Buch der Liebe

Herausgegeben

durch

Dr. Johann Guſtav Büſching

und

Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen

Erſter Band

Berlin
bei Julius Eduard Hitzig
1809

6908223.5

Vorrede.

Während die Ritterpoeſie wieder ihr Glück in der höheren Leſewelt gemacht hat, alſo, daß, obgleich die eigentliche Periode der Ritterromane vorüber iſt, noch immer, und mit Recht, das ritterliche Koſtum das einheimiſch poetiſche, romantiſche geblieben iſt, haben ſich, zum Theil wenigſtens, die ächten alten Ritterbücher, noch aus der wirklichen Ritterzeit ſtammend und ſie unmittelbar abbildend, bei dem Volke mehr oder minder rein erhalten. Bei den verſchiedenen Völkern Europa's erwachſen, ſind ſie, durch deren urſprüngliche Gleichartigkeit, doch bald zur gemeinſamen Ergötzlichkeit aller gediehen. Durch ſie hangen dieſelben mehr oder minder noch zuſammen, wie vormals durch ein ähnliches politiſches Band, und nach Zerreißung des letzten, haben doch ſie ſich in unverwüſtlicher Jugend bewahrt.

Wenige dieſer Werke ſind eigentlich Deutſchen Stammes. Die nazionalen Heldengedichte, mehr aus dem wirklichen Volke hervorgegangen, blieben bei ihm in der urſprünglichen poetiſchen Geſtalt, des Liedes und Geſanges, obgleich manche davon hier auch verſchollen, z. B. die Nibelungen, die Ravenna-Schlacht ꝛc. und andere ganz untergegangen ſind. Neben jenen proſaiſchen Romanen wurde das Heldenbuch und die dazu gehörenden Gedichte von Siegfried, Hildebrand, Siegenot, Ecken Ausfahrt, deßgleichen Herzog Ernſt und Heinrich der Löwe, zwar umgearbeitet, doch in poetiſcher Geſtalt, wiederhohlentlich gedruckt. Das proſaiſche Volksbuch vom gehörnten Siegfried iſt wahrſcheinlich nicht ſo alt, ein proſaiſcher Siegenot noch ungewiß; merkwürdig aber das Volksbuch vom Herzog Ernſt, das wieder auf die ältere Lateiniſche Quelle von Veldecks Gedicht zurück gegangen iſt, deßgleichen die, allein als Volksbuch vorhandene Rieſengeſchichte. Als ſolches lieſ't man auch noch, aber nur in Dännemark, den Laurin. Vormals im Norden auch die ebenfalls zum Heldenbuch gehörige Volſunga-, Wilkina- und Niflunga-Saga.

Wälſcher Abkunft aber und daher mit Recht eigentlich *Romane* benannt, iſt das unzählbare Heer der Ritterbücher von Artus und den Rittern der Tafelrunde, von Karl dem Großen und ſeinen Pärs, und anderen Rittern, bis auf die Amadiſſe herab. In den Wälſchen Ländern fing, durch die Rückwirkung der früheren Bildung und die mächtigere Einwirkung der Religion, die neuere Poeſie ſogleich mit der Schrift an, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der größte Theil dieſer Romane, obgleich hie und da ältere Lieder zum Grunde liegen mögen, von proſaiſchen Lateiniſchen Urkunden ausgegangen; wie dergleichen auch ſogar in den Deutſchen Nazionalgedichten zu bemerken iſt. Später, als der Geiſt der Poeſie neu erwachte und im 11ten bis 14ten Jahrhundert ganz Europa ergriff, gingen ſie verjüngt, in poetiſcher Geſtalt, hervor. Zuerſt in ihrer Heimat, welche, dem übrigen Europa, aus erwähnten Gründen, in der Bildung vorangegangen, nebſt anderen Früchten derſelben, auch dieſe überall mittheilte. So nahm dieſe Romane auch die Deutſche Poeſie, zwar mit eigenthümlichem Geiſte ſie durchdringend und neu belebend, nicht ſelten auch wohl in etwas weit Höheres aufhebend, in ſich auf. Sie waren ſo natürlich die eigentliche Luſt und Ergötzung der höheren und vornehmeren Stände, der Fürſten und Ritter, und von ihnen ſelbſt gedichtet, nebſt dem, auf ähnliche Weiſe angeregten Minneſang, der unmittelbarſte Ausdruck und die höchſte Blüthe einer kunſtreichen ritterlichen und adlichen, auch religiöſen Poeſie dieſer Zeit. Sie erſcheint alſo im Gegenſatz der eingeborenen Heldendichtung, die mehr Eigenthum des großen Volkes blieb; obwohl man dieſe Scheidung hier nicht ſo genau nehmen muß, da nicht minder dieſes Volk an jener Theil nahm, als die Edlen an dieſer, und dieſe nicht minder kunſtvoll ausgebildet wurde und ein Höchſtes erreichte: — daß beide neben und durch einander, vielleicht in einem und demſelben Geiſte alſo gedeihen mochten, iſt eben die bewundernswürdige Höhe und Ausbreitung der Bildung dieſes Zeitalters. — Als aber dieſe Blüthe vorüber und die Dichtungskraft erſchöpft war, als man nur noch wiederhohlte und nachſchrieb, ſchon mehr ſtumm las, denn laut vortrug und hörte; als man endlich druckte: da ſtellte ſich auch wieder die Proſa ein und jene alten Romane wurden auch darin bequem gemacht. Dieſe Umgeſtaltungen waren aber vielleicht weniger bloße Auflöſungen der poetiſchen Form, als Wiederhohlungen aus den älteren proſaiſchen Originalen. In gleicher Art wurden neue, aus ſpäterem hiſtoriſchen Stoff oder in ganz freier und willkürlicher Phantaſie, hinzugedichtet. Dieſe Umbildung und Fortſetzung ging abermals von den Wälſchen aus und Nordfrankreich, das gegenüber liegende England und Nordſpanien war, wie der alten Romane, auch die fruchtbare Heimat dieſer neuen. Es ſcheint, daß in Deutſchland jene, in der poetiſchen Geſtalt, ſchon gänzlich verſchwunden und vergeſſen waren, als man dieſe Ritterbücher von den Wälſchen überkam und überſetzte, ſo daß, gegen die gemeine Meinung, die Proſa hier noch viel weniger als eine Auflöſung der poetiſchen Form anzuſehen iſt; wiewohl es hier wie dort Ausnahmen giebt. So bildete ſich beſonders im 15ten und 16ten Jahrhundert der Kreis unſerer Volksromane, der damals aber noch, nebſt den nazionalen Heldengedichten, das ganze Volk, Hohe und Niedere, umfaßte und verband. Dieſer Kreis beſtimmte ſich im Laufe der Zeit mannichfaltig, ſchloß aus und nahm auf, was derſelben zuſagte. So iſt ſehr merkwürdig und bedeutend, daß die, in Eſchenbachs Bearbeitung wenigſtens, von der tiefſten religiöſen Myſtik durchdrungenen heiligen Romane vom Gral und deſſen Pflegern, zwar noch, in dieſer poetiſchen Geſtalt, eine Erneuung durch den Druck erfuhren, aber nicht, wie das Heldenbuch, ſo oft wiederhohlt, noch weniger, wie die anderen Romane, zum proſaiſchen Leſebuche wurden.

Als endlich das Ritterthum ſelbſt ſeine lebendige Bedeutung verlor und unterging, als die unſelige Religionsſpaltung ſich vollendete, und als, nach einer düſteren und dürren Zeit, abermals aus Wälſcher Einwirkung, eine vornehme und Schul-Poeſie ſich hervorthat, im 17ten und 18ten Jahrhundert, da ließen die höheren Stände die verachteten und verſpotteten armen Ritterbücher ganz fallen. Aber das Volk nahm ſie liebreich auf und bewahrte ſie mit treuem Herzen, bis auf dieſen Tag; und ſo wurden ſie erſt eigentlich zu Volksbüchern, bezeichnet mit dem Stempel der ewigen Jugend „Gedruckt in dieſem Jahr." Auch hier, ſo wie in den anderen Ländern, beſtimmten freilich Zeit und Umſtände die Auswahl, welche, bei den verſchiedenen Völkern verſchieden, in der [illegible] Zeit [illegible] geblieben iſt, und nicht alle, auch nicht bloß die beßten Romane umfaßt; obwohl manche ſich allein noch hier erhalten haben, z. B. Prinzeſſin Helena, Prinz Gerbino.

Seitdem iſt man, in neuerer Zeit, auch von oben herab wieder auf dieſe Bücher mannichfaltig zurückgekommen; zwar, bald nur, aus Mißverſtand des Don Quixote, ſich über ſie luſtig zu machen, bald nur aus literariſchen und hiſtoriſchen Gründen, ſeltener, aus Anreizung der Italiäniſchen Rittergedichte, zur neuen poetiſchen Beluſtigung; bald hat man ſie zu einer ganz platten und gemeinen Leſerei zugerichtet, wie den Fortunat und den gehörnten Siegfried, der, mit übeler Nachahmung des Don Quixote, noch dem ungehirnten Siegfried von Lindenberg Veranlaſſung, wenigſtens den Namen hat geben müſſen. Ferner, nachdem ein von dem ächten Marke des Volkes genährter großer Geiſt die kräftige alte Ritterzeit, zwar im letzten Glanze, dem ſchwachen Geſchlecht vorſtellte, da war das Signal zu dem ganzen unüberſehlichen Ritterſpektakel gegeben: angebliche Original-Ritterromane und Schauſpiele aller Art, roh und empfindſam, aufgeklärt und ſchauerlich, komiſch und ernſthaft, ſelten auf einzelnen hiſtoriſchen Zügen, faſt nie auf den ächten alten Romanen gegründet, und ſo faſt durchaus unwahre oder doch unerfreuliche Zerrbilder des wahren Ritterthumes und ſeiner Poeſie, wurden in der Leſewelt Mode, bis eine neue ſie verdrängte. Endlich iſt man, nach Vorgang deſſelben großen Meiſters, wirklich auf die ächten alten Romane zurückgekommen, und hat ſie durch den Reiz der lebenden Poeſie und allen ihren reichen Schmuck wieder ausgeſöhnt, und ſo das unfreundlich zerriſſene Band mit dem Volke wieder erneuet.

Dabei hat man angefangen, dieſe Romane ſelbſt, beſonders in ihrer älteren poetiſchen Geſtalt, zu ſammeln und zu wiederhohlen. Ein gleiches beginnen wir jetzo mit den proſaiſchen Werken dieſer Art. Einer Rechtfertigung wird es hier darüber nicht bedürfen: am beßten bleibt dieſe auch den Werken ſelbſt überlaſſen, da ſie, wie gezeigt und offenbar iſt, eine ſo wichtige Stelle in der geſammten neueren Poeſie und Literatur behaupten und durch alle frühere und ſpätere Verwandelungen hindurch ihr unvertilgbarer Grundſtoff und innerſter Geiſt ſind und bleiben. Dies Unternehmen, in ſeinem ganzen Umfange gedacht, dehnte ſich aber auf alle noch vorhandene Werke dieſer Art aus, einſchließend alſo auch ſolche, die gerade nicht mehr im Umlauf oder es nur noch bei anderen Völkern ſind, oder überall es zu ſein verdienten. Zunächſt aber halten wir es für nöthig, die ſelteneren und unbekannteren, und hierunter wieder die trefflichſten und bedeutendſten auszuwählen und damit anzufangen. Bei gutem Fortgange ſoll es dann an die bekannteren und noch in den Händen des Volkes befindlichen kommen, denen wir keinesweges ihr friſches Leben, deſſen ſie ſich ſo lange erfreuet haben, entziehen, vielmehr es feſter begründen und weiter verbreiten wollen, nur abwerfend, wodurch die Zeit und vielerlei oft ungeſchickte Hände ſie entſtellt haben, ſie aufſuchend in den älteren ſeltenen Drucken und den noch ſelteneren Handſchriften, ſie daraus herſtellend, berichtigend und ergänzend; wobei ſich zugleich zeigen würde, daß dieſe Volksbücher ſich alterthümlicher und reiner erhalten haben, als man gewöhnlich denkt, beſonders die Nürnberger Drucke, z. B. vom Oktavian, den Heimonskindern, den ſieben weiſen Meiſtern, dem Fortunat. Auf ſolche Weiſe dürften ſie wieder, auch bloß durch ſich ſelbſt, ihren ſonſtigen Verächtern annehmlich werden, ſo wie auf der anderen Seite die jetzo vergeſſenen alten Romane, neben den noch geleſenen und dieſen näher gebracht, wieder in die Hände des Volkes kommen mögen. Überall wird dieſes ſein altes Erbe wieder erkennen und ſich deſſelben erfreuen, und derjenige Theil, welcher ſein väterliches Gut hochmüthig verließ und übel verlor, reuig und verlangend dahin zurückkehren, und alſo Niedere und Hohe ſich in gemeinſamem Genuß und Ergötzlichkeit wieder vereinen.

Die wenigen urſprünglich Deutſchen und damit zuſammenhangenden Nordiſchen Volksbücher ſollen, zwar als ein Anhang zu dem poetiſchen Heldenbuch, und von einem ähnlichen eigenthümlichen Heldengeiſte durchdrungen, in dieſer Sammlung nicht überſehen werden; zunächſt aber und zumeiſt haben wir es mit den genugſam bezeichneten Wälſchen Romanen zu thun, welche, wie ihre früheren poetiſchen Darſtellungen, als die eigenthümlichſten Erzeugniſſe und unmittelbarſten Darſtellungen des eigentlichen Ritterthumes zu betrachten ſind. Der innerſte bewegende Geiſt dieſer ſchönen Zeit iſt die Liebe, ſei es die uranfängliche göttliche, die höchſte der dreieinigen geiſtlichen Tugenden, die himmliſche Jungfrau und Mutter, oder die dadurch verklärte und begeiſterte irrdiſche Frauenliebe, welche wieder die Seele der lieblichſten und adelichſten Tugenden und freundlichſten Sitten, der keuſchen Schaam, der tiefen Innigkeit, Hingebung, ewigen Treue, der geſelligen Anmuth, Höflichkeit und Zierlichkeit, des Scherzes und Spieles, des Schmuckes und der Pracht, ſo wie der Ehre, der Tapferkeit und der Kühnheit in Schimpf und Ernſt, lieblicher und gefährlicher, wunderbarer Abentheuer, worin Wahrheit und Dichtung ſich begegnen, des Liedes und Geſanges, kurz des ganzen Lebens, ja des Todes, ſein höchſter Preis und Dank. Dieſen Geiſt athmen beſonders die Romane vom Artus und der Tafelrunde, und in noch höherer Bedeutung, die von dem heiligen Gral. Nicht ſo ſehr die von Karl dem Großen und ſeinen Pärs, welche alterthümlicher geblieben und, wahrſcheinlich weil ſie durch die nähere Wirklichkeit den Spielraum der Dichtung beengten, nicht mit gleicher, unerſättlicher Vorliebe in der eigentlichen Blüthezeit der Ritterpoeſie erneuet würden, und worin mehr die unverbrüchliche Treue, Ergebenheit und Liebe der Lehnsmannen und Unterthanen zu ihrem König und Herren, der Verwandten, Freunde, Waffenbrüder in Noth und Tod, kecker, ſtandfeſter Muth, eiſerne Tapferkeit, männliche Fröhlichkeit, derber Spaß, neben einer tüchtigen, einfältigen Religioſität, und einer mäßigen Verehrung, vielmehr handfeſten Liebe der Frauen, auf welche ſelbſt dieſer männliche Geiſt übergegangen, hervortreten; ſo daß ſie noch mehr den Dichtungen des Heldenbuches ähnlich ſind. Dagegen die ſpäteren, meiſt in feſſelloſer Phantaſie gedichteten Romane, dergleichen die Amadiſſe, mehr mit denen von der Tafelrunde überein kommen, die ihnen auch näher lagen und nicht ſelten ſogar Stoff und Nahrung hergeben mußten.

Dennoch lebt nicht minder ein gemeinſchaftlicher Geiſt in allen dieſen verſchiedenen Romanen. Und in dieſem Sinne hat ſich unter dem ihn ausſprechenden Namen das Buch der Liebe, ſchon im ſechzehnten Jahrhundert eine Sammlung derſelben gebildet, welchen wir daher wohl mit Recht auch der unſerigen zueignen dürfen. Es erhellt aber aus dem beſchriebenen allgemeineren Umfange, daß es hier nicht bloß auf eine Wiederhohlung des alten, ſondern auf die Darſtellung eines neuen, wo möglich vollſtändigeren Buches der Liebe abgeſehen iſt.

Nächſt dieſer allgemeinen Umſchreibung des Inhaltes iſt aber noch etwas von der Art der Behandlung und Herausgabe zu ſagen. Zuerſt bekümmerten ſich in Frankreich wieder Gelehrte um dieſen Theil der Literatur, aber ſie ließen es bei literariſchen Unterſuchungen oder dürftigen Auszügen bewenden, dergleichen die von Treſſan und anderen in der Bibliothéque des Romans, den Melanges tirées d'une grande bibliothéque, den Memoires de l'Academie des Inscriptions etc. So wenig als die älteren poetiſchen Bearbeitungen, wurden die jüngeren proſaiſchen aus den älteren Urkunden wiederhohlt, ſondern blieben nur in der Bibliothéque bleue, wie bei uns, unbeachtetes Eigenthum des Volkes. Selbſt Treſſans und der Lubert Erneurungen der erſten fünf Bücher des Amadis können nicht viel mehr, als Auszüge genannt werden. In den anderen Ländern giebt es auch ſolche nicht einmal. Allein Fr. Schlegel, in den romantiſchen Dichtungen, hat uns zuerſt auf eine beſſere Art mit dieſen Romanen bekannt gemacht. Dagegen nach, ja zum Theil wieder aus jenen Franzöſiſchen Auszügen, meiſt zugleich die unlautere Quelle unſerer neueren Rittergedichte, die in der, ſonſt durch viel Ungehöriges angeſchwellten Reichard'ſchen Bibliothek der Romane (21 Bände, 1782—94.) gemacht ſind. Derſelbe Herausgeber betrat aber zugleich einen ganz entgegengeſetzten Weg, und ließ in derſelben Sammlung außer dem Finkenritter (Bd. 16) auch den Wigolais (Bd. 2.), nach einem alten Druck, durchaus unverändert und buchſtäblich wieder abdrucken. Daſſelbe that er vorher ſchon (1779.) in ſeinem Buch der Liebe mit dem Ritter Galmy, — dem er ſchicklicher den kurzen proſaiſchen, als die Bruchſtücke aus dem weitläuftigen poetiſchen Apollonius beigefügt hätte; er hörte aber ſchon mit dieſem erſten Bande wieder auf, wahrſcheinlich aus Erfahrung der Unſtatthaftigkeit eines ſolchen Unternehmens für das größere Publikum. Dergleichen iſt offenbar nur für die Schriftgelehrten; ſoll aber für dieſe etwas gethan werden, ſo muß es durch kritiſche Ausgaben aus den verſchiedenen Handſchriften und Drucken geſchehen. Für bloß wiederhohlende Abdrücke ſind die Originale doch noch zu häufig, und jene höchſtens bei noch ganz unbekannten oder nur noch in einzigen Exemplaren vorhandenen Werken zuläſſig, wiewohl auch hier nicht das Wünſchenswertheſte.

Der Lother und Maller durch Fr. Schlegel iſt wahrſcheinlich als eine Art von Vermittelung, zwiſchen der oben angedeuteten lebendigen Umdichtung der alten Romane, dergleichen er, mit Göthe, Tiek, Fouqué und ſeinem Bruder, in allbekannten Werken anderweitig ſelber aufgeſtellt hat, und der hier von uns zuerſt verſuchten Art der Erneuung derſelben anzuſehen. Dieſe aber beſteht in folgendem.

Zuförderſt iſt das oben bei den Volksbüchern Geſagte allgemein zu nehmen: Herſtellung, Berichtigung und Ergänzung des Textes aus Vergleichung der verſchiedenen Handſchriften und Drucke, ſo weit uns ſolches verſtattet iſt, und ſofern dergleichen vorhanden ſind. Der älteſte und beßte Text wird dabei zum Grunde gelegt, und dieſer übrigens wörtlich, ja buchſtäblich abgedruckt, nur mit folgenden Einſchränkungen: überall wird die Interpunkzion und Rechtſchreibung eingeführt oder verbeſſert in die jetzo gewöhnliche; die alte unregelmäßige Schreibart in Anſehung des End E's, beſonders der Flexion, iſt dahin geregelt, daß dieſes, außer bei den Für- und Beiwörtern, da, wo es in der Urſchrift fehlt, nur im Hiatus weggeworfen, ſonſt aber geſetzt iſt; bei dem inneren E, beſonders auch der Flexion, iſt die alte Unregelmäßigkeit beibehalten; ganz veraltete Wörter und Formen ſind durch neue oder minder alte erſetzt; offenbare Schreib- und Sprachfehler ſind verbeſſert; deßgleichen leichte Emendazionen, doch behutſam und nicht ohne Noth, gemacht; die Wort-Stellung und -Fügung konnte faſt ganz unverändert bleiben; nur der hie und da vorkommende ganz undeutſche Akkuſativ mit dem Infinitiv iſt immer vermieden, deßgleichen die, zuweilen zu dicht hinter einander wiederkehrenden Sätze und Verbindungen durch da und und, im Pontus beſonders; und ſo ſind, jedoch ſelten dergleichen kleine Verbindungswörter hinzugeſetzt oder weggelaſſen, da ſie zu dem Verſtändniß ſo weſentlich beitragen. Überhaupt aber iſt ſo viel Alterthümliches, als möglich, bewahrt, beſonders in ſo fern es eine noch vorhandene leichte Analogie hat, oder anderweitig nicht mehr unbekannt ſein kann, oder ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt und erklärt. Es bedurfte natürlich auch aller Veränderungen viel weniger, als etwa bei unſeren alten Gedichten, da ſie uns in aller Rückſicht viel näher ſtehen, und unter andern auch ſchon manches, was ältere oder fremde Sitten und Ausdrücke betrifft, gelegentlich ſelber erklären. Dennoch iſt der Gewinn, den die Sprache und Darſtellung auch aus dieſen proſaiſchen Werken ziehen kann, nicht zu überſehen; und unter andern kann der Styl unſerem neugebildeten zu einem beſſeren Muſter, oder doch zum guten Beweiſe dienen, daß wir uns deſſelben nicht zu ſehr überheben oder wähnen ſollten, daß er erſt von geſtern her wäre. Die Lutheriſche Bibel könnte uns auch ſchon dieſen Wahn benehmen, da wir ihr hierin ſo viel verdanken, obgleich man nicht eben darum weiß, oder vornehm, überhaupt noch davon wiſſen will. Wir aber wünſchen und beabſichtigen bei dieſem Buch der Liebe, daß es ſich auch in Anſehung der Alterthümlichkeit und Verſtändlichkeit der Lutheriſchen Bibel, welche die heilige Schrift zu einem Volksbuche gemacht hat, und dieſen Werken auch durch die Zeit ſo nahe verwandt iſt, annähern, und ſo ein gemeines Leſebuch werden möchte, das, durch ſich ſelber eingänglich, keiner Erklärungen weiter bedürfte, ſo daß es auch in dieſer Rückſicht für unſere Zeit das würde, was für die ſeine das alte, ebenfalls noch ältere Romane in ſich erneuende Buch der Liebe, wiewohl mit mehr Sorgfalt bearbeitet, wie ſich unten näher ergeben wird. Dennoch könnten wohl, auf Verlangen der Schriftgelehrten, bei dem folgenden Bande die wenigen Veränderungen, zum Theil unter allgemeine Sätze gebracht, ſo daß z. B. nur überhaupt die verſchiedenen abweichenden Schreibarten und Formen, und nicht der jedesmalige Ort der einen oder der anderen angegeben würde, — auf einigen Blättern ſämmtlich beigebracht werden. Zu weit aber möchte vielleicht eine dargelegte Vergleichung der verſchiedenen gebrauchten Exemplare führen.

Es iſt nur noch übrig, von den einzelnen in dieſem Bande aufgenommenen Stücken etwas zu ſagen. Eine allgemeine literariſche Überſicht von allen noch vorhandenen Werken dieſer Art verſparen wir für den Schluß dieſes Buches, oder für ſonſt einen ſchicklichen Ort, deßgleichen ausführlichere hiſtoriſche Unterſuchungen über ſie, ihre Quellen und ganze Verwandelungsreihe, für die älteren poetiſchen Bearbeitungen, wo dergleichen vorhanden ſind, in unſerer Sammlung Deutſcher Gedichte des Mittelalters. Von den meiſten der noch gangbaren Romane hat man auch ſchon dergleichen durch Görres, in ſeiner Würdigung der Deutſchen Volksbücher, verbunden mit unſeren Zuſätzen in unſerem Muſeum für Altdeutſche Literatur und Kunſt. Hier begnügen wir uns alſo mit den nöthigſten Nachrichten von den drei in dieſem erſten Bande befindlichen Romanen.

I.

Triſtan und Iſalde.

Dieſer Roman, einer der älteſten und berühmteſten, in der Deutſchen proſaiſchen Bearbeitung nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, nicht mehr Volksbuch, dabei in aller Geſtalt der eigentliche Roman und Kodex der Liebe, verdiente, ja forderte wohl vor allen unſer neues Buch der Liebe zu eröffnen. Dabei iſt die Fabel voll merkwürdiger Beziehungen. Wenn auf der einen Seite manche Züge, beſonders der Drachenkampf, der Zaubertrank, die Liebe zweier Frauen, das trennende Schwert, und das leidvolle Ende an den Deutſchen, noch mehr an den Nordiſchen Siegfried, ſo wie das Abentheuer mit der Drachenzunge an den Wolfdietrich, und die Rettung Brangele's an die Genoveva und mehre ähnliche Geſchichten erinnern, ja man für manche noch ältere Beiſpiele aufzeigen könnte, z. B., für den Drachenkampf, deſſen Preis die Königstochter, das bedeutende und Unheil ſtiftende ſchwarze Segel: ſo erinnern dagegen Triſtans Geburt, Jugend und frühere Abentheuer und überhaupt vieles in der Anlage, an den Lanzelot, deßgleichen an den ohne Zweifel auf dieſem oder ähnlichem älteren Romane gegründeten Amadis von Gallien, und ſelbſt an den Pontus. Ohne aus ſolchen Ähnlichkeiten weitere Schlüſſe oder Vermuthungen über den Zuſammenhang und die Geſchichte dieſer Fabeln zu ziehen, ſind doch die mit dem Lanzelot ſehr auffallend, beſonders das Verhältniß zu der Königin, die Liſten der beiden Liebenden, heimlich zu ſammen zu kommen, die Befreiung der Geliebten von dem Feuertod.

Beide Romane wurden auch von demſelben Verfaſſer, Ruſticien de Puiſe, zwiſchen 1110 und 1120 in Lateiniſcher Proſa geſchrieben (ſ. Treſſan's Vorr. zu ſ. Triſtan u. Einleit. zu ſ. Traduction libre d'Amadis). Nach Treſſan (a. e. O.) zog Ruſticien ſie aus den Kroniken vom heiligen Gral und der viel älteren Britannier Melkin und Teleſin; wahrſcheinlich aber nicht für den damals in Frankreich herrſchenden Ludwig den Dicken, ſondern für Heinrich den erſten, Wilhelms des Eroberers Enkel, der in der Normandie einen glänzenden Hof hielt: um welche Zeit überhaupt das Ritterthum hier in ſeinem herrlichſten Glanz erſchien. Beide Romane wurden ſogleich vor allen anderen beliebt und berühmt. Treſſan fügt hinzu, man wiſſe aus anderen Werken, daß der Triſtan ſchon wenige Jahre darauf (nach der Einleitung zum Amadis, zu Ende des zwölften Jahrhunderts, unter Philipp Auguſt), durch den Engliſchen Ritter Luce de Gua, Herren eines Theiles von Salisbury und Verwandten des Königs von England, in die Romaniſche oder Wälſche, beſtimmter in die Nordfranzöſiſche Sprache überſetzt wurde, welche damals beiden Britannien gemeinſchaftlich war und anfing, beſonders eben in und an ſolchen Werken ſich zu bilden, und mit und durch die Ritterpoeſie zu blühen. Treſſan giebt nicht an, ob dieſe Überſetzung in Verſen oder in Proſa ſei; wahrſcheinlich iſt aber das letzte, und ſie ſelbſt eben das Original von Treſſans Auszug, in welchem hin und wieder proſaiſche Stellen deſſelben eingerückt ſind, obwohl auch hierüber nichts geſagt iſt. Die Sprache in dieſen Stellen iſt zwar viel zu neu für jene Zeit, aber da es, außer den älteren Handſchriften dieſes

Wer-

Werkes, auch einen Druck davon aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch jüngere giebt, ſo iſt damit natürlich die Sprache deſſelben auch erneuert worden, und ein ſolcher liegt wahrſcheinlich Treſſans Auszuge zum Grunde. Es möchte aber wohl ſein, daß der alte Überſetzer, nach der ſonſt durchgängigen Art ſeiner Zeit, den Roman in Verſe brachte, und dieſer erſt ſpäter wieder, vielleicht nach der Lateiniſchen Urſchrift, in Proſa umgeſchrieben wurde.

Es hat aber dieſer berühmte Roman auch noch andere alte Bearbeiter gefunden. Gottfried von Straßburg, der ihn zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verdeutſchte, ſagt zu Anfang ſeines Gedichtes (V. 29 — 68. des Müllerſchen Abdruckes) ausdrücklich, daß ihrer viele und ſehr abweichend von Triſtan geleſen und geſchrieben haben, keiner aber ſo wahrhaft und richtig, als Thomas von Britannien, der alle dieſe Geſchichten in Britanniſchen Büchern geleſen und daraus genommen habe; ſeiner rechten Mähre habe er lange nachgeforſcht in Wälſchen und Lateiniſchen Büchern, bis er ſie endlich gefunden, und ihr folge er daher ganz allein. Gleich vorn (V. 219 ff.) berührt er auch eine ſolche Abweichung anderer Erzähler, nämlich, daß Riwalin ein Lochnonſere und König von Lochnons genannt werde, Thomas aber habe in den Aventüren gefunden, daß er von Parmenie geweſen. Hiebei zeigt ſich zugleich, daß unſer proſaiſcher Roman, nicht mit Thomas, ſondern mit der anderen Erzählung übereinkommt, indem er ebenfalls Ribalin zum König von Leonois macht. (So muß man nämlich überall für den alten Druckfehler Johnoys leſen; denn es bezieht ſich auf die Stadt und das Gebiet von Leon in Bretagne.) Daß unſer Roman auch im Übrigen nicht von des Thomas Werk ausgegangen, zeigt die weitere Vergleichung mit Gottfrieds Gedicht. Es gehört nicht hieher, dieſelbe auszuführen, ſo wie überhaupt näher von dieſem Gedichte zu handeln; es genüget hier, zu wiſſen, daß daſſelbe, wahrſcheinlich durch Gottfrieds Tod, unvollendet blieb und hernach von zwei verſchiedenen Dichtern, Heinrich von Vriberg und Ulrich von Thürheim, fortgeſetzt wurde. Die Literatur dieſer verſchiedenen Werke ſehe man in unſerer allgemeinen Einleitung vor den Deutſchen Gedichten des Mittelalters, S. XI. XII. Über das Verhältniß von Gottfrieds Werk zu ſeiner Urſchrift läßt ſich auch nichts beſtimmtes ſagen, da uns bisher alle anderweitige Nachrichten von der letzten abgehen. Wir wiſſen nicht einmal, ob ſie Lateiniſch oder Wälſch geweſen; wahrſcheinlich aber das letzte, worauf, ſo wie damit zugleich auf die poetiſche Form, die dem Deutſchen Gedichte häufig eingemiſchten Franzöſiſchen Wörter, halben und ganzen Verſe wohl mit Recht ſchließen laſſen. Im allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß Gottfrieds Werk, dem Heinrichs Fortſetzung in aller Rückſicht näher, als die viel kürzere Ulrichs zu ſtehen ſcheint, doch immer ein vollendetes und höchſtes in ſeiner Art und Kunſt iſt, wie es Docen in ſeiner Gallerie Altdeutſcher Dichter (in unſerem Muſeum. I. 52. ff.) treffend gewürdiget hat, und daß es, durchaus im eigenen Geiſte wiedergeboren, den alten Stoff in Grund und Boden vernichtend, gleichſam wie der Phönix, daraus emporgeſtiegen iſt. Zu dieſem Urtheil bewegt ſchon die Anſchauung des Werkes allein und für ſich, ſo wie im allgemeinen die ſchriftliche Verſicherung F. Schlegels, dem die Vergleichung Walſcher Originale zu Theil ward, daß darin von dieſer Zartheit, Bildung, Anmuth, Seele und Sprache keine Spur und keine Ahnung ſei.

Eben ſo wenig läßt ſich hier von den ſpäteren Deutſchen Umdichtungen des Triſtan durch Segehart von Baubemberg (Bamberg) und Eilhart von Hobergen ſagen, da ſie noch ganz unbekannt ſind, und über deren Literatur wir auch auf die angeführte Einleitung S. XII. verweiſen, hier nur noch hinzufügend, daß, wenn Adelung, im Magazin. II. 3. S. 66. angiebt, der letzte Dichter nenne ſich am Ende ſelbſt „von Hobergin her Eylhart,“ dies wahrſcheinlich auf die ebd. erwähnte Wiener Handſchrift geht. Es iſt noch nicht entſchieden, ob beide Namen und Arbeiten eigentlich nicht eine und dieſelbe ſind und auf welches Original ſie ſich gründen. Von Gottfrieds Werk ſind ſie gewiß in aller Ruckſicht ſehr verſchieden, und nach Tiecks mündlicher Verſicherung, ſtimmt Segeharts Bearbeitung mit unſerem proſaiſchen Roman überein.

Dieſer endlich, ſehr abweichend von Gottfrieds Gedicht und nicht etwa eine Auflöſung deſſelben, gründet ſich wahrſcheinlich auf die ſchon erwähnte alte Franzöſiſche Überſetzung des Ritters Lucas von Gua, Gat oder Gaſt, von welcher Warton, in den Verbeſſerungen und Zuſätzen zu Bd. 2. ſeiner Geſchichte der Engliſchen Poeſie folgende Handſchriften und Druck aus der Pariſer Bibliothek anführt: Le Roman de Tristan et Iseult, traduit de Latin en François, par Lucas, Chevalier du Gast, près de Sarisberi, Anglois, avec figures. Montfauc. Catal. Mss. Codd. Reg. Paris. Cod. 6776. fol. max. Deßgleichen Cod. 6956. fol. max. Liveres de Tristan, mis en François par Lucas, Chevalier, Sieur du château du Gat. — Le Roman du noble et vaillant Chevalier Tristan, Fils du noble roy Meliadus de Leonnoys, par Luce, chevalier, seigneur du chasteau de Gast. Rouen. 1489. fol. Es iſt ſchon oben geſagt, daß wahrſcheinlich aus dem letzten Buche Treſſans Auszug genommen iſt, von welchem wir folgende Ausgabe vor uns haben: Histoire de Tristan de Léonnois et de la Reine Yseult, par Tressan. Edition ornée de Figures en taille douce. De l'imprimerie de Didot jeune. Paris. L'an VII. 2 Vol. 12. 153 u. 151 Seiten.

Der Verfaſſer beginnt, wie der vom heiligen Gral (vgl. Extr. de la Bibl. des Rom. T. I. p. 294. etc), mit Joſeph von Arimathia, welcher den Leib Chriſti begrub und nach Groß Britannien kam, das Volk zu bekehren. Den heiligen Gral, die Schale, aus welcher Chriſtus mit ſeinen Jüngern das Abendmahl gehalten, hinterließ er ſeinem Bruder Bron. Dieſer hat zehn Kinder. Das älteſte weihet ſich dem Dienſt des Grals und gelobt Keuſchheit. Zehn andere werden von ihrem Vetter und Oheim vermählt; der zwölfte aber, Sadoc, will frei die Welt erfahren. Joſeph warnt ihn vor Reue. Sadoc geht, am Ufer rettet er eine ſchöne Schiffbrüchige und bringt ſie zu einem ſeiner Brüder. Sie iſt Chelinde, die Tochter des Königs von Babylon, beſtimmt für den von Perſien. Sadoc vermählt ſich mit ihr. Einer ſeiner Schwäger verliebt ſich in ſie, benutzt ſeine Abweſenheit auf der Jagd und zwingt ſie zu ſeinem Willen. Sadoc kommt, von einem Eber verwundet, heim und wähnt, ſie trauere darüber. Einſt wecken ihn aber ihre Klagen über die Schandthat Naburgardans aus dem Schlaf, er ſpringt auf, tödtet dieſen und ſchifft mit ſeiner Gattin hinweg. Ein Sturm erhebt ſich; man ſchiebt die Schuld auf einen Mörder im Schiff, wirft das Loos, und es trift Sadoc, der ſeine Gattin zu erkennen giebt und in's Meer ſtürzt. Es wird ruhig, das Schiff landet an Cornuailles. Der König Thanor iſt am Ufer, findet Chelinden, klagend, ſchwanger und Chriſtin. Nur das letzte mißfällt ihm, er hofft ſie aber davon zurückzubringen und heiratet ſie auf der Stelle. (Treſſan erinnert hier an die Perſiſche Königstochter, Verlobte des Königs von Garbo, beim Boccaccio, im Decom.). Sie gebiert einen Sohn, den Thanor als den ſeinen annimmt und aufzieht. Ein Traum beunruhigt ihn, und er ruft einen Weiſen, der ihn vor dem Kinde warnt. Thanor läßt es in einem Walde ausſetzen; aber eine Frau nimmt es auf und erzieht es: und es wurde nachher, unter dem Namen Apollo der Abentheuerliche, ein berühmter Ritter. — Sadoc unterdeſſen rettet ſich auf einen Felſen, wo er einen Einſiedler findet und drei Jahre bei ihm Buße thut. — Chelinde gebiert von Thanor einen anderen Sohn. Der König Pellias von Leonois, durch ein Abentheuer dahin geführt, verliebt ſich in ſie, verbirgt ſich in ihrer Schlafkammer, ſtürzt einen Kämmerling aus dem Fenſter, deßgleichen den König Thanor, als dieſer auf den Lärmen hinzukommt, heiratet Chelinden, zum viertenmal, und flieht mit ihr in ſein Königreich. Thanor wird von Fiſchern aus dem Strom gerettet, aber von Pellias Leuten entdeckt und nach Leonois gefangen geführt. Sein Bruder Pellades befrägt ſeinen Weiſen, der ihn einen Mann auf einem Felſen im Meer ſuchen heißt. Man bringt Sadoc, welcher ihn Pellias des Hochverraths anklagen heißt bei Maroveus, König von Gallien, dem damals die Könige von Leonois und Cornouailles einen Zins von 100 Mädchen, 100 Knaben und 100 Rittern geben mußten. Es kommt zur blutigen Entſcheidung zwiſchen beiden; Erſchöpfung nöthigt ſie zum Stillſtand; Pellias, ſein Unrecht fühlend, giebt Chelinden zurück, mit welcher Thanor fröhlich heimzieht. Sie und Sadoc erkennen ſich nicht; doch hat der König Verdacht, und auf den Rath ſeines Weiſen, wird Sadoc aus dem Lande verjagt. Er irrt umher, wird als Mörder ergriſſen, und auf's Schaffot gebracht. Pellias befreit ihn, vertraut ihm ſeine Liebe zu Chelinden und zeigt ihm den Ring, den er ihr bei der erſten Gunſt entzogen. Sador zieht mit zwei Rittern nach Cornouailles, verbirgt ſich in einem Wald, verwundet Thanor und entführt Chelinden zu Pellias, der ſie abermals ſogleich heiratet. Endlich erkennen ſich Chelinde und Sador wieder; er bittet von Pellias eine Gnade, die ihm gewährt wird, und fodert nun ſeine Frau zurück, erhält ſie und zieht mit ihr hinweg. Ein Rieſe begegnet ihm und droht ihn zu tödten und Chelinden zu nöthen, wenn er ſein Räthſel nicht rathe. Sador erräth daſſelbe, das, weil es zu empörend iſt, nicht angeführt wird, und der Rieſe behält ihn als den klügſten, der ihm vorgekommen, gaſtfreundlich bei ſich. Pellias, ſich nach Chelinden ſehnend, beſucht ihn. Sador fürchtet ihn; der Rieſe, ihn abzuwehren, giebt ihm zwei eben ſo ſchändliche Räthſel auf; da aber Pellias ſie löſet, hält er ihn für noch klüger, als Sador, und ſchickt dieſen ſammt Chelinden von ſich auf neue Abentheuer. — Unterdeß war Apollo, ihr Sohn, erwachſen und Ritter geworden, und zog auf Abentheuer und Turniere. Er trift auf den Rieſen, löſet deſſen neues Räthſel, und giebt ihm ebenfalls eins auf; da er es nicht errathen kann, tödtet er ihn, gemäß dem Vertrag, und befreiet den König Pellias. Dieſer will darauf den König von Cornouailles befehden; ihr beider Oberherr Childerich, König von Gallien, kann es nicht hindern, und Pellias verliert mit einer großen Schlacht das Leben. Man beſtattet ihn prächtig; ſein Grabmal wird berühmt in ganz Gallien. Auch Sador kommt, es zu ſehen, begegnet hier dem König Thanor, bekämpft und verwundet ihn und entflieht. Apollo, in gleichen Waffen, verfolgt

Sadoc; dieſer, ihn für Thanor haltend, kämpft und wird von ihm getödtet. Luces, Pellias Sohn, kommt dazu und entdeckt Apollo'n ſeinen Vatermord, ſieht zugleich den König Thanor kommen und greift ihn an, wird aber von dieſem durchſtochen; worauf Apollo, zornig und verzweifelnd, Thanor'n anfällt und, ihn tödtend, die Weiſſagung erfüllt. — Luces hat ihn ſterbend zum König von Leonois ernannt, und er herrſcht hier friedlich und geliebt. Seine Unterthanen dringen auf ſeine Vermählung, und er läßt alle ſchöne Frauen, ſelbſt Witwen an ſeinen Hof verſammeln. Ehelinde, ſeine Mutter, auch darunter, wird noch für die ſchönſte von ihm erwählt und ſeine Gemahlin. Bald darauf erſcheint ein wunderbarer Greis in Leonois; ſeine tiefſinnigen Reden hält man für Wahnſinn; er wird als Mörder angeklagt und vor den König und die Königin gebracht, wo er ſich für den Heiligen Auguſtin (den Apoſtel Englands) bekennt und ihnen ihre Greuel enthüllt. Der König iſt erſchüttert, aber die Königin glaubt nicht, und der Alte wird als ein Lügner auf den Scheiterhaufen gebracht. Plötzlich löſcht ein himmliſcher, duftender Thau dieſen aus, während Blitze die Königin in Aſche verwandeln. Dieſe Wunder und die Weiſſagungen des H. Auguſtin bewegen den König und ſeine Unterthanen zum Chriſtenthum. Der König von Cornouailles, hartnäckiger Heide, greift ihn an, wird aber geſchlagen, ebenfalls bekehrt, und verbindet ſich für immer mit Apollo: beide heiraten zwei Schweſtern ihres Stammes. — Zu derſelben Zeit wurde Irland durch Joſeph von Arimathia bekehrt, welchen Chriſtus nach Groß Britannien ſandte. — Die beiden Schweſtern, gleich an Schönheit, ſind doch ſehr verſchieden. Die von Cornouaille, die jüngere, Namens Goyne, iſt boshaft und voll Zauberkünſte; die andere heißt Gloriande. Goyne verliebt ſich in einen Ritter; der König gewahrt es, liebt ſie aber ſo ſehr, daß er ſie nur in einen Thurm einſperrt und die Nächte bei ihr zubringt. Sie erklärt, daß ſie nun erſt darauf ſinnen werde, ihn zu betrügen; er ſieht auch, wie ſie eines Nachts an einem Strick ſich von dem Thurm herab läßt, und ruft den ganzen Hof zu Zeugen. Sie iſt ihm doch zu lieb, ſie zu tödten. In einer anderen Nacht ertappt er ſie abermals auf einer Strickleiter. Er droht ihr den Tod, wenn ſie ihm nicht ihren Verführer anzeige. Sie beredet ihn, in Weiberkleidern ſelber zu dieſem hinab zu ſteigen, und läßt ihn ſogleich von oben hinab fallen, daß er den Hals bricht. Sie geht hinaus und entflieht mit ihrem Ritter. — Apollo, ähnliches von Gloriauden fürchtend, nimmt ſie mit ſich zum König Clovis, als dieſer ſich durch den Heiligen Remi taufen läßt; doch ganz von ihrer Treue überzeugt, kehrt er mit ihr heim. Aber Childerich, Clovis Sohn, in ſie entbrannt, überfällt ihn auf der Reiſe, tödtet ihn und will ſie ſchänden, dem ſie durch den Tod zuvorkommt. Childerich begräbt ſie an dem Ort; ein großer Windhund Apollo's, der auf dem Grabe liegen bleibt, verräth an Clovis die Unthat; dieſer richtet ſeinen Sohn deßhalb vor dem ganzen Hof und läßt ihn lebendig verbrennen. Er erzieht Apollo's Sohn bei ſich, ſetzt ihn auf den Thron von Leonois und vermählt ihn mit ſeiner Tochter Chriſilde. Beider Nachkommen regieren friedlich in Leonois, welches wahrſcheinlich Armorika oder Nieder Bretagne iſt, worin die Stadt St. Paul de Leon liegt. (Ein Graf von Leon kommt auch vor im Pontus, hinten S. 390.) Nach mehren Geſchlechtsfolgen wird Meliadus geboren, welcher ſich mit Iſabella, der Tochter Königs Felix von Cornouailles und Schweſter **Marcs**, der bald ſeinem

Vater in der Regierung folgt, vermählt. Eine Fee verliebt ſich in Meliadus, bezaubert und entführt ihn. Iſabella, ſchwanger, ſucht ihn, mit ihrem Stallmeiſter Gouvernail und ihren Jungfrauen, auf. In einem Walde überfallen ſie die Nacht und die Wehen, und ſterbend gebiert ſie einen ſchönen Knaben, den ſie wegen des traurigen (triſten) Anfanges ſeines Lebens Triſtan nennt. Da erſcheint Merlin, löſet des Meliadus Zauber, empfiehlt der Pflege Gouvernails den jungen Triſtan, der einſt einer der drei berühmteſten Ritter der Tafelrunde werde. Nach ſieben Jahren vermählt ſich Meliadus wieder mit der Tochter des Königs Houel von Nantes in Klein Bretagne. Dieſe gebiert ihm einen Sohn, und eiferſüchtig auf Triſtan, will ſie ihn vergiften, aber ihr eigener Sohn trinkt das Gift und ſtirbt. Sie wiederhohlt den Verſuch vor Meliadus ſelbſt, der aber das Gift merkt und die Königin zum Feuer verdammt, auf Triſtans Fürwort ſie zwar begnadigt, doch verſtößt. — Zu der Zeit verkündigt ein Zwerg und Zauberer dem König Marc, daß Triſtan ihn entehren werde. Marc will dieſen deßhalb tödten, und läßt ihm, mit ſeinem Vater auf der Jagd, nachſtellen. Meliadus wird ermordet, Triſtan aber durch Gouvernail gerettet, aber nicht zu ſeiner böſen Stiefmutter, die Königin von Leonois bleibt, ſondern zu Pharamund, König von Gallien, gebracht. Hier zeichnet er ſich vor allen aus; Belinde, Pharamunds Tochter, verliebt ſich in ihn und erklärt ſich. Triſtan iſt gerührt und verſucht, aber Gouvernail hält ihn zurück. Belinde, noch mehr gereizt, wirft ſich ihm in einem Gebüſch in die Arme; Triſtan wehrt ſie ab; einige Hofleute nähern ſich zufällig und ſie, betroffen, ruft nun gegen Triſtan um Hülfe. Man bringt ihn vor Pharamund, der ihn nicht für ſo ſchuldig hält, und um es zu verſuchen, Belinden ein Schwert reicht, ihn zu tödten. Dieſe, beſtürzt, fällt ihm zu Füßen und bittet, ihr ſelbſt damit das Herz zu durchbohren, das ſie Triſtan geſchenkt. Pharamund hebt ſie auf, tröſtet ſie und bewundert Triſtan, den er jedoch, da er ihn für ſeinen Schwiegerſohn zu niedriger Abkunft glaubt, verbannt. Gouvernail bringt ihn nun zu ſeinem Oheim Marc, nachdem die Ausſöhnung bewirkt und die Weiſſagung des Zwerges für Lüge erklärt war. Belinde, voll Reue und verzweifelnder Liebe, ſchreibt an Triſtan einen rührenden Abſchied, ſchenkt ihm ihren Bracken (brachet) und durchbohrt ſich mit dem ihr gebotenen Schwerte. Triſtan beklagt ſie herzlich und hält den Bracken ſehr werth. Er kommt zu Marc, um ſogleich das Abentheuer mit Morhoult von Irland zu beſtehen. — Und von hier an kommt der Franzöſiſche Roman im Ganzen mit dem Deutſchen überein, nur daß manche Abentheuer und Züge in jenem abweichen, fehlen oder mehr ſind. So fehlt gleich Triſtans Kampf mit dem Drachen, wofür er aber in einem Turnier von Rittern der Tafelrunde, den Palamedes, ſeinen Nebenbuhler, beſiegt. Auch die Einleitung von der Werbung für Marc fehlt, wofür wieder ein ähnlicher Kampf unterweges vorkommt. Auf der Rückfahrt ein Abentheuer mit dem Rieſen Brunor, den er im Kampf, ſo wie Yſeult deſſen Weib an Schönheit beſiegt. Brangien ſpricht bei ihrer Rettung nicht von einem Hemde, ſondern von einer Lilie (fleur de lis). Palamedes befreit ſie und giebt ſie der klagenden Yſeult zurück; ſie verſpricht ihm in der Freude eine Bitte, die Marc beſtätigt. Er fodert die Königin ſelbſt, die ihm muß gewährt werden. Lambergues vertheidigt ſie vergeblich. Während des Kampfes entflieht ſie in einen Thurm. Triſtan, der abweſend war, verfolgt Palamedes und kämpft mit ihm im Angeſicht von Yſeult. Dieſe ſcheidet ſie endlich und ſchickt Palamedes zur Königin Genievre und entbietet ihr, daß ſie nie mit ihr an einen Ort komme, außer in Groß Britannien. Triſtan führt ſie heim. Der neidiſche Andret belauſcht die beiden Liebenden durch ein Schlüſſelloch und entdeckt es dem König, der ihn zu tödten eilt. Triſtan aber wehrt ſich, verwundet ihn und entflieht in den Wald von Morois, unſern Eintageul. Die Barone ſühnen ſie wieder aus. Ein Ritter, der ihn haßt, weil er in einem Turnier ſeinen Bruder getödtet, bringt eine Jungfrau an Hof, die dem König ein Wunderhorn giebt, woraus keine untreue Frau, ohne ſich zu beſchütten, trinken kann. Der Verſuch wird gemacht, und alle Frauen des Hofes, ſammt der Königin, beſtehen ſchlecht, und werden deßhalb entſchuldigt und das Horn lügenhaft geſcholten. (Ganz wie der Zaubermantel an Artus Hof, mit welchen dieſes Horn auch wohl zuſammen vorkommt; deßgleichen im Arioſt.) — Andret bereitet den Liebenden neue Nachſtellung durch Sicheln. — Nichts von dem Abentheuer an dem Brunnen in dem Garten. Nicht Triſtan ſelbſt, ſondern ſeine Freunde befreien die Königin; nichts von dem Ausſätzigen. Aus dem Walde entführt ihm Marc wieder die Königin, während er auf der Jagd iſt, und von einem, der ihn haßt, mit einem giftigen Pfeil verwundet wird. Yſeult kann ihn nicht heilen. Brangien ſchickt ihn aber zu der anderen eben ſo kundigen Yſeult, Tochter Königs Houel in Klein Britannien, zum Unterſchied von der blonden, die weißhändige genannt. Dieſe heilt ihn auch. — Ihre Verſchmähung wird nicht entdeckt. — Yſeult, troſtlos über die Vermählung ſchreibt an Genievre und bittet ſie um Troſt. Beim Fiſchen wird Triſtan mit ſeiner Gemahlin und ihrem Bruder Pheredin zu mancherlei Abentheuern verſchlagen. Nachher reizt er Pheredin, ſeine Geliebte zu ſehen und ein Brief von ihr durch Brangien treibt ihn noch mehr; er giebt ein Geſchäft in ſeinem Königreich vor. Unterweges wieder Abentheuer zu Logres in Groß Britannien, mit Rittern der Tafelrunde, Lanzelot, Hector, Ameral Treu (Kei) und anderen. Triſtan befreit den König Artus aus der Bezauberung der Frau vom See im Walde von Arnantes. Nichts von dem herrlichen Aufzug Iſaldens. Pheredin verliebt ſich in ſie und ſchreibt an ſie. Sie antwortet ihm freundlich, Triſtan zu Gefallen. Dieſer, eiferſüchtig, will ihn tödten, aber er entflieht. Triſtan irrt in Schwermuth umher. Ein Fräulein tröſtet ihn durch Geſang und bringt ihm ſeine Harfe. Er ſingt dazu ſein Abſchiedslied an Yſeult und vermacht darin an Lanzelot ſeine Lanze und Harniſch. Yſeult, es wieder gut zu machen, ſchreibt nochmals aber ſo hart an Pheredin, daß er davon ſtirbt. Auch Yſeult ſingt ein ſehnſüchtiges Lied zu ihrer Harfe, welches Marc belauſcht. Verzweifelnd will ſie ſich in ein Schwert ſtürzen, woran dieſer ſie aber verhindert. Triſtan iſt unterdeß wahnſinnig geworden und verübt in der Wuth allerlei ſchreckliche und ſeltſame Thaten (wie Iwain und Roland). Er erlegt ſo den furchtbaren Rieſen Trullas, und wird deßhalb zu Marc gebracht, der ihn nicht ſogleich erkennt. Er bleibt aber und geneſet bald in der Nähe der Geliebten. Andret verräth ſie bald wieder, und er muß abermals das Land räumen. Neue Abentheuer in Logres mit Rittern der Tafelrunde, Dinadam, Boort, Hector, Driam, Bliomeberis, Lanzelot, Palamedes. Triſtan gewinnt unerkannt den Preis in einem Turnier an Artus Hof. Man will ihn an der Tafelrunde aufnehmen, aber er entflieht. Lanzelot und andere ſuchen ihn auf, ziehen in Cornouailles und ſpotten des Königs Marc, Triſtan zu Ehren.

Der Seneſchal Dinas bewirthet ſie; findet aber eines Morgens ſeine Geliebte, ſammt ſeinen beiden Bracken, gefallen von dem Triſtans, entflohen, und ſetzt nach: und hier ereignet ſich, was den Stoff zu der bekannten Romanze Bürgers hergegeben. Er findet ſich auch, wie Treſſan anmerkt, bei Boccaccio, der Königin von Navarra (Heptameron), Bonaventure des Periers und anderen. — Triſtan wird von einem Ritter Aras, dem er im Turnier zwei Söhne getödtet, gefangen gehalten, aber großmüthig entlaſſen, durchſtreicht Norgales, beſiegt in einem Turnier ſelbſt Artus. Kampf mit Lanzelot, endigt mit Freundſchaft; ſie vertauſchen die Waffen, ziehen zuſammen nach Cramalot und Triſtan wird Ritter der Tafelrunde. Dieſe hatte Merlin geſtiftet: 13 Sitze, nach der Apoſtel Zahl; aber nur 12 durften beſetzt werden und zwar von den beßten Rittern; der 13te blieb immer leer, als des Verräthers Judas. Ein verwegener Sarazeniſcher Ritter, der es gewagt, ſich darauf zu ſetzen, war von der Erde in Flammen verſchlungen worden. Ein Zauber ſchrieb auf die Lehne des Stuhles den Namen deſſen, der ihn einnehmen ſollte. Der neue Bewerber mußte den früheren Beſitzer übertreffen, ſonſt ſtieß ihn eine unſichtbare Gewalt davon zurück. So war der Stuhl Morhoults 10 Jahre leer geblieben, den Triſtan jetzt einnahm. Gleich darauf mußte er alle ſeine Thaten erzählen, die aufgeſchrieben und bewahrt wurden. — Marc, von Eiferſucht gequält, zieht als Pilgrim nach Logres, Triſtan zu tödten, und nimmt Yſeult mit, wird aber entdeckt und leidet allerlei Schimpf und Unfall. Yſeult, von ihm in einer Abtei gelaſſen, ſehnt ſich nach Triſtan, und in einem Walde wandelnd ſingt ſie ein Lied an ihn. Ein unwürdiger Ritter, Breus, überfällt ſie, aber Triſtan befreit ſie. Lanzelot kommt dazu. Triſtan muß ſich bald wieder trennen, da er, nach den Geſetzen der Tafelrunde, zehn Tage auf Abentheuer ziehen muß. Er kehrt nach Cramalot zurück, wo Marc auch iſt. Artus, ſein Oberherr, läßt ſich von ihm eine Bitte verſprechen, und bittet dann um Triſtans Ausſöhnung. Marc gewährt und ſchwört es auf Reliquien. Sie ziehen beide hinweg, hohlen Yſeult ab und fahren zuſammen nach Cornouailles. Andret erregt bald wieder Marcs Eiferſucht, daß er Yſeult in einen Thurm und Triſtan in ein Gefängniß ſperrt. Perceval, von der Tafelrunde, berühmt durch Eroberung des heiligen Grals, kommt dazu, wirft Andret aus dem Fenſter und befreit Triſtan mit Gewalt. Er läßt Marc abermals Treue und Sühne ſchwören und zieht weiter. Andret belauſcht bald wieder die Liebenden, in einem Garten, und auf einer Fichte verſteckt, verwundet er beide durch einen Pfeil. Triſtan entflieht. Ein König Chelyas benutzt ſeine Abweſenheit, überfällt Marc's Land und belagert ihn in Cintageul. Triſtan, von Dinas zur Hülfe gerufen, befreit ihn. Dennoch legt in Marc bald wieder gefangen. Unterdeß hat Gouvernail, bei Triſtans erſter Gefangenſchaft, ſeine Vaſallen in Leonois aufgeboten und kommt mit ihnen. Dinas will nicht gegen ſie ſtreiten; alle ſind empört, befreien Triſtan, legen den König an ſeine Statt, und Andret wird zerriſſen. Triſtan reitet mit Yſeult zu den Seinen und heim gen Leonois, von hier nach Logres. Gouvernail wird mit Brangien vermählt und bleibt an ſeiner Statt. Verkleidet kommen ſie zu Artus Ritterſpielen: Triſtan beſiegt 15 Ritter, ſammt Lanzelot, und giebt ſie ſeiner Geliebten in Verwahrung. Nur an Lanzelot giebt er ſich zu erkennen und weilt in deſſen Schloß la Joyeuſe Garde. Palamedes, ſein Nebenbuhler, befehdet ihn hier öfters, ſcheidet aber endlich durch ſeine Großmuth beſiegt. Artus und Genievre beſuchen die Geliebten. — Artus ging damals damit um, den heiligen Gral zu erobern. Joſeph von Arimathia hatte ihn ſammt der Lanze, womit Longin Chriſti Seite durchbohrt, nach Europa gebracht, und ihn ſeinen Nachkommen vererbt. Der Bewahrer deſſelben mußte ſtrenge Keuſchheit beobachten. Damals war es der König Pecheur, der aber, weil er einer Pilgerin zu wohlgefällig durch ein geöffnetes Gewand geblickt, ſchon ſeit 50 Jahren von der heiligen Lanze verwundet war. Merlin hatte geweiſſagt, daß er immer ſiech bleiben würde, bis ein reinerer Jüngling den Gral berühren dürfte. Derſelbe dürfte ſich auch ohne Gefahr auf den 13ten Stuhl der Tafelrunde ſetzen: und dieſer war Perceval der Gallier. Der König Pecheur aber und ſeine Verbündeten fürchteten den Verluſt des Heiligthumes. Merlin hatte Artus zu dem Unternehmen aufgerufen, da der Held dazu geboren war. Triſtan war mit in Artus Heer. — Unterdeß hatte Dinas in Cornouailles regiert und endlich Marc aus dem Gefängniß befreit. Auf Artus Antrag nimmt dieſer Yſeult wieder auf, verſchmäht aber Triſtan. Dieſer kehrt während der Rüſtungen zu ſeiner Gattin zurück, verſchmäht ſie aber noch. Houel ſtirbt; die Vaſallen empören ſich gegen ſeinen Sohn Runalen, dem aber Triſtan ſie unterwerfen hilft. Hier, bei der Belagerung von Nantes, Triſtans ſchwere Verwundung. Yſeult vermag ihn nicht zu heilen, und willigt darin, daß Gesnes Yſeult die blonde hohlt. Triſtans Verpflichtung zur Eroberung des Grals und die Lehren eines Heiligen bei Yſeult hatten beider Liebe ſchon gereinigt. Das Ende, wie im Deutſchen Buche. An Triſtans Schwert findet man zwei Briefe, an den Biſchof von Nantes und Marc; der erſte bittet um Überbringung ſeines Leichnames nach Cornouailles, der andere um Verzeihung der Beleidigungen. Triſtans Bracke bleibt auf dem Grabe und eine ſchöne Rebe ſteigt daraus hervor und ſenkt ſich wieder in Yſeults Grab. Marc läßt ſie vergeblich dreimal abſchneiden.

Man ſieht aus dieſem Auszuge, daß der Roman hier viel mehr in den großen Kreis der Tafelrunde aufgenommen iſt, als unſer Deutſcher, der ſich mehr auf die Liebesgeſchichte beſchränkt. So wird ſich auch viel von den Abentheuern Triſtans in dem großen Roman über dieſen ganzen Kreis finden: Le roi Artus et les compagnons de la table ronde. Paris. 1488. 3 Vol. Fol. Vgl. Extr. de la Bibl. des Rom .P. II. p. 35. etc.

Von unſerem Deutſchen Roman führt Panzer, in den Annalen. S. 237. aus dem Chriſtiſchen Katalog. P. II. n. 7521. p. 299. und Zapfs Buchdruck. Geſch. Th. 1. S. 125. eine ältere Folio Ausgabe von 1498 an: „Hyſtory herrn Triſtrants vnd der ſchonen Yſalden. Gedruckt zu Augſpurg durch Hans Schönſperger im Jar MCCCCL xxxviij.“, welche wir gern bei unſerer Bearbeitung genutzt hätten, wenn wir ſie hätten auftreiben können; wiewohl die beträchtlich jüngere im Buch der Liebe uns wohl in Erneuung der Sprache glücklich vorgearbeitet hat und der Triſtan in dieſer ſonſt eben nicht gar genauen und ſorgfältigen Sammlung ſich, durch eigene Kraft und Trefflichkeit, noch mit am beßten erhalten zu haben ſcheint.

Es iſt hier wohl der Ort, überhaupt etwas umſtändlicher von dieſem immer höchſt koſtbaren und ſeltenen Buche zu handeln, von welchem uns nur noch folgende fünf Exemplare bekannt ſind: in der Nürnberger Stadtbibliothek, zu Göttingen (mangelhaft), zu Meiningen, in A. W. Schlegels, und (aus der Feuerleiniſchen Bibliothek) in v. d. Hagens Beſitz, als freundſchaftliches Geſchenk des Herrn Regierungsraths Schulz; und welches

ches daher noch ſehr wenig bekannt iſt. Der lange Titel dieſer Sammlung lautet: „Das Buch der Liebe, Inhaltendt Herrliche Schöne Hiſtorien Allerley Alten vnd newen Exempel, darauſz menniglich zu vernemmen, beyde was recht ehrliche, dargegen auch was vnordentliche Bulериſche Lieb ſey, Wie ſo gar wunderbarlicher weiß, die ſo wol hohes als nidern ſtands Perſonen offtermals eyngenommen, Auch mit was ſeltzamen Abenthewren, vnd groſſer Leibs vnd Lebens gefahr, ſie ſolch jhr fürnemmen ins Werk gericht, biß jhnen endtlich durch Glücks ſchickung, zum theil ein frölich gewündſcht endt, zum Theil aber ein erbärmlicher außgang erfolget. Wie dann ſolchs auß den Exempeln der vnſchuldigen Princeſſin, Keyſers Octauiani Gemahel, ſampt der keuſchen Hertzogin in Britannien, welche beyde bey höchſter vnſchuldt zu dem grimmigen Todt des Feuwers verurtheilt, Aber doch endtlich durch Gottes deß gerechten Richters verſehung jhre vnſchuldt hell an Tag kommen, So auch vnzehlich viel anderer hohen ſtands Perſonen, als Königin, Fürſtin, Gräuin, vnd vom Adel, deren dieſe Hiſtorien meldung thun, augenſcheinlich zu erſehen. Demnach, welcher geſtallt die vom Adel, vnd andere ſo zu Hof ſeyn, Ritterſchaft vben, oder ſonſt nach hohen Ehren ſtreben, ſich zu verhalten, damit ſie bey groſſen Pontentaten gnad vnd gunſt erwerben, ſo auch bey menniglich Lob vnd Preiß erlangen mögen. Ferrner, wie in allen Weltlichen Händeln, bevorab in Liebsſachen vnd Ritterſpielen, das Glück ſo gar wanckelmütig vnd vnbeſtendig, vnd jetzt durch offentliche gewalt, dann mit heimlichen Tücken der Tugendt vnd Frömbkeit zu zuſetzen pflegt, vnd dadurch von jhrem guten fürſatz abwendig zu machen vermeynet. Letzlich, wie in ſolchen Fällen, Tugendt und Frömbkeit, jre Nachfolger vnd Liebhaber, vngehindert allerhand anſtöß vnd widerwerwertigkeit, allwegen herauß zureiſſen, vnd endlich mit groſſen Freyden in Ehrenſtandt zu bringen und ſetzen pflegen. Allen hohen Standtsperſonen, Ehrliebenden vom Adel, züchtigen Frauwen vnd Jungfrauwen, Auch jederman in gemein ſo wol zu leſen lieblich vnd kurtzweilig, als liebs vnd leyds nahe verwandtſchaft, Glücks vnd Vnglücks wunderbarliche wechſſel, vnd dann die kräfftige Hülff Gottes in nöthen hierauß zu erkennen, vnd in dergleichen fällen ſich deſto beſcheidener zu verhalten, faſt nützlich vnd verträglich.“ — Darunter ein Holzſchnitt, der innerhalb öfters wiederkehrt, und dann: „In gegenwertiger Form vnd zierlicher Teutſcher Sprach, mit kurtzen verſtändtlichen Summarien vber alle Capitel, auch ſchönen Figuren, auffs new zugericht, vnd in Truck geben, dergleichen vor nie geſehen. Franckfurt am Mayn, in verlegung Sigmund Carln Feyerabendts. M. D. LXXXVII.“ Eine Vorrede von zwei Blättern widmet das Ganze der Landgräfin Hedwig von Heſſen, geborenen Herzogin zu Wirtemberg und Teck und Gräfin zu Mompelgart, deren Wappen auch darüber ſteht. Übrigens enthält dieſe Vorrede nur eine noch weitere Ausführung des Titels und iſt von „Sigmund Feyrabendt, Burger vnd Buchhändler daſelbſt (Frankfurt a. M.).“ unterſchrieben; und ſo ſteht auch am Ende: „Gedruckt zu Franckfort am Mayn, bey Johann Feyerabendt, in verlegung Sigmund Feyerabendts.“ Das Werk ſelbſt iſt groß Folio, in Spalten, 396 Blätter, mit Holzſchnitten, die, außer dem erſten, nur über eine Spalte gehen und in den verſchiedenen Geſchichten durcheinander, ſo wie zum Theil auch in anderen Büchern, z. B. in den Feyerabendſchen Ausgaben des Heldenbuches, wiederkehren. Folgende 13 Stücke ſind darin enthalten.

1) Kaiſer Oktavian. Bl. 1 – 31. b.

2) Die ſchöne Magelona; bis Bl. 44. a.
3) Ritter Galmy; bis Bl. 78. b.
4) Herr Triſtan; bis Bl. 107. b.
5) Camillus und Emilia; bis Bl. 118. a.
6) Flor und Blankeflor; bis Bl. 179. a.
7) Theagenes und Chariklea; bis Bl. 229. a.
8) Gabriotto und Reinhart; bis Bl. 262. a.
9) Die edle Meluſina; bis Bl. 284. b.
10) Der Ritter vom Thurn; bis Bl. 314. b.
11) Ritter Pontus; bis Bl. 347. a.
12) Herzog Herpin; bis Bl. 381. b.
13) Herr Wigoleis vom Rade; bis Bl. 396. a.

Man erſieht hieraus, daß es ein reicher Schatz der berühmteſten und trefflichſten Romane iſt, auf welchen wir noch öfter zurückkommen müſſen. Von unſerem, hieraus genommenen Triſtan ſoll es auch, nach Achims v. Arnim mündlicher Verſicherung, noch einen anderen, wahrſcheinlich ſpäteren Druck in 8. geben, welchen Cl. Brentano beſitzt.

Sonſt iſt der ausgezeichnete Ruhm dieſes Romans auch noch daraus zu erkennen, daß faſt bei den meiſten und vorzüglichſten unſerer älteren Dichter Anſpielungen und Beziehungen, als auf eine allbekannte Fabel vorkommen, welche anzuführen, aber hier nicht der Ort iſt, da ſie natürlich auf die älteren poetiſchen Bearbeitungen gehen.

Daß dieſer Roman auch bei den anderen Wälſchen und Deutſchen Völkern zu großem Anſehen gelangt ſei, läßt ſich zwar mehr ſchließen, als darthun, da es uns noch an Nachrichten darüber gebricht. So viel iſt aber gewiß, daß er ſchon im dreizehnten Jahrhundert, auf Befehl des Norwegiſchen Königs Hakon, Hakons Sohn, durch den Mönch Robert in die Nordiſche Sprache proſaiſch überſetzt wurde. Vgl. Halfdani, Einari (filii), Sciagraphia historiae literariae Islandicae (Havn. 1777. 8.). p. 105. „Tristrami et Isoddae (historia) per Robertum Monachum in lingvam Islandicam translata jussu Haqvini Norv. Regis." Derſelbe König ließ unter andern auch die Romane von Artus und den Rittern der Tafelrunde überſetzen. S. ebd. p. 101. „Arturi, Angliae Regis et ejus athletarum (hist.) sc. Iventii, Parcivalis, Valveri, Ereccii et Samsonis Pulchri, Arturi filii et Philippiae Hungariae Principis, qvibus additur Möttuls-Saga, sive historia togae cujusdam fascinatae. Ad finem harum historiarum profitetur interpres se ex lingua Vallonica haec transtulisse, jussu Haqvini Norvegiae regis, Haqvini filii." Deßgleichen die Prophezeihungen Merlins (ebd. p. 104. * Merlini Vaticinium, qvod ex Anglico transferri jussit Haqvinus Norv. Rex. — Das * bedeutetet, daß dieſelben auch in poetiſcher Bearbeitung — Rimur — vorhanden), und die Wilkina- und Niflunga-Saga, um das Jahr 1257 (ebd. p. 106.).

Mehr wüßten wir gegenwärtig über dieſen ſelbſt bis in den hohen Norden eingedrungenen, weltberühmten Roman von Triſtan und Iſalde, und deſſen Literatur nicht beizubringen.

2.

Fierrabras.

Wer erinnert ſich nicht des Fierrabras aus dem Don Quixote, in welchem er einigemale erwähnt wird, als Don Quixote den herrlichen Trank verfertiget, der, durch ſeinen Genuß, alle Wunden heilet, und der dem armen Sancho Panſa ſo theuer zu ſtehen kommt. Dies beweiſet, daß wenigſtens damals dieſer Roman, ſo wie in Frankreich, Deutſchland und England, auch in Spanien allgemein verbreitet und beliebt war, wie dies auch noch beſonders aus der dramatiſchen Bearbeitung Calderone's hervorgeht, von der wir zulezt in dieſer Betrachtung ſprechen werden.

Der Urſprung dieſes Romanes, ſo wie aller, die ſich auf die Geſchichte Karls des Großen und ſeiner Paladine beziehen, müſſen wir wohl nach Frankreich ſetzen, welchem ſie auch am nächſten angingen; näher oder ferner mit Turpins bekannter, fabelhafter Kronik dieſes Helden, der Quelle aller dieſer Werke, zuſammenhangend. Ob er je in poetiſcher Bearbeitung vorhanden geweſen, und ob hievon die proſaiſchen Werke ausgegangen ſind, iſt uns nicht bekannt, und nur aus Zitaten wiſſen wir, daß die Geſchichte des Ritters fier-à-bras allein den zweiten Theil der Histoire des faits et gestes de Charlemagne et des douze Pairs de France. 1505. ausmacht. (Bibliothek der Romane. Thl. 4. S. 11.)

Die Extraits de la Bibliothéque universelle des Romans. T. 1. p. 79—81 ſprechen, bei dem Auszuge aus dem Werke: Le triomphe des neuf preux, auch von den Thaten Karls des Großen, zulezt auch von ſeinem Zuge nach Paläſtina, in die Heidenſchaft, als einer in den Romanen angenommenen, durch die Geſchichte aber verworfenen Thatſache, und erzählen, daß Karl die Nägel und auch die Dornenkrone Chriſti mitgebracht, welche ihm der Kaiſer von Griechenland geſchenkt habe. Hierbei wird auch die Geſchichte mit dem Stückchen der Dornenkrone, in dem Handſchuhe Karls, welche den Fierrabras beſchließt, erwähnt, nur etwas anders modifizirt. Das Wunder iſt an ſich daſſelbe.

Ob der Fierrabras auch in's Engliſche übergegangen iſt, können wir nicht ganz genau beſtimmen, aber es iſt uns ſehr wahrſcheinlich, indem in mehren Gedichten eines Helden Iſenbras Erwähnung geſchieht, welches er wohl ſein möchte. Im Percy, Th. III. (Leipzig. 1791.) wird S. XXIV. ein Roman Sir Iſenbras oder, wie er auch heißt, Iſumbras erwähnt, wovon ein Manuſkript in der Cottonianiſchen Bibliothek ſei. Eben dort, Th. I. S. 256. wird ein Stück der alten Romanze vom Ritter Iſembras zitirt, welche in Quart durch Wolyam Copland, ohne Jahreszahl, in Mönchsſchrift gedruckt worden, und von dem eben genannten Werke mannichfache Verſchiedenheiten hat. Die dort erwähnten Strophen laſſen nichts muthmaßen, ſondern zeigen nur, daß es ein tüchtiger, mannhafter, ſtarker Ritter war, wie unſer Fierrabras.

Im Spaniſchen wird, wie geſagt, dieſer Roman unſtreitig gefunden, wie ſchon die Zitazion im Don Quixote und vor allen die dramatiſche Bearbeitung Calderone's, wovon ſogleich ausführlicher gehandelt werden ſoll, beweiſet. Im Altisländiſchen giebt es ein Werk, welches p. 102. der ſchon erwähnten Sciagraphia hist. liter. Islandicae, Halfdani, Einari. angeführt wird, unter dem Titel: *Feracuti et Balanti, poetiſch dargeſtellt in 24 Liedern durch Gudmund, Bergthors Sohn (ſt. 1705. ſ. ib. p. 30.); — vielleicht der Fierrabras.

Im Deutſchen endlich iſt nur eine Ausgabe, in Folio, unter dem Titel: „Eyn ſchöne kurtzweilige Hiſtori, von eym mächtigen Rieſen auß Hiſpanien, Fierrabras gnant, der eyn Heyd geweſt, vnd bei zeiten des Durchleuchtigſten großen Keyſer Karls gelebt, ſich in kämpffen vnnd in ſtreitten dapfferlich, großmüttig, mannlich vnnd eerlich gehalten hat, wie derſelbig von des gemelten Keyßers Grauen vnd diener eynem, genant Oliuier, löblich vnd ritterlich beſtritten worden, mit ſunderlicher meldung der eerlichen gemüte, ſo ſie beyde (wiewol als zwen feind) doch ſchier zu ſagenfreundtlich gegen eynander, imm kampff gefürt vnd bewiſen, auch was ſich nach ſölchem weitter, zu beſtreittung des Heyden vatters, des Amirals von Hiſpanien begeben hat, newlich auß Frantzöſiſcher ſprach in Teutſch gebracht darauß die groß vnd ſterck gmelte Keyſer Karls, vnd ſeiner Fürſten, ſo dazumal gelebt, ſunderlich abzunemen. — Mit Keyſerlicher freiheyt, in ſechs jaren nit nach zu drucken." Am Ende, auf dem letzten Blatte: „Getruckt zu Siemmern, durch Jheronimus Rodler, Sekretarius daſelbſt. Vollendet vff dem zweyten Tag des Meyen. Im jar als man zalt nach der geburt Criſtl. M. D. XXXIII." Darunter ein Wappen: auf dem Helm einen Mann, der, im langen Rock, bis zu den Knien ſichtbar, mit beiden Händen ein Hirſchgeweih hält, welches am Helm befeſtigt iſt. Dies Hirſchgeweih iſt auch im Wappenſchilde. Das Buch iſt unpaginirt und unfoliirt und hat, mit dem Titel und Schlußblatt, 53 Blätter. Es iſt mit 20 Holzſchnitten, die meiſtentheils recht ſchön ſind, geziert und überhaupt vorzüglich gut gedruckt. Ein Jahr vorher erſchien, in gleichem Format, mit gleichen Lettern und in derſelben Buchhandlung, das Turnierbuch, weßhalb man beide Werke häufig zuſammengebunden findet.

Der genau angegebene Titel mag eine Probe des Styls geben, der indeſſen nur höchſt geringe Abänderungen erfahren hat. Für Ruland, welches immer im Original ſteht, iſt ſtäts Roland geſetzt, ſo Ogier für Otger, Chartres für Scharters und Morimonde für Mormionde. Manche andere Irrthümer haben wir theils nicht berichtigen wollen, theils aber auch nicht berichtigen können; ſo, zum Beiſpiel, heißt S. 150, das Pferd des Olivier, Ferrant von Hiſpanien, und S. 158.

hat dieſen Namen das Roß des Fierrabras. Der Name Baland oder Baligant, Beligant, iſt ein gemeinſamer Name für die Heidenkönige, gleich wie die Aegyptiſchen Könige Pharaonen genannt wurden. Amiral, Ammiral, Admiral, hat nicht bloß die Bedeutung, welche das letztere Wort jetzt bei uns hat, ſondern ward von den Romanziers auch den zu Lande befehlenden Heerführern der Sarazenen beigelegt, und ſoll von dem Arabiſchen Worte Emir, welches ein Oberhaupt bedeutet, herſtammen. Die Bibliothek der Romane, Th. 4. S. 16., erwähnt zweier Sarazeniſchen Könige in Saragoſſa, Marſiles und Baligant, nennt ebendaſelbſt, Ganelon von Hautefeuille (Haittefüle bei uns) und giebt noch mehre Aufſchlüſſe über Karl den Großen und ſeine zwölf Pairs, die wir auf eine weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes, an einem andern Orte, verſparen.

Noch müſſen wir hier eine merkwürdige Stelle Spangenbergs in ſeinem Adelſpiegel, Th. II. Bl. 172. b., erwähnen, die theils für dasjenige wichtig iſt, was wir ſchon gegeben haben, theils aber für das, was wir in der Folge noch zu geben gedenken. Sie heißt: „Etliche haben ſolche Gedichte nur ſchlecht hin Proſa geſchrieben, doch mehrerteils vnter frembden vnd andern Namen. Wie dann ſolcher Fabeln viel vorhanden, als von Oliuier vnd Fierrebras, von Valentino vnd Vrſo, von Artus vnd Oliuier, vom Ritter Pontus, von Galmy, Triſtrant, Parciſall“ ꝛc. Die Erwähnung des letztern iſt beſonders merkwürdig, da uns ein ſolches proſaiſches Werk noch nicht bekannt iſt.

Dieſe geringen Notizen mögen für jetzt genügen, und wir wenden uns zur etwas ausführlicheren Betrachtung einer dramatiſchen Bearbeitung dieſes Werkes. Es iſt die Brücke von Mantible des Calderone, welche in dem zweiten Bande des Spaniſchen Theaters, durch Auguſt Wilhelm Schlegel, in eben dem Verlage und zugleich mit dieſem Buch erſcheint.

Die darin vorkommenden Perſonen ſind: Guido von Bourgogne; Roldan; Oliveros; Reichard von Normandie; Karl der Große; der Infant Guarinos; Guarin, Schildknappe Guido's; Fierabras; Galafre; Brutamonte; Floripes und drei ihrer Begleiterinnen. Baland iſt todt; Fierrabras Herrſcher und im Kriege gegen Karl den Großen begriffen. Guido von Burgogne, welcher der eigentliche Hauptheld iſt, hat ſich mit Oliveros in das feindliche Lager geſchlichen, eine Schärpe der Floripes genommen und fordert jeden, der ſie zurückverlangt, zum Kampf auf. Olivier nimmt, da ſich Guido entfernt hat, den Namen des Guarin, Waffenträger Guido's, an, und Floripes, die ſeinen Edelmuth bewundert, daß er beſchloſſen, die Rückkehr ſeines Freundes, mit tapferer Hand, zu vertheidigen, hat Mitleiden mit ihm.

Ein Fall, (wie ſie ſelbſt ſagt) der ohne Gleichen,
Da Mitleid nie zuvor mich konnt' erweichen.

Eigen iſt, daß Olivier den Guido einen Beiſitzer der Tafelrunde nennt. Hier entdeckt ſich die Liebe der Floripes zu Guido, welche ihre Angſt ausſpricht vor ihren Freundinnen, als Fierabras dem Guido nacheilt, zugleich die Entſtehung ihrer Liebe erzählt und endlich auf einem Roſſe beiden folgt, um wo möglich einen Kampf zu verhindern. Fränkiſches Lager; komiſche Szenen mit Guarin, der die ſchriftlichen Beweiſe der Thaten eines verſtorbenen Hauptmanns gefunden hat und ſich für denſelben bei Kaiſer Karl ausgiebt. Guido kehrt zurück und wird, weil Karl Entfernung aus dem Lager verboten, in's Gefängniß geſchickt. Nach ihm erſcheint Fierabras im Fränkiſchen Lager und begehrt mit Guido zu kämpfen, da er aber erfährt, daß dieſer im Gefängniß ſei, fordert er den Guarin, Oliveros, der ſich dieſen Namen gegeben, zum Kampf auf. — Geſpräch der Floripes mit ihren Jungfrauen, hierauf mit Fierabras, der erklärt, er ſei ihr Bruder und Geliebter. Oliveros erſcheint; als ſie den Kampf beginnen wollen, kommt Guido, der aus ſeinem Verhaft gebrochen iſt. Oliveros entfernt ſich, und als Guido mit Fierabras den Kampf beginnen will, rückt das Fränkiſche Heer hervor. Allgemeines Gefecht und Getümmel: Guido, verwundet, wird der Floripes von Fierabras zur Bewachung übergeben. — Zweiter Akt. Floripes, mit ihren Jungfrauen, brennende Fackeln tragend, vor dem Thurm, welcher hier verzaubert iſt, worin die gefangenen Fremden liegen. Brutamonte's, des Kerkermeiſters, Gewinnung und Ermordung. Es ſteigen herauf: Reichard von Normandie, der Infant (eine, unſerem Romane gänzlich unbekannte Perſon), Oliveros und Guido blutend. Fierabras, hinter der Szene, ruft dem Brutamonte; die Ritter gehen ab, um ſich zu bewaffnen. Vor dem Thurm. Fierabras findet Brutamonte erſchlagen, die Ritter erſcheinen auf der Zinne des Thurms; Wuth des Fierabras, als er erfährt, daß Floripes bei ihnen ſei. Er droht, den Thurm zu ſtürmen. Vor der Brücke von Mantible erſcheinen Roldan und Guarin, als Abgeſandte an Fierabras. Die Beſchreibung der Brücke von Mantible iſt zu bedeutend zur näheren Verſtändniß unſeres Romances, als daß wir ſie nicht ganz entlehnen ſollten.

Di[illegible]

Iſt Mantible's große Brücke.
Dieſer Bau, ſo hoch gezogen,
Den nicht ohne mühſam Sprudeln
Tragen auf den ſchäum'gen Strudeln

Dieſes dunkeln Stromes Wogen,
Iſt, Guarin, der Brücke Bogen;
Und die See, die, hier verbreitet,
Traurig, träg' und greulich gleitet,
Wo nicht ein Kryſtall-Erguß,
Iſt des grünen Waſſers Fluß,
Aus dem Lethe abgeleitet.
Dieſe tiefe Fläch', umſchloſſen
Von den Caneleer Klüften,
Quillt mit ihm aus Höllengrüften;
Und wann ſie die Welt umfloſſen,
Stirbt ſie, graunvoll trüb' ergoſſen
In den Afrikan'ſchen Seen,
Die, davon benannt zu ſehen
Marmihonda, ſich erwarben,
Was die Mundart der Alarben
Läßt als grundlos Meer verſtehen.

Roldan täuſcht den Gallafre, wie Naimas im Romane, der aber den Guarin als Geiſel verlangt, welcher auch dort bleibt, aber, nach kurzem Geſpräch, von dem Rieſen entlaſſen wird. Fierabras mit ſeinem Heere vor dem Thurm; beſchließt vor demſelben Tafel zu halten, indeſſen Floripes und ihre Jungfrauen Hunger leiden. Die Ritter, auf der Mauer, bereden einen Ausfall. Roldan erſcheint und wirbt ſeine Botſchaft; Gefecht mit Fierabras, wobei die Ritter dem Roldan zu Hülfe kommen, von dem Tiſche nehmend, was ſie rauben können. Alle kehren zum Thurm zurück, nur nicht Guido, der gefangen genommen iſt. Schmerz der Floripes und Gelübde der Ritter. — Dritter Akt. Guido ſoll vor dem Thurm gehenkt werden; Ausfall der Ritter und Gefecht mit den Heiden. Floripes, mit ihren Jungfrauen, tritt aus dem Thurm und befreit Guido'n von ſeinen Banden. Alle Ritter kehren heim. Beſchluß, einen zu Karl zu ſenden; das Loos trifft Guido'n, welcher mit Guarin forteilt, den aber das Pferd abwirft und der Fierabras den Plan Guido's entdeckt, welcher darauf zur Brücke von Mantible eilt, um ſie zu vertheidigen. Kampf dort mit dem herangerückten Heere Karls, wobei Fierabras verwundet und von Karl dem Großen ſeinen Soldaten zur Bewachung übergeben wird. Guido erhält Floripes.

3.

Pontus und Sidonia.

Dieſer Roman, ohne Zweifel ſchon ein Werk der ſpäteren Zeit, iſt doch nicht minder, beſonders in Deutſchland, berühmt und verbreitet geweſen, wiewohl er gegenwärtig verſchollen iſt. Seine Heimat iſt wohl, wie er ſelber verräth, Nordfrankreich, beſonders Bretagne. Er beruht und bezieht ſich nicht auf einen der älteren Fabelkreiſe, ſondern ſtellt ſich in die Zeit der Arabiſchen Herrſchaft und ihres Einbruches, beſonders in Spanien, wo ſie am frühſten und längſten geweſen. — Cologne iſt ohne Zweifel Corunna (Franz. Corogne) in Galizien. — Beſtimmter den etwanigen hiſtoriſchen Grund der Fabel zu unterſuchen, würde zu weit führen und am Ende nicht ſehr fruchtbar ſein. Offenbar iſt ſie ſchon mehr ein Abglanz der älteren Romane, aufgefaßt zu einem Spiegel und Vorbilde der Ritterſchaft. Der Schluß, des Pontus Lehren an ſeinen Vetter, drückt dieſen im Ganzen herrſchenden Ton ſehr beſtimmt aus; deßgleichen der alte Titel: von adelichen Tugenden. Dieſes ſoll dem Buche keinesweges zum Vorwurf gereichen; denn es iſt in ſeiner Art vortrefflich, und ein wahrer Inbegriff und Ausbund der Ritterſchaft, an einem doch wahrhaft lebendigen Helden und einer intereſſanten und reichen Geſchichte; und damit viel beſſer, als etwa der Theuerdank, dem er zwar mit zum Vorbilde gedient zu haben ſcheint. Es ſind gewiß manche ſpätere, vielleicht dem Franzöſiſchen Verfaſſer gleichzeitige Geſchichten eingewebt: die vielen Namen deuten darauf.

Aber von dieſem Verfaſſer und ſeiner Zeit können wir dermalen nichts näheres ſagen. Die Biblioth. des Romans, wo, T. II. p. 180. und 250., von dem Franzöſiſchen Original gehandelt wird, war uns nicht zur Hand. Auf der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen befindet ſich in Altfranzöſiſcher Sprache: le lêure de Ponthus. 4. o. J. u. D. Es iſt wahrſcheinlich, daß Püterich von Reicherzhauſen, in folgender Stelle ſeines Ehrenbriefs v. J. 1462:

Von Wenden Wilhalmb,
Auch Pantes Galees,
Der zwaier Püecher Galmb (Schall)
Gehört ich nie,

den Pontus von Gallicien meint; wie auch ſchon Adelung, in ſ. Ausg. S. 11., vermuthet. Vor dem zweiten Deutſchen Drucke ſteht ausdrücklich, daß Heleonora, geborene Königin aus Schottland, ihrem Gemahl, dem Erzherzog Siegmund von Öſterreich, zu Liebe, das Buch aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche überſetzt habe; welche Angabe, zum Theil, auf dem Titel des dritten Druckes wiederhohlt wird. — Von ihrer Hand ſind wohl die öfteren rühmlichen Erwähnungen des Erzherzogs von Öſterreich, ſo wie des Königs von Schottland. Ungewiß iſt, ob auch die Vorrede, die wir aus dem dritten Drucke hinten beigefügt haben, von ihr herrührt, merkwürdig aber, daß darin, gegen das Ende, geſagt wird, dieſe Hiſtorie ſei „auß Frantzöſiſcher zungen in das Latein, vnd nachmals in vnſer Teütſch ſprach, bracht worden."

Elenonora war übrigens die Tochter König Jakobs von Schottland, und die erſte Gemahlin des Erzherzogs Siegmund, welcher, 1427 geboren, bis 1496 regierte, und früh in den Wiſſenſchaften unterrichtet, ein mehr zum Frieden und deſſen Künſten geneigter Fürſt und den Gelehrten hold war. Eleonora wurde ihm i. J. 1448 vermählt und ſtarb 1480 am 20ſten November. S. der Durchleuchtigſten Erz-Herzogen zu Oeſterreich Leben, Regierung und Groß-Thaten ꝛc. v. I. C. B. (Nürnberg. 1695. 4.) S. 206 — 14.

Von dieſer Überſetzung giebt es auch, was ſelten iſt bei dieſen Werken, eine alte Handſchrift. Sie iſt zu Gotha, auf Papier, in Folio, 100 Blätter, leſerlich geſchrieben und gut erhalten. Am Schluſſe ſteht: Deo. dicamus. eterno. patri soli filio Sancto simul paraclibo graciam. Per me Nicolaum Huber psbr̄m Brix̄n dijocem anno dm̄ 1464. Dieſer Nicolaus Huber von Brixen iſt nur der Abſchreiber, das Werk ſelbſt iſt der Erzherzogin; wie wir aus einer freundſchaftlichen Mittheilung des Hrn. Prof. Ukert entnehmen. Der Anfang lautet:

„Hie hebt ſich an ein ſchöne und hohe Hyſtoria daraus und da von man vil hübſcher ler und underweiſſung und geleichnüs mug nemen und beſunder die Jungen ſo ſij hören und vernēmen die guttatt und groſſen ēren und tugendt ſo ir eltern und vorderñ getan uñ an in gehabt haben. Es war vor zeitten gar ein frummer quetig und wohltuender chünig in Galicia genant Tiburt dem zu ſeinen zeitten vil widerwärtigcheit groß chummerniß unmut und leidens zu ſtuenden. Der ſelb chünig Tiburtt het des künigs von Arragon ſchweſter zu ainem ehlichem gemahel die gar ain frumme fraw und aines hailigen leben was die payde hetten ainen ſun genannt Pontus das was das aller hübſchiſt und tugentlicheſtes kinde das man ſeinen geleichen weder vern noch nahent nicht mocht ſehen noch finden, wann der vater was auch ain frumm hübſch und tugentlich man. Nun wz zu den ſelbñ zeiten in orient der ſoldan von Babilonia gar machtig und gewaltig und het vil und groß guet und harnaſch und hette ouch vier ſün mit den macht er ein ſolich geſchaft und ordnung das der eltiſt ſun nach ſeinem tod ſolt im erblich nachvolgen und beſitzen ſein chünigreich und mit den andern dreyen ſeinen ſünen weſtellet er alſo und ſprach lieben rittern vñ liebe chinde ir ſüllet nicht warten noch gedenken etwas von mir zu ererbñ noch erblich zu peſitzñ Aber ich ordn und ſchaff auch ierz das Ewr jegliches in ſunderhait ſull und werde haben dreiſſig tauſent ſtreitper man unnd meer denſelben will ich peſtellen ſcheff und darzu in lonen und all notturſt gebñ und Ewr jetzlichen verſehñ auff dreu jar."

Die Erzählung geht dann ohne Abſatz fort bis: „Nun wollen wir ain weil laſſen die viertzehn chinder vñ wellen fürpaß anheben un ſagen von dem der die chinder und den Scheffmann in das Schiff tett."

Der nächſte Abſatz hebt an: „Nu kum ich wieder an das voder als von den kindern ze reden vñ ze ſagen die auff dem mere unmutig un in groſſen ſorgen ires Lebens waren."

Einzelne Abſchnitte haben nachher einzelne Überſchriften, ſo z. B. „Sidonia — Der herr von Loſignen — Amore langueo. —

Zuletzt ſchließt es dann: „Der chünig pontus und die chunigin Sidonia regnierten ain gute zait nach irer lanndſchaft gevallen und darnach ſturben ſie mit groſſer klag von allen iren untertan aber es iſt alſo geſtalt von dieſer welt leben das da kain ſo frummer ſo reicher ſo hübſcher oder ſo mächtiger iſt er mues von dieſer welt ſich ſcheyden.“

Wir haben ſehr bedauert, daß wir dieſe ganze Nachricht zu ſpät erhielten, um noch von der Handſchrift ſelber Gebrauch machen zu können, was unſerer Ausgabe gewiß ſehr zum Vortheil gereicht haben würde. Auch Oberlin führt in der Notitia Manuſcript. German. vor ſ. Gloſsar. p. V. eine Historia de Ponto auf, welche wahrſcheinlich eben dies Werk iſt.

Die verſchiedenen gedruckten Ausgaben dieſes viel geleſenen Buches ſind. 1) „Das buch vnd lobliche hiſtori von dem edelen künigs ſun aus Galicia genannt Pontus. Auch von der ſchenen Sodonia künigin auß pritania. welche hiſtori gar luſtig vnd gar kurtzweylig zu hören iſt.“ Am Ende: „Gedruckt vnd volendet iſt diſes büchlin genannt Pontus durch Hannſen Schönſperger in der keyſerlichen ſtat Augſpurg. Anno Domini M. CCCC. vnd in dem Lxxxxviii jare.“ Fol. mit Holzſchn. In der Bibliothek zu St. Ulrich in Augsburg. S. Zapfs Augsburg. Buchdr. Geſch. Th. 1. S. 129. 2) „Hie fahet an das Buch vn̄ lobliche hiſtori vō dem edlen künnigs ſun aus Galicia genāt Pontus. Auch vō der ſchonen künigin Sydonia eins künigs tochter auß Pritonia. wölche hiſtory gar luſtig vnd kurtzweylig zuhören iſt.“ Am Ende: „Diſſes büchlein Pōtus iſt getrückt durch Martinū flach in der keyſerlichē ſtat Stroßburg. anno tauſent fünffhundert vnd neun. Jore.“ 25 Bogen und eine halbe Seite in 4. vor jedem Kapitel ein Holzſchnitt. Schon auf der erſten Seite des erſten Blattes fängt die Hiſtorie ſelbſt an; voran aber ſteht die kurze Anzeige, daß ſolche „die durchleuchtig und hochgeborne fraw fraw Heleonora geborne künigin vß ſchottenlande ertzhertzogin zu Oeſterreich loblich vō frantzoſiger zungen teutſch getranßferiert vnnd gemacht“ habe, und zwar ihrem

ihrem Gemahl, „herren Sigmund ertzhertzog zu Oeſterreich zu lieb vnd wolgevallen.“ S. Panzers Annalen. I. 313. und Bibl. Panzer. P. I. n. 1120. 3) „Eyn Rhumreich, Zierlich, vnnd faſt fruchtbar Hiſtori, von dem Edlen, Ehrnreichen, vnnd mañhafftigen Ritter Ponto, des Künigs ſůn auß Galicia, Auch von der ſchönen Sidonia, künigin auß Britannia geſchmuckt mit groſſer zucht vnd ſcham̃, auch höflichen ſitten, hübſchen leeren, ſchönen exemplen vnd gleichnüſſen, der Rittermäſſigen jugent, vnd Adlichen gemütern faſt dienſtlich, darauß ſie vil gůtter nutzlicher leer vnd vnderweiſung nem̃en mögen, bei Fürſten vnd Herren ſich rittermäſſig vñ höflich zuhaltē. Auch was trefflichen Ritterſpils er getriben, vnd wie er ſein mañheyt gegen den Heyden geübt vnd bewieſen, dardurch auch Britanniam vnd Engelland vor dem Soldan erhalten, vnd Galicia ſein vatterland wider erlediget hat, dannenher er zů letſt die ſchön Sidonia erworben, vñ in Künigkliche ehr vnd regierung geſatzt worden iſt. Durch die hochgeborne fraw Heleonora, künigin auß Schottenland, Ertzhertzogin zů Oeſtereich, auß Franzöſiſcher zungen in das Teütſch bracht.“ Darunter ein Holzſchnitt, der innerhalb öfter wiederkommt, und die Jahrzahl: „M. D. XXX IX.“ Am Ende: „P. Gedruckt zů Straßburg bei Sigmund Bun, Vnd vollendet am erſten tag des Mertzes, Im Jar M. D. XXXIX.“ In Fol. 68 Blätter ohne Bezifferung; mit Holzſchnitten, die zum Theil eigends dazu gehören, zum Theil in den Straßburger Ausgaben des Hug Schappler ſich wiederfinden. Die Rückſeite des Titelblattes iſt leer; die 3 folgenden Blätter nimmt eine Vorrede ein, und erſt auf dem fünften beginnt die Hiſtorie. Dieſe Ausgabe befindet ſich in der Berliner Bibliothek. Sie, nebſt der folgenden, 4) vom Jahr 1548. o. O. in Fol. kommt auch vor in

Catol. bibl. Rinckianae. p. 958. 5) Eine Frankfurter Ausgabe v. J. 1568. in 8. führt bloß an Koch, in ſ. Grundriß der Deutſch. Lit. Geſch. II. 237. 6) Die mangelhafte Ausgabe, ohne Titelblatt, 205 Seiten, in 8. in 54 Kapiteln, aus welcher Vulpius in der Bibliothek der Romane. Th. 19. S. 45 — 56. unter der Überſchrift: Ritter Pontus, von adelichen Tugenden, einen kurzen Auszug gab, iſt vielleicht dieſelbe. 7) Die letzte wäre demnach die im Buch der Liebe, Bl. 315. a. — 347. a.; wiederhohlt wahrſcheinlich mit der neueren Ausgabe dieſer Sammlung, welche oben, beim Triſtan, überſehen iſt; ſie wird aber angezeigt im Schwäbiſchen Katalog. Th. 2. S. 361: „Das Buch der Liebe inhaltend Hiſtorien und Exempel, was recht ehrliche und unordentliche Bullieb ſey.“ Frankfurt. 1687. Fol.

Sämmtliche Ausgaben werden gewiß nur aus der erſten herfließen, ohne daß etwa die eine oder die andere auf eine ältere Handſchrift zurückgegangen wäre, ein Verfahren, das dieſer Zeit ganz fremd iſt, ſämmtlich aber werden ſie doch nicht minder, wie in Sprache und Ausdruck, ſo auch ſelbſt in einzelnen Zügen, abweichen, nachdem Ort und Zeit es mit ſich brachte. Wir haben bei unſerer Ausgabe die hier befindliche dritte zum Grunde gelegt und die im Buche der Liebe zu Rathe gezogen. Die Vergleichung beider beſtätigt das eben Geſagte. Der ältere Text iſt durchgängig beſſer, richtiger und vollſtändiger, und daher mit Recht vorgezogen. Nur die neueren Wörter und Formen, die Überſchrift und die Kapitelzahlen, dort fehlend, ſind aus dem jüngeren aufgenommen. Die Abtheilung dieſer Kapitel ſtimmt in beiden nicht ganz überein. Beim 18ten Kap. iſt im Buch der Liebe der letzte Abſatz zu einem neuen Kap. abgeſondert. Dagegen iſt die Zahl 42 zweimal gezählt, ſo daß es eigentlich 56 Kap. hat. Das 46ſte Kap. fängt ebd. ſchon im vorhergehenden an, mit der Rede: „Gnädige Frau“ ꝛc. ꝛc. Aus Kap. 47. ſind wieder zwei gemacht, bei der Rede Sidonias: „O gnädiger Herr, ihr ſollt mit ihm reden“ ꝛc. Kap. 50: „Gendolet wüſchet auff von dem Tiſch“ ꝛc. Kap. 51: „Die Herren ritten heim zu jren Frauwen“ ꝛc. Kap. 52: „Darnach gab man ſie zuſammen“ ꝛc. Kap. 53: „Nach der Hochzeit“ ꝛc. Kap. 54: „Der König Pontus fuhr auff dem Meer“ ꝛc. Kap. 17. ff. iſt ebd. ſtatt der alten Jungfrau, des Zwerges und des Betbruders immer nur ein Herold und darnach die ganze Anordnung des Turniers verſchieden. Im vorlezten Kapitel hat daſſelbe, bei dem Zug gegen die Heiden, noch folgende Reihe von Namen: „und ſühret mit jm die Herrn von Britannia, (vnd die von Amow, vnd von Mayn, vnd von Poytaw, vnd von Normandia, Deßgleichen war da der Graff von Morlanie, vnd der Marggraf von Aweranſes, deß Sohn Ponnel, die waren da mit groſſer Ritterſchafft, von Normandia, vnd von Mayn, vnd von Angers, vnd von Reamund, die Guy von Lanel, vnd viel andere. Andre von Lator, Wilhelm von Roſches vnd von Hurrepolis, vnd von Anguwins, vnd von Poyto war der Herr von Leſingen, Guy von Gners, Linſel von Malium, Huges von Barthumey, vnd viel andere. Poytuwins von Gnert, Hubert von Malla, Odes von Waſſey, vnd viel andere Turinges, vnnd der meiſte theil war davon. Die Freien von Britannia,) vnd auch faſt alle die Ritterſchaft.“ Das 55ſte, letzte Kapitel beſteht dagegen nur aus folgenden wenigen Worten: „Pontus der König, vnnd die Königin Sidonia, regierten ein lange Zeit, nach jhrer Landſchafft gefallen. Darnach ſturben ſie mit groſſer klag von allen

ſren Vnderthanen. Aber es iſt ſo geſtalt vmb diſer
Welt leben, daß kein Menſch ſo fromb, oder ſo reich,
noch ſo hübſch, noch ſo mächtig, er muß von dieſer
Welt ſcheiden.“ Dieſer Schluß ſtimmt mehr mit der
Gothaer Handſchrift, ſo wie mit der Vulpius'ſchen Aus-
gabe. Das der alten vorſtehende Argument oder In-
halt fehlt in der neuen ganz. Wir haben ſolches hin-
ten geſetzt, weil es uns eine ſchickliche Nachrede zum
Ganzen zu ſein ſchien.

Solcher wäre demnach der Inhalt dieſes erſten
Bandes des neuen Buches der Liebe. In den drei
dafür gewählten Romanen ſtellt ſich, wie wir glauben,
der allen Werken dieſer Art gemeinſame Geiſt, in ſeinen
hauptſächlichſten Kreiſen und Beziehungen, unter ſehr
bedeutenden und vorbildenden Geſtalten, dar. Und es
bleibt uns nur noch zu wünſchen, daß dieſes Buch nicht
bloß ein ſolches ſein möge, welches von Liebe erzählt,
ſondern auch ein ſolches, welches die Liebe zu den
Werken und Tugenden unſerer Altvordern wieder be-
lebt und zugleich zwiſchen den Höheren und Niederen
ein freundliches Band erneuet und befeſtiget, und ſo
ſeinen Namen in der vielfachſten Bedeutung führet.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Triſtan und Iſalde . . . . S. 1.
Fierrabras . . . . — 143.
Pontus und Sidonia . . . . — 269.

Triſtan und Iſalde.

Eine wunderbarliche und faſt luſtige Hiſtorie von Herr Triſtanen und der ſchönen Iſalden, eines Königs aus Irland Tochter, was ſie vor große Freude mit einander gehabt haben, und wie dieſelbige Freude ganz trauriglich zu einem Ende vollbracht ward: ſehr lieblich zu leſen.

Das erſte Kapitel.

Wie der König Marchs ſeine Schweſter Blankeflor vermählet dem König Ribalin von Johnoys.

Es war ein König mit Namen Marchs von Kurnewal, der hät etwann lange große Kriege wider den König von Schotten. Als das nun eine lange Zeit gewähret hatte, da kam König Ribalin von Johnoys mit großer Macht König Marchsen zu Hülf', und dienet' ihm ſo wohl und lang, bis der Krieg geſtillet ward. Auch gefiel demſelben Ribalin das Weſen daſelbſt wohl; denn der König hatte eine ſehr ſchöne Schweſter, mit Namen Blankeflor, gegen die ward Ribalin in Liebe entzündet, und hub an ſie lieb zu haben, desgleichen ſie ihn herwieder, doch heimlich, ihm und allermänniglich unwiſſend. Jedoch merket' und verſtund Ribalin in ihm ſelbſt, daß ſeine Liebe gegen ſie nicht umſonſt, ſondern ein Wiedergelten da wäre; das war ihm Urſache, mit Weſen da zu bleiben, ſo lang' als er möchte. Er ward in allen Geſchäften und Händeln deſto fleißiger, damit er ſich den König willig und günſtig machte. Dann kurz, er hielt ſich ſo wohl, daß er die Jungfrau erwarb, und ihm der König ſie mit gutem Willen ehelich vermählete.

Das zweite Kapitel.

Wie Triſtan auf der See geboren, und bei ſeinem Vater am Hof erzogen ward.

Es ſtund nicht lange nach dieſer beider Beiliegen, daß die Frau ſchwanger wurde. Da ward Ribalin mit ſeinem Schwager König Marchſen eins, ſeine Frauen mit ihm heim zu führen in ſein Königreich Johnoys; das ward ihm alſo vergönnet. Als ſie nun auf die See kamen, und durch Ungewitter lang' umfahren mußten, nahete ſich die Frau zu der Geburt, und ward ihr alſo wehe, daß ſie nicht geneſen mocht', und ſtarb. Da ward von dem todten Leib ein Kind geſchnitten und bei dem Leben behalten. Daſſelbe Kind wuchs hernach, und ward ein mannlicher, theurer Held, genannt Triſtan: von dem dieſe Hiſtorie ſagt. Was großer Klag' und Traurigkeit da ward von dem König, ſeiner Ritterſchaft und allem Volk, ſo bei ihm war, davon wäre viel zu ſagen; denn ein jeder, der wahre Liebe recht verſucht hat, erkennt auch wohl, was großes Leids und Schmerzes nachfolget; darum will ich nicht weiter davon reden; denn es gehet je nach Süßem Saures: das ſiehet man gemeiniglich in allen Dingen. Alſo ward auch dem König Ribalin ſeine Freude gar in Leid verwandelt um ſeiner Frauen Tod. Jedoch ward die Klag' und das Leid verwiſchet und ein Theil geſtillet, da ihm Gott der Herr das Kind leben ließ. Das führet' er mit ihm heim zu Lande, gab es den Ammen, ſein zu pflegen und zu warten, als Kindern nothdüſtig iſt, und königlicher Art zugehöret; ſo lange, bis er zu Vernunft kam, in Büchern zu lernen. Da ward ihm zugegeben ein Meiſter der Geſchrift und aller anderer Behendigkeit, mit Namen Kurnewal. Als er ihn der Bücher unterrichtet hät, lehret' er ihn darnach Behendigkeit und Geradigkeit, mit Ringen, Laufen, Springen, Steinwerfen, den Schaft ſchießen, mit dem Speer und mit Schwert, auch alles andere, was zu der Ritterſchaft gehöret. Er lehret' ihn auch dabei milde ſein und wahrhaftig, was er geredet' und verhieße, daß er derer keines nimmer bräche; denn wo er mit Werken oder Worten, die er verheißen hätte, ſich vergäße, und deren nicht hielte, ſo würde er bald Gott und der Welt unwerth. Er befahl ihm auch inſonderheit, alle Frauen zu ehren, und denen zu dienen mit Leib und Gut, und von Kurzweile zu ſagen mit Züchten.

Er kehret' allen Fleiß für, er zog und hielt ihn in Übung zu allen Tugenden. Der junge Herr hub an dem Meiſter nachzufolgen, in allem, ſo er ihn lehren konnt' und mochte. Er wachs auch faſt in Tugenden und andern guten Werken, ſo königlicher Art wohl anſtehen, mit Milde, Mannheit, ſtät, wahrhaft, und beſcheiden, alſo, daß niemand einiges Mißfallen an ihm vermerken konnte. Dazu hät ihm die Natur einen erwünſchten Leib geformiret, nach aller Gliedmaß gar unſträflich, nichts an ihm vergeſſen, und war auch wohlgefällig jedermann anzuſehen.

Das dritte Kapitel.

Wie Herr Triſtan Urlaub begehrete von ſeinem Vater, fremde Land zu beſehen.

Als nun Triſtan dazu kam, daß er in der Noth etwas leiden mochte, rieth ihm ſein Meiſter Kurnewal, daß er Urlaub begehrte von ſeinem Vater Ribalin, auf daß er andere Land' und Sitten ſehen und erfahren möcht', und ſich nicht alſo in ſeinem eigenen Vaterland verläge, ſondern daß auch in fremden Landen ſein Nam' und ſeine Thaten offenbar und erkannt würden. Auf ſolches ging Herr Triſtan zu dem König ſeinem Vater, und ſprach zu ihm: „Herr und Vater, ich bitte euch mit Unterthänigkeit, wöllet mir euern Urlaub geben, auch dazu helfen mit Geſinde, und was mir zu ſolcher Reiſe nothdürftig ſein wird; denn ich habe mir fürgenommen, mit eurer Hülf' und Gunſt, fremde Lande zu erfahren, und andere Sitte und ſchöne Gebärde zu erlernen, ſo ich von andern Landen ſagen höre; vermeine auch, daß euch und mir ſolches wohl zu thun ſei. Hierauf bitte ich fleißiglich, mir ſolches nicht abzuſchlagen, ſondern dazu zu helfen und mich auf's allererſte abzufertigen; denn ich hoffe je, unſer beider Name ſoll erſt recht durch alle Land lautbar, offenbar und erkannt werden.“

Das vierte Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit ſeinem Heer in Kurnewaliſch Land fuhr.

Da König Ribalin erhörte das Fürnehmen ſeines lieben Sohns, gefiel es ihm wohl und ſprach: es gefiel' ihm, daß er ſich ſo jung in andere Lande zu fahren begeben wollte; dazu wollt' er väterlich helfen mit aller Koſt und Zehrung, ſo er bedürfte. Er ſchuf bald mit ſeinem Hofmeiſter, was Kurnewal begehrt' und haben wollte, nichts hierin ausgeſchieden, ſollte man ihm nach dem allerbeßten und reichlichſten geben. Das ward alſo vollbracht. Auch wurden beſonders geladen zween Säumer mit Gold, Silber und den allerköſtlichſten Kleidern. Kurnewal nahm am Hofe zween Jungherrn und acht Knaben edeler Geburt. Als er nun zugerichtet und ganz abgefertigt war, nahm er Urlaub von dem König ſeinem Vater und von allem Hofgeſinde. Der König gab ihm väterlichen Segen, befahl ihn Gott dem allmächtigen und Maria ſeiner Mutter, auch ſeinem Meiſter Kurnewal, in große Hut.

Alſo fuhr das kleine Heer von Johnoys über Meer in Kurnewäliſch Land. Als ſie nun ſchier zu Lande kamen, bat Triſtan ſeine Diener, daß ſie niemand ſagten, wer oder von wannen er wäre, noch ſein Geſchlecht offenbarten; und thät das aus Liſtigkeit. Mit dieſen Worten gingen ſie von dem Schiff, ſaßen auf ihre Pferd', und ritten in König Marchſen Hof. Da ward Herr Triſtan ehrlich empfangen. Er dankte dem König, und begehrt', ob er ſein bedürft', und ihn zum Diener haben wollte? darum er kommen wär', auch keinen andern Herrn wüßte, dem er vor ihm dienen wollte; denn er hätte ſo viel Zucht und Ehre von ihm und ſeinem Hof gehört, darum er ſich, für alle andere Herrn, hätte fürgenommen, ihm zu dienen. Solches Erbieten nahm der König in großem Gefallen auf, und ſagt' ihm zu, daß er ihn gern zum Hofgeſinde haben wollte. Hierauf ward berufen ein Herzog, mit Namen Thinas, der war des Königs Truchſeß. Er war getreu und ganz fromm, und was in dem königlichen Hof zu thun war, mußt' alles durch ſein Geſchäft geſchehen; dieſem ward Triſtan befohlen, daß er ihn hinfort in ſeiner Acht und Sorgfaltigkeit haben ſollte. Der benannte Herzog Thinas nahm den jungen Herrn in ſeine Pfleg', und hielt ihn mit allen Dingen wohl, und mit ſolchem großen Fleiß, als ob er ſein leiblich Kind wäre. Er bat auch alles Hofgeſinde, daß ſie Triſtanen vor Augen hielten und ihm dienten, als ihrem eignen Herren. Solches konnte Herr Triſtan um ſie alle wohl verſchulden, alſo, daß ihn jedermann werth, lieb und ſchön hielt; denn er befließ' ſich aller Tugend und Frömmigkeit. Alſo war er eine Zeitlang an des Königes Hofe, daß ihn bedaucht', er wäre nun wohl dazu geſchickt, daß er ein Ritter werden möcht', und man ihm das Schwert geben ſollt'; als auch kürzlichen geſchah.

Das fünfte Kapitel.

Wie Morholt von Irland von dem König Marchſen Zins fordert.

Zu der Zeit war ein Held in Irland, mit Namen Morholt, der war ein ſehr ſtarker Mann und hatte allein vier Mannes Stärke. Der König von Irland hatte ſeine Schweſter, der hielt ihn alſo bei ſich; denn er war ihm ſehr nütz und bezwang mit ſeiner Mannheit alle die Lande, ſo um Irland gelegen waren, daß ſie ihm mußten Zins geben; bis an Kurnewäliſch Land, davon er ihn auch manchmal fordert. Aber König Marchs hatte ſich deß allezeit enthalten und Widerſtand gethan. Da aber Morholt ſolches vernahm, beſchweret' er ſich darum, und meinet', er wäre ſelbſt deſto ringer und leichter an ſeinen Würden und Ehren, ſo er ihm das Land nicht unterthänig machet', und ſchwur darauf eine Heerfahrt: er wollte den Leib verlieren, oder das Land bezwingen.

Er nahm mit ſich ein groß Heer und fuhr hinweg. Als er nun über Meer kam, beſchickt' er den König Marchſen und entbot ihm, er ſollt' ihm den Zins ſchicken, den er fünfzehen Jahr durch ſeine Stolzheit übermüthiglich verſeſſen hätte. Auch hieß er ihm ſagen, ob er einen Mann hätte, der ihn beſtehen dürfte, mit dem wollt' er kämpfen: geſieget' er demſelbigen ob, daß ihm dann König Marchs müßte unterthänig ſein, geſieget' ihm aber dieſer ob, ſo wollt' er König Marchſen frei und forthin unbezwungen laſſen. Doch wollt' er zuvor den Zins oder Tribut haben, und hieß dem König ſagen, was er für Zins begehrete: vor allen Dingen wollt' er haben alle Menſchen, die da bei fünfzehen Jahren alt wären, Knaben und Maidlein; wollt' er ihm die geben, das wäre gut, wollt' er aber nicht, ſo wollt' er ſie mit Gewalt nehmen. Die Knaben müßten ſein eigen ſein, und die Maidlein wollt' er daheim in das offene Frauenhaus thun, daß ſie ihm Geld gewinnen müßten. — Hört, wie eine ſchändliche und unbeſcheidenliche Botſchaft war das von einem König, deren er ſich billiger geſchämet ſollte haben zu gedenken, denn daß er es überlaut hieße ausrufen! — Indem kamen ſeine Boten zu König Marchſen und ſagten ihm die Botſchaft, deren er ſehr erſchrak, und klagete das Gott dem allmächtigen heimlich in ſeinem Herzen, und gab keine Antwort darauf. Denn er ſchrieb und ſchicket' aus in alle Land, allen Fürſten und Herrn, daß ſie zu Angeſicht des Briefs zu Hof kämen, und ſich nichts darin irren ließen, denn er bedürft' ihrer zur Noth.

Das ſechſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan ward zu Ritter geſchlagen, und ſich verwilligete mit dem Morholt zu kampfen.

Dieweil nun ſolches Schreiben ausgeſandt ward, beredete ſich Triſtan mit ſeinem Meiſter Kurnewal, den Kampf ſelbſt zu thun, und vermeinete, das an den König zu begehren; aber Kurnewal widerrieth ihm das, und meinet', er wäre der Jahr' und Kräfte noch zu jung und klein wider einen ſo ſtarken Mann. Aber Triſtan ſchätzete ſich nicht minder an der Stärke, denn Morholt war, und bat mit Fleiß, ihm ſein Fürnehmen nicht abzuſchlagen, ſondern dazu zu helfen, daß ihm der Kampf erlaubt würde. Er ſagt' ihm auch dabei, daß er wohl verſtünde, daß man keinen fände, der ſich dieſer Sach' unterſtehen würde: „ſollte Morholt denn ungeſtritten hinweg ziehen, das wäre dem königlichen Hofe und uns allen eine Schande, ich geſchweige des Schadens, ſo wir und das ganze Land empfahen würden. Darum vermahne ich dich, ob du mir anderſt Ehren und Gutes gönneſt, ſo wehre mir dieſen Kampf nicht.“ Kurnewal ſagte, daß kein Mann nie ward, dem er ſo viel Ehren und Gutes gönnte, dem er auch lieber dazu helfen wollte, denn ihm; dieweil er aber je fechten wollte, wäre ſeine Meinung, daß er den König vor gebeten hätte, daß er ihn zu einem Ritter ſchlüge: ſo möcht' er mit deſto größern Ehren kämpfen.

Triſtan folgete dieſem Rath, und ging hierauf zu Herzog Thinas, dem er vom König befohlen war, ſaget' ihm ſein Fürnehmen der Ritterſchaft halben, und verhehlete den Kampf.

Das gefiel dem Herzog wohl; er ging mit ihm zum König, und baten beide, daß er Triſtanen zu Ritter ſchlüge. Der König aber hätte es ihm gern abgeſchlagen und ſeiner Jugend halben noch ein Jahr verzogen; aber ſie baten mit ſo großem Ernſt, daß ihn der König nicht länger aufhalten mochte, ſondern ſchlug ihn zum Ritter, und ſechzig andere Jungherrn mit ihm. Dies alles geſchahe in ſieben Tagen.

In der Zeit waren etliche Fürſten und Herrn gen Hof kommen. Herr Triſtan ritt mit ſeinen Schildgefährten auch dar. Als man ihn da ſah, ward er für alle andere ſehr gelobet und gepreiſet in allen ſeinen Händeln. Als er aber vernahm, daß er für die andern fürgenommen und gepreiſt ward, gab ihm ſolches je mehr und mehr Urſache zur Kühnheit, und er wurde dadurch ſehr geſtärket und zur Mannheit gereizet.

Als nun die Herren und Ritterſchaft alle zu Hof kamen, ſagt' ihnen der König die Botſchaft, ſo ihm Morholt gethan hätte, leget' ihnen die kläglich für, begehrte darauf Raths, was ihm und ihnen zum nützlichſten hierin zu thun wäre, dem wollt' er gern folgen, und daß ſie darnach ſähen, ob man irgends unter ihnen allen einen finden möchte, der Morholten allein beſtehen wollte. Darauf gingen ſie zu Rath, gar nahe einen ganzen Tag, und konnten unter ihnen allen keinen finden, der ſich's annehmen wollte. Deß ward Herr Triſtan inne, und ging zu ihnen in den Rath, und fragete, was die Sachen wären, darin ſie ſo lang Rath hätten? Das ward ihm geſagt. Da ſprach er: „Es ſind doch viel ſtolzer Ritter hie, aus denen ſich billig einer deß annähme; ſo aber keiner unter ihnen iſt, ſo will ich mich williglich von unſer aller wegen darein geben, und bitte euch alle, das mir bei dem König zu erlangen, daß mir der Kampf erlaubet werde.“ Das gelobten ſie ihm alle; doch riethen ſie ihm, er ſollte ſich vor wohl bedenken, und ſich deß nicht ſo liederlich annehmen, denn er wäre ſehr jung und unerfahren, aber Morholt wäre ſolcher Kräft' und Mannheit, daß ſeines gleichen nie geſehen wäre; darum wollten ſie es nicht rathen. Aber Herr Triſtan war aller Furcht und Zagheit frei, antwortet' aus mannlichem Herzen, und ſprach: „Ich getrau' euch wohl, und bitte euch, daß ihr mir helfet, daß mir der Kampf zugelaſſen werde; denn ich hoffe, ich wölle uns allen Ehr' und Sieg erfechten. Wer weiß, vielleicht gönnet mir Gott des Siegs; denn er iſt je den Rechten beiſtändig und ſchlägt die Hoffärtigen mit ihrer eigenen Bosheit und Unrecht. So weiß auch Gott, daß ich von Ungerechtigkeit wegen will Kämpfer ſein, mich und uns alle von Ungerechtigkeit und fremder Anſuchung zu retten und frei zu machen, der wird mir auch beiſtändig ſein und mir helfen das Unrecht unterdrücken, in welches Gnaden und Treu' ich all mein Heil ſetze.“ Da nun die Herren ſeine Mannheit und Ernſt hörten und ſahen, wurden ſie alle froh; jedoch war ihnen ſchwer, ſolche große Sach' an einen ſo jungen Ritter zu laſſen, der gegen Morholt als ein Kind zu ſchätzen war. Aber Herr Triſtan gab ihnen guten Troſt, dadurch ſie alle geſtärkt wurden, und vermahnete ſie hierauf, zu dem König zu gehen, ihm zu ſagen, daß ſie einen unter ihnen hätten, der ſich der Sache wider Morholten angenommen hätte; ſie ſollten ihn aber nicht nennen, bis ihnen der König gelobt', ihm den Kampf zuzulaſſen.

Mit dem gingen ſie alle zu dem König und ſagten ihm die Botſchaft; da ward er gar ſehr erfreuet, und ſprach: „Wer iſt der Ritter oder Knecht? Er ſei eigen oder frei, ſo ſoll er meine Hülfe, Gunſt und Rath dazu haben, in allem, was er dazu haben ſoll; ich will ihm auch ſolches nicht unbelohnet laſſen.“ Morholts Boten waren zugegen, und ſagten: ihr Herr wollte mit keinem fechten, er wäre ihm denn gemäß; darum wollten ſie wiſſen, von was Art und Geſchlecht der wäre, daß ſie das ihrem Herrn wüßten zu ſagen. Hierauf antwortete Herr Triſtan, ſie ſollten ihrem Herrn ſagen, er wäre von Art ſo frei, als er: „denn Blankeflor iſt geweſen meine Mutter und König Ribalin von Johnops mein Vater, und ich bin König Marchſen Schweſter Sohn.“ Da der König das hörete, ward er erfreuet, und auch betrübt: erfreuet, daß der ſo männlich war und ſich des Kampfs angenommen hätte, betrübet, daß ſich ſeiner Schweſter Kind in ſolche Noth begeben hätte; und bat Triſtanen mit großem Ernſt, daß er den Kampf unterließe. Dieſe Bitte half nichts. Da fragete der König, warum er ſich das ſo ſtreng fürgenommen hätte? Er ſollte davon abſtehen, denn er wollt' ihn nicht kämpfen laſſen. Da antwortete Herr Triſtan: „Sollte Morholt alſo ungefochten von hinnen ſcheiden, ſo hielt' er uns alle für zaghaft, und nicht unbillig, ſo wir uns alſo Land, Leut' und Gut, ohn' alle Wehr nehmen ließen; wir hätten auch billig den Spott zum Schaden.“ Der König ſprach: „Deß darfſt du dich nicht ſo hoch beſorgen, es iſt dir weder Schande noch Unehr'; und bitte dich, laſſ' von deinem Fürnehmen, denn ich will dieſen Kampf von dir nicht haben.“ Hierauf antwortete Herr Triſtan gar höflich, und ſprach: „Herr, wo es an eure Ehr' und Glimpf gehet, da werd' auch ich zu beiden Seiten angerennet: darum will ich ſterben, oder den Sieg behalten.“ Als der König ſah, daß all ſein Bitten umſonſt war, ward er zornig und ſprach: „Nun mußt du mir nicht kämpfen, es ſei dir lieb oder leid.“ Da Triſtan hörete, daß ihm der Kampf ſogar verſagt ſollte ſein, vermahnet' er den König der Gelübd' und Treue, ſo er den Fürſten hätte gethan, damit ihm der Kampf erlaubt und beſtätiget worden wäre. Mit dem erhielt er, daß ihn der König mußte kämpfen laſſen. Da ſprach der König: „Lieber Neffe, ich bitte dich, gib deinen jungen Leib nicht in den Tod ungenötheter Sachen; denn du biſt ſolchem Kämpfer zu ſchwach. Erſchlägt er dich, daß kann ich nimmer verſchmerzen.“ Herr Triſtan ſprach: „Was denn? ich muß doch ſterben: ſo will ich lieber ſterben, denn daß Morholten ſo lieb geſchehen ſollte, daß er ungefochten hinweg ſollte ziehen.“ Der König ſprach: „Ei, laſſ' daſſelb' alles auf mich gehen, und unterwinde dich nicht des Kampfs.“ Herr Triſtan ſprach: „Auf meine Wahrheit, das mag nicht ſein. Ich will kämpfen, und hoffe, mir ſoll der Sieg zufallen.“ Was ſollte nun der König thun, da er ihn je nicht von dem Willen bringen mochte, denn daß er ihm dazu hülf', und Waffen gäbe? Und er entbot Morholten, daß er am dritten Tage zu rechter Kampfs Zeit allein auf den Werder käm', und alle ſeine Herren hinter ſich ließ', er wollt' ihm auch nur mit einem Mann zu kämpfen genug geben, der würd' ihm den Zins mitbringen, den er viel zu lang verſeſſen hätte.

Die Boten eilten zu ihrem Herrn, und ſagten ihm die Geſchichte ganz und gar. Morholt fragete, wer der wäre, der mit ihm kämpfen wollte, auch wenn und wo der Streit würde? Das ſagten ſie ihm alles. Hierauf rüſteten ſich beide Theile, als zum Streit gehöret.

Als der geſatzte Tag kam, hieß der König Marchs für ſich bringen den allerbeßten Harniſch, ſo er hätte, wappnete ſeinen Neffen ſelbſt darein, mit großem Fleiß, und gab ihm ein Schwert: wohin das mit Kräften geſchlagen ward, mochte kein Stahl vor ihm beſtehen; und befahl ihn Gott dem allmächtigen mit weinenden Augen in ſeine Hut, daß er ſein Helfer wär', und ihn mit Geſundheit herwieder ſchickete. Er küſſet' ihn, drücket' ihn an ſeine Bruſt; und ruften beide, er und alles Volk, um Hülfe gen Himmel.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Herr Triſtan auf den Werder fuhr mit Morholten zu kämpfen, und den Kampf allda gewann.

Als nun Herr Triſtan alſo gerüſtet war, ging er zu Schiffe, nahm mit ihm ſein Pferd, Schild und Schwert, und fuhr allein auf den Werder. Viel guter Segen wurde ihm nachgeſprochen und des Siegs gewünſcht.

Morholt der kam ihm entgegen gefahren, der heftete ſein Schiff an, und ſtieß Herr Triſtanen ſeines fern hindann. Der ſprach: „Held, warum thuſt du das?“ Er antwortete: „Wir ſind beide herkommen, daß wir Schaden oder Frommen hie hohlen wollen.“ Herr Triſtan ſprach: „Ei, der kommt wohl von hinnen, welcher den Sieg behält, das weiß ich fürwahr.“ Da ſie alſo mit einander redeten, bat Morholt der ſtarke, Herr Triſtanen fleißig, daß er ſich des Fechtens abthät', und mit ihm zu Lande fuhr', er wollte mit ihm theilen, was er hätt', und ſein Erbe halb geben, auch ſeinen Leib um ſeinetwillen feil führen, dieweil er lebete; ſonderlich ſollte er auch anſehen ſeine Schöne und Jugend, und ſein Leben friſten; denn ſollt' er ihn erſchlagen, das wäre ihm inniglichen Leid. Er ſagt' auch weiter: „Schöner Jüngling, bedenke dich mit mir zu fahren, ehe du deinen jungen ſtolzen Leib verliereſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Das thu' ich ungern, doch ſofern, daß du den König frei laſſeſt und forthin unbekümmert.“ Morholt ſprach: „Das mag nicht ſein, König Marchs wird nicht frei gelaſſen; denn wer das vernähme, möchte meinen, ich thäte das aus Furcht.“ Da ſprach Herr Triſtan der kühne Held: „So ſei dir widerſagt; denn ehe du den Zins gewinneſt, ſollte dir lieber ſein, du hätteſt ihn nie gefordert.“ Als er dieſe Worte redete, ſaßen ſie beide auf ihre Pferde und eileten mit großem Zorn auf einander, und ſtach einer den andern durch den Schild, und ward Herr Triſtan wund. Sie ritten abermals mit großen Kräften zuſammen: da ſtach Herr Triſtan Morholten vom Pferd, und er ward zum andern mal wund von einem vergifteten Speer, das auf ihn zerſtochen und zerbrochen ward. Morholt ſprang bald wieder auf und lief Herr Triſtanen zu Fuß an; da ſprang der kühne Held auch vom Pferd, und ſie erhuben einen ſolchen ernſthaften Streit, als von zweien Mannen je geſehen ward, und trieben einander lang hin und wieder. Morholt war gar ein ſtarker

Mann, der ſchlug den Jüngling, daß er auf beide Knie fiel; aber er ſprang behend auf, erhohlte ſich des Schlags, und ſchlug Morholten die Hand ab, darinnen er ſein Schwert trug. Als Morholt ſich ſelber überwunden ſahe, hub er ſich an die Flucht, und meinet' alſo davonzukommen. Herr Triſtan lief ihm behend nach, und in dem Laufen ſchlug er ihm eine Wunde durch ſeinen Helm in ſein Haupt, daß er alſo todt niederfiel für ſeine Füß', und es blieb ein Stück von ſeinem Schwert im Helm ſtecken. Da ſprach Herr Triſtan: „Ich ſehe wohl, du bleibſt, und ich achte, mein Herr König Marchs werde frei von dir ſein, und du habeſt des Zinſes genug; du wirſt auch forthin nichts mehr fordern, denn dein Übermuth hat dich gefället.“

Alſo ward der Streit geſchieden, dem einen zu Freuden, dem andern zu Klagen. König Marchs hohlete ſeinen Neffen mit großen Freuden und Lobgeſang; und lobten alle Gott den Allmächtigen, daß er ihnen ſo gar väterlich und tröſtlich geholfen hätte, und fuhren mit Freuden heim.

Aber die traurige Schaar von Irland hohleten ihren Kämpfer auch, doch nicht, als König Marchs ſeinen Neffen, ſondern mit gar großem und traurigem Weinen und Klagen; und ſchickten gar bald zu der allerſchönſten Iſalden, des Königes Tochter von Irland, ließen ihr ſagen: wollte ſie ihren Oheim lebendig ſehen, daß ſie zu Stund' käme. Das thäten ſie auf das Verhoffen, ſo ſie ihn lebendig fünde, ſo möchte ſie ihn bei dem Leben behalten; denn ſie war zur ſelbigen Zeit mit bewährter Kunſt der Arzenei die berühmteſte in allen Landen. Da ſie die Botſchaft vernahm, eilete ſie bald, und nahm mit ihr, was ſie zu Wunden bedurfte. Als ſie aber eilend darkam, war ihr Oheim todt, und hatte ihrer Zukunft nicht erwarten mögen. Als ſie ſah, daß er todt war, thät ſie ziemlich weinen, und ging zu dem Todten, ſeine Wunden zu beſehen. Da ſtack die Schart' oder Stück aus Herr Triſtans Schwert noch in der Wunden, die nahm ſie daraus, weiſete ſie allem Volk, und thät die darnach mit Fleiß behalten. Sie fuhren heim mit großem Jammer und Leid, und begruben ihren Todten mit großer Klag' und Herrlichkeit, als Königen zugehöret. Der König von Irland fiel auf das Grab mit ſehr kläglicher Gebärd' und großem Geſchrei. Darnach gebot er ſeinem Volk, wer von Kurnewäliſchen Landen in ſein Land käme, daß man derer keinen lebendig ließe, ſondern ſie alle an die Galgen henkete. Und nahm ihm das zu Rach' um ſeinen Schwager Morholten; den meinet' er nimmermehr zu verſchmerzen, noch deß getröſtet zu werden.

Das achte Kapitel.

Wie Herr Triſtanen ein Häuslein gebauet ward fern von den Leuten; auch wie er darnach hinweg fuhr in einem Schiff, und wie ihm geholfen ward durch den König in Irland.

Nun war auch Herr Triſtan gar ſehr wund von den vergifteten Waffen, und war kein Arzt in den Kurnewäliſchen Landen, noch an andern Enden, der ihm die Wunden heilen mochte. Man wußte auch niemand in der ganzen Welt, der ſolche Arzenei konnt', als die ſchöne Iſalde, die ihm auch wohl hätte helfen mögen; aber ſie hätt' ihn lieber getödtet, denn bei dem Leben erhalten. Auch wußt' er ſolche Kunſt nicht von ihr, er hätte es vielleicht ſonſt mit ſeiner Liſtigkeit wohl dazu gebracht, daß ihm irgends Hülfe durch ſie geſchehen wäre. Als aber alle Arzenei an ihm umſonſt und unnütz war, und er je länger je kränker ward, und die Wunden ſehr faulten und rochen, daß niemand bei ihm bleiben mochte, begehret' er, daß man ihm ein Häuslein fern von den Leuten an der See machte, darin er allein wäre, ſeines Endes wartend. Das ward alſo gemacht und nach ſeinem Begehren an die See geſetzt. Als man ihn nun darein trug (denn er mochte ſelbſt nicht mehr gehen noch ſtehen), da erhub ſich ſolche große Klage von allermänniglich, daß ſie ihren Kämpfer, einen ſchönen, jungen und waidlichen Helden, alſo jämmerlich verlieren ſollten, daß ihr Klagen ohne Maß war. Und derer folgeten gar viele mit ihm bis zu dem Häuslein; aber der Geſtank ließ niemand bei ihm, denn ſeinen Oheim König Marchs; auch Herzog Thinas und Kurnewal, die waren täglich bei ihm, ſeines Endes wartend.

Nun war Herr Triſtan jung, und gar hurtiger Sinne, der gedachte hin und wieder, ob einigerlei in der Welt ſein möchte, das ihn friſten und helfen könnte? und fand nichts in ſeiner Vernunft, denn eines, das fiel ihm bei: er wollt' auf die See fahren, ob ihn das Glück etwann brächte, da ihm geholfen würd', oder aber alſo elendiglich ſtürbe. Dies leget' er ſeinem Meiſter Kurnewal für, bat ihn in ein Schifflein zu tragen, und vermeinete hinweg zu fahren; als auch geſchahe. Er nahm Urlaub von dem Könige, und allenthalben, und bat Kurnewalen ſein ein Jahr da zu warten: blieb' er bei Leben, ſo käm' er ehe, denn in Jahres Zeit, käme er aber nicht, ſo dürft' er nicht länger warten, und ſollt' ihn gewißlich todt wiſſen; dann hieß' er ihn wieder heim ziehen, ſeinem Vater ſagen, daß er nun fortan Kurnewalen für ſeinen Sohn hielt', ihm ſeines getreuen Dienſts lohnet', und nach ſeinem Tode die Krone tragen ließ', als ſeinen eigenen Sohn; denn er gönnete ſie niemand baß, denn ihm. Kurnewal hätte ſich der Kron' und des Reichs gern verziehen, ſo er mit ſeinem Herrn ſollte gefahren ſein, auch ſehen und wiſſen, wie es ihm doch ergehen ſollte. Er weinet' und thät aus der maßen ungebärdig um ſeinen lieben Herrn. Desgleichen ward alles Volk beweget mit Mitleiden, und herzlich betrübet. Hiemit ward er in ein Schifflein getragen, mit großer Klage, mit ihm ſein Schwert und eine Harfe. Auch ward das Schifflein verſorget nach Nothdurft für die Sturmwinde. Herr Triſtan tröſtete ſich ſelbſt wohl, und befahl ſich und die Umſtehenden dem allmächtigen Gott in ſeine Hut, und fuhr damit hinweg, doch mit wäſſerigen und betrübten Augen. Der König ſah ihm ſehnlichen mit betrübetem Herzen nach, und klageten alle, daß ihnen Triſtan je kund ward.

Er fuhr nun hin ohn' alle Hülf, und wußte ſelbſt nicht, wohin. Die Winde thäten ihm faſt wehe, und wie ſie ihn trieben, alſo mußt' er fahren. Alſo trieben ſie ihn gerichts hin gen Irland. Da er aber vermerket', in Irland zu ſein, gedacht er: nun erſt habe ich den Leib verloren; jedoch gedacht' er: das Leben iſt edel; und wollte das friſten, dieweil er möchte.

Und als ihn der Wind an das Land warf, ging der König ſpazieren bei dem Waſſer; der ſchickete bald, daß man beſähe, was in dem Schifflein wäre. Die Diener kamen und ſageten, da wär' ein Mann, verwundet bis auf den Tod. Der König ging ſelbſt dar, und fand, wie ihm geſaget war. Da hieß er ihn in ein Haus tragen, darin man ſein pflegen ſollte. Doch fraget' er ihn, wer und von wannen er wäre? Herr Triſtan erſchrak der Frage hart, und ſprach: „Herr, ich heiße Pro, und Segniceſt iſt mein Haus, und bin ein Spielmann. Nun bin ich auf dem Meer beraubt und bis in den Tod verwundet worden, und die Winde haben mich hergetrieben.“ Da der König das höret', und ſahe auch den großen Schmerzen ſeiner Wunden, ward er in Erbarmung beweget, hieß ſein wohl pflegen, und ſchickete zu ſeiner Tochter, daß ſie dem armen verwundeten Mann ein Pflaſter gäbe. Das geſchahe, aber es war ihm unnütze. Das ward ihr geſaget; ſie ſandte ihm bald ein anderes: da ward ihm noch weher. Als ihr das fürkam, ſprach ſie: „Ich weiß wohl, was ihm gebricht: er iſt mit Gift wund.“ Und bereitet' allererſt Arzenei, die ihm zugehörete, davon er alsbald und in kurzer Zeit geſund ward. Alſo heilete ſie ihn in kurzer Zeit, ohne daß ſie beide einander erſahen. Er ſchied ſo von ihr, wiewohl er vor zu Hof gefordert ward; das geſchahe aber durch beſondere Geſchichte, hiernach folgend.

Es begab ſich, daß die Schiffe von Kurnewäliſchen Landen nimmer gen Irland fahren dürften, da war großer, merklicher Hunger und auch Theurung in Irland, und lebeten mit großem Gezwang Hungers halb. Auf das berieth ſich der König mit ſeiner Ritterſchaft, was ihm hierin zu thun wäre, und wo ſie Speiſe nehmen wollten, damit das Volk erhalten würde und nicht ſo gar verdürbe. Sie konnten ihm alle nicht rathen, und wußten auch nicht, wohin. Da gedachte der König an den Mann, den ſeine Tochter geheilet hät, und ſchickete nach ihm. Triſtan kam bald zu Hof. Als er kam, bat ihn der König Raths um ſein und des Lands anliegende Noth. Da ſagt' er: „Herr, alles, was ich vollbringen kann, ſoll ich mich nicht ſäumen; denn ihr habt das gar wohl um mich verſchuldet. Wollet ihr aber meinem Rath folgen, ſo ſendet etliche Schiffe mit mir in Engeland, da will ich ſo viel Fleiß ankehren, und Speiſe beſtellen, auf das allernäheſte, ſo ich mag, und euch die zuſchicken.“

Das neunte Kapitel.

Wie Herr Triſtan dem König von Irland Speiſe ſchicket', und das Land vom Hunger erledigete.

Dem König gefiel der Rath wohl, und ſagte das ſeinen Räthen; die wurden deß froh, daß ſie der Sorg' und Mühe ſollten entladen ſein. Hierauf wurden Herr Triſtanen die Schätz' und Schiffe befohlen, und er fuhr hinweg. Als er nun in Engelland kam, beſchicket' er einen Kaufmann, und bat ihn, daß er ihm kaufen hülfe. Er kaufet' auch ſelbſt, und ſtellete ſich in aller Weiſe, als ob er auch ein Kaufmann wäre.

Als er nun Speiſe gekaufet hatte, ſo viel, als um tauſend Mark Golds, ließ er die Schiffe laden, und ſchickete ſie dem Könige in Irland. Er aber ging in ein ander Schiff, das war von Kurnewäliſchen Landen, mit dem fuhr er heim in ſeines Oheims Königreich und in die Stadt Thintariol, da er vor krank und ungeſund von geſchieden war, und kam gleich dahin an dem Tage, als ein ganzes Jahr vergangen war ſeines Dannenſcheidens. Als er zu Thintariol aus dem Schiff ging und ihn ſein Diener Kurnewal erſahe und erkannte, thät er vor großen Freuden und Liebe weinen, und entbot dem Könige die Zukunft ſeines lieben Neffen. Demſelben Boten ward zum Botenbrot, daß er forthin aller Armut gefreiet war. Mit was großen Freuden, Ehren und Würden Herr Triſtan empfangen ward von dem Könige, Herzog Thinas, und aller Ritterſchaft, auch allen andern, Frauen und Mannen, wäre Wunder davon zu ſagen; denn ein jeder verſtehet es ſelbſt wohl, wie gar hoch und groß ein lieber kommender Freund den andern erfreuet, der von ſolcher Ferne, nach langer Zeit, und aus großen Siechtagen und Schmerzen, geſund herwieder kommt, und beſonders als der, der in ſolcher großen Pein, und gar nahe in ſterbender Noth, vormals dannen geſchieden iſt. Darum will ich nicht mehr davon ſagen, allein auf das allerkürzeſte die Hiſtorie zu Ende bringen.

Herr Triſtan war dem Könige ſo lieb, daß er um ſeinetwegen keine Frau nehmen wollte, ſondern ihn zu einem Erben ſeines Reichs haben. Da waren etliche an dem Hofe, die meineten, Herr Triſtan riethe dem Könige, ohn' ein Weib zu bleiben, und haſſeten ihn ſehr darum. Aber er wußte es nicht, auch nicht, daß der König ſolches um ſeinetwillen unterwegen ließ, oder thät; denn die andern Mächtigen an dem Hof riethen dem Könige täglich, ein Weib zu nehmen.

Eines Tages gingen die Freunde und Ritterſchaft für den König und nahmen Herre Triſtanen mit ihnen, baten den König mit großer Bitte, daß er eine Frau nähme, die ihm an Adel und Geburt geziemen möcht', und daß er das durch Gott und ihrer aller Willen thäte. Der König ward dieſer Bitte beſchweret, jedoch ſetzet' er eine Zeit, darauf er antworten wollte. Deß wurden ſie froh; denn er hatte ſolche Bitt' allwegen vor abgeſchlagen. In der geſetzten Zeit gedachte der König, wie er antworten wollte, damit er ſie füglich von der Bitte bringen möchte; denn er wollte je kein Weib nehmen, es wäre gleich ihnen lieb oder leid. Als er aber in dieſen Gedanken ſaß, ſahe er zwo Schwalben mit einander ſtreiten, und ſahe, daß ein ſchönes langes Frauenhaar herabfiel; das hub der König auf, und ſagete bei ihm ſelbſt alſo: „Fürwahr mit dieſem Haar mag ich mich gar wohl erwehren, ſo ich ihnen ſage, daß ich keine andere haben wölle, denn die, der dies Haar geweſen iſt: deren mögen ſie mich nicht gewähren, und müſſen mich forthin ſolcher Bitte frei laſſen. Auch ſind ſie meinem Neffen ohne Schuld ungünſtig und feind; aber es kann ihm nicht ſchaden, er muß jedoch mein Reich beſitzen, und ſie müſſen ihn für ihren rechten Herren haben."

Da er die Worte mit ihm ſelber redete, kam Herr Triſtan eingegangen, und andere Herren mit ihm, und fragten den König von des Reichs Nothdurft wegen. Das ließ er hingehen, und antwortet', auf andere Meinung, mit ſolchen Worten: „Ich habe hie einer Frauen Haar: ſo ihr mir die gebet, die will ich nehmen, und kein Widerſprechen darin haben; aber ich will ſonſt keine andere, dieweil ich lebe." Die Herren nahm das gar fremd und wunder, und ſprachen unter einander, es wäre Herr Triſtans Schuld, und angelegt Ding, damit er ſich alſo wollt' ausreden. Doch fragten ſie den König, wer und von wannen die Frau wäre? ſie wollten ihm die hohlen, in welchem Lande ſie wäre. Der König ſagete: „Das weiß ich ſelbſt nicht; ich kann euch auch nicht mehr davon ſagen." Da ſprachen ſie, ſie höreten wohl, daß er ſich mit ſolcher Rede friſten und ihnen die Bitte verſagen wollte; doch wollten ſie gern wiſſen, woher ihm das Haar käme. Der König ſaget' ihnen, wie ihm daſſelbige worden wäre; daß er auch ohn' ein Weib ſterben wollt', es würd' ihm denn die, deren Haar er hie hätte. Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, ihr thut groß Unrecht, daß ihr uns allen nicht folgen wollt. Ich habe es euch vor oft gerathen, und rath' es noch mit ganzen Treuen; wiewohl mich etliche der Euren zeihen, ihr thut es durch meinen Rath. Daß aber das nicht ſei, und ſie mir Unrecht thun, will ich öffentlich erzeigen, und um eurer Liebe willen die Frauen euch ſuchen. Darum gebet mir das Haar, wenn mich's Glück an das Ende brächte, da ſie iſt, daß ich ſie bei dem Haar deſto beſſer erkennen möge. Ich will auch nicht ablaſſen und herwieder kommen, ich bringe denn die Frauen mit. Darauf verſchaffet mir Schiff, und was ich zur Reiſe bedarf."

Das zehnte Capitel.

Wie Herr Triſtan nach der Frauen fuhr, und wie es ihm auf der Reiſe ging.

Der Truchſeß, Herzog Thinas, hieß zuhand ein Schiff bereiten, darein tragen von Speiſ' und Kleidern, was man bedurfte, auch Harniſch und Pferde, zu hundert Rittern, und großen Hort von Gold und Silber. Da das alles bereit war, nahm Herr Triſtan Urlaub, und ſprach zum Könige: „Ihr ſollt wiſſen, daß ich dieſe Reiſe durch eurer Lieb' und Ehre willen fürgenommen habe; denn mir euer' Ehre und Glimpf höher zu Herzen gebunden iſt, als einem andern.“ Damit nahm er das Haar, und ſchied ab, mit hundert andern Rittern, welche ihm der König zugegeben hatte.

Sie fuhren hinweg, und ſahen einen ganzen Monat nichts anders, denn Himmel und Waſſer. Da gebot Herr Triſtan dem Schiffmann, daß er Irland vermeiden ſollte; denn ſie alle wüßten wohl, wer von Kurnewäliſchen Landen dahin käme, daß er ſterben müßte. „Nun müſſen wir je durch alle Lande fahren, wo man mit Schiffen und Pferden hin kommen mag, die Fraue zu ſuchen, und wiſſen doch nicht, wo wir ſie finden werden: Gott wölle, daß wir doch den Tag erleben, daran wir ſie mögen finden!“ Wie ſie aber mit einander redeten, erhuben ſich die Winde mit einem großen Sturmwetter und warfen das Schiff mit Gewalt in derſelbigen Nacht an Irland, zu der Stadt, dabei Herr Triſtan vor geheilet ward. Als aber der Tag erſchien und Herr Triſtan erſahe, daß ſie an Irland waren, erſchrak er ſehr, und ſagete ſeinen Mitgeſellen, daß er vormals an dem Orte geheilet wäre worden: „und iſt kein Zweifel, wir müſſen alle hie ſterben, oder mit großer Liſtigkeit hinein kommen; darum ſchweiget ihr alle ſtill, und laſſet mich allein reden, ob ich uns gefriſten möge.“

Als aber der König aufſtund und ſahe das Schiff, daß es der Stadt ſo nahe lag, ſchuf er bald mit ſeinem Marſchalk, daß er hinginge und ſie alle enthäuptete. Dieſer aber durfte das Gebot nicht übergehen, es wäre ihm lieb oder leid. Als er zu dem Schiff kam, hieß er die Gäſt' alle ausgehen, und ſaget' ihnen, ſie müßten ſterben. Herr Triſtan bot große Gab', und begehrte zu leben, ſchenkete dem Marſchalk einen güldenen Kopf, und bat ihn fleißig, dem König ſeine Rede zu ſagen, und daß er ſie dieweil ließe leben. Der Marſchalk war ein frommer, getreuer Mann, und erbot ſich das zu thun. Hierauf ſprach Triſtan: „Ich bitt' euch, zu ſagen dem König mein Gefährt' und meinen Namen: ich bin geheißen Tantris, und ſind meiner Geſellen zwölf mit mir, Kaufleute aus Engelland; wir haben hören ſagen, wie großer Hunger in dieſem Königreich ſei, da verkauften wir alle unſere Hab', und legten die an Speiſe, damit luden wir zwölf Schiff', und hoffeten dadurch alle reich zu werden: da begegneten uns Leute auf dem Meer, denen man ſtark nachjagete, die ſagten uns, wenn wir herkämen, ſo hätten wir gewißlich den Leib verloren. Als wir das höreten, begonnten wir uns zu beklagen, und nicht unbillig, der großen Schäden halb, unſerer angelegten Hab' und Güter, die wir nehmen würden, wo wir nicht herführen, führen wir aber her, daß wir den Leib und Gut mit einander verlören. Hierauf gingen wir zu Rath, und warfen das Loos unter uns: auf welchen es fiele, der ſollte hieher fahren, und beſehen, ob dem alſo wäre, als uns geſaget iſt. Alſo fiel das Loos auf mich Armen, und bin alſo auf Gnade herkommen; ſo ſind meine Geſellen noch auf dem Meer. Lieber Herr, das alles, bitt' ich euch, dem König zu ſagen; und daß er mir das Leben laſſe, ſo will ich ihm die Speiſe, ſo ich geſaget habe, alle zuſammen bringen." Der Marſchalk meinete, die Rede wäre alſo, und brachte ſie zuhand für den König. Dadurch ward ihnen ihr Leben gelängert; auch durch andere Geſchichte, hiernach folgend.

Das eilfte Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen großen Drachen erſchlug, darum ihm der König ſeine Tochter gab.

Alſo lag das betrübte Heer bis über Mittentag, und redeten unter einander: ob man ſie ſchon leben ließe, ſo müßten ſie doch ewiglich in Irland gefangen ſein; und wägten die Sache hin und wieder. Indem kam ein Mann zu ihnen gegangen, der ward mit ihnen zu Rede, und ſagete Herr Triſtanen, daß ein großer und grauſamer Drach' in dem Königreich wäre, der thäte dem Lande großen Schaden, an Leuten und Vieh. Nun hatte der König ausrufen laſſen, wer den Drachen erſchlüge, dem wollte er ſeine Tochter geben. Da Herr Triſtan ſolche Dinge hörete, nahm er keinen längern Verzug, ſondern wappnete ſich nach Nothdurft, und ritt gegen die Noth; denn er war ein kühner, unverzagter Held.

Als er über das Feld trabete, ſah er fünf Männer ſehr fliehen; unter dieſen einer den andern fern fürgelaufen war, dem eilete Herr Triſtan zu, ergriff ihn bei dem Haar, und fragete, was oder wen er ſo ſehr fliehe? Dieſer Mann bat ihn überlaut um Gottes willen, daß er ihn ließ', und ſprach: „Ach, lieber Herr, der Drache jaget daher und will mir den Leib nehmen; darum laſſet mich laufen, daß mir das Leben vor ihm bleiben möge“ Herr Triſtan fraget', an welchem Ende der Wurm wäre? er wollt' ihm entgegen kommen, ob ihm Gott der allmächtige Glück wollte zufügen, daß er ihn tödten möchte. Dieſer ſaget' ihm die Gelegenheit ganz; da ließ er ihn laufen und hieß ihn mit Heil hinfahren, er aber kehrete ſich gegen den Drachen. Er hielt ſich in einem Grunde, und wartete bis der grauſame Wurm neben ihn kam; da zerſtach er erſtmals ſeinen Speer auf ihm, und ehe der Schaft zerbrach, hatt' er ſchon ſein ſcharfes Schwert in der Hand, und ſchlug mit ganzen Kräften ſo lang' auf ihn, daß er mit großer Arbeit und Mannheit zuletzt den Sieg an ihm gewann. Aber der Wurm verbrennete das Pferd unter ihm, und er mußte zu Fuß fechten. Als er nun den Drachen erſchlagen hatte, ſchnitt er ihm die Zungen aus dem Rachen, und trug ſie mit ſich hinweg. Es hatt' aber der grauſame Wurm ihn alſo mit Feuer angeworfen, daß er in dem Feuer ſchier verbrannt war; da ſahe er einen Moor vor ſich, darein ging er, und wollte ſich erkühlen, daß er in dem Harniſch nicht verbränne. Als er darein kam, da ward ihm der Harniſch aller kohlſchwarz, ohn' allein der Halskragen, der war gülden. Da er das ſah, ging er ein wenig fürbaß, da fand er einen lautern Brunnen, darinnen er ſich allererſt erkühlet', und legete ſich um Ruhe willen zu dem Brunnen; das war auch nicht unbillig, denn der grauſame Wurm hatt' ihn ſehr umgetrieben, müde gemacht und verwundet: und lag alſo daſelbſt gar nahe unverſonnen.

Das zwölfte Kapitel.

Wie ſich des Königs Truchſeß berühmet', er hätte den Drachen erſchlagen, und wie ihn Herr Triſtan zu Schanden machte.

Wir wollen Herr Triſtanen eine Weile ruhen laſſen, und von den Flüchtigen ſagen, die Herr Triſtan vor geſehen hatte.

Das waren des Königs Truchſeß und ſeiner Diener vier. Da ſie vermerkten, daß der Wurm erſchlagen war, ritten ſie dahin, und ſchnitten dem ertödteten Wurm das Haupt ab. Der Truchſeß bat ſeine Diener, daß ſie ihm der Unwahrheit beiſtünden, und ſagten, er hätte den Drachen erſchlagen, er wollte ſie darnach immerdar fördern und reich machen. Das thät er aber darum, daß ihm der König ſeine Tochter geben ſollte. Auch hatte er ſich großer Mannheit ausgegeben, daß er den Wurm allein beſtehen wollte, wiewohl ſeine Zagheit männiglich wiſſend und offenbar war; darum ihm auch Noth war, daß er Gezeugniß mitbrächte; denn er wußte wohl, daß man ihm allein nicht glauben würde.

Hiemit kam er zu dem Könige, vermahnet' ihn ſeiner Gelübde, daß er ihm, dieweil er den Drachen erſchlagen, ſeine Tochter geben ſollte. Aber es war dem König noch nicht gelegen, daß er ſeine Tochter ſollte ſeinem Truchſeß geben; auch wußte er vormals von ihm ſolcher Mannheit nicht: darum widerredet' er das, und ſaget' öffentlich zu ihm, er glaubet' ihm ſolches nicht, ſondern es hätte ihn ein anderer erſchlagen, und er hätt' es nicht gethan. Solche Rede bewegete den Truchſeß zu Zorn, und er ſprach, er hätte den Drachen allein erſchlagen mit ſeiner eigenen Hand, und er wollte das gnugſamlichen beweiſen mit vier Männern, die das von ihm geſehen hätten; man ſollt' ihn auch nicht dafür halten, daß er ſich der Ding' annähme, wenn er ſolches nicht gethan hätte: er hoffete auch, daß ihm die Jungfrau zu geben nicht abgeſchlagen werden möchte. Mit ſolchen und mehr Worten überredet' er den König, daß er die Worte glaubete; doch ſprach er: „Ich will meine Tochter vor darum beſprechen.“ Und ging damit hin zu ihr, ſaget' ihr, wie der Truchſeß ſie erfochten, und den Wurm erſchlagen hätte. Die Jungfrau, mit Namen die ſchöne Iſalde, erſchrak, glaubete dieſer Geſchichte nicht, und ſprach: „Herr und Vater, wo nahm der nur ſolche Mannheit, der doch allwege ein Verzagter iſt geweſen? Glaubet's nicht; denn ich weiß, daß er den Drachen nicht erſchlagen, hat ihn auch nie dürfen anſehen. Gott wölle, daß der Held funden werde, der den Wurm erſchlagen hat! Ich hab' aber Sorge, dieſer verzagte Böſewicht hab' ihn ermordet, wo er ihn etwann in Unkräften liegen gefunden hat.“ — Solches redete ſie auch nicht vergeblich, denn der Truchſeß und ſeine Helfer ſuchten fleißiglich nach ihm; wo ſie ihn funden, hätten ſie ihn getödtet. Als ſie aber nichts funden, meinete der Truchſeß, er hätt' alle ſeine Noth überwunden; darum war er auch mit Worten ſo frech gegen den König, und verſahe ſich keiner andern Ausrede, denn daß man ihm die ſchöne Jſalden geben ſollte. — Als ſie aber alſo mit dem Vater geredet hatte, antwortet' er, und ſprach zu ihr alſo: „Nun mag kein längerer Verzug ſein, dich ihm zu geben: ich habe ſo hoch verheißen, wer den Wurm erſchlagt, der ſolle dich zum Weibe haben. Wiewohl du dich hierinnen widerſt., ſo muß es doch ſein. Er will auch das redlich beweiſen mit vier Männern, daß er dich erfochten habe.“ Hierauf antwortete ſie: „So ſagt ihm, daß er warte bis morgen; doch weiß ich, daß er nicht gefochten hat, als er ſaget. Glück füge mir den, der mich erfochten hat!“ Hiemit ging er von ihr. Der Truchſeß vermahnete den König abermals, und hatte Sorge, ſeine Freude würd' ihm zu lange verzogen. Da ſagte ihm der König, daß er ſollte verziehen bis morgen. Deß ward er zumal hoch erfreuet, und meinete jetzt ſchon König zu ſein.

Das dreizehnte Kapitel.

Wie Brangele Triſtanen erſiehet an dem Helmen in einer Hecken, und wie ſie zu ihm kamen, und ihn die Jſalde mit ihr heimführet.

Aber Frau Jſalde hät einen Kämmerer, mit Namen Peronis, dem ſie gar wohl getrauete, dem befahl ſie, daß er bald drei Pferde ſollte zurüſten und bringen. Und auf den Abend, als es dunkel ward, ritt ſie ſelbſt mit Peronis, und nahm noch eine Jungfrau, nämlich Brangele, mit ihr, und kamen gerichts auf Herr Triſtans Hufſchlag. Da die Frau das ſahe, bat ſie, fleißiglich dem Hufſchlag nachzureiten, und ſprach: „Das Pferd iſt nicht in dieſem Lande erzogen: Ach, Gott, wo iſt der Held, den es hergetragen hat? Aber die Mörder haben ihn ertödtet; ſuchet nur nach dem Grabe, er liegt etwann in der Nähe hiebei begraben.“ Als ſie die Worte redete, kamen ſie, da der todte Wurm lag und das verbrannte Pferd, auch der verſengte Schild: das alles war ſo gar beſenget und verbrennt, daß ſie weder Farbe noch Wappen ſehen noch erkennen mochten. Die Frau hub an mit ſonderlicher großer Klag' um dieſen werthen und mannlichen Held zu weinen, und bat, daß man ſtäts für ſich ſuchen wollt', ob man ihn todt finden möchte, und wer ihn fünde, dem wollte ſie hundert Stück Goldes geben. Die zwei waren deſto fleißiger zu ſuchen, aber Brangele ſahe von ferne den Helmen gleißen, die eilete bald zu der Frauen, und ſagete, ſie hätte den Helm funden. Da ritten ſie mit großer Eil', und kamen zu dem Brunnen, dabei lag er ganz müd' und unbeſinnet. Die ſchöne Iſalde ſtricket' ihm den Helm auf und nahm ihm den von ſeinem Haupt. Herr Triſtan hörete wohl, daß Weibsbilder bei ihm waren, warf die Augen auf, und ſprach: „Wer nimmt mir meinen Helm?“ Die Frau ward ohne maßen froh, da ſie ihn reden höret', und antwortet' ihm bald: „Habt keine Sorge, er wird euch wohl wieder; denn ich will ihn euch ſelbſt behalten.“ Alſo führeten ſie den halb todten Mann mit ihnen verborgenlich in die Stadt. Die Frau nahm ſelbſt den Helm und das Schwert, Brangele nahm den güldenen Ringkragen und das andere Geräthe.

Das vierzehnte Kapitel.

Wie Iſalde Herr Triſtanen ein Wannenbad bereiten ließ; als ſie ihn aber erkannte, wollte ſie ihn ihrem Vater verrathen haben; das wehret' ihr die Brangele.

Als nun Frau Iſalde Herr Triſtanen gar ausgezogen hatte, ward ihm ein Bad bereitet. Die Frau brachte Salben, die ihm zu ſeinen Wunden gehörten; ſie ſalbete, band und badet' ihn, daß er ganz zu ſeinen Kräften kam.

Da er aber alſo in dem Bade ſaß, und die Frau bei ihm umging, gedacht' er bei dem Haar, das er mit ihm geführet hät, daß ſie die Frau wäre, die er ſucht', und thät in ihm ſelbſt lächeln. Deß nahm die ſchöne Iſalde wahr, und gedachte: Weß lachet dieſer? Ich weiß doch nichts, das ich gethan habe. Aber ich ſollt' ihm vielleicht ſein Schwert gewiſchet haben; fürwahr, er iſt deß gar wohl würdig. Nahm damit das Schwert und wollte das wiſchen: da erſahe ſie eine Scharte in dem Schwert, davon all' ihre Freude verſchwand. Sie leget' es bald von ihr, und brachte das Stück, das in dieſelbe Lücke gehörete, das ſie vormals behalten hatte. Als ſie ſahe, daß es gerecht darein war, hub ſie an den Held zu haſſen, und ſprach: „Du biſt Triſtan, und haſt den Drachen erſchlagen; aber was mag dich das gehelfen? Du kommſt nimmer lebendig von hinnen, und iſt kein Zweifel, du mußt meinen Oheim mit dem Tode vergelten. Ich will dich ſelbſt nicht ungemeldet laſſen; denn du haſt mir den Mann, den nie keine Jungfrau gehabt hat, an meinem Oheim erſchlagen." Triſtan läugnete, daß er deß ſchuldig wäre; ſie beſchied ihn aber, daß er deß geſtund, nnd ſprach: „Liebe Jungfrau, daß ich ihn erſchlug, thät mir noth, denn er ſchlug mir nach meinem Leben, und zwang mich die Noth, daß ich mich wehren mußte: verhoffe, daß ich deß nicht entgelten ſoll, dieweil ich mich Leibesnoth erwehren habe müſſen." Sie ſaget' ihm kurz, er müßte Leib und Leben verlieren, da hülfe kein Bitten für, ſie wollte das ihrem Vater ſelbſt anzeigen. Hierauf ſprach Triſtan: „Es iſt doch nicht Sitte, daß man Leib und Leben gebe, ſo einer den andern mit Kampf beſtehet." Sie ſprach: „Du mußt aber die Sitte lernen." Triſtan ſprach: „Soll ich ſie denn je lernen, das iſt mir zu früh, und thu' es ungern, und bitte euch fleißig um aller Frauen willen, und ſonderlich um euer ſelbſt Ehre willen, ihr wöllet mich ungemeldet von hinnen kommen laſſen. Bedenket, daß es euern hohen Namen und Ehre ſchwächen würde, daß ihr mich um Freundſchaft und gute Behandlung in euer Haus auf meinen Schaden geführet und gebracht hättet. Wie geziemete das weiblichem Bilde, einen ſolchen unverdienten Mord zu ſtiften? ſonderlich in ſolcher Maß und Form, als ihr mich hieher gebracht habt, und ich euerthalben ſolchen Fleiß und Arbeit gehabt, euch und euer Land und Leute von ſolcher Noth erlediget habe; darum denn euer Vater euch, zu Wiedergeltung ſolcher Arbeit und Noth, zu geben mir verheißen hat. Soll ich denn darum ſterben, daß ich der bin, der ſich um euertwillen in ſo große Angſt gegeben hat? Das wäre ein gar ungleicher Wechſel, deßgleichen nie gehört wäre. Dazu würd' auch euer hoher Preis ganz geniedert, daß ihr in guter und freundlicher Handlung einen ſolchen verborgenen Mord tragen ſolltet. Ach, meine Frau, ſchonet euer ſelbſt Ehren an mir beſſer, denn ihr mir verheißen." Sie ſaget': „Ich habe das alles vor wohl bedacht, daß es mich irrete; jedoch ſo zwinget mich die Klag' um meinen lieben Oheim, daß ich ſolches alles zurückgeſchlagen habe." Als ſie aber jetzt Wehe! ſchreien wollt', und ſehr weinete, ging Brangele, ihre getreue Jungfrau, zu der Thür hinein; die erſchrak ſehr, und fragete, was das wäre, daß die Frau ſo herzlich weinete. Es ward ihr geſaget mit zähernden Augen, und daß er ſterben mußte. Brangele ſprach:

„Das wär' ein' unerhörte Sache, daß ihr dieſen um ſein Leben bringen wolltet, der euch ritterlich und mannlich, als ein Held, erfochten hat. Wie geziemete ſich das, daß ihr ihn zu ſeinem Tode in Freundſchaft her geführet hättet? Ach, was großer Unehr' und Unglimpf würd' auch dadurch entſtehen! Und nicht allein der Unglimpf, ja ihr müßtet auch euers Vaters Schüſſelträger zu einem Mann haben. Ei, wie ſchöne Ehre würde euch das ſein, wo man in den Landen ſagen würde, euers Vaters Schüſſelträger habe euch mit Liſten und Unwahrheit euerem Vater abgeredet! So iſt Herr Triſtan von hoher Geburt und ſo ein freier Held, daß ſich keiner ihm gleichen mag; und ob er alle euere Freund erſchlagen hätte, ſolltet ihr ihn dennoch lieber nehmen, denn den Verzagten, der von geringem Geſchlecht geboren iſt, von dem ihr keiner guten That noch Würdigkeit gewärtig ſeid."

Durch ſolche Worte ward Iſalde bewegt, ſtellet' ihren Zorn ab von ihm, und hieß Kleider bringen. Als er aber bekleidet war, ward er ihren Augen ſo gefällig, daß alle Klagen, ſo ſie vor gehabt hatte, vergeſſen wurden. Denn es geſchicht oft, daß weibliches Gemüth durch ſchöne Geſtalt und hübſche Gebärde von Zorn in Gütigkeit und Sanftmüthigkeit gewandelt wird: alſo geſchah auch an Frau Iſalden. Sie umfing Herr Triſtanen freundlich, küſſet' ihn lieblich an ſeinen Mund, vergaß aller Feindſchaft und Haß, und ſaget' ihm zu ſtäten Frieden und Freundſchaft; ſie gelobet' ihm auch Fried' und Geleit von ihrem Vater zu erwerben.

Als ſie ihm das verheißen hatte, ging ſie zu ihrem Vater, ſagt' ihm, daß ſie erfahren hätte, wer der wäre, der ihnen allen aus der Noth geholfen und den Wurm erſchlagen hätt', und ſprach: „Vater, dein Zager berührete den Wurm nie, bis ihn ein anderer getödtet hatte." Der König antwortete: „Haſt du ihn denn funden? Nun will doch dieſer bezeugen, daß er ihn ertödtet habe." Iſalde ſprach: „Wer ſind doch die, damit er's bezeugen will? Es ſind vielleicht ſeine Diener: ſo iſt nichts davon zu halten; denn ſie müſſen ſagen, was er will und ihm gefället. Willt du es aber an ſie laſſen, ſo möchten wir wohl betrogen werden; ich weiß aber wahrlich, daß er den Drachen nicht ertödtet hat."

Das fünfzehnte Kapitel.

Wie Iſalde ihrem Vater anzeigete, wer den Drachen erſchlagen hätt', und wie er ihr das lange nicht glauben wollte, und allzeit meinete, der Truchſeß hatte ihn erſchlagen.

Der König ſprach zu ſeiner Tochter: „Was weißeſt du? Du redeſt gleich, als ob du den geſehen habeſt, der es gethan ſoll haben. Ich halte aber, hätte es der Truchſeß nicht gethan, er würde ſolches nicht fürgeben noch bezeugen wollen. Ob aber die Zeugen ſeine Diener, oder wer ſie ſind, iſt mir nicht wiſſend. Weißt du aber den, der uns von der Noth des Drachen entladen hat, ſo heiße ihn für mich bringen." Hierauf antwortete die ſchöne Iſalde: „Das will ich gern thun. Aber vor allen Dingen will ich, daß der Held Friede und Geleit habe, um alles, das er dir je gethan hat." Da ſprach der König: „Fried' und Geleit ſoll er haben, und was er mir Leids gethan habe, ſei ihm ewiglich vergeben." Da ſie das hörete, ſprach ſie zu dem Vater: „So mache den Frieden ſtät', und küſſe mich an des Helden ſtatt." Das thät der König, und ſprach: „Mit dieſem Kuß iſt nachgelaſſen und verziehen alles, das dieſer wider mich verſchuldet hat." Als nun der Friede gegeben und beſtätiget ward, ſprach Frau Iſalde zu ihrem Vater: „Du haſt dem Truchſeß zugeſaget; ſo nimm nun morgen alle dein Hofgeſinde dazu, ſo will ich dir den Helden bringen, dem Truchſeß zu Schanden, auf ſeinen vermeſſenen Streit, darin du ſelbſt ſehen und hören wirſt, daß der Betrüger den Wurm nicht beſtanden noch getödtet hat, auch nicht dürfen ſehen, wie er ſein Ende genommen hat."

Nun hät der König in ſeinem Land und Königreich allen Fürſten, Grafen, Freien, Rittern und Knechten ſchreiben laſſen, daß ſie zu der Hochzeit ſollten kommen. Deßgleichen hät auch der Truchſeß allen ſeinen guten Freunden und Bekannten geſchrieben, und ſie gebeten, daß ſie kämen, und ihn in königlicher Würde und ſeinen großen Ehren ſähen, und ihm dazu helfen ſollten; denn er wußte nicht anders, als der König würde ihm ſeine Tochter geben.

Indem war Herr Triſtan noch verborgen in einer Kammer, der hät groß Verlangen nach ſeinem Geſinde, das er in dem Schiff traurig und betrübet gelaſſen hatte, und berufete der Frauen Kämmerer Peronis, vor genannt, bat den, in ſein Schiff zu gehen zu ſeinen Dienern, und ihm Kurnewalen zu bringen. Das ward gethan, als ihm befohlen ward, und er ſaget' ihnen die Botſchaft. Als ſie erhörten, daß ihr Herr Triſtan noch im Leben war, wurden ſie zumal hoch erfreuet.

Kurnewal ging mit Peronis zu ſeinem Herrn. Als er zu ihm kam, ſprach er ihm gar freundlich zu, und befohl ihm wieder in das Schiff zu gehen, den andern zu ſagen, daß ſie zu morgen all' ihre beſten Kleider anthäten und gen Hof kämen, daſelbſt ſich an eine Bank ſetzten, und mit niemand redeten, auch nicht aufſtünden, bis ſie ihn ſelbſt ſähen; denn er hoffete, die Sache würde geendet, um der willen er auskommen wäre. Kurnewal ging wieder in das Schiff, und ſagete den Herrn und Geſellen ſeines Herrn Willen und Gebot. Sie wurden deß inniglichen froh, dankten und lobten Gott den allmächtigen, daß ſie ihren Herren lebendig und geſund ſehen ſollten.

Zu morgens bereiteten ſie ſich auf's allerköſtlichſte, mit Kleidern und Kleinod, ſo köſtlich und zierlich, dergleichen in Irland vor nie geſehen war; ſonderlich was Herr Triſtanen zu ſeinem Leibe gehörete, das war alles viel köſtlicher, denn das andere. — Aber was ſoll ich ſagen von Kleidern und köſtlicher Gezierd' oder Kleinod, oder jegliches beſonders nennen? Man weiß wohl, daß an der Könige Höfe ſind Gezierd' und Köſtlichkeit, die uns gar unbekannt und fremd zu nennen ſind? — Sie hatten gar keinen Mangel an allem, das ſie bedurften und begehrten. Zu morgens kamen ſie alle gen Hof, zu erfüllen ihres Herren Gebot, ſchwiegen alle, und ſetzten ſich auf eine Bank, und achteten nicht, wer wider oder fürging, auch ſtunden ſie nicht auf, und gaben niemand Antwort, wieviel man ſie fragete. Der König merkete das, und fragete, wer die herrlichen Weigande wären? aber niemand wußt' ihm das zu ſagen.

Nun war es Zeit, daß der Truchſeß ſeine mannliche That bezeugen ſollte mit den vier Mannen, als er denn verſprochen hät. Da ſchickte der König nach ſeiner Tochter, daß ſie den Held mit ihr brächte, der ſie erfochten hätte. Als ſie die Botſchaft vernahm, nahm ſie Herr Triſtanen bei der Hand, und führt' ihn für ihren Vater. Als er aber in den Saal ging, ſprungen die Herren, ſeine Diener, alle auf mit großen Freuden, empfingen ihren Herren, ſtunden ihm an ſeine Seiten, und gaben damit zu verſtehen, daß ſie bereit wären, ihm zu dienen, auch mit ihm zu ſterben und zu leben. Da der König das ſahe, fraget' er Frau Iſalden, wer der Held wäre? Sie ſprach: „Du ſollt ihn vor küſſen." Zuhand ward der Tochter Wille vollbracht: er küſſete den Helden, beſtätiget' auch damit den Fried' und Geleit, ſo er vor gegeben hatte, in Abweſen Herr Triſtans; der ward nun zum andern mal gegeben, für ihn und all' die Seinen, ſo er mit ihm hät dahin bracht. Als das geſchahe, ſprach Frau Iſalde: „Ich weiß, was du gelobeſt und geredeſt, daß du das ſtät und unzerbrochen hälteſt, darum will ich auch ſagen, wer der Held iſt. Er hat dir den liebeſten und kühneſten Mann erſchlagen, an meinem Oheim." Da das der König hörete, ward er zum Theil betrübet, und ſprach: „Gott weiß, Herr Triſtan, wäre die That nicht verſühnet, ihr kämet ungeſchumpfiert nicht von hinnen; aber was mir Leides geſchehen iſt, habe ich alles nachgelaſſen und verziehen: ihr ſollt auch guten und ſtäten Frieden haben." Iſalde ſprach, das wäre recht und billig, denn Triſtan wäre ein ſolcher wehrlicher Held, daß er billig zu preiſen wäre; daß er aber Morholten erſchlagen hätte, wäre ohne ſeinen Dank geſchehen; er hätte auch ſeines Oheims Land von dem Zins, noch ſeinen Leib von dem Tode, nicht anders befreien mögen. „Dieweil es ſich aber je alſo zugetragen hat, iſt es ihm doch leid, und er hat ſich um deß willen aufgemacht, und iſt über Meer gefahren, ob er alſo um dich verdienen möchte, daß du ſein Freund würdeſt. Er hat ſich auch dir zu Liebe der Noth unterſtanden, und den Drachen erſchlagen, dadurch wir, auch das ganze Land mit uns erfreuet iſt." Als ſie die Worte vollendete, ſtund der Truchſeß auf, und ſprach zu Herr Triſtanen, warum er ſich deß ausgäbe, das er nicht gethan hätte? Es wäre ein großer Unfug an ihm, daß er ſich dieſer Sachen anzöge. Und vermahnete hierauf den König, daß er ihm die Tochter gäbe, als er verheißen hätte. Herr Triſtan aber wollte ſein Recht auch nicht länger verſchweigen, und ſprach zu dem Könige, ein Theil in Zorn: „Herr, der ſaget unrecht; das will ich beweiſen, auch daß er den Wurm nie durft' anſehen, ſo, noch wie oder wo ich den erſchlagen habe. Iſt er aber mannhaft, als er ſaget, daß er mich allein darf beſtehen, ſo trete er zu mir in einen Kampf: da ſollt ihr ſehen, daß ſein Sagen, auch ſeine Zeugen falſch und unwahrhaftig ſind. Auch beweiſe ich das mit dieſer Zungen, die ich dem Drachen aus ſeinem Hals geſchnitten habe." Dieſe Rede bedauchte ſie alle genug. Aber es war dem Truchſeß dadurch ſeine Freude bald verloſchen; doch begehrt' er, ſich mit ſeinen Freunden zu beſprechen, denn ihn bedauchte wohl, es wäre ihm beſſer, daß er den Streit ließe, denn daß er kämpfte. Da war einer unter ſeinen Freunden, der ſprach: „Kämpfeſt du, ſo mag leicht kommen, daß du deinen Leib verliereſt; denn Herr Triſtan iſt ein ſtarker Mann, und gar ein kühner, vermeſſener Held, als er an manchen Enden in harten Streiten viel und oft erzeiget hat. Darum rath' ich dir in ganzen Treuen, haſt du den Drachen nicht erſchlagen, ſo laſſ' dein Kämpfen mit ihm; denn beſteheſt du ihn mit Unrecht, ſo wird es dich reuen; und du muſt doch den Unglimpf haben, du kämpfeſt oder nicht: darum iſt ehe zu rathen, du entbehreſt des Kampfes, denn daß du beide, den Leib und Glimpf, mit einander verliereſt.“ Da ſprach der Truchſeß: „Ich will nicht mit Triſtanen kämpfen; denn er iſt ein ſtarker Mann.“ Mit dieſen Worten ging er für den König, und ſagete vor allem Volk, daß er den Drachen nicht erſchlagen hätte; Herr Triſtan wäre der rechte, der ſollt' auch des Königs Tochter billig und von Rechts wegen haben. Als er nun ſo öffentlich ſein eigen Laſter geſtanden und bekennet hatte, ſprach der König: „Das hättet ihr billig vorhin gethan, und ehe ihr euch ſelbſt zu ſolchem großen Spott und Laſter gebracht hättet.“

Den Truchſeß gereuete, daß er der Dinge je gedacht hatte. Ihm ward auch jedermann ungünſtig; er ward ſogar verſpottet und verachtet, und allen Menſchen unwerth. Er ward auch aller Ehren und Würden entſetzt. Das Laſter und Unehre, darein er ſich ſelbſt geführet hatte, bedacht' er erſt hernach, und ward ihm ſelbſt feind, und ſchämete ſich ſo ſehr, daß er aus dem Land hinweg ritt, und kam nimmermehr darein. Mir iſt auch nicht kund, wo er hin kommen, oder wie ihm geſchehen ſei.

Aber Herr Triſtan vermahnete den König ſeiner Verheißung; da war ſeine Tochter, die ſchöne Iſalde, auch nicht wider.

Das ſechzehnte Kapitel.

Wie der König Herr Triſtanen die ſchöne Iſalde befahl, ſeinem Oheim, König Marchſen in Kurnewaliſch Land zu bringen.

Herr Triſtan ſprach zum Könige. „Herr, höret, welcher Weiſe ich euere Tochter nehmen will. Ich will ſie nehmen meinem Oheim; dem ſollt ihr ſie geben, da iſt ſie beſſer mit verſehen, denn mit mir; denn ich bin der Jahre noch jung, und gebühret mir noch nicht, eine Frau zu nehmen, ſonderlich weil ich weiß, daß euere Tochter eines mächtigern und würdigern Manns, denn ich bin, wohl würdig iſt.“ Hierauf antwortete der König: „Das will ich gern thun, weil es dir lieb iſt; dieweil du ihr Leids gethan haſt, an ihrem Oheim, ſo ſie deß gegen dich eingedenk ſein würde, daß ihr dann nicht ſo wohl mit einander leben würdet, als es billig wär' und ſein ſollte: ſo es aber alſo dein Wille iſt, will ich ſie ihm gern geben.“ Herr Triſtan ſprach: „Ja, Herr, Gott weiß, daß ich ſie niemand beſſer gönne noch gönnen will, denn meinem gnädigen Herrn und Oheim.“ Damit ward die Heirat beſtätigt, und die Jungfrau Herrn Triſtan befohlen, ſie ſeinem Oheim zu bringen.

Der König fertigete ſeine Tochter ab mit ſo großer Hab' und Reichthum, daß es unſäglich iſt, mit allem, was einer Königin zugehöret' und ſie haben ſollte. Nicht minder bereitet' auch die Königin große Gezierd' und Köſtlichkeit ihrer Tochter, um deß willen, daß ſie ſo fern in ein ander Land fahren ſollte, da wollte ſie ihre Tochter je heimſteuren, daß ſie über andere ihres Gleichen berühmet und gepreiſet würde.

Sie machet' auch einen Trank, der billig das unſelig Getränk genennet wird, und befahl den ihrer allerliebſten Jungfrauen einer, mit Namen Brangele, daß ſie den Trank ſollte verwahren, daß niemand darüber käme, noch davon tränke, denn allein König Marchs und die ſchöne Iſalde, ſo ſie die erſte Nacht beilägen; ſie ſollten auch das Getränk alles austrinken, daß niemand nichts davon würde, denn nur den zweien. Solches gebot ſie mit Fleiß zu vollbringen; denn ſie hät Sorge, würd' es andern Leuten zu Theil, es würde nichts Gutes daraus entſtehen.

Dies Getränk ward alſo gemacht: welche zwei das tränken, die müßten einander alſo lieb haben, daß eins ohne das andere nicht bleiben noch leben möchte; ſie möchten nicht einen

Tag ſein, ſie müßten einander ſehen; ſo es ſich aber alſo zutrüge, daß ihrer eines das andere nur einen Tag nicht ſähe, ſo würden ſie krank und ſo lang' ungeſund, bis ſie einander wieder ſehen möchten. Solches geſchahe durch Kraft und Wirkung des unſeligen Tranks, der mit ſolcher Meiſterſchaft getemperiert war, daß die Kraft der großen Liebe alſo angeheftet ward, daß ſich ihrer keines vor vier Jahren davon abziehen mochte; ſo aber vier Jahr verſchienen wären, ſo möcht' eines das andere wohl laſſen, des Tranks halben. Was wirket aber das natürliche Feuer der Liebe in ſo langer Zeit? Ich laſſ' mich bedünken, wo die Menſchen alſo freundlich in allen lieblichen Gebärden ſo lange mit und bei einander wohnen, daß dann das Feuer der Liebe ſo groß und ſtark werde, daß es darnach ſchwerlich zu löſchen ſei. Alſo mag ich auch von dieſen zweien liebhabenden Menſchen reden. Da nun die Liebe von der Kraft des Getränks, nach den vier Jahren aufhörete, war die natürliche Flamme der Liebe ſo weit und inbrünſtiglich in ihnen beiden mit ſolcher großen Kraft entzündet, daß ihnen unmöglich war, das zu erlöſchen: und mußten alſo ihr Lebtage brennen in der Flamme der ſtarken und unſäglichen großen Liebe.

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Wie Herr Triſtan die ſchone Iſalde mit ihm hinweg führet', und wie es ihnen auf dem Meer erging.

Da nun der König ſeine Tochter Herr Triſtanen vermählt und befohlen hatte, ward Urlaub zu fahren genommen, und von dem Könige, der Königin, und allem Hofgeſinde gegeben. Alſo fuhren ſie dahin. Herr Triſtan hât die Frau in großer Sorg', und macht' ihr ein beſonder Gemach in dem Schiff, da ſie mit ihren Jungfrauen innen war. Er ging zu dem Schiffmann, und befahl ihm, daß er bald fahren ſollte, damit ſie nicht lang unterweges lägen. Aber Frau Iſalde mochte ſolches eilendes fahren nicht erleiden, und bat, wo man zu einer Anfahrt käme, ſollte man anländen: das geſchahe. Als aber jederman aus an das Land ging, durch Luſt, zu ſehen, was auf dem Land wäre, ging Herr Triſtan zu der Frauen, zu beſehen, was ihr wäre, oder ob ſie lange da müßten ſtill liegen. Indem begab es ſich, daß er mit den Frauen allen reden thät, ſaget' ihnen ſchöne Abentheuer, damit

mit er ihnen die Zeit kürzet', und lange Weile vertriebe. In dieſem Reden thät ihn ſehr dürſten. Der Schenke war nicht gegenwärtig, aber ein kleines Jungfräulein ſprach: „Herr, ich weiß wohl Trinken.“ Ging damit, da der verfluchť unſelige Trank ſtund, und bracht ihm den. Es wußt' aber nicht anders, denn es wäre Wein, wie anderer Wein. So wußte auch Herr Triſtan nicht, daß ihm dieſer Trunk zu ſolchen Angſten und Nöthen gerathen ſollt', und thät einen guten Trunk, denn ihn dürſtete ſehr, und bedaucht' ihn der Wein gut, und gab ihn der Frauen Iſalden auch dar. Alsbald ſie getrunken hatten, wurden ihre Herzen und all' ihre inwendigen Kräfte verwandelt und in inbrünſtiger Liebe entzündet und ſo hoch in der Flammen der Liebe entbrennet, daß ihrer jegliches das andere inniglich begehrte lieb zu haben. Sie wußten vor ſolcher großer, ungeſtümer Liebe nicht, wie ſie ſich halten ſollten, und meineten, ſie müßten von ihren Sinnen kommen, ſie gäben ſich denn einander zu erkennen. Doch ſo wußte er von ihr, noch ſie von ihm, dieſer Geſchichte nicht, und meinet' ihrer jedes, es hätte dieſe Noth allein. Jedoch wurden ſie beide oft bleich und roth, heiß und kalt, und wurden ihre Gebärden gar oft verwandelt und viel anders, denn ſie vormals gewohnet waren. Was ſoll ich ſagen? Die Liebe ward ſo groß und ihr Kummer ſo mannichfaltig, daß ihrer jegliches Sorge hatte, das andere würd' es merken: ſo das geſchähe, möchte kein Verſagen noch Verziehen da ſein, was eines an das andere begehrete. Als Herr Triſtan das in ihm ſelbſt wahrnahm und empfand, ſchied er traurig und hart krank von der Frauen, welche auch nicht weniger Noth und Schmerzen hatte, denn er. Sie legten ſich aber beide alſo ungegeſſen und ungeredet zu Bette. Alſo nun ihrer keines weder eſſen noch trinken mochte, auch mit niemand reden, ſondern mit ſtäter, emſiger Klag' ihrer jegliches ihm ſelbſt ſo ſtreng ohn' Aufhören anlag, daß ihrer jedes meinet', es würde den Tod vom andern haben: und wußte doch ihrer keines des andern Noth.

Als aber die Frau alſo lag, gar hart verſehret und verwundet mit dem Pfeil Kupido's, auch ganz entzündet mit dem Feuer der Liebe, und ſah ſich ſelbſt ſo härtiglich brennen, redete ſie zu ihr ſelbſt: „Ach und o, Herr mein Gott, was großer Sorgen und Reuen trage ich in meinem Herzen verborgen um dieſen lieben und leiden Mann! Wie darf ich aber ſprechen: leiden? Nun bin ich ihm doch ſo hold, und hab' ihn ſo lieb, daß ich ohn' ihn nicht geneſen mag. Es benimmt mir Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, auch all' meine Freude, alſo, daß ich nichts anders gedenken kann, denn an ihn: es ſei denn, daß ich mich ihm zu erkennen gebe, und er mir helfe, ſonſt ſterb' ich. Aber was ſoll ich ſündiges Weib? Ich fürchte, er achtet meiner nicht. Warum bin ich ihm denn hold? Ja, wie möcht' ich ihm feind ſein? Denn zwiſchen Himmel und Erden lebt kein beſſerer noch kühnerer Held, denn er iſt. Er hat auch an manchen Enden wohl erzeiget, daß er große und mannliche Thaten thun darf. Ich erkenne auch ſeinen Adel, ſeine Tugend, ſeine Schöne, ſein höflich und wahrhaft Gemüth, ſeine Zucht und Wohlgezogenheit, daß er allwegen wirbet um Ehr' und den höchſten Preis. Was ſoll ich viel reden? Ihm gebricht keiner Tugend, er iſt der allerſüßeſte Mann, den je eine Jungfrau lieb gewann. Durch ſolche ſeine Tugend und Frommkeit bin ich ihm hold worden. Er leuchtet mir auch in meinem Herzen für ander Volk, gleich als Gold für Blei." Abermals ſprach ſie: „Herr Gott, wie iſt mir geſchehen? Wie iſt mein Gemüth ſo jähling verwandelt worden? Nun hab' ich ihn doch vormals oft geſehen, daß er mein Gemüth nie beweget hat: wie bedünkt er mich nun ſo gut? Wie bin ich ihm nun ſo inniglichen hold, den ich vor kurzen Zeiten todt haben wollte? O weh, Herz und Muth, möchtet ihr euch von dem wenden, der euer doch nicht achtet noch lieb hat! O Kupido, hab' ich dein Gebot je übergangen, oder hab' ich arme Iſalde je etwas gethan, das ich ſollte vermieden haben, das haſt du nun wohl an mir gerochen! Wo du mir nicht Gnade beweiſeſt, ſo zerbricht mein Herz und muß von deinen Schulden ſterben. Darum bitt' ich, ſtell' ab deine Ungnad', und mildere mir ein Theil der großen Noth, die doch ganz unleidlich iſt, daß ich nicht ſo gar erbärmlich und ſehnlich ſterbe. Ich glaube, daß du nicht allen Frauen ſo ungnädig ſeieſt, als mir. Womit hab' ich dich nur erzürnet, daß du mich ſo peinigeſt und ängſtigeſt? Das, ſo mir vor nie kund war, machſt du mir nun ſo kündig, daß ich Witz und Sinn, Leib und Leben dadurch verlieren muß. Du haſt mich deiner Gewalt ſo gar unterworfen, daß ich nichts anders begehre, denn du willt. Jetzt werd' ich kalt als ein Eis, und will ſo erfrieren; jetzt werd' ich brennend als ein Feuer, und dringet mir der

Schweiß durch alle meine Glieder. Ach, was wunderlicher Sitten haſt du mich in kurzer Zeit gelehrt! Du haſt ſo ſchwere Laſt auf mich geladen, daran ein ganzer Berg gnug zu tragen hätte. Nun zürneſt du doch ohne Recht mit mir um dieſen Mann. Ich hab' ihn lieb, und er mich nicht: darum zürneſt du billiger mit ihm, denn mit mir; denn du ſollteſt ihn dazu halten, daß er mich auch lieb hätte; denn ich thue meinethalben, was deine Gewalt gebeut. O, zu was großen Sorgen und Ängſten haſt du mich gebracht! Soll ich alſo jämmerlich ſterben? Ei, laſſ' dich meine große Noth erbarmen und komme mir zu Hülfe. Ich meinete, deine Arbeit wäre ſüß und ſanft, ſo iſt ſie bitterer und herber, denn kein Eſſig noch Myrrhen. — Soll ich ſolche große Noth leiden um einen, der mich verachtet hat, da mein lieber Vater mich ihm geben wollte? Fürwahr, ich will verſuchen, ob ich mein Herz und Gemüth auch von ihm wenden mög', und will auch nimmer an den Helden gedenken! — O weh, wie mag das immer ſein, daß ich mein Herz von dem abziehe, den ich ſo gar herzlich lieb habe, und um deß willen ich ſo innerlich gepeiniget werde? — Es iſt aber beſſer ich hab' ihn lieb, und werde ſein Weib, denn daß ich den Leib verliere. — Ach, der groſſen Noth! wie ſoll ich aber das anfahen, daß er meine Noth wiſſe und innen werde? Geſchieht das nicht, ſo muß ich ſterben. — Ich meine, ich wöll' es ihm ſagen. — O weh, wie thu' ich dann ſo groß Unrecht! ich würde den Tag gegen meine Freunde nimmermehr überwinden, noch gegen ihn und auch mich ſelbſt. Was würd' er bei ihm gedenken? Ich will aber meine Ehre behalten, und den Leib verlieren, ehe ich ihm das ſage. — Ach nein, das wär' übel gethan, und wär' auch Schade! Der Leib iſt mir lieb: ſo iſt mir Triſtan auch lieb. Ach, Glück, nun walte ſein! Ich will es wagen: wer weiß, ob er mir meine Rede zu gut hält; vernimmt er recht, wie gar inniglichen ich ihn lieb habe, wird vielleicht ſein Herz auch ein Theil gegen mich in Liebe bewegt."

In ſolchen Sorgen und Angſten war Frau Iſalde gefangen, und mochte doch ihr Gemüth und Herz, weder Tag noch Nacht, ohn' Unterlaß, von dem Mann wenden. Herr Triſtan war auch nicht minder mit unmäßigem Klagen und Angſten umgeben; denn die Flamme der ungeſtümen Liebe hat ihn ſo kräftiglich entzündet und das Mark ſeiner Gebein' und all' ſein Geäder durchdrungen, daß er gar nahe todt war. Er führete wohl zweifältig mehr Klage, als Iſalde gethan hät; denn die Männer allweg viel ſchönere und geblümtere Worte konnen, als die Frauen; darum war ſeine Klage viel größer, denn die ihre.

Alſo lagen ſie beide bei vierthalben Tag ungegeſſen, ungetrunken und ungeſchlafen, und wußt' ihrer keines anders, denn es müßte gewißlich eines nach dem andern ſterben, oder aber ſich offenbaren. Sie waren beide ſogar entzündet, daß ſie nichts anders gedenken konnten, denn nur, wie ſich eins dem andern zu erkennen geben und offenbaren möchte. Durch ſolche große Noth wurden ſie ganz entſtellet, ihre lichten und wohlgefärbten Angeſichter erbleicht und mißfärbt, und lagen alſo ohn' alle Kraft und Macht.

Als aber Kurnewal und Brangele ſolche Krankheit und Jammer an ihrer Herrſchaft ſahen, wurden ſie bewegt in großem Mitleiden, und ſprach Brangele zu Kurnewalen: „O, wie ſollen wir arme Leute thun? Vielleicht werden wir unſere Herrſchaft alſo verlieren: ſo ſtürb' ich mit ihnen. O, wüßt' ich doch, was ihnen wäre, oder womit man ihnen zu Hülfe kommen möchte!“ Mit ſolchen Worten klagten ſie ihre Noth. Dieweil ſie alſo mit einander redeten, gedachte Brangele an das Getränk, das ihr befohlen ward zu verhüten, ging bald, da ſie es behalten hatte, und fand nichts: da erſchrak ſie von ganzem Herzen und all' ihrem Gemüth, ſchlug die Hände ob dem Tiſch zuſammen, und ſprach: „O wehe, mein lieber Herr Triſtan und meine allerliebſte Frau, nun ſeid ihr beide verloren, es ſei denn, daß ihr zuſammen kommet! O weh und ach dieſer großen Noth! Daß dem Gott verzeihe, der euch dieſes Getränk je gegeben hat.

Das achtzehente Kapitel.

Wie Iſalde und Herr Triſtan zuſammen kamen und der großen Noth ein Theil offenbarten und entbunden wurden.

Als nun Brangele die Krankheit ihres Herren und ihrer Frauen erfunden hät, ging ſie wieder zu Kurnewalen, und ſagt' ihm, wie die Krankheit beſchaffen wäre, wie ſie ein Getränk getrunken hätten, davon ſie einander müßten lieben, wie ihnen auch nicht zu helfen wäre, man brächte ſie denn zuſammen. Aber welcher Weiſe das geſchehen möchte, das war ihnen unwiſſend. Da ſprach Brangele: „Ehe ich deinen

Herren und meine Frau alſo ſterben laſſe, ehe wag' ich Ehre, Leib und Gut. Kurnewal, thu' du dein Theil, und hilf, daß wir ſie zuſammen bringen. Ich muß doch zuletzt das Leben darum verlieren; denn ich ſollte des Getränks fleißiger gepflegt haben: dieweil aber das nicht geſchehen iſt, ſo muß ſein Glück walten. Es iſt auch beſſer, wir thun ihnen Hülfe, denn daß wir ſie alſo ſterben laſſen; denn geſchähe das, ſo wären wir lieber und beſſer ungeboren.“ Kurnewal ſprach: „Alſo iſt auch mir; denn wie und welcher Weiſe ich dazu helfen mag, bin ich willig und bereit.“

Als dieſer Rath beſchloſſen ward, kamen ſie abermals an eine Anfuhrt: das war nun an dem vierten Tag. Die Leute gingen von dem Schiff, daß ihrer nicht viel darin blieben. Da ſprach Kurnewal zu ſeinem Herrn: „Herr, gehet zu Frau Iſalden, — ſie wirret auch, ich weiß nicht, was — ob euere Noth gelindert würde, und ob ſie auch gern wüßte, wie es um euere Krankheit beſchaffen wäre.“ Solches redete Kurnewal aus Liſtigkeit und durch Rath der getreuen Brangele. Herr Triſtan hub ſich auf, und ging zu der Frauen. Als er zu der Thür kam, hät er nicht ſo viel Kräfte, daß er fürbaß mochte. Als ſie ihn aber fern ſah, begunnte ſie zu rufen: „Herr, wohl, kommt bald!“ Da er das höret', erſchrak er, und gedachte: „Ich bin unwerth; ſie beut mir dieſe große Ehre nicht durch Güte: wäre ich ihr lieb, ſie hieße mich nicht Herr.“ Und war ihm die Rede leid. Doch gedacht' er wiederum: „Sie hat es durch große Liebe gethan, und mir damit angezeiget, daß ich ihr vor aller Welt der liebſte bin.“ Dieſer Gedanke gab ihm eine neue Kraft, und er ging zu der Frauen, ſetzte ſich neben ſie an ihre Seiten, und ward mit ihr redhaft. Da das ſah Kurnewal und Brangele, nahmen ſie ſich bald ander Geſchäft für, und gingen zu der Thür aus: die zwei blieben aber bei einander.

Welches aber am erſten anfing zu reden, iſt mir nicht wiſſend, denn es ſagt' ihrer eins dem andern die große Liebe und Freundſchaft, ſo ſie zuſammen hätten. Ehe ſie ſich aber ſchieden, wurden ſie beide geſund, und ward vergeſſen alle Klag', Angſt und Noth, ſo ſie vor gehabt hatten. Da ſie nun einander ihre Liebe geöffnet und verkündet hatten, und je eins von dem andern mit gleicher maß lieb gehabt ward, pflegten ſie ſolcher großen Freuden und Wonne, davon viel zu ſagen wäre. Es gebar ihnen dieſe Liebe täglich neue Lieb' und Freundſchaft.

Durch ſolche Liebe ward dieſe Reiſ' etwas länger verzogen, daß ſie ſich der Lieb' und Begierd' ein wenig deſto beſſer möchten erſättigen; wiewohl keine Erſättigung noch Begnügung da möchte ſein, dennoch nahmen ſie die Zeit dazu, die ihnen werden mochte: ſo lange, bis ſie König Marchſen Land ſahen. Da beſorgten ſie das zukünftige Scheiden und Meiden, und wurden dadurch ſehr betrübt; aber die große, inbrünſtige Liebe gab ihnen Hoffnung und guten Troſt, in alle wege zuſammen zu kommen, daß auch nicht möglich wär', ihnen den Weg der großen Liebe zu beſchlieſſen. Sie waren aber angſthaftig um das, ſo zwiſchen ihnen geſchehen war, durch Wirkung und Kraft des unſeligen Getränks. Sie gingen mit einander zu Rath, wie ſie den König betriegen möchten, daß ſie doch forthin ihrer Liebe nachgehen und ungeſchieden bleiben wollten. Dieſer Rath ging aber allein über die getreue Brangele. Denn als dieſer Rath beſchloſſen war, ging Iſalde zu Brangelen, und redete mit ihr alſo: „O Brangele, meine allerliebſte und getreue Freundin, gib mir deinen getreuen Rath, wie ich meine Sach' anfahen ſoll, ſo ich bei dem König ſoll liegen.“ Brangele ſagete: „Das weiß ich nicht.“ Die Frau ſprach: „Ach nein, du meine Helferin in meinen Nöthen, nicht ſprich alſo, gib mir beſſern Troſt.“ Brangele antwortet': „O, was ſoll ich reden oder rathen? Ich weiß leider nichts.“ Da Iſalde das höret', erſchrak ſie, und ward zumal ſehr betrübt, und ſprach: „Nun iſt all' meine Freude dahin, und all' meine Hoffnung iſt verſchwunden!“ Brangele ſprach: „Das wäre mir herzlich leid, daß ich ſolche Noth an euch wiſſen ſollte.“ Iſalde ſprach: „Ach, meine Brangele, ſo erzeige das durch deine Frommkeit, und hilf mir. Siehe doch an meinen großen Ernſt, und laſſ' mich nicht länger bitten; laſſ' mich meiner Treue gegen dich genießen, und werde zu Willen meiner Bitte.“ Brangele ſprach: „Ja, Frau, ich wollte das gern thun, wüßt' ich, welcher Weiſe.“ Da ſprach Iſalde: „Ich begehr' ein Ding von dir zu thun um meinetwillen, deß will ich dir immer dankbar ſein.“ Brangele ſagte: „So laſſet hören, was es doch ſei.“ Iſalde antwortet': „Ach, meine Brangele, meine beſondere, liebe und getreue Freundin, ich bitte und begehre, daß du die erſte Nacht eine Weile bei dem König liegſt: das will ich reichlich um dich verdienen.“ Brangele erſchrak, und ſprach: „Fürwahr, Frau, das iſt ein Ding, das ohne Zweiſel von mir nimmer geſchiehet.“ Die Frau ſprach: „So will ich dich aber mit Liebe und Dienſten dazu bringen.“ Brangele ſprach: „Ja, mit was Dienſten möchtet ihr mir das wiedergelten?“ Iſalde ſprach: „O meine Brangele, ſei mir nicht ſo hart, und habe keinen Zweifel, es ſoll dir wiedergolten werden, das will ich dich ſehen laſſen.“ Brangele ſprach: „Frau, ihr legt's gnug dar, aber ich will euern Dienſt lieber entbehren.“ Da ſprach Iſalde: „So bitt' ich aber durch Gott, du wölleſt dich mein erbarmen.“ Brangele ward unwillig, und ſprach: „Was ſoll dieſe lange Rede? Ihr treibt nur euren Spott mit mir.“ Iſalde ſprach: „O weh der großen Noth, die mich angeht!“ Brangele ſagte: „Fürwahr, dieſe Rede ſtehet euch übel an.“ Die Frau ſprach: „Wie ſoll ich ihm aber thun? Ich mag ihrer jedoch nicht entbehren.“ Da ſprach Brangele: „So laſſet auch ab, denn ihr dürſt dies Ding nicht mehr begehren.“ Iſalde ſprach: „Ach nein, meine Brangele, meine Frau und Königin, du ſollt mich nicht alſo betrüben. Stell' ab deine Härtigkeit, und hilf mir aus den ängſtlichen Nöthen, dieweil ich doch bereit bin, dir wiederum zu dienen, dieweil ich lebe.“ Darauf ſprach Brangele: „Frau, ich hab' euch fern über Meer gefolget, und euch je und je getreulichen und unverdroſſen gedienet, ich bitt' euch, ihr wöllet daſſelbige auch bedenken und anſehen, und mich nicht alſo ſehr bekränken und meiner Ehren entſetzen.“ Iſalde ſprach: „Ach und weh, ſo verlier' ich meine Ehr'! Ich mag auch forthin dir, noch mir ſelbſt nimmermehr helfen, noch rathen, noch etwas Gutes thun: dem allem möchteſt du wohl fürkommen, biſt mir auch das vor Gott ſchuldig. Nun haſt du mir doch ſelbſt geſagt, daß mir ſolche meine Noth und Unglück von dem Getränk entſtanden ſei, das du ſollteſt bewahrt haben, und das dir allein anbefohlen iſt worden. Es hat auch ſonſt niemand die Wirkung deſſelben verfluchten Getränks gewußt, denn allein du: biſt du denn nicht ſchuldig an meiner ſo großen Mühſeligkeit? So du nun daran ſchuldig biſt, ſo biſt du auch ſchuldig und gebunden, mir wiederum aus ſolcher meiner großen Noth zu helfen. Laſſ' mich doch genießen, daß ich über ſolche deine große Schuld und ſo großes Überſehen dich ſo gar freundlich und mit ſolchen tugendlichen Worten bitt', und mich dir ganz und gar ergeben und zu Dienſt erboten habe, laſſ' mich auch nicht verlieren das große Vertrauen, das ich zu dir habe, durch all' deine Güt' und Frommkeit.“ Da Brangele das hörete, that ſie inniglichen weinen, und ſaget': „Es iſt leider wahr, dieſe Schuld kommt von mir, durch mein großes Überſehen, und iſt derhalben billig, daß ich darum leide, was mir zu leiden aufgelegt wird, und will mich ergeben, euch zu helfen: doch wollt' ich mich lieber todt wiſſen.“ Als ſie das gelobte, ging Iſalde zu Herr Triſtanen und ſagt' ihm die Geſchichte; deß ward er ſehr erfreut.

Nun waren ſie der Stadt Thintariol nicht fern, und hät Triſtan fürgeſchickt, und dem König entboten, er brächte ihm die Frau, nach der er ausgeſandt wäre.

Das neunzehente Kapitel.

Wie König Marchs der Frau entgegen ritt; von ihrer Hochzeit, und wie er die erſte Nacht betrogen ward.

Der König ritt mit großer Macht, nach dem allerköſtlichſten, mit ſeiner Ritterſchaft entgegen, die Frau zu empfahen. Sie fuhren mit Freuden heim. Die Hochzeit ward groß und zumal herrlich; denn Herr Triſtan hatte dem König die Sache längſt durch Boten kund gethan, alſo, daß er ſich vor mit allen Dingen nach Nothdurft dazu geſchicket und verſehen hatte.

Herr Triſtan ging zu dem König und ſprach: „Herr, was liegt euch daran, daß ihr die Frau gewähret, deß ſie bittet? Sie begehret, daß ihr die Landes Sitte mit dem Beiliegen haltet.“ Der König fragete, was Landes Sitte ſie hätte? Herr Triſtan ſagt' ihm: So ſie beiläge die erſte Nacht, ſollte kein Licht da ſein, um daß man ſie nicht ſähe, bis zu morgens, daß ſie wiederum aufſtünde. Da ſprach der König, daß er ihr ſolches vergönnet'; und hieß ſeinen Neffen, Herr Triſtanen, ſelbſt Kämmerer ſein, daß er auch thät' und ließe, was die Königin begehrete.

Herr Triſtan war nun Kämmerer, und ſtunden alle Geſchäft' in ſeiner Hand; auch was er forthin thät gegen die Königin, hät er gut Recht, denn der König hät ihn das vor geheißen. Er unterwand ſich der Kammer, führete dem König Brangele zu Bett', und lag er bei der Königin. Dies war und iſt die größte Betrieglichkeit, die Herr Triſtan je thät. Doch mag es rechtlich nicht Betrieglichkeit ſein, dieweil Herr Triſtan ſolches nicht aus eigenem Muthwillen noch Frevel gethan hat, ſondern aus Schickung und Wirkung natürlicher Kunſt, vor oft benennet.

Als nun die Nacht ihren Lauf eines Theils vollbracht hatte, und ſich wiederum kehrete gegen Orient, ging Brangele mit betrübtem Herzen und verſehrtem Leib und Gemüth von dem König hin zu Jſalden, hieß ſie aufſtehen, und ſich zu dem König legen. Dies ward gethan mit unwilligem Muth, und war ihr viel zu frühe, aufzuſtehen von Herr Triſtanen: bei dem ließ ſie ihr Herz und ging mit dem Leib zu dem König. Alſo ward der König betrogen und die Frau bei Ehren behalten.

Es blieb auch Herr Triſtan ein ganz Jahr an dem Hofe, gar ungemeldet und unvermerkt von jederman. Wie groß die Liebe war, ſo konnten ſie es doch beiderſeiten hehlen. Er redet' oft zu ſeinem Diener Kurnewal: „Mich hat Wunder, wie ich ſolche große Liebe alſo leiden und gedulden mög', und der ſchönen Jſalden nicht ſtäts beiwohnen ſoll, die doch mein Herz und Gemüth allezeit gar bei ihr hat und regieret, wie ſie ſelber will. Wahrlich, Kurnewal, glaubt mir, ohne Zweifel, ſollt' ich ſie nur einen Tag nicht ſehen, ich würde krank; ſollt' ich aber zween Tage von ihr ſein, ſo müßt' ich ſterben.“ Nun war auch die Frau gleich ſo ſehr verwundet, als er; denn ſie hatten beide eine Krankheit.

Das zwanzigſte Kapitel.

Wie die Königin ihre getreue Brangele befahl zu tödten, und doch nicht geſchah.

Nicht lange darnach bedachte die Frau ihr Weſen, Herr Triſtans halben, und fiel ihr bei, Brangele möchte ſolches von ihr ſagen und offenbaren, deß ſie doch wohl ſicher war, und wollte ihr mit dem Tod lohnen. Sie ſchickte nach zweien armen Geſellen, gab ihnen ſechzig Mark Silbers, und weiſet' ihnen einen Brunnen in einem Garten, und befahl ihnen bei ihrem Leben, wer mit einem güldenen Trinkgefäß zu dem Brunnen käm', es wäre Mann oder Weib, den ſollten ſie tödten und ſollten ihr die Leber zu einem Zeichen bringen. Die zween gelobten der Frauen, das alſo zu thun, nahmen das Silber, und wurden deß ſehr erfreuet. Die Königin aber legete ſich nieder, und klagete ſich ſehr; und begehrete von der Brangele deß Waſſers aus dem Baumgarten. Die getreue Brangele ward betrübet um ihrer Frauen Krankheit, nahm ein gülden Trinkgefäß, nach Geheiß ihrer Frauen: ſie wußte aber nicht den verborgenen Mord und Untreu' ihrer Frauen, oder daß ſie jezt ſterben ſollt', und ging zu dem Brunnen. Als ſie des Waſſers ſchöpfen wollte, traten die zween herfür, griffen ſie an, und ſagten ihr, ſie müßte ſterben. Brangein erſchrak deß ohne maßen ſehr, und ſprach: „Ihr Herren, was ſoll das ſein? Nun weiß ich doch nichts, das ich gethan, damit ich den To[illegible]dienet habe. Aber ich weiß wohl, daß ich meiner großen Treu' entgelten muß. Nun thut es durch euere Tugend, auch durch die Liebe Gottes, und laſſet mich leben, bis euer einer zu der Königin gehe, und ſage, ich ſei erſchlagen, und ſag' ihr dabei, daß ich wider ſie ſprech': ich weiß nicht was ſie an mir räche, daß ſie mich ohne Schuld ſo mördlich verrathen hat. Gott weiß, daß ich nicht gedenke, daß ich je etwas gethan habe, darum ſie Zorn gegen mich habe. Ich ließ Freund' und Geſippte, und fuhr auf Gnade in fremde Land, darinnen ich ohne Schuld mein Leben ſo jämmerlich verlieren ſoll. Wehe des großen Mords! Was meinet dieſes Ding und groß Unbild? Es ſei denn das: Da wir von Irland in dieſes Königreich fahren ſollten, da gab uns meine alte Frau, ihre Mutter, zwei weiße Hemden, gleich rein; und ſie ſollte die erſte Nacht in ihrem Hemd bei dem König liegen. Ihr Hemd ward zertrennt und zerbrochen, daß ſie es mit Ehren bei dem König nicht mocht' anhaben: da war das meine noch ungetragen, ganz und neu. Sie erbat mich mit großer Bitte, verhieß mir ſo viel Treu' und Freundſchaft, daß ich ihr mein Hemd liehe nur die einige Nacht, daß ſie mit Ehren in dem Hemd bei dem König ſchlafen möchte. Wiewohl ich ſolches ungern thät, jedoch bewegete ſie mich mit ihrer Bitt' und Verheißung, daß ich es ihr zulezt lieh. Ich weiß ihr ſonſt nichts mehr zu entbieten, denn: in derſelben erſten Nacht, als ſie bei dem König lag, ward mir mein Hemd verwüſtet. Dies ſaget ihr von mir; denn ich weiß nicht, das ich gehandelt, damit ich den Tod verſchuldet hätte." Durch ſolche ihre Klag' und Unſchuld wurden dieſe zween Männer in Erbarmung beweget, und verwunderten ſich ſolches der Frauen Fürnehmens, ſo ſie hätte, und doch ſelbſt nicht wüßte, wie, oder warum; und redeten zu einander: „Was gienge uns für Noth an, daß wir das weiblich Bild ihres Lebens beraubten? Wir möchten es nimmer überwinden; ja wir kämen auch von allen unſern Ehren, wo man ſolches von uns innen würde. Wir wollen uns an ihr nicht beflecken.“

Dieweil ſie alſo mit einander redeten, lief ein Hund ungefährlich für: den ertödteten ſie, und nahmen die Leber von ihm. Mit der ging der eine gar heimlich zu der Königin, und ſaget' ihr die Geſchichte. Sie hieß ihn großen Dank haben, und fraget', ob ihnen Brangele nichts geſagt hätte? Er ſprach: „Ja.“ Darauf begehrte die Frau zu wiſſen, was ſie doch geſagt hätte. Er hub an, und ſagt' ihr von Wort zu Wort, was ſie ihr entboten, und was ſie geredet hätte. Da ſprach die Königin: „Sage auf deine Treu', ob ſie etwas mehr geredet habe.“ Er ſprach: „Nein, ſie redete nichts mehr, denn: daß ſie gern geſehen hätte, daß wir ihr das Leben gelaſſen hätten.“ Da die Frau nun hörete, merkt' und verſtund die große Lieb' und Treue, ſo Brangele zu ihr hätte, daß ſie auch in ihren großen und letzten Nöthen nichts geoffenbaret hätte, thät ſie ſich ſelbſt haſſen und feinden, und ſprach: „Nun muß es Gott erbarmen, daß ich den Tag je erlebt habe! Was ſoll ich Arme nun thun, daß ich mich ſelber alſo gefälſchet und ſolchen Mord begangen habe?“ Sie ward ſo gar betrübt und bekümmert, daß ſie ihrer ſelbſt ganz vergaß, und in demſelben großen Herzenleid, gleich als aus einer Unſinnigkeit oder Unvernunft, begehrete ſie, daß ſie der böſe Geiſt hinnehmen ſollte, und fing an herzlich zu weinen, und klaget' auch ſo ſehr, daß der Geſell, der die Mähr brachte, gleich ſtill ſtund, und ſah ſie mit Wunder an. Als er aber ſolches großes Leid und Reue an ihr ſah, mocht' er ſich nicht länger enthalten, und ſprach: „Frau, tröſtet euer Gemüth: Brangele lebt und iſt nicht todt. Ich durfte es vor nicht ſagen, denn ich beſorget', es wäre euch leid. So ich euch aber alſo höre, bin ich froh, daß wir ihr das Leben gelaſſen haben.“ Sie ſprach: „Ach, wehe mir! Ich entriethe deines Geſpötts wohl; denn mir iſt nichts zu Freuden, weil ich ſie ſo jämmerlich verloren habe.“ Als dieſer ihren großen Ernſt höret' und ſah, ſprach er zu ihr: „Frau, es iſt wahrlich nicht mein Spott; Brangele lebet, ſo wahr, als ich; wollet ihr aber, daß ich ſie bringe, ſo will ich es thun.“ Die Frau ſprach: „Möchteſt du mir ſie lebendig wieder bringen, darum verheiße ich dir, dich reich zu machen.“ Dieſer ward ſolcher Verheißung froh, ging hinweg, und ſagt' es ſeinem Geſellen; der hörete dieſe Mähr' auch gern. Alſo nahmen ſie Brangelen mit ihnen, und führten ſie zu der Königin, in ihre Kammer.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Wie ſich Frau Iſalde wieder mit Brangelen verſühnet.

Als aber Brangele zu der Thür einging, ſprach die Königin alſo zu ihr: „Biß mir willkommen, mein liebes Weib, meine Frau, meine Königin, und du meine Gebieterin! Ich falle dir zu Fuß, ich ſuche deine Füß', und begehre Gnade von dir um meine große Schuld. Ich will auch dir ewiglich darum zu Buße ſtehen, nach deinem Wohlgefallen. Gott ſei ewiglich gelobt, daß du das Leben behalten haſt! Ja er iſt gewißlich mit ſeinen Gnaden hienieden geweſen, und hat dir aus der Noth geholfen. Daß er aber mir denſelben Tod thäte, den ich dir erdacht hatte, oder mich ſeine Kraft und Macht in Abgrund verſenkete, ſo richtet' er recht, wenn er mir nur zuvor alle meine Sünde vergäbe, und nicht nach meinem Verdienen ſtrafete!" Sie gab ihr ſo viel freundlicher Wort', und thät große Verheißung, daß ſie des Mords gegen ſie vergeſſen ſollte. Durch ſolches hoch Erbieten ward Brangele geſänftet, und bat die Frauen, ihr auch zu vergeben, ob ſie je etwas gethan hätte, das ſie ſollte vermieden haben. Indem wurden ſie beide vor Leid und auch vor Liebe ſtumm und ungeſprächig, fielen unverſonnen nieder, und lagen lange, bis ſie wieder zu Sinnen kamen. Da ſtunden ſie auf, und verſühneten ihren Neid. Es war dazumal niemand bei ihnen, der ihnen geholfen hätte; denn die zween Geſellen gingen gleich hinweg, als ſie Brangelen wieder zu der Frauen brachten.

Herr Triſtan war nicht anheim, da ſich dieſe Sache verlief, ſondern er war um Kurzweile mit dem König in den Wald beizen geritten. Alsbald er aber kam, ward ihm die Sache durch Kurnewalen angezeiget. Da ward Triſtan ſehr leidig und zornig, ging zu der Königin, und ſtrafete ſie hart mit Worten um ein ſolch fürgenommen Übel und Bosheit. Weil aber das einmal geſchehen, ſo wäre nun nichts anders darin fürzunehmen, denn daß Brangele die Unthat und den Mord verdrücken ſollte, und hinfort zu Argem nimmermehr gedenken. Dagegen ſollte ſie die Königin ergötzen mit allem, das ſie hätte; was auch Brangele begehrt' und haben wollte, das ſollte die Königin geſtatten und vollführen. Und ſprach ſie darauf wieder zu guten Freundinnen, in aller maß, wie ſie vorhin geweſen waren. Die Frau ward ſehr froh, daß ſie wiederum gefreundet wurden. Es war ihr auch dieſer Ausſpruch gering, und ſie den zu halten willig, denn es bedauchte ſie nichts zu viel zur Wiedergeltung. Darauf machten ſie den Frieden ſtät, und küßten einander, nach ihres Landes Sitten.

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan feindlichen gegen den König verklagt ward.

Indem begab es ſich, daß Herr Triſtan ſehr verwundet ward, doch ohn' alle Schwert, und geſchahe das durch einen Herzogen, mit Namen Auctrat, und vier Grafen die auch an dem Hofe waren. Dieſe fünf Männer fielen in ſolchen großen Neid und Haß gegen ihn, daß es ohne Maaß war, und um nichts anders, denn daß Herr Triſtan ſo gar tugendlich und frommlich lebet' und zu aller Zeit das Beßte that mit männlicher That und allen Dingen, und darum, daß er jederman ſo angenehm, und für ſie alle fürgezogen und gepreiſet ward, in all' ſeinem Thun und Laſſen. Da wurden ſie ihm tödlichen feind und häſſig; was ſie ihm auch zu Schanden und Unehre erbieten mochten, deß waren ſie fleißig. — Es geſchieht auch noch wohl, daß der Fromme von dem Böſen geneidet und gehaſſet wird; denn was der Fromme Gutes thut, das iſt dem Böſen alles leid. Er läſſet auch Gutes nicht gut bleiben, ſondern er verkehret dem Guten alles Gut' in Arges, wo und wie er kann und mag. Ich halt' aber, wer Gott vor Augen hat, nach Frommkeit ſtellt, und ſich der Tugend fleißet, dem ſchadet die Ungunſt der Boshaftigen nicht ſo gar hart; ob ſie wohl eine Weile Fortgang haben, kommt es doch zuletzt dazu, daß ihnen ihr Theil auch davon wird. — Dieſer obgenannte Herzog Auctrat war Herr Triſtans geborner Freund; denn ſie waren zweier leiblichen Schweſtern Söhne, ſo daß er ihn billiger hätte lieb gehabt, denn gefeindet. Aber was ſage ich? Wo Bosheit und Falſchheit überwindet, da hilft keine Freundſchaft noch Frommkeit. Alſo mag ich reden: wiewohl dieſer Herr Triſtanen ſo nahe geſippt war, ſo drang ſeine Bosheit doch allweg für und für, und ließ ihn nichts Gutes ſchicken; das erzeiget' er auch wohl an ſeinem gebornen Freund. Als er nun ſtätiglich darauf gedachte, wie er Triſtanen verleumden und dahin bringen möchte, daß ihm der König ungünſtig würde und ihn vom Hof thäte, kehret' er allen Fleiß für, ob er irgend eine Urſache haben möchte. Durch ſolchen ſeinen Fleiß und Nachforſchung erfuhr er zulezt, daß er, Herr Triſtan, die Königin lieb hätte. Als er das gewahr ward, freuet' er ſich in ihm ſelbſt, und gedacht', er möchte keine Urſache haben, die ihm alſo eben wär', als dieſe, damit er auch Triſtanen näher kommen möchte. Hiemit ging er zu ſeinen Geſellen, beredete ſich mit ihnen, dem König dieſe Geſchichte zu offenbaren.

Auctrat (eigentlich zu nennen, nach meinem Verſtand, ein Fürſt der Bosheit) der nahm zu ihm die vier Grafen, ſeine Mitgeſellen in aller Bösliſtigkeit und Verwegenheit, legete zurück alle natürliche Liebe und Freundſchaft, und zog aus das Schwert des verfluchten Neides wider ſeinen nächſtgeſippten Freund, ging zu dem König, und ſprach: „Herr, ich muß euch ein Ding ſagen, das mir doch zu ſchwer iſt. Jedoch, daß ihr mich nicht verdenket, daß ich's aus Ungunſt thue, ſo wiſſen es ihrer vier alſo wohl, als ich; und ob es zu Schulden käme, daß unſer an fünfen nicht genug wären, ſo ſind noch zween, die auch darum wiſſen: Triſtan hat euch gehöhnet, iſt euern Ehren fährlich, und buhlet euer Weib; das wiſſen wir ſieben in ganzer Wahrheit; darum ſoll er billig ſein Leben verlieren; denn der Schanden iſt gar zu viel, die er euch täglich thut, und mehret ſich von Tag zu Tag. Auch habt ihr, Herr, euren Muth gar zu viel an den einigen Mann gelaſſen, und haltet uns alle gleich, als ob wir nichts ſind; das dünket mich ein groß Unmaaß an euch, und iſt dazu unmögelich." Der König ſprach: „Freund, ſchweig', ob ich dir anders lieb ſei, und begehr' auch ſolches nimmermehr. Triſtan der ſoll mir ſtäts beiweſen, denn ich mag ſein nicht entbehren, noch entrathen. Du ſollt auch nicht gedenken, daß ich ihm von deinetwegen ungünſtig werde: ſo mag ich den Schaden und Schande, ſo ich ſeinetwegen genommen habe, gar leicht verſchmerzen. Ich weiß nicht, was du wider ihn fürhaſt; aber das weiß ich wohl, daß ich Triſtans mehr Frommen und genoſſen habe, denn Schaden und Schande von ihm empfangen. Auch ward er von meinetwegen verwundet bis in den Tod, da er Morholten beſtund. Zu derſelben Zeit behielt er meinen Leib, Leute, Land, Gut, und all' meine Ehre. Ob er mir ſchon ſonſt keinen Dienſt noch Treue mehr beweiſet hätte, denn dieſe allein, ſo hätt' er mir doch mehr Treue, Lieb' und Freundſchaft erzeiget, denn ihr alle vor und nach je gethan habt. Darum ſo laſſ' ab von deinem thörlichen Fürnehmen, denn ich will Triſtanen mittheilen Leib, Gut, und was ich habe, dieweil ich lebe. Ich verſehe mich zu dir, als meinem Freunde, du werdeſt dir ſolches auch alſo laſſen gefallen und lieb ſein."

Als aber die Neider höreten, daß ihre Wort' umſonſt waren, und der König ſo ſehr wider ſie war, erſchraken ſie, und durften doch nicht wider ihn reden. Sie gingen zorniglich hinweg, und kehreten all' ihren Fleiß zu ſolcher Hut, daß Triſtan nicht mehr zu der Königin kommen mochte, ſie wußten es von Stund' an. So kamen ſie denn abermals für den König und ſagten ihm ſolche Mähre. Der König meinete nicht, daß dem alſo wäre, wollte das nicht glauben, und hät es auch alſo für eine Unwahrheit. Als aber Auctrat das höret' und verſtund, ſprach er: „Nun mag uns wohl gereuen, daß es alles ſoll gelogen ſein, das wir dem König ſagen; wüßten wir doch, wem wir das klagen ſollten, der uns der Noth büßete, die uns der große Herr thut!" Damit meinet' er Herren Triſtan. Hierauf antwortete der König: „Schweiget, und laſſet mich ſolche Rede nimmermehr hören; ihr gleichet euch ſelbſt den Todten, daß ihr dem dräuet, den ich lieb habe und Gutes gönne. Triſtan ſoll vor euch wohl geneſen, wie ihr ihn neidet; auch macht' er ſich euch wohl gerecht, wenn er es um meinetwillen nicht ließe."

Mit dieſen Worten ſchied der König von ihnen ab, zornig und unmuthig, und wollte nun zu Ruhe gehen: Ach Wehe! da fand er Triſtanen vor dem Bette ſtehen, die Königin in ſeinem Arm ganz freundlich umfangen, und ſah, daß er ſie küſſete. Da erſchrak er ohne maßen ſehr, und hub jetzt an Triſtanen zu feinden, und ſprach in großem Zorn: „Triſtan, das iſt eine böſe Freundſchaft und iſt ein Laſter, das dir und mir zu viel wird; denn wo ich nicht mehr bedächte, was mir meiner Ehren halb zu thun wäre, du kämeſt mit geſundem Leib keinem Mann mehr zu ſeinem Weib. Ich wollt' es nie glauben, wie viel und oft man mir das ſaget': O, wollte Gott, daß ich ihnen gefolget hätte! Ich hab' aber nicht gedacht, daß du ſo ein untreuer Mann geweſen ſeieſt. Bald hinweg ab meinem Hof, und danke Gott, daß ich dir dein Leben laſſe!"

Hiemit ſchied Triſtan ab, traurig und mit kläglicher Noth. O des ſehnlichen behenden Scheidens, ſo da geſchah, da ſich die zwei Liebhabenden ungeſprochen mußten ſcheiden! Herr Triſtan ging in ſeine Herberge. Als er bedachte, daß er das Land räumen ſollt', und nicht zuvor Urlaub nehmen von ſeiner Allerliebſten, und ſollt' ihrer forthin ganz beraubet und von ihr geſchieden ſein, wollte ihm ſein Herz zerbrechen; ihm ward auch ſo wehe, daß er meinet', er müßte gewißlich ſterben. Deßgleichen war auch der Konigin; die litt wohl zweifältige Noth. Herr Triſtan war ihr alſo lieb und zu Herzen gebunden, daß ſie nichts anders begehrte noch gedachte, denn an ihn; und darum wäre ſie gar viel lieber todt geweſen, denn daß ſie ohn' ihn ſollte leben.

Was großer, unſäglicher Schmerzen und Angſten in dieſen zweien betrübten Herzen da entſtunden, da ſie beide ihre große Noth und ſchnelles Abſcheiden bedachten, bleibet von mir ungeſagt; denn es beweget mir mein Herz in ein ſolches getreues Mitleiden, und auch Gedächtniß vergangener Liebe, daß ich nicht weiter davon reden mag. Denn kurz zu ſagen, ſie wurden beide krank, und lagen in großer ſchwerer Sucht. Es getraut' auch ihrer keines zu geneſen ohne des andern Beiwohnen. Dem König ward geſaget, wie Herr Triſtan krank wäre. Der König ſprach: „Das bekümmert mich nicht; denn er hat ungetreulich an mir gethan, darum laſſe ich's ein Ding ſein.„

Wie ſoll aber den armen Betrübten geſchehen, oder wie ſoll ihnen immer Rath werden? Sie müſſen gewißlich ſterben, wo ſie einander nicht ſehen, und eines das ander' anreden mag. Wie kann aber das vor ſo großer Hut geſchehen, ſonderlich weil die Sache dem König kund iſt, derhalben ſie nun mit größerer Hut verhütet werden? Nun müſſen ſie jedoch zuſammen, ſollen ſie anders bei Leben bleiben. O Brangele, getreue Helferin, gib Rath und thue Hülfe, damit ſie zuſammen kommen, und nicht ſo jämmerlich in ihren Nöthen verderben! — Brangele hub ſich auf, und ging heimlich zu Herr Triſtanen, als ſie denn vormals oft gethan hatte. Als ſie darkam rührete ſie die Thür gar leiſe. Kurnewal ging herfür, und ließ ſie hinein. Herr Triſtan, der kranke Mann, empfing ſie, und fragete, wie ſich die Königin gehüb', und wie es ihr ging? Brangele ſaget' ihm: „Sie gehabt ſich recht übel, doch um eurentwillen; denn möchte ſie euch ſehen und mit

euch

euch reden, und würde an den böſen läſterlichen Neidern gerochen, ſo gebräch' ihr nichts mehr. Scheidet ihr aber alſo von hinnen, ſo ſtirbet ſie gewißlich.“ Da ſprach er: „Sage meiner Frauen, ich wölle ſie ſehen, und wölle ſolches durch niemands Dräuen noch Furcht vermeiden. Will ſie nun zu mir gehen, ſo heiße ſie in ihrer Kammer warten, bis ſie den Spahn, daran ein Kreuz gemalet iſt, ſiehet daher rinnen durch ihre Kammer: ſo ſoll ſie kommen in den Baumgarten; daſelbſt wird ſie mich finden bei dem Brunnen des Fluſſes, ſo durch ihre Kammer fleuſſet. Das ſage meiner lieben Frauen.“ Brangele nahm Urlaub, ging hinweg, und bracht' ihrer Frauen liebe Mähre, davon ſie bald geſund ward.

Das drei und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan und die Königin zuſammen kamen des Nachts in dem Baumgarten.

Um die Loſung hatte es eine ſolche Geſtalt: Es war ein ſchöner Baumgarten, gleich an der Königin Kammer, darin entſprang ein Brunnen, darob ſtund eine große Linde. Derſelbige Brunnen hät ſeinen Fluß gerichts durch der Frauen Schlafkammer, und wenn ſie nicht redhaft mit einander werden mochten, ſo ging Herr Triſtan zu dem Brunnen, brach der Blätter von der Linden, darauf leget' er den Spahn mit dem gemalten Kreuz, das floß dann durch der Frauen Kammer, die thät ſolcher Botſchaft bei dem Fluß warten.

Als nun die Loſung gegeben ward, kamen ſie zuſammen, ehe es Mitternacht war: da ward abermals ein Theil ihrer großen Noth geſänftiget. Sie blieben da, als lange die Zeit verhänget'; es war aber gar eine kurze Zeit, die ihnen verliehen ward, nach ihrem Begehren zu rechnen. Sie wurden deß beide friſch und geſund, ehe ſie ſich ſchieden, und ward vergeſſen aller vorigen Klage, ſo ſie gehabt hatten. Sie ſchieden aber ab in großer Lieb' und Freundſchaft und viel lieblichen Gebärden. Darnach kamen ſie durch ſolche ihre Loſung zuſammen als oft ſie gelüſtet', ungeirret aller Neider und Aufſeher. Zu morgens lag Herr Triſtan dennoch, als ob er krank wäre, und ſagt' es niemand, welchen Arzt er gehabt hät, und klagete ſich ſo hart, als ob er todt krank wäre. Er ging aber nichts deſto weniger zu der Frauen, ſo es die Zeit begab.

Damit wurden den neidiſchen Aufſehern die Augen verhalten, daß ſie noch nicht für wahr wußten, wie ihm war, und redeten mit einander: „Triſtan hat meine gnädige Frauen lieb.“ Einer ſprach: „Ja.“ Der andere: „Nein.“ Der dritte ſprach: „Ich zweifele daran; doch wollt' ich gern die Wahrheit wiſſen.“ Auctrat, ein Fürſt der Bösliſtigkeit, der ſprach: „Das will ich uns wohl erfahren. Es iſt ein Zwerglein nicht fern von hinnen, das kann künftige Ding' an dem Geſtirn ſehen; wir wollen demſelben ſo viel Guts geben, daß es uns die Wahrheit ſage.“ Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und warben um das Männlein. Das bracht' ihnen Auctrat zu wegen; denn ſein Geſell Satanas weiſet' ihn gerichts dahin, da er das Männlein fand. Er führet' es mit ihm heim, da die andern auch waren, und fingen an dem Männlein zu ſagen, und auch zu fragen, wie es doch um die Sache geſchaffen wäre. Der böſe Volland, das Zwerglein, begunnt' an das Geſtirn zu ſehen, und ſprach: „Meine gnädige Frau hat Triſtanen lieb, und ob das nicht wahr ſei, ſo nehmet mir mein Leben, mit welcher Marter ihr wöllet. Und will mein Herr, der König, ich laſſ' es ihn ſelbſt ſehen, daß ich wahr ſage. Herr Triſtan iſt fälſchlich krank; befindet ſich das anders, ſo heißet mein Haupt abſchlagen.“ Mit den Worten brachten ſie das verfluchte Männlein für den König, und ſagten ihm die Geſchichte. Das kleine Böswichtlein ſprach zum König: „Herr, wollt ihr die Sache ſelbſt befinden, ſo reitet mit dem Hofgeſinde in den Wald jagen, und ſaget meiner gnädigen Frauen, ihr wöllet ſieben Nacht außen ſein: ſo läſſet ſie es nicht, ſie ſagt das Herr Triſtanen; der wird dann zuhand geſund und bald ſo kühn, daß er keiner Furcht nicht achtet, und gehet zu der Frauen. So es denn Nacht wird, ſo laſſet das Hofgeſind' an den Enden, und gehet ihr mit mir: da werdet ihr ſehen, wie die Sach' um ſie beide geſtalt iſt.“

Der König thät das alles nach Geheiß des ſchnöden Männleins. Als die Nacht kam, ſtiegen ſie auf die Linde, die ob dem Brunnen war. Der Mond ſchien dieſelbe Nacht hell, daß ſie wohl mochten ſehen alles, das da geſchah.

Sie ſtunden nicht lang' auf dem Baum: Herr Triſtan ging daher, brach der Blätter von dem Baum, legte den Spahn mit dem gemalten Kreuz darauf, und warf das in den Brunnen. Als er dieſes gethan hatte, ſah er den Schein von den zweien Mannen ob ihm in dem Brunnen; deß erſchrak er zumal hart, und gedachte: Es iſt kein Zweifel, nun muß ich ſterben. O, wüßte meine Frau die Königin dieſe Hut, die uns gethan iſt! O, daß du nicht her kämeſt! denn deine Noth gehet mir mehr zu Herzen, als mein ſelbſt Sterben. Doch ſaß er ſtille, ließ ſich gar nichts merken, und ſah auch nicht über ſich. Die Königin aber hat mit Fleiß der Loſung gewartet; und als ſie die fand, ging ſie eilend zu ihrem allerliebſten Liebhaber.

Herr Triſtan ſtund nicht auf, als die Königin das von ihm gewohnet war, und winket' ihr heimlich, als viel er mochte. Die Königin gedachte: Ach, reicher Gott, was iſt dieſem Jüngling, daß er nicht aufſtehet und gegen mich gehet, als er vor gethan hat? Ich weiß nicht, was dieſes Ding bedeutet und anzeiget, oder was ihn irret; aber es iſt vielleicht jemand hiebei, der unſer hütet. Indem merkete ſie das Winken, das Herr Triſtan heimlich gegen ſie thät, und ſtund bei dem Brunnen ſtill: da ſah ſie den Schatten von denen, die auf der Linden aufſahen. Sie ließ ſich nichts merken und ſtellete ſich, als ob ſie die nicht wüßte; da ließ die Frau ihre Weisheit ſcheinen, und ſprach mit großen Liſten: „Warum ſoll ich her zu dir, oder was begehreſt du?“ Er antwortet', und ſprach: „Frau, da bitte ich, daß ihr mir helfet um meines Herren Hulde, daß er mich an ſeinem Hofe bleiben laſſe, in ſolcher maßen, als vor; angeſehen die große Unſchuld, ſo ihr denn ſelbſt wohl wißt, und daß ſich die Sachen ungefährlich und ohn' Übel verhandelt haben.“ Sie ſprach: „Du ſollt wiſſen, daß ich dir nicht dazu helfe noch rathe, und auch recht gern ſehe, daß dir dein Herr feind iſt; denn ich bin von deinetwegen in ein Gerede kommen, ohn' alle Schuld. Ich läugne nicht, ich war dir hold von meines Herren wegen, darum, daß du ſein Blutsfreund biſt, und daß du ſeiner Ehren beſſer pflegeſt, denn alle andere: nun bin ich durch dieſes Gerüchte dazu bewegt worden, daß du mir viel lieber fern hindann biſt, denn daß ich dich wieder an den Hof bitten ſollte; mein Herr thue dir den Tod, oder was er wölle, iſt mir alles gleich.“ Er ſprach: „Ach nein, meine Frau, durch euere Ehre, das thut nicht, ſeid mir nicht ſo hart, laßt mich doch genießen, daß ich ſo viel großer Arbeit um euch erlitten hab', und nehmet zu Herzen das große Unrecht, daß mir mein Herr um euertwillen thut, und ſo hart erzürnet wider mich, ohn' alle

Schuld; denn wollt ihr mir gnädig ſein, ſo wird mir auch die Huld meines Herrn.“ Sie ſaget': „Ich helfe dir nicht dazu; will dir aber mein Herr Gnade thun, das gönne ich dir wohl und iſt mir lieb, ich bitte ihn aber nicht darum.“ Da ſprach Herr Triſtan: „So muß ich von hinnen reiten. Wie wenig mein Herr das klage, doch weiß ich, daß er den Schaden nimmer überwindet, ſo ich mit Unwillen aus ſeinem Lande reite: mein wird vielleicht etwann Rath, ich komme auch, da man mir's wohl erbeut, und da mich andere Leut' auch ehren, lieb und werth haben. Mein Herr will das jetzt nicht wiſſen, wenn ich zu Land fahre, daß ich ſo wohl ein König bin, als er. Ich weiß aber, wo ich bleib', und da ich nicht alſo geneidet und verhaſſet werde, als hie, und da man mir tauſend Ritter hält, denen allen dazu giebt Harniſch und Pferd, auch alles, was ſie bedürfen. Denn wär' ich ſo ſelig, daß ihr noch meinen Herrn bätet, daß er mir durch ſein ſelbes Ehre mein Pfand löſete, ſo will ich zuhand das Land räumen.“ Die Fraue ſprach: „Wahrlich, das thue ich nicht; denn er hat ſo faſt wider mich gezürnet von deinetwegen, daß ich um dich nichts bitten will: und ob du ſeine Huld nimmermehr gewinneſt, giebt mir nichts zu ſchaffen, und iſt meine geringſte Sorge.“

Mit dieſen Worten ging die Frau hinweg, wieder in ihr Gemach. Herr Triſtan ſtund auch auf; und ſprach: „Nun muß Gott erbarmen und geklagt ſein das große Unrecht, das mein lieber Herr an mir thut!“ Und ging damit zu ſeiner Herberge.

Als er aus dem Baumgarten kam, mochte ſich der König nicht länger enthalten, zog ſein Schwert aus und wollte das Zwerglein erſtochen haben: da fiel es von dem Baum, und kam leider davon. Der König war ſehr froh deß, ſo er gehöret und geſehen hät, und klaget' auch, daß ihm das Männlein entlaufen war, dem Satanas, ſein Geſell, half, daß es dem König entlief.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Wie der König die Königin und Brangelen ſehr bat, daß ſie Herr Triſtanen wieder an Hof brachten.

Der König erwartete des Tages kaum. Als es Tag war, ging der König zu der Frauen, bat ſie fleißiglichen, daß ſie ihm ſagete, was ſie mit Herr Triſtanen in dieſer vergangenen Nacht geredet hätte? Sie ſprach: „Lieber Herr, ihr möchtet mich dieſer Rede wahl überheben; ich ſah ihn in zwölf Tagen nie, und will ihn auch forthin nimmermehr ſehen, es geſchehe denn ohne Dank: mir iſt wohl ſo viel Unmuths und Leids von ſeinetwegen entſtanden.“ Der Herr ſprach: „Frau, du ſaheſt ihn fürwahr hint' in dieſer Nacht, und ich war auf dem Baum, darunter ihr mit einander redetet und einander ſahet, da höret' ich euer beider Rede: das laſſe dich nicht betrüben, meine Fraue, und helfe mir durch deine Frommkeit, daß Herr Triſtan hie bei mir bleibe; ich will ihm unterthänig machen alles, das ich habe, deß ſoll er gewaltig ſein.“ Die Frau ſprach: „Um den kühnen Helden helfe ich euch nicht; denn hinte, da ich ihn ſah, ſchieden wir mit Zorn; ich bitt' auch ihn darum nicht; denn mir iſt lieber, er werde vertrieben, denn daß er hie ſollte ſein mit ſeinem Weſen; denn es iſt mir nicht zu thun. Es möcht' auch vielleicht dazu kommen, daß ihn euere Diener aus Neid abermals verlügen möchten, als ſie vorhin gethan haben: ſo würde meine Schmach dadurch gemehret und ſo viel größer. Es iſt beſſer, wir laſſen Triſtanen nur reiten, wo er will.“ Der König ſprach: „Ach nein, meine Frau, das wäre uns beiden nicht gut; bekehre nur dein Gemüth, gehe zu ihm, und ſage ihm die Botſchaft.“ Die Fraue ſprach: „Nein, ich darf ihm nicht mehr zuſprechen, es wird mir vielleicht abermals verkehret.“ Der König ſprach: „Du darfeſt ihm wohl zuſprechen, und ich gebe dir ganze Gewalt, und ſollt ihn nicht vermeiden; und gebe dir dann auch noch mehr: daß Triſtan heimlich und bei dir ſei, als oft und wie dich gelüſtet. Da er dich küſſete, das nahm ich für anders, denn ich ſollt', und zürnete zu ſehr darum: das ſoll mir nimmermehr geſchehen; denn ihr habt mir beide erſcheinet und beweiſet, daß ihr unſchuldig ſeid, mich mit Treuen meinet, und ſolches von meiner Liebe wegen gethan habt. Darum bitt' ich dich fleißig, daß du helfeſt und ratheſt, daß Triſtan bei mir bleibe.“ Hierauf antwortete die Frau: „Ich bitte ihn in keinem Wege darum; wollt ihr ihn aber wiederhaben, ſo bittet Brangelen, daß ſie durch euere Liebe euch wieder um den Helden werbe: ich meine aber, ſie thue es gleich ſo ungern, als ich.“

Der König bat und vermahnete Brangelen auch ſehr, daß ſie durch all' ihre Güte beholfen wäre, damit Triſtan bliebe.

Brangele ſprach: „Herr, was ſoll ich darum helfen, oder ihn bitten? hättet ihr ihn gern gehabt, ihr hättet ihn vor nicht vertrieben.“ Der König ſprach: „Ei, das laſſe nun ſein; er war gegen mich verlogen.“ Sie fragete, wer das gethan hätte? Der König ſprach: „Ein Herzog.“ Da ſprach Brangele: „Der gewinne ihn auch wieder.“ Der König ſprach: „Das mag er nicht thun.“ Brangele antwortet': „Alſo mag auch ich's nicht thun.“ Da ſprach der König: „Ach wehe, mir geſchah nie ſo leid!“ Brangele ſprach: „Ja iſt das wahr? Ich darf es aber nicht getrauen.“ Er ſprach: „Fürwahr, du magſt mir es wohl getrauen.“ Brangele ſprach: „Woran mag ich aber das erkennen?“ Der König antwortete: „Das will ich dir ſagen: ich will ihn beſſer halten, denn ich vor je gethan habe; auch ſoll er mit Iſalden ſein und bei ihr weſen, ſo oft er ſelber will.“ Sie ſprach: „Ich meine nicht, daß er wiederkomme; es wäre ihm auch nicht gut zu thun: ſo er mit kleiner Schuld euere Huld verloren hat, und ihr den neidigen Schwätzern geglaubet, ſo geſchäh' ihm vielleicht morgen wieder alſo. Darum will ich deß nicht Werberin ſein; ich wollte ihm auch ungern dazu rathen: wollte er aber mir folgen, ſo ritte er bei Zeit an andere Enden und Stätte, da man es ihm beſſer erbiete, denn hie.“ Der König war ſehr betrübet, bat Brangelen mit großer Bitte, verhieß ihr zu geben großes Gut, daß ſie Fleiß thät', ob ſie den Held am Hofe behalten möcht', und hieß ihm ſagen, alles, das er ihm zu Leid gethan hätte, wollte er ihm ſchon ergetzen; er ſollt' auch ſein Bette heißen ſetzen in der Königin Schloſkammer, daß er forthin früh und ſpat mit der Königin ſein möcht' ohne männigliches Irrung: „denn er hat mich wohl erinnert, daß er alles Ubels wider mich unſchuldig iſt, darum verhänge ich, daß ſein Bette bei mir und der Königin ſein ſoll.“

Brangele ſaß auf, ritt in die Stadt, in Herr Triſtans Herberge, und ſaget' ihm dieſe Botſchaft, die er gar gütlich aufnahm; ſie mochte ihm deß auch gar leicht erbieten, das er gern thät.

Sie ritt wieder hinweg, ſagete dem König, wie ſie ihn überredet hätte mit großer Mühe und Bitt', und wie gar ungern er das gethan hätte. Alſo trieben ſie mit Liſten zuſammen, daß Herr Triſtan wieder an den Hof kam.

Als das geſchah, ſchaffete der König mit allem ſeinem Hofgeſinde, alles, das ſie Herr Triſtan hieße, daß ſie das zu thun willig wären; das wäre ſeine ernſtliche Meinung, er wollte das alſo haben, und ſprach öffentlich: „Er iſt gegen mich verlogen worden von etlichen Herzogen; die ſollen es auch nimmer deſto beſſer haben, noch mich forthin mehr alſo betriegen.“ Hiemit kehret' er ſich zu Triſtanen, ſprach ihm gar freundlich zu mit ſolchen Worten: „Freund und Neffe, du ſollt den Unwillen nicht gedenken, noch in Ungutem nimmer melden: ich will alles thun, das dir lieb iſt. Du ſollt auch hinfort in meiner Kammer ſelbſt pflegen, und allwege darin ſchlafen mit mir, auch pit der Königin weſen, ſo oft dir gefällt, und zerriſſen ſie ſich alle vor Zorn und Leid, die dich darum neiden: du ſollt auch das durch ihrer keinen nimmer laſſen noch meiden.“

Nun höret, was Wunders das ſein möge! Der König hat nun zum vierten mal Herr Triſtanen und der Frauen Gewalt gegeben und mit Willen vergönnet, daß ſie bei einander ſein ſollen, als oft es ihnen gefalle. Hauet aber Herr Triſtan über die Schnur, es iſt ihm je, nach meinem Verſtand, nicht zu verargen, noch er darum zu ſtrafen; denn wo mir ſo viel Gewalt würde gegeben über das, das ich lieb hätt', ich kehret' auch allen Fleiß für, damit ich mich deß gebrauchen möchte nach allen lieblichen Begierden, und auch nichts unterwegen laſſen, denn was ich nicht thun möchte.

Als nun Herr Triſtan wieder zu Hulden und Freundſchaft kam, hieß er Kurnewalen ſein Bette tragen und ſetzen in der Frauen Kammer, nach Geheiß und Geſchäft des Königs, und mochte nun wohl mit Freuden verſchmerzen, was ihm durch Neiden zu Leid geſchehen war; denn er mochte nun bei und mit der Königin ſein, nach allem Willen und ihrer beider Begierde. Dies währet' auch etwann eine gute Zeit, daß ſie keiner Freude mangelten; und obſchon etwas von den Neidern geredet ward unter ihnen ſelbſt, ſo durften ſie es doch nicht für den König bringen.

Einsmals begab ſich's, daß Thinas, des Königes Truchſeß und Herr Triſtans allerbeſter Geſell, ritt auf die Jagd zu demſelben Walde, da fand er das leidige Zwerglein. Als er das ſah, fraget' er, was er in dieſem Walde thäte? Das Betriegerlein klaget', es hätte des Königs Huld verloren; es ſaget' aber nicht, warum. So wußte auch nicht Thinas die Geſchichten, ſo ſich verhandelt hatten, und ſprach: „Ich will die meines Herren Zorn legen.“ Hätte er aber die

Schuld des ſchalkhaftigen Männleins gewußt, er hätte es mit ſeiner eigenen Hand gehenket. Das war ihm leider verborgen und unwiſſend; darum führet' er das Böswichtlein mit ihm, und bracht' es wieder in des Königs Huld.

In dieſer Zeit begab es ſich, daß die Neider großen Verdruß daran hatten, daß Herr Triſtan ſo lange in Gnaden war, und ihm alle Dinge ſo ganz nach ſeinem Willen ergingen. Auctrat thät abermals mit dem Männlein reden, und ſchwur bei ſeinem Haupte, wo es ihnen die Wahrheit nicht geſagt hätte, ſo müßt' es ſterben. Satanas redet' abermals aus dem verfluchten Zwerglein, und ſprach: „Von welchen Liſten das geſchehen ſei, daß wir die Wahrheit nicht finden können, das weiß ich nicht: aber daß Triſtan die Königin lieb hat, das weiß ich gewißlich: und wenn mir mein Herr, der König, folgen wollt', ich wollt' ihm weiſen, daß er nimmermehr möchte betrogen werden. Aber er iſt mir nicht mehr ſo günſtig, als vorhin, und vertrauet mir nichts mehr.“

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan abermals verrathen und bei der Königin in der Kammer verhütet und gefangen ward.

Als nun die Neider ſolche Rede von dem Zwerglein gehöret hatten, gingen ſie abermals zu dem Könige, und ſagten ihm ſo viel vor, mit Unwahrheit und mit Wahrheit, bis ſie ihn dazu brachten, daß er ſich deß verwilliget', und ſprach: „Ich will es abermals verſuchen: iſt's aber, daß er unſchuldig iſt, deß ich Gott getraue, Geſell Zwerge, ſo mußt du in dem Feuer verbrennen.“ — Ei, du verfluchte Kreatur, häſſig und unwerth Gott und der Welt, ſoll dich ein frommer König Geſell heißen, der dich billiger verachten und vertilgen ließe, denn alſo ſanftmüthiglich mit dir reden! — Das ungeheuer Zwerglein ſprach: „Herr, wo das nicht alſo ſei, als ich ſage, ſo leide ich, was mir darum geſchieht. Denn wollt ihr mir folgen, ſo ſaget zu Triſtanen, er ſolle euch eine Reiſe thun, dazu euch niemand ſo tauglich ſei, als er, und habe nicht länger Verzug, denn auf morgen; er werde auch nicht länger, denn ſieben Nacht außen ſein; bietet ihm eures Dienſtes und Gutes: ſo mag er nicht laſſen, er muß die Königin ſehen noch hint' in dieſer Nacht, ehe er von dannen ſcheidet; ſo will ich mit weißem Mehl den Eſtrich zwiſchen der zweier Bette beſtreuen, und ſo er darein tritt, ſo mag er nimmer läugnen, noch uns mit keiner Liſt betriegen. Auch will ich unter dem Bette verborgen ſein, und ſo ich ihn dann höre gehen, will ich euch wecken. Vor allen Dingen ſollt ihr hundert Mann haben vor der Thür; denn Herr Triſtan iſt freudig und ſtark; ſonderlich ſollt ihr auch die Thür niemandem befehlen, denn Auctrat und ſeinen Geſellen: ihr gewinnet dennoch alle zu ſchaffen, ehe ihr den Helden ſahet. So er aber die Königin hinte vermeidet und nicht zu ihr gehet, ſo heißet mir mein Haupt abſchlagen.“ Als nun der Rath beſchloſſen und Triſtan verrathen war, ſprach der König zu Auctrat und ſeinen Geſellen, daß ſie der Thür pflegen ſollten, und beſtellten die andern auch, der ſie bedurften. Der leidige Auctrat und ſeine Nachfolger wurden froh, daß es zu dem kommen war, daß ſie ihre neidiſche Begierde an Triſtan erſatten möchten, und meineten wohl, daß es nimmer ein verborgen Ding ſein würde.

Als es nun ſchier Nacht ward, redete der König zu Herr Triſtanen und bat ihn mit großer Bitte, zu König Artus zu reiten, auf vorgeſchriebene Meinung, und ſo er wiederkäme, wollte er ihn forthin ungemühet laſſen; und ſprach: „Lieber Neffe, morgen, ſo es allererſt taget, ſo ſollt du auf ſein, und mir ſagen, ſo will ich dir die Botſchaft befehlen.“ Herr Triſtan verwilligete ſich, die Sach' auszurichten; er wußt' aber leider den verborgenen Mord nicht, der ihm da zugerichtet war, und ſprach: „Herr ich thue das gern; wohin ihr mich ſchicket, und wo ich euer Frommen ſchaffen mag, iſt es mir nicht zu fern, und ſollt' ich auch zu Fuß dargehen.“ Der König danket' ihm faſt ſeiner Gutwilligkeit, er ſchuf ihm aber nicht deſto weniger Hut.

Als ſie nun alle zu Bette waren, und die Neider ihres Amts auch warteten, gedachte Herr Triſtan an ſein Hinwegreiten, und wollte die Königin ſehen, und von ihr Urlaub nehmen: da ſah er, daß der Eſtrich mit Mehl beſtreuet war. Er gedachte: Was haben ſie geſäet? Fürwahr, es hilft alle ihre Hut nicht, ich will meine Frau ſehen, was mir halt darum geſchieht.

Sehet, was Wunders wirkt die Liebe! Er wußte wohl, würd' er ergriffen, daß er darum ſterben müßte; dennoch ſchlug er alle Furcht zurücke, und wollte je vorher zu ſeiner Allerliebſten. Jedoch habt ihr vernommen, daß ſolche große

Lieb' unter dieſen zweien ſich von erſt begeben hat, nicht aus Schickung und Ordnung der Natur, ſondern aus Kraft und Wirkung des Getränks, ſo ſie getrunken hatten. Denn Herr Triſtan iſt ſonſt ſo ein weiſer Mann geweſen, daß er natürlicher Liebe ihr Maaß wohl hat wiſſen zu geben; aber die Kraft des Getränks machet' ihn ſolcher ſeiner Weisheit unwiſſend. Er nahm auch keinerlei Freude nicht mehr für, denn nur, wie er der Liebe ihrer Begierd' ein wenig ein Gnügen thun möchte.

Indem wollt' er zu der Frauen Bette gehen; ſeine Liſtigkeit lehret' ihn aber einen andern Sinn, wie er ſollte von einem Bett' in das andere ſpringen; als er auch thät, und ſprang alſo ſehr, daß ſich ſeiner vor geheilten Wunden eine wiederum anriß, und ward die Königin mitſammt ihm voll Bluts. Da rufete der Teufel mit lauter Stimm' aus dem Zwerglein (das ihm Gott nimmermehr helfe!): „Wohl auf, Herr, nun möget ihr Triſtanen fahen, er iſt jetzt bei der Königin!“ — Ach wehe des großen Mords! es thut mir ſelbſt weh, daß er ſo gar mordlich und fälſchlich verrathen iſt. — Herr Triſtan wäre dem Tod gern entflohen, und ſprang wieder in ſein Bett', aber mit dem einen Fuß ſprang er zu niedrig und trat in das Mehl. Der König und die Seinen waren bald auf, fingen Herr Triſtanen und banden ihm ſeine Hände läſterlichen auf den Rucken, als einem Dieb und ſchändlichen Mann. Solches aber war jederman an dem Hof leid, ohn' Auctrat und ſeinen Geſellen.

Der König ward dieſer Geſchichte zumal ſehr betrübet, und fing einen ſolchen grimmen Zorn wider Triſtanen und die Frauen, daß er vor Zorn und auch vor Leid nicht wußte, was Tods er ihnen beiden anthun ſollte, daß man auch fortthin in aller Welt davon ſagen möchte. Hierauf fraget' er ſeine Rathe, welches Tods ſie ſterben ſollten, der ihnen auch am allerunehrlichſten wäre? Auctrat, ein Fürſt aller Bosheit und des Laſters, ſprang herfür, gab das erſte Urtheil, und verurtheilte Herr Triſtanen auf ein Rad, als einen Mörder, das er doch nicht war, und die Königin ſollte man verbrennen auf einer Hürden, damit ſollte ſie büßen den Mord, ſo ſie gethan hätte.

Höret, wie ungleiche und unrechte Urtheile das ſind! Wie iſt die Gerechtigkeit allda hinter ſich gedrungen worden! Wer hat je gehöret, daß zwei liebhabende Menſchen von Liebe wegen offenbarlich zu dem Tode verurtheilet ſind worden, es ſeien denn andere Urſachen dabei geweſen, dadurch ſolches geſchehen ſei? Aber was ſage ich von dieſen zweien Menſchen? Es war ihnen von allererſt von Neids wegen erdacht und zugerichtet, darum hatte die Gerechtigkeit nichts da zu ſchicken oder zu ſchaffen, allein Neid und Haß war da Richter und Ankläger, alles mit einander.

Dem König war die Nacht ſehr lang, und er wartete kaum, bis der Tag kam, daran er dieſen Dingen ein Ende machet', als ihm gerathen war. Als der Tag kam, ließ er Wehe! ſchreien, in all ſeinem Land, und was man für Leute daheim fünde, daß ſie alle zu Gericht ſollten kommen; ihnen ward aber angezeiget, warum das Recht ſein würde.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan und die Königin zu dem Tode verurtheilet werden.

Darnach, als es noch früh war, ritt der König aus der Stadt, an das Gericht zu ſitzen, vor allermänniglichen Angeſicht, und war vor Zorn und auch vor Leid verwundert und nahe ganz unſinnig, alſo, daß ihn niemand etwas bitten durfte.

Nun waren dieſe Dinge dem getreuen Truchſeß, Herzog Thinas, verhalten geweſen, und hatt' auch nichts darum gewußt; denn hätt' er es gewußt, es wäre hiezu nicht kommen; denn er hatte Triſtanen alſo lieb, als ſeinen eigenen Leib. Als nun dieſe Sachen offenbar waren, und Thinas auch zu dem Gericht wollte, nicht um Urtheilens willen, ſondern, ob er ihnen beiden davon helfen möchte, ging er zu dem König, fiel ihm zu Fuß, und bat bittlich und mit großer Bitt' und Fleiß. Der König nahm aber ſolche Bitte für übel auf und verachtete ſie mit einander, und ſprach: „Euch iſt meine Ehre nicht alſo lieb, als ich gemeint habe, ſeit ihr mich ſo hart nöthet und bittet um Triſtanen.“ Thinas ſprach: „Ach lieber Herr, gedenket der großen Treu' und Dienſte, ſo er euch gethan hat, und laſſet ihn der genießen.“ Der Herr redet' aus großem, brennendem Zorn: „Er muß geradbrecht werden, ehe dieſer halbe Tag hingehet, da hilft keine Bitte für.“ Thinas ſprach aus betrübetem Herzen: „So will ich doch nimmermehr dabei ſein, noch ſehen, daß der allerbeſte und wehrlichſte Held, ſo je in dies Land kam, und ſo ein getreu Weib ihr Leben verlieren ſollen. Gott von Himmel, dem ſei es ewiglich geklaget, daß ich ihnen nicht helfen mag! Denn wäget es gleich wie ihr wollt, ſo überwindet ihr dieſen Tag nimmermehr, ſo man meine Frau und dieſen mannlichen, frommen Held ſo jämmerlich verderbet." Der König ſprach: „Ei, laß' von deinem Bitten: ſie müſſen beide ſterben, noch heut dieſes Tages; und das muß alſo ſein." Thinas wollte nicht nachlaſſen, und bat je mehr und mehr, und ſprach: „Was euch Herr Triſtan zu Leide gethan hat, das will ich mit meinem Leibe helfen büßen, wie ich kann und mag. Ach, lieber Herr, nicht verderbet euer eigen Blut, noch die Frauen: bedenket euch beſſer hierum, und laſſet ſie beide geneſen." Der König ward durch ſolche Bitt' und Anſtrengung noch mehr erhitziget und erzürnet in dem Zorn, und brannte gleich als eine Flamme, und ſaget' ihm zu, daß keine andere Gnade da wäre, denn daß ſie ſterben müßten. Als der fromme Herzog Thinas ſahe den großen Ernſt und brennenden Zorn, durft' er nicht fürbaß mehr reden, und ſchied da ab von dem König, ganz betrübet, mit großem Herzenleid: ihm möchte ſein Herz zerbrochen ſein, da er Triſtanen nicht erledigen mochte. Er kehrete mit Jammer von dannen. Solche Geſchichte war allen frommen Menſchen leid, und hatten ein Mitleiden mit ihnen.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan ausgeführet ward, daß man ihn ſollte richten, und er in eine Kapelle begehrete, Gott ſeine Sünde zu klagen.

Da nun Thinas alſo traurig und betrübet dannen ritt, führete man Triſtanen gegen ihn, mit gebundenen Händen auf ſeinem Rücken, als einen Dieb und Überthäter: viel große Menge des Volks folgeten ihm nach. Als Thinas das ſah, thät er herzlich weinen, und ſprach: „O wehe, Triſtan, mein allerliebſter Freund! möchte ich dir meinen guten Willen und meine Treue, ſo ich zu dir habe, erſcheinen laſſen, ſo habe keinen Zweifel, ich wollte dir helfen, wie es mir halt hernach erginge; und ſollt' ich gewißlich wiſſen, daß man mich darum henkte, als einen Dieb, dennoch wollt' ich dir helfen, oder den Tod mit dir leiden. Nun, mag das leider nicht ſein, ſo will ich dir deine Bande löſen mit meiner Gewalt, ſeit ich nicht mehr thun mag." Damit ſchnitt er ihm die Band' entzwei, und gebot denen, die ihn führeten, daß ſie ihn ungebunden ließen; denn ſo er das Recht erhielte, möcht' ihnen das zu nutz kommen. Als er die Worte redete, küſſet' ihn Triſtan mit weinenden Augen; denn er weinet' innerlich mit dem Herzen und Augen. Da ſchrie Herr Thinas mit lauter Stimme und großem, bitterlichem Weinen: „O weh und ach, daß dich meine Augen je erſahen! Nun mag ich den Tag nimmer überwinden." Sie ſtelleten ſich beide ſo gar kläglich, daß der mehrer Theil des Volks mit ihnen weinete: dadurch auch billig die Verrätheriſchen beweget wären; aber ſie waren verſtocket in ihrer Bosheit, gleich ihrem Herren, Lucifer. Die Herren, die Triſtans pflagen, ſie waren auch alle betrübet durch dieſe große Klage, ſo die zween Männer führeten, und thäten mit ihnen weinen.

Alſo führeten ſie ihn für eine Kapelle. Triſtan bat ſie fleißig, daß ſie ihn ließen in die Kapelle gehen, und ſie dieweil hie außen blieben, bis er ſein Gebet vollbrächt' und Gott dem Herren ſeine Sünde beichtete. Einer ſprach: „Wir haben uns viel zu lange geſäumet, und iſt Zeit, daß wir gehen." Das widerredete der andere: „Was denn? Dies iſt bald geſchehen. Auch bat uns Herr Thinas, daß wir ihm gut wären. Wir wollen dieſen reuigen Sünder ſeine Sünde klagen laſſen, damit er ſich vor dem Teufel gefriſten möge. Was ſchadet es uns, daß wir ſeinen Willen thun? denn deß wird leicht gut Rath: die Kapelle hat nur eine kleine Thür, der wir gar leichtlich hüten; ſo gehet an der andern Seiten die See mit wilder Flut an der Mauer hin, alſo, daß er uns nicht entrinnen mag. Er geſchehe ihm gleich wohl oder wehe, darum wollen wir ihm die Freundſchaft thun, und ihn ſeine Sünde Gott laſſen klagen, ſo es uns doch keinen Schaden bringt."

Solches redet' er mit ſeinem Geſellen. Alſo ließen ſie ihn in die Kapelle gehen. Als Herr Triſtan in die Kapelle kam, ſchloß er die Thür gar wohl zu, und rufte zu Gott dem allmächtigen und ſeiner werthen Mutter um Hülf' und Gnade, daß ſie ihm ſein Leben friſteten; und ſtieg damit zu dem Fenſter, brach es auf, und drang ſo hart, bis er ſich doch zuletzt hindurch drang: er ſprang in die See, und ſchwamm aus an das Land, und kam davon; er lief bei dem Waſſer zu Thal und ſahe oft hinter ſich, ob ihm jemand nachliefe.

Die aber, ſo ſein vor der Kapellen warteten, die thät ſolches langes Gebet gar übel verdrießen; doch ermahnete je einer den andern, daß ſie ihm Weile gnug ließen.

Indem war Kurnewal, ſein getreuer und liebſter Diener, von großem, herzlichem Leid gar nahe ganz unſinnig worden, und wußte vor ſolchem Jammer und Mitleiden, ſo er mit ſeinem Herren hatte, nicht was er thun ſollte; jedoch ritt er aus der Stadt, führete ſeines Herren Pferd, ſchon geſattelt, und ſein Schwert mit ihm, auf Meinung, ob Gott ſeinem Herren davon hülfe. Er gedacht' auch in ihm ſelbſt: Mein Herr iſt liſtig, und findet etwann Wege, dadurch er davon kommet. Ach, gäbe mir Gott das Glück, daß ich ihn auf ſein Pferd brächte, ſo wären wir ungefährdet entritten! Mit ſolchen Gedanken ritt er hin und dar, und wußte ſelbſt nicht, wie oder wo. Er wünſchete daß er nie geboren wäre, oder aber da mit ſeinem Herrn ſein Ende nehmen möchte. Alſo ritt er nicht fern: er ſah ſeinen Herrn, und ſie erkannten beide von Stund' an einander. Kurnewal ritt eilends dar, brachte ſeinen Herren auf ſein Pferd, und ſie wurden ihres Zuſammkommens zumal hoch erfreuet. Herr Triſtan gürtete ſein Schwert um ſich, und ſtellete ſich zur Wehr, ob ihm jemand nachreiten würde, daß ſie zum Streit bereit wären. Kurnewal ſprach: „Herr, was mag uns nun gefährden?“ Gleich als wollt' er ſagen: Wer mag uns nun etwas thun, dieweil wir beide zu ſtreiten geſchickt ſind? „Wir wollen uns von hinnen machen; denn ich weiß wohl, alsbald der König erfähret, daß ihr entlaufen ſeid, ſo wird großes Nachſuchen werden: wenn wir dann gern von hinnen wären, ſo mögen wir nicht von hinnen kommen; darum laſſet uns bei Zeiten reiten.“ Hierauf ſprach Herr Triſtan: „Ich will meinen Leib nicht von hinnen bringen, es ſei denn, daß ich die Königin auch davon bringe, oder will den Tod mit ihr leiden. Sollte ſie gemartert werden, von meinetwegen ſterben, und ich davon kommen, wie möcht' ich das immer überwinden und verſchmerzen? Wo wäre die große Lieb' und Treue, ſo wir zu einander haben? Sollt' ich ſie todt wiſſen, und ich leben? Wie möcht' ich immer ohne ſie leben? Ich würde mich ſelber tödten. Auch weiß ich wohl, daß ſie mich mehr klaget, denn ſich ſelbſt. Darum ſo will ich auch mit ihr ſterben, oder verſuchen, ob ich ſie möge von dannen bringen. Geſchähe das, ich wollte meinen Zorn an etlichen Neidern beweiſen, daß ſie mein forthin gedenken ſollten.“ Alſo ritt er in einen dicken Buſch, beſteckete ſich und ſein Pferd allenthalben mit Laub und Blättern von den Bäumen, mit ſolcher Liſtigkeit, obſchon der König ſelbſt für ihn gehen ſollte, ſo wäre er ihm ſo unbekannt geweſen, und ritt ſo nahe zu dem Gericht, daß er wohl ſehen mochte, was da geſchahe: man mochte ihn aber nicht ſehen vor der Dicke des Laubs und auch des Buſches, damit er beſteckt war.

Die aber, ſo vor der Kapellen ſtunden, verlangte hart, da Triſtan ſeinem Gebet ſo lange machte, und ſagete je einer zu dem andern, ſie ſollten ihn herfür fordern. Da ſprang einer zu der Thür, laut rufend: „Ihr müſſet noch heut' euer Gebet laſſen! Was iſt's, daß wir ſo lang hie ſtehen? Es iſt eine große Unmuße, und muß jedoch ſein.“ Es gab ihm aber niemand Antwort. Da wurden ſie zornig, ſtießen die Thür auf, und wollten ihren Muthwillen an ihm rächen. Da ſie ihn nicht funden, kamen ſie zu dem Könige, und ſagten, daß Triſtan entlaufen wäre. Der König ſprang vor großem Zorn und Leid auf, und ſprach: „Wohlauf, Freund' und Mann, und helft ihn ſuchen! Wer ihn bringt, dem will ich ſo viel Schatzes geben, daß er ihm nimmer zerrinnt.“ Durch ſolches Geheiß waren ihrer viel, die ſich bald bereiteten, ihn zu ſuchen, ob ſie ihn irgends finden möchten.

Es war auch ſolches Suchen etlichen leid, dieſelben ſuchten mit Unwillen und Unfleiß; ihnen war auch lieber ſein Entkommen, denn daß ſie ihn funden hätten. Der leidige Auctrat ſuchet' ihm auch nach, aber er kehrete bald wieder um; denn er furchte, fünde er Herr Triſtanen, ſo würde er ſolche Pfand von ihm nehmen, die er nimmermehr überwinden möchte: darum war ihm viel lieber, er fünde ihn nicht.

Als nun die Suchenden wiederkamen, und nichts funden, ward der König betrübet, und wollte ſeinen brennenden Zorn an der Frauen erkühlen, und dräuet' ihr ſehr mit freventlichen Worten, er wollte ihre Liebe zerſtöhren und ihr den Mord vergelten, ſo ſie gethan hätte. Und hieß ſie damit hinführen, daß man ſie verbrennet' auf einer Hürde.

O edle Königin! nun biſt du doch eines ſolchen Tods nicht ſchuldig, aller Sachen halben. Nun hat doch der König euch beiden, williglich und ungenöthet, vergönnet, euer Weſen bei einander zu haben, wie es euch ſelbſt gefalle. O, wie gar ein hartes, ungerechtes Urtheil iſt da gefället, da ein einiger Mann geurtheilt hat, und wider alle Ordnung des Rechten, weder angeklaget, noch um das Urtheil gefragt hat! Weh' ihm, wie große Gewalt iſt allda geſchehen! Ich meine nicht, daß der König in ſeinem Herzen je rechter Liebe empfunden habe: ob er ſchon lieb gehabt worden iſt, ſo hat er doch nicht rechte Liebe wiederum gehabt; denn wäre etwann ein kleines Fünklein der Liebe in ihm geweſen alle ſeine Tage, ſo ſollt' er das billig da haben erſcheinen laſſen.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Wie der König einem ausſätzigen Mann die Königin gab, der ſollte ſie ſeinen Geſellen heim führen, ſie zu todten.

Als man die Frau jetzt hinführete, kam mit großer Eil' ein Herzog, der war ausſätzig, und rufete dem König mit großer Bitte, daß er vernehmen wollte, warum er darkommen wäre. Der König hieß ihn reden; da ſagete der Sieche: „Herr, ich höre, die Königin muß ſterben, und ihr wollt ihr gern einen läſterlichen Tod anthun. Nun bedünket mich, ſo ſie verbrennet werde, ſo ſterbe ſie ohne Laſter, denn ihr ſeid ſo reich und gewaltig, ihr möget ſie henken oder verbrennen, wie ihr wollet. Ich will euch aber einen Tod nennen, erſtürbe ſie deß, ſo wär' ihr Laſter tauſendfältig mehr, denn, ſo ihr ſie hie ertödtet.“ Der König bat, daß er ihm ſagte, was Tods das wäre? Der ſieche Herzog antwortete: „Herr, ihr ſollt mir die Frauen geben, ſo will ich ihr das Leben nehmen mit einem bitterlichen und läſterlichen Sterben, denn je kein Mann erhöret hat, und ſage euch recht wie: ich will ſie meinen Siechen bringen, der habe ich bei hundert oder etwas mehr, die müſſen alle nach einander mit ihr zu ſchaffen haben und Unkeuſchheit mit ihr pflegen; das kann und mag ſie mit lebendigem Leib nicht erleiden, noch davon kommen, ob ſie gleich zehen Frauen Stärke hätte: das iſt einer Königin der allerſchmählichſte und unehrlichſte Tod, als er vor je erhöret iſt.“ Der König ſprach: „Ihr habt wahr geſagt: wer thut mir aber Sicherheit, daß ihr ſie alſo tödtet, als ihr geredet habt?“ Der Herzog antwortet': „Ich verheiße euch das ſo theuer, als ich immer ſoll: ſo ich die Frauen bei Leben laſſe, daß ihr mich und meiner Söhn' einen heißet henken, oder ſonſt ertödten, wie ihr wollet, und alle meine Siechen dazu.“

Auf ſolche Gelübde gab ihm der König die Frauen, und vermeinet', er hätte ſich gar wohl an ihr gerochen. Ihm ward

ward aber großes Laſter und Unehre darum geredet, als weit das ganze Land war; und nicht unbillig, dieweil er ſich ſelbſt ſchändet' in dem, daß er dieſen zweien ſo viel Unehr' anlegete; gebührete ſich auch wohl, daß ihm Schande und Unehre darum geſchahe und zugezählet wurde, als weit ſolches erſcholl. Der ſieche Herzog aber ward ſehr froh, daß er eine ſolche ſchöne Frauen mit ſo leichter Bitt' erworben hätte; er nahm ſie für ſich auf ſein Pferd, und ritt damit hinweg.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan dem ausſätzigen Herzog die Königin nahm und mit ihr davon kam.

Des ausſätzigen Herren Weg lag gleich, daß er für Herr Triſtanen reiten mußte. Kurnewal erkannte die ſchöne Iſalde, oder die Königin von ferne, und ſprach. „Ich ſehe meine Frau dorther führen.“ Da das Herr Triſtan gewahr ward, klaget' er mit ganzem Herzen, daß ein unreiner, ausſätziger Mann mit ſeiner Hand den reinen Leib berühren ſollt', und ward dadurch zu grimmigem Zorn beweget, und verritt dieſem den Weg. Als er nun gar nahe neben ihn kam, nahmen ſie die Pferde gar freventlich unter die Sporen, und vermeineten ſich an ihm zu rächen; als ſie auch thäten. Mit großem, grimmigem Zorn hauet' er den Herzogen, der die Frauen führete, in mitten von einander, daß das Obertheil des Leibes todt zu der Erden fiel; darnach ſchlug er unter die andern Siechen, er und Kurnewal, daß nicht mehr, denn einer davon kam.

Hiemit nahm er die Königin, ſeine allerliebſte Fraue, gar freundlich in ſeinen Arm, und umfing ſie gar lieblich und freundlichen, daß ich davon nicht ſagen kann. Doch hatten ſie keine Zeit da zu bleiben, ſondern mit ſehr ſchneller Flucht eileten ſie von dannen, und kamen in einen großen Wald.

Der Sieche aber, der geneſen und davon kommen war, kam zu dem König, ſaget' und klagete ihm, daß ſein Herr und die andern alle erſchlagen wären, und die Frau genommen und weggeführet, und daß Herr Triſtan das gethan hätte; wie er auch kaum wäre davon kommen. Da der König das hörete, da ſtellet' er ſich ſo gar zorniglichen, daß es ein Wunder iſt zu ſagen, und bat alle ſeine Freund' und Ritterſchaft, daß ſie wollten auf ſein und nachſuchen, und verhieß, wer ihn ſünde, und wenn er ihn rächet' um das groß Leid, ſo er ihm thät, dem wollt' er mittheilen Leib und Gut, dieweil er lebete. Hiedurch wurden die Ritter und die andern abermals gereizet, nachzuſuchen, eileten bald auf ihre Pferde, und ſuchten einen ganzen Tag, alles umſonſt. Etlicher ſuchet' ungern, und war froh, daß er ihn nicht fand.

Als ſie nun fern und nahe allenthalben in dem Lande geſuchet hatten, und doch nicht funden, kamen ſie wieder zu dem Könige; der fragete zu Stund', ob etwann einer unter ihnen allen wäre, der Triſtanen geſehen hätte? Sie antworteten alle: Nein, und wüßten ihn auch nirgends mehr zu ſuchen. Das klagete der König ſo ſehr und hoch, daß es mir eines Theils unglaublich iſt. Er bat alle andere Fürſten und Herren, dazu alle ſeine Freunde, ob ihnen Triſtan etwann zu Hand käme, daß ſie ihm um ſein und ſeiner Bitte willen das Leben nehmen wollten, oder aber ihm denſelben zuſchicken, ſo wollte er ihn ſelbſt richten, und beſſer bewahren, denn er vor gethan hätte. Dieweil er alſo zornig und wüthend hin und her ging, ſahe er einen Bracken angebunden, und aus der maßen ſehr zappeln und wüthen. Der Bracke hieß Uetant, den hatte Herr Triſtan gar lieb, für alle andere Hunde; denn er war ſein, und er hatte ihn erzogen. Der König fraget' einen Knaben, weß der Hund wäre, der alſo friſchlich und ernſtlich zappelte? Der Knabe ſaget' ihm, es wäre Triſtans Hirſchbracke. Zuhand gebot er dem Knaben, daß er den Hund henken ſollte; wo er ihn aber leben ließe, ſo wollt' er ihm die Augen laſſen ausſtechen.

Dieſer Knabe nahm den Bracken und ritt mit ihm von dem Wege. Es war ihm aber inniglichen leid, daß er ihn ertödten ſollt', und ſetzet' ſich für, er wollte ſich ehe des Landes verzeihen, ehe er den Hund ertödten wollte; denn er hatte Herr Triſtanen ſehr lieb: er ließ den Bracken laufen, wo er wollt', und er ritt heim. Der Bracke Uetant lief nach der Spur ſeines Herrn und kam gerichts in den Wald, darinnen Triſtan war. Der hörete den Hund von ferne bellen und nachjagen; da erſchrak er ohne maßen ſehr, und ſprach zu Kurnewal: „Nun müſſen wir ſterben; denn ich höre meinen Bracken, mit dem fähret man uns nach: darum rathe, was wir thun ſollen; denn ich kann nicht erdenken, wohin wir kehren ſollen. Wir mögen ihnen nicht entreiten, noch entlaufen; aber wir wollen mit Ehren mit ihnen ſtreiten und unſern Leib ſo friſchlichen an ſie wagen, daß ihre Weiber daheim das Nacheilen beweinen ſollen. Sie müſſen dieſes Nachſuchen verdienen, daß es ihnen ſelber leid ſein wird; und ohne Zweifel: er hat den Habicht angerennet, welcher zuförderſt jaget; der ſoll auch nimmer von hinnen kommen.“ Kurnewal ſprach: „Herr, das iſt uns kein nütz; ſie ſind gewappnete Leute, wir mögen ihnen nicht gleich fechten, es iſt uns ihrer zuviel: ob wir ſie gleich mit Neid beſtehen, ſo müſſen wir doch zuletzt ſterben. Nun will ich allein dieſe Noth für uns leiden: reitet ihr in den Wald, da ihr geneſen möget, und nehmet die Frauen mit; denn mit dem Bracken, damit man uns nachfähret, will ich wohl bewahren und fürkommen, daß man nicht weiter damit ſuchen noch nachjagen mag.“ Und bat den Herren gar ſehr, daß er bei Zeit ritte, da er ſich und die Frauen erhalten möchte. — Sehet, wie ein getreuer Diener war der! Wer hat je ſeines gleichen gehöret oder geſehen? Er wollte willig in den Tod reiten, auf daß ſein Herr das Leben möchte behalten. — Herr Triſtan aber ſprach: „Ich will mein Leben mit Ehren verlieren, oder meine Frauen davon bringen.“ Mit dem kehreten ſie dannen, thäten alle drei weinen, und wurden von Herzen betrübet; denn ſie meinten, ſie müßten allererſt ſterben, und ward ihnen alle vorige Klage und Kümmerniß gänzlich erneuert. Kurnewal der getreue Diener ſah oft hin und wieder, wie nahe der Bracke wäre, und hielt alſo, in Meinung, den Bracken zu tödten, und von den Feinden ſein Leben zu verlieren. Er hielt mit zornigem Muth bei einem Baum, denn es war ihm leid, daß ſein Herr nicht fliehen wollte, und nahm wahr, wo der Bracke her käme, und ſetzte ſich für, daß er den Bracken und die, ſo ihn führten, wollte zu Tode ſchlagen: da kam das gute Hündlein, allein auf der Fahrt nachjagend. Da Kurnewal das ſah, ward er wiederum ſehr und hoch erfreuet, und ſprach dem Bracken zu, der auch froh war, daß er ihn funden hät. Kurnewal vergaß all' ſein Leid, nahm das Hündlein zu ſich auf ſein Pferd, und ritt mit Freuden in den Wald nach ſeinem Herren. Er hatte aber der Spur verfehlt, und ſchwieg auch der Bracke ſtille, der hatte vor ſtätiglich ohn' Unterlaß gebollen, als denn die Hündlein gemeinlich im Suchen und auch in Freuden thun: da ließ er ihn nieder zu der Erden, und hieß ihn ſuchen nach ſeinem allerliebſten Herrn. Der Bracke Ucrant kam auf die rechte Spur, und ſuchete nach

Wild, das war geſchaffen, gleich als Mann und Weib. Als nun Kurnewal ſeinen Herren fand, und mit ihm die Königin, ward ihm recht fröhlichen zu Muth. Zu Stund' ward Herr Triſtan auch gar froh, und fragete, wo er den Hund genommen hätte, oder wie er darkommen wäre? Das ſaget' er ihm alles; und wurden ſie ſo ſehr erfreuet, daß ſie vergaßen aller vorigen Klag', Angſt und Noth, ſo ihnen je geſchehen war. Und ritten alſo den ganzen Tag in dem Wald, ſo fern, daß ſie gewißlich vermeinten, ſo alles Volk in dem ganzen Königreich ſie ſuchten, ſo möchten ſie ſie doch nicht finden. Da ſprach er: „Ich will noch beſſer beſehen, ob uns jemand allda erſehen oder hören möge.“ Und als er fand die Statt und Ende, da er vermeinete ſicher zu ſein, da ließen ſie ſich nieder, und machten ihnen eine Wohnung mit Holz, Laub und Gras, das trugen die zween, Herr Triſtan und Kurnewal, zuſammen; die Frau half auch dazu, ſo viel ſie konnt' und mochte.

Alſo waren ſie an dem Ende gar nahe zwei Jahr, und litten große Armut; ſie hatten weder Eſſen noch Trinken, denn Kräuter, ſo ſie in dem Walde funden; ſo ward ihnen auch ihre Speiſe zu Zeiten gebeſſert, wenn dann Herr Triſtan Vögelein ſchoß, oder Fiſche fing mit einer Angel, in dem Waſſer, das da nahe bei ihnen hinfloß. — Auch ſaget die Hiſtorie, er ſei der erſte Angler geweſen. — Ob er wohl Fiſch' oder Vögel gefangen hat, ſo haben ſie doch das nimmer recht ſieden noch braten können, auch weder Brot, noch keinerlei andere Speiſe noch Getränk dazu haben mögen: und litten ſolchen großen Hunger und Kummer, daß es unſäglich iſt. Noch macht' es ihnen die Lieb' alles ſüß und gut, dazu die Sorge, die ſie hatten um Verlierung ihres Lebens. — Ich laſſ' mich aber wohl bedunken: ſollten jetzt zwei liebhabende Menſchen nur zween Monat in ſolcher Bekümmerniß, Hunger und Armut ſein, ſie möchten das nicht erleiden, noch ohne den Tod hinkommen. Auch iſt zu fürchten, ob ſich in der Welt eines um des andern willen in ſolche große Noth gäbe, als dieſe zwei gethan haben. — Nun hätten ſie es auch je gern beſſer gehabt, es mocht' aber an dem Ende nicht ſein. Auch hatten ihre Pferde nichts anders zu eſſen, denn Laub und Gras, damit wurden ſie erhalten. Nun möchte man Wunder haben, wie ſie ſolches ſtrenges Leben und große Armut hätten erleiden mögen, dieweil ſie doch beide, von königlicher Art, in aller Wolluſt und Sänftigkeit von Jugend auf erzogen waren, und vormals ſolcher Noth auf einige Stunde nie empfangen hatten? Hierauf antworte ich, daß rechte, wahre Liebe, auch rechte Noth, Angſt und Kümmerniß, ſolch Leiden gar bald erlernen. Denn es iſt ein gemeines Sprichwort: Jammer lernet Weinen. Alſo iſt dieſen zweien auch geſchehen. Sie litten an dem Ende alle die Armut, ſo die Menſchen erleiden mögen. Es wäre auch nicht unmöglich geweſen, daß ſie zu Tod' erfroren; denn der Schnee, Reif und der Regen hatten ihre Kleider beinahe ganz an ihnen erfäulet. Jedoch waren ſie die vorbenannte Zeit, als nahe zwei ganze Jahre, daß ſie weder Leute, weder Städte noch Dörfer ſahen, noch aus dem Walde nie nicht kamen, ſo lang' und ſo viel, bis ſich ihre Sache anders wandelte.

Nun hatte Herr Triſtan eine Gewohnheit, mit der Frauen Willen: ſo ſie ſich zu Ruhe legten, mit freundlicher Rede und Gebärde einander ergetzten, bis es Zeit war zu ſchlafen, ſo zog er ſein Schwert aus, und legete das alſo bloß zwiſchen ſie beide. Dieſes ließ er nie keine Nacht unterwegen, und war doch gar eine ſeltſame Gewohnheit, auch eines Theils unmöglich, der großen Liebe halben, ſo ſie zuſammen hatten. Aber es kam ihnen hernach zu großem Heil; als ihr hören werdet.

Das dreißigſte Kapitel.

Wie der König eines Tages mit ſeinen Jägern in den Wald ritt, und fand Triſtanen und die Königin bei einander.

Es begab ſich, daß des Königs Marchſen Jäger einer eines Tages gar früh in den Wald ging; der hatte einen Hirſch geſpüret, und ging der Spur nach; aber er verlor die wieder, und kam gerade zu der Hütten, da die beide ſchlafend lagen. Er ſtund ſtill, und zitterte vor großer Furcht; und alsbald er Triſtanen erkannte, hub er ſich hinweg; doch merket' er vor eben, wie ſie lagen.

Er eilete ſehr und bald zu dem Könige heim, saget' ihm, wie er Herr Triſtanen und die gnädige Frauen gefunden und geſehen hätte. Der König hieß ihn zu den Dingen allen ſtill ſchweigen, und begehret' an dem Jäger das, daß er ihn ſelbſt zu dem Hüttlein brächte. Der Jäger thät das, und brachte den König mit ihm dar; es war aber noch ganz früh. Als ſie nahe zu ihnen kamen, da ſtund der König von dem Pferde, ließ es den Jäger halten, und ging er zu Fuße dar. Als er zu der Hütten kam, da fand er ſie beide ſchlafen und das bloße Schwert zwiſchen ihnen beiden, als ihm der Jäger geſaget hatte. Er hät darob groß Wunder, und ging ihnen näher, griff leiſe nieder, nahm das Schwert zwiſchen ihnen, und legete das ſeine an die Statt. Er leget' auch ſeinen Handſchuh auf die Frauen, und ging hinweg wieder zu dem Jäger, und ritt zu ſeinen Geſellen, als ob er nie weiter kommen wäre.

Da aber Herr Triſtan, der kühne Held, erwachet', und ſahe des Königs Handſchuh auf der Frauen liegen, das nahm ihn gar ſehr Wunder, und fragete zu Stund', weß dieſer Handſchuh wäre? Die Frau erſchrak gar ſehr, und ſprach, ſie wüßte nicht, mit welchen Liſten, oder wie er daher kommen wäre, oder wer ihn dargebracht hätte. Alsbald Herr Triſtan ſein Schwert will wieder einſtecken, ſo ſiehet er, daß das Schwert König Marchſen iſt, und ihm das ſeine dagegen genommen. Da ſprach er zu der Königin: „Nun kommen wir ohn' allen Zweifel lebendig oder mit geſundem Leibe nimmer von hinnen; denn König Marchs iſt hie geweſen, er iſt uns auch nicht fern, wo er halt iſt. Nun haben wir den Tod gewiß, nun iſt nichts, deß wir uns getröſten mögen. Wir haben ſeiner Tugend genoſſen, daß er uns nicht alſo ſchlafend hat getödtet; ſo wir aber aufſtehen, ſo haben wir beide den Tod gewiß.“

Hiemit hieß er Kurnewalen die Pferde ſatteln und wohl bald bringen. Sie ſaßen auf und ritten in ſchneller Eil', als ob man ihnen mit einem ganzen Heer nachjaget' und eilet', und wußten doch nicht, an welchem Ende der König war. Sie ritten den ganzen Tag bis auf Vesperzeit, da kamen ſie in ein Gereute; da blieben ſie, ſtunden von den Pferden ab, und laſen Kräuter und Wurzeln, die ſie mit einander aßen; denn hätten ſie es beſſer haben mögen, das wäre ihnen faſt noth geweſen. Doch war die Hoffnung, daß ſie meineten, ſie wären dem Tode entflohen, wohl mehr, denn halb ihre Speiſe.

Das ein und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu dem Prieſter Ugrim, König Marchſen Beichtvater, kam, allda Buße zu empfangen.

Es war ein geiſtlicher Prieſter nicht fern von dem Ende, der war gar ein frommer Mann und eines guten Lebens; der hatte eine Klauſe vor dem Walde, fern von den Leuten, daß er Gott dem Herrn deſto beſſer dienen möchte. Derſelbe Prieſter hieß Ugrim und war König Marchſen Beichtvater. Eines Tags ritt Herr Triſtan zu dem Prieſter, und wollte Buße von ihm empfahen; aber der Prieſter wollte ihm keine geben, er gäbe denn die Frauen ihrem Mann wieder, und ſagt' ihm dabei, ſo er alſo in ſeinen großen Sünden erfunden würde, daß dann ſeine Seele ewiglich darum leiden müßte. Es ſtand aber mit Triſtanen noch nicht alſo, daß er die Frauen ſo liederlich von ihm geben mochte und ſich ihrer verzeihen, und ritt ohne Buße von dannen.

Alſo waren ſie in dem Walde ſo lange, bis gleich vier Jahr vergangen waren, von der Zeit, als ſie den unſeligen Trank getrunken hatten. Zuhand ward ihnen das armutſelig Leben und das große Ungemach, ſo ſie in dem Walde mit großem Schmerzen und Elend erlitten, ſchwer, und ſie meinten auch nicht, daß ſie ſolche große Noth und Armut einen Tag mehr erleiden möchten, das ſie doch vor ſo manchen Tag, gar nahe zwei ganze Jahre gar williglich und ohne Verdrießen erlitten hatten.

Als es Tag ward, ritten ſie alle drei für den Wald, und kamen zu Prieſter Ugrim. Herr Triſtan bat ihn fleißiglich, daß er ihm riethe und beholfen wäre, damit er ſeiner Sünden ledig würde, und ſagt' ihm, wie es ihm ſo ſehr gereuet hätte, daß er die Frauen nicht wiedergegeben, zu der Zeit, als er ihn ſolches geheißen hätte; doch wollt' er es nach ſeinem Rath und Heißen noch gern thun. Solches ward durch die Königin gar williglich vergönnet. Als der Prieſter das hörete, ward er froh, daß ſie ſich zu ſolchem verwilligten, und ihn um Rath und Troſt heimſuchten, ſchuf ihnen gut Gemach, und thät ihnen das Beßte, ſo er konnt' und mochte. Er fragete Herr Triſtanen, ob er Reue darum hätte, daß er die Frau ſo lange bei ſich gehabt hätte, und ob er ſie noch wiedergeben wollte? Er antwortete: Ja, er wollt' es gern thun, es wär' auch ſeine größte Klage, daß er es nicht längſt gethan hätte. Der Prieſter ward froh, und ſchrieb von Stund' an dem König einen ſolchen Brief.

„Herr, dich bittet dein Meiſter Ugrim durch die Liebe Gottes, du wölleſt meine Frau, dein Gemahel, wiedernehmen; die ſchaffe ich dir zu bringen, wohin du willt: und wenn du ſie haben willt, ſo komme ſelbſt nach ihr mit wenig Leuten. Auch bitte ich dich ſehr, du wölleſt Herr Triſtanen deine Huld wiedergeben; das biſt du ihm ſchuldig, auch kann und mag er das wiederum wohl um dich verdienen. Hierin bitte und gebeut ich die bei den Geboten Gottes, du wölleſt dies mein Begehren nicht verachten, ſondern zu Gut und Seligkeit deiner Seelen und Leibes aufnehmen; denn es gebühret euch zu thun gegen Gott und euerthalben.“

Als dieſer Brief geſchrieben war, befahl er ihn Triſtanen dem König zu bringen, und dabei zu ſagen, daß er ihm Rath und Bitte dazu thäte, darum er ihm geſchrieben hätte.

Herr Triſtan hub ſich auf die Fahrt, und als es Nacht ward, kam er gen Thintariol in den Baumgarten zu dem Brunnen, dabei ihm vormals oft Lieb und Leid wiederfahren war. Er heftete ſein Pferd an die Linden, darauf ihm der König einmal aufgelauert hatte, und ging mit großer Liſtigkeit gegen die Kammer, darin der König lag. — Denn die Könige haben zu derſelben Zeit nicht ſolche herrliche Palläſte gehabt, als jetzt, ſondern auf der Erden ihre Schlafkammer gebauet, als noch an etlichen Enden und Königreichen Gewohnheit iſt. — Darum mochte Herr Triſtan dem König wohl zureden, und ſaget' alſo: „König ſchläfeſt du?“ Er antwortete: „Ja.“ Herr Triſtan ſprach: „Wäre es mir vergönnt, du müßteſt eine Weile wachen.“ Da ſprach der König: „Warum ſoll ich wachen? Warte bis es Tag wird.“ Herr Triſtan ſprach: „Das mag nicht ſein, es iſt keine Stunde noch Zeit zu warten.“ Er ſagte: „So ſage, was dir ſei.“ Herr Triſtan ſprach: „Dein Meiſter und Beichtvater Ugrim entbeut dir ſeine Bitte, und heißet dich vermahnen, ob er dir lieb ſei zu einem Meiſter, daß du dann wölleſt leiſten, darum er dir geſchrieben und dich gebeten hat. Er räth dir auch das mit ganzen Treuen. So ſollt du es auch gerne thun, denn er will dir es für deine Sünde zu Buße geben. Was aber deine Meinung ſein wird, das laſſ' ihm ſchreiben und den Brief morgen henken an das rothe Kreuz, das da ſtehet in dem Dorn vor der Stadt, da ſich die Straße in zwei theilet; da will dein Meiſter den Brief hohlen laſſen.“ Und warf damit den Brief durch ein Fenſter auf ihn. Der König erkennete Triſtanen an der Rede, er mochte es nicht laſſen, und ſprach zu ihm: „Du biſt Triſtan, denn ich habe dich an deiner Sprach' erkannt: nun wart' eine kleine Weil', ich habe mit dir zu reden.“ Triſtan kehrete ſich aber nicht an den König, und ritt mit gutem Frieden, da er wohl ſicher war. Als nun der König zu der Thür ausging, und meinet', er wollt' ihm faſt zu, da war Triſtan ſchon hinweg: da wollt' er ihm auch nicht nachjagen. Aber er erwartete kaum, bis daß es Tag ward, daß er nur hörete, was ihm ſein Meiſter geſchrieben und warum er ihn ſo fleißiglich gebeten hätte.

Als es nun Tag ward, da las der König den Brief mit gutem Fleiß. Da es aber um die Sache war, da hatte er Rath mit ſeinen Räthen, was ihm hierin zu thun wäre. Und saget' ihnen auch, wie er ſie in dem Walde bei einander ohn' alles Gefähr liegen funden, und ein bloßes Schwert zwiſchen ihnen beiden geſehen hätte. Er ſchwur auch wohl mit ganzer Wahrheit, er wüßte auch ohn' allen Zweifel, daß Herr Triſtan die Frauen nie zum Weibe gewonnen, noch ſie unziemlicher Dinge nie angeſucht hätte, er hätte ſie allein von ſeinetwegen und ihm zu lieb alſo lieb gehabt. Hierauf war ſeine Meinung, die Frauen wiederzunehmen, wo ſie ihn Herr Triſtan anders geben wollte. Solches war den Räthen wohl anmuthig. Aber Herr Triſtan ward hierin ausgeſchieden, daß er nimmer weder Frieden noch Geleit haben ſollte, denn nur bis an das Ende, da er die Frauen hin antworten ſolle', und ſtracks wieder von dannen an ſein Gewahrſam. Dieſes ward alſo geredet und verſchrieben, und die Stätte benennet, da er die Königin hin bringen ſollte. Als nun ſolches alſo durch den König und die Seinen verſchrieben und beſtätiget ward, da hängte man den Brief an das Kreuz, als Herr Triſtan den König beſchieden hät.

Das zwei und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan dem Könige die Frauen wiederbracht', und er hinweg ritt.

Als nun der Tag ſeinen Lauf vollbracht hatte, und die Nacht herging, hohlete Herr Triſtan den Brief, und bracht' ihn dem Prieſter Ugrim. Als er dieſen Brief verlas, ſagt' er Herr Triſtanen des Königes Meinung. Alſo richtet' er ſich auf die Fahrt, und brachte die Frauen zu der Sühnung. Sie beſorgten aber beide ihr Scheiden gar herzlichen ſehr, denn ſie wußten nicht, ob ſie wieder bei einander kämen, daß ihrer eines das andere ſehen möchte: ſolches war ihnen aus der maßen ſchwer und dieſes ihr Scheiden viel zu früh.

Als ſie nun zuſammen kamen, und der König Herr Triſtanen anſichtig ward, ſprach er: „Wie nun Triſtan, willt du mir die Frauen geben?“ Herr Triſtan ſprach: „Ja, ſo ich euere Huld haben mag, will ich das gern thun.“ Er antwortete: „Meine Huld magſt du nicht haben, und verſage dir ſie gänzlich.“ Herr Triſtan ſprach: „Warum doch, oder was hab' ich gethan, darum ihr mir euere Huld ſo gar verſaget?“ Der König ſprach: „Da darfſt du nicht nach fragen: du haſt viel gethan, deß ich groß Laſter und Unehre habe.“ Herr Triſtan ſprach: „Hab' ich etwas Unrechtes gethan, das will ich gern büßen; ich weiß aber ſolcher Schuld, als ihr ſagt, auf mir nicht, und verwillige mich doch zur Buße.“ Der König ſprach: „Was ſageſt du von Buße? du magſt das, ſo du wider mich gethan haſt, nicht büßen.“ Herr Triſtan ſprach: „Fürwahr, das wären gar unmögliche Dinge, die man nicht büßen möchte: mag ich's nun nicht büßen, ſo laſſet mich doch euer ſelbſt Tugend genießen.“ Der König ſprach: „Du magſt weder meiner Tugend noch keines Menſchen nimmermehr gegen mich genießen; denn es iſt des Laſters zuviel, das du mir bewieſen haſt.“ Herr Triſtan ſagte: „Das meine ich nicht, und weiß auch nicht, daß ich euch geläſtert habe.“ Der König ſprach: „Du achteſt es alles gering, das du mir gethan haſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Herr, ihr zeihet mich aus Gewalt, und thut mir Unrecht: jedoch bitte ich euch, ihr wöllet mir meine Schuld vergeben, durch die Liebe Gottes, daß euch Gott auch vergebe und ewiglich belohne.“ Der König antwortete: „Ja, alſo muß mich Gott ſtrafen, wo ich das thue; denn mein Herz iſt dir alſo gehaß und mag dir auch nimmermehr hold werden.“ Herr Triſtan ſprach: „Warum doch, oder womit hab' ich das verſchuldet?“ Der König antwortete: „Das weißt du wohl, ich habe dein ſo viel Laſters und Schaden genommen, daß es mir leid iſt.“ Herr Triſtan ſprach: „Ei, lieber Herr, ſo laſſet mich euch dienen, als ich vormals gethan habe.“ Der

König antwortete: „Ich bedarf deiner Dienſte nicht und will ihrer auch nicht.“ Da ſagete Herr Triſtan: „Wollet ihr mir aber vergönnen in euerm Land zu wohnen?“ Er ſprach: „Nein, du wäreſt mir zu nahe: reit' einen andern Weg; denn ich will dich wohl verſchmerzen.“ Da ſprach Herr Triſtan: „Nun nehmet hin die Königin: ſeit ich von hinnen reiten muß, ſo thu' ich auch das Beßte, ſo ich mag. Aber ihr erlebt den Tag nimmer, daß ich ſo mit großen Ehren um euere Huld werbe, dieweil mein Dienſt und all' mein Arbeiten ſogar verachtet werden. Und ſag' euch wahrlich, genöſſet ihr nicht euerer frommen Frauen, ihr müßtet euers Leibs und Lebens vor mir unſicher ſein. Aber ihr ſollt ihrer großen Tugend und weiblichen Güte genießen wider mich.“ Hiemit kehret' er ſich zu der Königin, und ſprach aus ſehnlichem und betrübtem Herzen: „O weh, himmliſcher König, wie recht weh thut mir das, daß ich dich, meine allerliebſte Fraue, laſſen muß, die ich ſo recht lieb habe! Ach, wie mag mein ſehnliches Herz das immer überwinden? Seit es aber dazu kommen iſt, und nicht anders ſein mag, ſo nehmet hin, Herr König, meine Frauen, und laſſet ſie mein nicht entgelten; denn was ihr anders thätet, das thätet ihr aus Gewalt, und würde auch nicht unvergolten bleiben. Ich muß leider nun von ihr reiten, und hinfort meine Tage mit Reu' und Klage verzehren; denn ſo ich gedenke, was großer Noth und Angſt ſie unſchuldig von meinetwegen erlitten hat, auch die große Schaam und Schande, darein ihr euch ſelbſt und uns beide geſetzt habt, giebt es mir billig Urſach', alle Freude zu vermeiden, dieweil ich lebe.“

Mit dieſen Worten ſchied er ab. O, wie gar kläglich und ſehnlich ſah ihm die Frau nach, mit großer, herzlicher Klage! Denn ihr Herz war ſo ganz betrübet und ſo härtiglich gepeiniget, da ſie ſich jetzund ſcheiden mußte, und ihm nicht durfte zuſprechen, noch ſich erzeigen, wie ihr Herz gegen ihn war, daß ihr ſo ohne maßen weh geſchah, davon ſich billig ihr Herz und Seele beweget und von einander getheilet hätte. Ich ſpreche fürwahr, ihnen wäre viel beſſer geſchehen, ſo ſie gleich da mit einander ſollten ſterben, denn ſich alſo lebendig ſcheiden. Ehe er aber von dannen ritt, gab er der Frauen ſeinen Bracken Uctant, und bat fleißiglich, daß ſie ſein ſelber pfläge, und wenn ſie den Hund ſähe, daß ſie ſein dabei gedächt', und ſprach: „Bin ich euch lieb, ſo laſſet das an dem

Bracken erſcheinen.“ Die Frau nahm den Hund an ihren Arm, verhieß ihm das zu thun, und pflag ſein forthin mit großem Fleiß.

Alſo ritt der König dar, und nahm die Frauen zu ſich, führete ſie mit ſich heim, und hielt ſie mannich Jahr in großen Ehren, lieb und ſchön.

Herr Triſtan mußte nun aus dem Land: das war ihm die härteſte Buße, ſo man erdenken konnte. Er ritt nun hinweg, aber ſein Herz und Gemüth ließ er bei der Königin: deßgleichen ſie auch wiederum ihres bei ihm.

Alſo kam er zu dem König von Gauoye eines Morgens gar frühe. Er ward von demſelben König gar wohl und mit großen Ehren empfangen; jedoch blieb er nicht lange daſelbſt, ſondern ſchied ab, wider des Königes Willen, denn er hätte ihn zumal gern gehabt. Er wollt' aber nicht da bleiben, ſondern er ritt in Britannia, an des Königes Artus Hof.

Das drei und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan in Britannia kam, an König Artus Hof, und wie es ihm daſelbſt erging.

Wie Herr Triſtan in Britannia kam, ward er beſſer empfangen von dem König und allermänniglich, denn zuvor je ein Ritter empfangen ward. Es war ein Ritter an dem Hofe, der beßten einer, Balbon genannt, dem war Herr Triſtan bekannt, derſelbige ward ſeiner Zukunft ſonderlich froh. Sie wurden gute Geſellen mit einander.

Auch ward Herr Triſtan von dem König und aller Ritterſchaft, ſo bei der Tafelrunde waren, gar lieb und werth gehalten, alſo, daß ihm der höchſten Stätten eine an der Tafelrunde vergönnet wurde, zu gebieten und zu ſchaffen, wie und was er wollte. Auch war er wiederum bereit zu dienen mit Streiten und aller mannlicher That, alſo, daß er den höchſten Preis erwarb: es war auch niemand zu derſelben Zeit, der für ihn gepreiſet wurde.

Das vier und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen Britaniſchen Ritter überwand und ihm ſein Pferd nahm.

Nun war auch ein Ritter an dem Hofe, mit Namen Delerors Iſeualire, der auch wohl zu den beßten zu zählen war, um ſeiner mannlichen That und Frommkeit willen; auch hatte er mit Ritterſchaft je und je das Beßte gethan, alſo, daß ihm keiner je beſeſſen war, und es hatte ihm nie keiner obgeſieget. Eines Tages ritt der obgenannte Ritter Delerors Iſeualire durch Kurzweil' in den Wald, ob er Abentheuer finden möchte: da hatte Herr Triſtan ſeinen Harniſch verändert, daß er jenem unkenntlich war. Sie ritten zuſammen: Herr Triſtan ſtach ihn von ſeinem Pferd', als ob er nie darauf kommen wär', und gab das Pferd einem armen Menſchen, der ihm auf der Straßen begegnete. Delerors Iſeualire mußte zu Fuß heim gehen, das ihm doch vorhin nie geſchehen war. Er ſaget' auch dieſe Geſchichte ſelbſt daheim zu Hofe, wie es ihm ergangen war. Dieſes ſtund wohl ſechs Wochen an, daß niemand wiſſen noch erfahren mochte, wer dieſe That gethan hätte.

König Artus und Herr Balbon redeten mit einander, daß keiner unter ihnen wäre, der das gethan hätte, denn Herr Triſtan. Der König ſprach: „Wie möchten wir das erfahren?“ Herr Balbon antwortete: „Ich will uns das wohl mit Liſten erfahren.“ Er ging zu ſeinem Geſellen und fraget' ihn um dieſe Geſchichte; er wollt' aber nichts geſtehen. Da ermahnet' er ihn von wegen der Liebe, ſo er zu ihm hätte; er ſchafft' aber nichts. Zuletzt bat er ihn, doch ganz im Geheimen, um der Königin willen: allererſt geſtund' er; und ſaget' ihm dabei, was man ihn bäte um ſeiner Frauen willen, daß er deß keines verſagete, ſo er auch gewißlich darum ſterben müßte. Da ſprach Herr Balbon: „Gnad' und Dank habe ſie immer, ſeit du mir dieſe Ding' um ihrentwillen geſtanden haſt. — Sage, Geſell, magſt du die Königin, deine allerliebſte Frau, nicht ſehen, als oft du gern thäteſt?“ Herr Triſtan antwottete: „Ach, lieber Geſell, mir mag nimmer ſo wohl geſchehen, daß ich an das Ende komme, da ich ſie ſehen mag.“ Herr Balbon ſprach: „Willt du ſie ſehen, ſo erwerbe ich dir, daß du ſie gar kürzlichen ſehen ſollt. Und wiſſe auch, worin ich dir zu Lieb' und Dienſt werden mag, findeſt du mich allweg gar willig.“ Herr Triſtan ſagete: „Gott muß dir immer lohnen und ich dir darum dienen mit gleichem Wiedergelten. Gott weiß, daß ich nicht lieberen Tag lebete, denn daß ich meine Frau ſehen ſollte! Es iſt aber alſo beſchaffen und an allen Enden ſo beſtellet, daß ich ſie weder ſehen noch anreden mag.“ Herr Balbon antwortete: „Habe gute Hoffnung, du ſolle die Königin kürzlich ſehen, auch mit ihr reden, heimlich und öffentlich, als viel die Zeit verhängt, und will dir ſagen, wie: Mein Herr, König Artus, hat ein Jagdhaus nahe bei Thintariol; nun will ich wohl zu wegen bringen, daß mein Herr dir zu Liebe daſelbſt jaget und Kurzweile macht, ſo mag König Marchs mit Glimpf nicht überhoben ſein, er muß meinen Herrn, König Artus, mit ſeinem Hofgeſinde über Nacht bei ihm behalten. So ſchaffeſt du es wohl mit deiner Geſchwindigkeit und Liſtigkeit, daß du zu der Frauen kommeſt. Darum habe nicht Zweifel, ich will helfen auf's Beßte, ſo ich mag.“ Herr Triſtan ward deß ſehr froh, und ſagte ſeinem Geſellen hohen Dank.

Das fünf und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit dem König Artus auf die Jagd ritt, und wie es ihm des Nachts erging.

Herr Balbon ging zu dem König Artus, und ſagt' ihm die Geſchicht', und bat ihn mit Fleiß, daß er eine Jagd ſollt' anrichten an dem Ende bei Thintariol. Denn der Wald, darauf man jagen ſollte, gehörte halber König Artus und halber König Marchſen zu, alſo: was König Artus fing, das führet' er auf das Jagdhaus Thintariol, was aber König Marchs fing, das führet' er in die Stadt Thintariol; und jagt' ihrer jeder, in welchem Theil er wollte, ſo war er auch von dem andern ungeirret. König Artus wollte Herr Triſtanen ſein Hoffen und fürgenommene Freud' auch nicht abſchlagen, ſondern dazu helfen, damit die Jagd und die Hoffnung zu ganzen Freuden gekehret würde, und hieß die Jagd machen.

Als man auf der Jagd war, da bat Herr Balbon die Jäger, daß ſie den Hirſch zu der Stadt Thintariol jagten. Das thaten ſie, und wurde der Hirſch gleich bei der Stadt abgejaget. Da kamen die zween Geſellen, Herr Balbon und Triſtan, und baten für den Hirſch um länger Leben, bis ſie ihm den Tod erwählten. Alſo zogen ſie die Jagd mit Liſten hin, bis der Abend kam und ſie die Nacht überfiel: da ward der Hirſch erſt gefället.

Als das geſchahe, da kehrete ſich König Artus zu Herr Balbon, und ſprach: „Freund, dieſes Ungemach hab' ich von dir, daß du den Hirſch nicht zeitiger haſt laſſen fällen: wo ſollen wir nun bei der Nacht hinreiten, wohl drei Meilen oder mehr? Ich weiß nicht, wo wir hinte bleiben.“ Da antwortet' ihm Balbon: „Herr, in Thintariol, da bleibet bei König Marchſen, der euch vormals oft daher gebeten hat.“ Der König ſprach: „Du haſt wahr; du weißt aber wohl, daß Triſtan ſeine Huld nicht hat; auch haſt du mir noch nie geſaget, wie es darum geſtalt ſei.“ Balbon ſprach: „Herr, dies laſſen wir jetzt ein Ding ſein: ſendet ihr Herr Keyen zu dem König, und entbietet ihm, ihr wöllet hinte Nachtlager bei ihm haben, daß er auch Frieden und Geleit gebe euch und allen euern Mitkommenden.“

Herr Key ritt hin, dem König die Botſchaft zu ſagen. Als König Marchs das vernahm, ſprach er: „Saget meinem Herren, wer mit ihm komm', oder was ſie gethan haben, ſoll ihnen keinen Schaden bringen, ſondern ſie ſollen guten Frieden und Geleit haben. Ich hab' auch große Freude, daß er ſein Nachtlager bei mir haben will, hab' auch nie keinen Gaſt ſo lieb geſehen.“ Herr Key ſagt' ihm deß großen Dank, und ritt wieder zu ſeinem Herrn, und ſaget' ihm, daß ſie Frieden und Geleit und gute Nachtherberge hätten. Als ſie das vernahmen, wurden ſie froh, beſonders Herr Balbon und Herr Triſtan, und redeten unter einander: „Was mag uns nun gefährden, ſeit wir Geleit haben?“ Unter dieſen Reden bat Herr Triſtan ſeinen Geſellen, Herr Balbon, ſo ihn die Königin empfinge, ſollt' er ſie nicht küſſen; denn es war Gewohnheit, daß die Königin liebe Gäſt' und wohlgeborne Leute mit dem Kuß empfing; das verſprach er ihm, und hielt es auch.

Da ſie nun gen Thintariol kamen, da ging ihnen König Marchs mit viel großen Kerzen entgegen; denn es war bei der Nacht. Er empfing den König mit großer Würdigkeit, deßgleichen die andern alle, ohn' einen, den konnte auch niemand verſühnen. König Artus ging hin zu der Königin, von der er auch wohl und würdiglich wurde empfangen, und auch Herr Balbon: als ſie ihm auch den Kuß bieten wollte, wollt' er ſolches nicht geſtatten, ſondern halten, das er ſeinem Geſellen verheißen hatte. Der durfte nicht herfür, und war doch keiner unter ihnen allen, dem die Königin ihres Kuſſes günſtiger war, denn ihm; und dieweil er ihren Kuß vermeiden mußte, wollte Herr Balbon auch ungeküſſet empfangen werden. Als aber das Empfangen verendet ward, ging man zu dem Tiſche, und gab ihnen Eſſen und Trinken, nach dem allerbeßten und köſtlichſten, ſo man haben mochte.

Als man nun geſſen hatte, redete der Wirth zu dem Gaſte, daß er darob ſehen wollte, daß ſein Hofgeſinde züchtig, auch ihm ohne Laſter und Schaden wären: welcher aber ſolches übertrate, der müßte darum ſterben, wo er begriffen würde. „Ich hab' ihnen allen Frieden und Geleit gegeben, um das ſie mir gethan haben, und will ihrer auch dieſe Nacht wohl pflegen; aber ſie hüten ſich, daß ſie mich nicht ſchänden, oder ich richte ſie um alles, das ſie mir je gethan haben.“ Der Gaſt ſprach: „Da habt ihr meine Hülfe: wer euch läſtern wollte, den will ich euch helfen ſtrafen, wie ihr ſelber wollt.“ Hiemit war Herr Triſtan gewarnet: aber er pflag der alten Gewohnheit, daß er ſeine Frauen weder durch Furcht noch Dräuen vermeiden wollte; deß mußte er auch oft großen Kummer leiden.

Nun waren in des Königs Hof nicht ſolche Palläſt' und herrliche Schlafkammern, als jetzt ſind; alſo, daß die Herrn und alles Hofgeſind' in dem Saal an einer Zeile nach einander liegen mußte. So lag der König und ſeine Frau an dem andern Ende des Saals; doch pflagen ſie einer Sitten, daß ſie beſonders lagen. Das erſah Herr Triſtan, dem ward ſein Herz und Gemüth dadurch ganz erfreuet: er gedachte, wie er wollte zu ihr gehen und mit ihr reden. Nun hatte König Marchs große Blöcke gar heimlichen in den Saal tragen laſſen, die waren alle wohl beſchlagen und zugerichtet mit Wolfseiſen, die hieß er ſeinen Kämmerer zwerchs über den Saal legen, in Meinung, ob Herr Triſtan zu der Frauen ginge, daß er ihn alſo ergreifen möcht', und ihm mit Recht das Leben nehmen. Aber Herr Triſtan hatte keine Achtung auf ſolche Nachſtellung, oder daß ihm da alſo mitgeſpielt wäre.

Als nun jederman entſchlafen war, da wollte Herr Triſtan ſeiner alten Tücke je nicht laſſen, und ging zu der Königin. Als er auf dem Weg war, ſchnitt er ſich hart und blutete ſehr; da nahm er ſein Hemd und verband die Wunden auf's beßte, ſo er vermochte. Doch wollt' er nicht wieder umkehren.

kehren, ſondern er ging zu der Frauen. Als er zu ihr kam, da konnte eins dem andern ſein Herz und Willen ſobald nicht zu verſtehen geben, als ſie denn begehrten; allein mit bebendem Umſahen und herzlicher Klage ſagt' er ihr, wie ihm geſchehen wäre, und daß er jetzt ſein Leben hätte verloren, und wäre nichts, daß ihm dafür helfen möchte. Die Frau ward aus der maßen ſehr betrübet, und wußte vor großem Leid nicht, wie ſie ſich halten ſollte, und fing an gar inniglichen zu weinen. Denn vor klagete ſie allein ſein ſchnelles Abſcheiden, aber nun klagete ſie Verlierung ſeines Lebens; und ſchieden ſie ſich jetzund härter und mit größerem Schmerzen, denn vor nie; denn vormalen hatten ſie allwegen Hoffnung, aber jetzt war alles Hoffen umſonſt, der Warnung halb, ſo der König Marchs gethan hatte. Sie waren in ſolchen ängſtlichen Nöthen und Sorgen, ihnen möcht' ihr Herz zerbrochen ſein.

In ſolchen Angſten ging er wieder zu ſeinem Lager und legete ſich in dem Jammer nieder, ſehr blutend, und redete mit ihm ſelbſt: „Nun iſt kein Zweifel, ich habe das Leben verloren; jetzt wird der König ſeinen Zorn an mir rächen. Ach wehe, daß ich je her kam! Ach, ſüße, reine Iſalde, ſoll ich dich nimmermehr ſehen? Ich klage dich viel mehr, denn mich ſelber. O, wollte Gott, daß wir beide noch in dem Walde wären, ich wollte etwann Wege finden und erdenken, damit wir in ein ander Land kämen. Ach, was ſage ich? Heut iſt leider mein jüngſter Tag!“

Dieſe große jämmerliche Klag' erhörte Herr Balbon, und fraget' ihn, was ihm wäre? Als er ihm das ſaget', erſchrak er hart, und ward mit ihm betrübet, und alle, die an der Lagerſtatt waren. König Artus ward auch herzlichen betrübet um dieſe Geſchichte; und ſie redeten zu einander: „Es iſt kein Zweifel, er muß ſterben; König Marchs hat ſeine Vorrede alſo gethan, daß ihm niemand weigern, noch helfen kann, er muß das Leben verlieren.“ Da ſprach Herr Balbon, Deltrors Iſeualire und gemeinlich die andern alle, ſo mit König Artus da waren: „Ei, ſo wollen wir den Tod mit ihm leiden, oder aber ihm von dannen helfen.“ Alſo waren ſie alle mit großen ängſtlichen Nöthen umfangen. Herr Key ſprach: „Ihr bedünkt euch alle klug und höflich, ihr laſſet aber das an keinem Ding erſcheinen, und ſeid alle Bauren: der bedäuchte mich klug und liſtig zu ſein, der ſolche Lehre gäbe, damit ihm geholfen würde.“ Er rieth ihnen durch Neid einen Rath, dadurch ihm geholfen ward, und ſprach: „Ich ſage euch, was ihr thut: Hebet alle ein Geräuſch oder einen Schimpf mit einander, und werft einander in die Wolfseiſen, alſo, daß euer mehr verwundet werden: damit wird ihm geholfen. Ich weiß ſonſt nichts, das ihm helfen möge.“ Herr Balbon ſprach: „Das mußt du immer Dank haben, du haſt uns recht gerathen.“ Und lief zuhand, daß er auch verwundet ward Alſo wurf je einer den andern dar, daß ſie ſchier alle verwundet wurden, ohne Herr Keyen, der behalf ſich mit Liſtigkeit. Aber Herr Balbon ergriff ihn und warf ihn, daß ihm die allergrößte Wunde ward. Herr Key ſprach überlaut: „O wehe des Unheils! Gehen die Wölf' in dieſem Saal, daß man ihnen hierinnen nachſtellet? Was Wunders iſt das? Daß ſie Gott müſſe ſchänden, wie hart bin ich verwundet! Was Teufels thun wir hie? Gott helfe uns mit Freuden wieder heim! Ich habe doch vormals nie von keinem Könige gehört, der ſolche That je gethan habe: was wunderlicher Sitten hat der, daß er den Leuten nachſtellet, als den Wölfen!“

Herr Ken erhub ſeine Stimme hoch, daß der König Marchs erwachete; der ſprach ihnen zorniglichen zu: „Wie lachet ihr, Herren? Ich meinet', ihr wäret wohlgezogen: ſo gehet ihr die ganze Nacht um toben, als die unvernünftigen Thiere.“ König Artus ſprach: „Ich kann ſie je nicht ziehen: ſie thun allezeit alſo, und laſſen das weder durch meine Frauen, noch durch jemand anders.“

Als der König ſeinen Zorn ließ, und die andern entſchlieſen, da machte ſich Herr Triſtan abermals zu der Königin; deß ward ſie von Herzen ſehr erfreuet: ſie legeten ſich freundlich zuſammen, und ergetzten ſich ihres Leides; denn es war ihnen beiden, als ob ſie wären todt geweſen und wieder lebendig worden. Sie vergaßen aller ihrer vorigen Angſt und Noth, und blieben bei einander, bis ihn der Tag dannen trieb: da mußten ſie ſich abermals ſcheiden, und wußten nun keine Zeit ihres Zuſammenkommens.

Als es nun Tag ward, und die Ritter aufſtunden, und jeglicher klaget', und ſeine Wunden verband, da ward König Marchſen recht leid, und ſchämete ſich aus der maßen ſehr, daß ihm ſolcher großer Unglimpf widerfahren war, und wußte nicht, wie er ſich jetzt dabei verhalten ſollte; denn die Ritter mußten alle hinken, ſo ſehr hatten ſie ſich verwundet. Jedoch, wie liſtig er war, ſo wurden ihm die Augen verblendet, daß

Herr Triſtan die einige Nacht zweimal ihm zu ſeiner Hausfrauen der Königin ging.

Als nun dieſe Dinge ſich alſo verlaufen und verhandelt hatten, ſchieden ſie bald von dannen. König Artus mit ſeiner Ritterſchaft kamen wieder in Britannien. Hiemit hatte Herr Balbon ſeinem guten Geſellen, Herr Triſtanen geleiſtet, was er ihm geredet und verheißen hatte.

Das ſechs und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan von König Artus Hof abſchied, und kam darnach in das Land Gareches.

Darnach über eine kurze Zeit nach dem, nahm Herr Triſtan Urlaub, und wollte nicht länger da bleiben, und ſchied hinweg. Das war dem König und aller Ritterſchaft leid, und ließen ihn zumal ungern. Herr Balbon bat Herr Triſtanen gar ſehr, vermahnet' ihn aller Geſellſchaft, auch alles, was ihm je geſchah, Liebes und Leides: es war aber alles umſonſt. König Artus bat ihn ſelbſt, und bot ihm Lehen und Eigen; aber es verfing alles nicht: er wollte nimmer an dem Ende bleiben, und ritt hinweg. Als er nun von dannen ritt, erhub ſich eine gemeine Klage von Frauen und Mannen, die alle ſein Abſcheiden klagten. Beſonders Herr Balbon, der ſchied mit naſſen Augen; denn ihm geſchah vormals nie ſo leid, als jetzt, da ſein Geſell von ihm ritt. Der König, die Königin, und alle Ritterſchaft geleiteten ihn fern; aber er wollt' es nicht verhehlen, nahm Urlaub, und ſie ſchieden beiderſeits mit Zähren.

Herr Triſtan und ſein allerliebſter getreuer Diener Kurnewal ritten mit einander, was ſie in ſieben Tagen reiten mochten, und kamen in ein ſchönes Land; es war aber ſo gar verheeret und verbrennt, daß weder Haus, noch nichts mehr da war. Viel guter Burgen lagen da verwüſtet und zerbrochen, auch viele Dörfer und Städte, das alles war gar dahin, daß er in zweien Tagen weder Haus, Leute, noch Vieh ſah oder hörete.

Am dritten Tag zur Nonenzeit ſah er eine Kapelle auf einem hohen Berge, dabei ein Häuslein, da ſah er einen Rauch aufgehen: dahin eilten ſie bald, zu beſehen, was daſelbſt wäre. Als ſie nun darkamen, funden ſie einen Prieſter, mit Namen Michael. Herr Triſtan ſtund ab von ſeinem

Pferd und bat um Herberge; denn ſie hatten heute den dritten Tag weder geſſen noch getrunken. Der Prieſter ſprach: „Herr, ich geb' es euch ſo gut, als ich's habe; hätte ich's aber beſſer, ſo theilet' ich es euch auch mit.“ Herr Triſtan ſaget' ihm deß großen Dank, und blieb die Nacht bei ihm.

Als ſie zu Abend geſſen hatten, ſaßen ſie bei dem Feuer, da fragete Herr Triſtan, weß dies Land wäre? Der Prieſter ſaget' ihm: „Das war das allerbeßte Land, ſo man wünſchen möcht', ehe denn es alſo verwüſtet und verbrannt ward, und iſt des Königs Haubalin von Careches. Nun möchtet ihr Wunder hören, wie es alſo verwüſtet iſt worden. Denn dieſen großen Schaden haben ihm ſeine eigenen Leute gethan, und iſt das die Urſache: Mein Herr hat einen Grafen in ſeinem Land, und iſt auch ſein Dienſtmann, mit Namen Riolin von Mantis, der iſt ſo mächtig und reich, auch ein mannlicher Held; und darum, daß er fürnehmer iſt, denn der andern einer in meines Herrn Land geſeſſen, vermeinet' er, mein Herr ſollt' ihm ſeine Tochter geben. Solches war aber meinem Herrn nicht gelegen, daß er ſeine Tochter ſeinem Dienſtmann geben ſollte, ſondern er vermeinete ſie beſſer zu verſorgen. Als aber dieſer ſah, daß ihm die Jungfrau verſaget ward, da wollt' er ſie mit Gewalt haben, und hat mit Liſtigkeit und großem Verheißen all meines Herrn Landvolk und Dienſtmann abfällig gemacht, und ſie dahin beredet, daß ſie zu ihm gefallen ſind, und ihm zu ſolchem ſeinem unbilligen Fürnehmen Hülfe gethan haben. Durch ſolchen Muthwillen und große Ungerechtigkeit iſt dieſes gute Land alles ſo verwüſtet und verbrennet, ohn' allein die Burg Careches, die mögen ſie nicht gewinnen. Sie haben aber meinen Herren alſo darin belagert, daß niemand darein noch daraus kommen mag, und ſie leiden großen Mangel und Hunger; denn ihnen mag weder Speiſe noch anders zugehen. Dieſe große Noth leidet mein Herr unverſchuldet, von ſeinen eigenen Leuten, und kann doch keinen Widerſtand mehr thun; denn er hat niemand, denn einen Sohn, mit Namen Caynis, der darf auch wohl mannliche Thaten thun: was hilft aber der unter ſo viel Volks, als der Feinde ſind? Sie beſuchen alle Tage die Thore der Brücken mit großem Fleiß, ob ſie jemand finden, der mit ihnen wölle ſtreiten; ſie finden aber die Pfort' allezeit beſchloſſen; denn es iſt niemand in der Burg, der ſich gegen die Feinde wagen wolle.“ Herr Triſtan fragete, wie weit die Stadt von dannen wäre? Der Prieſter antwortete: „Es ſind nicht mehr, denn zwo kleiner Meilen dahin.“ Sie gingen zu der Ruhe.

Zu Morgens frühe hielt ihnen der Prieſter eine Meſſe, darnach gab er ihnen ein gut Mahl. Herr Triſtan nahm Urlaub von dem Prieſter, mit großem Dankſagen, und ritt hinweg.

Das ſieben und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu dem König Haubalin gen Carches kam, und mit Graf Riolin einen Streit that.

Als aber Herr Triſtan gen Carches kam; fand er den König an einer Zinnen ſtehen; er fraget', ob der König da wäre? Der König antwortete ſelbſt: „Ja, ich bin hie: was wäre euch lieb? oder was begehret ihr von dem König?“ Er rufete bald ſeinen Sohn, daß er den Helden auch ſähe. Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, ich habe gehöret, wie großen Schaden ihr von euern Feinden genommen habt, und bin darum her kommen, daß ich euch dienen will: ob Glück uns beiſtünde, daß ihr an euern Feinden gerochen würdet.“ Der König ſchwieg eine Weile ſtill; zuletzt ſprach er: „Es ſtehet leider nicht alſo mit mir, daß ich euch behalten mög', als uns beiden gebührlich wäre.“ Triſtan ſprach: „Herr, ſo ſagt doch, warum?“ Der König ſprach: „Sollt' ich euch das ſagen, ſo gebührt mir vor zu wiſſen, wer ihr ſeid, und daß ich euch zuvor erkenne.“ Triſtan ſprach: „Herr, ich heiße Triſtan, und bin König Marchſen Schweſter Sohn.“ Der König ſprach: „Seid ihr Herr Triſtan, ſo hab' ich vormals oft viel großer und mannlicher Thaten von euch vernommen. O weh, Jammer und Leid, daß euch meine Augen je ſahen! denn ich kann euch leider nicht behalten.“ Triſtan ſagte: „Warum?“ Er antwortet': „Ich darf es nicht ſagen, ich fürcht', es komme mir zu Schaden.“ Da ſprach Herr Triſtan: „Herr, ich verheiß' euch in rechten Treuen, daß ich euch nicht melde, noch euch ſolches zu Laſter kehre.“ Der König ſprach: „Wohlan, ſo will ich euch klagen meine große Noth, ſeit ihr doch vernommen habt, zu welchen Nöthen mich mein eigen Volk und tödtliche Feinde gebracht haben. Der Krieg hat nun ſo lange gewähret, daß ich, Speiſe halben, niemand bei mir behalten mag. Wir haben kein Brot, und mögen auch keinerlei Speiſe überkommen, ohn' allein Bohnen, damit erhalten wir uns, daß wir nicht gar Hungers ſterben. Nun ſeid ihr ſo rein und wohlgeborn, und ſolcher Noth nicht gewohnet, daß ihr mit uns alſo leiden möchtet. Ich wollt' es auch ungerne an euch begehren: darum kann ich euch nicht behalten.“ Herr Triſtan ſprach: „Herr, ich weiß fürwahr, daß kein Mann in dieſer Burg iſt, der ſo viel Noth erlitten hat, als ich; denn ich habe gar nahe zwei ganze Jahr' ohne Brot und alle gekochte Speiſe gelebet. Darum, was ihr ertraget, will ich auch ertragen, und wie ihr lebet, alſo laſſet mich mit euch leben.“ Darauf ſprach Herr Cannis: „Herr und Vater, will er bei uns ſein, ſo verhängt es ihm um meinetwillen: wir wollen ihn Frommen und Schaden laſſen mit uns haben, bis Gott der Herr unſere Sachen anders ſchicket.“ Als nun der König ſolchen ſeinen guten Willen an ihm erkannte, hieß er die Pforten aufſchließen, und ließ Herr Triſtanen ein: der ward von dem König, von Cannis, und aller Ritterſchaft, ſo in der Burg waren, würdiglich empfangen. Herr Caynis empfing den kühnen Held, Herr Triſtanen, und gelobet' ihm von Stund' an Geſellſchaft, mit handgebenden Treuen und Eiden.

Darnach ſprach Herr Cannis: „Geſell, wir wollen gehen, da dich die Frauen empfahen, da du auch meine Schweſter ſehen magſt: da wirſt du fürwahr ſagen, daß du nie ſchönern Leib geſehen habeſt: ſie möchte mit Ehren wohl des theuerſten Königes Gemahl ſein.“ Herr Triſtan ſprach: „Wie heißt deine Schweſter?“ Er antwortete: „Sie heiſſet Iſalde.“ Triſtan gedacht' an ſeine Iſalde, und meinete, die hätte ihn jetzt auch vergeſſen, und ſprach in ihm ſelbſt: „Iſalde verloren, Iſalde funden.“ Indem kamen ſie, da er ſie ſah; er lobte ſie aber nicht nach ſeines Geſellen Sage, denn ſeine Iſalde war viel ſchöner.

Als er nun von den Frauen auch empfangen war, nahm ihn Herr Cannis bei der Hand, weiſet' ihm die Burg allenthalben, und die Gelegenheit der Feinde. Herr Triſtan war liſtig und fürſichtig in Kriegen, und fragete, wie der König ſtünde, ob man aus der Burg fechten müßt', und wie alle Dinge beſchaffen wären? Caynis ſaget' ihm, die Feinde hätten eine ſolche große Ritterſchaft, daß es ohne maßen wäre, die kämen alle Tage für die Burg und ſuchten Streit. Graf Riolin, ihr Herr, ritte den andern für durch Tyoſtiren: „aber er findet niemand, der ihm dürfte entgegen kommen. So ſie das ſehen, reiten ſie gleich, wie ſie wollen.“ Herr Triſtan bat ſeinen Geſellen, daß er ihm aus der Burg hülfe, morgen, ſo bald es tagete; aber Caynis ſchlug ihm das ab, und ſagt' ihm, das wäre verlobt und verſchworen, dieweil die Feinde davor lägen, daß ſie kein Thor ſollten öffnen. Da vermahnete Herr Triſtan ſeinen Geſellen, Herrn Caynis, ſo hoch der Treuen, die er ihm gelobt hätte, daß er ihm das nicht mehr verſagen mochte.

Und ſobald es Tag ward, ließ Caynis ſeinen Geſellen aus der Burg, der eilete zu Feld' und wartete Graf Riolins; den ſah er dort weit vor den Seinen her traben: er ſchickete ſich an, ihm zu begegnen. Graf Riolin ward Triſtans auch gewahr: das befremdet' ihn, es war auch ſelten mehr geſchehen, daß ihm ein Ritter entgegen kam; aber doch hatte er Sorg', er würde ihm entfliehen, und eilete bald gegen ihn. Herr Triſtan ſaumete ſich auch nicht, kehrete ſich gegen ihn, und ſtach ihn von dem Pferd', als ob er nie darauf kommen wäre; er ſtund auch ab zu Fuß', und mit dem Schwert bezwang er ihn zu Sicherheit; er zerſchlug ihm Helm und Schild, daß er meinet', er hätte den Tod gewiß. Als er ſich überwunden ſah, bat er Sicherheit für Sterben, und gab Herr Triſtanen ſeine Treue, zu thun alles, ſo er ihn hieße, ſein Heer von dannen zu ſchicken, in die Burg zu kommen, ſein Gefangener zu ſein, und mit ihm abzukommen, wie er ſelber wollt'; und wär' er dennoch froh, daß ihn Herr Triſtan leben ließe. Als das Gefängniß angelobet war, da kamen Graf Riolins Diener, in Meinung, ihrem Herrn zu helfen: ſie wären aber billiger ehe kommen, wollten ſie ihm Hülfe bewieſen haben. Sie ritten zu der Burg, und wollten alle faſt ſtreiten: aber Graf Riolin leiſtete ſeine Treu', und kehrete mit Herr Triſtanen in ſeine Burg, und befahl vorhin ſeinem Heer dannen zu kehren. Herr Triſtan ſprach zu dem Gefangenen, daß er die Stadt auch etliche Zeit ſpeiſen ſollt', und wo die Speiſe noch heute nicht eingebracht würde, ſo müßt' er den innerſten Thurn, ſo in der Burg wäre, noch heute beſchauen. Graf Riolin war ein herrlicher Mann, und meinet', er müßte deß immer Schande haben, ſollt' er ſich von Speiſe wegen in einen Thurn bringen laſſen, und wollte lieber Schaden nehmen an der Speiſe, denn an dem Leibe, und ließ Speiſe zuführen, daß ſie mehr, denn ſechs Monat Speiſe genug hatten.

Solche Geſchichte vermeineten Graf Riolins Diener zu rächen, und entboten dem König, daß er Graf Riolinen ledig ließe, oder ſie wollten Stadt und Burg zerbrechen, und alles, was ſie darinnen fänden, umbringen. Herr Triſtan ſprach: „Nun ſei uns Gott gnädig! Vor ihnen wollen wir wohl geneſen; aber Graf Riolin wird durch ihr Dräuen nicht ledig, es ſei ihnen gleich lieb oder leid.“

Als er die Worte redete, kam dem König die Botſchaft, daß ſeiner Schweſter Söhne zween ihm zu Hülfe kommen wären, mit zwei tauſend Helmen; die brächten auch Speiſe mit ihnen, als ob ſie ein Jahr wollten da ſein. Als Herr Triſtan das hörete, bat er den König, daß man die Herrn mit großer Würdigkeit ſollte empfahen. Das ward gethan; der König ging ihnen ſelbſt entgegen mit der Ritterſchaft, und empfing ſeine Neffen freundlich, als billig war. Darnach ſaget' er ihnen, wie ſeine Sachen beſchaffen wären, und was Herr Triſtan Gutes darin gehandelt und ausgerichtet hätte, und allein den Krieg zu Statten gebracht. Darauf beſchloſſen ſie mit einander, daß der König ſeine Sache ganz an Herr Triſtanen laſſen ſollte. Darum gebot der König allen ſeinen Freunden und Dienern, daß ſie Herrn Triſtanen unterthänig ſein ſollten, und alles, was er ſie hieße, das ſollten ſie zu thun willig ſein. Das wäre ſeine ernſtliche Meinung.

Das acht und dreißigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan mit des Königes Volk zu Felde zog, und wie er die Feinde mit Gewalt ſchlug und bezwang.

Ihr habt vor gehöret, wie Graf Riolins Volk ihren Herren rächen wollten, auch die Botſchaft, ſo ſie dem König gethan hatten. Nun gebührte ſich dem König, auch nicht zu feiern, ſondern ſich ſchicken und ordnen, wie er den Feinden wollte begegnen. Herr Triſtan war Hauptmann, der befahl jedermann in ſeinem Harniſch und bei ſeiner Wehr zu ſein, und ſprach: „Sie ſollen uns, ſo Gott will, zu Felde finden, es ſei'n ihrer gleich, wie viel ihrer wöllen.“ Der junge unverzagte Held, Herr Triſtan, machte dieſe Ordnung: er legete den König nicht fern von der Stadt mit zwei hundert Mannen; darnach die mit Kolben, mit Streitäxten, mit Hellebarten, und was zum Streit dienet, deren war eine lange Schaar; an den dritten Ort, die mit Schwertern und mit Spießen. Zum vierten hät er auch eine große Anzahl Bürger, die wohl gerüſtet waren mit ſonderlichen Wehren und Geſchoß. Darnach leget' er des Königs Neffen einen mit ſeinem Volk auch an einen beſondern Ort; den andern leget' er ein wenig weiter von der Stadt: und bat ſie alle mit großem Ernſt und Fleiß, daß ſie an den Orten ſtill lägen, bis er es ihnen ſelbſt saget', oder Kurnewalen ſagen ließe.

Als er ſie alſo geordnet hatte, ritt er und Herr Caynis auch mit zwei hundert Pferden den Feinden entgegen. Da ſie ſo nahe zu ihnen kamen, daß ſie einander ſahen, da hielten ſie ſich zuſammen. Aber Graf Riolins Ritter dauchten ſich ſo kühn und ſtark, daß ſie, der mehrer Theil, ungewappnet ritten: deß verlor mancher das Leben, das er ſonſt wohl hätte behalten mögen. Sie renneten mit großem Neid und Grimmen in die Feinde, und vermeineten den Ruhm zu erfechten. Aber Herr Triſtan hielt ſtill mit ſeiner Schaar, bis dieſe zu ihm kamen: da nahmen ſie ihre Schilde mannlich, und renneten unter ſie mit ſtarken Schlägen, alſo, daß ihrer gar viel todt darnieder fielen. Als ſie das ſahen, huben ſie ſich zur Flucht. Herr Triſtan eilet' ihnen noch und thät zumal großen Schaden. Er fing wohl vierzig Ritter, ohne, die er erſchlug. Als er mit den Gefangenen dannen ritt, da kam ein geruheter Hauſe der Feinde an ihn und kehrete ihn um, alſo, daß er entfliehen mußte; doch floh er ſo weislich, daß er nichts verlor. Da kam ihm des Königs Neffen einer zu Hülfe; ſie faßten mit großem Ernſt an die Feinde und thäten ihnen zumal großen Schaden. Herr Triſtan und Caynis erhuben erſt einen harten Streit: ſie fingen mehr, denn dreißig Ritter. Da erhub ſich ein Geſchrei unter des Grafen Heer von Ach und Weh! Der Verwundeten und Todten war ohne Zahl; denn welchen Herr Triſtan mit ſeinem Schwert rührete, der hatte den Tod gewiß.

Es waren der Feinde ſo viel, wenn ſie ſchon einen Raum machten, ſo kam wieder ein geruheter Haufen. Nun geſchah es, daß Herr Triſtan abermals weichen mußte; doch floh er allwege ritterlich und mit Ehren. Da aber Herr Triſtan ſah die Übermacht der Feinde, bedaucht' ihn wohl Zeit, daß ihm der König zu Hülfe käme; und ritt aus dem Streit, ſagete Kurnewalen, daß er bald ritte und den König kommen hieße. Dieweil kam der König Nampercnis und nahm Caynis bei dem Zaum, führet' ihn dahin mit großem Neid und zwang ihn um Sicherheit. Das erſah Herr Triſtan, er eilete ſeinem Geſellen bald zu helfen, und bracht' ihn mit großen Schwertſchlagen von ihm. Alſo kehreten ſie beide wieder in den Streit, ſchlugen die Feinde ungeſegnet nieder und thäten großen Schaden. Deßgleichen auch des Königs Neffen beide zerſchrieten Schild und Helm, daß die Todten zu beiden Seiten vor ihnen nieder fielen. Als der Streit lang' und viel währete, wurden Herr Triſtanen und etlichen der Seinen ihre Pferde erſchlagen, und mußten zu Fuß fechten. Da ſprachen ſie zu einander: „Wir mögen ihnen nicht entfliehen: ſoll es denn nach ihrem Willen ergehen, ſo kommen wir nimmer von hinnen. Das wölle Gott nicht, daß ihnen an uns ſo Liebes geſchehe!“ Mit dieſen Worten liefen ſie auf die Feinde mit Stechen und Hauen, und trieben ſie mit Gewalt hinter ſich. Es blieben der Feind' ohne Zahl auf der Walſtatt, die auf der Flucht erſtochen und erſchlagen wurden in Graf Riolins Heer. Als aber Herr Triſtan und Herr Cannis wiederum auf die Pferde kommen waren und ſo häßlichen unter den Feinden umrenneten, da kam ihnen der König mit ſeinem Haufen auch zu Hülfe. Dennoch waren der Feinde ſo viel, daß ſie vermeineten, das ganze Land wäre alles voll Feinde. Nun ſchlugen die zween Helden, Herr Triſtan und Herr Cannis, ſo viel Volks zu Tode, daß es nicht zu ſagen iſt. Deßgleichen die zween Herrn, des Königs Neffen, die warfen ihre Schilde zurück und ſchlugen mit beiden Händen auf die Feinde: da fielen die Todten ohne Zahl und ward der Streit ſo groß, daß man an etlichen Enden in dem Blute ging bis über die Füße. Als aber die Feinde ſahen, daß ſie ſo gar niederlagen, huben ſie ſich zu der Flucht, und auf dieſer Flucht ward der mehrer Theil erſchlagen und gefangen.

Alſo hät der König der Gefangenen ſo viel, daß er ſeinen Schaden wohl deſto beſſer mochte verſchmerzen. Denn Graf Riolin mußte mit ihm für ſich ſelbſt und für alle andere abkommen, wie er ſelbſt wollte. Der König hatte ſich gnug mit großer ſtrenger Rach' an ſeinen Feinden gerochen. Deß alles ſtand er allein Herrn Triſtanen zu danken. Der machete nun einen ſtäten Frieden, alſo, daß Graf Riolin dem König ſein Land mußte wieder bauen, und alle ſeine Koſten und Schaden, ſo er deßhalben genommen hatte, abtragen und wiederkehren. In dieſen Vertrag verwilligete Graf Riolin gar gutwilliglich.

Das neun und dreißigſte Kapitel.

Wie der König Sorge hatte, Herr Triſtan zöge von ihm, und gab ihm ſeine Tochter.

Als dieſer Krieg geſtillet und der König nach ſeinem Willen zu Statten kommen war, blieb Herr Triſtan dennoch eine Zeit lang bei ihm. Nun furchte Herr Cannis, es würde ſein Geſell, Herr Triſtan, einmal zähling von ihnen reiten, da gedacht' er, wie er dem für kommen möchte, und machete ſich ihm zumal heimlich und freundlich. Eines Tages ſprach er zu ihm: „Geſell, du haſt meinem Vater und uns allen ſo große Lieb' und Dienſt' erzeiget, deren wir dir nimmer verdanken können noch mögen; du biſt auch meinem Vater ſo lieb, als ich: das magſt du dabei wohl verſtehen, daß er ausrufen ließ in ſeinem Königreich, dich für einen rechten Erbherren zu haben. Warum bitteſt du ihn nicht, daß er dir meine Schweſter gebe?“ Herr Triſtan antwortet' und ſprach: „Ich thät' es gern, wüßte ich, daß er mir ſie gäbe: wo er mir's aber verſagete, würde mir das gar wehe thun, und ich verlör' all meinen Dienſt.“ Cannis ſprach: „Wie, wenn es ihm vielleicht lieb iſt, und er ſie dir gern giebe?“ Herr Triſtan ſprach: „Wüßte ich, daß er mir ſie gäbe, ich wäre bereit ſie zu nehmen.“ Deß ward Herr Cannis froh, ſagt' es ſeinem Vater, dem war es auch lieb und faſt angenehm. Alſo brachte Herr Cannis dieſe Heirat zuwegen und gab ſeinem Geſellen ſeine Schweſter zu rechter Ehe.

Herr Triſtan war mit ſeiner ehelichen Frauen Iſalden ein ganz Jahr, daß er ihren Leib nicht berührete, weder wenig noch viel; denn ſein Herz und Gemüth war zu allen Zeiten bei ſeiner allerliebſten Frauen Iſalden in Kurnewäliſchen Landen: von der ſchied ſein Herz nie, weder in Stürmen, noch Streiten, noch in keinerlei Nöthen. Sein ehelich Gemahl vertrug ſolch Beiweſen ohne Neid; denn es war ihr fürbaß nichts kund.

Eines Tags ritt der König, die Königin, Herr Triſtan und ſeine Frau, auch Herr Cannis, kurzweilen für die Stadt Careches. Iſalden Pferd trat in einen tiefen Hufſchlag, da Waſſer innen war, alſo, daß ihr das Waſſer unter dem Hemde aufſprang bis zu dem Knie. Da ſagete ſie: „Waſſer, du biſt fremd und doch kühn, daß du mir ſo weit darfſt unter mein Gewand ſpringen, da Ritters Hand noch nie hin gerühret hat.“ Solches redete ſie bei ihr ſelbſt, ohn' alles Übel. Aber Herr Caynis hörete die Rede und fraget' ihr eigentlich nach. Der Frauen war leid, daß Herr Caynis ſolches gehöret hatte, jedoch ſagete ſie ihm, daß es wahr wäre. Er ſprach: „Du biſt nun ein ganz Jahr und mehr mit deinem Mann geweſen, wie möcht' eine Statt an deinem Leibe ſein, da nicht meines Geſellen Hand über gelaufen wäre? Ich meine, du ſageſt Unwahrheit.“ Sie ſprach: „Fürwahr, nein; dein Geſell iſt ſo züchtig, daß er noch nie mit ſeiner Hand zu meinem Knie gerühret hat.“ Herr Caynis ſprach: „So wardſt du auch noch nie ſein Weib.“ Damit ritt er zu ſeinem Vater, ihm zu klagen, daß Herr Triſtan ſeine Schweſter noch nie zum Weibe gewann, und ſprach: „Wir haben deß alle Laſter und Schande; denn er hat es darum gethan, daß er ſie verlaſſen will.“ Da ſprach der König, ihr Vater: „So müſſe uns Gott der Herr alle verlaſſen und nimmer helfen, wo wir ihm deß geſtatten! Wir wollen von Stund' an über ihn richten; denn an dieſem Ende mögen wir das am allerfüglichſten thun.

Sie nahmen zu ihnen etliche Freunde und Männer, wie viel deren bei ihnen waren, und vermeinten, ſie wollten ihn zu Tode ſchlagen. Jedoch gedachte Herr Caynis der Geſellſchaft, ſo ſie zuſammen gelobet hatten, und ſprach: „Er iſt mein Geſell, und gebühret mir nicht, daß ich ihn ungewarnet zu Tode ſchlage: darum will ich ihm zuvor widerſagen, daß ich meinen Ehren gnug thue.“ Hiemit kam er zu Herr Triſtanen und ſprach zu ihm: „Ich widerſage euch und mag nicht länger Geſellſchaft noch Freundſchaft zu euch haben.“ Herr Triſtan fragete dem nach: „Warum doch?“ Caynis ſprach: „Darum, daß ihr meine Schweſter und uns alle geſchändet habt.“ Herr Triſtan begunnte läugnen, und begehrete der Sache recht zu wiſſen. Herr Caynis ſprach zu ihm: „Was ſoll ich euch von dieſen Dingen ſagen? ihr wiſſet es am beſten.“ Herr Triſtan ſprach: „Ich weiß nichts, damit ich euere Schweſter, noch euch geläſtert habe“ Caynis ſprach: „Ei, ſo will ich's euch ſagen: ihr habt meine Schweſter eine Jungfrau gelaſſen, uns allen zu Schmach; und wir wiſſen doch wohl, daß ſie alſo edel und eines guten Geſchlechts iſt, als ihr. Dieſes Ding iſt allein uns allen zu Schand' und Laſter geſchehen, und darum, daß ihr ſie verlaſſen wollet.“ Darauf antwortete Herr Triſtan: „Herr Caynis, glaubet fürwahr, daß ich nie Muth gewann, ſie zu verlaſſen: es kömmet von andern Urſachen, daß ich ſie nicht zum Weibe gewann.“ Er ſagete: „So laſſet mich's hören, wovon das kömmet.“ Herr Triſtan antwortete: „Nein, ich will das nicht ſagen; denn ihr empfinget Neid dadurch, ſo ich's euch ſagete.“ Caynis ſprach: „Herr Triſtan, ſaget an, ihr ſollt darum ohne Neid ſein.“ Herr Triſtan ſprach: „Dieweil es mir vergönnet iſt, ſo will ich es euch ſagen: euere Schweſter Iſalde hat mich nicht alſo gehalten, daß ich ihr nahe beiliegen ſollte; das weiß Gott.“ Caynis ſprach: „Sie legete ſich neben euch, daß ihr ſelber thun möchtet, wie es euch gefiele: was ſollte ſie mehr gethan haben?“ Triſtan ſprach: „Herr Caynis, zürnet nicht, ehe ihr wiſſet, warum. Eine Frau, eine Königin, hält einen Hund beſſer und werther, um meinetwillen, denn mich euere Schweſter bisher gehalten hat. Darum ſollt ihr dies ohne Neid vertragen; denn es ohne Urſache nicht geſchehen iſt. Stellet ab euern Zorn und Unwillen. Wollt ihr mir folgen, ſo will ich euch an das Ende bringen, da ihr ſelbſt hören und ſehen ſollt', daß ich wahr ſage. Wo es ſich aber anders erfinden würde, ſo habet Macht und ganze Gewalt, euere Forderung an mich zu erheiſchen, wie und in welcher Weiſe ihr nur wollt.“ Darauf mußte Herr Triſtan Caynis geloben, daß er herwieder zu ſeiner ehelichen Frauen kommen wollte; und ob die Dinge, vor berühret, nicht alſo wären, wie er geſaget hätte, daß ſie dann mit Herr Triſtanen thäten, wie ſie ſelber wollten.

Das vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan und Caynis ſein Schwager über Meer zu Herzog Thinas Burg kamen, und wie es fürder ging.

Als das alſo verſprochen ward, ritten ſie hinweg, Herr Triſtan und Caynis. Als ſie zu dem Meer kamen, da gingen ſie in ein Schiff und fuhren in Kurnewäliſch Land. Da ſie aber der Burg Litann, die Herzog Thinas war, ſo nahe kamen, gingen ſie aus dem Schiff zu der Burg. Der vorgenannte Herzog war der Zeit anheim, ging ihnen entgegen und empfing ſie mit großen Freuden; denn er ſah nie keinen Gaſt ſo gern, als Herr Triſtanen, der denn allwege ſein beſter Geſell war.

Herr Triſtan nahm den Herzogen an einen Ort und ſaget' ihm von Wort zu Wort, wie ſeine Sachen beſchaffen wären; und das Leben ſtünde in ſeiner allerliebſten Frauen Händen, das möchte ſie ihm behalten oder verlieren, wie ſie ſelber wollte. Doch hätt' er je kein ander Vertrauen, denn daß ſie ihm Hülfe thäte, und ihn aus dieſen ängſtlichen Sorgen erledigete. Wie und in welcher Weiſ' aber das geſchehen möchte, ſaget' er dem Herzogen alles, und entbot ihr, daß ſie das um ſeinetwillen thun wollte, und den König bitten, daß er mit großer Ritterſchaft auf die Jagd reiten wollte, gen Blankenland, an die Wieſen, da ſollte ſie auch hin kommen, mit allen ihren Jungfrauen, auf das allerköſtlichſte, ſo ſie immer möchte, und ſonderlich das Hündlein, das er ihr gegeben hätte, auch mitführen mit großer Gezierde und Herrlichkeit. „Herr Thinas, lieber, getreuer Freund und Geſell, ſage meiner Frauen den großen Ernſt meiner Angſt, und bitte ſie freundlich, daß ſie mich nicht verlaſſe, und mir zu Hülfe komme, mir mein Leben zu behalten; denn ſie iſt mir je lieb für alle Weiber, dieweil ich lebe. Ich hab' auch keinen Zweifel, ſo ſie wird hören, daß ich zu Lande kommen bin, daß ſie mir die Reiſe nicht verſage, ſondern ſie werde allen Fleiß fürwenden, damit ihr Herkommen löblich und nach allem meinem Begehren vollbracht werde, ſonderlich, ſo ſie vermerket, daß mein Leben ganz auf der Waage und in ihren Händen ſtehet. Darum, mein lieber und guter Freund Thinas, wirb mir dieſe Botſchaft mit Fleiß; denn es ſtehet nun gleich ſo wohl an deinen Gnaden, als an meiner Frauen: willſt du mir helfen, ſo iſt mir geholfen; verläſſeſt du mich aber, ſo muß ich ſterben. Aber ich weiß von dir, wo es mir an den Leib gehet, daß du mir hilfeſt; denn du haſt mir das vormals auch zu dem öftern mal erſcheinen laſſen." In Summa, er ſaget' ihm, wie und in welcher Weiſe es hiezu kommen wäre, von des Hündleins wegen, und alle Geſchichten, ſo ſich verlaufen hätten, dieſer Sachen halb, um deß willen, daß ſie ſich deſto beſſer und herrlicher zu der Reiſe ſchicken möchte. Thinas ſprach: „Mag ich mich darauf verlaſſen, daß die meine Frau die allerliebſte iſt, als du denn ſelbſt geſagt haſt, ſo will ich dir dieſe Botſchaft werben." Herr Triſtan ſprach: „Ja, Herr, es iſt nicht anders, ihr mögt euch gewißlich darauf verlaſſen, daß ich mein Herz und Gemüth nie von ihr abgewendet habe: ich getraue ihr auch gänzlichen, ſie laſſe mich meiner ſtäten Liebe und Treue genießen." Thinas antwortete: „So ſoll meine Frau auch thun, was dir lieb iſt, in allen Sachen; denn ich weiß wohl, ſobald ſie höret, daß dir ſoviel daran gelegen iſt, daß ihr keine Koſten zuviel ſind, ſie ſchicket es alles nach deinem Begehren. Und ob dir ſchon nicht daran läge, ſie ließe dich dennoch nicht mit einer ſolchen Reiſe. Du ſollt auch keinen Zweifel haben, ich will dieſe Sache ausrichten nach deinem Gefallen. Du ſollt auch dein Leben, dieſer Sache halber, gar wohl und ſicher behalten.“ Da ſprach Herr Triſtan: „O lieber Thinas, mein guter Freund, willt du mir denn zu Willen werden, ſo ſage meiner Frauen, daß bei der Straßen, die ſie reiten ſoll, eine Birſchwarte iſt, und gar nahe dabei ein dicker Dorn: da ſoll ſie fleißig aufſehen; denn ich habe dieſen dazu erkohren, daß wir, ich und mein Geſell, darinnen ſein wollen; und ſo ſie zu dem Dorn kommt, als neben uns, ſo will ich meiner Frauen Pferd ein Reis in die Mähnen ſchießen: dann ſoll ſie ſtill halten, und das Hündlein ſelbſt führen, daß mein Geſell ſehe, ob ich wahr geſagt habe oder nicht.“ Das alles, mit mehr Worten, hieß er ſeiner liebeſten Frauen und Königin ſagen. Auch ſchicket' er ihr einen Ring, den ſie ihm gegeben hatte, dabei ſie verſtund, daß er zu Lande kommen war. Er hieß ſie auch fleißiglich bitten, daß die Frauen und Jungfrauen, ſo ſie mit ihr brächte, höflich und wohl geordnet ritten, als ihnen gebührlich wäre.

Herr Thinas ritt hinweg. Als er gen Hof kam, fand er den König und die Frauen ob einem Brettſpiel mit einander ſpielen, und ſie höreten gleich jetzt auf von dem Spielen. Herr Thinas ging hinzu, und ſprach: „Frau, ich will mit euch ſpielen.“ Als er nun ſpielete, griff er oft und mehr, denn er ſollt', auf das Brett; das thät er darum, daß die Frau des Rings an ſeiner Hand wahrnähme. Als ſie den Ring ſah, mußte das Spiel bleiben, ſie ging bald in ihr Gemach, und forderte Thinas zu ihr, fraget' ihn zu Stund', ob er wüßte, wo Herr Triſtan wäre? Er ſprach: „Frau, ich weiß ihn, und ich ließ ihn heut' in meiner Burg.“ Die Königin ſprach: „O wehe, lieber Thinas und guter Freund, wie gehabt er ſich? Will er mich auch ſehen?“ Er antwortete: „Frau, er gehabt ſich wohl, und iſt alles ſein Begehren, daß er euch ſehen mochte: es ſoll auch ohne Zweifel kürzlich geſchehen.“ Die Königin ſprach: „O lieber Thinas und guter Freund, wenn mag das ſein, oder wie mag ſolches geſchehen?“ Er gab der Königin den Ring, und ſaget' ihr dabei, was ihr Herr Triſtan entboten hätte, und ermahnete ſie auch fleißig, daß ſie ihm ſolch ſein Begehren nicht abſchlüge, ſondern ihm zu Willen würde, damit dieſe Reiſe löblich und köſtlich vollbracht würde.

Als die Frau ihren Allerliebſten in ſolcher Nähe vermerkete, ward ſie aus der maßen hoch erfreuet; denn ſie hatte in ſeinem Abweſen rechter Freuden nie empfunden. Und ohn' alles Verziehen bat ſie den König, mit großer Ritterſchaft gen Blankenland auf die Jegd zu reiten. Deß ward der König willig. Alſo richtete ſich die Frau mit ihren Jungfrauen ſo köſtlich und herrlich zu, daß Wunder davon zu ſagen wäre.

An dem andern Morgen früh kam Herr Triſtan und Herr Caynis in den Dorn, als er der Frauen entboten hatte, darinnen zu warten ſeines Herzen Kaiſerin. Als ſie eine kleine Weile darinnen waren, da kamen die Köche des Königes, mit Keſſeln und Pfannen; darnach Leute, die Speiſe zuführeten: deren bedauchte Herr Caynis viel zu ſein. Auch kamen dar die Truchſeß' und Schenken; darnach die Jäger mit viel Hunden. Darnach kam des Königes Kammerwagen und die Kapelane; darnach der König ſelbſt, mit großer Ritterſchaft und mit manchem ſchönen Federſpiel. Als nun der König fürüber war, da kam der Frauen Kammerwagen; da gingen ſo viel Trabanten mit, daß es Herr Caynis groß Wunder nahm. Darnach kamen die Frauen. Nun hatte die Königin ihre Reiſe alſo geordnet, daß allwege ein Ritter und eine Jungfrau neben einander ritten, und die Nachreitenden nicht zu nahe auf die Vorderen, alſo, daß je zwei und zwei wohl mit einander reden mochten, was ſie wollten, daß es die andern nicht höreten. Es waren auch die Frauen und Jungfrauen ſo gar herrlichen und köſtlichen bekleidet und gezieret mit Golde und köſtlichem Edelgeſtein, und den beſten Kleidern, ſo man gehaben mochte; jedoch eine köſtlicher, denn die andere, und je mehr ſie für den Dorn ritten, je beſſer und ſchöner ſie gezieret waren. Nun ſahen ſie eine minnigliche, ſchöne Jungfraue, daß Caynis bedauchte, er hätte nie nichts Schöners geſehen, und ſprach: „Hie kömmt die Königin.“ Da antwortete Herr Triſtan: „Sie iſt's nicht: dieſe iſt zu ſchätzen gegen die Königin, als eine trübe Wolke gegen die lichte Sonne.“ Herr Caynis gab keine Antwort, aber er gläubet' es nicht; denn er meinet', er hätte ſich in dieſer Jungfrauen

Angeſicht

Angeſicht erſehen, als in einem Spiegelglas. Dieſe Jungfraue hieß man die ſchöne Gymelle von der Schitriel; bei ihr ritt Herr Caylach, ein Graf von Miliach, der war der ſchönſte Jüngling, ſo in derſelbigen Zeit mochte leben: dieſe zwei kehreten ihre Angeſichter recht gegen Herr Caynis, alſo, daß er ſie gar eigentlichen ſehen mochte. Sie redeten auch mit einander und lachten einander gar freundlich und gütlich an. Als aber Herr Caynis das ſah, ſprach er bei ſich ſelbſt, daß nichts Schöners noch Lieblichers auf allem Erdreich leben möchte, denn dieſe zwei Menſchen.

Als nun dieſe zwei fürüber waren, da ritt die getreue Brangele allein, ohn' alle Geſellſchaft: ſonſt ritten je zwei und zwei mit einander. Da Herr Caynis die erſah, vermeinet' er, ſie wäre an Geſtalt und an aller Gebärde noch ſchöner, denn die er vor geſehen hatte.

Nach ihr gingen zween Zelter, die trugen eine köſtliche Truhe, mit Golde und edlem Geſtein auf das allerzierlichſte gemacht. Herr Caynis fragete, was dies wäre? Herr Triſtan antwortet' und ſprach: „Das iſt der Hund, den ich meiner Frauen gegeben habe, den ſie um meinetwillen alſo mit ihr führet." Als Herr Caynis ſolches hörete, ſprach er: „Du haſt wahr geſaget; denn du wurdeſt nie von meiner Schweſter alſo geführet."

Als er nun dieſe Worte redete, ſah er einen ſolchen Schein, daß ihn bedauchte, wie zwo Sonnen wären; und fragete zu Stund', was das wäre? Herr Triſtan ſprach mit großen Freuden: „Hie kommt die Königin, meines Herzen allerliebſte Fraue!" Herr Caynis aber getrauete nicht, daß ein ſolcher Glanz von der Frauen leuchtete, bis er ſie ſelbſt ſah. Die Königin ritt allein; denn ſie hatte ihren Mitreiter Auctrat wieder hinter ſich geſchickt, um Dinge, die er nicht finden mochte: ſie hätte mögen leiden, daß er nimmermehr wiederkommen wäre. Alſo kam ſie zu dem Dorn geritten, und brachte mit ihr das Licht und den Schein, ſo Herr Caynis geſehen hatte: der mußte nun von wahren Schulden bekennen, daß er in ſeinem Leben nie ſo ſchönen Leib geſehen hätte. Er ſtund, und konnte ſich nie genug verwundern der großen Schöne und des lichten Glanzes, ſo von der Frauen glaſtete, und ſprach zu Herr Triſtanen: „Geſell, ich meinete nicht, daß ſolche große Klarheit und Schöne den Menſchen auf Erdreiche bewohnen möcht, ich hätt' es auch weder dir, noch keinem Menſchen nimmermehr geglaubet, wo ich das nicht ſelber geſehen hätte. Erſt merk' ich, daß meine Schweſter ſolcher Schöne nicht an ihr hat, die ich doch für die Schöneſte geachtet habe. Aber nun iſt mir ihre Schöne ein Verdruß gegen die, die ich hie ſehe.“

Herr Triſtan wollte ſich nun offenbaren und ſeiner Frauen zu verſtehen geben, daß er allda wäre: er nahm ein Reis und ſchoß das ſeiner Frauen Pferd in die Mähnen. Zu Stund' vermerkete ſie, daß er da war, und hielt ſtill, rufete Brangelen zu ihr, daß ſie ihr den jungen Grafen Caylach kommen hieße. Als er kam, ſandte ſie ihn zu dem Könige, und entbot ihm, ſie wäre ſehr krank worden auf dem Wege, ließ ihn ſehr bitten, daß er ſie die Nacht vermeiden und nicht bei ihr weſen wollte, ſondern ſein Lager jenſeit des Waſſers, und das ihre hie dieshalb aufſchlagen, damit ſie deſto beſſer Ruhe haben möchte; daß er auch mit Fleiß bewahrete, ſo ſie gen Blankenland käme an die Herberge, daß alsdann kein Horn noch Hund da gehöret oder erſchällt würde: denn ſie möchte das vor Schwachheit ihres Haupts nicht erleiden.

Caylach ritt hinweg, dem König dieſe Botſchaft zu ſagen. Der König war deß wohl zufrieden; denn die Frau war ihm ſo lieb, daß er gar williglichen thät, was ſie ihn bitten ließe.

Die Königin ſtund von dem Pferd, ohne daß ſie Hülfe begehrete, was vormals nie geſchehen war, und ging hin zu der güldenen Truhe, darin der Bracke lag: den nahm ſie mit ihren hermelinweißen Händen heraus, mit viel ſüßen Worten und lieblichen Gebärden; ſie ſtrich ihn ſchön mit ihrem Mantel, der da gemacht war von Gold und edlem Geſtein, daß er keiner Gezierde mangelte. Sie nahm allda dieſen ſchönen Bracken in ihre Arme, und ſprach dem ſo gar gütlich und freundlich zu, als ob ſie Herr Triſtanen ſelbſt in ihren Armen hätte. Als ſie ihn nun lange geſtreichelt und geliebelt, da trug ſie ihn wieder in ſein Haus. Auf dem Wiedergang ließ ſie den Mantel fallen, alſo, daß ſie Herr Caynis wohl ſehen mochte. Er mochte ſich auch nicht länger enthalten, ſondern er redete mit Herzen und Zungen, daß keine ſchönere Kreatur auf Erden lebete, denn dieſe Frau. Und er ſprach zu ſeinem Geſellen Herrn Triſtanen: „Geſell, ich ſage dich aller Treu' ledig und los: ich ſehe gar viel mehr, denn du geſagt haſt. Ich bekenne auch, daß du von meiner Schweſter nicht ſo freundlich biſt gehalten worden.“

Das ein und vierzigſte Kapitel.

Wie die Königin zu dem Dorn kam und Herr Triſtanen zu verſtehen gab, wo er zu ihr kommen ſollte.

Nach dem ging die Königin alſo wieder fort, und hörete die Waldvögelein ſingen, zu denen redete ſie mit lauter Stimme: „O ihr lieben Vögelein, ihr habt mannichfältige Freude durch euere ſüßen Stimmen und Getön: nun will ich euch miethen, mit reicher Gab' und Geſchenke, daß ihr hinte mit mir flieget gen Blankenland an die Herberge, und mir daſelbſt dieſe Nacht ſinget!“ Mit dieſer Rede und behender Liſtigkeit gab ſie Herr Triſtanen zu verſtehen, wo ſie die Nacht ſein würde, und an welchem Ende er zu ihr kommen ſollte. Sie durfte ihm nicht zuſprechen, ſo weiſete ſie aber den Vögelein ihren Willen und Meinung, dabei er verſtehen mocht', an welchem Ende er ſie fünde; denn er war auch wohl gelehrt in dieſer Kunſt. Als ſie die Worte redete, ging ſie wiederum ihren Mantel anzuthun.

Nicht lange darnach kam der leidige Auctrat; zu Stund' hub er die Frauen auf ihr Pferd, und führete ſie gen Blankenland; denn das ſie den König hatte bitten heißen, war alles nach ihrem Willen vollbracht. Aber ehe, denn der König zu Ruhe ging, wollte er vorhin beſehen, wie ſich die Frau gehabet', und ritt allein dar. Brangele ging herfür, und ſagt' ihm, die Frau wäre ſehr krank, daß er nicht zu ihr reden möchte, bis morgen. Was mochte der König nun anders thun, denn daß er dannen ritte? Und ihm war der Frauen Krankheit inniglichen leid.

Alsbald der Tag ſeinen Lauf vollbracht hatte und die Nacht kam, da kam auch Herr Triſtan und ſein Geſell; die ließ man zu Stund' für die Frau: die ward alsbald geſund; denn der rechte Arzt war ihr kommen. Wie gar freundlich und lieblich die Frau ihren Liebhaber empfing, bleibet von mir hie ungeſagt; denn ich kann ſolcher geblümter Worte nicht. Auch iſt ohne das männiglich kund und wiſſend, daß ſich Liebes gegen Liebes auf das freundlichſte erzeiget, ſo ſie mögen.

Die Frau nahm Herr Triſtanen zu ihr, und hieß ſeinen Geſellen Herr Caynis zu der ſchönen Gymellen von der Schiwiel ſitzen. Nun war niemand in dieſem Gemach, denn die Königin, Herr Triſtan, Herr Caynis, Gymelle, Brangele und Peronis. Dieſe alle wußten wohl der Frauen Heimlichkeit. Die war nun mit Herr Triſtanen in großer Geheim und einigem Rath. Da klagete je eins dem andern, was ſchneuder Noth ſie erlitten hätten in ihrem Abweſen; und nahmen ihnen deß eine kleine Ergetzlichkeit, ſo viel denn dieſe kurze Zeit ihres Beiweſens verhängete.

Herr Caynis ſprach der ſchönen Gymellen um ihre Liebe und Freundſchaft ſo ernſtlich zu, daß er meinete, ſie ſollt' ihn jetzt bei ihr ſchlafen laſſen; aber ſie verachtete ſeine Worte, und es war ihr gleich ein Geſpött. Jedoch ließ er nicht nach, es wär' ihr lieb oder leid, und lag ihr feſt und ſtätiglich an. Als ſie aber ſeinen Ernſt recht erſah, ſprach ſie: „Herr, wo gedenket ihr hin, oder wohin thut ihr euern Sinn? ihr ſehet doch wohl, daß ich keine Bäurin bin, daß ihr mir ſo jählingen um Lieb' und Freundſchaft zuſprecht. Ich mein', ihr ſeid ein Bauer: ich glaube nicht, daß ihr es ſonſt thätet; und ſag' euch überlaut, daß ihr von mir ungewähret ſeid; denn hättet ihr fünf Jahr' in meinen Geboten geſtanden und gelebet, es wäre dann noch viel zu früh, daß ihr ſo viel begehren ſolltet, als ihr hinte gethan habt.“ Doch bedachte ſie ſich bald anders, und ſprach: „Ihr bedunkt mich ſo ehrlich, wenn ihr mein Landsmann wäret, und mir gemäß, auch meinen Freunden gefällig, alſo, daß ſie euch mir gäben, das ließ' ich geſchehen: aber durch euere Bitte nicht.“ Herr Caynis ward betrübet; es gereuet' ihn, daß er es je gedacht', und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nun war es Zeit, daß die Königin und Herr Triſtan ſollten zu Ruhe gehen, da ging ſie vor zu Herr Caynis, und ſprach: „Durch Triſtans Liebe will ich euch vergönnen hinte zu liegen, unter dieſen zweien bei welcher euch gefalle (das waren Gymelle und Brangele), und welche euch die liebſte ſei, die heißet hinte bei euch liegen.“ Herr Caynis meinete, ſie trieb' ihren Spott mit ihm, und gedachte: Bin ich ihnen denn nur zum Spott herkommen, ſo wäre ich wohl da außen blieben. Als er aber ihren Ernſt vermerket' und verſtund, daß kein Geſpött dabei wäre, ſprach er: „Frau, Gott belohne euch in ſeinem hohen Thron ſolcher Treu' und Freundſchaft, ſo ihr mir beweiſet. Sollt' ich denn die Kür und Wahl haben, ſo müßt es Gymelle ſein; denn ich habe ſchon eines Theils mit ihr geredet, auch bin ich mehr bei ihr geſeſſen, denn bei dieſer.“ Zu Stund' gebot die Königin, daß Gymelle den Helden zu ſich leget', und ihn freundlich in ihre Arme nähme. Die Jungfrau hieß ihr und Herrn Caynis zuſammenbetten. Er zog ſich bald aus, und legete ſich zu Bette. Aber Gymelle ging vor zu der Frauen, und ſprach in großem Unwillen: „Wie meinet ihr dies Ding? Iſt es euch lieb, daß ich meine Ehr' alſo verlieren ſollte: mir nicht alſo!“ Die Königin ſprach: „Geh' hin, und nimm das Kiſſen, das ich unter mein Haupt lege, ſo ich mich nach Herr Triſtanen ſehne: du weißt wohl, wie es darum ſtehet; lege es ihm unter ſein Haupt, zuhand entſchläft er, ſo lange, bis du's ihm wieder nimmeſt: alſo magſt du die Nacht mit gutem Frieden bei ihm ſchlafen.“ — Das Kiſſen war mit ſolchen Künſten zugerichtet: wer drauf entſchlief, der ſchlief Nacht und Tag; es konnte ſich auch niemand ſobald drauf legen, er wäre von Stund' an entſchlafen, mochte auch nicht erwachen, bis man ihm das wieder entzog. Wenn der Königin die große Lieb' und das Sehnen nach Herr Triſtanen ſo gar überhand nahm, ſo legete ſie ſich darauf: damit ward ihre Noth abermals eines Theils geringert. — Gymelle nahm das Kiſſen, legete ſich zu dem Helden und ſprach: „Hebet euer Haupt auf, ich will euch in meinen Arm legen: das hat mir meine Fraue geboten.“ Herr Caynis dankete Gott, und auch der Königin, und ward aus der maßen froh, daß ihm die Jungfrau ſo freundlich ſein wollte. Gymelle leget' ihm das Kiſſen unter ſein Haupt, zuhand entſchlief er, daß er dieſe Nacht nie erwachet'; er wußt' auch nicht, ob er allein oder ſelbander lag.

Zu Morgens da es tagete, ſtund die Jungfrau auf, bekleidete ſich ſchön, ging dar, und zog dem Helden das Kiſſen von dem Haupt: von Stund' an erwachet' er, griff um ſich, und fand nichts. Da erſchrak er ſehr, und meinet', er wär' alſo verſpottet und verunglimpft: er wäre lieber tauſend Meilen von ihr geweſen, denn daß er allda ſollte ſein. Die Nacht war nun dahin und der Tag erleuchtete das ganze Erdreich, darum er verhoffete, daß ihm kein Gutes von ihr widerführe; jedoch blieb er eine Weile da, bis er ſein Leid beſſer hören mußte, mit Spottworten. Gymelle ſprach da: „Hätt' ich nächten gewußt, daß ihr alſo züchtiglich wolltet liegen, ich hätt' euch der Dinge, ſo ihr mich batet, nicht verzogen.“ Da er das hörete, da ward er vor Leid gar nahe verwundet und vertobet, auch ſo gar erſchrocken: der ihm ein Ohr entzwei geſchnitten hätte, daß kein Blutstropfen davon wäre kommen.

Nun war auch Zeit, daß ſich die zwei abermals ſcheiden mußten: die ſchieden ſich mit großer Klag' und Übelgehaben. Herr Triſtan wußt' aber nicht, wie es ſeinem Schwager gangen hät. Er hieß Peronis bald zu Kurnewalen gehn und ihm ſagen, wo er ihn finden möcht', auch wohin er die Pferde bringen ſollte; denn es war ein böſes Bruch bei dem Wege, den ſie reiten ſollten: das wollte Herr Triſtan umgehen, bis er zu dem rechten Pfad zu den Pferden käme.

Peronis lief bald dahin und ſagete Kurnewalen die Botſchaft. Der hub ſich ſchnell dar, kam zum Bruch, und vermeinete ſeinen Herren da zu finden. Auch war mit ihm da Herr Kaynis und ſein Diener, die hielten auf der Fuhrt. Und weil ſie alſo hielten, da kam ein Mann, mit Namen Pleherin, der war auch des Königs Hofgeſinde, mit ſieben Dienern; dieſer kam an ſie, und jagete ſie ſo meiſt, als er mochte: dieſe aber flohen ſehr. Pleherin vermeinet', es wäre Herr Triſtan, und rufet' ihm nach: „Kehre Held, kehre, durch deine große Kühnheit!“ Dieſe aber kehreten ſich nicht an ſein Rufen, und eileten ihre Straße. Da rufet' er abermals: „Kehre, werther Herr Triſtan, um der Königin willen, ſo ſie dir je lieb ward!“ Dieſe aber wollten nicht wiederkehren. Da ſprenget er ihnen mit großem Neid zu, ſie zu nöthen, ihm zu ſagen, wer ſie wären: dennoch kamen ſie ungefragt von ihm; doch eilete er ihnen ein Pferd ab auf der Flucht. Kurnewal ritt deſſelben Tags mehr, denn vier Meilen irr', ehe er zu ſeinem Herren kam.

Das zwei und vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan gegen die Königin verleumdet ward, darum ſie darnach ſehr zornig ward.

Nicht lange darnach kam Pleherin gen Hof, und ſagte der Königin, Herr Triſtan wäre im Land', und wie er ihn gejaget und ihm ein Pferd abereilet hätte; er wär' aber ſo faſt geflohen, daß er ihn nicht hätte ereilen mögen. Auch ſagt' er, wie er ihn um ihrentwillen ermahnet hätte, daß er wieder umkehren ſollte, er hätte es aber nicht hören wollen, und wäre alſo flüchtig hinweg geritten. Die Frau antwortet' ihm ernſtlich und mit großem Zorn: „Was ſageſt du mir davon? Ich wollte, du hätteſt ihn auf deinem Rücken getragen, und in die See geworfen, daß ich doch ſein nimmer gedenken hörete! Jedoch glaube ich, du dürfteſt ehe deine Augen aus deinem Haupt graben, denn einen ſolchen kühnen Mann jagen.“ Pleherin war ein höflicher und verſtändiger Mann; als er ihren Zorn ſahe, war ihm leid, daß er die Rede gethan hätte, und hub ſich zu Stund' dannen.

Die Königin grammt' in ihr ſelbſt, und thät ihr gar Zorn, daß Herr Triſtan um ihrentwillen nicht wiederkehret wäre, und mocht' auch das nicht länger verduiden, ſondern entbot ihm durch Peronis: er hätte faſt übel gethan, daß er nicht wiederkehrete, da ihn Pleherin um ihrentwillen vermahnet und gebeten hätte.

Peronis war ganz eilig, er lief ſchnell dahin, und kam, da er Triſtanen an dem Dorn fand; dem ſaget' er die Botſchaft, die ihm zumal fremd war; und er ſprach: „Ich bin der Ding' unſchuldig, das magſt du ſelbſt gedenken; denn die Pferde ſind uns doch noch nicht kommen. Auch ſolle du keinen Zweifel haben: wer mich um ihrentwillen bittet, ob halt tauſend Ritter bei ihm wären, ich kehret' ihm unter die Augen; das glaube mir in der Wahrheit, daß es wahr iſt.“

Dieweil ſie alſo redeten, kam Herr Caynis, Kurnewal und Caynis Diener, und brachten nicht mehr, denn drei Pferde; das vierte hatte ihnen Pleherin abgejaget. Herr Caynis ward zornig und unmuthig, und meinete nicht anders, denn Herr Triſtan wüßte wohl, wie ihm geſchehen war, und daß ihm die Hofſchande lieb wäre und durch ſeinen Rath geſchehen; und wollte das an ihm rächen. Nun wußte Herr Triſtan nichts um die Mähre, denn er hatte ſeines Geſchäfts gewartet. Sie geriethen da alſo hart mit Worten an einander, daß Herr Triſtan Herrn Caynis alſo anlief, und wollt' ihn niedergeſchlagen haben. Doch bedacht' er ſich anders; denn er gedacht: er iſt mit mir herkommen; ſchlage ich ihn denn, das wäre mir keine Ehre; darum will ich meinen Zorn gegen ihn nachlaſſen, wiewohl er übel an mir gethan hat. Hiemit kehret' er ſich zu Peronis, und ſprach zu ihm: „Sage der Königin, meiner Frauen, meine Unſchuld, auch daß ſie gewiß ſei, was man mich je um ihrentwillen gebeten, oder von mir begehret, daß ich deren keines nie keinem verſaget, noch abgeſchlagen, ſondern allezeit in ihrem Dienſt geweſen, und alles vollbracht habe. Darum wäre es noch zu früh, daß ich nicht thäte, was ich um ihrentwillen vermahnet und gebeten wurde. Auch magſt du ihr ſelbſt ſagen, willt du anders die

Wahrheit reden, daß man mich unſchuldig zeihet. Laufe bald hin, und ſage ſolches meiner allerliebſten Frauen, ſo will ich alſo hie dein warten; es ſei mir gleich nutz oder ſchädlich, ſo komme ich von dieſer Statt nicht, bis du mir wieder eine Antwort von ihr ſagſt, ob ſie mich ſchuldig wölle haben, oder mich ledig laſſen.“

Peronis der lief dahin. Als er zu der Frauen kam, und ihr Triſtans Botſchaft anſagete, da ſprach ſie: „O wehe, Hab' und Gut, was thuſt du bei den Leuten! Ich höre wohl, daß du gedinget biſt, daß du mich betrügen und mir lügen ſollt: aber es mag dich noch wohl gereuen!“ Er ſchwur ihr manchen Eid, daß er ihr keine Lügen ſagete, daß er ſie auch nicht gern betrügen wollte; und wie Herr Caynis und die Knechte auf der Flucht geweſen wären, aber Herr Triſtan hätte den ganzen Tag auf die Pferde gewartet; die wären auch erſt kommen, dieweil er da geweſen wäre; wie auch Herr Triſtan und Herr Cannis mit einander heftig gezürnet hätten. Die Frau glaubete deß alles nicht, daß dem allem ſo wär', und ſprach zorniglichen: „Peronis, daß du mir um ſeiner Gabe willen unrecht ſagen willt, iſt mir nicht lieb.“ Die Frau meinete je, Herr Triſtan wäre ſchuldig, und hätte dieſem mit Gaben den Mund verbunden, das doch nicht war.

Als Peronis ihren Zorn vernahm, da ging er wieder zu Herr Triſtanen, und ſagt' ihm, daß ſeine Frau ſeiner Unſchuld nicht glauben wollte. Herr Triſtan ſprach: „Das iſt mir inniglich leid; ich will auch große Arbeit darum leiden, oder aber ſie ſage mich dieſer That ledig.“ Damit hieß er Kurnewal ihm ſein Pferd vom Wege ziehen, und daß er Herr Cannis reiten ließe, wohin er wollte; und ſprach in großem Zorn und Ungeduld: „Ich habe meiner Frauen Huld von ſeinen Schulden verloren, darum acht' ich nicht, wohin er reite oder gehe.“ Als aber Herr Caynis merkete den großen Zorn und Ernſt ſeines Schwagers, ward es ihm leid und gereuet' ihn übel, daß er je etwas wider ihn geredet hätte, und ſprach zu Kurnewalen: „Ich will nirgends hin reiten, ſondern mit dir hie meines Geſellen warten, bis er herwieder komme.“

Das drei und vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu der Königin kam, in Geſtalt eines Ausſätzigen, und wie es ihm daſelbſt erging.

Wo habt ihr je vernommen um einer Frauen Huld ſo fleißiglich werben, als Herr Triſtan thät, und die ſo gar mit keiner Schuld verwirkt war, durch anderer Leute Sage, und nicht durch ihn? Er ſprach: „Ich will darum ſterben, oder ſie ſage mich unſchuldig.“ Er ging hinweg, und kam zu einem ausſätzigen Mann, den bat er, ihm ſeine Kleider und ſein Kläpperlein zu leihen: der thät das. Triſtan legete die Kleider an, nahm das Kläpperlein in ſeine Hand, und ging vor die Königin, als ob er ein ſiecher Mann wäre. Die Frau erkannt' ihn, und hieß ihn hinweg treiben. Nun wollt' er aber je nicht dannen, und ging wieder dar. Da ſie ihn ſah, ſprach ſie zorniglich: „Bald treibet dieſen ſiechen Mann hinweg.“ Da lieſen zween Geſellen dar, die ſchlugen ihm zween große Schläg', und ſtießen ihn mit Ungeduld unmäßlich hart hinweg. Dieſes ſah die Frau, und begunnte deß ſehr lachen: jedoch hätte ſie billiger geweinet; es war ihr aber zu der Zeit nicht zu Sinne. Herr Triſtanen thät dieſe Schmach und Laſter ſehr weh, denn er hatte ſich ſolches nicht zu ihr verſehen, und kehrete dannen in grimmigem, zornigem Muth.

Als er zu Kurnewalen und ſeinen Pferden kam, ſaß er auf und ritt weg; er ſaget' auch ſeinem Diener in großer Geheim, wie es ihm ergangen war. Als er ſolches hörete, daß die Frau darüber gelacht hätte, ward er ſo gar zornig, und verhaſſete ſie von ganzem ſeinem Herzen; er hätte ihr auch gern all' ihre Ehre genommen und ſie aller königlichen Würdigkeit entſetzt, hätt' er das mögen thun. Da er aber nicht anders thun mochte, bat er ſeinen Herrn mit ganzem Fleiß, daß er um ſeinetwillen die Frauen ein Jahr vermeiden wollte, auch nicht kommen an das Ende, da ſie ihn ſehen möcht'; und wo er das nicht thäte, wollt' er keinen Tag mehr bei ihm bleiben. Herr Triſtan verhieß ihm, das ſtät und fleißiglich zu halten. Er verließ alle Feindſchaft und Unwillen, ſo er zu Herr Caynis hatte, deßgleichen Herr Caynis gegen ihn auch, und wurden gute Geſellen, in maßen, wie vor.

Sie ritten mit einander heim: da wurden ſie mit großen Ehren empfangen. Herr Caynis ſagete ſeinen Geſellen vor ſeinem Vater aller Gelübde ledig und los; und alles, ſo Herr

Triſtan hätte geſagt, das hätte ſich wahrlich erfunden, und zehenfältig mehr. Alſo ward erſt eine neue Freundſchaft gemacht, und legete ſich Herr Triſtan näher und freundlicher zu ſeiner ehelichen Frauen, denn er vormals gethan hatte, und lebeten auch freundlich und ſchön mit einander.

Sie verſchmerzeten auch wohl, ob die Königin Reu' oder Unglück hatte: der war es auch nicht gar ohne; der Schimpf hatte ſie gereuet, und kam in große Klag' und Leid. Denn da ſie den Unwillen gegen Herren Triſtanen fürnahm, das geſchah in dem Mayen. Darnach um Sankt Michaels Tag ging die Reue mit Macht an, und verlangete ſie ſehr, daß er nicht zu ihr kam und ſie ihn nicht ſehen ſollte: ſolches klagete ſie nun gar ſehr. Peronis ſagete: „Er thut euch wahrlich recht; denn ihr habt groß Unrecht an dem frommen Held gethan, daß ihr ihn habt heißen ſchlagen, ſo er doch ganz unſchuldig iſt." Sie ſprach: „Du ſpotteſt und leugeſt." Er antwortet': „Ich ſpotte oder leuge nicht, es iſt wahr." Da ſich die Frau recht darüber bedachte, ward ſie gar herzlich betrübet, und kamen ſolche große Schrecken und Schmerzen in ihr Herz, und erkannte, daß ſie von rechten Schulden Herren Triſtans Huld verloren hätte; wußt' auch vor Leid nicht, wie ſie ſich halten ſollt', und weinet' inniglich. Sie fragete Peronis und Brangelen Raths, wie ſie doch die große Miſſethat gegen Herren Triſtanen immer büßen und abtragen möchte? es ſollt' ihr alles nicht zuviel ſein. Da ward ihr gerathen, ſie ſollt' ihm Briefe ſenden, darinnen ihre Schuld und Miſſethat bekennen, und ſich ihm zu Buß' ergeben und verwilligen, wie er ſelber wollte. Die Fraue ſprach: „Dies iſt beſſer ohne Brief; denn ſo mein Bote mit dieſem Brief ergriffen würde, ſo möchten die böſen Widerſacher abermals ein Unglück zurichten. Darum iſt beſſer, ich ſende ihm einen Boten ohne Brief. Beſehet nur, wen ich darſenden möge, der mir dazu tauglichen und verſchwiegen ſei."

Das vier und vierzigſte Kapitel.

Wie die Königin Herr Triſtanen um Huld bitten ließ, und die von ihm erlangete.

Die Königin hatte einen Lakeien an dem Hof, ſchön und wohlgezogen, mit Namen Pyloys, dem war die Sache der Königin und Herren Triſtans auch nicht gar unwiſſend; der ward berufen und zu der Frauen gefordert. Als er zu ihr kam, ſprach ſie zu ihm: „Ich klagete dir gern, was mir gebricht, und wollte dich auch dabei bitten, wüßt' ich, daß du es zu Gutem aufnähmeſt und verſchwiegenlich bei dir behielteſt.“ Er ſprach: „Frau, ich thue, was euch lieb iſt, ſo ich's anders thun mag.“ Sie antwortete: „Ja, du magſt es wohl thun; ich will es auch reichlich um dich verdienen.“ Pylops ſprach: „Frau, ihr habt es oft wohl um mich verſchuldet; laſſet nur hören, was es ſei.“ Sie ſprach: „Merke recht, was ich dir ſage: Mir iſt ein groß Übel und Unbild widerfahren, nun bitte ich, du wölleſt mir deſſelben helfen verſehen, als es denn in der Wahrheit wahr iſt. Ich habe durch meinen jähen Zorn von rechten Schulden Herr Triſtans Freundſchaft und Huld verloren.: denn ich habe zugeſehen, daß man ihm zween ungefüge Schläge gegeben hat, und habe deß ſehr gelachet; deß ich viel billiger, ſo ich ſinnig wäre, geweinet hätte: von denſelbigen Schulden habe ich ſeine Huld verloren, nun etwa viele Zeit. Nun bitte und begehr' ich von dir, du wölleſt mein Bote zu ihm ſein; du ſollt auch ſolche Botſchaft nicht umſonſt thun, ſondern ich will dir der gar wohl lohnen. Ob ich's ihm denn vor meinen großen Schulden entbieten darf, ſo ſag' ihm meinen Dienſt, klag' ihm dabei meinen großen Kummer, ſo ich nach ihm erleide; daß ich auch von ſeinetwegen ein hären Hemd an meinem bloßen Leibe trage, das mir doch ſchwer zu thun iſt: jedoch will ich's nimmer abthun, es ſei denn, daß er mich das heiße, und ſeinen Muth gegen mich bekehre. Sage ihm auch, ich leide ſolche unſelige Noth, daß ich gewißlich ſterben muß, er thue mir denn Hülfe. Will er mir gnädig ſein, ſo iſt mir geholfen; iſt das nicht, ſo iſt ein Ende meines Lebens, und ich muß ſterben. Lieber Pylops, laſſ' dir die Botſchaft befohlen ſein: erwirbſt du mir ſeine Huld, es ſoll dir immer frommen.

Das fünf und vierzigſte Kapitel.

Wie Pylops zu Herr Triſtanen gen Careches kam, und die Königin wiederum bei ihm Huld erwarb.

Pylops nahm Urlaub von der Frauen, und hub ſich aus Kurnewäliſchen Landen. Als er ſchier gen Careches kam, ritt Herr Triſtan im Felde beizen mit einem Sperber, der hatte wohl geflogen und gefangen nach allem ſeinem Willen und

Geſallen. Herr Triſtan ſah Pylonſen von fern auf dem Wege, und gedachte: Dieſer mag wohl ein Bote ſein; ich will ihn fragen, wo er hin wölle? Sie kehreten beide zuſammen, und kamen ſo nahe, daß ſie einander erkannten. Da hieß Herr Triſtan Pylonſen willkommen ſein, und fragete zu Stund', wie ſich die Königin gehabte? Er antwortete: „Sie gehabt ſich als ein armes Weib." Herr Triſtan ſprach: „Sage an, warum?" Pylons antwortete: „Herr, da hat ſie nahe ihr Leben von euern Schulden verloren." Herr Triſtan ſprach: „Warum doch? Ich kann das nicht glauben." Pylons antwortete: „Ja, Herr, ſie thut das in rechten Treuen, denn ſie fürchtet euern Zorn, und verſtehet euch wohl, daß ihr ihr gehaß ſeid." Herr Triſtan ſprach: „Was weißt du, warum ich ihr gehaß bin? Weißt du es aber, ſo ſage mir's." Pylons antwortete: „Herr, ich weiß es wohl." Herr Triſtan ſprach: „So ſage an, laſſ' mich es hören." Pylons ſprach: „Sie hieß euch ſchlagen, darum erzürnet' ihr ſehr." Er ſprach: „Du haſt wahr; ich zürne auch noch darum." Pylons ſprach: „Ach, mein lieber Herr, laſſet ab den Zorn: ſie will euch zu Buße ſtehen, wie ihr nur ſelbſt wollt." Herr Triſtan ſprach: „Wie, meineſt du, ich ſollte ſein vergeſſen?" Er antwortete: „Ja, Herr." Da ſprach Herr Triſtan: „Das mag nicht ſein, denn es liegt mir nahe zu Herzen." Pylons ſprach: „Herr, das weiß und verſtehet auch meine Fraue wohl, und leider viel deſto größern Schmerzen." Herr Triſtan ſprach: „Ja, Geſell, den hab' ich, aber nicht ſie." Da ſprach Pylons: „Der Schmerz, ſo ihr empfangen habt, iſt euch nun längſt vergangen." Er antwortete: „Nein, er iſt noch nicht vergangen, er ſoll mir auch noch ohne Zweifel länger beiwohnen." Pylons ſprach: „So höre ich wohl, daß ihr ſie ſchlagen wollt." Er ſagete: „Nein; womit ſollt' ich ſie ſchlagen?" Pylons ſprach: „Mit dem, daß ihr ſo fremd wollt ſein." Herr Triſtan ſprach: „Das iſt ihr vielleicht mehr lieb, denn leid." Er ſprach: „Fürwahr, Herr, es iſt ihr nicht lieb, ſondern ihre größte Klage." Herr Triſtan ſprach: „Ich meine doch, es ſei ihr nicht leid, denn es war ihr lieb, da man mich ſchlug und ſtieß und mich ganz von ihr trieb, als ſie das ſelbſt geheißen und geſchaffen hatte: wäre es ihr leid geweſen, ſie hätte nicht dazu gelachet." Da ſprach Pylons: „O lieber Herr, bedenket auch, daß ſie euch darum will zu Buße ſtehen, wie ihr ſelber gebietet. Auch wiſſet ihr wohl, daß Gnade beſſer iſt, denn Recht: darum ſuchet ſie Gnade bei euch; die ſoll ſie auch billig finden. Sind doch der mehrer Theil der Menſchen Ubelthäter, und kommen doch durch Buße wiederum zu Gnaden. Sintemal ſich denn meine Frau ſo hoch zu Buß' erbeut, nach Gnaden und auch Recht, ſo wär' unmöglich, daß ſolches von ihr verachtet und nicht aufgenommen würde. Denn ſie achtet nicht, wie und in welcher Weiſ' ihr Buße geſetzt werde; daß ſie nur wiederum Gnade finde. Sie vermeinet auch in ihr ſelbſt nicht anders, denn daß ſolches ihr Erbieten um ihre Mißhandlung wohl rechtlich und billiglich ſei, auch billig von euch aufgenommen werde. Denn, ob ſie es euch entbieten darf, ſo entbeut ſie euch ihren freundlichſten Dienſt, und alles, das euch lieb iſt, daß ſie deß zu aller Zeit mit Fleiß und willig zu thun bereit ſei. Auch wie ſie von euerentwegen ein hären Hemd an ihrem bloßen Leibe trag', und das tragen wölle, ſo lang' als ihr ſelbſt wöllet. Aber das iſt nicht minder: wollt ihr ſie ſo lang meiden, ſo ſtirbt ſie. Darum ſuch' ich, Herr, euere Füße, daß ihr ſchier kommt an das Ende, da meine Frau, euere Allerliebſte, iſt, und machet ſie dieſer großen Sorgen frei." Herr Triſtan ſprach: „Ich will ſie nicht ſehen, mir möchte vielleicht geſchehen, als zum nächſten geſchahe, da ſie mich von ihr treiben hieß." Pyloys ſprach: „Nein, Herr, deß ſeid ohn' allen Zweifel, und ich will euch deß meine Treue geben, daß ſolches nimmermehr geſchieht; auch daß ſie euch euere Schläge heilet, ohn' all' eueren Schmerzen, wie es euch ſelber lieb iſt." Herr Triſtan ſprach: „Geſell, wie viel du mir Gutes von ihr ſageſt, ſo komm' ich doch nicht dahin; denn es wäre mir eine große Schande, und brächte mir kein Frommen." Pyloys ſprach: „Herr, nein, ihr ſollt darkommen um meiner Frauen Liebe und meiner Dienſte willen, auch durch euer ſelbſt Frommkeit, und von der großen Angſt wegen, ſo meine Frau, die Königin, nach euch hat. Nun ſeid ihr je ihr Troſt und allerliebſter Herr, vor allen, die ſie auf Erden je erſahe. Laßt euch ihre Noth und groß Ungemach erbarmen und zu Herzen gehen, und tröſtet dieſes arme, betrübte Weib." Herr Triſtan ſprach: „Pyloys, du biſt ein guter Bote und deines Gewerbs fleißig, ſagſt auch, wie die Königin große Reu' und Jammer habe, daß ich hiedurch mein Gemüth verkehren will." Pyloys ſprach: „Ja, Herr, ſie hat fürwahr alſo groß Reuen, als ich von keinem Weib nie vernommen habe." Herr Triſtan ſprach: „Ich läugne nicht, ich war ihr ein wenig gramm. Das laſſ' ich nun hie ſein, und will ihr wieder freundlich ſein, aber ich will mein Acht haben. Sag' ihr auch, daß ſie das hären Hemd hinlege, und ſich forthin mit Seiden bekleide; denn mich bedünkt der Zeit gnug zu ſein. Auch will ich ſie empfahen durch Gnad' und nicht durch Recht, ſondern ich will ſie dein genießen laſſen, daß du ſo ein guter Bote biſt. Und alsbald ich geleiſtet ein Ding, das ich gelobt habe, ſo will ich zu ihr kommen, es ſei mir gut oder ſchädlich. Auch ſage meiner Frauen, ich habe gelobt, daß ich ſie ein Jahr vermeiden und nicht ſehen wölle: ſo ſich aber das Jahr endet, in dem Maien, ſo komm' ich wieder dar; das mag aber vor der Jahrzeit nicht geſchehen noch ſein.“ Als Pylons das hörte, ward er froh, und auch traurig: froh, daß Herr Triſtan die Feindſchaft nachgelaſſen und verkehret hätte; herwiederum war er traurig, daß er die Fraue ſo lange vermeiden und von ihr ſein wollte, und ſprach: „Herr, gebietet und ſchafft zu mir, als zu eurem willigen Diener; ich will nun von euch ſcheiden, meiner Frauen zu ſagen, beide, Frommen und auch den Schaden, als ich denn hie von euch vernommen habe.“ Herr Triſtan hieß ihn in die Stadt gehen zu ſeiner Herberg', und ſich ſtellen, als ob er ihn nicht kennet', auch von ihm ſeines Guts bitten, und ſprach: „Es iſt hie zu Lande Gewohnheit, ſo ein fremder Mann in meinen Hof kommt, der etwas von mir meines Gutes bittet, das wird ihm von mir gegeben: alſo heiße ich dir auch geben Kleider und hundert Schilling guter güldener Pfennige; damit gehe hinweg, und ſage deiner Frauen die Botſchaft.“ Pylons dankte Gott und Herr Triſtanen, und thät, als er ihn hieß. Als er die Gab' empfing, nahm er Urlaub und ging hinweg, daß ihn niemand an dem Hof erkannte, denn der Herr ſelbſt.

Nun war ein Jahrmarkt in einer großen Stadt, die hieß Kurnewalis, die lag nicht weit von Carehes; dahin ſchickete Herr Triſtan Kurnewalen auch, um etliches, deß er bedurfte. Pylons lief mit ihm dar, und wollte ſein Gut auch anlegen; als er auch thät. Der Jahrmarkt war ſehr groß, und war gerade an Sankt Michaels Tag. Da kaufete der gute Pylons, daß er forthin von aller Armut frei war. Als er ſeine Sache nun wohl geſchickt hät, hub er ſich, ſo baldeſt er mochte, auf, und kam auf die See, und fuhr anheim.

Da er gen Thintariol kam und für den König ging, da ward er gar ſchön empfangen von dem König und der Königin. Der Herr fraget' ihn zu Stund', von wannen er ginge, und wo er die große Habe nähme, daß er ſo kürzlich wäre reich worden? Die Frau erſchrak dieſer Frage ſehr, denn ſie furchte, er könnte dem König ſo jählingen nicht darauf antworten, und von großen Sorgen begunnte ihr der Schweiß ausbrechen, daß er über allen ihren Leib abrann. Pyloys ſah wohl, daß die Frau in großen Sorgen war, und ſprach: „Wer wohl hoffet und warten mag, der erlebet auch leicht den Tag, daran ihm ſein Gemüth erfreuet wird, daß ihm Liebes und Gutes geſchieht: ſo iſt mir auch geſchehen. Ich bin dies Jahr zu Sankt Michaels Tag auf dem Jahrmarkt geweſen, da iſt mir dieſe Habe worden; alſo: wer wohl hofft, dem mag etwann gelingen.“ Da merkete die Frau wohl, was er damit meinet', und begunnte von großen Freuden zu weinen, und ging in ihr Gemach. Pyloys vermerkte das wohl, kam zu ihr, und saget' ihr, was Herr Triſtan ihr entboten hätte. Da ſie das hörete, da vergaß ſie des Leides; jedoch ſo war ihr Leid und Ungemach, daß ſie den liebſten Mann, den nie keine Frau gewann, ſo lange vermeiden und nicht ſehen ſollte. Solches war ihr zumal ſchwer; aber ihre große Hoffnung und gut Vertrauen friſteten dieſe Frauen, daß ſie um ſeinetwillen ganz fröhlich ward.

Das ſechs und vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan zu der Königin kam, und wie es ihm darnach erging.

Als der Mai kam, nahm Herr Triſtan graue Kleider an ſich, als ein Pilgrim, dazu Taſche und Stab, auch zween Bundſchuhe, mit ihm ſein Diener Kurnewal, ihm gleich gekleidet, und zogen in Kurnewäliſch Land.

Als ſie nun kamen zu der Burg Litann, die Herrn Thinas war, da war er nicht daheim. Als ſie ihn aber nicht funden, mußten ſie bedenken, was ihnen zu thun wär', und nahmen den Rath, auf die Straßen zu gehen, ob ſie jemand ſähen, den ſie als Boten ſchicken könnten. Hiemit gingen ſie in den Dorn, da er und Herr Cannis vor in geweſen waren. Es zog viel Volks da wieder und für, es war aber keiner unter ihnen, dem ſich Herr Triſtan eröffnen durfte: alſo mußten ſie dieſe ganze Nacht in dem Dorn behauſen.

Als es nun Tag ward, da kam ſein lieber Freund Herr Thinas, der ritt dorther und ſchlief. Herr Triſtan gedachte: Ich will dich nicht wecken; du biſt vielleicht hinte bei deiner Lieben geweſen, und ſchläfeſt nothdürftig. Er ging dar und nahm das Pferd bei dem Zaum, und ging eine gute Weile mit ihm, und wollte ſich ehe dieſer Botſchaft verzeihen, ehe er ihm ſeinen Schlaf brechen wollte. Zuletzt erſchrak das Pferd und fuhr aus dem Weg, davon der Herr erwachet', und erkannte Herr Triſtanen zu Stund'. Sie wurden beide froh, und empfingen einander mit viel freundlichen Worten. Herr Triſtan hub an den Herrn zu bitten und mit großem Fleiß zu begehren, ihm abermals Botſchaft an die Königin zu werben. Herr Thinas der ſprach, daß er das fleißiglich und gern thun wollte, ſo beßt er möchte. Herr Triſtan ſaget' ihm deß großen Dank, und ſprach: „Nimm hin dieſen Ring, und bringe den der Königin zum Wahrzeichen meiner Herkunft, und ſage ihr, daß ich ſie abermals alſo gern ſehen wollte: nun habe ich Sorge, daß dieſes nicht wohl geſchehen möge, ſie wölle denn ſelbſt Fleiß thun, damit ſie den König abermals auf die Jagd bringe gen Blankenland: da ſoll ſie mich finden in dem Dorn, da ſie mich fand, als ich nächſt hie war.“ Herr Thinas nahm den Ring und kehrete damit hinweg.

Als er gen Hof kam, und die Frau vermerkete die Urſache ſeiner Zukunft, auch den Ring ſah, ward ſie gar inniglichen froh. Zu Stund' bat ſie den König, daß er jagte zu Blankenland. Der König hieß von Stund' an Jägermeiſter und Jäger, daß ſie ſich zur Jagd rüſteten; denn er war allezeit willig, zu thun, was die Frau begehrete: darum ritt er bald hinweg. Die Frau ſprach: „Auctrat ſoll hie bleiben und mit mir nachreiten.“ Er wär' ihr aber lieber über tauſend Meilen geweſen. Sie war ganz liſtig und geſcheit, und redete ſolches, daß man deſto minder Argwohn aus der ſchnellen Jagd nehmen möchte. Auctrat blieb, bis die Frau reiten wollte; da ritt er mit ihr, und dienet' ihr fleißiglich, als er denn vormals allwegen gewohnet war: es war aber der Frauen ſein Dienen ſchwer und ganz uneben.

Nun hatte ſie in der Zeit, als Herr Triſtan nächſtmals bei ihr geweſen war, der beßten eine aus ihrer Schaar der Frauen verloren, das war die getreue Brangele; darum die Frau ſehr viel Klag' und Leid hatte. Es fiel aber das Amt,

ſo

ſo Brangele gehabt hatte, auf Gymelle von der Schitriel; und wußte die Sache nun niemand mehr an dem Hof, denn Gymelle und Peronis: die mußten auch ſtäts bei der Königin ſein.

Das ſieben und vierzigſte Kapitel.

Wie die Königin zu dem Dorn kam, und Herr Triſtanen zu verſtehen gab, wo er zu ihr kommen ſollte.

Als ſie nun kamen zu der Warte bei dem Dorn, da Herr Triſtan innen war, hieß ſie alles Volk wegreiten, ohn' Auctrat und Gymelle, die blieben bei ihr. Die Frauen beide ſaßen nieder in das Gras, und der leidige Auctrat — daß ihn Gott ſchände! — zu ihnen; es wäre ihnen lieb oder leid, er ſetzte ſich zu ihnen. Die Frau ſollte nun Herr Triſtanen zuſprechen und ſagen, wo er zu ihr kommen möchte: das mochte vor dem Verräther Auctrat nicht geſchehen. Sie ſtund auf und brach der Blümlein, ſo bei der Warte ſtunden. Indem hörten ſie die Hunde gar zumal laut lauſen, und kam der Hirſch daher gelauſen, gerichts zu der Warte. Da erſchrak der Frauen Pferd; da es den Hirſch ſah, riß es ſo hart, daß es Zaum und Zügel alles zerbrach, und lief zum Wald ein. Auctrat ſaß bald auf ſein Pferd und eilete dieſem nach, daß er es wiederfinge. Die Königin ging dem Dorn ein wenig näher, und durfte doch nicht gar hinein, noch er heraus. Sie ſagete mit hellen Worten, daß er's wohl hören mochte, wo er ſie finden und zu ihr kommen ſollte.

Als ihr aber vor gehört habet, daß der Hirſch der Warte zugelaufen kam bei dem Dorn, als er Leute darin vernahm, erſchrak er, und kehret' um auf einen andern Weg. Die Jäger hängeten ihm nach, der König ritt auch hin nach. Als er ſah den Hirſch ſcheuen bei dem Dorn, wollt' er auch ſehen, was darin wäre. Die Frau erſah das, und erſchrak ohne maßen ſehr; ſie thät laut rufen und ſchreien, der Hirſch wäre hinweg! Sie ſchrie ſo faſt und ſo viel, daß ſich der König Suchens begeben mußt', und gedachte, das Geſchrei der Hund' und Schall der Hörner thät' ihr ſo wehe, und ſchrie mitſamt der Frauen eine Stille. Auch kamen die Hund' auf die rechte Fahrt, dem Hirſch nachjagend. Alſo verhütete die Frau, daß Herr Triſtan nicht gefangen wurde, und der König dem Hirſch nachritt.

Nicht lange darnach kam Auctrat auch herwieder, und hatte das Pferd gefangen. Er zürnete faſt mit ihm ſelbſt und klaget', er hätte dieſen Tag umgerennet, bis er das Pferd gefangen hätte. Da ſprach die Königin ſpöttlich, als in einem Schimpf: „Wollte Gott, du ſollteſt dieſen langen Tag darnach gejaget haben!“ Sie meinet' es wohl mit der Wahrheit und im Ernſt.

Damit ſaßen ſie auf und ritten hin gen Blankenland, an die Herberg' oder Feuerſtatt, da Herr Triſtan das nächſtemal auch bei ihr geweſen war. Er vergaß auch nicht, wohin ſie ihn jetzt geweiſet hät, und kam an daſſelbige Ende, ſobald die Nacht herging. Wie gar freundlich und lieblich er von der allerſchönſten und liebſten Frauen empfangen ward, und wie er dankte, da kann ich euch nicht genug von ſagen: denn ſollt' ich das alles von Wort zu Wort erzählen, ſo würde dies Büchlein ſehr gelängert: darum laß' ich es gleich fallen. Sie heilet' ihm ſeine Schläge, ſo er von ihrentwegen empfangen und gelitten hät, daß er forthin nicht mehr darob klagete, noch ihrer in Argem gedachte: und ward dieſe Feindſchaft, ohn' alle Schiedsleute, ſo gar freundlich und mit großer, herzlicher Liebe verrichtet, daß vor, noch nach, nie beſſere Freunde wurden. Auch ergetzete je eines das andere, was ſie großer, ſehnender Noth gehabt und erlitten hatten.

Des Morgens, da ſie ſich abermals ſcheiden mußten, hub ſich neue Klag' und Ungemach, und wußten ſich ſelber nicht zu tröſten keiner Zeit noch Weil' ihres Zuſammenkommens, wie ſie das beſchickten: jedoch gab ihnen Hoffnung guten Troſt, Glück würde ſie noch oft zuſammenfügen. Alſo ſchieden ſich die zwei Lieben mit naſſen Augen und großem Schmerzen.

Herr Triſtan der ging traurig hinweg, ſuchete Kurnewalen ſeinen Diener an dem Ende, da er ihn gelaſſen hatte, und fand ihn nicht. — Durch welche Geſchicht', oder wohin Kurnewal gangen wer, iſt mir unwiſſend, ich hab' es auch in dieſer Hiſtorie nicht funden. — Herr Triſtan ſuchete ſo lang auf den Tag, bis man zu Hof geſſen hät, das Hofgeſind' aufſaß, und an eine andere Feuerſtatt ritten. Als es nun Mittag war, und darüber, gedachte Herr Triſtan, der weiſe und kühne Held: Ich ſuche hie viel zu lang': er iſt vielleicht gangen an das Ende, da wir hinwegſchiffen ſollen; wäre ich heute längſt dahin gekehrt, das wäre mir beſſer geweſen, denn nun. Und ging dahin. Da kam er an die Feuerſtatt, da das Hofgeſinde lag. Als er aber die Leut' erſah, wollt' er wieder umgekehret ſein; da furchte er, man hätte ihn geſehen: ſo möchte ihm ſein Fliehen nicht zu nutz kommen, ſondern mehr Schadens bringen. Er gedacht' auch: Ich bin unkenntlich, ich will wohl für ſie alle gehen, daß ſie mein nicht wahrnehmen. Alſo ging er für, und ſah ihrer viel, deren etliche wurfen den Stein, etliche ſchoſſen den Schaft, ſo ſprungen etliche über den Graben; er aber ging fürbaß, als ob er ſie nicht ſähe. Da erkannte ihn ein Ritter, ſeiner guten Freund' einer, der ſtellete ſich, als ob er ihn nicht kennt', und ließ ihn fürbaß gehen. Als Herr Triſtan vorbei kam, ward er inniglichen froh, und meinet', es hätte ihn niemand erkennet. Aber jener Ritter ritt ihm nach, und bat ihn, er ſollte ſtill ſtehen, er hätte mit ihm zu reden. Das war aber Herr Triſtanen nicht wohl vermeinet; doch ritt der Ritter zu ihm, und bat ihn, daß er um ſeinetwillen mit ihm ginge zu der Feuerſtatt. Herr Triſtan ſprach: „Das wäre mir nicht gut; was ſollt' ich da thun?“ Dieſer aber bat ihn ſo fleißiglich, und ſprach: „Dir ſoll nichts widerfahren, ich will dich gar ſchön von dannen bringen. Thue mir das zu Liebe, ſcheuß mit dem Schaft nur zu einem einigen mal, ſpring' einmal über den Graben, und wirf den Stein einmal: ich will dich ohn' allen Schaden von dannen bringen.“ Hiezu antwortete Herr Triſtan: „Du haſt dich nicht wohl bedacht, daß du mich durch einen kleinen weltlichen Ruhm ein Ding heißeſt thun, darum ich das Leben verlieren möchte.“ Der Ritter wollte nicht ablaſſen, und ſprach: „Ich weiß, daß keiner unter ihnen allen iſt, der dir in dieſen gleichen mög', ich hab' auch keine Sorge, wie ich dich ohn' alle Noth und ohne Streit von ihnen bringe.“ Herr Triſtan wollte je nicht, und ſprach: „Du bitteſt gar thörlich und unbedacht; ich wäre auch nicht ein weiſer Mann geheißen, ſo ich von eines ſolchen kleinen Preiſes und Ruhms wegen an die Statt ginge, da man mich vielleicht fangen und darnach tödten möchte. Dein Gebet iſt mir unfüglich, und gebühret mir nicht zu thun, darum bitte ich dich, erlaſſ' mich deiner Bitte.“ Was Herr Triſtan ſagte, ſo wollte dieſer Ritter nicht ablaſſen und ſprach: „Ich bitte dich durch der Königin willen, bei der du oft und viel freundlich und lieblichen gelegen und geſchlafen haſt, daß du mich meiner Bitte gewähreſt.“ Sobald er dieſe Worte redete, da ging er mit ihm und thät all ſein Begehren. Er ging ſtillſchweigend dar, nahm den Schaft in ſeine Hand, ſchoß einen ſo ungefügen weiten Schuß, daß ihrer keiner unter ihnen allen, ſo da waren, deßgleichen nie geſehen hatte, und gingen alle von Wunders wegen dar, zu ſehen, alſo, daß ein großes Gedränge dabei wurde. Dieweil ſprang Herr Triſtan über den Graben einen weiten Sprung, und dem keiner hinnach mochte. An dem Sprung zerriß ihm der grauen Hoſen eine, alſo, daß man Scharlach und Wohlbeſchlagenes dadurch ſah ſcheinen. Dennoch ging er dahin, und wurf den Stein ſo weit, daß ihrer keiner ſo weiten Wurf nie geſah. Von Unglück fügete ſich, daß ihm auch der graue Rock zerriß, dadurch man ſah ſcheinen güldene Kleider.

Als er das vermerkt', eilet' er bald von dannen, thät auch ſeinen Hut nicht ab, ging alſo hinweg, ihnen allen unerkannt, ohn' allein dem Ritter, der ihn wieder dahin hät bracht. Das Verwundern, ſo die Ritter hatten ob ſolcher großen Stärke und Geradigkeit, gab ihnen ſo viel zu ſchicken, daß ſich ihrer keiner verſann, wie es um dieſen wunderlichen Pilger geſtalt wäre, bis er fern hinweg war, und ihn Glücksfall abermals davon geholfen hatte.

Zu Abends, als der König zu ihnen kam, ſagten und weiſeten ſie ihm, was von einem fremden Pilger da geſchehen wäre. Es nahm ihn groß Wunder, und gedachte in ihm ſelbſt, Herr Triſtan hätte es gethan. Hierauf bat er ſie alle, ſo bei ihm waren, daß ſie ritten und gingen, und mit allem Fleiß ſuchten, ob ſie ihn möchten finden. Sie ſuchten wieder und für, in dem Wald auf und nieder; aber Herr Triſtan war wohl ſicher vor ihnen. Der war ſchon zu ſeinem Diener kommen, und fuhr mit Freuden heim in ſein Königreich, da er auch wohl und mit großen Freuden empfangen ward von ſeiner ehelichen Frauen, auch von dem König und der Königin, von ſeinem Schwager Herrn Caynis und der ganzen Ritterſchaft; denn allermänniglich hät ihn lieb und werth.

Das acht und vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Caynis mit der Königin Gardeloye in Freundſchaft kam, und wie es ihm erging.

Es war ein mächtiger König, nicht fern von Careches, mit Namen Nampetenis, ein mannlicher Held, der auch oft große Ritterſchaft begangen hät und hohen Preis erworben, der hatte eine aus der maßen ſchöne Frauen, mit Namen

Gardelope, die hatte er gar inniglich lieb, auch in großer Hut, daß er eines Theils ſein ſelbſt Ehre mit ſolcher Hut verkränkete: — und doch, ſo eine Frau nicht will, iſt alle Hut umſonſt. — Nampecenis gedachte Tag und Nacht darauf, wie er ſeine Frauen wohl verhüten und verſorgen möcht', und ließ die Mauerzum ſeine Burg zumal hoch mauren, und weite, tiefe Gräben darum machen. Auch hatte er zu allen Zeiten die Schlüſſel ſelbſt und war auch ſelbſt Pförtner. So er ausritt auf die Jagd, oder an ander Ende, ſo führet' er die Schlüſſel mit ihm. Er ließ auch weder Mann noch Knaben in der Burg, nur allein Frauen und Jungfrauen. Dies war der Nampecenis, der Herren Caynis vor Careches gefangen hät; denn er fürchtete ſeiner Frauen zumal hart vor ihm. Darum hät er ſie in ſolcher großer Hut, daß es über die maß war. Ritt er aus, ſo hatte ſie niemand von Mannen bei ihr, weder jung noch alt. War er denn daheim, ſo durfte ſie niemand anſehen. Alſo führte die Frau ein ſtrenger und gezwungener Leben, denn eine Kloſterfrau. Jedoch hatte ſie Herren Caynis lieb, und ihm verheißen, ehe ſie Nampecenis vermählet ward, wenn er zu ihr käme, wollte ſie ihn umfahen. Solch ihr Gelübde vermerkt' und verſtund der Herr, und war ihm ſchwer; er thät auch allenthalben deſto größern Fleiß, ob er ſeine Frauen vor Herr Caynis verhüten und behalten möchte. Wiewohl er die Burg mit großem Fleiß beſchloß, ſo mocht' er ihnen doch den Weg der Liebe nicht beſchließen; denn ſie hatten einander alſo wohl lieb, als wären ſie ſtäts bei einander geweſen.

Eines Tags gedachte Herr Caynis, er wollte das Glück laſſen walten, und ſehen, ob er zu der Frauen möchte kommen. Er ſaß auf und ritt allein dar; denn er wußte wohl, daß Nampecenis auf der Jagd war. Als er aber dar kam, ward die Frau ſein gewahr; denn ſie war deſſelben Tags durch Kurzweil' ausgangen, doch nicht weiter, denn zwiſchen die Thore: da mochte ſie ihn ſehen und anreden. Sie empfing ihn ganz freundlichen mit großer Lieb' und begierlichem Herzen. Der Held danket' ihr mit gleichem Wiedergelten der Lieb' und auch der Wort'; er bat auch Gott fleißiglich, daß er den thät fällen, der ihm die Burg ſo ſehr verſchloſſen hätte, um daß er der Frauen ſeine Botſchaft, darum er darkommen wär', an dem Ort nicht ſagen möcht', als er denn gern gethan hätte. Doch ſprach er: „Ich nähme mir zu großem Heil, daß die andern Frauen ein wenig bei Seite gingen, ſeit mir doch nicht mehr werden mag, daß ich euch meinen Willen ein wenig ſagen möchte.“ Die Frau hieß die andern Jungfrauen bei Seite gehen. Das geſchah: da mochten ſie nun wohl mit einander reden und ſich beſprechen. Da fing Herr Caynis an und ermahnete ſie der Verheißung, ſo ſie gethan hätt', ehe ſie vermählet ward; auch wie ſie ihm aus ſeinem Gemüth nie kommen wäre. Hierauf bat er die Frauen mit großer Bitte, ſie ſollt' ihn deß genießen laſſen. Sie antwortet' und ſprach: „Herr Caynis, du wareſt und biſt mir lieb, das läugne ich nicht: es mocht' aber zur ſelben Zeit nicht ſein, ich hätte deinen Willen gern gethan und vollbracht, hab' auch deſſelbigen noch Muth zu thun und zu vollbringen, wo ſolches mit gutem Fug ſein und am allerbeßten ſtatt haben möchte. Nun ſieheſt du wohl, wie es mit mir ſtehet, wie gar hart ich verſchloſſen und verhütet bin: jedoch gönnt' ich dir wohl, ſo du das alſo beſchaffen möchteſt, daß du zu mir möchteſt kommen. Denn wie faſt er mich in Hut hat, ſo ſtehet mein Gemüth alſo faſt zu dir, daß ich deinen Willen thue, wenn das ſein mag, daß du zu mir kommeſt.“ Herr Caynis ward froh; er dankete der Frauen ſehr, und ſchied hinweg.

Herr Caynis gewann nun manchen Gedanken, wie er mit Fug zu ſeiner allerliebſten Frauen kommen möchte, und kehret' allen Fleiß für; er fand aber nichts in all' ſeiner Vernunft, dadurch ihnen beiden geholfen würde. Da ſaget' er es ſeinem Schwager Herr Triſtanen, und bat ihn ſehr, daß er ihm riethe, wie er mit Fug zu ſeiner Frauen kommen möchte. Herr Triſtan merkt' eben der Frauen freundlich Erbieten und guten Willen, auch dabei die große Hut, darinnen ſie war, und ſprach: „Mich bedünkt nichts beſſer, denn daß du deine Frauen bitteſt, daß ſie die Schlüſſel abdrück' in Wachs, und dir daſſelbe Wachs herauswerfe über den Graben: nach demſelben Wachs laſſ' du dir die Schlüſſel machen, ſo magſt du die Burg ſelbſt aufſchließen, auch aus und einkommen, als oft dir Glück das füget.“

Herr Caynis ward des Raths froh, ritt kürzlich wieder dar, und kam, da er mit ſeiner Frauen über den Graben reden mocht', und ſaget' ihr von dem Wachs, auch all ſein Fürnehmen. Der Frauen gefiel dieſer Rath wohl, und verhieß ihm das Wachs zuwegen zu bringen; doch fragete ſie, wenn er das hohl'en wollte? Er ſprach: „Auf den nächſten Montag.“

In der Zeit brachte ſie das Wachs zuwegen, mit Hülf' ihrer Jungfrauen drei, die auch um dieſen Rath wußten. Herr Caynis kam dar, als er geredet hatt', und war das Wachs bereits über den Graben geworfen, daß er hoch erfreuet ward. Er kehrete wieder dannen; denn dieſe Zeit verhängt' ihm nicht, daß er mehr redet', und ritt eilends, mit viel Umſehen, als die Flüchtigen.

Als er nun heim kam, da verſucht' er ſein Heil an alle Schmiede, die ihm bekannt waren, und fand unter ihnen allen keinen, der ſich deß unterwinden wollte. Deß ward er ſehr betrübet und ganz unmuthig, und entfiel ihm alle ſeine Freude; er verhoffet' auch nicht anders, denn daß ihm durch dieſen Rath nimmer geholfen würde. Doch ſagt' er ſeinem Schwager, wie er gehandelt hätt', und ihm das alles umſonſt wäre. Da ſprach Herr Triſtan: „Ich hab' einen Schmidt mit mir über Meer bracht, der iſt hie in dieſer Stadt; ich weiß wohl, daß er dir's machen kann, und thut das um meinetwillen.“ Der Schmidt ward beſandt. Als er kam, nahm ihn Herr Triſtan in Geheim, weiſet' ihm das Wachs und bat ihn die Schlüſſel zu machen. Der Schmidt thät lachen, und ſprach: „Herr, was wollt ihr mit dieſen Schlüſſeln thun? Wollt ihr ſtehlen? ſo helfe, noch mach' ich die Schlüſſel nicht.“ Herr Caynis antwortet' und ſprach: „Da frage du nicht nach, was wir damit thun; denn ich verſpreche dir fürwahr, machſt du die Schlüſſel gut und gerecht, daß du deß immer genießen ſollt.“ Der Schmidt unterſtund ſich das zu thun. Da ward Herr Caynis wieder erfreuet, und hoffete ſeine Sache noch zu Gatem zu bringen; und ſagte Herren Triſtanen ſeinem Geſellen großen Dank.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtanen Botſchaft kam, daß ſein Vater todt wäre: er ſollte heimziehen, das Land einzunehmen.

Als ſie nun alle die Sachen alſo verhandelt hatten, kam ein Bote von Johneys, der ſagete Herr Triſtanen, daß ſein Vater mit Tod' abgangen und verſchieden wäre. Und es ſtünde ſehr übel in dem Reich; denn etliche Fürſten wollten mit Gewalt König ſein: dawider wären etliche ſeiner Freund' und der mehrer Theil der Landſchaft. Darum ſo thät große Noth, daß er heimzöge und das Land ſelber einnähme und regierte.

Als aber Herr Triſtan dieſe Botſchaft, ſo von Johnoys kommen war, erhöret hät, ſprach er zu Kurnewalen: „Du haſt mir viele Jahre fleißig und wohl gedienet: ſo hab' ich nun ein eigen Königreich, damit ich dich will belohnen, und bin froh, daß ich dich deiner getreuen Dienſte belohnen mag; darum geb' ich dir mein Königreich Johnoys ganz zu eigen, daß du forthin gewaltiger König und Herr ſeieſt in dieſem Königreich." Kurnewal ſprach: „Gnade, lieber Herr, Herr Triſtan, Gott müſſe euch immer belohnen, daß ihr mir alſo gutwillig und gnädig ſeid, daß ihr mich alſo ehrſamlich verſehen wollet: aber mir gezieme nicht euere Kron', und will ihrer auch nicht." Der Herr ſprach: „Warum willt du ſie nicht, ſo ich dir ſie vergönne?" Kurnewal ſprach: „Herr, ſie geziemet euch beſſer, denn mir: mir gebühret nicht ein König zu ſein, und kann es auch nicht." Herr Triſtan ſprach: „Da laſſ' von, es lehret dich es meine Landſchaft wohl." Kurnewal ſprach: „Herr ich nehm' ihrer nicht; auch wäre es eurer Landſchaft nicht lieb, daß ſie ihre Lehen von mir empfahen und mir dienen ſollten: ſie ſollen von Recht euch dienen, als ihrem rechten Erbherrn. Wollt ihr mir aber Liebes thun und wohl lohnen, ſo kommt ſelbſt dar, richtet euer Königreich mit gewaltiger Hand um alles, ſo darinnen geſchehen iſt, und leihet euer Lehen und Land ſelbſt. Wollt ihr mir dann eine Pfleg' oder ein Amt leihen und mir übertragen, will ich's ſelber aufnehmen: aber der Kron' und des Reichs will ich nicht. Und ſo ihr euere Sach' alſo ſchicket, und euer Königreich nach Nothdurft verſehet, wollt ihr dann, ſo ſendet nach meiner Frauen, euerem Gemahel, und wartet euers Königreichs ſelbſt. So ihr aber noch ihr ziehen wollt, was mir dann befohlen wird, dieweil zu thun, bis auf euere Wiederkunft, das will ich gern thun und fleißiglich vollbringen; vermeine auch, ſo euere Landſchaft ſolch euer Fürnehmen und Willen verſtehen wird, und was ihr gebietet, daß ihr ſolches auch angenehm ſein werde. Das bedünket mich, euch, der ganzen Landſchaft und mir das Nutzlichſte zu ſein." Herr Triſtanen gefiel dieſer Rath wohl, und ſchickete ſich, zu Lande zu fahren. Doch war es ihm ſchwer, daß er hinweg ziehen ſollte, und die Königin nicht vorhin ſehen, und meinet', er möchte den Tag ſeines Dannenſcheidens nimmer überwinden. Dies leget' er Kurnewalen kläglich für, bat ihn mit großem Ernſt, daß er mit ihm darführe, und ſprach: „So ich dich nun nimmer bei mir habe, ſo weiß ich nicht, wie oder wo ich zu ihr kommen mag, und mag leicht geſchehen, ich ſehe ſie nimmermehr: darum bitt' ich, verziehe mir nicht, und fahre mit mir dar." Kurnewal verwilligete dazu, denn er ſeines Herrn Bitte und Gebot nie verachtete. Herr Triſtan ſagete ſein Dannenkehren Herr Caynis ſeinem Schwager, und bat ihn mit Fleiß darob zu ſein, daß ſeine Ritterſchaft und Diener ſich dieweil ſchickten und auf das herrlichſte bereiteten, mit ihm zu Lande zu fahren.

Hiemit huben ſich die zween, Herr Triſtan und Kurnewal, aus dem Land, und bekleideten ſich als zween Landfahrer und Spielleut', in kurze graue Röck' und kurze rothe Kappen, den waren die Zotten von gelbem Fritſchal. (Dies iſt ein beſonder gut Tuch, das nur mächtige Herren tragen.) Sie eileten bald hinweg, und ließen ſich nicht gern auf der Straßen finden. Sie kamen mit großer Eile gen Litany, und funden Herr Thinas anheim. Er ward zumal froh, entbot der Königin, daß er abermals kommen wäre, ſie zu ſehen und mit ihr zu reden: das ſollte geſchehen in dem Baumgarten bei der Linden, darauf der König einmal geſpähet hatte. Herr Thinas ritt hinweg, und ſagete der Königin die Botſchaft, deren ſie hoch erfreuet ward.

Als die Nacht kam, kam auch Herr Triſtan an die bezielte Statt: die Königin ging zu ihm und empfing ihn mit viel freundlichen Worten und lieblichem Umfahen. Sie blieben dieſe Nacht bei einander mit kurzer Ergetzlichkeit und ſchnellem Abſchied, der abermals von ihnen mit großem Leid und Traurigkeit geſchah; denn es war ihnen gar viel zu frühe, und mußte doch ſein. Die Königin befahl ihm Gott in ſeine Hut, und ging mit betrübtem Herzen wieder in ihre Schlafkammer.

Das funfzigſte Kapitel.

Wie Auctrat Herr Triſtanen nachjaget', und wie Triſtan davon kam.

Als Herr Triſtan wieder zu ſeinem Diener kam, eileten ſie auch von dannen, und kamen ſo fern, daß ſie meineten, ſie wären ſicher, daß ihnen niemand nachjagete: da ſendete der böſe Geiſt ſeinen Diener Auctrat dar. Da er Herr Triſtanen ſah, begunt' er zuhand eilen und jagen, als ſtark er mochte. Herr Triſtan hät keine Wehr bei ſich, und mußte fliehen, wie ungern er das thät. Auctrat aber jagete ſeinem

Vetter nach mit Schwert und Spieß, ſo kräftiglich, daß Herr Triſtan gar kaum entfloh: und kam an ein kleines Waſſer, es war aber gar ſchnell und tief; er fand ein Schifflein bei dem Geſtade, darein lief er und Kurnewal. Sie ſtießen vom Land, wie ſie mochten, denn ſie hatten weder Ruder, noch Schalter. Auctrat ritt ſchnell nach, gedacht' in allewege, wie er ihn fangen und erſchlagen möcht', und konnt' ihm doch nicht auf dem Waſſer zukommen: da nahm er ſein Spieß, vermeint', er wollte Herren Triſtanen damit durchſchießen, und ſchoß ihm den mit ganzen ſeinen Kräften gar neidlichen zu; aber er verfehlete des kühnen Heiden und ſchoß in das Schifflein, daß der Schaft in zwei Stücke zerbrach. Sie nahmen die Stücke, ſchifften damit über das Waſſer, und kam ihnen ſo zu großem Glück, das ihnen zu dem Tod gemeinet war; und fuhren ohn' alle Irrung, da ſie ſicher waren.

Da aber der leidige Auctrat das ſah, daß er nichts mehr ſchaffen mochte, ward er gar zornig, und ſchickete bald hin zu dem König, hieß ihm ſagen, Herr Triſtan wäre im Lande, hätte die Königin geſehen und ihn betrogen; auch wie er ihn angetroffen hätte, und er ihm entflohen und davon kommen wäre. Als der König das hörete, macht' er ſich auf mit allem Volk, ſo er hät, und eilete nach, zu ſuchen, ob man ihn irgends finden möchte. Er gebot allen Suchenden, als lieb ihnen Leib und Leben wäre, daß ſie ſuchten auf allen Straßen, auch nicht dannen kämen, bis Triſtan gefangen oder erſchlagen wäre. Er ſucht' auch deſſelben Tages ſelbſt, und gebot Herrn Thinas, der Hut ſelber zu pflegen bei ſeiner Burg Litany: der thät das ganz gern und mit gutem Fleiß, denn er gedachte wohl, Herr Triſtan würde ihn abermals daheim ſuchen. Er ritt gar allein auf die Straßen vor der Burg, und fand allda Herren Triſtanen, der war über Berg und Thal gelaufen, bis daß er zu der Burg kam. Herr Thinas thät ſeiner Treue gnug, fing ihn und führet' ihn mit ſich in ſeine Burg, und befahl ihn ſeiner Frauen, gebot ihr bei ihrem Leben, daß ſie ihn in ſolcher Geheim hielte, daß ſein niemand gewahr würde, daß ſie auch ſein mit Fleiß ſelbſt pfläge, deßgleichen ſeinen Diener mit ihm. Die Frau war deß faſt willig und froh, daß ſie ihm ſein Leib und Leben ſo leicht behalten mochte. Alſo geſchah Herr Triſtanen alles Gutes, war ihm auch nützer, denn alle Königreiche, und blieb er alſo da, bis man überall geſuchet hatte.

Dieweil aber Herr Triſtan alſo verborgen lag, war die Königin in großen, ängſtlichen Sorgen; denn es ward ihr Herrn Triſtans Nachjagen und ſein Entkommen von Wort zu Wort geſagt. Da aber alles Volk gemeinlichen ſuchen thät, hatte ſie keine Hoffnung ſeines Entkommens, ſondern furchte, er würde gefangen und von ihrentwegen ſterben. Das gab ihr Urſache zu ſolcher unmäßiger Klage, daß ſie viel lieber wollte mit ihm ſterben, denn ohn' ihn leben. Dieweil ſie alſo faſt überladen und vertieſt in der großen, herzlichen Klage, kamen zween unbekannte Landfahrer zu ihrer Kammer, die hatten verſpielet, was ſie um und an hatten gehabt; darum gingen ſie zu der Frauen, ſie um etwas zu bitten. Da die Frau ſah ihre große Noth und Armut, gedachte ſie, Herrn Triſtanen liſtiglichen mit dieſen Knechten aus ſeinen Nöthen zu helfen und ihn bei Leben zu behalten, und fiel ihr bei, daß ſie ſich wollt' offenbaren; doch fragete ſie vor, wer oder von wannen ſie wären? Sie ſagten, ſie wären zween Landfahrer und hätten ſich alſo verſpielet; der eine hieße Haupt, der andere Blat, und kämen erſt des Tags in dieſe Stadt. Der Königin war nicht wohl länger zu ſchweigen, wollte ſie anders Herr Triſtanen zu Hülfe kommen. Sie ſprach: „Liebe Geſellen, dürft' ich mich an euch laſſen, meinen Willen zu thun, deß ich euch gar freundlich bitte, und wohl belohnen will, alſo, daß ihr wohl von Armut gefreiet werdet?“ Die zween gelobten ihr mit handgebenden Treuen, daß ſie das gewißlich und gern thun wollten. Da hub die Frau an, zu ſagen und zu klagen wie ihre Sache beſchaffen wäre, daß Herr Triſtan in dem Land wäre, wie der König deß wär' innen worden und ihm ſehr nachſtellete: nun wäre nicht minder, würde er ergriffen, ſo müßte er ſterben. „Darum, liebe Geſellen, thut ſo wohl, gehet auf die Wege, als ob ihr flüchtig wäret, und wer euch zukommt, den laſſet euch fahen: es iſt euch ſicher in aller Wahrheit ohne Schaden euerem Leib und Leben, ihr behaltet aber mir dadurch ſeinen Leib (da meinte ſie Herr Triſtanen) und mir meine Ehr', und ihr werdet darum reich, als ich euch verheißen habe.“ Die zween, Haupt und Blat, gelobten ihr zu dem andern mal, dieſe Sache ganz getreulichen auszurichten, und ſorgten nichts anders, denn daß ſie zu lange verziehen und zu ſpat kommen würden. Die Königin ſprach: „Nein, es iſt noch frühe, und ihr kommt noch wohl recht.“ Hierauf baten ſie die Frauen, zu ſagen, wie ſie ſich in den

Sachen halten, und was ſie thun ſollten? Die Frau ſprach: „Liebe Geſellen, ich will euch Kleider geben und Kappen, die ziehet an, und gehet gleich, als ob ihr aus dem Land wöllet; denn die Kleider und Kappen ſind gleich, wie die, ſo Herr Triſtan anträgt: darum, kämen ſie euch zu, ſo laſſet euch fahen, und beſtehet kräftiglich darauf, Herr Triſtan ſei euer Herr, und hab' euch geſchickt in's Königreich Johnoys; denn ſein Vater ſei ihm mit Tod' abgangen, und ſeine Freunde haben Irrung um das Königreich; nun ſei er ſelbſt noch zu Carehes, er werde aber kürzlich mit drei tauſend Helmen hernach kommen. Saget auch ihnen dabei, wie euch Leib und Leben hie im Land gar nahe genommen wäre, durch ſolche Geſchichte wie es zuvor Herr Triſtanen geſchehen.“ Das ſagte ſie ihnen alles eigentlich, und hieß ſie, das wahrlich ſagen in aller Form, als ob es ihnen geſchehen wäre. Sie benannt' ihnen auch die Zeit, als es geſchehen war, auch das Waſſer, und alle andere Artikel Fliehens und Entkommens; und ſprach: „Saget auch, wie ihr ſeid mit Flucht in dem Lande gangen, bis man euch gefangen habe. Ob es aber käme, daß man euer jeden beſonders fragen thäte, ſo beſtehet feſtiglich auf einer Rede, und laſſet euch weder mit Dräuen, noch mit nichten dazu bringen, daß ihr mit Worten wanket, anders, denn wie ich geſaget habe: würdet ihr aber mit Worten fällig, alſo, daß einer nicht ſaget', als der andere, ſo müßtet ihr gewißlich ſterben; darum haltet meine Rede, und helfet mir und euch ſelber.“ Hiemit gab ſie ihnen Kleider und Kappen und ſchickete ſie hinweg.

Sie gingen nicht lange, ſie wurden gefangen, und Auctrat führete ſie gen Hof, und fragete ſie nach aller Nothdurft. Sie ſagten offenbar, als ſie die Königin zuvor hät heißen ſagen. Auctrat, der Fürſt aller Bosheit, fragete jeden beſonders, und ſprach zu dem einen: „Dir hilft nicht deine Liſtigkeit, ich weiß wohl, wer du biſt, auch daß du unrecht geſagt haſt; ich ſag' aber dir fürwahr, mein Herr iſt ſo gar erzürnet wider dich, daß du darum mußt ſterben, oder aber die Wahrheit ſagen.“ Der Gefangene ſagete: „Mir geſchehe recht wohl oder weh, ſo mag ich nicht anders ſagen mit der Wahrheit, er wölle denn Lügenmähre hören, der ſag' ich ihm, ſo viel er will.“ Als er nun den erforſchet und erkannt hät, und nichts anders an ihm fand, als vor, da ließ er ihn los, und nahm den andern auch bei Seite, und ſprach mit großer

Liſtigkeit: „Wie iſt dir nun? Du haſt meinem Herren gelogen und dich ſelber betrogen: nun mußt du ohne Zweifel darum ſterben, und hat dir deß nicht Noth gethan. Hätteſt du die Wahrheit geſagt, als dein Geſell, ſo möchteſt du dein Leben auch behalten haben.“ Dieſer ſprach: „Saget er denn anders, denn ich?“ Auctrat ſprach: „Ja, er ſagt anders.“ Blat ſprach: „Deß ſchäme er ſich in ſein Herz!“ Auctrat ſagete: „Warum ſollt' er ſich deß ſchämen?“ Blat antwortete: „Darum, daß er gelogen hat.“ Auctrat ſprach: „O, wie biſt du ſo verhärtet, daß du nicht anders ſagen willt!“ Blatt ſprach: „Wollt ihr denn die Wahrheit haben?“ Er ſprach: „Ja.“ Blat ſprach: „Die hab' ich vor geſagt.“ Auctrat ſprach: „Nein, es iſt anders geſchehen.“ Blatt ſagete: „Nein, auf meinen Eid: wollet ihr aber, daß ich öffentlich vor allem Volk lüg' und betrüg', das thu' ich auch, ob es euch anders lieb iſt.“ Er ſprach: „Ich will nichts, denn die Wahrheit.“ Blat ſprach: „Die hab' ich geſaget.“

Da er nichts anders aus ihm bringen mochte, da ließ er ihn ledig, und ging zu dem König, und ſprach zu ihm: „Die zween Geſellen haben wahr und recht geſaget; denn die, ſo ich jagete, trugen auch ſolche Kleider und Kappen, und darum, daß ſie ſo behendiglich und ſchnelliglichen flohen, meinet' ich, es wäre Herr Triſtan.“

Da der König das hörete, ſchaffet' er die Hut wiederum ab; denn er hät alle Wege verhüten laſſen; und ließ die guten Geſellen gehen, wo ſie wollten. Herr Thinas ritt auch heim, und half Herr Triſtanen wiederum aus dem Lande. Aber die zween Geſellen, Haupt und Blat, kamen heimlich zu der Königin und ſagten ihr dieſe Geſchichte: darum empfingen ſie große Gaben, als ſie ihnen verſprochen hät, und ſchieden damit von Lande.

Das ein und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan gen Johnors zog, ſein Reich einzunehmen, und dieweil Graf Riolin das Land Careches abermals greulich verwüſtete.

Als aber Herr Triſtan gen Careches kam, nahm er zu ihm dreitauſend Mann und fuhr damit in ſeine eigene Landſchaft; da entbot man ihm große Ehre. Da richtet' er allen Krieg und Unfrieden, auch was Ungebührliches in ſeinem Land war, das ward alles ausgereutet. Er blieb bei ihnen mehr, denn zwei Jahre. Darnach nahm er den Rath, wieder zu ſeinem Schwäher zu ziehen, und befahl Kurnewalen die Kron', auch Land und Leut'; er befahl auch allermänniglich, daß ſie Kurnewalen unterthan wären, als ihrem rechten Erbherrn. Hiemit belohnt' er ihn ſeiner getreuen Dienſte. Kurnewal thät dies ungern, doch nahm er das mit großer Dankbarkeit von ſeinem Herren auf. Der nahm Urlaub von ſeinem Volk, und fuhr wieder gen Careches.

In dieſer Zeit war ihm ſein Schwäher und Schwieger geſtorben, und hatte Herr Caynis viel Kriegs; denn Graf Riolin hatte ihn abermals überzogen, und großen Schaden gethan. Herr Caynis wurde aus der maßen froh, da Herr Triſtan kam; deßgleichen ſein Gemahl. Da er erhörete, daß Herr Caynis ſo großen Schaden an Land und Leuten genommen hätte, ſchrieb er aus um Hülf', als weit das Land war: da kam mancher ſtolzer Mann. Mit dieſen rüſtet' er ſich zum Streit; und ward Graf Riolin abermals bezwungen. Er und all' ſeine Freunde, die mußten alle Schuld bezahlen, und härtiglich büßen, was ſie Herrn Caynis je für Schaden gethan hatten. Herr Triſtan thät großen Schaden in Graf Riolins Land mit Brennen und Stürmen.

Das zwei und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan einen Thurn ſtürmet', und mit einem Stein vom Thurn ſchier zu Tode geworfen ward.

Nachdem Graf Riolin bezwungen und das Land wieder eingenommen ward, war ihnen noch eine einige Stadt widerſtanden. Zu derſelben kehrten ſie ſich, und gewannen ſie mit großer Gewalt, bis an einen einigen Thurn, den wollten ſie nicht aufgeben. Herr Triſtan ward ſehr erzürnet, und ging mit Gewalt an den Thurn zu ſtürmen. Er tröſtete ſich aber zu viel ſeiner Kühnheit, und ſtürmte baarhaupt, und hät den Helm von ihm gethan; er ward geworfen mit einem Stein, daß man ihn für todt dannen trug. Herr Caynis ward deß ſehr betrübt und dadurch in grimmigen Zorn bewegt, gewann den Thurn mit Gewalt; er erhängt' und ertödtet' auch alles, was er lebendig darinnen fand, und mußten den Wurf, den ſie thaten, mit dem Tod bezahlen. Herr Triſtan aber lag allda ohn' alle Macht, unredend und unhörend. Er ward nun heimgeführt mit großem Jammer und Klagen, und meinete niemand, daß er geneſen möchte. Herr Caynis klagete ſehr, er weinete mit Herzen und Augen, und ſprach: „Soll er dieſer Wunden, ſo er von meinetwegen empfangen hat, ſterben, ſo überwinde ich den Tag nimmermehr.“ Alſo redeten auch alle ſeine Mann, Ritter und Knecht, auch jedermann. Herr Caynis ſchickte zu Stund um Aerzte, die ihn verbunden und heileten; jedoch war er wohl mehr, als ein Jahr, daß er unvermögend und ſtätiglich ungeſund war.

Als er aber ward, daß er wieder reiten mochte, ritt er eines Tags beizen, und nahm einen Knaben mit ihm; den hät er bracht aus ſeinem Land Johnoys, der war ihm gefreundet. Herr Triſtan hät ſeiner Schöne gar viel verloren, und wer ihn vor gekennet hät, dem war er unbekannt worden. Als er alſo ritt, kam er zu der See, darauf man in Kurnewäliſch Land fähret; dagegen kehret' er ſich, und ſprach jählingen bei ihm ſelbſt: „O weh, liebe Königin, ſoll ich dich nimmermehr erſehen?“ Er antwortet' ihm ſelbſt: „Ach nein! wie könnte das immer geſchehen.“ Als wollte er ſagen: Ich habe niemand mehr, der mir dazu helf' oder rathe. Der Knabe ſprach: „Warum ſollt du ſie nicht ſehen?“ Denn er hatte die Rede gehört, ſo er gethan hatte. Herr Triſtan ſprach: „Freund, es mag nimmer ſein.“ Er antwortete: „Es mag wohl ſein; du ſollt dich deß ſo gar nicht verzeihen.“ Herr Triſtan ſprach: „Ach, es kann noch mag nimmer ſein.“ Der Knabe ſprach: „Ei, lieber Vetter, ſo ſage doch, warum?“ Er antwortete: „Das will ich dir ſagen: Da ich das nächſte mal bei ihr war, da ward ich geoffenbart; ich wär' auch nimmer lebendig von dannen kommen, wo mir nicht das Glück geholfen hätte durch einen meiner guten Freunde, welcher mich heimlich bei ihm verborgen behielt, bis man überall geſucht hatte. Deſſelben mals kam ich ſelbander zu Fuße dargegangen, als zween Spielmänner. Auch bin ich wohl darkommen als ein Pilger, und in mancher anderen Weiſe: dennoch ward ich allemal verſpähet und geoffenbaret. Darum ſo mag es nimmermehr geſchehen; auch iſt die Hut ſo groß, damit ſie verhütet iſt: und ich ſehe ſie leider mit meinen Augen nimmermehr. Aber hätt' ich Kurnewalen, meinen getreuen Diener, noch bei mir, der iſt ſo liſtig und gäbe mir leicht Rath, damit ich noch in Geheim zu ihr kommen möchte.“ Der Knabe ſprach: „Vetter, du magſt ſie nicht ſo wohl nach deinem Willen geſehen haben, du mußt ſie nun noch beſſer ſehen." Herr Triſtan fragete: „Wie?" Der Knab' antwortete: „Du biſt anders geſchaffen, als du vormals geweſen biſt; auch iſt dir dein Haar abgeſchoren, und wer dich erkennet hat, dem biſt du unerkannt, du werdeſt ihm denn genennet. Darum leg' an eine Narrenkappen, und ſtelle dich als ein Narr, ſo kommſt du mit deiner Liſtigkeit wohl zu ihr; auch meinen die Hüter nicht anders, denn du ſeieſt ein rechter, natürlicher Narr, und haben kein Aufmerkens auf dich." Herr Triſtan thät ſehr lachen; er küſſete den Knaben vor Freuden, und ſprach: „Nun muß dir Gott lohnen, lieber Vetter, deines getreuen Raths, und ich will dir immer darum hold ſein. Mir zweifelt auch nicht, es werde noch ein ſehr geſchickter Mann aus dir werden, dieweil jetzt ſo viel Verſtandes in dir iſt."

Er ritt heim, ließ ſich heimlich eine Narrenkutte machen mit einer Kappen, hub ſich allein hinweg, und trug eine große Kolbe mit ſich, für ſeinen Geleitsmann.

Das drei und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan ſich zu einem Narren verſtellet' und zu der Königin geführet ward.

Als nun Herr Triſtan das Narrenkleid angezogen hatte, kam er zu der See, und ging wieder und für, gleich wie ein rechter Narr. Das trieb er ſo lange, bis ein Kaufmann zu ihm kam, der war von Thintariol, der vermeinete nicht anders, denn er wäre ein Narr. Er fing ihn, und vermaß ſich, er wollt' ihn der Königin bringen. Dies hörete Herr Triſtan gern und ward froh. Hiemit gingen ſie in ein Schiff. Herr Triſtan ſtellete ſich ſo närriſch, davon ſie alle oft lachen thäten, und ſagten gemeinlich, ſie hätten nie ſo guten Narren geſehen. Nun gaben ſie ihm in dem Schiff Käſe, Brot und anderes, ſo ſie bei ſich hatten. Herr Triſtan hatte ſeiner Lieben nicht vergeſſen: er nahm den Käſe, den er ſelbſt eſſen ſollte, behielt den heimlichen in ſeine Kappen, und vermaß ſich den ſeiner Frauen zu bringen. Als ſie gen Thintariol kamen, da ritt König Marchs ſpazieren bei der See; die Kaufleute gingen zu ihm dar, ſchenkten ihm den Narren, und wurden darum zollfrei gelaſſen.

Dieſer Narr ſtellete ſich ſo gar thörlich mit Reden und Gebärden, daß niemand anders verſtehen konnte, denn er wäre

wäre ein natürlicher Narr; er gefiel ihnen allen zumal wohl. Die Herren und auch andere Geſellen trieben ihn ſehr um; das vertrug er gütlich und viel. Auctrat wollte auch ſein Narrenſpiel mit ihm getrieben haben, das wollte aber der Narr von ihm nicht leiden, und gedacht' an die alte Schuld, daß er ihm ſo viel zu leide gethan hätte, und ſchlug ihm gar neidlich zu, in Meinung, daß er ihn wollte zu Tode ſchlagen. Aber Auctrat war behender, und floh mit ſchneller Eile; er kam kaum davon; aber nichts deſto minder war ihm Fliehen näher, denn das ganze Kaiſerthum; denn er müßt' ohne Zweifel todt ſein, deß hätte ihm kein Menſch helfen mögen.

Der König ritt gen Hof und führete den Narren mit ihm; der ging eines Ganges zu der Königin, die empfing ihn, als man Narren empfangen ſoll. Er ſtund vor ſie: ſie ſollt' ihn küſſen. Die Frau hatte keinen Gefallen noch Luſt dazu; denn ſie erkennet' ihn nicht, wußte auch nicht, wer er war. Wiewohl er vor ihr ſtund, als ein Narr, ſo ſah er ſie gar lieblich und freundlich an. Dies vermerkete der König, und ſprach: „Wie? du Narr, laſſ' dies anſehen: ſollt du Frauen ſo lieblich anſehen?“ Der Narr antwortete: „Ich muß ſie wohl anſehen.“ Der König ſprach: „Deß muß ich auch ein Wiſſen haben, warum du ſie anſehen mußt.“ Er ſprach: „Das will ich dir ſagen: um daß ſie von Rechte mir hulden muß und Freundſchaft tragen ſoll, und ich weiß, daß ich ihr lieb bin.“ Da ſprach der König: „Ei, hör' auf du Narr, du ſpotteſt.“ Er ſprach: „Nein, fürwahr, ich ſpotte nicht.“ Der König ſprach: „So leugeſt du aber.“ Er antwortet': „Ich leuge nicht.“ Der König ſprach: „Fürwahr, du leugeſt.“ Der Narr ſprach: „Ich leuge nicht: es wird auch ſchier dazu kommen, daß ich bei ihr ſchlafe.“ Er ſprach: „Bei wem?“ Der Narr antwortete: „Bei deiner Frauen; ja, bei deinem Weib, wie es dir halt gefalle.“ Da ſprach der König: „Schweig' du Narr, laſſ' ſolche Rede, und ſage von anderm.“ Er antwortet': „Ich mag nicht ſchweigen, und kann auch nicht lügen.“ Der König ſprach: „Läſſeſt du doch jetzt Lügen hören.“ Er antwortet': „Ich leuge nicht, und was ich rede, das iſt wahr.“ Der König ſprach: „Sie hat vor die guten Frieden, und mag deiner Liebe wohl entrathen.“ Der Narr antwortet': „Ich weiß es nicht, ob ſie vor mir Frieden hat, oder nicht; aber das weiß ich wohl, daß ich ihr lieb bin, als ihr eigener Leib.“ Da ſprach der König: „Höre auf, Narr: wie möchte das ſein, daß eine ſo wunderſchöne Frau ihr Gemüth an einen Narren kehrete?" Er ſprach: „Ich bin kein Narr, ich bin ein guter Ritter, und habe viel um ihretwillen gethan." Der König ſprach: „So ſage an, du Narr, was du gethan haſt." Er antwortete: „Da habe ich um ihretwillen große Arbeit beſtanden; mir iſt auch oft lieb und leid um ihretwillen geſchehen: denn, ſo ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo bin ich durch ſie ein Narr; man zeucht mich bei den Ohren und bei der Kappen hin und wieder: das leide ich alles gütlichen, allein um ihretwillen. Sie iſt mir auch lieb vor aller Welt: dies rede ich ſtille und überlaut, wie es dir halt gefalle. Ob ſie es aber nicht glauben will, ſo gönne ich doch niemand ſo viel Gutes, als ihr."

Mit dieſen Worten ſprang er vor ihr auf den Teppich, ſetzete ſich darauf, und ſprach: „Nun will ich laſſen ſehen, ob es alſo ſei, wie ich geſagt habe, und ob ich mir mit allen meinen Sinnen meiner Treuen bedacht, daß ich ihr ſo fern über See dieſes Dinglein gebracht habe." Hiemit zog er den Käſ aus ſeiner Kappen, und ſprach: „Nehmet hin, liebe Frau, dieſes Ding, ſo ich euch gebracht habe: und ſage euch in rechten Treuen, wäret ihr mir nicht ſo lieb, ich hätt' euch dies Ding nicht gebracht." Da thaten ſie alle lachen, und ſagten, ſie hätten nie ſo guten Narren gehabt. Alſo beſchloß er alle ſeine vor geredeten Worte ganz närriſch an dem Ende, und brachte ſie alle auf den Wahn, daß ſie geſchworen hätten, er wäre ein rechter natürlicher und geborner Narr.

Das vier und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Triſtan ſich der Königin zu erkennen gab, und wie es ihm da weiter erging.

Als nun der König ausging von den Frauen, da ließ er den Narren bei ihnen. Der fing ſeine Sache an mit ſo ſchimpflichen Dingen, daß ihn die Frauen auch nicht austrieben: er blieb auch ſelbſt gern da, denn er war darum darkommen. Er nahm den Käſ und zerbrockete den in ſeinen Schooß, den er vor wohl ſieben Nacht in ſeiner Kappen gehalten hatte, und bat Frau Iſalden, ſie ſollte mit ihm eſſen. Wie oft er ſie bat, ſo war es doch alles umſonſt. Er nahm den zerbrockten Käſ und bot ihn der Königin zu dem Mund: da ſchlug ſie ihm einen ſanften Schlag zu einem Ohr. Da ſprach er: „Frau, ihr ſchlagt mich viel zu hart; aber wüßtet ihr, wer ich wär', ihr ſchlüget mich nicht ſo ſehr: iſt euch anders Triſtan lieb, ſo ſchlagt mich nicht mehr.“ Als die Frau das hörte, fragte ſie zu Stunde, was er von Herr Triſtanen wüßte? Der Narr antwortete mit Liſten und ſagt' ihr heimlich der Dinge viel, ſo ihnen beiden geſchehen war. Auch ließ er ſie den Ring ſehen, den ſie ihm gegeben hät, und ſagt' ihr, daß er ſelbſt Triſtan wäre. Deß ward ſie inniglichen froh, und erkannt' ihn zu Stund'. Sie nahm ihn in ihre Pfleg', und hieß ihm unter einer Treppen oder Stiegen in ihrer Kammer betten. Deß war Herr Triſtan froh. Bei dem Tage war er ein Narr, aber zu Nachts verſann er ſich wohl, und ließ ihm wohl ſein; denn er mochte mit der Königin ſein, wie und als oft er wollte; ſchuf alſo mit ſolcher Liſtigkeit, da niemand Merkens noch Aufſehens hatte.

Dies währet' alſo drei Wochen an einander: da wollt' es ſich nicht länger hehlen laſſen, und es wurden ſein zween Kämmerer gewahr, daß der Narr bei der Frauen lag. Die gingen hin und ſagten es dreien ihren Geſellen, und baten ſie mit allem Fleiß, daß ſie ihnen ſollten helfen, damit der Narr gefangen würde. Der König war diesmals nicht anheim. Als es nun ſpat ward, gingen die fünf mit einander zur Frauen Kammer; einen ließen ſie bei der Frauen Bette ſtehen, zween ſtunden bei der Thür und verbargen ſich, daß man ſie nicht ſah, auf Meinung, daß ſie den kühnen Helden möchten fahen und ſchlagen nach ihrem Sinn. Herr Triſtan erſah hie dieſe Hut; dennoch wollte er weder durch Furcht noch Dräuen ſeine Frau nicht vermeiden, ſondern nahm ſeine Kolbe mit ihm, und ging zu der Frauen: denn er hatte ſie vor aller Welt inniglichen lieb. Er ſprach ihr gar freundlichen und lieblichen zu, und küſſete ſie begierlichen in inniglicher Liebe an ihren Mund. Die Hüter verzagten ganz nahe, und durften ihn vor großen Sorgen nicht anrühren. Darnach ſprach Herr Triſtan öffentlich: „Frau, wir müſſen uns ſcheiden, das iſt unſer beſter Nutz, denn ich bin hie verſpähet. Nun iſt meine allergrößte Klage, daß ich nimmermehr an das Ende kommen mag, da ich euch ſehen möge: das iſt meinem Herzen weh über alle andere Weh und Angſt. Doch wo ich wüßte, was ich euch zu lieb thun könnt' und möchte, wäre mir nichts zu groß noch zu ſchwer, ich vollbrächte's. Und bitte euch, meine allerliebſte Frau und einiges Lieb, ihr wöllet mir ſtät bleiben; deßgleichen will ich euch immer ſein. Wenn meine Boten zu euch kommen und euch dieſen Ring weiſen oder zeigen, in meiner Meinung und Geſtalt, ſo thut heimlich, was ich euch bitten laſſe. Gott müſſe die verlaſſen und ſchänden, die uns ſo früh ſcheiden.“ Die Königin ſprach aus ſehnlichem und ſehr betrübtem Herzen zu Herr Triſtanen dem werthen und kühnen Held: „Ja, der Teufel habe ſie ihm ewiglich, die unſer Beiweſen ſo oft zerſtören.“ Sie verhieß ihm ſeine Bitte zu vollbringen, und thät inniglichen weinen. Sie ſchieden ſich mit großer herzlicher Klage, mit viel kläglichen und freundlichen Worten und Gebärden.

Alſo ging er hinweg, und trug ſeine Kolbe hoch empor, als ob er ſie alle erſchlagen wollte. Erſt verzagten die Hüter, und vermeineten nimmer lebendig von ihm zu kommen; ſie ſchwiegen alle ſtill, und durfte ſich ihrer keiner regen noch melden, und ließen ihn mit gutem Frieden hinweg gehen. Als er nun fern vorbei kam, ſprungen zween aus der Thür und ſprachen zu einander: „Wie iſt uns nur geſchehen, daß er uns entgangen iſt, ungeſchlagen und ungefangen? Wir mögen uns dies Laſters billig ſchämen.“ Sie wurden unzufrieden, und legete je einer die Schuld auf den andern. Einer ſprach: „Hätteſt du ihn zuerſt angegriffen, ſo wären wir dir zu Hülfe kommen.“ Der andere ſprach: „Alſo hätte ich auch gethan.“ Doch vereinigten ſie ſich, und gereuete ſie, daß ſie nicht hätten Hand angeleget. Sie gingen ihm wieder nach, und vermeineten, große Kühnheit an ihm zu begehen. Als ſie ihn aber anſahen, bedaucht' er ſie ſo grauſam zu ſein, daß ſie ihn abermals gehen ließen, und durften ihm nicht nahen. Alſo gingen ſie wieder davon, und durft' ihrer keiner ſagen noch anzeigen, was da geſchehen war.

Herr Triſtan in ſeiner Narrenkappen kam auch mit gutem Frieden wieder heim in ſein Land.

Das fünf und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Caynis zu der Königin Gardeloye kam, darum er erſchlagen ward.

Ihr habt vor wohl vernommen, wie Herr Caynis und Gardelone, Nampetenis Ehegemahl, auch ein beſonder groß Gefallen und Liebe zu einander hatten; derſelben Liebe in

Herr Triſtans Abweſen, nach ihrem fürgenommenen Willen, nicht gnug geſchehen war; denn er konnt' und mochte das nicht zuwegen bringen. Deß ward er ſehr betrübet.

Eines Tags war es gar heiter und ſchön, da ritt Nampetenis auf eine Jagd. Deß ward Caynis gewahr, der nahm mit ihm ſeinen Geſellen Herr Triſtan, und ritten ſie zu der ſchönen Gardeloye. Als ſie zu der Burg kamen, entſchloß Herr Caynis die Thore ſelbſt; denn er hatte die Schlüſſel, die nach dem Wachs gerecht gemacht waren. Von Unglück fügete ſich, da ſie über die Brücken ritten, daß der Wind Herren Caynis ſeinen Huth in den Graben warf: derſelbige Huth war von Roſen auf das allerſchöneſte gemachet. Herr Triſtan führt' einen von Violen; den verwahret' er, daß ihm der Wind nicht ſchaden thät. Als ſie in die Burg kamen, wurden ſie beide von den Frauen ſehr wohl empfangen, aber ihres Bleibens mochte nicht lange da ſein: darum ging Gardeloye mit Herr Caynis in ihre Kammer, und nahmen und gaben, deß ſie lange Zeit entbehret und gemangelt hatten. Dieweil ſaß Herr Triſtan bei den andern Frauen, ſchoß durch Kurzweile mit einem Reis in eine Wand, und ſchoß alſo ein Reis in das andere. Daſſelbige Schießen konnte zu derſelben Zeit niemand, denn er. Aber das kam ihm deſſelbigen Tages zu großem Unheil; denn es wurde der Reiſer leider in der Wand vergeſſen, und wurden nicht wieder ausgezogen: das geſchah ungefährlich, aus Vergeſſenheit.

Als aber Herr Caynis von ſeiner Frauen hatte, was er haben wollte, ſchieden ſie ab, wider ihrer beider Willen; denn ihre Begierden waren nicht erſättiget, ſondern ſie hatten einander nur guten Willen beweiſet: aber die große Sorg' und Noth, die ſie hatten, wollt' ihnen nicht vergönnen, länger bei einander zu ſein, ſondern ſie ſchieden ſich mit großer Klage; doch waren ſie froh, daß ihnen Glück das gefüget hätte, und hoffeten in zukünftiger Zeit oft zuſammen zu kommen und ſich des langen Sehnens und Meidens zu ergetzen. — Aber es geſchieht oft, daß fürgenommene Hoffnung, und ſonderlichen buhleriſche Liebe gar ſehr mißrathen. Dieſen zweien ward ihre Hoffnung auch bald verwandelt und entzwei geſpalten.

Sie nahmen Urlaub, und ritten hinweg, und ſchloſſen die Thore alle wieder zu. Nun mußten ſie durch einen Wald reiten, der war nicht lang: da lief ein Reh vor ihnen über die Straße, dem renneten ſie nach, und vermeineten es zu fahen. Von Unglück geſchah, daß ſie es nicht ereilen mochten: nun wollten ſie auch nicht ablaſſen, ſie fingen es denn. Alſo jagten ſie ſo lange, bis ihnen die Pferde, und auch ſie ſelbſt erlagen, und dennoch das unſelige Reh nicht fingen. — Ich ſchätze in meinem Gedünken, das Reh ſei der böſe Geiſt oder ſein Geſpenſt geweſen; denn ſie mußten beide durch dieſe Geſchicht' ihr Leben verlieren.

Nampetenis ritt wieder heim zu Haus, und entſchloß die Burg, auf der ſeine Fraue Tag und Nacht gefangen war. Als er über die Brücken ritt, ſah er den Huth in dem Graben; deß verwundert' er ſich zumal ſehr, und gedachte: Was iſt dies Ding? Er ging in die Burg, zu ſehen, was die Frauen thäten. Als er in das Frauenzimmer kam, ſah er das Reis ſtecken: allererſt erhub ſich der Frauen Ungemach; denn er wußte wohl, daß niemand dies Schießen konnte, denn Herr Triſtan. Er wußte auch, daß ſeine Frau Herrn Caynis ſo lieb hatte, wo ſie Statt und Zeit dazu haben möchte, daß ſie ihm zu Willen würde. Darum gedacht' er zu Stund', Herr Caynis hätte ſeine Frau daheim beſucht. Hiemit ging er zu der Frauen und ſprach: „Gardeloye, hie iſt geweſen Herr Triſtan und Caynis!“ Zog damit ſein Schwert aus, und ſprach: „Bei meinen Treuen, du ſollt den Tod gewiß haben, wo du mir nicht die Wahrheit ſageſt! Darum ſage bald, ob Caynis mit ihm geweſen iſt: denn ich weiß, daß Herr Triſtan hie geweſen iſt.“ Ach wehe! das weiblich Herz und Gemüth verzagete ganz, und bekennete: ja, er wäre da geweſen. Nampetenis ſprach: „So ſage an, was that er hie?“ Die Frau antwortet': „Er küſſete mich.“ Nampetenis ſprach: „Du ſageſt nicht recht: es iſt ſonſt mehr geſchehen.“ Die Frau antwortete: „Nein Herr, es iſt nichts mehr geſchehen.“ Er ſprach: „Fürwahr, du ſageſt unwahr, und mußt auch darum ſterben.“ Die Frau ſprach: „Ach, lieber Herr, ihr ſaget leider wahr.“ Er ſprach: „Laſſ' hören, wie das kam, und wie er herein ſei kommen?“ Die Frau ſprach: „Wie er herein ſei kommen, das weiß ich nicht: aber mich legt' er auf den Teppich, und ſchlief mit mir. Es geſchah aber ſolches ohne meinen Dank.“

Das ſechs und funfzigſte Kapitel.

Wie Herr Caynis von dem Nampercenis erſchlagen ward und Herr Triſtan bis in den Tod verwundet.

Da Nampercenis ſolches von ſeiner Frauen hörete, ward er ohne maßen ſehr zornig, ſprang bald wieder auf ſein Pferd, und mit ihm hundert ſeiner Männer, die nahmen mit ihnen Helm, Schilde, Spieß und Schwerter, und eileten den Helden nach, in Meinung, ſeine Schmachheit und Laſter zu rächen, ſo ihm von ihnen geſchehen war.

Herr Triſtan hörete wohl, daß man ihnen nachjaget', und ſprach: „Ich höre, daß wir beſtanden werden: wie wollen wir das anfahen, daß wir unſer Leben erretten? Denn ich höre an dem Hufſchlag, daß ihrer viel ſind. Wir mögen nicht entfliehen: die Pferde ſind uns vorhin erlegen und gar untüchtig; ſo mögen wir ihnen nicht gleich fechten. Doch wollen wir uns wehren, dieweil wir mögen."

Indem kam Nampercenis mit hundert Mannen an dieſe zween Helden. Sie beſtunden einander mit ſehr großem Neid, und ſchlugen ſo faſt auf Herrn Caynis, bis ſie ihn todt ſchlugen. Er ſchlug ihrer dreißig mit ſeiner eigenen Hand, ehe er ſein Ende nahm. Herr Triſtan wehrete ſich auch mannlich, er ſchlug ihrer bei ſiebenzig wund und todt: er ward auch ſelbſt hart verwundet. Nampercenis ritt ihm zu und ſchoß ihn mit einem vergifteten Speer, daß er ihn vor todt liegen ließ. Als er nun ſeinen Zorn an dem gerochen hatte, und ſah, daß er ſolcher theurer und mannlicher Helden zween erſchlagen hatte, hätt' er ſeinen Schaden gern verſchmerzet und gut laſſen ſein, ſo ſie beide noch im Leben wären. Auch geſchah ihm groß Leid an ſeinen Mannen, die ihm erſchlagen waren. Er ſtund mit gewundenen Händen und ſprach: „Ich habe meinen Zorn an denen gerochen, in maß, daß ich das nimmer verſchmerzen mag; denn ich muß noch ſelbſt darum ſterben: ihrer beider Freunde laſſen mich deß nicht genießen, wiewohl ich ſein an meinen Leuten ſehr entgolten habe." Alſo ritt er leidig und traurig dannen.

Dieſe leidigen Mähre kamen gen Careches: da war großer Jammer und Klag' in der ganzen Stadt. Als Herr Triſtans Frau dieſe Geſchicht' und großen, unwendlichen Schaden vernahm, thät ſie aus der maßen leidig und gar herzlich weinen: auch nicht unbillig; denn ſie verlor da ihre nächſten und beſten Freunde.

Sie ließ die Herren beide hohlen mit großem Jammer und Klagen. Als nun die Herren gebracht wurden, ward Herr Caynis zu der Erde beſtattet, mit königlicher Würdigkeit, auch in ſolcher Reu' und Klage, daß es unſäglich.

Herrn Triſtan wurden Aerzte gehohlet, die ihn ſollten verbinden: aber wie viel ihrer waren, ſo waren ſie ihm doch alle unnütz und konnten nichts zu ſeinen Wunden. Es war auch niemand im Lande zur ſelbigen Zeit, der zu ſolchen Wunden etwas konnte, denn nur die ſchöne Iſalde, König Marchſen Frau, die ihm auch vormals ſeinen Leib von vergifteten Wunden geheilet hatte.

Herr Triſtan war deß noch wohl eingedenk, und ſchickte nach einem Wirth, der war in der Stadt, und war mit ihm von Thintariol darkommen. Als der zu ihm kam, bat er ihn fleißig, daß er ſein Bote ſein wollte zu der Königin. Dieſer verwilligete dazu und wollt' es thun. Herr Triſtan entbot der Königin alles Liebes und Gutes, ließ ſie mit großer Bitte bitten, daß ſie eingedenk ſein wollt' aller Dinge, ſo er um ihrentwillen gethan hätte; auch als er ſie gebeten hätte in ſeinem nächſten Abſchied: wollte auch bedenken rechte, wahre Lieb', und nicht anſehen Dräuen oder Furcht, ſondern ihm zu Hülf', um ſeiner Liebe willen, zu ihm gen Carethes kommen. „Lieber Wirth, wirb mir dieſe Botſchaft fleißig, vermahne meine Frauen, daß ich oft große Mühe und Schaden in ihrem Dienſt erlitten habe, daß ſie mich deß genießen laſſe, und mir zu Hülfe komme: denn ohne ſie kann und mag ich nicht geneſen. Sage ihr, wie meine Sache ſtehet; und daß ſie nicht außen bleibe, auch daß ſie ſich verzeihe des Landes, ſo ſie hat: denn, ſollen wir leben, unſer ſoll gut Rath werden. Bleibet ſie aber außen, ſo muß ich ohn' aller Zweifel ſterben.“ Er gab ihm auch einen güldenen Ring, den die Königin ihm gegeben hat, und ſprach: „Bring' ihr dieſen Ring zum Wahrzeichen, daß ſie dabei erkenn' und ſehe meinen großen Ernſt und ſtrenge Noth. Ach, lieber Wirth, thu' Fleiß in dieſen Dingen, und habe keinen Zweifel, ich will dir deine Mühe wohl belohnen. Iſt es Sache, daß meine Frau mit dir kommt, ſo führe ein weißes Segel; kommt ſie aber nicht, ſo führe ein ſchwarzes Segel. Dies Wahrzeichen und auch deine Wiederkunft ſollt du deiner Tochter ſagen, daß ſie bei der See täglichen warten thu', und ſo ſie dich ſehe herfahren, daß ſie mir zu Stund' ſage, wie das Segel geſtalt ſei; daß ſie auch ſonſt niemand nichts davon ſage, auch nicht, was ihr Geſchäft bei der See ſei."

Der Wirth vermerkete dies alles eben, nahm Urlaub von dem Herrn, und ging heim in ſein Haus, ſchickete ſich zu Stund' auf die Fahrt, und ſagte ſeiner Tochter, als ihm befohlen war, bat ſie, daß ſie ihr das ließe befohlen ſein, und ſchied damit hinweg, und eilete, ſo beſt er mochte, daß er nur bald wiederkäme.

Als er gen Thintariol kam, hatte er weder Ruhe noch Raſt, bis er zu der Königin kam: da ſaget' er ihr heimlich die Botſchaft, und weiſet' ihr auch den Ring, der allwegen ihr Wahrzeichen war.

Das ſieben und funfzigſte Kapitel.

Wie die Königin eilend gen Gareches fuhr, doch ehe ſie dahin kam, war Herr Triſtan ſchon todt.

Als die Königin den Ring ſah, und hörete, wie es um Herr Triſtanen ſtund, nahm ſie keinen längern Verzug, ſondern verließ ihren Gemahl, Land, Leut' und Gut und alles, das ſie hatte, nahm allein zu ihr, was zur Arzenei gehöret', und fuhr heimlich und eilend mit dem Wirth hinweg. Herr Triſtan war ihr ſo lieb, daß ſie kein Acht hatte, weder auf König oder Königreich, noch alles, das ihr Gott gegeben hatte; ſie ſchlug es alles zurück, ſchätzet' es für nichts, und eilet' allein dem zu helfen, der ihr Herz und Gemüth ohn' alle Mittel bei ihm hatte.

Nun wartet' auch des Wirths Tochter alle Tage, wenn ihr Vater käme. Welches Ding die Frauen, Herr Triſtans Gemahlin, dieſer Sachen wiſſend machte, weiß ich nicht: ſie ſchickete heimlich zu dem Jungfräulein, und fragete gar eigentlich, wo ihr Vater wäre? Kurz, ſie dräuet' es ihr ab, daß ſie es ſagen mußte. Als ſie das vermerkete, gebot ſie ihr bei ihrem Leben, wenn ihr Vater käme, ſo ſollte ſie ihr zuerſt ſagen, wie das Segel geſtalt wäre, und ſollte das Herrn Triſtanen verhehlen.

Die Jungfrau ging von der Frauen alsbald zu der See, und ſah ihren Vater eilend zufahren, mit einem weißen Segel.

Das acht und funfzigſte Kapitel.

Wie die Jungfrau wieder heim kam und ſagete der Frauen, wie ihr Vater käme mit einem weißen Segel gefahren; deß die Frau ſehr erſchrak.

Sie kehrete bald um und kam wieder zu der Frauen und ſaget' ihr, daß ihr Vater käme, mit einem weißen Segel. Da die Frau das hörete, ging ſie zu Stund' zu Herrn Triſtan, ſaget' ihm, ſein Wirth käme zu Lande. Deß ward der Herr gar herzlichen froh, richtete ſich auf, wie krank er war, und fraget', ob ſie nicht wüßte, wie das Segel geſtalt wäre? — Ach wehe des großen Mordes, den die Frau unwiſſentlich mit Unwahrheit beging, das ihr doch darnach herzlichen leid war! – Sie ſprach: das Segel wäre ſchwarz. Von Stund' an, alsbald die Frau das Wort redete, da erſchrak der Herr von Herzen ſo inniglich ſehr: er legte ſein Haupt nieder auf das Bette, ſtreckete ſeine Hände und gab ſchnell auf ſeinen Geiſt. Da die Frau das ſah, daß der Herr alſo ſchnell und ſo geſchwinde verſchieden war, konnte ſie vor großem und herzlichem Leid gar kaum geneſen, und verſtund nun, daß ihm von ihren Schulden und von ihrer Worte wegen, die ſie doch ohne Arg und Übel geredet hatte, ſein Herz zerbrach und ſein Leben ſo jähling verendete. Nun wollt' ihr ihr Herz auch zerbrechen, und ſie ſchrie mit herzlicher, inniglicher Klag': „O weh, ach und weh mir armen Weib, daß mir je alſo geſchah, daß du von meinen Schulden dein Leben alſo verloren haſt! Ach und weh mir dieſer großen Noth! Mir möchte nun nicht beſſer geſchehen, denn daß man mich mit dir begraben ſollte!“

Dieſes Schreien und jämmerliche Klagen erſcholl, als weit die Stadt war: Ritter und Knecht und gemeinlich alles Volk hatten ſolche ungemeſſene Klage um ihren Herren, daß ich es nicht ſagen kann. Sie gingen dar und bahreten ihn auf, als ſeinen königlichen Gnaden zugehört' und gebührlich war.

Indem fuhr die ſchöne Iſalde daher und kam in die Stadt. Als ſie das große Geſchrei und jämmerliche Klagen und Weinen erhörte, ſaget' ihr zu Stund' ihr Herz, was das meinete. Sie erſchrak ſo unmenſchlich hart, ward weder bleich noch roth und wußte vor großem, inniglichem Leid nicht um ſich ſelber. Zuletzt ſprach ſie: „O weh, ach und o weh nun immermehr: Herr Triſtan iſt todt!“ Sie war alſo gar erſchrocken, daß ſie kein Geblüt noch keine Feuchtigkeit in ihrem Leibe hatte, mochte auch nicht erweinen. Aber ihrem Herzen geſchah viel deſto weher.

Das neun und funfzigſte Kapitel.

Wie die Königin Iſalde bei Herr Triſtanen ſtarb, und beide in ein Grab geleget wurden.

Ganz traurig, betrübet und bekümmert ward die gute Fraue, die da von Kurnewäliſchen Landen kam, ging ganz ſchweigend zu der Bahre, darauf Herr Triſtan bedecket lag; und ſeine eheliche Frau ſtund auch dabei, mit großem, herzlichem Weinen und ſehnlicher Klag', als das wohl gebührlich war. Die ſchöne Iſalde, betrübt und ganz todt verſehrt im Herzen und in der Seele, ſprach zu ihr: „Frau, ſtehet bei Seite, und laſſet mich näher dargehen; denn ich weine billiger, denn ihr, deß glaubet mir in der Wahrheit: er war mir auch viel lieber, denn er euch geweſen iſt.“ Mit dieſen Worten verſagte ihr alle Rede, ganz ſchweigend thät ſie die Bahr' auf, darinnen ſie ſah ihre höchſte Freude und Zuverſicht, ſo ſie in dieſem Leben gehabt hatte, tödtlich geſtalt und um ihrentwillen geſtorben. Zu dem legete ſich das arme, betrübete Weib und gab zuhand ſterbend auf ihre traurige Seele.

Als Herr Triſtans eheliche Frau ſahe, daß die Königin ſo ganz erbärmlich und ſehnlich von dieſer Welt abgeſchieden war, durch ſo große, ſtrenge Liebe, ſo ſie im Leben zuſammen gehabt hatten, die ihnen beiden ſo große Treu' und Mitleiden gehabt, daß ſie die mit dem Tode erfülleten, und ſie deß Urſache war, mit dem einigen Wort, daß ſie aus ihrer Dummheit und doch ohn' alle arge Liſt, Einfall und Eintrag ſprach: das Segel wäre ſchwarz; das dennoch nicht alſo war: allererſt hub ſie an zu klagen mit ſolcher großen, ungeſtümen Klag' und ſchrie ſo gar herzlichen kläglich unter allem Volk, daß jederman mit ihr beweget wurde zu ſolchem Weinen und Klagen, daß es unſäglich iſt. Und wer bei dieſer Klage nicht weinen oder Mitleiden haben möchte, der hätte ſicher in der Wahrheit ein ſtählen oder ſteinen Herz. Ich hab' auch nie gehört, daß von zweier Menſchen wegen ſo gar gemeinlich alles Volk in ſolch groß Mitleiden beweget worden und ſo inniglich mit ganzen Treuen geklaget hab', als da geſchah. Sie hatten ſich auch verſehen, ihnen würde die Königin, ſo noch im Leben war, unter ihren Händen ſterben. Sie huben an und tröſteten ſie, ſo beſt ſie mochten, und führeten ſie davon, daß ſie den Jammer an den todten Leichnamen nicht vor ihr ſähe. Aber ſie legete ſolchen großen Jammer und Klag' an ihren Leib, daß unmöglich iſt einem weiblichen Bild, ſolche ſtrenge Noth ohne den Tod ſo lange zu beſtehen.

Sie ſchuf, daß man die Leichnam' alle beide in einen köſtlichen und herrlichen Sarg thun ſollte, und gab dazu großen Schatz von Gold und Silber und allem Reichthum.

Das ſechzigſte Kapitel.

Wie König Marchſen die leidigen Mähre verkündet wurden, und er ſie beide alſo todt mit ihm heim führete.

Nicht lange darnach wurden die Geſchichten König Marchſen in Kurnewäliſch Land entboten, der deß ohne maßen ſehr erſchrak; er hatte auch nicht minder Klag' und herzliche Betrübniß um ſie beide, denn die Königin von Carches. Auch ward ihm dabei geſaget, wie ſich die Liebe zwiſchen ihnen beiden von erſt begeben hätte durch Kraft und Wirkung des unſeligen Getränks, daß ſie alſo einander mußten lieb haben. Da der König ſolches hörete, ward ſeine Klage wohl zehenfältig mehr, denn vor, und er ſprach: „Das ſei Gott von Himmel geklaget, daß ich das nicht längſt oder von erſt gewußt habe: ich hätte, auf meine Wahrheit, meine liebeſte Königin Iſalde meinem Neffen immer gern in Geheim gelaſſen und ihm zu Liebe behalten, auf daß er allwegen mit ihr und bei mir geweſen wäre. Daß ich ihn aber vertrieben habe, das muß mich immer reuen. Ach wehe mir, daß ich ſie beide je erkennet habe! O weh, herzlicher Neffe Triſtan, wie iſt das ſo eine große Dummheit an dir geweſen, daß du mir nicht geſaget haſt von dem unſeligen Getränk!

O wehe, meine allerliebſte Fraue, o meine Königin! Nun ließ' ich euch beiden williglich und gern Land, Leute, mein Königreich und alles, was ich habe, daß ihr geſund und bei Leben ſein ſolltet, und wollte ich darum mein Lebtage arm ſein und kein Eigenthum mehr haben.“ Der König ſtellete ſich ſo jämmerlich und kläglich, daß ich nicht gnugſam davon ſagen kann.

Er rüſtete ſich auf und fuhr ſelber nach den todten Leichnamen über die See. Als er nun dahin kam, ward die Klage dem König und auch der Königin von Careches wiederum erneuert. Er machet' einen behenden Abſchied, nahm dieſe zween todten Leichnam' und führte ſie mit ihm zu Lande.

Er ließ ſie gar herrlich, auch mit großer Klag' und Jammer in ein Grab zuſammen legen, das war gar köſtlichen gehauen in einen Marmelſtein. Und als dieſe Hiſtoria ſaget, ſo hieß der König auf Herren Triſtans todten Leichnam eine Weinrebe ſetzen und auf der Frauen Iſalden Leichnam einen Roſenſtock: dieſe beiden Reben wuchſen zuſammen, daß man ſie mit keinen Dingen von einander bringen mochte. Man ſaget aber, es geſchah aus Wirkung und Kraft des unſeligen Tranks.

Das ein und ſechzigſte Kapitel.

Wie König Marchs, bald nachdem die Frau begraben ward, auch vor großem Leid ſtarb, und das Leben alſo ein Ende mit den dreien nahm.

Dem ſei nun, wie ihm ſei: Es iſt nun alles fürbracht, wie der theure, mannliche Held, Herr Triſtan, geboren, gewachſen, erzogen, auch was er in ſeinem Leben je gewirket und wie er ſein Ende genommen hat. Deßgleichen von Frau Iſalden, wie ſie durch rechte Lieb' und Treu' ihr Leben um ſeinetwillen aufgegeben hat. Darum, ihr jungen Männer und Frauen, habt Aufmerken auf euch ſelbſt, daß bei euch weltliche Liebe nicht ſo gar überhand nehme, daß ihr damit der Liebe Gottes vergeſſet, und ſie euch zu ſolchem unbereiten Ende ziehe. Nehmet wahr, wie die Liebe dieſen zweien ſo gar ein ſchnelles und unbereites Sterben gefüget hat;

auch daß nach kleiner und kurzer Freude ſehr langes Trauren und ſcharfe Pein folget. Denn ſie ſind nun todt: Gott der Herr walte ihrer beider Seel', und helfe, daß wir beiderſeits die Gerechtigkeit lieb haben und wohl fahren! Amen.

Fierrabras.

Fierrabras.

Das erſte Kapitel.

Wie ein mächtiger Rieſe, Fierrabras genannt, Kampf an Kaiſer Karl und die Seinen erfordert, daß ſich keiner unter den Fürſten unterwinden wollte, und wie Roland und der Kaiſer deshalb uneinig wurden.

In Hiſpanien war ein Ammiral, genannt Baland, ein mächtiger Heide des Leibes, Gutes und der Gewalt, der hatte einen Sohn, hieß Fierrabras, der größte Rieſe, der je von einigem Frauenbilde zur Welt war gewonnen und bracht worden, denn ſeines Gleichen, von Größe, Stärke und Kräften der Glieder, lebte der Zeit niemand. Derſelbige war ein König zu Alexandrien und beherrſchte das Land von Babilonien, bis an das rothe Meer; unter ihm war auch Reußen und Kolonien in Gallizien, deßgleichen war er gewaltiger Herr zu Jeruſalem und des Grabs Chriſti. Er gewann einſtmals Rom und nahm daraus die heilige Dornenkrone, auch die Nägel unſers lieben Herren ſammt viel anderem Heilthum, von welcher Materie dies Buch hernachmals etliche Meldung thun wird. Es wurden auch viel Streite von ihm in Aquitanien, wider Kaiſer Karls Herren vollbracht.

Dieſer Fierrabras kam einſtmals eilends geritten, der Zuverſicht, einen Chriſten zu finden, mit dem er kämpfen möcht'; und in der Meinung ritt er alſo lange, bis er zu Morimond Kaiſer Karls Wappen zu Ende an den Schranken geheftet fand. Er war mit Harniſch, Spieß und Schwert gar wohl verſehen und hatte Verdruß, daß ihm kein Chriſt begegnete; und als er Kaiſer Karls Wappen, den güldenen Adler, alſo ſchön leuchtend ſah, ſchwur er bei ſeinem Gott Machomet, nimmer dannen zu ſcheiden, er hätte ſich dann zuvor mit einem Chriſten geſchlagen.

Und da er ſah daß niemand kam, rufte er mit lauter Stimme: „O du verzagter König zu Paris, aller Kühnheit entblößt, ſchicke wider mich etliche deiner Herrn von Frankreich, die allerſtärkſten und ausbündigſten, als: Rolanden, Olivieren, Dietrichen den Herzogen zu Ardennien, Reicharden von Normandie, oder aber Ogiern von Dännemark, zum Streite, und ich ſchwöre dir bei meinem hohen Gott Machomet, ich will ihnen Streit bis an den ſechſten und ſiebenten Mann nicht verſagen. Und ſchlägſt du mein Begehr ab, ſo ſei dir geſagt, daß ich dich will überwinden, dir dein Haupt, als einem läſterlichen, verzagten Mann, abhauen und dann mit mir führen Rolanden und Olivieren in großen Schanden. Denn übermüthiglich und thörlich haſt du, alter Verzagter, dich unterwunden, in das Land zu kommen; deß du deine Belohnung empfahen ſollt, denn du mußt in kurz das Land räumen!"

Nach dieſen Worten ſtund Fierrabras ab von ſeinem Pferde, heftet' es an einen Aſt eines Baumes, und unter deſſelben Schatten entwappnet' er ſich; und da er ſeinen Leib der Ruhe ergeben hät, ruft' er mit lauter Stimme: „O Karl, ein König zu Paris, wo biſt du jetzund? ſo ich dich alſo oft rufe, ſchicke mir ſonder längern Verzug allhier Olivieren, deß du dich alſo faſt berühmeſt, oder deinen männlichen Neffen Roland, oder aber Ogiern von Dännemark, dem ich alſo ſehr habe hören Lob zugeben, oder Reicharden von Normandie. Und wo ſich einer befürchtet allein zu ſtreiten, ſo kommen zween, drei oder vier der männlichſten, fürnehmſten und baß gerüſteten. Sind aber die vier nicht kühn gnug, ſo kommen fünf, bis an den ſechſten Mann der kühneſten deines Heeres, denk' ich Streits nicht zu verſagen, will auch nicht wiederum heim ziehen, ich habe ſie denn alle überwunden und geſchändet. Sei auch ſicher, daß ich um keines Franzoſen willen flüchtig werde. Ich habe bis jetzt mit meiner männlichen Hand zehen mächtiger Könige erſchlagen, welche meiner Stärke mit nichten haben widerſtehen mögen."

Der Kaiſer hörte des Heiden Rufen fleißig zu, hatte Verwunderung ob ſeiner Sprache und fragete Reicharden von Normandie, wer dieſer Türke wäre, der mit alſo heftiger Stimme ſeine Mannheit aufgerufen hätte? „Denn ich habe wohl — ſprach der Kaiſer weiter — aus ſeinen Reden vernommen, daß er ſich gegen ſechs der Beſten aus meinem Heere zu Wehre wolle finden laſſen.“ Darauf Reichard dem Kaiſer antwortete: „Gnädigſter Kaiſer, er iſt über die maß reich und ſo ſtark, als einer von Mutter Leibe je geboren ward, aber ein Heide und voller Grimmigkeit, alſo faſt, daß er weder König, Fürſten oder Grafen fürchten thut, ja auch keinen Menſchen auf Erdreich.“

Da Karl dies vernahm, hub er auf ſein Haupt und ſchwur zu Sankt Dionyſius von Frankreich, daß er nicht eſſen oder trinken wollte, es müßte zuvor einer von den Vettern von Frankreich mit ihm ein Treffen thun. Fragete darauf, wie der Rieſe genannt wäre? — „Gnädigſter Kaiſer, — ſprach Reichard — dieſer Heide heißt Fierrabras (iſt in Deutſch, grimmiger Arm); er hält ſich, daß man ihn fürchtet, iſt auch der, welcher den Chriſten alſo viel Verdruß thut, erſchlägt die Päpſte, henkt die Äbte, Mönche und Nonnen, beraubt die Kirchen, hat auch hingeführt die Dornenkrone Chriſti, ſamt anderm Heilthum, von deswegen ihr alſo viel Schmerzens und Leidens habet. Ihm iſt unterworfen Jeruſalem, mit dem heiligen Grabe, darin Gott unſer Schöpfer gelegt ward.“ Hierauf antwortete Karl: „Deiner Rede bin ich faſt unmuthig und, in Wahrheit, ich werde nimmer fröhlich, ich ſei denn meiner Begierde erſättigt, daß er überwunden werde.“

Das zweite Kapitel.

Wie alle Fürſten unmuthig waren und keiner war, der mit dem Heiden ſtreiten wollte, deßhalb Roland mit dem Kaiſer uneinig ward.

Ob dieſer Geſchichte wurden alle Fürſten, ſo da gegenwärtig waren, unmuthig und keiner unter ihnen war, der ſich des Heiden unterwand oder den Kaiſer um Urlaub angehen thät. Und da Karl ſahe, daß keiner ſich erbot oder begehrte mit Fierrabras zu ſtreiten, da ruft’ er Rolanden, ſprechend: „Mein lieber Neffe, ich bitte dich, ziehe hin und beſtreite mir dieſen Türken und thue dein Beſtes.“ Und da der Kaiſer alſo ſeinen Neffen mit freundlichen Worten bat, antwortete er: „Ihr redet thörlich, mein lieber Herr Oheim, deß geſchweiget. Mir wäre lieber, daß ihr aller euerer Glieder beraubt wäret, ehe ich mich wappnete mit dieſem Heiden zu treffen, wie ihr begehrt habet. Denn, verſchienener Tage, da wir alſo nahe von fünfzig tauſend Heiden überwunden waren, übten wir Jungen uns mannlich und erlitten manchen harten

Streich, von deswegen mein Geſell Olivier tödtlich verwundet iſt worden. Denn, wären wir euch nicht zu Hülfe kommen, ſo wäret ihr überwunden worden. Und da wir in unſere Herberge ritten, die ermüdeten Glieder wieder zu ruhen, des Abends, da du mit Wein beladen wareſt, berühmteſt du dich öffentlich, daß deine alten Ritter, die du uns zu Hülfe mit geführt, ſich baß im Streite gehalten hätten denn wir; wiewohl männiglichem kund iſt, wie kraftlos und erlegen ich des ergangnen Streites halber war. Aber, bei meines Vaters Seele, es war übel von euch geredet und man wird ſehen, wie ſich die alten Tropfe halten werden; denn, bei Gott, dem alle Ding unterworfen ſind, ich werde keinen Jungen, der anders in meiner Geſellſchaft iſt, immermehr lieb haben, der ſich unterwindet gegen den Heiden zu ziehen."

Dieſer Antwort ward der Kaiſer alſo faſt erzürnet, daß er mit ſeinem rechten Handſchuh, der mit Gold köſtlich belegt war, Rolanden über der Naſe traf, alſo, daß das Blut ihm davon über das Antlitz abrann. Und da Roland ſein Blut erſah, legte er die Hand an ſein Schwert, hätte auch dem Kaiſer geargwilliget, wo er ihm nicht entwichen wäre. Da der Kaiſer Rolands Meinung erkannte, da erſchrak er und ſprach: „O Gott von Himmelreich, wer ſollte das immer gedacht haben, daß Roland mein Neffe, der neben mir wider unſere Feinde verordnet geweſen, mich dermaßen übergeben ſollte haben! Und jetzund überläuft er mich mit dem Fürſatze mich zu ertödten, wiewohl er der allernächſte unter den Umſtehenden mir verwandt iſt; darum er mir ehe helfen ſollte, denn einig anderer Menſch. Nun gebe Gott, daß er auf heute ſein Leben ende, wie er deſſen würdig iſt." Mit dem rufte er aus großer Grimmigkeit: „Fördert euch und fahet Roland, denn ich will heute keinen Biſſen eſſen, er habe denn den Tod vorhin empfangen."

Und da Roland dies vernahm, wich er auf eine Seite, faßte ſein Schwert, den andern zurufend: „Seid ihr weiſe, ſo bleibet ſtill ſtehn, denn ich ſchwore zu Gott, iſt einig Menſch, der ſich herfür thut, der Meinung, mir zu argwilligen, ich will ihm ſein Haupt in zwei Theile zerſpalten." Hierauf war keiner, der ſich bewegte; denn ihnen allen mißfiel die Zwietracht. Aber der männliche Ogier ging zu Rolanden ſänftiglich und ſagte: „Herr Roland, mich bedunket, ihr habet faſt Unrecht, den Kaiſer eueren Oheim dermaßen zu Zorn zu bewegen, den ihr doch billig vor Augen halten und ob allen Menſchen lieb haben ſolltet.“ Roland, dem der Zorn etlichermaßen gelegt und geſänftet war, ſprach: „Herr Ogier, ich ſag' euch zu, mir ward jetzund kürzlich unverſehenlich geargwilliget, deß bin ich übel zu Muth.“ Aber der Kaiſer ward faſt zu Zorn bewegt über Rolanden ſeinen Neffen und ſprach zu den Vettern von Frankreich: „Liebe Herrn, vielerlei Gedanken treiben mich um, meines Neffen Rolands halben, der meine eigene Perſon hat verletzen wollen, zu welchem doch mein höchſtes Vertrauen vor allen Menſchen der Welt geſtanden hat. Ich kann nun nicht mehr erkennen, wen ich am liebſten habe oder am meiſten haſſen ſoll. So iſt auch keiner, der ſich bewillige wider den Heiden zu ſtreiten.“ Auf die Rede erhub ſich Herzog Naimas von Baiern, ſprechend: „Gnädigſter Kaiſer, ich bitt' euch, ſchweiget dieſer Reden; ein anderer ſoll mit dieſem Heiden kämpfen.“ Jedoch blieb der Kaiſer in heftigen Gedanken, denn ſich noch niemand deß erbot.

Das dritte Kapitel.

Wie Olivier, der ganz tödtlich verwundet war, um den Kampf bat und vom Kaiſer Urlaub gewann.

Hernach kürzlich kam Oliviern, Grafen zu Viande, in ſeine Herberge, da er mit einer tödtlichen Wunde ſiech lag, zu wiſſen die Mißhelligkeit und der Zank, ſo ſich zwiſchen dem Kaiſer und Rolanden erhoben hätten, und vernahm dabei, daß Fierrabras kommen war, der Zuverſicht, Kampf zu finden und daß doch niemand ſich deß zu thun oder zu leiſten erbot; und alſo erfüllet mit mannlicher, hitziger Begierde Streitens, richtete er ſich auf und erdehnete die Arme, ſich verſuchend, ob er den Harniſch erleiden möchte, und von ſolchem Bewegen der Arme öffneten ſich ſeine Wunden, dadurch vergoß er viel ſeines Bluts. Nicht deſto minder, als einer, der die Ehre des Kaiſers zu beſchützen geneigt war, und ſich daran kein Ungefälle verhindern ließ, thät er ſeine Wunden auf das allerbeſte verbinden, und begehrte von Garin, ſeinem Kammerknechte, ihm einen Harniſch zu langen; denn er wäre der Meinung ſich mit dieſem Heiden zu ſchlagen. Dem antwortete Garin: „Herr Olivier, durch Gott, habt Erbarmung über euch ſelber; denn mich bedünkt, ihr wöllet euch mit vorgeſetztem Muth in den Tod geben.“ Olivier ſprach: „Thue meinem

Begehren ein Genügen. Es ſoll keiner ſein und ſeines Herrn Lob zu erhöhen verziehen, und das mag ich billig thun, denn ich ſehe, daß keiner unter den Franzoſen ſich dazu erbeut; ſo will ich dem Kaiſer nicht abſtehen, denn das gemeine Sprichwort lautet: In Nöthen ſpüret man den Freund. Wohlauf, bald bringe mir meinen Harniſch.“

Garin brachte den Harniſch, und von erſt wappnete er ihn mit ſeinem Beinharniſch, darnach mit allem andern nothdürftigen Harniſch. Olivier gürtete um ſich ſein Schwert, das genannt war Haiteklere (zu Deutſch, hoher Klarheit), welches er faſt liebte. Darnach brachte ihm Garin ſein Roß, das ihm unter andern am liebſten war, genannt Ferrant von Hiſpanien. Da ſprang Olivier ohne Stegreif in den Sattel; er ſetzte zu ſich den Schild und Garin reichte ihm dar einen Spieß mit einem ſcharfen Eiſen, angeheftet mit ſechs guldenen Nägeln. Er gab ſeinem Roß die Sporen alſo kräftiglich, daß es ſich von dem Sprunge unter ihm zur Erden bog. Gar luſtiglich und tapfer konnte ſich Olivier zu Roß halten, alſo, daß diejenigen, die zugegen waren, Gott fleißig baten, Olivieren in ſeiner Hut zu haben. — Das that ihm auch Noth, denn er ſollte des Tags wider den ſtärkeſten und grauſamlichſten Mann ſtreiten, der von Frauenbild je geboren ward. — Und da er alſo zu Pferde war, machte er mit großen Nöthen vor ſein Antlitz und Leib das Zeichen des heiligen Kreuzes, ſich Gott befehlend und bittend, daß er ihm des Tages, nach ſeinem göttlichen Willen, wollte Troſt und Hülfe zuſenden. Und von allermänniglichen ward dafür geachtet und geſchätzt, Olivier wär' eines überſchwenklichen, adelichen und männlichen Gemüthes. Er ritt alſo bis zu den Schranken, bei welchen ſtunden: Naimas Herzog in Baiern, Wilhelm von Eſtock, Gerhard von Mondidier, Ogier König zu Dännemark, ſammt anderen Herren von Frankreich. Bei ihnen war auch Roland, des Kaiſers Schweſterſohn, faſt unmuthig der Scheltworte, die ihm der Kaiſer gegeben hatte; denn er hätte ſich gern darrin begeben, wo nicht alſo viel Schelt- und Verweisworte darunter verlaufen wären.

Olivier, alſo daher reitend, ward von dem Kaiſer und anderen Umſtehenden höchlichen gelobt und geprieſen. Alſo entlöſete und abthät Olivier den Helm und mit würdiger Ehrerbietung grüßt' er den Kaiſer; darnach ſprach er: „Edler, mächtiger und lobwürdiger Kaiſer, mein allergnädigſter

Herr, ich bitt' euch, nehmet meiner Worte acht. Euch iſt wiſſend, wie ich nunmehr eueren Gnaden drei Jahr lang gedienet habe und deß von euch keine Belohnung empfangen noch begehrt; ich bitt' euch, wollt mich jetzund einer Gabe gewähren." Der Kaiſer antwortete: „Olivier, edler Graf, ich verſpreche euch, bei meinen Treuen, ich bin deß willig mit gutem Herzen, alsbald wir in Frankreich und Burgundien kommen, kein Schloß, Stadt, noch ander Ding, das ihr begehret und ich anders vollbringen kann oder mag, ſoll euch verſagt ſein." — „Gnädigſter Kaiſer, — ſprach Olivier — der keines begehr' ich, ſondern bitt' um Streit wider dieſen Heiden, und hierum ſchenk' ich euch alle meine gethanen Dienſte und ſag' euch deren quit." Die Franzoſen thäten ſich Oliviers unterwundenen, mannlichen Gemüthes faſt wundern, ihrer einer ſah den andern an, ſprechend: „Heilige Mutter Maria! was will Olivier ſtreiten, ſo er doch tödtlich verwundet iſt?" Kaiſer Karl ſagte zu Olivier: „Biſt du deiner Sinne beraubt? Du weißt, daß du mit einem vierecketen, ſpitzigen Spießeiſen tödtlich verwundet biſt, und willſt dich in die heftigſte Sorgfältigkeit deines Lebens geben? Wende wieder um zu deiner Herberg' und ſchaffe dir Gemach, denn mit Nichten laß ich dich reiten, angeſehen, daß dir Geſundheit mangelt."

Alſo ſtunden auf Gannelon und Andres, die Verräther, die hernachmals die Verrätherei in Ronzeval begingen; dieſe ſprachen: „Gnädigſter Herr der Kaiſer, ihr habt geordnet, was durch unſer zween geurtheilt werde, dem ſoll ohne Widerrede Vollzug geſchehen; alſo urteilen und wollen wir, daß Olivier den Kampf thun ſoll." Hierum der Kaiſer über Gannelon voller Zorns und mit verblichenem Antlitz ſprach: „Gannelon, du biſt einer böſen Art und kannſt nicht Löbliches reden. Weil es nun alſo gelegen iſt, ſo ſoll er den Kampf thun, und er mag nicht davon, er ſterbe denn. Aber ich ſchwöre bei meiner Treu, iſt es Sache, daß Olivier erſchlagen oder gefangen wird, aller der Welt Gut ſoll dich deß nicht erretten oder friſten, ich laſſe dich und dein ganz Geſchlecht eines ſchändlichen Todes umbringen." Gannelon antwortete: „Gnädigſter Kaiſer, Gott und unſere liebe Frau müſſen ihn in Hut haben." Aber heimlich redete er: „Und Gott gebe, daß Olivier nimmer wiederkomme, ſondern daß ihm das Haupt zerſpaltet werde." Und da der Kaiſer ſah, daß Oliviers Bitte nicht zu wenden war, ſondern er den Kampf mit Fierrabras thun mußte, ſprach er: „Ich bitte Gott von Himmelreich, daß er dir Kraft und Macht geb', dich dermaßen zu halten, daß du mit Freuden wiederkommeſt.“ Mit dem warf er ihm ſeinen rechten Handſchuh dar, zu einem Zeichen des Urlaubes. Den empfing Olivier mit großer Begierde, dem Kaiſer größlich Dank ſagend, und nahm von jedermann Urlaub.

Da nun Olivier alle Umſtehende geſegnet hät, und von dannen kehret', und dies Reynier von Genua, Oliviers Vater ſah, fiel er dem Kaiſer zu Fuß und ſagete: „Gnädigſter Kaiſer, ich bitt' um Gnade, habt Erbarmung über mich und meinen Sohn; ihr wollet mich aller Dinge mißtröſten, ſo ich ſehe, daß mein Sohn zu Verluſt ſeines Leibes und Lebens hinziehen thut, angeſehen, in was Fährlichkeit er ſteht. Habet Erbarmde mit ſeinem jungen Furnehmen, ſeiner unerſättlichen Begierde, ſeinem ſorgſamen, verwundeten Leib. Ihr wiſſet, daß ein geletzigter Menſch, der auch ſo viel ſeines Blutes vergoſſen hat, im Streiten nicht harren mag.“ Aber Reyniers Bitten war umſonſt, denn der Kaiſer ihm ſeinen Handſchuh zum Zeichen des Urlaubs dargeworfen hatte. Wiewohl Olivier dies alles hörte, jedoch gab es ihm nicht zu ſchaffen, allezeit verhoffend, er wolle ſich mannlich halten. Und alſo hub von neuem an Reynier den Kaiſer zu bitten und ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, durch den, der für uns am Stamme des heiligen Kreuzes gehangen hat, verhänget meinem Sohne zu dieſem mal nicht, daß er mit dem Heiden renne. Weh' mir! wenn ich nun meinen Sohn verloren habe, wo ſoll ich dann hinwandern? Ihr möget doch jetzund wohl einen andern finden, der dies vollbringe.“ — „Reynier, — antwortete der Kaiſer — ihr wiſſet, daß ich's nicht wenden mag, denn zum Zeichen des Urlaubes hab' ich meinen Handſchuh dargeworfen.“ Olivier war deß wohl zufrieden und redete laut, daß es jedermann hörete: „Gnädigſter Kaiſer, ich bitt' euch, gewähret mich einer Bitte hie vor eueren Herrn, das iſt, hab' ich je jemand mit Worten oder Werken Leides gethan, daß es mir um Gottes willen vergeben werde.“ Von der Rede blieb kein Franzoſe, der da zugegen war, ungeweinet. Und alſo kehrete Olivier von dannen mit aufgethanem Fähnlein; und der Kaiſer geſegnete ihn mit dem Zeichen des Kreuzes; und befahl ihn in Schutz und Verwahrung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Das vierte Kapitel.

Wie Olivier Fierrabras zu Kampf forderte, deß er ſich lange widerte; wie Olivier lange ſeinen Namen verläugnet' und doch zuletzt Fierrabras getreulichen wappnete.

Alsbald ritt Olivier hinweg, an das Ende, da er zu Fierrabras, der unter dem Schatten des Baumes ungewappnet lag, kam. Der Heide wendete das Haupt zu ihm und wollte ihn nicht recht anſehen, alſo wenig achtet' er ſeiner, denn er war viel kleiner denn er. Olivier ſprach zu ihm: „Erwache, du Heide, du haſt mich alſo lange gerufen, daß ich allhie zu dir kommen bin. Ich bitte dich, ſage mir deinen Namen.“ — „Bei Machomet meinem Gott, — ſprach der Heide — dem ich alle Treue ſchuldig bin, ich bin der Reichſte in der ganzen Welt. Ich thue mich Fierrabras von Alexandrien nennen; ich bin der, auf daß du es eben weißt, welcher zerbrochen hat euere Stadt Rom, den Papſt und viel andere mehr getödtet, und habe mit mir dannen geführt alles das Heilthum, das ich habe finden mögen, darum ihr alſo unmuthig ſeid und, ſolches wieder zu haben, allen Fleiß ankehrt. Zu dem habe ich in Gewalt Jeruſalem, die ſchöne Stadt, und das Grab, in welches euer Gott gelegt ward.“ Olivier antwortete dem Heiden: „Bei meinem Eid, ich habe gern gehört, was du erzählt haſt, und wo es alſo wahr iſt, ſo wiſſe ſicherlich, daß es dich noch heute gereuen wird. Nun, wohlher, ſonder längere Rede eile dich zu wappnen. Siehſt du dort die Franzoſen, die anders nichts thun, denn uns zuſehen?“ Fierrabras hörte ihn alſo tapfer reden, deß fing er an zu lachen und ſprach: „Ich mag mich nicht genug verwundern, von wannen dir ein ſolch trotzig Gemüth eingebildet iſt worden, daß du mich alſo eilend zu Streit erforderſt. Aber, bei der Wahrheit, ich ſtehe nicht auf, du ſagſt mir denn zuvor deinen Namen und Geſchlecht; und wenn du das gethan haſt, ſo ſollſt du mich gewappnet ſehen.“ — „O Heide — ſprach Olivier — ich ſage dir in der Wahrheit, ehe die Nacht herzu ſtreicht, ſollſt du vernehmen, wer ich ſei. Mit mir entbeut dir Kaiſer Karl, mein allerliebſter Herr, daß du um deiner Seelen und Leibes Behältniß willen, deinen Glauben zu Machomet und andern Abgöttern, die anders nichts denn Irrſal ſind und weder Sinn noch Vernunft haben, verlaſſen, und an den allmächtigen Gott glauben wolleſt; nämlich an die heilige Dreifaltigkeit, den Vater, den Sohn, den heiligen Geiſt, drei Perſonen und ein einiges Weſen, welche mit einhälligem Willen Himmel und Erden, und alles, was drinnen wohnet, erſchaffen haben, der um unſertwillen von der Jungfrauen Maria hat wollen geboren werden. Und wenn du das glaubeſt, mit Hülfe des Sakraments der heiligen Taufe, die hierauf befeſtet iſt, magſt du erlangen die ewige, unzergängliche Freude. Thuſt du aber nicht, wie ich dir fürgehalten habe, ſo bin ich allhie in Meinung mit dir zu ſtreiten. Unter dieſen zweien gebührt dir eins zu wählen: zum erſten, daß du das Land armiglichen räumeſt, alles das deine hinter dir verlaſſeſt, nichts mit dir nehmeſt und nicht wieder kommeſt, oder aber, du mußt dich aufrichten, dich mit mir ſchlagen und deinen falſchen Glauben unterſtehen zu beſchirmen."

„Du ſeieſt, wer du wolleſt, — ſprach Fierrabras — du biſt übermüthig gnug, daß du dir fürſetzeſt mit mir zu ſtreiten; denn ich weiß, ſaheſt du mich aufrecht ſtehen, und ja ungewappnet, du müßteſt kühn ſein, wo du von Furchten nicht zittern thäteſt. Aber bei dem Gott, an den du glaubſt, erzähle mir, was Mannes oder Perſon iſt Karl, denn ich habe ihn in meinem Lande ſehr hören berühmen. So wüßte ich auch gerne, was Leute Roland, Olivier, Ogier von Dännemark und Gerhard von Mondidier wären; denn, in Wahrheit, ich wollte mich ihnen gern geſellen." — „Heide, — ſprach Olivier — auf dein Begehr ſage ich dir, Karl der Kaiſer iſt ein vortrefflicher Mann, daß ſeines Gleichen auf Erden nicht mag gefunden werden, es ſei mit Mannheit, guten Sitten, Macht und Reichthum. Nun hab' Acht ſeines Neffen Rolands; Olivier iſt nicht kleiner denn er; von andern Franzoſen zu geſchweigen, denn unter allen lebendigen Menſchen ſind ſie die mannlichſten. Aber dieſe Reden haben hie nicht Statt; gieb Ende deinen Sachen, verwappne dich, denn ich ſchwöre bei Gott, an den ich glaube, eileſt du dich nicht, ich ſchlage dich mit meinem ſtählenen Schwerte." Fierrabas hub auf ſein Haupt und ſprach: „Bei meinem Gott Machomet, dächte ich nicht Schande zu haben, dir Leides zu thun, ſo wollte ich dir an Stund' deinen Kopf abhauen." Deß antwortete Olivier: „Ich bitte dich, beklage mich nicht alſo, denn ehe die Nacht herzu kommt, ſollſt du innen werden, wer ich ſei. Ich habe mir fürgenommen, ich wolle mein Schwert noch in deinem Bauche benetzen."

Fierrabras war alſo unerſchrocken, daß er der Worte nicht achtete, ſondern legte ſein Haupt wieder auf den Schild und ſprach zu Oliviern, den er nicht fürchtete: „Ich bitte dich, erzähle mir deinen Namen und Geſchlecht.“ Olivier antwortete: „Ich heiße Garin von Peregort, ein Sohn eines Mannes, der ſich nennt Joſue, und bin des anderen Tages vor dieſem in Frankreich kommen, da ich alſo von dem edlen Kaiſer Karl, wie du mich ſiehſt, zugerüſtet ward, und bin von ihm verordnet, mich zu unterſtehen, ſein Recht wider dich zu beſchirmen. Hierum, ſonder längern Aufenthalt, wappne dich und ſitze auf zu Pferde, denn ich bin hie bereit mich mit dir zu ſchlagen, wo du anders alſo kühn biſt meiner zu erwarten.“ Fierrabras wollte des Kampfes nicht eingehen, denn ihm bedauchte ein kleines zu ſein, daß Olivier ſich mit ihm ſchlagen ſollte, und ſprach: „Garin, ich frage dich, warum ſind nicht kommen Roland, Olivier, Gerhard oder Ogier, die doch alſo berühmte Fürſten ſind, von denen ich habe in der Heidenſchaft hören ſagen.“ Da antwortet' Olivier: „Es geſchieht allein darum, daß ſie dich verachten und verſchmähen; aber ich bin hie und habe es nicht beſonders Acht. Willſt du meiner warten, ſo will ich mit dir ſtreiten; aber ich ſchwöre bei Sankt Peter dem Apoſtel, willſt du dich nicht wappnen, ſo will ich dich mit dieſem Gere, — das iſt eine Wehr an einem langen Stabe, mit einem Strahleiſen — den ich in Händen habe, tödelich verwunden.“ Fierrabras ſprach: „Garin, ich will dir es nicht hehlen, ſeit daß ich meinen Harniſch geführt habe, ſo habe ich mich nie mit keinem andern, denn mit Königen, Fürſten und Grafen oder Freiherrn, die da hoher Geburt ſind, geſchlagen, und es wäre mißthan, ſollte ich mit dir ſtreiten, ſo du niederer Geburt biſt; es wäre mir eine zu große Schande, wo ich dich erſchlüge. Aber um des mannlichen, fürtreffenden Gemüthes willen, ſo ich an dir ſpüre, bin ich zufrieden, daß du mich herabrenneſt: ich will williglichen fallen. Und dann ſo nimm mein Pferd und Schild, reite zum Kaiſer, ſage, du habeſt mich überwunden. Wenn ich dies thäte, wäre es nicht eine große Freundſchaft? Du ſollſt dich auch deß zu dieſem male begnügen laſſen.“

Olivier mocht' es länger nicht gedulden, ſondern ſprach: „Alle deine Thaten ſtehen allein auf Reden und Verachtung; ich bin des Fürſatzes, ehe es Vesperzeit iſt, will ich dir das Haupt von den Schultern abhauen thun. Ich bin kein Haſe oder ſonſt ein wildes Thier, daß ich mich laſſe alſo erſchrecken.

Du weißt, das gemeine Sprichwort lautet: Es ſei Zeit zu reden und auch zu ſchweigen, und von ihnen beiden mag einer wohl ein Narr geſcholten werden. Nun, wohlan, gieb Ende dem, das ich dir vorgehalten habe, oder aber ich werde dich erzürnen.“ Fierrabras antwortet': „Ich bitte noch begehr' anders nicht, denn daß du mir allhie ſchickeſt Rolanden, Oliviern, oder ſonſt der andern einen. Sind zween nicht kühn gnug, ſo kommen drei oder vier, denn, bei meiner Treu, Streit ſoll ihnen nicht verſagt werden.“

Unterdeß beide Theile ihr Geſpräch mit einander hatten, öffneten ſich Oliviers Wunden, alſo, daß Fierrabras Oliviers Blut über ſeine Knie abrinnen ſah. Er fragte ihn, woher das Blut kömme, das bis auf die Erde alſo fiel. Olivier antwortet', er wäre nicht wund, aber ſein Pferd wäre hartes Spornſchlages, davon es alſo bluten thäte. Fierrabras achtete und vermerkte, daß es nicht von Sporen war, und ſprach: „Wahrlich, Garin, du haſt gelogen, du biſt am Leibe verwundet. Ich ſehe es bei dem Blute, das dir obwendig des Knies abfleußt. Siehe, was ich thun will. Ich habe allhie zwei Fläſchlein mit gutem Balſam, den ich zu Jeruſalem erobert habe, und iſt deſſelbigen gleichen, damit euer Gott, des Tages, da er vom Kreuze genommen und in ſein Grab gelegt ward, gebalſamt iſt worden. Trinke davon, ich ſage dir zu, du wirſt an Stund' geſund; alsdann magſt du dich deſto männlicher, ohne Sorge, wehren.“ Olivier ſprach, er thäte es nicht, es wäre auch dieſe Anmuthung eine Thorheit. Fierrabras ſprach: „So biſt du ein Narr, ohne Vernunft, und billig iſt's, wo dir begegnet, das dich reuen wird.“

Da Fierrabras lange gnug gelegen hatte um Oliviers willen, da ſaß er eine Weile aufrecht, ſprechend: „Garin, ich begehre von dir zu wiſſen, ſage mir ſonder Hehl, was Stärke und Länge haben Roland und Olivier, welche von den Heiden alſo ſehr verfürchtet ſind, an ſich.“ Olivier ſprach: „Nimm meiner Größe wahr, ſo magſt du leichtlich Oliviers Größe vernehmen, denn er iſt nicht größer denn ich bin; Roland iſt ein kleines minderer, aber alſo kühn, daß ſeines gleichen auf Erden nicht lebt, denn er ſtreitet mit keinem Menſchen, er wird von ihm überwunden.“ Fierrabras ſprach: „Bei meinem Gott Apollo und Tervagant, denen ich Treue ſchuldig bin, du ſagſt mir Reden, deren ich mich verwundere. Denn wären die, als du ſie berühmeſt, ſo wollte ich ihnen Streit nicht verſagen und nicht ruhen, bis ich ſie alle mit meinem ſchneidenden Schwerte erſchlagen hätte." Olivier konnte länger nicht verziehen, ſondern wollte Fierrabras ſchlagen, darum ſprach Fierrabras: „Du willt dein ſelber nicht ſchonen, aber bei meinem Gott Machomet, ſtehe ich auf und ſitze zu Pferde, ſo mögen dich weder Karl noch dein Gott gefriſten, ich nehme dir das Leben. Ich weiß, ſäheſt du mich aufrecht ſtehn, du müßteſt kühn ſein, wo du von Furchten nicht erzitterteſt." Olivier antwortete: „Viel zu lange treibſt du heute dieſe ſpöttiſchen Worte, die du doch alle die Tage deines Lebens nicht erfülle ſehen wirſt, es wäre Zeit, daß du mäßiglich redeteſt, denn es möchte dir ſonſt nicht zu Nutz reichen."

Der Rede war Fierrabras gar unfriedlich und er ſtund auf in ganzem Grimm und Zorn. Derſelbige Heide war fünfzehen Schuh lang, und wo er ſich hätte taufen laſſen und gläubig worden wäre, ſo hätte man ſeines gleichen in der Chriſtenheit nicht funden. Und da er auf ſeinen Füßen ſtund, verdroß ihn faſt, daß er ſich nicht mit einem berühmten Manne ſchlagen ſollt', und darum ſprach er: „Bei der Wahrheit, um des edlen Gemüthes willen, ſo ich an dir ſpüre, trage ich Mitleidens mit dir. Ich bin zu dieſem male benügig, daß du wieder heimreiteſt, und ſende mir Rolanden, Ogiern oder Gerharden von Mondidier, und ſonderlich ſage Olivier, ich wöllte von dieſem Platz nicht weichen, ich habe ihn denn überwunden." Olivier konnte ſein Gemüth länger nicht zwingen, denn, wäre es ihm nicht eine Schande geweſen, er hätte ihn ungewappnet geſchlagen. Und da Fierrabras ſein hitziges Gemüth erkannte, da rief er ihn, und begehrte daß er ihm hülfe zu wappnen. Olivier fragte, ob er ihm auch vertrauen dürfte? Fierrabras ſprach: „Hilf mir treulich, denn ich verſpreche dir bei meinem Gott Machomet, daß ich all mein Lebtage keine Verrätherei gegen einigen Menſchen begehen will." Hierauf unterſtund Olivier den Fierrabras zu wappnen mit ganzem Fleiß.

Er nahm ein Leder von Capadozia, damit bekleidete er ihn am erſten; darnach ſeinen Krebs thät er ihm auch an, und ſetzte ihm auf ſeinen Helm, welcher ganz mit edelen Geſteinen ringsum gefaſſet war, den band er ihm tapfer auf. Man ſoll billig Acht haben der Treue unter den Geſchiedenen des Glaubens, und die allda waren, einander tödtlichen Krieg zu thun, daß dieſelbigen je einer dem andern dienſtbar waren. Erſtlich erbarmte es Fierrabras, daß er Olivier erſchlagen ſollt'; und das war billig zu verwundern, denn er war nicht ſein Vetter oder Gefreundeter. So wollt' er ihm auch ſelbſt ſeines Balſams mittheilen, als er das Blut von ihm rinnen ſah. Dagegen, da Olivier den Heiden ungewappnet fand, hätte er ihn ohne Mühe mögen erſchlagen, aber er half ihm treulich ſich zu wappnen, mit ihm zu ſtreiten. Große Tugend möchte man hierum an dieſen beiden ſehn und erkennen, die doch widerwärtiges Glaubens waren. Ich glaube, es wäre Gott ſehr gefällig, wo ſolche Treue, aus eigener Natur, unter den Chriſten geſpürt würde.

Da nun Fierrabras wohl gewappnet war, dankte er Oliviern gar ſehr, ſeines angewandten Fleißes. Gürtete um ſich ſein gutes Schwert, das hieß Ploranz, und band vornen an den Sattelbogen ſeine andern zwei Schwerter. Das eine hieß Batime, das andere Graban, die waren alſo feſt, daß kein Harniſch ſie verletzen oder brechen mochte. Und man findet geſchrieben, daß drei Männer, genannt Galams, Magniſikans und Aniſiax, alle drei von einem Vater Gebrüder und von Handwerke Waffenſchmiede waren. Dieſe drei ſchmiedeten neun Schwerter, gar beſonderer Güte. Aniſiax ſchmiedete drei Schwerter, deren eines hieß Ploranz, das andere Batime, welches hatte einen güldenen Knopf, das dritte Graban; dieſe Schwerter wurden alle drei dem Fierrabras, König zu Alexandrien. Magniſikanz machte auch drei; das eine, genannt Durandel (heißt: Härtigkeit), ward Rolanden, das zweite Savange (bedeutet: Erlöſerin), das dritte hieß Kurtein (heißt: Kurz), das ward Ogiern, König zu Dännemark. Und Galams machte auch drei Schwerter; eines hieß Flamberg, ward dem kühnen Reinhard von Montalban, das andere Halteklere (das bedeutet: hoher Klarheit), das ward Oliviern, das dritte hieß Joyeuſe, (bedeutet: Freudenreich oder Fröhlich), das Schwert führte Kaiſer Karl ſelber. Alſo verſehen ſaß Fierrabras zu Roß, hing neben ſich die zwei Fläſchlein mit Balſam, und an ſeinen Hals einen ſchweren Schild, mit Stahl faſt wohl beſchlagen, in der Mitte den Gott Apollo habend. Und darnach, da er ſich dem Gotte Apollo befohlen hatte, nahm er ſich ſeinen Spieß, mit einem ſtarken vierecketen Eiſen verſehen, und ſaß auf ſein Pferd, das geheißen war Ferrant von Hispanien. Das hatte an ſich eine ſonderliche Gewohnheit, denn wenn Fierrabras ſeinen Feind zur Erde brachte, ſo that das Pferd größere Wehr, denn der Mann.

Und da der Heide als ein überſtarker, gliedmäßiger, wohlgeſchaffener Mann zu Pferd geſeſſen war, ſprach er zu Olivier: „O du tugendſamer Garin, ich ermahne dich bei der Tugend, die du mir erwieſen haſt, daß du widerkehreſt ungeſtritten, denn ich trage Erbarmde mit deinem männlichen Fürſatz." Olivier ſprach: „Allweg redeſt du von ſolchen näriſchen Sachen; ich laſſe es nicht, ja ob ich meiner Glieder darum verletzet ſollte werden. Und ich bin nicht der, dem du Furcht einbilden ſollt; denn mit der Hülfe meines Herrn Jeſu, will ich dem Kaiſer dich noch heute lebendig oder todt überantworten." Fierrabras verwunderte ſich faſt Oliviers, daß er ſich durch keine Dräuerede vom Streite bewegen ließ, und ſprach: „Du biſt ein Chriſt, und ihr Chriſten habet großes Vertrauen in euern göttlichen Werken. Ich beſchwöre dich bei der Taufe, darin du getauft worden biſt, und bei dem Glauben, ſo du haſt zu dem Kreuz, daran dein Gott genagelt und gekreuziget worden iſt, auch bei der Treue und Liebe, ſo du zu Kaiſer Karl, ſeinem Vetter Roland und den andern trägſt, ſage mir deinen rechten Namen und Geſchlecht." Deß antwortete Olivier: „Wahrlich, Heide, der dich deß unterwieſen hat, dermaßen mit mir zu reden, der hat dich recht gelehrt, denn du möchteſt mich nicht baß beſchworen haben. Ich bin Olivier, ein Sohn des Grafen Reyniers von Genua, und ein beſonderer Rolands Streitgeſelle, auch einer von den zwölf Vettern." — „Bei rechter Wahrheit, — ſprach Fierrabras — ich dachte es wohl, du wäreſt ein anderer, denn du dich ausgabeſt, das macht das brennend kühne Gemüth, das ich an dir ſpürte, daß ich dir keine Furcht einbilden konnte. Und wie iſt dem, Herr Olivier? ihr ſeid am Leibe verwundet. Und das wäre mir eine große Schande, wo ich euch mit Streit überwände, denn ich hätte mich mit einem todten Manne geſchlagen. Hierum kehret wieder heim, wir haben diesmals genug gethan, denn um all der Welt Gut beginge ich ein ſolch Laſter nicht, mit euch zu treffen." — „Herr, — ſprach Olivier — ihr werdet es thun, denn, bei meinem Haupte, ſo wir zu Hauf kommen, will ich mich dermaßen halten, daß ihr nicht Urſach haben ſollt meiner zu ſpotten. Meinet ihr, daß ich ein erſtorbener Menſch ſei?" Darnach ſprach er ferner: „O Heide! ehe wir näher zu einander kommen, will ich dich erinnert und ermahnt haben, daß du glaubeſt an Gott von Himmelreich, den allermächtigſten, der dich erſchaffen und geformt hat, dem alle Geſchöpfe billig Ehre beweiſen und erzeigen; denn wer das nicht thut, der iſt vermaledeit. Verläugne und verlaſſe deine Götter, die voller Betrüglichkeit und verwerflich ſind, und ſetze dir für die Taufe zu empfahen, ſo wirſt du zu Freund gewinnen Kaiſer Karl, und zu einem Geſellen den männlichen, berühmten Roland; ſo will ich auch all mein Lebtage dir Geſellſchaft leiſten." Fierrabras ſprach: „Einer großen Thorheit unterwindeſt du dich, mich dahin zu bewegen, denn ich glaube nimmer an euern Gott, noch verläugne Machomet. Aber biſt du Rolands Freund, wie du ſprichſt, ſo bin ich ungemüther um deinetwillen, als ein Menſch ſein mag."

Das fünfte Kapitel.

Wie Olivier und Fierrabras zuſammenkommen, da Olivier hartiglich durch den Heiden verwundet ward und er den Heiden wieder verwundete, der aber, durch Kraft des Balſams, genaß; auch von Verluſt deſſelbigen Balſams und wie der Heide Oliviern ſein Pferd erſchlug.

Nach dieſem ruckte Fierrabras und Olivier von einander, doch ehe ſie ihre Pferde zuſammen laufen ließen, ſprach Fierrabras: „Mein Freund Olivier, ich bitte dich, trinke zuvor meines Balſams, denn durch ſeine Kraft wirſt du an Stund' deiner Wunden geſund, und dann magſt du dich deſto baß wehren." Olivier antwortete: „Das wölle Gott nimmer, daß ich meine Kraft durch Getränk oder anders, denn mit freiem Streite und heftiger Wehr erobere." Mit denen Worten ließen ſie ihre Pferde zuſammenlaufen, jeglicher des trotzigen Gemüthes, dem andern Hochmuth zu beweiſen, denn es ward nicht heftigerer Streit, denn von dieſen zweien, je geſehen.

Und als die Franzoſen ihr beider Treffen ſahen, beſorgten ſie ſich höchlich Oliviers, und unter andern ſprach der Kaiſer mit weinenden Augen: „O gebenedeieter Herr Jeſu Chriſt, ich bitt', erbarme dich zu dieſem mal über Olivier, meinen Grafen, daß er mir lebendig und geſund wieder daheim komme!" Mit dieſen Worten ging er, ſein Antlitz mit ſeinem Mantel bedeckend, in die Kapelle, umfaßte mit ſeinen Armen das Kruzifix und ſprach alſo: „Mein Herr und Gott, den ich zu beſuchen hergekommen bin, wolleſt Oliviern, der um Erhöhung des chriſtlichen Glaubens in Sorgfältigkeit ſteht, beſchirmen!"

Unter

Unter dem trafen ſich Fierrabras und Olivier in ihre Schilde alſo hart, daß die Eiſen ſich darin bogen und das Feuer daraus ſchoß, ihre Spieße zerſtoben in Spreißen, und ſie wurden zaumlos. Beide wurden auch alſo gar verdümmelt oder ſinnlos, daß kein Theil wußte, wohin zu kehren. Als ſie wieder zu Kräften kamen, gewann Fierrabras Ploranze, und Olivier Hauteklere, ihre guten Schwerter. Aber Olivier ereilte Fierrabras mit dem ſeinen zum erſten und gab ihm einen ſolchen Streich auf das Helmband, daß die Steine, mit welchen der Helm geziert war, hindannen ſtoben, und der Streich fiel abwärts zu der Achſeln, alſo, wo Fierrabras ſein lederner Wappenrock nicht beſchirmt hätte, ſo wäre er diesmal tödtlich verwundet worden. Aber nicht deſto minder ward Fierrabras des Streiches ſtegereiflos und fehlte gar wenig, er wäre von ſeinem Pferde gefallen; denn es für ſich ſprang.

Die Franzoſen, dies ſehend, ſprachen ſämmtlich: „Heilige Mutter Gottes! was kräftiges Streichs hat Olivier dem Heiden gegeben.“ — „Ja wohl, — ſprach Roland — es iſt ein wunderlicher Streich.“ Und weiter redete er: „O! wollte Gott von Himmelreich, mein lieber Geſelle Olivier, daß ich jetzund mit deinem Schilde bedeckt wäre, denn der Heide müßte mir kürzlich ſein Leben enden.“ Dem der Kaiſer antwortete: „Du ſchnöder Lecker, ich habe dich wohl hören reden, du verzagter Bube! Es iſt jetzund nicht Zeit davon zu reden; denn da haſt erſtlich nicht dargewollt, das dir noch öftermals zu Verweis gereichen ſoll.“ Hierauf antwortete Roland nichts anders, denn daß ſein Wille geſchehe.

Fierrabras war des Schlags gänzlich ergrimmt und erzürnet. Er kam mit ſeinem erhobenen und ausgezucktem Schwerte Ploranze, und mit Neid traf er Olivier auf ſeinen Helm, alſo kräftiglich, daß er ihm das Haupt verwunden thät, und von ſeines Helmes Panzer wurden mehr denn fünfhundert Ringe abgehauen; er verwundete ihm auch das Pferd und hieb dem einen Theil des Schenkels mit dem Sporen ab, alſo, daß des Heiden Schwert ganz blutrünſtig ward und das Blut ihm abhin rann. Des Streiches ward auch Olivier alſo kraftlos, hätte ihn der Sattel nicht aufgehalten, ſo wäre er darunter gefallen. Sein Pferd thät, der Wunden halb, faſt hinken. Hierum rufte er mit lauter Stimme: „O Herr Gott, mein Schöpfer, was harten Streiches habe ich empfangen! Jungfrau Maria, du Mutter Gottes, erbarme dich über mich, gieb mir Kraft, daß ich ihn gehaben möge.“ Alſo machte er mit ſeinem Schwerte für ſich das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da ſprach Fierrabras: „Olivier, bei meinem Gott Machomet, ich habe dir mit dieſem Streiche Furcht eingegoſſen, du magſt wohl hieran empfinden, was Spiels ich ſpielen kann. Es iſt kein Wunder, daß du dich deinem Gott, der empfangenen Wunden halber, empfiehlſt, ſei gewiß, du wirſt heute keine Sonne ſehen untergehn: du beginnſt jetzund deine Farbe und Geſtalt zu verwandeln. Jedoch bin ich benügig, daß du widerkehreſt, es wäre dir auch gut, ehe du meiner Stärke baß innen würdeſt. Ich ſage dir, wenn ich mein eigen Blut ſehe außer meinem Leibe fließen, ſo entſinkt mir meine Kraft und Macht; und ich vermerke, daß Karl dich nicht ſehr lieb hat, ſo er dich allher zu mir ſchickt. Hätte er dich in ein weiß Leilachen gelegt, wäre dir ſänfter und beſſer, denn mit mir zu ſtreiten, geweſen.“

Dies erhört Olivier, ganz erfüllt mit heftigem Zorn und dürftigem Gemüthe erhub er ſein Haupt und ſprach: „O Heide, heute des Tages ſpotteſt du meiner übermäßiglich und verhoffeſt mein Leben zu Ende zu bringen. Ich bitte den allmächtigen Gott, daß er mir meine Kraft erfriſche. Hüte dich vor mir, wir haben der Rede zu lange getrieben.“ Auf das rannten ſie beide zuſammen, gaben einander alſo harte Streiche auf ihre Helme, daß Steine und andere Zierheit davon zerſtoben und abfielen, und die Feuerblicke daraus erſchienen; denn ihre Streiche gaben lauten Schall.

Kaiſer Karl war mit heftigen Gedanken beladen und erwog, daß Olivier eine gerechte Forderung hätte, deren Gott behülflich ſein würde. Und wenn er dagegen bedachte, daß Olivier ſterben möchte, ſprach er als ein leidſamer Menſch: „O geehrter Gott, um deswillen wir alſo viel Arbeit erleiden, wolleſt Oliviern vor dem Tode und Gefängniß beſchirmen! Aber ich ſchwöre bei meines Vaters Seele, iſt es, daß Olivier von dieſem Heiden erſchlagen wird, ſo will ich im ganzen Frankreich weder Prieſter, Mönche, Klöſter, noch Kirchen nicht laſſen, ſondern will alle Kirchen und Klauſen, Kreuze und Altäre, Mönche und Nonnen mit einander thun verbrennen.“ — „Weh mir! — ſprach Herzog Naimas — geſchweige dieſer trotzigen Reden und bittet Gott, daß er Olivier zu Hülfe komme.“

Unter dieſen Reden rannten die zween einander mannlich an, und Fierrabras traf, mit erzücktem Schwerte, Oliviern auf ſeinen Helm, daß er ihm das Viſier verletzete und zerbrach, alſo, daß Olivier auf ſein Antlitz fiel. Sein Pferd wäre des Streichs todt geblieben, hätte es nicht für ſich geſprungen, und ward Olivier diesmal härtiglich in die Bruſt verwundet. Dazu hät er alſo viel ſeines Blutes vergoſſen, daß er ganz kraftlos war; und deß ſoll ſich niemand verwundern, denn er beſtreit den gräulichſten Heiden, ſo von Mutterleibe je geboren ward. Olivier alſo mit dieſer Trübſal befangen, ſetzte alles ſein Vertrauen in Gott und betete dies nachfolgende Gebet: „O du geehrter Gott, eine Urſach aller Geſchöpfe unter und ob dem Firmament, du, der aus eigenem Willen erſchaffen thäteſt unſern erſten Vater Adam, und zu einer Geſellin ihm geordnet haſt ſein Weib Eva, auf daß von ihnen das menſchliche Geſchlecht ſich größen und vermehren ſollte, du erlaubteſt ihnen alle Früchte des Paradieſes, ohne allein des einen Baumes. Aber durch Eingebung und Anreizung der Schlangen genoß Adam der verbotenen Frucht, dadurch er und wir des Paradieſes verſtoßen wurden, und durch Anleitung und Verführung des hölliſchen Feindes viel mancher iſt betrogen und verdammt worden. Das hat dich erbarmet, und du haſt angeſehen den Verluſt der Menſchen; hierum du in dem Leib der gebenedeiten Jungfrauen Maria, durch Verkündigung des Erzengels Gabriel, an dich genommen menſchliche Natur. Und unlängſt darnach kamen die drei Könige dich anzubeten und Gehorſam zu erzeigen, brachten Gold, Mirrhen und Weihrauch, die ſie dir opferten. Darnach Herodes, in Meinung dich zu tödten, manch unſchuldiges Kindlein hinrichten ließ, die doch in der unzerganglichen Freude jetzund wohnen. Und da die Zeit deines Leidens ſich nahete, gingeſt du in der Welt predigen deinen Freunden, davon die ungetreuen Juden zu Neid bewegt, dich an das Kreuz hefteten und ſchlagen; und alſo daran hangend, Longinus, aus Bewegung der Juden, die deine Seiten mit einem Speer öffnete, daraus floß Waſſer und Blut; und da er ſein Auge damit wuſch, und an dich glaubete, ward er klar ſehend; er bat um Gnade und erlangte ſie. Darnach wurdeſt du durch deine Freunde in das Grab gelegt, und des dritten Tages erquicketeſt du dein eigen Leben und erſtandeſt von dem Tode; du ſtiegeſt hinab zur Hölle, daraus nahmſt du Adam und Eva und alle die, welche würdig waren des Paradieſes. Und des Tages deiner Auffahrt fuhreſt du zu Himmel, zu Angeſicht aller deiner Apoſtel. Alſo, mein Herr und Gott, wie dies wahr iſt und ich das feſtiglich glaube, ſei mir ein Troſt wider dieſen Heiden, daß ich ihn überwinden möge, auf daß er behalten werde.“ Und mit dieſen Worten zeichnete er ſich, mit ſeinem Schwert, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, in dem Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit.

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, in Hoffnung, durch Gottes Hülfe ſollte ihm gelingen. Zu ihm ſprach Fierrabras lachend: „Olivier, guter Freund, ich bitte dich, verhehle mir nicht, was iſt es für ein Gebet, das du geſprochen haſt? Bei meinem Gott Tervagant, ich habe dir faſt gern zugehört.“ — „O, wäre es der Wille Gottes, — ſprach Olivier — daß ihr in den Gnaden wäret, daß ihr an ihn alſo heftiglichen glaubtet, als ich thue! Ich ſchwöre zu Gott, ich hätt' euch alſo lieb, als meinen Geſellen Roland.“ Deß antwortete Fierrabras: „Bei meinen Göttern Machomet und Tervagant, du mutheſt mir thörliche Sachen zu.“ Fierrabras ward Oliviers Anmuthung erzürnet, und ſprach: „Sei vor mir gewarnet, denn ich widerſage dir.“ Olivier antwortete: „Du ſollt es von mir auch wartend ſein, ich befehle mich Gott.“

Sie rannten alſo kräftiglich gegen einander, daß ſich ihre Pferde unter ihnen bogen und die Wieſe zu Morimond erzitterte. Fierrabras faßte ſein Schwert, damit ſchlug und verwundete er Oliviern in die Bruſt; und in während des Worts und des Streichs, verwendete Olivier, die Augen im Kopfe und ſein Antlitz erbleichete gar. Er rufte zu Gott und der Mutter Maria, daß ſie ſeiner Seele barmherzig wären. Fierrabras, aus großer Tugend, ſprach zu ihm: „Olivier, thu' nach meinen Reden; ſtehe kühnlich ab und trinke des Balſams nach deinem Willen, ſo wirſt du an Stund' geneſen und neue Kraft überkommen: alsdann magſt du dich deſto baß gegen mich wehren.“ Aber Olivier wollt' es nicht thun, ob er doch darum ſterben ſollte; denn mit freiem Streite wollte er ihn erobern. Sie rannten wieder zu Hauf und Olivier verwundete Fierrabras härtiglich; denn er ſtieß ihm das Schwert wohl halben Schuhes tief in den Schenkel, und von dem Blut, ſo daraus rann, ward die Erde alle roth. Alsbald ſich Fierrabras wund vermerkte, trank er ſeines Balſams, da ward er an Stund' geſund; deß Olivier Unmuth empfing, daß er es mit dem Heiden nicht zu Ende bringen mochte. Und alle Franzoſen, inſonderheit der Kaiſer, baten Gott, daß er Olivieren den Tag friſten wollte.

Da Olivier ſah, daß ſich Fierrabras mit dem Balſam geſund gemacht hätte, ſatzte er alles ſein Vertrauen in Gott, und mit ſolchem Vorſatz traf er mit erzucktem Schwerte Fierrabras auf ſeinen Helm einen harten Streich, und der Streich fiel zuthal auf den Sattel und zerſchnitt die Bande, damit die beiden Fläſchlein mit dem Balſam angeheftet waren, alſo, daß ſie abfielen. Fierrabras Pferd, des Streiches beſorgend, lief hin mit ſeinem Meiſter, als es Gott gefällig war, und ehe der Heide des Abfalles der Fläſchlein wahrgenommen hatte, bückte und ſenkte ſich Olivier zu der Erden, hub auf die Fläſchlein, trank daraus einen guten Trunk, wie ihm geliebete, und an Stund' heilten ihm ſeine Wunden. Er gewann auch neue Kraft und gedachte in ihm ſelbſt: wo Fierrabras nun mehr verwundet würde und des Balſams mangelte, ſo möchte er es zu Ende bringen. Hierum, da er nahe bei einem fließenden Bache war, warf er die Fläſchlein darein, die fielen bald zu Grund und wurden voll Waſſer; und, wie man es beſchrieben findet, ſo ſiehe man alle Sankt Johannistage dieſelbigen Fläſchlein klärlichen emporſchwimmen.

Da Fierrabras vermerkte ſeinen Balſam verloren zu haben, wäre er beinah ſinnlos worden, und mit großem Vorwurfe ſprach er zu Olivieren: „O ſchnöder Menſch, du haſt mich meiner Fläſchlein beraubt, die beſſer waren, denn alles der Chriſten Geld. Aber ich gelobe dir, ehe Vesperzeit ſoll es dir wohl eingetränkt werden; denn ich will nicht aufhören, bis ich dir dein Haupt abgehauen habe.“ Und mit den Worten gedacht' er Oliviers. Olivier wartete ſeiner, denn er beſorgte ſich nicht alſo ſehr, wie vorhin. Da er den Streich kommen ſah, bot er den Schild zu Schirm über ſein Haupt, damit er ſich des Streiches abhalten möchte; jedoch ſo traf ihn Fierrabras mit ſolchen Kräften, daß viel Panzerringe von ſeinem Helm zerſtoben. Er ward aber diesmals nicht wund, der Streich ging zuthal und hieb dem Pferde den Hals ab, alſo, daß Olivier mit ſeinem Pferde fiel. Er ſtund auf ſeinen Füßen, aber es war ein Wunder von Fierrabras Pferd, daß es Olivieren, wie es denn gewohnt war, nicht unterſtund zu erwürgen, ſondern es blieb, über ſeine Gewohnheit, friedlich ſtill ſtehen.

Das ſechſte Kapitel.

Wie Fierrabras Olivieren ſein Pferd bot, und er es nicht annehmen wollte, darum ſie beide zu Fuß ſtritten; und von des Kaiſers Gebet, da ihn ein Engel tröſtete, auch wie Olivier das Schwert aus der Hand fuhr.

So Karls, des Kaiſers, Leute ſahen, daß Olivier ſeines Pferdes beraubt war, waren ſie heftig betrübt. Hierum wollten ſie gewappnet Olivieren zu Hülfe kommen. Aber der Kaiſer, ſeine Ehre damit zu verwahren, wollte es ihnen nicht geſtatten. Jedoch fiel er auf beide Knie, Gott fleißiglich bittend, daß er Olivieren zu Hülfe käme. Da ſich Olivier zu Fuß ſah, ward er deß ungemuth, ging bei vier Schritt nahe zu Fierrabras, ſagend: „O König von Alexandrien, halte dich redlich gegen mich. Heute am Morgen berühmteſt du dich, wo fünf Ritter kämen, du wollteſt ihrer warten und ſie beſtehen. Dir iſt wiſſend, wenn einem der König ein Pferd tödtet, ſo iſt es billig, daß dem ein Theil in dem Erbtheil werde.“ Deß antwortete Fierrabras: „Ich weiß, daß du wahr ſageſt, aber auf daß du zufrieden ſeieſt, ſo will ich dir geben mein gut apfelgraues Pferd, damit biſt du wohl beritten. Und wiſſe, daß ich nie alſo erſchrocken geweſen bin, als da ich dich zu Fuß ſah, denn ich habe nie keinen zur Erden bracht, er wurde von meinem Pferd erwürgt.“ Olivier ſprach: „Ich nehme dein Pferd nicht, ich gewinne es dir denn recht und redlich ab.“

Hierum ward Fierrabras herrlichen Gemüthes, um der Mannheit willen, ſo er an Olivieren ſpürte, und ſprach: „Durch deine adeliche Tugend, ſo ich an dir erkenne, bin ich willig, das ich doch nie keinem gethan habe, zu thun.“ Stund hierauf vom Pferd ab, band es an, und mit einhälligem Gemüthe trafen ſie zu Fuß alſo kräftiglichen einander, daß zu verwundern war, daß ſie beide bei Kräften blieben, von Arbeit wegen, die ſie des Tags erlitten hatten. Alſo währete dieſer Streit eine lange Weile, in deren Zeit viel Verweis und Schmähworte einander gegeben wurden.

Als das Kaiſer Karl ſah, hatte er ein heftiges Mitleiden mit Olivier. Und zu ihm kam der Graf Reynier, Oliviers Vater, ſehr betrübt, fiel dem Kaiſer zu Fuß, bittend: „Gnädigſter Kaiſer, durch Gott erbarmet euch über meinen Sohn, und zum wenigſten bittet Gott, daß er ihm beholfen ſei, und er mir lebend und geſund wieder werde.“ Durch dieſe Bitte ward Karl bewegt, daß er ſprach: „Herr Gott, verhängſt du, daß Olivier überwunden und mein Recht unterdrückt wird, ſo gelobe ich, die ganze Chriſtenheit zu zerſtören, und will in ganz Frankreich weder Kirchen noch Klauſen, Klöſter, Bilder oder Altäre nicht unzerſtört laſſen.“ Darnach kniete er mit beiden Knieen auf die Erde, alſo ſprechend: „Mein Schöpfer, der du, um unſerer Erlöſung willen, von der Jungfrauen Maria geboren wollteſt werden, wie ich das feſtiglich glaube, und von deiner Geburt wegen die ganze Welt erleuchtet ward; du durchwandelteſt die Welt, darin wohnteſt du zwei und dreißig und mehr Jahre. Und zu erſten erſchufſt du Adam und Eva, von denen wir herkommen ſind, in dem irdiſchen Paradieſe, dem luſtlichen Orte, da wurden ihnen alle Fruchtbäume, allein ausgenommen einer, des Lebens, erlaubt, wie du denn ſolches verordnet hatteſt. Deß ward Adam ungehorſam funden, denn er genoß der verbotenen Frucht, und um ſolcher ſeiner Miſſethat willen, ward er von dir geſchieden. Und zu erlöſen das menſchliche Geſchlecht von ewigem Gefängniß, warſt du willig den Tod an dem Kreuze zu leiden; darnach du durch Judas um dreißig Pfennige verrathen und eines Freitags gepeiniget wurdeſt mit einer ſcharfen Dornenkrone und an das Kreuz genagelt. Longinus, der blinde, öffnete dir deine Seite, und da er deines Blutes über ſeine Augen ſtrich, ward er ſehend. Du ſtiegſt ab zu der Höllen, daraus führteſt du deine lieben Freunde; und zum letzten, in Gegenwärtigkeit deiner lieben Apoſtel, fuhrſt du zu Himmel, und ließeſt hienieden deinen Verweſer Sankt Peter, und ordneteſt die Taufe, damit wir wiederum geboren werden, Chriſten dadurch zu werden, und um unſerer Seelen Erlöſung willen. Herr Gott, alſo dies alles wahr iſt und ich feſtiglichen Glauben daran habe, alſo wolleſt heute Oliviern behüten und beſchirmen, daß er weder gefangen oder erſchlagen werde.“

Wie er dies heimlich betete, ſo erſchien ihm ein Engel, der ihm von Gott geſandt ward, der ſprach: „O edler Kaiſer, du ſollſt wahrhaftiglich wiſſen, daß ich von Gott allher zu dir geſandt bin, zu verkündigen, du ſollſt keine Sorge vor Olivier haben; denn, ſonder allen Zweifel, Olivier wird den Sieg erobern. Wie lange es doch ſich verzeucht, ſo wird der Heide überwunden.“ Mit dieſen Worten verſchwand der Engel, und Kaiſer Karl dankete Gott gar fleißiglichen.

Jedoch da Olivier und Fierrabras lange mit einander gekämpft und geſtritten und einander viel Verweis und Scheltworte gegeben hatten, da wollte Fierrabras Oliviern einen übermäßigen, harten Streich geben. Aber Olivier, den Streich erſehend, eilte ſich und gab Fierrabras zween kräftiger Schläge. Davon ward des Heiden Gemüth alſo hart über Oliviern erhitzet, und er hinwiederum über den Heiden, alſo daß beider Sinne und Meinung einhällig waren, keiner von dem andern zu weichen, einer hätte denn den andern überwunden und erſchlagen. Und nach dem Streiche ward Olivier alſo ſchwach, daß die rechte Hand, mit der er das Schwert gefaßt hatte, ihm entſchlief und geſchwoll von den Schlägen, die er gethan hatte. Und als er deß Willens war, ſeinen Feind mit allen ſeinen Kräften zu ſchlagen, da entfuhr ihm das Schwert einen fernen Streich. Deß erſchrak er faſt und lief mannlichen dahin, des Willens, ſein Schwert wieder zu erobern. Der Heide erhob und zuckte ſein Schwert: da bot Olivier ſeinen Schild über das Haupt zu Schirm; aber nicht deſto minder ſchlug ihm der Heide zween harter Streiche, zerhieb ihm den Schild gar ſehr und zerbrach ihm den Helm, alſo, daß er ſeiner Kraft beraubt ward. Hierum furchte Olivier den Heiden alſo ſehr, daß er ſich nach ſeinem Schwerte nicht bucken durfte.

Da die Franzoſen Oliviern wehrlos ſahen, wappneten ſie ſich an Stund', in Meinung, Oliviern zu helfen; aber Karl der Kaiſer wollte es ihnen nicht verhängen ode[illegible]ſtatten; denn er ſprach: Gott wäre mächtig genug ihm ſe[illegible]cht helfen zu beſchirmen. Und hätte er ihnen nicht gewe[illegible]ſo wären mehr denn vierzehen tauſend Heiden bereit Fier[illegible]as zu helfen. Zu allen dieſen Dingen thät der Heide anders nichts, denn lachen, und ſprach zu Oliviern: „Bei rechter Wahrheit, ich habe eines Theils meines Willens an dir erfüllt. Aber warum darfſt du nicht dein Schwert nehmen? Ich merke, daß du überwunden und verzagt biſt; du buckeſt dich jetzund nicht um das Halbtheil der Welt Gut. Und ich muthe dir zu: verläugne deines Glaubens, den du haſt, und die Taufe, darin du gewaſchen worden biſt, und des Gottes, an den du glaubeſt, von deßwegen du alſo große Pein duldeſt, und glaube an meinen Gott Machomet, der voller Güte iſt, ſo will ich dich leben laſſen, dazu dir geben Floripes, meine Schweſter, die Hübſcheſte, ſo von Mutter Leib je geboren ward, zum Weibe; dann wollen wir, ehe das Jahr vergeht, Frankreich genommen haben, und in derſelben Königreiche einem will ich dich krönen thun.“ Deß antwortet' Olivier: „Heide, du redeſt von thörlichen Dingen; das wölle Gott nimmer, daß ich den Fürſatz gewinne, meinen Gott, der mich gebildet und erſchaffen hat, und der Sakramente, die da zum Heile meiner Seele eingeſatzt ſind, zu verläugnen, und an Machomet oder andere deine Götter, die weder Kraft noch Macht haben, ſondern eine Urſach der Verdammniß ſind, zu glauben.“ — „Bei meinem Gott Machomet, — ſprach der Heide — allwegen biſt du in deinem Fürſatz verſtockt, und davon mag man dich weder mit Peinen noch mit Leiden dringen. Aber du magſt dich eines Großen wohl berühmen, denn ich von keines Menſchen wegen, mein Lebtage nie alſo faſt beſchwerdet und gemüdigt worden bin, als von dir; deß ſollt du dich billig beloben. Ich bin ſein zufrieden, nimm dein Schwert kühnlich und ohne Sorge wieder; denn ohne ein Schwert biſt du nicht höher zur Wehr zu ſchätzen, denn eine Frau.“ Olivier ſprach: „Heide, ich kann anders nicht von dir ſagen, denn daß du mir Gut und Dienſt beweiſeſt, aber um zehen tauſend Mark Goldes thät' ich es nicht, nicht um Furcht des Todes. Denn ſo ich mit deinem Willen und durch deine Güte mein Schwert wieder nähme, und es ſich darnach begäbe, daß ich deiner gewaltig wäre, und du alsdann dergleichen Freundſchaft von mir begehreteſt, und ich dich erſchlüge, das wäre läſterlich von mir gethan und würde mir zu Verweis reichen. Aber jetzund ſteht mein Tod und Leben in dem Willen Gottes, meines Schöpfers, dem ich mich gänzlich ergeben habe, und ich will mein Schwert wieder gewinnen, oder du ſollt ſeiner entgelten, und ſollt' ich darum ſterben. Keines anderen ſollt du von mir gewärtig ſein.“ Fierrabras gab ihm Antwort: „Du biſt faſt übermüthig und hoffärtig, aber deß ſei gewiß, daß du kürzlich geſchändet und überwunden ſollſt werden.

Das ſiebente Kapitel.

Wie Olivier des Heiden Schwerter eines von ſeinem Pferde gewann, damit den Heiden wundet' und ihn zuletzt mit einer tödtlichen Wunde überwand.

Plorantz, des Heiden Schwert, mochte Oliviern nicht erſchrecken. Als Fierrabras ihn alſo trotzlich und tapfer hörte reden, verwunderte ihn faſt ſeines männlichen Gemüthes, daß er ſein Schwert nicht wollte, ſondern es mit rechtem Streite gewinnen. Es kam der Heide mit ſeinem Schwert Plorantz zu Olivier; und da er ihn kommen ſah, wäre nicht zu verwundern, ob er ſich gefürchtet; denn er kein Schwert hatte und ihm dazu wenig Schildes noch übrig war, der Heide hatte ihn ganz zerhauen; aber doch behalf er ſich damit, des beſten er immer mochte. Und durch den Willen Gottes ſah er neben ſich des Heiden Pferd, da zwei Schwerter am Sattelbogen gebunden waren, von welchen hievor Meldung geſchieht. Alſo lief Olivier auf das ſchnellſte und eilendſte er immer mochte, zu dem Pferde und nahm derſelbigen Schwerter eines, welches mit dem Namen hieß Batime, das hatte eine breite und lichte Schneide. Damit und mit dem wenigen Theile des Schildes, deß er noch hatte, begegnete er dem Heiden, und da er nahe bei ihm war, rief er ihm zu: „O König von Alexandrien, jetzund iſt es Zeit dich zu retten; denn ich bin mit eurem eigenen Schwerte verſehen, damit ich euch noch unmuthig machen will. Hütet euch vor mir, ich widerſage euch.“

Da nun Fierrabras Olivier alſo reden hörte, davon verkehrte ſich ſeines Antlitzes Farbe und er ſprach: „O Batime, mein gutes Schwert, ich habe dich allwege für eines meiner beſten Schwerter, ſo an meiner Seite hing, gehalten und geſchätzt!“ Darnach ſah er Oliviern an und ſprach: „Bei meinem Gott Machomet, du biſt voller Grimmigkeit. Nimm dein Schwert wieder und laß mir das meine, darnach wollen wir unſerem Anfange Ende geben.“ Olivier antwortete: „Bei meinem Haupte, es ſoll nicht alſo nach deinem Willen ergehen, denn ich will dies Schwert zuvor in dir verſuchen; hüte dich vor mir, wir haben zu lange mit einander geredet.“ Mit dieſen Worten kam Olivier, als ein hungriger Leue, zu Fierrabras dem Heiden, ſeinem Widerſacher, aber er konnte ihm nicht auf das Haupt ſchlagen. Er traf mit erſt den

Schild, den hieb er ihm in der Mitte entzwei, daß ihm das eine Stück vor ſeine Füße fiel. Des Streiches fürchtete ſich Fierrabras gar faſt, denn der Streich ging voll eines Schuhes tief in die Erde. Da benedeiete Olivier denjenigen, der das Schwert gemacht hätte, und nach viel Schelt- und Verweisworten, ſtunden ſie beide zum Theil mit ihren Helmen entdeckt.

Und da Olivier den Heiden eines ſo grauſamlichen und mannlichen Antlitzes ſah, ſprach er: „O Gott, mein Schöpfer, wie iſt der Heide alſo grimmig und voller Bosheit. O! wollte Gott, daß ihn der Kaiſer unter ſeiner Gewalt hätte, und daß er ſich ließe taufen, ſo wären Roland und ich ſeine Geſellen ewig. Heilige Jungfrau Maria, du Mutter Gottes, bitte deinen Sohn, unſeren Herrn Gott, daß er dieſem Heiden Gnade eingieße, daß er chriſtglaubig werde; denn durch ihn möchte der Glaube ſehr gehöhet werden.“ Fierrabras ſprach: „Olivier, geſchweige der Rede, ſage mir, willt du mehr ſtreiten, oder was haſt du dir fürgeſetzt zu thun.“ — „Ja, — ſprach Olivier — hüte dich vor mir, ich widerſage dir.“ Sie liefen einander mannlich an, aber Olivier ward von dem Heiden zuerſt in ſeinen Schild, zunächſt bei der Fauſt, troffen, alſo, daß ein großer Theil davon auf die Erde fiel. Da ſprach Fierrabras: „Ich mein', ich habe dir des Lebens ein Ende gegeben.“ Olivier gab nicht Antwort darauf, ſondern lief den Heiden mit erzucktem Schwerte grimmiglichen an. Der Heide ſah den Streich kommen und bot den Schild zu Schirm, alſo ward ihm ein Viertheil davon abgehauen, und ſie wurden beideſammt alſo verdummelt, daß ihnen das Geſicht verging.

Sie thäten mit ihren Schwertern das Feuer aus Helm und Schilden ſprengen, und in ſolchem Schlagen ſprach Fierrabras zu Oliviern: „Die Stunde iſt nun kommen, daß die Hülfe von deinem Gott Jeſus, an den du glaubeſt, dir entführt iſt; du mußt bald ſterben, dieweil du dich bekenneſt überwunden zu ſein.“ Deß antwortete Olivier: „Jeſus iſt wohl mächtig, zu erzeigen ſeine Kraft; und bald wirſt du innen, wie Machomet und Tervagant dir helfen werden. Sie ſind nicht alſo mächtig, du mußt erſterben, das will ich dir bald beweiſen.“ Auf die Rede liefen ſie von neuem einander an, aber Olivier ward zum erſten durch den Helm, nahe bei dem Viſier troffen, alſo, was Fierrabras erreichte, das ging durch.

Er ſprach zu Olivier: „Ich ſchwöre bei meinem Gott, ich habe dich recht troffen; ſei ſicher, du wirſt Karl und Roland nimmermehr ſehen.“ Olivier antwortet': „O Fierrabras von Alexandrien, ſei nicht alſo übermüthig, denn ehe ich von dir weiche oder ſcheide, ſo will ich dich überwunden haben, und Gott will mich meiner mannichfältigen, heftigen Begehr gewähren.“ Alſo ſchlug einer den andern ſo kräftiglich, daß ſie beide von Schmerzen beinah gefallen wären und hin taumelten. Fierrabras ſchlug ſonderlich Oliviern durch den Helm bis auf das Fleiſch. Er hätte ihn auch des Streichs erſchlagen, wäre die göttliche Hülfe und Gnade nicht geweſen. Hierum Olivier, als ein wuthender Menſch, lief den Heiden mit erzucktem Schwert an, und der Heide hub ſeinen Schild hoch zu Berg, alſo, daß er ſich unter dem Arm ganz bloß gab. Deß nahm Olivier wahr, und traf Fierrabras mit Kräften in die Seiten, daß ihm das Schwert tief in den Leib ging und ganz blutig ward. Es fehlete auch wenig, dem Heiden wären die Därme auf die Erde gelaufen und gefallen; denn des Streichs brauchte Olivier alle ſeine Kräfte und Stärke, damit er dem Kampf ein Ende gäbe; als auch geſchah.

Das achte Kapitel.

Wie Fierrabras überwunden und gläubig, mit Olivier durch die andern Heiden angerannt wird, ihrer etliche erſchlug und Fierrabras auf der Erden liegen ließ.

Fierrabras, als der alſo tödtlich verwundet war, wie ich hievor erzählt habe, und vermerkete, daß er Oliviern keinen Widerſtand thun möchte, ward ſein Herz durch die Kraft Gottes erleuchtet, und er erkannte das Irrſal der Ungläubigen. Er hub ſeine Augen zum Himmel und rufte um Gnade zu der heiligen Dreifaltigkeit. Darnach ſah er Oliviern an und ſprach: „O edler Olivier, du mannlicher Ritter, durch die Ehre Gottes, an den du glaubeſt, mit mir einhällig, ich bitte dich um Gnade und daß ich nicht erſterbe, ich werde denn zuvor getauft, und Kaiſer Karl, der alſo berühmt iſt, gefänglich überantwortet. Denn ich will an Chriſtum glauben, und wiedergeben die Heilthume, ſo ich euch entführet habe, von deswegen ihr allhie bei einander verſammelt ſeid und ſo viel Arbeit habet. Und ich ſchwöre dir, wo ich deinethalben ein Heide erſterbe, daß du meiner Verdammniß Urſach biſt. Wo du mich nicht mit dir nimmſt, ſo vergieß' oder verliere ich ſo viel Bluts, daß ich jetzund vor deinen Augen ſterbe, und darum ſo wolleſt, durch Gottes willen, dich über mich erbarmen." Olivier hatte groß Mitleiden mit ihm, und um ſeines Schmerzens willen weinet' er. Er legte ihn unter eines Baumes Schatten und verband ihm die Wunden, ſo beſte er immer mochte, alſo, daß er nicht ſo viel ſeines Blutes vergoß, als vorhin. Der Heide bat Oliviern daß er ihn trüge, denn er nicht gehen konnte, aber Olivier ſah daß es ihm unmöglich; denn er zu groß und wichtig war.

Fierrabras zwang ſich faſt zu gehen, und kam nahe zu Oliviern, ſprechend: „O edler Olivier, führe mich zu dem Kaiſer, eh ich ſterbe; denn ich meinem Ende faſt nahe, mein ganzer Leib blutet. Nimm dies Pferd, ſetze dich darauf und komm nahe zu mir, ob ich die zwerch vor dir ſitzen könnte, ſo möchteſt du mich wohl hinführen. Halt' hie mein Schwert, das gürte um dich, ſo wirſt du vier der beſten, ſo man in allen Landen finden mag, haben. Eile dich; denn ich habe heute in dieſem Walde fünfzig tauſend Mann verlaſſen, die alle meine Unterthanen und Diener ſind; denen habe ich befohlen, ſich nicht zu bewegen, ich komme denn vom Streit wieder zu ihnen." Der Rede erſchrak Olivier hart; jedoch ſprach er: „Herr König, weil euch das zu Willen iſt, ſo laß ich es mir auch gefallen." Er ſetzte ſich die zwerch vor ihm, wie er angezeigt hät, und ritt hinweg mit großen Schmerzen.

An Stund' kam aus dem Wald ein arger Heide gerannt, der hieß Brulland von Mommier. Ihm folgten nach Sortibrant von Cunieber, der König Matribel und Marradas, mit fünfzig tauſend Mannen. Da ſie Olivier kommen ſah, gab er dem Pferde die Sporen, aber die Laſt war ihm zu ſchwer, daß es nicht hinweg mochte, ſondern ihn ereilten die Heiden. Alsbald die Franzoſen ihre Feinde kommen ſahen, wurden ſie ſchnell gewappnet und angethan; unter anderen Roland, Gerhard von Mondidier, Wilhelm von Eſtock, Naimas Herzog in Baiern, Ogier König zu Dännemark, Reichard von Normandie, Gui von Burgundien; desgleichen thät Reynier von Genua, Oliviers Vater.

Olivier ſah zu Thal, und ihm rannten entgegen zuförderſt Brulland von Mommier, der ſaß auf einem Pferde, das lief alſo geſchwind wie ein Haſe, und hatte vor den andern ein groß Gelärm, gleich ob der Donner und Blitz ſchlügen. In ſeiner Hand führt' er einen ſcharfen, und vierecketen Gere, deß Eiſen vorne mit einer Kröten Blut vergiftet und darum faſt ſorglich war. Olivier erſchrak ſeiner Kunft und ſprach zu Fierrabras: „Herr König, ihr müſſet abſitzen, ich mag euch länger nicht führen, das mich doch höchlich erbarmet, ich merke, daß mir zu wehren von nöthen iſt. Ihr ſehet, mag dieſer mich erreichen, ſo bin ich todt, und wird mich Karl der Kaiſer nimmer lebend ſehen, das ihn doch höchlich mißtröſten wird." Deß antwortete Fierrabras mit lauter Stimme: „O edler Olivier, wollt ihr mich laſſen? ihr habt mich erobert, ich habe mich euch ergeben; das wäre nicht treu von euch, ſo ich euer bin, und ihr meiner verläugnetet. Weh' mir Betrübtem und Unglücklichem! Soll ich ein Heide erſterben, wo ſoll ich dann hinkommen? Jungfrau Maria, du Mutter Gottes, ſei mir Unwürdigem, der ſich zu dir gewendet hat, barmherzig!" Darnach ſprach er zu Oliviern: „O edler Graf, ich bin durch dich überwunden und habe dir gelobt, mich taufen zu laſſen. Verläßt du mich nun, ſo wirſt du billig ein unwerther Mann geachtet und gehalten; denn du biſt noch nicht überwunden, noch haſt einigen Streich meinethalben empfangen." Olivier antwortete: „Fierrabras, du redeſt als ein rittermäßiger Mann, ich ſchwöre zu Gott und allem himmliſchen Heere, dich nicht zu verlaſſen, ob ich ſchon Streit deinethalben wartend bin, und du magſt dich tröſtlich deß verſehen, daß ich dich, alſo lang' ich das Leben habe, meines Vermögens beſchirmen will." Hierauf nahm er des Heiden Krebs und anderen Harniſch, deß er ſich traute zu behelfen, damit wappnete er ſich eilends; er faßte ſein Schwert Haiteklere, mit dem vermeinte er ſich baß, denn mit einem andern zu beſchirmen.

Alſo kam Brulland mit ſeinem ſcharfen Gere gerannt, traf Oliviern in die Bruſt, und gab ihm damit einen alſo harten Stoß, daß der Gere in vier Stücke zerſprang. Da ſprach der Heide: „Herr Olivier, ihr habt gnug um meinetwillen gethan, und ſeid übel verwundet; ſetzet mich nieder und führet mich auf die Seite, auswendig des Weges, auf daß ich von den Heiden nicht geargwilliget oder gefangen werde." Deshalb hatte Olivier mit dem Heiden groß Mitleiden, legte Fierrabras in den Schatten unter einem Tannenbaum, fern von dem Wege, und wie er die Flucht geben wollte, ſah er um ſich wohl zehen tauſend Heiden halten. Da ſprach er: „Ach und weh! mein Schöpfer und Herr Jeſus, dir iſt meine

Meinung erkenntlich, ich bitte dich, thu' mir die Gnade, daß zu dieſem male ich nicht erſterbe.“ Und in dem Namen Gottes zog er aus ſein Schwert Haiteklere, rannte ihnen entgegen, und der erſte, den er betraf, war des größten Mannes Sohn, der unter ihnen ſein mochte, den ſchlug er mit dem Schwert alſo kräftiglich, daß er ihn bis auf die Bruſt zerſpaltete, und er fiel todt zur Erden. Olivier war behende, nahm den neuen Schild; denn im vorigen Streite hatte er den ſeinigen verthan. Er hatte auch einen Spieß, den ſenkte er, ließ ſein Pferd unter die Ungläubigen laufen, und zum erſten traf er Clorgis, daß ihm der Spieß in das Herz ging und er todt zur Erden ſank; und wie er ſich wandte, da erſchlug er drei Heiden, und die andern, ſeine Mannheit erſehend, gaben die Flucht, als die Schäflein den Wolfen thun. Über ihn rannten Matradas, Targis, Corribrant von Cunieber, und Margaris. Die Könige riefen ihm mit einhälliger Stimme zu: „Bei unſerem Gott Machomet, Franzoſe, du wirſt uns nicht entgehen, hüte dich vor uns; denn du mußt von unſeren Händen erſterben.“ Und hierauf rannte Olivier die Feinde an, und brachte faſt eine große Menge um. So ſchlugen auch die Heiden alle auf ihn, alſo, daß es ein Wunder war, wie er ſolches geharren und erleiden möchte. Aber von manchen der Streiche und Geſchoſſe fiel ſein Pferd todt unter ihm darnieder. Er ſtund eilends auf, bot für ſich ſeinen Schild, den er überkommen hatte, und faßte ſein Schwert Hatteklere, darauf alles ſein Vertrauen ſtund. Wen er traf, der fiel darnieder und ward erſchlagen; man lieſ't in keiner Hiſtorie, daß je ein wunder Menſch ſo große Wehre thät, als dieſer Olivier.

Das neunte Kapitel.

Wie Olivier gefangen ward und ihm der Kaiſer mit den Seinen zu Hülfe kam, da Gerhard von Mondidier, Wilhelm von Eilrok, und Geoffroi von Angiu, von den Heiden gefänglich hingeführt wurden.

Alſo kräftigliche Wehre thät Olivier zu Fuß unter den Heiden, daß deß größlich zu verwundern, aber es war ihm unmöglich, davon zu kommen; denn ſie rannten und ſchoſſen auf ihn Spieße, Schwerter und Geren, eine große Menge, alſo daß ihm ſein Schild mehr denn an fünfzig Enden zerbrochen und zerlöchert war, und ſein Krebs war aller zerſchoſſen und zerriſſen; er ward auch von vier ſcharfen Geren tödtlich verwundet, darum er kraftlos zur Erden fiel. Da ſie ihn grimmiglich und neidlich aufhuben, verbunden ſie ihm die Augen alſo hart, daß er nichts ſah, und ſetzten ihn auf ein gutes Pferd, daran ſie ihn hart bunden und hefteten. Da der mannliche Olivier alſo geblendet und aller Hülfe entblößt war, auch ihm alle Hoffnung und Troſt verſiegt waren, und er alſo kaiſerlich gefangen, nicht Wiſſens hätte, wo man ihn hinführte, ſprach er mit betrübtem Gemüth und Herzen: „O Karl, ein König alles Adels, ein Kaiſer aller Tugend, wo biſt du jetzund? Iſt es dir unwiſſend, wo ich ſei? Siehſt du nicht, was ich thue? Gedenkſt du nicht an mich, du edler Geſell Roland? Biſt du entſchlafen? Bin ich taub, oder wie kommt es, daß ich nicht höre? Iſt kein Chriſt, dem es zu Gedanken komme?“ Da Olivier dieſe und andere Worte alſo redete, ſprach der König Marradas zu ihm: „Franzoſe, wer du doch ſeieſt, du redeſt von thörichten Sachen, denn ich will keinen Biſſen beißen, du ſeieſt denn zuvor gehenkt.“ Sie überantworteten Olivieren, alſo gebunden, vier böſen Tirannen, die ihn behalten ſollten.

Nun kam Kaiſer Karl mit den andern Vettern gerannt, ſonderlich zum erſten Roland, Dietrich von Ardennien, und mit großem Gerufe baten ſie Gott und alle Heiligen um Hülfe. Mit trotzigen Worten rannte Roland Korſabeln in die Bruſt, Gerhard von Mondidier traf Artugen, Ogier Athemas, Reichard von Normandie Amandis, Gui von Burgundien Brulkanden; es war keiner unter den Vettern zu Frankreich, er rannte den Seinen herab. Sie behandelten die Heiden alſo übel, daß ſie unmüßig waren, und Olivieren zu helfen nicht fortkommen konnten. Aber diejenigen, ſo Olivieren führten, rannten allſtats für ſich. In dem Streite blieb todt, Wilhelm Gattiere, und ſonſt viele Franzoſen, junge Leute. Und die Heiden rannten zur Erden, Gerharden von Mondidier Herzog Dietrichs Sohn, Wilhelmen von Eſtock und Geoffroi von Angü. Dieſelbigen bunden ſie mit Fleiß auf Pferde, und ritten ganz eilends hinweg.

Da der Kaiſer ſie hinführen ſah, rufte er ſeinen Herren und aller ſeiner Macht um Hülfe zu, ſprechend: „O ihr ungetreuen Ritter, wie träge und langſam ſeid ihr! Führen ſie mir die Herren alſo hinweg, es ſoll euch nimmer frommen.“ Da die Franzoſen den Kaiſer alſo rufen hörten, gaben ſie ganz wüthend ihren Pferden die Sporen, und betraten die

Hei

Heiden in einem Grunde. Roland war der erſte, der ſie mit Durandal, ſeinem gezuckten Schwerte, anrannte, der Meinung und des Fürſatzes, ſich an ſeinen Feinden zu rächen, und wen er traf, der mochte ſich des Todes gewiß ſchätzen; denn ihm waren alle Sinne entwichen, darum, daß man ſeinen Geſellen Olivier alſo ſchändlich hinführete. Er traf Lampartis, den zerhieb er bis auf die Mitte ſeines Leibes. Und desmals übete ſich Roland männlich, aber um der Menge der Heiden willen, konnte er den gefangenen Herrn zu helfen nicht fürder reiten. Sie jagten und eilten ſie wohl fünf Meilen lang von ferne, konnten ihnen nicht genahen, und wurden diesmals viel guter Ritter erſchlagen, verwundet und müde. Wiewohl Roland ſchwur, nicht nachzulaſſen, er hätte denn die Gefangenen wieder, ſo wollte es doch ihnen die Nacht, welche herzuſtrich, nicht verhängen und geſtatten. Die Heiden rannten alle für ſich, nach ihrem Gefallen. Kaiſer Karl durfte den Heiden mit der Macht nicht länger nacheilen; denn er beſorgte ſich eines Verſteckes oder einer Hinterhut, daß ihn vielleicht die Heiden umbringen möchten, und wurde alſo der Kaiſer bezwungen, das Feld zu verlaſſen und wieder heim zu ziehen.

Das zehente Kapitel.

Wie der Kaiſer Fierrabras unter einem Baum liegen fand, ihn heimführete und taufen ließ, und wie die Heiden die gefangenen Chriſten zu dem Ammiral führten.

Leichtlich vermerkte Kaiſer Karl, daß er, der Nacht halben, den Seinen nicht zu Hülfe kommen konnte, darum wandte er wieder um, und in der Widerkehre fand er Fierrabras unter einem Baume kraftlos liegen. Zu dem ſprach er: „O du unglückhaftiger Heide, ich ſollte dich billig haſſen, denn um deinetwillen habe ich meinen Diener verloren; du haſt mich Oliviers, den ich unter allen Menſchen am liebſten gehabt, beraubt, der da geweſen iſt ein Auſſenthalter und Beſchirmer meiner Ehren; und an dem Ende läßt du mir für Freude, Schmerzen.“ Da Fierrabras das erhörte, goß er einen harten Seufzer aus und ſprach: „O reicher und edler Kaiſer, unter allen Regierenden der mächtigſte, ich bitte dich durch Gottes Willen um Gnade: vergeih' mir. Es iſt wahr, mich hat Olivier überwunden und bezwungen, ich will dir's nicht hehlen; ſo habe ich ihm verſprochen, Chriſt zu werden, habe auch darauf meiner Götter verläugnet, halte nichts mehr von ihnen, und habe mich Jeſu, dem Erlöſer der ganzen Welt, ergeben. Ich bitte dich wiederum, daß ich getauft werde; und wann mir meine Wunden geheilt ſind, ſo will ich unterſtehen, der Chriſten Glauben mit allem meinem Vermögen helfen zu erhöhen, und viel Heiden ſollen durch mein Zuthun zum Glauben bekehrt werden. Ich will euch wiedergeben das heilige Grab und die Heilthume, deshalben ihr bekümmert ſeid. Und ich ſchwöre bei dem Gott, an den ich glaube, daß ich Oliviers halben, der gefänglich gehalten wird, betrübter bin, denn meines eigenen Leibes, der doch tödtlich verwundet iſt. Iſt es Gott gefällig, ſo ſollen wir ihn kürzlich wieder überkommen. Hierum taufet mich; denn ſtürbe ich ein Heide, das würde euch allen verweislich ſein.“

Kaiſer Karl, voller Mitleiden, thät Fierrabras durch ſeine Grafen in die Herberge führen. Und da ſie ihn alſo mächtiger und großer Gliedmaßen erſahen, verwunderten ſie ſich ob ſeiner Länge und Größe; denn da man ihn entwappnete, war er alſo hübſcher Menſch, ſo man finden mochte; und die Franzoſen gaben Olivieren großes Lob, daß er einen ſolchen Mann beſtritten und überwunden hätte. Als man ihn auszog, da huben die Wunden von neuem an zu bluten, davon ihm das Herz entſank und er in Ohnmacht fiel; aber Roland behielt ihn in den Armen. Und an Stund' ward die Taufe gerüſtet. Man berufte Herzog Naimes und den Erzbiſchof Turpin; die waren ſonderlich erfreut, daß der Heide getauft ſollte werden. Und da die Taufe gerüſtet war, verwandelten die Gevattern ſeinen Namen, und er ward Florent in der Taufe geheißen; aber alle die Tage ſeines Lebens nannt' er ſich Fierrabras. Er ward darnach in ein Bette gelegt und ſeiner faſt wohl gepflegt; und da er hernach ſtarb, wirkte Gott viel Wunders durch ihn

Der Kaiſer ließ ſeine Wunden durch die Ärzte beſichtigen, die befunden ſie wenig zum Tode gereichend; denn ſeine Eingeweide waren nicht verletzt. Darum waren die Ärzte ſicher, ehe zween Monat vergingen, ihn wieder geſund zu liefern. Der Kaiſer war gegenwärtig, da ſolche Beſichtigung geſchah, der ſprach zu Fierrabras: „Sähe ich allhie für dich Olivieren und die anderen Gefangenen, deß wäre ich höchlich erfreut.“ Und war der Kaiſer, um den Verluſt ſeiner Herren willen, faſt betrübt, und mehr, denn er bewies oder ſich erzeigte.

Brulland mit den anderen Heiden, die die Franzoſen gefänglich hielten, verzogen länger nicht, ſondern mit großer Eile rannten ſie bis zu der großen Stadt Agrimore, da der Ammiral Baland häuslich wohnte; und zu dem Einzug der Stadt thäten ſie ihre Drommeten blaſen, und hatten groß Getöſe. Da Baland, der Ammiral, Fierrabras Vater, ſie kommen ſah, ging er ihnen entgegen, und kam zu Brulland von Mommiere, zu dem er ſprach: „Brulland, mein Freund, ſaget mir etwas Neues; wie ſteht es um meine Geſchäfte? Habt ihr Karl, den Kaiſer, der ſich alſo faſt befürchten thut, mit ſeinen Vettern von Frankreich gefangen und überwunden?“ Deß antwortete Brulland: „O Herr Ammiral, die Mähre und Botſchaft, ſo ich euch bringe, lauten viel anders; gar wenig fehlte, wir wären durch den Kaiſer Karl überwunden worden; denn ſeine Macht iſt unmäßig groß. Euer Sohn wird bei ihm gefänglich gehalten, ſeiner Grafen einer hat ihn mit rechtem Streite, ohne einige Verrätherei, mannlich überwunden, und er hat ſich zum Chriſten taufen laſſen.“ Da der Ammiral dieſe Rede erhörte, fiel er kraftlos auf die Erden, und blieb alſo lange Weile durch Schmerzen, ſeines Sohnes halben, ohne einige Vernunft liegen; und da er ſeine Kraft wieder ſchöpfte, rufte er mit lauter Stimme: „O wie ein betrübter und unglückſeliger Menſch bin ich! Was ſoll aus mir werden? O mein allerliebſter Sohn Fierrabras, wo biſt du hinkommen? Woher kommt dir dies Ungefäll? Durch wen biſt du gefangen? ſo du doch noch nie müde oder durch jemand erobert biſt worden. Weh mir! Was böſer Mähre ſind mir von dir fürgeſchollen, daß du Chriſt worden biſt! Ich bin betrübter deiner Verläugnung, denn ob du zu Stücken gehauen und todt darnieder gefällt worden wäreſt.“ Und als ein betrübter Menſch fiel er abermals darnieder und rufte Brulland von Mommiern zu: „Wo iſt hin kommen der edle König von Curſubel, und mein Neffe Barkhard, und Magis von Pramel?“ Und darnach: „Iſt es wahr, daß mein Sohn Fierrabras, ihrer aller Hauptmann, gefangen iſt, ſo will ich den Hirnſchädel dem Gott Machomet zerbrechen; denn er hat mir großes Gut verſprochen, und darum habe ich mich ihm ergeben.“ Mit dieſen Worten, als ein Unſinniger, peinigte er ſich ſelber.

Und da der Ammiral ſeines Zorns und Unmuths ein wenig erkühlet war, fragte er Brullanden, wer der wäre, der ſeinen Sohn Fierrabras überwunden hätte? „Herr Ammiral,

— antwortete Brulland — euer Sohn iſt durch dieſen Herrn gefangen worden." Und zeigte ihm Oliviern, der war wohlgeſchaffener Gliedmaßen, und ihm waren die Augen verbunden. „Nun, wohlher, — ſprach der Ammiral von Hiſpanien — eilet euch und bringet mir ihn; denn ich will weder trinken noch eſſen, ihm ſeien denn zuvor alle ſeine Glieder zerhauen."

Da die Franzoſen vernahmen, daß Olivier, welcher ihr aller Troſt war, getödtet ſollte werden, deß erſchraken ſie faſt und weinten inniglich. Aber Olivier tröſtete ſie wiederum, ſagend, ſie wüßten nicht, was ſie ſagten. Und darnach ſprach er: „Meine liebe Herren und Brüder, ihr wiſſet unſer Bezwängniß und Noth. Iſt es, daß der Ammiral inne wird, daß wir von den Vettern von Frankreich ſeien, ſo hat unſer Leben ein Ende; denn mit nichten hat er unſer Erbarmung. Und darum bitte ich, euer keiner rede; denn wie ich anhebe, dem ſeid einhällig." Den gefangenen Franzoſen gefiel dieſer Rath, und ſprachen, ſie wollten ſeines Rathes folgig ſein.

Da der Ammiral die Franzoſen forderte, entwappneten ſie die Heiden, löſten ihnen auf die gebundenen Hände und die Verſtopfung der Augen, davon ſie gräßlichen gepeiniget wurden. Hierauf fragte ſie der Ammiral mit ſchnöder Stimme, ſprechend: „Franzoſe, verhüte dich wohl, daß du anders nichts, denn die Wahrheit ſageſt, und verhehle mir nicht, wie du genannt ſeieſt." Deß antwortete Olivier: „Herr König, ich heiße Angine, ein Sohn eines armen Edelmannes, und bin bürtig aus Lothringen, von dannen ich ſchied und an den kaiſerlichen Hof kam, da mich der Kaiſer alſo rüſten thät. So ſind auch meine Geſellen alle arme Ritter, die um Abentheuer willen und Ehre zu erlangen, dem Kaiſer mit Fleiß zu dienen, ausgezogen ſind, und das meiſte, auf daß wir durch unſere Mannheit etwa Gnade erlangen möchten." — „O Machomet, mein Gott, — ſprach der Ammiral — wie bin ich betrogen! Ich meinte, zu haben fünf der Beſten und Tapferſten ganz Frankreichs, die des Kaiſers Fürſten wären." Er rufte ſeinen Kämmerer Barſabas, und ſprach: „Gehe hin eilends und entkleide mir dieſe Franzoſen, darnach thue ſie alle an dieſe Säule härtiglich binden, und bringe mir allhie meine eiſenen Gere, die von Hitze ganz glühend ſeien, die will ich zu dieſen Franzoſen ſchicken, und nach meinem Willen mit ihnen handeln." Da ſtund auf Brulland von Mommiere, der ſprach: „Herr Ammiral, ich bitt' euch, laſſet dies Fürnehmen dieſer Zeit anſtehen; das wäre nicht recht von euch gethan. Ihr ſehet, daß es dem Abend nahet, und würde auch zu ſpät, Urtheil über ſie zu geben; ihr möchtet auch wohl geläſtert werden, darum, daß eure Herren und Fürſten nicht allhie ſind; und darum bitte ich, thut ihnen dieſe Nacht bis Morgen, daß jedermann ſolches gewahr werde, nichts, alsdann mag euer Urtheil unverwiſchlich geſchätzt werden; denn ich weiß, daß ſie den Tod wohl verſchuldet haben. Und wo euch Karl euern Sohn, meinen Herrn Fierrabas, mit gutem Willen wieder antworten wollte, ſo möchtet ihr ihm die gefangenen Franzoſen dagegen übergeben.“ — „Um euretwillen, — ſprach der Ammiral — bin ich ſein zufrieden.“ Er berufte Brutamont, der ein Hüter der Gefängniſſe war, ihm die Franzoſen härtiglich befehlend, ihrer Acht zu haben, und ſie an ſolch Ende zu legen, damit ſie unterwieſen würden, welcher maßen ſie gehandelt hätten.

Das eilfte Kapitel.

Wie Olivier und die andern gefänglich gelegt, aber durch Floripes erlöſ't wurden, welche den Kerkermeiſter erſchlug; wie ſie Floripes Hofmeiſterin alle erkannte, und dieſelbige Hofmeiſterin darum in das Meer geworfen ward.

Tröſtlich und mit Neid nahm Brutamont, ſammt ſeinen Geſellen, die Franzoſen, als er des Ammirals Gebot vernommen hät, ſie an harte Örter zu legen, führete ſie hin in ein Gefängniß, das alſo finſter war, daß niemand keinerlei Lichtes und Tages in ſelbigem ſehen noch vermerken mochte. Darin waren auch viel Kröten, Schlangen und andere giftige Thiere; ſo war auch ein Strom von dem geſalzenen Meer darin geführt, und hätte doch keinen Ausgang, bis hoch dort oben, ſo das Meer wuchs. Und ehe daß er ſie in das Gefängniß legete, thät der Meiſter des Gefängniſſes die Löcher unter ihnen verſtopfen. Wie ſie alſo in großer Betrübniß im Schlaf und Traume lagen, kam das Meer mit großem Ungeſtüm hineingelaufen, alſo, daß die armen Franzoſen im Waſſer bis an die Schultern ſtanden. Und alſo von Schmerzen des geſalzenen Waſſers öffneten ſich Oliviers Wunden, daß ihn bedauchte, ſein Herz würde durchſtochen. Männiglich mag bedenken, was Leidens ſie hätten, beſonderlich Olivier, der tödtlich verwundet war und wohl benöthigt geweſen wäre guter Arzenei. So ward ihm der Schmerz ſeiner Wunden durch das Salzwaſſer erneuert; denn alsbald er des geſalzenen Waſſers empfand, da fiel er darnieder, wäre auch desmals todt blieben, wo ihm Gerhard von Mondidier nicht geholfen hätte; denn er aufenthielt ihn des Falles. Und möchte wohl männiglich Verwunderniß haben, wie ſie ſich erhielten, daß ſie nicht ertrunken; denn das Waſſer wuchs immer für ſich. Dagegen ſoll man wiſſen, daß in demſelbigen Gefängniß zwo Säulen waren, wohl funfzehen Schuh hoch, darauf ſie ſtiegen, und Oliviern mit Nöthen auch hinauf brachten.

Da er darauf kam, hub er an mit Bitterkeit ſeines Herzens ſich zu beklagen, ſprechend: „O, ich unſeliger Mann, der dem falſchen Unglück alſo heftig unterworfen! O Reynier, mein lieber Vater, was beginnt ihr? Iſt euch wiſſend, wo ich ſei? Gedenket ihr auch, was ich thu'? Erkennet ihr meine Schmerzen? Ihr werdet mich nimmer ſehen!“ Als dieſe und andere untröſtbare Worte Olivier mit ihm ſelber redete, ſprach zu ihm Gerhard von Mondidier: „Herr Olivier, nicht mißtröſtet euch mehr; denn einem ſolchen Ritter, als ihr ſeid, geziemet dergleichen Klage nicht zu thun. Laſſet uns Troſt im Namen Gottes empfahen; denn, wäre es ſein Wille, daß wir, die da hie innen ſind, dort außen wohl gewappnet ſein ſollten, und unſer jeder ein Schwert in Händen hätte, ich ſchwöre zu Gott, ehe einer unter uns von den Heiden hierein geworfen würde, ſo ſollten mehr denn drei hundert von meiner Hand erſterben.

Da die Franzoſen, welche auf den Marmelſäulen ſtunden, dieſe und andere mehre Reden trieben, höret' ihre Klage Floripes, des Ammirals Tochter und Fierrabras Schweſter, fleißiglich zu, deß ein groß Mitleiden mit ihnen habend, und ſonderlich Oliviers Beklagung. Dieſe Jungfrau war noch unverheiratet, gar ſchön und wohlgezogen, einer wohlgemeſſenen Länge, weiß, als eine Roſe in dem Monat des Maien ſein mag, hatte ein leuchtend Haar, als das ſchöne Gold, darunter ein Antlitz, ein wenig länglicht, lächelnde Augen, klar als eines Falken, und funkelnd als zwei kleiner Sternlein; ihr Antlitz war gar lieblichen Blickes, faſt wohl geſchickter Naſen, die Augenbrauen gleich einem kleinen Schatten ob den Augen; kleine runde Bäcklein oder Wängelein, gleich der ſchönen weißen Blüthe mit ein wenig rothem vermengt; ihr Mündlein roth, herausgebogen zu dem Kinn: alle Ding' an ihr wohlgeſtaltet; ein kleines Haupt, gleiche Schultern, und obwendig ihres Gürtels die Brüſtlein erhaben, gleich zweien runden Äpfelein. Sie war bekleidet mit einem purpurnen Rock, mit güldenen Sternen bezieret. Derſelbige Rock ward gemacht durch ein Meerwunder, und war der Tugend: wer ihn antrug, der mochte weder durch Kraut oder ſonſt Gift vergeben werden. Floripes war alſo hübſch in ihrer Kleidung, daß, wenn ein Menſch drei oder vier Tage ungeeſſen geweſen wäre, und er ſie geſehen hätte, ihm wäre an Stund' ſein Hunger davon gebüßt worden. Sie war auch bekleidet mit einem Mantel, der war in Kolchis, der Inſel, darin Jaſon den Widder gewann, gewirket worden. Denſelbigen Mantel hatte gleicherweiſe ein Meerwunder gemacht; er war eines überluſtigen Geruches: und hierum ſo verwunderte ſich männiglich ihrer Schöne.

Wie ich vor erzählt habe, hörete ſie die Franzoſen, und ſonderlich Oliviern, ſich heftiglichen beklagen. Sie ging darauf, ſelbzwölf ihrer Jungfrauen, aus ihrer Kammer, und kam zum erſten in den Saal, darin die Heiden ganz troſtlos, daß Fierrabras, ihr Herr, gefangen war und andere Herren todt blieben waren, ihr Geſpräch hatten. Und da Floripes die Heiden fragete, was ihnen wäre, erzählten ſie der Jungfrauen, wie Fierrabras, ihr Bruder, gefangen und überwunden wäre. Darum ſo thät ſie einen harten Seufzer und jämmerlich Geſchrei, alſo, daß alles Leid im Saale erneuert ward. Darnach fragte ſie Brutamont, den Kerkermeiſter: „Wer ſind die Betrübten, ſo ich im Gefängniſſe habe hören reden?“ — „Meine gnädige Frau, — antwortete der Kerkermeiſter — es ſind Franzoſen, Kaiſer Karls Diener, welche nimmer aufhören, unſere Geſetze zu zerſtören, unſer Geſchöpf zu verachten, unſere Freunde zu ertödten und zu vertilgen unſere Götter; und ſind die, welche eueren Bruder, meinen Herrn Fierrabras, haben helfen fahen. Unter denen iſt gar ein berühmter, wohlgeſchaffener Mann, als man den finden mag, der iſt alſo männiglich, daß er euren Bruder Fierrabras mit rechtem Streite überwunden hat.“

Die Jungfrau verdroß ſeiner Rede und ſprach zu Brutamont: „Ich will mit ihnen reden, komm' und entſchleuß mir das Gefängniß; denn ich will ihres Geſchäftes ein Wiſſen haben.“ — „Meine gnädige Frau, — antwortete Brutamont — ihr ſollet mir verzeihen, ihr werdet nicht darkommen, um der Schnödigkeit des Ortes willen; es geziemt euch nicht. So hat mir auch euer Vater verboten, daß ich keinen Menſchen zu dem Thurn laſſe. Ich bedenke auch, daß manche vernünftige Menſchen durch Frauen betrogen und geſchmäht ſind worden.“ Und als Floripes dieſe Rede hörete, thät ſie, als ob ſie der Sinne geſchwächt wäre, und ſprach: „O du böſer Lecker und mißgünſtiger Menſch, ſollt du mir meinem Begehren widerſprechen? Ich gelobe dir, es ſoll dir in kurzem vergolten werden.“ Sie berufte ihren Kämmerer; der gab ihr einen Stecken. Sie thät gleich, als ob ſie das Gefängniß öffnen wollte, und Brutamont wollte darwider ſprechen. Da ſie dies ſah, gab ſie ihm unverſehenlich einen Schlag mit dem Stecken in das Antlitz, daß ihm beide Augen aus dem Kopf ſprungen, und da er auf der Erden lag, thät ſie ihn ertödten und warf ihn in das Gefängniß, daß der Heiden keiner es inne ward.

Die Franzoſen erſchraken, da ſie ihn fallen hörten, und vermeinten gänzlich, der Teufel hätt' ein ſolch Geſpenſt angerichtet, ſie damit zu verſuchen und zu erſchrecken. Darnach ließ Floripes eine angezündete Stangenkerze vor ihr in das Gefängniß tragen, und nahe bei einem Pfeiler rufte ſie ihnen zu, ſprechend: „O ihr lieben Herren, antwortet mir, wer ſeid ihr und wie nennt man euch? Das verhehlet mir nicht.“ — „Meine gnädige Frau, — antwortete Olivier — wir ſind Franzoſen, Kaiſer Karls Diener, zu dem Ammiral geführt und durch ſein Geheiß in dies grauſame Gefängniß gelegt worden. Es wäre uns beſſer, wir würden getödtet, denn an dieſem Ende zu bleiben.“ Wiewohl Floripes nicht Chriſtin war, noch den Chriſten gewogen, ließ ſie ihre Tugend ſcheinen, und mit edlem Gemüthe ſprach ſie: „Ich verſpreche euch dieſes Gefängnißes zu ledigen, allein, daß ihr mir gelobet und ſchwöret, was ich euch ſage, mir darin behülflich zu ſein.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Olivier — ich mache euch deß ſicher, was ich mit dem Munde rede, daß ihr die Werke dem gleichmäßig, ohne Wanken, ſpüren ſollt; wir haben uns bisher anders nicht gehalten, das wollen wir auch hinfüro thun. Und ſeid ſicher, wir wollen auch nicht abſtehen, als lange wir das Leben haben, allein, daß wir mit Harniſch und Wehren verſehen werden und daß wir hieraus kommen, denn ſo wollten wir die Heiden männlich in die Flucht ſchlagen.“

— „Männlicher Mann, — ſprach die Jungfrau — ihr möchtet euch wohl zu viel berühmen: ihr ſeid noch dort innen und nicht hie außen, und ihr dräuet den andern, die da noch ledig ſind; es wäre euch beſſer ſtillgeſchwiegen, denn thörlich geredet.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Gerhard von Mondidier — ich ſage, welcher gefänglich gehalten wird, der ſinget gern, auf daß er ſeines Leids und Schmerzen vergeſſe.“

Floripes ſah den tugendlichen Gerharden an, daß er Oliviern alſo ſchön verantwortete, darum, daß der alſo ernſtlich geredet hatte: aber das war nicht zu verwundern, denn vor Freuden, die er hatte, da er ſich erledigt zu werden vernahm, bedäuchte ihn, er wäre ſchon außer dem Gefängniß. Aber die Jungfrau ſprach zu Gerharden: „Bei Wahrheit, Gerhard, ihr könnt euch wohl berühmen und euren Geſellen entſchuldigen. Ich glaube wahrlich, daß ihr wohl mit Jungfrauen unter Umhängen, in einer Kammer allein bei einander, ſpielen und umgehen könnet, und ohne Zweifel, euch iſt wohl wiſſend, welcher maßen man ſich in der Liebe halten ſoll; alle Ränke davon ſind euch kündig.“ Deß antwortete Wilhelm von Eſtock: „Bei der Wahrheit, gnädige Frau, ihr ſaget wahr und habet es recht gerathen; denn ſeines gleichen findet man hie und zwiſchen drei hundert Meilen nicht.“

Da nun Floripes genugſam mit den gefangenen Grafen geredet hatte, hieß ſie ihren Kämmerling ein Seil hohlen, daran band ſie die zwerch ein Scheit, das ließ ſie zu thal. Und da die Franzoſen das Gerüſt ſahen, ſatzten ſie ſich darauf. Der erſte war Olivier, den zogen die Jungfrau und ihr Kämmerling herauf, mit ganzen Kraften. Und die anderen ſaßen auch darauf, und ſie zogen dieſelben gar leichtlich auf. Darnach führete ſie die Gefangenen durch eine alte Pforte, daß der Heiden keiner ihrer inne ward; dadurch gingen ſie in Floripes Kammer.

Uber der Pforte war ein köſtlich heidniſch Werk gemacht, mit Kunſt gewirkt, Himmel und Sterne, Sonne und Mond, die Zeit des Sommers und Winters unterſchieden. Dabei waren gemacht: Wald, Berg, Vögel, Thiere und Fiſch, alles meiſterlich nach eines jeden Geſtalt und Art gemalet; und nach Ausweiſung der Schrift, ſo ſoll es Matuſalem aufgerichtet und erzeugt haben. Dieſe Kammer ſtund auf einem ſchwarzen Felſen, um und um mit dem Meere befloſſen. Und in der Ecken einer war ein Luſtgarten gerichtet, darin die

Bäume nie blüte- oder blumenlos geſehen wurden, und in deren Kraft man Arzenei zu allen Krankheiten fand, ohne allein, die Todten zu erwecken; darin wuchs und grünete Lamand glori.

In derſelbigen Kammer waren bei Floripes die Jungfrauen, genannt Claremond, Floretta und Flormiond, ſammt andern viel hübſchen Jungfrauen. Deren Hofmeiſterin hieß Maragond, die ſprach zu Floripes: „Ich will den Tod leiden, kenne ich nicht dieſe Franzoſen. Dieſer ſchöne Jüngling, den ihr ſehet, iſt Olivier, ein Sohn Reyniers von Genua, ein Bruder von der hübſcheſten Jungfrauen, ſo je geboren ward, Adame genannt, der deinen Bruder Fierrabras überwunden hat. Und dieſer iſt Gerhard von Mondidier, der andere Wilhelm von Eſtock, und der altgeſchaffene, welcher dort ſteht, iſt Geoffroi von Angû. Aber ich bitte meinen Gott Machomet, daß er mich vermaladeie, wo ich eſſe oder trinke, ich habe es denn eurem Vater, dem Ammiral, vorhin zu wiſſen gethan und eröffnet.“ Es verkehrete ſich der Floripes alles Geblüte, als ſie dieſe Worte hörete. Sie verhehlete ihren Zorn ganz heimlich, rufte die Frauen zu ihr an das Fenſter; darnach gab ſie ihr einen alſo harten Streich, daß ſie zur Erden ſank; und ſie rufte ihren Knecht, der half ihr die Frauen ins Meer werfen; denn Floripes fürchtete gar faſt ihres Vaters Zorn. Da ſie hinabfiel, da ſprach Floripes: „Nun zeuch hin, du mißgünſtiges, altes Weib; du haſt deinen Lohn empfangen. Ich bin nun ſicher, daß den Franzoſen durch dein Offenbaren kein Arges widerfährt.“ Deß wurden die gefangenen Franzoſen faſt erfreuet; und gleich an Stund' kam Floripes zu ihnen, die küßte ſie tugendlich. Sie ſah Oliviern blutig, daran vermerkte ſie ihn verwundet zu ſein, darum ſprach ſie: „Herr Olivier, habet keine Sorge, ich will euch an Stund' heilen.“ Sie ging darauf zur Lamand glori, davon nahm ſie ein wenig; und alſobald Olivier davon genoß und aß, an Stund' war er geſund.

Als die Herren in dieſer Kammer waren, wurden die Tiſche bereitet, und ſie herrlichen geſpeiſet; deß ſie auch, da ſie Hunger erlitten hatten, faſt benöthiget waren. Nach dem Eſſen wurden ihnen ſchöne, wohlriechende Bäder gemacht und bereitet, darin ſie ſich erquickten. Darnach wurden ſie mit ſchönen Mänteln, die köſtlich mit Golde belegt waren, bekleidet. Zu ihnen ſprach Floripes: „Ihr liebe Herrn und Grafen, euch iſt wiſſend, wie ich mich in Sorgen des Todes, eurenthalben, geſezt habe; denn durch mich ſeid ihr des Gefängnißes entlediget und ſeid hier innen behalten. Hätte uns aber jemand vernommen und gehört, ſo würde uns Arges daraus entſtehen, und nichts anderes betrübt mich. Olivier, der da zugegen ſteht, hat meinen Bruder überwunden, dem ich, durch Einfluß natürlicher Liebe, zu Wiedergeltung Laſter und Schmach ſchuldig wäre anzulegen. Ich kenne euch alle: aber ſeid ſicher und nicht erſchrecken. Ihr wiſſet, daß ihr mir verſprochen habet, meine Heimlichkeit unter euch zu verhehlen.“ Alſo gelobten ſie alle der Jungfrauen, mit ihrer Macht ihr beiſtändig und beholfen zu ſein. Darauf ſprach Floripes: „Liebe Herren, ich will's euch nicht länger verhehlen, es iſt ein edeler Ritter in Frankreich, von Kaiſer Karls und Rolands Geſchlechte, den ich längſt lieb gehabt habe, der heißet Gui von Burgundien, und iſt der hübſcheſte, von dem ich zu ſagen weiß. Da ich einſtmals zu Rom war, da ſah ich ihn und ward ihm hold. Denn da mein Vater Rom zerſtörte, da rannten Lutzifart von Bendans, welcher unter den Heiden der berühmteſte war, und der genannte Gui auf einander. Aber derſelbige Gui rannte ihn zur Erde, daß er unter ſeinem Pferde lag. Das gefiel mir faſt wohl, und ich hät beſondere Liebe ob ſeiner Mannheit; und dieweil ich ihn alſo mannlich ſah, ſo gab ich ihm mein Herz, alſo, daß ich mich keinem Manne, denn ihm, nimmermehr vertrauen oder verheiraten laſſe: und durch ſeinetwillen laſſe ich mich zur Chriſtin taufen.“

Ob der Jungfrauen Reden, hatten die Franzoſen ein groß Gefallen, und lobten Gott, daß er ein ſolch Gemüth der Jungfrauen eingebildet hätte. Gerhard von Mondidier ſprach: „Gnädige Frau, wären wir gewappnet, ſo ſchwöre ich zu Gott, wir gingen in der Heiden Saal und übeten uns mannlich unter ihnen.“ Aber Floripes war geſcheut und vernünftig, und ſprach: „Liebe Herren, laßt uns weislich und fürſichtiglich mit dieſen Dingen umgehen; dieweil ihr ſicher ſeid, ſo thut euren Leibern wohl. Sehet allhie ſechs Jungfrauen gar guter Geburt, euer jeder nehme, die ihm gefalle, euere Zeit damit deſto baß zu vertreiben: leget euch mit ihnen zu Ruhe, und kurzweilet, ſo will ich acht haben, ob es euch zu Gefallen gereiche; denn ich will mich keinem andern, denn Gui von Burgundien, dem ich Herz, Sinn und Gemüth ergeben habe, zueigenen.“ —

In dieſem Kapitel mag man große Tugend ſpüren, daran, dieweil Floripes eine Heidin war, daß ſie begehrte mit den Franzoſen zu reden, wiewohl ſolches fräuliche Gemüther belangt, die allwegen Neues zu erkunden Begierde haben. Aber dasjenige, das ſie wider den Kerkermeiſter vollbrachte, das war ein göttlich Werk und Fürſehung; denn es ein großer Schade geweſen, wo die edelen Herren alſo im Gefängniß umgekommen wären; und billig iſt, wer um des Glaubens willen ficht, daß der auch Gnade und Barmherzigkeit erlange. Und die Urſache, durch welche ſie ihres Gefängnißes ledig wurden, hatte ihren Urſprung zu Rom geſchöpft: das war Gui von Burgundien, durch den die Jungfrau Floripes dermaßen in Liebe entzündet ward, daß ſie des Chriſten Glaubens begehrte, und den Gefangenen außer Sorgen half. —

Das zwölfte Kapitel.

Wie Kaiſer Karl ſieben ſeiner beſten Fürſten in Botſchaftsweiſe zu dem Ammiral ſchickte, da ihnen fünfzehen heidniſcher Könige, von dem Ammiral zu Kaiſer Karl in Botſchaft ausgeſandt, begegneten, die ſie alle erſchlugen und umbrachten.

Zwiſchen dieſen Dingen mochte Reynier von Genua, Oliviers Vater, weder Tag noch Nacht, ſeines Sohnes halben, ſchlafen, eſſen noch trinken, auch dies Leiden länger nicht vertragen, ſondern ging zu dem Kaiſer Karl, ſprechend: „Gnädigſter Kaiſer, ich bitt' euch durch die Liebe Gottes, erbarmet euch über mich; ihr wiſſet mein Leiden und Schmerzen. Soll ich alſo meinen Sohn Oliviern, durch welchen ich mit ſtätiger Trübſal geängſtiget werde, verloren haben? Wo ich beſſere Mähre von ihm nicht vernehme, ſo ſterbe ich von Betrübniß, ehe zween Tage vergehen, oder ich werde bezwungen mich ſelber zu ihm zu fügen.“ Da der Kaiſer dies hörte, hat er groß Mitleiden mit Reynier, und da er ihn alſo unmuthig ſah, berufte er Rolanden zu ſich, ſagend: „Lieber Neffe Roland, vernimm mein Wort; ich will, daß du dich morgen früh rüſteſt, gen Angriwore zu reiten, und ſage dem Ammiral, daß er die Dornenkrone Chriſti und die anderen hingeführten Heilthümer, durch welche ich faſt gepeiniget werde, ſammt meinen Gefangenen, mir wiederſchicke, und ob er ſich deß widerte, ſo ſag' ihm, ich wölle ihn mit gebundenen Augen zum Galgen ſchleifen laſſen und dann laſſen henken.“

Nachdem der Kaiſer der Rede geſchwieg, hub Roland alſo an zu reden: „Gnädigſter, allerliebſter Kaiſer und Oheim, ſeid mir gnädig, ich bin deß gewiß, reite ich dar, daß ihr mich nimmer lebendig ſehen werdet.“ Herzog Naimas war gegenwärtig, der ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, habet Acht, was ihr thut: Roland iſt euer Neffe und voll Mannheit, als ihr wiſſet. Reitet er alldar, ſo kommt er auch nimmer wieder.“ Darauf antwortete Karl: „Und ich ſchwöre zu Gott, Herr Naimas, ihr werdet mit ihm reiten und meine Briefe dem Ammiral antworten.“ Da ſtand auf Baſin von Genua, und ſprach: „Wie iſt dem, wollt ihr euerer Ritter ohne ſein? Ich bin gewiß, kommen ſie dar, wie ihr geſagt habet, ihrer keiner thut die Wiederkehre.“ Der Kaiſer ſchwur bei beiden Augen ſeines Haupts, daß Baſin mit den anderen zweien ziehen müßte, und alſo waren ihrer drei. Dietrich, der Herzog zu Ardennien, ſagte wie die anderen, und darum ward er ihnen zugeordnet, mitzuziehen. Ogier von Dännemark ſprach zu gleicherweiſe, man ſollte nicht darziehen, aber er ward den anderen zugegeben. Reichard von Normandie ging zum Kaiſer und ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, ich mag mich nicht gnug verwundern, daß ihr eueren Rittern alſo ungnädig ſeid, daß ihr ſie wiſſentlich in den Tod ſendet; und ich weiß, kommen ſie an das Ende, ſo werdet ihr ſie verlieren.“ — „Bei dem Gott, an den ich glaube, — ſprach Kaiſer Karl — ihr werdet den andern Geſellſchaft leiſten; alſo werden euerer ſechs ſein, die Balanden, dem Ammiral, meinem gehäßigen Feinde, meine Briefe führen ſollen.“

Darnach ſah er neben ihm Gui von Burgundien, zu dem ſprach er: „Kommt allher, ihr ſeid von mir lieb und werth gehalten und mein nächſter Vetter und Geſippter, ihr werdet der ſiebente ſein, meine Bothſchaft bei dem Ammiral von Hiſpanien zu werben. Saget ihm, daß er ſich laſſe taufen, und von mir ſein Königreich, Städte, Schloß und Land empfahe, mir wiedergebe das hingenommene Heilthum, davon ich alſo leidig bin; und widert er ſich deß, ſo will ich ihn ſchändlich henken und erwürgen laſſen.“ — „Wehe mir! — ſprach Gui — allergnädigſter Kaiſer, wollt ihr meiner ohne ſein? Reite ich hin, ſo iſt es das letztemal, ſo ihr mich ſehet, das bin ich gewiß.“

Alſo nahm die Sonne ihren Untergang, da gingen ſie zum Abendeſſen. Alsbald der Sonnenglanz des Morgens die Erde beſchien, ſtunden die ſieben, hie vorgenannten Herren auf, und kamen vor Kaiſer Karl. Da ſprach Naimas, der Herzog von Baiern: „Edler Kaiſer, an allen Enden gefürchtet, wir ſind allhie eueren Willen zu vollenden. Wir bitten euch, gebet uns, von hinnen zu ſcheiden, Urlaub, und wo jemand in euerem Heere iſt, der uns Leides gethan hat, dem verzeihen wir. Und gleicherweiſe herwiederum, haben wir jemand beleidiget, bitten wir, daß uns vergeben werde.“ Alle die Franzoſen, welche dieſe Rede hörten, weinten von Mitleiden, und Kaiſer Karl ſprach: „Meine liebe Fürſten und Herren, die von mir faſt lieb gehabt ſind, ich befehle euch in den Schirm Gottes, in den Verdienſt ſeines heiligen Leidens, und in den Schirm des heiligen Kreuzes, daß er euch beholfen ſei.“ Alſo ritten ſie mit Eile in fremde, ihnen unkundige Lande.

Nun war Baland, der Ammiral zu Angrivore, faſt betrübt und zornig. Er that vor ſich berufen fünfzehen heidniſche Könige, bei ihnen Raths zu pflegen; deren wartete er. Und als ſie kamen, da ſprach der grimmigſte unter den fünfzehen Heiden, Marradas genannt: „Herr Ammiral, warum haſt du uns berufen thun?“ — „Ihr Herren, — antwortete Baland — ich will euch die Wahrheit ſagen. Karl, der Kaiſer, geſinnet an mich große Thorheit; denn er will haben, daß ich ihm unterthänig werde, alles mein Land und Leute von ihm zum Lehen empfahe; aber das wird nicht geſchehen. Meines Bedunkens iſt er nicht weiſ, in ſolchem thörichten Fürnehmen zu verharren; es wäre ihm beſſer, daß er ſeine Ruhe auf einem ſanften Bette nehme, und ſeine Götter in Kirchen trüge. Darum iſt mein Wille und Meinung, daß ihr gen Mormonde, da er ſein jetziges Lager hat, zu ihm reitet, und ihm von meinetwegen ſaget, daß er das Land räume; ſo wird er weislich thun. Über das begehre ich, mir meinen Sohn Fierrabras wieder zu ſchicken, von deswegen ich betrübt und leidig bin. Ich will auch, daß er von mir Frankreich empfahe. Wo er es aber nicht thut, wie ihr erzählen werdet, ſo ſaget ihm, ich wölle ihn mit hundert tauſend der Meinen überziehen. Und wo euch vielleicht einig Chriſt begegnet, dem ſchlaget das Haupt, ohn' alle Gnade, ab.“ Auf Balands Wort ſprach Marradas: „Herr Ammiral, ich erkenne, daß ihr uns bethören wollet; denn die Franzoſen ſind ſchnöde Leute. Und wo wir ihnen anzeigten, wie ihr uns befohlen habet, ſo würde es unſer Ende ſein, denn an Stund' würden uns unſere Glieder verhauen. Aber nicht gedenket oder glaubet, daß ich eurem Gebote widerſtreben wolle, oder daß ich es Furcht halben unterlaſſe; denn ich bin alſo beherzt, wo ich zu Krieg mit den Chriſten käme, ehe ich müde würde, müßten wohl zehen ihres Lebens beraubt ſein. Und thu' ich nicht, als ich jetzund geſagt habe, ſo ſchaffet, mir mein Haupt abzuſchlagen.“ Seine Geſellen ſprachen alle, ihrer keiner wollte minder denn Marradas thun. Und hierum, ohne längeren Verzug, ſaßen ſie auf große Pferde, verſahen ſich mit Harniſch und langen Spießen, mit großen Federn geſchmückt, und zogen davon, den nächſten über die Brücke zu Mantribel, auf das eilendſte und baldigſte ſie immer reiten mochten.

Wie ſie alſo hin über die Brücke kommen waren, da betraten ſie die Franzoſen, und der erſte, der ſie erſah, war Herzog Naimas, der ſprach: „O Gott! was haben die Heiden fürgenommen zu thun? Sehet ihr nicht, wie mit großer Macht ſie uns begegnen? Laßt uns betrachten, was zu thun ſei.“ Roland antwortete: „Liebe Herren, beſorget euch nicht; ſehet zu, ihrer ſind nicht zwanzig noch dreißig, laſſet uns den nächſten ihnen begegnen.“ Alſo befolgten ſie Rolands Meinung, und ritten tapferlich für ſich. Unter den Heiden war Marradas, ſtark und wohl gewappnet, und ſprach zu den Franzoſen: „Wer ihr doch ſeid, ſo müſſet ihr vermaladeit werden!“ Dem antwortete Naimas: „Männlicher Mann, wer du biſt, du redeſt läſterlich und etwas thörlich; wir ſind des berühmten und befürchteten Kaiſer Karls Diener, und reiten hin, eine Botſchaft von ſeinetwegen bei Balanden, dem Ammiral, zu werben.“ Marradas antwortete: „Ihr ſeid in Sorgen des Todes; wollet ihr euch wehren oder anders thun?“ — „Wir wollen uns in dem Namen unſeres Gottes Jeſu Chriſti wehren;“ — ſprach Naimas. — Marradas fragte: „Welcher iſt unter euch, der mit mir Ein Treffen thun darf?“ — „Ich bin bereit,“ — antwortete Naimas. — Marradas ſprach: „Du redeſt vermeſſentlich; denn hätte ich deiner zehen, als du biſt, ſo wollte ich ſie mit dieſem meinem Schwerte überwinden, ihre Häupter dem Ammiral antworten, und mich darum nicht ermüden. Schicke mir einen behenden Ritter her, denn du biſt zu grau und alt, mich zu beſtehen.“ Darnach ſprach er zu den Seinen: „Gebietet dem alten Narren, daß er an unſern Gott Machomet glaube; euer keiner weiche von hinnen; denn ich will ihn allein überwinden und Balanden, dem Ammiral, überantworten.“

Da Roland dieſe Rede hörete, wäre er beinah unſinnig worden, und ſprach zu Marradas: „Du redeſt unweislich und ſetzeſt dir Dinge für, deren du doch keines nimmermehr ſehen wirſt. Ehe Vesperzeit, ſollt du innen werden, was wir ſchaffen können; hüte dich vor mir, ich widerſage dir.“ Mit den Worten gab er heftiglich ſeinem Pferde die Sporen, und trafen ſich beide Theile mit ihren Spießen alſo hart, daß es ein Wunder war, daß ſie nicht todt blieben. Ihre Krebſe wurden diesmals gröblich verletzigt und zerſtoßen. Roland, ganz ergrimmt, zückte ſein Schwert, mit dem traf er Marradas kräftiglich auf ſeinen Helm, alſo, daß er ihn zum Theil zerſpaltete. Gleich darauf erhohlte Roland einen andern Streich und ſchlug Marradas, da er am Haupte bloß war, daß er ihn bis auf das Hirn zerſpaltete; alſo fiel er todt zu der Erden. Und da die anderen Heiden Marradas todt ſahen, und daß Roland Willens war, ſein Haupt hindannen zu führen, ſahen ſie, als Erſchrockene, einander an, und beſchloſſen ihre Meinung: ſie wollten an den Franzoſen Rache nehmen; rannten darauf Rolanden mit Neid an, des Willens, ihn zu erſchlagen. Aber Roland wehrte ſich mannlich, und hierauf entſetzten die andern Vettern Rolanden, alſo, daß beide Theile einander anrannten.

Die Franzoſen ſtritten alſo heftiglich mit den Heiden, daß die Heiden von ihnen alle niedergelegt und erſchlagen wurden, und daß keiner, denn der Könige einer, davon kam, welcher nicht aufhörte zu rennen, bis er vor den Ammiral kam. Zu dem der Ammiral ſprach: „Herr König, ihr ſeid eilends wieder daheim; ſaget mir, was habet ihr geſchaffet?“ Deß antwortete der König: „Herr Ammiral, bei Machomet, es ſteht übel um uns. Jenſeit der Brücke zu Mantribel betraten wir ſieben Lecker, Kaiſer Karls Diener, die da kamen euch eine Botſchaft von ſeinetwegen zu erzählen. Die waren unſinnig, denn ſie überrannten uns mit ſolchen Kräften und hielten ſich alſo mannlich, daß meine Geſellen alle, bis auf mich, erſchlagen wurden; und ich bin allher kommen, euch ſolches zu verkünden.“ Der Rede wäre der Ammiral beinah von Schmerzen geſtorben, da er vernahm, daß die Könige umkommen waren.

Das

Das dreizehnte Kapitel.

Wie die Vettern von Frankreich über die Brücke von Mantribel mit Liſt kamen.

Gar faſt waren den Franzoſen, welche die Heiden alle erſchlagen hatten, ihre Glieder von Arbeit ermüdet, und darum, dieſelbigen wieder zu erruhen, legten ſie ſich auf eine Wieſe oder Matten. Da ſprach Herzog Naimas: „Liebe Herren, ich rathe, daß wir wieder zu dem Kaiſer reiten, und ihm erzählen, wie wir uns gehalten haben. Ich weiß, wenn er vernimmt unſere erlittene Arbeit, er wird daran ein Benügen haben.“ Darauf antwortete Roland: „Herr Herzog Naimas, redet ihr von Wiederwenden? Deß geſchweiget; denn iſt es Gott gefällig, und alſo lange ich mein Schwert Durandal in den Händen halten kann, ſo gedenke ich nicht zu wiederkehren, ich habe denn zuvor Balanden, den Ammiral, angeſprochen. Und ihm ſei, wie ihm wölle, laßt uns ein Ding thun, davon man reden thu'. Unſer jeder nehme der Heiden Häupter eins in die Hand und bringe es dem Ammiral.“ Darauf antwortete Naimas: „Herr Roland, mich bedunkt, ihr ſeid euerer Sinne beraubt; thäten wir ein ſolches, unſer keiner käme lebendig davon, ſondern würden alle getödtet.“ Dietrich von Ardennien und die anderen alle waren Rolands Meinung, und ihrer jeder nahm ſein Haupt in die Hand und ſie ritten für ſich.

Herzog Naimas war der erſte, der die Brücke zu Mantribel ſah. Der ſprach zu ſeinen Geſellen: „Liebe Herren, vernehmet mich recht. Jenerſeit der Brücken iſt die Stadt Angrivore, da wir Balanden, den Ammiral, finden werden.“ Darauf antwortete Ogier von Dännemark: „Wir müſſen zuvor über dieſe ſorgliche Brücke, von deren Gelegenheit will ich euch zum Theil erzählen. Dieſe Brücke hat wohl dreißig Schwibbogen, fern von einander, aus Marmelſtein erbauet. Dieſelbigen Schwibbogen ſind zuſammen verklammert mit Mörtel, Kalk, auch mit Blei und eiſenen Stangen. Auf den Pfeilern ſtehen große, hohe Thürne, die haben gar ſtarke Mauern; denn ihre Höhe, bis in die Tiefe, iſt zehen Klaftern hoch. Aber von der Brücken Breite ſollt ihr vernehmen, daß zwanzig Mann, mit ausgedehnten Armen, gemächlich oder ungehindert darauf neben einander gehen möchten. Die Fallbrücke läßt man nieder mit zehen großen eiſenen Ketten; und auf der Höhe der Pforten ſteht ein güldener Adler, der leuchtet, wie die Sonne, und man ſieht ihn einer Meilen lang ſcheinen. Das Waſſer, ſo unter der Brücken durchfleußt, heißet Flagot, und iſt die Höhe von dem Waſſer bis an die Schwibbogen fünfzehen Klafter lang, und fleußt alſo ſtrenge, als ein Bolzen von einer Armbruſt ſchießen möchte. Darum iſt kein Schiff, daß ſich zu fahren, um ſeiner Ungeſtüme willen, darauf wagen darf. Und dieſer Brücken, — ſprach Ogier — hütet, von des Ammirals wegen, ein übergroßer Rieſe, als man einen auf Erdreich finden mag; der heißet Gallofroi. Der hat in ſeiner Hand eine ſtarke Streitart: ob einer über ſeinen Willen darüber wollte, daß er es ihm nicht verhänge, ſondern ihn erſchlüge. Welcher nun zu dem Ammiral will, der muß über dieſen Paß oder Brücke." — „Ihr Herren, — ſprach Roland — ich bitt' euch, ſchlaget alle Furcht von euch, über dieſe Brücke zu ziehen; denn ich verſpreche euch, ſo lange es Gott gefällig iſt, mich bei Leben zu laſſen, und daß ich Durandal, mein gutes Schwert, in Händen halten mag, ſo fürchte ich keinen Heiden eines Pfennigs werth, wer der doch ſei. Und bei dem Gott, der am Kreuze hing, widerſtrebt mir der Pförtner, ſo ſchlag' ich ihn, was mir doch darnach begegnet."

Der Herzog Naimas zog Rolanden hinter ſich, ſprechend: „Herr Roland, ihr redet unweislich; es iſt nicht gut, einem Streiche zu geben, da einer fünfzehen davor empfahen möchte. Laſſet mich ſchaffen; denn mit der Hülfe Gottes und ſeiner Heiligen will ich ihm ſoviel Lügen ſagen, daß wir ohne Sorge durchgelaſſen werden.

Und da die Franzoſen an der Brücke waren, nahm der Pförtner zu ihm hundert Gewappneter, mit ihren Wehren, und ließ die Brücke nieder. Der erſte, welcher hinfür ritt, war Herzog Naimas, mit ſeinen grauen vermengten Haaren, der Älteſte unter den andern. Der Pförtner ließ ihn vorreiten, und ergriff ihn mit der Hand, ſprechend: „Saget mir, wo wollet ihr hin ziehen?" — „Ich will euch die Wahrheit ſagen, — antwortete Naimas — wir ſind Kaiſer Karls Diener, und wollen gen Angrivore, eine Botſchaft von ſeinetwegen an den Ammiral Baland zu werben. Aber wahrlich, er hat ſein Land mit ſchnöden Leuten beſetzt; denn unlängſt fanden wir auf dem Felde fünfzehen Lecker, die, ohne alle Billigkeit, uns unſer Leben und Pferde nehmen wollten: jedoch haben wir uns dermaßen gehalten, daß wir ihre Häupter, wie ihr ſehet, überkommen haben. Wollet ihr mir nicht glauben, ſo nehmet der Häupter acht, wer ſie ſeien.“ Da ſie der Pförtner vernahm, wenig fehlete, er wäre von Sinnen kommen, und ſprach zum Herzoge: „Männlicher Mann, vernehmet mich: ihr müßet ob allen Dingen durch dieſen Paß über die Brücke.“ — „Was begehret ihr? — ſprach Naimas — ſo wollen wir euch genügen.“ — „Bei Machomet! — antwortete der Pförtner — das iſt nicht wenig. Ich heiſche von euch dreißig Koppeln Hunde, darnach hundert reiner Jungfrauen, von guten Sitten, und hundert abgerichteter Falken. Darnach muß ich haben hundert Reitlinge, wohl gerüſtet, und für jedes Pferd eine Mark lauteren Goldes. Und zum letzten gebühret uns zu haben, vier Säumer, geladen mit Gold und Silber. Alſo wiſſet ihr, was euch zu geben gebührt; ſonſt ſolltet ihr nicht herkommen ſein. Und wer dieſen Tribut nicht geben kann, der muß des Hauptes beraubt werden, und wird deß mit nichten überhoben und entſchuldiget.“

Der Herzog Naimes erſchrak dieſer Rede nicht ſehr, wiewohl er vermerkte, wo ſolches nicht ausgerichtet würde, wie der Pförtner begehrt hätte, es müßte ihr Leben koſten; denn ihm war ein ſolches, wie er begehrt hät, unmöglich zu geben. „Herr Pförtner, — ſprach der Herzog — bin ich euch nicht mehr ſchuldig, denn ihr angezeigt habet, ſo will ich euch deß, ehe Mittag geläutet wird, vergnügen. Uns folget hernach unſer Kleinod und Harniſch in der Eile, mehr denn hundert tauſend Mann: da ſind hübſche Jungfrauen, edle Falken und Hunde, eine große Menge Helme, Krebſe und Schilde ohne Zahl, viel edler und köſtlicher Kleinode. Nehmet davon, was euch geliebt.“ Der Pförtner meinte, er ſagte wahr; darauf ließ er die Brücke nieder, alſo ritten ſie hin.

Roland hörete dieſe Rede, mochte ſich Lachens nicht enthalten und ſprach: „Herr Naimas, ihr habet euere Rede recht verblümet.“ Roland war der letzte, und als er auf die Brücke kam, begegnete ihm ein Heide. Da erweckte ſich in ihm ſein Gemüth, daß er ſprach: „Herr, allmächtiger Gott, laß mich Sachen vollbringen, davon mir Gut und dir Lob entſtehe.“ Und zu ſeinen Geſellen nichts redend, ſtund er vom Pferde ab, begriff den Heiden in der Mitte ſeines Leibes und warf ihn eilends in das Waſſer. Herzog Naimas ſah hinter ſich, und ſah, daß Roland den Heiden in's Waſſer warf. Das betrübt' ihn faſt, und er ſprach: „Ewiger Gott, ich meine, der Teufel habe Rolanden beſeſſen; in ihm iſt kein Friede. Iſt uns Gott nicht behülflich, ſo werden wir ſeinethalben ſchändlich ertödtet; denn er ſieht weder Zeit noch Statt an, daß er ſich darnach halte. Er iſt beherzt ſeinen Feind anzutaſten, in was Platz er ihn findet.“

Das vierzehnte Kapitel.

Wie die Vettern ihre Botſchaft bei dem Ammiral warben, und wie er ſie gefänglich wollte legen laſſen.

Recht zu thal, jenſeit der Brucken, zogen die obgenannten Fürſten gegen Angrivore. Und da ſie in die Stadt kamen, ritten ſie mit guter Ordnung und trotzigem Gemüthe durch die Gaſſen. Da ſahen ſie ſchöne Falken und Vögel, und an den Scharren große feiſte, abgethane Ochſen und geſtochene Schweine. Ihnen begegnete ein Heide, den fragten ſie, wo ſich der Ammiral hielte? Der zeigte ihnen den Ammiral unter dem Schatten eines Baumes ſitzend. Und da ſie abgeſeſſen waren, redete Herzog Naimas zu den andern: „Meine lieben Herren, ich will die kaiſerlichen Briefe überantworten, und ihr andern darnach.“ Roland war, der da ſprach, er wollte mit Gewalt der erſte ſein zu reden. Da antwortete der Herzog: „Saget kein Wort, denn ihr ſeid halb verzweifelt, und wiſſet euerer Rede kein Maaß zu geben. Wo uns Gott nicht davon hilft, ſo werdet ihr machen, daß wir alle, ehe der Tag vergeht, erſterben müſſen.“

Hierauf ritten ſie vor den Ammiral; ohne alle Reverenz-Erbietung ſaßen ſie ab ihren Pferden, und Herzog Naimas von Baiern redete zum erſten alſo: „Der Schöpfer der ganzen Welt, an den man allein glauben, auch Ehre und Lob erbieten ſoll, der behüte und bewahre den mächtigen, ſtarken und weiſen Kaiſer Karl, Rolanden, Oliviern und andere ſeiner Vettern von Frankreich, und ſchände durch das heilige Kreuz, von dem Haupte bis zu den Ferſen, den Ammiral Baland, hie zugegen, der ſein Land mit alſo ſchnöden Leuten beſetzt hat. Ehegeſtern, jenſeit der Brücke Mantribel, funden wir fünfzehen heidniſcher Lecker auf dem Felde, die uns unſerer Pferde berauben und Laſter anthun wollten; aber durch die Gnade Gottes iſt es ihnen eingetränkt worden, und ſie haben es ſchwerlich gebüßet. Wir wollen ſie auch nimmermehr fürchten, denn wir bringen alle ihre Häupter.“ Da Baland, der Ammiral, dieſe Sprache vernahm, wäre er beinah' unſinnig worden. Und vor ihm ſtund auf der König, ſo unter den fünfzehen, wie hievor gemeldet iſt, entronnen war, der ſprach zu dem Ammiral alſo: „Allerliebſter Herr, rächet euch an ihnen; denn dieſe ſind die ſieben Buben, die euch euere Könige, wie ich euch erzählt, erſchlagen haben.“ — „Laſſet ſie diesmals in Frieden;“ — ſprach der Ammiral. — Darnach hieß er Herzog Naimas ſeine Werbung enden. Der Herzog antwortete, er wollte es gern thun, und redete dermaßen: „Der edele und gefürchtete Römiſche Kaiſer Karl, entbeut dir mit uns, daß du ihm wiedergebeſt die Dornenkrone, damit unſer Seligmacher Jeſus Chriſtus gekrönet ward, ſammt anderem Heilthum; und darnach ſeine Diener, die du aus Thorheit gefänglich hälteſt: davon er in Betrübniß iſt. Willt du aber unſerm Begehren nicht Genüge thun, ſo wird dich Karl der Kaiſer an ſeiner rechten Seiten ſchändlich, als einen alten Hund, an einer eiſenen Kette führen thun, und wird weder Sumpf noch Pfuhl ſcheuen, ſondern dich dadurch ſchleifen, darnach an einen Galgen mit deinem Halſe henken laſſen.“

Baland, der Ammiral, erfüllt mit einem böſen, übermüthigen Fürſatz, ſprach zu Herzog Naimas: „Ihr habet mich höchlich geläſtert und geſchmäht; jedoch hab' ich euch gern hören reden. Setzet euch dorthin zu dem Pfeifer und laſſet die andern reden, die ich noch nicht gehört habe. Machomet, mein Gott, dem ich mich gänzlich ergeben habe, ſchände mich, wo ich mein Lebtage immer eſſe oder trinke, ich hab' euch denn zuvor euere Häupter ab den Schultern ſchlagen laſſen.“ Deß antwortete der Herzog: „Iſt es Gott, dem Schöpfer, und ſeiner würdigen Mutter gefällig, ſo ſollet ihr die Unwahrheit geredet haben.“

Nach ihm redete Herzog Reichard von Normandie, alſo ſprechend: „Verſtehet mich recht, Ammiral, Karl der Kaiſer mit dem ſchönen Bart, entbeut dir mit mir, daß du dich, dein ſchnödes Leben zu beſſern, taufen laſſeſt, und ihm wiederſendeſt die Heilthume, ſo du in deiner Gewalt und ihm entführet haſt; und darnach ſeine Herren, ſo du, wider alle Billigkeit, gefänglich hälteſt, ledig laſſeſt und wiederſchickeſt. Und wo du meinem Begehren nicht folgeſt, ſo wiſſe, dich wird Kaiſer Karl mit deinem Halſe an einen Galgen gar läſterlich thun henken. Das ſag' ich dir ſonder Hehl, keine andere Gnade wirſt du erlangen." Dem Ammiral bedaucht', er ſollte ihn kennen, und ſprach: „Mahomet, mein Gott, an den ich glaube, der wölle dich vermaladeien! Du ſiehſt Reichard von Normandie, der mir meinen Oheim Kurſubel erſchlagen hat, faſt ähnlich. O, wollte Gott, daß er hie zugegen vor mir ſtünde! ich wollte weder eſſen noch trinken, als lange er im Leben wäre. Gehe und ſetze dich nieder, bis ich die anderen, ſo noch nicht geredet, auch gehört habe."

Nach dieſen Reden ſtund auf Baſin, Herzog zu Genua, der ſprach: „Baland, Ammiral, Karl, unter allen Königen der großmächtigſte und edelſte, entbeut dir mit mir, daß du ihm zu Hand ſtelleſt das Heilthum, davon man dir ſagt: anders, er will dich als einen wiſſichen Dieb thun henken und erwürgen." Nach der Rede ſatzte er ſich zu den andern.

Darnach ſtund auf Dietrich, der Herzog von Ardennien, der keine liebliche, ſondern zornigliche Gebärde hat; und da ihn der Ammiral alſo ſchreußlich und häßlich ſtehen ſah, erſchrak er faſt, und meinete, es wäre ein Teufel. Und Dietrich ſprach: „Verſtehe mich eben, Ammiral, und behalte meine Worte. Karl, der edele und gefürchtete Kaiſer, gebeut dir, daß du ihm wiederſendeſt das Heilthum, ſo du zu Rom entführet haſt, und eilends ihm ſeine Grafen, ſo du gefänglich hältſt, ledig wiederſchickeſt. Oder aber, ſei gewiß, er thut dir ſchändlich deine Glieder zerhauen und dich an einen Galgen henken." Der Ammiral fragte: „Männlicher Mann, ich bitte dich, verhehle mir die Wahrheit nicht: was Mannes iſt Karl, und von was Stärke, den ich alſo ſehr habe hören berühmen und loben?" Deß antwortete Dietrich, der edele Herzog: „Ich ſage dir, Ammiral, und thu' dir wahrhaftiglich zu wiſſen, daß Karl weiſe und ſtark, auch holdſelig und gutthätig iſt; und ſei gewiß, wäre er allhie mit ſeinem Heere, er würde dir bald einen harten Streich in dein Antlitz geben. So achtet er auch deiner Götter alſo wenig, als eines todten Hundes." Da lachte der Ammiral vor Bosheit, und ſprach zu Dietrich: „Mein Freund, bei der Treue, ſo du deinem eigenen Leben ſchuldig biſt, ſage mir die Wahrheit: wäre ich jetzund unter deiner Gewalt, wie du unter der meinen biſt, (bei deinem Eide, verhehle es mir nicht,) was wollteſt du mit mir thun?" — „Bei meinem Eide, — antwortete Herzog Dietrich — ich will dir nicht lügen: ich thäte dich bei deinem Halſe ſchändlich erwürgen und an einem Galgen, ehe die Nacht käme, erhenken." — „Männlicher Mann, — ſprach der Ammiral — du haſt thörlich geredet; denn bei Machomet, meinem Gott, ich will mit dir thun, wie du mit mir Willen haſt zu vollbringen. Gehe und ſitze bei deinen Geſellen."

Darnach ſtund auf ſeine Füße Ogier, König von Dännemark, und ſprach: „O Ammiral von Hiſpanien, vernimm mich. Der Alleredelſte unter den Menſchen, und desgleichen an Reichthum nicht lebt, Kaiſer Karl, mein Herr, der entbeut dir, daß du ihm wiedergebeſt das Heilthum, ſo du ihm entführt haſt, oder aber, er wolle dir deine Glieder, eines nach dem andern, abhauen, und darnach dich eines ſchändlichen Todes erſterben laſſen." Der Ammiral hieß ihn bei den andern ſitzen.

Roland, der unverzagte und mannliche Held, ging vor Baland ſtehen, und ohne einige Reverenz und Ehrerbietung ſprach er: „Du unglückhaftiger Heide, verſtehe recht, was ich dir ſage. Karl, der edele Kaiſer, der gefürchtetſte unter allen Menſchen, entbeut dir mit mir, daß du an unſeren Herren und Gott, Jeſum Chriſtum, der ein Schöpfer der ganzen Welt iſt, und an die hochgelobte Jungfrau Maria, ſeine Mutter, glaubeſt und dich taufen laſſeſt. Und gedenke, daß du das Heilthum, ſo von dir erobert iſt und du über ſeinen Willen verhehleſt, wiedergebeſt; und verſchaffe, daß ihm ſeine Grafen friſch und geſund geſandt werden. Und thuſt du darwider, ſo wird dich der mannliche Kaiſer Karl, als einen Dieb, ſchändlich thun henken." Deß antwortete der Ammiral Baland: „Ihr habet mich übermüthiglich geſchmäht und beleidiget; aber ich ſchwöre bei meinem Gott Tervagant, ich will nicht eſſen, ihr ſeiet denn zuvor gehangen und erwürgt." Roland antwortete: „Bei der Wahrheit, Heide, verzeuchſt du bis um die Zeit, und willſt es dann allererſt thun, ſo wirſt du zu lange faſten. Das thue nicht. Ich fürchte dich alſo wenig, als einen todten, ertrunkenen Hund."

Gui, der Herzog von Burgundien, kam vor den Ammiral, ſprechend: „Karl, der edele Kaiſer, entbeut dir, daß du ihm gehorſam ſeieſt, und wiederantworteſt ſeine Grafen und das hingeführte Heilthum, ſo thuſt du weislich; und willſt du meines Raths folgen, ſo glaube an Jeſum Chriſtum, der ohne Ende der allermächtigſte iſt. Und thuſt du, wie ich rathe, ſo magſt du in ſeine Gnade kommen. Wenn du alſo meiner

Rede folgen wirſt, ſo thu' aus deinen Rock, Hoſen und Schuhe, behalte nichts an, denn ein Hemde an bloßem Leibe, lege dich auf eines Pferdes Sattel und ſchäme dich nicht, bis du vor Kaiſer Karls Antlitz erſcheineſt, erzeige dich demüthiglich. Da bitte alsdann an den allmächtigen Gott, und um ihn, Gnade, bitte auch um Verzeihung, um Gottes willen, deines Übermuthes und Irrſals halber. Und thuſt du nicht, als ich dir ſage, ſo wird er dich henken oder ſchmählich ertränken."

Der Ammiral ward zorniger und grimmiger, denn vorhin, und berufte Brulland von Mommiere, Cortibrant von Comynbre, und begehrte der erzählten Werbung Raths. Darauf antwortete Cortibrant: „Herr Ammiral, ich rathe, daß ihnen an Stunde die Glieder abgehauen und ſie darnach ertödtet werden. Alsdann ſo möget ihr mit euerer Macht ziehen, wohin ihr wollet, und ſonderlich gen Morimond: da finden wir Karl in ſchweren Gedanken, den wollen wir unterſtehen zu fahen und darnach tödten. Darnach reitet in Frankreich, und laßt euch zu einem König krönen." — „Bei Machomet, — ſprach Baland — ihr habt recht gerathen, es geſchehe, wie ihr es vorhabt. Gehet zu dem Gefängniß und bringet her ihre Geſellen, daß ihnen gleicherweiſe widerfahre." Alſo hatte der Ammiral gänzlich ſeine Meinung geſchloſſen, ſich zu unterſtehen, die Franzoſen ertödten zu laſſen.

Das fünfzehnte Kapitel.

Wie Floripes durch ihre ſchöne Rede ihren Vater, den Ammiral bewegt, daß er ihr die Gefangenen ließe; wie auch Floripes den Rittern ihre Begierde zu Gui von Burgundien anzeigte, und gewährt ward.

Als Floripes, die tugendſame, ihres Vaters und der Franzoſen Zank heimlich wohl gehört hat, ging ſie aus ihrer Kammer und grüßet' ihren Vater. Darnach fragte ſie den Vater, wer dieſe Ritter wären, die alſo ſonderlich auf einer Seiten ſäßen? „Meine Tochter, — ſprach der Ammiral — ſie ſind von Frankreich bürtig, haben mir viel Verweisworte geſagt und mich höchlich geläſtert, beleidiget und erzürnet, viel mehr, denn ich euch erzählen mag. Was Raths gebet ihr mir, daß ich mit ihnen thue?" Die Tochter antwortete: „Ich rathe, mein lieber Vater, daß ihr ihnen, ohne länger Verziehen, ihre Häupter thut abſchlagen, desgleichen ihnen die Hände abhauen, und ſie auswendig der Stadt verbrennen laſſet; denn ſie haben es wohl verdient." — „Meine liebe Tochter, — ſprach der Ammiral — ihr habt recht geredet. Gehet zu dem Gefängniß und bringet die anderen her." — „Mein lieber Vater, — antwortete die Tochter — es iſt nunmehr Eſſenszeit, und wollet ihr unterſtehen Gericht über ſie ergehen zu laſſen, ſo verzeucht ſich euer Eſſen über den Mittentag." Die Jungfrau ſuchet' anders nicht, denn fügliche Urſach und Rede, die ihres Vaters Willen nicht entſprachen, auf daß ſie die Franzoſen bei den vorigen Gefangenen bringen möchte. Sie ſprach zu dem Vater: „Laßt dieſe Franzoſen in meinem Verwahr, ſo will ich ſie thun behüten, und nach dem Imbiß möget ihr ſie richten laſſen. Alsdann ſind die Eueren alle bei einander." Das war dem Ammiral gefällig, und er ließ zu, daß ſie die Tochter verwahrete.

Jedoch Cortibrant, dem die Wankelmüthigkeit und Unſtätbarkeit der Frauen kundig war, ſprach zu Balanden: „Herr Ammiral, es iſt nicht bequemliche Sache, daß ihr euere Zuverſicht in die Wankelmüthigkeit der Frauen ſetzen ſolltet; ihr habet deß viel Beiſpiele hören erzählen und die Wahrheit befunden, wie mancher durch Frauen betrogen worden iſt." Gar faſt ward Floripes Cortibrants Reden unmuthig und zornig, und ſprach: „Hurenſohn, meineidiger und untreuer Verräther! wenn ich nicht befürchtete geſchmäht zu ſein und an die zu mißhandeln, ich wollte dir einen ſolchen Streich in das Antlitz geben, das Blut müßte dir mit Gewalt über das Antlitz ablaufen."

Der Ammiral war ihres Zanks zufrieden, und hierauf nahm ſie die Franzoſen, ohne längeren Verzug, bei der Hand und führete ſie zu ihrer Kammer zu. Und im Gehen ſprach Herzog Naimas: „Ach, Gott von Himmel, ein König der Ehren, wer hat bei ſeinem Leben lang je ſchönere Jungfraue geſehen? Es wäre immer eine große Gnade von Gott, den ſie lieb gewönne." Roland war der Rede übel zu Muth, und ſprach: „Was Teufels heißt euch jetzund von der Liebe reden? Iſt es Zeit, von dieſen Sachen zu reden?" — „Herr Roland, — ſprach Herzog Naimas — laßt es euch nicht mißfallen; denn ich habe auch etwann der Liebe gepflegen." Die Jungfrau ſprach, ſie wären darum nicht da, einer dem andern etwas zu verweiſen.

Und alsbald die Vettern in ihre Kammer kommen waren, thät Floripes die Thüren wohl verſperren; an Stund' thäten ſich Roland und Olivier erkennen, und aus rechter herzlicher Liebe küßten und halſeten ſie einander, ſehr weinend. Roland ſprach: „Ach, mein lieber Geſelle Olivier, wie geht es euch, ſeit daß ich euch nicht mehr ſah?“ — „Gar wohl;“ — antwortete Olivier. — Alſo erfragten ſie einander von ihren Geſchäften, Landen und neuen Mähren. — Ihr möget ſelber die Freude wohl ausmeſſen, wie ſie war, da ihrer keiner von dem andern wußte zu ſagen, und ſie doch durch Hülfe Floripes zuſammen gefördert wurden, welche große Hülfe der Chriſtenheit bewies, denn durch ihre Schickniß wurden die Hauptleute der Chriſtenheit, alſo viel, als den Krieg betraf, bei einander in Sicherheit gefunden, die doch erſt aus ihrer Feinde Händen entronnen waren. Aber es war ein groß Ding, daß der Frauen heftige Begierde allein dahin ſtund, da ſie ihr Herz und Gemüthe hinwies und trug, und bedachte in dem allen das Ende nicht: allein, daß ihrem Willen genügen geſchehe. Anders nichts lag Floripes an, denn, daß ſie Gui von Burgundien, dem ſie Herz, Sinne und Gemüth übergeben, zu Gemahl hätte, und durch ſeinen Willen den Chriſtenglauben an ſich nehmen wollte. —

Dieſe Jungfrau, als ſie die Herren bei einander hät, ſprach: „Ihr Herren, ich will haben, daß ihr alle mir gelobet, was ich begehre, daß ihr mir deſſen, bei euerer Treue, beholfen ſein wollt.“ — „Gar gerne — ſprach Herzog Naimas — wollen wir das thun; alſo fern ihr uns verſprechet, daß wir vor allermänniglich ſicher hierin ſeien und uns nicht fürchten dürfen.“ Alſo waren beide Theile deß willig, und gaben einander ihre Treue.

Nachdem kam ſie zu Herzog Naimas und begehrte zu wiſſen, wer er wäre? „Meine liebe Frau, — ſprach der Herzog — ich heiße Naimas, Herzog in Baiern, ein naher Rath und geheimer Diener Kaiſer Karls, des gefürchteten Herren.“ — „Ach, — ſprach die Jungfrau — um euretwillen iſt der Kaiſer faſt betrübt.“ Darnach kam ſie zu Reichard, den fragte ſie, wie er hieße? „Frau, — ſprach er — ich heiße Reichard von Normandie.“ Die Jungfrau antwortete: „Machomet vermaladeie dich! du haſt mir einſtmals Kurſubel, meinen Oheim, erſchlagen; aber um der andern deiner Geſellen willen, ſolle du Sorgen ohne ſein.“ Darnach kam ſie zu Roland, fragend: „Wie heißt du?“ Er antwortete:

„Ich bin Roland, ein Sohn des Herzogs Mylon, und Kaiſer Karls leiblicher Schweſterſohn.“ An Stund' fiel die Jungfrau vor ihm nieder auf ihre Knie, und bat um Gnade. Roland hub ſie auf. Darnach ſprach die Jungfrau: „Ihr wiſſet, was ihr mir verſprochen habet; ich ſage euch meinen Willen und Meinung. Ich habe einen Ritter von Frankreich ob allen Menſchen der Welt lieb; der heißt Gui von Burgundien, den wollt' ich gerne kennen.“ Roland ſprach: „Ich ſchwöre euch bei meinem Haupte, der ſteht vor eueren Augen, und zwiſchen ihm und euch iſt nicht vier Fuß Platz.“ — „Herr, — ſprach Floripes — ich bitt' euch, zeiget mir ihn, auf daß ich ihn kenne und er mir zu Mann gegeben werde; denn ich habe an ihm ein großes Gefallen.“ Roland ſprach: „Herr Gui von Burgundien, kommt zu der Jungfrauen, und empfahet ſie mit Freuden.“ — „Das wolle Gott nicht, — ſprach Gui von Burgundien — daß ich einig Fraue nehme, ſie werde mir denn durch Kaiſer Karl gegeben.“ Da Floripes das erhört', alles ihr Geblüt verwandte ſich, und ſie ſchwur zu Machomet, ihrem Gott: wollte er ſie nicht nehmen, ſo müßten ſie alle darum ſterben.

Roland ermahnet' und redete ſo viel mit Gui, daß er ſich hinfürthät und darin verwilligte. Da ſprach die Jungfrau: „Der Gott der Chriſten ſei ewiglich gelobt! denn ich habe nun vor meinen Augen die höchſte Begierde, die ich je von ganzem meinem Herzen hoffend geweſen bin; um ſeinetwillen will ich mich taufen laſſen und an Jeſum Chriſtum glauben.“ Darnach nahete ſie ſich zu ihm, eines Theiles ihres Herzen Gemüth zu eröffnen, und durfte ihn, darum, daß ſie eine Heidin war, nicht auf den Mund, ſondern auf einen Backen und Kinn küßen. Da ging Floripes mit Freuden hin, brachte einen Schrein, den öffnete ſie vor den Herren; darnach ſpreitete ſie auf den Tiſch ein ſchön ſeiden Tuch und legte darauf das oberzählte Heilthum: die edle Dornenkrone unſeres lieben Herren, damit er gekrönet ward in Zeit ſeines Leidens; dabei lagen auch die Nägel, ſo ihm ſeine Hände und Füße durchdrungen hatten. Sie ſprach zu Rolanden: „Das iſt der Schatz, deſſen ihr längſt begehrt habet.“ Die Franzoſen, dies Heilthum ſehend, weinten vor Freuden, und mit gebogenen Knieen küßten ſie das Heilthum gar andächtiglich. Und darnach gingen ſie an das Ende, da ſie vorhin ſtunden.

Das ſechzehnte Kapitel.

Wie Lucifart von Bandas, der Heide, die Franzoſen zu verſpotten vermeinte, und Herzog Naimas ihn mit einem Brand zu Tode ſchlug.

Fürwahr zornmuthig ſaß Baland, der Ammiral, zu Tiſch; indem kam zu ihm ein grimmiger und hochmüthiger Heide, Lucifart von Bandas geheißen, in den Pallaſt gegangen. Der war ein beſonderer Freund und faſt lieb gehabt von dem Ammiral, und ſprach zu ihm: „Herr Ammiral, iſt es wahr, was mir zu Ohren geſchollen iſt? Fierrabras, der beſte Ritter in der ganzen Welt, ſoll überwunden und gefangen ſeyn?“ — „Bei meinem Geſetze, — ſprach der Ammiral — ich will's euch nicht verhehlen, ein Franzoſe, den Machomet vermaladeie, hat ihn überwunden. Beulland von Mommiere und der König von Syrien wehrten ſich alſo mannlich, daß ſie uns fünf Franzöſiſcher Lecker, Karls Diener, überkamen. Die hab' ich im Kerker. Nach ihnen ſind jetzund kommen ſieben andere, Karls des Kaiſers geſandte Botſchafter, die haben mich höchlich geläſtert, beleidiget und geſchmäht, meine Götter und ihre Geſetze gar vernichtet. Die führete meine Tochter Floripes in Gefängniß.“ — „Ihr begeht große Thorheit; — antwortete Lucifart — Frauen werden durch liederliche Dinge gewendet. Aber damit alle Dinge zu dem gewiſſeſten verſehen werden, will ich zu ihnen gehen, zu vernehmen, was ſie thun.“ — „Ziehet hin, — ſprach der Ammiral — und bringet meine Tochter mit euch.“

Hierauf ging Lucifart, erfüllet mit Grimm und Bosheit, zu Floripes Kammer, in welcher ſie mit den Franzoſen war, und unbegehrt ihm das Thor zu öffnen, ſtieß er mit einem Fuße wider die Thür, alſo heftiglich, daß weder Schloß oder Angel ihm widerſtehen konnten, ſondern mit der Thüre darnieder fielen. Da ihn Floripes erſah, ward ſie ſeiner jähen Kunft faſt erſchreckt, und ſprach zu Rolanden: „Edler Ritter, ich bin der Gewalt und des Unrechts, ſo man mir bewieſen, faſt unmuthig. Dieſen Heiden hat man mir zu Mann, über meinen Willen, verordnet. Ich bitt' euch, wollet ihr mir einen großen Dienſt oder Gefallen beweiſen, ſo rächet mir dieſe Schmachheit; denn ich beklage mich deß vor euch.“ — „Frau, — ſprach Roland — habet keinen Zweifel, ehe er von hinnen ſcheidet, ſoll er innen werden, daß er übel gehandelt hat; und ich verſpreche euch, daß er kein Geſperre oder Schloß nie ſo theuer erkauft hat, als er dies bezahlen wird; dieweil er das in euerem Beiſein gethan hat.“

Lucifart ging hinein, und ſah die Franzoſen gewappnet; er beſichtigte ſie recht wohl, und ohne einige Furcht ging er erſtlich zu Herzog Naimas von Baiern, welcher ungewappnet und bloßes Hauptes ſtund, und ohne weiter Gedenkens begriff er den Herzog bei dem Bart und zog ihn alſo heftiglich zu ſich, daß Herzog Naimas gar nahe zur Erden gefallen wär', und fragte ihn, ſprechend: „Wo biſt du her, Alter? nicht verhehle mir's.“ Der Herzog antwortete: „Heide, ich bin aus Baiern, und iſt das Land mein, ein ſonderlicher geheimer Rath und Diener des großen Kaiſers Karl. Und alle die Herren, die hie zugegen ſtehen, ſind große Könige, Fürſten Grafen und Herren, von dem Kaiſer ausgeſandt, bei dem Ammiral ſeine Botſchaft zu werben. Und darum, daß wir nicht geredet haben, das ihm gefällig iſt, ſo hat er uns hierein gefänglich führen thun. Aber doch thue die Hand aus meinem Bart; ihr habet mich lange genug damit gehalten; will euch dennoch mein Gemüthe nicht alles eröffnen.“ — „Ich habe ein Genügen ob deiner thörichten Rede, — ſprach der Heide — es ſei dir verziehen. Aber, bei deiner Treue, ſage mir, wes Volkes ſind die Franzoſen, wes Fürnehmens, wes Spiels könnet ihr in euerem Reiche üben?“ — „In Wahrheit, — antwortete Naimas — wenn der Kaiſer gegeſſen hat, ſo geht ein jeder ſeine Zeit vertreiben, wie ihnen gelüſtet: eines Theils zu Pferde, die anderen in luſtige Gärten, da ſingen und ſpringen ſie, ſpielen auch im Brett und Schachzabel, und in anderen luſtbarlichen Dingen üben ſie ſich. Des Morgens gehn ſie mit Andacht Meſſe zu hören, und ſind gar milde den Armen, durch Gottes willen das Almoſen mitzutheilen; und wenn ſie zu Streit kommen, ſo ſind ſie beherzt und tapfer, und nicht leichtlich zu überwinden. Sehet, das thut man in Frankreich und der Chriſtenheit.“

Lucifart lachte und ſprach: „Bei Machomet, meinem Gott, alter Thor, ihr redet unweislich: es iſt nichts mit euch, und die Franzoſen ſind nichts werth; denn ſie nicht die großen Kohlen anblaſen können.“ — „In Wahrheit, — antwortete der Herzog — dei hab' ich nimmer Rede gehört.“ — „Ich will's euch bald lehren, — ſprach der Heide — wie man ihm thun ſoll.“ Er führete den Herzog zu einem großen Feuer, und da der Herzog vor Rolanden hinging, gab er ihm Zeichen, ſich wohl zu gehaben. Lucifart nahm den größten Brand, ſo er im Feuer finden mocht', und bließ alſo faſt, daß das Feuer größlichen davon ging. Darnach ſprach er zu Naimas, ihm gebührt' auch zu blaſen. Der Herzog nahm den Brand und vermerkte, daß der Heide ſein Geſpött mit ihm treiben wollt'; er nahete ſich zu ihm, und blies den Brand mit ſolcher Kraft an, daß die Flammen dem Heiden unter das Antlitz kamen und ihm den Bart gar verbrannten: der Heide wäre beinahe von Sinnen kommen. Der Herzog begriff den Brand, ſchlug damit auf des Heiden Hals alſo kräftiglichen, daß ihm der Nacken zerbrach, ſchlug ihm beide Augen aus dem Kopf und ſprach: „Du ſchnöde Kreatur, die du biſt, Gott vermaladeie dich! du vermeinteſt unlängſt, mich mit deinen Worten zu verſpotten.“ — „Bei meinem Eide, — ſprach Roland — ihr könnet wohl ſpielen. Gebenedeiet ſei der Arm, welcher dieſen Streich vollbracht hat.“ — „Ihr Herren, — ſprach Naimas — ich habe ihn gelehret, daß er ſeiner Thorheit geſchweige; ihr ſollet mich darum nicht ſcheuen; ihr ſahet, daß er meiner ſpotten thät.“ Floripes, die tugendhaftige und holdſelige, ging mit Freuden zu dem Herzogen, ſprechend: „Wahrlich, ihr ſollet billig geehrt werden. Ich merke, Lucifart trägt keinen Willen mehr, ſeines Gefallens mit euch bei dem Feuer zu ſcherzen. Ich ſehe, er bewegt ſich nicht mehr; ich merk' auch, er wird keine Begierde mehr haben und ſich unterſtehen, ſich mit zu vermählen. Denn mit Gewalt wollt' er mich haben; mein Vater hätte mich ihm auch geben: aber lieber wollt' ich den Tod gelitten haben, denn ihn genommen.

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Wie die Franzoſen den Ammiral über dem Nachtimbiß überfielen, da er ſeines Saales verjagt ward, und wie er ſie belagerte.

Bei Floripes war Weisheit und Vernunft. Sie bedachte, daß Lucifart von ihrem Vater ſehr geliebet ward, darum ſprach ſie zu den Franzoſen: „Liebe Herren, ihr ſollt wahrlich wiſſen, daß mein Vater dieſen Mann ob allen Menſchen der Welt lieb hat; er wird mit dem Eſſen ſeiner Widerkunft erwarten; denn er nicht zufrieden iſt, er ſei denn da. Und wo er gewahr würde, was ſich hie innen begeben hat, ſo würdet ihr von ihm angeſprengt, und alles Gold der ganzen Welt hülfe euch nicht davon, er thäte euch erſchlagen. Ich rathe, daß ihr euch wappnet und mit euren Schilden und Helmen wohl verſehet; denn ihr wiſſet, daß Gewappnete faſt von andern gefürchtet werden. „Ich will euch länger hierin nicht verſperrt oder verriegelt haben, ſondern geht in meines Vaters Pallaſt, da er jetzund iſt, und haltet euch dermaßen, daß ihr die Oberhand gewinnet und ſie des Pallaſts vertreibet, ſo werdet ihr gute Herberge haben.“ An Stund' wurden die Franzoſen, nach Anweiſung der Jungfrauen, mit Harniſch wohl gewappnet, ſie umgürteten ihre Schwerter, und je zween und zween traten mit einander aus der Kammern; und gleich grimmigen Löwen und hungerigen Wölfen, gingen ſie in des Ammirals Pallaſt. Sie waren dermaßen gerüſtet, wer ihrer warten ſollte, der müßte beherzt ſein.

Sie verzogen, bis die Sonne untergegangen und es auf Tag- und Nachtſcheidung war, allda ſprengten ſie die Heiden mit Macht und Kühnheit tapfer an. Roland war zuvörderſt, dem folgten die Vettern von Frankreich heftiglich nach. Sie fanden die Heiden alle in dem Saale. Roland ſchrie ſeine Geſellen an, daß ein jeder ſich bewieſe, wer er wäre und was er könnte. Mit dem Wort verwundete Roland Carjuble, den König, tödtlich, und Olivier, ſein Geſell, erſchlug den König Codras. Es war keiner unter den Vettern, er bewies ſeine männliche Kraft. Der Nachtimbiß, welcher gar koſtbarlichen bereitet war, ward zur Erden geſtürzt, die güldenen und ſilbernen Trinkgeſchirre flogen in der Luft daher, die Heiden ſunken todt zur Erden. Eines Theils wurden ihre Glieder abgehauen, die andern ſprungen zu den Fenſtern hinaus, deren ein Theil fielen ſich zu Tode, die andern zerfielen Achſeln, Arme und Beine. Der Ammiral, ganz unſinnig, gab die Flucht zu einem Fenſter aus, und mit beiden Füßen ſprang er hinab in den Graben. Roland eilt' ihm nach, denn er hät ihn geſehen, und vermeint' ihn zu treffen, er fehlet' aber und ſchlug ſein Schwert wohl fußtief in den Marmelſtein. „Geſell, — ſprach Olivier — iſt euch der Ammiral entronnen?“ — „Sicherlich ja: — antwortete Roland — ich bin ſein faſt unmuthig.“ Jedoch ſchlugen ſie alſo männlich in die Heiden, daß ſie den Hauptthurn und das Schloß allein eroberten, darnach beſchloſſen ſie die Pforten, da waren ſie vor den Heiden ſicher, und gebrach ihnen nichts, denn Proviant.

Unlängſt darnach war der Ammiral in dem Graben ganz erſchrocken, und hätte man ihn nicht heraußer genommen, er wäre von ihm ſelber nimmer herausgegangen. Er rief den Seinen zu, daß ſie ihm aushülfen. Brulland von Mommiere und Sortibrant von Conymbre halfen ihm heraus. Darnach ſprach Sortibrant: „Herr Ammiral, ein andermal folget meines Raths; allewegen haltet ihr euch an eines alten Hunds Schwanz.“ Der Ammiral antwortet': „Ich bitt' euch, beſchreit mich nicht, ich habe Leides gnug; ich ſoll mich noch wohl rächen, ehe zween Monat vergehen. Laſſet zu Sturm ausblaſen, denn ich will dieſen Thurn ſtürmen.“ — „Wohl wäre es billig, — ſprach Sortibrant — daß euer Geheiß vollzogen würde, aber die Nacht gehet herzu, mich bedaucht, es wäre morgen beſſer, denn jezund, ſtürmen; alsdann habet ihr auch alles euer Volk bei einander, und alſo möget ihr baß ſchaffen.“ Der Ammiral war ſein zufrieden, und aus Verdruß ſprach er: „Ha, Lucifart, nimmer werd' ich dich ſehen! An dir hab' ich verloren meine Freude! O ihr Franzoſen, geſchändet müſſet ihr werden, dieweil ihr mir ihn hingenommen habt! Aber, bei Machomet meinem Gott, dem ich Leib und Leben gegeben habe, morgen ſoll ich dieſen Thurn und Pallaſt mit aller Macht belagern, und will mich weder Ungewitter noch etwas anders von der Belagerung abwenden laſſen, bis ich den Thurn erobert, die Mauern darnieder gelegt und die Franzoſen in meiner Gewalt habe, welche ich durch mein Roß will zerzerren und zerreißen thun; darnach laß' ich Floripes, die Hure, öffentlich verbrennen. Ich bin deß gewiß, ſie werden ſich aufgeben; denn ſie nicht über vier Tage Proviant haben. So wird ihnen auch von niemand keine Hülfe zukommen; denn ich habe in Verwahr den ſtarken Paß oder Durchzug zu Mantribel. So wird auch Karl, wie es ihnen geh', ob ſie todt oder lebend, in Freiheit oder Gefängniß ſeien, nicht inne.“ Alſo beſchloſſen ſie im Rathe, bis auf den morgenden Tag mit dem Sturm zu verharren.

Das achtzehnte Kapitel.

Wie Marpin, der Zauberer, von dem Ammiral angeſtellt ward, Floripes Gürtel zu ſtehlen, und wie er von Gui erſchlagen und der Gürtel zerbrochen ward.

Es thät der Ammiral des Morgens früh, zu angehendem Tage, die Seinen berufen, ſetzte ſich für, das Schloß und den Pallaſt

Pallaſt zu belagern, und ſchwur, in ſieben Jahren von dannen nicht zu ſcheiden. Alſo kamen ſo viel Heiden, daß ihr Lager eine ganze Deutſche Meile Wegs inne hielt. Dabei mag man der Fürſten von Frankreich, die nicht über zwölf waren, Bedrängniß vermerken. Sie hatten keinen andern Troſt, denn das Schloß, da doch zu beſorgen, ſie müßten es Hungers halben verlaſſen. Es thäten auch die Heiden große Wehr', auf daß ſie hinein kämen. Der Ammiral berufte vor ſich Marpin, den Zauberer, zu dem er ſprach: „Marpin, bei dem Bart, den ich an meinem Kinn trage, könnteſt du alſo viel zu Wege bringen, daß uns Floripes Gürtel werden möchte, ſo wollt' ich dir meines Golds und Silbers in großer Menge mildiglichen mittheilen und dich allwege für meinen guten Freund halten. Möchte mir der Gürtel werden, ſo könnten ſie ſich länger nicht halten; denn der Gürtel hat ſolche Kraft an ſich, alſo lange er in dem Thurn oder Pallaſt iſt, ſo wird ſie nicht hungern." — „Gnädiger Herr, — ſprach Marpin, der Dieb — laſſet den Abend herbei kommen, und ich gelobe euch, ehe morgen die Sonne aufgeht, ſo will ich euch den Gürtel überantworten."

Und hierauf, da es Nacht ward, verſteckte ſich Marpin auf das allerſtillſte in den Graben, welcher voller Waſſer war, und ſchwamm über. Und da er auf jener Seiten, zu unterſt an dem Pallaſt war, ſtieg er mit ſeinem wohlgemachten Steigzeuge leichtlich hinauf, zu einem Fenſter hinein, und zündete an ein Licht. Darnach kam er zu Floripes Kammer, die befand er verſchloſſen, aber durch Wirkung ſeiner Kunſt und teufliſchen Worte, öffnet' er die Thür. Und als er hineinkam, ſah er die Herren dort ſchlafend liegen; die beſchwörete er gar faſt mit ſeiner Zauberei, alſo, daß ſie nicht wohl erwachen mochten. Darnach kam er zu Floripes, ſuchte den Gürtel, fand ihn, und gürtete den Gürtel um ſich. Aber da er Floripes bloß, auch alſo weiß und ſchön liegen ſah, vermeinte er mit nichten dannen zu ſcheiden, er hätte ſie denn bevorhin umfangen; als er auch thät. Davon Floripes jählingen erwachte und laut rufte, alſo, daß ihre Jungfrauen und auch die Herren von Frankreich davon erwachten. Als die Jungfrauen Marpin alſo ſchwarz und ungeſtalt erſahen, keine unter ihnen wollte bleiben, ſondern ſie gaben die Flucht. Gui von Burgundien hatte Floripes Stimme auch erhört, er lief zu ihr mit gezucktem Schwerte, rief ihr zu: ſie ſollte ſich wohl gehaben und nicht erſchrecken. Jedoch wäre er nicht in Zeit kommen, der Böſewicht Marpin hätte ſie geſchwächt. Aber ſobald Marpin Gui von Burgundien kommen hörte, ſprang er jählingen aus dem Bette und gab die Flucht. Gui ereilte ihn, und hieb ihn in der Mitte von einander und den Gürtel damit; desgleichen ward das Licht verlöſcht.

Die andern kamen dazu, und da ſie Marpin alſo todt liegend funden, ward er von ihnen in das Meer geworfen. Und der größte Schade war der Verluſt des köſtlichen Gürtels; denn durch den, der ihn nahm, ward er verloren; deß Floripes heiß weinet' und ſprach: „Liebe Herren, der Verluſt dieſes Gürtels mag nimmer vergolten werden.“ Aber die Herren tröſteten ſie, ſo ſie beſtens vermochten.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie der Ammiral den Thurn, darin die zwölf Vettern waren, ſtürmen thät, und ihm doch nicht gelang.

Indem kam der Tag daher und erſchien über alles Erdreich: aber Marpin, der Zauberer blieb aus; deß ſich der Ammiral höchlich verwunderte. Darum thät er vor ſich berufen Brulland, Sortibrant, und die anderen ſeine Verwandten und Diener, und begehrte von ihnen Raths über das, daß Marpin nicht wiederkommen war. „Herr Ammiral, — ſprach Sortibrant — Marpin iſt gewißlich todt, dieweil er ausblieben iſt; ich rathe, daß ihr die Eueren verhaufet, und mit allem euerem Werkzeuge, darzu dienlich, dieſen Thurn und Pallaſt ſtürmet.“ Der Ammiral ſprach: „Sortibrant, ich will dir folgen.“

Alſo blies man auf, und kamen alle Heiden gerüſtet mit Sturmkatzen und anderem Brechzeug, den Thurn damit zu zerſtören. Viel der vergifteten Gere wurden zu den Franzoſen hinauf geſchoſſen, und der Thurn mit Ernſt geſtürmt. Aber die Franzoſen furchten ſich nicht, wie ſich doch die Heiden gebärdeten. Alſo ward das Belagern ſo heftig, daß den Franzoſen, Floripes und ihren Jungfrauen an Wein, Brot und anderem Proviant größlich abging. Die ſchönen Jungfrauen, und ſonderlich Floripes, die voller Mitleidens waren, waren gar unmuthig, da ſie ſahen, daß ihnen an Proviant gebrach; denn zu oftermalen fiel Floripes auf die Erde in Ohnmacht. Aber Gui, ihr ehelicher Mann, der hub ſie von der Erden auf, und tröſtete ſie ſeines beſten Vermögens. Er ſprach auch zu ſeinen Geſellen: „Meine lieben Herren und Brüder, ihr ſehet unſere Bedrängniß und Noth, die wir leiden: denn in dreien Tagen haben wir kein Brot gegeſſen; und nichts beleidiget mich alſo faſt, als der Jammer, ſo ich an dieſen Jungfrauen ſehe. Ich ſage euch wahrlich, dieſe Bedrängniß und Noth mag ich ſelber nicht leiden, wir müſſen uns anders ſtellen. Mir wäre lieber, daß mein Leib tödtliche Gefahr empfinge, denn daß ich alſo hieinnen verſchloſſen und Hungers erſterben ſollte. Hierum ſo rathe ich, daß wir unſere Feinde überfallen, und unterſtehen, Proviant zu überkommen; denn beſſer iſt, daß wir in Ehren ſterben, denn in Schanden leben.“ Alle Franzoſen waren einhällig mit Gui.

Hierauf ſprach Floripes: „Liebe Herren, ich ſehe, daß euer Gott von geringer Macht iſt, dieweil er euch keine Hülfe erzeigt. Wahrlich, hättet ihr meine Götter alſo lange angebetet, ſie hätten euch mit Eſſen und Trinken gnugſam verſehen.“ Ehe daß Floripes ihre Rede endete, ſprach Roland alſo: „Ich bitt' euch, liebe Jungfrau, zeiget mir euere Götter, von denen ihr euch berühmet, daß ſie uns möchten zu eſſen und trinken geben; und ob ſie zu wege mögen bringen, daß alle Macht aus Frankreich alher möge kommen, uns zu erlöſen, alsdann ſo wollen wir an ſie ohn' alles Wanken glauben.“ Die Jungfrau antwortete: „Gar bald ſollt ihr ſie ſehen.“ Und nach den Worten führte ſie die Herren von Frankreich durch einen heimlichen Gang unter der Erden, daſelbſt zeigte ſie ihnen ihre Götter in großer Zierde ſtehen. Und in höflicher Majeſtät ſtunden die Götter Apollo, Tervagant, Margot und Jupiter, ſammt andern, welche alle von gegoſſenem Golde gemacht und gebildet waren. Sie waren auch mit viel hübſchen Kleinoden und güldenen Ringen geſchmückt; bei ihnen waren auch köſtliche, wohlriechende Balſame und andere Gewürze und Kräuter.

Gui von Burgundien der ſah dieſen Schatz über ſeinen Willen: „Herr Gott, wer hätte immer geglaubt, daß ein ſolcher Reichthum an dieſem Orte verſammelt wäre? Wollte Gott, daß Reichard von Normandie Jupiter in ſeiner Stadt Rom hätte; denn er wurde in kurzem der heiligen Dreifaltigkeit Kirche daſelbſt ausbauen; und daß der Kaiſer die übrigen Götter in ſeiner Gewalt hätte, auf daß er Sankt Peters Münſter zu Rom, das jetzund verwüſtet iſt, deſto baß wieder aufrichten möchte; und von dem anderen erfreut' er die Seinen mit Soldaustheilen." Floripes ſprach: „Herr Gui, das iſt übel von den Göttern geredet; betet ſie an und begehret Gnade, auf daß ſie euch geneigt werden, euerer Bitte zu willfahren und mich zu tröſten." — „Meine Jungfrau, — ſprach Gui — ich kann's mit nichten thun; denn ich ſehe ſie entſchlafen, und ſie können weder ſehen noch hören." Und mit dem Worte gewann er ſein Schwert und traf Jupiter, desgleichen that Ogier, Margot, alſo, daß ſie auf die Erde fielen und zerbrachen. Roland ſprach: „Floripes, bei der Wahrheit, meine Jungfrau, ich ſehe, daß euere Götter nichts werth ſind; alle die auf der Erden liegen, derer ſehe ich ſich keinen bewegen, oder daß ſie dergleich thun, als wenn ſie wieder aufſtehen wollten." In der Stunde glaubte Floripes an Gott, und verſchmähte ihre Götter, ſprechend: „Ich ſehe, Herr Roland, daß ihr die lautere Wahrheit redet. Und wo ich mehr an ſie glaube, ſo bitt' ich, daß mein Leib ein böſes Ende nehme; und von ganzem Herzen bitt' ich den Gott, der von einer reinen Jungfrauen geboren iſt worden, von dem ihr mir Unterweiſung geben habt, daß er euch Hülfe aus Frankreich ſende, und daß wir Eſſen und Trinken überkommen, uns damit wieder zu kräftigen."

Und unlängſt darnach fiel Floripes von Schmerzen und Leide in Ohnmacht, und Gui weinte gar heiß um ihretwillen. Der männliche Olivier trat herfür und ſprach: „Ihr Herren, ich ſchwöre euch bei dem Gott, der um des menſchlichen Geſchlechts Willen den Tod gelitten hat, mir wäre lieber, daß ich geviertheilt würde, ehe ich dies Gefängniß länger dulden wollte. Mir iſt lieber, ich ſchlage mich mit den Heiden, dieweil ich noch das Leben habe." Zu gleicher weiſe ſprach Roland. Und hierauf, ohne längeren Verzug, umgürteten ſie ihre Schwerter, ſaßen auf Pferde, thäten die Brücken niederlaſſen und ritten alſo hinaus, mit männlichem Gemüthe und Fürſatz. Und da ſie alle hinaus kommen waren, ſprach Roland zu Naimas und Ogiern: „Ihr Herren alle beide, die Nothdurft erfordert, daß ihr zween allhie bleibet und uns die Brücke, auf daß wir ſicher wieder einkommen mögen, verhütet." Herzog Naimas konnte länger nicht ſchweigen, ſondern antwortete: „Herr Roland, ſchätzet mich nicht alſo eines leichtfertigen Gemüths, und daß ich und mein Geſchlecht alſo verzagt ſeien, daß ich euer Pförtner ſei; ich thue es wahrlich nicht. Und wie wohl ich alt bin, dennoch ſo weiß ich mein Pferd zu zwingen, und wenn es die Zeit erfordert, meine Feinde tapfer anzugreifen; denn meine Glieder ſind erhärtet und mein Herz freudig: darum habet keine Sorge für mich." — „Herr, — ſprach Roland — ihr redet recht, ziehet mit uns; Dietrich oder Geoffroi, derer einer bleibe." Aber es war ihnen nicht gemüthlich; denn ihrer keiner wollte alſo verſchloſſen ſein; jedoch überbat ſie Roland, daß Dietrich und Geoffroi da blieben. Und dieſelbigen, alsbald ihre Geſellen hinaus waren, verſchloſſen die Pforte. Der Franzoſen jeglicher hatte ein Schwert um ſich gegürtet und einen guten Spieß in der Hand; ritten alſo nach Abentheuer.

Sie erſah der Ammiral daher kommen; er berufte Brulanden, Sortibrant und die anderen, zu denen ſprach er: „Meine Fürſten und Unterthanen, die Franzoſen ſind aus dem Schloſſe gerückt, und mich bedünket, ſie haben Muth zum Streit. Wo ſie nicht alle erſchlagen und gefangen werden, ſo bin ich deß faſt unmuthig. Hierum ſo laſſet euere Heerhörner erſchallen, auf daß ſich die Eueren gerüſtet machen." Und alsbald das geſchah, da kamen eine groſe Menge Heiden zu Hauf, und rannten die Franzoſen an. Aber Roland hielt zuforderſt mit ſeinen Geſellen, hät Durandal, ſein gutes Schwert, in der Hand, und rannte unter die Feinde, that allda ſolche kräftige Wehr, daß in kurzer Zeit mehr, denn hundert von ihm erſchlagen wurden; denn wer ſich hinfür in der Heiden Hülfe thät, der ward auch umgebracht.

Es kam daher gerannt Clarion, des Ammirals naher Neffe, mit fünfzehen tauſend Heiden; und in allem Hiſpania war kein mannlicherer Heide, denn er. Und da ſie Roland kommen ſah, rufte er Gerharden, Ogiern und Gui zu: „O ihr edlen Ritter, durch Gottes Willen, beweiſe ſich ein jeder mannlich, und laſſet uns alſo viel thun, daß wir durch Sieg mögen Speiſe für uns und die Jungfrauen überkommen." Und mit dieſen Worten gab Roland ſeinem Pferd die Sporen, und ganz ergrimmt, mit erzücktem Schwert, rannt' er ſeine Feinde an. Und ihm begegnet' ein Heide, der hieß Rapin, den erlangt' er dermaßen, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerſpaltete. Des Streichs erſchraken die andern Heiden faſt, und thäten Roland ſo ſehr fürchten, daß niemand ſich ihm nahen wollt', er hätte ſich denn des Lebens verziehen. Der unverzagte, mannliche Gerhard von Mondidier ſprach: „Meine lieben Brüder, wer da will Lob und Preis erlangen, ſo iſt die Zeit hie, daß er's vollbringe; und iſt nicht von nöthen, daß einer unter uns untreu und unverzagt geſpürt werde. Denn etwann durch einen Verzagten kommt ein Mannlicher in Noth und Arbeit." Dieſe Worte reizten die Franzoſen zu großer Grimmigkeit, ein jeder wollte zeigen, daß er männlich wäre, und ſie ſtritten alſo eine lange Weile.

Da aber der Streit geendet war, und ſie im heimwärts ziehen waren, ſo begegnet' ihnen, als Gott wollt', ein gutes Abentheuer; denn allernächſt bei dem Schloſſe oder Thurn zogen wohl zwanzig Mauleſel und Säumer, geladen mit Proviant, Wein, Fleiſch, Brot und Wildpret; und ſie geleitet' ein Heide von Margot. Aber die Geleitsleute wurden von Rolanden und den andern Franzoſen angegriffen und all erſchlagen. Der Herzog Naimas und Wilhelm von Eſtock, die zween führten die Säumer hinweg, und Roland mit den anderen machten ihnen Weg durch die Heiden, auf daß ſie hinein kämen, und waren ganz der Hoffnung, als auch geſchah, den Proviant zu gewinnen. Es ging aber nicht ohne große Wehre und Mühe zu.

Das zwanzigſte Kapitel.

Wie Baſin von Genua von den Heiden mit ſeinem Sohn Auberi erſchlagen, Gui von Burgundien gefangen und vor den Ammiral bracht ward, da ihn der Ammiral wollte henken laſſen.

Rechter Macht bearbeiteten ſich die Franzoſen, den Proviant in das Schloß zu bringen. Indem kam ihnen eine große Menge Heiden, unter denen der König Clarion Hauptmann war, entgegen; die rannten die Chriſten mit Grimm an und alſo heftiglich, daß der Herzog Baſin von Genua todt blieb; und da Auberi, ſein Sohn, den Vater todt ſah, begehrte er auch länger nicht zu leben, ſondern fiel auf ihn; allda ward er auch erſchlagen. Und an dem war noch nicht gnug; denn da Clarion Gui von Burgundien heftiglich dräuete, und ihm Gui ſolches vergelten wollte, ſich hinfüreilet' und ſeinen Feind unterſtund zu ſchlagen, da ward ſein Pferd unter ihm erſtochen, alſo, daß er fiel; und ehe er aufkam, war er mehr denn mit hundert Heiden umringt, die ihm das Helmband abthaten und die Augen hart verbunden. Sie verknüpften ihm auch die Hände auf den Rücken, und in der maßen führten ſie ihn hin. Da ſich Herr Gui alſo hinführen vernahm, ruft' er mit lauter Stimme: „O du wahrhaftiger Herr Jeſus, welcher mich geſchaffen hat, wo ziehe ich nun hin! Ich bitte dich, wolleſt mir Troſt zuſenden. O edler Kaiſer Karl, mein Herr und Oheim, du ſiehſt mich nun nimmermehr.“ — „Lieber Freund, — ſprach Clarion — es iſt nicht von nöthen, daß du alſo ſchreieſt und rufeſt: ich will dich alſo lebendig dem Ammiral überantworten, der wird dich morgen thun henken.“

Ihr möget wohl denken, wie unmuthig die Vettern von Frankreich waren, ihren Geſellen alſo gefänglich hinführen zu ſehen; jedoch brauchten ſie ſich alſo mannlich, daß ſie mit Gewalt die Heiden durchdrungen mit ihrem gewonnenen Proviant, und kamen in das Schloß. Da wurde die Pforte feſt verbollwerkt und ein jeder ſchickte ſich zu eſſen.

Alsbald Floripes vernahm, daß die Franzoſen kommen waren, ging ſie ihnen entgegen, und ſprach zu Rolanden: „Herr Roland, ich bitt' euch, ſaget mir, wo iſt Gui von Burgundien, mein Mann, hinkommen? Ich hab' ihn mit euch ſehen hinaus reiten, und darum ſeid ihr ſchuldig, mir ihn wieder zu antworten. Mein Herz wird nimmer fröhlich, ich wiſſe denn, wo er ſei.“ — „Meine höfliche, ſchöne Jungfrau, — ſprach Roland — ſetzet keinen Troſt auf ihn, denn ihr habet ihn verloren und werdet ihn nimmermehr ſehen. Die Heiden haben uns Gui mit Gewalt und wider unſeren Willen hingeführt, und wir wiſſen nicht, was ihm geſchehen werde.“ Da ſie dieſe Rede von ihrem Manne vernahm, von Schmerzen und Noth, ſo ſie litt, fiel ſie in Ohnmacht, mehr denn zu vier malen, gleich als ob ſie todt wäre. Aber Roland, der um ihres Jammers willen manchmal weinete, hub ſie wieder auf von der Erden; und da ſie wieder aufſtund und zu ihr ſelber kam, da rufte ſie mit heller Stimme: „O ihr Herren von Frankreich, es ſei denn, daß ich Gui von Burgundien, dem ich vermählt ſoll werden, wieder habe, ſonſt übergebe ich dieſen Thurn, ehe der morgende Tag herkomme. Heilige Jungfrau und Mutter Gottes! ich bin ihm verlobt, und durch ſeinen Willen wollt' ich Chriſtin werden. Weh' mir! unſere Liebe hat ſich bald geendet. Ach! ich bin unglückhaft, ſo dieſer Schmerz die Liebe, deren ich doch voll war, verdrückt.“ Roland mochte den Jammer an der Jungfrauen länger nicht ſehen, ſondern ſprach: „Meine Jungfrau, faſſet wieder ein Herz; denn ehe zween Tage vergehen, ſollet ihr Gui wieder haben; und wiſſet, ich wollte lieber entleibt ſein, ehe daß ich

Gui nicht zu Hülfe käme und ihn vom Tode erlöſ'te; oder aber ſein Tod ſoll theuer gebüßt werden. Jedoch, meine Jungfrau, euer Weinen und Klagen mag euch ihn nicht wiederbringen. So habet ihr auch in dreien Tagen keine Speiſe genoſſen, aber Gott hat uns berathen, daß ihr und euere Jungfrauen, die ich großen Jammer leiden ſehe, ſich deſto baß wieder erholen mögen. Denn wiſſet, hätte man ſollen Gui nachgehängt haben, ſo wäre uns der Proviant entzogen worden.“ Nach dieſen Worten ſatzten ſich die Herren und Jungfrauen nieder und aßen, was ſie überkommen hatten, und lobten Gott höchlich; denn ſie wurden wohl erſättigt.

Nun kommen wir wieder an Gui: der ward vor den Ammiral geführt, mit verwandeltem und bleichem Antlitz, um der Urſache willen, daß er in dreien Tagen nichts gegeſſen und trunken hatte. So ſtund er auch in Sorgen des Todes und befand ſich in den Händen ſeiner Feinde, das ihn nicht wenig zu einem erbleichten, erſchrockenen Geſicht förderte. Ihm ward vor dem Ammiral ſein Harniſch abgezogen; da ſah ihn der Ammiral von Gliedmaßen faſt wohl proporzionirt und er fragt' ihn, wie er hieße? — „Ammiral, — ſprach Gui — ich fürchte dich nicht alſo ſehr, daß ich dir die Wahrheit verſchweige. Ich heiße Gui von Burgundien, ein Unterthan der Krone zu Frankreich, und Gebrüderkind Rolands, des unverzagten, mannlichen Ritters, den man alſo faſt fürchten thut.“ — „Ich kenne dich gnug, — antwortete der Ammiral — es iſt mehr, denn ſieben Monat, daß meine Tochter dir hold geweſen iſt, das mir doch höchlich mißfällt; und ich weiß, daß ſie dich vor allen Menſchen lieb hat. Um ihretwillen habe ich viel meiner Leute verloren und bin aus meinem Pallaſt, welcher doch das Haupt und der ſtärkſte meines Landes geweſen iſt, vertrieben worden. Aber wo mir das alles nicht wird überantwortet, ſo werde ich dich viertheilen laſſen. Und über das, ſo will ich von dir wiſſen, daß du mir die Wahrheit ſageſt, wer ſind die, die in meinem Pallaſt verſchloſſen ſind? von denen wir, ſammt dir, alſo heftiglichen ſind genöthet worden.“ — „Das will ich gerne thun, — antwortete Gui — ſei deß gewiß, in deinem Schloß ſind, der mannliche Roland, Olivier ſein Geſelle, der unverzagte Dietrich Herzog in Ardennien, Reichard von Normandie, Gerhard von Mondidier, Herzog Naimas von Baiern, Baſin von Genua, den ihr ertödtet habet, und Eſtu, der Sohn Oedons; ſo bin ich ihrer auch einer. Will's Gott und Kaiſer Karl, mein Herr, ſo ſoll ich wohl gerochen werden."

Der Ammiral ward zornig der Dräuworte, ſo ihm Gui gab. Dies ſah ein ſchnöder Heide, der erhub die Fauſt und gab Gui damit einen Streich in ſein Antlitz, alſo, daß ihm ſein Blut über das Antlitz abher rann. Gui ward erzürnet, und wenn er ſchon gewußt hätte, daß er darum geviertheilt ſollte werden, ſo hätte er es doch nicht unterlaſſen, ſondern nahm den Heiden bei dem Haar, und mit der andern Hand gab er ihm einen ſolchen harten Streich auf den Nacken, daß er ihm den zerſchlug, und ungereget Hände noch Füße, blieb er auf der Erden vor dem Ammiral todt liegen. Deß ward der Ammiral übel zu Muth und wollte von Sinnen kommen, nicht alſo viel um den Heiden, als um die Schmach, ſo in ſeiner Gegenwart ihm von Gui geſchehen war, und ſchrie mit lauter Stimme, daß man ihn greifen ſollte. Alſobald die Heiden ihres Herrn Geruf verſtunden, griffen ſie Gui an, ſchlugen ihn hart, und hätte ihnen der Ammiral nicht gewehret, ſie hätten ihn zu Tode geſchlagen, aber er wollte es nicht geſtatten.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Wie Gui von Burgundien ſollt' erhangen ſein werden, und doch von ſeinen Geſellen erlöſet ward.

Es beſandte der Ammiral ſeine Fürſten Brulland und Cortibrant, und bat ſie, wie er mit dieſem Gefangenen, der ihm ſolche Schande, wie ſie wüßten, erzeigt hätte, leben ſollte, um Rath. „Herr, — ſprach Cortibrant — guten Rath will ich euch mittheilen. Wollet ihr mir folgen, ihr ſollet laſſen aufrichten einen Galgen, nahe bei dem Graben und dem Thurn, darauf die Gefangenen ſind, und daran ſollt ihr morgen den Gefangenen erhenken laſſen. Und verſchaffet, daß zehen tauſend Gewappneter, an einem heimlichen Ende, nahe dabei verſteckt werden. Ich weiß die Franzoſen alſo kühne: wenn ſie ſehen ihren Geſellen henken, ſie ziehen heraus ihm zu helfen; und wo das geſchieht, ſollen eure Diener den Hinterhalt brechen und ſie mannlich angreifen. Alsdann bekommt ihr ſie alle, und möget mit ihnen leben nach eurem Gefallen."

Der Rath war dem Ammiral gefällig, und gebot darauf, daß der Galgen gemacht und aufgerichtet würde, und alle

Dinge, wie Cortibrant erzählt hätte, verſehen würden. Und es wurden verſteckt zwanzig tauſend wohl gerüſteter Heiden, denen ward für einen Hauptmann zugegeben der König Clarion. Darnach gebot der Ammiral dreißig Heiden, daß ſie Gui zu dem Galgen führten und ihn daran henkten. Dieſelbigen ſchnöden Hunde hörten nicht auf zu ſchlagen mit Stekken auf Gui's Rücken, bis ſie zu dem Galgen kamen, und er ward übel von ihnen durch das Fleiſch bis auf die Beine verwundet. Männiglich kann wohl ermeſſen, welcher maßen ihm zu Muthe war; denn ihm waren die Hände auf den Rükken gebunden, und er ward, wie jetzo gehört, mit Schlägen zu dem Galgen geführt. An ſeinem Halſe lag ein hänfner Strang, mit dem man ihn leitete und führte; dazu waren ihm ſeine Augen härtiglich verbunden, alſo, daß ihm unwiſſend, wo er war, noch wohin man mit ihm wollte. Darum ſprach er: „O mein Gott und Erlöſer, um deswillen mir dieſer Jammer beſchert iſt und ich in den Tod gehe, ich bitte dich durch den Verdienſt deines Leibes, nimm meine Seele zu dir, denn mein Leib nimmt ſein Ende. Und wie ich deiner Hülfe benöthiget bin, alſo wolleſt mir rettlich und beiſtändig ſein. O ihr Herren von Frankreich, werdet ihr mich alſo ſchändlich erhenken laſſen und ſolches, unbewieſener Hülfe, geſtatten? Das würde euch zu ewigen Tagen zu Verweis gereichen und gelangen! O Roland, mein lieber Vetter, ſei meiner eingedenk; denn du wirſt mich nicht mehr lebendig ſehen."

Unter den Reden ſo ſieht Roland zu dem Fenſter und über einen kleinen Felſen aus, und vernimmt einen aufgerichteten Galgen, darum er, ganz erſchrocken, zu ſeinen Geſellen ſprach: „Liebe Herren, ich kann nicht erdenken, was der Galgen, ſo auf dieſem Graben erbauet iſt, bedeute, oder wozu er gemacht ſei." Alsbald ihn Herzog Naimas erſah, ſprach er: „Sonder allen Zweifel, man will Gui daran erhenken." Und unter dieſen Reden ſahen ſie Gui, ausgethan, den Galgen auf führen und vermerketen, daß er ihrer Hülfe nothdürftig wäre; denn ſonſt käm' er mit dem Leben nicht davon. Floripes ſah die Fürſten ſich kläglich gebärden, darum ging ſie zu ihnen, und wollte erfahren, was ihnen wäre. Da ſie zu ihnen kam, ſah ſie ſelber, wie der Galgen aufgerichtet und ihr Gemahl, ſchändlich ausgethan, daran gelehnet ſtund. Da hub ſie an zu rufen: „O ihr edle Ritter, wollet ihr zuſehend geſtatten, daß man eueren Geſellen alſo ſchändlich erhenke? Seiet deß gewiß, ſtirbt er, bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, ſo werf' ich mich von Verzweiflung über die Fenſter ab zu Tode." Darnach ging ſie vor Roland, fiel dem zu Füßen, küßte ſie ihm demüthiglichen, ſprechend: „Herr Roland, ich bitt' euch durch Gottes willen, kommt meinem Freunde zu Hülfe, oder aber ich bin ein armes Weib. Eilet euch zu wappnen, ſo will ich die Pferde ſatteln und rüſten; denn die Zeit iſt kurz, und wofern Gott nicht vorſieht oder vorkommt, ſo ſeid ihr zu lange geweſen."

Ehe die Jungfrau Floripes ihre Rede verendete, hatten ſich die Franzoſen eilends alle gewappnet, umgürteten ihre Schwerter, ſaßten ihre Schilde und ſaßen endlich zu Pferde. Da ſprach Roland: „Liebe Herren, in dieſer Stunde ſteht unſer Tod und Leben bei einander, und wo wir uns nicht mannlich und ordentlich halten, ſo kommen wir in das Schloß nimmermehr. Unſer ſind nicht mehr, denn zehen, und der Heiden ohne Zahl, und großer Stärke. Durch die Ehre Gottes ſeiet ermahnet, auf daß ihr euere Ordnung unzertrennt behaltet und einer den andern ſeines beſten Vermögens beſchirme; denn werden wir vertheilt, ſo ſind wir auch überwunden und gefangen. Zum andern, wo unſer einer fällt, ſo ſoll er von dem andern, weder um Tod oder Leben, nicht aufgehaben werden, und daß unſer keiner von dem andern weiche. Ich will mit der Hülfe Gottes euer Geleitsmann und Führer ſein; denn ich verſpreche euch bei meinem Leben, alſo lange ich Durandal, mein gutes Schwert, in Händen halten mag, auch ich das Leben und einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ſollet ihr einen guten Beſchirmer an mir finden." Zu gleicher Weiſe ſprachen die andern auch. Floripes redete zu ihnen: „Ihr Herren, möchtet ihr wohl ſo lange verziehen?" Und eilends lief ſie in ihre Kammer, öffnete einen Koffer oder ein Lädlein, darin unſeres lieben Herrn Dornenkrone lag, welche die Herren mit ſchöner Reverenz demüthiglich küßten und auf ihre Häupter ſetzen ließen; faßten damit ein alſo tröſtlich Gemüth, daß ſie alle Furcht, der Heiden halben, zurückſchlugen, und damit zogen ſie hin aus dem Pallaſt. Floripes und ihre Jungfrauen beſchloſſen die Pforten und huben auf die Brücke.

Die Herren ritten zu thal auf eine Wieſe, da der Galgen aufgerichtet war, in guter Ordnung. Die Heiden führten Gui den Galgen aufhin, mit verbundenen Händen und

Augen. Da das Roland erſah, gab er ſeinem Pferde die Sporen, dergleichen thäten die andern, den Heiden alſo zurufend: „Ha, ihr ſchnöden Verräther, die Sache ſoll nach euerem Willen nicht vor ſich gehen. Ihr habet dermaßen angefangen, das euch zu böſem Ende wird!“ Da das tapfere Geſchrei die Heiden erhörten, der mannlichſte unter den dreißigen gab die Flucht; alſo thäten auch ſeine Geſellen. Denen eilte nach Roland und die andern Vettern aus Frankreich handelten dermaßen mit ihnen, daß ihrer zwanzig todt blieben. Allererſt da brachen die Heiden, ſo verſteckt waren, ihren Hinterhalt mit großem Gerufe. Unter denen war Cornnier, ein Heide von großer Mannheit, der ſaß auf einem Rappen ſonderlicher Güte. Er rufte den Franzoſen zu: „Ha, ihr Franzoſen, kommet ihr dem Erhangenen zu Hülfe? Daran thut ihr unweislich, denn mit ihm müſſet ihr euren Lohn empfahen.“ Roland hörte den Heiden alſo rufen; ganz erzürnet, wie ein raſender Wolf, hielt er mit erzucktem Schwerte, des Heiden wartend. Der Heide gab ihm mit ſeinem Spieß auf den Schild einen harten, ſorglichen Stich, und da er ſich wieder erhohlte, gab er dem Heiden mit ſeinem guten Schwerte Durandal einen alſo harten Streich, daß er ihm das Haupt bis zu dem halben Leib zerſpaltete. Und da der Heide todt war, rannte Roland zu dem Galgen, daſelbſt erledigte er Gui von Burgundien, ſprach zu ihm, daß er ſich wappnete und zunachſt bei ihm bliebe. Und da Roland einen andern Heiden erſchlug, entwappnete ihn Gui und that den Harniſch ſelber an, ſaß auch auf des erſchlagenen Heiden Pferd Aber dies geſchah nicht ohne große Mühe, Arbeit und Wehre; denn alle Heiden, ſo im Walde verſteckt waren, kamen hinzu gerannt und thaten den Franzoſen viel Leides. Jedoch mit der Hülfe Gottes, auch durch ihre Kraft, Mannheit, gute Ordnung, unverzagten Gemüther und heftige Wehre thaten ſie ſo viel, daß ihnen der Oberſieg blieb; denn ſie ſtreuten der Heiden alſo viel auf das Land, daß der Platz darauf ſie ſtritten, mit Todten bedeckt war; waren doch alſo heftig angeſtrengt, daß ſie nicht durch die Heiden kommen mochten.

Und da Gui gewappnet ward, da ſtritt er mannlich, und ſprach zu den Heiden: „O ihr ſchändlichen Verräther, jetzt will ich euch zeigen, daß ich vom Tode und eueren Händen erlöſ't bin.“ Alſo thäten ſich die Heiden wohl einen Armbruſtſchuß weit zurückziehen. Unterdeſſen wurden andere zehn tauſend Heiden gewappnet, die unterſtunden den Vettern die Wiederkehr zu verreiten. Hierum Roland, dies erſehend, hielt ſein Schwert Durandal in der Hand, und ſprach zu ſeinen Geſellen: „Liebe Herren, es iſt nicht von nöthen fürder zu ziehen, ſondern laſſet uns eilends hinter uns rücken, ob wir die Brücke gewinnen möchten. Wenn wir die erlangten, dürften wir nicht Sorge haben; denn alsdann wären wir erlöſ't." — „Herr Roland, — ſprach Gui von Burgundien — euch iſt wiſſend, daß wir in dem Thurn keinen Proviant haben, und wenn wir auch in dem Schloß wären, ſo wüßten wir doch nichts zu thun, denn ſtreiten. Und ich ſchwöre euch bei meinem Leben, mir wäre lieber, daß mein Leib mit dieſen Heiden zu ſtreiten tödtlich verwundet bliebe, denn daß ich dort innen ſollte Hungers ſterben. Iſt es Gottes Wille, daß wir ſterben ſollen, und alſo von ihm verordnet, das ſtehe zu ſeinem Gefallen, und ſo wollen wir den Tod, wie tapfere, mannliche Ritter, williglich empfahen." Alle Herren waren Gui's von Burgundien Meinung und ſatzten ihnen für, ſich mannlich zu wehren.

Und wie ſie alſo des Willens waren, wie jetzt gehört, lag Floripes in einem Fenſter, erkannte ihren geliebten Gui und rufte ihn mit heller Stimme, daß er käme und ſie küſſen wolle', und ſprach: wo er lebte durch die Hülfe ſeiner Mitgeſellen, das würde ihr Vater noch höchlich entgelten. Ogier von Dännemark erhörte die Jungfrau rufen und ſprach zu ſeinen Geſellen: „Liebe Herren, habt ihr gehört, was die Jungfrau geredet hat? Darum iſt ſie würdig, daß man viel von ihretwegen thun ſoll. Und wahrlich, wenden wir nicht um, ſo iſt es mir mißfällig." Alſo mit großer Eile rannten die Franzoſen, unter denen Roland ſtätig der erſte war, die Heiden an. Roland that auch das Beſte, ſchlug mit Kräften unter die Heiden, alſo, daß die Heiden vor ihm, gleich wie die Vögel vor dem Sperber, hinflogen. Gui von Burgundien kam, verhängtes Zaumes, zu einem mannlichen Heiden, der hieß Rampiere, den traf er mit ſeinem Schwert auf ſeinen Helm dermaßen, daß er ihn von einander zerſpaltete. Roland erſah den Streich, darum ſprach er zu Gui: „Lieber Vetter, ich habe geſehen euer Drauen, ſo ihr dem Heiden gezeigt, und habt euch dermaßen bewieſen, daß euch Floripes billig lieb und werth hat und haben ſoll.

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

Wie der Ammiral abermals ſtürmen ließ, und ein Feuer zurichten thät, daß die ſteinen Säulen anhuben zu brennen; wie das Feuer durch Liſt Floripes erloſcht ward, und ſie den Ammiral abermals über dem Nachtimbiß überfielen.

Indem als Floripes in dem Thurn des Pallaſts mit ihren Jungfrauen war und alle Dinge wohl geſehen hät, rufte ſie den Franzoſen zu: „Liebe Herren, habet Nachdenkens, daß wir, ehe ihr herein kommt, Proviant überkommen, auf daß uns nicht der Tod, Hungers halben, obſiege!“ Roland und Olivier hatten die Frauen wohl gehört, und belobten ihren Rath: „Denn ziehen wir in's Schloß, ſo mögen wir unſeres Gefallens nicht allemal wieder heraus kommen.“ Und wurden alſo die Franzoſen einmüthig, die Feinde tapfer anzutaſten, das auch geſchah, und drungen die Heiden mit Gewalt, den Platz zu räumen und laſſen. Und wie ſie alſo ihre Wiederkehr zu dem Schloß nahmen, begegneten ihnen zwanzig Säumer, mit Wein, Korn, Brot und Fleiſch überflüßiglich geladen; und alle, die dabei waren, ſchlugen ſie zu Tode. Sie wandten allen Fleiß für, den Proviant mit ihnen zu führen, thäten auch alſo viel, daß ſie in das Schloß kamen. Da waren ſie vor den Heiden ſicher, denn ſie huben auf ihre Brücke, beſchloſſen ihre Pforten, und ſie hätten Speiſe wohl auf zween Monat bekommen.

Ein jeder mag bedenken, wie dem Ammiral zu Muthe war, da er ſah, daß Gui von ſeinen Händen entnommen und die Franzoſen, mit Speiſe beladen, ihm entronnen waren. Darum heftig erzürnet, beruft' er ſeinen Rath, nämlich Brullanden von Mommiere und Sortibrant von Conieber, zu denen ſprach er: „Ihr Herren, euch iſt wiſſend, welchermaßen die Franzoſen täglich handeln; dazu ſo haben ſie Proviant, Wein, Brot und Fleiſch ein Gnügen mit ihnen hinein gebracht. Und wo es Karln zu wiſſen käme, ſo würden wir viel mit ihm zu ſchaffen haben; denn er würde ihnen zu Hülfe kommen, und wir möchten ſeiner Macht, die alſo groß iſt, nicht widerſtehen. Sollt wiſſen, daß ich darum faſt unmuthig bin, kann nicht erdenken wie ihm zu thun ſei, und begehre hierauf eueres Rathes.“ Sortibrant antwortete: „Herr Ammiral, ich rathe, daß alle die Sareren an Stunde gewappnet ſeien, und daß man allerlei Picken und ander Brechzeug mitnehme, mit tapferm Ernſt den Thurn angreiſe und ihn zerſtoße. Darnach befehlet zu blaſen tauſend Drommeten und Heerhörner, und wenn dann die Franzoſen ein ſo groß Geſchäll hören, werden ſie ſich darob entſetzen und erſchrecken. Alsdann ſo möget ihr, ohn' alle Mühe und Widerſtand, in das Schloß kommen und es erobern." Darauf antwortete Brulland: „Mein Freund, nicht gedenket die Franzoſen, ſo ſich darin verſchloſſen halten, mit euerem Geblaſe oder Schalle der Drommeten und Heerhörner zu erſchrecken; denn ſie ſind nicht alſo ſchreckhaften Gemüths. Wahrlich, durch kein Dräuen werdet ihr ſie überkommen; und das zu bewähren, ſo wiſſet ihr, daß dieſe ſind die Blume und Fürtreflichſten aller Franzoſen. Roland iſt da, welcher alſo mannlich und unverzagt iſt, daß er ob niemand entſitzet, ſondern wer ſich gegen ihn zur Wehr ſtellt, der iſt auch des Todes gewiß. Der Graf Olivier iſt auch bei ihnen, von dem wiſſet ihr, daß er von ſolcher Kraft iſt, daß er den König Fierrabras, der doch unter allen Heiden der ſtärkſte geweſen, obgeſiegt und ihn überkommen hat. Und ich ſchwöre euch bei Machomet, er iſt bei ihnen; denn ich habe ihn hören nennen. Gerhard Graf von Mondidier iſt auch ihrer einer, der uns großen Schaden zugefügt hat. Bei ihnen iſt auch Dietrich, Herzog von Ardennien, und ein alter Schelm, der uns der Unſeren mehr denn tauſend umgebracht hat, der nennt ſich Naimas, ein Herzog in Baiern. Gleicherweiſe iſt da Gui von Burgundien, den man uns, da wir ihn zu henken führten, gewaltiglich abgedrungen hat. So ſind ihrer noch mehr da, die ich nicht zu nennen weiß, und ihrer ſind eilfe; denn der zwölfte iſt todt blieben, wie euch unverborgen iſt. Und alſo kurz geredet, es ſind fürtrefliche Männer. Roland, Kaiſer Karls Schweſter Sohn, der iſt ſeines Leibes alſo verwegen, daß er keinen Menſchen auf Erdreich, noch einen Streich, den man ihm geben mag, oder auch kein Geſchoß fürchten thut. Und wären alle ſeine Geſellen ihm gleich, ſo ſag' ich euch zu, wir müßten alle dies Land räumen, oder aber ſie würden uns erſchlagen. Ich glaube wahrlich, ihr Gott ſei mit ihnen darin; denn er ihnen große Hülfe erzeigt. Aber die Unſeren ſind unglückhaftig; denn es iſt nunmehr lange Zeit verſchienen, daß wir ihrer Hülfe wenig empfunden." Der Rede ward der Ammiral heftig zornig und ſprach: „Ihr habet thörlich geredet." Er faßte einen Stecken und wollte Brulland damit geſchlagen haben; aber Sortibrant verhindert' ihn, daß er den Schlag nicht vollbrachte, und ſprach: „Herr Ammiral, mäßiget eueren Zorn; bedenket, wie wir den Pallaſt ſtürmen mögen, und laſſet uns alſo männlich uns halten, auf daß die Franzoſen überwunden werden.“

Hierauf ließ der Ammiral ſeine Drommeten, Heerhörner und allerlei andere Inſtrumente erſchällen; damit thät man jedermann kund, daß man ſtürmen ſollte. Das Schloß ward mit ſo viel Heiden umgeben, daß ihre Runde eine Wälſche Meile begriff. Darnach ließ der Ammiral einen liſtigen Zauberer kommen, genannt Marbo, der machte zwei Gerüſte oder Schmeißzeuge, oben verdeckt, alſo, daß die Franzoſen die Heiden darunter nicht beſchädigen mochten; und durch dieſes Brechzeug gewann er das vorderſte Schloß. Dadurch wurden die Franzoſen ergrimmt, und als zornige Löwen, kamen ſie zu der Pforte. Darzu traten ihnen zu Hülfe die Jungfrauen, gewappnet, die große Wehr thäten mit Werfen. Sie ſtunden hoch an den Zinnen, warfen hinab Steine, Eiſen und anderes, was ſie erreichen mochten, und wen ſie trafen, der mochte von Glück ſagen, wo er nicht todt liegen blieb; denn da geſchah übergroße Wehr; und ſolches ward lange Weil' an einander getrieben. Die Heiden verharrten an dem Sturm. Zuletzt kam der Zauberer zu dem Ammiral gegangen, ihm ſagend: „Gnädiger Herr, ich habe meine Werkzeuge bereitet, durch welche ich euch ganz kürzlich verhoffe die Franzoſen, mit dem Pallaſt, zu überantworten. Schaffet, daß die Eueren zurückziehen, laſſet mir allein fünfzigtauſend wohl gerüſteter Mann, und daß die wohl gewappnet ſeien. Da die bereit waren, wie er begehrt hatte, verſchuf er, daß ſie den ſtarken Thurn umringten, und durch ſeine Kunſt machte er Feuerwerke, zündete ſie an, und entflammte damit den Thurn. Dieſelben Feuerwerke waren dermaßen zugerichtet, daß Stein und Mörtel verbrannten; darob die Franzoſen gräßlich erſchraken. Sie redeten wider einander, ſie müßten gezwungenlich den Thurn aufgeben, und wüßten doch keinen Mittelweg, ihr Leib und Leben zu erretten noch davon zu bringen. Zu ihnen ſprach Floripes: „Liebe Herren, laſſet euch dies nicht erſchrecken.“

Zu Stund' thät ſie bringen etliche Kräuter und andere Arzenei, das alles ließ ſie durch einander zerſtoßen und mit Wein vermengen; denn ſie hatte Wiſſens, womit dies Feuer mochte

mochte gelöſcht und abgetilgt werden. Und wie ſie erkannte, daß dies Feuer durch wirkliche Kunſt brannte, alſo gedachte ſie ihm auch gleiche Arzenei zu machen, und verſchuf, daß dieſe Brühe allenthalben auf das Feuer gegoſſen ward; und wo es das Feuer erreichte, da erloſch es. Deß wäre der Ammiral beinah' unſinnig worden; und Sortibrant ſprach, daß dies alles ſeine Tochter Floripes zuwege brächte. Darum war der Ammiral des Fürſatzes, ſie eines ſchändlichen Todes zu erſterben.

Sortibrant rieth, man ſollte die Drommeten erſchällen und anderweit ſtürmen; denn nunmehr wäre es Zeit zu thun, da den Franzoſen alle Hülfe zu werfen entzogen, und darum möchte man ſie deſto baß erobern. Seinem Rathe ward gefolgt und zum Sturm härtiglich gegriffen. Da wurden die Gere und Pfeile zu ihnen geſchoſſen, dermaßen, daß die Franzoſen bedauchte, es wollte eine Finſterniß werden, alſo bedeckte die Menge der Geſchoſſe die Luft; denn auch die Mauern und großen Quaderſteine von ihren Stürmen darnieder fielen. Die Franzoſen erſchraken des harten Angriffes faſt und verſahen ſich gänzlich, daß ihrer keiner mit dem Leben davon kommen möchte; denn ſie ſahen die inneren Mauern des Pallaſtes zu haufen darnieder ſchmeißen. Aber Floripes tröſtete ſie, ſprechend: „Liebe Herren, ſeid unerſchrocken, der Thurn iſt ſtark gnug, und wir haben an ihm einen guten Schirm. Darzu iſt hie innen meines Vaters Schatz, aller in Bilde und güldene Barren geſchlagen. Laſſet ſie uns hohlen, wir mögen die Heiden alſo faſt damit, als mit andern Steinen, und baß beſchädigen.“ Auf dieſe Worte trat zu ihr Gui von Burgundien, ihr Buhle, und von Freuden kußte er ſie auf den Mund gar lieblich.

Da ging ſie und entſchloß ihres Vaters Schatz; den funden ſie unzählbarlich und groß. Den nahmen ſie, und trugen ihn auf die Zinnen, damit warfen ſie die Heiden faſt übel. Da die Heiden ſahen das Gold zu thal werfen, da ließen ſie vom Sturm, und durch Geiz erſchlugen ſie ſich untereinander ſelbſt. Deß ward der Ammiral unmuthig, als ein Menſch auf Erden ſein mocht', und rufte mit lauter Stimme: „O ihr heidniſchen Herren, laſſet dieſen Sturm, der mir zu unüberwindlichem Schaden gereicht: denn ich ſehe, daß mein Schatz und Treſor, den ich alſo lange geſpart habe, zerſtreut wird, den ich doch meinem Gott Machomet befohlen habe;

aber er hat übel gehütet; und auf meine Seele, mag ich ihn erlangen, er muß es noch beweinen." — „Herr Ammiral, — ſprach Sortibrant — verwundert euch deß nicht, noch ſeid darum Machomet gram; denn er mag nicht dafür, daß man ihn alſo betrogen und beraubt hat; er muß entſchlafen ſein, ſonſt verwundert es mich, wie er es geſtattet ſolle' haben; denn er hat allezeit gewacht, bis jetzund, und die Franzoſen ſind böſe Diebe, die ihn betrogen haben."

Der Ammiral ward zornig, daß ihn die Nacht überfiel, und er darum abziehen mußte; jedoch zog er in ſeine Ruhe und aß zu Nacht. Und wie der Ammiral zu Tiſche ſaß, war Roland auf dem höchſten Theile des Thurns, mit ſeinen Geſellen, ſich erfriſchend, und legte ſich in ein Fenſter, in harten Gedanken. Er ſah den Ammiral über Tiſch ſitzen, und hierauf kam er zu ſeinen Geſellen, ſprechend: „Ich ſehe, meine lieben Brüder und Geſellen, den Ammiral mit den Beſten ſeiner Herren über dem Nachtmahl ſitzen, und halten ſie dafür, den Nachtimbiß mit Ruhe zu genießen. Mich bedäucht ein große Mannheit von uns gethan, ob wir unterſtünden Wege zu ſuchen, ihnen ihre Ruhe zu zerſtören." Die andern waren ſeiner Meinung, und mit einmüthigem Willen wurden ſie gewappnet, ſchieden auf das ſtillſte aus dem Pallaſt, thäten ihr Thor heimlich auf und zogen den nächſten zu des Ammirals Herberge. Der Ammiral hät bei ihm ſeinen Neffen Eppulard, zu dem er ſprach: „Mein lieber Neffe, vielleicht wollen die Franzoſen uns unſer Nachtmahl verſauern, darum, ſo ſei eilig gerüſtet, und wo die Franzoſen kommen, ſo ſchaffe, daß ſie recht empfangen und geſchändet werden."

An Stund' that Eppulard, wie ihn der Ammiral beſchieden hät, rüſtete ſich mit den Seinen, ſaß auf ein gutes Roß, hatte einen Gere in Händen und kam den Franzoſen entgegen. Und zuerſt traf er Rolanden mit dem Gere, alſo, daß Roland ganz erſchrocken und verdümmelt war; aber der Stoß berührte ihm die Haut nicht. Roland rannte den Heiden an und traf ihn alſo hart, daß er von ſeinem Roſſe fiel. Der Heide war behend' und kräftig, ſprang wieder auf und kam auf ſein Roß leichtfertiglich. Roland traf ihn anderweit mit ſeinem guten Schwert, daß der Held abermals auf die Erde fiel. Roland erwiſchte den Heiden mit Gewalt, legte den für ſich die zwerch auf ſein Roß und führte ihn hinweg. Der Ammiral ward von Unmuth ſinnlos und rufte den Seinen zu, daß ſie ſeinem Neffen zu Hülfe kämen; aber in dem Nacheilen verloren die Heiden viel guter Leute, und wurden mit Gewalt von den Franzoſen zurückgetrieben. Roland hörte nicht auf zu rennen, bis er und ſeine Geſellen in den Pallaſt kamen. Da beſchloſſen ſie die Pforten und waren ſicher.

Das drei und zwanzigſte Kapitel.

Wie Reichard von Normandie von ſeinen Geſellen ausgeſendet ward, Kaiſer Karln Botſchaft von ihretwegen zu thun, und er unterweges den Heiden Clarion erſchlug und ihm ſein koſtlich Roß abgewann.

Nun iſt jetzund gehört worden, wie den Vettern von Frankreich mit dem Heiden Eppulard gelungen war. Denſelbigen überantworteten ſie der Jungfrauen Floripes, mit ihm ihres Gefallens zu leben, und fragten doch zuvor Floripes, wie ſein Name hieße? Deß antwortete ſie: „Er iſt meiner Mutter Schweſterſohn, des Ammirals Neffe, heftig reich und von meinem Vater faſt geliebet. Wollet ihr meinem Vater einen großen Verdruß thun, ſo ſchaffet, daß er getödtet werde.“ — „Auf meine Seele, liebe Jungfrau, — ſprach Herzog Naimas — er ſoll nicht getödtet werden; und dieweil wir vernehmen, daß er ein Mann iſt, den euer Vater gern höret, wo dann unſer einer gefangen würde, ſo möchten wir ihn durch einen Wechſel wieder überkommen.“ Alſo waren die andern Vettern alle in Herzog Naimas Meinung einhällig.

Reichard von Normandie ſprach zu ſeinen Geſellen: „Ihr wiſſet, welchermaß wir hierin verſchloſſen ſind, und mögen doch zuletzt dem Tode nicht entgehen, ſo wiſſen wir auch keinen Mittelweg, dadurch wir erlöſ't werden. Jch rathe, wir ſchicken einen zu Kaiſer Karl, der ihm unſern Zwang und Noth zu wiſſen thut, oder aber ſonſt müſſen wir erſterben.“ Darauf antwortete Herzog Naimas: „Als mich bedunkt, ſo redet ihr von einer großen Thorheit; denn ich weiß keinen Menſchen hierin, der ſich der Botſchaft unterwinde. Was ſaget ihr? Die Sache iſt ſchwer zu verenden. Sehet ihr nicht das ganze Erdreich von Heiden bedeckt? Alsbald er hinauskäme, ſo wäre es ihm unmöglich mit dem Leben davon zu kommen, es ſei denn Sache, daß uns Gott ſeine Barmherzigkeit mittheile, ſonſt mögen wir von hinnen nicht entledigt werden.“ — „Ich weiß dieſer Zeit nicht zu rathen, —

ſprach Floripes — denn: daß wir das fröhlichſte Leben führen, ſo wir haben mögen. Ihr habet hie hübſche Jungfrauen, ein jeder nehme die Seine und thue mit ihr ſeines Gefallens." Hierauf nahm Roland und ein jeder eine Jungfrau, erfreute ſich mit ihnen, und lobte Floripes größlich.

Dietrich, Herzog in Ardennien, ſprach in Zorn: „Liebe Herren, ich bin von ſchweren Gedanken erfaßt, daß wir alſo hierin verſchloſſen ſind, und ich vermerke, daß wir in kurzem überwunden werden; denn wir ſehen deß gnug Beweis vor unſern Augen. Laſſet uns ſoviel thun, daß unſer Geſchäft dem Kaiſer zu wiſſen komme und er uns mit aller Macht unterſtehe auszuhelfen." — „Zu Kaiſer Karl zu ſchicken, — antwortete Ogier von Dännemark — weiß ich keinen ſo gedürſtig; denn es iſt keiner ſo unverzagt hierin bei uns, der es thäte." — „Es geſchieht frei; — ſprach Roland — denn morgen früh will ich's ſelber unterſtehen zu thun und mein Vermögen nicht ſparen." Ehe daß Roland ſeine Rede endete, da ſprach Herzog Naimas: „Herr Roland, laßt euch meine Rede nicht mißfallen; denn unter uns allen iſt keiner unbequemer dazu, denn ihr. Die Urſach anzuzeigen: alſobald die Heiden euer Dannenſcheiden innen würden, ſo thäten ſie uns darnach nicht alſo faſt fürchten; und dieweil wir euch bei uns haben, ſo ſind wir deſto ſicherer und verfürchteter von unſern Feinden." Wilhelm von Eſtock der erbot ſich williglich die Botſchaft zu thun, desgleichen thäten Gerhard von Mondidier und Gui von Burgundien; aber Floripes wollte es Gui nicht verhängen. Jedoch nach viel gehabter Unterredung und Disputazion ſprach Reichard von Normandie alſo: „Liebe Herren, ihr wiſſet, daß ich eines großen Geſchlechts bin, und habe einen Sohn, den ich dafür halte, daß er nunmehr dem Harniſch gewachſen ſei, auch, als ich hoffe, ein gedürſtiger Geſelle werde. Und wo es ſich begäbe, daß ich gefangen oder erſchlagen würde, ſo mag er nach meinem Tode mein Erbe beſitzen und dann Kaiſer Karlen dienen. Ich ſoll es billig thun, um der Gnade und Gutthat willen, die mir der Kaiſer gegeben. Denn da mich der Kaiſer mit meinem Lande belehnete, da wollte ich's nicht annehmen, denn mit dem Vorbedinge: wenn ein fremder Mann, meinem Lande nicht unterwürfig, ſich als mein Hinterſaſſe niederließe, und er wäre dienſtbar, ſo der ein Jahr in meinem Lande wohnete, ſo ſollte er alsdann ſein Lebelang frei ſein."

Alſo beſchloſſen ſie mit gemeinem Rathe einhälliglich, Reichard ſollte ſich der Botſchaft unterwinden, und Roland ließ ihn geloben: ſich keinen Tag oder Nacht zu verhindern, bis er zu Chartres wäre, ſofern, daß er nicht gewundet oder gegriffen würde. Reichard gelobte und ſchwur deß einen Eid, es getreulich zu vollziehen; darnach ſprach er: „Es iſt von nöthen, nunmehr zu betrachten etliche Wege, dadurch ich verhohlen und unerkannt durch unſere Feinde hinkommen möge; denn wo ſie mich erkennen, ſo iſt es mir nicht möglich ihnen zu widerſtehen.“ Hierauf antwortete Roland: „Bei meinem Eide, ich will euch gern meine Meinung entdecken, und iſt die ſo: ich rathe, daß wir morgen früh unſere Feinde überfallen und uns mannlich wehren. Ihrer aller Hoffnung wird ſein, ſie wollen uns alle erſchlagen. Wenn wir uns nun alſo mit unſern Feinden ſchlagen werden, unterdeß ſo mag Reihard ohne Mühe ihren Händen entgehen und ſicher hinziehen, ſonderlich, ſo ihm die Wege dieſer Landſchaft wohl bekannt ſind. Alſo, mit der Hülfe Gottes und ſeiner lieben Mutter Maria, mag er durch dieſe Wege davon kommen.“ Und da die Vettern von Frankreich ſahen und vermerkten, daß dieſer Vorſchlag ohne große Sorgfältigkeit nicht zuging, thäten ſie aus Erbarmen weinen. Reichard ſah, daß ſie um ſeinetwillen weinten, hierum ſo ſprech er: „Liebe Herren, habet keine Sorge meinethalben, wo mir Gott, dem ich mich ganz und gar ergeben habe, beiſtändig ſein will, daß ich dieſes Lager ohne Schaden durchziehe und durch dies Land, ſonderlich über die Brücke Mäntribel lebendig kommen mag, ſo gelobe ich, euch Rettung zu bringen, alſo, daß ihr dieſer Belagerung erlediget werdet.“ Darauf antworteten ſeine Geſellen: „Jeſus der gebe dir Kraft, ſeliglich davon und beſſer wieder zu kommen.“

Alſo kam herzu die Nacht, daß ein jeder ſeine Ruhe nahm. Gar übel gehielten ſich die Herren und Vettern, daß Reichard alſo ſorglich von ihnen ſcheiden ſollte; denn morgen wollten ſie hinaus. Aber die Heiden verhüteten die Pforten alſo wohl, daß ihrer keiner ohne Wiſſen davon kommen mochte. Dadurch wurden ſie verurſacht, ihren Anſchlag zween Monat lang zu verziehen, und konnten keinen Weg finden, wie ſie hinaus kommen ſollten, bis daß auf eine Zeit der Ammiral auf die Jagd ritt, und eines Nachts die Hut der Brücke verwahrloſet war und dieſelbe unbehütet ſtund. Da wappneten ſich die Fürſten, ſaßen auf ihre Pferde und rannten den nächſten in's Lager. Aber ſobald ihrer die Heiden inne wurden, thäten ſie Drommeten, Heerhörner und dergleichen erſchällen, alſo, daß die Heiden in großer Zahl zu hauf liefen. Da nun die Herren hinaus kamen, ſchied ſich von ihnen Reichard von Normandie mit großer Betrübniß und Klage, in Willens, den fürgenommenen Anſchlag zu vollenden. Und ehe die Vettern ihre Widerkehr zu dem Schloß nahmen, ward mancher Heide erſchlagen; jedoch kamen ſie ohne Schaden wieder in ihre Befeſtigung, ſtiegen auf die Mauern und ſahen, wie ſich Reichard halten würde.

Derſelbige hatte ſich nun dem Lager faſt gefernet, und mit weinenden Augen befahl er ſich zu vielmalen Gott dem allmächtigen. Er fürchtete, die Heiden würden ſeines Abſcheidens innen, hierum ſo eilet' er deſto mehr zu reiten, mahnet' auch das Pferd alſo oft mit den Sporen, daß man ſeinen Hufſchlag, von Pferdesblut, wohl ſpürete. Und da er auf ein kleines Berglein oder Höhe kam, rufte er Gott mit nachlautenden Worten alſo an: „O Gott, mein Schöpfer, in deß Willen aller Fürſatz beruht, hab' in deiner Hut und Verwahrung mein Leib und Leben, daß es meinen Feinden nicht zu Theil werde.“ Darauf macht' er mit ſeinem Schwert das Zeichen des heiligen Kreuzes zu vielmalen vor ſich.

Da er dies redete, da ging der Tag heiter und ſchön auf, alſo, daß er aus der Heiden Lager wohl geſehen mochte werden. Und vorerſt ward ſeiner innen Beulland von Mommiere und Sortibrant, welche ihr Geſpräch mit einander hatten. Dieſe beide gingen zu einem mächtigen und mannlichen Heiden, Clarion geheißen, des Ammirals naher Mage, zu dem ſprachen ſie: „Herr, ſehet dort einen von den gefangenen Franzoſen, welcher von ſeinen Geſellen abgeſchieden iſt. Wo ihr nicht dazu thut, ſo möchte uns wohl viel Übles daraus entſtehen; denn würde ſein Kaiſer Karl gewahr, es würde uns großen Nachtheil gebären.“ Da Clarion dieſe Mahre vernahm, wappnete er ſich an Stund', ſaß auf ſein Pferd, das alſo gut war, als eines immer funden mochte werden; denn ſechs Wälſcher Meilen zu laufen, ward es nicht müde; er faßte ſeinen Schild, gürtete um ſein Schwert, nahm einen ſtarken Spieß, mit einem guten geſtählten Eiſen, zu der Hand und rennte Reichard von Normandie nach, gleich als ob er unſinnig wäre, und die andern Heiden folgten ihm.

Reichard war von ſeinem Pferde abgeſtanden, aber er ſaß eilends wieder darauf, wiewohl ihm nochmals unwiſſend war, daß er von den Heiden nachgeeilet und gejagt ward. Und da er aufſaß, ſprach er: „O mein Schöpfer, gieb mir Gnade und Troſt, daß ich meinen Herren, Kaiſer Karl, zu dem ich von meinen Geſellen geſandt bin, geſund ſehe, auch dieſelbigen, meine Geſellen, die in dem Thurn gefänglich belagert werden, erfreuen möge.“ Hierauf bezeichnete er ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes andächtiglich. Und wie er dies Gebet endet, ſiehet er hinter ſich, und befindet, daß ihm nachgeeilet wird; denn die Heiden rannten ihm mit Grimme heftiglich nach, und ſie wurden geſchätzt wohl vierzehen tauſend Mann ſtark. Ihr Hauptmann, der König Clarion, fürrannte die andern Heiden, auf ſeinem obgemeldeten Pferde, gar fern. Reichard hielt auf einem kleinen Bühel und ſah die Heiden ſeiner neidiglich begehren. Man mag wohl bedenken, wie ihm zu Muthe war, da er ſich allein, ohne einige Hülfe ſeiner Geſellen, eine ſolche Schaar zu beſtreiten ſah. Er mochte auch wohl betrachten, ſo er niederläge, weß man mit ihm handeln würde. Dies alles erwägend, ſah er, daß er ſich mit der Flucht nicht friſten könnte, auch daß Clarion ihm auf ſeinem Pferde alſo heftig nachrannte.

Daſſelbige Pferd hatte an ſich zweierlei Farben, die eine Seite war weiß. als eine weiße Lilie, die andere roth, als Zunder; ſeinen Schwanz mochte man der Breite eines Pfauenſchwanzes vergleichen, oben ein wenig zu berg gezogen, gleich den Feldhünern ſo ſie im Felde laufen; hät auch ſtarke Schenkel, plattbreite Füße, kleine geſchmückte Ohren; die Mähne weiß, mit weiten Naslöchern, vornezu wohl gebrüſtet, ſchöne lichte Augen. Sein Sattel war Elfenbein, die Zäume desgleichen, mit Gold umlegt, ſeine Stegereife waren klar gülden, desgleichen waren Fürbug und Steigleder. Am Sattel waren auch vier ſtarke Gurte, an ihm hingen mehr denn hundert güldener Schellen, gar holdſelig lautend. Der Heide gab ihm die Sporen, da thät es einen Sprung zwanzig Schuh weit. Er ſchrie dem edlen Herzog Reichard zu, ſprechend: „Bei Machomet, meinem Gott, ihr werdet eure Botſchaft, wie ihr vorhabet, dermaßen nicht enden; denn hie auf dieſer Statt müſſet ihr euer Leben laſſen.“ Da ihn Reichard hörte, alles ſein Geblüt verkehrte ſich in ihm, und er ſprach: „Heide, warum biſt du der Meinung und alſo heftig mir zuwider? Worin habe ich dich je belediget? Was habe ich dir gethan? Ich habe dir nichts geſtohlen, noch dich deines Schatzes beraubt. Ich bitte dich, in rechter Liebe, laß mich mit Frieden reiten; thuſt du das, ſo ſchätze ich mir's für einen großen Dienſt, und verſpreche dir das wieder zu vergelten.“ — „Wahrlich, Franzoſe, — ſprach der Heide — du redeſt umſonſt; Machomet vermaladeie mich, wo ich's thu'! Ich laſſe dich um das Halbtheil der Welt nicht hinziehen.“

Alsbald Herzog Reichard des Heiden Meinung bemerkte, eilet' er zu ihm, und der Heide wieder an ihn, gab Reicharden mit ſeinem Spieß einen alſo harten Stoß, wäre der Schild nicht alſo gut geweſen, er hätte ihn zertrennt. Aber Reichard, voller Zorns, rannte den Heiden mit erzucktem Schwerte an, und wie des Heiden Pferd für ſich ſprang, hub er ſein Haupt auf, da traf ihn Reichard bei dem Genicke dermaßen, daß ihm ſein Haupt wohl ſpießlang von dem Leibe hinflog. Alſo fiel Clarion todt zur Erden. Reichard ſtund ab von ſeinem Pferd und ſaß auf des Heiden Pferd, mit dem er baß, denn ſein Lebtage je, verſehen war; denn es war der Stärke, daß es ſieben Ritter gewappnet getragen hätte, und darum keinen Tropfen ſchwitzte. Durch ein tiefes und breites Waſſer zu ſchwimmen, fand man ſeines gleichen nicht. Da er nun auf des Heiden Pferd ſaß, ſprach er mit betrübtem Gemüthe zu ſeinem alten Pferde: „O edles Pferd Doucin, um deinetwillen bin ich faſt betrübt, daß ich dich an Ende und Ort, mir gefällig, nicht führen mag. Ich bitte den ewigen Gott, dir ſolchen Weg zu weiſen, daß du mögeſt den chriſtlichen Leuten dienen; denn du mir oftermals in Streiten und manchen Wegen ſtatiglich geweſen biſt, und deiner getreuen Dienſte ſage ich dir großen Dank.“ Hierauf ritt er eilends fort.

Die andern Heiden kamen hernach gerannt, und fanden Clarion hauptlos auf der Erden liegen. Deß wurden ſie gar unmuthig und betrübt, wußten auch anders nichts zu thun, denn, daß ſie unterſtunden Reichards Pferd zu greifen. Aber um der großen Wehr und des Widerſtandes willen, ſo es mit Beißen und Schlagen thät, konnten ſie es nicht zuwege bringen; denn es lief den nächſten dahin, daher es kommen war. Und der erſte, der es ſah, das war Baland, der Ammiral, der berufte Garand, einen Sohn des Königs Grohier, und Sortibrant, zu denen ſprach er: „Bei meinem Gott Apollo, ich ſoll billig meinen Neffen Clarion vor andern ehren und werth halten: ich merke, daß er den Franzoſen erſtochen hat; denn ſehet hie ſein Pferd, das dort herkommt.“ Und er gebot, daß man es faden ſollte. Aber da Reichards Pferd befand, daß man gewaltige Hand an es legen wollte, da entlief es ihnen allen, bis zu der Pforte des Pallaſts. Als die Franzoſen Herzog Reichards Pferd erſahen, deß erſchraken ſie heftig, jedoch öffneten ſie ihm die Pforten und ließen es hinein. Und nach Verſchließung der Pforten umſtunden ſie das Pferd, mit bitterer Klage heftiglich weinend. Und von erſt ſprach Naimes: „Ha, Reichard von Normandie, ich bitte Gott, daß er dir tröſtlich und deiner Seelen barmherzig ſei; denn ich befinde, daß wir, deines Todes halben, wenig Hülfe wartend ſeien.“ Und da Roland und Olivier, ſammt den anderen, das hörten, huben ſie alle an zu weinen. Floripes kam hinzugegangen und ſah die Herren betrüblich ſtehen, ihr Leid klagend; zu denen ſprach ſie: „Um Gottes willen, liebe Herren, mäßiget euere Klage, uns allen iſt bis jetzt noch die Grundwahrheit verborgen.“

Unter dieſen Reden kamen die Heiden mit ihrem todten Hauptmann, Clarion, den ſie daher trugen, gegangen. Und da ſie der Ammiral kommen ſah, rief er ihnen fröhlich zu: „Wie! Iſt mein Neffe friſch und geſund?“ — „Herr Ammiral, — antworteten die Heiden — wir können euch nicht betrügen: Clarion iſt todt, ſeiner darf man nicht mehr Rede haben.“ Und da das der Ammiral hörte, voll großes Leides und gleich einem ſinnloſen Menſchen, fiel er wohl viermal in Ohnmacht, gleich als ob er todt wäre; und war große Betrübniß im Lager. Die Franzoſen hörten dieſe Klage und ſonderlich Floripes, welche die heidniſche Sprache baß denn die andern verſtund, die ſprach: „Herr Roland, wiſſet ihr, warum ſich dies Leid erhebt? Es iſt wahrhaftig, Reichard, euer Geſandter, hat den König Clarion erſchlagen und ihm ſein Pferd abgewonnen, desgleichen von Güte in der Welt nicht funden mag werden; und darum, alſo wohl um das Pferd, als um Clarion, ſind die Heiden alſo unmuthig. Hierum bitt' ich euch, ein jeder ſei wohlgemuth.“ Olivier ſprach zu Rolanden: „Mein Geſell in der Ritterſchaft, ihr wiſſet nicht, wie faſt mich dieſe Rede, die ich jetzt vernommen habe, erfreuet, und ſorge alſo wenig dieſem Gefängniß zu entgehen, als ob ich in dem ſtärkſten Schloß in Frankreich wäre. Gebenedeiet ſei Reichard, daß er alſo eine Mannheit erzeigt hat." Gleicherweiſe ſprachen ſeine Geſellen.

Hie wollen wir die Vettern von Frankreich beruhen laſſen und euch von Reicharden ſagen.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Wie unſer Herr Gott, durch Bitte Reichards von Normandie, das Waſſer Flagot wachſen ließ, und ihm ein weißer Hirſch darüber vorſchwamm und er ihm nachſchwamm.

Da nun Reichard hinweg kommen war, berufte für ſich der Ammiral einen Mann, geheißen Orages, den beſchied er zu ſitzen auf ein Dromedar, etliche Briefe Gallefrei, dem Hüter zu Mantribel, zu bringen, und ſprach zu ihm: „Daß du nicht feierſt, ſondern ohne Verziehen gen Mantribel reiteſt — Gallefrei ſageſt: warum er die kaiſerlichen Boten, die mir alſo viel Verdruß machen, habe durchziehen laſſen? Du weißt es recht auszurichten. Ich ſchwöre bei Machomet, er ſoll befinden, daß er Unrecht gethan habe. So iſt auch von ihnen ein Bote zu Karlen geſandt; wo der es inne wird, ſo bin ich übel daran; und hierum, ſage Gallefrei, daß er niemand durchziehen laſſe, und ſprich: thu' er anders, ſo woll' ich ihm die Augen aus dem Kopf ſtechen laſſen, und eines ſchändlichen Todes thun erſterben." — „Gnädigſter Herr, — ſprach Orages — ich will eurem Gebot gehorſam ſein, und will in einem Tage mehr, denn der Bote von Frankreich in vieren thut, reiten; denn hundert Meilen zu reiten würde ich nicht müde oder erlegen." Alſo ſchied er von dem Ammiral, ſaß auf ſein Dromedar und ritt ohne Verziehen, bis daß er zu Mantribel war. Er ſprach zu Gallefrei: „Herr Gallefrei, ich will dir nichts verhehlen: der Ammiral iſt faſt zornig, daß du die Franzoſen, die ihm alſo großen Schaden zugefügt haben, über die Brücke gelaſſen haſt; denn ſie haben in ihrer Gewalt den Pallaſt, ſammt Floripes und die Götter, und haben viel Liebhaber ſeines Hauſes erſchlagen. Und die Urſache, warum ich alſo eilends herkommen bin, iſt dieſe, daß nach mir kommt ein Ritter, von den belagerten Franzoſen zu Karl, dem Kaiſer, um Rettung ausgeſandt; der hat den König Clarion erſchlagen; darum hüte wohl, daß er nicht überkomme; denn geſchähe es, ſo möchteſt du mit dem Leben nicht davon kommen.

Dieſer Worte ward Galloirei hart bewegt und unmuthig; er ſchäumete wie ein wilder Eber, ergriff einen Stecken, damit wollte er den Boten geſchlagen haben, wäre ihm das von den Seinen nicht gewehret worden. Jedoch ſtieg er auf einen Thurn, blies ein Horn und verhäufte wohl mehr denn fünfzehn tauſend Mann, die waren bald gerüſtet, und ritt über die Brücke. Da ſie über waren, da thät er an Stund' die Brücke aufheben; ſie rannten hin und her Reicharden zu ſuchen, ob ſie ihn irgend finden möchten.

Reichard von Normandie ritt mit großer Furcht, und nicht unbillig; denn ihm allein wollte gebühren über die Brücke Mantribel zu reiten. Und im Reiten ſah er das ganze Feld mit Reutern bedeckt. Hierum ſo rufte er Gott treulich an, ſprechend: „O Jeſus, ein König der Ehren, wolleſt auf diesmal meine Seele und Leben in deiner Hut und Pflege haben; denn ich ſehe meinen gewiſſen Tod. Wo ich mit ihnen ſtreite, ſo wird mir gewißlich mein Haupt abgeſchlagen; wo ich mich dann in dies gräulich ungeſtüme Waſſer ſenke, ſo muß ich ertrinken. Werde ich nun gedrängt wieder umzuwenden zu meinen Geſellen, ſo thu' ich der Gelübde, die ich Roland gethan habe, nicht genug und werde alſo treulos: denn ich habe gelobet, nicht wiederzukehren, ehe ich meine Botſchaft vollende. Hierum, mein Gott, ich weiß mein Geſchäft nirgend, denn in deinen Willen zu ſetzen." Wie er nun alſo nahe bei dem Bach war, ſo kamen die Heiden mit großem Geſchrei. Unter ihnen war einer, des Ammirals nächſter Geſippter, der eilete ſich hinfür und ſchrie Reichard an: „O Bote, wer du doch ſeieſt, bedenke deinen Tod; denn heute iſt kommen die Zeit, daß des Königs Clarion Tod ſoll gerochen werden." Dieſe Reden waren Reicharden nicht ſehr annehmlich, er wandte ſein Pferd zu dem Heiden, rüſtete im ſeinen Spieß und traf den Heiden durch die Bruſt, alſo kräftiglich, daß er ihn durchſtach. Alſo fiel er todt zur Erden.

Reichard nahm ſein Pferd, das hatte güldenen Zaum und Fürbug, mit einem köſtlichen Sattel, und ritt an den Bach, den ſah er ſchießen alſo geſchwind ein Bolzen von einer Armbruſt geht, und hatte großen Ungeſtüm, alſo, daß kein Schiff darauf fahren mochte. Mit betrübtem Herzen befahl er ſich Gott, und bat ihn zu behüten, bis daß er ſeine Botſchaft Kaiſer Karl angezeigt hätte. Alſo Gott, der die Seinen, welche ihn mit getreuem Herzen anrufen, nimmer verläßt, erzeigte ein Zeichen der Liebe, die er zu Kaiſer Karl trug. Und wie Reichard in Gedanken hielt, was ihm zu thun wäre, und wie wohl von dem Ufer tief bis hinab an das Waſſer war mehr, denn eine Lanze hoch: dennoch, durch die Gnade Gottes, erhub ſich das Waſſer in die Höhe, dem Ufer gleich; darüber ſchwamm ein weißer Hirſch. Und da Reichard die Feinde auf ihn hereilen ſah, ſetzte er in das Waſſer, dem weißen Hirſche nach, zeichnete ſich mit dem heiligen Kreuze, und ſtätig war in ſeinem Herzen der Name Gottes, mit der Bitte, daß er ihm vor Leid behüte.

Deß erſchraken die Heiden faſt und war keiner unter ihnen, der ihm unterſtund nachzuſchwimmen; denn ſich auch das Waſſer jählingen wieder an ſeine alte Statt ſenkte. Da Gallofrei ſah, daß Reichard ihm entgangen war, an Stund' ließ er die Brücke nieder und gebot, ihm nachzueilen; denn er wußte, wo der Bote alſo entginge, daß ſie alle des Todes gewiß wären.

Da nun Reichard hin über das Waſſer kam, dankete er Gott fleißiglich ſeiner vielfältig bewieſenen Gnaden, ſtund ab und gürtete ſein Pferd baß, ſaß darnach wieder auf Clarions Pferd und führete das andere an der Hand, der Hoffnung, in kurzem zu Kaiſer Karl zu kommen. Da die Heiden ſahen, daß ihr Nachjagen umſonſt war, kehrten ſie wieder um und thaten ihre Harniſche aus; denn ſie konnten nichts weiters thun.

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Wie Reichard von Normandie zu dem Kaiſer kam, ihm der Vettern Noth angezeiget', und wie der Kaiſer ſie zu retten wieder umwandte.

Als Kaiſer Karl in ſchweren, heftigen Gedanken, ſeiner gefangenen Fürſten halb, war, und als er ſah, daß er nichts, wie es um ſie ſtünde, vernehmen möchte, da berufte er für ſich Geoffrei von Haitteſüle, Gannelon, Aubert und Marcait, und viele mehr ſeiner Diener. Unter andern hieß er auch kommen Reynier von Genua, Vater Oliviers von Viande. Zu denen ſprach er: „Liebe Herren, ich bin faſt ſchwermüthig, daß ich meine beſonderen lieben Herren und Diener zu dem

Ammiral geſendet habe, und deren keiner kommt herwieder, vernehme auch nichts von ihnen. Und ich verachte mich ſelber, gereuet mich auch faſt meine That, deren ich billig von euch geſchmäht ſoll werden. Ich verheiſche mich nicht mehr über euch zu herrſchen, ſondern will alle Dinge verlaſſen. Sehet hin, ich überantworte euch die Krone meiner Majeſtät; denn von dieſer Zeit an will ich ihrer nicht mehr haben.“ Gannelon, der zugegen ſtund, war der Rede erfreut, wie wohl er ſich deß nicht annahm, ſondern ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, ſetzet euer Vertrauen auf mich, ich will euch treulich rathen. Verſchaffet, daß man an Stund' das Lager räume, allen Schatz und Kleinode auf die Säumer lade, und kehret wieder in Frankreich; denn ferner zu ziehen wäre thörlich gethan: ihr möchtet nimmer heimkommen. Das Land zu Agrimore iſt feſt und Baland, der Ammiral, grimmig und mächtig; die Heiden ſind ihm gewogen. So iſt er euch gehäſſiger, denn vorhin; dieweil ſein Sohn durch euch zum chriſtlichen Glauben bracht iſt. So glaub' ich auch, euere Fürſten ſind längſt todt, das achte ich für gewiß. Laſſet uns wieder in Frankreich ziehen: da haben wir viel junger Söhne und Freunde, und ehe zwanzig Jahre vergehen, ſo werden dieſelbigen dem Harniſch gewachſen ſein. Alsdann möget ihr mit mehrer Macht, denn jetzund, wieder in Hispanien ziehen und euch daſſelbige ganz unterwürfig machen, auch das Heiligthum, deshalben ihr ſo viel Schmerzen habet, wieder erobern. So wird auch Rolands und ſeiner Geſellen Tod wohl gerochen; denn ihr werdet ſie nimmer ſehen.“

Von Gannelons Reden fiel Kaiſer Karl in Ohnmacht, und wiewohl er wieder zu ſich ſelber kam, konnt' er jedoch in langer Weile nicht reden, und mit ſich ſelber redete er weinend dieſe Worte: „Du Armer, Unglückhaftiger, was willſt du thun? Nimmſt du die Wiederkehre für dich, ſo erfolget dir anders nichts, denn Laſter daraus. Viel beſſer iſt, du ſterbeſt, denn alſo geſchwächt zu werden.“ Da er nun wieder zu Kräften kam, daß er reden mochte, ſprach er zu den Umſtehenden: „Ihr höret, was Rathe mir Gannelon giebt; der gefällt mir nicht. Kehre ich wieder heim und verlaſſe meine Fürſten, die alſo gefänglich gehalten werden, ungerochen, ſo wird niemand, zu ewiger Zeit, etwas von mir halten, ſondern ich werde deß Laſter und Schande, nicht unbillig, von jedermann erlangen.“ Marcaire, Auberi, Geoffroi und die andern, deren wohl bei hundert des verrätheriſchen Geſchlechts waren, mit Gannelon, dieſelbigen waren auch mächtig, traten mit einhälligem Gemüthe für den Kaiſer, ſprechend: „Gnädigſter Kaiſer, nicht ſetzet euch für, anders zu thun; denn wie euch Gannelon gerathen hat, er hat weislich davon geredet. Laſſet uns wieder in Frankreich ziehen: unſer ſind zwanzig tauſend, die zuſammen geſchworen haben, was ihr doch dawider ſaget, daß wir ferner nicht ziehen wollen; dieweil Roland, der ihrer aller Troſt und Hauptmann war, niedergelegen iſt.“ Kaiſer Karl antwortete mit betrübtem Herzen: „O Gott von Himmelreich, wie werde ich beleidigt! Iſt es, daß ich, meine Fürſten ungerochen, von hinnen ſcheide, ſo werde ich ein böſes Ende erlangen; denn ſie ſind die Zierde und der Aufenthalt meiner Krone und meines Reichs, die auch zu meinem Willen allezeit bereit waren. Wer mir das räth, der hat mich nicht lieb, das mag ich wohl ſpüren.“

Reynier ſtund auf und ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, wollet ihr den Worten, die euch fürgeworfen werden, folgen, ſo wird alles euer Regiment zerſtört und durch ſie ganz Frankreich verwüſtet werden; denn wem das Leid nicht betrifft, der mag es deſto eher aus dem Sinne ſchlagen.“ Alori der trat herfür und ſprach: „Rennier, ihr habet fälſchlich gelogen, und würde es nicht durch Furcht des Kaiſers vermieden, ſo müßtet ihr das Haupt darum zu Pfande laſſen. Man kennet euch wohl: euer Vater Garin war niederen Geſchlechts und ein nichtiger Menſch.“ Der Herzog Rennier mochte ſolche Verweisworte länger nicht dulden, ſondern zwang ſeine Fauſt zuſammen, damit gab er Alori einen Streich, daß er zur Erden fiel; und wurden viele Wechſelworte zu allen Seiten gegeben. Hätte ſie der Kaiſer nicht geſchieden, ſo wäre ein groß Blutvergießen allda geſchehen; denn ſich hatten mehr denn tauſend von Gannelons Geſchlecht verhäuft. Und Fierrabras, der zugegen war, ſchied ſie faſt. Darneben ſchwur der Kaiſer bei ſeiner Krone, daß, welcher dieſen Zank wieder erhübe, den wollte er als einen Dieb ſchändlich thun henken, was Geburt er doch wäre; und dadurch mußten ſie ſich enthalten, ferner nichts fürzunehmen, wiewohl ihr Beſchluß war: Reynier müßte ſein Leben, alsbald ſie in Frankreich kämen, darum geben

Kaiſer Karl berufte ſeine Herren wieder für ſich und ſprach: „Ihr Herren habt mir ein großes Laſter gethan; ich will darüber öffentlich Gericht halten, wo es von mir nicht gerächt wird.“

Alſo mußte Alori dem Kaiſer gehorſam ſein, und auf beiden ſeinen gebogenen Knieen, um Reyniers Gnade bitten. Das geſchah allein darum, auf daß des Kaiſers Zorn geſänftet würde, ſonſt hätte es Alori nimmer gethan; und alſo ward der Zank zu Frieden geſtellt. Darnach ſagt' ihnen der Kaiſer, ſeine Meinung wäre da zu bleiben; denn mit keinen Ehren möchte er dannen ſcheiden. Geoffroi von Haitteſüle, Ganelons Vater, trat herfür und ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, ich bin nunmehr alt und habe viel geſehen, hierum verhoffe ich, ihr ſollet mir ſo bald, als einem andern unter euerem Haufen glauben. Euch iſt wiſſend, wie mein Sohn Ganelon und ich euch längſt gedient und allweg lieb und werth gehabt haben: und wer euch räth, heim zu ziehen, der thut weislich, und nicht unbillig; denn ich bin ganz ermüdet, es wird mir nunmehr ſchwer, Harniſch zu führen. Und ſeiet deß ſicher, ehe zwanzig Jahre vergehen, ſo werden die Kinder, ſo noch in Frankreich blieben ſind, groß werden und zum Harniſch geſchickt: alsdann möchtet ihr euch größlich ſtärken und leichtlich Hiſpanien erobern, auch Rolanden und die andern rächen. Von dieſer Rede weinete der Kaiſer bitterlich: und über ſeinen Willen mußte er aufbrechen und ſeine Fürſten ungerettet laſſen. Hierum ſo beſchied er mit erſchallender Drommete, daß männiglich auftroſſen und das Lager räumen ſollte.

Alſo verhäufte man das Geſchütz, und ſie luden die Säumer mit ihrer Zierheit und Harniſch. Deß wurde das verrätheriſche Geſchlecht erfreuet, aber Reynier und viel anderer Frommer heftig unmuthig; und iſt ohne Zweifel Wunder, daß Reynier ſein Herz, dieweil er ſeinen Troſt am Sohne verloren hatte, nicht brach. Da nun Kaiſer Karl zu Pferde war, da begonnte er ſeine verlorenen Fürſten, daß er ſie verlaſſen und dannen ſcheiden mußte, heftiglich klagen, und ſprach: „O Unglückhafter, der ich bin! Mein Herz mag wohl traurig ſein; dieweil ich diejenigen, ſo ich in dieſer Welt am liebſten habe, verlaſſen und alſo von hinnen ſcheiden ſoll. Nichts anders wird mir daraus denn Laſter und Schande folgen. O Roland, wie lieb hab' ich dich! Mag mir immer die Zeit vergönnt werden, dich zu rächen! Gott wolle nicht, daß ich einige Krone immer auf meinem Haupte trage, angeſehen meine ſchändliche That.“ Mit dieſen Worten wär er beinah von Schmerzen von ſeinem Pferde gefallen. Großes Leid erhub ſich da von den frommen Menſchen. „Weh mir, — ſprach

Kaiſer Karl — wie kam es mir in den Muth, daß ich dich zu dem Ammiral ſendete? Ich bin eine Urſache deines Todes."

Unterdeß hatten die anderen groß Gelärm mit dem Aufbrechen. Und wie ſie anhuben zu reiten, ſo kehrete der Kaiſer ſein Antlitz gegen Aufgang der Sonnen und ſah Reicharden von Normandie geſchwind rennen: er hatte ſein gleißendes, ausgezogenes Schwert in der Hand und an der rechten Hand ein Pferd mit dem Zaum. Hierum ſo thät der Kaiſer alle die Mächtigſten des Heeres für ſich heiſchen, und befahl, das Heer ſollte ſtille halten. „Ich ſehe — ſprach er — einen Ritter mit großer Haſt dort her reiten, derſelbe führt an der rechten Hand ein Pferd, und am Rennen bedünkt mich, es ſei Reichard von Normandie. Hierum ſo bitt' ich Gott, daß er mich heute mit guter Botſchaft erfreuen wolle." Unter den Reden kam Reichard und ſprengete ſein Pferd einen höflichen Sprung vor dem Kaiſer und grüßet' ihn demüthiglich. Der Kaiſer, erfreuet, ſprach zu ihm: „Ein Sohn eines edlen Fürſten, wie geht es euch? Wo ſind mein Neffe Roland und die andern hin kommen, dieweil ihr allein reitet? Sind ſie lebendig oder todt? das bitt' ich euch mir nicht zu verſchweigen." — „Gnädigſter Kaiſer, — ſprach Reichard — da ich von ihnen ſchied, war Roland und die andern alle friſch und geſund. Sie ſind zu Agrimore, in einem ſtarken Thurn, darin hat ſie der Ammiral mehr denn mit hundert tauſend der Seinen belagert. Wahrlich, er iſt ein grimmiger Mann und wohl erſchrecklich; denn er hat zu Machomet geſchworen, er wolle von dannen nicht ſcheiden, er habe ſie denn alle erhenkt. So haben auch euere Fürſten bei ihnen Floripes, die holdſelige Jungfrau, des Ammirals Tochter. Die iſt ſo hübſch, als eine funden mag werden. Dieſelbige hat in ihrem Behalt das Heilthum, deß ihr ſo faſt begehret. Sie entbieten euch mit mir, daß ihr ſie erlöſet; und kommet ihr ihnen zu Hülfe, ſo möget ihr euch das ganze Land unterthänig machen, und dannoch mehr dazu."

Gar faſt ward der Kaiſer dieſer Botſchaft erfreuet, und ſchwar zu Gott und Sankt Dionyſius, daß Gannelon ein Verräther und voller Bosheit wäre, deß Worten noch Raths man nimmer folgen ſollt', und ſprach: „Ich ſehe, an ihm lieget nicht, daß Roland todt bleibet. Nun ſage mir, edler Ritter, iſt der Thurn, darin ſie ſind, auch mit Speiſe und Proviant verſehen, daß ſie ſich eine kleine Zeit erhalten möchten?

Könn-

Könnten ſie ſich nur ſechs Tage gefriſten, ſo wollt' ich den Ammiral mit allen den Seinen ertödten." — „Herr, — ſprach Reichard — ich will euch die Wahrheit erzählen: der Ammiral iſt ſehr grimmig und voller Bosheit, und hat ſo viel Volks, daß ſein Heer zwo Wälſcher Meilen weit Feldes bedarf. Die Stadt, in der er wohnet, iſt ganz voll Gutes und Proviant. Es iſt auch dieſſeits der Stadt die Brücke zu Mantribel; derſelbige Paß und Durchzug iſt gar ſorglich; die Stadtmauern ſind von Marmel gemacht, befeſtet und umgeben mit großen Thürnen. Unter der Brücken hin läuft ein gräuliches, ungeſtümes Waſſer, geheißen Flagot, zweier Spieße tief, und iſt alſo geſchwind, daß keinerlei Schiff darauf fahren mag; und dieſe Brücke iſt wohl einer halben Wälſchen Meile lang. Mitten auf der Brücke ſteht ein Thurn erbauet, deß Stärke unüberwindlich iſt; die Pforte iſt mit ſtarken Eiſen verbunden. Dieſer Brücke und Stadt hütet ein großer, erſchrecklicher Heide, der ſiehet dem Teufel gleicher, denn einigem Menſchen; denn er iſt ſchwarz wie Pech, und hat unter ſich zehen tauſend Heiden. Darum ſo weiß ich, daß uns, mit Gewalt durchzuziehen, unmöglich; denn ſie fürchten keinerlei Sturm; und darum ſo müſſen wir ſubtile, liſtige Wege erdenken, damit wir durch den Paß kommen. Und mich bedäucht gut gethan ſein, daß wir etliche aus uns erwählten, davon ein jeder eine große Kappe an hätte, und darunter mit Harniſch verſehen wäre, und ein jeder verborgenlich ſein Schwert umgürtet hätte. Nach uns ſollten folgen unſere geladenen Säumer, und ihr mit dem ganzen Zeug ſolltet dieſen Wald inne haben; und daß jedermann gerüſtet ſei, zu welcher Zeit ihr mich mein Hörnlein blaſen höret, daß ihr uns alsdann mit allem Zeug ſtracks zu Hülfe kommt. Durch dieſen Weg, und anders nicht, mögen wir den Paß einnehmen."

Dieſer Rath ward von Kaiſer Karl geprieſen; er gab auch Reicharden ſeinen Segen, und thäten die Seinen ſich rüſten und bei einander bleiben. Die Fähnlein wurden aufgethan und der güldne Adler entdeckt. Reichard nahm ſein Pferd und gab das Herzog Renniern; ſie nahmen Heu und Kräuter, luden das auf die Pferde, gleich als ob es Kaufmannsſchaft wäre, und mit der Weiſe, unter ihren Röcken wohl gewappnet, naheten ſie ſich der Brücke. Ihrer waren wohl bei fünf hundert auserleſener Mann, in dieſer Form angethan. Reichard zog vor ihnen allen hin, der Herzog

Hohel von Nantes war der andere, Gui von dem Thale der dritte, Ryol von Mans, der mit dem Schwert ein Held, war der vierte, Herzog Reynier war der fünfte. Dermaßen zogen ſie hin bis zu der Brücken.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Wie die Brücke Mantribel von Reichard von Normandie liſtiglich gewonnen und Gallofroi erſchlagen ward. Wie Kaiſer Karl den Rieſen Amphion erſchlug, ſein Weib Amieta erſchoß, und alſo Mantribel gewann; wie auch das Geſchlecht von Nantes Verrätherei an Kaiſer Karl wollte begangen haben.

Es blieb der Kaiſer wohl mit hundert tauſend im Walde halten, und Reichard, mit denen, die ihm zugegeben waren, ritten für ſich. Da Hohel, Reynier und die andern das Waſſer Flagot alſo ungeſtümlich wüthen ſahen, und daß die Burg zu Mantribel alſo feſt, und ſo ſorglich hinüber zu kommen war, erſchraken ſie deß faſt, und nicht unbillig; denn ob die ganze Chriſtenheit davor gezogen, und die Brücke mit den eiſernen Ketten nicht abgelaſſen, ſo wäre ſie zu gewinnen unmöglich geweſen. Ryol fragete Reicharden, was dies für eine Stadt wäre? Darauf antwortete Reichard: „Ihr ſollet wahrlich wiſſen, daß zwiſchen hie und Ackers ihrer gleich von Stärke nicht funden wird; ſo ſind auch darin mehr denn zehen tauſend Mann.“ Hohel von Nantes war dieſer Rede betrübt, und empfahl ſich Gott, bittend, daß er ſie in ſeiner Beſchützung haben wollte. Reichard ſprach zu den Seinen: „Ihr Herren, ich will voran hin ziehen und von erſt mit dem Pförtner reden. Wenn wir die erſte Pforte inne haben, ſo ſuget, daß ihr an Stund' euere Kappen von euch werfet, friſchlich drein ſchlaget und keiner dem andern weiche.“ Ryol antwortete: „Traget keine Sorge dafür; komme ich bei dieſen Heiden, ich will mich halten, wie mir wohl gebühret; thu' ich das nicht, ſo will ich für einen Ungläubigen gehalten ſein.“

Sie thäten ihre Säumer etwas eilen, und Gallofroi ſah die Säumer kommen, darum thät er die Brücke niederſenken, und ſtund in der vorderſten Pforte, und hatte in der Hand eine gute Streitaxt, vor der kein Harniſch beſtehen mochte. Dieſer Heide war ſo groß und eines ſo grauſamen Antlitzes, daß er ſich viel baß einem Teufel, denn einem Menſchen verglich; denn die Augen brannten ihm im Kopf, und er war ſchwarz, wie zerlaſſen Pech. Der Hals war ihm einer Hand lang, ſeine Naſe war wohl eines halben Schuhes lang, ſeine Ohren hielten wohl ſo viel als ein halb Simmer Korns, ſeine Arme und Schenkel waren lang und krumm, ſeine Füße krumm, und aller ſein Leib war ungeſchaffen. Der Ammiral hatte ihn ſonderlich lieb und vertrauete ihm viel; denn er auch ihm verwandt war; und durch der Sippſchaft willen, gab er ihm in Verwahr die Brücke zu Mantribel. Dieſer Heide war auch ein Konnetabel ſchier alles des Ammirals Landes, und darum wäre es nicht gut geweſen, daß er die Franzoſen gekannt hätte; denn ihrer keiner wäre mit dem Leben davon gekommen.

Wie ſie alſo zu Mantribel waren, zog Reichard für, und da er auf der Brücke war, kam Gallofroi zu ihm und ſprach: „Männlicher Mann, wer ſeid ihr? Warum ſeid ihr her kommen?“ Herzog Reichard thät, als ein weiſer Mann, verwandelte ſeine Sprache und redete in Arragoniſcher Sprache alſo: „Herr, ich bin ein Kaufmann, und komme von Tarraskon mit anderen Kaufleuten; wir bringen mit uns von ſeidenem und anderem Getüch eine große Waare, und mit Hülfe unſeres Gottes Machomet wollten wir unſere Waare zu Markt führen. Und wenn wir zu Agrimore wären, wir gäben dem Ammiral auch eines Theils von unſerm Kaufmannsſchatz. Die anderen Kaufleute ſind alle Sklaven, können die Sprache nicht; und darum, Lieber, gebet uns Anzeige, durch welche Wege wir zu ihm kommen mögen.“ Darauf antwortete Gallofroi: „Ich bin dieſer und anderer Flüſſe und Durchzüge Oberſter; aber unlängſt zogen herüber ſieben Kaiſer Karls Boten, die haben mir den Tribut noch nicht ausgerichtet. Jedoch mein Herr, der Ammiral, der hält ſie gefänglich. Davon iſt ein Lecker entkommen, der ſaß auf einem guten Pferd, und ſchwamm über dies Waſſer; derſelbige erſchlug den König Clarion, meinen Gefreundeten, deshalb ich herzlich betrübt bin. O! wollte Machomet, mein Gott, daß er jetzund allhie auf dieſer Brücke wäre, ich wollte ihn mitten von einander ſpalten und gar keine Erbarmde mit ihm haben. So befürchtet ſich auch mein Herr, der Ammiral, Verrätherei; denn ſein Sohn Fierrabras hat Machomets und unſeres Glaubens verläugnet, und iſt Chriſt worden. Hierum ſo hat er mir zum dritten mal entboten, ich ſoll weder Herren, Ritter noch Knechte herüber ziehen laſſen, ich erkenne denn zuvor wohl, wer ſie ſeien; alſo will ich von euch auch wiſſen. Laſſet mich euch beſehen, wer ihr ſeid."

Reichard bückte ſich mit dem Knie zu ihm, und Hohel von Nantes, Ryol von Mans und Reynier zogen für ſich bis auf die Brücke. Da Galloſrvi das ſah, fiel ihm eine Furcht ein, er hieß ſie ſtille halten und nicht ferner reiten. Er eilete ſich und zog auf die Brücke; denn darin waren nicht mehr, denn die vier Obgenannten, vor denen fürchtete er ſich nicht, und redete mit ihnen in zornigem Muthe: „Ihr ſeid kühn geweſen, über meinen Willen herein zu reiten, darum will ich euch gefänglich legen; desgleichen ſoll denen, die euch nachkommen, geſchehen. Darnach will ich euch meinem Herren, dem Ammiral, überſenden, ſeines Willens mit euch zu pflegen. Bald ziehet aus dieſe Kappen, auf daß man eueren Willen erkenne; denn ihr ſcheinet Leute eines böſen Willens zu ſein." Mit den Worten ergriff er Hohel mit der Kappen und drehet' ihn zu dreien oder vier malen um. „Bei Gott, — ſprach Ryol — ich mag länger nicht leiden, daß man meinem Mage alſo argwillige, leid' ich's, ſo muß ich geläſtert werden." Er warf darauf ſeine Kappe von ſich, gewann ein Schwert, damit ſchlug er grimmiglich auf den Heiden; aber der war wohl gewappnet, daß er ihm nichts thun konnte, denn allein, daß er ihm ein Ohr abſchlug. Reichard und Reynier wurfen auch von ſich ihre Kappen, gewannen ihre Schwerter und ſchlugen all' auf Galloſrvi; und wiewohl ſie ihm manchen Schlag gaben, ſo konnten ſie ihm doch weder Kopf noch Leib verletzigen; denn er war bekleidet mit einer Haut von einem alten Drachen, die war gar hart. Der Heide ward zornig, erhub ſeine wohlſchneidende Art und vermeinte Ryoln zu treffen. Ryol erſah den Streich und entſprang ihm hinter ſich. Der Heide vollführete den Streich, und traf einen Marmelſtein, den zerſpaltete er von Kräften ganz und gar. „Ha, Gott! — ſprach Reynier — wie hat er mit alſo großer Gewalt den Schlag vollbracht! Mich verwundert, daß wir dieſes Teufels Stärke nicht herwieder legen mögen." Mit den Worten erwiſchte er einen großen Baum, der war lang und ſtark, damit ſtieß er den Heiden ungeſtümiglich und traf ihn alſo hart, daß er zur Erden fiel; und im Fallen ließ er einen lauten Kreiſch oder Schrei, daß die Berge und die Bäche davon ertönten, und die Heiden ſich an Strand' verhäuften; deren wurden bald bei zehen tauſend gewappnet.

Reichard von Normandie lief hin und ſenkte die Brücke nieder und ließ die andern fünf hundert ein; aber die Heiden thäten ihnen großen Widerſtand, lagen zu beiden Seiten auf der Brücke, und es wurden viel Leute gewundet und erſchlagen. Reimard nahm ſein Hörnlein zu Handen und blies das zu dreien malen. Kaiſer Karl hörte dies Blaſen, und ſaß eilends zu Pferde. Alſo thäten die anderen auch und rannten alſo eines Rennens bis auf die Brücke. Gannelon, der hernachmals für einen Verräther betreten ward, hielt ſich des Tags mannlich und hät das Fähnlein erhaben: damit trat er auf die Brücke. Seine Treue thät desmals erſcheinen, aber hernachmals brach ſie grob aus. Mit dem Eindringen der Pforten wurden gar viel von Franzoſen und Heiden darnieder geſchlagen, und der Kaiſer bewies desmals ſeine Kraft; denn wen er mit ſeinem Schwerte erreichte, der war des Tods gewiß. Gannelon war nahe bei dem Kaiſer, der thät auch ſein Beſtes. Die Gräben waren tief und voller Waſſer, darin wurden viel geworfen und ertränkt. Und wie alſo Kaiſer Karl mit den Seinen für ſich drungen, ſahen ſie daß Gallofroi noch nicht todt war, ſondern einem Teufel gleich ſah. Er hatte ſeine Axt noch in der Hand, damit er mehr denn dreißig Franzoſen erſchlagen hatte Deß ward der König erzürnet; und wie ſie ihm alſo durch die Riſſe des Harniſches ſahen, da erſchlugen ſie ihn.

Das Geruf und Geſchrei, daß die Burg Mantribel gewonnen wäre, erſcholl mehr denn fünf Meilen fern, alſo, daß den Bürgern ob funfzig tauſend Mann zu Hülfe kamen, des Willens, die Franzoſen zu erſchlagen. Die Stadtmauern waren von Marmelſtein und ſo ſtark, daß ſie ungewinnlich geſchätzt wurden. Zu dieſem Streit kam getreten ein Rieſe, der hieß Amphion, und ſein Weib hieß Amiota, mit der hät er zween Söhne, jeder vier Monat alt, und war doch jeglicher zehen Schuhe lang, und waren zween Schuhe breit über die Bruſt; wie uns die Hiſtorie das anzeigt. Derſelbige Rieſe öffnete die Pforte, hät in der Hand einen eiſernen Pfahl, und da er vor die Pforte kam, ſchrie er mit grimmiger Stimme: „Wo iſt Karl, der König zu Frankreich? Will er jetzund das Heilthum zu Sankt Dionyſius in Frankreich führen? Bei meinem Gott Machomet, in den ich meinen Troſt ſetze, dem alten Narren wäre beſſer, daß er zu Paris blieben wäre. Und wo ihn der Ammiral bekommt, ſo wird er wenig Gnade mit ihm theilen, ſondern ihn lebendig thun ſchinden, oder aber verbrennen.“ Nach Endung ſeiner Worte ertödtete er viele Franzoſen mit ſeinem eiſenen Pfahl. Viele Leute lieſen hinzu, die den Franzoſen den Eingang wehrten.

Kaiſer Karl ſah, wie ihm zu thun war, darum ſaß er ab von ſeinem Pferde, ganz erzürnet, faſſete den Schild für ſich und gewann ſein Schwert. Seine Fürſten folgeten ihm nach, bis zu dem Rieſen; und da ihm der Kaiſer nahete, ſchlug er ihm mit ſeinem Schwert Joyeuſe einen ſo kräftigen Schlag, daß er ihn bis auf die Füße zerſpaltete, und mit Macht erholte er ſeinen Schlag; damit fiel der Rieſe todt zur Erden. Deß erſchraken die Heiden gar faſt, und wie unſinnige Leute ſchlugen ſie auf die Franzoſen mit Geren und Speeren, Beilen, Klötzen und anderen tödtlichen Werkzeugen. Karl der Kaiſer rufte um Hülſe, die Seinen zu verſammeln. An Stund' traten zu ihm, Reichard von Normandie, Reynier von Genua, Hohel von Nantes und Ryol von Mans, die alle Löwen-Gemüther hatten. Dieſe vier Fürſten, ſammt dem Kaiſer, trieben mit Gewalt die Heiden zur Pforten ein, und ſie drungen kräftiglich hinnach auch zur Pforten ein. Aber ihnen kamen mehr denn zehen tauſend Heiden entgegen, die mit Gewalt die Pforten verſchließen wollten; und wiewohl die Heiden mit Schießen und Werfen große Wehr thäten, konnten ſie doch mit nichten wieder die Pforten zubringen, noch die Brücke erheben; denn die Franzoſen wehrten ſich mit aller Macht.

Sich erhub desmals ein groß Geruf und Geſchrei. Und ob Kaiſer Karl etwas mit Furchten beladen war, das darf niemand Wunder haben; denn er wußte: hätten die Heiden die Brücke vermocht aufzuziehen, ſo wäre ihm unmöglich fürder zu ziehen geweſen. Und da er ſah die Brücke zu berg gegen die Pforte, mit den großen eiſenen Ketten aufziehen, gedacht' er, es wäre fürder zu ziehen gethan; darum aus großem Trübſal, beklaget' er Rolanden und die andern Fürſten. Dies erſah Reichard, der ſprach: „Gnädigſter Kaiſer, durch Gottes willen, ſchlaget alle Furcht vom Herzen: gedenket, wie wir dieſe Heiden überwinden. Schlaget auf ſie, Gott wird uns beiſtändig ſein. Ihr wiſſet, es iſt keiner alſo edel oder treſlich, ſtellt er ſich verzaglich, er wird mißprieſen, und billig. Ich bitte dich, mein Kaiſer, daß derſelbige, welcher ſich um des Lebens willen fahen läßt, ewiglich geſchändet ſei. Ich wollte lieber in Stücken zerhauen werden, denn von hinnen weichen. Und hierum, ohne weitere Rede, laſſet uns eilen;

denn jetzt iſt die Zeit hie, daß ein jeder ſeine Kraft und Macht erzeige.“ Durch dieſe Rede beherziget und mit trotzigem Gemüthe, traten gewaltig in die Stadt, Kaiſer Karl, Reynier, Hohel, Ryol und Reichard, die fünf; deren hät ein jeder ſein Schwert gezogen in der Hand. Solcher gewaltiger Eintritt geſchah aber nicht ohne große Noth und Blutvergießung, auch Erſchlagung viel der Heiden.

Als Kaiſer Karl ihm ſo eine große Menge der Heiden entgegen ſah, rufte er mit kräftiger Stimme um Hülfe. Dies erhörte Gannelon, und hatte, wiewohl er am letzten ſeine Tücke bewies, ein Mitleiden mit ihm. Er kam zu Geoffroi, rufte Hautefüle, ſeinen Vater und andere ſeiner Freunde, in der Zahl wohl tauſend wohlgewappneter Mann, die alle waren abgeſtanden von ihren Pferden; die ſtürmten die Pforte. Die Heiden thäten ihnen großen Widerſtand, mit Werfen, als mit Scheitern, Balken, Eiſen und Steinen, auch ſonſt tödtlichen Geſchoſſen; und der Zeit wurden viele aus Gannelons Leuten getödtet. Alori, der Verräther, kam zu Gannelon, ſprechend: „Bei meinem Eide, wir ſind wohl Narren, daß wir uns alſo ermorden und tödten laſſen.“ Und redete fürder zu Gannelon: „Lieber Freund, laſſet uns hinweg ziehen; denn Karl iſt dort innen genugſam mit Geſchäften beladen. Gott wolle, daß er nimmer von hinnen entrinne. Und du ſiehſt, daß wir uns jetzo an ihm und Reynier, um alles Laſter, ſo ſie uns bewieſen haben, wohl rächen möchten. Eines böſen Todes muß er ſterben, der fürder rückt; denn wir mögen nun Frankreich nach allem unſern Gefallen einnehmen, und niemand unter den Herren mag uns widerſtreben.“ Darauf antwortete Gannelon: „Das wolle Gott von Himmel nicht, daß ich Verrätherei an meinem Herren, von dem ich mein Land und Leute habe, begehe; ich würde deß von männiglich Verweis hören, wo ich immer in ſeinen Tod willigte. Wir haben deß keine Urſache, ſondern laſſet uns unſer Beſtes thun.“ Da Alori dieſe Rede von Gannelon hörete, wenig fehlet', 'er wäre von Sinnen kommen, und ſprach zu Gannelon: „Ihr ſeid ein bewährter Narr, dies zu thun; denn jetzt möget ihr Rache ſuchen. Wenn der Kaiſer todt iſt, ſo werden den andern ihre Häupter abgeſchlagen, und alſo mögen wir alle unſere Feinde überwinden. Laſſet ſie und kommet mit mir.“ Darauf antwortete Gannelon: „Das wölle Gott von Himmel nicht, daß ich ein Verräther an meinem Herren werde, noch daß ich ihn in Nöthen verlaſſe; ich wollte lieber entgliedet werden, denn man mir ein ſolches hernachmals verweiſen ſollte.“ Der Reden wurden Alori und Geoffrei von Haittefüle erzürnet, alſo, daß große Zwietracht zwiſchen ihnen entſtund.

Unterdeß kam Fierrabras und rufte mit lauter Stimme: „Wo iſt Karl?“ Der Verräther antwortete: „Herr, ihr ſehet ſeiner nimmermehr; denn er iſt dort innen verſchloſſen; ich glaub er iſt ſchon todt.“ „Und ihr anderen, — ſprach Fierrabras — was verziehet ihr denn, daß ihr ihm nicht zu Hülfe kommet? Ihr möchtet deß wohl Verräther geziehen werden, und wahrlich nicht unbillig.“ Darnach ruft' er um Hülfe und Beiſtand. Zu dem Gerufe kamen die Franzoſen mit Gewalt bis zu der Pforten. Fierrabras und Gannelon, der die anderen Verräther verlaſſen hät, waren froh, da ſie die Brücke nicht aufgehaben funden; darum ſo hielten ſich Fierrabras und Gannelon männlich, bis ſie in die Stadt kamen. Und da die Verräther ſahen, daß die Stadt gewonnen war, auf daß ſie gleichen würden Wehre zu thun, traten ſie hinnach und ſchlugen mit einander in den Haufen. Ein großer Bach von Blut lief von den todten Körpern, daß man ſich verwunderte.

Die Heiden ruften und heulten, wie die hungrigen Wölfe; denn ſie konnten keinen Widerſtand thun. Darum entboten ſie dem Ammiral, daß er ihnen zu Hülfe käme, und thäten ihn durch Machomet und Tervagant um Hülfe anrufen. Sie waren ganz troſtlos; denn ſie wurden ihrer Häuſer verjagt, ihrer Güter beraubt, und ward Sackmann durch die ganze Stadt gemacht. Alſo ſchied ein Bote in Stille von dannen, der dem Ammiral alle Dinge, wie ſie zerſtöret wären, anzeigen ſollte. Da nun Mantribel erobert war, ſo kommt Amioto, die Rieſin, des Amphion Weib, die höret das Geſchrei der Bürger, davon ſie heftig zornig ward. Sie war ſchwarz wie Pech, hatte Augen, roth und brennend wie eine Fackel, ein großes Antlitz, war Spießes lang und alſo ergrimmt, ſo wohl von wegen ihres erſchlagenen Mannes, als durch Furcht, ihre beiden Söhne, derer ſie kürzlich geneſen war, zu verlieren. Sie ſprang zu ihrem Hauſe heraus, nahm eine wohlſchneidende Sichel, damit ſie viel der Franzoſen verletzigte und ſie faſt verzagt machte. Sie brachte ſie dazu, daß ſie nicht ferner ziehen wollten. Da das Kaiſer Karl erſah, ward er zornig.

begehrete einer Armbruſt, und da die geſpannt war, da zielte er zu ihr und traf ſie zwiſchen beiden Augenbrauen in das Hirn, alſo, daß ſie vor todt darnieder fiel; ſie warf von ihrem Halſe einen Dunſt, gleich einem Feuer. Da warfen die Franzoſen ſie mit Steinen und anderem zu Tode, bis ſie ſich nicht mehr reget'. Und da ſie todt lag, geſchah dem Kaiſer kein weiterer Widerſtand, ſondern er lebte mit der Stadt nach allem ſeinem Willen.

Großen Reichthum fand man von Silber, Gold und anderer Zierheit in der Stadt; deß wurden alle Kaiſerlichen wohl reich; denn der Ammiral hatte, um deswillen, daß die Stadt alſo feſt war, den Mehrtheil ſeines Schatzes dahin gelegt. Kaiſer Karl blieb da wohl drei oder vier Tage liegen und vertheilte das eroberte Gut unter die Seinen. Und wie der Kaiſer alſo Flagot, das Waſſer, auf und ab ſpazierte, fand er einen Keller unter der Erden, in den er ging und fand darin der Rieſin Amiota beide Kinder. Die ließ er taufen und in der Taufe den einen Roland, den andern Olivier nennen; befahl auch, daß man ſie lieblich und ſchön erziehen ſollt'; aber ehe zween Monat vergingen, fand man ſie beide im Bette todt liegen.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Wie Kaiſer Karl ferner zog, die Seinen von der Belagerung zu erlöſen; und wie der Ammiral die Vettern ſtürmet' und ſie durch die Gnade Gottes und des Heilthums des Sturms entlediget wurden.

Dieſe Eroberung geſchah alles in dem Monat des Maien, daß Mantribel dem Kaiſer unterwürfig gemacht ward. Kaiſer Karl hieß für ſich kommen Reicharden von Normandie, Gannelon, Hohel von Nantes, Ryol von Mans; mit denen hielt er Rath, wer zu einem Beſatz zu Mantribel bleiben ſollte, dieweil ſie unterſtünden den Ammiral weiter zu beſtreiten. Darauf antwortete Reichard: „Mich bedunkt gut, daß Hohel und Ryol mit fünf tauſend Mannen allhie bleiben und dieſe Stadt wohl verwahren.“ Und wie Reichard gerathen hatte, alſo ward ihm gefolgt. Und darzu blieben beſtimmt die Verwundeten alle zu Mantribel, bis ſie geſund wurden. Darnach ließ der Kaiſer aufdrommeten, denn er wollte den nächſten vor Agrimore, und hät ſoviel Volks, daß es ein Wunder war.

Wie ſie nun ein wenig für ſich gezogen waren, ruckte der Kaiſer auf einen kleinen Bühel und überſah ſein Volk; und da er eine ſo große Menge befand, erhub er die Hände gegen den Himmel, Gott dankend, und ſprach: „Mein Gott und mein Herr, durch deine beſondere Gnade, haſt du mich einen Herrſcher und Regierer dieſes Volks gemacht, deß ich dir von gutem Herzen Dank ſage, und billig; denn du haſt mir eine große Macht unterworfen, mit der ich nach allem meinem Willen leben mag.“ Nach dieſen Worten zeichnet' er ſich mit dem heiligen Kreuz, und zog für ſich. Er hät bei ihm wohl hundert tauſend Mann, deren er auch wohl nothdürftig war, denn der Ammiral hät ſich wohl von dreizehen Gegenden verhäuft. Reichard von Normandie hät unter den Kaiſerlichen die Vorderwart, Reynier die andere, und ſie ritten bis in das Land Eurien.

Mitlerzeit kam dem Ammiral Botſchaft, daß Galloſroi erſchlagen und Mantribel gewonnen wäre. Da er das hörte, fiel er in Ohnmacht von großem Leid und Schmerzen, ſchrie wie einer, der ſinnlos werden will, und ſprach: „Ha, Machomet, du ungläubiger Gott, wie iſt deine Macht alſo erlegen! Du biſt nichts werth. Der iſt billig ein Thor geſcholten, wer ſein Vertrauen in dich ſetzt; denn du haſt mir die Meinen erſterben und meine Unehre aufgehen laſſen!“ Mit den Worten begriff der Ammiral einen eiſenen Hammer mit beiden Händen und lief zu Machomet und anderen ſeiner Götter, gab auch dem Machomet einen ſo ſtarken Streich, daß er ihm den Kopf ganz zerſchlug. Wäre der Ammiral und die andern Heiden nicht ſo gar in ihrer Blindheit verſtockt geweſen, ſo hätten ſie klar und lauter ihren Unglauben ſehen mögen, in dem, daß ſie Bilder, die weder reden noch hören konnten, anbeten thäten. Sortibrant erſah dasjenige, das der Ammiral Machomet gethan hät, und wie er ſo zornig war, darum gab er ihm den beſten Troſt, den er ihm immer erzeigen mochte, und ſtrafte ihn, daß er dem Machomet unrecht gethan hätte. „Ich mag mich nicht dazu zwingen, — ſprach der Ammiral — ihm Gehorſamkeit zu beweiſen, dieweil Karl mit ſeiner Macht meine Stadt Mantribel, auf die mein Troſt in meinen letzten Nöthen geſetzt, gewonnen hat.“ Darauf antwortete Sortibrant: „Herr Ammiral, ſchicket einen Späher aus, der erfunde, ob Karl wider uns ziehen wölle; und wo das iſt, ſo laſſet uns ihm begegnen und mit ihm ſtreiten. Wo er und die Seinen alsdann mögen gefangen werden, ſo laſſet ſie ohne alle Barmherzigkeit henken, und daß man euerem Sohn Fierrabras, der unſers Glaubens verläugnet hat, ob allen Dingen das Haupt abſchlage. Alsdann ſo möget ihr die anderen Lecker, welche ſich in dieſem Thurn halten, nach euerem Willen bekommen. Aber bittet Machomet, den ihr erzürnet habet, um Gnade und Hülfe.“ Von Sortibrants Rathe ward der Ammiral bewegt, Machomet um Gnade zu bitten, wie jetzund gehört iſt.

Sortibrant und der alte König von Cordor, genannt Tampet, und Brulland von Mommiere, die baten den Ammiral, daß er Machomet der Gewalt und des Unrechts, die er ihm gethan, Sühnung thäte. Deß war der Ammiral, in Anſehung ihrer heftigen Bitte, willig, und ſchwur, er wollte Machomet vergrößen mit tauſend Pfund Golds und anderen mehr Reichheiten, nach ihrer Gewohnheit. Und hierauf gebot der Ammiral Drommeten zu blaſen, die Seinen zu Hauf zu bringen; verſchuf, daß alle Inſtrumente, damit man Mauern bricht, als: Böcke, Katzen und dergleichen, hin an den Thurn geführt würden und daß man die Franzoſen heftiglich ſtürmen ſollte. Der Thurn ward auch mit Werfen, Schießen, und anderen Sturmzeugen tapfer angegriffen, und ſie zerſtießen den Thurn an fünf Enden, an jedem Ort ein Loch, man hätte mit einem Karren geräumlich dadurch gefahren. Dies ſahen die Franzoſen, Roland, Olivier und die andern in den Fenſtern, die hatten ihre Schilde an den Hals gehenkt und ihre Schwerter in der Hand; und wahrlich, es war dennoch keiner unter ihnen alſo kühn, er ward zu dem mal furchtſam, wiewohl ſie alle des Gemüths waren, ſich mannlich zu wehren. Wen ſie auch mit ihren Geſchoſſen und Steinen trafen, der thät ihnen nichts mehr.

Da dies der Ammiral erſah, rufte er den Seinen zu: „O ihr meine Freunde und ihr Unterthanen, erzeiget euere Mannheit, dieſen Thurn zur Erden zu bringen. Thut ihr das, ſo beweiſet ihr mir gänzlich eine große Freundſchaft; denn mag ich Floripes, die ſchnöde Hure, haben, ſoll ſie in einem Feuer verbrannt werden. Sie hat es durch die Unehre, die ſie mir, wie männiglich weiß, bewieſen, längſt verdient.“ Durch dieſe Worte wurden die Heiden beherzigter und viel grimmiger über die Franzoſen, denn vorhin; hierum ſo grifſen ſie mit aller Macht den Thurn an, ſchlugen Leitern an die Löcher, die ſie mit ihren Sturmzeugen zerſtoßen hatten, und ſtiegen hinauf.

Roland erſah das und ſprach zu den andern: „Liebe Herren, durch die Ehre Gottes, laſſet uns mit einhälligem Gemüthe unſer Beſtes thun; wo das nicht geſchieht, ſo entgehen wir heute dem Tode oder Gefängniß nicht.“ — „Geſell, — ſprach Olivier — unſer ſind hie innen nicht mehr denn zehen, aber gute ſtreitbare Männer. Ich rathe, daß wir in dem Namen Gottes hinaus über unſere Feinde laufen; denn mir iſt lieber, ich werde ritterlich erſchlagen, denn hie innen mit Laſter und Schanden geblieben.“ Gleicherweiſe ſprachen Ogier und die andern. Da Floripes ihren Willen ſah, rufte ſie ihnen zu, daß ſie ihre Feinde anrennten, und ſprach: „Freie und ehrliche Ritter, ich bitte Gott, daß er euch den Sieg über euere Feinde, daß ihr ſie überwinden möget, gebe, und ich verſpreche euch, rennet ihr euere Feinde tapfer an, ſo will ich euch Dinge zeigen, die euerem Herzen Freude geben werden.“ Durch dieſe Worte bewegt, griffen die Franzoſen ihre Feinde, die Heiden, grimmiglich an, ſchlugen, hieben und ſtachen ſie alſo, daß der Heiden mehr, denn hundert todt blieben, und ſie die zerſtoßenen Löcher räumen mußten. Die Todten wurden in die Gräben geworfen und die Löcher wieder verbollwerkt.

Darnach rief Floripes Herzog Naimas und Dietrich von Ardennien; zu denen ſprach ſie: „Ihr Herren, ihr habet mir ernſtlich verſprochen, daß euer keiner etwas, das mir widrig ſei, thun wolle; und hierum ſo will ich euch unſeres lieben Herrgotts Nägel, die ich lange Zeit verſchloſſen gehalten habe, zeigen.“ Die Herren thäten von Freuden weinen, und verſprachen anders nichts zu thun, denn was ihr Wille wäre. Die Herren knieten demüthiglich vor dem Heilthum nieder, ſchlugen wider ihre Bruſt, aus großer Andacht. Der Herzog Naimas war der erſte, der ſie küßte, und darnach die andern alle. Und da dies geſchehen war, gingen ſie mit dem Heilthum an die Fenſter; denn die Heiden waren hoch hinauf geſtiegen. Alsbald ſie es erſahen, fielen ſie alle mit großem Gepraſſel hinab zu Tode. Und da das Naimas ſah, da ſprach er: „O Herr und Gott, ein König der Ehren, der aller Dinge gewaltig iſt, ich ſage dir deiner Gnaden Lob und Dank; denn ich ſehe und vermerke, daß dies das Heilthum iſt, von dem wir manchmal geredet haben.“ Er faßte auch gleich ein Herz und ein tapfer Gemüth und ſprach zu ſeinen Geſellen: „Liebe Brüder, jetzund ſind wir getröſtet, daß wir weder Heiden noch Türken fürchten ſollen.“ Darnach nahm Floripes die heiligen Nägel wiederum und legete ſie mit großer Ehrerbietung in ihre Kiſte und Koffer.

Der Ammiral ſah die Fürſten in dem Fenſter und ſeine Tochter bei ihnen liegen, und mit grimmigem Gemüthe rufte er laut, daß man ihn wohl hören mochte: „O Floripes, meine ſchöne Tochter, ich ſehe wohl, wo ihr ſeid. Euer Vater war nicht bei ihm ſelber, noch weiſe, da er ſein Trauen in euch ſetzte, und ein großer Narr war der, welcher euch, durch euerer ſchönen Worte willen, die Gefangenen befahl. Eins habe ich manchmal gehört ſagen, und das mit der Wahrheit befunden, daß er ein Thor iſt, der ſein Vertrauen in eine unehrliche Frau ſetzt. Aber ich hoffe, euch ſoll in kurzem euere Büberei gelohnet werden; denn ich verſpreche euch, von hinnen nicht zu ſcheiden, ich habe denn zuvor die Liebe, ſo ihr zu dieſen Franzöſiſchen Leckern tragt, getrennt; und will ohn' alle Barmherzigkeit euer jedes thun verbrennen.“ Als Floripes dies Reden gehöret, ergriff ſie einen Stecken, damit dräuete ſie, den Vater zu ſchlagen.

Da der Vater das ſah, ließ er aufdrommeten, und die Seinen verſammeln, ließ den Thurn mit Steinen und Schleudern ſtürmen, alſo, daß er einen großen Theil von dem Thurn niederwarf. Da fiel erſt den Franzoſen ein Schreck zu; denn die Heiden ſtiegen am ſelbigen Orte hinauf. Und hierum ſo kamen ſie bei einander in eine Kammer, da Apollo, Tervagant und Margot, der Heiden Götter, aus Gold und großer Reichheit gemacht, ſtunden. Alſo ergriff Roland Apollo, der war gar wichtig und ſchwer, Olivier Tervagant, und Ogier nahm Margot: und wen ſie mit dieſen Göttern trafen, der that ihnen darnach keinen Schaden mehr. Da der Ammiral ſeine Götter dermaßen behandeln ſah, ward er hart erzürnet und von Schmerzen fiel er zur Erden. Sortibrant hub ihn weinend auf, und die andern alle ſchrieen mit ihm. Darnach ſprach der Ammiral: „Liebe Herren und Freunde, ich werde den allwege für meinen Freund halten, der die Miſſethat an denen rächen thut, die mir meine Götter dermaßen ſchmähen.“ Sortibrant goß ihm Troſt ein, ſprechend: daß er in Kürze ſich wohl an ihnen rächen würde, angeſehen, daß der Thurn mehr denn an fünfzehen Enden zerſtoßen und durchlöchert wäre. „O Machomet, — ſprach der Ammiral — du haſt meiner in dem höchſten, da ich deiner nothdürftig war, vergeſſen. Ich habe den Tag geſehen, da du von großer Macht geweſen, biſt aber nunmehr erkaltet und erblindet." — „Herr, — ſprach Sortibrant — ihr habet allwegen eine böſe Gewohnheit an euch, Machomet alſo viel Böſes zuzumeſſen; ihr wiſſet, daß noch nie ein beſſerer Gott geweſen iſt, noch immer werden wird. Er hat uns Weins und Korns einen Uberfluß gegeben; das iſt auf diesmal gnug: aber er iſt noch nicht zufrieden, des Streiches halben, ſo ihr ihm auf die Naſe gegeben habet. Verziehet ein wenig, bis ihm der Zorn vergehet, ſo wird er euch die Franzoſen eueres Gefallens überantworten."

Auf dieſe Rede brachte man Machomet vor den Ammiral, und ein Teufel thät ſich in den Abgott, und darnach, da er angebetet ward, redete er dieſe Meinung: „Ammiral, nicht mißtröſte dich, thue deine Drommeten und Heerhörner erſchallen und verhäufe die Deinen. Darnach ſtürme dieſen Thurn; denn in dieſer Stunde wirſt du die Franzoſen überwinden." Von dieſer Rede ward der Ammiral höchlich erfreuet, gebot hinzuzuführen Schleudern, Böcke, Katzen und ander Sturmzeug, und mit Steinen heftiglich zu werfen. Das geſchah, und ward der Mehrtheil des Thurns niedergefällt. Alſo große Wehr thäten die Heiden, daß der Thurn zu Haufen herabſtürzete.

Da die Vettern von Frankreich das ſahen, waren ſie in heftigen Sorgen, und Ogier ſprach zu ſeinen Geſellen: „Meine getreuen Geſellen, unſer Kaiſer gebraucht ſich Untreue, Verrätherei, oder auch Verzagtheit, um Sorge des Todes willen. Ihr ſehet, daß dieſer Thurn zu der Erden ſtürzt: wo das geſchieht, ſo werden ſich dieſe untreuen Hunde mit uns vermiſchen. Aber meinethalben ſo ſchwöre ich zu Gott, meinem Schöpfer, ehe daß meine Seele von dem Leibe ſcheidet, und ſo lange ich mein gutes Schwert Courtein in den Händen haben mag, ſo will ich der Heiden alſo viel erſchlagen haben, daß ein jeder ſich darob verwundern ſoll." Durch dieſer Rede willen, beſah Roland ſein Schwert Durandal, und die andern ihrer jeglicher das ſeine, und neuer geſchöpfter Kraft und Mannheit, lieſen ſie mit einander die Heiden an, und thäten ſolchen Widerſtand den Heiden, alſo, daß ſie des

Thurns Meiſter blieben und die andern mit Gewalt dannen trieben. Da Floripes ihre Geſchäfte ſah und keiner Entſetzung oder Rettung empfand, dazu betrachtete die Dräuworte, die ihnen ihr Vater gab, da ward ſie herzlich betrübt; aber Gui gab ihr guten Troſt, alſo, daß er ſie wieder zufrieden ſtellte.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Wie Kaiſer Karl Ganneton in Botſchaftsweiſe zu dem Ammiral ſchicket, der ihn erſchlagen wollte laſſen, und wie Ganneton den König Lampet und noch einen mächtigen Heiden erſchlug.

Nachdem nun die Franzoſen ſtätiges Sturms wartend waren, ſah Naimas oft um ſich, ob er nicht einige Entſetzung ſpüren möchte. Unlängſt darnach ſah derſelbige Herzog Naimas durch ein Fenſter aus, ein Thal hinab, das Zeichen Sankt Dionyſius, dabei einen wohlgewappneten Zug, und gedachte in ihm ſelber, daß ſie gerettet ſollten werden, und rufte den anderen Herren, daß ſie auch das Fähnlein ſähen. Alsbald Floripes die Rede erhörte, da kam ſie zu ihnen und ſprach: „Heilige Jungfrau Maria, eine Mutter Gottes, ewig ſeiſt du gelobt, von der Rede wegen, die ich jetzo gehört habe. Mein edler Ritter Gui von Burgundien, nahet euch zu mir, und geliebet es euch, ſo gebet mir einen freundlichen Kuß.“ Von Floripes Freuden wurden die andern Herren auch wohlgemuth, und billig; denn ſie ſahen da Franzöſiſche Fähnlein mit dem Drachen. Erſt da erhub ſich unter ihnen große Freude.

Gleich bald kam ein Heide zu dem Ammiral, der ſagte, wie Kaiſer Karl wohl mit hundert tauſend Mannen käme und hätte einen großen Ungeſtüm. Der König Cordor rieth, daß man ihm wohlgewappnet entgegen zöge, damit man ihn gleich am erſten brechen möchte. Dieſes Raths ward gefolget, und darauf, für das erſte, fünfzig tauſend Mann verordnet, das Thal Joſue, auf daß man daher gen Agrimore nicht kommen möchte, zu behüten. Roland erſah Reicharden mit aufgethanem Fähnlein, der dorther ritt. Aber ſie hielten daſelbſt ſtill, ihre Pferde zu erruhen; denn ſich auch die Nacht herzu nahete, und erhieſch die Nothdurft, ihr Lager daſelbſt zu nehmen; denn ſie hatten ihr Gezelt zu Mantribel gelaſſen. Morgens früh ließ der Kaiſer die Seinen alle wappnen, und ſandte nach Fierrabras, zu dem er ſprach: „Mein lieber

Freund, du weißt, daß ich dich habe taufen laſſen, und darum viel lieber denn vorhin habe: magſt du zuwege bringen, daß dein Vater Machomet und alle teufliſche Geſpenſter verläugnen und die Taufe empfahen wollte, ſo wiſſe, daß ich ſein wahrlichen hoch erfreut würde, und will des Seinen nicht Hellerwerths nehmen. Folgt er aber nicht, ſo zwingt er mich zu ſtreiten; und entſteht ein Ubles daraus, ſo ſollt du deß nicht Verdruß tragen; denn ich kann nicht dafür.“ — „Herr Kaiſer, — ſprach Fierrabras — entbietet ihm das durch euere Botſchaft: und wo er ſich daran nicht kehren will, ſo will ich zufrieden ſein; denn verſagt er es euch, ſo will ich nimmer für ihn bitten und, ob ich ihn wohl ſterben ſehe, einige Barmherzigkeit mit ihm haben.“

Hierauf berufte der Kaiſer Reicharden von Normandie und Reynier von Genua, ſeine nächſten Räthe; zu denen ſprach er: „Liebe Herren, wen rathet ihr mir, den ich ſchicke zu dem Ammiral? Mich dünkt Gannelon wäre gut dazu; denn er iſt redſprächig, und ich kenne ihn gnugſam. Er hat ſich auch in dem Sturm zu Mantribel mannlich gehalten. Wollet ihr mir beiſtimmen, ſo ſoll er die Botſchaft werben.“ Der Kaiſer ließ hierauf Gannelon für ſich kommen, zu dem er ſprach: „Mein Freund, ich hab' euch dazu erwählet, dieſe folgende Meinung dem Ammiral anzuzeigen. Das eine: daß er ſich taufen laß' und Machomet verläugne, und daß er unſeren Herren Jeſum Chriſtum für einen Herren erwähle, und an ihn, auch ſein Leiden glaube. Darnach: daß er mir meine Fürſten und Grafen, die er in ſeinem Gefängniß hat, wiederſende, desgleichen das Heilthum, deß ich ſo lange begehrt habe. Thut er das, ſo will ich ſein Land und ihn mit Frieden laſſen; williget er aber nicht darin, ſo will ich ſein tödtlicher Feind ſein und keine Gnade mit ihm haben.“. Gannelon unterwand ſich der Botſchaft allein, ſetzet' auf ſeinen Helm, ſaß auf ſein Pferd, das hieß Gaskon, an ſeinem Halſe hing ſein Schild mit gemalten Löwen, und ritt alſo zu dem Thale Joſue eilends. Aber er ward gar bald von den Heiden, die den Paß des Thales Joſue verhüteten, gefangen; und als ſie vernahmen, daß er eine Botſchaft zu dem Ammiral zu thun hätte, da ließen ſie ihn ungehindert reiten.

Da er nun zu des Ammirals Wohnung kam, lehnet' er ſich an ſeinen Spieß mit höflicher Gebärde, als er wohl thun konnte, und erſchien wohl zu ſein ein Herr von großer Geburt.

burt. Da der Ammiral ſeine Kunſt vernahm, kam er herausgegangen; zu dem ſprach Gannelon mit unerſchrockener Rede: „Heide, verſtehe mich recht: ich bin ein Bote des edlen Kaiſers Karl, des mächtigen Kaiſers, der entbeut dir mit mir, daß du deines Gotts Machomet und aller ſeiner teufliſchen Geſpenſte verläugneſt und an den Gott, der Himmel und Erd' erſchaffen, auch an dem Stamm des heiligen Kreuzes, die verlorene Welt wieder zu erkaufen, den Tod gelitten hat, glaubeſt. Thuſt du das, ſo will ich dich, von des Kaiſers wegen, deines Leibs und Lands ſichern, daß du deren keines verlieren ſollt, und wirſt allwegen von ihm und deinem Sohn Fierabras geliebt werden. Willt du das aber nicht eingehen, ſo widerſagt dir und den Deinen Kaiſer Karl. Und willt du dein Leben friſten, ſo mache dich außer Lands; denn ſo du dem Kaiſer überantwortet wirſt, werden du und die Deinen entgliedet, und darnach wird er dein Reich unter ſeine Diener zertheilen. Darum bedenke dich wohl, was dir zu thun iſt.“ Da der Ammiral Gannelon alſo reden hörte, wenig fehlet', er wäre von ſeinen Sinnen kommen. Alſo betrübt und voll Schmerzen er war, und im Grimm, ergriff er einen Stecken, damit wollt' er den Boten ſchlagen, und ſprach: „Du Lecker und Bube, du haſt gnug ruhmrediger Worte gebraucht. Bei meinem Gott Machomet, du biſt zu kühn geweſen, und Karl hat dich nicht ſehr lieb, daß er dich mit dieſer Botſchaft zu mir geſendet hat. Sei deß ſicher, du wirſt ihm keine Antwort nimmer wiederbringen.“ Und hierauf gebot er den Seinen, daß ſie ihn griffen.

Da Gannelon ſah, daß er nicht ſicher war, ſenket' er ſeinen Spieß und traf Brullanden von Mommier durch die Bruſt, daß ihm der Spieß auf der anderen Seiten durchging und er zu des Ammirals Füßen niederfiel. Im Fallen ließ er einen lauten Kreiſch' und Schrei. Und von ſeinem Ruf saßen zu Pferde mehr denn fünfzig tauſend Mann, die ihm alle durch das Thal Joſue nachrannten; aber ihrer keiner mocht' ihn erlangen.

Herzog Naimas ſtund in den Fenſtern und ſah ihn jagen, darum ruft' er Rolanden und Oliviern, die erkannten, daß er ein Chriſt war, und nach ihrem Bedunken ſo ſchätzten ſie ihn Gannelon zu ſein. „Ach, — ſprach Roland — ich bitte den Seligmacher, daß er dir ſeine Hülfe mittheile, daß du dieſer Sorgfältigkeit entgeheſt. Es iſt mir leid, wo du nicht kommſt, da dir gefällig.“ Die andern Herren redeten dergleichen und baten Gott für ihn. Gannelon rannte ſtäts für ſich, bis er auf den Berg kam, da kehret' er ſich gegen die Heiden, unter denen rannte ein großer Heide, von Agrimore bürtig, ihm entgegen. Gannelon zuckte ſein wohlſchneidendes Schwert, genannt Murgal, damit erreichte er den Heiden und zerſpaltete ihn bis auf die Bruſt. Darnach erſchlug er Lampet, Sortibrants Bruder.

Olivier ſah ihn ſich tapfer wehren, darum ſprach er zu Rolanden: „Bruder, ſehet dieſes Herren mannliche That; ich bitte Gott, daß er ihn vor Leid bewahre; denn ich hab' ihn von ganzem Herzen ſo lieb, ausgenommen euch und Karl, als ich keinen ſonſt weiß. Wollte Gott, daß ich jetzt bei ihm wäre, wie wollt' ich die vermaladeiten Heiden helfen behandeln!“ Für und für ward Gannelon von den Heiden gejagt, bis ſie Kaiſer Karls Heer erſahen. Da nahmen ſie die Wiederkehr, und erzählten dem Ammiral, daß Kaiſer Karl mit mehr denn mit hundert tauſend Mannen zunächſt bei ihm läge, und hierum, ſo wäre ihr Rath: daß man ſich an Stund' rüſten und ihm entgegen ziehen ſollte. Der Rath ward von dem Ammiral für gut angeſehen, und er ließ darauf in ſeinem Heere aufblaſen. Da nun Sortibrant vernahm, daß ſein Bruder Lampet umkommen war, da hieß er zu ihm kommen eine große Menge der Heiden; denn er wollte ſeinen Bruder rächen und dräuete Kaiſer Karl gar faſt. Seines Vorſatzes war der Ammiral erfreuet und verhoffte deſto baß ſeinen Feinden zu widerſtehen.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Wie der Kaiſer und der Ammiral zu rechter Schlacht zu hauf kamen, da der Kaiſer König Brulanden von Mommet und den König von Petrel mit eigener Hand erſchlug; und wie die Chriſten, von Fierrabras Kraft, den Sieg behielten.

Gannelon kam gerannt und erzählte ſeine Botſchaft dermaßen: „Gnädigſter Kaiſer, ich ſage euch, daß der Ammiral euch, euere Worte, noch That nicht achtet, er fraget auch nichts nach Gott und allen ſeinen Heiligen. Ich bin abentheuerlich von ihm kommen; denn er, der Ammiral, gebot mich zu greifen, und auf ſein Geheiß rannten mir mehr denn zehen tauſend nach: unter denen erſchlug ich einen König.“

Seiner löblichen That ward Gannelon von dem Kaiſer und den Umſtehenden gelobt. Es ließ auch der Kaiſer an Stund' aufdrommeten. Roland erhörte das Franzöſiſche Gebläſe und erkannt es, darum ward er höchlich erfreuet; desgleichen thäten die andern Vettern.

Da nun die beiden Heere einander naheten, da ergleißte und erſchien das ganze Land da herum von ihrem Harniſch. Kaiſer Karl ordnete ſeine Haufen in zehen Theile. Den Vorſtreit befahl er Reicharden von Normandie, den andern Reynier von Genua, den dritten Gannelon, den vierten Alori, den fünften Geoffroi, den ſechſten Marcaire, den ſiebenten Hardri, den achten Amangis, den neunten Samſon; des zehenten und letzten war der Kaiſer ſelbſt Hauptmann. Da nun der Ammiral den Kaiſer daher ziehen ſah, da gab er Brullanden von Mommier den Vorſtreit, ordnet' ihm zu hundert tauſend Mann und befahl ihm, wo er den Kaiſer oder Fierrabras bekommen könnte, ſo ſollte er ihrer keinen tödten; denn er wollte ſie enthaupten laſſen. Und hierauf zog Brulland mit den Seinen für ſich. Er ſelber ritt einen guten Armbruſtſchuß voraus hin und rufte: „Her, her, her! Wo iſt Karl? Ich komme, ihm keine Freundſchaft zu beweiſen. Du haſt einen närriſchen Fürſatz gehabt, daß du über Meere gezogen biſt; die Reue wird dir zu ſpat kommen: heute wird es dein und der Deinen letzter Tag ſein; und, ohne Zweifel, du wirſt dem Ammiral überantwortet und dein Land verwüſtet." Da der Kaiſer dieſe Worte erhörte, ganz ergrimmt und erzürnet, ließ er ſein Pferd wider den Heiden laufen, ſenkete ſeinen Spieß und traf ihn mit ſolchen Kräften, daß er ihn durch den Harniſch verwundete. Er zuckte ſein Schwert, das ſteckt' er auch nicht ein, bis daß er Brullanden ertödtet. Von dannen rannt' er zu einem Heiden, dem König von Petrel, den ſchlug er, daß er todt zur Erden fiel. Und da ſein Spieß gebrochen war, gewann er wieder ſein Schwert und übete ſich mannlich; wen er auch mit ſeinem Schwert traf, deß Ende war nahe. Zu der Zeit bewies der Kaiſer ſeine Kraft und Macht.

Erſt da rückten beide Heere zu hauf. Da erhub ſich ein Schlagen und Stechen, alſo, daß in langer Zeit dergleichen heftiges Streits nicht geſehen war worden. Nun war unter den Heiden einer, der hieß Teneber, der hät einen großen Ungeſtüm, thät auch den Franzoſen viel Schadens. Er traf zum erſten den edlen Johann von Pontiers auf ſeinen Schild, zertheilte ihn zu Stücken und wundete ihn alſo heftig, daß er todt auf die Erde fiel. Darnach gewann er ſein Schwert und traf damit den alten Haugen von Gwernior, daß er ſtarb; und mit dem rufte er den Franzoſen zu, daß Karl und die Seinen des Tags kraftlos ſein würden. Reichard von Normandie hät ein Verdrießen ob ſeinem Gerufe, ſenkete ſeinen Spieß und traf ihn alſo ſorglich, daß er ihm ſeinen Schild in vier Theile zerſtieß und den Krebs verletzigete, alſo, daß er des Stichs todt zur Erden ſank und nie kein Wort darnach redet'. Alſo verwies ihm Reichard die vorige Rede.

Darnach drungen die Chriſten die Feinde mit Gewalt über das Thal Joſue hin, da ſie erſt den Ammiral mit aller ſeiner Macht betraten. Der hät des Tags bei ihm vier gekrönter Könige und hundert tauſend wohlgewappneter Mann, zu Roſſ' und Fuße. Ihm kam die Botſchaft, wie Brulland und ſein Bruder, mit viel der Ihren, erſchlagen wären. Da der Ammiral dies erhörte, beruft' er Sortibrant von Coniebre und alle ſeine beſten Freunde, zu denen ſprach er: „Meine getreuen Fürſten und Freunde, habet ihr mich je lieb gehabt, und wo ihr der Meinung ſeid, mir Gefallen zu beweiſen, ſo thut ſo viel, daß ihr Karl den Kaiſer findet; denn ich will ihm begegnen und bin des Gemüths, da ich ohne das ſterben muß, mich mit ihm in eigener Perſon zu ſchlagen; allein, daß ich ihn erſchlagen möge, ſo bin ich zufrieden; und ſterb' ich dann auch, ſo leidet mir nichts daran, allein, daß ich mich an ihm rächen möge." Da Sortibrant und die andern ſein Weſen ſahen, da weinten ſie von Mitleiden und tröſteten ihn des beſten ſie konnten.

Baland, der Ammiral, ſaß wohlgewappnet auf ein Pferd, das das baldlaufendſte in ſeinem Lande war. Er war groß von Leib und ſtarker Glieder, aber ſchwarz von Antlitz, und hät einen ſchönen weißen Bart, der reichete bis auf den Sattelbogen. Er ließ aufblaſen ſeine Heerhörner und gebot den Schützen mit den heidniſchen Bögen voran hinzuziehen; und ganz erzürnet über einander, griffen ſie ſich mannlich an. Da erhub ſich erſt ein tödtlicher Streit, und viel dicker, denn Hagel oder Kieſelſteine, flogen die Flitſchen oder Pfeile in der Luft. Es fielen darnieder ſo viel Todte, daß die Geſunden zu wandeln verhindert waren. Der Herzog Reynier rannte für ſich und betrat den König Cortibrant, dem gab er einen ſo harten Stich, daß er ihm Schild und Harniſch zerbrach und ihn damit des Lebens beraubte; denn ſein Spieß ging ihm tief in den Leib und benetzte ihn mit heidniſchem Blut: alſo fiel Cortibrant todt zur Erden. Darnach gewann er ſein Schwert, damit erſchlug er viel der Heiden, daß es ein Wunder zu ſagen iſt.

Alsbald dem Ammiral Botſchaft kam, daß Cortibrant todt wäre, da erhub er ſo große Klage, daß man meinete, er ſollte von Sinnen kommen, und ſprach: „O Cortibrant, mein beſonderer guter Freund, ich muß unſinnig werden, wo ich eueren Tod nicht räche.“ Und mit dem thät er ſein Pferd ermahnen mit den Sporen und rannte unter die Franzoſen, mit ſolchem Grimm, daß, wen er erreichte, der hät auch das Leben verloren. Er kam zum erſten zu Haugken von Mailand, den erſchlug er, das doch großer Schade war. Und der Streit ward heftig; denn er erſchlug wohl ſieben mannhafter, berühmter Franzoſen und ſprach: „O ihr unglückhaftigen Franzoſen, jetzund werdet ihr innen, daß der Ammiral von Hiſpanien gegenwärtig iſt; heut' iſt die Zeit, daß der Franzoſen Heere zerſtreuet und keiner unter euch wieder in ſeine Heimat kommen wird. Ich will Karl mit dem ſchönen Bart mit mir führen, ihn nackend an einen Baum, und dabei Rolanden und ſeine Geſellen, henken thun.“ Durch dieſe Worte wurden die Heiden beherziget und hielten ſich männlich wider die Franzoſen.

Aber es rannten Gannelon, Alori, Aldri, Geoffroi von Haitteſüle und daſſelbige hoffärtige Geſchlecht; durch ſie wurden wohl tauſend Heiden erſchlagen und darnieder gelegt. Der Ammiral, unter den Heiden der ſtärkſte, erreichte den Grafen Myllon auf ſein Helmband mit einem ſolchen Streich, daß er beinah auf dem Platz todt blieb; und der Streich ging fürder und ſchnitt dem Pferd den Hals ab, daß ſie beide zu hauſen fielen. Der Ammiral ergriff den Grafen Myllon, legt' ihn für ſich auf ſein Pferd und wollt' ihn dannen führen: aber Gannelons Geſchlecht kam ihm zu Hülfe, und erlöſten ihn von dem Ammiral; dagegen ſie doch manchen Mann verloren. Es wären auch die Franzoſen von den Heiden überwunden worden, hätte Fierrabras nicht gethan; denn derſelbige, durch die Liebe, die er zu Kaiſer Karl hätte, brauchte ſich in dem Streit und erſchlug viel der Heiden zu Tod', als nämlich den alten König Cubnian, auch ſonſt vierzig heidniſcher Hunde, und bewies ſich dermaßen, daß ihm niemand nahen durfte.

Da nun zu beiden Seiten die Heiden und Franzoſen allen Fleiß anwendeten, wie nur ein jeder den andern umbringen und den Sieg behalten möchte, — deshalben ſich ein mördlicher Streit erhub; denn der Franzoſen waren wenig, aber dagegen der Heiden viel — ſahen das die Vettern von Frankreich auf ihrem Thurn und Pallaſt. Und da ſie vermerkten, daß die Heiden des Schloſſes Hut verlaſſen hatten und alle zu Streit gezogen waren, da thäten ſie ſich wohlgewappnet hinaus, fingen der Erſchlagenen Pferde, ſaßen darauf, und ihrer jeder nahm ſein Schwert in die Hand. Alſo gerüſtet rannten ſie jähelingen unter die Heiden. Gui von Burgundien ward ihnen, in ihrem Dannenſcheiden, gar fleißiglich befohlen; denn Floripes beſorgte ſeiner größlich.

Roland war unter den Vettern der vorderſte; der griff mit ſeinem Schwert Durandal die Heiden tapfer an, und wer ſein Schwert empfand, der ließ ſich vor ihm nicht mehr finden. Sie hielten ſich hart bei einander, und die Heiden ließen ſich ſchändlich erſchlagen. Zuletzt gaben ſie vor Rolanden die Flucht, ſo geſchwind, als je keine Lerche vor dem Sperber hinfleucht. Da der Ammiral der Vettern von Frankreich Zukunft vernahm, da ruft' er mit lauter Stimme: „Machomet, mein Gott, dem ich mich ergeben und ſo viel Ehre bewieſen habe, wer wollte glauben, daß du meiner vergeſſen hätteſt! Sei doch noch meiner eingedenk. Und ich ſchwöre dir, hilfſt du mir nicht, mag ich dich dann bekommen, ſo will ich dir das Maul, daß du nimmer gut thun ſolle, zerſchlagen und dazu die Augen ausſtechen; du ſchnöder, erlogener Gott!“ Mit den Worten ward der Ammiral verfolget und geſchlagen, daß ſein Pferd unter ihm fiel, darnach gefangen und durch Fürbitte ſeines Sohns Fierrabras, der ihn zum Chriſtenglauben zu bringen vermeinte, lebendig gelaſſen. Alſo nahm der Streit ein Ende; wer ſich nicht wollte taufen und bekehren laſſen, den ſchlug man todt.

Das dreißigſte Kapitel.

Wie der Ammiral nach vieler Erinnerung ſich nicht wollte taufen laſſen, und er darum von Ogiern enthauptet ward.

Nach Verendung dieſer Schlachten thäten die Franzoſen ihre Harniſche aus. Und da Kaiſer Karl ſeine geliebten Fürſten, ſonderlich Rolanden, ſeinen Neffen, und Oliviern, den mannlichen, erſah, da ward ſein Herz erfüllt voller Freuden. Es iſt nicht gnugſam davon zu ſchreiben, von dem Empfahen und Willkommheißen, das zu beiden Seiten geſchah. Allda erzählten ſie einander, wie es ihnen mittler Weile ergangen war, mit was Sorgen ſie behaftet und wie viel Angſt und Noth ſie erlitten hatten. Davon thäten Kaiſer Karl und die andern, in Betrachtung ihrer erlittenen Trübſal, inniglich weinen. Und dies währete etwa ſo viel Zeit, bis die Kranken ihrer Wunden geheilt wurden; alldieweil vertrieben die Geſunden ihre Zeit in Freuden.

Da nun Kaiſer Karl alle Dinge zu Frieden geſtellt hät, beruft' er den Ammiral, ſeine Ritterſchaft für ſich und ſprach: „Baland, Ammiral, alle vernünftige Kreaturen erzeigen billig ſonderliche Ehre und Liebe dem, der uns Erkenntniß, das Leben, unſere Güter und alle Nothdurft gegeben hat. Und daß wir den ehren und anbeten, der den Himmel, die Erde und alles, was darin wohnet, geſchaffen hat, das geſchicht billig; denn er der Höchſt' ob allen Dingen iſt. Und iſt eine große Miſſethat von dem, der ſeine Hoffnung und Vertrauen ſetzt in Dinge, die von Menſchen Händen gewirkt ſind, in denen weder Seele oder Vernunft iſt, als da ſind deine teufliſchen Götter, die weder Troſt oder Hülfe ihren Unterthanen geben mögen. Hierum ſo ermahne ich dich, durch deiner Seelen Heil willen und zu Behaltung deines Leibes und Landes, daß du von dir ſchlageſt deinen verkehrten, unachtbaren Glauben, und an die heilige Dreifaltigkeit, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt glaubeſt, daß es allein Ein Gott und der allmächtige ſei. Und glaube, daß Gottes Sohn, zur Verſühnung der Übertretung unſeres erſten Vaters Adam, auf dieſe Welt, in den jungfräulichen Leib Maria's, ohne einige Befleckung kommen ſei; und glaub' an die Gebote, die er uns gegeben und verlaſſen hat, um unſerer Seelen Heil willen: Wie er von den Juden gefangen und durch Neid an den Stamm des heiligen Kreuzes, uns damit von Peinen zu erkaufen, genagelt iſt worden. Glaub' an ſeine Auferſtändniß, an ſeine Himmelfahrt und daß ſein Leib in der Gottheit verkläret ſei, und was ſich ferner zu der heiligen Taufe, die er eingeſetzt hat, gehört; und glaub' an die heiligen Sakramente. Folgeſt du meines Raths, ſo thuſt du dein Heil an der Seelen, dem Leib' und den Deinen." Der Ammiral antwortete, daß er, durch Scheu des Todes, oder zu Friſtung ſeines Lebens, Machomet nicht wollte verlaſſen. Der Kaiſer hät in ſeiner Hand ein bloßes Schwert und dräuet' ihm, wo er ſeinem Begehr nicht folgen wollt', ihm den Tod anzuthun. Fierrabras fiel nieder auf beide Knie und bat den Vater, daß er thäte, was ihm der Kaiſer vorgehalten hätte.

Der Ammiral fürchtete den Tod, und darum gab er ſeinen Willen dazu; nur daß die Taufe gerüſtet würde. Der Kaiſer war froh und thät ein ſchönes Waſſer in einem ſauberen Gefäß zurichten. Da traten hinzu der Biſchof und andere Geiſtliche, die weihten die Taufe. Und da ſich der Ammiral austhät, fragt' ihn der Biſchof: „Herr Ammiral, verläugnet ihr Machomets und bittet ihr Gnade von Gott dem allmächtigen, um Verſchuldung willen? Und glaubet ihr an unſern Herrn Jeſum Chriſtum, einen Sohn der hochgelobten Jungfrauen Maria?" Da der Ammiral dieſe Wort' erhörte, unſerem Herren Jeſu zum Hohn, verunreinte er die Taufe, ergriff auch damit den Biſchof und wollt' ihn in der Taufe ertränket haben. Er hätt' ihn auch hinein gebracht, wo ihm Ogier das nicht gewehrt hätte: der gab dem Ammiral einen ſo harten Streich mit der Fauſt in das Antlitz, alſo, daß ihm das Blut mit Macht zum Halſe ausſprang. Deß erſchraken der Kaiſer und alle Umſtehende. Und darnach ſprach der Kaiſer zu Fierrabras: „Ihr ſeid mein beſonderer guter Freund und ſehet, daß euer Vater nimmer guter Chriſt wird: dieweil er die Unehre der Taufe gethan hat, ſo mag er vor dem Tode keine Errettung haben." Fierrabras bat abermals, daß der Kaiſer eine Weile Geduld mit ihm hätte, und wollte er ſich dann nicht bekehren, daß er dann ſeines Willens mit ihm lebte.

Da Floripes das hörete, ſprach ſie: „Herr Kaiſer, warum verziehet ihr alſo lange mit dem untreuen, böſen Teufel, daß ihr ihn nicht tödtet? Mir liegt nichts daran, ob er ſtirbt; allein, daß mir Gui von Burgundien, deß ich alſo lange begehrt habe, vermählet werde." — „Liebe Schweſter, — ſprach Fierrabras — ihr habet Unrecht daran. Ich ſage euch, bei dem Gott, der mich erſchaffen hat, ich wollte zwei Glied' an meinem Leibe darum geben, daß er an Jeſum Chriſtum alſo wohl glaubet', und getauft wäre alſo wohl, als ich bin. Ihr wiſſet, daß er unſer Vater iſt, und von ihm ſind wir kommen; wir ſollen allzeit ſein Heil vor Augen haben und gerne ſehen. Ihr ſeid ſehr verſtockt, daß ihr keine Erbarmde mit ihm habet.“ Und darnach ſprach er weinend zu ſeinem Vater: „Ich bitt' euch, lieber Vater, nehmet wahr und glaubet an den, der uns nach ſeinem Bildniß geformirt hat; das iſt Jeſus, der allmächtige Gott, davon euch der Kaiſer geſagt hat; und verlaſſet Machomet, der weder Sinne noch Vernunft hat, an dem anders nichts, denn Geſtein und Gold iſt, von Menſchen Händen gemacht: ſo werdet ihr uns höchlich erfreuen und aus eueren Feinden Freunde gewinnen.“ — „Du Narr und Lecker, — ſprach der Ammiral — rede nichts mehr davon; du biſt deiner Sinne beraubt. Ich will nimmer an den glauben, in dem weder Kraft noch Macht iſt. Es ſind wohl mehr denn fünf hundert Jahr vergangen, daß er gekreuzigt und geſtorben iſt. Vermaladeit ſei der, der ſein Trauen und Glauben in ihn ſetzt, oder glaubt, daß er erſtanden ſei. Bei Machomet! ſäß' ich auf meinem Pferd, ehe ich gefangen würde ſo wollt' ich noch unmuthig machen Karln, den alten Narren.“

Da Fierrabras das erhörte, da ſprach er zum Kaiſer, daß er ſeines Gefallens mit ihm lebte; denn er hätte den Tod wohl verdient. Der Kaiſer fragte nun: Wer dieſen übermüthigen Baland ertödten wollte? Darauf ſo erbot ſich Ogier das Amt zu vollbringen; denn er häts auch im Gemüthe. Alſo ſchlug er ihm den Kopf ab, und Fierrabras verzieh ihm williglich.

Das ein und dreißigſte Kapitel.

Wie Floripes getauft und darnach Gui von Burgundien vermählet ward; wie ſie beide gekrönt wurden und das Heilthum gezeigt ward; da dann etliche Mirakel geſchahen.

Darnach redete Floripes zu Rolanden, daß er ſeinem Verheißen zwiſchen ihr und Gui von Burgundien gnug thäte. Darauf antwortete Roland: „Ihr redet recht.“ Und er ſprach zu Gui: „Herr, ihr wiſſet die Abrede und Liebe zwiſchen euch und der holdſeeligen Floripes: vollbringet euere

Zuſage.“ — „Es iſt kein Mangel an mir; — ſprach Gui — allein, wo es dem Kaiſer gefallt.“ Kaiſer Karl war deß auch zu Willen. Und hierum ſo ward Floripes vor allermänniglich ausgezogen, daß man ſie wohl ſehen mochte. Sie war an ihrem Leib und Antlitz weiß, wohlformiret, faſt angenehm und billig lieb zu haben. Die Schönheit an ihr überſchlug andern fern vor; denn ſie hät zwei Auglein, klar und glitzernd, gleich den kleinen Sternlein: eine ſchöne Stirn', eine hübſche, wohlformirte Naſe, die Bäcklein weiß, mit ſchöner, rother Roſenfarbe vermiſchet; war von kleinen Augenbräulein, die ein wenig Schatten ihren Äuglein gaben; hät ein ſchönes, gelbes Haar, wie Gold leuchtend, ſchön in Zöpfe geflochten, doch ging es ihr bis zu dem Gürtel, ſo ſie es herab ſchlug. Ihr Mündlein war in der Mitte, nach rechter maß erhaben; ſie hät auch einen ſchönen Hals, der ſich etwas auf die Länge zog. Von Schultern war ſie etwas ſtark und breit; ſo waren ihre Brüſtlein klein und rund erhaben, gleich zweien kleinen Berglein. Sie war in allen ihren Gliedmaßen alſo wohl erſchaffen, daß ſie in vielen Herzen heimliche Liebe und Begierde erweckte; und inſonderheit der Kaiſer, wiewohl derſelbige alt war, doch ſo ward er ſelber zu etwas Gedanken durch ihre Schöne gereizt.

In der Taufe, ſo ihrem Vater geſegnet war, ward ſie getauft und ihre Pathen waren: Kaiſer Karl und Dietrich von Ardennien; jedoch ſo wollte ſie ihren Namen in der Taufe nicht ändern. Und alsbald ſie getauft und wieder gekleidet war, da gab der Biſchof ſie und Gui zuſammen. Und Kaiſer Karl hieß ihm Balands Krone reichen, damit krönet' er Gui zu einem König des Lands. Und von demſelbigen Lande gab er Fierrabras ein Theil inne, doch mit dermaßen: was Fierrabras von Land hätte, ſollte er um Gui, ſeinen Schwager, empfahen; und was Gui hätte, ſollte er um ihn, Kaiſer Karl, empfahen.

Nach dieſen Dingen hielt man offene Hochzeit, die währet' acht Tage. Und Kaiſer Karl blieb bei ihnen zween Monat und zween Tage, alſo lange, bis daß das Land alles eingenommen ward. Der Kaiſer wendete zu Agrimore und in der umliegenden Landſchaft hohen Fleiß an, das Land zu Chriſten zu machen, und wer ſich nicht taufen wollte laſſen, den that er tödten. Eines Sonntags berufte er Floripes und ſprach: „Liebe Tochter, ihr wiſſet, wie ich euch eine Königin dieſer

Gegend gemacht und euerem Willen mit Gui, euerem Hauswirth, ein Gnügen gethan habe, und über das, ſo ſeid ihr zu dem chriſtlichen Glauben, um euerer Seele Heil willen, bracht worden; ſo habet ihr zu Mann einen ſo mannlichen, als ihr hie und zwiſchen Afrika finden möget; Fierrabras und er werden dies Land inne haben, ich will ihnen der Meinen zehen tauſend ſtreitbarer Mann zu einer Hut verlaſſen, auf daß es zu allen Zeiten den Heiden ein Erſchrecken bringe: aber ihr habet mir die Heilthume, die ihr bishero und noch in euerem Verwahr habet, ungezeigt verhalten.“ Floripes antwortete: „Gnädigſter Kaiſer, euer Wille geſchehe.“ Und hierauf brachte ſie den Schrein, darin das Heilthum lag.

Kaiſer Karl kniete nieder auf beide Knie mit Andacht, und bat den Biſchof, daß er das Heilthum aufdeckte. Das thät er alſo, und von erſt zeigt' er die köſtliche Dornenkrone unſeres lieben Herren Jeſu Chriſti. Da waren die Herren in großer Andacht und göttlicher Betrachtung. Der Biſchof, welcher ein frommer und weiſer Mann war, wollte verſuchen, ob es die rechte und keine andere Krone wäre, darum hub er die Krone in die Höhe und entzog ihr ſeine Hand. Und durch die Kraft Gottes blieb ſie, ungehalten, in der Luft hangen. Da machte der Biſchof das gegenwärtige Volk gewiß, daß es die Krone wäre, damit unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus gekrönet ward, und alſo ward ſie von männiglich andächtig angebetet; und von ihr ging ein wohlſchmeckender Geruch. Darnach nahm der Biſchof unſeres Herrgotts Nägel, damit er an das heilige Kreuz genagelt ward, die verſucht er, gleich der Krone, und fand ſie gerecht.

Da der Kaiſer dies ſah, da danket' er Gott andächtiglich und ſprach: „Herr, ewiger Gott, was großer Gnade haſt du mir mitgetheilet, in dem, daß ich den Heiden, meinen Feinden, obgeſiegt hab', und haſt mir den Weg, da ich dein Heilthum finde, deß ich ſo lange begehrend geweſen bin, gezeigt. Ich ſage dir deß alles demüthigen Dank; denn jetzund ſo mag ſich mein Land eines ſolchen Schatzes ewiglich erfreuen.“ Der Biſchof gab ihnen allen mit den Heilthumen, durch das Zeichen des heiligen Kreuzes, den Segen; darnach leget' er ſie an ihre vorigen Plätze. Der Kaiſer ließ es bedecken mit einem güldenen Tuch, gar reichlich gezieret. Und da es hingelegt war, waren etliche Stücklein auf dem erſten Tuch blieben, die thät der Kaiſer mit Andacht in ſeinen Handſchuh. Und da er des Willens war, wieder in ſein Land zu kehren, da warf er den Handſchuh einen Ritter dar; aber der Ritter ward ſein nicht gewahr oder inne, darum nahm er ihn nicht. Und da der Kaiſer Karl ein wenig ferne von dannen kam, da gedacht' er an ſeinen Handſchuh, und fand ihn, mit den Stücklein Heilthums, in der Luft, ohn alle Hülfe, hangen. Dies Mirakel ward von jedermann geſehen, und er thät dies alles dem Volke verkünden; denn der Handſchuh blieb alſo lange hangen, es möchte einer mittler Zeit wohl eine halbe Meile gangen ſein. Und darum ward von ihnen allen aller Mißglaube ausgeſchlagen und ſie ſprachen: daß es wahrlichen die rechten Heilthume Gottes wären.

Und hiemit hat die Geſchichte des mannlichen Fierrabras ein Ende. Gott von uns die ewige Freude nicht wende. Amen.

Pontus und Sidonia,

durch

Eleonora, Erzherzogin zu Oeſterreich.

Ritter Pontus.

Von adelichen Tugenden.

Eine fürtreffliche, luſtige und nützliche Hiſtorie vom edlen, ehrenreichen und mannhaftigen Ritter Pontus, des Königes Sohn aus Gallicia, und von der ſchönen Sidonia, Königin in Britannia; darinnen viel nützlicher Lehren und Unterweiſungen, wie man ſich bei Fürſten und Herrn rittermäßig, frommlich und höflich ſoll verhalten.

Das erſte Kapitel.

Wie der Soldan ſeine drei Söhne, mit voller Kriegsrüſtung, wider die Chriſten ausſchicket, ſie zu bekriegen und zu Machomets Glauben zu bringen. Auch wie der eine Sohn des Soldans, Brodus genannt, mit ſeinen Schiffen, durch Ungewitter in Gallicia in Hiſpanien kam, die Stadt Corogne mit Liſten gewann, den König Tiburt erſchlug, und wie des Königs Sohn Pontus mit ſeinen Geſellen in einen Berg floh; zuletzt, durch Hungersnoth herausgetrieben, den Feinden in die Hände gingen, und wie ſie zu tödten, um's Chriſten Glaubens willen, den ſie nicht wollten verläugnen, befohlen wurde.

Vor Zeiten war gar ein frommer, guter, wohlthuender König in Gallicia, Tiburt genannt, dem zu ſeinen Zeiten viel Widerwärtigkeit, große Bekümmerniß, Unfall und Leiden zuſtund und überfiel. Dieſer König Tiburt hät des Königs von Arragon Schweſter zu einem ehelichen Gemahl: das war gar eine ſchöne Frau, eines heiligen und guten Lebens und Weſens. Dieſe beiden hatten einen Sohn, Pontus genannt, der war der allerſchöneſte und tugendlichſte Jüngling, daß man ſeines gleichen im ganzen Königreich, weder nahe noch fern, ſehen noch finden mochte; denn er nicht ungleich war ſeinem Vater, der da faſt hübſch, fromm und tugendreich war. Zu denſelben Zeiten war im Orient der Soldan faſt mächtig und gewaltig an großem Gut, Gewalt und aller Kriegsrüſtung. Dieſer Soldan hatte vier Söhne; mit denen macht' er ein ſolches Geſchäft, Beſchluß und Ordnung, daß der älteſte Sohn, nach ſeinem Tode, ſollt' ihm erblich nachfolgen und beſitzen ſein Königreich. Und mit den andern ſeinen dreien Söhnen beredet' er ſich alſo, und ſprach: „Ritter und liebe Kind, ihr ſollt nicht warten noch gedenken, etwas von mir zu erben, noch erblich zu beſitzen; aber ich ordne und ſchaffe euch jetzt, daß euer jeglicher in's beſondere ſoll und werde haben dreißig tauſend ſtreitbarer Mann. Und mehr: denſelbigen will ich beſtellen Schiffe und ihnen auch dazu lohnen, und alle Nothdurft geben, und euer jeglichen verſehen auf drei Jahr. Und euer jeglicher ſoll alſo fahren nach Gewinn und Abentheuer in die Land' und Königreiche der Chriſten. Welcher dann unter euch dreien das Beſte thut, und den Glauben Machomets baß mehren und erhöhen wird, und am meiſten gewinnet, derſelbe ſoll und wird mir der liebſte und angenehmſte ſein, und will ihn auch erhöhen und am wertheſten und ehrlichſten halten, und ihm von meinem Gut mehr vor den andern geben.“ Alſo verſchuf derſelbige Soldan mit den benannten ſeinen dreien Sohnen, daß ſie mit aller Nothdurft genugſamlich verſehen wurden, und alſo ein jeglicher ausgeſandt mit Geld, Volk, Schützen und Harniſch, und was ſie wider die Chriſten zu kriegen bedurften und nothdürftig waren.

Als ſie nun mit aller nöthigen Schiffung von dannen gefertiget wurden, da begab es ſich, als das Glück wollte, daß einer deſſelbigen Soldans Sohn, Produs genannt, mit ſeiner Schiffung und Volk, durch Ungewitter geführet ward gen Gallicia in Hiſpania, zu der Stadt Cologne. Er kam daſelbſt auf das Erdreich in ein Gebirge, und ſtieg aus ſelb zwanzig. Viel Volks, das daſelbſt ſpazierte auf dem Grand und Ufer des Meers, und was er fand daſelbſt am Land, fing er, fragete ſie vielerlei fremder Sachen, und wer der Herr des Lands wäre? Die gaben ihm Antwort und ſagten: Wie das Land ein Königreich wäre und hieße Gallicia, und dieſes Lands Inhaber und Herr wäre ein König und hieße Tiburt.

Da

Da fraget' er ſie mehr: was Glaubens ſie wären und wen ſie anbeteten? Die ſagten ihm: wie ſie an Jeſum Chriſtum glaubten.

Da nun des Soldans Sohn ſolches vernahm und ſich eigentlich erkundet, da hieß er die Schiff' ein wenig hinter ſich führen, gleich als ob er wiederum von dannen und nicht in dem Lande bleiben wollte. Und ſchickete darnach zwölf Schiffe zu den Thoren und Porten der Stadt Cologne, und befahl ihnen, die darinnen waren, daß ſie ſich ſollten erzeigen in dermaßen, als ob ſie Kaufleute wären, und ſollten mit ihnen nehmen Gewürz, ſeiden Gewand, Tücher, Zucker, und die ausbieten, in maßen, als ſie die verkaufen wollten; und daß ſie den Abend unter ihre Röck' ihre Panzer anlegten und an den Morgen, ſo der Tag herbräch', auf die Stadtmauer bei dem Thor und Thürnen gingen, gegen das Meer. Und ſo wollt' er dann mit ſeinem Volk und Leitern dahin kommen; ſo ſollten ſie ihnen in die Stadt zu ſteigen hinein helfen, damit ſie dieſe möchten gewinnen und hinein kommen; denn alſo möchte es nicht fehlen, ſie würden die Stadt gewinnen.

Als nun der Anſchlag war geſchehen, da kamen die mit den zwölf Schiffen für die Stadt, erzeigten ſich, als ob ſie Kaufleute wären aus Cypern, und verkauften da Gewürz und ſeidene Tücher, und gaben ſolchen Kaufmannsſchatz gar wohlfeil. Und ihrer zween und dreißig, in Kaufmannsweiſe, gingen an dem Abend in die Stadt und nahmen Herberg' an, am allernächſten bei dem Stadtthor, hießen ihr Nachtmahl gar wohl bereiten und zurichten und luden auch ihren Wirth, daß er mit ihnen zu Nacht äße. Als ſie nun hatten gegeſſen und waren fröhlich geweſen, da gingen ſie ſchlafen, und hatten mit einander Unterredung, wie ſie den Sachen und dem Anſchlag, als verlaſſen war, nachgehen und vollbringen wollten. Alſo beſchloſſen ſie mit einander, daß ſie den Morgen früh, ſo die Wächter abgehen würden und man ſie nimmer merkte, wollten die Mauer einnehmen. Kurz, ſie gingen auf die Mauer bei dem Thor am Morgen früh, als die Mauer von Wächtern verlaſſen war, lehneten ſich über die Mauer hinaus und warteten des Anſchlags.

Da war hiezwiſchen unten zu der Mauer kommen Produs, des Soldans Sohn, mit großem Volk und viel Leitern. Und da ſie die Ihren droben vernahmen, wurfen ſie die Leitern an die Mauer und ſtiegen hinauf, alſo, daß in einer kurzen

Weiſe mehr denn tauſend auf der Mauer waren, gewannen das Thor und darnach die Stadt ohne Widerſtand, und thäten großen Mord und Übels in der Stadt. Darnach lieſen ſie zu dem Schloß und zu des Königs Saal, den zu gewinnen; denn da war der König Tiburt und die Königin ſelber innen; und wollten da den König mit Gewalt fahen. Er wollte aber ſich nicht gefangen geben, ſondern wehrete ſich ſo männlich und faſt, bis ſie ihn erſchlugen; das doch gar ein großer Schade war. Und dieweil ſolches geſchah, ſtahl ſich die Königin heimlich durch ein klein Thürlein aus, hatte nichts mehr, denn ein Unterröcklein an, ſchlug einen kleinen Mantel um ſich, und floh in einen finſtern, tiefen Wald.

Nun hatte der König Tiburt einen jungen Sohn, genannt Pontus, der hät dreizehen edle Kinder und Knaben und einen Kaplan; der führete des Königs Sohn, Pontus, und dieſelben edlen Kinder in einen alten Berg und Höhle: darin blieben ſie zween Tag', ohn' Eſſen und ohne Trinken. Derſelbige Prieſter hieß mit Namen Damtenus; er war in großen Sorgen von der Kinder wegen; denn ſie wollten immer vor Hunger aus dem Berge gehen, welches er verhinderte, ihnen allweg widerſtand und ſprach: „Gehet nicht aus dem Berg; denn gehet ihr hinaus, ſo werdet ihr gefangen und müßt ſterben.“ Alſo behielt er ſie zween Tag' in dem Berg; und an dem dritten Tag ſprach Pontus zu ihm: „Meiſter, es iſt viel beſſer, wir ſterben von Waffen, denn von Hunger; denn wir würden an uns ſelber ſchuldig und Selbſtmörder unſers Lebens. Wir wollen es wagen auf Gott; vielleicht errettet er uns.“ Damtenus, der Kaplan, ſprach: Er wöllte lieber von Hunger ſterben, denn in der Feinde Hände fallen; und er erbebete vor Furcht. Alſo zuletzt ſprang Pontus aus der Höhl' und mit ihm ſein Vetter Polidas und auch die andern. Da ſie nun geſehen wurden, da fing man ſie alle und führete ſie für den König, des Soldans Sohn. Und da er die hübſchen Kinder und Knaben anſah, da ließ er ſie fragen, von was Geſchlecht ſie wären? Da antwortete Pontus und ſprach: Sie wären Kinder, die der König Tiburt um Gottes willen ließ ziehen, wenn ſie größer würden, ihm zu dienen. „Zu was Dienſt, — ſprach Produs — werdet ihr auferzogen?“ — „Gnädiger Herr, — ſprach Pontus — etliche aus uns ſollen ihm ziehen Winde, etliche ſeine Jagdhunde, etliche des Königs Greifen und Falken bewahren, und andere Dienſte mehr, im königlichen Saal und Kammer, zu welchen wir geſchickt werden.“ Darnach ſprach Produs: „Ihr bedunkt mich mächtiger Herren Kind zu ſein, nach euerer Geſtalt und Kleidung, als ich euch hie anſehe.“ Pontus ſprach: „Herr, wir ſind nur Kinder kleiner und auch armer Edelleute, und da man wenig von haltet.“ — „Bei Machomet, — ſprach Produs — ich weiß nicht, was ihr ſeid; aber an Hübſchheit und Vollkommenheit habt ihr keinen Fehl. Ihr müßt euern Glauben laſſen, der nichts werth iſt, und lernen unſern Glauben von Machometen, der gut und vollkommen iſt: ſo will ich euch viel Gutes thun. Wollt ihr aber nicht, ſo will ich euch laſſen tödten eines harten Tods. Nun erwählet euch aus den zweien, welches ihr thun wollt.“ — „Fürwahr, — ſprach Pontus — mit dem Tode mögt ihr uns thun, was ihr wollt; aber daß wir unſern Glauben laſſen ſollen und Machomets Glauben annehmen, das thun wir nimmermehr, und ſollten wir darum ſterben.“ Da ſprach der König: „So ſeid ihr dazukommen und müſſet alle ſterben eines harten Tods.“

Das zweite Kapitel.

Wie die vierzehen Knaben, als ſie, um des Chriſtenglaubens willen, zu tödten befohlen wurden, durch einen Ritter des Soldans, Patriſes genannt, welcher ein heimlicher Chriſt war, beim Leben erhalten wurden, und auf dem Meer hinweg bracht.

Nun war bei dem König Produs ein Ritter, Patriſes genannt, der war ein heimlicher Chriſt, welcher in einem Streit war gefangen worden und des Machomet Glauben, um Furcht willen des Tods, an ſich hät genommen, und waren doch allezeit ſein Herz und Gedanken in Chriſto Jeſu. Er war auch dem König gar lieb; er ging für ihn und ſprach: „Gnädiger Herr, ich will mich der Kinder unterwinden, ſie zu unterweiſen und zu unſerm Glauben zu bringen. Wollen ſie aber unſern Glauben nicht an ſich nehmen und an Machometen glauben, ſo will ich ihnen ſolchermaß thun, daß ſie unſerm Glauben forthin nicht mehr Schaden thun mögen.“ — „Deß bitt' ich dich, — ſprach zu ihm der König — und befehle ſie dir in deine Gewalt.“ Da vermeinete der liebe Jüngling Pontus und auch die andern Kinder nicht anders, denn ſie müßten gleich ſterben; aber der barmherzige, ewige Gott, der die Seinen nicht verläßt, thät ihnen darnach ſeine Hülfe.

Denn der Ritter ſchickete ſie in ſeine Herberg', und dräuet' ihnen vor den Heiden aus dermaßen faſt. Als er aber zu ihnen in die Herberge kam, da nahm er die Kinder zu ihm in ſeine Kammer, hieß alles Volk von ihm gehen und hub an, den Kindern gar faſt zu dräuen und ſie zu fragen: ob ſie Machometen wöllten anbeten und ſeinen Glauben halten, oder ob ſie wöllten ſterben? Da antworteten ſie ihm: ſie wöllten ehe ſterben, denn daß ſie an Machometen glaubten. Und als der Ritter ihren guten Fürſatz und ihre Stätigkeit des Glaubens an ihnen vernahm, gewann er darob große Freud' und fragte ſie, ob ſie hätten gegeſſen? Sie ſagten ihm: ſie hätten in dreien Tagen nichts gegeſſen. Da ließ der Ritter ihnen gnug zu eſſen und zu trinken geben.

Da ſprachen die Kinder zu einander: „Was wöllen wir nun eſſen und trinken, ſo wir itzt ſterben müſſen?“ Aber Pontus tröſtete ſie und ſprach: „Liebe Freund', es ſtehet alles in unſers Herren Händen, Willen und Gnaden, uns zu helfen und ſeine Gnade mitzutheilen. Es iſt in ſeiner göttlichen Gewalt, daß er uns mag laſſen ſterben oder geneſen.“ Und darauf ſo rufeten ſie ſeine Gnad' an, daß er ſich väterlich über ſie wöllt' erbarmen und ihnen Hülf' erzeigen. Als der Ritter des Pontus Rede vernahm und hörte, da gefiel es ihm gar wohl und gedacht' in ſeinem Muth, wie gröblichen es zu erbarmen wäre, daß ſolche Kinder alſo ſollten ſterben. Denn der Ritter war gar ein weiſer und vernünftiger Mann und wohl beredt. Er ging von ihnen zu dem Meer, fand da ein Schiff, das kaufet' er, richtet' ihnen das wohl zu und hieß in das Schiff Speiſ' auf drei Monat tragen, bei der Nacht. Und an dem Morgen früh führet' er dieſelbigen edlen Knaben zu dem Schiffe und hieß ſie darein gehn. Er hatt' auch in ſeinem Gefängniß einen Schiffmann, der auch ein guter Chriſt war und des Tods täglichen erwartete: den gab er denen Knaben zu in das Schiff, ſie zu führen und zu Land zu bringen, und befahl ihm, daß er ſich an einen heimlichen Ort im Schiff legte und verborgen hielte.

Da nun die Kinder im Schiff waren, da ließ man den Segelbaum fallen und führte das Schiff mit den edlen Kindern hindann auf das große und hohe Meer. Da ging der Schiffmann herfür, nahm das Ruder in ſeine Hände und fragete die lieben edlen Kinder: wo ſie hin wöllten fahren? Ihm antwortet' der ſchöne Jüngling Pontus und ſprach:

„Lieber Freund, wir ſagen dem allmächtigen Gott Lob, Ehr' und Preis, und danken ſeinen göttlichen Gnaden, daß er dich uns hat zugeſendet. Nun führ' uns gegen einen Port in Flandern oder in Frankreich.“ Das gelobt' ihnen der Schiffmann zu thun, hieß ſie fröhlich ſein, denn ſie hätten auf drei Monat Speiſ' auf dem Schiffe, und ſaget' ihnen, wie der Ritter die Speiſ' in das Schiff getragen hätte, bei eitler Nacht. Da das der liebe Pontus vernahm, ſprach er: „Wir ſollen alle nieder knieen und dem allmächtigen, ewigen Gott danken, aller Gnaden und Wohlthaten, die er uns erzeigt, und ihn auch bitten, daß er uns fürbaß vorſehe, nach ſeinem göttlichen Willen und Gefallen.“ Die edlen Kinder thäten, als ſie Pontus lehrete, knieten Tag und Nacht nieder auf ihre Knie, lobten den allmächtigen, ewigen Gott mit Fleiß und ſatzten ihre Hoffnung allein zu Gott, dem allmächtigen Vater.

Das dritte Kapitel.

Wie der König durch ſeinen Ritter beredet wird, daß die vierzehen Kinder getödtet ſeien; und wie der König, der vierzehen Kinder halb, einen ſchweren Traum ſeines zukünftigen Übels gehabt hat. Auch wie ſeine Tyrannei gegen die Chriſten, welche er alle, um's Glaubens willen, tödten wollte laſſen, durch den Ritter Patriſes, mit ſeinen vernünftigen Rathſchlägen und ſchönen Gleichniſſen, abgewendet wird; dadurch die Chriſten beim Leben erhalten wurden.

Nun wollen wir eine Weile von den vierzehen Kindern laſſen und fürbaß anheben und ſagen von dem, der die Kinder und den Schiffmann in das Schiff thät. Derſelbige Ritter hieß mit Namen Patriſes, der ging für den König, des Soldans Sohn, und ſprach: „Gnädiger Herr, ich hab euch wohl gerochen an den Kindern, die ihr mir befohlen habet; denn ſie wollten nicht an Machometen glauben.“ — „Wie, — ſprach der König — in welcher maß, und was habt ihr ihnen gethan?“ — „Gnädiger Herr, — ſprach der Ritter — ihr werdet ſie nimmermehr ſehen, noch von ihnen hören ſagen; denn ich habe ſie ohne Speiſ' in ein altes zerbrochenes Schiff gethan, das hat zwei oder drei Löcher, und habe ſie auf's hohe Meer geſetzt; und vielleicht ſind ſie itzund ſchon ertrunken, daß ihr forthin gewißlich von ihnen nichts mehr werdet hören.“ — „Ich wollt' es nun recht gern; — ſprach der König — denn mir hat hinte Nacht von ihnen geträumet.

gleich als wie ich die vierzehen Kinder ſähe in einem grünen Wald. Und das hübſcheſte Kind unter ihnen, das redete mit mir, und bedauchte mich, wie es zu einem Löwen wäre worden, und träte mich gar hart, und hielte mich ſo hart und feſt unter ihm, daß mich bedunket', ich ſtürbe. Solches hat mich gar aus dermaßen erſchrecket, und bin ich dieſes Traumes faſt traurig.“ — „Seid unerſchrocken, — ſprach der Ritter — es iſt nur ein Traum und Melancholei, und darob dürfet ihr keine Sorge haben.“ — „Ich wollte es gern.“ Sprach der König.

Da hub der Ritter an zu ſagen und ſprach: „Gnädiger Herr, ich bin Euern Gnaden ſchuldig das Beſte und auf's treulicheſte zu rathen. Nun habt ihr das allerſchöneſte und luſtigeſte Land gewonnen, das man fern und nahe mag finden: und ſolltet ihr nun das gemeine Volk, von des Glaubens wegen, alles laſſen tödten, ſo würde das Land arm und ungearbeitet bleiben. Was wäre dann ſolches Land Euern Gnaden nutz? Es iſt ein gemein Sprichwort: alſo viel werth iſt eine Mühle, die nicht umgeht, und ein Backofen, der nicht heiß iſt, alſo viel iſt werth ein Land, das nicht erbauet iſt und nicht Volk hat. Darum, wollt ihr euch und dem Land wohl thun, ſo laſſet jedermann glauben, was er will; damit alle, die in dem Land wohnen, in Unterthänigkeit kommen und euch Zins geben mögen. Derhalben ſo laſſet ſie bei ihrem Leben bleiben, damit ſie das Land erbauen und arbeiten: ſo werdet ihr gar mächtig und ſtark, daß ihr möget gewinnen durch euere Macht Schlöſſer und Städt' und jedermann in eueren Gehorſam und Dienſt bringen.“ — „Bei Machomet, meinem Gott, — ſprach der König — ihr gebet uns einen getreuen Rath. Nun reitet hin und bringet uns die gefangenen Leute. Alle, die unſern Glauben annehmen wollen, die wollen wir werth und ſchön halten und ihnen von unſern Gütern geben. Aber welche unſern Glauben verachten und nicht annehmen, die müſſen viel Arbeit thun, große Armut leiden, in harter Unterthänigkeit leben und uns Zins und Nahrung geben, ſoviel ſie haben mögen. Darum ſo empfehlen wir euch ſolche unſere Sach', als von wegen des Glaubens und des Zinſes.“ Alſo machet' er ihn gewaltig über die Gefangenen und über das ganze Land, gab ihm auch nothdürftige Briefe, ſolche Ordnung zu machen.

Da hatte nun der Ritter alle ſeine Gedanken und Sinn dahin, wie er den Chriſten möchte helfen, damit ſie des Glaubens halb nicht getödtet würden. Er ritt um in den Landen, das Volk zu ſuchen und zu fahen, und nahm von ihnen viel Gelds und Guts, doch von jedem, nach dem er vermocht' und hatte. Unter andern fand er des Königs von Gallicia Bruder, den Grafen von Eſtor, das war gar ein alter frommer Mann: den hatte man ihm verrathen. Und als der Ritter vernahm, daß er des Königs Bruder von Gallicia war, da nahm er ihn, führt ihn eine Kammer beſonders und ſprach zu ihm: „Herr, ich weiß wohl, daß ihr ſeid des Königs von Gallicia Bruder, der erſchlagen iſt. Ihr habet große Begierde und wölltet gern viel thun und über euch nehmen, zu helfen dieſem Land und Volk, das in ſo große Kummerniß, Unglück und Peinigung gefallen iſt und faſt unterthänig und gehorſam jetzt müſſen ſein den Heiden; ſo lange bis unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus ihnen Hülf' und Troſt ſendet. Aber ich ſage euch das fürwahr in geheim und ganzen Treuen, daß ich mit euerm guten Rath dazu will thun und helfen, was ich kann und vermag.“ Darob empfing der Graf von Eſtor viel und große Freude, daß er möchte hören und reden von dem Namen Chriſti, und daß der Ritter wollt' und begehrte zu helfen den Chriſten; und ſprach mit Seufzen zu ihm: „Lieber Herr, ich weiß nicht, ob ihr mir die Worte zuſprechet, mich dadurch zu verſuchen, oder nicht; aber wenn es Gottes Wille wäre, daß euer Herz wäre, wie der Mund redet, ſo wollte ich deß unſerm lieben Herrn Jeſu Chriſto von Herzen fleißiglichen danken.“

Da fing an Patriſes, der Ritter, und ſagete dem Grafen all' ſeine Sachen; als wie er in einem Streit gefangen, von Furcht des Tods zu den Heiden kommen wäre und thäte gleich, als ob er ein Heide wäre, trüge auch ihr Zeichen; aber er thäte das alles nur, zu helfen den Chriſten, und ſein Herz wäre allezeit bei Chriſto Jeſu. Und ſagt' ihm weiter, wie er mit den vierzehen Kindern gehandelt hätt', und ſo viel mit dem König geredet, daß er die Chriſten nicht tödten wollte, ſondern bei ihrem Glauben laſſen und deſto mehr Zins von ihnen nehmen wollte: ſie ſollten ihm unterthänig ſein, und glauben ein jeder, was er wöllte. Er hätte ſolches gerathen und gethan, ob der allmächtige Gott ſeine Gnade gäbe und das zu einem beſſern Ende ſchicket'. Und wie ihm der König befohlen hätte, die Leute des Landes zu fahen, oder groß

Gut und Geld von ihnen für das Gefängniß zu nehmen. Da der Graf von Eſtor ſolches vernommen, fiel er nieder weinend auf ſeine Knie und danket' unſerm Herrn Jeſu Chriſto. Da hub ihn der Ritter auf, und umfingen einander mit den Armen, halſeten und küſſeten einander weinend und preiſ'ten den allmächtigen Gott. Und da ſie ſo faſt weinten und ſo große Erbarmung über die Chriſten hatten, die alſo gefangen und in Trübſal kommen waren, da ſprachen ſie zuſammen, wie ſie Gott der allmächtige zu einander gefügt hätte, den Chriſten Hülfe zu thun, die in großen Sorgen und Verderbniß ſtünden.

Da ſprach der Ritter Patriſes zu dem Grafen: „Lieber Herr, ich mein' und hoffe, Gott werde ſich noch über das Volk und auch über das Land erbarmen. Wir müſſen aber uns maßen, daß wir nicht viel mit einander reden, und müſſen doch nicht deſto minder dabei rathen und fürnehmen, was dem Königreich und dem chriſtlichen Volk nütz und vorſtändig ſei. Und ihr ſollt euch erzeigen und thun in maßen, als ich, als ob ihr ein Heide wolltet ſein und euch Machomets Glaube faſt wohl gefiele: ſo wird der König große Freude darob haben; denn ich will ihm ſolches von euch ſagen. Und ob es Gott will, ſo wollen wir ſolche Ordnung machen, die da faſt dem ganzen Land nutzbar und unſerer Seelen Heil ſein wird, und wollen dabei der Barmherzigkeit Gottes darüber gewarten. Und ich ſage euch, daß mir mein Herz fürbaß ſaget, daß die vierzehen Kinder, denen ich habe geholfen, dem Land noch helfen und es wiederbringen werden; denn der König hat mir geſagt einen Traum, was ihm davon geträumet ſei.“ Und fing an und erzählet' ihm des Königs Traum, wie den König bedäuchte, wie er die vierzehen Kinder geſehen hätt' in einem Wald, und das ſchöneſte Kind wäre zu einem Löwen worden und träte den König unter ſeine Füße. Da ſprach der Graf von Eſtor: „Ihr erfreuet mir mein Herz; denn unter dieſen Knaben iſt meines Bruders Sohn und auch mein Sohn: Gott der bewahre ſie, als ihnen mein Herz das gönnet.“

Da ſchwuren ſie einen Bund zuſammen, Lieb und Leid mit einander zu leiden, und küßten auch einander von des Bündniſſes und des Eids wegen, den ſie zuſammen geſchworen hatten, um gemeines Nutzes willen. Damit ging der Ritter Patriſes von ihm aus und fügete ſich zum König und ſprach zu ihm: „Gnädiger und edler Herr, ihr ſollt billig Machomet danken; denn von ſeinen Gnaden habe ich zu unſerm Glauben bracht des Königs Tiburt, der erſchlagen iſt, Bruder, der da ein Herr iſt dieſes Lands, den Grafen von Eſtor. Er und auch ich wollen mit einander vermehren den Glauben des Machomet, je länger je mehr, und wollen machen, daß ihr groß Gut von dieſem Land werdet haben. Wir wollen mit einander reiten für die großen Schlöſſer und Städte, und wollen reden mit den Grafen, Herren, Freien, Bürgern und andern, und ihnen von euretwegen verkünden und ſagen: wer euch gehorſam ſein wölle, den wöllet ihr zu Gnaden aufnehmen, wer aber dies nicht thun will, den wölltet ihr härtiglichen ſtrafen laſſen.“

Solcher Red' und Fürnehmens gewann der König große Freude, und machet' alſo zwiſchen ſeinem Ritter und dem Grafen von Eſtor ein neues Bündniß und Freundſchaft. Darnach brach der König auf, zog mit dreißig tauſend ſtreitbaren Mannen für die Städt' und Schlöſſer, und im Land hin und wieder, alſo lange, bis er ſich das ganze Land unterthänig und gehorſam macht', und legt' ihnen auf großen ſchweren Zins ihm jährlich zu reichen. Da war groß Jammer, Noth und Leiden unter den Chriſten, das nicht wohl zu beſchreiben iſt; darum ich's auch, Kürze halben, bleiben laſſe.

Produs aber, des Königs Soldans Sohn, der das Land alſo hatt' unter ſich bracht, regierte zwölf Jahr gewaltiglichen das Land, als durch eine Plag' und Verhängniß Gottes. Darnach ward es wiederum gewonnen, von den Ungläubigen erlediget und wiederum unter die Chriſten bracht, daß ſie ohne Furcht den chriſtlichen Glauben forthin bekennen mochten; als hernach wird angezeigt.

Das vierte Kapitel.

Wie die vierzehen Kinder einen Schiffbruch erlitten und nach viel Fährlichkeit zu Lande kamen. Wie und durch wen ihnen geholfen und ſie in Britannien zum König gebracht wurden; auch wie ſie auferzogen, was ſie gelehrt und wozu ſie gehalten wurden.

Ich will nun weiter von den Kindern ſagen, wie ſie auf dem Meer unmuthig und in großen Sorgen ihres Lebens waren. Aber das Glücksrad, das gar ſeltſam umhergeht, führete ſie von Malegranat bis in klein Britannia. Der Wind und die Fortun auf dem Meer waren faſt groß und warfen das Schiff in einen Hafen, gegen einen Wald, da ein Kloſter in lag, und ſchlug alſo das Schiff an einen Berg, daß das Segel und die Maſten zerbrachen. Aber Gott und das Glück war mit ihnen, alſo, daß das Schiff zwiſchen zween Berge kam und ſie da einen Schiffbruch erlitten. Da arbeiteten die Kinder ſo lange, bis ſie auf einen Berg kamen. Da huben ſie ihre Hände auf gen Himmel, dankten dem allmächtigen Gott und ruften ihn herzlichen an um weitere Hülfe. Alſo erhörte ſie der gütige, barmherzige Gott, der ſeine Ohren nicht verſtopft, noch ſein Angeſicht verbirgt, vor dem Geſchrei und Ruf ſeiner lieben Freund'; als ihr hernach werdet hören.

In denſelben Zeiten regiert' in Britannia ein König, genannt Argill, ein frommer, getreuer und kluger Mann; aber er war faſt alt und hatte nur eine einige Tochter, die hatt' er mit des Herzogen von Normandia Schweſter, die ſein ehelich Gemahl war; und dieſelbige ſeine Hausfrau hät das Podagra hart, alſo, daß ſie ſich ohne Hülfe nicht mochte umkehren. Und dieſelbige ſeine Tochter war ſo vollkommen andächtig, demüthig und auch ſchön, daß man ihres gleichen nirgend konnt und mochte finden; denn man wußte von keiner, denn allein von ihrer Tugend und Schöne zu ſagen; ſie war auch allein des Königs Freud' und Aufenthaltung. Nun war ein Seneſchal in Britannia bei dem König, genannt Herland, der war gar ein frommer und getreuer Ritter, und war des Königs ganz gewaltig. Der jagte deſſelben Tags in dem Wald, und, als Glück gab, kam ein Hirſch in das Waſſer gleich für den Berg, da die edlen Kinder waren. Als der Seneſchal dem Hirſch nacheilte zu dem Berg in's Waſſer, da erſah er die Kinder auf dem Berge, ritt hinzu und rufte mit lauter Stimme, was ſie für Leut', oder von wannen ſie wären?

Da gaben ſie Antwort und ſprachen: ſie wären ſeltſame, fremde Leute, die da nicht wüßten, wo ſie wären. Da ritt er zu ihnen hinzu in das Waſſer, das ſeinem Pferde ging bis an den Bauch, und fragte ſie, von was Land ſie wären? Sagten ſie: wie ſie aus Gallicia wären. Sprach er: er wollt' einen nach dem andern hinter ihm hinaus führen. Darnach ging der Kinder eins zu ihm, das hieß Untas, und ſprach zu dem Seneſchal: „Herr, hie iſt Pontus, des Königs Sohn von Gallicia.“ Und zeiget' ihm den. „Und der bei ihm ſteht, — ſprach er — iſt ſein Vetter; und ich und die anderen ſind

Freiherren von Gallicia Söhne.“ Und da der Seneſchal vernahm, daß Pontus des Königs Sohn von Gallicia war, da erzeiget' er ſich ganz freundlich gegen ihn, empfing ihn gar ſchöne mit großer Ehrerbietung und hielt eine Weile Geſpräch mit ihm; darauf ihm die Kinder. und beſonders Pontus, weislich konnten antworten. Und erzählten ihm die Geſchichte mit des Soldans Sohn gegen die Stadt Cologne, mit dem König Tiburt, Pontus Vater, und auch mit ihnen, wie es ergangen war. Da der Seneſchal vernahm und hörte das Überfallen und Einnehmen des Königreichs von Gallicia, da erbarmet' es ihn gar übel, und er hatte große Betrübniß und Mitleiden, und beſonders, daß der König erſchlagen und das Land gewonnen war durch ſolch undchriſtlich Volk, und daß ſie ſolche Gewalt über Chriſten ſollten haben.

Er nahm Pontus hinter ſich und führt' ihn, ordnet' auch den andern etliche Pferde, darauf zu reiten, und führte ſie mit ihm gen Vannes, da der König von Britannia war. Da derſelbige König die Kinder hät geſehen und gehört, wie der König von Gallicia erſchlagen und das Land daſelbſt verloren und gewonnen war, da weinet' er faſt und herzlich ſehr, und gehub ſich gar übel; denn er hatte den König ſehr lieb gehabt; und ſprach: „Er hat mir gar viel Ehr' und Gutes bewieſen, als ich, mitſammt dem König in Frankreich, im Krieg in Hiſpania, wider die Heiden, weren: und ich ſage euch allen fürwahr, daß ſein Tod der ganzen Chriſtenheit ein großer Schad' iſt; denn er war gar ein vollkommener und frommer Ritter und gar ein ehrbarer und getreuer Mann. Dieweil mir nun Gott hat Gnade gethan, daß ich deſſelbigen Königs Sohn und auch anderer Grafen, Freien und Herren von Gallicia Söhn' und Kinder bei mir habe, deß will ich ſeinen göttlichen Gnaden Dank ſagen und will ſie laſſen ziehen, gleich als ſie meine rechten Kinder wären.“ Er hieß den Seneſchal für ſich kommen, befahl ihm Pontus zu ziehen und über ihm zu halten; und jedem Grafen und Freien von Britannia befahl er der Kinder eines, ſie alſo auf drei Jahr bei ihnen zu halten und ziehen; und ſchieden alſo damit von dem König. Er empfahl ihnen faſt, die Kinder zu lehren allerlei Kurzweil, im Schachzabel, Fechten, Jagen und Beizen, und was ſolchen Kindern zugehört; denn daran thäten ſie ihm einen großen Wohlgefallen. Alſo wurden die vierzehen Kinder den Freien und andern Herren von Britannia befohlen.

Herland, der Seneſchal, ritt alſo heim und führte Pontus mit ihm; den lehret' er allerlei Kurzweil, mit Schachzabel, Jagen, Fechten, und was einem Fürſten zugehört. Da ward der Ruhm und das Geſchrei überall in Britannia und andern Enden gar groß, von der großen Schönheit, Weisheit, Tapferkeit und Demüthigkeit, die Pontus an ihm hätte, und jedermann, fern und nahe, ſagte von Pontus; denn er fürchtet' und liebete Gott und ſein Wort gar faſt und ſuchete ſeine Ehre vor allen Dingen. Alle Morgen, ſo er aufſtund, war ſeine erſte Arbeit, daß er ſeine Hände wuſch, ging zu der Kirchen und höret' eine Meſſe. Er aß und trank auch nicht ſo lange, bis er ſein Tagezeit vollbracht hät. Auch was ihm geſchah, und wie wenig er hät, gab er doch eine Gabe den armen und dürftigen Leuten. Seine Schwüre waren nur: fürwahr, oder: ſo mir Gott helfe; lieber Freund, es iſt nicht alſo; und ſo weiter. Auch ſo er mit dem Ball ſpielet', oder ander Spiel und Kurzweil trieb, ſo war er gleich fröhlich, ſo er verlor, als, ſo er gewann. Thät man ihm Unrecht, ſo gab er das mit zweien oder dreien Worten zu verſtehen, als ihm Unrecht war geſchehen, und wollte nicht weiter kriegen; ehe ließ er ſein Recht fallen. Er ſagt' aber denen, die ihm Unrecht gethan hatten, daß ſie ihm ſolches nimmer ſollten thun; denn er wollte ehe von dem Spiel gehen, ehe daß er mit ihnen wollte kriegen. Es mochte auch niemand mit ihm zürnen; denn ſeine Worte waren allezeit auf große Freud' und Schimpf gerichtet. Welcher ein Spötter, unaufrichtiger und unnützer Mann war, den hät er nicht lieb, und vermochte ſich ſein auch gar nicht. Wenn man Frauen, Jungfrauen, Edelleuten, Prieſtern oder andern Dingen übel redete, das war ihm gar ein groß Mißfallen und er ſprach: „Man ſoll nicht alle Dinge glauben und ſagen, was man höret.“ und ſprach darzu: „denn ſolches heißt nur reden von Hörenſagen, und wäre auch nicht gut, daß es alles wahr wäre, was man höret reden.“ Auch gefielen ihm ſolche Leute nicht wohl, war auch nicht wohl bei ihnen. Man konnte auch derſelbigen Zeit demüthigeren, lieblicheren Mann nicht finden; denn es konnt' ein Edelmann ſeine Kappen oder Hut ſo bald nicht abthun, er hätte den ſeinen ſo bald auch abgethan, und grüßet' auch gern und geſellete ſich zu jedermann. Er ging auch zu keinem Spiel oder Schimpf, da Zorn war oder Unzucht getrieben ward. Was ſoll man ſagen? er war ein Liebhaber aller Zucht, Ehren und

Tugenden, die reichlich an ihm erſchienen, alſo: gleich wie er alle andere Jüngling' in Geſtalt und Hübſche übertraf, ſo ferne ſchien und fürtraf er an Tugenden alle andere, alſo, daß er der vollkommenſte war in allen guten Sitten und höflicher Zucht, der da funden mochte werden. Er war groß, wohlgeſchickt von Bruſt und Rücken, klein von Bauch; ſeine Arm' und Beine waren nach Wunſch wohl gemachet; ſein Antlitz war klar und braun; er hät ein liebliches Geſicht, ſein Mund war roth, ſeine Naſe war gerade: er ſah gleich als ein Engel, und je mehr man ihn anſah, je mehr und lieblicher war er anzuſehen; und ging die Red' allein überall von ihm.

Nun kam die Rede gen Hof und für die ſchöne Sidonia, des Königs Tochter, von Pontus Hübſche und Schöne, auch von ſeiner trefflichen Tugend und guten Sitten, alſo, daß ſie ſein begehrete zu ſehen, und bat Gott gar fleißiglich in ihrem Herzen, daß ſie ihn bald und oft möchte ſehen. Und dieſe Sidonia ward auch für die ſchöneſte und baßkundigſte Jungfrau gehalten, im ganzen Frankreich und Britannia; denn in allem ihrem Thun war ſie, mit Gebärden, und ſonſt, in ruhmreichen Tugenden, über alle andere Jungfrauen vollkommen.

Das fünfte Kapitel.

Wie hielt der König einen großen Hof zu Vannes, mit Grafen und Herren; dazu beſchicket' er die vierzehen Knaben, welche, da ſie kamen, jedermann wohlgefielen an Hübſche und guter Zucht, und vor ihnen allen Pontus; welches Sidonia faſt bewegt, als ihr von Pontus das Geſchrei fürkam, darum ſie den Seneſchal wohl begabt' und begehrt', ihr den Pontus zu bringen, ſeine Schöne, Zucht und adeliche Sitten zu ſehen; welches er zu thun verſprach, doch ſie hierin betrog.

Es geſchah nun nach dreien Jahren, daß der König Argill einen großen Hof zu Vannes wollte haben, und ſchickete Volk von ſeinem Gefolge nach den vierzehen Kindern und entbot ihnen, daß ſie zu demſelben Hof ſollten kommen. Alſo brachte Herland, der Seneſchal, mit ſich den Pontus; und der Graf von Lenal brachte mit ſich ſeinen Vetter Polidas, der auch gar ſchön war, und der jedermann, nach Pontus, am baßten gefiel. Da nun Pontus zugegen war, ſah ihn jedermann gern, und hatten ihre Geſicht' alle auf ihn und wünſchten ihm Gnad' und Heil. Da ihn der König anſah (bedarf nicht

Frag', ob er ihn ſchön empfing), ſprach er zu ihm: ſeine Zukunft ſollte glücklich ſein und Gott wöllt' ihm geben ſo viel Gutes und Ehre, ſo viel er ihm deß gönnete. Er befahl ihm, daß er ſollte dienen mit ſeinem Trinkkopf an dem Hof. Alſo hielt der König den Hof mit Grafen, Freien, Herren, Rittern und Knechten. Die ſchöne Sidonia hielt ihren Hof auch da beſonders, mit Jungfrauen und Frauen. Viel und groß war die Freude, die man an demſelben Hof mit mancherlei Kurzweil' anfing.

Sidonia hörete faſt gern und viel ſagen von der großen Frommkeit und auch Hübſchheit, die Pontus an ihm hät, und war Tag und Nacht in großen Gedanken, wie ſie ihn könnte und möchte ſehen, und wußte nicht Urſach zu finden, damit er, ihrer Begierde nach, ihr zu ſehen möchte werden. Da ſie viel und weit gnug gedacht, da ſchickete ſie nach Herland, den Seneſchal; und da er zu ihr kam, ſchenkete ſie ihm gar ein ſchönes Pferd und einen edlen Falken, und empfing ihn gar ſchön. Da ſie ihm ſo große Ehre bewies, gedacht' er wohl und beſorgete, daß ſie etwas ſonderes wollte. Alſo darnach ſagte ſie ihm, warum ſie nach ihm geſchickt hätt', und ſprach: „Seneſchal, lieber Freund, ihr müßt uns laſſen ſehen euere Zucht, ich meine den Pontus, den ihr itzund gezogen habt; denn man ſaget uns, daß er bei euch gar aus der maßen wohl gelernet hab', auch gar wohl kundig ſei. Darum bitt' ich euch, wöllet ihn zu uns führen, daß wir ihn ſehen; und kommet auch ſelbſt mit ihm zu uns; denn man hat uns auch von ihm geſagt, daß er gar wohl ſing' und tanze, und wir wöllten faſt gerne ihn ſehen tanzen und hören ſingen.“

„Gnädige Frau, — ſprach der Seneſchal — in Gottes Namen, ich will ihn zu euch führen, dieweil es euren Gnaden ein Gefallen iſt.“ — „So gehet itzund hin nach ihm, — ſprach Sidonia — daß wir ihn mögen ſehen und hören, ob es alles wahr ſei, deß man von ihm redet und ſagt.“

Der Seneſchal nahm Urlaub, ging von ihr und bedachte ſich auch gar eben; denn es war gar ein weiſer Ritter und ein frommer Mann; gedacht' und vernahm, wie ſie ihm ſo große Ehre nur allein von Pontus wegen bewieſe, und war darum in großem Unmuth. Doch gedacht' er ſich, er wollte ſeinen Vetter Polidas an ſeiner ſtatt zu ihr bringen, aus großer Betrachtung und vielerlei Urſach willen; denn er beſorgete den König gar faſt, darum, daß vielleicht etwas Übels daraus möchte kommen. Er ging hin, nahm Polidas und führet' ihn mit ſich. Sidonia ging in ihre heimliche Kammer, nahm nur eine Jungfrau mit ihr, die hieß mit Namen Eloiſa, welche ſie heimlich gar ſehr lieb hat und getraute ihr auch vor andern, und ſaget' ihr: wie ſie feſt große Begierde hatte zu ſehen den ſchönen Pontus, da männiglich von redete.

Nun war ein kleines Fenſter in ihrer Kammer, da hät Sidonia ſtätiglich ihre Augen außen gerichtet, zu ſehen, wann Pontus käme. Itzund ſah ſie zum Fenſter aus, darnach nahm ſie ihren Spiegel, beſah ſich und fragte Eloiſa: wie ihre Gebärden, und ob ſie recht wären? Indem ſahen ſie den Seneſchal und Polidas herzukommen, der auch gar ſchön war. Und da ſie herzukommen waren, da ging Sidonia aus ihrer Kammer und hät deß gar große Freude; ſie ging zu Polidas, empfing ihn gar höflich und ſchön, nahm ihn bei der Hand, führet' ihn zu ihrem Stuhl und hieß ihn zu ihr ſitzen. Da ſprach Polidas: „Gnädige Frau, ich will, noch ſoll nicht zu euch ſitzen; denn es iſt nicht billig.“ — „Sicher, — ſprach Sidonia — ihr müßt zu mir ſitzen; denn ihr ſeid auch eines Königs Sohn, darum es nicht unbillig iſt.“ — „Nein, gnädige Frau, — ſprach Polidas — ich bin keines Königs Sohn.“ Da fragete ſie ihn und ſprach: „Seid ihr nicht des Königs Sohn von Gallicia?“ — „Gnädige Frau, nein, ich bin Polidas und bin ſein Vetter.“ — „Ei, — ſprach ſie — ſicher, ich vermeinet' es.“ Und hielt ihn dennoch gar ſchön, wiewohl daß es ihr Zorn thät, daß ſie der Seneſchal hät betrogen. Sie hieß darnach den Seneſchal zu ihr kommen, und ſprach zu ihm: „Ihr ſolltet mir haben bracht ſeinen Vetter: warum habet ihr mir das gethan? Was möget ihr wider mich gedenken? oder haltet ihr mich ſo gar närriſch?“

Das ſechſte Kapitel.

Wie der Seneſchal Sidonia um Gnad' und Verzeihung bittet, von wegen des Betrugs, ſo er ihr erzeigt hat, als er an Pontus ſtatt ſeinen Vetter Polidas ihr zubracht, im Namen, als ob es Pontus wäre; und wie ſie ihn ſolcher Bosheit ſtraft und vergibt, mit Behaltung ihrer Ehren und ohn' alle unreine Gedanken, Begierd' und böſe Luſt, ihr Pontus zu bringen, ſeine Zucht, Höflichkeit und Hübſche zu ſehen und erfahren.

Als nun der Seneſchal den Zorn und Unwillen Sidonia's gegen ſich vernahm, demüthiget' er ſich faſt vor ihr und ſprach: „Gnädige Frau, ich bitt' euch durch Gottes willen um Gnade, wöllet mir das übel nicht vermerken, was ich gethan habe; denn ich habe das in wahrer, ganzer Treue gethan und im allerbeßten gehandelt und gedacht. Ich mochte ihn zu den Zeiten nicht haben noch bringen; denn er dienete dem König." — „Ei! — ſprach ſie — ſo ſolltet ihr eine Weile länger haben geharret und nicht einen andern für ihn bracht haben. Fürchtet ihr mein? Nun bin ich doch nicht ſo jung, ich will und weiß meine Ehre wohl zu bewahren; deß ſollt ihr, noch niemand zweifeln." — „Gnädige Frau, — ſprach der Seneſchal — ich zweifele nicht daran. Ich habe gefürchtet meinen Herrn, den König, euern Vater, der euch faſt lieb hat. Denn ſolltet ihr euch gegen Pontus ein wenig baß und günſtiger erzeigen, denn gegen einen andern, fürcht' ich, man möchte ihn darum meiden, und ihm zu Schaden kommen. Und wiewohl euere Gedanken zu Zucht und Ehren ſtehen, ſo iſt die Welt doch ſo voll Rede, daß ſie das nicht zu dem Beßten ſondern zu dem Argeſten kehret und ausleget." Sidonia ſprach: „Habt keinen Zweifel an mir; denn mir wäre lieber der Tod, als daß man Urſache möchte finden an mir, anders zu reden, denn, das ehrlichen und gut wäre, und ſollt' auch deß ganz ſicher ſein." Der Seneſchal ſprach: „Ich wollt' aus dermaßen gern, gnädige Frau, daß es gut und ſicher wäre, als ich es gern ſehe von euern Gnaden, lieber denn von keiner Frauen die da lebet; und dieweil ihr mich alſo ſichert, ſo will ich ihn zu euch bringen." — „Ich bitt' euch, — ſprach ſie — gehet hin und bleibet nicht lang' aus."

Der Seneſchal ging hin, Pontus zu holen. Sidonia ging in ihr Gemach, erwartete mit großer Begierd' und Freude des Jünglings. Sie ſah zu einem Fenſter aus auf den Weg, da er herkommen ſollte, und war niemand bei ihr, denn Eloiſa, ihre liebe Jungfrau; und alſo ſchauet' Eloiſa auch oft aus. Zuletzt kam Eloiſa ſchnell gelaufen zu der Frauen, und ſprach: „Frau, er kommet, der Schönſte von aller Welt." Da erſchrak Sidonia von rechten Freuden, die ſie empfing, ging auch an das Fenſter und ſah ihn und den Seneſchal mit einander kommen. Und als ſie Pontus recht erſah, da war er gerade, lang und ſchön, daß ſie ſich darob verwundert', und ſprach: „Liebe Eloiſa, er bedunkt mich aus dermaßen ſchön." Darzu ſprach Eloiſa: „Frau, es iſt nicht ein Mann, ſondern ein Engel; denn ich habe keine menſchliche Kreatur nie ſo hübſch geſehen. Gott hat ihn mit ſeiner eigenen Hand gemachet." — „Auf

meinen

meinen Eid, — ſprach Sidonia — liebe Eloiſa, ihr redet die Wahrheit, als ich meine.“ Denn, alsbald ſie ihn anſah, da gewann ſie ihn lieb, und bald ging ſie heraus in eine große Kammer, da ihre Frauen und Jungfrauen in waren, und wartete lange daſelbſt.

Da kamen herzu Pontus und der Seneſchal. Und als Pontus zur Sidonia kam, erzeigt' er ſich ganz höflichen, mit Worten und Gebärden, mit tiefem Neigen oder Bücken, mit züchtigem Reden und fürſtlichem Anſprechen, wie er ſolches gelehret und wohl unterrichtet war. Da ging Sidonia ihm entgegen, empfing ihn auch gar lieblich und ſchön, nahm ihn mit ſeiner Hand, führete ihn mit ihr hinein in ihr königlich Gemach und hieß ihn zu ihr niederſitzen auf ihren Stuhl. Aber der züchtige und adeliche Pontus, wehrete ſich gar faſt und ſprach: „Gnädige Frau, es nicht billig noch ziemlich iſt, daß ich zu euch auf euren Stuhl ſoll ſitzen, ich bin ein Jüngling und geringe Perſon, dieſer Ehren ganz nicht würdig.“ Und machte ſich ihr faſt ungleich und ganz unterthänig. Da ſprach Sidonia zu ihm: „Ei, warum treibt ihr ſo viel Geprängs mit mir? Ihr ſeid doch alſo wohl eines Königes Kind, als ich.“ — „Ei, — ſprach er — es iſt faſt ungleich; denn ihr ſeid eines mächtigen Königes Tochter; ſo bin ich einer, der weder Land noch Leute, darzu gar nichts hat, und werde allein erhalten durch die Wohlthaten, die mir von meinem Herren, euerm Vater, widerfahren, der mir viel Gutes thut.“ „Lieber Pontus, — ſprach ſie — ich bitt euch, laſſet ſolche Wort' unterwegen; denn Gott hat euch nicht geſchaffen, euch allewege zu verlaſſen. Es mag ſich noch wohl begeben, daß ihr mehr Gutes möget haben und gewinnen, denn euer Vater je gehabt hat. Gott wölle, daß es geſchehe!“ — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — ich mag denſelbigen Weg noch nicht wohl finden; aber es ſteht alles in der Barmherzigkeit Gottes.

Das ſiebente Kapitel.

Was für Geſpräch und ſchöner Red' auch Kurzweil und Höflichkeit Sidonia und Pontus mit einander hatten; auch wie Sidonia an Pontus, ihr eigener Ritter zu werden, begehrt, darum ſie ihm ein Fingerlein giebt, und er ihr ſchwört, vor allen andern Frauen ihr Ritter zu ſein und in Ehren zu dienen ſo lang' er lebte.

Als ſich nun Pontus der Sidonia faſt ungleich gemacht und zu ihr zu ſitzen ſich lange gewehret hatte, ſprach Sidonia ernſtlich zu ihm: „Setzet euch nieder, ich befehle es euch.“ Da ſetzet' er ſich ein kleines nieder; denn ſie ſaß auch. Sidonia aber ſprach zu den Frauen und Jungfrauen: „Ich will, daß ihr etwas Kurzweil vor Pontus anhabet, und vor dem Seneſchal, daß wir ſehen und hören, ob er etwas von ſeinem Tanzen und Singen hat vergeſſen.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — ich mag noch kann ſein nicht vergeſſen; denn ich kann ſein auch nicht viel.“ Und fing hiemit an zu ſingen und tanzen und war fröhlich. Sidonia hatte große Freude mit ihm und fing an und ſprach, wie ſie von allerlei Sachen wegen mit ihm hätte zu reden, und behielt ihn bei ihr; denn er war faſt vollkommen in allen Dingen, nach dem Alter, das er hatte. Sie ſprach zu ihm: „Pontus, ihr ſeid lang' in Britannia geweſen, und ſeid doch nie zu mir kommen.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich bin mein ſelbſt nicht gewaltig, darum thue ich, was man will, und muß gehorſam ſein.“ — „Es iſt recht; — ſprach Sidonia — aber ich frage euch, ob ihr nicht auch etliche Begierde habt uns zu ſehen, und auch die Frauen und Jungfrauen, die hierin bei mir ſind.“ — „Ja, gnädige Frau; — ſprach er — denn es iſt ein hübſch Angeſicht und faſt lieblich anzuſehen, jungfräulich und weiblich Bildniß, das oft einem erweckt ſein Herz zu Freude, das in Trauren iſt.“ Da ſprach Sidonia: „Habt ihr aber keine Gnade erworben von Frauen und Jungfrauen, alſo, wenn ihr Ritter werdet, daß ihr einer Ritter ſeid?“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — nein, fürwahr; denn meine Dienſte wären viel zu gering und zu klein.“ Antwortete Sidonia: „Ei, das widerſprech' ich; denn ihr ſeid von ſolchem hohen Stamm kommen, daß ihr wohl werth ſeid, zu dienen der höchſten und ſchönſten Jungfrauen in ganzem Britannia.“ Alſo geſchahen da gar viel hübſcher, ſchöner Reden zwiſchen ihnen beiden.

Doch zuletzt ſprach Sidonia: „Pontus, wenn ihr nun werdet haben den Orden der Ritterſchaft und ſelbſt Ritter werdet, ſo ſollt ihr mein Ritter ſein. Wenn ich dann werde vernehmen, daß ihr etwas Ritterliches und guter That habt gethan, davon zu reden und das zu hören, wird mir beſonders große Freude bringen.“ Da ſprach er: „Frau, ich dank' euern Gnaden, und Gott wölle mir verleihen, daß ich gute, tapfere, ritterliche Thaten thun möge, deren ihr ein Wohlgefallen möget haben, und dazu alle euere Frauen und Jungfrauen, die hie innen bei euch ſind. Aber ich bin wenig dazu geſchickt, ſolche Thaten zu thun; denn was ein armer Mann ſolcher guter That thut, wird ihm klein geſchätzt und nicht viel davon geredet.“ Da ſprach Sidonia: „Ich will euch das ſagen, wiewohl ihr noch nicht Ritter ſeid, ſo halt' ich euch doch für meinen Ritter; aber wenn ihr nun Ritter werdet, ſo werde ich euch am wertheſten und fürnehmeſten halten, für alle andere Ritter. Aber ich will, daß ihr mir ſchwöret, für alle andere Frauen mir in Ehren und Züchten zu dienen, als ich es denn von euch ohne Zweifel verhoffend bin; denn meine Gedanken ſind nur zu Zucht und Ehren.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — ich danke euern Gnaden, als viel und hoch ich kann und mag, der großen Ehren, die ihr mir beweiſet. Gott wölle, daß ich's verdienen könnt' und möge.“ — „Ich ſage euch, — ſprach Sidonia — ich hab' euch eigentlich lieb, als meinen eigenen Ritter, doch ſolcher Geſtalt und Maß, daß ich von euch möge erkennen, daß ihr nichts anders gedenket, noch in euern Sinn nehmet, denn was meine Ehr' und mir ehrlich iſt. Thut oder begehrt ihr etwas anders, das unehrlich oder böſe wäre, ſo werde ich euch nimmermehr lieb haben, noch für meinen Ritter halten.“ Da antwortete Pontus und ſprach: „Gnädige Frau, ich wollte lieber todt ſein, denn daß ich ſollte trachten oder etwas gedenken, das euch unehrlich, oder das wider meinen Herren, eueren Vater wäre.“ Sprach Sidonia: „Nun ſo verheißet mir dies als eines Königs Sohn zu thun.“ — „Ja, Frau, — ſprach Pontus — ich verheiß' euch das bei meinen Treuen.“ Da gab ſie ihm einen Ring mit einem Diamanten, und ſprach: „Ihr ſollet tragen den Diamanten von meinetwegen.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich danke deß eueren Gnaden.“ Nahm ihn und thät ihn an ſeinen Finger.

Alſo führete ſie ihn zu dem Tanze und bat ihn, daß er ihr ſollte ein Liedlein ſingen. Pontus war nun mit ihrer Lieb' umgeben, verwilligete gern ihrem Geheiß und ſang ein Liedlein gar wohl. Die Frauen und Jungfrauen ſahen und hörten ihn faſt gern und lobten ihn trefflich ſehr; eine jede begehret' in ihrem Herzen ihn lieb zu haben, und gedachten: Die Frau wird wohl glücklich ſein, die er wird lieb haben, vor anderen Frauen. Als ſie nun hatten geſungen und getanzt, da hieß Sidonia Früchte und Wein bringen, gab dem Seneſchal einen Kopf mit Wein und ſprach zu ihm: „Seneſchal, ich geb' euch den Kopf mit dem Wein mit meiner eigenen Hand.“ Deß danket ihr der Seneſchal gar demüthiglichen. Und da ſie genug Kurzweil hatten gehabt, da ſprach der Seneſchal: „Gnädige Frau, wollt ihr uns nun erlauben, ſo wollen wir wieder gehen zu unſerm Herren, dem König.“ Alſo erlaubete ſie ihnen, und bat den Seneſchal, daß er und Pontus oft zu ihr kämen. Das verhieß er ihr zu thun, danket' ihr und ſie nahmen gar höflichen Urlaub. Als ſie nun von ihr waren, da fragete Sidonia die Frauen und Jungfrauen, wie ihnen Pontus gefiele. Da war ihrer keine, die nicht faſt ihn lobte. Unter ihnen waren etliche, die ſprachen: daß die Frau, die einen ſolchen Mann hätte, viel Glücks haben würde; denn ſie möchte wohl ſprechen, daß ſie den ſchönſten, baßkundigſten hätt' in aller Welt; und lobten gemeiniglich alle den Pontus. Solch Lob thät der Sidonia gar wohl und war ihr Freude zu hören, durfte doch dazu nicht reden und antworten. Doch ſprach ſie dazu: er wäre ſchön genug, wo er ſich nicht verkehrte, man ſoll' ihn auch nicht zu faſt loben, daß er auch zu ſchelten ſei, und dergleichen. Er war aber in ihrem Herzen alles Lobs werth. Der Hof währete neun Tage und wurden viel Ritterſpiele und Kurzweil angefangen und getrieben.

Das achte Kapitel.

Hie kommt Botſchaft an den König in Britannia, wie die Heiden in's Land gefallen ſeien, das ihn faſt betrübt. Indem kommt ein heidniſcher Ritter von dem Soldan, begehret mit viel ſtolzen Worten vom König, Chriſtum und ſeinen Glauben zu verläugnen, Mahomeden anzubeten, ſich und ſein Königreich dem Soldan zinsbar zu machen, bei Verluſt ihres Lebens und Verheerung des ganzen Landes. Er begehret zween, mit ihm zu kämpfen, die Macht und Stärke ſeines Gottes zu erzeigen. Dem verſpricht Pontus den Kampf und [illegible].

In denſelbigen Tagen, als der Hof zu Vannes war, kam Botſchaft dem König, wie die Heiden kürzlich in Britannia und nun auf das Land wären kommen, bei zwanzig tauſend ſtark. Dadurch ward der Hof zertrennt und jedermann traurig und in Sorgen. Darnach um den Mittag kam ein heidniſcher Ritter und mit ihm zween Edelmann, die auch Heiden waren, die kamen in Botſchaftsweiſe von Corodus, des Soldans Sohn, welcher war einer von den dreien Brüdern, von denen droben geſagt iſt. Der benannte Ritter war gar lang, groß und ſtark, auch ſehr wohl geſchickt, und hät einen hoffärtigen Sinn; hatte auch mit ihm einen Mann, der beide Sprachen konnt', und redete, mit lauter Stimme ſchreiend: Wie des Soldans Sohn von Babilonia wäre in das Land kommen, und wöllte chriſtlichen Glauben zerſtören, und gebieten, den Glauben Machomets zu halten; und thäte auch dem König von Britannia ernſtlich entbieten, daß er wöllte laſſen den gekreuzigten Gott und anbeten Machometen, und ſich ihm zinsbar machen, mit ſeinem ganzen Königreich. Thäte er aber das nicht williglich, ſo wöllt' er ganz Britannia verderben und ſie alle tödten. Der König hörte und vernahm die hoffärtigen Dräuworte des heidniſchen Ritters, und war aber niemand da, der ihm ſolches wollte widerſprechen oder Antwort geben.

Da das Pontus merkte, wie daß dieſem niemand antworten wollte, ging er getroſt herfür und ſprach zu dem König: „Gnädiger Herr, ich bin einfältig und ein Kind, aber ich mag nicht leiden oder hören, wo ich dabei bin, daß man unſern chriſtlichen Glauben vernichtet, unterdrücket und verſchmähet.“ Er kniete nieder für den König und begehrte, daß er ihm wollte erlauben, dieſem zu antworten. Da nun der König ſah, daß kein anderer ſolches wollte verantworten, noch dawider reden, da erlaubet' er ihm das zu thun. Pontus trat zu dem Heiden und ſprach: „Deine Wort' achten wir nicht; denn euer Glaub' iſt nur eine Verdammniß und eine Anfechtung des böſen Geiſtes: aber unſer Glaub' iſt gerecht, der da behaltet für das ewige Leben, das allwegen bleibt und währet in Freuden ohn' Ende. Darum, euch Zins zu geben und uns euch unterthänig zu machen, das thun wir nicht; denn wir ſind frei.“ Da begehrete der Heide, ihm zween zu geben, die mit ihm kämpften; die wollte er allein beſtehen, daß man ſollte ſehen, daß Machomet größer und ſieghafter wäre, denn unſer Herr Jeſus Chriſtus. Darauf antwortet' ihm Pontus aber: „Es iſt nicht von nöthen, zween wider dich zu geben: aber, wiewohl ich jung und nicht ſtark bin, ſo werf' ich meinen Handſchuh nieder, in dem Namen Jeſu, des ſtarken Gottes, allein wider dich zu ſtehen und zu fechten. Denn Jeſus iſt des wahren Gottes Sohn, Machomet aber iſt des Teufels Sohn.“ Und warf alſo den Handſchuh für den König. Den nahm der Heid' auf, und ſprach: „Kind, ich will mit dir kämpfen und noch mit einem zu dir.“ Pontus antwortet' ihm darauf: wie er allein mit ihm wöllte kämpfen und ihm ſtark genug ſein. Der König und die Herren waren faſt traurig und unmuthig, daß Pontus ſich verſprochen hatte, mit dem Heiden zu kämpfen, aber ſie mochten es nicht widerrufen. Da ſprach der König zu Pontus: „Ich habe große Schmerzen in meinem Herzen, daß ihr ſo ſchnell ſeid geweſen mit dem Gelübde gegen den Heiden; denn ihr ſeid zu jung, einem ſo großen und ſtarken Mann und Ritter zu widerſtehen.“ — „Gnädiger Herr, — ſprach Pontus — wiſſet ihr nicht, daß Daniel ein Kind war, und es half Gott der Suſanna durch ihn: laßt euch der Werke Gottes nicht verwundern; denn wen die göttliche Gnade nicht behütet, der bleibe ganz unbehütet von jedermann. Ich aber habe mich ihm in ſeine Gnad' empfohlen; darum, lieber Herr, ſo habe keine Sorge von meinetwegen.“ Und als ihn nun der König höret' alſo ſchön reden, da kehret' er ſich von ihm und weinet', und erbarmet' ihn faſt, von ſeiner Frommkeit und Mannheit wegen, und bat Gott fleißiglichen in ſeinem Herzen, daß er ihm ſeine Gnad' und Beiſtand erzeigen wöllte.

Pontus ſprach weiter zum König: „Gnädiger Herr, macht mich mit euern Händen zum Ritter und gebt mir Harniſch nach Nothdurft, ſo will ich darnach mein Beßtes thun.“ Alſo macht' ihn der König zum Ritter und gürtet' ihm ſein Schwert um, gab ihm dazu den beßten Harniſch, den er haben mochte, deßgleichen ſein allerbeßtes Pferd, und weß er weiter nothdürftig war. Und da Pontus den Harniſch angeleget und ſich ganz zu dem Kampf bereitet hatte, und auf ſein Pferd geſeſſen war, da war er gar hübſch anzuſehen, und ſtund ihm alles ſein Thun wohl an, daß man ihn gern ſah. Da weineten ſeine dreizehen Geſellen, die mit ihm aus Gallicia kommen waren: denn er erbarmete ſie, und ſie furchten ſein vor dem Heiden. Deßgleichen auch der Seneſchal und alle Grafen, Freien, Herren, Ritter, Knecht' und das ganze Volk trauret' um ihn, daß er ſo jung war und mit einem ſo großen, ſtarken Mann kämpfen ſollte. Denn der heidniſche Ritter war der ſtärkeſte unter allen andern Heiden, die dahin kommen waren. Doch war der Ruhm und das Geſchrei von Pontus faſt groß bei jedermann, wie daß er ſich ſo einer männlichen und ritterlichen That unterwünde, nämlich, um des Chriſten-Glaubens willen mit einem großen heidniſchen Ritter zu kämpfen.

Alſo ritt nun Pontus dahin, mit ſeinen zugeordneten Trabanten, dem Heiden den Kampf zu leiſten. Da ſahen ihm nach ſchmerzlichen der König mit ſeinem ganzen Hof, auch die Königin mit ihrem Frauenzimmer, wünſcheten ihm alle in ihrem Herzen Sieg und Überwindung.

Das neunte Kapitel.

Wie Pontus den Heiden in dem Namen Chriſti anrennet und nach langem Streit und hartem Kampf ihm ſein Haupt nimmt und den andern Heiden, ſeinen Mitgeſellen, ihrem Könige zu bringen übergiebet, die Kraft Chriſti ihm damit anzuzeigen.

Als nun Sidonia den Pontus hät geſehen gerüſtet dahin reiten, mit dem Heiden zu kämpfen, traurete ſie faſt und hatte großen Unmuth, davon nicht zu ſagen iſt, um ihren Ritter. Doch ſchickete ſie ihm nach eine Fahne an ſeine Lanze. Als ihm die Fahne gegeben ward, da nahm ſein Herz Mannheit und große Freude darob und danket' ihr deß. Sidonia blieb heimlich in ihrer Kammer beſonders, kniet' oft nieder und bat Gott andächtiglichen, daß er Pontus Hülf' und Sieg wöllte geben wider den Heiden.

Nun als Pontus und der Heide zu kämpfen bereit waren und gegen einander auf ihren Pferden ſaßen, da ſprach der Heide zu Pontus: „Kind, nimm noch einen zu dir, dich zu behüten und dir zu helfen; denn du biſt denen Sachen noch viel zu jung und erbarmeſt mich, darum, daß du ſo ſchön und jung biſt, und wäre Schade, daß ich dich ſollte tödten. Bei Machomet, meinem Gott, mich bedäucht gut, daß du deine Worte widerſprecheſt und unſern Gott Machomet anbeteſt, daß er dir vergebe die böſen Worte, die er von dir gehört und du von ihm geredet haſt.“ — „Laſſ dein unnüz Klaffen; — ſprach Pontus — denn du wirſt bald ſehen die

Kraft Jeſu Chriſti: und ich ſage dir, Heide, ruf an deinen lügenhaftigen Gott Machomet um Hülfe, denn es wird dir von nöthen ſein." Und nahm alſo manniglichen ſeine Lanze unter ſeinen Arm und rennete unerſchrocklichen gegen den Heiden, traf ihn zwiſchen dem Schild und dem Helm und ſtach ihn durch den Hals zwiſchen den Schultern, durch und durch, brach alſo ſeine Lanze entzwei, und wundete den Heiden alſo den erſten Anritt gar hart. Der Heid' aber traf Pontus in ſeinen Schild und brach auch ſeine Lanze. Und da der König und die Herren das erſahen, da lobten ſie Gott und ſprachen: „Pontus hat den Heiden durchſtochen; Gott hat ihm geholfen." Pontus ſprengte mit ſeinem Pferd jenſeits hinaus, als ſein Spieß zerbrochen war, und begehrte die Sache, welche er angefangen hatte, zu vollenden, zog aus ſein Schwert und ritt beherzt auf den Heiden, gab ihm einen harten Streich, daß ihm die Nägel aus ſeinem Viſier und Bart ſprungen, und ſchlug ihn ſolchermaß, daß ihm ſein Geſicht verging, und riß ihm das Viſier ab, daß ihm das Angeſicht bloß war. Deß hatten die Chriſten große Freud' und Hoffnung. Der Heide gewann ſein Schwert, wiſchete grimmiglich auf Pontus hinzu und gab ihm ſo einen geſchwinden Schlag, daß ihm ſchier ſchwindlicht ward. Pontus ermahnete ſein Pferd mit den Sporen, kehrete ſich wiederum gegen den Heiden und gab ihm abermals einen großen Schlag. Und des Volks war da gar viel durch einander, das dem Kämpfen zuſah. Pontus aber hät eben ſein Aufſehen und guten Fleiß, daß er den Heiden nur unter ſein Angeſicht ſchlüge, das ihm entblößt war. Und in den Streichen gegen einander begab es ſich, daß Pontus ihm die Naſe, den Mund und das Kinn abſchlug, daß es nur an der Haut hing; da blutete der Heide ſo faſt, daß ihm ſein Schild und der Harniſch blutfarb ward. Der König und das Volk ſahen das mit großen Freuden, empfingen gute Hoffnung darob und dankten dem allmächtigen Gott gar fleißig. Der Heide verlor ſeine Kraft und ward ohnmächtig, daß er ſich kaum auf dem Pferd mochte erhalten. Als das Pontus merkete, ſprenget' er auf ihn zu, gab ihm ſo einen harten Streich, daß er ſich begunte zu ſenken zu der Erden. Da eilete Pontus auf ihn, riß ihm den Helm von ſeinem Haupt und ſchlug ihm alſo, in einem Streich, ſein Haupt ab, daß es auf die Erde fiel. Da ward Frohlockung und alle Freud', auch große Dankſagung und Lob dem allmächtigen Gott gehört von dem König und allen denen, die da zuſahen. Pontus nahm das Haupt, ſtecket' es vorn an ſein Schwert, trug es zu den zweien Heiden, die mit ihm waren kommen, und ſprach zu ihnen: „Ich ſchenk' euch euers Herren und Meiſters Haupt, das wöllet ihr des Soldans Sohn, euerm König, bringen, und ihm dabei ſagen: die Kraft unſers Herren und ſeines Glaubens habe ſich in dieſem Kampf erzeiget; denn Jeſus Chriſtus habe ſich durch mich, als durch ein Kind, geoffenbaret, daß er des wahren Gottes Sohn iſt und euer Gott und Glaube nichts iſt; und er werd' in kurz ſehen und empfinden, wer den beſten Glauben und den mächtigſten Gott habe. Denn es iſt nur Ein Gott, und kein anderer, an den wir allein glauben. Und reitet hin zu euerm Herren, ohne Sorge, dieweil ihr Boten ſeid."

Die Boten nahmen das Haupt und den Leib des Heiden und brachten den zu ihrem Herren dem König und erzählten ihm alle Sachen eigentlichen, wie es ergangen war, und wie ein Junger, nur bei den achtzehen Jahren, mit dem Ritter gekämpfet hätt', und was er ihm hätt' entboten. Da ward der König, als er dieſe Geſchichte vernahm, gar unmuthig um ſeinen Ritter, denn er ſein beßter Ritter war unter allen andern.

Das zehente Kapitel.

Wie Pontus um den erlangten Sieg Gott danket und ſein Opfer thut. Auch wie er vom König mit Freuden empfangen, und wie er Raths gefraget ward: wie mit den Heiden zu handeln wäre? Wie klüglich er einen Rath gab, der jedermann gefiel, und dem allein gefolgt ward.

Nun laſſen wir von dem Heiden und kommen wieder zu reden von Pontus, der da erkannte, daß er allein durch die Hülfe Gottes geſieget hätte. Und nach begangenem Siege ritt er zu den Hauptleuten in die Stadt, ſtund ab von ſeinem Pferd, ging, ohne jemand anzuſprechen, mit großer Andacht zu der Kirchen, fiel da nieder auf ſeine Knie, dankete Gott um den Sieg und ſprach: „Herr Jeſu Chriſt, deine Werk' und Thaten ſind wunderbarlich und hoch, die niemand genug loben noch rühmen mag; denn ich habe durch deine Gnad' und Barmherzigkeit überwunden meinen Feind, und das iſt nicht durch mich, ſondern durch dich geſchehen." Und thät da ſein Opfer, ſaß darnach wieder auf ſein Pferd und ritt zu des Königs Saal, ſtund ab und ging mit zweien ſeiner Trabanten zum Pallaſt hinzu. Da ward er von oben herab des Pallaſts erſehen, kam alſo der König mit der Königin und der ſchönen Sidonia, ſeiner Tochter, ihm entgegen und empfingen ihn gar ſchön. Der König umfing und küſſet' ihn, und war große Freude bei allem Volk. Da ſprach der König zu ihm: „Mein lieber Ritter und Freund, wir haben große Hoffnung zu euch; denn wir vermeinen, daß ihr noch werdet vertreiben unſere Feinde, die uns und unſer Land beſchädigen wollen und abgewinnen, und uns begehren zu vertreiben.“ Sidonia und ihre Frauen und Jungfrauen hatten auch viel und große Freude von ſeiner Gegenwärtigkeit und ſprachen: „Frommkeit und Hübſche ſind beide vollkommen an dieſem Ritter. Gott wird noch viel Wunders durch ihn wirken: der wölle ihn auch behüten vor allem Übel!“

Darnach hieß der König alle Fürſten, Freien, Herren, Ritter und andere zu ihm kommen, mit ihnen Rath zu haben, wie er mit den Ungläubigen, deren faſt viel im Lande waren, thun, und wie er ſie vertreiben ſollte; fragete derhalben einen jeden beſonders Raths. Aber die Herren waren alle ob den Heiden erſchrocken, und es ward da mancherlei Anſchlag und Rath gegeben und fürgenommen, was darin zu thun wäre. Pontus aber war ſtill und redete nichts, bis ihn der König ſelbſt zu reden anſprach und bat, ſeinen guten, getreuen Rath anzuzeigen, wie in der Sache zu handeln wäre. Da ſprach Pontus: „Mir gebührt darein nicht zu reden, und kann euch derhalben nicht rathen; denn ich bin ihm zu jung und zu einfältig bei ſo viel weiſen Räthen: aber von Gehorſam wegen und des Königs Willen und ſein Gebot zu erfüllen, ſo will ich davon reden, als ein Schüler bei weiſen und vernünftigen Leuten. Ich bitt' euch, ihr wöllet mir meine einfältige Rede und Theiding in keinem Argen aufnehmen.“ Und ſprach: „Gnädiger Herr, der König, wiewohl der Heiden viel in das Land kommen ſind, ſo ſollen doch wir ſie nicht ſo hart fürchten und ſo große Sorge haben, als wir thun; denn der allmächtige Gott, deß Volk und Kinder wir ſind, welcher Sorg' über uns trägt, iſt ſo mächtig und ſolches Vermögens, uns vor ihnen wohl zu behüten und Kraft zu geben zu widerſtehen. Wiſſet auch, daß unſer hundert ihrer zehen tauſend, in der Kraft unſers Gottes, wohl beſtehen mögen; denn Gott erzeigt oft ſeine Macht mit großem Volk, ſeine Hülf' aber mit wenig Volks. So betrifft auch die Sache die ganze Chriſtenheit und unſern Glaube; darum auch euere Beiſaſſen euch ſchuldig ſind, Rettung und Beiſtand zu thun. Denn würdet ihr von den Ungläubigen überwunden, ſo überzögen ſie gar bald euere Nachbaren und alle euere Hinterſaſſen. Darum rathe ich alſo, ob es euern Gnaden und Landleuten, ſo hie bei euch ſind, gut bedunkt, daß ihr von Stund' an laſſet ſchreiben allen chriſtlichen Fürſten, Grafen, Herren, Freien, Rittern und Knechten, und euern guten Nachbaren, um euch geſeſſen, ihnen die Sach' und euer Fürnehmen zu erkennen geben, damit ſie euch wider die Heiden zu Hülfe kommen, mit aller ihrer Macht, und in vierzehen Tagen hie bei euch zu ſein. Wenn das geſchieht, ſo wollen wir mit Gewalt den Heiden ſolchen Schaden thun, daß ſie hart mit Gewinn davon kommen werden. Ihr ſollt auch auf Stund' ſenden auf alle euere Städt' und Schlöſſer um Volk, Zeug und alle andere Nothdurft, und auch dieſelbigen euere Städt' und Schlöſſer nach Nothdurft beſetzen, beſonders an den Enden, da das ungläubige Volk lieget." Dieſer Rath des Pontus war gut und gefiel ihnen allen, und ward alſo von ihnen befolget.

Und der König ſendete von Stund' an Boten aus in die Lande, zu allen chriſtlichen Fürſten und Herren, und beſonders denen, ſo unter ihm geſeſſen: dem Grafen von Martein gen Normandia, dem Herzogen von Angiers, dem Grafen von Leon, dem Grafen von Bertiers, der gen Rom geritten war, und noch mehr viel andern Fürſten, Herren und Städten; klaget' ihnen ſeine Noth, bat ſie demüthiglichen, ihm und dem Land Britannia, mit ihrem Volk, was ſie aufbringen möchten, wider die Heiden zu Hülfe zu kommen. Da nun dieſelbigen Fürſten und Herren die Botſchaft und Meinung des Königs von Britannia vernahmen, ſchrieben ſie auch von Stund' an aus in ihre Land, verkündeten ſie ihrem Volk, begehrend, ſich zum beßten zu rüſten und mit ihnen einen Zug und Reiſe zu thun wider die Ungläubigen, dem König von Britannia zu Hülfe zu kommen. Da ſie ſolches vernahmen, da war jedermann willig, zu ziehen und zu fechten wider die Heiden, auch zu retten chriſtlichen Glaubens und rüſteten ſich nach dem allerbeßten. Und als nun der beſtimmte Tag des Königs kam, da kamen die Fürſten, Grafen, Herren, Freien, Ritter und Knecht', eine merkliche Anzahl, auch die von den Städten und andere mehr, die verſchrieben waren, ihm Hülfe zu thun, mit großem und vielem Volk zu ihm in die Stadt Vannes, und ſammleten ſich daſelbſt.

Das eilfte Kapitel.

Wie ritt der König von Britannia den Fürſten und Herren entgegen, die ihm zu helfen verſchrieben waren, empfing ſie gar ſchön mit großen Freuden, geleitete ſie gen Vannes; da ordneten ſie Hauptleute zu einem jeden Heer und zogen aus, die Heiden anzugreifen: da zeigte Pontus an, mit was Geſchicklichkeit das geſchehen müßte, wo ſie ſollten ſiegen; dem von allen gefolgt ward; und begehrete zwei Dinge von ihnen gehalten zu werden, dadurch er Glück und Sieg ungezweifelt verhoffte zu erlangen.

Als nun der König die Zukunft der Fürſten und Grafen erhörte, macht' er ſich auf, ritt ihnen entgegen wohl gerüſtet, und empfing ſie gar fürſtlich und ſchön, geleitete ſie in die Stadt, thät ihnen große Ehr' und mächet' ihnen viel Freude.

Da ſie ſich nun geſammlet hatten, zogen ſie aus wider die Heiden, die das Land beraubten und mordeten das Volk. Der König ſendete vier tauſend Pferde voraus, die Heiden zu beſehen, wie viel ihrer wären. Da ſie beſichtigt wurden, da ward der Streit durch Pontus und andere alſo geordnet, zu halten. Der König von Britannia hat ein beſonder Heer mit ſeinem Volk, und darum, daß der König ein alter Mann war, ſo ward des Königs Volk zu Hauptleuten geordnet, der Graf von Leon und der Graf Avel; denn ſie waren auch aus Britannia. Zu dem andern Heer wurden geordnet, die von Nordpertonant, Raumland von Toll, Galois von Victor, Regneur von Regnes, und auch andere mehr mit viel Volks. Zu dem dritten Heer wurden geordnet Pontus, der Seneſchal und die Herren von Normandia, auch mit viel Volks. Auch wurden Hauptleute geſetzt und ihnen viel Volks zugegeben zu dem Streit, und inſonders Wilhelm von Roſches, Andre von Lator die Herren, und Dona von Rotiers, Gottfried von Luſignan, Leonrel von Mailand und die von Normandia, die da hatten eilf tauſend ſtreitbarer Mann. Deßgleichen hatten auch die andern viel Volks. Und als das Volk nun in vier Heere geordnet und itzt anzugreifen geſchickt war, da ward Pontus und der Seneſchal mit ihrem Volk geordnet, den Angriff zu thun; darnach der König mit ſeinem Volk, und darnach die Hauptleute, wie gemeldet iſt. Und ritten alſo gegen die Feinde Tag und Nacht, daß ſie nicht ruheten, denn allein auf dem freien Felde.

Eines Nachts kam geritten wohl mit drei hundert Mann, gerüſtet mit Schilden, Ruprecht von Campagine, Ramolt von Selle und Johannes von Peſay, auch zum Streit. Darob erſchrak das Volk gar ſehr; aber da ſie die erkannten, da wurden ſie gar froh und empfingen ſie gar ehrlich. An dem Morgen früh ſprach der König zu Patram von Toll und zu Andre von Lator: „Ihr viel lieben Herren und Freund', ihr habt gar ein groß und ſchönes Volk; unſere Hoffnung und Vermögen ſteht zu euern Händen. Wir bitten, daß ihr euch und euer Volk in rechter Ordnung haltet und nicht zu uns rücket oder kommet, bis daß ihr ſchätzen und ſehen könnt, daß es groß von nöthen ſei.“

Pontus und der Seneſchal redeten vorhin an dem Abend mit dem König und den Herren von Britannia alſo: „Wolle ihr, daß es uns gelinge, ſo rathet, daß wir uns darnach richten, daß wir vor dem geſagten Feiertag die Feinde angreifen und mit ihnen ſchlagen, ehe ſie in ihre Harniſch' und auf ihre Pferde kommen; und ehe ſie dann ihre Ordnung und ſich geſchickt machen, ſo haben wir ſie überwunden. Thun wir aber das nicht, ſo haben ſie ſo viel Volks, wo ſie eine Ordnung machen, daß ſie uns nicht werden fürchten. Darum ſo bedunket uns gut, auf ſolche Weiſe zu handeln, wie wir angezeigt haben.“ — „Wahrlich, — ſprach der König — dieſer Rath bedunket uns gut zu ſein. Nun heißt mir mein Pferd bringen, und ſchaffe, daß jedermann ſich rüſte und auf ſei; denn es iſt Zeit.“

Und alſo bereitete ſich jedermann zum Streit; ſie ſaßen auf ihre Pferd' und machten ihre Ordnung. Das Wetter war ſchön und ſtill, der Mond war klar und ſchien faſt hell. Hiermit ritten ſie gegen der Heiden Lager bis an ihre Gezelt hinan. Die Heiden beſorgten ſich deſſen gar nicht und lagen da ohn' alle Sorg'; und hatten ſich fürgeſetzt, ſie wollten ziehen durch ganze Britannia, alle Städt' und Schlöſſer zu gewinnen und einzunehmen, und ſich alles Volk unterthänig zu machen; dazu ſie auch alle Rüſtung, als Leitern und anders, ſo zu ſolchem gehört, gemacht und bereit hatten. Sie meinten nicht, daß man ſie ſo ſchnell überziehen und ſchlagen ſollte; ſie hofften mit ſolchem großen Volk, das ſie hatten, gar ſicher zu ſein, und ſetzten alſo ihre Hoffnung in die Viele des Volks. Da nun der König von Britannia und ſein Heer ſo nahe hinzu kommen waren, daß ſie die Heiden und ihre Gezelte ſehen mochten, die da gar ein großes Feld inne hatten, und waren mit viel Gezelten umgeben von mancherlei Farben: da fing Pontus an, der denn ein Hauptmann war, am erſten gegen die Heiden zu rücken, ſie anzugreifen, und ſprach zu allem Volk: „Sehet, dort liegen die Feind' und Widerwärtigen unſers Glaubens, die da vermeinen, uns zu zerſtören. So ſind wir bereit, in dem Dienſt des allmächtigen Gottes zu fechten, und ſollen daran nicht zweifeln: unſer einer werde mehr thun, denn ihrer hundert; als denn ſolches vormals oft durch Verhängniß und Hülfe Gottes geſchehen iſt. Und darum bitt' ich euch um zwei Dinge: das erſte iſt, daß ihr alle euere Hoffnung in Gott ſetzet und ſeinen Gnaden euch ganz vertrauet, dadurch ihr alle euere Feinde leichtlich überwinden möget; das andere iſt, daß ihr nicht trachten oder warten ſollt auf der Feinde Gut, von Geizigkeit wegen, ſondern allein gedenken, wie ihr euere Feind' überwinden wöllet, und wie ihr ihren böſen Glauben vertilgen und ausrotten möget. Und laßt euch erbarmen das arme Volk, das durch ſie aus ihren Dörfern und Häuſern vertrieben iſt; welches Volk große Müh' und Arbeit auf dem Feld und ſonſt gehabt hat, damit es uns Nahrung geben möchte, davon wir täglich leben: darum wir auch ſchuldig und dazu geſetzt ſind, ſie bei unſerm Glauben zu ſchirmen. Ihr Herren, — ſprach er — gedenk' ein jeder recht zu thun, wir wollen ſie in Gottes Namen angreifen.“

Das zwölfte Kapitel.

Wie der König von Britannia mit ſeinem Volk die Heiden unverſehentlich überfiel und ſchlug; auch wie ſich ein jeder ſo männlich und ritterlich im Streit hielt gegen die Heiden.

Nachdem, als Pontus nun ſie alle zu Tugenden, männlichen und ritterlichen Thaten auf's treulichſte ermahnet hat, gewann hierauf jedermann ein gutes, getreues und männliches Herz, und ermahnete je einer den andern zur Freudigkeit, und hieben auf ihre Pferde, rannten männlichen mit einander hinan an ihre Feinde, griffen ſie freudig an, zerbrachen und zerſchlugen ihnen allda ihre Gezelt' und viel heidniſch Volk; das ein groß

Schrecken unter ſie brachte. Ihrer etliche ſprungen nackend aus ihren Lägern, etliche waren noch in ihrem Harniſch, die ſich zur Wehr ſtellten, etliche vor Furcht liefen aus einem Zelt in das andere, und erhub ſich da gar ein groß Geſchrei. Da nun der Tag herbrach und fing an Licht zu werden, da ſchlugen die Chriſten zu Tode, wen ſie von Heiden ergriffen. Ihrer etliche legten und warfen Feuer in ihre Gezelte, die verbrannten mit allem, das darinnen war.

Der heidniſche König Corodus erſchrak des ſchnellen Überfalls faſt ſehr, ermahnete ſeine Drommeter treuſamlich und ſchnell zum Streit aufzublaſen; welches die Heiden wohl vernahmen. Sie thäten ſich ernſtlich und ſchnell zuſammen, und rüſtete ſich ein jeder mit ſeinem Harniſch und Gewehr in die Ordnung. Die Reiſigen ſaßen ſchnell auf ihre Pferd' und rüſteten ſich zur Gegenwehr; denn ſie waren nun mit den Chriſten allenthalben an den Seiten umgeben, welche unverzagt darein ſtachen, und erwürgten faſt viel Heiden, ehe ſie zu ihrer Rüſtung und in die Ordnung kamen. Der Heiden waren aber ſo viel, ehe die Chriſten den dritten Theil erſchlugen, kamen die andern in ihren Harniſch und mit ihren Gewehren zu Roß und Fuß mit großen Schaaren entgegen, mit ihrem König Corodus; welcher, als er auf einem Roß ſaß, ſchrie zu ſeinem Volk mit lauter Stimme, daß jedermann zu ſeinem Hauptmann und in ſeine Ordnung reiten und laufen ſollte, dahin er geordnet wäre; denn es wäre von nöthen. Welchem Geheiß des Königs ſie bald nachkamen, und kamen alſo in ihrer Ordnung den Chriſten unter Augen, mit ihnen zu ſchlagen. Da ſah man die Heiden mit großer Gewalt ſtreiten, deren nun wohl der dritte Theil, auf eilf tauſend, erſchlagen war; und fehlet' aber nicht viel, die andern wären alle flüchtig worden. Aber der heidniſche König war gar ein freudiger und ein mannlicher Ritter, wenn er zu Feld' im Streit war. Er nahm das Banner ſelbſt in ſeine Hand, damit er ſein Volk deſto baß in die Ordnung brächte; denn das Volk hörte ihn gar freudſamlichen rufen und ſie anſchreien: das erweckte ihnen ihre Herzen und machte ſie ganz mannlichen und unverzagt.

In ſolchem Lärmen und Scharmützel, welcher ſchier die ganze Nacht gewähret hat, ging die Sonne auf: es war auf beiden Seiten gar ein großes Geſchrei. Da rückten die drei Läger oder Haufen der Chriſten zuſammen, machten daraus ein Heer oder Hauſen, und ordneten da eine neue Ordnung. Der heidniſche König bracht' auch zuſammen in einen Hauſen eilf tauſend ſtreitbarer Mann und wollte damit unter die Chriſten rennen und ſie alſo mit Gewalt zurück treiben. Das ſah und vermerkt' Andre von Lator und ſprach zu Werner von Toll und zu Wilhelm von Roſches: „Ihr Herren, es iſt Zeit, daß wir auf ſeien und angreiſen unſere Feinde; denn wo wir lange verziehen werden, ſo würde es unſerm Volk übel gehen: denn ich ſehe, daß dort ein groß Volk wider ſie kommt; und wollten wir warten, bis ſie gar herzu kämen, ſo ſtünde es gar ſorglichen.“ Da wurden ſie alle der Sachen eins, legten ein ihre Spieße, mahnten ihre Pferde und renneten den König Corodus gar friſchlichen an mit ſeinem Volk. Da er ſie nun alſo gegen ihn kommen ſah, da ſetzte er ſich und ſein Volk gegen ſie zu Wehr', und ſchlugen unerbärmlich zuſammen und theilten mit einander manchen harten Streich. Aber der König Corodus und ſein Vetter Proiſes, der auch gar ein feſter, mannlicher Ritter war, die kamen vor den andern allen. Andre von Lator rennete den Proiſes von ſeinem Pferd, und ſchenkte das Pferd Wernern von Toll und ſprach zu ihm: „Lieber Geſell, nimm das an zur Beute für den erſten Dienſt, den du mir gethan haſt.“ Die Heiden drungen herzu, ſammleten ſich um ihren König, und erhub ſich erſt ein großer, harter Streit zu beiden Seiten, mit Stechen und Schlagen, das gar hübſch zu ſehen war. Wilhelm von Roſches und Gottfried von Luſignan, die ſchlugen zu Tod', was Heiden ihnen zu Handen kamen, und brachen alſo mit ihrem Hauſen ein in der Heiden Ordnung. Da hörte man ein groß Getümmel und ein grauſam Krachen der Spieß' und Geſchrei des Volks: da wurden viel' erſchlagen, viele heftig verwundet; und nahmen alſo beiderſeits faſt großen Schaden.

Der König von Britannia griff an mit ſeiner Ordnung auf einer Seiten: da ward er troffen und von ſeinem Hengſt geſtochen, daß er auf der Erden lag; da umgaben ihn die Feinde und vermeinten ihn zu fahen und zu tödten. Dazu kam ungefährlich Pontus und erſah den König auf der Erden liegen und ſein Pferd auf ihm: da iſt nicht zu ſagen, was Schrecken er davon empfing. Es war zu beſorgen, der König käme um ſein Leben. Und wäre der Graf von Lanal und Rogumant nicht geweſen, die hielten dem König auf gar viel Stich' und Streich' und litten viel um ſeinetwillen, er wäre da

zu

zu Tod' erſchlagen worden. Pontus wagete da auch faſt ſein Leben und ſparete ſich nicht, dem König, als ſeinem Herren, zu helfen. Er nahm ſein Schwert zu beiden Händen, ſchlug unbarmherziglich um ſich in ſeine Feind', und erſchlug ſo viel Leut' und Pferde, daß jedermann vor ihm floh, alſo, daß er in kurz das große Volk, das um den König geweſen war, von dannen trieb. Und Polidas, ſein Vetter, und der Seneſchal folgten ihm ſtäts auf dem Fuß nach und hielten die Feind' auf mit ihren großen Streichen, bis dem König durch Pontus auf ſein Pferd geholfen ward. Aber der König hatte ſeinen rechten Arm gebrochen und war gar hart geſchlagen; er war auch alt bei hundert Jahren, und war gar ein frommer Mann und ſeine Tage hoher Sinne geweſen. Da er alſo wieder auf ſein Pferd kommen war, da ſah Pontus erſt, daß ihm ſein Arm gebrochen war; deß er gar ſehr erſchrak, und ſchicket' ihn hinweg vom Haufen an einen ſichern Ort, da er verſorgt war.

Der Streit währete lang' und war faſt groß zu beiden Seiten. Pontus ſchauete zu der linken Seiten, da ſah er viel Freien, Herren, Ritter und Knechte liegen, die von den Heiden nieder geſchlagen und von ihren Pferden kommen waren, und war zu beſorgen, ſie würden alle erſchlagen; denn es waren allwegen an einem Britannier wohl zehen Heiden oder mehr. Werner von Roſches wehrete ſich gar ſehr vor den andern. Pontus ſprach zu ſeinen Geſellen: „Nun ſehet, dort iſt unſer Volk in großen Nöthen und umgeben mit den Heiden; wir wollen ihnen zu Hülfe kommen." Und alſo ermahnten ſie ihre Pferde, nahmen ihre Schwert' in ihre Hände und rennten feindlichen und mannlichen zu den Feinden hinzu, unter ſie. Pontus war zu vorderſt, der erſchlug alles, das ihm zu Handen kam, und die allerfreudigſten mußten ihm da entweichen. Sie ſchufen ſo viel, daß ſie in kurzer Zeit ihrem Volk zu Hülfe kamen und die Feinde mit Gewalt flüchtig machten. Und da wurden abermals viel guter Grafen und Herren auf beiden Theilen der Chriſten erſchlagen, die ich doch nicht zu nennen weiß.

Werner von Toll und Heinrich von Lator, die zween, kamen mit ihrem Volk den Chriſten zu Hülfe, und ward da das Gedränge faſt groß. Da Wilhelm von Roſches ſo mannlich und kühnlich ſtreiten ſah, da ſprengt' er zu ihnen und ſprach: „Herr, dort ſehe ich unſere Herren und viel unſers Volks zu Grunde gehen." Hiemit brachen ſie durch das

Gedräng' und kamen denſelbigen Herren und Volk zu Hülfe und halfen ihnen wiederum auf die Pferde.

Der König Coredus und ſein Vetter Carpadon thäten großen Schaden; denn ſie waren die beſten unter den Heiden und hatten am meiſten verſucht. Pontus ſah, daß der König Coredus mit Fechten viel Wunders vollbracht' und viel Volks erſchlug. Er war auch gar köſtlich in ſeinem Harniſch, von edlem Geſtein und köſtlichen Perlen, und führt' auf ſeinem Helm gar eine ſchöne und reiche Krone. Er hatte nun auch Wilhelm von Roſches und viel andere im Feld hernieder geſchlagen; und darum ſprach Pontus zu Herlanden, dem Seneſchal, und Andre von Lator: „Nun ſehet zu, was Feind haben wir an dem König Coredus und an den zweien Rittern, die neben ihm reiten! Wo wir lange bleiben auf dem Plan, werden ſie uns großen Schaden thun. Möchten wir ſie erſchlagen und von dem Leben zum Tod bringen, ſo wollten wir die andern gar leichtlich überwinden." — „Herr, — ſprach Andre von Lator — nehmt euch einen für: ſo wollen ich und der Seneſchal an die andern zween." Pontus ſprach: „So will ich an den König." Hiemit erwuchs ein Grimm und ein großer Zorn; er ritt alſo mit ganzer ſeiner Macht, Kraft und Stärke auf den König, und gab ihm einen ſolchen großen, ungefügen Schlag, daß er von dem Pferd auf die Erde fiel, und brach ihm ein Bein in ſeinem Nacken. Andre von Lator ſchlug nieder den Prailes, des Königs Vetter, und ſchlug ihm einen Arm ab; davon er ſtarb. Herland, der Seneſchal, der ſchlug Carpadon, daß er auch von dem Pferd auf die Erden fiel.

Und da die Heiden ſahen, daß ihr König Coredus und die zween Ritter Prailes und Carpadon hernieder geſchlagen waren, da wurden ſie ſo gar verzagt und erſchraken ſo ſehr, daß ihre Mannheit ihnen entfiel und gar nichts mehr war; ſie waren gleich als Schafe, die ihren Herren oder Hirten verloren, und fingen an von Unmuth zu verzagen. Aber dagegen fing erſt an das Chriſtenvolk freudig zu werden und feſtlich darein zu ſchlagen. Der heidniſche König aber mochte nicht mehr aufſtehen; alſo tödtet' ihn einer, der führt' einen Löwen in ſeinem Schild; und das war der Herr von Graçan, oder aber von Giron; derer einer, ich weiß nicht, welcher. — Die Heiden wußten nun nicht, wo ſie hin fliehen oder ſich verbergen ſollten vor den Chriſten.

Nun lagen an dem Ende gegen das Meer noch viel Heiden, welche dieſe Mähre nicht wußten, daß ihr König Corodus todt war. Dieſelbigen Heiden hatten viel Chriſten in dem Streit gefangen, darunter auch etliche waren von Britannia, die hatten ſie mit ſich gefänglich umher geſchleift und faſt hart gehalten. Und da ſie ihr Volk fliehen ſahen, da nahm ſie es groß Wunder. Da aber die gefangenen Chriſten das ſahen, da gewannen ſie wiederum ein fröhlich Gemüth und Herz und liefen die Heiden an, nahmen ihnen ihr Gewehre, ſchlugen und ſtachen in ſie. Denen kamen die andern Chriſten mit dem ganzen Haufen zu Hülfe. Alſo verloren die Heiden das Feld und ihr Volk.

Da ſie alle in der Flucht waren, eilete Pontus ihnen mit ſeinen Geſellen hitziglichen nach, verſchonete niemands, ertödtete Leut' und Roſſ', und was ihm zu Handen kam, und vollbrachte Wunder mit ſeinem Gewehr gegen den Feind. Herland, der Seneſchal, Andre von Lator und andere Herren und Hauptleute, die ſammelten ſich mit ihrem Volk, thäten ſich zu einander, folgten den flüchtigen Heiden nach und ſchufen Wunder mit Stechen und Schlagen unter ihnen, alſo, daß nicht viel davon kamen.

Noch ließen Pontus und die andern nicht ab vom Streit und zu erwürgen, alle die weil ſie noch Feinde vor ihren Augen ſahen, und ſchrien ihnen kecklichen zu: ſie wären alle überwunden und gar des Tods. Davon wurden die Heiden ganz verzagt und irr, wie das Vieh, wußten keinen Troſt noch Errettung mehr; denn ihr Haupt und beſtes Volk war erſchlagen; wußten ſich nicht mehr zu erretten und ließen ſich ohne Gewehr zu Tode ſchlagen. Ihrer viel liefen dem Meer zu und wollten in die Schiff: aber die Chriſten eilten ihnen nach und ertränkten ſie alle. Pontus der ſaß in eine kleine Barken, ertränket' ihrer viel und fing ihrer viel; die fraget' er: auf welchem Schiff des Königs Corodus Schatz läge? Da zeigten ſie ihm gar ein ſchönes köſtliches Schiff. Er ſprach zu ihnen: „Nun zeigt mir des Königs Schatz, oder ihr müßt alle ſterben.“ Da führten ſie Pontus und Polidas, ſeinen Vetter, und ſechs ſeiner Geſellen zu dem Schiff. Da ſprang Pontus mit den andern in's Schiff hinein und erſchlugen alle, die darin waren, zu Tode. Nun ſahen ſie ein ander Schiff, darin des Königs Gezelt und Zehrung lag. Pontus ſprach zu ſeinen Geſellen: „Behaltet mir das Schiff;

ich will ferner beſehen, ob ich mehr finde, die ihr Haupt gegen uns erheben wollten.“ Ließ ſie alſo auf dem Schiff und fuhr in einem kleinen Nachen wieder zu dem Land; und welche ſich wider ihn da ſetzten und wehrten, ſchlug er alle in ſeinem Zorn und Grimme zu Tod', oder ertränkete ſie allezumal. Ein Theil aber der Chriſten lief zu den Schiffen und ihrer etliche zu den Gezelten, und ſuchten alſo allenthalben ihre Feinde; dabei die Güter und Schätz der Heiden, und war ihrer keiner, er fand, das ihn reichlichen wohl benügete; jedoch fand einer mehr, denn der andere.

Darnach ging jedermann auf das Feld und die Walſtatt, zu ſuchen ſeinen Freund. Da fand man auch gar viel Grafen, Ritter und Knechte der Chriſten, die erſchlagen waren; dieſelben zu nennen diesmal, um Kürze willen, ich unterwegen laſſe. Und da nahm ein jeder ſeinen guten lieben Freund, wie er ihn daſelbſt auf der Walſtatt fand, und ließ ihn heim führen zu Lande. Und welche noch bei Leben waren, die ließ man verbinden, arzneien und ihrer wohl pflegen.

Pontus ließ gar große Schätz' und Gut gen Vannes in ſeine Herberge führen und gab großes Gut den Herren, Rittern und Knechten, einem jeden nach ſeinem Verdienſt. Und der das Allerbeſt' in dem Streit gethan hät, der ward auch am beſten und ehrlichſten begabet, und ward ihm von allen große Ehre zugemeſſen und ihm groß Lob und Preis geſagt.

Der König von Britannia war nun hinter ſich gezogen gen Nantes. Und da kamen zu ihm die Herren und hielten mit ihm einen herrlichen großen Hof. Da erbot der König den fremden rittermäßigen Herren und Gäſten gar viel Zucht und Ehr' und begabete ſie auch gar reichlich und löblich, einen jeglichen nach ſeinem Stand und nach dem er ſich gehalten hät, und ſprach zu ihnen: „Ihr lieben Herren und Freund', ihr ſeid zu mir kommen und habet mir euere Hülf' in dem Namen des allmächtigen Gottes und ſeiner heiligen Kirchen erzeigt und die armen Leut' und das Land helfen retten und beſchirmen, und habet auch die Ungläubigen vertilget und vertrieben: deß ich euch in Gott hoch und faſt Dank ſage; denn durch die Hülf' und Gnade Gottes und auch durch euere Mannheit ſind die Feinde vertrieben und vertilget worden, welche unſern Glauben wollten zerſtört haben. Und auch unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus, aus lauterer Barmherzigkeit, uns über ſeine Feinde Gewalt gegeben hat; darum iſt uns das Heil und

Gnade von ihm kommen, und ſollen wir ihm das gar hoch und ſehr danken mit ganzem demüthigem Herzen und inniger Andacht; denn ihrer ſind wohl ſechs an unſer einem geweſen.“

Und darnach betrachtet und redete man auch davon, welche an dem meiſten Noth gelitten und größte Arbeit gehabt hätten in dem Streit und das Beſte gethan: und es ward abermals da niemand gefunden, der Pontus, dem mannlichen und geſtrengen Ritter, gleichen möchte. Er hat auch das Lob und Preis vor jedermann, und ſie ſprachen einmüthiglichen, daß er vor allermänniglichen das Beſte gethan hätte. Und darnach gab man Gottfrieden von Luſignan, Andre von Lator und Werner von Reſchen gar großen Preis und Lob; denn dieſe auch viel lobwürdiger Thaten in dem Streit gethan hatten; davon auch gar lang zu ſagen wäre, das alles, um Kürze willen, unterwegen bleibt.

Der König behielt die Herren und Gäſte ganzer acht Tag' und erzeigt' ihnen große Zucht und Ehr', und macht' ihnen auch mancherlei Freuden und Kurzweil, wie er die mochte erdenken. Darnach nahmen ſie Urlaub und zogen wieder von dannen. Pontus geleitete ſie ehrlichen einen weiten Weg. Sie kamen alſo mit Freuden wiederum heim, ein jeder in ſein Land. Der König aber und Pontus ritten wiederum gen Vannes.

Das dreizehnte Kapitel.

Hie kommt Pontus, nach der Heimfahrt von dem Krieg, zu Sidonia, die ihn gar ſchön empfahet, mit [illegible] vieler Herren und edler Frauen, mit Danksagung, Rühmen und Loben, von wegen des Siegs und ſeiner mannlichen Thaten, ſo er begangen hatte.

Sidonia hatte nun vernommen den Sieg der Fürſten und Herren gegen die Heiden, auch inſonderheit die mannlichen und ritterlichen Thaten des Pontus, welches ihr brachte gar große Freud', und erwartet' alſo ſtäts mit großen Begierden der Zukunft ihres Ritters Pontus. Als er nun heim kam, da ſchickete Sidonia nach ihm, eilends zu ihr zu kommen. Welches zu thun er ganz willig und gehorſam war, und kam alſo ohne Verzug in ſeinem Harniſch, Stiefeln und Sporen zu ihr. Als nun Sidonia Pontus kommen ſah, ging ſie ihm entgegen, empfing ihn gar ſchön und höflichen und ſprach: „Mein lieber Freund, Gott ſei gelobt von wegen der großen Ehr' und

Ruhms, ſo ihr in dieſem Streit erlangt habt. Und, als mir ſeine göttliche Gnade helf', es bringt mir ſo große Freude, zu hören und ſagen von der Gutthat, die ihr in dieſem Streit vollbracht habt, daß kein Ding iſt, darob ich ſo groß Wohlgefallen möchte haben, als an euerm Lob, das euch jedermann giebt." — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — man hat euch vielleicht mehr Gutthat von mir geſagt, denn es an ihm ſelber iſt und ich gethan habe. Aber ich dank' euch der Gutthat und Ehren, die ihr mir gönnet. Wiſſet auch fürwahr, wird mir von Gott gegeben oder verliehen, etwas Gutes zu thun, ſo geſchieht es euerthalben: denn mir all' euere Gebärd' und Thun gefällt, und ich für Gottes Thun und Werk erkenne: darum euch allein vor allen zu dienen ich begehr' und zu thun nach euerem Gefallen; und bitt' auch Gott, daß er mir ſolches verleihe." — „Pontus, mein lieber Freund, — ſprach Sidonia — an euerem Dienſt hab' ich von ganzem Herzen ein gut Gefallen, als lang' ich euch ohne böſe Gedanken und in Treuen, ohn' arges Fürnehmen, werde finden; denn ich will, daß die Liebe zwiſchen uns alſo ſei, daß ſie ſtät und ohne böſe Gedanken bleibe. Und wiſſet fürwahr, alsbald ich verſtünde, daß ihr andere Gedanken hättet, denn, das mir und meinen Freunden ehrlich wäre, ſo verlöret ihr mich ganz und würde euch nimmer hold." — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — habt keinen argen Gedanken noch Wahn von mir; denn ich nimmer fürnehmen noch gedenken will, das euch Unehre, Schand' oder Schaden in einerlei weg bringen möchte: es ſoll allzeit mein Gemüth bleiben, wie es euch in Ehren gefunden hat. Ich hab' euch auch darum zu tauſendmal lieber, denn ſonſt; denn es iſt kein höherer und beſſerer Schatz in aller Welt, denn eine reine, fromme Frau."

Was ſoll ich aber weiter ſagen? Sie hatten gar große Lieb' und ſtätes Vertrauen zu einander. Aber der Neid, der nimmermehr ſtirbt, thät ihnen gar viel zu Leid; als ihr hernach hören werdet. Nun laſſen wir das bleiben und fahen an zu ſagen von dem König von Britannia.

Das vierzehnte Kapitel.

Hie ſchicket der König nach allen Fürſten, Grafen und Herren, zeigt ihnen an ſein Alter und Unvermögen und begehret einen Verweſer und Vorſteher ſeines Königreichs an ſeine Statt; dazu wird Pontus einhellig von ihnen allen erwählet und angenommen.

Der König ſchicket' in ſeinem Alter nach allen ſeinen Fürſten, Grafen, Herren, Rittern und Knechten, und ſprach zu ihnen: „Lieben Herren, ihr ſollt wiſſen, warum ich nach euch geſandt habe: ich bin nun ein alter ſchwacher Mann und mag nicht mehr arbeiten und Unruh' erleiden, als ich vormals bisher gethan habe; ich will nun hinfüro Ruh' und Gemach haben; und darum iſt es von nöthen, daß ich mit euerm guten Rath und getreuer Hülfe mir erwähl' einen Hauptmann und Verweſer, der Gewalt habe hinfüro alle Sachen, das Reich und das Land antreffend, an meiner Statt auszurichten. Derhalben ſo bedenkt und trachtet, welchem ihr am liebſten und gerneſten in ſolchem wöllt unterthänig ſein, denſelben erwählet; denn ich wöllte gar gern, daß es mit euerm Rath geſchähe, damit ihr keinen Unwillen gegen ihn gewännet." Die Herren riethen ihm und ſprachen alle mit gemeiner Stimme: ſie wüßten dazu nicht beſſern und auch nützern, denn Pontus; wenn er das nur thun und ihm gefallen wöllte; denn er wäre wohl würdig, ſolche Ehre zu haben und ein Kaiſerthum zu verwalten, um ſeiner Mannheit, Vernunft, Frommkeit und Hübſche willen, und als eines Königs Sohn, der auch der beßte Ritter wäre, der auf dieſem Tag lebte. Und da der König ſolchen ihren guten Willen und getreuen Rath vernahm, da ward er gar fröhlich; denn es war vorhin ſeine Begierde geweſen, Pontus dazu zu nehmen und haben, aber er hatt' ihnen ſeinen Willen nicht offenbart, damit daß ihnen Pontus darnach deſto baß befohlen wäre.

Alſo ſendete man nach dem mannlichen und ſtrengen Ritter Pontus. Und da er nun kam, ſagte man ihm öffentlich vor ihnen allen, wie er durch den König und alle Herren zu einem Hauptmann und Vorgeher zu Britannia gegeben und erwählet wäre. Pontus dankete dem König und den Herren allen faſt ſehr und ſprach zu ihnen: ſie hätten ſich nicht wohl bedacht; denn er nicht Weisheit hatte, ſolches auszurichten; er wäre auch der Jahre halb zu jung. Es wollt' ihn aber nicht helfen, er wollte oder nicht, ſo ward ihm das befohlen.

Jedermann war ihm hold und furchte ihn doch dabei, von wegen ſeiner Gerechtigkeit. Wo Krieg war zwiſchen Herren, Rittern und Knechten, ſo hielt er allwegen bei der Gerechtigkeit und machte zwiſchen ihnen Fried' und Einigkeit. Er that auch einem jeden nach ſeinem Verdienſt und niemand Gewalt noch Unrecht. Er gefiel auch jedermann, Reichen und Armen, aus der maßen wohl, und beſonders den ſchönen Frauen; denn er war ganz vollkommen. Niemand mochte ihm alſo bald Reverenz und Ehre thun, er thäte es von Stund' an hinwieder. Er hört' auch gar williglichen und gern das Anbringen und Klagen armer und troſtloſer Leut', als Wittwen und Waiſen; und wo ſie auch recht hatten, er ſie auf keinerlei Weiſe mit Gewalt noch anders davon dringen ließ. Er thät auch gar ernſtlich und förderlich Austragung. Er hät auch ſehr lieb den Gottesdienſt und hörete ſtäts, auch allen Tag, wo er's haben mochte, Gottes Wort, und dienete Gott gar faſt mit Beten, Almoſen geben, Leihen, Rathen und Helfen den Armen.

Er war auch gar gern in den Wälden und bei den Waſſern. Wo er auch in eine Stadt kam, da ſchicket' er nach Frauen und Jungfrauen und machte ihnen viel Freud' und Kurzweile mit Tanzen und Singen, das er faſt wohl konnte; und da, wo er hin kam, da folget' ihm nach viel Freuden. Die ſchönen Frauen und Jungfrauen hatten ihn aus der maßen lieb, von wegen ſeiner Zucht, ehrlichen Wandels und adelichen Sitten, und erzeigten ihm viel Zeichen der Liebe. Und er war alſo eines ehrlichen Gemüths, gottesfürchtig und aufrichtig, daß er ſich nie ließ merken, weder mit Worten noch mit Werken, auch an ihm nicht geſpürt mochte werden einigerlei Unzucht oder unehelich Begehr an Frauen oder Jungfrauen. Und die Frauen ſprachen oft zuſammen: „Der Perſon, ſo Pontus lieb wird haben, wird viel Glücks zuſtehen.“ Und ihrer jegliche gedachte beſonders in ihrem Herzen: O wöllte Gott, daß ich die wäre, die Pontus lieb haben wird. Ach, hätte er mich nur ſo lieb, als ich ihn!

Jedermann liebet' ihn, Frau und Mann, arm und reich, von wegen ſeiner Freundlichkeit. Aber der Neid, der allwegen lebt und nimmer ruht, beſaß einen ſeiner Geſellen aus den vierzehen Kindern, genannt Gendelet; derſelbige war gar geſcheit und konnt' auch wohl reden. Er ſah die große Zucht und Ehre, die Pontus geſchah; daraus er anfing ihn faſt zu neiden, und verſucht' ihn mit einem Pferd, das Sidonia dem Pontus geſchenkt hät. Um daſſelbige Pferd bat er Pontus, ihm das zu ſchenken und geben; und gedachte doch wohl, daß es ihm nicht würde, aber er thät es darum, daß er Urſach' an ihm möchte haben zu neiden und fälſchlich zu verſchwätzen. Pontus antwortet' ihm und ſprach: „Sicher, das Pferd geb' ich euch nicht; aber gehet hin in meinen Stall und nehmt unter den andern, welches euch am baßten gefällt.“ Gendolet ſprach: „Verſaget ihr mir denn das Pferd, ſo hab' ich euerer Gnade und Gunſt nicht lange zu hoffen.“ Pontus ſprach: „Genügt euch nicht, daß ich euch ſonſt die Wahl geb' aus allen meinen Pferden? Und habt ihr nicht genug an einem, ſo nehmt zwei.“ Gendolet ging von ihm und ſtellete ſich faſt zorniglich und gedacht' in ſeinem Herzen: ich wußte wohl, daß ich fehlen würde das Pferd zu haben: aber, ſoll ich leben, es ſoll ihm vergolten werden. Und gedacht', als einer, der voller Neids iſt, ihn gegen Sidonia zu verſchwätzen und ihm Haß zu bringen.

Das fünfzehnte Kapitel.

Wie **Gendolet** aus Neid Pontus fälſchlich gegen Sidonia's Jungfrauen verſchwätzet, mit Begehr, der Königin das anzuzeigen, damit ſie ſich vor dem Betrug und Falſchheit des Pontus wüßte zu hüten, und ſeinen gefärbten Worten keinen Glauben gabe.

Gendolet, nachdem er den Neid gegen Pontus gefaßt hatte, ging er zu einer Jungfrauen Sidonia's, welche ihr faſt lieb war, und gute Treu zu ihr hät, und ſprach: er wöllte ihr etwas gar in großem Geheim ſagen, aber ſie müßte ihm bei dem heiligen Evangelio ſchwören, daß ſie ſolches von ihm nicht wöllte ſagen. Und ſie ſchwur ihm, das niemand zu ſagen. Gendolet fing an, mit ſeinen ſüßen Worten ſprechend: „Ich habe von Herzen lieb meinen gnädigen Herren, den König, dazu auch meine gnädige Frau, die Königin, und ihrer beider Tochter Sidonia; denn ſie haben mich erzogen und ernähret: darum kann ich nicht verſchweigen, das wider ſie iſt. Wiſſet, daß mein Herr Pontus thut dergleichen und giebt der Jungfrauen zu verſtehen, wie er ſie vor allen anderen Frauen in aller Welt lieb habe: aber ich ſage euch fürwahr, daß er ſie betrüget; denn ich bin ſein gar wohl innen worden, daß er eine andere viel lieber hat, denn ſie. Und darum iſt es gar thörlich gethan, daß ſie ihre Lieb' und Herz ſetzt auf ſolchen wankelmüthigen und unſtäten Menſchen, der überall anklopfet und lieb gehabt ſein will; damit verführet und betrüget er manche fromme, ehrbare Frau. Darum dunkt mich gut, daß meine gnädige Frau vor ſolchem ſich wiſſe zu hüten." — „Fürwahr, — ſprach die Jungfrau — ich hätte vermeint, er wäre ein anderer Mann, denn er iſt. Jedoch bin ich gewiß, daß er noch nie Unehrliches an ſie begehret hat." — „Ich glaub' es wohl; — ſprach Gendolet — aber es iſt nicht alles Gold, das da gleißet. Viele werden betrogen durch Schmeichelwort' und falſches Fürgeben."

Die Jungfrau meinete nun, daß etwas an der Sache wäre, wie ihr Gendolet angezeiget hätte, ging hin zu ihrer Frauen Sidonia und begehret' an ſie, wo ſie es nicht wöllte offenbaren oder auch deßgleichen thun, als ob ſie etwas davon wüßte, ſo wöllte ſie ihr etwas heimliches ſagen. Welches Sidonia ihr verſprach. Da fing Eloiſa an und ſprach: ſie hätte verſtanden, wie daß Pontus eine andere hätte, die ihm lieber wäre, denn ſie. Und alles, das ihr Gendolet geſagt hat, ſagete ſie ihr. Da das Sidonia vernahm, gewann ſie heimlich gar großen Unmuth und Schmerzen in ihrem Herzen, und thät doch nicht der gleichen, ſondern, als eine vernünftige, tugendſame Frau thun ſoll, hielt ſie ſich.

Als nun Pontus kam, trieb er ſeine Kurzweil' und erzeigte ſich fröhlich, wie er denn vormals allweg bei ihr zu thun gewohnt war: aber Sidonia war faſt unmuthig und konnte ſich nicht fröhlich erzeigen gegen ihn, wie vormals; denn ſie hat gar viel ſeltſamer Gedanken. Pontus erſchrak deß gar ſehr, ging eilends zu Eloiſa der Jungfrauen und fragete ſie: was der Frauen geſchehen wäre? Eloiſa antwortet' ihm und ſprach: „Sicher, Herr, ich weiß nicht, was ihr geſchehen iſt; aber es iſt nun bei vierzehen Tagen, daß ſie nicht alſo fröhlich iſt geweſen, als vor." Alſo ging Pontus gemächlich zu ihr und ſprach: „Gnädige Frau, was gebricht euch? Habet ihr einerlei Verdruß ob mir, ſo zeiget mir's an. Oder iſt etwas in der ganzen Welt, das euch bekümmert oder zu Freuden dienen mag, ſo offenbart mir's." Sie ſprach: „Die Welt iſt ſeltſam zu erkennen." Er ſprach: „Gnädige Frau, ich bitt' euch um Gottes willen, ſagt mir, warum oder von weß wegen redet ihr ſolche Worte? Hat jemand wider euch geredet oder gethan?" Sie ſprach: „Ihr habt mich wohl verſtanden.“ Hiemit ging ſie von ihm mit großem Unmuth in eine Kammer. Pontus konnt' ihr kein gut Wort abgewinnen, als er vormals gewohnt war, und verſtund nun wohl, daß man ihr etwas von ihm geſagt hätt' und ihn gegen ſie verſchwätzt; und vermeinte noch aus ihr zu bringen, woher dieſer Unmuth käme: aber es war gar umſonſt, denn ſie wollt' ihm zu dieſem mal keine Antwort geben.

Pontus ging von ihr heim, vertrieb die Nacht mit großem Unmuth, Schmerzen und ſeltſamen Gedanken und ſprach zu ihm ſelber: „O weh, du Unglückhaftiger! Wer iſt der oder die, die mich ſo fälſchlich tödten oder morden wollen? Fürwahr, ich hab' es doch nicht verdient. O weh! wo ſind die, die mich aller meiner Freuden berauben wollen, und der Gnaden der Allerſchönſten, meiner lieben Frauen? Sie machen mir lange Tag' und Nacht in großem Unmuth und Verlangen.“ Das war Pontus Klage.

Sidonia die klaget' auch dergleichen und ſprach: „O weh! wir ſollen keinem Mann mehr getrauen; denn wir ſind von einem betrogen worden. Wir meineten, es wäre der allerwahrhaftigſte und getreueſte unter allen andern Rittern: nun iſt ſeine Treu' und Stätigkeit von ihm gewichen, und die Wahrheit von dem allerſchönſten und baßkundigſten, den man auch für den frömmſten hielt, an Ehren und Tugenden den allerbeßten. Wie hat ſich die Natur nun ſo gar verkehrt? Wie hat er ſich vergeſſen? Ach, zu erbarmen und großer Schad' iſt es!“ Alſo klagete Sidonia; und kam dies alles nur durch Neid und Bosheit, ſo zwiſchen ihnen angetragen und erdacht war.

Das ſechzehnte Kapitel.

Wie Pontus, von wegen des Unwillens der Sidonia gegen ihn, von dem Hofe hinweg ziehen will und das Gloria der Jungfrauen Sidonia's anzeiget, und wie er Erlaubniß vom König erlanget. Auch wie er einen Statthalter an ſeine Statt erbatt, ihm die Regierung des Hofs und ſeinen Vetter mit den andern treulich befiehlt; und wie er bei Nacht heimlich davon reitet.

Wie nun Pontus den Unwillen Sidonia's gegen ihn verſtanden hät, ging er in großem Unmuth heim; er ſchlief dieſelbe Nacht gar wenig. Zu morgen ſtund er früh auf und thät ſein Gebet, nach ſeinem Gebrauch. Darnach ſchickt' er nach Eloiſa, ihrer Jungfrauen, die er gar faſt liebete, darum, daß ſie der Sidonia alſo geheim war, und ſprach zu ihr: „Eloiſa, liebe Freundin, mich wundert ſehr ſolcher Worte, ſo meine Frau zu mir geredet hat, und vermeine, ich möge deren nimmermehr fröhlich werden.“ Eloiſa fing an und ſprach zu ihm: „Ei, gnädiger Herr, ihr ſollet euch deſſen nicht bekümmern; denn ich weiß, daß ſie euch ſolches nur zu verſuchen gethan hat; man hat ihr vielleicht etwas von euch geſagt, das ſich an dem letzten anders erfinden wird: und darum ſollt ihr euch das nicht ſo ſchwer fürnehmen.“ Pontus ſprach: „O weh! ich weiß nicht, was ich mehr gedenken ſoll. Ich will eine Zeit lang aus dem Land reiten und ausbleiben, bis ich gewiß bin, daß ihr mein Wiederkommen gefällt und ſie mich auch gern ſieht.“

Hiemit ließ er die Jungfrau wiederum von ihm gehen, ging in ſeine Kammer, berufete zu ihm einen ſeiner Edlen, der hieß mit Namen Gebhart; derſelbe, ſein geheimer Diener, war allzeit bei ihm in ſeiner Kammer, zu dem ſprach er: „Ihr und mein Kämmerer, richtet euch zu mit Pferd und Harniſch und auch anderer Nothdurft, alſo, daß ihr hinte Nacht, um zwei nach Mitternacht, damit bereit ſeid. Denn ich will eine Weil' ausreiten und Herlanden, den Seneſchal, hie an meiner Statt laſſen und ihm meine Gewalt geben; denn er iſt ein frommer, ehrbarer Mann.“

Darnach ging Pontus zu dem König und ſagt' ihm: wie er eine Weile wöllte ausreiten; und bat, daß er ihm ſolches günſtlich vergönnen wöllte. Da fraget' ihn der König: wohin er reiten wöllte? Antwortet' er ihm: er wöllte nicht fern hindann. Da ſprach der König: „So reitet nicht fern von dannen, damit ich euch oft möge ſehen; denn all' meine Freud' und meines Königreichs Auferhaltung liegt an euch.“ — „Gnädiger Herr, — ſprach Pontus — ich vermeine nicht lang' aus zu ſein; ich will auch an keinen andern Ort oder Statt ziehen, denn, da ihr mich hin ſchicket: denn ich euch für alle andere, wo ihr mein bedürft, dienen will und allezeit gehorſam ſein.“ Nun unterſtund der König, ihn an ſeinem Fürnehmen zu hindern; aber es mochte nicht ſein.

Alſo nahm Pontus Urlaub von dem König, an dem Abend ſpat, heimlichen, daß ſein niemand innen ward, und ging da von dem Könige an ſeine Herberg' und ſchickete nach Herlanden, dem Seneſchal, der ſich nun wollte ſchlafen legen. Da er kam, ſprach zu ihm Pontus: „Lieber Freund, ich bin in Willen, eine Zeit von hinnen zu reiten und auszubleiben, mich in der Welt baß zu erkunden, Ritterſpiel zu ſuchen und mich damit baß üben. Nun hab' ich in Geheim mit dem König davon geredet und Urlaub erlangt, und ihm geſagt, wie ich euch an meiner Statt wölle laſſen und euch meine Gewalt geben; dabei ihr mögt erkennen, daß ich euch für andere lieb habe. Und ich bitt' euch gar freundlichen, ihr wöllet das alſo aufnehmen und euch meinen Vetter Polidas und die andern meine Geſellen dieweil befohlen haben.“ „Ei, — ſprach der Seneſchal — Herr, wo wollet ihr hin? Ihr ſollet hie bleiben bei unſerm Herren, dem König, deß einige Freud' und Troſt ihr ſeid.“ Pontus ſprach: „Lieber Freund, ich will eine Weile von dannen, doch nicht lang', und bitt' euch auch gar freundlich, als meinen inſonders guten, vertrauten Freund, daß ihr niemand davon ſagen wöllet.“ Alſo wollt' er ihn nicht mehr fragen; denn er vermeint', er würde nur eine kleine Weil' und Zeit ausbleiben und dann wiederum kommen; und ging alſo von ihm hinweg.

Pontus der berufte ſeinen Schreiber zu ihm und befahl ihm, zween Briefe zu machen: einen Gewaltsbrief, welchen er dem Seneſchal heimlich und die Sache zu verſchweigen übergab; den andern verließ er ſeinen Geſellen, darin er von ihnen Urlaub nahm; und bat ſie darin, dem König treulich zu dienen, deßgleichen, dem Seneſchal unterthänig zu ſein; er gab ihnen auch in dem Brief zu verſtehen, wo er hin reiten wöllt', und daß er auch bald würde wiederkommen. Und als nun die zween Briefe geſchrieben wurden, da verſiegelt' er ſie ſelber, gab die ſeinem Schreiber und ſprach zu ihm: er ſollte die Briefe nicht überantworten, bis an den andern Abend, ſo er hinweg wäre. Und das thät er darum, daß er beſorgete, ſeine Geſellen oder aber andere würden ihm nachreiten und ihn an der Fahrt hindern.

Pontus aber ſtund auf zu Mitternacht, rüſtete ſich und ritt alſo auf das allerheimlichſte und ſtillſte, ſo er mochte, ſeine Straße dahin; und ritt alſo lange, bis er kam zu einem großen Wald. Darin war ein Kloſter, welches bewohnten Betbrüder und Einſiedel, und war gar fern von den Leuten. In ſelbigem Kloſter bei den Brüdern blieb er wohl ſieben Tage. Er thät da allen Tag ſein ernſtlich Gebet und brach ſich gar ſehr ab an Eſſen und Trinken, auch an Schlafen. Er faſtet' auch ſonderlich drei Tag' in der Wochen, und an dem Freitag trug er ein hären Hemde an ſeinem Leib.

Nun gedacht' er und betrachtete, daß der König ſo ein alter Mann war und daß auch ſein Königreich und ſein Volk ihm nunmals zu regieren gegeben wäre, und ſo der König verfiel' oder mit Tod' abginge, daß man ihn gewaltig machen würde: darum vermeinet' er, es wäre nicht gut, daß er ferne hinweg reiſete; und ob Krieg und andere Sachen in dem Königreich und Lande auferſtünden, daß er ihnen deſto baß und bälder möchte zu Hülfe kommen.

Nun war Pontus eines Nachtes in demſelben Wald in großen Gedanken und faſt unmuthig, und hörte die Vögel gar ſchön ſingen; denn es war zu der Zeit des Monats April: da dichtet' er, und machte gar ein ſchönes und liebliches Lied mit einer gar ſüßen Melodei und Weiſe, das jedermann gar gefällig und anmuthig war.

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Wie Pontus bei ihm ſelbſt in dem Wald trachtete nach einem löblichen und männlichen Ritterſpiel, ſein adlich und männlich Gemüth dabei zu erzeigen, anderer Ritter Gemüth und Kühnheit zu erfahren. Auch wie er dieſes bedacht' und darnach in Schriften verfaſſete, nämlich: wie, wann, wo und mit wem dies Ritterſpiel gehalten ſollte werden, auch was die Belohnung eines jeden, nachdem ſich ein jeder männlich und ritterlich hielte, ſein würde.

Als ſich nun Pontus in dem Wald eine Zeit gehalten, kamen ihm viel und mancherlei Gedanken. Unter andern fiel ihm bei, wie er wöllte etwas anfahen, das zu der löblichen Ritterſchaft gehörte, und verfaßte ſein Bedenken und Meinung deßhalben ordentlich in Schrift, wie er ſolches an wollte fahen und endlich zu dem Ende bringen. Alſo ſchickete Pontus nach einem Zwerg; und da der zu ihm kam, da ließ er ihn gar ſchön und höflichen bekleiden in Sammet und Seiden, eignet' ihm zu Harniſch' und Knecht' und gab ihm einen offnen Brief, darin er ſich auch ſchrieb mit ſeinem Namen den ſchwarzen Ritter mit den weißen Zähren. Er verkündet' und ſchrieb auch darinnen den allerbeßten Rittern und Herren allenthalben in den Landen: Wie er ſich alle Montag' in demſelben Jahr, früh, als um die Primzeit, finden würde laſſen gar bei einem abentheuerlichen und wonneſamen Brunnen des grünen Waldes; und daſelbſt würde ſtehen ein ſchwarz Gezelt, mit weißen Zähren umſprenget, und dabei ein dürrer Baum, an welchem ein Schild würde hangen mit Zähren. Und der Zwerg würd' ein Horn haben und das allweg um dieſelbige Zeit blaſen: da würde dann herfür gehen eine alte Jungfrau mit einem ſchönen Börtlein und mit ihr ein alter Betbruder, die würden ihnen dann ſagen, was ſie da thun ſollten, und ſie führen auf eine Wieſen, daſelbſt ſie dann den Ritter finden würden, in ſeinem Harniſch, zu Stechen und Rennen ganz gerüſtet. Mit dieſem müſſe dann ein jeder dreimal rennen und ſcharf ſtechen, auch mit ſcharfen ſchneidenden Schwerten ohne Spitze mit ihm fechten und kämpfen, alſo lange, bis ſich einer von ihnen ergiebet. Und welcher dann da den Sieg behält, der ſoll die andern Ritter, die dabei ſind geweſen und zugeſehen haben, auf ihre Treu' und Eid erforſchen und fragen, welche ſie für die ſchönſte Frau oder Jungfrau hielten und erkännten in ganz Klein-Britannien: derſelbigen, ſie ſei gleich, wer ſie wölle, ſoll ſich dann der überwundene Ritter gefangen geben, alſo, ihr zu dienen und zu thun, von wegen des ſchwarzen Ritters mit den weißen Zähren, was ihr gefällig und lieb iſt. Auch daß darnach zu Pfingſten über ein Jahr alle andere Ritter und Herren in denſelbigen Wald kommen möchten; denn da ein fürſtlicher Hof werden ſollte. Und welcher dann auf demſelben Hof am baßten und ritterlichſten würde fechten und rennen, derſelbige ſollte haben eine Lanze mit einer Fahnen, dazu eine köſtliche güldene Kron' und mit köſtlichen Perlein geſtickt. Und welcher auch an dem allerbeſten und mannlichſten mit dem Schwert fechten würde, der ſollte haben das Schwert mit den güldenen Strichen, dazu auch eine güldene Krone. Wo es ſich nun aber alſo fügete, daß man den ſchwarzen Ritter überwünde, welcher das thäte, der möchte dann ihn ſchicken, zu was Frauen oder Jungfrauen er wöllte.

Das achtzehnte Kapitel.

Wie Pontus den Zwerg mit Briefen und mündlichem Bericht in Botſchaftsweiſe hinſchicket, ſeine Meinung des fürgenommenen Ritterſpiels in allen Landen zu verkünden. Auch wie alle Dinge der ſchwarze Ritter, welcher Pontus iſt, ſo ordentlich zurichtet, ſich mit dem Namen und Geſtalt verändert.

Da nun Pontus ſolchen Brief dem Zwerg hät überantwortet, da befahl er ihm mündlich, daß er ſollte reiten in alle Land' und Herrſchaften gen Frankreich und anderswo zu den Herrenhöfen, da viel Volks wäre, und ſollte ſolches überall anzeigen und zu wiſſen thun, nach Inhalt des Briefs; das alſo geſchah und von dem Zwerg vollendet ward. Jedermann nahm das gar groß Wunder, von wannen der Ritter käme oder wäre, der alſo mannlich und ritterlich fechten wöllte, der nun alſo begehret' und forderte die allerbeßten und ſtreitbareſten Ritter aus allen Landen.

Als nun ſolche Botſchaft allenthalben, in Königreichen, Fürſtenthumen und allen Herrenhöfen verkündet und angezeigt ward durch ſolch öffentlich Ausſchreiben: da bereiteten und rüſteten ſich viel großer, ſtreitbarer und mächtiger Ritter und Herren, zu kommen an den benennten Ort, da ſich der ſchwarze Ritter mit den weißen Zähren finden wollte laſſen und zu ſtreiten ſich gerüſtet erzeigen; und richteten ſich auch gar wohl und ſchön zu und gedachten, wie daß dem ſo eine große Ehre würde ſein, der das güldene Schwert und auch die Fahne mit der güldenen Kron' erſtreiten würde, und noch viel mehr Ruhm und Ehre der erlangen würde, welcher dem Ritter obſiegen und obliegen würde. Es kamen auch alſo von fernen und fremden Landen viel Leute dahin.

Pontus erforderte zu ihm in dem Kloſter den Prior und die andern Betbrüder und das andere Volk, das bei ihnen war, und hieß ſie ihm ſchwören, daß ſie ihn nicht wollten offenbaren oder anzeigen, wer er wäre oder von wannen er wäre, auch daß ſie ſeinen Namen wöllten verſchweigen, nämlich daß er Pontus hieß', und ihn allein nennen den ſchwarzen Ritter mit den weißen Zähren.

Nun war eine Stadt nicht fern davon, Belleroge genannt, darein ſchicket' er, zu holen nach allem dem, das er bedurft', und beſonders ſchicket' er nach einer alten Jungfrauen: er kleidete die in einen rothen Mantel, und ein güldenes Börtlein trug ſie auf ihrem Haupt und hät ein grau Haar, denn

denn ſie war faſt alt, und hänget' ein dünnes Tüchlein für ihr Angeſicht, damit man ſie nicht ſollte erkennen. Pontus veränderte ſich mit Kleidung und einem Angeſicht, in Geſtalt eines Betbruders, mit einem grauen Haar und langem Bart, und hät einen Brief in ſeiner Hand, darin ſtund verfaſſet die Ordnung ſeines Fürnehmens.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie und mit was Ordnung das ausgeſchriebene Ritterſpiel von dem ſchwarzen Ritter mit den weißen Zahren ſich anfahet; und wie es ſich den erſten Tag mit dem Kampf zutrug, darin ſeine Mannheit und Kühnheit erſehen und ſein adelich Gemüth erkannt ward.

Auf dem erſten Montag, nach Ausſchreibung des Ritterſpiels, begab es ſich, daß an dem Morgen früh erſchien und ſich da ſehen ließ mancher ſtolzer, kühner und wohlgerüſteter Ritter, in Hoffnung, zu ſtechen und fechten mit dem ſchwarzen Ritter, der da bei dem wunderſchönen Brunnen war, und ihre Mannheit auch gegen ihn zu beweiſen. Und bei demſelben Brunnen war ein groß Gezelt aufgeſchlagen: aus demſelbigen ging ein Zwerg, der ſah aus gar mürriſch und faſt ungeſchaffen, und ging zu dem großen Baum, da der Schild mit den weißen Zähren und ein Horn an hing. Er nahm das Horn und blies es mit Kräften, daß es erhallte. Da das geſchah, ging aus dem Gezelt die alte Jungfrau und der Betbruder, die hießen den Zwerg ſchreien und rufen, daß alle die Ritter und Herrn, ſo aus fernen Landen, von wegen des Ritterſpiels, zu dem ſchwarzen Ritter mit den weißen Zähren hieher kommen wären, daß ein jeglicher ſeinen Schild an den Baum hängen ſollte, darin die kleinen Häklein geſchlagen wären. Und als ſie nun die Schild' alle hatten aufgehängt, da hub an der Zwerg zu ihnen allen: „Nun höret zu, geſtrenge Ritter und alle ihr Herren, meine Jungfrau die heißt mich euch ſagen, daß ſie geordnet und beſtellet habe, vier Schild' aus allen den Schilden zu erwählen, zu denen wird ſie ſchießen; und in welchem Schild man finden wird einen Pfeil ſtecken mit güldenen Federn, den ſie darein geſchoſſen hat, deſſelbigen Schildes Herr ſoll ſich anlegen in Harniſch und auf denſelben Montag mit dem ſchwarzen Ritter ſtechen und fechten. Und welchen Schild ſie trifft mit dem andern Pfeil, derſelbige ſoll deßgleichen thun am andern Montag; deßgleichen an dem dritten und vierten Montag. Und ſie wird auf jeglichem Montag vier Schilde treffen, bis es, in einem Jahr, zween und fünfzig Ritter trifft, die beßten und denen man am meiſten Lob und Ehre beilegt, die denn meine Jungfrau weiß und kann erwählen mit Zahl, nach ihrem beßten Gefallen. Und das ſoll ein ganz Jahr währen, bis der ſchwarze Ritter ihnen oder ſie ihm mit Gewalt obſiegen."

Und da rufte der Zwerg mit lauter Stimme der Jungfrauen, das es jedermann hörte: da kam ſie herfür gegangen aus dem Gezelt und trug einen Türkiſchen Bogen und vier Pfeil' in der Hand, ſchoß zu den Schilden und traf am erſten Wernhers von Roſches Schild, der der beßte Ritter von Britannia war. Zu dem andern mal traf ſie Gottfrieds von Luſignan Schild; der war der beßte Ritter von dem Land Klein-Britanhia. Zu dem dritten mal traf ſie Andre's von Lator Schild, des beßten Ritters von dem Land Agrices. Der vierte Schild, den ſie traf, der war der beßte Ritter aus Normandia.

Und da nun alſo die Jungfrau ihr Geſchäft vollbracht hat, da nahm ſie der Betbruder und führte ſie wiederum in das Gezelt und unter den Umhang, der ganz ſchwarz war und mit weißen Zähren beſprengt. Er legete bald an ſeinen Harniſch und ging heraus von dem Gezelt: er trug ſeinen Schild an dem Hals und einen Spieß in ſeiner Hand und ſaß auf ein Pferd, das war ganz mit ſchwarzem Sammet bedeckt, darauf weiße Orientiſche Perlen geheftet, als die Zähren; er war ſonſt köſtlich und wohl ausgepuzt und ganz lieblich anzuſehen in ſeinem Harniſch. Es nahm jedermann Wunder, von wannen der Ritter wäre; denn es war die gemeine Rede: Pontus wäre zu dem König von Ungern in einen Krieg geritten, der zur ſelben Zeit zwiſchen zweien Königen war. Darnach kam Wernher von Roſches, dem der erſte Pfeil in ſeinen Schild ward geſchoſſen, gar köſtlich in ſeinem Harniſch, mit viel Drommetern und großem Schall, daß man davor nicht wohl hören konnte. Da ſtund der ſchwarze Ritter von dem Pferd ab, nahm einen güldenen Kopf in ſeine Hand, ſchöpfte da Waſſer aus dem wunderſchönen Brunnen und begoß und beſprengte damit die Wieſen: und alsbald das Waſſer auf die Erden kam, da gab es einen Nebel und Finſterniß, daß einer den andern kaum ſehen mochte; aber es währete nicht lange. Das Volk verwunderte ſich deſſen ſehr, und ſonderlich der Kraft und Eigenſchaft des Brunnes: und alſo thät Pontus allwegen mit dem Brunnen, ehe er anfing zu fechten. Darnach ſo ſaß er auf ſein Pferd, ſatzte ſeinen Helm auf, nahm ſein Spieß unter ſeinen Arm, ermahnete ſein Pferd mit den Sporen und ritt friſchlich gegen Herr Wernheern von Roſches. Sie gaben einander gar ungeſtüme Stöß', alſo, daß einer dem andern durch ſeinen Schild rennete. Sie wendeten ſich ſchnell um, rennten faſt grimmlichen auf einander und trafen ſo wohl, beiderſeiten, daß Wernher von Roſches zu haufen fiel mit ſeinem Pferd; aber er ſprang bald wieder auf ſeine Füße. Da der ſchwarze Ritter das erſah, da ſtund er auch ab von ſeinem Pferd, lief ihn an mit dem Schwert und ſchlug auf ihn mit Kräften, wo er ihn erreichen mochte. Der von Roſches wehrete ſich nach ſeinem beſten Vermögen, aber es half ihn gar wenig; denn Pontus gab ihm gar viel harter Streiche, daß er ſich nicht erhohlen mochte; und zujüngſt traf er ihn mit einem ſo kräftigen Streich, daß er ihm das Viſier vom Helm ſchlug, und verwunder' ihn alſo in ſeinem Angeſicht. Wernher hub da auf ſein Schwert und begehrte Pontus zu ſchlagen; aber Pontus hielt den Streich auf und empfing ihn in ſeinen Schild: darein ſchlug er ihm wohl einer Spannen lang eine Scharte, daß er ſein Schwert nimmer gewinnen mochte. Da nun Wernher ſeines Schwerts entwehrt war, da ſprach Pontus zu ihm: „Ritter, es iſt Zeit, daß ihr euch ergebet in Gnad' und Gefängniß der allerſchönſten Frauen dieſes Königreichs.“ Wernher gab ihm hierauf keine Antwort, ſondern thät als einer, der voll Zorns und Unmuths war. Aber Pontus ſprach: „Ich ſchlag' euch nun nicht mehr; denn ihr habt kein Gewehr in euerer Hand.“ Der von Roſches lief Pontus an und vermeinet' ihn mit der Fauſt zu ſchlagen; aber Pontus, der große und ſtarke Ritter, ward zornig, ergriff ihn, zog ihn zu ſich, warf ihn nieder unter ſich und ſprach: „Ritter, ich will euch noch gehn laſſen in Gefängniß der Schönſten in Britannia; und ſagt ihr meinen gutwilligen Dienſt, als von dem ſchwarzen Ritter mit den weißen Zähren.“ Und hiemit ging er von ihm.

Wernher von Roſches verſtund die Frommkeit des ſchwarzen Ritters und gab ihm großes Lob in ſeinem Herzen. Er ging hin zu den andern Rittern, die dabei geweſen waren und da zugeſehen hatten, und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren und Freund', ich habe da meinen Meiſter funden, und hab' ihn als einen frommen und ſtrengen Ritter verſucht und erfunden, als er wahrlich iſt; davon ich nicht viel mehr reden will, denn, daß ich euch frag' auf euere Treue, daß ihr mir ſagt, welches die ſchönſte Jungfrau ſei in dieſem Königreich." Da ſprachen ſie alle einmüthiglichen, daß des Königs in Britannia Tochter, mit Namen Sidonia, die allerſchönſte wäre. Und alſo ſchied Wernher von Roſches von dannen und ritt gen Vannes.

Pontus aber ſaß auf ſein Pferd und ritt wieder zu dem Wald etliche heimliche Wege, die ihm wohl kund waren, und wußte niemand, wo er hin kam. Er ritt wiederum in das Kloſter, ſperrete zu das Thor, ſtund ab von ſeinem Pferd und ließ ihm ſeinen Harniſch abthun. Die Jungfrau mit dem Zwerg und auch die andern blieben in dem Gezelt, bis es Nacht ward, und da jedermann ab dem Weg kam, da gingen ſie auch in das Kloſter zu Pontus.

Nun laſſen wir's itzund mit Pontus bleiben und ſagen von der ſchönen Sidonia, was für Klag' und Leid ſie hät in Abweſen des Pontus, und wie Herr Wernher von Roſches, als ein Gefangener, ſich der Sidonia darſtellte.

Das zwanzigſte Kapitel.

Was für Klage Sidonia führt von wegen des Hinzugs des Pontus, wie ſie ſich ſelbſt beſchuldiget und ſtraft, daß ſie eine Urſache ſei ſeines Hinwegziehens und alles ſeines Übels und Unglücks, ſo ihm nun zu Handen geht. Auch wie ſich der erſte überwundene Ritter der Sidonia darſtellet' und überantwortete, was für Geſpräch ſie mit einander hatten und wie er gehalten ward.

Sidonia war Tag und Nacht von wegen des Abweſens des Pontus in großem Unmuth, Klagen, Schmerzen und Leid und gedachte, was ihr ihre Jungfrau Eloiſa geſagt hätt' und was Pontus zu ihr geredet hätte, wie er eine Weile wöllte hinweg reiten und aus dem Lande ſein; und gedachte, wie es derhalben wäre geſchehen, daß ſie nicht ſchön mit ihm geredet hätte: das gereute ſie gar hart, und ſie ſprach oft zu ihr ſelbſt: „O weh, ich unglückhaftige Frau! ich hab' ihn durch meine Thorheit verloren und dahin bracht, daß er Unglück haben muß. Alles Unglück komme über den, der mir die erſte Mähre bracht hat! denn ich ſehe und erkenne nun gar wohl, wäre die große Furcht nicht, darum, daß ich mich ſo fremd gegen ihn geſtellt hab', er wäre nicht von dannen und aus dem Land geritten. Und es iſt eine groſſe Thorheit an mir geweſen, daß ich alſo ſeine Frommkeit in Zweifel geſetzt habe, ſo doch ſein frommes und gerechtes Herz keine Untreue gegen mich gefaſſet hat.“ Alſo weinet' und klagete ſie in großem Unmuth ihres Herzens ihr verlorenes Lieb, ihren Ritter Pontus. Das Leben trieb ſie Tag und Nacht; und es geſchah hiezwiſchen viel ſeltſamer Red' an des Königs Hof von Pontus.

Da nun Wernher von Roſches wieder heim kam an des Königs Hof, da fraget' er und begehrete, zu kommen zu der ſchönen und tugendſamen Sidonia, und zeiget' an, wie er ihr Gefangener wäre. Der König ſchickete nach ihr und zeiget' ihr an, wie Wernher von Roſches, der ſtrenge Ritter, ihr Gefangener wäre; darum er für ſie begehrete, ſich ihr zu überantworten und in ihr Gefängniß zu geben.

Alſo kam ſie mit viel Volks und ihren Jungfrauen, zu vernehmen Herr Wernhers von Roſches Werbung und Geſchäft. Und da ſie auf den Saal kam und ſich niedergeſetzt hatte, da kam der von Roſches, kniete für ſie und ſprach mit lauter Stimme, daß es jedermann wohl vernehmen mochte: „Gnädige Frau, der ſchwarze Ritter mit den weißen Zähren ſendet mich zu euch. Er und ich haben mit einander gefochten und geſtritten, und durch ſeine Mannheit hat er mich überwunden und hat mir befohlen, ich ſoll mich der ſchönſten Frauen oder Jungfrauen gefangen geben, die in dieſem Königreich ſei. Alſo hab' ich mich erkundet bei allen Herren, Rittern und Knechten, die dabei geweſen ſind, und mich erfraget: welche die Schöneſte wäre in ganzem Britannia? Die ſprachen alle gemeiniglich, daß ihr über alle andere die ſchöneſte wäret: darum ergeb' ich mich in euer Gefängniß, mit mir zu fahren, als euerm Gefangenen. Auch befahl er mir, daß ich euch viel Dienſt von ihm ſagen ſollte.“ Sidonia ward ein wenig ſchaamroth, darum, daß man ſie für die ſchöneſte hät erwählet, und ſprach: „Ich danke den Herren, Rittern und Knechten, die mir ſolch Lob zumeſſen und für die Schöneſte mich erwählet haben; aber ſie haben ſich ſelbſt hierin betrogen. Ich dank' auch dem ſchwarzen Ritter, der euch mir hat gefangen geſchickt. Nun ſagt mir doch, wer er ſei?“ — „Sicher, gnädige Frau, — ſprach Herr Wernher — ich weiß nicht, wer er iſt; aber ich ſage euern Gnaden für eine

Wahrheit, daß er in ſeinem Harniſch gar ein hübſcher, mannlicher Mann und Ritter iſt: und hab' auch ſeines gleichen noch nie geſehen, der ſeines Treffens mit der Lanzen und auch mit dem Schwert gewiſſer ſei. Und er bedunkt mich ein wenig länger zu ſein, denn Pontus: er iſt ihm auch etwas gleich, aber er iſt es nicht; denn man ſaget fürwahr, wie Pontus ſei in Ungern geritten." Da ward gar viel von dem ſchwarzen Ritter geſagt, und wie er auf den nächſtzukünftigen Montag mit Gottfrieden von Luſignan, am dritten Montag mit Andre von Lator und darnach mit dem Grafen von Martein rennen und fechten wöllte.

Der König und Sidonia, auch andere Frauen und Jungfrauen erboten dem von Roſches viel Zucht und Ehr', und er mußte mit ihnen in dem Saal eſſen. Sidonia ſprach in Schimpfsweiſe: „Herr von Roſches, daß ihr nun in meinem Gefängniß und mein Gefangener ſeid, deß bin ich froh: aber ihr ſollt billig traurig ſein und ſorgen; denn ihr wiſſet nicht, in was Gefängniß ich euch legen werd' und was ihr leiden müßt." Der von Roſches fing an zu lachen und ſprach: „Gnädige Frau, wollt ihr mich in kein härter Gefängniß legen, denn ich itzund bin, ſo will ich es noch wohl erleiden. Ich vermein', ehe noch das Jahr herum komm', ihr werdet mich nicht allein, ſondern ſolcher Gefangener mehr in euerer Gewalt haben."

Da man nun gegeſſen hät, huben die Frauen an zu ſingen und zu tanzen. Aber Sidonia tanzete nicht viel und hätt' auch gern nicht getanzet, wo ſie nicht hätte beſorgt, daß vielleicht ihr Unmuth dadurch gemerkt worden wäre.

Nun laſſen wir das alſo bleiben und fahen an zu reden von dem anderen Montag.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Von dem Ritterſpiel, Rennen und Stechen des andern Montags.

Das andere oder zweite Ritterſpiel fing ſich an, nach Ordnung, auf dem zweiten Montag, welcher Tag nun gar ſchön und klar erſchien. Da kam der mannliche Ritter und Herr des andern Schildes, der da troffen ward von der alten Jungfrauen, nämlich der Herr von Luſignan, und erſchien mit viel anderen Rittern und Knechten, gar ſchön und wohl ausgeputzet in ſeinem Harniſch, an welchem jedermann ſeine Luſt zu ſehen hät.

Da kam herfür aus dem Gezelt gegen ihn geritten der ſchwarze Ritter und hät den Spieß in ſeiner Hand und den Schild an ſeinem Hals hangen. Da ſie nun auf die Bahn kamen und einander erſahen, rannten ſie gar ſtark zuſammen, alſo, daß von den Stößen die Roſſe mit ihnen ſielen. Sie kamen wieder auf die Füße, ritten von einander, faſſeten ihre Spieße wohl, nahmen eine weite Bahn und rannten mit Kräften zuſammen, daß noch einmal Roß und Mann zu haufen ſiel. Sie lagen da unbeweglich und mochten ſich nicht regen; denn die Pferde lagen ihnen auf ihren Beinen, daß ſie nicht aufkommen mochten: jedoch arbeitete ſich Pontus herfür, daß er aufkam, und ſchämete ſich gar ſehr, daß er zum zweiten mal war niedergerannt worden. Er ſah, daß der von Luſignan noch unter dem Pferd lag und konnte ſich nicht regen, denn er hatt' einen Schenkel zerbrochen. Pontus lief zu und begehrt' ihm zu helfen: da griff der von Luſignan an ſein Schwert, zu erzeigen, daß er noch Mannheit und ein gut Herz hät, und begehrete Pontus zu ſchlagen; und da er einen Streich oder drei gethan hät, da ſprach Pontus zu ihm: „Herr von Luſignan, ich ſeh' euch da vor mir ſchadhaft liegen, darum ſo wäre es mir eine große Schande, daß ich euch, alſo liegend, ſchlüge.“ Gottfried ſprach: „Ihr habt mich doch noch nicht überwunden, dieweil ich mein Schwert in meinen Händen führen mag.“ Und ſprang auf und wider an Pontus: da hät er des verletzten Schenkels keine Gewalt, und zudem ſo ſtieß er ſich mit dem guten Fuß an einen Stein, daß er ſtrauchelt' und ſiel. Pontus der half ihm wieder auf und ſprach zu ihm: „Herr, ich wollte euch itzt wohl überwinden; aber ich ſehe euer Gebrechen, und darum ſollt ihr euch nicht mir, ſondern der allerſchönſten Jungfrauen in dieſem Königreich ergeben, die euch gnädig wird aufnehmen und wohl empfahen. Und ſagt ihr viel Dienſt von dem ſchwarzen Ritter mit den weißen Zähren. Und ich bitt' euch, ihr wöllet nun Friede halten und nichts weiter mit mir anfahen; denn was geſchehen iſt, das iſt alles hin: und ich weiß, wenn ihr geſund und baß mögend wäret, ihr ließet mich nicht ungemühet; denn ich hab' euere Mannheit vor langem gewußt.“ Da der von Luſignan des Ritters Ehrbarkeit und Frommkeit vernahm und erkannte, da lobet' er ihn faſt und ſprach zu ihm: „Herr, ich will nun reiten und mich antworten, dahin ihr mich durch euere Mannheit zu ſtellen gezwungen habt. Und wenn ich wüßte, daß es euch nicht mißfiele, ſo wollt' ich euch fragen und gern wiſſen, wie euer Name wäre und wer ihr wäret." Pontus antwortet' und ſprach: „Ihr noch andere Leute ſollen das zu dieſer Zeit nicht wiſſen." Alſo wollt' er ihn nicht weiter fragen und nahm Urlaub von ihm. Pontus ritt wieder in den Wald die heimlichen Wege hin zu dem Kloſter; als er nun vormals gethan hät.

Die Herren, Ritter und Knecht', auch das andere gemeine Volk, die dabei geweſen waren und zugeſehen hatten, nahmen darob große Verwunderniß und ſprachen: „Wie gar fromm und tugendlich iſt der ſchwarze Ritter! Haben wir doch alle geſehen — ſprachen ſie — ſeine Tugend in dem, da er dem Ritter von Luſignan nichts hat wollen thun, als er ihn ſah brechhaftig an einem Fuß, ſondern begehret' ihm zu helfen." Sie hielten gar viel von ihm und gaben ihm großes Lob.

Andre von Lator kam zu Gottfrieden von Luſignan, der etwas ſchwach war; jedoch ſprach er zu dem von Lator: „Lieber Freund und guter Geſell, ich will euer warten, bis auf den nächſtkünftigen Montag und will euch gute Geſellſchaft leiſten und wir wollen mit einander reiten zu der ſchönen Sidonia, wo es euch auch mißlinget gegen den ſchwarzen Ritter." Andre von Lator ſprach: „Herr, was in Kriegen und in Streiten geſchehen ſoll, weiß niemand vorhin; denn darin begeben ſich gar wunderſeltſame Sachen. Und ihr ſelbſt ſeid nicht ſchuldig an euerm Unglück, ſondern euer Pferd hat deß Schuld; darauf niemand ſicher iſt; und iſt euch keine Unehre: deßgleichen iſt auch geſchehen Herr Wernhern von Roſches."

Sie beſtellten ein ſanft trabend Pferd, ſetzten den von Luſignan darauf, richteten ihm den zerbrochenen Fuß in einen geräumigen Stegreif und ritten alſo dahin.

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

Das Ritterſpiel, Fechten und Rennen des dritten Montags.

Auf dem dritten Montag erſchien gar ein ſchöner, klarer Tag und kam abermals auf geordneten Platz, zu ſehen das

Ritterſpiel, gar viel Volks von Rittern und Knechten. Als es nun war um die Primzeit, da kam auf die Bahn der ſchwarze Ritter, wohl gerüſtet und ausgepuzt: und gegen ihn da kam auf die Bahn Andre von Lator, auch gar hübſch in ſeiner Rüſtung. Da ſie nun einander erſahen, da rannten ſie gar flugs auf einander und trafen auf beiden Theilen gar wohl. Darnach wandten ſie ſich wiederum und rannten abermals mit Kräften auf einander, daß ſie ihre Lanzen zu Stücken auf einander zerſtießen und der von Lator an ſeinem Pferde hing mit einem Schenkel, alſo, daß er ſich kaum erhalten konnte, daß es nicht fiel. Doch erhohlet' er ſich wieder. Da griffen ſie zu ihren Schwertern, die gar ſtark und wohl ſchneidend waren, und gaben einander damit gar harte, ungeſtüme Streiche. Pontus hohlet' einen Streich und ſchlug den von Lator mit ſolcher Macht, daß er türmlich davon ward; und da Pontus ſah, daß dem von Lator ſchwindelte, da nahm er ihn mit ganzen Kräften bei dem Helm und warf ihn von dem Pferd auf die Erden. Und da er ihn liegen ſah, da gedacht' er, es wäre ihm eine Schande, daß er den antritt, ſtund auch ab von ſeinem Pferd und lief den von Lator an: der wehrte ſich gar kecklichen gegen ihn. Pontus gab ihm einen gar harten Schlag, damit er ihm die Scheibe auf dem Arm im Schild zerſpaltete. Andre von Lator gab ihm auch viel harter Streiche, wo er ihn erreichen mochte; denn er auch ein guter und feſter Ritter war. Sie trieben das ſo lange mit einander, bis das Pontus dem von Lator ſeinen Helm zerſchlug. Sie waren beide faſt müd' und lehnten ſich über ihre Schwerte, Luft und Athem zu ſchöpfen. Da ſprach Andre von Lator zu Pontus, da er ſich ein wenig verſchnauft hät: „Herr Ritter, ich weiß nicht, wer ihr ſeid; aber das mag ich wohl reden, da ich heut' aufſtund, da gedacht' ich nicht, daß ich ſo viel Kraft und Mannheit finden ſollte bei einem Mann, als ich bei euch gefunden habe. Aber wölltet ihr mich ſchlagen und weiter nothen, ſo müßte ich mich noch baß wehren und verſuchen, was an mir wäre.“ Pontus ſprach: „Ja, ſicher, ihr müſſet euch nun ergeben der allerſchönſten Jungfrauen dieſes Lands, mich betrügen denn meine Sinne; und nehmet hin und traget dieſe Gabe von dem Schwert zu ihr.“ Und hub mit dem auf und gab ihm einen gewaltigen Streich; denn es thät ihm gar Zorn, daß er ſich ſein ſo lange gewehret hät. Und hiemit fing ſich erſt an zwiſchen den beiden Herren ein ſtrenges und gewaltiges Fechten, daß das Blut von ihnen rann. Pontus ſchlug ſo manchen harten und ſtarken Streich auf Andre von Lator, daß er ihm ſeinen guten Helm zu Stücken ſchlug und ihn dadurch dämiſch machte; dergleichen geſchah Pontus auch. Zuletzt lief Pontus Herr Andre'n an und gab ihm ſo einen gewaltigen Streich, daß ſie beide nieder fielen. Jedoch ſprang Pontus, der mannliche und geſtrenge Ritter, gar behend wiederum auf ſeine Füß' und ſchlug einen Streich in den andern auf Herr Andre, bis er ſich nicht mehr regen mocht', und ſprach zu ihm: „Edler Ritter und Herr von Lator, ergebt euch noch." Darauf er ihm keine Antwort gab; denn es war gar nahe dabei, daß er ſich ergeben mußte. Pontus thät, als einer, der voller Tugend und Gütigkeit iſt, und ſprach zu ihm: „Ich bitt' euch, ihr wölle euch noch ergeben der allerſchönſten Jungfrauen dieſes Landes und Königreichs: damit nun forthin unſerm Fechten ein Ende ſei; denn wir haben uns genug an einander verſuchet." Andre von Lator der erkannte nun Pontus Tugend und Sanftmüthigkeit, mit dem er gefochten hät, und ſprach: „Herr, ſeit es euch ein groß Wohlgefallen iſt, ſo will ich mich ihr gern ergeben." Pontus der ſprach: „Daran benügt mich faſt wohl." Andre von Lator der ſtund nun auf und war ſehr müde von dem Fechten und den Schlägen, die er empfangen hät. Pontus aber ſaß wieder auf ſein Pferd und ritt in den Wald zu dem Kloſter.

Andre von Lator kam zu Gottfrieden von Luſignan und ſprach zu ihm: „Wohlauf, mein lieber Freund und Geſell, ihr und ich wollen mit einander reiten zu der Allerſchönſten und uns ergeben in ihre Gnade." — „Herr, — ſprach der von Luſignan — ich will euch gern hierin Geſellſchaft und Freundſchaft leiſten und wöllte euch ungern allein dahin reiten laſſen." Und alſo trieben ſie vorhin gar viel Schimpftheiding mit einander. Andre von Lator der hieß ihn des Harniſchs ledig machen und abziehen; und er hät auch aus der maßen große, tiefe und ſchädliche Wunden, aber derer keine war tödtlich.

Und alſo ritten ſie auch mit einander in dreien Tagen zu der ſchönen Sidonia. Der König empfing ſie mit großen Ehren und Freuden, als die beſten zween Ritter, ſo man in allen Landen finden mocht'; ſie hatten auch von jedermann großen Preis und Ruhm. Darnach da gingen ſie zu der ſchönen Sidonia und ergaben ſich in ihre Gnade. Sie war gar vernünftig, erbot ihnen viel Zucht und Ehr' und empfing ſie gar wohl und ſchön. Sie ſchenket' ihnen Hermelinpelze mit guter Seiden überzogen, auch gar köſtliche Gürtel und an jedem Gürtel gar einen zierlichen Beutel oder Säckel. Die gefangenen Männer dankten ihr gar faſt und ſprachen: es wäre ihnen in ihrem Gefängniß wohl ergangen; denn dieſes wäre ihnen nicht hart geweſen zu leiden. Sidonia ſprach zu ihnen: „Liebe Herren, ich weiß nicht, wer der Ritter iſt, der euch zu mir geſandt hat. Er und auch ihr erbieten mir viel Ehre: das doch alles umſonſt iſt; denn man findet viel hübſchere, wohlgeſtaltere und baß könnende Frauen und Jungfrauen in dem Land und Königreich, denn ich bin, wo man die ſuchen wöllte.“ — „Gnädige Frau, — ſprachen die Ritter — man muß der gemeinen Rede glauben; euch hat jedermann dafür erwählet.“ Es begaben ſich da gar viel und mancherlei Schimpfworte. Die Ritter blieben da zween Tage, den einen Tag bei dem König und den andern Tag bei der ſchönen Sidonia. Darnach erlaubten ſie ihnen zu reiten.

Und alſo ritten ſie auch von Stund' an, zu ſehen das vierte löbliche, ehrliche und ritterliche Rennen und Stechen mit dem wohlgeborenen Grafen und Herren von Martein.

Das drei und zwanzigſte Kapitel.

Mit was Ordnung das Ritterſpiel, Stechen und Fechten des vierten Montags gehalten wurde, auch gegen wen und wie es vollbracht und geendet ward.

Als es nun an dem vierten Montag gar ein ſchöner, klarer Tag war, da kam faſt viel Volks, die Ritterſchaft und das Ritterſpiel zu ſehen. Und als nun die Stunde vorhanden war, da kam aus dem Wald gegangen die alte Jungfrau und der Zwerg, und die Jungfrau hät einen Bogen und vier Pfeil' in der Hand, als ſie denn vor auch gehabt hatte, und ein Betbruder, mit einem gemachten Angeſicht, der hielt auf einem Zelter mit einem güldenen Zaum und zeiget' ihr, wie ſie ſollte ſchießen und zu welchen Schilden der Ritter, die nun forthin fechten ſollten. Und die Jungfrau ſchoß und traf an dem erſten Diepolts Schild von Weles, welcher gar ein geſtrenger und herzhafter Ritter war, der auch gar großen

Ruhm hät; mit dem andern Pfeil traf und ſchoß ſie den Schild des Grafen von Montmoran; mit dem dritten Pfeil traf ſie Heinrichs von Montmoran Schild; mit dem vierten ſchoß die Jungfrau in Robetes von Ranſelon Schild. Die vier gar hochgelobte und berühmte Fürſten waren und gar gute Ritter und hatten ihre Schild' und Wappen auch dahin gehängt. Pontus der hät Leute beſtellet, die dabei waren und Acht hatten, welches die allerbeſten Ritter wären und welche ihre Schild' anhängten, darnach ſie ſich wüßte zu richten; denn jedermann ſprach, daß die alte Jungfrau mit Gewalt wüßte zu treffen der beſten Ritter Schilde, die da waren. Und da ſie nun die vier Pfeile hatte verſchoſſen, da ging ſie wiederum in ihr Gezelt. Darnach über eine kleine und gar kurze Zeit da kam der große und mannliche ſchwarze Ritter heraus geritten in ſeinem vollen Harniſch und hät ſeinen Spieß in ſeiner Hand und den Schild an ſeinem Hals. Da kam gegen ihn geritten der Graf von Martein, gar köſtlich und wohl geziert in ſeinem Harniſch, und dazu auch kam er mit großem Pomp und herrlicher Pracht, mit Drommeten und allerlei Saitenſpiel. Und ſobald ſie einander erſahen, da ließen ſie die Pferde gar ſchnell und ſtark auf einander laufen und gaben einander gar harte Stöße; und Pontus traf den Grafen ſo hart, daß er ſich kaum erhielt, daß er nicht fiel. Darnach nahmen ſie ihre Schwert' in ihre Hände, rannten wieder auf einander und ſchlugen gar härtiglichen einander. Aber Pontus, der faſt groß und ſtark war, erzürnet' und nahm den Grafen bei dem Helm, riß ihn von dem Roß auf die Erden, gab ihm mit dem Schwertknopf einen harten Stoß und ſchrie ihn an: er ſollte ſich ergeben, und er wollt' ihn nicht mehr mit der Schneiden ſchlagen. Der Graf wehrete ſich, ſo lang' er mochte; aber an dem letzten, er wöllte oder nicht, ſo mußte er ſich ergeben der allerſchönſten Jungfrauen in dem Königreich Britannia. Und darnach ließ er von ihm und ritt wiederum in den Wald, in maßen, als er vormals hät gethan. Der Graf aber ritt zu der ſchönen und tugendſamen Sidonia und gab ſich in ihre Gnad', als auch die andern gethan hatten.

Nun, auf die anderen Montage kamen, nach Ordnung, nach einander zu ſolchem Fechten ein jeder, wie er erwählt ward. Und zum erſten kam Diepolt von Weles; darnach alle anderr, alſo lange, bis daß die Montage des ganzen

Jahrs herum waren; welches alles zu erzählen viel zu lang wäre. Denn es kam allezeit gar viel und große Ritterſchaft dahin und war alles gar ſchön und hübſch zu ſehen. Und wurden alle Gefangenen zu der ſchönen Sidonia von Pontus geſandt; alſo, daß zween und fünfzig, die allerbeßten Ritter, die man im Land mochte finden, von Pontus überwunden und zu Sidonia geſchickt wurden: welche alle um Ruhms willen dahin kommen waren; denn Pontus begehret' und forderte allzeit die beßten, darum ein jeder wollte und begehrte von derſelben Zahl zu ſein und ſich mit ihm zu verſuchen. Und es ward gar ein großer Ruhm von ihm in Frankreich, in Deutſchen und andern Landen, die da umher waren. Es kamen auch von allen Landen und Enden viel Ritterſchaft dahin und hängeten ihren Schild auf; Pontus der focht allezeit mit dem Allerbeßten und Berühmteſten von jedem Land, und thät das der Meinung halb, daß man überall von ihm ſollte ſagen.

Es kamen auch dahin: der Herzog von Öſterreich, der Herzog von Lothringen, der Graf von Par, der Graf von Mümpelgart, der Graf von Campes, der Herzog von Savoyen, der Graf von Montfort, und viel andere Herzogen, Grafen, Freien, Ritter und Knechte, die alle zu nennen und zu erzählen ganz beſchwerlich und verdroſſen wäre.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Wie der ſchwarze Ritter, nach vollendetem Kampf und Ritterſpiel des ganzen Jahrs, einen fürſtlichen Hof zurichtet, dahin ſich alle ſeine gefangenen und überwundenen Ritter ſtellen mußten. Dazu verſchreibt er den König von Britannia, mit ganzer unterthäniger Bitte, ſeine Tochter Sidonia mit den allerſchönſten Frauen und Jungfrauen mitzubringen.

Ich komme itzt wiederum an meine vorgenommene Materie. Da nun das Jahr herum kam und das ritterlich Kämpfen und Fechten des ſchwarzen Ritters, welches ein ganz Jahr lang gewähret hät, ein End hatte und vollbracht war, und die Pfingſten herzu kamen, da ſollten ſich ſtellen wiederum die gefangenen und überwundenen Ritter in des ſchwarzen Ritters Land mit den weißen Zähren, auf den Platz und Ende, da ſie überwunden und gefangen wurden.

Da ließ nun Pontus einen ſchönen Saal zurichten und machen bei dem wunderſchönen Brunnen, hieß den Saal mit grünem Laub allenthalben bedecken und umhängen, und beſtellet' auf das allerköſtlichſte, ſo er bekommen mochte, Speiſ' und Trank und alle Nothdurft überflüſſig.

Er ſchrieb auch dem König von Britannia gar einen freundlichen Brief, darinnen er ihn gar ſchön und unterthäniglichen bat, daß er ihm ſo gnädig wöllte ſein, und auf die Pfingſten zu ihm auf den Hof zu dem wunderſchönen Brunnen kommen, und mit ihm bringen die allerſchönſten und hübſcheſten Frauen und Jungfrauen von ſeinem Königreich. Er ſollte auch nicht hinter ihm laſſen ſeine Tochter Sidonia; denn da würde ſie und die andern das Lob und den Preis geben denen, die in dem ganzen Jahr am baßten und ritterlichſten an den Montagen geſtritten und gefochten hatten; und ſo weiter, mit viel mehr ſchönen Worten.

Da nun der König den Brief hät geleſen und ſein Begehr vernommen, da empfing er viel und große Freude darob und gefiel ihm gar wohl, daß ihm der ſchwarze Ritter ſo viel Ehr' erzeigete. Er ſchickete von Stund' an nach ſeiner Tochter Sidonia, ſaget' ihr die Mähr' und Botſchaft und befahl ihr damit, daß ſie auch von Stund' an ſollte ausſchicken nach den allerſchöneſten Frauen und Jungfrauen, die in all' ſeinem Königreich wären, und daß ſie dieſe mit ihr zu dem Hof ſollte bringen. „Und, meine ſchöne Tochter, — ſprach der König — ihr ſollt das billiglich thun; denn der Ritter hat euch große Ehre bewieſen: er hat euch die beßten Ritter und großmächtigen Herren in euer Gefängniß geſandt, und hat das unſerm Königreich und uns zu Ehren gethan; darum wir ihm billig haben zu danken.“ Da nun Sidonia ihres Herrn Vaters, des Königs, Willen vernahm, kniete ſie vor ihm nieder und ſprach: „Sintemal es euer Wohlgefallen iſt, ſo ſoll euerem Willen genug gethan werden.“ Und ſchicket' auf Stund' nach dem Kanzler und befahl ihm, zu ſchreiben und Brief' auszuſenden an alle Frauen und Jungfrauen in ganzem Britannia: daß ſie ſich ſollten ſchicken und auf das hübſcheſte und hoflicheſte ſchmücken mit Kleidern und anderm Geſchmeide, damit ſie auf den Pfingſtabend bei ihr wären; und daß eine jede die ſchöneſten Frauen und Jungfrauen mit ihr brächte, die ſie wüßte aufzubringen.

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Hie kommt der König mit ſeiner Tochter Sidonia, die mit ihr brachte viel ſchöner Frauen und Jungfrauen, zu dem ſchwarzen Ritter in den Wald und erkannten, wie das Pontus war.

Wie ſich nun auf das Ausſchreiben Sidonia's viel ſchöner Frauen und Jungfrauen verſammlet hatten, kamen ſie auf den beſtimmten Tag zu ihr, wohl geſchmückt und auf das köſtlicheſte geziert, mit großer Begierde, zu erfahren den Willen und Fürnehmen Sidonia's.

Da nun der Pfingſttag vorhanden war, da war auf der ganze königliche Hof mit großem Pomp und Freuden. Auch die ſchöne Sidonia, des Königs Tochter, mit ihren Frauen und Jungfrauen, waren auf zu Roß und Wagen und fuhren zu dem beſtimmten Hof des ſchwarzen Ritters mit den weißen Zähren in den grünen Wald zu dem wunderſchönen Brunnen, führten mit ihnen Gezelt' und Umhäng' und ließen die daſelbſt aufmachen, und umhängten ſie, daß es eine Geſtalt hät, als wäre es eine große Stadt; denn es kam treflichen viel Volks dahin.

Pontus hät laſſen machen dreizehen Röcke ſeiner Geſellſchaft, ſeinem Vetter und den dreizehen Geſellen, und auch Herlanden, dem Seneſchal, die gab er ihnen. Denn er hät einen Tag zuvor, vor des Königs Zukunft, ſie zu ihm zu kommen geordnet. Die nahmen ihnen große und viele Freude ob ihn, als ſie zu ihm kommen waren und erkannten, daß der ſchwarze Ritter mit den weißen Zähren Pontus war. Und da nun der König ſollte kommen, da nahm er ſie mit ſich und ritt ihm gar ſchön in ſeiner Geſellſchaft entgegen. Und da ihn der König anſah und erkennete, daß es Pontus war, der ſo viel Mannheit und ritterliche Thaten hätte begangen, da iſt nicht zu ſagen, was großer Freud' er in ſeinem Herzen empfing ob ihm; er erzeigte ihm auch große Ehre, küſſet' und halſet' ihn vor Freuden und ſprach zu ihm: „Warum habt ihr euch ſo lange verhalten vor mir und mich getäuſchet, als ob ihr in einen Krieg geritten wäret? Es hat mir aber mein Herz allwegen angezeigt und geſagt, daß ihr der wäret, der ſo viel Wunders dies Jahr hat gethan.“ Pontus aber ward ſchamroth ob der Rede des Königs und redete nichts dazu; denn er ſchämte ſich des Lobs und der Ehren, die ihm der König gab.

Darnach ging Pontus zu der ſchönen Sidonia, die viel ſchöner Frauen und Jungfrauen in ihrer Geſellſchaft hät, kniete für ſie nieder und grüßete ſie gar tugendlichen; deßgleichen grüßete ſie ihn wiederum und erzeigten ſich, als die große Freud' in ihren Herzen hätten. Sidonia lachet' und ſprach zu ihm in Schimpfsweiſe: „Pontus, warum ſeid ihr allein ſo lang' in dem Wald geweſen? Ihr möchtet wild ſein worden.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — ich werde bald wieder heimlich.“ Und er hät große Freude, zu ſehen, die er ſo lange nicht geſehen hät.

Er kehrete ſich von ihr zu den Frauen und Jungfrauen, die mit ihr kamen und alle mit grünen Kränzlein bekrönt waren, empfing ſie gar ſchön und ſprach zu ihnen: „Ihr Frauen und Jungfrauen, Gott gebe euch allen, was euer Herz begehret.“ Die Frauen und Jungfrauen grüßten ihn wiederum gar züchtiglich und hatten alle große Freud', ihn zu ſehen, von wegen der ritterlichen Thaten und großen Ehre, welche er begangen hatte; denn ſie hatten ihn alle für andere Ritter lieb und werth und ſprachen zu einander: „Gott der allmächtige wölle ihm helfen und auch vor Übel behüten und ihm ſeine Ehre mehren und erhalten!“ Man hört' auch ſonſt viel von ihm ſagen fern und nahe. Alſo kamen ſie mit ſolchem Geſpräch und Freuden auf die Wieſen zu dem wunderſchönen Brunnen.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Wie der König mit Sidonia und ihren Frauen und Jungfrauen von dem ſchwarzen Ritter empfangen wurden. Auch mit was Ordnung und Gepränge der Hof gehalten ward und wie die Gaben und Kleinode, nach eines jeden männlicher That, ausgetheilt wurden.

Wie nun der König mit ſeiner Tochter Sidonia und allem ſeinem Volk von dem ſchwarzen Ritter empfangen und hinein geleitet ward zu dem ſchönen Brunnen, da der Hof zugerüſtet war, da ſtunden ſie mit Freuden ab. Da kamen zu ihnen gegangen viel fremder Herren, Grafen, Freien, Ritter und Knecht' und empfingen den König, auch Sidonia mit ihren Frauen und Jungfrauen gar höflichen und ſchön. Es ward aber ihnen allen große Ehr' und Reverenz von Pontus erzeiget und bewieſen. Er richtet' an große Freud' und Kurzweile mit Poſaunen, Harfen, Singen und allerlei Saitenſpiel,

daß

daß es in dem ganzen Wald erhallte: damit ſie den ganzen Tag in großen Freuden hinbrachten; denn es waren da, ohne den König, viel edler Herren, Fürſten und Grafen, auch der Herzog von Öſterreich und Andere. Nun, an dem Morgen früh, gingen ſie alle mit einander zur Kirchen und vollbrachten ihren Gottesdienſt mit Beten und Meſſe Hören.

Darnach gingen ſie auf den Saal: da ſatzte man den König und Sidonia an einen hohen Tiſch oben an, der ganz fürſtlich zugerichtet war. Darnach wurden die Herzogen, Grafen und jedermann geſetzt, und ward ihrer da gar herrlich und wohl gepflegt. Der Hof war faſt groß, doch ganz ordentlich und wohl zugerichtet. Auf der einen Seiten des Saals hingen zum Geſicht die zween und fünfzig Schilde der überwundenen Ritter. Nun, nach vielen und mancherlei fürſtlichen Trachten, kam zuletzt gar eine köſtliche, künſtliche und ſeltſame Tracht; denn es war zugerüſtet, als ob es Kinder in eitlem Harniſch wären, die mit einander föchten, und andere ſeltſame Dinge, darob ſie alle Verwunderniß hatten.

Nach dem Eſſen da waren geordnet ſechs der allerhübſcheſten Frauen, auch ſechs der allerſchöneſten Jungfrauen und ſechs von den älteſten Rittern, und auch ſechs alte Knechte, die des Adels waren, die beßten, die man da fand. Ein Theil trug die Lanze mit der köſtlichen ſchwarzen Fahne mit den weißen Zähren, die waren mit Orientiſchen Perlen gemacht, und einen Zirkel mit köſtlichem Gold, auch von edlem Geſtein und Perlen. Der andere Theil der trug das köſtliche Schwert mit dem güldenen Knopf und eine güldene Borte mit Seiden gewürkt und mit guten Steinen beſetzt; welches alles hübſch zu ſehen war. Und ſolche köſtliche Gezierd' und Kleinod hät Pontus alles in dem Schiff von des Soldans Sohn geſunden, als er ihn zu Feld' im Krieg erſchlug und ihm die Schiffe nahm: ſolches Gut konnt' und wußt' er nun nicht baß auszutheilen, denn in dieſer Geſellſchaft, da der König mit ſo viel Fürſten und Herren und auch Frauen war. Die Ritter und Frauen, die da trugen die Kleinode, gingen in dem Saal mit Geſang auf und nieder zu ſuchen, in maßen, als ſie nicht wüßten, wem ſie das geben und dazu erwählen ſollten; und am letzten da gingen ſie zu dem Herren von Luſignan und gaben ihm die Lanze mit der köſtlichen Fahne und den köſtlichen Zirkel von Gold, und ſetzten ihn den auf ſein Haupt, als für den beßten Stecher. Darnach gingen ſie zu Andre von Lator, gaben ihm das köſtliche Schwert und gürteten ihm das um, und die köſtliche Krone; er wollt' oder nicht, ſo mußt' er es haben, wiewohl er dazu viel Ausrede hät: denn er vermeinte, daß viele da wären, die ſolches baß verdient und erfochten hätten, denn er, und ſchämete ſich der Ehren faſt ſehr und entſatzte ſich darob. Aber Pontus hät das alles ſo geordnet; denn er ſprach, daß er ihm auf einem Tag mit Fechten am meiſten hätte zu ſchaffen gegeben; aber der Herr von Luſignan hät es gethan mit Stechen und Rennen. Und da das alſo geſchah, da huben die Drommeter an zu blaſen und zu drommeten, auch zu hofieren mit Pfeifen und andern Saitenſpielen, und die Herolde fingen an zu ſchreien ſo mit kräftiger Stimm' im Saal um und um, daß niemand dafür mochte hören; denn es tönete gleich, als ob es gedonnert hätte. Es ward auch ſolchen Herolden, Drommetern, Pfeifern und Spielleuten große Gabung und Schenkung gegeben.

Pontus ging zu dem König und ſprach heimlich zu ihm: „Gnädiger Herr, wenn es euern Gnaden gefällig wäre, ſo wöllte ich in euerm Geheiß und Namen auf morgen den Montag berufen und ausſchreien laſſen ein ritterlich Rennen und Stechen um Gaben und Kleinod, zu Ehren den Fürſten und Herren, die hieher zu Kurzweile geladen ſind worden: das brächte eueren Gnaden große Ehr' und Ruhm." — „Sicher, — ſprach der König — ihr gebt uns einen guten Rath, und wir bitten and befehlen euch, daß ihr das alſo wöllt ordnen und beſtellen, daß es geſchehe."

Pontus hieß einen Herold zu ihm kommen und befahl ihm, öffentlich zu ſchreien und auszurufen, wie der weiße Ritter mit den rothen Roſen en demſelben Tag, und darnach an dem Montag ſelb ſechſt in der Stadt Regnuſa ſtechen wöllte mit einem jeglichen Ritter, und mit dreien Lanzen. Und wer am erſten Montag von den Ausländern das Beßte thun würde, der ſollte haben einen Gürtel von der allerſchönſten Frauen, die an dem Hof wäre. Welcher aber von den ausländigen Rittern an dem andern Montag das Beßte mit Stechen würde thun, derſelbige ſollte haben einen Sperber mit Perlenſchnüren und auch mit köſtlichem edlem Geſtein, und ein Kränzlein von der ſchönſten Frauen, die ihm das ſelber ſollte aufſetzen. Und welcher dann von den ſechs Geſellen mit dem weißen Ritter das Beßte mit Stechen würde thun, der ſollte haben einen Ring von der ſchönſten Frauen, die auch da wäre.

Das ward nun alſo ausgeſchrien. Und an dem Morgen früh ritten ſie alle von dannen gen Regnuſa, aßen daſelbſt zu morgen und rüſteten ſich; und ging alſo jedermann hinaus, dem Stechen zuzuſehen.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Wie ein beſonder Rennen und Stechen in der Stadt Regnuſa, den Fürſten und Herren zu Gefallen, durch Pontus, im Namen des Königs, angerichtet und gehalten ward; auch was für Gaben und Kleinode darauf geſetzt wurden. Auch wie zuletzt ſich der Hof zertrennte, und was für Geſpräch Sidonia mit Pontus hat, von wegen ſeines Zorns.

Als nun die Bahn zugerichtet war, da kam Pontus auf einem großen Pferd, mit weiß bekleidet, und mit ihm ſeine Geſellen, auch alſo zugerüſtet. Der erſte war Bernhard von Roſches, der andere der Graf von Leon, der dritte der Graf von Duß, der vierte Polidas, ſein Vetter, der fünfte Herland, der Seneſchal; und die waren alle gar gute, mannhaftige Ritter.

Das Stechen hub ſich an und ward groß, und kamen viele auf die Bahn, an dem Montag und dem folgenden Montag; ſie ritten gar luſtig und freudig zuſammen und gaben einander gar harte Stöße. Pontus thät abermals das Beſt' und erzeigte ſeine Stärke gewaltig, ſtach hernieder Mann und Pferd, wer gegen ihn auf der Bahn kam, und erzeigte ſich dermaßen, daß ihn jedermann ſcheuet' und furchte. Er war, zu Gefallen der Sidonia, ſo freudig und kühn, daß er keinen furchte, der gegen ihn ritt; denn ſein Herz und Gemüth war ſtäts bei Sidonia, der er allein hierin dienet' und hofierete; denn ſie war zugegen und ſah dem Stechen zu. Er ward da um ſeines männlichen Stechens willen faſt gelobet von Jung und Alt. Die Frauen lobten ihn inſonders vor andern und ſprachen zu einander: „Sehet, da kommt her gerannt Pontus, der jedermann hernieder ſticht! Er reitet friſch hinan und ſpart ſeine Lanze gegen niemand.“ Sidonia hörte, wie ihn die Frauen und jedermann lobete; das gefiel ihr trefflich wohl: aber ſie ſchwieg ſtill dazu, darum, daß ſie nicht geargwöhnet würde, daß ſie mehr Freud' und Gefallen ob ihm hätte, denn ob einem andern.

Der Herzog von Öſterreich ſtach auch faſt wohl, deßgleichen der Herzog von Lothringen und der Graf von Savoyen, der von Mümpelgard und viel andere Fürſten, Grafen, Freien, Ritter und Knechte, da lang von zu ſagen wäre. Der Hof war faſt groß, und war da viel Stechens und Rennens.

Und da nun das Stechen zergangen war, da gab man den Preis den Ausländern, dem Grafen von Mümpelgard einen Gürtel und einen köſtlichen Säckel daran: welches ihm Sidonia gab; denn ſie war die Allerſchöneſte und dazu erwählet. Den Preis vom folgenden Montag gab die ſchöne Sidonia auch einem Ausländer, nämlich dem Herzogen von Öſterreich, den Sperber mit den köſtlichen Schnüren, und ein ſchönes Kränzlein ſetzte ſie ihm auf ſein Haupt. Darnach hät Pontus auch Preis von dem Montag. Und den Preis von dem folgenden Montag, wollt' er, daß man gäbe dem Herren von Roſches; denn er hät auch, nach Pontus, unter ſeinen Geſellen am baßten und ritterlichſten geſtochen. Und die Frauen die ſendeten auch Herr Bernharden von Roſches einen köſtlichen Ring mit einem großen Rubin, und ein gülden Häftel damit.

An dem Abend, da man hatte zu Nacht gegeſſen, da gingen ſie mit einander zu dem Tanz, und währte der Tanz bis nach Mitternacht. Darnach ließ man bringen Wein und Früchte. Und da ſie nun das hatten genommen, da gingen die fremden Fürſten, Grafen, Herren und Gäſte zu dem König und zu der ſchönen Sidonia, auch zu den andern Frauen und Jungfrauen und zu den Herren von dem Land, und nahmen Urlaub von ihnen; der ihnen gütlich ward gegeben.

Alſo ritten ſie an dem Morgen früh nach der Meſſe von dannen. Pontus geleitete ſie in ein Schloß, das ihres Wegs war, und da hät er ihnen das Frühmal laſſen bereiten. Und da ſie hatten gegeſſen, da ritten ſie von dannen. Pontus wollte mit ihnen ſein geritten, aber ſie wehrten ſich und wollten ihn nicht weiter mit ihnen reiten laſſen. Er erzeigete ſich gar wohl und adelich und nahm gar ſchön Urlaub von ihnen allen und jeglichem beſonders. Da gaben ihm dieſelben Herren groß Lob und Preis, von der Ehren wegen, die er ihnen hät erzeigt, und ſprachen zu einander: er wäre der frömmſte, hübſcheſte, wahrhaftigſte und baßkundigſte Ritter vor aller Welt. Alſo ſchied Pontus von ihnen und ritt wieder zu dem

König und zu den Frauen. Und als nun der Hof ein Ende hät, da nahmen die Frauen und die Herren von Britannia auch Urlaub von dem König und ſeiner Tochter und von Pontus.

Darnach ritt der König und ſeine Tochter und Pontus mit einander ſpazieren, ſangen und waren fröhlich. Da fing Sidonia mit Pontus an zu reden und ſprach: „Ihr habet euch lange für uns verborgen und hat mich faſt ſehr verwundert, daß ich nie nichts beſonders von euch habe gehört.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich hab' euch doch alle Wochen einen Boten geſendet.“ — „Es iſt wahr, — ſprach ſie — lieber Freund, ihr habt mir in mein Gefängniß geſchickt die Allerbeßten von allen Landen; doch wäre es mir ein größeres Wohlgefallen geweſen, wo ich hätte gewußt, daß ſie mir von euch wären kommen. Aber ich hätte nicht vermeint, daß ſie von euch geſandt wären worden; denn jedermann ſprach, wie ihr wäret in Ungern oder Pohlen in Krieg geritten, und wunderte mich gar ſehr, daß ihr mir doch nichts zu wiſſen thätet; denn ich habe derhalb viel Unruh' und Traurens in meinem Herzen gehabt.“ — „Ei, — ſprach Pontus — gnädige Frau, mein Herz und alle meine Gedanken ſind ſtäts bei euch geweſen, und all mein Thun, Müh' und Fleiß iſt allein euerthalben geſchehen und angefangen worden; denn ich wußte wohl, daß ihr für die Allerſchönſte erwählet und erkoren würdet: darum denn die allerbeßten Ritter zu euch ſind kommen und ſich in euere Gnad' ergeben. Aber fürwahr, ich habe ſolches durch mich ſelbſt nicht gethan, ſondern durch die Kraft Gottes, die mir ſo viel Stärk' und Kühnheit hat mitgetheilt, dadurch ich ſolches habe mögen vollbringen.“ — „Ja, fürwahr, — ſprach Sidonia — ſolche Kraft und Sieg iſt euch allein von Gott gegeben; darum ihr ihn billig ſollt danken.“ Pontus ſprach: „Das will und ſoll ich gern thun; aber der Anfang ſolches kommt von euch.“ Da ſprach Sidonia: „Pontus, ſolcher Rede bedarf es gar nicht bei mir; denn die größte Freude, die ich mag haben, iſt, ſo ich Gutes von euch höre ſagen; und dieweil und als lang' ich euch treu und ehrhaft finde, daß ihr nichts an mich begehret, das wider meine Ehr' iſt und meinen Herren und Vater, ſo will ich euch auch mit Treuen hold ſein.“ — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — ſeid ſicher; denn ich wöllte lieber todt ſein, denn etwas, das nicht euere Ehre wäre, gedenken.“

In ſolchen Worten und Geſpräch kam Gendolet, einer von den dreizehn ſeinen Geſellen, der gar ein häſſiger und neidiſcher Menſch war; der konnte faſt wohl reden auch falſche Worte mit großer Klugheit übertragen; der war dem Pontus gar feind und gehäſſig und mißgönnet' ihm der Ehren darum. Denn er ſah wohl, daß der König alt und kindiſch war, und gedachte, wie er einen falſchen Sinn möchte erdenken, dadurch er Herr und Meiſter würde.

Und einsmals war der König auf einer Jagd in dem Wald allein: da ging er zu ihm und ſprach: „Gnädiger Herr, wollte mich eure Gnade verſtehen und nicht melden, ſo wollt' ich euren Gnaden gar ein groß und merklich Geheim ſagen.„ — „Fürwahr, — ſprach der König — ich will euch ſicherlichen verſprechen, daß ich's von euch nicht ſagen will." Da fing er an und ſprach: „Allergnädigſter Herr, der König, ihr habt mich erzogen und mir viel Gutes gethan, und was ich hab', iſt mir von euern Gnaden worden, und ich ſoll euch billig vor aller Welt lieb haben: darum geb' ich euch zu erkennen eine Sache, die wider eure Ehr' iſt und euch gröblich zu Schanden und Schaden gereichen möchte. Und wiewohl ich Pontus, nach euch, am allerliebſten habe, ſo kann ich doch, euch zu gut, ſolch Laſter nicht verſchweigen, und ſag' euch fürwahr, daß mein Meiſter Pontus, um Sidonia, eure Tochter, ſehr wirbt: das ich um eurer Ehre willen nicht verſchweigen mag; denn er iſt ſo ein ſchöner Ritter, daß ich beſorge, daß ſich etwas närriſcher Liebe zwiſchen ihnen möchte zutragen und erwachſen, daß ihr hinfüro Schand' und Unehre haben müßtet." Der König ſprach: „Mein Gendolet, nun ſehe ich wohl und erkenne, daß ihr mich lieb habt und mit Treuen meinet, auch euch meine Unehre nicht lieb wäre; darum ich euch ſchuldig bin zu danken, und dank' euch auch deß gar faſt." — „Ei, — ſprach Gendolet — gnädiger Herr, ihr dürft mir deſſen nicht Dank ſagen: ich bin euch deß ſchuldig; denn kein Ding iſt, das ein tödtlicher Menſch für ſeinen Herren möchte thun, ich wollt' es für euch thun, und ſollte ich darum ſterben, euer Leben zu erhalten, wo es von nöthen wäre. Und, gnädiger Herr, — ſprach er — ich will euch ſagen und rathen, wie ihr ſolches am beſten von ihm möget innen werden: ſprechet ihn darum an. Sagt er dann, daß er ſie nicht lieb habe, ſo heißt ihn darum einen Eid ſchwören: ſo werdet ihr erfahren, daß er das nicht thun wird." Nun hat aber Gendolet von

Pontus vor vernommen, daß in ganzem Hiſpania und Gallicia und an denſelben Enden ſich niemand ſollte laſſen dringen, und beſonders die Edlen, Eid zu ſchwören, als lange ſie fechten und mit der Hand ſich vertheidigen könnten; und welcher dawider thäte, der würde geſchändet und nimmer für ehrlich gehalten. Und das ſagt' und unterwies Gendelet den König darum; denn er wußte wohl, daß Pontus keinen Eid würde ſchwören, und unterſtund alſo damit, ihm den König ungnädig und zu einem Feind zu machen, und ihn damit vom Hof und ſich ſelbſt an ſeine Statt zu bringen, zu regieren und Herr zu ſein.

Der König ward der Mähre gar traurig und ganz unmuthig und hatte hierin mancherlei Gedanken; denn er hät die Tochter aus dermaßen lieb. Und da er von der Jagd heim war kommen und von dem Pferd abſtund, da wollte Pontus die Kappen und Handſchuhe, nach ſeiner Gewohnheit, von ihm haben genommen: da wandte ſich der König von ihm auf die andere Seiten und thät, als hätt' er ihn nicht geſehen. Und da Pontus das erſah und erkannte, wie daß der König zornig über ihn war, da ſprach er zu ihm: „Gnädiger Herr, warum ſeid ihr auf mich zornig? Was vermeint ihr, daß ich euch ſoll haben gethan? Um Gottes willen, gebt mir das zu verſtehen.“ Der König thät, als einer, der zornig und unmuthig iſt und um der Uebelthat willen die Perſon haſſet, und ſprach in Zorn zu ihm: „Pontus, ich habe nicht wohl an euch gezogen; denn ihr gehet mir auf meine Ehre.“ — „Gnädiger Herr, — ſprach Pontus — durch was Weg?“ Der König ſprach: „Daß ihr meine Tochter zu Unehren vermeinet zu haben, und wiſſet, daß ich kein anderes Kind mehr habe, denn allein dieſe Tochter, welche iſt meine Freud' und langes Leben.“ — „Herr, — ſprach Pontus — wer das redet, will er mir's unläugnend ſein, ſo bin ich bereit zu ſagen, daß er mich habe fälſchlich angelogen und nicht fromm iſt, mit Urlaub von euern Gnaden zu reden.“ — „Nein, — ſprach der König — wollt ihr aber ſchwören einen Eid, daß ihr ſie zu Unehren nicht lieb habe, ſo möcht' ich euch vielleicht glauben.“ — „Herr, — ſprach Pontus — daß ich ſie lieb hab', als eure Tochter, und in Ehren, das widerred' ich nicht: aber zu gedenken und an ſie zu begehren, das ihr und euch unehrlich wäre oder geweſen ſei, hab' ich nie gedacht, noch in meinen Sinn genommen, und will auch das widerſprechen, als ein frommer Ritter thun ſoll. Und, gnädiger Herr, ihr ſollt nicht ſolche Dinge, die wider meine Ehre ſind, an mich begehren; denn ihr wiſſet wohl, daß keines Königs Sohn ſeine Sache durch den Eid ſoll beſtätigen oder zu verſtehen geben, dieweil er ſich mit ſeinem Leib mag erwehren; denn das iſt Gebrauch und Gewohnheit in meinem Land, davon ich bin.“ — „Ich weiß nicht davon.“ Sprach der König und war faſt zornig. Pontus ſprach: „Herr, ſo erbiete ich mich weiter, zu fechten mit zweien oder dreien, die die Sache vermeinen auf mich zu bringen; denn ich weiß, daß ich hierin gerecht und unſchuldig bin und Gott mein Helfer und Richter hierin ſein wird; denn ich mich ſolches Laſters und Übels vor Gott frei ledig weiß.“ — Ei, — ſprach der König — ihr ſeid ein ſtarker und mannlicher Ritter, das wiſſen wir wohl: darum keiner mit euch darf fechten.“ Pontus ſprach: „Ich erbeut mich alles deß, ſo ich mich mit Ehren mag erbieten.“ Der Köni ſchwieg ſtill und ging von ihm, damit kein Krieg ferner daraus würde.

Da nun Pontus des Königs beharrliche Meinung ge ihn ſah, da ward er unmuthig und faſt zornig. Und dar daß er eines Königs Sohn war, ſchämet' er ſich zu ſchwö und war ihm doch ſchwer, daß man ihm an ſeine Ehre geredet. Zum andern thät ihm faſt weh, daß der Köni alles ſein Erbieten, ſich nicht wollte vergnügen laſſen und ihm Glauben geben. Er ging alſo zu dem König, nahm Urlaub von ihm und ſprach: „Gnädiger Herr, an eurem Hof begehre und will ich nicht länger ſein; denn ich verſteh' und merke wohl, daß ich keinen Glauben mehr bei euch habe.“ Und ging alſo darauf von ihm hinweg zu Sidonia und zeigt' ihr an alles, deß ihn der König ziehe, was er mit ihm geredet hätte, was und wie er ſich hätt' erboten und wie ihn der König, über ſolches ſein Erbieten, nicht erhalten wöllte, noch ſeinen Worten Glauben geben, ſondern wollt' ihn nur zum Eid bringen: das doch wider ſeinen Leumund und Ehre wäre; und dieweil er eines Königs Sohn wäre, ſo wöllte ihm ſolches nicht gebühren noch geziemen; denn es wider ſeines Lands Gebrauch wäre. Als nun Sidonia dieſes alles vernahm, da ward ſie unmuthig und faſt traurig in ihrem Herzen, daß ſie in Ohnmacht fiel. Und als ſie wieder zu ihr ſelbſt kam und reden mochte, da ſprach ſie: „Ach, allmächtiger Gott, wer mögen nur die gar böſen Leute ſein, die ſo große Lügen auf uns erdacht haben? denn ich wohl ſchwören mag, daß kein arges Fürnehmen noch unehrliche Sache zwiſchen uns nie geſchehen noch getrachtet iſt worden. Aber ſolches geſchicht nur allein aus Neid, der nimmer ſtirbt." — „Gnädige Frau, — ſprach Pontus — es iſt wahr. Nun will ich von euch Urlaub nehmen, mit ſo großem Unmuth und Herzenleid, als kein Ritter von Frauen oder Jungfrauen nie gethan hat."

Da nun Sidonia vernahm, daß Pontus hinweg ziehen wöllt' und nicht mehr zu Hof ſein, da ging ſie in großem Schmerzen für den König, ihren Vater, fiel vor ihm nieder und bat ihn demüthiglichen, zu erkennen die Unſchuld des frommen Ritters, der allezeit in großer Zucht und Schaam bei ihr und ihren Jungfrauen geweſen wäre, alſo, daß ſie nie keine Unzucht oder bös Gemüth hinter ihm geſpürt hätte. „Derhalben, — ſprach ſie — Herr Vater, der König, wöllet bedenken, wie ihm allein dies aus Neid geſchieht und auf ihn erdacht wird. Zum andern bitt' ich euch, Herr Vater, meine Ehre zu bedenken, die ich allein für den größten und fürnehmſten Schatz achte, die ich hierin verlöre, wo dieſer Ritter, um ſolcher Urſache willen, von dem Hof ſchiede. Auch brächte mir das gar groß Herzenleid, ſo oft ich bedächte, wie ich allein die einige Urſache wäre, darum dieſer Ritter den Hof meiden müßte. Wöllet derhalben euere Gütigkeit an dieſem Ritter beweiſen und den Lügnern nicht Glauben geben." — „Liebe Tochter, — ſprach der König — ſo fern er durch den Eid mag bewähren, daß er euer in Unehren nie begehrt habe."

Sidonia ging mit ſchwerem Gemüth vom König hinweg, ſchickete nach Pontus, zeigte ihm an ihren guten Rath und ſprach: „Lieber Freund und edler Ritter, es wäre und gedäuchte mich faſt gut zu ſein, daß ihr ſchwüret gegen den Argwohn; denn ihr möget das ohne Sünde wohl thun und euch damit entſchuldigen." — „Gnädige Frau, — ſprach er — ſo dürfte ich nimmer in mein eigen Land kommen, das mir von meinem Herrn Vater zuſtehet und darin ich geboren bin. Und der allmächtige Gott wölle mich behüten, daß ich nicht der erſte Königsſohn ſei, der ein ſolches thue; denn es wäre mir eine große und ewige Schande, auch meinen Erben nach mir: viel lieber wöllte ich todt ſein. Und, gnädige Frau, wiewohl ich mit dem Leib eine Zeit werde von euch ſein, ſo bleibt doch mein Herz, ohn' Unterlaß allwegen, Tag und

Nacht bei euch. Und von heut' über ſieben Jahre, ſo will ich wieder, ob ich ſo lange lebe, hie bei euch in dieſem Land ſein. Und wäre es möglich und euer Wille, ſo wollt' ich gern, daß ihr dieweil unverändert und ohn' einen Mann bliebet." — „O weh, — ſprach ſie — wie eine lange Zeit ihr eurer Wiederkunft ſetzet! Ach, wie werd' ich ſo viel kläglicher Tag' und Ubels und ſo viel langer Nächte haben, bis ſolche lange Zeit herum kommt!" Darauf kam ihr eine Ohnmacht, daß ſie um ſich ſelbſt nicht wußte. Er ward auch dergleichen ſo betrübt, daß er kaum ein Wort mehr reden konnte. Sie beide umfingen einander und weinten heiße Thränen, die ihnen ihre Backen herab floſſen. Pontus gab ihr einen Kuß, zum Zeichen der Lieb', und nahm damit Urlaub von ihr, zog ſeine Kappen für die Augen und ſchied von ihr mit großem Schmerzen.

Er ging heim in ſeine Kammer, ſchloß die Thür nach ihm zu und ward ſein Herz faſt betrübt. Er gedacht' und redete zu ihm ſelbſt: er wäre der unglückhaftigeſte Ritter, der da lebte, darum, daß eine ſolche wohlgeborene Frau von ſeinetwegen ſollte kommen in ein ſolch Gerede und Geſchrei, ohne Schuld; auch wie er all' ſeine Freude verlieren müßte, ſo er ihres und auch des Landes, darin ſie wäre, Angeſichts beraubt und nicht bei ihr wäre: denn er keine andere Hülfe und Freude nicht hätte. Solche und dergleichen Klagen trieb er in großem Unmuth. Und da er nun das Klagen und Weinen eine lange Zeit getrieben hat, da befliß er ſich wiederum wohlgemuth zu ſein, damit es nicht an ihm gemerkt würde.

Die ſchöne Sidonia, als nun Pontus von ihr hinweg ging, empfing ſie ein großes Herzenleid über alles Leid, ging in ihr Gemach in eine heimliche Kammer und rufete zu ihr Eloiſa, ihre Jungfrauen. Und da ſie bei einander waren, da ward ihre Klage ſo mannigfalt und groß, auch ſo gar ſchmerzlich und kläglich, das zu beſchreiben nicht möglich iſt. Es ſprach Sidonia zu Eloiſa: „O weh, o weh, mein allerliebſter, einiger Freund will von mir, mein einiger Troſt, Hoffnung und Freude meines Herzens will von mir ſcheiden und mich verlaſſen! Meine Blum' ob allen Rittern, der allerfrömmſte, züchtigſte, ja der allerſchöneſte, baßkundigſte und adlicheſte unter allen Rittersgenoſſen und adlichem Volk zeucht iht von mir dahin, beraubt mich aller meiner Freud', überſchüttet mein Herz mit allem Jammer und Schmerzen. Ach, meines frommen Ritters! Seines gleichen lebt nicht und wird nicht kommen auf dieſe Erde. Er iſt ehrlich und faſt züchtig bei jedermann, und ſonderlich bei Frauen und Jungfrauen. Er hat Gott faſt lieb und fürchtet ihn. Er hält in großem Werth und Ehren die Alten und die Weiſen, und iſt demüthig und mild gegen den Armen, als gegen den Reichen; er iſt auch ſanftmüthig und barmherzig. Was will und wird nun mein elendes Herz nach ſeinem Hinſcheiden thun? Nichts anders, denn Nacht und Tag in großem Unmuth und Verlangen, ohn' alle Freude leben. Und ich weiß auch wohl, daß ſein getreues Herz nimmer ohne große Schmerzen und Leiden wird ſein und leben." Da nahm ſie Eloiſa bei der Hand und zog ſie zu ihr auf ihren Schooß; denn ſie erſah, daß ſie in Ohnmacht fallen wollte: und indem ſank ſie dahin und wußte nicht um ſich ſelber. Eloiſa erhaſchet' ein gutriechend, kräftig Waſſer und beſtrich ſie damit auf's beſte ſie mochte; aber dieſer Troſt und Erquickung half ſie gar wenig. Als ſie nun wieder zu ſich ſelbſt kam, ſprach ſie zu Eloiſa, ihrer Jungfrauen: „Liebe Eloiſa, ich hab' ein ſolches Vertrauen zu euch, daß ich euch nichts mag verbergen, was ich in meinem Herzen trage. Wenn ich gedenke der großen Untreue, die man uns erzeigt, daß man von uns geredet hat, das wir beide wahrlichen nie haben gedacht, ſo werd' ich ganz betrübet; denn es ward nie keine treuere Freundſchaft in Zucht und Ehren, denn zwiſchen uns zweien. Nun iſt auf uns geredet und geſagt alle Unehre, zu zerſtöhren ſolche Freundſchaft: das da bringt und macht groß Herzenleid, Jammer und Noth, Wehe und alles Leiden; darum er auch dieſes Land, darin man ihn ſo werth und lieb hat, auch Arm und Reich, über ſie zu herrſchen, gern hätten, itzund meiden muß. Ach! es geſchieht alles von meinetwegen, und bin ſolches ſeines Unglücks eine Urſache. Wehe! wenn ich ſolches betrachte, ſo werde ich ſehr betrübt."

Darnach trocknete Sidonia ihre Augen, ging wieder heraus auf den Saal, ſatzte ſich nieder zu den Frauen und thät nicht dergleichen, ob etwas ſie bekümmerte; denn ſie war faſt klug und vernünftig: ſie konnt' ihr Anliegen und Schmerzen ihres Herzens wohl verbergen und nahm ſich an einer Fröhlichkeit; es war aber ihr gar nicht im Herzen.

Die Frauen und Jungfrauen weineten alle, klagten herzlich vor Sidonia den Pontus und ſprachen: „Verflucht ſei der, alles Unglück überfall' ihn, der ſolche Lügen und Betrug auf den frommen Ritter erdacht und erfunden hat!“ Aber Sidonia tröſtete ſie alle gar mit vernünftigen Worten, wie ſie dieſen Kummer ſollte zurückſchlagen: Gott wüßte den frommen Ritter wohl zu erhalten und dem Lügner ſeiner Lügen zu ſeiner Zeit zu vergelten.

Nun laſſen wir das forthin mit der bekümmerten Sidonia bleiben und ſagen weiter von Pontus Abſchied an dem Hof.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Wie Pontus von jedermann an dem Hof Urlaub nahm und wie die Herren ihn geleiteten und mit ihm redeten, in dem Land zu bleiben, und wie er des Königs Rede nicht ſo hoch ſollte achten; denn er faſt kindiſch wäre. Auch wie Pontus geklagt ward in ſeinem Abſchied.

Da nun die Zeit vorhanden war, daß Pontus, der werthe und fromme Ritter von des Königs Hof ſcheiden wollte, da rufte er ſeinen Kämmerer und ſeiner Knecht' einem und befahl ihnen zu rüſten und zuzurichten ſeinen Rüſtwagen mit Kiſten, daß ſie darein thäten, was er geordnet hätt; und daß ſie auch ſonſt zurichteten die Pferd' und verſähen mit aller Nothdurft. Pontus aber ging hin und machte ſeinen Abſchied und nahm von jedermann Urlaub an dem Hof. Da ſie nun ſahen, daß Pontus von dannen wollte, da fingen ſie alle an zu trauren und heftig zu weinen. Und als Pontus zu reiten bereit war, da waren auch auf alle Herrſchaften des Hofs von Rittern und Knechten, ihn zu geleiten. Da baten ſie ihn gemeiniglich mit hübſchen Worten, in dem Land zu bleiben, und ſagten ihm: er ſollte bedenken, wie der König alt und ein Kind wäre worden; darum ſollt' er ſich ſolche Worte, die er geredet hätte, nicht faſt zu Herzen nehmen und ihrer nicht achten. Aber Pontus wollte ſich nicht daran kehren, ſondern da ſie ihm etwann fern das Geleit gegeben hatten, da hieß er ſie wieder umkehren und wollte ſie nicht weiter mit ihm laſſen reiten, ſprach zu ihnen: ſie hätten ihn weit genug geleitet; und dankt' ihnen gar faſt. Alſo nahmen ſie wiederum von ihm Urlaub und ritten zu dem König, klagend, und ſprachen zu einander: „O ihr Britannier, ihr ſolltet billig weinen und klagen! denn der mannliche und fromme Ritter hat euch Fried' und Freude gemacht und hat euch in Schutz und Schirm erhalten; zu gleicher weiſe, als die Henn' ihre Hühnlein erhält unter ihren Flügeln, alſo hat er euch behütet vor euern böſen Nachbarn und Feinden. Der arme Leute, ja auch jedermann ſchon hat gehalten, der fährt nun dahin, von jedermann verlaſſen. Der wird ein unglückhaftiger Mann, der ſolche Wort' auf ihn hat erfunden und ihn damit vertrieben.“

Pontus ritt gen Malo: da beſtellt' er ihm ein Schiff und ließ das zurichten mit Speiſ' und anderer Nothdurft. Und am Morgen früh thät er zuerſt ſein Gebet, darnach ging er in das Schiff. Herland, der Seneſchal, und ſeine dreizehen Geſellen vermeinten, er würde ſie auch mit ihm führen; aber er hieß ſie wieder zu dem König reiten und kehren, und ermahnete ſie: wie der ſie hätte erzogen und auch ihnen viel Gutes gethan; darum ſollten ſie auch bei ihm daheim bleiben. Alſo nahmen ſie auch Urlaub von ihm und ſchieden gar hart von dannen, wurden traurig und weinten faſt ſehr. Und da nun Pontus mit dem Schiff fern von ihnen kommen war, da erhub ſich erſt ein groß Geſchrei und wurden ſie faſt bekümmert und unmuthig und ritten in großem Schmerzen wiederum heim zu dem König. Gendolet thät auch deßgleichen, als ob er faſt unmuthig und bekümmert wäre; aber es war ihm eine große Freud' in ſeinem Herzen.

Als nun Pontus ſo fern kommen war, daß er das Land und die Gelegenheit zu Britannia nicht mehr ſehen mochte, da ward er gar ſehr betrübt, daß ihm die Zähren die Backen abrannen, und ſprach heimlich in ſeinem Herzen: „Geſegnet ſei Britannia, von wegen der allerſchönſten, treueſten und frömmſten, die unter allen Frauen und Jungfrauen lebt, und auch von der guten und frommen Ritterſchaft wegen, die darin iſt; denn ich vermeine, daß kein lieblicher Land in dieſer Welt ſei, denn dies einige Britannia.“ Und ward hierauf gar faſt betrübt in ſeinem Herzen, von der ſchönen Sidonia wegen; doch konnt' er ſolchen Unmuth wohl verbergen.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Was Pontus auf der Reiſe begegnete, wie er zu des Königs Sohn von Engelland kam, ſein Diener ward und alſo zum König an den Hof kam; und was für Reden von ihm am Hof geſchahen von Mannen und Frauen. Auch wie er auf des Königs Frage: wie er hieße? ſich mit einem fremden, unbekannten Namen nennet, nämlich Sordit.

Da nun Pontus, der betrübte und bekümmerte Ritter, in den Port zu Anthoni und gen London in Engelland kam, und als er zwiſchen Anthoni und London ritt, da kam unverſehenlich gegen ihn gelaufen ein großes, ungeheueres, biſſiges wildes Schwein, dem ein Hund nachjagte. Als nun Pontus das wilde Schwein erſah, ermannet' er, rennete freudig auf es zu, zog aus ſein gut ſcharfſchneidend Schwert, ſchlug auf das Schwein und hieb es mit einem kräftigen Streich von einander zu zweien Stücken. Nun war des Königs Söhne von Engelland einer auf der Jagd, genannt Heinrich, der kam dazu, als Pontus das Schwein von einander hät geſchlagen. Da er das ſah, verwundert' er ſich darob und bat ihn, daß er ſein Diener würde. Da fragt' ihn Pontus: von was Stamme er wäre? Und da er vermerkete, daß er des Königs Sohn war, da verſprach er ſich mit Gelübd', ihm zu dienen, und ſagete: „Herr, ich habe lang' und viel gehört und vernommen von dem Hof zu Engelland, wie der König zween waidlicher, mannlicher Herren und ritterlicher Söhne habe, auch die da ſind von großer Ehrbarkeit: ſo komme ich in dieſe fremde Lande, Ritterſchaft zu ſuchen und zu pflegen.“ — „So ſeid ihr mir Gott willkommen; — ſprach des Königs Sohn zu ihm — ich bitt' euch auch, ihr wollet mit mir reiten und bei mir bleiben.“ — „Dieweil es euch ein Wohlgefallen iſt, — ſprach Pontus — ſo will ich's ganz gern thun.“ Und alſo ritten ſie mit einander gen London und wurden hiezwiſchen von viel Sachen mit einander zu Rede.

Und als ſie nun gen Hof kamen, da war der König zu Tiſch geſeſſen, und ward auf Stund' geſchafft, daß man dem neuen Ritter und fremden Gaſt ſollte gute Herberge geben. Und da das alſo war geſchehen, da ging des Königs Sohn mit dem neuen Ritter auf den Saal, knieten nieder und grüßeten den König und die Königin. Da fragete der König den Sohn: wie es ihm auf dem Waidwerk ergangen wäre?

Da ſagt' er: wie es ihm wohl ergangen wäre. Darnach ruft' ihm der König und fragt' ihn heimlich: wer der ſchöne und fremde Ritter wäre? Da ſagt' er ihm: wo er ihn hätte funden und wie er das wilde Schwein von einander hätte geſchlagen. Da ward Pontus gar faſt von denen auf dem Saal und auch von andern, die dazu kamen, angeſehen und gelobt; denn es war ein Ungehörtes bei ihnen; und geſchahen da viel Reden von dem Ritter, den des Königs Sohn mit ihm hätte bracht. Die Frauen ſahen ihn auch gar faſt an, und beſonders des Königs zwo Töchter, und ſprachen: es wäre ein Wunder, daß er ſo hübſch, vollkommen und dazu ſo lieblich wäre. Und man hieß ihn ſitzen zwiſchen des Königs zwo Töchter.

Als man nun gegeſſen hatte, da ging der König aus dem Saal und hieß ihm das wilde Schwein bringen, das Pontus von einander hätte gehauen. Als nun das Schwein für den König bracht ward, da hät er lange Zeit kein größeres nie geſehen. „Ei, gnädige Frau, — ſprach Heinrich zu der Königin, ſeiner Mutter — ſehet, was mein neuer Ritter mit ſeinem Schwert, und mit Einem Schlag gemacht hat!“ Pontus kehrete ſich um und ſchämete ſich, daß man ihn ſo faſt lobte. Der König und die Königin fragten ihn: von was Lands er wäre? Da antwortet' er und ſprach: er wäre aus Frankreich. „Wie iſt euer Name?“ Sprach der König. — „Sordit, — ſprach Pontus — von dem rechten Weg.“ Da fragt' ihn der König neuer Mähre aus Frankreich und von viel andern Sachen. Darauf konnt' er ihm gar wohl und ſchön antworten. Daraus vernahm der König wohl, daß er weiſ' und vernünftig war, verwunderte ſich ob ihm und ſprach zu der Königin und zu den Herren, die da bei ihm waren: er hätte nie in langer Zeit ſo einen vernünftigen, wohlredenden Ritter vernommen, als ihn. „Und ſicher, — ſprach der König — mir iſt in meinem Sinn, daß er höher ſei, denn er ſich ſelbſt macht.“ Sie blieben da eine gute Weile bei einander; und jemehr man ihn anſah, jemehr man Luſt ob ihm hatte; und jedermann lobte und ehrte ihn.

Der andere und jüngere des Königs Sohn, genannt Johannes, derſelbige gewann Pontus gar lieb; und er hät ihn auch zum allererſten, vor ſeinem Bruder Heinrich, auf der Jagd gefunden; demſelben auch gar wohl mit mancherlei Kurzweile war: darum ſo war er gar gern bei Pontus; denn Pontus viel und mancherlei Kurzweile wußt' und konnte, deren er auch viel hät getrieben; und wiewohl er nicht gern deßgleichen thät mit Jagen, Voglen und allerlei Kurzweil' oder Waidwerk; denn er ſonſt viel ritterlicher Übung hatte. Dadurch er jedermann wohlgefiel; denn in allem ſeinem Thun erzeigt' er ſich dermaßen, daß jedermann eine Luſt und Wohlgefallen ob ihm hät. Er liebte auch Gott faſt vor allen Dingen, ging auch ſehr gern und oft zur Kirchen und höret' allen Tag Meſſe, und gab gern, um Gottes willen, armen Leuten. Er thät nicht große Schwüre, nur ſprach er: Fürwahr es iſt alſo; damit beſchloß er allweg ſeine Red' und gebrauchte ſich's für die höchſte Kundſchaft und Beſtätigung der Wahrheit.

Das dreißigſte Kapitel.

Wie Pontus, der nun Sordit hieß, den Stein zu werfen, um der Liebſten willen, die er hatte, von des Königs Sohn ermahnt ward, und wie er den Stein, auf ſolche Ermahnung, den andern allen weit fürwarf; dadurch ſie in groß Verwunderniß kamen und ihm viel Lob gaben.

Es begab ſich eines Tags, daß des Herzogen von Gloceſter Sohn, der gar ein hübſcher und ſtarker Ritter war, aber übermüthig und ſtolz, und viel von ihm ſelber hielt, den Stein warf mit Herr Heinrichen, des Königs Sohn, und mit viel andern Herren, und warf den am allerweiteſten für ſie alle. Deß lobet' und rühmet' er ſich faſt vor den Frauen und überhub ſich deß gar ſehr. Das that Herr Heinrichen, des Königs Sohn, faſt Zorn, wiewohl er ſich's nicht merken ließ. Er ging zu Pontas und ſprach zu ihm: „Lieber Freund, geht hin und rächet mich mit dem Steinwerfen; denn Roland von Gloceſter lobt und rühmt ſich dort vor den Frauen, wie er mit dem Steinwerfen mich übertreff' und mir fürgeworfen habe, gleich als ob er's allein wäre und ihm niemand gleichen möchte." — „Herr, — ſprach Pontus — dieweil es euer Will' und Gefallen iſt, ſo will ich hingehen und das thun: aber ich kann nicht viel damit." Und nahm den Stein, den ſein Herr hät geworfen, in die Hand und warf ihn ein wenig weiter, denn er vor geworfen war. Roland nahm den Stein, nöthet' und übete ſich gar faſt und warf dem Pontus für. Da ging Herr Heinrich zu Pontus und ſprach: „Durch

die

die Lieb' und Treue willen der Frauen, ſo ihr am liebſten habt, ſo werft den Stein, ſo fern ihr möget.“ Da nun Pontus erhörte dieſe Ermahnung, gedachte er an die ſchöne Sidonia und ſprach: „Gnädiger Herr, ihr habt mich gar hoch ermahnet; denn ich bin meiner Frauen und eigenen Mutter viel Gutes ſchuldig.“ — „Ei, — ſprach Geneſe, des Königs Tochter — Sordit, Sordit, ihr ſeid gar kaum ohn' eine beſondere Liebe, der ihr Gutes ſchuldig ſeid, als ich vermeine.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich bin ſo einfältig und ungeſchickt, daß mich keine Frau ſonderlich mag lieb haben.“ — „Gott weiß es wohl.“ Sprach Geneſe; ſie aber gedachte heimlich in ihrem Herzen: wöllte Gott, daß er mich auch lieb hätte, wie ich gern ihn wöllte haben! Sordit hub auf den Stein, nach dem als ihn des Königs Sohn ermahnet hät, und warf den fünf großer Schuh weiter, denn ihn die andern geworfen hatten. Und da die Frauen ſolches von Pontus erſahen, da ſegneten und verwunderten ſie ſich ſehr darob. Aber Roland von Gloceſter erſchrak deß und ſprach: „Ich bin ganz überwunden und habe keinen Ruhm mehr meines Werfens halb.“ Da fragete Herr Heinrich, des Königs Sohn, den Sordit: warum er nicht zum erſten einen ſolchen Wurf hätte gethan. Er antwortet' ihm: „Hättet ihr mich nicht alſo hoch ermahnet, ich hätte mich's noch nicht unterſtanden; denn ich habe wider ſein Gefallen gethan, und das iſt mir leid: doch hab' ich euerm Geheiß wollen gehorſam ſein; und ihr wißt wohl, daß ich in ſolchen Dingen niemands Ungnad' auf mich ſoll laden, und gehört mir auch nicht zu.“ Da erkannte der Herr ſeine große Tugend und Frommkeit wohl.

Geneſe des Königs Tochter ging zu ihrem Bruder und ſprach zu ihm: „Lieber Bruder, ich bitt' euch, ihr wöllet kommen zu kurzweilen und ſpielen in meine Kammer und euern Ritter mit euch bringen.“ — „Liebe Schweſter, — ſprach er — das will ich gern thun.“ Alſo kamen ſie zu kurzweilen zuſammen in ihrer Kammer: da brachte ſie ihnen Früchte und Wein; darnach fingen ſie an zu ſingen und tanzen. Es war aber Sordit faſt ſchwermüthig und ſie konnten ihn kaum zu tanzen bewegen. Da er nun tanzen ſollte, da ſprach er: er könnte nicht tanzen: und tanzete doch am allerbaßten. Darnach machten ſie ihn auch ſingen, und durch Bitte willen des Königs Töchter hub er an gar ein hübſches, ſchönes Lied zu ſingen und ſang auch am allerlieblichſten. Und als ſie nun geſungen und getanzt hatten, da fing des Königs Sohn und ſeine Schweſter an zu harfen und baten Sordit auch zu harfen: er wehrete ſich faſt; doch zuletzt fing er auch an zu harfen gar ein hübſches neues Lied. Da Geneſe das Lied erhört, da ſprach ſie zu Sordit: „Fürwahr, es bringt mir gar große Freude, daß ihr das Lied könnet; denn es iſt das Lied, welches der gute Ritter Pontus, als man uns hat geſagt, von ſeiner Frauen von Britannia gemacht hat: ich glaub' es auch gern, daß er es gemacht habe.“ Sordit ſchämete ſich und ward roth von wegen der Worte; denn er gedacht' an die von der er's gemacht hät, an die ſchöne Sidonia. Er lehrete auch des Königs Tochter und ihrer Schweſter Geneſe das Lied. Da gingen die zwo Schweſtern zu ihrer Mutter, der Königin, und ſagten: wie daß Sordit das Lied könnte, das Pontus in der Kleinen Britannia hätte gemacht. Da mußte Sordit das Lied vor dem König und der Königin harfen; die hielten es gar für ein köſtlich Lied. „Wahrlich, — ſprach der König — ihr müßt mich das Lied lehren; denn es iſt gar gut.“ Er konnte auch gar wohl viel und allerlei Kurzweile.

Einsmals redete Geneſe mit ihm und ſprach: „Sordit, ſehet ihr jemand von Frauen oder Jungfrauen in dieſem Königreich, die euch gefallen, ſo ſaget mir das: fürwahr, ſo will ich die ſein, die euch mit Ehren und gutem Willen dazu helfen ſoll.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich danke faſt euern Gnaden; ich bin allzeit euer nothdürftig: aber in den Sachen gefallen ſie mir alle und habe ſie alle lieb, als man fromme Frauen haben ſoll.“ — „Ei, Sordit, ſind ſie euch alle gleich? Iſt ihrer keine, die einen Vortheil habe vor der andern?“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ſie ſind alle fromm und wohl zu ehren und lieb zu haben: ſo bin ich ein armer Ritter und iſt wenig von meiner Liebſchaft zu halten und zu achten.“ — „Nein, nicht alſo, — ſprach ſie — er iſt nicht arm, der ſolche Tugend, Hübſchheit und auch Frommkeit an ihm hat, als ihr habt. Und ich weiß fürwahr keine Frauen in dieſem Land, die es nicht für eine große Gnad' und Ehre hätte, daß ſie einen ſolchen Mann ſollte haben, als ihr ſeid.“ — „Gnädige Frau, — ſprach er — ich bin gar fern und ungleich einem ſolchen Ritter, von dem ihr ſaget; aber es iſt euch ein Wohlgefallen und Freude, mich umzutreiben.“ — „Ei, — ſprach ſie — wir vermeinen es nicht alſo;

fürwahr, ich rede gleich, als ich mir gedenke.“ Der Ritter nahm die Wort' alle im Schimpf auf. Und da Geneſe verſtund, daß ihm ſolches nicht zu Herzen wöllte gehen, da ward es ihr leid; denn, wo ſie hätte vernommen, daß ihm ihre Red' und Fürnehmen hätte gefallen, ſie hätt' ihm ihr Herz und ihren Willen mehr geoffenbaret. Pontus erkannte das auch durch etliche Wort' und am Geſicht wohl an ihr, daß ſie ihn gern hätte lieb gehabt, wo er es hätte verhängt; aber er war fröhlich mit ihnen allen und gab keiner inſonderheit Urſach', ihn lieb zu haben: darum viel Frauen unmuthig und traurig waren, und beſonders des Königs Töchter. Er hielt ſich gar züchtig und ehrlich und gefiel darum jedermann wohl. Er macht' auch ſtäts Klaglieder von der ſchönen Sidonia, wie er treulich und unverkehrt dienen wollte, und machte ſich darob große Freud' in ſeinem Herzen.

Das ein und dreißigſte Kapitel.

Wie ſich ein großer Krieg erhub zwiſchen dem König von Engelland und Irland und ſie gegen einander zu Feld zogen; und wie der König von Irland durch Cordit gefangen ward; dadurch der Krieg vertragen und zum glücklichen Ende bracht ward.

Es begab ſich nun, daß ein großer Krieg und Unwill' entſtund zwiſchen dem König von Engelland und dem König von Irland; die hatten mit einander eine Zeit lang Friede gehabt, der geſtellt war bis auf Sankt Michaels Tag, welcher noch nicht verſchienen. Und da der Anſtand deſſelbigen Friedens noch nicht herum war, da zog der König von Irland mit großem Heer und viel Volks wider den König von Engelland, lagerte ſich mit Heers Macht für ein gewaltig Schloß, das ſchoß er in etlichen Tagen zum Sturm, fiel alſo mit Gewalt hinein, eroberte das Schloß, erwürgte viel Volks, plündert' und nahm mit ſeinem Volk, was er darin fand, von Gut und Barſchaft, und trieb allen ſeinen Muthwillen daſelbſt.

Da nun ſolche Mähre dem König von Engelland zukam, wie daß der König von Irland ihm mit Heers Kraft im Land läge, viel und großen Schaden thäte, da ließ er überall ausſchreiben um Volk und begehrt' auf's baldeſte daß ſich jedermann gerüſtet mache, in Krieg und zu Feld zu ziehen. Da war jedermann gehorſam und willig, ihm hierin zu dienen und zu helfen.

Da nun das Sordit vernahm, ging er zu ſeinem Herren, des Königs Sohn, fraget' ihn und ſprach: „Gnädiger Herr, was iſt die Urſache, darum mein Herr, der König, euer Vater, mit dem König von Irland krieget? Iſt es eine rechte, redliche Kriegsurſach', oder nicht?“ Deß antwortet' ihm Herr Heinrich: wie ſein Vater, der König, redliche und genugſame Urſache hätte, den von Irland zu bekriegen, und der von Irland hätte des Kriegs keine Urſach'; und nahm das alſo auf ſeinen Eid und Seele. „Herr, — ſprach Sordit — ich will mich mit euch wider niemand unrechtlich in Harniſch nimmer legen, noch euch oder jemand dazu verhelfen, und beſonders wider die Chriſten; denn wir ſollen die Seelen lieber haben, denn die Leiber, die tödtlich ſind; und täglich ihr End' iſt: ſo müſſen die Seelen ihren Lohn empfahen, es ſei gut oder bös“ Der Herr hört' ihm zu der Wort', und gefiel ihm trefflich im Herzen wohl, und lobet' ihn derhalben deſto mehr.

Und alſo ſchieden ſie von dannen und ritten mit viel Volks und großem Heer gegen den König von Irland, der nun da zu Feld lag und das Schloß, das er gewonnen, inne hatte. Als aber nun der König von Irland durch ſeine Späher vernahm, wie daß des Königs von Engelland zween Söhne mit ihrem Volk wider ihn zu Feld kommen wären, da ordnet' er ſein Volk und ritt gegen ſie; denn er war ein männlicher und kecker Ritter und hät ſechs großer Heer' und Feldläger von mancherlei Fußvolk. Und die von Engelland hatten vier Heer' und Haufen. Über den erſten Haufen ward zu Hauptmann geordnet der Graf von Anthoni, der Marſchal war. Zu dem andern ward zu Hauptmann geſetzt Herr Heinrich, des Königs Sohn. Zu dem dritten auch des Königs Sohn, Herr Johann, unter welchem allermeiſt Herren und Grafen waren. Und den vierten Haufen und Heer hät der König von Cornuaille, der gar ein hübſcher Ritter und des Königs naher Freund war, und hät unter ihm die von Gallais. Der von Irland hät viel und mehr Fußvolk, denn die Engliſchen, aber die Engliſchen hatten mehr Reiſigen.

Und da ſie nun zu beiden Seiten zuſammen kamen, da erhub ſich zwiſchen ihnen gar ein großer Streit und ungeſtüm Geſchrei, und wurden gar viel hernieder und zu Tod geſchlagen. Der Graf von Anthoni der ward mit ſeinem Volk faſt gedrungen und genöthigt; denn es gaben ihm die Irländer viel zu ſchaffen, alſo, daß ſie hinter ſich wollten gewichen ſein; denn es kamen zween Haufen an ſie. Das erſah Sordit, der in einem andern Streit bei des Königs Sohn, ſeinem Herren, war; der ſprach zu ihm: „Herr, es iſt Zeit, daß wir zu Hülfe kommen und retten; denn ich ſehe, daß unſer Volk dort Noth leidet, daß ſie beinahe das Feld verlieren müſſen.“ — „Ihr habt wahr.“ Sprach Herr Heinrich. Da ermahnten ſie ihr Volk und die Pferd' und rannten, ihnen zu helfen. Und da ſie nun zu einander kamen, da ward der Ernſt groß, und fingen an ganz unbarmherzig zu ſein gegen einander. Und die Engliſchen trieben alſo durch ihr ernſthaftig Wehren die Irländer wieder hinter ſich, alſo lange, bis ihnen ihr König von Irland mit ſammt ſeinem Kriegsvolk und Ritterſchaft zu Hülfe kam: da ward ein ernſtlich und groß Geſchrei, Sauſen und Tummeln des Volks, und kam das Volk zu beiden Seiten alles an einander und geſchah da gar ein großes Morden und Blutvergießen und blieben viel mannlicher Herren und Ritter allda auf dem Platz, deren Namen anzuzeigen viel zu lang und beſchwerlich wäre. Sordit, der allezeit große Begierde hät, Ritterſchaft zu pflegen und mannliche Thaten vor andern zu thun, ſchlug zu allen Seiten nieder, wen er traf, und machete ſich alſo zu erkennen, denen, die ihn vor nie geſehen hatten, daß man ihm Raum ließ, wo er hin ritt, und thät ſolche Wunder, daß ſein niemand wollt' erwarten. Der König ſah den Ritter an und gedacht' ihm: bleibt dieſer lange leben, ſo macht er mir das Volk fliehen, daß ich den Streit müßte verlieren. Er ermahnete ſein Pferd, nahm eine große, ſtarke Lanze in ſeine Hand, rannte mit großer Stärk' auf ihn und traf ihn alſo hart, daß er ſich hinter ſich bog, und fiel doch nicht, denn man half ihm. Da gedacht' ihm Sordit in ſeinem Herzen: ich bin nichts werth, wo ich mich nicht wieder an ihm räche. Er ſah wohl, daß es der König war; er hatt' auch ſonſt viel guter, mannlicher Thaten von ihm gehört und geſehen. Er erkannt ihn auch an ſeinem köſtlichen Harniſch, der mit Perlen und edlen Geſteinen geſchmückt war. Sordit bedachte ſich bald und rennet' auf ihn, gab ihm ſo einen großen Schlag auf ſeinen Helm, daß ihm dämiſch und ſchwindelicht ward und er für ſich auf den Sattelbogen fiel. Alſo wollt' er den König nicht mehr ſchlagen, denn er furcht', er ſtürbe, und gedachte bei ihm: wie es Schade wäre um ſolchen guten, mannhaftigen Ritter, daß er erſchlagen ſollte werden; er erhaſchet' ihn und zog ihn mit ganzen Kräften von dem Sattelbogen zu ſich auf ſein Pferd, als ein Wolf ein Schaf. Die Irländer erſahen das und vermeinten ihrem Herren zu Hülfe zu kommen; aber ſie ſchafften gar wenig, denn Sordit ſchlug ſo faſt um ſich, daß niemand ſich zu ihm durfte nahen; und zuletzt führet' er ihn aus dem Haufen hinweg und gab ihn wohl zu verhüten und gefänglich zu halten. Da die Irländer hörten, daß ihr König gefangen war, da verlor ein jeder ſeine Mannheit; ſie fingen an zu fliehen zu dem Gebirg' und Wälden, und wurden ihrer gar viel erſchlagen und gefangen in dem Streit und an der Flucht, die ſie thäten.

Alſo kam der Abend und näherte ſich der Nacht. Da zog und ging jedermann zu ſeinem Hauptmann und unter ſein Panier, dazu er geordnet war. Herr Heinrich, des Königs Sohn, der hät gar große Freude, daß Sordit, ſein Ritter, den König von Irland in dem Streit gefangen hätt'; und geſchah davon viel Rede; beſonders auch von ſeiner ritterlichen That, und ſprach jedermann: er wäre der Beſte im Streit geweſen und er allein hätte den gewonnen.

Als nun der Morgen kam und ſie das Feld behalten hatten, da ritten ſie zu der Stadt, die der König von Irland vor gewonnen hät: und da ergaben ſie ſich alle, die darinnen waren.

Darnach ritten ſie in die Stadt, darin der König von Engelland war, und führten mit ihnen den König von Irland und andere Gefangenen; und ritt darnach jedermann heim. Es ward gar große Freude des Siegs in des Königs Hof, und ſprachen alle: wie ſolches durch Sordit wäre geſchehen. Er ſchämete ſich faſt der Wort' und der Ehre, die man ihm darum gab, und ſprach zu dem König und zu der Königin: hätt' er gewußt, daß man ihm ſolche Ehre wöllte haben gethan, er wäre in einem Jahr nicht zu ihnen kommen; denn er ſolches nicht verdienet hätte. „Ei, — ſprach der König — wir vermeinen daran recht zu thun; ſo es euch aber nicht gefälle, ſo wollen wir das fürbaß nimmer thun.“

Nun fragete man den König: wie man dem gefangenen König von Irland thun und ihn halten ſollte? Er antwortet': er wöllte ihm nichts thun, weder in Gefängniß noch Thürnen, nur mit ihm handlen, wie es Sordit gefiele; den ſollte man darum fragen. Sordit ſprach: wie es dem König gefiele; aber wenn es dem König gefallen wöllte, ſo brächt es ihm Ehr' und Lob, daß er den König von Irland zu ihm forderte und bei ihm in dem Saal ließ eſſen.

Dem König gefiel das gar wohl und befahl ihm alſo zu thun. Und des Königs Sohn, Heinrich, führte den König von Irland auf den Saal: der war gar ein zierlicher und hübſcher Ritter, war erſt bei den dreißig Jahren alt und war gar köſtlich mit ſeinem Gewand; denn er hät einen Rock an von braunem güldenen Tuch, und ſein Mantel ging ihm bis auf die Füße hinab und war mit Zobeln gar ſchön unterzogen; und jedermann ſah ihn gar faſt an. Der König und die Königin thäten ihm alle Ehr' und hielten ihn gar herrlich und ſchön, von Sordits wegen, darum, daß der König ſein Gefangener war. Und alſo ſetzete man den König nieder zwiſchen die zwo Jungfrauen, des Königs Töchter. Der König von Irland war gar ein ſchöner Ritter und erzeigte ſich gar adelich und ſchön mit guten, höflichen Gebärden.

Das zwei und dreißigſte Kapitel.

Wie dem gefangenen König von Irland alle Ehr' und Mildigkeit, um Sordits willen, bewieſen ward, und durch Rath Sordits ihm der König von Engelland ſeine Tochter zum Weib gab; dadurch der Krieg zwiſchen ihnen geſtillt und zum guten Frieden bracht ward.

Einsmals, als der gefangene König von Irland zwiſchen des Königs von Engelland Töchtern über Tiſch ſaß und ſein ſchön gepfleget ward, da trat Sordit zu ihm hinzu und ſprach: „Ihr ſollt euch wohl gehalten, gnädiger Herr; denn ihr habet gar ein ſanftes und hübſches Gefängniß, alſo zu ſitzen zwiſchen den ſchönen Jungfrauen.“ — „Sicher, — ſprach der König — dieweil mir Gott ein ſolches gutes Gefängniß giebt, ſo darf ich nicht trauren noch klagen.“

Nach dem Eſſen fing Sordit an mit Worten zu ſcherzen mit des Königs von Engelland junger Tochter und ſprach zu ihr: „Gnädige Frau, was redet ihr von dem König von Irland? Sollte ich wiſſen, daß er euch gefiel' und es euer Gefallen wäre, ſo wöllte ich davon reden und es fürtragen, ob zwiſchen euch beiden eine Heirath möchte geſchehen und gemacht werden, wiewohl mir das nicht gebührt zu thun, noch zugehört; denn armer Leute Rede hat nicht viel Kraft bei den Mächtigen.“ — „Sordit, lieber Freund, — ſprach ſie — habet ihr ſolches ſobald erdacht?“ — „Ja, gnädige Frau, — ſprach er — ich wollte, daß es euch wohl geſiele, denn es gefällt mir ganz wohl.“ — „Es geſiele mir auch wohl, — ſprach ſie — wenn es meinem Herren und Vater geſiel' und meinen Brüdern: ob ich nicht einen andern möchte haben, der nicht ein König oder Herzog iſt, ſondern den beßten Ritter von dieſer Welt.“— „Gnädige Frau, — ſprach Gordit — es iſt ſchwerlich und nicht wohl zu erkennen, welcher der beßte ſei; denn es ſind gar viel guter Ritter auf Erden.“ Das ſprach er darum, daß er vermeinete, ſie redete von ihm; darum wollte er ihr nicht recht geben.

Darnach gingen ſie kurzweilen und zu ſpielen in einen Garten. Etliche ſpieleten in dem Schach, etliche im Spielbrett und fingen viel Kurzweil' an. Und nach dem Nachtmal ſungen und tanzten ſie mit einander.

An dem Morgen früh verſchuf der König von Schotten, der des Königs von Engelland Schweſter hät zu einem Gemahl (ſo hät der König von Engelland, des Königs von Schottenland Schweſter zu einem Gemahl), daß alle Fürſten und Herren zuſammen kamen, der von Cornuaille und viel andere Freien, zu rathen und zu betrachten, wie man dem König von Jeland thun ſollte; und ward viel und mancherlei gerathen, da lang wäre von zu ſagen. Doch am letzten fragete der König den Gordit und ſprach zu ihm: „Lieber Gordit, ſaget uns, was euere Meinung darin ſei und Rath, was uns mit ihm zu thun ſei; denn es iſt billig euers Raths hierin zu pflegen und zu folgen, als deß, dadurch der von Jeland in unſere Gewalt und Gefängniß iſt kommen.“ Gordit wehrete ſich lang', aber zu dem letzten mußt' er ſeinen Rath darin geben und anzeigen, was ihn am beßten gedäuchte hierin zu thun zu ſein. Da ſprach er: „Dieweil ich je dazu reden ſoll, ſo bitt' ich euch, ihr wöllet mir das nicht in Argem aufnehmen, als einem jungen Mann, der nicht viel Weisheit hat. Ich habe vernommen, wie die Urſache, darum ihr in Uneinigkeit und Krieg kommen ſeid, nicht faſt groß zu ſchätzen, ſondern nur eine erdachte Urſach' und ein Muthwille ſei ſolcher großen mächtigen Herren: und geſchieht nicht, als chriſtlicher Glaub' und die zehen Gebot' ausweiſen; denn ſie lehren uns, daß wir unſern Nächſten lieb haben, als uns ſelber. Da Gott auch geboren ward, da erſchienen die Engel den Hirten und verkündeten ihnen die Geburt Gottes, daß er geboren war, und ſangen: Ehre ſei Gott in der Höhe und auf Erden Friede, den Menſchen ein Wohlgefallen! Und alſo redet' er allezeit, ſo er kam zu einer Stadt oder Volk, und auch zu ſeinen Jüngern: daß der Friede mit ihnen wäre. Hat euch nun Gott gegeben große Königreich' und Herrſchaften, ſo hat er's euch nicht gegeben, daß ihr ſollt kriegen, wider die Starken noch wider die Schwachen. Denn der König den armen Leuten und der Kirchen zuwider iſt, die er allezeit ſollte ſchüzzen und beſchirmen und in Fried' und guter Ruh' erhalten: ſo ſind ſie verderbt und mögen nicht aufkommen; und das iſt ſo viel und oft geſchehen, daß es zu erbarmen iſt. Nun hört und merkt, ich will euch ſagen, was ich habe gedacht, dadurch guter Friede zwiſchen euch wird. Das iſt's, daß ihr euere jüngſte Tochter ihm zu einem Weib gebet, damit daß der Krieg zwiſchen euch ein Ende nehme. Nun habt ihr Macht, hierin zu thun, was euch gefällt" Sie antworteten alle und ſprachen: „Geſegnet ſei der, der da geredet hat und die Sache wohl bedacht; denn es iſt ein guter Rath, dem auch ſoll gefolget werden." Da ſprach der König von Schotten: „Sordit, ſeit es euch gefällig iſt und von euerm Herzen ſo ſüße Worte gehen, die jedermann gefallen, ſo befehlen wir euch die Sache." Da antwortete Sordit und ſprach: „Dieweil das euer aller guter Will' und Begehr an mich iſt, ſo will ich mich zu dem König fügen und mit ihm davon reden."

Da ging Sordit hinzu dem König von Irland und redete mit ihm davon und gab ihm zum erſten zu verſtehen die Widerwärtigkeit und Sorge, die in ſeinem Königreich wäre. Und darnach ſaget' er ihm: wie Gott lieb hätte die Leute, die Fried' und Einigkeit hielten und ihren Nächſten und Nachbaren lieb hätten; und wie mancher mächtiger Herr verdorben wäre von Hochmüthigkeit und Geizigkeit. Darnach fraget' er ihn: ob er ſo wohl wöllte thun und des Königs jüngſte Tochter zur Ehe nehmen, damit der Krieg zwiſchen ihnen verkehrt und bracht würde zu Fried' und Einigkeit, und ihm das zu Erledigung dienete? „Ach, — ſprach der König — möchtet ihr das verſchaffen und zuwegen bringen, ich wäre euch, nach Gott, mehr ſchuldig, denn keinem andern Menſchen in aller dieſer Welt." Da fraget' ihn Sordit: ob er ſie wöllte? „Ja, — ſprach der König — von ganzem meinem Herzen begehr' ich ihrer, und iſt nichts, das mir baß liebet und gefällt, denn, das ihr itzt an mich begehret."

Da ging Sordit von ihm, und bald darnach kamen die Räthe zu ihm, um die Antwort, und fragten Sordit: was er hätte funden an den König? Da ſprach Sordit: der König danket' ihnen gar faſt, und wäre ihm der Krieg von ganzem Herzen leid und gefiel' ihm übel, er hätt' auch große Begierde zu dem Frieden.

Die Sache ward alſo richtig, und der König ließ ſie verſprechen gen einander, in Gegenwärtigkeit des Erzbiſchofs von Kandelberg. Sie vermähleten ſich und hielten Hochzeit einen ganzen Monat, und einen köſtlichen großen Hof; und kam dahin der König von Irland mit hundert Rittern, die alle ſeine Freund' und Verwandten waren. Er begabet' und ſchenkte an Sordit vier großer ſchwarzer Hengſte, ſechs apfelgrauer Pferd' und für ſechs und zwanzigtauſend Gulden köſtliche güldene Tücher von braunem Sammet, von Hermelin und von Zobel, ſchönen Feh und viel Pelze. Viel und große Gaben wurden auf dem Hof verſchenkt. Darnach ſchickete der König die Königin in ſein Königreich, da man ſie faſt ehret' und werth hät.

Alſo geſchah durch Gottes Ordnung, daß durch den einigen Rath und Fürſchlag Sordits der Krieg geſtillt und zur Einigkeit bracht ward.

Das drei und dreißigſte Kapitel.

Wie der dritte Sohn des Soldans in Engelland kam mit großer Macht, und wie er forderte und begehrete das Land und alle Gewalt, auch daß ſie Chriſtum verlaugnen und ihren Glauben laſſen ſollten. Auch wie die Gegenwehr von den Chriſten geordnet und angeſchickt ward, und mit was chriſtlichem Unterricht ſie Sordit zum Streit vermahnte.

In dem ſiebenten Jahr darnach begab es ſich, daß der dritte Sohn des Soldans, mit Namen Corbatan, manche Inſel und Königreich beraubet' und einnahm, den Chriſten großen Schaden thät und alſo viel Land und Leut' unter ſich bracht hät. Zuletzt kam er auch in Engelland ſein Heil zu verſuchen, gleich wie ſeiner Brüder einer in Gallicia und der dritte in Klein-Britannia. Es war gar ein groß und erſchrecklich Geſchrei von ihm im Land; denn er hät, mit großen und kleinen, hundert Schiffe. Dieſer ſaget' ab dem König von Engelland und entbot ihm, er ſollte das Land räumen, verläugnen den Gekreuzigten und ſeinen Glauben, und Machometen anbeten. Das Erdreich erzitterte von der großen Gewalt und Menge ſeines Volks, das dahin kommen war.

Der König und ſeine Räthe ſandten überall aus nach Volk. Er ſchrieb auch des Königs von Schottenland Bruder und ſeinem Sohn von Irland und ſeinem Vetter von Cornuaille und gar viel Freien von Duglas. Und als ſie nun zu einander kamen, war des Volks faſt viel; da ſchicket' er nach ſeinen zweien Söhnen und nach Sordit.

Als ſie nun ſich verſammelt hatten, da ritten ſie mit einander aus. Und wie ſie kamen auf vier Engliſche Meilen zu den Heiden, da ordneten und machten ſie ihre Ordnung, wie ſie ſie ſein ſollte. Und des Königs von Schottenland Bruder war der erſte mit ſeinen Schotten. Der König von Irland hät den andern Zug, der König von Cornuaille hät den dritten Zug, der Graf von Gallas hät den vierten, Herr Johann, des Königs Sohn, der ältere, hät den fünften und Herr Heinrich und Sordit hatten den ſechſten. Alſo waren der Hauſen ſechs und faſt groß, und ſie wurden geſchätzet, daß ihrer mehr denn hundert tauſend, allein an Fußvolk und an Schützen wären.

Da der König Corbatan verſtund ihre Zukunft, da ordnet' er zwölf Hauſen; derer waren mehr denn ſechshundert tauſend zu Fuß, welche gar keck und hochmüthig waren, als die, denen man vor in zwölf Jahren nie obgeſieget und obgelegen hätte, nachdem ſie geſchieden waren von dem König aus Babilonia. Dieſen Hochmuth hatten ſie von wegen des Glücks, das ihnen Gott gegönnet hät eine Zeit lang, damit er ſie zur Strafe brauchte als eine Ruthe.

Die Chriſten zogen in voller Ordnung gegen ſie zu, und als ſie eine ſolche große Welt der Heiden erſahen, da verwunderten ſie ſich faſt ſehr, ob dieſer großen Menge. Sie hatten ſich alle zuvor Gott treulichen befohlen, ihre Sünden gebeichtet, Meſſe gehört, das Sakrament genommen und alſo ſich Gott gar ergeben und heimgeſtellet; derhalben ſie viel deſto ſicherer und kecker waren. Sordit ritt auf und ab bei dem Volk, tröſtete ſie ganz chriſtenlich und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren und gute Brüder, ihr ſollt ob dem großen Volk nicht erſchrecken; denn unſere Urſach' iſt von Jeſu Chriſto, der da geſpeiſet hat fünf tauſend Perſonen mit fünf Gerſtenbroten und zweien Fiſchen: und alſo mag und kann er Sieg geben einem wider hundert; darum habe jedermann ein gutes

Herz und Fürſatz, und ſchlaget friſchlich in ſie. Nun reiten wir auf ſie in dem Namen Gottes; denn ſie haben keinen Glauben, der ihnen helfen mag: darum werden wir ſie bald überwunden haben.“

Das vier und dreißigſte Kapitel.

Wie die Chriſten die Heiden angriffen und ſchlugen, und ihr König durch Cordit erſchlagen ward; dadurch ihm der Preis des Siegs allein ward gegeben und zugeſchrieben.

Als nun die Heiden mit großer Macht zu Feld lagen, nicht weit von einer Stadt, die hart von ihnen bedrängt ward und oft angerennet, da kamen die Chriſten eines Tags auch mit großem Volk gegen ſie. Und als ſie einander erſahen, da rannten ſie freudig zuſammen. Es erhub ſich da ein groß Geſchrei und Krachen und wurden in kurz gar viel hernieder geſchlagen, die todt blieben. Der Streit war heftig und groß, auch gar ernſtlich zu ſehen. Cordit erzeigte ſein ritterlich Gemüth, Stärk' und Kühnheit gar gewaltig und machete Weit' um ſich, wo er hin ritt; und alle, die er erreichen mochte mit ſeinem Schwert, die ſchlug er hernieder, daß ihrer wenig davon wieder aufſtunden. Und indem erſah er einen Heiden, der hät Herr Johannen, des Königs Sohn, zu Tod geſchlagen, um den er großen Schmerzen trug: den rannte er an und ſchlug ihn in großem Grimm zu Tod. Corbatan, der Heide, der thät Wunder mit Schlagen und Wehren; der erſah Herr Heinrichen, des Königs Sohn, der gar köſtlich war in ſeinem Harniſch, nahm ſein ſtark, groß und wohlſchneidend Schwert, ſaß auf einem ſchwarzen großen Hengſt, ſprengte ihn an und ſchlug ihn in eine Seiten, daß ihm das Schwert zerbrach. Eilends hät er ein ander Gewehr und ſtach das durch Herr Heinrichen, auf den ein groß Aufſehen war: da ergrimmete jedermann gegen ihn. Da durchſchlug Cordit das Feld und machete jedermann vor ihm fliehen mit ſeinen großen Streichen, die er thät: und in dem Durchbrechen im Streit ſah er ſeinen Herrn gefallen und auf der Erde liegen; welches ihn faſt ſehr erſchreckte. Und in großem Grimm und Eifer, ſeinem Herren zu helfen, ſchlug er mit gewaltigen Streichen zu beiden Seiten um ſich, daß das Volk alles weichen mußte, und mit der Hülfe des Königs von Irland, der ſich ſtäts bei ihm hielt, das Volk dahinten bewahrte. Da ſtund er ab von ſeinem Pferd, half ſeinem Herren und fragt' ihn: wie ihm ſei? Er ſprach: „Wohl, nur, daß ich gerochen werd' an dem, der mir's gethan hat.“ Da ſprach einer ſeiner Diener: „Es hat's Corbatan der Heidenkönig gethan.“ Da antwortete Sordit: „Herr, zweifelt nicht daran, ich will ſterben oder euch rächen.“ Da ſatzten ſie ihn wieder auf ſein Pferd und führten ihn aus dem Gedränge. Darnach nahm Sordit zu ihm etliche und hundert Mann, erſah das Fähnlein des Königs Corbatan, eilet' auf ihn durch das Gedräng' und thät' groß Wunder mit ſeiner Hand, bis daß er kam zu dem König Corbatan: der war nun gar köſtlich in ſeinem Harniſch und hät eine güldene Kron' auf ſeinem Helm. Da ſprach Sordit zu ihm: „O Herr, ihr entgeht mir nun nicht ohne Wiedergeltung: ihr habt mir meinen Herren verwundet.“ Und ſchlug auf ihn mit aller ſeiner Stärke, daß er ganz dämiſch ward und fiel für ſich auf den Sattelbogen. Sordit ſchlug ihm auf ſeine Band des Helms, daß die zerbrachen und kam ihm mit ſeinem Schwert unter den Helm und druckte ſo ſtark, daß er ihm das Haupt abſchnitt. Er nahm den Helm und bracht' ihn ſeinem Herren. Da den ſein Herr ſah, ſprach er: „Gott ſei gelobt! nun will ich deſto lieber und leichter ſterben, ſo ich ſterben muß.“ Und dankete Sordit gar faſt. Darauf antwortet' ihm Sordit: „Herr, gedenket nicht, daß ihr itzt ſterben werdet: ihr werdet ſehen in kurz, daß die Heiden alle überwunden und flüchtig müſſen werden, wenn es ihnen kund wird, daß ihr König todt iſt.“

Alſo ließ er ihn und ging, ſammlete zuſammen vierzig Ritter und ſprach zu ihnen: „Ihr werdet bald ſehen die Heiden überwunden; denn ihr König der iſt todt: ſo die das vernehmen, werden ſie ſich vor Schrecken und Unmuth nicht wehren können, dieweil ſie keinen Herren mehr haben.“ Und als nun die Heiden ihren König todt vernahmen, begunnten ſie zu verzagen, dieweil ſie keinen Hauptmann mehr hatten. Sordit rennet' unter ſie, wo er ſah, daß ſie am dickſten waren, fing an, in ſie zu ſchlagen und ſein Volk zu tröſten, und thät Wunder, bis daß ihn jedermann erkennete durch ſeine Schläge; und jedermann floh vor ihm, als die Haſen vor den Hunden, alſo lange, bis ſie alle begunnten zu fliehen von einander, wie die wilden Thiere. Die Engliſchen, Schotten und Irländiſchen fingen an keck zu ſein, ſchlugen zu Tod, was ſie ankamen, und es wurden gar viel erſchlagen. Die Schützen und Fußknechte kamen in die Flucht, und alsbald einer fiel, ſo war er erſchlagen. Die Heiden wußten nicht, wo ſie hin fliehen ſollten. Etliche lieſen zu ihren Schiffen, aber Sordit mit den Engliſchen hängete ihnen ſo heftig nach, daß ſie ſich nicht mochten verbergen, jagten ſie alle in das Meer und ertränkten ſie. Groß war das Morden und Tödten der Heiden. Sie ruften Machometen faſt an; aber er mocht' ihnen nicht helfen und ſeine Macht und Gewalt war viel zu klein, ſie zu beſchützen und ihnen zu helfen.

Darnach ging Sordit zu einem Schiff, darin waren Heiden, die konnten Latein reden; da fragte ſie Sordit: welches des Heiden, ihres Königs, Schiff wäre und wo ſeine Schätze wären? Da war ein Heide, der zeiget' ihm das. Sie nahmen da die Ruder, fuhren zu dem großen Schiff und ſtiegen darein. Und das Schiff war faſt groß und gar köſtlich mit Bildern und Gemälden, daß es eine Luſt zu ſehen war. Nun waren etliche in dem Schiff, die ſich wollten wehren, aber Sordit ſchlug mannlich mit ſeinem Schwert um ſich, alſo, daß ſie zum Schiff hinaus fielen in das Meer und niemand da blieb, denn allein die zween Heiden, die ihn dazu geführt hatten. Und dieſelben verſprachen ihm, daß ſie wöllten Chriſten werden, dieweil ihr Gott Machomet ihrer ſo viel hätte laſſen umkommen und erſchlagen werden; ſie wurden darnach Chriſten und Sordit gab ihnen viel Guts. Es ſprach ihrer einer zu Sordit: „Dort ſind Kaſten und Truhen, die ſind alle voll Golds und Silbers; denn unſer Oberherr und Meiſter hat das alles von armen Leuten, Inſeln und Königreichen, darin die Chriſten waren, und die bei dem Meer wohnten, genommen.“ Es waren ſolche große Schätze, die darin waren, daß ſie niemand mochte ausſprechen. Ein jeglicher von den Herren und Freien nahm ein Schiff; denn ihrer waren eilf hundert und die Türken waren alle erſchlagen; und da war großer Gewinn, denn jedermann ward reich am ſelben Tag.

Sordit forderte zu ihm ſein Volk, zu dem er am meiſten vertrauet hät, und wollte Söldner und Kriegsleute beſtellen in ſein Königreich, das die Heiden noch inne hatten, und gab aus große Gab' und Schenkung, daß ſich jedermann verwunderte darob, als von ſolcher ſeiner Mildigkeit. Und dies geſchah an einem Montag.

Darnach an dem Mitwoch da ſuchten die Chriſten die Todten und funden den Grafen von Gallas und zween Söhne des Königs von Engelland, auch den Freien von Steinfart und den Herzogen von Gloceſter, mitſamt drei andern Freien, und auch bei fünfzig Rittern und zwei tauſend andern, die Chriſten waren. Da führte man ein Theil in ihr Land und etliche wurden begraben bei dem weiſſen Kloſter.

Der König und all ſein Hofgeſinde hatten große Freude von wegen des Siegs und der Überwindung der Heiden, und ſprachen alle einhälliglichen, daß der gute Ritter Sordit ſie alle überwunden hätt', und meinten, wo er nicht wäre geweſen, ſie wären von den Heiden alle überwunden worden, aber ſeine große Mannheit hätt' ihnen geholfen und dem Land von ihren Feinden. Und doch in ſolchen Freuden hatten ſie auch groß Trübſal, von wegen des Königs Söhnen von Engelland, und wurde da faſt geklagt. Der König tröſtete Sordit und die Königin mit den andern Frauen und ſprach: ſie wären alle erlediget. Da aber Sordit ſeinen Herren da todt ſah, fing er an heftig zu weinen; da tröſtete der König den Sordit und ſprach zu ihm: „Laß dein Trauren, lieber Ritter; er möcht in keines höhern Dienſt nicht geſtorben ſein, denn in Gottes Dienſt und zu behalten ſein Land wider die Ungläubigen.“ Der König, wiewohl er großen Schmerzen in ſeinem Herzen hät, doch, Sordit zu tröſten, erzeigt' er ſich wohlgemuth.

Bald darnach forderte er ſeinen Rath, und war da des Königs Bruder, der König zu Schotten und ſein Vetter der König von Cornuaille und ein Freiherr, und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren, ihr habt geſehen die Wunder, die im Königreich ſind geſchehen, auch wie ich habe verloren meine zween Söhne; und ſo bin ich alt und die Königin nicht faſt jung: darum ſollt ihr gedenken, wer nach meinem Tod das Königreich haben und regieren ſoll.“ Da ſprach der König von Schottenland: „Ich hab' euere Schweſter zu einem Gemahl, und ihr die meine; ſo halt' ich euch für meinen Bruder: aber mich bedäncht gut zu ſein, daß ihr euere Tochter gebt an Sordit; denn, ſo das geſchieht, ſo wird man euch fürchten, und wird euer Königreich wohl regiert.“ Darauf ſprachen die andern Herren alle mit einer Stimme, daß der König aus Schottenland wohl gerathen hätte, dem auch hierin zu folgen wäre. Da gab der König ſeinen Willen dazu und bat hierauf den König aus Schottenland, daß er ſolches an Sordit brächt' und davon mit ihm redete.

Da ging der König von Schottenland zu Sordit und ſprach: „Sordit, ihr ſollt Gott danken; denn man hält euch für fromm und getreu, jedermann hat euch lieb und werth: und der König will euch geben zu einem Gemahl ſeine Tochter Geneſe.“ Darauf antwortete Sordit und ſprach: „Ich danke dem König ſeiner Gnaden und allen denen, die mir ſolches Glück und Ehr' auch ander Gutes gönnen. Aber ſie haben ſich hierin nicht wohl bedacht, und würden übel thun, wo ſie ſolches thäten; denn es iſt nicht gebührlich, daß ich eines Königs Tochter ſollte haben und ein armer Mann ſo groß Königreich erlangen; denn ich bin von einem geringen Geſchlecht. Gott verhüte, daß nicht ein ſolcher hoher Stamm und Geſchlecht von mir geringert und geniedert werde!“ — „Was iſt das, das ihr redet? — ſprach der König — Sind wir nicht alle von einem Vater und einer Mutter? So habt ihr dazu ſo viel Tugend ritterlicher Thaten und Mannheit vollbracht, daß ihr wohl würdig ſeid, eine ſolche hochgeborene Jungfrau zu haben zu einem Weib.“ Sie redeten viel und mancherlei von den Sachen, aber der König von Schottenland konnte keinen Weg finden, daß Sordit ſeinen Willen dazu wollte geben; er fand auch alle wege ſolche Ausred' und Wehrworte, daß ſich der König darob verwunderte.

Und als nun der König von Schottenland an Sordit das vernahm, daß er der Sache halb an ihm nichts ſchaffen mochte, kam er wieder zu dem König und ſeinen Räthen und verkündet' ihnen, was er gefunden und erlanget hätt' an Sordit, wie er dem König faſt Dank ſaget' und ſich ſelbſt ſo gar erniederte. Da ſprach der König: „Sicher, er iſt vermählet oder verſprochen einer Frauen, zu der er ein Wohlgefallen hat, darum er ſeine Treue halten will.“ Darauf ſprachen die andern alle: „Ja, gewißlich wird es alſo um ihn ſtehen.“ Geneſe aber, des Königs Tochter, war faſt betrübt, daß ſie ihn nicht ſollte haben, und ſprach: „Fürwahr, ich ſehe und merke wohl, daß ſein Herz anderswo verpflichtet iſt, da er ſeine Treue an will halten; oder er hat vielleicht eine Hausfrauen.“ Darum hät ſie großen Schmerzen und Unmuth; denn ſie ſein vor allen Männern begehren thät.

Nun laſſen wir von Sordit und von des Königs Hof von Engelland und heben wieder an zu ſagen von Sidonia und dem König von Britannia, wie ſich die Sache weiter, im Abweſen des Pontus, zutrug.

Das

Das fünf und dreißigſte Kapitel.

Wie Gendolet, der kluge und boshaftige, nachdem Pontus hinweg war, ſich am Hof hielt und das Regiment erlangte. Auch wie Sidonia von viel Königen, Fürſten, Herzogen und Herren begehrt ward, und wie Gendolet, ſie zu vermählen, dem König rieth.

Da nun Pontus von Britannia hinweg war, hatte Sidonia hiezwiſchen, ſeiner Hinfahrt halb, großen Schmerzen und Bekümmerniß; das ſie doch klüglich verbergen konnte, daß es niemand an ihr merken mochte, denn allein Eloiſa, ihre geheime Jungfrau, die ſtäts um ſie war und ihr heimliches Anliegen wußte: die tröſtete ſie ſtäts in ſolcher Betrübniß. Es ſprach Sidonia oft zu Eloiſa: „O weh! ich weiß, daß der Hübſcheſte und Frommeſte aus dieſem Königreich gezogen iſt.“ Und dergleichen und andere Klagen, ſo ſie von ihres liebſten Ritters wegen hät.

Nun war Gendolet alſo geſcheit und klug und alſo wohlredend, daß er des Königs Meiſter war, und vertrieb alſo mit ſeinem Klaffen Herlanden, den Seneſchal, von ſeinem Dienſt und machete, daß ihm der König ungnädig war, und brachte den Hof gar in ſeine Regierung, alſo, was er thät, hieß und gebot, daß es war und geſchehen mußte, gleichergeſtalt, als ob es der König ſelber geheißen und befohlen hät: alſo hatt' er ſich eingedrungen an dem Hof.

Als nun viel Könige, Fürſten und Herren, der Sidonia, des Königs Tochter, nachſtellten und um ſie warben, wiewohl ſie das nicht gern hört' und ihren Willen gar nicht dazu geben wollte, war unter andern Fürſten der Herzog von Bourgogne; nachdem er hät hören ſagen, von dem Grafen von Mümpelgart, daß Sidonia wäre die hübſcheſte, ſchöneſte und vernünftigeſte, die in allen Landen wäre. Da nun der Herzog das vernahm, ward er mit Liebe gegen Sidonia gefangen und hängete alſo dem nach mit ſtäten Gedanken, betrachtend, wie er füglich dahin möchte kommen, um ſie zu werben, und fragete: welcher Rath dem König am allerliebſten und nächſten wäre? Da ward ihm geſagt und angezeigt, wie der Ritter Gendolet dem König der wertheſte und fürnehmeſte Rath wäre, an dem alles Thun und Laſſen ſtünde. Auf das ließ der Herzog von Bourgogne mit Gendolet reden, thät ihm große und herrliche Schenkung und verhieß dabei, viel mehr zu thun, wo er daran wäre und hülfe, daß ihm Sidonia zu einem Weib gegeben würde.

Gendolet ward durch den Geiz gefangen und von wegen der großen Schenkung und Zuſagungen, hört' er nicht auf zu praktiziren und gedenken, wie er den König möchte bereden und dahin bringen, daß er ſeinen Willen darein gäbe, nämlich, daß Sidonia dem Herzogen zum Weib würde, und er viel Schenkung dadurch erlangete. Er ging hierauf zu dem König und ſprach, zu ihm gar mit ſchönen und klugen Worten: „Gnädiger Herr, ich bedenk' allezeit euer und euers Königreichs Nutz und Frommen, nachdem ich denn auch zu thun ſchuldig bin: derhalben däucht mich faſt gut und gerathen zu ſein, daß ihr euerer einigen Tochter Sidonia bei euerm Leben einen Mann gebet, dieweil ihr noch friſch, geſund und aufrecht ſeid, und ſolltet euch alſo eine Freundſchaft machen mit einem König oder Herzogen." Und hielt ihm für den Herzogen von Bourgogne, wie er ſie gern hätte, wie er gar ein hoher und mächtiger Mann wäre, und wäre eine große Thorheit ſollte man ihm das verſagen; und redete ſo ſcharf und ernſthaft von der Sachen, daß er den König bewegte, davon mit Sidonia, ſeiner Tochter, zu reden.

Das ſechs und dreißigſte Kapitel.

Wie der König durch den Rath Gendolets bewegt ward, ſeiner Tochter Sidonia einen Mann zu geben, und wie der König hierauf Sidonia für ihn forderte, mit ihr redete der Vermählung halb, und begehrte, daß ſie ihm hierin nicht wollte zuwider ſein, und nehmen den Herzogen von Bourgogne zu einem Mann. Wie Sidonia hierauf um Verzug bat, eine Zeit mit ihr zu verziehen. Hiezwiſchen ſchickete ſie heimlich aus, Ponthus zu holen, der da kam und ſie erledigete.

Nachdem nun der König durch den Rath und Fürtrag Gendolets beredet und bewegt ward zu folgen, ſchickete er bald nach ſeiner Tochter Sidonia, hielt ihr die Meinung und den getreuen Rath Gendolets für und ſprach: „Liebe Tochter, du meine einige Freude, Leben und Aufenthalt, du ſieheſt wohl mein Alter und Unvermögen und weißt, daß ich keinen andern Erben habe, denn dich allein: nun werde ich gebeten und angeſucht von mächtigen Herren, Königen und Herzogen, von deinetwegen. Und ich hab' allezeit hören ſagen, liebe Tochter, wer der Gerechtigkeit widerſtrebe, des Meiſter werde die Gerechtigkeit; und das geſchieht viel und gern, aber, ſo Gott will, nicht in dieſen unſern Sachen, die wie fürhaben. Liebe Tochter, der Herzog von Bourgogne, der iſt ein nächſter Freund des Königs von Frankreich, der begehrt euer zu einem Gemahl; und bedunket mich, daß wir ihm das nicht können verſagen, und ich bin hierin willig, wäre es nur euer Wille." Da ſprach Sidonia: „Gnädiger Herr, es dunkt mich noch nicht Zeit oder Nothdurft zu ſein, daß ich einen Mann nehme." Darauf antwortete der König und ſprach: „Ihr habt mir ſolches lange verzogen, und weiß nicht, warum. Und gebet ihr nicht euern Willen dazu, itzt zumal, ſo werde ich euch nimmer hold ſein." Darob Sidonia faſt ſehr erſchrak, daß ſie ihr Vater ſo hart und übel behandelte, fiel vor ihm nieder auf ihre Knie und ſprach zu ihm: „Gnädiger Herr, es iſt kein Ding, das ihr mit mir ſchaffen könnet und möget, ich thu' es gern: aber, lieber Herr und Vater, ich hab' ein Gebrechen an mir, daß ich euch nicht darf ſagen, bis ich geſund werde. Und ich achte, daß ich vor Pfingſten in dem Sommer nicht geſund möge werden: auf dieſelbe Zeit, ſo meine Sache beſſer wird, will ich euern Willen ohne Zweifel erfüllen." Da ſprach der König: ihm benügte wohl daran; „aber ich geb' euch nicht länger Friſt, als bis auf dieſelbe Zeit." Nun war es dieſelbe Zeit deſſelben Jahrs, daß Pontus von ihr Urlaub genommen hatt' und ihr verheißen wieder zu kommen. Der König hät ein gut Genügen an ihr, ging zu Gendolet und ſagt' ihm die Zeit, die Sidonia ihm beſtimmt hät. Darauf antwortete Gendolet: es wäre gut; ſchickete zu dem Herzog von Bourgogne und verſchuf ſo viel hierin, damit die Heirat beſchloſſen und vereinet ward, alſo, daß ſie ſollten vermählet werden am Montag in den Pfingſtfeiertagen.

Sidonia war gar in großer Unruh' und ſchickete manchmal, zu forſchen, nach Pontus, und konnt' ihn doch nicht erfahren, darum, daß er ſeinen Namen hät verändert, und war in großem Unmuth Tag und Nacht. Und als ſich die Zeit nun näherte, da erſchrak Sidonia gar ſehr, ſchickete nach Herland, dem Seneſchal, und ſprach zu ihm: „Herland, mein lieber Freund, ich bin faſt betrübt und unmuthig, daß mein Herr und Vater hat ſo große und übrige Liebe zu Gendolet, der macht ihn viel ſeltſamer Ding' anzufahen, als, euch zu vertreiben von euerm Amt. Auch durch ſeine Liſt hat er vertrieben den beßten Ritter, der auf den heutigen Tag lebt, als das eine gemeine Red' iſt, ich meine Pontus, der unter euerer Zucht geweſen iſt drei Jahre, der euch auch faſt lieb hät. Und anders viel grober Ding' und Sachen hat er meinen Herrn Vater machen thun, als einer, der viel geſcheiter Worte kann. Damit will er mich auch nöthen, über meinen Willen, den Herzogen von Bourgogne zu nehmen, von dem man mir ſagt, wie er ſo feiſt und ſo alt und dazu nicht wohl bei Sinnen, auch trunken ſei. Nun mag und kann ich wider das Geſchäft und Willen meines Vaters nicht länger ſein, denn bis auf den Montag in den Pfingſtfeiertagen, izt künftig: und ich weiß wohl, ſollt' es Pontus wiſſen, er käme mir darin zu Hülfe; und ich weiß keinen Mann in dieſer Welt, dem ich ſolches offenbaren dürfte, denn euch." — „Gnädige Frau, — ſprach Herland, der Seneſchal — ſo Gott will, ſo ſollt ihr keinen Mann haben, der ſolchen Tadel und Laſter an ihm habe. Aber ich will euch ſagen: Oluner, mein Sohn, iſt einer von den waidlichen Rittern des Lands, den auch Pontus faſt lieb hät; den will ich ſchicken in Engelland und Schottenland und überall aus in die Lande, nach ihm zu forſchen: und findet er ihn, ſo wird er ihn gewißlich mitbringen." Da ſprach Sidonia: es wäre gut, und bat ihn darum.

Da ging der Seneſchal und redete mit ſeinem Sohn der Sachen halben: der war ſolches zu thun willig. Da ward ihm nun die Sach' empfohlen und Sidonia verſchuf ihm Zehrung nach Nothdurft. Er fuhr darnach über Meer, kam zu dem Port von Anthoni und fragete da nach dem Ritter Pontus. Da ward ihm geſaget, wie es bei ſieben Jahren wäre, daß der beßte und allerhübſcheſte Ritter von aller Welt in das Land kommen wäre; aber er hieße mit ſeinem Namen Sordit. Da gedacht' ihm der Ritter Oluner wohl, wie es Pontus wäre und hätte ſeinen Namen verkehret, etlicher Urſache halben. Er machte ſich alſo auf den Weg, ging ferner mit ſeinem Knechte und kam in einen Wald, da waren viel Räuber in, und konnt' er die Sprache nicht. Als die Räuber ihn erſahen, ſo köſtlich in ſeinem Gewand, da lieſen ſie ihn an, beraubten ihn ſeiner Kleider, nahmen ihm alles, was er hät, und verwundeten ihn. Doch kam er von ihnen und verbarg ſich in dem Wald, damit er ſein Leben friſtete. Doch ſo litt er große Armut, daß er ſchier nackend ging und großen Hunger duldete; denn er niemand fand, der ihn in ſeiner Widerwärtigkeit getröſtet hätte oder Hülfe bewieſen. Er war aber faſt mehr betrübt und thät ihm weher, daß er die befohlene Sache nicht mochte ausrichten, denn ſein Verluſt und die Armut.

Er ging durch den Wald und bettelte das Almoſen von Haus zu Haus, von einer Thür zu der andern, bis er kam in Engelland in den königlichen Hof. Er kam alſo auf denſelben Tag dahin an dem Abend, als der König von Schotten hät mit Pontus geredet von der Heirat wegen. Pontus war zu Hof und ſah den Freuden und dem Schimpf zu, ſo die jungen Ritter und Geſellen anfingen und trieben. Oluner ſtund auch da und war ganz nackend und bloß und gar übel bekleidet. Er ſah Pontus an, kennet' ihn, ging zu ihm, kniete vor ihm nieder und ſprach: „Mein Herr Pontus, Gott geb' euch, wohl zu leben und allzeit euere Ehre zu mehren, an welchem End' ihr ſeid!“ Pontus erſchrak und ſprach: „Lieber Freund, mit wem redet ihr?“ Da ſprach Oluner: „Ich rede mit euch, denn ich erkenne wohl, daß ihr Pontus ſeid, des Königs Sohn von Gallicia, der ihr eine Zeit in Britannia bei dem König gewohnt haſt und daſelbſt auch auferzogen und unter der Zucht meines Vaters auf drei Jahre geweſen. Und daß ihr mich itzund da arm und nackend ſehet, das iſt mir geſchehen um euertwillen und euch zu ſuchen; und ſollt mir nicht deſto weniger vertrauen oder glauben, darum, daß ich arm und nakt bin: denn ich bin Oluner, des Seneſchals Sohn.“

Da nun Pontus das hört' und vernahm, da thät er ihn erſt recht erkennen, thät ab ſeinen Mantel, bedeckt' ihn damit, leget' ihm den an, nahm ihn in ſeine Arme, küſſet' ihn und weinete ſo ſehr, daß er kein Wort mit ihm mochte mehr reden. Er führet' ihn mit ſich in ſeine Kammer und fiel mit ihm nieder auf ein Bett, drücket', küſſet' und halſet' ihn gar inbrünſtig und ſprach: „O Oluner, lieber Freund und Bruder, wie ſteht es in euerm Land, daß ich euch ſolchermaß hie ſehe?“ Groß Weinen geſchah zwiſchen ihnen beiden. Pontus aber leget' ihn an mit ſeinen beſten Kleidern; und als er ſich nun angethan hät, da war er gar hübſch anzuſehen. Da ſagte nun ihm Oluner, wie er beraubt und verwundet wäre worden und nicht anders vermeinet hätte, denn, er müßte ſterben; und auch wie er ſich mit Betteln und mit dem Almoſen hätte müſſen behelfen bis hieher. Darnach zeiget' er ihm an, wie es in Britagnia am Hof zuginge, nämlich, wie Gendolet den Hof unter ſich ganz gezogen und bracht hätte, wie der König niemand glaubte, denn ihm allein, und wie er ſeinen Vater vertrieben hätte von ſeinem Amt. Weiter ſaget' er ihm, wie Sidonia gezwungen würde, einen Mann zu nehmen, wie ſie ihren Willen nicht dazu geben wöllte, was ſie für Leid und Unruhe darum hätt' und wie ſie ſich zum letzten nicht länger hätte erwehren mögen, denn bis auf dieſen künftigen Montag in den Pfingſtfeiertagen, und ſollte dann gemählet werden mit dem Herzogen von Bourgogne, der viel böſer Tadel an ihm hätt'; und wie Gendolet das hätt' angetragen und gethan, von der großen Gabe wegen, die ihm derſelbige Herzog gegeben und verheißen hätte. „Und Sidonia entbeut euch, — ſprach er — ſei es eure Gefallen, daß ihr hierin wöllet ihr zu Hülfe kommen, durch die Treu' und Liebe, ſo zwiſchen euch und ihr iſt.“ Da Pontus die Ermahnung hörte, nämlich, daß er durch ſeine Frau ward ermahnet der Treu' und Liebe, ſo zwiſchen ihnen war, da floſſen ihm große Zähren ſeine Backen herab, und er ſprach: „So Gott will, ihr ſoll und wird wohl hierin geholfen.“ Und ſie redeten da ferner mancherlei mit einander.

Die Mähre kam bald zu Hof, wie einer kommen wäre aus der Kleinen Britannia, der Sordit kennet': und er wäre Pontus und hätte ſich alſo Sordit genennet. Und als der König und die Königin ſolches vernommen hatten, thäten ſie ſich ſehr verwundern, und der König ſprach zu der Königin und zu dem König von Schottenland: „Ich gedachte mir nie anders, denn daß er wäre von hohem Stamme, dieweil er allezeit redete von großen und tapfern Sachen.“ Da ſprach die Königin: „O, es nimmt mich nicht Wunder, daß er unſere Tochter Geneſe nicht hat wollen nehmen zu einem Weib; denn er hat ſich vorhin verſprochen gehabt der Allerſchönſten in Britannia, Sidonia genannt, des Königs Tochter: der hat er Treu' und Glauben wollen halten, als ein frommer Ritter, welche er feſt und ſtätiglich hat geliebet ohn' alle Unehr', und gar unbeweglich allezeit blieben iſt bei Frauen und Jungfrauen, daß ich mich ſeines ſtäten, unwankelbaren Gemüths gar oft verwundert habe.“ — „Sicher, — ſprach der König — er iſt ein edler, waidlicher Ritter, mit allen Ehren und Tugenden geziert, desgleichen ich nie geſehen habe. Es wollte mich auch wohl bedunken, wie ſein Gemüth anderswohin ſtünde; denn er keinen Willen wollte haben noch erzeigen, in dieſem Land zu bleiben und zu wohnen.“

Das ſieben und dreißigſte Kapitel.

Wie Pontus ſeinen Ritter mit ſich auf den Saal für'n König führet' und wie der ſie empfing; auch wie der König den Pontus ſtrafte, darum, daß er ſich ſelbſt alſo geunehret hätt' und ihm verhehlet, daß er des Königs Sohn von Gallicia wäre; und was für Ehr' ihm von dem König und den Herren bewieſen ward. Auch wie Pontus dem König und den Herren die Sache mit dem Soldan und ſeinen Söhnen erzählet, wie ſein Herr Vater durch ſie umkommen und er davon bracht worden wäre; hierauf er ſie um Hülf' anrufte, ſein Land wieder einzunehmen; darauf ihm große Hülfe von ihnen ward zugeſagt.

Als nun Abend ward, daß man wollte zu Nacht eſſen, da ging Pontus auf den Saal und führte ſeinen Ritter mit ihm an der Hand; den hät er mit köſtlichem ſeidenen Gewand angethan und wohl geſchmücket und er war gar ein hübſcher Ritter anzuſehen. Der König ging Pontus und dem Ritter entgegen, mitſammt dem König von Schottenland, und ſprach zu Pontus: „O Pontus, warum habt ihr euch ſelbſt ſo faſt geunehret, daß ihr das ſo lange verſchwiegen habt vor uns, und habet uns nicht geſagt, daß ihr des Königs Sohn von Gallicia ſeid? Wir ſind hierin faſt betrogen, daß wir euch nicht mehr Ehre haben erboten, als billig wär': aber ihr ſelbſt habet die meiſte Schuld daran; denn, fürwahr, wir haben es unwiſſentlichen gethan.“ Da Pontus hörte, daß ſich der König alſo entſchuldigete durch Demüthigkeit, ſprach er: „Gnädiger Herr, wiewohl ich eines Königs Sohn bin, ſo iſt es doch ein klein Ding um einen Mann, der ohne Land und Erbe iſt, alſo, daß er von ſich nicht viel halten ſoll; darum auch andere wenig von ihm halten ſollen.“ — „O, — ſprach der König — ich bin wider euch. Wer nun hat die Hübſchheit, Adelheit, Frommkeit, gute Tugend und die große Mannheit, die ihr in euch habt, iſt beſſer, denn kein Ding in allen Königreichen. Und ihr ſeid dabei geſchickt, euer Land mit viel andern Landen wiederum zu gewinnen und an euch zu bringen.“ Nachdem hieß ihn der König ſitzen zwiſchen die Königin und ſeine Tochter; er wollt' oder nicht, ſo mußt' er's thun: er thät das ungern und mit großer Pein. Und als ſie gegeſſen hatten, gingen ſie in einen Garten: da ſpielten ſie und fingen an mancherlei Kurzweile, damit ſie die Zeit vertrieben.

Pontus ging zu dem König von Schotten und zu dem von Irland, zu dem von Cornuaille, auch zu den andern Herren und Fürſten, und ſprach: „Liebe Herren und gute Freund', ich hab' eine Sach' an euch zu bringen und eine Bitt' an euch alle zu thun, darum begehr' ich an euch, mich zu hören.“ Und fing an und ſagte: wie er vernähme, daß der Soldan hätt' ausgeſchickt ſeine drei Söhne, zu fahren und ziehen auf die Chriſten, zu gewinnen Land und Reich, und wie ſie groß Volk und Schätze hätten; auch wie er mit ſeinen Söhnen hätte geredet, welcher unter ihnen am meiſten gewönne und der keckeſte wäre, der würde ihm am liebſten ſein. Zeigt' ihnen auch weiter an: wie einer aus ihnen in Gallicia und durch Geſcheitigkeit in die Stadt Cologne wäre kommen und wie er da viel Gewalt und Frevel getrieben hätt'; und wie ſie große Tirannei trieben. Und ſagte: wie ſie ſeinen Vater erſchlagen hätten, wie ihn ein frommer Mann, der ihn gelehrt, hätte verborgen in einem alten Berg, und wie er in Sorgen ſtund, daß ihn der Hunger nicht wieder heraustriebe, und wie er ſelb vierzehen, die alle Kinder und Herren Söhne waren vom Land Gallicia, aus dem Berg gangen wären, wie ſie darnach gefangen wurden und ſie ein Ritter erlöſet'; auch wie ſie darnach Herland, der Seneſchal, erzogen und angehalten hätt', als ſie in Klein Britannia kommen waren, und wie ſie einen Schiffbruch erlitten hätten, und ſo weiter. Und als ihnen Pontus ſolches erzählete, da waren viele unter ihnen, die herzlich weinten, als ſie bedachten und hörten die große Noth und Angſt, die Pontus mit den Seinen hätte gehabt und erlitten. Und als er nun die Sache gar erzählet, wie es ſich mit ihm verlaufen hätte, da ſprach er fürbaß: er wöllte zu derſelbigen Gegend reiten auf die Ungläubigen; „denn Gott ſei gelobt! — ſprach er — ich bin in derſelben Geſellſchaft geweſen, da man ſie hat überwunden und geſchlagen; und die Hoffart der zweien des Soldans Söhne haben wir unterdrückt und vertilget. Nun iſt noch der dritte, der mein Königreich innen hat, das ich ſollt' inne haben und mir zugehört; darin das Volk große Angſt und Noth erlitten hat. Doch hab' ich vernommen, wie das Land gar wohl regiert ſei geweſen, alſo, daß wenig Volks erſchlagen iſt worden; denn ſie machten ſich alle unterthänig: ein jeglicher Menſch mußte geben einen Gulden, und durch dieſelbige große Steuer, die die Heiden erhuben, ließen ſie jedermann leben und glauben, was einem jeden gefiel und er glauben wöllte.“ Da ſprach der König von Engelland: „Wir erbieten uns zu euch mit dem Leib, wiewohl daß ich alt bin, und auch dazu mit Leuten, Land und Gut.“ Deßgleichen thät auch der König aus Schottenland und alle andere Könige und Fürſten. Pontus dankete den Königen und Fürſten faſt und gar demüthiglich, bat Gott, daß er ihnen das vergelten wöllt', und ſprach zu dem König von Engelland und anderen Königen und Herren: „Ich will keinen König noch Herzogen mit mir führen, nur allein Kriegsleute: derer will ich haben bei zwölf tauſend, die ich verſolden will; denn, Gott ſei gelobt, ich habe genug dazu.“ Und es war wahr, daß er genug dazu hät; denn er hatte funden in des Königs Corbatan Schiff, in dem letzten Streit, ſo viel und ſo einen großen Schatz, daß es unausſprechlich war. Und die Könige und Herren erboten ihm viel Golds und Gelds, aber er wollte nichts von ihnen nehmen.

Er nahm aber von einem jeglichen König die beſten Ritter zu ihm, bis daß er hät ſo viel, als zwölf tauſend ſtreitbarer und wohlgerüſteter Mann, gab ihnen Sold nach allem ihrem Willen und ſie hatten große Freud' und Luſt mitzuziehen. Und man ſchickete mit ihm den Grafen von Glocester, den Freien von Richemont und den Grafen von Darby, die waren die Oberſten von den Engliſchen; und der Graf von Ales und der Graf von Duglas, die waren die Oberſten von den Schotten; und von jedem Land führt' er einen Grafen und Freien, zu regieren über ihre Landsleute. Und da ſie nun waren in ihren Schiffen, und als es alles wohl zugerichtet und verſehen war nach Nothdurft, und ſie Urlaub genommen hatten von ihren Herren und Freunden, zogen ſie auf ihre Segel und ſchieden daſelbſt von dannen mit großen Freuden von dem Port Anthoni.

Und Pontus nahm inſonderheit Urlaub von dem König, der Königin und Geneſe, des Königs Tochter: da war groß Weinen und Klagen, und Pontus mußt' ihnen verheißen, daß er auf's baldeſte, ſo er möchte, wiederkommen wöllte, wenn er ſeine Sache hätt' ausgerichtet; und er danket' ihnen der großen Ehr' und Freundſchaft, ſo ſie ihm hätten gethan. Und der König von Schottenland und der von Irland, und auch der von Cornuaille gaben ihm das Geleit, wider ſeinen Willen, bis zu den Schiffen. Und als ſie dahin kamen, da nahm er Urlaub von ihnen und ſie wiederum von ihm, und ſchieden mit großem Leid von einander. Der König von Irland ſprach zu Pontus: „O mein lieber Freund, nun ſehe ich wohl, daß ihr mich nicht lieb habt; denn, ihr habt mir viel Gutes gethan und ich und mein Königreich mögen euch das nicht vergelten, und ihr wollt nicht, daß ich mit euch fahr', euch zu dienen und zu helfen." — „Herr, — ſprach Pontus — ich dank' euern Gnaden, ich widerſpreche nicht eure Hülf' und Dienſt; denn darnach ich's befind' in meinem Land und wie es darum eine Geſtalt hat, darnach muß ich mich richten und thun: darum, auf dieſes mal will ich euch, noch keinen andern meiner Herren mitnehmen, bis ich weiß, wie es in meinem Land, etlicher Sachen halb, ſteht und zugeht." Da küßten ſie einander und nahmen alſo Urlaub beide Theile.

Da ſchied Pontus von dannen und kam in die Gegend die vor ward genannt Britannia; und er wich mit großem Leid von dem Land. Sie fuhren Tag und Nacht, bis daß ſie kamen gen Vannes, da er ſeinem großen Schiff zu bleiben befohlen hät auf dem hohen Meer; und er ſprach: er wollte nicht das Meerſchiff von dannen führen; und ſie ſollten Kaufleute machen mit Salz und ſollten fahren zu dem Port. Er ſchuf ſeine Sache wohl und ordentlich, nahm etliche Schiff' beſonders, da er in hatte wohl drei hundert ſtreitbarer Mann.

Er hieß ſie ſich anlegen in ihren Harniſch, als ſie waren in einem Wald zwiſchen Kreil und Vannes, und befahl ihnen, daß ſie nicht von dannen ſollten weichen, bis ſie hätten gewiſſe Botſchaft und Wortzeichen von ihm, daß ſie kommen ſollten; denn er ihnen entbieten wollte zu kommen auf den Pfingſttag, da die Hochzeit ſollte ſein auf dem Montag darnach mit Sidonia und dem Herzogen von Bourgogne.

Er ſaß auf ſein Pferd und nahm nur einen Knecht allein mit ihm auf denſelbigen Tag; und er ritt, bis er einen Bettler fand, der ſein Brot um Gottes willen ſuchte, deſſen Kleider und Rock faſt zerriſſen waren, und hät eine Kappen auf mit Muſcheln und Pilgerzeichen daran gehenkt; er ſprach zu ihm: „Lieber Freund, wir wollen mit einander wechſeln, ich will dir geben meinen Rock um den deinen mit der Kappen." — „Ach, — ſprach der arme Mann — ihr ſpottet mein." — „Nein, fürwahr." Sprach Pontus. Er that ſich ab, hieß den armen Mann anlegen ſein Gewand und nahm er des armen Manns Gewand und legete das an, auch ſeine Kappen und den Hut und nahm den Stab in ſeine Hand. Als ſein Knecht das ſah, ſprach er zu ihm: „Ei, Herr, was thut ihr? Seid ihr nicht witzig, daß ihr ihm gebet eure Kleider um die ſeinen." — „Schweig' ſtill, — ſprach Pontus — du weißt nicht, warum ich das thue; halt' dich heimlich und ſtill, führe die zwei Pferd' in die Stadt und zeuch ſie nicht ferner, bis ich zu dir komme."

Da zog Pontus an einem Stab dahin, als ein Pilger, bis er auf den Weg kam, da der Herzog von Bourgogne her kommen ſollte. Und bald ſah er etliche ſeiner Diener daher reiten und ſah, daß der Herzog von Valles vor ihm her kam und er darnach; er ritt auf einem großen ſchwarzen Pferd gar gemächlichen und redete gar ernſthaftig mit Gendolet.

Das acht und dreißigſte Kapitel.

Wie Pontus in Pilgrimsweiſe dem Herzog von Bourgogne und Gendolet begegnete, wie er ſie mit ſpöttiſchen Worten anredete. Und wie er zu Hof auf die Hochzeit kam und als ein Bettler geſpeiſet ward; und wie er durch einen Ring, den er in den Becher heimlich fallen ließ, Sidonien bekannt und offenbar ward und alle ihr ſeine Anſchläg' anzeigte.

Und als der Herzog daher ritt, hät er eine Hand auf Gendolets Schulter liegen: da ſtund Pontus am Weg, und als ſie fürhin ritten, ſprach er: „Schau', die zween Söhne ſind wohl gezogen, ſie haben zween große Bäuch' und ſind gar feiſt." — „Ei, — ſprach Pontus zu Gendolet — euer Bauch hat manche Suppen und gute Biſſlein vom Hof gegeſſen: ihr ſeid wohl geſchickt zu einer Maſtſau zu Hof." — Gendolet ward zornig, warf ſein Pferd herum und ſprach zu ihm: „Bube, wie darfſt du mir ſolche Worte geben?" Und wollt' ihn mit der Geißel geſchlagen haben. Pontus erhaſcht' ihm ſein Pferd, kehret' es ihm um, nahm ſeinen Stab und ſprach: „Ihr thut mir nichts." Und der Herzog ſprach zu Gendolet: „Laßt den Buben gehen; denn man mag keine Ehr' an ihm erjagen."

Sie ritten fürder und Pontus ging hinten nach. Und da er ſah, daß ſie hinein gen Hof gingen, da wollt' er auch mit ihnen hinein gehen: der Thorwärter widerredete das, wollt' ihn nicht hinein laſſen, nahm ihn bei der Schulter und wollt' ihn wieder heraus werfen; aber Pontus machet' ihn fallen und ſprach alſo: er wäre einer von den dreizehen armen Leuten, die eſſen ſollten vor des Königs Tiſch. Da ſprach der Thorwärter: „Du biſt ein böſer, verwieſener Bettler; man gebe dir alles Unglück!"

Nun war da eine Gewohnheit, daß man zu eines jeden mächtigen Herren Hochzeit nahm dreizehen armer Mann und ſetzte die für der Braut Tiſch, in der Ehre Gottes; und nach Eſſens ſo gab ihnen die Braut zu trinken mit ihrer eigenen Hand. Pontus ging und ſaß nieder, als der dreizehen Armen einer. Man ſpeiſete ſie von mancherlei Eſſen: aber Pontus aß wenig und ſah ſtäts nur auf ſeine Frauen Sidonia, welche war faſt ſtill und unmutig; denn Gendolet hät ihr geſagt, wie Pontus todt wäre. Nun dachte ſie ſtäts an ihn, dieweil eben die Zeit war, da er ihr hatte verheiſſen wieder zu kommen. Und als die Braut hinaus wollte gehen, da war ein Gang, da die dreizehen armen Männer in ſtunden: da war eine Jungfrau, die trug eine ſilberne Kanne mit Wein und eine andere trug einen güldenen Kopf, da die Braut den dreizehen armen Leuten zu trinken aus gab. Pontus war der letzte, der trank, und als er den Kopf zu dem Mund hielt, da ließ er einen Ring mit einem Diamant darrin fallen, den ihm Sidonia vor Zeiten hät gegeben. Und da er getrunken hät, ſprach er zu ihr heimlich: „Gnädige Frau, trinket, durch Pontus willen.“ Als ſie den Namen hörte nennen, erſchrak ſie vor Freuden und trank den Wein. Und als ſie trank, da ſah ſie in dem Wein den Ring und erkannt' ihn bald; davon ſie große Freud' empfing, und wußte nicht, was ſie daraus gedenken ſollte. Sie ſchickte bald nach ihrer Jungfrauen Eloiſa und ſprach zu ihr, daß ſie zu ihr kommen hieße den großen armen Mann.

Darnach ging ſie in ihre heimliche Kammer. Eloiſa führete den armen Mann zu ihr und meinte, die Braut wöllte vielleicht ihm etwas um Gottes willen geben; und die andern Armen vermeinten auch alſo; denn ſie wußten wohl, daß ſie barmherzig war. Nun, als ſie in ihrer heimlichen Kammer war, darnach nicht lange kam Eloiſa und auch der große arme Mann mit ihr, der gar faſt verändert und verkehrt war, daß ihn niemand mochte erkennen.

Das neun und dreißigſte Kapitel.

Wie Pontus in eines armen Manns Geſtalt zu Sidonia kam, wie und was ſie mit einander redeten, wie Pontus ſich zuletzt an Sidonia zu erkennen gab, und wie ſie ihn haben wollt' und ihm die Ehe verſprach. Auch wie er unbekannt mit ſeinen Geräthen auf die Bahn zu ſtechen kam und den Herzogen von Burgogne, ihren Vermählten, zu Tod rannte.

Sidonia fing an zu reden mit dem Bettler, nach dem ſie geſchickt hät, und ſprach zu ihm: „Lieber Freund, wer hat dir gegeben den Ring, den ich funden hab' im Kopf? Durch Gottes willen bitt' ich dich, verſchweig' mir nichts.“ Da ſprach er: „Gnädige Frau, wißt ihr nicht, wem ihr den gegeben habet?“ — „Ja, — ſprach ſie — iſt er aber noch bei Leben? Verſchweige mir nichts in keinerlei weg.“ — „Er lebet wohl.“ Sprach er. Da hub ſie ihre Händ' auf und ſprach: „Gott ſei gelobet, daß er noch bei Leben iſt!“ — „Wie, gnädige Frau, meinetet ihr, daß er todt wäre?“ — „Ja wohl; — ſprach ſie — denn Gendolet und viel andere haben mir's geſagt.“ — „Wie, wenn ihr ihn ſähet, was wolltet ihr dazu reden?“ — „Was ich reden wollte? — ſprach ſie — Ich ſage, daß mein Herz keine größere Freude nicht empfangen könnte noch möchte.“ Da er das hörte, da verkehrt' er nicht mehr ſeine Rede und reinigete ſein Angeſicht, das er gefärbt hät: da erkennete ſie ihn auf Stund' und ſprach: „O, ihr ſeid Pontus! Nichts iſt in dieſer Welt, das mir lieber iſt, denn ihr, nach Gott und meinem Vater.“ Sie hatte große Freude ob ihm und halſet' ihn gar freundlich. „O gnädige Frau, — ſprach er — es iſt mir eine große Freude, daß ihr einen Mann habet, und ſo einen mächtigen, und daß ihr ſo wohl verſehen ſeid.“ Und redete das alſo, ſie zu verſuchen. „O, — ſprach ſie — lieber Freund, davon redet nur gar nichts; denn ich keinen andern Mann haben will, als euch, wenn es euer Gefallen wäre, mich zu nehmen; und das verſprech' ich euch von Herzen und Mund. Und es iſt nichts, hat auch keine Kraft, was man an dem letzten verheißet und gelobt, ſondern, was man zu dem erſten verſpricht, das iſt man ſchuldig zu halten; denn das erſte Gelübde geht allweg für: darum ich's auch nicht wankeln will.“ — „O gnädige Frau, — ſprach Pontus — das ſollt ihr nimmer erdenken gegen mich armen Mann, der ſein Brot durch Gottes willen nimmt; und wölltet ihr einen ſo mächtigen Herzogen von meinetwegen laſſen? das wollte ich euch nimmermehr rathen, von der Treu' und Liebe wegen, die ich zu euch hab' und trag'." — „Lieber Freund und edler Ritter, — ſprach ſie — ich will keinen andern nicht haben, denn euch; denn mir wäre zu tauſend malen baß, bei euch zu leiden Unruh' und ſolche Armut, als ihr leidet, denn alle Reichthümer und Güter des allermächtigſten Königs auf Erden. Und habt ihr etlichen Abgang und Mangel, die hat euch Gott zugeſchickt, euch zu verſuchen: und darnach wird euch Gott das zwiefältig wiedergeben und Ehr' und Reichthum verleihen, nur daß ihr allzeit eine gute Hoffnung und Vertrauen zu ihm habt." Da nun Pontus hörete die große Treu' und Liebe von ihr gegen ihn, ſprach er: „Gnädige Frau, es war nie keine beſſere Liebe, denn zwiſchen euch und mir iſt: darum will ich euch nun nichts mehr verſchweigen. Wiſſet fürwahr, daß ich Gold und Silber auch edel Geſtein mehr habe, denn euer Vater, mein Herr; und habe zwölf tauſend ſtreitbarer Mann, denen ich Sold geb' ein ganzes Jahr, mir zu helfen ſtreiten und das Königreich wieder zu gewinnen, das meines Herren und Vaters iſt geweſen. Darum fürchtet euch nicht. Und ihr ſollt kommen [illegible] und dem Stechen zuſehen; und laßt euch führen zu Polidas, meinem Vetter, heißt auch meine andern Geſellen bei euch ſtehen, welche ihr wißt, die ich lieb habe: und ich will kommen auf die Bahn und will ſtechen. Bewahr' euch der allmächtige Gott! ich kann nun nicht länger bei euch ſein." Er halſete ſie gar freundlich, und durfte doch ſie nicht küſſen und auch darum nicht bitten.

Alſo ging er von ihr und hinkte dahin, als ein Bettler, der da lahm wäre. Er kam alſo zu ſeinem Knecht, der ſein wartete, ſprang auf ſein Pferd und ritt durch den Wald zu den andern ſeinen Geſellen. Da ſie ihn ſahen, da erkannten ſie ihn nicht mehr und waren etliche unter ihnen, die ſprachen: er wäre ein Späher. Aber er hub an und lachet' und ſaget': „Ich bin Pontus." Da thäten ſie ihn erkennen und fingen an zu lachen und lachten ſein gar genug. „Herr, — ſprach der Graf von Glocester — es hätte nicht viel gefehlet, wir hätten eine Unzucht an euch begangen und erzeigt: wie habet ihr euch ſo gar unterthänig gemacht?" Da befahl er ihnen, daß ſie ſich ſollten in Harniſch legen, heimlich zu ſtechen, und ſollten auf die Bahn kommen, nach einander, je zwanzig, je dreißig: und daß keiner nichts thäte, denn, was man ihm beföhle. Pontus ſagt' ihnen den Hof und die Hochzeit. Er ging mit vierzig ſeiner Ritter, der beſten, die thäten ihren Harniſch an, und ſagte ihnen ſeine Sach' und Anſchläge.

Sie ritten alſo auf die Bahn zu ſtechen. Die von Britannia und von Burgund nahmen Wunder, was Leute das wären, die ſo mit einer köſtlichen Kleidung und Rüſtung kamen und ſo wohl ſtechen konnten. Und als nun Sidonia dahin kommen war, mitſammt andern Frauen zu dem Stechen: da kam Polidas, nahm ſie dem Gendolet, der ſie führt', und ſprach: er wöllte ſie zu dem Stechen führen; denn ſie hätte das vormals alſo mit ihm geſchaffet. Gendolet ward zornig darum und ging hinweg. Sidonia ſagete dem Polidas, wie ſein Vetter Pontus da wäre und würde bald ſtechen. Da das Polidas vernahm, da empfing er große Freude darob.

Als er kam, da iſt nicht zu ſagen, was für Freude Sidonia empfing, da ſie ihn ſah kommen, der da der aufrichtigeſte und freudigeſte Stecher war unter ihnen allen, und ſchlug darnieder Ritter und Knecht, brach viel Spieß' und trieb Wunder. Sidonia neigete ſich zu Polidas und ſprach: „Sehet zu dem Ritter, der blau trägt in ſeiner Kleidung und eine weiße Frauen, die einen Löwen hat an einer Ketten, in dem Schild, und hat güldene Buchſtaben darum, die lauten: Gott hilf! und hat fünfzig Geſellen, die alle ſeine Farb' und Zeichen führen, ausgenommen die güldenen Buchſtaben. Sicher, — ſprach ſie — der mit den güldenen Buchſtaben iſt Pontus, euer Vetter, und die andern ſind ſeine Geſellen.“ Da ſprach Polidas: „Gnädige Frau, ich erkenne ihn gar wohl an ſeinem Reiten und auch an ſeiner ritterlichen That, die er thut; darum ſo hab' ich große Freud', alſo, daß ich nicht größere Freude möchte haben.“ Und ſaget auch: wie ſeine Geſellen, die um ihn hielten, ihm trefflichen wohl gefielen.

Darnach da kam der Herzog von Burgundia auf die Bahn. Er ſaß auf einem großen Pferd von Hiſpania, war auch gar köſtlich in ſeinem Harniſch und hät dreißig Ritter, die ſeine Geſellen waren und alle mit ſeiner Farbe bekleidet; die hatten ihre Lanzen eingelegt und fingen an zu rennen und zu ſtechen wider die Britanniſchen, die auch auf der Bahn hielten. Da das Pontus erſah, da begunnt' er auch zu ſtechen gegen ſie und fing an, Ritter und Pferd nieder zu ſtechen; darob ſie alle erſchraken und ſich entſagten.

Der König mit den Frauen und die andern Ritter und Herren, die da zuſahen, forſcheten: wer der große, gewaltige Ritter wäre, der die Frau in ſeinem Schild führete, die einen Löwen an einer Ketten hätte mit den güldenen Buchſtaben, und der ſo viel Geſellen hätt' in ſeiner Farbe? Jedermann ſprach: er wüßte es nicht.

Der Ritter aber trieb Wunder mit ſeiner Ritterſchaft, und wen er traf, den ſtieß und ſchlug er hernieder, beide, Roß und Mann. Und ſprach das Volk zu einander: „Sehet das Wunder, das dieſer mannliche Ritter vor den andern ſchafft!“ Die Frauen ſprachen: „Er iſt ſicher ein redlicher Mann und gar guter Ritter.“ Sidonia, welche gar eine hübſche, ſchöne und adliche Frau war, dazu weiſ' und vernünftig, die ſprach: ſie hätte nie keinen mehr geſehen, der ſo wohl und ritterlich thät' und der Pontus ſo faſt gleichete, des Seele Gott tröſt', als der.

Der König ſprach: „Liebe Tochter, ich wollte nicht gern, daß der Ritter begegnete euerm Mann; denn ich beſorget', er ſchlüg' ihn nieder, oder er thät' ihm etwas zu Leid: Sein Stechen iſt gar groß und gewaltig.“ Da ſprach Sidonia: „Gnädiger Herr, er iſt weiſ' und hütet ſich wohl dafür; denn mich bedunket, er gebe genug zu ſchaffen denen, die mit ihm ſtechen.“ Alſo geſchah da viel Rede von Pontus und ſeiner Ritterſchaft, daß jedermann groß Wunder darob nahm; und konnten nicht erdenken, wer er wäre.

Nicht lange darnach begab es ſich, daß Pontus dem Herzogen von Bourgogne entgegen kam: der war gar köſtlich in ſeinem Gewand, und Pontus gedauchte wohl, wie er es wäre oder aber ein anderer mächtiger Herr von Bourgogne. Er ſchlug bald ſein Pferd mit den Sporen gar gröblich und traf den Herzogen von Bourgogne in ſeinem Schild; ſein Speer war groß und ſtark und er traf ihn alſo härtiglich, als einer, der viel Kräft' und Stärke hät, und beſonders an einem ſolchen Ort, da ſeine Frau Sidonia ſtund und das zuſehen mußte, die er lange nicht geſehen hät, und ſtieß ihn alſo hart, daß er rücklings über ſein Pferd fiel und blieb mit einem Fuß in dem Stegreif hangen, daß ihn das Pferd alſo ſchleift' in einen Graben; es lief durch das Gedränge und wollt' über den Graben ſein geſprungen und fiel ſo gröblich, daß der Herzog darunter kam, beide ſtarben, und er vor kaum zu beichten kam. Die von Burgundia waren unmuthig und

und traurig um ihren Fürſten und Herren; denn jedermann ſah wohl, daß der Bräutigam todt war. Pontus hörte wohl das Klagen, und wie der Bräutigam todt wär', aber es kümmerte ihn nicht faſt, und auch deßgleichen Sidonia.

Pontus mit ſeinen Geſellen ſtunden ab von ihren Pferden und gingen hinauf zu den Frauen: da grüßten ſie die Frauen alle und gingen zu Sidonia. Pontus nahm Sidonia mit der Hand und ſprach zu ihr: „Gnädige Frau, ihr müßt mein Gefangener ſein; doch will ich euch ein gutes Gefängniß geben.“ Sidonia ward ſchaamroth und hät doch große Freude darob in ihrem Herzen, die niemand erdenken mag, antwortete Pontus und ſprach: „Iſt es alſo, daß ich euer Gefangener muß ſein, ſo will ich es leiden.“

Der König ging hinaus und war faſt unmuthig von wegen des Tods des Herzogen von Bourgogne. Alsbald er aber bei ſich betrachtete die große Ritterſchaft, die Pontus thät und begangen hät und wie er ſeine Tochter genommen, da gewann er große Freud' und ſprach: es hätte Gott alſo geſchickt und geordnet, daß ſie ihm zum Weib werden ſollte; und er möchte ſie auch keinem beſſern Ritter geben, denn ihm; „denn an ihm — ſprach er — iſt ſo große Würdigkeit und Frommkeit, daß er wohl würdig iſt zu haben des namhaftigſten Königs Tochter, der da lebet auf dieſer Erde. Und ſicher, ich vermeinet', er wäre todt, nach dem, als man mir zu verſtehen hat gegeben.“ Und ging alſo mit offenen Armen gegen Pontus und ſprach zu ihm: „Seid mir Gott willkommen, lieber Pontus, edler Herr und Ritter; euere Zukunft giebt mir große Freud': und daß ihr meine Tochter haben ſollt, bin ich ganz willig und zufrieden.“

Das vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus ſich vor dem König demüthiget und ihm königliche Ehre beweiſet, mit Wünſchung langes Lebens und alles Glücks. Auch wie Pontus von jedermann mit großen Freuden empfangen ward; und wie der Herzog von Gloceſter dem König alle Handlung mit Pontus, wie ſich's in Engelland in allen Sachen verlaufen hätt', ordentlich erzählte; und wie ihm zuletzt Sidonia, des Königs Tochter, vermählet ward.

Wie nun Pontus ſah, daß der König gegen ihn ging, fiel er nieder auf ſeine Knie, thät ſeine Haube ab und bat Gott, daß er ihn behütete vor Übel, ihm langes Leben gäbe, und ſeinem allergnädigſten Herren, was ihm lieb und nützlich wäre. Da umfing ihn der König und hatten ſie große Freude.

Nun iſt nicht zu ſchreiben, wie ſchön und höflich er von Sidonia empfangen ward; auch von ſeinem Vetter Polidas und von den andern ſeinen Geſellen, die alle voll Freuden waren, und wußten nicht, wie ſie ſolche Freude gegen Pontus genugſam ſollten ausgießen und anzeigen.

Gendolet, der häſſige und neidiſche Menſch, der ihm alles Glücks und Ehren mißgönnete, ſtellte ſich auch dergleichen mit dem Mund und Gebärden, als ob er ſich heftig freuet': aber es war eitel Gleißnerei mit ihm und war ihm gar nicht im Herzen, ſich zu erfreuen; denn er war aller ſeiner Hoffnung beraubet.

Alles Volk in der ganzen Stadt, die dankten Gott dem allmächtigen und ſprachen: „Gott hat uns gegeben und geſchaffet einen König, der uns wird beſchirmen und behüten vor allem Übel und böſen Nachbarn." Groß war die Freude von wegen der Geſchicht' und großen That des Pontus. Es kam auch zu ihm der Herzog von Gloceſter und der Graf von Richemont und viel andere Freien und Ritter von Engelland, empfingen ihn gar ſchön, wünſchten ihm viel Glück und Heil und erzeigten ſich dermaßen, daß ſie ihm alle faſt der Ehren gönnten.

Der König forſchete bei Pontus nach dem König von Engelland, der denn ſein nächſter Freund war. Da ſagt' ihm der Herzog die Geſchichte: wie es dem König wäre ergangen, und wie er durch den mannlichen Ritter Pontus ſeinen Feind hätt' überwunden, das iſt zu verſtehen, den König von Irland, welcher mit großer Macht wider ihn zu Feld ausgezogen war. Und ſagt' ihm gänzlichen, wie ſich die Sache verlaufen hätt' und wie er ihn nicht hätte wollen ſchätzen um Güter, und ſo weiter. Und ſaget' ihm auch dabei: wie des Soldans Söhne kommen wären mit viel und großem heidniſchen Volk, wie ihn Pontus hätte erſchlagen und hätte gewonnen einen großen Schatz von deſſelben Soldans Sohn, der ſo groß und viel wäre, daß es niemand könnte ausſprechen, und wär' ein Wunder zu hören; denn des Soldans Sohn hätt' in zwölf Jahren nichts anders gethan, denn viel Inſeln und Chriſten berauben, von welchen er einen großen und unausſprechlichen Schatz aufgehoben hätte. Und ſagte darnach: wie Pontus ſich Sordi hätte genennet und hätte ſich dargegeben für einen ſchlechten Ritter. Da der König vernahm, daß ſich Pontus alſo hätte genennet, bedaucht' ihn, er hätte es darum gethan, daß er wider ihn geredet hät, und darum, daß er ihn nicht wollte laſſen mit zweien oder dreien kämpfen und fechten. Weiter ſaget' er ihm: wie der König von Engelland, mitſammt andern Königen, die ſeine Freunde waren, mit ihrer aller Verwilligung und Rath, an Pontus ſeine älteſte Tochter Geneſe gegeben wollte haben, damit er König zu Engelland wäre werden, nach ihrem Vater, dem König, und auch bei des Königs Leben Verweſer geweſen ſein ſollte in Engelland. Und ſagete: wie ſich Pontus ſelber hätte verachtet und geunehret, wie er kein Weib nehmen wollt' und er ſolcher wohlgeborenen Frauen und Königin, auch dieſer Heirat nicht würdig wäre. Er zeiget' auch an: wie ein junger, nackender Ritter, nämlich des Seneſchals Sohn, hätte Pontus erkennet und ihn offenbaret; auch wie der König von Engelland und alles ſein Hofgründe ſich faſt ſehr ſchämten, daß ſie ihm nicht größere Ehre entboten hätten, als ſie vernahmen, daß er des Königs Sohn von Gallicia war. Dem König von Britannia thät die Rede wohl und er war gar begierig ſolches zu hören von Pontus; und noch viel mehr Sidonia; auch alle andere Herren, Freien, Ritter und Knechte, ſo dann dazumal da waren.

Und als nun der Herzog hät alles geſagt, was Pontus begangen hät, da gingen zu dem König die Herren und die Freien und ſprachen: „Herr, was thut ihr?“ Und riethen ihm, daß er bald mit Pontus ließe reden, daß er ſeine Tochter Sidonia nähme zu der Ehe: „ſo wird er euch und euer Land behüten. Aber wir beſorgen, daß er ſie nicht werde nehmen für des Königs Tochter von Engelland; denn es iſt ein großer Unterſchied und die Engliſche Heirat iſt viel beſſer und köſtlicher, denn die unſere. Doch ſo hat er groß Gut und Reichthum, daß er vielleicht deſto minder daran gedenkt.“ Da antwortet' ihnen der König und ſprach: „Ihr Herren, es iſt ganz mein Will' und Begierde. Darum gedenket, damit es geſchehe, und thut dazu euern Ernſt und Fleiß, dieweil ich ſein für alle andere Dinge begehre; denn uns bedunket, daß uns nicht baß geſchehen möchte.“

Darauf gingen die Herren und Freien zu Pontus, und der Graf von Leon redete für die andern alle mit Pontus und ſprach gar freundlich und lieblich zu ihm: er ſollte ihm gutwilliglichen vergönnen, mit ihm zu reden von allerlei Sachen, ſo dem Königreich dienſtlich und nütz und ihm förderlich und ehrlich ſein würden, und hielt ihm für: als er des erſten in das Land kommen wär' und darinnen erzogen, hätt' ihn der König gar lieb gehabt; wie man ihn durch Neid gar fälſchlich vor dem König hät beredet und verſchwätzt, wie der König alt wäre und gläubte gleich, was man ihm ſagte; „denn es mag niemand — ſprach er — ohne Tadel, Vorwurf und Nachrede ſein.“ Und ſagt' ihm weiter, daß der König ließe mit ihm reden, mit gutem Willen ſeiner Landſchaft, daß er ihm ſeine Tochter Sidonia begehrte zu geben zu der Ehe, und daß er alſo nach ſeinem Tode König bliebe. Als Pontus ſolches vernahm und er auch nichts anders begehren thät, antwortet' er darauf und ſprach: er dankete dem König und ſeiner Landſchaft gar faſt; und wie der König ſein erſter Herr wäre geweſen und hätte ihm viel Ehr' und Gutes erboten, viel mehr, denn er nimmer könnt' und möchte verdienen: und wenn er dazu würdig und geſchickt wäre, daß er die allermächtigeſte Frauen in aller dieſer Welt möchte haben, ſo wöllte er Sidonia dafür nehmen. Er danket' aber faſt und ſehr dem König und den Herren und Freien, die da waren von ſeinem Land, und ſprach: er wäre gehorſam und willig, ihr Gefallen zu thun; denn er hätte ſie lieb für alle andere.

Die geſandten Herren waren froh dieſer ſeiner gegebenen Antwort, gingen hin, ſagten die Mähre dem König und zeigten ihm dabei an, wie gutwillig ſie ihn in der Sache gefunden hätten, wie er noch eingedenk wäre aller Ehren und Wohlthaten, ſo ihm vom Herrn König und ſeinem Hof, auch von der Landſchaft bewieſen und erzeigt wären worden: darum er auch ſeine Tochter vor allen in der Welt haben wollte. Darob empfing der König ein groß Wohlgefallen, ſchickete von Stund' an nach dem Biſchof und ließ ſie gegen einander, nach chriſtlicher Ordnung und Gewohnheit, verſprechen.

Das ein und vierzigſte Kapitel.

ie Pontus mit Sidonia vermählet ward; wie er den verſtorbenen Ritter
eſtatten ließ, welcher Sidonia vermählt war, den er im Stechen umbracht
at; wie er deſſelben Ritters verwandte Freundſchaft um Verzeihung ſei-
er That bat, und was für Schimpfwort' er deßhalben mit Sidonia trieb,
uch wie er ausſchrieb und ward ein Herr, und verhieß ſich Sidonia, ſei-
ner Hausfrauen, nicht eher beizuliegen, bis er Gallicia, ſein
Königreich wieder gewonn' und als ſein Erbland
inne hatte.

Als nun Pontus und Sidonia einander verſprochen wa-
en, da wurde angeſetzt, daß ſie gleich am Montag darnach
ollten vermählet werden. Alſo geſchah, daß der Biſchof kam
nd ſie zur Ehe zuſammen gab. Da war viel Hofierens,
roße Freude, mit Pfeifen, Drommeten und mancherlei Sai-
enſpiel, und es frohlockete jedermann. Von der Freud' aber,
ie Pontus und Sidonia in ihrem Herzen hatten, iſt nicht zu
agen; denn ſie hatten zu tauſendmal mehr Freud' in ihrem
erzen, denn ſie beide auswendig erzeigten.

Pontus der war faſt weiſ' und wollte niemands Unwillen
aben und ging zu den Burgundiſchen, zu des verſtorbenen
itters Bruder und zu dem Grafen von Mümpelgart, bere-
ete ſich gegen ſie und ſprach: „Liebe Herren, die Abentheure,
ie ungefährlich geſchehen iſt, iſt mir faſt leid, von des Herren
od wegen; und fürwahr, als er mit mir ſtach, wußte ich
icht, wer er war.“ Darauf antworteten ſie ihm: ſie glaub-
n das wohl; denn es auch oft mehr geſchehen wäre; davor
iemand möchte ſein. Pontus bat ſie, daß ſie ihm das nicht
ür übel hätten; denn er es ſicher nicht mit Willen gethan
ätt'; und erbot ſich faſt viel gegen ſie.

Und an dem Morgen darnach ließ er viel und großen
ottesdienſt für den Herzogen thun und gab groß Gut, durch
ottes willen, zu Troſt und Heil ſeiner Seelen, alſo, daß
ergleichen Gottesgaben vor nie gehört noch gegeben waren
orden; darum man ihm groß Lob und Ehre nachſagte; da-
on auch des verſtorbenen Herzoges Freund' ein groß Ver-
nügen hatten, und dankten ihm faſt. Sein Leib ward bal-
amiert, und man führt' ihn in einem beſchloſſenen Wagen in
ein Land. Und Pontus ritt mit dem Leichnam wohl drei große
Meilen, mit viel Windlichtern, und ehrt' ihn, als viel er
mochte, wiewohl er nicht faſt unmuthig war um ſeinen Tod.
Die Herren von Burgundia machten ihn wiederkehren mit

großer Bitte und nahmen Urlaub von ihm; ſie lobten Pontus faſt und hielten viel von ſeiner Mannheit und auch Mildigkeit. Und jedermann achtete, daß ihn Gott inſonderheit lieb hätte, dieweil er ihn ſo wohl gelehret und ſo fromm gemacht hätte.

Pontus ritt wiederum gen Bannes und ging zu Sidonia. Sie redeten ſüße Worte mit einander; und er ſchimpfte mit ihr und fragete ſie: ob ſie nicht bös gönnet' oder haſſete ſeinen Speer, welcher ſie hätte geſchieden von ihrem Mann? Sie ward ſchaamroth und ſprach: „Herr es iſt ſorgfältig, mit euch zu ſchaffen zu haben im Harniſch und mit euch zu ſtechen; denn ihr ſeid ſo bös, daß ihr die Fürſten tödtet. Aber es gefällt mir wohl, daß ihr ſo viel für ihn habe thun laſſen; denn ſeine Freunde werden euch darum Gutes gönnen und nachſagen.“ Pontus antwortet' ihr und ſprach: „Es geſchieht allweg, was geſchehen ſoll: ihr ſeid ihm nicht beſchieden geweſen. Darum wird euch keine Morgengabe, denn ihr habet nie getreten in ſein Bett.“ Alſo trieb er viel Schimpfrede mit ihr und redete von mancherlei.

Darnach ging er zu dem König und zu den Herren und ſprach zu ihm: „Gnädiger König, ihr habet wohl gehört, daß ich hab' ein groß Heer, damit ich mein Königreich, das die Heiden bekümmert haben, wieder gewinnen will: und wäre es nun euer Gefallen, ſo wöllte ich aus euerm Königreich Leute haben, die da Sold nähmen von mir; und ich will ſie ehrlich ausrichten und ſie beſolden, bis auf Aller Heiligen Tag.“ — „Ei, — ſprach der König — lieber Sohn, ihr ſollt nicht ſorgen um Söldner: nehmet meinen Schatz, und was mein iſt. Und wäre es euch ein Gefallen, ich wollte ſelbſt mit euch ziehen und euch Geſellſchaft leiſten; denn ich bin alt und iſt nicht großer Verluſt an mir: und ich weiß und kann keine beſſere Reiſe thun, die mir nützer und zu meiner Seelen Heil förderlicher ſei, denn alſo in dem Dienſt Gottes arbeiten.“ Pontus danket' ihm faſt ſeiner Hülf' und ſprach zu ihm: er ſollte auf dieſe Fahrt nicht mitziehen; „ſondern ihr ſollt bleiben — ſprach er — in euerm Land. Und ich will auch euern Schatz nicht; denn von der Gnaden Gottes hab' ich ſelber Schätze genug zu meinen Sachen. Aber euer Volk zu nehmen, thu' ich gern; denn ſie ſind die, die ich am allerliebſten, zu denen ich in der Noth die größte Zuflucht habe.“ Die Herren und Ritter hatten eine große Freude, von des Heers wegen, und ihrer jeglicher erbot ſich inſonderheit, mit ihm zu reiſen. Er danket' ihnen und ſprach: daß ſie alle mit einander in fünfzehen Tagen bereit ſollten ſein und kommen gen Vannes zu ihm; denn er wollte laſſen forſchen um rechte gute Schiff' und um Speiſe zu aller Nothdurft. Die Freien und Ritter rüſteten ſich und ſammleten ihr Volk zuſammen und die beſten Schiffe, ſo ſie mochten haben. Pontus ſchickete nach etlichen Freien gen Avion und Maine und in andere Lande, die nahe darum waren, ſchrieb Sendbrief' und ſchickete ſie aus mit Gottfried von Luſignan und Andre v. Lator. Es ward ihm auch geſagt, wie die Seinen über Meer wären kommen von dem Königreich von Erwongs, da ſie zwei Jahre gelegen waren wider die Ungläubigen. „Ei, — ſprach Pontus — die ſind gar gute Ritter und ehrbare Leute: der iſt wohl geehret, der in ihrer Geſellſchaft iſt.“ Da ſchrieb er Sendbriefe daſelbſt hin manchem guten Ritter, die ſeine Verwandten und guten Freunde waren, als in Normandia und in Maine und Touraine und in Poitou und zu denen, die er vermeinete gutwillig zu ſein zu dieſer Reiſe, daß ſie ſich ſollten auf dem fünfzehenten Tag zu einander ſammeln in dem Port zu Dorben, nach der Ordnung: da würden ſie finden Schiff' und Geld genug und alles, das ſie würden bedürfen. Und alſo ſchieden viel Boten, gefertiget mit Briefen von dannen.

Als nun die Botſchaften kamen an die Enden, dahin ſie geſendet waren, und da dieſelbigen vernahmen, daß die Sache die Ungläubigen, die dem Pontus ſein Königreich bekümmerten, beſäßen und inne hätten, antraf: da waren ſie willig und hatten große Freude, mit ihm zu ziehen und zu helfen; und jedermann bereitete ſich, zu demſelbigen Tag zu kommen.

Pontus ſchicket' aus überall in das Land Geld und Silber, Schiffe zu kaufen, als viel man in Normandia, Britannia und in Poitou haben möcht', und ein Theil derſelbigen ſollte gen Vannes kommen und die andern gen Sales in Poitou.

Darnach ſchicket Pontus nach einem großen Schiff und auch nach einem Theil ſeiner Schätze, daß die nahe vor ſeiner Hochzeit ſollten gen Vannes kommen. Und als nun der Schatz kommen war, da ſchenket' er Sidonia Kronen, köſtliche Kränzlein und andere gute Kleinode von Gold und Perlen, auch ander edel Geſtein und viel güldene Tücher und köſtlich Pelzwerk von Zobel, auch von Hermelin, alſo viel, daß es groß Wunder war, zu ſehen den großen Reichthum, ſo er hät; und man ſchätzete, daß es wohl werth wäre, das er ihr geſchenkt hatte, zwei hundert tauſend Gulden. Der König von Britannia der ſah das und ſprach zu Sidonia: „Tochter, ihr ſeid mit keinem armen Mann verheiratet und der unbeerbt iſt: Gott hat euch gegeben einen hübſchen, weiſen, reichen und einen edlen; deß ihr ihm zu danken ſchuldig ſeid.“ Darnach gab Pontus dem König ſchöne Kleider mit köſtlichen Steinen und Perlen, auch mit güldenen Knöpfen. Auch die andern Herren von Britannia begabet' er ehrbarlich mit großen Gaben von Gold, einen jeglichen nach ſeinem Stand und Würde. Er ward durch ſeine Gabe und Mildigkeit hoch gelobt und gepreiſ't, als ein milder, reichlicher Herr.

Auf dem Tag, als nun Pontus Hochzeit hielt, waren da zugegen die Herren von Schottenland, Engelland und auch Irland, gar köſtlich und herrlich in ihren Kleidungen, welchen die von Britannia große Ehr' und Zucht bewieſen. Der Hof und die Freude waren faſt groß und der Drommeter und Herolde waren ſo viel, daß es unſäglich war, und Pontus ſchenket' ihnen viel großer Gaben. Da war auch mancherlei ſeltſam Eſſen und Getränk von mancherlei Wein.

Pontus thät da öffentlich ein Gelübde, davon man viel Rede hät, und ſprach: „Darum, daß man nicht möchte ſprechen, daß des Königs Tochter einen Mann ohne Land hätte genommen, verheiß' ich, daß ich nimmer will kommen an ihr Bette, bis ich gewaltiger Herr werde des Königreichs, ſo meines lieben Vaters geweſen iſt, und ich auch deß gekrönt werde. Und ich ſpreche bei der Wahrheit, daß ich ſie vor nie geküſſet hab' in unehrbarer Begierd' und hab' auch nie an ſie begehret keinerlei Unzucht, alſo wenig, als ich an meiner Mutter begehret habe.“ Das redet' er von der Worte wegen, die der König vormals zu ihm geſprochen hät, darum er von Britannia abgeſchieden war. Sidonia hörte ſein Verheißen und Gelübd' und empfing darob große Lieb' und Freude; doch wäre ſie lieber bei ihm geweſen. Es geſchahen viel und mancherlei Reden; etliche ſprachen: man ſollt' ihn nicht von dem Land laſſen. Da ſprach der König: „Fürwahr, ich bin zu glauben ganz zu jach geweſen, daß ich glaubete, das man mir vor Zeiten von Pontus hat geſagt.“

Der Hof und das Gepränge waren groß; aber der König wollte nicht, daß jemand ſtäche, von wegen der großen Geſchichte, ſo ſich begeben hatt' im Stechen mit dem Herzogen von Bourgogne; denn er beſorgete, daß ſich vielleicht dergleichen Dinge mehr zutragen möchten, und verſchuf, daß man nur ſollte tanzen und ſingen und ſonſt fröhlich ſein.

Und als es nun Abend ward, da ging Pontus zu Sidonia in ihre Kammer und ſprach zu ihr: „Ei, gnädige Frau, meine Freud' und Auſerhalterin meines Herzens, ich bin zu jach geweſen mit meinem Verheißen, ſo ich habe gethan: aber, auf meinen Eid, ich hab' es gethan um euerer Ehre willen und der Welt Rede; denn man redet bald ein Ding, aber es mag nicht bald wiederbracht werden. Doch ſo muß und will ich leiden große Noth und Schmerzen durch der Begierde willen, ſo ich habe, bei euch zu ſein. Aber ich hoffe, Gott werde es bald ſchicken, daß es geſchehe; denn es iſt die größte Begierde, die ich in meinem Herzen habe.“ Darauf antwortete Sidonia und ſprach: „Mein liebſter Herr und höchſter Troſt, was euer Gefallen iſt, das iſt auch mein Gefallen. Und wir ſollen auch kein Ding alſo faſt begehren, als Ehr' und Lob; und ihr habt recht daran gethan, daß ihr alſo habt niedergeſchlagen den Zweifel von denen, die euch haben übel geredet.“ Alſo redeten ſie viel und lang mit einander, hatten große Freud' und trieben viel Schimpfs.

Und als nun die fünfzehen Tage vergingen, da kamen aus allen Landen Fürſten, Herren, Ritter und Knechte gen Vannes, Pontus zu Dienſt und Gefallen, und verſammlete ſich da gar ein groß Heer wider die Heiden. Der Freien, die wohlgerüſtet dahin kamen, waren drei tauſend. Der Normander aber zwölf hundert: welche alle wurden angenommen und beſtallt in den Sold auf ſechs Monate lang. Hübſch war zu ſehen das Heer, das faſt gewaltig, groß und wohlgerüſtet war.

Das zwei und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus vom König und Sidonia mit ſeinem Heer in Gallicia zog, und wie er in einem Wald, nahe bei der Stadt Colegne, eine Kapelle fand, darin zween Ritter betend, die heimlich Chriſten waren und Diener von des Soldans Sohn, aus welchen einer des Pontus Oheim war: die zeigten ihm an alle Gelegenheit des Lands und unterrichteten ihn, wie er ſich mit ſeinem Heer halten ſollte, damit er den Heiden zukäme und das Land gewönne.

Als nun Pontus von dem König und Sidonia Urlaub genommen hät, zog er mit gewaltigem Heer in Gallicia, die

Heiden auszutreiben und das Land einzunehmen, und kam gen Cales zu dem Port Dorbendalle: da waren große Schiffe hin kommen mit großer Geſellſchaft, die da warteten auf Pontus. Als nun Pontus kam, da ritt ihm entgegen Gottfried von Luſignan und Andre von Lator, die empfingen ihn gar ſchön mit großen Freuden, als zween Ritter, die ihm in aller Welt die liebſten waren; und er ſchenkt' ihnen groß Gut. Darnach kam Wilhelm von Roſches, der ein guter Ritter war, und Payen von Rochefort und der von Damille und Peter von Dourme, Gerhart Caſtelgontier und Leo von Maulmirier, der da Hauptmann war über Hurepois, und Maſſulp von Touraine, der Graf von Torwarts, der Graf von Lamarcha; und der meiſte Theil waren Freien und Herren. Pontus gab ihnen groß Gut, alſo, daß ſich jedermann verwundert' ob ſeiner Mildigkeit; und ſprachen gemeiniglich: man ſollte ihm dienen vor aller Welt, und er wäre auch würdig zu regieren und zu gewinnen die ganze Welt von wegen ſeiner Tugend und großen Mildigkeit. Pontus verſchuf jedermann Speiſ' und alle Nothdurft zu dieſem Zug, und ſie fuhren da von dannen mit großen Freuden. Und bald darnach kamen ihnen zu die andern Schiffe: und da ward ſein Heer erſt hübſch zu ſehen, als es bei einander war, und war gleich anzuſehen, als ein dikker Wald.

Und als ſie nun kamen auf drei Meilen zu Cologne, da ſchrie Pontus aus, daß man da bleiben ſollt', und ſprach: man müßte bei Nacht in das Land kommen. Und daſelbſt, als der Mond ſchien, mochten ſie ſehen die Stadt Cologne. Und ſie ſtunden alle ab, bei der Stadt eine Meil' oder zwo, und ließen ihre Schiffe wiederum ein wenig hinter ſich fahren, damit man nicht möchte ſehen und erkennen ihr Vermögen. Das geſchah alſo, nach Pontus Geheiß. Und als es nun Nacht war und ſie ſich wollten niederlegen, da befahl Pontus, auf zu ſein und daß ſich ein jeder zu ſeinem Schiff machte und führen bis zu der Stadt Cologne auf eine Meil' und ruhten da die ganze Nacht. Etliche führten ihre Schiffe wieder hinter ſich, etliche hielten ſich bei einem Wald, damit man ihrer nicht könnte wahrnehmen: und da lagen ſie und hielten ſich auf das allerſtilleſte, ſo ſie mochten und konnten.

Pontus ſaß auf ein Pferd und ritt zu Ende des Walds, zu ſuchen und zu erforſchen die Gelegenheit der Gegend und des Lands, und kam alſo ungefähr zu einer Kapellen. Da ſtund er ab und ging hinein: da fand er darin knien und beten zween Ritter, die ihm doch unbekannt waren, den Grafen von Eſtor, der ſein Oheim war, und Patriſes, den Ritter, der die dreizehen Kinder in dem Schiff auf dem Meer hinweg geſchickt hät. Dieſe zween hatten einander faſt lieb, als ob ſie Brüder wären; die hatten auch dem Volke geholfen, daß ſie dem Soldan den Zins ſollten geben, damit ſie nicht vertrieben würden, alſo lange, bis Gott zu Hülfe käme, das Land wieder unter ſeinen rechten Herren brächt' und es von den Ungläubigen gereiniget würde. Und dieſelbigen gingen alſo früh vor Tag zu der benannten Kapellen, zu beten und Gott zu dienen; und die Heiden wußten die Kapelle nicht, denn ſie hatten ihrer nie wahrgenommen noch erfahren. Nun, als Pontus zu der Zeit, als der Tag herbrach, darein kam und die zween erſah, da ward er faſt froh und gedachte wohl in ſeinem Sinn, wie daß es Chriſten wären, dieweil ſie da knieten, betende. Und als die zween Ritter vernahmen und hörten, daß jemand hinein zu ihnen ging, da erſchraken ſie; denn ſie vermeinten, es wären die Heiden und wöllten ſie fahen; und waren in großer Angſt und Sorgen; denn ſie kannten Pontus gar nicht. Da Pontus nun ſah, daß ſie furchtſam und erſchrocken waren, ſprach er zu ihnen: „Wer ſeid ihr? Nennet euch ohne Sorg' und Furcht." Und ſie antworteten ihm wiederum: „Wer ſeid ihr? daß ihr daher zu uns kommen ſeid?" Pontus ſprach: „Ich will euch, ſo Gott will, nichts verſchweigen: ich bin ein Chriſt." Da ſprach der Graf von Eſtor, der ſein Oheim war: „Seid mir Gott willkommen; denn eure Geſellſchaft gefällt mir wohl: und wir beide ſind auch gute Chriſten in unſern Herzen und Gemüthern, und bitten euch, daß ihr uns ſaget, wer ihr ſeid." Da antwortet' ihnen Pontus und ſprach: „Fürwahr, ich heiße Pontus und bin des Königs Sohn von Gallicia, den der Soldan erwürgt hat; und mir ſteht das Land zu." Und als nun ſein Oheim, der Graf, hörete, daß er Pontus war, da lief er mit offenen Armen zu ihm, halſet' und küſſet' ihn und ſprach: „Ach Gott, nun hab' ich alles, was ich begehren möchte. Ach, lieber Vetter, Gott ſei gelobet, daß ihr mir zu ſehen ſeid worden vor meinem Ende." Da Pontus vernahm, daß er ſo nahe ſein Oheim war, da hatt' er groß Erbarmung mit ihm und ſprach: „Herr und mein Oheim, ihr machet große Freude meinem Herzen, iſt das wahr, das ihr mir ſagt." Und in dem Geſpräch, da ward es Tag und hell; da thäten ſie einander erkennen. Da er ihn nun erkennete, da küſſet' er ihn mit weinenden Augen an beide Seiten und ſprach: „Mein lieber Vetter, wie ſeid ihr ſo gar allein kommen? Es iſt faſt ſorglich mit euch; denn würde man euer innen und gewahr, euer Leben ſtünde ganz in der Waage, ſo daß ihr ſterben müßtet.“ — „Mein lieber Oheim, — ſprach Pontus — ich habe, nicht fern von hinnen, vierzig tauſend Mann, und ſind die allerbeßten von Engelland, Schottland, Irland und von Britannia, und von viel anderer Fürſten Landen, die unſere Nachbaren ſind.“ Als ſein Oheim das hörte, da fiel er nieder auf ſeine Knie, hub auf ſeine Hände gen Himmel und dankete dem allmächtigen Gott. Darnach fing er an und zeigete Pontus die Gewohnheit und alle Gelegenheit des Lands an, von dem Volk, von der Regierung des Volks, wie die Leute noch ganz unterthänig wären und wie ſie müßten Zins geben des Soldans Sohn, als ſein eigen Volk, und ſo weiter. Darnach ſah Pontus an den Ritter Patriſes, der bei ihnen ſtund, und der ihn hät geholfen in das Schiff, daß er davon bracht ward, und der das Land behütet hät, halſet' ihn und ſprach: „Ich bin ganz euer.“ Sie redeten viel und lang mit einander.

Und darnach führete ſie Pontus, ſein Volk zu ſchauen. Da ſie das ſahen, da hatten ſie große Freud' und ſagten an Pontus, wie er ſich mit ſeinem Volk halten ſollte, was er auch thun ſoll' und ſprachen: „Es iſt nicht anders daran, denn daß ihr mit dem Volk ſtreiten müßt; und thut ein Theil euers Volks ſchicken und ordnen, als wir euch ſagen und weiſen.“ Da ordneten ſie das Volk zu dem Streit, und wie ſie getheilt ſollten ſein. Und ſchickete Pontus ein Theil des Volks mit den zweien Rittern, wohl bei ſechs tauſend; die ſagten ihnen und unterrichteten ſie: wenn die Heiden mit einander herauskämen, ſo ſollten ſie ſich hinterhalten und darnach hinten in ſie fallen; ſo würden ſie ſiegen und das Feld und Land behalten. Weiter ſollte man auch geben ſieben hundert Pferde dem Patriſes, daß er die führte an eine heimliche Statt, da ſie auf einem andern Ort an möchten fallen und Schaden thun. Pontus aber mit ſeinen ſieben hunderten ſollte kommen für die Stadt Cologne, gleicherweiſ', als ob ſie wären geſchickt zu einer Beſatzung, die Stadt zu behüten, und ſollten alſo in die Stadt hinein reiten und das Thor einnehmen. Alſo ſchickten ſie es an und machten ihre Ordnung.

Da ſprach Patriſes: „Liebe Herren, dieſes Volk iſt durch Gottes Willen kommen zu fechten und durch das Geſchick Jeſu Chriſti; denn Pontus iſt unſer rechter Herr und ein Herr dieſes Lands: den hat uns Gott wieder zugeſandt.“

Der Graf von Eſtor ſah ſeinen Sohn, der gar ein ſchöner, vollkommener Ritter war, er halſete, küſſet' und empfing ihn gar ſchön. Er ſprach zu Pontus und den andern: „Ihr Herren, ihr ſollt euch zurichten, und ich will verkünden und anzeigen dem König Produs und ſagen: die Chriſten ſeien kommen und wöllen ihm das Land wieder abgewinnen; wo man nicht in der Zeit dazu thue, ſo werd' es ſorglich ſtehen. Und wenn er das vernehmen wird, ſo wird er ausreiten mit allem ſeinem Volk, ungeordnet; dadurch ihr ſie ganz leichtlich überfallen, ſchlagen und Sieg an ihnen gewinnen mögt. Darum ſollet ihr ſchicken ein kleines Schiff nach euern großen Schiffen, damit ſie unverzüglich kommen. Und ihr ſollt auch anzünden etliche Häuſer; dadurch werden ſie gedenken und abnehmen, daß euer Vermögen nicht ſo groß ſei, als es denn iſt, und darum ſie dann deſto frecher und ſich ohne Ordnung halten werden.“

Damit nahm er Urlaub und ritt gar früh wiederum in die Stadt, nach ſeiner Gewohnheit, zu der Zeit, als der König auf pflag zu ſtehen. Und als er zu ihm kam, da grüßet' er ihn, in dem Namen Machomets, und ſprach darnach zu ihm: „Gnädiger Herr König, die Chriſten ſind kommen in euer Land, daſſelbe zu gewinnen, und ſind auch nicht mehr denn eine Meile von hinnen.“ Da fraget' ihn der König: ob ihrer wenig oder viel wären? Da antwortet' ihm der Graf und ſprach: „Ihrer ſind wohl bei fünfzig Schiffen; nach meinem Bedunken ſind ihrer nicht mehr.“ Darauf antwortete der König Produs: „Sie mögen uns nicht großen Schaden thun. Aber ich will euch ſagen einen Traum, der mir geträumet iſt. Es kam mir für, wie ich zu einem ſchwarzen Wolf wäre worgen und ein großer weißer Windhund lief mir nach, und hängete mir derſelbige ſo lange nach mit Beißen und Zerren, bis er mich vom Leben zum Tod brachte.“ — „Ei, — ſprach der Graf — man ſoll nicht an die Träume glauben.“ — „Ihr redet recht, — ſprach der König — heißet die Drommeter bald aufblaſen, daß ſich jedermann in Harniſch lege: ſo wollen wir die Räuber auf dem Meer ſahen und die laſſen ſchinden und ſchleifen.“ Der Graf antwortet': es wäre recht. Und er ging hin und ſchrie: Mordio! Da rüſtete ſich jedermann, thäten ihren Harniſch an, ſaßen auf ihre Pferd' und warteten auf den König. Der König hätſich köſtlich angethan in ſeinem Harniſch und ritt aus, ohn' Ordnung ſeines Volks; und waren wohl auf zwanzig tauſend Reiſiger, ohne Schützen und andere, die zu Fuß liefen.

Pontus hatte ſeinen Haufen und Volk geordnet und vier tauſend Mann, wohlgewaffnet, in einem Thal, zwiſchen den Heiden und der Stadt, verborgen, und befahl ihnen, in die Feinde zu fallen, wenn ſie ſich am mindſten beſorgten. An der andern Seiten war Patriſes mit ſieben hundert ſtreitbarer Männer und wartet' an einer heimlichen Statt, bis es ihn Zeit dunkete.

Der König ſpornete ſein Pferd und rennet' eines Rennens, bis daß er ſah einen Rauch auf dem Meer, und ſah nicht mehr, denn fünfzig Schiffe, kehrete wiederum zu ſeinem Volk und ſprach: „Wir wollen ſie überfallen; denn ſie ſind alle unſer: ihr Herr Jeſus Chriſtus mag ihnen nicht helfen und ſie erledigen von unſern Händen.“ Und rennet eines Rennens, bis zu der Statt, da die vier tauſend verborgen lagen: da ſah er das große Volk, das da verborgen lag und verwunderte ſich gar faſt darob. Und da vermeinet' er auch, ſein Volk zu ordnen und brachte ſie eines Theils zur Ordnung, die waren faſt freudig. Als er alſo mit ſeinem Volk da ſtill hielt, da hört' er zwiſchen den Seinen und der Stadt ein groß Geſchrei und ſah ſein Volk gegen ihn her fliehen. Und als er das ſah, da ſprach er mit lauter Stimme: „Es iſt keine Hülfe, zu fliehen; wir müſſen ſie behend überfallen und angreifen.“

Das drei und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus mit ſeinem Volk die Heiden vor der Stadt Cologne angriff und ſchlug, und wie er dem heidniſchen König ſeinen Hals abſchnitt, dadurch ſein Volk das Herz verlor und wehrlos ward. Auch was von Herren und Rittern der Chriſten da todt blieben.

Da nun der heidniſche König ſah die Chriſten mit großer Gewalt und Macht gegen ſein Volk herein brechen, ſo freudig in ſie ſchlagen, alſo, daß es gegen ſie nicht mochte beſtehen noch etwas ſchaffen und alſo zurück floh: da ermahnete der heidniſche König die Seinen, die bei ihm hielten, zu Freudigkeit. Sie mahnten ihre Pferde mit harten Sporenſchlägen, rennten gegen die Chriſten, ihr Volk zu entſetzen, die Chriſten dergleichen auch gegen ſie, und trafen gewaltig, zu beiden Theilen, daß ihrer viel da blieben. Es war zuvorderſt im Anrennen und Treffen Gottfried von Luſignan, der ſich männlich hielt und große Wehr und Schaden thät: den erſah der König, ſprengte mit ſeinem Roß auf ihn zu, gab ihm gar einen harten Stoß in eine Seiten, daß er beinahe kraftlos worden wäre, zog darnach aus ſein Schwert, rufete ſeinen Gott um Hülf' an und ſprach: „Hilf, Machmet, hilf!“ Und was er anrührt' und mit dem Schwert traf, das ſchlug er alles zu Boden und hernieder, daß ſich gleich die andern darob entſatzten. Da aber das Pontus erſah, der große Begierde hät zu dem Fechten, und beſonders mit denen, die ſein Königreich inne hatten, ſchlug er auf beiden Seiten um ſich, und was er fur Heiden traf, ſchlug er zu Tod. Die Heiden hielten ſich bei ihrem Herren und König der unſers Volks viel tödtete. Und Andre von Lator ſah Gottfried von Luſignan auf der Erde liegen und wie er ſich ſelber nicht mochte helfen; denn er war hart wund und in Sorgen ſeines Lebens: er ſchlug nieder einen Türken, nahm ihm ſein Pferd, ritt wider allen ihren Willen zu Gottfried von Luſignan und ſprach zu ihm: „Lieber Geſell, ſitz' auf; denn hier iſt gar ſorglich zu Fuß ſtehen.“ Gottfried ſaß auf und dankt' ihm fleißig. Und als ſie beide aufgeſeſſen waren, ritten ſie faſt auf die Heiden. Die von Britannia und die von Hurepois, auch die aus Niederland hielten ſich gar kecklichen, Leonzel von Manelion, Gerhard von Montegran und die von Hurepois, Gerwois, Damers, die waren alle zu Fuß; Denbartus Deroure, der der ſtärkeſte war unter den Heiden, der hät ihnen ihre Pferd' erſchlagen: den ſprang an Regne von Ronges und gab ihm einen Streich in ſeine Seiten mit dem Schwert, daß er hernieder fiel, und die andern um ihn die ertödteten ihn. Darnach kamen ſie wieder zu Pferden, es wäre ihren Feinden lieb oder leid, mit der Hülfe Wilhelms von Regnes, der große Müh' und Arbeit darum hät.

Da war ein großes Rufen und Geſchrei: der König ließ blaſen ſeine Drommeter, daß ſich ſein Volk zu einander verſammlete und in eine Ordnung ſchickte; das gab unſerm Volk große Hoffnung. Pontus ſah ſein Volk an und erſah den König, der ihm ſeinen Vater und ſein Volk erſchlagen hät, wie ſein Volk ſo ſtark und keck durch ihn war und wie er

Wunder thät mit ſeinem Leib: er war auch gar köſtlich in ſeinem Harniſch und trug auf ſeinem Haupt eine Krone. Er eilete gegen Pontus zu: Pontus aber war gar froh, daß er ihm begegnet', eilet' auch zu ihm und gab ihm viel großer und harter Schläge, wo er ihn hin treffen konnt' oder mochte, ſo lange, bis er ihn dämiſch machte, ſchlug ihm auf die Bande, damit er ſeinen Helm gebunden hät, und wundert' ihn, daß er ſich dermaßen verblutete, daß er keine Kraft mehr hät und vermochte ſich nicht mehr zu wehren. Da ließ Pontus nicht ab mit Schlagen auf ihn, bis er zur Erden ſank: da ergriff er ihn beim Helm und ſäget' ihm ſeinen Hals ab, alſo, daß er ihm ſein Leben nahm. Da nun ſein Volk das erſah, ſchlugen ſie ihre Hände zuſammen vor Schrecken und wurden darnach ganz verzagt. Und da kamen auf der andern Seiten vier tauſend an ſie und erſchlagen ſie alle mit einander, daß ihrer keiner davon kam. Sie wurden alſo jämmerlich erſchlagen und es war da keiner, der Barmherzigkeit bewies.

Patriſes, der verborgen war geweſen, kam herfür und war der erſte, der das Thor einnahm, und verſchuf auch mit den andern, daß ſie ſollten nach ihm kommen. Und als er zu dem Thor kam, da ward er bald erkannt und gefragt: wie es ihm ginge? Darauf er antwortet': es ging' ihm übel. Er ging hinein und blieb bei dem Thor, und fünfzig Geſellen mit ihm, die da mit ihm geritten waren. Alſo gewann er das Thor, behielt das inne, bis die andern kamen, und ließ das verhüten, daß niemand aus noch ein mochte kommen, bis daß Pontus kam. Die andern gingen in die Häuſer. Da die Heiden ſahen, daß die Chriſten in der Stadt waren, machten ſie das Kreuz mit ihren Armen und begehrten, daß man ihnen das Leben friſten ſollte; denn alſo hät es Patriſes verſchaffet und geordnet. Alſo ward die Stadt Cologne auch gewonnen; denn alles Volk, das da ſtreitbar war, war alles aus der Stadt mit ihrem Herren und König, und wurden alle erſchlagen. Alſo hatten die Chriſten Platz und Raum in der Stadt.

Da ſuchten darnach die Chriſten in dem Feld ein jeglicher ſeinen Freund, Vetter und Herren. Aber es waren nicht viel namhaftiger da todt blieben: von Britannia fand man todt Bermant von Pant; von Freien und Rittern fand man Roland von Quotquat, Henri von Euri, Gille von Dauſenat, Harpian, Benedikt von Sant Gille; und auch viel an-

dere

dere, die wund waren, aber nicht hart. Nachdem fand man todt: Albrecht von Craon und von Hurepois, Peter von Chemille; von Rittern: Diebold Proſſo, Hamelein von Manteloys, Euſtaſius von Lator, Posnir von Ponteius, Andre von Lator, Marcha, Johan, Gernaiſſe und Albrecht de Argentam, Amari von Boforeſt, Andres von Mümpelgart; und auch viel andere von der Grafſchaft: von Meynhart, Douyn von Sezille und Oluner von Dontelles; und von Rittern Generti von Hoffe, Wilhelm von Sanges, die waren todt; Normant, Reichart, Theſon und Simon Paniel, Peter von Billiers, die alle gute Ritter waren geweſen. Von Schotten und von Engelland waren wenig erſchlagen, denn ſie hielten die Hinterhut: aber die andern waren da vornen in dem Streit. Pontus verſchuf und befahl die Todten zu begraben in die großen Kirchen zu Cologne, und da ließ er ſie beſtatten zu der Erden mit großen Ehren; darum ihm jedermann groß Lob geſtund. Alſo ward das Feld durchſucht und die Todten von den Verwundeten, die noch bei Leben waren, abgeſondert.

Darnach ritt Pontus und die andern Herren in die Stadt: da wurden ſie gar ſchön empfangen mit großen Ehren; und man gab ihnen ganze Gaſſen zu Herberg' ein, nachdem ſie Volk hatten, und große Überflüſſigkeit von Speiſ' und allerlei Nahrung, alſo, daß die allermindſten von ihren Dienern ein groß Vergnügen hatten. Darnach ließ man ausrufen, daß niemand nicht den Chriſten etwas nehmen ſollte, die in dem Land wären; das geſchah alſo.

Das vier und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus ſein Opfer thät von wegen des Siegs, ſo ihm Gott wider die Heiden verliehen hät, und wie die Heiden weiter in einem Monat alle aus dem Land vertrieben wurden. Auch wie der Soldan ſeinem Gott Machomet übel redete, darum, daß ſeine Söhne mit dem Volk erſchlagen worden und er ſie hülflos zu Grunde hatte gehen laſſen.

Da nun die Heiden, mit Gottes Hülfe, geſchlagen waren und Pontus den Sieg erobert hatte, da ritt er ſtracks zu der Hauptkirchen und opfert' ein Pferd und ſeinen Harniſch auf den großen Altar, zog ab ſeinen Panzer und ſtund da bloß. Aber man bracht' ihm bald einen Mantel mit Zobeln unterzogen, den leget' er an und blieb in der Kirchen, bis er drei Meſſen gehört, mit großer Andacht, und dankte dem allmächtigen Gott der großen Gnade, ſo er ihm erzeigt hätte.

Darnach kam ſein Oheim und Patriſes zu ihm und gingen zu Rath, was ihm zu thun wäre. Da ſagte Patriſes: „Ich rathe, daß man allen denen, ſo die Städt' und Schlöſſer des Königreichs inne haben, ſchreibe: wie ihr hie ſeid, und daß ſie ohne Verzug, bei Tag und Nacht kommen ſollen zu Angeſicht der Briefe; und daß das Volk eines Theils hie bleiben ſoll und fröhlich ſein; das andere ſoll man legen auf die Weg' und Straßen und auch in etliche Städt' und Schlöſſer des Landes, alſo, daß wir zu aller Zeit den meiſten Theil bei uns haben; denn wir ihnen zu aller Zeit werden zu ſchaffen geben." Patriſes Rath ward verfolgt, und die zween Ritter thäten alſo und ſchrieben den allen: wie ſie dahin ſollten kommen, als oben begriffen iſt. Man fing auch der Heiden einen Theil auf dem Weg und überall, wo man ſie fand und ankommen konnte. Und als die Chriſten, die in Unterthänigkeit waren, hörten, daß die Heiden überwunden und niedergelegt waren, da machten ſie ſich auf wider die, die in den Schlöſſern waren, und tödteten alle die Heiden, die ſie fanden und ankamen

Und die Dinge wurden alſo betrachtet und geordnet, daß die Heiden in einem Monat alle vertrieben und erſchlagen wurden und das Land alſo gereiniget von dem böſen Volk; und welche Heiden ſich ſelbſt helfen mochten und konnten, das thät ihnen faſt noth; denn welche flüchtig aus dem Land wurden, derer tödteten etliche die Spaniolen, etliche die von Caſtilien, und von andern Landen wurden auch viel ergriffen und umbracht, wo man ſie ankam. Alſo nahm es ein Ende mit ihnen, und ward das Land alſo durch Gottes Verhängniß und Ordnung von den Ungläubigen erlediget und dem rechten, natürlichen Erben wieder zu Handen geſtellet.

Als nun dem Soldan die Botſchaft kam und er vernahm, wie daß ſeine drei Söhne von den Chriſten erſchlagen wären, da ward er ganz unmuthig, betrübt und ergrimmet über ſeinen Gott Machomet, und ſprach öffentlich für jedermann, als in einer Unſinnigkeit: daß der gekreuzigete Gott ſeinen Machomet überwunden hätte, und er ſahe nun wohl, daß der Chriſten Gott mächtiger wäre, denn ſein Gott Machomet, ſintemal er ſeinen Söhnen und Volk nicht hätte helfen können. Es war derhalben große Klag' in Babilonia und Damascus unter dem Volk, und klagten alſo des Königs Sohn' und ihr Volk.

Nun laſſen wir das weiter bleiben und fahen an, wieder von Pontus zu reden. Als er nun das Land inne hatt' und beſaß, hatt' er verordnet in allen Städten, daß man der Verwundeten und Kranken, ſo im Streit verwundet waren worden, faſt wohl pflegen und warten ſollte, mit Arzneiung der Wunden und andrem, was die Nothdurft erforderte. Er ging auch ſelbſt oft zu den Kranken, ſo bei ihm in der Stadt Cologne lagen, und ließ ihnen alles das reichen und kaufen, das ihnen von nöthen war. Er klagete die Herren, die im Streit umkommen waren, gar faſt, und die andern begabet' er gar reichlich, herrlich und wohl. Nach etlichen Tagen fand er einen großen Thurn, darin des Königs Produs Schatz aller war; der war ſo köſtlich und groß, daß es ein Wunder zu ſehen war.

Und als er hät das Land durchritten und beſchauet, da ſah er, daß viel Volks und groß Gut in dem Land war, von Wein und von Getreid', an allen Enden. Und alles Volk lief, zu ſehen ihren rechten Herrn, der ihr rechter König war, und ſahen auch den faſt gern, von wegen ſeiner Hübſche, Ruhm und Mannheit, auch Frommkeit und Tugend halben: denn es war keiner ſo arm, er redete mit ihm und erzeigete ſich ganz demüthiglich gegen die Armen, hät auch Gott faſt lieb, dazu alle Gerechtigkeit.

Darnach kam er wieder gen Cologne, hielt da einen großen Hof und ward da durch den Biſchof gekrönet. Dazu kam ſein Oheim, der König zu Arragon, der ſeiner Mutter Bruder war, der große Freude hatt', ihn zu ſehen; und ſaget' ihm: wie der König Produs mit ihm gekriegt hätt' eine lange Zeit; zuletzt hätten ſie einen Frieden gemacht mit einander auf etliche Jahre, dadurch er und auch ſeine Freund' eine Zeit mit Gemach, auch gutem Frieden wären geweſen: ob ihnen vielleicht Gott hiezwiſchen zu Hülſe käme; „als das auch durch ſeine Gnad' geſchehen iſt; hat auch uns gar wohl verſehen, ſintemal er euch wieder zu uns hat geſchickt.“ Dermaßen klagt' er ſich gegen ſeinen Freund Pontus, und ſaget' ihm auch dabei: wie der König von Frankreich und der König von Hiſpania ihm zu Hülſe würden kommen in ſein Heer; aber von den Gnaden Gottes däucht ihm das jetzt nicht von nöthen zu ſein.

Der Hof zu Cologne, auch die Freude war groß, und kam dazu faſt viel Volks und hatten da viel köſtlicher und mancherlei ſeltſamer Speiſe. Man dienete und pflegte der Herren gar wohl, deren gar viel dahin waren kommen, Lehen zu empfahen. Es waren auch da gar viel hübſcher Frauen, die alle große Freude hatten, daß ſie erlediget waren von der großen Unterthänigkeit, darinnen ſie geweſen waren mit großem Unmuth und Herzenleid: die waren nun alle in Freuden und Frieden, ja in dem Paradeis. Es hatte auch jedermann ein groß Wohlgefallen ob ihrem König, und ſahen ihn alle an, als ob ſie in einen Spiegel ſähen. Das Volk ſagt' alles Gott dem allmächtigen groß Lob, Ehr' und Dank, und hatten unausſprechliche Freude von wegen ihrer Erledigung. Und die Frauen, nach ihres Landes Sitten, ſungen, aßen und tranken, waren ganz fröhlich, trieben viel Schimpf und kurzweiliger Red' über Tiſch und erzeigten ſich in alleweg, als die voll aller Freuden waren. Die Herren verlobten, große Sachen zu vollbringen, davon lange zu ſagen wäre.

Das fünf und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus ſeine Mutter fand, die vierzehen Jahr bei einem Einſiedel von Almoſen gelebt hat, und wie ſie ihm erzählte die Handlung mit dem König, ſeinem Vater, wie er erſchlagen wäre worden und wie ſie davon kommen wäre. Auch wie dem Pontus ein Traum fürkam von ſeiner Frauen: wie ſie ein Bär freſſen wollt' und ſie laut ihn um Hülf' anſchrie; darum Pontus von ſeiner Mutter Urlaub nahm und gen Britannia ſchiffete zu Sidonia.

Nachdem, als man nun ſchier gegeſſen hät, nämlich nach der letzten Tracht, verſchuf Pontus zu vertheilen etliche Schenkung zwölf hübſchen Frauen und zwölf alten ehrbaren und frommen Rittern, nämlich ſchöne güldene Köpf' und ander köſtlich Silbergeſchirr, auch ſchöne güldene Tücher, ſo viel, daß jedermann groß Wunder darob nahm. Er war ehrſam, lieblich, mild und voll aller guten Tugend.

Es begab ſich auch da auf denſelbigen Tag ein großes Wunder. Es war nämlich eine Gewohnheit zu denſelbigen Zeiten, daß für des Königs Tiſch zwölf arme Menſchen ſitzen ſollten und eſſen, in den Ehren unſers Herren Jeſu Chriſti und ſeiner heiligen zwölf Boten. Der Graf, der Pontus Oheim war, ging um und beſchauete der armen Leute Tiſch, und erſah eine Frau, die den König gar ernſtlich anſah; und als ſie ihn anſah, da liefen ihr die Zähren über ihre Backen herab: da merkete der Graf auf und ſah die Frau gar eben an und alſo lange, bis er ſie erkannte durch ein Mal, das ſie an ihr hät, und erkannte, daß es die Königin war, ſeine Schweſter, und des Königs Pontus Mutter. Und als er die in ſo großer Armut ſah, und wie ihre Kleider zerriſſen und geflickt waren, da mocht' er ſich des Weinens nicht enthalten; ſein Herz das ward ihm groß von Erbarmung, da er ſie ſo elend ſah in ſolchem Bettlerſtand. Und als er vor Weinen reden mochte, dankt' er Gott darum, ging zu ſeinem Vetter, dem König Pontus, und ſprach zu ihm weinend: „Gnädiger Herr, ich will euch groß Wunder ſagen.“ — „Von wem?“ Sprach der König. „Herr, — ſprach der Graf — von der frommſten und andächtigſten Frauen, die ich weiß, meiner gnädigen Frauen, der Königin, euerer Mutter, welche hierin iſt in dieſem Saal.“ Pontus ſprach: „Wo iſt ſie?“ Da mocht' ihm der Graf kaum antworten vor großer Erbarmung und Liebe, die er zu ihr hatte; er erhohlete ſein Gemüth und ſprach zu ihm in geheim: „Dort ſitzet ſie unter den Armen, die öberſte, ohn' eine.“ Damit zog er ſeine Kappen herab für die Augen und weinet', und erbarmet' ihn faſt in ſeinem Herzen, daß er ganz betrübt ward, und ſprach zu ſeinem Oheim: „Thut nicht deßgleichen, als ob ihr ſie kennet, damit es niemand innen werde, bis ich aufſtehe von dem Tiſch: ſo will ich in meine Kammer gehen.“

Und als ſie nun hatten gegeſſen, da ging der König in ſeine Kammer: da brachte ſein Oheim, der Graf von Eſtor, ſeine Mutter zu ihm. Und als ſie Pontus erſah, da fiel er für ſie nieder auf ſeine Knie, hub die Kron' ab ſeinem Haupt und ſetzet' ihr die auf. Sie fing an, weinete, küſſet' und halſet' ihn gar freundlich, und ihr Bruder, der Graf, weinete mit ihr gar faſt. Als ſie nun Weinens halb mochten reden, da ſprach Pontus zu ihr: „Gnädige Frau, wie habt ihr gelitten ſo viel und große Armut!“ Da antwortete ſie: „O mein lieber Sohn, ich bin nun erledigt von der Hölle und Gott hat mir gethan große Gnad' auf Erden, dieweil er mir alſo viel hat verliehen und mich alſo lange hat leben laſſen, daß ich euch wieder habe geſehen mit meinen Augen und daß ich gerochen bin an dem Feind von wegen meines Herren, euers Vaters, den die Böswicht' erſchlagen haben, und daß ich ſehe das Land erlediget von denen, die es unrecht inne hatten, und daß der Dienſt Gottes und der chriſtliche Glaube gemehret wird. Und mir zweifelt nicht, daß das Übel, ſo dem Land geſchehen iſt und vierzehen Jahre gewähret hat, eine Plag' und verdiente Strafe von Gott geweſen ſei, von der großen Sünde wegen, ſo in dieſem Königreich begangen worden iſt. Und ich glaube, Gott habe ſich nun über ſein Volk erbarmet und hat euch her geſendet, das zu erledigen.“ Gar ſchön und andächtiglich redete die Königin von der Sach', und als eine geiſtliche Frau, die ſie denn war.

Da ſprach Pontus: „Gnädige Frau, ſagt mir, wie ihr davon kommen ſeid und wie euch Gott hat geholfen. Da antwortete die Königin: „Lieber Sohn, ich will euch das ſagen. Da das Geſchrei aufkam und am größten war, am ſelbigen Morgen früh, da die Stadt gewonnen und mein Herr, euer Vater, erſchlagen ward, da lag ich noch im Bett; und mein Herr ſprang auf, legt' an ſeinen Panzer, ſetzet' einen Eiſenhut auf, nahm ſein Schwert in ſeine Hand und lief heraus; er wartete auf niemand, als ein kecker Ritter, dafür man ihn denn hielt. Und als er von mir ſchied und ich hörte das große Geſchrei, da thät ich mich fürchten, nahm meiner Jungfrauen Röck' einen, ging von dannen mit meiner Wäſcherin und ging durch das Volk aus in einen Wald nahe dabei, darin ein Einſiedler wohnete, der ein kleines Häuslein und dabei eine Kapelle hatte. Da blieb ich und meine Dienerin, die faſt alt war, bis auf dieſe Zeit. Sie ging alle Tag' aus nach dem Almoſen zu des Königs Hof; und von demſelben Almoſen lebte der Einſiedel und auch wir zwo. Nun merke, wie mich Gott allezeit hat aufenthalten in gutem Leben und Geſundheit.“ Da ſprach der Sohn: „Gnädige Frau, ihr habt wohl ein gut Leben geführt.“ Das auch wahr war; denn ſie trug ein hären Hemd und war umgürtet mit einem Seil; ſie betet' und faſtet' auch viel und war gar eine andächtige Frau. Der König hatte Freud' und große Erbarmung mit ſeiner Mutter; er ſchickte nach einem Schneider und ließ ihr ſchneiden Rock und Mantel.

Als es nun Zeit war, zu Nacht zu eſſen, da führete man die Königin heraus, gar köſtlich bekleidet mit Gewand. Nun, als der König von Arragon, ihr Bruder, ſie anſah, da fiel er ihr um den Hals, küſſete ſie und ſprach zu ihr: er hätte nie gemeinet, daß ſie noch im Leben wäre. Die Herren und Frauen hatten große Freud' in Gallicia, von wegen der Königin, hielten ſie gar herrlich und für eine fromme Frau. Und jedermann nahm groß Wunder darob, von wannen ſie käme; denn ſie vermeinten alle, ſie wäre todt. Ihr Bruder, der König von Arragon, ſaß auf einem Ort am Tiſch, darnach die Königin, darnach ihr Sohn; denn denſelben Tag, als er gekrönt ward, mußt' er halten ſeinen königlichen Staat. Die Königin war hübſcher Gebärde und war gar züchtig, daß jedermann ſeine Luſt an ihr ſah. Sie war gar demüthig und hät große Freude von der Ehre, die ſie ſah an ihrem Sohn in dem königlichen Staat, und ſprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich habe große Begierde, zu ſehen unſere Tochter, euer Gemahl, von der großen Tugend wegen, ſo ich von ihr habe hören ſagen." — „Gnädige Frau, — ſprach er — ihr werdet ſie, ſo Gott will, bald ſehen." Alſo verging der Tag in großen Freuden, mit Singen, Tanzen und allerlei Kurzweile.

Pontus träumete dieſelbige Nacht, wie Sidonia, ſeine allerliebſte Frau, ein Bär ſchädigen wollt'; und ſie ſchrie gar laut und rufete Pontus gar oft an um Hülf' und ſprach: „Mein allerliebſter Herr, laßt mich nicht alſo ſterben und umbringen!" Das kam ihm zwo oder drei Nächte für, davon er groß Wunder hät in ſeinem Herzen und erſchrak deß gar faſt.

Da nun der Tag herbrach, da weckt' er auf ſeinen Kämmerer und ſendete nach ſeinem Oheim, dem Grafen, und nach Patriſes. Als ſie kamen, ſagt' er ihnen den Traum und wie es ihm drei Nächte nach einander alſo geträumet hätt', und ſprach fürbaß zu ihnen: „Mir ſaget mein Herz, wie mein Gemahl etwas Kümmerniß oder Krankheit habe. Nun will ich mich nichts irren noch hindern laſſen und will zu ihr aufs baldeſte, ſo ich mag." Da ſie verſtunden ſeinen Willen, durften ſie nicht dawider reden. Da ſprach abermals der König zu ihnen: „Ihr Herren, das Land iſt erlediget von den Gnaden Gottes, und ich habe den Glauben, daß durch euch beide dem Land ſei geholfen worden; denn ihr habt das gemeine Volk behütet vor dem Tod durch euer redliches Halten, als es Gott haben wollte. Ihr gemahnt mich gleich, als Moſes und Aaron, die Gott hät geſendet zu helfen dem Volk von Israel; und Gott wird euch Lohn und Dank darum geben: ſo bin ich euch auch ſchuldig darum zu danken. Darum, lieber Oheim, ſo laſſ' ich euch zu einem Anwald, und Patriſes muß Hauptmann ſein im Land; denn es iſt billig, daß ihr und er ergetzet werdet, ſintemal ihr dem Land ſo viel Gutes habt gethan. Und, Patriſes, lieber Freund, ihr habt mich vor dem Tod behütet; darum ſo geb' ich euch Land und Wappen gar mildiglich, damit ihr euern Dienſt nicht habt verloren.“ Patriſes kniete nieder und danket' ihm gar demüthiglich. Darnach ſchuf Pontus, daß ihm dieſelbe Herrlichkeit von ſeiner Mutter gehalten wurde; und was die ſchüſe, daß man das thät', als ob er ſelbſt perſönlich da wäre und das geböte. Auch, daß man die Armen und die Reichen bei ihrer Gerechtigkeit hielte, damit die Armen nicht unterdrückt würden von den Mächtigen. „Und laßt wiederbauen — ſprach er — die Kirchen, und die Schlöſſer zurichten; dazu laſſ' ich euch vierzig tauſend Gülden, an ſolches anzulegen.“

Gar wohl ordnet' er ſein Königreich und ging darnach zur Kirchen, thät ſein Gebet und richtet' aus ſeinen Gottesdienſt. Er ſchickete dann ſeine Speiſ' in das Schiff, nahm Urlaub von ſeiner Mutter und ſprach zu ihr öffentlich für jedermann: „Gnädige Frau und liebe Mutter, ich befehle euch das Königreich und auch alle Schätze, die ich habe, in euere Gewalt, und habe jedermann befohlen, euch gehorſam zu ſein, als mir ſelber. Und ich laſſe bei euch meinen Oheim und Patriſes, der ein ehrbarer, frommer Ritter iſt; und hab' ihn zu einem Hauptmann gemacht über das Königreich und meinen Oheim zu einem Anwald.“ Und damit nahm er Urlaub von ſeiner Mutter. Die Königin weinete faſt und bat ihn, daß er bald wiederkäme; denn ſie verlangete zu ſehen ihre Tochter, ſein Gemahl.

Darnach nahm er Urlaub von den Herren und den Frauen des Landes und ging in ſein Schiff. Jedermann ſchickete ſich in das Schiff, mit ihm zu fahren, und Pontus redete mit allen Freien und ſagt' ihnen, was ihm fürkommen wäre im Schlaf, dadurch er nicht Ruhe möchte haben, bis er ſähe die Königin, ſein Gemahl. Damit fuhren ſie auf das hohe Meer mit großer Eil', als faſt ſie mochten, bis daß Pontus ſah das Land Britannia, dahin ſein Gemüth ſtund.

Nun laſſen wir hie fahren den König Pontus auf dem Meer und kommen wieder zu reden von dem König von Britannia und von ſeiner Tochter Sidonia, wie es ihnen im Abweſen des Pontus erging.

Das ſechs und vierzigſte Kapitel.

Wie Gendolet durch Klugheit falſche Briefe zurichtet' an den König und Sidonia, in der Geſtalt, als ob ſie von Pontus geſchrieben wären, darin er den König bat, Gendolet ſeine Tochter Sidonia zu geben; und wie Sidonia die falſchen Briefe merkte und ihn nicht haben wollte, darum ſie ſich in einen Thurn verſperret'; und wie Gendolet den König und Sidonia mit Hunger quälete, bis ſie ſich ihm ergab, mit großem Herzenleid, ſein Gemahl zu ſein.

Wie Gendolet nun, nach dem Abſchied des Pontus von Britannia, bei dem König blieb, und ihm alle Gewalt von Pontus übergeben war, den König und ſeine Tochter, auch das ganze Königreich zu regieren, davon er große Freud' und Ehre hät: da mocht' er ſich nicht enthalten der Falſchheit und Verrätherei, ſo er in ſeinem Herzen trug, und gedachte, wie er durch Betrug möchte zuwegen bringen, Sidonia zu einem Weib zu haben, nahm ſich für mancherlei Weg und bedachte ſich weit, wie er das anfangen ſollte, damit ſie ihm würd' und er ihr Herr und König ſein möchte. Er gab ſich deßhalb in große Frechheit und beſaß ihn der Teufel, daß er es je wagen wollte. Er ließ darauf die Stadt verſehen mit Speiſ' und Lieferung, beſtellte Söldner und gab jedermann Sold, damit er deſto baß muthwillen könnte. Und als er hät die Städt' und Schlöſſer verſehen, da ließ er ſich machen ein Inſiegel mit Pontus Wappen und ließ Briefe ſchreiben; darnach verſiegelt' er die mit demſelben Inſiegel. Der Inhalt der Briefe lautete ſolchermaß: Pontus dem König von Britannia entbot, wie ſein Volk alles erſchlagen ſei, und empfahl ſich faſt dem König und bat ihn, durch ſeinen Nutzen, und Behütung und Beſchirmung des Lands, daß er ſeine Tochter an Gendolet wöllte geben; denn er möchte ſie nicht baß verſorgen; und wenn dieſelbe Heirat geſchähe, ſo wollt' er ihm allen ſeinen Schatz, ſo er von Engelland bracht hät, geben. Die Briefe hatt' er gar gut gemacht. Einen ſolchen Brief und Meinung hät er an Sidonia auch geſchrieben, und bat ſie gar inniglich, durch alle Freundſchaft und Liebe, ſo zwiſchen ihnen beiden war, daß ſie nähme zu der Ehe Gendolet, ſeinen Freund.

Als nun der König und ſeine Tochter ſolche Brief' empfingen und laſen, iſt nicht zu ſagen, was großes Unmuths und Klage ſie hatten. Sidonia klagte viel und gar ſehr den, deß ſie nicht vergeſſen mochte, raufte vor großem Leid und Schmerzen ihr Haar aus und hatte ſo große Bekümmerniß.

daß es einen Stein zu trauren bewegt möchte haben. Es klagten ihn auch alle Frauen und Jungfrauen an dem Hof und ſprachen: „O weh des großen Schadens! Es iſt zu erbarmen um die Blume der Ritterſchaft, der von Frommkeit und Tugenden ein Spiegel war aller Rittersgenoſſen!“ Die Bürger in der Stadt, auch das gemeine Volk klagten ihren Herren; denn jedermann vermeint', er wäre todt mit all' ſeinem Volk. Sidonia mocht' und konnte niemand tröſten; ſie ſchrie ſtäts und ſprach: „O weh! der alle Hübſchheit und Frommkeit an ihm hät und mit dem ich hoffete zu haben alle Freude, der ſo mild und getreu war und mich ſo gar lieb hät, und der ſo wohlgeſchickt war, zu behalten die Gemein' in Fried' und Einigkeit, den ſollt ich itzt wechſeln? Ach, das Glück iſt ganz wider uns, hat ihn uns der Tod genommen! O weh mir Elenden, o weh mir Verlaſſenen!“ Der Klagen trieb ſie viel, acht ganzer Tage lang, daß ſie nicht aufhörte; daß kaum ein Herz ſo hart hätte mögen ſein, das es nicht erbarmet hatte.

Gendolet ging zu dem König, redete mit ihm, daß er er bedächte, wie Pontus ihm hätte geſchrieben und gebeten, daß er ihm ſeine Tochter geben ſollt', und ſprach: er wöllte ſie in Ehren haben und ſein Königreich behüten; denn Pontus hätt' ihm gegeben ſo viel Goldes und Gabe, als ſein Königreich werth wäre. Er erbot ſich gar ſchön gegen den König und ſprach: „Gnädiger Herr, was ich hab', iſt alles euer, und ich bitt' euere Gnade, daß ihr mit euerer Tochter redet und ſchaffet, daß ſie ihren Willen dazu gebe.“

Der König war alt und Gendolet thät alſo viel mit ſeinen geſcheiten Worten, daß der König ſeinen Willen dazu gab. Er ging zu ſeiner Tochter, tröſtete ſie auf's beſte, ſo er mochte, und ſprach zu ihr: „Liebe Tochter, der Unmuth thut euch weh; es iſt nun keine Hülfe noch Hoffnung mehr ſeines Königreichs: und dieweil euch Pontus bittet in ſeinem Schreiben, daß ihr Gendolet nehmt durch ſeinetwillen und von wegen des großen Schatzes, den er ihm hat gegeben, ſo geb' ich meinen Willen auch dazu. Und Gendolet ſpricht, er wölle euch gehorſam ſein und euch das Königreich behüten; denn ſolltet ihr euch vermählen zu Königen oder Fürſten, die fremd wären, ich müßte euch ſchicken in ihre Land' und das Königreich müßte ohn' Erben ſein.“ Da Sidonia ihres Vaters Meinung hörte, da verwunderte ſie ſich faſt darob und ſprach zu ihm: „Gott verhüt' es, daß er mein Mann nimmer mehr werd'! Ehe wöllt' ich eine Begine werden.“ Und bekümmerte ſich nachmals gar faſt und war in großem Unmuth. Da das der König ſah, ſprach er zu ihr: „Liebe Tochter, dieweil er euch nicht gefällt, ſo ſollt ihr ihn auch nicht haben.“ Und ſprach: ſie ſollte ſich wohlgehaben.

Er ging darnach wieder zu Gendolet und ſprach zu ihm: ſeine Tochter wöllte noch keinen Mann nehmen. Gendolet ſprach: „Wie, verſchmäht ſie mich? Es wird nicht ganz gehen nach ihrem Willen.“

Darnach ging er zu ihr und wollte ſie mit hübſchen Worten blenden und ſprach: er wollt' ihr dienen und gehorſam ſein; ſie ſollte ganz Frau ſein und ſollt' in dem Königreich ohn' ihr Geſchäft nichts geſchehen; und ſaget' ihr: wie er den großen Schatz hätte, den ihr voriger Mann hätte gewonnen von den Heiden. Sidonia wehrete ſich faſt und ſprach: ſie wöllte in dieſem Jahr keinen Mann nehmen, durch keinerlei Rede willen. „Wie, — ſprach er zu ihr — es iſt doch euers Vaters Willen; wollt ihr ungehorſam ſein?“ Sidonia antwortet' und ſprach: „Der König, mein Herr und Vater, mag mit mir ſchaffen, was ſein Gefallen iſt: aber, ſollt' ich darum ſterben, ſo will ich in dieſem Jahr keinen Mann nehmen; aber darnach verred' ich nicht, ihm gehorſam zu ſein.“ Gendolet ſprach: „Ihr wollt nicht gehorſam ſein euers vorigen Mannes Briefen und Geſchäft, der ſo große Liebe und Treue zu euch hat gehabt, alſo, daß keinerlei Sach' in der Welt war, er hätt' es durch euertwillen gethan, und ihr wollt ihm nicht gehorſam ſein, noch auch meinem Herren, euerm Vater: auf meine Treue, die ich euch ſchuldig bin, bedenkt ihr euch nicht anders, ich beſorg', ihr möchtet dadurch in Unglück kommen.“ Und da er mit hübſchen Worten nichts an ihr haben mochte, da dräuet' er ihr und ſprach: „Sintemal ich gewährt bin von meinem Herren und euerm Vater, ſo müßt ihr das thun, ihr wöllt oder nicht.“ — „Ei, — ſprach ſie — bin ich dazu kommen? Auf meine Treu', ihr werdet wohl ſehen, wie es ergehen wird: ehe ließ' ich mir ein Glied nach dem andern abſchneiden.“ Darauf antwortet' er: „Es wird noch baß verſucht.“ Und ging von ihr in großem Zorn und meinete nicht anders, denn, er wollte ſie haben.

Sidonia war gar unmuthig und gedacht' in ihrem Herzen: es wäre nicht die erſte Falſchheit, die er gethan hätt', und meinete, die Briefe wären falſch: denn er hätt' ihr vormals mehr geſagt, wie Pontus todt wäre, und es doch ſich anders erfand. Und ſie hieß zu ihr kommen drei Edelmänner und zween Kämmerer, die ſie hät, und Eloiſa und zwo andere edele Jungfrauen, und ſagt' ihnen: wie Gendolet gar zornig wär' und all ſein Vermögen thäte, ſie zu haben, mit Lieb' und Leid; „und er iſt gar geſcheit und vermeint vielleicht, Gewalt mit mir zu treiben: ſo hab' ich fürgenommen, daß wir uns wollen in den Thurn machen und dieſen ſpeiſen, uns darin zu erhalten, bis wir Hülfe gewinnen von etlichen unſeren Freunden, oder bis ich hör' eine gewiſſe Botſchaft von meinem Herren Pontus." Der Rath gefiel ihnen allen wohl; ſie ſchufen, daß der Thurn mit Brot, Wein und allerlei Speiſe geſpeiſet ward, gingen in den Thurn, verſperrten den mit eiſenen Riegeln und trugen auch große Steine darein, damit ſie ſich wehren wollten; denn Gendolet hät ſich fürgenommen, wo ſie es nicht gern und willig wollte thun, ſo wöllt' er ſie dazu mit Gewalt zwingen.

Er vermeinte ſie eines Tags in ihrer Kammer zu finden, und da er ſie darin nicht fand, ſucht' er ſie in einer andern Kammer: da ſagt' ihm eine Jungfrau, wie ſie wäre in den Thurn gangen und hätte ſich mit Speiſ' und aller Nothdurft gar wohl verſehen. Da er nun das vernahm, da wär' er ſchier von Sinnen kommen vor großem Zorn, ging für den Thurn, rufet' ihr gar demüthiglich, begehrte ganz inniglichen, daß ſie ihm den Thurn aufthäte, und ſchwur bei ſeiner Treu', er wollt' ihr kein Leid thun. Aber Sidonia, die ſeine Falſchheit wohl wußte, ſprach zu ihm: ſie wöllte ihn nicht hinein laſſen. Und als er nun ſah, daß er mit gut nichts an ihr haben mochte, da fing er an und dräuet' ihr und ſprach: er wöllte ſie nöthen, daß ſie ſeinen Willen unehrlich thun müßte, dieweil ſie ſein Gemahl nicht wöllte ſein; und daß ſie ſollte erwählen, welches ſie thun wollte. Sidonia der thät wehe, zu hören ſolche unzüchtige und grobe Wort' und ſprach zu ihm: „So Gott will, ihr werdet dazu nicht kommen, und ihr müſſet ehe ſterben eines böſen, ſchnöden Tods." Da erzürnet' er erſt und ſprach: er hätte ſolches vor mehr gethan, und wöllte das mit ihr auch thun und vollbringen, was ihm gleich darum geſchähe.

Da ging er hin und fing den König, der Urſache halb, daß er nichts wider ihn möchte fürnehmen, und legt' ihn in ein Gefängniß. Er ging zu den Bürgern und ſagt' ihnen: wie ihm Sidonia gegeben wäre und verſprochen zu einem Gemahl von ihrem vorigen Mann, deß er gute Briefe hätte, dazu auch der König, ihr Vater, ſeinen Willen gegeben hätte; und ſprach dazu: er hätte verſtanden, daß ſie ſich ſelbſt wöllte verheiraten, nämlich zu einem da nichts von zu halten wäre, der viel Schatzung auf ſie legen würde und das Königreich verderben; „aber ich will euch — ſprach er — bei euern Freiheiten behalten und bei euerer Gewalt und will euch behüten gleich als das Gold den Stein behütet. Darum hab' ich meinen Herren in eine Kammer gethan; denn er iſt zu einem Kind worden durch ſein Alter und hat keine Vernunft mehr, und beſorge, daß er ſeinen Willen zu ſeiner Tochter Willen werde ſchlagen. Sollte das einen Fürgang gewinnen, ſo würde das Land verloren; aber ich hoff', ich wolle mit der Hülfe Gottes wohl davor ſein, durch gemeines Nutzes willen des Landes zu Britannia." Und redet' in ſolcher maß mit ihnen, daß ſie vermeinten, es wäre alles wahr. Und es durfte ſich niemand deſſen annehmen oder dawider legen, denn er hät viel fremder Söldner.

Das ſieben und vierzigſte Kapitel.

Wie Gendolet die Bürger beredet, den Thurn zu ſtürmen, darin Sidonia war, und zu helfen, daß ſie ihm würde; und wie er ſie mit ihrem Vater durch Hunger darin quälete, daß ſie ſich zuletzt ihm ergeben mußt' und zu verhüten ihres Vaters Tod, ſich ihm vermählen ließ.

Als nun Gendolet mit der Gemein' und den Bürgern hät geredet, da ging er wieder zu dem Thurn und ſtürmte den abermals. Darin waren nicht mehr, denn vier oder fünf Perſonen, die große Steine herab warfen und wehrten ſich alſo aus dem Thurn. Der meiſte Theil ſeines Volks gingen von ihm und wollten nicht, daß ſie gefangen würden. Der Sturm währete lang und er vermeinete je, er wollt' es alſo zuwegen bringen. Als er ſah, daß er nichts daran haben mocht' und ſie nicht heraus bringen, da ward er traurig und ſprach: er wöllte ſie verſperren und in dem Thurn erhüngern. Darauf antwortete Sidonia: „Fürwahr, wir haben noch einen Monat Glück oder zween, und hoffe, Gott ſoll uns dieweil ſeine Gnade ſenden."

Da Gendolet das hörte, da wär' er ſchier vor Zorn unſinnig worden und thät ihm faſt wehe, daß ſeine Sache keinen Fürgang wollte haben. Er hätte nun gern gewollt, daß er die Sache nie angefangen hätte, doch wollt' er die vollbringen und enden, und ſollt' er darum ſterben. Und er ließ den Thurm verhüten, damit man ihr nichts von Speiſe zubrächt', und erdacht' abermals eine große Geſchwindigkeit. Er ging zu dem König und bat ihn, daß er ſollte gehen zu ſeiner Tochter und mit ihr von ſeinen Sachen reden; denn er meinete, der Vater würde ſie abwenden von ihrer Härtigkeit, und gedacht', er wollte ſie nicht weiter verſuchen, ſondern mit ſanften Worten gegen ſie handeln und umgehen. Der König war gar ein frommer Mann und gedacht' auf ſeine Bosheit nicht. Er ging zu ſeiner Tochter, redete mit ihr, wie ſie wäre in Sorgen ihres Lebens und ſterben müßte von Hunger, und ſagt' ihr viel, damit er vermeinte, ſie von ihrem Fürnehmen zu bringen. Darauf antwortete ſie ihrem Vater und ſprach: „Lieber Vater, ich glaube gänzlich, daß die Briefe ſeien falſch und erdacht; denn ich gedenke, wie er mir vor gelogen hat und geſagt, wie Pontus todt wäre: darum will ich ſterben, oder die Wahrheit erfahren.“ — „Tochter, — ſprach der König — die Sach' iſt ſehr ſchwer, und ich werde faſt betrübt von wegen ſeiner Liſtigkeit, ſo er bei ſich hat.“

Darnach kam Gendolet und ſchrie zu dem König hinauf in den Thurm und fragt' ihn: was er an ſeiner Tochter funden hätte? „Und will ſie es thun, — ſprach er — ſo kommet herab.“ Da ſprach der König: „Sie iſt noch unmuthig um ihren Herren; darum hat ſie mir noch keine Antwort gegeben.“ Gendolet ſprach: „So müßt ihr auch bei ihr bleiben und Geſellſchaft mit ihr halten, mit Eſſen und Trinken. Und ihr müßt beide Hungers ſterben, oder ſie muß mein werden.“ So brachte Gendolet den König zu ſeiner Tochter, damit ſie deſto größere Erbarmung hätt' über ihren Vater, ſo er Hunger litte, und ſich deſto eher ergäbe.

Alſo belagert' er ſie beide. Und ſie hatten Eſſens genug, bis auf den ſechsten Monat. Darnach thät ſich ihre Speiſe mindern, daß ihnen abging an Fleiſch und an Brot, und ſie aßen drei Tage nichts, denn ein wenig Käs', und zu jedem mal ein Maaß Weins: davon ward der König krank. Sidonia hät eilf Apfel, davon gab ſie allen Tag zween ihrem Vater. Sie weinete vor großem Jammer, daß ſie ihren Vater ſah und thät ihr ſeine Kümmerniß viel weher, denn die ihre. Sie ging oft zu einem Fenſter und ſah in das Meer, ob ſie jemand ſehen möchte. Sie klagete Pontus gar faſt, war in großem Unmuth und wünſchet' ihr den Tod gar oft und ſprach zum König: „Gnädiger Herr, es wäre euch viel nützer, daß ich längſt geſtorben wäre, denn daß ich euch ſolche Kümmerniß mache, daß ihr Hunger leidet von meinetwegen.“ Der König weinet' und ſprach: „Liebe Tochter, ich wollte ehe ſterben, eh' ich wollte, daß ihr den Verräther ſolltet haben in ſolcher maß.“ Sidonia rufete Gendolet und ſprach zu ihm: „Siehe, du Verräther und untreuer Mann, wie magſt du in ſolcher Noth ſehen und laſſen ſterben einen ſolchen frommen Herren, als der König, mein Vater, iſt? Iſt das die Zucht, die er an dich gelegt hat, daß du ihn umlegſt und läßt ihn ſterben vor Hunger und Durſt, der dir manchmal hat gegeben gute luſtige Speiſe zu eſſen? Iſt das der Lohn, den du ihm herwiederum gibeſt?“ Und ſie ſtraft' ihn gar härtiglich: aber es half alles nicht; denn er ſchwur viel großer Eid': er wöllte ſie beide von Hunger ſterben laſſen, wo ſie ſich nicht wöllte verwilligen, ihn zu nehmen.

Der König lag von großer Ohnmacht zu Bett' und wollte ſterben vor Hunger. Da Sidonia das ſah, da ſprach ſie: ſie wöllte lieber ſiechen bis in den Tod, denn daß ihr Vater ſollte ſterben um ihrentwillen; und ſprach zu ihm: „Weinet nicht, mein allerliebſter Vater, ich mag nicht leiden euere Krankheit und Hunger; ich wöllte lieber ſterben und in Unmuth ſein all' meine Tage, die ich hie habe zu leben, denn daß ich euch in ſolcher maß ſollte ſehen.“ Der König weinete faſt und wußte nicht, was er reden ſollte, da er ſah ſeine Tochter ſo bekümmert, und zum andern, daß er ſich ſelbſt ſollte ſehen Hungers ſterben. „Nein, — ſprach Sidonia — Vater, ich kann und mag ſolches an euch nicht ſehen noch leiden; ich wöllt' aber gern, daß mich der Tod nähme!“ — „Ach, — ſprach der König — daß Pontus wäre im Leben und hie an dieſer Statt! er würd' uns wohl rächen an dem Verräther, der euch will haben wider euern Willen.“ Auch die Edelleut' und Jungfrauen, ſo ſie bei ihr hatte, wären ſchier kommen von ihrer Vernunft, Hungers halb, und fielen nieder für Ohnmacht. Und es war kein Wunder; denn ſie hatten in etlichen Tagen gar nichts gegeſſen, und ſprachen zu ihr: „Gnädige Frau, durch Gottes willen, laſſet euch gefallen dieſen Mann und werdet nicht ſchuldig an euerm eigenen Tod und auch an dem

Tod unſers gnädigen Herren, euers Vaters, und an uns.“ Und da Sidonia ſah, daß ſie das thun mußte, mehr ihrem Vater zu helfen, denn ihr ſelber; denn durch Furcht ihres Tods hätte ſie es nicht gethan: da hieß ſie Gendolet zu ihr kommen. Und er kam: da ging ſie wieder hinweg; denn ſie mocht' und konnte ihm nicht zureden; und ging zu ihrem Vater und ſprach: „O gnädiger Herr, ihr ſollt mit ihm reden und verſuchen, ob ihr möchtet eine Einigkeit mit ihm machen. Und ſprechet, daß ihr mit mir wöllt ſchaffen, daß ich meinen Willen dazu werde geben, in ſolcher Geſtalt, daß wir acht Tag' oder mehr Friſtung möchten haben; daß wir wieder ergetzt würden und uns von Hunger und Unmuth, ſo wir durch ihn gelitten haben, wieder erhohlen möchten.“

Der König ſtund auf, fing an und ſprach zu Gendolet: daß er mit Gewalt ihre Lieb' und Freundſchaft nicht möchte gewinnen; und ſprach: daß er davon ſollte laſſen, ſo wöllt' er ihm geben Städt' und Schlöſſer, oder was er ſonſt haben wöllte. Dazu antwortet' er ihm und ſprach: daß er des Königs Reich nicht darum nehmen wöllte, daß er ſie laſſen ſollte, dieweil Pontus, ihr Herr und der ſeine, ſie darum gebeten und geſchrieben hätte. Der König wollt' ihm beweiſen ſeine Vernunft und ſprach: „Ich beſorg', ihr werdet ihr mit Gewalt nichts angewinnen.“ Aber es half alles nicht; er war verſtockt in ſeiner Bosheit, mehr, denn vor, und ſprach: er wollte nun fürbaß nicht nachlaſſen, was ihm gleich derhalb begegnen möchte. Darnach begehrete der König einen Monat Friſt, und wenn der Monat verginge, ſo wollt' er ſie ihm geben. Gendolet wollte aber das nicht thun. Am letzten begab es ſich kaum, daß er ihm vier Tage gewähret' und Friſtung gab: und wenn die vier Tage herum wären, ſo wollt' er ſie haben; da ſollte ſie ſich nach richten; und ſprach: ſie ſollte nicht aus dem Thurn gehen, bis daß ſie ſich ihm vermählet. Davon gewann Gendolet große Freud' und ließ ihr alle Tage bringen die beſte Speiſe, die er haben mochte, und hielt den König auch gar ſchön, bis an den fünften Tag.

Der Hof fing an und ward groß, und Gendolet freuete ſich faſt, zu haben eine ſolche ſchöne Frau, die er ſo lieb hät. Der König ging ſelber nach ihr und brachte ſie herfür, zu thun, das ſie ſich verwilliget hät. Und da ſie kam, da hät ſie ſo faſt geweinet und war ſo voll aller Bekümmerniß und Schmerzen, daß ſie gern wäre todt geweſen. Sie klagete

Pontus

Pontus faſt in ihrem Herzen und ſprach: „O weh, wohl einen unglückſeligen Wechſel hab' ich müſſen thun und ich bin die Unglückhaftigſte!“ Und da führte man ſie zur Kirchen.

Da nun alle Dinge geordnet und zugerichtet waren und Sidonia in die Kirche kam, ſich zu vermählen, da war ein Erzprieſter und gab Gendolet und Sidonia zuſammen. Da empfing ſie großen Unmuth, Schmerzen und Herzenleid und weinete für und für, daß die Zähren bis auf die Erde herab fielen.

Darnach gingen ſie zum Eſſen. Da waren mancherlei Spielleut', als: Drommeter und Pfeifer und mancherlei Saitenſpiel. Der Bräutigam war gar fröhlich: aber es war zu ſeinem großen Unglück; denn, wie es Gottes Will' iſt, daß jedermann nach ſeinem Verdienſt ſoll belohnet werden und keine Bosheit ungeſtraft bleiben, alſo ſollt' es dieſer auch nicht hinbringen ungeſtraft.

Nun laſſen wir von ihm und kommen wieder an Pontus, den wir verließen im Schiff auf der Meerfahrt, und ſagen wie er zu Land kam.

Das acht und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus von Gallicia abſchied und in Britannia ſchiffete, zu erfahren, wie es Sidonia, ſeinem Gemahl ginge, von der er ſchwere Zeitung gehabt hat; und wie ihm Herland entgegen kam und anzeigte, wie es mit Sidonia ſtünd' und wie er eilen ſollt', ihr zu helfen; und wie Pontus in eines Bauren Geſtalt gen Hof kam, tanzend, und dem Gendolet lohnete ſeiner Bosheit.

Da nun Pontus in Gallicia hatte Urlaub genommen von ſeiner Mutter, von ſeinem Oheim und auch von dem Herr und ganzem Land, und hatte verordnet alle Dinge mit der Landſchaft auf das Beſte, da ſchied er von dannen. Und als er auf das Meer kam und die Segel ausſpannete, fuhr er mit gutem Wind feſtiglich, bis daß ſie zu der Inſel Rheda kamen. Da nahmen die Fürſten und Herren Urlaub von Pontus, die ihm das Geleit gegeben hatten, und er urlaubet' ihnen und danket' ihnen faſt ihrer Dienſt' und ſchenkte ihnen große Gaben. Darnach ging er wieder in ſein Schiff mit den andern Herren und Freien von Engelland und Britannia und fuhren ſie ernſtlich, bis daß ſie in Britannia kamen. Pontus nahm ein klein Schiff und ging mit etlichen darein.

Sidonia träumete dieſelbige Nacht, wie ihr Herr wäre kommen. Darum ſchickete ſie ihrer Diener einen zu dem Meer, zu ſchauen, ob er jemand kommen ſähe. Er ging gar einen kleinen Weg, ſah um ſich und ſah ein kleines Fähnlein von ferne auf dem Meer fliegen. Auf Stund' fiel ihm in Sinn, wie es die Geſellſchaft wäre, die aus Britannia in Gallicia wäre gefahren: da nahm er ſeinen Huth in ſeine Hand und winket' ihnen damit. Pontus erſah das zum erſten und ſprach: „Dort ſehe ich einen reitend, der uns winket, und mich bedunkt, er begehr' unſer oder ſpott' unſer: darum laßt uns bald fahren. Und da ſie nahe zu ihm kamen, und er Pontus im Schiff erſah, da rufet' er: „O gnädiger Herr, eilet flugs und bald; denn es iſt große Zeit!" — „Was iſt es?" Sprach Pontus. Da ſagt' er ihm in der Kürze, wie Gendolet ihm nun hätte gedient, in etlichen Stücken beſonders. Pontus geſegnete ſich und nahm ihn groß Wunder, wie er ſolche Verrätherei möchte erdenken. „Gnädiger Herr, — ſprach der Edelmann — ſie werden itzund das Nachtmahl haben; darum müſſen wir auch gedenken, hinein zu kommen." — „Ich will dir ſagen, — ſprach Pontus — wie wir thun wollen. Wir wollen uns verkleiden hie in dieſem Wald und wollen mit Pfeifen und tanzend hinein gehen, und müſſen auch etwas mit uns bringen, damit wir mögen ſagen, wir ſeien Spielleut' und kommen Kurzweile zu treiben und zu hofieren auf der Hochzeit; und darnach wollen wir einen Tanz oder zween machen." Der Edelmann ſprach: „Es wird gut."

Pontus der legte ſich an in Bauren Gewand und ging tanzend hinein gen Hof; das war um den Abend, als die Sonn' unterging; und man ließ ſie hinein, in ihrem verkehrten Gewand: ſie hatten große Kappen angelegt, die gefüllt waren mit Heu und ihrer jeder hät eine ſondere Gebärde. Man ſah ihren Poſſen zu und lachete jedermann ihrer. Es ſprach Gendolet: „Bei meinem Eid, uns gefällt wohl, die große Freude, die das gemeine Volk hat von unſerer Hochzeit; das iſt hübſche Kurzweile, die dieſe uns machen." Aber er wußte nicht, was dieſe in ihrem Sinn hatten, dadurch ihm ſeine Freude bald verkehrt ward. Er entbot Sidonia durch den, der ihr Fürſchneider war: daß ſie ſollte fröhlich ſein und ſich wohlgehalten, dieweil ſie ſähe, daß jedermann, auch das gemeine Volk, ſo große Freude hätten von der Hochzeit;

und er wollte ihr alſo getreulich dienen, als je kein Mann ſeiner Frauen gethan hätte. Da ſie nun ſeine Botſchaft hörte, da wollt' ihr ihr Herz zerbrechen vor großem Unmuth und Schmerzen; ſie weinete heiße Thränen und gedachte bei ihr ſelbſt: O ich Unglückhaftige über alle Frauen! ach, warum hab' ich alſo lange gelebt? daß ich bin kommen zu ſolchem Unglück vor allen andern, daß ich wechſeln muß den Allerhübſcheſten, Getreueſten, Frömmſten und Weiſeſten, und den Spiegel dieſes Lands; denn er iſt voll aller Mildigkeit, Treu' und aller guten Tugend und von Adel, als eines Königs Sohn, der er iſt. Nun hab' ich an ſeiner Statt einen Verräther und untreuen Mann, der keiner Ehren werth iſt! Damit ſchwanden ihr die Sinne und ſie fiel nieder auf den Tiſch vor rechter Ohnmacht. Pontus ſah ſie an und ging ihm ihr Unmuth zu Herzen: er gedachte, wie er ſie bald rächen wollte und ihr wieder Freude machen in kurzem. Und da Pontus mit den Seinen ein mal oder zwei durch den Saal war gegangen und jedermann wahrgenommen hät, da erſah er den Verräther Gendolet, der in großen Freuden war: da ging Pontus gegen ihn, thät ab ſeine Kappen, daß ihn jedermann mußte erkennen, und ſprach zu Gendolet: „O du Verräther und verzweifelter Schalk, wie haſt du mögen erdenken ſo viel Verrätherei und Übels? gegen mich und den König, der dich erzogen hat und dir ſo viel Gutes gethan: du haſt aber ihm Böſes herwiederum gethan; darum mußt du deinen Lohn empfahen." Da Gendolet ſah, daß es Pontus war, und er ihn erkannte, da war er ganz erſchrocken, wußte nicht, was er ihm ſollt' antworten und erſtarrete ganz und gar; denn er wußte wohl, daß er ſterben müßte. Pontus ergrimmt' über ihn und konnte ſich nicht zurück halten, damit er ihm nachmals, als einem Verräther, einen bitteren Tod hätt' angethan, und zuckte ſein kleines Schwert, das er dazumal an ſich hät, welches gar wohl ſchneidend war: damit ſchlug er ihn in ſolcher maß, daß er ihn von einander ſchlug bis auf die Bruſt. Darnach ſchlug er ihm ſein Haupt ab, hieß ihn ausſchleifen vor jedermann und ihm thun, als einem Verräther, und hieß ihn unter dem Galgen begraben.

Das neun und vierzigſte Kapitel.

Wie Pontus, nachdem er Gendolet ſeinen verdienten Lohn gegeben hat, von dem König und Sidonia empfangen ward; und ſie mit großen Freuden und Schmerzen einander umfingen; und wie ſolch Leid in eitel Freude verwandelt ward und Pontus ſein Regiment anfing.

Da ſich nun dieſe Handlung verlaufen hät und dem Verräther ſeiner Bosheit gelohnt war, und der König und Sidonia Pontus ſahen und recht erkannten, da eilten ſie von dem Tiſch herfür, gingen mit offenen Armen gegen ihn, umfingen ihn, küſſeten und halſeten ihn gar herzlich. Sidonia weinete gar heftig von großen Freuden, hing ihm an ſeinem Hals und konnte ſich nicht von ihm ſcheiden. Es bekümmert' und erbarmete Pontus ſo hart die große Schmach, Angſt und Noth, die ſie erlitten hatte von dem boshaftigen Gendolet, daß er ſchier in Ohnmacht wäre gefallen, und floſſen ihm heiße Thränen ſeine Backen herab. Darnach, da ſein Herz ein wenig erquicket und der Schmerz geringert ward, da ſprach der König zu ihm: „Lieber Herr, es hätte nicht viel gefehlet, ihr hättet verloren euer Weib und auch mich.“ Darnach ſagt' er ihm die wunderbarliche Verrätherei von den falſchen Briefen auch von dem Hunger, den ſie erlitten hätten. Pontus geſegnete ſich und nahm ihm groß Wunder darob; denn er vermeinete nicht, daß es möglich wäre, daß jemand ſo große Verrätherei erdenken ſollte. „Gott ſei gelobet, — ſaget' er — er hat ſeinen Lohn empfangen.“ — „O Sohn, — ſprach der König, — wäret ihr länger aus geweſen, er hätte noch mehr Bubenſtück erdacht und Verrätherei wider euch angerichtet.“ — „Gott hat es nicht länger wollen haben.“ Sprach Pontus.

„Nun, wir wollen von dieſer Rede laſſen; — ſprach der König — denn, von den Gnaden Gottes, es iſt noch wohl ergangen. Wir wollen nun gedenken, Freude zu haben und Kurzweil' anzurichten. Lieber Sohn, ſagt uns zum erſten, wie es euch ergangen ſei in euern Sachen mit den Heiden, und wie es ihr um euer Land, das Königreich von Gallicia ſtehe.“ Da fing an Pontus und erzählt' ihm alle Handlung des Kriegs, wie es ſich verlaufen und was ſich zugetragen hätte, wie er ſeinen Feind überwunden und geſchlagen; und wie er zween Ritter vor der Stadt Cologne in einer Kapellen betende funden hätte, die heimlich Chriſten geweſen wären; die hätten ihm angezeigt und offenbart alle Gewohnheit und Gelegenheit des Volks und des Lands, „und haben mir alle geholfen, — ſprach er — durch ihre guten Räth' und Anſchläge das Land gewinnen und die Heiden vertreiben.“ Und ſagt' ihm: wie der eine ſein Oheim wäre und der andere der Ritter, der ihn mit ſeinen dreizehen Geſellen in das Schiff hätte geführet und auf dem Meer hinweg geſchickt. „Alſo iſt nun mein Land von den Ungläubigen geſäubert und gereiniget worden, durch Gottes Hülf' und Beiſtand, das izt in Ruh und Fried' iſt und wohl regiert wird.“ Da der König das hörte, kam ſeinem Herzen eine große Freude, die hinweg trieb allen Unmuth, Beſchwerniß und Schmerzen, ſo vorhin ſein Herz umfangen hatten, und dankte Gott gar fleißig, von wegen ſolcher Wohlthat und des Siegs, ſo er an Pontus wider die Heiden verliehen hätte. Etliche von ſeinem Volk die ſagten die Geſtalt, Gebrauch und Ordnung, wie er gekrönt worden wäre; und ſie hatten alle gar große Luſt und Freude von der hübſchen Geſchichte, die ſich da hätte begeben und aus Gottes Schickung zugetragen. Nachdem gingen ſie alle mit einander und ſaßen zu Tiſch. Da ſie nun hatten gegeſſen, da ſungen ſie und tanzten und trieben mancherlei Kurzweil und waren gar fröhlich.

Sidonia war unmuthig von wegen der großen Kümmerniſſe, ſo ſie gehabt hatte Gendolets halben, die ihr Herz alſo verwundet hatten, daß keine Freude ſolchen Schmerzen ſobald hinnehmen konnt', und hät doch auch dabei große Freud' in ihrem Herzen, von wegen der Zukunft des Pontus, ihres Herren, und ihrer Erledigung: deß ſie Gott groß Lob und Dank ſagte.

Die Nacht war jedermann, nach vollbrachten Freuden und Kurzweil, in guter Ruhe. Pontus und Sidonia hatten große Lieb' und Freude mit einander, die ſie nicht genug gegen einander ausſchütten mochten, als zwei, die einander lange nicht geſehen und große Treue zuſammen hatten.

Dieſelbige Nacht, als Gendolets Söldner, die von ihm beſtellt waren, hörten von der That und Handlung, nämlich, wie Pontus den Gendolet, ihren Herrn erſchlagen, und wie er der rechte Herr und Fürſt wäre des Lands, dem auch Sidonia vorhin vermählet wäre geweſen: da kam ſie eine Furcht an und ſie machten ſich auf und liefen davon, damit ſie nicht gleichen Sold mit ihrem Herren empfingen. Das gemeine Volk dankete Gott der Zukunft ihres Königs Pontus und gingen mit der Proceſſion, Gott zu loben und ihm Dankbarkeit zu beweiſen, daß er ihnen ihren rechten König und Herren wiedergegeben hätte.

An dem anderen Morgen kamen die Herren von Britannia, Normandia, auch die aus Engelland und von Poitou: die empfing Pontus gar ſchön; deßgleichen ward ihm von ihnen auch viel Zucht und Ehre bewieſen und viel glückſeliger Tag' und Regierung gewünſcht. Und nach vielem Geſpräch und mancherlei Rede thät ihnen Pontus ſagen von der Schalkheit und Verrätherei Gendolets, wie er alle Dinge ſo klüglich erdacht und angefangen hätte. Als ſie ſolches hörten, ſegneten ſie ſich darob, und nahm ſie groß Wunder, wie ſolche Bosheit hätte erdacht mögen werden.

Pontus redete mit dem Herzogen von Glocester, daß er bei ihm wöllt bleiben mit zwölf Rittern, und ſprach zu ihm: in vierzehen Tagen wöllt' er mit ihnen in Engelland reiten, zu ſehen den König und die Königin und ihre Tochter, von denen ihm viel Gutes, auch große Zucht und Ehre bewieſen wäre worden. Darnach ging er zu dem Grafen Richemont, der dann in Engelland reiten wollt', und ſprach zu ihm: „Lieber Herr, ich bitt' euch, ſo ihr kommt in Engelland zum König, daß ihr mich ſeinen Gnaden wöllt empfehlen und ihm und der Königin viel Lieb' und Freundſchaft von mir ſagen. Und ſo ihre Tochter Geneſe keinen Mann hätte, ſo ſagt dem König, ich wöll' ihr einen bringen, wo es ſeiner Gnaden Gefallen ſein will, und daß ſie einen will nehmen.“ Und ſagete dem Grafen in geheim: es wäre ſein Vetter Polidas, der faſt hübſch und voller Tugend wäre, und auch geſchickt, daß viel Gutes noch von ihm möchte kommen und durch ihn geſchehen. „Auf meinen Eid, — ſprach der Graf — ihr redet die Wahrheit; und ich vermein' und hoff', er werde meinem Herrn König faſt wohl gefallen, und ſonderlich durch die Lieb' und Treue, die er zu euern Gnaden hat.“ Darnach gab ihm Pontus das Geleit, als fern er mocht', und nahmen darnach Urlaub von einander. Da ſchieden die Engliſchen von den andern hinweg, ſaßen auf das Meer, fuhren glücklich bis an das Ende und Ort, da ſie hin begehrten, und ſtiegen aus mit großen Freuden.

Der Graf von Richemont kam gen Hof. Da fand er den König von Engelland und den König von Schotten, der da kommen war, zu ſehen den König ſeinen Bruder.

Der König von Engelland erforſchete den Grafen von Richemont, wie es ginge dem frommen Pontus. Und er saget' ihm alle Stücke, beſonders: wie ſein Land Gallicia erlediget wäre worden von den Heiden, und daß durch wunderbarliche Schickung Gottes, als, durch den Grafen von Eſtor und Patriſes, die ihm alle Gelegenheit des Landes angezeigt hätten, und dadurch er geſieget und das Land gewonnen; ſagt' auch dabei: in was Dienſtbarkeit und großem Zwang das Volk geweſen wäre, beſchwert mit großer Steuer, die ſie den Heiden geben mußten. Darnach erzählt' er ihm die Verrätherei von Gendolet; und das nahm ſie groß Wunder. Und darnach ſagt' er ihm von den frommen Geſellen, die ihm ſo redlich und wohl geholfen hätten, und von der großen und ehrlichen Schenkung und Sold, ſo der König Pontus ihnen gegeben hätte.

Als er die Sach' und Handlung ganz erzählet hatte, da ſprach er in der Geheim zu dem König: wie König Pontus in vierzehen Tagen bei ihm wöllte ſein in ſeinem Königreich, auch wie er bei ihm hätte behalten den Herzogen von Gloceſter, und wie er auch geredet hätte von der Heirat wegen zwiſchen ſeinem Vetter und Geneſe. Darauf fraget' ihn der König: was Ritters das wäre? Er antwortet' ihm und ſprach: wie es gar kein Unterſchied wäre zwiſchen ihm und Pontus, nur allein, daß dieſer Ritter ein wenig kürzer wäre, denn Pontus; ſonſt wäre er ihm faſt gleich an Gebärden und Sinnen. „Sicher, — ſprach der König — ſo gefällt er mir gar wohl, gefiel' er nur meiner Tochter." Da Geneſe das hörte, da kniete ſie nieder auf ihre Knie und ſprach zum König, ihrem Vater: was ſein Gefallen hierin wäre, das ſollt' ihr guter Will' und Wohlgefallen auch ſein und wollt' es auch thun. Da ſprach die Königin: „Ihr ſollt unſere Tochter nicht verheiraten keinem König oder niemand, der in dieſem Königreich nicht wöllte bleiben; denn vielleicht keiner begehrt zu bleiben in dieſem Königreich: das dem Land ganz ſchädlich wäre und zur Verderbung des gemeinen Volks gereichete." — „Nein, — ſprach der König — wiſſet, alſo lange der König Pontus lebet, ſo darf er nicht laſſen dieſes Königreich."

Geneſe, die den Pontus ſo lieb hatte gehabt, gedacht' in ihr ſelbſt: dieweil er Pontus Vetter wäre und ihm ſo ganz gleich an der Hübſche, Zucht und Ehrbarkeit, daß kein Unterſchied da wäre, wie der Graf von Richmont dem König hätt' angezeigt: ſo möchte ſie ihn baß liebhaben, denn keinen andern; und er gefiel ihr baß, aus den Worten des Grafen, denn kein anderer in der Welt. Und ſie fing an, gar ernſtlichen zu forſchen und fragen fern und nahe von den Rittern, die bei ihm geweſen waren in dem Krieg und die ihn hatten geſehen: wer er wäre, wie es um ihn ſtünd' und eine Geſtalt hätte, vieler Sachen halb? Und jemehr ſie nach ihm forſchete, je mehr er ihr gefiel und ſie Liebe zu ihm gewann und keine größere Begierde hatte, denn, daß ſie ihn ſollte und möchte ſehen.

Nun laſſen wir itzt von dieſem Ritter zu reden und kommen wiederum zu reden von König Pontus von Gallicia.

Das funfzigſte Kapitel.

Wie König Pontus durch ſeine Ritterſchaft eine Kurzweile zurichtete, dazu er berufen ließ alle Ritters-Weiber und Töchter, wie ritterlich gerennt und geſtochen ward, und wie ein jeder begabet ward, nachdem er ſich gehalten hat. Auch wie Pontus in Engelland zog und wie er ſo wohl und ſchön vom König empfangen ward und ihm viel Ehr' und Freude bewieſen.

Da nun **König Pontus** den Herren von Engelland das Geleit hatte gegeben bis an das Geſtade des Meers, da nahmen ſie Urlaub von einander und ritt König Pontus wiederum gen Vannes mit ſeinen Freien und Rittersgenoſſen.

Und als ſie zu Tiſche ſaßen und fröhlich waren und viel Schimpfred' und Hofſchwänke ſich begaben, da fing König Pontus an und ſprach zu den Freien, die noch da bei ihm waren: „Iſt es euer Gefallen, ſo wollen wir ſehen die Frauen und Jungfrauen von dem Land und wollen ihnen eine Freude zurichten, von des Herzogen von Gloceſter wegen und ſeiner Ritter, und wollen eine Kurzweile machen mit Rennen und Stechen; und daß dies auf das baldeſte geſchehe; denn wir müſſen in fünfzehen Tagen in Engelland ſein, zu ſehen den König, um etlicher heimlichen Sachen wegen, die ich mit ihm zu reden habe.“ Und ſie antworteten alle und ſagten: es gefiel' ihnen wohl. „Nun höret zu, — ſprach der König — ich befehle euch allen, daß ihr heim reitet und daß euer jeder mit ihm bringe ſein Weib und Schweſter; und ſchicket euch, daß ihr bald wieder hie ſeid.“

Die Herren waren ihm alle gehorſam, ritten ſchnell und bald heim zu ihren Frauen und Freunden, erwählten die allerhübſcheſten und baß kundigſten Frauen, die ſie haben mochten, verſammleten ſie und ritten mit einander gen Bannes. Da ſie nun kamen, da war der König auf und ritt ihnen entgegen; und ſie wurden alſo von ihm empfangen mit großen Freuden und mit mancherlei Saitenſpiel.

Des Morgens fing das Stechen an und ward gar groß und kurzweilig zu ſehen. Sidonia ſtund mit den Frauen und Jungfrauen von Britannia oben in einem Gemach, daß ſie dem Stechen zu konnt' ſehen. Der alte König war auch in einem ſonderen Gemach und die alten Ritter und Herren waren bei ihm. Pontus war von den innern Stechern, und der Herzog von Glocreſter war mit ihm, und Bernhard von Roſches, Gerhard von Wieterei, der Herr von Lowal, Peter von Wieterei und Andre von Toll: die ſtachen wider alle, die an ſie kamen; alſo, daß das Stechen gar hart und ernſtlich war, daß der König und die Frauen, die von oben herab zuſahen, ſich faſt verwunderten darob. Pontus aber ſtach vor ihnen allen hernieder Ritter und Pferd, daß ſie ſich alle beſorgten, ihm zu begegnen. Und die Frauen lobten ihn gar faſt. Gar herrlich und wohl war es alles zugerichtet und ſie hatten da mancherlei Kurzweil' und währete die Geſellſchaft und das Ritterſpiel, bis daß die Sonn' unterging.

An dem Abend gingen ſie zu Tiſch: da ward ihnen gar herrlich gedienet mit mancherlei köſtlichen Trachten. Die Pfeifer und Herolde trieben viel Schimpf und Kurzweile, die man gar fern hörte.

Nachdem, als ſie gegeſſen hatten, da theilete man aus den Preis und die Gaben, nachdem ein jeder geſtochen hät. Den Preis von den Ausländigen gab man dem Grafen von Montfort, der gar redlich hatte geſtochen. Die Gabe, die man ihm zueignete, war ein güldener Kopf. Pontus aber hät den Preis vor ihnen allen, und die Frauen ſchickten ihm ein köſtlich Kränzlein.

Und gleich, wie man ihm das brachte, da kamen geritten Gottfried von Luſignan, Andre von Lator, Wilhelm von Roſches und der Graf von Martein, nach denen Pontus geſchickt hät, mit ihm zu fahren in Engelland; denn alle Ritter waren ihm hold, um ſeiner Frommkeit und Redlichkeit willen, und daß er ſo mild und freigebig war gegen jedermann. Da nun König Pontus dieſe Herren und Ritter ſah, ſtund er auf.

ging gegen ſie und empfing ſie gar ſchön und wohl. Sie aber ſprachen zu ihm: er hätte unrecht und zu viel gethan daran, daß er gegen ſie auf wäre geſtanden. Aber er war tugendlich und demüthig und ſprach: ſie wären aller Ehren werth.

Da ſie nun hatten gegeſſen, ſprach der von Luſignan zu dem König Pontus: „Herr, ihr habt heut' ohn' uns geſtochen: wenn es euern Gnaden gefiele, ſo wöllten die, welche itzt zum letzten kommen ſind, auch gern einmal ſtechen.“ Pontus ſprach: „Es gefällt mir wohl; und ihr ſollet mit euch auf euerer Seiten haben meinen Vetter Polidas und den Grafen von Limi, daß euer ſechs werden; denn ich hab' es wohl verſtanden an des Grafen von Limi Rede, daß es ihm nicht wohl gefällt, daß er vor nicht auch dabei geweſen iſt: und ich will ihm itzt ſein Herz erfreuen.“ Und da ſchickt' er nach ihnen. Da ſie zu ihm kamen, da ſprach er zu Polidas und zu den andern: daß ſie ſollten ſelb ſechſt ſtechen wider alle, die da kommen wollten; und ließ ausrufen: wie die weißen Geſellen auf morgen wöllten ſtechen; und wer den Preis würde gewinnen von den Ausländern, der würde haben einen Gürtel, und einen Säckel daran, von der allerhübſcheſten Frauen, die am Hof wäre, und welcher das Beſte thun würde von den Einheimiſchen, dem ſollte geben dieſelbige Frau einen Ring und ihn dazu küſſen.

Das Stechen fing an und ward groß und ernſtlich zu ſehen; denn ſie trafen einander gar hart und verſchoneten keiner des andern, alſo, daß Mann und Roß zu haufen fielen, und ſie wurden ſo hitzig und ehrgeizig, daß ſie zu Fuß einander anliefen und ritterliche Thaten einander bewieſen. Wer aber am beſten hat geſtochen und am ritterlichſten ſich gehalten und erzeigt, das laſſ' ich itzt, um Kürze willen, zu ſagen und anzuzeigen unterwegen. Aber der Preis ward gegeben, von den Ausländigen, Gottfried von Luſignan, und der Preis von den Einheimiſchen ward gegeben Polidas. Aber etliche der Zuſeher ſprachen: Gottfried hätt' ihn gewonnen; dadurch eine große Zwietracht unter ihnen erwuchs, daß man nicht wußte, wem man den Preis und die Ehre zuſchreiben und geben ſollte, um des Volks und der Zuſeher willen.

Des Morgens nahm Pontus Urlaub von dem König und Sidonia, auch von den andern Frauen, und ritt zu Sant Malo, ſaß auf ein Schiff und führete mit ihm die zwölf Freien von Britannia und die vier, die vor gemeldet ſind. Der Herzog von Gloceſter ward vorhin geſchickt zum König in Engelland, ihm zu verkünden, wie Pontus käme, wiewohl es der König vorhin wußt' und hatte ſich auf ihn gerüſtet. Es war noch da bei ihm der König von Schotten und der König von Cornuaille, der ſeiner Schweſter Sohn war, und andere Fürſten, die aus ſeinem Königreich waren, die alle Freude hatten von ſeiner Zukunft. Der König von Engelland bat die andern Könige, daß ſie Pontus empfingen und ehreten; „denn es iſt euch wiſſentlich, — ſprach er — daß dies Königreich vor den Heiden durch ihn beſchirmet iſt worden.“ Und ſie bewilligten ſich alle, ſie wöllten nach ihrem Vermögen thun.

Der König ſaß auf ſein Pferd und die andern Herren und Könige mit ihm, und ritten wohl eine Meile dem König Pontus entgegen mit ihren Drommeten. Er ward mit großer Freud' empfangen, und ſie entboten ihm große Ehre. Der König Pontus war gar köſtlich in ſeinem Gewand, mit Perlen und Gold wohl geziert, und hatt' eine Kron' auf ſeinem Haupt von klarem Gold und köſtlichen Steinen; er hatt' auch zwanzig Freien bei ihm, ohne Polidas, ſeinen Vetter, und die waren alle gekleidet in Sammetröck', die waren unterzogen mit Hermelin und waren alle in einer Farb', und hatten Kränzlein auf mit Perlen und edlem Geſtein, alle gleich. Und die andern Herren waren alle in Scharlach gekleidet, unterzogen mit Rückſehe, auch alle in einer Farbe; gar köſtlich waren ſie in ihrer Kleidung und hatten Gürtel über die Röcke und hübſche Säckel daran. Ihre Ordnung gefiel ihnen allen wohl; darum ſie faſt wurden angeſehen.

Der König Pontus ritt mit großen Freuden in die Stadt London. Da fand er die Königin, die auf ihn wartete. Und alsbald er ſie ſah von ferne, da ſtund er ab und ging zu ihr; und ſie umfing ihn mit ihren Armen, küſſet' ihn und bewies ihm große Ehre. Sie fraget' ihn: wie es ihm ſeit ergangen wäre? Und er ſprach: „Wohl, von den Gnaden Gottes.“ Geneſe's Augen waren ſtäts gerichtet auf Polidas, wo ſie ihn möchte erſehen: am letzten ſah und erkennete ſie ihn durch Pontus, ſeinen Vetter; denn er ihm etwas gleich ſah. Er gefiel ihr wohl und gedauchte ſie faſt hübſch und wohlkundig zu ſein. Aber doch, daß ſie es wahrlichen möchte wiſſen, ob er's wäre, ſo erforſchete ſie den Herzog von Gloreiſer, der bei ihr ſtund: der ſagt' ihr, wie es Polidas wäre; und ſie gedachte bei ihr, wie ſie nicht gar hätte gefehlet, ihn zu erkennen; denn ihr Herz ſagte ihr das.

Darnach, da es Eſſens Zeit war, da gingen ſie zu Tiſch; und da ward ihnen gar köſtlich und wohl gedient mit mancherlei guter Speiſ', und die mächtigen Freien dienten denſelbigen Tag perſönlich, aus des Königs Befehl, zu Tiſch. Nach Eſſens tanzten ſie eine Weil' und waren fröhlich. Darnach brachte man Wein und Früchte.

Geneſe, des Königs Tochter, hatte große Begierde, daß man redete von ihren Sachen. Sie ſprach zu dem König von Schotten in Schimpfsweiſe: „Ich weiß, was aus den Sachen wird, die der Graf von Richemont an hat bracht.“ Der König lachet' und ſprach zu ihr: „Ihr habet ihn wohl geſehen: wie gefällt er euch? was rathet ihr dazu?“ Da ward ſie ſchaamroth und ſprach: „Was mein Herr und Vater und auch ihr mit mir ſchafft und heißt, will ich gehorſam ſein.“

Da verſtund der König von Schotten wohl, daß es ihr gefallen war, ging zu dem König von Engelland und ſprach zu ihm: es wäre von nothen und an der Zeit, daß man redete von der Heirat ſeiner Muhmen. Da ſprach der König von Engelland: „Ihr rathet wohl.“ Der König von Schottenland hieß ihn gehn in ſeine Kammer. Das thät er und ſchickte nach dem König von Irland und dem König von Cornuaille und den andern Fürſten und Freien, die aus ſeinem Königreich waren. Und da ſie nun bei einander waren, da ſagte ihnen der König die Worte, die der Graf von Richmont an hät bracht von König Pontus, nämlich von der Heirat zwiſchen ſeiner Tochter und Polidas; und ſprach zu ihnen: „Liebe Herren, ihr ſehet wohl, daß ich alt bin und nimmer vermag Harniſch zu tragen noch Unruhe zu leiden, als ich vor habe gethan, euch zu beſchirmen, ſo euch Noth anginge: darum will ich meine Tochter verheiraten mit einem, der da geſchickt ſei, euch zu behüten und in Frieden zu erhalten. Denn, ſollten wir nehmen einen mächtigen Herren als König oder Fürſten, ſo beſorge ich, daß er nur würde wollen bleiben in ſeinem Land und müßtet ihr ſein ohne Hirten; und thät' einer dem andern unter euch unbilliges und unrecht, ſo müßte er aus dieſem Land ziehen, Gnade zu erlangen. Darum bedunkt mich das Beßte, daß ihr nehmet einen frommen, redlichen Ritter von hohem Stamm, der bei euch bliebe, und der erkännte und verſtünde, was er hätte, daß es von ſeinem Weib wäre, und deſto baß dadurch geneigt würde, euch zu folgen. Und darum, — ſprach er — ich mag euch wohl ſagen, was man mit mir hat geredet.“ Da erläutert' er ihnen: wie König Pontus hätte geredet mit dem Grafen von Richmont von ſeiner Tochter Heirat mit ſeinem Vetter Polidas, „den man haltet für gar tugendlich, und iſt gar ein fürſichtiger Mann und ein redlicher, frommer Ritter.“ Darnach fingen ſie an zu reden von den Sachen und umzufragen von einem zum andern: und am letzten ſprachen ſie alle einhälliglich: ſeine Tochter möchte nicht baß angelegt werden, durch die Verſorgniß des Königreichs, „und das euch am nützeſten wäre; denn alſo lange ſein Vetter Pontus lebt, ſo dürfte niemand ſo keck ſein, der uns Krieg würde anbieten.“ Da der König hörte, daß ſie alle willig waren, da bat er den Schottiſchen König und den Herzogen von Gloceſter, daß ſie gingen zu Pontus und die Sache von ihm vernähmen; „und ſaget ihm, wir wollen ſeinen Vetter gern haben zu unſerm Sohn.“

Darnach gingen ſie zu Pontus und redeten gar ſchön mit ihm von dieſer Sache; und beſonders ſagten ſie: wie der König von Engelland willig wäre mit ſeinen Freunden in dieſer Sache, nach dem, ſo er's am erſten gemeldet hätt' und anbracht durch den Grafen von Richmont. Pontus dankct' ihnen gar demüthiglichen, dem König und auch den andern Königen allen, die ſeine Freunde waren, und ſprach: ſie bewieſen ihm große Ehre; und bat Gott den allmächtigen, daß er's ihm gäbe, um ſie zu verſchulden. Darnach redeten ſie lange mit einander. Aber der König von Schotten thät am letzten ſo viel, daß er ſie zu einander bracht' in des Königs von Engelland Kammer.

Das ein und funfzigſte Kapitel.

Wie man Polidas, Pontus Vetter, und Geneſe, des Königs Tochter von Engelland, zur Ehe zuſammen gab, und was für Freud' und Kurzweile ſie anrichteten und da gehalten ward.

Nachdem, als ſie nun der Sachen eins waren, der Heirat halben, da entbot man dem Erzbiſchof von Kandelberg; und als er kam, da gab man die zwei zuſammen mit großen Freuden. Nun, es iſt nicht zu ſagen, was für großer Freude

Geneſe gehabt habe, wiewohl ſie nicht dergleichen thät; denn ſie hät ihn faſt lieb und lobet' ihn von wegen ſeiner Hübſchheit und Frommkeit, und auch von ſeines Vettern wegen, den ſie vor ſo gar lieb hät gehabt, auf dem andern Theil. Polidas dankete Gott in ſeinem Herzen, daß er ſo viel Glücks hätt' in dieſer Welt; denn er ſah wohl, daß ſie hübſch war und mit höflichen Gebärden wohl geziert: darum ſie ihm gar wohl gefiel.

Es ward nun ein Tag angeſetzt, daß man Hochzeit ſollte halten. Da kam gar große Herrſchaft, ihnen zu Gefallen, und ward der Hof gar groß und der Freuden viel. Am andern Tag, als nun die Hochzeit fürbei war, da fing man an zu kurzweilen mit Rennen und Stechen; denn Pontus wollte nicht, daß man ſtäche den erſten Tag, als man Hochzeit hielt, von der Geſchichte wegen des Herzogen von Burgundien, der auf demſelbigen Tag, als er Hochzeit hielt, umkam; davon viel und lang zu ſagen wäre. Hie will ich's auch bleiben laſſen, zu ſagen, wer am beßten geſtochen hab' oder nicht: doch vor ihnen allen war Pontus der fürtrefflichſte; darnach Andre von Lator, der Herr von Montfort und der von Bertham; die hatten die meiſten Stimmen von den beßten Stechern, und ward ihnen gegeben der Preis und größte Ehre. Es wäre auch lang zu ſagen von der hübſchen Ordnung, als man den Preis ausgab den beßten Stechern. Es war große Freude da und währete von dem Montag bis auf den Freitag.

Darnach am Freitag, als der Hof und die Hochzeit ein Ende hatte, nahm König Pontus Urlaub von dem König und der Königin von Engelland, mit großer Bitt', ehe, denn ſie ihm erlaubten.

Auch beſonders nahm er Urlaub von Geneſe, des Königs Tochter, und ſie redeten gar holdſelige Worte mit einander. Geneſe ſprach zu Pontus: „Wahrlich, ich habe meinen Herren Polidas deſto lieber darum, daß ich euch vor lieb habe gehabt, und daß ihr ſo treulich gehalten habt euere erſte Lieb' an Sidonia.“ Pontus lachet' ein wenig dazu und gedacht' in ihm ſelber, daß keine Beſcheidenheit wäre vor Frauen zu verbergen; denn ſie könnten es alles wohl erdenken. Und ſie redeten allerlei mit einander von viel Sachen wegen. Pontus ſprach weiter zu Geneſe, des Königs Tochter: „Meine gnädige Frau und geliebte Freundin, ich will euer Ritter ſein, dieweil ich lebe, will allezeit in euerm Dienſt ſein und ihr ſollt mit mir ſchaffen und gebieten, als mit dem eueren.'. Darnach nahm er zu ihm ſeinen Vetter Polidas und ſprach zu ihr: „Meine Frau und meine geliebte Freundin, das iſt mein Vetter: ich will und gebiet' ihm, daß er euch lieb hab' und hoch acht' und halte, und daß er ob keiner andern alſo groß Wohlgefallen hab', als ob euch. Thut er das nicht, ſo laſſet mich's wiſſen, ſo will ich's wenden." — „Herr, — ſprach ſie — er wird alles das thun, bin ich ungezweifelt, das ein frommer Herr thun ſoll." — „Ich wünſch' und begehr' es von Herzen, — ſprach Pontus — und will es auch gern hören." Und ſchied alſo von ihr.

Darnach nahm er Urlaub von dem König von Schotten. Und der König von Irland wollt' ihm das Geleit haben gegeben bis an den Port des Meers; aber Pontus wollt' es ihm nicht zulaſſen: ſie kriegten und zankten und erboten ſich auch faſt freundlich gegen einander. Aber am letzten nahmen ſie Urlaub zu beidem Theil.

Der von Schotten und der von Irland ritten wieder gen Hof. Pontus aber ritt gegen das Meer zu und hieß ſeinen Vetter Polidas wieder mit ihm reiten. Und als ſie mit einander ritten, ſprach er zu ihm: „Lieber Vetter, von den Gnaden Gottes, ihr habt Gott viel zu danken; denn ihr ſeid verſorget mit einem der mächtigſten Königreiche in der Chriſtenheit und habt große Gewalt und Macht, auch große Herrſchaft und großmächtige Herren, die euch vertheidigen können: darum ſo ſeid ihr Gott viel ſchuldig. Und ihr müßt an euch haben vier Dinge, wollt ihr gewaltig ſein und in Fried' und Ruhe leben."

Das zwei und funfzigſte Kapitel.

Hie lehrt und unterrichtet Pontus ſeinen Vetter Polidas gar chriſtlich und wohl, wie er ſich zum erſten gegen Gott, darnach gegen ſein Gemahl, Ritter und Knechte, Arme, Wittwen und Waiſen halten ſoll, damit er ein glücklich Regiment haben möge.

„Am erſten iſt von nöthen, daß ihr ein wahrhafter Mann ſeid und habet Gott lieb von ganzem Herzen, und befleißet euch ihm gehorſam zu ſein; und wo ihr ihn werdet lieb haben und ſeine Gebote halten, ſo wird er euch gewiß helfen durch ſeine Gnade. Und das iſt der erſte und fürnehmſte Dienſt, den man Gott ſoll erzeigen.

Das andere iſt: ehret denjenigen, von dem ihr Ehre habt und haben werdet; das iſt zu verſtehen, daß ihr euers Weibs Vater lieb habt und ihm dient; dadurch ihr große Ehre werdet haben. Seid ihm ein rechter Sohn; hütet euch, daß ihr ihn nicht erzürnet; ſeid geduldig und leidet viel Worte, die man euch von ihm wird ſagen, ein Theil, euch zu Gefallen, der andre Theil durch Falſchheit, von wegen, daß ſie nicht gern Einigkeit zwiſchen euch ſehen. Denn, lieber Vetter, wer überſehen kann ſeinen Oberſten, der überwindet; und das iſt eine beſondere Gnade von Gott und der Welt.

Das Dritte iſt, ſanftmüthig zu ſein und mild gegen euere Freien, Ritter und Knechte; und mögt ihr ihnen nicht erzeigen Mildigkeit, ſo ſeid ihnen doch tugendlich und gnädig. Die Mächtigen werden viel deſto mehr Liebe zu euch haben, und die Armen werden euch gut Lob geben. Auch, lieber Vetter, daraus iſt zu verſtehen, daß ihr das billiger gegen euer Gemahl thut, denn gegen jemand anders, durch viel Urſache halben; denn durch Gütigkeit und durch Ehre möget ihr ihre Liebe gänzlich zu euch bringen. Und ſollt ihr auch nicht grob ſein, anders, ſie möchte ſich ſonſt verkehren und die Liebe, die ſie zu euch ſollte haben, die möchte ſie anderswo anlegen; dadurch ſie ſich ſolchen Unmuth möchte nehmen und ihr beide alſo in einen Unwillen gegen einander kämet, den ihr nicht möchtet wieder hinlegen, wenn ihr wölltet. Auch, lieber Vetter, ſchauet, daß ihr ihr treu ſeid, wie Gott befiehlt im Evangelio, daß ihr euch zu keiner andern geſellet.

Das vierte iſt: ihr ſolle barmherzig ſein den Armen, die Recht an euch begehren gegen die Reichen und Mächtigen, die ſie begehren unter zu drücken; denn, lieber Vetter, dazu ſeid ihr geordnet und geſetzt und auch alle die, die in euerm Stand ſind. Und verhört alle Freitage beſonders den Ruf von den Armen und Wittwen und laßt ihnen gute Gerechtigkeit nicht verziehen. Glaubet nicht allweg eueren Amtleuten, was ſie euch ſagen; erfahrt an dem erſten die Wahrheit; denn etliche thun den Einfältigen Schaden, daß ſie damit anderer Leute Huld erwerben.“

Es gab ihm Pontus gar viel hübſcher, ſchöner Lehr'; und Polidas danket' ihm faſt und ſprach zu ihm: „Herr, ich weiß und erkenne, daß ihr mir habt geholfen und mich bracht zu der großen Ehre, darin ich itzund bin. Ich bitte demüthiglich, daß wir alle Jahre zu einander kommen; denn das

wird

wird all mein Troſt und Aufenthalt ſein.“ — „Ich will es gern thun.“ Sprach König Pontus.

Darnach, da ſie viel mit einander hatten geredet von mancherlei Sache, da nahmen ſie Urlaub, halſeten einander, und konnten kein Wort mehr vor Weinen zuſammen ſprechen. Da ſich nun Pontus ein wenig erhohlt, da nahm er Urlaub von den Herren von Engelland und erbot ſich demüthiglich alles Gutes und Dienſtes gegen ſie.

Polidas behielt die Lehre von ſeinem Vetter Pontus; denn er war gehorſam, dem König und der Königin zu dienen, und hielt ſich in ſolcher maß, daß ihm jedermann hold war. Der König und die Königin hatten ihn alſo lieb, als ihr eigen Kind. Darnach über ein Jahr da ſtarb der König von Engelland: da ward Polidas gewaltiger König. Gar lieb hatten ſie einander, der König und ſein Gemahl; und er regierete gar wohl in ſeinem Reich.

Nun laſſen wir, von ihm weiter zu reden, und kommen wieder an König Pontus von Gallicia.

Das drei und funfzigſte Kapitel.

Wie Pontus aus Engelland wiederum in Britannia zog, wie er daſelbſt, nach dem Tod des Königs zu Britannia, König ward, wie er ſich im Regiment hielt, nach langer und guter Regierung ein Ende nahm und durch den Tod, mit Sidonia, ſein Reich beſchloß.

Als nun Pontus von Engelland hinweg ſchied, ſaß er mit ſeinen Herren auf das Meer und fuhr in Britannia. Als ſie nun das Land erreichten, da wurden ſie von männiglichen wohl empfangen und mit großen Freuden aufgenommen. Darnach, nach wenig Tagen, brachen die ausländiſchen Gäſt' auf, nahmen Urlaub von Pontus und ſchieden von dannen. Pontus danket' ihnen gar faſt ihres Dienſtes, begabete ſie gar herrlich mit großer Schenkung und wollte ihnen das Geleit geben; ſie wollten's aber ihm nicht zulaſſen: darnach nahm er Urlaub von ihnen und ſchieden ſie ſich alſo.

Der König von Britannia lebete nur noch drei Jahr; denn er war faſt alt. Darauf ward Pontus König. Jedermann war ihm hold, vom Adel und von der Gemeine. Er war fromm und gerecht, auch barmherzig gegen jedermann. Er hät auch faſt lieb die Königin, ſein Gemahl.

Darnach fuhr er in Gallicia und blieb da ein Jahr und da wurden ſie gar hoch und faſt geehret. Der Graf von Eſtor, ſein Oheim, danket' ihm gar faſt der großen Ehre, die er ſeinem Sohn Polidas hatte bewieſen, nämlich, daß er ihn zu einem König hätte gemacht. Pontus gab groß Land und Erbſchaft dem Patriſes, der ihn von dem Tod errettet hatt' und dem Land ſo viel Gutes gethan. Große Ehr' erbot auch die Königin Sidonia der Königin in Gallicia, ihres Herren Mutter.

Nachdem ritt Pontus mit Sidonia ſeinem Gemahl kirchfahrten zu Sankt Jakob in Gallicia.

Er kam darnach in Hiſpania zu dem Krieg der Heiden und Ungläubigen. Er führte mit ihm viel Herren und Freien von Britannia und auch faſt alle Ritterſchaft; und ihrer waren, mit den Fremden, ſo zu ihnen kommen waren, und mitſamt denen von Gaskonien, wohl bei vierzehen tauſend; und dieſe ſchlugen die Ungläubigen und hatten gar mannlich mit ihnen geſtritten und gewonnen Städt' und Schlöſſer. Nachdem ſaßen ſie auf das Meer und fuhr ein jeglicher wiederum heim in ſein Land. Und König Pontus ward groß gelobet und gepreiſet; denn er hatte gar reichlich Sold ausgegeben und dazu große Schenkung gethan. Und er hielt mit ihnen tugendliche und freundliche Geſellſchaft, daß ſie ihm alle großes Lob nachſprachen und ſagten: er wäre geſchickt und würdig zu gewinnen alle Lande. Man lobet' ihn auch faſt von wegen der Ritterſchaft, ſo er hät begangen, und von wegen ſeiner Frommkeit, Mildigkeit und großen Demüthigkeit, die er in ihm hät; denn alle gute Sitten und Gewohnheit, die ein Menſch haben mochte, die hatt' er, und auch nach der Welt alle Schönheit. Es wäre gar viel und weitläuftig von ihm und ſeinen Tugenden zu ſchreiben und zu ſagen, mit welchen er vor anderen von Gott begabet war, darum er auch fürtrefflich von jedermann gehalten ward.

Er blieb eine Zeit lang in Gallicia und darnach zog er wieder in Britannia. Nachdem aber fuhr er in Engelland, zu ſehen ſeinen Vetter Polidas, der nun König war in Engelland: da ward er empfangen mit großen Freuden. Es iſt nicht zu ſagen, was Freude Geneſe empfing ob ſeiner Zukunft und was großen Fleiß ſie hatt', ihn ſchön zu halten.

Darnach, als ſie nun viel Freude mit einander hatten gehabt, da geleitet' ihn der König von Engelland bis in Britannia und zog er fürder in Gaskonien, da er gar ſchön gehalten ward und trefflich geehret. Darnach kehret' er wiederum heim in ſein Königreich und führt' ein gut Regiment, nach Unterweiſung des Pontus.

Pontus aber und Sidonia, die Königin, regierten eine gute und gar eine lange Zeit, nach allem Wunſch und Gefallen der Landſchaft.

Und als ſie nun ihre Tage, Zeit und Regierung, nach Gottes Ordnung, glücklich und wohl vollbracht und geendet hatten, da ſturben ſie, nach gemeinem Brauch und Ordnung dieſer Welt: wie denn alle Kreaturen, die das Leben empfangen und einmal angenommen haben, wiederum, nach vollbrachtem Lauf, wie er einem jeden von Gott geordnet und das Ziel geſteckt iſt, es müſſen laſſen und durch den zeitlichen Tod von ihnen legen; dafür denn keine Gewalt, Macht, Stärke, Kunſt, Hübſche, Reichthum, Frommkeit, oder was dergleichen genannt mag werden, helfen oder ſein mag; denn, ſobald jemand das Leben von Gott wird gegeben, ſo hat er auch dabei den Tod am Hals. Alſo nahm auch das Regiment und die Herſchung des hübſchen, frommen, mächtigen und tugendreichen Königs Pontus von Gallicia ein Ende mit dem Tod. Er ward begraben mit großem Pomp und Pracht, nach königlichem Gebrauch und Ordnung, mit großem Weinen und Klagen des Hofgeſinds, aller ſeiner Unterthanen und des ganzen Lands, als der einig tugendreicheſte, frommeſte, mildeſte und gerechteſte unter allen regierenden Königen, die je geweſen waren und auch nochmals kommen und ſein möchten.

Argument und Inhalt dieſer vorgehenden Hiſtorie, wie und warum ſie zu leſen ſei; auch was Nutz und Fruchtbarkeit aus dieſer und dergleichen Hiſtorien zu ſuchen, und wie dieſe zu Unterrichtung unſers Lebens und rechter Haushaltung zu einer Lehr' angenommen, geleſen und verſtanden ſoll werden.

Es iſt nichts ſo bös, arg und ſo gar verderbt, wie man ſpricht, das nicht zu gutem wiederum bracht möge werden. Alſo iſt auch, gutherziger Leſer, nichts ſo ſchlecht und unachtſam, das nicht zu etwas Nutz diene und reiche, wo man's recht verſucht und unparteiiſch, ohn' ein ſchalkhaftig Aug' anſieht, und nicht allein an der äußeren Schaale hangen bleibt, ſondern zum Kern hinein gräbt und die Süßigkeit der Nuß verſuchet.

Darum auch nie nichts von unſern Vorältern in die Feder vergeblich bracht und verfaſſet worden iſt, nämlich von Hiſtorien und Geſchichten, ſo ſich zu ihren Zeiten zugetragen haben, das nicht uns Nachkommenden zu großem Nutz, Steuer, Unterrichtung und Lehre des äußerlichen Lebens, Sitten und Haushaltung, auch Anrichtung guter Polizeien dienete, wo man's recht anſieht und erörtert. Darum denn auch die Alten, die allzeit auf die Zukommling' und neue zukünftige Welt geſehen haben, keine Geſchicht' oder gar wenige, ſonderlich worin ſie merkliche Frucht geſpürt und erſehen, fürbei haben laſſen gehen oder hin ſchleichen, die ſie nicht auf's fleißigſte aufgezeichnet und als einen ſonderlichen Schatz den Nachkommen behalten und verwahret' hätten, davon ſie möchten erlangen und haben Mehrung aller Weisheit, Ordnung aller guten Polizeien, Regimente, und ſo weiter. Denn zu menſchlicher Weisheit und Fürſichtigkeit, auch zu guten Regimenten und äußerlicher Haushaltung nichts ſo fürſtändig iſt, als Erkenntniß vieler alter Hiſtorien und Geſchichten, die da augenſcheinlich weiſen, erinnern und als mit Fingern anzeigen und deuten, wie es den Alten gelungen, wozu es ihnen gedienet, zu Gutem oder zu Böſem gereicht habe, dadurch wir ihnen haben nachzufolgen oder uns dafür zu hüten. Denn da hat man lebendige Exempel, die uns als eine lebendige Stimme lehren, weiſen und ermahnen, wie der Gott, der heut' und geſtern und in Ewigkeit iſt, allezeit ein Auffehen auf der Menſchen Kinder hat. Auch, wie er ein Volk, Land, Stadt, ja einen Menſchen wider den andern bewegt und aufbringt, einen für den andern herfür zeucht, dem über den andern zu herrſchen und dominieren verhängt und Gewalt giebt; wie er ſchnell erhöht, wen er will, und erniedert, welchen er will; wie die Schrift ſagt. Wie er allen gottloſen, frechen und finanziſchen Weltkindern und ihrer Handlung zuſieht und der Bosheit ihren Fürgang verhängt, bis zu dem letzten Termin, darüber ſie nicht kommen mag. Wie man denn dergleichen viel geſchehen lieſ't in heiliger und heidniſchen Schriften, ſo alſo begegnet iſt vielen Königreichen, Landen, Herrſchaften, Städten und Völkern, und zu unſern Zeiten dergleichen auch ſich täglich begiebet und zuträgt; wie Erfahrniß mitbringt, daß Gott oft eine gottloſe Herrſchaft und Volk bewegt, die ſeinen Namen nicht kennen noch anrufen, und ſchickt es über ein ander gottesfürchtiger und frommer Volk, die nach ihm fragen und ihn fürchten, läßt ſie eine Zeit quälen, peinigen und allen Muthwillen an ihnen begehen, damit er ſie noch frömmer und gottesfürchtiger mache, und daß auch alſo, damit ihre begangene Sünde geſtraft werde und rechten Lohn empfange, damit auch ſeine Gerechtigkeit erkannt, ſeine Wunderwerke bei den Menſchenkindern erſehen und offenbar werden. Denn da ſieht man in der That, das oft auch die Gottloſen bekennen, die Wunderwerke Gottes, der ſo wunderbarlich mit uns, ſeinen Kreaturen, handelt und umgeht. nach ſeinem Gefallen, darein ihm niemand zu reden hat. Derhalben vermahnet uns Gott durch den Propheten David, ſeine Wunderwerke zu ſchauen, ſprechend: „Kommt her und ſehet die Wunderwerke Gottes!“ Und Gott zürnete mit Israel, daß ſie Wein, Pfeifen und Trommeln in ihren Feſten haben und der Werke Gottes nicht wahrnehmen. Denn man kommt nicht balder zur Erkenntniß, denn, ſo man der Werke Gottes eben wahrnimmt, nämlich, was Gott damit wölle, wohin er den Menſchen treibe und wozu er ihn brauchen wölle, wie es alles aus eitel Güte Gottes, zu Gut dem Menſchen geſchehe und widerfahre. Solches muß man im Werk ſehen und erfahren, nicht allein leſen, hören, ſondern ſehen, wie es im Werk gehet; wie denn die Hiſtorien mehr zeugen, denn lehren.

Darum dieſe ruhmreiche, ſchöne und fruchtbare Hiſtorie, voller Wunderwerke Gottes, Zucht, Schaam, ritterlicher Thaten und höflicher Sitten, wieder herfür gezogen und an Tag bracht worden iſt, dieweil viel hierin gelehrt und erſehen wird, förderlich zu'n Ehren Gottes und zu Beſſerung und Unterrichtung unſers Lebens, welchem für und für eines Lehrmeiſters von nöthen iſt.

Zum erſten, wird hier in dieſer Hiſtorie geſchehen und gelehrt, wie Gott ſo wunderbarlich, wo er ein Land oder Herrſchaft ſtrafen will, ein Volk wider das andere bewegt, treibt und aufbringt, zu erzeigen ſeine Gewalt. Auch oft wider des Verheerers Fürnehmen und Willen, ſo er ſein Angeſicht anderswohin gewendet, muß er ſeinen Harniſch anlegen und das Schwert zücken gegen ein Volk, das er nicht kennt, wüthen und toben, da er keinen Zorn gefaßt, herrſchen und regieren, da er nie hin gedacht hat. Das ſind je fürtreffliche Wunderwerke Gottes, die uns wohl zu merken ſind und zur Furcht Gottes treiben ſollen. Das ſieheſt du hie in dieſer Hiſtorie an dem Soldan, dem Heiden, wie er, wider ſein Fürnehmen, durch Ungewitter in Gallicia das Königreich geworfen wird, das Land einnimmt, viel und groß Blut vergeußt, den König Tiburt mit viel Volks und den Seinen erwürgt, jedermann durch Wüthen und Dräuen zu ſeinem Glauben zu bringen ſich befleißt; dem Gott zuſieht, allen Muthwillen verhängt, nach ſeinem Fürnehmen alle Dinge läßt glücken und braucht ihn zu einer Ruthen ſeiner beſtimmten Zeit über das Land und Volk, bis zuletzt, ſo wird die Ruthe zerbrochen und ihm mit gleicher maß gemeſſen, wie er gemeſſen hat.

Zum andern, ſieheſt du hierin augenſcheinlich, wie Gott allwegen die Seinen, die er liebet, ja die ihn fürchten, vertrauen und glauben, ſo wunderbarlich erhält, von den Händen der Tyrannen erlöſ't und aus dem Tod heraus zeucht; und wie er, wider alle Vernunft, Hoffnung und Zuverſicht, mitten in dem Tod, ſo wunderbarliche Mittel ſendet und ordnet, die Seinen von dem Tod zu erretten, die itzt in der größten Gefährde Leibs und Lebens ſtehn und nirgend keinen Troſt noch Hülf erſehen mögen, noch ihnen erſcheinen will: da hilft er auf Weiſ und Wegen, die aller Vernunft unbekannt ſind. Auf ſolche Weiſe handelt Gott allwegen mit den Seinen, damit er ihnen deſto bekannter und lieber werde und ſeine Wunderwerke deſto größer in ihren Augen erſcheinen. Das ſieheſt du hie auch ganz hell und offenbar in dieſer Hiſtorie an Pontus, des Königs von Gallicia Sohn, und ſeinen Mitgeſellen, die da etliche Tag' in einer Kluft eines Bergs verborgen lagen, zuletzt durch Hungers Noth heraus getrieben wurden und alſo in des Feinds Hand kamen, der ſie in den Tod überliefert' und umzubringen ernſtlich befahl, von wegen des Chriſtenglaubens, den ſie nicht wollten verlaugnen: da war keine andere Hoffnung und Zuverſicht weiter, denn, des Tods zu erwarten. Aber durch Gottes wunderbarliche Schickung und Ordnung wurden ſie durch des Soldans öberſten Diener und Hofmeiſter, den Gott dazu verordnet hatte, der auch ein heimlicher Chriſt war, bei'm Leben erhalten: und nachdem er ihre Beſtändigkeit des Glaubens, Hoffnung und Vertrauen zu Gott erhörte, ward er bewegt, aus chriſtlicher Lieb', ihnen davon zu helfen, ließ zurichten ein Schiff und verſehen mit Proviant auf etliche Tage, führte ſie bei eitler Nacht darein, ſchickete ſie auf dem Meer davon und beredete den Soldan, ſeinen Herren, wie er, nach ſeinem Geheiß und Befehl, dieſe hätte tödten laſſen, darum, daß ſie Machomet nicht hätten wollen anbeten. Das Geſchick und Wunderwerk Gottes erkannte Pontus mit ſeinen Geſellen faſt wohl, darum ſie nieder ſielen auf ihre Knie, Gott herzlich dankten der wunderbarlichen Errettung von dem Tod, ſo er ihnen hätte widerfahren laſſen; wie das klärlich hierin erſehen wird. Hie lerneſt du auch, wie nahe allwegen Glück und Unglück, Freud' und Leid, Tod und Leben, Lachen und Weinen bei einander iſt. Denn hie in der Hiſtorie findeſt du, wie ſchnell und bald dieſen jungen Knaben die Hoffnung des Lebens wiederum genommen wird; denn, ehe ſie zu Land kamen, erlitten ſie einen gefährlichen Schiffbruch, alſo, daß ſie alle Hoffnung des Lebens verloren, nichts, denn den Tod, für Augen hatten, und alſo aus einer Angſt und Noth, Trübſal und Gefährlichkeit in die andere geführt wurden. Aus dem zu merken iſt, wie wunderbarlich Gott mit den Seinen umgeht und ſie durch rauhe und gefährliche Wege führt, ehe er ſie zu Land kommen läßt, das iſt, ehe er ihnen giebt Fried' und Ruhe, die ihnen ſchon von Gott verordnet iſt, auch hie im Fleiſch und dieſer Zeit. Denn, wie es im Geiſt und geiſtlichen Menſchen hie zugeht, bis er erlangt das gelobte Land, alſo gehet es öftermals auch fleiſchlich und ſichtbarlich zu mit dem äußerlichen, fleiſchlichen Menſchen; durch welchen äußerlichen Handel und Menſchen uns Gott oft fürbildet und anzeiget den innerlichen, geiſtlichen und verborgenen Handel, damit uns Gott in alle weg' und ſtäts, als ein guter Vater und getreuer Lehrmeiſter, Unterricht und Lehre giebt, was und wer wir ſind, wie weit wir uns ſelbſt mögen bringen, helfen, ſchützen und ſchirmen.

Weiter, und zum dritten, ſieheſt du in der Hiſtorie an dem Jüngling Pontus, wie Gott ſo herrlich in ihm erſcheinet, daß er fürtrifft alle andern in Hübſche und Schönheit, in Zucht, Ehrbarkeit, Weisheit, Vernunft und Verſtand, auch an mannlichen Thaten und ritterlichem Gemüth, alſo, daß er herfür gezogen und vom König, ſeinem Hof und dem ganzen Land geliebt, hoch und werth gehalten und für einen ſonderlichen Gottes Freund, in dem Gott öffentlich wirkt, erkannt wird, und alſo Gott in ihm erſehen, erkannt, gelobt und gepreiſet wird; dadurch er auch ein Spiegel wird des königlichen Hofs und ganzen Lands. Denn ſeine hübſche und ſchöne Geſtalt bringet jedermann in Verwunderniß, daß ſie ſprechen: es ſei nicht ein ſchlechter Menſch, ſondern ein Engel. Seine Zucht, Schaam, Frommkeit und ehrbar Leben war ein Exempel und Lehr' allem Hofgeſinde; denn er ein recht züchtig, ſchaamhaft Leben gegen Frauen und jedermann hielt, haſſet' und ſchalt alle Unzucht und Frechheit, wo er die ſah oder merkt', und das allweg mit chriſtlicher Lehr' und Unterrichtung. Seine Gerechtigkeit und aufrichtig Gemüth war ein Schreck und Straf' aller Böſen und Ungerechten; dadurch er viel Gutes ſchafft' und zuwegen brachte. Seine Mannheit und ritterlich Gemüth war eine Furcht aller kühner Ritter; denn keiner ſo keck und freudig war, der in Schimpf oder Ernſt ihn durft' angehn und mit ihm Ritterſpiel treiben, beſonders, wo er erkannt ward; denn er ſich nicht ſcheuete, mit zweien oder dreien zu kämpfen. Durch ſeine Weisheit und Verſtand ward errettet und erhalten, als er noch jung war, das Königreich Britannia vor dem Wüthrich, dem Soldan; denn er vor allen Räthen des Königs, als man Rath ſchlug, wie man das Land vor dem Heiden erhalten möchte, den einigen beßten und chriſtlichſten Rath gab, dem allein gefolget ward. Und er, der einige, konnte nicht leiden, daß der Name Chriſti und der chriſtliche Glaube geſchmäht und geläſtert ſollte werden: ja er allein thät ſich herfür vor allen Rittern und Dienern des Königs und trat dem heidniſchen Ritter unter ſeine Augen, zu vertheidigen die Ehre Gottes und unſers Herren Jeſu Chriſti, ja er begab ſich, zum Preis Gottes, mit dem heidniſchen Ritter zu kämpfen und rennte ihn an, in dem Namen Jeſu Chriſti, und in Hoffnung und Vertrauen zu Gott, überwand er den Feind des chriſtlichen Glaubens und errettet' alſo das Königreich, gleicher geſtalt, als David den Rieſen Goliath anging und überwand, dadurch er das ganze Israel errettete.

Zum vierten, haſt du in dieſer Hiſtorie die Art und Eigenſchaft des unſchaamhaftigen, vergiftigen Laſters des Neids, welches, ſo es einmal des Menſchen Herz vergiftet und beſitzt, treibet hinweg alle Schaam, Zucht, Ehr' und alle Ehrbarkeit, daß es keine rechte Tugend wahrhaftig neben ihm dulden noch leiden mag. Ein Laſter, das auch nimmer ſtirbt noch abnimmt, ſondern ſtäts wächſt, zunimmt und um ſich friſſet, wie die Krankheit des Krebſes, den Menſchen heftig kränkt, traurig und unfriedſam macht, in dem Glück und Heilwärtigkeit des andern, den er haſſet. Denn, nach ſeiner Art, ſo verdorret der häſſige Menſch und nimmt ab in des andern Zunehmen und Aufwachſung; wie auch die Poeten davon ſchreiben; und alſo ſchadet das Laſter niemand fürnehmlicher, denn ihm ſelbſt; wie das auch Salomon bezeugt. Wo dies Laſter iſt und im Schwange gehet, da läßt es dem Menſchen keinen Frieden, Raſt noch Ruh, ſondern treibt ihn ſtäts, mit allem ſeinem Fleiß und Gedanken zu ſchaden und Leids zu thun, den er neidet und haſſet, und vermeinet ſich und ſeine Sache damit zu fördern und den andern zu hindern: ſo wendet es ſich gerad' um und er führt ſich nur ſelbſt damit in alles Übel, Unglück, Tod und Ungefäll; alſo, daß der Neidiſche allwegen das Meſſer wetzt über ſeinen eigenen Hals, den Strang bereitet und den Galgen bauet, daran er erwürgen muß. Deß haſt du ein gleich Exempel in der Hiſtorie Eſther, von dem Haman, dem neidiſchen Heiden, gegen den Juden Mardochai, dem er ein Kreuz zurichten ließ und ſelbſt daran gehenkt ward. Alſo haſt du hierin auch eine gleiche Geſchichte des Neids, ſeiner Furcht und Eigenſchaft, auch ſeines Ends und Belohnung, in dem ungerechten, falſchen, untreuen und neidiſchen Gendolet, der da alle Art und Eigenſchaft des Neids übet und erzeigt gegen ſeinen Herren und Freund, den frommen, gerechten und edlen Ritter Pontus; welcher ſeiner Mitgeſellen einer war, der mit ihm aus Gallicia kommen und in aller Gefährde des Tods zugleich, wie er, geweſen und dem viel Gutes von Pontus wiederfahren war. Aber, dieweil das Laſter, der Neid, ſein Herz vergiftet und beſeſſen hät, ward er alſo verblendet, daß er ſeinen Herren nicht mehr erkannte, der empfangenen Wohlthaten nicht mehr eingedenk war, mißgönnte dem Pontus ſeiner Ehren, Glücks und aller Wohlfahrt; ja, dieweil der fromme und gerechte Ritter vor ihm ward herfür gezogen, geehrt, geliebt, werth und hoch gehalten, unterſtund er, durch Lügen, Trügen und alle Falſchheit ſeinem Herren die Schuh' auszutreten, ihn zu verkleinen und zu nichte machen, ſich aber dagegen zu erhöhen, in Gewalt und Ehre zu bringen und an ſeiner Statt zu herrſchen und regieren. Darum er zum erſten die Schaam verließ und mit Lügen unterſtund ſeine Sache zu fördern, dem Ritter Pontus ſeine Ehre, Glimpf, Frommkeit, gut Gerücht und alles zu nehmen, und fing an, die züchtige und ehrliche Liebe, ſo Pontus und Sidonia, des Königs Tochter zu einander trugen, zu zerbrechen und zu verſtören, und ihn alſo gegen Sidonia in Haß und Ungunſt zu bringen, und zeiget' ihr an, gar mit klugen Worten: wie Pontus eine falſche Liebe gegen ſie hätte, damit er ſie verwarnet haben wöllte, daß ſie ihr getreu Herz nicht zu faſt an ihn ergäbe, auf daß ſie nicht zu Schand' und Laſter käme, und ſo weiter, wie die Hiſtorie klärlich anzeiget. Dadurch die beiden ehrenreichen Gemüther, der tugendhaftigen Sidonia und des züchtigen Ritters Pontus, heftig verletzet, gekränkt und bekümmert wurden, daß der Ritter den Hof verließ und ein Jahr lang groß Ungemach erlitt, bis zuletzt die Sache ſich alſo ſelbſt verantwortet' und die Lügen des neidiſchen Schwätzers erkannt wurden. Doch war der neidiſche Gendolet noch nicht erſättiget, griff die Sach' etwas ſchärfer an und brachte den Ritter durch Lügen bei'm König gar zu Ungnaden, alſo, daß er Urlaub nahm vom Hof, die ſchöne Sidonia verließ, die er doch mit reiner Liebe für alle auf Erden liebte, in Engelland zog, ſein ritterlich und mannlich Gemüth daſelbſt gar gewaltig bewies, dadurch ſein Lob faſt groß ward in ganz Engelland. Da vermeinete der falſche Gendolet, er hätte die Sache gewonnen und erlangt nach ſeinem Wunſch; und als ihm, nach ſeinem Anſchlag, geglückt hatte, ward ſeine Frechheit je größer, griff auch an Sidonia und unterſtund ſich, die mit dem Gemüth und dem Leib dem Pontus, welchen ſie allein vor allen Rittern auf Erden ihr erwählt hät, zu entführen. Doch ward ihm hierin ſein Anſchlag gar zurück getrieben, daß es alles wider ſeinen Willen ging, alſo, daß Pontus Sidonia erwarb und bekam durch ſeine mannliche That und Ritterſpiel. Da wuchs der Neid, nach ſeiner Art, je länger je mehr bei Gendolet und er verzieh ſich aller Zucht und Ehren. Und als er, im Abweſen des Pontus, ein Verweſer des Königreichs geſetzt war, da trieb ihn der Neid und Hoffart, daß er ſich unterſtund in der Gewalt zu erhalten und ſeinen Herren Pontus aller Ehren zu entſetzen; und richtet' an eine Verrätherei durch falſche Brief', als ob ſie von Pontus geſchrieben wären, daß man ihm Sidonia geben ſollt' und ihn zum König des Lands machen. Und als er ſeine Sache mit Güte gegen die ſchöne Sidonia nicht mochte zuwegen bringen, da unterſtund er, ſie mit Gewalt und unehrlich zu haben, und hät alſo ſein Muthwille Statt und Raum, bis zuletzt, daß es gerochen und belohnet ſollte werden. Und wie Gott das keuſche und reine Gemüth Sidonia's erhalten wollt' und die Ehe unzerſtört haben, alſo ordnete er wunderbarlich, daß ſie, in der höchſten und letzten Noth, durch ihren rechten Gemahl errettet und die Schalkheit des Verräthers belohnet ward. Gar wunderbarliche, ſeltſame Anſchläge des Neidiſchen ſieheſt du hierin, wie er ſich aller Ehren, Zucht und Schaam entſchläget, aller Wohlthaten vergiſſet, der Perſonen nicht mehr achtet noch verſchonet, das End' und die Strafe nicht bedenket, trachtet allein, ſeinem Willen und Fürnehmen nachzuhängen, damit ihm genug geſcheh' und ſein Wille Statt und Platz habe. Dagegen ſieheſt du auch, wie Gott dieſe ſo ſchnell angreift, ſo wunderbarlich ihre Anſchläge bricht, ſie öffentlich ſtraft und zu Schanden macht, und beſonders, ſo ſie meinen, die Sache ſei am beßten und dahin bracht, daß es keine Noth mehr hab', es ſtehe alles glücklich und wohl. Weiter haſt du auch dabei zu ſehen, wie Gott allweg die tugendreichen Gemüther, welche nichts anders ſuchen und wollen, denn, was zu'n Ehren, Zucht und Schaam dienet, in ſolcher Noth und Anfechtung erhaltet, nicht läßt zu Schanden oder verrückt werden.

Dies und dergleichen, auch viel mehr ſchöner Erinnerung und Lehre haſt du, freundlicher Leſer, in dieſer Hiſtorie zu merken, darum ich auch in Kürze die Summa und den Kern daraus auf's einfältigſte habe wollen anzeigen, damit ſie nicht, als eine ſchlechte Geſchicht' oder unnütze Fabel, hingeworfen und verachtet würde, und alſo nicht geachtet oder angeſehen, warum unſere Voreltern dieſe haben laſſen auf uns kommen, auch warum dieſe aus Franzöſiſcher Zungen in das Latein und nachmals in unſere Deutſche Sprache bracht worden ſei; das faſt wohl zu merken und wahrzunehmen iſt. Was aber der edele und kühne Ritter Pontus für mannlicher Thaten gethan und begangen hat, wie er das Königreich Engelland durch ſeine Mannheit erhalten vor den Heiden, Gallicia, ſein Vaterland, ſo wunderbarlich erledigt von dem Soldan und eingenommen, und nachmals königliche Ehr' und Zepter in Gallicia und Britannia geführt, und wie er ſein Regiment und Reich geendet und geſchloſſen hat, wirſt du genugſam hierin erſehen; darum, weiter davon zu melden, ich nicht von nöthen achte.

Gedruckt, bei Johann Friedrich Unger.

Altnordische
Lieder und Sagen
welche
zum Fabelkreis
des Heldenbuchs und der Nibelungen
gehören.

Mit
einer Einleitung
über
die Geschichte und das Verhältniſs
dieser
Nordischen und Deutschen Dichtungen
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Berlin, 1812
bei Hande und Spener.

Lieder

der älteren

oder

Sämundischen Edda.

Zum erstenmal herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Berlin, 1812
bei Haude und Spener.

Universitäts-
Bibliothek

Vorrede.

Die hier zum erstenmal vollständig erscheinenden Lieder sind die ältesten und merkwürdigsten Denkmale, welche der Norden über unsern nazionalen Cyklus hat, und eröfnen daher mit Recht die Reihe derselben. Uralt, von unbekannten Verſassern, und gleichsam Eigenthum des ganzen Volks, vielleicht von Sämund im zwölften Jahrhundert aufgezeichnet und gesammelt, betreffen sie besonders den Gegenstand unsers Nibelungen Liedes: und dieser, von welchem auch schon der Dichter der Klage verkündigte, es sei „die allergröſseste Geschicht', die je zur Welte geschach,“ ist bedeutsam fast die einzige heroische Fabel unter den

Eddaischen, meist mythologischen Liedern, an welche sie sich anknüpfen und sie tragisch beschlieſsen; und vor allen in dieser gemeinsamen, und so vielfältig hinüber und herüber gegebenen groſsen Volksdichtung mögen die Nordischen und Deutschen Germanen sich als Brüder erkennen.

Daſs erste Lied von Völund gehört mehr zum Heldenbuch im Allgemeinen: Völund ist unser Wieland, Wittichs Vater, wie er in der Vorrede zum gedruckten Heldenbuch und im Rosengartenliede (St 296.) genannt wird; in jener werden, bis jetzo noch verlorene Deutsche Sagen von ihm angedeutet; und daſs solche wirklich vorhanden gewesen, beweiset die Wilkina-Saga, welche Kap. 19 — 31. viel von Velent erzählt, (Kap. 24. mit der ausdrücklichen Bemerkung, daſs er bei den Wäringern Volund genannt werde), manches in Übereinstimmung mit dem Eddaischen Liede, so daſs man den gemeinsamen Grund noch wohl erkennt. Wie dieser Volund, welcher in der

Wilkina-Saga, Kap. 26. auffallend an Vulcan, den biblischen Tubalkain, erinnert, auch mit den Fabeln vom Schmidt Mimer und Sigurd zusammenhängt, ist in der Einleitung S. XLII. erwähnt.

Entfernter steht eigentlich das Lied von Helge Hiorvarths Sohn, weil dieser nur durch Seelenwanderung eins ist mit Helge Hundingsbane, dem Stiefbruder Sigurds. Und wiewohl das Lied von diesem zweiten Helge schon mehr in unsern Kreis einschlägt, so haben beide doch eigenthümlich Nordische Art und nichts Entsprechendes in Deutschen Dichtungen: sie beurkunden wieder das Streben der Nordischen Heldenpoesie, tragische Geschicke auf- und abwärts durch mehre Geschlechter zu führen, so wie in den, auch in den Deutschen Darstellungen (wiewol nicht ganz in der Wilkina-Saga) fehlenden Geschichten von den Asen, Hreidmar, den Volsungen, Svanhilda und Aslauga. Die übrigen Lieder umfassen aber den groſsen Fabelkreis in diesem seinem ganzen Umfange, bis auf Aslauga, welche erst in der Volsunga- und Ragnar-Lodbroks-Saga erscheint. Von diesen Liedern, in Verbindung mit den übrigen Nordischen Darstellungen, ihrem Verhältnisse zur Deutschen und beider Geschichte und Literatur, ist in der Einleitung ausführlich gehandelt. Diese geht zwar besonders nur über die früheren Geschichten, von den Volsungen, Sigurd, Brunhild, den Asen, Hreidmar, dem Hort und den Niflungen, bis zu Sigurds und Brunhilds Tod, als den am meisten eigenthümlich Nordischen; doch berührt sie durch vollständige Abhandlung des Hortes, welcher als Mittelpunkt anzusehen ist, auch nothwendig das Ganze; und die nähere Entwickelung des übrigen Theils der Fabel, welche für die wenigen Bogen dieser Lieder überdieſs unverhältniſsmäſsig stark geworden wäre, wird bei der Übersetzung derselben oder der Fortsetzung dieser Nordischen Sammlung erscheinen. Zugleich mag man diese Einleitung als ein Hauptstück der vorlängst von mir versprochenen Einleitung zu den Nibelungen ansehen; welches freilich durch diese Anwendung bestimmt und beschränkt worden ist; daher könnte es auch wol sein, daſs darin die Auszüge der Fabeln von ihrer Analyse noch mehr geschieden, oder in einander verarbeitet sein sollten.

Das hohe Alter dieser Lieder zeigt sich auch in ihrer Form. Diese ist die eigenthümlich Nordische, die Alliterazion oder der Buchstaben-Reim (die Mitlauter, auf die es hier besonders ankommt, da alle Selbst- und Doppellaute hier als übereinstimmend gesetzt werden, sind die eigentlichen Buchstaben): zwei Verse werden durch 3 solche Reimbuchstaben, welche immer den Anfang oder doch die Wurzel des Worts und die bedeutendste Sylbe bei Zusammensetzungen bilden müssen, also verbunden, daſs zwei in dem erstem, der dritte in dem andern, und zwar gern voran stehen: bei sechszeiligen Strophen reimen der dritte und sechste Vers durch zwei solche Buchstaben in sich selber. Die Länge der Verse wird nach den verschiedenen Strophenarten durch Zählung der Sylben oder vielmehr Hauptakzente verschieden bestimmt; wobei zu bemerken, daſs die letzten Verse der Strophen und Halbstrophen gern länger auslauſen: ähnlich dem letzten Verse der Bernersweise im Heldenbuch und des letzten Halbverses der Strophe der Nibelungen. Die ſolgenden Lieder sind nun durchaus in der Weise, welche die *Hattá-lykill* (Metrik) der jüngeren Edda *Fornyrda-háttr* oder *Fornyrda-lag*, Weise (Lied, *Leich*, *Lais*) der Altvordern, nennt, worin die meisten mythologischen Lieder gedichtet sind, und welche auch die einſachste ist und gleichsam noch den Rost des Alterthums an sich trägt. Die Verse sind meist von 4 langen, d. i. bedeutenden oder doch vollen Sylben; was leicht angeht in dieser Sprache, welche neben der starren Nordischen Einsylbigkeit die Südliche Volltönigkeit in den Biegungen hat: wie wir sie im

Ulfilas und Otfried auch noch hatten. Manchmal besteht der erste Vers der aus solchen Verspaaren gebildeten achtzeiligen Strophe, welche die häufigste ist, nur aus 3 Sylben. In der sechszeiligen Strophe, welche seltener vorkommt (vergl. S. 40 — 48.) findet sich der vorhin bemerkte innere Reim und die Verlängerung des dritten und sechsten Verses auf 5 bis 6 Sylben. Dieses *Fornyrda-lag* hat aber dabei die meisten alterthümlichen Freiheiten, nämlich: 1) Für jede lange Sylbe können auch drei kurze stehen, wodurch der Rhythmus freier und lebendiger wird, meist zwar daktylisch (wie sonst trochäisch), wegen der in allen Nordischen Sprachen (auch schon sehr in der Niederdeutschen) mangelnden Präfixa und Augmente. 2) Sind die Verspaare nicht regelmäſsig in 8 und 6zeiligen Strophen abgetheilt, sondern laufen öfter, nach dem Inhalt, in unbestimmter kürzerer oder längerer Zahl fort, jedoch meist vierzeilig verbunden, wie in der achtzeiligen, oder dreizeilig, wie in der sechszeiligen Strophe (vergl. S. 2. ff. 46. ff.); so wie beide in diesen Hälften schon immer einen merklichen Abschnitt des Sinnes haben. 3) Begnügen sich die Verspaare oft schon mit zwei Reimbuchstaben, in jedem Verse einem, und stellen sie auch in die Mitte und hinten. Der Reim kömmt in dieser, noch jetzo in Island beliebten Versart durchaus nicht vor, wenigstens nicht absichtlich, weder der innere Sylbenreim, noch der eigentliche Endreim. Er ist auch, obgleich sammt dieser ganzen Metrik auf demselben Prinzip beruhend, der Nordischen Poesie nicht eigenthümlich und erscheint erst in der *Drott-quaeda* (Königsweise), welche in späteren mehr historischen Liedern des 9 — 11ten Jahrhunderts sehr beliebt war, und zeigt sich anfangs auch noch ohne Reim, z. B. in Ragnar Lodbroks Todesgesang.

Die Art der Herausgabe dieser Lieder anlangend, so sind sie genau nach der Abschrift der alten von

Müller (über die Asalehre, S. 73.) ins dreizehnte Jahrhundert gesetzten Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen abgedruckt, welche ich der Güte Nyerups verdanke. Aus Vergleichung mit der Schriftprobe bei dem ersten Theil der Sämundischen Edda, ersieht man, daſs die darin bloſs mit Punkten (doch nicht regelmäſsig) und gröſseren Buchstaben bezeichneten Verse und Strophen abgesetzt, und die Abkürzungen aufgelöset sind. Auſserdem haben nur noch die Eigennamen groſse Buchstaben erhalten, wie in der Urschrift nur hie und da scheint. Der eigenthümlich Isländische Buchstabe, wie ein nach oben verlängertes *p* gestaltet, ist durch *th* ersetzt, wie im Englischen, mit dem es auch in der Aussprache übereinstimmt; da hier *th* sonst nur als zu zwei Sylben gehörig vorkömmt, kann es nicht irren. In Ansehung der Selbstlaute ist zu bemerken, daſs die Striche darüber (um deren willen die sonst unpassende Lateinische Schrift genommen worden) nicht etwa die Wortakzente, sondern, obwohl meist auf diese treffend, eine eigenthümliche Aussprache derselben bezeichnen, nämlich: *á, ó, ú* lauten wie *av, ov, uv; é* wie *je,* und í wie *ij:* wie man aus Rasks eben erschienener trefflicher Isländischer Sprachlehre ersehen kann, auf welche ich auch wegen der besonderen Aussprache der übrigen Laute verweisen darf. Das ę ist ohne Zweifel nur ein etwas verzogenes *œ,* wie die Schriftprobe zeigt, obwohl beide darin zu unterscheiden sind; *æ* wird wie *aj* oder *œj* gesprochen; deſsgleichen *ö,* welches für das eigenthümliche und noch im Dänischen gebräuchliche durchstrichene *o* gesetzt ist, eben wie unser *ö* in *hören* und *störrig*: welches, wohl zu merken, zwei verschiedene Laute sind der letzte, in der gemeinen Sprache nur in kurzen und scharfen Sylben vernehmbar, wird im Niederdeutschen (z. B. *bören,* emporheben), wie im Dänischen und Isländischen, auch lang und gedehnt gehört, und verhält sich zu *o*, wie das Schwedische (und Niederdeutsche) *å*, das Dänische *aa*, und das Isländische *o* in manchen Wörtern, zu *a*.

Zur Erklärung des Textes selbst dient für dieſsmal nur die Einleitung; mehr wird die bald nachfolgende getreue Übersetzung in der eigenthümlichen Form der Originale gewähren, welche die nöthigen Sprach- und Sacherläuterungen mitbringen wird.

Schlieſslich muſs ich noch bemerken, daſs die Kollision dieser Sammlung mit den Ankündigungen der Gebrüder Grimm theils mir nicht zur Last fällt, da ich ein Jahr lang vor ihnen im Besitz der ihnen auch zum Theil abschriftlich mitgetheilten Originale war, und sie sowohl brieflich als gedruckt um meine Absicht damit wuſsten; theils ist es auch eben keine Kollision, da ihre Ankündigungen auf den ganzen zweiten Theil der Sämundischen Edda und Nordische Saga's überhaupt gehen, ich dagegen, laut meiner Vorrede zum Heldenbuche, mich nur auf alles das

Nordische beschränke, was zu unserm nazionalen Fabelkreise gehört, und nur dieses in der Ursprache und Übersetzung mit den erforderlichen Erläuterungen herausgeben wollte: wie ich denn nun thue, und hier mit den Eddaischen Liedern den Anfang mache. Die bald nachfolgende zweite Sammlung wird die hieher gehörigen Mythen der jüngeren Edda, die Volsunga-, Ragnar Lodbroks-, Nornagest- und ebenfalls noch ungedruckte Blomsturvalla-Saga enthalten, und eine dritte mit der Jarl Magus-, der Wilkina- und Niflunga-Saga und den Altdänischen Kjämpe- und Elskovs-Visern beschließen.

Einleitung.

Die Sagen des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören zu den berühmtesten, sowohl in der Nordischen als in der Deutschen Volksdichtung; besonders zwar die Nibelungen, von welchen gilt, was schon die Niflunga-Saga (Kap. 324.) von Sigurd, unserm Siegfried, dem Haupthelden darin, bemerkt, und (K. 166.) fast wörtlich mit der Volsunga-Saga (Kap. 31.) übereinstimmend, mit Recht verkündigt, daſs sein Ruhm dauern werde, so lange die Welt stehe.

So ist denn auch dieser Mythus in mannichfaltigen alten Darstellungen übrig. Und wie besonders durch ihn die Nordische und Deutsche Heldensage zusammenhängt: so steht sie auch in beiden mit dem groſsen Kreis derselben in genauem Zusammenhange. In einem solchen, zwar rhapsodisch, zeigen sie uns die bis dahin ungedruckten Lieder der älteren Edda, in alliterirenden Strophen mit prosaischen Einleitungen und Verbindungen, deren Sammlung nur, und nicht Abfassung, dem gelehrten und weit gereisten Isländischen Geistlichen Sämund Sigfuson (lebte von 1056. bis nach 1121.) beigelegt werden kann 1). Als ein Auszug davon ist die jün-

---

1) Eine besondere Literarnotiz über diese Sammlung folgt hinten.

gere, prosaische Edda (Fab. 69 — 78.) anzusehen, welche man dem Snorre Sturleson, Lagmann von Island und Truchseſs Königs Hakon, Hakons Sohns, oder des Alten, von Norwegen (1179 — 1241.), zuschreibt. 2). Eine ausführlichere, auch prosaische Erzählung enthält die Volsunga-Saga, nach diesem Hauptbelden darin und seiner berühmtesten That, auch Sigurd Fafnisbanis-Saga genannt. Sie, wie die jüngere Edda, ergänzt eine groſse Lücke jener Lieder, und ist mit Stellen derselben untermischt. Zu ihr gehört noch, als unmittelbare Fortsetzung, die Ragnar-Lodbroks-Saga: beide von unbekannten Verfassern aus dem 9ten bis 12ten Jahrhundert 3 a). Der berühmte Skalde Brage Beddasön, der sich lange bei Ragnar (st. 794.) aufhielt, dichtete ein Lied von den Ahnen Aslauga's, Ragnars Gemahlin; und da diese, nach der vori-

---

2) Auch von dieser Edda mehr unten.

3 a) *Fafnisbanes*-Saga wird die erste schon genannt in der Nornagest-Saga, K. 4; dann in *Resenii praefat.* zur Edda, *Worm. Lit. Runic.* p. 35. u. *Lexic. Runic.* p. 109., *Stephani not. ad Sax.* p. 16., *Torfaei hist. Norv. I.* 464. Sonst nennt Torfäus, in der *Series*, p. 140. 325. 346. und im Sagenverzeichniſs davor, die Volsunga-Saga immer Ragnar Lodbroks-Saga, welche doch nur ein zweiter Theil derselben ist. Über die Handschriften beider erhellt nirgend etwas. Die späteren Verzeichnisse der Isländischen Saga's sind meist nur aus Torfäus, z. B. das in *Eccardi hist. studii etymol. p. 179. seq.*, bloſse Wiederholung; Troil, in der Isländischen Reisebeschreibung, fügt Ausgaben derselben hinzu; deſsgleichen das bei weitem beſste und vollständigste Verzeichniſs bei *Einari*. Nyerup, in Bragur, Band 3. führt nur die gedruckten und ihre Ausgaben auf. — Beide Saga's stehen, sammt der folgenden Nornagests-Saga, abgedruckt in Erik Jul. Biörners Nordiska Kämpa Dater, Stockh. 1737. Fol., mit Schwedischer und Lateinischer Übersetzung, aber auch ohne alle Anzeige der Quelle. Schon Peringskiold wollte sie sammt der Ragnar Lodbr.-S. und andern bei Biörner gedruckten, herausgeben, laut *praefat. ad Cochlaei vit. Theodorici*, wo er sie auch *Volsungi sive Sigurdi Fafnisbanii Historia* nennt. Eine Deutsche Übersetzung der Ragnar Lodbroks-Saga steht in Bonstettens Schriften, Th. 3. Koppenh. 1800.

gen Saga, Sigurds Tochter ist, so wird dieſs Gedicht, wovon ein groſses Stück noch übrig ist, gewiſs auch von ihm und seinem ganzen Heldenstamme handeln 3b). Die Nornagest-Saga, eigentlich nur ein Stück der Olaf Trygvasons-Saga von Oddus, Mönch zu Thingeyr auf Island, im 12ten Jahrhundert, ist theils Auszug und Wiederholung, theils aber auch Ergänzung der vorigen, und sehr merkwürdig: der durch einen Zauber der Nornen schon dreihundertjährige Nornagest erzählt i. J. 998. zu Thrandheim dem Norwegischen König Olaf Trygvason, berühmt durch die Verbreitung des Christenthums im Norden, die Abentheuer Sigurds als Augenzeuge, fügt zwei jener Eddischen Lieder ein, und bezieht sich auf andere; einmal (Kap. 8.) ausdrücklich auf abweichende Sagen Deutschlands, wo er, eben im Dienste Sigurds, sich auch aufgehalten habe 4). Die Floamanna-Saga 5) scheint, wie die Halſ-

---

3b) Suhm. I. 314 — 15., wonach dieſs Stück sich in dem Wormischen Kodex der (jüngeren) Edda findet. Ihm legt Suhm, I. 364. auch den, Anmerk. 1. gedachten Todesgesang Ragnars bei, welchen Aslauga, früher auch Kraka genannt, verfertigen lassen; und scheint dadurch den Namen dieses Gedichtes, das auch Kraku-mal heiſst, zu erklären.

4) Die Saga Olafs Tryggvasonar ist schon 1689. zu Skalholt in 4. durch den Bischof Theodor Thorlacius herausgegeben. Torfäus, in dem Sagenverzeichniſs vor der *Series*, giebt bei dieser den sogenannten Flateyschen Kodex an, welcher, auf Pergament, sich in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindet (vgl. desselben *Prolegom.* p. 5.), und bezieht sich in der *Historia* beim Olaf häufig darauf. Eben so *Bartholinus, antiq.*, und die *praef.* zur *Edda Saemund.* p. 39. 46., welche den Kodex in's 14te Jahrhundert setzt. In den *Prolegom.* p. 8. führt Torfäus auch die Skalholter Ausg. an; sagt aber nichts über ihre Quelle, so wie aus den sammtlichen übrigen Stellen nicht erhellt, ob der Flat. Kod. überhaupt gedruckt ist. Daſs aber der Skalholtische Druck hieraus genommen, läſst sich daraus schlieſsen, daſs die Fundinn Norregur (*Origines Norvigiae*), welche ebenfalls in diesem Kod. stehen (daraus in *Torf. hist.* I. 148 — 50. 169

dan Fysteinsons-Saga 6), und das Hindlu-Lied der älteren Edda 7), nur hier bezügliche Genealogien zu enthalten. Eben so geben die „Wpprune Nockra Kongaheita" (Ursprung einiger Königsna-

---

— 71. 253 — 62.), auch dort abgedruckt sind; Biörners Vorrede, S. 13. zu den Kämpa-Datter, wo sie auch in der Ursprache mit Vergleichung der Skalholtischen Ausgabe und des Torfäus Latein. Übersetzung, gedruckt stehen. Auch versichert Nyerup mich schriftlich, daſs der Skalholtische Druck mit dem Flateyschen Kodex stimmt. Torfäus, in der *Series*, *I.* 1. und den *Proleg. p.* 5. 8. 9., nennt den obigen Oddus im 12ten Jahrh. als Verfasser dieser gedruckten Saga, welche derselbe dem Gissur Halls Sohn zur Durchsicht gegeben, sich darin unter andern Gewährsmannern auch auf Sämunds Geschichte Olafs Trygvas. beziehe, und Kap. 106. 108. berichte, daſs auch Gunlaug, zu derselben Zeit Mönch zu Thingeyr, st. 1219., eine Geschichte Olafs Trygvas. geschrieben. Dieses Oddus Werk gedenkt auch *Bartholin. l. c.* Die *Praefat.* zur *Edda Saemund. p.* 39. dagegen schreibt dem Gunlaug die Olaf Trygvas.-S. des Flateyschen Kod. zu, aus welcher sie in Ansehung Gissurs dasselbe anführt, mit dem Zusatze, daſs dieser 1206. als Greis starb, und in Nachbarschaft und Freundschaft mit Sämund lebte. Eben so sagt *Einari*, p. 117. 126., daſs diese gedr. Saga gewöhnlich dem Gunlaug, Leifs Sohn, beigelegt werde, meint aber, daſs sie nach demselben nur aus dem Latein. übersetzt und vermehrt worden. Dabei weiche die *Historia Olai Tryggwae fil., in Norrigia reg. idiomate Gothico s. Suecico vetusto primum condita ab Oddo monacho Isl., nunc in linguam hodiernam suecicam et latinam translata a Jacobo Reenhielm, Upsalae*, 1691. 4. (vgl. Nyerups Verzeichn. in Bragur, III. 361.) von der Skalholtischen ab (also nicht etwa nur eine Übersetzung derselben?); es sei daher glaublich, daſs diese letzte aus Gunlaugs und Otto's Schriften zusammengetragen und nach ihnen vermehrt worden, von einem unbekannten, wiewohl Peringskiölds *Catalog. Ms. Scandicor. in Hickesii thesaur.* auf den Abt Birger führe: zwar habe er keinen Isländ. Abt dieses Namens finden können, doch einen Berg oder Berger, Sokko's Sohn (von welchem, um 1322 — 34., er mehrere Isländische Legenden anführt, p. 111 — 12.), welcher der Verf. sein möchte. — Die Sache ist demnach noch gar nicht recht im Klaren. Nur so viel erscheint gewiſs, daſs Gunlaugs Lateinische Geschichte nicht mehr vorhanden; wie auch schon Brynolf, in *Stephani* men) 7 a), und vollständiger, die Fundinn Norregur 8), den ganzen Stammbaum des groſsen Heldengeschlechtes in allen seinen Zweigen.

In andern Nordischen Sagen finden sich auch Beziehungen auf diese weit verbreitete Heldenfabel, z. B. in der Alfs-Saga, wo die-

---

not. ad Sax. p. 15., den Verlust seiner Schriften beklagt, und wol diese geschichtlichen meint, da sonst noch andere von ihm übrig, dergleichen Torfäus (*Proleg. p.* 8.) und *Halfdan Einari* (p. 18. 107 — 8. 122. 127.) anführt. Auch das ist gewiſs, das die Nornagests-S., über deren Quelle Biörner ebenfalls schweigt, ein Theil der Olaf Trygvas.-S. im Flateyschen Kodex ist, da Bartholin und Torfäus bei Erzählung derselben (*Hist. II.* 499 — 501. vgl. I. 453.) auf diesen verweiset. Dasselbe thut die *Praef.* zur *Edda Saemund. l. c.*, bei der Bemerkung, daſs darin (wie in Biörners Ausgabe) 2 Eddische Lieder enthalten und andere erwähnt seien: welches eben mit zum Beweise dient, daſs Sämund, dessen dabei nicht gedacht wird, der aber doch noch mit Gissur zusammen lebte, nicht Verfasser dieser Lieder sein könne.

5) Torfäus giebt in der *Series, L.* 3. die genealogische Stelle daraus, welche in der Sache mit der Vols. und Ragn.-S. stimmt. Auch bemerkt Peringskiold, in der Vorrede zur Wilkina-Saga, ihren Zusammenhang mit der Volsunga-Saga und den beiden Edda's (nicht etwa mit der Wilk. S.). Arnas Magnäus, *vit. Saemundi, p.* 12., erwähnt auch jener Genealogie aus *Thorgilsi plagipedis Vita, alias Floamorum Historia.* Eben so führt sie *Einari, p.* 120. unter den zur Isländischen Spezial-Geschichte gehörigen Sagen an: *Floamannorum sive Thorgilsi Orrabeinii sive Plagipedis (hist.).*

6) Auch bei Biörner gedruckt. Kap. 1. Eystein, Halfdans Vater, ist ein Enkel Aslauga's, Tochter Sigurds (und Gemahlinn Ragnars L.); und Volsung wird ein Sohn Odins genannt.

7) *Edda Saemund. p.* 331 — 32. Sigurds Geschlecht ist hier, wie in den vorigen (Anmerk. 5.). Die eigene Verbrüderung der Niflungen ist aber zu merken. Andere, auch zu dem groſsen Stamm gehörige Genealogien führt Peringskiold in der 4ten Geschlechtstafel hinter der Wilkina-S. aus dem Hyndlu-Lied an, welches fast ganz genealogisch ist.

7 a) In den *Kenningar* (vgl. S. VII.), gedruckt bei Resenius. Diese Königsnamen aber, von welchen in der Edda, Fab. 1. 2. nur wenige Zeugnisse, rühren wol aus den folgenden *Orig.* her.

ser tapfre König Alf (st. 545.) mit Sigurd bei Giuke (Gibich) verglichen wird 8 a).

Überhaupt sind die Namen dieses Heldenstammes in der Nordischen Poesie zu allgemeinen Ehrennamen für edle und tapfere Könige und Helden geworden 8 b), und gewisse Anspielungen auf Sigurds und der Niflungen Geschichte haben kühne poetische Ausdrücke veranlaſst, besonders, in Beziehung auf den berühmten Hort, manche von den vielen poetischen Benennungen des Gol-

---

8) Über diese *Origines Norrigiae* vergl. Anmerk. 4. — Eine vollständige Darstellung dieser mythischen Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange, nach diesen verschiedenen Nordischen Quellen, findet man in *Torfaei Hist. rer. Norv. I.* 439 — 40. 453 — 502. *II.* 499 — 501 (nach der Nornagests-S.). Noch tiefer und umfassender sind diese Quellen benutzt in Suhms Dänischer Gesch. Bd. 1. und den dazu gehörigen kritischen Theilen. Aus dem Torfaus gab schon Bodmer vor Chriemhilden Rache einen Auszug. Am leichtesten kann man jetzo die Fabel kennen lernen aus Fouqué's, nach der jüngeren Edda und Torfaus gedichtetem Held des Nordens, in 3 Tragodien. — Daſs die übrigen alten Darstellungen die Eddaischen Lieder, bei ihrer anderweitigen Erganzung derselben, doch wieder nicht ganz vollstandig verarbeitet haben, darüber vergl. Anmerk. 25.

8 a) Kap. 16. bei Biörner. Schon Torfaus, in der *Series, L.* III. führt diese Stelle an, welche aus einem Liede Hroks hinn svarte (des schwarzen), eines der 12 Halfs-Recken, zum Preis des gefallenen Konigs ist, wodurch er die Rache desselben herbeiführt. Sie lautet:

Ein vissa ek
Jafn sniallan Gram,
Sigurd Koung,
At solum Giuka.
d. i. Einen weiſs ich
Gleichschnellen Held,
Sigurd König,
Im Saale Giuke's.

Vgl. *Torfaei Hist. I.* 185 — 92.

8 b) Mehr hiervon unten bei der Fabel selber.

des. Solche bemerken schon an ihrem Ort die Fabeln der prosaischen Edda, welche, der ausdrücklichen Absicht nach, eine Nordische Mythologie zur Erklärung und Anweisung in der Poesie ist 8 c); und die ihr angehängten „Kenningar“ (Benennungen) sind ein poetisches Wörterbuch daraus, doch auch mit Zuziehung anderer Sagen und Lieder, aus welchen zuweilen Stellen angeführt werden 8 d). So stehen denn darunter auch 3 Strophen aus dem Biarka-Mal, in welchem hier bezügliche Namen des Goldes vorkommen. Dieſs berühmte Lied, nach seinem Inhalte, von Biarke, einem Kampfgenossen Rolf Krake's, mit welchem er fiel (552.), so benannt, wurde von Thormod vor dem Heere des Norwegischen Königs Olaf Helge's (des Heiligen) vor der Schlacht bei Stiklestad (1030.) gesungen, und damals schon für alt gehalten: so daſs es wenigstens ins 8te Jahrhundert zu setzen. Auch wuſsten es, wie Saxo bezeugt, zu seiner Zeit (1200.) noch viele auswendig 8 e). Eine andere in den Kenningar angeführte Strophe des Einar

---

8 c) Anfang und Schluſs bekunden dieſs; auch die Anlage des Werkes in Gesprächen oder Belehrungen: vielleicht nach dem Vorbilde des Martian. Capella.

8 d) Dieser so genau mit den Fabeln verbundene und gegenseitig auf einander hinweisende Theil wird auch wohl mit Recht dem Snorre beigelegt. Die noch dazu gehörige ungedruckte „Skalda“ enthält die Grammatik, Rhetorik und Metrik (Liodsgreinir). *Einari*, p. 18. Gleichen Inhalt haben die letzten Bücher von Capella's Satyricon.

8 e) Suhm, I. 76 — 78. Ein anderes Stück davon befindet sich hienach auch in der Skalda. Ganz hatte es noch Saxo vor sich, ehe er es *Lib. II.* in lat. Verse paraphrasirte. Die sämmtlichen davon übrigen Bruchstücke stehen in *Bartholini antiq. p.* 178 — 82.; übersetzt, in Syvs Kiampe-Vis. Th. 2. Nr. 1.. besser in (Sandvigs) Danske Sange af det äldste Tidsrum, Kiobenh. 1779. S. 11. Hieraus Deutsch, aber mit Übergehung der poetischen und mythologischen Ausdrücke, in Herders Stimmen der Völker, S. 421. Die 3 Str. der Kenningar sind:

Skalaglan enthält ebenfalls eine hieher gehörige Benennung des Goldes 8 f). — Der vorgenannte König Olaf Helge beſaſs einen Umhang, worauf Sigurds Kampf mit dem Fafne, dem Dra-

---

Gramur hinn giöflati
Giädde byrd sijna,
Fenju Forverki,
Foffnis Midgardi,
Glæsis glöbari,
Grana fagurbyrde,
Drupnis Dyrsveita
Duni Graffvitnis;

Ytte Aurgelmir,
Alldir vidtoku,
Sifiar Svardfesti,
Snelli Dalnaudar,
Tregumm Otursgiölldum,
Tarum Mardallar,
Ellde Wranar,
Idia Glis malum;

Gladdi Gunnveite,
Geingum fagurbunar,
Thiassa Thijngskalum,
Thiöder hier margar,
Rynar Raudmälmi,
Röge Nifflunga,
Wijse hinn Wigdiarffi,
Vakti hann Balldur thæge.

Die hieher gehörigen Ausdrücke darin werden sich an ihrem Orte erklären.

8 f) Lidvrondum kna Lundar,
Landfrækiu Joffur granda,
Hicka eg Ræses Recka,
Rynar griot affthriota
Dægur thrumec huert enn hiarta
Hlyr skylder Rædur milldo
Heita blacks offleytum
Raffleigur digulfarmi.

chen, gewirkt war, und lieſs den Skalden Torfin ein Lied davon dichten 8 g). Noch merkwürdiger ist, daſs nach Snorre's Heimskringla, in der Sigurd Jorsalafarares (Jerusalemfahrers) - Saga, dieser König (um 1100.) auf dem Circus zu Konstantinopel die alten Fabeln von den Asen, den Volsungen und Giukungen (d. i. Niflungen) mit groſser Pracht vorstellen gesehen 8 h). Wahrscheinlich wurden diese, bei dem damals sonst auch häufigen Verkehr des Nordens mit dem Griechischen Reiche, auf dem Landwege, durch die bekanntlich unter dem Namen der Wäringer, in der Leibwache zu Konstantinopel dienenden Normannen, dahin gebracht 8 i).

Diesen Altnordischen Darstellungen schlieſst sich an eine Reihe von Volksliedern in den Dänischen Kiämpe-Visern, welche Anders Söfrenson Vedel i. J. 1591. und Peder Syv i. J. 1695. gesam-

---

8 g) *Torfaei Proleg. (p. 20.)*, wonach das Lied im Flateyschen Kodex (s. Anmerk. 4.). S. 750. und 754. steht. Einen solchen Teppich wirkte auch schon selbst Gudruna, nach Sigurds Tode, von den Heldenthaten Sigmunds; wie die Guthrunar-Quitha 2. (vgl. S. 66 — 67.) erzählt. Ähnliches ist das noch vorhandene groſse Gewebe oder Stickerei, welches die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer vorstellt, und von seiner Gemahlinn und ihren Frauen verfertigt ist; abgebildet bei Montfaucon.

8 h) Peringskiolds Ausg. Th. 2. S. 245. Es wird hinzugesetzt, daſs kunstreiche aus Erz gebildete Figuren dazu gebraucht worden, und es geschienen habe, als wenn Schaaren von Reitern in den Wolken einher zögen; dazwischen Feuerwerk und Orgelmusik. Es scheint also fast eine Opern- oder Marionettenartige Belustigung gewesen zu sein.

8 i) Eine Note zu dieser Stelle in der groſsen Kopenhagener Ausgabe der Heimskringla, Th. 3. S. 240., denkt ohne Noth an das Umgekehrte, nämlich daſs die Wäringer dort diese Fabeln erst kennen gelernt. Bei diesen Kriegsmännern mochten natürlich die alten berühmten Heldenfabeln in Sage und Lied lebendig sein und bleiben. Und merkwürdig beruft sich die Wilkina-Saga bei den oben (S. XI.) bezeichneten Nordischen Abweichungen ausdrücklich auf den Mund der Wäringer.

melt und herausgegeben haben 9); deſsgleichen einige der Tragica oder Elskaffs Vjser (tragische Liebeslieder, Balladen), deren Sammlung wahrscheinlich auch von Vedel herrührt, wiewohl sie erst i. J. 1657. gedruckt erschienen 10). Die hieher gehörigen Lieder darin stimmen mehr mit der Nordischen Darstellung, als die der Kiämpe-Viser, welche mehr mit der Deutschen, insonderheit in der Wilkina- und Niflunga-Saga, überein kommen; zum Theil wol aus gemeinsamen mündlichen Quellen. Eine solche Vermit-

---

9) Diese sind dort noch gangbares Volksbuch, wovon ich eine Koppenhagener Ausg. v. J. 1787. vor mir habe, welche die alte unverändert wiederholt. Einzele Lieder daraus stehen auch in den von Nyerup und Sandvig i. J. 1780. herausgegebenen „Levninger af Middelalderens Digtekunst.“ Eine neue, kritische, auch vollständigere Ausgabe, mit Zuziehung anderer Urkunden und Quellen (die Vedel und Syv nirgends angegeben), mit Lesarten, Melodien (wo sie noch vorhanden), Kommentar und anderen gelehrten Ausstattungen, haben wir von Nyerup, Rahbek und Abrahamson zu erwarten. Zwei Proben derselben von den beiden ersten sind bereits 1810. erschienen. Die zu den Sagen unseres Heldenbuches und der Nibelungen gehörigen Lieder, habe ich angefangen zu übersetzen in der Zeitschrift Pantheon, 1810. Bd. 2. Nr. 9. und Bd. 3. Nr. 5., mit Einleitungen, worin auch mehr über die Geschichte der alten Sammlung zu finden. Die ältere Vedelsche Samml. erschien zu Ribe 1591. 8., dann zu Kopenh. 1643. und 1671. 8., und die Syvsche zu Kopenh. 1695. und 1739. 8. s. (Rühs) in Eichhorns Literaturgesch. Bd. 4. Abth. 3. S. 1118. — Eine handschriftliche Samml. von 145 Kämpe- und Elskovs-Visern, worunter einige *Deutsche*, welche, wie es scheint, von einem Coyet herrührt, vor 1610. Fol., schon von Nyerup in den Levninger. Heft 2., benutzt, ist in der Königl. Bibl. zu Kopenhagen. s. John Erichsens Verzeichniſs von den Hdss. derselben. Kiöbenh. 1786. 8., S. 95. Eine andere ebd. verzeichnete Samml. von 41 Liedern, ist von Christ. Pedersen, 1591. 4. Auch von diesen gehören vielleicht noch welche hieher.

10) Vergl. von dieser alten Sammlung die Einleitung zu meiner Übersetzung des Liedes von Siegfrieds Tod daraus, im Pantheon, Bd. 3. St. 2.

telung, welche zugleich die weite Verbreitung der groſsen Dichtung und Verbindung der Norden und Deutschen durch sie, beweiset, enthält des Dänischen Geschichtschreibers Saxo Erzählung einer ihm fast gleichzeitigen Begebenheit: wie nämlich ein Sächsischer Sänger den Schleſswigischen Herzog Knud vor einer verrätherischen Einladung seines Vetters Magnus nach Seeland im Jahr 1130. durch ein Lied von dem weltberühmten Verrath Grimilds an ihren Brüdern, vergeblich gewarnt habe. Dieſs Lied war ohne Zweifel mehr nach der Deutschen, als nach der Nordischen Sage, und mag den ihm entsprechenden Kiämpe-Visern nicht unähnlich gewesen sein 11). Die Wilkina- und Niflunga-Saga aber, Ein Werk, ist, wie die Vorrede berichtet, aus einem verlorenen Altdeutschen Heldenbuche, dessen ganzen groſsen Kreis es umfaſst, übertragen, mit Zuziehung anderer einzeler Gedichte (s. die Vorr. und Kap. 17. 65. 166. 168. 231. 298. 328. 331. 363. 367.), mündlicher Überlieferungen (Kap. 41. 168. 382.), besonders zu Bremen und Münster (K. 367.), und steinerner und anderer Denkmale (K. 37. 313. 355. 360. 367.). Dabei blieben natürlich auch die Nordischen Sagen nicht ohne Einwirkung, und auf diese wird einigemal ausdrücklich Bezug genommen (Vorr. und Kap. 17. 161. 166. 175.). Aus der Blomsturvalla-Saga ergiebt sich, daſs die Deutsche Ur-

---

11) ***Saxonis Grammat. hist. Dan. L. XIII. ed. Stephan. p.*** 230. Der Sänger war mit unter den Verschworenen, wollte aber doch gern, ohne seinen Eid zu brechen, den Herzog warnen, weil dieser ein besonderer Freund der Sachsen war. Als das Lied nicht half, lieſs er ihm seine unter dem Kleide versteckte Rüstung sehen: dennoch miſstrauete der Herzog nicht, und fiel. — Schon ***Stephan. not. p.*** 230. führte bei dieser Stelle die 3 Lieder von Grimilds Verrath bei Vedel an und übersetzte dessen Einleitung dazu. ***Jo. Meursii hist. Dan. Florent.*** 1746. ***Fol. p.*** 249. bemerkt bei dieser Erzählung, daſs jene Sagen nur aus älteren Deutschen, besonders dem Rosengarten zu Worms im Heldenbuch, übertragen seien.

kunde der Wilkina- und Niflunga-Saga auf Veranlassung einer Gesandtschaft des vorgenannten Königs Hakon (um 1250.) durch Meister Biörn von Nidaros (jetzo Drontheim) in's Nordische übertragen worden; welche Blomsturvalla-Saga Gemeinsames, nur etwas abweichend erzählt, mit der Wilkina-Saga, wahrscheinlich auch nur aus dieser 12). Eben so verhält sich zu dieser ohne Zweifel die Jarl Magus-Saga, in den Jahrbüchern des Orm, Snorre's Sohn; welche in der wunderbaren Anlage Ähnlichkeit mit der Nornagests-Saga hat, indem der Jarl, Magier, auch Widforull (der Weitgefahrene) genannt, vor Karl dem Groſsen die Gebilde dieser alten Helden erscheinen läſst 13): wobei man an Karls bekannte Sammlung der Lieder von diesen erinnert wird.

---

12) Vgl. über beide, besonders in Beziehung auf jene Angabe, Nyerup, im Museum für Altdeut. Lit. und Kunst, Bd. 2. S. 333. und meine Anmerkungen dazu, ebd. S. 337 — 46. — Auch in den *Annotat. ad Cochlaei vit. Theodor.* bemerkt Peringskiold die Übereinstimmung der Blomsturvalla-, Jarl Magus- und Wilkina-Saga. Die letzte nennt er ebd. in der Vorrede: *Historia Vilkini vulgo dicta Theoderici Veronensis Regis.* So nennt sie auch Torfaeus, vor der *Series, Thidreks S. af Bern (Theoderici de Berna vita)*, und führt ebd. L. III. die Vorrede derselben, die er überhaupt für ein Fabel- und kein Geschichtbuch erklärt, deſsgleichen ebd. und in der *Hist. Norv. I.* 439. zwei Umstände daraus (vgl. Kap. 21. 70.) an: da dieſs v. 1705. und 1711., also vor Erscheinung von Peringskiolds Ausg. (1715.) geschehen, so ist des Torfaeus Quelle wol eine neuere Abschrift, welche, wie mir Nyerup eben schreibt, zu Kopenhagen sich findet, und wahrscheinlich aus der zweiten Stockholmer Hdsch. herrührt, da der aus K. 70. angeführte Umstand nur in den Lesarten derselben steht. — Eine Übersicht von dem Inhalt derselben, in Beziehung auf das noch vorhandene Deutsche Heldenbuch in seinem ganzen Umfange, s. in dem literar. Grundriſs zur Gesch. der Altdeutsch. Poesie von Büsching und mir.

13) Nach *Peringskioldi annot. ad Cochlaei vit. Theodor. p.* 242. 269 — 70. 293. steht sie in *annalibus Ormi Snorronidae — inter cimelia libror. mss. Regii Collegii Antiquitatis, in pergameno exaratis, p.*

Unser Nibelungen-Lied, um 1200., ohne Zweifel auf der Grundlage des Lateinischen Gedichtes, welches der Passauische Bischof Pelegrin (st. 991.) wol besonders zu Ehren des Markgrafen Rüdiger von Bechelaren (st. 916.), durch seinen Schreiber Meister Konrad verfassen lieſs 14), stellt den Mythus ebenfalls in einem groſsen Zusammenhange dar, führt dabei andere verwandte Sagen,

---

73. *cap.* 32. *seq.* Karl ist neugierig, die Gestalt und Waffen der Schwedischen und Gothischen Könige, die Italien und Spanien bekriegt, kennen zu lernen, und der Jarl beschreibt ihm Dietrichen, wie die Wilkina-S. (vgl. Kap. 15.), und seine Thaten; worauf Karl gern dessen und der andern Helden, Wittichs, Gunthers, der Niflungen, Isungs, des Nordischen Königs Halfdan und dessen Kämpfer Gestalten sehen will: der Magier ruft sie herauf und läſst sie in 4 Schaaren vorbeiziehen. In der dritten kommt Dietrich mit seinen 12 Gesellen geritten, steigt ab und setzt sich mit ihnen vor Karln auf Stühle. Dieser bewundert besonders diese Schaar, und darunter Dietrichen und Wittichen; deren Wappen ganz eben so beschrieben werden, wie in der Wilk. Sag. K. 153. 156. und 178. Am letzten Ort beschreibt Siegfried dem König Isung die gegen ihn und dessen 12 Söhne anziehenden 12 Helden von Bern. Es ist also wahrscheinlich, daſs der obgenannte Isung mit seinen Söhnen und Siegfrieden eine der anderen 3 Heldenschaaren ausmachte. Halfdan ist ohne Zweifel Halfdan der alte, nach der Altnordischen Sage Vater von 9 und abermal 9 Söhnen, welche letzten eben die Stammväter des hierher gehörigen groſsen Heldengeschlechtes der Authlinger, Volsungen, Niflungen oder Giukungen, Buthlungen etc. sind. Diese zweimal 9 Söhne mochten in den 2 übrigen, vermuthlich ersten, weil älteren, Heldenreihen erscheinen. Es wäre hier also die Nordische Saga mit der Deutschen noch weiter vermischt, als in der Wilkina-Saga. — Den Orm, Snorre's Sohn, und dessen Jahrbücher, finde ich aber nirgendwo anders erwähnt. Auch die Magus Jarls Saga (*Magi Comitis vita*) nennt nur Torfaus, vor der *Series*. — Eine Abschrift dieser und der Blomsturvalla-Saga, nach Kopenhagener Urschriften, erhalte ich eben durch Nyerups Freundschaft; nächstens mehr davon.

14) Vgl. den Anhang zu Etzels Hofhaltung, und den Grundriſs, S. 91. 92. Die weiteren Beweise künftig.

besonders die früheren Abentheuer Siegfrieds, nur episodisch ein 15), oder deutet sie gar nur dunkel an 16), sie als bekannt voraussetzend. Solcher zu den Nibelungen gehöriger Volkslieder gab es gewiſs vor, neben und nach denselben mehre, und auch über ihren, der Nibelungen, Inhalt selber. Der Eingang des Liedes vom Heiligen Anno und andere Zeugnisse deuten darauf, und das oberwähnte Lied des Sächsischen Sängers beweiset es. Auch bezieht sich der Dichter der Klage, welche eine spätere Ergänzung der Nibelungen ist, am Schluſs ausdrücklich auf solche mannichfaltige Deutsche Darstellungen. Und dadurch eben geschah es, daſs das Nibelungen-Lied, trotz jener Grundlage, und unbezweifelbar Eines Verfassers, doch eine so volksmäſsige und selbst hie und da noch rhapsodische Gestalt gewinnen mochte. Dergleichen Sagen zeigt uns auch die ursprünglich Deutsche Niflunga-Saga, deren bedeutende Abweichungen von dem Nibelungen-Lied, bei unläugbar gemeinsamer Grundlage, nicht zulassen, daſs sie unmittelbar aus demselben, etwa als einem von den einzelen, mit in ihr verarbeiteten Liedern, übertragen sei. Jenes verlorene groſse alte Heldenbuch wird wol schon diese abweichende Darstellung enthalten haben. Ein Überbleibsel von dieser ist auch noch der Auszug in der Vorrede des gedruckten Heldenbuches, welcher mit der Niflunga-Saga und nicht mit dem Nibelungen-Liede stimmt, und unmittelbar aus keinem von beiden gemacht sein kann. Auf solche verschiedene und die Nibelungen ergänzende Lieder, insonderheit von Siegfried, deutet der Marner 17), aus der zweiten Hälfte des 13ten

---

15) V. 368 — 412. 3609 — 24. nach meiner Ausgabe in der Ursprache.

16) V. 86. 92. 184. 416. 1334. 1374. 1659. 1357. 1052. 3109. 4404. 4509. Dieſs ist auch der Fall bei den früheren Geschichten von Hagene, Walther von Spane, Nudung, Wittich u. Dietrich von Bern. V. 337. 4733. 4834. 5602. 5741. 6111. 6390. 7034. 9400; 6811. 7671. 7784. 8078. 9150. 9404. Kl. V. 2167. ff.

17) In einem Liede der Manessischen Sammlung. Th. II. S. 176. b. Ich

Jahrhunderts, welcher unter mehren Rhapsodien des Heldenbuches, die er singen könne, auch Siegfrieds Tod und Chriemhilden Rache anführt. Noch bedeutsamer redet der etwas ältere Wolfram von Eschenbach, im Titurel 18) von den Blinden, welche singen, daſs Siegfried von dem Drachenblut hörnen gewesen. Und wollte man beide Stellen auch noch auf das Nibelungen-Lied selbst beziehen, so sind doch andere ebenalte Zeugnisse und zugleich Beispiele von anderen einzelen dazu gehörigen Rhapsodien da. Das zunächst in dieser Reihe stehende, aber von den Nibelungen nicht umfaſste Rosengarten-Lied war auch, der Fabel nach, schon in jenem verlorenen alten Heldenbuch, und in der noch übrigen Gestalt, wenigstens zu Ende des 13ten Jahrhunderts, vorhanden. In diesem (Str. 402 — 5.) wird nun auch schon bestimmt, die Dichtung von Siegfrieds früheren Abentheuern angedeutet, so, wie sie uns das bis jetzo verloren geglaubte Lied vom Hörnen Siegfried erzählt. Auch findet sich ein karakteristischer Theil derselben in der Wilkina-Saga, und in den Nibelungen jene Spuren. Auf der anderen Seite bezieht sich dieses Lied (Str. 14. 15. 161 — 62. 173. ff.) wieder ganz deutlich auf den Inhalt der Nibelungen, und (letzte Str.) auf Siegfrieds Hochzeit, ohne Zweifel in dem Rosengarten-Liede; mit welchem es überhaupt in Styl und Weise viel Ähnlichkeit, und sogar einige Verse (Str. 33. mit Str. 3.) gemein hat. Obgleich wir also den Hörnen Siegfried nur noch in späteren

---

bemerke ein für allemal, daſs ich diese und ähnliche Stellen hier nicht ausführlich hersetze, weil ich alle mir bekannte alte Zeugnisse über die sämmtlichen Lieder des Heldenbuchs gesammelt, nach deren mythischen Zusammenhang und ihrer eigenen Zeitfolge geordnet und erklärt habe, für einen Anhang zu dem Grundriſs. Auf diesen letzten verweise ich auch wegen der vollständigen Literatur der einzelen Lieder dieses Heldenbuches, so wie aller hier erwähnten Altdeutschen Gedichte.

18) Kap. 18. (Str. 3401.)

Drucken des 16ten Jahrhunderts vor uns haben, so ist er doch sicher nicht jünger, als jene Lieder, mit welchen er in solchem rhapsodischen Zusammenhange steht. Dafür spricht auch die Darstellungsweise und die Form dieses Liedes; denn es hat sich, wie das in ganz ähnlichem Verhältniſs zu älteren Zeugnissen und Darstellungen, besonders auch in der Wilkina-Saga, stehende Lied vom Hildebrand, in dessen Ton es eben ist 19), so volksmäſsig erhalten.

Was nun den Inhalt, die Fabel, betrifft, so wird man in den hier aufgeführten verschiedenen Darstellungen derselben doch einen gemeinsamen Grund nicht verkennen. Wie weit dieser in der wahrhaften Geschichte liegt, erfodert eine besondere tiefe und weitgreifende Untersuchung. Hier ist es nur um die Geschichte dieses Mythus zu thun, in welchen sich freilich eben die Geschichte verliert. Die Grundzüge, vielleicht auch einzele Namen dieses unsterblichen, in sich immer neuen und wahren Mythus, sind gewiſs uralt, dem Einen groſsen Volk der Norden und Deutschen gemeinsam, und mit ihnen wohl schon aus dem Osten eingewandert 20).

Im Fortfluſs der Zeiten, bei der wechselnden Trennung und Vermischung der Völkerschaften, gestaltete sich die unerschöpfliche alte Fabel natürlich nach Ort und Zeit mannichfaltig um, knüpfte sich anderen an, verschmolz damit, oder wurde frei fortgedichtet, und also vielfach gestaltet, vertauschte sie sich auch wol wieder hin und her, oder mischte und versetzte sich doch gegenseitig. Besonders bei und an ähnlichen groſsen Thaten, Geschichten und Namen

---

19) Über diesen Ton vergl. den Grundriſs, S. 48. 256.

20) Zu allgemein wäre doch wol, etwa den uralten Mythus, daſs durch das Weib und das Gold das Übel, die Sünde und der Tod in die Welt gekommen, als Urtheil anzunehmen.

Namen ernente sich die unverwüstliche alte Heldenfabel. Solches geschah auch in der heroischen Zeit der Völkerwanderung. Da nun in dieser, deren eigentlicher Schauplatz Deutschland war, die Deutsche Dichtung sichtbar beruhet, und manche Namen und ähnliche Züge sich in der prosaischen Geschichte derselben wiederfinden (Attila, Erka, Hermanrich, Theodorich, Hermanfried, Gibiko, Gonthahar, Gislahar, Ildiko 21), auch Spuren von den Giukungen

---

21) Diese alle, sammt jenen Zügen, besonders Hermanrichs Verurtheilung der Svanhita, die Abhängigkeit der Gothen von den Hunnen, die Niederlage Gundahars und der Burgunden, als Attila unfern Basel über den Rhein ging, die groſse Katalaunische Völkerschaft, worin Deutsche gegen Deutsche, Gothen gegen Gothen, fochten, und Attila's dunkler Tod in der Hochzeit mit der Burgundischen Königstochter Ildico, das Ostgothische, besonders unter Theodorich d. Gr., vom Königsstamm der Amaler, blühende Reich in der nachmaligen Lombardei, sein Streit mit Ottacher und dessen Belagerung in Ravenna (Raben), und sein Sitz zu Verona (Bern): dieſs alles findet sich in ziemlich gleichzeitigen Urkunden des Priscus, Jornandes, Paulus Diac. der Lex. Burgund., Cassiodorus, Marius, Prosper Tiro, Prosper Pithoean, Hydacius, Socrates, Procopius u. m. Ähnliche tragische Züge und auch Namen bietet besonders noch die Geschichte des Frankischen und Burgundischen Königshauses jener und der nächstfolgenden Zeit bei Gregor von Tours. Andere spätere Kroniken, die noch mehr den alten Sagen und Liedern entsprechen, haben doch wahrscheinlich nur eben aus diesen geschöpft, auf welche sie sich auch wohl beziehen. So nennt Aventin die in dem Latein. Gedicht vom Walther v. Aquit. aufgeführten Helden Gunthers sammt diesem als Genossen Childerichs bei der Frankischen Eroberung, wodurch sie in die dortigen Sitze am Rhein kommen; aber er brauchte hier ohne Zweifel nur eben dieses Gedicht, aus welchem er beim Attila auch wirklich eine Stelle giebt. Ihm folgen bloſs: *Nic. Vigner.* (um 1530.) *tract. de stat. et orig. vet. Franc.*, bei *Du Chesne, T. I. p* 1[illegible] Crusius Schwab. Kron. Th. 1 B. 8. Kap. 5. Anderen Deutschen Sagen und Gedichten erzählen nach: Joh. Rohte, bei Mencken, T. II. p. 1637, ein alter Chronist in Falkensteins Thüringischer Chronik (welcher Etzels Hochzeit mit Chriembild nach Eisenach verlegt), Thwroz und eine Altdeutsche handschriftliche Kronik von Ungarn.

und Nibelungen, von Brunhild, Siegfried 22) und Hagano 23), und noch andere Denkmäler davon, besonders vom Siegfried, zu Worms

---

— Hier, in Ungarn, konnten sich wohl kaum noch alte Sagen von Attila erhalten, da die Magyaren ein von den Hunnen ganz verschiedenes Volk sind, wiewohl ihre alten Kroniken sich gern durch diese Abstammung verherrlichen; und wenn auch etwa, wie kaum glaublich, noch Überbleibsel der alten Hunnen dort sein sollten, so werden sich doch bei ihnen schwerlich noch Volkslieder von jener Zeit finden. — Einige schon mehr auf Urkunden ausgehende alte Kroniken sind dagegen sogar schon polemisch gegen die Heldenlieder und Sagen, z. B. Otto Friseng., L. V. c. 3., die sehr alte Reimkronik, von welcher ein Bruchstück in Fischers typograph. Seltenheiten, Lief. 4. S. 125., eine pros. Weltkron. des 14ten Jahrh. vgl. N. Lit Anz. 1807. Nr. 47., Königshofen, S. 89., Crusius, Th. 1. B. 4. K. 11. Auf umgekehrte Weise knüpften sich diese Lieder in späteren Zusätzen wol an die Geschichte an, z. B. 2 Schluſsstrophen, in den alten Drucken von Ecken Ausfahrt; s. den Grundriſs, S. 38-41. — Noch andere alte Geschichtschreiber, z. B. Aventin und Spangenberg, verlegen den Inhalt dieser Sagen in eine uralte ganz mythische Zeit. — Auffallend ist aber, daſs die Fortsetzer der poetischen Weltkronik des Rudolf v. Montfort, welche aus der Tafelrunde und Karls des Groſsen Heldenkreis sogar ganze alte Gedichte einschalten, die nazionalen Fabeln übergangen zu haben scheinen; auf ähnliche Weise, wie in Püterichs Verzeichniſs seiner Bibl., auſser dem Herzog Ernst, kein einziges Stück des Heldenbuchs vorkommt. —

(Daſs in Heinrichs von München Fortsetzung des Rudolf doch auch die nazionalen Gedichte verarbeitet sind, ersehe ich eben aus der Dresdener Abschrift. Vgl. den Grundriſs, S. 548. Sonderbar ist damit zugleich die gewöhnliche Geschichte vermischt, z. B. Dietrichs).

22) *Freher. Orig. Palat. I. 57.* giebt zur historischen Erklärung der Fabel an: *Cumque ab immanissimis hostibus, modo a Croco Vandalo, modo ab Attila Hunnorum rege (quem hostem Rheni Sidon. ep. l. I. 12. vocat) urbs (Wormat.) expugnata et vastata fuisset, quae propugnatoribus et restauratoribus non carebat, eos in heroum numerum posteritas retulit: quomodo et Siffridi fabulam ad Sigibertum, virum clarissimum, quem circa an. 538. sub Theodorico rege Majorem Domus fuisse, et Wormaciae cum uxore Crimhilde habitasse, et multa fortiter gessisse invenitur, non incommode refferri eruditis videtur.* — Dieſs erinnert daran, daſs

und in der Gegend geblieben 24): so scheint ein gewisser Grundstoff, der zu jener Zeit darin verwachsen, wohl ursprünglich

---

Goldast Siegfrieden den Beinamen *Agrippinensis* giebt (Vgl. den Grundriſs, S. 51.) und an den Zusammenhang der Fabel mit Ekken Ausfahrt. Wo findet man aber Frehers Angabe, besonders was Chriemhild angeht? und wer sind die *eruditi?* — Aventin erzählt, daſs die obgedachten (Anmerk. 21.) Gefährten Childerichs auch Köln erobert, und dieser den Siegbert und seine Söhne Ludwig und Herrich dort zum König eingesetzt. Ludwig wird durch seine Gemahlin Crothild ein Christ, und kriegt mit den Schwaben und Baiern unter Adelger und gegen Dietrich von Bern, dessen Feldherr Ibba ihn schlagt. Man hat auch an des Burgunden Königs Gundebalds Sohn, Sigismund, denken wollen, der seinen, mit des Ostgothischen Königs Theodorich Tochter erzeugten Sohn Sigerich ermorden lieſs, und dessen Tochter an den Fränkischen König Theodorich vermählt war. Vgl. *Jo. Nic. Hertii Commentat. et opuscul. Vol. II. T. 1. p.* 159.

23) Ein gewisser Zusammenhang dieses Helden mit Siegfried zeigt sich auch in der Geschichte. Nach der Holländischen Reimkronik des Melis Stocke (um 1247.) gleich vorn, belieh Karl der Kahle i. J. 863. Dietrichen, ersten Grafen von Holland, auf Bitte des „eerlike graue Hagen," oder wie er in dem im *Chron. Holland. p. W. I. G. fol.* 132 abgedruckten Diplom heiſst, *Hagano venerabilis comes.* Das *Chron. Belgic. magn.* (um 1474 zusammengeschrieben) erzählt dieſs auch und setzt hinzu, daſs *Hagano Trojanus* Dietrichs Oheim gewesen, und in *Troja minori* (*Xantis*) gewohnt, auch eine Kirche zu *Tyela* gestiftet (*ex Chronic.*). Das hier gemeinte Santen ist sehr alt: es hieſs in der Römerzeit *castra vetera* (bei *Tacit.*), ward durch Trajan mit einer *colonia veteranae* vermehrt, und daher *Colonia Trajana* genannt; später *Sancti*, von den Martyrern der Thebanischen Legion, die hier auf Befehl Maximins umgebracht worden, und deren Gebeine die Heil. Helena sammeln lieſs, und ihnen eine Basilika erbaute, mit der Inschrift: *Ad Sanctos martyres;* daher Santen. Aus der *Colon. Trajana* wurde aber durch die schon beim Otfried und im Liede vom H. Anno vorkommende Sage über die Abstammung der Franken von den Trojanern durch Frankus, einem Sohn Hektors (wie der Britten von Brutus, einem Enkel des Aeneas, und der nordischen Asen von Priamus), eine *Troja minor*, welche eben Frankus, erbaut, und den Fluſs dabei *Xanthus* genannt haben

Deutsch. Und ein ähnliches Verhältniſs und die Wiederholung derselben Namen, bis auf die beiden letzten, in der Nordischen Dar-

---

soll. Ein solcher Fluſs, bis auf einen kleinen Bach, ist nun, auſser dem Rhein, dort nicht zu finden; es kommt aber daher wol noch die Schreibart Xanten, da doch Santen gesprochen und auch in den Nibel. und der Klage geschrieben wird. Vgl. *Otto Friseng.*, *Petr. Cratepol. Annal. Arch. Colon.*, besonders *Stephan. Vinandus Pighius* im *Hercul. prodicius*, *Colon.* 1589. 8. *p.* 24 — 41., und *Meibom. Script. rer. Germ. T. I. p.* 690. *not. in Wittichindi Annal. Sax.*, wo auch *Xantum* vorkommt. — Auf ähnliche Weise geschah es mit der unter den Dagoberten im 8ten und 9ten Jahrh. glänzenden Königsburg *Tronia* in *pago* oder *comitatu Troniae* oder *Troningorum*, auch Kirchheim genannt, im Elsaſs unfern Straſsburg. Vgl. Schilter zu Königshofen, *Schoepflini Alsat. diplom. I.* 641. *seq.*, *Fredegar.*, *Gregor. Turon.* und *Diplomatar.* der Austras. Könige. Dieses halte ich für das Tronie, Tronege (nur die Müncheuer Handschrift liest Troyn und einmal Troyere) wonach Hagene in den Nibel. heiſst (ebenso wie Volker nach Alzei und Ortwin nach Metz). Wie aber Königshofen und die *vita S. Florentii* dabei an eine *Troja nova* denken: so ist auch schon im Walth. v. Aquit., der Niflunga-Saga, den Kiämpe-Visern und der Vorrede zum Heldenbuch, daraus Troja gemacht. Die Straſsburger Handschrift hat in der letzten Trowe, eben so in dem ungedruckten Rosengartenlied; wo aber auch einmal Trogen (Vatikan. Hds. bei Adelung, Tron, *Troni*) steht. — Es läſst sich denken, daſs von diesem mythischen Hagene jener historische Graf Hagen (die sonst doch wol nicht weiter verwandt sind), oder umgekehrt, den leicht veränderlichen Beinamen erhalten hat. Und es ist dieser Zusammenhang um so deutlicher, da auch in den Nibel. zwar nicht Hagene's aber doch des von ihm ermordeten Siegfried Fürstensitz Santen ist.

24) Die Siegfrieds-Kapelle zu Worms, im ältesten Griechischen Styl gebaut, ist erst vor kurzem zerstört. Vgl. Görres, in der Einsiedler-Zeitung, Nr. 21. Ebendaselbst das 44 Fuſs lange Grabmal Siegfrieds, in der Cäcilien Kirche, welches Kais. Maximilian i. J. 1495 eröffnen lieſs, aber nicht mehr darin fand, als König Franz I., welcher zu Blois in dem Grabmal Rolands der Poesie nachgraben lieſs. S. *Freheri Orig. Palatin. I.* 153. *II.* 58. (wonach es Friedrich 3., Maximilians Vater, that) und *Schannat. hist. episcop. Wormat. T. I. p.* 65. Nach *Freher. II.* 57. 58., hieſs auch ein groſses altes Gebäude zu Worms mit gewalti-

stellung, so wie daſs auch hier der Schauplatz in Deutschland (Jütland, Holstein, Sachsen, Franken, und am Rhein 26 a) ist, und die

---

gen Thüren und Fenstern (welches er für ein Prätorium der Fränkischen Könige, oder Herzoge und Grafen hält), das Riesenhaus, und ward dort noch Siegfrieds Lanze, ein gewaltiger Fichtenbaum, gezeigt. Auf ein solches Riesenbild vor Siegfried bezieht sich folgende Stelle in Fischarts Geschichtklitterung, Kap. 55., wo ein ähnliches Gemälde beschrieben wird: „Vnnd fürnemlich an eim (Thurm) der Monch Milchzan (Ilsan) so groſs er war mit einer Creutzstangen, wie der hörnen Seifrid am Newen Thurn zu Worms gegen dem Rein zu." Im katholischen Deutschland findet man mehr dergleichen Gemälde an Thürmen vom H. Christoph, welcher ein ähnlicher volksmäſsiger Held geworden. — Von dem Drachenfels und Brunhildenstein s. weiterhin. Andere Ortsnamen der Gegend, die auf diese alten Helden deuten, findet man bei Freher, noch mehr in *Prodrom. Chron. Gottwic.* Auf den Nibelgau werde ich bei Erklärung des Namens der Nibelungen kommen. Die Namen aber, welche sich in unserm Nibelungen L. längs des Rheins und der Donau, gleichsam den beiden Leitern der Fabel hinziehen, und noch bestehen, beweisen nichts, wenn sie nicht ursprüngliche feste Verbindung mit den Helden haben, wie etwa Etzelnburg (Ofen) mit Etzeln, sondern bloſs auf dem Durchzuge liegen. Viele davon sind auch erweislich erst später entstanden und eingetragen. Überhaupt ist die Lokalisirung aller Heldenfabel eigenthümlich, und ungewiſs bleibt selbst das noch vorhandene Denkmal und die lebende Sage. — Merkwürdig ist aber noch, daſs die Niflunga-Saga solcher sichtbarer und mündlicher Zeugnisse, besonders über die Niflungen Schlacht (die Stellen sind oben S. xi. angegeben) von ihrem Schauplatz zu Susate (jetzt Soest in Westfalen) Attila's Sitz, und der dortigen Gegend, namentlich Münster und Bremen, gedenkt, und dadurch die Nordische Fabel, welche, zwar unter anderen Namen, den Kampfplatz in eben diese Gegend setzt, gewissermaſsen beurkundet.

25) Sie lauten hier: Atle, Herkia, Jormunrek, Thiothrek, Giuke (Givke, Gibich), Gunnar, Hogne, Sigurd (Sigvrd, Sigvrid). Auch eine Spur von den Burgunden ist da. Merkwürdig ist aber, daſs die Einflechtung von Herkia und Thiothrek sich zwar in einem Eddaischen Liede, hinten S. 70., nicht aber in der Volsunga-Saga und sonstwo findet. Aus jenem nur wird sie *Torf. hist. Norv. I.* 482 haben. Auch

Geschichte ebenfalls in das 5te und 6te Jahrhundert fällt 26 b), lassen Übertragung älterer Deutscher Sagen, auf welche auch schon sehr früh ausdrücklich Bezug genommen wird 27), voraussetzen. Dennoch stimmt die Deutsche Dichtung keinesweges also mit der Geschichte, daſs nicht schon frühere eigene Sagen, etwa aus der Römerzeit, oder der damals meist aus dem Norden herabziehenden Stämme, besonders der Gothen und Longobarden, in sie übergegangen sein sollten. Auch ist die Geschichte dieser mythischen Zeit keinesweges so vollständig, daſs sie nicht so manchen von ihr nicht beurkundeten oder ihr gar widersprechenden Thaten und Helden der Lieder und Sagen Raum geben sollte. Diese älteren, durch die Anlässe der Zeiten und vielseitige Mittheilung der Völker gewiſs unzähligen Gestaltungen der Fabel lassen sich aber auch fast nur voraussetzen, da uns Urkunden davon so sehr mangeln. Das einzige ältere Deutsche Bruchstück (des 8. — 9ten Jahrh.) von Hildebrand betrifft nicht die Hauptfabel, wiewohl es sonst noch näher auf die Geschichte (Theodorichs mit Ottacher) weiset; und das, etwa gleichzeitige, zwar Lateinische, aber erweislich aus einem Deutschen Heldenliede übertragene Gedicht von Attila und Walther von Aquitanien, welches, für das Ganze bedeutender, ebenfalls der Geschichte näher bringt (in den Franken zu Worms

---

sind beide Personen dort nicht sehr bedeutend, da Herkia, Atle's Kebsweib, die Guthruna des Ehebruchs mit Thiothrek beschuldigt, und diese durch die Wasserprobe sich davon reinigt.

26 a) Diese werden unten in der Analyse der Fabel selber vorkommen, desgleichen auch noch Hunaland und Walland, beide in derselben Gegend.

26 b) Vgl. Anmerk. 30.

27) Die Stelle von den verschiedenen Sagen über Sigurds Tod, in den folgenden Liedern S. 51., lautet fast wörtlich mit der in der Nornag. S. übereinstimmend.

Univ. [illegible]
M[illegible]

und der Burgundischen Königstochter Hildegund 28), trägt doch schon Nordische Spur (in den Nebulones). Demnach läſst sich auch wohl schwerlich noch ausscheiden, wieviel diese noch vorhandene Nordische einer noch älteren, nicht mehr vorhandenen Deutschen Darstellung verdanke. Dagegen muſs die Nordische, wegen jener Spur, schon vor dem Lateinischen Gedichte bestanden haben, so wie ihre Urkunden auch wenigstens eben so alt sind, als die der noch übrigen Deutschen Darstellung; ja, was das Wichtigste ist, es läſst sich dieser ganz bestimmt ein Nordischer Durchgang nachweisen, und vieles dadurch Verdunkelte allein daraus wieder erklären. Aus dem letzten Grunde kann hier aber nicht etwa das umgekehrte Verhältniſs statt haben. Gegen dieses wäre auch, daſs die Nordische Darstellung sich von den abermaligen Ansätzen einer jüngeren heroischen Periode Deutschlands (Rüdiger, Pelegrin) 29), und überhaupt von dem christlichen und ritterlichen Anstrich dieser und der noch späteren Zeit in der letzten Deutschen Darstellung, rein erhalten hat; obwohl sie noch früher ähnliche eigene Verbindungen (mit Ragnar Lodbrok) 30) einge-

---

28) Vgl. über diese, Anmerk. 21; von den Rhein-Franken und *Nebulones* unten mehr.

29) Über diese, auch in Beziehung auf die Wilkina-Saga, s. meine Abhandlung über Etzels Hofhaltung.

30) In der nach ihm benannten Saga vermählt sich dieser mit Aslauga oder Kraka, einer Tochter Sigurds und Brynhilds, und zeugt mit ihr ein neues Heldengeschlecht, an welches sich die Könige der Nordischen Reiche anreihen. Vgl. Taf. VIII. hinter der Wilk. S. Da nach den Alt-Nordischen Geschlechtstafeln, die Geschichte Sigurds, wie oben S. xxII. bemerkt, in's 5te bis 6te Jahrhundert fällt, so hat dieser Anachronismus (Ragnar lebte im 8ten Jahrhundert), welcher sich in dem Kampf seines Vaters Sigurd Hring mit den Giukungen (wovon an seinem Ort) wiederholt, den Nordischen Geschichtschreibern viel zu schaffen gemacht, und Torfäus handelt in der *Series, L. III.* fast

gangen. Hieraus ergiebt sich zugleich, daſs jene Deutschen Einwirkungen auf sie schon vor diesen Ansätzen (um das Jahr 1000.)

---

nur davon. Er nimmt zuletzt Lücken in den Geschlechtsreihen an, da Ragnar nicht weiter zurück zu setzen, und rückt die ganze Masse auch in seiner *Hist.* zu diesem herab, um nicht zwei Sigurde, Ragnare, sammt Zubehör, annehmen zu müssen. Suhm aber nimmt wirklich wenigstens zwei Aslaugen und zwei Sigurde an, und nennt den letzten, den er doch mit dem ersten eines Stammes sein läſst (vgl. Bd. 2. S. 290.), Sivard unsern Svend (schneller Gesell), wie er in den Kämpe- und Eskaws-Viser heiſst; Svein, auch in der Wilk.-Saga, zum Unterschied von Sigurd Gekar (der Grieche). Suhm hat wol die Einwürfe gegen Verrückung der Geschichte mit Recht triftig befunden, die sich Torf. selber macht, als: Übereinstimmung der Genealogien; Synchronismen mit andern Sagen, besonders der Hervarar- und Herrauds- und Bosa's-Saga, welche Ragnarn wenigstens soweit als Sigurden zurücksetzen; die Stellen der Alfs-Saga und im Biarkamal (s. Anmerk. S. a. e.), und die Anlage der Nornagests-Saga, welche Sigurds Geschichte 300 Jahre vor 998. setzt; die Synchronismen mit der Geschichte von Hermanrich und Theoderich (seltsam, daſs nirgends einmal bei Atle von Hunaland an Attila gedacht wird), und der Gangart der Langobarden (davon weiter hinten); und besonders, daſs in den Liedern der Edda gar nichts von Aslauga und Ragnar vorkommt, vielmehr Brynhild (hinten S. 61.) sterbend ausdrücklich weissagt, daſs Sigurds Geschlecht mit Svanhilda, seiner und Gudrun's Tochter, ganz untergehen werde. Diese Stelle erklärt Torf. zwar für untergeschoben und meint, in der oben (S. 11.) bemerkten Lücke dieser Lieder möchte auch von Aslauga und Ragnar die Rede gewesen sein. Aber es ist kein Grund für solche Behauptung einzusehen, und Ragnar war sicher nicht in der Anlage dieser Lieder; er wurde ebenso mit dem älteren Heldengeschlecht verbunden, wie bei uns Rüdiger und Pelegrin; und es bedarf dazu kaum der Annahme von ähnlichen Namen und Umständen als Vermittler: dergleichen sind aber wol da (z. B. bei den vielen Gothischen Dietrichen), oft aber auch nicht, oder doch nicht aufzuzeigen, und die Poesie allein thut's schon. So erhielt es besonders beim Ragnar, dessen Vermählung mit der im niedrigen Stande als Kraka gefundenen Aslauga, durch Verwandtschaft mit dem ältern so berühmten Heldengeschlecht verherrlicht wurde.

geschehen sein müssen. Und schwerlich wird einer annehmen wollen, daſs die Nordische Fabel dieselben in der Deutschen absichtlich zurückgelassen habe; denn in der später wirklich aus dem Deutschen in's Nordische übertragenen Wilkina-Saga findet sich auch schon dieser Zusatz (Rüdiger wenigstens).

Die Nordische, von dieser späteren Deutschen noch nicht getrübte, Sage konnte sich auch viel eher unverändert bewahren, da das Christenthum dort später und schwächer eindrang, und die alte, aus dem Osten mit eingewanderte Volksmythologie sich zuletzt noch auf das ferne Island flüchtete. Und als die neue Lehre endlich auch hieher den Weg fand, so wurde die sie begleitende Bildung doch noch besonders zur Aufbehaltung und Aufzeichnung der alten Mythologie und Heldenfabel angewendet. Bis dahin lebten diese Lieder wohl nur im Munde des Volkes und der Sänger, aber sie konnten sich auch hier schon eher unverfälscht fort erhalten, da die Sänger von je an und auch noch in der christlichen Zeit, einen besonderen Stand, der Skalden, und ein ehrenvolles Hofamt, bildeten, und ihre Gesänge in festen Kunstformen (jenen alliterirenden Strophen der Eddaischen Lieder) verfaſsten und überlieferten. Dadurch besonders geschah es denn auch wohl, daſs die vorhin aufgezählten verschiedenen, noch nicht von der späteren Deutschen getrübten Darstellungen dieser Fabel so sehr über-

---

so wie sein und seiner Söhne Ruhm sich würdig mit demselben verband. In den übrigen von Torfaeus angeführten Schriften über Regnar und seine Söhne, z. B. im Saxo, kommt auch nichts von dieser Abstammung vor. Sigurde gab es sonst viele im Norden, Regnar's Vater und berühmtester Sohn hieſsen ebenfalls so. — Sivard Snend ist meist, besonders in dem Liede der Elskovs-Viser, eben auch nur Sigurd, wiewohl er in einem Liede der Kiämpe-Viser, Th. 1. Nr. 6., ausdrücklich neben Sigfried genannt wird, und mehre spätere Abentheuer, besonders unter jenem Namen auf ihn übertragen sind, von welchen unten in der Analyse seiner Fabeln mehr.

einstimmen, und auf ihre gemeinsame Quelle in jenen Liedern zurückführen. Ganz anders geschah es in Deutschland, welches den fremden Einflüssen von allen Seiten her von je an mehr ausgesetzt, der Tummelplatz der Völkerwanderungen war, und wo ein solcher eigener Sängerstamm nicht Statt hatte; denn der Bardenwahn ist jetzo hinlänglich gehoben: hier sind uns nur dürftige Spuren von der alten Mythologie, und auſser den vorhin erwähnten Überbleibseln auch nur Nachrichten oder historische und religiöse Verarbeitung der älteren Nationalgesänge, und die noch vorhandenen meist schon im christlichen Kostum 31). Dieser eigene Gang drückt sich hier auch in den obgenannten, so mannichfaltig abweichenden Deutschen Darstellungen dieser Fabel aus. Die groſse Übereinstimmung der Nordischen dagegen, und daſs darin diese Heldenfabel poetisch und genealogisch so fest mit der uralten Mythologie verwachsen, ist auch schon für das höhere Alter ihrer Darstellung. Zwar möchte man besonders dieses groſse genealogische System (hier zunächst von den Niflungen oder Giukungen, und Buthlungen) 32), welches sich mit der Historie und der ihr näher scheinenden Deutschen Erzählung nicht wohl vereinbaren läſst, eben nur jenen Hofskalden zuschreiben, welche zugleich die poetischen Geschichtschreiber waren. Aber es dürfte bei dem Mangel oder der anderweitigen Abweichung älterer poetischer Urkunden wohl kaum möglich sein, dem wahren Verhältniſs beider, der Nordischen und Deutschen Fabel, zu der in jener

---

31) Das hier von der Geschichte der ältesten Deutschen, so wie vorhin von der Nordischen, Poesie Gesagte, werde ich anderswo weiter ausführen und belegen. Die Überbleibsel von der ersten habe ich in einer Einleitung zu mehr erwähntem Grundriſs verzeichnet. Vgl. die Vorrede S. xv. xvii.

32) Vgl. Anmerk. 13., und mehr hinten, in Verbindungen mit den entsprechenden Genealogien der Nibelungen.

halbdunkelen *Zeit* (der Völkerwanderung) so lückenhaften Historie, auf den Grund zu kommen. Gewiſs ist dagegen, daſs gerade von diesen Genealogien, welche die Nordische Sage verdächtig machen, noch Spuren in der Deutschen sind (in den Nibelungen, und Etzeln, als Botelungs Sohn), welche allein durch jene erklärt werden können, und, sammt anderen Anzeigen, eben mit zum Beweise des Nordischen Durchganges dienen. Und wenn auch ein älterer Grund der Fabel ursprünglich Deutsch ist, so haben wir sie doch auf ähnliche Weise von dort zurückerhalten, wie die Norden später wieder die Deutsche Umbildung in der Wilkina- und Niflunga-Saga; welche wir uns nun in der abermaligen dortigen Veränderung und Vermischung mit der älteren Nordischen Darstellung wiederum zueignen können: so daſs die Fabel wenigstens zum fünftenmale hin- und zurückgegeben wäre.

So stellt uns denn aber die ächte Nordische Sage diese Fabel am tiefsten und bedeutsamsten dar, hebt sie am gründlichsten an, verbindet sie durch ein gewaltiges Schicksal zu einer unzerbrechlichen tragischen Verkettung, und leitet den furchtbaren Schlag desselben noch durch entferntere Glieder herab. Die Deutsche Darstellung hat dagegen mehr die epische Breite und Mannichfaltigkeit, und obwohl sie zuletzt, nach dem ursprünglichen Karakter der Fabel, sich auch der Tragödie annähern muſs, thut sie solches doch auf einem ganz anderen Wege; wie sich zum Theil in folgender Entwickelung zeigen wird.

Der hier auftretenden Helden Geschlecht reiht sich in der Nordischen Dichtung dem höchsten der Götter, Odin, an; aber von jeher waltet ein Tantalisches Geschick über dasselbe. Fornjotur, König in Jotland, zur Zeit des ersten Odin, ist der älteste Stammvater; nach sieben Geschlechtern, alles bloſsen Namen, erscheint Halfdan der alte, König in Norwegen: dieser opfert, und bittet die Götter um 300jähriges Alter, wie seinem Ahnen Snaer gewährt worden, erhält aber nur, daſs in seinem Stamm 300 Jahre hindurch kein unberühmter und kein Weib geboren werden solle. Er hat 9 Söhne, die alle in einer Schlacht fallen, aber so rühmlich, daſs ihre Namen in der Nordischen Poesie gleichbedeutend mit Held sind 33). Ebenso berühmt werden die neun anderen Söhne. Diese breiten sich aber zu Wasser und Lande weit aus und werden sämmtlich mächtige Könige im Norden und Nördlichen Deutschland, und die Stammhelden der hier erscheinenden groſsen Geschlechter: der Niflungen oder Giukunger, der Authlinger oder Volsungen, der Buthlungen, Siglinger und Lofdungen; von welchen ersten beiden die Volsunga-Saga (K. 47.) zeugt, daſs sie die berühmtesten in allen alten Sagen geworden. Authi, oder ein jüngerer von dem älteren abstammender Odin 34), der auch

---

33) Darum stehen sie auch in den Kenningar (vgl. S. xx.). Ein Beispiel dieses Gebrauchs s. in dem Gram der Stelle in Anmerk. 8 a. Mehre andere besonders in dem Gedicht von Karl und Grym bei Biörner. Von denen der zweiten 9 Söhne stehen sehr viele in den folgenden Liedern.

34) Die Fundin, obgleich sie laut des Titels auch das Geschlecht der Volsungen enthalten wollen, nennen doch von diesen nur Signy, Volsungs Tochter, als des Siglingers Siggeir Gemahlin, und Sigurd Fafnisb. als Sohn der Lofdungin Hiordis; und eben so sind in der Uppruni die Volsungen ganz von Halfdans Stamm abgesondert, und die jüngere Edda, Kap. 3. und die Floamanna-Saga beginnt mit Sigr, die Halfdan Eysteins S. gar erst mit Volsung, als Odins Sohn, und die Eddaischen Lieder mit Sigmund, Volsungs Sohn; sämmtlich ohne Beziehung auf die Authlinger. Dem folgt auch Torfaeus; bei Suhm heiſst dieser Odin auch Hugleik, Angul oder der Sachsische Odin, welcher von dem älteren abstammte, und die Religion des letzten oder dritten Odin bei den Angeln und Sachsen einführte (I. 175.) Mehr über diese vier Odine, welche an die Verkörperungen der Indischen groſsen Götter erinnern, vgl. ebd. Nur Peringskiold, hinter der Wilk. S. Taf. 4. 6., hat die Verschmelzung Authi's mit Odin, und setzt die Volsungen als Authlinger an. Zu bemerken ist auch,

unter mannichfaltiger Gestalt in der Geschichte seiner Heldensprößlinge bedeutend auftritt, ist der Vater Sige's, der wegen eines aus Neid an Bredo, einem Diener Skade's 34 a), begangenen Mordes auf der Jagd (das Vorbild vom Tode seines Enkels Sigurd), verbannt, von seinem Vater ausgerüstet, ein furchtbarer Seeräuber, endlich König in Hunaland 35) wird. Seine Schwäger, ihn

---

dafs diese auf dem Titel der Fundin dicht zusammen stehen. Die mythische Chronologie stimmt auch ziemlich mit dieser Verwandtschaft, wie die Stammtafeln bei Peringskiold zeigen. Ich nehme sie daher auch an. In den Eddaischen Liedern ist der Beiname Authling, der nicht dem Sigurd, sondern auch Andern gegeben wird, nur ein allgemeiner für Held, König; vgl. Anmerk. 33.

34 a) Skade ist eine Nordische Jagdgöttin.

35) Nach der jüng. Edda, Kap. 3., giebt der in Norden einwandernde Odin seinem Sohn Sigge und Enkel Igrir, Frakland, d. i. Frankenland; eben so sind, nach der Uprune, Volsung, und nach den Eddaischen Liedern (S. 28.), Sigmund, und im Flateyschen Kod. S. 179. (nach *Torf. hist. I.* 439.) überhaupt die Volsungen, Könige dieses Landes, und Sigurd heifst in der Nornag. S. Kap. 4. Erbe desselben. Die Fundinn nennen dagegen den Authi König von Walland; und die Vols. S. hat überall nur Hunaland, als Reich dieses Stammes. Diese Länder wurden damals aber sämmtlich im nordwestlichen Deutschland gedacht. Frak- oder Frankland aufwärts am Rhein, von dessen Mündungen eigentlich die Franken kamen, und zu beiden Seiten der Rheinströmungen, so dafs auch Niflungaland am Rhein dazu gehören mochte; dann auch besonders die Deutschen Länder des Fränkischen Reiches, darunter die Niederlande. Walland ist besonders das Holländische Zeeland, wozu Walcheren gehört, das Land der Walen; dann auch das der Wallonen, Flandern, und Frankreich überhaupt, im Gegensatz von welchem wol Frakland überhaupt für Deutschland steht. Später erst ist Walland Italien. (Ganz wie Walsch im Altdeutschen überhaupt ausländisch, besonders Französisch, später erst Italiänisch bedeutet.) Vgl. *Torfaei hist. I.* 175., Schön. in Gräters Übers. Band I. S. 171—73. 404 II. 305. Hunaland liegt dagegen unter Jütland (alt. Reithgothland), Holstein und Friesland: an diesen schifft nämlich Sigurd vorüber, da er von Jütland gegen die Hundingen (welche Suhm zu Sachsen südwärts der Elbe macht, und

neidend, rächen jenen Mord durch seinen. Sein Sohn Reri rächt ihn wieder an diesen, und mehrt sein Reich. Lange fehlt ihm ein

---

den Hunding von Helge'n zu Stade erschlagen läſst (I. 280 – 81.), in sein von denselben erobertes benachbartes Erbe, Hunaland, zieht. Daſs dieses Erbe auch Frankland genannt wird, kommt theils von der Nachbarschaft, da nun Hunaland zunächst daran stoſsen muſste, bis gegen den Rhein hin; theils auch wol von Sigmunds zweiter Vermählung mit Hiordisa, Tochter Eylime's in „Frankariki“, wie die Nornag. Sag. K. 4. ausdrücklich sagt; wiewohl Eylime's Stammvater Loddi, und dessen übrige Nachfolger als Könige in Reidhgothland aufgeführt werden. Suhm (I. 281.) setzt den Eylime nach Warwith-Syssel. Auf der andern Seite erstreckte sich Sigmunds Herrschaft durch seine erste Gemahlin Borghild über Danmark, von wo er nach deren Tode wieder in Frankland heimkehrt (*Torf. hist. I. 462.*, nach den Liedern der Edda, welche Borghilden noch bestimmt von Bralund nennen), und die ihrem beider Sohn Helge erheilten Örter, z. B. Ringsted, gehören dahin, so wie dessen Thaten sich dort hinaufziehen. Es gränzt daher auch das Land Sigurd Herings, Ragnar Lodbroks Vaters und Königs von Schweden und Dannemark, mit dem der Giukungen oder Niflungen und ihres Schwagers Sigurd als eins gedacht, indem ein Kampf auf der Gränze besprochen wird und beide Theile dahin schiffen, und zwar die Niflungen nördlich gen Holstein hinauf; der Kampfplatz ist zu Jarnamodir. Torfäus will auch Hamburg von Hunburg ableiten (ähnlich dem jetzigen Haimburg in Österreich an der Ungarischen Gränze, welches Hunnburg in den Nibel. V. 5517.). So ist auch in der Hervarar-Saga, Kap. 10, nur der groſse Wald Enerkunde zwischen Hunaland und Reidhgothland. In der Suhmischen Ausg. heiſst dieser Wald Myrkwidur; gerade wie noch jetzt der groſse Wald in Holstein (Suhm, I. 165.). Desgleichen ist in der Wilkina-Saga Attila der Sohn König Osids von Friesland, und unterwirft sich das benachbarte Hunaland nach des Melias Tod, dessen Enkelin Erka er sich vermählt (K. 61. ff.). Die Hauptstadt hierin und sein Sitz ist Susat, welche der V. eine noch damals reiche und mächtige Stadt nennt (K. 63.), und bei der daselbst vorfallenden Niflungenschlacht auf dortige noch sichtbare Denkmale und Sagen, so wie auf andere Überlieferungen zu Bremen und Münster, sich beruft: so daſs ohne Zweifel Soest (Lat. *Susatie*) in Westfalen gemeint ist. Torfäus glaubt, daſs der zwischen Danmark und Huna-

Erbe: Odin ſchickt ihm durch ſeine Geliebte, die Tochter des Riesen (Jotun) Hrimner, in Gestalt einer Krähe, einen Apfel 36 a);

---

land gelegene Wald, in welchen Attila, nach einer Niederlage gegen Osantrix, König von Wilkinaland und Erka's Vater, entflieht (K. 70., die Lesarten), jener in der Hervarar-S. genannte sei. Auch ist der Lyra- oder Luru-Wald (K. 117. die eine Hds. liest hier Turnivald; vgl. aber K. 35. 371.), worin Attila einmal jagt, wahrscheinlich der schon vor 1200. vorkommende, sonst zum Herzogthum Westfalen, dann zum Erzstift Köln gehörige Lur- oder Luers-Wald. (*Gelen. de admir. magnitud. Colon. p.* 93., Staatskalender v. 1805, S. 411. Rhein. Taschenb. 1810. S. 203.) Weiter ist vielleicht Zusammenhang zwischen dem Hunischen Swafaland der Hervarar-Saga, worunter Torfaeus Swabstedt am westlichen Eiderufer versteht (vgl. Suhm, I. 250.), und dem Svava-Wald der Wilk. S., worin Sigmund seine Gemahlin verstöſst (K. 140.), desgleichen dem Svava-Land, wovon Hartvin und Herman, zwei Mannen Sigmunds, Grafen sind (K. 135. vgl. 74.), wiewohl Peringskiold Schwaben interpretirt. Sigmunds Land heiſst hier zwar Jarlungaland, die eine Hds. liest aber Tarlungal. (s. das Register), und dieſs führt auf die rechte Lesart Carlungal., d. i. Karlingen, ein Theil des Karolingischen Reichs, wahrscheinlich seit der Theilung der Söhne Ludwigs des Frommen, besonders der Theil den Karl der Kahle erhielt; so wie bei der Theilung der Söhne Lothars der Antheil Lothars II. Lothringen genannt wurde. So ist auch der, im ungedr. Rosengartenlied, Alpharts Tod, Dietrichs Flucht und der Ravenna-Schlacht berühmte Held Walther von Kärlingen in dem alten Latein. Ged. Walth. v. Aquitanien übersetzt; und die Nibelungen, welche, wie eben dieſs Gedicht, seinen Beinamen vom Wasichen-Stein (Wasgau-Fels) im gedr. Rosengartenlied und in der Wilk. S., erklären, nennen ihn gar von Spanien; so wie Sigmund auch eine Spanische Königstochter heiratet und die Hundingen bis dahin Krieg führen; daſs auf der andern Seite Sigmund seinem Schwager in Pulinaland (ohne Zweifel Polen, vgl. Suhm, I. 137.) beisteht, darf eben so wenig befremden, als seine Spanische Vermählung. Das Land Sigmunds wird aber ebenfalls in der Nähe von Hunaland gedacht, wenn Sigurd aus dem Svava-Walde auf einem Strom zu Mimer in demselben kommt. — Auch Saxland ist natürlich nun in dieser Gegend (das jetzige Niedersachsen). Buthle zog (nach den Fundinn) mit Authi zur See aus, und blieb in Saxland, wie auch er iſst ihn, und bald darauf ist seine Gattin schwanger, kann aber 6 Jahre lang nicht gebären, und läſst sich endlich den gewaltigen Kna-

---

seine Nachkommen, die Buthlungen, und Atle (Attila, Etzel) ist König von Saxland. Auf diese Gegend weisen dann auch Gnytaheide und Hinderfiall, und Seegard weiter unten. — Suhm will unter Hunaland wirklich das Land der Hunnen verstehen, deren Herrschaft sich bis an die östlichen Küsten der Ostsee, welche ihm Reithgothland sind, erstreckte (I. 360. II. 96.), und setzt den Wald Myrkwidur, welches überhaupt einen groſsen Wald bedeute, in die Gegend von Lithauen (II. 165.). Dabei führt er selber (I. 229.) aus der Hervarar-Saga, S. 220., eine Stelle an, worin es heiſst, daſs Reidgotland und Hunaland nun Thyskaland genannt werden, erklärt aber jenes für Vor- und Hinterpommern, und dieses für Hunsingow, das miſsbräuchlich Hunaland genannt werde, nimmt daher für das Hunaland Sige's und dessen Nachkommen, der Volsungen immer dieses Hunsingow an (I. 225. 254. 420.), und holt selbst die in der folgenden Zeit noch mit den Deutschen Völkern in Frankreich einfallenden Hunnen von hieher (II. 130. 210. 248.). Auch nennt er die hier wohnenden Hunnen einen Schlag Franken (I. 220.); so daſs sich die obigen Abweichungen in Ansehung des Reiches der Volsungen erklärten. Dieſs Hunsingow kommt schon vor in einer Urk. Heinr. 4. v. 1057. bei *Lindenbrog p.* 139. und heiſst im Mittelalter *Hunesga, Hunsgoa, Hunsingia, Hunesgewe;* am Fluſs *Unsingis,* auf alten Karten, *Hunesa; s. vit. S. Ludgeri* bei *Leibnitz. I.* 90. Darin *Husinge* (*jetzo Husinge*)*; s. Summar. tradit. Fuldens. Eberh. c.* 8. bei *Schannat. p.* 315. Andre Örter sind *Husdengun* oder *Husdinge, jetzo Hatzingen, s. Prodrom. Chron. Gotw. c. p.* 630. *Falke, tradit. Corbei. p.* 440. Suhm (I. 228.) leitet den Namen von jenem Fluſs ab. Es ist aber nach den obigen Stellen der verschiedenen Saga's wol kein Zweifel, daſs ein Hunaland am angegebenen Ort gedacht und darunter die wirklichen Hunnen Attila's verstanden wurden. Die Wilk. S. läſst über das letzte gar keinen Zweifel, und auch der Atle der Eddaischen Lieder und übrigen Nordischen Erzählungen, der in Saxland so nahe an Hunaland regiert (wie in der Wilk. S. Attila erst in Frisland) läſst im Zusammenhang mit Erka und Thiodrek, Jormunrek, so wie mit unserm wirklich in Ungern sitzenden Hunnenkönig Etzel, keine andere Deutung zu. Man muſs hier die Fabel nehmen, wie sie ist und

Knaben aus dem Leibe schneiden, welcher die sterbende Mutter schon küſst. Volsung verrichtet früh starke Thaten, und herrscht mächtig in Hunaland. Er zeugt mit jener Riesentochter 10 Söhne: und diese sind nun die so berühmten Volsungen, nach welchen dieſs Geschlecht der Authlinger und die alte Saga von ihren Heldenthaten sich nennt. Sigmund, der älteste, ist der ausgezeichnetste und schönste, gleich seiner Zwillingsschwester Signya. Bei deren Vermählung mit dem Siglinger Siggeir, König von Gothland, welche sie ahnungsvoll ungern eingeht, tritt ein wunderbarer einäugiger [36 b] Alter (Odin) herein, und stöſst ein Schwerdt bis an's Heft in einen Eichbaum in der Burg, es dem verheiſsend, der es herausziehe. Nur Sigmund vermag's. Siggeir, ihm neidend, ladet Volsung und seine Söhne zu sich. Signya entdeckt ihnen den Ver-

---

es meint. Es ist dabei kaum glaublich, daſs bloſs die Verwechselung mit Hunsingow zu dieser Versetzung des Hunnenreiches Anlaſs gegeben, viel eher ist sie wohl aus der wirklich ungeheuren, zwar nur vorübergehenden Ausdehnung desselben entstanden, so wie Suhm (I. 360.) auch annimmt, daſs daher die uralten Grabhügel in Deutschland (auch in Nordholland) noch jetzo Hunnen-Betten (Hünen-Gräber) genannt werden. Eben so verhält es sich auch mit dem Namen Hüne, welcher noch jetzo für Riese gebraucht wird: ganz wie Riese wieder ohne Zweifel von den in einer späteren Zeit für Deutschland furchtbaren Russen, Reussen hergenommen, und noch später die Moskowiter, und zuletzt die Türken, annoch in der Litanei wenigstens, solche Schrecknamen waren. Dem entfernteren Nordischen Standort war solche Versetzung um so leichter, da man wol selbst in Deutschland Etzels Hof nach Eisenach verlegte (vgl. Anmerk. 21.), und die Deutschen Quellen der Wilk. S. hierin wol mit ihr stimmten.

36 a) Die Äpfel sind durch alle Mythologie bedeutend, von den verderblichen des Paradieses, der Proserpina und Eris, bis zu den unsterblich machenden der Idunna; von beider Art sind die im Fortunat. Ein befruchtender Apfel ist auch in der 1001 Nacht; Deutsch in der Blauen Bibliothek, Bd. VIII. S. 62.

36 b) Vgl. Anmerk. 48.

***

rath, Volsung aber, der schon vor seiner Geburt gelobt, keine Gefahr zu scheuen, achtet es nicht. Ein groſses Heer empfängt die Volsungen, und der wüthendste Kampf beginnt. Volsung fällt mit allen den Seinen, da sie zum neuntenmal die Schaar durchbrechen wollen. Seine Söhne werden mit Schilden überworfen und gefangen. Neun derselben werden, je in einen Baumstamm eingeklemmt, von Siggeirs Mutter in Gestalt eines Elks 37) zerrissen; Sigmunden rettet seine Schwester: sie bestreicht ihm das Gesicht mit Honig, und da der Elk leckt, beiſst Sigmund dessen Zunge fest, so daſs er, sich sträubend, den Baum umreiſst, und Sigmund befreit, ihn tödtet. Er verbirgt sich im Walde, Signya schickt ihre Söhne zu ihm; da sie aber zur Rache zaghaft befunden werden, läſst sie sie ihn tödten. Sie vertauscht nun ihre Gestalt mit einer Zauberin, gesellt sich so drei Nächte zu Sigmund, und erzeugt mit ihm den doppelt ächten Volsungen, den furchtbaren Sinfiotle. Dieser besteht die Probe: er murrt nicht, da ihm die Mutter die Kleider an die Haut näht; er erdrückt eine Natter in einem Beutel mit Mehl, und knetet sie mit in den Teig. Sigmund war so stark, daſs er davon essen konnte; Sinfiotle durfte nur den Mund damit bestreichen. Beide sind eine Zeitlang Wehrwölfe, und stählen sich durch Raub und Mord zur Rache. Sie verbergen sich endlich gewaffnet in Siggeirs Wohnung, werden aber von dessen spielenden Knaben verrathen, welche sie Signya dafür sogleich ermorden heiſst; Sinfiotle thut's, und wirft die Leichname dem Vater vor. Ein schrecklicher Kampf erhebt sich; die beiden werden überwältigt, gefesselt und abgesondert in einer Höhle versperrt. Signya aber wirft ihnen in einem Stücke Speck ein Schwert zu, mit welchem sie den sie trennenden Felsen in der Nacht durchsägen, vereint herausdringen, und den Pallast anzün-

---

37) Vgl. das Glossar zu meiner Übersetzung der Nibelungen.

den; Sigmund giebt sich dem König zu erkennen und tödtet ihn. Signya offenbart nun alle ihre Unthaten und stürzt sich in die Flammen. Sigmund kehrt mit Sinfiotle heim, vertreibt einen Usurpator und herrscht ruhig. Mit seiner Gemahlin Borghild in Danmark erzeugt er zwei Söhne, Helge und Hamund. Bei der ersten Geburt verkündigen die Nornen seinen Ruhm, und er ist der Helge Hundingsbane (Hundingsmörder) der den König Hunding im Zweikampf erschlug und dessen Söhne besiegte. Sinfiotle hilft ihm auf einem andern Zuge Sigruna gewinnen. In beide, Helge und Sigruna, ist die Seele des älteren Helge Hiorvarths Sohn, und seiner Verlobten Svava übergegangen 38). Als Helge in einem Kampf gefallen, verlockt seine Larve Sigrunen in sein Grabmal, wo sie die Nacht bei ihm liegt, bis er mit der Dämmerung nach Walhalla zurückkehren muſs; bald darauf stirbt sie in

---

38) Die Geschichte des älteren Helge, enthält das zweite der Eddaischen Lieder (S. 6—13.), und erzählen Torfaus und Suhm. Der am letzten Ort (I. 252.) von Gräter beigebrachten Schluſs der zwei darauf folgenden Lieder von dem zweiten Helge (S. 13—28.) bezeugt noch eine dritte Wiedergeburt, in Helge Haddinga-skate und Kara, Halfdans Tochter; welches wol nicht, wie Suhm will, umgekehrt als Verwechselung mit jenem ältesten Helge angesehen werden kann, daſs nämlich in diesem der jüngere vorher schon einmal da gewesen; denn des ersten Geliebte heiſst ausdrücklich Svara, Eilime's Tochter, und den Beinamen Haddinga-skate (Haddinge Mann) konnten mehre Helge's führen, da es mehre Haddingen gab. Auch findet sich in dem Liede gar keine Veranlassung, ihn dem ältesten Helge beizulegen. Sonst hat zwar schon Bartholin das Lied von dem älteren Helge, vielleicht in derselben Meinung, als Helga-quida Haddingaskata aufgeführt. Dieser Beiname kömmt aber eigentlich dem dritten Helge zu, von welchem selber nichts weiter bekannt ist und es nicht etwa noch ein eigenes Lied giebt; wie mich Nyerup, auf meine Anfrage deſshalb, schriftlich versichert. Fouqué hat auch die Geschichte der beiden älteren Helge's in zwei noch ungedruckten Tragodien, nach Art derer vom Sigurd, gedichtet.

Sehnsucht 39). Selber warb Sinfiotle um eine Jungfrau und erschlägt im Zweikampf seinen Nebenbuler Gunner. Dieser ist Borghilds Bruder, und bei dessen Leichenfeier reicht sie Sinfiotle'n Gift in einem Trinkhorn 40). Er nimmt es aber nicht, und Sigmund trinkt es für ihn aus; so noch einmal; zum dritten, bei Volsungen Muth ermahnt, und da Sigmund, trunken und unmuthig, ihn versuchen heiſst, trinkt er, und stürzt todt nieder. Sigmund trägt ihn traurend an's Ufer, wo ein Mann den Leichnam in einem kleinen Nachen aufnimmt, welchen Sigmund bald darauf sammt dem Schiffer untergehen sieht 41). Sigmund verstöſst Borghilden, die es nicht lange überlebt, und vermählt sich mit Hiordisa, des Lofdungen Eylime, Königs von Frankenland, schöner Tochter; welche ihn, den ruhmvolleren, seinem jüngeren Mitbewerber Lingve, jenes Hundings Sohn, vorzieht. Dieser und seine Brüder befehden ihn deſshalb, und es wird ein Kampf besprochen 42). In diesem ficht Sigmund noch herrlich, von den

---

39) *Corn. Agrippa, occult. philosoph. L. III. c.* 41. erzählt, aus Kretischen Annalen, daſs es auch dort solche Manen, *Catechanae* genannt, gegeben, die ihren Gattinnen nach dem Tode beigewohnt; wogegen ein Staatsgesetz geboten, das Herz des *Revenants* mit einem Nagel zu durchbohren und den übrigen Leichnam zu verbrennen. Man erinnert sich hiebei an Göthe's Braut von Korinth. Bürgers Lenore und Schlegels Fortunat haben eine ähnliche Farbe. Vgl. auch Montevilla's Erzählung, im Mus. für Altd. Lit. I. 253.

40) Man trank, wie annoch, bei dem Leichenmahl, und das Erb-Äl (Bier) trinken, war der eigentliche Ausdruck davon.

41) Vgl. eine hiehergehörige Erzählung in *Procopii bell. Goth. L. II. p.* 219.

42) Dieſs war die alte Art des Kriegs: man bestimmte Tag und Ort (das Walfeld; vgl. Suhm, I. 307.), gewöhnlich die Gränze; jeder Theil rüstete sich ruhig dazu und vorher geschah nichts. So der Kampf Sigurd Rings, Ragnar Lodbroks Vaters, mit den Giukungen; vgl. Anmerk. 35. Am berühmtesten ist in dieser Art die groſse Bra-

Spa-Dysen 43) geleitet; zuletzt aber erscheint jener einäugige Alte, der ihm das Schwert gebracht, und kämpft mit ihm. Sigmunds Schwert zerspringt an dessen Streitaxt, und plötzlich wendet sich das Glück, und Sigmund erliegt sammt Eylime und den meisten der Seinen. Lingve wähnt alle Volsungen vertilgt. Hiordisa, welche während der Schlacht mit den Schätzen in einem Walde verborgen gewesen, geht in der Nacht auf das Leichenfeld und findet Sigmunden noch lebend; er will aber nicht genesen, da das Glück ihn verlassen und Odin ihm das Schwert zerbrochen, und verkündigt ihr, daſs sein Sohn, mit dem sie schwanger, ihn rächen, der trefflichste und berühmteste der Volsungen werden, und mit dem aus den Stücken seines Schwertes zu schmiedenden Gram Thaten verrichten werde, die unvergessen blieben, so lange die Welt stehe. Am Morgen verscheidet er. Hiordisa wird von Seeräubern unter Alf, Hialpreks, Königs in Danmark 44), Sohn, gefangen, und dieser vermählt sich mit ihr, nachdem sie den Sigurd geboren. Diesem verkündet Hialprek aus seinen leuchtenden Augen den künftigen Ruhm, und er wurde, nach

---

valla-Schlacht zwischen demselben Sigurd und Harald Hildetan, an welcher der ganze Norden Theil nahm und worin die Beſten auf beiden Seiten fielen. Auch in den Nibelungen erscheint diese Sitte, V. 503.; Klage, V. 3212.

43) Dysen hieſsen überhaupt die Göttinnen, besonders die über der Menschen Leben und Tod waltenden Nornen und Walkyren. Suhm, I. 238.

44) Nach einer Lesart der j. Edda, Fab. 72., von Tiöde. *Torf. hist. I.* 440. hat Thiod, jetzo Thy, in Jütland. Die Lieder der Edda nennen das Land nicht, und lassen, in einem prosaischen Zwischensatze (S. 38. b.), die folgende Schwertprobe auf dem Rhein vorgehen. Ebenso die Nornag. S. Kap. 3. („i ana Rin“), welche auch Hialpreken zum König von Frankland macht und ihn (K. 4.) zum Besuch nach Danmark kommen läſst. Dieſs sind aber wol nur Verwechselungen mit Sigurds eigentlichem Vaterland und seinem nachherigen Aufenthalt bei den Niflungen am Rhein. Vgl. Anmerk. 35.

aller Übereinstimmung und alten Sagen, der trefflichste und berühmteste aller Nordischen Könige und Helden.

Von allen diesen tragischen Geschichten sind in den übrigen Darstellungen nur wenige Spuren. Ein Lied der Elskovs-Viser, Nr. 21., welches erzählt, wie Senild den Mord ihres Vaters, ihrer 7 Brüder und ihres Kindes an dem Urheber desselben, ihrem Gatten Loumor und dessen 8 Geschwistern und Kinde, rächt, rührt ohne Zweifel, wie das folgende von Sigurd und Brunhild, aus der Nordischen Fabel von Signya und Siggeir her; sowie in dieser offenbar die spätere Geschichte Gudruna's und Atle's, auch Brunhilds, vorgebildet ist. Einige Züge jener früheren Geschichten finden sich auch in der Wilkina-Saga (K. 131—44.). Sigmund von Jarlunga-Land ist hier der Sohn Sifians, und sein groſser Ruhm erwirbt ihm Sisilie oder Sissebe, eine Tochter Nidungs, Königs von Hispania. Während eines Feldzuges Sigmunds, zum Beistand seines Schwestermanns Drasolf in Pulinaland, will Herzog Hartvin oder Artvin, dem das Land befohlen, die Königin zur Untreue verleiten; aber vergebens. Als Sigmund heimkehrt, vereint sich jener mit Herzog Herman, und sie bereden dem König, daſs seine Gemahlin mit einem Knecht die Ehe gebrochen und davon schwanger sei. Er befiehlt, sie mit ausgeschnittener Zunge in dem wilden Svava-Wald auszusetzen. Die Verräther führen sie dahin; Herman erbarmt sich, und will das Urtheil an einem Hunde vollziehen, Hartvin beharrt aber, und sie fechten. Unterdeſs gebiert die Königin einen Sohn, und verbirgt ihn in ein groſses gläsernes Trinkgefäſs, das sie bei sich hat. Hartvin aber, im Zweikampfe fallend, stürzt es in den nahen Strom, und die Königin stirbt aus Schmerz. Das Glaſs schwimmt mit dem Flusse, bis es am Ufer bricht: eine Hinde säugt das Kind. — Diese Erzählung erinnert an sehr viele ähnliche, wo berühmte Helden, bei ihrer Geburt wunderbar erhalten, von Thieren gesäugt werden, vom Romulus bis auf den darnach benannten Wolf-Dietrich; auf der anderen Seite erinnert sie an Geschichten von unschuldig des Ehebruchs angeklagten Königinnen, und Vollziehung rascher Urtheile an Thieren, im Oktavian, Tristan, Karls des Groſsen Jugend, Euryanthe 45 a); am gröſsten und vollständigsten ist aber die Ähnlichkeit mit der auch auf jene Gegend deutenden Legende von Genoveva und Siegfried. Einzelne Züge stimmen auch mit der Nordischen Sage: Sigmunds Kampf mit Lingve (dessen Kriege in Spanien nachher noch berührt werden) wegen Hiordisa, und deren Aufenthalt während der Schlacht im Walde. In der Wilk. S. kommt Sigmund weiter nicht vor, auſser daſs er den Herman, durch den er den Verrath entdeckt, verbannet.

Die Deutschen Lieder haben bloſs die Namen von Siegfrieds königlichen Ältern, Siegmund und Sigelinde, in Niederland, nach den Nibelungen, bestimmt zu Santen am Rhein (V. 80. 2848.; Kl. V. 71.); und hier überlebt Sigmund noch den Tod seines Sohnes (V. 4406. ff.), dem er die Krone übergeben (V. 2865. ff.). Doch hat das Gedicht von Dietrichs Flucht zu den Hunnen noch eine ganz eigene Abstammung Sigelinds, welche hienach eine Schwester Otnits ist, deren Ahnen noch weit zurückgehen 45 b).

Nicht minder tief hebt die Nordische Sage den Mythus von dem in Siegfrieds und der Nibelungen Geschichte überall so bedeutenden Hort, an. Sigurd, der von allen, selbst den kleinsten Kindern geliebt, aufwächst, wird nämlich von Reigin, der ihm auch seinen Ruhm verkündet, in Schachspiel, Runen, Sprachen und andern Künsten unterrichtet, und erfährt von ihm die Geschichte seiner Ahnen und anderer Helden. Reigin erzählt auch seine eigene, also: Auf der Reise der Asen, Odin, Loke und Haener, erwirft Loke einen Fischotter und bringt das Fell in die

---

45 a) Auch in 1001 Nacht, Bl. Bibl. Bd. VII. S. 17. ff. 124. ff.

45 b) Vgl. den Grundriſs, S. 4.

Herberge bei Hreidmar; dieser erkennt darin den Tod seines Sohnes Otur, der in solcher Gestalt fischte, pfändet mit Hülfe seiner andern beiden Söhne, Fafner und Reigin, die Asen, und fodert zum Lösegeld Bedeckung des Felles mit Gold. Loke muſs dieses aus Svartalfheim (dem Lande der schwarzen Elfen, Zwerge) holen: er fängt mit dem Netz der Rana 46 a) den in einen Hecht verwandelten Zwerg Andvar, und dieser bietet alles Gold seiner Höhle, bis auf einen Ring, den er zwar auch herausgeben muſs, dabei aber jedem künftigen Besitzer des Goldes den Tod anflucht. Odin, den Werth des Ringes erkennend, will ihn behalten, muſs aber ein noch unbedecktes Haar Oturs damit vergolden, und erneuet den Fluch; das Gold wird daher auch Otursgelt, und der Asen Nothgelt (Lösegelt) genannt 46 b). Hreidmar, der seinen Söhnen Antheil an der Buſse weigert, wird von Fafnern erschlagen, welcher seinem Bruder Reigin, da er sein Theil fodert, dasselbe droht, Hreidmars Helm, Ägishelm genannt, vor dem alle Thiere erbeben, auſsetzt, sein Schwert Hrotte nimmt, sich nach Gnytaheide begiebt, und hier als Wurm auf dem Golde liegt. Reigin entflieht zu Hialprek und dient ihm besonders als Schmidt. — Er reizt nun Sigurden auf Fafnern, und schmiedet ihm zwei Schwerter, welche zwar den Amboſs spalten, aber zerspringen; endlich fertigt er aus den Stücken von Sigmunds Schwert den Gram, der die Probe besteht, und ein bloſs vom Strome gegen die Schärfe getriebenes Flock Wolle durchschneidet. Sigurd erhält auch die Erlaubniſs, sich ein Roſs auszuwählen; ein unbekannter Greiſs (Odin) hilft ihm in dem Walde die Rosse an den tiefen See Busiltiorn treiben: er wählt, das allein durchschwimmt: es ist aschgrau, noch unbe-

---

46 a) Rana ist eine Nordische Wassergöttin.

46 b) „Otursgiölld" und „Naudgiölld Asanna" in der Vols. S., der j. Edda und den Kenningar. Der letzte Name steht in einer hier angeführten Stelle des Biarkamals. Vgl. Anmerk. 8 c.

ritten, groſs und stark. Der Alte sagt, es stamme von Sleipner (Odins Roſs). Sigurd nennt es Grane. Er denkt nun zuerst an seines Vaters Rache. Er besucht seiner Mutter Bruder Gripir, welcher ihm sein Schicksal, aber auch seinen Ruhm über alle Helden verkündigt. Drauf zieht er, von Hialprek ausgerüstet, mit einer Flotte gegen die Hundingen, Lingve und dessen Brüder, die weit und breit in Frankland und Spanien gekriegt und zauberkundig waren. Diese erregen einen Sturm; Sigurd läſst aber die Segel seines Schiffes, des Drachen, nur noch mehr aufspannen. Ein wunderbarer Mann ruft ihn von einem Vorgebirge an und läſst sich einnehmen; er nennt sich den Alten vom Berge, Feing oder Fiolner, sonst Hnikar (alles Namen Odins), und belehrt ihn besonders über Vorbedeutungen bei Kriegsunternehmungen. Sie segeln südlich gen Holsetuland (Holstein), dann westlich nach Frisland. Sigurd besiegt die Hundingen und tödtet Lingve'n. Reigin, der mitgezogen, mahnt ihn an Fafnern und weist ihn nach Gnytaheide 47), wo der Drache auf einer hohen Klippe liegt. Ein langbärtiger Greis (Odin) räth Sigurden, Gruben zum Abfluſs des Blutes zu machen. Sigurd verbirgt sich in einer, und verwundet den Drachen, da er zum nahen See herabkriecht, tödtlich, springt dann hervor und bekämpft ihn vollends. In einem bedeutsamen Gespräch mit Fafnern, verläugnet Sigurd seine Abkunft; jener kennt ihn aber und Reigins Anstiftung. Sigurd befrägt ihn noch über die Nornen und die Insel, wo Surtur und die Asen das Blut der Wunden sammeln; welche Ufkaftir (die Ungeschaffene) heiſst. Fafner verkündet ihm noch den Fluch

---

47) Nach *Arnae. n.* 736. 4to, bei den Orten Kyliandur und Herus, welches letzte zwischen Paderborn und Mainz gelegen. Temler hält das erste für Dillenburg und das letzte für Hersfeld od. Hirschfeld. Suhm will lieber Herborn; s. Th. VIII. S. 242., und bei Gräter, I. 401.

des Goldes und wiederholt ihn. Sigurd will sich dennoch desselben, so lang ihm zu leben bestimmt, erfreuen. Reigin, der sich versteckt gehalten, klagt nun über den Tod seines Bruders und trinkt dessen Blut. Sigurd schneidet ihm das Herz aus, welches Reigin zur Sühne gebraten verlangt. Sigurd kostet beim Rösten von dem auslaufenden Blut und versteht sogleich die Sprache der Vögel: einige Nachteulen warnen ihn vor Reigins Tücke, und rathen, ihn zu tödten. Sigurd schlägt ihm mit Gram den Kopf ab. Er nimmt dann den reichen Hort, damit auch den Ägishelm, das Schwert Hrotte und einen goldenen Panzer, legt alles auf seinen gewaltigen Grane, und reitet so zu Brynhild, Weisheit zu lernen; wie ihm auch einer der Vögel gerathen.

Die Wilkina-Saga (K. 19. 143—48.) macht Sigurden zu einem Fündling des Schmidts Mimer in Hunaland; und das Lied vom Hörnen Siegfried ihn zu einem unbändigen Knaben, der zu Hause keine Ruhe hat, bis er an die rechte Schmiede kommt: und beide zeigen auf gleiche Weise seine Unbrauchbarkeit zum Schmiedeknecht, dadurch, daſs er das Eisen zerschlägt und den Amboſs in die Erde, dazu Meister und Gesellen miſshandelt. Reigin ist dann in der Wilk. S. mit dem bloſs als Schmidt berühmteren Mimer in Hunaland 48) verwechselt, und dafür der Drache,

---

48) Kap. 19. Er ist auch der Lehrmeister des noch berühmteren Schmidts Velint (Wieland), welchen Sigurd dort ebenfalls so übel behandelt, daſs ihn sein Vater wegnehmen muſs; und welcher nachher das durch seinen Sohn Vidga (Wittich) so furchtbare Schwert Mimmung (auch wohl noch eine Anspielung auf seinen Meister) schmiedete. Über den Zusammenhang der Fabeln von Velint oder Volund und Nidung mit denen von Reigin, Sigurd und den Niflungen, habe ich schon in dem Pantheon, Bd. 2. S. 150—51., geredet. Der obige Nidung (S. xxxviii.) gehört auch noch dahin. Vielleicht ist hier selbst Zusammenhang mit dem Mimer, aus dessen Weisheitsbrunnen Odin einen Trunk sogar mit einem Auge bezahlte; Edda,

der auch sein Bruder ist, Reigin genannt; dieser wird aber bloſs als bösartig beschrieben und nichts von dessen Goldlager und überhaupt von den früheren Geschichten gesagt. Erst weiterhin (Kap. 166.) wird, fast nur beiläufig, Sigurds Sieg über den groſsen Drachen, den die Wäringer Fafni nennen, erwähnt, und daſs er im Lager eines Drachen (ohne Zweifel desselben) groſses Gold erbeutet habe (Kap. 334.). So zeigt sich wieder der wahre Beweggrund Mimers zu Sigurds Entsendung zu dem Drachen, und scheint, wie an mehren Stellen, die alte Nordische Fabel durch, welche von der Deutschen getrübt worden, da, dem Ausdrucke nach, beide Schmiede nur den ungefügen Gesellen los sein wollen, und ihn in den Wald nach Kohlen schicken. Eben so ist es in der Wilk. S. mit dem Gramur. Über dessen frühere Geschichte erhellt auch nichts, und Mimer giebt ihm, sammt anderen Waffen, erst nach dem Kampfe, zur Sühne, da der von den Vögeln vor ihm, als Reigins Bruder, gewarnte Sigurd, ihm den abgehauenen Drachenkopf abzunagen nöthigt: dennoch haut ihm Sigurd mit dem eben geschenkten Gramur gleichfalls den Kopf ab. — In den Nibelungen sind, wie schon gesagt, Siegfrieds frühere Abentheuer nur allgemein und dunkel angedeutet, oder kurz episodisch eingeflochten. Von jenem Verhältniſs eines Pfleglings, jener Unbändigkeit und den Schmieden ist keine Spur, wenn nicht etwa in der Erwähung (V. 4643.), daſs er auch in Hunenland 49) bekannt war, und überhaupt in seiner jugendlichen Keckheit und Über-

---

Fab. 14. Zumal, da alle diese und andere alte Schmiede, besonders Velint und Reigin, nicht bloſs als kunstreiche Verfertiger von Waffen, Geschmeiden und Gefäſsen geehrt, sondern auch durch ihre Klugheit und Weisheit, ja Zauberei bekannt sind.

49) Wo Mimer wohnte. Wahrscheinlicher deutet dieſs aber nur darauf, daſs in der Vols. Saga, K. 3. 4., Sige und Reri Könige von Hunaland genannt werden. Vgl. Anmerk. 35.

muth, da ihn Vater und Mutter nicht von dem Heldenzuge zu den Burgunden zurückhalten können (Avent. 2. 3.). Früher (V. 358—406.) trifft er, vorüberreitend, König Nibelungs Söhne, Shilbung und Nibung, wie sie den herausgetragenen Hort ihres Vaters theilen wollen. Der Vatermord erscheint noch dunkel in dieser Theilung seines Schatzes, und ihr Zwist darin, daſs sie Siegfrieden um die Theilung bitten, und dieser sie wegen ihres Zornmuths nicht vollenden kann 50). Auch zeigt sich darin, daſs sie ihm ihres Vaters Schwert Balmung dafür geben, jene Aufstiftung des einen Bruders gegen den andern, und das Schmieden dieses Schwertes, über dessen frühere Geschichte sonst auch hier nichts vorkommt. Die böse Absicht der Gabe sehe ich auch in dem Zornmuthe (in der Nornag. Sag. Kap. 7. heiſst Reigin ein „grimmur"; vgl. hier S.), vor welchem Siegfried die Theilung nicht vollenden kann. Und wie in der Nordischen Fabel und der Wilk. S., erschlägt er beide Brüder mit dem geschenkten Schwert und gewinnt den Hort. — In dem Liede gehört der Schmidt gar nicht zu den Brüdern; jener schmiedet nicht und diese geben auch nicht den Balmung: aber der Riese Kuperan, von welchem auch eine Spur in den zwölf Riesen der Nibelungen, die für die Brüder, ihre [illegible], fechtend, durch Siegfried fallen, so wie in dem Riesen, der nachmals, als Hüter dieses hier eroberten Landes, von ihm kämpfend versucht wird (V. 1961. ff.), — dieser Kuperan vertritt sie, indem er Siegfrieden, auch in böser Absicht (wie Reigin), das Drachenschwert zeigt (Str. 107.). Die Brüder und Besitzer des Hortes sind hier auch Könige und Söhne Nibelungs, der vor Kummer gestorben (Str. 13. 14. 154. 156. 168.); da aber selbst von keiner Theilung des Hortes noch ihrem Zornmuthe die

---

50) Man wird hiebei an andere Sagen erinnert, wo schwierige und gefährliche Theilungen aufgegeben werden.

Rede ist, so erhellt von ihrem Zwist und böslichen Anſtiften noch weniger, und von dem Vatermorde nicht mehr, als aus den Nibelungen. Sie werden auch von Siegfried nicht getödtet. Eine Andeutung nur hierüber ist, daſs sie durch seinen furchtbaren Kampf erschreckt, den Schatz heraus tragen lassen, wo ihn Siegfried findet und nimmt, aber nur als gute Beute vom Drachen oder Riesen (Str. 134—35. 164—68.). In diesen beiden nämlich stecken hier die feindlichen Brüder. Wegen des Schwertes ist dieſs schon von dem Riesen bemerkt, welcher auch, wie Reigin zum Fafner und Mimer zum Reigin, Siegfrieden auf den Drachenstein, zu dem er die Schlüssel hat (Str. 59. 99.), führet; auch in dem Zwange dazu und Kampfe für den Drachen offenbart sich sein nahes Verhältniſs zu ihm, und in der wiederholten Treulosigkeit (Str. 87. 107.) der Karakter Reigins, Mimers und der Schmidt. Dieser letzte ist demnach mit dem Riesen eigentlich Eine Person. Der Drache, ursprünglich auch ein Mensch, entspricht ganz dem Fafner; nur ist die Verwandlung anders, dunkler und religiös gewendet: ein Weib hat ihn verflucht wegen Buhlschaft, daſs er vom Teufel besessen, und über fünf Jahr und einen Tag auf Ostern wieder ein Mensch wird (Str. 22. 25—28. 124—25.). Diesem Drachen also sollte wirklich das Gold angehören, wie der Nordische Mythus bedeutsam ausdrückt 51), und Siegfried auch vermeint. Die Deutsche Dichtung überhaupt aber, wie auch

---

51) Die Verwandlung überhaupt (vorhin schon Oturs und Andvars), wie die Seelenwanderung, zwar besonders nur durch Menschen, deſsgleichen Vertauschung von Gestalt und Namen (z. B. hier zwischen Gunnar und Sigurd; ähnlich im Roman von Merlin) ist sehr häufig in der uralten Nordischen Mythologie. Deſsgleichen diese Verwandlung in eine Schlange auf dem Goldlager, welche die gleiſsende Schlauheit, Gier und den brütenden, gleichsam aus dem Golde Nahrung ziehenden Geiz ausdrückt. Trefflich erinnert daran die schöne grüne Schlange in Goethe's goldenem Mährchen.

die Wilk. S. anzeigt, hat den Hort von dem Drachen getrennt. In den Nibelungen ist von gar keiner Verwandelung die Rede, und der Drachenkampf ohne Zusammenhang mit dem Horte; doch beider Nähe in der Erzählung (V. 409—12.) verräth ihn schon. In dem Liede kommt beides noch näher zusammen, und die Brüder müssen, seltsam genug, aus Furcht über den Drachenkampf, den Schatz aus ihrem Berge tragen, und ihn in dem Drachenstein, wo eben der Kampf vorgeht, bewahren, damit ihn Siegfried dort finde. Die Brüder gehören also auch, wie der Hort, ursprünglich mit dem Drachen zusammen. Die Nibelungen geben dafür noch eine Vermittelung an. Nämlich, Zwerg Albrich und seine Magen, welche Siegfried nach den Riesen auch noch bezwingen muſs, hatten ohne Zweifel den aus dem Berge getragenen Schatz ihrer Herren bewahrt, wie sie ihn dort auch Siegfrieden, und später selbst in Worms bei Chriemhilden (V. 4512.), hüten müssen. Und dieſs sind die Zwerge, welche in dem Liede zu den Besitzern des Hortes und den Brüdern geworden. Aber ihre Furcht vor dem Riesen, der sich ihren Berg zinsbar gemacht hatte (Str. 59. 153—57.), und vor dem Drachen (Str. 54. 122.), und daſs sie selber Hüter ihres Hortes sind (Str. 134.), zeigt ihr wahres abhängiges Verhältniſs, wie in den Nibelungen. Eugel ist in dem Liede (Str. 14. 156.) noch ein dritter Bruder, wie jener Nordische Otur, mit welchem er aber nichts gemein hat: er erscheint, als vornehmster der Zwergenkönige (Str. 42—44.), und in dem Kampfe mit Siegfried (Str. 57.) mehr wie Albrich (vgl. Nibel. V. 1985 ff.), in seiner Kunde von dem Drachen und Weisung zu dem Riesen (Str. 49. 61.) wie Reigin, und in dem Besitze des Hortes, in der Wahrsagung über Siegfrieds Abkunft (Str. 48.) und der Weissagung von Siegfrieds künftigem Schicksal (Str. 161—63.), welche in den Nibel. und in der Wilk. S. ganz fehlen, am deutlichsten wie Fafner. Der Deutschen Dichtung ist hiebei noch eigenthümlich die Tarnkappe 52), welche Siegfried Albrichen aberstreitet und dadurch erst Herr des Hortes wird, so daſs auch nachher, als dieser von den Burgunden abgeholt wird, Albrich wegen Verlustes derselben, ihn nicht vorenthalten kann (V. 4489—95.). Diese Kappe macht unsichtbar und giebt zwölf Mannes Stärke (V. 1357—68. vgl. 484.). In der genauen Verbindung mit dem Hort und dessen Hüter Alberich scheint sie noch ein Überbleibsel der Verwandelung, da überdieſs, was in der Nordischen Fabel durch Vertauschung der Gestalt Siegfrieds und Gunthers geschieht, die Gewinnung und Vermählung Brunhilds, hier (V. 17[illegible]9. 1821 ff. 26[illegible]5. 2660 ff.) auch nur durch unsichtbaren Beistand in der Tarnkappe bewirkt wird. Das Lied giebt die Nebelkappe auch dem Zwerg Eugel, und von ihrer Kräftigung und Siegfrieds nachherigem Besitz derselben ist noch eine Andeutung in der vier und zwanzig Mannes Stärke, die ihm (Str. 48.) beigelegt wird (wie auch wol in den zwölf Schwertern, welche Siegfried in dem ungedr. Rosengarten-Liede führt). Sonst kommt sie nur vor, daſs Eugel Siegfrieden in der Gefahr dem Kampfe mit dem Riesen entrückt (Str. 89—95.); wovon etwa noch eine Spur ist in dem Rosengarten-Liede (Str. 443.), da Chriemhild Siegfrieden durch Überwerfen eines Schleiers dem Kampfe mit Dietrichen entzieht 53). Die Zwerge fehlen zwar an dieser

---

52) Vgl. über sie und Nebelkappe das Glossar zu den Nibelungen. Die Ableitung ist dort aber unrichtig. Diese geben besser die alten Glosser in Docens Miscellan. Bd. I. „Midit, tarnit, *occultat.* Virtarchanti, gitougini, *obductum.*“ Ebd. Bd. 2. S. 11. steht aus dem Bamberger Evangelien-Kodex bid[illegible] gleichbedeutend mit farholen. Ebd. S. 48. darno, heimlich. Daher das Ital. *indarno.* Engl. *darn*, *dark*, *darken*, *darknes.*

53) Auf ähnliche Homerische Weise wird in den Heimonskindern, nach der älteren Deutschen Übersetzung, bei einem Kampf zwischen

Stelle in der Nordischen Fabel, und in der Wilk. S. ganz, sie erscheinen dort aber früher, da Loke das Gold von den schwarzen Zwergen und Andvarn (Alberich, Eugel) holt, so daſs sie auch hier, wie in dem Liede, die ursprünglichen Besitzer des Goldes sind; wie sie denn überall als künstliche, kluge und reiche Bewohner der Berge vorgestellt werden. Noch mehr, Reigin heiſst in der Nornag. Sag. K. 3. und in den Eddaischen Liedern (S. 56.) ausdrücklich ein Zwerg („dvergr af vöxt") und ein Zauberer („fiolkunnugur"), wie sein Vater und seine sich verwandelnden Brüder.

Das Deutsche Lied, welches alles so sehr vertheilt, hat sogar noch zwei Drachenkämpfe; dergleichen auch die Wilk. S. annehmen lieſse, wenn Reigin und Fafner nicht so offenbar eins wären. So sind denn hier auch gewiſs die beiden Drachen eins, und nur, wie der Schmidt von den Brüdern und dem Hort, ist auch der erste Drache ganz davon getrennt und ein zweiter, bei welchem diese vorkommen, hinzu gefügt. Dann muſs hier der eine Drache, ja ein ganzes Drachennest (Str. 8.), auch Siegfrieden noch hörnen machen, damit er dem andern darnach die Königstochter absiegen kann. Von beidem aber weiſs die Nordische Fabel nichts. Siegfried gewinnt bloſs von dem gebratenen Herzen Fafners die Vogelsprache zur Warnung und inneren Verwahrung, und wird nicht hörnen; demnach auch ohne Verrath einer verwundbaren Stelle, und nicht auf der Jagd 54), und im Wettlauf zum

---

Reinhart und Roland durch Gottes Wunder ein Nebel um sie verbreitet, der sie scheidet. — Von der Nebelkappe als wirklichem Kleidungsstück, vgl. Fischart, aller Praktik Groſsmutter, C. v. „wie die Narren vmb Fastnacht, in letze beltz vnd Nebelkappen vern(m)ummen, keins glantz nicht achten." Also, Maske.

54) Hierüber verweiset die Nornagest-Saga, K. 8., ausdrücklich, als auf

zum Brunnen, sondern von dem durch Schlangen- und Wolfsfleisch dazu ergrimmten Guttormur in seinem Bette erschlagen. Dieser Mythus hat mehr altorientalische Farbe, so wie, daſs es hier überhaupt mehr auf bedeutsame Lehre und Weisheit, Wunder und Zauberkunde ausgeht: dergleichen Siegfrieds Gespräch mit Griper und Fafner; Fafners Warnung und Weissagung; dann Brunhilds, wie früher Reigins, Unterweisung in den Runen; der Zaubertrank, der ihn Brunhilden vergessen macht. Dazu die Verwandlungen und das Goldlager, welches Siegfried, trotz des ihm verkündigten daran haftenden alten Fluches, so frohgemuth davon führt. So ist denn auch der Held im Norden besonders durch diesen Sieg berühmt geworden, und hat davon den beständigen Beinamen Fafnismörder („Fafnisbane“), wie Hermes den des Argosmörders 55), erhalten. Unter diesem Namen ist er dort also bekannt, wie bei uns unter dem des hörnen oder gehörnten.

Die Dichtung von diesem hier ist gewiſs nicht minder alt. Sie war der Heldenzeit natürlich, und gehört zu denen von den gefeiten Waffen, dämonischen Schwertern und Rossen, mit welchen wir sie hier auch verbunden sehen. Die Ähnlichkeit mit dem Achilles bietet sich leicht dar, und es mag wohl ein uralter Zusammenhang obwalten; zumal da auch der älteste und berühmteste Held der Persischen Geschichte, Rostem 56), einen

---

Abweichung der Deutschen Sage; sie setzt hinzu, die Schwalben („Igdunar“) sangen, Sigurd sei von Giuke's Söhnen auf dem Wege zu einem Dinge (Gericht) erschlagen: alle Sagen aber stimmten darin, daſs er wehrlos und treulos ermordet worden. Fast mit denselben Worten steht dieſs hier in den Eddischen Liedern, S. 51.

55) Das Griechische Ἀργειφόντη, v. φονὴ, φένω, φάνω, πέφνω, hat ohne Zweifel dieselbe Wurzel mit dem Nordischen Bane, Mord, Tod.

56) Oder Rostemsal, gewöhnlich Rustan; s. v. Hammers Schirin, Th. 2. S. 223. Bekanntlich ist diese Dichtung in den Altspanischen Ro-

ehernen, wider Hieb und Stich gefeiten Panzer trug, und deſshalb auch Achentem, Erzleib, genannt wurde. Die Deutsche Sage geht wirklich auf eine undurchdringliche Hornhaut vom Bestreichen mit dem im Feuer flüssig gewordenen Horn von Drachen und Gewürm (Str. 8—10.); eine Dichtung, die Verwandtschaft mit dem Horn- (Schuppen-) Panzer mehrer Riesen des Heldenbuches 57) hat. Die Nibelungen dagegen lassen Siegfrieden durch das Baden in dem Blute des Drachen hörnen werden (V. 411. 3611.); ebenso die Wilk. Saga (K. 146. 166. 319.) durch Bestreichen damit. In der Nordischen Fabel ist von diesem Blutbade etwa eine Andeutung in den Gruben, die Sigurd zum Abfluſs des Drachenblutes macht. Sonst hat diese Dichtung auch ähnliche im Heldenbuche von den durch Drachenblut gehärteten Waffen und Schwertern, z. B. der Brünne (Panzerhemde) Otnits 58), mit welcher in dem Liede die des Riesen verglichen wird (Str. 70.). Dieſs deutet zugleich darauf, daſs in der Wilk. S. Mimer eben diese Rüstung, welche er für den König Hertnit von Holmgard 59) gemacht, Siegfrieden zur Sühne schenkt. Es offenbart

---

manzen und Romanen, auch auf Roland übertragen, aber offenbar mehr nach antiken Vorbildern, da der gefeiete Roland, wie Achilles, nur in der Ferse verwundbar, endlich in der Roncevall-Schlacht von dem berüchtigten Bernardo del Carpio, in der Luft schwebend gehalten, erdrückt wird, wie Anteus vom Herkules. Vgl. Tiecks Don Quixote Th. 1. S. Die Dichtung ist noch übrig in dem Festmachen gegen Hieb und Stich und Schuſs.

57) Z. B. des Siegenot, Str. 69—71. Ebend. Str. 31. 33. 40. ist ein Wilder, in welchem ein Kraut verheilt ist, und an dessen haariger Haut das Schwert abgleitet.

58) Vgl. Ecken Ausfahrt, Str. 93. Deſsgleichen der Helm Siegenots, Str. 69.

59) Dieses Namens kommen hier vor: Hernit K. von Ryſsland, der einen Sohn Ilias hat, und Hernit, des Ilias Jarl v. Grekland Sohn, und

sich hiebei überhaupt ein merkwürdiger Zusammenhang Otnits mit Siegfrieden, deren nahe Blutsverwandtschaft oben (S. XXXIX.) schon vorkam, und jener erscheint gar sehr wie dieser, wenn er, auch von zwölf Mannes Stärke, von seinem eigentlichen Vater, Zwerg Elberich, nach einem Kampf mit ihm, aus einem Berge eben diese Rüstung erhält (wie Siegfried von Alberichen die Tarnkappe), und darin die ihn nicht erkennenden Mannen seiner Burg versucht (wie Siegfried Alberichen und den Riesen). In den Deutschen Gedichten gewinnt sonst diese berühmte Rüstung nach Otnits Mord durch den Wurm, Wolfdieterich, der ihn an diesem rächt, in der Höhle desselben, und nach Wolfdieterichs Tode kommt sie durch Ecken (siehe dessen Ausfahrt, Str. 21—24. 195—96.) an Dietrich von Bern, Wolfdietrichs Enkel, welcher auch manche Ähnlichkeit mit Siegfrieden hat. In dem Rosengartenliede (Str. 403—4.) wird von Siegfrieds undurchdringlichem Ringpanzer nur gesagt, daſs ihn Meister Eckenbrecht gemacht habe. Dieser möchte leicht der beſste von Mimers zwölf Schmiedegesellen Eckihard sein, mit welchem Siegfried den ersten Faustkampf hat, und deſshalb von Mimer auch an die Arbeit gestellt

---

Hertnid, des Osantrix (dessen Bruder jener Ilias) Sohn, K. der Wilkiner, d. i. wol der Wilzen, über deren Ruhm in Altdeutschen Liedern nur noch eine Stelle bei dem Marner (Maness. Samml. II. 176. b. „War komen si der Wilzzen diet“) zeugt, welcher aber eben zu dem Namen der Wilkina-Saga Anlaſs gegeben hat. Dieser letzte Hertnid ist eben der von Holmgard (Ruſsland), der berühmteste seines Namens, über welchen auch auf eine besondere weitläuftige Saga verwiesen wird (Kap. 331.). Er also hat auch wol vorzüglich mit unserm Otnit, ebenfalls Oheim eines Eligas von Reuſsen, Zusammenhang. Unser Heldenbuch erzählt zwar sehr Verschiedenes, aber die Dresdener Handschrift desselben, wo die Namen auch Ortnei, Ortneit, Illias und Alberich lauten, und das Gedicht von Dietrichs Flucht zu den Hennen, zeigt schon Abweichungen genug in der Altdeutschen Sage von ihm.

wird (Wilk. Sag. K. 145.). Hier, im Rosengartenliede, ist also über dem Horne (Str 405.), dessen Entstehung in Verbindung mit dem Drachenkampfe und dem Balmung (Str. 402—3.) ganz nach dem Liede gedacht scheint, noch ein Panzer; ja in dem ungedruckten Rosengartenliede, das auch den hörnen Siegfried und Balmung, zwar ohne nähere Beziehung hat, legt er sogar zwei Panzer darüber an. In beiden Liedern (in jenem Str. 441.) wird zuletzt, bei dem Zweikampfe Siegfrieds und Dietrichs, das Horn durch des letzten flammensprühenden Zornathem erweicht 60). Die Nordische Fabel hat doch auch eine Andeutung hierauf in der Goldbrünne (Vols. Sag. K. 28. „Gullbrinjuna“), welche Siegfried, sammt dem Schwert Hrotta und dem Ägishelm, in Fafners Hort findet. Das Altdänische Lied von Brunhild und Siegfrieds Tod, welches sich überhaupt näher an der Nordischen Fabel hält, spricht nur von seinem eisenharten Hals (Halsberg?) und läſst ihm seinen Ringpanzer ableihen, um ihn tödten zu können 61). Und in einem der Kämpe-Viser (Th. I. Nr. 6.), so wie in dem bei dem ersten Liede von Grimilds Bluthochzeit ebendaselbst gegebenen Auszug der alten Kronik von Hven, heiſst Siegfried auch Sigfred **Horn**, zwar ohne weiteres 62). Die Wilk. S.

---

60) Eben so im Siegenot, Str. 79. 81. 82. Vergl. Pantheon, Bd. 2. S. 154.

61) Vgl. meine Übersetzung desselben aus den Elskovsviser, Str. 4. und Einleitung dazu im Pantheon, Bd. 3.

62) S. Pantheon, Bd. 2. S. 153. Hier wird auch erzählt, daſs Volker ein **Horn** voll Blut austrank. — Daſs die Altenglische Romanze von ***Horn-child*** und ***Maid Rimenild*** mit dem **hörnen** Siegfried, dem Sigelinden **Kind** (Sigurd **Svein**, Sivard snaren **Swend**) und **Chriemhild**, schwerlich in irgend einer Verbindung steht, zeigt J. Grimms Analyse derselben im Museum für Altd. Lit. u. Kunst, Bd. 2. Nr. 9. Der Name bezieht sich ausdrücklich nur auf ein

verschmelzt wiederum beide Fabeln, indem sie Siegfrieden durch das zur Speise gekochte Schlangenfleisch von den Vögeln Mimers Verbrüderung mit der Schlange und die Warnung vor ihm vernehmen läſst. In Ansehung der verwundbaren Stelle, daſs Siegfried bei dem Bestreichen nicht zwischen die Schultern reichte, scheint das Lied (Str. 11.) mit ihr zu stimmen. Die Nibelungen haben eine kleine Veränderung darin, daſs bei dem Bade im Blute des Lindwurms, dessen Lager wol, wie in dem Liede (Str. 6—7.) unter einer Linde gedacht wird 63), ein Lindenblatt zwischen den Schultern beklebt und so die Verhörnung gehindert habe 64).

In der Nordischen Erzählung reitet Siegfried südlich gen Frankenland auf Hindarfiall (Hindarberg) 65) in die von himmel-

---

Trinkhorn. — Die Anklänge in der Fabel des Tristan habe ich in dem Buch der Liebe, Vorr. S. XV. bemerkt.

63) Vgl. im Glossar zu den Nibel. Lindwurm.

64) Das Lied (Str. 178.) und die Wilk. Sag. Kap. 323. stimmen auch darin, daſs er zwischen den Schultern erstochen wurde, sich bückend über einem Brunnen. Das letzte ist auch in den Nibel. V. 3937., also auch hier jene Stelle die verwundbare, und V. 3623. die Lesart der Münchener und ersten H. Emser Hds. herz für herte gewiſs unrichtig. Das letzte alte Wort bezeichnet den obern harten Theil des Leibes überhaupt, davon denn auch Herz im Gegensatz der Weichen (Bauch), und ist dasselbe in der Wilk. Sag. K. 146. „a milli herdanna" (Schwed. „emillan hardarne"). V. 3939. und 3946 ist aber herz richtig, da das Sper durch die Schultern bis zum Herzen dringt. In der Wilk. Sag. K. 323. fährt es sogar durch das Herz wieder vorn aus der Brust: „Geggnum (spiot) imilli herda Sigurdi Sveini at stendur i gegnum hans hiarta oc ut umm briostid."

65) Suhm, I. 405. merkt hiebei an: Bei Feldberg in Hessen, ungefähr 2 Meilen nordwestlich von Frankfurt, findet man einen Brunhilden-Stein, der schon in Urkunden v. J. 1043. und 1221. vorkömmt. S. Elia Neuhofs Nachricht von den Alterthümern bei Homburg vor der

hoher Lohe („Waſurloga“) umflammte Burg der zwölfjährigen, ganz geharnischten Walkyrine 66) Brunhild, einer Tochter Budle's, von dem nach dem älteren Budle, Halfdans Sohn, benannten Geschlecht der Budlungen; er erweckt diese dadurch aus dem Zauberschlafe, in welchen sie Odin mit einer Lanze 67) versenkt hat, weil sie in einem Kampfe zweier Könige, auf Agnars, Aude's Bruders, Seite, den alten Hialmgunnar, welchem Odin Sieg versprochen, gefällt 68). Sie lehrt Siegfrieden die Runen und gute Sittensprüche, warnt ihn vor seinen Verwandten, verlobt sich jedoch mit ihm. Siegfried kommt darauf zu Heimer, dessen Gemahlinn Beckhild 69), eine Schwester Brunhilds ist, findet diese, Heimers Pflegetochter, hier, nach einer Jagd, auf einsamen Schlosse wieder, seine Heldenthaten, den Drachenkampf ff. wirkend; er verlobt sich abermals mit ihr, obgleich sie ihm seine Vermählung mit Gudruna verkündigt. Er kehrt darauf heim zu den Seinen und verweilt dort einige Zeit. — Damals blühte südlich am Rhein das Reich der

---

Hohe, 8. S. 6—8.; *Johannis rer. Mgunt. T. II. p.* 514; *Gudeni Cod. Diplom. T. I. p.* 479.

66) Diesen Namen der Nordischen Kriegsgöttinnen führten auch die kriegerischen Jungfrauen des Nordens, auch Schildmägde („Skialdmör“) genannt.

67) Vergl. im Glossar zu meiner Übersetzung der Nibelungen: Entschweben.

68) Beide sind sonst ganz unbekannt; vielleicht ist der erste aber der König von Garda (Gardareich, Ruſsland), neben welchem gekämpft zu haben, sie sich rühmt, bei der dritten Zusammenkunft mit Siegfried, in Gunnars Gestalt.

69) Sie hieſs so, weil sie stäts über weibliche Arbeit saſs, von Beckr, Bank; im Gegensatz der streitbaren Brunhild, von Brünne, Harnisch; vergl. das Glossar zu meiner Übersetzung der Nibelungen. Dasselbe wird von zwei Schwestern desselben Namens erzählt in der Asmunds-Saga. *Torf. I.* 312.

Niflungen oder Giukungen, Giuke's, und seiner und Grimhilds, einer Gothin, Söhne, Gunnar, Hogne und Guttormur. Ihre Schwester, die schöne Gudruna, hat ängstliche Träume, auch von einem schönen Falken, den eine ihrer Jungfrauen auf einen Königssohn deutet, der um sie werben werde. Gudruna fährt aber zu Brunhild, sie deſshalb zu befragen, und beginnt mit ihr einen Wettstreit über den Preis der damals lebenden Helden 70), worin sie ihre Brüder und Brunhild Siegfrieden erhebt (das Vorbild des nachherigen ernstlichen Streites); zuletzt erzählt sie den Traum, wie sie einen herrlichen Hirsch gefangen, den Brunhilds Pfeil getödtet, und ihr dafür einen jungen Wolf gegeben, der sie mit Blut besudelt habe. Brunhild weissagt ihr und Siegfrieds Geschick. — Dieser kommt mit seinem Hort zu Giuke, verweilt hier, und Grimhild, welche seine Liebe zu Brunhild und Besuche bei ihr weiſs, giebt ihm einen Zaubertrank, der ihn ihrer vergessen macht 71): worauf er sich mit Gudruna vermählt und mit ihren Brüdern Stallbrüderschaft 72) trinkt. Er erhält einen

---

70) Zuerst preist Brunhild die Söhne Hake's und Hagbards, worauf Gudruna erwiedert, daſs Sigurd deren Schwester entführt und Viele den Flammen geopfert habe, was noch ungerächt geblieben. Es scheint hier Siegfried gemeint, obgleich diese Geschichte sonst unbekannt ist. Berühmter ist die Geschichte Hagbards, des Norw. Königs Amund Sohn, welcher bei seiner Geliebten Signe, Tochter König Sigars (Siggeirs, des Siglingen Vater) gefangen und gehängt wurde, während Signe sich verbrannte. Hake rächte seinen Bruder an Sigar. Suhm, I. 234—43. Eine neuere mannichfaltig abweichende Darstellung dieser Geschichte, enthält gleich das erste Lied der Elskovsviser, von Habur und Signild.

71) Solchen Zaubertrank meinten wol die Aul- (Bier-) Runen, vor welchem Brunhild auch Siegfrieden warnte.

72) Diese geschah so, daſs die Gesellen ihr Blut in einem Becher vermischten, zusammen davon tranken und sich Treue bis in den Tod gelobten. Suhm, II. 119—20.

Theil des Reiches zur Aussteuer und thut mit seinen Schwägern manche Heerfahrt 73). Der Dänenkönig, Sigurd Hring, foderte

---

73) Den ganzen folgenden Krieg erzählt nun Nornagest (Kap. 6.), und zwar also, daſs er selber in Sigurds, Sigmunds Sohns Gefolge, Theil daran genommen habe. — Sigurd Hring, ein mächtiger Schwedischer König, gewann durch die berühmte Schlacht auf Bravalla-Heide (in Schweden) gegen den Dänischen König Harald Hildetan, zu welcher sich beide Theile 7 Jahre lang rüsteten, und worin alle berühmteste Nordische Helden jener Zeit mitfochten und zum gröſsten Theil fielen, das zum Preis gesetzte Reich des Besiegten, und wurde der mächtigste König im Norden. Den hiedurch entstehenden Anachronismus (die Bravalla-Schlacht setzt Suhm auf 735.) hebt Suhm, II. 280—92., dadurch, daſs er den Sigurd, welcher hier gegen die Gandalfinger ficht (nach Suhm i. J. 740.), zu einem spätern König dieses Namens von Hunsingow im Groningenschen macht (vgl. Anmerk. 35.), und erzählt noch weiter, daſs der Schleſswigische König Siwald, mit seinem Schwiegersohn Othar, Sigurden beigestanden, und daſs der Kampf schon 3 Tage gewährt habe, bis Othar Regnalden, welcher den Groſsvater seiner Gemahlinn, Namens Hogne, erschlagen, tödtete, und Sigurd Starkoddern verwundete, worauf 40 tapfere Schwedische Kämpfer die Flucht ergriffen haben. Suhm macht diesen Sigurd, wie den früheren, zu einem König von Hunsingow im Groningenschen, aus dem Stamm der Wolsungen und mit den Niflungen verwandt, (welche letzten er aber bei dieser Geschichte übergeht und nur noch ihren später, zur Zeit der Karolinger einzeln vorkommenden Namen bemerkt), und giebt ihm ebenfalls eine Hiordisa zur Mutter (den Vater nennt er nicht), welche sich zum zweitenmal mit Alf, dem Sohn Hialpreks, Königs von Thye, bei Wendsyssel, vermählt habe; dagegen er bei der ältern Hiordysa nichts hievon erwähnt, und bloſs den Reigin als Sigurds Pflegevater aufführt (I. 401.). Jenes späteren Sigurd Tochter Aslauga ist ihm dann die Gemahlin Ragnar Lodbroks (vgl. Anmerk. 30.), obgleich er auch dem älteren Sigurd eine Tochter gleiches Namens läſst. — Diese Erklärungsart der Sagengeschichte durch Verdoppelung der Personen, ist aber auch hier wol zu weit getrieben, und man muſs gewiſs mehr der sich fortlaufend oder erneuend verändernden Dichtung zuschreiben: denn ganze gleichnamige Verwandtschaften wiederholen sich in der Geschichte doch nicht leicht.

durch die Söhne Gandalfs, seiner Frauen Brüder, Zins von den Giukungen, und da dieser verweigert wurde, einen Kampf auf der Gränze. Die Giukungen mit Siegfried schifften nördlich nach Holsetuland (Holstein) und landeten bei Jarnamodir 74), wohin die Gandalfingen von Norden her schifften. Sigurd Hring selber, schon sehr alt, vertrieb damals die in Schweden eingefallenen Kuren und Kwännen (Finnen). Die Schlacht war heiſs, und Siegfried focht mit Starkvadur, Storwerks Sohn, aus Fenhring in Norwegen 75), einem Riesen, der, da er seinen Namen hörte, entfliehen wollte, dem aber Siegfried mit dem Gefäſse Grams zwei Backzähne ausstieſs 76); worauf die Gandalfingen gänzlich in die

---

74) Suhm, II. 289., sucht diesen Ort, der nun ohne Zweifel vom Meere weggespült sei, eher im Dietmarsischen; wenn es nicht etwa, nach einer Vermuthung in dem Danischen Atlas, Bd. 7. S. 23., die Mündung der Treene ist, weil ehmals ein Wald Namens Jarnwith daran lag.

75) Diesen erklärt Suhm, II. 291., für den dritten und letzten Stärkodder, und denselben, der in der Bravalla-Schlacht mitgefochten und ein Lied davon gemacht (S. 270. 282.). *Torfaeus*, *I.* 451. 453., unterscheidet aber beide. Bald nach jener schimpflichen Besiegung durch Sigurd, erzählt Nornagest, Kap. 7., sei die Nachricht von Starkads schändlicher Ermordung des Königs Armod im Bade, gekommen. — Die Insel Fenhring liegt bei Bergen und heiſst noch so. — Dieser Nordische Held scheint zu Fischarts Zeit auch in Deutschland bekannt gewesen zu sein, da in der Geschichtsklitterung, Kap. 28., neben „Hornenseifrige Wurmstecher“ auch „Starckarterisch Degen“ genannt werden. Vgl Mus. für Altd. Lit. I. 310.

76) Nornagest setzt hinzu, daſs er selber einen von diesen Zähnen mitgenommen habe, welcher noch an einem Glockenstrang in Dannemark zu sehen sei und 7 „Aura“ (übersetzt Torfäus durch *unciae*) wiege. — Nornagest hat noch ähnliche Raritäten von Sigurden: nämlich, als er, nach der Heimkehr, einst mit ihm zu einer Versammlung („Stafna“; vgl. Suhm, II. 197.) geritten, sei Sigurds Roſs in einen Sumpf gerathen und habe sich mit solcher Anstrengung wieder

Flucht geschlagen wurden. — Siegfried gab Gudrunen die übrige Hälfte von Fafners Herzen, wodurch sie grimmiger wurde. Sie gebar ihm einen Sohn Siegmund. Giuke hatte früher schon für Gunnar, oder einen seiner Söhne, Brunhilden von ihrem Vater Budle mit Heeresmacht vergeblich zur Gemahlinn verlangt. Jetzt, auf Grimhilds Rath, wirbt Gunnar, mit Siegfried, abermals bei Budle 77) um Brunhild, welcher sie an diese weiset. Sie reiten drauf zu Heimer in Hlindale, der ihnen ihre Flammenburg in der Nähe zeigt. Gunnar ritt auf Gota, Hogne auf Holkne; Gota 78) scheute vor dem Feuer, und Gunnar bat um Sigurds Grane, der ihn aber nicht vertragen wollte. Siegfried vertauschte also mit Gunnar die Gestalt 79) und sprengte durch die Wafurloga, welche sogleich erlosch. Er warb als Gunnar bei Brunhild, welche zweifelnd und nur durch ihr Wort (dem, der die Flamme durchreite, ihre Hand zu geben) gedrungen einwilligte. Er theilte drei Nächte lang ihr Bette, legte aber den Gram zwischen sie beide: so wolle es sein Verhängniſs. Drauf kehrte er durch die Flammen zu seinen Gefährten zurück, nahm seine Gestalt wieder an

---

heraus arbeiten müssen, daſs der Brustgurt zersprungen und die goldene Schnalle zur Erde gefallen sei; er habe sie aufgehoben, Sigurd sie ihm aber geschenkt. Zugleich habe er ein Haar aus dem Schweife des Rosses gezogen. Beides zeigte Nornagest vor, und das Gold wurde für das lauterste und trefflichste erkannt, und gewann ihm als solches eine Wette; das Haar aber war 7 Ellen („Alna") lang. Vgl. Anmerk. 24.

77) Die jüngere Edda, Kap. 73., läſst sie bloſs bei Atle, Brunhildens Bruder, werben.

78) Eine Variante der jüngern Edda hat zwar auch „Gote", der Text aber „Gion".

79) Dies kommt in den Nordischen Fabeln häufig vor, und hängt mit der ebendaselbst gangbaren Idee von der Seelenwanderung zusammen. Vergl. auch den Roman von Merlin, in Fr. Schlegels Samml. alter romant. Dichtungen, Th. 1. S. 189.

und ritt fröhlich mit ihnen heim. Brunhild gab nun ihre und Siegfrieds Tochter Aslauga 80) in Heimers Pflege und zog zu ihrem Vater. Drauf wurde Gunnars Hochzeit mit Brunhild prächtig vollzogen, zu welcher auch Budle, Atle (ihr Bruder) und Heimer kamen. Jetzo gedachte Siegfried seines Eides, verbarg es aber. — Eines Tages, als Gudruna und Brunhild an den Rhein gingen, ihr Haar zu waschen, erhub sich ihr Zank über den Vortritt, und darauf über den Vorrang ihrer Männer. Gudruna bezeugte durch einen Ring, daſs Siegfried Brunhilds Magdthum gewonnen. Brunhild verstummte und sann auf Rache. Vergebens suchen Gudruna und Siegfried sie zu besänftigen; der erkannte Vorzug des letzten macht ihn ihrer Rache um so würdiger, und die Erinnerung, daſs die Giukungen den tapfern Bruder Budle's (ihren Oheim) erschlagen 81), machte ihr Gunnarn noch verhaſster, und sie schalt auf ihn, als einen Feigen, und auf Grimhild als die Stifterin dieses Unheils, und wollte Gunnarn tödten. Hogne band sie; Gunnar befreite sie, aber sie schmähte von neuem, und lag dann sieben Tage in todtenähnlicher Erstarrung, ohne auf eine Frage zu antworten. Siegfried, von der Jagd kommend, bringt sie zwar zum sprechen, aber nur von ihrer Liebe und ihrer Rache, und beide erkennen und beklagen ihr unvermeidliches Geschick. Brunhild verlangt von Gunnar Siegfrieds

---

80) Die beiden Edden, obgleich sie einen vertrauten Umgang zwischen Sigurd und Brunhild auch voraussetzen lassen, wissen jedoch nichts von dieser ihrer Tochter, so wenig als von deren Vermählung mit Ragnar Lodbrok. Vgl. Anmerk. 30.

81) Wie dieser heiſst, und bei welcher Gelegenheit, ist ganz unbekannt, schwerlich etwa bei der ersten Werbung um Brunhild. Eben so unbekannt ist der Dänenkönig, dessen Fall durch die Giukungen Sigurd auch gedenkt; wenn nicht etwa die Schlacht mit den Gandalfingern gemeint ist.

und seines Sohnes Tod; Hogne widerräth, Gunnar aber dringt darauf, und der jüngere Bruder Guttormur, der nicht mit in der Stallbrüderschaft, wird durch Verheiſsung eines Theils des Reichs dazu gereizt, und durch Schlangen- und Wolfsfleisch, und Brühe von Geierfleisch grimmig gemacht. Dennoch wich Guttormur zweimal vor Siegfrieds leuchtenden Augen 82) von seinem Bette; erst zum dritten, da er ihn schlafend fand, durchstieſs er ihn. Siegfried erwacht, warf den Mörder noch unter der Thür mitten durch, so daſs Haupt und Hände im Zimmer blieben. Gudruna, neben dem blutenden Gemahl, erwachte zum Jammer. Siegfried tröstete sie, beklagte aber sein Söhnlein, und schalt die treulosen mörderischen Verwandten; darauf starb er. Brunhild frohlockte und verkündigte nun Gunnarn die Strafe seines Treubruchs: sie wolle aber dem Geliebten treu bleiben bis in den Tod, und durchborte sich mit einem Schwert die Seite. Sterbend weissagte sie noch das Geschick Gudruna's und ihrer und Siegfrieds Tochter Svanhilda, deſsgleichen Oddruna's, Atle's, Gunnars, und die Vertilgung von Siegfrieds ganzem Geschlechte 83). Sie ordnete dann ihre Bestattung an und fuhr auf prächtigem Wagen zum Scheiterhaufen. Am Wege saſs ein scheuſsliches Riesenweib vor ihrer Höhle und schmähte mit harten Worten die vorüberziehende Brunhild,

---

82) Diese Eigenschaft und deren Wirkung wiederholt sich in dem tragischen Geschick Svanhilda's, der Tochter Sigurds und Gudruna's, indem selbst Rosse, welche sie zertreten sollten, vor ihren glänzenden Augen zurück wichen, so daſs sie verhüllt werden muſsten. Auch hieſs einer von Aslauga's und Ragnars Söhnen Sigurd „Ormioga" (Schlangenauge).

83) So die Edda, welche von Aslauga nichts weiſs (vgl. Anmerk. 80.). Die Vols. S. scheint aber der Giukungen und besonders nur Gudruna's Nachkommenschaft zu meinen, da sonst hier noch Niflung, Hogne's Sohn, übrig bleibt.

welche sich aber durch das Verhängniſs entschuldigte. Dann bestieg sie den flammenden Holzstoſs, auf welchem auch Siegfrieds dreijähriger Sohn, der mit ihm erschlagen worden, und Guttorm, deſsgleichen acht ihrer Diener und fünf Dienerinnen, mit ihr verbrannt wurden: neben ihr lag Siegfrieds Leichnam mit vier Mannen und zwei Habichten, und das Schwert, wie bei jener Vermählung, zwischen ihm und ihr 84). Gunnar und Hogne bemächtigten sich des Hortes sammt dem Andvarsringe. Gudruna aber erstarrte in Schmerz, und vergebens suchte die Hunische Königin 85) durch ihr Beispiel, daſs ihr drei Söhne im Kampf und beide Ältern und vier Brüder in Gefangenschaft gefallen, zu trösten; nur ihre Schwester Gullrond vermag durch Liebkosungen ihren Schmerz zu lösen und ihr Thränen zu entlocken. Sie klagte nun über den edlen Helden, den auch sein Roſs betrauerte, und entfloh in wilde Wälder, den Tod suchend. Nach fünftägiger Wanderung kam sie zu König Hialfrek, und verweilte bei Thora, Hakons Tochter, über drei Jahre, und wirkte hier in einem Gewebe die Thaten Hunischer Helden, Siegmunds Flotte und seinen Kampf mit Siggeir auf Five 86).

Die Wilk. Saga (K. 148.) hält sich ziemlich nahe hieran: Siegfried geht, nach Mimers Enthauptung, zu Brunhild nach Segard, gen Süden an den Bergen (K. 17. 205.); hier, anstatt der Flammenwehr und des Zauberschlaſs, dringt er nur mit Gewalt und Todtschlag in die Burg, und fodert das ihm von Mimer noch

---

84) Diese Art der Bestattung deutet auf ein hohes Alterthum, und beweiset abermals Gemeinsames in Orientalischer und Germanischer Sitte.

85) Diese wird nicht naher bezeichnet.

86) Die Vols. S. hat „Frone“.

versprochene Roſs Grane 87), welches er auch erhält. Die Erwerbung dieses Rosses ist hier nur versetzt, und konnte es, da bei der Erlegung des Drachen Reigin von keinem Hort die Rede ist, dagegen in der Nordischen Fabel Siegfried das sogar darnach Grane's Bürde 88) benannte Gold darauf mit sich führt. In der Deutschen Dichtung fehlt das namhafte Roſs ganz 89). Die Wilk. Saga hat, wie die Nibelungen, nichts von der früheren Geschichte Brunhilds. Diese sagt hier noch Siegfrieden seine Abkunft, wie Engel (Str. 48.); mehr Spur ist auch nicht von ihrem Unterricht Siegfrieds in den Runen und sonst in weisen und klugen Lehren: nur die Befolgung der einen, an keinem Ort länger als eine Nacht zu bleiben (K. 149.), verräth sie noch; und im Allgemeinen wird von ihr gesagt (K. 17.), daſs ihre Weisheit, wie Schönheit und Reichthum, in manchen Zungen beschrieben worden. Auch ohne sich mit ihr zu verloben, reitet Siegfried fürder zu Isung in Bertangaland, und später (K. 204.) zu den Niflungen, vermählt sich mit Chriemhild, und verhilft dann Gunnarn zu Brunhilden (K. 205—8.), wobei erst wieder ihre frühere Verlobung mit Siegfried zum Vorschein kommt (wie oben Fafner). — Das Lied der Elskovs-Viser macht aus Brunhilds Flammenburg einen Glas-

---

87) Man sieht nicht recht ein, warum Brunhild Mimers Versprechen erfüllen muſs. Es bezieht sich aber wahrscheinlich auf Studas, der dort in einer ihr vormals gehörigen Gegend besonders treffliche Stutereien hatte, und daraus seinem Sohne, dem tückischen Heime (vgl. das Rosengartenlied und Alpharts Tod) das gute Roſs Rispa gab. Kap. 17. Die Art, wie Siegfried hier den Grane einfangt, ist auch verändert: in der Vols. S. hilft ihm Odin dabei; es stammt von dessen Sleipner und ist grau.

88) Vgl. oben S. VIII.

89) In der Wilk. S., Kap. 333., schenkt Gunnar bei Attila's und Grimilds Hochzeit den Grane an Thidrik.

berg (Glarbierg) 90), welchen nur Siegfrieds Roſs erklimmt, und deutet darin noch etwas mehr das Vorhergegangene und die Verzauberung an. Siegfried befreit sie, verlobt sich mit ihr, verheiſst sie dann aber seinem Stallbruder Nielus (Gunther); Signe, welche ihr dieſs entdeckt, und sie ihre Schwester nennt, scheint ihre Schwägerin (Gudruna, Chriemhild). Brunhild legt sich krank, fodert von Gunther Siegfrieds Herzblut: Gunther tödtet seinen treuen Stallbruder, aber dann aus Reue auch Brunhilden und sich selbst. Dieser von der Nordischen Fabel abweichende Schluſs erinnert an den der Nibelungen, wo Hildebrand Chriemhilden, nach Gunthers und Hagene's Ermordung, niederhaut. — Die drei Lieder der Kämpe-Viser, welche besonders nur Chriemhilds Rache an ihren Brüdern zum Gegenstand haben, und kaum (nur in dem zweiten) den Grund derselben, Sigfreds Ermordung durch jene, andeuten, gedenken der Brunhild gar nicht. In einem andern Liede dieser Sammlung aber (Th. 1. Nr. 6.) von einer Riesenhochzeit, wo alle berühmte Recken des Heldenbuchs vorkommen, Wittich, Hildebrand, Folker Spielmann und Sigfred Horn, und Sivard snaren Svend der Braut vorreitet, läſst Grimild, sie zu schmücken, ihr Füſse und Hände mit Eisen beschlagen und die Finger mit Stahl umschmieden, und Brynial schneidet ihr vor und schenkt ein 91). Mehr hieher gehörige Züge bieten diese rhapsodischen

---

90) In dem alten Liede von eiteln unmöglichen Dingen, in Viethens Ditmarsischer Kronik, S. 110., deſsgleichen in Joh. Neokorus handschriftl. Ditm. Kron., kommt unter andern auch vor:

So schalst du my de Glasenburg
Mit eenen Perd op rieden.

Auch in andern Mährchen finden sich solche Glaſsberge.

91) Die Riesenbraut ist ein Meerweib: sie säuft 7 Tonnen Äle und friſst 15 Ochsen und 20 Schweine; man muſs 15 Ellen weit aus der Mauer bauen, um sie in den Saal zu bringen, und die Steinbank

Lieder nicht dar. — In den Nibelungen werden, wie bemerkt, die bisherigen Abentheuer Siegfrieds nur episodisch eingeführt, und bei aller ächtepischen Ausbreitung, ist doch Chriemhild darin die eigentliche Hauptperson, daher auch das Gedicht mit ihr und ihrer Abstammung beginnt, und sogleich mit ihrem Tode, fast unbefriedigend, schlieſst 92). Ihr Vater ist der Burgundenkönig Dankrat zu Worms, und Gunther, Gernot und Giselher sind ihre Brüder. Den Anfang macht ein ängstlicher Traum, welchen Chriemhild ihrer Mutter Ute erzählt: wie zween Adler ihr einen schönen Falken erwürgt; und welchen die Mutter ihr auf den künftigen Mann deutet, auf den sie daher verzichten will. Dieser Traum ist offenbar derselbe, welchen sich Gudruna (Chriemhild), in der Nordischen Darstellung von Bronhild deuten läſst. Es folgt dann Siegfrieds edle Abkunft und ritterliche Jugend, und wie er auf den Ruf von Chriemhilds Schönheit und Stolz selbzwölfter hinzieht, die Werbung heldenmäſsig mit einer Ausfoderung Gunthers um ihr beider Land beginnt, aber durch Giselher versöhnt, lange dort bleibt, ohne Chriemhilden zu sehen und um sie zu werben, und unterdeſs für Gunthern, den Dänenkönig Lüdegast und den Sachsenkönig Lüdeger, welche Zins von den Burgonden gefodert, in ihren Landen besiegt und sie gelangen bringt. Ein Kampf, welcher gar sehr dem gegen die Gandalfingen, nach der Nordischen Sage, entspricht. Siegfried sieht nur erst

---

sinkt unter ihr in die Erde. Die Hochzeit endigt fast, wie jene des Theseus durch die Zentauren und Lapithen: die ungefügen Recken, der kleinste 15 Ellen hoch unter'm Knie, beginnen ein Kampfspiel; Bänke und Tische tanzen mit, und das Feuer stiebt aus den Helmen.

92) Diese Anlage drückt sich auch in der Uberschrift der Münchener Handschrift: das Buch Chriemhilden, deutlich aus.

erst die schöne Chriemhild, welche ihn schon längst heimlich gesehen und geliebt, und erhält von Gunthern die Zusage ihrer Hand, wenn er ihm zu Brunhilden verhelfe. Siegfrieds frühere Bekanntschaft mit dieser verräth sich hier nur noch darin, daſs er den Weg zu ihr, ihr Land und ihre Sitte wohl weiſs, Gunthers Werbung um sie anordnet und leitet (V. 1333. ff.) und dort auch von ihrem Gesinde erkannt wird (V. 1659.). Auch Brunhilden ist er nicht fremd (V. 1678. ff.), und sie zeigt ein gewisses gröſseres Wohlgefallen an Siegfried, dessen Werbung für einen Andern sie zu verdrieſsen scheint (V. 1705. ff.); weſshalb sie denn auch sogleich auf Chriemhild eifersüchtig ist, als diese ihm zu Theil wird (V. 2485.), und den Betrug ahnet (V. 2504.). Die streitbare und übermenschlich starke Brunhild ist auch hier noch ganz eine Gestalt des Nordens, wo die Mannweiber, die kriegerischen, der Minne abholden Jungfrauen einheimisch sind; daher es auffallend, daſs dagegen dieser Karakter der Brunhild in den Altdänischen Liedern und noch mehr in der Wilk. S. so verwischt ist. Die Flammenmauer ist in den Nibel. eine vielumthürmte Burg Isenstein, auf der fernen Insel Isenland (V. 1551. 1629. 1685.); wodurch auch die Nordische Heimat Brunhilds, so wie ihr Verhältniſs zu Siegfrieden sich verräth: indem dessen frühere Abentheuer sich auch hieher ziehen, und er hier in der Nähe den von Riesen und Zwergen bewachten Hort und das Land der Nibelungen, Norwegen, besitzt (V. 1951. 2971.) 93). Die gewaffnet schlafende

---

93) Es ist wol kein Zweifel, daſs der Deutsche Dichter mit Isenland wirklich das ferne wunderbare Island, das damals, im 12 – 13ten Jahrhundert, für Deutschland aufzudämmern anfing, gemeint hat. Die Fahrt aus dem Rhein dahin innerhalb 12 Tagen (V. 1541.), zwar einer der beliebten Zahlen, ist nicht dagegen; dafür aber, die Nähe von Norwegen: wohin freilich der Dichter Boten von Worms in drei Wochen zu Lande reiten läſst (V. 2969.). Noch auf späte-

*****

Jungfrau, welche nur durch den kühnen Flammenritt gewonnen werden kann, kämpft hier wirklich (wie dort vorher gegen Odin) um ihre Minne, durch Lanzenwerfen, Steinwerfen und Springen. Es steht auch gewissermaſsen dieser erste Kampf, wo Siegfried in der Tarnkappe Gunthern Brunhilden besiegt, für Siegfrieds erste alleinige Durchsprengung der Flammenwehr, in der Nordischen Fabel, da Siegfrieds Bändigung der Jungfrau für Gunther, dem zweiten Ritt Siegfrieds durch die Wafurloga und Verlobung mit Brunhild, in Gunthers Namen und Gestalt, entspricht. Beide Kämpfe der Nibelungen geschehen, wie schon bemerkt, durch die Tarnkappe, welche dem Nordischen Gestaltentausch in dem zweiten näher ist, als die bloſse Verkleidung der Wilk. S. Diese hat den ersten Kampf gar nicht, und Siegfried besteht ihn nicht für Gunthern, um Chriemhilden, wie in den Nibelungen, sondern er hat diese schon vorher, und zwar durch Dietrichs Vermittelung, in dessen Heldenkreis er, nach Kämpfen, wovon in den Nibelungen keine Spur, die aber mit dem Rosengartenliede in Verbindung stehen, mit den Niflungen zusammenkommt. Die Werbung um Brunhild geschieht auf Siegfrieds Rath, und in Gesellschaft Gunthers, Hagene's (der auch hier, wie in der Nordischen Fabel, Gunthers Bruder, zwar Stiefbruder) und auch Dietrichs (welcher der wahre Mittelpunkt des Heldenbuchs der Wilk. S., und wofür in den Nibel. Dankwart), und geht friedlich ab, bis auf Brunhilds Vorwürfe über Siegfrieds Untreue. Beider anderweitige Zusammenkünfte und der Zaubertrank fehlen ganz, sammt den Absichten und dem magischen Karakter der Mutter der Niflungen, welche hier nur noch bei einem Traume (Nibel. V. 6051.) bedeutend

---

ren alten Karten findet man das, nur durch kleine Meeresarme vom festen Lande getrennte Norwegen und Schweden mit demselben verbunden.

wird. Hierin stimmt die Wilk. S. ganz mit den Nibel., wo jedoch Gunther nur auf den allgemeinen Ruf um Brunhild werben will, und man etwa in Siegfrieds Verläugnung seiner Person und Werbung für Gunther, als seinen Herrn (V. 1696.), wozu man keinen Grund sieht, noch den Vergessenheit bringenden Trank spüren möchte. Auch in dem Folgenden stimmt die Wilk. S. wieder mehr mit den Nibel., als mit der Nordischen Sage. Die Vermählung geschieht aber, wie in dieser, auf Brunhilds Burg, die in der Nähe gedacht ist, und ohne christliche Gebräuche (Nibel. V. 2589. ff.): Gunthers Schmach, in der Brautnacht gebunden von Brunhilden an einem Nagel zu hangen, ist dieselbe. Siegfried, dem er es auch hier gesteht, entdeckt ihm, daſs ihr die Stärke bloſs von ihrer Jungfrauschaft komme, und auf Gunthers Bitte, bändigt er sie und nimmt ihr diese wirklich: ein vertrautes Verhältniſs, das mit der Nordischen Sage stimmt; dagegen die Nibel., viel züchtiger, auf Gunthers ausdrückliche Bedingung (V. 2633.) sie nur für seine Umarmung bändigen lassen (V. 2729. ff.). Der Verlust des Magdthums hat aber in den Nibel. ebenfalls die Wirkung, daſs sie darnach nur noch das Weib (V. 2741. ff.) ist, und sie erscheint nicht mehr als die tragische Heldin, welche die Schmach nicht überleben will, und an dem durch ein höheres Geschick (den Zaubertrank) schuldlos, ihr ungetreuen und von ihr getrennten Geliebten sie rächend, sich doch im Tode mit ihm versöhnt und vereinigt. In den Nibel. und der Wilk. S. bleibt sie nur die stolze rachsüchtige Königin und überlebt nicht nur Siegfrieds, sondern auch noch der Nibelungen Ende (Klage, V. 3777. ff.) und kommt weiter nicht bedeutend vor. In der Wilk. S. bleibt Siegfried bei seinen Schwägern, wie in der Nordischen Fabel; diese theilen ihr Land mit ihm (K. 204.), und Brunhilds Eifersucht kommt erst zum Vorschein, da sie einst in den Speisesaal tritt und Chriemhilden schilt, daſs sie nicht vor ihr aufstehe, und auf Siegfrieden, den Jäger, schmähet; worauf jene sogleich ihre Schmach offenbart (K. 320.). In den Nibelungen ist, ungeachtet Siegfrieds und Brunhilds frühere Bekanntschaft fehlt, dieser Zank doch tiefer angelegt, in Brunhilds vorhin angedeutetem Neid auf Chriemhild über Siegfrieds Besitz, und der Ahnung, daſs nur dieser sie selbst errungen haben könne. Diese heimliche Eifersucht versteckt sich in dem Verdrusse, daſs Chriemhild, ihre königliche Schwägerin, einen von Gunthers Mannen, als wofür sich Siegfried selbst gegen sie ausgegeben (V. 1696), vermählt werde (V. 2493. ff.). Gunther scheint ihr durch die Eröffnung, daſs Siegfried selbst ein König sei (V. 2505. ff.), nur zu sagen, was sie sonst schon weiſs, kann sie also auch nicht damit beruhigen (V. 2509.), und sie behält den Vorwand, um ihm ihre Minne zu versagen (V. 2556.). Auch dringt sie noch darauf, daſs Gunther Siegfrieden, welcher das angebotene Erbtheil Chriemhilds nicht annehmend (V. 2779. ff.) in sein Land gezogen ist, dessen Krone ihm sein Vater Siegmund abgetreten, zum Vasallendienst lade (V. 2925—36.), und giebt Verlangen nach Chriemhilden vor (V. 2933. ff.). Eigentlich aber neidet sie nur Chriemhilden (V. 2910. 2918.), will Siegfrieden, nach welchem auch ihr Sohn genannt ist (V. 2888.), gern näher haben, und der Sache auf den Grund kommen (V. 2916.). Als die zu Gaste Geladenen, in Siegmunds Begleitung, gekommen, beginnt auch, beim Zuschauen von Ritterspielen, der Zank der Frauen über den Vorrang ihrer Männer, und Brunhild bleibt bei der Behauptung von Siegfrieds Vasallenschaft (V. 3298. ff.), und drauf folgt der Streit über den eigenen Vortritt beim Kirchgange, worin der christliche Dichter den alten Badegang verändert, und die Entdeckung des Betruges. In dem folgenden weicht die Wilk. Saga von den Nibelungen nur in einzelen Zügen ab: Brunhild geht Gunthern, der mit Hagen und Gernot von der Jagd kommt, klagend mit zerrissenen Kleidern entgegen. Gunther, und besonders Hagen, geloben Rache; alle verstellen sich, und Siegfried, der auf der Jagd ist, erfährt nichts von dem Zanke (K. 321.): dagegen er in den Nibel., von Gunthern, mit dem er gegenwärtig ist, aufgefodert, über seine Unschuld den Eid leistet (V. 3453.), und Chriemhilden für ihre Unart derbe züchtigt (V. 3590.); wobei Gunther sich beruhigt, nicht aber Brunhild, welcher der grimme Hagene besonders Rache gelobt (V. 3470. ff.), und sie anstellt, mit Ortwins, seines Schwestersohns, und Gernots Beistimmung (V. 3489. ff.), ungeachtet der freundliche Giselher dagegen redet (V. 3475. ff.) und Gunther ungern einwilligt (V. 3501. ff.). Die Verstellung, daſs Gunthern Fehde angekündigt wird, damit Siegfried sich zur Hülfe biete, und Hagene, unter dem Vorwande, ihn zu schützen, von Chriemhilden die verwundbare Stelle Siegfrieds erforscht und am Kleide mit einem Kreuz bezeichnen läſst, fehlt ganz in der Wilk. S., wo diese Stelle als bekannt vorausgesetzt ist, und es wird sogleich die Jagd angestellt (K. 323.). Auch Chriemhilds bedeutsame Träume (V. 3698. ff.) fehlen, und auf der Jagd erscheint Siegfried bei weitem nicht so glänzend, und es fehlen die schönen Ausführungen von Siegfrieds herrlichem Aufzuge (V. 3817. ff.), worin er, gleichsam wie ein Opfer, kurz vor seinem Falle, geschmückt wird; von den vielen Thieren, Löwen und Ure, die er erlegt; von dem derben Spaſs mit dem lebendig gefangenen und gebundenen Bären (eine Andeutung von den in dem Liede vom hörnen Siegfried, Str. 33., und dem Rosengartenliede, Str. 3., fast wörtlich gleichlautenden zwei Versen, daſs er die Löwen gefangen und mit den Schwänzen über die Mauer oder an die Bäume gehenkt habe; seine Jagdlust warf vorhin Brunhild auch Chriemhilden vor). Nur im allgemeinen wird er gepriesen, und nur ein Eber gejagt, den Hagen abfängt. Nicht den Wein läſst dieser fehlen, sondern die Speisen sind mehr gesalzen worden (K. 322.). Auch kein Wettlauf zu dem Brunnen wird gehalten. Sterbend schilt Siegfried die Mörder, wie in den Nibel. V. 3969. ff. Gunther preiset aber Hagens That und heiſst Chriemhilden den Todten bringen. Brunhild frohlockt ihnen entgegen und veranstaltet, daſs er zu der schlafenden Chriemhild gelegt wird, welche, aufgeschreckt, Wehe und Rache schreit. Hagen giebt vor, daſs ihn ein wildes Thier getödtet; Chriemhild beschuldigt aber ihn. Hier ist eine Annäherung zur Nordischen Fabel, wo Siegfried an ihrer Seite ermordet wird; dagegen in den Nibel. bloſs durch Hagene's Veranstaltung, ohne daſs Brunhild wieder thätig vorkommt, der Todte nur vor Chriemhilds Thüre gelegt, und gefunden wird, als sie zur Mette gehen will. Sie räth sogleich den Mord, da sein Schild nirgends zerhauen (V. 4062.; dasselbe sagt sie von seiner Rüstung in der Wilk. S.), und den Thäter (V. 4056.). Gunther giebt vor, daſs Räuber ihn erschlagen, aber das Blut des Todten (nach dem Bahrrecht) zeugt wieder ihn (V. 4191. ff.). Sie beschwichtigt Siegmunden und Siegfrieds Gefolge, das Rache will, und bestattet mit ihnen den Todten prächtig unter allgemeiner Klage. Auf ihrer Mutter und Giselhers Bitte bleibt sie dort, und kehrt nicht mit Siegmunden zu ihrem Kinde heim. Sie lebt fortan in Klage und christlicher Andacht, und versöhnt sich nicht wieder mit Brunhild (V. 4413. ff., vergl. V. 5953. ff.).

Das Lied von dem hörnen Siegfried, so freigebig, wie wir gesehen, es mit Drachen, so karg ist es mit den Frauen, und allem Anscheine nach sind hier Chriemhild und Brunhild, welche gar nicht vorkommt, in Einer Person verschmolzen. Es läſst sich denken, wie aus der Nordischen auf dem Flammenberge von dem heidnischen Odin verzauberten Brunhild, die von dem flammenspeienden teuflischen Drachen auf seinem Stein gefangene Chriemhild unsers Liedes entstanden; um so eher, da die Deutsche Dichtung überhaupt die ursprüngliche Verbindung des Drachen mit dem Hort fallen gelassen hat. Bei diesem auch in der Folge der Geschichte, nach der Deutschen Sage, berühmtesten Namen und der Einen Frau verblieb es denn in dem Liede, weil dieses nur ihre Befreiung und Vereinigung mit Siegfried zum eigentlichen Gegenstande hat, und das Übrige nur kurz andeutet. Der eigentliche Grund von Siegfrieds Ermordung, sein Verhältniſs zu Brunhild und der Zank der Königinnen, ist darin also auch gar nicht berührt, sondern (Str. 175. ff.) nur der Neid und Haſs seiner Schwäger angegeben. Es weiset durch den in der Wilk. S fehlenden Wettlauf (Str. 178.) näher auf die Nibel., so wie auch der Odenwald (Str. 177.) mit dem Speſshart derselben (V. 3883.) zusammenhängt. Über die verschiedenen Erzählungen von Siegfrieds Todesart ist schon oben geredet.

Noch sind aber mehre absichtlich übergangene Züge über den Hort nachzuholen. Dieser ist in der Nordischen Sage das eigentliche Grundgewicht des ganzen mächtigen Getriebes; Unheil und Verderben klebt an ihm durch den alten in dem kleinen Ring Andvars eingeschlossenen Fluch, an welchen sich das tragische, alles wie Schlangen umwindende Geschick ankettet. Die übrigen Sagen, welche, wie wir gesehen, den Hort erst bei den durch ihn entzweiten Brüdern und deren Vater anheben, zeigen doch noch einige Spuren hievon, besonders von dem Ringe. Diesen giebt in der Nordischen Siegfried bei der zweiten Verlobung Brunhilden, zieht ihr aber bei der Vermählung in Gunthers Gestalt, denselben wieder ab und vertauscht ihn mit einem anderen aus Fafne's Hort, ohne Zweifel, um jene Verlobung dadurch aufzulösen; und mit ihm zeugt Chriemhild (Gudruna) bei dem Zank 94). Die Wilk. S.

---

94) So nach der Vols. S.; nach der jüngern Edda, Fab. 74., giebt er ihr erst diesen Ring bei der Vermählung, in Gunthers Gestalt, und bei dem Zanke zeigt ihn Gudruna nicht, sondern deutet nur auf ihn, an Brunhilds Hand, hin.

und Nibel. haben zwar nicht diese Vertauschung, aber doch zieht Siegfried Brunhilden bei der Bändigung einen Ring ab, wozu die Nibel. noch einen Gürtel fügen, angebend, er möchte es nur aus Übermuth gethan haben (V. 2731—34.): mit beiden bewährt Chriemhild (V. 3402. ff.). Es wird in der Wilk. S. und den Nibel. zwar nicht gesagt, daſs dieser Ring zu dem Horte gehört habe, sondern in diesen (V. 3405.) nur als Eigenthum Brunhilds angesehen; er ist aber gewiſs derselbe und stiftet das ganze Unheil (Vergl. V. 2752.). Er kömmt nachher nur noch in der Nordischen Sage vor, wo ihn Chriemhilds Brüder in dem Hort, dessen sie sich sogleich nach Siegfrieds Tod bemächtigen, finden und auch beide seinen Fluch erfahren. Ebenso ist es mit diesem Horte selber. Die Nordische Fabel läſst erst noch den Guttorm dadurch von seinen Brüdern auf Siegfrieds Mord reizen, welcher auf der Stelle an ihm gerächt wird, und macht ihn dann, nach Etzels (Atle's) Vermählung mit Chriemhild, zum Gegenstand der Habsucht von jenem, der deſshalb seine Schwäger verrätherisch, unter Erbieten der Reichsverwesung für seine Söhne, zu sich ladet: diese aber versenken vor der Abfahrt den Schatz in den Rhein. Da sie nach furchtbaren Kämpfen gefangen werden, fodert Etzel von Gunthern den Schatz als Chriemhilds Morgengabe; der will aber eher seines Bruders ausgeschnittenes Herz sehen. Dieses wird ihm gebracht; doch verräth er den Hort nicht, welchen der Rhein behalten solle, und stirbt lieber in der Schlangengrube. Chriemhild, welche nicht Theil am Verrath, ihre Brüder vergeblich gewarnt und ihnen im Kampfe sogar männlich beigestanden hat, bereitet bei der Leichenfeier derselben Etzeln von seinen und ihren Kindern ein Atreusmahl, enthüllt ihm den Greuel, und tödtet ihn mit Hülfe Niflungs, Hagens Sohn; sie stürzt sich dann in's Meer, das sie zu neuen tragischen Schicksalen und Geburten auswirft. Hier ist also der Hort fortwährend das bewegende Princip, und er eigentlich zieht die

Rache Siegfrieds an seinen Mördern herbei. Dieſs aber ist ein Hauptunterschied der Nordischen Sage, und daſs nicht Chriemhild (Gudruna) diese Rache vollzieht, wie in allen übrigen, wo Gudruna verschmolzen scheint mit ihrer Mutter Grimhild. Diese, nach ihrem grimmen Gemüthe so genannt 95), beginnt durch den ersten Zaubertrank das Unheil, macht durch einen zweiten Gudrunen Sigurds vergessen und bewegt sie zur Vermählung mit Atle; welcher sie aber, des Horts wegen, heimlich aus dem Wege räumt. Gudruna ist hier also nur ein Opfer, bleibt ihren Brüdern treu, und büſst nur die Schuld an ihren sogar um sie ermordeten Kindern und Gatten. Grimild dagegen ist die böse dämonische Zauberin, als welche auch Chriemhild, in die ihr Grimm 96) und ihre nicht durch einen Trank gelöschte Rache übertragen, in den übrigen Darstellungen am Ende erscheint; auch in andern Gedichten, wie dem Rosengarten, und noch mehr in späteren, z. B. in der Mörin sogar als Bewohnerin des Venusberges 97). In der Wilk. S. ist zwar Chriemhild auch die Rächerin ihres Siegfried, sie reizt aber als Etzels Gemahlinn dessen Gier nach dem ihr geraubten Hort, und beide laden die Brüder, auch mit der Lockung, ihnen die Reichsverwesung zu übertragen

---

95) Die Vols. S., Kap. 33., nennt sie: „grimhugud“, grimmgemuth.

96) Wilk. Saga, Kap. 366., ist auch von ihrer Grimmigkeit, „Grimmydgi“, gegen ihre Brüder die Rede. Deſsgleichen in den Nibelungen (V. 8491. 9575.) ist diese Erklärung ihres Namens nicht undeutlich.

97) Sie ist Anwaldin der Venus in diesem Lehrgedichte, und heiſst hier zwar Brinhilt, doch ist Chriemhild gemeint, da von ihrem Rosengarten die Rede ist. Vergl. den Anhang zum Rosengartenliede. Auch in dem Mährchen von der Nibelungen Hort, in den Neuen Volksmährchen der Deutschen (von Madame Naubert), Th. 4, ist Chriemhild als eine arge Zauberin vorgestellt.

(K. 334.). Der Hort wird nicht versenkt, sondern bleibt in Siegfrieds Keller zurück (K. 367.). In den Nibelungen ist diese Gier nach dem Hort und die Versenkung desselben anders gestellt: Hagene trachtet nach ihm (vergl. V. 3109. 4508.), und da er in Siegfrieds Lande geblieben, so muſs sich Gunther mit Chriemhilden versühnen, und diese den Hort, auch als ihre Morgengabe (V. 4488.), nach Worms holen lassen (V. 4443.), wo ihn aber Hagene, den Gebrauch desselben gegen ihn, mit dem sie sich nicht versühnt (V. 4467.), fürchtend (V. 4528.), ihr nimmt, und sie in neue Trauer setzt. Nach dem Willen der Könige, damit keiner ihn habe, versenkt ihn Hagene in den Rhein, und sie verschwören sich, ihn geheim zu halten, so lange einer von ihnen (nämlich der Könige, vergl. V. 9587.) lebe: Hagene gedenkt aber doch noch einst sein zu genieſsen (V. 4564.). Von da an kommt der Hort nicht mehr bedeutend vor; Chriemhilden Rache bewegt nun alles: nur in Ahnung derselben (V. 5052.) nimmt sie den heidnischen Etzel (V. 5006.), und nur sie hat arge Absicht bei der Einladung. Sie ist allein thätig im Anstiften und Unterhalten der Kämpfe gegen ihre Brüder, und Etzel, der gar nichts von den früheren Geschichten weiſs (V. 7498 ff.), und immer noch gern alles zum beſsten kehrt, erst da er muſs. So ist es auch in der Wilk. S., und obgleich Etzel die Absicht der Ladung, wegen des Horts, weiſs, und ihm nichts davon mitgebracht ist, so will er doch nicht Chriemhilds Verrath gegen die Gäste zugeben (K. 349.), und es geht nur durch ihr heimliches Betreiben, bis es ausbricht und nicht mehr zu wenden; er ist dann selbst noch leidender, als in den Nibel., und bloſs Zuschauer: Chriemhild hingegen ist noch viel thätiger, als dort, und in ihren Anstalten noch erfindsamer; sehr ähnlich jenen Kämpevisern und der Hvenischen Kronik 98), wo

---

98) Vergl. Anmerk. 62.

sie sogar allein, ohne einen Gemahl, auftritt, und nur die Rache, nicht den Hort will. In den Nibelungen (wie in der Wilk. Sag. K. 346.) frägt sie zwar Hagene'n nach dem Hort (V. 6982.), aber es ist ihr nicht darum zu thun, nur um Rache (V. 6997. ff.); und wie Hagene ihr bloſs den Siegfrieden geraubten Balmungen bringt (V. 6995.) und ihn ihr zu Leide zur Schau legt (V. 7153. ff.), so strebt sie auch gleichsam nur nach diesem Schwerte, zur Rache des alten geliebten Besitzers an dem neuen, seinem Mörder. Und als sie zuletzt, da Gunther und Hagene gefangen, von diesen abermals den Hort fodert, für sein Leben, so weiſs er doch wohl, daſs sie ihn nicht von hinnen lassen wird; und da er sich auf den Eid wegen des Hortes beruft, so ergreift sie dieſs nur, sich auch an Gunthern zu rächen; und da sie dessen abgehauenes Haupt ihm vorhält (wie dort Etzel Gunthern Hagens Herz), so würde ihn ein Geständniſs doch nicht gerettet haben: er versagt den Hort nochmals, und sie haut ihm mit Balmungen 99) selber den Kopf ab. Die Rache ist hier offenbar am gröſsten und furchtbarsten dargestellt: der tragische Geist Brunhilds, der in der Deutschen Sage, nach ihrer Bezwingung verschwunden, ist gleichsam auf Chriemhild übergegangen. Seitdem der Rache Vorsatz sie erfüllt (V. 5589.) und sie den Kampf zum Ausbruch gebracht, erscheint das Weib, in dem ungeheuren, keine lebendige Sühne mehr ver-

---

99) Der Nordische Gramur, der nach Siegfrieds Tode nicht mehr vorkommt. In der Wilk. Saga, Kap. 333., schenkt Gunther diesen bei Etzels Hochzeit mit Chriemhild an Rüdigern; dieser schenkt ihn wieder, bei der Fahrt zu den Heunen und Verlobung mit seiner Tochter, an Giselhern, welcher ihn im Kampfe bei Chriemhilden damit erschlägt, wie in den Nibelungen Gernot thut, mit einem andern, ihm von Rüdiger geschenkten, Schwerte (V. 6797. ff. 8841. ff.). Die obige Dichtung der Nibelungen ist offenbar die bedeutsamste. In der Wilk. Saga (Kap. 373.) hat zuletzt Hildebrand den Gram sammt Siegfrieds Helm, und besteht damit noch einen Kampf.

stattenden Geschicke, fortschreitend immer dämonischer (vergl. V. 7016. 9604.), und steht zuletzt wie eine erstarrte und erstarrende Medusa da 100). In der Wilk. S. und den Kämpevisern sammt der Hvenischen Kronik, ist sie zwar fast noch thätiger und grimmiger 101), die Rache aber weit nicht so groſs, und sie selber nicht so kolossal. In diesen tödten nur ihre Mannen ihre Brüder; in jener, der Wilk. S., wieder übereinstimmend mit der Nordischen Fabel, stirbt der gefangene Gunther in einem Schlangenthurm (K. 356.), und in allen (mit Ausnahme des ersten und dritten Liedes) bleibt der verwundete Hagene gar am Leben, und dabei kommt nochmals der Hort und die Nordische Fabel zu Vorschein: Hagen erzeugt nämlich noch einen Sohn, welcher ihn rächt (wie dort Niflung, nur anders). Dieser lockt, nach den Altdänischen Sagen, Chriemhilden in den Berg, wo der ihm hinterlassene Hort liegt, versperrt sie darin und läſst sie verschmachten. In der Wilk. S. geschieht dieſs Etzeln (K. 367.), der so wieder wie jener nach dem Hort gierige Atle erscheint; und die letzte unselige Wirkung des Hortes ist hier nach hinten verrückt, wie in den Nibel. nach vornen, in beiden Chriemhilds Rache, als Triebfeder der in der Mitte liegenden Haupthandlung, der Nibelungen-Schlacht, weichend. In den Nibel. ist der Hort besonders

---

100) Doch ist ihre Rache nur so groſs, als ihr Schmerz um den unvergeſslichen und unübertrefflichen Geliebten, und der an ihr begangene Verrath. Sie will auch nur Rache an dem Mörder (V. 7387. 7655. 8513 8441.); da aber sein Schicksal so unauflöslich mit den übrigen verflochten ist, so will auch sie es lieber über alle ergehen lassen, als ungerochen bleiben. Der Verf. der Klage hat sie daher auch mit Recht entschuldigt, V. 566. ff.

101) Da sie zuletzt (K. 366.) Gernoten, um zu sehen, ob er wirklich ganz todt ist, einen Feuerbrand in den Mund stoſst, und ebenso Giselheren völlig tödtet.

noch dadurch hervorgehoben, daſs er wunderbarerweise, wie viel man auch davon nehme, doch nie sich vermindere (V. 3109. ff. 4506—7., Kl. V. 1365—68.). Auch eine Wünschel- oder Zauberruthe lag dabei, durch welche man sich jedermann unterwürfig machen konnte (V. 4509—12.), ähnlich der auch dazu gehörigen Tarnkappe. In der Klage wird der Hort noch mehr als der allgemeine Unheilstifter (V. 226. ff.) betrachtet, und Chriemhilden Rache (zwar nur in Hildebrands Munde, V. 1360. ff.) aus seiner Beraubung hergeleitet. Die Versenkung desselben in den Rhein kommt auch noch in dem Liede vom hörnen Siegfried vor; zwar durch Siegfried selber (Str. 167.), nachdem ihm Eugel sein kurzes Leben geweissagt: ganz entgegengesetzt der Nordischen Fabel, wo er, ungeachtet Fafne's Offenbarung und Erneuung des alten Fluches, doch sich des Hortes erfreuen will, dieweil er lebt. So ist denn auch in der hiebei auf die folgende Geschichte, die Nibelungen-Schlacht, deutenden Stelle des Liedes (Str. 162.) nicht der Hort, sondern die Rache als Chriemhilds Triebfeder angegeben; dagegen in einer früheren Stelle von dem Horte, dieser wieder als Ursach des ganzen Unheils hervortritt (Str. 14.), also offenbar die, hinten willkürlich veränderte, Fabel in den Nibel. vorausgesetzt wird. Daſs die Wilk. S. und jene Dänischen Erzählungen den Hort nicht, wie doch auch die Nordische Fabel, wo sogar das Gold überhaupt darnach poetisch: Rheinerz, genannt wird 102), in den Rhein versenkt, sondern in einem Berg bewahrt, hat darin eine Art Vermittelung, daſs andere Deutsche Sagen auch einen Berg angeben, wobei derselbe in dem Rhein liege 103). Weitberühmt und ſast sprichwörtlich ist dieser Hort geworden, auch noch in späterer Zeit 104). Darin stimmen alle Sagen, daſs der-

---

102) Die j. Edda, Fab. 75., und Kenningar, unter Gull. Vergl. oben S. VIII.

selbe seitdem verloren, und niemand wisse, wo er hin gekommen sei. Er ist aber, gleichsam in dem Goldsande des Rheins ausgespült, weit und breit auf der Erde vertheilt, und hat nicht aufgehört, Unheil zu stiften.

Sehr genau mit diesem Horte verbunden ist der Name der Nibelungen. Der Ursprung von diesem ist wieder am deutlichsten in der Nordischen Sage. Zwar geben die beiden Edda's, die

---

103) Der Marner, in der Maness. Samml. II. 169. b.

In (den Rheinbewohnern) dienet ouch des Rines grunt,
Ich wil uf si gar verkiesen,
Der Ymlunge hort lit in dem Burlenberge in hi.

Freher, der schon in den *Origg. Palatin. I.* diese Stelle anführte, liest Lurlenberg, und denkt dabei an das berühmte Echo der Lurley (Lorelei). Ohne Zweifel ist diefs eben der *mons Lurlaberg* (Lurleberg) bei Bingen, den er dicht vorher aus *Annal. Fuldens. ad. a.* 858. anführt. Die Stelle des Marners bezieht er aber auf den Goldsand des Rheins, da ihm die Fabel unbekannt war. Über die noch übliche Fischung dieses Goldsandes, vergl. Lampadius, Beitrage zur Vaterlandsgeschichte, S. 16. ff.

104) Derselbe Marner, S. 176. b., führt unter vielen Liedern des Heldenbuchs, die er singen konne, von „Sigfrides-tot“, von dem, den „Kriemhilt verriet“ (Hagene), auch an:

Da bi hete manger gerne der Ymlunge hort.

So ist kein Zweifel, dafs hier und in den vorigen Stellen wirklich der Nibelungen Hort gemeint ist, ungeachtet der sonderbaren Veränderung des Wortes: vielleicht ist das Y auch ein N, das in den alten Handschriften Ahnlichkeit damit hat. — Eine andere Stelle aus einem handschriftlichen allegorischen Gedichte über die Treue, nach dem 14ten Jahrh., führt an W. Grimm, in den Studien, 1808. St. 1. S. 112.

hastu der Niblung hort
dort funden in dem buch?

Hermanns von Sachsenheim Morin, gleich zu Anfang:

Hett ich gehabt der nobling hort,
Und allen schatz von Indian.

Volsunga- und Nornag. S. auch keine bestimmte Ableitung davon, doch weisen sie durch die Brüder, Gunnar, Hogne und Guttormur, welche Niflungen genannt werden, auf deren Geschlechtstafel in den oberwähnten Fundin Noregur und Uprune zurück. In beiden ist unter den neun Söhnen des uralten Nordischen Königs Halfdan des alten, der zweite, Naeffil oder Neffer, dessen Nachkommen Niflungen heiſsen, so wie von seinem dritten Bruder Authi oder Aude die Audlinger, nach Volsung, die Volsungen genannt, und von dem siebenten, Budle oder Bodle, die Budlungen: so daſs also in dieser groſsen Dichtung alte Verwandte mit und gegen einander auftreten. Naefill nennen die Fundin einen Seekönig, und seine Nachkommen sind in grader Linie: Heimar, Eynof, Rackn 105), Giuke; des letzten Söhne sind Gunnar und Hogne, und sein Stiefsohn Guttorm 106), welche nach ihm ge-

---

105) *Torf. I. p.* 175. nennt ihn Ratin, *p.* 258. 473. Rachn. Sein Name ist noch in Rancke, Hogens Sohn, erneuet.

106) Die Fundin nennen, auſser Gudruna und Gullraund, auch noch Gothnya unter den Giukungen, nicht aber den Guttorm: vielleicht eben weil dieser nur ein Stiefsohn Giuke's war. Dieſs geht nämlich hervor aus dem Hyndlulied (vergl. oben S. IV.), Str. 25., wo es heiſst: Guttorm, nicht von Giuke's Stamm, und doch Bruder Gunnars und Haugni's. In der Anmerkung zu dieser Stelle wird gut bewiesen, daſs die beiden letzten wiederum Stiefsöhne von Grimhilden gewesen, weil die Sigurdar-Quida (auch *Torf. p.* 478.) den Guttorm ihren jüngeren Bruder nenne; und nicht wohl anzunehmen, daſs er durch einen Ehebruch erzeugt, wie sonst der Fall sein müſste, da er, nach der ersten ausdrücklichen Stelle, Giuke's Sohn nicht war: ebenso wie der Vidale'sche Kodex der Snorronischen Edda, Fab. 65. ihn seinen Stiefsohn nenne. Hier ist wol die Variante zu Fab. 73. bei Resnius gemeint, wo, neben Gudny (ohne Zweifel, die obige Gothnya), auch noch Gutturm als „Stiupsonar Giuka“ den Giukungen beigefügt wird. Zwar ist nicht bezeichnet, woher dieser Zusatz genommen, doch ist jener Kodex sonst zu den Lesarten benutzt; vergl. die nachfolgende Literarnotiz über diese Edda.

wöhnlich die Giukungen heiſsen. Als Niflungen werden sie besonders nur mit dem Horte genannt, nachdem sie durch Sigurds Mord denselben an sich gerissen und er seinen Fluch durch ihr furchtbares Ende bei dem auch darnach trachtenden Atle bewährt. Und hinwieder der Hort, nachdem er in Beziehung auf die verschiedenen Besitzer die Namen: Oturs Entgelt, Fafne's Bette und Erbe, Grane's Bürde, angenommen, behält er besonders den der letzten Besitzer, durch welche er am berühmtesten geworden, und heiſst am häufigsten der Niflungen Schatz, Erbe und Zwist 107); zuletzt, nach der Versenkung, zwar auch, wie schon bemerkt, Rheinerz: aber Niflungen Schatz, Hort, ist der Hauptname. Dieſs ist er auch in der Wilk. S., ja hier, wo die andern Namen nicht mehr vorkommen, nur der alleinige (vgl. K. 354. 346. 367. 381.); ebenso wie in dem Nibelungenliede, und allen anderen Deutschen Sagen, der Nibelungen und Nibelungs Hort. Deſsgleichen in dem zweiten Liede der Kämpeviser heiſst er Nidings 108) oder, wie Vedel dazu anmerkt, Nöglings Schatz. Die Wilk. S. nennt von Anfang (K. 150.) Gunthern und seine Brüder Niflungen, und ihr Land Niflungen-Land, die Ableitung des Namens voraussetzend, wie die Nordischen Sagen, und sie heiſst eben von da an, wo sie recht auf diese Brüder und den Schatz kommt (K. 319. ff.), Niflunga-Saga. Die Hvenische Kronik spricht nur im allgemeinen von Nidings Schatze, das Dänische Lied aber macht diesen Niding zu Hagens Vater: auch noch eine Spur der Nordischen Abkunft dieses

---

107) Die j. Edda, Fab. 75., und die Kenningar, unter Gull. Vergl. oben S. VIII.

108) Wie hiebei etwa eine Verwechselung mit Nidung, der durch Velents kunstreiche Schmiedearbeiten bekannt war, statt findet, habe ich schon im Pantheon, Bd. 2. S. 150, gezeigt.

dieses Namens, indem Hagen hier ebenfalls Gunthers Bruder ist. So steckt auch in dem Nielus (Gunther) des Liedes der Elskovsviser 109) ohne Zweifel Niflung. In dem Nibelungen-Liede ist aber über diesem Namen selbst, wonach es heiſst, mannichfaltiges Dunkel, durch Veränderung der Nordischen Fabel. In dem Liede selber kömmt der Name zuerst und als ursprünglich an den Brüdern Schilbung und Nilbung oder Nibelung vor, die sich den Hort ihres Vaters Nibelung theilen, und dieser Hort, und Land und Leute dort, heiſsen darnach. Ebenso ist es in dem Liede vom hörnen Siegfried, wo die Zwergenbrüder, die den Schatz besitzen, Söhne Nibelungs (die alten Drucke lesen immer Nibling) sind. In dem Nibelungen-Liede führt Siegfried aber den Schatz nicht mit sich, sondern läſst ihn in dem Lande jener Nibelungen; erst nach seinem Tode kommt er an den Rhein, und mit ihm eine Menge seiner dortigen Hüter, Albrichs Mage (V. 4512.). Diese, muſs man annehmen, sind die tausend Nibelunges Helden, welche darnach mit zu den Heunen fahren (V. 6105. ff.), und sogleich von da an heiſsen auch Gunther und seine Brüder und ihr ganzes Gefolge Nibelungen (V. 6118. 6122. 6874 6 95. 7650. 8806.). Man muſs dieſs als eine Art von Erklärung über die Zurücknahme des auf die älteren Brüder übertragenen Namens, für diese jüngeren ansehen. Grund von beidem, der Übertragung und Zurücknahme, war aber eben die alte unzertrennliche Verbindung des Namens der Nibelungen mit dem Horte; darum muſsten hier auch die früheren Besitzer, und nach diesen erst wieder die späteren, also heiſsen, so daſs vorher jene Nibelungen mit diesen, wegen Siegfrieds Tod, selbst im Gegensatz auftreten (V. 41 4. 424

---

109) Wiewohl hier dieser Name, auch Nilaus, in mehren Liedern vorkommt, und als eine Abkürzung von Nikolaus, dergleichen auch Niels, gemeint sein mag.

******

4396.), und auch fortwährend als feindlich gedacht werden müssen: mit dem Hort aber, den sie nur als Chriemhilds Morgengabe friedlich verabfolgen, kömmt auch dieser Name wieder an den neuen Besitzern hervor, und ist durch denselben berühmt geblieben, auch da man von ihnen selber vielleicht nicht mehr gewuſst hat 110). Mit ein Grund jener ersten Versetzung des Namens war, daſs derselbe, ursprünglich mehr Altnordisch, in seiner wahren Ableitung (von Naefil), die selbst in den genannten Nordischen Darstellungen nur vorausgesetzt wird, dem Deutschen Dichter undeutlich blieb: und wie die Nordische Sage Siegfrieden, sammt dem Hort und Brunhilden, mehr nach Süden 111) herab setzt, so rückt die Deutsche Sage dieselben tief nach Norden in das ferne Wunderland der Riesen, Zwerge, Erze und Schätze, und gebrauchte dafür jenen dunkeln Namen, welcher auſserdem nur noch in den Auszügen bei dem gedruckten Heldenbuche vorkommt, wo Siegmund, Siegfrieds Vater, aus Nibelungen benannt wird 112); dagegen Fischart schon mit der in dem Namen selber

---

110) Wie etwa in den S. LXXVIII. angeführten Stellen.

111) Von Siegfrieds und seiner Ahnen Heimat ist schon oben geredet. Von Fafne's Lager auf Gnytaheide reitet er sogleich auf Hindarberg, zu Brunhild, deren Stammvater Buthle mit Authi, Siegfrieds Ahnherrn, ausgezogen und sich in Saxland niedergelassen hatte. Vergl. Anmerkung 34.

112) In der Straſsburger Handschrift, S. 14., lautet die Stelle: „sin (Siegfrieds) vatter hiessz king Sigemund vssz der Nibelunge." — Aus den beiden alten Nibel- oder Nibalgauen, bei Schorndorf und Feldkirch, welche der Rezens. von Müllers Schweizergesch., N. A., in der Jenaer Lit. Z. 1806. Nr. 39., mit den Nibelungen hat in Verbindung bringen wollen, läſst sich nichts machen als der Nid (Nieder) Waldgau, im Gegensatz des (Ober) Waldgau's: wie schon der *Prodrom. zum Chron. Gottwic.* hätte lehren sollen. Vergl. Sattlers Gesch. Würtenbergs, Th. I. S. 530.

ausgedrückten Dunkelheit zu spielen scheint, wenn er auf dem Titel seiner Geschichtklitterung den Pantagruel „auch Groſsfürsten im Finsterstall vnd Nubel, Nibel Nebelland“ nennt. Als Geschlechtsname, in Beziehung auf diesen Heldenstamm, kommt er auſserdem nicht mehr vor. Die königlichen Brüder und Helden auf dem Vorgrunde, welcher in beiden Sagen, der Nordischen und Deutschen, ziemlich derselbe, am Rhein, behielten nur ihre persönlichen Namen, und in den Gedichten, wo ihr Vater auch Gibich (der Nordische Giuke) blieb 113), wie in dem Lateinischen Gedichte vom Walther von Aquitanien, dem Rosengartenliede (beider Bearbeitung) und dem Liede von hörnen Siegfried, heiſsen sie doch nicht einmal mehr nach diesem, wie die Giukungen 114) der Nordischen Sage. In denselben Gedichten wird auch ihr Land und Volk nicht weiter bezeichnet, als durch Worms am Rhein, und gar nicht besonders benannt. Das Gedicht vom Walther von Aquitanien allein nennt die Helden, Land und Leute, Franken, das Nibelungen-Lied aber, Burgunden. Von den letzten ist in den andern Sagen, auſser in einer Stelle der Eddischen Lieder (hinten S. 78.), keine Spur, selbst nicht in der Wilk. S. 115);

---

113) Eine Spur von diesem in dem Nibelungenliede ist wol der nicht weiter bezeichnete Fürst Gibich, welchen wir an Etzels Hofe dienstbar finden (V. 5388. 7561.); so wie es der Gibich in dem Rosengartenliede, der ungedruckten Bearbeitung, wird.

114) Schon Peringskiold, auf der 4ten Geschlechtstafel zu der Wilk. S., hält diese für die edle *familia Gungingorum*, aus welcher nach Warnefrid (*de gest. Longobard. L.* 1. c. 14.) die Longobarden, nach Abgang ihrer Herzöge, zuerst einen ordentlichen König, den Agelmund, Ayons Sohn, wählten. Vergl. auch *Torfaei Series dynast. Dan. p.* 338.

115) Nur Peringskiold, im Register zur Wilk. S. bemerkt: „Niflungaland, af *Lasio* kalladt Burgundia“; ohne Zweifel aus den von diesem angeführten Stellen des Nibelungenliedes. Vgl. den Grundriſs, S. 88.

und in dem Walther werden sie, als weiter jenseit des Rheines um Cavillon (Chalons s. Saone; V. 52.) wohnend, jenen Franken um Worms am Rhein, ausdrücklich entgegen gesetzt, und Hildegunde, um welche Walther mit denselben streitet, und worauf in den Nibelungen so bestimmt angespielt wird (V. 7046. 9490.), ist eine Burgundische Königstochter. Hiemit stimmt auch die Geschichte, wonach Attila in der Hochzeitnacht bei ihr in seinem Blute starb 116). Auch hatten die Burgunden nie festen Sitz am Rhein, und zogen gleich hinüber in das nach ihnen benannte Königreich; und als sie Attila'n den Übergang verwehren wollten, geschah dieſs oberhalb Basel 117). Von jenem Fränkischen Reiche zu Worms weiſs zwar die Geschichte auch nichts, und Aventin, der Gunthern und seine Helden zu Genossen Childerichs bei der Fränkischen Eroberung macht, thut solches ohne Zweifel nur aus dem Gedichte, woraus er auch eine Stelle anführt, in welchem aber hievon nichts steht 118): doch kann dieses selbst zum Zeugniſs für den richtigeren Namen der Franken hier dienen; zumal da die Geschichte nicht, wie bei den Burgunden, widerspricht, und die Ausbreitung und der Name der Franken, welcher viele, meist vom Niederrhein und dem Norden herauf ziehende Völker umfaſste, ihn eher Statt finden läſst: so wie der Name der Nibelungen sich bei ihnen wirklich historisch zeigt, in Gedichten und

---

116) Die Abweichungen der alten Chronisten über den Namen und die Herkunft dieser letzten Gemahlinn Attila's, und über seinen Tod, s. bei *Ge. Pray*, *Annal. vet. Hunnor.*, *p.* 172. *seq.* Die ältesten und beſten darunter, Priscus, Jornandes (*de reb. Getic. I.* 49.), stimmen jedoch in dem Obigen.

117) S. *Schöpflini Alsat. illustrata*, *T. I. p.* 178. 391. *seq*; *Welser*, *rer. Aug. Vindel. L. VIII. p.* 167. *(ed. Venet.* 1594.*)*

118) Vergl. Anmerk. 21.

Urkunden 119). Auch weiset die Nordische Sage durch Siegfrieds Heimat auf Frankenland. Ja selbst in der Klage werden einmal merkwürdigerweise diejenigen Rheinfranken genannt (V. 299.), welche sonst, wie in den Nibelungen, auch hier immer Burgunden heiſsen 120): diese letzten sind wahrscheinlich mit den Sagen von jener Niederlage unter ihrem König Gontharar gegen Attila, und von Hildegunds Hochzeit mit ihm, welche die ältere Deutsche Komposizion der Nibelungen bilden halfen, hinein gekommen. Wie in der Klage von den durch die Burgunden verdunkelten Franken, so ist auch im Walther von den durch die Franken verdunkelten alten Stammnamen der Nibelungen eine höchst merkwürdige Spur, und einmal (V. 557.) werden sie, dem alten Lateinischen Dichter vielleicht selber unverständlich, ***Franci nebulones*** 121) genannt. Und so kömmt denn auch in dem Nibelun-

---

119) Es giebt ein *Chronicon Nibelungi Comitis*, welches die zweite Fortsetzung des *Chron. Fredegar. scholast.* ist; bei *Du Chesne*, *I.* 778. Vergl. *Eccardi Franc. Or. I.* 217. 320. *II.* 176. Dieser Graf Nibelung war hienach ein Sohn des Grafen Childebrand, welcher Mutterbruder Pipins I., und ist wahrscheinlich derselbe, welcher in Strickers Gedicht von Karl d. Gr., bei *Schilter*, *p.* 99. *a.*, vorkommt, wo Karl ihn seinen **Neffen** nennt, welches Wort in der alten Sprache oft mit **Oheim** verwechselt wird. Ein anderer **Nivelong** war Karls des Kahlen Vasall, dem dieser König im Jahr 843. ein Stück Gut (noget Gods) bei Auxerre gab. Gundling glaubt, daſs **Billung** der verkürzte Name **Nibelung** sei, und das berühmte Billungische Herzogsgeschlecht bei den Sachsen von Childebrand abgestammt sei. Vergl. Suhm. II. 290., und den Grundriſs, S. 168.

120) Die Form: Burgenden, in der Kl. V. ist offenbar nur durch den Reim veranlaſst. Auffallender ist: **Burendenære**, ebd. V. 4299. Die St. Galler Handschrift liest hier: ***Buerndenære.***

121) Fischer giebt sich in dem Kommentar viel Mühe, dieſs Wort aus dem Lateinischen (*nebulo*), von der Meineidigkeit und Treulosigkeit des Fränkischen Volks zu erklären, und bringt darüber auch spre-

gen-Liede schon in der Überschrift der ersten Abentheure „von den Nibelungen“, d. i. den auſserdem, bis zu der bezeichneten Stelle, immer nur Burgunden genannten Helden, und in dem Schluſsverse, welches das ganze Gedicht eben der Nibelungen Lied nennet 122), ihr alter Stammname zum Vorschein, und zeigt, daſs er eigentlich nicht den ersten Besitzern des Hortes angehört, sondern dem Geschlechte, durch welches der Hort nur am meisten berühmt wird: welcher Name dann nicht nur ebenso verbreitet gewesen, als der nach ihm benannte Hort, sondern sich auch noch bis auf den heutigen Tag in Deutschland und Frankreich mannichfaltig als Geschlechtsname erhalten hat 123).

So erklären sich diese einzelen dunklen Spuren ganz leicht aus der Nordischen Fabel; und die durch den Hort vermittelte und gewissermaſsen erklärte Zurücknahme des Namens für das

---

chende Stellen aus Procopius, Salvianus und Flavius Vopiscus bei. Der Zusatz: „*Cultores regionis*“, deute dabei auch auf ihre Weichlichkeit.

122) Vergl. Anmerk. 92. Die St. Galler Hands. hat keine Überschrift, und sie schlieſst, wie die Münchener (vergl. die Lesarten in meiner Ausg., und den Grundriſs, S. 81.), mit „der Nibelungen Noth“, dadurch besonders nur die letzte Hälfte des Gedichts bezeichnend.

123) Ein ***Nybelungus***, als Archidiakonus zu Worms, kommt vor in einer Lat. Urkunde v. J. 1221., bei *Kremer, origg. Nassois. T. II. p.* 265.; ein anderer ***Nibelung*** steht als Zeuge unter einer Urkunde v. J. 1223., in ***Gudeni Sylloge diplomat.*** *p.* 126; deſsgleichen ein ***Waltharus Nibelungerus***, als Zeuge in einer Urkunde v. J. 1262., in *Schöpflini Alsat. illustr.*, ***II.*** 525. Ebend. *p.* 660., unter den erloschenen Familien, ein „*Henselius Nibelung, armiger, cum civitate Selestad. conciliatur a.* 1359.“ und: „*Hetzelo d. Nibelung, armiger, civis oppidi Ensisheim fuit a.* 1377. — Den Namen ***Nobling*** führen noch mehre Familien in der Mark, und in Berlin starb vor einigen Jahren ein ***Nebelung***. In Schweden lebt ein Dichter ***Näbling***, und zu ***Cette*** in Frankreich ein Kaufmann ***Nievelong***.

rechte Geschlecht, in dem Nibelungen-Liede, bedarf selber noch dieser tieferen Erklärung eben aus der Nordischen Fabel, wo der Name in seiner ursprünglichen Bedeutung geblieben ist. Diese und andere bedeutende Anzeigen dienen aber gar sehr zum Beweise des anfangs behaupteten Nordischen Durchganges dieser Deutschen Lieder, besonders der Nibelungen 124); sowie das höhere Alter der Nordischen Erzählung auch aus der ganzen bisherigen Entwickelung der Fabel von Siegfried, nach den verschiedenen Darstellungen, vorzüglich in Beziehung auf den Hort und Brunhild, hervorgeht, und auch aus der weiteren Vergleichung mit den Nibelungen sich darthun läſst 125).

---

124) Nicht also leicht lieſsen sich etwa umgekehrt die Nordischen Niflungen, und jene *Franci nebulones* aus den Deutschen Burgunden-Nibelungen erklären. Es verhalt sich hiemit, wie mit Etzels Beinamen: Botelungs Sohn (Nibel. V. 5270. 5502., Kl. V. 813. 946. 2791.), wozu gar kein Grund, weder in der Geschichte, wo Attila's Vater immer Mundzuch oder dem ähnlich heiſst, noch in andern Deutschen Sagen zu finden. (Nur in der Dresdener Handschrift des Wolfdietrich ist dessen Mutter, Hugdietrichs Frau, die Schwester eines Potelung; so daſs also Dietrich von Bern, welcher nach Eschenbachs Wolfdietrich, dieses Enkel, mit Etzeln nahe verwandt wäre; worüber aber sonst nichts erhellt.) Durch die Nordische Sage wird der Name sogleich klar: da ist Atle der Sohn Buthle's, und dieser, durch seinen gleichnamigen Ahnherrn, vom Geschlecht der Buthlungen (vergl. oben S. xxvii-viii.). Das Deutsche Lied verwandelt also jenen Geschlechtsnamen unrichtig in den Vaternamen, dessen Ableitung ihm so undeutlich blieb, wie der der Nibelungen. Auffallend ist, daſs in der Wilk. S. jene Namen nicht vorkommen und Attila eine ganz andere Abstammung hat: er ist ein Sohn Osids, und Brunhild auch nicht seine Schwester.

125) Besonders durch die Abwesenheit der aus späteren Deutschen Sagen in die Nibelungen verflochtenen Personen, Rüdiger und Pelegrin. Vergl. oben S. xxiii-v.

Literatur

der beiden Edden

(zu S. I. II. oben).

1. Nachrichten von der älteren Edda überhaupt, und besonders von den nachstehenden Liedern, einzele Stellen, Auszüge und Erläuterungen derselben, geben: *Bartholini antiquitates Dan.; Ol. Wormii Lexic. Runic., praef.* und *p.* 109—10., und *epistolae, T.* 1. *p.* 267—70.; *Stephanii notae ad Saxon. Grammat. p.* 31. 43. 45. 46. 48. 81. (meist durch den Isländischen Bischof Brynjolf); *Torfaei series dynastar. et reg. Dan.*, und *prolegomena ad histor. rer. Norveg. p.* 20.; *Torfaeana; Resenii praefat.* zur jüngeren Edda; *Olavus O. Nording, dissert. acad. de Eddis Islandic. seu vet. Septemtrional. Mythologiis, Praeside M. Magno Beronio, Upsal.* 1755. 4.; *Erici tentam. de nomin. propr. p.* 57.; *Halfdani Einari (filii) sciagraph. histor. literar. Island. p.* 17. 20—23.; John Olafsen, om Nordens gamle Digtekonst (Kiöbenh. 1786. 4.); *praefat.* zur *Edda Saemund.* und *Arnae Magnaei vita Saemundi* davor; *Thorlacii antiquit. Boreal. specim. I—VIII.*; Adelung, in Beckers Erholungen, 1797. Bd. 4. S. 168—78.; Skandinaviske Museum, 1802. Heft 2. S. 32 ff.; Nyerups Dänische Abhandlung

„om Edda“ (geschrieben 1808.), in den Skandinaviske Litteraturselskabs Skrister, 1807. Tredie Quartal, S. 128—37; Über die Ächtheit der Asalehre ff. von P. E. Müller, aus der Dänischen Handschrift (das Original wird in der eben genannten Sammlung erscheinen) übersetzt von L. C. Sander, Kopenhagen, 1811. 8. S. 6—22. An diesen Orten findet man auch Nachrichten über die verschiedenen Handschriften, besonders in der *praefat.* zur *Edda Saemund p. XLI—VII.* über die zu diesem ersten Theile derselben gebrauchten. Über die Handschrift des Stockholmer Antiquitaten-Archivs, welche Joh. Peringskiold, laut seines *Catal. mss Scand.* bei *Hickes.*, herausgeben wollte, vergl. auch desselben *Annotat. in Joh. Cochlaei vit. Theodorici reg. Ostrogoth.* (*Stockh.* 1699. 4.), *p* 355—56. Es scheint hienach keines der folgenden, oder auf deren Kreis bezüglichen Lieder darin zu sein, wenn nicht etwa das Hyndlu-Lied (oben S. IV.). Dagegen enthalten mehre jener Handschriften, aus welchen der erste Theil der *Edda Saemund.* genommen ist, auch diese Lieder. Gleich die erste, von Brynjolf i. J. 1643. auf Island entdeckte, jetzo in der Königl. Bibl. zu Kopenhagen befindliche, auf Pergament, in 4., aus dem Anfange des 14ten Jahrh. (eine Schriftprobe ist beigefügt), hat, wie bemerkt wird, eine groſse Lücke in der *Brynhildar-quida Budla-dóttur*, oder *Sigurdrifúmál*, und enthält folglich diese Lieder. Nach Nyerup, S. 129., sind, laut des alten Registers von Asgejr Johnsen, überhaupt folgende Stücke darin: *Voluspa*, *Havamal*, *Runacapituli*, *Vafthrudnismal*, *Grimnismal*, *För Skirnis*, *Harbarthsliod*, *Safor Thors*, *Lokasenna*, *Hamarsheimt*, *Volundarquida*, *Alvismal*, *Helgaqvitha Hundingsbane*, *Helgaqvitha hin forne*, *Fra Vaulsungom*, *Fra davda Sinfiot*, *Gripismal*, *Gudrunarqvita*, *Sigurdurqvida*, *Brynhildr reid Helvec*, *Fra Borgnyo oc Odruno*, *Atla-*

mal. Aus diesen Überschriften und ihrer Folge sieht man, daſs meine hier abgedruckte Abschrift dieser Lieder hieraus genommen ist. Überhaupt scheint dieser Kodex eine Hauptquelle der meisten übrigen zu sein, wie man schon aus den verhältniſsmäſsig (zumal gegen Altdeutsche Handschriften eines und desselben Werkes) wenigen Abweichungen, und besonders in Beziehung auf folgende Lieder aus der Bemerkung des Torfäus (in der *Series*, p. 514.) schlieſsen kann, daſs in allen (freilich ihm bekannten) Handschriften der Edda jene groſse Lücke sei, von der ersten Zusammenkunft Brunhilds und Siegfrieds bis zu des letzten Tod (hinten S. 48.). Der vierte Kodex, damals im Besitz Geirs von Vidale, welcher zu Kopenhagen studirte, ist auf Papier und wahrscheinlich im 17ten Jahrh. aus einer Membrane abgeschrieben: „*ad Membranam saltem provocat in loco carminis Fafnismál, ubivis corrupto et obscuro, hic etenim Stropham Vtam his verbis finit: fór á brenno skiór á skeid.*“ Dieſs ist ohne Zweifel derselbe Kodex, welchen jetzo Mart. Friedr. Arendt besitzt, und welchen Gräter in seinem Lat. Programm vom J. 1811. p. 1. einen *Codex Eddicus Vidalianus* nennt und von ihm angiebt, daſs er auf Papier in gr. Fol. und sauber geschrieben ist; obgleich nicht gesagt wird, aus welcher Zeit, und daſs es bloſs eine neuere Abschrift. Nach Gräter, enthält er 40 Lieder, und beginnt, wie der No. 1., mit der *Voluspa* und endigt mit dem *Grotta-Saung.* Gräter erhielt bei einem Besuche von dem Besitzer die Erlaubniſs, beliebige Abschrift davon zu nehmen, welche aber hinterher, für mehre seltene Altnordische Bücher, nur auf die *Helga-Quitha Haddingia-Skata*, die *Helga-Quitha Hundingsbana* und die *Voluspaa*, beschränkt wurde. Der siebente, Suhmische Kodex, auch eine neuere Abschrift, und mit dem fünften, Langebekischen, aus Einer Urschrift, enthält auch wol, wenigstens zum Theil, diese Lieder, wie aus folgender Anmerkung erhellt: „*Nec illud reticendum, qvod Stropham, quae incipit: Sundurbornar miök etc. quam post Stropham carminis Grimnis-mál XXXVtam F.* (die Erichsensche Handschrift) *cum aliis qvibusdam chartaceis inserit, omittat, illamqve soli Odae Fafnis-mál, cum utraqve membrana vendicet hic Codex Suhmianus.* Mit der zweiten hier genannten Membrane ist vermuthlich die Urschrift der Geirischen Abschrift gemeint, da sonst in diesem Verzeichniſs keine mehr vorkommt, und der zehnte Kodex, aus dem Nachlasse des Arnas Magnäus, auf der Kopenhagener Universitätsbibliothek, nur 6 Pergamentblätter (wovon auch eine Schriftprobe gegeben) und die ersten drei Zeilen des Prologs der Volundar-quitha enthält, welche doch auch hier wol den Anfang dieser Reihe machte. Ob auch noch in den übrigen Handschriften diese Lieder stecken, geht aus der bisherigen Beschreibung derselben nicht hervor; es ist aber glaublich, da sie meist nur neuere Abschriften sind.

Gedruckt waren bis jetzo diese Lieder noch nicht, sondern nur die übrigen. Zuerst erschien die Volu-spá durch Resenius, zu gleicher Zeit mit der prosaischen Edda, Kopenh. 1665. 4., mit Lat. Übersetzung, Lesarten, Anmerkungen, und Erklärungen von Gudmund Andreä. Deſsgleichen, in demselben Jahre, ebenso bearbeitet, das Hava-mál und die Runa Capitule zusammen. Über die zu diesen 3 Stücken gebrauchten Handschriften sagt Resenius nichts, sie sind aber ohne Zweifel aus denen der Snorr'ischen Edda genommen, da bei den Lesarten durch dieselben Zeichen auf sie verwiesen wird. Eine wiederholte Ausgabe der *Volu-spá*, mit einem Glossar vermehrt, ebend. 1673. 4. Erläuterungen über sie, in Nordings *dissertat. p.* 26—54. Ein Stück der Runencapitel, in *Sheringhams disceptatio de Anglorum gentis origine*, 1670., *p.* 287—92. Die *Volu-spá* Isländisch und Schwedisch, durch Göransson, Stockholm, 1750. 4. Ein groſses

Stück derselben, Isländisch und Lateinisch, in Schütze's Lehrbegriff der alten Deutschen und Nordischen Völker von dem Zustande der Seelen nach dem Tode, 1750., S. 212—20. Ein ausführlicher Auszug des *Hava-mál*, durch Mallet (mit Erichsens Hülfe), in s. *Monumens de la Mythologie et de la Poesie des Celtes, etc. p.* 136—49. (wovon zwei neuere Ausgaben, und eine Englische Übersetzung im 2ten Bande von *The Northern Antiqvities, London*, 1770.) die *Vegthams-quitha* (die 14 letzten Strophen, nach Bartholin), Deutsch, in: Von den Barden nebst etlichen Bardenliedern, 1770.; desſgleichen in (Herders) Von Deutscher Art und Kunst, 1773. (in s. Werken, Schöne Lit. und Kunst, Bd. 8. S. 425.). Dieselbe sammt der *Volu-spá*, nach dem Lateinischen, Deutsch mit Erklärungen in (Denis) Liedern Sineds des Barden, Wien, 1772. 8. (in Ossians und Sineds Liedern, Wien, 1791. 4., Bd. 5. S. 6—15.). Die *Volu-spá* und das *Hava-mál*, Deutsch, mit Anmerkungen von Jac. Schimmelmann, vor s. Übersetzung der prosaischen Edda (Stettin, 1777. 4.), S. 43—67. *Volu-spá*, *Runa-capitel* und *Vegthams-qvitha*, Deutsch, in (Herders) Volksliedern, 1779. Th. 2. (in s. Werken, Bd. 8. S. 425—45.) *Vafthrudnis-mál*, Isländisch u. Lateinisch, mit philologisch-kritischen Anmerkungen und Glossar, 1777. 4. *Vegthams-qvitha* und *Runa-capitel*, Dänisch in (Sandvigs) „Danske Sange af det ældste Tidsrum," Kiöbenh. 1779. 8. S. 14—52. Von demselben: „Forsög til en Oversættelse af Sæmunds Edda", 2 Hefte, 1783. 1785., enthält 19 Lieder. Endlich erschien der erste Band der rhythmischen oder älteren so genannten Sämundischen Edda, *Havn.* 1787. 4., mit Einleitung (von Thorlacius), Lateinischer Übersetzung, Lesarten der vorn beschriebenen Handschriften, Anmerkungen und Glossar, ausgearbeitet von Gudmund Magnäus, und Jonson (welcher aber nur den Realindex vollendete), beide Stipendiarien des Arnas Magnäischen Vermächtnisses zur Herausgabe der Nordischen Sagen und Lieder, und herausgegeben von den Ephoren desselben, Luxdorph, Suhm, Thorlacius, A. Kall und Baden. Dieser Band enthält folgende von Resenius noch nicht herausgegebene mythologische Lieder: 1) *Vafthrudnis-mál,* 2) *Grimnis-mál,* 3) *För Shirnis,* 4) *Harbarz-liód,* 5) *Hymis-qvitha,* 6) *Aegis-drecka,* 7) *Thryms-qvitha,* 8) *Hrafna-galdur Odins,* 9) *Vegthams-qvitha* (nach Thorkelins Ausgabe), 10) *Alvis-mál,* 11) *Fiölsvinns-mál,* 12) *Hyndluliód,* und als Anhang, schon aus der christlichen Zeit, 13) *Solarliód.* Von diesen übersetzte Gräter in den Nordischen Blumen (Leipz. 1789. 8.), Nr. 1. 3. 4. 5. 6. 7. 11. 12.; Nr. 7. durch denselben Isländisch und Dänisch (nach Sandvigs Oversättelse), mit Erläuterungen, in Bragur, Bd. 1. (1791.) S. 306—24.; deſsgleichen Nr. 9. Deutsch, ebend. Bd. 2. (1792.) S. 162—73. Von den übrigen Liedern der Edda gab seitdem Thorlacius den *Grotta-saung,* aus den *Kenningar* in dem Königlichen Kodex der Snorr'ischen Edda, Isländisch, Dänisch und Lateinisch heraus, in s. *Antiq. Boreal. Spec. V. Partic.* 1. (1794.); der dazu versprochene Kommentar unterblieb, weil die Feuersbrunst von 1795. die dafür gemachten Sammlungen des Herausgebers verzehrte. Vergl. Müller, S. 46. Hieher gehören auch wol noch die von demselben, aus den *Kenningar* des Wormischen Kodex genommenen Fragmente von den mythologischen Liedern: *Haustlaung* (d. i. langes Herbstlied: Kampf Thors mit dem Riesen Hrungner), von Thiodolf von Hvin, den Raub der Göttin Idunna und Fall des Riesen Thiasse *(Spec. VI. Part.* 1. 2. und *Spec. VIII.,* 1799. 1800.*),* und *Thors-drapa* (Thors Sieg) von Eilijf Gudrunarson, des 10ten Jahrhunderts *(Spec. VII. Part.* 1., 1801.*),* mit Lateinischer Übersetzung und Kommentar; und das *Rigs-mál,* aus der *Scalda* im Wormischen Kodex (vergl. Müller, S. 45.), herausgegeben von Sandvig, unter den Eddaischen Liedern, dann von Siöborg mit Anmerkungen: übersetzt, in Hexametern, von Gräter, in Bragur, VII. 1. S. 1—14. Sämmtliche Lateinische Übersetzungen sind in Prosa, deſsgleichen die Deutsche Schimmelmannische, die übrigen Dänischen und Deutschen von Sandvig, Denis, Herder und Gräter, zwar poetisch, aber in freien, nur ungefähr ähnlichen Versen, ohne Rücksicht auf die eigentliche Form, die Alliterazion. — Ein Verzeichniſs der bis dahin noch ungedruckten, mit dem zweiten Bande der Sämundischen Edda vergeblich erwarteten Lieder, ergab sich schon aus den Verzeichnissen in *Resenii praef. ad Gudmundi Lexic. Island.* und *Bartholini antiq.*, welche jedoch nicht vollständig sind, und aus welchen ohne Zweifel das Gräterische, in Bragur, VII. 1. S. 244. genommen ist. In allen diesen finden sich von den bisher ungedruckten, auſser den schon angeführten und den hier erscheinenden, nur noch zwei Lieder: *Getspeki-Heidreks Kongs*, *Gróu-Galldur*. In meiner Abschrift, wie in folgendem Abdrücke, sind, nach den groſsen Überschriften, diese Lieder: 1) *Frá Volundi.* 2) *Alvis-mál* od. *Quitha frá Helga Hundingsbana tha hina I.* 3) *Frá Hiorvarthi oc Sigrlinu.* 4) *Frá Vaulsúngom.* *Frá Dautha Fafnis.* 7) *Frá Dautha Sigurthar* oder *Guthrúnar Quitha (1).* 8) *Quitha Sigurthar.* 9) *Brynhildur reith Helveg.* 10) *Dráp Niflúnga* oder *Quitha Guthrúnar (2).* 11) *Quitha Guthrúnar (3).* 12) *Frá Borgnyo oc Oddrúno.* 13) *Dauthi Atla* oder *Quitha in Grönlenzka (1).* 14) *Atla-mál in Grönlenzco (2)* 15) *Frá Guthrúno.* 16) *Hamthis-mál.* Nr. 2. hat die erste Überschrift *Alvis-mál* (Erzählung des Allwissenden), ohne Bedeutung und vielleicht aus Verwechselung mit dem obgenannten, im ersten Bande der Sämundischen Edda gedruckten *Alvis-mál*, wo diese Benennung ihren guten Sinn hat. Auch ist diese

Helga-qvitha Hundings-bana in gegenwärtigem Abdrucke der in der Abschrift darauf folgenden Nr. 3. nachgesetzt worden, weil sie mythisch also zusammen gehören. Nr. 3. ist nämlich die von Bartholin, Suhm und Gräter so genannte *Helga-qvitha Haddingia-skata*, sollte aber eigentlich heiſsen: *Helga-qvitha Hiorvarths-sonu;* denn dieser, dessen Geschichte darin enthalten, ist der älteste der durch Seelenwanderung in einander übergegangenen 3 Helge's und unterscheidet sich nur durch diesen Beinamen. Der zweite ist Helge *Hundings-bane*, der näher hieher gehörige Sigmunds Sohn und Sigurds Bruder, welcher den König Hunding erschlug. Der dritte Helge erst ist der *Haddingia-skate* benannte, von seinem Dienst bei einer der Haddingen. Suhm, I. 249—52. nimmt zwar, aus chronologischen Gründen, nur 2 Helge's an und giebt dem ersten auch jenen Beinamen: aber die Fabel selber, der auch Torfäus folgt, hat bestimmt 3 Helge's. Die zweimalige Wiedergeburt des ältesten ist am Schluſs von Nr. 2. und 3. mit denselben Worten angedeutet, so daſs sich das „*endrborinn*“ in beiden schwerlich, wie Suhm von dem letzten will, doppelsinnig für die Vergangenheit und Zukunft erklären läſst. Auch werden in den Liedern ausdrücklich dieser 3 Helge's 3 Gemahlinnen, welche ebenfalls durch Seelenwanderung nur Eine sind, unterschieden: 1) Svava, Eilime's Tochter; 2) Sigruna, Hogne's Tochter; 3) Kara, Halfdans Tochter. Von dem dritten Helge giebt es aber, nach Prof. Rasks Versicherung, kein besonderes Lied mehr. Der Prolog und die 9 ersten Strophen von Nr. 2., nach Arndts Abschrift, durch Gräter, in seinem oberwähnten Programm, mit Lateinischer Übersetzung und Kommentar. Die Fabel der beiden älteren Helge's hat Fouqué, nach Torfäus, in zwei noch ungedruckten Tragödien bearbeitet, in der Art wie der Sigurd. — In dem Prolog zu Nr. 5. ist das von Bartholin besonders aufgeführte *Sinfiotlalok*, und die darnach folgenden Strophen die ***Gripis-spá.*** So nennt sie Prof. Rask in einer schriftlichen Mittheilung, und die übrigen also: von *Reigin*, *Fafnis-mál*, *Sigurdrifu-mál* oder *Brynhildar-qvida* 1., ein Bruchst. von *Brynhildar-qvida* 2. (alle 3 in Nr. 6.), ***Gudrunar-qvida*** (Nr. 7.), *Sigurdar-qvida* und ***Brynhildar-spá*** (Nr. 8.), ***Helför Brynhildar*** (Nr. 9.), ***Niflúnga-lók***, *Gunnars-slagr* und *Gudrunar-qvida* 2. (sämmtlich in Nr. 10.), *Gudrunar-qvida* 3. (Nr. 11.), *Oddrúnar-grátr* (Nr. 12.), *Atla-qvida in Grönl.* (Nr. 13.), *Atla-mál in Grönl.* (Nr. 14.), ***Gudrunar-hvöt*** (Nr. 15.), ***Hamdis-mál*** (Nr. 16.). Die oben bemerkte Lücke ist in Nr. 6., wo nach dem *Fafnis-mál*, ein Absatz und eine prosaische Einleitung zur *Brynhildar-qvida*, wo es in Sigurds und Brynhilds Gespräch abbricht und in einem Gespräche zwischen Brynhild und Gudruna wieder anhebt. Nr. 7 erzählt nur ganz kurz in der prosaischen Einleitung deñ Tod Sigurds, fast wörtlich, wie die Nornagests-Saga, K. 8. und enthält eigentlich Gudruna's Leid. In der Volsunga-Saga sind aber noch vier Strophen aus dieser Lücke übrig, nämlich: Kap. 36. zwei, Kap. 38. eine, und Kap. 39. eine; deſsgleichen (Kap. 13.) vier Verse in der Geschichte Sigmunds und Sinfiotle's, also wahrscheinlich aus dem nicht mehr vorhandenen poëtischen *Sinfiotla-lok.* Sonst sind in dieser Volsunga-Saga noch eingeschaltet: aus Nr. 5. drei Strophen (Kap. 25.), deren prosaische Einleitung auch fast wörtlich mit der Volsunga-Saga stimmt, und eine Strophe (Kap. 26.); 14 Strophen (K. 29.) aus Nr. 6., und 2½ Str. (Kap. 41.) aus Nr. 10. Ebenso finden sich in der Nornag. Saga: aus Nr. 5. die 15 letzten Strophen (Kap. 4. 5.; wovon eine auch in der Vols. S.), deren prosaische Zwischensätze ebenfalls sich entsprechen; daher auch in der *praef. ad Edd Saem. p.* 38. gesagt wird, daſs diese Saga die *Oda Fabnericidae secunda*

cunda enthalte; denn jene Strophen bilden eine kleine Abtheilung: das zweite Lied heiſst es wol wegen des in Nr. 5. vorhergehenden Gesprächs Sigurds und Gripers. Nr. 9., auch *Helreid Brynhildar* genannt, ist aber ganz hier (Kap. 8.), bis auf vier Verse. In der jüngeren Edda (Kap. 72.) finden sich nur zwei Strophen aus Nr. 6. In der dieser Edda in der Wormischen Handschrift beigefügten alten Abhandlung über die Isländischen Buchstaben und Sylben, wahrscheinlich von Olaf Thordson, Snorri's Brudersohn (mehr davon bei Snorri's Edda), findet sich nach Müller, S. 40., auch eine Strophe angeführt, welche Brynhilden betrifft, also wol hieher gehört. Deſsgleichen in den *Kenningar* des Königlichen Kodex der jüngeren Edda, nach Sander, S. 46., als Beispiel zu dem Namen des Goldes, Brage's des Alten (eines der ältesten Skalden noch vor Harald Schönhaar, um 875.) Gesang von Sörle's und Hamders Mord (vgl. Nr. 16.), der fünf Strophen seiner *Drapa* von Ragnar Lodbrok ausmacht. — Nach der *praef. ad Edd. Saem. p.* 58., haben Nr. 13. und 14. ihren Beinamen daher, weil sie in Grönland, das ist einem Theil von Norwegen, der sonst auch diesen Namen führte, häufig gesungen, oder von hier nach Island gebracht worden; mithin weder von Sämund, noch von einem andern Isländer gedichtet sein können. — Von einer interessanten noch ungedruckten Abhandlung des Predigers Henneberg zu Aalborg in Jütland, zur historischen Erläuterung dieser Lieder, hat nur Nyerup folgende Nachricht mitgetheilt. Es ist nämlich eine neue Erklärung der berühmten verloren gegangenen goldenen Hörner. Mit Hülfe *Dupuis, origine de toutes les cultes,* und Idelers, findet der Verfasser, daſs diese Hörner Sternbilder, Konstellationen, Planeten und Kometen enthalten, und bestimmt durch astronomische Berechnungen nach Angabe des älteren Horns die Zeit von dem Tode Balders, des Sohnes Odins u. s. w. Daſs im Jahr 1734. gefundene Horn ist ihm nicht allein ein *Calen-*

darium perpetuum festorum und ein *Calendarium meteorologicum*, sondern er hat auch herausgebracht, daſs Saurle und Hamder, Gudruna's und Jormunreks Söhne (vergl. hinten S. 95.) darauf vorgestellt und Beziehung auf den Tod Sigurds vorhanden sei. Er liest nämlich die darauf befindlichen Runen so, daſs unter andern der Name *Gurne* herauskömmt, und diese ist ihm dann *Gudrune*, und das Horn ein Theil von dem Horte Fafners. Er setzt diese ganze Geschichte um das Jahr 800.; wol wegen des Synchronismus mit Ragnar Lodbrok (Vergl. oben Anmerk. 30.). — Denn zur vollständigen Reihe dieser Lieder gehört auch noch das *Kraku-mál*, d. i. eben der berühmte Todesgesang Ragnar Lodbroks, (vergl. oben Anmerk. 3. b.; schon *Saxo, Lib. IX.* gedenkt desselben), in dessen Saga; worin auch sonst noch häufig Verse vorkommen, besonders bei den Gesprächen. Dieser Todesgesang ist schon 1652. zu Wiborg, in 4. einzeln gedruckt, mit Dänischer Übersetzung von Christen Bernstön (s. Suhm, II. 357.) Eine Altdänische Übersetzung, vielleicht dieselbe, steht auch in Syvs Kämpe-Visern, Th. II. Nr. 5. Das Original, in Runischer Schrift, mit Lateinischer Übersetzung, in ***Wormii Literat. Runica***, *p.* 182 — 207. Die neueste Ausgabe, nach mehren Handschriften, mit Englischer und Lateinischer Übersetzung und Kommentar, ist von James Johnstone, 1782. 8. Eine Deutsche Übersetzung darnach, von Gräter, in den Nordischen Blumen, S. 4 — 32.

2) Die meisten der vorn über die ältere Edda angeführten Schriften und Stellen betreffen, wegen des genauen Zusammenhanges beider, auch die jüngere, von welcher überhaupt in diesen und andern historischen, literarischen und mythologischen Werken bis 1787. mehr gehandelt worden, als von der älteren Edda, welche in diesem Jahre erst erschien: dagegen umgekehrt in den Schriften über die letzte, auch die jüngere Edda berührt wird, eben wegen jenes Zusammenhanges, und weil zugleich mit dieser

schon die genannten 3 Lieder von jener erschienen und die übrigen, vielen Nordischen Gelehrten, wenigstens aus den Handschriften bekannt waren. Mehr insbesondere über die Snorri'sche Edda geben: *Resenii praefat.* zu seiner Ausgabe derselben; *Nording, dissert. p.* 1 — 9.; *Torfaei Series, init.*, und *prolegg. p.* 9 — 11. (wonach er ein besonderes Buch über Snorri geschrieben: ist dieses erschienen?); die Vorreden zu den verschiedenen Ausgaben von Snorri's Heimskringla; *Finni Johannei hist. eccles. Island. T. I.*; Shönings Norwegische Geschichte; Suhms Dänische Geschichte, in den kritischen Bänden; *Arnae Magnaei vita Saemundi, p. XIV. seq.*; *J. Ph. Murray, antiquitat. septentr.*, in den *Nov. Comment. societ. reg. Götting. ad a.* 1773. *T. IV. p.* 89 — 118.; (Schlözers) Isländische Literatur und Geschichte, 1773. Th. 1., worin Ihre's Schwedischer Brief über die Upsalische Handschrift dieser Edda übersetzt ist, mit Anmerkungen; Ihre's Antwort hierauf, in Troils Reise nach Island; Schlözer, im Neuen Teutschen Mercur, 1801. Nov. S. 184.; Schimmelmanns Vorrede zu seiner Übersetzung der Edda, 1777; *Einari* (1777.), p. 17 — 20. 23 — 29; *praef. ad Eddam Saemund.*; Adelungs 2 Abhandlungen, in Beckers Erholungen, 1797. Bd. 2. S. 86 — 124. und Bd. 4.; Delius für Adelung, im Allgemeinen Literarischen Anzeiger, 1801. Nr. 124 — 27.; desselben Abhandlung über die religiösen Begriffe der Skandinavischen Völker, in den Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, Bd. 7. St. 1.; Nyerups Abhandlung gegen Adelung, im Skandinavischen Museum, 1802. Heft 3. S. 49. ff.; im Auszuge, mit Zusätzen, von Rühs, in den Unterhaltungen für Freunde Altdeutscher und Altnordischer Literatur, 1803.; Derselbe, in seiner Schwedischen Gesch. Th. I. (1803.) S. 34 — 39; Adelungs Vertheidigung gegen beide, in den Erholungen, 1803. Bd. 3.; Nyerups Abhandlung über die Edda, 1808, in den Schriften der Skand. Liter. Gesellschaft,

S. 113 — 91., besonders über die jüngere Edda, S. 137 — 91.; Müller, über die Ächtheit der Asalehre und den Werth der Snorroischen Edda, 92 S., besonders über die letzte, S. 22. bis zu Ende.

Die Handschriften dieser Edda betreffend, so sind die von Resenius, nach dem Schluſs der Vorrede, (p. 73. 74. 87.). gebrauchten folgende: eine neuere Abschrift des Stephanus Stephanius (st. 1650.); der alte vollständige Pergament-Kodex in Folio des Olaus Worm, welcher ihm von Jonas Arngrim aus Widale geschenkt (vergl. *Ol. Wormii praef. ad Lexic. Runic.*, und oben Anmerk. 106.), und damals im Besitze seines Sohnes Wilh. Worm zu Kopenhagen war; der alte, vorn unvollständige Pergament-Kodex der Königlichen Bibliothek daselbst; und eine nicht weiter bezeichnete Handschrift des Christiern Noldius. Die vornehmste und reichste Handschrift ist die Wormische, welche seitdem Arne Magnussen von Wilh. Worm erhalten und jetzo unter dessen Nachlaſs in der Kopenhagener Universitätsbibliothek, Nr. 242. ist. Vergl. Nyerup, S. 139 — 51., wo sie ausführlich beschrieben wird; deſsgleichen, sammt der Königlichen, der Upsalischen und einigen andern Handschriften, bei Müller, S. 22 — 52. Einige Lücken darin sind durch Papierblätter ergänzt, welche im 17ten Jahrhundert entweder Sven Johnson (vergl. *Wormii epist. T. I. p. 159.*), oder Magnus Olavius geschrieben hat. Bl. 1 — 3. enthält die Vorrede, in Resens Ausgabe, Kap. 3. und Fab. 1.; es folgt auf 15½ Bl. die sogenannte *Gylfa-ginning* (Gylfe's Täuschung), bei Resen, Fab. 2 — 49.; dann auf 3½ Seiten, *Braga-raedr* (Braga's Unterredung, welchen Titel zwar, sammt dem vorigen, die Handschrift nicht hat, aber doch diese Abtheilungen durch groſse Anfangsbuchstaben unterſcheidet), bei Resen, Fab. 50 — 53. 60 — 62. Durch eine Frage Aegers an Brage über das Wesen der Poesie, knüpfen sich hieran, ohne Unterscheidung etwa durch einen groſsen

Buchstaben, die Lehre von den *Kenningar* (poetischen Umschreibungen, Metaphern; von *kenna*, bezeichnen, kenntlich machen), welche eine neuere Hand am Rande *Scalda* betitelt hat, mit welchem Namen auch daher wol diese und die übrigen ähnlichen Theile der Edda, einzeln und insgesammt, benannt werden; diese Abtheilung nimmt ein: 13 Bl., dann (da der Kodex verbunden ist) 8 andere Papierbl., beziffert S. 121 — 36, welche aus dem Königl. Kod. ergänzt sind, und noch 3 S. der beiden letzten Bl. In diesen *Kenningar* sind als Beispiele eine groſse Menge Stellen (gegen 500 Verse) meist von namhaften Skalden, seltener aus den namenlosen Eddaischen Liedern, angeführt, darunter auch die bei den letzten erwähnten Stücke: *Host-laung* und *Thors-drapa*, zur Erklärung der anderweitigen Namen Thors, und eine prosaische Erzählung von dessen Zweikampf mit Hrungner, und Reise zum Geirrod. Eine in den Umschreibungen des Goldes vorhandene Lücke ist aus dem Königl. Kod. ergänzt; nach derselben, noch unter den Namen des Goldes, folgt eine prosaische Erzählung von Rolf Krake, und unter den Namen der Waffen, die Geschichte von dem Kampfe Hogne's und Hedins. Nach den vorbemerkten 13 Bl. folgt, S. 83 — 99. eine orthographische Abhandlung; dann, S. 100 — 121. eine Abhandlung über rhetorische und poetische Figuren nach Donat und Priscian, mit Beispielen aus berühmten Skalden des 13ten Jahrhunderts und älteren, hinten aber meist nur aus christlichen Gedichten; dann, die vorhin gedachten 8 Papierblätter der *Kenningar* (Müller, S. 44. giebt deren 9 an, vermuthlich gehört aber ein Blatt davon zum folgenden *Hatta-lykil*, dessen Anfang, nach ihm S. 46., auch noch auf diesen Bln. steht, und zwar, nach Nyerup, schon S. 136., also noch auf dem 8. Bl. Diese *Hätta-lykil* (*Clavis metrica*, von *hättr* Weise, Strophe, Lied) geht bis S. 152. und ist eine Prosodie und Metrik von etwa 100 Versarten, welche sämmtlich Snorri in einem

Ehrengedicht auf König Hakon vom Jahr 1230, und zwei andern auf dessen Schwiegervater Jarl Skule angebracht, wovon die sämmtlichen 100 Strophen, zwar auſser der Ordnung, als Beispiele eingerückt sind. Noch enthält das dritte Pergamentblatt vor dem Ende das bei der älteren Edda gedachte *Rigs-mal* oder *Rigsthatr;* die beiden letzten Bl. gehören, wie schon gesagt, zu den *Kenningar,* scheinen aber nur lose Excerpte, und den Schluſs macht ein unleserlicher Lobgesang auf die Heilige Jungfrau. Olafsen setzt diesen Kodex, der Schrift nach, in die Mitte des 15ten Jahrhunderts. Lüxdorf lieſs eine Abschrift davon nehmen, welche, in drei Folianten, jetzt auf der Königl. Bibliothek ist. — Der Königl. Kodex, welchen Brynjolf, bei Resenius, für den ältesten Edda-Kodex in der Welt erklärte, und der auch, nach Olafsen, ein Jahrhundert älter ist, als der vorige, hat ein seltsames Miſsgeschick gehabt. Der Staatsrath Mölman war so eifersüchtig auf die ihm untergebenen Bibliotheksschätze, daſs selbst Olafsen, dem er, als Ephorus von des Magnäus Stiftung, die Ausarbeitung eines *Systema Eddicum* aufgetragen, kaum diesen Kodex erhalten konnte. Olafsen verglich ihn aber mit der bedenklichsten Genauigkeit mit dem Wormischen Kodex, welche Arbeit noch in seinem Nachlaſs übrig ist. Sogar Suhm konnte diesen Königl. Kodex nicht erhalten, und zweifelte (in s. Crit. Hist. af Danm. Th. II. S. 275), ob er noch vorhanden sei. Auch Lüxdorf konnte ihn nicht zu sehen bekommen, wie aus der dem ersten Bande seiner Abschrift des Wormischen Kodex vorgesetzten Notiz von den Hdss. erhellt. Andern ging es nicht besser; vergl. Suhms Levnet, S. 137. 45. Nach Mölmans Tode kam der Kodex wieder zum Vorschein, und in Erichsens Verzeichniſs der Königlichen Handschriften (vergl. Anmerk. 9.) S. 92., wird er aufgeführt als »*Codex membranaceus princeps,*« welchen Brynjolf Svensen im Jahr 1640. erhalten und dann dem König Friedrich 3. geschenkt habe. Aber in der Nacht des Jahrs 1794, als das Schloſs Christiansburg brannte und auch die Bibliothek in Gefahr war, wurden die Manuskripte eingepackt und fortgeführt; und als sie darnach wieder zurückgebracht wurden, fehlte, nebst einigen Kleinigkeiten, auch dieser Edda-Kodex, und ist seitdem nicht wieder ans Licht gekommen. Zum Glück hatte vorher noch Thorlacius eine vollständige Abschrift davon erhalten, durch Oddur Johnsens Hand, dessen Genauigkeit er vor dem *Grotta-saung* rühmt. Nyerup hat diese Abschrift zu seiner ausführlichen Beschreibung, S. 151 — 64. benutzt. Der Kodex war in kl. 4. von 110 S. Das erste Bl. fehlte, und er begann gegen Ende von Kap. 3., wo bei Resenius ein *C. R. (Cod. Reg.)* steht. Alles ist, ohne Abtheilung, Überschriften und sonstige Merkmale, in eins fort geschrieben. Es folgen *Gylfe-ginning* und *Braga-raedr*, mit der Schluſsanmerkung, welche die *Kenningar* vorbereitet und auf die Einleitung in Kap. 3. zurückweiset, wie im Wormischen Kodex, die also nicht in beiden fehlt, wie Resenius dazu (dem *Epilogus*, hinter Fab. 78.) anmerkte. Die *Kenningar* stehen dann, wie im Wormischen Kodex, auſser daſs etliche Stücke versetzt sind, auch die Erzählungen und Lieder von Thor. Unter den hieraus im Wormischen Kodex ergänzten Namen des Goldes sind auch noch prosaische Erzählungen: 1) von dem Besuche der Asen bei Aeger, (bei Resen, Fab. 58), wie in dem Eddaischen Liede *Aegis-drecka*, oder *Loka-senna;* 2) von Siſs Haar. (Resen, Fab. 59.); 3) die längste, von der Reise der Asen, Odin, Loke und Häner, Hreidmar, Sigurd Fafnisbane und den Niflungen (Resen, Fab. 68 — 78.), mit der Bemerkung, daſs die meisten Skalden nach dieser Erzählung gedichtet und sie in ihren Liedern angewendet haben. Zum Beweise ist der bei den Eddaischen Liedern erwähnte Gesang Brage's von Sorle und Hamder eingerückt; 4) von Fenia und Menia (Resen, Fab. 66.), sammt dem Eddaischen Liede: *Grotta-saung*;

5) von Rolf Krake (Resen, Fab. 63. 64.): 6) von König Holge in Halogaland (Resen, Fab. 65): dann auch von Hogne und Hedin (Resen, Fab. 67.). In den von hieraus im Wormischen Kodex ergänzten *Kenningar* folgt eine eigene Abtheilung derselben, nämlich die ***Heiti*** (von *heita*, heiſsen. benennen) oder poetischen Synonymen, auch mit Beispielen alter Skalden. Dann aber *Kenningar* und *Haiti*, zum Theil aus dem vorigen wiederholt, ohne Beispiele, sondern selber in Versen. und Reimen. Den Schluſs macht die *Hátta-lykill.* Es fehlen also die Abhandlungen von der Orthographie und den Tropen, so wie das *Figemál.* — Den Upsalischen Kodex brachte Jonas Rugmann um Mitte des 17ten Jahrhunderts aus Island, verkaufte ihn an den Schwedischen Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie, welcher ihn der Universitätsbibliothek zu Upsala schenkte. Ausführlich beschrieb Ihre diesen Kodex in einem Schwedischen Briefe an den Kanzleirath Lagerbring, Upsala, 1772. 8. (13 S.): übersetzt mit Anmerkungen, in Schlözers Isländ. Lit. und Gesch. S. 35 — 154., auf dessen und Gatterers (Historisches Journal, Th. 2. S. 181 — 82.) Aufforderung, ihn Ihre, besonders in diplomatischer Rücksicht, noch weiter beschrieb, in dem Briefe an den Erzbischof Troil; vergl. Nyerup, S. 140. 164 — 74., Müller, S. 23. 49 — 50. Hienach ist die Handschrift auf Pergament, kl. 4., hat 109 Seiten, und ist, nach der Schrift zu urtheilen, aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Die Vorrede ist hier kürzer, als in den beiden vorigen Handschriften; sonst folgen (mit Ausschluſs von Fab. 1. bei Resen) eben so *Gylfe-ginning*, (bei Göransson in 26 Dämesaga's, oder Fabeln), und 27) *Braga-raedr* (Resen, Fab. 50 — 53. 58.); 28) von der Entstehung der Poesie (bei Resen, Fab. 60 — 62); 29) der Epilog (bei Resen hinter Fab. 78.), aber, wie der Prolog, kürzer als in den beiden vorigen Handschriften; 30) Thor und Hrugner (bei Resen, Fab. 55. 56.); 31) Thor und Geirrod (Resen,

Fab. 57.). Darauf folgt *Skalda-tall* oder eine Liste der alten Skalden; abgedruckt, in Peringskiolds Ausgabe der Heimskringla, Bd. 2. S. 479. ff.; eine Geschlechtsliste von Adam bis auf Snorri, und eine Liste der christlichen Lagmänner (Gesetzverweser) ebenfalls bis auf Snorri; beide abgedruckt in Ihre's erstem Briefe und bei Schlözer, S. 78 — 82. Dann erst die *Kenningar*, hier *Skalldskaparmáal* (Lehre von der Skaldenkunst) überschrieben, im ersten Theil, wie in den beiden vorigen Handschriften, aber kürzer, nur wie auszugsweise, selten mit Hinzufügung neuer Beispiele, mehr mit Auslassung solcher Stellen, so daſs auch jene längeren Bruchstücke ganz fehlen, deſsgleichen die prosaischen Erzählungen an ihrer Stelle, diese sind hinten angehängt; der zweite Theil ist auch nur anfangs so, wie im Königl. Kodex, weiterhin abweichend und kürzer; von der übrigen Sammlung *Kenningar* ist wenig da, und die metrisch verfaſsten fehlen ganz. Den Schluſs der *Kenningar* machen die prosaischen Erzählungen: Hogne und Hedin (Resen, Fab. 67.); Sifs Haar (Resen, Fab. 59.); die Asen und Hreidmar (Resen, Fab. 68 — 70.); Rolf Krake (Resen, Fab. 63 — 64.); Fenia und Menia (Resen, Fab. 66.); Holge (Resen, Fab. 65.). Dann folgt unter der Aufschrift *Hliodsgrein* (von den verschiedenen Arten der Lieder, Strophen), aus welchem Ihre einen förmlichen dritten Theil der Edda macht, nur ein kurzer Auszug der orthographischen Abhandlung im Wormischen Kodex, auf einigen Blättern (die Abhandlung von den Tropen fehlt ganz), und die *Hátta-lykill* (oder, wie sie in der Aufschrift des ganzen Kodex genannt wird: *Haettartal*) etwas über die Hälfte, da nur 57 Strophen als Beispiele angeführt werden. Eine Handschrift der Oxforder Universitätsbibliothek, unter den Mareschallischen Handschriften Nr. 114., Pap. 8. klein und schlecht geschrieben, ist nur eine Kopie dieses Upsalischen Kodex. Der Schwedische Gelehrte Joh. Salanus schrieb sie gröſstentheils ab und theilte es dem Magnäus mit, welcher in den *Mss. Magnaean.* Nr. 759. in 4. auf einigen 8. Bl. Nachricht von ihrer Einrichtung giebt, wonach sie, wegen der Genauigkeit, wol ein Isländer geschrieben, obgleich man glaube, daſs Mareschall sie irgendwo in Deutschland erhalten habe. Auch vermuthete Magnäus schon ihre Abkunft von dem Upsalischen Kodex, welche Nyerup (S. 187 — 88.) bestätigt gefunden, und bemerkt, daſs sie nur bis zu den *Liodsgreinir* gehe. Eine andere Abschrift von diesem Kodex durch Rugmann, ist ebenfalls in der Upsalischen Universitätsbibliothek (Ihre, bei Schlözer, S. 83.). Noch eine andere Abschrift ist in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen (Nyerup, S. 190.), deren Genauigkeit Nyerup auf seiner literarischen Reise in Schweden bewährt gefunden hat (Müller, S. 49.). — Das oben S. XCI. angeführte Bruchstück einer Handschrift der älteren Edda, Nr. 748. in derselben Bibliothek, aus Mägnäus Nachlasse, Perg. 4., wahrscheinlich aus dem Aafange des 14ten Jahrhunderts, enthält, nach dem Bruchstücke von *Harbarths-liod*, die orthographische Abhandlung von der Mitte an (im Wormischen Kod. S. 94), auſser einem fehlenden Blatte, bis zu Ende, und von der Abhandlung über die Tropen die ächten 10 ersten Kapitel (wonach sie Olaſsen in seinen handschriftlichen Arbeiten richtig abgetheilt hat), dann die *Kenningar*, aber nur kurz und wie ein Auszug des ersten Theils derselben, ohne alle Beispiele, dagegen zuletzt die metrischen *Kenningar*, geordneter und reichhaltiger, als im Königl. Kodex. Suhms crit. Hist. Th. 2. S. 660 ; Schönings Vorrede zu s. Ausg. der Heimskringla, Th. 1. S. X.; Erichsens Anmerk. 77. zu *Magnaei vita Saemundi*, vor der älteren Edda, p. XVIII — IX.; Nyerup, S. 180 — 82.; Müller, S. 33. 35. 50. 60. 77. — Das ebendaselbst aus des Magnäus Vermächtniſs aufbewahrte Bruchstück, Nr. 757. Perg. 4., aus derselben Zeit, fein und mit vielen Abkürzungen geschrieben, auch durch die Zeit sehr unleserlich geworden, beginnt in der Mitte der orthographischen Abhandlung, an derselben Stelle wo das vorige Bruchstück, enthält diese ganz, und darauf ein Stück (2½ S. im Wormischen Kod.) der tropologischen Abhandlung, und auf 7 Bl. die *Kenningar*, ungefähr wie im vorigen, aber noch mangelhafter. Zwischen den Umschreibungen des Weibes und des Goldes steht hier das kurze Gespräch Brage's und Aegirs über das Wesen der Dichtkunst, welches in den 5 ersten Handschriften den Schluſs von *Braga-raedr* und zugleich die Einleitung der *Kenningar* ausmacht (bei Resen der Epilog hinter Fab. 78), und wörtlich übereinstimmend. Suhm krit. Hist. Th. 2. S. 658.; Nyerup, S. 175—78. 180. 182.; Müller, S. 50. 60—62. — Nr. 756. ebendaselbst unter des Magnäus Handschriften, Perg., ist hinten und vorn und in der Mitte mangelhaft, voll Abkürzungen und sehr unleserlich, beginnt in *Gylfe-ginning* (bei Resen, Fab. 12.) endigt dieses und hat *Braga-raedr*, aber gegen den Schluſs desselben eine Lücke; darauf *Kenningar*, und bricht in den Umschreibungen von Christus ab. Suhms krit. Hist. Th. 2. S. 657.; *Thorlacii Spec. VII. p.* 194 — 95.; Nyerup, S. 183 — 84. — Nr. 754. ebendaselbst, aus demselben Nachlasse, auf Papier, aus dem 17ten Jahrhundert. Suhm und Nyerup, a. a. O. — Nr. 762. ebendaselbst und ebendaher, Pap. Fol., auch von einer späteren Hand, nähert sich am meisten der von Resen gebrauchten Handschrift; die *Kenningar* sind nämlich auch schon in alphabetischer Ordnung, und einige von Resen ausgelassene Verse hinzugefügt. Müller, S. 51. — Diese Resenische Handschrift ist ebenfalls eine neuere Abschrift des Stephanius, welche Resen von seinem Schwager Bering erhielt. *Resenii praefat. p.* 87. — Eine solche neuere Abschrift, vermuthlich von seinem eigenen Kodex, schickte Worm auch dem Hrn. von Thuillerie im Jahr 1646. *Wormii epist. p.* 902. 960 — 61. — Von der Wolfenbütteler Handschrift gab zuerst Kunde *Will. Nicolson, Engl. historical-Library,* 1696.

P. I. p. 139. (vergl. die Rezens. davon in der *Act. eruditor.* 1697. *Jan. p.* 52.), wonach er dieselbe vor 20 Jahren gesehen, aber nicht entscheiden wolle, ob es nicht Sämunds Edda gewesen; der Bibliothekar Hanisius habe sie unwissenderweise eine Moskowische Handschrift betitelt. So fand auch Schlözer (S. 156 — 57.) diese Isländische Handschrift, deren er schon in der Allgem. histor. Bibl. St. 8. S. 283. erwähnte, im J. 1768. dort unter den Russischen Handschriften, in 4. und (so viel er sich erinnerte) auf Perg., hielt sie auch für Isländische Mythologie und vermuthete die Edda darin. Daſs es wirklich diese jüngere Edda sei, erhellte schon früher aus ***Burchards*** Beschreibung der Handschrift, in s. *hist. bibl. Guelfebyt.* (*Lips.* 1744. 4.), wonach, wenn ich nicht irre, da mir das Buch nicht zu Handen, sie wirklich auf Perg. ist und nur *Gylfe-ginning* und *Braga-raedr* enthält. Hingegen, nach einem losen Zettel von des Magnäus Hand, in Nr. 739. der ***Magnaeana*** in 4., soll es ein neuerer papierener Kodex sein »*ex interpolatione Sr. Magnusar Olafsonar.*« (Nyerup, S. 186.). Ohne Zweifel aber wird es derselbe sein, welcher 1807. sammt einigen andern, aus Wolfenbüttel nach Paris gebracht, und nach öffentlichen Blättern »eine Edda auf Fischhaut« sein sollte. Auf meine Aufforderung untersuchte mein Freund W. Raſsmann den dafür ausgegebenen Kodex in Paris, fand aber darin nur das Altnordische Gesetzbuch des Norwegischen Königs Magnus (reg. 1264 — 80.), 125 Bl. gr. 8., auf sehr grobem, steifem und beräucherten Pergament, aus welchem witzige Unwissenheit eine Fischhaut gemacht hat. — In Utrecht fand ich auch in dem gedruckten Verzeichnisse der Universitätsbibliothek: »*Edda. sive Mythologia poetica Islandor. et Scaldra sive eor. Metrica de variis generibus carminum, quibus res gestas major. suor. cecinerunt, sermone Island.*,« unter den ***Mss. miscell. Nr.*** 250. *g. et l.*, konnte aber, weil gerade Ferien waren, die verschlossenen Handschriften nicht sehen, und auch seitdem keine nähere Auskunft darüber erhalten.

Ungedruckte Arbeiten über die Edda: Die *Liodsgreinir* der Upsalischen Handschriften übersetzte schon Rugman in Lateinische, überging aber die Beispiele aus den Liedern. Ihre wollte die Arbeit vollenden, und versparte sich dazu ausführlich über diesen Theil der Edda zu handeln (bei Schlözer, S. 73), ist aber darüber gestorben. Nyerup, S. 172. — Eine groſse handschriftliche Bearbeitung dieser Edda, im ganzen Umfang ihrer Theile, hat Joh. Olaſsen aus Grundvik hinterlassen, und befindet sich in der Kopehagener Universitätsbibliothek: 1) eine kritische Bearbeitung des Textes, wobei der Wormische Kodex zum Grunde gelegt, und aus allen übrigen Kopenhagener Handschriften (der Upsaler nicht), vollständige Lesarten gesammelt sind, 432. S. Fol.; 2) eine Übersetzung und ausführliche Erläuterung, 2275 S. Fol., auſser den Inhaltsanzeigen, im J. 1765. vollendet. Dazu, sein Isländisches Wörterbuch in 3 Theilen, und etliche 1000 Bogen Fol. Auszüge und Untersuchungen über Isländische Sprache und Geschichte, eine *Facula Eddica*, und einige andre verlorne Arbeiten. Nyerup, S. 148. 176. 180. 182. und die Vorrede zu seiner Übers. dieser Edda; Müller, S. 24.

Gedruckt erschien zuerst, aus der orthographischen Abhandlung der gröſste Theil des Stücks von den Runen, durch Worm, nach seiner Handschrift, in s. *Literatura Dan. antiq.* 1651. Fol. *Hafn.* — Resens Ausgabe, Kopenh. 1665. 4. ist, wie schon bemerkt, aus der neueren Abschrift des Stephanius, welche er gradezu abdrucken lieſs und nur einzele Lesarten der drei andern von ihm gebrauchten Handschriften darunter setzte. Ebenso lieſs er die in des Stephanius Abschrift befindliche Dänische und Lateinische Übersetzung abdrucken, die erste von einem ihm unbekannten Verfasser, die letzte (von welcher er auch noch eine Abschrift aus der

Königl. Bibliothek und eine von Wormius gehabt) von Magnus Olai, Pred. in Nordisland, im J. 1629. auf Verlangen des Bischofs Thorlak (nach *Stephan. ad Sax. pag.* 16. für den Kanzler Friis) verfertigt; doch setzte er die Abweichungen der von ihm für besser erkannten, nach der Wormischen Abschrift von Stephan Olai im J. 1646. als er zu Kopenhagen studirte, gemachten Lateinischen Übersetzung darunter; beide Übersetzungen gingen aber nur bis Fab. 68., die folgenden übersetzte Torfäus. Einige Anmerkungen des Magnus vermehrte Resen mit wenigen eigenen. Vergl. s. Vorrede (S. 73. 86 — 88.). Resen bemerkte auch (ebend. S. 74.), daſs das erste und zweite Kap. des Prologs und der Epilog, ganz von Magnus wären, weil er sie in den alten Handschriften nicht fand (daſs der letzte aber darin ist, haben wir oben berichtigt). Dieser Magnus hat auch, wie Resen ebend. bekennt, die zwei Theile seiner Edda gebildet, die Mythologie und die daraus genommenen Umschreibungen, und die Fabeln der ersten so abgetheilt, daſs die Überschrift einer jeden zugleich die Frage Ganglers (Gylfe's, der diesen Namen annimmt) ausdrücke, damit man leichter übersehen könne, woher die im zweiten Theil aufgeführten Benennungen entstanden. Was nun jenen ersten Theil, die Mythologie, betrift, so sind darin zwischen *Braga-raedr* und dem dazu gehörigen Epilog (hinter Fab. 78.) mehre Erzählungen der *Kenningar* eingerückt, und das Verhältniſs zu den 3 Haupturkunden dieser Edda ist folgendes, wie zum Theil schon aus ihrer vorgängigen Beschreibung hervorgeht: Fab. 1., welche in der Upsaler Handschrift fehlt, scheint in den beiden andern zu stehen (?); den Inhalt derselben findet man sonst auch in Snorri's Heimskringla, der Schöningischen Ausg. Th. 1. S. 9. *Gylfa-ginning* (Fab. 2 — 49.) und *Braga-raedr* (Fab. 50 — 53. 60 — 62.) beginnt die Verrückung. In der Königl. Handschrift steht auch Fab. 52. schon unter den *Kenningar* von Thor; hinter Fab. 57.:

in der Upsaler dagegen nach Fab. 58., obwol sie offenbar zu den *Kenningar* des Goldes gehört, hinter Fab. 53.; ebenso wie Fab. 54., welche auch wol in allen 3 Hds. darunter steht (?). Die 3 folgenden nach Fab. 54. eingeschobenen Fabeln stehen in allen 3 Hds. nach dem Epilog hinter Fab. 62. (bei Resen hinter Fab. 78.), und im Königl. Kod. (vermuthlich auch im Wormischen, da von hier an beider Übereinstimmung nur noch im allgemeinen bekannt ist) wirklich schon unter den *Kenningar* Thors, nur statt Fab. 56. das mehrgedachte *Hostlaung*, welches, wie schon Stephanius bei Resen anmerkte, denselben Inhalt hat; die Upsaler Hds. hat dagegen nur die 3 Fab. 55 — 57. in Prosa, noch als einen Anhang und nicht unter den *Kenningar*. Ebenso stehen die sämmtlichen übrigen Fabeln in der Königl. Hds. bei den einzelen *Kenningar* zur Erklärung, oder doch bei denen des Goldes, wo sie bis auf eine hingehören, zusammen (?), dagegen im Upsalischen Kod. hintereinander den *Kenningar* angehängt. Auch ist die Folge verschieden: die Erzählung von Hogne und Hedin (Fab. 67.), zu den *Kenningar* von Krieg gehörig, steht in jener voran, in dieser zuletzt; hier folgt Fab. 58. 59. 68 — 78., dort bloſs Fab. 59. (da 58. schon hinter 53.) und 68 — 70., also auch acht Fab. weniger. Merkwürdig ist, daſs diese gerade die uns am wichtigsten sind, von Fafner, Sigurd, Brynhild und den Niflungen. Diese Abweichung gab ohne Zweifel Anlaſs zu Ihre's Angabe (bei Schlözer, S. 90.), daſs Resen mehrere Fab. aus der *Volsunga-Saga* (vergl. oben S. 11.) und andern genommen. Aber da diese Fabeln in dem Königl. Kod. sind, und auch ohne Zweifel in dem Wormischen gewesen, wo gerade hier, vielleicht eben ihres anziehenden Inhalts wegen, eine Lücke: so werden sie auch wol in Resens Abschrift gestanden haben, und er hat sie eben so wenig aus der *Volsunga-Saga*, als die (64.) von Rolf Krake und die (67.) von Hogne und

Hedin etwa aus der Rolf Krake's-Saga (bei Biörner vor der Volsunga-Saga), und aus der Hervarar- oder Rolf- und Gautreks-Saga, entlehnt. Die übrigen Fabeln folgen im Wormischen Kod. 66. 65 — 64. 65. 67., im Upsaler 63 — 64. 66. 65. Man sieht, daſs der letzte durch Einrückung (58.) und Anfügung 55 — 57. der Erzählungen aus den *Kenningar* an *Braga-redr*, und Sammlung der übrigen hinter den *Kenningar*, sich schon mehr der Resenischen Handschrift nähert. Dieſs ist auch der Fall in Ansehung der kürzeren *Kenningar* und selteneren Beispiele darin. Bei Resen aber sind die letzten, bis auf wenige (vergl. oben S. VIII.) ganz ausgelassen und von den ersten nur ein ganz kurzer und nachlässiger Auszug in alphabetischer Ordnung (bis auf die voranstehenden und dem Range nach auf einander folgenden Namen der Asen und Asinnen); vermuthlich hat auch Magnus Olai diese Umarbeitung gemacht, wie auch die einem Göttinger, vormals dem Arnas Magnäus gehörigen, Exemplar der Resenischen Ausgaben beigeschriebenen alten Anmerkungen (bei Schlözer, S. 150 — 55.), annehmen, obgleich sie darin zu weit gehen, daſs Olai diese *Kenningar* ganz und gar bloſs aus den Fabeln gezogen habe: schon die aus diesen nicht zu erklärenden, deren mehre sind, und die wenigen Liederstellen wären dagegen, wenn ihr höheres Alter sonst nicht hinlänglich erwiesen wäre. Ebend. steht auch zu p. 95. der *praefat.*, wo Resen des *Haldarus Erici*, des *Stephanus Olai* Enkel, erwähnt, welcher damals zu Kopenhagen studirte, daſs dieser Isländer, als fleiſsiger Correktor, groſsen Antheil an Resens Abdruck habe. — Die nächste Ausgabe der Edda von Johann Göransson, nach der Upsaler Handschrift, mit Schwedischer und Lateinischer Übersetzung, Upsala, 1744. 13 Bogen gr. 4., brach schon mit *Braga-raedr* oder Dämesaga 26. (bei Resen Fab. 49.) ab. Ihre wollte die Arbeit vollenden, aber es ging ihm wie mit dem *Liodsgreinir*: die

darin

darin vorkommenden Stellen aus alten Liedern waren ihm zu schwierig; er bewog also den Lagman, Stotberg, der damals zu Upsala studirte, deſshalb nach Kopenhagen zu reisen, um den Beitritt gelehrter Isländer zu erhalten; es war aber damals (Ihre bei Schlözer, S. 100.) noch bei Versprechungen verblieben, und ist auch seitdem nichts weiter davon vernommen. — *Mallets* französische Übersetzung, nach Resens Ausgabe, Kopenh. 1756. 4. — Aus *Mallet* in's Englische übersetzt, in den *Northern antiquities, Vol. 2., London* 1770. 8. — Jac. Schimmelmanns Deutsche Übersetzung, nach Resen, Stettin, 1777. 4.; enthält nur *Gylfe-ginning* und *Braga-raedr* (Fab. 1 — 49.), in 33 Parabeln abgetheilt, mit Anmerkungen. — Einzele Erzählungen, übersetzt von Gräter, in Bragur, Bd. 1. S. 193 — 206. (Fab. 4 — 11. bei Resen); Bd. 2. S. 132 — 42. (Fab. 43 — 45.); Bd. 4. Abth. 1. S. 18 — 26. (Fab. 51 — 52.). — Nyerups Dänische Übersetzung, Kopenh. 1808. 127 S. 8., ist mit Zuziehung der 3 Hauptkodices, und des vorerwähnten *Corpus Eddicum* von Olafsen, gemacht, und enthält ebenfalls nur *Gylfe-ginning* in 14. und *Braga-raedr* in 4 Kapiteln, sammt einer Zugabe, von Thors Kampf mit Hrungner und Reise zu Geirod (Fab. 55. — 57.), und Sifs Haar (Fab. 59.). Stellen aus einer neueren deutschen Übersetzung, nach Resen, von Friedr. Majer haben, wenn ich nicht irre, im Modenjournal gestanden. — Die beiden ersten Kap. der Abhandlung über die Buchstaben, Dänisch von Müller, Deutsch bei Sander, S. 25 — 36. — Nach Suhms Vorrede zu s. krit. Hist. Th. 4., lieſs die Magnäische Kommission schon damals die tropologische Abhandlung durch den Probst Gunnar Paulsön übersetzen und erklären; es ist aber seitdem nichts weiter davon bekannt geworden.

Von freien Bearbeitungen Eddaischer Mythen sind mir nur bekannt: des Engländer Sayer Niederfahrt der Göttin Freia, in 2 Akten, übersetzt, in Jamben, von Gräter; Bragur, II. 3 — 42.

****

(nach Fab. 43 — 45. bei Resen. Des Dänen Ewald Trauerspiel: Balders Tod, hat denselben Gegenstand. Die Versuchungen Thors (nach Fab. 38 — 41.) aus *James Petit Andrews Anecdotes ancient and modern*, 1789. übersetzt von Karl Reinhard, in Bragur, IV. 2. S. 46 — 50. Derselbe Stoff ist bearbeitet in des Itzehoer Müller Wochenschrift: der Deutsche, Th. 6. St. 67. Oehlenslagers Nordiske Digte. Kiöbenh. 1807. 8. enthalten: S. 1 — 27. Thors Reise zu Geirod (Fab. 55 — 57.) in 5 Gesängen in der achtreimigen Stanze unsers Heldenbuchs; S. 129 — 232.: Balder der Gute, ein Trauerspiel in Trimetern mit Chören, ebenderselbe Stoff, den Sayer und Ewald bearbeitet haben. — Die eigenen Dichtungen Klopstocks, Rhingulſs (Gerstenbergs), Sineds (Denis), des Dänen Falsen (vergl. Bragur, V. 1. S. 165. ff.) und der neueren Barden, worin die Eddaische Mythologie ganz frei behandelt, oder bloſs zum poetischen Ausdruck dient, wie sonst die antike, übergehe ich. — Über die Anwendung der Nordischen Mythologie für Poesie und Kunst, und gelehrte Darstellungen derselben: Gräters Briefe, in Bragur, I. 55 — 87., II. 78 — 100. III 1 — 16. VII. 1. S. 1 — 43.; Idunna (von Herder), in den Horen, 1796. St. 1. S. 1 — 28.; Gräter, über ihre Brauchbarkeit für zeichnende und redende Künste, in Bragur, VII. 1. S. 86 — 95.; Ankündigung eines groſsen Bilderwerks mit Kommentar von Gräter, in dessen Program von 1811. Die neueste und ausführlichste Darstellung ist: Nordens Mytologi eller Udsigt over Eddalæren for dannede Mænd, der ei selv ere Mytologer, af Nik. Fred. Sev. Grundtvig, Kandid. i Teol., Köbenh, 1808. 8. 205. S. Früher erschien, ich glaube zu Leipzig, eine kurze Nordische Mythologie, meist nur aus Gräters Briefen gezogen.

In Ansehung des Verfassers dieser prosaischen Edda und der dazu gehörigen Stücke, ist noch anzumerken: In der orthographischen Abhandlung, im Wormischen und in Kod. 748., Kap. 18. sagt der Verfasser, bei einem Spruche in welchem alle Altnordische Buchstaben vorkommen, daſs ihn sein Herr, der Dänenkönig Waldemar gemacht habe, und in der drauf folgenden tropologischen Abhandlung wird bei einer rhetorischen Figur gesagt, wie Olaf sie genannt, deſsgleichen Kap. 20., daſs dieser etwas über Euphonie gesagt habe. Dieses findet sich nun wörtlich in der vorigen Abhandlung (Kap. 7. die Benennung Fingalknat für die Figur *Cacemphaton*); ohne Zweifel ist also dieselbe gemeint, und ihr Verfasser Olaf Thordson, Snorri's Brudersohn, zum Unterschied von dem gleichzeitigen Olaf Svartaskald, Hvitaskald (der weiſshaarige Skalde) benannt, welcher, nach der *Knytlinga-Saga,* Kap. 127., der *Sturlunga-Saga* u. a., bei Snorri erzogen, sich 1236 — 40. am Hofe Waldemars 2. aufhielt, von ihm viel lernte, auch ein Lobgedicht auf ihn machte, und 1259. auf Island starb. Ausdrücklich wird auch Olaf Thordarson am Schluſs von Kap. 10. der zweiten Abhandlung als Verfasser genannt. Dieser hat also beide zusammengehörige Abhandlungen verfaſst, obgleich sie dann von späterer Hand erweitert und fortgeführt sind, so daſs auch hinten, Kap. 18. Olaf wiederum zitirt wird. Vergl. Nyerup, S. 181. 184 — 85.; Müller, S. 32 — 38. Auf ähnliche Weise erging es mit den *Kenningar.* Diese hat, laut derselben Stelle in Nr. 748., auf welche sie sogleich folgen, Snorri aus den Hauptskalden zusammengesetzt. Wahrscheinlich gehören dem Snorri nur die eigentlichen *Kenningar,* im Wormischen Kod., und die *Heiti* im Königl. Kod. und andern, in welchen er selber schon wieder mehrmals, sammt noch jüngeren Autoren, zitirt wird, sind spätere Arbeit und Erweiterung, so wie dagegen in andern Handschriften nur Auszüge davon. Nyerup, S. 184.; Müller, S. 41 — 59. Die rothe Überschrift des Upsaler Kod. (welche deſswegen, weil für sie nicht gehöriger Raum gelassen, nicht jünger zu sein braucht, da dergleichen öfter in alten Handschriften, z. B. in der Münchener von den Nibelungen, vorkömmt) legt dem Snorri alle darin enthaltenen Stücke der Edda bei: und deſshalb und weil die beiden Stammbäume darin mit ihm endigen und er auſser Zweifel Vf. der sämmtlichen Beispiele im *Hàtta-lykil* ist, schrieb ihm Ihre auch das Ganze zu, wie vorher schon Arngrim, Stephan, Worm, Resen, Torfäus u. a. nach einer Art von Überlieferung gethan, was aber Schlözer, S. 39. 59. 85 — 88. 125. bestritt, besonders wegen des Widerspruchs zwischen dem Anfang der Heimskringla und des Prologs der Edda. Dieser Grund fiele wol damit, daſs der Prolog auch ein späterer Zusatz ist: aber Müller, S. 59 — 66. ist dennoch dagegen, daſs Snorri auch Vf. von *Gylfe-ginning* und *Braga-redr* sei, weil bei der auf Island sich so lange forterhaltenden einheimischen Mythologie in Liedern und Sagen, eine solche Mythensammlung erst späteres Bedürfniſs gewesen, als die Anleitung zur Poesie in den *Kenningar*, durch welche letzten wol jene erst veranlaſst und die darin schon hie und da ausführlich erzählten Mythen ausgelassen worden. Ihre's Grund, weil sie als spätere nicht dahin gehörten, falle weg, da z. B. der von Sifs Haar dem *Gylfe-ginning* vorauszusetzen. Überdieſs werde in allen *Kenningar* nicht ein einzigmal auf *Gylfe-ginning* und *Braga-raedr* verwiesen, zwar zweimal auf Brage's Gespräche bei Aegir, aber gerade bei Fabeln, die gar nicht in *Braga-redr* stehen. Auch sei die Behandlung verschieden, da in beiden Mythensammlungen durchaus nur (bis auf jenes Stück von Thiodolf) die namenlosen Lieder der älteren Edda, in den *Kenningar* aber, bis auf wenige Ausnahmen, nur die Lieder nahmhafter Skalden angeführt werden. Endlich verrathe die Einfassung, besonders von *Gylfe-ginning*, eine spätere Zeit. — Ob Snorri Vf. von *Gylfe-ginning* und *Braga-redr* sei, mag man wol dahin gestellt sein lassen, obgleich auſser der Hindeutung auf ihn durch den Schluſs der beiden Stammbäume im Upsaler Kodex mit ihm, dem ausdrücklichen Zeugniſs in der Ueberschrift desselben, auch Arngrim schon 1638. an Worm (*Epist. Vol. I. p.* 329.; vergl. Müller, S. 72.) eine Stelle aus alten Isländischen Urkunden mittheilt, wonach Snorri die von Sämund zusammengesetzte Edda erweiterte (*»jok vid«*): welches zugleich ein Zeugniſs für die Angabe der vorerwähnten älteren Gelehrten abgiebt, daſs, wie Sämund der älteren, so Snorri Vf. der jüngeren Edda sei: freilich ohne nähere Bestimmung, was alles dazu gehört. Daſs aber zu Anfang des 14ten Jahrhunderts schon die beiden Mythensammlungen mit dazu gerechnet worden, sieht man auch aus dem mehrgedachten Epilog von *Braga-raedr* in den 3 beſsten Handschriften, welcher in Nr. 757. vor den *Kenningar* des Goldes steht, und worin auf Aegers und Brage's Gespräch in der Edda Bezug genommen wird (vergl. Nyerup, S. 176 — 77.). Sind diese Worte eigentlich ein älterer Prolog der *Kenningar*, wie Müller, S. 61. andeutet, so sind diese ja doch jünger als *Braga-raedr*. Und daſs beide wenigstens gleich alt sind, ist mir auch sonst nicht unwahrscheinlich: das Bedürfniſs beider war in Snorri's Zeit wol gleich, und die längeren Mythen in den *Kenningar* können eben so gut Ergänzung sein von denen in *Gylfeginning* und *Braga-raedr*, als umgekehrt, um so eher, als es doch in der That meist nur heroische, an die eigentlich mythologischen sich anschlieſsende Fabeln sind: wie eben die längsten, von Sigurd, Brynhild und den Niflungen. Jener Unterschied in der Behandlung deutet auch auf ein höheres Alter von *Gylfeginning* und *Braga-raedr*, welche nur Stellen der uralten mythologischen Lieder von unbekannten Verfassern anführen. Entscheidend dafür würde sein, wenn die *Kenningar* für sich selbst noch nicht hinlängliche Erklärung der poetischen Benennungen gewährten und dazu jene Mythensammlungen, zwar stillschweigend, voraussetzte. Auch haben solche Einfassungen mehrer Mythen in gemeinschaftlichem Rahmen ihr Vorbild schon in mehren Liedern der älteren Edda (wie Müller, S. 66. selber anmerkt), z. B. in Aegisdrecka, Alvismal u. a., und sind überhaupt uralt, besonders im Orient, auf welchen hier aus dem Norden so manches zurückweiset. Vermuthlich sind aber auch diese Theile der jüngeren Edda mehrmalen überarbeitet worden (wie ja noch zuletzt für Resens Ausgabe durch Einfügung mehrer Fabeln aus den *Kenningar);* und daher wäre auch zu erklären, daſs in diesen die Beziehungen auf Brage's und Aegers Gespräche auf das jetzige *Braga-redr* nicht passen, wenn jene Beziehungen nicht etwa auf ein diesem zum Grunde liegendes, nicht mehr vorhandenes älteres Lied gehen.

Endlich, den Namen Edda anlangend, so sieht man aus den vorbemerkten Stellen der Handschrift Nr. 757., des Upsaler Kodex und einer Isländischen Urkunde in *Wormii Epist.*, daſs er im 14ten und 15ten Jahrhundert schon ganz gebräuchlich war, sowohl für Sämunds ältere Liedersammlung, als für Snorri's jüngeres Werk. Über die mannichfaltige Ableitung dieses Namens, vergl. Nyerup, S. 177 — 78.; Müller, S. 66 — 71. Wahrscheinlich ist er einerlei mit Edda, Ältermutter; welches zu dem groſsen Wortstamme: Atta, Tot, Vater, Mutter, Tochter ff. gehört. Der Name ist in dieser Bedeutung für beide Werke ganz passend. Überhaupt sind ähnliche, mitunter auch sehr seltsame Benennungen von Büchern bei den Isländern herkömmlich: sie erinnern auch hiedurch an den Orient.

FRA VÖLUNDI.

Nithuthr het Konongur i Svithioth, hann átti tva Sono og eina Dottor, hon het Bauthvildr. Bręthr thrír Synir Finna Konongs, het einn Slagfidur, annar Egill, thridie Völundr, their ſcritho oc veiddo Dyr, their qvamo i Ulfdali: oc görtho ser thar Hus. thar er Vatn er heiter Ulfsiár. Snemma of Morgin fundo their á Vatnz Ströndo Konor thriár oc spunno Lín, thar voro hiá theim Alptarhamir theirra, that voro Valkyrior. Thær voro tvær Dætur Landves Konongs: Hlathguthr, Svanhvit oc Hervör alvitr. En thrithia var Aulrun Kiars Dottir af Vallandi. Their havftho thęr heim til Scála meth ser. Fecc Egill Aulrúnar, enn Slagfithur Svanhvitar, enn Vaulundur alvitrar. thau bioggo siau Vetr. thá flugo thęr at vitia viga. oc qvomo eigi aptr. thá screith Egill at leita Aulrúnar. enn Slagfithr leitadi Svanhvitrar. Enn Völundr sat i Ulfdaulom. Hann var hagastr Mathr sva at menn viti i fornom Saugom. Nithuthr Konongr let hann Haundom taca sva sem her er umqvethit:

Frá Völundi oc Nithuthi.

Meyiar flugo sunnan
myrcvith i gognom
alvitr únga
orlog drygia

thęr á sęvarstrond
settuz at hvilaz
drósir sudrönar
dyr lín spunno.

Ein nam theirra
Egil at veria
faugr męr fíra
fathmi liósom
onnor var Svanhvit
Svanfiathrar dró
enn in thrithia
theirra systir
vardi hvitan
hals onondar.

Sáto síthan
siau vetr at that
enn in átta
allan thrátho
enn en niunda
nauthr um scilthi
meyiar fystoz
á myrqvan vith
alvitur únga
orlog drygia
kom thar af veithi
vegreygr scyti
Slagfithr og Egill
sali fundo autha
gengo út oc inn
oc um sást
avstr screith Egill
at Aulruno.

En suthr Slagfithr
at Svanhvíto
enn einn Völundr
sat i Ulfdaulom
hann sló gull raut
vith gim fastan
lucthi hann alla
lind bauga vel
sva beith hann
sinnar liósar
qvanar ef hon
coma gorthi.

That spyr Nithuthr
Niara drottinn
at einn Völundur
sat i Ulfdaulom
nottom voro segir
negldar voro brynior
scildir blico theirra
vith enn scartha mána.

Stigo or sauthlom
at salar gafli
gengo inn thathan
endlángan sal
sá their á bast
bauga dregna
sian hündroth allra
er sá seggr átti.

Oc their of tóco
oc their leto
fyr einn utan
er their afleto
com thar af veithi
vegreygr scyti
Vaulundr líthandi
um lángan veg.

Gecc brunni
bero hold steicia
hár brann brísi
authur fura
vithr enn vanthurri
fyrir Völundi.

Sat á berfialli
bavga talthi

álfa lióthi
eins sacnathi
hugthi hann at hefthi
Hlaudves dóttir
alvitur únga
vęri hon aptr komin.

Sat hann sva lengi
at hann sofnathi
oc hann vacnathi
vilia laufs
vissi ser á haundom
haulgar nauthir
enn á fótom
fiötor. um spenntan.

Hverir ro iofrar
their er á lavgtho
besti byr sima
oc mic brude
kallathi nú Nithuthr
Níara drottinn
hvar gaztu Völundr
vísi álfa
vara aura
i Ulfdölom.

Gull var thar eigi
á grana leitho
fiarre hugtha ec vart land
fiöllom Rínar
man ec at ver meire
möti áttom
er ver heil hiú
heima vorum.

Hlathguthr oc Hervör
borin var Hlauthru
kunn var Aulrún
Kiars dóttir
hon inn um gecc
enn lángan sal
stóth á gólfi
stilti röddo
era sá nú hyrr
er or holti ferr.

Nithuthr konongr gaf dóttor sinni Bauthvildi gullríng thann er hann tóc af bastim at Völundar enn hann siálfr bar sverthit er Völundur átti enn Droitning qvath:

Tenn hanom teygiaz
er hanom er tęth sverth
oc hann Bauthvildar
baug um thenir
amon ero augo
ormi theim enom frána
snithit er hann
sina magni
oc settith hann sithan
í sęvar stauth.

Sva var gort at scornar voro sinar í knesfótom oc settr í hólm einn er thar var fyrir landi er het Sęvarstadr. thar smíthathi hann konongi allz kyns gorsimar. Engi mathr thordi at fara til hans nema konongr einn.

VAULUNDR qvath:

Scínn Nithathi
Sverth á linda
that er ec hvesta
sem es hagazt kunna
oc ec herthac
sem er högst thótti

sá er mer fran (fram) mękir
.e. harri borin.

Fecca ec than Volundi
til smithio borinn
nú ber Bauthvilthr
brúthar minnar
bithia ec theſs bót
bauga rautha.

Sat hann ne hann svaf ávallt
oc hann sló hamri
vel gorthi hann heldr
hvatt Nithathi.

Drifo úngir tvęir
á dyr siá
synir Nithathar
í sęvar stauth
komo their til kisto
krauftho lukla
opin var illuth
er their í sá.

Fjolth var thar menia
er theim maugom syndiz
at vęri gull rautt
oc gorsimar
komith einir tveir
komith annars dags
ger lęt ec that gull
um gefit vertha.

Segitha meyiom
ne salthiothom
manne aungom
at ith mic fyndit
snemma kallathi
seggr annan
brothir á bróthor
göngom baug siá.

Komo til kisto
krauftho lucla
opin var illuth
er their i lito
sneith af haufut
húna theirra
oc undir fen fioturs
fötr um lagthi
enn thęr scálar
er und scaurom voro
sveip hann utan silfri
seldi Nithathi.

Enn or augom
iarcna steina
sendi hann kunnigri
kono Nithathar
enn or taunnom
tveggia theirra
sló hann brióst kringlor
sendi Bauthvildi.

Thá nam Bauthvildr
baugi at hrósa
(bar hann Volundi)
er brotith hafthi
thoriga ec at segia
nema ther einom.

VOLUNDR qvath:

Ec böti sva
brest á gulli
at fethr thinom
fegri thiccir
oc móthr thinni
miclo betri

oc siálfri ther
at sama hófi.

Bar hann hana bióri
thví at hann betr kunni
sva at hon i sessi
um sofnathi
nú hefi ec hefnt
harma minna
allra nema einna
i vith giarnra (giaura, giaura).

Vel ec qvath Volundr
vertha ec a fitiom
theim er mic Nithathar
námo reccar
hlęiande Vaulundr
hófz at lopti
grátandi Bauthvildr
gen or eyio
tregthi faur Frithils
oc fauthor reithi.

Uti stendr kųnnig
kvan Nithathar
oc hon inn um gen
endlángan sal
enn hann á salgarth
settiz at hvílaz.

Vakir thú Nithuthr
Niara drottinn
vaci ec ávalt
vilia ec laus sofna
ec minnzt sizt
mína. sono dautha.

Kell mic i haufut
kauld ero mer rath thin
viliomc ec theſs nú
at ec vith Volund doma.

Segthu mer that Volundr
vísi álfa
af heilom
hvat varth sonom mínom?

Eitha scaltu mer áthr
alla vinna
at scips borthi
oc at scialdar raund
at mars bögi
oc at mękis egg
at thú qveliat
qvan Volundar
ne brúthi minni
at bana verthir
thótt ver kvan ęgim
thá er ther kunnith
eth ióth eiginn
innan hallar.

Gactu til smithio
theirrar er thú gorthir
thar fithr thú belgi
blóthi stocna
sneith ec af haufut
húna thinna
oc undir fen fiöturs
fötr um lagthac.

Enn thęr scálar
er und scaurom voro
sveip ec utan silfri
senda ec Nithathi
enn or augom
iarcna steina
senda ec kunnigri
kvan Nithathar.

Enn or tönnom
tveggia theirra
sló ec bróst kringlor
senda ec Bauthvildr
nú gengr Bauthvildr
barna aukin
einga dóttir
yccor beggia.

Mæltir a thú that mál
er mic mei er tregi
nę ec thic vilia Völundr
verr um nita
er at sva mathr hár
at thic af hesti tacine
sva aullugr
at thic nethan scióti
thar er thú scollir
vith scy uppi.

*Hlęiandi Volundr
hófz at lopti
enn ókátr Nithuthr
sat thá eptir.

Upristu thacrathr
thręll minn inn besti
bith thú Bauthvildi
meyna bráhvito
ginge fagr varith
vith faudur rötha.

Er that satt Bauthvildr
er saugtho mer
sátuth ith Völundr
saman í hólmi?

Satt er that Nithathr
er sagthi ther
sáto vith Vaulundr
saman í hólmi
eina augur stund
ęva scyldi.

Ec vętr hanom
(vinna) kunnac
ec vętr hanom
vinna máttac.

FRA HIORVARTHI OC SIGRLINU.

Hiorvarthr het konongr hann atte iiij konor, ein het Alfhildr. Son theirra het Hethinn. onnor het Sęreithr. theirra son het Humlúngr. Hiorvarthr konongr hafthi theſs heitstrengt at eiga thá kono er hann visse vęnsta. Hann spurthi at Svafnir konongr átti dóttor allra fegrsta sú het Sigrlinn. Ithmundr het Jarl hans. Atli var hans son. er fór at bithia Sigrlinnar til handa konongi. hann dvalthiz vetr lángt meth Svafni konongi. Fránmarr het. thar Jarl fóstri Sigrlinnar. dóttir hans het Alof. Jarlinn ręth at meyiar var syniat oc fór Jarlinn heim. Atli Jarls son stóth einn dag vith lund

noccorn enn fugl sat i limonom uppi yfir hanom oc hafthi heyrt til at hans menn kaullotho vęnstar konor ther er Hiorvarthr konongr átti. fuglinn qvacathi en Atli lyddi hvat hann sagthi. hann qvath:

Sáttu Sigrlinn
Svafnis dóttor
meyna fegrsto
í munar heimi
tho ero hagligar
Hiorvarthz konor
gumnom thiccia
at glasis lundi.

ATLI qvath:

Mundo vith Atla
Ithmundar son
fugl fróth hugathr
fleira męla.

FUGLINN qvath:

Mun ec ef mic buthlúngr
blóta vildi
oc kys ec thaz ec vil
or konongs garthi.

ATLI qvath:

Kiósattu Hiorvarth
ne hans sono
ne mar faugro
fylcis brúthir
eigi brúthir thęr
er buthlúngr á
caupom vel saman
that er vina kynni.

FUGLINN qvath:

Hof mun ec kiósa
haurga marga
gullhyrndar kyr
frá grams búi
ef hanom Sigrlinn
sofr á armi
oc ónauthig
iofri fylgir.

Thetta var áthr Atli föri en er hann com heim. oc konongr spurthi hann títhinda. Hann qvath:

Haufom erfithi
oc ecci orindi
mara thraut óra
á megin fialli
urthom síthan
sę morn vatha
thar var oſs syniat
Svafnis dóttor
hringom gęddrar
er ver hafa vildom.

Konongr bath at their scyldo fara annat sinn. fór hann siálfr. Enn er their komo up á fiall oc sá á Svavaland. lanzbruna oc ióreyki stóra. Reith konongr af fiallino fram i landit oc tóc náttból vith á eina. Atli helt vorth á for yfir ána hann fann eit hús. Fugl micill sat á húsino. oc gętti or var sofnathr. Atli scaut spióti fuglinn til bana. enn i húsino fann hann Sigrlinn konongs dóttor oc Alofo Jarls dóttor. oc hafthi thęr báthar braut med ser. Franmarr Jarl hafthi hamaz i arnarlíci oc varit thęr fyrir hernom meth fiolkíngi. Hróthmarr het konongr bithill Sigrlinnar. hann drap Svava konong oc hafthi ręnt oc brent landit. Hiorvarthr konongr fecc Sigrlinnar. en Atli Alofar. Hiorvarthr oc Sigrlinn átto son micinn oc vęnann hann var thaugull. Ecki nafn festiz vith hann. hann sa rítha valkyrior níú. oc var ein gaufugligust. Hon qvath:

Síth mundu Helgi
hringom rátha
ricr róg apaldr
ne rauthuls vollom
aurn gól árla
ef thú ę thegir
thóttu harthan hug
hilmir gialdir.

H a n n   q v a t h:

Hvat lętr thú fylgia
Helga nafni
brúthr biartlituth
allz thú bióthu ręthr
hygg thú fyr aullom
at qvęthom vel
thigg ec eigi that
nema ec thic hafa.

H o n   q v a t h:

Sverth veit ec liggia
í Sigars hólmi
fiórum fęra
en fimtogo
eit er theirra
aullom betra
vígnesta baul
oc varith gulli.

Hring er í hialti
hugr er í mithio
ógn er í oddi
theim er eiga getr
liggr med eggio
ormr dreyrfáthr
enn á valbausto
verpr nathr hala.

Eylimi het konongr. dóttir hans var Svafa. hon var valkyria oc reith lopt oc lög. hon gaf Helga nafn thetta oc hlífthi honom opt síthan í orrostom. Helgi qvath:

Erattu Hiorvarthr
heilráthr konongr
fólcs oddviti
thóttu frögr ser
leztu eld eida
iofra bygthir
enn their ángr vith thic
ecci gortho.

Enn Hrothmarr scal
hringom rátha
theim er átto
orir nithiar
sá sez fylkir
föst at lifi
hygz aldauthra
arfi at rátha.

Hiorvarthr svarathi at hann mundi fá lith Helga ef hann vill hefna mothur fanthor sins. thá sótti Helgi sverthit er Svava visathi hanom til. thá fór hann oc Atli. oc feldo Hrothmar oc unno morg threc virki. Hann drap Hata iotun er hann sat á bergi noccoro. Helgi oc Atli lágo scipom í Hatafirthi. Atli helt vorth inn fyrra lut nętrinnar. Hrímgerthr Hata dóttir qvath:

Hverir ro haulthar
í Hatafirthi
scioldom er tialdat
á scipom ythrom
franliga látith
fát hygg ec ythr siazc
kennit mer nafn konongs.

Atli qvath:

Helgi hann heitir
enn thú hvergi mát
vinna grand grami
iárnborgir ro
um authlings flota
knegoth ols falor fara.

Hrimgerthr qvath:

Hve thic heitir
halr inn ámatki
hve thic kalla konir
fylcir ther trúir
er thic í faugrum lętr
beiz stafni búa.

Atli qvath:

Atli ec heiti
atall scal ec ther vera
mioc em ec gifrom gramastr
urgan stafn
ec hefi opt búit
oc qvalthar qvelthrithor.
Hve thú heiter
hala ná gráthug
nefndu thinn fála fauthr
nío raustom er thú scyldir
netharr vera.

Hrímgerthr qvath:

Hrimgerthr ec heiti
Hati het minn fathir
thann vissa ec ámatkastan iötun
margar brúthir hann let
frá búi teenar
unz hann Helgi hió.

Atli qvath:

Thú vart hala
fyr Hildings scithom
oc lát í fiarthar mynni fyr
rętis recca
er thú vildir rán gefa
er ther kömith í thverst thvari.

Hrímgerthr qvath:

Dulithr ertu nú Atli
draums qveth ec ther vera
síga lętr thú brynn fyr brár
móthir min lá
fyr mildings scipom
ec drectha Hlauthvars sonom í hafi.
Gneggia mundir thú Atli
ef thú geldr ne vęrir
brettir sinn Hrimgerthr hala
opt arla hiarta
hygg ec at thitt Atli se
thótt thú halr hreina raudd.

Atli qvath:

Bremi mun ther ec thiccia
ef thú reyna knat
oc stiga ec á land af legi
aull muntu lemiaz
ef mer er albugat
oc sveigia thinn hala Hrímgerthr.

Hrímgerthr qvath:

Atli gacthu á land
ef afli treystiz
oc hittomc í víc varins
rifia retti
er thú munt reccr fá
ef thú mer í krymaur kömr.

Atli qvath:

Munca ec gánga
áthr gumnar vacna
oc halda of vita vorth
erą mer or vęnt
nęr oro kömr
scafs up undir scipi.

Vaci thú Helgi
oc böt vith Hrímgerthi
er thú lezt hauggvinn Hata
eina nót kna hon
hiá iofri sofa
thá hefir hon baulva bötr.

Helgi qvath:

Lothinn heitir er thic scal eiga
leith ertu mannkyni
sá byr í tholleyro thurs
hundvifs iotunn
hraunbúa verstr
sá er ther macligr mathr.

Hrímgerthr qvath:

Hina vildo heldr Helgi
er reth hafnir scotha
fyrri nótt med firom
margullinn męr
mer thótti afli bera
her ste hon land af legi
oc festi sva ytharn flota.

Hon ein thví veldr
er ec eigi mac
buthlúngs mönnom bana.

Helgi qvath:

Heyrthu nú Hrymgerthr
ef ec böti harma ther
segthu görr grami
var sú ei vętr
er barg authlings scipom
ethr fóro thęr fleire saman.

Hrímgerthr qvath:

Thrennar mundir meyia
thó reith ein fyrir
hvít und hiálmi męr
marir hristust
stóth af maunom theirra
daugg í diúpa dali
hagl í háva vitho
thathan kömr meth auldom ár
alt var mer that lęitt er ec lęitc.

Atli qvath:

Austr líttu nú Hrímgerthr
ef thic lostna hefir
Helgi helstaufom
á landi oc á vatni
borgit er authlings flota
oc siclings mönnom ith sama.

Dagr er nú Hrímgerthr
enn thic dvaltha hefir

Atli til aldr laga
hafnar marc thyccir
hlęgligt vera
thars thú í steinslici stendr.

Helgi konongr var allmicill hermathr. hann com til Eylima konongs oc bath Svafo dóttor hans. thau Helgi oc Svava veittuz várar oc unnuz furthu mikit. Svava var heima meth fethr sinom enn Helgi í hernathi. var Svava valkyria en sem fyrr. Hethinn var heima meth fauthur sinom Hiörvarthi konongi í Noregi. Hethinn fór einn ſaman heim or scógi ióla aptan oc fann tröllkono. sú reith vargi oc hafthi orma at taumom oc bauth fylgth sína Hethni. Nei sagthi hann. hon segir theſs scaltu gialda at bragar fulli. Um qveldit oro heitstreingingar. var framleiddr sonar gaultr logthu menn thar á hendur sínar oc strengdo menn thá heit at bragar fulli. Hethinn strengthi heit til Svafo Eylima dóttor. unnusto brothr síns oc ithrathiz sva miöc at hann gecc á brott villi stigo suthr á land. oc fann Helga bróthor sinn.

Helgi qvath:

Kom thú heill Hethinn
hvat kantu segia
nyra spialla
or Noregi?
hví er ther stillir
stryct or landi?
oc ert einn kominn
oſs at finna.

Hethinn qvath:

Mic hefir myclo glöpr
meiri sóttan
ec hefi kęrna
ena konong borno
brúthi thína
at bragar fulli.

Helgi qvath:

Sacaz eigi thú
saunn muno vertha
aul mál Hethinn
occor beggia
mer hefir stillir
steyct til eyrar
thriggia natta
scylac thar koma
iſ er mer athví
at ec aptr coma
thá má at gótho
goraſt slict ef scal.

Hethinn qvath:

Segthir thú Helgi
at Hethinn vęri
góths verthr frá ther
oc giafa stórra
ther er sęmra
sverth at riótha
enn frith gefa
fiandom thínom.

That qvath Helgi thví at hann grunathi um feigth sína. oc that at fylgi or hans hoftho vitiath Hethins thá er hann sá konona rí-

tha varginom. Alfr het konongr son Hrothmars er Helga hafthi voll haslathan á Sigars velli á thriggia nátta fresti.

Thá qvath Helgi:

Reith á vargi
er rekvith var
flióth eitt er hann
fylgio beiddi
hon vissi that
at veginn mundi
Sigrlinnar sonr
á Sigars vollom.

Thar var orrosta micil oc fecc thar Helgi bana sár.

Sendi Helgi
Sigar at ritha
eptir Eylima
einga dóttor
bithr bráthliga
búna vertha
ef hon vil finna
fylci kvicvan.

Sigarr qvath:

Mic hefir Helgi
hingat sendan
vith thic Svava
siálfa at męla
thic qvathz hilmir
hitta vilia
áthr ítrborinn
aundo tyndi.

Svava qvath:

Hvat varth Helga
Hiorvarthz syni
mer er harthliga
harma leitat
ef hann sęr um lek
ethr sverth um beit
theim scal ec gumna
grand um vinna.

Sigar qvath:

Feli her i morgon
at frecs steini
buthlúngr sá er var
baztr und sólo
Alfr mun sigri
aullom rátha
thótt thetta sinn
thaurfgi vęri.

Helgi qvath:

Heil ver thú Svava
hug scaltu deila
siá mun í heimi
hinnztr fundr vera
tiá buthlungi
blötha undir
mer hefir hiorr comith
hiarta ith nęsta.

Bith ec thic Svava
brúthr grátattu
ef thú vill míno
máli lytha
at thú Hethni
hvílo gorvir
oc iofur úngan
ástom leithir.

Svava qvath:

Męlt hafdha ec that
í munar heimi
thá er mer Helgi

hrínga valthi
myndiga ec lostic
at lithinn fylci
iofur ókunnan
armi veria.

(Hethin) qvath:

Kysto mic Svava
kem ec eigi áthr
rog heims á vit
ne rauthuls fialla
áthr ec hefnt hefic
Hiorvarths sonar
theſs er (var) buthlúngr
beztr und sólo.

Helgi oc Svava er sagt at vęri endrborin.

ALVISMAL.

Her hefr upp Qvithu fra Helga Hundings bana tha hina I.

Ar var alda
that er árar gullo
hnigo heilog votn
af himin fiöllom
thä hafthi Helga
inn Hugom stora
Borghildr borit
í brálundi.

Nótt varth í bö
nornir qvamo
thęr er authlingi
aldr um scópo
thann batha fylci
frögstan vertha
oc buthlúnga
beztan thiccia.

Snero ther af afli
aurlaug thátto
thá er borgir braut
í Brálandi
thęr um greiddo
gullin simo.
oc und mána sal
mithian festo.

Thęr austr oc vestr
enda fálo
thar átti lofthúngr
land á mille
brá nipt nera
á northr vega
einni festi
ei bad hon halda.

Eitt var at ángri
ylfinga nith
er theirre meyio
er munuth föddi
hrafn qvath at hrafni
sát á ham meithi
andvanr áto
ec veit noccoth.

Stendr í brynio
burr Sigmundar
dögrs eins gamall
nú er dagr kominn
hversir augo
sem hildingar
sá er varga vinr
vith scolom teitir.

Drótt thótti sá
danglíngr vera
qvátho med gumnom
ár kominn
siálfr gecc vísi
or vigthrim
úngom fóra
itr lauc grami.

Gaf hann Helga nafn
oc Hringstathi
Sólfiöll, Snefiöll
oc Sigars völlo
Hringstauth Hátún
á Himinvánga
blóthorm búinn
bróthr Sinfiotla.

Thá nam at vaxa
fyr vina brióstí
álmr itr borinn
ynthis ljóma
hann galt oc gaf
gull verthúngu
sparthi eigi hilmir
hodd blothrekinn.

Scamt let vísi
vígs at bitha
thá er fylkir var
fimtán vetra
oc hann harthan let
Hunding veginn
thann er lengi reth
lavndom oc thegnom.

Qvátho síthan
Sigmundar bur
auths (oc) hringa
Hundings synir
thvi at their átto
iofri at gialda
fiár nám mikit
oc fauthur dautha.

Letath buthlüngr
bötir uppi
ne nithia in
heldr nefgiold fá
van qvath hann mundo
vethr ens micla
grárra geira
oc gremi Othins.

Fara hildingar
hiorstefno til
theirrar er langtho
at loga fiöllom
sleit Frótha frith
fianda á milli
fara vithris grey
valgiorn um ey.

Settiz vísi
thá er vegit hafthi
Alf oc Eyiolf
und ara steine
Hiorvarth oc Hávarth
Hundings sono
fárit hafthi hann allri
et geir mímis.

Thá brá lióma
af loga fiöllom
enn af theim liómom
leiptrir qvomo
thá var und hiálmom
á himin vánga
brynior voro theirra
blóthi stocnar.

Enn af geirom
geislar stotho
frá árliga
or Ulf ithi
danglingr at thví
dísir sudrönar
ef thęr vildi heim
meth hildingom
thá nótt fara
thrymr var álma.

Enn af hesti
Haugna dóttir
liddi randa rym
ręsi sagthi
hygg ec at ver eigim
athrar syslor
enn med baugbrota
biór at drecca.

Hefir minn fathir
meyio sinni
grimmom heitit
Granmars syni
enn ec hefi Helgi
Hauthbrodd qvethinn
konong óneisan
sem cattar son.

Sá kömr fylcir
fára nátta
nema thú hanom vísir
valstefno til
ethr mey nemir
frá mildíngi.

Uggi eigi thú
Jsúngs bana
fyrr mun dólga dyer
nema ec dauthr siac.

Sendi áro
allvaldr thathan
of lopt oc um lög
leithar at bithia
ithgnogan
ógnár lióma
brangnom biótha
oc burom theirra.

Bithit sciótliga
til scipa gánga
oc or Brandeyio
búna vertha
thathan beith thengill
uns thing qvomo
halir hundmargir
or hedins eyio.

Oc thar af ströndom
oc stafns nesi
beit her at scrithu (hann)
oc búinn gulli
spurthi Helgi
Hiorleif at thví
hefir thú kannatha
kóni onęisa?

Enn úngr konúngr
othrom sagthi

seint qvath at telia
af traum eyri
lánghaufthuth scip
und lithondom
than er í Örva sund
utan fóro.

xij . c
tryggra manna
thá er í Hátúnum
hallo fleira
víglith konongs
van etom rómo.

Sva brá styrir
stafn tioldom af
at mildinga
mengi vacthi
oc dauglingar
dags brún siá
oc siclingar
snęro up vith tre
vef nistingom
á Varins firthi.

Varth ára ymr
oc iárną glymr
brast raund vith raund
rero víkingar.

Eisandi gecc
und authlingom
lofthúngs floti
laundom fiarri
sva var at heyra
er saman qvomo
kolgo systir
oc kilir bangir
sem biőrg ethr brim
brotna mundi

Draga bath Helgi
Há segl ofarr
var that hravnnom
havfn thing loga
thá er ógorlig
ęgis dóttir
stagstiórn maurom
steypa vildi.

Enn theim siálfom
Sigrún ofan
folc-diörf um barg
oc fari theirra
snorist ramliga
rán or hendi
giáfr dyr konongr
at Gnipa lundi.

Sat thar um aptan
í Una vagom
flaust fagurbúin
flita knáto
enn their siálfir
frá Svarins haugi
med hermdar hug
her kaunnotho.

Frá goth borinn
Gudmundur at thví
hver er landreki
sá er lithi styrir?
oc hann feicnalith
förir at landi.

Sinfiotli qvath:
Slaung up vithrá
rauthom scildi
raund var or gulli
thar var sundi orthr
sá er svara kunni

oc vith authlinga
orthom scipta.
Segthu that í aptan
er svínom gefr
oc tíkr ythrar
teygir at solli
at se Ylfingar
austan comnir
gunnar giarnir
frá Gnípalundi.
Tha mun Hauthbroddr
Helga finna
flaug trauthan grani
í flota mithiom
sá er opt hefir
örno salda
methan thú á kvernom
kyssir thygiar.

GUTHMUNDR qvath:

Fátt mantu fylcir
fornra spialla
er thú authlingom
ó sanno bregthr
thú hefir etnar
úlfa crásir
oc bróthr thínom
at bana orthit.
Opt sár sogin
svaulom munni
hefir í hreysi
hvar leithr scripit.

SINFIOTLI qvath:

Thú vart vaulva
í Varins eyio
scoll vis kona
bartu scrauc saman
qvaztu engi mann
eiga vilia
segg bryniathan
nema Sinfiötla.
Thú vart en scętha
scafs Valkyria
autul ámátlig
at alfauthur
mundo einheriar
allir beriaz
svevis kona
um sakar thínar.
Nío átto vith
á nesti sagan
úlfa alna
oc var einn fathir theirra.

SINFIOTLI qvath:

Fadir varattu
Fenris úlfa
ollom ellri
sva at ec muna
síz thic geldo
fyr Gnípalundi
thursa meyiar
á Thórs nesi.

GUTHMUNDR qvath:

Stiúpr vartu Siggeirs
latt und staulthom heima
varglióthom vanr
á vithom úti
komo ther ógögn
oll at hendi
thá er bröthr thínom
brióst raufathir.
Gorthir thic frægian
af firin vercom

thú vart brúthr grana
á brávelli
gull bitluth vart
gor til rásar
hattha ec ther móthri
mart sceith rithit
svangri und sauthli
simul for bergir.

Sinfiotli qvath:

Sveinn thóttir thú
sithlauſs vera
thá er thú gullnis
gaitr molcathir
enn í annat sinn
imthar dóttir
tauttryg hypia
vil thú taulo lengri?

Gudmundr qvath:

Fyrr vilda ec
at Frecasteini
hrafna sethia
á hręom thinom
enn tíkr ythrar
teygia at solli
ethr gefa gaultom
deili graum vith thic.

Helgi qvath:

Vęri ycr Sinfiotli
semra myclo
gunni at heyia
oc glatha órno
en se ónytom
orthom at bregthaz
thót hríngbrotar
heiptir deili.

Thicciat mer góthir
Granmars synir
thó dugir sicilngom
satt at męla
their hafa marcat
á móins heimo
at hug hafa
hioriom at bregtha.

Their af rici
renna leſto
sviputh oc Svegioth
sól heima til
dala daugótta
daucqvar hlíthir
skalf mistar marr
megir fóro.

Mętto their tiggia
í túnhlithi
sangtho stridliga
stilli qvomo
úti stóth Hauthbroddr
hiálmi faldinn
hugthi hann ióreith
ęttar sinnar
hvi er hermthar litr
á Hniflúngom?

Snúaz her at sandi
snefgir kiolar
racca hirtir
oc rár lángar
scildir margir
scafnar árar
gaulact lith gylfa
glathir Ylfingar.

Gánga fimtán
fólc up á land

thá er í sogn út
siau thúsundir
liggia her í grindom
fyr Gnipalundi
brimdyr blásvört
oc búin gulli.
Thar er miclo mest
mengi theirra
muna nú Helgi
hior thing dvala
renni rauen bitluth
til regin thinga,
en spor vitnir
at sparica heithi.
Melnir oc Mylnir
til myrc vithar
Látith engi mann
eptir sitia
theirra er benlogom
bregtha kunni.
Bióthi ther Haugna
oc Hrings sonom
Atla oc Yngva
Ölf enom gamla
their ro giarnir
gunni at heyia,
látom Volsúnga
vithr nám fá.
Svipr einn var that
er saman qvomo
faulvir oddar
at Frecasteini
ey var Helgi
Hundingsbani
fyrstr í fólci
thar er firar baurthuz.

Östr á imo
all trauthr flugar
sá hathi hilmir
hart móth akarn.

Com thar or himni
hiálm vitr ofan
óx geira gnyr
thęr er grami hlíftho
thá qvath that Sigrún
sár vitr fluga
at haulda scer
af hugins bárri.

Heill scaltu visi
virtha nióta
at stafr Yngva
oc una lífi
er thu felt hefir
inn flugar trautha
iofur thann er olli
ęgis dautha.

Oc ther buthlúngr
samir bęthi vel
rauthir baugir
oc in ríkia męr
heill scaltu buthlúngr
bęthi nióta
Haugna dóttor
oc Hringstatha
sigrs oc landa
thá er sócn locit.

FRA VAULSUNGOM.

Sigmundr konongr Vaulsóngs son átti Borghilldi af Brálundi. thau heto son sinn Helga. oc eptir Helga Hiorvarthz syni. Helga fóstrathi Hagall. Hundíngr het ríkr konongr. vith hann er Hundland kendt. hann var hermathr micill oc átti marga sono. thá erí hernadi voro. Ofrithr oc dylgior voro á milli theirra Hundings konongs oc Sigmundar konongs. drápo hvarir annarra frõndr. Sigmundr konongr oc hans ętmenn heto Volsúngar oc Ylfingar. Helgi fór oc niósnathi til hirthar Hundíngs konongs á laun. Hęmingr son Hundings konongs var heima. Enn er Helgi fór í brot thá hitti hann hiarthar (svein) oc qvath:

Segthu Hęmingi
at Helgi man
hvern i brynio
bragnar feldo
er úlfgrán
inni haufthat
thar er Hamal hugthi
Hundíngr konongr.

Hamall het son Hagals. Hundíngr konongr sendi menn til Hagals at leita Helga. Enn hann mátti eigi forthaz annan veg enn (hann) tók klęthi ambõttar oc gecc at mala their leitotho. oc fundo eigi Helga. thá qvath Blindr inn baulvísi:

Hvoſs ero augo
í Hagals thyio
era that carl ętt
er á kvernom stendr.
steinar rifna
steycr lúthr fyrir
nú hefir haurth dõmi
hildingr thegit

er vísi scal
val bygg (mala)
heldr er sõmri
hendi theirre
methal kalli
enn maundul trę.

Hagal svarathi oc qvath:

That er lítil va
thõtt lúthr thrumi
er męr konongs
maundul hrõrir
hon sęgvathi
scyiom ęfri
oc vega thorthi
sem víkingar
áthr hana Helgi
haupto gorthi
systir er hon theirra
Sigars oc Haugna
thví hefir autul augo
Ylfinga man.

Undan comz Helgi oc fór á herscip. hann feldi Hundíng konong oc var síthan callathr Helgi

Hundings bani. Hann lá meth her sinn í Brunavagom. oc hafthi thar strandhaugg oc áto thar rán. Haugni het konongr. hans dóttir var Sigrún. hon var Valkyria. oc reith lopt oc lög. hon var Svava endrborin. Sigrún reith at scipom Helga oc qvath:

Hverir láta fliota
fley vith backa
hvar her megir
heima eiguth
hvers bithit er
í Brunavagom
hvert lystir ythr
leith at canna.

(Helgi) qvath:

Hemall lętr fliota
fley vith backa
eigom heima
í Hleſeyio
bithom byriar
í Brunavagom
austr lystir oſs
leith at kanna.

Sigrún qvath:

Hvar hefir thú hilmir
hildi vactha
ethr gangl alin
gunna systra
hvi er brynia thin
blóthi stoccin
hvi scal und hiálmom
hrátt kiot eta.

(Helgi) qvath:

That vann nęst nyſs
nithr Ylfinga
fyr vestan ver
ef thic vita lystir
er ec biorno tóc
í braga lundi
oc ętt ara
oddom saddac.

Nú er sagt mer
hvathan sakar gorthuz
thví var á lęgi
litt steict etith.

Sigrún qvath:

Vig lysir thú
verth fyr Helga
Hundingr konongr
hniga at velli
bar sócn saman
er seva hęfnthoth
oc busti blóth
á brimis eggiar.

Helgi qvath:

Hvat vissir thú
at their se
snót svinn hoguth
er seva hefndoth
margir ro hvassir
hildings synir
oc á munir
ossom nithiom.

Sigrún qvath:

Varca ec fiarri
fólks oddviti
ger á morgon (g8)
grams aldr locom
thó tel ec sęgiom
Sigmundar bur
er í valrunom
víg spioll segir.

Leit ec thic um sinn
fyrr á láng scipom
thá er thú bygthir
blóthga stafna
oc úrsvalar
unnir leko
nú vil dyliaz
dauglingr fyr mer.
enn Haugna mer
(hann um) kennir
kysti oc qvaddi
konong und hiálmi.

Granmar het ríer konongr er bió at Svarins haugi. hann átti marga sono (einn het Hauthbroddr. annar Guthmundr. thrithi Starcathr. Hauthbroddr var í kononga stefno. Hann fastnadi ser Sigrúno Haugna dóttor. En er hon spyrr that. thá reith hon meth Valkyrior um lopt oc um laug. at leita Helga. Helgi var thá á Logafiollom oc hafthi bariz vith Hundings sono. thar feldi hann thá Alf oc Eyiolf, Hiorvarth oc Hervarth. oc var hann all vígmóthr. oc sat undir Arasteini. thar hitti Sigrún hann oc rann á háls hanom. oc kysti hann oc sagthi hanom erendi sitt. sva sem segir í Volsúnga qvitho inni forno.

Sótti Sigrún
sicling glathan
heim̃ nam hon Helga
haund at sökia.

Thá varth hilmi
hugr á vífi
fyrr lets hon unna
af aullom hug
syni Sigmundar
en hon seth hafthi.

Var ec Hauthbroddi
í her faustnoth
enn iofur annan
eiga vildac
thó siamc fylcir
frönda reithi
heli ec míns fauthur
munrath brotith.

Nama Haugna mer
of hug mela
hafa qvaz hon Helga
hylli scyldo
hirth eigi thú
Haugna reithi
ne illan hug
ettar thinnar
thú scalt mer úng
at mer lifa
ett áttu ógótha
er ec siámc.

Helgi samnathi thá miclom scipaher oc fór til Frecasteins og fengo í hafi ofvithri mann hett. thá qvomo leiptr yfir thá oc stótho geislar í scipin. their sá í loptino at Valkyrior niu ritho oc kendo their Sigrúno. thá legthi storminn oc qvamo their heilir til landz. Granmars synir sáto á biargi noccoro er scip in sigldo at

Univ. Bibl.
M[illegible]

landi. Gudmundr hlióp á hest oc reith á niósn á bergit vith hafnina. thá hlótho Volsúngar seglom. thá qvath Gudmundr sva sem fyrr er ritath í Helga qvitho:

Hverr er fylcir sá
er flota styrir
oc feicna lith
förir at landi.

Sinfiotli Sigmundarson svarathi oc (er) that enn ritath. Guthmundr reith heim meth hersaugo. thá saumnotho Granmars synir her. Como thar margir konongar thar var Haugni fathir Sigrúnar oc synir hans Bragi oc Dagur. thar var orrosta micil oc fello allir Granmars synir oc allir theirra haufthingiar nema Dagr Haugnason fecc grith oc vann eitha Volsúngom. Sigrún gecc í valinn oc hitti Hauthbrodd at kominn dautha. hon qvath:

Muna ther Sigrún
frá Sevafiollom
Hauthbroddr konongr
hníga at armi
lithin er ęvi
opt náir hreifi
granstoth grithar
Granmars sona (*ss*).

Thá hitti hon Helga oc var allfegin. hann qvath:

Er at ther at aullo
alvitr gefith
thó qveth ec nocqvi
nornir valda
fello í morgon
at Frecasteini
Bragi oc Haugni
varth ec bani theirra.

Enn at styrk leifom
Starcathr konongr
enn at hlebiorgom
Hrollaugs synir
thann sá ec gylfa
grimuthgastan
er barthiz bolr
var á brot haufut.

Liggia at jorda
allra flestir
nithiar thínir
at nám orthnir
vannt áttu vigi
var ther that scapath
at thú at rógi
ricmenni vart.

Thá gret Sigrún.

Hann qvath:

Huggastu Sigrún
hildr hefir thú ofs verith
vinnat scioldúngar scaupom.

Hon qvath:

Lifna munda ec nú kiósa
er lithnir ero
oc knętta ec ther thó í fathmi felaz.

Thetta qvath Guthmundr
Granmars son:

Hverr er scioldúngr
sá er scipom styrir

lętr gunnfána
gollinn fyrir stafni
thiccia mer frith
í farar broddi
verpr vig rotha
um víkinga.

Sinfiotli qvath:

Her má Hauthbroddr
Helga kenna
flótta trauthan
í flota mithiom.
hann hefir ethli
ęttar thinnar
arf fiorsúnga
und sic thrúngit.

Guthmundr qvath:

Tvi furr scolo
at Frecasteini
sáttir saman
um sakar dóma
mál er Hauthbroddr
hefnd at vinna
ef ver lęgra lut
lengi bárom.

Sinfiotli qvath:

Fyrr mundu Guthmundr
geitr um halda
oc berg scorar
brattar klifa
hla ther í hendi
hesli kylfa
that er ther blithara
enn brimis dómar.

Helgi qvath:

Ther er Sinfiotli
sęmra myclo
gunni at heyia
oc glatha örno
enn ónytom
orthom at deila
thótt hilldingar
heiptir deili.

Thicciat mer góthir
Granmars synir
thó dugir siclingom
satt at męla
their mercth hafa
á móins r
at hug hafa
hiorom at bregtha
ero hilldingar
haullzti sniallir.

Helgi fecc Sigrúnar. oc átto thau sono. var Helgi eigi gamall. Dagr Haugna son blótathi Othin til fauthorhefnda. Othin lethi Dag geirs sins. Dagr fann Helga mág sinn thar sem heitir at Fioturlundi. hann lagthi ígognom Helga meth geirnom thar fell Helgi enn Dagr reith til (Sefa) fialla oc sagthi Sigrúno tithindi.

Trauthr em ec Systir
trega ther at segia
thviat ec hefi nauthige
nipti gręta
fell í morgon
und Fioturlundi
buthlúngr sá er var
beztr í heimi
oc hildingom
á halsi stóth.

Sigrún qvath:

Thic scyli allir
eithar bita
their er Helga
hafthir unna
at eino liósa
leiptrar vatni
oc at úrsvolom
unnar steini.

Scrithia that scip
er und ther scrithi
thótt ósca byrr
eptir leggia
rennia sá marr
er und ther renni
thótttú fiandr thína
forthast eigir.

Bítia ther that sverth
er thú bregthir
nema siálfom ther
syngvi um haufthi
thá vęri ther hefnt
Helga dauthi
ef thú vęrir vargr
at vithom úti
authis andvani
oc alls gamans
hefthir eigi mat
nema á hrǒum spryngir.

Dagr qvath:

Ór er tu systir
oc orvita
er thú brǒthr thínom
bithr forscapa
einn veldr Othinn
aullo baulvi
thvíat meth sifiúngom
sac rúnar bar.

Ther bythr bróthir
bauga rautha
aull vandils ve
oc vígdali
hafthu hálfann heim
harms at gioldom
brúthr baugvarith
oc bedrir linir.

Sigrún qvath:

Sitca ec sva sæl
at Sevafiollom
ár ne um nętr
at ec una lifi
nema at lithi lofthúngs
lióma bregthi
renni und visa
vigblǒr thinig
gullbitlu vaur
knega ec grami fagna.

Sva hafthi (Helgi)
hrǒdda gorva
fiandr sína alla
oc frǒndr theirra
sem fyr úlfi
óthar rynni
geitr af fialli
geisca fullar.

Sva bar Helgi
af hildíngom
sem ítr scapathr
ascr af thyrni
etha sá dyr cálfr
dauggo slúnginn

er öfri ferr
aullom dyrom
oc horn glóa
vith himin siálfan.

Haugr var gorr eptir Helga. Enn er hann com til Vallhallar thá bauth Othinn honom aullo at rátha meth ser. Helgi qvath:

Thu scalt Hundíngr
hveriom manni
fót laug geta
oc funa kynda
hunda binda
hesta gæta
gefa svinom soth
áthr sofa gángir.

Ambot Sigrúnar gecc um aptan hiá haugi Helga oc sá at Helgi reith til haugs sins meth marga menn.

Ambótt qvath:

Hvart ero that svic ein
er ec siá thicciomz
ethr ragna rauc
ritha menn dauthir
er ióa ythra
oddom keyrit
ethr er hildíngom
heimfor gefin.

Helgi qvath:

Era that svic ein
er thú siá thicciz
ne aldar rof
thóttu oss litir
thóat ver iói ora
oddom keyrim
ne er hildíngom
heimfor gefin.

Heim gecc Ambótt oc sagthi Sigrúno:

Ut gacthu Sigrún
frá Sefafiollom
ef thic fólcs jatharr
finna lystir
up er haugr lokinn
kominn er Helgi
dólg spor dreyra
dauglingr bath thic
at thú sár dropa
svefia scyldir.

Sigrún gecc i hauginn til Helga oc qvath:

Nú em ec sva feginn
fundi ocrom
sem át frekir
Othins haukar
er val vito
varmar bráthir
ethr dauggslítir
dagsbrún siá.

Fyrr vil ec kyssa
konong ólifthan
enn thu blóthugri
brynio castir
hár er thitt Helgi
hélo thrúngit
allr er vísi
valdaugg sleginn.
hendr úrsvalar
Haugna mági

hve skal ec ther buthlúngr
thefs bót of vinna.

Helgi qvath:

Ein veldr thú Sigrún
frá Sefafiollom
er Helgi er
Harmdaugg sleginn
grętr thú gullvarith
grimmom tárom
sólbiort suthrǿn
áthr thú sofa gángir
hvert felt blóthugt
á brióst grami
úrsvalt inn fialgt
ecka thrúngit.

Vel scolom drecca
dyrar veigar
thótt mist hafim
munar oc landa
scal engr mathr
ángr lióth qvetha
thótt mer á brióstí
beniar líti
nú ero brúthir
byrg thar í haugi
loftha dísir
hiá ofs lithnom.

Sigrún bió sęing i hauginom.

Her hefi ec ther Helga
hvílo gorva
ángurlausa mioc
Ylfinga nithr
vil ec ther í fathmi
fylkir sofna
sem ec lofthúngi
lifnom myndac.

Helgi qvath:

Nú qveth ec enscis
or vęnt vera
síth ne seinna
at Sevafiollom
er thú á armi
ólifthom sefr
hvít í haugi
Haugna dóttir
oc ertu qvic
in konongborna.

Mál er mer at rítha
rothnar brautir
láta faulvan jó
flug stig trotha
scal ec fyr vestan
vindhiálms brúar
áthr salgofnir
sigrthióth veki.

Their Helgi ritho leith sína en thęr fóro heim til bøiar. annan aptan let Sigrún ambót halda vorth á hauginom. Enn at dag setri er Sigrún com til haug sins. hon qvath:

Cominn vęrr nú
ef koma hygthi
Sigmundar burr
frá saulom Othins
qveth ec grams thinig
gręnaz vanir
er á asclimom
ernir sitia
oc drífr drótt aull
draum thinga til.

Ambot qvath:
Verthu eigi sva ór
at ein farir
dis scioldúnga
draug húsa til
vertha aullgari
allir á nóttom
dauthir dólgar megr (m')
enn um daga liósa.

Sigrún varth scammlíf af harmi oc trega. that var trúa í fornescio at menn vęri endrbornir. enn that er nú kaullath kerlinga villa. Helgi oc Sigrún er callat at vęri endrborin. het hann thá Helgi Haddingia scathi. enn hon Kara Halfdánar dóttir sva sem qvethit er í Karolióthom oc var hon Valkyria.

FRA DAUTHA SINFIOTLA.

Sigmundr Vaulsúngs son var konongr á Fraklandi. Sinfiotli var ellztr hans sona. annarr Helgi. thrithi Hámundr. Borghildr kona Sigmundar átti bróthor er het Hróar. Enn Sinfiotli stiúpsonr hennar oc hann bátho einnar kono báthir oc fyrir thá sauc drap Sinfiotli hann. Enn er hann com heim. thá bath Borghildr hann fara á brot. Enn Sigmundr bauth henni fe bötr. oc that varth hon at thiggia. Enn at erfino bar Borghildr aul. Hon tóc eitr micit horn fullt oc bar Sinfiotla. enn er hann sá í hornit sciltthi hann at eitr var í oc męlti til Sigmundar giorotr er dryccrinn ai. Sigmundr tóc hornit oc dracc af. Sva er sagt at Sigmundr var harthgorr at hvarki mátti hanom eitr granda utan ne innan. Enn allir synir hans stóthuzc eitr á haurund utan. Borghildr bar annat horn Sinfiotla oc bath drecca. oc fór allt sem fyrr. oc enn ith thrithia sinni bar hon hanom hornit oc thó ámęlis orth meth ef hann drycci eigi af. Hann męlti enn sem fyrr vith Sigmund. hann sagthi láttu grön sia thá sonr. Sinfiotli dracc oc varth thegar dauthr. Sigmundr bar hann lángar leithir í fángi ser oc com at firthi einom mióvom oc longom oc var thar scip eitt lítith oc mathr einn á. hann bauth Sigmundi far of fiorthinn. Enn er Sigmundr bar lícit út á scipit thá var bátrinn hlathinn. Karl męlti at Sigmundr scyldi fara fyrir inn á fiorthinn. Karl hratt út scipino oc hvarf thegar.

Sigmundar konongr dvalthiz lengi i Danmorc í ríki Borghilldar síthan er hann fecc hennar. Fór Sigmundr thá suthr i Fraccland til theſs ríkis er hann átti thar. thá fecc hann Hiordísar dóttur Eylima konongs. theirra son var Sigurthr. Sigmundr konongr fell í orrosto fyr Hundíngs sonom. Enn Hiordís giptiz thá Alfi syni Hiálpreks konongs. óx Sigurthr thar up í barn ęsco. Sigmundr oc allir synir hans voro lángt umfram alla menn athra um afl oc vöxt oc hug oc alla at gorvi. Sigurdr var thá allra framastr oc hann calla allir menn i forn fröthum um alla menn fram oc gaufgastan herkononga. Gripir het son Eylima bróthir Hjordísar hann reth löndom oc var allra manna vitrastr oc framviſs. Sigurthr reith einn samann oc com til hallar Gripis. Sigurthr var authkendr. (hann) hitti mann at máli úti fyrir haullinni. sá nefndiz Geitir. thá qvaddi Sigurthr hann máls oc spyrr:

Hver byggir her
borgir thessar
hvat thann thióth konong
thegnar nefna.
hverr sá mathr se
er máls qvethr Gripi.

Geitir qvath:

Gripir heitir
gumna stióri
sá er fastri rethr
foldo oc thegnom.

Sigurdur qvath:

Er horskr konongr
heima í landi
mun sá gramr vith mic
gánga at męla
máls er tharfi
mathr ókunnígr
vil ec fliótliga
finna Gripi.

Geitir qvath:

Theſs mun glathr konongr
Geiti spyria
hverr sá mathr se
er máls qvethr Gripi.

Sigurthr qvath:

Sigurthr ec heiti
borin Sigmundi
enn Hiordís er
hilmis móthir.

Thá gecc Geitir
Gripi at segia
her er mathr úti
ókuthr kominn
hann er í tarligr
at áliti
sá vill fylcir
fund thinn hafa.

Gengr or scála
scatna drottinn
oc heilsar vel
hilmi comnom
thigg thú her Sigurthr
vęri sömra fyrr

enn thú Geitir tac
vith Grana siálfom.

Męla námo
oc mart hiala
thá er ráth spacir
reccar funduz
segthu mer ef thú veizt
móthur bróthir
hve mun Sigurthi
snúna ęli.

Gripir qvath:

Thú munt mathr vertha
mǫstr und sólo
oc hǫstr borinn
hveriom iofri
giofull af gulli
enn gleyggr flugar
ítr áliti
oc í orthom spacr.

Sigurdur qvath:

Segthu gegn konongr
görr enn ec spyria
snotr Sigurthi
ef thú siá thicciz
hvat mun fyrst goraz
til farnathar
thá er or garthi
emc genginn thinom.

Gripir qvath:

Fyrst muntu fylcir
fauthr um hefna
oc Eylima
allz harms reca
thú munt hartha
Hundings sono
snialla fella
mundu sigr hafa.

Sigurthr qvath:

Segthu ítr konongr
ęttingi mer
heldr horscliga
er vith hugat męlom
ser thú Sigurthar
snör braugth fyrir
thau er hęst fara
und himin scautom.

Gripir qvath:

Mundu einn vega
orm inn frána
thann er gráthugr liggr
á Gnitaheithi
thú munt báthom
at bana vertha
Regin oc Fafni
rett segir Gripir.

Sigurthr qvath

Authr mundu örinn
ef ec ellic sva
víg meth virthom
sem thú víst segir
leith at huga
oc lengi seg
hvat mun enn vera
ęli minnar.

Gripir qvath:

Thú munt finna
Fafnis böli
oc up taca
auth inn fagra

gulli hlętha
á Grana bógo
rithr thú til Giúca
gramr vígrisinn.

Sigurthr qvath:

Enn scaltu hilmi
í hugaz rötho
fram lyndr iofurr
fleira segia
gestr em ec Giúca
oc ec geng thathan
hvat mun enn vera
efi minnar.

Gripir qvath:

Sefr á fialli
fylcis dóttir
biort í brynio
eptir bana Helga
thu munt hauggva
hvosso sverthi
brynio rista
meth bana Fafnis.

Sigurthr qvath:

Brotin er brynia
brúthr męla tecr
er vacnathi
víf or svefni
hvat mun snót at heldr
vith Sigurth męla
that er at farnathi
fylci verthi.

Gripir qvath:

Hon mun ríkiom ther
rúnar kenna
allar thęr er aldir
eignaz vildo
oc á manz túngo
męla hvoria
lif meth lęcníng
lif thú heill konongr.

Sigurdur qvath:

Thá er thví locit
nú min ero frœthi
oc em braut thathan
búinn at rítha
leith at huga
oc lengra seg
hvat mun meirr vera
minnar efi.

Gripir qvath:

Thú munt hitta
Heimis bygthir
oc glathr vera
gestr thióth konongs
farith er Sigurthr
thaz ec fyr vissac
scala fremr enn sva
fregna Gripi.

Sigurthr qvath:

Nú för mer ena
orth thaz tú męltir
thviat thú fram um ser
fylcir lengra
veiztu of mikit
ángr Sigurthi
thví thú Gripir that
gerra segia.

Gripir qvath:

Lá mer um ösco
efi thinnar

liósast fyrir
lita eptir
rett emca ec
rathspacr talithi
ne in heldr framvíſs
farit that ec vissac.

Sigurdr qvath:
Mann veit ec engi
fyr mold nethan
thann er fleira se
fram enn thú Gripir
scalatu leyna
tha liót sé
ethr mein goriz
á minom hag.

Gripir qvath:
Er meth laustom
laugth ęfi ther
látþo inn itri that
authlingr nemaz
thviat uppi mun
methan aulth lifir
nad elds bothi
nafn thitt vera.

Sigurthr qvath:
Verst hyggiom thví
verthr at sciliaz
Sigurthr vith fylci
at so goro
leith vísa thú
lagt er alt fyrir
mörr mer ef thú vilt
móthor bróthir.

Gripir qvath:
Nú scal Sigurthi
segia gerva
allz Thengill mic
til theſs neythir
mundo víst vita
at veiki lygr
dögr eitt er ther
dauthi ętlathr.

Sigurthr qvath:
Viliat ec reithr
rics thióth konongs
góthráths at heldr
Gripis thiggia
nú vil víst vita
thótt vilkit se
hvat á synt Sigurthr
ser fyr hondum.

Gripir qvath:
Flióth er at Heimis
fagrt álitom
hana Brynhildi
bragnar nefna
dóttir Buthla
enn dyrr konongr
barthugthict man
Heimir fóthir.

Sigurthr qvath:
Hvat er mic at thví
thótt mer ser
fogr áliti
föd at Heimis
that scaltu Gripir
gorva segia
thviat thú aullum ser
orlog fyrir.

Gripir qvath:
Hon firrir thic
flesto gamni

faugr áliti
fóstra Heimis
svein thú ne hefr
ne um sakar dōmir.
gárathu manna
nema thú mey ser.

Sigurthr qvath:

Hvat mun til licna
lagt Sigurthi
segthu Gripir that
ef thú siá thiccis
mun ec mey ná
mundi kaupa
thá ina faugro
fylcis dóttor.

Gripir qvath:

Ith munuth alla
eitha vinna
full fastliga
fá munuth halda
verith hefir thú Giúka
gestr eina nótt
mantattu hersca
Heimis fóstro.

Sigurthr qvath:

Hvart er thá Gripir
gett thú theſs fyr mer
ser thú gethleysi
i grams scapi
er ec scal vith mey thá
málom slita
er ec allz hugar
unna thóttomc.

Gripir qvath:

Thú verthr siclíngr
fyr svicom annars
mundo Grímhildar
gialda rátha
mun biótha ther
biarthaddath man
dóttor sína
dregr hon vel at gram.

Sigurthr qvath:

Mun ec vith thá Gunnar
gorva bleyti
oc Guthrúno
gánga at eiga
fullk vęni thá
fylkir vōri
ef meintregar
męr ángrathit.

Gripir qvath:

Thic mun Grímhildr
gorva vela
mun hon Brynhildar
bithia fysa
Gunnari til handa
gotna drottni
heitr thú fliótliga for
fylcis móthor.

Sigurthr qvath:

Mein ero fyr hondom
má ec líta that
ratar gorliga
ráth Sigurthar
ef ec scal mōrrar
meyiar bithia
othrom til handa
theirrar ec unna vel.

Gripir qvath:

Er munuth allir
eitha vinna

Gunnarr oc Haugni
enn thú gramr thrithi
thviat litlom vixla
er á leith eroth
Gunnar oc thú
Gripir lygr eigi.

Sigurthr qvath:

Hví gegnir that
hví scolom scipta
litom oc litom
er á leith erom
thar mun flárōthi
fylgia annat
atalt meth aullo
enn segthu Gripir.

Gripir qvath:

Lit hefir thú Gunnars
oc lęti hans
męlsco thína
oc megin hyggior
mundu fastna ther
framlundatha
fóstro Heimis
ser vętr fyr thví.

Sigurthr qvath:

Verst hyggiom thví
vandr munc heitinn
Sigurthr meth seggiom
at so goro
vilda ec eigi
velom beita
iofra brúthr
er ec özta veitc.

Gripir qvath:

Thú munt hvíla
hers oddviti
męrr hiá meyio
sem thín móthir se
thví mun uppi
methan auld lifir
thiothar thengill
thitt nafn vera.

Saman muno brullaup
bōthi druccin
Sigurthar oc Gunnars
í saulom Giúca
thá hamom vixlit
er it heim comit
hefir hverr fyrir thví
hyggio sína.

Sigurthr qvath:

Mun gótha qvan
Gunnar eiga
męrr meth monnom
mer segthu Gripir
thóat hafi thriár nętr
thegns brúthr hiá mer
snarlynd sofit
slics ero ath dōmi.

Há mun at ynthi
eptir vertha
męgth meth monnom
mer segthu Gripir
mun Gunnari
til gamans ráthit
sithan vertha
etha siálfom mer.

Gripir qvath:

Minnir thic eitha
máttu thegia
thó antu Gudrúno
góthra rátha

enn Brynhildr thicciz
brúthr var gefin
snót ſithr velar
ser at hefndom.

Sigurthr qvath:

Hvat munat bótom
brúthr sú taca
er velar ver
viſi gorthom
hefir snót af mer
svarna eitha
enga efnda
enn unnat lítit.

Gripir qvath:

Mun hon Gunnari
gorva segia
at thú eigi vel
eithom thyrmir
thá er ítr konongr
af aullom hug
Giúca arfi
á gram trúthi.

Sigurthr qvath:

Hvat er thá Gripir
get thú theſs fyr mer
mun ec sathr vera
at saugo theirri
ethr lygr á mic
lof sęl kona
oc á siálfa sic
seg thú Gripir that.

Gripir qvath:

Mun fyrir reithi
ríc brúthr vith thic
ne af of trega
all vel scipa
vithr thú góthri
grand aldregi
thó er víf konongs
velom beittuth.

Sigurthr qvath:

Mun horscr Gunnar
at hvoton hennar
Guthormr oc Haugni
gánga síthan
muno synir Giúca
á sifiugom
mer eggiar ríótha
enn seg thú Gripir.

Gripir qvath:

Thá er Gudrúno
grimt um hiarta
brōthr hennar ther til
bana rátha
oc at ongo verthr
ynthi síthan
vitro viſi
velldr thvi Grímilldr.

Thví scal hugga thic
hers oddviti
sú mun gipt lagit
á grams ęvi
munat męrri mathr
á mold koma
und Sólar siót
enn thú Sigurthr thiccir.

Sigurthr qvath:

Sciliomc heilir
munat scaupom vinna
nú hefir thú Gripir
gort sem ec beiddac

fliot myndir thú
frithri segia
mína ęvi
ef thú męttir that.

Sigurthr gecc til stóths Hiálpreks oc kauſs ser af host einn er Grani var callathr síthan. thá var kominn Reginn til Hiálprecs sonr Hreithmars. hann var hveriom manne hagare oc dvergr af vöxt. hann var vitr grimr oc fiolkunnigr. Reginn veitti Sigurthi fóstr oc kennzlo oc elscathi hann mioc. hann sagthi Sigurthi frá forelldri síno oc theim at burthom at Othinn oc Hönir oc Loci haufthо comit til Andvara fors. I theim forsi var fiolthi fisca. Einn dvergr het Andvari hann var longom í forsinom í geddo lici oc fecc ser thar matar. Otr het bróthir var qvath Reginn er opt fór í forsinn í otrslíci. hann hafthi tekit einn lags oc sat á árbaccanum oc át blundandi. Loci lauſt hann meth steini til bana. thóttuz Ęsir mioc hepnir verith hafa. oc flógo belg af otrinom. that sama qveld sótto their gistíng til Hreithmars oc syndo veithi sína. thá tóco ver thá haundum. oc laugthom theim fiorlausn at fylla otrbelginn meth gulli oc hylia utan oc meth rautho gulli. thá sendo their Loca at afla gullzins. hann com til Ránar. oc fecc net hennar oc fór thá til Andvara fors oc castathi netino fyrir gedduna. Enn hon hliòp í netit. thá męlti Loki:

Hvat er that fisca
er renn flóthi í
kannat ser vith víti varaz
holut thitt leystu
helio or
finn mer línar loga.

Geddan qvath:

Andvari ec heiti
Oinn het minn fathir
margan hefi ec fors um farith
aumlig Norn scóp
ofs í ardaga
at ec scylda í vatni vatha.

Loci qvath:

Segthu that Andvari
ef thú eiga vill
lif í lytha saulom
hver giold fá
gumna synir
ef their hauggvaz orthom á.

Andvari qvath:

Ofr giold fá
gumna synir
their er vathgelmi vatha
ósathra ortha
er á annan lygr
ollengi leitha limar.

Loki sá allt gull that er Andvari átti. Enn er hann hafthi framreitt gullit thá hafthi hann eptir einn bríng oc tóc Loki thann af hanom. dvergrinn gecc inn í steininn oc męlti:

That scal gull
er gustr átti
bręthrom tveim
at bana vertha
oc authlíngom
atta at rógi
mun míns fiár
mangi niota.

Ęsir reiddo Hreithmari feith oc trátho up otrbelginn oc reistu á fötr thá scyldo Ęsirnar hlatha upp gullino oc hylia. Enn er that var gort gecc Hreithmarr fram oc sá eitt grana hár oc bath hylia. thá dró Othin fram hrínginn Andvaranaut oc hulthi hárit.

Gull er ther nú qvath Loki
enn thú giold hefir
micil míns haufuths
syni thínom verthra
sęla scauputh
that verthr yccar beggia bani.

Hreithmarr segir:

Giafar thú gaft
gafattu ástgiafar
gafattu af heilom hug.
fiorvi ythro scyldut
er firthir vera
ef ec vissa that fár fyr.
Enn er verra
that vita thicciomc
nithia strith um nept
iofra óborna
hygg ec thá enn vera
er that er til hatrs hugath.

Rautho gulli qvath Hreithmarr
hygg ec mic rátha muno
sva lengi sem ec lifi
hót thín
hrö thumc ecki lyf
oc haldit heim hethan.

Fafnir oc Reginn kraufthо Hreithmar nithgialda eptir Otr bróthor sinn. Hann qvath nei vith. Enn Fafnir lagthi sverthi fauthor sinn sofanda. Hreithmarr kallathi á dötr sínar:

Lyngheithr oc Lofnheithr
vitith míno lifi farit
mart er that er thaurf thíar.

Lyngeithr segir:

Fár mun systir
thótt fauthor missi
hefna hlyra harms.

Hreithmar qvath:

Al thú dóttor
dís úlf huguth
ef thú getrath son
vith siclingi
fá thú mey mann
í megin tharfar
thá mun theirrar sonr
thíns harms reka.

Thá dö Hreithmarr enn Fafnir tóc gullit allt. thá beiddiz Reginn at hafa fauthur arf sinn. Enn Fafnir galt thar ney vith.

thá leitathi Reginn rátha vith Lyngheithi systor sína. hvernig hann scyldi heimta fauthor arf sinn. Hon qvath:

Brúthar (bróthur) qvethia
scaltu blithliga
arfi oc ęthra hugar
er a that hęft
at thú hiorvi scylir
qvethia Fafni hár.

Thessa luti sagthi Reginn Sigurthi. Einn dag er hann com til húsa Regins var hanom vel fagnat.

Reginn qvath:

Cominn er hingat
konr Sigmundar
seggr inn snarráthi
til sala varra
móth hefir meira
enn mathr gamall
oc er mer ángs van
at frekom úlfi.

Ec mun frötha
fólcdiarfan gram
nú er yngva konr
meth oſs kominn
siá mun ręsir
ricstr und sólo
thrymr um öll lond
örlog simo.

Sigurthr var thá iafnan meth Regin oc sagthi hann Sigurthi at Fafnir lá á Gnitaheithi oc var í orms lici. hann átti Ęgis hiálm er oll qvicvendi hröddoz vith. Reginn gorthi Sigurthi sverth er Gram het. that var svahvast at hann brá thví ofan í Rín oc let reca ullar lagth fyrir straumi oc tóc í sundr lagthinn sem vatnid. thví sverthi clauf Sigurthr í sundr stethia Regins. Eptir that eggiathi Reginn Sigurth at vega Fafni. Hann qvath:

Hátt muno hlęia
Hundings synir
their er Eylima
aldrs syniotho
ef meirr tiggia
munar at sökia
bringa rautha
enn hefnd fauthur.

Hiálprecr konongr fecc Sigurthi scipalith til fauthor hefnda. their fengo storm mikinn oc beitto fyrir bergs nacqvara. mathr einn stóth á berginu oc qvath:

Hverir ritha thar
Ręvils hestom
hávar unnir
haf glymianda
segl vigg ero
sveita stoccin
munat vagmarar
vind um standaz.

Reginn svarathi:

Her ero ver Sigurthr
á sę triám
er oſs byr gefinn
vith bana siálfan

fellr brattr breki
brondom, hęri
hlunnvigg hrapa
hverr spyr at thví.

Hann qvath:

Hnicarr heto mic
thá er huginn gladdac
Vaulsúngr úngi
oc vegit hafthi
nú máttu kalla
carl af bergi
Feng ethr Fiolni
far vil ec thiggia.

Their vico at landi oc gecc karl á scip oc lęgthi thá vethrit.

Sigurthr qvath:

Segthu mer that Hnicarr
allz thú hvart veggia veitz
gotha heill oc guma
hver bazt ero
ef beriast scal
heill af svertha svipon.

Hnicarr qvath:

Maurg ero góth
ef gumar vissi
heill at svertha svipon
dyggva fylgio hygg ec
ens deyqva vera
at hrotta meithi hrafns.

That er annat
ef thú ert út umkominn
oc ert á braut búinn
tva thú litr
á tái standa
brótha fúsa hali.

That er ith thrithia
ef thú thióta heyrir
úlf und asc limom
heilla authit verthr ther
af hilm stofom
ef thú sęr thá fyrri fara.

Engi scal gumna
í gogn vega
sith scinandi
systor mána
their sigr hafa
er siá kunno
hiorleics hvatir
ethr hamalt fylkia.

That er fár micit
ef thú föti drepr
thars thú at vígi vethr
tálar Dísir standa
ther á tvęr hlithar
oc vilia thic sáran siá.

Kemthr oc thveginn
scal könna hverr
oc at morni mettr
thvíat ósynt er
hvar at apni kömr
ilt er fyr heill at hrapa.

Cap. Sigurthr átti orrosto micla vith Lyngva Hundíngs son oc bröthr hans. thar fell Lyngvi oc their thrír bröthr. eptir orrosto qvath Reginn:

Nú er blóthugr orn
bitrom hiorvi
bana Sigmundar
á baci ristinn
engr er remri
sá er fold rythi
hilmis arfi
oc hugin gladdi.

Heim fór Sigurthr til Hiálprecs. thá eggiathi Reginn Sigurth til at vega Fafni. Sigurthr oc Reginn fóro upp at Gnítaheithi. oc hitto thar slód Fafnis thá er hann skreith til vaz. thar gorthi Sigurthr grof micla á veginom oc gecc Sigurthr thar í. Enn er Fafnir screith af gullino bles hann eitri oc hraut that fyrir ofan haufut Sigurthi. Enn er Fafnir screith yfir grofina. thá lagthi Sigurthr hann meth sverthi til hiarta. Fafnir hristi sic oc barthi haufthi oc sporthi. Sigurthr hlióp or grofinni oc sá thá hvar theirra annan. Fafnir qvath.

FRA DAUTHA FAFNIS.

Sveinn oc Sveinn hveriom
ertu sveinni um borinn
hverra ertu manna maugr
er thú á Fafni raut
thinn inn frána möki
stondomc til hiarta hiorr.

Sigurthr dulthi nafns síns fyrir thví at that var trúa í fornescio at orth feigs mannz męt-ti mikit ef hann bolvathi óvin sínom meth nafni.

HANN qvath:

Gaufugt dyr ec heiti
enn ec gengit hefc
inn móthurlausi mogr
fauthor ec acka
sem fira synir
geng ec einn saman.

FAFNIR qvath:

Veiztu ef fauthor ne áttath
sem fira synir
af hverio vartu undri alinn.

SIGURTHR qvath:

Etterni mitt
qvetu ec ther ókunnict vera
oc mic siálfan ith sama
Sigurthr ec heiti
Sigmundr het minn fathir
er hefc thic vapnom vegit.

FAFNIR qvath:

Hverr thic hvatti
hvi hvetiaz lezt
mino fiorvi at fara
inn fráneygi sveinn
thú áttir fauthur bitran
ábornno scior asceith.

SIGURTHR qvath:

Hugr mic hvatti
hendr mer fulltytho
oc minn inn hvassi hiorr
fár er hvatr
er hröthaz tecr
ef í barnęsco er blauthr.

FAFNIR qvath:

Veit ec ef thú vaxa nęthir
fyr thinno vina briósti

sętt mathr thic reithan vega
nú ertu haptr
oc hernuminn
ę ę qvetha bandingia biſaz.

SIGURTHR qvath:

Hví bregthr thú mer Faſnir
at til ſiarri siac
minom ſethr muniom
eigi em ec haptr
thótt ec vera hernumi
thú ſant at ec lauſs liſi.

FAFNIR qvath:

Heiptyrthi ein telr thú
ther í hvi vetna
enn ec ther satt eitt segic
ith gialla gull
oc ith glóthrautha ſo
ther vertha their baugar at bana.

SIGURTHR qvath:

Fe rátha vil
Fyrtha hverr
ę til ins eina dags
thvíat eino sinni
scal alda hverr
ſara til heliar hethan.

FAFNIR qvath:

Nornadóm thú munt
ſyr nesiom haſa
oc ósvinnz apa
í vatni thú drucnar
eſ í vindi rör
alt er ſeigs ſorath.

SIGURTHR qvath:

Segthu mer Faſnir
allz thic fróthan qvetha
oc vel mart vita
hveriar ro thęr Nornir
er nauthgaunglar ro
oc kiósa möthr frá maugom.

FAFNIR qvath:

Sundrbornar mioc
hygg ec at Nornir se
eigoth thęr ętt saman
sumar ero Askungar
sumar Allſkungar
sumar dötr Dvalins.

SIGURTHR qvath:

Segthu mer that Faſnir
allz thic fróthan qvetha
oc vel mart vita
hve sá hólmr heitir
er blanda hiorlęgi
Surtr oc Ęsir saman.

FAFNIR qvath:

Oscopnir hann heitir
enn thar aull scolo
geirom leica goth
bilraust brotnar
er their á brot fara
oc svima í mótho marir.

Ęgis hiálm bar ec
um alda sonom
methan ec um meniom lág
einn rammari hugtha ec
aullom vera
ſanca ec marga maugo.

SIGURTHR qvath:

Ęgis hiálm bergr
einugi
hvor scolo reithir vega
thá that ſinnr

er med fleirom kömr
at engi er einna hvatastr.

Fafnir qvath:

Eitri ec fnęsta
er ec á arfi lá
miclom mins ſauthor.

Sigurthr qvath:

Inn rammi ormr
thú gorthir fręs micla
oc gatzt harthan hug
heipt at meiri verthr
haultha sonom
at thann hiálm hafi.

Fafnir qvath:

Ręth ec ther nú Sigurthr
enn thú ráth nemir
oc rith heim hethan
it gialla gull
oc it glóthrautha fe
their vertha ther baugar at bana.

Sigurthr qvath:

Ráth er ther ráthit
enn ec ritha mun
til theſs gullz er í lyngvi liggr
enn thú Fafnir
ligg í Fiorbrotom
thar er thic hel hafi.

Fafnir qvath:

Reginn mic reth
hann thic rátha mun
hann mun ocr vertha báthom at bana
fior sitt láta
hygg ec at Fafnir myni
thitt varth nú meira megin.

Reginn var á brot horfinn methan Sigurthr va Fafni oc kom thá aptr er Sigurthr strauc blóth af sverthino.

Reginn qvath:

Heill thú nú Sigurthr
nú hefir thú sigr vegit
oc Fafni um farith
manna theirra
er mold trotha
thic qveth ec óblauthastan alinn.

Sigurthr qvath:

That er óvíst at vita
thá er komom allir saman
sigtíva synir
hverr óblauthastr er alinn
margr er sá hvatr
er hior ne rythr
annars brióstom í.

Reginn qváth:

Glathr ertu nú Sigurthr
oc gagni feginn
er thú therrir Gram á grasi
bróthor minn hefir
thú beniathan
oc veld ec thó siálfr sumo.

Sigurthr qvath:

Thú thví rétt
er ec ritha scyldac
heilog fioll hinig
fe oc horvi rethi
sá inn fráni ormr
nema thú frythir mer hvaz hugar.

Thá gecc Reginn at Fafni oc scar hiarta or hanom meth sverthi er Rithill heitir oc thá drace hann blóth or undinni eptir.

Reginn qvath:

Sittu nú Sigurthr
enn ec mun sola gánga
oc halt Fafnis hiarta vith funa
ęiscauld ec vil
etinn láta
eptir tenna dreyra drycc.

Sigurthr qvath:

Fiarri thú gect
methan ec á Fafni rauthc
minn inn hvassa hior
afli mino átta ec
vith orms megin
methan thú í lyngvi látt.

Reginn qvath:

Lengi liggia letir
thú thann lyngvi í
inn aldna iotun
ef thú sverds ne nytir
theſs er ec siálfr gortha
oc thíns ins hvassa hiors.

Sigurthr qvath:

Hugr er betri
enn se hiors megin
hvars reithir scolo vega
meth slęvo sverthi sigr.

Hvautom er betra
enn se óhvautom
i hildi leic hafaz
glauthom er betra
enn se glupnanda
hvat sem at hendi kōmr.

Sigurthr tóc Fafnis hiarta oc steicthi á teini (Enn) er hann hugthi at fullsteict vęri oc freyddi sveitinn or hiartano. thá tóc hann á fingri sínom oc scyniathi hvart fullsteict vęri. hann brann oc brá fingrinom í munn ser. Enn er hiarta blóth Fafnis com á túngo hanom oc scildi hann fugls randd. hann heyrthi at igthor klaucotho á hrísinom.

Igthan qvath:

Thar sitr Sigurthr
sveita stoccin
Fafnis hiarta
vith funa steicir
spacr thótti mer
spillir banga
ef hann fior sega
fránan ęti.

Onnor qvath:

Thar liggr Reginn
ręthr um vith sic
vill tōla maug
thann er trüir hanom
berr af reithi
raung orth saman
vill baulva smithr
bróthor hefna.

Thrithia qvath:

Haufthi scemra láti
hann inn hára thul
fara til Heliar hethan
aullo gulli thá
kna hann einn ratha
fiolth thvi er und Fafni lá.

Fiórtha qvath:

Horscr thótti mer
ef hafa kynni
ástráth mikit
ythvar systra
hygthi hann um sic
oc hugin gieddi
thar er mer ills von
er ec eyro sec.

Fimta qvath:

Er at sva horscr
hildi meithr
sem ec hers iathar
hyggia mundac
ef hann bróthur lętr
á brot comaz
enn hann authrom hefr
aldrs ofsyniat.

Setta qvath:

Mioc er ósvithr
ef hann enn sparir
fianda inn fólsca
thar er Reginn liggr
er hann ráthinn hefr
kannat hann vith slico at siá.

Siaunda qvath:

Haufthi scemra láti hann
thann inn hrimkalda iotun
oc af baugom búa
thá mundu fiár theſs
er Fafni reth
einvaldi vera.

Sigurthur qvath:

Vertha sva ric scaup
at Reginn scyli
mitt banorth bera
thviat their bathir brōthr
scolo brálliga
fara til Heliar hethan.

Sigurthr hió haufut af Reginn oc thá át hann Fafnis hiarta oc drace blóth theirra beggia Regins oc Fafnis. thá heyrthi Sigurthr hvar Igthur męlto:

Bitt thú Sigurthr
bauga rautha
era konónglict
qvítha morgo
mey veit ec eina
myclo fegrsta
gulli gōdda
ef thú geta męttir.

Liggia til Giúca
grönar brautir
fram vísa scaup
fólc lithondom
thar hefir dyrr konongr
dóttor alna
thá mundu Sigurthr
mundi caupa.

Salr er á há
Hindar fialli
allr er hann utan
eldi sveipinn
thann hafa horscir
halir um gorvan
or ódauccom
ógnar lióma.

Veit ec á fialli
fólc vitr sofa

oc leicr yfir
lindar vathi
yggr stacc thorni
athr (ath') á feldi
haurgefn hali
er hafa vildi.
Knattu maugr siá
mey und hiálmi
thá er frá vígi
víng scornir reith
má at Sigrdrifar
svefni bregtha
scioldúnga nithr
fyr scaupom Norna.

Sigurthr reith éptir slóth Fafnis til bölis hans oc fann that opit. oc hurthir af iárni oc gęttir. af iárni voro oc allir timbrstoccar í húsino. En (feit) grafit í iorth nithr. thar fann Sigurthr stórmikit gull oc fyldi thar tvęr kistor. thar tóc hann Ęgishiálm oc gullbrynio oc sverthit Hrotta oc marga dyrgripi. oc klyfiathi thar med Grana enn hestrinn vildi eigi fram gánga fyrr enn Sigurthr steig á bac hanom. Sigurthr reith up á Hindar fiall. oc stefndi suthr til Fraclandz. A fiallino sá hann liós mikit sva sem eldr brynni oc liómathi af til himins. Enn er hann com at thá stóth thar scialdborg oc up or merki. Sigurthr gecc í scialdborgina. oc sá at thar lá mathr oc svaf meth ollom hervapnom. hann tóc fyrst hiálminn af hofthi hanom. thá sá hann at that var kona. brynian faust sem hon vęri holdgróin. thá reist hann meth Gram frá haufut smát (sniat) bryniona í gognom nithr oc út í gognom báthar ermar. thá tóc hann brynio af henni enn hon vácnathi. oc settiz hon up oc sá Sigurth oc męlti:

Hvat beit brynio
hvi brá ec svefni
hverr feldr af mer
faulvar nauthr.

Hann svarathi:

Sigmundar burr
sleit fyr scommo
hrafns hręlundir
hiorr Sigurthar.

Hon qvath:

Lengi ec svaf
lengr ec sofnoth var
long ero lytha lę
Othinn thví veldr
er ec eigi máttac
bregtha blunnstaufom.

Sigurthr settiz nithr oc spurthi hana nafns. Hon tóc thá horn fult miathar oc gaf hanom minnis veig.

Heill dagr
heilir dags synir
heil nótt oc nipt
óreithom augom
litith ocr thinig
oc gefit sitiondom sigr.
Heilir Ęsir
heilar Asynior

heil siá in fiolnyta fold
mál oc manvit gefit
ocr męrom tveim
oc lęcnis hendr methan lifom.

Hon nefndiz Sigrdrífa oc var Valkyria. Hon sagthi at tveir konongar börthuz het annar Hiálmgunnar. hann var thá gamall oc inn mesti hermathr oc hafthi Othinn hanom sigri heitith. Enn annarr het Agnarr

Hautho bróthir
er vętr engi
vildi thiggia.

Sigrdrífa feldi Hiálmgunnar í orrostonni. Enn Othinn stac hana svefnthorni í hefnd theſs oc qvath hana aldri scyldo sidan sigr vega í orrosto oc qvath hana giptaz scyldo. enn ec sagthac hanom at ec strengdac heit thatimót at giptaz ongom theim manne er hrǫthaz kynne. Hann svarar oc bithr hana kenna ser speki ef hon vissi tithindi or ollom heimom.

SIGURDRIFA qvath:

Biór föri ec ther
brynthings apaldr
magni blandinn
oc megin Tíri
fullr er hann liótha
oc lícn stafa
góthra galdra
oc gaman rúna.

Sigrúnar thú scalt rista
ef thú vilt sigr hafa
oc rista á hialti hiors
sumar á vetrimom
sumar á valbaustom
oc nefna tysvar ty.

Ölrúnir scaltu kunna
ef thú vilt annars qvęn
vęlit thic í trygth ef thú trúir
á horni scal thęr rista
oc á handar baki
oc merkia á nagli nauth
full scal signa
oc vith fári siá
oc verpa lauki í laug.

Biargrúnar scaltu kunna
ef thú biarga vilt
oc leysa kind frá konom
á lófo thęr scal rista
oc of litho spenna
oc bithia thá Dísir duga.

Brimrúnar scaltu rista
ef thú vilt borgit hafa
á sundi selmaurom
á stafni (thęr) scal rista
oc á stiórnar blathi
oc leggia eld í ár
era sva brattr breki
ne sva blár unnir
thó kömztu heill af hafi.

Limrúnar scaltu kunna
ef thú vilt löcnir vera
oc kunna sár at siá
á berki scal thęr rista
oc á bathmi vithar
theim er lúta austr limar.

Málrúnar scaltu kunna
ef thú vilt at mangi ther

heiptom gialdi harm
thęr um vindr
thęr um vefr
thęr um setr allar saman.
á thvi thíngi
er thióthir scolo
í fulla dóma fara.
Hugrúnar scaltu kunna
ef thú vilt hveriom vera
gethsvinnari guma
thęr alreth
thęr olreist
thęr um hugthi hroptr
af theim legi
er lecith hafthi
or hausi Heithdraupnis
oc or horni Hoddrofnis
á biargi stóth
meth brímis eggiar
hafthi ser á hofthi hiálm.
Thá męlti Mimis haufut
fróthlict ith fyrsta orth
oc sagthi sanna stafi.
A scildi qvath ristnar
theim er stendr fyr scínanda godi
á eyra Urvacrs
oc á Alsvinns hófi
á thví hveli er snyz
undir reith Raugnis
á Sleipnis tonnom
oc á sletha fiotrom
á biarnar hrammi
oc á braga túngo
á úlfs klóm
oc á arnar nefi
á blóthgom vengiom
oc á brúar sporthi
á lausnar lófa
oc á licnar spori
á gleri oc á gulli
oc á gumna heillom
í víni oc virtri
oc vili sessi.
A Gugnis oddi
oc á Grana brióst
á Nornar nagli
oc á nefi uglo
allar voro af scafnar
thęr er voro á ristnar
oc hverfthar vith inn helga mioth
oc sendar á vitha vega.
Thęr ro meth Asom
thęr ro meth Allom
sumar meth vísom Vaunom
sumar hafa menzkir menn
that ero bócrúnir
that ero biargrúnir
oc allar aulrúnir
oc mętar meginrúnir
hveim er thęr kna
óviltar oc óspiltar
ser at heillom hafa
nióttu ef thú namt
unz riufaz regin.

Nú scaltu kiósa
allz ther er costr um bothinn
hvassa vapna hlynr
saugu ethr thaugn hafthu
ther siálfr í hug
aull ero mein of metin.

SIGURTHR qvath:
Munca ec flóia
thót mic feigan vitir

emca ec meth bleythi borinn
ástráth thin
ec vil oll hafa
sva lengi sem ec lifi.

Sigrdrífa qvath:

That ręth ec ther ith fyrsta
at thú vith fröndr thína
vammalaust verir
sithr thú hefnir
thótt their sacar gori
that qvetha dauthom duga.
That ręth ec ther annat
at thú eith ne svęrir
nema thann er sathr se
grimmar simar
gánga af trygth rofi,
armr er vára vargr.
That ręth ec ther thrithia
at thú thingi á deilit
vith heimsca hali
thviat ósvithr mathr
lætr opt qvethinn
verri orth enn viti.
Alt er vant ef
thú vith thegir
thá thiccir thú meth bleythi borinn
ethr sonno sagthr
hęttr er heimis qvithr
nema ser góthan geti.
Annars dags láttu hans
aundo farit
oc launo sva lythom lygi.
That ręth ec ther it fiórtha
ęf byr fordötha
vammafull á vegi
gánga er betra
enn gista se
thótt thic nott um nemi.
Forniósnar augo
thurfo fira synir
hvars scolo reithir vęga
opt baulvísar konor
sitia brauto nęr
thęr er deyfa sverth oc sefa.
That ręth ec ther it fimta
thóttu fagrar sér
brúthir beckiom á
sifia sifr látathu
thinom svefni rátha
teygiattu thęr at cossi konor.
That ręth er ther it vi
thótt meth seggiom fari

* * * * * *

* * * * *

* * * * * *

hvat hefir Sigurthr
til saka unnit
er thú frǿcnan vill
fiorvi nęma.

Brynhildr qvath:

Mer hefir Sigurthr
selda eitha
eitha selda
alla logna
thá vęlt hann mic
er hann vera scyldi
allra eitha
einn fulltrúi.

qvath:

qvath:

Thic hefir Brynhildr
baul at gorva
heiptar hvattan
harm at vinna
fyr man hon Guthrúno
góthra rátha
enn síthan ther
sín at nióta.

Sumir úlf svitho
sumir orm snitho
sumir Gothormi
af gœra deildo
athr their męttí
meins um lystir
á horscom hal
hendr um leggia.

Uti stóth Guthrún
Giúca dóttir
oc hon that ortha
alla fyrst um qvath
hvar er nú Sigurthr
seggia drottinn
er frōndr minir
fyrri ritha.

Einn thvi Haugni
andsvōr veitti
sundr haufom Sigurth
sverthi hauggvinn
gnapir ę grár Jór
yfir gram dauthom.

Thá qvath that Brynhildr
Buthla dóttir
vel scolot nióta
vapna oc landa
einn mundi Sigurthr
aullo rátha
ef hann lengr litlo
lifi heldi.

Vęri a that sęmt
at hann sva rethi
Giúca arfi
oc Gota mengi
er hann fim sono
at fólc rothi
Gunnar fúsa
getna hafthi.

Hló thá Brynhildr
bōr allr dunthi
eino sinni
af aullom hug
vel scoloth niota
landa oc thegna
er ther frōcnan gram
falla lototh.

Thá qvath that Guthrún
Giúca dóttir
mioc męlir thú
miclar firnar
gramir bafthi Gunnar
gautvath Sigurthar
heiptgiarns hugar
heint scal vertha.

Soltinn varth Sigurthr
sunnan rínar
hrafn at meithi
hát callathi
ycr mun Atli
eggiar riótha
muno vígtei
of vitha eithar.

D

Fram var qvelda
fiolth var druccit
thá var hví vetna
vith mál talith
sofnotho allir
er í sęing qvomo
einn vacthi Gunnarr
aullom lengr.

Fót nam at hróra
fiolth nam at spialla
hitt herglaututhr
hyggia tethi
hvat their i bauthvi
báthir saugtho
hrafn ey oc orn
er their heim ritho.

Vacnathi Brynhildr
Buthla dóttir
dis skioldúnga
fyr dag litlo
hvetith mic ethr letith mic
harmr er unninn
sorg er at segia
ethr sva láta.

Thaugtho allir
vith thvi orthi
fár kunni theim
fliótha látom
er hon grátandi
gordiz at segia
that er hlöiandi
haultha beiddi.

Hugtha ec mer Gunnarr
grimt i svefni
svalt alt i sal
ęttac sęng kalda
enn thú gramr rithor
glaums andvani
fiotri fatlathr
í fianda lith.

Sva mun aull ythor
ętt Niflúnga
afli genginn
eroth eithrofa.

Mantattu Gunnarr
til gorva that
er thit blóthi i spor
báthir rendut
nú hefir thú hanom
that alt illo launat
er hann fremstan sic
finna vildi.

Thá reyndi that
er rithit hafthi
móthigr á vit
min at bithia
hve herglaututhr
hafthi fyrri
eithom haldit
vith inn únga gram.

Benvond of let
brugthinn gulli
margdyrr konongr
á methal occar
eldi voro eggiar
utan gorvar
enn eitr dropom
innan fáthar.

FRA DAUTHA SIGURTHAR.

Her er sagt í thessi qvitho frá dautha Sigurthar. oc víkr her sva til sem thęr drępi hann úti enn sumir segia sva at their drępi hann inni í reckio sinni sofanda. Enn Thythverscir menn segia sva at their drępi hann úti í scógi. oc sva segir í Guthrúnar qvitho inni forno at Sigurthr oc Giúca synir hefthi til things rithit thá er hann var drepinn. enn that segia allir einnig. at their svico hann í trygth oc vógo at hanom liggianda oc óbúnom. Guthrún sat yfir Sigurthi dauthom hon gret eigi sem athrar konor. en hon var búin til at springa af harmi. Tilgengo bæthi konor oc karlar at hugga hana enn that var eigi authvelt. that er saugn manna at Guthrún hefthi etith af Fafnis hiarta. oc hon scildi thvi fugls raudd. thetta er enn qvethit um Guthrúno.

Guthrúnar Qvitha.

Ar var thaz Guthrún
gordiz at deyia
er hon sat sorgfull
yfir Sigurthi
gorthit hon hiúfra
ne hondom slá
ne qveina um
sem konor athrar.

Gengo iarlar
alsnotrir fram
their er hardz hugar
hana lautto
theygi Guthrún
gráta mátti
sva var hon möthug
mundi hon springa.

Sáto itrar
Jarla brúthir
gulli búnar
fyr Guthrúno
hver sagthi theirra
sinn oftrega
thann er bitrastan
um bethit hafthi.

Thá qvath Giaflaug
Giúca systir
mic veit ec á moldo
munar lausasta
hefi ec fim vera
forspell bethit
tveggia dötra
thriggia systra
átta bróthra
thó ec ein lifi.

Theigi Guthrún
gráta mátti

svo var hon móthug
at maug dauthan
oc hardhugoth
um hręr fylcis.

Thá qvath that Herborg
Húnalandz drotning
heli ec harthara
harm at segia
minir siau synir
sunnanlandz
verr inn átti
í val fello.

Fathir oc móthir
fiórir bröthr
thau á vagi
vindr of lec
barthi bára
vith borth thili
siálf scylda ec gaufga
siálf scylda ec gautva
siálf scylda ec haundla
herfor theirra
that er alt umboith
ein misseri
sva at mer mathr engi
munar leitathi.

Thá varth ec hapta
oc hernuma
sams misseris
sithan vertha
scylda oc screyta
oc scóa binda
hersis qvan
hverian morgin.

Hon ęgthi mer
af afbrythi
oc horthom mic
hauggom keyrthi
fann ec húsguma
hvergi in betra
enn húsfreyio
hvergi verri.

Theygi Guthrún
gráta mátti
sva var hon móthug
at maug dauthan
oc harthhuguth
um hręr fylcis.

Thá qvath that Gullraund
Giuca dóttir
fá kantu fóstra
thótt thú fróth sér
ungo vifi
annspioll bera
varathi hon at hylia
um hrör fylcis
svipti hon blöio
af Sigurthi
oc vátt vengi
fyr vifs kniám.

Littu á liúfan
legthu munn vith gronn
sem thú halsathir
heilan stilli.

Aleit Guthrún
eino sinni
sá hon dauglings scaur
dreyra runna
fránar siónir
fylcis lithnar
hugborg iofurs
hiorvi scorna.

Thá hne Guthrún
haull vith bolstri
haddr losnathi
hlyr rothnathi
enn regns dropi
rann nithr um knę.

Thá gret Guthrún
Giúca dóttir
sva at tár flugo
tre sc í gognom
oc gullo vith
gęls í túni
mörir fuglar
er męr átti.

Thá qvath that Gullraund
Giúca dóttir
yccar vissa ec
ástir mestar
manna allra
fyr mold ofan
unthir thú hvarki
úti ne inni
systir min nema
hiá Sigurthi
thá qvath that Guthrún
Giúca dóttir.

Sva var minn Sigurthr
hiá sonom Giúca
sem vęri geirlaucr
or grasi vaxinn
ethr vęri biartr steinn
á band dreginn
iarkna steinn
yfir authlingom.

Ec thótta oc
thióthans reccom
hverri hőri
herians dísi
nú em ec sva lítil
sem lauf sę
opt í aulstrom
at iofur dauthan.

Sacna ec í sessi
oc sęingo
míns málvinar
valda megir Giúca
míno (bolvi)
oc systr sinnar
sárom gráti.

Sva er um litha
landi eythit
sva er um unnoth
eitha svartha
mana thú Gunnarr
gullz um nióta
their muno ther baugar
at bana vertha
er thú Sigurthi
svarthir eitha.

Opt var í túni
teiti meiri
thá er minn Sigurthr
sauthladi Grána
oc their Brynhildar
bithia fóro
armrar vettar
illo heilli.

Thá qvath that Brynhildr
Buthla dóttir
vaun sę sú vęttr
vers oc barna
ęr thic Guthrún

graz um beiddi
oc ther í morgon
máirúnar gaf.

Thá qvath that Gullrond
Giúca dóttir
thegi thú thióthleith
theirra ortha
urthr authlinga
hefir thú ę verith
recr thic alda hverr
illrar scępno
sorg sára
siau kononga
oc vinspell
vifa mest.

Thá qvath that Brynhildr
Buthla dóttir
veldr einn Atli
ollo bolvi
ofborinn Buthla
bróthir minn
thá er vith í haull
Húnscrar thióthar
eld á iofri
ormbelgs litom
thess hefi ec gángs
goldit síthan
theirrar synar
samt ey.

Stóth hón und stóth
strengthi hon elvi
brann Brynhildi
Buthla dóttor
eldr or augom
eitri fnęsti
er hon sár um leit
á Sigurthi.

Guthrún gecc thathan á braut til scógar á eythimercr oc fór alt til Danmarkar oc var thar meth Thóro Hácunar dóttor siau misseri. Brynhildr vildi ęigi lifa eptir Sigurth. Hon let drepa thręla sína átta oc fimm ambottir. thá lagthi hon sic sverthi til bana sva sem sęgir í Sigurthar qvithu inni scommo.

QVITHA SIGURTHAR.

Ar var thaz Sigurthr
sótti Giúca
Volsúngr úngi
er vegit hafthi
tóc vith trygthom
tveggia bróthra
seldustz eitha
eliun frœnir.

Mey butho hanom
oc meithmo fiolth
Guthrúno ungo
Giúca dóttor
drucco oc domtho
dögr mart saman
Sigurthr úngi
oc synir Giúca.

Unna their Brynhildar
bithia fóro
ſva at theim Sigurthr
reith í sinni
Volsúngr úngi
oc vega kunni
hann um-ętti
ef hann eiga knętti.

Sigurthr inn suthröni
lagthi sverth nec qvith
möki mál fán
á methal theirra
ne hann kono
kyssa gerthi
ne Húnscr konongr
hefia ser at armi.

Mey frum únga
fal hann megi Giúca
hon ser at lifi
laust ne vissi
oc at aldrlagi
ecki grand
vamm that er vęri
ethr vera hygthi.

Gengo theſs á milli
grimmar urthir
ein sat hon úti
aptan dags
nam hon sva bert
um at melaz
hafa scal ec Sigurth
ethr thó svelta
mang frummúngan
mer á armi.

Orth męltac nú
ithromc eptir theſs
qvan er hans Guthrún
enn ec Gunnars
liótar Nornir
scópo oſs lánga thrá.

Opt gengr hon innan
illz um fylld
ísa oc iocla
aptan hvern
er thau Guthrún
gánga á beth
oc hana Sigurthr
sveipr í ripti
konongr inn Húnsci
kvan fría sina (sīa).

Vön geng ec vilia
vers oc beggia
verth ec mic göla
af grimmom hug.

Nam af theim heiptom
hvetiasz at vígi
thú scalt Gunnarr
gerst um láta
míno landi
oc mer siálfri
mun ec una aldri
meth authlíngi.

Mun ec aptr fara
thars ec áthan varc

meth nábornom
nithiom minom
thar mun ec sitia
oc sofa lítt
nema thú Sigurth
svelta látir
oc iofurr authrom
öthri verthir.

Látom son fara
fethr ísinni
scalat úlf ala
úngan lengi
hveim verthr háultha
hefnd lettari
sithan til sátta
at sonr lifi.

Reithr varth Gunnarr
oc hnipnathi
sveip sinom hug
sat um allan dag
hann vissi that
vilgi gorla
hvat hanom vęri
vinna sömst
ethr hanom vęri
vinna bezt
allz sic Volsúng
vissi fathan
oc at Sigurthi
socnoth mikinn.

Ymist hann hugthi
iafnlánga stund
that var eigi
árar títt
at frá konongdóm
qvanir gengu
nam han ser Haugna
heita at rúnom
thar átti hann
allz fulltrúa.

Ein er mer Brynhildr
aullom betri
umborin Buthla
hon er bragr qvenna
fyrr scal ec mino
fiorvi láta
enn theirrar meyiar
meithmom tyna.

Villdu ocr fylci
til fiár vela
gott er at rátha
rínar málmi
oc unandi
authi styra
oc sitiandi
sęlo nióta.

Eino thvi Haugni
annsvör veitti
samir eigi ocr
slict at vinna
sverthi rofna
svarna eitha
eitha svarna
unnar trygthir.

Vitoma vith á moldo
menn vinsęlli
methan fiórir ver
fólci ráthom
oc sá inn Húnsci
herbaldr lifir
ne in mötri
mögth á moldo

ef ver fimm sono
föthom lengi
áttom gótha
ęala knęttim.

Ec veit gorla
hvathan vegir standa
ero Brynhildar
brek of mikil
vith scolom Guthhorm
gorva at vígi
yngra bróthor
ófróthara
hann var fyr utan
eitha svarna
eitha svarna
unnar tryggthir.

Dölt var at eggia
óbilgiarnan
stóth til hiarta
hiorr Sigurthi
reth til hefnda
hergiarn i sal
oc eptir varp
óbilgiornom
fló til Guthhorms
Grams ramliga
kynbirt iárn or
konongs hendi.

Hne hans um dölgr
til hluta tveggia
hendr oc haufut
hne á annan veg
enn fóta lutr
fell aptr i stath.

Sofnoth var Guthrún
i sęingo
sorgalaus
hiá Sigurthi
enn hon vacnathi
vilia firth
er hon freys vinar
flaut i dreyra.

Sva slö hann svarar
sínar hendr
at rammhugathr
reis up vith beth
grátathu Guthrún
sva grimliga
brúthr frumúnga
ther bröthr lifa.

A ęc til úngan
erfi nytia
kannat hann firraz
or fiand garthi
their ser hafa
svart oc dátt
enn nęr numit
nylis ráth.

Rithra theim síthan
thótt sian alir
systorsonr
slícr at thingi
ec veit gorla
hvi gegnir nú
ein veldr Brynhildr
ollo bolvi
mer unni męr
fyrir mann hvern
enn vith Gunnar
grand ecci vanc.

Thyrmtha ec sifiom
svornom eithom

sithan var ec heitin
hans qvanar vinr.

Kona varp aundo
en konongr horvi
sva sló han svarar
sinni hendi
at qváthc vith
calcar iva
oc gullo vith
göfs i túni.

Hló thá Brynhildr
Buthla dóttir
eino sinni
af aullom hug
er hon til hvilo
heyra knatti
giallan grát
Giúca dóttor.

Hitt qvath thá Gunnarr
gramr haucstalda
hlęra thú af thvi
heiptgiorn kona
glauth á gölli
at ther góths viti.

Hvi hafnar thú
inom hvíta lit
feicna fethir
hygg ec at feig ser
thú vörir thels
verthust qvinna
at fyr augom ther
Atla hioggim
sęir bróthr thínom
blóthuct sár
undir dreyrgar
knęttir yfir binda.

Thá qvath that Brynhildr
Buthla dóttir:

Fryra mathr ther Gunnarr
hefir thú fullvegit
litt séze Atli
óvo thina
hann mun yccar
ond sitharri
oc ę vera
all it meira.

Segia mun ec ther Gunnarr
siálfr veiztu gorla
hve er ythr snemma
til saka rethot
varth ec til úng
ne olthrúngin
fullgödd fe
á fleti bróthor.

Ne ec vilda that
at mic verr ętti
áthr ther Giúkúngar
rithot at garthi
thrir á hestom
thióth konongar
enn theirra for
thaurfgi vęri.

Theim betomc thá
(thióth konongi)
er med gulli sat
á Grana bógom
var at hann i augo
ythr um licr
ne á engi lut
at álitom
thó thickis er
thióth konongar.

Oc mer Atli that
einni sagthi
at hvarki lez
haufnom deila
gull ne iarthir
nema ec gefaz letac.

Oc engi lut
authins fiár
thá er mer ióthúngri
eiga selldac
oc mer ióthúngri
ára talthi.

Thá var á hvorfom
hugr minn um that
hvart ec scylda vega
ethr val fęlla
baull í brynio
um bróthur sauc.

That mundi thá
thióthkunt vera
morgom manne
at munar stríthi
letom siga
sátmál ocor
lęc mer meirr í mun
meithmar thiggia
bauga rautha
burar Sigmunthar
ne ec annars manns
aura vildac.

Unna einom
ne ymisom
bió at umhverfan
hug men scaugul
allt mun that Atli
eptir finna
er hann mína spyrr
morth for gorva
at theygi scal
thúnguth kona
annarrar ver
aldri leitha
thá mun a hefndom
harma minna.

Up reis Gunnarr
gramr verthúngar
oc um háls kono
hendr um lagthi
gengo allir
oc thó ymsir
af heilom hug
hana at letia.

Hratt af hálsi
heim thár ser
leta mann sic letia
lángrar gongo.

Nam hann ser Haugna
hvetia at rúnom
seggi vil ec alla
í sal gánga
thína meth mínom
nú er thaurf micil
vita ef meini
morth fór kona
unz af męli
enn mein komi
thá látom thví
tharfar rátha.

Eino thví Haugni
aundsvor veitti
letia mathr hana
lángrar gongo

thars aptr borin
aldri verthi.
Hon kraung of koms
fyr knę móthor
hon ę borin
óvilia til
morgom manni
at móthtrega.
Hvarf ser óhróthugr
andspilli frá
thar er morc menia
meithmom deildi.
Lęit hon um alla
eigo sina
soltnar thyior
oc salkonor
gullbrynio smó
vara gott i hug
áthr sic mithlathi
mękis eggiom.
Hne vith bolstri
hon á annan veg
oc hior undoth
hugthi at ráthom.
Nú scolo gánga
their er gull vili
oc minna thví
at mer thiggia
ec gef hverri
um hrothit sigli
bók oc blęio
biartar vathir.
Thaugtho allir
hugtho at ráthom
oc allir senn
annsvör veitto
ęrnar soltnar
munom enn lifa
vertha salkonor
sömth at vinna.
Unnz af hyggiandi
haurscrydd kona
öng at aldri
orth vithr um qvath
vilcat ec mann trauthan
ne torbönan
um óra sauc
aldri tyna.
Thó mun á beinom
brenna ythrom
föri eyrir
thá er ér fram comith
nęit menio goth
min at vitia.
Seztu nithr Gunnarr
mun ec segia ther
lifs or vena
lióssa brúthi
muna ythvart fár
alt i sundæ
thótt ec hafa
öndo látith.
Sátt munoth ith Guthrún
snemr en thú hyggr
hefir kunn kona
vith konong
dapra miniar
at dauthan ver.
Thar er męr borin
móthir föthir
sú mun hvitari
enn inn heithi dagr

Svanhildr vera
sólar geisla.

Gefa mundu Guthrúno
góthra noccorom
sceyti scetha
scatna mengi
munath at vilia
versęl gefin
hana mun Atli
eiga gánga
olborinn Buthla
bróthir minn.

Margs á ec minnaz
hve vith mic fóro
thá er mic sára
svicna haufthot
vathin at vilia
varc methan ec lifthac.

Muntu Oddrúno
eiga vilia.
enn thic Atli mun
eigi láta
ith munoth luta
á laun saman
hon mun ther unna
sem ec scyldac
ef ocr goth um scaup
gorthi vertha.

Thic mun Atli
illo beita
mundu í öngan
ormgarth lagithr
that mun ec vertha
thvigit lengra
at Atli mun
ondo tyna
sęlo sinni
oc sofa lífi.

Thví at hanom Guthrún
grimm á beth
snorpom eggiom
af sárom hug
sęmri vęri Guthrún
systir occor
frum ver sinom
(at fylgia dauthom)
ef hendi gęfi
góthra ráth
ethr ętti hon hug
ofs um líkan.

Oaurt męli ec nú
enn hon eigi mun
af ora sauc
aldri tyna.
hana muno hefia
hávar báror
til Jónacrs
óthal torfo
ero íva ruthom
Jónacrs sonom
mun hon Svanhildi
senda af landi
sína mey
oc Sigurthar.

Hana muno bita
Bicca ráth
thví at Jormunreccr
ótharft lifir
thá er aull farin
ętt Sigurthar
ero Guthrúnar
gröti at fleiri.

Bithia mun ec thic
bönar einnar
sú mun i heimi
hinnzt bön vera
láttu sva breitha
borg á velli
at undir oſs ollom
iafnrúmt se
theim er sulto
meth Sigurthi.

Tialdi tharum thá borg
tioldom oc scioldom
vala ript vel fáth
oc vala mengi
brenni mer inn Húnsca
á hlith athra.

Brenni enom Húnsca
(á) hlith athra
mína thióna
meniom gaufga
II at haufthom
oc II haucar
thá er aullo scipt
til iafnathar.

Liggi occar enn imilli
málmr hríngvarithr
egghvast iarn
sva endrlagith
thá er vith böthi
beth einn stigom
oc hętom thá
hióna nafni.

Hrynia hanom thá
á hęl theygi
hlunn blic hallar
hríngi litcoth
ef hanom fylgir
ferth mín hethan
theygi mun var for
aumlig vera.

That hanom fylgia
fimm ambóttir
átta thiónar
ethlum góthir
fóstr man mitt
oc fatherni
that er Buthli gaf
barni sino.

Mart sagtha ec
munda ec fleira
er mer meirr miotuthr
málrúm gęfi
ornun thverr
undir svella
satt eitt sagthac
sva mun ec láta.

BRYNHILDUR REITH HELVEG.

Eptir dautha Brynhildar voro gor bál tvau annat Sigurthi oc brann that fyrr. enn Brynhildr var á othru brend oc var hon i reith theirri er gudvefiom var tioldoth. Sva er sagt at Brynhildr ók meth reithinni á Helveg oc fór um tún thar er Gygr noccor bió. Gygrin qvath:

Scaltu í gognom
gánga eigi
grióti studda
gartha mína
betr semthi ther
bortha at rekia
heldr enn vitia
vers annarar.

Hvat scaltu vitia
af Vallandi
hvar fúst haufut
húsa minna
thú hefir vár gullz
ef thic vita lystir
mild af hondom
manz blóth thvegit.

Brynhildr qvath:

Breg thú eigi mer
brúthr or steini
thótt ec vęrac
í víkíngo
ec mun occor
ōthri thiccia
hvars menn ęthli
occart kunna.

Gígr qvath:

Thú vart Brynhildr
Buthla dóttir
heilli-versto
í heim borin
thú hefir Giúca
um glatat bornom
oc búi theirra
brugthit gótho.

Brynhildr qvath:

Ec mun segia ther
svinn or reitho
vitlaussi mioc
ef thic vita lystir
hve gortho mic
Giúca arfar
asta lausa
oc eithrofa.

Let hami vára
hugfullr konongr
átta systra
und eik borit
var ec vetra tólf
ef thic vita lystir
er ec úngom gram
eitha seldac.

Heto mic allir
í Hlymdaulom
hildi undir hiálmi
hverr er kunni
Thá let ec gamlan
á gothhiótho
Hiálmgunnar nęst
Heliar gánga
gaf ec úngom sigr
Autho bróthor
thar var mer Othinn
ofreithr um that.

Lauc hann mic sciold
i scatalundi
rauthom oc hvítom
randir snurto
thann bath hann slíta
sveini mínom
er hvergi landz
bróthaz kynni.

Let um sal minn
sunnan verthan
hávan brenna
her allz vither
thar bath hann einn thegn
yfir at ritha
thanns mer förthi gull
thaz und Fafni lá.

Reith gothr Grána
gull mithlandi
thars fóstri minn
Fletiom styrthi
einn thótti hann thar
ollom betri
víkingr Dana
í verthúngo.

Sváfo vith oc unthom
í sęing einni
sem hann minn bróthir
umborinn vęri
hvartki knatti
hond yfir annat
átta nóttom
occart leggia.

Thví brá mer Guthrún
Giúca dóttir
at ec Sigurthi
svefac á armi
thar var ec theſs vís
er ec vildigac
at thau velto mic
í verfángi.

Muno vith ofstríth
allz til lengi
konor oc karlar
qvicqvir föthaz
vith scolom ocrom
aldri slíta
Sigurthr saman
seycstu Gygiar kyn.

DRAP NIFLUNGA.

Gunnarr oc Haugni tóco thá gullit alt Fafnis arf ófrithr var thá milli Giúcúnga oc Atla. kendi hann Giúcúngum vold um andlát Brynhildar. that var til sętta at their scyldo gipta hanom Guthrúno. oc gáfo henne óminnis veig at drecca áthr hon iátti at giptaz Atla. Synir Atla voro their Erpr oc Eitill. Enn Svanhildr var Sigurthar dóttir oc Guthrúnar. Atli konongr bauth heim Gunnari oc Haugna

oc

oc sendi Vinga ethr Knefrauth. Gudrún vissi velar oc sendi meth rúnom orth at their scyldo eigi koma oc til iartegna sendi hon Haugna hrínginn Andvaranaut oc knytti í vargs hár. Gunnar hafthi bethit Odrúnar systor Atla oc gat eigi. thá fecc hann Glaumvarar. enn Haugni átti Kostbero. theirra synir voro their Sólarr oc Snęvarr oc Hiúki. Enn er Giúkúngar komo til Atla thá bath Guthrún sono sína at their bōthi Giúkúngom lífs. Enn their vildo eigi. Hiarta var scorit or Haugna. enn Gunnarr setr í ormgarth. hann sló hörpo oc svęfthi ormana en nathra stac hann til lifrar. Thióthrekr konongr var meth Atla oc hafthi thar látith flesta alla menn sína. Thióthrecr oc Guthrún kőrtho harma sín á milli. hon sagthi hanom oc qvath:

Qvitha Guthrúnar.

Mer var ec meyia
móthir mic fōddi
biort í búri
unna ec vel brōthrom
unz mic Giúci
gulli reifthi
gulli reifthi
gaf Sigurthi.

Sva var Sigurthr
af sonom Giúca
sem vęri grōnn laucr
or grasi vaxinn
ethr hiortr hábeinn
um hvossom dyrom
ethr gull glóthraut
af grá silfri.

Unnz mer fyr muntho
mínir brōthr
at ec ętta ver
aullom fremra
sofa their ne máttuth
ne of sakar dōma
áthr their Sigurth
svelta letoth.

Grani rann at thíngi
gnyr var at heyra
enn thá Sigurthr
siálfr eigi com
aull voro sauthuldyr
sveita stockin
oc of vánith vási
of vegondom.

Gecc ec grátandi
vith Grana rōtha
úrug hlyra
ió frá ec spialla
hnipnathi Grani thá
drap í gras haufthi
iorth vissi
eingendr ne lifthut
lengi hvarfath
lengi hugir deildoz
áthr ec of fręgac
fólc vorth at gram.

Hnipnathi Gunnarr
sagthi mer Haugni
frá Sigurthar
sárom dautha
liggr of hauggvinn
fyr handan ver
Gothorms bani
of gefinn úlfom.

Líttu thar Sigurth
á suthr vega
thá heyrir thú
hrafna gialla
örno gialla
ezli fegna
varga thióta
um veri thínom.

Hví thú mer Haugni
harma slíca
viliſt laussi
vill um segia
thit scyli hiarta
hrafnar slíta
víth lond yfir
enn thú vitir manna.

Svarathi Haugni
sinni eino
trauthr góths hugar
af trega stórum
theſs áttu Guthrún
gröti at fleiri
at hiarta mitt
hrafnar slíti.

Hvarf ec ein thathan
annspilli frá
á vithlesar
varga leifar
gorthiga ec hiúfra
ne hondom slá
ne qveina um ($\tilde{v}$)
sem konor athrar
thá er sat soltin
um Sigurthi.

Nótt thótti mer
nithmyrcr vera
er ec sárla satc
yfir Sigurthi
úlfar thóttoz
ollo betri
ef their leti mic
lífi tyna
ethr brenndi mic
sem birkinn vith.

Fór ec af fialli
fim dögr talith
unnz ec höll Hálfs
háva thecthac.

Sat ec meth Thóro
siau misseri
dötr Háconar
í Danmorco
hon mer at gamni
gull bókathi
sali suthröna
oc Svani Dansca.

Haufthо vith á scriptom
that er scatar leco
oc á hann yrthom
hilmis thegna
randir rauthar
recka Húna
hiordrót hiálmdrótt
hilmis fylgio.

Scip Sigmundar
scritho frá landi
gyltar grímor
grafnir stafnar
byrtho vith á bortha
that er their borthuz
Sigar oc Siggeir
suthr á Fívi.

Thá frá Grímildr
Gotnesc kona
hvat oc vera hyggioth
hon brá bortha
oc buri heimti
thrágiarnliga
theſs at spyria
hver vildi son
systor böta
ethr vęr veginn
vildi gialda.

Gerr lez Gunnarr
gull at biótha
sacar at böta
oc ith sama Haugni
hon fretti at thví
hverr fara vildi
vigg at sauthla
vagn at beita
hesti rítha
hauki fleygia
aurom at scióta
af yboga.

Valdarr Daunom
meth Jarisleifi
Eymóthr III
meth Jariz scari
inn gengo thá
iofrom líkir
Lángbarz lithar
hoftho lotha rautha.

Screytar brynior
steypta hiálma
scálmom girthir
hauſtho scarar iarpar
hver vildi mer
hnossir velia
hnossir velia
oc hugat męla
ef their mętti mer
margra súta
trygthir vinna
ec trúa gertha.

Forthi mer Grímildr
full at drecka
svalt oc sárlict
ne ec sacar munthąc
that var um aukit
urthar magni
sva cauldom sę
oc sonom dreyra.

Voro i horni
hverskyns stafir
ristnir oc rothnir
rátha ec ne máttac
lyngfiscr lángr
landz Hadingia
ax óscorit
innleith dyra.

Voro theim bióri
baul morg saman
urt allz vithar
oc akarninn

um daugg arins
ithrar blotnar.
svinslifr sothin
thviat hon sacar deyfthi.

Enn thá gleymthu
er getith hauftho
aull iofurs
iorbiúg í sal
qvomo konongar
fyr kne thrennir
áthr hon siálfa mic
sótti at máli.

Gef ec ther Guthrún
gull at thiggia
hofth allz hár
at thinn fauthor dauthan
hringa rautha
Hlauthvés sali
ársal allan
at iofur fallinn.

Húnscar meyiar
thęr er hlatha spioldom
oc gora gull fagrt
sva at ther gaman thicki
ein scaltu rátha
authi Buthla
gulli gaufguth
oc gefin Atla.

Vilc eigi ec meth
veri gánga
ne Brynhildar
bróthor eiga
samir eigi mer
vith son Buthla
ętt at auca
ne una lifi.

Hirthathu haulldom
heiptir gialda
thviat ver hofom
valdit fyrri
sva scaltu láta
sem their lifi báthir
Sigurthr oc Sigmundr
ef thú sono fóthir.

Máca ec Grimildr
glaumi bęlla
ne vigrisins
vanir telia
siz Sigurthar
sárla drucco
hręgífr huginn
hiartblóth saman.

Thann hefi ec allra
ętt gaufgastan
fylci fundit
oc framarst nocqvi
hann scaltu eiga
unz thic aldr vithar
verlauſs vera
nema thú vilir thenna.

Hirthathu biótha
baulva fullar
thrá giarnliga
thęr kindir mer
hann mun Gunnhar
grandi beita
oc or Haugna
hiarta slita.

Muncath ec lęttia
áthr lifs hvattan
eggleics hvotuth
aldri nęmic.

Grátandi Grímildr
greip vith orthi
er burom sínom
baulva vętti
oc maugom sínom
meina stórra.

Lond gef ec enn ther
lytha sinni
Vínbiorg Valbiorg
ef thú vill thiggia
eigthu um aldr that
oc uni dóttir.

Thann mun ec kiúsa
af konongom
oc thó af nithiom
nauthig hafa
verthr eigi mér
verr at ynthi
ne baul bröthra
at bura sciόli.

Senn var á hefci
hver drengr litinn
enn víf valnesc
hafit í vánga
ver siau daga
svalt land rithom
enn athra siau
unnir knithom.

Enn ina thrithio siau
thurt land stigom
thar hlithver thir
hararborgar
grind upluco
áthr í garth rithom.

Vacthi mic Atli
enn ec vera thóttumz
full ills hugar
at fröndr dautha
sva mic nylega
Nornir vekia
vílsinnis spá
vildi at ec retha.

Hugtha ec thic Guthrún
Giúca dóttir
lę blondnom hior
leggia mic í gognom.

That er fyr eldi
er iárn dreyma
fyr dul oc vil
drósar reithi
mun ec thic vith bolvi
brenna gánga
lícna oc lęcna
thót mer leithr ser.

Hugtha ec her í túni
teina fallna
thá er ec vildigac
vaxna láta
rifnir meth rótom
rothnir í blóthi
bornir á becci
bethit mic at tyggia.

Hugtha ec mer af hendi
hauca fliúga
brátha lausa
baulrauna til
hiorto hugtha ec theirra
vith hunáng tuggin
sorg móths sefa
sollin blóthi.

Hugtha ec mer af hendi
hvelpa losna
glaums andvana
gullo báthir
hold hugtha ec theirra
at bröum orthit
nuthigra ná
nyta ec scylda.

Thar muno seggir
um sęing döma
oc hvítinga
haufthi nęma
their muno feigir
fára nátta
fyr dag litlo
dróttom bergia.

Lega ec síthan
ne ec sofa vildac
thrýgiarn í kaur
that man ec gorva.

HERKIA HET AMBOTT ATLA

hon hafthi verith frilla hans hon sagthi Atla at hon hefthi seth Thióthrec oc Guthrúno bęthi saman. Atli var thá all ókátr. thá qvath Guthrún:

Qvitha Guthrúnar.

Hvat er ther Atli
ę Buthla sonr
er ther hrygt í hug
hví thú hlęr ęva
hitt mundi öthra
iorlom thiccia
at vith menn męltir
oc mic sęir.

Tregr mic that Guthrún
Giúca dóttir
mer í haullo
Herkia sagthi
at thit Thióthrecr
undir thaki svęfit
oc lettliga
líni verthit.

Ther mun ec allz theſs
eitha vinna
at inom hvíta
helga steini

at ec vith Thióthmar
thatki áttac
er vorthr ne verr
vinna knatti.

Nema ec hallathi
heria stilli
iofur óneisinn
eino sinni
athrar voro
ocrar spekior
er vith hormug tvau
hnigom at rúnom.

Her com Thióthrecr
meth XXX
lifa their ne einir
thriggia tugo manna
hriúcto mic at bröthrom
oc at bryniothom
hriúcto mic at ollom
á hofut nithiom.

Sentu at Saxa
sunnmanna gram
hann kann helga
hver vellanda
siau hundroth manna
í sal gengo
áthr kvęn konongs
í ketil töki.

Kemra nú Gunnarr
calliga ec Haugna
secka ec síthan
svasa bröthr
sverthi mundi Haugni
slícs harms reka
nú verth ec siálf fyr mic
synia lyta.

Brá hon til botz
biortom lófa
oc hún up um tóc
iarcna steina
se nú seggir
sycn em ec ordinn
heilagliga
hve siá hverr velli.

Hló thá Atla
hugr í briósti
er hann heilar sá
hendr Guthrúnar
nú scal Herkia
til hvers gánga
sú er Guthrúno
grandi vęnti.

Sá at mathr armlióst
hverr er that sá át
hve thar á Herkio
hendr svithnotho
leiddo thá mey
í myri fúla
sva thá Guthrún
sinna harma.

FRA BORGNYO OC ODDRUNO.

Heithrecr het konongr dóttir hans het Borgny Vilmundr het sá er var frithill hennar hon mátti eiga fötha born áthr til com Oddrún Atla systir hon hafthi verit unnusta Gunnars Giúcasonar. Um thessa saugo er her qvethit.

Heyrda ec segla
í saugo fornom
hve męr um kom
til morna landa
engi mátti
fyr iorth ofan
Heithreks dóttor
hiálpir vinna.

That frá Oddrún
Atla systir
at sú męr hafthi
miclar sóttir
brá hon at stalli
stiornbitlothom
oc á svartan
sauthul oflagdi.

Let hon mar fara
moldveg slettan
unz at hári com
haull standandi.

Oc hún inn um gecc
endlángan sal
svipti hon sauthli
af svongom ió
oc hún that ortha
allz fyrst um qvath.

Hvat er fręgst
á foldo
ethr hvat er hlęza
Húnalandz
her liggr Borgny
olboria verkiom
vina thín Oddrún
vittu ef thú hialpir.

Hver hefir vísir
vanns um leitath
hví ero Borgnyiar
bráthar sóttir.

Vilmundr heitir
vinr haucstalda
hann varthi mey
varmri blęio
fimm vetr alla
sva hon sinn fauthor leyndi.

Thęr hycc męlto
thvigit fleira
gecc mild fyr kne
meyio at sitia
ríct gól Oddrún
rámt gól Oddrún
bitra galdra
at Borgnyio.

Knatti męr oc mangr
moldveg sporna
born than in blítho
vith bana Haugna
that nam at męla
męr fiorsiúka
sva at hon ecci qvath
orth ith fyrra.

Sva hiálpi ther
hollar vettir
Frigg oc Freyia
oc fleiri goth
sem thú feldir mer
fár af hondom.

Hnecath ec af thví
til hiálpar ther
at thú verir theſs
(verth) aldrigi
het ec oc elſdac
er ec hinig męlta
at ec hvívetna
hiálpa scyldac
thá er authlingar
arfi scipto.

Thá nam at setiaz
sorgmóth kona
at telia baul
af trega stórum
var ec up alin
í iofra sal
flestr fagnathi
at fira ráthi.

Untha ec aldri
oc eign fauthur
fimm vetr eina
sva at minn fathir lifthi,
that nam at męla
mál ith efsta
siá móthr konongr
áthr hann sylti.

Mic bath hann gętha
gulli rautho
oc suthr gefa
syni Grímildar
qvatha hann ina öthræ
álna neyndo
mey í heimi
nema miötuthr spillti.

Ōr ertu Oddrún
oc örvita
er thú mer af fári
flest orth of qvath
enn ec fylgdao ther
á fiorgynio
sem vith bröthrom tveim
of borin vęrim.

Man ec hvat thú
męltir enn um aptan
thá er Gunnari
gorthac drecco
slícs dömi qvathattu
sithan mundo
meyio vertha
nema mer einni.

Brynhildr í bûri
bortha racthi
hafthi hon lythi
oc lond um sio
iorth dusathi
oc up himin
thá er bani Fafnis
borg um thatti.

Thá var víg vegit
volsco sverthi
oc borg brotin
sú er Brynhildr átti
vara lángt af thví
heldr vá litith
unz thęr vęlar
vissi allar.

Theſs let hon harthar
hefndir vertha
sva at ver aull hofom
ęrnar raunir
that mun á haultha
hvert land fara
er hon let sveltaz
at Sigurthi.

Enn ec Gunnari
gatc at unna
bauga deili sem
Brynhildr scyldi
enn hann Brynhildi
bath hiálm gęta
hana qvath hann ósemey
vertha scyldo.

Butho their árla
bauga rautha
oc brõthor mínom
bętr ósmár
bauth hann enn vith mer
bú fimtán
hlithfarm grana
ef han hafa vildi.

Enn Atli qvaz
eigi vilia
mund aldregi
at megi Giúca
theygi vith máttom
vith munom vinna
nema ec helt haufthi
vith hringbrota.

Męlto margir
mínir nithiar
qvothuz ocr hafa
orthit bõthi
enn mic Atli qvath
eigi myndo
lyti rátha
ne laust gora.

Enn slics scyli
synia eldri
mathr fyr annan
thar er munuth deilir.

Sendi Atli
áro sina
um myrcvan vith
mín at freista
oc their qvomo
thar ęr their coma ne scyldoth
thá er breiddo vith
blęio eina.

Butho vith thegnom
bauga rautha
at their eigi til
Atla sęgthi
enn their óliga
Atla saugtho
oc hvatliga
heim scundotho.

Enn their Guthrúno
gorla leyndo
thvíat hon heldr vita
hálfo scyldi.

Hlymr var at heyra
hofgullinna
thá er í garth ritho
Giúca arfar
their or Haugna
hiarta scáro
enn í ormgarth
annan laugtho.

Var ec enn farin
eino sinni
til Geirmundar
gorva dryckio
nam horscr konongr
haurpo sveigia
thviat hann hugthi mic
til hiálpar fer
kynrícr konongr
of koma mundo.

Nam ec at heyra
or Hleſs eyio
hver thar-af stríthom
strengir gullo
bath ec ambáttir
búnar vertha
vilda ec ſylcis
fiorvi biarga
letom flióta
far lund yfir
unz ec alla sác
Atla gartha.

Thá com in arma
út scęvandi
móthir Atla
hon scyli morna
oc Gunnari
gróf til hiarta
sva at ec máttigac
mōrom biarga.

Opt undromc that
hví ec eptir mác
línvengis bil
lifi halda
er ec ógnhvotom
unna thóttumz
svertha deili
sem siálfri mer.

Sáztu oc hlyddir
methan ec sagthac ther
morg ill um scaup
mín oc theirra
mathr hverr lifir
at munom sínom
nú er um genginn
grátr Oddrúnar.

DAUTHI ATLA.

Guthrún Giúca dóttir hofndi bröthra sinna sva sem frögt er orthit. hon drap fyrst sono Atla enn eptir (that) drap hon Atla oc brendi haullina oc hirthina alla. um thetta er siá qvitha ort.

Qvitha in Grönlenzka.

Atli sendi
ár til Gunnars
kunnan seggat ritha
Knefruthr var sá heitinn
at gaurthom com hann Giúca
oc at Gunnars haullo
becciom aringreipom
oc at bióri svásom.

Drucko thar dróttmegir
enn dyliendr thaugtho
vín i valhaullo
reithi saz their Húna
kallathi thá Knefrauthr
kaldri rauddo
seggrinn suthröni
sat hann á becc ham.

Atli mic híegat sendi
ritha örindi
mar inom melgreypa
myrc vith inn ókunna
at bithia ythr Gunnar
at ith á beck kömit
meth hiálmom aringreypom
at sökia heim Atla.

Scioldo knegoth thar velia
oc scafna asca
hiálma gullrothna
oc Húna mengi
silfr gylt sauthulklęthi
serki valrötha
dafar darrathr
drausla melgreypa.

Vaull lez yer oc niundo gefa
víthrar Gnita heithar
af geiri giallanda
oc af gyltom stofnom
stórar meithmar
oc stathi daupar
hris that ith möra
er methr myrcvith calla.

Haufthi vatt thá Gunnar
oc Haugna til sagthi
hvat ręthr thú ockr seggr inn öri
allz vith slict heyrom
gull vissa ec ecki
á Gnita heithi
thatt er vith ęttima
annat slict.

Siau eigo vith salhús
svertha full
hverio ero theirra
hiolt or gulli

minn veit ec mar beztan
enn möki hvassastan
boga becc sęma
enn brynior or gulli.

Hiálm oc sciold hvítastan
komin or haull Kiars
einn er minn betra
enn se allra Húna.

Hvat hyggr thú brúthi bendo
thá er hon ocr baug sendi
varinn vathom heithíngia
hygg ec at hon vornuth bythi
hár fann ec heithíngia
rithit í hring rauthan.
ylfstr er vegr occarr
at rítha orindi.

Nithiar hvotto Gunnar
ne náongr annarr
rynendr ne ráthendr
ne their er ríkir voro
kvaddi thá Gunnarr
sem konongr scyldi
męr í miothranni
af móthi stórum.

Rístu thú Fiornir
láttu á flet vatha
greppa gullscálir
meth gumna hondom.

Ulfr mun rátha
arfi Niflúnga
gamlar granverthir
ef Gunnars missa
birnir blacfiallar
bíta thref taunnom
gamna greystóthi
ef Gunnarr ne kömrath.

Leiddo land raugni
lythar óneisir
grátendr gunnhvata
or garthi Húna
thá qvath that inn öri
erfi vorthr Haugna.
heilir farit nú oc horscir
hvars ycr hugr teygir.

Fętom letom fröcnir
um fioll at thyria
marina melgreipo
myrc vith inn ókunna
hristiz aull hún maurc
thar er harthmóthgir fóro
ráko their vannstyggva
vollo algröna.

Land sá their Atla
oc lith sciálfar diúpa
bicca greppar standa
á borg inni há
sal um suthr thióthom
sleginn ses meithom
bundnom raundom
bleicom scioldom.

Dafa darrathr
enn thar drace Atli
vín í valhaullo
verthir sáto úti
at vartha theim Gunnari
ef their her vitia qvömi
meth geiri giallanda
at vekia gramhildi.

Systir fann theirra
snemst at their í sal qvomo
bröthr hennar báthir
bióri var hon lítt druckinn

ráthinn ertu nú Gunnarr
hvat muntu ricr vinna
vith Húna harm braugthom
haull gacc thú or snemma.

Betr hefthir thú bróthir
at thú í brynio förir
sem hiálmom aringreipom
at siá heim Atla
sętir thú í sauthlom
sólheitha daga
nár nauth faulva
letir Nornir gráta.

Húna scialdmeyiar
hervi kanna
enn Atle siálfan leter thú
í ormgarth coma
nú er sá ormgarthr
ycr um fólginn.

Seinath er nú systir
at samna Niflúngom
lángt er at leita
lytha sinnis til
of rosmo fiaull Rínar
recca ónęissa.

Fengo their Gunnar
oc í fiotur setto
vinir Borgunda
oc bundo fastla
siau hió Haugni
sverthi hvösso
enn enom átta
hratt hann í eld hvítan
sva scal fröcn
fiandom veriaz.

Haugni varthi
hendr Gunnars
frágo fröcnan
ef fior villdi
Gotna thióthan
gulli caupa.

Hiarta scal mer Haugna
í hendi liggia
blóthugt or brióstí
scorith balldritha
saxi slithrbeito
syni thióthans.

Scáro their hiarta
Hialla or brióstí
blóthugt oc á bióth laugtho
oc báro that fyr Gunnar.

Thá qvath that Gunnarr
gumna drottinn
her hefi ec hiarta
Hialla ins blautha
ólict hiarta
Haugna ins fröcna
er mioc bifaz
er á bióthi liggr
bifthiz hálfo meirr
er í brióstí lá.

Hló thá Haugni
er til hiarta scáro
kvicqvan kumbla smith
klecqva hann sizt hugthi
blóthugt that á bióth laugtho
oc báro fyrir Gunnar.

Męrr qvath that Gunnarr
geir Niflúngr
her hefi ec hiarta
Haugna ins fröcna

ólict hiarta
Hialla ins blautha
er litt bifaz
er á bióthi liggr
bifthiz svagi mioc
thá er í bríósti lá.

Sva scaltu Atli
augom
fiarri sem munt
meniom vertha
er unt einom mer
aull um fólgin
hodd Niflúnga
lifira nú Haugni.

Ey var mer tyia
methan vith tveir lifthom
nú er mer engi
er ec einn lific
Rín scal rátha
rógmálmi scatna
svinn as kunna
arfi Niflúnga.

I veltanda Vatni
lysaz valbaugar
heldr enn á haundom gull scíni
Húna bornom
ylvith er hvel vognom
haptr er nú í bondom.

Atli inn ríki
reith glaum maunom
sleginn rógthornom
sifiúngr theirra
Guthrún sigtifa
varnathi vith tárom
vathin í thys haullo.

Svá gángi ther Atli
sem thú vith Gunnar áttir
eitha opt um svartha
oc ár ofnefnda
at sólinni suthr haullo
oc at sigtyſs bergi
hulqvi hvílbethiar
oc af hríngi ullar
oc meirr thathan
menvorth bituls
dólgraugni dró
til dauthscokr.

Lifanda gram
lagthi í garth thann
er scrithinn var
scatna mengi
innan ormom
enn einn Gunnarr
heiptmóthr haurpo
hendi knithi.

Glumtho stręngir
sva scal gulli frœcn
hríngdrifi vith
fira halda
Atli let
lanz sins avit
ió eyr scáu
aptr frá morthi.

Dynr var í garthi
drauslom olthrúngit
vapnsaungr virtha
voro af heithi comnir.

Utgecc thá Guthrún
Atla í gogn
meth gylltom calki
at reifa giolld raugnis

thiggia knatto Thengill
í thinni haullo
glathr at Guthrúno
gnadda nillfarna.

Ymtho aulscálir
Atla vinhaufgar
thá er í haull saman
Húnar taulthuz
gumar gransíthir
gengo inn hvárir.

Scęvathi thá in scírleita
veigar theim at bera
af kar dís iofrom
oc aul krásir valthi
nauthug nef faulom
enn nith sagthi Atla.

Sona hefir thinna
svertha deilir
hjorto brõ dreyrog
vith hunáng oltugginn
męlta knatto mótflugr
manna valbrúthir
eta at aulkrásom
oc í aundugi at senda.

Callara thú síthan
til kniá thinna
Erp ne Eitil
aulreifa tva
serą thú síthan
í seti mithio
gullz mithlendo
geira scepta
manar męita
ne marar keyra.

Ymr varth á beckiom
afkarr saungr virtha
gnyr und guthvefiom
greto born Húna
nema ein Guthrún
er Hón ęva grett
bröthr sína ber hartha
oc buri svasa
únga ófrótha
thá er hon vith Atla gatt.

Gulli sęri
in gaglbiarta
hringom rauthom
reifthi hon húscarla
scaup lęt hon vaxa
enn sciran málm vatha
ęva flióth ecci
gáthi fiarghúsa.

Ovarr Atli móthan
haufthi hann sic druckit
vapn han ecci
varnathit hann vith Guthrúno
opt var sá leicr betri
thá er thau lint scyldo
optarr um fathmaz
fyrir authlingom.

Hon beth broddi
gaf blóth at drecka
hendi hellússi
oc hvelpa leysti
bratt fyr hallar dyr
oc húscarla vacthi
brandi brúthr heitom
thau let hon giold bröthra.

Elldi gaf hon thá alla
er inni voro
oc frá morthi theirra Gunnars
komnir voro or myrcheimi.

forn-

formtimbr fello
fiarghús ruko
bęr Buthlúnga
brunno oc scialdmeyiar
inni aldr stacnar
hnigo í ęld heitan.

Fullrętt er um thetta
ferz-engi sva síthan
brúthr í b[illegible]nio
bröthra at hefna
hon hefir thriggia
thióth konúnga
banorth borit
biorth áthr sylti.

Enn segir gleggra í Atla málom enom Gronlenzcom

ATLAMAL IN GRÖNLENZCO.

Frett hefir auld ofotha
er endr um gortho
seggir samkundo
sú var nytt festom
öpto einmęli
yggt (yggr) var theim sithan
oc ith sama sonom Giúca
ęr voro sannráthnir.

Scaup óxtu scioldúnga
scyldo at feigir
illa ręz Atla
átti hann thá hyggio
feldi stoth stóra
strīddi ser hardla
af bragthi both sendi
at qveini brát mágar.

Horsc var húsfreyia
hugthi at manviti
lag heyrthi hon ortha
hvat their á laun męlto
thá var vant vitri
vildi hon theim hiálpa
scyldo um sæ sigla
en siálf nem komsc at.

Rúnar nam at rista
rengthi thęr Vingi.
fars var hann flytiandi
áthr hann fram seldi
fóro thá síthan
sendi menn Atla
um fiorth Lima
thar er fröcnir bioggo.

Aulvętir urthó
oc elda kyndo
hugtho vętr vela
er their voro komnir

tóko their fórnir
er theim friubr sendi
hengdo á stálo
hugthoth that vortha.

Com thá Costbera
qven var hon Haugna
kona kaps gålig
oc qvaddi thá bátha
glauth var oc Glaumvör
err Gunnarr átti
fellzcath sathr svithri
systi um thaurf geista.

Butho their heim Haugna
ef hann thá heldr föri
syn var svipvisi
ef their sin gáthi
het thá Gunnarr
ef Haugni vildi
Haugni thvi nitti
er hinn um rethi.

Báro mioth merar
margs var allz beini
fór thar fiolth horna
unnz thótti fulldruccith.

Hiú gortho hvilo
sem theim högst thótti
kend var Costbera
kunni hon scil rúna
innti orthstafi
at eldi liósom
gęta varth hon túngo
i góma bátha
varo sva viltar
at var vant at rátha.

Sęing fóro sithan
sína thau Haugni
dreymthi drót lata
dylthi theſs vętki
sagthi horsc hilmi
thegars hon ręth vacna.

Heiman goriz thú Haugni
hugg thú at ráthom
far er fullryninn
far thú i sinn annat.

Reth ec thęr rúnar
er reist thín systir
biort hefir ther eigi
bothith í sinn thetta
ęitt er mest undromc
macath ec enn hyggia
hvat thá varth viltri
er scyldi villt rista
thviat sva var am sat
sem undir vęri
bani yccarr beggia
ef ith bralla qvemith.

Vant er stafs vili
etha valda athrir.

Allar ro illúthgar
qvath Haugni
acka ec theſs kynni
vilca ec theſs leita
nenca launa eigim
ocr mun gramr gulli
reifa glóthrautho
ómne ec aldregi
thótt ver ógn fregnim.

Stopalt munoth gánga
ef ith stundit thángat
ycr mun ást kynni
eigi í sinn thetta

dreymthi mic Haugni
dyliomc that eigi
gánga mun ycr andęris
ethr ella hrōthome.

Blęio hugtha ec thína
brenna í eldi
hryti hár logi
hús mín í gognom
liggia her línclęthi
thau er lítt rękit
thau muno brátt brenna
thar er thú bięlo sát.

Biorn hugtha ec her inn kominn
bryti up stocca
hrysti sva hramma
at ver hrōdd yrthim
munn os morg hefthi
sva at ver mettim ecci
thar var oc thraummun
theygi sva litil.

Vethr mun thar vaxa
vertha ótt snemma
hvíta biōrn hugthir
thar mun hregg austan.

Aurn hugtha ęc her innfliúga
at endlongo húsi
that mun oſs dríngt deilaz
dreifthi hann oſs oll blóthi
hugtha ec af heitom
at vęri hamr Atla.

Slátrom sysliga
siám thá rothro
opt er that fyr oxnom
er aurno dreymir
heill er hugr Atla
hvatki er thic dreymir.

Lokit thví leto
líthr hver rōtha
vocnotho velborin
var thar sams dōmi
gettiz theſs Glaumvōr
at vęri grand svefna
vith Gunnarr
at fá tveir leitbir.

Gaurvan hugtha ec thar gálga
gengir thú at hánga
ęti thic ormar
yrtha oc thic qviqvan
gorthiz rauc ragna
ráth thú hvat that vęri.

Blóthgan hugtha ec męki
borinn or serc thínom
illt er svefn slícan
at segia nauthmanni
geir hugtha ec standa
í gognom thic mithian
emiotho úllar
á endom báthom.

Raccar thar renna
ráthaz mioc geyia
opt verdr glaumr hunda
fyr geiraflangom.

A hugtha ec her innrenna
at endilaungo húsi
thyti af thiósti
theystiz uf becci
bryti fōtr ycra
brōthra her tveggia

gerthit vatn vęgia
vera mun that fyr necqvi.

Konor hugthac dauthur
coma í nótt híngat
verit vart búnar
vildi thic kiósa
bythi ther brálliga
til beckia sinna
ęc qveth af lima
orthnar ther Dísir.

Seinat er at segia
sva er nú ráthit
forthumc a foritho
allz thó er fara ætlath
mart er mioc glicligt
at munim scammęgir.

Lito er lysti
letoz their fúsir
allir upprísa
aunnor thau lautto
fóro fimm saman
fleiri til váro
hálfo húscarlar
hugat var thví illa.

Snevarr oc Sólarr
synir voro their Haugna
Orkning thann heto
er theim enn fylgthi
blíthr var baurr Scialdar
bróthir hans qvanar.

Fóro fagrbúnar
unz thau fiorthr scilthi
lautto ávalt liósar
leto at heldr segiaz.

Glaumvor qvath at orthi
er Gunnarr átti
męlti hon vith Vinga
sem henne vert thótti
veitca ec hvart verthlaunith
at vilia ossom
glęthr er gestz qvama
ef í goriz nacqvath.

Sór thá Vingi
sér reth hann lítt eira
eigi hann iotnar
ef hann at ythr lygi
gálgi gor vallan
ef hanna grith hygthi.

Bera qvath at orthi
blíth í hug sinom
sigli ther sęler
oc sigr árnith
fari sem ec fyr męlic
fęst eigi thví níta.

Haugni svarathi
hugthi gott nánom
huggiz ith horscar
hvegi er that gorviz
męla that margir
missir thó stórum
maurgom ręthr litlo
hve verth leiddr heiman.

Sáse til síthan
áthr í sundr hyrfi
thá hygg ec scaup scipto
scilthoz vegir theirra.

Róa námo ríki
rifo kiol hálfan

beysto bac faullom
brugthuz heldr reithir
haumlor slitnotho
gerthut ſar festa
áthr their írá hyrfi.

Litlo oc lengra
loc mun ec theſs segia
bö sá their standa
er Buthli átti
hátt hriktho grindr
er Haugni knithi.

Orth qvath thá Vingi
thaz án vęri
farith firr húsi
flát er til sökia
brát hefi ec ycr brenda
bragtha scauluth haugnir
ſagrt bath ec ycr qvamo
flát var thó undir
ella hethan bíthit
methan ec heygg ythr gálga.

Orth qvath hitt Haugni
hugthi lítt vęgia
varr at vęttugi
er varth at reyna
hirtha thú oſs hrötha
haf thú that ſram sialdan
eſ thú eyer orthi
íllt mundo ther lengia.

Hrundo their Vinga
oc í hel drápo
exar at logtho
męthan í aund bixti.

Flycthoz their Atli
oc fóro i brynior
gengo sva gorvir
at var garthr milli
urpuz á orthom
allir senn reithir
fyrr varom fullrátha
at firra ythr lifi.

A ser that illa
eſ hauſthot áthr ráthit
en eroth óbúnir
oc hauſom einn ſeldan
lamthan til Heliar
liths var sá ythars.

Othir thá urtho
er that orth heyrtho
forthotho fingrom
oc ſengo í snęri
scuto scarpliga
oc scioldom hlífthoz.

Inn com thá annspilli
hvat úti drygtho
hátt fyr haullo
heyrtho thręl segia.

Autul var tha Guthrún
er hon ecka heyrthi
hlathinn hálsmeniom
hreytti hon theim gervöllom
sleingthi sva silfri
at í sundr hruto baugar.

Ut gecc hon síthan
ypthit lítt hurthom
fora ſęlt theygi
oc fagnathi comnom
hvarſ til Niflúnga
sú var hinnzt qvethia
ſylgthi sathr sliko
sagthi hon mun fleira.

Leitatha ec i licna
at letia yc. heiman
scopom vithr manngi
oc scoluth thó her komnir
męlti af mannviti e
ef mundo sęttaz
ecki at rethuz
allir ni qvátho.

Sá thá sęlborin
at their sárt leko
hugthi á harthręthi
oc hrauthzc or scickio
neycthan tóc hon męki
oc nithia ſór varthi
hég var at hialdri
hvars hon hendr festi.

Dóttir let Giúca
draugi tva hniga
bróthor hió hon Atla
bera varth thann síthan
scapthi hon sva scöro
sceldi ſót undan.

Annan reth hon hauggva
sva at sá uppreisat
í helio hon thann hafthi
theygi henne hendr sculfo.

Thiorco thar gortho
thrim var vith brugthit
that brá um allt annat
er unno born Giúca.

Sva qvátho Niflúnga
methan siálfir liftho
scapa sócn sverthom
slitaz af brynior
hauggva sva hiálma
sem thęim hugr dygthi.

Morgin mest vágo
unz mithian dag liddi
ótto alla
oc ondurthan dag
fyrr var fullvegit
flóthi vollr blóthi
XVIII áthr fello
efri their urtho
Bero tveir sveinar
oc bróthir hennar.

Rauser tóc at rótha
thótt hann reithr vęri
illt er um litaz
ythr er that kenna
varom XXX
thegnar vegligir
eptir lifom ellifu
or er thar brunnit.

Bręthr varom fimm
er Buthla mistom
hefir nú hel hálfa
enn hauggnir tveir liggia.

Męgth gat ec micla
macak thvi leyna
konu váliga
knaka ec theſs nióta
hlíótt áttom sialdan
sitz comt i hendr ossar.
firthan má frôndom
fæ opt svikinn.

Sendoth systr helio
slics er mest kennomc.

Getr thú theſs Atli
gorthir sva fyrri
móthor tóci mina
oc myrthir til hnossa

svinna systrúngo
sveltir thú í helli
hlęglict mer that thiccir
er thú thinn harm tinir
gothom er that thacca
er ther gengz illa.

Eggia ec ythr iarlar
auca harm stóran
víſs ins vegliga
villia ec that líta
kostit sva ceppa
at kleycqvi Guthrún
siá ec that mettac
at hon ser ne ynthit.

Takit er Haugna
oc hyldit med knifi
scerith or hiarta
scoloth theſs gorvir
Gunnar grimúthgan
á gálga festit
belli thví bragthi
bióthit til ormom.

HAUGNI qvath:

Gor sem til lystir
glathr munc theſs bítha
rauscr mun ther reynast
reynt hefi ec fyrr brattarā
höfthut hnecking
methan heilir varom
nú crom ſva sárir
at thú mátt ſiálfr valda.

Beiti that melti
bryti var hann Atla
tauco ver Hialla
enn Haugna forthom
haugom ver hálf ytkiom
hann er scapdauthi
lifir sva lengi
lauscr mun hann ę heitinn.

Hröddr var hver getin
helta in lengr rúmi
kunni kleckr vertha
kleif í rá hveria
vesall lez vígs theirra
er scyldi vás gialda
oc sinn dag dapran
at deyia frá svínom
allri orcosto
er hann áthr hafthi.

Tóco their brás Buthla
oc brugtho til knífi
öpthi íll thrę
áthr odz kendi
tom lez at eiga
tethia vel garthe
vinna ith vergasta
ef hann vith retti
feginn lez thó Hialli
at hann fior thęgi.

Gettiz theſs Haugni
gorva sva fóri
at árna ánauthgom
at undangengi
fyrir qveth ec mer minna
at fremia leic thenna
hví megnim her vilia
heyra á thá scręton.

Thrifo their thioth gothan
thá var costr engi
reccom racclátom
ráth enn lengr dvelia

hló thá Haugni
heyrtho dagmęgir
keppa hann sva kunni
qvol hann vel tholthi.

Haurpo tóc Gunnarr
hrorthi il qvistom
slá hann sva kunni
at snótir greto
klucco their karlar
er kunno görst heyra
ríkri ráth sagthi
raptar sundr brusto.

Dó thá dyrir
dags var heldr snemma
leto their alesti
lifa i thrótta.

Stórr thóttiz Atli
ste hann um thá bátha
ho̊sceri harm sagthi
oc reth heldr at bregtha.

Morginn er nú Guthrún
mist hefir thú ther hollra
sums ertu siálf scapa
at hafi sva gengit.

Feginn ertu Atli
ferr thú víg lysa
á muno ther ithrar
ef thú alt reynir
sú mun erfth eptir
ec kann ther segia
Ülz gengz ther alldri
nęma ec oc deyia.

Cann ec slics synia
se ec til ráth annath
hálfo hógligra
haufnom opt gótho
manni mun ec thic hugga
mętom ágętom
silfri snęhvíto
sem thú siálf vilir.

On er theſs engia
ec vil thví nita
slęit ec thá sáttir
er voro sacar minni
afkar ec áthr thótta
á mun nú gętha
hręflha ec um hóvetna
methan Haugni lifthi.

Alin vith up vorum
í eino húsi
lecom leic margan
oc í lundi óxom
gęddi ocr Grimilldr
gulli oc hälsmeniom
bana mundo mer bröthra
böta aldregi
ne vinna theſs ecci
at mer vel thicci.

Costom drepr qvenna
carla ofríki
í kne gengr hnefi
ef qvistir thverra
tre tecr at hniga
ef heyggr tág undan
nú mattu einn Atli
ollo her rátha.

Gnótt var gunnythgi
er gramr thví trúthi
syn var sveip visi
ef hann sín gęthi

kraupp var thá Guthrún
kunni um hug męla
lètt hon ser gerthi
lec hon tveim scioldom.

Öxti hon auldryccior
at erfa bröthr sina
samr lezc oc Atli
at sína gorva.

Lokit thví leto
lagat var dryccio
sú var samkunda
vith svorfon ofmicla
straung var stórhuguth
stríddi hon ętt Buthla
vildi hon ver sínom
(vinna) ofr hefndir.

Loccathi hon litla
oc lagthi vith stocci
glupnotho grimmir
oc greto theygi
fóro í fathm móthor
fretto hvat thá scyldi
spirit lítt eptir
spilla ętla oc báthom
lyst várum theſs lengi
at lyfia yer ęlli.

Blótt sem vilt bornom
bannar that manngi
scaum mun ró reithi
ef thú reynir gorva.

Brá thá barn ęsco
bröthor inn capsvinna
sciptiz scapliga
scar hon á háls báthia.

Enn fretti Atli
hvert farnir vęri
sveinar hans leica
er hann sá thá hvergi.

Yfir ráthomc ganga
Atla til segia
dylia munc thic eigi
dóttir Grímilldar
glatha mun thic minst Atli
ef thú gorva reynir
vacthir va micla
er thú vát bröthr mína.

Svaf ec miöc sialdan
síkoms their fello
hét ec ther haurtho
hefi ec thic nú mintan
morgin mer sagthir
man ec enn thann gorva
nú er oc aptan
át thú slíct at fretta.

Mága hefir thú thinna
mist sem thú siet scyldir
hausa veitz thú theirra
haftha at aulscálom
drygtha ec ther sva dryccio
dreyra blett ec theirra.

Tóc ec theirra biorto
oc á teini steictac
selda ec ther sithan
sagthag at cálfs vęri
einn thú thví ollir
ecci rettu leifa
taugtu títhlega
trúthir vel ioxlom.

Barna veiztu thinna
bíthr ser fár verra
hlut veld ec minom
hęlomc thó ekki.

Grim vartu Guthrún
er thú gora sva máttir
barna thinna blóthi
at blanda mer dryckio
snytt hefir thú sifiúngom
sem thú sizt scyldir
mer lętr thú siálfom
millom ilis litith.

Vili mer enn veri
at vega thic siálfan
fátt er full illa
farith vith gram slícan
drygt thú fyrr hafthir
that er menn dómi vissoth
til heimsco harthręthis
í heimi thessom
nú hefir thú enn aukit
that er nú áthan frágom
greipt glöp stóran
gert hefir thú thitt erfi.

Brend mundu á-báli
oc barith grióti áthr
thá hefir thú árnat
thaztú ę beithiz.

Segther slícar
sorgir ár morgin
frithra vil ec dautha
fara í liós annat.

Sáto samtynis
sendus fár hugi
hendus heiptyrthi
hvartki ser unthi.

Heipt ós Hniflúngi
hugthi á stórręthi
gat fyr Guthrúno
at hann vęri grimr Atle.

Komo í hug henne
Haugna vithiarar
talthi happ hánom
ef hann hefnt yrthi
veginn var thá Atli
var thefs scamt bithia
sonr vá Haugna
oc siálf Guthrún.

Ranser tóc at rętha
racthiz or svefni
kendi brát benia
bandz qvath hann thaurf onga.

Segit ith sannasta
hver va son Buthla
em ec litt leicinn
lífs tel ec von onga.

Dilia mun thic eigi
dóttir Grimildar
látomc thví valda
er lithr thína ęli
enn sumo sonr Haugna
er thic sár mętha.

Vathit hefir thú at vígi
thótt verith scapliót
illt er vin vela
thanns ther vel trúir
beithr fór ec heiman
at bithia thin Guthrún.

Leyfth vartu eckia
leto stórrátha
vartha ván lygi
er ver um reyndom
fórtu heim hingat
fylgthi ofs herr manna
alt var itarlict
um orar ferthir.

Margs var alls sómi
manna tiginna
naut voro ęrin
nutom af stórum
thar var holth fiár
fengo til margir.

Mund galt ec mörri
meithma holth thiggia
thrǫla thriátígi
thyjar siau góthar
sęmth var at slico
silfr var thó meira.

Leztu ther alt thiccia
sem ecci vęri
methan laund thau lágo
er mer leifthi Buthli
gróftu sva undir
gorthit hlut thiggia.

Svęro leztu thinna
sitia opt grátna
fann ec í hug heilom
hióna vętr sithan.

Lygr thú nú Atli
thót ec that lít rekia
heldr var ec hög sialdan
hostutho stórom
borthuz er bröthrúngir
báruz róg milli.

Hállt gecc til Heliar
or húsi thino
hrolldi hot vetna
that er til hags scyldi
thriú vorom systkin
thóttum óvęgin
fórum af landi
fylgthom Sigurthi

scęva ver letom
scipi hvert vert styrthi
aurcothom at authno
unz ver austr qvomom.

Konong drathom fyrstan
kurom land thathra
hersar ols á bond gengo
hrözlo that vissi
vagom or scógi
thanna vildom sycnan
sęttom thann sęlan
er ser ne áttith.

Dauthr varth inn Húnsci
drap thá brátt kosti
strángt var ángr úngri
eckio nam hlióta
qvol thótti qvicri
at koma í hús Atla
átti áthr cappi
illr var sá missir.

Comtathu af thví thíngi
er ver that frögim
at thú sanc sóttir
ne slękthir athra
vildir á valt vęgia
enn vętki halda
kyrt um thví láta.

Lygr thú nú Guthrún
litt mun vithbötaz
hluti hvarigra
hofom aull scarthan
gorthu nú Guthrún
af göico thinni
ocr til ágętis
er mic úthefia.

Knaurr mun ec caupa
oc kisto stęinda
vexa vel blęgio
at veria thitt liki
hyggia á thaurf hveria
sem vith holl verim.

Nár varth thá Atli
nithiom strith öxti
efndi ítrborin
alt that reth heita
fróth vildi Guthrún
fara ser at spilla
urtho dvol dogra
dó hon í sinn annath.

Sęll er hverr sithan
er slict getr fötha
jóth at afreki
sem ól Giúci
lifa mun that eptir
á landi hverio
theirra thrá męli
hvargi er thióth heyrir.

FRA GUTHRUNO.

Guthrún gecc thá til sęvar er hon hafthi drepit Atla. gecc út á sęinn oc vildi fara ser. hon mátti eigi saucqva. Rac hana yfir fiorthin á land Jónacrs konongs. hann feck hennar. theirra synir voro their Saurli oc Erpr oc Hamthir. thar föddiz up Svanhildr Sigurthar dóttir. hon var gipt Jormunrec enom ríkia meth hanom var Bicci. hann reth that at Randver konongs son scyldi taca hana. that sagthi Bicci konongi. konongr let hengia Randvé. enn trotha Svanhildi undir hrossafótom. Enn er that spurthi Guthrún thá hvatti (hon) sono sina.

Guthrúnar Hvaut.

Thá frá ec senno
slithr fengligsta
trauth mál talith
af trega stórum
or harth huguth
hvatti at vigi
grimmom orthom
Guthrún sono.

Hví sitit (er)
hví solit lifi
hví tregrath ycr
teiti at męla
er Jormunrecr
ythra systor
únga at aldri
ióm of tráddi.

Hvítom oc svortom
á hervegi
gram gángtaumom
gotna hvossom.

Urthu a ith glíkir
theim Gunnari
ne in heldr hugthir
sem vat Haugni
hennar mundoth ith
heſna leita
ef ith móth ettith
minna brǿthra
ethr harthán hug
Hún konunga.

Thá qvath that Hamthir
inn hugom stóri
litt mundir thú
leyſa dáth Haugna
thá er Sigurth
voctho svefni or
bęcr voro thínar
enar blá hvito
rothnar í vers dreyra
fólgnar í valblóthi.

Urtho ther (bráthar)
brǿthra heſndir
slithrar oc sárar
er thú sono myrthir
knettim (úngrar
a) Jormunreki
samhyggiendr
systor heſna.

Berith hnossir fram
Hún konunga
hefir thú ocr hvatta
at hiorthíngi.

Hlęiandi Guthrún
hvarf til scemmo
kumbl konunga
or kerom valthi
síthar brynior
oc sonom ferthi.

Hlóthuz móthgir
á mara bógo
thá qvath that Hamthir
inn hugom stóri
sva comaz meirr aptr
móthur at vitia
geirniorthr hnigínn
á goththiótho
at thú erfi
at oll ofs dryckir
at Svanhildi
oc sono thína.

Guthrún grátandi
Giúca dóttir
gecc hon tregliga
á tái sitia
oc at telia
tárok hlyra
móthug spioll
á margan veg.

Thriá vissa ec elda
thriá vissa ec árna

var ec thrimr verom
vegin at húsi
einn var mer Sigurthr
aullom betri.
er bróthr mínir
at bana urtho.

Svara sára
sakath ec ne kunno
meirr thóttuz
mer um stritha
er mic authlingar
Atla gáfo.

Húna hvassa
het ec mer at rúnom
máttigac bolva
bętr um vinna
áthr ec hnóf hofut
af Niflúngom.

Gecc ec til strandar
gramm varc Nornom
vilda ec hrinda
stríthgrith theirra
hófo mic ne drectho
hávar báror
thví ec land um stéc
at lifa scyldac.

Gecc ec á beth
hugthac mer fyr betra
thrithia sinni
thióth konongi
ól ec mer ióth
erfi vortho
(erfi vortho)
Jónacrs sonom.

Enn um Svanhildi
sáto thyiar

enn ec minna barna
bazt full hugthac
sva var Svanhildr
í sal mínom
sem vęri sęmleitr
sólar geisli.

Gedda ec gulli
oc guthvefiom
áthr ec gefac
goththióthar til
that er harthaz
harma minna
of thann inn hvíta
hadd Svanhildar.

Aura troddo
und ióa fótom
enn sá sárastr
er their Sigurth minn
sigri röntan
í sęing vágo
enn sá grimastr
er their Gunnari
fránir ormar
til fiors scritho.

Enn sá hvassastr
er til hiarta fló
konong óblauthan
qvicqvan scáro.

Fiolth man ec baulva
(fiolth man ec harma)
beittu Sigurth
enn blacca mar
hest inn hrath fara
láttu hinnig renna
sitr eigi her
snor ne dl.

sú er Guthrúno
geli hnossir.

Minnatu Sigurthr
hvat vith męltom
thá er vith á beth
böthi sátom
at thú myndir minn
móthugr vitia
halr or helio
enn ec thín oc hęimę.

Hlathit er iarlar
eiki caustinn
látith hann und hilmi
hęstan vertha
męgi brenna
brióst baulva fult
eldr um hiarta
thithni sorgir.

Jorlom ollom
óthal batni
snótom ollom
sorg at minni
at thetta tregrof
um talith vęri.

HAMTHIS MAL.

Spruttu á tái
tregnar ithir
gręti Alfa
í glystaumo
ár um morgin
manna baulva
sútir hveriar
sorg um qveyqva.

Vara that nú
ne í gęr
that hefir lángt
lithit síthan
er that fornara
fremr var that hálfo
er hvatti Guthrún
Giúca borin
sono sína únga
at hefna Svanhildar.

Syster var yccor
Svanhildr um heitin
sú er Jormunrecor
ióm um traddi
hvítom oc svortom
á hervegi
gram gángtaumom
gotna hrossom.

Eptir er yer thríngit
thióth kononga
lifith einir er
thátta ęttar minnar
einstoth em ec orthin
sem ausp í holti

fallin at frōndom
sem fura at qvisti
vathin at vilia
sem vithr at laufi
thá er in qvist scętha
kōmr um dag varman.

Hitt qvath thá Hamthir
inn hugom stóri
Ilit myndir thú thá Guthrún
leyfa dáth Haugna
er their Sigurth
svefni or voctho
saztu á beth
enn banar blógo
bęcr voro thínar
inar blá hvíto
ofnar vaulondom
fluto í vers dreyra.

Svalt thá Sigurthr
saztu yfir dauthom
glyia thú ne gáthir
Gunnar ther sva vildi
Atla thóttiz thú strítha
at Erps morthi
oc at Eitils
aldr lagi
that var ther enn verra
sva scyldi hver
authrom veria
til aldrlaga
sverthi sárbeito
at ser ne striddit.

Hitt qvath thá Saurli
svinna hafthi hann hyggio
vilcat ec vith móthor
málom scipta
orz thiccir enn vant
ycro hváro
hvers bithr thú nú Guthrún
ęr thú at gráti ne fōrat.

Brōthr grát thú thína
oc buri svasa
nithia náborna
leitha nęr rógi
ocr scaltu oc Guthrún
gráta bátha
er her sitiom
feigir á maurom
fiarri munom deyia.

Gengo or garthi
gorvir at eiscra
litho thá yfir
úngir urig fioll
maurom Húnlenzcom
morthz at hefna.

Thá qvath that Erpr
eino sinni
męrr um léc
á mars baci
Ilt er blauthom hal
brautir kenna
kotho harthan mioc
hornúng vera.

Fundo á stręti
stór braugthóttan
hve mun iarpscamr
ocr fultíngia.

Svarathi inn sundr mōthri
sva qvaz veita mundo
fultíng frōndom
sem fótr authrom

hvat megi fótr
fóti vejta
ne holdgróin
hond annarri.

Drógo their or scíthi
scíthi iárn
mękis eggiar
at munflagthi
tvertho their thrótt sinn
at thrithiúngo
leto maug úngan
til moldar hníga.

Scóko ĭotha
scálmir festo
oc gothbornir smugo
í gudvefi
fram lágo brautir
fundo vastigo
oc systor son
sáran á meithi
vargtre vindcauld
vestan böiar
trytti ę tranno hvot
títt var at bithia.

Glaumr var í haullo
halir aulreifir
oc til gota ecci
gorthot heyra-
áthr halr hugfullr
í horn um thaut.

Segia fóro
Jormunrecci
at senir voro
seggir undir hiálmom
ręthit er um ráth
ríkir ero comnir
fyr mátkom hafith er maunnom
mey,um tradda.

Hló thá Jormunreccr
hendi drap á kampa
beidelis at braungo
báuthvathiz at víni
scóc hann scaur iarpa
sá á sciold hvítan
let hann ser í hendi
hvarfa ker gulkt.

Sęl ec thá thóttumc
ef ec siá knetta
Hamthi oc Saurla
í haullo minni
munda ec thá binda
meth boga strengiom
goth born Giúca
festa á gálga.

Hitt qvath thá Hróthrglauth
stóth uf hlethom
melings męlti
vith maug thenna
thvíat that hetta (heita)
at hlythigi
myni mega
tveir menn einir
tíu hundrothom
gotna binda
etha beria í
borg inni há.

Styrr varth at í ranni
stucco aulscálir
í blóthi bragnar lágo
comith or bríósti gotna.

Hitt qvath thá Hamthir
inn hugom stóri

ęstir Jormunrecr
occarrar qvamo
brōthra sammōthra
innan borgar thinnar.

Fętr ser thína
hondom ser thú thínom
Jormunrecr orpit
í eld heitan
thá hraut vith
inn regin kunngi
barthr í brynio
sem biorn hryti.

Grytith er á gumna
allz geirar ne bíta
eggiar né iárn
Jónacrs sono.

Hitt qvath thá Hamthir
inn hugom stóri
baul vantu bróthir
er thú thann belg leystir
opt or theim belg
baull ráth coma.

Hug hefthir thú Hamthir
ef thú hefthir hyggiandi
micils er á mann hvern vant
er manviz er

af vęri nú haufut
ef Erpr lifthi
bróthir occar inn bauthfrōni
er víth á braut vagom
varr inn víthfrōcni
hvottumc at Dísir
gumi·inn gunnhelgi
gorthumz at vígi.

Ecci hygg ec ycr vera
úlfa dōmi
at vit mynim siálfir umsacaz
sem grey Norna
thau er gráthug ero
í authn um alin.

Vel hofom vith vegit
stondom á val gotna
ofan eggmóthom
sem ernir á qvisti
geths hofom tírar fengith
thótt scyldir nú ethr í gęr dæyia
qveld lifir mathr ecci
eptir qvith Norna.

Thar fell Saurli
at salar galli
enn Hamthir hne
at húsbaki.

Thetta ero caulloth Hamthis mál in forno.

Altnordiſche

Sagen und Lieder

welche

zum Fabelkreis

des

Heldenbuchs und der Nibelungen

gehören.

Herausgegeben

durch

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Breslau,
gedruckt in der Stadt- u. Univerſitäts-Buchdruckerei
bei Graſs und Barth.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts Bibliothek München

Inhalt.

Aus der jüngern oder Snorri'schen Edda.

Volsunga- oder Sigurthar Fafnisbana-Saga.

Ragnar Lodbroks-Saga.

Nornagests-Saga.

Blomsturvalla-Saga.

Vorrede.

Diese Sammlung Altnordischer Sagen reiht sich an die unlängst von mir herausgegebenen Lieder der ältern Edda aus demselben Cyklus, welche auch zum Theil darin verflochten oder ausgezogen und anderweitig verarbeitet sind. Die Wichtigkeit dieser Stücke leuchtet also von selber ein; und daſs sie auch an sich, in der eigenthümlichen Darstellung, treffliche und kunstreiche Werke sind, wird insonderheit die Volsunga- und Ragnar Lodbroks-Saga darthun. Beide, Ein Werk, gehören, neben der Hervarar-Saga, zu dem Gröſsten und Herrlichsten der Altnordischen Heldenpoesie, so weit solche mir bis jetzo bekannt ist.

Ueber die Geschichte, Literatur und das innere Verhältniſs dieser sämmtlichen Stücke habe ich in der Einleitung zu den Edda-Liedern gehandelt, und werde hier gelegentlich nur einiges nachtragen.

1) Die Auszüge der jüngern Edda sind nach Resenius. — Eine Übersetzung dieser Edda, von Fr. Rühs, mit Einleitung, Berlin, 1812. 8. — Nachricht von der Abfassung eines älteren Hatta-lykill (clavis metrica) durch den Jarl der Orkaden Rögnwalld und Hallr den älteren (Orkneyinga-Saga, p. 245.) gab Gräter, in Idunna und Hermode, 1812. Nr. 7. — In eben dieser Alterthumszeitung, Nr. 6. ff. sind auch Aktenstücke über Gräters Prachtwerk über die Nordische Mythologie bekannt gemacht. In dem eben erschienenen Bd. 8 von Bragur steht, S. 46 — 120. Jens Möllers Preisschrift über die Einführung der Nordischen Mytho-

logie statt der Griechischen, und in der Vorrede, S. XXVI. Nachricht von den beiden andern Preisschriften über diesen Gegenstand durch Stoud Platou und Adam Ohlenschläger, welche sammt der ersten in der Dänischen Minerva, 1801. gedruckt sind. — Von den Liedern der ältern Edda erschien Gräters hexametrische Uebersetzung der Skirners Fahrt (Th. 1. Nr. 3.) in seinen lyrischen Gedichten (Heidelb. 1809.), S. 225 — 42., und Proben einer Uebersetzung in Griechischen Hexametern, von demselben, in Bragur, VIII. 31 — 45. Das Rigs-mal gab Siöborg heraus mit Lateinischem Kommentar, Lund, 1801. 4. Eine Modernisirung desselben von Jens Möller; vgl. die Dänische Minerva, 1806 Sept. S. 287. Bragur, VIII 27 — 32. Gräters Uebersetzung desselben, wiederholt, in Nyerups histor. statist. Schilderung von Dännemark und Norwegen, übersetzt von H. Gardthausen (Altona, 1804.), Bd. 2. S. 44 — 52. Verbessert, in Gräters lyrischen Gedichten, S. 271 — 88. Hier findet man S. 337 — 68. auch seine Uebersetzung von Sayers Niederfahrt der Gottin Freya wieder, nebst mehren eigenen mythologischen Dichtungen des Uebersetzers, der unstreitig das erste Verdienst um die Belebung und Verbreitung dieses Studiums in Deutschland hat, welches auch wol für den Norden selber nicht ohne Rückwirkung geblieben ist. Seine Kommentirung des Anfangs von Helga-quida Haddingia-Skata, steht nun auch in Bragur, VIII. 211 — 24. Und neuerdings haben wir schon eine Uebersetzung der Volundar-quida, zum Theil in Reimen, von ihm erhalten; Idunna, Nr. 19. 20.

2) Die Volsunga- und 3) Ragnar Lodbroks-Saga gebe ich aus Biörners Abdruck, der vermuthlich von einer Handschrift des Stockholmer Antiquitäten-Archivs genommen ist. Torfäus, in den Tor-

facanis (Havn. 1777. 4), p. 51 — 52 behauptet, dass von dieser Saga kein Pergamentkodex vorhanden sei: ,,Nullum autem membraneum exemplar, quantum scio, historiae Ragnaris superest. Bis de illo omni seculo gloriosiss. memoriae Regem Dominum meum clementiss. Fridericum tertium, juvenis interpellare non erubescebam, eo confidentius, quod Thorarinus Eiricius, qui Halfdani Nigri vitam scriptis promulgavit, mihi confirmasset, se ab episcopo Scalholtensi, insigni viro, Mag. Brynjolfo Svenonio transmissum ei tradidisse, quod deinde ipse Rex aliquoties requirere dignatus non invenit. Jam vero exemplaria illa chartacea bina ad manus habeo, hoc loco ex parte mutila, utriusque verba exscribam,, Er giebt die Stelle, wo Haki und Hagbard vorkommen (Kap. 33.). Aus Vergleichung derselben, die ich hinten bei den Verbesserungen wiederholt habe, ersieht man, dass beide Hdss. v. Biörners Text abweichen, zwar meist nur in der Schreibart und Stellung: am bedeutendsten ist die Herstellung des Namens Sigar für Sigurdur, wonach S. LV. der Einleitung zu den Edda-Liedern zu berichtigen ist. Vermuthlich sind diese Handschriften noch zu Kopenhagen. — Ein kurzer Auszug der Volsunga-Saga, von Brynolfus, steht auch schon in Stephani not. ad Sax. p. 43, und hienach in Joh. Scheffers kurzem Bericht von der Zauberkunst, Deutsch hinter Joh. Nic. Pfitzers Ausgabe von Ge. Rud. Widmanns Leben des Joh. Faust (Nürnb. 1711.), S. 57. — Eine gereimte Uebersetzung der in Stephani not. ad Sax. p. 190 — 91 eingerückten 3 Strophen der Ragnar Lodbroks-Saga (hinten S. 130 — 32.), in den Kämpevisern, Th. II. Nr. 3. 4. Ebendaselbst noch ein anderes älteres Volkslied von Regnfred und Kragelild (Ragnar und Kraka); übersetzt von Haug, in Idunna, Nr. 30. Gräters Uebersetzung des Todesgesangs, wiederholt in s. Gedichten, S. 291 — 314. — Saxo, Lib. IX. (bei Stephan. p. 169 — 77.) erzählt Ragnars und seiner Söhne Geschichte, zwar ohne jene Verbindung mit Sigurd, doch also, dass man nicht nur die Namen und einzele Züge, sondern auch den gemeinsamen Grund des Ganzen wohl erkennt; und bestimmt gedenkt er auch dieses Todesgesangs Ragnars. Nahe Beziehungen auf die Geschichte von Ragnars Söhnen in unserer Saga finden sich noch in Guilelmi Gemeticens. (zu Ende des 10. Jahrh.) und Dudo's von St. Quentin (um Mitte des 12. Jahrh.) histor. Normannor (in Du Chesne scriptor. rer. Normann.), und darnach auch in dem Altfranzösischen Roman von Rou (Rollo; vgl. Extraits des Mss. des la bibl. Imperiale à Paris, T. V. p. 30.).

4) Die Nornagests-Saga ist ebenfalls aus Björners Sammlung genommen, welche mit Recht das Nordische Heldenbuch zu nennen. — Ich habe jetzo die Reenhjelmische Ausgabe der Olaf Trygvasons-Saga vor mir: sie hat den Isländischen Text mit Schwedischer und Lateinischer Uebersetzung, und am Schlusse nennt sich Oddur, Mönch zu Thingeyr, als Verfasser, und bezieht sich unter andern auch auf Gissur Halls Sohn. Von unserer Nornagests-Saga ist aber darin keine Spur. Die Skalholtische Ausgabe, die Nyerup schon längst für mich abgeschickt, ich aber leider noch nicht erhalten habe, wird hoffentlich bald Aufklärung über die Quelle und das Verhältniss dieser Saga geben.

Diese 4 Stücke enthalten den Stoff der Nibelungen in der eigenthümlichen Nordischen Darstellung. Das hohe Alter und die Verbreitung desselben in Norden, beweisen noch folgende Beziehungen. Im Saxo, L. VIII. (bei Stephan. p. 155 — 57.) ist der Mythus der beiden letzten Edda-Lieder von Jormunrek und Svanhilda (der schon bei Iornandes, de reb. Get. c. 24, angedeutet wird) noch deutlicher zu erkennen, als der der Ragnar Lodbroks-Saga. — Die Nials-Saga, welche nicht unwahrscheinlich den Sämund beigelegt wird, sicher doch wohl in seine Zeit gehört, knüpft sich (Kap. 1. und 14.) durch Verwandtschaft an Ragnar und Sigurd: eben so wie die Halfdan Eysteinsons-Saga (vgl. Einleit S. 5.), welche, wol nur aus Verwechselung, den Sigurd Orm i oga auch Sigurd Hring nennt. Dieselbe (Kap. 3., nach einem Exemplar, das Torfaeus, hist. Nor. I. 192. anführt) macht noch den darin vorkommenden Jarl Skuli zu einem Bruder Heimers, des Pflegevaters Brynhilds. In eben dieser Saga (Kap. 3) wird auch das Rheingold als das edelste genannt. Desgleichen heisst in der Hervarar-Saga, und zwar in der auch zur Edda gezählten Get-speki Heidreks (nach der Suhmischen Ausgabe, S. 134.) in einer gewiss richtigen Lesart das Gold Rhein-Glut. Vgl. Volundar-quida (S. 3). Grani's Bürde heisst das Gold noch in einer Stelle des Skalden Einar Skulason (anfangs 1100.; s. Heimskringla, T. III. p. 461.) bei den Kenningar der See; so wie in der Volundar-quida (S. 3). Grani und Goti, für edle Rosse überhaupt, in den Kenningar der Hesta; wonach auch Feuer für Ross, und also reid Brynhildar dafür gesetzt wird; vgl. Helgaquida (S. 18.). Ebenso stehen Gramur, Hrotti (und Mimmung; vgl. Einleit. S. XLII.) unter den Kenningar des Schwerts. Die Steine heissen hier auch Hamders Verderben und der Panzer (brynja) auch Sorli's und Hamders Kleid; vgl. Ragnars Todesgesang, Str. 20. Endlich, unter den Namen Odins steht auch Sigge's Vater, und unter denen der Seekönige auch Budli und Atli.

5) Die Blomsturvalla-Saga erscheint hier zum erstenmal, nach einer Abschrift, welche mir ebenfalls Nyerups Freundschaft besorgt hat. Ich habe in dem ersten Stücke der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst schon einen Auszug dieser Saga

und Anmerkungen über dieselbe und ihr Verhältniss zur Wilkina-Saga gegeben. Man sieht, dass sie mehr zu der letzten und dem übrigen Heldenbuch gehört, als zu den Nibelungen.

Alle diese Stücke habe ich genau nach den hier genannten Urkunden abdrucken lassen, absichtlich ohne alle Veränderungen, selbst der schwankenden Schreibung, sondern nur die offenbaren Druckfehler verbessert und eine genaue Interpunkzion eingeführt. Die zur Ausſprache nöthigen Akzente fehlen leider auch bei Biörner; in der jüngeren Edda habe ich sie aber aus dem ä und ö, welches neben dem æ und durchstrichenen o vorkömmt, hergestellt. Vergleichung der Exemplare war mir nur bei Ragnars Todesgesang vergönnt, und ich habe hier die Lesarten Johnstone's (I.) und Worm's (W.) beigefügt, mit Übergehung der unbedeutenden orthographischen Abweichungen. In Ansehung der Stellen aus den Edda-Liedern war diese Vergleichung unnöthig, da diese selber nun schon vorliegen. — In Betreff der sechszeiligen Strophe bemerke ich hiebei nur noch, dass die Reimbuchstaben der 3. und 6. Zeile gern in den beiden letzten, meist einsylbigen Wörtern unmittelbar folgen und recht hörbar gleichsam auf einander schlagen. Auch wird man in dem Drottquädt des Sterbegesangs Ragnars schon die innern Reime wahrnehmen.

Und hiemit wünsche und hoffe ich, dass diese, zur weitern Erklärung zunächst für meine Vorlesungen bestimmte Sammlung zur Förderung des jetzo unter uns so mannigfaltig angeregten Studiums der Altnordischen Poesie beitragen möge. Das Übrige nächstens.

Aus der
jüngeren oder Snorri'schen Edda.

Aus der

jüngeren oder Snorri'schen Edda.

LXVIII. Dæmesaga.

Er vm Oden,[1] Loka og Hæner, er their drápu Otur.

Thegar ad Aeser fóru vmm Heim allann, ad kanna hann, er sagt, ad Odenn, Loke og Hæner komu ad A nockurre og geingu ad Aanne fyrer Foss nockurn, og vid Fossen var Otur eirn, og haffde teked Lax vr Fossenum, og ait blindande, thá tók Loke vpp Stein, og kastade á Oturenn og laust i Höffud hönum; thá hrósade Loke Veide sinne, ad hann heffde veitt i einu högge Otur og Lax; tóku their tha Oturenn og Laxenn og báru med sier, komu ad Bæ nockrum og geingu inn.

LXIX. Dæmesaga.

Frá Hreidmare og Aesunumm.

Aeser fóru med Veide sijna, sem nu var geted, til Bæar nockurs, enn sá Bónde er neffndur Hreidmar, sem thar bio, hann var mykell fyrer sier og miög fiölkunnigur. Beiddust Aeser ad hafa thar Naatt Stad, og kuadust haffa med sier vist Aerna, sijndu Bóndanum Veide syna; enn er Hreidmar sá veide Oturenn, thá kaliade hann á Sonu sijna bada Foffni og Reigenn, og seiger, ad Otur Bródur theirra var drepenn. Otur haffde vered Veidemadur mykell og vmframm adra Menn, og var i Oturs Lyke, og var jaffnann á Aanne og bar vpp Fiska med Manne sier og færde födur sijnum, og var hönnum thad mykell Styrkur; thuij thótte Hreidmare Skade mykell effter Son sinn; ganga their nu ad Aesum fedgarner og taka thá Höndum, og seigia thá vmm Oturenn, ad hann var Sonur Hreidmars. Aeser bióda Fiárlausn fyrer sig suo myked Fie, sem Hreidmar vill sialffur á kueda; og vard thad ad sætt med theim og bunded Suardögumm; thá var Oturenn fleigenn, tók Hreidmar Oturs Belgenn, og mælte vid thá, ad their skilldu fylla Oturs Belgenn *), og suo hylia hann allann, og suo skal thad vera ad sætt med theim.

---

*) Aff raudu Galle.

LXX. Dæmesaga.

Frá Loka og Andvara Duerge.

Thá sende Oden Loka i Suart Alffheima; hann kom til Duergs thess, er Andvare hiet; hann var Fiskur i Vatne; og tók Loke hann Höndum, og lögde á hann Fiörlausn allt thad Gull, er hann átte *); og var thad all myked Fie: tha suipte Duergurenn under Hönd sier einumm litlum Gullhrijnge; thad sá Loke, og bad hann frammleggia Baugenn. Duergur bad hann taka ei aff sier Baugenn, og liest meiga æskia sier Fie á Baugnum, eff hann hielde. Loke kuad, hann ei skillde hafa eirn Peining effter; og tók Baugenn aff hönum, og gieck vt: enn Duergurenn mællte, sá Hrijngur skillde verda huors Manns Bane, sem ætte. Loke seiger, ad hönum thotte thad vel, tho suo være, og sagde, thad skillde halldast meiga, og kuedst theim munde færa til eirna, er haffa skillde; og thá tæke vid. Loke foor i burt og kom til Hreidmars, og sijnde Odenn Gulled; enn er Odenn sá Baugenn, sijndest hönum Aefar fagur, og tók aff Fienu. Hreidmar fyllte Otursbelgenn, sem mest mátte hann, og sette vpp sijdann er Fullur var; thá gieck Odenn til og skillde hylia Belgenn med Gullenu, og mællte til Hreid-

---

*) I Steine sijnum, og er their komn i Steinen, tha her Duerguren framm allt Gull, er hann átte.

mars, ad hann skillde tilgánga og sia, huort ecke være huldur Belgurenn; hann leit á vandlega, og sá eitt Granarhaar *), og bad thad hylia, enn ad ödrum koste være loked Sættene. Dregur Odenn nu framm Hryngenn og hulde Grana Háred, og sagde, ad thá var hann laus frá Gialldenu. Og er Odenn hafe teked **) Geyrenn, enn Loke Skua sijna, tha thurfftu their ecke ad óttast; thuij bad Odenn, ad thad skillde halldast, sem Audvare Duergur haffde mællt vmm, ad sá Baugur skillde verda theim ad Bana, sem ætte; og thad hiellst sijdann. Hier aff er Gull kallad Otursgiölld, og Naudgiölld Asanna.

LXXI. Dæmesaga.

Frá Hreidmare og theim Fedgum Brædrum.

Hreidmar tók ad Sonargiölldumm Gulled, enn Foffner og Reigenn beiddust nockurs aff i Bródurgiölldenn; Hreidmar vnne theim einskis aff Gullenu; thad var orrád theirra Brædra, ad their drápu Födur sinn vegna Gullsins. Thá beiddest Reigenn aff Foffne, ad hann skillde skipta Gullenu i helminga med theim Brædrum. Foffner suarar, ad lytel Von var, ad hann munde hönum Gullenu midla, thar sem hann drap Födur sinn til Gull sins, og bad Reigenn fara i burt, enn ad ödrum koste munde hann fara, sem Hreidmar. Foffner haffde teked Hialm, er Hreidmar haffde átt, og sett á Hoffud sier, er kalladur var Aegeshialmur, er oll Kuikinde hrædast er sia, og Suerd, thad er Hrotte heiter. Reigenn haffde thad Suerd, er Refell er kalladur, flyr hann thá burt; enn Foffner fór vppa thá Heide, er Gnytaheide er köllud, og giörde sier thar Ból, og brást i Orms Lyke, og lagdest á Gulled.

---

*) Otursins.

**) Geyr sinn.

LXXII. Dæmesaga.

Frá Reigenn og Sigurde Foffners Bana.

Reigenn fór til Hiálffrecks Kongs *) og giördest Smidur hanns; thá tók hann til Fósturs Sigurd Sigmundarson Wólsungs og Hiördysar Eilyma Dóttur. Sigurdur var allra Herkonga agiætastur, ad Aett, Afle og Hug. Reigenn sagde hönum til, huar Foffner lá á Gullenu, og eggiade hann ad sækia Gulled. Thá giörde Reigenn Suerd, thad er Gramur heiter, vr Suerds Brotum Sigmundar Wolsungs, ad suo var huast, ad Sigurdur klauff med thuy Stedia Reigens; og sijdann brá Sigurdur thuy nidur i rennande Vatn, og tók thad i sundur Vllarlagd, er á rak Eggena fyrer Straumen; og er ecki Sverd funded betra. Effter thad fóru their

---

*) A Thióde.

Sigurdur og Reigenn vppa Gnytaheide; thá giörde Sigurdur Gröff á Veige Foffnes og settest i. Enn er Foffner skreid til Vatns og hann kom yffer Gröffena, thá lagde Sigurdur Suerded i geignum hann, og var thad hans Bane. Kom tha Reigenn og sagde, Sigurdur hefde dreped Bródur hanns, og baud hönum thad ad sætt, ad hann skillde taka Hiarta Foffnes og steikia vid Elld. Enn Reigenn lagdest nidur og drack Blód Foffnes, og lagdest ad soffa. Enn er Sigurdur steikte Hiartad, og hugde, full steikt munde vera, enn er Frauded rann vr Hiartanu á Fijngurenn, thá brá hann Fijngrenum i Munn sier; enn er Hiartablóded kom á Tunguna, thá kunne hann Fuglsrödd, og skilde, huad Igdurnar sögdu, er sátu i Videnum; thá mællte ein:

Thar situr Sigurdur,
Sveita stocken,
Foffnes Hiarta
Wid Funa steiker:
Spakur thætte mier
Spiller Bauga,
Eff Fior segia
Franenn ætte.

Thá kuad önnur:

Thar liggur Reigenn,
Ræder vmm vid sig,
Will tæla Mögur hann,
Er truer hönum;
Ber aff Reide
Rang Ord samann,
Will Bölua Smidur
Bródur heffna.

Thá gieck Sigurdur til Reigens og drap hann, enn sidann til Hests sijns, er Grane hiet; reid til thess, er hann kom til Bóls Foffnes, tók vpp Gulled og batt i Klyffiar og lagde vppa Bak Grana, tók i Taumenn og villde leida. Enn Grane villde huorge gánga; Sigurdur visse tha, huad hann munde vilia, stie thá á Bak, og hlióp Grane thá, sem hann være laus; enn thad Gull, [illegible] bar, var suo myked, ad Sigurde th[illegible], ad ei munde meira bera tveir eda thryr Hestar. Hier aff er Gull kallad Foffnesbool, og Byrde Grana.

LXXIII. Dæmesaga.

Frá Sigurde.

Sigurdur rydur nu Leid syna, og allt thar til hann kemur vppa Hindarfiall; thar fann hann Hus, og suaff thar inne Kona ein, og haffde hun Hialm og Bryniu; hann brá Sverdenu og riste Bryniuna aff henne: thá vaknade hun og neffndest Hilldur; hun var köllud Brynhilldur, og var Walkyria. Sigurdur reid thadan og kom til eins Kóngs, sem kalladest Giuke; Kona hans er neffnd Grymhilldur; Börn theirra voru thaug Gunnar, Högne, Guttormur, og Gudrun *): thar

---

*) Gudny. Guttormur var Stiupsonur Giuka.

dualdest Sigurdur lánga Hryd. Thá gaff Grymhilldur hönum Dryck thann, ad hann munde ecke til Brynhilldar, thaug höffdu ádur med Svardógum loffast á Fiallenu, og fieck hann thá Gudrunar Giuks Dóttur; enn their Gunnar og Högne snuast i Ferd med hönum og Brædralag. Thuynæst fóru their Sigurdur og Giukungar til Atla Budla Sonar og bidia Brynhilldar Systur hanns til Handa Gunnare. Hun sat á Hindarfialle, og var vmm Sal hennar Waffurloge; enn hun haffde thad heitstreingt, ad eiga thann eirn Mann, sem thyrde ad ryda Waffurlogann. Thá ryda their Sigurdur og Giukungar, their eru og kallader Nifflungar, vppa Fiall, og skillde tha ryda Wafurlogann; hann átte thann Hest, er Gion *) hiet, enn sá Hestur thorde ei ad hlaupa yffer Elldenn; thá skiptu their Litum Sigurdur og Gunnar, og suo Nöffnum, thuyad Grane villde vnder aungvum Manne ganga, vtann Sigurde; thá hlióp Sigurdur á Grana og reid Waffurlogann. Thad Kuölld gieck hann ad Brudkaupe med Brynhyllde; enn er thaug komu i Sæng, dró hann Sverded Gram vr Slydrum og lagde i millum theirra; enn ad Morgne, er hann stood vpp, thá gaff hann Brynhyllde an Lynfie Gullbaug thann, sem Loke haffde teked aff Andvara, enn tók aff henne annann Baug til Menia. Sigurdur tók thá Hest sinn og reid til Fielaga sinna, og skiptu their Gunnar afftur Litum; og fór Brynhyldur med

---

*) Gote.

Gunnare til Giuka Kongs. Sigurdur átte Börn tuo vid Gudrunu, Sigmund og Svanhillde.

LXXIV. Dæmesaga.

Frá Gudrunu og Brynhillde, og Andláte Sigurdar.

Thad var eitt sinn, ad Brynhilldur og Gudrun geingu til Watns, ad bleikia Haddu syna; og tha er thær komu til Arennar, thá ód Brynhilldur vndann Lande vt i Ana, og mællte, ad hun villde ecke bera i Höffud sier thad Watn, er rynne ur Háre Gudrunar, thuy ad hun átte Bónda hugadann betur; thá gieck Gudrun i Ana effter henne, og sagde, hun mætte fyrer thuy thuo sinn Hadd i Aanne, ad hun átte thann Mann, er ei munde sijdur, og einginn annar i Verölldu jafnfrækenn, thuyad hann vo Foffne og Reigenn, og tók Arff effter bada tha. Svarer thá Brynhilldur: meira var thad vert, er Gunnar reid Waffurlogann, enn Sigurdur thorde ei. Thá hló Gudrun og mællte: ætlar thu, ad Gunnar ride Waffurlogann, sá atla eg, geinge i Rum hia thier, sem mier gaff Baug thennan; enn sá Gullbaugur, sem thu heffur á Hende og thu thádst ad Lynfie, hann er kalladur Andvara Nautur; og ætla eg, ad ei sækte Gunnar hann á Gnytaheide. Thá thagnade Brynhilldur, og gieck heim; og effter thad eggiade hun Gunnar og Högna ad drepa Sigurd. Enn fyrer thuy their voru Eid svarar, thá eggiudu their Guttorm Bródur sinn ad drepa Sigurd. Hann lagde Sigurd soffande i gegnum med Sverde; enn er hann fieck sáred, thá kastade hann Sverdenu Gram effter Guttorme, og tók hann sundur i Midiu: thá fiell Sigurdur og Sonur hanns Sigmundur thrie vetur, er their drápu. Effter thad lagde Brynhilldur sig Sverde, og var brend med Sigurde. Enn Gunnar og Högne tóku Foffnes Arff og Andvara Naut, og riedu *) their Löndum.

LXXV. Dæmesaga.

Frá Atla Konge, er hann drap Giukunga.

Atle Kongur, Budla Son, brodur Brynhilldar, fieck tha Gudrunar, sem Sigurdur hafde átt; og attu thaug Börn. Atle Kongur baud til sijn Gunnare og Högna. Enn their fóru ad Heimbodenu. Enn ádur their fóru heimann, tha hyrdu their Gulled Foffners Arff i Anne Reyn **). Enn Atle Kongur haffde thar Lid sitt fyrer, og bardest vid Gunnar og Högna; og vrdu their handtekner. Liet Atle Kongur skiera Hiarta vr Högna kvikum, og var thad hans Bane; Gunnare liet hann kasta i Ormagard, enn hönum var feingenn leinelaga Harpa, og skickade hann svo, ad hann sló med Tánum Harpuna, thuy ad Hendur hanns voru bundnar, svo ad aller Ormur soffnudu, nema su Nadra, sem rende ad hönum og hió svo fyrer Flagbriósted, ad hun steipte Höffdenu inn i Holldet, og hángde i Liffrenne, thar til hann dó. Gunnar og Högne eru kallader Nifflungar eda Giukungar; og er thuy aff thessum Sögum Gull kallad Nifflunga Skattur eda Arffur, item Rynar-Malmur, og Nifflunga-Roogur.

---

*) Tha.

**) Og heffur thad Gull alldre sijdann fundest.

LXXVI. Dæmesaga.

Frá Gudrunu.

Litlu sydar drap Gudrun tuo Sonu sijna, og liet giöra med Gulle og Sylfre Bordkier vr Hausum theirra; og thá var giort Erffe Nifflunga, ad theirre Veitslu liet Gudrun skeinkia Konge med theim Bordkierum Miód, og var blandad vid Blóde Sveinanna; enn Hiórtu theirra liet hun steikia og fá Konge ad eta: enn er thad var giört, sagde hun Konge med mörgum hördum og ófögrum Ordum. Ej skorte thar áfeingann Miöd, svo ad flest Fólked soffnade thar sem satt; á theirre Nótt gieck hun til Kóngs, er hann svaff, og med henne Sonur Högna, og vou ad hönum, og var thad hanns Bane; thá skutu thaug Ellde i Höllena, og brann thar thad Fólck, sem thar var inne. Effter thad fór hun til Siöffar og hlióp á Sæen og villde tyna sier; enn hana rak yffer Fiördenn, kom hun thá á Land, thad er Iónakur Kongur átte; enn sem hun kom, tók hann hana til syn og fieck hennar. Attu thaug thria Syne, er svo hietu, Saurle, Hamder, Erpur; their voru aller svarter sem Hraffnar á Hárlit, sem Gunnar og Högne og adrer Giukungar edur Nifflungar; tha fæddest vpp Svanhilldur Dóttur Sigurdar, hun var allra Kvenna fegurst.

LXXVII. Dæmesaga.

Frá Iórmunreke Konge, er hann bidur Suanhilldar.

Iórmunrekur Kongur spyr nu vm Frydleik Svanhilldar, og sender hann Son sinn *) ad bidia hennar; enn er hann kom til Ionakurs, var Svanhilldur seld hönum i Hendur; skillde hann færa hana Iórmunreke, thá sagde Bicke, Rádgiaffe Kongs (hann fór med Randver syne Iormunreks), og thad være betur falled, ad Randver ætte Svanhillde, thar hann var vngur og bæde thaug **). Thuynæst sagde Bike thetta Konge; thá liet Iórmunrek taka Son sinn og leida til Gálga: thá tók Randver Hauk sinn og plokade aff hönum Fiadrernar, og bad senda Födur synum; og er Iórmunrek sá Haukenn, thá kom honum i Hug, ad hann var ófleigur og fiadralaus, og svo var Ryke hanns ófært, ad hann var gamall og sonarlaus.

---

*) Randver.

**) Enn Iormunrekur var gamall.

LXXVIII. Dæmesaga.

Dráp Suanhilldar, og frá Hamde og Saurla Brædrum.

Thá liet Iórmunrekur, er hann reid vr Skóge med Hyrd sijna frá Veidum, enn Svanhilldur sat at Haddblike, ryda hana og troda vnder Hesta Fötumm til Bana. Enn er thetta spurde Gudrun, eggiade hun Sonu sijna til Heffndar effter Svanhillde; enn er their biuggust til Ferdar, tha fieck hun theim Bryniur og Hiálma, og suo sterka, ad ei mátte Iarn á festa; hun lagde Raad á med theim, ad thá their kiæme til Iórmunreks, thá skilldu their gánga ad hönum vmm Nott, thá hann svæffe; skillde Saurle og Hamder höggua aff hönum Hendur og Fætur, enn Erpur Höffuded. Enn er their komu á Leid, tha spurdu their Erp, huor Lid semd thad munde ad hönum, eff ad their hittu Iórmunrek. Hann seiger, ad theim munde hann veita suo myked, sem Hönd Fætt. Their seigia, ad thad er allyted, ad Fætur stidiest vid Hönd. Their voru svo reider Módur sinne, thuyad hun haffde leitt thá vt med heifftar Ordum, ad their villdu giöra thad theim i Hug kom, ad henne lykade vest, og drápu Erp, thuy hun vnte hönum mest. Litlu sijdar, er Sörle gieck, skridnade hann myked, og studde sig med Hendenne; thá mællte hann: veitte nu Hönd Fætenum; betur være, ad Erpur liffde. Enn er their komu til Iórmunreks Kongs vmm Nött, thar hann svaff, og huggu af hönnum Hendur, thá vaknade hann, og kallade á Menn syna, og bad tha ad vaka. Thá mællte Hamdir: aff munde nu Hoffuded, eff Erpur liffde. Tha stucku vpp Hirdmennerner, og feingu ei vnned thá med Vopnum; tha kallede Iórmunrekur, thá skal lemia Grióte; tha fiellu their Saurle og Hamdir: og tha var daud aull Aett og Affkvæme Giukunga. Hier aff eru Steinar kallader Grand Hamdis og Sörla.

Volsunga Saga

oder

Sigurthar Fafnisbana Saga.

Her byrjast

Volsunga Saga,

ethur

Sagann aff Sigurthe Fafnis Bana.

I. Cap.

Fra thvi, er Sige drap thrælinn Breda.

Hier hefur upp, og seiger fra theim manne, er Sige er nefndur. Annar madur er nefndur til sogunnar, er Skade heiter, hann var rikur madur, og mikil fyrer sier. En tho var Sige theirra enn ætsterre, thvi hann var kommin fra Godunum, og kalladur son Odins, ad thvi er menn mundu i thann tima. Skade atte thræl thann, er nockud verdur ad geta i sogunne, hann hiet Brede, hann var okendur vid thad hann skyllde adhafast. Hann hafde ithrotter og adgiorfe jafnfra hinum, er mejra thottu virder, edur umframm nockra. Thad er ad seigia, eitt huort sinn, ad Sige for ad dyraveide, og med honum thrælinn, og veidu um daginn allt til aftans. Og er their bera samann veidina um aftanid, hafde trællinn veitt miklu meir, enn Sige. Thetta likade konum stor illa, og sagde, ad sig undre, ad eirn thræll skule sig yferbuga i dyraveide; hleipur thvi ad honum og drepur hann, disiar sidann likid i sniofonn. Nu fer hann heim um kvelldid, og seigir, ad Brede hafe ridid fra honum a skoginum: og var hann sem ur augsyn mier, og veit eg ej til hans. Skada grunar sogu Siga, og gietur, ad vera mune svik hans, og mune Sigi hafa drepid hann. Skade gerir menn til ad leita hanns, og lykur svo leitenne, ad their finna hann i skaflinum; og mællte Skade, ad thann skafl skyllde kalla Bredaskafl hiedann af. Er thad nu epter sidann, ad menn kalle svo vetrar fonn, er mikil er. Svo kemur nu upp, ad Sige hefur drepid thrælinn, og kalla their hann varg i veom; ma hann nu ej heima vera med fodur sinum.

II. Cap.

Sige verdur kongur a Hunalande.

Othen filger Siga af lande burtu, svo langa leid, ad storu bar, og ej liette hann fyrre, enn hann kom honum til herskipa. Nu tekur Sige ad leggiast i hernad, med thad lid, er fader hans fieck honum adur er hann skilde vid, og vard hann nu sigursæll i hernadinum. Og svo kemur hanns male, ad hann fieck herjad ser lond og rike. Thvi næst fieck hann konfang, og giordist rikur kongur og mikill fyrer sier, riedi fyrer Hunalande, og er hinn meste hermadur. A hann son vid konu sinne, er hiet Reri; hann ox thar upp med fodur sinum, og giordist bratt mikill vexte og gofuglegur.

III. Cap.

Drap Siga kongs og hefnder Rera.

Nu giorest Sige gamall madur ad alldre. Hann atte sier marga ofundarmenn, svo ad umsider riedust their a hendur honum, er hann trude best, enn thad voru brædur konu hanns, their giora tha til hanns, er han varer sist, og hann var falidadur, og a theim funde fiell Sige med hird sinne allre. Son hanns Rerer var ecke i theim haska, og fær hann svo mikid lid af vinum og frændum og landshofdingium, ad hann eignadest bæde land og kongdom epter fodur sinn Siga. Enn nu er hann thikist hafa fotum underkomist i rike sinu, minnist han a thær saker, sem hann atte vid modurbrædur sina, er drepid hofdu fodur hanns. Saimar kongur sier nu lide miklu, og fer nu a heradur theim med thennann her, og thikir their fyrre giort hafa saker vid sig. Tha er mætte litillre frændseme theirra; og svo giorir hann. Ej skilst hann firr vid, enn hann hefur drepid alla modur frændur og fodurbana sina, tho oskaplega være fyrer allar sakir. Nu eignast kongur allt land og rike og fie, giorist hann nu mejre fyrer sier, enn fader hans Sige. Nu fieck hann sier herfang mikid, og konu, tha er honum thotte vid sitt hæfe; og eru thaug miog leinge a samt, og eiga ognvann erfingia. Thetta hugnar theim badum illa, og bidia Godinn med miklum athuga, ad thaug giefe sier barn.

IV. Cap.

Volsunger fædist.

Thad er nu sagt, ad Godinn hejre bæn theirra, og svo Odinn, huors thaug bidia hann. Nu verdur hann ej orthrifsrada, og tekur oskmeyu sina, dottur Hrimnis Iotuns, og liet i hond hennar eple, og bidur hana færa konge. Hun tok nu vid eplinu, og bra a sig kraku ham, og flygur thangad, til thess hun kemur, thar sem kongur er og situr a hauge. Hun liet falla eplid i knio honum; kongur tok nu eplid, og thottist vita, hvorju gegna munde. Geingur nu heim af haugnum til sinna manna, kom a fund drottningar, og etur thad eple sumt. Thad er nu ad seigia, ad drottning finner thad bratt, at hun mune vera med barne, og fer thessu framm langar stunder, ad hun ma ej ala barnid. Tho kemur ad thvi, ad Rerer skal fara i leidangur, sem sidur er konga, ad frida land sitt. Thad bar til tidinda i thessare ferd, ad Rerer tok sott og thvinæst bana, og ætlade ad sækia heim Othinn; og thotte thad morgum fyselegt i thann tima. Nu fer hinu sama framm um vanheilsu drottningar, ad hun fær eige alid barnid, og thessu fer framm um sex vetur, ad hun hefur thessa sott. Nu finnur hun thad, ad hun mune ecke leinge lifa, og bad hun, ad hana skyllde særa til barnsins; og svo var giort, sem hun bad. Thad barn var svein barn, og var sa sveirn mikill vexte, tha er hann kom til, sem von var. Svo er sagt, ad sa sveirn hefe kist modur sina, adur enn hun dæge. Thessum sveine er nu nafn gefid og kalladur Volsungur. Hann var kongur yfer Hunalande epter fodur sinn. Hann var snemma efnelegur og arædisfullur um thad, er monnum thotte mann-raun og kallmennska i vera. Hann giordist hinn meste hermadur og sigursæll i orustum, sem hann atte i herforum.

V. Cap.

Fra gipting Volsung kongs og bornum hanns.

Nu var Volsungur ordinn roskinn madur ad alldre, tha sendir Hrimner honum dottur sina, er fir var getid, tha er hun for med eplid til Rerers, fodur Volsungs. Nu geingur hann ad eiga hana, og eru thaug leingi a samt, og eru godar samfarar theirra. Thaug attu tju sonu og eina dottur. Ellsti sonur theirra hiet Sigmundur, enn Signi dottur, thaug voru tvyburar, og voru thaug fremst og vænst um alla hlute af bornum Volsungs kongs; og voro tho allir miklir fyrer sier, sem leinge hefur uppe verid haft, og ad agiætum giort verid, huorsu Volsungar hafa verid yferkapps menn. Their hafa og verid fyrer flestum monnum, sem getid er i fornum sogum, bædi um fridleik og allshattar kallmensku og kapsgirne. Svo er sagt, ad Volsungur kongur liet giora holl ejna sterka og agiæta, og med theim hætte, ad eik ein stod i hollinne, og limar triesins stodu ut um ræfur hallarinnar, enn leggurinn stod nidur i hollina; og kolludu their hann barnstock.

VI. Cap.

Signi Volsungs dotter giptist Siggeire Gauta konge.

Siggeir hefur kongur heitid, hann ried fyrer Gautlande, hann var frægur kongur og fiolmennur. Hann for a fund Volsungs kongs, og bad Signiar sier til handa. Thessu tale tok kongur vel, og svo syner hans; enn hun sialf var thessa naudug, bidur tho fodur sinn ad rada thessu sem odru, sem til hans tæke. Enn kongur tok thad rad upp, ad gipta hana, og var hun fostnud Siggeir konge. Enn tha thesse veitsla og radahagur takast skyllde, skall Siggeir sækja veitsluna til Volsungs kongs. Kongur biost vid veitsluna eptur enum bestu efnum. Tha er veitslann var buinn, komu thar bodsmenn Volsungs kongs og syner Siggeirs kongs a nefndum deige, og hefur Siggeir kongur marga virduglega menn med sier. Svo er sagt, ad thar voru niklir elldar giorder epter endelanngre hollinne; enn nu stendur sa mikle apalldur i midre hollinne, sem fyrr var nefndur. Nu er thess getid, ad tha menn satu vid elldana um kvolldid, ad madur nockur gieck inn i hollina, sa var monnum okendur ad syn. Sa madur hefur thess hattar buning, ad han hefur heklu fleckotta yfer sier; sa madur var berfættur, og knytt linbrokum ad beine, sa hafde sverd i hende og geingur ad barnstockenum, og hafde hatt sidann a hofde; hann var har miog og ellelegur og einsyn: hann bra sverdinu og styngur thvi i stocken, svo ad sverdid sock a hiolltum upp. Ollum monnum falla kvedjur vid thennann mann; tho tekur hann til orda og sagde: sa er thessu sverde bregdur ur stockinum, tha skall sa thiggia thad af mier ad giof, og skall hann thad sialfur sanna, ad aldrei bar hann betra sverd i hende sier, enn thetta er. Epter thad geingur thesse gamle mann ur hollinne, og veit eingin, hvort hann fer. Nu standa their upp og metast ej um ad taka sverdid, thikist, sa betur hafa, er firstur nær. Sidann geingu til hiner gofugustu menn first, sidann hvor af odrum. Einginn kemur sa til, er nær, thvi ongvann veg bifast, er their taka a. Nu kom til Sigmundur, son Volsungs kongs, og bra sverdinu ur stockenum, og var sem laust lægi fyrer honum. Thetta vopn sindist ollum svo gott, ad einginn thottist sied hafa jafngott suerd; og baud Siggeir kongur honum ad vega jafnveige gulls fyrer sverdid. Sigmundur sagdi: thu matter taka thetta sverd ej sidur, enn eg, thar sem thad stod, ef their somde ad bera; enn nu fær thu alldrig, first thad kom adur mier i hendur, tho thu biodir allt thad gull, er thu att. Siggier kongur reidist nu vid thessu ord, og thotte sier haduglega svarad vera; thvi honum var svo hattad, ad hann var ungerhiggiumadur mikill. Nu liet hann, sem hann hirte ecke um thetta mal: enn thad sama kvolld hugde hann laun thaug, er sidar komu framm.

VII. Cap.

Heimferd Siggeirs kongs og Signiar.

Nu er thad ad seigia, ad Siggeir kongur geingur i reckiu til Signiar thennan aptann; enn næsta dag epter, tha var vetur gott, tha seigir Siggeir kongur, ad hann vill heim fara, og bida ej thess ad vedur vessne, eda sio giore ofærann. Ei er thess getid, ad Volsungur kongur og syner hans lettu hann, allra hellst, tha their sau, hann villde ei annad, enn vikia fra veitslunne. Nu mællte Signy vid fadur sinn: eigi villda eg burtu fara med Siggeir konge, og ei thiki mier hugur minn hlæa vid honum; og veit eg af framwise minne og kinfylgiu vorre, ad af thessu rade stendur off mikill ofognudur, ef ei er skiott brugdid thessum rada hag. Ej skall tu thetta mæla, dotter, seiger hann, ma og somer thad eina ad hallda af vore hende. Nu biost Siggeir kongur til heimferdar, og er their foru fra bodinu, baud hann Volsunge konge mage sinum til sin a Gautland, og sonum hans ollum til agiætrar veitslu, a triggia manada freste, med ollu thvi lide, er hann villde med sier hafa, og honum være til vegsemdar. Vill nu Siggeir kongur giallda thad abrast brullups gledina, thar han villde ej vera, nema eina nott. Nu heitir Volsungur kongur ferdinne, og koma a nefndum deige; tha skiljast their magar, og fer Siggeir heim med konu sina.

VIII. Cap.

Fall Volsungs kongs.

Nu er thad seigia fra Volsunge konge og sonum hans, ad their fara ad akvedinne stundu til Gautlands ad bode Siggeirs kongs sins, og foru theirra skip ur lande oll vel skipud. Their verda sidfarir, og koma skipum sinum vid Gautland, en thad var sid um aptann. Thann sama aptann kom Signy og kallar fodur sinn til sin og brædur sina a einmæle, og seigir theim fyrer ætlan Siggeirs kongs, ad haun hafe dreigid saman ovigan her: og ætlad svikia ydyr. Nu bid eg ydur, sagdi hun, ad their farid thegar aptur i ydar rike, og fæd ydur lied, sem mest, og farid hingad sialfer og hefnid ydar svo; og gangid ej i ofæru, thvi ei vissu their svik af honom, ef ei take thier thad bragd upp, sem eg beidi ydur. Tha sagde Volsungur kongur: thad munu aller thioder ad ordrom giora, ad eg mælta eitt ord oborinn, og streingda eg thess heit, ad eg skyllda hvorke flya elld nie jarn fyr hrædslu saker; og hefe eg svo giort hier til, og hier munda eg ej efna thad af gamall alldre: og ej skulu meyar bregda thvi sonum minum i leikum, ad their ottist bana sinn; thvi eitt sinn skal madur deigia i senn. Nu er mitt rad, ad vier flyum hvorgi, og giorum af vorre hende sem hreystelegast. Eg hefe barist hundrad sinnum, og hefe haft stundum minna lid, stundum meira, og hefe eg jafnann sigur haft: og skal thad ej spiriast, ad eg flye edur fridar bidie. Nu griet Signi sarlega, og bad, hann skillde ej koma til Siggeirs kongs. Volsungur sagde: thu skallt ad visu fara heim til bonda thins, hvorninn sem oss fer. Nu geingur Signy heim, enn their voru eptir um nottina. Enn sem dagur er, bidur Volsungur standa upp alla menn sina, ganga a land upp og buast vid bardaga. Nu ganga their a land upp aller alvopnader; og er ej langt ad bida, thar til Siggeir kongur kom med allann sinn her, og vard thar hin hardasta orusta, og eggiar kongur lid sitt til framingaungu sem hardlegast. So er sagt, ad Volsungur kongur og syner hans geingu atta sinum i giegnum fylkingar um daginn, og hoggva a badar hendur. Og er their ætla, enn so ad fara, tha fellur Volsungur kongur i midre fylkingunne, og allt lid hans med honum.

IX. Cap.

Volsungs syner setter i stock.

Nu eru Volsungs syner aller tekner og i bond rekner og i burt leidder. Signy vard vor vid, ad fadir hennar er drepinn, enn brædur hennar hondum tekner og til bana radner. Nu kallar Signy konginn a einmæli vid sig, og sagde: thess vil eg bidia thig, ad thu later ej svo skiott drepa brædur mina, lat helldur setia tha i stock. Nu kemur ad thvi, sem mælt er, ad auga unir medann a sier, og thvi bid eg theim ecke leingra, ad eg ætla, ad mier mune ej tia. Tha svarar Siggeir kongur: ær ertu og ovita, ad thu bidur brædrum thinum meira, enn their sieu hoggner; enn tho skall thad veita their, thvi thess betur thickur mier, sem their thola meira, og hafa leingur kvol til bana. Nu lætur hann vera so, sem hun bad, og var nu tekinn sinum mikill stockur, og felldur a fætum theim tyu brædrum, i skoge einhvors stadar. Sitia their thar nu allann thann dag til nætar. Enn ad midre nott kom thar ylgur eirn ur skoginum, er their satu i stockinum, hann var bæde mikill og illelegur. Honum vard thad fyrer, ad hann bitur eirn theira brædra til bana, sidann at hann upp allann, sidan for han burtu. Enn epter um morguninn, sende Signy til brædra sinna, ad vita, hvad titt sie; og er hann kemur thar aptur til hennar, seigir hann henne, ad eirn theira sie daudur. Henne thotte thad mikid, ef their skylldu svo fara aller; enn hun ma ej hialpa theim. Skiott er thar fra ad seigia, ad thesse same ylgur kom i nyu nættur samt um midnætte, og etur tha alla til dauda, uns allir eru uppetner. Nu er Sigmundur eirn epter; og adur en tyunda nott kemur, sender Signy trunadarmann sinn til Sigmundar brodur sins, og selldi i hond honum hunang, og sagde, hann skylldi rida thvi a andlit Sigmundar og leggia i munn honum sumt. Nu fer hann til Sigmundar, og giorir, sem honum var bodid, og for heim sidann. Um nottina epter, kom hin same ylgur ad vanda sinum, og ætlade ad bita hann ad vanda sinum til bana, sem brædur hans. Enn nu dregur hun vedrid af honum, thar sem hunangid var a ridit, og sleikir andlit hans allt med tungu sinne, og riettir sidann tunguna i munn honum. Hann lætur sier ej verda bilt vid, og beit i tunguna a henne; hun bregdur vid fast og rak fotinn i stockinn svo hann klofnade allur i sundur; enn hann hiellt so fast, ad tungann gieck ur ylgiune upp i tungu rotunum, og fieck hun af thvi bana. Enn thad er sogn sumra manna, ad su sama ylg sie moder Siggeirs kongs, og hafe hun brugdid sier i thessa liking vegna trollskapar og fiolkinges.

X. Cap.

Sigmundur drepur syne Siggeirs kongs.

Nu er Sigmundur laus ordenn, enn brotinn stockurinn, og hefst nu Sigmundur thar vid i skogenum. Enn sendir Signy ad vita, hvad titt er, hvort Sigmundur lifir. Enn er their koma, seigir hann theim allann adburd, hvorninn farid hafde med honum og ylgnum; nu seigia their Signyu fra, hvad titt er. Nu fer hun og hitter brodur sinn; taka thaug thad rad upp, ad hann bigger hus i skoginum. Nu fer svo framm, ad Signy leinir honum um hrid, og fær honum thad, sem hann thurfte vid ad hafa; enn Siggeir kongur ætlar, ad their mune aller dauder Volsungs syner. Siggeir kongur atte tvo sonu vid konu sinne, og er fra thvi sagt, tha hinn elldre son hans var threttan vetra, ad Signy sendir hann a motz vid Simba, ad hann veiti honum lid, ef hann thyrfte vid, og villde hefna fodur sins. Nu fer sveirninn til jardhuss Sigmundar; tekur hann honum vel, og mælte, ad hann skyllde giora til braud theirra: enn eg, sagde hann, mun fara og sækia elldinn; og selur elldevidinn i hónd honum, svo og eirn miolbelg. Og er hann kemur aptur, hafde sveirninn ej adgiort um braudgiordina. Nu spyr Sigmundur, hvort braud sie buid. Hann sagde: ecke thorda eg ad taka miolbelgin, thvi thar la eitt hvad kvikt i. Nu thikist Sigmundur vita, ad thesse sveirn mune ej so hugader vera, ad hann vilje hann med sier hafa. Nu er Sigmundur finnur Signyu, seigir hann henne, ad hann sig ongvo nær verid hafdi, tho hann hafde haft sveirninn hia sier. Signy mælte: drep thu hann tha, thvi hann tharf tha ecke leingur ad lifa. Svo giorde hann. Nu lidur veturinn, sidann sender hun yngr son sinn a fund Sigmundar; og tharf thar ei sogu um ad leingia: hann drap lika thennan svein ad rad rade Signyar.

XI. Cap.

Uphaf Sinfiotla.

Thess er getid eitt hvart sinn, tha Signy sat i skemmu sinne, ad thar kom til hennar ein seidkona fiolkunnug harla miog. Eg vilde, sagde Signy, vid skiptum litum. Hun sagde: thu skallt fyrer rada. Nu giorir hun svo af sinum brogdum, ad thær skipta litum, og setst seidkonann i sæte Signyar, og leggst i reckiu hia konginum; og ei visti hann betur, enn thad væri Signy. Nu er ad seigia af Signyu, ad hun fer i jardhus til brodur sins og bad han veita sier herberge um nottina: thvi eg hefe villst a skoginum, og veit eg eige, hvar eg fer. Han mæite, hun skyllde thar vera, og villde ej sinja henne vistar eirnre konu; og thottest vita, ad hun munde ej launa sier soddann beina, og seigia til sin. Nu fara thaug til herberge ad setiast til matar; hann leit opt a hana, og thotte konan fried. Enn er thaug voru mett, tha seigir hann, ad hann vill, ad thaug hafe eina reckiu; hun bryst ecke vid thvi, og hefur hann hana thar thriar nætur; eptir thad fer hun heim til seidkonu. Enn er framm lidu stundir, fædir Signy eitt sveinbarn, sa sveirn var Sinfiotle kalladur, og er hann vox upp, var hann bæde mikill og sterkur. Hann liktist i kin Volsunga; og er ei allra tyu vetra, tha er hun sendir hann til Sigmundar i jardhusid. Hun hafde raun tilgiort vid hina firre syne sine, ad hun sende tha til Sigmundar, ad hun saumade ad hondum theim med hollde og skinni; their tholdu illa og krittu um; og svo giorde hun vid Sinfiotla: hann bra ecke vid. Hun flo tha af honum kirtilinn, so ad skinnid fylgde ermunum, og kvad, honum munde sart vid verda. Hann kvad: litid munde slikt sart thikiast Volsungum. Og nu kemur sveirninn til Sigmundar. Tha bad Sigmundur hann ad knoda ur miole theirra, enn hann vil sækia ellde vidinn, og færa i hond honum eirn belg, og sidann fer hann ad vidinum. Enn er hann kom aptur, tha hefde Sinfiotle lokid ad baka; tha spurde Sigmundur, ef hann hefde fundid nockud i miolinu. — Ej er mier gruns, ad nockud kvikt mune hafa i verid, first er eg tok til ad knoda, og hier hefe eg nockud knodad, thad i var. Sigmundur mælte, og hlo ad: ei get eg thig hafa mat af thessu braudi i kvolld; thvi thar af hefur thu knodad thann vesta eiturorm. Sigmundur var svo mikill fyrer sier, ad hann matti eta eitur, svo thad skadade ej; enn Sinfiotle tholde thad, ad eitur kom utann vid hann, enn ej hliddi honum ad eta thad nie drecka. Thad er nu ad seigia, ad Sigmundi thickir Sinfiotle ofungur til hefnda med sier, og vill first venja hann vid nockud hardræde. Fara nu um sumurinn, og drepa menn til fiar sier. Sigmunde thikir hann miog i hattum Volsungs; tho hyggur hann, ad hann sie sonur Siggeirs kongs, og huggur hann hafe nockud af illsku fodur sins, enn kapp Volsungs sona, og ætlar hann ej miog dadlausann mann. Hann munner opt Sigmund a sina hefnd, og eggiar hann ad drepa Siggeir kong.

XII. Cap.

Sigmundur og Sinfiotle verda ad ulfum.

Nu er thad eitt hvort sinn, ad their foru ut a skoginn ad afla sier fiar, their finna eitt hreyse, og menn thar sittiande med digrum gullhringum. Their hofdu ordid fyrer oskopum, thvi ulfahamar hjeingu yfir husina yfer theim, og tyunda hvort dægur komust their ur hamnum. Their voru konga syner. Their Sigmundur og Sinfiotle foru i hamnina, og mattu ej urkomast, og fylgde su nattura, sem adur var sagt, sæte og vargsroddu, their skildu bader roddina. Nu leggiast their a merkur, og fer sina leid hvor theirra; their giora thann mala med, ad their skule til hætta, tho atta menn sieu, enn ei framar, enn sa late ulfs roddu, er fyrer ofride irde. Bregdum nu ej af thessu, sagde Sigmundur, thvi thu ert ungur og arædis fullur, munu menn hyggia skiott ad veida thig. Nu fer sina leid hvor theirra, og er their voru skilder, finnur Sigmundur menn, og liet ulfsroddu. Og er Sinfiotle heirer thetta, fer hann til og drepur alla. Their skiljast nu, og er Sinfiotle hafde leingra farid um skoginn, finnur hann ellefu menn, fer so, ad hann drepur tha alla. Nu verdur hann luin, fer under eik og nu hvilist hann thar. Nu kemur Sigmundur thar, og mælte: thvi kallader thu ecke? Sinfiotle svarar: ej villda eg kvedja thig til lids ad drepa ellefu menn. Sigmundur hleypur ad honum so fast og hart, ad hann skrikar vid og fellur; Sigmundur bitur a barkann frammann. Thann dag mattu their ei komast ur ulfahamnum. Sigmundur leggur hann a bak sier og ber heim i skalann, og sat yfer honum; hann bad troll taka ulfshamina. Sigmundur sier eirn dag, hvar tveijr hreysir-kietter voru, og bitur annar i barkann a odrum: rann sa til skogar, og hefur eitt blad og færer fyrir sarid, og sprettur upp hreysekotturinn heill. Sigmundur geingur ut, og sier hrafn fliuga med bladid, og færa honum; hann dregur thad yfer sar Sinfiotla: enn hann sprettur upp, sem hann hefde alldrei sar verid. Eptir thad fara their til jardhus, og eru thar, thar til er their skylldu fara ur ulfshamnum, tha toku their og brendu, og badu ongvum ad meine verda.

XIII. Cap.

Sigmundur og Sinfiotle hertekner.

Their unnu nu morg fregdarverk i rike Siggeirs kongs; og er Sinfiotle var frumvaxta, tha thikist Sigmundur hafa reint hann miog. Nu lidur ei langt, adur Sigmundur vill leita fodur hefuda, ef svo villde takast. Nu fara their ur jordhusinu, og koma a bæ Siggeirs kongs sidaftann, og ganga inn i forstofuna, tha er var fyrer holenne, enn thar voru inne olkier, og leinast thar ad. Drottninginn veit, var their eru, og vill hitta tha, og er thaug finnast, taka thaug thad rad, ad their leite til fodurhefuda thegar nattade. Thaug Signy og kongur eiga tvo born ung, thaug leika sier a golfenu ad gulle, og renna thvi epter golfe hallarinnar, og hlaupa thar epter. Eirn gullhring hrytur ut i husid, thar sem their Sigmundur og Sinfiotle eru, enn sveirninn hleipur epter ad leita gullhringsins. Nu sier hann, hvar sitja tveyr menn mikler og grimmleigir, og hofdu sida hialma og hvitar brinjur. Nu hleipur hann innar i hollina fyrer fodur sinn og seigir honum, hvad hann hafde sied; grunar nu kong, ad vera mune svik. Signy heirdu, hvad their sogdu, hun stendur upp, tekur bæde borninn, og fer ut i forstofuna og mælte, ad their skylldu vita, ad thaug hefdu sagt til theirra: og ræd eg ydur, ad thier drepid thaug. Sigmundur sagde: ej vil eg drepa born thin, tho thaug hafe sagt til min. Sinfiotle liet sier ej bilt vid verda, og drap bæde borninn, og kastar theim innar i hollina fyrer Siggeir kong. Kongur stendur upp og heiter a menn, ad taka tha menn, sem leinst hafa i forstofunne um kvolldid. Nu hlaupa menn utar thangad, og vilja gripa tha; enn their vilja verja sig dreingilega, og thikist sa vest hafa, er theim var næstur. Umsidir verda their ofurlida borner og hondum tekner, og thvi næst i fiotra setter; og sitia their thar tha nott alla. Nu higgur kongur, hvorn dauddaga hann skal fa theim, thann er kendu leingst. Nu er morgun kom, lætur kongur haug mikinn giora af griote og torfe, og er haugurinn var gior, liet hann setja hellu mikla i midjann hauginn, svo annar iadar hellunnar horfir upp, enn annar nidur; hun var svo mikil, ad hun tok tvo vega, svo hvorge matte hia komast. Nu lætur hann taka tha Sigmund og Sinfiotla og setja i hauginn sinu meiginn hvorn theirra, fyrer thvi, ad honum thotte thad verra, ad vera ei badum samann, enn tho matte hvor heira til annars. Og er their voru ad tyrfa hauginn, kemur Signy thar ad, og haldi hialm i hende og kastar i hauginn til Sinfiotla, og bidur trælina, ad lata ei konginn af vita. Their jatudu thvi, og er tha lokid aptur haugnum. Og er nott kom, sagde Sinfiotle til Sigmundar: ecke ætla eg, ockur first mat bresta um hrid, hier hefur drottning kastad fleske inn hauginn og vafid hialme um. Nu trifur hann enn um fleskid, og finnur, ad thar er innstungid sverde Sigmundar, og kende af hiolltunum, thvi mirkt var i hauginum, og sagde Sigmunde. Nu fagna their bader, og skytur Sinfiotle blodreflenum fyrer ofann helluna. Sigmundur tekur vid og i blodrefilin, og ristu i sundur helluna i millum sin, og liettu ei ad rista, firr enn lokid var; sem kvedid er:

Rista aff megne
Mikla hellu
Sigmundur biorve
Og Sinfiotle.

Nu eru their lauser bader samann, og rista bæde griot og jarn.

XIV. Cap.

Signy brennur med Siggeir konge.

Nu er their Sigmundur og Sinfiotle ganga heim til hallarinna, eru aller menn i svefne. Their bera vid ad hollinne, og leggia elld i vidinn; their vakna vid gufuna, er inne voru, og ad hollinn logar yfer theim. Kongur spyr, hvorjer elldanna giordu. — Hier erum, eg Sigmundur vid Sinfiotle, sistur son minn, sagde Sigmundur, og ætlum vid, ad thu skuler vita, ad Volsungar eru ej aller dauder. Hann bidur sistir sina ad ganga ut, og thiggia af honum god metord, og vil svo bæta henne sina harma. Hun svarar: thier skulud vita, hvort eg hefe munad drap Volsungs kongs. Eg liet drepa born ockar, thvi thaug voru ofsein til fodur hefnda; og eg for i skog til thin i volfu like, og er Sinfiotle ockur son; hefur hann af thvi mikid skap, ad hann er bæde sonar son og dottur son Volsungs kongs. Hefe eg thar til unnid alla hlute, ad Siggeir kongur skyllde bana fa, hefe eg svo mikid til unnid, ad hefndinn kiæme framm, ad mier er ej lift, og skall eg nu deya med honum lostug, ar eg atta hann naudug. Sidann kiste hun Sigmund brodur sinn og Sinfiotla, og gieck inn i elldinn, og bad tha vell fara. Sidann fieck Signy thar bana med Siggeire konge og allre hird sinne. Their frændur taka sier lid og skip, og helldur Sigmundur til ættleifdar sinnar, og rekur ur lande thann kong, er thar hafde innsest.

XV. Cap.

Fæddur Helge Hundingsbane.

Sigmundur giordist vitur kongur, agiætur og storradur. Hann atte tha konu, er Borghilldur hiet; thaug attu tvo syne, hiet annar Helge, enn annar Hamundur. Og er Helge var fæddur, komu til Norner og veittu honum formala, og mælltu, hann skyllde verda allra manna og konga frægastur. Sigmundur var tha kominn fra orustu, og gieck med einum lauk a mote syne sinum, og hier med gefur hann honum Helga nafn. Og thetta er nafnfeste: Hringstade, og Solfioll, og sverd; og bad hann vel fremjast og verda i ætt Volsungs. Han giordist storlindur og vinsæll, og fyrer flestum monnum odrum ad allre adgiorve. Thad er sagt, ad hann for i hernad, tha er hann var fimtan vetra, var Helge kongur yfer landenu, enn Sinfiotle var feiginn med honum, og riedu bader lide.

XVI. Cap.

Helge Hundings bane finnur Sigrunu Hogna kongs dottur.

Thad er sagt, ad Helge finnur thann kong i hernade, er Hundingur hiet; hann var rikur kongur og fiolmennur, og riede fyrer londum. Thar tekst orustu med theim, og geingur Helgi fast fram, og lykst sa bardagi med thvi, ad Helge fær sigur, enn Hundingur kongur fellur, og mikill hlute lids hans. Nu thikist Helge kongur hafa unnid mikid, thar hann hafde fellt svo rikann og mikinn kong. Syner Hundings kongs bioda nu ut lide imote Helga konge, og vilja hefna fodur sins. Their eiga harda orustu, og geingur Helgi kongur i giegnum fylkingar theirra brædra, og sokte ad merkium Hundings kongs, og fellde tha Hundings sonu Alf og Ejolf, Havard og Hagbard, og fieck Helge hier agiætann sigur. Og er hann for fra orustu, tha fann han i skoge einum konur margar, og virduglegar sinum, og bar tho ein af ollum; thær ridu med agiætlegum buninge. Helge kongur spyr tha ad nafne, er fyrer theim var; enn hun nefndist Sigrun, og kvadst vera dotter Hogna kongs. Han sagdi: farid heim med oss, og verid oss velkomnar. Hun svarar: annad liggur fyrer oss, enn drecka med thier. Helge kongur sagde: hvad er thad, kongsdotter? Hun sagde: Hogne kongur hefur heitid mier Hoddbrodde, syne Granmars kongs; enn eg hefe thvi heitid, ad eg villde ecke eiga hann helldur, enn eirn kraku unga. Enn tho mun thetta framfara, nema thu banner og komir a mote honum med her, og nemir mig a burt; thvi med ongvum konge vill eg helldur sæte bua, enn med their. Vert kat, kongsdotter, sagde hann, fyrr skulum vær rejna hreyste vora, enn thu siert honum gipt, og hier skal lifid a leggia.

XVII. Cap.

Helge feller Hoddbrodda kong og eignast Sigrunu.

Epter thetta sender Helge menn med fie giofum, ad stefna ad sier monnum, og stefner ollu lidinu til Raudbiarga. Nu beid Helgi kongur thar til thess mikill fiolde kom til hans ur Hethinseij; og tha kom til hans mikid lid ur Niorfasundum med fogrum skipum og storum. Helge kongur kallar til sin skipstiornarmann sin, er Leyfur hiet, og spurde, ef hann hefde talid lid theirra. Nu er ecke hægt ad telja, herra, sagdi hann, enn skip er kominn eru ur Niorfasundum, eru a tolf thusund manna, og er tho halfu fleyra annad. Tha mælti Helgi kongur, ad their skylldu snua a thann fiord, er heiter Warmsfiordur; og svo giordu their. Nu giorde ad theim storm mikinn, og svo storann sio, ad thvi næst var ad hejra, sem bilgiur knudu a bordum, sem tha er biergum listi samann. Helgi bad tha ej ottast og ej svipta seglum, helldur sætja hvort hærra, enn adur. Tha var vid sialft buid, ad yfer munde ganga, adur their komu ad lande. Tha kom Sigrun dottur Hogna kongs af lande ofann med mikid lid, og snyr theim i goda hofn, er heiter Gnypalunde. Thesse tidinde sau lands menn, og kom af lande ofann brodur Hoddbrodda, er thar ried fyrer, er heitir ad Svarinshauge. Hann kallar a tha, og spyr, hvor thrade vi mikla lide. Sinfiotle stendur upp, og hefur hialm a holde skigdann sem gler, og brinju hvita sem snio, spiot i hende med agiætu merke, og gullrendum skiolld fyrer sier; sa kunne ad mæla vid konga: seig svo, ad thu hafer giefid svinum og hundum, og thu finnur konu thina, ad hier eru komner Volsungar, og mann er heitir i lidinu Helge kongur, og er thad hans gamann ad berjast med frama, medann thu kissir ambatt vid elld. Grane sagde: ei muntu kunna margt virduglegt ad mæla, og fornminne ad seigia, er thu lygur a hofdingia; mun hitt sannara, ad thu munt leinge hafa fædst a morkum uti vid vargamat, og drepid brædur thina; og er thad kinlegt, ad thu thorir ad koma i her med godum monnum, sem margt kallt hræ hefur sogid til blods. Sinfiotle svarar: ei muntu glogt muna nu, tha er thu varst volfann i Varinns ey, og kvadst vilja mig eiga, og kaust mig thess embættis, ad vera thinn madur; enn sidann varstu Valkirja i Asgardi, og var vid sialft buid, ad margir mundu berjast fyrer thinar sakir, enn eg gat vid thier nyu varga a Laganese, og var eg fader allra. Grane sagde: margt kantu liuga, eg higg, ad einskiss fader metter thu vera, sidann thu varst gelldur af dætrum Iottunsins a Thorsnese; og ertu stiupsonur Siggeirs kongs, og last a morkum ute med vorgum, og kom thier oll ohappseme ad hende; thu drapst brædur thina, og giordir thig ad illum kinmanni. Sinfiotle svarar: hvort manstu thad, ad thu varst meri med hestinum Grana, og reid eg thier a skeid a Granvelle; sidan varstu geitasveirn Golnis Iotuns. Granmar sagdi: fyrr villda eg seida a hræi thinu, enn deila vid thig leingur. Tha mælte Helge kongur: betra veri yckur skiallræde ad berjast, enn mæla slikt, sem skomm er ad heira; og ej eru Granmar syner miner viner, tho eru their hardir menn. Granmar ridur nu a burt til fundar vid Hoddbrodd kong, thar sem heita Solfioll; hestar theirra Sveipudur og Snegjudur. Their mætast i borgarhlide, og seigir honum hersogu. Hoddbroddur kongur var i brinju, og hafde hialm a hofde. Hann spyr, hvorir their være, eda thvi eru their svo reidugleger. Granmar seigir: hier eru komner Volsungar, og hafa toll thusund vid ey, tha Sack heiter, enn thar heiter fyrer Grindum, er mestur fiollde er, og hygg eg nu, ad Helge mune berjast vilja. Kongur svarar: giorum tha bod um allt vort rike, og sækium i mote theim, sitje sa einginn, er berjast vill. Sendum nu ord Grims sonum, Atli, Ingi (Hogna) og Alfe hinum gamla, their eru bardaga menn miklir. Their fundust thar, sem heitir Frekasteirn, og tokst thar hord orusta. Helge geingur fram i giegnum fylkingar, svo thar vard mikid mannfall. Tha sau their skialldmeyaflock mikin svo sem i loga; thar var Sigrun kongsdotter. Helge kongur sokte i mote Hoddbrodda konge, og fellur hann under merkium. Tha mælte Sigrun: haf thock fyrer thetta verk; skipta ma nu londum, er mier thetta mikill tima dagur, og muntu fa af thessu veg og agiæt, er thu hefur svo mikinn kong felldann. Thad rad tok Helge kongur, ad hann dvalldist thar leinge, og fieck Sigrunar, og giordist frægur kongur og agiætur: og er hann hier ecke sidann vid thessa sogu.

XVIII. Cap.

Borghildur svikur Sinfiotla.

Nu fara Volsungur heim, og hafa enn mikid aukid sitt agiæte. Sinfiotle legst nu i hernad ad niu; hann sier eina fagra konu, og girnist miog ad fa hennar. Theirrar konu bad og brodur Borghilldar, er atte Sigmundur kongur. Their threyta mal med orustu, og feller Sinfiotle thennan kong. Hann herjar nu vida og a margar orustur, og hafde jafnann sigur; giorist hann manna frægastur og agiætastur, og kom heim um haustid med morgum skipum og miklu fie. Hann sagde fodur sinum tidindinn, enn hann seigir drottningu; hun bidur Sinfiotla fara i burt ur rikinu, og læst ei vilja sia hann. Sigmundur kuadst, hann ej burtu læta fara, og baud henne ad bæta fyrer hann med gulle og miklu fie, thott han hefde alldrei fyre bætt mann, kvad ongvann frama ad sakast vid konur. Hun ma thessu ej a leidkoma og sagde: their skulud thessu rada, herra, thvi thad someer. Hun giorir nu erfe eptur brodur sinn med rade kongs, og byr thessa veitslu med bestu kostum og faungum, og baud thangad morgu stormenne. Borghillldur bar monnum drick, hun kemur fyrer Sinfiotla med horne miklu og mælte:

dreck nu, stiupson. Hann tok vid sa i hornid, og mælte: gruggottur er dryckurinn. Sigmundur mælte: faid mier hornid. Hann tok vid og drack af. Drottning mællte: thvi skulu adrir menn drecka fyrer thig? Hun kem i annad sinn med hornid: dreck nu! og fryade honum med morgum ordum. Hann tok vid hornenu, og mællte: flerdur er dryckurinn. Sigmundur sagde: fa mier tha. I thridja sinn kom hun og bad hann drecka af, ef han hefde hug Volsunga. Sinfiotle tok vid horninuu, og mællte: eytur er i drycknum. Sigmundur mællte: lat sya gron, sonur. Tha var kongur druckinn miog, og thvi sagde hann so Sinfiotle dreckur, og fellur sidann nidur. Sigmundur rise upp, og geingur harmur sinn nær til bana, og tok likid i fang sier, og fer til skogar, og kom thar ad einum fyrde. Thar sa kongur mann a einum bate litlum; sa madur spyr, ef hann vilde thiggia af honum far yfer fiordinn. Hann jatar thvi. Skipid var svo litid, ad thad bar tha ej, og var likidd fyrst flutt; enn Sigmundur gieck med fyrdenum, og thvi næst hvarf Sigmunde skipid, og svo madurinn. Thvi næst fer hann heim; rekur nu i burtu drottningu; litlu sidar do hun. Sigmundur rædur enn rike sinu, og thiker verid hafa hinn meste kappe og kongur i fornum sid.

XIX. Cap.

Sigmundur fær Hiordysar, Elima kongs dottur.

Eylime hefur kongur heitid, rik og agiætur. Hann atte dotter, er Hiordys hiet, allra kvenna vænst og vitrust; og thad spyr kongur, ad hun var vid hans æde. Sigmundur sækir heim Elima kong; hann giorer mikla veitslu i mote honum, ef hann hefde ej herferd thangad farid. Nu fara bod theirra imillum, ad med vinsemd er nu farid, enn ej med herskap. Veitsla thesse var gior med bestu faungum og miklu fiollmenne. Sigmundur kongur kom nu til veitslunnar, og skipa kongar badir eina holl. Thar var og kominn Linge kongsson; vill hann nu og mægiast vid konginn. Kongur thikist nu sia, ad their mune badir hafa eitt erinde; thottist og vita, ad ofridar mun von af theim, er ej fær. Tha mællte kongur vid dottur sina: thu ert vitur kona, enn eg hefe thad mælt, ad thu skallt thier mann kiosa; kios nu um tvo konga; og er thad mitt rad hier um, sem thitt er. Hun svarar: vant thiki mier thetta mal; tho kys eg thann, sem frægastur er, enn thad er Sigmundur kongur, tho hann sie miog alldre vorthinn. Og var hun honum gefinn. Linge kongur for i burtu; enn Sigmundur fær Hiordysar, var thar annann dag odrum betur betur veitt. Eptir thad for Sigmundur heim i Hunaland, og Eylimur kongur magur hans med honum. Enn Linge kongur og brædur hanns safua nu ad sier her, og fara a hendur Sigmunde konge, thvi ad their hofdu jafnann minna hlut ur malum, thott thetta bite nu fyrer. Vilja their nu fyrerkoma kappe Volsunga, og koma i Hunaland. Nu sender Linge kongur og their brædur hans, Sigmunde konge ord, og bioda honum bardaga, enn vilja ej stelast a hann, enn thikiast vita, ad hann mune ej flya. Sigmundur kongur kvadst, koma munde til orustunnar, enn dro samann her. Hiordyse var eckid til skogar med eina ambatt, og mikid fie med theim. Hun var thar, medann their bordust.

XX. Cap.

Fall Sigmundar Volsungs sonar.

Vikingar hlupu fra skipum med ovigann her. **Sigmundur kongur** og Eylime kongur settu upp merke sin, og var tha blasid i ludra. Sigmundur kongur lætur nu vid kveda sitt horn, er fadur hans hafde att, og eggiade framm sina menn, hafde Sigmundur lid miklu minna. Nu tokst thar hord orusta, og thott Sigmundur væri gamall, tha bordist tho hart, og var jafnann fremstur sinna manna, helldst hvorke vid honum skyolldur nie brinja, og gieck hann jafnann i giegnum lid ovina sinna a theim deige, og einginn matte sia, hvorninn med theim munde fara. Margt spiot var tha a lopte og orfar; enn so hlifdu hans Spadysar, ad hann vard ecke sar. Einginn kunne tolu, hvorsu margur madur fiell fyrer honum; hann hafde badar hendur blodugar til axla. Og er orustann hafde stadid um hrid, tha kom madur i bardagann, med sidann hatt og heklu bla; hann hafdi eitt auga, og geir i hende. Thesse madur kom a mote Sigmunde konge, og bra upp geirnum fyrer honom; og er Sigmundur hio fast, kom sverdid i geirinn, og brast i sundur i tvo hlute. Sidann snere mannfallenu og var Sigmunde kong horfinn heill, og fiell miog lidid fyrer honum. Kongurinn hlifde sier ecke, og eggiar miog lidid. Nu er svo mællt, ad einginn ma vid margnum. I thessare orustu fiell Sigmundur kongur, og Eylime magur hans i ondverdre fylkingu, og meste hlute lids. Linge kongur sæker nu til kongs bæarins, og ætlar ad taka kongs dotter; enn thad brast honum, feck hann thar hvorke konu nie fied. Hann fer nu yfer landid, og skipar nu sinum rikid, og thikist nu hafa dræpid alla ætt Volsunga, og ætlar, tha mune ej thurfa ad ottast thadann i fra. Hiordys geingur nu i valinn epter orustuna um nottina, og kom ad, thar Sigmundur kongur la, og spyr, ef hann være grædande. Hann svarar: margur raknar ur litlum vonum, enn horfinn er mier heill, svo ad eg vil ej lata græda mig; vill Odinn, ad vier bregdum nu ecke sverde sidann ad nu brotnade; heie eg had orustu, amedann honum likade. Hun mælte: einkiss thætte mier vanta, ef thu irder græddur, og hefner fodur mins. Kongur svarar: odrum er thad ætlad; thu fer med sveinbarn, fæd thad vel og vandlega: og mun sa sveinn agiætastur og fremstur i vorre ætt. Vardveit vel sverdsbrotinn, thar af ma giora gott sverd, er heita mun Gramur, og sonur ockur mun bera, og thar med morg storverk vinna, thaug er alldrej munu firnast, medann verolldinn stendur. Un nu vid thad; enn mig mæda sar, mun eg vita frenda minna framgeinginna. Hiordys situr nu yfer honum thar til hann deyr, og tha lyser ad deige.

XXI. Cap.

Hiordys kiusur Alf kong. son Halfreks kongs.

Drottning sier nu, ad morg skip era kominn vid land, og mælte til ambattarinnar: vid skulum skiptast klædum, og skalltu nefnast nafne minu, og seigiast kongs dotter. Og svo giordu thær. Vikingar giora ad lita mikid mannfall, og sa, hvar konur foru til skogar, og skilja, ad stortidindum mune giegna, og hlupu af skipum. Enn fyrer thessum skipum riede Alfur, sonur Halfreks kongs af Danmork; hann hafde farid fyrer land framm med her sinum. Their koma nu i valinn, thar sia their mikid mannfall; hann bad ad leita ad konunum: og svo giordu their. Hann spyr, hvorjar thær være; enn thvi skiptir ej ad likindum. Ambattinn hafde svar fyrer theim, og seigir fall Sigmundar kongs og Eylimis kongs og margs annars stormennis, og svo hvorjer giort hafa

Kongur spurde, hvort thær vissu, hvar fie kongs være folgid. Ambattinn svarar: meira er von, ad vier vitum og visar til fiarinns. Og finna their aud mikinn, svo ad ej thottust menn sied hafa jafnmikinn samann kominn i eirn stad, eda fleira gersemar, og bera thad til skipa Alfs kongs. Hiordys fylgir honum, og svo ambattinn. Hann fer nu heim i riki sitt, enn lætur, ad thar sieu fallner their fræknustu kongar, er verid hafa. Kongur sest vid stiorn, enn thær sitja i fyrerrume a skipinu. Hann a tal vid thær, og leggur virding a rædu theirra. Kongur kom heim i rike sitt med mikid fie. Alfur var manna giorfuglegastur. Og er thaug hafa skamma stund heima verid, spyr drottning Alf, son sínn: thvi hefur hin frægri kona færre hringa, edur verra bunad? og virdist mier gior, ad su mune ædre, er thier hafid minne virding a lagt; grunar mig, ad ej sie ambattar mot a henne, og tha er vier fundunst, tokst henne vel ad fagna tignum monnum; og skal hier giora eina raun. Thad er nu eitt sinn vid dryckiu, ad kongur sest a tal med thær og mælte: hvad hafe thier ad um dægur, feur, tha er nott ellder, ef thier siaid ej himintungl? — Thad mark hofum vier hier til, ad eg var thvi von i æsku, ad drecka miod i ottu, og er eg liet af thvi, voknudum vier epter thvi sidan; og er thad mitt mark. Kongur broste ad og sagde: illa var kongsdotter vaninn. Nu friettir hann Hiordyse og spyr thess sama. Hun sagde: fader minn gaf mier gull eitt litid vid natturu, thad kolnar vid fingre mier a nottum; thad er mitt mark a nottum. Kongur svarar: gnog var thar gull, er ambatter baru; og munu thier leinge leinst hafa fyrer mier, og svo munda eg til thin getid hafa, sem vid værum eins kongsborn bæde, thott thu hefdir ej thetta sagt; og enn skall giora verdleikinn betur vid thig, thvi ad thu skall verda min kona, og skal eg giallda mund vid their, tha er thu hefur barn getid. Hun svarar og seigir allt hid sanna um sitt rad. Er hun thar i miklum soma og thikir nu virduglegasta kona.

XXII. Cap.

Uphaf Sigurdar Fafnis bana.

Thad er nu sagt, ad hun fæder sveinbarn, og er sveirninn færdur Halfreki konge. Kongur vard gladur vid hinu hvossu augu, er hann hafde i hofde, og sagde hann ongvum munde likann verda edur samjafnann. Og var hann vatne ausenn med Sigurdar nafne. Fra honum seigia aller eitt, ad um atferd og voxt vard hans einginn make. Hann var uppfeddur af Halfreke konge med mikillre list; og tha nefndir eru aller hiner agiætustu menn, og kongar i fornsogum, skal Sigurdur fyrer ganga, um atfor og hreysti, kapp og agiorfe, er hann hefur haft umframm adra menn i norduralfu heimsins. Sigurdur olst nu upp med

Halfreke konge, og unne hvort born honum. Nu fastnar Halfrekur kongur Hiordyse, og mællte henne mund. Reiginn hiet fostre Sigurdar, og var Hrodmars son; hann kendi honum ithrotter, tafl og runor, og tungur margar ad mæla, er tha var titt kongasonum, og marga hlute adra. Eitt sinn spurde Reiginn Sigurd ad, er their voru bæder, ef hann visse, hvorsu mikid fie ad fader hans hefde att, edur hvorjer thad vardveittu. Hann svaradi og sagdi, ad kongar vardveittu. Reiginn mællte: truer thu theim all vel? Sigurdur sagde: thad somer, ad their vardveite, sem til oss er hugkvemast, thvi their kunna betur ad giæta, enn eg. Annad sinn kemur Reiginn ad male vid Sigurd, og mællte: kinlegt er thad, ad thu villt giorast hestasvein konga, edur fara, sem hlauparar. Sigurdur svarar: ej er thad, thvi vier radum ollu med theim, er oss og heimillt, thad vier viljum hafa. Reiginn mællte: bid thu hann, ad gifa their eirn hest. Sigurdur svarar: thad mun eg thegar fa, er eg vil. Sigurdur hittir nu kong; tha mællte kongur vid Sigurdur: hvad villtu af oss thiggia? Sigurdur svarar: eirn hest oss til skemtunar. Kongur mællte: kios thier sialfur, thad er thu villt hafa af vorri eigu. Annann dag epter fer Sigurdur til skogar, og mæter einum gomlum manne med sidu skegge, sa var honum kunnugur. Hann spyr, hvort Sigurdur skyllde fara. Hann svarar: hest viljum vier kiosa; ver i radum med mier. Hann mællti: forum og rekum til arinnar, er Busiltiorn heiter. Their raku hrossinn ut a diup arinnar, ei legst ad lande, nema eirn hestur: hann tok Sigurdur. Hann var grar ad lit, ungur ad alldre, mikill vexte og væru; einginn madur hafde honum a bak komed. Skieggmadur mællte: thesse hestur er kominn fra Sleipne, og skal hann vandlega uppfæda, thvi hann er hesta bestur; madurinn hverfur tha. *Sigurdur kallar hestinn Grana; og hefur sa hestur bestur verid, er Othinn hafdi honum hittann. Enn mællti Reiginn til Sigurdar: oflitid fie eigi thier, thad harmar oss, ad thier hlaupid, sem thorparasveinar, enn eg veit mikla fie von ad seigia thier, og er thad meire thon, ad thad sie some ad sækia og virding, ef thu næder. Sigurdur spurde, hvar være, edur hvor vardveitte? Reiginn mællte: sa heiter Fafner, er liggur skamt hiedann a burt, thad heiter Gnyta heidur. Og er thu kemur thar, muntu seigia, ad alldrej sastu meira fie edur gull i einum stad, og ei tharftu meira, tho thu verdur allra konga ellstur og frægstur. Sigurdur svarar: kan eg kin thessa orms, tho vier sieum unger, og hefe eg spurt, ad einginn thyrde ad koma i mote honum fyrer vaxtar saker og illsku. Reiginn svarar: thad er ecke voxtur epter hætte lingorma, og er giort af miklu meira, enn er; og svo munde thott hafa hinum fyrrum frændum thinum: og thott Volsunga ætt sie ad thier, tha muntu ej hafa theirra skaplynde, er fyrst eru taldir til alls frama. Verda ma, seigir Sigurdur, ad ej hofum vier mikid af theirra skaplynde edur snilld, enn ej er naudsyn til ad fria oss, thvi vier erum enn litt af barns alldre; edur thvi eggiar thu thess svo miog? Reiginn svarar: saga er til thess, og mun eg seigia thier. Sigurdur svarar: lat mig heira.

XXIII. Cap.

Reiginn seigir fra Fofnir brodur sinum.

Thad er uphaf sogu thessarar, ad Hreidmar hiet fader minn, mikill og audugur. Fofner hiet son hans, enn annar hiet Otur, og var eg hinn thridie, og var eg minstur fyrer mier um atgiorfis yferlat. Kunna eg af jarne ad giora silfre og gulle, og hvorjum giorda eg nockud nitt. Otur brodur minn hafde adra idju og natturu, hann var veidemadur mikill, og var i oturs liki um daga og jafnann i anne, og bar upp fiska med munne sier. Veidefenginn færdi hann fodur sinum, og var honum thad mikill stirkur. Miog hefur hann oturs like a sier, kom sidann heim og at blindande og einsamall. Thridje hiet Fafner, hann var mestur og grimmastur, og villdi lata sitt kalla allt hvad er var. Eirn dvergur heiter Andvare, seigir Reiginn, hann var jafnann i fossinum, er Andvarafoss heitir, i gedda liki, og fieck sier thar matar, thvi ad thar var fiollde fiska. Otur brodur minn for jafnann i thennann foss, og bar upp fisk i munne, og lagde eirn i send a land. Othinn, Loke, Hæner foru leidar sinnar og komu til Andvara foss; Otur hafde tha veitt eirn lax, og at blindande a arbackanum. Loke tok eirn stein, og laust Otur til bana. Aeser thotte miog hepp af vejde sinn, og flogu belg af oturnum. Thad kvolld komu their ad Hreidmar og sindu honum vejdina: tha tokum vier tha hondum, og sogdum a tha giolld og fiarlausn, ad filldu belginn af gulle og hulldu hann utann med rauda gulle. Tha sendu their Loka ad afla gullsins; hann kom til Rana og fieck net hennar, for svo til Andvarafoss, og kastade netinn fyrer gedduna, enn hun hliop i netid. Tha mællte Loke:

Hvath er thad fiska,
Som rennur flothi j,
Kann ad ser vith vite varast?
Hofuth thitt
Leistu helju ur,
Og finn mier liknar loge.

Andvare eg heite,
Othinn hiet min fader,
Margann hefi eg forss offarid:
Aumleg Norn skorthir
Oss i ardaga,
Ath eg skyllde i vatne vade.

Loke sier nu gull, thad er Andvare atte; enn er hann hafde frammreitt gullid, tha hafdi hann eirn hring; og tok Loki hann af honum. Dvergurinn gieck ad steininum, og mællte, ad hvorjum skyllde ad bana verda, er thann hring ætte, og svo allt gullid. Aesernar reiddu Hreidmari gullid, og tradu upp oturbelginn, og settu a fætur, tha skylldu Aesurnar hlada upp hia gullinu og hilja utann belginn. Enn er thad var giort, tha gieck Hreidmar framm, og sa eitt granahar, og bad hilja. Tha dro Othinn hringin af hende sier Andvara naut, og hulde harid. Tha kvad Loki:

Gull er thier nu riett,
Enn thu giallth hefur
Mikill mins hofuths:
Syne thinum verthur
Ad sæla skoputh;
Thath er yckar beggia bani.

Sidann thrap hann Fofnir fodur sinn Hreidmar, og mirthi hann, og nada eg ongvo af fienu. Hann giordist svo illur, ad hann lagdist ut, og unne ongvum ad niota fiarins, nema sier, og vard sidann ad hinum vesta ormi, og liggur nu a thvi fie. Sidann for eg til kongs, og giordist smidur hans. Og er thessa ræda til minnar sogu, ad eg mista brodur gialldanna. Gullid er sidann kallad Oturs gialld, og hier dæmi af tekinn. Sigurdur seigir: mikid hefur thu latid, og storiller hafa thiner frændur verid.

XXIV. Cap.

Reiginn smidade sverdid Gram.

Gior nu eitt sverd af thinum hagleik, thad er, ad so sie jafngott giort, ad eg meigi vinna stor verk, ef hugur dugir, ef thu villt, ad eg drepi thennann mikla dreka. Reiginn svarar, thad skule giort; og smidar sverdid, og fær i hond Sigurde, og mællte: med thessu sverde muntu meiga drepa Fofner. Sigurdur tok vid sverdinu, og mællte: thetta er thitt smide, Reiginn! og hoggur i stedjann, og brotnar sverdid; hann kastar brandinum, og bidur hann smida annad betra sverd. Reiginn giorir annad sverd og fær Sigurde; hann leit a: thetta mun thier lika, enn vant mun ydur ad smida. Sigurdur rejnir thetta sverd, og bitur sem hid fyrra; tha sagdi Sigurdur til Reigins: thu munt likur hinum fyrrum frændum thinum, ad vera otrur. Sigurdur gieck nu til modur sinnar; hun fagnar honum vel; thaug talast nu vid og drecka. Tha mællti Sigurdur: hvort hofum vier riett til spurt, ad Sigmundur kongur sellde ydur sverdid Gram i tveym hlutum? Hun mællte: satt er thad. Sigurdur mællte: fa mier i hond, eg vil hafa. Hun kvad hann liklegann til frama, og fær honum sverdid. Sigurdur hittir nu Reiginn, og bad hann thar af giora sverd epter einum. Reiginn reiddist og gieck til smidju med sverd brotinn, og thikir Sigurdur frammgiarn med smidina. Reiginn giorer nu eitt sverd, og er hann bar thad a aflinum, sindist smidju sveinunum, sem elldur brinne ur eggium; bidur Sigurd vidtaka, og kvadst, ej kunna sverdid ad giora, ef thetta bilar. Sigurdur hio i stedjann, og klauf nidur i fotinn, og brast ej, nie brotnade. Hann lofade sverdid miog, og for til arinnar med ullarlagd og kastar i mot straumnum, og tok i sundur, er hann bra i sverdinu. Gieck Sigurdur tha gladur heim. Reiginn mællte: efna heit sit mun Sigurdur, er eg hefe giort sverdid, og hitta Fofner. Sigurdur svarar: efna munum vier og annad fyrre ad hefna fodur mins. Sigurdur var thvi astsælli, sem hann var elldre, af ollu folke, svo hvort barn unne honum hugastum.

XXV. Cap.

Gripir seiger Sigurdur forlog sin.

Gripir het madur, og var modurbroder Sigurdar. Enn litlu adur, enn sverdid var giort, for hann a fund Grips, thvi hann var frammvis, og visse fyrer forlog manna. Nu leitar Sigurdur eptir, hvorninn ganga mune æfe hans; enn Gripur var leinge tregur fyrer, enn sagde tho loxins vid akaflega bæn Sigurdar um forlog hans, eptir thvi, sem eptir gieck sidar. Og tha Gripir hafdi thessa hlute sagda, eptir thvi, sem hann beidde, tha reid hann heim, og bratt eptir thad finnast their Reiginn. Tha mællte Reiginn: drep Fofner, sem thier hafid adur heitid. Sigurdur svarar: giora skal thad, og tho annad fyrr ad hefna Sigmundar kongs og annar frænda vorra, sem thar fielldu i theirre orustu.

XXVI. Cap.

Sigurdur hefner fodur sins a Hundings sonum.

Nu hitter Sigurdur konga, og mællte til theirra: hier hofum vier verid um hrid, og eigum vier ydur astsæmd ad launa, og mikla virding. Enn nu viljum vier ur lande fara, og finna Hundings sonu, og villda eg, their visse, ad Volsungar eru ej aller dauder; viljum vier thvi hafa thar til ydar stirk. Kongur kvadst allt vilja til fa, er hann beiddist. Er nu buid lid mikid og allt vandad sem best, skip og allur herbunadur, svo ad hans færd væri thvi veglegri, enn adur. Sigurdur styrde drecka theim, er bestur var og agiætastur; segl theirra voru miog vondud og glæseleg ad sia. Sigla their nu godan bir, og er fa degur voru lidinn, tha kom a vedur mikid med storme, enn svo var sjorinn sem i rodu. Bad Sigurdur ej svipta seglum, thott rifnudu, helldur bad hann hærra ad setja, enn adur voru. Og er their sigldu framm med biargnese nockru, tha kallade madur framm a skipid, spyr, hvor fyrer skipi og lide eigi ad rada. Honum var sagt, ad thad væri Sigurdur Sigmundar son, er nu er frækstur allra ungra manna. Madurinn seigir: allir seigia eitt fra honum, ad ej meigi kongs syner jafnast vid hann; villda eg, ad thier felldud seglinn a nockru skipu og tækjud thar vid mier. Their spurdu hann ad nafne; hann svarar:

Hnikar heto mik,
Tha er huginn gladdak,
Volsungur unge
Ok veget hafthak:
Nu mattu kalla
Kall af biarge,
Feing edur Fiolner;
Far vil ek thiggia.

Their viku ad lande, og toku kall a skip sin. Tha tok af vedrid, og fara, uns their koma i riki Hundingia sona; tha hvarf Fiolnir. Their thlata egar geysa elld og jarn, drepa menn, enn brenna bigdina, og eyda thar sem their fara. Nu stryker fioldi undann a fund Linga kongs, og seigia, ad hier sie kominn i landid her mikill, og fer med meiga gejsingar, enn fra meige seigia og dæmi finnast til; kvadu Hundings sonu ej lang framm sina, tha er their sogdust, ei hrædast Volsunga: enn nu styrer thessum her Sigurdur Sigmundar son. Lingi kongur lætur nu fara um allt sitt rike herbod, vill einginn a flotta leggiast, stefner til sin ollum theim monnum, sem honum vilja lid veita. Hann kemur nu a mote Sigurde med allskins her, og brædur hans med honum, tekst thar hin hardasta orustu med theim. Matte tha a lopte sia margt spiot og orfar, margar axir hart reiddar, skyoldu klofna og brinjur rifnar (slitnar), hialma skyfda og hausa klofna, og margann mann steipast til jardar. Og er orustann hafde svo stadid miog langa hrid, sækir Sigurdur framm um merkinn, og hafdi i hendi sverdid Gram, hann hoggur bæde, menn og hesta, og geingur i giegnum filkingar, og hefur badar hendur blodugar til axla, og stock undann folk, thar hann for, og hellst hvorki vid skiolldur, nie brinja, nie hialmur, og einginn madur thottist fyrr sied hafa thvilikan mann. Thesse orusta stod leinge med miklu mannfalle og akafri sokn. Fer tho sem skialldnar kann henda, tha er landherinn sækir til, ad thad kom fyrer ecke, hell thar svo margt fyrer Hundings sonum, ad valla visse tolu a. Sigurdur for framm arla i filkingu, tha komu a mote honum syner Hundingia kongs. Sigurdur hoggur til Linga kongs og klyfur hialm hans og brinju, og hofud og brinjadann bukinn. Og sidann hoggur hann Hiorvard brodur hans sundur i tvo hlute, og drap hann alla Hundings sonu, er epter lifdu, og mestann hluta lids theirra. For Sigurdur nu heim med fogrum sigre, og miklu fie og agiæti, er hann hafdi feingid i thessare ferd. Voru nu veitslur giorvar i mote honum i rikinu. Og er Sigurdur hafde skamma stund heima verit, kom Reginn ad male vid hann, og sagde: nu muntu vilja steypa hialminum Fofnis, sem thier hietud thvi. Nu hefur thu hefnt fodur thins og annara frænda thinna. Sigurdur svarar: hefna munum vier thad, sem vier hofum thar um heitid, og ej fellur oss thad ur minne.

XXVII. Cap.

Sigurdur drepur Fofnir.

Nu rida their Sigurdur og Reiginn upp a heydina, a thann farveg, er Fofner var vanur ad skrida; og thad er sagt, ad sa hamar sie thrytugar, er hann la a, ad vatne, tha er hann drack. Sigurdur sagde: thad sagder thu, ad dreke sa være ej meire, enn eirn lingormur; enn mier synist veigir hans ofurmikler. Reiginn svarar: gior grof eina og sest thar i, og tha er ormurinn skridur til vatns, legg tha til hiarta honum, og vinn svo til bana, thar fyrer fær thu mikinn frama. Sigurdur svarar: hvorsu mun tha veita, ef eg verd fyrer sveita ormsins? Reiginn mællte: ej ma thier rad rada, er thu ert vid hvervetna hræddur, og er olikur thinum frændum ad hughreyste. Nu ridur Sigurdur a heydina, enn Reiginn hverfur i burtu hræddur. Sigurdur giorir grof eina, ok er hann er ad thessu verke, kiemur ad honum gamall madur med sidu skegge, og spyr, hvad hann giorir thar. Hann seigir hid sanna. Tha svarar hinn gamle madur: thetta er orad, gior fleire grafer, og lat thar i renna sveitann; enn thu sit i eirnre, og legg til hiartans orminum. Tha hvarf sa gamle madur a burtu; enn Sigurdur giorde grafer, epter thvi, sem adur er sagt. Og er ormurinn skreid til vatns, vard svo mikill skialfte, ad oll jord skalf i nand honum. Hann freiste eitre alla leid fyrer sig. Ej hræddist Sigurdur vid thann gny. Og er ormurinn skreid yfer grofina, tha leggur Sigurdur under bæxlid vinstra, sva vid hioltum nam; tha hleypur Sigurdur upp ur grofine, og kipper ad sier sverdeno, ok hefur allar blodugar hender upp ad oxlum. Og er hinn mikle ormur kende sins bana sar, tha laust hann hofdeno og spordinum, svo ad allt brast i sundur, thad er fyrer vard. Og er Fofner fann sinn bana, er hann fieck sitt bana sar, tha spurde hann: hvor ertu, eda hvor er thinn fader, eda hvor er ætt thin, ad thu ert svo diarfur, ad thu thorder ad bera vopn a mig? Sigurdur svarar: ætt min er okunnug, eg heite gofugt dyr, og a eg ongvann fodur nie modur, og eirnsaman hefe eg farid. Fofner svarar: ef thu att ongvann fodur nie modur, af hvorju undre ertu tha alinn? Og tho thu seigir mier ecke thitt nafn a banadægre minu, tha veistu, ad thu lygur nu. Hann svarade: eg heite Sigurdur, enn fader minn Sigmundur. Fofner svarade: hvor eggiade thig thessa verks, eda thvi liestu ad eggiast? Halder du ecke friett thad, hvorsu allt folk er hrætt vid mig, og vid min Aegishiàlm? enn frækur ertu sveirn, thu atter fodur snarpann. Sigurdur svarar: til thessa hvatte mig hinn harde hugur, og stodade til, ad giort yrde, thesse hinn sterka hond, og thetta hid snarpa sverd, er nu kennur thu; og far er gàmall hardur, ef hann er bernsku blautur. Fofner svarar: veit eg, ef thu vex upp med frændum thinum, ad thu muner kunna ad vega reidur; enn thetta er meire furda, ad eirn bandinge hertekinn skal hafa thorad ad vega mier, thvi at fa heirnir menn er frekur til vigs. Sigurdur mællte: bregdur thu mier, ad eg sie fiærre minum frændum, enn thott eg vera hernam, tha var eg tho ecke heptur, og thad fanstu, ad eg var laus. Fofner svarar: heiptyrdi tekur thu hvervetna thvi eg mæle; enn gull thetta mun thier ad bana verda, er eg hefe att. Sigurdur svarar: hvor vill fie hafa all til eina dags, enn eitt sinn skal hvor deya. Fofner mællte: fatt villtu ad minum dæmum giora, enn druckna muntu, ef thu fer um sja ovarliga, og bid uns logn er a lande helldur. Sigurdur svarar: seigdu thad, Fofner, ef thu ert frodur miog, hvorjar eru thær Nornir, er kiosa mog ur mædrum? Fofner svarar: margar eru thær sundur losar, sumar eru Asa ættar, sumar Alfa ættar, sumar eru ættar Dvalins. Sigurdur mællti: hvad hetir sa holmur, er blanda samann sara læge Surtur og Aeser? Fofner svarar: hann uskaftir. Enn mællte Fofner: Reiginn minn brodur velldur minn dauda, og hlægir mig, ef hann velldur og thinum dauda, og fer tha, sem hann villde. Enn mællte Fofner: eg bær Aegishialm yfer ollu folke, sidann eg la a arfe mins brodurs, og svo frista eg eitur alla vega fra mier i burt, ad einginn thorde ad koma i nand mier, og einginn vopn hræddast eg, og aldrej fano eg svo margan mann fyrer mier, ad eg thættunst ecke sterkare, en aller voru hrædder vid mig. Sigurdur svarar: sa Aegis hialmur, er thu seigir fra, giefur faum sigur; thvi hvor sa er med morgum kemur, ma thad finna eitt sem hvort sinn, ad einginn er eirna hvatastur. Fofner svarar: thad rad eg thier, ad thu taker hest thinn og rider a burt sem skiotast; thvi thad hender optast, ad sa, sem banasar fær, hefnir sin sialfur. Sigurdur svarar: thetta er thin rad, enn annad mun eg giora, eg mun rida til bols thins og taka thar thad mikla gull, er frændur thinir hafa att. Fofner svarar: rida muntu thar til er thu finnur svo mikid gull, ad giort er um thina daga, og thad sama gull verdur thinn bane, og hvors annars, er thad a. Sigurdur stod upp og sagde: heim munda eg rida, tho ad eg miste thess ens mikla golls, ef eg vissa, ad eg skyllda aldrej deya; enn hvor og eirn madur vill nu eirn rada ſie, allt til hinn eina dags. Enn thu Fofner liggur i fiorbrotunum, thar er thig hel hafe. Og tha deyr Fofner.

XXVIII. Cap.

Sigurdur drepur Reiginn, og etur Fofnis hiarta.

Epter thetta kom Reiginn til Sigurdar, og sagde: heill, herra minn, mikinn sigur hefur thu unnid, er thu hefur threpid Fofner, ad einginn vard svo diarfur firr, ad a hans gotu thorde ad sitja; og thetta fremdarverk mun uppe medann verolldinn biggist. Nu stendur Reiginn upp, og sier nidur i jordina lauga hryd, og thegar mællte hann af miklum mode: brodur minn hefur thu drepid, og valla ma eg thessa verks saklaus vera Nu tekur Sigurdur sverdid Gram og therrar a grasinu, og mællte til Reigins: fiærre gieckstu, thegar eg vann thetta verk, og eg reinda thetta snarpa sverd med minne hende, og minu afle atta eg vid orms meigin, medann thu last i einum lingrunne, og vissir thu ecke, hvort var himin eda jord. Reiginn svarar: Fofnir hefde matt leinge liggia i sinu bole, ef ej hefder thu notid sverds thessa, er eg giorde tha thier med minne eiginn hende, og ej hefdir thu thetta eirn unnid, og einginn annara. Sigurdur svarar: tha er menn koma til vigs, tha er manne betra gott hiarta, enn hvast sverd Tha sagde Reiginn vid Sigurd: af ahiggju mikille hefer thu drepit minn brothur, og varla em eg thessa verks saklaus. Tha skar Sigurdur hiartad ur orminum med thvi sverde, er Ridill het. Tha drack Reiginn blod Fofners, og sagde: veit mir eina bæn, er thier er litid fyrer, gack til ellds med hiartad og steik, og gief mier ad eta. Sigurdur for og steikte a teine, og er freydde ur, tha tok hann fingre sinum a, skinjandi, hvort steikt være, og bra fingrinum i munn sier; og er hiarta blod ormsins kom a tungu honum, tha skilde hann fuglarodd. Og er hann heyrde, ad ygdur klokudu a husum hia honum: thar situr thu Sigurdur, og steikir Fofners hiarta; thad skule hann sialfur eta, tha munde hann verda hvorjum manne vitrare. Onnur sagde: thar situr Reiginn, og vill viela thann honum truer. Tha mællte hin thrydja: hoggvi han tha hofud af honum, og ma hann tha rada gullenu thvi mikla eirn. Tha mællte fiorda: tha være hann vitrare, ef hann hefde haft thad, sem thær hefdu radid honum, og ride sidann til bols Fofners, og take thad mikla gull, er thar er, og ride sidann upp a Hindarfiall, thar sem Brinhilldur sefur, og mun hann nema thar mikla speke; og tha være hann vitur, ef hann hefde hennar rad, og higde hann um sina thorf: og thar er mier ulfsins von, er eg eyrun sa. Tha mællte hin fimta: ej er hann svo hoskur, sem eg ætla, ef hann ej vægir honum, enn drepid adur brodur hans. Tha mællte hin siotta: thad være sniallræde, ef hann dræpe hann. Tha sagde Sigurdur: ad ej mune thaug oskop, ad Reiginn sie minn bane, og helldur skulu their brædur bader fara eirn veg. Bregder nu sverdino Gram, og hoggur hofud af Reiginn; og eptir thad etur hann sumann hlut af hiarta ormsins, en sumann hyrder hann hia sier. Sidann hleipur hann a hestinn, og ridur epter slod ormsins Fofners og til hans herbergis, og fann, ad thad var opid, og af jarne hurdirnar allar, og thar med allur dyra umbuningurinn, og af jarne aller stockar i husinu, og grafid i jord nidur. Sigurdur fann thar stormikid gull og sverdid Hrotta, og tok thar Aegishialm og gullbrinjuna oy marga dyrgripe. Hann fann thar svo mikid gull, ad honum thotte von, ad ej mundu meir tveyr edur thrir hestar. Thad gull tok hann allt, og hafde thad i tveimur kistum miklum og storum. Tekur i tauma a hestenum Grana: hesturinn vill nu ecke ganga, og ej tiar nu ad keira hann. Sigurdur finnur nu, hvad hesturinn vill, hleypur nu a bak og lystir hestinn med sporum, og rennur hann, sem laus være.

XXIX. Cap.

Sigurdur finnur Brynhillde Budla dottur

Sigurdur ridur nu langar leider, og allt thar til hann kemur upp a Hindarfiall, og stefnde a leid sudur til Fracklands. A fiallinu sa hann lios mikid, sem elldur brinne, og liomade allt til himins. Enn er hann kom thar ad, var thar fyrer honum skialdborg, og upp a merke. Sigurdur gieck upp a skialldborgina, og sa, ad thar svaf madur, og la madurinn i ollum hervopnum. Hann tok first hialminn af hofde honum, og sa, ad thad var kona, hun var i brinju, og var svo fost, sem hun være holldgröenn. Tha riste Sigurdur ofann ur hofde brinjuna og igiegnum nidur, og igiegnum badar ermar, og beit sem klæde. Sigurdur kvad, hana helldur leinge ſofid hafa. Hun spurdi, hvad svo være mektugt, ad beit brinjuna: og bregdur svo minum svefne? eda mun hier kominn Sigurdur Sigmundsson, er hefur hialm Fofners og hans bana i hende. Sigurdur svarar: sa er Volsunga ættar, er thetta verk hefur giort; og thad hefe eg spurt, ad thu ert rik kongsdotter, og thad sama hefur oss sagt verid af ydrum vænleik og viturleika, og skulum vier rejna. Brynhilldur svarar: tveyr kongar bordust, hiet annar Hialmgunnar, hann var gamall og hin meste hermadur, og hafde Odenn honum sigur heitid, enn annar Agnar edur Audbroder; og fellda eg Hialmgunnar i orustu, enn Othinn stack mier svefnthorne i hofud, og kvad, mig allurey skyllde sidann sigur hafa, og kvad mig giptast skulu. En eg streingda heit thar i mot, ad giptast theim ongvum, er hrædast kinne. Sigurdur mællte: kenn oss rad hier storra hluta. Hun svarar: thier munud betur kunna, enn med thockum vil eg kenna ydur, ef thad er ydar vilje, ef thad er nockud, er vier kunnum thad ydur mætte lika i runum, edur odrum hlutum, er liggia lit hvors hlutar; og dreckum bæde samann, og gefe Godenn ockur godann dag, ad thier verde vit ad minum viturleik, og thu muner thad vid rædum. Brynhilldur fyllte eitt kier og færde Sigurde og sagde:

Bior føre eg thier,
Brinthings apalldur,
Magni blandinn
Og meiginn Tyre,
Fullur er liotha
Ok liknstafa,
Godra galldra
Og gamanruna.

Sigrunar skaltu kunna,
Ef thu villt sigur hafa,
Og rista a hiollte hiors,
Sumar a vetrinum (vættrunum)

Sumar a valbaustum (valbistrum),
Og nefna tvisvar Tyr.

Aulrunar skalltu kunna,
Ef thu villt a annast kvon
Veli thik i trygth, ef thu truer:
A horni skal thær rista
Og a handar baki
Ok merkia a nagle Nauth.
Full skall signa,
Og vid fare sia,
Ok verpa lauk i laug.

Biargruner skalltu kunna,
Ef thu biarga vill,
Ok leysa kind fra konom:
A lofa skal thær rista,
Ok of lithu spenna,
Ok bidja tha Diser duga.

Brim (Brun) runir skalltu kunna,
Ef thu villt borgid hafa,
A sunde seglmarom:
A stafne skal rista,
Og a stiornar blade,
Og leggia eld i orfal.
Erat sva brattur breke,
Ne sva blar unnir,
Tho komstu heill af hafe.

Lim (Lin) runer skaltu kunna,
Ef thu villt lekner vera,
Og kunna sar ad sia:
A berke skal thær rista,
Og a bari vidur,
Theim er luta austar limar.

Malrunir skalltu kunna,
Ef thu villt ett mage ther,
Heiptum giallda harm:
Thær um vindur,
Thær um vefur,
Thær um setur, allar samann
A thvi thinge,
Er thiothir
Skulu i fulla doma fara.

Hugrunir skalltu kunna,
Ef thu villt hvorjum vera
Gedsvinnari gumna:
Thær umræd,
Thær ofreist,
Thœr umhugdi Hroptur,

Af theim legi,
Er lekit hafthe
Ur hause Heiddraupnis,
Ok or horne Hoddropnis,
A biarge stod,
Med brimis eggiar,
Hafde ser a hofde hialm:

Tha mællte Mimis hofuth
Frothligt ith fyrsta orth,
Og sagthi sanna stafe:
A skylde kvath ristnar,
Theim er stendur for skinanda Gothi;

A eyra Arvakurs,
Og a Alsuins hofe,
A thvi hvele, er snyss
Under reid Raugnis;
A Sleipnis tonnum,

Ok a sleda fiotrum,
A biarnar hrammi,
Ok a Braga tungu;

A ulfs kloin,
Ok a arnarnefe,
A blodgom vængjom,
Ok bruar sporde,
A lausnar lofa,
Ok a liknar spore;

A glere ok a gulle,
Ok a gumna heillum,
I vine ok i virtri,
Ok Vauln sesse;
A Gugnis odde,
Ok a Grana brioste,
A Nornar nagli,
Ok a nefe Uglu.

Allar voru afskafnar,
Thær er voru a ristnar,
Ok hverfdar vid hinn helga miod,
Ok senthir a vida vega.
Thær ro med Asum,
Thær ro med Alfum,
Sumar med visum Vaunom,
Sumar hafa menskir menn,

Thad eru bokrunir,
That eru biargrunir,
Ok allar alruner,
Ok mærar meiginn runir.
Hverjom thær kna,
Ovilltar og ospilltar,
Ser at heillom hafa.

Niottu, ef thu namt,
Uns riufast Reiginn.

Nu skalltu kiosa,
Als er thier kostur um bodinn,
Hvass vapna Hlinur;
Sogn ethur taugn;
Haf ther sialfur i hug:
Aull eru meini ofmetinn,

Sigurdur svarar:

Munka eg flyja,
Thott mig feigann vitir,
Eink at ek med bleidi borinn,
Astrath thin
Ek vil oll hafa
Svo leinge, sem eg life.

XXX. Cap.

Brynhilldur leggur Sigurde heilræde.

Sigurdur sagde: alldrej finst thier vitrare kona i verolldu, og kenn enn fleire speke rad. Hun sagde: heimillt er thad, ad giora ydat vilja, og giefa heilræde fyrer ydar epterleitne og viturleik. Tha mællte hun: ver vel vid frændur thina, og hefn litt motgiorda vid tha, og ber vit og thol, og tekur tha vid langiædlegt lof. Sia vid illum hlutum, bæde meyar ast og manskonum, thar stendur opt illt af. Ver litt mishuga vid ovitra, menn a fiolmennum motum; their mæla opt verr, enn their vita, og ertu thegar bleydemadur kalladur, og ætladur, ad thu siert sonnu sagdur; drep han annars dags, og gialld honum svo heiptyrde. Ef thu fer thann veg, er vondar vættur biggja, ver var um thig, tak thier ej herberge nærre gotu, thott thig natte; thvi opt bua thar illar vættur, thær menn villa. Lat ej tæla thig fagrar konur, thott thu siert ad veitslum, svo thar standi thier fyrer svefne, eda thu faer af thvi hugar ecka; teyg thær ei ad thier med kossum edur annari blidu. Ef thu heyrer oskikannleg ord druckinna manna, deil ei vid tha, er vindruckner menn tapa vite sino; slikir hlutur verda morgum ad miklum mottreg edur bana. Berst helldur vid ovine thina, enn thu siert blaudur; og sver ei rangann eid, thvi grimm hefnd filgir grida rofe. Gior rækelega vid dauda menn, sottdauda eda sædauda eda vopndauda, bu thu vandlega um lik theirra. Gleim og ecke fyrer theim, er thu hefur felldann fyrer fodur edur brædur, edur annara frænda, thott ungur sie; thvi opt er ulfur i ungum syne. Sia vandlega vid vielrædum vina thinna. Enn litt meigum vier sia fyrer um ydart lif, enn ei skillde hatur maga a thig koma. — Einginn finst thier vitrare kona, og thess sver eg, ad thig skal eg eiga, thott eg kiose um alla menn. Og thetta bundu thaug eidum med sier.

XXXI. Cap.

Um herklæde, alit og hattalag Sigurdar.

Nu ridur Sigurdur a burtu. Hans skioldur var svo margfaldur og laugadur i rauda gulle, og skrifadur a eirn dreke, hann var dockbrun a hid efra, enn fagurraudur hid nedra; og thann veg var hans hialmur og sodull og vopn; hann hafde gullbrinjuna, og oll hans vopn voru gulle buenn, og thvi næst dreka markadann a theim er frætt hafa, ad hann drap than mikla drek, er Væringiar kalla Fofner. Og thvi ero vopn hans oll gullebuinn, og brun ad lit, ad hann er umfram alla adra menn ad kurteise og hæversku, og nalega ad ollum hlutum. Og er talder eru allir kappar their hinir stærstu og frægustu og hofdingiar, tha mun hann jafnann fremstur taldur; og hans nafn geingur i ollum tungum fyrer nordann Gricklands haf: og svo mun vera, medann verolldinn stendur. Har hans var brunt og fagurt ad lita, og for i stor locka; skeggit var thickt og skamt, og med sama lit; hanefiadur var hann, og hafde breitt andlit, og stor beinott. Augu hans voru svo snor, ad fair kunnu i ad lita, edur under hans brun. Herdar hans voro svo miklar, sem tveyr menn væri ad sia. Hans likame var skapadur allur vid a hæd og digurleik, og thann veg sem best ma koma; og er thad mark um hans hæd, ad tha er hann girder sig sverdinu Gram, enn thad var sio spanna hatt, og er hann ad rugakurinn fullvaxin, tha tok dockskorinn a sverdinu a knie upstanda; og hans afl og voxtur var mikill. Vel kunne hann sverde ad beita og spiote ad skiota, og skapte ad varpa, og skyllde ad hallda, boga ad spenna, edur heste ad rida, og margskonar kurteise nam hann i æsku. Hann var vitur madur svo hann visse fyrer oorna hlute; hann skildi fugla rodd, og af sliku komu honum faer hluter ovart. Hann var langtaladur og malsniall, so ad ecke tok han thad erinde ad mæla, ad hann munde fyrr hætta; enn svo sindist ollum, sem ongva leid mun eiga ad vera, utann sem hann seigir. Thad er hans skemtun, ad veita lid sinum monnum og rejna sialfann sig i storrædum, og taka fie ad sinum ovinum: ei skorte hann hug, og alldrei vard hann hræddur.

XXXII. Cap.

Sigurdur finnur Brynhillde og sver henne trunadar ejd.

Sigurdur ridur nu thar til hann kemur ad einum miklum bæ, thad ried fyrer eirn mikill hofdinge, sa er Heimer hiet. Hann atte sistir Brynhilldar, er Beckhilldur hiet, thvi hun hafde heima verid od numid handnirder; enn Brinhilldur for med hialm og brinju og gieck ad vigum, og thvi var hun kollud Brynhilldur. Heimir og Beckhilldur attu eirn son, er Alsvidur hiet, manna kurteisastur. Thar lieku menn ute, og er their sia reid mansins ad bænum, hætta their leiknum og undrast manninn, thvi ad their hofdu ongvann slikann sied, gingu i mote honum, og fognudu vel. Alsvidur bydur honum med sier ad vera, og gaf sier thiggia slikt, er hann vil. Hann thiggur thad; honum er skipad veglega ad thiona. Fiorer menn hofu gullid af hestunum, en fimte tok vid honum. Thar matte sia marga goda gripe og fasiena, var thad ad skiemtan haft, ad sia hialma, brinjur, og stora hringa, undurlega mikil gullstaup og allskonar hervopn. Sigurdur dveldst thar leinge i mikillre sæmd; spyrst thetta frægdarverk um fiarleg lond, ad hann hefur thann mikla dreka drepid. Their undu sier nu vel, og var hvor odrum hollur, og hofdu sier thad ad skemtan, ad bua vopn sin, og skiota orvom sinum og beita haukum sinum. Tha var heimkominn til Heimirs Brynhilldur vinkona hans og fostra hans; hun sat i nockru skemmu vid meyar sinar; hun kunne meira hagleik, enn adrar konur: hun lagdi sinn borda med gulle, og saumade a thaug stormerke, er Sigurdur hafdi giort, drap ormsins, og upptæke fiarins, og dauda Reigins. Og eirn dag er fra thvi sagt, ad Sigurdur reid a skog med hunda sina og hauka og mikill fiolmenni, og er han kom heim, flaug hans haukur a haan turn, og settist vid eirn glugga. Sigurdur for nu epter haukinum, og sier eina fagra konu, og kemur ad, thar Brynhilldur er; honum thikir umvert alltsamnn, bæde, um fegurd hennar, og thad hun giorer. Kemur i hollina, og vil ongva skemtun vid menn eiga. Thad mællte Alsvidur: thvi eru thier svo falater, thad harmar oss thina vine, eda thvi mattu ei glede hallda? haukar thin er hlaupa, og svo hestur Grane, og thess faum vier seint bot. Sigurdur svarar: goder viner, hejrid, hvad eg huxa, minn hauk flaug i eirn turn, og tha er eg tok hann, tha sa eg eina fagra konu, hun sat vid eirn gullegan borda, og las thar a minn umlidinn og frammkominn verk. Alsvidur svarar: thu hefur sied Brynhillde Budla dottur, er mestur skorungur er. Sigurdur svarar: med hvorju mote kom hun hier? Alsvidur svarar: thad skamt a mille, er thier komud. Sigurdur svarar: thad vissum vier fyrer fam dogum, ad su kona hefur oss best sinst i allre verolldu. Alsvider svarar: gef ej gaum ad einre konu, thvi likur madur er thad illt ad sirgia, sem madur fær ej. Sigurdur svarar: hana mun eg finna og giefa henne gull, og na hennar jafnadar thock. Alsvidur svarar: einginn fanst sa enn um alldur, ad hun liede rums hia ser, edur giæfe vin ad drecka; hun vil sig i herskap hafa og allskonar frægd ad hafa og fremja. Sigurdur svarar: vier vitum ej, hvort hun svarar oss, edur liær oss rum hia sier. Annan dag epter gieck Sigurdur til skemmu, enn Alsvidur stod ute hia skemmune og skepte orvar sinar. Sigurdur mællte: sit heil, fru! eda hvorsu meigi thier ej svara? Hun svarar: vel meigum vær frændur lifa og viner; enn i hættu hvorre er, hvorja giptu edur giæfu, ad menn bera til endadags. Hann settist nidur hia henne. Nu ganga thar inn fiorer konur, med storum bordkerum med besta gulle, og vine, og standa fyrer theim. Tha mælte Brynhilldur: thetta sæte mun faum veitt vera, nema fader minn kome. Hann svarar: nu er unt theim, er oss likar. Herbergid var tialldad med hinum bestu og dyrstu tioldum, og thackt allt golfid. Sigurdur svarar: nu hafe thier veitt oss, thad thjer hjetud, og thad er nu framkomid. Hun svarar: thier skulud oss velkomner. Sidann reis hun upp, og fjorar meyar med henne, gieck fyrer hun med gullker, og bad hann drecka. Hann riette hond i mot gullkerenu, og tok hond hennar med, og setti hana hia sier. Hann tok um hals henne, og kisti hana, og mællte: einginn kona hefur thier fegri fædst. Brynhilldur mællte: viturlegt rad er thad, ad leggia ej trunad sin a konu valld, enn thær riufa opt sin heit. — Sa kiæme oss bestur dagur, ad vier mættum niotast Brynhilldur svarar: ej er skapad, ad vid skulum sammanbua; er eg ein skialldmær, og a eg med herkongum hialm, og theim mun eg ad lide verda, og ei er mier leitt ad berjast. Sigurdur svarar: tha fromust vær best og mest, ef vær buum samann, og mejra er ad thola thann harm, er hier liggur a, enn hvoss vopn. Brynhilldur svarar: eg mun kanna lid hermanna, enn thu munt eiga Gudrunu Giuka dottur. Sigurdur svarar: ej tælir mig ein kongsdotter, og ej liær mier tveggia huga um thetta, og thad sver eg vid Gudina, ad eg skal thig eiga, eda ongva konu ella. Hun mællte slikt. Sigurdur thackade henne thesse ummæle, og gaf henne gullhring, og svor nu ejd ad niu, og geingur i burt til sinna manna, og er thar um hrid med miklum bloma.

XXXIII. Cap.

Draumur Gudrunar Giuka - dottur, og samtal Brynhilldar vid hennar.

Giuke hiet kongur, hann riede fyrer sunnan Ryn. Hann atte tria sonu, er svo hietu, Gunnar, Hogne og Guttormur; enn Gudruna hiet dottur hans, hun var frægst mær. Baru thaug af odrum kongabornum, um alla adgiorfe, bæde um vænleik og voxt. Their voru jafnann i hernade, og unnu morg agiæt verk. Giuke atte Grimhillde hina fiolkunnugu. Budli hiet kongur, hann var rikari Giuke, enn tho bader riker. Atle hiet brodur Brynhilldar, hann var grimmur madur og mikill, sterkur, tiguglegur, og hin meste hermadur. Grimhilldur var grimmhugud. Rad Giukinga stod med miklum bloma, mest saker barna hans, er miog voru umframm flesta. Eitt sinn seigir Gudrun meyum sinum, ad hun mune oglod vera. Ein kona spyr, hvad henne sie ad oglede. Hun seigir: eigi feingum vier tima i draumum. Konan seigir: seig mier, og lat thig ej hriggia, thvi jafnann dreymir fyrer vedrum.

Gudrun sagde: thetta er ej fyrer vedrum; dreimde mig, ad eg sa eirn fagrann hauk mier a hende, fiadrir hans voru med gullegum lit. Konann sagde: margir hafa spurt af ydrum vænleik, vitsku og kurteise, nockur kongsson mun bidia thin. Gudrun sagde: einginn hlutur thotte mier hauknum betre, og allt fie mitt villda eg helldur lata, enn hann. Konan svarade: sa er thu att, mun *vera velmentur, og muntu unna honum mikid.* Gudrun svarar: thad angrar mig, ad eg veit ej, hvor hann er; og skulum vier hitta Brynhilldi, hun veit, hvor hann er edur verda mun. Thar binggust med gulle og mikillre fegurd, og foru med meyum sinum, uns thær komu ad holl Brynhilldar. Sa holl var buin med gulle, og stod a einu berge. Og er sien var ferd theirra, tha var Brynhillde sagt, ad thar oku margar konur a gilltum vognum ad borginne. Thad mun Gudrun Giuka dotter, sagde Brynhilldur, thvi mig dreimde hana i nott; og gaungum ut a mote henne. Thær geingu ut i mote henne, og fognudu vel. Thær geingu inn i tha fogru holl; salurinn var buinn med sillre, og var klædi brett under fætur theim, og thionudu aller theim. Nu hafa thær margskins leika. Gudrun var faord. Brynhilldur mællte: thvi meige thier ej glide hallda? og skemtum oss allar samann og rædum um rika konga og theirra storvirke. Gudrun svarar: giorum thad, eda hvorja veistu frægasta. Brynhilldur svarar: sonu Haka og Hagbards, their unnu morg frægdarverk i hernade. Gudrun svarar: miklir voru their og agiæter; tho nam Sigurdur sistur theirra, enn hefur adra menn brenda, og eru their sejnir ad hefna; edur thvi nefnir thu ej brædur mina, er nu thikia fremster menn? Brynhilldur seigir: thad er enn i godum efnum, enn ej eru their enn rejnder, og veit eg eirn af theim bera: thad er Sigurdur, sonur Sigmundar kongs, hann var tha barn, er hann drap sonu Hundings kongs og hefnde fodur sins og Elima modurfodur sins. Gudrun svarar: hvad var til merka um thad? Hun svarar: tha var hann oborinn, tha er fader hans fiell. Brynhilldur svarar: modir hans gieck i valinn, og fann Sigmund saran, og baud ad binda sar hans; enn hann kvadst ofgamall sidann ad berjast, enn hann baud hana vid thad huggast, ad hun munde ædstann son ala. Epter thad andadist Sigmundur kongur, enn hun for heim med Alfe konge, og var Sigurdur thar uppalinn mikillri virdingu, og vann hann morg frægdarverk a hvorjum deigi, og er hann agiætastur madur i allri verolldu. Gudrun svarar: af astum hefur thu friettum til hans halldid; enn af thvi kom eg hier, ad seigia thjer drauma mina, er mjer feingu mikillrar ahiggju. Brynhilldur svarar: lat thig ej angra drauma, ver med frændum thinum, thar allir vilja thier gledi.

XXXIV. Cap.

Gundrun seigir Brynhillde draum sinn.

Thad dreimde mig, sagde Gudrun, ad vier geingum fra skemmu margar, og saum eirn mikinn hiort, hann bar langt of odrum dyrum, har hans var af gulle; vær villdum allar taka dyrid, enn eg ein nada, dyrid thotte mier ollum hlutum betra; sidann skaustu dyrid fyrer hniam mier: var mier thad svo mikill harmur, ad eg matti trautt bera. Sidann gafstu mier eirn ulfshvolp, sa dreifdi mig blode brædra minna. Brynhilldur svarar: eg mun rada, sem epter mun ganga: til yckar mun koma Sigurdur, sa eg kaus mier til mans; Grimhilldur giefur honum meinblandinn mjod, er ollum oss kemur i mikid strid; hann muntu eiga, og skjott missa, tha muntu eiga Atla kong, missa muntu brædur thina, og tha muntu sialf vilja drepa. Gudrun svarar: ofurharmur er oss slikt ad vita. Og fara thær nu i burt, og heim til Giuka kongs.

XXXV. Cap.

Sigurder fær Gudrunar Giuka dottur.

Sigurdur ridur nu i burt med thad mikla gull, skiljast their nu vinir. Hann ridur Grana med ollum sinum herbunad og farme. Sigurdur ridur nu thar til hann kom ad holl Giuka kongs, ridur nu i borgina; thad sier eirn af kongsmonnum, og mællte: thad higg eg, ad hier fare eirn fra Godunum. Thesse madur var allur gullbuinn, og hestur hans miklu meire, enn adrir hestar. Hann bar sialfur langt af odrum monnum. Kongur geingur ut med hird sina, og kvadde mannen og spyr: hvor ertu, er ridur i borgina, er einginn thordi, nema med leife sona minna? Hann svarar: eg heite Sigurdur, og em eg sonur Sigmundar kongs. Giuke kongur mællte: vel skalltu kominn hjer med oss, og higg slikt, er thu villt. Og hann geingur inn i hollina, og voru allir lagir hia honum, og allir thionudu hann, og var hann thar i miklu yferlæte. Their rida allir samann, Sigurdur, Gunnar og Hogne, og tho var Sigurdur fyrer theim um alla atgiorfve, og eru their tho allir mikler mena fyrer sier. Thad finnur Grimhilldur, hvad mikid Sigurdur ann Brynhillde, og hvad opt hann giætir hennar, huxar hun fyrer sier, ad thad sje mikil gipta, ad han stadfestist thar, og atte dottur Giuka kongs, og sa, ad einginn matte vid hann jafnast, og vort traust ad honum var, og hafde profast miklu mejre, enn menn vissu dæme til. Kongur var vid hann svo, sem vid sonu sina, enn their virtu ongvann framar, enn Sigurd. Eitt kvolld, er their satu vid drickju, rejs drottning up, og gieck fyrer Sigurd, kvadde hann og mællte: fognudur er oss af ydar hiervist, og allt gott viljum vier til ydar leggja; tak hier vid horne og drock af. Og mællte: thinn fader skall vera Giuke kongur, enn eg thin moder, enn Gunnar og Hogne thiner brædur; og er allir eru ejda unnid, tha munud tha ej fa ydar jafningjar. Sigurdur tok thvi vel, og vid than drick munde hann ej til Brynhilldar; hann dvaldist thar um hrid. Eitt sinn gieck Grimhilldur fyrer Giuka kong, og lagde hendur um hals honum, og sagde: hier er nu kominn meste kappe, er finnast kann i verolldu, være ad honum meste stirkur, gipt honum dottur thina med miklu fie, og sliku rike, er hann vill, og mætte hann thier inde nema. Giuki kongur sagde: fatitt er thad, ad bioda framm dottur sina; enn meire some er ad bioda honum, enn bidje adrar. Eitt kvolld skeincker Godrun Sigurde; Sigurdur sier, ad hun er væn kona og á ollu hin kurteysasta. Um missire var Sigurdur thar, svo ad their satu med frægd og vingan, og ræddust nu kongar vid. Giuke kongur mællte: margt gott veiter thu oss, og nu hefur thu stirkt vort rike. Gunnar mællte: alt viljum vier til vinna, ad thier dveljest her leinge, bode vier og vora syster med bæde; enn ej munde annar fa, tho bæde. Sigurdur svarrar: hafid thok fyrer heidur og soma, og thetta skal thiggia. Their sverjast nu i stallbrædralag, sem their sieu samborner. Nu er gior agiæt veitsla, og stendur marga daga, dreckur Sigurdur brullup til Gudrunar. Matte thar sia margskonar glede og skiemtun, og var hvorn dag veitt odrum betur. Their fara nu vida um land og vinna morg frægdarverk, drapu marga kongasonu, og unnu morg frægdarverk framm yfer adra, og fara nu hem med miklu herfange. Sigurdur giefur Gudrunu ad eta af Fofnis hiarta, og sidann var hun miklu grimmare; theirra son hiet Sigmundur.

XXXVI. Cap.

Gunnar bidur og fær Brynhilldar.

Eitt sinn gieck Grimhilldur ad Gunnare syne sinum og mællte: ydar rad stendur nu med miklum bloma, utann thier erud konulauser, og er ydur gofugast rad ad bidja Brynhilldar, og mun Sigurdur rida med ydur. Gunnar svarar: vist er hun væn, og ej er eg thess ofus. Hann sagdi fodur sinum og brædrum, og Sigurde; og eru allir thessa fysande. Nu byrja their ferd sina listulega, rida nu fioll og dale til Budla kongs, bera upp bonordid. Hann tok thvi vel, enn seigir hana svo stora, ad thann mann mun hun eiga, er hun vill. Tha rida their heim i Hlindale. Heimir fagnar theim vel; seigir Gunnar nu erindinn. Heimir kvad, hennar kjor vera, hvorn hun skal eiga; seigir, thar sal hennar skamt fra, og kvad: thann eirn mun hun eiga vilja, er ridur elld brennanda, er sleiginn er um sal hennar. Their finna salinn og elldinn, sia thar borg gulle lysta, og brann thar elldurinn utann. Gunnar reid Gota, enn Hogni Holkne. Gunnar keirer hestinn ad elldinum, enn hann hopar. Tha mællte Sigurdur: thvi hopar thu, Gunnar? Gunnar svarar: ej vil hesturinn framm ad elldinum; og bidur Sigurd ad lia sier Grana. Heimillt er thad, seigir Sigurdur. Gunnar ridur nu enn ad elldinn, og vil Grani ej ganga. Sigurdur og Gunnar skipta litum. Sigurdur ridur, og hefur Gram i hende, og bindur gullspora a fætur sier: Grani hleipur nu framm a elldinum, er hann kende sporanna. Nu verdur gnir mikiller:

Elldurinn tok ad æsast,
Iord tok ad skialfa,
Og har loge
Vid himin gnæfa;
Far treystust thar
Fylkirs rekka,
Elld ad rida
Nie yfer stiga.

Sigurdur Grana
Sverde keirde;
Elldur slocknade
Fyrer Odlinge,
Logi allur lægdist
Fyrer lofgjornum
Bliku reid,
Er Reginn atte.

Og er Sigurdur kom inn um logan, fann hann thar fagurt herbergi, og thar sat i Brynhilldur. Hun sporde, hvor madur sa være; enn hann nefndist Gunnar Giuka son: ertu og etlud min kona med jayrde fodur thins, ef eg ridi a thinn valurloga, og fostra thins med ydar atkvæde. Hun seigir: ej veit eg, hvorsu eg skal thessu svara. Sigurdur stod riett a golfinu, og stodust a sverdshiolltinn, og mællte til Brynhilldar: thar i mote skal eg gialda mikinn mund i gulle og godum gripum. Hun svarar af ahiggiu af sinu sæte, sem alst af baru, og hefur sverd i hende og hialm a hofde og var i brinju. Gunnar, sagde hun, ræd ej slikt vid mig, nema thu sjert hvorjum manne fremri; og tha skalltu drepa, er min hafa bedid, ef thu hefur traust til. Eg var i orustu ved Garda konge, og voru vopn vor litud i mannablode; og thess girnunst vier enn. Hann svarade: morg storvirke hafe thier unnid; og minnist nu a hejt ydar, ef thesse elldur yrde ridinn, ad thier mundud med theim manne ganga, er thetta gjorde. Hun finnur hier nû sonn svor og merke, stendur upp og fagnar honum vel. Thar dvaldist han thriar nætur, og bigdu eina reckiu: hann tekur sverdid Gram og leggur thad a medal theirra. Hun spurde, hvorju thad sætte. Hann kvad, sier skipad, ad svo giorde hann brudkaup sitt til konu, ellegar feingi hann bana. Hann tok tha af henni hringinn Andvaranaut, enn hann gaf henne annann hring aptur af Fofners arfe. Epter thad reid hann i burt aptur yfir sama elld til sinna flelaga, og skipta their aptur litum, og rida sidann i Hlindale, og seigir, hvorninn thann sama dag for. Brynhilldur heimter fostra sinn, og seigir honum af trunade, ad til hennar kom eirn kongur: og reid minn vafurloga, og eptir kom til ræda vid mig,' og kvadst Gunnar heita; enn eg sagdi, ad Sigurdur eirn munde thad giora, er eg vann eid a fiallino, og er hann nu hiedan fra oss. Heimer sagde, so buid munde vera. Brynhilldur mællti: dottur ockar Aslaugu skalltu hier upp fæda med thier. Fara kongar nu heim; enn Brynhilldur til fodur sins. Grimhilldur fagnar theim vel, og thackar Sigurde fyrer sina fylgd. Nu er buit vid veitslu, kom thar mikill mannfiollde, thar kom Budle kongur med dottur sina, og Atle son hans. Og er thesse veitsla hafdi stadid marga daga, minnist Sigurdur allra eida vid Brynhillde, enn lætur tho væra kirt. Gunnar og Brynhilldur satu vid skemtan goda og drucku vin.

XXXVII. Cap.

Deila Brynhilldar og Gudrunar.

Thad var eirn dag, ad thær geingu til arinnar Rin ad thvo sig, tha od Brynhilldur leingra ut a ana. Gudrun spurde, hvorju thad giegnde. Brynhilldur svarar: thvi skal eg um thetta jafnast vid thig helldur, enn um annad? Eg hugde, minn fadir munde rikare, enn thinn fader; og minn madur unnid fleyre frægdarverk, og ridid elldinn brennanda: enn thinn madur var thræll Hialfrex kongs. Gudrun svarar med reide: tha værir thu vitrare, ef thu thyrder ad lasta mann minn;

er thad marga manna mal, ad einginn hafe slikur komid i verolldinn fyrer hver vetna saker; og ej somer thier vel, ad lasta hann, er thinn frumver var: drap hann Fofner, og reid upp i elldinn, er thu hugder Gunnar kong, og hann la hia thier, og tok af hende thier hringinn Andvaranaut: og mattu hann hier kenna. Brynhilldur sier nu hringinn, og kennur, tha folnar hun, sem daud være. Brynhilldur fer nu heim, og mællte ej ord um kvolldid. Og er Sigurdur kom i reckiu, spyr Gudrun: thvi er Brynhilldur svo okat? Sigurdur svarar: ej veit eg glogt; enn grunar mig, ad vier munum vita bratt nockru gior. Gudrun sagdi: thvi mun hun ecke hafa feingid aud og sælu, og allra manna lof, eirninn thann mann, er hun villdi? Sigurdur svarar: hvar var hun tha, er hun sagdi thad, ad hun thottist thann agiæta eiga? Gudrun svarar: eg skal epter spyrja a morgun, hvorn hun vill helst eiga. Sigurdur svarar: thess let eg thig, og idrast muntu, ef thu giorir thad. Um morguninn satu thær i skemmu sinne, og var Brynhilldur hliod. Tha mællte Gudrun: ver kat, Brynhilldur, angrar thig ockar vidtal, edur hvad stendur thier fyrer gamne? — Illt eitt geingur thier til thessa, seigir Brynhilldur, hefur thu geimt hiarta vird. — Eigi svo, seigir Gudrun, og theig helldur. Brynhilldur svarar: spyr thess eina, ad betur sie ad vitir, thad somer rikum konum, og er gott godu ad una, er ydur geingur allt ad oskum. Gudrun svarade: seint er thvi ad hæla, og er thetta nockur su forspa; hvad reke thier ad oss? Vier giordum ydur ei til angurs. Brynhilldur svarar: thess skalltu giallda, ad thu att Sigurd; thvi eg ann thier ej hans ad niota, nie gull hins mikla. Gudrun svarar: ej vissa eg ydar ummæle; og vel matte fader minn sia rad fyrer mier, tho thu værir ej ad hitt. Brynhilldur svarar: ej hofum vier launmæle haft, enn tho hofum vier ejda svarid; og vissud thier, ad thier vættud mig, og thess skulum vier hefna. Gudrun svarar: thu ert betur gefinn, enn maklegt er, og thinn ofse mun illa siatna, og thess munu margar giallda. Una mundum vier, seigir Brynhilldur, ef thu ætter ej gofugra mann, enn eg. Gudrun svarar: attu svo gofugann mann; og ovist er, hvor mejri kongur er. Brynhilldur svarar: Sigurdur vann Fofner, og er thad meir vert, enn allt rike Gunnars kongs, svo sem kvedid er, tha er Sigurdur vann a orme, enn thad sidur mun ongvum fyrnast, medann olld lifer, enn hlyre thinn thorde hvorke elld rida nie yferstiga. Gudrun sagde: Grani rann ej elld under Gunnare konge, enn hann thorde ad rida, og tharf honum ej hugar ad frya. Brynhilldur svarar: diljunst ej vid, eg hygg Grimhillde modur thina ej vel. Gudrun svarar: amæl henne ej, thvi henne er til thin so, sem dottur sinnar. — Diljunst ej vid, hun er upphaf alls ills, er oss bitur: hun bar Sigurde grimt ol, so ej munde hann mig. Margt rangt ord mælir thu, sagde Godrun, og mikil lyge er slikt. Brynhilldur svarar: niote thier svo Sigurdur, sem thier hafid oss ej svikid, thad er ydart, sem villde, maklegt, og geinge ydur, sem eg hygg. Gudrun svarar: betur mun eg niota, enn thu munt vilja, og einginn gat thess, ad hann ætte ofgott vid mig nie eitt sinn. Brynhilldur svarar: illa mæler thu, og er af thier rennur muntu idrast, og hendum ei heiptyrde. Gudrun svarar: thu kastader fyrre heiptyrdum a mig, lætur thu mier, sem muner thu bæta, enn tho byr grimt under. Leggium nidur onitt hial, sagdi Brynhilldur, eg sagde leingur yfer minum harme, er mier bjo i brioste; enn eg ann thinum brodur ad einu; og tokum annad tal. Gudrun svarar: langt sier hugur thinn af framm. Og thar af steudur mikill ofagnadur, er thær geingu a aana, og er hun thekte hringinn, og thar af vard theirra vidræda.

XXXVIII. Cap.

Harmur Brynhilldar Budla dottur.

Nu er thad til ad taka, ad Brynhilldur legst i reckiu, koma thesse tidende fyrer Gunnar kong, ad Brynhilldur sie siuk. Hann hittar hana og spyr, hvad henne sie; enn hun svarar ongvo, og liggur, sem daud. Og er hann lejtar eptir fast, seigir hun: hvad giorder thu af hring theim, er eg sellda thier, er Budle kongur gaf mier ad efsta skilnade, er thier Giuki kongur komud til hans, og hietud ad herja edur brenna, nema thier nædud mier? Sidann leidde hann mig a tal og spurde, hvorn eg kiore af theim komner ero; enn eg baudst til ad verja landid, og vera hofdinge yfer thridjunge lids; voru tha tveyr koster fyrer hende, ad eg munde theim verda ad giptatt, er hann villde, ella vera fiarlaus og hans vinattu, kvad thio sine vinattu mier munde betur geigna, enn sina rejde. Tha huxadi eg mier, hvort eg skyllde hann vilja, eda drepa margann mann, og thottist vanfær ad threyta vid hann. Thar kom, ad eg hietunst theim, sem ride hestinum Grana med Fofnis arfe, og ride minn vafurloga, og dræpe tha menn, er eg kvæde a. Nu trejstist einginn ad rida, nema Sigurdur, hann rejd elldinn, thvi hann skorte ej hug, hann drap orminn, Reiginn og fimm konga adra, enn ej thu Gunnar, er thu folnader sem nar, og ertu einginn kongūr nie kappe. Thess streingda eg hejt hejma, ad eg munda theim einum unna, er agiætur er fæddur: enn thad er Sigurdur. Vid erum ejdrofa fyrer thad vier eigum hann ej, og fyrer thad skulum vier rada hans dauda, og eigum vier Grimhilldi illt launa, henne finst einginn kona huglausare nie verr. Gunnar svarar: morg flærdarord hefur thu haft, og ertu illudleg kona, er thu amæler theirre konu, er miog er um thig framm, og ej ynde hun verr sinu, enn thu giorir, edur kveldi dauda menn, og ongvann mirdir hun, og lifer vid lof. Brynhilldur svarar: ej hofum vier laun thing haft, nie odadir giort, og annad er vort edle, fusari væri eg ad drepa ydur. Sidann villdi hun Gunnar drepa, enn Hogne sette hana i fiotur. Gunnar sagde: ej vil eg hun bue i fiotrum. Hun svaradi: hirde eirn um thad, thvi alldrej fierdu mig glada i thinne holl, og ej drecka nie tefla, nie hugat mæla, nie gulle leggia god klæde, nie ydur rad gefa. Hun kvad sier thad mestann harm, ad hun fieck ej ejga Sigurd, settist upp og slo sin borda, so ad sundur gieck, og bad svo luka upp skemmudyrum, ad langa leid mætte heira harmatolur. Nu er harmur mikill ad hejra um allann bæginn. Gudrun spyr skemmumeyar sinar, thvi thær sieu so okatar edur hriggvar: edur hvad er ydur, edur thvi fari ther sem vitlausir menn, eda hvor undur eru hier ordinn hia ydur. Tha svarar hana ein, er Svefneland hiet: thetta er otima dagur, vor holl er full af harme. Tha sagdi Gudrun til sinnar vinkonu: stattu upp, vier hofum lejngi setid, vek Brynhildi, gaungum til borda og verum katar. Thad giore eg ej, sagde hun, ad vekia hana, edur vid hana mæla; og morg dægur drack hun ej miod nie vin, og hefur hun feingid Goda reide. Tha mællte Gudrun til Gunnars: gack ad hitta hana, seigir hun, og seig oss illa kunna hennar mejni. Thad er mier bannad, sagdi hann, ad hitta hana, edur hennar fie ad skipta. Enn tho fer hann ad hitta hana, og lejtar marga vega mals henda vid hana, og fær ej af henne svar. Nu geingur Gunnar a burt, hittir Hogna og bad hann tala vid hana. Hann giordi svo; og er svo buid um kvolldid. Annann dag epter, er hann (Sigurdur) kom af dyravejde, hitti hann Gudrunu og mællte: thann veg hefer fyrir mig borid, sem thetta mune til mikils koma, og mun Brynhilldur deya. Gudrun svarar: herra min, kinstur munu filgia henne, hun hefur nu sofid sjo dægur, svo ad eingin thordi ad vekia hana. Sigurdur svarar: ej hefur hun sofed, helldur hefur hun storræde med hondum vid ockur. Tha mællte Gudrun med grate: tkad er mikill harmur ad vita thinn bana; far helldur og finn hana, og vit, ef siatnar ofse hennar, gief henne gull, og mik svo hennar reida. Sigurdur gieck ad, og fann opinn salinn; hann hugdi hana sofa, og bra af henni klædum, og mællte: vaki thier, Brynhilldur, sol skin um allann bæinn, og er ærid sofid; hritt af thier harmi og tak glede. Hun mælte: hvorju sætir thin dirfd, fer thu er mig ad hitta, mier var einginn verre i thessum svikum. Sigurdur svarar: heillud ertu, thvi mæler thu ej vid mig, edur hvad angrar thig? Brynhilldur svarar: thier skal eg seigia mina reide. Sigurdur svarar: ef thu ætlar grimann minn hug vid thig, tha ertu afsinna; og er sa thinn madur, er thu kaust. Nej, seigir hun, ej rejd Gunnar elldinn til vor, og ej gallt hann mier ad munde felldan val. Eg undradist thann mann, er kom i minn sal, og thottist eg kenna ydar augu, og fieck eg tho ej vist skilid fyrer theirre huldu, sem la fyrer minne ohamingiu. Sigurdur svarar: ej erum vier gogvare menn, enn synner Giuka kongs, their drapu Dana kong, og mikinn hofdingia brodur Budla kongs.

Brynhilldur svarar: margt illt eigum vier theim upp ad inna, og minna oss a harma vora. Thu Sigurdur vanst orminn og reidst elldinn, enn ej syner Giuka kongs. Sigurdur svarar: ej verd eg thinn madur og varstu min kona, og gallt eg thier mund agiæts kongs. Brynhilldur svarar: ej sa eg svo Gunnar, ad min hûgur hlæ vid honum, og gram em eg vid hann, tho eg hylje fyrer odrum. Thad er ogurlegt, sagdi Sigurdur, ad unna ej slikum kongi; eda hvad angrar thig mest? mier sinist, sem hans ast sie thier gulli betri. Brynhilldur svarar: sar og mikill harmur er thad ad vita, ad eg fæ thvi ej til leidar komid, ad biturlegt sverd væri rodid i thinu blode. Sigurdur svarar: kvidi eg, ad thesu mune skamt ad bida, ad biturlegt sverd mûne stànda i minu hiarta, og ej muntu thvi verra bida, thvi thu munt ej epter lifa, munu og fair vorir lifdagar hiedann ifra. Brynhilldur svarar: ej standa thin ord af litlu fære, sidann thier svikud mig fra ollu inde, og ecke hirde eg um lifid. Sigurdur svarar: lif thu, og unn Gunnare konge og mier, og allt mitt fie vil eg tilgiefa, ad thu deyer ej. Brynhilldur svarar: ej vejstu giorla mitt edle, thu ber af ollum monnum, e thier hefur einginn kona ordid leidare, enn eg. Sigurdur svarar: annad er sannara, eg unni thier betur, enn mier, tho eg irde fyrer theim svikum, og ma thvi nu ecke bregda, thi avallt, tha eg gade mins geds, harmade mig thad, ad thu varst ej min kona, enn af mier bar eg, sem eg matte, tha er eg var i kongs holl, unda eg thvi tha, ad vier vorum oll samann; kan vera, thad verde og framm ad koma, sem fyrer er spad; og ecke skal thvi kvida. Brynhilldur svarar: afsman hefur thu ad sejgia, ad thig angrar minn harmur, enn nu faum vier ongva likn. Sigurdur svarar: giarnann villda eg, ad vid stigum a eirn bed, og værir thu min kona. Brynhilldur svarar: ecke er slikt ad mæla, og ej mun eg eiga tvo konga i eirnri holl, enn fyrr skal eg lif lata, enn eg sviki Gunnar kong. Og enn seigir hun: eg minnist nu a thad vid toludum a fiallinu, og sorum eida: enn nu er thvi ollu brugdid, og vil eg ej lifa. Munda eg thitt nafn, sagde Sigurdur, og ej kienda eg thig fyrr, enn thu var gipter, og er thetta hinn meste harmur. Tha mællte Brynhilldur: eg vann thann ejd, ad eiga thann mann, sem ridu minn vafurloga, enn thann eid villda eg hallda, edur deya eller. Helldur enn thu deyer, sagdi Sigurdur, vil eg thig eiga, enn fyrir lata Gudrunu. Enn svo thrutnudu hans sidur, ad sundur geingu hans brynju hringar. Ej vil eg thig, sagdi Brynhilldur, og ongvann anra. Tha gieck Sigurdur i burt. Svo seigir i Sigurdar kvæde:

Utgieck Sigurdur
Auspialle fra,
I holl lop tha
Og hnipnade,
Sva ad ganga nam,
Gunnar fusum,
Sundur ofbydur
Serkur jarn ofin,

Og er Sigurdur kom i hollina, spyr Gunnar, hvort han vite, hvor maltreigi hennar være, edur hvort hun hefde mal sitt. Sigurdur kvad, hana mæla meiga. Nu fer Gunnar ad hitta hana annad sinn, og spyr, hvorju giegnde hennar minn, edur hvort nockur bot munde thar til liggia. Eg vil ej lifa, sagde Brynhilldur, thvi Sigurdur hefur mig vætt, og ej sidur thig, thar thu liest hann fara i mina sæug. Nu vil eg ej tvo menn eiga i einni holl: og thetta skal vera bane Sigurdar, eda thinn, eda minn; thvi hann hefur thad allt sagt Gudrunu, enn hun brixlar mier.

XXXIX. Cap.

Guttormur drepur Sigurd.

Nu geingur Brynhilldur ut, og sest under skiemmuvegg sinn, og hafdi margar harmatolur, kvad sier allt leitt, haudur, land og rike, er hun atti ej Sigurd. Og nu kom enn Gunnar til hennar. Brynhilldur sagde: thu skallt bædi missa rikid, lifid og mig, og skal eg fara heim til frænda minna, og sitja thar hrigg, nema thu drepir Sigurd og son hans; al ej upp ulfs hvelpinn. Gunnar vard miog reidur og hugsiukur, og thottest ej vita, hvad heilla la til alls. Hann var i ejdum vid Sigurd kong, og liek ymist i hug, thotte tho mest svivirding, ef konann geingi fra honum. Gunnar svarade: Brynhilldur er mier ollu betri, og fegurst er hun allra kvenna, og fyr skal eg lif lata, enn tina hennar ast. Hann kallar fyrer sig Hogna brodur sinn, og sagdi svo til hans: fyrer mig er komid vandræde mikid, og vil eg drepa Sigurd, kvad hann hafa velkt sig i trigd; radum vid tha gullinu og ollum radum i rikinu. Hogni svarar: ecke somer oss særinn ad riufa med ofride; er oss og mikid traust ad honum, eru oss ongvir kongar jafnir, ef sa Hynski kongur lifir, og slikann mag faum vier alldrej og higg eg, hvorju gott være, ef vier ættum slikann mag og sistur sonu. Nu sie eg af hvorju stendur thetta, tha hefur Brynhilldur vakid, og hennar rad koma oss i mikla svivirding og skada. Gunnar seigir, Sigurd deya skule: eda eg mun deya ella. Og bidur hann nu Brynhillde upp standa og vera kata. Hun stod upp, og seigir tho, ad Gunnar mun ej koma fyrr i sina reckiu, enn thetta er frammkomid. Nu rædast their vid brædur. Gunnar seigir, ad thetta er gilld banasok, ad hafa tekid meydom hennar Brynhilldar: og eggium Guttorm ad giora thetta verk; og kalla hann til sin, og bioda honum gull og mikjd rike, ad vinna thetta verk. Og their toku orm eirn, og af vargs hollde, og lietu sjoda, og gafu honum at eta; sem Skalldid kvad:

Svidu fisk vidhar
Toku vitnis hræ
Skiptho summir
Goll Guttormi,
Gafu gera hollt,
Vith mungate,
Ok marga hute
Adra i dyltho

Vid thessa fædu vard hann svo æfur og agiarn, og vid fortolur Brynhilldar, ad hann hiet ad giora thetta verk. Their hjetu honum mikillre sæmd i mote. Sigurdur visse ecke von thessa vielrædis; mætte hann og ej vid skopum vinna, nie sinu alldurlage. Sigurdur visse sig og ecke viela verdann fra theim. Guttormur gieck inn ad Sigurde um morguninn, er hann hvildi i reckiu sinne; og er hann lejt vid honum, thorde Guttormur ei ad veita honum tilræde, og hvarf ut aptur. Og svo for i annad sinn: augu Sigurdar voru svo snor, ad eiginn thorde gegn ad sia. Thridja sinn gieck Guttormur inn, og var Sigurdur thar sofnadur; Guttormur ber tha sverdid og leggur a Sigurd, so ad blodrefillin stod a dynunne under honum. Sigurdur vaknade vid sarid, enn Guttormur gieck ut til dyra, tha tok Sigurdur sverdid Gram, og kastar eptir honum, og kom a bakid, og tok i sundur, fiell annan veg fota hlutur, og annan veg hofudid og hendurnar aptur i skemmuna. Gudrun var sofnud i fadme Sigurdar, enn vaknade vid svo oumrædeligann harm, er hun flaut i hans blode, svo og kvejnadi hun med grate og harmtolum, ad Sigurdur rejs upp og mællte: grat eigi, sagdi hann, thiner brædur lifa thier til gamans; enn ungann son a eg, sem ej kunna ad varast, og illa hafa their sinum hlut sied, og ej fa their sier likara mag a rida i hernad med sier, ne systerson, ef sa nædi varast. Nu er thad frammkomid, er fyrer laungu er spad, og vier hofum dulist vid; enn eiginn ma vid skopum vinna. Enn thessu velldur Brynhilldur, er mier ann um hvorn mann framm; og thad ma eg sverja, ad Gunnare giorda eg alldrej mein, og thyrmda eg ockrum eidum, og ej var eg mikill vinur hans konu. Og ef eg hefde vitad thetta fyrer, og stiga eg a mina fætur med min vopn, tha skylldu margir tina sina life, adur enn eg fielle, og aller their brædur drepner. Og torvelldra munde theim ad drepa mig, enn hinn mesta vighund edur villigollt. Konqurinn liet nu lif sitt, enn Gudrun blies mædilega ondinne. Thad heirdi Brynhilldur, og hlo, er hun heyrde hennar andvarp. Tha mællte Gunnar: ej hlær thu af thvi, ad thier sje gledo um hiartarætur; edur thvi hafnar thu thinum lit? eda ertu feig? og einginn væri maklegri ad sia, enn Atla kong drepinn fyrer augum thier, og ætter thu thar yfer ad standa; nu verdum vier ad sitja yfer mage vorum og brodur bana. Hun svarar: einginn frir, ad ej sie fullveigid; enn Atle kongur hirder ej um hot ydar og reide, og hann mun ydur leingur lifa og hafa mejra valld. Hogni svarar: nu er thad frammkomid, sem Brynhilldur spade, og thetta hid illa verk, er vier faum alldrej bætt. Gudrun svarar: frendur miner hafa drepid minn mann; nu munu thier rida i hernad fyrst, og er thier komit til bardaga, tha munu thier finna, ad Sigurdur er ej a adra hond ydar, og muna thier tha sia, ad Sigurdur var ydar giæfa og styrkur; og ef hann ætte sier slika sonu, mættu thier styrkjast vid hans alkvæme og frændur.

Nu thottist einginn kunnà ad sia, ad Brynhilldur beidde thess hlægiande, edur hun harmadi ethur grieti; og nú mællte hun: thad dreymde mig, Gunnar, ad eg ætte kallda sæng, enn thu rider i hond ovinum thinum; og oll ætt ydar mun illa fara, er thier erud ejdrofar, og mundir thu thad oglogt, er thid blondudud blode samann, Sigurdur og thu, er thu liest drepa hann; og hetur thu honum allt illt launad, thad er hann giorde vel til thin, og liet thig fremstann vera; og tha hann kom til vor, hvad trulega hann hiellt sina eida, tha hann lagdi mille ockar thad snarpa sverd, er i eitri var hert. Og snemma riedu thier til saka vid hann og mig, tha er eg var heima med fodur minum, og hafda eg allt thad eg villde, og ætladi eg ongvan ydar skylldu minn verda, tha er thier ridud thar ad gardi thrir kongar. Sidann leiddi Atle mig a tal, og spurde mig, ef eg villde thann eiga, sem ridi Grana. Sa var ydur ecke likur, og tha hjetunst eg syne Sigmundar kongs, enn ongvum odrum; og ej mun ydur farast, tho eg deye. Tha rejs Gunnar upp og lagde hendur um hals henne og bad, ad hun skyllde thiggia fie og lifa; og allir adrir lottu hann ad deya: enn hun hratt hvorjum fra sier, er ad henne kom, og kvad ej tia munda ad letja hana thess, er hun ætlade. Sidann hiet Gunnar a Hogna, spyr hann rada, og bad hann tilfara, og vita, ef hann feinge mikt skaplynde hennar; og kvad, nu ærna thorf vera a hondum, ef sefas mætti hennar harmur, thar til fra lide. Hogni svarar: letje einginn hana ad deya, thvi hun verdur oss alldrej ad gagne, og ongvum manne, sidann hun kom hingad. Nu bad hun taka mikid gull, og bad thar koma alla tha, er ſie villdu thiggia. Sidann tok hun eitt sverd og lagde under hond sier, og hneig upp vid dynur og mællte: take hier nu gull, hvor ed thiggia vill. Allir thogdu; Brynhilldur mællte: thiggid nu gullid, og niotid vel. Enn sagde Brynhilldur til Gunnars: nu mun eg seigia thier litla stund thad er epter mun ganga: sættast munu thid Gudrun bratt med radum Grimhilldar hinnar fiolkunnugu. Dottur Sigurdar og Gudrunar mun heita Svanhilldur, er vænst mun fædd allra kvenna. Gudrun mun gefinn Atla ad sinum vilja. Oddrunu muntu vilju eiga, enn Atle mun thad banna. Tha munu thid eiga launfunde, og mun hun thier unna. Atle mun thig svikia og i ormagard setja. Og sidann mun hana storar barur bera til borgar Ionakurs kongs. Thar mun hun fæda agiæta sonu. Svanhilldur mun ur hauge send, og gipt Iormundrek konge; hana munu bita Bikka rad: og er tha farinn oll ætt ydar, og er Gudrunar harmur ad meire.

XL. Cap.

Lik Sigurdar og Brynhilldar brend a einu bale.

Nu bid eg thig Gunnar efstu bænar: lat giora bal mikid a sliettum velli, ollum oss, mier og Sigurdi, og theim, sem drepnir voru med honum; lat thar tiallda yfer med raudu mannablode, og lat mier brenna thar a adra hond thennann Hunska kong, enn a adra hond honum mina menn, tvo ad hofde, tvo ad fotum, og tvo hauka, tha er ad jafnade skipt. Latid thar amille ockar brugdid sverd, sem fyrr, er vid stigum i eina sæng, og heitum tha hion; og ej fellur honum tha hurd a hæla, ef eg fylge honum; og er leidsla tha ej aumleg, ef honum fylgia ambatter fimm, og atta thionar, er fader minn gaf mier, og thar brenna, og their ed drepnir voru med Sigurde. Og fleira munda eg mæla, ef eg væri ecke sar; enn nu thistir ondinn, enn sorid opnast; og sagde eg tho satt. Nu er buid um lik Sigurdar ad fornum sid, og er giord mikid bal, og er thad er miog kint, tha var thar lagt ofann til lik Sigurdar Fofnis bana, og sonar hans thrie veturs, er Brynhilldur liet drepa, og Guttorms. Og er balid var allt loganda, giek Brynhilldur thar a ut, og mællte vid skemmu meyar sinar, ad thær tæke gull, thad er hun villdi gefa theim. Og epter thetta deyr Brynhilldur, og brann thar med Sigurde: og lauk svo theirra æfe.

XLI. Cap.

Atle kongur eignast Gudrunu.

Nu seigir thad, hvor er thesse tidinde hejrir, ad einginn madur mune thvilikur eptir i veolldunne, og alldrej mun borinn slikur madur, sem Sigurdur var fyrer hvors vetna saker; og hans nafn mun alldrej firnast i Thiskre tungu og a Nordurlondum, medann heimurinn stendur. Thad er sagt, ein hvorn dag, tha er Gundrun sat i skemmu sinne, tha mællte hun: betra var tha lif, er eg atte Sigurd; svo bar hann af ollum monnum, sem gull af jarne, edur laukur af odrum grosum, edur hiortur af odrum dyrum, uns brædur minir fyrermunudu mier sliks mans, er odrum var fremre; ej mattu their sofa, fyrr enn their drapu hann. Mikinn gny giorde Grane tha, er hann sa sarann sinn lanardrottinn; sidann rædda eg vid hann, sem vid mann, enn hann hnipti i jordina, og visse, ad Sigurdur var daudur. Sidann hvarf Gudrun a skoga, og heyrde alla vega fra sier varga thyt, og thotte tha blidare ad deya, enn lifa. Gudrun for, uns hun kom til Hialfreks kongs, og sat thar med Thoru, Hakunnar dottur, i Danmork sio misseri, og var thar i miklum fagnade, og slo borda yfer henne, og skrifadi thar a morg storvirke og fagra leika, er tidir voru i thann tima: sverd og brinjur, og allann kongsbunad, skip Sigmundar kongs, er skridu fyrer land framm, og barattur thær, er their bordust, Sigmundur og Siggeir, a Frone sudur. Slikt var theirra gaman, og huggadist Gudrun mikid harms sins. Nu spyr Grimhilldur, hvar Gudrun er nidur kominn, hejmter a tal sonu sina, og spyr, hvorninn their vilja bæta Gudrunu son sinn og mann, kvad theim thad skyllt. Gunnar kvadst vilja gefa henne gull, og bæta henne svo harma sina; senda epter vinum sinum, og bua hesta fina, hialma skyoldu, sverd og brinjur, og allskonar herklæde; og var thesse ferd buinn hid kurteisasta, og einginn sa kappa, er mikill var, sat nu heima. Hestar theirra voru brynjader, og hvor riddari hafde gyltann hialm. Grimhilldur rædst i ferd med theim, og seigir theirra erinde svo framt fullgiort verda, ad hun sæte ej heima. Their hofdu alls fim hundrad manna, their hofdu agiæta menn med sier. Thar var Valldimar af Danmork, og Eimur, og Iarisleifur. Their geingu inn i holl Hialfreks kongs, thar voru Langbardar, og tha Franskir og Saxar, their foru med ollum herbunade, og hofdu yfer ser latha rauda, sem kvedid er:

Stuttar brynjur,
Steypta hialma,
Skalmum gyrder
Og hofdu skarar jarpar.

Their villdu velja sistur sinne godar giafer, og mælltu vel vid hana; enn hun trude ongvum theirra. Sidann færdi Gunnar henne meinsamlegann drick, og vard hun vid a taka, og munde sidan ongvar saker. Sa drickur var blandenn med urdarmagne, og sæ, og dreyra sonar hennar, og i thvi horne voru ristner hvorskins stafer, og rodnir med blode, er hier seigir:

Voru i thvi horne
Hvorskins stafer
Ristner od roduer,
Lingfisk langer
Landa Haddinga,
Ax uskorid,
Innleidir dyra;

Veru i theim bjore
Bol morg samann,
Urt alls vidar,
Og akarnin brunnin,
Umdogg arins,
Idar blotnar,
Svinslifur sodinn,
Thvi ad sakar deyfde.

Og eptir thad er vilje theirra kom saman, giordist fagnadur mikill. Tha mællte Grimhilldur, er hun fann Gudrunu: vel verde thier, dotter, eg gief thier gull og allskonar gripe ad thiggia eptir thinn fedur, dyrlega hringa og arsal Hinskar meya theirra, er kurteisastar eru, tha er their bættur thinn madur. Sidann skal gipta thig Atla konge hinum rika, tha muntu rada hans aude; og lat ej frændur thina fyrer saker eins mans, og gior helldur, sem vier bidjum. Gudrun svarar: alldrej vill eg eiga Atla kong, og ej somir ockar ætt samann ad auka. Grimhilldur svarar: ej skalltu nu a heypt hyggia, og lat, sem life Sigmundur og Sigurdur, ef thu att sonu vid Atla konge. Gudrun svarar: ej ma eg af honum higgia, thvi hann var ollum fremre. Grimhilldur svarar: thennan kong mun thier skapad ad eiga, enn ongvann ella. Gudrun svarar: biode thier mier thann kong, er illt eitt mun af standa thessare ætt, og mun hann sonu sina illu beita, og thar eptir mun honum grimt heimt verda. Grimhilldur svarar, og vard ill vid hennar fortolur; gior, sem vær bejdum, og muntu thar fyrer taka mikinn metnad og vinattu vora, og thessa stade er svo heita, Vinbiorg og Valbiorg. Hennar ord stodust svo mikid, ad thetta vard framm ad ganga: tho ad minum ovilja; og mun thad litt til indis, helldur til harma. Sidann stiga their a hesta sina, og eru konur theirra settar i vagna, og foru so fiora daga a hestum, enn adra fiora a skipum, og ena thridju fiora enn landveg, thar til er their komu ad eirnre harre holl. Henne gieck thar i mote mikid fiolmenne, og var thar buinn agiætleg veitsla, sem adur hofdu ord i mille farid, og for hun framm med mikillri sæmd og pryde. Ad thessari veitslu dreckur Atle kongur brudkaup sitt til Gudrunar; enn alldrej giordi hugur hennar vid honum hlæja, og med litillri blidu var theirra samvista.

XLII. Cap.

Draumar Atla kongs og sendifor epter Giukungum.

Nu er thad sagt, ein hvorja nott, ad Atle kongur vaknar ur svefne, mælte hann vid Gudrunu: thad drejmdi mig, sagde hann, ad thu lagder a mig sverde. Gudrun ried drauminn, og kvad thad fyrer elldе, er jarn drejmdi: og dul thesse, er thu ætlar thig ollum fremri. Atle mællte: enn drejmde mig, sem hier væri voxner tvejr rejrtejnar, og villda eg alldrej skedja; sidann voru their rifnir upp med rotum, og rodnir i blodi, og bornir a becke, og bodnir ykur ad eta. Enn drejmde mig, ad haukar tveyr flygi mier af hende, og voru braudlauser, og foru til heljar, thottu mier theirra hjarta vid hunang blandod, og thottumst eg eta. Sidann thotte mjer, sem hvolpar fagrir lægi fyrer mier, og gullu vid hatt, og at eg hræ theirra ad minum ovilja. Gudrun svarar: ej eru draumar goder, enn epter mun ganga: syner thiner munu vera feigir, og margir hluter thunger munu oss ad hendi koma. Thess drejmdi mig enn, sagde han, ad eg lægi i badi, og væri radinn bani minn. Nu lidur thetta, og er theirra samvista faleg. Atle kongur ihugar nu, hvor nidur muni komid thad mikla gull, er att hafde Sigurdur; enn thad vejt Gunnar kongur og their brædur. Atle var mikill kongur, rikur og fiolmennur, giorir nu rad vid sina menn, hvorsu med skal fara; hann veit, ad their Gunnar og Hogne eigu miklu meira fie, enn neiner menn meigi vid tha jafnast. Tekur nu thad rad, ad senda menn til theirra brædra og bjoda theim til veitslu, og sæma tha morgum hlutum. Sa madur var fyrer theim, er Vingi var nefndur. Drottning vejt theirra einmæle, og vonar, ad vielræde vid brædur sina mundu hier med fylgia. Gudrun ristir nu runir, og hun tok eirn gullhring og knytir i vargshar, og fær thetta i hendur sendimanni kongs. Sidann foru their epter kongsbode, og adur their stigu a land, sa Vinge runirnar, og risti a adra leid, og snere, ad Gudrun fyste i rununum, ad their kiæmi a hans fund. Sidann koma their til hallar Gunnars kongs, og var vid theim glordir storelldar, og sidann drucku their med glede hinn besta dryck. Tha mællti Vingi: Atle kongur sendi mig hingad, og villde, ad thid sæktud han heim med miklum soma. Hialma, skioldu, sverd og brynjur, gull og god klædi, herlid og hesta, og mikid lien vill hann gefa ydur, og yckur læst hann best unna sins rikis. Tha bra Gunnar hofdi, og mællte til Hogna: hvad skulum vier af thessu bode thiggia? hann bidur ockur ad thiggia mikid rike, enn ongva konga vejt eg eiga jafn mikid gull, sem ockur, thvi vid hofum gull thad allt, sem a Gnytaheide la, og eigum vier storar skemmur fullar af gulle og af hinum bestu hoggvopnum og alskonar herklædum. Veit eg minn hest inn bestann, og sverdid hvassast, og gullid agiætast Hogni svarar: undrast eg bod hans, thvi thad hefur hann ſialldann giort, og oradlegt mun vera ad fara a hans fund; og thad undrast eg, er eg sa gersemar thær, er Atle kongur sendi ockur, ad eg sa vargshare i knytt i eirn hring af gulle; og ma vera, ad Gudrunu thike, hann ulfs hug vid ockar hafa, og vilje hun ej, ad vid forum. Vingi syner honum nu runer thær, er hann kvad Gudrunu sent hafa. Nu gieck althyda ad sofa, enn their drucku vid nockra menn; tha gieck ad kona Hogna, er hiet Kostbera, kvenna fridust og leit a runernar. Kona Gunnars hjet Glaumvör, skorungur mikill. Thær skeinktu, thegar giordust their miog druckner. Thad finnur Vingi og mællti: ej er thvi ad lejna, Atle kongur er thungfær og gamaladur miog ad verja sitt rike, en syner hans unger og til einkiss færir: nu vill hann giefa ydur valld yfer rikinu, medann their eru so ungir, og ann ydur best ad niota. Nu var bæde, ad Gunnar var miog druckin, en bodid var mikid rike, matte og ej vid skopum vinna, heitir nu ferdinne, og seigir Hogna brodur sinum. Hann svarar: ydart atkvæde mun standa hliota, og fylgia mun eg thier, enn ofus em eg thessrar ferdar. Og er menn hofdu druckid, sem likade, foru their ad sofa; tok Kostbera til ad lita a runirnar, og inte stafina, og sa, annad var a rist, enn undir var, og villtar voru runernar; hun fieck tho skilid af vitsku sinne. Eptir thad for hun til reckiu hia bonda sinum; og er thaug voknudu, sagdi hun til Hogna: heima ætlar thu, og er thad uradligt, far helldur i annad sinn, ej muntu vera gloggryndur, ef thier thiker, sem hun hafe bodid thier i thetta sinn, hun syster thin: eg ried runernar, og undradest eg um so vitra konu, er hun hefur villt ristid; enn svo er under, sem bane ydar ligge a, enn thar var annad hvort, ad henni var vant sialfre, ella hafa adrir villt. Og nu skalltu heyra drauma mina.

XLIII. Cap.

Kostbera seiger Hogna drauma sina.

Thad drejmde mig, ad mier thotte hier fallin inn vatnsfall, edur aa harla straung, og bryti upp stockana i hollinne. Hann svarar: thier erud opt illvergar, og a eg ecke skap til thess, ad fara illa i mot vid menn, nema thad sie maklegt; mun hann oss vel fagna. Hun svarar: thier munud rejna, enn ej mun vinatta fylgia bodinu. Og enn drejmde mig, ad a onnur fiel hier inn, og thyte grimmlega, og bryti upp alla palla i hollinne, einninn bryti fætur ykar brædra; og mun thad thida nockud. Hann svarar: thar mun renna akrar, er thu hugder ana, og er vier geingum akurinn, nemo storar agnir opt fætur vorar. — Tha drejmdi mig, ad blæja thin brinne, og hryti elldurinn upp af hollinne. Hann svarar: eg vejt giorla, hvad thad er, klædi vor liggja hier litrend, og muntu thaug thar brenna, er thu hugder blægiuna. Biorn hugda eg hier innkominn, seiger hun, og braut upp kongs hasætid, og hryste svo hrammana, ad vier urdum oll hrædd, og hafde osss oll sier i munni, svo ei mattum vier oss neit, og stod thar af mikil ogn. Hann svarar: thar mun koma vedur mikid, er thu ætlader hvita biorn. Orn thotte mier hier innkoma, seigir hun, eptir hollinne, og drejfdi mannablode um oss oll; og mun thad illt vita, thvi mier thotte, sem thad væri hamur Atlakongs. — Opt slatrum vier oruglega, og hoggvum stor naut oss ad gamne; og er thad fyrer yxn, er orn drejmir: og mun heill hugur Atla vid oss. Og nu hætta thaug thessu tale.

XLIV. Cap.

Ferd Giukunga til Atla kongs.

Nu er ad seigia fra Gunnare, ad thar er sama dæmi, er thaug vakna, ad Glaumvør, kona Gunnars, seger drauma sina marga, er henne thottu likleigir til svika, enn Gunnar rædur alla thar i moti. Thesse var eirn af theim, seiger hun, ad mier thotti blodugt sverd borid i hollina hier, og vartu sverdi lagdur i giegnum, og emjudu ulfar ad badum endum sverdsins. Gunnar svarar: smaer hundar vilja oss thar bita, og er opt hondagiall fyrer vopnum med blode litudum. Hun mællti: enn thottu mier hier innkoma konur, og voru dapurlegar, og tho kiosa sier till mans; ma vera, ad thinar Disir hafe thad verid. Hann svarar: vant giorist nu ad rada, og ma ej fordast edur fyrerkomast sitt alldurlag, en olikt er, ad vier verdum skamærir. Og um morguninn spretta their upp og vilja rejsa, enn adrir lottu. Sidann mællte Gunnar vid thann mann, er Fiorner hiet: statt upp, og gef oss ad drecka af storum konnum gott vin, thvi ad verda ma, ad thetta sie vor sidasta veitsla; og nu mun hinn gamle ulfurinn komast ad gullinu, ef vier deijum, og sa biorninn mun ej spara ad bita sinum vigtonnum. Sidann lejdi lidid tha ut med grate. Son Hogna mællte: farid vel og hafid godann tima. Epter var mejre hlutur lids theirra, Solar og Gnæfer, syner Havars, og eirn kappe mikill, er Orkningur hiet, hann var broder Beru. Folk fylgdi theim til skipa, og lottu aller tha ferdarinnar, enn thad tiade ej. Tha mællte Glaumvor: Vingi, seigir hun, mejri von er, ad mikil ohamingia stande af thinne komu; og munu stor tidinde giorast yfer theim. Hann svarar: thad sver eg, ad eg lyg ecke, og mig take har galge og aller gramer, ef eg lyg nockurt ord. Og litt eyrdi hann sier i slikum ordum. Tha mællte Bera: farid vel og med godum tima. Hogne svarar: verid katar, hvorsu sem med oss fer. Thar skiljast thaug med sinum fortolum. Sidann reru their so fast og af miklu afle, ad kjolurinn gieck undann skipinu nærre halfur. Their knudu fast arar med so storum bakfollum, ad brotnudu hlummar, og er their komu ad lande, festu their ej skip sin. Sidann ridu their sinum agiæta hestum myrkvann skog um hrid. Nu sia their kongs herinn thangad rida, heyra their mikinn guy og vopnabrak, og sia thar manfiolda og mikinn vidur bunad, er their hofdu, og oll borgarhlid voru full of monnum. Their rida ad borginne, og var hun læst. Hogne braut upp hlidid, og rida nu i borgina. Vinge mællte tha: thetta mættir thu vel giort hafa, og bidid nu hier a medann eg sæke ydur galgatrie; og eg bad ydur med blidu hier koma, enn flatt bjo under, nu mun skamt ad bida, adur thier munud upfester. Hogne svarar: ej munum vier fyrer thad vegia, og litt lugg eg vier briskum, thar menn skylldu berjast, og ej tiaer thier oss ad hræda, og thad mun thier illa gefast. Hrundu honum sidann, og bordu hann ortvarhomrum til bana.

XLV. Cap.

Atle kongur berst vid Giukunga.

Their rida nu til kongs hollenne. Atle kongur skipar lide sinu til orustu, og svo vikust fylkingar, ad gardur mikill var i millum theirra. Verid velkomner med oss, sagdi Atle, og faid mier gull thad ed mikla, er vier erum tilkomner, thad fie, er Sigurdur atti, enn Gudrun a nu. Gunnar svarar: alldrej fær thu thad fie, og dugande menn munu thier hier fyrer hitta, adur vjer latum lifed, ef thjer biodid oss ofrid; kann vera, ad thu vejter thessa veitslu stormannlega, og af litillre ejmd vid orn og ulf. — Fyrer laungu halda eg mier i hug ad na ydru liefe fyrr enn gullinu, og launa ydur thad vesta nidingsverk, er thier svikud ydarn enn besta mag, og skal eg thess hefna. Hogne svarar: thad kemur ydur vel ad hallde, ad liggia leinge a thessu rade, enn erud tho ad ongvo buner. Nu slær i orustu harda, og er fyrst skothrid. Og nu koma fyrer Gudrunu tidindinn. Og er hun hejrdi thetta, verdur hun vidgneip, og kastar af sier skickjunni, epter thad gieck hun og hejlsadi theim, sem komner voru, og kyste brædur sina, og sinde theim ast; og thesse var theirra kvedja hin sidasta. Eg hafde rad tilsett, sagde hun, ad ej kiæmud thier hingad; enn einginn ma vid skopum sia edur vinna. Tha mællte Hogne: mun nockud tia ad lejta um sætter? Enn aller nejtudu thvi thverlega. Nu sier hun, ad sart er lejkid vid brædur hennar, og higgur nu a hardræde, fer i brinju og tekur sier sverd, og bardist med brædrum sinum, og gieck so framm, sem en hraustaste kappe edur kallmadur; og thad sogdu aller a eirn veg, ad varla sægi mejri voru, enn thar. Nu giorist mikid mannfall, og ber tho af framinganga theirra brædra. Orustan stendur nu leinge allt fram um midjann dag, Gunnar og Hogne geingu framm igegnum fylkingar Atla kongs; og svo er sagt, ad allur vollur flaut i blode. Syner Hogna geingu nu hart framm. Atle kongur mællte: vier hofum lid mikid, og fritt, og stora kappa, enn nu eru margir af oss daudir, og eigum vier ydur illt ad launa, drepid tyu kappa mina, enn sex ejner eru epter, og verdur hvild a bardaganum. Tha mællte Atle kongur: fiorer vorum vier brædur, og em eg nu eirn epter. Og hlaut mikla mægd, og hugde eg mier mikinn frama thar af; konu atta eg væna og vitra, storlynda og harduduga, enn ej ma eg niota hennar vitsku, thvi ad sialldann vorum vid satt. Thier hafid nu drepid marga mina frændur, enn svikid mig fra rikenu og fienu, radid syster mina, og thad harmar mig mest. Hogne svarar: thvi getur thu sliks? thier brugdid fyrre fridi; thu tokst mina frændkonu, og svellter i hel, og mirer, og var thad ej konglegt. Og hlægilegt thiker mier, ad thu rifjar thinn harm; og Godunum vil eg thad thacka, ad thjer geingur illa.

XLVI. Cap.

Liflat Gunnars og Hogna.

Nu eggiar Atle kongur lidid ad giora harda sokn; berjast nu snarplegá, og sækia Giukungar ad svo fast, ad Atle kongur hrockur undann inn i hollina, og berjast nu inne, og var orustann all hord. Sa bardagi var med miklu mannspielle, og likur svo, ad fellur allt lid theirra brædra, svo ad their standa tveyr uppe, og for adur margur madur til heljar fyrer theirra vopnum. Nu er sokt ad Gunnare konge, og fyrer saker ofurefli s var hann hondum tekinn og i fiotra settur. Sidann bardist Hogne af mikillre hreyste og dreingskap, og fellde hina stærstu kappa Atla kongs tuttugu. Hann bratt morgum i thann elld, er thar var i hollinne; aller urdu a eitt satter, ad valla sæe slikann mann; enn tho vard hann ad liktum ofurlide borinn og hondum tekenn. Atle kongur mællte: mikil furda er thad, hvad margur madur hier hefur farist fyrer honum; nu skerid ur honum hjartad, og sie thad hans bane. Hogne svarar: gior, sem thier likar, og gladlega mun eg thess bida, er thier viljed giora; og thad muntu skilja, ad ej er hjarta mitt hrætt; og rejnt hefe eg fyrre harda hlute, og var eg giarn ad lida mannrauner, tha er eg var osar; enn nu erum vier miog sarer, og muntu enn rada vorum skiptum. Tha mællte radgiafe Atla kongs: sie eg betra rad, tokum helldur thrællinn Hialla, enn fordum Hogna; thræll thesse er skapadur til dauda, hann lifer ej svo leinge, ad hann sie ej dalegur. Thrællinn hejrir thetta, og æpte hatt, og hlejpur undan, hvort er honum thikir skiols von, kvadst illt hliota af ofride theirra, og kvedur, thann dag illann vera, er hann skal deya fra sinum godum kostum og svingeimslu. Their thrifu til hans og brugdu ad honum knife; hann æpte hatt, er hann kende oddsins. Tha mællte Hogne, sem faum er titt, tha i mannrauner koma, og arnade thrælnum lifs, og kvadst, ej vilja skrektun hejra, kvedur sier minna fyrer thikia ad fremja thennan leik. Thrællin var tha lauslatinn. Nu eru their baderi fiotur setter, Gunnar og Hogne. Tha mællte Atle kongur til Gunnars kongs, ad hann skyllde sejgia til gullsins, ef hann vill lif thiggia. Hann svarar: fyr skal eg sia hjarta Hogna brodur mins blodugt. Og nu thrifu their thrælinn i annad sinn, og skaru ur honum hjartad, og baru fyrir Gunnar kong. Hann sagde: hjarta ma hjer sia ens blauda, og er olikt hjarta Hogna ens frækna, thvi nu skelfur miog, enn halfu minna, tha i brioste honum la. Nu geingu their epter eggiun Atla kongs ad Hogna, og skaru ur honum hjartad; og so var mikill throttur hans, ad hann hlo, a medann hann leid thessa kvol; og aller undrudust threk hans, og thad er sidan ad minnum haft. Their sindu Gunnari hjartad Hogna ens frækna, og er ulikt hjarta Hialla ens blauda, thvi nu hrærist litt, enn adur, medan i brioste honum la: og so muntu Atle lata thitt lif, sem nu latum vid; og nu veit eg eirn, hvar gullid er, og mun ej Hogne seigia thier. Mier liek i hug ymist, tha er vid lifdum bader, enn nu hefe eg einradid fyrer mier: skal nu Rin rada gullenu, fyrr enn hiner bere thad a hondum sier. Atle kongur svarar: færid abrott med bandingiann. Og so var giort. Gudrun kvedur nu menn med sier, og hittir Atla og mællti: gange thier nu illa, og eptir thvi, sem thier hielldud ord vid mig. Nu er Gunnar kongur settur i eirn ormagard, thar voru marger ormar fyrer, og voru hendur festbundnar. Gudrun sende honum horpu, enn hann sinde sina list, ad hann drap strejngina med tonnum, og liek so vel og afbragdslega, ad fair thottust hejrt hafa med hondum lejkid, og thar til liek hann thessa ithrott, ad aller sofnudu ormarner, nema ein nadra mikil og illeleg skrejd til hans, og grof inn sinum rana, thar til er hun hio hans hjarta: og thar liet hann lif sitt med mikillre hreyste.

XLVII. Cap.

Dauda Atla kongs og hans sona.

Atle kongur thottest nu hafa unnid mikinn sigur, og seigir Gudruna, svo sem med odru spotte, edur so sem hann helldist: mist hefur thu nu brædur thina, og velldur thu thvi sjalf. Hun svarar: vel likar thier nu, er thu liser vigum thessum fyrer mier, enn verda ma thu ydrist, tha er thu rejnir thad, er epter kemur; og so mun erfdinn leingst epter lifa, ad trua ecke grimdinne; og mun thier ecke verr ganga, a medann eg life. Han svarar: vær skulum nu giora oss satta, og vil eg bæta thier brædur thina med gulle og dirum gripum epter thinum vilja. Hun svarar: lejnge hefe eg ej verid hæg vidureignar, og matte umhræfa, medann Hogne lifde; muntu og alldrej bæta mier brædur mina, so sem ad mier hugne; enn opt verdum vier konurnar radebornar af ydru vallde. Nu eru miner brædur aller dauder, og muntu nu eirn vid mig rada. Nu mun eg thann kost upptaka, og latum nu giora mikla veitslu, vil eg nu erfa brædur mina, og so thina frændur. Giorer hun sig nu kata, og blida i orde, enn tho var samt under raun. Hann var og allhlidinn og trude a hennar ord, er hun giorde sier litt umrædur. Gudrun giorir nu erfe epter sina brædur, og so Atle kongur epter sina menn; og thesse veitsla var vid mikla svejpan. Nu hyggur Gudrun a harma sina, og situr um thad ad vejta konge nockra mikla skomm; og um kvolldid tok hun sonu theirra Atla kongs, er their lieku vid stocke. Sveinarner glupnudu, og spurdu, hvad their skylldu. Hun svarar: bana skal yckar badum. Their svara: rada muntu bornum thinum, sem thu villt, thad mun einginn banna thier; enn thier er skomm i ad giora thetta. Sidann skar hun tha a hals. Kongur spurde epter, hvar syner hennar væri. Hun svarar: eg mun thad seigia thier, og gledja thitt hjarta; thu vakter vid oss mikinn harm, tha er thu drapst brædur mina, nu skalltu hejra rædu mina: thu hefur mist thina sonu, og eru theirra hausar hier ad bordkerum bader, og sialfur drackstu theirra blod vid vin blandad; sidann tok eg theirra hjortu og steikta eg a tein, enn thu atst. Atle kongur svarar: grimm ertu, er thu myrder sonu thina og gafst mier hold theirra ad eta, og skamt lætur thu ills a mille. Gudrun svarar: være minn villje ad giora thier miklar skammer, og verdur ej fullilla farid vid slikann kong. Kongur mællte: verr hefur thu giort, enn menn vite dæmi til, og er mikil ovitska i slikum hardrædum; og væri maklegr, ad thu værir a bale brend og barinn adur med griote til heljar, helder thu thad, tha er thu fer alejt. Hun svarar: thu sparar thad thier sialfum, enn eg mun hliota annann dauda. Thaug mæltust morg heiptarord. Hogne atte son epter, er Niflungur het, hann hafde mikla hejpt vid Atla kong; og sagde Gudrunu, ad hann villde hefna fodur sins. Hun tok thvi vel, og giora rad sin, og kvad hun med kappe, ef thvi irde til lejdar komid Og um kvelldid, er kongur hafde druckid, gieck hann til svefns; og er hann var solnadur, kom Gudrun thar, og sonur Hogna. Gudrun tok eitt sverd, og leggur fyrer briost Atla konge, vela thaug um.

bæde, Gudrun og son Hogna. Atle kongur vaknar vid sarid, og mællte: ej mun hier thurfa um ad binda, edur umbud ad vejta; edur hvor vejter mier thennan averka? Gudrun svarar: eg vèlld nockud um, enn sumu son Hogna. Atle kongur mællte: ej sæmdi thier thetta ad giora, tho ad nockur sok væri til, og varstu mier gipt ad frænda rade, og mund gallt eg vid thier thriatyu goda riddara og tuttuju sæmilegra meya og marga menn adra, og tha liestu thier ad hofe, nema thu rieder londum theim, er att hafde Budle kongur; og thina sværu liestu opt med grate sitja. Gudrun svarar: margt hefur thu mællt usatt, og ecke hirde eg thad, og opt var eg uhæg i minu skape, enn miklu jokstu a. Hier hefur værid mikil styrjolld opt i thinum garde, og bordust opt frændur og viner, og yfdist hvad um annad; og var tha betre æfe vor, tha er eg var med Sigurde: drapum konga, ræntum eigner theirra, og gafum grid theim er villdu, enn hofdingia geingu a hendur oſs, og lietum tha rikia, er villdu Sidann mistum vier hanns, ag var thad litid ad bera eckjunafn, enn thad harmar mig mest, er eg kom til thin, enn atte enn agiætasta kong, og alldrej komstu svo ur orustu, ad ej bærer thu minna hlut. Atle kongur svarar: ej er thad satt; og vid slikar fortolur batnar margra hluta theirra, er hofdu skardad. Gjor nu til min somasamlega, og lat bua um lik mitt agiætlega. Hun svarar: thad mun eg giora, ad lata giora thier veglegann gropt, og giora thier virduglega stejnthro, og vefja thig i fogrum dukum, og hyggia thier hvori thorf. Epter thad dejr hann; enn hun giorde, sem hun hjet. Sidann ljet hun sla elld i hollina, og er hirdinn vaknade vid ottan, tha villdu menn ej thola elldinn, og hiuggust sialfer, og feingu so bana. Lauk thar æfe Atla kongs og allrar hyrdar hans. Gudrun villde nu ej lifa eptir thessa verk; enn endadægur hennar var enn ej komid. Volsungar og Giukungar, seigia menn, ad verid hafe mester hofdingiar og rikismenn; og so finst i ollum fornkvædum. Nu stodvadist thesse ufridur med thessum hætte, ad lidnum thessum undra tidindum.

XLVIII. Cap.

Gudrun giptist Jonakur konge.

Gudrun atte dottur vid Sigurde, er Svanhilldur hiet, hun var allra kvenna vænst, og hafde snor augu, sem fader hennar, so ad faer menn thordu ad sia under hennar bryn. Hun bar svo of odrum konum um vænleik, sem sol af odrum himintunglum. Gudrun gieck eitt sinn til sævar, og tok griot i fang sier, og gieck a sæginn ut, og villde tapa sier; tha hofu hana storar barur framm epter sianum, og fluttist hun med theirra fulltynge, og komst umsider i borg Jonakurs kongs. Hann var rikur kongur og fiolmennur; hann fieck Gudrunar: theirra born voru their Hamther, Sorle, Erpur. Svanhilldur var thar upplædd.

XLIX. Cap.

Um konbæner Jormunreks kongs til Svanhilldar.

Iormunrekur hefur kongur hejtid, hann var rikur kongur i thann tima; hans son hiet Randver. Kongur heimter a tal son sinn, og mællte: thu skallt fara mina sendefor til Jonakurs kongs, og minn radgiafe, er Bicke heiter, thar er uppfædd Svanhilldur, dottur Sigurdar Fofnisbana, er eg veit fegursta mej under heims solu: hana villda eg hellst eiga, og hennar skalltu bidja til handa mier. Han svarar: skyllt er thad, herra, ad eg fare ydar sendefor; lætur nu bua ferd theirra sæmilega. Nu fara their, uns their koma a fund Jonakurs kongs, og sia Svanhillde, og thikir mikid umvert hennar fridleik. Randver heimti kong a tal og mællte: Jormunrekur kongur vill nu bjoda ydur mægi sitt; hefur hann spurt til Svanhildar, og vil hann kjosa hana sier til konu; og er usynt, ad hun sie giefenn rikara manne, enn hann er. Kongur seigir, ad thad sie virdelegt rad, og er han miog frægur. Gudrun svarar: liost er hamingiunne, ad eigi breste hun. Enn med fysing kongs, og med ollu thvi er a la, er thetta radid. Og for nu Svanhilldur til skips med virduglegu forunejte, og sat i lyptingu hia kongssyne. Tha mællte Bikke til Randvers: sæmlegt være thad, ad thier ættud so frida konu, enn ej so gamall madur. Honum fellur thad vel i skap, og mællte til hennar med blidu, og hvor til annars; koma heim i land, og hitta kong. Bikke mællte: thad er sæmelegt, herra, ad vita, hvad titt er um, tho vant sie upp ad bera; enn thad er umvelar thær, ad sonur thinn hefur feingid fulla ast Svanhilldar, og er hun hans fridla: og lat slikt ej ohefnt. Morg illrad hafde hann adur kent, og ad thetta bite fyrer, og hans rad ill. Kongur hlyddi hans morgum radum. Hann mællte, og matte ej stilla sig af reide, ad Randver skyllde taka og a galga festa. Og er hann var tilleidur galgans, tha tok hann hauk eirn, og plockade af honum allar fiadrirnar, ad sina skylldi fodur hans. Og er kongur sa, mællte hann: thar ma nu sia, ad honum thiker eg thann veg hniginn sæmdinni, sem haukurinn fiodrunum. Og bidur hann taka af galganum. Bikke hafde thar ummællt a medann, og var hann daudur. Enn mællte Bikke: ongvum manni attu verre ad vera, enn Svanhillde; lat hana deya med skomm. Kongur svarar: thad rad munum vier taka. Sidann var hun bundinn i borgarhlide, og hleypte hestum ad henne: enn er hun bra sundur augum, tha thordu ej hestarnar ad spora hanna. Og er Bikke sa thad, mællte hann, ad belg skyllde draga a hofud henne. Og svo var giort: enn sidan liet hun lif sitt.

L. Cap.

Gudrun eggiar sonu sina til hefnda epter Svanhillde.

Nu spyr Gudrun liflat Svanhilldar, mællti hun vid sonu sina: thvi sitje thier svo kyrrer, eda mælid glædeord, thar sem Jormunrekur kongur drap systir yckar og trad under hestafotum med mikillre svivirdingu? og hafi thid olikt skaplinde Gunnars edur Hogna: hefna mundu their sinnar frændkonu. Hamther svarar: litt lofadir thu Gunnar edur Hogna, tha er their drapu Sigurd, og thu varst rodinn i hans blode; og illar voru thinar brædra hefndir, er thu drapst sonu thina; og bætra mættum vier allersamann drepa Jormunrek kong, og ej munum vier standast friunarord thin, so hart sem vier erum eggiader. Gudrun svarar: vel verde yckur. Gieck hlægiandi, og gaf theim ad drecka af storum kerum; og thar epter valde hun theim storar brynjur og godar, og onnur herklædi. Tha mællte Hamther: hier munum vier skilja efsta sinne, og spyrja muntu tidindinn, og muntu tha erfe drecka eptir ockur og Svanhillde. Eptir thad foru their. Enn Gudrun gieck til skemmu harme aukinn, og sagde: thremur monnum var eg gipt, fyrst Sigurde Fotnersbana, og var hann svikinn, og var thad mier hinn meste harmur. Sidann var eg gipt Atla kongi, enn so var gramt mitt hjarta vid hann, ad eg drap sonu ockar i harme; sidann gieck eg a sæinn, og hof mig ad lande med barum, og var eg nu gefinn thessum konge. Sidann gipti eg Svanhillde af landi burt med miklu fie; og er mier thad sarast minna harma, ad hun var trodinn under hrossa fotum, epter Sigurd. Thad er mier grimmast, ad Gunnar var i ormgard settur; enn thad er hardast, er ur Hogna var hjartad skorid. Og betur være, ad Sigurdur kæme mier a mot og fare eg med honum. Hjer situr nu ej epter sonur nie dotter mig ad hugga. Minstu nu, Sigurdur, thess er vid mælltum, tha er vid stigum a eirn bed, ad thu munder min vitja, og ur helju bioda? Og likur thar hennar harmtolur.

LI. Cap.

Dande sona Gudrunar.

Nu er thad seigia fra sonum Gudrunar, ad hun hafde so buid theirra herklædi, ad tha bitu ej jarn; og hun bad tha ej skedja griote, nie odrum storum hlutum, og kvad theim thad meini munde verda, ef ej giordu their so. Og er their voru komner a hejd, finna their Erp brodur sinn, og spyrja, hvort hann munde vejta theim. Hann svarar: slikt, sem hond honde, edur fotur fæte. Theim thotte thad ej vera lidsemd stor, og drapu Erp Nu fara their leidar sinnar; og litla hrid adur Hamther rasade og stack nidur hende, mællte hann: Erpur mun satt hafa sagt, og munda eg falla nu, ef ej styddunst eg vid hendina. Litlu sidar rasar Sorle, og brast a fotinn, og mællte: falla munda eg, ef eg styddest ej a bada fætur. Kvaddust their nu illa hafa giort vid Erp brodur sinn. Foru their, uns their komu til Jormunreks kongs, geingu fyrer hann, og vejtu honum thegar tilræde. Hio Hamther af honum hendur badar, enn Sorle fætur bada. Tha mællte

Hamther: af mundi nu hofudid, ef Erpur lifde, brodur ockar, er vid vogum a leidinne; og saum vid thad ofsid, sem kvedid er. I thvi hofdu their afbrugdid radum modur sinnar, ad their hofdu griote skadat. Nu sækia menn ad theim; enn their vordust vel og drejngelega, og urdu morgum manni ad skada. Tha bitu ej jarn, tha kom ad eirn madur miog ellelegur med eitt auga, og mællte: ej eru their viser menn, er thier kunnid ej thessum monnum bana ad vejta. Kongur ansar: gef oss rad til, ef thu kannt. Hann mællte: thier skulud berja tha griote i hel. Og svo var giort, og fa flugu ur ollum attum stejnar ad theim, og vard theim thad ad alldurlægi.

Cap. LII.

Fra Hejmer og Aslaugu.

Hejmer i Hejmdolum spyr thesse tidinde, ad daudur er Sigurdur og Brynhilldur; enn Aslaug, dotter theirra, enn fostra Hejmers, var tha threvetur. Vejt han nu, ad epter mun lejtad, ad tina meyunne og allre ætt hennar; er honum so mikill harmur epter Brynhillde, ad hann giætti ej bus sins, nie fiar sier. Nu ad hann fær ej leint meyunne thar, lætur hann giora eina horpu svo mikla, ad thar liet hann meyuna Aslaugu i koma, og margar gersemar i gulle og silfre, og geingur a braut sidann vida um land; og um sider hingad i Nordurlond. Svo var harpa thesse haglega giort, ad hana matte taka sundur og saman ad fellingum, og var hann thvi vanur um daga, tha er hann for hia vatnsfollum, og hvorge i nand bæum, ad hann tok horpuna i sundur, og thvode meyunne. Og hann hafde ein lauk, og gaf henne ad eta; enn thad er lauks thess nattura, ad madur ma leinge lifa, tho ej hafe adra fædu. Og tha er meyann griet, slo hann horpuna, og thagnade hun tha; thvi Hejmir var vel ad ithrottum buinn, theim er tha voru tidar; hann hafde og morg klædi i horpunne og mikid gull. Og nu fer hann, uns hann kemur til Noreg til eins bæar litils, er heitir i Spangarhejde thar bio kall sa, er Ake hiet; hann atte eina liota kellingu, og hiet su Grima. Thar var ej flejra manna, enn thaug Thann dag var kallinn framm a skog, enn kelling var heima. Hun heilsar Hejmer, og spyr, hvad manna hann være. Hann kvadst vera eirn stafkall, og bad um hus. Hun sagdi, ad ej kiæme thar flejre, enn svo, ad hun kvadst munde taka vel vid honum, ef hann thikist thurfa thar ad vera. Hann sagdi, sier thætti thad mest beinabot, ad elldur væri kveiktur upp fyrer honum. Og sidann er honum fylgt til svefnhus, thar sem hann skyllde svefn hafa. Og tha er kelling hafde kvejkt elldinn, setur hann horpuna upp i sætid hia sier, enn kelling var odumleg og odamalug. Opt vard henne litid til horpunnar, fyrer thvi ad trefjur a einu dirlegu klæde kom ut ur horpunne; og er hann bakadist vid elldin, sa hun eirn dirlegan gullhring koma framm undan totrum hans, thvi ad hann var illa klæddur. Og er hann hafde bakast, sem han hafde thorf til, tha hafdi han nattverd. Enn epter thad bad kelling hann fylgia sier thangad, sem hann skylldi sofa um nottina. Tha sagde kelling, ad honum mun vera betur ute, enn inne: thvi vid kall minn erum nockud vid ofkioptug, er hann kemur heim. Hann bad hana rada, Ganga sidann ut, han tekur horpuna og hefur med ser. Kelling geingur thar til, er bigghlada ein er, og fylgir honum thar i, og mællte, hann skylldi thar umbuast, og kvadst thess vænta, ad hann munde thar niota svefns sins. Nu geingur kelling iburt, og annast um thad, er hun thurfte. Enn kallinn var modur, er hann kom heim, og illur vidurskiptis, er allt var ubuit, er hun skyllde um annast. Sagde kall, ad mikill væri munur sælu, er hann vann hvorn dag mejr, enn hann matte, enn hun væri svo orm og lejd, ad hun villde til einkis taka thad er gagn var ad. Ver ej reidur, kall minn, seigir hun, fyrer thvi ad thad kann nu skamma stund vera, ad thu tharf ad vinna, til thess vid erum sæl alla ockar æfe. Hvad er thad? sagde kall. Kelling svarar: hier er kominn til herbergis ockar ein okendur, og ætla eg, hann hafe allmikid fie med ad fara; og er hniginn a efra alldur, enn mun verid hafa hinn mest kappe, enn er nu tho mæddur miog, og ej thikist eg hans maka sied hafa, enn tho ætla eg hann sifjadann og miog dasadann. Tha sagde kall: thad sinist mier uradlegt, ad svikia tha eina fa, sem hier koma. Hun svarar: thvi muntu leinge litil fyrer thier, ad thier vex allt i augum; og gior nu annad hvort, ad thu drep hann, eda eg tek hann mier til manns, og munu vid reka thig til ulucku i burt. Og seigia kann eg thier tha rædu, ad hann mællte til samfara vid mig i giær kvollde, enn litid mun thier thikia um vert, tho hann hafe mælt kvensamlega vid mig, og vilad syfla mig thar sem tilhylur klædinn; og mun thad mitt sniallasta rad, ad taka hann mier til mans, enn reka thig i burt, edur drepa thig, ef thu villt ej eptir thvi giora, sem eg vill. Og er thad sagt, ad kall hafde konurike, og telur hun um thangad, til, ad hann lætu ad aëggian hennar, tekur öxe sina og snarbriner miog. Og er hann er buinn, fylgir kelling honum thar til, er Hejmer sefur, og var thar hrytur mikill. Tha mællte kelling til kalls, ad hann skyllde lata verda tilræde sem best, og skunda braut med hlaupe: thvi ej mattu standast op hans, nie hlaup, ef hann fær thig hondum tekid. Hun tekur horpuna og hleypur a burt med hana. Nu geingur kall til thar, er Hejmer sefur, hann hoggur til hans, og verdur thad mikid sar, og verdur honum laus oxin, hann hleypur nu thegar i burtu, sem hann matte hardast. Nu vaknar hann vid averkann, og vanst honum ad fullu; og thad er sagt, ad so mikill gnyr vard i hans fiorbrotum, ad undann geingu sulur i husinu, og ofan fiell husid allt, og vard mikill landskialfte: og liktar thar hans æfe. Nu kom thar kall, sem kelling var, og seigir, ad han hafde drepid han: og tho vard su otthid, ad eg visse ej, hvorninn fara munde; og thesse madur var furdu mikill fyrer sier: enn tho væntir mig, ad hann sie nu i helju. Kelling mællte, ad hann skyllde hafa thock fyrer verkid: og væntir mig, ad nu hofum vid ærid fie, og skulum vid rejna, hvort eg hefe satt sagt. Nu kveikia thaug elld, enn kelling tekur horpuna og villde uppkoma, og vard ej annars kostar, enn hun matte briota, thvi ad hun hafde ej hagleik til, og nu fær hun upp komid horpunne, og thar sier hun mejbarn, ad hun thottest ej slikt sied hafe; og tho var mikid fie i horpunne. Nu mælte kelling: thad mun nu verda, sem optar, ad illa mun gefast ad svikja thann, sem honum truer; sinist mier, sem kominn sie omegd a hendur ockur. Kall svarar: ej er thetta eptir thvi, sem eg ætla; enn tho skal ej um sakast. Og nu spyr hann, hvorrar ættar hun være; enn thesse unga mær svarade ongvo, so sem hun hefde aldrej mal unnid. Nu fer, sem mig vardi, ad ockart rad munde illa fara, seigir kall, vid hofum unnid glæp mikinn; hvad skulum vid sia fyrer barne thessu? Kelling svarar: eg sie gott rad til; vid skulum sejgia hana ockar dotter, og sidann uppfæda. Thvi mun einginn trua, sagde kall. Audvitad er thad, sagdi Grima; hun skal epter modur minne sællri heita Kraka. Thvi mun einginn trua, sagdi kall; miklu er barn thetta giorfuglegra, enn vid; thvi vid erum hrædelega ofrid, og svort, og svipill bæde hioninn; og munu einginn likinde a thikia, ad vid munum eiga thvilikt barn, so liot sem vid erum bæde. Nu mælte kelling: ej veistu, nema eg hafe nockur brogd, so thetta mætte ej orvænt thikia, ad vid munum ejga thvilikt barn; eg mun lata giora henne koll, og klina i tioru, og odru, er vænst er, ad sist kome har upp; hun skal hafa hatt slæmann og sidann, ej skal hun og vel klædd vera, mun tha samanndraga um yferlit; skie ma, ad menn true thvi, ad eg hafe verid kvenna vænst og dægilegust, tha eg var ung og heima i fodurgarde. Hun skal og vinna thad allra vest er. Thad hugdu thaug, Kall og kelling, ad hun mætte ej mæla, er hun svarade theim alldrej. Nu er thad giort, sem kelling hafde fyrer hugad; og vex Aslaug thar upp i miklu fatæki.

Ragnar Lodbroks Saga.

Sagan
af Ragnari Lothbrok
og sonum hanns.

I. Cap.

Fra lingormi Thoru Borgarhiorts.

Herraudur hiet jall rikur og agiætur a Gautlande, hann var kvongadur. Dottur hans hiet Thora, hun var allra kvenna fridast og kurteisast ad sier um alla hluti, thad er til handa ma bera, og betra er ad hafa, enn an ad vera. That var hennar kenningarnafn, ad hun var kollud Borgarhiortur, fyrer thvi, ad svo bar hun af ollum konum, sem hiortur af ollum dirum. Jallinn unni mikid dottur sinne; hann liet giora henne eina skemmu skamt fra hollu kongs, og var thad skemmunnar skidgardur. Thad lagdi jall i vanda sinn, ad senda dottur sinne hvern dag nockud til skemtunar, og thad mælte hann, ad thvi mundi hann frammhalda. Fra thvi er sagt, ad hann liet færa henne eirn litinn lingorm eirn dag, sem var akaflega fagur; og thesse ormur thotte henne godur, og liet hunn thvi i eitt eske, og bar under hann gull. Skamma stund er hann thar, adur enn hann ox mikid, og gullid under honum. Thar kemur hann hefur ei rum i eskinu, og liggur nu i hring um eskid utann; og thar kemur umsidir, ad ej hefur hann rum i skemmunne: og gullid ox under honum, sem ormurinn sialfur. Nu liggur hann utann um skemmuna, so ad samann tok spordur og hofud, og illur giordist hann vidureignar; og thorer einginn madur ad koma til skemmuni fyrer thessum orme, nema sa eirn, er honum færde fælslu; og tharf hann uxa i mal. Jarle thikir nu mikid mein ad thessu, og streingir thess heit, ad hann mun theim manne gefa sina dottur, hvad manna sem han er, ef ad bana yrdi orminum; og gull thad under honum er, skylde vera hennar heimann fylgia. Thesse tidindi spyrjast vida um lond; enn tho treystist einginn til ad rada fyrer thessum mikla orme.

II. Cap.

Fra Ragnare Lodbrok.

I thann tima riede fyrer Danmork Sigurdur Hringur, hann var rikur kongur, og var frægur ordinn af theirre orustu, er hann bardist vid Haralld Hildetonn a Bravelle, og fyrer honum fiel Haralldur: sem kunnugt er ordid um alla Nordur alfuheimsins. Sigurdur atte eirn son, er Ragnar hiet, hann var mikill vexte, vænn yferlitz og vel vite bo-

Univ. Bibl.

rinn, storlindur vid sina menn, enn gramur sinum ovinum. Thegar hann hafde alldur til, fieck hann sier fritt lid og morg herskip, og giordist hann hinn messte hermadur, so ad valla fæst hans like edur make. Hann spyr thetta, er Herraudur jall hefur ummælt, giefur hann ad ongvann gaum, og lætur, sem hann vite ei. Hann lætur giora sier fot med undarlegum hætti, thad eru fimm lodbrækur od lodkappa; og nu er giord eru, tha lætur hann thaug vella i bike, sidann herdir hann thaug. Thad er eitt hvort sumar, er hann helldur her sinum tid Gautlandz, og leggur skipe sinu i eirn leinivog, og var skamt thadann, er jall riede fyrer. Og er Ragnar hafde thar eina nott verid, vaknar hann snemma um morguninn, ris upp og tekur thesse enu somu vopn, og fot, er adur var fra sagt, og klædir sig theim, og tekur spiot mikid i hond sier, og geingur af skipunum eirnsaman, og thar er sandur var, og nu vellter hann sier i sandinum; og adur hann geingur i burt, tekur hann geirnaglann ur spiote sinu: og fer nu eirn til borgarhlidsins, sem jarl a fyrer ad rada, og kemur thar snemma dags, so ad aller menn voru i svefne. Nu stefner hann til skemmunnar; og er hann kemur i skidgardinn thar sem ormurinn var, og leggur til hans med spiote sinu, og tha kipper hann ad sier spiotinu. Annad sinn leggur hann til hans, thad lag kemur i hrigg ormsins, og nu vinst hann vid hart, svo ad spiotid gek af skaptinu; og verdur svo mikill gnyr i hans fiorbrotum, ad skemmann skelfur oll. Og nu snyr Ragnar a brott, tha kemur blod boge a millum herda honum; og thad sakar hann ecke, svo hlifa honum klædi thaug, er hann liet giora. Enn their i skemmunne voru, vakna vid gnyinn, og geingu ut a skemmunna. Nu sier Thora uppa einn mann mikinn fra skemmunne, og spyr hann ad nafne, edur hvorn hann vilie finna. Hann nam stadar, og kvad visu:

Hætt hef eg leifdu life,
Litfogur kona vitra,
Vo eg ad foldarfiske,
Fimtan gamall minn.
Hafa skal eg hol nema bite
Bradrekinn mier dauda,
Heidarlax til hiarta,
Hringleiginn vel smiuga.

Nu geingur hann a brott, og mælte ej fleira vid hana; enn spiotid stod i sarinu epter, enn hann hefur skaptid med sier. Nu er hun hafde thessa vysu heyrda, skildi hun bert, ad hann sagdi til um sitt erindi, og so hvad gamall hann var; og nu higgur hun ad fyrer sier, hvor hann munde vera, og thikist hun ej vita, hvort hann er menskur madur, edur ej, fyrer thvi henne thikir voxtur hans svo mikill vera, sem sagt er fra ovættum, a thann alldur, sem hann hafde. Snyr hun nu i skemmuna og sofnar. Og er menn komu ut um morguninn, verda menn thess varir, ad ormurinn var daudur, og hann var lagdur med miklu spioti, og thad stod i sarinu. Nu lætur jall thad i burtu taka thadann; og var thad svo mikid, ad faum var vopnthorft. Nu ihugar jarl, hvad hann hafe ummælt vid thann mann, sem orminum yrde ad bana; og thikist ej vita, hvort menskur madur velldur thessu, edur ej. Og rædst um vid vine sina og thottur, hvorsu hann skyllde eptirleita; og thikir a thvi likinde, ad sa mun epter grenslast ad thessu verdkaupe, er til hefur unnid. Thad rædur hun, ad lata kvedia things sem fiolmennast, og bioda, ad thangad skule aller koma, sem ej vilja hafa reidi jalls; og nockurs kostar meigi sækia thingstefnu, og ef sa er nockur, sem vidgeingur banasare ormsins, skal hafa thad spiotskapt thangad er fylgt spiotenu. Thetta list jalle vænlegt, og letur nu things kvedia. Og er ad theim deige kemur, er thingid skal vera, kemur jall og margir adrir hofdingar, svo thar verdur mikid fiolmenne.

III. Cap.

Ragnar fær Thoru Borgarhiorts.

Nu spyrst thetta til skipa Ragnars, ad thadann skamt var thing stefnt, og nu fer Ragnar frá skipum, nalega med allann her sinn til thingsins. Og er their koma thar, nema their stadar nockud fra odrum monnum; thvi Ragnar sier nu, ad komid er mikid fiolmenne, fra thvi sem vant var. Tha stendur upp jarl, kvedur sier hliods og mælte, bidur menn hafa thock, fyrir ad vel skipast vid hans ordsending; og seigir sithann atburd thann, sem ordinn er: fyrst fra thvi, hvorsu hann hafde ummælt vid thann mann, sem orminum yrde ad bana; sidann, ad ormurinn er nu daudur, og sa hefur latid standa epter spiotid i sarinu, er unnid hefur thetta frægdarverk; og ef sa er nu nockura thessu thinge, er hafe thad skapt, sem thessu spioti hlide, bere hann thad framm og sanne svo sogu sina: tha skal eg thad allt endu, er eg hefe ummælt, hvort sem er af meire stigum, edur minnum. Og likur hann svo sinu male, ad hann lætur bera spiotid fyrer hvorn mann, er a er thinginu; og bidur seigia, hvor sa sie, er vid thessu geingur, edur thad skapt hefur, er hier hæfer til. Nu er svo giort, og finst sa ei theirn, er thad skapt hefur. Nu er komid thar, sem Ragnar er, og synt honum spiotid; og geingur hann vid, ad hann mune eiga, og thar hæfde hvort odru, spiótid og skaptid. Nu thottust menn vita, ad hann munde hafa orminum ad bana ordid; og verdur hann af thessu verke harla miog frægur um alla verold. Og bidur hann nu Thoru, dottur jalls; og tekur hann thvi vel; og nu er hun honum gipt, og er feingid ad mikillre veitslu, med hinum bestu faungum i thvi rike. Ad thessare veitslu kvongast Ragnar; og er lokid var veitslunne, gieck Ragnar til rikis sins, og rædur thar fyrer; og ann mikid Thoru. Thaug eiga tvo sonu, og hiet sa elldre Eirekur, enn Agnar sa yngre, their voru miklir vexte og frider synum, miklu voru their sterkare, enn adrer menn flestir, er tha voru uppe, their numu allskins ithrotter. Thad var eitt hvort sinn, ad Thora kende sier sottar, og andadist hun ur thessari sott. Ragnare thotte thetta so mikid, ad hann villde ej adra konu eiga, og tekur adra menn ad rada rikinu med sonum sinum, enn hann tekur til idiu sinnar enn somu, sem hann hafde adur haft, og legst nu i hernad; og hvar sem hann for, fieck. hann sigur.

IV. Cap.

Ragnar fer til Noregs, og finnur thar Aslauga.

Nu er thad eitt sumar, ad Ragnar helldur skipum sinum til Noregs, thvi hann atte thar marga frændur og vine, og vill hann tha finna. Hann kemur skipum sinum i hofn eina um kvolldid, enn thar er bær skamt fra, er heitir à Spangarheyde, og lau their thar i hofn tha nott. Og tha er morgun kom, skylldu matsveinar fara a land ad baka braud; their sia, ad bær er skamt fra theim, og thotti theim sier betur giegna ad fara til hans, og vera thar ad. Og er their komu til thess ens litla bæar, tha hittu their eirn mann ad mæle, og var thad kelling, og spurdu, hvort hun være husfreya, edur hvad hun hiete. Hun svarar, ad hun sie husfreya: og nafn mitt ovant, eg heite Grima; edur hvorir eru their? Their svorudu, ad their væri thionustumenn Ragnars Lodbrokar, og villdu their færa framm sislu sina: og vilium vier, ad thu vinner med oss. Kelling svarar, ad hendur hennar voru so stirdar miog: enn verid hafdi thad fyrr um, ad eg var i kvennatolu, bæde um fridliki og adgiorfe, til alls, er besta kvennkoste vid leid; enn eg a mier dotter tha, er ad mun vera med ydur, og mun hun heim koma bratt, og heitir Kraka, og er nu so komid, ad eg get trautt radid vid hana. Og nu er Kraka ad ſie farinn um morguninn, og sier, ad skip eru vid land kominn morg og stor; og nu tekur hun sier fyrer hendur, og thvær sier; enn kelling hafde henne thad forbannad, thvi hun villde ei, ad menn sæe fegurd hennar: thvi ad hun var allra kvenna fridust, enn har hennar var svo mikid, ad tok a jord um hana, og so fagurt sem silke. Og nu kemur Kraka heim; enn their matsveinar hofdu giort elld, og nu sier Kraka, ad thar eru menn komner, their er hun hefur ej fyrre sied. Hun hyggur ad theim, their og svo ad henne; og nu spyria their Grimu: er nockud su thin dotter en fagra meya? Ej er til thess logit, sagde Grima, ad su er min dotter. Olikar eru thid, seiga their, svo illeleg og ambattarleg sem thu ert, enn vir hofum ej jafnvæna mey sied, og ongva siaum vier hana hafa thina mind, thvi thu ert hid mesta ferlike. Grima svarar: ej ma nu a mig sia, brugdid er minum yferlitum af thvi, sem var thegar eg var haldenn af meyunum ollum fegre, bæde ad vænleik og odrum godum kostum. Nu ræda their thetta, ad Kraka vinne med theim; hun spyr, hvad hun skal vinna; their kvadust vilja hun teygde braud, enn their mundu bora epter. Nu tekur hun til sinnar ydiu, og vinst henne vel, enn their horfdu a hana avallt, svo their gadu ej sinnar sislu, og brenna braudid. Og er their hofdu lokid verke sinu, foru their til skipa; og tha er their skyldu briota upp vistir sinar, mæltu aller, ad their hafdu alldrei jafnilla unnid, og væri hegningar fyrer vert. Nu spyr Ragnar, hvar their hefdu thanninn mat buit. Their kvadust sied hafa konu so væna, ad their hefdu ej gad sinnar sislu, og ætludu their, ad einginn munde henne vænre vera i verolldu. Og er their toludu svo mikid um hennar fegurd, sagdi Ragnar og kvadst vita, ad su munde ej jafnvæn, og Thora hefde verid. Their kvadu hana ej overne. Tha mælte Ragnar: nu mun eg senda tha menn, er giorla kunna ad sia, ef svo er, sem thier seigid fra; munu their taka mikla hegning og storar hefnder a ydur. Nu sende hann menn til fundar vid thessa fogru mey; enn andvidri var svo mikid, ad their mattu ej fara thennann thag. Og mælte Ragnar vid sina sendemenn: ef ydur list thesse hin unga mey so væn, sem oss er sagt, tha bidid hana ad fara a min fund, og vil eg finna hana, vil eg, ad hun sie min. Hvorki vil eg, ad hun sie klædd, nie oklædd; kvorke mett, nie omett; fari hun ej einsaman, og skal henne tho einginn madur fylgia. Nu foru their thar til er their komu til huss, og hyggia ad Kraka vandlega, list theim thesse kona svo væn, ad their hugdu ongva adra jafnvæna. Nu seigia their ord herra sins, og svo, hvorsu kongur hafde mælt, og hve hun skylde buast. Enn Grima thotti ongvann veg meiga so vera, og kvadst vita, ad sa kongur munde ej vitur. Kraka svarar: thvi mun hann so mælt hafa, ad so mun vera meiga, ef vier skilium eptir thvi, sem hann ætlar til; enn vist ma eg ej i ydar ferd vera thennan dag, enn eg mun koma snemma a morgun til ydar skipa. Nu foru their i burtu, og sogdu Ragnare, so buit, ad hun munde koma til fundar theirra. Og nu er hun heima tha nott. Enn um morguninn snemma seigir Kraka kalle, ad tha munde hun fara a fund Ragnars: enn tho mun eg verda ad breita bunade minum nockud: thu att urrida net, og mun eg thad vefia ad mier, enn thar utann læt eg falla har mitt, og mun eg tha hvorge ber; enn eg mun bergia a einum lauk, og er thad litill matur, enn tho ma thad kenna, ad eg hefe bergt; og eg mun lata fylgia mier hund thinn, og fer eg tha ej einsomul, enn tho fylgir mier einginn madur. Og er kall heirir hennar fyrirætlan, thikir honum, hun mikid vidhafa. Og er Kraka er buenn, fer hun leidar sinnar, thar til er hun kemur til skipa, og var fogur til sindar, og har hennar var biart sem a gull sægi. Nu kallar Ragnar a hana, og spyr, hvor hun være, eda hvorn hun villde finna. Hun svarar, og kvad visu:

Thore eg ej bod briota,
Er badud mig geima,
Nie Ræser roud riufa,
Ragnar, vid thig.
Margt er mier i sinne,
Mitt er bert horund eigi,
Fylgo hefe eg fullgott,
Fer eg — — ann mino.

Nu sender hann menn a mote henne, og lætur fylgia henne a skip sin; enn hun kvadst ej fara vilja, nema henne sieu grid gefinn og forunaut hennar. Nu er henne fylgt a kongs skip, og er hun kemur so nær, seilist hann a mote henne, enn hundurinn beit i hond honum. Their menn Ragnars hlaupa til og drepa hundinn, og reka bogastreng ad halse honum, og fieck hann af thvi sin bana; og er ej betur gridum vid hana halldid, enn so. Nu leidir Ragnar hana i lypting hia sier, og hialar vid hana, og var honum vel i skapi vid hana, og var blidur vid hana, og kvad visu:

Orvende vist ef væri
Vordur fodur jardar,
Mætur a milldre Snotu
A mier taka hondum.

Hun kvad:

Vammlausa skalltu, Viser,
Ef villtu gridum thirma;
Heim hofum Hilmir sottann,
Hedann mig fara latid.

V. Cap.

Ragnar fær Aslaugar.

Nu seigir hann, ad honum list vel a hana, og ætlar vist, ad hun skule med honum fara. Hun kvad, so ej vera meiga; tha kvadst hann vilja, ad hun væri thar a skipe um nottina. Hun seigir, ad ej skal thad vera, fyrr enn hann kemur heim ur theire ferd, er hann hafde ætlad: og ma thad vera, ad sinist ythur annad. Tha kallar Ragnar a fiehyrder sinn, og bad taka serk thann, er Thora hafde att; og var allur gullsaumadur, og færa sier. Tha bidur Ragnar Kraku: Kantu a tha lund?

Villtu thennann thiggia,
Er Thora Hiortur atte,

Serk vid silfur ofmerktann?
Soma allvell thier klædi;
Foru hendur hvitar
Hennar um thessar gerfar:
Su var Budlungi Bragna,
Blidum theck til dauda.

Kraka kvad i mote:

Thore eg ej thann thiggia,
Er Thora Hiortur atte,
Serk vid silfur ofmerktann,
Söma ej tyg mier klæde:
Thvi em eg Kraku kollud,
J kolsvortum vodum,
Ad eg hefe griot ofgeingid,
Og geitur med sia reknar.

Vil eg vist ej taka vid serknum, seigir hun, vil eg og ej skarti buast, medann eg er hia kalle; kan vera ydur litist betur a mig, ef eg byst betur; og vill eg nu heim fara. Enn tha mattu giora menn eptir mier, ef thier er samt i hug, og vilir tha, ad eg fare med thier. Ragnar svarar, ad ej mun hugur hans skiptast. Og fer hun heim; enn their foru, sem their hofdu ætlad. Og er hann for aptur, kemur hann sier i ena somu hofn, sem hann hefde fyrre haft, tha er Kraka kom til hans; og thad sama kvolld sender hann menn a fund hennar, og seigia ord kongs, ad hun fare nu allare. Enn hun seigir, ad hun mun ej fara, fyrr enn um morguninn. Ris Kraka nu snemma upp, og geingur til reckiu theirra, kalls og kellingar, og spyr, hvort thaug vaki. Thaug kvadust vaka, og spurdu, hvad hun villde; enn hun sagdi, ad hun ætladi a braut, og vera thar ej leingur: enn eg veit, ad thid drapud Heimer, fostra minn, og a eg ongvum manne verr ad laura, enn yckur; og fyrer tha sok vil eg ej lata yckur illt giora, ad eg hefe leingi med yckur verid. Enn nu vil eg thad ummæla, ad hvor dagur sie yckur odrum verre, er yfir yckur kemur, enn vestur sidasti: og munum vier nu skilia. Tha geingur hun leidar sinnar til skipa, eg er thar vel vid henne tekid. Thennan aptan hinn sama, er menn skulu hvilast, tha seigir Ragnar, ad hann vil, ad thaug hvile bæde samann. Hun svarar, ad ej mætte so Kraka vera: og vil eg, ad thu drecker brudkaup til min, tha er thu kemur i rike thitt; og thikir mier thad min vinding, sem thin, og ockar erfinga, ef vid eigum nockra. Hann veite henne sina bæn, og ferst theim vel. Kemur Ragnar nu heim i land sitt, og er dirleg veitsla buinn i moti honum, og nu er strax druckid fagnadarol og brudkaup hans. Og en fyrsta aptan, er thaug Ragnar og Kraka koma i eina reckiu, vill hann eiga hiuskaparfar vid konu sina; enn hun byst undan: thvi ad eg seigi thier, ad af mune bera nockot, ef eg ræd eige. Ragnar kvadst ej trua mundu a thad, kvad ej frammvis kall og kellingu; hann spurde, hvorsu leinge thad skylde vera. Tha kvad hun:

Skulum vid thriar threja
Og tho samann liggia
Hyar nætur i hollu,
Adur vid heilog God blotum.
Tha mun mein a minu
Megi til oflong verda:

Helldur er tu bradur ad byrja
Thann, er bein hefur einginn.

Og tho hun kvædi thette, gaf Ragnar ad thvi ongvann gaum, og bra a sitt rad.

VI. Cap.

Fra Ragnars sonum.

Nu lida stunder framm, og voru samfarir theirra godar, og miklar aster. Svo kam, ad Kraka kende sier sottar, og vard liettare, og fæddi eitt sveirnbarn; og var sveirninn vatne ausinn, og nafn gefin og kalladur Ivar. Enn sa sveirn var beinlaus, og sem briosk var, thar sem bein skyllde vera. Og tha er hann var ungur, var han vexti so mikill, ad ongvir voru hans jafningiar; hann var allra manna fridastur synum, og so vitur, ad ej er vist, hvort meiri spekingur hefur verid, enn hann. Theim verdur enn fleiri barna ordid: annar son theirra hiet Biorn, enn thridie Hvitserkur, enn fiorde Rognvalldur; their voru miklir menn og hiner fræknustu. Og thegar their mættu nockud adhafast, namu their allskonar ithrotter, og voru miklir menn aller, og ener fræknustu. Og hvort sem their foru, liet Ifvar bera sig a staungum, thvi ad hann matti ej ganga, og skylldi hann hafa rad fyrer theim, hvad sem their hofdust ad. Nu eru their Eyrikur og Agnar, syner Ragnars, miklir menn fyrer sier, so ad traut finnast theirra jafningiar, og bua tho a herskipum hvort sumar, og eru agiæter af sinum hernade. Og er thad nu eirn dag, ad Ifvar rædir vid brædur sina Hvitserk og Biorn, hvorsu leingi so skal frammfara, ad their skule heima sitia og leita sier ongvar frægdar. Enn their sogdu, ad their skylldu hans radum frammfara um thad, sem annad. Nu vil eg, seigir Ifvar, ad vier bidium, ad oss sieu feinginn skip og lid, svo ad thaug sieu vel skipud; og sidann vil eg, ad vier oflum oss fiar og agiætis, ef svo vill upptakast Og er their hofdu thetta radid med sier, seigia their Ragnari, ad their vilia, ad hann fæ sier skip og lid thad, sem reynt sie, og buid fyrer alls saker ad hardfeinge. Og thetta giorir hann eptir thví, sem their beidu. Og nu er thetta lid er buid, fara their ur lande, enn thar sem their berjast vid menn, fa their jafnann meiri hlut, og bætist theim nu mikid lid og fie. Nu seigir Ifvar, ad hann vill, ad their hallde thar til, er meira ofurefle er fyrer, og reyndi so sinn hraustleik; og spyrja their, hvar hann visse thess von. Og nu nefnir hann eirn stad, er heitir Hvitabær, enn thar hefur verit blot, og margir hafa til leitad ad vinna, og hafa ongvir sigrad. Ragnar hafdi thar komid og vard fra ad hverfa, og fieck ej adgiort. Hvort er thar lid svo mikid, seigia their, og svo hardfeingt, eda eru thar onnur torvelldi? Ifvar svarar, ad bædi var, fiolmenni mikid, og blotstadur mikill, og thad hafdi ollum fyrer komid, og ongvar hefdu stadist. Nu mæla their, ad hann skyllde fyrir rada, hvort their skylldu thangad hallda, edur ej. Eg, seigir hann, vill hætta a, hvort meira ma, theim hardfeinge, eda blodskapur landsmanna.

VII. Cap.

Ragnars syner vinna Hvitabæ, og thar fellur brodur theirra Rognvalldur.

Nu hallda their thangad, og er their komu thar i land, buast their til uppganga, og nu thikir theim thurfa, ad lidid giæti sumt skipanna; enn Rognvalldur brodur theirra var tha ungar, ad theim thotte hann ej til fær vera i so mikillri mannraun, sem theim thotte liklegt ad vera munde, og lata hann giæta skipa med sumu lide. Enn adur their foru fra skipum, seigir Ifar, ad their borgarmenn eigi naut tva, og ero kvigindi, og menn hofdu thvi frahorfid, ad ej matti standast lat theira og trollskap. Tha mælte Ifvar: verdid vid sem best, thott ydur biode nockurn otta, thvi ej mun traust vera. Nu fylkia their lide sinu, og er their nalgast borgina, verda their varir vid, er byggia stadinn, taka nu til ad leisa ut nættinn, thaug er their trudu a. Og er kvigindinn eru laus latinn, hlaupa thaug hart og lata illa. Nu sier Ifvar thetta, thar sem hann er borinn a skillde, og bidur, ad fa sier boga; og so er giort. Nu skytur hann thessu enu illu kynge og kvigindid, so ad hvoru tveggiu feingu bane, og voru nu af hendi leyst thesse enu illu kjynge, og sa ofridur, er monnum thotte mestur otte ad. Nu tekur Rognvalldar til orda a skipunum, og mælte vid lid sitt, ad their menn væri sælir, er slika skiemtan skylldu hafa, sem their brædur hans hefdi, og geingur theim ej annad til, er eg skylldi eptir vera, enn their einir vilja hafa virding af. Nu skulum vier ganga upp giorvaller. Og nu giora their svo; og tha er their koma eptir lidinu, geingur Rognvalldur hart framm i bardaganum, og likur so, ad hann fellur. Their brædur komast nu i borgina, og tokst nu bardagi ad nyu, og likur so, ad borgarmenn komast a flotta, enn their reka flottann. Og er their koma aptur til borgarinnar, kvad Biorn visu thessa:

Upprendum vier ope,
Vor bitu meir, enn theirra,
Satt vil eg til thess seigia,
Sverd i Gnypafirde,
Knatte hver er villdi,
Fyrer Hvitbæ utann,
Nie sitt speri sveinar,
Sverd mansbani verda.

Their taka allt lausa fie, enn brenna hvort hus i borginne, og briota alla borgarvegge; og nu hailda their skipum sinum thadann.

VIII. Cap.

Ferd Ragnars til Svia rikis.

Eisteirn hefur kongur heitid, er riede fyrer Svithiod, hann var kvongadur, og atte eina dotter, su hiet Ingiborg, hun var allra kvenna fridust og vænst synum. Eisteirn kongur var rikur og fiolmennur, illgiarn, og tho vitur. Hann hafde adsetur ad Uppsolum, og var blotmadur mikill; og a Uppsolum voru blot so mikill i thann tima, ad hvorgi hafa verid thvilik a nordurlondum. Their hofdu atrunad a eirnri ku, og kolludu their hana Sibyliu; hun var svo miog blotinn, ad menn mattu ej standast blot hennar; og thvi var kongur vanur, tha er hers var von, ad thesse kyr en sama var fyrer fylkingum; og svo mikill diofulsskapur fylgdi henne, ad ovinir hans urdu svo ærir thegar their heirdu til hennar, ad their bordust sialfer, og gadu sin eige; og fyrer tha sok var oherskatt a Svithiod, ad menn treystust ej a slikt ofurefle ad etia. Eisteirn kongur atte vingott vid marga menn og hofdingia, og er thad sagt, ad i thann tima var vingott med theim, Eisteini kongi og Ragnar, og their voru thvi vanir, ad sitt sumar skylldi sækia veitslu hvor theirra til annars. Nu kemur ad thvi, ad Ragnar skall sækia veitslu til Eisteins kongs; og er hann kom til veitslunnar, var honum fagnad, og kine hans. Og tha er their drecka enn fyrsta aptan, lætur kongur dottur sina bera sier og Ragnari; og thad mæltu menn Ragnars med sier, ad einginn væri annar til, enn hann hædi dottur Eysteins kongs, enn hann ætte ej leingur kalls dottur. Nu verdur til eirn hans manna, ad tia thetta fyrer honum; og thvi lykur so, ad honum var heitid konunne, og skyldi hun tho sitia i festum miog leinge. Enn tha er theirri veitslu var lokid, bvst Ragnar heim, og ferst honum vel, og er ej sagt at ferd hans, fyrr enn hann a skamt til borgarinnar, og liggur leid hans vid skog eirn. Their koma i eitt riodur, er var i skoginum, tha liet Ragnar nema stadar lid sitt, og kvaddi sier liods, og bad tha nu alla, er verid hofdu i hans ferd til Svithiodar, ad einginn skylldi seigia hanns fyrerætlan, er stofnud var um rada hag vid dottur Eysteins kongs. Nu legger hann svo rikt vid thetta, ad ef sa er nockur, ad um thetta gete, ad hann skal ongvo fyrer tina nema lifinu. Enn nu er han hafdi talad slikt, for hann heim til bærarins; og nu verda menn fegnir, er han kemur aptur, og tha vard druckid fagnadarol i mote honum. Og er hann kemur i hasæte, og hafdi setid ej leinge, adur Kraka kemur i hollina fyrer Ragnar, og sest i knie honum, og leggur hendur um hals honum, og spyr ad, hvad sie tidinda. Enn hann kvad einginn kunna ad seigia; og er a leid kvolldid, taka menn til drykin, og sidann fara menn sil svefns, og komu thaug i eina reckiu, Ragnar og Kraka. Spyr hun hann enn tidinda, enn hann kvadst einginn vita. Nu vill hun hiala marga hlute, enn hann kvadst vera sifiadur miog og farmodur. Nu mun eg seigia thier tidindi, seigir hun, ef thu villt mier einginn seigia. Hann spyr, hvor thaug væru. Thad kalla eg tidindi, seigir hun, ef kongi er heitid konu, en tho er sumra manna mal, ad hann eigi sier adra adur. Hvor seigr thier thetta? seigir Ragnar. Hallda skulu menn thiner life og limum, thvi ad einginn sagdi mier thinna manna, seigir hun, thier munud sia, ad fuglar minir satu i turne hia ydur, their sogdu mier thesse tidindi; enn thess bid eg thig, ad thu neytir ej radahags thessa, sem ætlad er. Nu mun eg seigia thier, ad eg em kongs dotter, enn ej kalls, og fadir minn var so agiætur madur, ad ej fans hans jafningi, enn min moder var allra kvenna fridust og vitrust, og hennar nafn mun uppe, medann veralldin stendur. Nu spyr hann, hver fader hennar var, ef hun væri ej dotter thess fatæka kalls, er Spangarheydi var. Hun seigir, ad hun væri dottur Sigurdar Fofnersbana og Brynhilldar, Budla dottur. Thad thikir mier all oliklegt, seigir hann, ad theirra dottir munde Kraka heita, eda theirra barn mundi i thviliku fatæke uppvaxa, sem a Spargarheyde var. Tha svarar hun: saga er til thess; og nu seigir hun, og hefur thar upp soguna, sem thaug hittust a fiallinu, Sigurdur og Brynhilldur, og hun var byriud: og er Brynhilldur var liettare, var mier nafn gefid, og var eg kollud Aslaug. Og nu sagdi hun allt, sem farid hafde, fra er thaug kall hittust. Tha svarar Ragnar: thessu mun eg vidbregda Aslaugar orum, er thu mæler. Hun svarar: thu veist, ad eg em ej heil kona, og mun thad vera sveinbarn, sem eg geing med, enn a theim sveine mun siast thad mark, ad so mun thikia, sem ormur liggi um auga sveininum; og ef thetta geingur epter, bid eg thess, ad thu komir ej til Svithiodar theirrar tidar, ad thu faer dottar Eistens kongs; enn eg vil, ad sa sveirn heite epter fodur minum, ef i hans auga er thetta frægdarmerke, sem eg ætla ad vera mune. Nu kemur ad theirri stundu, ad hun kennir sier sottar, og verdur liettare, og elur sveinbarn. Nu toku thionustumenn sveininn, og sindu henne; tha mælti hun, ad bæra skyllde til Ragnars og lata hann sia. Og er nu so giort, ad sa unge madur var borinn i hollina og lagdur i skickiuskaut Ragnars. Enn er hann sier sveininn, var hann spurdur, hvad heita skylde. Hann kvad vysu:

Sigurdur mun
Sveinn ofeilinn,
Sa mun ungur
Orustur heyia,
Miog likur vera modur,
Og mogur fodur kalladur,
Sa mun Odins ættar
Yferbatur vera heitinn,
Theim er ormur i auga,
Er annann liet svelta.

Nu dregur hann gull af hende sier og gefur sveininum ad nafnfeste; og tha er hann riettir hondina med gullinu, kemur vid bak sveininum, enn thad virder Ragnar, sem hann villde hafna gullinu, og nu kvad hann vysu:

Brynhilldar leist baugtvinn
Brunstein hafa fremann,
Drottarmeg en dira,
Og diggast hiarta,
Svo ber alla yta
Undleika bode magne,
Budla nidur, er bauge
Bragd er betur radum.

Enn kvad hann:

Sie ber einginn svein,
Nema Sigurdur einum,
Ja brunsteinum brina,
Bardsals tame legda,

Svo hefur dagur yfir dira,
Dælt er ad thvi kunna,
Hers i herma tune,
Hrings mier kvidar feingid.

Nu mælir hann, ad thann svein skylde bera i skemmu ut; enn tha var thvi lokid, ad hann skyldi til Svithiodar fara. Og nu kemur upp ætt Aslaugar, svo ad thad veit hvor madur, ad hun er dottir Sigurdar Fofnersbana og Brynhilldar, Budla dottur.

IX. Cap.

Herfor Agnars og Eiriks, Ragnars sona, til Suithiodar.

Nu er stund var lidinn, er a var kvedinn, ad Ragnar skyllde veitsluna sækia til Uppsala, og kom hann ej, thotte Eysteini kongi giord til sin svivirding og dottur sinnar, og nu var lokid vinfeinge theirra konganna. Og tha Eirekur og Agnar, syner Ragnars, spurdu thetta, ræddu their med sier, ad their mundu fa sier lid mikid, sem their mættu mest, og mundu heria a Svithiod. Nu draga their samann her mikinn og bua til skip, og thotte mikit undir, ad vel tækist til, tha er skip skylde frammsetia. Nu verdur thad, ad skip Agnars skaust af hlunne, og vard thar madur fyrer, og fieck sa bana; og kolludu their thad hlunnrad. Nu thotte theim ej vel til takast i fyrstu, og vildu thad ej lata standa fyrer ferd sinne. Og tha er lid theirra var buid, fara their med lid sitt til Svithiodar; og thar er their koma fyrst i rike Eysteins kongs, foru their herskyllde yfer. Landsmenn urdu nu varir vid, og foru til Uppsala og sogdu Eysteini konge, ad her var kominn i landid. Enn kongurinn lætur fara orvarbod um riki sitt, og dregur so mikinn her saman, ad furda var ad, og thennan her flytur hann thar til er hann kom i skog eirn, og setur thar sinar herbuder; og hafde med sier kuna Sibiliu, og miog er hun blotinn, adur hun villdi fara. Og er their eru i skognum, mælte Eysteirn kongur: friett hefe eg til, sagdi hann, ad syner Ragnars ero a vollunum fyrer framann skoginn, enn thad er mier sannlega sagt, ad their hafi ej eirn fiordung lids vid oss: nu skulum vier skipa vorar fylkingar til ad beriast, og skal thridiungur vors lids fara mote theim; og eru their svo hardfeingir, ad their munu thikiast hafa rad vort i hende; og thegar epter skulum vier koma ollum meiginn ad theim, og kyrinn skal fara fyrir lidinu: og væntir mig, ad ej skulu their halldast vid fyrer latum hennar. Og nu er svo giort. Thegar er their brædur sia lid Eisteins kongs, thotte theim sier ej ofurefle vid ad eiga, og ætla, ad ej meira lid vera mune. Og thegar hier eptir kemur alt lidid ur skoginum, og kyrinn er laus latinn, og hleypur hun fyrer lidinu, og lætur allgrimmlega, og vard tha mikill gnyr ad theim hermonnum, er heyrdu, ad their bordust sialfer, nema their brædur tveyr feingu stadist. Enn su illa vættur vo med hornum sinum margann mann thann dag, og thott syner Ragnars væri miklir fyrer sier, tha mattu their ej bædi standast ofurefle fiolmest og blodskap; tho veittu their harda vidtoku, og vordust vel og dreingilega, og af mikillri frægd. Their Eyrekur og Agnar voru i ondverdri fylkingu thann dag, og opt geingu their igiegnum fylkingar Eysteins kongs. Nu fiell Agnar, og sier Eyrekur thad, og berst nu allra frækilegast, og hyrdir nu ej, hvort hann kemst burt, edur ej; og nu verdur hann ofur lide borinn og handtekin. Og nu mælti Eystein kongur, ad stodva skyllde bardagann, og baud Eyreke grid: og thad mun eg tilleggia, seigir hann, vid thig, ad eg mun gipta thier thottur mina. Eyrikur svarar, og kvad vysu:

Vil eg ej bod fyrer brodur,
Nie baugum mey kaupa,
Eysteinn kveda ordinn
Agnars bana heyra,
Grát eigi mig moder,
Menn og epter ol drecka,
Og gein tre igiegnum
Geyr latid mig standa

Nu geingur hann thar til er Eystein var, og seigir, ad hann vill, ad their menn hafe grid, er honum hafa fylgt, og fare hvort, er their vilja: enn eg vil, seigir Eyrekur, ad spiot steo tekinn sem flest, og stungid i voll nidur, og vil eg lata hefia mig a upp, og thar vil eg lata lif. Nu svarar Eisteirn kongur, ad eptir thvi skule giora, sem hann beide, thott hann kiose thad, sem verr giegner hvoru tveggium. Nu eru spiotinn sett, og kvad Eyrekur vysu thessa:

Mun ad eins kongs efni
So hyrdur beggia slita
Bier tho ad illa leini.

Og nu geingur hann thar til er spiotinn eru uppsett, og tekur hring af hendi sier, og kastar til theirra, er honum hofdu fylgt, og grid hofdu feingid, og sendir tha til Aslaugar, og kvad vysu:

Bera skal thier ordut efra,
Enn Eyrikis fyrar legder,
Ad mær hafe mina
Mig Aslaugu hauga,
Tha mier mest af mode,
Er mig spyrja daudann,
Munn stiupmodur sinum
Mogum thogul segia.

Nu er hann hafinn uppa spiotenn, tha sier hann, hvar hrafn flygur, og enn kvedur hann vysu:

Hlackar hrafn ad hofdi
Hier minn nu sina,
Hrefur unda valur,
Rugna steine hier mina,
Veitsla of hrafn or hofdi
Hoggur brasteina mina,
Launa unda valir Ekils
Illa marga fylle.

Nu lætur hann lif sitt med mikillri hreyste. Enn sendimenn hanns foru heim, og liettu ej fyrr, enn their komu til Ragnars, er hann atte adsetu; og tha var hann farinn i konga stefnu. Their voru og ej heimkomuer syner Ragnars ur hernade.

X. Cap.

Aslaug eggiar sonu sina til hefnda epter stiupsyne sina.

Nu eru their thar thriar nætur, adur their geingu til fundar vid Aslaugu; og tha er their komu fyrer hasæte Aslaugar, kvedia their hana virduglega, og tok hun kvediu theirra. Hun hafde bundid linduk i knie sier, og ætladi ad kemba sier, og harid hafde hun leyst. Nu spyr hun, hvorir their væru, fyrer thvi ad hun hafde tha ej fyrre sied. Sa er ord hafdi fyrer theim, sagde, ad their hofdu verid likmenn theirra brædra, Eyriks og Agnars, sona Ragnars. Tha kvad hun vysu thessa:

Hvad seigi thier ur ydru?
Eru Sviar i lande?
Eda ellegar uti
All ni kongs spialli?
Fregned hef eg hitt, ad foru.
Enn fremt vitum eigi,
Og Hylldingar hofdu
Hiunnrad Danir sunnann

Hann kvad vysu i mote:

Thier seigiu vier, thina
Thad er naudkiona dauda,
Elle einkar manne,
Orlog sonum Thoru.
Thaung spioll vitum onnur
Og niare, enn thesse,
Nu hefe eg fram komed fogrum:
Flaug aurn um na daudann

Nu spyr hun, hvorninn farid hafde; og kvad han vysu tha, er Eyrikur hafdi kvedid, er hann sendi henni hringinn. Nu sia their, ad hun fellde tar, enn thad var, sem blod væri alits, enn hart, sem haglkorn; thad hefdi einginn madur sied, ad hun hefdi tar fellt, hvorke adur nie sidann. Nu seigir hun, ad hun ma ej til hefnda fara, fyrr enn heim koma adrir hvorir Ragnar edur syner hans: enn thier skulud vera hier thar til, enn ej skal ek afspara, ad eggia til hefnda, jafnt sem their væri miner syner. Nu eru their thar; enn so hlotnast till, ad their Ifvar komu fyrre heim, enn their Ragnar; og eru their ej leingi heima adur, enn Aslaug fer ad finna sonu sina; enn Sigurdur var tha tue vetur, hann fer med modur sinne. Og tha er hun kemur i hollina, tha er their brædur riedu fyrer, fagna their henne vel, og spyrja hvorir adra tidinda, og seigia their fyrre fall Rognvallds sonar hennar, og fra theim atburdum, er thar hefdu ordid. Ej griet hun thad mikid, og kvad vysu:

Kaga litu mig minir
Mavangs syner laungum,
Ej erud harmi ad heimann
Husgangs medalfærir.
Rogvalldur tok ad rioda
Rond i gumna blode,
Hann kom yngstur til Odins,
Ogndiarfur sona minna.

Eg kann ej thad ad sia, seigir hun, ad hann mundi til meiri frægdar lifa. Nu spyrja their, hvad hun segdi tidinda; hun svarar: fall theirra Eyriks og Agnars brædra ydar, enn stiupsona minna, theirra manna, ad eg ætla, ad bestu dreynger munu hafa verid; og er thad okinlegt, ad thier tholid slikt, og thad vil eg bidia ydur, og i ollum beina væra med ydur, ad theirra verdi meir hefnt, enn midur. Nu seigir Ifvar: thad er vist, ad til Svithiodar kem eg alldrei, ad eg berjunst vid Eistein kong, og thann blotskap, er thar er. Hun fylgir thessu vel, enn Ifvar hefur ord fyrer theim, og siniar avallt fararinnar. Og nu kvad hun vijsu:

Eigi mundi ydar
Ohefnt vera leingi
Eitt missire epter,
Ef thier dæiud fyrri,
Litt hirdi eg thvi leina,
Ef lif hafa mætte
Eyrik sitt og Agnar,
Oborner mier nidiar.

Eigi er vist, seigir Ifvar, hvort thad stodar, thott thu kveder eina vijsu af annare; eda hvorsu veistu, hvorsu fastur gardur thar er fyrer? Ei veit eg thad vist, seigir hun; eda hvad kantu ad seigia, hvor torvelldi thar ero a? Ifvar svarar: thar er blotskapur svo mikill, ad hvorgi kvadst hann spurn a giora, ad so mikill være, og sa kongur er bædi rikur og illgiarn. Hun spyr: hvad er thad hann truer mest a i blotino? Hann seigir: thad er kyr ein mikil, og er hun kollud Sibylia, hun er so miog mognud, ad thegar menn heyra lat hennar, hafa ovinir hans ongvir standist, og trautt sem berjast skule vid menn ad eins, helldur skal til thess ætla, ad fyrre skal trollskapnum mæta, enn konginum, og vil eg hvorki hætta thar til mier nie lide minu. Hun svarar: a hitt mattu lita, ad thu munt eigi bædi meiga heita mestur madur, og vinna eckert. Og nu er henne thikir fyrir von komid, ætlar hun i burt, thotte henne their eigi mikils meta sin ord. Tha sagde Sigurdur Ormur i auga: seiga ma eg thier, moder, hvad mier er i hug, enn ej ma eg rada theirra svorum. Heyra vil eg thad, sagde hun. Nu kvad han vysu thessa:

Thad skal thrigia natta,
Ef thig tregar modur,
Leid eigum vier langa,
Leidangur buinn verda;
Skal eg i Uppsolum
Tho optar biodid,
Ef so dauga Diser,
Eysteini kong rada.

Og er hann hafde thessa vysu kvedid, skipast nockud hugur theirra brædra. Og nu mælte Aslaug: yfir lysir thu nu sonur minn godur, ad thu villt giora minn vilia, enn tho ma eg ej yfersia, ad vid komum thessu a leid, ef vid hofum ej fulltyngi brædra thinna; enn thad mætte svo verda, ad mier mætte best thikia, ad theirra yrde hefnt; og vel thiki mier thier fara sonur minn. Nu kvad Biorn vysu, og tha kvad Hvitserkur. Nu tok Ifvar til orda, og sagde, ad thad væri ad thvi komid, ad hann munde nockurn hlut i eiga; og nu kvad hann vysu. Og er hitt nu til, sagde Ifvar, ad vid leggium a hug, sem vier megnum, um skipabunad og um samdratt lids, thvi ad vier munum thess vid thurfa, ad spara ej af, ef vier skulum ecke sigrast. Nu geingur Aslaug i burtu.

XI. Cap.

Herferd Ragnars sona og Aslaugar til Svithiothar.

Sigurdur hefur att sier eirn fostra, og annast sa fyrer hans hond, bæde skip ad bua, og lid til at fa, so thaug være oll skipud; og nu geingur theim svo skiott, ad thad lid, sem Sigurdur skyldi buid hafa, var ferdugt, er thriar nætur voru lidnar; og hafde hann fimm skip, og oll vel skipud. Og tha er fimm nætur voru lidnar, hafde Hvitserkur og Biorn buid fiortan skip, enn Ifvar hafde tyu skip, tha er sio nætur voru lidnar, fra thvi er thaug hofdu vid talast og their kofdu heitid ferdinne. Nu hittust thaug ollsamann, og seigir hvort theirra komu, hvad mikid lid hvor hafde feingid, og nu seigir Ifvar, ad hann hefde sent landveg riddara lid. Aslaug seigir: ef eg visse, ad thad lid mætte til gagns koma, er landveg fære, tha mætte eg mikid lid hafa sent. Ecke skal nu ad thvi dveljast, seigir Ifvar, med thetta lid skal nu fara, sem vier hofum samann dreigid. Nu seigir Aslaug, ad hun vill fara med theim: og veit eg tha hvor thar er astundan alegd, ad hefna theirra brædra. Thad er vist, sagde Ifvar, ad thu kemur ej a vor skip, hitt skal vera, ef thu thad villt, ad thu skalt rada fyer thvi lide, er landveg fer. Hun kvad, so vera skule. Nu er breytt nafne hennar, og er hun kollud Randalin. Nu fer lidid hvortveggia, og kvad Ifvur a adur, hvar thaug skylde finnast. Nu ferst theim vel hvorutveggium, og hittust, thar sem akvedid var; og var sem thaug koma vid Svithiod i rike Eistens kongs, fara thaug herskylde yfer, so ad their brændu allt thad, sem fyrer vard, drapu hvort mans barn, og thvi juku their a, ad their drapu allt thad, sem kvikt var.

XII. Cap.

Bardage i Svithioth, og fall Eisteins kongs.

Nu er thad eitt sinn, ad menn komust undann a fund Eisteins, og seigia honum, ad kominn sie i rike hans her mikill, og svo iller vidurskiptis, ad their lata eckert ogiort, og their hofdu eidt allt, thar er their hofdu yferfarid, og ecke hus stod uppe. Nu er Eisteirn kongur heyrer thetta, thikist hann vita, hvorir their Vikingar mune vera, og nu lætur hann fara orvarbod um allt sitt rike, og stefnir ad sier ollum sinum landsmonnum, sem honum vilia lid veita, og skyllde mættu vallda. Vier skulum hafa med oss kuna Sibyliu, God vort, og lata hana hlaupa fyrir lidinu; og væntir mig, ad so fare, sem fyrr, ad their meige ej standast lat hennar; vil eg allt lid mitt thess eggia, ad thad sem best duge, og rekum af oss thennann mikla her, og hinn illa. Og nu er so giort, ad Sibylia er laus latinn; og nu sier Ifvar for hennar, og heyrir thaug enu grimmu læte, er hun hefur, seigir hann, ad allt lidid skule giora ohliod mikil, bædi ad vopnum og herope, ad their heire sem sist rodd hennar, thess ens illa kvikindes, er for i mot theim. Ifvar mælte vid sina burdarmenn, ad their skyldu bera hann a mote henni: og mun tha vera annad hvort, ad eg skal lata mitt lif, eda hun skal deya. Nu skulu their taka trie eitt mikid, og telgia a bogamind, og skeyte med; og nu er honum færdur sa boge hinn sterke, og thaug enn miklu skeyte, er hann halde giora latid, enn ongvum thotte sier vopnfært annara. Nu eggiar Ifvar hvorn mann ad duga sem best, og fer nu lid theirra med miklum geysinge og gny. Ifvar var borinn fra fylkingum theirra, og verdur nu so mikill gnyr, er Sibylia beliar, ad their heyrdu jafngiorla, sem their thegdi og stodu kirrer. Nu bregdur theim so vid thetta, ad lid theirra villde beriast allt, nema their brædur. Og er undur thesse verda, sia their, er Ifvar baru, ad hann dregur so boga sinn, sem hann hefde eirn almsveig veikann, og vid thvi thotte theim buid, ad hann drage fyrer odd orvar sinar. Nu heyra their, ad steingur gellur so hart, ad thad heyrdu their alldrei fyrre; og nu sia their, ad orvar flugu so hart, semm hann hefde skotid af hinum hardasta stalboga, og svo giengt og beint, ad i sitt auga kom hvor orinn a Sibyliu: og nu fiell hun; epter thad fær hun hofudstepu, og nu eru læti hennar miklu verre, enn adur. Og er hun kemur ad theim, bidur Ifvar kasta sier ad henne; og verdur hann theim so liettur, sem barn litid, thvi ad their voru ej all nær kunne, tha er their kostudu honum. Og tha kom hann a hrigg kunni Sibyliu, og vard hann tha so thungur, sem biarg eitt fielle a hana, og hvort bein brotnadi i henne, og fieck hun af thvi bana. Nu bidur hann menn sig upptaka sem skiotast; og nu er hann upptekinn, er tha rodd hans so hvell, ad so thotte ollum hernum, er hann mælte, sem vid sialft væri, thott fierre være staddur; og hid besta hliod var tilgefid hans erindis. Og so lykur hann sinni tolu, ad sa ofridur hefst af allur, er yfer tha hafde komid, og tha sakade ecki, thvi ad lid theirra hafdi barist skamma stund. Nu seigir Ifvar, ad their skuli vinna sem vest verk a theim: og nu thyki mier af hinn olmasti okyrleikinn, er kyrinn er drepinn. Og nu hafa hvoruttveggiu fylkt lide sinu, og sigur samann orustann, og er bardagi so hardur, ad thad mæltu allir Sviar, ad their hefdu alldrej i slikre mannaraun verid. Nu geingu their so hart framm, brædur Hvitserkur og Biorn, ad einginn fylking stendur vid; og nu fellur so mikid lid Eisteins kongs, ad minna stendur uppe, enn sumt kemur a flotta. Og nu likur so theirra bardaga, ad Eisteirn kongur fellur, enn their brædur hofdu sigur, og nu giefa their theim grid, er epter voru. Og nu seigir Ifvar, ad hann vil ej leingur hernad hallda i thvi landa, thvi thad land var nu hofdingialaust: og vill eg helldur, ad vier helldum thar til, er meira ofurefle er fyrer. Enn Randalin for heim med sumt lidid.

XIII. Cap.

Ragnars syner vinna Vifilsborg.

Nu rada their thad med sier, ad their skulu herja i Sudurrike; enn Sigurdur Ormur i auga var med brædrum sinum i hvorre herfor sidann. Nu spyrja their til eirnrar borgar theirrar, ad bædi var mikil og fiolmenn. Nu seigir Ifvar, ad hann vill thar til stefna; og thad er og sagt, hvad su borg hiet, og hvor thar fyrir rædur: var sa hofdinge kalladur Vifill; af hans nafne var borginn kalladur Vifilsborg. Nu fara their herskylde yfer, og eyddu allar borgir, er fyrer urdu, thar til er their komu til Vifilsborgar. Hofdinginn var ej heima i borginne, og mikid lid med honum. Nu setia their herbudir sinar a theim vollum, er hia borginne voru; og eru i kirdum thann dag, er their komu til borgarinnar, og hofdu tal af borgarmonnum. Their budu theim, hvort their villdu helldur giefa upp borgina, og munde tha fridur gefinn ollum monnum, edur their inne af sier ofurefle og hardfeingi, og munu hier ongvum manni grid gefinn. Enn their leistu skiott ur, og sogdu, ad tha burg feingi their alldrei unnid, svo ad their gæfi hana upp: og munu thier fyrr verda reyna ydur, og sina oss ydar frækleik, kapp og hreyste. Nu lidur su nott; og næsta dag eptir leita their vid ad vinna borginna, og fa ej adgiort. Nu sitia their um tha borg halfann manud, og leita til hvorn dag, ad their fae tha borg uunid, og med ymsum brogdum; enn thad fer thess verr, sem their hafa leingur vid leitne, og ætludu nu thar fra ad hverfa. Tha ganga their ut a borgarveggi, og breida gudvefiarpell um alla borgarveggina, og oll klædi, thaug er best voru i borginne, og taurudu fyrer theim gull og gersemum ur borginne. Nu tekur eirn af theim thar til orda af lidi theirra, og mælte: vier hugdum, ad thessir menn være Ragnars syner, og lid theirra hardfeingt; enn vier meigum thad seigia, ad theim hefur ej nær farid, enn odrum monnum. Nu eptir thetta æptu their herop, og bordu a skyoldum og eggiudu a sier sem their mattu best. Og er Ifvar heyrdi thetta, bra honum vid miog, so ad hann fær af thvi sott mikla, svo hann ma sig valla hræra, og verda their ad bida, ad annad hvort batni honum, edur hann hafe bana. Hann liggur thann dag allann, og kvelst so, ad hann mælte ej ord; og tha mælte hann vid tha menn, er hia honum voru, ad their skylldu seigia theim Hvitserk og Byrne og Sigurde, ad hann vildi theirra fund hafa, og allra enu vitrustu manna. Nu er their koma aller i eirn stad, er mestir hofdingiar voru i theirra lide, tha spyr Ifvar tha epter, ef their hefdu nockurt rad sied, thad er likara er, ad their mættu sigrast, enn thaug er their hefdu fyrre haft. Enn their svorudu allir, ad their hefdu ej vit til ad sia thaug brogd, er theim væri sigur i: er nu sem optar ad thinna rada munum vier niota verda. Tha svarar Ifvar: mier hefur eitt rad til hugar komid, thad er vier hofum enn ej frystad. Hier er skogur mikill ej langt ifra, og nu er nattar, skulum vier fara ur tiolldum vorum leinilega til skogar, enn herbudir vorar skulu standa epter, og er vier komum i morkinna, skal hvor ydar binda sier byrde, og er thvi er lokid, skulum vier fara ad borginne alla vega og sla eld i vidinn, og mun tha giorast bal mikid, og borgarveggir theirra munu tha lata lim sitt fyrer theim ellde, og skulum vier svo bera ad valslaungur, og reyna, hvad hardgior hun er. Og nu er so giort, ad their fara til skogar, og eru thar slika hrid, sem Ifvari sindist. Nu fara their ad borginne, epter tilskipan hans, og tha er their lustu elld i vidinn enn mikla, vard bal svo mikid, ad veggirner meigu ej standast, og lata lim sitt. Nu bera their valslaungur ad borginne og briota a lid morg, og tekst tha bardagi, og er their standa jafnt ad vige, tha fellur lid borgarmanna, en sumt flyr undann; og so likur theirra vidskiptum, ad their drepa hvort mans barn, er i var borginne, og taka burt allt fie, enn brenna borgina, adur their fara a burtu.

XIV. Cap.

Ragnars syner ætla ad strida uppa Romaborg.

Nu hallda their i burtu thadann, thar til er their koma i tha borg, er Luna hiet; tha hofdu their hvoria borg og hvorn kastala eidt nalega i ollu Sudurrike: og nu eru their svo frægir um allann heiminn, ad ej var so litit barn, at ej kinne nafn theirra. Nu ætla their ej lietta firr enn their koma til Romaborgar, af thvi, ad su borg var theim sogd mikil og fiolmenn, agiæt og audug. Enn thad vissu their ej giorla, hvad laung leid thad er, enn their hofdu svo mikid lid, ad ej feingust vister. Og nu eru their i theirri borg Luna, og ræda med sier um ferd sina. Nu kemur thar madur eirn gamall og gratlegur; their spyrja, hvad manna hann være; enn hann seigir, ad hann væri eirn staflkall, og hafa alla æfe farid yfer lond. — Thu munt morg tidinde kunna ad seigia oss, thaug er vier vilium heyra og vita. Hinn gamle madur svarar: ej veit eg thad vist, af hvorium londum thier vilied spyria, thad er eg veit ej ad seigia ydur. — Thad vilium vier thiggia, ad thu seigir oss, hvad laung leid hiedann er i Romaborg. Hann svarar: eg kann seigia ydur nockud til merkia; thier meigid hier sia eina jarnsko, er eg hefe a fotum, their eru nu farner, og tha adra, er eg hefe a bake mier, og voru tha nier bader, og a theirre leid hefe eg verid sidann. Enn er hinn gamle mann thetta mælte, thikiast their sia, ad their meigi ej thessa leid koma, er their hafa fyrer sier ætlad til Roms ad fara; og nu snua their fra med her sinn, og unnu margar borger, thær er alldrei hofdu unnar verid fyrre: og thess jardteiknir siast enn i dag.

XV. Cap.

Ragnar byr herfor sina til Einglands.

Nu er thar til mals ad taka, ad Ragnar situr heima i rike sinu, og hann veit ej, hvar syner hans eru, nie Aslaug kona hans. Og thad heyrdi hann talad af sinum monnum, ad einginn mætte jafnast vid sonu hans, og hugdist honum so, ad ongvir mundu jafnfrægir theim. Nu hyggur han ad thvi, hvorrar frægdar hann mætti fyrerleita, er ej væri skemur uppe. Nu hyggur hann rad sitt, og fær sier smide og lætur fælla mikil trie til tveggia skipa mikilla; og thad skildu menn, ad thad voru knerir tveyr, og svo mikler, ad ongvir hofdu slikir verid giordir a Nordurlondum. Og thar med lætur hann hafa um allt sitt rike mikinn vopnabunad; og med theirre breitne skilia menn, ad hann mun ætla nockra herferd fyrer sier ur landinu. Thetta spyrst vida um lond thaug, er næst voru, og nu ugga allir menn og kongar, er fyrer lande riedu, ad their mundu ej i londum sinum edur rikium vera meiga, og nu lætur hvor theirra hafa vardhalld um lond sin, ef thar bæri hann ad. Thad er eitt sinn, ad Aslaug spurde Ragnar, hvoria herfor hann ætlade fyrer sier. Hann seigir henne alt af lietta, ad hann ætlar til Einglands og hafa ej fleire, enn tvo skip, og thad lid, sem a theim ma fara. Tha svarar Aslaug: su for list mier ovarleg, er nu ætlar thu; mier thætte thier radlegra ad hafa fleyre skip og smærre. Thad er ej agiætt, sagde hann, thott menn fae unnid land med morgum skipum, enn til thessa hafa ej dæme verid, ad med tveimur skipum hafe unnid verid slikt land, sem Eingland er: enn ef eg fæ osigur, er thess betur, sem eg hef færre skep ur lande. Tha svaradi Aslaug: mier sinist sa ej minni kostnadur, adur thesse skip sieu buinn, enn thu hefdir langskip morg til thesrar ferdar. Thu veist og, ad illt er ad hallda skipum ad Einglande; og ef svo verdur, ad skip thin tindust, thott menn komist a land, tha eru their thegar uppgefner, thegar landsher kemur at; enn betra er ad hallda langskipum til hafna, enn knorum. Nu kvedur hann vysu, og lætur skip sin bua, og fær sier lid, so ad their knerir eru miog skipader. Nu eru fiolrædur um hans fyrrerætlan; og enn kvad hann vysu. Og er skip hans voru buinn, og thad lid, er honum skylde fylgia, og tha er thad vedur kom, er honum thotte sier vel koma, seigir hann, ad tha munde han fara til skipa. Og er hann var buinn, leider hun hann til skipa, adur thaug skiliast, og kvadst hun munde launa honum serk thann, er hann hafde gefid henne. Hann spyr, med hvorium hætte thad væri; enn hun kvad vysu:

Thier ann eg serk enn sida,
Og saumadann hvorge,
Vid heilann hug ofinn,
Ur hare smia graum;
Mun eigi ben blæda,
Nie bite thig eggiar
I heilagre hiupu,
Var hun theim Gothom signud.

Hann seigir, ad hann vill thessum radum fylgia og thaug thiggia; enn tha er thaug skilia, var audsætt, ad henne thotte mikid fyrer theirra skilnade.

XVI. Cap.

Fra dauda Ragnars.

Nu helldur Ragnar skipum sinum til Einglands, sem hann hafde ætlad, og gaf byre hvassa, so ad vid Eingland brytur hann bada knoru sina. Enn a land komst allt lid hans, og hielldu klædum sinum og vopnum. Og thar sem hann kom vid thorp og borger og kastala, tha vinnur hann. Enn kongur sa het Elle, er tha red fyrer Einglande. Hann hafde friett til Ragnars, er hann for ur landid, hann hafde sett menn fyrer, ad hann skylde thegar vita, er herinn kiæme vid land. Nu foru their menn til fundar vid Ella kong, og sogdu honum hersogu. Nu lætur hann senda bod um allt sitt rike, og bad til sin koma hvorn mann, er skyldi hann vallda, og heste rida, og thore ad beriast; og dro hann saman svo mikid lid, ad furda var ad. Nu buast their til bardaga, og mælte Elle kongur vid lid sitt: ef vier sigrunst i bardaga thessum, og verdi thier vid thad varęr, ad Ragnar er kominn, tha skulu thier ecke bera vopn a hann, thvi hann a tha sonu epter, ad alldrei munu af oss ganga, ef hann fellur. Ragnar byst nu til bardaga, og han̄ hafde thad klæde, er Aslaug hafde gefid honum ad skilnade fyrer bryniu, og thad spiot, er vann ad orminum, er la um sal Thoru, og einginn thordi annara. Hann hafdi ongva hlif, nema hialm. Enn tha er their hittast, tokst bardage; Ragnar hafde miklu minna lid. Bardaginn hafdi ej ej leingi adur stadid, enn lid Ragnars fiell miog. Enn thar sem hann for, vard ryrt fyrer, og gieck hann igiegnum fylkingar thann dag, og thar sem hann hio edur lǫgde i skioldu, bryniur eda hialma, tha voru so stor hogg hans, ad ecke neitt stod vid. Enn alldrei var so neitt til hans hoggvid edur skotid, ad neitt vopn yrde honum ad meine, og alldrei feck hann sar. Enn hann drap mikinn fiolda af lide Ella kongs. Enn so lauk bardaga theirra, ad allt lid Ragnars fiell, enn ad honum voru borner skylder, og so handtekinn. Nu var hann spurdur, hvad manna hann var; enn hann thagde vid og svarade ongvo. Tha mælte Elle kongur: sa mann mun verda ad koma i meiri mannraun, ef hann vil ej seigia oss, hvor hann er; nu skal kasta honum i ormagard, og lata hann thar sitia miog leinge; og ef hann mæler nafn thad, er vier meigum skilia, ad hann sie Ragnar, tha skal hann burttaka sem skiotast. Nu er honum thangad fylgt, og hann situr thar leinge, so ad hvorgi festa ormar vid han. Tha mæltu menn: thesse madur er mikill fyrer sier, hann bitu ej vopn i dag, enn nu geta honum ej ormar grandad. Tha mælte Elle kongur, ad hann være flettur af klædi, thvi er hann hafde yst fata. Nu var so giort, og hieingu ormar ollu meiginn a honum. Tha mælte Ragnar: gnidu mundu grysar, ef galltarhag vissu, ef their vissu, hvad hinn gamle lide. Og thott hann mælte slikt, vissu their ej adgior, ad Ragnar væri thad helldur, enn annar kongur. I thessum ormagarde orte Ragnar Lodbrok Biarkamal, thaug er hier eptir fylgia:

1. Hioggum vier med hiorvi
Hitt var ej fyrer laungu,
Er a Gautlande gengum
At grafvitnis morthe,
Tha feingom ver Thoru,
Thathan heto mik firthar,
Er lingaulum lagthak,
Lothbrok, ad thvi vige,

Ueberschrift: Biarkamal sem orte Ragnar Lodbrog. W. Lodbrokar Quida. I.
1. 4. graf vitins. W. 7. ling-al um. I.

Stakk ek a stordar lykhiu
Stalo biartra mala.
II. Hiuggum vier med hiorvi:
Helldur var ek ungur, er feugum,
Austur i Eyrarsunde,
Undarn frekum vargi,
Ok fotgulum fugli
Feugum ver, thar er sungo,
Vith haseymtha hialma,
Horth jarn mikils verthar,
Allur var Aegir sollinn,
Oth rafn i valblothe.
III. Hiuggum vier med hiorvi:
Hatt barum tha geira,
Er tvituger tolthunst,
Ok Tyr suthum vytha,
Vunnum atta jarla,
Austur fyrer Thinu mynni,
Gera fengom tha gnoga
Gisting at thvi vige,
Sveit fiell i sollum
Sæ, tynde lith æſe.
IV. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hethins kvanar varth authit,
Tha er Helsingia heimtum,
Til heimsala Othins,
Logthum upp Ifu,
Oththur nathe tha byta
Olt var untha gialfre,
Asver rothin heitu,
Greniade branthur i brynio,
Bensilthur klufu skylde.

II 2. *tha er.* I. 4. Undarm. W. 9. sollium. W.
III. 5. taldunz. I. 9. sollium W.
IV. 2. quonar. I. authit. W. 4. heimdala. I. 5. uppi Ifu. W. upp i *mothu.* I. 6. *Fiadr* nathi. I.

V. Hinggum vier med hiorvi:
Hygg eg ongvan tha flythe,
Adur a Hemlis hestum,
Herrauthur i styr fielli;
Klyfur ei Aegis onthrum
Annar jarlinn frægre,
Luntha voll til lægis,
A langskipum suthan;
Sa bar Siklingur vida
Snart fram i styr hiarta.

VI. Hinggum vier meth hiorvi:
Her kastathe skiolthum,
Tha er hrægagare renthe,
Reistum ath gumna briostum;
Beit i Skarfa skerium
Skæribilthur, ath hialdre,
Rothinn var ranthar mani,
Athur Rafn kongur fielle,
Threif ur holtha hausum
Heitur a bryniur sveite.

VII. Hinggum vier meth hiorvi:
Haft gatu tha hrafnar,
Fyrir Innthyris ejum,
Aerna brath ath slyta;
Feingum faluhestum
Fullan verd ath sinne;

V. 2. ec *enginn*. I. 3. *hefils* hestom. I. 5. *Egils*-aundrom. I. 6. *faegre*. W. 8. *sidan*. I. 9. Sikl*u*ngur. W.

VI. 2. Herr. I. 4. gun*aa*. W. 6. Skaeribilth*um*. W. 7. *varth*. I. 8. kong*um*. W. (ist, wie V. 7., Druckfehler durch Verwechselung des Runischen End-m mit dem ähnlichen, nur umgekehrten r). con*ung*r. I. Heit*um*. W. (wie V. 7. 8.)

VII. und VIII. stehen bei I. umgekehrt. 2. Haf*a* I. 3. *Einderis eyio*. I. 6. Full*um*. W. 7. gaeta. I. 9. Streingvaalur — stiga. I. 10. almr *a skörhialmi*. I.

Illt var eins at geta,
I uppruna solar,
Streinghaumlum sa eg stinga,
Stack almur af ser malme.

VIII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hatt greniadu hrottar,
Athur a Ullarakre
Eisteirn kongur fielle;
Feingum gullo fæthur
Granthur vals ath braunthum;
Hrækinthill sneith rantha
Ritur ath hialma mote,
Svira virtum ur sarum
Sveif of hiarna kleifa.

IX. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hofthum routhur i blothe,
Tha er benthvara bræththum,
Fyrer Borguntharholme,
Reggsky slitu ranther,
Ratt almur af ser malmi,
Vollner fiell ad vige;
Var at æi kongur meiri;
Val rak vitt um stranthir,
Vargur fagnathi tafne.

X. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hilldur var synt i vekste,
Athur Freyr kongur fielle
A Flemingialande,

VIII. 2. Hett. W. 5. fathir. I. 6. Grundar — bryndom. I. 7. randir. I. 9. Snira, W. vin — virtr. I. 10. kleifar. I.
IX. 2. Hddom. I. reuthur. W. I. *i blothi.* I. 3. beuthvera. W. bendom. I. 5. slito *hringa.* I. 7. *Vulnir.* I. 8. at *einn.* I. 9. vidt of. I.
X. 4. Flæmingia-*velldi-* I. 5. biarr. I. 9. scatra. I. 10. Maurg *thá er tafn fræz.* I.

Nathi blaer ath bita,
Blothe smelltur i gylltann
Hognakufl, ath hiallthri,
Harthur bengrefill forthum.
Mær griet morginn skæru,
Morg enn tafn gafst vorgum.

XI. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hunthruthum sa ek liggia
A Eireis aunthrum,
Thar Englanes heitir.
Seilthum ver til snæru
Sehs degur, athur lith fielle,
Atto oththamessu,
Fyrir uppruna solar,
Varth fyrer vorom sverthum
Valthiofur i styr hniga.

XII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hrunthe thogg af sverthum
Bryn i Bartha fyrthe,
Bleikan na fyrer hauka,
Umthe almur, thar oththar
Alstritt bitu skyrtur,
Ath slithum lega seunu
Ad Svolnis hatte thæfthar,
Renthe almur til untha,
Eithur hvass thrifium sveita.

XIII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hielthum hlackar tiollthum
Hatt, at Hylthar leike,
Fyrer Hiathninga vake.

XI. 2. *Frá* ec. I. 3. A *eynefis*. I. 4. Thar *er*. I. *Aenglanes*. W. 6. *snerro*. I. 7. *attum*. W. I. 8. *Vid* uppruna. I. 10. styr *falla*. I.
XII. 5. thar *er*. I. 6. All*hratt flitu*. I. 7. *I* slidor. I. 8. *Ad* fehlt bei W. u. I. 9. Rendi *ormr*. I. 10. drifinn, I.
XIII. Hylthur. W. 4. vage. W. I. 5. Sià *knatto*. I. 6. Er *sund.edom* sciaulldo. I. 7. hrae-*sillna*. I.

Sia mættu tha seggir,
Er sverth rifo skyolltho
At hræsillthur hiallthre,
Hialm slitnathann Gotna
Varat sem biarta bruthe
I bing hia ser leggia.

XIV. Hiuggum vier meth hiorvi:
Horth kom hrith a skyolthum,
Nar fiell nithur til jarthar
A Northumbralantha.
Varat um eina ottu,
Olthum therf ath flya
Hillthar leik, thar er hvassir
Hialmtun bitu skiolmar:
Varat sem unga ekkiu
I onthveigi kissa.

XV. Hiuggum vier meth hiorvi:
Herthiofe varth authith
I Suthurejum sialfum
Sigars a vorum monnum.
Varth i rantha regne
Rognvallthur fyrer hniga.
Sa kam hæstum yfer hauka
Harmur, ath svertha leike,
Hvast kastathe hristir
Hialms streinglaugar palmi.

XVI. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hvor la thver um annann,
Glathur varth geira hrithum
Gaukur, at sverthaleike,

XIV. 2. sciaulldo. I. 6. *fryia*. I. 8. Hiálms*tofn* — skiomar. I.
XV. 6. i styr-hniga. I. 7. hæstor *of haulda*. I. 8. sverda-*gusti*. I. 10. *Alm* streing-*laga*. I.
XVI. 2. Hverr — *of* annan. I. 3. gera *bróthir*. I. 4. Gauk*am*. W. (vgl. VI. 8.). 5. Gete *vid söknar tæti*. I. 8. Mar-*steinn* conongr. I.

Let ej orn ne ylgi,
Sa er Irlanthi styrthe.
Mot varth malms og ritar
Marstan kongum fasta,
Varth i Vethrafyrthe,
Val tafn gefid hrafne.

XVII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Her margann sa ek falla,
Morgenstunth, fyrer mækir
Mann i oththa sennu;
Syne minum hneit snemma
Slithrathorn vith hiarta,
Eigill riet Agnar ræntann,
Oblauthann hal life.
Glumthe geir, vith Hamthis
Gransetk bliku merke.

XVIII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hallthortha sa ek brytia
Ekke smatt fyrer ulfa,
Enthils nithar bronthum.
Varat a vikar skeithi,
Sem vin konur bæri;
Hrothin var Aegis asne,
Ofar i thyn geyra,
Skorinn var Skoglar kapa.
At Skiolthunga hiallthre.

XIX. Hiuggum vier meth hiorvi:
Harfagrann sa eg raukva
Meyarthreing enn um morgum,
Og malvin ekkiu.

XVII. 2. *Hundmarga.* I. 3. fyrir *meidi.* 4. Menn *at.* I. 7. *Egill let.* I.
XVIII. 4. nitha. I. 5. à - vik *á Skeethi.* I.
XIX. 2. rankva. W. 3. *at morgni*, I. 10. thví fira. I.

Varat sem varmur laugur
Vinkiors niorum bære
Oss i Ilasunthe,
Athur Orn kongur fielle,
Bauth mana sa ek bresta,
Bra thad fira life.

XX. Hiuggum vier meth hiorvi;
Hathum sverths ad morthe
Leik a Linthis eire,
Vith Lofthunga threnna;
Feer natho thvi fagna,
Fiell margur i gyn vargi,
Haukur sleit hollth med ulfe,
Ath hann heill thathann kiæmist;
Ira bloth i Aegi
Aerin fiell um skirn.

XXI. Hiuggum vier meth hiorvi;
Ha sverth bitu skyollthu,
Tha er gullrothinn glumthe
Geyr vith Hyllthar nefre.
Sia man i Onlungs eju
Um allthur mega sithann,
Thar er ath Laugthis leike
Lofthungar framm geingu;
Rothinn var ut fyrer eire
Ar, flugthreki sara.

XXII. Hiuggum vier meth hiorvi;
Hvath er threngum ath feigre,
Ath hann i oththa ele
Orthurthur latinn verthe?

XX. 1. sverd *glóm* at *morgni*, und *suthr* at morni. I. 5. nathe. W. *deti*. I. 6. gyn *Ulfi*. I. 7. med *vargi*. I. 8. kusemist. W. karmi. I. 9. aegin. I. 10. in *skaera*. I.
XXI. 2. skiollthum. W. scillds. I. 4. vith *Hilldar*. I. 5. mun *i* Aungels. I. 6. *Of* alldr. 7. *Hve ver* at laugdom.
XXII. 2. *Hverr* se drengr. I. 3. hun. W. 4. *Aundverdr*. I.

Opt sytir sa æfe,
Er allthreje nester;
Illt kvetha argann eggia
Aurn ath svertha leike;
Hugblauthom kemur hvergi
Hiarta sitt ad gagni.

XXIII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hit tel eg jafnt, ath gange,
At samlogër svertha,
Sveinn i mote einum,
Hrøkkve ej thegn fyrer thegni;
Thath var threngs athal leingi:
Ae skal astvinur meya'
Einarthur i thyn svertha.

XXIV. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hitt sinist mier raunar,
At forlogom fylgium;
Far geingur um skop Norna.
Eige hugthak Ellu
Att allthurlage minu,
Tha er ek blothvale bræththe,
Og borth a log keirthag.
Vitt fengum tha varge
Verd i Skottlands fyerthum.

XXV. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hitt hlægir mig jafnan,
Thath Ballthurs fothur bekke
Buna veit ek at sumlum,
Threkkum bior ad bregthi
Ur biugvithum hausa.

XXIII. 3. sam-togi. I. 4. i móte *sveini*. I. 5. Hrauckv'at thegn. I. 8. Ein-*hardr*. I.
XXIV. 4. *of* skaup. I. 7. breidda'c. I.
XXV. 2. iafnam. W. 3. Ballthur. W. *fedors*. I. 4. sumblom. I. 8. *Dirs*. I. 10. Vithris *bordur*. I.

Sytir ej threingur vith thautha,
Thyrs ath Fiolnis husum.
Ej kem eg meth eithru
Orth til Vithris halldar.
XXVI. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hier villtho nu aller
Burir Aslaugar braunthum
Bitrum hylthi vekkia,
Ef vanthliga visse
Um vithfarer ossar,
Hve cfær ormar
Eitturfullir mig slite.
Mothernis fekk ek minum
Mogum svo, at hiortun thuga.
XXVII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Harthla lithur at arfve,
Grimt steuthur granth af nothru,
Goinn biggir sal hiarta.
Væntum hins ath Vithris,
Vonthum i Ellu blothe.
Sonum minum mun svella,
Sin mothur rothinn vertha;
Ej munu skapir sveinar
Sett kyrt vera lata.
XXVIII. Hiuggum vier meth hiorvi:
Hef ek fimtigum sinna
Folk orustur framthar,
Fleinthinge bothi ok eina,
Minst hugthe ek manna,
At mier vere skyllthe:
Ungur nam ek odd at riotha,
Annar kongur fremri.

XXVI. 2. Her villdo *mic*. I. 4. Biaurtom. I. 6. *Of* vith-farar. I. 10. hiaurto. I.
XXVII. 3. nathri. I. 6. Vonthur. W. Ello *standi*. I. 7. mune. W. man. I. 8. Sin *fauder* ráddir. I. 9. snarpir. I.
XXVIII. 2. sinnom, I. 5. Minns. I. 10. Er'at sytandi. I.

Oss mann Aeser biotha,
Er ej sytanthe thauthe

XXIX. Fysumst hins hætta:
Heim biothe mier Thysir,
Sem fra Herians hollu
Hefur Othinn mier senthar;
Glathur skal ek ol meth Asum
I onthveige threkka.
Lifs eru lidnar stunthir;
Lægianthe skal ek deya.

Nu lætur Ragnar lif sitt, og er hann færdur a burtu thadann.

XVII. Cap.

Fra Ragnars sonum.

Elle kongur thikist vita, ad Ragnar hafe lif sitt latid, nu hyggur hann med sier, hvorninn hann skyllde thessa vertha var, eda meth fara, at hann mætti hallda rike sinu, edur vita, hvorninn theim brigde vid sonum hanns, er their spyria lat hans. Hann tekur thad til rads, at hann lætur bua skip eitt, og fær thann man til fyrer ad rada, ad bæde var vitur og hardfeingur. Thad skip var vel skipat, og seigir hann, ad hann vill senda tha a fund Ivars og theirra bræthra, og seigia theim fall fodur sins. Enn su ferd leist fleistum uvænlig, svo faër villthe fara. Tha mælte kongur: ath thvi skulu thier hyggia vand-

---

XXIX. t. hins at hætta. I.

lega, hvorsu hvorium theirra bræthra bregdur vid thesse tidinde; farit tha leidar ydar sidann er ydur gefur. Svo lætur hann bua ferd theirra, ad their thurftu ongvara annara; og nu fara their, og forst theim vel. Enn er syner Ragnars hofdu heriad um Sudurrike, tha sneru their a Nordurlond, og ætludu ad vitia rikis sins, thess er Ragnar ried fyrer; enn their vissu ej herferd hans, edur hvorninn hun hafde ordid; og tho var theim mikil forvitni a, hvorsu farid hafde. Nu fara their sunnann af lande; enn hvorvetna thar sem menn friettu til theirra brædra, eiddu their borgir sinar, og færdu fie sitt a burt, og færdu undann, svo at trautt feingu their lide sinu mat.

XVIII. Cap.

Herfor Ragnars sona til Einglands.

Nu ber svo til, ad their komu fyrre i Danmork, enn sendemenn Ella kongs, og sitia nu kyrrir med lid sitt. Enn sendimenn koma til theirrar borgar, er Ragnars syner thiggia veitslu, og ganga i tha holl, er their drecka, og fyrer hasæte Ivars. Sigurdur Ormur i auga, og Hvitserkur Hvate, sitia ad knef tafle, enn Biorn Jarnsida skeftur spiotskapt a hallar golfinu. Og er sendemenn Ella kongs koma fyrer Ivar, kvedja their hann virduglega; og tekur hann vel kvediu theirra, og spyr, hvadann their sieu, eda hvad their seigia tidindasogu. Sa er fyrer theim var, svarar, ad their sieu Enskir menn, og tha hafe Elle kongur senda med thaug tidinde, ad seigia fall Ragnars fodurs theirra. Sigurdur og Hvitserkur lietu falla taflid, og hyggia vandlega ad thessari tidinda sogu. Biorn stendur a hallargolfinu, og studdist vid spiotskapt sitt. Nu spyr Ifvar vandlega, med hvorium atburdum hans liflat hefde ordid: enn their sogdu allt, sem verit hafde, fra thvi er hann kom vid Einglanth, og til thess, er hann liet lif sitt Og nu er thessari sogu var thar komid, ad hann hafde thetta mælt: gnidia mundu grysir, thekadi Biorn nu handum sinum spiotskaptinu, og svo hafde hann tekid fast, ad handastadinn sa epter. Tha er sendemenn luku frasogn thessare, hrystir Biorn spiotid i sundur, svo at stock i tvo hlute. Enn Hvitserkur hiellt toflu eirnre, er han hafde drepid, og kreiste hana svo fast, at blod stock undann hvorium nagle. Enn Sigurdur Ormur i auga hafde halldid a knife einum, og skof nagl sinn, er thesse tidinde voru sogd, og hugde so vandlega ad thessum tidindum, ad hann kendi ej fyrre, enn knifurinn stod i beine, og bra honum ej vid. Enn Ivar spyr ad ollu sem giorst, enn litur hans vard stundum raudur, enn stundum blar, enn stundum var hann bleikur, og svo thrutinn, at hans horund var allt blasid af theim grimmleik, er i brioste hans var. Nu tekur Hvitserkur til orda og sagde, at so mætte hefndina bradast upphefia, ad drepa sendemenn Ella kongs. Ivar svarar: thad skal ej vera, their skulu fara i fridi, hvort er their vilja, og ef nockur hlutur er sa, ad tha skorte, tha skulu their mier tilseigia, og skal eg fa theim. Og nu er their hafa lokid erindi sinu, snua their utar hollinne og til skips sins. Og er theim gaf byr, lata their i haf, og ferst theim vel, thar til er their komu a fund Ella kongs, og seigia honum fra, hvorsu hvorium theirra hefur vidbrugdid um thessa tidinda sogu. Og er Ella kongur heyrir thetta, tha mælte hann: thess er von, ad annat hvort munum vier thurfa Ivar at ottast, eda ongvann ella, ad thvi er their seigid fra honum, og ej mundi theim gott innan rifia, og halldid munum vier fa rikinu fyrer theim. Nu lætur hann vardhalld hafa um allt sitt rike, so ej mætte her koma a uvart honum. Enn er sendimenn Ella kongs voru burtfarner, ganga their brædur a malstefnu, hvorninn their skyldu medfara um hefnd eptir Ragnar fodur sinn. Tha mælte Ivar: ongvann hlut mun eg i eiga, og ej fa lid til, thvi ad Ragnar for, sem mig vardi; hann bio illa sina sok til i upphafe, thvi hann átte ongvar sakir vid Ella kong; og hefur thad af ordid opt, ef mathur ætlar ofurkapp fyrer sier med rangindum, ad hann hefur thvi ovirduglegar nidur komid; og vil eg thiggia fiebætur af Ella kongi, ef han vil leggia til vid mig. Enn er their heyra thetta brædur hans, verda their reidir miog, og sogdu, at alldrei skyldu their so ad klækium verda, thott hann villdi: og munu thad margir seigia, ad oss sieu mislagdar hendur i knie, ef vier skulum ej hefna fodurs vors, enn vier hofum vitha farit um heim meth herskyldi, og drepid margann mann saklausann, og enn skal ej thad verda. Nu skal bua hvort skip sem skiotast, sem sætært er i Dana vellde, skall so giorsamlega safna lide, ad hvor madur, er skyollth ma bera, imot Ella konge skal fara. Ivar sagdi, hann mundi eptir sitia, og thaug skip, er hann a ratha fyrer. Enn er thad spyrst, ad Ifvar leggur ongva stunda, fa their miklu minna lid, og fara tho ej ad sidur. Thegar er their koma vid Eingland, verdur Elle kongur var vid, og lætur sidann ludur sinn gialla, og bydur til sin ollum monnum, er honum vilja fylgia; og nu fær hann so mikid lid, ad einginn madur matte tolu a koma, og fer i mote theim brædrum. Og er their finnast, var Ivar 'ekke i theirra bardaga, og syner Ragnars komu a flotta. Elli kongur hefur nu sigur, og er hann var at reka flottann, seigir Ivar, at hann ætlar ei aptur hverfa til lids sins: og vil eg nema, hvort kongur vill mier nockrar sæmdar unna, edur ongvarar; og thiki mier sa betre at thiggia yfirbot af honum, enn fara slikar ofarer fleyre, sem nu forum vier. Hvitserkur seigir, at ej matte hann hlut i eiga med honum, og ad hann yrde med sin efne at fara, sem hann villde: og alldrej skulum vier fie taka eptir fodur vorn. Ivar svarar, at thar munde skilia meth theim, og bad tha rada fyrer thvi, er their attu allersamann: enn thier skulud mier lausa fie, sem eg kved a.

XIX. Cap.

Fra Ivare og Ella konge.

Nu er Ivar hafde mælt thetta, bad hann tha vel fara; enn hann snyr aptur sinne ferd a fund Ella kongs. Og er hann kemur fyrer hann, kvedur hann kongin virduglega, og hefur svo mal sitt: eg em kominn a fund ydvarn, og vil eg mæla til sætta vith thig, og slikrar semthar, er thu villt mier veita, helldur enn lata mina menn fleyre fyrer ydur, etha sialfann mig. Tha svarar Elle kongur: thad kalla sumer menn, at eigi sie hægt ad trua thier eda brædrum thinum. Ivar svarar: eg mun til litils mæla vid thig, ef thu lætur that til, skal eg sverja thath aptur a mot, at eg skal alldrei vera a mote thier. Nu spyr kongur, til hvors hann mælte um yferbætur. Eg vil, seigir Ifvar, ad thu gefir mier thath af lande thinu, er uxahud tekur yfer, enn thar utann um skal grundvoll giora; og mun eg ej til meira mæla vid thig; og thath sie eg, ad thu villt mier ongvar sæmdar unna, ef thu villt eige thetta. Eigi veit eg, sagde kongur, ath oss meigi thetta ath meine verda, tho thu hafer thetta ur minu lanthi; og ath viſu mun eg fa thier thetta, ef thu villt thad sverja mier, ad berjast ej mote mier; og eigi ugge brædur thina, ef thu ert mier trur.

XX. Cap.

Ivar leggur grundvoll Lunduna borgar.

Nu ratha their thetta med sier, ad Ivar sver honum eida, ath hann skylldi ej skiota i moti honum, enn hann skal eignast af Einglande, thad sem uxahud tekur yfer, er han leingi mesta til. Nu fær Ivar sier olldungs hud eina, og lætur hann hana bleyta, og thrisvar lætur hann hana thennia. Nu lætur hann hana rista sem miost alla i sundur, og tha lætur hann renna sier hvort harram edur hollthrosu, og er thessu var lokid, var thveingur sa svo langur, ath furda var ath, og ongvum kom i hug, at svo mætte verda. Og tha lætur hann breida a einum velle, enn thath var svo vitt landsplats, ad thad var mikil borgarvidd. Og thar fyrer utann lætur hann marka grundvoll, sem til mikillra borgarveggia. Nu fær hann sier smide marga, og lætur reisa hus morg a theim velle, og thar lætur hann giora borg eina mikla, og er su kollud Lundunaborg, hun er allra borga mest og agiætust um oll Nordurlond. Nu er hann hafde latid borg tha giora, hafde han lausa fie uppgefid, enn hann var svo or og giofull, ad hann gaf a tvær hendar, og thotte svo mikid um speke hans, ad allir soktu hann ath vanda malum sinum og radum, er hvorium thotte sier best giegna, og giorist hann vinsæll, so ath hann a undir hvorium manne vinattu. Og er Ella konge mikid lid ath honum, og sækir kongur hann ath morgum radum, og tharf ej kongur til ath fara sialfur.

XXI. Cap.

Daude Ella konga.

Nu er Ivar hafde svo komid rade sinu, ath thar thikir til allrar spektar ath sia, sendir hann menn a fund brædra sinna thess erindis, ath their sendi honum gull og silfur, so mikid sem hann kvad a. Enn er their menn koma a fund theirra brædra, seigia their sin erinde, og svo, hvar tha var komit hans rade. Their menn thottust that ej vita, yfer hvorium brogdum hann bio, og svo skildu their brædur, at hann hafde ej skapsmune eptir thvi, sem hann var avanur. Nu senda their slikt fie, sem hann akvaddade. Og er their komu til Ivars, gefur hann allt thad fie enum stærstu monnum i landino, og dregur svo lid undann Ella konge, og allir hietu thvi, ath their munthu kyrir sitia, thott hann giorde thangad herfor. Og er Ivar hafde svo lid undir sig dreigid, tha sendir hann menn a fund brædra sinna, ath seigia theim, ath hann villde, ath their biodi ut leidangur, um oll thaug lond, er theirra rike stæde yfer, og their skorudu hvorium manni, er their feinge. Og tha er thesse ordsending kom til theirra brædra, skilia their skiott, ad nu mune honum thikia miogt vænlegt um, ath their mundi thar fa sigur. Nu safna their lide um alla Danmork og Gautland, og oll thaug riki, er theirra vallth var yfer, og draga mikinn her samann. Tha hallda their skipum sinum til Einglands, bædi nott og dag, og villthu, ath sem sist læri niosn af theim adur. Nu er su hersaga sogd Ella konge, nu salnar hann sier lide, og lær litid, fyrer thvi, ath Ivar hafde mikith lith unthann honum dreigid. Nu fer Ivar i mot Ella konge, og seigir, ath hann mun enda thad er hann hafde svarid: enn ej ma eg ratha tiltekium bræthra minna; enn thvi ma eg ratha, ath finna tha og vita, ef their vilja stodva her sinn, og giora ej meira illt, enn their hafa adur giort. Nu fer Ivar a fund brædra sinna, og eggiade tha, ad their skylde frammganga sem best, og sem bradast lata bardaga verda, thvi at kongur hefur miklu minna lith. Enn their svara, ath ecki munthe hann thurfa at eggia tha, og theim var sama i hug og fyrr. Nu fer Ivar og hittir Ella kong, og seigir honum, ad miklu voru their akafare og othare, enn their villdu a hans rath edur ord hlyda: og tha er eg villde um grid leita ythar i mille, æptu their i giegn. Nu mun eg enda mina svardaga, ad ej mun eg berjast i mote thier, og mun eg vera kyrr hia og mitt lid, en bardagi giengur med ydur, sem verda ma. Nu sia their Elli kongur lid theirra brædra, og for svo geyst, at furda var at. Tha mælte Ivar: thad er til, Elle kongur, ath thu fylkir lithi thinu, enn eg get thess, at their veite thier harda adsokn nockra. Enn thegar theirra lith hittist, verdur bardage mikill, og ganga their hart fram syner Ragnars igiegnum fylkingar Ella kongs, og svo eru their akafir, ad their hyggia ath thvi einu, ath giora ath verkum sem mest. Og su orusta var bædi hord og laung, og lauk hier so, ad Elle kongur og lith hans kom allt a flotta, og hann var handtekinn. Tha var Ivar thar i nand, og mælte, ath svo skylde breita um liflat hans: er nu thath rath ad minnast, hvorn daudddaga hann villde fodur vorum. Nu skal mathur sa, sem oddhagastur er, marka orm a bake honum sem innelegast, og ann orm skal rioda med blod hans. Enn sa mathur, sem kvaddur var til thessarar sislu, giorir, sem Ivar bad honum. Elli kongur var miog sar, adur enn thessare sislu likur, lætur hann nu lif sitt; og thikiast their nu hefnt hafa fodur sins Ragnars. Ivar seigir, ad hann vill gefa theim rike thad, er their attu allir man, enn hann kvadst ratha vilja fyrer Einglande.

XXII. Cap.

Afdrif Ragnars sona.

Epter thetta foru their Hvitserkur heim til rikis sins og Sigurdur; enn Ivar er eptir og ræthur fyrer Einglanthe. Thadann fra hellda their midlur saman lithe sinu, og herjuthu a yms lond. Enn Aslaug modir theirra var gomul kona. Enn er Hvitserkur sonur hennar hafde heriad eitt hvort sinn i Austurveg, kom sve mikid ofurefle i mote honum, ath hann matte ej rond vith reisa, og vard hann handtekinn. Enn hann kaus sier thann daudddaga, at bal skyllde giora af mannahofdum, thar skyllde hann brenna; og so liet hann lif sitt. Og er Aslaug spurde thetta, tha kvath hun vysu:

Sonur heid einn, sa eg atta,
I Austurvegi dauda,
Hvitserkur var sa heitinn,
Hvergi giarn at flya.

Hitnathi hann af hofdum
Haugvis vals i romu;
Kaus thann bana theingill
Throttar snjallur, adur fielli.

Enn fra Sigurde Orm i auga er mikill ættbogi kominn. Hans dottir hiet Aſlaug, modur Sigurdar Hiartar. Sigurdur Hiortur var fathir Ragnhilldar, mothur Haralds Harfagra, er fyrstur ried ollum Noreg eirn. Enn Ivar ried fyrer Einglande allt til dauda dags, og vard sott daudur. Og tha er hann la a banasæng, sagthi hann, at sig skylde thangad færa, er herskatt være; og thar kvadst hann vænta, ad th ir munthu ej sigur fa, er thar kiæme at lanthino. Og er hann anthathist, var svo giort, sem hann hafde fyrir mælt, og var tha i haug lagdur. Thath seigia margir menn, tha er Harallthur kongur Sigurdarson kom til Einglands, ath hann kiæme thar at, er Ivar var fyrer, og fiell thar i theirre for; og er Wilhialmur Bastardur kom i land, for han til og braut haug Ivars, og sa mann ofuinn. Tha liet hann giora bal mikid, og lætur Ivar brenna a balinu: og eptir thath liet hann til lands og fieck sigur. Enn fra Byrne Jarnsidu er komid margt manna. Fra honum er kominn mikil ætt Thordar, er bio a Hofda a Hofdaſtrond, mikil hofdinge. Enn tha syner Ragnars voru allir liflatner, dreifdist lid theirra a imsa vega, er theim hafde fylgt, og thotte theim ollum, er verid hofdu med sonum Ragnars, einskits vert um adra hofdingia. Their voru tveyr menn, er foru vitha um lonth at leita, ef their finde nockurn than hofdingia, er theim thætte sier ej svivirding i at thiona, og foru ej bader samann.

XXIII. Cap.

Fra tveimur monnum, er verit hofdu med Ragnars sonum.

Sa atburdur hefur verit i utlondum, at eirn kongur atte tvo sonu, og tok sott ag andadist, enn syner hans vilja drecka erfe eptir hann. Their bioda til thessarar veitslu, so ad allir menn skyldu koma at thremur vetrum liduum Nu spyrs thetta vida um lond, og or thad sumar kemur, er erfe skylde drecka, og su stund, sem akvedinn var, tha vard svo mikid fiolmenne, ad einginn visse dæme til, hvat mikid var, og voru margar storhallir skipathar og ol tialldad. Og er a leid miog hid fyrsta kvolld, kemur mathur eirn til hallar theirrar, thesse mathur er mikill, svo at thar var einginn jafnmikill, og thad sa a bragde hans, at hann hafde verid hia tignum monnum. Og er hann kemur i hollina, geingur hann fyrir tha bræthur, og heilsar theim, og spyr, hvar their vise honum til sætis. Theim leist vel a hann, og bathu hann sitia a hin æthra beck. Hann thurfte tveggia manna rum. Og thegar hann hafdi nidur sest, var honum borinn dryckur, sem othrum monnum, og eckert horn var svo stort og mikid, at ej drycki hann af i einum dryck. Og that thottust allir sia, at honum thotte litils vert um athra. Svo verdur, ad annar mathur kemur til thessarar veitslu, sa var helldur meire, enn hinn fyrre. Thesse mathur hafdi sida hættu. Og er thesse mathur kemur fyrer hasætid hinna ungu konga, kvadde hann tha litelega, og bidur tha at visa sier til sætis. Their mæltu, at thesse mathur skyllde innar sitia ahinn æthra beck. Nú geingur hann til sætis sins, og eru their svo miklir i rumum bader saman, at fimm menn hafa rymt sæte fyrer theim. Enn sa fyrre kom, er minne drycki mathur, enn sa sidare drack svo skiott, att hann hellte nalega i sig hvorju horni, og finna tho menn ej, at hann yrde druckinn, helldur lætur hann othockalega hia sinum sessunautum, og snyr bake vid theim. Sa er fyrre kom, bath, ad their skyllldu eiga gaman saman: og mun eg fyrre. Hann stack vith theim hendi, og kvath vysu:

Seig thu fra thegnskopum thinum;
Thig rathumst eg spyrja:
Hvar sastu hrafna hryslu,
Hrotta dreyra fullann?
Optar thattu eth othrum
I ondveige fundinn,
En thu dreyrug hræ dagir,
I dal fyrer valfugla.

Nu thikir theim, er utar sattu, tilleitad vid sig i slku tilkvædi, og kvad vysu i mote:

Theigi thu heimdreige heittinn!
Hvath er thu væsalatann?
Hefur thu alldrei unnit,
Thess er eg mega throtna.
Feitad a sverth ne solla
Sæke til eth leike
Gafstu hafnar heste:
Hvatrækir thig drycku.

Nu svarar hinn, er fyrre kom:

Hafs lætum vier hesta
Hlyr stinna brun renna,
Methann a biartrar brynjur
Blothe dreif um sithar;

Ylge gein alldrei monnum,
Eyra grat of sumra;
Hardmelthri fam ver hvethnu,
Hrenthu blothi bothna.

Og nu kvad sa, er sidar kom:

Alls einginn sa ek ytharn,
Thar er upplokinn funthum
Heila varg, fyrer hvitum
Hesti, mithan rastar,
Ok vith laso luthra,
Fyrer lauthi vier undum
Hallar rikri mollu,
Har Tus fyrer rauthum stafni.

Og enn kvad, sa fyrre kom:

Kom thar enn bar bara,
Branth a Hiortasundi;
Enn eg sat thar, er ra seide
Rauthann stafn til hafnar.

Nu svarar sa, er sidar kom:

Fylgdum Byrne bather
A branthagny hvorium;
Vier erum reindir reckar,
Enn rager stundum.
Var ek, thar er Bragnar bordust,
A Borgaralanthi,
Thvi ber eg sar a sidu;
Sitta innar meir granni.

Enda kendust their tha vith umsidir, og voru thar at veitslu.

XXIV. Cap.

Fra triemanne nockurum.

Ogmundur er madur nefndur, er kallathur var Ogmundur hinn Danske, hann for eitt hvort sinn med fimm skipum, og la vid Samsey i Munarvoge. Tha er thad sagt, ad matsveinar færi a land at bua til mat, enn adrir foru i skog at skemta sier. Thar fundu their eirn triemann fornann, og var fiorutyu alna a hæd og mosavaxinn, og sa tho oll deyli a honum, og ræddu um meth sier, hvor blotad mundo hafa thetta mikla God. Og tha kvedur triemathurinn:

Thath var fyrer laungu,
Er i leith — — her
Heklings foru,
Hlunna tungum,
Framm um sallta,
Slod birtinga;
Tha varth og thessa
Thorps rathande.

Og thar settu
Sverth merthlingar,
Suthur hia sallte,
Syner Lothbrokar;
Tha var eg blothinn,
Til bana monnum,
I Samseyu,
Sunnann verdri.

Thar badu standa,
Medann strouth tholir,

Mann hia thyrne,
Og mosavaxinn.
Nu skytur a mig
Skia grate,
Hlifa hvorki mier
Holld nie klædi.

Og thetta thotte monnum undarlegt, og sogdu sidann fra othrum monnum.

Nornagests Saga.

Sogu thattur af Norna-Gesti.

I. Cap.

Norna-Gestur kemur til Olafs kongs.

Sva er sagt, at a einum tima, tha er Olafur kongur (Tryggvasun) sat i Thrandheimi, bar ſva til, at eirn madur kvam til hans at alidnum deigi, oc kvaddi hann sæmilega. Kongur toc hanum vel, oc spyr, hvor han væri. En han sagdist Gestur heita. Kongur svarar: gestur muntu hier vera, hvorsu sem thu heiter. Gestur svarar: satt seiger ec thier til namns mins, herra, enn giarnann vilda eg gisting af ydur thiggea, ef koſtur væri. Kongur sagdi hanom that til reidu vera; enn med thvi ad alidinn var dagur, vildi kungur ecki tala vid Gest, thvi at hann geck tha skiott til aptansaungs, og sidan til borda, oc tha til ſvefns oc nada. Oc a theirri somu nott vakti Olafur kungur i sæng sinni, oc las bæner sinar, enn aller menn athrer svafu i thvi herbergi; tha thotti kongur, sem einn Alfur ethur Ari (Andi) nockur kvæmi inn i husit, oc tho at lycktum dyrum ollum, hann kvam ſyrer reckiu hvors mans, er thar svaſ, oc at lyktum kom han til saengur eins mans, er thar la utarlega. Tha maellti Alfurinn oc nam stadar: furdu sterkur las er hier firir tomu husi; oc er ey kongur jafnvis um slikt, sem athrer lata, at hann sie allra manna spakastur, er hann sefur nu sva fast. Epter that hverſur sa i brott ad lycktum dyrum; en senmma umm morguninn efter, sendir kungur smasvein (skosvein) sinn, at verda vis, hvor thessa sæng hadi bigt um nottina; profadist sva, at thar hafdi leigit Gesturinn. Kongur liet kalla honum fyrer sik, oc spyr, hvors sun han væri. Enn hann svarar: Thordur hiet fader minn, oc var kalladur Tingbitur (Timburtt) Danskur at kyni, hann beo a theim bæ i Danmork, er Græningur heiter. Thrifligur mathur ertu, seiger kongur. Gestur sa var diarfur i ordum oc meiri, enn flester menn adrer, sterklegur oc miog hniginn a efra alldur. Bidur kongur hann at dvelia leingur hia hirdinni. Kongur spyr, ef hann vaeri Christinn (skyrdur). Gestur liest vera prim. signdur, enn ei skyrdur. Kongur seiger hanom heimilt at vera med hirdinni: enn skamma stund muntu vera med mer uskyrdur. Enn thvi hafthi Alfurinn sva til ords tekit um lasinn, at Gestur signdi sik um kvoldit, sem athrer menn, enn var tho reyndur heiddin. Kungur mælti: ertu nockut ithrottamathur? Han qvadst leika horpu etha seigea sogur, sva gaman thætti at. Kungur seiger tha: illa giordi Sueirn kungur, thviat hann lætur uskyrda menn fara ur riki sinu landa a medal. Gestur seiger: ecki er that Dana kungi at kenna, thviat miklu fyrr for ek brott or Danmork, enn Otto keysari let brenna Danavirki, oc kugathi Haralld kong Gormssun oc Hakon Blotjall at taka vid Christni. Margra hluta spurdi kungur Gest, enn han leisti vel oc viturlega. Sva seigia menn, at Gestur thessi kvæmi til Olafs kungs a thridia ari rikis hanns; a thvi ari komu oc til hanns their menn, er Grimar heitu, oc voru sender af Godmundi af Glæsisvollum: their færdu kungi horn tvo, er Godmundur gaf hanum, thau kolludu their Grima; their hofdu oc fleyri erendi til kungs, sem sithar man sagt verda. Nu er at seigea, at Gestur dvaldist med kungi, er hanum skipad utar fra giestum; hann var sidsamur mathur oc vel latenn, var hann oc thockasamur af flestum monnum oc virdist vel.

II. Cap.

Ulfur hinn Raudi gefur kongi hringinn Hnitud.

Litlu fyrir jol, kvam Ulfur heim hinn Raudi, oc sveitmanna med hanom; hann hafthi verit umm sumared i kungs erendum, thviat hann var settur til landtgiætslu um haustit i Vikinni vid ahlaupum Dana; var hann jamnan vanur at vera med Olafi kungi um havetri. Hann hafthi at færa kungi marga goda gripi, er han hafthi aflat um sumarit, oc eirn gullring hafdi hann, er Hnitudur het, han var hnitadur saman i sio stodum, oc var med sinum lit hvor luturinn; miklu var hann gullbetri, enn athrir ringar: thann ring hafthi gefit Ulfi bondi eirn, er Lodmundur het, enn thennann ring hafthi att Halfur kungur, er Halfsreckar eru fra kvamnir oc vidkendir, er their hoftho kugat fe af Haldani kungi Ylfing; enn Lodmundur beiddi Ulf i moti, at hann mundi halda bænum fyrir hanom med fulltingi Olafs kungs; Ulfur jatadi thvi. Heldur kungur nu jol sin rikuglega, oc situr i Thrandheimi; enn hinn atta dag jola gefur Ulfur hinn Raudi Olafi kongi ringinn Hnitud. Kungur thackar hanom geofina, oc alla sina thrulynda thionustu, er hann hefthi jamnan veitt hanom. Fer thessi ringur vida umm herbergi, thar er menn drucku i; thvi tha varu ei hallir smidadar i thann tima i Noregi. Synir nu hvor othrum, oc thyckiast menn, ei sied hafa jafngott gull, sem i ringunin var; oc at lycktum kemur hann at gestabeck, og sva fra Gest hinn nykomna. Hann litur a, oc selur apter ringinn yfir thvera hondina tha, er hann helt athur a kerinu. Fiust hanom fatt umm, oc thalar ecki til thessa gripar, en hefur gamanrædur, sem athur, vid sina felaga. Eirn herbergis sveirninn skeinckti utar a beckin gestanna, hann spyr: litst ythur vel a ringinn? Allvel, sogthu their, utan Gesti hinum nykomna; hanom finst ecki til; og hyggiom ver, at han kunni ecka at sea, at han ansar ecki um slika luti. Herbergis sveirninn geingur nu firir kung, og sagthi hanom thessi somu ord gestanna, og thess hins nykvamna Gests, hvorsu hann ansadi litt til thessa gripar, er hanom var synd slik gersemi. Kungur sagthi tha: Gestur hin nykomna man vita fleira, enn ther manut ætla; oc skal hann kvama til min a morgin, oc seigea mer nockra sogu. Nu thalast their vid gestirnir utar a beckin, oc spiria hinn nikvamna Gest, hvar hann hafi sed jamngodann ring (jafngott gull), edur betra. Gestur svarar: med thvi ydur thyker undarlegt, at ek thala sva fatt um, tha hefur ek vist sed thad gull, at aungvum muner verra heldur betra synast. Nu hlæja kungsmenn miog, oc seigia, at thar hvorfist til gamans mikils: oc muntu vilia vedia vid os, at thu hafir sed jamngott gull, sem thetta er, sva at thu meigir that sanna, skulum ver vid setia IIII merkur gangs silfurs, enn thu knif thin oc bellti, oc skal kungur umm seigia, hvorir sannara hafi. Gestur svaradi tha: ei skal nu hvorthveggia giora, at vera i kallsi med ythur, enda hallda ei ummæli thau, sem thier bioded; oc skal vist vedia her um, og sva mikid vidleggia, sem thid hafit ummælt, enn kungur skal ummseigia, hvorir sannara hafa. Hætta their nu sinu tali; tekur Gestur horpu sina oc slær vel oo leingium quoldit, sva at ollum thykir unati a at heyra; oc slær tha Gunnars slag best, oc at lycktum slær hann Gudrunar brogd hinu fornu, thau hofthu menn ecki fyrr heyrt; oc eptir that svafu menn af um nottina. Kungur stendur snemma up um morguninn oc hlydir tidum, oc er theim var lokid geingur kungur til borda med hird sinni; oc er kungur er kvaminn i hasæti, geingur gestasveirninn innar fyrer kung oc Gestur med hanum, oc seiger hanom sin ummæli oll oc vedian tha, sem their hofthu athur haft. Kungur seigir: litit er mier um vedian ythra, tho at thier setiad peninga ythar ut, giet ek thes, at ythur muni hafa dryckir i hofud feingit; oc thycke mier rad, at thier hafit at eingo, allrahelst, ef Gesti thyker sva betur. Gestur svarar: that vil ek, at haldist aull ummæli vor. Kongur mælti; sva litst mier a thik, Gestur, at miner menn muni hafa mælt sic i thaular um thetta mal meir, enn thu; enn tho man that skiott reynt verda. Epter that geingu their i brott, oc foro menn at drecka; oc er dryckiubord voru uptekin, lætur kongur kalla Gest, oc talar sva vid hanom: nu verdur thu skylldur till at bera framm gull nockut, ef thu hefur till, sva at ek meigi seigia um vedian ythra. That munu thier vilia, herra, seiger Gestur. Hann threyfer tha til siods eins, er hann hafthi vid sik, oc tok thar up eitt knyti, leyser til, oc fær i hendur kungi. Kongur ser, at thetta er brotit af saudulbryngiu, oc ser, at thetta er allgott gull; hann bidur tha taka ringinn Hnitud, oc er sva var giort, ber kungur samann ringinn oc gullit, oc mælti sithan: vist litst mier thetta betra gull, sem Gestur hefur framm borit, oc sva mun litast fleirum monnum tho at seai. Sonnudu thetta margir menn med kungi; sithann sagthi hann Gests wedfed. Thottust gestirnir tha usvinnir vid vordnir um thetta mal. Gestur mælti tha: takit fieit vart sialfir, thviat ec tharf æi at hafa; enn vedied ei optar vid ukunnamenn, thvi at ei viti ther, hvorn ther hittit thann fyrir, at bædi hafi fleira heyrt oc sied, en thier; enn thacka vit ek ythur, herra, urskurdinn. Kungur mælti: nu vil ek, at thu seigir, hvadan thu feckst that gull, er thu fer med. Gestur sagthi: thraudur er ek til thess, thviat that manflestum tykia utrulegt, er ek seigir thar til. Tho vilium ver heyra, seigir kungur, med thvi at thu hefur os athur heitit sogu thinni. Gestur mælti: ef eg sagthi ythur, hvorsu farit hefur um gullit, tha get ek, at thier vilied heyra athra sogu hier med. Vera ma that, sagthi kungur, at rett getir thu thessa.

III. Cap.

Norna Gestur kemur til Fracklands.

Tha man ek seigia fra thvi, er ek for sudur i Frackland, vilda ek forvitnast um kongs sidu oc mikit agiæti, er for fra Sigurdi Sigmundarsyni, um vænleik hans oc throska. Vard tha ecki til thidinda, fyrr enn ek kvam til Fracklands, oc til mots vid Hialprek (Halfrek) kong, han hafthi mikla hird um sik: thar var tha Sigurdur, Sigmundarsun Wolsungs sunar, oc Hiordisar, Eylima dottur. Sigmundur fell i orrusto firi Hundings sunum, enn Hiordys giptist Halfvi, syni Hialpreks kongs. Vox Sigurdur thar up i barnæsku, oc aller syner Sigmundar kongs; voru their umfram athra menn um afl oc voxt: Sinfiotli, oc Helgi, er drap Hunding kong, oc thvi var hann Hundingsbani kalladur; thridie het Hamundur. Sigurdur var tho allra theirra brædra framastur oc best at sier i fornum sid; er that oc monnum kunnugt, at Sigurdur hefur verit allra gofgvastur herkunga oc best at sier i fornum sidum. Tha var oc kominn til Hialpreks kongs Reiginn sun Hreidmars (Heidmars), hann var hvorium manni hagari, oc dvergur a voxt, vitur mathur, grimmur oc fiolkunnugur. Reiginn kendi Sigurdi marga luti, oc elskathi hann mioc. Han seger tha fra foreldrum sinum, oc sva atburdum undarlegum, er tha hoftho gorst. Oc er ek hafthi skamma stund thar verit, gordunst ek thionustu mathur Sigurdar, sem marger athrer; aller elskudu hann mioc, thviat hann var bædi, blidur oc litilatur, oc mildur af fe vid os-

IV. Cap.

Fra atgiorfi Sigurdar Sigmundarsunar.

That var eirn dag, at vier komum til husa Reigins, oc var Sigurdi thar vel fagnat, tha kvad Reigin visu thessa:

Kominn er hingat
Sonur Sigmundar,
Seggur hinn snarrathi,
Til sala vorra.
Megn hefur mikit,
Enn ek mathur gamall,
Er mier fangsvan
At frekum ulfi.

Oc enn quad hann:

Eg mun fræda
Felldiarfann Gram,
Nu er Yngva sunur
Med oss kominn.
Sia mun Ræser,
Rikstur under solo,
Frægur um lond oll,
Med lofi sinu.

Sigurdur var tha jafnan med Reiginn, og sagthi hann hanum margt af Fafni, er hann là a Gnitaheid (Gnyparheide) i ormslike, oc at hann var undarlega mikill vexti. Reiginn gordi Sigurdi sverd, that er Gramur hiet, that var sva snarpeggiat, at han bra thvi i ana Rin, oc liet reka ofann at ullarlagd fyrer strauminum, oc tok i sundur lagdinn; sithann klauf Sigurdur stedia Reigins med sverdino. Epter that eggiadi Reiginn Sigurd, at drepa Fafni brodur sinn, oc kvad visu thessa:

Hatt mano hlæia
Hundings syner,
Their er Eylima
Aldurs voraudu,
Ef mik tregar
Meir at sækea
Hringa rauda,
Enn hefna fodurs.

Eptir thetta byr Sigurdur ferd sina, oc ætlar at heria a Hundings sonu; oc fær Hialprekur kong hanóm margt lid oc nockut herskip. I thessari ferd var med Sigurdi Hamundur, brodur hans, oc Reiginn; ek var oc thar, oc kolluthu their mik tha Norna Gest. Var Hialpreki kongi kunugleiki a mier, tha er hann var i Danmork med Sigmundi Volsungs syni, tha atti Sigmundur Berghildi, oc skildu thau sva, at Berghilldur drap Sinfiotla sun hans (Sigmundar) med eytri. Sithann feck Sigmundur sudur i Fracklandi (Frankariki) Hiordisar Eylyma dottur, er Hundings syner drapu; oc atti Sigurdur at hefna bædi, fodurs sins oc modurfodurs. Helgi, Sigmundar sun, er Hundingsbani var kalladur, var broder Sigurdar, er sidan var kalladur Fofnisbani. Helgi, broder Sigurdar, hafthi drepit Hunding kong oc sonu hans thria, Eyulf, Herraud oc Hiorvard; Lingvi komst undann oc tveir brædur hans, Alfur oc Hemingur; voru their hinir frægustu menn um alla atgiorfi, oc var Lingvi fyrir theim brædrum. Their voru miok fiolkunnigir, their hofthu kugat marga sma kunga, oc marga kappa drepit, oc margar borgir brent, oc giordu hid meste hervirki i Spanialandi oc Fracklandi: enn tha var ei keysarariki komit nordur hingat yfir fiallit.

Hundings syner hofthu tekit undir sik that riki, er Sigurdur atti i Fracklandi, oc varo their thar mioc fiolmennir.

V. Cap.

Bardagi Sigurdar oc Hundings suna; daude Fofnis oc Reigins.

Nu er at seigia fra thvi, er Sigurdur biost til bardaga vid Hundings sonum. Hann hafthi fengit mikit lid oc vel vopnat. Reiginn hafthi mioc radagiord fyrir lidinu, hann hafthi sverd that er Ridill hiet, er han hafthi smidat. Sigurdur bad Reiginn lia sier sverdit; hann giorthi sva, oc bad hann drepa Fafni, thar er hann kvæmi aptur or thessari ferd. Sigurdur het hanom thvi. Sithann sigldu vier sudur med landi, tha feingum ver giorningavethur stor, oc kendu (reindu) thar margir Hundings sunum; sithann sigldum ver nockru landhallara, tha saum vær mann eirn a biargsnos nockurri, er geck framm af siafar homrum: hann var i heklu grænni oc blam brokum, oc knepta sko a fotum uphafa, oc spiot i hendi; thessi mathur liodar a oss oc kvad:

Hvorier rida hier
Ræfils hestum
Hafar unnir,
Haf glymiandi?
Seglvigg eru
Sveita (siofi) stockinu,
Munat vogmarar
Vinthum standast.

Reigin quad a moti:

Hier erum vier
Sigurdur a sio komner;

Er oss byr gefinn
Vid bana sialfan;
Fellur brattur breke
Brondum herri,
Hlunvigg hrapa:
Hvor spyr at thvi?

Heklumathurinn kvad:

Hnikar heitum mic,
Tha er huginn gladdi,
Volsungur ungi,
Oc veigit hafthi;
Nu´ mattu kalla
Kall af biargi,
Feing edur Fiolni:
Far vil ek thiggia.

Tha vikum vær at landi, oc lægdi skiott vedrid, oc bad Sigurdur kall ganga ut a skipit. Hann giordi sva, tha fell thegar vedrid, og gordi hinn besta byr. Kall settist nithur fyrer fætur Sigurdar, oc var mioc makradur. Han spyr, ef Sigurdur vildi nockut rad af hanom thiggia. Sigurdur kvadst vita that, at hann mundi vera raddriugur, ef hann vildi monnum gagn gora. Sigurdur quad til heklumans:

Seigdu mier that, Hnikar,
Als thu hvortveggia veitst
Goda heill oc guma:
Hvoriar eru bestar,
Ef beriast skal, heiller
At sverda svipan?

Hnikar kvad:

Morg ero god,
Ef gumar vita,
Heill at sverda svipan:
Diggva fylgiu

Higg ek ens dockva vera,
Af hrotta meida hrapf.
  That er annat,
Ef thu ert umkominn,
Oc til brautferdar buinn,
Tvo thu litur
A tai standa
Hrodfusa hali.
  That er hid thridia,
Ef thu thiota heyrer
Ulf under asklimum,
Heilla audit verdur
Thier af hialmstofum,
Ef thu liter tha fyrr fara.
  Enginn skal gumna
Igegn vega
At sidscinandi
systur mana:
Sigur hafa their,
Er sia kunnu
Hiorleiks hvatir,
Edur hasnialt fylkia.
  That er far mikit,
Ef thu fæti drepur,
Tha er at vega fer:
Talar Dyser standa
Thier a tvær hlidar,
Oc vilia thik saran sia.
  Kembdur oc thveginn
Skal kennast hvor,
Oc af morni mettur;
Thvi at uvist er,
Hvar at aptan kemur:
Illt er fyrri heill at hrapa.

Oc eptir that sigldum vier sudur fyrir Holsetuland, oc fyrir austan Frisland, oc thar at landi.

Thegar fregna their Hundings syner um ferd vara, oc safna lidi, oc verda bratt fiolmennir; oc er vær finnumst, tekst hardur bardagi; oc var Lingvi theirra brædra framstur i allri framgaungu; sottu tho allir fast framm. Sigurdur sækir i moti sva hardt, at alt rauk firir hanum, thviat sverdit Gramur verdur theim skeinusamur, enn Sigurdi tharf ei hugar at fria; oc er their Lingvi finnast, skiptust their morgum hauggvum vid, oc beriast alldiarflega. Verdur tha hvild a bardaganum, thviat menn horfa a thetta einvigi: that var langa rid, at hvorgi theirra kvam sari a annan, sva voru their vigfimir. Sidann sækia brædur Lingva fast framm, oc drepa margann mann, en sumir flya. Tha snyr Hamundur, brodir Sigurdar, a moti theim, oc ec med hanom, verdur tha nockur mottaka; enn sva lykur med theim Sigurdar oc Lingva, at Sigurdur gorir hann handtekinn, oc var hann settur i jarn Enn er Sigurdur kvam til vor, verda thar skiott umskipti, falla tha Hundings syner oc alt lid theirra; enda mirkvar tha af nott. Enn tha er lysti um morguninn, var Hnikar (heklumadurinn) horfinn, oc sast ei sithann: hyggia menn, at that hafi Odinn verit. Var tha umthalat, hvorn dauda Lingvi skyldi hafa. Reiginn lagdi that til rads, at rista skyldi blodaurn a baki honum. Tok Reiginn tha vid sverdi sinu af mier, oc ræst med thvi Lingva, sva at hann skar rifin fra hrigginum, oc dro thar ut lungum; sva do Lingvi med mikilli hreysti. Tha kvad Reiginn:

Nu er blodugr aurn
Breidum hiorvi

Bana Sigmundar
A baki ristinn,
Fyrr var fremri,
Sa er fold ridur,
Hilmis arfi,
Oc huginn gladdi.

Thar var allmikit herfang; toku lidsmenn Sigurdar that allt, thviat hann vildi ecki af hafa; var thar mikit fe i klædum oc vapnum. Sithann drap Sigurdur tha Fafni, oc Reiginn, thvi at hann vildi svikia hann. Tha tok Sigurdur gull Fafnis, oc reid a brott med; var hann sithann kallathur Fafnisbani. Eptir that reid hann upp a Hindarheidi, oc fann thar Brinhildi, oc foru theirra vidskipti, sem seigir i sogu Sigurdar Fafnisbana.

VI. Cap.

Bardagi millum Gandalfs sona oc Giukunga. Sigurd slo Starkad.

Sithann fær Sigurdur Gudrunar, Giuka dottur; var hann tha um rid med Giukungum, magum sinum. Ek var oc med Sigurdi nordur i Danmork, tha er Sigurdur kong Hringur sendi Gandalfssunum (Gaudzsyni), maga sina, til mots vid Giukunga, Gunnar oc Hogna, oc beiddi, at their mundu luka honum skatt, ethur thola her, ella ef their vildu veria land sit. Tha hasla Gandalfs syner Giukungum voll vid landamæri; enn Giukungar bidia Sigurdi Fafnisbani fara til bardaga med sier. Hann sagthi, sva vera skyldi. Ek var tha enn med Sigurdi. Sigldum vier tha enn nordur til Holsetulands, oc lendtum thar, sem Jarnamodir heitir; enn skamt fra hofninni varo settar up heslissteingur, thar sem orrostan skyldi vera. Saum vier tha morg skip sigla nordann, varo Gandalfs syner fyrir theim, sækia tha at hvarotveggio. Sigurdur Hringur var æi thar, thviat hann vard at veria land sitt Svithiod, thviat Kurir oc Kvænir (Knuer) herjudu thangat; Sigurdur var tha gamall miok. Sidann listur samann lidinu, oc verdur thar mikil orrosta oc mannaskiæd. Gandulfs syner geingu fast framm, thviat their voru bædi meiri oc sterkari, enn athrer menn. I theirra lidi sast eirn mathur mikill oc sterkur, drap thessi mathur menn oc hesta, sva at ecki stod vid, thviat hann var likari jotnum, enn monnum. Gunnar bad Sigurd sækia imoti mannskelmir thessum, thviat hann kvad ei sva duga mundi. Sigurdur biost nu imoti theim mikla manni, oc nockrer menn med honum, oc voru tho flester thess ofuser. Finnum vier tha skiott hinn mikla mann, oc frietti Sigurdur hunn at nafni, oc hvadann hann væri. Han kvadst Starkvadur (Starkardur) heita, Storverkssun (Storverssun), nordan af Fenhring ur Norregi. Sigurdur kvadst hanns heyrt hafa getit, oc optast at illu, ero sliker menn eigi sparandi til ufagnadar. Starkadur mælti: hvor er thessi mathur, er mic litur sva mioc i ordum? Sigurdur seigir til sin. Starkadur mælti: er thu kalladur Fafnisbani? Sva er, seiger Sigurdur. Starkadur will tha undannleita, enn Sigurdur snyr eptir, oc færer a lopt sverdit Gram, oc lamdi hann med hioltunum a jaxlgardinn, sva at rutu or hanom tveir jaxlarner; var that meidsla haugd. Sigurdur bad tha mannhundinn brott dragast thadann; enn ek tok annan jaxlinn, oc hafde ek honum med mier, er sa nu hafdur i kluckustreing i Danmork, oc vegur vid VII aura; thyker monnum forvitni a, at sia honum thar. Epter flotta Starkards, flya Gandalfs syner; tokum vier tha mikit herfang; oc foro hvorer sithann heim i riki sitt, oc setiast thar um rid.

VII. Cap.

Gestur seigir, hvornin hann komst ad gulli thvi, er hann hafde adur framvisad.

Litlu sithar heyrdum vier gietit nydingsvygs Starkads, er hann hafthi drepit Armod (Ala) kong i laugu. Var that einn dag, at Sigurdur Fafnisbani reid til ein hvorrar stefnu, tha reid hann i einhvoria væisu, enn hesturinn Grani liop up sva hardt, at i sundur gieck briostgiordinn, oc fell nidur hringiann; enn er ek sa, hvar hun gloathi i læirnum, tok ek up oc færda Sigurdi, enn hann gaf mer: hafi thier nu fyrer litlu sed thetta gull. Tha strauk Sigurdur af baki, enn ek strauk hest hans, oc tho ek læir af honum, oc tok ek einn lepp or tagli hans til synis vaxtar hans. Syndi Gestur tha leppinn, oc var han VII alna har. Olafur kungur mælti: gaman mikit thyki mier at saugum thinum. Lofuthu nu aller frasogur hans oc frækleik. Vildi kungur, at hann segdi miklu fleira um atburdi frænda sinna. Seiger Gestur theim marga gamansamlega luti alt til aptans; foru menn tha at sofa. Enn um morguninn epter, let kungur kalla Gest, oc vill enn fleyra tala vid hann. Kungur mælti: ei fæ ek skilit til fulls um alldur thinn, hvor likindi that meiga vera, at thu sert mathur sva gamall, at thu hafer verit vidstaddur thesse tithindi; verdur thu at seigia sogu athra, sva at ver verdum sannfrodari um slika atburdi. Gestur svarar: vita thottunst ek that fyrer, at thier mundud heyra vilia athra sogu mina, ef ek segdi um gulllit, horsu farit væri. Kungur mælti: seigia skaltu vist.

VIII. Cap.

Um dauda Sigurdar oc Brynhildar.

That er nu at seigia, at ek for nordur til Danmerkur, oc settist ek thar at fodurleifd minni, thviat hann andadist skiott. Litlu sidar fretta ek dauda Sigurdar oc sva Giuka, oc thotti mier that mikil tidindi. Kungur mælti: hvad vard Sigurdi at bana? Gestur svarar: su er flestra manna saugu, at Gutthormur, Giuka sun, lagdi hann med sverdi igegnum sofanda i sæng Gudrunar; en Thydverskir menn seigia, Sigurd drepinn hafa verit uti a skogi; enn igdurnar sogtho sva, at Sigurdur oc Giuka syner hefthо ridit til things nockurs, oc tha dræpi their hann: enn that er allsagt, at their vogu at honum liggiandi oc uvorom, oc sviku hann i trygd. Enn hirdmadur einn spyr, hvorsu for Brinhildur tha med. Gestur svarar: tha drap Brinhildur VIII thræla sina oc V ambattir, enn lagthi sik sverdi igegnum, oc bad sier aka med thessa menn til bals oc brenna sik dauda; oc sva var giort. Henni var buit annat bal, enn Sigurdi annat, oc var hann fyrri brendur, enn Brinhildur. Henni var ekit i ræid einni, oc var tialdat um gudvef oc purpura, oc gloadi allt vid gull; oc sva var hun brend. Tha spurdu menn Gest, hvort Brinhildur hefthi nockut kvedit daud. Hann kvad, that satt vera. Their badu hann kveda, ef hann kynni. Tha mælti Gestur: tha er Brinhildi var eckit til brennunnar a Helveg, oc var farit med hana nær homrum nockrum, thar bio einn Gygur, hun var fyrir hellis dyrum, oc var i skinnkyrtli oc svort yferlits, hun hafthi i hendi skogarvond langann, oc mælti: thessu vil ek beina til brennu thinnar, Brinhildur; oc væri bætur, at thu værir lifandi brend firir udadir thinar thær, at thu letst drepa Sigurd Fafnisbana, sva agiætann mann. Oc opt var ek honum sinnur; oc firir thvi skal ek lioda a thik med hefndar ordum theim, at ollum sertu leidari, er slikt heyra fra thier sagt Eptir that liodast thær a, Brinhildur oc Gygur. Gygur kvad:

Skaltu igegnum
Ganga ei,
Grioti studda,
Garda minna;
Betur sæmda thier
Borda at rekia,
Heldur enn at vitia
Vorra rauna.

Hvad skaltu vitia,
Va af landi (af Vallandi),

Hverflint haufut,
Husa minna?
Thu hefur vorgum,
Ef thin vitia,
Morgum til matar
Mansblod gefit.

Tha kvad Brinhildur:

Bregtu mer ei,
Brudur or steini,
Thott vera ek
Fyrri i vikingu;
Ek man ockar
Aedri thykia,
Theim er edli
Mitt umkunna.

Gygur kvad:

Thu ert Brinhildur,
Budla dottur,
Heilli vestu
I heim borenn;
Thu hefur Giuka
Ofglatat bornum,
Oc bui theirra
Brugdit godu.

Brinhildur kvad:

Eg man seigia ther
Sanna rædu,
Veilgiarnt hofut,
Ef thik vita lyster:
Hve gordu mik
Giuka arfar,
Astalausa,
Oc eidrofa!

Let mik af harmi
Hugfullur kongur,

Atla systur,
Undir eyk bua;
Var ek vetra tolf,
Ef thess vita lyster,
Tha er ek ungum Gram
Eida svardak.
    Ek let gamlann
Gygiar brodur,
Hialmgunnar nest
Heliar ganga;
Gaf ek ungum sigur
Audur brodur:
Thar var mer Odinn
Ofgripur fyrer.
    Lauk hann mik skiolldum,
I skatalundi,
Raudum oc hvitum,
Randi suefda;
Thann bad hann slita
Svefni minum,
Er hvergilunds
Hrædast kynni.
    Let hann um sal minn
Sunnann verdann
Hafann brenna
Hrottgram vidar;
Thar bad hann eina thegn
Yfer at rida,
Thann er færdi mer
Fafnis dynu.
    Reid godur Grana
Gull midlandi,
Thar er fostri minn
Fletium styrdi;
Ein thotti hann thar
Ollum betri

Univ. Bibl.

Vikingur Dana
I virdingu.
Svafum vid oc undum
I sæng einni,
Sem hann minn broder
Ofborinn væri;
Hvorki matti
Hond yfer annat
Atta nottum
Okkar leggia.
Thvi bra mer Gudrun,
Giuka dottur,
At ek Sigurdi
Svæfi a armi;
Tha vard ek thess viss,
At ek vilda ei,
At thaug væltu mik
I vetfangi.
Munu vid ofstrid
Als ofleingi
Konur oc kaller
Kvikner fædast;
Vid skulum ockrum
Aldrei slita
Sigurdur samforum:
Soktu nu, Gygur.

Tha æpti Gygur ogurlegri rauddu, oc hliop in i bergit. Tha sogthu hirdmenn kungs: gaman er thetta, oc seig thu meira. Kungur mælti: ei er naudsyn at seigia fleira fra thvilikum. Kungur mælti: varstu med Lodbrokar sonum? Skamma stund var ek med theim, sagdi Gestur, ek kvam til theirra, tha er their herjudu at Mundia fialli, oc brutu Vyfilsborg, tha var alt vid tha hrædt, thvi at their hofthu sigur, hvar sem their kvamo; oc tha ætludu their at fara til Romaborgar. That var eirn dag, at madur eirn kvam fyrir Biorn kung Jarnsidu, oc heilsar honum. Kungur tekur honum vel, oc spurdi, hvadann han væri at kominn. Han sagdist vera kominn sunnan fra Romaborg. Kungur spyr, hve langt er thangat. Hann svarar: her mattu sea, kungur, sko mina, er ek hefur a fotum. Tekur hann tha jarnsko af fotum ser, oc voro allthickvir ofann, enn miok slitnir nedann. Sva er laung leid til Romaborgar hedann, sem thier megit nu sia a skom thessum, hvorsu hardt at their hafa tholat. Kungur mælti: furdu laung leid er thetta at fara, oc munom ver aptur snua, oc heria ei a Romariki. Oc sva gora their, at their fara ei leingra; oc thotti hvorium manni thetta undarlegt, at snua sva skiott skapi sino vid eins mans ord, er their hofdo athur alt rad fyrir gort. Foru Lodbrokar syner vid thetta heim aptur, oc herjudu ei leingra sudur. Kungur svarar: audsynt er that, at helgir menn i Roma vildu ey yfirgang theirra thangat, oc mun sa andi af Gudi sendur verit hafa, at sva skiptist fliott theirra fyrirætlan, at gora ecki spillverki helgasta stad Jesu Christi Romaborg.

IX. Cap.

Fraasagnir Norna Gests um hattalag ymsra konga.

Enn spurdi kungur Gest: hvar hefur thu komit til konga, er thier hefur best thott? Gestur svarar: mest gledi thotti mer med Sigurdi oc Giukungum; enn their Lodbrokar syner voru menn sialfradastir at lita, sem menn vildu; enn med Eyreki at Upsaulum var sæla mest; enn Haraldur hin Harfagri var vandastur at hirdsidum allra fyrrnemnda konga. Ek var ok med Hlaudver kongi a Saxlandi, oc thar var ek primsignddur, thviat ek matti thar ei vera ellegar, thviat thar var Christni vel haldin, oc thar thotti mer oc ollu best. Kungur mælti: morg tiuindi mantu seigia kunna, ef ver vilium spyria. Kungur frettir nu margs, enn Gestur seigir that alt greinilega; oc umsidir talar hann sva: nu ma ek seigia ydur, hvi ek er Norna Gestur kalladur. Kungur sagdist, that heyra vilja.

X. Cap.

Um fædingu Norna Gests, oc huornin hán odladist that nafn, ed vera kalladr Norna Gest.

That var tha ek var fæddur up med fodur minum i theim stad, er Græningur heiter. Fader minn var rykur at peningum, oc helt rikuglega herbergi sin. Thar foro tha um landit spakonur thær, er kallader voru Volfur, oc spathu monnum aldur, thvi budu menn theim, gordu theim veitslur, oc gafu theim giafer at skilnathi. Fader min gordi oc sva, kvamo thær til hans ved sveitmanna, oc skyldu thær spa mer órlog. La ek tha i voggu, ur thær skyldu talá um mitt mal, tha brunnu yfer mer tvo kertislios. Thær mæltu tha til min, oc seigia, mik mikinn audnumann verda mundu, oc meir enn athra mina foreldra eda hofthingia syner thar i landi, oc seigia, at alt skyldi fara sva um mitt rad. Volvurnar voru III, hin yngsta Nornin thottist oflitils metin hia hinum tveimur, er their spurdu hana ei epter slikum spam, er sva voru mikils verdar. Thar var oc mikil ribbalda sveit, er henni ratt ur sæti sinu, oc fell hun til jardar. Af thessu vard hun akafa stygg, kallar hun tha hatt oc reidilega, oc bad hinar hætta sva godum ummælum vid mik: thviat ek skapa honum that, at han skal ei lifa leingur, en kerti that brennar, er up er tendra: hia sveiminum. Eptir thetta tok hin eldri Volfan kertid oc slaukti, oc bidur modur mina vardveita, oc kveikia ei fyrr a, enn a sidasta deigi lifs mins. Eptir thetta foru Spakonur brott, oc bundu hina ungu Norn oc hofthu med ser, oc gaf fader minn theim godar giafer at skilnadi. Tha er ek var roskinn madur, fer modur min mer kerti thetta til vardveitslu, oc hefer ec that nu med mer. Kungur mælti: hvi forstu nu hingat til vor? Gestur svarar: thessu sveif mer i skap, ætladi ek mik af thær nockra audnu bliota meiga, thviat ther hafit fyrer mer verit miok lofader af godum monnum. Kungur seigir: viltu nu taka helga skyrn? Gestur svarar: that vil ek gora at ydru radi. Var nu sva gort, oc tok kungur hann i kiærleika vid sik, oc gorthi hann hirdmann sinn. Gestur vard trumathur mikill, oc fylgdi vel kungs sidum; var hann oc vinsæll af monnum.

XI. Cap.

Um kerte Norna Gests oc hans a[illegible]

That var eirn dag, at kungur spur[illegible] hvorsu leingi vildir thu lifa, ef thu redir? [illegible] varar: skamma stund hedan af, ef Gud vilu[illegible] Kungur mælti: hvad man nu lida, ef thu tekur kerti thitt? Gestur tok nu kertit or horfu stocki sinum; kungur bad tha kveikia; oc sva var gort, oc er kertit var tendrad, brann that skiott. Kungur spurdi Gest: hvorsu gamall madur ertu? Nu hefir ek CCC vetra, sagdi hann. Allgamall ertu, sagdi kungur. Gestur lagdist tha nidur, hann bad tha olia sik. That let kungur gora, oc er that var gort, var litit ubrunnit af kertinu. That fundu menn tha at leid at Gesti, var that oc jamnskiott, at brunnit var kertit oc Gestur andadist. Oc thotti ollum merkilegt hans andlat, oc thotti kungi oc mikit mark at sogum hans, oc thotti sannast um hans lifdaga, sem hann sagthi.

Blómsturvalla Saga.

Blómsturvalla Saga.

Thá er Hákon, kalladur hinn ríke, hafde rádet fyrer Noreg i tuttugu vetur, thá komu utannaf Spania sendemenn Fridriks konungs, med briefum og vináttumálum og sæmelegum præsentum, er keisare sende Hakone konunge; enn thad fylgde theim bodum, at keisaren bad Hákon kóng ad senda sier dóttur sína, er Kristín hiet, og vilde hann siá henne fyrer sæmelegri gisting. Enn kóngurenn, med rádum vina sinna, og samthicke sinnar dóttur, giörer efter keisarans bón; og var hennar ferd sæmelega giörd, med miklum kostnade og fóruneyte. Formadur thessarar ferdar var meistaren Biarne úr Nidarose, er bestur hefer veret i Norvege. Enn svomikill heidur var jómfrunne gjördur, af ríkum höfdingum, er vóru á hennar vege. Latum vier bída thessa ferd. Enn er hún kom i Spaniam, thá rídur keisaren siálfur ut imóte henne og fagnar henne vel, og tók jómfrúna siálfur afbake, og leider hana sialfur i borgena med miklum prís; og var hennar föruneyte feinged sæmelegt herberge, og hvílde sig thar i thriar nætur. Enn thvinæst var sæmileg veitslu í kóngs-höllu, og var jómfrúenn thángad leidd. Sídann sende keisaren henne thriá, Vilhiálm og Henrich; vóru their aller ágiætamenn. Keisaren bad hana kjósa hvorn hún vilde; enn med ráde keisarans kjöre hun sier Henrik, og fastnade hann sier hana; og vöru thau thussud samann ad lögum: enn ad keisarans veitslu yferstadenne, heirde Biarne meistare lesed i thessu mále thad afentyre, hvort hann færde til Norvegs, er svo byriast:

Ithann tíma er Ermenrekur ríke riede fyrer Rómabórg og öllum ríkium fyrer sunnann Mundynfiöll og Flæmingialand; hann var fader Thidreks af Bern; their vóru syner Samsons Riddara, sá er drap Rodgeir jarl af Salernborg, og Brunstein riddara. — Samson átte sier eirn frylluson, er Ake hiet; hann var eldstur sona hans; hann var mikill hermadur og mestur kappe allra hönum samtída; Samson riddare gaf honum hertuga nafn, og hafde hann adsetur sitt i borg theirre, er Fritula heiter; thetta ríke liggur austur med Mundynfiöll. Ake fieck sier drottningar, er Odalia hiet; vid henne atte hann tvo sonu og eina dotter, er Isodd hiet; hún var qvenna vænst og velmentud. — Thesse Ake var kalladur Ake Olldungatrauste, thvi hann var ríkur og vinsæll, og vertte mikid traust mönnum sinum, ef their kunnu vid ad thurfa. Son hans elldre hiet Ake, sem fader hans, enn hinn yngre Ótgardur; their vóru mikler menn ad ithróttum og fríder synum, og hiellst theim umm kyn sitt svosem var Samson svarte riddare edur Thidrik af Bern. Sá madur var feingen ad kenna theim ithrótter, sem hiet Vidilon hinn frækne; hann var mikill riddare, ok svo god kempa, ad fáer voru hans jafningar hvar sem leitat var; hann lærde hertogasyne à allann frôdleik og ithrótter thær, er menn mättu prída, á boklegar lyster, og á sund og burtreid, og at leika handsöxum. Vóru their svo velkunnande at ithróttumm, at nálega var theirra atgjora útkomed um allann heimenn og vóru their aungver i landenu og vidar annarstadar, thótt leitad være, er vid tha mættu jafnast; enn seirra munum vér neirageted theirra hreisteverka, hvor their frömdu vída. Eru hertogasyner svo gamler, at their meiga bera vopn, thá byr hertógen ferd theirra til Rómaborgar, til Ermenreks konungs, bróder hans, ád hann skylde dubba thá til riddara, og gjóra theim thann sóma sem honum thætte their menn tilvera: theim skylde fylgia Vidilon fostre theirra; sinn skjáldsvein hafde hvörr theirra; their hofdu mikel fie i gulle og silfre og gódumm vopnum: skilia their nú vid riddarann og syrgia aller theirra för, rída their nú sina leid theirra liggur sudur ad Mundinfjöllumm. Ei er géted umm ferd theirra fyrrenn their komu i skóg thann, er Lativalld heiter, thraut thá thar dagur, stigu af hestum og slóu thar upp landtiallde synu. I thann tíma riede fyrer Fracklande Salomon kongr hinn ríke, er thá var mestur fyrer nordann fjöll, hann átte thessa mörk, er their vóru ikomner. Vid Mundiu útarlega, stód kastale sá, er Frackaskale heiter, thann skála átte Fracka kongur, thar riede fyrer sá hertoge, er Lupus hiet; hann var grimmur og ovinsæll; hann átte XII sonu, their vóru mikler kappar og mjöglyker födur sinum ad skaplinde; Bramaleyfur var theirra elldstur, hann átte ad vardveita thenna skóg, er fyrre var umngéted; sá skógur var fullur med allsslags villudyr og fugla. — Nú er ad seiga frá hertogasonum, ad their standa upp og klæda sig sínum herklædum, thá geck Etgard útaf sínu tiallde, hann sier hlaupa fagrann hjört frammi riódred, hann stíngur hann med spiótenu svo hann fellur daudur nidur; hann skipar skialldsveinum sinum at sundra dyred, og matreida. Næst thessu komu framm XIII menn alvopnader, their hölldu breida skjoldu og sterka hiálma; sá kallar, er fyrer theim var, og spurde, hvor være svo diarfur ad leiadest i skógenum Salomons kóngs, ad stela hans veyde og spilla hans dyrum. Etgard svarar: ej skalin thifga oss, gódur dreingur; thvi vier erum vegfarande menn; og thraut oss dagur i thessum skóge, og drap eg thetta dyr oss til matar; enn ef kónge thiker misbodid, thá skulum vér bæta svo honum líkar. Thesse madur var Lupus hertoge og hans syner, hann svarar: minne vyrding skulud thid fá, enn kóng eige sök á thessu mále, thvi eg hefe hér dóm allann yfer at seigia, og muntu hönum hlída verda. Vel má thad, sagde Etgard. Thá skulud thér, sagde Lupus, fáe oss ydar hesta og vopn öll, og allt thad, thier hafed fiemætt; og fara sídann fiotrader á fund vid Salomon konung; og munumm vier unna ydar theirrar miskunar, sem oss thicker thier verduger vera. Thad veit min trú, sagde Etgard, thetta meigum vier ecke gjöra; thá seigia adrer menn, ad thér hafid tekid oss fyrer hrædslu saker. Lat oss helldur fara vorn veg, ef thér hafid thad, sem epter er oneytt af dyrenu, enn ver höfum fyrer starret that, sem vér neyttum. Nu tekur til orda elldste sonur Lupusar, er Bramaleyfur hiet: fader minn, seiger hann, thú gjórer sem einn heimskur madur, ad thu stendur hér allann dagenn yfir éinum heimskum manne, og skilur ei, ad hann dárer thig, og mæler til jafns vid ockur; tökum thá og heingium thá hier á vidnum, og lannum theim svo sitt dramb. — Nu hlaupa their af sinum hestum og sækia af ákafa, enn their brædur vördust vel og dreingelega, og theirra skialldsveinar, enn adur enn their voru aller fallner, vóru dauder 3 syner Lupusar; nu sækia ad Etgard 5, enn 4 ad Aka, enn hertoge Lupus berst vid thann frækna Vidilon, og voru theirra vid skipte miök dreingeleg, enn likur svo, ad hertogen lagde sinu spiote fyrer briöst Vidilons svoad útgeck um herdarnar; enn er riddarenn visse, ad hann hafde feingid bana, thá geck hann á huged ad höndum og hió af Lupus höfedet, og mælte nú stittast dagleider, og fiellu bader dauder nidur. — Nu sækia their, Bramaleifur ad Aka, enn Ake hafde dreped thriá brædur hans, og vóru thá höggnar af honum allar hlífar. Nú leggur Bramaleifur til Aka ofanni hiálmenn, enn hann var svo hardur, ad hann bilade ej, enn thó fiell hann á bæde knie fyrer thessu högge, svoad blöd geck framm af öllum hans vitum; tho villde hann ej yfergéfast, thvi höggur hann til Bramaleyfs á kniánum, og hoggur af fotenn hinn hægra svo ad undantekur med lærenu, og steipest Bramaleyfur ofann yfer hann, enn Ake lagde sverde sinu uppimóte og igiegnum hann, og steipest hann ofanná Aka, enn hann var svo máttdreigenn, ad hann lá i óvite. Nú er ad seiga frá Etgard, ad fellt hefer hann alla thá er hann átte vid, enn thá var hann nockud módur, enn litt sár; skundar hann nú thangad, sem hans bróder lá, og velter hinum dauda af honum, og tekur i hans herklæde og snyr hönum á móte vindenum og eys á hann köldu vatne og leggur hann á eirn skjölld; geingr hann nú burt og heter tvo hesta og leider thá thángad, sem bróder hans lá; thvinæst heirer hann gny mikinn, hann sier eirn svo mikin flugdreka, ad alldrej hefer hann heirt frá thvilikum sagt; gullllitur var á ollum hans fjodrum: dreken steiper sér nidur ad thar, sem hertoge Lupus lá, og svelger hann nidur i sig, enn hann gripur til Aka svo ad skemde mikid hans hold, og vegur hann upp; thetta sier Etgard, skundar til aptur og vill hiálpa bródur sínum, bregdur hann sínu sverde og höggur á hrigg drekans fyrer ofann vængena; enn thesse dreke var hardur, ad ej beit á hann, hrökte hann thá synum sporde um Etgard, og flygur upp med hann: enn hvar hann kemur nidur, latum vier bida um sinn. — Nú tokum vier thar til máls, ad mörgum mannölldrum fyrr enn thetta var til, thanntima er Alexander Magnus hafde lagt under sig allt veralldar ríke, thá var hann sviken i Babilon af sinum mönnum, sem seiger i sogu hans, med svo beisku eitre, ad thad tholde hvorge nema i hrosshóf, og fiandenn sialfur hafde bruggad thad heima i sínu ríke. — Efter thad dó sá madur, er Assverus hiet; hann átte dótter Alexandri Kongs, enn hun var dotter drottningarennar af Austurríke; thau áttu marga sönu, hinn fyrste hét Arius, hann var mikill madur og frídur sínum og ithróttamadur mikill og vensællegur; enn medthvi hann visse, ad hann munde ej verda hofudkonungur efter fadur sinn, thvi hans brædur vóru elldre enn hann, tha bad hann födur sinn, ad fá sér skip, hann villde sialfur afla sér ríkis. Kóngur gjorde sem hann bad, og var thesse ferd búenn med miklum kostnade; hönum vard gott til fiár, og villdu aller hönum thióna, thvi hann var ör af fie vid sína menn og efterlátur, enn aungva villde hann med sér hafa, nema ithróttumenn være; hann herjar mí vída, og ad liktum kémur hann í Affricam, og lagde under sig allt thetta rike; hann fór ej ad sínum hernade, sem adrer menn, thvi alla thá, sem hann lagde under sig, hierdde hann eingum hlut, helldur jók herdur theirra i nafnbótum, og aller thóttust meire menn enn ádur, er hönum thiónudu; aungva röskva menn villde hann drepa, thviad hann villde alla thá hiá sier hafa. Hann tók ad herfánge margar kongadætur; ecke vóru thær naudugar, thótt thær være í herbúdum, og ecke vóru thær betur haldnar heima á sínum födurgarde, og einge skilde svo diarfr, ad thær angrade i nockru. — Hann hafde lagt under sig Affricam, og er hann nú komen allt útad hafenu; theimmeiginn sem utættar veit, thar vóru sliettur miklar, og fagrer veller enn fyrer nordann fiöll mikil, og eru thaug nefnd á fleire vegu i kronikubókum. Thaug eru thöckt med algrænum grösum, og aller daler fuller af ilmande jurtum og uvoxtum; mátte thar taka himang svo miked, sem hvor villde; thar vóru kelldur ilmande, sem af bruggudu vine, enn til austur áttar, voru med fiöllunum akrar mikler med allrahanda veideskap, med fuglum og dyrum; enn thesser veller vóru svo víder, ad their voru margra daga leider yferferdur: og hér stodvar Arius sinn her, og lætur nú mjög hallda á syslu, og lætur thar reisa upp gard med múr og marmara kringlóttann, og svo vidann, ad hann var dagleid innannveggia; á hönum vóru XX hlid, enn yfer hvorju hlide var kastale, med gylltum triám og glæsilegum vigskurdum. Ad thessu smíde fullgjördu skipter Arius i sundur sínu lide, og lætur jafnmarga menn i hvorn kastala og skifter til jafns sínu herfange, og var thad svo miked gull og sillur og gersemar, ad ótrúanlegt má thickia, ad svo miked fie munde samannkomed i eirn stad; thær fögru jomfrur, er their höfdu teked, brast ej vidværis kost til elldr og matar og annars fleira, ei skylldu thær erfida, enn adrar skylldu theim thióna og hiá theim penniga taka til theirra hluta, er thær skylldu kaupa. Thenna kastala kölludu their Kauptúna; thessumæst setur Arius lög i kastalan uni; hann lætur setia fyrer sínum kastala sitt merke, thad stöd i einum vagne XXX álna hátt, af silke gjört, med miklum meistaraskap, og fylgdu tharmed hundrad korbjöllur, med gulle steiptar, enn svo hvellar, ad thegar vindurenn blies, heirdest thad umm allann kastalann. Vid merked liet hann festa fimmtiu merkur gulls, enn under merked sette hann sína fögrustu jómfru. Var thad med theim skilmala, ad hvor sem villde hana eiga, og eignast thessa gull, thá skyllde hann rida út vid thann riddara, sem frægknastur er i kastalanum, thá eignest hann frúna og merked og thad, sem thar liggur vid, og skal hann setia under merked adra jungfrú og jafnmiked gull med; enn ef sá fellur af bake, er tilridur, thá skal hann efterlata under merkenu svo miket sem hún villde eiga hvörn er hún villde thann er tilridu eda hinn, thá skyllde hann seigia henne, ad hun skyllde kjosa mann ur kastalanum ad rida út vid thann: og thvílík lög vöru i öllum hinum kastalanum. Var thetta jafnsett vid utlenda menn sem innlenda, og svo sialfra theirra amillum; thá sette hvör merke fyrer sínum kastala; thetta triettest vída, sækia thangad margir afreksmenn og thær fögru jomfrur, sem menn kunnu ad fá, mátte svo adqveda, ad einge munde svo mannvönd ad ej munde fá sinn líka, og ad eingen munde svo dramblatur ad ej munde fá sinn líka eda nockru fremur. — Thesse gardur var med elmande blomstrum, og thær fögru jómfrur bóru myrru og balsum, svoad ilmade af theim hvar sem thær geingu. Thenna fagra völl kolludu menn Rósamund, enn vier kollum hann Blómsturvöll, enn kastalann kallade Arius efter sinu nafne; enn leikur thæirra var, ad rída i turniment. Kemur thesse freyr vida um land og sökte thangad margt manna utannur allre Africa og vídar annarstadar, og likur hér frá honum ad seigia. — Fyrer nordann fiollenn Vespent stendur ein borg, er Hlöd heiter, thar riede fyrer kóngur sá er Hermitus hiet; hann var koongadur, og er ej géted umm hans drottningar nafn; thaug attu tvö börn: sonur hans hiet Hernit, hann var theirra manna frydastur, er menn hofdu sied, og tharester ithrótter hans; syster hans hiet Kurteis, hún var allra qvenna frydast og velmentud. Hernit var bæde vaskur og vinsæll, hann valde sier menn efter sinu skaplinde, og eingva villde hann hafa, nema ithrótta menn være. Lidur nú thangad til hann var 17 vetra gamall, sagde hann thá sinum fodur, ad hann villde fara á Blomsturvöllu med systur sína, og reina theirra riddaraskap, og ej thadann fara, fyrrenn hann hefde vitad, hvort theirra ágiæte være svo miked, sem frá var sagt. Enn fader hans lætur thad velstofnad; og bir Hernit nú ferd sina med hálftannad hundrad riddara, og fjóllda annara sveina, og svomiket gull og silfur, sem Hernit thótte sæma. Fru Kurteis fylgde sinum bróder og margar adrar jómfrur. Fara thaug nu sem leid liggur yffer um fiöllen Vespentus, under kastala Arii; Helmidan hiet sá madur, sem thá var mestur i kastalanum. — Ad morgne ridur Hernit framm á völlenn og bad sina systur ad gánga thar under; hún gjörde svo; sidann kallar hann harre raustu og bidur thá thar koma, er merked áttu og veria, og vinna jómfruna, og koma thar med jafnmiked fie og svo marga menn, sem hann hefde. Sem Helmidan heirer thetta, hleipur hann á sinn hest og hans riddarar og rída framm á völlen. Nú ridur Hernit ámóte hönum og leggur hvor til annars diarfliga, og aller theirra riddarar, er thar voru komner; enn thó likur svo, ad Helmidan fellur af bake, og aller kastalamenn eru ofannridner, og eige vill Hernit fyrre uppgefast. Fer hann nú heim i tiald sitt og sefur af um nóttena. Um morgunenn kemur Helmidan til tialdsins og mælte: thú hinn fräkne herra hefer unnid oss alla og vora kastala, thvi meiged thér gjöra af voru ráde, hvad ydur líkar. Hernit mælte: thú hinn vaske Helmidan skalt halda theim kastala med öllum theim rietti, sem thú hefer ádur halded, enn eg skal vinna alla kappa a Blómsturvelle, edur af bake falla. Nú rídur Hernit til annars kastala, og fer á sömu leid sem fyrr, og i stuttn mále yfer ad fora thá fer hann svo med alla kastalamenn á Blömsturvelle, og géfur aptur öllum sína kastala, og ej vill hann neirn pening aptur thiggia, enn seigest tho vilja dvelja hiá theim umm stund; their seigast, thad giarnan vilja.— Hernit lætur biggia mikenn kastala, miklu stærre og sterkare, enn their ed ádur vóru; thennan kastala kallade hann Blidheim; og er hann var fullgjördur, lætur hann reisa upp eirn steinstólpa, i thá líking, sem thar stæde madur á heste; hann liet færa hann i tvöfallda briniu, og lætur fyrer brjóst hönum sterkann skjöld, enn vid södulbogann bundu their eirn fiethód, og tharmed hundrad marka skjölld; og setur hann sídann thá settninga, ad hvor sem vill vinna til hans systur, sá ríde ad stolpanum og legge igiegnum skjollden og brinjuna: og feste spióted i stolpanum, thá skylde hann eignast tharfyrer thad, sem a stolpanum hieck, og tharmed systur sína, nema einhvor kæme sá úr kastalanum, sem hana frelsade, og ride af bake thann er tilkiemur; enn ef nockur kemur sá ad stólpanum, ad ej feste spióted, thá skylde hann epterláta svo mikid, sem hann hafde thángad, og gjöra sidann hvört hann vill ad ganga i lög med theim, og afla sier svo konfangr, edur fara á burtu; enn hvor sem thar fær fall edur ben, thá skilde eingen annars hefna og jafnsættir hvor vid annann, thá heim være komner af burtreidarvelle. — Enn hvorn dag rída their i turniment, thó kom sá eingin, er steinstolpann gioke unnid. Thad var eirn mórgun ad menn vóru snemma á fotum i kastalanum Blidheim, ad vardmenn siá eitt miked tialld komed á Blómsturvöll svo fagurt, ad ej sáu menn annad slikt; frá thvi tiallde sau menn rída eirn ríddara, miken vexte, med fögrum herklædum, sem á rauda gull sæe, hans södull og beitsle vöru á sama hátt, hans sporar voru af rauda gulle, hans hestr var fagur raudur, hans fax, höfud og tagl var á sömu leid; a hans skjolld var markadyr eirn flugdreke, og hafde mann i spordenum; thesse mádur hafde langa burtstaung med gullsaumudu merke; hann hafde i hende snort, er menn kalla vond eda hríslu, af rauda gulle: thessi madur ridur ad steinstolpanum og lagde i giegnum skjölldenn og brjujuna svo lángt geck inni stólpann fulurenn, og kipper ad sier spiótenu, og stingur thvi under sig, og stikklar sidann uppá stólpann, og i thad sama spor, sem spioted gjorde, setur hann gullvöndenn, og kallar harre röddu og spurde, hvórt nockur være svo diarfur, ad hann villde til gullvondsins vinna og rída ut vid sig á vállenn. Og heirer Hernit hinn frækne thesse ord, og sier thennan mann ólikann öllum odrum, hann lætur dubba hest sinn og tekur sín herklæde og ridur útaf kastalanum; enn kommmadur snír ámóte honum. Hernit talar til hans og mælte: hvört er nafn thitt, gódur dreingur? Kommmadur svarar: nafn mitt seige eg aungum manne, nema theim einum, er mig vinnur i riettum riddaraskappenn; eg kom hier ecke til thess, ad eg villde rída út fyrer gull og sylfur eda fagrar jungfrur, thviad eg hefe thad nóg, helldur ad prófa minn riddaraskap vid thá menn, sem nú bera lofstyr, og frægster frammganga. Thad efterlæte skal thier veitust, sagde Hernit. Sídann slá their sína hesta sporonum og rída hvor ad ödrum alldiarflega, og rída svo leinge dags, og leika marga fasiena leike. Thá rídr hinn komne madur ad Hernit og mælte: bústu vid thvi, ad eg mune freysta thín. Fyrerlaungu var eg buenn, sagde Hernit. Freysta their nú á sina hesta og hallda til lags sinum spiótum, enn svo hardt kenna theirra hestar, ad Blomsturvollur thötte skiálfa, enn theirra samkoma var svo hard, ad jafnvel mátte heira nærverande sinn fiær, enn i theirra samkomu viknade hestur Hernits svo hann fiell a sínar apturfætur enn hann kemur nidur standande; hinn komne madur spir frá honum, og géfur studar; enn Hernit geingr ad honum og tekur af sér hiálmenn og mælte: eg er i ydru vallde, hin komne madur, ej kom mir annar af bake fyrr. Hin komne madur svarade: ej tel eg mér thad til frägdar, thótt thinn hestur svike thig, og ej horfde mér betur enn thér, hefde hestur minn sviked mig; enn hier vil eg ileingast. Hernit sagde: thad vilium vér med thockum taka. Sidann rída their til silketialldsins; voru tharmed LX riddarar, og ein fögur jómfrú med morgum thionustu meyum, hún hiet Techla. Föru thau sidann i kastalann Blidheim, og thíker thar eingenn slíkur komed hafa; kolludu their thann komna mann Raudariddara; sátu their nú umm kyrt. — Thanntima riede fyrer Miklagarde kóngur eirn, hann hiet Mótiporus; hann átte sier drottningu, er Iohanna hiet; thau áttu tvö börn: dötter theirra het Græca, hún var bæde væn og vinsæl og velmentud; enn sonur theirra hiet Edilon, er Nordmenn kölludu Elling, hann var mikill ithróttamadur frydur sinum, og sterkur ad afle og fyrerlatsamur, og hvor madur unte honum hugástum; thad var skémtan hans ad veita monnum sínum lid, enn fordiarfa óvine sína; hann varde land födur syns og jók vid ríke hans, enn stundum fór hann med lande framm ad skiemta sier. Eitt sinn hafde hann siglt nordur fyrer Spaniam; hann hafde haft fimm skip, enn er hann villde sigla heim, bægde hönum vindur og rekur under Mundinfiöll, tharsem thau eru næst hafenu, thar er en gód höfn, er Vígshofn heiter, thar var fyrer obygd mikil umm kring; enn i höfnenne stöd eitt kot, thar bjó karl og kierling; thar var mikel obygd uppá landed, er Brenmork heiter, hun var full af allslags villudyrum: thar dvalde kongson um mánud, svo hönum gaf ej burt; their hofdu allskins leike á lande. Eirn gódann vedurdag er their höfdu knattleik á lande, og er aleid dagen, géck Edilon kóngson uppá skógenn; their voru XII samann, their hófdu eingen vopn utann sverd sín; enn er their komu á skógen, komu ámóte theim tvö dyr grimmeleg og ógurlega mikel: thaug er thingálpur heita, thaug eru med thesshattar sköpun, ad thaug hafa hendur og manshöfud og alla mansskopun nidur ad lendum, enn nidur thadann eru brjóst og klær, sem á óargadyrum; enn afturhlutur dyrsins er digur og lángur og kleppur á endanum, theirra asióna var miög hrädeleg, tennur miög stórar, enn ur augum sem elldar brynne; annad hafde brjóst sem kona, enn annad, skiegg svart sem tálku, thad hafde skjölld og sverd; dyren sóktu ad kongsyne og mönnum hans; annad hafde tvö sverd og vóg med bádum isenn, og er theirra adgangur hinn hardaste: suma slóu thaug tildaude med halanum, enn suma slóu thaug med sínum sverdum; og fallner eru nú aller menn kongsonar og hann ákaflega módur; i thvi bile kémur eirn madur frammúr mörkenne, mikill vexte og fridur sínum; hann var i bjarnskinsfellde og hafde umm sig silfurbelte, og thará stóra beitskálm; hann hafde biarnskins húfu á höfde, og hár gult sem silke, og fiell thad nidur á herdar; hann hafde stóra kylfu i hende med stórum göddum: hann riede thegar ad qvenndyrenu, og sló framaná enned, svoad dyret leit undann, og svo hvort ad ödru, thartil thad fiell nidur; hitt dyred sæker ad kongsyne, og ólmast thad miked, er thad sier qvenndyred falla, og grenjar ógurlega, og slær til Kóngsonar med sinum hala og lister hann innunder sig; hinn komne madur var thá nærstaddur og hefur thad sverd, er hann tók af hinu dyrenu, og höggur höndena af dyrenu, thá er thad hielt med sverdenu, og fiell thad thá nidur, enn kongsón náde thví, enn dyred hröckur bádar klærnar á brjosted á komnu manne svoad i beine stód, enn hönum lá thá vid ad kikna á bak aptur; hann grípur thá annare hendenne i skégg dyrsins, enn annare eyrad og snarade svo ad hofuded hieck úta hlidena; enn kongson lagde i qviden svo ad sverded geck upp ad hjölltum, fiell thá kóngson under dyred, enn thad ofana hann, lá hann thá i óvite og komenn ad dauda; hinn komne madur ruskade dyrenu ofanat hönum, og therde blod af hönum og sniere imóte vindenum og géfur honum vín ad drecka úr flösku sinne; tekur hann thá vid ad rakna, sittest upp og mælte: hvórt er nafn thitt, gódur dreingur, edur kinferde? miked gótt á eg thér ad launa og thacker. Enn hann svarade: sástu ej thad litlu kot, er stód i hofnenne? minn fader kallar mig son sinn, enn mín móder kallar mig Triámann; eige seige eg nafn mitt framar. Fylg mier til skipa, sagde kongson, og far med oss, skal eg thinn soma auka, og mikenn gjora, thvi eg á thier lifgjöf ad launa og thacka. Triámann gietade thessu, og tók thad sverd, sem thíngalped hafde átt, og bar thad alla æfe sidann; var thad svo gott sverd, ad thad bilude alldrej. Fóru their sídann leid sína til skipa; lithúsidar kom byr, og sigldu svo heim til Grichlands; tókst theim sá férd vel geingur nú kóngur amóte theim og fagnar hann heimkomn sonar syns vel; gánga their sidann til hallarennar; seiger Edilon fodur sinum allt af ferd sinne. Triámann fylger kóngsine, og hielt kongson hann, sem sialfann sig ad vopnum og klædum, og sette hann hiá sier hid næsta; sáu thad margir, ad hann var afbragd annara manna. Lidur nu svo framitil jóla, ad menn drucku glader og káter, mælte kongson tha til manna sinna:

hvorsu leinge skulum vier sitia heima? og vinna ej til tarfa, einsog mær sú sem situr heima til kosta, edur hestur sá sem alenn er vid stall. Nú vil eg birta ydur mina fyrerattlan, eg vil fara úti Afríkam og vinna thá miklu hofdingia, sem biggia Blomsturvöll, og prófa theirra riddaraskap, og ej burtufara, fyrre enn i minne hende er sá mikle gullvöndur, er svomiked er afsagt um allann heim; enn mier skal fylgia min syster Græka og rasker riddarar. Thá svarar Triámann af Brenmork: thess streinge eg heit, ad eg skal fylgia ydur á Blomsturvöll, og ej thadann burtu fara, fyrre enn fru Kurteis, syster Hernits hins frækna, fylger mier. Likta their nú svo rædu sina. Ad are komande búa their ferd sina med miklu drambe og fiekostnade, fara nú sem leid liggur, og koma á Blómsturvöllu. — I thann tíma var ej burtreid á Blómsturvelle, höfdu Blidheimsmenn thá til skémtunar brudkaup og samdrickiur; enn thó vóru hvors dags koster burtreid af monnum, er gaman thótte ad forlysta sig. Setur Edilon sínar herbuder nær kastala Blidheim og bídur thess ad burtreidartíme er komen; enn kastalamenn gánga á fund vid thá med erinde, og spurdu, hvad their hefdu ummælst, ádur enn their fóru ad heimann, og seiga, ad their meige forlista sig innann skams tíma; sitia their nú umm kyrt nockra daga. — Thad bar til eirn dag, ad under fjöllunum Vespent vóru komen mörg fjölld og herbúder, og eitt silketialld, thar vóru bjöllur uppá med gullknoppum; alldrej sáu menn annad thvilikt edur jafnvænt. Frá thessu tiallde sáu their rída eirn mikenn mann; og alldrej sáu their annann slikann: hann var XI álna hár; hans augu gul sem í köttum, enn tennur sem næturkalt járn; ej skorte gull i hans herklædum; burstaung hafde hann lánga og stóra i hende; thesse madur hiet Lucanus, hann var ættadur af thvi fialle, er Bibulius heiter, thar skein alldrej sól; hans bróder hiet Astaroth, hann var líkur bródur sínum á vöxt og alla sköpun: theim fylgde illthífde miked og fólslegt. Thesse madur reid á Blomsturvöll; enn aller their, sem hann sáu, hlidrudu sier hiá hönum, og vildu ej verda a veige fyrer honum; hann hleipte ad steinstólpanum og lagde til hans med sinu mikla able svo ad hann hrunde allur til jordar, grypur upp gullvonden, og kallar hárre röddu, og bad Machon hialpa sier, ef nockur være svo diarfur, ad hann thirde ad rída út vid sig, thá skylde hann fleijnga af hönum alla húdena med thessum gullvende. Nú heirdu kastalamenn hliód thessa manns, og mikla rödd er svo var hvell, ad dvergmalade i hvorjum hamre, og turnum öllum; thá tekur rauderiddare sín herklæde og hleipur á sinn hest, og seiger, ad hann skule ej svo burtu fara, ad ej verde vitad og prófad, hvört hann sie svosterkur, sem hann er stór til. Edilon kongson seiger, ad óviturlegt sie, ad unna slikum jafnleikes; enn rauderiddare svarar, thad alldrej skule ské, ad hann hafe askipunarminn vid eirn, thótt mikill thíkist; hleiper sídann útaf kastalanum, og kallar harre röddu og mælte: ríd ej undann illmenned, enn bid helldur, og brjót ej lög á oss, vinn helldur med heidre; ennef thú gjorir ej svo, thá fellur thú, sem annar flóttamadur. Enn Lucanus gaf sig ej ad thessu neitt. Nær sem raude riddare reid af gardenum, lætur Hernit blása i lúdra, svo heyrde um alla kastalana; og er their heirdu thad, hlaupa their aller á sína hesta og ríða under kastalann Blidheim. Helmídan var fyrer lidenu, og spurde, hvad Hernit villde láta adhafast. Raude riddare seiger: ríd ej undann illmenne, annars fær thú vensa. Theige thú fól! sagde Lucanus, thvi aungu vil eg vid thig skifta, og med mínum lófa má eg slá thig af thinum heste. Tala ej thetta, sagde rauderiddare; hrædslu eggiar thier undanreidar. Hier kémur i hug eitt líted afentyre, ad eirn negste vard laus og festest i einu huse og vard tharaf mikell elldur, hann sló sír i borgena og brende hana alla, elldurenn thröadest nú svomiked, ad hann ættlade ad brenna upp allt landed, og hlióp i bigdena; enn er hann kom under eina hlid, kom thar imöte hönum eirn litill lækur, og hliop thegar á hann, enn hann hlióp thegar undann, og komst ej leingra áframm, thá kom dögg af himne og slöckte báled: og svo mun med ockur fara, sagde rauderiddare. Enn Lucanus reiddest thá, og snére aptur sinum heste ad raudariddara, og hvor ad ödrum; enn theirra samkoma var svo hörd, ad rauderiddara hljóp apturaf sinum heste meir enn XX fóta og kom standande nidur; hann rekur sitt spiót framanní brjósted a heste Lucani og igiegnum hesten og södalenn og i brjóst risanum, og under skjölldenn, enn spióted nam stadur vid eirn stein, enn hesturenn hljop á laged, og vard risen fástur á spiótenu. Rauderiddare stód ej kyrr, hann brá sinu sverde og hjó til Lucanus og af hönum fotenn fyrer nedann hnied. Lucanus villde bregda sinu, enn i thvi fiell hesturenn daudur nidur under hönum, enn Lucanus datt af hestenum, og var thá einfættur; enn rauderiddare liet thá skamt höggva ámille, og hjó á halsenn svo aftók höfeded, og tók hann thá sinn hest og gullvöndenn og reid til sinna manna, og urdu aller hönum feigner. Thar er nú til máls ad taka, er Astaroth sier fall bródur sins, hleiper hann útúr herbudunum med 8 hundrad hermanna, og hlaupa frammá völlenn og blasá i ludra, setia upp merke, og stendur tharaf mikill ógur. Brallant hiet merkesmadur Astharoths; hann var hönum likur ad afle og ödrum kostum, edur nockud verre; hleipa their nú frammá vollenn med miklum gny og vopnabrake; og var thá Hernit og hans menn komner á sína hesta, og setia their upp sín merke og blása í ludra. Edilon kongson er nú komenn á hest med sinum monnum, og vill nú veita lid kastalamönnum; enn Triamann var fyrer framann merked og villde ej binda sig vid fylkingu, og vard hann thriggia manna bane, adur enn samann komu fylkingar; thessunæst tókst hardur bardage med stórum höggum og vopnabrake; vóru blämenn híner áköfustu, enn kastalamenn vopnfimer, og stendur thesse mannfjöllde med mikille hættu, verdur nú miked mannfall af hvorutveggiu, enn thó meira af kastalamönnum, thvi berserker vóru sterker og vopnfimer og stórhoggver, og í öllum theirra vopnum var eitur; verda nú mörg tidende, og stór verdur nú frá einhvorju fyrst ad seiga: merkesmadur Bralants Astaroth sæker nú i ákafa og höggur bæde menn og hesta, svo ad ej stendur fyrer hönum, hann ridur sier braut, thartil hann kemur og finnur merkesmann Edilons kongsons, er Valtare heiter; hann var gódur riddare, og marga blámenn hefer hann dreped; Bralant reid ad hönum, og hvör ödrum imóte, og leggur hvor til annars, og svo var theirra samkoma hord, ad spiótskoptenn bröttnudú, og fuku yfer höfud theim; Bralant hefer nú brugded sverd i hende og leggur til Valtara, og klyfur skjölldinn; enn blódrefellen nam skjölldenn og brjosted og riste qviden allann, svo ad ydurenn fiellu nidur, enn Valtare fiell daudur af hestenum. Triámann kallson gietur thetta at líta, hann var ákaflega reidr, og rídur ad Bralant, og höggur til hans; enn Bralant aftur á móte og kljfur allan skjolldinn, enn sverded hljóp i læred nidur, og á kned, og vard tha mikid sár. Triámann reiddest nú af marke og hjó á skjolldenn fyrer nedann thvert og tók sundur um mundrida; enn Bralant hiellt skyllde og hljóp sverded á háls hestenum, svo aftók hofeded; Bralant stöck thá af hestenum áframm, svo ad nú var hægra ad ná til hans. Triámann hjó thá á háls honum svo aftók höfeded, og fauk yfer tvo tha, sem næster vóru, enn búkuren fiell til jardar; og vard thad mikill dinkur, enn jöttnar grenjudu svo hatt, ad stadlittler menn fiellu i óvit, enn theim felmtrade öllum, er næster vóru. Nú rídur framm Astaroth hinn mikle, og sindist öllum, sem siálfur fiandenn være; og være hann thar komenn i mans líke, og thorde eingenn imóte honum ad rída, helldur stríkur allt fyrer honum; thad gjorer ad líta Edilon köngson, sier hann, ad ej má svo fara, og ridur á móte hönum, og lagde til hans med sinu digra spióte, er thristret var og miög digurt, enn hann snérist ímóte lagenu, og hristist svohardt vid, ad spiotskapted brottnade, enn hann lagde til kongsonar, enn kongson brá sverdenu vid, og stendur spiót skapted á mille vid hendur, enn Astaroth hjó til kóngsonur umm thverann skjolldenn og ísundur fyrer ofann mundrida, og skeinde hann um thvera brínguna, svo á beine stód; enn kongson hjó hestenn fyrer Astaroth, svo hann fiell á sín bæde knie, enn Astaroth laut áframm, sá kongson thá berann höggstad á hönum andlited i einu högge, og hliór sverded nidur ámille skialldarens og brynjunnar, og af höndena hægre fiell thá nidur sverded; enn Astaroth hrunde svomiked blód úr nösum, sem foss være, og var thad svo ejtrad, ad tharaf feingu marger bana, enn i hans fjorbrötum vard mikill land skiálfte, svo ad jörden skálft öll, sem lieke á thrædi. Nú rídur framm einn kappe, er Giebal hidur; og sagnameistaren seiger: ad ægge frá honum ad siigia: hann var tuttugu álna hár, hann hafde tvinn sköp kallmans og könu og mátte være bæde fader og moder ad bornum sinum, hans hægræ kinn var med skeggd hart sem járn, enn svart sem bik, hans augu vóru mórnud, á vinstre kinn hafde hann eckert skjegg, á vinstra brjóste hafde hann bellg, og thará tvo spena; hann átte tvo sonu vid siallfum sier, og sögdu menn, ad ej findast betur lagader menn til afls og vaxtar. Vórú nú hrædder vid hann, og stucku aller undann tharsem hann reid, og geistest framm; hann reid einum fiil svostórum, ad eingen hestur mátte nú under

Univ. Bibl.

qvid hans, og reid hann hönum thvi diarflegar, ad fáer máttu ná sverdshöggum til hans; syner hans vóru í bardaganum, og er theirra ad litlu gódu gieted. Nú er ad tala um Hernit, hvad hann hefst ad: hann hefer dreped margann dramblátann dreing, og allur var hann alblódugur og nockud sår hans hestur. Hernit rídur nu imóte Giebal, enn Giebal lyster sinne staung til hans, og sier Hernit, hvorsu vodalega staungen hörfer, og stockur af sinum heste og hljóp som næst mátte hann Giebal, enn staungenn kemur á hest Hernits og molbrottnade i hönum hvört bein, enn Hernit hió sem mest mátt, enn med thvi hann náde ej til Gebals, hjó á fótenn under fylnum, sem hann reid, enn Gibal fiell af bake, og vard Hernit under hönum; thad var á einum dikisborme, enn af thvi Gebal var thúngur, enn skjótt barad, fiellu their báder ofanni dikid, og fillen med; díked var bæde djupt og breidt svo theim var bued ad druc[illegible]na: nú sviptast their i dikenu. Hernit náde i skegg á hönum og hriste svo hardt, ad úr honum fuku allar tennurnar, og tharmed fylgde öll vángafyllann med ejranu; enn fillenn sló thá fætenum i hitt augad a Gebal; og lá Hernit thá thvinær, sem i óvite. Rauderiddare kam thá ad, og Edilon kóngson, og hlaupa thegar i diked og drógu Hernit upp úr thvi; thusast nú fleyre thángad og berja Giebal med kylfum, og var langt ádur enn their gátu aflifad hann. Nú siá their frá herbúdum rída 100 riddara, thá höfdu blámenn sett i vopnaskipte ad koma vid kastalamenn; Herburt hiet sa sem fyrer theim var. Helmidan sier nú, hvar flockur thesse fer, og rídur ámóte theim med alla sína menn, slæst thegar i hardánn bardaga, og vóru hvorutveggiu hiner äkofustu. Herburt og Helmidan rida hvor ámótte ödrum og lagde hvor til annars med sinu mikla able, enn hvorigum dugde reide né saumthrádur, og hrucku their bader apturaf sínum hestum; taka their nú sín sverd og berjast alldiarflega, thartil af theim vóru höggnar allar hlyfarnar og ordner miög sárer. Thá kom ad Edilon kongson, hann mælte til rauda riddara: siá hier, góde vin! seiger hann, hier hafa dreinger aluitst, og er thesse ej af blámönnum, thótt hann fylge theim, skylium thá og géfum hönum líf. Raude riddare qvad thad velfalled; og gánga their nú ámillum theirra, og feingu menn tilad færa thá inni kastalann, enn their gjördu nú svo harda adreid ad blámönnum, ad eingenn komst undann af theim mikla fiöllda. Thessunæst fara höfdingiar til herbúda, er Lucanus átte, og fundu thar svomiked silfur og gull med ödrum dyrgripum, ad otrúlegt mátte thíkia, ad i einum stad munde svomiked silfur og gull samannkomed. I herbudum thessum fundu their eina júngfrú svo fagra, ad alldrej, sídann sólenn skein, sáu their adra thvílíka, og med henne margar thénustumejar. Edilon kóngson spurde hana ad nafne; enn hun qvadst, Gratiana heita, og vera dotter Miranda kóngs i thvi lande, er Liberum Regnum heiter: thar var nóg gull og gersemar; og kom thar Lucanus og drap födur minn og threingde under sig allt landed, og villde fá mig fyrer utann minn vilia; enn eg skylde thad til, ad hann skilde fara a Blómsturvöll fyrer mína skuld, og vinna gullvonden; lofade eg thá med hönum ad gánga: enn nú er eg og allt mitt á ydru valde. Fru! sagde Edilon kongson, thú ert velkomen med oss. Sidann skipta their med sier herfangenu og fóru i kastalan Blidheim; og bundu menn sár sín, og sátu nú um kirt heilt missere, svoad eingvar burtreider vóru. — Thad var eittsínn, ad Edilon kóngson kallar samann alla höfdingia á Blómsturvelle; og er their vóru samankomner, mælte hann: góder dreinger! lángt hefer vered, sídann vier reindum vor sterku spíot og prófadum vora hesta; nú er sá time komenn, ad oss er mál ad gjóra einhvorjar likter á voru mále, svo thær fögru jómfrur verde visar, hvad vier viljum gjóra fyrer theirra skuld, og hvad hvor theirra skal hlióta. Thvi gjöre eg thad öllum kunnugt, ad thegar á morgun skulum vier útrída, og ej fyrre uppgéfa, enn aller riddarar hafa prófad sinn riddaraskap, og lykur svo thessare stefnu. Umm mörgunenn efter bió hvór sig og sinn hest; var thá brak miked umm allann Blómsturvöll, og var thá mikel burtreid; og geingu hinar hæversku jomfrur i vigskörd ad siá theirra lyst, og Kurteisa; thótte theim mikilsverdt umm sína unnusta, thá sem thær höfdu útsendt, med gilltum merkum og gullofnum; var eingen sá, ad ej bære sæmelegt fyrer sinnar unnustu skuld. Nú ridur hvorr ad odrum, og vann sá margur sigur snemma dagsins, er lágt vard ad tiggia, thá ad kvöllde kom; enn ad qvöllde reid hvörr heim til sinna kastala, og tóku theirra unnustur vid theirra vopnum, enn skialldsveinar vid theirra hestum: og hiellst sú burtreid i sió daga;

var thá sá eingen, ad ej være stigenn af sinum hestum, utann their 4 riddarar, Edilon kongson, Triámann kallson, raudderidare og Hernit hinn frækne; enn vølluren allur var thaken med spiótskapta brotum. Nú munum vier tilvíkia, hvörsu thesser fiorer riddarar enda sína hreiste. Um morgunen rída út marger riddarar á völlen vid thessa fióra, og rída nú allan dagenn og leika marga fásiena leika; enn adurenn thessum deige likur, finnast their Hernit og Triámann kallson, og rídur hvörr ödrum ámóte med miklu kappe, og lagde hvór til annars, og brustu theirra steingur, og kom hvörge ödrum af bake; thá feingu their adrar steingur, er svo vöru seigar, ad thær kunnu ej ad brotna; neittu their thess og steingurnar bognudu, svoad hvor náde til annars, og sviltast their svo hardt, ad their geingu bader apturaf sínum hestum; bregda sinum sverdum og gánga samann og berjast alldiarflega; mátte hier siá mörg högg og stór, thvíad hvorge hlifde; ödrum stundum geingu their svo nærre, ad hvorr geck frammfyrer annann, hopudu their frá, og skopudu skeid, og leitudu höggstadar; hleipa their stundum saman, sem hiner sterkustu villugiellter, og ruddust umm svo hardt, ad vída heírde gny af theirra vopnabrake; enn theirra hlífar dugdu svovel, ad thad hiálpade theirra life. Nú sier Triámann kallson beran höggstad, og ad hann mune sig miked i hættu leggia verda, ef hann skal nockurn sigur fá, thvi kastar hann skylldenum á bák sier, og grypur sverded tveim hondum og höggur til Hernits af öllu afle; thad högg kom ofanní hialmen, enn thar var fyrer adamas steirn, enn fyrer thvi sverded náde ej ad bíta, enn thvi var af afle fylgt, tholde thad ej thúnga höggsins, og stöck isundr i midjunne; enn Hernit var búrt vid óvite, og blód miked fiell af hans hösum; enn thá sier hann annan hoggstad á Triámann, og thvi heggur hann nú med bádum höndum til hans, og ættlade, hann skyllde ej flejre thurfa; nú er Triámann slippur, og náer hann skylldenum, thá stöck hann útundan höggenu meir enn X fóta, og thar fieck hann eirn stein svo stórann, ad fiórer menn gátu ej völlded honum, og kastar fyrer brjóst á Hernit, svo hann fiell i óvit; enn settist sídann nidur, thvi vid thann sama stein vard Tríámann svo módur, ad hönum var vid sprúng búrt; enn er Hernit raknade vid aptur, tók hann af sier hiálmenn, og mælte: gódur dreingur, seiger hann, thú hefur mig yferunned á vígvelle, thvi lister mig ej leingur ad lifa, tak mitt sverd og slá mig af. Allur heimurenn verde mier fyrr reidur, enn eg gjöre thad, seiger Triámann, thviad svo neitter thú thinna vopna, sem eg minna, og ej var mier sienare sigurenn, enn thier. Thegar their vóru thetta ad mæla, kom Edillon kongson og rauderiddare, og sögdu, theirra vidskipte alldreingeleg vered hafa, og Triamann hefde bored meire hluta. Their sía nú Hernit blódegann, og spurdu, hvörnen theira vidskipte hefdu fared. Hernit sagdist, ecke leina thvi, ad hann være yferunnen. Thá ertu mikill madur, sagde rauderiddare, ef thú skalt vinna alla kappa á Blómsturvelle. Thad veit trú mín, sagde hann, ad eg fer ej fyrr hiedann, enn vier höfum reint vorn riddaraskap. Thá svarar Triámann: thú talar thad, sem mier byr i skape, enn seig thú nafn thitt og kinferde. Rauderiddare svarar: hvorki thier, nie neinum seige eg nafn mitt, nema theim einum, er mig vinnur i réttum riddaraskap. Enn ef thier verdur thess auded, thá mun eg thad fyrer satt hallda, ad thú siert meira kins, enn kallsonur. Efter-thad lögdu their höndur samann, ad their skylldu profa sinn riddaraskap; rída their nú heim i sina kastala. Ad komanda morgne taka their sína hesta og rída útaf kastalanum; enn aller ganga út, ad siá theirra riddaraskap, og aller sögdu, ad alldrei fyrre hefdu their sied slyka riddara, og skade mikell være, ef slyka tvo menn skadadi nockud. Nú er their koma á völlen, lista their samann sina hesta sporum, og med svomiklu afle rídast their á, ad hálfu ejkur vid, sem ádur hefur vered frásagt; og thar hier ej fleire ordum vid ad auka; enn theirra sidasta samkoma var svo hörd, ad báder hruchu afturaf sínum hestum, og thegar taka their til sinna vopna og berjast afbragdsvel; og thóttust menn, ej hafa slykann adgáng sied af tveimur mönnum; enn svo komu their hotmóduglega vid slögum, ad hvör bar fyrer sig skjölldenn imote hvorju högge, enn theirra skilldir vóru svo trauster, ad ej sá á; og lietu their thetta gánga, til thess their vóru báder móder ordner, og studdu nidur sínum skjölldum og tóku hvild nockra stund; thá mælte Triámann: randeriddare, seiger hann, sier thú, hvar frú Kurteis stendur uppa múrnum? fyrer hennar skuld skal eg géfa thér eitt högg, thad skal svo nærre thier gánga, sem thín skyrta. Rauderiddare mælte: annad skaltu seiga skieggkarlinum hönum födur thínum, enn ad thú farer svo hiedann, ad thess verde ej hefnt. Og nú taka their tilad berjast i annad sinn, og hió hvor til annars af kappe, thartil sól er komenn i vestur; og nú taka ád höggvast af theim allar hlífarnar, og feinged hafde sitt sár hvor theirra, og thaug bæde stór; nú tekur Edilon sinn skjölld og Hernit annan, og gánga á mille theirra, og skilia theirra einvíge, og rída heim i kastalann, og eru sátter, sem brædur. Hernit talar nú vid raudariddare: thad lítsi mier, sagde hann, ad thú muner hafa feinged vaskann leikbródur, ej fæ eg sied, hvors yckur betur mune verda, enn thid berjest ej, nema af kappe, og villdum vier thid værud sátter. Rauderiddare svarar: vist er hann vaskur madur, enn líted er threitt um vidskipte ockar, og nær munum vid gánga verda, adur enn vid skyliunst. Sliktlıidsama talade Edilon vid Triámann, og hafde thad ej meir ad seiga; og ej láta their binda sár sín, og sofa af um nóttena; enn ad morgne komande, eru ther snemma á fótum, og gánga til dagverdar, enn thvinæst taka their tilad berjast, svoad mikil ógn stód af theim, er hiá stódu, thviad elldur stódaf theirra vopnum, svosem elldingar være, og svo gangast their ad allann dagenn; höggvast nú allar theirra hlifar, og feinged hafde hvor theirra 3 sár; enn theirra viner vóru hrædder um thá, og fyrer bón Edilons kongsonar og Hernits skilia their nú einviged; og ej vilia their láta binda um sár sijn.

Edilon kongson og Hernit gánga nú á fund kóngsdótter, og bádu hana siá nockurt rád til, ad theirra vandræde mætte stödvast; enn hún qvadst, giarnann vilja vidleita. Thvinæst geck hún til raudariddara, og talade svo vid hann: hvorsu seiger thier hugur um vidskipte yckar Triámanns? hann litst mier vaskur madur. Rauderiddare sagde: litt recknum vier drauma flestra hlúta, ógnun andnan mun sigre ráda. Miklu máttu um ráda, sagde hún; enn thvi binded thid ej ydar sár? og láted svo siá, hvad advill gjörast? Hann mælte: mín sár eru lj skadnæmare, enn Triámans, og lætur hann eige ummbinda. Eg skal thvi tilvegar koma, seiger hún, ad láta binda umm than; undrast margir kapp yckar, mæla thad marger menn, ad thid siend líker, og ef thau merke væru til, ad thid værud skilder; vildum vier giarn ann vidleita, ad betre dagthíngan mætte ágiörast; og giör svovel og seig mier, hvorra manna thú ert. Nei frú! sagde hann, bid ej thess; enn sár mín meiged thier binda, ef Triámans eru bundenn; enn af læt eg rífa, ef hans eru óbundenn. Eg skal thad ábirgast, sagde hún. Sidann fæger hún hans sár og bindur tharum dyrmæt smirste; thíkest hann nú einkis meins kienna. Nú skal eg hafa laun fyrer, sagde hun, thad er i ydru vallde, gánged med mier litla stund, sagde hann. Thaug koma i hennar silke tialld, og thar var á eirn glerglugge og fyrersettur eirn speigelt af miklum meistaraleik giordur, mátte thar siá umm alla heimskringluna og kastala alla, og alt fólk, er thar var inné. Thar mattu og siá thá stade, er thú hefer alldrej fyrre sied; hún spir: hefer thú nockud verid fyrer nordann haf i theim hluta heimsins, er Evropa heiter? Thar var eg, tha eg var ungur, sagde hann. Nú skaltu sína mier thá stade, sem eg hefe ej adur sied. Thad vil eg gjöra, frú, sagde hann. Hvor er sú borg hin mikla, er thar stendr? sagde hún, og er ágiætust i theim hluta heimsins. Hún heiter Rómaborg, sagde hann. Hvor styrer theirre borg? seiger hun? Ermenrekur hinn rike, seiger hann. Hvad heiter sú borg, er stendur til landsudurs? seger hun, og siást marger kappar inne. Sú borg heiter Bern, seiger hann, thar rædur fyrer Thidrik kongur, er mestur kappe er af theim, er menn hafa spurn af. Til austuráttar thadann, sier thú ad stendur ein borg mikil og velstór. Hún heiter Frítula, seiger hann. Hvor styrer theirre borg? seiger hún. Hann heiter Ake Ölldungatrauste, seiger hann. Er hann gyftur? sagde hún. Gyftur var hann, thá eg skylde vid hann, sagde hann. Er thad hans drottning, sem situr hiá hönum? sagde hun. Ecke thecke eg hana, sagde hann, og ej sie eg thá konu, sem hann átte fyrr. Attu thaug eingen born? sagde hun. Tvo sonu og eina dóttir, er Isodd hiet, sagde hann; thad er sú hin trída, er thar stendur hiá theim. Eige sá eg henne frídare, sagde hun; eda hvad hietu hans syner? Ake hiet annar, sagde hann, enn ej mun eg, hvad annar hiet. Munu their lifa? seiger hún. Lifer annar, thad er vist, seiger hann. Hvar er nú sá madur? seiger hun. Hann stendur nú hier á Blómsturvelle seiger hann, og talur vid eina jomfrú under grænum mötte, seiger hann. Eg sie hier aungva bunu, sem mig; og muntu vera sá hinn same, seiger hún. Frú! seiger hann, spir ej leingur, enn thier er lofad. Thvinæst skylldu thau taled; fór hún thá til fundar vid Triámann Kallson, og bidst ad binda um hans sár, og for med sömu ordum og atvikum, sem fyrrum vid raudariddara, utann hann qvadst vera hertugason, enn sagdest, ej muna, hvad bróder hans hiet; jungfruenn talar thá til hans: seig mier eirn hlut, og liug ej ad mier, muntu vinna skada syne Aka, ef thú visser, hann være hans son. Riddaren sagde hana margs forvitna: aungvum mun eg theim hlyfa, er vid mig vill berjast, ennef eg visse fyrer vist, ad hann være hans son, munde eg ej vid hann berjast fyrer sakleise. Skylldu thau nú taled, og geingur Gratiana nú á fund Hernits og Edilons kongsonar, og seiger theim, hvorsu hun er vis orden, og seigist ætla their mune brædur vera, og bidur thá ad legia nockud gott til ráda, ad theirra vandrade mætte stillast; their seigast svo gjöra skule. Lidur af nóttenn, enn um morgunen, eru their snemma á fotum og ætla, ad gjöra enda á sinum vidskiptum; hleipur nú margur riddare á sinn hest og rida med theim til vígvallur; enn er their koma á vollenn, hlaupa their af sinum hestum og taka til sinna vopna; nú kemur Edilon ad, og Hernit; Edilon hleipur framm á mille theirra og mælte: oss lyster ej leingur ad siá yckar vidskipte, og thad samthickium vier, ad thid siend jafner, thartil kemur og sá qvittur upp, ad thid siend brædur; synest ollum thid mioglyker, og ef thad være, er thad tharfleysa, ad thid berjest leingur; gjör nú svo vel, Triámann, fyrer ockar stallbrædraskap, og seig, hvad yfer thig hefur drifed til thess vid fundastum; enn eg sver thad vid trú mína, ad eg villde ej vita thína forsmán meir, enn mína; og ej skal eg lifande hiedann af Blómsturvelle fara, ef eg sie thig daudann epterliggia, thvi thú ert minn lífgiafare. Ej skal thad mikils kosta, sagde Triámann, og hefur hann nú upp sína rædu: thader upphaf minnar sögu, ad fyrsta sinn, er eg reid heimann frá fodur mínum, reid med mier minn bróder, fostre og skialldśveinar; enn mitt ángur bannur mier ad nefna thá; enn thá vér ridum umm eirn skóg, komu ad oss 13 spillvirkiar og villdu hafa vort líf; enn vier vordum os vel thartil their vóru aller dauder; var eg thá svo sár, ad eg lá í óvite, og fallenn var thá minn fóstre, enn minn bróder lifde, ogjörla visse eg um hans sar, lagde hann mig á eirn skjölld, visse eg ögjörla, hvad umm hann leid; sidann kom eirn fliúgande dreke og tók i sitt gin eirn herklæddann riddara, og hió til min med sinne kló, og feste mig i sínum klædum og minu holde, og fló burt med mig, og bar mig svo láng, ad eg hafda ej skin á; enn um sider slittnudu mín klæde, tharsem hann hiellt, og skylde svo med ockur; lá eg thar til thess sólenn skein um alla velle og lángt leid á dagenn, sá eg, hvar fór eirn rise ognarlegur og mikill: hann ók i skógnum á einum ulfalda, og dró stort vidarhlass, var thar uppa biarndyr daudt, og fiörar fugla kippur; hann víkur ad, tharsem eg lá, og litur á mig um stund, og kastade mier sídann uppa hlassed, og liet hann svo gánga ejkenn til sins heimslis; thad var i einum djúpum dal, hann var mjög skógie vaxenn og luktur stórum hömrum; húsfreja hans geck ámóte hönum, hann fagnar henne, vel heirde eg hun nefndes hann Stedia, enn hann hun Brjum; enn dotter theirra hiet Smidia, hún var fryd sínum, og mikel vexte; son áttu thau, er Thöllur hét; hann svifter af lessenu, hans dótter horfde jafnan thángd, er jeg lá; hann skipar sinum syne ad bera inn faungenn; hann tók mig upp og géck iburt med mig á eirn glugg og kastar mier tharinnum, thar vóru 15 grislingar, litt stálpader; enn svínahirdenen leidde svinen til vatns, enn bónde geck nú siálfur ad hátta; grísarener soctu miög ad mier, mátte eg mier varla vörn veita: tha kom thar bónda-dótter og tók mig iburtu og liet i nockurt hús, enn hún tók innefle dyrsens og kastade fyrer grysana; sidann grædde hun mig, og kunne hun á thví gott handlag; sínum brödur sagde hun til, og urdu thau á thvi samtaka; kom thar, ad eg var fullgræddur, tók eg ad leggia hug á risansdótter, thví henne var vel til mín, og villde hennar bróder thad ej minna, fiekeg thá hennar vilja, og ej visse thad hennar fader eda móder; enn seinasta dag i vetrenum kom hun til min, og mælte: nú ugger mig um samvest ockar hiedann ifrá, thviad fader minn veit allt umm ockar breitne á morgun, og veit eg, thad verdur thinn bane, ef thú verdur á vege fyrrr hönum; skaltu thegar á mórgun burtfara, enn mier mun litlu betra líf, enn hel. Eg spurde, hvort hún hefde ej vopn ad fá mier; enn hún qvadst, ecke hafa, utann skálm fódursins, og tók íbúrt skálmena; enn umm morgunenn bad hún mig burt adfara og forda lífe mínu; eg sagde thá illa vid hann skiled; hún sagde, thad aungvu hyrda; geck eg thá út, thá kom og risen út beljande og saknar skalmarennar og greip sína jarnstaung, er bæde var laung og digur, og hliop epter mier, enn eg kastada mier nidur á jördena, og sló hann lángt frammyfer mig, hann reidde thá staungena upp af allu afle, enn sem hans son sá thad, og svína ambáttenn, er svinen geimde, gripu thaug í staungena aftann til, enn hann vóg thaug upp og kastade theim frá sier, og brottnade í theim hvort bein, vóru thau fyrre daud, enn thau komu nidur á jördena, enn stangar enden kom nidur amille tveggia steina og vard föst; enn eg hliópp ad honum med skálmena, og sette fyrer brjöst hönum, og riste eg á qvid honum; enn idurenn flæktust um fæturnar og steiptest hann frammyfer mig, og var hann svo thúngur, ad mier var vid bana bued; kom thá risadótter og velte honum ofanaf mier; thá kom ad móder hennar, og med henne tvö blótud villusvín, og sóktu ad mier; enn eg reyf læred undan annare giltunne, og so fótenn med lærenu, og rák eg vid eirad á kiellingunne svo fæturnar vildu upp, og kom hun nidur á eirn stein, svoad hausen brotnade ímola; enn svined annad hliópp thá uppa mig, og feste sinar tennur í mínum kraga, og reif af mier min klæde, svo eg var berr og allt mitt hold nidr ad beine imillum herdanna: thá kom Risadótter med mína skálm og hió á svíned fyrer nedann augun, svoad aftók trjónuna, og fiell thad thegar daudt nidur; var eg thá bæde mattdreigen og sár, enn hún grædde mig, sem kunne. Nú medthví eg átte henne lífgjöf ad launa, og mier var vel til hennar, thá dvaldist eg thar 15 vetur. Vid áttum thriu börn, og villdu thau ej lifa; sidann tók hún sótt, og för ad deja: liste mig ecke leingr thar ad vera, og fór eg iburtu thadann; enn fiorum manudum sidar fann eg Edilon kóngson, og höfum vid fylgst ad sidann. — Enn aller, er thetta heirdu, lofadu hans hreiste. Nú stendur hiá rauderiddare, og tekur af sér hiálmen og geingur tharad, sem Triámann situr, og mælte: ef svo er, sem thú seiger, minn kiæraste bróder! thá hefe eg óforsinia vid thig barist; thví ef thú ert Ake, thá er eg Etgard, thinn bróder, og villde eg ej fyrer allt veralldar gull vid thig barest hafa. Thá mælte Hernit: seig nú, rauderiddare, hvad yfer thig hefer drifed, og vit hvad samanber med yckur. Raude riddare hóf thá upp sína rædu, og mælte svo: eg reid heiman frá födur mínum, og mínn bróder, er Ake hiet; ockar fader hiet Ake Ölldungatrauste; enn thá vid vórum svo komner, ad eg lagde mínn bróder i eirn skjöld og eg ættlade ad sæka hesta og flytia hann burt af skógenum, thá kom eirn dreke, og tók minn bróder og eirn herklæddann riddara, sá same dreke vafde mig i sinum sporde og fló iburtu med oss alla; minn bróder fiell ur hans klóim í theim skóge, er

Hálmhöggur heiter, enn hann fló med mig allann dagenn og alla nóttena, enn seint, annars dagsins kemur hann ad stórum homrum, thar var heller mikell, vóru thar inne tveir úngur drekans, lítt vel stálpader; allur sá skógur, sem var um krimg, var sem á gull sæe, og svo grös, sem steinar; hann kastar theim dauda mannenum nidur fyrer sína únga, og rífu their hann strax í sundur; drekenn var thá miög mödur og sofnade hann skjòtt, og riettest thá hans spordur, vard eg thá laus, leitade eg thadann áburt; skomt thadann fann eg eina fata-hrúgu, og tharmed herklæde svovæn, ad ej vöru önnur valldare, og sverd svo gott, ad ej funnst annad slykt; eg tók thá herklædinn og vende aptur til drekans, hans ungar vóru thá sofnader, og lagde eg til hans under hid hægra bæxl, er eg hugde næst hiartanu, svo sverded geck ad höndum mier; kipte eg thá ad mier, enn hann brast vid, kafde eg thá skjolldenn fyrer mier, er blóded fiell úr undenne, hafde eg mig thá útúr hellrenum, enn drekenn sokte epter mier og blies eytre, svo ad mórknudu af mier oll klædenn; enn er hann kom frammi hellers dyrnar, mædde hann blódrás, svo ad hann fiell ofann fyrer hamrana, og vard miked umm i hans fiörbrotum; eg snére thá aftur i hellerenn, og drap úngana; sídann tók eg gull og silfur slíkt, er eg thurfte, fór eg thá ábrutt og geck umm skógenn, og fann eg eirn hest med gylltum södle, búenn, og elte eg hann leinge ádur enn eg náde hönum; sídan reid eg aftur til hellersins, og tók eg thar svo miked gull og sylfur, sem mig liste, og reid eg sidann i bygdena; var eg thá komenn í thad land, er Gradidonia heiter; og er eg hitte menn ad mále, spurdu their mig ad, hvar eg hefde feinged thann hest og than herklæde, er eg hafde, er theirra herra hafde átt; og thá var frá theim hvortenn, villda eg thá seiga theim frá hid sanna, spurde eg thá, hvad theirra herra hefde heited; enn their sögdu, ad hann hiet Tholomæus hinn gyllde; eg spurde, hvar hans adsetur hefde vered; their sögdu: borg sú heiter Liberum Iónum, og thar situr enn hans drottning, er Adas hiet, og hennar dotter, er hiet Techla; hún var thá á annann vetur, thví thaug kóngur og drottníng voru ej leinge samann. Thvínæst reid eg til borgarennar, enn er eg kom, ötludu their, ad kónguren munde komen heim, tók eg thá ofann hiálmen og bad ordlofs ad gánga fyrer drottnínguna; hún qvadst vilia siá thann mann; thá geck eg fyrer hana; hún spurdest fyrer, hvörnenn eg hefde feinged thesse herklæde, vopn, og hestenn? enn eg sagde henne allt, hvornenn fared hefde, og færde eg henne thau thíng, er hun theckte ad kóngurenn hefde átt; og bad eg hana ad láta forvitnast umm sögu mína, og fór eg med hennar mönnum, og flúttum vier bein kóngsins heim, og höfdum vier med oss svomiked gull og silfur, ad eingenn kunne ad marka tölu, og thá tók eg úr skógenum thá miklu gullhríslu, er eg hafde hingad i landed. Menn beiddu, ad eg villde vera theirra höfdinge, og komu thvi mále svo, ad their giftu mier drottnínguna; og vórum vid samann xvj vetur, og áttum eirn son, er Tholomæus hiet; nú tók drottning sótt og andadest: unde eg thá thar ej leingur og reid eg sidann híngad á Blómsturvöll, og frú Techla med mier, og their menn, er ockur fylgdu. Thá mælte Triámann kallson: eg má ej delia fyrer yckur ockar frændseme af thvi, er thú hefur nú sagt; enn ej má eg gánga á bak heitorda minna, thaug er eg heitstreingde, ad frú Kurteis skylde fylgia mier af Blómsturvelle; ellegar eg hier daudur efterliggia. Thá hefur vel tilbored, seiger rauderiddare, thvíad thú hefer feinged vænan hlut úr málenu; enn thótt hún være i mínu vallde, thá villde eg giarnann thier hennar unna. Sidann standa their upp og sættast, og urdu aller thvi feigner, fóru sídann heim í kastalann, reis thar upp mikel veitsla; enn ad theirre veitslu yferstadenne, stód upp Hernit og mælte öllum mönnum áheirande: ydur er kunnigt, ad eg hefe stirt kastala Blídheim, sídann hann var gjördur; enn nú hefur minn fóstbródur unned hann af mier, enn af Gratiana kóngsdottur hefur oss leidt miked gott, og ættum vier henne gódu ad launa: er thad minn vilie, ad hún kjóse sier siálf hvorn thann, er hun vill helst eiga, og skifte svo med oss efter thvi, sem henne thicker best mune fara, thvi thad mun ad giftu verda. Thá svarar Gratiana: thad hefur vel vidbored, sagde hún, thvi eg meina, ad hvor meige fá, sem hann gyrner, mun eg thad sína, ad eg er metnadargjorn, og kys eg Edilon kóngson; enn hann skal gyfta Etgard systur sína Græcam, enn Ake skal eiga systur Hernits; enn eg hefe ej sied thá hier á Blómsturvelle, sem mier thicker Hernit sæma, og aungva hefe eg sied, nema systur Etgards; og thvi er thad minn vilie, ad thid brædur bjóded híngad yckar födur med yckar systur, og gifted Hernit hana. Enn aller gjördu gódann róm ad málenu, og sögdu svo best sæma. Og ad lidenne veitslunne búa their ferd sína og rída nordur ad hafenu til Lolli borgar, sigla sidann til Damita, taka sidann hesta, og rida sudur ad Mundinfjöllum, og finna födur sinn heima i Fritula; their voru 100 saman; hertogenn Ake spurde, hvorjer their væru? their sögdust ókunnuger menn vera, og vid hann erende eige; Ake bad thá gánga i höllena; enn menn mæltu, ad aungva hefdu their slíka sied ad vexte, afle og vænleik; Frítal hiet eirn madur, hann viek ad hertoganum og sagde: vert gladur, herra, svo má mier thickast, hier eru komner thíner syner, their er fyrer laungu hvörfu; hertogenn braste ad; sidan geingu their til bords, og skipade hann á hvorju hönd sier hvorjum theirra; enn er their höfdu drucked umm stund, thá mælte Etgard: lángt hefur sidann vered, ad eg kom i thessu höll; ej grunar ydur herra, hvada menn thad eru, sem ydur hafa heimsókt. Ej géf eg gaum ad thvi, sagde hertogenn, thier erud mier svo ad afurefle. Thad var ej vort ejrende, sagde Etgard; helldur ad kunngjöra vort eyrende; ad vier erum thiner syner Etgard og Ake, er thú sender vel fyrer 16 árum sídann á burt. Og nú vard hertogenn feigenn sínum sonum og mintist vid thá, og sagdest thegar hafa theckt, thá er their komu; reis thá upp mikell fagnadarfundur; spurdest thad umm alla borgæna, ad heim væru komner syner hertogans, og urdu aller thvi feigner. Seiga their nú födur sínum, hvad yfer thá hafde dryfed, sidann their skyldu, og til thess nú var komed; their bidja riddaran ad fylgia med sier á Blómsturvoll, og siá theirra lyst, og Kurteyse, er thar væru: skulum vier bjóda ydur i vort brúdkaup, og Isodd systur ockar. Hann sagde: thó gott sie á Blómsturvelle, thá meged thier dveljast hier svoleinge, ad vor ferd má sæmeleg búen verda. Hann liet thá senda epter sinne konu og sinne dóttur; og er thær komu, stód hertogenn upp i móte theim, og fagnade theim vel; their gáfu sinne systur einn silke möttul svo ágiætann, ad ljómade af hönum, og ej mátte i ellde brenna; enn hertogans qvinnu gafu their eitt gull, er sá steinn var i, ad ej mátte thig siá, ef thú villder leinast. Dvölldust their nú til thessad hertogen hafde búed sína ferd. Ake sagde sinne systur, ad hann hefde henne mann hugad á Blómsturvelle, og færde henne margar giersemar, er Græca og Hernit höfdu sendt henne. Sem hertogen er nú búenn, lyfter hann ferd sinne; hönum fylgde hans dótter; enn hans kona sat epter, og tveir syner theirra; tókst theim vel ferdinn og vóru vída veitslur gjördar ámóte theim. Their rída nú yfer fiöllenn Vespent, og komu á Blómsturvöllu; enn er kastalamenn urdu varer, ad their vóru thar komner, rída their Edilon og Hernit út ámóte theim med mörgum riddurum, og vard thar med theim mikill fagnadarfundur; reis thar upp hin mesta veitsla, sátu their svo um kirt hinar næstu thriar nætur. — Thvinæst er mönnum samanstefnt umm Blómsturvoll og vídar annarstadar, lísa höfdíngar thvi, ad their vilia halda sín brúdkaup; enn er their sátu ad dryckiu, thá mælte Hernit: nú er mier thad ad sión orded, er eg hefe ádur haft ad spurn, enn thad er hertogen Ake, er mier lítst formadur annara, og hans dótter Isodd, og thvi vil eg bidia hennar mier til eigen konu, med samthicke hennar brædra, og hennar vilia siálfrar. Hertogen thagnade og lætur síga brún; enn hennar brædur seiga, ad hún mune ej betur gift verda. Hertogen svarar: ecke thurfte eg ad fara híngad á Blómsturvöll ad gifta dóttur mína; mátte eg fá henne betre gifting heima hiá mier; eda hvör hefur frædt yckur á thvi, ad eg mundi sidur thora ad rída út fyrer mina dótter, enn adrer? eda hvor er sú frú, er thier thored ad setia á móte mier? Tha sagde Etgard: mín fósturdótter Techla er svobúenn, ad hvorr hinn ríkaste er fullsæmdur af henne. Thú hinn gamle kall! seiger Hernit, æsker thess, er oss thicker betur ad veita thier; enn ádur enn vier skiljum, verdur thú feigenn. Sídann festa their sitt einvige; drucku nú glader og káter, og leit svo dagurenn. Um morgunen snemma vóru their á fótum og hlaupa sídann á hesta sína. Hernit hlióp á sinn hest, og aller hans menn fylgia hönum til vigvallar; setur hann sínn hest á skeid, og lick á thremur handsöxum, medann hesturen hlióp og hafde slidrad öll, ádurenn hann kom til skeidsens enda; rída their sídan hvor ámóte ódrum og höfdu hina hördustu adreid; ennn svo hafde hertoge vaska menn, ad ej vard ahallt. Nú finnast their hertoge og Hernit, og findu marga riddaralega leike; töludu thad aller, ad eingen hefde sá thar komed, sem betur kynne vid skjölld og sverd, enn hertogen Ake; og i sidastu theirra samkomu mættust their svo hardt, ad hertogen hrock af sínum heste; og jafnsnart hlióp hann ad heste Hernits, og greyp annare hende fyrer aptan tagled, og annare fyrer framan brjósted, og kreiste svo saman, ad fæturnar velldu thegar upp á hestenum, enn Hernit hrock langt iburt á völlenu; hann hlióp thegar upp og brá sinu sverde, hertogen var ej helldur seirn: enn i thví bile kom Edilon kongson ad, og their brædur, grypa thá og bádu thá hætta; enn hertogen sagdest ej uppgiefenn helldur til hvorntveggia búenn. Thvinæst vóru their sætter, og fara sídann heim aptur i kastalann; var jungfrúen fostnud Hernit; var nú sett upp sæmeleg vetslu, og thesser riddarar hielldu sín brúdkaup: skorte thar ecke ágiæt faung med allskins drick og allskonar matargjörd med hæverskum mönnum. Nú setiast höfdíngiar i hásæte: thá Edilon kóngson, thá Ake, thá Etgard, thá Hernit, thá Helmidan; annad hásæte skipade Gratiana og Græca; thá frú Kurteys og Techla, enn thá Herbart frá Lorma; thvinæst komu inn ágiætar sendingar af sílfurdiskum og kostulegar drickur á silfurskálum, so ilmde af umm alla höllena, ad their mundu hyggia, sem hier eru fædder i fátækt nockurre, ad their mundu i Paradys komner vera, enn sá var eingen, ad ej thæge sæmelegar giafer; og leid svo veitslunn. Enn ad lidenne veitslu bjóst hertoge Ake burt, og var hann útleiddur med sæmelegum gjöfum, og siglde i haf sudur; og er hann kom heim, urdu honum aller feigner, og hafde miked aukest hans frægd i thessare ferd; enn litlu sidar tók hann sótt og andudist. Hvort thví olle elle eda afvik thau, er hann hafde á Blómsturvelle, vitum vier ej; og thótte ad hönum mikell skade. Nú tökum vier til á Blomsturvollum, thvi thad er flest ad lídur thó listelegt sie, thóttust their hafa reint thad flest, sem hugur theirra stód til; nú halldu their heim og setiast ad sínum ríkium, og skifta svo med sier jómfrunna gáfum: Gratiana skylde eiga thær eigner, sem Græca átte i Gricklande, enn Græca skylde eiga Liberum Ionum, er Gratiana ätte; enn Etgard gaf bródur sinum Kalidoniam, er hann hafde unned; enn Helmidan og frú Techlu gáfu their Blidheim og Blómstnrvelle; enn Hernit gáfu their kastalan Arium. 'Sidan skiptu their ísundur gullvendanum, og höfdu aller jafnt af honum, og skylde thad vera merke brædralagr theirra, ad their skyldu aller sem eirn madur vera, hvor sem annars vidthyrfte. Hernit fór heim i sina borg med frú Isodd, enn Edilon fór i Miklagard med frú Gratianam, og skyldu their nú. Enn af thvi oss er ókunnugt umm afgáng thessara frægdarmanna, thá kunnum vier ej greinelega frá ad seiga, thvi their eru fiærre vorum löndum. Enn thad er háttur sumra manna, sem sögurnar heyra, ad their seiga allt loged; enn thad er af thví, ad their hafa ecke sied thad siálfer. Og endum vier svo sögu theirra Akasona.

Druckfehler und Verbesserungen.

(Die Fehler bei Resenius (R.) und Biörner (B.) sind
hier auch verzeichnet.)

Edda.

S. 5. Z. 5. lies att für ait (letztes hat R.)
— 4. — 4. l. haffa f. hafa.
— 4. — 12. l. Munne f. Manne.
— 4. — 3. v. u. l. mællte f. mælte.
— 5. — 8. l. Duerguren f. Duergur.
— 5. — 10. l. hiellde f. hielde.
— 5. — 11. l. haffa f. hafa.
— 5. — 5. v. u. ein Semikolon hinter vpp, u. ein Komma hinter var.
— 5. — 2. v. u. l. fullur f. Fullur.
— 5. — unten l. Duergurenn f. Duergurenn.
— 6. — 7. l. hafde f. hafe.
— 6. — unten l. Gulls-ins f. Gull sins.
— 8. — 5. l. Reigen f. Reigenn.
— 8. — 6. v. u. l. thann f. hann.
— 11. — 8 l. ætla f. atla.
— 12. — 6. l. thrie-vetur f. thrie vetur.
— 12. — 11. l. broder f. brodur.
— 13. — 1. l. leinelega f. leinelaga.
— 13. — 8. v. u. l. Hiörtu f. Hiórtu.
— 13. — 5. flagbriósked f. flagbrióstsed. R. viell. richtig; vgl. Ragn. Lodbr. Saga, Kap. 6.
— 13. — 6. v. u. l. mörgumm f. mörgum.
— 14. — 2. l. Swenn f. Swen.
— 14. — 9. l. thar f. tha.
— 15. — 11. v. u. l. hönumm f. hönum.

Volsunga-Saga.

S. 5. Z. 5. l. ætstærre f. ætsterre. B. hat ganz fehlerhaft ætsterræ.
— 7. — 6. l. Tha f. Tho.
— 9. — 2. v. u. skal f. skall.
— 10. — 5. — l. Siggeir f. Siggier.
— 11. — 5. hars f. hans hat B.
— 11. — 2. v. u. l. ad f. thad.
— 12. — 1. fehlt mags hinter konga.
— 12. — 10. l. lid f. lied (letztes hat R.)
— 13. — 11. v. u. hennae f. hennar hat B.
— 13. — 5. — l. bid f. hid.
— 14. — 15. l. enn f. en.
— 15. — 2. v. u. l. mote f. motz (letztes hat R.)
— 16. — 6. v. u. ist rad wegzustreichen; hat auch B.
— 16. — 4. — l. hvort f hvart.
— 17. — 12. l. i f. til.
— 17. — 6. v. u. Sinfiolla f. Sinfiotla hat B.
— 19. — 2. neir f. their. B.
— 19. — 5. l. hvortt f. hvort.
— 19. — 7. og Sinfiotle, das ich eingefügt, kann auch wegbleiben, wie viele ähnliche Stellen zeigen.
— 20. — 5. l. han f. hann.

— 21. — 5. og Sinfiotle fehlt bei B.
21. — 8. hirnjur f. brinjur. B.
— 22. — 9. trælana f. trælina. B.
— 22. — 17. thier f. their. B.
— 23. — 6. eg Sigmundur fehlt bei B.
— 23. — 11. so f. svo. B.
— 25. — 15. syrer f. fyrer. B.
— 25. — 3. v. u. l. thier f. their.
— 26. — 5. — Svarmshauge f. Svarinshauge. B., auch in der Schwed. Uebersetzung, in der Lat. aber das rechte. Vgl. Edda-Lieder, S. 16.
— 27. — 9. v. u. l. jottunsins f. Jottunsins.
— 27. — 2. — l. jotuns f. Jotuns.
— 27. — 1 — —
— 28. — 5. 11. v. o.) l. Grane od. Granmars sun f. Granmar; doch könnte beides auch Spottname sein. Vgl. Edda-Lieder, S. 16.
— 28. — 2. l. smalærde f. skiallræde.
— 28. — 16. l. rike f. rike.
— 29. — 3. l. Volsungar f. Volsungur.
— 29. — 11. v. u. l. kvadst f. kuadst.
— 31. — 9. v. u. l. hanns f. hans.
— 35. — 5. fehlt ein Semikolon hinter vitum.
— 36. — 8. l. thier f. their.
— 37. — 17. Sigmundur f. Sigurdur. B.
— 38. — 14. l. von f. thon. (letztes hat B.)
— 39. — 5. fogu f. sogu. B.
— 40. — 11. hastade f. kastade. B.
— 41. — 17. l. orme f. ormi.
— 44. — 8. (v. u. noethru f. noclru. B.
fehlt og vor spyr.
— 44. — 3. their f. thier. B.
— 45. — 11. 12. l. lata thegar f. thlata egar. (letztes hat B.)
— 45. — 16. l. meira f. meiga.
— 45. — 20. fitt f. sitt. B.
— 45. — 25. mart f. margt. B. Die folgenden Zeilen scheinen Ueberbleibsel von Versen.
— 46. — 4. theottist f. thottist. B.
— 48. — 2. wohl æxlid f. bæxlid (B.) zu lesen.
— 49. — 3. hinter frændum ein Semikolon oder auch Fragezeichen.
— 50. — 8. v. u. Sigurdur f. Sigurdar. B.
— 51. — 16. na f. Tha. B.
— 52. — 4. l. Fofners, og tæke thad ed. B.
— 52. — 6. mann f. mun. B.
— 52. — 12. han f. hans. B.
— 52. — 6. v. u. l. og f. oy.
— 55. — 2. Ty f. Tyr. B.
— 56. — 6. theilt B. und zieht die letzte Hälfte zum folgenden Vers, und ebenso V. 8. u. 9. zusammen.
— 56. — 15. l. thær f. thoer.
— 56. — 6. v. u. theilt B.
— 58. — 4. theilt B. wieder.
— 58. — 9. zieht B. als Vers zur folgenden Strophe.
— 58. — 12. l. Emk f. Eink (letztes hat B.)
— 59. — 15. l. oska chonnleg f. oskthonnleg.
— 60. — 10. v. u. l. hanesiadur f. hanefiadur (wie B. hat.)

— 63. — 16. l. eirnre f. einre.
— 66. — 7. v. u. diese in der Vorrede bemerkte Stelle lautet bei Torfäus also:

„Gothrun (Guthrun) var fáord; Brynhilldur mællti: hvi meigi thier ei gledi hallda? skemptum oss allar saman, oc rædum um ríka konga og theirra stórvirki. Giorum that, seigir Guthrun (Gothrun); eda hvoria veitstu frægasta? Brynhilldur svarar: sonn (sonu) Hacka og Hagbard, their unnu mörg frægdar verk í hernadi. Gudrun (Gothrun) svarar: mikli (mikler) voru their ok ágæter, enn thó nam Siga systur theirra, enn hefur adra menn (innc) brenda. oc eru their seiner at hefna; edur (eda) thvi nefner thú ei brædur mina, er nu thikia fremstir menn? Brynhilldur svarar: that er í gódum efnum, enn ei eru their enn miök (miog) reynder, oc veit ek einn miök af theim bera, that er Sigurdur son Sigmundar kongs, hann var thá barn, er hann drap sonu Hundings kongs, ok hefndi faudur sins ok Eylima módu födurs (faudurs) sins.“

S. 66. Z. 6. v. u. l. glede f. glide.
— 68. — 6. wohl kniam f. hniam (letztes hat B.)
— 69. — 7. at f. af. B.
— 69. — 12. Hinke f. Ginke. B.
— 72. — 11. zieht B. noch zu der prosaischen Erzählung.
— 76. — 12. l. morger f. margar.
— 78. — 6. l. giptast f. giptatt.
— 78. — 12. v. u. l. være fæddur f. er fæddur.
— 79. — 5. ein Komma hinter drecka.
— 80. — 11. l. reide f. reida.
— 80. — 17. l. er thu fer f. fer thu er.
— 80. — 2. v. u wohl gofugare f. gogvare.
— 81. — 7. v. u. wohl enn f. e.
— 82. — 15. v. u. l. ella f. eller.
— 84. — 9. og f. eg. B.
— 84. — 11. v. u. l. verk f. veck.
— 85. — 11. Sigurdur f. Sigurdar. B.
— 86. — 6. v. u. their f. thier. B.
— 88. — 9 segia f. seigia. B.
— 88. — 5. v. u. Sigurdur f. Sigurdar. B.
— 90. — 6 — 8. v. u. hätte auch in 6 Versen abgesetzt werden können; vgl. Edda-Lieder, S. 67.
— 91. — 5. v. u. l. og f. od.
— 93. — 3. v. u. skedja f. skedja. B.
— 93. — 1. 2. v. u.) sind wieder so Verse der Edda-Lieder,
— 94. — 1. 3) S. 69.
— 94. — 17. og Hogne fehlt bei B.
— 95. — 1. vor giordir fehlt: tekid vel, og fyrer theim.
— 95. — 6. v. u. Kostrera f. Kostbera. B.

S. 96. Z. 9. v. u. Hogtha f. Hogne. B.
— 96. — 1. v. u. dina f. mina B.
— 97. — 8. v. u. l f. i. B.
— 100. — 7. tii f. til. B.
— 100. — 9. v. u. l. life f. liefe.
— 101. — 11. vorn f. voru. B.
— 101. — 1. v. u. l. mirter f. mirer.
— 102. — 11. v. u. stæstu f. stærstu. B.
— 103. — 12. v. u. l. Gunnars f. Gunnars.
— 104. — 2. hiarta f. hiartad. B.
— 104. — 5. v. u. lief f. lif. B.
— 105. — 7. wohl grim thinne f. grimdinne.
— 107. — 1. Gudrun fehlt bei B.
— 108. — 9. v. u. l. af f. of.
— 108. — 3. v. u. l. fielmenuur f. fiolmennur.
— 110. — 11. vor ad fehlt og mællte,
— 112. — 9. l. lejd f hejd.
— 113. — 5. wohl bordust f. vordust.
— 113. — 8. wohl thier f. their.
— 114. — 1. gior f. giort. B.
— 114. — 13. ein Komma vor thar.
— 116. — 9. l. lætur f. lætu.
— 117. — 14 l. numid f. unnid.
— 121. — 6. v. u. dag wiederholt B.
— 122. — 2. vor kemur gehört wohl ad.
— 123. — 8. l. og f. od.
— 124. — 6. mam f. nam. B.
— 124. — 4. v. u. vopnhorft f vopnthorft. B.
— 126. — 3. hinter sem fehlt hann.
— 127. — 8. margun f. morgun. B.
— 127. — 9. v. u. l. thier f. their (letztes hat B.)
— 127. — 5. v. u. fridliki f. fridliki. B.
— 128. — 2. v. u. l. hefdu f. hafdu.
— 129. — 9. their f. thier. B.
— 130. — 16. kvorn f. hvorn. B.
— 131. — 5. v. u. kantu a tha lund? zieht B. mit zur Strop.
— 133. — 3. l. launa f. laurn.
— 133. — 12. ist Kraka wegzustreichen.
— 133. — 19. og Kraka fehlt bei B.
— 134. — 6. v. u. idrotter f. ithrotter. B.
— 134. — 1. v. u. Ragnar f Ragnars. B.
— 135. — 10. v. u. el f. er. B.
— 136. — 8. v. u. ther f. their. B.
— 138. — 10. v. u. threka f. dreka. B.
— 139. — 13. l. honum f. konum.
— 141. — 6 — 9, welche auch B. so absetzt, sind wohl in 2 Verse zusammen zu ziehen.
— 144. — 1. viell. bordust f. vordust; doch vgl. Blomst, Saga. S
— 144. — 7. v. u. wohl sico f. steo.
— 144 — oben scheint ein Vers zu fehlen.
— 145. — 8. hier f. thier. B.
— 146. — 12. their f. thier. B.
— 146. — 3. v. u. l. daudann f. daudinn.
— 147. — 12. en f. enn. B.
— 148. — 11. their f. thier. B.
— 149. — 11. wohl og oder ej f. eg.
— 150. — 11. l. hofdu f. kofdu.

S. 151. S. 2. v. u. shylde f. skylde. B.
— 152. — 16. l. streingur f. steingur.
— 253. — 2. v. u.en f. enn. B.
— 154. — 8. v. u. l. unnid f. uunid.
— 157. — 15. wohl unnid f. unnar.
— 158. — 10. v. u. l. skip f. skep.
— 162. — 15. hiorve f. hiorvi. B.
— 162. — 23. ver f. vier. B.
— 162. letzte Z. l. Bensillthur f. Bensilthur.
— 163. Z. 5. v. u. setze 10. vor Heitum.
— 163. — 1. v. u. l. skör hialmi f. skörhialmi.
— 164. — 6. l. vin und virtr or. f. vin-virtr.
— 164. — 5. v. u. l. dreyra f. blothi.
— 166. — 4. hinter Gotna ein Kolon.
— 166. — 6. v. u. fehlt: 9. 10. Rend-mana sa ee bresta
Bra thvi fira lifi. I. vgl. Str. 19.
— 166. — 2. v. u. l. 4. f. 5.
— 168. — 6 — l. 2. f. 1.
— 168. — 2. v. u. fehlt I. hinter laugdom.
— 169. — 5. v. u. l. moti f. mote.
— 169. — 1. v. u. l. borda f. bordar.
— 173. — 5. hinter lietu fehlt nu.
— 173. — 14. l. frasogu f. frasogn.
— 175. — 1. l. mathur f. madur.
— 178. — 12. akvardade f. akvaddade. B.
— 178. — 16. l. hafdi f. hafde.
— 180. — 5. l. thann f. ann.
— 180. — 9. l. saman f. man.
— 180. — 12. v. u. l. laug f. aug.
— 182. — 7. l. er f. or.
— 182. — 4. v. u. hettu f. hættu. B.
— 182. — 1. v. u. l. a hinn f. ahinn.
— 183. — 6. et f. at. B.
— 183. — 7. o ockalega f. othockalega. B.
— 183. — 11. theilt B. in zwei Verse.
— 183. — 19. l. satu f. sattu.
— 183. — 4. v. u. l. letum f. lætum.

Nornagests-Saga.

S. 3. Z. 9. tiggea fur thiggen. B.
— 3. — 9. v. u. l. kongi f. kongur.
— 4. — 3. l. hafdi f. hadi (letztes hat B.)
— 5. — 2. hofthu f. hofdu.
— 5. — 3. Diess wird in der bei B. hierauf folgenden Thorsten Bäarmagns-Saga erzählt, welche daher auch wohl ein Theil der Olaf Trygvasons-Saga ist.
S. 5. Z. 5. ob f oc. B.
— 5. — 18. l. oc f og.
— 7. — 1. l. ved f. vid.
— 8. — 10. v. u. l. vil f. vit.
— 9. — 11. v. u wohl gofugastur f. gofgvastur.
— 11. — 6 v. u. l. atgiorvi f atgiorti.
— 12. — 2. Sigundur f. Sigurdur. B. Vielt. auch Sigmundur.
— 14. — 9. hidthridia f. hid thridia. B.
— 14. — 16 — 18. zieht B. in zwei Verse zusammen Dass aber öfter solche 8 zeilige Strophen mit den sechszeiligen abwechseln, vgl. Edda-Lieder, S. 39. u. Edda Saemund, T. I. p. 41.

S. 16. Z. 9. v. u. vor tha fehlt: ek var oc med Sigurdi.
— 17. — 12. v. u. l. kann f. hunn.
— 18. — 1. l. haugg f. haugd.
— 20. — 10. l. ekki f. eckit.

Blomsturvalla-Saga.

S. 1. Z. 7. v. u. l. föruneyte f. fóruneyte.
— 1. — 1. v. u. ver f. vel, hat die Hds.
— 2. — 13. l. J thann f. Ithann.
— 2. — 4. v. u. l. veitte f. vertte.
— 3. — 10. l. atgiorve f. atgiora.
— 3. — 12. l. seirna f. seirra.
— 3. — 9. l. sem f. sina.
— 4. — 8. v. u. l. kongr. f. kong.
— 5. — 7. l. giörer f. giórer.
— 5. — 11. l. lannum f. lannum.
— 5. — 10. v. u. gehört ein Kolon vor nu.
— 6. — 12. l. hefer f. heter.
— 8. — 2. l. hunang f. himang.
— 9. — 2. l. thetta f. thessa.
— 9. — 15. l. friettest f. triettest.
— 9. — 11. v. u. l. báru f. bóru.
— 9. — 1. v. u. l. kvongadur f. koongadur.
— 10. — 4. l. thar efter f. tharester.
— 11. — 4. l. frækne f. fräkne.
— 12. — 8 l. giæte f. gioke.
— 13. — 1. 3. l. komu f. komn.
— 14. — 14. l. födur f. fódur.
— 15. — 5. l. hrædeleg f. hrödeleg.
— 15. — 1. v. u. l. komu f. komo.
— 15. — 10. l. settest f. sittest.
— 16. — 12. wohl thacka f. thacker, wie Z. 18.
— 16. — 18. l. jatade f. gietade.
— 16. — 11. v. u. l. bilade f. bilude.
— 16. — 8. v. u. l. heimkomu f. heimkomn.
— 17. — 2. l. tharfa f. tarfa.
— 17 — 4. l. fyrerættlann f. fyrerattlann.
— 17. — 9. l. vasker f. rasker.
— 19. — 9. v. u. l. rauderiddare f. rauderiddara.
— 22. — 7. l. kóngsonar f. kongsonur.
— 22. — 14. v. u. l. skiálfe und skiálf f. skálte und skált.
— 22. — 13. l. heiter f. hidur.
— 22. — 12. l. seigja f. sigia und ein Komma hinter seiger.
— 23. — 1. v. u. l. ná f. nú.
— 25. — 13. v. u. vor og ein Punkt.
— 25. — 10. v. u. l. kurteise og f. Kurteisa.
— 25. — 7. wohl fonum f. ofnum.
— 26. — 9. wohl dage f. deige.
— 26. — 11. l. hvörr f. hvór.
— 28. — 8. l. kallssonur f. kallsonur.
— 28. — 18. l. tharf f. thar.
— 28. — 20. wohl hrucku f. hruchu.
— 30. — 12. l. ej f. ij.
— 30. — 14. wohl thau f. than.
— 30. — 7. v. u. thad er i ydru valde ist wohl als Antwort des Ritters zu nehmen, und darauf hun f. hann zu lesen.

S. 30. Z. 1. v. u. l. inne f. inné.
— 30. — 8. v. u. l. frida f. trida.
— 32. — 13. v. u. l. leggia f. legia.
— 32. — 11. v. u. l. Lidur f. Hidur.
— 32. — 3. v. u. l. sieud f. siend.
— 34. — 3. l. heimilis f. heinislis.
— 37. — 11. l. skamt f. skomt.
— 38. — 6. l. hvorfenn f. hvortenn, und das Semikolon dahinter; hinter àtt ein Komma.
— 38. — 9. l. thukte f. theckte.
— 39. — 10. ein Komma statt des Kolons.
— 40. — 6. v. u. l. ofurefle f. afurefle.
— 41. — 2. l. borgena f. borgæna.
— 41. — 8. wohl kurteyse f. Kurteyse. Vgl. S. 25.
— 45. — 1. l ödrum f. ódrum.
— 45. — 4. l. sindu f. findu.
— 43. — 12. v. u. l. fostnad f. fostnud.
— 43. — 11. v. u. wohl veitslu f. vetslu.
— 44. — 3. l. veitslann f. veitslunna.
— 44. — 8. l. andadist f. andudist.
— 44. — 8. v. u. l. lags f. lag.
— 45. — 1. l. sögurnar f. sogurnar.

Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien

von

D. Friedrich Heinrich von der Hagen,

ordentl. Prof. an der Univerſität zu Breslau.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Mit zwei Abbildungen.

Breslau, 1818.
Verlag von Joſef Max und Komp.

Bibl.
Univ.
Lund.

Seiner Durchlaucht

dem Königlich Preußiſchen Staatskanzler

Fürſten von Hardenberg

ehrfurchtsvoll zugeeignet

Vorwort.

Die hier erſcheinenden Briefe waren urſprünglich gar nicht zum Abdrucke beſtimmt, ſondern vertrauliche Berichte für das Haus, welche mir zugleich allein anſtatt eines Tagebuches dienten; daher ſie denn auch umſtändlich genug ſind, und ihre zufällige geſchichtliche Folge oft den Zuſammenhang der Gegenſtände unterbricht. Weil aber mehre davon durch Mittheilung an Freunde, noch während meiner Reiſe, in einer Zeitſchrift theilweiſe gedruckt, und ich zur Bekanntmachung der übrigen freundlich aufgefodert worden, ſo habe ich es nicht verſagen wollen.

Natürlich mußte Vieles wegfallen, was bloß häusliche und perſönliche Dinge betrifft, oder wohl unter und für zwei Augen geſchrieben werden kann. Dagegen iſt manches hinzugekommen und weiter ausgeführt, was die alte und auch neue Kunſt angeht, ſo wie meine wiſſenſchaftlichen Nachforſchungen und Arbeiten. Von dieſem Hauptziele meiner Reiſe iſt allerdings in den Briefen auch die Rede geweſen: ausführlichere Berichte habe ich aber von Zeit zu Zeit darüber an des Herrn Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg Durchlaucht und an das Hohe Miniſterium des Innern, deren Großmuth ich die Königliche Gewährung und Unterſtützung dieſer Reiſe verdanke, ſchuldigermaßen erſtattet; und aus denſelben habe ich nun das Weitere eingeſchaltet. Daß hier hauptſächlich von der Baukunſt, dann von Bildnerei und Malerei die Rede iſt, kann nicht befremden, da beſonders die erſte, in ihrem Urſprung und Gipfel als Gotteshaus auf Erden, das bedeutendſte und dauerndſte Denkmal und der ſicherſte Maaßſtab der Bildung eines Volkes und einer Stadt iſt, mit ihr die übrigen Künſte ſo unzertrennlich verbunden, und alle in ihr, wie unter ihrem Himmelsgewölbe, vereint und bewahrt ſind. Selbſt die Denkmale der Dichtkunſt, ſo wie die

Geſchichte und das öffentliche und häusliche Leben eines Volkes, können nur in dieſer Vereinigung recht verſtanden werden. Nicht minder gehören dazu der Grund und Boden, auf dem dieſes alles gewachſen, und die vollen, nicht wie Kuliſſen wandelbaren Umgebungen der Natur, und vor allen auch die Geſtalt und Tracht, Sitten und Gebräuche, Sprachen und Sagen der Menſchen ſelber, die ſich zwar leichter verwandeln, aber immer noch das Alterthümliche mehr oder minder durchblicken laſſen.

Alles dieſes mit leiblichen Augen zu ſchauen und überall an Ort und Stelle weiter zu forſchen oder ſolches durch Freunde zu veranlaſſen, war die nothwendige Ergänzung unſerer gemeinſam auf das vaterländiſche Mittelalter gerichteten Studien, und der eigentliche Bewegungsgrund dieſer Reiſe.

Von meinen wiſſenſchaftlichen Bemühungen und Erwerbungen habe ich hier zwar auch alles Bedeutende an ſeinem Orte aufgeführt: doch werde ich noch in einem beſonderen Bande Denkmale des Mittelalters, eine vollſtändige und genaue Rechenſchaft darüber, mit einigen Abbildungen, geben; welcher gleichſam als Urkundenbuch zu dieſer Reiſegeſchichte gehört.

Ich erfülle in dieſen Briefen zugleich die angenehme Pflicht der Dankbarkeit für ſo viel Freundliches und Liebes, das mir unterweges mit meinen Freunden und Gefährten, Friedrich von Raumer und Karl von Lattorf, widerfahren iſt.

Und hiemit ſei auch allen lieben Freunden dieſes Buch als ein großer offener Brief zugeſchrieben.

Breslau, den 18. März 1818.

v. d. Hagen.

Briefe in die Heimat
aus
Deutſchland, der Schweiz und Italien.

Erſter Band.

Inhalt.

Erſter Brief.

Ausfahrt. Liegnitz. Wahlſtadt. Jauer. Hohen Friedberg. Reichenau: Bauerhäuſer. Landshut. Liebau. Das Rieſengebirge. Trautenau. Arnau: die Rieſen. Die Elbe. Gitſchin. Brandeis. Prag: Lage. Der Hradſchin. Der Dom von Peter Arler aus Gemünd und Matthias aus Arras. Der Salomoniſche Leuchter. Die Wenzelskapelle: Gemälde von Dietrich, Kunz, Nicolaus Wurmſer aus Straßburg und Thomas von Modena. Muſivbild. Nepomuk. Evangelium Marci. Der Domherr von Pallas. St. Georg, von Martin und Georg Cluſſenbach. Thorthürme. Moldaubrücke: Großbart. Noſtitziſche Kunſtſammlung: Lukas Kranach; Canova. Bibliothek im Kloſter Strahof. Altdeutſche Handſchriften: Wilhelm von Orleans. Woltmann. Böhmiſche Sagen: das Schwert des Brunzlik. — Karlsbad. Der Hirſchenſprung. S. 1 — 20.

Zweiter Brief.

Dobrowsky. Altdeutſche Handſchriften zu Raudnitz: Iwain; Wilhelm von Orleans. Platon. Wie-

beking. Maria von Weber. Brunnen-Redoute. Verbindung Böhmens mit Deutſchland. — Eger: Wallenſtein. Römerthurm. Kaiſerpallaſt. Kapelle. Vor-Gothiſche Baukunſt. Der Scharfrichter Karl Huß: Natur- u. Kunſtſammlung. — Wunſiedel. Alexandersbad. Die Luchsburg. Das Fichtelgebirge. Waſſerſcheide. Berneck. Baireuth: Eremitage. Wiebeking. Die Kirche. Jean Paul. Fantaiſie. Weiſchenfeld. Die Wiſent. Waſſerräder. Rabeneck. Die Rieſenburg. Der Adlerſtein. Muggendorf. Roſenmüllers-Höhle. Neideck. Streitberg. S. 21 — 34.

Dritter Brief.

Wiſent-Thal. Erlangen: Meuſel. Goldfuß. Mehmel. Altdeutſche Handſchriften: Gedicht von der Rechtspflege. — Nürnberg: freundliche Anſicht. Mittelort alter Kunſt. Nero-Thurm und Diana-Tempel. Osmars- und St. Margarethen-Kapelle, Vorgothiſch. Sebalds- und Lorenz-Kirche: Steinbilder von Adam Kraft; Albrecht Dürer; Hans von Kulmbach; Veit Stoß. St. Sebalds Grabmal von Peter Viſcher. Alte Zeichnung eines Sakramenthäuschens. Der ſchöne Brunnen von Georg und Fritz Ruprecht und Sebald Schonhofer. Die Frauenkirche: das Männlein-Laufen von Georg Heuß und Sebaſtian Lindenaſt. Glasmalereien: das Volkameriſche Fenſter; Neue Verſuche, von Frank. Die Fleiſchbrücke von Peter Karl. Der ſteinerne Ochſe. Steinbild von Hans Decker. Der Kreuzweg von Adam Kraft. Der Ölberg. Das Rathhaus: Maximilians Triumphzug; der Engliſche Gruß von Veit Stoß. Altdeutſche Bilder. Sammlung auf der Burg:

Dürer; Wohlgemuth; Martin Schön; Kranach. Frauenholziſche Sammlung: Georg Penz; Lukas und Gere von Leyden; Holbein; Dürer. — Holzſchubers Bildniß von Dürer. Stadtbibliothek: Schönbartbuch; Altdeutſches Univerſalgedicht; Wolfram von Eſchenbach. Derſchau und ſeine Sammlung: Heinrich von Ofterdingen; Altdeutſche Reimbibel. — Altdeutſche Bücher: König Erendel; Ogier; Schildbürger. — Fürth. Jüden-Gebete. Nürnberger Sitte gegen die Jüden. — Hans Sachs. Grübel. Pegnitzſchäfer. Kanne. Hegel. Meiſtergeſänge. — Neumark. Donau-Thal. S. 35 — 61.

Vierter Brief.

Süddeutſchland. Die Oberpfalz. Tracht. Bauern. Thäler der Laber und Nabe. Die Donau. Regensburg: Park umher; Verſchönerungskommiſſion. Alte Königsſtadt. Baligand. Klein. Gemeiner. Ried. Altdeutſche Handſchriften: Triſtan (Renner); Ariſtoteles; St. Alexius; Kato; Eckenolts Staufenberger; Alberts von Eyb Eheſpiegel; Meluſina; Nitharts Lieder und Schwänke. Alte Drucke: Wilhelm von Orleans; Wilhelm von Oſterreich; Eurialus und Lukrezia; der Renner; der Froſchmäuſeler. — Handſchrift von Enenkels Weltkronik. — Wiebeking. Thürme. Hans Dollinger. Der Reichsſaal. Die Donau-Brücke: das Brückenmännlein. Bau-Sagen. Der Gothiſche Dom: Glasgemälde; alte Altäre. Die alte Kapelle: Peter Viſcher. Kirche von St. Emmeran, Vorgothiſch; Denkmale: Childerich; Arnulf (Rüdiger von Bechelaren. Heldenbücher von Attila); Aventin; Babo von Abensberg. Das Schottenkloſter, Vorgothiſch.

Steinbilder Heinrichs des Voglers, Otto's 4. (Friedrichs 1.), Philipps und Otto's von Wittelsbach. Schauſpiel. — Die Iſar. Landshut. Altdeutſche Handſchriften: Wilhelm von Oranſe; Legende des H. Franziskus; Bibel. Harder. Siebenkees. Mannert: Handſchriften, von Hug- und Wolfdietrich, und Gedicht vom H Dominikus. Die Martinskirche und ihr hoher Thurm, von Hans Steinmetz. — Krummſtabs-Land. Freiſingen. Der Dom. Vorgothiſch; Portal mit den Steinbildern Friedrichs 1., ſeiner Gemahlinn Beatrix, und des Biſchofs Albert; unterirrdiſche Kirche. Antiquar Mozler; Altdeutſche Bücher: Hug-Schapler; der Staufenberger; Nitharts Lieder und Schwänke. Die Tiroler Alpen.

S. 36 — 86.

Fünfter Brief.

Iſar-Thal. Boiiſche Wüſte. München und Berlin. Die Frauenkirche von Jörg Gankoffer von Haslbach: hohe Seitenſchiffe; Glasbilder; Grabmal Kaiſer Ludwigs von Peter Candidus. Der Erz-Engel Michael. Die Theatiner-Kirche. Das Königliche Schloß: Bildniſſe der Königlichen Familie; Leda in Marmor von Eberhart; Venus von Canova. Peter Viſcher. Der Koloß von Phidias. Künftiges Pantheon des Kronprinzen. Langer: Altarblatt; Tyroler Modelle; ächter Kopf des Laokoon. Die Schatzkammer. Die reiche Kapelle: Wachsbild von Michel Angelo. Bildergallerie: Rafael; Giulio Romano; Andrea del Sarto; Perugino; Palmavecchio; Guido Reni; Lenardo da Vinci; Dürer; Denner; Rubens; Lukas von Leyden; Francesco Francia.

— Gallerie zu Schleißheim; die alten Bilder: Lippi; Giotto; Martin Schön; Holbein der ältere; Hans Hemmelinck; Lukas von Leyden; Kranach; Beheim; Altorfer; Feſele: Schnitzwerk. Bellino; Pinturicchio; Perugino; Andrea del Sarto; Michel Angelo; Correggio; Paolo Veroneſe; Pordenone; Guido Reni. Mannlichs Frau. Wagner. Breughel. — Italiſche Oper. Käthchen von Heilbronn. Die Bibliothek. Scherer. Docen. Alte Evangelienbücher. Dürers Randzeichnungen. Deutſche Handſchriften: die Evangelien-Harmonie; Parcival; Titurel; Triſtan. Die Nibelungen: 2 Handſchriften; Arbeit über die vormals Hohen Emſer; Docens Bruchſtück. Ecken Ausfahrt; Roſengarten-Lied. Geſchichtliche Lieder. Käſtchen eines Minneſingers. Das Archiv: Urkunden und Siegel der Hohenſtaufen. Kiefhaber. Schlichtegroll. Schweller. Quaglio. Wiebeking. Tiecks Büſte. Schelling. — Dachau. Friedberg. Das Lechfeld. Augsburg: Bauart. Die Ulrichs-Kirche von Burkart Engelberg. Der Dom; die Portale; die Erzthüre. Die Annenkirche: Chorſtuhl; Kranach. Das Rathhaus; Bilderſammlung: Rubens; Janſens; Snyders; der ältere Holbein. Das Zeughaus. Der Erzengel Michael von Reichel. Die Stadtbibliothek. Beyſchlag: Meiſterſänger-Zepter. Schönes Geſchlecht. — Schwaben. Burgau. Günzburg. Ulm: die Donaubrücke. Der Dom, größter und höchſter Gothiſcher Bau, von (Ulrich und) Mattheus Enſinger und Mathäus Boblinger aus Eßlingen; befeſtigt durch Burkart Engelberg; der alte Bauriß und Abbildungen; Denkmale Ludwig Krafts und Johann Ehingers; Glaßgemälde von Hans

Wild und Crämer; (der Glasmaler Jakob); Chorſtuhl, Taufſtein und Kanzel und andre Werke von Jörg Sürlin, Vater und Sohn; Sage von jenem; Gemälde des jüngſten Gerichts; Altarbilder von Martin Schaffner. Kaiſer Maximilian. Ulm die Hauptſtadt von Donau-Schwaben. Schmid: Schwäbiſches Wörterbuch. Veeſenmeyer; Altdeutſche Handſchriften: Siegenot; Hildebrandslied; Möringer; Kaiſer Lucius Tochter; Willeram; Wilhelm von Oranſe; der Heilige Gregor auf dem Steine; der Apoſtel Thomas; Namelos und Valentyn, Niederländiſch; der Pfaff von Kalenberg, Niederdeutſch; Sittengedicht; Meluſina; Hiſtorienbibel; Alte Drucke: Pontus; Hug Schapler; Griſelde, Morin. — Riedlingen. Mößkirch. Waſſerſcheide. Stockach. Der Bodenſee. Hohentwiel. Das Juden-Dorf. Die Schweiz. Der Rhein. Schafhauſen. Alte Erinnerung. Der Rheinfall. Sonntagsſtille. Die Münſterkirche von Luitbold, Vorgothiſch. Mandach. Georg und Johannes Müller. — Stein. Conſtanz. Kirche zu Petershauſen, Vorgothiſch; Portal. Der Dom, gemiſcht; der Kreuzgang; Kapelle. Thüre von Balder. Bemalte Häuſer. — Hub. St. Gallen. Trennung. Scheitlin. Die Bibliothek: die Nibelungen, Berichtigung meiner Abſchrift; Parcival; Wilhelm von Oranſe; Karl der Große; der Troja'ſche Krieg; Boners Edelſtein; Erzählungen und Lieder; Geſchichte der Abtei und ihre Bedeutung für die Litteratur, beſonders auch für die älteſte Deutſche: St. Galls Deutſche Predigt; Wörterbücher; Ratperts Lied von St. Gall; Deutſche Handſchriften zu Reichenau; Otfrid; Notker Labeo's Verdeutſchung der Pſalmen Ariſtoteles Organon, Boethius, Martianus Capella, Abhandlung von der Muſik, Hiob, Gregor; Evangelien-Harmonie nach Tatian. — Eckehards I. Lateiniſches Gedicht von Walther und Hildegund. Nibel-Gau. Schwäbiſche Sage. Heimat der Minneſinger. Reimkroniken, Volkslieder; Geſchichtliche Urkunden. Archiv. Standhaftigkeit des Abtes. Runiſches Denkmal. Arx. Hautinger. Die Breslauer Baßgeige. S. 133 — 159.

Sechſter Brief.

Das neue St. Gallen. Bau der alten Abtei. Kunſtwerke darin. Tutilo, ſeine Geſchichte und Kunſtwerke. Die ſchöne Wendelgard. Der Freudenberg. Der Mühlentobel. Vögelinseck. Appenzell. Schweizer Volksſtämme. — Einſame Fußreiſe. Der Alpſtein. Herisau. Die große Glocke. Liechtenſteig. Wattewyl. Wildhaus. Uznach. Schmerikon. Fahrt den Züricher See hinab. Rappertswyl: Ufnau. Urikon. Zürich. Wiederſehn. Orner. Konrad Geßner. Hegi. Alterthümliche Zeichnungen. Das große Münſter und das Frauen-Münſter. Vorgoth. Zeichnungen aus dem Maneſſiſchen Kodex. Lips: Kupferſtiche nach Cornelius Zeichnungen zu den Nibelungen. Horner. Burg Maneck. Die Bibliothek: Bodmers ſämmtliche Abſchriften, ihr Verhältniß zu den Urſchriften und Abdrücken. Altdeutſche Bruchſtücke: Leben Mariä von Heinrich; Barlaam und Joſaphat: Reimbibel; Legenden. Alte Drucke: Franzöſiſcher Parcival; Albrechts von Halberſtadt Ovid. Das Glückhafte Schiff von Zürich. Der Griechiſche Pſalter. Altrömiſche Denkmale. Müllers Mo-

dell der Schweiz. Die Simmleriſche Sammlung: Lied von der Laupen-Schlacht; das Murten-Lied von Mathis Zoller. Das Archiv. Profeſſor Eſcher. Der Linth-Eſcher. Südſeeſammlung bei Horners Bruder. Glutz-Blotzheim†. Schweizer Silbner. Frau von Ramdohr. Der Thurm in der Limmat. Vierter Reiſegefährte. — Albis-Berg. Kappel. Bar. Zug: der Bergfall. Luzern. Der See. Schultheiß Keller†. Die Bibliothek: die Balthaſariſche Sammlung; Denkmale und Lieder von der Sempacher Schlacht; Schradins Schwabenkrieg; Johann Viols geſchichtliche Lieder; Thomas Murner. Diebold Schillings Luzerner Kronik: der Fritſchi. Alte Kampfſpiele, und Schauſpiele. Die Haupt-Kirche; Peters-Kapelle; Franziſkaner-Kirche. Der Leuchtthurm. Die Heiligen drei Könige. Buſinger. Müller. Lange Brücke mit Bildern. Pfyffers Modell der Schweiz. — Der Sempacher See. Surſee. Zofingen. Mißjahr für Schweizerreiſen. Aarburg. — Bern. Lage. Das Münſter. S. 160 — 193.

Siebenter Brief.

— Wälſchland und die Wälſchen. — Bern: Studer; ächte Kuhreigen; Oberhasler- und Tellen-Lied. Wyttenbach. Das Muſeum: Hund vom St. Bernhard; Südſeeſachen von Cooks Reiſe: der Indiſche Tempel: Vergleichung mit Aegyptiſcher und Altdeutſcher Baukunſt, und Bild der letzten in der Natur: Altar Karls des Kühnen; Modelle der Berner und Savoyer Alpen. — Graf Saurau. Spohr. Graf Clary: Cornelius Titelblatt zu den Nibelungen. — Döderlein. Schacht: die Nibelungen in Hofwyl. Schnell.

Haller. Die Schweizer überhaupt. Tſcharner. Die Berner Bibliothek: Minnelieder von Heinrich von Morunge, und Ritharts Engerlin; die beiden Johannſe von Klein Heinze; die Heilige Margaretha; der Sibella Weiſſagung; Parcival: Karl der Große: Roland. Altfranzöſiſche Handſchriften. Bauart von Bern. Alpenanſicht vom Thurme. Bibel. Amtsjubileum. — Freiburg: Lage. Linde auf dem Markt. Hoher Thurm und Kirche, Gothiſch: Bild des jüngſten Gerichts. Tracht und Sprache, halb Franzöſiſch. Galgen. — Payerne: Königinn Berta. Moudon; Gouvernanten-Ausfuhr; Prellerei. Waſſerſcheide. Der Genfer-See. Lauſanne: Bibel-Handſchrift. Der Dom, gemiſcht: der Chorſtuhl — Vevay. Clarens. Chillon. Rouſſeau's Heloiſe. Übergang zu Wälſchland. Villeneuve. Bex. Eintritt in Wallis. St. Maurice. Rückblick auf das Pays de Veaux. Die Engländer. Das Rhone-Thal, erſt ein See; Art und Bauart der Walliſer. Piſſevache. Martigny. Seitenfahrt zum Montblanc. Die Forcla. Trient-Gletſcher. Der Col de Balme. Erhabene Ausſicht. Thal und Dorf Chamouny. Nachtanſicht. Der Montanvert und das Eismeer. S. 194—226.

Achter Brief.

— Italiſche Lebensart; unweibliche Weiber. — Fahrten auf den Montblanc. Bildung der Gletſcher. Einfallen der Berge. Die höchſten Alpenſpitzen nicht Urgeſtein: einſt lebendiges Waſſer und Bäume droben. Wanderung an der Arve hinab, ſonſt ein See. Bergfall bei Servoz. Kaskade bei Chede. Servoz: Eſchens Grabmal. Unſer Führer aus Boſſon: der Boſ ſon-Gletſcher. Wünſche. Heimkehr durch Valorſina. Finio. Trient. Martigny. Sitten. Leuk: der Gemmi. Waſſerfall bei Turtmann. Viſp. Brig: die Maß. — Die Simplon-Straße Napoleons. Simplon. Iſella. Davedro. Napoleons Triumphthor. Domo d'Oſſola: Italien. Der Erzherzog Reiner. Italiſches Land: Trauben. Vogogna. Die Wirthinn von Ornavasco. Italiſche Weine. Marmorberge. Baveno. Der Lago maggiore; Iſola bella. Fahrt über den See; Ausſicht von der Mitte. Laveno. Vareſe: Italiſche Stadt. Como: der See und Hafen. Der Dom, von Lorenzo degli Spazi und Thomas de Rodariis, gemiſcht. Eigentlich Gothiſche Baukunſt in Italien: die Gothen und Lombarden. Altberühmte Baumeiſter dieſer Gegend. Ähnliche alte Gebäude in Como. Altrömiſche und Chriſtliche Denkmale. Die Lombardiſche Ebene und nahen großen Städte, Bauart darin: Vergleichung mit Niederland und Holland, und ſpäter Einfluß Deutſchlands. Eigenthümliche Unreinlichkeit. — Mailand. Die Stadt. Der Dom: allgemeiner Eindruck. Geſchichte des Baues: vielleicht ein Deutſcher Urheber: die Baumeiſter von Como, beſonders Marco; Simone von Orſenigo; häufige Zweifel und Berathungen: Johannes von Fernach aus Friburg oder Furimburg (Wirtemberg?); Heinrich von Gemünden; Ulrich von Fiſſingen aus Ulm (Enſinger); Jacob Cova von Brügge; Mignotto; die Baumeiſter von Straßburg: Alleſſio; Homodeus; Ceſariano; Pellegrini's Entwurf der Giebelſeite: ausgeführt unter Napoleon. Alte und neue Abbildungen. Das Dach. Der Kuppelthurm

Die Treppe daran. Zierraten. **Bildſäulen. Ausſicht** oben. Das Innere der Kirche: **Vergleichung mit der Ulmer**: hohe Seitenſchiffe; Kreuz und Kuppel, Kanzel und Sakramenthäuschen von **Brambilla**. Bildſäule des H. Bartholomaeus von Agrato. Sonſtige Denkmale und die Thüren. Lärmen **und** Treiben **auf dem** Markt davor. **Marionetten-Theater.** Opernhaus und Oper darin. Lärm. Schauſpiel: **die Preußen in** Schleſien. Antike **Kampfſpiele im** Cirkus. Wohlſtand und Luxus. Der Corſo. **Gemäldeſammlung in der** Brera: Luino. Gaudenzio Ferrari. Bramantino. Guido Reni. Francia. **Bellino.** Carlo Crivelli. Cima von Conegliano. Palmizani. Mantegna. Signorelli. Perugino. **Garofalo.** Innocenzio von Imola. Rafael. **Alberto Duro. Kupferſtiche** von Longhi, **Biſi und** Garavaglia. — Die Ambroſiſche Bibliotheck. **Mai: die Handſchriften des** Fronto, Cicero und **Dionys von Halikarnaß; der** Bilder-Homer (Ulfilas: Ergänzung der **Evangelien;** die 13 Briefe **des** Paulus; Bruchſtücke **aus Esra, und** Nehemia und andre **Gothiſche** Bruchſtücke). **Bilder:** Luino. **Lenardo da Vinci: ſeine Handſchriften;** ſein Abendmal, **Nachbilder und Urbild.** — Altrömiſche Denkmale: 16 **Säulen des Herkules-Tempels;** zwei Säulen im Thurm von St. Maurizio. Die **Ambroſiuskirche, Vorgothiſch: die** Säule; **Vorhalle; Thürme und Kuppel.** Innen: **die eherne** Schlange auf **der** Säule; **das** Bachusbild, **heidniſcher** Grabſtein: die Kanzel mit **dem** Altchriſtlichen Grabſtein; die Tribune mit **ihren** Bildwerken **von Wolfvin: das** große Muſiv-Gemälde: Griechiſcher Typus; der Erzbiſchofsſtuhl. **Krönungen Deutſcher Kaiſer.**

Friedrichs, Zerſtörung von Mailand: Sagen von dem Eſel und von der Feige. Der Salomoniſche Leuchter und die Heiligen drei Könige. Die Weiber von Weinsberg. Herſtellung der Stadt; Denkbilder deßhalb von **Anſelm**: Barbaroſſa oder Emanuel, und die Kaiſerinn Leobiſſa oder eine Buhlerinn. — Das Archiv Gebäude: Ritterbild des Podeſta Oldradus. Die Loggia degli Oſſi. Vorgothiſche Kirchen: St. Celſo: Bildwerke von deſſen Leben; St. Euſtorgio: Grabmal des Stefano Viſconte; St. Simpliziano: Kuppel; St. Giorgio: Inſchrift (Bildwerk vom H. Georg zu Bernate); St. Giovanni in Conca: Grabmal des Barnaba Viſconte; St. Marco: Kuppel und Thurm. Gemiſchte Bauart: St. Maria in Brera: geſtreifte Marmorbekleidung (St. Giovanni zu Monza); St. Gotardo: Thurm. Grabmal des Azone Viſconte; St. Maria della Scala: Thurm. Bild des älteren Doms: gewürfelte Bekleidung. Neuere Kirchen. Die **Nibelungen** aus Wien. S. 227 — 305.

Carlsbad, den 14. Juli 1816.

In Kaltwaſſer trafen wir verabredetermaßen unſern dritten Reiſegefährten nebſt Bedienten. Wir richteten uns bald ein, ließen am Planwagen noch mancherlei beſſern, und fuhren dann Montag den 8. Juli in heiterer Frühe ab. Das anſehnliche Dorf Kaltwaſſer, mit Schloß und ganz neuer Kirche, liegt recht heimlich im Walde verſteckt, am Fuße des Gebirges. Es ging über Liegnitz: eine freundliche kleine Stadt, mit alten Thürmen und Kirchen, und friſchen Baumgängen auf den geſchleiſten Feſtungswerken umher, die vor dem letzten Kriege, welcher die Feſtung wieder erneute, noch ſchöner waren. Weiter, an Kloſter Wahlſtadt vorbei, wonach unſer Blücher heißt, und wo in der weiten Ebene die Wahlſtatt der großen Schlachten iſt, in welcher Herzog Heinrich von Liegnitz, Sohn der Heiligen Hedwig, der Schutzherrin Schleſiens, 1241 zwar den wilden Horden der Tataren erlag, aber mit ſeinen Leichen ihre Ueberſchwemmung dämmte: und wo jüngſt unſer Kriegsfürſt Blücher die neuen Tataren in die vom zürnenden Berggeiſte geſchwellten Fluten der wüthenden Reiſſe und Katzbach ſtürzte. Jetzo war dieſe wieder ganz ſeicht und ſanft, und alles umher freundlich und friedlich. Bei Jauer ſteigen einzele Berge auf, und wir fuhren immer längs dem Rieſengebirge hin, an der Schneekoppe vorüber: alles da droben war deutlich zu erkennen.

Jauer iſt ein Städtchen, das ehemals, als Sitz eines darnach benannten Herzogthums, bedeutender geweſen. Merkwürdig ſchien mir noch eine alte Kirche mit einem gut verzierten Thürbogen und anderem Bildwerk, und auf dem Markte der Rathhausthurm mit den Bildſäulen alter Fürſten hoch oben an den acht Ecken: alles aus dem weißgrauen Steine, der hier die Berge bildet. Dieſe blieben aber noch immer einzeln, und begrünt, obgleich man aufſteigt, bis in das hohe und weite Thal von Hohen-Friedberg, welches abermals nur durch eine Schlacht berühmt iſt. Das Städtchen ſelber liegt auf der Höhe, mit welcher erſt das eigentliche zuſammenhangende Gebirge anhebt. Ich ſtieg auf den Berg, der über der Stadt emporragt, und überſchaute in dem heiterſten Abendlichte die große Ebene mit allen kleinen Vorbergen und Höhenzügen, von Liegnitz, Striegau bis Schweidnitz, und davor den Zobten, über den ich noch einen Gruß nach Breslau zurückſchickte. Denn nun ging es tiefer ins Gebirge, Berg auf, Berg ab, längs einem wilden Bache an felſigen Wänden vorüber; anfangs noch ziemlich freundlich, durch lange lebhafte Dörfer, Reichenau, und andere, in deren Bauerhäuſern ich alte und weit (bis in die Schweiz) verbreitete eigenthümliche Deutſche Bauart zu erkennen glaubte, ſelbſt in Zierraten, beſonders am Giebel des meiſt an der Straße ſtehenden Endes, wo die Wohnung des Wirthes iſt; daneben ſind, mit beſonderem Eingange, die Ställe des Viehs und die Scheune: ſo daß auch alles unter Einem Dache ſteht; aber ſehr verſchieden von der Slawiſchen und zum Theil auch Norddeutſchen Bauart. Höher hinauf wird es einſamer und öder; auch ward es dunkel, und erſt nach 10 Uhr erreichten wir Landshut und eine mittelmäßige Herberge.

Bei heiterem Wetter kamen wir Dinſtag früh auf den Kamm des Gebirges hinter Liebau, welches ſehr ſchön auf dem höchſten, weiten Thale liegt, übrigens eine Weberſtadt iſt, wie die meiſten im Gebirge. Bald floſſen nun alle Bäche und Waſſer, die bisher der Oder zugingen, nach Böhmen herüber, und wir fuhren über die Grenze, wo unſere Päſſe zum erſten Mal beſchaut wurden. Der Weg geht dieſſeits ziemlich eben ſo herab, wie jenſeits hinauf, und der Anblick und die Art des Gebirges bleibt dieſelbe. Im Ganzen iſt das Rieſengebirge milde und ſanft, grün bis an die höchſten Waldgipfel, und angebaut; nicht wild und ſchauerlich und erhaben, ohne gewaltige Ströme, Waſſerfälle und Seen; alſo mit den Alpen gar nicht zu vergleichen: es hat etwas Schwermüthiges. Vielleicht iſt es anderswo anders; doch waren wir ziemlich auf der vollen Höhe, und ſind um die Koppe faſt rings umher gefahren, die wir ſehr deutlich mit ihrer Kapelle ſahen. Sie gleicht dem Brocken; dieſer aber ſammt dem ganzen Thüringer Gebirge ſind mir weit lieber, als das Rieſengebirge, viel romantiſcher, auch ſagenreicher und bedeutender für die eigentliche Deutſche Geſchichte. Bald ward der Weg, der erſt gebaut wird, ſchlimm, und immer ſchlimmer je näher an Trautenau, das kürzlich größtentheils abgebrannt, aber meiſt auch ſchon wieder aufgebaut iſt. Es iſt, wie die meiſten folgenden kleinen Städte in Böhmen, freundlich, hat einen viereckigen Markt, der ganz von Bogengängen umſchloſſen iſt, und alle Häuſer weiß. Weiter wurde der Weg furchtbar,. über ſtufenartige Schieferberge, ſo daß wir zwei Meilen bis Arnau wandern mußten; was uns, nach wenig Schlaf und bei großer Hitze, ſehr ſauer ankam.

In Arnau, am Rathhausthurme, ſtehen zwei Rieſenbilder, die friſch angemalt ſind, aber ſeltſam genug ausſehen: beide gepanzert, mit Schwertern in den Händen, der eine mit ſchwarzem Bart und finſterem Geſichte, der andere rothbärtig mit ſchlauen Augen. Die Sage berichtet, es wären die beiden letzten Rieſen, die im Gebirge gewohnt, das nach ihnen benannt iſt, und die zu Arnau erſchlagen worden, wo auch ihre Panzer noch gezeigt werden. Hier tranken wir auch zuerſt Böhmer Wein, weißen Czernoſecker, der recht gut ſchmeckt. Er wurde uns aber verleidet durch eine Oeſterreichiſche Exekuzion, die auf dem Markt an einem über eine Bank geſtreckten Soldaten vollzogen wurde; die marionettenartige Abgemeſſenheit, mit welcher die beiden Stöcke gehandhabt wurden, hatte zwar etwas Komiſches, doch blieb es ein empörender Anblick; der Poſtmeiſter dachte unſere unwilligen Reden darüber mit der Bemerkung zu beſchwichtigen, daß die Strafe gewiß verdient und gerecht wäre.

Hinter Arnau mußten wir, des Weges wegen, noch eine Meile zu Fuße gehen, und hatten von den Höhen zwar ſchöne Blicke aufs Gebirge und auf die Koppe zurück, in welche, wie in einen Knauf, alle Bergrücken zuſammenlaufen; aber es fiel uns doch ſehr beſchwerlich, und wir waren froh, als wir wieder auf den fertigen Steinweg kamen und raſch dahin rollten. Wir fuhren bei Mondſchein bis Gitſchin, wo wir um Mitternacht, anſtatt in einen Gaſthof, zu einem Traiteur geriethen, auf deſſen Schilde wir am Morgen Träter geſchrieben laſen, und den wir mit Recht einen Traitre und Treter nannten; da wir für ganz elende Herberge, in einem finſtern dunſtigen Loche neben der Eß- und Tabaksſtube, gräulich bezahlen mußten. Dieß geſchah nun ſchon überall in Papier und ſchwerem Kupfergelde; denn Silbergeld kennt man faſt gar nicht mehr; und wir verloren, da die Papiere geſtiegen, aber alles noch ſeinen Preis behalten.

Wir waren nun faſt wieder aus dem Gebirge; nur einzele kegelartige Berge, einige mit maleriſchen Burgtrümmern, lagen uns zur Seite. Es ging durch mehre kleine Städte, die ſich alle ähnlich ſehen, in dem fruchtbaren Böhmerland, wo wir jedoch Anbau und Kornwuchs nicht ſo ſchön fanden, als auf der andern Seite in Schleſien. Zu Jung Bunzlau aßen wir einmal wieder ordentlich; die Hitze und Müdigkeit blieb aber groß. Brandeis, wo wir die ſchon anſehnliche Elbe zum zweiten Mal überſchritten (das erſte Mal bei Arnau), verkündigte uns, durch ein kaiſerliches Luſtſchloß und anſehnliche Gebäude, die Nähe der Hauptſtadt; doch hielten wir uns nicht auf, ſondern eilten dieſer zu, wo wir zwar ſpät ankamen, uns aber in einer trefflichen Herberge bei guter Tafel erholten und einen langen Schlaf thaten, der uns vor allen nöthig war. Unangenehm weckte uns die Trommel einer zweiten Oeſterreichiſchen Exekuzion, die abermals unter unſern Fenſtern vorging, und uns bald hinaustrieb. Es wäre wirklich traurig, wenn ſolche empörenden und erniedrigenden Strafen, deren Abſchaffung unſer tapferes Heer ſich ſelbſt ſo würdig erſiegt hat, hier noch nothwendig ſein ſollten.

Am Morgen gingen wir, zuförderſt Prag im allgemeinen zu ſehen. Die Lage iſt außerordentlich herrlich, und wohl mehr als die irgend einer großen Stadt in Deutſchland: an beiden hohen Ufern der Moldau, über welche eine der ſchönſten, längſten und breiteſten Steinbrücken, in 16 Bogen, mit 29 koloſſalen Bildern, führt. Der Hradſchin, oder das kaiſerliche Schloß, mit vielen andern Palläſten, und über dieſen allen der Dom, prangt auf dem jenſeitigen Gipfel des hohen Berges, an dem ſich die ſogenannte Kleine Seite der Stadt emporzieht, und daneben mit dem herrlichſten Grün und ſchönen Bäumen geſchmückt iſt, aus denen weiße Schlöſſer, Klöſter und Luſthäuſer hervorblicken. Die Menge der großen Gebäude, die freilich jetzo nicht ſo, wie ſonſt, von den Fürſten und Baronen des Landes bewohnt werden, verkünden die ehmalige königliche und kaiſerliche Reſidenz, und die vielen Kirchen und Klöſter und Thürme, die altkatholiſche Stadt. Die Tein-Kirche iſt voll alter merkwürdiger Denkmale der Böhmiſchen Geſchichte (darunter auch das Grabmal Tycho Brahe's), als Gebäude zwar nicht ausgezeichnet.

Vor allen aber reizte mich der Gothiſche, d. i. Altdeutſche Dom zu St. Veit, aus dem 14ten Jahrhundert eins der ſchönſten und reichſten Gebäude dieſer Art und Kunſt, obwohl nicht fertig, nur mit Einem Thurm, und manigfaltig durch Anbau und Flickwerk entſtellt. Ich habe ihn oft und viel betrachtet, und faſt ſtudirt. Ganz eigenthümlich iſt ihm eine kühne, offene Bogenſtellung (natürlich ſpitz, wie alle in dieſem vollendet aufſtrebenden Styl), welche den abſtehenden Thurm mit dem Kirchenſchiff verbindet, und wo vielleicht das jetzo fehlende Kreuz hinein gebaut werden ſollte; daran reihen ſich die reichverzierten hohen Doppelbögen der Strebepfeiler umher. Von der Spitze des Thurms, die ich zu allerhöchſt beſtieg, hat man eine unbeſchränkte Ausſicht über ganz Prag mit ſeinen vielen Thürmen, den krummen Lauf der Moldau mit einigen kleinen Inſeln, und die nächſten Berge. Der Thurm iſt auch nicht vollendet, oder, wie man uns ſagte, im ſiebenjährigen Kriege oben zerſchoſſen worden: das in der Wenzels-Kapelle ſtehende Modell der Spitze iſt freilich weit paſſender, als die jetzige nothdürftige hölzerne Bedeckung. Ganz abſcheulich iſt die mit Neurömiſcher Architektur, wie eine Theater-Dekorazion, bemalte Giebelſeite der Kirche neben dem Thurm; doch wäre es noch ſchlimmer, wenn der Bau in derſelben Art ausgeführt wäre, wozu wirklich ſchon große Mauern und Pfeiler angefangen ſind. Zu ſehr ſtört ſchon innerhalb das in demſelben Geſchmack aufgeführte Orgelchor, welches ehemals recht ſchön im Styl der ganzen Kirche geweſen, wie noch ein altes Gemälde des Innern der Kirche daſelbſt zeigt. Die auf- und abſteigenden Reihen der Orgelpfeifen ſtimmen auch von ſelber mehr zu dieſer, als zur antiken Bauart. Sonſt iſt das Innere der Kirche auch dadurch ſo freundlich als feierlich, daß ſie ganz bemalt iſt, obwohl dieſe Malerei von Zeit zu Zeit nicht ganz ſchicklich erneuet worden. Dieß Bemalen, Vergolden und Verſilbern, das auch auf das Schnitzwerk und Bildſäulen übergeht, iſt in der Gothiſchen Baukunſt ganz an ihrer Stelle: wie es ſich denn nun auch ſogar an den älteſten und herrlichſten antiken, Tempeln nicht nur, ſondern auch Bildſäulen, gefunden. Die Gothiſchen Pfeiler und Bögen werden dadurch noch mehr als lebendig aufſtrebende, wachſende und blühende Bäume und Zweige anſchaulich; zwiſchen ihnen ſprießen aus den Wänden die Bilder der heiligen Geſchichte, welche in den gemalten Fenſtern verklärt aufſteigen in das mit goldenen Sternen durchwirkte blaue Himmelsgewölbe.

Als Schlußſteine der Gewölbe des Umganges ragen die Bruſtbilder des Bauherrn, Kaiſers Karl 4. und ſeiner vier Gemahlinnen und zwei Söhne, ſo wie des Baumeiſters Peter Arler von Bologna, deſſen Vater Meiſter Heinrich aber aus Gemünd in Schwaben war, und welcher den von Matthias aus Arras im Jahr 1343 angefangenen Bau, nach deſſen Tode (1351), ſeit 1356 als drei und zwanzigjähriger Jüngling bis 1386 ſo weit führte, als er jetzo ſteht, und daneben noch die Allerheiligen Kirche, die prächtige

Moldau Brücke und die Kirche zu Kollin an der Elbe baute. Aus dieſer Zeit (1371) ſind auch die tüchtig in Marmor gearbeiteten, aber ſehr verſtümmelten Grabmäler mit den darauf ruhenden, und auf Löwen oder Hunden fußenden Bildern der ältern Böhmiſchen Fürſten, Wratislavs (ſtarb 1055), ſeines Sohns Spitignew (ſt. 1061), Ottokars 4. und 5. (ſt. 1278) und anderer, in den Kapellen hinter dem Chor. Dieß alles beſagen die alten Steinſchriften der Kirche ſelber.

Ein älteres Denkmal iſt der große Leuchter aus dem Tempel Salomons zu Jeruſalem, welcher dem Böhmiſchen Herzog Wladislav 2. bei der Eroberung von Mailand 1162 zu Theil wurde; ſo wie Kaiſer Friedrich aus eben dieſer Beute die Heiligen drei Könige nach Cöln und den Wagen der Hauptfahne nach Rom ſchenkte. Den Leuchter ſtiftete Wladislav in die ältere von ihm erbaute Kirche, und er wurde 1395 in den neuen Dom verſetzt; wie die an dem weißen Marmorfuße herum laufende Inſchrift bekundet. Hier ſteht er aber, in der dunkeln Siegmunds Kapelle, ſehr vernachläſſigt, vielleicht weil er ein heidniſches Werk iſt, und iſt in den Altartiſch ſo eingebaut, daß nur der Träger mit den Armen hervorragt, der Fuß dagegen nur von vorn hinter einem Eiſengitter zu ſehen iſt. Und doch iſt der Obertheil erſt von dem Erzherzog Leopold, Biſchof zu Breslau, 1641 erneut, wie abermals eine Inſchrift und auch die flache Arbeit, in Erz, zeigt:

auf die Aerme ſind kleine Bruſtbilder geſetzt, ſo daß der Leuchter eher wie ein Stammbaum ausſieht. Dagegen iſt der kaum ſichtbare Fuß gerade das merkwürdigſte daran: dieſer im Dreieck, über der Marmor-Platte, auf Thierköpfen und Klauen ruhend, aus Erz, beſteht ganz aus einem ſeltſamen Gewirre von kleinen Männern in Kampf und vielfältiger Verſchlingung mit Löwen, Lindwürmen und andern Ungeheuern; zwar ungeſtalt, aber alles ſcharf und ausdrucksvoll hervorgearbeitet. Wenn dieß nun auch nicht der Leuchter iſt, welchen Titus nach der Eroberung Jeruſalems im Triumph aufführte, und der an ſeinem Triumphbogen in Rom noch abgebildet zu ſehen, ſo möchte er doch wol aus den Erneuungen des Tempels unter den Griechiſchen Kaiſern herrühren, und etwa durch die Eroberung Jeruſalems von den Kreuzfahrern, wobei Tankred alle Tempelſchätze erbeutete, nach Mailand gekommen ſein. Dem Styl dieſer Neu- oder Chriſtlich-Griechiſchen Kunſt, welcher auf die Altmorgenländiſche und Aegyptiſche zurückging, iſt offenbar unſere älteſte Deutſche vor dem dreizehnten Jahrhundert, zunächſt verwandt, und ganz ähnlich, in Geſtalt und Inhalt, iſt nun der Fuß dieſes Leuchters den älteſten Deutſchen Bildwerken, wie ſie beſonders als Verzierung der ſogenannten Vor-Gothiſchen Baukunſt, vor 1200 erſcheinen: z. B. auch an der großen Seitenthüre der Magdalenen-Kirche zu Breslau, deren gänzliche Verſchiedenheit von dieſem zierloſen Gebäude, ſchon auf ein höheres Alterthum hinweiſet, und von welcher man auch weiß, daß ſie von einer viel älteren, zerſtörten Kirche herüber genommen iſt *).

Einen reichen Schatz alter Kunſt enthält im Prager Dom auch noch die Kapelle des Heiligen Wenzel; welcher Herzog hier zuerſt im 10ten Jahrhundert eine St. Veits-Kirche erbaute, um den Götzendienſt des Slawiſchen Swantowit zu verdrängen, der ſelber für eine heidniſche Entſtellung des Sanctus Vitus gehalten wurde, ſchon im 11ten Jahrhundert, daher das Landvolk noch im vorigen Jahrhundert am St. Veits-Tage einen ſchwarzen Hahn hier zum Opfer brachte. An der Pforte der Kapelle iſt zuförderſt der ſchön ausgearbeitete Bronze-Ring, an welchem ſich Wenzel an der Kirche zu Alt-Bunzlau ſoll gehalten haben, als ihn die Schächer ſeines Bruders ermordeten. Dieſe Geſchichte iſt auch innerhalb vorgeſtellt in der groſſen Reihe von Wandgemälden von dem Leben und Leiden dieſes Heiligen, welche, neben den prächtigſten und ſeltenſten Stücken Böhmiſcher Edelſteine, alle Wände bedecken: ſie ſind freilich ſehr verdunkelt, und auch übermalt, aber dennoch erkennt man in ihnen die vortreffliche Malerſchule, welche

---

*) Sie iſt itzo abgebildet in Büſchings wöchentl. Nachr. Bd. 3.

unter Karl 4., dieſem wahrhaft kaiſerlichen Kaiſer, hier blühte. Von dieſen Malern, die mit den Bildhauern, Glaſern (wegen der Glasmalerei) und Goldſchlägern ſchon ſeit 1348 eine Zunft ausmachten, deren Satzungen und Protokolle gedruckt ſind, und unter ihnen beſonders von Dietrich, Kunz, Nicolaus Wurmſer aus Straßburg, und Thomas von Mutina (Modena), ſind noch in der von Karl erbauten Burg und Kirche zu Karlſtein, gegen anderthalb hundert große Wand- und Tafel-Gemälde, darunter auch die Bildniſſe Karls und ſeiner beiden Söhne, vorhanden; welche mit Sicherheit zu den älteſten und bedeutendſten Werken der Deutſchen eigentlichen Malerei gehören. Daß ich dieſe Bilder für dießmal nicht ſehen konnte, erſetzten einigermaßen die Wandgemälde der Wenzelskapelle, welche aus derſelben Zeit, 1372 vollendet, auch ohne Zweifel von denſelben Meiſtern herrühren. Sie haben auch noch, neben dem Goldgrunde, den Härten in den Gewändern und Unvollkommenheiten der Gliedmaßen, in den Geſichtern (der Hauptaufgabe der chriſtlichen Malerei), jenes mehr Allgemeine aus dem Vorbildlichen der Ueberlieferung, welche ja bis auf den Evangeliſten Lucas zurückgeht, der auch der Schutzheilige dieſer Malerzunft war. Das Ruſſige und daneben Ziegelrothe in der Färbung kömmt wol meiſt von Uebermalung her. Im Ganzen erinnerten ſie mich ſehr an mehre alte Bilder unſerer Breslauer Sammlung, ich meine beſonders eine Reihe von Tafeln aus dem Leben und Leiden des Heilandes. Und es iſt wol nicht zu zweifeln, daß die Vereinigung Schleſiens mit Böhmen unter Karl 4. auch für die Malerei daſelbſt von nächſtem Einfluſſe war. Auf der andern Seite iſt auch wol zu vermuthen, daß dieſe frühe Blüte der Kunſt unter den Lützelburgiſchen, durch einen großartigen romantiſchen, ſelbſt abenteuerlichen Geiſt ausgezeichneten Königen, mit ihnen aus ihrer Heimat, den Niederlanden und dem Niederrhein gekommen, wo auch mehre der obigen Künſtlernamen hinweiſen, und wir nicht nur ihre frühſten Anfänge, ſondern unter den Burgundiſchen Fürſten auch ihre reichſte Ausbildung und Vollendung, und in der Malerei mit der religiöſen Tiefe auch durchaus Naturwahrheit antreffen. Bei der Baukunſt liegt dieß Verhältniß vor Augen, und es wird auch vom Prager Dom ausdrücklich gemeldet, daß er nach dem Cölner gebaut worden. Doch iſt er, bei viel kleinerem Maaßſtabe und ohne Kreuz, auch ſchon mehr im üppigen, faſt überladenen Styl dieſer ſpäteren Zeit, ähnlich dem ſchönen Rathhauſe und Nicolai-Thore zu Breslau; ſolches zeigt ſich hier z. B. auffallend darin, daß in einer der Seitenkapellen eine Säule, in welcher die Bögen des Kreuzgewölbes zuſammenlaufen, nicht auf dem Boden ruht, ſondern in einen großen Blumen-Knauf endigend, mitten in der Luft ſchwebt, als wenn das Ganze aus dieſem Kelche hervorgewachſen wäre und ſich in ſich ſelber hielte und trüge. Etwas Ausgezeichnetes iſt auch außen an der Wenzelskapelle das Muſivgemälde vom Jahre 1370: die Auferſtehung der Todten nebſt den Schutzheiligen Böhmens, welche die Inſchrift nennt. Es iſt ſehr verbleicht, zeigt aber noch im Styl die Griechiſche Abkunft dieſer Kunſtart, von welcher es, ſo viel ich weiß, in Deutſchen Kirchen das einzige Beiſpiel iſt; außer etwa dem, zugleich plaſtiſchen, Marienbilde an der Kirche zu Marienburg, welches aus Venedig kommen ſoll, wo die Markuskirche, nach dem Muſter der Sophienkirche zu Konſtantinopel, ganz mit Muſivarbeit bedeckt iſt.

Im Prager Dom ſind noch manche alte Denkmale: das würdige Grabmal ſeines Erbauers Karl, welcher nicht nur ſeinem in der Schlacht von Creſſy 1346 gefallenen Vater Johann zu Luxemburg, ſondern auch dem Feinde ſeines großen Namens- und Reichsahnen, dem Sächſiſchen Witekint, zu Engern in Weſtfalen ein würdiges Grabmal errichtete. Glänzender, aber modern-geſchmackloſer, iſt ganz aus gediegenem und getriebenem Silber das Grabmal des Heiligen Nepomuk, des Schutzheiligen von Böhmen, deſſen Legende Du kennſt, und deſſen großes Bild aus ſchöner Bronze, im Jahr 1683 zu Nürnberg von Hieronymus Herold rein und zierlich gegoſſen, auf der Mitte der Brücke an derſelben Stelle ſteht, wo er hinunter geſtürzt, und ſo der Schutzheilige aller Brücken geworden. In einer Kapelle des Doms hängt noch ſein Bildniß, das am vierten Tage nach ſeinem Tode 1383 gemalt ſein ſoll.

Der Domherr von Pallas, dem wir empfohlen waren, zeigte uns alles ſehr freundlich und lehrreich. Ich vergaß auch nicht die 16 Blätter von dem angeblich eigenhändigen Lateiniſchen Evangelium des Marcus, welche Kaiſer Karl 4. halb mit Gewalt, halb mit Güte von dem Patriarchen zu Aquileja erhielt, und deſſen übrige 40 Blätter zu Venedig ſind. Die große ſchöne Schrift iſt ganz wie in dem ähnlichen uralten Evangelium in der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau, nur noch reiner, älter. Nah am Dom auf dem Schloßplatze ſteht ein Erzbild des Heiligen Georg im Drachenkampfe zu Pferde, über halbe Lebensgröße, laut der Inſchrift, von Martin und Georg Cluſſenbach 1373 gegoſſen: es ſoll zwar, nachdem es 1562 eingeſtürzt, umgegoſſen ſein, doch ſcheint es mir noch das alte, da es ſtarke Spuren der Beſchädigung hat und ausgeflickt iſt, auch die Art der Rittertracht eher für jene ältere Zeit ſpricht.

Aus derſelben Zeit und ganz im Style der Domkirche ſind auch noch mehre Thorthürme, von denen der an der Brücke in der Altſtadt mit den Bildſäulen Karls 4. und ſeiner Söhne Wenzel und Siegmund geziert iſt. Aelter iſt das Thor zwiſchen den beiden Brückenthürmen auf der Kleinſeite, und gehört wol noch zu der früheren Brücke von 1174, von welcher am jenſeitigen Ufer unter dem Gebäude der Kreuzherren auch noch ein Bogen übrig iſt, auf den es gerade hin gerichtet iſt. An dieſem Bogen ſieht man einen großen ſteinernen Kopfe mit langem Barte, daher Großbart (Bradacy) genannt, welcher gemeiniglich zum Maße des Waſſerſtandes dient.

Darnach beſuchten wir die anſehnliche Noſtitziſche Gemäldeſammlung, wo einige Altdeutſche Bilder von oder nach Lucas Cranach (darunter ſeine oft wiederholte Ehebrecherin) mich zunächſt anſprachen. Weit älter ſchien ein kleines Bild, mit Niederländiſcher Umſchrift, und der ſeltſamen, aber ſchauerlichen Vorſtellung, wie Chriſti Leib in einer Preſſe gequetſcht, und das ausſtrömende Blut aufgefangen wird. Erfreulicher war in dem reichen Saale der Bildniſſe vor allen das klare und edle Bild einer Ritterfrau in rothem Kleide, mit der ihr ähnlichen kleinen Tochter; und dieſelbe noch einmal als blühende Jungfrau. Unter den vielen Stillleben iſt ein Weinglas mit einem Lichtſchein von täuſchender Wahrheit. Die Gypsabgüſſe der berühmteſten Antiken waren uns faſt geiſterhafte Vorboten ihrer Urbilder, die wir nun bald ſchauen ſollten. Nicht ſo viel verſprach das Abbild der Gruppe von Amor und Pſyche, von dem berühmten Canova: in einer gezierten theatraliſchen Stellung erſcheinen die überzarten weichlichen Glieder eher wie leere Bälge. Wie ruhig ſteht und wie innig lebt dagegen die bekannte antike Gruppe, eine wahre Vermählung von Geiſt und Leib!

Ich beſuchte dann allein fleißig im nahe am Dom auf der Höhe herrlich gelegenen Kloſter Strahof die äußerlich prächtigſte Bibliothek, ſo ich noch geſehen habe. Unter den Bildern, die hier auch umher hingen, waren beſonders zwei auffallend lebhafte Bildniſſe des Ziska und Ragoczy von Siebenbürgen. Hier fand ich nun, neben manchen ſeltenen Altdeutſchen Drucken, die Altdeutſche Handſchrift, zwar nur Bruchſtück auf Pergament, von Rudolfs Rittergedicht Wilhelm von Orleans, die ich benutzte und ganz abſchreiben laſſe. Auch fand ich zwei Pergamentblätter von einem noch unbekannten Altdeutſchen Gedichte, deſſen Schauplatz an der Tiber iſt.

So war für mich auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der Aufenthalt in Prag völlig belohnt. Außerdem genoſſen wir dort aber auch bei Profeſſor Woltmann, deſſen Du dich wol noch aus Berlin erinnerſt, der freundlichſten Aufnahme und verlebten zwei vergnügte Abende in ſeiner geiſtreichen Familie. Der Czernoſecker und Melnecker zeigten ſich in der beſten Laune: wir brachten die geſammte Literatur, Poeſie und Geſchichte ein wenig in Ordnung, und W. verläugnete ſich nicht als Verfaſſer der Memoiren des Freiherrn von S—a, worin der Aufſatz über die Barbarei der Deutſchen Literatur ſo viel neue und geiſtreiche Ausſprüche, beſonders über Goethe, enthält. Seine Böhmiſche Geſchichte iſt wol eins ſeiner beſten Werke, das auch von den Böhmiſchen Ständen würdig belohnt iſt. Seine Gattin hat die Böhmiſche Sagenzeit dazu geſellt, welche ſo eigenthümlich reich und auch mit der Deutſchen verwandt iſt: z. B. in der Sage von des edlen Horimirz Roſſe Schemick, das offenbar der Scheming unſers Wittich und Dietrich von Bern iſt: beide thun einen Sprung über den Strom, gleich dem vom Roßtrapp; wie denn auch der die ſchöne Emma vom Rieſengebirge bis zum Roßtrapp verfolgende Rieſenkönig Bohdo vom Böhmerwalde herkömmt. Ich weiß nicht, ob die bedeutſame Sage von dem Schwerte des Brunzlik ſchon irgendwo benutzt iſt. Nämlich, in einem nahe an der Brücke freiſtehenden Pfeiler, auf welchem ein geharniſchter Mann ſteht, deſſen obere Hälfte abgeſchoſſen iſt, ſoll das Schwert dieſes Brunzlik, eigentlich Przemisl Ottokar 1., von dem es viel alte Sagen giebt, verborgen ſein und einmal, wenn Böhmen in der größten Noth iſt, gefunden werden und die Feinde demüthigen. Ich war alſo ganz zufrieden mit Prag, das übrigens noch lebhafter, reicher und größer, als Breslau, aber nicht ſo regelmäßig und frei gebaut iſt.

Bei regnigem Wetter aber, und eben ſo kaltem, als da wir acht Tage früher Breslau verließen, fuhren wie aus Prag; überdieß verdrüßlich über das dritte Pferd, das wir bezahlen mußten, und uns wie das fünfte Rad vorkam. Der Weg war unbedeutend, auf und nieder; doch ging's raſch, auf gutem Steinwege, ſo daß wir geſtern bis vier Meilen vor Carlsbad kamen, und in Liebkowitz, ziemlich ſchlecht, übernachteten. Heute früh machten wir uns um 4 Uhr auf, nahten uns wieder den Bergen, die einzeln recht ſchön neben uns erſchienen, beſonders der mit der alten Feſte Engelhaus, und fuhren ſo unter abwechſelndem Regen und Sonnenſchein in dieſes tiefe Thal, das mit freundlichen weiſſen Häuſern einladet, und worin, nahe bei unſerer höchſt engen Dachkammer der heiſſe Sprudelquell oft 30 bis 40 Fuß rauſchend und rauchend emporſpritzt: ein wahres Naturwunder, das auch Wunder der Heilung wirken muß.

Es iſt hier unmenſchlich voll, ſo daß ich heute Mittag nirgends unterkommen konnte, und gefaſtet habe, was auch wol zur Geſundheit diente. Ich wanderte auf den waldigen von Kreuzen überragten Höhen umher, und ließ mir vom Hirſchenſprung die Entdeckung des Heilquells erzählen, wie nämlich bei der Jagd ein Hirſch von dieſem Felſen herabgeſprungen, und in der Töpel ſtecken geblieben, wo noch jetzo eine heiße Quelle mitten aus dem Flußbette ſprudelt.

Nürnberg, den 26. Juli 1816.

Unter die angenehmſten Bekanntſchaften, die ich während meiner Anweſenheit in Carlsbad machte, gehört die des Abts Dobrowsky, den ich in Prag verfehlt hatte. Dieſer liebenswürdige alte Mann iſt die Gefälligkeit ſelber; er iſt wol der gelehrteſte Böhme, und ſein Studium der ältern Sprache und Literatur ſeines Volks, das mit der Deutſchen, beſonders durch die Zeit der in Prag reſidirenden alten Deutſchen Kaiſer, ſo vielfach verflochten iſt, führte uns bald recht innig zuſammen, ſo daß es uns wol beiderſeits leid that, uns ſo bald wieder trennen zu müſſen. Dobrowsky hat zuerſt kund gemacht, daß die meiſten unſerer alten Ritter- und Volksbücher auch Böhmiſch vorhanden ſind; ſo wie dagegen unſer bekanntes Volksbuch von der Rieſengeſchichte auf Böhmiſchen Urſprung zurückweiſet. Ich verdanke ihm wichtige Nachweiſungen über Altdeutſche, noch ganz unbekannte Handſchriften und Gedichte in der fürſtl. Lobkowitziſchen Bibliothek in Raudnitz bei Leutmeritz. Eine papierene Handſchrift enthält mehre mir noch nicht vorgekommene Erzählungen und Spruchgedichte, darunter eins von Alblin von Eſelsberg, ein Gedicht von der hohen Minne, genannt der Waginne; Hartmann's von Aue Iwain, v. J. 1464 und ein kürzeres, noch ganz unbekanntes Gedicht von Wilhelm von Orleans, v. J. 1467. Es liegt in dieſer Bibliothek unter andern auch eine wol noch ganz unbenutzte Handſchrift des jetzo ſo viel umworbenen Platon. Zuletzt wies mir Dobrowsky noch eine ſchöne Zeichnung der Nürnberger Lorenzkirche nach, die der Baieriſche Baudirektor Wiebeking in eine Buchhandlung zur Beſchauung gegeben; und dieß führte mich zur Bekanntſchaft mit demſelben, die mir ſehr angenehm und lehrreich war. Wiebeking ſammelt Zeichnungen zu einem groſſen Werke über die Gothiſchen oder Altdeutſchen Baudenkmale in ganz Baiern, und zeigte mir noch mehre dergleichen. Ich traf bei ihm auch den Kapellmeiſter Maria von Weber, der einige Lieder aus unſerer Volkslieder-Sammlung (z. B. das tolle von Schnützelputzhäuſel) ſehr glücklich in Töne überſetzt hat.

Am Mittwoch früh endlich fuhren wir bei trübem Wetter aus Carlsbad, an der langen Gallerie vorbei, welche über mehre der vielen Brunnen gebaut iſt, und auf welcher Morgens mehre Hundert Brunnentrinker im bunteſten Gewühl, jeder mit ſeinem zierlichen Porzellankrug auf- und abgehen, bei Muſik: faſt wie auf einer Redoute. Meiſt ſind es aber kranke, dicke, häßliche Masken; wenig Elegantes. Die Gegend war der bisherigen ganz ähnlich, auf und ab, gute Böhmiſche Dörfer, kleine Städte; aber keine Böhmiſche, ſondern Deutſche Bewohner, eben wie von der Schleſiſchen Grenze her. Sonſt gehörte dieſe Gegend auch noch zu Deutſchland, wie früher einſt das ganze, mit ſeinen Bergen ringsum ſich wie eine große Burg verſchließende Böhmer-Land von einem Deutſchen Volke bewohnt war und noch davon den Namen hat, und ſich auch in den letzten Tagen als eine feſte Burg für Deutſchland bewährt hat. Ueberhaupt herrſcht in Böhmen Deutſche Bildung vor, und ſchwerlich möchten die Böhmen noch eine eigene Literatur erhalten.

Die Wolken wurden immer ſchwerer, und bei vollem Regen kamen wir endlich nach Eger, überaus mißvergnügt. Die alte weitläuftige, ehemalige Reichsſtadt erſchien wüſt und menſchenleer, der Gaſthof war nicht ſonderlich und unheimlich. Wir beſahen auf dem Rathhauſe Wallenſteins Bildniß; und die Lanze, womit er ermordet worden, in einem nahen Hauſe. Merkwürdiger waren die Trümmer auf der alten Kaiſerburg: ein bejahrter, ſchwarzer gelbbemooſter viereckiger Thurm, angeblich aus der Römerzeit, und eine ſehr merkwürdige Kapelle aus dem 11 — 12ten Jahrhundert, aus welchem auch die Trümmer des Kaiſerpallaſtes ſcheinen: treffliche alte Säulen, Bögen und Zierraten, die Wiege der Gothiſchen Baukunſt. Jetzo ſind ſie aber ihr eigenes Grab; und wenn die ſonſt noch durch ihre bewunderswürdige Feſtigkeit ſo wohl erhaltene Kapelle nicht bald ein Dach erhält, ſo zerſtört ſie die bereits ſchon durch das Gewölbe dringende Näſſe. Es iſt auffallend, wie unſere Zeit, die mehr als jemals auf unſere alten Denkmäler gerichtet iſt, auch faſt mehr als jemals davon zerfallen läßt, oder abſichtlich zerſtört. Dieſe Kapelle iſt ein längliches Viereck, aus einem ſeltſamen Kalkſchiefer gebaut, welcher ganz wie verſteinertes Holz erſcheint; die Ecken, Thüren und Fenſter, Geſims und einige Rippen ſind von feſtem Granit. Thüren und Fenſter ſind nur klein und rundbogig und einfach ohne Bildwerk. Eben ſo iſt innen das Gewölbe, das auf 4 ſchweren, feſten Säulen ruhet, rund, im obern Stockwerke aber, zu dem eine Wendeltreppe führt, die Wölbung auf den höheren und ſchlankeren weißen Marmorſäulen ſpitz: und eben dieſer Wechſel zeigte ſich in den Bögen der zur rechten Seite (wenn man eintritt), es ſcheint für den Altar, abgeſonderten Raumes, durch deſſen Abſchnitt das Uebrige ein gleichſeitiges Viereck iſt. Bewundernswürdig ſcharf und fein, und reich (beſonders im obern Stockwerke) ſind die Verzierungen der Säulen, ihrer Füße und Knäufe und jede oder paarweiſe von einander verſchieden: Laubwerk, vermiſcht mit Vögeln, Thieren, Zwergen, beſonders an den vier Ecken der Knäufe. Denen ganz ähnliche kommen in Denons Werk über Aegypten vor. Und es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß von dort mit den älteſten Einſiedlern und Klöſtern, wenn auch zum Theil über Griechenland und Italien, nicht auch Vieles in die Chriſtliche Baukunſt des Abendlandes übergegangen ſein ſollte: ſo daß daher ſich auch ſo manche hieroglyphiſch-heidniſche Vorſtellungen, Ungeheuer, Kämpfe mit Thieren und Wärmen und ähnliche ſeltſame Sinnbilder, die ſich überall an den älteſten Bauwerken finden (ähnlich denen am Prager Leuchter), ableiten ließen; obgleich manches davon wohl ſchon älteres Gemeingut iſt, und ſich z. B. auch ſchon auf Runenſteinen findet. Genug, dieſe Kapelle iſt ganz in dem älteren Vor-Gothiſchen Styl, welchen du Dir veranſchaulichen kannſt an der großen Thüre der Magdalenen-Kirche; dem einzigen Denkmale derſelben in Breslau, bis auf einige bei der neulichen Abtragung der Wälle zum Vorſchein gekommene Säulenknäufe. In der Abwechſelung mit ſpitzen Bögen und ſchlanken Säulen zeigt ſich aber ſchon ein gewiſſer Uebergang zur eigentlich Gothiſchen Bauart; auch die reiche Verzierung weiſet auf ſpätere Zeit. Von dem wohl gleichalten Pallaſt der Kaiſerburg ſind in einer Mauer nur noch einige große Fenſterbögen, in welchen auf Säulen mehre kleine Bögen ſtehen, ſämmtlich rund. Alles erinnerte ſehr an die Trümmer von Friedrichs I. Pallaſt zu Gelnhauſen *): und da dieſes Kaiſers erſte Gemahlin, eine Markgräfin von Vohburg, ihm Eger zubrachte, ſo gehört dieſer Bau wohl auch in ſeine Zeit. Dobrowsky hatte mich auch auf dieſe Kapelle aufmerkſam gemacht; ſo wie auf die Nürnberger ganz ähnliche, nur einfachere und minder reiche Kapelle auf der alten Burg, die ich eben heute geſehen, und die vermuthlich das größere Vorbild von der zu Eger geweſen; welche letzte Stadt ſich überhaupt als eine Kolonie von Nürnberg anſieht, und daſelbſt Bürgerrecht hat.

Den übrigen regnigen Nachmittag füllte der nahe an jenem ehrwürdigen Denkmal wohnende Scharfrichter, Namens Karl Huß, ein ſeltener, merkwürdiger Mann, der mit großer Hingebung und Liebe, Natur- und Kunſtwerke ſammelt, und ſein kleines Häuschen, das ganz mit Roſen und andern Blumen überſponnen iſt, bis auf den Flur hinaus damit angefüllt hat. Die Naturſeltenheiten, Steine, Muſcheln und dergl. reizten mich weniger, als die Kunſtſachen, alte Waffen, Bilder, einige Handſchriften und eine

---

*) Vgl. die Abbildung in dem Muſeum der Altd. Lit. u. Kunſt, Bd. I. und Hundeshagens Prachtblatt.

reiche Münz- und Medaillen-Sammlung, dergleichen ich nie ſo aufmerkſam betrachtet habe, als bei dieſem Manne. Mit großer Unbefangenheit zeigte er uns auch die, eben ſo ſorgſam als das Uebrige, aufgehängten Juſtiz-Schwerter. Ich kann mir kaum denken, daß ſie jemals von ihm gebraucht worden. Er hatte auch in drei Folio-Bänden eine Kronik von Eger geſchrieben, mit vielen Zeichnungen, worunter eine alte Abbildung des Kaiſer-Pallaſtes, der damals ſchon ein Speicher war, aber doch noch ein Dach hatte: dann ein Bild von einem Juden-Tempel, auf Einer Säule ruhend, der bald nach Chriſti Geburt erbaut ſein ſoll, jetzo aber Chriſtlich iſt. Der ſchlichte, ſinnige und vergnügliche Mann, der auch Goethe's wiederholten Beſuch und Natur- und Kunſt-Kenntniß rühmte, kam mir faſt vor, wie eine von den ſtillen, gottſeligen Perſonen aus Jean Pauls beſten Romanen. Wir beſchloſſen den Abend mit einem Thee, den wir uns ſelber gaben, und hofften auf beſſer Wetter.

Am Donnerſtag ging es bei abwechſelndem Regen weiter, bald über die Baierſche Grenze und ins Fichtelgebirge hinein. Der Weg auf Alexandersbad, das wir in Ermangelung des Franzbrunnens bei Eger, ſehen wollten, war abſcheulich, aber belohnend. Bei Wunſiedel, Jean Pauls Geburtsorte, kam ich in Gegenden, die ich ſchon früher geſehen, und wie ein verdunkeltes Gemälde ging mir allmälig die Erinnerung auf. Nahe bei der Stadt liegt Alexandersbad, das als Bad wenig bedeutet, aber durch den Berg in der Nähe höchſt ſehenswerth iſt. Auf einem waldigen Berge liegen am Fuße ungeheure Granitblöcke zerſtreut, als wenn der alte Bergrieſe ſein Haupt geſchüttelt und die Locken weit umhergeflogen. Höher hinauf werden die Maſſen immer dichter, und die Zerſtörung furchtbarer; die großen Felſenthürme ſind von einer unbekannten Hand alle nach einer Seite übergeſtoßen, und bilden Höhlen, Platten, Pfeiler, Mauern der wunderbarſten Geſtaltung. Hier ſtehen die Tafeln und Säulen der Urgeſchichte; wer kann aber ihre Bilder- und Keilſchrift leſen? Es iſt die Grundfeſte der Erde erſchüttert worden: wie in leichter Schwebe, auf Einem Punkte, ruhen ungeheure eckige Stücke, deren eins wie ein Rieſen-Sarg ſich aufbaut; und auf dem höchſten Gipfel dieſer in ſich ſelbſt zertrümmerten Felſenburg, die Luchsburg genannt, ſteht das Kreuz, aber mit der Inſchrift deſſen, der es geſetzt hat, alſo nicht Gott zu Ehren. Der ganze Berg iſt zu einer Art von Park benutzt, und die Anlage durch Steige gut verbunden und einfach gehalten; viele Inſchriften verkünden ihr verdientes Lob. Bedeutſam und gewiß ſelten war in einem Baumgange die Warnungstafel: „Wer dieſe Bäume beſchädigt, dem verdorret die Hand.“ Dieſer Fingerzeig auf ein Gottesgericht, der das Widerſpiel von dem ſchauerlichen Spruche iſt: wer ſich an ſeinen Aeltern vergreift, dem wächſt die Hand aus dem Grabe! iſt gewiß wirkſamer, als ſelbſt die Polizei-Hieroglyphen mit Ruthen und Schiebkarren. An einem Denkmal für unſern guten König und die holde Königin, die hier in herzlicher Erinnerung bei allem Volke leben, verweilten wir gern.

Dann kehrten wir nach dem Brunnenhauſe zurück, aßen mit den, nicht zahlreichen Gäſten, und fuhren weiter auf Baireuth, höher ins Fichtelgebirge, deſſen Rükken wir bald erreichten, obgleich die höchſten Gipfel, der Schneeberg und Ochſenkopf (die ich damals beſtieg), uns zur Linken blieben. Ein großer See auf der Höhe iſt auffallend, und der höchſte in Deutſchland. Bald kamen wir zu der Stelle, wo die Waſſer zum Main, alſo in die Nordſee fließen.

Das Fichtelgebirge iſt dem Rieſengebirge ſehr ähnlich, nur noch milder, da es niedriger, und wegen der vielen Fichten und Sümpfe noch melancholiſcher. Man ſieht viele einzeln liegende Wohnungen. Nach manchem Auf- und Abſteigen, neben dem Wagen her, fuhren wir an einem rauſchenden Bach ein jähes Thal hinab bis Berneck, wo der junge Main mit noch zwei andern Bergſtrömen ſich vereinigt, und auf der Felsecke die herrliche finſtere Ruine von Berneck ſteht. Das Städtchen darunter verkündete durch die vielen überall ſichtbaren Fäſſer ſein gutes Bier, das überall in Franken trefflich iſt, in Felſenkellern bewahrt wird. Bald kamen wir nun in ebenes Land, über ſanftere Hügel, und mit dem Abend, der ſich erheiterte, nach Baireuth, wo uns ein gutes Abendbrot und Lager erwartete.

Die faſt ganz neu, regelmäßig von ſchönem Sandſtein aufgebaute ehemalige Reſidenz des Fürſtenthums, friſchte ſich auch bei mir allmälig auf. Wir blieben den ganzen Freitag hier. Ich wanderte nochmals hinaus nach dem ſchönen Garten, Eremitage, eine Stunde weit, und beſuchte Wiebelings Sohn, welcher mich verſicherte, daß hier von alten Bauwerken nichts zu finden ſei. Die Hauptkirche iſt zwar noch in Gothiſcher Art, aber aus ſpäterer Zeit: meiſt nur glatte Wände und Pfeiler, wenig, hier ſo weſentliche Durchbrechung und luftige Zierraten. An einem Außenpfeiler wurde uns noch das öfter vorkommende Wahrzeichen gezeigt: fünf Jüden an den Zitzen einer Sau. —

Ich ging aber vor allen Dingen zu Jean Paul. Vormittag arbeitete er im Garten; erſt Nachmittag empfing er uns, ziemlich originell. Er iſt voll und rund, anders, als ich dachte, beweglich, unruhig, und zeigte uns nur die Humorſeite, nicht die empfindſame. Wir erkannten uns nicht ſogleich, wurden aber dann etwas näher vertraut und traulicher. Ich erzählte ihm, wie ich vor 15 Jahren ſchon dem Schauplatz ſeiner Romane, die bei mir die Oſſianiſche Periode vertreten, durch Deutſchland und Italien bis Iſola bella, nachgewandert, mir alle ſeine Bildniſſe gekauft, ihn ſelber in Weimar vergeblich aufgeſucht, und ihm einen in ſeiner Art angefangenen Roman Arminio Rugendas zugeeignet habe. Es freute ihn, daß ich ſeine Schilderung von Iſola bella beſtätigte, und er behauptete, man könne eigentlich nur das recht beſchreiben, was man nicht geſehen habe (wie freilich manche Reiſebeſchreiber thun), und hätte faſt unſere ganze Reiſe für überflüſſig erklärt. Ich eröffnete ihm meinen eigentlichen Zweck derſelben, daß ich jetzo dem Nibelungen-Hort und dem Heldenbuche nachreiſe, wie früher ſeinen Romanen; und es war mir auffallend, wie er ſich, nach 10 Jahren noch wörtlich eines brieflichen Ausdrucks über die Nibelungen erinnerte, die ich ihm in meiner erſten Erneuung zugeſchickt hatte, daß nämlich die Verſe derſelben „mehr Kellereſels- als Pegaſus-Füße haben, und deßhalb eine Darſtellung des Gedichts in Proſa, nur aber mit dem deutſch-antiken Roſte Tiecks, für die Mehrzahl gut wäre.“ Er prophezeite uns zuletzt noch ſchönes Wetter, ja beſchenkte uns förmlich damit.

Sonnabend eilten wir weiter zu den merkwürdigen Höhlen bei Muggendorf. Es war vollkommen heiter, und wir fuhren durch Fantaiſie, wo Jean Paul eigentlich wohnen ſollte, ein ſchönes Thal hinab, wanderten aber in ein noch ſchöneres, welches unfahrbar war, zu Fuß, und ließen den Wagen mit unſerm Johann ins Nachtlager vorausfahren. Seltſame, aber kahle Kalkfelſen nickten ins Thal herab, und bildeten wunderliche Naſen und Profile. Es wurde warm. Im Städtchen Weiſchenfeld erquickte uns kühler Frankenwein mit Kirſchen. Eine romantiſche Burg ſteht droben, und eine der Höhlen iſt ſchon hier, wir blieben aber lieber noch über der Erde. Der Weg wurde wegen Hitze und Ueberſchwemmung beſchwerlicher. Waſſerräder, die ſich in dem Strome Wiſent drehten, zur Wäſſerung der Wieſen, ſollen ſchon durch die Kreuzzüge aus dem Morgenlande eingeführt ſein. Bald zeigte ſich auf einer zerriſſenen Felsecke die maleriſche Burg Rabeneck, welche die mannigfaltigſten Anſichten darbietet. Die Ufer werden nun höher und belaubter. Ein kleiner Waſſerfall lud zum Ausruhen ein, aber Mangel an Schatten trieb uns bald weiter. Mittag rückte heran, und die Rieſenburg lag vor uns, die wir erſteigen ſollten. Sie beſteht aus großen Felstrümmern, ohne eigentliche Mauern, und einem natürlichen Felſenthore. Der Weg hinauf koſtete ſauren Schweiß, und doch war die Ausſicht oben nur beſchränkt, und wir mußten auf einen noch höhern Gipfel, den Adlerſtein. Im Dorfe nahmen wir einen Führer dahin. Eine faſt einzeln ſtehende Felsklippe iſt der höchſte Punkt, der gewöhnlich nur mit einer Leiter erſtiegen wird. Wir kletterten aber ſo hinauf, und hatten nun endlich das volle Panorama der ganzen Gegend, in der ſcharfen Beleuchtung der Mittagsſonne. Wir überſahen unſern Weg rückwärts und vorwärts, und ſtiegen bald ſteil hinab, ins Thal von Muggendorf, wo ich auf der frühern Reiſe mit Freund G. drei Tage lang eingeregnet war, und nur einige Bände von Eſchenburgs Schakspeare und der Siegwart, die wir in des Pfarrers Bücherei fanden, und daneben Mittags und Abends Forellen, uns tröſteten. In demſelben Wirthshauſe, in derſelben Stube, wiederholte ſich jetzo wenigſtens das letzte. Wir ruhten, beſahen bei dem Höhlenwärter die vielen Verſteinerungen, Ammonshörner und Bärenknochen, die in den Höhlen noch gefunden werden, und ſtiegen dann gemächlich, unter blühenden Linden zu der berühmten, nach ihrem Finder benannten Roſenmüllers-Höhle. Sie iſt die größte und fahrbarſte, dagegen ich in der Oswalds-Höhle damals ſtellenweiſe auf dem Bauch durchrutſchen mußte. Sie geht tief in den Berg hinab, die Kalkwände und das hohe Gewölbe werden noch ſtets von Tropfſtein durchfloſſen, der in der Erſtarrung die ſeltſamſten Geſtalten, Zacken, klingende Säulen und Pfeiler bildet, ſo daß ſie, von vielen geſchickt vertheilten Lichtern erhellet, wie eine Gothiſche Kirche erſcheint. Merkwürdig ſind an einer Seitenwand viele kleine Pilze von Tropfſtein, deren Bildung aus dem flüſſigen Steine, da die runden Köpfe nach oben wie nach unten überragen, man ſich noch nicht genügend erklären kann, und die wie Verſteinerungen ausſehen.

Doch kehrten wir bald an das Tageslicht zurück, gingen in milder Abendkühle das ſchöne, bebaute und von laubigen Felswänden beſchloſſene Thal hinab, an der ſchönen Burgruine von Neideck vorüber, bis zu dem glückſelig unter dem alten Felſenſchloſſe Streitberg liegenden Flecken gleiches Namens, wo wir unſern Wagen trafen, den dort wohnenden Pfarrer, der das ganze paradieſiſche Thal aus ſeinen Fenſtern überſchaut, ſelig prieſen, in dem Garten des trefflichen Wirthshauſes uns ausruhten und erquickten, fröhlich zu Abend aßen, ſanft entſchliefen, und bei dem herrlichſten Sonntagsmorgen erwachten.

München, den 2. Auguſt 1816.

Wir fuhren in der heiterſten Sonntagsfrühe aus dem ſchönbelaubten, lindenduftenden und roſenblühenden Streitberg das liebliche Thal der Wiſent hinab, anmuthige Berge entlang, die gegen Mittag ſchon mit Reben und häufigen Wälſchen Nußbäumen, und überall mit Obſtfülle geſegnet ſind. Dazwiſchen wohlhabende Dörfer, ſtattliche Häuſer, und heute ſonntäglich geputzte, andächtig wallende, oder freudige Leute. Ein Sonntag auf dem Lande, wo er noch ein wahrer Ruhetag iſt, hat für mich etwas unendlich reizendes und rührendes, und mahnt mich am tiefſten an meine ländliche Heimat und Kindheit. Heute wurden im ſchnellen Dahinfahren die alten Volks- und Kinder-Lieder wieder in mir wach, und ich mußte mir ſie zum Rollen der Räder vorſummen.

Gegen Baversdorf wird das Thal ſehr breit, und die Berge ſenken ſich. Forchheim am Zuſammenfluſſe der Wiſent und Rednitz, blieb uns zur Rechten, und nun ging's am Ufer der letzten auf Erlangen. Ein großes, in edlem neuem Styl erbautes Schloß, das ganz ausgebrannt daſteht, zieht in der Ebene lange den Blick auf ſich. Das Land wird nun flach und ſandig: doch lehnt ſich Erlangen noch an einen ſanften Hügel, der mit ſchönen Baumgängen und Gärten einladet. Die Stadt iſt ganz neu, regelmäßig, breit, nur etwas öde, wie alle dergleichen Städte, und ganz ohne geſchichtliches Alterthum, das ſich beſonders immer in Gebäuden darſtellt. Das ſchöne neue Schloß der ehemaligen Markgrafen ſtand ebenfalls ausgebrannt. Der Garten hinter demſelben iſt aber noch recht angenehm, und das Schauſpielhaus daneben beſſer und ſtattlicher, als das Breslauer, was freilich nicht viel ſagt. Es ſpielte eine wandernde Truppe zum erſtenmal, und zwar den Rehbock, ſo ſchlecht, als dieſes Bocksſpiel verdiente.

Wir grüßten hier bei der Univerſität das Handwerk, und beſuchten den guten alten Meuſel, welcher die Stamm- und Rangliſten der Literatur führt. Obgleich er ſchon im Prof. Erſch ſeinen Nachfolger förmlich ernannt hat, ſo iſt er doch noch ganz munter. Er war ſehr freundlich, und führte uns in den Wenziſchen Garten, wo wir mehre unſerer Kollegen kennen lernten. Ueberall waren die Leute ausnehmend herzlich und zuthulich: ein angenehmer Erſatz für die vielfachen Beſchwerden der Reiſe und das fortwährend ſchlechte Wetter, das noch immer unſicher iſt. Am Montag zeigte uns Dr. Goldfuß, deſſen gründliches Buch über die Muggendorfer Höhlen unſer Wegweiſer geweſen, die ſehr einladend geordneten Naturalien und Kurioſitäten, darunter treffliche Glasmalereien in Rahmen an den Fenſtern; dergleichen auch die Wohnung des Dr. Goldfuß zieren. Prof. Memel that uns die Bibliothek auf, die ſchöne alte Bücher und Handſchriften hat, beſonders auch Altdeutſche (meiſt aus der ehemaligen Heilsbronner und Ansbacher), unter welchen ich abermals noch Unbekanntes fand und abſchrieb. Mehre Pergamentblätter, die zu Bücherdeckeln verſchnitten ſind, eins mit Bildern, ſcheinen zu einem großen Lehrgedicht über die Rechtspflege gehört zu haben. Prof. Memel, der auch mit unſern alten Denkmalen befreundet iſt, wird mehr davon berichten.

Noch am Nachmittage deſſelben Tages rollten wir auf gutem Steinwege nach Nürnberg hinüber. Die Gegend iſt nun ſchon ganz flach und etwas ſandig: doch erhebt ſich die alte Burg von Nürnberg auf einem einzelen Felſen; und überhaupt zeigt ſich die Stadt mit ihren vielen Kirchen- und 365 Ringmauer-Thürmen welche letzten zum Theil in Form von aufgerichteten Kanonen daſtehen, recht vortheilhaft, zumal in der heutigen Abendbeleuchtung. Auch hier kehrte ich wieder in den mir wohl bekannten Gaſthof ein, bei dem alten Roth zum rothen Roß, wo es uns ſehr wohl ging. Ueberhaupt hat es mir jetzo in Nürnberg, dieſer alterthümlichen Stadt im Herzen Deutſchlands und Wiege der Deutſchen Kunſt, vor allen gefallen, ſelbſt mehr als hier in München, wo ſo Vieles von dem aufgeſpeichert iſt, was ehemals dort war. Die alte Stadt kam mir viel heiterer vor, als vor 15 Jahren: die meiſten Häuſer werden zierlich abgeputzt, die Straßen ſind ſehr rein: überhaupt erinnert vieles an Holland, auch der Kunſtfleiß und die Liebe zum Alten; doch iſt es nicht ſo peinlich wie dort, nicht ſo kaufmänniſch, freilich auch nicht ſo reich. Wir blieben vier Tage da, und doch dünkte es mich zu wenig. Die Kunſt iſt immer noch das bedeutendſte daſelbſt, zumal die nicht wegzunehmende, die Baukunſt und dazu gehörige Bildnerei, welche beſonders in der Altdeutſchen Baukunſt, ſo innig verbunden ſind.

Die kleine Margarethen-Kirche mit ihrem Thurm, und die Otmars-Kapelle über derſelben, auf der alten Burg, und die Wolfgangs-Kapelle an der Aegidien-Kirche gehören zu den älteſten Deutſchen Bauwerken aus dem 10ten bis 11ten Jahrhundert, und ſind ganz in derſelben Art, wie die Kapelle und die Schloßtrümmer zu Eger. Auch angeblich Altrömiſches Gemäuer trifft man hier, wie dort, z. B. der fünfeckige Nero-Thurm, auf der Burg; und jene alte Kapellen und mehre ähnliche Gebäude in Regensburg und Freiſingen ſind gewiſſermaßen als Entartungen der Griechiſchen und

Römiſchen Baukunſt, aber richtiger als die Wiege und der Anfang der Gothiſchen anzuſehen. Sie haben meiſt nur runde Bogen und Gewölbe und noch keine ſo leichte, durchbrochene Arbeit, wie die eigentlich Gothiſchen Gebäude. Man erkennt ſie von außen ſchon durch die kleinen Thüren und Fenſter, die in Stockwerken über einander geſetzten oder doch durch Mittelknäufe gegliederten Säulenpfeiler (beſonders an den runden oder eckigen Chören), und die in kleinen Bögen oder auch gewürfelt vorſpringenden Geſimſe. So erſcheint beſonders der Margarethen-Thurm auf der Burg mit ſeinen ungeſtalten Menſchen- und Thierfiguren außen, dergleichen ſonſt noch mehr daran geweſen, und den man wol für einen Diana-Tempel gehalten hat. Die Otmars- oder Kaiſers-Kapelle ruht eben ſo wie die zu Eger, in zwei Stockwerken, auf vier oben ſpitz- und unten rundbogigen Marmorſäulen, mit ganz ähnlichen Zwerg- und Thierknäufen. Von den Säulen iſt eine zerbrochen und geht die Sage, daß ein Prieſter mit dem Teufel gewettet habe, ob er eher eine Meſſe leſen, oder der Teufel die vier Säulen von Rom bringen könne: bei der vierten war die Meſſe ſchon vollendet, da warf der Teufel ſie zornig nieder, daß ſie zerſprang.

Jene Vorgothiſchen Kennzeichen finden ſich auch an einem Theil der Hauptkirche zum Heiligen **Sebaldus**, nämlich an dem ſ. g. **Engelschörlein** zwiſchen den beiden Thürmen, und an dieſen ſelber, die untern Stockwerke; alſo wo die Peterskapelle des Heiligen Bonifacius ſchon im Jahr 716 geſtanden haben ſoll. Und vielleicht ſind dieſe Theile noch von einem älteren Bau des 11 — 12ten Jahrhunderts übrig, der ſchon im Jahre 1109 erweitert wurde; oder, wenn jener Bau ſpäter ganz erneuet ſein ſollte, ſo wurde jene ältere Form, welche ſich hier auch innerhalb an den kleinen in der Wand ſtehenden Säulen hervorthut, noch wiederholt. Dieß iſt jedoch weniger glaublich, weil die Erweiterung der Lorenzkirche um dieſelbe Zeit, ſchon ganz in dem eigentlich Gothiſchen Styl iſt: und vermuthlich ſind auch hier in der Gegend der Thürme noch Theile von der Kapelle zum Heiligen Grabe, welche im J. 1003 erbaut, und 1274 erweitert und dem Heil. Lorenz geweiht worden. Beide Kirchen haben überdieß noch eine ſpätere, ganz ſichtbare Vergrößerung, im 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts (1361 und 1439) erhalten, an den beiden Chören: und ſtellen ſo das Wachsthum und die Geſchichte der Stadt, wie der Baukunſt und Bildnerei, anſchaulich dar. Beide ſind daher auch bei weitem nicht ſo vollkommen und gleichartig, als etwa der Prager Dom: doch haben ſie den Vorzug, daß ſie fertig und beide Thürme an jeder ausgeführt ſind; auch ſind Fenſter und Thüren reich verziert, in den letzten Anbauen faſt auf morgenländiſche Weiſe: alles aus ſchönem röthlichem Sandſtein, und außen und innen eine Fülle der trefflichſten Kunſtwerke aller Art.

Den älteſten und beſten Styl der Gothiſchen Baukunſt zeigt vorzüglich der Theil der Lorenzkirche mit der herrlichen, ſo reichen und doch einfachen großen Thür, über welcher ein treffliches Bildwerk, Chriſtus in der Herrlichkeit, vom J. 1280, mit dem Naſſauiſchen Wappen iſt: dem Adolf von Naſſau wird auch der eine Thurm beigelegt. Viel reicher und in Anſehung der Bildnerei vollendeter, erſcheint hier aber die Zeit Karls 4., deſſen wohlthätiger Einfluß auf die Künſte auch hier ſo ſichtbar iſt, ſo daß darauf die höchſte eigenthümliche Blüte der Nürnberger Kunſt, ſo wie der Stadt ſelber, erfolgte, durch Wohlgemuth, Dürer, Viſcher und Kraft.

Außen an der Sebaldskirche ſind viele ſehr alte Bildwerke, an den Pfeilern die ganze Leidensgeſchichte, am Chore größer die Kreuztragung, Kreuzigung und Auferſtehung v. 1422, beſonders die Grablegung von Adam Kraft, im J. 1492, mit ſolcher Feinheit und Schärfe in Stein gehauen, daß ſie vielmehr daraus geſchnitzt ſcheint; alle Geſtalten wahr und lebendig und in Tracht und Antlitz ſichtbare Bildniſſe. Von demſelben iſt über der Schauthüre eine Darſtellung des jüngſten Gerichts von unendlicher Ausführung der zahlloſen Figürchen, wie eine Elfenbeinarbeit. Hartmann Schedel hat ſie machen laſſen, in deſſen großer Weltkronik die meiſterhaften vielen Holzſchnitte eine Frucht und zum Theil Wiederholung ſolcher alten Bildwerke ſind. Am meiſten fällt auf, zwiſchen den Thürmen, ein 16 Zentner ſchweres, und ſchwerfälliges Kruzifix von Meſſing (1482): der Gekreuzigte iſt hier Bildniß, wie geſagt wird, „eines ſtarken Mannes,“ d. i. eines Sackträgers, der in plumper Feiſtheit dahängt. Unſcheinbarer, aber lieblicher iſt das kleine Frauenbild in Stein, welches viele Männer und Frauen unter ſeinen Mantel der Liebe nimmt: zum Andenken Peter Fuggers 1473. Nicht weit davon iſt aber eine furchtbare Vorſtellung: ein vorn wohlbeleibtes und bekleidetes, hinten aber nacktes und von Schlangen, Kröten und Würmen durchwühltes Menſchenbild. Es erinnerte mich an eine Sage von Thomas von Erceldoune, dem Altſchottiſchen Dichter des Triſtan, dem eine reizende Fee erſchien, die aber, als er ſie umarmte, zum Scheuſal wurde, wie im Puppenſpiele die ſchöne Helena in Fauſts Armen zur Schlange.

Innen erſcheint die Kirche ſehr hoch, weil die Pfeiler ſchlank und ohne Knäuſe von ihnen die Rippen des Gewölbes auslaufen: Bildſäulen von Apoſteln und Heiligen ſchweben an ihnen. Ein treffliches und ſehr altes Werk iſt das große Taufbecken, aus Erz gegoſſen, mit den 4 Evangeliſten und vielen großen und kleinen Figuren auf den beiden Rändern, ſcharf und deutlich hervortretend. Es wird jedesmal erzählt, daß Wenzel, Karls 4. Sohn, bei der Taufe ſich darin verunreinigte. An der Kanzelſäule hängt die berühmte Kreuzabnehmung von Abrecht Dürer; ein treffliches Bild, obgleich es unlängſt erſt mit dem Urbilde vertauſcht ſein ſoll. Friſcher und ächter iſt eine große Tafel von Hans von Kulmbach: die Muttergottes mit dem Kinde auf dem Throne, gekrönt von Engeln; zur Rechten die H. Katharina, zur Linken die H. Barbara; auf den beiden Seitenfeldern die Heiligen Petrus und Lorenz, Johannes der Täufer und Hieronymus: alles fromm und wahrhaft gemalt, in Dürers Art, der die Zeichnung dazu gemacht hat; das beſte Werk dieſes Meiſters. Berühmt iſt das Kruzifix von Veit Stoß in Holz geſchnitzt, im J. 1526, nicht nach dem Leben, ſondern, nach einem Leichnam: in widerwärtiger Wahrheit der vom Todeskrampfe geſpannten mageren Füße und Arme und des ausgereckten Leibes; eine wahre Folter, höchſtens eine anatomiſche Beluſtigung: es ſcheint recht zum Widerſpiel des draußen ſo bequem hangenden und den Chriſtus ſpielenden Kerls gemacht. Dieſer Veit Stoß war ein großer Schnitzer: er ward wegen falſcher Briefe durch die Backen gebrannt. Gern wendet ſich der Blick zu Adam Kraft, der auch die Natur nachbildete: das Abendmal, der Oelberg und die Gefangennehmung, in derſelben Größe und Vollendung, wie draußen die Grablegung: die 12 Apoſtel beim Abendmale ſind Bildniſſe von damaligen Senatoren; darunter Paul Volkamer, der das Werk machen ließ (1501), mit der Trinkſchale: vorn der herrliche Adam Kraft ſelber mit einer Glatze und langem Barte. Hier iſt auch Nachahmung, bis auf Sehnen, Adern und Haare, aber freie und lebendige.

Das bedeutendſte in dieſer Kirche iſt würdigerweiſe das Grabmal des Heiligen Sebaldus ſelber, von Peter Viſcher, einem der größten Altdeutſchen Meiſter. Der alte eichene Sarg iſt mit ſehr zierlichem Silberblech überzogen, und ſteht erhaben in der Mitte eines ganz durchbrochenen in Erz gegoſſenen Gehäuſes, gleichſam einer Gothiſchen Kirche im Kleinen, mit einer Welt von Bildern und Zierraten. Die rings um den Sarg ſtehenden 12 Apoſtel, etwa anderthalb Fuß hoch, ſind wahrhafte Meiſterſtücke, nicht nur des reinen Guſſes, ſondern auch der ſinnvollen Bildung und Geſtaltung: und ſie verdienten es allerdings, daß ſie für die Kunſtſammlung hier (in München) in Gips abgegoſſen neben den Antiken ſtehen, wenn man nur etwas behutſamer dabei verfahren wäre *). Ueber den Apoſteln ſtehen kleinere Kirchen-

---

*) Einen Anfang recht guter Abbildungen derſelben findet ſich nun auch in dem Frauen-Taſchenbuch für 1818.

väter und Engel umher; unter dem Sarge, in halb erhabener Arbeit, einige Wunderwerke des Heiligen, und ganz unten kleine Genien und Tugenden, gleichſam als Träger. Alles wächſt und blüht aus den Zweigen und Lauben des belebten Erzes zu einem herrlichen Ganzen empor. Und dieß iſt beſonders dadurch von dem berühmten Grabmale der Heiligen Eliſabeth zu Marburg aus dem 13ten Jahrhundert verſchieden, daß dort die ähnliche Umgebung von Apoſteln und andern Bildern unmittelbar mit dem Sarge verbunden und dieſer ſelber zu einem Häuschen mit ſpitzem Dache, Kreuz und 4 Giebeln geformt iſt *): dagegen hier der ſchlichte Sarg in dem reichen Metallbaume ruht und ſchwebt. Unten an dem einen ſchmalen Ende hat ſich der wackere Meiſter noch ſelber abgebildet, demüthig und werkthätig im Schurzfell: eine tüchtige Geſtalt mit einem kräftigen männlichen Geſicht und dichtem rundem Barte. Viſcher arbeitete an dieſem Werke, das 120 Zentner wiegt, mit ſeinen 5 Söhnen, die mit ihren Frauen und Kindern alle bei ihm wohnten, zwölf Jahre mit größter Andacht, und hat es, wie ſeine fromme Inſchrift ſagt, allein Gott und dem Heiligen Sebald zu Ehren im J. 1519 vollbracht: das herrlichſte Denkmal ſeines

---

*) Eine genaue Abbildung davon und Beſchreibung von Juſti weiſet der 2te Band der Vorzeit.

eigenen Lebens. Ein kleineres, doch nicht minder vollendetes Werk dieſes Erz-Künſtlers ſahen wir in der Aegidien-Kirche, hinter dem Altare: eine eherne Tafel; der Heiland am Kreuze und die Grablegung, 1522 in erhabener Arbeit, meiſterhaft zart und ſcharf, wie mit dem Meſſer geſchnitten.

Aehnlich jenem großen Meiſterſtücke Viſchers iſt in der Lorenz-Kirche, ein Tabernakel oder Sakramenthäuschen, ſo hoch wie die Kirche (64 Fuß), ein Gothiſcher Thurm im Kleinen, von der feinſten durchbrochenen Arbeit in Sandſtein, mit Bildwerken aus der Leidensgeſchichte; von Adam Kraft, Viſchers Freunde, mit dem er an Feiertagen in Zeichnungen und Erfindungen wetteiferte. Kraft vollendete ſein Werk im fünften Jahre 1500, und hat ſich ebenfalls, mit ſeinen beiden Geſellen, unten daran abgebildet, in Lebensgröße, mit dem Werkzeug in der Hand, knieend als Träger des Fußgeſtells: ſo ſteigt ſein Werk wie ſein Gebet über ihm empor. Von dieſem und vielen anderen ſo unglaublich fein ausgearbeiteten Bildwerken Krafts wird geſagt, er habe gewußt den Stein zu erweichen: ſo wie man hier in München bei einem wunderbar fein geſchnitzten Elfenbein-Käſtchen von Chriſt. Angermayr erzählt, er habe verſtanden das Elfenbein weich zu machen. Bei dem Bauinſpektor Heim in Nürnberg, der die Frauenkirche erneuet hatte, ſahe ich eine alte treffliche Zeichnung auf Pergament, wol 12 Fuß lang, von einem ähnlichen Sakramenthäuschen, wo die Figuren von anderer Hand hineingezeichnet waren. Hier ging das eigenthümliche Weſen der Gothiſchen Bauart wirklich ganz in das Vegetabiliſche über, und einzele Theile waren wirklich aus Eichenzweigen gebildet und erſchienen wie Verſteinerungen.

In dieſer Art ſteht noch auf dem großen Markte der mit Recht ſo genannte Schöne Brunnen, der auch wie ein Gothiſcher Thurm, zwar nicht ſo leicht emporſteigt; oben mit den Bildern von Moſes und Propheten, und unten mit 3 Triaden von Helden der Juden, Heiden und Chriſten: Joſua, David und Judas Maccabäus; Hektor, Alexander und Julius Cäſar; Chlodwig, Gottfried von Bouillon und Karl der Große (ähnlich dem Denkmale K. Maximilians zu Insbruck), und den 7 Kurfürſten. Es iſt eine meiſterliche Arbeit der Baumeiſter und Brüder Georg und Fritz Ruprecht und des Bildhauers Sebald Schonhofer (1361), hat aber ſehr von Feuchtigkeit und ſonſt gelitten. Das große eiſerne Gitter umher mag wol nöthig und auch künſtlich ſein, paßt aber nicht dazu mit ſeinen Schnörkeln ſpäterer Art, und iſt zu hoch.

Noch beſſer lernt man dieſe Meiſter kennen an der auch von ihnen erbauten Frauenkirche gegenüber, welche Karl 4. auf der Stelle der abgebrochenen Judenſchule im J. 1355 aufführen und zur Kaiſerlichen Kapelle weihen ließ. Sie iſt nur klein und das Gewölbe ruht auf 4 dicken runden Säulen, die faſt wieder zu der älteren Vor-Gothiſchen Art zurückkehren, doch nur einen leichten Kranz, keinen Knauf haben. Die ganz eigenthümliche Vorhalle mit 3 äußeren Thürbögen und einem vierten inneren, gehört aber zu dem reichſten dieſer Art, ganz ähnlich dem gleichzeitigen Prager Dom: und es ſind einige Bildſäulen daran, die mir die ſchönſten ſchienen, ſo ich noch geſehen. Leider war Vieles hievon durch angebaute Buden zerſtört und verdeckt, und iſt es zum Theil noch. Ueber dieſer Halle iſt ein Umgang, von welchem K. Karl die bei der Einweihung der Kirche 1361 von Prag überbrachten Heiligthümer dem Volke in ſeiner Gegenwart zeigen ließ. Das zierliche, zwar nicht recht paſſende Giebeldach iſt ſpäter unter Krafts Aufſicht darüber geſetzt; und daran iſt das kunſtreiche Uhrwerk des Schloſſers Georg Heuß mit dem ſ. g. Männleinlaufen, deſſen getriebene Figuren von dem Kupferſchmied Sebaſtian Lindenaſt ſind, einem Freunde Krafts und Viſchers: Kaiſer Karl 4. ſitzt mit Krone, Scepter und Reichsapfel auf dem Throne: vor ihm ſteht der Reichsquartiermeiſter Graf von Pappenheim, zur Rechten die 3 geiſtlichen, zur Linken die 4 weltlichen Kurfürſten mit den Reichskleinoden; jede Stunde gehen ſie um den Thron und verneigen ſich vor dem Kaiſer. Der Tod ſchlägt die

Stunden; und hat auch ſchon ſeine eigene geſchlagen, indem das Uhrwerk in Stocken gerathen, wie das Heilige Römiſche Reich ſelber. Nirgends wird man mehr an die alte Herrlichkeit deſſelben erinnert, als hier, wo ja ſonſt auch die Reichskleinode bewahrt wurden. —

Die Kirche iſt ſeit der Baieriſchen Beſitznahme der alten freien Reichsſtadt wieder den Katholiken eingeräumt und für dieſe ganz neu ausgeſchmückt, zwar meiſt mit alten Bildwerken aus andern Kirchen und überhaupt auf alterthümliche Weiſe; aber alles ſo bunt und grell angemalt, beſonders mit den Baieriſchen Farben, Hellblau, Weiß und Roth, daß es dem Auge wehe thut. Sonſt ſind in dieſer Kirche noch viele ſchöne Malereien, Holz- und Steinbilder aus Karls 4. Zeit, deſſen Bildniß, auf dem Thron, hier auch noch in prächtiger Glasmalerei leuchtet, und die neuen buntſcheckigen Glasſcheiben niederſtralt.

Die ſchönen gemalten Glasfenſter in allen dieſen Kirchen ſind von wunderbarer Magie und verbreiten eine warme heilige Dämmerung. Die Farbenpracht, wenn die Sonne hindurch ſcheint, iſt unbeſchreiblich: die ganze heilige Geſchichte ſcheint ſich zu beleben und zu bewegen. Es finden ſich hier ſehr alte Stücke dieſer Kunſt, ſchon aus dem 13ten Jahrhundert: da ſind die Farben auch ſchon in der vollſten Kraft, jedoch mehr in einzelen gleichen Maſſen, ſo wie auch meiſt nur als einzele Bilder in den kleineren Fenſtern, z. B. an dem Engelchörlein in St. Sebald, die Heiligen in der Klarenkirche (um 1278) und die beiden Apoſtel in St. Jacob (um 1281). Dagegen füllen die ſpäteren Malereien ganz die großen, dennoch genug erleuchtenden Fenſter mit ganzen Geſchichten oder reichen Arabesken. Vielleicht hat Nürnberg die vollkommenſten Werke dieſer Kunſt aufzuweiſen, und unter dieſen iſt ohne Zweifel das Volkameriſche Fenſter in St. Lorenz das höchſte: der Stammbaum der Mutter Gottes, welcher aus dem im königlichen Schmucke ruhenden Erzvater Jakob hervorwächſt; in den wundervollen Zweigen ſitzen Könige umher, und zu allerhöchſt blüht die Heilige Jungfrau daraus empor. Hier iſt bei der trefflichſten Zeichnung eine Glut, Verſchmelzung, Abſtufung und Einklang der Farben, daß das Ganze, aus ſo vielen Stücken zuſammengeſetzt, in Einen Kriſtall zerfloſſen oder daraus hervorgeſchliffen ſcheint. In der Kunſtſammlung auf der Burg gewährt eine zweckmäßig aufgeſtellte Reihe von Glasmalereien eine lehrreiche Ueberſicht: zuletzt 1597—98 ſind noch recht ſchöne von einem Züricher Konrad. Seitdem werden die Farben immer blaſſer und matter, wie die Zeit. Neue Verſuche eines gewiſſen Frank aus Nürnberg, die ich in München (in der reichen Kapelle) geſehen, ſo wie das vor einigen Jahren in der katholiſchen Kirche zu Berlin ausgeſtellte Glasbild, erreichen beiweiten nicht die Edelſtein-Glut dieſer alten Fenſter.

Von vielen anderen bedeutenden Bau- und Bildwerken bemerke ich nur noch: die Fleiſchbrücke über die Pegnitz von Peter Carl, um 1600. Ein ſehr flacher Bogen von faſt 100 Fuß ſchwingt ſich mit außerordentlicher Leichtigkeit hinüber, und iſt wol der kühnſte, den Deutſchland hat. Die Holzbögen nehme ich aus, welche kürzlich, zwar nicht erfunden (denn die Schweiz kennt ſie längſt), aber doch recht ausgebildet und angewandt ſind, weil ſie ſich in dieſer zerſtörungsreichen Zeit eben ſo ſchnell wiederbauen, als vernichten laſſen. Daneben liegt über dem Eingange der Fleiſchbänke ein großer Ochſe aus Stein, von dem eine Lateiniſche Inſchrift verſichert, daß er, gegen den Lauf der Natur, niemals ein Kalb geweſen. Ein Ueberbleibſel des alten Volkswitzes, der ſich damals in Bild und Schrift noch öffentlich hinſtellen durfte.

Eins der vortrefflichſten Bildwerke im größeren einfachen Styl iſt die Grablegung Chriſti in der Wolfgangs-Kapelle an der Aegidien-Kirche vom J. 1446., welches v. Murr einem Hans Decker beilegt. Stände nicht die Jahrzahl darauf, ſo ſollte man es für älter halten, als die Bildhauereien aus Karls 4. Zeit, welche auch noch dieſes mehr Allgemeine, man möchte ſagen Ideale, der Form haben (wie die Prager Gemälde); dagegen der folgende Kraft die vollſte Naturwahrheit erreichte. Von deſſen Meiſterhand ſtehen hier noch die Leidensſtazionen und Kreuzigung, deren Entſtehen merkwürdig iſt. Martin Ketzel maaß auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem dieſe 7 Stazionen von dem Richthauſe bis zur Schädelſtätte genau ab. Als er heim kam vermiſte er ſeine Papiere, reiſte alsbald wieder hin, maaß von neuen, und ließ nun das fromme Werk am Johannes-Kirchhofe ſo würdig ausführen. Früher hatte ſchon Georg Ketzel auf dem Hofe der Heiligen Geiſt-Kirche eine Kapelle nach dem Vorbilde des Heiligen Grabes erbauet.

An dem Berge unter der Burg ſieht man in einer Grotte einen Oelberg, dieſe ſo häufige Vorſtellung, ſehr zertrümmert; ich erwähne ihn bloß deßhalb, weil mir die großen Steinbilder aus dem Felſen hervorgearbeitet ſchienen.

In dem im Neuitaliſchen Styl erbauten Rathhauſe, wo ich vor 15 Jahren noch die Rathsherren in ihrer alten ſchwarzen Tracht und die Diener halb roth, halb weiß geſehen hatte, beſchauten wir natürlich auch den großen Triumphzug K. Maximilians, von Dürer, nach des kunſtliebenden Kaiſers Erfindung, die aber doch zu ſehr mit Allegorien überladen und verſchnörkelt iſt. Einfacher und bedeutſamer iſt über der Thür der Rathſtube der uralte Holzſchnitt, wie vor dem Richter zur Rechten ein Reicher mit dem Teufel, zur Linken ein Armer mit einem Engel ſtehet. In einem Zimmer war hier jetzo auch der berühmte Engliſche Gruß (Verkündigung) von Veit Stoß, aus einander gelegt, weil er gereinigt werden ſollte. Er hing ſonſt in der Lorenzkirche, wo er aber verhüllt werden mußte, weil Oſiander dagegen eiferte und die Maria „die goldene Grasmagd“ nannte. Und mit Recht: die rieſengroßen angemalten und vergoldeten Figuren, mit bauſchigen Gewändern, ſind gemein, und das Mädchen, welche ſie zeigte, war in der That hübſcher.

Die Gemäldeſammlungen auf der Burg, beim Buchhändler Frauenholz und bei dem Hauptmann v. Derſchau haben viel herrliche Bilder, unter welchen mich jedoch immer die Altdeutſchen, hier auch überwiegenden, am meiſten anzogen, durch ihre wunderbare Tiefe und Innigkeit, beſonders in den Geſichtern, welche doch die eigentliche Aufgabe der Chriſtlichen Malerei ſind, auch wenn einzele Glieder, beſonders Hände, verzeichnet waren. Die fleißige Ausführung im Einzelen, welche alle dieſe alten Bilder auszeichnet, zeugt recht von der Liebe und Andacht, womit die Künſtler gearbeitet; und dieſe Bilder vor allen gehören in einen mit demſelben Fleiße in allen ſeinen Zierraten ausgeführten Gothiſchen Dom mit den gemalten Glasfenſtern; dagegen Italiſche Bilder nur in eine antik gebauete helle, nackte Kirche, wie die neue in Brüſſel, die Jeſuitenkirchen in Breslau und hier in München, die ich gar nicht ſehen mag.

Auf der Burg, deren Fenſter herrlich über die Stadt und ins offene Feld ſchauen, iſt ſeit einigen Jahren eine Bilderſammlung angelegt, aus aufgehobenen Kirchen, und durch die großen Münchener Vorräthe vermehrt, obwohl nicht der Verluſt der dahin entführten Stücke erſetzt. So ſieht man hier wol noch die beiden Altarflügel Dürers, mit Petrus und Johannes, Markus und Paulus: groß und gewaltig, ſtarker faſt furchtbarer Ausdruck in den Geſichtern, die Gewänder in großen Maſſen und einfachen ſanften Falten, alles maleriſch ausgeführt, und wohl erſt nach ſeiner Niederländiſchen und Italiſchen Reiſe; ferner, Dürers eigenes herrliches Bildniß, wie es im Steindruck vor ſeinen unübertreflichen Randzeichnungen, und jetzo auch noch beſonders, wiederholt iſt: aber ſo gut die alten Kopien ſind, die Urbilder hangen ohne Zweifel in der Münchener Gallerie. So möchte man die Bildniſſe Karls d. Gr. und K. Siegismund, obgleich groß und würdig, auch nicht für Dürers Werke erkennen. Aechter und glänzender ſind die vier Altarflügel von ſeinem Lehrer Wohlgemuth, aus der abgebrochenen Schöfferkirche:

außen acht lebensgroße Heilige auf wunderbaren goldenen Blumen ſchwebend, inwendig das Leben und Leiden des Heiligen Lukas, Sebaſtian, Georg u. a. in mehren Feldern: eine Anmuth und ſelige Ruhe der Geſichter und Darſtellung, und ein Glanz der Farbe, der dieſe Bilder immer friſch im Gemüthe erhält. Ihnen nahe ſteht eine Anbetung der Könige von Martin Schön. Zwei Venusbilder mit ihrem Amor von Lucas Cranach beweiſen nur, daß dem Nordiſchen Maler das Nackte nicht ſo beſchieden iſt, da es Natur, Sitte und Glaube verhüllen: den entkleideten Gliedern iſt die damalige Tracht wohl anzuſehen.

Dann gedenke ich, in der Frauenholziſchen Sammlung auf dem Rathhauſe, neben einem meiſterhaften großen Bildniſſe von Georg Penz (von dem auch ein treffliches Bildniß des tapferen Kriegsmannes Sebaſtian Schirmer auf der Burg ſtehet), beſonders zweier kleiner Bilder, die Heilung des kranken Weibes und Maria's Vermählung, von außerordentlichem Reiz; vermuthlich von einem Niederländer, da ganz die lieblichen Frauengeſichter und zierlichen Trachten jenes heiteren Landes darauf anſprechen. Daran reihte ſich eine anmuthige Mutter mit dem Kinde von Lukas von Leiden, und Anbetung der Könige von Gere von Leiden und Holbein. Ein kleines Bild von Dürer: Chriſtus mit der Dornenkrone einſam in der Nacht daſitzend, iſt von erſchütterndem Eindruck. Ein ähnliches kleines Bild von Annibale Carracci kennſt Du aus der Sammlung des Hofraths Bach (zu Breslau).

Das Meiſterhafteſte von allen hieſigen Gemälden iſt aber das Bildniß eines Holzſchuhers, im Hauſe ſeines noch lebenden Geſchlechtes, von ſeinem Freunde Dürer mit aller Liebe und Tiefe gemalt; nebſt Rafaels Bildniſſe des Kardinals, der ihm beim Malen vorleſen durfte (im Beſitze des Hofraths Bach), eins der erſten Bildniſſe in der Welt. Man kann es in der größten Nähe betrachten, und es gewinnt immer mehr; und doch iſt es nicht ängſtlich, wie etwa die häßlichen Köpfe des berühmten Denner, ſondern groß und frei, und der abgebildete wahrhaft ein Mann.

In der Frauenholziſchen Kunſthandlung erfreuten uns noch zwei Probeabdrücke von Kunſtwerken, deren Urbilder freilich alle hier geſehenen verdunkelt haben würden: der Kölner Dom, die Seitenanſicht; von Duttenhofer für das Boiſſere'ſche Werk; und Rafaels himmliſche Madonna zu Dresden, deren vollendeter Kupferſtich Friedrich Müllers zu frühe Leichenfeier ſchmückte, wie einſt die Verklärung Rafaels Sarg.

In der Stadtbibliothek fand ich noch manches Wichtige und Unbekannte Altdeutſcher Art, und anderes ſchon Bekannte erfreute mich doch mit eigenen Augen zu ſehen. Eine alte Papierhandſchrift bot mir zuerſt ein Univerſalgedicht von der Schöpfung, Sündenfall, Erlöſung, Weltende und jüngſtem Gericht, das ich auszog. Unter den Solgeriſchen Handſchriften iſt das ſeltene Schönbartbuch, Abbildung und Beſchreibung der alten jährlichen Maskenzüge. Aber ein noch ſchöneres und reicheres Schönbartbuch, mit vielen andern Nürnberger Spielen, Anſichten und Wappen, trefflich gemalt, überließ mir mein werther Freund Kiefhaber, jetzo Archivar zu München, deſſen Bekanntſchaft, nach vieljährigem Briefwechſel, mich ſehr erfreute. Ihm verdanke ich auch eine Abbildung des alten Eſchenbachiſchen Wappens, mit der Aufſchrift:

Wolfram Freiherr von Eſchenbach:
Laien Mund nie baß geſprach.

Es hat, wie Püterich es beſchreibt, einen Hafen oder Krug im Schilde, und auf dem Helme mit 5 Lilien. Gern wäre ich auch, wie Püterich, zu dem Grabmale dieſes Heroen der Deutſchen Dichtkunſt in der Frauenkirche des Marktfleckens Eſchenbach gewallfahrtet: aber es lag zu ſehr aus dem Wege, und Nürnberg hielt mich zu feſt. Der Bauinſpektor Lederer, durch deſſen freundliche Theilnahme ich mit den hieſigen alten Denkmalen erſt recht bekannt wurde, hat mir jedoch Kunde und Abbildung jenes

Grabmals verſprochen, wenn es überhaupt noch vorhanden iſt.

Auch muß ich es ſehr bedauern, zu ſpät mit dem Hauptmann von Derſchau bekannt geworden zu ſein, welcher, gelähmt, faſt wie ein Zauberer unter einer erſtaunlich reichen Sammlung von Kunſtwerken aller Art ſitzt, und ſie mit der herzlichſten Bereitwilligkeit alle, ſo viel die Zeit noch vergönnte, vor mir erſcheinen ließ. Da ſind herrliche Bilder (beſonders eine Mutter Gottes mit dem Kinde von Penz), Zeichnungen, Holzſchnitte (aus denen die Beckerſchen Abdrücke bekannt ſind), gemalte Schüſſeln, Handſchriften, Bücher, daß einem ſchwindelt. Der gütige Sammler verſprach mir ein altes Pergamentblatt, das Eſchenbachs bedeutenden Gegner Heinrich von Ofterdingen betrifft, und ſich nicht ſogleich fand. Aus der Ebneriſchen Verſteigerung, die gerade im Gange war, und wo die hohen Preiſe der Altdeutſchen Werke einen guten Thermometerſtand dafür zeigten, hatte er die Handſchrift der Deutſchen Reimbibel mit Bildern erſtanden, die von Rudolfs bekannter Bearbeitung verſchieden iſt.

Ich kaufte hier auch manche ſeltene alte Bücher: vor allen das Heldenlied von dem König Erendel oder dem Ungenähten Rocke Chriſti, deſſen das alte Heldenbuch gedenkt; und Konrad Egenbergers von Wertheim Verdeutſchung des Ritterbuchs vom Ogier: von welchen beiden, ſo viel ich weiß, nur noch 2 Exemplare vorhanden ſind. Der große Antiquar Herdegen aus Fürth verhieß mir noch ein unbekanntes Schildbürger-Buch.

Nach Fürth, dieſer faſt eben ſo bevölkerten Stadt, wie Nürnberg, nur eine Stunde davon, wanderte ich dießmal nicht wieder mit hinaus: ſie iſt auf Sand gebaut, durchaus neu und meiſt von Jüden bewohnt, welche nach ihrer glücklichen Verbannung aus Nürnberg, unter K. Maximilian 1, dieſe Kolonie geſtiftet haben. Die Nürnberger Bibliothek bewahet eine merkwürdige Hebräiſche Handſchrift aus dem 14ten Jahrhundert, mit den vollſtändigen Jüdiſchen Gebeten in Reimen, welche die gräulichſten Läſterungen gegen Chriſtus und die Chriſten enthalten, und furchtbar gegen die Jüden zeugen. Auch beſtand, wie ſich noch junge Leute erinnern, in Nürnberg die löbliche Sitte, daß jedem Jüden, der nach Nürnberg kam, unterm Thore ein gelber ſpitzer Hut aufgeſetzt und ihm ein altes Weib mitgegeben wurde, die ihn überall hin begleitete, bis er die Stadt wieder verließ.

Ich beſah mir lieber den goldenen Bären, ſonſt die Mauſefalle, d. i. das Haus des hand- und ehrenfeſten Nürnbergiſchen Altmeiſters der Dichtkunſt Hans Sachs, nach welchem jetzo auch eine Straße heißt; ſo wie nach ſeinem rüſtigen Nachfolger dem Klempner Grübel die Grübelſtraße: welche in ihrem Namen den Poeten- und Philoſophen-Steig andrer Städte vereinigt. Auch hätte ich, als Pegnitzſchäfer, mich gern von der Unruhe der Reiſe erholt, und in dem Poetenhaine an der Pegnitz, oder in den Hütten des Irrhains einige Tage ein idylliſches Leben geführt: aber das unerbittliche Wagenrad des Reiſeſchickſals riß mich fort.

Vor allen beſuchte ich aber noch den gelehrten und tiefſinnigen Kanne, der plötzlich alle Gelehrſamkeit von ſich geworfen hat, und Chriſto nachfolget. Er hat mich wunderſam berührt. Er ließ ſich zwar noch freundlich mit mir auf ſeine tiefen mythologiſchen und etymologiſchen Unterſuchungen ein, die ich gerade erſt recht kennen gelernt, als er ſie ſchon aufgegeben hatte, und beſchenkte mich mit einem ſeltenen Altdeutſchen Buche: zuletzt aber ſagte er mir, es bedürfe ſolcher Umwege nicht, verwies mich auf die Nachfolge Chriſti, und wenn ich noch nicht anders könnte, ſo ſollte ich doch nur eilen, meinen weiten weltlichen Weg, nicht bloß durch die Länder, ſondern auch durch die Litteratur zu vollenden, damit ich endlich auch zur Ruhe käme: wir würden uns wohl noch einmal wiederſehen. Dieſe Worte klingen mir noch immer nach. — Doch däucht mir, ich habe noch lange nicht genug gethan, um ſchon auszuruhen; und obgleich es wahr iſt, daß, wer viel weiß, auch viel zu verantworten hat, und Chriſtum liebhaben beſſer iſt, denn alles wiſſen: ſo glaube ich dennoch, daß beides recht wohl neben einander beſtehen könne.

Ueberaus freundliche Aufnahme fanden wir auch noch beim Profeſſor Hegel, in ſeinem gaſtlichen Hauſe brachten wir die meiſten Abende zu, und er geleitete uns faſt überall hin: durch ihn erhielt ich auch vier alte Meiſterſänger-Bücher. Es ward uns recht ſchwer, von Nürnberg, wo uns ſo viel Schönes, Gutes und Liebes geboten war, zu ſcheiden.

Abermals bei trübem Wetter fuhren wir am Sonnabend, den 27. July, aus, anfangs durch Sand und Fichten, bald aber auf ordentlicher Straße in ein angenehmes Thal, auf deſſen Bergen Schlöſſer und weiße Kirchen glänzen. Das Landvolk ſchien aber ſchmutzig, die gewöhnliche ſchwarze Tracht war meiſt fuchſig und grau, auch Bauart und Ackerbau iſt nicht ſo nett und fleißig, wie in dem heiteren Franken. Denn nun waren wir ſchon in der Oberpfalz, und bei dem Städtchen Neumarkt, dem letzten von Fränkiſchen Anſehen, ſcheiden ſich ſchon die Waſſer, welche in den Mayn und ſo in die Nordſee fließen, von denen, die in die Donau und mit dieſer dem ſchwarzen Meere zuſtrömen.

München, den 13. Auguſt 1816.

— Wir fuhren alſo raſch über Neumark in ein angenehmes Thal eines ungenannten Flüßchens, welches ſich ſchon in die Donau ergoß, und waren nun eigentlich in Süddeutſchland. Die Oberpfalz ſieht aber hier nicht ſehr fruchtbar und wohlhabend aus, und die Leute tragen ſich alle ſchwarz, welches leicht ärmlich und ſchmutzig wird, zumal bei ſolchem Regenwetter, wie uns immer noch abwechſelnd begleitete. Bald ſahen auch die Bauerhäuſer ſchon ſüdlich aus, hatten ſehr flache Dächer, zum Theil mit großen Steinen belegt, um die Schindeln feſt zu halten, ganz wie in der Schweiz und Italien. Dieſe Bauart ging bis Regensburg fort; welche Stadt auch noch viel Ueberbleibſel altrömiſcher Bauwerke hat. Kurz, es war etwas Fremdartiges, das hier in Baiern ſich wieder verlor. Wir kamen durch einige recht maleriſche Felſenthäler der Laber und der Nabe, und gegen Abend auf eine Höhe, von welcher wir Regensburg ſammt der wie ein See ausgebreiteten Donau, mit ihren vielen Krümmungen, in weite Ferne auf und abwärts erblickten, und an dem heiteren Abende uns auch wieder erheiterten.

Du würdeſt Regensburg, das Du geſehen, doch kaum wieder erkennen: in dem unglücklichen Kriegsjahr 1809 iſt Stadt am Hof, auf dem linken Ufer, faſt ganz niedergebrannt und jetzo meiſt neu aufgebaut; dann ſind die Feſtungswerke ringsum abgetragen und in die herrlichſten ſchattigen Spaziergänge umgewandelt, wie die Breslauer nie werden können, ſchon weil der ſchöne Strom und der nahe Hintergrund des bergigen Donauufers fehlen. Hier iſt aber auch eigens eine Verſchönerungs-Commiſſion niedergeſetzt, welche die Anlagen leitet. Mehre würdige Denkmale zieren die Ruheplätze, vor allen das des hier geſtorbenen Kepler, welcher den Himmel der Erde näher brachte, auf welcher es ihm ſo kümmerlich erging. Zu beiden Seiten liegen ſchöne, bloß eingehegte, nirgends mit Brettern vernagelte Gärten, beſonders der große Park des Fürſten von Turn und Taxis, welcher hier ein kleiner König iſt. Und ohne Zweifel wäre Regensburg auch für das neue Königreich Baiern, wie einſt für das alte, eine viel ſtattlichere und würdigere Hauptſtadt, als dieſes München in der Wüſte.

Regensburg wird mir immer um ſo lieber bleiben, weil ich hier die erſten Briefe von Dir empfing, und zwar durch ſo freundliche Hände. Wir verlebten einen ſchönen Abend in dem reizenden, weit in die ſanfte fruchtbare Gegend und auf die Berge dahinter ſchauenden Garten des Poſtdirectors Walbgand, welcher uns mit großem Eifer zu allen Merkwürdigkeiten der Stadt führte. Hier fand ich auch in dem Profeſſor Klein einen lebhaften Freund und Förderer des vaterländiſchen Alterthums und gewann mir einen lieben Freund. Auch der gelehrteſte Kenner und Forſcher der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt, der Syndikus Gemeiner, den wir aufgeſucht hatten, war mit uns. Die von ihm beſchriebenen Merkwürdigkeiten der Stadtbibliothek ſind aber nicht mehr alle vorhanden. Auch die Kloſterbibliotheken haben durch Krieg, Brand und Aufhebung viel verloren. Bei den Jeſuiten iſt 1809 unter andern, laut dem Konſiſtorial-Kanzelliſten Ried, ein Triſtan auf Pergament verbrannt. Gemeiner hielt ihn nur für den Renner, an dem freilich weniger gelegen wäre. Eine andere Handſchrift der Jeſuitenbibliothek aus dem 14ten Jahrhundert enthielt: 1) den guten Schwank, wie Ariſtoteles ſich von der Geliebten Alexanders, über welche er dieſen geſcholten, ſatteln und zäumen und auf allen Vieren im Garten ſpazieren reiten läßt, ſo daß er beſchämt wird, aber nur ſeine Lehre an ſich ſelber bewährt (wie von Baſedow erzählt wird, daß er durch ſein eigenes böſes Beiſpiel die Jugend vor dem Laſter der Trunkenheit gewarnt habe). 2) Das Leben des Heiligen Alexius. 3) die Sittenſprüche des Kato. Nur das erſte und letzte Stück war vor dem Brande abgeſchrieben und theilte mir Ried mit. Von Gemeiner erhielt ich eine Abſchrift des älteren Gedichtes von dem Staufenberger und der Meerfey von Eckenolt, das ſonſt nur in Fiſcharts Ueberarbeitung bekannt iſt, und wovon der ſehr alte Druck in der Minoritenbibliothek war.

Noch mehr wichtige und zuvor unbekannte Altdeutſche Werke erwarb ich durch den ſo gefälligen Ried, dem ich früher ſchon manches dieſer Art verdanke. Zuförderſt, eine treffliche große Handſchrift, worin Alberts von Eyb Eheſpiegel von 1472, die Meluſina, und beſonders eine Sammlung von 111 Liedern und Schwänken des Wieniſchen Minneſingers Nithart, mit ihren Sangweiſen; woraus man erfährt, daß Nithart mit Kaiſer Friedrich eine Kreuzfahrt gemacht und dabei verwundet worden, und wodurch die in ſeinen Liedern lückenhafte Maneſſiſche Sammlung bedeutend ergänzt wird. Dann, das zur Zeit einzige Exemplar eines Druckes des kürzeren Rittergedichtes Wilhelm von Orleans, von 1491; alſo beinahe ebenſo alt, wie die Handſchrift deſſelben, welche Dobrowsky in Karlsbad mir nachwies. Dabei iſt, aus derſelben Druckerei: die alte proſaiſche Auflöſung von des Johannes von Würzburg ſchönem Gedichte Wilhelm von Oeſterreich, von welcher ich auch nur noch ein Exemplar weiß; und Euriales und Lucretia, die bekannte Liebesgeſchichte von Kaiſer Sigmunds Kanzler Kaspar Schlick zu Siena. Endlich, den ſeltenen alten Druck des Renners, die erſte Ausgabe des Froſchmäuſelers, und mehre andre Seltenheiten.

In der fürſtlich Turn und Taxiſchen Bibliothek, die ſehr nett eingerichtet und wohl mit neuen Werken verſehen iſt, fand ich, neben mehren alten Handſchriften und Drucken, auch den ſchönen Pergament-Kodex von Janſens des Enenkels Weltkronik in Reimen mit vielen guten Bildern, der ſonſt im Stifte Neresheim *) war. Ich durfte ihn mitnehmen in unſere Wohnung, um ihn mit Muße durchzuſehen. Der Wiener Dichter erzählt zwar auch nach der Bibel die Schöpfung u. ſ. w., aber vermiſcht mit ſeltſamen Schwänken und abweichenden Sagen, zum Theil wie in der Jüdiſchen Tradizion, z. B. daß Noah auch ein Paar Teufel in die Arche genommen, damit die

---

*) Er iſt ſeitdem, wie mir [illegible] ſchreibt, dahin zurückgeliefert, und ſoll dort von einem [illegible] herausgegeben werden.

Art nicht ausgehe, weil ſie Gott doch einmal geſchaffen. Dieß lebendige und volksmäßige alte Werk verdient gar ſehr einen, auch ſchon vorlängſt angekündigten, Abdruck.

In dem ſehr guten Gaſthofe zum Kreuze trafen wir wieder mit Wiebeking zuſammen, in deſſen Geſellſchaft wir die alten Denkmale der Baukunſt beſahen. In der Stadt fallen viele viereckige Thürme auf, die zu groſen Häuſern gehören und zum Theil auch bewohnt ſind. Dergleichen ſind ſonſt noch mehre und höhere geweſen und haben gleichſam Burgen der edlen und mächtigen Geſchlechter in der Stadt gebildet. Ganz daſſelbe findet ſich in mehren Italiſchen Städten.

In einem alten Bürgerhauſe ſieht man an einer Wand in erhabner Arbeit aus Stuck Kaiſer Heinrich den Vogler mit einem Falken auf der Hand zu Pferde, und den Engliſchen König Oswald, auch mit einem Falken, zu Fuße. Darunter zwei Ritter im Kampfe: der Heide, welchen die Tracht und ein Teufel verrathen, den er im Schilde führt, wird abgeſtochen. Die Geſtalten ſind über lebensgroß und wohlgebildet, auch einfach alterthümlich, aber freilich nicht ſo alt wie die Geſchichte, welche ſie vorſtellen und die Lateiniſchen Inſchriften bezeichnen, und wol nicht älter, als die beiden Pergamentblätter von 1512, mit K. Heinrichs kurzer Geſchichte und den oft wiederholten Reimen: wie Hans Dollinger (dem dieſes Haus ſoll gehört haben) einen rieſenhaften Hunnen oder Türken Krako überwand, der im Jahr 930 dem K. Heinrich und ſeinen Rittern, wie Goliath, Hohn ſprach. Denſelben Kampf verſetzt ein Krainiſch-Slawiſches Volkslied nach Wien, wo der Ritter Chriſtoph Lamberg den Rieſen Pegam beſiegt: wie ſolches noch zu Valvaſſors Zeit in dem Gräfl. Lambergiſchen Schloſſe Stein in Krain auf der Wand gemalt war, und dort noch auf Bienenſtöcke gemalt wird. Dieß iſt aber urſprünglich wol eine Chriſtlich-deutſche Sage, und an die Stelle der von K. Heinrich durch Ueberſendung eines räudigen Hundes für den bisherigen Zins geſchändeten und auf immer beſiegten Hungarn, welche die Sage mit den älteren Hunnen verwechſelte und zu Hünen oder Rieſen machte, traten anderswo die noch lange heidniſchen Slawen, wie hier in den Namen Krako und Pegam (der Böhme), oder gar die Türken, wie die Ungarn auch wol genannt wurden. Dollinger hat ſelber ſeinen Kampf an ſeinem Hauſe in Stein hauen laſſen; davon iſt zwar keine Spur mehr, aber es rühren daher wol die ſpäteren Abbildungen, auf denen der ganz unverſtändliche König Oswald als eine ſolche ältere Ueberlieferung erſcheint. Die Stadt Regensburg ehrt auch noch immer ſich ſelber in dem Andenken dieſes wackeren Bürgers, und zu den älteren

Urkunden, Liedern, Bildern und Münzen, ſtimmt noch im Jahr 1813 ein Gemälde des Kampfes außen an dieſem Hauſe, vor welchem er gehalten werden und davon der Platz ſeinen Namen die Heid haben ſoll.

In dem Rathhauſe gegenüber zeugte der große leere Reichsſaal nur von ehemaliger Herrlichkeit. Dieſe hätte ſich vielleicht länger gehalten, wenn man auf das bedeutſame Bildwerk über der Thür geachtet hätte: ein vorgebückter Mann ſcheint auf jeden Eintretenden einen Stein zu werfen; eine alte Vorſtellung, die ich hier noch über einer andern Hausthüre geſehen, und die doch wohl ſagen will, daß nur der Gute und Gerechte eintreten ſoll. Jetzo fällt freilich wol keinem mehr dieſer Stein aufs Herz.

Die Brücke über die Donau iſt ein gewaltiges Werk, zwar nicht ſo prächtig und breit als die Prager, aber weit älter, ſchon im Jahr 1135 von einem unbekannten Meiſter binnen eilf Jahren gebaut; ein feſtes Band des lebhaften Handels zwiſchen Wälſchland und Norddeutſchland. Ungeheuer ſind die weit in den Strom ragenden Grundbaue und darauf ruhenden thurmartigen Pfeiler, und die 15 Bogen dazwiſchen, faſt zu enge für den über 1100 Fuß breiten vollen Strom, welcher ſich ſtauet und reißend hindurchrauſcht; ſo daß man wol ſchon gar an eine neue Holzbogenbrücke gedacht hat. Ein ſchweres und enges Anſehen giebt dieſer Brücke noch das aus hohen undurchbrochenen Werkſtücken aufgerichtete Geländer. Ein altes Wahrzeichen iſt daran das Brückenmännlein: ein nacktes Männlein von Stein, welches über einer Thür ſitzt und mit der Hand über den Augen nach dem Dom hinaufſchauet; auf einem Zettel in der Hand ſteht: Schuck wie heiß! Die Sage erklärt es: der Baumeiſter des Doms wettete mit ſeinem Lehrgeſellen, welcher die Brücke baute, ob dieſe oder der Dom eher vollendet ſein würde. Als nun die Brücke früher fertig war, ſetzte ihr Erbauer dieſes Männlein darauf, zum Schimpfe gegen den Baumeiſter des Doms, welcher ſich darob von ſeinem unvollendeten Bau hinabſtürzte. Dieſe Wette ſoll auch durch einen Hahnenkampf, der hier in Stein gehauen, vorgeſtellt ſein.

Solche Bau-Sagen finden ſich überall, zumal in Deutſchland, und ſind bedeutſam für die ungeheuren, menſchliche Kraft faſt überſteigenden und meiſt unvollendeten heiligen Bauwerke; daher auch gewöhnlich der Teufel dabei thätig iſt und wider Willen zu Gottes Ehre beiträgt. So bei der Nürnberger Kapelle, bei dem Stephans Münſter in Wien, dem Eiſengatter im Magdeburger Dom, wie bei den Teufelsmühlen, Teufelsmauern u. ſ. w. Dieſe Sagen gehen aber, wie unſere Baukunſt ſelber, zurück bis in Indien: unter den zu Gebäuden ausgehauenen Bergen von Ellora iſt eine wundervolle Tempelhalle, von welcher die heilige Sage erzählt, Biſtarma (der Weltſchöpfer) habe ſie gemacht in einer Nacht von ſechs Monden, ſie aber unvollendet gelaſſen, weil der Hahn gekräht, und er ſich in den Finger verwundet: und eine Bildſäule am Eingange mit aufgehobenem Finger ſtelle ihn vor.

Wie aber die Sage, unbekümmert um Zeit und Ort, Nahes und Fernes verknüpfet, zeigt ſich hier an dem herrlichen St. Peters-Dom, der zu den ſchönſten Gothiſchen Kirchen gehört, nächſt der Wiener und Straßburger, nur daß er noch weniger ausgebaut und keiner der beiden Thürme über die Höhe des Kirchengiebels gediehen iſt. Er iſt, wie jene, in der beſten Zeit, unter den Biſchöfen Leo und Heinrich, Grafen v. Roteneck, abermals von einem unbekannten Meiſter, 1275 bis 1280, nach einem großen Brande (1273), ſo weit gebauet, als er jetzo ſteht, bis auf die Erweiterungen am Chor im 14ten Jahrhundert und einige ſpätere fremdartige Anſätze mit der Jahrzahl 1486 (am Giebel). Er erhebt ſich ſehr ſchön und frei auf einem hohen Unterſatze mit vielen Treppen, auf welchem ein Gang ringsum durch die vortretenden Pfeiler läuft. Dann zeichnet ihn aus ein kleiner Thurm auf den Stufen vor der Mittelthüre, zwiſchen welchem und zweien ähnlichen an der Thüre ſtehenden Thürmen gleichſam zwei Triumphbögen von den Seiten her auf die kleinere und von vorn faſt verdeckte

Hauptthüre weiſen. Dieſer Vorbau iſt, ſo wie die ganze Vorderſeite, ausnehmend reich an Säulen, Thürmchen, Bildwerk und allerlei Zierraten, und ſieht aus wie ein Baldachin. Zwiſchen den Thürmen erhebt ſich mit einer Krone der Giebel, welcher das Kirchendach verdeckt, und deſſen verlängerte Seiten mit der Grundfläche gerade ein gleichſeitiges Dreieck bilden ſollen. Ueber dieſen Giebel ſollte ein Thurm der Kuppel zwiſchen den beiden vorderen Thürmen aufſteigen, welcher jetzo nur durch ein ganz unpaſſendes modernes Bauwerk angedeutet iſt. Auf eine ſolche Kuppel war es aber angelegt, wie man an dem großen Rundgewölbe über dem Kreuze ſieht. Dieſes Kreuz geht mit der vollen Höhe des Hauptſchiffes, nicht über die Breite der niedrigeren Seitenſchiffe hinaus. Ein alter Kupferſtich, den mir Ried verſchaffte und dergleichen ich auch bei Gemeiner ſahe, ſtellt den ganzen Bau als vollendet dar, aber Thürme und Kuppel ſo willkürlich und unpaſſend, als den fertigen Theil ungenau und ungefähr. *) Auf dem Schneckengange ohne Stufen in dem ſo genannten Eſelsthurm, (weil die Eſel hier das Bauzeug hinauf-

---

*) Auf der viel beſſeren Abbildung in Merians Topographie (1644), S. 46, iſt das Kreuz noch ohne Dach und keine Kuppel ſichtbar. Vielleicht iſt dieſe auch erſt mit den Erweiterungen am Chor 1484, wo ſonſt die Johanniskirche ſtand, ſo angelegt worden.

tragen) ſtiegen wir hinauf und überall umher, um die Herrlichkeit, Größe und Feſtigkeit des Baues noch mehr zu bewundern. So kunſtreich iſt überall das Gerinne angebracht, daß von dem vielen Regen kaum eine Spur war. Nicht minder herrlich iſt da droben die Ausſicht auf Stadt, Fluß, Brücke und Berge. Es war ein ſonniger Sonntag, und wir hörten unten andächtig der Meſſe zu, während die wundervollen großen Fenſter des Chors, hinter denen die Morgenſonne ſtand, den vollen Himmel herniederſtralten, und wie von Licht gewirkte Teppiche feſtlich herabhingen. Hier ſtehen auch noch ſchöne alte Altäre, als kleine Abbilder des Ganzen, in der unendlichen Wiederholung dieſer Baukunſt in ſich ſelbſt; dagegen ſie in andern alten Kirchen ſo modern abzuſtechen pflegen.

Die kleine Kirche neben dem Dome, die alte Kapelle genannt, welche die erſte Chriſtliche Kirche hier ſoll geweſen ſein, und an einem Römerthurme ſteht, iſt noch aus der älteren Zeit mit runden Bögen, ſchweren und über einander geſetzten Säulen und dergl., aber ohne Zier und Auszeichnung. Eine Erztafel mit halb erhobener Arbeit, ganz ähnlich jener in der Aegidienkirche zu Nürnberg, erneute ſehr angenehm das Andenken Viſchers.

Nicht viel ausgezeichneter und nur noch mehr entſtellt durch moderne Erneuung, beſonders innerhalb, iſt die ſonſt uralte Baſilika von St. Emmeran, dem Apoſtel und Schutzheiligen dieſer Stadt; wo zwar ſchon zur Römerzeit Chriſten gewohnt und vor ihm (er ward Märtyrer im Jahr 652) eine Kapelle des Heiligen Georg geſtanden, aber ſein Gotteshaus vor allen gedieh und ſchon zu Karls des Großen Zeit vom Biſchof Sintbert erweitert und geſchmückt wurde. Die älteſte Zeit verrathen auch noch die Ueberbleibſel einer Säulenreihe an der Wand des Vorhofes, welche ſich vermuthlich an die Säulenhalle des Einganges der Kirche zu beiden Seiten anſchloß und eine Vorhalle bildete, wie bei den älteſten Baſiliken. Hier zeigt man das Grab des Fränkiſchen Königs Childerich, und iſt der Grabſtein des tapfern Herzogs Arnulf (ſt. 937.), der ſich auch wol einen König der Baiern nannte, und gegen Konrad und Heinrich bei den Ungarn Schutz ſuchen mußte; alſo in ähnlichen Verhältniſſen erſcheint, wie der geſchichtlich gleichzeitige Margraf Rüdiger von Bechelaren bei den Hunnen, in den Nibelungen und andern Liedern. Bechelaren gehörte ſchon zu St. Wolfgangs Zeit (ſt. 994.) dem Stift Emmeran. Die dunkle Nachricht von alten Heldenbüchern und einer Geſchichte Attila's in der Bibliothek deſſelben, bei Spangenberg u. a., meint vermuthlich nur das Lateiniſche Gedicht Walther von Aquitanien, deſſen Handſchrift Aventin hier noch fand. Dieſer trefflichſte der

Altdeutſchen Geſchichtſchreiber (eigentlich Thurnmeyer genannt) hat hier auch ein würdiges Grabmal; ſo wie Graf Babo von Abensberg, deſſen bekannte Sage, wie er dem Kaiſer Heinrich ſeine 32 Söhne zum Ritterſchlage darſtellte, Aventin noch aus Liedern ſeiner Heimat, eben Abensberg, kannte. Das köſtliche Evangelienbuch Karls des Kahlen, das Kaiſer Arnulf herſchenkte, iſt gegenwärtig in München. Von dem was dieſe alte Abtei Emmeran von jeher Ruhmvolles für Wiſſenſchaft und Kunſt gethan, iſt überhaupt wenig Spur mehr vorhanden.

Ein bedeutendes Denkmal ſolcher Wirkſamkeit iſt aber noch das Schottenkloſter zu St. Jakob, welches die um 1064 mit Marianus Scotus hieher gekommenen und um den Unterricht der Jugend hoch verdienten Schotten *) um 1107, mit Beiſteuer des Burggrafen Otto von Riedenburg und vieler Edlen und Bürger, erbauten. Die Kirche iſt, beſonders von außen, ungemein wohl erhalten und gleichartig vollendet, mit ihren beiden an den Seiten des Chors ſtehenden Thürmen, welche viereckig, ohne Verjüngung in mehren Stockwerken ſchlicht aufſteigen, mit Fenſterbögen, welche durch kleinere Bögen auf Säulen getheilt ſind, und Spitzen, welche von den vier zu Gie-

---

*) Sie verbreiteten ſich von hier auch nach Würzburg und Nürnberg, wo ihnen von Konrad 3. die dort gedachte Aegidien-Kirche gegeben wurde.

beln zugeſpitzten Seiten ausgehen: eine Zuſpitzung der Thürme, die ich bis München her auch in Dörfern bemerkt habe. Das Mittelſchiff tragen ſtarke runde Säulen, ganz den antiken ähnlich, beſonders die Fußgeſtelle, die nur an den vier Ecken noch einen Wulſt haben; die Knäufe ſind aber mannigfaltig und ohne Gebälk: darauf ruhet mit Rundbögen eine hohe Wand mit kleinen rundbogigen Fenſtern und einer flachen Decke: alſo ganz wie die älteſten Baſiliken. An den Gewölben der Emporkirche ſtehen kleinere und größere Säulen verbunden. Alle Gewölbe innen und außen ſind rund, und nur an der linken Ecke außerhalb neben der Thüre bemerkte ich ein ſpitzes Fenſter. Das Merkwürdigſte und Wunderſamſte an dieſem ſonſt nur einfachen und glatten Bau iſt aber außen dieſe große Seitenthüre, eine wahre Pracht- und Schauthüre. Sie iſt in der Art, wie die mehr erwähnte Magdalenen-Thüre zu Breslau, aber viel reicher und prächtiger, viel mehr Säulen und Pfeiler und Bögen darüber, die, gleichſam zuſammen gewachſen, ſich nach innen verjüngen, und alle viel mannigfaltiger verziert mit Arabesken und Bildwerken. An den Füßen und auf den Geſimſen der Säulen liegen wunderbare Thiere, ſphinxartige Löwen. Deßgleichen zwiſchen den Säulen und bis auf die Wand hinaus allerlei menſchliche Fratzen und Ungeheuer, Krokodille und Drachen, in Kampf und Arabeskenverſchlingung durch Lotus und Palmen: zunächſt an den Salomoniſchen Leuchter zu Prag erinnernd. Es iſt dieß vielleicht das vollkommenſte, am beſten erhaltene und bedeutendſte Denkmal dieſer älteren Bauart in Deutſchland, und weiſet ſo ganz offenbar auf Aegypten und das Morgenland zurück, das damals auch ſchon durch Gottfrieds Kreuzzug unmittelbar wieder eröffnet war. Man beeifert ſich auch in Bekanntmachung deſſelben: wir ſahen dort eine große, ſaubere Abbildung, und auch Herr von Quaglio, der uns in München ſo freundlich ſeine und ſeines verſtorbenen Bruders treffliche Zeichnungen zeigte, liefert eine Abbildung davon, in ſeiner Sammlung ſolcher alten Bau- und Bildwerke in Steindruck, welche zwar keine architektoniſche Meſſungen, aber doch gute maleriſche Anſichten giebt *)

Kleiner und minder bedeutend, doch in derſelben Art, ſind die Thüre nach dem Kreuzgange und einzele Theile von dieſem. In einem Gemache daſelbſt fanden wir auch die alten Bildſäulen, welche wir an der Brücke vergeblich geſucht, und die man ſeit 1809 von ihren zerſtörten Stellen hieher gebracht hatte. Zuförderſt das Steinbild Heinrichs des Voglers und Städtegründers, welches ſonſt oben an einem alten Thurm auf dem linken Ende der Brücke ſtand. Es

---

*) Das erſte Heft davon in 12 Blättern iſt ſeitdem ausgegeben.

iſt ſehr alt und verwittert, und dem auf dem Dollingeriſchen Bildwerke ähnlich, doch nicht zu Pferde, und ſteht vermuthlich auch im Zuſammenhange damit. Nicht minder alt ſind die kleineren Steinbilder, welche ſonſt an dem mittleren Thurme der Brücke, und dann über dem Eingange der Spitalkirche am linken Ende der Brücke ſtanden: ein gekröntes Haupt auf dem Throne ſitzend, mit der Inſchrift Philippus Rex Rom. Das zweite ebenfalls gekrönte und thronende, nur mehr verwitterte Bild ſoll K. Otto 4. ſein, der aber für Regensburg ſchwerlich Bedeutung hatte, da er Baiern förmlich entſagte: eher wol K. Friedrich 1., der in St. Emmeran gekrönt wurde und Regensburg zur freien Reichsſtadt machte, und deſſen Bild wir auch in Freiſingen antrafen. Glaublicher iſt die dritte kleine Mißgeſtalt, faſt ohne Rumpf, mit offenem Munde und gefaltenen Händen (wie man, laut Gemeiner, dort die Seelen im Fegefeuer abzubilden pflegt), Philipps Mörder, Otto von Wittelsbach. Von dieſem hatte das Spital, über deſſen Kirchthüre das Bild ſonſt zwiſchen den beiden vorigen ſtand, auch eine Schenkung.

Bei ſo viel Alterthümern blieb für einige neue recht ſtattliche Gebäude nur ein Vorübergehen. Ins Schauſpielhaus thaten wir gegen das Ende (des Johann von Calais) nur einen Blick: es nimmt ſich gut aus, aber das Spiel war ſchlecht.

So wohl es uns in Regensburg geworden, ſo viel Merkwürdiges wir geſehen und ich an Handſchriften und Bücher erworben, ſo unangenehm war unſere Ausfahrt am Dinstage, bei ſtarkem Regen, ſo daß der Name dieſer Stadt ſich an uns in vollem Maße bewährt hat. Die Fahrt war wol raſch, wir ſahen aber nichts von der Gegend, und es war ſo kalt, daß wir nach und nach alles Wollen- und Winterzeug um und an uns hatten, und ſogar eine Wirthsſtube geheizt fanden.

Dicht vor Landshut kamen wir über die wilde Iſar, welche Wiebeking hier durch ein großes Wehr geregelt hat. Wir ſprachen hier wieder bei der Univerſität ein, und fanden mehre wackere Männer. Auf der Bibliothek, welche ſich eben noch bildet und von München aus den Kloſterbibliotheken anſehnlich vermehrt wird, beſchaute ich die trefflichen, meiſt zwar bekannten Altdeutſchen Handſchriften und Drucke. Neu war mir noch eine Menge alter Pergamentblätter mit Bruchſtücken des Rittergedichts Wilhelm von Oranſe (deſſen ſo häufig vorkommende Bruchſtücke ſeine ehemalige Beliebtheit bezeugen), einer gereimten Legende des Heiligen Franciscus, und einer Bibelüberſetzung in Proſa. Der Kuſtos Harder, der auch dem vaterländiſchen Alterthum zugethan iſt, wird ſie näher bekannt machen. Der eben ſo herzliche als vielkundige Profeſſor Siebenkees aus Nürnberg (der mir ſchon wegen ſeines Jean Pauliſchen Namenvetters lieb war) kommandirt hier die Bücherei, welche er uns ſehr geduldig zeigte, und uns noch manche freundliche Mittheilung gewährte. Im Profeſſor Mannert fanden wir einen Gelehrten noch recht nach alter Art; er überhörte uns ein wenig, erfreute mich aber durch ſeine Liebe zu unſern alten Gedichten und zeigte mir einige alte Papier-Handſchriften, in denen er öfter läſe: es war eine Legende des Heiligen Dominicus in Reimen, und beſonders das große Lied von Hug- und Wolf-Dietrich aus dem Heldenbuche, in ſeiner alten Geſtalt; von welcher letzten Handſchrift zuvor noch keine Kunde war: ich bin dem Beſitzer um ſo mehr Dank ſchuldig, daß er ſie mir ſo gütig überließ. Einige andere Kollegen, die wir noch begrüßen wollten, waren nicht daheim.

Die Stadt iſt ſonſt unbedeutend, neu, regelmäßig; weit aber ragt über ſie und ins Land umher die alte Martinskirche mit ihrem Thurme, welcher der höchſte in Baiern und, nächſt dem Wiener und Straßburger, in Deutſchland iſt: er wird auf 454 Fuß angegeben. Die Kirche iſt 163 Fuß hoch und erſcheint innen noch luftiger, weil die Pfeiler ungemein ſchlank und die Seitenſchiffe eben ſo hoch ſind, als das Mittelſchiff, ohne Kreuz. Das Gewölbe ſoll nur einen flachen Backſtein dick ſein, daher die Strebepfeiler auch ſo dünn. Ebenſo leicht ſteigt der Thurm auf, welcher unten noch mit einer großen Vorhalle zum Haupteingange der Kirche durchbrochen iſt, über welcher die Jahrzahl 1432 ſtehet. In demſelben Jahre ſtarb **Hans Steinmetz**, Meiſter der Kirche zu **Hall**, zu **Salzburg**, zu **Oetting**, zu **Straubing** und zu **Landshut**, wie deſſen Grabmal außen an der Kirche berichtet. Der Thurm mit ſeiner dünnen Spitze iſt ohne Zweifel der ſchlankeſte von allen, aber es fehlt ihm darum das rechte Verhältniß der Verjüngung; und dabei ſind ſeine Wände zu flach und zierlos, ſo daß der in der vollendeten Deutſchen Baukunſt ſo ſchön durch Neben-Thürmchen verkleidete Uebergang der untern viereckigen Stockwerke zu den oberen achteckigen, hier zu ſichtbar abſetzt. Ueberhaupt iſt, außer den beiden großen Thüren, unter dem Thurm und an der Seite der Kirche, innen und außen wenig von eigentlich Gothiſchen Zierraten, und das Ganze iſt von Backſteinen aufgemauert.

Der Landshuter Thurm würde ſich noch vortheilhafter ausnehmen, wenn er nicht unter dem hohen Bergrücken ſtände, welcher mit der alten herzoglichen Burg, der eigentlichen **Landes Hut**, die Stadt beherrſcht. Längs dieſer Höhe fuhren wir am Donnerstage eine Strecke hin, zur Rechten die Iſar in ihrem breiten wüſten Laufe. Das ſanfthüglige

Land iſt aber fruchtbar und wohlbebaut. Man ſpürt, daß man in geiſtliches Gebiet kömmt. Iſt dieſe ſo oft bemerkte Erſcheinung aber nicht natürlich? da die Geiſtlichen meiſt die erſten Anbauer, wie Erbauer waren, und ihre ehemaligen geſegneten Länder ſich meiſt noch durch fleißigen Anbau auszeichnen. Und dürfen wir von den in Kaſernen und Fabriken verwandelten Klöſtern und Stiftern wol je etwas Beſſeres erwarten?

Freiſingen zeigt ſich ſchon fernher mit ſeinem altberühmten Biſchofsſitze des Heiligen Corbinian auf dem Berge über der Iſar, neben dem alten Tetmons oder Teut-berg, wo erſt der Gott Teut verehrt ſein, dann Karl der Große gewohnt haben ſoll, deſſen fabelhafte Jugendgeſchichte in dieſer Gegend ſpielt, und auf welchem jetzo das Kloſter Weihen-Stephan ſteht, welches allein dieſe Sage bewahrte.

Freiſingen hat mehr Alterthümliches, als Landshut, und manches Merkwürdige für uns. Von der alten Domkirche, welche bald nach dem großen Brande 1159, unter dem Nachfolger des berühmten Biſchofs Otto von Freiſingen, Oheims und Geſchichtſchreibers Friedrichs I., mit dieſes großen Kaiſers und ſeiner Gemahlinn reicher Beiſteuer, erbaut wurde, iſt wenig mehr zu ſehen, vor dem Neurömiſchen Um- und Ueberbau, wodurch beſonders das Innere ganz altmodiſch geworden. Nur außen am Chore zeigten die über einander geſetzten Säulen-Rippen und kleinen Bogen Geſimſe noch den alten Bau. Beſonders aber die innere Hauptthüre unter der Vorhalle, wo ſie zwar verdunkelt und durch moderne Dekorazionen zum Theil verdeckt iſt, ſo daß wir ſie auf einer Leiter näher betrachten mußten. Sie iſt der Thüre der Jakobskirche zu Regensburg ſehr ähnlich, die Säulen und Pfeiler, deren Schäfte und Knäufe und Rundbögen ſind auch von mannigfaltigem Muſter, aber im Ganzen doch weit einfacher und glatter und ohne jene ſeltſamen Gebilde. Dagegen finden ſich zu beiden Seiten oben an den äußeren Säulen die merkwürdigen Steinbilder der Erbauer. Nämlich, zur Rechten Kaiſer **Friedrich**, mit Krone und Szepter, die Arme an die Hüften geſtützt, ſitzend auf zween wie ein Feldſtuhl gekreuzten Adlerklauen, die Kugeln halten; und neben ihm ein Biſchof mit Stab und Mütze, ſtehend, ohne Zweifel Otto's Nachfolger, **Albert**. Gegenüber ſitzt Friedrichs zweite Gemahlinn, **Beatrix**, Erbinn von Burgund, auch gekrönt, ein liebliches Geſicht, mit der Hand auf der Bruſt, in frommer Stellung. Beide benennen die Lateiniſchen Inſchriften über ihnen, mit der Jahrzahl 1161. Die Bilder ſind bemalt, aber ſicher ſo alt, wie die Thüre, mit welcher ſie aus Einem Stücke ſind, und gradlinig aber tüchtig gearbeitet. Friedrichs würdiges Antlitz zeigte Geſchlechtsähnlichkeit mit den Regensburger Bildern. Und es war zu verwundern, daß hier in München, wo der edle Kronprinz für ſein Kunſt-Walhalla die Büſten aller großen Deutſchen nach ächten Urbildern in Marmor hauen läßt, gar keine Kunde von dieſen ſo nahen und gleichzeitigen Bildern war. Vermuthlich wird man jetzo mehr darauf achten und ſie abformen laſſen.

Ein Ueberbleibſel von einem noch älteren Baue ſcheint die höchſt merkwürdige Krypta oder unterirdiſche Kirche, unter dem hohen Chore. Sie ruhet auf zwei Reihen von je acht Säulen, einer die beiden Reihen vereinenden ſtärkeren Säule vor dem Ausgange nach hinten, und den ihnen entſprechenden Wandpfeilern. Die Fußgeſtelle ſind hoch, nach antiker Art gegliedert, die Schäfte aber bald rund, bald viereckig und achteckig, und eben ſo verſchieden die Knäufe. Am auffallendſten aber war die eine Säule in der Mitte, welche ganz aus krokodillenartigen Ungeheuern und Männern mit Schild und Schwert im Kampfe, zum Theil von ihnen verſchlungen, zuſammengeflochten iſt: zur abermaligen Erinnerung an die Regensburger und Prager Bildwerke. Die dort, wie zu Nürnberg und Eger, bemerkte Mannigfaltigkeit der Säulen, beſonders ihrer Knäufe, hat ſchon ein Vorbild in dem uralten Tempel von Apollinopolis in Ober-Aegypten, welchen Du bei Denon aufſuchen magſt. Das Gewölbe der Krypta iſt durchaus rund und nur ſcheinbar in den beiden Seitengängen ſpitz, weil ſie ſchmaler ſind, als der Mittelgang, und die Pfeiler nicht, wie in dieſem, in gleichſeitigen, ſondern in länglichen Vierecken ſtehen, ſo daß hier die ſich ſchneidenden Bögen, von der ſchmalen Seite geſehen, beſonders ſpitz erſcheinen, da ſonſt ſchon jedes runde Kreuzgewölbe von allen Seiten Spitzbögen darſtellt. Eine Abbildung dieſes alten Denkmals in Quaglio's Sammlung wird Dir das Geſagte anſchaulich machen. Es mochte ſich dieſes unterirrdiſche Gewölbe wol noch von jener früheren Herſtellung der Kirche, nach einem Brande, durch den Biſchof Waldo (ſt. 906) erhalten. Dieſer Biſchof ließ auch durch den Presbyter Sigihardus eine Abſchrift von des faſt gleichzeitigen Otfrieds gereimtem Evangelienbuch machen, welche gegenwärtig in München iſt.

Bei dem bekannten Antiquar Mozler, der hier an guten Quellen ſitzt, kaufte ich wieder einige alte Pasquillen (wie Jemand, den Du kennſt, Poſtillen, und damit alle alte Bücher nannte), nämlich: den ſchönen alten Roman vom Hug-Schapler (Hugo Capet); einen alten Magdeburger Druck von Fiſcharts Bearbeitung des Staufenbergers und der Meerfey; und hauptſächlich, mit mehren anderen guten Sachen in Einem Bande, Nitharts

Lieder und Schwänke, gedruckt 1566, von welchen bis jetzo noch kein alter Druck aufgefunden war. Du ſiehſt, ich bin mit dieſem Volksdichter, deſſen ältere und vollſtändigere Handſchrift ich zu Regensburg bekam, beſonders glücklich.

Am Freitag Morgen blickten wir noch einmal vom hohen Domhofe über die weite, wie ein grüner See erſcheinende Ebene des Iſarthales, darin München wie eine Inſel ſchwimmt, auf die nun ſchon bedeutend hervortretenden Tiroler Alpen: ſie waren aber nicht ganz frei. Dann eilten wir, auf dem ebenen, langweiligen und öden Wege, mit den trefflichen Baieriſchen Poſten ihnen näher, und langten, von Sturm und Regen gejagt, bald nach Mittag hier in München an.

Zürich, den 29. Auguſt 1816.

Wir blieben zwölf Tage in München, und ſind dort eigentlich erſt einmal zur Ruhe gekommen, und etwas einheimiſch geworden. Zu ſchauen und zu ſtudiren gab es die Fülle, und es ſind viele Gelehrte und Künſtler da: aber die Stadt ſelber hat nichts Anziehendes, da ſie in einer nicht ſehr fruchtbaren Ebene liegt, an der Iſar, welche ein breites, und durch häufige Ueberſchwemmungen wüſtes Bette hat. Nur wenig Erde bedeckt das meilenweite Kieslager umher, in welchem die Bäume nicht gehörig wurzeln können und auch vor den kalten Bergwinden nicht gedeihen. Dieß ſcheint die alte Boiiſche Wüſte; und auf dem Wege nach Schleißheim, durch kümmerliche Fichten auf ſandigem Boden, war die Erinnerung an Berlin zu lebhaft. Nichts verkündet auch hier, wie dort von den meiſten Seiten, die Nähe einer Hauptſtadt ſo großer Reiche: und wie dieſe Reiche neu, ſo ſind beide Städte auch nur zufällig, durch die nach den früher gewöhnlichen Erbtheilungen der Fürſtenhäuſer, endliche Vereinigung derſelben in Einer Linie, die ihren Sitz beibehielt, zu ſolchen Hauptſtädten geworden: dagegen die übrigen ehemaligen Fürſtenſitze das Schickſal der aufgehobenen Klöſter theilen. Man ſieht es beiden Städten noch recht wohl an, wie ſie ſich eben erſt aus kleinen Landſtädten zu Reſidenzen emporarbeiten: in Berlin hört man's ſogar in der Miſchung von Hochdeutſch und Plattdeutſch. München hat keinen Gewinn von ſeiner Lage an der Iſar, da der wilde Strom, der unlängſt die Steinbrücke zerſtört, die eigentliche Stadt ziemlich von ſich entfernt hat, welche ſich jetzo auf der linken Höhe immer weiter ausdehnt. Von dem rechten höheren Ufer hat man aber eine ſchöne Ausſicht auf die Tiroler und Salzburger Gebirge; etwa wie von der Breslauer Taſchenbaſtei auf das Rieſengebirge.

München, das erſt gegen das 13te Jahrhundert angelegt worden, hat ungeachtet ſeines frommen Namens doch nichts Bedeutendes von alten heiligen Bauwerken. Die Frauenkirche iſt groß genug und ein tüchtiges Werk des Steinmetzen Jörg Gankoffer von Haſlbach und des Zimmermeiſters Georg Sandbofers, ſeit 1468, deren alte Bildniſſe ſie bewahrt. Innen imponirt ſie ſehr dadurch, daß die Seitenſchiffe ſo hoch ſind, wie das Mittelſchiff, und überall freie Durchſicht gewähren. Auch haben die weiten Fenſter noch recht ſchöne Glasgemälde. Der ganze Bau iſt der Landshuter Kirche ähnlich, aber ſchwerer, die Pfeiler ſind nicht ſo ſchlank, und alles iſt noch flacher und zierloſer, und auch nur von Backſteinen. Die beiden Thürme am Giebel ſind auch bei weitem nicht ſo ſchlank und hoch, wie der Landshuter, und durch die blaſenförmigen Aufſätze ganz verunſtaltet. Es wird erzählt, daß, als der alte Thurm durch Untergrabung niedergeworfen worden und einen großen Schutthaufen gemacht, Alt und Jung, Groß und Klein, Reich und Arm herbeigeeilt und den Schutt weggekarrt habe: was die Pariſer bei der Baſtille nachgeahmt haben. Im Chore ſteht das große aus Erz gegoſſene Grabmal Kaiſer Ludwigs des Baiers, von dem Niederländer Peter Candidus, einem Schüler Vaſari's, alſo mittelbar Michel Angelo's, auch wirklich im großartigen, gewaltigen Style dieſer Schule: beſonders iſt einer der an den vier Ecken knienden Krieger eine kräftige Geſtalt. Das Ganze iſt freilich etwas überladen und bauſchig.

Daſſelbe gilt von dem großen Erzbilde des Engels Michael, wie er den Drachen unter die Füße tritt und mit der Lanze hinabſtößt, außen an der Jeſuitenkirche. Daß dieſe ganz in Neurömiſchem Style iſt, verſteht ſich. In derſelben Art, aber neuer und minder verſchnörkelt iſt die Theatinerkirche, ein kleines Nachbild der Peterskirche in Rom: recht ſchön hell, Säulen, Gebälk und Gewölbe einfach und edel, alles ganz weiß; aber furchtbar nüchtern und heidniſch kalt. Außen um die Kuppel ſtehen als verkleidete Strebepfeiler ungeheure Schneckengewinde, dergleichen beſonders an den Giebeln Jeſuitiſcher Gebäude bezeichnend ſind. Dieſe Einwirkung des nahen Italiens, aus dem die große Straße hier vorbeigeht, iſt noch in den neueſten Gebäuden mit flachen Dächern ſichtbar.

Auch die ſonſtigen öffentlichen Gebäude ſind nicht ausgezeichnet. Selbſt das Königliche Schloß, freilich von Peter Candidus noch für die Kurfürſten erbaut, das man gleich am Thore ſieht, hielten wir für eine vornehme Kaſerne oder Kadettenhaus. Inwendig hat es aber eine Reihe ſehr eleganter Zimmer, welche auf einen ſchattigen Spaziergang, ehmals fürſtlichen Garten, vor der Stadt ſchauen. Die Bildniſſe der Königl. Familie (die im Sommer auf dem Luſtſchloſſe Nymphenburg wohnt) waren gut gemalt und intereſſant. Die Königinn muß ſehr reizend ſein. Auch war da das Bild ihrer Schweſter, der in voller Blüte geſtorbenen Herzoginn von Braunſchweig, die einige Zeit unſer kleines Prenzlau ſo verherrlichte. Nicht minder reizend iſt die Tochter des Königs aus früherer Ehe, welche ich auch mit ihrem Gemahl Eugen im Schauſpiel ſah. Ihr Bruder, der Kronprinz, der die Bilder aller großen Deutſchen verſammelt, iſt hier in würdiger Deutſcher Tracht gemalt. Die 6 Zwillings-Töchter der jetzigen Königinn ſind liebliche Ebenbilder

der Mutter. Nicht günſtig und nur vorläufig aufgeſtellt war in einem unteren Gemache eine treffliche Leda von dem einheimiſchen Bildhauer Eberhart (den wir in Rom finden werden): voll eigenthümliches Lebens darf ſie ſich getroſt neben einer mehr allgemeinen Venus von Canova ſehen laſſen. Ein Antiken-Saal, deſſen Pracht ſelber ſchon wieder veraltet iſt, enthält auch nur wenig bedeutende Stücke aus der Römer und noch ſpäterer Zeit. Dagegen ſtehen in den Sälen bei der Bibliothek mehre herrliche Antiken, unter denen mir der, freilich öfter vorkommende Faun mit dem kleinen Bachus im Arme, beſonders gefallen hat. Unter den Gypsabgüſſen fanden wir alte Bekannte, auch unſern lieben Meiſter Peter Viſcher mit ſeinen Apoſteln aus Nürnberg. Das Impoſanteſte aber war einer der beiden Koloſſen, der Dioskuren, zu Rom, und zwar der des Phidias, welchen der Kronprinz hat abformen laſſen: die glänzende Rieſengeſtalt ſteht hier ganz allein in einem hohen grauen Zimmer, und aus der Ferne durch die Thüre geſchaut, in künſtlicher Beleuchtung auf dem beweglichen Fußgeſtell ſich drehend, iſt es eine wahrhafte Göttererſcheinung. Der Kronprinz hat außerdem die größten Schätze von antiken Bildhauereien geſammelt, welche aber erſt in dem großen Pantheon, zu welchem eben der Grund gelegt und deſſen Bauart ein Geheimniß iſt, aufgeſtellt und gezeigt werden ſollen.

Die Büſten aller großen Männer werden wol eine Vorhalle davon einnehmen. Jn den gegenwärtigen Kunſtſälen wurde eben vom Direktor Langer und ſeinem Sohne ein Altarbild gemalt, das größte ſo ich noch geſehen: der liebliche Gegenſtand, Chriſtus mit den Kindlein und ihren Müttern. Man ſieht hier, wie auf ſo vielen Bildern ſeit der Herſtellung des guten Geſchmacks, antike und moderne Studien beyſammen. Es wurde bedauert, daß Tirol nicht mehr zu Baiern gehört, weil die Tiroler Soldaten ſo gute Modelle gegeben; und wirklich waren ein Paar tüchtige Köpfe nach ihnen gemalt. Herr Langer zeigte uns auch einen merkwürdigen antiken Kopf, welcher neben dem Gypsabguß vom Laokoon, auch ein Laokoon, aber unläugbar edler, ohne einen gewiſſen fauniſchen Zug, erſchien und ein vollſtändigeres Kinn unter dem Barte hatte. Sollte dieß abermals beſtätigen, daß ſo viele auch der beſten Antiken nur Kopien älterer Urbilder ſind?

Jm Schloſſe würde Dich auch die Schatzkammer ſehr ergötzt haben. Solche Pracht und Fülle von Steinen und großen zum Theil einheimiſchen Perlen habe ich faſt zu Dresden nicht geſehen. Beſonders gefiel mir ein Schmuck von roſenrothen Brillanten. Die neue Königskrone, Szepter und Reichsapfel ſind ſehr geſchmackvoll zu Paris gearbeitet, aber noch ungebraucht, da noch keine Krönung geweſen. Die reiche Kapelle im Schloſſe verdient vollkommen ihren Namen. Nur hat auch hier der edle Stoff durch die veralteten Einfaſſungen und Formen etwas Trauriges und Todtes, zumal da ſie gar an heilige Todtenbeine gewandt ſind. Das Köſtlichſte iſt hier eine vergängliche Wachstafel, welcher Michel Angelo's ſchöpferiſche Hand eine Kreuzabnehmung eingedrückt hat: vielleicht Modell zu einer nicht ausgeführten erhabenen Arbeit. Ein großes Werk in kleinem Maaßſtabe; edle ausdrucksvolle Formen: nur wird der Geſtorbene bei der Abnehmung zu gewaltſam geſpreizt. Du kannſt Dir das Werk aus dem eben ſo großen Kupferblatte, das der wackere Bildhauer Keller (in Rom) davon hat machen laſſen, ſehr gut vergegenwärtigen.

Dem Schloſſe gegenüber ſteht die lange Bildergallerie, auf einem Bogengang, der den ehmaligen Schloßgarten umgab, worin über tauſend Stück (zum Theil auch aus den aufgehobenen Klöſtern), und darunter Meiſterſtücke aus allen Schulen: für uns eine gute Vorſchule der großen Sammlungen in Italien. Ich kann ſie Dir natürlich nicht umſtändlich beſchreiben, aber doch einiges. Die Anordnung iſt, wie in der Florenzer Gallerie, nach den Ländern und Schulen. Gleich am Eingange, wie im Vorhofe, hangen beſcheiden die Deutſchen Bilder; dann folgen die Niederländer und Italiäner, und im letzten Zimmer iſt das Erleſenſte von allen zuſammengedrängt. Dieſe geſchichtliche Folge bleibt bei ſo großen, bunten und alles aus ſeinem urſprünglichen Zuſammenhange reißenden Sammlungen im allgemeinen wol die richtige, obgleich gegen die weitere Zuſammenſtellung einzeler Bilder hier manches einzuwenden wäre, und man bemerkt hat, daß die hier untergeſteckten Bilder zu Düſſeldorf viel mehr Wirkung gemacht haben. Auch muß freilich in den vereinigten Enden jeder Art und Zeit eine geſpenſtiſche Verſammlung entſtehen. Zuförderſt iſt hier Rafaels eignes Bildniß, daß du aus Morghens Kupferſtich kennſt; es iſt herrlich, aber nach jenem hätte ich doch mehr erwartet, und man kann ſich des Verdachtes nicht erwehren, daß das ächte Bild in Florenz geblieben, und eine gute alte Kopie untergeſchoben ſei. Der Kronprinz hat es für 10,000 Gulden gekauft, und es machte große Schwierigkeit, es aus der Stadt zu bringen. Auch der Heilige Hieronymus, ein tüchtiges Bild und nicht widerwärtig, wie dieſer Heilige gewöhnlich, will mir doch nicht von Rafael bedünken. Gewiſſer, eine ausnehmend liebliche heilige Familie, wo das Chriſtkind mit einem Roſenkranze von rothen Korallen um den Hals, ſpielend auf dem Lamme ſitzt. Johannes der Täufer, einſam ſitzend, ein wahrer Götterknabe, wird auch nur für ein Giulio Romano gegeben, da das Urbild unzweiflich in Florenz iſt. Nicht minder anmuthig iſt eine, auch öfter vorkommende heilige Familie, wo das Chriſtkind, faſt ganz von der Seite ſchreitend, nur etwas zu plaſtiſch erſcheint, von Andrea del Sarto; eine andere von dem ihm ſo ähnlichen Fra Bartolomeo, beide Rafaels Zeitgenoſſen; und eine von ſeinem Lehrer Perugino; ſo wie von dem Venediger Palmavecchio: alle denſelben unerſchöpflichen Gegenſtand lieblich verändernd. Die berühmte, verklärt aufſchwebende, von Engeln getragene Madonna von Guido Reni (die auch öfter wiederholt iſt) kann der Rafaeliſchen zu Dresden doch keinesweges den Rang ſtreitig machen: ſo durchſichtig ſie gemalt und ſo groß ſie iſt, ſo hat das Ganze doch etwas Geziertes und von einem Miniaturbilde. Hat man Rafaels Madonna ſchon vorgeworfen, daß ihr jungfräuliches Geſicht etwas von einer Diana habe, ſo wird man den Niobe-Kopf, der Guido's Ideal iſt, hier noch fremdartiger, und allenfalls nur für eine Mater doloroſa paſſend finden.

Eine heilige Cäcilia, wie ſie die Orgel ſpielt, in rothem Kleide, und das Bildniß einer Geliebten des Franzöſiſchen Königs Franz, beide von Lenardo da Vinci, zogen mich beſonders an. Dieſer Mahler hat bei der gründlichſten und feinſten Ausführung ins einzele, auch eine beſondere wunderbare Tiefe der Geſichter und Augen, und iſt den beſten Altdeutſchen Mahlern verwandt. Von dieſen letzten ſind hier verhältnißmäßig nur wenige Stücke, darunter beſonders von Albert Dürer eine Kreuztragung, aus welcher ich Dir den

Kopf der ſchmerzvollen Mutter in Steindruck beilege; die vier großen Apoſtel, deren ich ſchon in Nürnberg gedacht, ſo wie Dürers eigenes Bildniß, dicht neben ſeinem Freunde Rafael hangend, welcher weiche faſt weibiſche Jüngling einen rechten Gegenſatz bildet zu dem ſtrengen, ernſten und bärtigen Nürnberger Altmeiſter, der ſeinen eigenen Kopf zum Chriſtuskopf gebrauchen konnte. Du kennſt das Bild hienach aus dem Buche mit den ſchönen Randzeichnungen von ihm, deren Urbilder ich auch hier auf der Bibliothek geſehen, und jene Nachbildungen im Steindruck ſehr richtig befunden habe. Der alte Denneriſche Kopf auf der andern Seite, deſſen Runzeln und Haare am meiſten bewundert werden, ſieht aus wie eine ſchreckbare Wachslarve mit Scheinleben. Wie froh lebendig iſt dagegen ein großes Familiengemälde mit vielen jungen und alten Bildniſſen von van Dyk, Deinem Landsmann. Von ſeinem Lehrer Rubens ſind hier viele berühmte Bilder, meiſt aus Düſſeldorf hergekommen, z. B. der Engelſturz, der Bethlemiſche Kindermord, und (in Schleißheim) das jüngſte Gericht; meiſt große ungeheure Bilder, voll kühner und gewaltiger Stellungen, aber die Geſtalten, beſonders die nackten weiblichen, doch gar zu aufgeſchwollen und flämiſch, und dabei ſo unangenehm roth in den Schatten des Fleiſches, an gewiſſen Theilen wie von der Ruthe. Seine Madonnen ſind bekanntlich immer ſeine Frauen und Geliebten, deren er viele gehabt, daher nicht eben idealiſch, ſondern eben ſo voll und ſchwer. Nur eine gefiel mir, die mit dem Chriſtkinde in einen außerordentlich reichen Blumenkranz eingefaßt war. Noch erfreulicher ſind einige ältere Niederländiſche Bilder, vor allen eine Beſchneidung von Lukas von Leyden, wo die Mutter, und dann die beiden Prieſterknaben auf den Seiten, von engliſcher Anmuth ſind, und das Ganze in den ächteſten Farben ſpielt. Es erinnerte mich an jene beiden Nürnberger Bilder.

Die Krone aller Bilder hier war aber ein eben erſt in Paris vom Kronprinzen, mit einigen andern, für 60000 Gulden erkauftes, noch im Vorſaale aufgehängtes: eine Muttergottes mit dem Chriſtkinde, von Francesco-Francia, der mir noch nicht vorgekommen, aber einer der allertiefſinnigſten Maler ſein muß: Rafaels älterer Zeitgenoſſe, von welchem in der Giuſtinianiſchen Gallerie, jetzo in Berlin, mehre vortreffliche Bilder ſein müſſen, wie ich nur aus den Umriſſen davon erſehen habe. Maria, in einem langen lichtgrauen Gewande mit goldenem Saume, ſteht in einer blumigen Landſchaft, mit etwas zuſammenſinkenden Knien, kreuzweis über die Bruſt gelegten Händen, und ſchaut mit einem unausſprechlichen Engelsangeſicht nieder, zu dem unter Blumen auf einem Teppich liegenden nackten Chriſtkinde, welches wunderſchön, mit halb lächelnder, halb ernſter Miene, den Finger an den Mund haltend, aus ſeiner goldenen Glorie aufblickt. Es liegt ein unendlicher Ausdruck in dem Bilde (faſt Lebensgröße), und es ſcheint, als wenn die jungfräuliche Mutter ihr eigen wunderbar geboren göttliches Kind, niederſinkend anbeten wolle. Wie ſehr wünſchte ich, daß Du es mit mir geſehen hätteſt![*] —

Eine andere eben ſo große Bildergallerie iſt eine Meile von München auf dem ehemaligen Luſtſchloſſe Schleißheim, wohin wir an einem heiteren Tage, dergleichen nicht viele geweſen, fuhren. Hier ſind beſonders die älteſten Anfänge der Kunſt und die Altdeutſchen Bilder geſammelt. Selbſt Altgriechiſche Chriſtliche Bilder ſind da: alles für die Geſchichte der Malerei ſehr lehrreich. Mich ziehen überall, wie Du denken kannſt, die Altdeutſchen am meiſten an; und hier ſind mit die vortreflichſten heiligen Bilder der älteſten und beſten Meiſter, von höchſtem Fleiß der Ausführung ins kleinſte Einzele, und doch von großer Anmuth und wahrhaft religiöſer Tiefe. Dabei iſt ein Glanz und Pracht von Farben, Gold und Silber, wie auf den Miniaturen in alten Pergamenthandſchriften und auf den Glasgemälden in den Kirchen. Die alten Deutſchen haben gewiß die Farben am beſten und gründlichſten verſtanden; und wenn auch manches verzeichnet, hart und unrichtig iſt, ſo thun dieſe Bilder doch eben durch das Ganze, welches ich eine Farbenmuſik nennen möchte, die wunderbarſte Wirkung, und die Andacht und Anbetung des Künſtlers ſelber, iſt auf dem Bilde ſichtbar, und theilt ſich unmittelbar mit.

---

[*] Getreue Zeichnungen der beiden Köpfe, die ich von Freundes Hand, dem jüngeren Ruhl zu Rom erhielt, habe ich dieſem Buche beigegeben; ſie ſind in der Größe des Urbildes. Auffallend iſt auf dieſem noch die röthliche Farbe und flachsartige Behandlung der Haare; ganz ähnlich, wie auf mehren Frauenbildern von Lukas Cranach, z. B. der Venus zu Nürnberg.

Hier iſt das uralte Bild der Muttergottes mit dem Kinde, das ſonſt zu St. Emmeran in Regensburg verehrt wurde; auf Goldgrund, ernſt und ſtreng, nach dem Griechiſchen Typus. Freier iſt ſchon das ähnliche Bild daneben von dem alten Florenzer Lippi. Die kleinen Bilder, die hier von Giotto, Dante's Zeitgenoſſen, gezeigt werden, ſind doch ſehr roh. Von Martin Schön, Dürers Vorgänger, ſind hier vielleicht die ſchönſten Werke, fünf große Gemälde, zwar etwas verbleicht, aber voll ſeliger Ruhe der frommen Geſichter, beſonders auf der Verkündigung und dem Tod der Maria. Glänzender ſind mehre Tafeln von dem älteren Holbein. Vorzüglich ſchön und kräftig von Farbe ſind drei Bilder eines Unbekannten, mit der Jahrzahl 1537, darunter die Anbetung der Könige. Sie übertrifft aber noch in aller Rückſicht Dein älterer Landsmann Hans Hemmelinck, von dem hier zwei treffliche Bilder gezeigt werden. Eins der lieblichſten Bilder iſt auch hier wieder von Lukas von Leyden, den Dürer beſuchte: das göttliche Kind auf dem Schooße der Mutter mit der bedeutſamen Weintraube ſpielend, und verehrt von Joſeph und Magdalena, welche außerordentlich reizend und rührend iſt. Von Lukas Cranach, der von den Niederländern die friſchen und fröhlichen Farben lernte, iſt hier auch eine treffliche Reihe: Loth, wie ſeine üppigen Töchter ihn berauſchen, im Hintergrunde die brennende Stadt und die Salzſäule; eine Buhlerinn, die einem alten Faun das Geld aus dem Säckel ſpielt; (eine Altdeutſche Lukrezia, die ſich ruhig durch die ſchöne Bruſt ſticht, in München); eine Kreuzigung; und Chriſtus mit der Ehebrecherinn, zweimal, und ächter als die zu Prag: die Legende davon iſt, das Weib ſei Katharina von Bora und Luther unter den Anklägern; eine gewiſſe Aehnlichkeit iſt nicht zu läugnen. Von Dürers Schülern bemerke ich nur, die Kreuzfindung von Bartholomäus Beheim, und die Schlacht zwiſchen Alexander und Darius von Altdorfer: die letzte beſonders ein wunderwürdiges Bild, voll zahlloſer feiner Figuren im mannigfaltigſten Kampfe, doch ohne die Verworrenheit und Widrigkeit der ſonſtigen Schlachtſtücke; in der Mitte

Darius auf ſeinem Wagen vor dem ritterlichen Alexander fliehend; die Gegend am Meere mit Schiffen; der Mond geht unter, die Sonne geht auf: das Ganze wie eine Lufterſcheinung, himmliſche Heerſchaaren in den Wolken. Die Franzoſen nahmen dieß Bild auch allegoriſch, und wirklich mit nach Paris: aber ſeitdem iſt auch ihr Türkiſcher Mond vor der Sonne von Belle Alliance untergegangen. Das Seitenſtück dazu, die Belagerung einer Stadt, von einem Baieriſchen Maler Martin Feſele (v. 1533), worauf beſonders eine ruhige Gruppe von ſchwarzen Rittern tief aus dem Hintergrunde vortritt, iſt ebenfalls mit Paris wiedererobert.

Zu dieſen Altdeutſchen Bildern gehört auch ein ausnehmend ſchönes Altdeutſches Schnitzwerk, mittler Größe, ſtark erhaben und bemalt: die Geburt Chriſti mit den Hirten, und die Mutter ſitzend mit dem Kinde; alles wahrhafte Bildniſſe.

Dann hangen auch hier viele Italiſche Bilder, aber die beſten ſind in München. Ich erinnere mich davon nur noch lebhaft folgender: ein Bruſtbild, die Muttergottes, die ich gar nicht genug anſehen konnte, und mich etwas an Francia erinnerte; der Venediger Bellini, Dürers perſönlicher Freund, ſoll ſie gemalt haben. Eine kleine heilige Familie von Pinturicchio, einem der älteren einfacheren Meiſter. Wie das muntere Chriſtkind von mehren lieblichen Frauen geſchäftig gebadet wird, von Perugino: ein äußerſt anmuthiges blühendes Bild, das man für einen Rafael ſelber anſprechen möchte. Daneben eine liebliche Mutter mit dem Kinde von Andrea del Sarto. Ein tiefſinniges kleines Chriſtkind von Lenardo da Vinci. Ein kleines Bild, angeblich von Michel Angelo: die Mutter mit übergeſchlagenen Beinen und aufgelehntem Arm ernſt daſitzend, das Kind neben ihr hingeſtreckt mit dem Kopf auf ihrem Schooße. Das Großartige von Angelo's Schule iſt nicht zu verkennen, ſo wenig als in dem, auch durch die blaſſe, vorherrſchend rothe und blaue Färbung ganz ähnlichen kleinen Bilde zu München, Chriſtus einſam betend und die Jünger neben ihm ſchlafend, welches ihm auch beigelegt wird. Kaum wird man aber in jener Mutter mit dem Kinde Maria und Chriſtus erkennen: und beide Gemälde ſind eher im Basrelief-Styl, ähnlich dem wirklichen kleinen Basrelief von der Kreuzabnehmung in der reichen Kapelle. Eine kleine Skizze von Correggio, eine ſitzende weibliche Geſtalt, iſt von magiſchem Reize der kaum angedeuteten Züge. Sehr anmuthig ſind auch die Flucht und die Himmelfahrt der Maria von Paolo Veroneſe, und ein Bild von Pordenone. Die Fortuna oder Gelegenheit mit vorwallenden Haaren, nackt an der Weltkugel vorbeiſchwebend, iſt eine reizende Blondine, von oder nach Guido Reni. Eine Magdalena, die nur von ihren Haaren umhüllt iſt, wird, ich glaube, gar für ein Rafael ausgegeben.

Merkwürdig iſt ein ganz neues Gemälde des Direktors Mannlich (von dem eine lehrreiche Beſchreibung der Münchener Gallerie iſt): ein jugendliches Frauenbild, ganz nackt ſich ſchmiegend und von braunen Haaren umfloſſen, die noch in vielfachen Windungen auf dem Boden ruhen: es iſt die Frau des Malers ſelber, deren Lebenskraft ganz in dieſen unaufhaltſamen Haarwuchs aufging. — Ein anderes neues Bild von Wagner (ietzo in Rom): die Helden vor Troja, im Neufränkiſch-antiken Styl, ſahen viel mehr aus wie Franzöſiſche Generale mit ihren Mänteln im Bivoac.

Von ſpäteren Niederländiſchen und Holländiſchen, und auch Italiſchen und Deutſchen Gemälden hangen hier große Säle voll: aber ich wate getroſt durch dieſes bunte Meer zu meinen alten Lieblingen, die immer ſchon von fernher leuchten. Was ſollen mir dieſe Allegorien, Götter- und Menſchengeſchichten, Schlachten und Schlachtbänke, Idyllen und Jagden, Jahrmärkte und Proſpekte, häusliches und Still-Leben, wenn ich ſie auch alle faſſen und behalten könnte? Habe ich nicht genug an den einfachen und doch ſo unerſchöpflichen, ewig neuen heiligen Gegenſtänden, welchen alles jenes von ſelber zufällt und von ihnen erſt rechte Bedeutung erhält? Sonderten ſich jene weltlichen Gegenſtände doch auch beſonders erſt mit der unſeligen Glaubensſpaltung von den heiligen, mit denen wir ſie auf den älteſten Niederländiſchen und Deutſchen Bildern ſo paradieſiſch vereinigt ſehen. Freilich waren dieſe frommen Bilder zu Götzen erſtorben, und der Bilderſturm kam über ſie: aber war's nicht eben auch ein ſchnöder Bilderdienſt, der nun beſonders in Holland entſtand, wo ſich die Kunſt für den Handels-Luxus auf jenen früher nur untergeordneten Theil beſchränkte, ohne ihn doch eben zu übertreffen. Viel mehr zuwider ſind mir dennoch jene großen mythologiſchen und heroiſchen Gebilde, mit welchen die Wälſchen ins Heidenthum zurückfielen; ihre weltlichen Allegorien; die großen veralteten Prunk- und Prachtbilder der Palläſte, die nur Bedeutung haben, wenn ſie das noch beſtehende Staatsgebäude einer reichen Geſchichte zieren; und endlich vollends die bloßen Galleriebilder, zu welchen jetzo freilich mehr oder minder alle herabgeſunken ſind. Ich verſchließe mein Auge darum nicht, wenn mir auch wirklich etwas Merkwürdiges von dieſer Art begegnet, da es nicht fehlen kann, daß das Talent ſich überall Luft macht: aber meinen Maaßſtab halte ich feſt. So kann ich hier die barocken Bilder von **Breughel** nicht vergeſſen: vier Rieſenköpfe der Jahrzeiten, ganz von den Erzeugniſſen derſelben, der Frühling von Blättern und Blumen, der Sommer und Herbſt von Früchten und Aehren, der Winter von Dornen und Stroh zuſammengeflochten, ſo daß ſie in der Nähe ganz ſchauerlich ausſehen. Dieſe Blumen-, Frucht- und Dornen-Stücke haben doch etwas phantaſtiſches.

Wir eilten zu früh wieder nach München, um noch zur Italiſchen Oper zu kommen; denn es war keine. Doch haben wir nachher zwei Opern geſehen, nur komiſche (die eine la dama soldata) und von einer wandernden Truppe. Zwei Komiker waren recht brav, die Liebhaber langweilig und die Weiber meiſt unangenehm: das Ganze aber war ein gutes Vorſpiel von Italien. Das Opernhaus iſt im alten Kuchenbäcker-Styl, überladen, Franzöſiſch. Es wird eben ein ungeheuer großes neu gebaut, nach dem Muſter des Pariſer Odeons: jetzo ſieht es aus wie der Babiloniſche Thurmbau; die Bauleute ſind auch nicht einig, und es iſt zum Theil ſchon mal wieder eingefallen. Eine Bude in der Vorſtadt ergötzte mich einige Abende mit Kasperle-Stücken. Das gewöhnliche Theater vor dem Iſarthor iſt auch wirklich nur gewöhnlich, das Haus aber größer und heiterer, und die Geſellſchaft nicht ſchlechter, als beides in Breslau. Beſonders iſt Herr Karl und ſeine Frau vortrefflich, und ich habe bald keine ſo innige und ſeelenvolle Schauſpielerinn geſehen und gehört. Im

Käthchen von Heilbronn, das endlich zu Ehren gekommen, war ſie wirklich bezaubernd, zumal in der magnetiſchen Szene. Auch unſern Schwadke ſah ich hier wieder; er iſt noch immer der alte. Ich wollte ihn aufſuchen, doch gebrach es an Zeit.

Denn ich hatte vornehmlich alle Hände voll zu thun in der Bibliothek, wo ich faſt meine Wohnung aufgeſchlagen, und am Bibliothekar Scheerer einen neuen wackern Freund erworben, und in dem Kuſtos Docen, einen alten brieflichen Freund und Mitherausgeber nun auch perſönlich kennen gelernt habe.

Es iſt hier ein ungeheurer Vorrath von Büchern und ſeltenen Handſchriften, auf welche wir ſchon ſeit Erlangen immer hingewieſen wurden. Zuförderſt, eine Reihe prachtvoller Evangelienbücher, aus dem 9ten bis 11ten Jahrhundert (darunter die aus Freiſingen, Regensburg, Würzburg, Bamberg) wie ſie wol nirgends beiſammen iſt. Schon die Einbände zeigen ihre urſprüngliche heilige Beſtimmung, an feierlichen Tagen den Altar zu zieren und umgetragen zu werden: ſie beſtehen aus kunſtreichen, in Elfenbein geſchnitzten, geſchmelzten, in Gold und Silber getriebenen, eingelegten und eingegrabenen heiligen Bildwerken, umgeben von Perlen und edlen Steinen. Und inwendig ſind ſie, einige ganz, mit Gold und Silber auf purpurnes und anderes Pergament geſchrieben, mit prächtigen Anfangs-Buchſtaben und Zeilen, und großen Gemälden, welche, wie die Gebilde der Einbände, ganz den älteſten Griechiſchen Bildern ähnlich ſind. Eben ſo merkwürdig für die Kunſtgeſchichte ſind die darin, beſonders als Einfaſſung des Kirchenkalenders, vorkommenden architektoniſchen Einfaſſungen, deren Säulen und Rundbogen in ihrer Mannigfaltigzeit der Schäfte und Knäufe die älteſte Kirchenbaukunſt vor- und abbilden, von deren Denkmalen uns bisher ſchon eine ganze Reihe begegnet war. Aehnliche Zierraten finden ſich ſchon in der ſilbernen Handſchrift des Ulfilas zu Upſal, ſo wie in dem uralten Rhedigeriſchen Evangelienbuche zu Breslau. Dann folgen mehre ſpätere köſtliche Gebetbücher, wie das mit Dürers unvergleichlichen Randzeichnungen, und beſonders ein Niederländiſches mit den feinſten und niedlichſten Gemälden der Jahrzeiten und Monatsbeſchäftigungen.

Nun beſchaute ich auch die älteſten Deutſchen Handſchriften, aus der Karolinger Zeit, die Gloſſen, Otfried, das Weſſobrunner Gebet und die Bamberger Evangelienharmonie, beide in Altſächſiſchen Allitterazionsverſen. Die letzte, deren Bearbeitung von dem verſtorbenen Reinwald die Münchener Akademie gekauft, mit den Ergänzungen aus der Cottoniſchen Handſchrift zu London, wird Scheerer herausgeben: gewiß ein tüchtiges Werk. Ueberhaupt iſt die Benutzung der großen vaterländiſchen Schätze hier in den beſten, und ſchon dafür thätig bewährten Händen ihrer genannten Vorſteher. Ich konnte mich um ſo eher bei dem Durchblättern der übrigen Altdeutſchen Handſchriften — zunächſt der drei Parcivale, mit dem Bruchſtück des älteren Titurel, des Triſtan mit Bildern, des Frauendienſt — beruhigen und auf mein Hauptziel, die Nibelungen losgehen. Es erfreute mich, in dem früheren Münchener Kodex, den ich durch Johannes Müller nach Berlin bekam, einen lieben Bekannten wiederzuſehen, und das erſte Blatt erinnerte mich ſogleich, wie Du zuerſt den in den Zierraten des großen gemalten Anfangsbuchſtaben verſteckten erſten Vers entdeckt haſt, den ich vor Freuden nicht finden konnte. Hauptſächlich aber war es mir um den aus Hohen Ems ſpäter hieher gekommenen, nur zur Hälfte ſehr fehlerhaft abgedruckten und weiter noch gar nicht benutzten Nibelungen-Kodex zu thun. Dieſen habe ich denn nun gründlich verglichen, und ihn zu meiner großen Freude mit meiner letzten Ausgabe aus der St. Galler Handſchrift ſo übereinſtimmend befunden, daß ich die Abweichungen habe darein ſchreiben können. Ich habe gleichwol Vor- und Nachmittag arbeiten müſſen, und ein Bogen von der Berichtigung des Mülleriſchen Abdruckes ward doch nicht ganz fertig, und Freund Scheerer hat ihn erſt vollendet und mir hieher nachgeſchickt. Nun habe ich aber alles. Docen hat unlängſt noch zwei Pergamentblätter einer dritten Nibelungen-Handſchrift gerettet und mir gütigſt ihre Vergleichung erlaubt: ſie enthalten, bei ſonſt auch genauer Uebereinſtimmung mit der St. Galler Handſchrift, nach der verhängnißvollen Donaufahrt, noch ein bedeutſames Geſpräch des geretteten Kapellans mit dem Charon der Nibelungen. Einige andere Stücke des Heldenbuchs, von Ecken Ausfahrt und das Roſengarten-Lied, hatte ich auch ſchon in Berlin gehabt. Von Docen erfuhr ich aber noch, daß eine beſſere Handſchrift des Roſengarten-Liedes, welche der Antiquar Mozler zu Freiſingen nach München verkauft hatte, ein gewiſſer Hoheneiger beſeſſen, nebſt mehren Altdeutſchen Handſchriften, die aber, ungewiſſer Umſtände wegen, nicht zu ſehen waren. Unter vielen einzelen alten gedruckten Blättern merkte ich mir nur drei Gedichte: von der Bohemiſchen Schlacht, von Karl von Burgund und von dem Niemand.

Ein merkwürdiges, und wol einziges Stück, wodurch Scheerer die Kunſtſchätze des Königs bereichert, d. h. es darunter verborgen gefunden hat, iſt ein hölzernes länglich viereckiges Käſtchen, innen und außen mit feinem Schnitzwerk, den Liebesroman eines Minneſingers darſtellend, in den verſchiedenen

Feldern, von der erſten verſchmähten Bitte bis zur Erhörung der letzten im Bette: alle Stufen erklärt ein, auf den Rändern und wo ſonſt Raum blieb, eingegrabenes Minnelied. Die große Schrift, die Sprache und die Zeichnung iſt ganz wie auf den Bildern der Maneſſiſchen Minneſinger-Handſchrift, und alſo wol dieſes niedliche Kunſtwerk eben nicht jünger. Scheerer wird es in Abbildungen mit Erläuterungen bekannt machen.

Nicht minder groß, als in der Bibliothek, iſt der Vorrath in dem neuen Reichsarchiv, das jetzo eben auch geordnet wird. Der lebhafte Archivar ließ uns kaiſerliche Urkunden aus allen Zeitaltern von Karl dem Großen her, überſchauen; und mein werther Freund Kiefhaber (dem ich das Nürnberger Schönbartbuch verdanke) half uns überall die Siegel mit Bildniſſen der Hohenſtaufen aufſuchen. Selbſt von dem unglücklichen Konradin, zu deſſen Richtplatze wir wallfahrten, fanden ſich zwei ſeltene Siegel mit jugendlichen Köpfen. Kiefhaber beſorgte für Raumer genaue Abbildungen davon, ſo wie von einigen Goldmünzen K. Friedrichs 2., aus der nicht minder reichen neuen Münzſammlung. Kiefhaber machte mich noch mit einem Sammler von Kunſtſachen aller Art bekannt, deſſen Name mir leider entfallen iſt: unter den beſonders zahlreichen geſchnittenen Steinen waren auch einige Altperſiſche, walzenförmige. Ueberhaupt regt und rührt ſich hier alles in allen Richtungen, um die großen Sammlungen zu geſtalten und einen neuen wiſſenſchaftlichen, wie politiſchen, Mittelpunkt zu gewinnen: nur fehlt es auch hier an Einigkeit und Gemeinſinn, wodurch allein das Große und Oeffentliche vollbracht wird.

Vor allen gebührt unſer Dank hier dem unermüdlichen Direktor Schlichtegroll, nicht nur für die gefällige Einführung zu allen dieſen wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Schätzen, ſondern auch durch die freundliche Aufnahme in ſeinem Hauſe, welche uns die häuslichen Entbehrungen auf der Reiſe einigermaßen vergeſſen ließ. Durch ihn wurden wir unter andern auch mit dem wackern v. Schweller bekannt, welcher in Auftrag des Staates ein vollſtändiges Wörterbuch der Baieriſchen Mundarten, überall an Ort und Stelle ſammelt; und mit Herrn von Quaglio, deſſen und ſeines Bruders Zeichnungen uns zurück auf Freiſingen und Regensburg, ſo wie vorwärts nach Italien wieſen.

Natürlich verfehlten wir auch nicht den Baieriſchen Pontifex Maximus aufzuſuchen, den Bau-Direktor von Wiebeking, mit dem wir unterweges ſchon zweimal zuſammengetroffen waren und gute Bekanntſchaft geſtiftet hatten. Er wohnt zwar etwas abgelegen, der wüſten Iſar und der zerbrochenen Brücke nahe, hat ſich hier aber eine glückſelige Inſel geſchaffen. Ein ſchattiger, von Waſſer belebter Park umgiebt ein wohnliches Haus, welches mit trefflichen architektoniſchen Bildern geziert iſt, darunter die großen alten Wunderwerke zu Straßburg, Freiburg und Wien. Ein gaſtliches Mahl brachte uns hier mit vielen bedeutenden Leuten heiter zuſammen. Eine idylliſche Erſcheinung war nach Tiſche beim Spaziergange im ſonnigen Garten die Tochter des Hauſes, welche, wegen Kränklichkeit, nicht früher an der Geſellſchaft Theil nehmen konnte. Wir wurden in ein Gartenhaus geführt, und fanden darin mit freudiger Verwunderung unſern lieben Freund Tieck. Freilich war es nur ſeine Büſte, welche die brüderliche Hand mit aller Liebe und Wahrheit belebt hat, und in welcher unſer ächt Deutſcher Dichter, der hier ſo viele frohe und ſchmerzliche Tage verlebte, innig verehrt wird. Wir vermehrten ſein hier lebendes Andenken gern durch unſere Erinnerungen der in den bangen ſchönen Tagen der Leipziger Schlacht mit ihm in Breslau verlebten unvergeßlichen Stunden, wo er uns, neben ſeinem reichen Selbſt, wie ein Zauberer, die wahren Geiſter des Goidini, Holberg, und vor allen ſeines Shakspeare, leſend erſcheinen ließ. — Es war darüber zu ſpät geworden, um noch die große Sammlung von Modellen des Baumeiſters gehörig zu ſehen; und wir begnügten uns mit den vortrefflichen architektoniſchen Zeichnungen für Wiebekings große und koſtbare Werke, beſonders für ſeine künftige Sammlung der Altdeutſchen Bauwerke in Baiern.

Gern hätte ich vor allen noch Schelling beſucht und ihn über die Weltalter befragt: aber die Tiroler Alpen hatten ihn in ihre Nähe an den reizenden Stahrenberger See gezogen.

Endlich mußten wir, für meine Arbeiten freilich noch immer zu früh, München verlaſſen: vielleicht nehmen wir aber den Rückweg wieder dahin. Der Weg iſt noch eben in dem öden Iſarthale bis Dachau, da geht es Berg auf und ab, über luſtige Feldmarken, bis zum Städtchen Friedberg, dem letzten in Baiern, wo man von der Höhe wieder ins Thal, und bald auf einer luftigen Wiebekingſchen Bogenbrücke über den anſehnlichen Lech in das weite Lech-Feld kömmt, auf welchem Kaiſer Otto der Große die Vertreibung der Hungarn vom heiligen Deutſchen Boden vollendete; und wo man auf der jenſeitigen Höhe das vom Römiſchen Kaiſer Auguſtus benannte und gegen die Germanen befeſtigte Augsburg mit vielen Thürmen in ſeiner alten Pracht erblickt. Die alte Reichsſtadt iſt innerlich aber auch nur noch Ruine ihrer vormaligen Herrlichkeit, als der Handel noch über Venedig und von dort hauptſächlich über Augsburg ging; beſonders ſeitdem dafür die Heerſtraße der letzten Kriege ſie beglückte. Es iſt hier Vieles wie in Nürnberg, aber nicht ſo Deutſch-alterthümlich, ſondern alles mehr im neueren Geſchmack des nahen Italiens. Ihn verkünden beſonders das Rathhaus, die großen Handelshäuſer (darunter das der ſchönen Philippine Welſerin, deren Geſchlecht ein Handelskönigreich Klein-Venedig oder Venezuela in der neuen Welt beſaß), und auf der breiten und langen Hauptſtraße die ſtolzen Springbrunnen mit den Erzbildern des Kaiſers Auguſtus, Merkur und Kupido, Herkules mit der Hydra (beide von Adrian de Vries), Neptun u. a. Die Römiſchen Alterthümer, die hier noch vorhanden ſind, haben Andere ſchon genugſam aufgeſucht, und wir werden noch genug dergleichen ſehen.

Das Reichs-Gotteshaus zu St. Ulrich und St. Afra, der Schutzheiligen Augsburgs, die vor ihrer Bekehrung wie Magdalena lebte, iſt zwar ſehr hoch und weit, aber nicht kunſtreich, die Wände meiſt glatt, nur die Seitenthür etwas reicher verziert, und vielleicht noch von einem älteren Bau. Burkhard Engelberg, deſſen Grabſtein außen am Eingange ſteht, hat es erſt um 1500 erbauet. Der Thurm, ſo der höchſte der Stadt, iſt noch ſpäter und ſchlichter.

Der Dom iſt dagegen niedrig und unanſehnlich durch die mancherlei neueren Anbaue. Von dem älteſten Bau iſt wenig mehr übrig. Die beiden Thürme mit dem niedrigen langen Gebäude ſind offenbar älter, einfacher, als der höhere Chor, mit den beiden großen Seitenthüren, im reichſten Gothiſchen Styl; ähnlich der Nürnberger Frauenkirche, und auch aus derſelben Zeit, um 1350. Die Hauptthüre nach der großen Straße, mit den vielen Löwenbildern, hatte ich ſchon in einer Abbildung bei Wiebeking geſehen. Die beiden Thürme ſind wol noch die im Jahr 1075 erbauten, und das lange Gebäude daran die alte etwas früher erweiterte Kirche, obwohl keines bedeutend und alles mannigfaltig entſtellt. An der Seite dieſes Gebäudes iſt auch die merkwürdige, mit den Thürmen gleichalte Erzthüre, doch ohne die Vorhalle, welche die ſogenannten zwölf Hausgenoſſen des Schmiedegewerks, darunter auch Bildhauer in Stein und Holz waren, mit Bildſäulen der Heiligen ſchmückten. Die Thüre hat zwei Flügel, es ſcheint viereckige, da ſie oben durch die Wölbung etwas verdeckt ſind: jeder Flügel hat ſieben Felder in der Höhe und zwei in der Breite, aber der linke zwiſchen dieſen zwei Reihen noch eine ſchmälere. Dieſe Felder füllen nun in Erz gegoſſene, halb erhabene Bildwerke: trefflich für jene Zeit, deren Kunſt man gemeinlich zu gering anſchlägt, weil man zu wenig davon weiß. Die Vorſtellungen, meiſt aus dem alten und neuen Teſtament, ſind wieder ſeltſam durch die Miſchung von bibliſcher und heidniſcher Mythologie: da ſind Centauren neben dem Sündenfall und der Heiligen Jungfrau mit dem Kinde; und die ganz eigenthümliche Schöpfung der Eva aus Adams Seite, nicht durch Gott Vater, ſondern deutlich durch eine weibliche Geſtalt. Die Ueberlieferung, daß dieſe die Heilige Jungfrau ſei, hat wol guten Grund, und iſt eben ſo bedeutſam, als das Ave der Mutter Gottes, der dieſe Kirche geweihet, die umgekehrte Eva iſt: es iſt gleichſam eine Selbſtſchöpfung. Auch von dieſem Denkmale beſaß Wiebeking eine Abbildung. Das Innere der Kirche iſt meiſt ſehr erneut: das Grabmal Kaiſer Otto's 3. iſt erſt aus dem 17ten Jahrhundert. Der Chor hat ſchöne alte Glasmalereien.

In der ſonſt unbedeutenden und neuen St. Annen-Kirche ſind die trefflich in Holz geſchnitzten Chorſtühle, mit ſechzehn faſt lebensgroßen Büſten berühmter Männer und Frauen der Bibel, welche Familienbildniſſe der vormals hieſigen Kaufleute, jetzo Fürſten Fugger ſein ſollen, von denen das ganze Werk herrührt. Neben dem Altar hängt ein liebliches Bild von Lukas Cranach, das er öfter gemalt hat, Chriſtus mit dem Kindlein, aber ſehr verblaßt durch den einfallenden Sonnenſchein, da dieſer Maler ſonſt mit die glänzendſten Farben und die reizendſte Zuſammenſtellung derſelben hat. Anziehend war noch ein Bild der Heiligen Mutter mit dem Kinde, über der Thüre eines Seitengemachs. In einer Seitenkapelle ſteht ein Abbild des Heiligen Grabes: auf vier Säulen eine runde Kuppel; eine Form, die häufig in Grabmälern wiederholt iſt.

Das Rathhaus iſt in ſeiner Neuitaliſchen Art doch einfach und prächtig aufgebaut. Unten iſt eine große gewölbte Halle auf viereckigen ſchlanken Pfeilern, welche unter ſolchen Gewölben immer ſchicklicher ſind, als die gewöhnlichen runden Säulen. Die Treppen und der große Saal ſind auch prächtig: aber das Römiſche Reich iſt daraus entſchwunden, und für den jetzigen Rath iſt alles viel zu weitläuftig. Die Kunſt iſt dafür in die großen Säle gezogen, eine hübſche Sammlung von Bildern, die zum Theil aus München hieher vertheilt ſind, wie in Nürnberg. Denn auch dieſe alte freie Reichsſtadt, die keine eigene Lebenskraft mehr hatte, iſt jetzo Baieriſch. Hier ſind auch große ungeheure Bilder, wie die zu Schleißheim, Aufzüge, heidniſche Götter- und Helden Suiten, Entführungen, Mordgeſchichten und dergleichen, welche auf mich gar keine Wirkung haben, ſo wenig, als die meiſten Landſchaften, Thierſtücke, Stillleben u. ſ. w. Die Italiäner waren alle unbedeutend, Rubens meiſt unangenehm. Kräftig ſprangen hervor Araber zu Roß auf der Löwenjagd und Thierkämpfe von Janſens und Sayers. Nur einige Altdeutſche einfältige Bilder, die hier im Katharinen-Kloſter trefflich erhalten waren, ſind mir recht im Gedächtniſſe geblieben: die Geſchichte der eilftauſend Jungfrauen, das Leben und Leiden des Apoſtels Paulus, beide in mehren Abtheilungen, und die Krönung der Heiligen Jungfrau von der Dreieinigkeit, welche in drei ganz ähnlichen Chriſtusgeſtalten gebildet war. Alle dieſe Bilder, auf Holztafeln in der Spitzbogen-Form des Gebäudes, zu dem ſie gehörten, haben eine ſo gründliche und fleißige Ausführung und Friſche der Farben, wie Glasgemälde. Johann Holbein der ältere, heißt der wackere Maler.

Am Zeughauſe, daß nun auch leer ſteht, iſt der Erzengel Michael, wie er den Luzifer beſtreitet, von dem Baieriſchen Künſtler Johann Reichel, groß und tüchtig in Erz gegoſſen, ein gutes Sinnbild. Die Inſchrift: belli instrumento, pacis firmamento, ließe ſich noch kürzer Deutſch geben: Friedensinſtrumente.

Wir blieben nur einen Tag zu Augsburg, und hatten genug daran. Die ſonſt ſo anſehnlichen Bibliotheken der Reichen ſind mit dem Reichthum zerſtreuet; und die öffentliche Bibliothek enthielt für mich nichts Erhebliches mehr, da alles dergleichen nach München gebracht war. Doch zeigte uns der Bibliothekar Beyſchlag, der alle Augsburger alte Drucke ſammelt und über die Augsburger Meiſterſänger eine gute Abhandlung geſchrieben, noch allerlei Merkwürdigkeiten, z. B. neben drei Meiſtergeſangbüchern, einen Meiſterſänger-Zepter: ein tüchtiger geſchnitzter Stock, mit welchem man ſchon einen kritiſchen Therſites gehörig abbläuen könnte.

Das ſchöne Geſchlecht ſcheint in Augsburg wirklich ſeinen Namen zu verdienen: der Sonntag zeigte es uns ſehr vortheilhaft.

Der Weg auf Ulm wird, der Donau näher, immer beſſer; und wir fuhren nun ſchon im geſeegneten Schwabenlande. Furchtbar aber war der Anblick ganzer verhagelter Feldmarken, der uns ſchon einigemal vorgekommen, dießmal aber am ſtärkſten in dem fruchtbaren Lande bei Burgau. Schöne Thäler und Hügel, mit wohlhabenden, faſt ſtädtiſch gebauten Dörfern wechſeln ab, bis auf Günzburg, wo wir in das Donau-Thal kamen, und bis Ulm darin hinauf fuhren.

Wir langten ſpät in Ulm an und wohnten in einem Gaſthofe, der vormals ein Kloſter geweſen, aber herrliche Ausſicht auf die hier ſchon anſehnliche Donau und die tüchtige ſteinerne Brücke (von Michel Würtemberger) hat. Leider regnete es wieder ohne Ende; und ſo hat uns der Himmel ſeitdem, mit wenigen Abwechſelungen, bis Sanct Gallen verfolgt.

In Ulm war aber der Dom Gegenſtand unſerer freudigſten Bewunderung. Er iſt eines der vollkommenſten Altdeutſchen Bauwerke, neben dem Cölner, Straßburger, Wiener, Regensburger und Freiburger: er hat das höchſte Kirchenſchiff (von 141 Fuß), iſt der weiteſte mit ſeinen vier Seitenſchiffen (166 Fuß breit, 416 Fuß lang), und ſein Thurm wäre der höchſte, wenn er vollendet worden. Dieſer iſt, wie der Freiburger, nur auf den Einen angelegt, aber gerade die obere und ſchönere Hälfte von dieſem fehlt ihm, da er nicht viel über den mittleren großen Abſatz, wo das Achteck über dem Viereck aufſteigt, gediehen iſt. Dieſer Untertheil iſt dagegen vollkommener und reicher, als am Freiburger Thurm, und in der Art des auch faſt gleichzeitigen Straßburger Obertheils, in den langen durchlaufenden Röhren und der luſtigen Durchbrechung, beſonders der außerhalb zwiſchen den freien Pfeilern und Bögen ſich aufwindenden beiden Treppen. Im Jahr 1377 wurde der Grund des Chors auf einen Roſt von Ulmbäumen gelegt und binnen 111 Jahren die Kirche vollendet und der Thurm ſo hoch geführt, als er noch ſteht, 337 Fuß: alles bloß auf Koſten der Bürgerſchaft. Der Baumeiſter, deſſen Steinbild am Thurme gezeigt wird, war Mathäus Enſinger, der 1463 ſtarb, worauf Mathäus Boblinger aus Eßlingen, um 1474, den Bau vollbrachte. Im Jahr 1492 ſenkte ſich der Thurm, und wurde von Burkart Engelberg, Baumeiſter von St. Afra zu Augsburg, in der Grundfeſte unterbaut und mit neuen Pfeilern unterſtützt. Dieß zeigt ſich nur innerhalb in der Verbindung der zuvor ganz freien beiden Thurmpfeiler mit denen der Kirche, und unter ihrem bis zur Höhe des Mittelſchiffs kühn aufſteigenden Bogen, in dem ſchweren Rundgewölbe mit Doriſchen Säulen, darauf die Orgel ſteht: dagegen außen die von oben bis unten gerade durchlaufenden Baulinien auch nicht die geringſte Abweichung verrathen. Dieſer unzureichende Grund ſoll aber die Vollendung des Baues verhindert haben. Den Bauriß des ganzen Thurmes, wie er ausgeführt werden ſollte, zehn Fuß lang auf Pergament, zwar etwas jünger als der Anfang des Baues, aus dem 15ten Jahrhundert, fand und beſitzt der Prälat Schmid, und hat ihn an Moller zur Bekanntmachung geliehen*), will ihn aber der Kirche zueignen. Es iſt eine faſt wehmüthige Freude zu erleben, wie nach und nach die ſo lange verworfenen und vielfach verſtörten köſtlichen Urkunden der alten vaterländiſchen Herrlichkeit wieder an's Licht, und der wiedererwachenden Liebe dafür entgegenkommen. Schmids künftige Ulmer Kronik handelt umſtändlich von dieſem großen Baue; er hat im Archive noch Urkunden und alte Verträge mit den Baumeiſtern gefunden, zwar nicht den erſten, doch einen von 1390 mit einem Enſinger oder Önſinger: der Name eines ganzen Baumeiſtergeſchlechtes, welches auch die Dome zu Freiburg und Bern gebauet habe. Da jene Verträge immer nur auf gewiſſe Jahre abgeſchloſſen und dann erneuet worden, ſo iſt wol nicht zu zweifeln, daß Enſinger wirklich der eigentliche Baumeiſter geweſen. An der nördlichen Thür iſt der Grabſtein des Mattheus Enſinger, der 1473 ſtarb. Von ſeinem Steinbilde am Thurme geht die Sage, daß er dieſen nicht weiter führen können und ſich von dort aus Verzweiflung herabgeſtürzt habe. Aus dem alten Bauriſſe des vollſtändigen Thurmes rührt vermuthlich die gegenwärtig dort noch verkäufliche Abbildung deſſelben her, obgleich dieſe nicht ſehr genau iſt, ſo wie beide mannigfaltig von dem ausgeführten Baue abweichen. Das Ganze macht den vom Straßburger Thurme bemerkten Eindruck einer rieſenhaften Schmiedearbeit, und erſcheint in dem fertigen, aus dem ſchönen braunen Sandſtein gleichſam zuſammengeſchmolzenen Theile wie ein ungeheures Gußwerk: ſo wie man wirklich ähnliche, nur kleinere Werke in Erz goß (Peter Viſchers Grabmal), und man jetzo das Gußeiſen ſehr ſchicklich dazu anwendet, z. B. Schinkels Grabmal unſerer Königinn. Der angefangene obere Theil ſetzt nicht ſo ſtark ab, ſondern iſt mit dem unteren Theil durch die aus dem durchbrochenen Geländer ſelber aufſteigenden Bögen und Spitzen fließender verbun-

---

*) Er findet ſich jetzo im 4ten Hefte der trefflichen Molleriſchen Denkmaler, verkleinert, und ein Theil davon in derſelben Größe abgebildet.

Univ. Bibl.
München

den, als an den Freiburger und Straßburger Thürmen. Der übrige, nicht ausgeführte Theil iſt mit ſeinen vier offenen Schneckentreppen wieder dem Straßburger ſehr ähnlich: doch enden dieſe in Thürmchen, und die eigentliche Spitze ſetzt dieſe Treppen mit ähnlichen ſtufenartigen Abſätzen nicht weiter fort, ſondern ſteigt freier empor, der Freiburger ähnlich, ſchlägt aber in mehre eigenthümliche Kränze aus, welche ſich ganz pflanzenartig hervor und umher winden, bis zur höchſten Blumenkrone, auf welcher die Heilige Jungfrau mit dem Gotteskinde empor- oder niederſchwebt. Es verſteht ſich, daß alles ſehr reich, faſt üppig an Zierraten und Bildwerken iſt, wie dieſe ſpätere Zeit, nach Karl 4, mit ſich brachte, da es der letzte und bedeutendſte Bau dieſer Art in Deutſchland war. Nur die Wände vor den Seitenſchiffen, welche auf dem Bauriſſe nicht angegeben, ſind auch in der Ausführung zu nackt geblieben. Dagegen iſt die Hauptthüre in der Mitte des Thurmes überreich, mit ihrer Vorhalle zwiſchen den gewaltigen Strebepfeilern. Da ſie aber eigentlich aus zwei Thüren neben einander beſteht, und eben ſo die Vorhalle durch zwei Säulen in drei Bögen getheilt iſt, ſo erſcheint ſie nicht großartig genug. Auch iſt das flache, ſich an den Thurm lehnende Dach der Vorhalle (ſelbſt auf der Zeichnung) ein Uebelſtand (ähnlich den Dächern der niedrigeren Seitenſchiffe). Beides iſt in Straßburg und Freiburg beſſer. Das alte Steinbild an der Seitenthüre und ein ähnliches an einem Pfeiler, wo ein knieender Mann, der damalige Burgermeiſter Ludwig Krafft, dem Chriſtuskinde auf dem Schooße der Mutter eine Kirche darbietet, welche der gebückte Baumeiſter auf dem Rücken trägt, zeiget, daß das Ganze auf drei Thürme angelegt geweſen, zwei kleinere noch zu den Seiten des Chors: die beiden Vierecke der Sakriſtei und der gegenüber ſtehenden Neidhartiſchen Kapelle, in den Winkeln des nur mit dem Mittelſchiff gleich breiten Chors und der Seitenſchiffe, ſind auch äußerlich ſchon dazu beſtimmt durch ihr Aufſteigen über dieſe und die eigene vorläufige Bedachung. Die Seitenthüre neben der Sakriſtei iſt wieder merkwürdig durch ihren ganz wie ein Baumſtamm mit Zweigen gehauenen und gleichſam aus einer Steineiche gekrümmten Thürbogen.

Innerhalb wird die Höhe des Mittelſchiffs dadurch geſchwächt, wie in den meiſten Kirchen, daß die Bögen ſeiner Pfeiler nur die Höhe der niedrigeren Seitenſchiffe, und eine hohe Wand über ſich haben, bis ans Dach dieſer Seitenſchiffe, über welchem erſt die Fenſter anfangen. Auch haben die Seitenſchiffe einfache runde Säulen mit Knäufen (ähnlich der Nürnberger Frauenkirche), dergleichen in dieſem Style nicht mehr paſſen. Sie ſind auch erſt

1302 — 7 hinzugekommen, als zur Sicherſtellung des Baus jedes der ſonſt mit dem Mittelſchiff faſt gleichbreiten Seitenſchiffe durch ſie getheilt wurde. Aber die überall freie Durchſicht in dieſem Walde von Pfeilern und Säulen, welcher durch die doppelten, immer noch 70 Fuß hohen Seitenſchiffe entſteht, gewährt die feierlichſten und mannigfaltigſten Anſichten: und auch dadurch iſt dieſe, jetzo evangeliſche Kirche einzig in Deutſchland. Es iſt faſt nur etwas zu hell darin, ſeitdem der Bilderſturm auch hier durchgezogen und die Bilder von den Pfeilern, Altären und Wänden, und die Gemälde aus den Fenſtern geweht hat. Doch wird man eben nicht durch modernes Einſchiebſel geſtört, und iſt noch viel Herrliches übriggeblieben. Der etwas niedrigere, nur 90 Fuß hohe Chor, an deſſen Seitenkapellen die Seitenſchiffe enden, hat wunderſchöne Glasgemälde, mit welchen Hans Wild und Crämer um 1480 dieſe Kirche und das Rathhaus geziert hat. Zwei Fenſter ſind vor allen prächtig: der Stammbaum Chriſti, das Leben der Maria, und das Leben und Leiden Chriſti; zum Theil jenem Volkameriſchen Fenſter der Nürnberger Lorenzkirche, in der Zeichnung, ſo wie in der Farbenglut, ſehr ähnlich, nur die einzelen Farben verſchieden. Aus Ulm war jener treffliche und fromme Glasmaler Jakob (geb. 1411), welcher als Laienbruder der Benedictiner zu Bologna 1491 ſtarb, und ſich den Namen eines Heiligen erwarb. Leſſing hat kurz vor ſeinem Tode noch über dieſe Glasmalereien des Chors nachgeforſcht. Ein nicht minder herrliches Werk ſind hier die Chorſtühle, aus ſteinfeſtem und unverändertem Eichenholze von Jörg Sürlin 1469 bis 74 wunderwürdig geſchnitzt: daran zur Rechten, in der vorderen Reihe ſein und 7 heidniſcher Weltweiſen Bruſtbilder, an den hinteren höheren Stühlen viele bibliſche Männer; gegenüber, vorn ſeine Frau und die Sibyllen, hinten bibliſche Frauen. Von demſelben iſt der Taufſtein an der Seitenthüre, unter drei Säulen, gleich einer kleinen Kapelle, auch mit 8 Bruſtbildern bibliſcher Männer. Daneben iſt das Weihwaſſerbecken rings um eine Säule angebracht. Ferner iſt von dieſem Meiſter ein Sakramenthäuschen, das an der rechten Wand vor dem Chore bis zu deſſen Gipfel emporläuft, und an zierlicher und luftiger Arbeit und feinem Bildwerke faſt noch das Nürnberger von Adam Kraft übertrifft; auch hiebei wird wiederholt, daß es aus flüſſigen Steinen gegoſſen ſei. Das daneben an der Wand knieende Ritterbild von Stein, das wol für den Stifter ausgegeben wird, iſt der tapfere Vertheidiger Ulms Joh. Ehinger, genannt Habvaſt, ſt. 1381. Ein Grabmal von 1376 iſt noch aus der älteren Kirche herübergenommen, aus welcher auch die meiſten Bildwerke über den Thüren herrühren. In derſelben Art, wie das Sakramenthäuschen, iſt die ſteinerne Kanzel, deren hölzernes Dach von dem, ſeinem Vater an Namen, wie an Kunſt gleichen jüngeren Sürlin, ſich faſt eben ſo hoch emporſchwingt. Beide machten hier in Ulm noch mehre treffliche Bilder, z. B. den Chriſtus über der Hauptthüre, einen Heiligen Chriſtoph und andere Figuren auf zween Brunnen; von dem alten Sürlin geht aber noch folgende Künſtlerlegende: als er in der Kloſterkirche zu Blaubeuren den Altar vollendet, fragten ihn die Mönche, ob er wol einen noch ſchöneren machen könne; und als er das bejahete, ſo ſtachen ſie ihm die Augen aus: da ſchnitzte er in der Blindheit noch ſein eigenes ähnliches Bildniß, das dort neben dem Altar bewahrt wird. Ein Gegenſtück zu der Sage von dem Straßburger Uhrwerk.

Die hohe Wand über dem niedrigeren Chor, die auch wol ein Uebelſtand iſt, füllt ein großes Gemälde vom jüngſten Gericht mit vielen Figuren in der alten einfältigen, aber ſinnvollen Art: oben Chriſtus, unter einem geſchnitzten Kruzifix; zu den Seiten Maria auf einem Lamme ſitzend, Johannes, Apoſtel und Heilige; rechts am Bogen herunter das Fegefeuer, links die Hölle, darin z. B. ein Urinbeſchauer, andre mit einer Scheere, Wage, Geldſack am Halſe, zu unterſt, mit Kartenblatt, Brettſpiel und Würfel und die Jahrzahl 1470. Von den vielen Altarbildern iſt nur eins übrig geblieben, aber ein köſtliches. Es ſtellt gleichſam die Dreifaltigkeit der Maria dar: nämlich in der Mitte Maria, die Mutter Gottes mit dem Chriſt, in trefflicher bemalter und vergoldeter Schnitzarbeit, welche an die zu Schleißheim erinnerte; und auf den beiden gemalten Flügeln, Maria die Mutter Jakobs des Jüngeren, und Maria die Mutter des Jüngers, den Jeſus lieb hatte. Unter dem Mittelbilde iſt die Einſetzung des Abendmals gemalt. Dieß ſind faſt noch die ſchönſten Altdeutſchen Gemälde, ſo ich geſehen, und beſonders die Kindlein von unendlicher Lieblichkeit und Schönheit; die holden Mütter und ehrbaren Väter daneben ſind wol Bildniſſe der Stifter, deren Namen darauf ſtehen. Sämmtliche Bilder haben die Jahrzahl 1521 und ein in die Mitte eines M geſchlungenes S. Dieß iſt aber nicht etwa Martin Schön, der damals ſchon lange todt war, ſondern Martin Schaffner, welchen Schmid um jene Zeit öfter als Maler zu Ulm gefunden, zuvor aber noch niemand erwähnt hat.

Außer dieſem Münſter hat Ulm zwar kein bedeutendes Denkmal aufzuweiſen, und die alte Reichsſtadt hat ein verfallenes Anſehen, mit ihren geſprengten Feſtungswerken, nach den vorletzten unſeligen Kriegen, deren ſchmachvollſter Akt hier vorfiel: aber ein ſo wunderwürdiges Werk, allein von Einer Stadt ausgeführt, darf ſchon genügen; und wenn es auch nicht vollendet, ſo iſt es doch zu Gottes Ehre erbauet, und nicht wie der Babyloniſche Thurm und jener Rieſenbau, um den Himmel zu ſtürmen, oder, wie noch das Volk ſagt, um dem lieben Gott nach dem Himmel oder gar nach den Augen zu trachten. Recht in der Mitte der Stadt auf der Höhe ſteht dieß Gotteshaus an würdiger Stelle. Von dem Thurme iſt eine herrliche Ausſicht rings über das fruchtreiche Donauthal mit ſeinen Nebenflüſſen: nur einzele Sonnenblicke waren uns vergönnt. Eine Inſchrift zeigt an, daß Kaiſer Maximilian im Jahr 1492 hier oben auf dem Simſe geſtanden und den einen Fuß in die Luft geſtreckt habe: was ihm 100 Jahr ſpäter der nachmalige Thurmwächter Ulrich Rommel nachgemacht.

In der noch immer ſehr alterthümlichen Stadt iſt der Verfall auch nicht ſo grell, als in dem moderniſirten Augsburg, und der vormalige Handelsluxus und Wälſche Einfluß nicht ſo ſichtbar. Ulm iſt jetzo freilich eine Wirtembergiſche Landſtadt, verdiente aber die Hauptſtadt von Donau-Schwaben zu ſein. Es war die Rede von einer Abtretung Ulms an Baiern, worauf es durch ſeine Lage auch nähere Beziehung hat, und dann wenigſtens nicht ſo zerſchnitten wäre und nicht die jetzo hemmende Donaugränze dicht vor der Thüre hätte.

Das Andenken dieſer Stadt wird mir auch immer durch einige treffliche vaterländiſche Männer daſelbſt werth bleiben. Dem Prälaten Schmid verdanke ich ſo viel von dem hier über das Münſter Mitgetheilten und noch ſo manche andere Nachweiſung. Wir wurden, bei gleichen Forſchungen, bald herzlich bekannt mit ihm, und er verſprach uns, bei unſerer Heimkehr durch Schwaben, auf eine Wanderung in die nahe Heimat der Hohenſtaufen zu begleiten. Sein kurzes Schwäbiſches Wörterbuch hat er zu einem umfaſſenden Werke aus Urkunden und Volksſprache umgearbeitet, und es wird jetzo mit Unterſtützung der Akademie zu München, wo ich etwas davon geſehen habe, gedruckt. Wieder ein löbliches Beiſpiel der Wirkſamkeit dieſer Akademie, die ſo manche vaterländiſche Sammlungen befördert, während bei uns z. B. ſich niemand ſelbſt um die druckfertig liegenden Bände von Gerkens Brandenburgiſcher Urkundenſammlung bekümmert. — Profeſſor Veeſenmeyer hat mit ſtiller Liebe viele vaterländiſche Alterthümer geſammelt: eine Reihe von Urkunden, zum Theil der Hohenſtaufen, und mehre Altdeutſche Handſchriften und Drucke, meiſt freilich nur Bruchſtücke, aber mir noch unbekannt. In einer Papierhandſchrift: die Heldenlieder vom Rieſen Siegenot, von Meiſter Hildebrand und ſeinem Sohn Alebrand, dieß letzte in ſeiner alten Form; dabei das Lied vom Edlen Möringer, und mehre Minne- und Volkslieder, Erzählungen und Spruchgedichte. Eine lange Erzählung in Reimen: „Von Kaiſer Lucius Tochter, wie ſie mit Liſten ihr' Ehr' enthielt und ſie doch ein Ritter erwarb mit Liſten.“ Dann mehre einzele Pergamentblätter: von Willerams Hohem Liede; wieder aus dem Rittergedicht Wilhelm von Oranſe; aus den gereimten Legenden vom Heiligen Gregor auf dem Steine (vermuthlich von Hartmann von Aue), und dem Apoſtel Thomas; und aus einer Niederländiſchen Bearbeitung des Rittergedichts Namelos und Valentyn. Dieſe letzte, ſo wie zwei alte gedruckte Blätter einer Niederdeutſchen Uebertragung des Gedichtes vom Pfaffen von Kalenberg, bekunden wieder die ehemalige größere Bedeutung der Niederdeutſchen, ſo wie den alten Zuſammenhang mit der Niederländiſchen Litteratur. Alle dieſe Stücke erhielt ich von dem gütigen Beſitzer zur freien Benutzung. Eine Handſchrift, worin ein altes Sittengedicht, war ausgeliehen. Noch hat er eine ſchöne alte Papierhandſchrift, worin wieder die Meluſina, und die Hiſtorienbibel in Proſa: und alte Drucke von Ritter Pontus, Hug Schapler, Griſelde, der Mörin, u. m. a.

Von Ulm, wo ich gern länger, als einen Tag geblieben wäre, ging es wieder bei trübem Wetter fürder. Die Größe des Doms erſchien uns erſt recht in der Ferne, da er noch immer wie ein Rieſe daſtand, während ſchon alles um ihn verdämmerte. Wir fuhren die Donau aufwärts und mehrmalen hinüber und herüber, einmal durch ein ſehr maleriſches Felſenthal, -- bis Riedlingen, wo wir ſpät Abends ankamen, und am frühen Morgen weiter eilten, durch das ſchöne ſanfthügelige, fruchtbare und wohlangebaute Schwabenland, welches, eins mit der Schweiz, in der alten ruhmwürdigen Zeit der Hohenſtaufiſchen Kaiſer, der Hauptſitz Deutſcher Bildung, Kunſt und Poeſie war, in welchem wir aber auf der Heimkehr erſt recht die Kreuz und Quer umherreiſen wollen, indem die Jahreszeit uns jetzo zur Schweiz treibt.

Zürich, den 30. August 1816.

In Mößkirch durchkreuzte ſich mein vormaliger Weg durch Schwaben mit dem jetzigen, und ich erkannte noch einen Ruheplatz wieder.

Bald gelangten wir auf eine waldige Höhe, wo die Bäche nicht mehr in die Donau, ſondern ſchon wieder in den Rhein fließen. Die Berge werden nun höher, mannigfaltiger, und Weinberge verkünden den Rhein. In Stockach, das ſchon Schweizeriſches Anſehen hat, ließen wir uns bei Rheiniſchem Weine recht wohl ſein, und fuhren dann am heiteren Nachmittage durch romantiſche Thäler an hohen Bergen hin, auf denen Burgen ſtanden oder geſtanden hatten: Nellenburg dicht bei Stockach, und der hohe Bodman an einer Spitze des Bodenſees, deſſen oberer Arm darnach auch Bodmerſee heißt. Von einer Höhe vor Stockach ſchon erblickten wir die auffallend weit in Schwaben vorragenden Berge und Burgen, Hohen-Stoffeln, Hohen-Heben, Hohen-Krähen und Hohen-Twiel, und fuhren bei dem Städtchen Singen dicht an dem letzten hin. Die vormalige Feſtung droben iſt von den Franzoſen geſprengt, wie Ehrenbreitſtein, womit ſie Aehnlichkeit hat.

Auf eine Höhe vor Singen hatten wir ſchon einen herrlichen Blick auf den obern Arm des Bodenſees bis Ueberlingen hin, wo ich damals nach Meinau übergefahren war. Durch ſchöne Thäler, neben grünen, wie ein Vorhang uns den Zellerſee mit Reichenau noch verhüllenden Bergen, rollten wir raſch fort auf der ebenen Straße; zuletzt durch ein faſt ſtädtiſches großes Dorf, deſſen Bewohner uns auffielen, bis wir inne wurden, daß es faſt ſämmtlich Juden waren, die ſich hier an der Gränze der Schweiz eingeniſtet haben, weil ſie in dieſes gelobte Land nur hineinblicken, aber noch nicht darinnen wohnen dürfen.

Ueber eine waldige Anhöhe kamen wir nun ins Schweizer-Gebiet, oder, wie uns ein ſeltſamer Gaſt in Nürnberg verkündigte, in das Land, wo wir ein ſouveraines Volk ſehen würden. Wir bemerkten dieß zwar anfangs nicht ſonderlich, außer daß es uns Wegegeld für ſchlechte Wege abforderte, begrüßten aber bald den Rhein, den König aller Ströme. An ſeinen Ufern fuhren wir durch Weinberge dahin, aus welchen er im reinſten Blaugrün, wie aus einem Rheinweinglaſe, hervorblinkt. Er war von dem ſtätigen Regen gewaltig geſchwollen, und ſtand zum Theil in den Straßen von Schafhauſen.

Hier hatte ich vor fünfzehn Jahren mit krankem Fuße vierzehn, bis zur Heilung ziemlich trübe Tage zugebracht, deren Erinnerung mir dennoch lieb war, beſonders durch das endliche Anſchauen des großen Naturwunders daſelbſt. Wir kehrten in demſelben Gaſthofe, zur Krone ein, und der Zufall fügte es, daß wir auch daſſelbe Zimmer erhielten, worin ich damals ſo lange gewohnt hatte, ja ich fand alles faſt noch unverändert, auf derſelben Stelle, dieſelben Stühle und Tiſche, und ſchlief auch in demſelben Bette. Der alte Wirth lebte auch noch, hatte aber ſeinem Sohne die Wirthſchaft übergeben. Meine Träume und Phantaſien damals, etwas unreif und ſchwülſtig zwar, findeſt Du in meinen alten Briefen an B. und magſt Du, wenn Du willſt, nachleſen. Nimmer werde ich einen wirklichen Traum darunter vergeſſen: ich ſah ein grauenvolles Trauerſpiel mit einem Parzen- oder Nornen-Chor; es hieß: Die Unbekannten ſchaudert! und Spieler waren die wirklichen Perſonen der Komthur Teufel von Trübenſee, der Graf Henkel von Donnersmark, und das Fräulein Trauermantel: der Chor erlag aber ſelber einem höheren Schickſale. Ich wollte, ich hätte es aufſchreiben können. Die Jeanpauliſirende

Beſchreibung des Rheinfalles in jenen Briefen wird Dir freilich keine Vorſtellung davon geben. Beſſer thut es noch jedes Bild, dergleichen es ſo viele giebt, und Du gewiß geſehen haſt. Ich verſchwende alſo keine Worte; nur wiederhole ich: es iſt eines der größten Wunder in der wundervollen Schweiz, deſſen leibliche Anſchauung das tiefſte Innere bewegt. Der erſte Anblick des Ganzen, von der Höhe gegenüber, iſt majeſtätiſch, prächtig und feierlich, der Donner fern: wenn man aber hinabſteigt, auf einem leichten Nachen näher, und über die noch weit hinab zürnenden Fluten ans jenſeitige Ufer ſchaukelt, und hier auf einer kühnen hölzernen Gallerie dicht an den Hauptfall tritt, ſo iſt das Toben und Toſen, die Wuth der über einander ſtürzenden Waſſerberge entſetzlich: eine blaugrüne Lohe flammt hie und da zwiſchen die zu Schnee zerſtäubten Wogen und ſchmelzt ſie, im raſtloſen Wechſel, immer wieder zuſammen: ſchäumende Waſſerſtralen ſpritzen höher, als ſie fallen (alſo an 70 Fuß) aus der Tiefe zurück, und der Donner erſchüttert den Boden. Es raſet eine dämoniſche Wuth in dieſem Waſſer-Orkan; eine ungeheure Maſchine ſcheint tief im Grunde zu arbeiten, und es iſt, als ſiehe man an der Werkſtatt von Waſſer, Schnee, Schaum und Luft. Nicht ſo ſtürmiſch, etwas höher und ferner, iſt die Anſicht aus einem Gärtchen neben der Mühle am rechten Ufer. Ein dritter Anblick iſt von oben herab aus einem bebenden Häuschen über dem linken Seitenfelſen am Schloſſe Laufen: auch herrlich, aber nicht ſo erhaben. Wunderbar miſchte ſich hier der fromme Geſang aus der nahen Dorfkirche mit dem fernen wilden Gebrauſe. In der Waſſerfülle, wie dieß Jahr, hatte ich ihn damals nicht geſehen, und wir gingen zweimal hinaus, dieß Wunder zu ſchauen. Das Wetter war ziemlich, und gönnte doch einige Sonnenblicke. Sehr artig iſt in dem Hauſe unten eine finſtere Kammer, wo man das ungeheure Gemälde des ganzen Falles in ſeiner vollen Beweglichkeit feſtgehalten ſieht. — Der Gedanke, den Rheinfall durch einen bequemeren Handelskanal abzugraben, iſt um ſo frevelhafter, weil er unausführbar, die Arbeit ungeheuer und der Vortheil geringe wäre: Schafhauſen ſelber, das dem Rheinfalle zum Theil ſeinen Urſprung und Wachsthum, ja ſeinen Namen (vom Aus- und Ein-ſchiffen) verdankt, würde dabei ohne Zweifel am meiſten verlieren, zuförderſt den Beſuch der Reiſenden.

Ehe wir aus der Stadt zum Rheinfall gingen, mußten wir in die Kirche; denn es war Sonntag, und da während des Gottesdienſtes alle Thore geſperret ſind, ſo konnten wir nicht hinaus. Es war aber nun auch ſo ſtill und leer in der Stadt, welche wir durchwanderten, daß wir faſt auf allen Straßen und Plätzen nur Hunde antrafen, welche dafür deſto freier ihr Weſen trieben. Kurz, das Ganze kam uns höchſt ſeltſam und wunderlich vor, und verwirklichte uns die verzauberten menſchenleeren oder nur von Thieren bewohnten Städte aus den Morgenländiſchen Mährchen. — Wir gingen alſo in die Münſterkirche, hörten etwas von einer Predigt, und beſchauten den Bau. Sie iſt, ſammt den Ueberbleibſeln ihres Kreuzganges, noch in der älteren Art, mit runden Bögen und ſchweren Säulen, aber ſchmucklos und wenig Mannigfaltigkeit in den Säulenknäufen. Sie wurde nach der Angabe des Presbyters Luitbold erbaut, und im Jahr 1052 vom Pabſt Leo 9. geweihet. Zwölf Mönche aus dem Kloſter Hirſchau beſetzten zuerſt dieſes Kloſter, nach der Apoſtel-Zahl, und eben ſo viel ſind der ſtarken Säulen, welche die Kirche tragen: die dem Judas zugeeignete ſoll aber einen Riß haben.

Hierauf wanderten wir hinaus, und zunächſt zu meinem lieben Univerſitäts-Freunde Georg von Mandach, der mir damals auch ſo tröſtlich geweſen; wir freuten uns herzlich des unverhofften Wiederſehens; er begleitete uns überall hin, und bewirthete uns auf ſeinem Weinberge, der eine herrliche Ausſicht hat über die Stadt und den ſich zum Falle krümmenden und hineilenden Rhein.

Auch beſuchten wir in ſeinem Landhauſe den trefflichen Georg Müller, der ſeinem Bruder Johannes ſehr ähnlich, nur größer iſt, und mit dem wir noch das Andenken des zu früh Verſtorbenen herzlich feierten. Nichts bedaure ich mehr, als daß er nicht noch die ſiegreiche Befreiung und Herſtellung des Deutſchen Vaterlandes erlebt hat. Im Herzen blieb er ihm ſtäts getreu: nur glaubte er zu erkennen, daß die Welt in Napoleons Hand gegeben, und ſah freilich die noch den lebenden mit Froſt und Schrecken ſtrafende Hand des Herrn ſo wenig, als die jetzo ſo weiſe hinter ihm her redenden ſie voraus geſehen hatten. Johannes Müller iſt und bleibt wol noch lange (wenn es Göthe nicht etwa noch ſein will) unſer größter, gemüthvollſter Geſchichtſchreiber. Geboren in der Nähe einer der größten Naturerſcheinungen, in dem alten gemeinſamen Deutſchlande, gehört er uns an, wie den Schweizern, welche er in der letzten Zeit gewiß kräftig ermahnt haben würde, der alten Brüderſchaft mehr eingedenk zu ſein. Aus ſeinem Nachlaſſe haben wir noch große darſtellende Auszüge aus den Hauptquellen zu ſeiner beabſichtigten größern Weltgeſchichte zu hoffen. Wie herzlichen Theil er an meinen Arbeiten nahm, bezeugen ſeine nun auch gedruckten Briefe an mich und andere, und ſeine mir bewieſene Hülfe bei den Nibelungen, die er zuerſt würdig verkündigte, und mich davon erfüllte. Dieſen Sinn theilt auch ſein würdiger Bruder, der meine Aufforderung zur Ausſpürung der von Bodmer noch gebrauchten (zweiten Hoſen-Emſer) Handſchrift der Nibelungen in der Schweiz förderte, und mir die einzige Altdeutſche Handſchrift der Schafhauſer Bibliothek, die Legende des Heiligen Oswald in Reimen, zuerſt bekannt machte. Seine Empfehlung an den von gleicher Liebe für das vaterländiſche Alterthum beſeelten Badiſchen Geſandten Herrn von Ittner, fand leider dieſen weder in Conſtanz, noch bei der Tageſatzung hier in Zürich. Johannes Müllers erleſene Bibliothek, welche ſeine Vaterſtadt, ihm und ſich zum würdigen Denkmal erkauft hat, hatte ich ſchon in Berlin frei benutzen dürfen.

Wir weilten nur einen Tag in Schafhauſen, und unſer Wagen (welcher ſich bisher trefflich bewährt, und uns nur einmal, in Prag, drei Poſt-Pferde aufgenöthiget hatte) ſollte nun allein den kurzen Weg nach Zürich machen, und unſere Fußreiſe ſollte anheben. Es regnete zwar die Nacht unaufhörlich, doch wagten wir es, bei einigem guten Anſchein aufzubrechen, ließen faſt alle unſere Sachen, ſelbſt das Käſtchen mit den ziehenden Gewichten, beim Wirthe zur Abſendung, und wanderten getroſt am Rheine hin, auf Stein zu. Der Steig war ſchlecht und ſchlüpfrig und das Wetter mißlich: doch erheiterte uns die ſchöne Gegend etwas. In Stein, wo die alte Burg Hohen Klingen das Städtchen mit der Brücke beherrſcht, nahmen wir uns ein Schifflein und fuhren gegen den Strom, der aber ſchon faſt ein See iſt; der Wind war uns günſtig, und ſchnell ſegelten wir durch den Unterſee an Reichenau vorbei, hinter welchem jene Berge aus Schwaben, die ich oben genannt, wieder ihre Häupter erhuben und geiſterhaft vorüberſchwebend uns zurückwinkten, bis dicht vor Conſtanz; wanderten hinein in die verödete, ehemals volkreiche Stadt, wohnten in dem mir noch wohlbekannten Gaſthofe, und thaten noch von dem nahen Hafen aus einen Blick über den herrlichen Bodenſee, der ſich heute aber in das ſchwere Gewölke verlor. Ueberhaupt erſchienen mir dieſe Gegenden bei weitem nicht in dem ſchönen Lichte, wie früher, und manche that es mir faſt leid ſo wiedergeſehen zu haben. Die Rheinbrücke gewährte auch keinen ſo heitern Anblick, als damals, wo ich über den See bis Lindau und auf der andern Seite weit über den Rhein ſchauen konnte.

Die Kirche zu Petershauſen, dicht an der rechten Seite der Brücke, iſt merkwürdig. Sie wurde ſchon im Jahr 983 von dem Conſtanzer Biſchof Gebhard ſehr prächtig erbauet, nach Art der Baſiliken mit flacher reich geſchnitzter und vergoldeter Decke, in Kreuzesform; inwendig ſtand ein kunſtreiches Altarhäuschen, auf vier eichenen, mit Reben umwundenen und ganz verſilberten Säulen, an deren Dach die vier Evangeliſten, und darüber noch eine kleinere Säulenſtellung, und ganz oben ein ſilbernes Lamm; auf dem Altar ein Marienbild von Gold; die Wände ganz bemalt, zur Linken aus dem alten, zur Rechten aus dem Neuen Teſtament; im Chor eine Tafel mit Maria, und umher die Apoſtel, kreuzweiſe; die Thüren prächtig, der Portikus jedoch nur klein, ſpäter vom Abt Theodorich (um 1090) erweitert. Ebenſo ſtanden über Gebhards Grabmal fünf Säulen mit Reben, Vögeln und Thieren geziert, und daran die Heiligen Gregor und Gebhard gebildet. Von dieſen Herrlichkeiten, wie ſie die alte Kronik von Petershauſen umſtändlich beſchreibt, iſt wenig mehr übrig, denn Kloſter und Kirche brannte 1159 ganz aus, und wurden bald darauf durch einen geweſenen Geiſtlichen Wezilo aus Conſtanz in 21 Jahren hergeſtellt. Dieſer Bau ſteht aber noch; er iſt auch in der älteren Art: außen hohe glatte Mauern in Kreuzesform, ohne Seitenſchiffe, kleine rundbogige Fenſter: das wichtigſte iſt aber wieder die Hauptthüre am Giebel gegen Morgen, der 1170 gebaut wurde: mehre Säulen und Rundbögen an einander, mannigfaltig verziert, und zwiſchen den Säulen an jeder Seite ſteht eine große Figur, zur Rechten der Heilige Gregor mit ſeiner Taube am Ohr (ein Gegenbild von Odin mit ſeinen Raben, die dann auch den Teufel begleiten); und zur Linken ein Biſchof mit einer Kirche in der Hand, ohne

Zweifel Biſchof Gebhard, welcher ſie dem Heiligen Gregor weihte. Ueber der Thüre thront Chriſtus in der Herrlichkeit; erhobene Arbeit, mit Lateiniſcher Schrift. Alles aus ſchönem graugrünem Sandſtein, und wohl erhalten. Eine treffliche Zeichnung dieſer Thüre von Hegi ſah ich heute hier (in Zürich). Der einzeln in einem Winkel des Kreuzes ſchon ſehr ſchief ſtehende Thurm iſt eben ſo alt. Die Kirche iſt aber inwendig moderniſirt, ſo daß nur nach die Rundgewölbe und die ſichtbare Ueberkleidung der runden Säulen und ihrer durch die Korinthiſche Ordnung zerſtörten Mannigfaltigkeit der Knäufe das Alterthum verrathen. In dem Kreuzgange fanden ſich noch einige recht feine Steinbildwerke, aber ruchlos verſtümmelt.

Auch der Conſtanzer Dom zeigt außen noch ähnliche ältere Theile, iſt aber meiſt in der eigentlich Gothiſchen Art, theilweiſe recht ſchön und reich, vieles aber auch nur flach und fremdartig ausgebaut. Eine mächtige Wand ſchließt die Kirche, wie am Straßburger Münſter, nur kleiner, und ſollte zwei Thürme tragen, von denen aber gleichſam nur die Spitzen fertig geworden, welche, zierlich durchbrochen, faſt unmittelbar auf der Platteforme ſtehen: die Höhe und Breite dieſer Wand iſt zu groß für die Kirche. An der Hauptthüre iſt das Leiden Chriſti trefflich in Holz geſchnitzt, von Balder, wie er ſich nennt, vermuthlich noch aus dem 14ten Jahrhundert. Innen iſt auch viel Ungehöriges Neues, das Schnitzwerk am Chor aber ſehr gut und prächtig erneuet. Ein ſchönes altes Steinbildwerk, der Tod der Maria, iſt leider zu grell angemalt. In dem großen durchbrochenen Steinbogen unter der Orgel ſpielen ſehr liebliche Kinder im Laubwerke, dazwiſchen winden ſich Ungeheuer. Der Kreuzgang hat in den Fenſterbögen die reichſte Mannigfaltigkeit der Zierraten, worin die Altdeutſche Baukunſt unerſchöpflich iſt. Auch dieſe hat Hegi gezeichnet. In einer Kapelle ſteht ein ſehr fein durchbrochenes Grabmal und Abbild des heiligen Grabes: umher hangen auch einige gute alte Bilder.

Die Stadt hat ein ſehr ödes verfallendes Anſehn, zumal da eben noch ein großer Theil davon unter Waſſer ſtand. Einige alte Gemälde außen an alten Häuſern zeugten von der beſſeren Vergangenheit. Dieß Bemalen der Häuſer, das wir ſchon in Nürnberg und Augsburg getroffen, und in der Schweiz beſonders häufig, iſt ſchon ein weltlicher Luxus der Malerei, nachdem ſie wol Kirchen ganz ausmalte. In Breslau ſiehſt Du auch noch Spuren davon, am Rathhauſe und neuer an dem Hauſe mit den ſieben Kurfürſten. Das Kaufhaus, welches der berühmten hieſigen Kirchenverſammlung eingeräumt war, iſt jetzo wieder ein Speicher.

Das ſchlechte Wetter nöthigte uns abermals einen Wagen zu nehmen, bis auf Hub, zwei Stunden am See hin, durch die üppigſten Kornfelder, in welchen überall die ſtämmigſten Obſtbäume ſtehen. Herrliche Dörfer dicht beiſammen, und überall am Wege die wohlhabendſten und zierlichſten Häuſer; dazwiſchen ſchöne Blicke über den See, nur immer trübe. Von Hub ſetzten wir uns wieder in Marſch, und unſer Johann, ein langer ſtarker Hans, mußte nun unſern Mantelſack tragen. Wir wandten uns tiefer ins Land und in die Berge, und ab und zu wurden wir ſanft beregnet. Auf ſchlüpfrigen Pfaden gelangten wir Abends müde in Sanct Gallen an, wo ein trefflicher Gaſthof uns etwas tröſtete. Ich eilte alsbald noch zu meinem Univerſitätsfreunde dem Pfarrer und Profeſſor Scheitlin, der ſich mächtig wunderte, als ich in die Stube trat, aber mich herzlich bewillkommente, und mir den Aufenthalt ſehr angenehm machte. Denn meine Gefährten verweilten nur einen Tag hier, und gingen mit Umwegen über den Wallenſtädter See nach Zürich, ich aber blieb ſechs Tage allein hier, für ſeinen Hauptzweck meiner Reiſe, die Benutzung dieſer reichen Bibliothek, welche mit ihrer Abtei, die älteſte in Deutſchland, ſchon über zwölf Hundert Jahre zählt und die älteſten Deutſchen Sprachſchätze von Tauſend Jahren her bewahrt.

Ich habe ordentlich geſchwelgt in dieſem Reichthume, alles beſchaut, Auszüge gemacht, manches ganz abgeſchrieben, und auch noch neues entdeckt. Hauptſächlich war meine Arbeit die Vergleichung meiner Abſchrift der Nibelungen, welche Scheitlin und Freund Wetter (der leider verreiſt war) mir beſorgt hatten, mit der Urſchrift ſelber. Dieſe iſt ein ehrwürdiges, groſes und prächtiges altes Buch, mehr als beide Münchener, und offenbar die ächteſte und älteſte Urkunde, der eigentliche Hort der Nibelungen. Ich habe die mühſelige Vergleichung mit Luſt vollbracht, und bin nun ganz ſicher in allen Stellen und Zweifeln. Manches hat doch der ſonſt wackere Abſchreiber Rothmund, dem ich gern auch mündlich gedankt hätte, nicht recht geleſen, und die neue Ausgabe erhält manche Verbeſſerungen. In dem Anfangsbuchſtaben der Handſchrift iſt eine weibliche Geſtalt ſehr fein gemalt, vermuthlich Chriemhild. Auch die in demſelben groſen Kodex von derſelben Hand mit prachtvollen Anfangsbuchſtaben geſchriebenen alten Gedichte, Eſchenbachs Parcival, vor den Nibelungen, und dahinter, Strickers Karl der Große, und Eſchenbachs Wilhelm von Oranſe habe ich zum Theil verglichen und ausgezogen. Daſſelbe that ich mit dem Trojaniſchen Kriege, welcher von Meiſter Konrad von Würzburg, und 1271 geſchrieben iſt; dann mit einer noch unbekannten Reimbibel, bis wo der Prophet Elias die Baalspfaffen ſchlachtet, 1407 geſchrieben; und mit einer hier nicht vermutheten Handſchrift des freilich ſo häufigen Edelſteins oder Fabelbuchs von Boner, aus dem 15ten Jahrhundert, mit guten Federzeichnungen; wobei noch mehre andere Fabeln, Erzählungen und Schwänke ſind, mit einer Sangweiſe. Die alte Sammlung Volkslieder mit Sangweiſen iſt ſchon bekannt.

Noch bedeutender für den Ort ſelber iſt der Schatz älterer Deutſcher Sprachdenkmale, von der Karolinger, ja der Merowinger Zeiten her. Dieſe Gegend um den Bodenſee, und den Urſprung der Donau und des Rheins, mit dem erhabenen Hintergrunde der Alpen, wie ſie zu der geſegneteſten, mannigfaltigſten und reizendſten des Deutſchen Vaterlandes gehört, ſo iſt ſie auch einer der frühſten Mittelpunkte Deutſcher Bildung geworden, und daher ihrer ſchönſten Blüte in der Schwäbiſchen Zeit geblieben, deren Dichter und Singer, zumal die eigentlichen Minneſinger und ihre Sammlung, meiſt auf dieſe, damals noch nicht durch die Schweiz geſchiedene Heimat hinweiſen. Die Abtei St. Gallen, um welche die Stadt ſich ſpäter angebaut und von ihr noch durch eine Ringmauer geſondert, gleichſam die Burg der Stadt, iſt ſchon zu Anfang des 7ten Jahrhunderts durch die früh gebildeten Iriſchen und

Schottiſchen Geiſtlichen St. Gallus und ſeine Gefährten, im Gefolge des Heiligen Columbanus, geſtiftet, nachdem ſie den Dienſt des Wodan zu Tuggen am Zürichſee und der drei Götzen bei Bregenz zerſtört hatten*). So ward ſie in Deutſchland eine der älteſten und fruchtbarſten Schulen aller Wiſſenſchaften und Künſte; ſowohl der bildenden, als der damaligen ſieben freien Künſte, mit denen jene ſchon ſo genau verbunden waren durch die Verzierungen und Gemälde der zum Theil ganz mit Gold geſchriebenen Bücher und deren mit geſchnitzten, getriebenen und gegoſſenen Bildwerken geſchmückten Decken: von allen welchen Arten köſtliche Stücke hier ſind. Unter den Wiſſenſchaften wurde die Mutter und das Werkzeug aller übrigen, die Sprache, vor allen betrieben, zuförderſt die Lateiniſche und, was ſeltener, die Griechiſche; aber nicht bloß für geiſtliche Zwecke, ſondern auch zur Erhaltung und Erklärung der ſogenannten Klaſſiker, von denen hier treffliche Abſchriften, und unter andern vielleicht die älteſten Blätter von Virgils Aeneis bewahrt werden. Eine große Anzahl doppelt beſchriebener Blätter (aus dergleichen ietzo ſo wichtige Entdeckungen hervorgehen) hat Arx geſammelt, und ſie verdienen gewiß genaue Unterſuchung. In einer Handſchrift dieſer Art erkannte ich deutlich die großen Buchſtaben der älteſten Evangelienbücher. Daneben eine ſtätige Reihe der wichtigſten geſchichtlichen Werke und Urkunden, die bei weitem noch nicht alle, oder doch nicht genau (meiſt von Goldaſt) herausgegeben ſind. Das zwar gedruckte Urkundenbuch der Abtei iſt ſo ſelten wie eine Handſchrift. Endlich der reiche Nachlaß des großen Schweizer-Geſchichtſchreibers Aegidius Tſchudi, dem auch der Nibelungen-Kodex gehörte, worin er hie und da geſchrieben hat. Dieſe Abtei wurde aber dadurch beſonders ſo wohlthätig für das Vaterland, daß die Geiſtlichen, wie die ſpäter mit Marianus gekommenen Schotten, auch eine äußere Schule für die Laien hielten und eifrig die Jugend und das Volk belehrten. Dieß führte natürlich auch zum Gebrauche der Mutterſprache. Der Heilige Gallus ſchon hielt bei der Einſegnung des Biſchofs Johann zu Conſtanz im Jahr 615 eine Deutſche Predigt, in der Art, daß Johann ſein Latein dem Volke verdeutſchte. Und ſo finden ſich hier die älteſten Gloſſen und Wörterbücher: drei ſchon aus dem 8ten Jahrhundert (darunter eins mit ſ. g. Schottiſcher oder Angelſächſiſcher Schrift), in welchem auch ſchon der Mönch Kero die Regel des Heiligen Benedikt überſetzte; drei andere Wörterbücher aus dem 9ten Jahrhundert, in welchem der Prieſter Rapert ſt. um 897.) ein Deutſches Lied vom Leben des Heiligen Gallus für das Volk machte, welches leider verloren iſt. Um dieſelbe Zeit hatte die Bibliothek des nahen Reichenau mehre Deutſche Handſchriften, Anweiſung zu Deutſchen Gedichten, und zwölf Deutſche Gedichte; und Otfrid von Weißenburg (in Elſaß) eignete ſeine Verdeutſchung des Evangeliums dem Biſchof Salomon von Conſtanz, und den St. Galler Mönchen Hartmuat (wurde 872 Abt) und Werinbert zu. Ein Vater Unſer, Glaubensbekenntniß, Entſagung des Teufels und Predigt des 8. und 10. Jahrhunderts hat Arx bekannt gemacht, und mehre ähnliche katechetiſche Schriften, früher Goldaſt und Schilter. Das wichtigſte ſind aber die groſſen und vielen Deutſchen Werke Notkers benannt Labeo (der Großlippige). Er galt für den Gelehrteſten ſeiner Zeit, war lange Profeſſor der Schule und ein milder frommer Mann, der im ſiebenzigſten Jahre 1022 ſtarb. Von ihm ſind hier in gleichzeitigen trefflichen Handſchriften, die Ueberſetzung und umſchreibende Auslegung 1) der Pſalmen; 2) des Ariſtoteles Organon (in zwei Abſchriften); 3) des Boethius philoſophiſches Troſtbuch; 4) des Martianus Capella Vermählung Merkurs mit der Philologie, und 5) eine Abhandlung von der Tonleiter, dem Tetrachord, den acht Tonarten und der Menſur der Orgel. Mehre andere, der Hiob und Gregors Moralien, ſind verloren. Die Abhandlung von der Muſik habe ich ganz abgeſchrieben und vor den übrigen beträchtliche Auszüge gemacht, unter denen nur die Pſalmen (unbewußt aus der hieſigen Handſchrift) von Schilter herausgegeben ſind, und laſſe ſie auch ganz abſchreiben. Es ſind die wichtigſten Urkunden unſerer alten Sprache und zeugen, mehr als Otfrid, in Rechtſchreibung, Tonzeichen und Sprachlehre, von einer ſo feſten und reichen Bildung derſelben, gegen welche ſelbſt die Sprache der Minneſinger-Zeit ſchon wieder verwildert erſcheint, wie die vor Otfrid. Sogar die Kunſtausdrücke für die Sprachlehre hat Ruodepert hier ſchon im 10ten Jahrhundert verdeutſcht, und die Ausbildung der Sprache für die damals ſchon ſo weit gediehene wiſſenſchaftliche Proſa iſt erſt nach Jahrhunderten wieder aufgenommen worden. Bei weitem hat dieſe Bildung auch nicht die proſaiſche Evangelienharmonie nach dem Tatian, von welcher hier auch eine treffliche und vollſtändige Handſchrift des 10 bis 11ten Jahrhunderts iſt, woraus Jahn Schilters Abdruck ergänzen wird: Schreibart und Sprache weiſen mehr nach dem Mittelrheine.

---

*) Mehr hievon enthält mein mythologiſches Büchlein über den Irmin, S. 53.

In jener Zeit, wo die Lateiniſche Sprache in eigenen Reimgedichten ſich der Mutterſprache näherte, wurden die Lieder dieſer auch wol in Lateiniſche Verſe überſetzt. So iſt Raperts Deutſches Lied vom Heiligen Gallus nur noch in Lateiniſchen Reimverſen, mit ſeiner Sangweiſe, vorhanden, von Eckehard 4. einem Schüler Notkers: ich habe es abgeſchrieben. Wichtiger iſt die Entdeckung, die ich durch Arx machte, daß die ſchon bei Regensburg gedachte Bearbeitung des alten Heldenlieds von Walther und Hildegunde, in Lateiniſchen Hexametern, von dem Oheim und Lehrer Notkers, Eckehard 1. (ſt. 873.) herrührt; von welcher im Jahr 1014 im Kloſter Muri eine von den Grafen von Habsburg geſchenkte Handſchrift war und im Jahr 1155 eine andere im Kloſter Pfeffers wiedergefunden wurde; eine Jugendarbeit, welche der Urheber dieſer Nachricht, eben jener Eckehard 4. in der Mitte des eilften Jahrhunderts, für den Erzbiſchof Aribo von Mainz in beſſeres Latein brachte*). Dieſes Gedicht, das ſchon im eilften Jahrhundert in Italien zur Legende und im 13ten in Polen, ſo wie kürzlich bei uns von Fouque wieder zur Romanze verarbeitet worden, iſt ein ſchöner Beweis, wie man hier auch auf die alten Volks- und Helden-Lieder achtete, und bewahrt uns allein noch das, wie es ſcheint, verlorene Deutſche Lied, das ihm zum Grunde liegt. Die Bedeutſamkeit des letzin dem großen vaterländiſchen Sagenkreiſe zeigt ſeine Verarbeitung in der Wilkina Saga und in dem großen Heldengedichte, von Biterolf und Dietlieb, zum Theil auch im Roſengarten-Lied, und die beſtimmte Anſpielung auf deſſen Inhalt im Nibelungen-Liede. Wie ſelbſt dieſes Hauptgedicht, in Sprache, Ausdruck, Sitte, ſo wie in allen ſeinen älteſten Handſchriften zunächſt auf dieſe Gegenden hinweiſt, wo ſie gefunden und zum Theil noch ſind, und wo das alte Lied noch jetzo am verſtändlichſten iſt, das wird mir immer anſchaulicher; will man auch nicht unmittelbar dazunehmen, daß der alte Nibel-Gau am Nibel-Fluſſe, in welchem St. Gallen mehre Güter beſaß, in der Nähe des Bodenſees iſt. Die älteſte Geſchichte der Schwaben ſchließt ſich auch einem Theil der Nibelungen Sage an, und erzählt: die bei einer Hungersnoth aus Schweden ziehenden Schwaben, halfen dem Frankenkönig Dietrich gegen ſeinen Schwager Irnfrid von Thüringen und deſſen Rath Iring; nach der Niederlage an der Unſtrut entflieht Irnfrid mit 500 Mann zu Atila dem Hunnen-König; worauf die Schwaben über die Donau gehen. Dort ſaßen damals die Wilzhen mit ihrem Herzog Alpker, Rorſteins Sohn, nachdem ihr König Walderich mit ſeinem ganzen Stamme vertilgt worden und nun Adilwolch, Walderichs Sohn, aus Burgundiſchem Stamme ihr König war. Auf den Rath eines Luitbold laſſen die Schwaben ihre Weiber und Kinder ſchön geſchmückt unter den Zelten und verſtecken ſich, fallen aber dann über die zugreifenden Feinde her, und nachdem ſie alle Burgunden getödtet, nehmen ſie dieſes Land in Beſitz. Die Beziehungen auf die Nibelungen-Burgunden und andre verwandte Namen des Heldenbuchs und der Wiltina Saga ſind wol nicht zu verkennen, wenn auch etwas verdunkelt: den Irnfrid finden wir ganz ſo bei Etzeln wieder.

---

*) In dem Prolog einer andern (vermuthlich Pariſer) Handſchrift, welcher in den Heidelberger Jahrb. 1816. Nr. 42. mitgetheilt iſt, widmet ein Geraldus einem Pontifex Erkambaldus dieſes Gedicht. Der letzte iſt der damalige Biſchof von Straßburg (ſt. 991.) und der erſte wol Geraldus oder Keraldus, um dieſelbe Zeit Meiſter der St. Galler Schule, welcher mit dieſen gereimten (Leoniniſchen) Hexametern das Gedicht, als deſſen Verfaſſer er ſich nicht gerade nennt, ſeinem etwa eben ſo zuſchrieb, wie der jüngere Eckhard dem Erzbiſchof Aribo. Auch iſt zu bemerken, daß in Muri zwei Bücher von Walther waren,

Unter den vielen Minneſingern des 13ten Jahrhunderts, die hier zu Hauſe ſind, nenne ich beſonders Walther von der Vogelweide, oder (nach Arx) Vogelweider von St. Gallen, der ein eigentliches wanderndes Sängerleben führte, an den Höfen der Hohenſtaufen, Thüringer, Öſtereicher und Kärnthner Fürſten. Ulrich von Singenberg, Walthers Schüler, war Truchſeß zu St. Gallen; und Ulrich von Winterſtetten und ſein geſangliebender Bruder Konrad ſind auch der Geſchichte bekannt durch ihre Fehden mit dem Biſchof von Conſtanz. Um dieſe Zeit war aber in St. Gallen ſelber

Wiſſenſchaft und Kunſt durch Waffen und Kriege bei Seite geſchoben: die Äbte ſelber waren, nach dem Vorbilde des Erzbiſchofs Turpin, ſtreitbare Männer; und aus ihren langen Fehden ringsumher ſind nur noch gereimte Kroniken und geſchichtliche Volkslieder entſtanden, dergleichen ich hier noch manche unbekannte geſehen, die Arx herausgeben wird. — Sonſt gibt es wol keine Bibliothek und Archiv, wo von ſo alter Zeit her alles ſo vollſtändig bewahrt, in ſo anſchaulichem Zuſammenhange noch auf einander hinweiſet, wie dieſe: und aus keiner andern konnte eine ſolche Geſchichte hervorgehen, wie die von Arx iſt. Daß aber noch alles ſo erfreulich beiſammen, hat man beſonders der Sorgfalt des noch lebenden Abtes zu verdanken, welcher in den vorletzten, ſo unruhigen Jahren, die Hauptſchätze immer in Sicherheit brachte, und jetzo, nachdem ſie, mit der Abtei, der Stadt überliefert worden, noch darin ein rühmliches Beiſpiel der Standhaftigkeit gibt, daß er lieber in der Nähe ſeiner reichen Abtei bei Freunden nothdürftig leben, als eine reichliche Abfindung annehmen will. In der Schweiz iſt nämlich noch immer das gute Recht der Klöſter und Stifter anerkannt, und St. Gallen wäre der einzige Fall der Aufhebung. Die Verhältniſſe laſſen jedoch ſchwerlich die volle Herſtellung zu.

Ein höchſt merkwürdiges altes Denkmal, das ich hier auffand, zieht ſelbſt den fernſten Norden hieher, welchen zwar ſchon der obige Wodan hier andeutet, ſo wie die damals üblichen Pferde-Opfer an Bäume, Berge und Ströme, dergleichen annoch die Sage beim Schafhauſer Rheinfall gedenkt. Es iſt ein Runiſches Blatt, das wol die älteſte ſichere Urkunde über dieſe Nordiſche Schrift bewahrt. Die auffallende Ähnlichkeit der Runen mit den Pelasgiſchen oder älteſten Griechiſchen, Lateiniſchen und Hetruriſchen, ſo wie mit den Keltiberiſchen, Ägyptiſchen, Phönikiſchen, Samaritiſchen und den übrigen Morgenländiſchen Buchſtaben offenbart zwar genugſam ihren gemeinſamen Urſprung, ſo wie all dieſer Sprachen ſelber; und daß auch die Slawen ſich derſelben bedienten, beweiſen die noch vorhandenen kleinen Erzbilder ihres Haupttempels zu Rhetra, welchen zugleich die Nordiſchen, wie die Slawiſchen Namen der einzelen Götter mit Runen eingegraben ſind: zugleich die Einheit beider Mythologien beſtätigend. Deſto leichter konnten Ulfilas und Cyrillus mit dem Chriſtenthum die altverwandten Griechiſche Buchſtaben einführen und die eigenthümlichen Zeichen hinzufügen. Auch ſind die vielen Nordiſchen Runenſteine und einige ähnliche Denkmale unzweiflich uralt *), und Zeugniſſe genug über den ſonſtigen

---

*) Unterdeßen iſt auch in der Burg Klingenberg in Böhmen an der Moldau ein uralter viereckiger Thurm entdeckt, in deßen ſchwarzverwitterte, nur auf den Ecken glattbehauene Quadern (ganz ähnlich dem angeblichen Römerthurm zu Eger und andern zu Nürnberg und Regensburg), in der Mitte meiſt ein bis drei, einen halben Schuh lange, zum Theil öfter wiederkehrende Zeichen eingehauen ſind,

Gebrauch der Runenſchrift: aber die wenigen Runiſchen Handſchriften ſind ſämmtlich erſt aus dem 14ten Jahrhundert, oder untergeſchoben. Wolfgang Lazius, in ſeinem Buche von der Völkerwanderung, ſchrieb aus einer ſehr alten Handſchrift, worin die Geſchichte der Franken und Karls des Großen Stammbaum, 15 Runen-Buchſtaben mit ihren Namen ab: die übrigen waren nicht mehr lesbar. Die Bemerkung dabei, aus der Urſchrift, dieſes ſei die Schrift der Markomannen, die wir Normannen heißen, und ihrer bedienen ſich „die Heiden noch zur Zauberei“ verräth dieſelbe Quelle, welche Goldaſt vollſtändiger mittheilte, nämlich, die ſchon von Rabanus Maurus im 8ten Jahrhundert

---

welche die nächſte Aehnlichkeit mit den Runen haben, obgleich ſie noch nicht zuſammengeleſen ſind. Volksſage iſt, daß ſie die Koſten des ganzen großen Baues angeben. In dieſem Thurme wurde, vor der Erbauung Karlſteins durch Kaiſer Karl den 4ten, die Böhmiſche Krone bewahrt, und Klingenberg erſcheint ſeit dem 13ten Jahrhundert als Sitz Böhmiſcher Könige und war noch im 16ten Königl. Eigenthum. Die Vermuthung des Entdeckers, Dr. Greſſing, es ſei die von Tacitus und Strabo erwähnte Königsburg Marbods, von Ptolemäus Marobudum genannt, iſt gut unterſtützt durch die von Lazius mitgetheilte alte Nachricht, zu der Runenſchrift, es ſei die der Markomannen. Die ſeitdem erſchienene Abbildung in Steindruck iſt mir noch nicht zugekommen. Vgl. Wiener Zeitſchrift, 1817. Nr. 99. 1818. Nr. 7. Archiv. Nr. 18. — Der Prediger Franke in Bobbin auf Rügen beſitzt unter mehren daſelbſt gefundenen Alterthümern einen Dolch von Erz mit einer Runen-Inſchrift, die er Vogilaf lieſt. Ich verdanke dieſe Nachricht meinem Freunde Dr. K. Müller allhier.

geſammelten Alphabete der Hebräer, Griechen, Lateiner, Scythen und Markomannnen oder Normannen welches letzte in Zügen, Namen und Folge mit dem bei Lazius ſtimmt, aber noch 8 Runen mehr hat. Von beiden Urkunden weiß man jedoch nichts mehr. Und eine noch ältere Quelle bewahrt nun eine St. Galler Handſchrift des 9ten Jahrhunderts, welche in des Spaniſchen Biſchofs Iſidor (ſt. 636) Lateiniſcher Abhandlung von den Akzenten und Buchſtaben hinten die im Druck fehlenden Hebräiſchen und Griechiſchen Alphabete hat, und zuletzt auch das Anguliſche und Nordiſche ABC mit einigen Wörtern darin. Beide ſind ganz offenbar das Runiſche: das erſte hat mehr und Mannigfaltigkeit derſelben Zeichen, ohne rechte Ordnung und Namen, das andere hat nur die 16 älteſten Runen in ihrer eigenthümlichen Folge und mit ihren Namen. Ich habe ſie genau abgezeichnet, und eine nähere Betrachtung wird darthun, daß auch die Runen in Geſtalt, Namen und Folge, dem großen mythiſchen Syſtem angehören, welches Kanne in den übrigen Alphabeten aufgezeigt hat, und auch ſo den gemeinſamen Urſprung bewähren.

Ich hatte ein ſo großes Pack zuſammengeſchrieben, daß ich es auf die Poſt geben mußte, und geſtern iſt es zu meiner großen Freude auch glücklich hier angelangt. In der ehemaligen Abtei war mir ein eignes Zimmer eingerichtet, wo ich nach Belieben arbeiten, kommen und gehen konnte, und der vormalige Archivar Ildefons von Arx, der eine ſo gründliche Geſchichte von St. Gallen aus den reichſten Quellen geſchrieben, hat mir, nebſt dem Bibliothekar Hautinger, aufs freundlichſte hülfreiche Hand geleiſtet, und iſt mir auch für die Folge eine wichtige Bekanntſchaft.

Durch Scheitlin ward ich hier auch mit dem Leben und Weben dieſes kleinen Freiſtaates vertraut, und in mehre Bürgergeſellſchaften eingeführt, wo mir die Vereinigung des ſtillen häuslichen Lebens mit der freien Theilnahme an dem Gemeinweſen höchſt erfreulich vorkam. In der muſikaliſchen Geſellſchaft wurde mir über Tiſche unerwartet eine Geſundheit zugebracht und eine Rede an mich gehalten. Beides erwiederte ich höflich. Es diente nämlich zur Einleitung, um aus einem alten Bilde, das der Geſellſchaft gehörte, die Geſchichte einer ungeheuren Breslauer Baßgeige, vorzutragen, von der eine zerſprungene Saite viele Menſchen erſchlagen hatte. Ich wünſchte, daß nie ein ähnlicher Unfall die Harmonie der Geſellſchaft und der Stadt ſtören möchte, verſprach dieſes fröhliche Andenken unſerer guten Stadt, welche hier das ferne Utopien in dem Volksbuche von dem Aufſchneider vertritt, daheim zu rühmen (was ich denn hiemit ſchon erfülle), und mir ward eine Abbildung und Abſchrift der alten Tafel zugeſagt.

Bern den 7. September 1816.

Schon bin ich hier, und ſchneller geht es vorwärts, als wir wollten und wünſchten. Das unaufhörliche Regenwetter verdirbt uns dieſes Jahr faſt ganz die Schweizerreiſe: alle unſere Verſuche in die hohen Alpen vorzudringen ſind abgeſchlagen; Du darfſt alſo nicht beſorgt ſein, daß ich mich mit Klettern gefährlich wagen werde, wie Du in Deinem letzten lieben Briefe warneſt. — Die Reiſe iſt unter andern auch dazu gut, daß man ſich recht herzlich wieder nach Hauſe ſehnt, wie wir alle drei mehr oder minder thun. Noch mehr wird dieß in Italien unter den Wälſchen geſchehen, wo alle Deutſche Bequemlichkeit, Geſelligkeit und Zutraulichkeit ſo ganz wegfällt: und vermuthlich werden wir unſere Reiſe ſchneller enden, als der Plan iſt; aus mehren Gründen. Geſtern ſind es gerade zwei Monate, daß wir aus Breslau fuhren, und der Himmel iſt auch eben ſo trübe und regnig: jener Tag war in dieſer Hinſicht von übler Vorbedeutung für unſere Reiſe. Ich kann mich freilich, was den größten Theil der Schweiz betrifft, wohl tröſten, da ich ſie früher beim heiterſten

Himmel geſehen; ſo daß ich mich jetzo faſt fürchte den alten ſchönen Eindruck zu trüben. — Nun aber zur Fortſetzung der Reiſegeſchichte, die in St Gallen ſtehen blieb.

St. Gallen iſt heiter und offen, wie die meiſten Schweizer Städte, beſonders der ſpäter angebaute Theil, der ſich noch durch ein Thor des alten Umfanges abſondert, und viele neue und erneute Häuſer hat, welche die friſch aufblühende Stadt verkünden. Die Altſtadt um die Abtei iſt enger und dunkler. Die Abtei ſelber in ihrer weiten Ringmauer hat ſtattliche neue Gebäude, in welchem jetzo die neue Regierung wohnt. Auch die Kirche mit dem eigentlichen Kloſter daran iſt prächtig genug, aber leider im neuen verdorbenen Geſchmack, und von dem hohen Alterthum auch nicht eine Spur mehr. Und doch muß es herrlich geweſen ſein, da neben der Wiſſenſchaft auch die anfangs noch inniger mit ihr verbundene Kunſt von jeher in St. Gallen blühte; wie nicht nur viele Nachrichten, ſondern auch manche anderweitige Überbleibſel kund thun. Noch iſt der Bauriß auf Pergament vorhanden, wonach der Abt Gotzpert im Jahr 930 bis 937, die neue Kirche anſtatt der Zelle des Heiligen Gallus erbauen ließ durch die Geiſtlichen ſelber, und noch wiſſen wir von ihnen, daß Winidhar Baumeiſter, Ratger Steinmetz, Amalger Goldarbeiter, Iſenrich Holzarbeiter waren, die übrigen Handlanger. Ihr Bau war kunſtreich und prächtig, und der gleichzeitige Mönch Ermenrich von Reichenau bemerkte davon, man erkenne hier wohl die Vögel am Neſte, wie ſonſt an den Federn. Abt Hartmuat, dem Otfrid ſein Evangelium widmete, ſchmückte die Kirchen innen durch St. Galls Grabmal, Altäre, Malereien, Vergoldung, Teppiche, und köſtliche Evangelienbücher; er ließ auch eine Pfalz bauen und durch Geiſtliche von Reichenau ausmalen. Auf dem Kirchthürme ſtand das vergoldete Bild des Heiligen Gall, welches die Ungarn, bei dem Einfall im Jahr 925, wegnehmen wollten, aber herabſtürzten. Bald darauf, 937, brannte das Kloſter ganz aus, die Schätze wurden aber gerettet und der Bau prächtiger hergeſtellt, und darnach vom Abt Immo und den Geiſtlichen Notker (der Arzt), Kunibert, Eckehart 2, eigenhändig wieder mit Gemälden aus dem Leben des Heil. Gall, einer goldenen Altartafel, und köſtlichen Gewändern, worauf bibliſche Geſchichten, geziert: auf einem Prieſterkleide war die Hochzeit Merkurs mit der Philologie geſtickt. Die Wände waren vergoldet und bemalt, die Säulen, Tabernakel und Kanzel mit Silber überzogen, und die Altartafeln von Gold und Silber. Notker der Arzt (ſt. 981) zierte die Decke und die Thüren, ſo wie manche Bücher, mit ſeinen Gemälden. Daſſelbe thaten der Dekan Walto und der Abt Ulrich 3, welcher letzte ein Heiliges Grab mit Gold und Gemälden machte, in deſſen Kapelle die

Himmelfahrt Mariä und Grablegung Johannis malte und die von Immo angefangene Altartafel vollendete. Aber in den langen Fehden dieſes Abtes, aus Anlaß des Inveſtiturſtreits, zwiſchen Kaiſer Heinrich 4. und Pabſt Gregor 7., ſeit 1075, ging vieles hievon zu Grunde, ward veräußert, und die Säulen wurden ihres Schmucks entkleidet. Sein Nachfolger Mangold (ſt. 1133) ſtellte manches wieder her, und malte in der Kirche den Stammbaum Chriſti und das jüngſte Gericht.

Von allen dieſen Herrlichkeiten iſt, durch die folgenden Unruhen und den neueſten Bau der Abtei, wenig mehr übrig, was ſich meiſt nur mit und an den Büchern erhalten hat. Dieß ſind beſonders, aus der früheren Zeit, die Werke des Allkünſtlers Tutilo: ein Mitſchüler und vertrauter Freund des gelehrten und Heiligen Notker (der Stammler), welcher Inſchriften dazu machte und viel mit Teufeln zu kämpfen hatte, und mit dem er in Einem Jahre, 912 ſtarb; ferner des unvergleichlichen Schönſchreibers Sintram, und des gelehrten Rapert, welcher die treffliche, durch Eckehart und andre fortgeſetzte Geſchichte der Abtei ſchrieb, in welcher die kleinen Einzelheiten, beſonders von dem Leben aller dieſer trefflichen Männer ſo ergötzlich wie lehrreich ſind. Der Mönch Tutilo las und ſchrieb Latein und Griechiſch, war Dichter, trefflicher Tonſetzer und Virtuos auf Blas- und Saiten-Inſtrumenten, beſonders aber ein tüchtiger Baukünſtler, Maler und

Bildner in Erz, Stein und Holz, und ſchrieb über die Malerkunſt: wie ſpäter dieß alles Lenardo da Vinci in ſich vereinte. Auch war Tutilo, wie dieſer, ein großer, ſtarker und freudiger Mann, der einſt zwei Straßenräuber mit einem Prügel verjagte, und eines Nachts den Horcher Sindolf, den er für den Teufel ausgab, bei den Haaren in ſein Fenſter zog, während Rapert ihn draußen abſchmierte, was dann ein Engel ſollte gethan haben. Seine Kunſt ward weit und breit geſucht, und er reiſte viel umher. In einer Herberge zu Mainz vertrieb er einem Mönch, der ihn ſchlafen glaubte und mit einem Weibsbilde anfing zu buhlen, die Luſt mit der Reitpeitſche. In Metz bildete er auf einer goldenen Tafel eine ſitzende Maria, ſo ſchön, als wenn ſie lebte; bei welcher Arbeit zwei Fremden, denen er Almoſen gegeben, einen Geiſtlichen fragten, ob Tutilo's Schweſter die ſchöne Frau ſei, welche ihm die Hand führe: es wurde bald bekannt, daß die Himmelskönigin ſelber an ihrem Bilde helfe. Tutilo aber ging ſtill hinweg, und wollte nicht mehr dort arbeiten. Von ihm befindet ſich nun noch in der St. Galler Bibliothek ein Deckel eines Evangelienbuches mit trefflichem goldenem Bildwerke, und ein Elfenbeindeckel eines andern, von ſeinem Freunde Sintram ſehr ſchön geſchriebenen Evangeliums, worauf die Himmelfahrt der Heiligen Jungfrau und der Heilige Gall fein und kräftig geſchnitzt ſind. Der andere Elfenbeindeckel hat ein älteres Schnitzwerk, Chriſtus und die vier Evangeliſten; und beide Tafeln, von ſeltener Breite, brauchte ſchon Karl der Große (deſſen Schreibkunde wol nicht mehr zu bezweifeln) als Schreibtafeln, und die Biſchöfe Hatto von Mainz und Salomon 3. von Conſtanz, ſtritten heftig darüber; doch behielt ſie Salomon, der zugleich Abt von St. Gallen war, zu Sintrams Handſchrift. Zwei andre Elfenbeindeckel eines Schottiſch geſchriebenen Evangeliums Johannis, mit ſehr feinen Arabesken, möchte ihm Arx auch beilegen, und erkennt beide Arbeiten für Nachbildung des weit älteren Römiſchen oder Hetruriſchen Schnitzwerkes auf den Elfenbeindeckeln eines alten Chorbuchs.

Zum Schluſſe dieſer langen wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Denkwürdigkeiten St. Gallens muß ich Dir aus dem Eckehard auch noch eine ſchöne Geſchichte jener Zeit erzählen. Graf Ulrich zu Buchhorn, von Karls Stamm, kehrte aus dem Streite gegen die Ungarn (um 925) nicht wieder heim, und ſeine Hausfrau, die ſchöne Wendelgard, Kaiſer Otto's 1. Schweſtertochter, beweinte ihn für todt, begab ſich nach St. Gallen, wohnte (wie Chriemhild) an der St. Mangen-Kirche, lebte hier, neben der Heiligen Wiborada, in Klage und Buße, und nahm den Schleier. Als ſie am vierten Jahrestage von Ulrichs Tode zu Buchorn Almoſen austheilte, forderte ein

Armer ein Kleid, und als ſie es ihm gab, zog er ſie gewaltig an ſich, umarmte und küßte ſie. Beſchämt und betrübt rief ſie aus: nun ſehe ich, daß mein Ulrich wirklich todt iſt, da mir ſolche Schmach geſchehen darf! Der Pilger aber, den die Diener ſchlagen wollten, riß ſein Gewand auf, zeigte ihr eine Wunde, und ſie erkannte ihren Ulrich. Da ward große Freude, und eine zweite Hochzeit gefeiert. Wendilgard ward ſchwanger, ſtarb aber vor der Geburt: der Knabe mußte ihr aus dem Leibe geſchnitten und in einem friſch geſchlachteten Schweine belebt werden: ſeine Haut war daher ſo zärtlich, daß jeder Mückenſtich blutete: doch ward er, vor der Geburt ſchon dem Heiligen Gall geweihet, ein tüchtiger Abt von St. Gallen, Namens Burkhart.

An einzelen heitern Tage machte ich mit Scheitlin und Arx kleine Ausflüge auf die nahen, mich aus meiner Nibelungen-Klauſe winkenden Berge: auf den Freudenberg, wo man das ſchöne Thal der hellen freundlichen Stadt mit den vielen blendenden Kattunbleichen auf den Wieſen ringsumher, und nach der andern Seite hin den Bodenſee bis Meinau und Lindau, überſchaut. Ein andermal die Felsſchlucht, dicht an der Stadt hinauf, der Mühlentobel genannt, in welchem die Steinach tief herabfällt und viele Mühlen treibt, ſtiegen wir auf die fernere Vögelinseck, wo auf der einen Seite der größte Theil dieſes herrlichen Sees, und auf der andern das Appenzeller Land einen eigenen Gegenſatz bilden, indem dieß letzte mit ſeinen grünen Bergen und Weiden, ohne Obſt und Getreide, auf welchen über das ganze Land die durchaus von Holz erbauten, und alſo graufarbigen Häuſer, zerſtreut liegen, etwas einförmiges, ſchwermüthiges hat. Es ſind bloß Hirten und Weber, und auch der Volksſtamm iſt unanſehnlich, unbeſtimmt, und eine Miſchung der alten Helvetiſchen Einwohner und Römiſchen Eroberer mit den ſpäteren Deutſchen; auf ähnliche Weiſe wie in Schleſien um Breslau, und die Wallonen in den Niederlanden, und faſt überall auf den Gränzen. Dieſelbe Miſchung, mehr oder minder, dauert fort bis gegen Zürich und Bern. Nur in den Luzerner und Berner Hirtenthälern, bis Solothurn hin, erſcheint der reinere größere Stamm der alten aus dem Norden kommenden Burgunden, und der Alemannen und Schwaben; dann auch in den Schwyzern, welche dem ganzen Lande den Namen gegeben, und ſich auch von den Schweden ableiten.

Nachdem ich alle Arbeiten vollendet, und von den Freunden Abſchied genommen, (beſonders von Freund Scheitlin, ſeiner lieben Haus-Frauen und ihren ſieben Kindern), und meine Sachen auf die Poſt nach Zürich gegeben, machte ich mich leicht und vergnügt auf den Weg, an dem ſchönſten und heiterſten Tage, den wir auf der ganzen Reiſe gehabt haben. Die Schneeberge ſtanden überall in dem ſonnigſten Lichte, und die Appenzeller ſchroffen Steinrücken mit Schneerippen, der Alpſtein genannt, und ihrem höchſten Schneegipfel, dem Säntis, die mir an den vorigen Tagen furchtbare finſtere Mauern geſchienen, ſahen prächtig und anmuthig aus. Der Weg geht meiſt zwiſchen Bergen aufwärts im Thale der Sitter, über eine prächtige lange Brücke, womit die reich und mächtig gewordenen St. Galler eine tiefe Bergſchlucht ausgefüllt haben.

In Heriſau machte ich Mittag und ruhte. Es iſt ein freundliches Fabrik-Städtchen, ähnlich St. Gallen, aber kleiner und auf der Höhe, hat einen Altrömiſchen Thurm mit einer der größten Glocken, die kürzlich aus einem Schwäbiſchen Kloſter erkauft, über den Bodenſee geſchifft und mit 21 Pferden hergefahren worden. Ich habe ſie nicht geſehen, abwohl ich ſonſt gern einen Gang nach ſolchen Glocken thue, ihr Bildwerk zu ſchauen und ihre meiſt ſo bedeutſamen Inſchriften zu leſen. Wie oft hörte ich den ſinn- und klangvollen Denkſpruch läuten, welchen mein Vater ſeliger auf eine neue Glocke unſeres lieben Schmiedeberg hat gießen laſſen:

In Freud und Leid bin ich bereit,
In Noth und Tod bin ich der Bot:

Ich wollte das ſchöne Wetter nutzen, und ſchritt muthig vorwärts, durch die lieblichſten Thäler, mit dem erhabenen Hintergrunde der Schneegebirge, welche ſchreckbar nahe erſcheinen; bald über höhere Bergrücken, wo die Schneeberge höher und einſamer hervortreten. Ich ruhte überall, wo es mir gefiel, in dem üppigſten Graſe, und labte mich aus den vor jedem Hauſe ſprudelnden Brunnen. Eine ſolche einſame Wanderung durch dieſe anmuthigen und erhabenen Gegenden hat eine geheime innere Luſt; ſo ſehr man ſich ſonſt nach Geſellſchaft und Mitgenuß ſehnt, ſo dünkt einem doch oft auch das Geſpräch und Mittheilung über ſolche Anſchauungen, wozu man ſich in Geſellſchaft getrieben fühlt, zu roh und ungeſchickt, und löſcht oft den innerſten Eindruck aus, der ſich doch nicht ausſprechen läßt, oder ſtöhrt ihn doch, kurz, bringt leicht eine gewiſſe Spannung und Unruhe hervor. Es iſt auch hier, wie mit dem Schatzgraben: es kann nur ſtillſchweigend geſchehen.

Der Berg von Lichtenſteig, wo es in ein anderes Thal übergeht, ward mir doch ſehr ſauer. Das Städtchen, und der Gaſthof war zwar einladend, doch wollte ich noch etwas weiter, und wanderte durch ein ſchönes Thal, in deſſen Hintergrund eine neue Reihe von Schneebergen hervortrat, an einer im Felſen gehauenen Schmiede vorüber, bis in ein ſtilles Dörfchen Wattewyl, wo mir Scheitlin den

Friedensrichter empfohlen hatte. Ich kehrte daſelbſt ein, und fand gaſtliche Herberge, freundliche Leute, ein gutes Abendbrot, und am ſchönen Morgen eine ſehr billige Zeche, eine Seltenheit in der Schweiz. Ich ſprang ſehr früh auf, in der ringsum von Fenſtern erhellten großen Stube, und ging hinab, wo die Tochter des Wirthes, während die Ältern noch ſchliefen, das Frühſtück bereitet hatte, und ſchon zierlich angekleidet ſaß und ſtrickte. Es war eine ſolche ſelige Ruhe in der heiteren Frühe, daß ich ungern und ziemlich ſpät von dannen ſchied, und mir einen Augenblick faſt wie der ewige Jude vorkam.

Es war ſehr heiter, doch blieben ſchon einige Wolken in den Thälern hangen. Bald ſtieg ich empor aus dem Thale, und hatte auf der Höhe einen großen Theil der ganzen Alpenkette um mich, bis an die Schwyzer Berge: es war einſam erhaben da droben. Bei Bildhaus, wo die Höhe ſich zum Züricher See abſenkt, war dagegen eine herrliche belebte Ausſicht auf dieſen, mit ſeinen heiteren Dörfern und Städtchen; man überſieht von hier herab den größten Theil des langen, mannigfaltigen, gekrümmten Sees. Ein Kloſter Sion, auf einem nahen Berge, liegt ſeines Namens würdig. Es ging ich hinab auf Uznach mit ſeinem alten Thurme. Hier nahm ich einen Imbiß, fand einen Reiſegefährten an einem Studenten, der mit ſeinem Hunde aus Landshut heim wanderte, nach Baden bei Zürich. Wir machten bald gute Bekanntſchaft, und nahmen in Schmerikon einen Kahn, über den ganzen See bis Zürich. Die Fahrt war herrlich, beſonders auch für die müden Füße. Der Wind war anfangs widrig, und langſam gings bis Rapertswyl, wo auf der alten gräflichen Burg der Minneſinger Albrecht Marſchall von Raprechtswile wohnte; gegenüber die kleine Inſel Ufnau, auf welche ſich Ulrich von Hutten flüchtete und ſtarb, weßhalb ſie auch nach ihm heißt. Hier verenget ſich der See, und eine Brücke geht hinüber, eine der längſten, die es giebt, aber ſehr roh, auf Pfählen mit unbehauenen Balken, auf welchen loſe Bretter liegen, welche ein Sturm jedesmal abweht: wären ſie feſt, würde der Sturm die Brücke zerreißen. Der See iſt heimlicher als der Bodenſee, dadurch, daß beide Ufer näher und deutlicher zu überſchauen ſind. Die Dörfer und Landhäuſer ſind ſehr ſtattlich und wohlhabend, beſonders am öſtlichen Ufer, an dem wir hinfahren, welches ſanft aufſteigt und mit Weinbergen und Obſtgärten wechſelt. In Urikon machten wir Mittag; der Tag neigte ſich aber ſchon bei der Abfahrt, und wir hatten noch über die Hälfte, 5 Stunden. Wir halfen alſo ſelber tüchtig rudern auf der ſtillen, bis auf den Grund klaren Fluth. Der herrliche See ſchloß und öffnete ſich immer von neuem, und täuſchte uns oft mit der gehofften Ausſicht auf Zürich; es ward darüber dämmerig, die Sonne ſank, aber der Mond begann dafür zu leuchten, und es war eine ſeelige Fahrt, auf dem ſpiegelglatten See, an dem ſtillen laubigen, mit vielen Lichtern ſchimmernden Ufer hin. Hingeſtreckt und gen Himmel ſchauend ließ ich mich ſanft dahinwiegen. Es ward ſpät und wir konnten nicht mehr in den früh geſperrten Hafen von Zürich anlegen. Wir ſtiegen alſo eine Viertelſtunde oberhalb aus und ſchritten raſch durch die ſtillen Bäume noch vor 10 Uhr ins Thor. Vieles war mir noch bekannt, ich eilte aber in den Gaſthof zum Schwerte, wo ich meine beiden Gefährten wohlbehalten beim Abendeſſen fand, hungrig und müde mich zu ihnen ſetzte, wir uns gegenſeitig erzählten, und vor allen Dein lieber Brief, an den ich unterweges ſo viel gedacht, mich herzlich erfreute.

In Zürich blieben wir noch vier Tage zuſammen, und ich ſuchte zuförderſt meinen alten Univerſitätsfreund Profeſſor Orner auf, welcher vor fünfzehn Jahren mit Gotthold und mir ſein Vaterland durchwandert hatte. Er war noch ganz der alte, unterdeſſen verheiratet und hat ein niedliches Mägdlein; doch wollte und konnte er nicht wieder mitreiſen. Wir machten mehre gute Bekanntſchaften, und wurden in die Geſellſchaft der Künſtler, in einem ſchönen Garten, der über Stadt und See ſchaut, eingeführt. Das ſtattliche Zürich, das eine der ſchönſten Lagen hat, am Ausfluſſe der breiten und ſchnellen Limmat aus dem herrlichen See, hinter dem die Schneealpen, zwar nicht die höchſten, aufſteigen, zeichnet ſich auch durch Liebe zur Kunſt (und auch Wiſſenſchaft) aus vor allen andern Schweizer Städten, ſelbſt vor Bern, und iſt gleichſam das Athen zu dieſem Sparta. Wir ſahen viele hübſche Bilder, welche die Mitglieder der Künſtler-Geſellſchaft in ihre Bücher gegeben hatten. Conrad Geßner, ein Sohn des Dichters und Landſchaftmalers Geßner, malt wirklich treffliche Pferde. Franz Hegi war mir früher ſchon bekannt durch Zeichnungen, die er aus der Pariſer Sammlung der Minneſinger für unſer Muſeum gemacht, und hat mir ſeinen großen Reichthum von Zeichnungen nach Altdeutſchen Denkmalen gezeigt. Ich habe durch ſeine Güte einige Blätter von dem Züricher Münſter, welches ſehr merkwürdig und zum Theil eines der älteſten, ſchon zur Zeit der Merowinger geſtiftet, und von Karl dem Großen erbauet iſt. Sein Steinbild zu Roſſe ſteht oben an dem einen Thurme, und wenn es auch nicht gleichzeitig, ſo gehört doch der Theil der Thürme, an dem es befindlich, noch zu dem alten Baue, dagegen die beiden Stockwerke darüber ſammt den Spitzen ſpäterer Gothiſcher Aufſatz ſind. Denn die Kirche und die beiden Thürme am Weſtende, dem Chor gegenüber, ſind ſonſt in der mehrgedachten älteſten Art: außen glatte, nur mit kleinen Bogenſimſen und Pfeilerrippen verzierte Mauern, rundbogige kleine Fenſter, Thüren und Gewölbe: die Hauptthüre an der Seite iſt zunächſt der Freiſinger Dom-Thüre ähnlich, doch nicht ſo mannigfaltig, und durch eine bedeckte hölzerne Treppe, die zu beiden Seiten darüber hinauf in das Seitenchor führt, entſtellt. Innen ruhen die niedrigeren Seitenſchiffe nicht auf Säulen, ſondern auf ſchweren Pfeilern und Wänden; die Geſimſe der Pfeiler ſind aber noch an einigen Ecken, nach Art der Säulenknäufe, mit Vogelgeſtalten verziert, und daran zwei merkwürdige alte Steinbildwerke in erhabener Arbeit: auf dem einen wird ein König zu Pferde empfangen, auf dem andern kämpfen zwei Männer mit Helm, Schwert und Schild (der nach unten ſpitz iſt), und vier andere Männer ſtehen zu beiden Seiten: die Geſtalten alle etwas kurz und ungeſchickt, aber ausdrucksvoll, in der älteſten Art. — Sehr ähnlich, und auch ſchon aus der Karolinger Zeit, nur noch ſchlichter, iſt der Bau des Frauen-Münſters auf dem jenſeitigen linken Ufer der Limmat. — Hegi war eben beſchäftigt ein ſchönes Bild des hieſigen (Berner) Münſters, im ſpäteren Gothiſchen Styl, in Kupfer zu ſtechen; deßgleichen eine Zeichnung der uralten Gereonskirche zu Cöln. Seiner Zeichnungen von den

Kirchen zu Petershauſen und Conſtanz habe ich ſchon erwähnt; dazu kömmt noch eine Zeichnung des merkwürdigen Thurmes, der faſt allein noch von dem vormals auch für die Kunſt ſo bedeutenden Kloſter Hirſchau in Schwaben übrig iſt, auch in der älteſten Bauart. Dieſe Arbeiten gehören zu einem Werk über die älteſten Kirchen Deutſchlands, vor der eigentlich Gothiſchen Bauart, von den Brüdern Boiſſeree, die den Cölner Dom eben herausgeben. So ſind überall Augen und Ohr, Herz und Sinn auf die alten vaterländiſchen Denkmale gerichtet, und ich bin daher ganz zur rechten Zeit ausgereiſt: ich finde überall Gleichgeſinnte, und faſt überall auch die Nibelungen. Aus älterer Zeit ſind hier in Zürich noch die Durchzeichnungen eines Theils der Bilder in der Maneſſiſchen Sammlung, als Bodmer den Kodex zu ſeinem Abdrucke hier hatte. Sie beſitzt Herr Uſteri und der Obmann Füßli, von deſſen Güte ich ſie in Händen hatte: es ſind meiſt nur die Schweizer Minneſinger, und als getreue Abbildung davon kann man das Bild des Marſchalls Albrecht von Raprechtswile anſehen, das Bodmer den Proben der Minneſinger beigefügt hat: die Abbildungen Hegi's ſind kleiner und etwas verſchönert.

Bei dem berühmten Kupferſtecher Lips ſah ich, außer vielen andern guten Blättern (worunter auch

Leonardo's zauberiſche Vierge aux rochers, von Desnoyers, die ich hier für Dich gekauft habe) auch ſeine zwei Stiche von den vortrefflichen Zeichnungen des zu Rom lebenden Cornelius, zu den Nibelungen: der Gruß der Königinnen und Siegfrieds Tod; getreue, doch ein wenig harte Nachbildungen der unvergleichlichen Urbilder, die ich früher ſchon zu Berlin geſehen. Hätte meine Erneuerung der Nibelungen auch nur dieſe Bilder veranlaßt, ſo hätte ſie genug gethan.

An dem Profeſſor Horner fand ich auch einen alten Korreſpondenten und Freund, welcher mir zuerſt die Aufklärung über die beiden Hohen-Emſer Handſchriften der Nibelungen aus Bodmers Briefen mitgetheilt hatte. Er hat uns viel umher geführt, in den ſchönen Gegenden um Zürich, vor allen nach dem waltigen Berge, worauf noch einige Grundmauern der Burg Maneck ſtehen, und der wackere Rüdeger Maneſſe wohnte, der zu Ende des 13ten Jahrhunderts mit ſeinem Sohne die einzig große und prächtige, nach ihm benannte Sammlung der Minneſinger veranſtaltete, die leider in Paris vergeſſen iſt. Eine neue Tafel an dem alten Brunnquelle droben ehrt das Andenken des edlen geſangliebenden Mannes. Aus der Stadtbibliothek, der Horner vorſteht, hat er mir alles zur Altdeutſchen Literatur gehörige geſucht und geliehen. Ich fand die alten Abſchriften, die Bodmer zu der erſten Ausgabe der Nibelungen und der Minneſinger gebraucht, und andere noch ungedruckte Abſchriften, ſo wie die nachgelaſſenen Bücher dieſes um die Altdeutſche Litteratur, welcher er den erſten Anſtoß gegeben, viel verdienten Mannes; auch eine Sammlung einzeler übriger Blätter von Altdeutſchen Gedichten: alles habe ich benutzt, einiges ganz abgeſchrieben, anderes ſteht mir in der Folge zu Gebote. Die Abſchrift der Maneſſiſchen Sammlung iſt von Breitinger, ſo unvollſtändig wie der Abdruck, doch mit Anzeige der Auslaſſungen. Von Bodmers undeutlicher Hand iſt die Abſchrift der erſten Hohen Emſer Handſchrift der Nibelungen, nur der hintere, abgedruckte Theil, dabei einzele Blätter Abweichungen und Lesarten der St. Galler Handſchrift. Die zweite Hohen Emſer Handſchrift, auch bloß den bei Müller daraus gedruckten vorderen Theil, hat ein anderer ſauber abgeſchrieben; deßgleichen einen Theil des Parcival und den ganzen Wilhelm von Oranſe, aus der St. Galler Handſchrift. Bodmer hat alſo bei weiten ſeine Quellen nicht erſchöpft und meinen vollſtändigen Abſchriften und Vergleichungen der Nibelungen-Handſchriften noch nicht vorgearbeitet, ſo wenig als Raßmanns Ergänzungen der Maneſſiſchen Sammlung; dagegen aus Wiedeburgs vollſtändiger

Abſchrift des Jenaer Meiſtergeſangbuchs der Bodmer-Mülleriſche Abdruck ergänzt werden kann. Die Abſchrift eines noch unbekannten ſehr alten Gedichts vom Leben der Heiligen Jungfrau bis zu ihrer Himmelfahrt, habe ich ganz abgeſchrieben. Der Dichter bezieht ſich über die Geburt und Jugend Mariä auf ein früheres Lied von einem Meiſter Heinrich, nennt ſich aber nicht: in der Mitte fehlt freilich viel. Die Bodmeriſche Sammlung von alten Pergamentblättern alter Gedichte enthielt: 1) zwei Blätter von Rudolfs von Hohen Ems, Dienſtmannes zu Montfort, trefflicher Legende von Barlaam und Joſaphat, welche zu derſelben Handſchrift gehören ſollen, mit deren Blättern in einer Stadt die Windlade der Orgel verklebt waren; 2) zwei Blätter von einer anderen Handſchrift deſſelben Gedichts; 3) vier Blätter des obigen Gedichtes von Unſerer Lieben Frauen; 4) mehre Blätter eines Legendenbuchs in Proſa; 5) Abſchrift der Bruchſtücke einer alten Reimbibel, die ſchon der ältere Breitinger bekannt gemacht hat; 6) Abſchrift des Anfanges von Willerams Verdeutſchung des Hohen Liedes. Dabei lag noch ein Verzeichniß von Altdeutſchen Handſchriften zu St. Gallen, die ich aber alle benutzt hatte, bis auf einen Alexander aus dem 15ten Jahrhundert. Dort gab mir von Arx auch noch ein halbes, ſehr verloſchenes Pergamentblatt mit geiſtlichen Reimen. Die große Menge ſolcher überall zum Vorſchein kommender Bruchſtücke von Werken, deren ſo viele ſonſt völlig verloren gegangen, zeugt wenigſtens von der inneren Fülle und weiten Ausbreitung unſerer alten Litteratur. — Von den alten Drucken bemerke ich nur: mehre Altfranzöſiſche Romane, darunter auch der ſo ſeltene Parcival; die Frankfurter Ausgabe von Wickrams Bearbeitung der von Albrecht von Halberſtadt im 13ten Jahrhundert Deutſch gedichteten Verwandlungen Ovids, von 1581, welche wieder eine Ueberarbeitung und Ergänzung der Wickramiſchen iſt. Endlich, den höchſt ſeltenen Abdruck des Glücklichen Schiffs von Zürich: dieſe Schweizer Argonautenfahrt, da 54 Züricher Herren und Bürger am 20ſten Juny des Jahrs 1576 in Einem Tage von Zürich nach Straßburg zum Hauptſchießen ſchifften und einen Topf mit Hirſebrei den Straßburgern noch ſo heiß überbrachten, daß ſie ſich den Mund daran verbrannten, und deſſen Topf noch kurz vor der Revoluzion zu Straßburg gezeigt wurde, wie der geraubte Eimer zu Bologna, — dieſe iſt bisher immer für ein Gedicht des überſchröcklich luſtigen und affentheuerlichen Johann Fiſchart, genannt Menzer, angegeben: in dem durchaus ernſthaften Epos, deſſen Verfaſſer ſich Ulrich Mansehr vom Treubach nennt, iſt aber durchaus keine Spur von ihm. Gleichwol verläugnet ſich Fiſchart eben ſo in einigen ähnlichen Gedichten, z. B. vom Straßburger Uhrwerk *). — Eine ehrwürdige Urkunde iſt der alte Griechiſche Pſalter mit großen goldenen Buchſtaben auf purpurnem Pergament; ähnlich der ſilbernen Handſchrift des Ulfilas. Einige Altrömiſche Denkmale ſtehen hier, in der ehemaligen Kirche, im Heiden-Vorhofe. Merkwürdig iſt eine glänzend geſchliffene Säule aus einem großen Stücke Nagelfluhe, das hier gefunden iſt. Die große plaſtiſche Abbildung eines Theils der Schweiz von Müller aus Engelberg (von dem ein ähnliches Werk nach Berlin gekommen) ließ uns einen Theil unſers Weges wiederholen und neue Reiſepläne machen. Daneben ſteht in vielen Bänden die große Simleriſche Sammlung von Urkunden, einzelen Flugſchriften und Blättern der Züricher Geſchichte, von denen ich die älteren Bände durchlief, und manches Merkwürdige fand, z. B. das Lied von der Schlacht bei Laupen, 1339, und das Murten-Lied gegen Karl von Burgund, 1476, von Mathis Zoller aus Louf-

---

*) Eben da ich dieſes zum Druck gebe, erhalte ich von meinem lieben Freunde Horner den einzigen Druck dieſes glückhaften Schiffs mit mehren dazu gehörigen zum Theil gleichzeitig handſchriftlichen Gedichten, darunter noch eine andere Beſchreibung derſelben Fahrt von einem Züricher. Ich danke auch hier herzlich dafür.

fenberg in Schwaben. — Im Stadtarchiv waren noch mehre Urkunden der Schweizer Eſchenbache aus dem 13ten Jahrhundert. Profeſſor Eſcher theilte uns freundlichſt alles für uns Wichtige daraus mit. Sein Bruder war es, der unlängſt auf dem Col de Balme verunglückte. Ein anderer dieſes Geſchlechts, dem wir auf Maneck begegneten, hat ſich einen rühmlichen Beinamen erworben: es iſt der Linth-Eſcher, welcher das große Gemeinwerk der Schweiz leitet, das ſeit lange immer mehr verſumpfende Bette der Linth zu regeln; wodurch ſchon beträchtliches Land und Unterhalt für viele Verarmte wiedergewonnen iſt.

Bei dem Bruder des Prof. Horner ſahen wir eine ſchöne Sammlung von allerlei Geräthſchaften der Südſee-Inſulaner, welche er auf ſeiner Reiſe mit Kruſenſtern und Langsdorf geſammelt, darunter auch Japaniſche. Du wirſt dich auch dabei an des letzten Beſchreibung dieſer Reiſe erinnern, die wir kürzlich zuſammen geleſen, und beſonders an den ergötzlich-langweiligen Aufenthalt zu Japan.

Eine ſehr liebe Bekanntſchaft war uns noch der junge Gelehrte Glutz-Blotzheim von Solothurn, welcher eben eine Fortſetzung von Johannes Müllers Schweizergeſchichte drucken läßt, und uns etwas daraus mittheilte: ſie iſt ſcharf, aber tüchtig und gründlich, und die Schweizer ſelber werden darin nicht ins Schöne gemalt.

Die Tagſatzung hat viele bedeutende Männer und die Geſandten hier verſammelt, und wir mußten überall von den Verhandlungen hören. Das Kriegsweſen war eben an der Tagesordnung. Ein widriger Mißklang dazu war, als am Sonntage eine Schaar neu angeworbener Söldner, halbtrunken jubelnd aus einem Wirthshauſe hinter einer Fiedel her nach Frankreich zog.

Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung war uns hier noch die Frau von Ramdohr, welche zu ihrem Gemahl, unſerm Geſandten in Neapel, reiſte, an den wir alſo hier ſchon unſere Empfehlungen abgeben konnten.

Unſer Gaſthof war trefflich gelegen, dicht an der klaren Limmat, über welche man auf den See hinausſchaut, zu den Alpen im Hintergrunde. Mitten im Strome ſteht die Bibliothek, die vormaligen Waſſerkirche, und ein alter Thurm, auf welchem, wie man ſagte, Eheleute die ſich ſcheiden wollen, zuſammen eingeſperrt werden, und allemal nach einigen Tagen verſöhnt herauskommen: der Stoff von den beiden Gefangenen.

Montags am 2ten September fuhren wir von Zürich ab, mit einem vierten Gefährten, der ſich zu uns gefunden, es iſt der L. v. d. R. aus Karlsruhe, an den wir für die Heimreiſe empfohlen waren; ein guter fröhlicher Geſell, der wohl zu uns ſtimmt, und von dem es uns leid ſein wird hier zu ſcheiden.

Den Weg nach Zug über den Albis-Berg hatte ich früher auch gemacht, und bei eben ſo trübem Wetter. Die gerühmte Ausſicht zugleich auf den Züricher und Zuger See, war alſo auch dießmal nicht hell, obwohl weit genug. Das Hochgebirge blieb verhüllt. Es ging jäh hinab auf Kappel, wo eine anſehnliche alte Kirche iſt, vormals ein Ziſterzienſer-Kloſter, deſſen Abt Guido im 13ten Jahrhundert dem Rudolf von Hohen Ems die Lateiniſche Urſchrift ſeines Barlaam und Joſaphat von Johannes von Damaskus, überbrachte, und wo ſpäter der Reformator Zwingli in der Schlacht ſeinen Tod fand. Weiter fuhren wir über Bar nach Zug, wo nichts bedeutendes uns aufhielt: die Zurlaubenſche geſchichtliche Sammlung iſt jetzo in Aarau. Wir aßen hier zu Mittag, und laſen im Fremden-Buche mit Schauder die Namen der vor 10 Jahren durch den Bergfall von Goldau, in der Nähe verſchütteten Reiſenden, die fröhlich von hinnen gegangen waren. Wäre es heiter geweſen, ſo wären wir auch hier über den See nach Arth gefahren, um den Rigi-Berg zu beſteigen, wo das ſchönſte Panorama der Schweiz, ihrer Seen und Berge iſt; ſo aber fuhren wir um den See durch ein fruchtbares Thal längs der Reuß auf Lucern. Dort harrten wir abermals 2 Tage, um den Rigi zu beſteigen, und dann ins Hochgebirge zu gehen; aber Wolken und Regen trieben uns auf die große Straße über

Surſee, Zofingen hieher, wo wir im Regen ankamen und noch ſind, ohne auch von hier aus in das Berner Oberland wandern zu können. Wir haben es alſo für dieſes Jahr ganz aufgegeben, da überdieß die Tage ſchon zu kurz und herbſtlich werden, und wollen eilen in das wärmere Italien zu kommen, um deſto ſchneller wieder heimzukehren.

Das ſchlechte Wetter hat uns aber recht fleißig gemacht. In Luzern, das uns am Abend der Ankunft noch einige helle Blicke gewährte über den ſchönen, aber engeren und wilderen See, als der Züricher, zum Rigi und dem zackigen Pilatus, dicht über der Stadt, nahmen wir Zuflucht zu Bibliothek und Archiv und der junge Schultheiß Keller ſelber zeigte uns alles ſehr freundlich. Ich fand unerwartet auch hier einiges Alt-Deutſche, aber mehr geſchichtliches als poetiſches, z. B. ein altes Stadtrecht, das um 1250 erneuet und 1310 auf Pergament geſchrieben iſt: wir laſſen es abſchreiben. In der Balthaſariſchen geſchichtlichen Sammlung, die jetzo der Stadt gehört, ſind treffliche alte Handſchriften und Urkunden, auch aus dem 12 und 13ten Jahrhundert, darunter ein Urkunden-Buch des alten Stifts Bero-Münſter. Aus einem alten Wappenbuche erſah ich, daß die Schweizer Eſchenbache, deren mehre bis in's 17te Jahrundert hier vorkommen, im Schilde ein Kreuz mit zwei wie Hörner gekrümmten Haken an jedem Ende, und die letzten auch auf dem Helme führten. — Eine neuere Handſchrift, von dem unlängſt verſtorbenen Pfarrer Wilhelm Dörfliger, enthielt alle Wappen, Gemälde und Aufſchriften der Schlachtkappelle bei Sempach, wie ſolche 1756. nach den Urbildern erneuet worden; dabei eine Beſchreibung dieſes Krieges und Sieges des Volkes über den heldenmüthigen Herzog Leopold von Oeſterreich und ſeine Ritter, 1386, in welchem Arnold Struthan von Winkelried für ſeine Brüder freudig den Tod umarmte, wie ſolche Beſchreibung am Jahrstage der Schlacht, den 9ten des Heumonds, dem Volke vorgeleſen wird: welchen Tag ſonſt auch ein Kampfſpiel des Volkes auf dem Schlachtfelde feierte, indem zwei feſtgeſchloſſene Reihen jede die andere, wie Arnold, zu durchbrechen, oder zurückzudrängen rang. Die Schlacht beſangen der Luzerner Johann Suter, der ſelber mitgefochten, und andere Schweizer, und von Oeſterreichiſcher Seite Peter Suchenwirt. — Sehr ſelten iſt des Luzerner Staatsſchreibers Niklas Schradin Gedicht von dem Schwabenkrieg der Eidgenoſſen gegen Kaiſer Maximilian, 1499, welches zu Surſee, 1500 in 4 mit Holzſchnitten gedruckt iſt; der erſte Druck von Schweizer Geſchichtbüchern. Ein anderer Luzerner Johann Viol ſang Lieder von den Siegen der Schweizer in Italien und gegen Karl von Burgund. Zu Luthers Zeit lebte hier der Barfüßer Thomas Murner oder wie Luther ihn nannte, Murnar, ſein eifriger Gegner, der hier eine eigene Druckerei hatte, aber 1529, in Folge des Landfriedens, aus der Schweiz flüchten mußte. Von ihm iſt, nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung, in der Balthaſariſchen Sammlung, die höchſt ſeltene Spottſchrift mit Zerrbildern: der Lutheriſchen Evangeliſchen Kirchen-Dieb, und Ketzer Kalender, 1527, ein großes Blatt.

In der großen, noch ungedruckten Luzerner Kronik des dortigen Chorherrn Diebold Schilling, deſſen gedruckte Geſchichte der Burgundiſchen Kriege ſo viel treffliche Volkslieder von Veit Weber und andern enthält, las ich auch an mehren Stellen von einer merkwürdigen, noch üblichen Volksluſtbarkeit, dem Bruder Fatſching oder Fritſchi. Dieſer ſoll eigentlich Fridlin geheißen, in der Jugend gegen Oeſterreich und Burgund tapfer mitgefochten und im Alter dicht bei Luzern das Land gebauet haben. Jährlich kam er nur einmal, am letzten Donnerſtag in der Faſtnacht, auch der ſchmutzige Donnerſtag genannt, (wie in Deutſchland der Sonntag darauf der ſchmalzige) nach Luzern und trank und erzählte ſich fröhlich mit ſeinen Waffenbrüdern, auf ſeiner Zunftſtube zum Saffran, welche daher noch die Fritſchi-Zunft, ſo wie jener Tag der Fritſchis-Tag heißt. So ward Fritſch weit umher berühmt und beliebt, und zur Faßnacht eingeladen, ja wol heimlich entführt, beſonders nach den Hauptorten von Ury, Schwyz und Unterwalden, und von dort wieder fröhlich heimgeholt. Unter vielen ſolchen Entführungen iſt die vom Rath zu Baſel ſelber, bald nach dem Beitritt zum Schweizerbunde, angeſtellte, die prächtigſte, mit vielem Gepränge und Feſtlichkeiten, und veranlaßte einen förmlichen Briefwechſel beider Staaten. Da der wirkliche Fritſchi ſchon um 1480 geſtorben, die Baſler Entführung aber 1508 geſchah, ſo kann dieſe nur ſein Bild betroffen haben; wie in Deutſchland die Städte ſich wohl die Rolandsbilder entführten. Fritſchi ordnete ſelber in ſeinem Vermächtniß den jährlichen Umgang an jenem Tage, daß zuförderſt ein Mann von ſeiner Geſtalt ſeinen großen Becher, von Buchsbaum mit Silber beſchlagen, der Fritſchi-Kopf genannt, von Spielleuten begleitet, umtrage und jedem Begegnenden einen Trunk Weines reiche; dann der Zug, vollſtändig gewappnet, hinaus nach der Halden, ſeinem Wohnorte, ziehe und ihn ſo gleichſam in die Stadt und auf die Zunftſtube geleite, wo ein frohes Mahl und Tanz beſchließt. So ward denn der Fritſchi mitten in der gewappneten, Sinnbilder der Freiheit tragenden Schaar eingeführt, zu Roſſe, in die Luzerner Farben, weiß und blau gekleidet, neben ihm ſeine Hausfrau, ebenfalls zu Roſſe, beide durch Greiſen-Masken vorgeſtellt und in ihrer alterthümlichen Tracht: ganz wie mehre Bilder in Schillings Kronik auf Pergament zeigen. Und ſo wird, mit wenigen Veränderungen, dieſes Feſt noch gegenwärtig fröhlich begangen. Die Abſicht Fritſchi's bei dieſer Stiftung. daß ſeine Mitbürger doch jährlich einmal veranlaßt würden nach ihren Waffenrüſtungen zu ſehen, ſo wie ſeine ganze Perſönlichkeit, reichen wol kaum zur Erklärung dieſes Feſtes und ſeiner Faſchings-Maske aus, ſondern es iſt wol eine viel ältere Vorſtellung, welche damals wieder eigenthümlich aufgefriſcht wurde. — In jener Zeit wurden zu Luzern auch, nicht bloß um den Preis geſchoſſen, ſondern noch die alten Schweizer Kampfſpiele Springen, Laufen und Stein-ſtoßen (werfen) gehalten, welche in unſern alten Heldenliedern vorkommen, und von der Helvetiſchen Republik erneut wurden.

Eine andere Volksluſt jener Zeit waren die öffentlich auf dem Fiſchmarkte (jetzo Weinmarkt) vorgeſtellten Schauſpiele, von denen die Bibliothek eine ganze Reihe in Handſchrift bewahrt. Es ſind meiſt geiſtliche Stücke, welche von der Geiſtlichkeit ſelber ſeit 1480 in den Oſter- oder Pfingſt-Tagen geſpielt wurden. Zuerſt die Paſſion, wie alle übrigen, in Reimen, mit ſolchem Beifall, daß beſchloſſen wurde, alle 5 Jahre ein ſolches Oſterſpiel aufzuführen: gleichſam die Schweizer Olympiaden. So wurden dann gegeben: 1549 das jüngſte Gericht; 1596 die Legende des Heiligen Wilhelm (der Held in

Eſchenbachs und ſeiner Fortſetzer Wilhelm von Oranſe); 1599 die Apoſtelgeſchichte; 1606 der Heilige Leodegar: 1624 Kaiſer Julian der Abtrünnige.

Die Stadt Luzern, obwohl der Hauptort der innern eigentlichen Schweiz um den vier Waldſtädter See, am Ausfluſſe deſſelben, und obwohl noch katholiſch, hat doch nichts bedeutendes von alten Gebäuden und Kirchen, und auch ſonſt äußerlich eben nichts Abweichendes von den evangeliſchen Schweizer Städten. Von der ſchon im 7ten Jahrhundert, an der Stelle der Kappelle des Biſchofs Nikolaus, Schutzheiligen der Fiſcher und Schiffer, dem Heiligen Leodegar erbauten Benediktiner Kirche, iſt nur eine Erneuung der Thürme um 1406 übrig, und die Kirche nach dem Brande von 1633 noch neuer, obwohl anſehnlich genug: ſie hat eine der größten Orgeln. Den Kirchhof umher ſchließt eine offene Bogenhalle auf Säulen ein, mit vielen alten und neuen Grabmälern. Sehr unkenntlich iſt auch das Alterthum in der kleinen St. Peters Kirche oder Kapelle, welche aus Anlaß des Interdikts gegen Kaiſer Friedrich d. 2ten und die Gibellinen, 1258 erbauet ſein ſoll. Mehr zeugt wirklich von dieſem Alterthume die 1223 geſtiftete Franziskaner Kirche, obwohl ohne Auszeichnung. — Luzern, das ſeinen Namen haben ſoll von der Laterne (lucerna), welche von dem in der Reuß, angeblich noch aus der Römer Zeit her, ſtehenden Thurme, und nachher von St. Nikolai Kapelle, den Schiffern leuchtete, iſt erſt durch die im Mittelalter eröffnete Gotthart-Straße nach und aus Italien, ſo emporgekommen: die erſte Sendung auf derſelben, von der man weiß, ſind die Gebeine der Heiligen drei Könige, welche Kaiſer Friedrich, aus der Beute von Mailand 1162 dem Kurfürſten von Cöln ſchickte, und denen die Luzerner am Landungsorte eine Kapelle bauten, an der Stelle der jetzigen Kirche des Heil. Xaverius.

Wir beſuchten hier noch den Preußiſchen Kanonikus Buſinger, deſſen neue Beſchreibung von Luzern muſterhaft iſt, und den Pfarrer Thaddäus Müller: beide erzeigten uns die größte Bereitwilligkeit.

Vor der Stadt geht eine faſt 2400 Fuß lange verdeckte Holz-Brücke über den See und die Reuß, an welcher die ganze Bibliſche und Schweizer Geſchichte zum Theil recht gut gemalt iſt, im 16ten Jahrhundert, und zumal bei trübem Wetter angenehme Unterhaltung gibt. Sonſt iſt auch die Ausſicht herrlich auf die Felſenufer des Sees und die hohen grünen Berge in der Nähe und die Schneeberge in der Ferne, zum Theil die höchſten, welche jedoch, zu ſehr durch die Vorberge verdeckt, nur mit den Spitzen herüberragen. — Die große plaſtiſche Darſtellung der inneren Schweiz, zunächſt um den Vierwaldſtädter See, vom General Pfyffer, welcher zuerſt dieſe Darſtellungsart erfunden hat, beſchauten wir natürlich auch, und machten darauf wenigſtens mit den Augen unſere Bergreiſe.

Der Weg zum Sempacher See, und an deſſen ſanften Ufern, welche durch die Freiheitſchlacht berühmt ſind, bis Surſee war mir noch neu. Die Fahrt war aber elend mit vermüdeten Pferden, und hinter uns begannen die Eisberge ſich zu entſchleiern und uns zurückzuwinken. Doch ließen wir uns nicht verlocken von den ſchon tiefbeſchneiten und hellglänzenden Bergen, und thaten wohl daran. In Surſee bekamen wir ein beſſeres Pferd und fuhren ziemlich raſch durch ſanfte Thäler bis Zofingen, wo wir jedoch ſchon im Dunkeln ankamen, zumal da der Himmel ſich wieder bewölkte, und es bald in Strömen goß. Wir waren froh, eine gute Herberge und Tafel zu finden, welche, wie in dieſen Gegenden Sitte iſt, eine zierliche Kellerin in ihrer Landestracht und Landesſprache bediente, und ſpotteten und ſcherzten über unſer Unglück, das wir mit zwei guten Engländern und mehren andern theilten. Seit Menſchen Gedenken iſt kein ſo durchaus ſchlechtes Jahr in der Schweiz, und dabei gerade ſo viel der Reiſenden geweſen, beſonders Engländer, die zu Tauſenden in Genf wohnen und überall umherſchwärmen. Deßhalb liegen alle Gaſthöfe voll und iſt alles noch theurer, als ſonſt, wozu auch die ſo verſpätete und hie und da ſo verkümmerte Ärnte beiträgt. Wir beneideten nun nicht mehr die uns auf der Reiſe in die Alpen begegneten, und fuhren getroſt weiter durch das lange und wohlangebaute Thal der Aar hin, ſahen die einzige Schweizerfeſtung Aarberg in ihrer ſchönen Lage nur halb, im Nebel, und zwei wunderlich, wie liegende Sphinxe geſtaltete Berge darüber hin.

An der Spitze einer ganzen Karavane, die einen Hafen in Bern ſuchte, liefen wir endlich am 3ten Septbr. Abends hier ein, durch die mir wohlbekannten Straßen, fanden im Falken ſelber nicht Herberge, doch in einem Nebenhauſe ein ſchönes wohl eingerichtetes Zimmer, in welchem ein Kamin brannte, bei dem wir uns mit gutem Thee über Regen und Wind tröſteten und beſchloſſen, nach Italien hinüber zu eilen, jenſeit des Alpen- und Wolken-Vorhanges.

Bern, die anſehnlichſte Stadt der Schweiz, iſt doch nicht größer als Prenzlau, aber ſchön von grünem Sandſtein erbaut, und durch alle Häuſer der Hauptſtraßen laufen Bogengänge, ſo daß man immer trocken geht, was dieſes Jahr beſonders willkommen iſt. Die Lage iſt auch ſchön, zwar etwas wild und einſam, an einer Krümmung der Aar auf hohem Ufer, von welchem man die ganze höchſte Alpenkette ſchaut, und gerade in ſolcher Entfernung, daß die einzelen Bergrieſen ſich vollſtändig darſtellen: für uns bis jetzo freilich nur auf Augenblicke. Das Münſter auf der Höhe, nicht weit von uns, iſt dem Ulmer ähnlich, aber in viel kleinerem Maaßſtabe; hat auch nur Einen Thurm, und auch nur halb vollendet. Es iſt ſehr wohl erhalten und inwendig ſehr nett, und nicht zu groß für die Gemeinde, wie der Ulmer. Von den hieſigen Bekanntſchaften und Arbeiten, nächſtens mehr. Es ſind hier treffliche, beſonders Altfranzöſiſche Handſchriften, die wohl Monate lang zu thun geben, auch einige Altdeutſche, auf deren einer ich dieſes meiſt geſchrieben habe.

Mailand den 23ſten September 1816.

Geſtern ſind wir, abermals wohl beregnet, hier angekommen; der Troſt, einen Brief von Dir zu finden, ward aber durch den Sonntag noch auf heute verſchoben, wo mein erſter Gang darnach war. — Deine Briefe werden mir hier, in der Fremde, noch immer werther und lieber; ſie ſind nun faſt das einzige, gewiß das innigſte Band mit der Heimat und allem was mir darin lieb und theuer iſt. Und um Dir recht herzlich für dieſe Freude zu danken und Dir eine ähnliche zu bereiten, liegen heute noch in ſpäter Nacht, auf meinem einſamen und am Tage dunklen Kämmerlein (ſo voll liegt der Gaſthof), Deine lieben Blätter vor mir, und ich beginne wenigſtens noch, zu antworten. Wir ſind ſpät aus dem Schauſpiele gekommen, welches hier erſt um 8 Uhr angeht, und ſitzen nun ſchon tief in Wälſchland, in einer der größten Städte: aber, wie ich vorher gedacht und geſagt habe, es gefällt mir ſchlecht, und ſchon jetzo ſehne ich mich gar ſehr nach unſerm lieben

Vaterlande. Wie wahr iſt in Goethe's bekanntem Liede die Stanze: „Ich ſtellt' mein' Sach' auf Reiſ und Fahrt u. ſ. w.“ — Es kömmt mir hier vor, wie eine ganze Stadt und Volk von Juden, und das Leben ziemlich heidniſch. Es ſind hier allerdings viele bedeutende Geſichter: aber die Jugendblüte ſcheint nur kurz, und die Leidenſchaften des Gewinnes und Genuſſes verkürzen ſie noch mehr und machen früh eckig und ſcharf; die Weiber werden aber meiſt feiſt und widerlich. Man ſieht freilich auch viel ſchöne Augen, aber ſie haben meiſt etwas brennendes und ſtechendes, manchmal wirklich dämoniſches.

den 21ſten September.

Müde von dem vielen Laufen durch die weitläufige Stadt nach Büchern, will ich mich bei Dir wenigſtens im Schreiben erholen, bis es an die ſpäte Mittagsmalzeit kömmt, zu welcher uns heute der hieſige Oeſterreichiſche Statthalter Graf v. Saurau geladen hat. — Solche ergötzliche Kriegs-Geſchichten, als Du ſchreibſt, kann ich Dir freilich nicht erzählen: obgleich es manchmal kleine Wortgefechte unter uns giebt, ſo ſtimmen wir drei doch ſehr gut und ſind im Ganzen immer Eines Sinnes: R. und ich könnten uns gar keinen liebern Gefährten wünſchen, als L.; kein anderer würde es ſo leicht ertragen, in manchen Städten mit uns zu verweilen, bloß weil wir darin der Litteratur nachjagen müſſen, wie z. B. hier, wo viel für die Bibliothek einzukaufen iſt und wir deßhalb noch mehre Tage bleiben müſſen. Es geht in der Hauptſache alſo recht gut, und wir ſind wohl auf: nur hat uns das böſe Wetter bisher immer noch heimgeſucht, und dann hat unſere Kaſſe in der belobten Schweiz einen heftigen Stoß bekommen, den ſie hier, was man von Italien kaum glauben ſollte, wieder etwas ausheilen muß. Aber ich will der Reihe nach in meiner Beſchreibung fortfahren. Es iſt mir ein großes Vergnügen, mich mit Dir nochmals an die Hauptſachen zu erinnern, zumal da dieſes das einzige Tagebuch iſt, daß ich führe; und es freut mich, wenn es auch Dir Freude macht. Manches wird Dich freilich gelangweilt haben.

Von dem Aufenthalte zu Bern habe ich Dir ſchon etwas geſchrieben. Zuförderſt beſuchte ich meinen lieben alten Freund, den Profeſſor Studer, mit dem Gotthold und ich vor fünfzehn Jahren zu Münſter in Wallis zuſammengetroffen, und einen Regentag fröhlich verlebt hatten, ſo wie darnach mehre andere hier in Bern. Er war faſt unverändert, die kleinen Söhne aber auch ſchon Männer und Hausväter. Seine Inſekten-Sammlung, denen er eifrig nachjagte, hatte ſich ſehr vermehrt. Er kennt ſehr gut die Volksſprache, und ſang uns damals mehre Kühreigen und Lieder zwiſchen den Bergen und Gletſchern vor: in der langen Geſtalt mit dem langen gehörnten Alpenſtock, erſchien er uns wie ein alter Rhapſode. Die Sammlung von Kühreigen, mit Sangweiſen, zu dem neuen Alpenfeſt 1805 von Wagner, 1812 vermehrt von Kuhn, habe ich von Studer ſehr berichtigt erhalten, ſo wie mehre andere alte Schweizer Lieder, als: das Ober-Haßler Lied, von Herkunft der Schwyzer aus Schweden; dabei die proſaiſche Erzählung deſſelben Inhalts, von Johann Fründ, um 1440, angeblich aus dem Latein verdeutſcht; dann das Tellen-Lied, durch Hieronymus Muheimb erneuet und vermehret; und einige andere Schlachtlieder aus den Burgundiſchen Kriegen.

Eine neue werthe Bkanntſchaft daſelbſt war der Pfarrer Wyttenbach, ein freundlicher lieber Alter, welcher uns das Muſeum zeigte, worin mir beſonders merkwürdig war, ein ausgeſtopfter Hund, einer von denen, die auf dem St. Bernhardsberge von den Mönchen im Schneewetter mit Speiſe und Trank am Halſe ausgeſchickt werden, um die Verunglückten zu erquicken und zu retten. Dieſer hier hatte auf ſolche Weiſe viele gerettet, und ſah auch recht gutmüthig aus. Einige ausgeſtopfte Katzen, unter der ſchönen Sammlung von Schweizerthieren, erinnerten mich an unſer Katzenpaar: Was machen ſie denn, und der alte Spitz? Ob ſie mich und ich ſie wohl wieder kennen werden? Hier in Mailand giebt es viele und große Katzen, und ſie werden gut gehalten. — Im Muſeum war ferner ein großer Theil der Südſee-Sachen, welche von Cooks Reiſe mitgebracht waren, und Du aus den Abbildungen kennſt.

Ein in hartes Holz unendlich mühſam und kunſtreich geſchnitztes kleines Abbild eines Indiſchen Tempels, man weiß nicht, welches und von wem, zeugte wieder von der großen Übereinſtimmung mit der Aegyptiſchen Baukunſt, und beider mit der älteſten Deutſchen, aus welcher die eigentlich Gothiſche ſich entwickelt hat. Die tragenden Zwerge mit dem Lingam an den Säulenknäufen der Kapelle zu Eger, ſind offenbar der langbärtige Zwerg Typhon mit dem Lingam auf den Säulenknäufen des Typhoniums zu Apollinopolis in Aegypten (bei Denon), und dieſer wol nichts anders denn der Indiſche Schiwa als Lingam-Zwerg und Wiſchnu als bauender Däumling (Daktyl). Jener Indiſche Tempel zu Ellora, deſſen Baumeiſter, der Weltſchöpfer Biſturma ſelber, darin den Tempel der Welt und des Leibes erbaute, in einer Nacht von ſechs Monden (wie Zeus bei Allmene), und ſich, weil der Hahn krähte, dabei in den Finger ſchnitt, und mit aufgehobenem Finger daran abgebildet iſt, — dieſer gewiß uralte Tempel hat auch ſchon den Grundzug, aus welchem ſich bei uns die Gothiſche Baukunſt entfaltete, nam lich den Spitzbogen, durchgehend in dem auf dem Säulengebälke ruhenden Gewölbe; wie die Abbildung in den Aſiatiſchen Unterſuchungen zeigt. Andere alte und neuere Indiſche Bauwerke mit Spitzbögen finden ſich in Agincourts Kunſtgeſchichte des Mittelalters, aus Hodges Indiſchen Alterthümern, und Perſiſche in Morris Reiſe. Nicht minder ſind die Rundbögen und Gewölbe überhaupt im Morgenlande uralt, obgleich ſie ſich in Alt-Aegypten kaum finden und ſich bei den älteren Griechen und Römern faſt ganz verloren haben, überhaupt wol durch die Araber und Mauren erſt die Gewölbe, und beſonders die Kuppeln, recht ausgebildet und über Griechenland, Italien und Spanien, ſo wie durch die Kreuzzüge, weiter verbreitet worden. Doch, wie die Grundformen unſerer Baukunſt ſchon im gemeinſamen Morgenlande ſtehen, ſo war auch dieſe ſpätere unmittelbarere Einwirkung dorther, nur eine lebhaftere Erweckung derſelben, als die durch die Griechen (ſeit der Sophienkirche) und Römer vermittelte. Es lebte hier noch dieſelbe urſprüngliche Geiſtesrichtung, welcher das Antike, das zwar eben davon aus-, aber ſeinen ganz eigenen Weg gegangen, durchaus widerſtrebte; und welche, wenn auch verwildert, doch das alte, ſtäts noch anheimelnde Morgenland ſich eben ſo friſch aneignete, wie das Chriſtenthum, das in Griechenland und Italien unterging, mit dem vollendeten Heldenthume, deſſen Trümmer die Chriſtliche Kunſt ebenfalls in ſich verſchmelzte. Auf ſolche Weiſe iſt unſere heilige Baukunſt zugleich eine uralte, öfter von außen und innen angefriſchte, und doch, wie die eigentlich ſie belebende Offenbarung des Chriſtenthums ſelber, zugleich eine ganz neue, und ganz eigenthümlich ausgebildete: noch nie und nirgend iſt die ewige Sehnſucht des demüthig auf Erden knienden und anbetenden Menſchen nach der himmliſchen Heimat ſo ſichtbar und wunderbar durch alle Gebilde und Züge unaufhaltſam emporgeſtiegen, wie hier. Und in dieſem Sinne wird man denn auch nicht die Einwirkungen der nächſten Umgebung und heimatlichen Natur verkennen, welche ja eben im Großen iſt, was die Kirche im Kleinen abbildet, und kann in den ſchlanken Stämmen und den langen, ſich gegen einander neigenden Zweigen unſerer Linden und Buchen die Pfeiler, Rippen und Spitzbogen unſerer Kirchen, in dem knorrigen Geflechte unſerer Eichen ihre künſtlich verſchlungenen Kreuz- und Netzgewölbe, in den hohen zackigen Fels- und Eis-Piramiden unſerer Alpen unſere himmelhohen Kirchthürme ſehen: ſo wie umgekehrt. —

Dann waren hier noch einige Überbleibſel aus der reichen Beute bei Nancy im Lager Karls des Kühnen: ein kleiner tragbarer Altar, worin ein köſtliches Gebetbuch aufbewahrt worden. — Einige kleine Modelle der Berner und Savoyer Gebirge dergleichen wir zu Zürich und Luzern von den dortigen Bergen geſehen, ließen uns nur bedauern, daß wir nicht dahin kommen konnten; denn es regnete noch immer faſt unaufhörlich: wie jetzo eben auch hier wieder.

Den 25ſten September.

Der Graf Saurau hat uns ſehr freundlich aufgenommen und fürſtlich bewirthet. Unter den wenigen Gäſten war der Kapellmeiſter Spohr, der auch unlängſt in Breslau geweſen, und übermorgen hier ein großes Konzert geben wird, und der Graf Clary aus Wien, welcher, den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften hold, zu Fouque's Undine Zeichnungen gemacht hat, die ich vielleicht noch ſehen werde. Er kam aus Rom, und erzählte mir von einer neuen großen Zeichnung, welche der treffliche Cornelius als Titelblatt zu den Nibelungen entworfen hat. So begegnet mir überall das alte Lied, um welches ich hauptſächlich ausgereiſt bin. — Aber Du mußt erſt noch den Weg bis hieher mit mir machen.

In Bern war uns noch der Profeſſor Döderlein, der aus Jena hingekommen, ſehr freundlich; und wir verlebten einen fröhlichen Abend bei ihm, zu welchem unter andern ein Lehrer aus der Hofwyler berühmten Schulanſtalt, Namens Schächt aus Braunſchweig, kam, welcher mir auch erfreuliches von den Wirkungen des Nibelungen Liedes, daß er daſelbſt vorgetragen, erzählte.

In den Profeſſoren Schnell und von Haller machten wir zwei ſehr entgegengeſetzte, aber intereſſante Bekanntſchaften: jener allem Alten abhold und faſt Bonapartiſch geſinnt, dieſer auf volle Herſtellung des Alten dringend. Eine Entzweiung, welche jetzo durch ganz Europa und weiter geht, vorzüglich aber die Schweiz und Frankreich ſpaltet.

Die Schweizer ſind freilich bei weitem nicht das idealiſche Volk, wie es in Romanen und Idyllen und poetiſirenden Reiſebeſchreibungen erſcheint, vielmehr ſind ſie durch eben dieſe Schönfärberei und durch die vielen Reiſenden mannigfaltig, beſonders an den Hauptſtraßen, verdorben, und durch jene gar ſehr auf den Eigennutz geſtellt (wie wir derb erfahren haben). Doch würde man unrecht thun, nach ſolchen Wirthshaus-Anſichten zu urtheilen: wie es denn in allewege bedenklich iſt, ſo ein allgemeines Urtheil über irgend ein Volk und Land auszuſprechen, inſonderheit über ein ſo verſchiedenartiges, wie die Schweiz. In dieſer iſt, auf der andern Seite, überall die lebhafte Theilnahme an dem Gemeinweſen, vaterländiſchem Alterthum und Geſchichte bei Bürgern und Bauern, welche bei uns ſo wenig davon innewerden, eine höchſt erfreuliche Erſcheinung. Auch ſind die Schweizer im ganzen durch ihre Geſtalt keineswegs ausgezeichnet, vielmehr ſind ſie in manchen Gegenden, z. B. St. Gallen, Appenzell, Aargau und dem niederen Theil von Bern, faſt unanſehnlich, und auffallend die Männer häßlicher, als die Weiber, welche auch in Bern ſelber, zumal in ihrer ſchwarzen Tracht mit ſchön geſticktem Latz, ſilbernen Ketten, weißen Hemden, langen Zöpfen und großen ſchwarzen Heiligenſcheinen ähnlichen Hauben, recht ſtattlich ſind: dagegen die Männer in ihren gelbgrauen altmodiſchen Fracks und neumodiſchen langen Hoſen, zumal auf dem Lande, faſt alle wie verfeinerte und verkümmerte Fabrikanten, gar nicht wie ſchlichte, tüchtige Bauern ausſehen. Merkwürdig iſt, daß umgekehrt in Tyrol und den Bergthälern Norwegens, wo die Männer ſo auffallend ſchön und groß ſind, die Frauen unanſehnlich und ſelbſt häßlich ſind. Aber in dem Hochgebirge und anderen Marken der Schweiz, die wir dießmal nicht geſehen, ich aber früher durchwandert habe, wohnt wirklich ein edles hochſtämmiges Geſchlecht von Männern und Frauen. Von der Franzöſiſchen Schweiz, dem Pays de Veaux, rede ich hiebei gar nicht, denn das iſt gar nicht mehr die Schweiz, und dorthin und an deren Gränzen fällt hauptſächlich der obige Tadel der Entartung und Eigenſucht: wie wir erlebt haben; und das Sprüchwort: point d'argent point de Suisse, kenne ich auch nur Franzöſiſch. —

In Bern muß ich beſonders noch die Gefälligkeit des Bibliothekars Tſcharner rühmen, welcher uns alle Handſchriften und Bücher mit voller Freiheit gewährte: um ſo erwünſchter, als uns das böſe Wetter gute Muße gab. Aber auch die Wichtigkeit dieſer Handſchriften, die wir ſchon aus dem Sinneriſchen Verzeichniſſe kannten, und darunter beſonders die aus dem Bongarſiſchen Nachlaſſe, machte uns fleißig. Ich fand mehre merkwürdige Altdeutſche Gedichte (auch ein altes Niederländiſches Wörterbuch auf Pergament geſchrieben), und ſchrieb faſt alles ab. In einem Pergamentkodex des 14ten Jahrhunderts, fand ich mitten unter Lateiniſchen Geſchichtwerken, eine Reihe von Minneliedern: eins von Heinrich von Morunge, das in der Maneſſiſchen Sammlung fehlt, und abermals von Nithart ein Lied, genannt der Roſenkranz, in welchem ich ſein halbdunkles Engerlin entdeckte, auf welches Heinrich von Briberg in der Fortſetzung von Gottfrieds von Straßburg Triſtan anſpielt. In einer andern Pergamenthandſchrift derſelben Zeit befand ſich das ſchöne Gedicht von dem Wettſtreite zweier Kloſterfrauen über die beiden Johanſe, den Täufer und Evangeliſten, ihre Schutzheiligen, durch deren Erſcheinung er zur Ehre Gottes geſtillt wird. Der Dichter, den Docen ſchon bekannt gemacht hat (in unſerm Muſeum), nennt ſich hier vollſtändiger Klein Heinze, Graf Albrechts von Hohenberg Küchenmeiſter: er iſt alſo, mit dieſem Grafen Albrecht von Hohenberg und Heigerlau, der ebenfalls Minneſinger war, Zeitgenoſſe des Rudolfs von Habsburg. Eine Papierhandſchrift enthält: das Leben und Leiden der Heiligen Margaretha, und der Sibylla Weiſſagung, beide verſchieden von den bisher bekannten Gedichten dieſes Inhaltes. Das letzte beginnt von der Schöpfung und dem Sündenfall: als Adam erkrankt, verlangt er nach der Paradieſesfrucht; ſein Sohn erhält von einem Engel einen Zweig des Baumes, und pflanzt ihn in dem Garten, da unterdeſſen der Vater geſtorben. Der Zweig wächſt zu einem herrlichen Baume, bis Salomon ihn zum Tempelbau fället: er will ſich aber nirgend fügen, und wird zum Steg über einen Bach geworfen. Die Sibylla darübergehend verliert ihren Gänſefuß, und weiſſagt dem Salamon von dem Chriſtenthum, und daß dieſes Holz der Stamm des Kreuzes und neue Lebensbaum ſein werde: die Weiſſagung geht dann bis auf Kaiſer Karl den 4ten. — Eine Handſchrift von Eſchenbachs Parcival iſt noch nicht lange hier: ſie iſt auf Papier 1467 durch Johann Stemhein von Conſtanz geſchrieben, mit guten Federzeichnungen, aber vorn mangelhaft. — Eine alte Lateiniſche Legende von Karl dem Großen, erzählt, wie Rotolandus den Babyloniſchen Rieſen Ferracutus vor dem Zweikampfe katecheſirt, dann beſiegt und belehrt; auch von der Kirche zu Achen und den 24 Kirchen, die Karl nach dem A B C. erbauet habe.

Die noch wichtigeren Handſchriften Altfranzöſiſcher Gedichte aber, aus welchen ein Theil unſerer Altdeutſchen übertragen iſt, konnte ich nur flüchtig anſehen, und verſpare ich auf den Rückweg, da wir wieder durch Bern kommen.

Bern war mir von meiner erſten Reiſe noch ziemlich wohl bekannt, mit ſeinen beiden langen, auf das hohe Ufer der Aar ſich hinziehenden Hauptſtraßen, und deren aus ſchönem grünen Sandſtein erbauten Häuſern, unter welchen Arkaden durchhinlaufen. Die ſchöne Ausſicht vom Kirchhofe, jetzo Spaziergang, am Dom auf das Hochgebirge, zeigte ſich nur am Tage unſerer Abfahrt, der ſich unvermuthet aufheiterte. Ich allein ſtieg ſogleich noch auf den Thurm des Domes, und überſchaute ein großes Panorama: gegen Frankreich niedrig, vom langen Jura-Gebirge, in Norden und Oſten durch nahe Berge beſchränkt, im Süden aber durch die herrlichſte und erhabenſte Reihe der Schneegebirge, deren einzele Geſtalten, meiſt in großen Kegeln, gewaltig hervortreten und ſchon in ihren ſchönen Namen ſich ankünden. Die vorragendſten heißen nämlich: Wetterhorn (mit dem Roſenlaui-Gletſcher), Schreckhorn (mit furchtbar zerriſſener Felſenſtirne), Finſteraarhorn (der höchſte von dieſer Seite beſchneite, unzugängliche Prachtkegel), der große weiße Mönch, neben der ganz in Schnee gehüllten, kürzlich zum erſtenmal beſtiegenen Jungfrau, an welcher das Engelhorn und Silberhorn glänzen, die fernen Tſchingelhörner, und endlich an der Frau die anmuthige nähere Blümlisalp. Das Stockhorn führte gegen Weſten hin die Freiburger niedriegeren Berge an, welche den Kreis ſchloſſen.

Beſeeligt von dem Anſchauen in der ſchönen Morgenſonne ſtieg ich ungern herab, that noch einen Blick in die heitere Kirche, und kaufte dann in der Nähe eine ſchöne Baſeler Bibel, welche neben mir auf dem Bette liegt, und mir, beſonders hier in dem Wälſchen Lande, ein großer Troſt iſt. Es iſt doch das Buch der Bücher, und alles darinnen. Lies auch Du fleißig im Evangelium, wie ich vor dem Schlafe (nach Mitternacht) jetzo eben noch thun will, und wir daheim mitſammen gethan, und noch öfter thun wollen. Man kann nie genug darin leſen, das ſpüre ich immer mehr und mehr.

Den 26. September.

Kurz vor der Abfahrt von Bern hatten wir zum erſtenmal eins von den Feſten, deren Begehung wir unter uns ausgemacht haben, um auch ſo noch mit der Heimat verbunden zu ſein, und gleichſam mit ihr anzuklingen: es feiert nämlich jeder die Jahrstage ſeiner Lieben und Freunde. Dießmal war es ein würdiges fünfzigjähriges Amtsjubileum, das an dem heitern Morgen bei einigen Flaſchen Burgunder und Champagner, uns recht fröhlich machte. Ungern trennten wir uns aber hier von unſerm vierten Reiſegefährten v. R., welcher ſich durch den blauen Himmel in die Berge locken ließ, und mit einigen guten Engländern, den beſten die wir noch angetroffen, dahin zog. Wir fuhren aber gen Freiburg, durch fruchtbare und wohlangebaute, doch eben nicht ausgezeichnete Gegenden, viel Berg ab und auf, über das Flüßchen Sengen, nicht weit am Schlachtfelde bei Laupen vorüber, häufig die immer mehr verklärten und ſich hinter einander verſchiebenden Schneegebirge ſchauend, und manchmal ſchon die Entfernung von ihnen bereuend. Die Gegend von Freiburg verdiente aber auch wohl ſchönes Wetter.

Die Stadt liegt auf einer ähnlichen, durch die ſich krümmende Sane gebildeten Halbinſel, wie Bern, ſteigt aber noch ſteiler auf dem Felſenufer empor, und ihr Thurm droben iſt der höchſte in der Schweiz. Zu arbeiten gab es hier nichts, wir beſahen alſo bis Abend die Stadt, ſtiegen auf den Thurm, der wirklich 365 Stufen hat (ich habe ſogar noch 2 mehr gezählt), ſahen die große alte Linde, welche ein aus der Siegesſchlacht bei Murten heimkehrender geſetzt hat, und auf dem Markte eine Laube bildet, und wanderten hinaus vors Thor auf einen angenehmen Spaziergang, der ſchöne Ausſichten auf die Stadt zurück hat. Im Dunkel traten wir nochmals in die nahe und ſtäts offene Kirche: es war ſchauerlich ſchön darin bei der einzigen Lampe im Hintergrunde. Sie iſt mit dem Thurm in Gothiſcher Bauart, und die Vorhalle der Thür unter dem Thurm ſchön und reich mit Bildſäulen verziert.

In einer Darſtellung des jüngſten Gerichts, über der Thüre, werden die Seelen von den Engeln in einer Waage gewogen (wie auf dem Danziger Bilde), und der Teufel klammert ſich daran, ſie zu ſich herunter zu ziehen. Doch iſt der ganze Bau zu nakt und ſind die Zierraten zu flach und dürftig; der Thurm, dem noch die Spitze fehlt, iſt nicht durchſichtig genug und verjüngt ſich nach oben nicht genug; jedoch mehr, als der Landshuter, mit welchem er ſonſt Ähnlichkeit hat: und alles iſt von bräunlichem Sandſtein erbauet. Wir ſchauten von oben die Kuppe des Montblanc, dem wir nicht ſo nahe zu kommen wähnten, als wirklich noch geſchehen iſt. Den nächſten Morgen ſehr früh ging es, noch bei halb heiterem Wetter, weiter auf Lauſanne zu.

Freiburg iſt katholiſch, und hat ſchon halbfranzöſiſchen Anſtrich: der untere Theil der Stadt ſpricht auch durchaus Franzöſiſch, der obere Deutſch. Die Weiber ſind häufig gepudert, mit ungeheuren Haarwülſten, die von falſchem Haar oder Flachs unförmlich ſo aufgeſchwellt werden, und bei den Geringen zugleich als Unterlage zum Tragen (das auf dem Kopf geſchieht) dienen — Von einigen am Wege zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden kleinen ſchwarzen Männern ward uns berichtet, ſie hingen wegen Blutſchande und Nothzucht dort, und wurden uns noch manche ähnliche Geſchichten aus dieſer Gegend erzählt.

Die Gegend war anfangs, wie von Bern her, wir kamen aber immer tiefer in Franzöſiſchen Schmutz, und in Payerne ſchon in ein faſt ganz Franzöſiſches Städtchen, obgleich es auch noch den Deutſchen Namen Peterlingen führt. Von der Höhe davor iſt eine weite Ausſicht über einen großen Theil des Neuburger Sees (der dieſes Jahr mit dem Bieler und Murtener See zuſammengeſchwemmt worden) bis an den Jura dahinter; ſie hat Ähnlichkeit mit der Ausſicht oberhalb Uznach auf den Züricher See. Payerne bewahrt den Stuhl einer Königinn Berta, an welchem noch das Loch zu ſehen, worin ſie die Spindel befeſtigte, wenn ſie im Gehen ſpann. Sie iſt doch wol Berta, die Gemahlinn des Königs Rudolf von Burgund und Tochter Herzogs Burkhard von Schwaben, welche hier um 962 ein Benediktinerkloſter ſtiftete: aber vielleicht auch die fabelhafte weiße Frau und Spinnerinn Berta, da die Schweizer ſogar von einer Göttinn Precha ſagen, welche das Flachs zu brechen gelehrt habe.

Hinter Payerne geht der Weg durch das ſchöne ſanfte Thal der Broie aufwärts, bis zu der großen Waſſerſcheide, wo auf der einen Seite die Bäche noch durch den Rhein in die Nordſee, auf der andern aber durch die Rhone ins Mittelmeer fließen. Dieſer Weg erinnerte ſehr an den bei Neumark, zwiſchen Nürnberg und Regensburg, wo eine ebenſo merkwürdige Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee und dem ſchwarzen Meere war. In Moudon (Deutſch Milden) trafen wir im Gaſthofe einige Gouvernanten, welche, wie die Miethſoldaten, zu den Ausfuhrartikeln dieſes mit Klugheit und Wohlgezogenheit überflüſſig geſegneten Landes gehören: ſie wurden nach Leipzig auf die Meſſe ſpedirt, waren noch ſehr jung, in der That aber ſelber noch unerzogen. Wenigſtens benahmen ſie ſich ſo bei dem Mittageſſen. Dieſes, ſo mäßig es war, mußten wir doch übermäßig bezahlen: und das ging nun durch die ganze Franzöſiſche Schweiz crescendo. Dabei hatten wir ſchon ſeit Zürich, in Ermangelung der Poſten, Lohnfuhren nehmen müſſen, die gerade das Dreifache unſerer Extrapoſt koſteten. Der Himmel ward auch wieder trüber, und wir ſahen auf dem Wege nach Lauſanne die Walliſer und Savoyer Schneeberge nur in einzelen Blicken; es ward ſpät Abend. Der große Genfer See erſchien uns zwar mit ſeinem ſichelförmigen Zauberſpiegel von der Höhe vor Lauſanne, aber ungenügend, und bei Nacht und Regen kamen wir in dieſen feinen Ort, aus welchem beſonders noch immer Erzieherinnen und Geſellſchafterinnen verſchrieben werden. Das böſe Wetter hinderte mich die Dame Ch., wenn ſie ja noch lebte, aufzuſuchen.

Es regnete unaufhörlich. Von den Umgebungen der Stadt ſahen wir ſo viel wie gar nichts, und kaum konnten wir in der Stadt den Dom nud die Bibliothek daneben beſuchen. In der letzten war außer einer ſchönen Pergamenthandſchrift der Bibel mit Malereien aus dem 13 — 14ten Jahrhundert, durchaus nichts Erhebliches.

Der Dom iſt merkwürdig, da er, 1275 eingeweiht, doch nicht ſowohl im ausgebildeten Gothiſchen Style jener Zeit, aus welcher ſchon der Straßburger Münſter iſt, als noch in dem älteren Style, nur mannigfaltiger und weitläuftiger angewendet, als uns bisher noch vorgekommen iſt. Es iſt aber eine Miſchung, und hier auf dem Übergang in Italien, auch ein Übergang beider Bauarten. Im Ganzen herrſcht freilich der Spitzbogen vor, und erſcheint, zumal von außen, der Bau, mit ſeinen beiden Thürmen am Weſtende (von denen nur der eine fertig iſt), ſeinen Strebe-Pfeilern und Bögen und vielen Spitzen, wie ein Gothiſches Münſter: doch iſt alles mehr ſchwer und glatt, und nur durch mehre kleine Säulenreihen mit Bögen, beſonders an der Kuppel und am Chor, verziert. Etwas Ausgezeichnetes iſt mitten über dem langen Kreuze die faſt mit dem Thurme gleich hohe und inwendig ganz hohle und lichte Kuppel, anfangs viereckig, mit vier Eckthürmchen, dann vieleckig mit langer Spitze aufſteigend: ganz dem Thurme ähnlich. Die beiden Seitenarme des Kreuzes ſind mit dem Mittelſchiffe gleich hoch, die Seitenſchiffe niedriger. Die Thüre an der Südſeite iſt ſehr reich, mit ſchlanken Pfeilern, dazwiſchen arabeskenartige Träger fehlender Bildſäulen: ganz in der eigentlich Gothiſchen Art und ſichtbar ein neuerer Anbau. Dagegen ſind innerhalb noch überall die älteren Säulen mit Fuß und Knauf, einzeln neben und übereinander geſtellt, noch nicht zum Gothiſchen Säulenpfeiler verwachſen. Solche verbundene Säulen tragen das Mittelſchiff, und ſind in ihrer Zuſammenſtellung mannigfaltig, nur die ſich gegenüber ſtehenden Paare gleich: kurze dicke Säulen tragen meiſt das Gewölbe der Seitenſchiffe, längere dazwiſchen ſteigen bis zum Gewölbe des Mittelſchiffs hinauf. An der hohen innern Wand des letzten laufen zwei kleine Bogengänge mit Säulchen umher; ebenſo in den hohen Seitenarmen und in der Kuppel, welche ein Kreuzgewölbe ſchließt. Der Boden des abgeſonderten Chors iſt höher, als die übrige Kirche, und ihn tragen einzele ſehr dicke Säulen. Faſt alle Säulen der Kirche haben denſelben einfachen Knauf, mit glatten gekrümmten Blättern, der wol aus dem Korinthiſchen entartet iſt: und ungeachtet der Menge dieſer Säulen und Säulchen, Gallerien und Bogenſtellungen, hat doch das Ganze etwas Einförmiges, Armes. In dem niedrigen Umgange des Chors, zu welchem Stufen hinabführen, ſtehen viele meiſt neuere Grabmäler berühmter und vornehmer Leute, ſogar eines Pabſtes (Felix I.), mehrer alten Biſchöfe der jetzo reformirten Kirche, und einiger fürſtlichen Perſonen, die hier ein beſſeres Vaterland ſuchten. Ich hielt mich nicht dabei auf; lieber betrachtete ich den ſchön in Holz geſchnitzten, wohl mit der Kirche gleich alten Chorſtuhl: er zeigte an dem einen Ende den ſauren Apfelbiß, und an dem andern den heidniſchen Weiſen Ariſtoteles, wie er ſich von der Geliebten des großen Alexander, in Hoffnung ihrer Gunſt, wohlgeſattelt und gezäumet, auf allen Vieren ſpazieren reiten läßt: die ſchon zu Regensburg begegnete Fabel.

Auf dem ſonſt ſo ſchönen Spaziergange vor der Stadt am See war dießmal von dieſem und den Bergen faſt gar nichts zu ſehen, und ich mußte mich mit der Erinnerung der früheren heiteren Anſichten von hier und dem kleinen Hafen Ouchy dicht am See, begnügen.

Höchſt mißvergnügt über ſchlecht Wetter und unerhörte Prellerei, fuhren wir weiter, ſchon am nächßen Tage, auf Vevay, am See hin, auf welchem hie und da heitere Blike waren, bei der Kaskade von St. Saphorin vorüber. Hier waren wir nun auf dem Schauplatze von Rouſſeaus Heloiſe, aber er kam uns eben gar nicht romanhaft vor, obgleich immer noch beſſer, als der Roman ſelber. Die Nacht in Vevay ſtrömte der Regen unaufhörlich; und abermals tüchtig geſchnellt rollten wir am See hin, an Clarens und dem alten Schloſſe Chillon vorbei, welches mit dem nah an den See tretenden Berge einen Engpaß beherrſcht. Es ward etwas heiterer.

Die Berge dieſſeits ſind ſanft, mit Reben bedeckt, die Wohnungen und Menſchen aber bei weitem nicht ſo rein, fleißig und angenehm, als in der Deutſchen Schweiz; es iſt der Uebergang zu Wälſchland. Die hohen Mauern, womit hier die Gärten und Weinberge befeſtigt werden, benehmen ſelbſt dem Fahrenden oft alle Ausſicht, um ſo mehr dem armen Fußgänger. Die ſteilen kahlen Berge am Savoyer Ufer ſahen finſter drein. Dieſen ganzen Weg hatte ich vormals heiterer gemacht, nur umgekehrt von Villeneuve nach Lauſanne, nachdem ich von dem hohen Berge Dent de Jaman eine herrliche Ausſicht über den großen halben Mond des Genfer Sees gehabt.

Hinter Villeneuve kamen wir nun in das immer enger werdende Rhone Thal, das längſte in der Schweiz; fuhren noch bis Bex im Wadt-Gebiet, traten dann aber durch eine enge Felſenpforte, wie ein Thorweg, und über eine kühne Bogenbrücke, in das durch ſeine Unreinlichkeit und Cretins übelberüchtigte Wallis. Die enge ſchmutzige Stadt St. Maurice dicht am Eingange, bewirthete uns doch zu Mittag noch ſo ziemlich; und wir waren froh nun wenigſtens aus der eigentlichen Franzöſiſchen Schweiz um den Genferſee, zu ſein.

Dieſe überklugen Leute, die zuförderſt die Franzoſen für das gebildeteſte Volk, und ſich wieder für die gebildeteſten Franzoſen, alſo für geborene Erzieher von ganz Europa halten, werden leider in ihrem närriſchen Dünkel gar ſehr beſtärkt, da nicht etwa nur die künftigen Franzöſiſchen Prediger der Kolonie ſich hier den ächten Kanzel-Vortrag und die rechte Ausſprache holen, ſondern auch häufig, annoch, Fürſten und ihre Weiber und Kinder, und andere Vornehme, ſich daſelbſt Jahre lang aufhalten, um Franzöſiſch plappern und die Natur bewundern zu lernen.

Jetzo vollends wohnen mehre Tauſend Engländer dort umher, lernen aber wenig Franzöſiſche Sprache, noch weniger gute Lebensart; denn an den Wirthstafeln, wie wir ſelber erfahren und erlebt, langen ſie zugleich in alle Schüſſeln und freſſen unmenſchlich. Sie werden auch bald aufhören in den Franzöſiſchen Romanen als edle freigebige

Lords die poetiſchen Perſonen zu ſein, da ſie jetzo allgemein in der Schweiz als Knauſer, die über alles markten und quängeln, verſchrien ſind. Man kann es ihnen freilich, bei ſo arger Prellerei, welche aus dem Mißjahr und der verſpäteten Ärnte ihren Vorwand nimmt, faſt nicht verdenken. — Auch hier in Wallis, wo es wegen der Richtung des Thales gegen die Sonne, viel wärmer iſt, war alles noch zurück, und die Ärnte eben erſt angefangen.

Hinter den hohen Felſenwänden blickten oft aus den Wolken die glänzenden Schneeſpitzen der Savoyer Berge, beſonders der Dent du Midi, hervor. — Die Rhone bildet im Thale häufig Sümpfe, und deutlich zeigt ſich, daß das ganze Thal ein großer See geweſen, welcher endlich das Felſenthor von St. Maurice durchbrochen hat und abgefloſſen iſt. Die ungeſunde Luft erzeugt hier häßliche bleiche Bewohner, mit häufigen Kröpfen, die aber durch das Tragen auf dem Kopfe auch hervorgepreßt werden, und die bekannten Cretins, welche unter dem langarmigen Affen ſtehen. Die Wohnungen ſind eben ſo häßlich und ſchmutzig, und die Scheunen ſtehen auf Pfählen, auf denen breite Steinplatten liegen, um das Ungeziefer abzuwehren, das hier eine Plage iſt, welche die Hitze ausbrütet. Doch iſt die Sonnenſeite des Thales beſſer angebaut, und hoch an den Bergen ſchweben viele Dörfer mit ihren Fruchtfeldern zwiſchen Wäldern und Felſen.

Bald hinter St. Maurice läuft auf einer vorſtehenden Schicht der kahlen Kalkfelſenwand zur Rechten nahe am Wege eine lange grüne und laubige Terraſſe hin und endigt mit einer Einſiedlerhöhle. Weiterhin ſtürzt aus den Felſen derſelben Seite die berühmte Piſſevache hervor, etwa nochmal ſo hoch, als der Rheinfall bei Schafhauſen, 150 Fuß, aber nicht damit zu vergleichen, nur ein Bach dagegen, der ſich in viele kleine Fälle theilt, und an der ungeheuren Felſenwand, aus deren Mitte er herabhängt, klein erſcheint; obgleich der Hauptſturz gewaltig genug iſt, und im Becken unten einen ſolchen Sturm und Regenwirbel macht, daß ich in einer Minute bis auf die Haut durchnäßt war. Es hat nur einem Franzoſen einfallen können, dieſen herrlichen Waſſerfall eine Piſſe-Vache zu nennen. Man begreift wohl, wie das bekannte Bild von Paul Potter, in Caſſel, dieſen Namen führt, weil es wirklich eine piſſende Kuh vorſtellt: aber hier bei dieſem Waſſerſturz wäre es noch eher verzeihlich an einem Champagnerguß zu denken.

In Martigny oder Martinach, wo wir die Nacht blieben, trafen wir alles voll Reiſender, die vom Montblanc kamen, oder dahin gingen, und ein Führer bot ſich ſogleich uns dar. Der Abend war heiter geworden und verſprach gut Wetter, und da uns die ganze übrige Gebirgsreiſe verregnet war, ſo entſchloſſen wir uns kurz und gut, dieſen gar nicht im Plan gelegenen Seitenweg zu verſuchen, und den höchſten der Berge in Europa, den wir erſt auf der Rückreiſe, von Genf aus, beſuchen wollten, jetzo ſchon mit ſeinen Wundern zu ſchauen.

Dießmal war uns der Himmel günſtig, und wir haben wenigſtens vier Tage verlebt, die wirklich wie vom Himmel und aus den Wolken gefallen waren, vollkommen heiter und blau; zwar kühl und ſcharf, aber gerade ſo für dieſe ungeheure Natur paſſend.

Durch ein Seitenthal, anfangs an der Drance hinauf, führt ein Paß über den Col de Balme in das Chamouny-Thal, wo der Montblanc mit ſeinen Rieſenſöhnen thront. Wir beſtiegen jeder, zum erſtenmal, einen Mauleſel, und der meinige führte den Zug an. Dieß Seitenthal iſt ſehr reizend und fruchtbar, und hier erſchienen zuerſt häufig die zahmen Kaſtanien mit ihrem ſchönen Laube. Bald ging es ſteil auf ſteinigem Pfad hinan, und ich mußte oft abſteigen, um das arme Thier nicht zu ſehr zu ermüden. Überhaupt war es mir ängſtlich, beim ſteilen Auf- und Abſteigen ſitzen zu bleiben; nicht, weil es gefährlich geweſen wäre, denn dieſe Thiere gehen ſicherer, als ein Menſch; auch war nirgend Gefahr: aber es jammerte mich die Qual des Viehes, das an ſich ſelber genug zu arbeiten hatte. Doch war es mir ſehr angenehm, auf ebenen Strecken mich ſitzend und reitend zu ruhen. Je mehr wir ſtiegen, je höher trat die ganze Reihe der Schneegebirge herauf, welche im Norden das Wallis begränzen, und zum Theil die zu Bern genannten ſind, nur von der andern Seite geſehen. Unter ihnen ragte der Gemmi, und als Schluß der Kette, der Gotthart, mit der Furca und Grimſel, über alle. Sie ſtanden im herrlichſten Morgenlichte hoch in den blauen Himmel hinein, und unter ihnen lag das Rhone-Thal mit den vielen Krümmungen und Spiegeln des Fluſſes ganz eben ausgebreitet und ſichtbar bis Sitten hin. Die Spuren des ehemaligen Sees zeigten ſich von hier auch am Fuße der Berge in den durchlaufenden Linien des Waſſerſtandes. Auf der Höhe, gleichſam dem Sattel des erſten Bergrückens, Forcla (Gabel) genannt, erſchienen uns gegenüber auch ſchon Schneeberge aus dem Chamouny-Thal, aber noch nicht die höchſten.

Wir mußten nochmals wieder in die Tiefe zum Flüßchen Trient hinab in ein ödes Bergthal, wo wir (für mich auf dieſer Reiſe) den erſten Gletſcher ſahen, d. i. eine ins grüne Thal aus dem geſchmolzenen und wieder gefrorenen Schnee gebildete Eisdecke, aus welcher der Trient kam. Es ging aber gleich wieder ſo ſteil hinan, daß unmöglich geweſen wäre hinauf zu reiten. Wir ſtiegen alſo, mit Rufen und Jodeln den Wiederhall ausfodernd, durch einen Wald in die Höhe, der immer zwerghafter wurde; endlich erſchien der ſchöne myrthenähnliche Strauch der glühenden Alpenroſen, das Zeichen des nahen Schnees, und bald ſchritten wir zwiſchen nackten grünen Matten über Schneebrücken hinweg, mit großem Jubel, der durch einige aufſteigende Schneebälle ausgedrückt wurde.

Es war faſt Mittag, und noch lag der Col de Balme grün über einem breiten Schneefelde, hoch über uns. In einer Sennenhütte, wo wir andern Reiſenden (meiſt immer nur Engländer, — die uns faſt zum Ekel) begegneten, fanden wir den köſtlichſten Nidel, d. i. ſüße Sahne, und im Freien auf dem Grünen, dicht am Schnee, wo überall Schneeglöckchen und purpurblaue Enziane hervorſproßten, verzehrten wir unſern mitgebrachten Vorrath: eins der köſtlichſten Mahle, ſo ich je genoſſen. Bald aber weiter, ich voran, da ich ungeduldig war, ſo lange an dem Vorhange des erhabenen Schauſpiels zu ſtehen.

Das Steigen auf dieſen himmelhohen Bergen ermüdet weit weniger, als das Gehen auf der Ebene; die reine Luft dehnt die Bruſt aus und hebt ſie, gleichſam wie einen Luftball, über die Erde, und bei vollem Schein der Sonne, drückt dieſe doch nicht.

Alſo raſch über das große Schneefeld, an welchem ringsher Gras und Blumen ſtehen, von dem Buſen der Balme, an dem wir ruhten, hinauf an ihren Hals, den Col de Balme: und hier, 5720 Fuß über der Höhe des Meeres, that ſich endlich das große Schauſpiel auf. Von der einen Seite erſchien nochmals jene Alpenkette mit einem Theil des Walliſer Thals bis auf die Rhone bei Martigny herab: gegenüber vor uns aber das ganze Chamouny-Thal mit ſeinen Schnee- und Eisrieſen in zwei langen Reihen, meiſt mit furchtbar zerſchmetterten Felſenhäuptern und ſcharfen in den Himmel ſtechenden Spitzen; deßhalb ſie auch meiſt Aiguilles oder Dents heißen; nur der Montblanc ſteht als die höchſte Kuppel des großen Domes mit ſeinem breiten undurchbrochenen Schneerücken da (wenigſtens auf dieſer Seite, denn auf der andern Seite iſt er auch zerriſſen). Manche dieſer mit Schneeſtreifen durchzogenen Felſenhäupter, ſahen wirklich aus wie Thürme oder Portale Gothiſcher Kirchen, die ohne Zweifel auch hier ein Vorbild fanden, beſonders der wie ein ungeheurer Thurm daſtehende Dru, und eine Spitze des Dent Charmoiz. Ich will ſie Dir der Reihe nach nennen, zur Linken, la Tour, Argentiere, Aiguille verte mit dem Dru, Dents Charmoiz, Dents du Midi, Taconay, Montblanc, mit dem Dome du Gouter und Dent du Gouter;

auf der andern Seite, zunächſt eine ſchwindelnd ſteile Felſenwand, von welcher vor einigen Jahren der junge Eſcher aus Zürich, deſſen Bruder wir dort kennen lernten, zu Tode ſtürzte; dann die furchtbar zerriſſenen und nackten Aiguilles rouges, die Flechiere und der Mont Brevent, dem Montblanc gegenüber; aber dieſe Reihe iſt niedriger, als die rechte. Zwiſchen beiden, ein ſchönes grünes waldiges und Korn tragendes Thal mit freundlichen Dörfern und Menſchen, beſſer und auch ſchöner, als im nahen Wallis, obwohl auch Franzöſiſch.

Unſer Führer Simon, weil er häufig Damen geführt, des Dames genannt, war ein ſehr netter und tüchtiger Menſch, und wir haben vier Tage gern in ſeiner Geſellſchaft verlebt.

Aus den Schneefeldern zwiſchen den hohen Koloſſen hangen überall Gletſcher herab ins grüne Thal, die Quellen des Arveiron und der Arve, welche vereint hindurchfließen. Wir ſahen von hier die Gletſcher von la Tour, Argentiere, Montanvert (am Dru) und Mont Boſſon, am Montblanc. Auf dem letzten Gletſcher konnten wir thurmhohe Eispiramiden ſelbſt von hier aus unterſcheiden. —

Leider mußten wir wieder hinab, raſcher zwar, als hinauf. Die von oben geſehenen Berge traten nun erſt in ihrer Rieſenhöhe über uns, und zeigten immer neue Seiten. Am Gletſcher von la Tour ſah lich mit Donnern einen großen Eiskegel einſtürzen und zerſtäuben. Der Dru trat immer mehr als ein hoher Thurm hervor, der Montblanc aber etwas in die Tiefe zurück.

Im Wirthshauſe zu Chamouny hat man ſtäts die ganze Reihe vor ſich. Der Tag war aber zu heiter und die Luft zu klar, als daß am Abend die Schneefelder im glühenden Roſenlicht erſchienen wären, wie ich ſonſt ſchon an den Berner Alpen geſehen, und die Sonne ging hell und ſcharf unter.

Herzlich zufrieden mit dieſem Tage, als vollem Lohne ſo vieler Entbehrung, ſtreckten wir uns nieder: aber der Mondſchein weckte mich nach Mitternacht, und ich ging hinaus in die mondhelle Sternennacht, und erhaben ſtand über dieſer Rieſenwelt der tiefblaue Himmelsdom. Die herrlichen Sterne des Südens, der Orion, ſtanden über dem Montblanc, und über eine Spitze funkelte eben der Sirius herauf. Von den Stufen der ſtillen Kirche auf der Höhe betete ich an, und legte mich beſeeligt wieder nieder. Einige Leute, die mich im langen grauen Mantel wandeln ſahen, mochten mich für einen unheimlichen Gaſt halten, denn einer folgte mir fern nach, und geſellte ſich endlich zu mir.

Den nächſten Tag, am ſchönen Sonntagsmorgen, ſtiegen wir, etwas zurück, auf den Montanvert: ein grüner Vorberg, dem Dru gegenüber, zwiſchen welchen beiden der nach ihm benannte Gletſcher herabhängt. Von oben ſchauten wir auf das ſogenannte Eismeer, hinter welchem wieder andere mit Schnee und Eis gepanzerte Bergrieſen hervortraten, neben dem Dru, der Moine, der Tacul und der Geant.

Wir wandelten, nachdem wir uns in der Sennenhütte erquickt, auf das Eismeer hinab, und eine Strecke darauf hin, mit unſern langen Alpenſtöcken, an denen wir über die Eisſpalten wegſprangen. Auf einem hohen Eisrücken, den ich erklimmte, fand ich eine Alpenroſe liegen, die friſch geblieben war; ich hob ſie auf und lege ſie Dir bei.

Steiler ſtiegen wir dicht an der einen Seite des Gletſchers wieder ins Thal hinunter. Überall, an Ruheſtellen, bot man uns Milch, Früchte und Blumen dar. Unten ſahen wir viele Kaskaden, eine größer als die Piſſevache, herabhangen, und die Eispiramiden zogen ſich wie eine Zackenkrone an dem einen Berge herab, und über uns hinauf, und darüber ragte der Dru, ganz allein ſichtbar, wie ein Thurm über einer Kirche. Ein Eispfeiler ſtürzte ein, und ſtäubte wie die ſchäumenden Kaskaden um ihn am Felſen herab. Ganz unten, dicht an einem Walde, erſchienen dieſe Kegel erſt in ihrer wahren Größe, in den mannigfaltigſten, ſtäts wechſelnden Geſtalten, und aus ihren Gewölben ſtürzte die Arve mächtig hervor.

Abermals völlig befriedigt, kehrten wir in der Abendröthe auf ſanftem Wege heim, und ließen es uns wohl ſein. — Wie oft habe ich Deiner gedacht, und Dich bei mir gewünſcht! doch würdeſt Du die Beſchwerden nicht haben ertragen können. — Die beiden folgenden Tage waren zwar auch noch ſchön, aber weit nicht ſo groß und erhaben. Am vierten kehrten wir einen Theil deſſelben Weges nach Martigny zurück, und fuhren über den Simplon hieher. Von allem dieſem ſchreibe ich Dir aus Venedig ausführlich. Heute geht es nicht mehr, denn ich will noch in den Dom, um die Meſſe und den Ambroſianiſchen Geſang zu hören. Ich gedenke auch Dein herzlich dabei.

Venedig den 10ten Oktober 1816.

Dein lieber Brief war mir hier die erſte und größte Freude. — Je ferner ich komme, je mehr ſehne ich mich heim; zumal hier in dem fremden Wälſchlande, wo uns überdieß, aus Mangel an gelehrten und andern Freunden und gaſtlicher Aufnahme bei denſelben, wie wir in unſerm lieben Deutſchlande gefunden, oft die Zeit ſehr lang wird. Dabei nehmen die Abende jetzo ſchon ſo ſehr zu, und man weiß hier gar nicht recht ſeinen Tag einzutheilen, wenn man nicht Italiäniſch mitleben will, d. h. um 9 bis 10 Uhr aufſtehen, um 12 bis 1 frühſtücken, um 5 bis 6 eſſen, und um halb 10 ins Schauſpiel gehen: ſo wird der Abend freilich kurz, und geht bis über Mitternacht hinaus; denn aus dem Schauſpiel gehen Herren und Damen noch wieder in die Kaffees, wie vor dem Theater. Von den Italiänern ſelber, wie ſie mir zuerſt in Maſſe erſchienen, habe ich Dir ſchon aus Mailand geſchrieben. Hier in Venedig ſind die Geſichter etwas mannigfaltiger, wie die Vermiſchung in einer ſo großen Handelſtadt mit ſich bringt, aber im Ganzen auch dieſelben, mehr oder minder dem B. und der S. ähnlich; dabei die Weiber, wie die Franzöſinnen, meiſt etwas ſchwarz oder gelb ums Maul, nicht ſelten auch wirklich bärtig, ſo wie in ihrem ganzen Weſen unweiblich; und auch ihre Stimme ſchlägt immer in den Baß über. Nichts iſt mißtöniger, als wenn ein ſonſt hübſches Geſicht nun auf einmal eine ſolche heiſere und tiefe Stimme hören läßt. — Die Anfechtung iſt aber wirklich groß, und nicht nur laufen Kerle und Weiber hinter einem her, welche Mädchen feilbieten, ſondern dieſe ſelber fallen einen des Abends handgreiflich an.

Unſere Reiſe geht nicht bloß in der Schweiz, ſondern auch in Italien ſchneller, als der Plan, und wir werden gewiß noch eher heimkehren, als wir gedachten. Das Heimweh treibt uns alle drei vorwärts, um deſto eher zurückzukehren. — Aus Mailand habe ich Dir die Abenteuer und Merkwürdigkeiten bis an den Fuß des Montblanc beſchrieben, und will nun fortfahren.

Am Tage unſerer Ankunft in Chamouny war ein Preußiſcher Graf hinaufgeſtiegen mit einem Gefolge, und wir ſahen ihn am folgenden Morgen, durch das Fernrohr, auf dem Schnee weiter ſteigen: die Leute erſchienen wie kleines ſchwarzes Gewürm. Am Abend ſahen wir ihn ebenſo ſchon wieder herabkommen, da er wegen des oben wirbelnden Sturmes, wie man auch an dem Schnee, der wie ein Wölkchen um den Gipfel ſich kräuſelte, wahrnehmen konnte, den Gipfel nicht zu erreichen vermochte. Wenige ſind noch hinaufgekommen, da es koſtbare Anſtalten und große Anſtrengung und mehre günſtige Tage erfodert. Unſer Landsmann hatte einige erfrorene Zehen davongetragen; ſeinen Namen konnten wir nicht erfahren, weil er in dem andern Wirthshauſe wohnte.*)

Den zweiten Tag beſtiegen wir das Eismeer über dem Gletſcher am Montanvert, welcher letzte, wirklich ein ſchöner grüner, unten waldiger Vorberg mit einer Hütte und einem kleinen Temple de la Nature, einen herrlichen Gegenſatz zu den nahen von Alpenroſen umblühten Eisfeldern, Schnee- und Felſenbergen bildet. Auf dem Eismeere, nachdem wir drei Stunden bis dahin geſtiegen, ſtanden die hohen Berge noch wie die Götter über uns; beſonders erſchien die Aiguille du Dru, vom Gletſcher an in ganz geraden Linien ſich zuſpitzend, wie ein ungeheurer Obelisk. Man kann über dieſes Gletſchermeer, zwar mühſelig, nach Italien hinüber kommen.

---

*) Ich habe ſeitdem gehört, daß es der Graf Luſy geweſen. — Unter den zuletzt, im Auguſt 1808, hinaufgeſtiegenen Einwohnern Chamouny's war auch unſer Führer. Es waren eigentlich zwei Geſellſchaften, welche die beſonders ſchönen Tage hinauflockten, und ich mußte ihre Namen aufſchreiben: 1) Unſer Führer Francois Simon, ſein Bruder Jean Baptiſte Simon und drei Andere; 2) Jaque Balmat, ſeine beiden Söhne, Marie Paradis, Michel und Victor Terras, Pierre Marie und Frean. Außerdem gingen noch drei andere aus Chamouny für ſich hinauf. Von einer Heldinn Marie Pavot, welche (laut Reichard) zuerſt mit dabei geweſen, wollte niemand etwas wiſſen: denn Marie Paradis ſei ein Mann und Guide, wie die meiſten hier genannten.

Von den Gletſchern wirſt Du Dir ſchwerlich eine Vorſtellung machen: es iſt gleichſam ein in vollem Wogenſchlage plötzlich erſtarrtes Meer, welches ſich in den hohen Bergthälern bildet, wo die Sonne den Schnee zwar am Tage ſchmelzt, aber Nachts und im Schatten das Waſſer immer wieder zu Eis wird. Daher auch ihre wogenförmige Fläche, wie ſie auch wol bei ähnlichem Wechſel auf unſern Landſeen und Strömen vorkömmt, welche aber je höher hinauf, je ebener wird. Weiter unten ſammeln ſich in den Vertiefungen ſelber kleine Teiche, über deren Eisdecke wir am Morgen noch hie und da weggehen konnten, ſchmilzen aber immer wieder durch die gleichſam von den Brennſpiegeln des Eiſes umher verſtärkte Sonne, und freſſen ſich immer tiefer ein, bis ſie durch die Spalten nach unten abfließen. Dieſes Waſſer iſt die ſogenannte Gletſchermilch.

welche auch bei der größten Erhitzung nicht ſchadet: hier oben iſt es kriſtallenklar, unten aber, wo viel ſolche Gewäſſer ſich ſammeln, und mächtig hervorrauſchend die eigentlichen Urquellen der Ströme ſind, welche aus den ewigen Schneebrüſten der Mutter Erde unverſieglich rinnen, ſind ſie trüb und ſchmutzig, wie Eis- und Schneewaſſer, und mehr oder minder, nach Beſchaffenheit des Bodens: erſt in den großen Becken ihrer ſpiegelhellen Seen baden und reinigen ſie ſich und ſpringen friſch und jugendlich zwiſchen die läuternden Felſen und Berge dahin, bis die ſchmutzige Ebene ſie wieder verſchlemmt und endlich das wüſte Meer ſie verſchlingt: aus welchem ſie dann wieder zur Sonne aufſteigen und als reiner Schnee auf ihre Berge zurückkehren. — Jene Spalten und Riſſe aber, durch welche die Gletſchermilch hinabfließt, entſtehen, weil durch das tägliche Anwachſen der Maſſe im Sommer der ſchwere Eisſtrom immer tiefer ins Thal hinabgedrückt wird und glitſcht (daher wol zunächſt der Name Gletſcher, und nicht etwa von glace, Glas, wie das Franzöſiſche glacier andeutet). Und ſo kömmt es denn, daß dieſer Eisſtrom ganz unten im Thale dicht neben grünen Bäumen und Saatfeldern ſteht, und dieſe Stellung, je nachdem der Sommer warm oder kalt iſt, ändert, bald ſich mehr zurückzieht, bald weiter ins Thal rückt und Wald und Häuſer vor ſich hinſchiebt. Die ungeheure Eismaſſe führt zu beiden Ufern, wie auf dem Boden, die größten Felsſtücke mit ſich, die ſeinen Gang aufhalten wollen, und dieſe werden oft weit in den Eisſtrom hineingeſchoben, und davon bildet ſich unten rings um ihn ein großer Wall von Steinen, Schutt und Baumſtämmen, welcher allein den Gletſcher von den Bäumen und Fruchtfeldern ſondert, aber auch zuweilen in dieſe weiter vorgedrängt wird. Viel von dieſem Schutt führen die unten ausſtrömenden Gewäſſer noch tiefer hinab. Beſtändig hört man auch droben, in der einſamen und ſtillen Natur, überall etwas fallen, Steine und Felſen, welche Schnee und Eis, als Waſſer oder im Sturze, ablöſet; und wenn man bedenkt, daß keiner von dieſen Steinen wieder hinaufkömmt, und nur zu oft ganze Berge einſtürzen und Häuſer und Dörfer bedecken, ſo iſt deutlich, daß unſere Erde ein altes Haus iſt, das überall einfällt, und daß alle Berge immer flacher und runder werden, wie ſchon die meiſt von ihren Trümmern entſtandenen grünen Vorberge ſind. Daher haben auch die meiſten höchſten Bergſpitzen ein zertrümmertes Anſehen, ſelbſt der Montblanc, welcher von Chamouny aus wie eine unverletzte Schneekuppel daſteht, und ſeinem Namen entſpricht, erſcheint von Italien her, im Aoſta-Thal, zerriſſen, wie die übrigen Felſenſpitzen um ihn, und heißt mit dieſen dort die Verfluchten Berge (montagnes maudites). Wir werden freilich noch den Einſturz dieſes alten guten Hauſes nicht erleben.

Den dritten Tag gingen wir das herrliche Chamouny-Thal immer tiefer hinab, bis es mit dem Fluſſe, der Arve, ganz gegen Weſten umbeugt, wo wieder neue Schneeberge hervortraten, ſo wie die um den Montblanc ſich in neuer Geſtalt zeigten. Beſonders erſchien nahe am Montblanc der Dent du Midi wie ein ungeheures beſchneites Hausdach, und weiter ab, die Argentiere in ihrer vollen Breite, mit ihren Felſenzacken und Schneerippen, wie der prächtige Giebel eines ungeheuren Domes. Eine ähnliche Form haben, von andern Seiten, die meiſten dieſer großen Berge, nämlich eine höchſte, ziemlich ſcharfe Spitze, welche ſich zu beiden Seiten gleichmäßig abſenkt und in zwei niedrigeren Spitzen wieder aufſteigt. Es ſcheint dieß eine eigenthümliche Form der Granitberge: denn daß dieſes höchſte Gebirge Europa's von dieſem Urgeſteine iſt, verſteht ſich, und zeigt ſich ſchon, außer dem Gediegenen und Maſſenhaften der Geſtalt, neben dem ſcharf Zackigen, auch an der meiſt braunlichen und röthlichen, oder bläulichen und grünlichen Farbe. Doch iſt merkwürdig, daß, nach den neuſten Unterſuchungen des vielerfahrenen Brochant, die höchſten Alpenſpitzen vom Gotthart bis Cenis nicht reiner Granit, ſondern eine metallfähige Miſchung, und alſo ſpäter ſeien, als ihre allgemeine

Grundlage von reinem Granit, die beſonders gegen Süden vorſteht. Es wären alſo die Urgewäſſer der Erde einſt auch über dieſe höchſten Gipfel der alten Welt hinweggegangen: und daß dieſelben einſt nur als niedrige Inſeln daraus hervorragten, bekunden noch die weit über der jetzigen Schneelinie auf dem Gipfel des Stella-Berges (am Hinter-Rheine) gefundenen Baumſtämme. Von dem See, welcher vormals dieſes Arve-Thal bedeckte, in dem wir gingen, weiß man noch den Namen Lac de St. Michel, und die Schlucht, wo er durchbrach, heißt noch Pertrui. Hier und da ſind auch noch kleine Waſſerbecken und Sümpfe auf den Felsrücken davon übrig. An einem derſelben ſtehen die Trümmer einer alten Burg, die aber unter dieſen hohen Felſenburgen nicht lange den Blick feſthalten. Häufig waren auf dieſem Wege die Spuren von eingeſtürzten Felſenhäuptern, die in ihrer Zertrümmerung wie Kaskaden von Steinen an den Bergen herabhingen; und weiter hinab hinter Servoz, war vor 65 Jahren erſt ein hoher Berg eingeſtürzt, der jetzo wie eine große Mauer daſtand, und an ſeiner offenen Seite ſeine Schichten und Geſchichte offenbarte. Der im Frühjahr ſchmilzende Schnee iſt der ſtäte furchtbarſte Feind dieſer Berge. —

Nach vielen ſchönen Anſichten gelangten wir über die Ziegenbrücke (pont des Chèvres), unter welcher die von den Seitenbächen aus den Schieferbergen geſchwärzte Arve in wilden Kaskaden trüb dahinſtrudelt, an den ſchönen Waſſerfall bei Chede, welcher viel anmuthiger iſt, als die berühmtere Piſſevache; denn, eben ſo hoch als der Hauptſturz der letzten, zertheilt ſie ſich nicht in ſo viele Nebenfälle, iſt wohl eben ſo waſſerreich, und fällt nicht aus einem viel höheren Berge herab, wie jene, wodurch deren Eindruck geſchwächt wird, ſondern ſie ſtürzt von der Höhe eines laubigen Berges in mehren Abſätzen, worunter der in der Mitte wol über 50 Fuß in ein tiefes Becken fällt; und daneben hat man die heiterſte Ausſicht, auf das hier ſchon ſehr breite, mit Wieſen, Wein und Nußbäumen prangende Chamouny-Thal bis gegen Salenche hin.

Befriedigt zwar, doch auch ſehr müde und hungrig, nach ſechsſtündigem Marſche, ruhten und erquickten wir uns in Servoz. Dort ſind anſehnliche Gebäude für die Zinnbergwerke in der Nähe, und daneben ſteht das Denkmal des jungen Gelehrten Eſchen aus Eutin, welcher vor 16 Jahren zuerſt den Buet-Gletſcher beſteigen wollte und in eine Spalte verfallen war. Die Führer zeigen es gern, weil die Franzöſiſche Inſchrift zuförderſt ermahnt, einen kundigen Guide zu nehmen. Dann wandelten wir langſam im ſchönen milden Abendſcheine, zum Theil auf anderem Wege, heim nach Chamouny.

In dem Dörfchen Boſſon, wo unſer braver Führer Simon mit ſeiner Familie wohnte, hielten wir an, und wurden von ihm mit Milch und köſtlichem Honig bewirthet, der aus dieſem Thale mit Recht vor allen berühmt iſt: wie das Gras dieſer Alpen, ſo ſind auch ihre Blumen gewürziger. Dann ſtiegen wir, nicht weit, durch Saaten, Wieſen und Wald zu dem Boſſon-Gletſcher hinan, welcher vom Montblanc ſelber herabkömmt, zu dem der Weg an ihm hinaufgeht, und der reinſte und ſchönſte iſt, deſſen milchweißes und in den Klüften tiefblaues Eis am wenigſten von erdigen Theilen befleckt iſt, und der die höchſten Eisthürme hat, deren einer ſchon nach dem Col de Balme auffallend hinüberleuchtete. Sie haben die mannigfaltigſten und wunderbarſten Geſtalten, Piramiden, Obelisken, Säulen, ganze Eispalläſte, Bruſtbilder, Bildſäulen, Menſchen- und Thierfratzen erſcheinen hier, ganz wie manchmal in den Wolkengebilden, und gewährten in der magiſchen Beleuchtung der Abendſonne das heiterſte und freiſte Spiel der Einbildung. Dieſe wie vom Meduſenhaupt erſtarrten Geſtalten ſelber aber wechſeln und verwandeln ſich unaufhörlich, wie der ſtäts fortrückende Gletſcher ſie einſtürzt und neue bildet aus den zerriſſenen und über einander aufgethürmten Eisblöcken, aus welchen die Sonne, je tiefer im Thale, je ſchärfer und eckiger, die ſeltſamſten Gebilde hervorleckt: gleichſam eine umgekehrte Tropfſteinhöhle. Dieſer Boſſangletſcher, der eben wächſt, ſtößt mit ſeinem Schuttwalle und umgebenden Fichtenwäldchen, vor allen nahe an die Fruchtfelder, auf welchen hoher Roggen ein geſegnetes Jahr verhieß. — So kamen wir noch zu der wohlbeſetzten Wirthstafel in Chamouny, welche hier immer erſt des Abends, nach vollbrachten Tagereiſen, angeht, mußten hier aber beſonders den überzähligen Engländern unſer Theil abkämpfen.

Wir hätten noch mehre Tage im Chamouny-Thale reich verleben können, z. B. auf die Flechiere am Brevent, dem Montblanc gegenüber, ſteigen, um dieſen etwas im Hintergrunde ſtehenden Rieſen in ſeiner ganzen Größe zu erblicken; oder den ſogenannten Garten beſuchen, d. i. eine glückliche Inſel hoch hinauf im Eismeere, wo auf einer einzigen warmen Stelle die ſeltenſten Kräuter und Blumen wachſen; auch hätten wir mit zweitägigem Umwege durch das Aoſta-Thal rings um den Montblanc und über den St. Bernhard zurückgehen können. Zu all dieſem hatte ich die größte Luſt, und dieſe ungeheure, wundervolle Natur hatte mich ordentlich gegen alle Bücher und Manuſkripte, Kirchen und Kunſtwerke gleichgültig, ja feindſelig gemacht, und alles andre ſchien mir klein und nichts dagegen. Aber einer hatte Eile, und der andre war bedenklich; auch foderte es allerdings eine Anſtrengung, die mir aber faſt eine Luſt war. Denn ich fühle mich ordentlich wie einheimiſch auf dieſen Bergen, und die Erinnerung an meine frühere Alpenreiſe war eigentlich eine noch ältere: immer habe ich mit einer Art von Heimweh daran gedacht, und jene Jugendreiſe, welche die Poeſie aufſuchte, wollte und fand doch eigentlich nur dieſe Natur.

So ritten wir alſo am vierten Morgen, abermals bequem auf langſamen Mauleſeln, zurück, ſchauten das ganze Thal mit ſeinen Bergen nochmals recht mit Muße, ſtiegen aber nicht über den Col de Balme, ſondern in der Nähe deſſelben zur Linken auf einen Bergrücken, unterhalb der Aiguilles rouges, die heut wirklich roth erſchienen. Von hier ſahen wir den großen Buet, mit ſeinen Schneefeldern, und ritten ein enges Thal an der Eau noire hinab, durch die Häuſer von Valorſina und eine alte verfallene Feſte, welche auf einem Felſen-Werder mitten im Thale vormals daſſelbe verſperrte. Wir mußten aber bald wieder zur Rechten empor an der Tête noire, zwiſchen wilder Zerſtörung von Felſen und finſteren Wäldern. Das Waſſer machte häufige ſchöne Fälle, und von den Seitenfelſen hingen ſie wie ſilberne Bänder herab: beſonders da, wo das Thal ſich erweitert, und das Dorf Finio, dem ins Thal hereinfließenden Trient gegenüber, mit ſeinen Gärten und Feldern zwiſchen Wieſen und Wäldern gleichſam am Berg hängt, und hell von der Sonne beſchienen, von der hohen Waldecke her eine höchſt romantiſche Anſicht gab. Nun wandten wir uns längs des Trient hin, welchen wir im Wallis durch eine enge Felsſchlucht in die Rhone ſtürzen geſehen, und ritten abwärts, obwohl gegen den Fluß, bis an das Hirtendorf deſſelben Namens, wo wir uns vornämlich mit Honig erquickten, der in allen dieſen Thäler (wo Milch und Honig fleußt) köſtlich iſt. Von hier ſtiegen wir die Forcla ſteil hinauf und kamen auf den vorigen Weg, ſahen nochmals die Reihe der Walliſer Berge bis an den Gotthart im ſchönſten Abendlichte, und ritten dann, in dem halb Italiſchen Thale, unter Kaſtanien, Nußbäumen und Weinbergen, und über wollige grüne Wieſen, die ganz mit lilafarbigen kleinen Lilien wie Teppiche durchwirkt waren, gemächlich hinab nach Martigny. Wir fanden hier alles wohlbehalten wieder, aber das Haus wieder voll Engländer, und mußten den folgenden Morgen erſchrecklich bluten. Wir freuten uns ordentlich, wieder einmal in unſerm Wagen zu ſitzen, mußten aber durch ganz Wallis und im Sardiniſchen Italien, bis an den Lagomaggiore drei Pferde bezahlen, wenn wir ſie auch nicht nahmen, dagegen wir nun im Oſterreichiſchen Italien überall wieder mit zwei Pferden fortkommen.

Wir fuhren das lange Wallis aufwärts, hin und ber über die trüb im wilden Bette daherrauſchende Rhone, zwiſchen den hohen Bergen dahin, auf der ſchönen Straße, die ſchon zu der Simplon-Straße gehört. In Sion oder Sitten, dem Hauptorte von Wallis, fängt wieder Deutſche Rede und Volk an, und die Stadt mit ihren drei alten hohen Burgen liegt recht romantiſch. Bei Leuk iſt eine ſchöne Anſicht des hohen Gemmi-Berges, über welchen ein Steig in das Berner Oberland geht, und auf deſſen Gipfel Werner ſeinen 24 Februar ſpielen läßt, der unſere Bühne mit dem Schickſals-Fieber angeſteckt hat. Einer der Vorberge ſtand über Leuk, wo ein heilkräftiges Bad iſt, wie eine alte Rieſenburg mit Mauern und Zinnen, Thürmen und Thoren da. Das Thal iſt hier breit und anmuthig; raſch rollten wir durchhin. Bei Turtman, wo wir umſpannten, und die andern vorausgingen, lockte mich das Rauſchen zu einem ſchönen Waſſerfalle in einer Felsſchlucht. Zwei ſeltene blaue Enziane, die ich da unten auf der Wieſe fand, lege ich Dir bei. Dieſe ſchöne Blume iſt wirklich die blaue Wunderblume. — Auf dem Wege erſchienen uns noch zur Seite der große Bernhard mit ſeiner Schneekuppe: hinter uns ſtiegen die Savoyer Berge, aus denen wir kamen, wieder herauf, und vor uns ſtand das Mäder-Horn, eine in der Abendſonne glühende Schneepiramide über dem Simplon. Es wurde dunkel; in dem rechten Seitenthal von Visp blinkten nur noch die hohen Schneegipfel aus dem Sternenhimmel. Spät kamen wir in Brig an, wo ich auf meiner vorigen Reiſe vom Simplon herabkam, und vor Wanzen auf dem Boden des Zimmers Ruhe ſuchen mußte. Jetzo hatte die neue Straße ein großes Wirthshaus, mit einem Franzöſiſchen Wirth und Poſtmeiſter zugleich, oder vielmehr Poſtmeiſterinn beſetzt, die ein wahrer Satansengel war, von welchem wir dermaßen geprellt und geſchnellt wurden, daß wir federleicht über den Simplon hinweggeflogen wären, ohne daß wir vier Pferde gebraucht hätten, wie uns hier aufgezwungen wurden. Ich weiß nicht, ob in Wallis noch der alte Brauch beſteht, von dem ich irgendwo geleſen habe, daß man einem, den man aus dem Lande vertreiben will, die Matz vor die Thüre ſetzt, das iſt eine aus Baum- oder Reben-Wurzeln gebildete Fratze (dergleichen uns auf der Forcla in den entwurzelten Baumſtämmen wie geſpenſtiſche Ungeheuer und Gerippe erſchienen), mit einem geſchnitzten Menſchengeſicht; worauf jedermann hinzu läuft, und von der Habe des Unglücklichen ſo lange zehrt, als noch etwas da iſt. Es ſchien, als wenn die Gaſtwirthe und Poſtmeiſter uns Reiſende mit einem ſolchen umgekehrten Alraun, in Geſtalt ihrer Weiber, aus dem Lande jagen wollten.

Wir fuhren alſo am frühen Morgen mit unſerm Vierſpann weiter; anfangs einen Schneckenweg im Schneckengang empor. Die ganze Simplon-Straße iſt aber ein wahrhaft kaiſerliches Werk, ſo breit, daß zwei Wägen überall neben einander fahren können, und ſo allmälig aufſteigend, daß der Wagen nie zurückrollt, und abwärts ſtäts im Trabe gefahren werden kann; überall ſind an Abhängen Geländer, und über Bäche, Ströme und Klüfte Gewölbe und kühne Steinbrücken. So läuft ſie fort bis Mailand; wir fuhren aber nur bis an den Lago maggiore darauf. Ihr kunſtvolles und prächtiges Anſehn erhöht ſich durch die wilden und wüſten Bergthäler, an und in denen ſie ſich bis auf die Höhe des Simplon zieht; und ich erinnerte mich von der früheren Reiſe, wie ich ſpät Abends hier herabſtieg, und auf dem alten kürzeren und finſteren Wege vorausgegangen war, daß ein vorgeſtreckter Aſt eines dürren Baumſtammes mir große Furcht und lange Hacken machte, weil ich ihn für eine zielende Flinte hielt. Damals lag alles voll Soldaten, welche eben erſt den neuen Weg bauten. Napoleon brauchte auch hier ſeine Soldaten auf Römiſche Art; was man ihm lieber nachmachen ſollte, als ſo vieles andere. Freilich wußte er ſeinen Leuten einzubilden, daß ſie an dieſer feſten Krieges-Straße ſich ſelber eine Triumph-Straße bauten. Die Schweizer waren hingegen ſehr unzufrieden damit, und haben ſie jetzo auch ſchon etwas verfallen laſſen; doch wird wieder daran gebeſſert. Von Strecke zu Strecke ſind kleine Zufluchts-Häuſer für Wandernde und größere Herbergen für Roß und Mann, zumal im Winter; und ganz oben iſt das erſte Stockwerk eines groſen Hoſpiziums fertig, das aber nun wohl unvollendet bleiben, und mit dem alten kleinen Hoſpizium daneben bewenden wird. Auf dieſer Höhe hinderten uns Wolken die volle Ausſicht auf die gegenüberſtehenden Berner und die vor uns ſich erhebenden Schneeberge (Monte Moro und andere), deren leuchtende Spitzen aber, ob den Wolken ſchwebend, nur deſto höher erſchienen. Wir kamen wieder dem Schnee nahe, und an einigen Gletſchern vorbei, die zum Theil hoch an den Bergen herabhingen, rollten wir jenſeits in das Dorf Simplon hinab, wo wir, in dieſer unwirthbaren Höhe, ein treffliches Wirthshaus, ſo gutes Eſſen und Wein, und ſo wohlfeil, fanden wie lange nicht. Muthiger gings nun abwärts, durch ein zwar von himmelhohen Bergen umſtarrtes, aber doch weit anmuthigeres Thal, als das nördliche. Die hellgrauen Kalkberge, in deren aufgeriſſenen mauerartigen Schichten die Gewäſſer nun ſchon dem Po und dem Adriatiſchen Meere zufloſſen, waren mit friſchem Grün und heiteren Laubhölzern bewachſen. An mehren Stellen waren die Felſen, die den Weg verſperrten, durchſprengt, und durch ein langes, von Seitenöffnungen dämmernd erhelltes Gewölbe, trat man ſogleich auf eine kühne Brücke hinaus, über welcher ein herrlicher Waſſerfall von der hohen Seitenwand durch ihren Bogen hinabrauſchte.

Kurz vor Iſella kamen wir in Sardiniſches Gebiet, und gingen dem auf Pferde harrenden Wagen voran. Bei Davedro wird das Thal breiter und bildet ein herrliches Amphitheater um dieſes über Terraſſen von Reben und Kaſtanien ſich erhebende Dorf, in welchem ich vormals eine Nacht, zwar ziemlich ſchlecht, zugebracht hatte. Der alte Weg, der hier noch häufig ſichtbar neben dem neuen hinläuft, wurde mir nun immer bekannter. An mehren Stellen am Wege lagen eine große Säule, Fußgeſtelle und Gebälke von ſchönem weißem Marmor, der hier gebrochen wird, zu dem Triumphthore beſtimmt, welches am Ende der Straße, vor Mailand, angefangen iſt, und noch vollendet werden ſoll; wie der Graf Saurau ſagte. Freilich wird das dazu gehörige erzene Rieſenbild Napoleons, welches in Mailand als ein Staatsgeheimniß verwahrt und auch uns nicht gezeigt wurde, nicht daran aufgeſtellt werden. — Es ward ſchon dunkel, als wir aus der Felsſchlucht in die weite ſchöne Ebene vor Domo d'Oſſola kamen, und über die lange Brücke der Toſa gingen, welche von einer andern Seite hereinfließt. Das Städtchen war nun ſchon ganz Italiſch; enge krumme Straßen, und der Gaſthof wie ein großer Pallaſt, mit weiten Gängen und Sälen, ohne Öfen und mit ſteinernem Fußboden: die Betten ohne Federn, Matratzen auf Maisſtroh, bloß mit Decken, und ſo breit, daß bequem drei liegen können. Unſer in Breslau gelerntes Italiäniſch mußte nun dran und geradebrecht werden. Anfangs ſteckte es mir wie ein Pflock im Halſe, aber als nur das erſte Wort heraus war, da floß es ſchon ſo ziemlich; und ich dachte bald, wie Sancho: wie's Gott wachſen läßt. Die Italiäner ſind auch nicht ſo feingrob, wie die Franzoſen, daß ſie jedesmal eine verbeſſerte Ausgabe der fehlerhaften Rede wiederholen, ſondern laſſen's gut ſein. Überall muß man hier aber in den Wirthshäuſern über alles einen förmlichen Vertrag machen, wenn man nicht derb geprellt werden will (wie uns vielleicht heut Abend geſchieht, wo wir zum erſtenmal in unſerm Wirthshauſe, die Königinn von England genannt, unverdungen eſſen.)

Am andern Tage mußten wir wegen der Pferde warten, bis der Erzherzog Reiner, welcher die Simplon-Straße bereiſte, durchgekommen war. Es war ein heiterer Morgen, und rings ſchauten wir aus den Fenſtern auf die ſchönen grünen, mit weißen Landhäuſern beſetzten Berge, und einige ferne Schneeſpitzen vom Mont-Roſa her blickten darüber herein. Der hohe Gaſt machte großen Aufſtand im Städtchen; er hielt vor unſerm Hauſe an, empfing die Begrüßung, und wir beſchauten ihn auch: er ſieht ächt

Habsburgiſch und treuherzig aus, mit Adler-Naſe und ſtarker Unterlippe, wie ſeine Brüder der Kaiſer und der Erzherzog Karl. Dann rollten wir auch weiter, und bald in die ſchönen geſegneten Gegenden, wo die Obſtbäume zugleich als Stützen der Reben dienen, welche ſich wie ein Laubnetz und wie Laub- und Fruchtſchnüre von einem zum andern ranken, und wo eine dreifache Ärnte gefeiert wird, des Obſtes (beſonders Kirſchen), der Trauben (meiſt dunkele) und der Feldfrucht, und dieſe letzte wol noch doppelt. Hier aßen wir ſchon reife Trauben, welche uns der Poſtillion aus dem erſten beſten Garten pflückte, und der ſchöne warme Italiſche Himmel, ließ uns allen Regen vergeſſen, der wirklich in grauen Wolken hinter uns jenſeit der Alpen ſtand, wo es vermuthlich ſchon wieder regnete.

Bei dem Städtchen Bogogna, wo ich vormals, mitten unter Franzöſiſchen Soldaten, eine unruhige Nacht zugebracht hatte, holte uns eine Frau ein, die in ſehr ſichtbaren ſeidenen Strümpfen, ſtattlich auf einem mageren hohen Pferde dahertrabte. Es war zufällig die Frau unſers Poſtillions und Wirthinn zu Ornavasco. Wir räumten ihr unſern vierten Platz und Ehrenſitz ein; ſie benahm ſich mit vielem Anſtand und ſah noch jugendlich Italiſch aus, obgleich ſie ſchon groſe Kinder hatte. In ihrem Dorfe, wo wir anhielten, bewirthete ſie uns mit dem beſten Weine, den wir noch in Italien getrunken. Denn von nun an gibt es leider nichts mehr, als dieſe rothe, meiſt ſaure Brühe, Wein genannt. Nur in Verona habe ich den dritten des Weinmonds in ſüßem Vino ſanto gefeiert; und hier in Venedig gibt es ſüßen Griechiſchen Samos- und Cyper-Wein zu ganz friſchen Auſtern und Muſcheln, die mich wieder an Ham- und Holland erinnern, und heut Abend wollen wir uns eine Güte anthun mit Lacrimae Chriſti, die am Veſuv wachſen.

Bei Ornavaſco kam ich von meinem bekannten Wege ab, da ich vom Lago maggiore über den kleinen See bei Mergozzo nach Vogogna gegangen war. Nicht weit davon am Wege ſind Marmorbrüche von ſchönem weißem und röthlichem Marmor zu Bauten und Zierraten. Bei Baveno traten wir dann zwiſchen den Bergen heraus an den herrlichen Lago maggiore, der auf ſeinem hellen Spiegel die mit Recht ſo genannte Iſola bella gerade uns entgegenhielt, welche damals das Ziel und der Wendepunkt meiner Reiſe war, als ich dem Schauplatz der Jean Pauliſchen Romane nachreiſte, unter denen, wie Du weißt, der Titan auch viel auf Iſola bella ſpielt. Sie iſt ein wahrer Prachtkegel, meiſt künſtlich über dem nakten Felſen aufgemauert, zehn Teraſſen mit Orangen und Blumen über einander; an einer mehr parkartigen Stelle ſteht ein Lorbeerwäldchen, worin ein Baum, der nicht zu umklaftern, nach Napoleon benannt war; daneben ein faſt zu großes Schloß im Italiſchen Geſchmack, unvollendet, wie die meiſten Schlöſſer und Kirchen in Italien. Jetzo war alles beſſer im Stande, als damals, weil der Erzherzog Reiner hier wohnte. Das Innere des Schloſſes beſahen wir nicht: die Alterthümer und Gemälde darin, erinnerte ich mich wohl, ſind nicht von Bedeutung, meiſt ſpätere Kopien. Die übrigen Borromeiſchen Inſeln in dieſem Theile des Sees, ſind auch ſehr reizend, beſonders Iſola Madre, wo auf grünen Teraſſen ein einfaches weißes Landhaus ſteht; die Iſola de' peſcatori, zunächſt bei Iſola bella, iſt ein kleines Fiſcherdorf.

Wir ruderten queer über den See an die freundlichen Städte Palanza und Intra vorbei, und ſchauten in der Mitte des Kreuzes, das hier der ſchöne klare See bildet, nach allen Richtungen deſſelben. Im Norden, wo ich vormals von Magadino herabgeſchifft war, ſchloß ſich der lange See durch eine Krümmung; ebenſo im Süden, wo bei Arona das 72 Fuß hohe Erzbild des Heiligen Carlo Borromeo herüberragte vom Ufer, das ſich dort hinab immer mehr verflächet. Die Berge zunächſt um den See ſind überall nicht ſehr hoch, von ſchöner, gediegener Form und braunröthlicher Farbe des meiſt nackten Geſteins. Hinter uns traten die Simplon-Berge wieder darüber hervor, und neben ihnen der Schneegipfel des Mont-Roſa, des höchſten nach dem Mont-blanc. Wir landeten in einer von grünen Bergen umgebenen Bucht bei Laveno; wo wir eine Lachsforelle des Sees uns trefflich ſchmecken ließen, aber am andern Morgen die Luſt mit ſchwerem Gelde büßen mußten.

Wir hatten unſern Wagen mit eingeſchifft, und fuhren nun weiter, durch ſanfte Thäler und ſchönes Italiſches Land, an den Vareſer See, der zwar klein, aber der klare Spiegel einer reizenden Landſchaft iſt. Von der Höhe daneben, ſchaut man mehre andere kleine Seen, auch den Lago maggiore. Die Stadt Vareſe, zwar von dem See beträchtlich entfernt, liegt ſehr ſchön und iſt von einer Menge Landhäuſern umgeben, die meiſt wirkliche Palläſte ſind. Über der Stadt erhebt ſich auf mehren Stufen, mit Kapellen und Stazionen, ein Wallfahrtsort der Madonna, heute faſt bis in die Wolken, da dieſe ſich ſchwer ſenkten. Vareſe ſelbſt iſt lebhaft, voll Handel und Wandel, und zeigte uns zuerſt recht eine Italiſche Stadt: alles lebt und arbeitet auf den Straßen, und läuft dem Gewinn nach. Bettler umgaben uns von allen Seiten.

Wir fuhren auf der ſchönen Straße, durch ein minder ſchönes Land, raſch weiter zur Ebene hinab, wandten uns aber wieder gegen Como an die Berge, um den berühmten Comer See zu ſehen. Der ſprüchwörtliche Name dieſer Stadt: Urinaio della Lombardia (Uringlas der Lombardei) bewährte ſich an uns, ſchon ſo vielfach beregneten, in vollem Maße; denn bald ward alles verfinſtert und regnig. Wir ſahen kaum die Trümmer der alten Burg von Como, und die ſchönen Landhäuſer umher, und waren froh unter Dach und Fach zu kommen. In und an der alten Stadt, die ſtäts ein unruhiges und wankelmüthiges Völkchen bewohnte, iſt wenig zu ſehen. Der Handelsverkehr über den langen See, an deſſen Ausfluſſe die Stadt liegt, ſcheint nicht unbedeutend. Der Hafen muß über den See hin eine ſchöne Ausſicht haben, die uns aber verhüllt war. Die hohen Ufer ſind nahe gerückt, und krümmen ſich bald, ſo daß die Anſicht viel Ähnlichkeit hat mit der des Vierwaldſtädter Sees bei Luzern, wo wir auch ſo einregneten. Die Waſſerfahrt nach der berühmten Villa des Plinius, mit der wunderbaren, Ebbe und Flut haltenden Quelle, war uns ſo recht eigentlich ſelber zu Waſſer geworden.

Die alte Hauptkirche war unſer einziger Troſt, und iſt auch wol das Beſte in Como. Sie iſt, wie der Dom zu Lauſanne, eine Miſchung der Gothiſchen mit der älteren Vor-Gothiſchen Bauart, welche letzte in Italien, wo ſie zum Theil aus der zerſtörten antiken hervorging, noch lange wiederholt, ins

Große ausgebildet und vermannigfaltigt, und auch in die ſpätern, meiſt von Deutſchen ausgeführten wirklich Gothiſchen Gebäude gemiſcht worden, nebſt der modernen Nachahmung der früher oft darin verbauten antiken Überbleibſel. Aus der Zeit der Gothen, welche hier im 6ten Jahrhundert die Herrſchaft der Römer und Griechen beendigten, und deren Reich unter dem großen Theodorich (unſerm Dietrich von Bern) begann und zum höchſten gedieh, ſind noch ähnliche Gebäude (beſonders zu Ravenna) übrig*), deren eigenthümliches, Deutſches Gepräge der ganzen darauf folgenden Bauart, und ſelbſt unſerer wieder ganz eigenthümlich daraus gebildeten Altdeutſchen, den Namen der Gothiſchen mitgetheilt hat: ſo daß wir jene eigentlich Gothiſchen Bauwerke jetzo, zum Unterſchiede von dieſen, gerade Vor-Gothiſche nennen. Noch häufiger und jener näher ſind hier die Gebäude aus der bald folgenden und erſt von Karl dem Großen beendigten Herrſchaft der Longobarden, im 6ten bis 8ten Jahrhundert; deren Name, wenn auch nicht eben in der Kunſt, doch in der Litteratur und Geſchichte bezeichnend, ſo wie ja noch Landesname der Lombardei geblieben iſt. Merkwürdig iſt, daß, umgekehrt wie bei der Baukunſt, in unſern alten Heldenliedern, die ſich mit dem großen Gothiſchen Heldenkreiſe Dietrichs in dieſe Gegend ziehen, doch der Name der Gothen nirgends vorkömmt und ſie und dieſes ihr Land immer nur nach ihrem Königsſtamme der Amelungen heißen: dagegen wohl Lamparten und Lamparten-Land darin erſcheinen. — In dieſer Longobardiſchen Zeit nun waren ſchon die Baumeiſter der Gegend von Como berühmt und geſucht, und ihrer gedenken die Geſetze des König Rothar (ſt. 652). Wie ſich die Thäler an dieſen Oberitaliſchen Seen auch ſonderbar durch eigenthümliche Handwerke abſondern, und aus dem einem Schornſteinfeger, aus dem andern Wettergläſermacher, aus dem dritten Steinmetzen u. ſ. w. durch ganz Europa gehen: ſo zeichnet ſich die Gegend von Campione am Lugano-See ſchon lange durch ihre Baukunſt aus, und dorther kamen gegen Ende des 14ten Jahrhunderts ſechs nambafte Baumeiſter, Marce, Jacopo, Zeno, Bonino, Simone und Matteo; von denen Marco Hauptbaumeiſter des Mailänder Doms war, bei welchem auch die übrigen alle halfen. Jacopo baute dann auch die berühmte Karthauſe bei Pavia, und von Matteo iſt der Giebel, die Kanzel unv das Taufhaus der Johanneskirche zu Monza, dem Sitz der alten Longobardiſchen Könige, deren eiſerne Krone dort noch bewahrt wird. Um dieſelbe Zeit, im Jahr 1396, begann, unter dem Biſchof Luchino, der Neubau der verfallenen alten Kathedrale zu Como, mit reicher Beiſteuer des Fürſten Gian Galeazzo von Mailand, dem Como damals unterworfen war. Baumeiſter derſelben war Lorenzo degli Spazi, der ſeit 1391 auch am Mailänder Dom baute. Auf ihn folgten andere unbekannte, weil der Bau durch Bürgerkriege und Unruhen unterbrochen, 1423 bis 29 und 1454 fortgeſetzt, und erſt 1513 ſo weit gebracht wurde, daß, nach Vollendung des Giebels und der Seiten, der Grund zum Hintertheil gelegt und das Ganze vollendet wurde, durch den gerühmten Bildhauer Thomas de Rodariis: wie die alte Inſchrift an dieſem Theile beſagt. Die Kirche iſt ganz von weißem Marmor erbauet, oder doch außen und innen damit belegt, was ihr ein glattes und reinliches Anſehen gibt. Der Giebel, die eigentliche Schauſeite, iſt beſonders reich verziert und ganz mit Bildwerken bedeckt. Er hat drei Eingänge, eine Hauptthüre, zwei kleinere Thüren daneben: alles mit runden Bögen und in der mehrgedachten Vor-Gothiſchen Art. Inwendig aber ſtehen Spitzbögen auf den beiden Reihen ſtarker Säulen. Die Seiten und der Chor ſind moderniſirt, ſo wie ſie von außen ſchon neuer erſcheinen, und auch zuletzt gebauet ſind. — In der Nähe der Kirche ſteht ein alter Säulengang, rundbogig, mit verſchiedenen Knäuſen. Mehre ſolche Bogengänge ſieht man beſonders am Hafen, und auch ſonſt in der Stadt unter den Häuſern.

---

*) Theodorich ſtiftete ſich auch in Como ein gutes Andenken, weil er einen Preis auf ein der Stadt entwendetes Erzbild ſetzte: wie Caſſiodor berichtet.

Wir waren nun ſchon auf klaſſiſchem Boden, dem Geburtsorte der beiden Plinius. Zwar ſind hier keine Altrömiſche Bauwerke mehr übrig, doch eine Reihe Inſchriften, daneben auch Chriſtliche ſeit dem 5ten Jahrhundert, geſammelt in der Vorhalle von dem Hauſe des gelehrten Patriziers Fulvio Tridi.

Es war hier am Abend auch Oper, aber der Regen ſtrömte ſo ſehr, daß wir nicht einmal darnach ausgehen mochten. Auch den folgenden Morgen begleitete uns der Regen auf die Straße nach Mailand, wo wir bald in die große Lombardiſche Ebene und das Thal des Po kamen. Auf dieſer ſind wir ſeither faſt immer geblieben, durch alle ſo nahe an einander gelegene groſe Städte, Pavia, Piacenza, Parma, Mantua, Padua (die auf einander alliteriren und reimen): nur Verona und Vicenza zieht ſich wieder zwiſchen die Berge hinauf. Und die Anſicht dieſes ganzen Landes hat die gröſte Ähnlichkeit mit Holland: die Felder und Wieſen ebenſo mit Bäumen und Gräben abgetheilt; der Kanal von Mailand nach Pavia, an dem wir hinfuhren, ganz einem Holländiſchen Kanal ähnlich; vollends Venedig mit ſeinen unzähligen Kanälen, welche zugleich Straßen ſind, und der Weg von Padua hieher, längs des Brenta-Kanals auf dem Deiche deſſelben, ganz mit Landhäuſern der (ehemals auch reichen) Kaufleute beſetzt. Alles erinnert an die großen Holländiſchen Städte, die eben ſo nahe beiſammen liegen; ſo daß die Bevölkerung Hollands auch nur von der des alten Venediſchen Staats übertroffen wird. Auch haben beide Völker einen gewiſſen uralten Zuſammenhang. Schon um und in Verona erſchienen mir weniger Italiſche Geſichter, mehr blonde und mit Deutſchen vermiſchte; und dieß iſt auch hier in Venedig der Fall, wo freilich der alte Handelsverkehr mit aller Welt das Volk noch mehr vermiſcht hat. Den Germanen näher verwandte Gallier vertrieben hier die Thusker und wohnten unter den Römern. Bei Verona waren auch ſchon vor Chriſti Geburt die Deutſchen Cimbern von der Nordſee her eingedrungen, und es ſind noch ſieben Deutſch redende Dörfer dort in der Nähe, welche ſich für Überbleibſel derſelben halten. In dieſe ſelben Gegenden kamen dann die Gothen, und darauf die Longobarden aus Norddeutſchland, als Eroberer; und hier war fortdauernd der Weg in dieſe Deutſche Provinz, was ſie ja jetzo auch wieder iſt, und bis in die neueſte Zeit der Schauplatz der blutigſten Kriege und Schlachten um ſie, wie etwa nur noch die Niederlande ſein mögen. Hier beruhet endlich auch ein Haupttheil unſerer alten Sagen und Lieder des Heldenbuchs und der Nibelungen, mit Dietrich von Bern (d. i. Verona). Selbſt die Bauart der Bauerhäuſer, beſonders von Vicenza bis hieher nach Venedig, erinnert ſehr an die Weſtfäliſche und Niederſächſiſche: einzele Häuſer, mit großen rings umher tief herabgehenden und vorn von etlichen Stielen zu einer Vorhalle geſtützten Strohdächern, aus deren Öfnung über der Thür der Rauch geht, ohne Schornſtein; dieſes große Dach umfaßt alles, Getreide, Vieh und Menſchen; zuweilen, bei Begüterten, ſteht noch ein kleines Wohnhaus daneben. Kurz, dieſelbe Bauart, welche in Holland und in der Schweiz in größter Wohlhabenheit ausgebildet iſt: welche aber mit der eigentlich Italiſchen vom Simplom bis Verona — ſteinerne Häuſer mit flachen Dächern — ſehr kontraſtirt. Jene Deutſche Bauart hat aber beſonders in Padua die Folge gehabt, daß faſt alle Häuſer eine auf Säulen oder Pfeilern mit Bögen ruhende Vorhalle haben, gerade wie zu Bern in der Schweiz; und auch in Como, Mailand, Verona, Vicenza und an vornehmen Landhäuſern bis hieher an Venedig, trifft man im Einzelen dieſelben Vorhallen, wenigſtens an Wirthſchaftsgebäuden: wie bei uns in der Mark noch an den Dorfſchenken, und in mehren Böhmiſchen und Schleſiſchen Städten (z. B. in Trautenau und Jauer) an den Märkten. Venedig, mitten ins Meer hinausgebaut und auf Sümpfen befeſtigt, iſt einzig in ganz Italien, hat aber ſein Ebenbild in Amſterdam und vielen ähnlichen Holländiſchen Städten; obgleich dieſe erſt recht emporſtiegen, als Venedig ſchon wieder verfiel. Dieſe Ähnlichkeit ſpiegelt ſich auch in der Kunſt ab: die Venediſchen Maler zeichnen ſich eben ſo in Italien durch die Kraft und Pracht ihrer Farben aus, wie die Niederländer in Deutſchland; und wenn Venedig auch nicht gegen die heiligen Bilder proteſtirte, wie Holland, ſo diente die Kunſt doch auch hier bald mehr dem Stolz des Handelsſtaates und der Üppigkeit der Reichen. Dieſer Sinn für die Farbe iſt aber nicht etwa bloß von der Nähe des ſpiegelnden Meeres und der dadurch gebotenen Reinlichkeit abzuleiten. Denn das Klima hat die Venediger weniger ſorglich gemacht, und in zwei Hauptſachen weichen ſie ſehr von den Holländern ab, in der vollen Ausführung und ſorgfältigen Unterhaltung der Gebäude, und überhaupt in der Reinlichkeit: und es iſt auffallend, daß die Venediſchen Frauen durchaus keine Blumen und wohlriechende Sachen (höchſtens das Kölner Waſſer) leiden können, es aber faſt überall, und ſelbſt im Theater, unerträglich ſtinkt. — Aber ich merke, daß ich mit der Feder ſchon zu weit vorgeeilt, und Dich mit meinem Geſchreibe wol gelangweilt habe. — Ich war auf dem Wege von Como nach Mailand, der in der Ebene einförmig zwiſchen Maulbeerbäumen und Maisfeldern fortlief.

Mailand bot auch von fern keine ſchöne Anſicht dar, und ſelbſt der Dom zeigte ſich erſt dicht davor. Wir fuhren durch lange, enge und krumme Straßen von einförmigen glatten, weißen Häuſern, deren Fenſter meiſt auch zugleich Balkone ſind, zwiſchen denen aber auch ſchöne Paläſte im Dunkeln ſtehen, in die Italiſche Herberge (albergo d'Italia). Am Sonntage den 22. September kamen wir an, um Mittag, und ſahen viel Volks auf den Straßen.

Der erſte Gang war zu dem weltberühmten Dom, deſſen erſter Anblick nicht den ganzen großen Eindruck macht, da er gegen den Markt hin, nur den ſchmalen Giebel mit dem Portal hat, und das Schiff zu lang, und der Platz zu kurz iſt, als daß die Kuppel darüber ſo ſichtbar ſein ſollte, wie auf den Zeichnungen und etwa nur vom Dache der hohen gegenüber ſtehenden Häuſer. Von der Seite aber, wo man die ganze Länge ſeiner Kreuzgeſtalt, das große Seitenportal, und die mitten über dem Kreuze ſtehende Kuppel ſchaut, imponirt er gewaltig, durch die Höhe und Länge, und durch die Marmorpracht. Denn er iſt durchaus vom ſchönſten weißen Marmor erbauet, oder doch damit belegt, mit unzähligen Thürmchen, durchbrochenen Zierraten, erhabenen Arbeiten und Bildſäulen: alles im ſpäteren Gothiſchen Styl. Und wenn

Fr. Schlegel den Straßburger Münſter ein kyklopiſches Eiſenwerk nennt, ſo macht der Mailänder Dom den Eindruck einer ungeheuren Silberarbeit. Beſonders die Theile, die neu ſind, glänzen blendend. Nicht minder groß iſt der Eindruck, wenn man eintritt, und die vier Reihen hoher Säulen durchſchaut. Dieß war vor der Peterskirche zu Rom mit dem Weſtmünſter zu London die höchſte und größte Kirche der Chriſtenheit. Auch ſchöne Glasmalereien ſind in den großen Fenſtern, beſonders des Chors. Es fehlt dieſem Dom nur ein ungeheurer Thurm; denn der über der Kuppel iſt nur eine ſogenannte Laterne, auch nicht gothiſch und piramidiſch genug: dann ſind die Zierraten zu einförmig, die Linien zu eckig; und vielfach, beſonders an der Hauptſeite, dem Giebel, iſt man von dem alten Plan abgewichen, und hat antikes hineingefuſcht: wie denn überhaupt die Italiäner die Gothiſche Bauart antikiſirt, und die antike gothiſirt haben.

Die Geſchichte dieſes Baues, der noch immer unbeendigt, iſt faſt die des Babyloniſchen Thurmes, und ſtellt auch jenen Widerſtreit dar. Das Ganze iſt offenbar in der damals in Deutſchland längſt vollendet ausgebildeten Baukunſt angelegt und meiſt ausgeführt; und wenn der Entwurf auch nicht, wie ſonſt die Italiäner ſelber wol ſagen, von einem Deutſchen herrührt, ſo ſehen wir doch öfter Deutſche

Baumeiſter bedeutend auftreten und eine Hauptſchwierigkeit dabei löſen, nämlich, das Gewölbe aufſetzen. Unter ihnen ſind einige bisher kaum dem Namen nach bekannt, obgleich damals berühmt: ſie mußten aber, ſo wie andere fremde Baumeiſter, meiſt der Eiferſucht und Habſucht der Italiäner weichen. Im Jahr 1386 legte der Fürſt von Mailand, Giovanni Galeazzo Viskonte, ſelber den Grundſtein, und der Bau ward, zu Ehren der Mutter Gottes, mit großer Pracht begonnen. Aus dem Berge Gandolia, bei Ornavasco, wurde der weiße Marmor dazu über den Lago maggiore geholt. Ein Ausſchuß von Edlen und Geiſtlichen führte die Aufſicht. Schon nach einem Jahre wurde das Fertige wieder eingeriſſen und unter Leitung des Simone von Orſenigo (ein Ort im Mailändiſchen) von neuem angefangen. Und ſo ging es nun unaufhörlich im Wechſel der Baumeiſter, Zweifeln und Berathungen über den Bau fort. Mehre Meiſter waren zugleich dabei thätig, und es handelte ſich nun immer um die Oberleitung des Ganzen. Bei einer ſolchen Berathung 1388 ſind, außer dem Simone, Guarnerio da Sirtori und Ambrogio Pongione, auch die bei Como gedachten Meiſter aus Campione, Jacopo, Zeno, Bonino (1389 auch Simone und Matteo) zugegen, und Marco führt das Wort. Vermuthlich iſt dieſer der erſte Meiſter, der dem Simone weichen mußte, und es ſcheint dieſer wieder ihm, bis nach ſeinem Tode 1390 Simone wieder an die Spitze kam: wenn er nämlich der Marcus de Friſone iſt, der 1390 ſo ehrenvoll beſtattet wurde. Unterdeſſen war 1388 auch ein Pariſer Niccolo de' Bonaventi kurze Zeit angenommen.

Im Jahre 1391 erhob Annes oder Johannes von Fernach aus Friburg*) neue Zweifel, und baute weiter. Es gab neue Verhandlungen; Fernach reiſte nach Deutſchland, geſchickte Baumeiſter zu holen, kam zurück, ſcheint aber bald mißvergnügt weggegangen zu ſein. Doch blieb er in gutem Andenken, und ſeine Zeichnung der Sakriſtei wurde 1393, nachdem ſie der zu reichen und koſtbaren Zierraten entblößt worden, durch Jacopo von Campione, der zugleich die Karthauſe bei Pavia baute, und Giovannino de' Graſſi ausgeführt. Der letzte wurde nach 4 Monden entlaſſen, wieder angenommen, und dem Jacopo gleichgeſetzt, mit dem er 1398 ſtarb. Sein Sohn Salomone ſollte das von ihm entworfene Grabmal von Galeazzo's Vater für den Dom ausführen. Lorenzo degli Spazi, der ſeit 1391 hier mitarbeitete, wurde 1396, nach Como zum dem dortigen Kirchenbau entlaſſen.

---

*) In der Lateiniſchen Urkunde, in des Grafen Giulini Denkwürdigkeiten von Mailand, aus deſſen urkundlichen Nachrichten Obiges meiſt gezogen iſt, ſteht: Annex de Fernaca de Furimberg.

In demſelben Jahre, da Fernach heimging, erneute Heinrich von Gemünden (Enrico di Gamondia), vermuthlich dieſelben Zweifel. Er machte ein hölzernes Modell: einer der Aufſeher ließ ein anderes machen, und für dieſes wurde entſchieden. Zu einer Berathung über die Einwendungen Heinrichs ward Giovanni von Ferrara aus Verona geholt, und waren dabei die Meiſter Zanello von Vinasco, Stefano Magato, Bernardo von Venedig, Giov. de' Graſſi, Jacopo von Campione, Simone von Orſenigo, Pietro della Villa, Lorenzo degli Spazi, Guarnerio da Sirtori, Ambrogio da Melzo, Pietro von Cremona und Paolo von Oſnago. Es wurde entſchieden: der Bau ſei gut und feſt, die Thür und der Giebel des Kreuzes gegen Norden ſchön, die Kapellen und äußern Pfeiler und Streben feſt genug; über dem Seitenſchiffe ſolle kein Saal oder Gallerie gebaut werden, weil es verdunkele und zu koſtbar; die Höhe der mittleren Säulen ſollen mit Fuß und Knauf nur 24 Ellen, der Halbſäulen darüber 12 Ellen, und der kleineren Säulen an den Kapellen nur 28 Ellen und ihrer Halbſäulen auch 12 Ellen ſein; und das Gewölbe ſolle nach dem Dreieck und nicht nach dem Viereck aufgeſetzt werden, alſo über den großen Säulen 24 Ellen hoch werden. Heinrich ging unzufrieden und obenein geſchmähet hinweg. Doch wurde ſeiner noch ſpäter, bei der Berathung über des Franzoſen **Mignotto** Fortſetzung des Baues, von **Guidolo della Croce** rühmlich gedacht, weil Mignotto eben ſo richtig den früher angenommenen Bau nach dem Vierecke verlaſſe, wie der vortreffliche Meiſter **Heinrich**, den man vertrieben, und vor ihm ſchon der **Alemanniſche** Meiſter **Annes** tauben Ohren gepredigt habe.

Vielleicht ſteht dieſer letzte Meiſter, von dem ſonſt noch keine Kunde war, in Zuſammenhange mit dem herrlichen Münſterbau zu **Freiburg** im Breisgau. **Heinrich von Gemünden** iſt aber ohne Zweifel der zu Prag gedachte Vater des **Peter Arler von Bologna**, welcher dort den Dom und andere wunderwürdige Werke gebaut hat. Heinrich ſcheint noch länger in Italien geblieben zu ſein, da ſein Sohn von Bologna benannt wird: nach dieſem zu urtheilen, wird der Vater doch wol zu Mailand tüchtigen Rath gegeben haben. Und wenn man ihm auch nicht ganz folgte, ſo geſchah es doch wol in einem Hauptpunkte, nämlich der Wölbung nach dem Dreiecke, d. h. wol, daß die Spitzbögen ſich in der Höhe eines gleichſeitigen Dreiecks, und nicht eines gleichſeitigen Vierecks durchſchneiden ſollten; welcher letzten, weniger haltbaren Art die in Italien häufigen, gleichſam an den Seiten zuſammengedrückten oder nach unten in gerader Linie verlängten

Spitzbögen ähnlich ſind, dagegen das gleichſeitige Dreieck ohne Zweifel die eigenthümliche bedeutſame Grundform der Deutſchen Chriſtlichen Baukunſt iſt.

In eben jenem rathloſen Jahre 1391 war auch ſchon **Ulrich von Fiſſingen aus Ulm***), wegen ſeines Ruhmes, zum Mailänder Dombau eingeladen, kam aber erſt 1394. Er machte Zeichnungen, und darüber beriethen ſich die zum Theil ſchon genannten Meiſter **Ambrogio Manizia**, **Simone von Orſenigo**, **Guarnerio**, **Pietro**, **Lorenzo Donati**, **Ridolfo von Ciniſello** und **Ambrogio da Melzo**. Der Fürſt ließ ſeine nebſt **Graſſi's** und **Jacopo's** Zeichnung nach Pavia kommen und dem Meiſter **Niccolo de' Selli** vorlegen. Alle waren gegen Ulrich, weil man das Meiſte wieder einreißen ſollte. Man trug ihm auf, das große Mittelfenſter, dann die Säulenknäufe zu machen, doch ohne Änderung der bisherigen Maaße; auch er ging ſchon nach 4 Monaten wieder heim. — Es iſt wol kaum zu zweifeln, daß dieſer damals berühmte **Ulrich von Fiſſingen aus Ulm** jener ältere **Enſinger** iſt, welcher zu derſelben Zeit das erſtaunliche Ulmer Münſter baute, von dem ich dort umſtändlich erzählt habe.

---

*) In der Urkunde bei Giulini: Ulrichus de Fisingen de Ulme.

Auch Niederländern und Franzoſen ging es in Mailand nicht beſſer. 1399 wurde Jakob Cova von Brügge, der ſich zu Paris aufhielt, mit zwei Schülern, deßgleichen Giovanni Campamoſia aus der Normandie, mit ſeinem Gefährten Mignotto aus Paris, berufen. Cova machte eine Zeichnung der Kirche, verſchwindet aber bald. Er war eigentlich ein Maler, iſt mir ſonſt noch nicht vorgekommen, und beſtätigt von neuen das Alter dieſer Kunſt in den Niederlanden, und namentlich zu Brügge, wo ſie damals in Johanns von Eyk Schule am herrlichſten aufblühte.

Mignotto allein blieb in Mailand zurück und berieth ſich mit den Meiſtern Marco von Carona, Giacomello von Venedig, Antonio von Paderno und Salomone de' Graſſi über die Beendigung der Sakriſtei. Er hatte aber auch große Zweifel über das Ganze und deſſen Haltbarkeit. Des Fürſten Baumeiſter Bartolino von Novara und Bernardo von Venedig unterſuchten es 1401, fanden aber alles gut. Doch wiederholte Mignotto die Hauptfrage, ob die Pfeiler und Gewölbe fürder in der bisherigen Art, oder nach ſeinem Entwurfe gebaut werden ſollten. Es wurde deßhalb 1401 abermals ein großer Rath gehalten, dabei Giovanni Giuſſano ein Daminikaner und Andreolo de' Ferrari ein Franziskaner, die obigen Meiſter

Marco und Antonio, und zehn andere Baukundige zugezogen: und hier wurde ſehr leidenſchaftlich geſtritten für und gegen die Fremden, und der beiden Deutſchen rühmlichſt gedacht. Dennoch wurde Mignotto abgeſetzt, und ſogar zum Schadenserſatz verurtheilt. Gleichwohl fehlte es an geſchickten Meiſtern, beſonders an Bildhauern, und 1396 erging ein Verbot, daß keiner auswandern ſolle. Außer Giovannino de' Graſſi und Nicolo de' Selli, werden 1393 Pietro di Francia und Annex Marcheſter als ſolche genannt, und 1399 Gualterio di Monecho, ein Deutſcher, vermuthlich von München.

Bei den folgenden innern und äußern Unruhen Mailands ſcheint der Bau nur langſam fortgeſchritten: 1408 weihte der Pabſt Martin der 5te ſelber den Hauptalter, und ertheilte Ablaß zu Gunſten des Baues. Auf jeden Fall war er eine fortwährende gute Schule der Baukunſt und auch der Bildhauerei. Als er ſo weit gediehen, daß das Gewölbe des Mittelſchiffes auf die Säulen geſetzt werden ſollte, deren Abſtand ich kaum mit fünf und zwanzig Schritten gemeſſen hatte, wollte keiner es wagen, und der Herzog Giovanni Galeazzo Maria ſandte und ſchrieb 1481 und 82 zweimal an den Stadtrath von Straßburg (wo damals noch an dem Thurme gebaut wurde) um einen tüchtigen Meiſter. Vielleicht bezieht ſich hierauf die Nachricht Ce ſariano's, zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, daß ein neues Modell des Doms gemacht worden, weil das alte bei dem Deutſchen Baumeiſter verbrannt ſei. Zu demſelben Zwecke ward 1400 Aleſſio Arienſe von Bergamo berufen. Auch arbeitete Jo. Ant. Homodeus, deſſen halberhabnes Erzbild man am Chore ſieht, und den man deßhalb wol für den Meiſter des Ganzen angibt, um dieſelbe Zeit nur an der Kuppel.

So ward denn an dieſem Marmorberge immer fortgebauet, und im 16ten Jahrhundert werden 52 Meiſter aufgezählt; die namentlich davon bekannten ſind alle Italiäner, darunter Ceſariano, der Kommentator des Vitruv. 1570 ward Pellegrini, genannt Tibaldi, erſter Baumeiſter des Domes, änderte vieles im Innern und ſein Entwurf zur Bekleidung des Giebels mit der Hauptthüre, gewann über eilf Italiſche Mitwerber den Preis, und ward auch, nachdem das von Aleſſandro Bernetti angefangene abgetragen war, zum Theil ausgeführt, und daran gerühmt, daß er den antiken Styl ſehr glücklich mit dem Gothiſchen vereinigt habe. Die ſämmtlichen fünf Thüren nämlich und die fünf Fenſter darüber ſind im Neuitaliſchen Geſchmack und ſtechen ſeltſam unter den Spitzbögen und den übrigen Gothiſchen Formen des Ganzen hervor. Recht anſchaulich macht dieſes ein alter Kupferſtich von

Gioſ. Crespi, den ich dort kaufte, und auf welchem dieſer Giebel mittendurch getheilt, auf der einen Seite der alte Entwurf im guten Gothiſchen Style, und auf der andern die neumodiſche gemiſchte Ausführung dargeſtellt iſt. Pellegrini's Entwurf war noch auf große freiſtehende Säulen angelegt, und zu koſtbar; Carlo Buzio machte daher 1646 einen einfacheren, mehr den ſchon fertigen Seiten entſprechenden: aber die großen hölzernen Modelle von beiden dienten nur gelegentlich zu Triumphbögen. Noch einen andern Plan machte Francesco Capello, und es entſtand langer Streit: wie ſo häufig über die Facaden der Italiſchen Kirchen. Unterdeſſen war Pellegrini's Entwurf theilweiſe ausgeführt, aber nur die fünf Thüren und zwei Fenſter darüber waren fertig geworden, als Napoleon, dem ſogar dieſer Bau imponirte, deſſen Vollendung befahl, als ein würdiges Ziel ſeiner Simplon Straße. Und wirklich iſt in den wenigen Jahren ſo rüſtig daran gearbeitet, daß der Giebel und die eine Seite, nach dem Pallaſt hin, ganz, des Daches ein großer Theil, und das Ganze ſo weit ausgeführt iſt, daß es auf den erſten Anblick faſt fertig erſcheint, obwohl noch viel fehlt, beſonders am Dache. Der Giebel iſt freilich in der von Pellegrini angefangenen Art vollendet; wie ein ſchöner großer Holzſchnitt von L. Bougon 1811 ihn, mit der Kuppel darüber, vorſtellt. Die

Öſterreicher laſſen nun auch noch daran arbeiten, aber weit langſamer. Man wirft zwar dem Napoleon vor, daß er dafür das ganze Kirchengut eingezogen: aber, da ein groſzer Theil der reichen Vermächtniſſe zur Fortſetzung des Baues mit deſſen Vollendung aufhören ſollte, ſo waren dieſe eben ein Hauptgrund ſeiner Verzögerung.

Das Dach gehört zu dem eigenthümlichſten und ſchönſten dieſes Doms: es iſt ziemlich flach, ganz mit Marmorplatten belegt, in drei Abſätzen über den doppelten Seitenſchiffen aufſteigend, ringsum mit reich verzierten Strebebögen verbunden, die zum Theil zugleich als Treppen dienen, ſo daß man überall darauf umhergehen kann. Alle Pfeiler und Säulen der Kirche ſind, im Verhältniß ihrer Stärke, über und durch das Dach hinaus fortgeſetzt als reich verzierte Thürmchen, deren jedes oben eine Bildſäule trägt, und bilden einen nach der Kuppel zu immer höher aufſteigenden Wald. Über dieſe Kuppel hinauf führt außen eine Marmortreppe (deren wol zwei oder vier werden ſollten), ſchon aus älterer Zeit, von der ſchönſten durchbrochenen Arbeit: wogegen die übrigen, faſt gleichförmig durchlaufenden Zierraten hart erſcheinen, und auch z. B. an den Thürmchen mehr nur halberhabene, gleichſam getäfelte Arbeit ſind. Auch haben die Bildſäulen daran, beſonders die neueſten, nicht den zur Gothiſchen Baukunſt eigenthümlich geübrigen einfachen ſchlanken Styl, ſondern mehr den der abgeſonderten Plaſtik und fallen ſogar ins theatraliſche. Die Spitze der Kuppel verjüngt ſich auf einmal zu ſtark und iſt oben zu dünn: ſie trägt ein erzenes Marienbild. Man kann aber ganz hoch hinauf, und hat eine weite Ausſicht mitten über die große Stadt und die ganze fruchtbare Lombardiſche Ebene umher bis an die Schweizer und Tiroler Berge, und auf der andern Seite nach dem Avenin. Oben fanden wir einen Schweizer, ich glaube er hieß Keller, welcher ein ſehr genaues Panorama davon zeichnete.

Der Eintritt in die gewöhnlich nur durch einen Vorhang geſchloſſene Kirche iſt wirklich höchſt überraſchend und erhaben das Helldunkel des ungeheuren Raumes und der darin ſchwebenden Steingebilde wunderbar und feierlich, und darin iſt dieſe Kirche wol einzig in der Welt. Sie iſt zwar nur 33 Fuß länger, 14 Fuß breiter und wol nicht höher, als die Ulmer Kirche, und dieſe hat auch 5 Schiffe: aber in der Mailänder ſind die Seitenſchiffe höher, und ſenken ſich allmälig von ihrem auch nochmal ſo breiten Hauptſchiff ab; und die 8eckigen Säulenpfeiler ſind alle gleich hoch mit ihren Knäufen, über welchen im Mittelſchiffe kleinere Pfeiler das Gewölbe auffaſſen, ſind auch alle gleich ſtark, bis auf die 4 frei die Kuppel tragenden, und theilen das Kreuz auch in 3 Schiffe: ſo daß ihre Zahl 52 iſt, ohne die aus den Wänden entgegentretenden Halbpfeiler, und ſie überall, beſonders vom Kreuz aus, die freiſte Durchſicht die ſes heiligen Waldes gewähren. Nur ſchade, daß der Chorſtuhl den Säulenumgang dahinter, wo die größten, prächtigſten Fenſter ſind, zu hoch verbaut. Die großen Säulenknäufe haben an jeder Ecke eine Niſche mit einer Bildſäule, und das iſt wieder etwas fremdartig; in den übrigen Zierraten ſind ſie mannigfaltig und entſprechen ſich die gegenüberſtehenden. Die Kuppel iſt im Kranze ähnlich mit Bildſäulen geziert und ſchließt ſich mit einem Gewölbe, deſſen feine Durchbrechung aber, wie ich glaube, nur täuſchend angemalt iſt; ſie iſt 238 Fuß hoch, der Thurm über ihr 335, und ſollte nach der alten Zeichnung (bei Ceſariano) noch höher werden. An den beiden Kuppelpfeilern zunächſt am Chore, ſind zwei große Kanzeln aus Erz, mit Gold und Silber verſchmelzt, daran viele Bildwerke, und unter der einen die vier Evangeliſten und unter der anden die vier oberſten Kirchenlehrer als Träger: ein meiſterliches und kräftiges Werk des Francesco Brambilla (ſt. 1549); von dem auch das ſechs Fuß hohe Sakramenthäuschen aus vergoldetem Erz, und ein Theil des geſchnitzten hölzernen Chorſtuhls iſt. Die meiſten übrigen Altäre und Denkmale ſind unpaſſend, im ſpätern Italiſchen Styl, ſelbſt das des Pabſtes Pius 4., welches Michel Angelo gezeichnet haben ſoll. Die Bildſäule des Heiligen Bartholomäus, dem ſeine abgeſchundene Haut ſammt dem Kopfe daran über der Schulter hängt, von Agrate, wird am meiſten bewundert: ſie gehört aber in ein anatomiſches Muſeum. Eben ſo unpaſſend als die Thüren von außen eingebaut, ſind ſie es auch von innen, obwohl zwei prächtige Granitſäulen daran; auch durch Pellegrini. — Die Höhe und Weite der Kirche wird aber durch keine Stühle und Bänke vermindert, ſondern jedes kniet nieder und betet, wo es zukömmt.

Auf dem Markte dicht vor dem Dome war ein ſo tolles Geſchrei der Verkäufer von Obſt, Weintrauben u. dergl., daß es mich ganz verwunderte, und mir Goethes wahres Wort einfiel: „Was treibt ſich das Volk und ſchreit ſo? ꝛc. Mich ergötzte hier manchmal ein wanderndes Puppenſpiel; daneben ertönen Marktſchreier, Redner, Sänger mit Fiedeln (aber faſt keine Drehorgel).

Auch ein ſtehendes Marionetten-Theater iſt hier, das an Glanz und Künſtlichkeit ſelbſt unſern wackern Schütz übertrifft, indem die Figuren auch ſehr natürlich Mund und Augen bewegen. Hier erſchienen auch die Italiſchen Masken, Brighella, Tartaglia, Pantalon ꝛc. in ihren Mundarten. Was ich bisher auf den übrigen Italiſchen Theatern vergeblich ſuchte.

Das Opernhaus, la Scala genannt, und außen nicht ſchön, imponirt beim Eintritt ſehr, da es eins der größten iſt, die es gibt. Die Abtheilung in unzählige gleiche Logen mit ihren Vorhängen, macht es aber einförmig. Die Oper, ein dummes Ungariſches Stück, la teſta di bronzo (der Kopf von Bronze), mit wohllautender Muſik, wurde gut und prächtig aufgeführt: das ernſte Ballet war mittelmäßig, das komiſche aber luſtig. Die Dekorazionen ſind vortrefflich. Es iſt faſt immer, beſonders bei den Rezitativen, ein toller Lärm im Hauſe; was freilich nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß dieſelbe Oper Monate lang wiederholt wird. Dieſes hat zwar die Folge, daß die Ausführung höchſt vervollkommnet wird, aber auch, daß die Zuſchauer nur aus Langerweile oder um Geſchäfte abzumachen, wie auf die Börſe, hineingehen, und nur auf einzele Arien und Virtuoſitäten Acht geben.

In einem andern Theater, auch prächtiger und größer als das Breslauer, wurden nur Schauſpiele gegeben, und dießmal zwar, gleichſam uns zu Ehren, i Prussiani in Slesia ovéro la giustizia nel campo (die Preußen in Schleſien, oder Gerechtigkeit im Felde): eine Art von General Schlenzheim, indem Friedrich der Große auch die Unſchuld eines fälſchlich angeklagten Offiziers entdeckt und belohnt. Es ergötzte uns höchlich: der alte König war nach den gewöhnlichen Bildern ziemlich kenntlich mit Hut und Krückſtock und ſchnupfte viel Spaniol aus der Weſtentaſche; eine Scene, wie er durch ſein bloßes Anblicken ein vorlautes Weib zurückſcheucht, war nicht übel, ſehr lächerlich aber, wie er der Frau des Beſchuldigten, welche ihm die Gerechtigkeit als Herrſchertugend empfahl, antwortete: Ah, ihr habt gewiß den dritten Band meiner Memorie di Brandeburgo geleſen. — Dieſe Frau zeigte auch in ihrem Spiel ganz das Unweibliche der Italiſchen Weiber: die tiefe heiſere Stimme, Haſtigkeit, die auf dem hieſigen Theater auch wieder vorkam.

Ein eigenes ſchönes Schauſpiel war am Sonntage vor unſerer Abreiſe in dem Cirkus, einem großen, eirunden, oben offenen Amphitheater, wo Laufen, Reiten und Fahren zu Wette, nach Art der alten Griechen und Römer, auch in deren Tracht, gehalten wurden. Die Sieger wurden zuletzt auf einem mit großen geſchmückten Ochſen beſpannten Wagen umhergefahren. Die Kämpfenden, Roß und Mann, zeichneten ſich zwar nicht beſonders aus, das Ganze aber nahm ſich ſehr gut aus an dem heiteren Tage: Tauſende von Zuſchauern auf den Raſenſitzen, welche ſich nachher auf den großen grünen Platz ausgoſſen.

Die Stadt heißt mit Recht die große (la grande); ſie iſt reich bevölkert und wohlhabend, da ihr Reichthum auf das unverwüſtliche fette Land umher, eins der allerfruchtbarſten, beruhet, und nicht auf den ſchwankenden Handel, wie hier in Venedig und zum Theil in Holland. In Mailand beläſtigen auch keine Bettler, wie hier bis zur Verzweiflung. Man ſieht unzählige Equipagen, mehr als in **Berlin**, und in allen Straßen Palläſte. Eine ſehr breite Straße am Thore iſt für das Hauptvergnügen der großen Italiſchen Städte der **Corſo**, wo gegen Abend lange Reihen von Wägen, und an den Seiten Fußgänger, auf und abwogen: wie ſchon im Wiener Prater.

Ein prächtiger Pallaſt iſt jetzo auch das ehemalige Jeſuiter-Collegium, die **Brera** genannt, mit einer Bibliothek und trefflichen Gemälde-Sammlung, welche meiſt aus den aufgehobenen Klöſtern, und auch ſonſt, genommen iſt. Ich nenne Dir aus dem großen Reichthume nur weniges, das mir beſonders gegenwärtig geblieben: eine liebliche Mutter Gottes mit dem Kinde, von einem **Mailänder**, **Bernardino Luino**, **Lenardo's** Schüler, auf Kalk gemalt, und aus einer Kirchenwand geſägt und hieher gebracht. Das eben ſo liebliche Kind ſteht der Mutter auf dem Schooße; zu ihren Füßen ſitzt ein Engel und ſingt zur Zither. Rechts ſteht der Heilige Antonius, würdig mit langem Barte, Buche und Stabe, neben ihm ſein Sinnbild, das Schwein; links die Heilige Katharina mit Palme und Kelch, eine wunderbar anziehende Geſtalt und Antlitz, in welchem Lenardo's Lieblingsgeſicht unverkennbar iſt. Der ganz neue Kupferſtich davon war mir ſchon in

St. Gallen aufgefallen, und ich habe ihn hier von dem trefflichen jungen Meiſter, Biſi, ſelber für Dich gekauft. Biſi arbeitete eben an einem Seitenſtücke dazu: eine Anbetung der Könige von Gaudenzio Ferrari, auch einem Mailänder und Mitſchüler Rafaels; es iſt ebenfalls ein großes Wandgemälde, reich und mannigfaltig, aber bläſſer und nicht ſo anmuthig, wie Luino. Von dieſem ſind hier noch andere ſchöne Wandgemälde, Joſef und Maria; und die Reihe derſelben beginnt eine Madonna von Bramantino, einem der älteſten Maler, der um 1440 auch den Bau des Doms leitete. Dieſe Vorhallen der Malerei führen zu den weiten Sälen der Ölbilder, welche von oben beleuchtet ſind. Hier vermißt man ungern den Großmeiſter der Lombardiſchen Schule, Lenardo da Vinci; doch finden wir ihn noch ſonſt, und von Luino iſt eine herrliche Madonna auf dem Thron. Eine Madonna von Guido Reni war, nach der zu München, leicht zu erkennen; nicht ſo ſeine beiden Apoſtel Petrus und Paulus, groß und kräftig gemalt. Lieber ſuchte ich aber meinen Francia wieder auf, deſſen reines Madonnen-Antlitz mich auf drei Bildern hier anſprach: die Mutter mit dem ihr im Schooße liegenden Kinde, die Darbringung des Kindes, und die Mutter mit dem Kinde auf dem Throne: in allen offenbart ſich das Münchener Urbild, nur weniger jugendlich.

Eine gewiſſe Ähnlichkeit damit hat das Madonnen-Ideal ſeines Zeitgenoſſen, des Venedigers **Giovanni Bellino**, von dem hier ein Chriſtkind und eine Mutter mit dem Kinde iſt. Älter, ernſter und ſtrenger iſt **Carlo Crivelli**, ein edler Venediger, deſſen Bildniß von 1412 mit der Inſchrift: Venet. eques Laureatus hier hängt, dem ich aber in Venedig ſelber vergeblich nachſpürte. Von ihm ſind hier mehre höchſt erhabene Bilder, auf Holz: eine Mutter Gottes, Altarbild mit vier Flügelthüren; die Mutter mit dem Kinde, das ernſthaft mit einer Birne ſpielt; unten ſteht ein Weinglas, darin Blumen: alles Sinnbilder der Paradieſesfrucht, die am Kreuze wieder blühen ſoll, wie auch ein ſchmerzliches Bild der Kreuzigung ausdrückt; milder reicht das göttliche Kind, auf der andern Tafel, vom Schooße der Mutter dem knienden Petrus die Schlüſſel des Bindens und Löſens. Dieß ſind wahrhafte Kirchenbilder, religiös in Sinn und Ausführung, wenn auch etwas hart und ſcharf. Die Farben ſind ächt, und zwar nicht mehr auf Goldgrund, doch reich mit Gold geſchmückt. **Cima von Conegliano** (in Friaul), etwas jünger und Bellino's Schüler, hat den Petrus als Statthalter Chriſti gemalt, mit den Schlüſſeln auf dem Throne ſitzend, prächtig angethan und höchſt würdig. Beſonders ſitzt unten auf den Stufen ein zur Zither ſingender Engel von unendlicher Lieblichkeit. Die Farben glänzen wie neu. Minder lebhaft ſind mit geblieben: von Palmeggiano (1593), Madonna auf dem Thron, die Geburt Chriſti, ein Altar mit den zwölf Apoſteln; von Mantegna aus Padua, ein ähnlicher Altar; von Signorelli aus Cortona, eine Mutter mit dem Kinde an entblößter Bruſt. Alle dieſe ſind ältere Meiſter, mit Perugino, Rafaels Lehrer, von dem hier auch ſechs ſchöne Bilder hangen, darunter vorzüglich eine Verkündigung. Rafaeliſches Vorbild iſt nicht zu verkennen in mehren lieblichen, meiſt kleinen Madonnen Garofalo's von Ferrara, ſo wie in einem Erzengel Michael des Innocenzio von Imola. Aber auch von Rafael ſelber iſt hier, die Vermählung Joſefs mit Maria: ein göttliches kleines Bild, das immer wieder zu ſich hinzieht, ſo wie es mild hervorleuchtet unter allen. Maria und Joſef ſtehen vor dem einſegnenden Hohenprieſter. Auf mehren Stufen erhebt ſich hinten ein offener Tempel nach antiker Art; hinter Joſef zerbrechen ſeine jüngern Mitbewerber ihre Stäbe, während Joſefs Ruthe blüht; mehre Leute ſtehen umher. Anordnung, ruhige neben einander Stellung, milder Ausdruck der Geſichter, iſt noch ganz in Perugino's Art: aber es regt ſchon ein höherer Geiſt darin die Flügel, der nun bald ganz frei werden mußte. Dieſes Bild iſt vielleicht die höchſte Blüte von Rafaels früherer Art, und darauf die reinſte jungfräuliche Seeligkeit mit jugendlicher Heiterkeit vermählt. — Es wird eben auch in Kupfer geſtochen, ich glaube von Longhi. — Endlich auch, am Ende der langen Reihe, und einſam unter den Fremden, von unſerm Albert Dürer angeblich, eine wunderreiche und in den herrlichſten Farben leuchtende Altartafel in drei Feldern: in der Mitte die Anbetung der Könige, links die Geburt Chriſti, rechts die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten; alles unendlich fein und gründlich vollendet, und ein wahrhaft frommes Bild, das demüthig alle Weltherrlichkeit dem göttlichen Kinde zu Füßen legt, und neben allen ſeinen Italiſchen Nachbaren beſtehen kann, und das obige ähnliche Bild des Ferrari weit übertrift. Wie und wo es herkam, iſt unbekannt; es iſt trefflich erhalten. Ich glaube darin nicht den Albert Dürer, auf deſſen Namen, als den bekannteſten, in Italien gemeinlich die Deutſchen Bilder gekauft werden, ſondern den Maler wieder zu erkennen, von dem in Nürnberg zwei ſo ſchöne Bilder waren; vermuthlich ein Niederrheiniſcher, von welchem hier in Venedig auch wohl zwei Stücke ſein werden, die ebenfalls für Dürers gelten. Dieſes Bild war mir, zumal dort, eine rechte Freude, und ich kehrte oft davor zurück. — Die Kupferſtichhefte von dieſer nicht großen, aber reichen Gemäldeſammlung werden noch fleißig fortgeſetzt, und es ſcheint ſich hier eine tüchtige Schule von Kupferſtechern zu bilden, unter denen, nebſt Biſi und Longhi, Caravaglia ſich ſehr hervorthut.

Auf der berühmten Ambroſianiſchen Bibliothek war mir die Bekanntſchaft des Abbate Mai, an den wir Empfehlung hatten, ſehr angenehm und lehrreich. Er iſt noch ein junger rüſtiger Mann, der ſeine bekannten wichtigen Entdeckungen Alt-Griechiſcher und Römiſcher Werke aus den vielen noch verborgenen Schätzen dieſer Bibliothek täglich vermehrt, und eben wieder etwas drucken läßt, womit er aber geheim hält. Er zeigte uns die Handſchriften des Dionys von Halikarnaß, Cicero und Fronto, und wir mußten den Scharfſinn bewundern, mit welchem er die alten verwiſchten und zerſtörten Züge unter den ſpäter darüber geſchriebenen hervorgeleſen hat. Die alten großen Buchſtaben ſind ganz denen der älteſten Evangelienbücher ähnlich, auch ebenſo in kleinen Spalten, und deren mehre auf einer Seite geſchrieben. Auch die merkwürdigen Blätter eines alten Bilder-Homers ſahen wir: dieſe Bilder ſind bei weiten nicht ſo lebhaft und reich von Farben (ohne Gold), noch ſo fleißig ausgemalt, wie etwa die zu den älteſten Chriſtlichen Büchern, und haben faſt ein modern-antikes Anſehen, ſind aber gewiß uralt. Die dazu gehörigen Homeriſchen Verſe ſtehen meiſt auf der Kehrſeite mit großer Schrift. — Ich fragte angelegentlich nach etwanigen Gothiſchen oder Longobardiſchen Sprachdenkmalen: Mai verſicherte mich aber, es ſei ihm noch kein Blatt von dergleichen vorgekommen. Selber nachzuforſchen war unthunlich, weil von den mehr als 15000 Handſchriften kein Verzeichniß vorhanden war, und auch, wie es hieß, nicht gemacht werden dürfte.*)

Bei dieſer Bibliothek iſt auch eine bedeutende Kunſtſammlung, zu welcher eben erſt Stücke aus Paris heimgekehrt waren. Darunter Rafaels meiſterlicher Karton zu ſeiner Schule von Athen. Ein ſchönes Madonnenbild von Luino, und einige gründliche Bildniſſe von ſeinem Meiſter Lenardo von Vinci (bei Florenz), der beſonders hier lebte und wirkte. Wie das bekannte Bildniß dieſes Lenardo mit langem Barte, ihn als einen Magier ankündigt, ſo iſt er es auch faſt in der wunderbaren Vereinigung der ſeltenſten Gaben: einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, dichtete, ſang und tanzte er vortrefflich, war Virtuos auf einem ſelbſt erfundenen Saitenſpiel, Baukünſtler, Bildhauer und Maler, und ſchrieb tiefſinnig über dieß alles. Seine meiſt noch ungedruckten Handſchriften werden hier in zwölf Foliobänden bewahrt: die Anmerkungen darin ſind ſehr fein und verkehrt geſchrieben, ſo daß ſie nur durch einen Vergrößerungs-Spiegel zu leſen ſind. Hier hängt auch eine ſchöne alte Kopie ſeines Abendmahls, die gemacht worden, ehe das Urbild zu verlöſchen begann. Unlängſt hat hier auch ein Apotheker eine ſehr gerühmte alte Kopie deſſelben unter alten Bilderrollen, ich denke aus einem Kloſter, erworben; ſie iſt nach London gebracht, und vermuthlich ein Werk Uggionis, eines von Lenardo's beſten Schülern, für König Franz I., in deſſen Armen Lenardo ſtarb. — Wir ſuchten aber auch das Urbild auf, in einer abgelegenen, neuen und unfertigen Kirche der Madonna delle Grazie. Das lange Bild, über Lebensgröße, auf der einen ſchmalen Wand des großen Speiſeſaals des Kloſters gemalt, welcher ſeit der Revoluzion vielmehr Pferdeſtall und Soldatenherberge war, iſt dadurch in ſeinem Untergange beſchleunigt, dem es jetzo auf der feuchten Wand unvermeidlich entgegenſteht. Der Schade iſt um ſo größer, weil dieſes wol mit Recht für Lenardo's Meiſterſtück gehalten wird. Es iſt ſo viel darüber geſchrieben, noch kürzlich ein eignes Buch von dem Maler Boſſi, und durch den Kupferſtich, der auch Dir täglich vor Augen hängt, ſo bekannt, daß ich mich nicht dabei aufhalte. Doch ſah ich ſelbſt durch die Verdunkelung auf dem alten Gemälde noch manches, was auch der beſte Kupferſtich nicht ausdrückt. Chriſtus, den die fromme Sage für unvollendet ausgibt, weil alle Kraft auf die Apoſtel erſchöpft worden, iſt eben ſo vollendet, wie dieſe, und den Verrath ankündigend und ſich ſelber opfernd, erhaben über ſie. Sein liebſter Jünger neben ihm, der mit gefaltenen Händen ſelig niederſchaut und ſich nicht durch Gebärden und Worte, wie alle übrigen, zu entſchuldigen braucht, iſt auf dem Gemälde noch viel lieblicher, und auch Lenardo's Lieblingsgeſicht. Judas, hart neben ihm, den Beutel mit dem Blutgelde haltend und ein Salzfaß umſtoßend (noch Vorbedeutung des Zankes bei uns), ſoll der Prior des Kloſters ſein, der dem Lenardo beim Malen arg zugeſetzt: gewiß iſt, daß er Judas, der böſeſte, rothbärtige Jude iſt, dem Petrus ſchon das richtende Meſſer auf dem Rücken hält. Die Wahrheit und Tiefe auch der übrigen Köpfe, die Abſtufung in Ausdruck und ſprechenden Gebärden, der große Verſtand in Anordnung der einzelen Gruppen und Verbindung derſelben durch das Eine **Wort** des Erlöſers, machen dieß Bild zu einer bleibenden Schule der Malerei und unerſchöpflich für den Freund der Kunſt.

---

*) Unterdeſſen hat Mai doch einen höchſt wichtigen Fund dieſer Art gethan, nämlich in zwei auch zwiefach beſchriebenen, ſich gegenſeitig ergänzenden Handſchriften des 5ten bis 6ten Jahrhunderts, von des Ulfilas Ueberſetzung der ganzen Heiligen Schrift 1) die Ergänzung der im ſilbernen Koder mangelhaften vier Evangelien; 2) alle dreizehn Briefe des Paulus, von denen bisher nur das Wolfenbütteler Bruchſtück bekannt war; 3) Bruchſtücke aus den Büchern Esra und Nehemia; nebſt vielen andern Möſo-Gothiſchen Bruchſtücken. Mai wird alles mit gehöriger Ausſtattung herausgeben, wozu ein braver Mailänder die Altgothiſchen Buchſtaben ſchneiden läßt. — Wie erfreulich iſt es, jetzo auch dieſe Ausländer für unſer älteſtes Sprachdenkmal ſo eifrig und thätig zu ſehen!

In der Ambroſianiſchen Sammlung ſind auch noch manche Altrömiſche Denkmale, Bildwerke und Inſchriften, aus dieſer alten Stadt und Gegend aufgeſtellt. Bedeutender und das erſte große Altrömiſche Bauwerk, ſo ich geſehen, iſt eine Reihe von ſechszehn gereiften Korinthiſchen Säulen von weißem Marmor, welche durch ein gerades Gebälk und in der Mitte durch einen gewölbten Thür Bogen, in der Stadt noch daſtehen, zwar ſchon ſehr verwittert und zerſtört und durch eiſerne Klammern gehalten. Sie haben ſchöne Verhältniſſe und ſind die Vorhalle eines im Jahr 167 erbauten Tempels des Herkules geweſen, welcher dann in die St. Lorenzo-Kirche umgewandelt iſt, die noch dahinter ſteht. Eine Abbildung derſelben aus dem 16ten Jahrhundert zeigt die zur Thür etwas weiter auseinander ſtehenden Säulen auch noch mit geradem Gebälke, ohne Bogen. Die einfache achteckige Lorenzo-Kirche mit neuer hoher Kuppel und vier feſten viereckigen Thürmen an den Ecken, iſt im Grunde vielleicht noch der Heidentempel. — Zwei antike Marmorſäulen ohne ordentliche Knäufe ſind in den Glockenthurm von St. **Maurizio** verbaut.

Die glatte Korinthiſche Marmorſäule, die neben der **Ambroſius-Kirche** einzeln aus dem Boden ragt, iſt das einzige Überbleibſel des Altrömiſchen Kaiſerpallaſtes. Feierlich ging zu ihr noch der **Podeſta** von Mailand am erſten Tage ſeines Amtes.

Wichtigere Alterthümer aller Art enthält die Kirche dieſes Schutzheiligen von Mailand, die er ſelber erbaute (ſt. 397), und von dem die Sage bekannt, daß er ſogar dem Kaiſer Theodoſius den Eingang in die Kirche verwehrt; gewiſſer iſt, daß er den nach ihm noch benannten Kirchengeſang eingeführt hat. Wenn dieſe Kirche auch nicht mehr ganz ſein Gebäude, ſondern mehres erneut und zugeſetzt iſt, ſo hat ſie doch nicht nur eingebaute Denkmale der heidniſchen, ſondern auch eigenthümliche der Chriſtlichen Zeit in ſich, die ins 6te bis 7te Jahrhundert zurückweiſen, und ſchon der Erzbiſchof **Anspert** (ſt. 882) hat die Vorhalle daran gebaut, wie ſeine Grabſchrift daſelbſt kund thut. Dieſe Vorhalle, im länglichen Viereck, außen eine glatte Mauer, mit fünf Eingängen, denen der Kirche gegenüber, ruht nach innen auf eigenthümlichen Säulen, nach antiker Art, von guten Verhältniſſen, mit Füßen und verdorbenen Korinthiſchen Knäufen; die beiden am Eingange ſind aber aus vier Halbſäulen, und die 8 an den Seiten aus viereckigen Pfeilern mit zwei Halbſäulen gleichſam zuſammengewachſen. Ganz auf ähnliche Weiſe ſind die Säulen und Pfeiler an den drei gleich großen Thürhallen der Kirche, denen ſie ſich dicht anſchließen, ſo daß ſie die beiden äußerſten Eingänge aufnehmen. Über den drei Thüren ſind drei ähnliche große Fenſtervertiefungen oder vielmehr Balkone, von denen das mittelſte aber höher in den ſich zuſpitzenden Giebel aufſteigt, welcher, ſo wie faſt alle Ränder des ganzen Gebäudes, mit kleinen Bogengeſimſen eingefaßt ſind. Vorn an den Seiten, außerhalb des Vorhofes, ſtehen zwei viereckige Thürme in mehren Stockwerken ähnlicher Art. Von dieſen Thürmen iſt der zweite aber erſt 1128 erbaut. Das Innere der Kirche ruhet auf zwei Reihen ähnlicher Säulen, über welchen ſich hinten eine achteckige Kuppel erhebt. Dieſe ſtürzte 1196 ein, wurde aber ſogleich wieder gebaut, wie ſie noch iſt: außen zieren ſie kleine Säulengänge mit Bögen. Alle Bögen und Gewölbe ſind rund.

Nicht nur im Vorhofe ſtehen heidniſche Alterthümer, ſondern auch in der Kirche ſelber. Hier zuförderſt eine ſchöne Porphyrſäule, mit einem unpaſſenden kleinen Knauf, und auf dieſem eine gewundene eherne Schlange, welche dem Erzbiſchof Arnolfo 1001 zu Konſtantinopel als die des Moſes geſchenkt wurde. Schlangenbilder waren dem heidniſchen Römer bekannt und bedeutend genug, und auch bei dieſer Schlange erneute ſich der Aberglaube, daß ihr

Anblick den Kindern die Würmer vertreibe. Jetzt deutet man ſie in Beziehung auf die Kreuzigung am Pfeiler gegenüber. — Das Grabmal mit dem Herkules- oder Bachus-Bilde, das ſonſt hier ſtand, und daran die Sage die Dauer des Reichs knüpfte, iſt durch mancherlei Schickſale nach München gekommen. Noch ſieht man aber einen Grabſtein mit nackten Knaben und einem Vogel munter zwiſchen Weinranken und Trauben ſpringen, in halberhobener Arbeit. Dergleichen ſind dann auch wirklich in die Chriſtliche Bildhauerei übergegangen; und etwas ähnliches findet ſich an einer kurzen Säule der Vorhalle des Breslauer Doms, welche allein noch mehre Uberbleibſel eines älteren Baues deſſelben bewahrt.

Als die Kuppel einſtürzte, ward die **Kanzel** ſehr beſchädigt, aber auch vor 1201 noch durch **Gulielmus de Vomo**, Aufſeher der Kirche, hergeſtellt, wie die Inſchrift beſagt. Zwiſchen den Säulen, auf denen ſie ruhet, ſteht ein Grabſtein aus der älteſten Chriſtlichen Zeit, noch den heidniſchen ſehr ähnlich an Geſtalt, aber mit deutlichen Bildwerken aus der Heiligen und Märtyrer-Geſchichte. Umher ſtehen im länglichem Viereck zehn Säulen, von verſchiedener Dicke und Länge, theils achteckig, theils rund, die kürzeren auf einem Unterſatze; die Knäufe mannigfaltig, mit Blättern, mit vier aufgeſpreizten Adlern oder tragenden Männlein auf den Ecken. Ähnliche größere Träger (darunter noch ein Engel mit Flügeln und ein aufgerichteter Bock) ſind auf den Ecken des Vierecks und zwiſchen den runden verzierten Bögen; und Arabesken mit Löwen, hundsähnlichen und andern Thieren an dem Frieſe darüber, auf welchem die ganz glatte, und vermuthlich erneute Kanzelbrüſtung ſteht. Das Leſebrett trägt wieder ein geſpreizter Adler, und darunter ſitzt ein gleichſam predigender Heiliger, wol Ambroſius.

Ein ähnliches Werk iſt der Überbau (Tribune) des Hauptaltars, auf vier alten Porphyrſäulen, die jetzo tief im Boden ſtehen, mit barbariſirten gleichen Blätterknäufen; darauf ein Kreuzgewölbe mit Sternen geziert, über welchem nach jeder der vier Seiten ein Giebel ſteht, mit halberhobenen, bemalten und vergoldeten Bildwerken: vorn, Chriſtus ſitzend, wie er an Petrus und Paulus Schlüſſel und Buch übergibt; gegenüber ſteht Ambroſius mit dem Buche, Chriſtus ſegnet ihn aus dem Himmel, zu den Seiten die Heiligen Gervaſius und Protaſius (mit deren Leichname er ſeine Kirche heiligte), und zwei ſich verneigende Mönche, deren einer ihm ein kleines Abbild eben dieſes Baues überreicht. Auf der einen Seite, nochmals Ambroſius, den eine Hand aus den Wolken krönt, zwei Männer in alter Longobardiſcher Tracht und dazu gehörigen langen Bärten verehren ihn; gegenüber die Heilige Jungfrau mit einem

Buche, die Taube über ihr, angebetet von zwei Frauen in weiten Kleidern. Auf den Ecken über den Säulen ſitzen wieder vier Adler. Der Altar unter dieſem Dache iſt vorn mit goldenen, auf den übrigen drei Seiten mit ſilbernen Bildwerken belegt und mit Steinen, Perlen und Schnitzwerk geſchmückt. An den beiden ſchmalen Seiten ſtehen Engel und Bruſtbilder von Heiligen. Auf der Vorderſeite ſitzt Chriſtus mit dem Buche; umher Sterne und die vier evangeliſchen Sinnbilder, und in 12 Feldern die Leidensgeſchichte. Ebenſo gegenüber 12 Bilder aus dem Leben des Heiligen Ambroſius. Zwiſchen dieſen ſtehen vier runde Bilder: oben zwei Engel; unten überreicht auf dem einen Angilbertus eben dieſen Altar im Kleinen dem Heiligen Ambroſius, der ihn krönt; daſſelbe thut dieſer auf dem andern dem ſich verneigenden Meiſter und Schmidt Wolvinus: ſo beſagen die Lateiniſchen Inſchriften. Dieſer Longobarde (wie ſein Deutſcher Name zeigt) Wolfvin iſt alſo der Werkmeiſter dieſes für ſein Alter trefflichen und kunſtreichen Geſchmeides; und Angilbert iſt der Erzbiſchof, der es im Jahr 835 machen ließ. Vermuthlich um dieſelbe Zeit wurde der Überbau dieſes Altars von den ihn darbringenden Mönchen verfertigt.

Älter iſt das Muſivgemälde am Gewölbe der Niſche des Chors. Es war das erſte große Werk dieſer Art, das ich ſahe (außer dem neueren und verblichenen zu Prag), und mir höchſt ehrwürdig durch ſein hohes Alterthum bei voller Kraft und Friſche, und durch den Ernſt und die Bedeutſamkeit der zwar harten und ſcharfen Umriſſe. In der Mitte thront Chriſtus, mit dem Evangelium in der Linken und aufgehobenen drei Fingern der Rechten. Über ihm ſchwebt die Krone, neben ihm die Erzengel Michael und Gabriel, welche über den zu beiden Seiten ſtehenden jugendlichen Heiligen Protaſius und Gervaſiu Krone und Kleid halten. In den beiden Winkeln daneben iſt, viel kleiner, aus dem Leben des H. Ambroſius vorgeſtellt, links, wie er bei dem Meſſeleſen zu Mailand plötzlich einſchläft, und rechts zugleich nach Tours entrückt, bei der Todtenfeier des Heiligen Martin zugegen iſt: ein glücklicher Fall für die Darſtellung, da der Inhalt ſelber die Wiederholung einer Perſon in verſchiedener Verbindung auf demſelben Bilde fodert. Der Altar und die Kanzel zu Mailand haben ähnliche Geſtalt, wie annoch, jener nur eine runde Kuppel. Eine ſolche ſteigt auch über dem Kirchendache thurmartig auf. Beide Kirchen zeigen ſonſt dieſelbe alte Bauart, Säulen mit Rundbögen, nur an dem Mailänder kleinen Thurm ſtehen im mittleren Stockwerke gradlinige ſpitze Giebel auf den Säulen: ganz wie vormals an der Vorhalle des Kloſters Lorſch bei Worms von 774.*) Über dieſe Kirchen neigen ſich von beiden Seiten Palmbäume, die aus Kelchen aufſteigen: ſie haben wol zugleich den myſtiſchen Sinn des Phönix (welchen man in andern Muſiven auch noch auf der Palme findet), weil daſſelbe Wort im Griechiſchen beides bedeutet und Sinnbild Chriſti iſt. Bei allen Figuren ſtehen Lateiniſche Inſchriften, über Chriſtus und den beiden Engeln Griechiſche. Sie ſind auch ganz in dem alten Typus, wie ich ſeitdem hier in und bei Venedig mehre geſehen, und der ſich bei den Griechiſchen Chriſten, durch die wir das Evangelium ſelber haben, zuerſt gebildet hat; und ſo ſtreng und hart er auch iſt, ſo hat er doch die feſten und bedeutenden Grundzüge, aus denen ſich überall die eigenthümlichſte Darſtellung entwickelte, und auf welchen ſich noch immer fortgehen läßt, ohne die Verwirrung, die aus der Nachahmung der Antike entſteht. Zu dieſer verhalten ſich die Muſiv-Bilder, wie etwa die Griechiſch-Vorgothiſche Baukunſt zu der antiken; und ſie ſtanden zu der eigentlichen Malerei im ähnlichem Verhältniſſe, wie ſpäter bei uns die Glasmalerei. Der evangeliſche Löwe und Ochſe, beide mit Flügeln und Buch, ſtützen unten den mannigfaltig gemuſterten Bogen, der das Ganze umſchließt; daneben auf der unteren Einfaſſung, eine Lateiniſche Inſchrift in gereimten Hexametern, zwei Vögel, die ſich gegenüberſtehen, und einige verzogene Buchſtaben, die auf den Gaudentius gedeutet werden, welcher zu Angilberts Zeit Abt dieſes Kloſters war.

---

*) In Mollers Denkmalern gleich zu Anfang.

Unter dieſem Bilde ſteht der noch ältere einfache Marmorſitz mit zwei Löwen auf den Armlehnen, für den Erzbiſchof; zu beiden Seiten waren ſonſt die kleineren Sitze für die zugehörigen Biſchöfe, und darüber umher, bis gegen 1700 noch, ein Wandgemälde dieſer achtzehn Biſchöfe ſammt dem Erzbiſchofe, in vollem Ornate mit Büchern, worauf die Kanones einer Synode geſchrieben waren, vermuthlich der 679 hier gehaltenen. — Auf dieſen alten Stuhl ſetzten ſich ſonſt, und vielleicht noch, ſchwangere Weiber, um leicht zu gebären.

Viele Deutſche Kaiſer von Otto 1 bis Heinrich 7, wurden in dieſer uralten Kirche zu Römiſchen Königen gekrönt. Bei der Hochzeit Heinrichs 6. mit Conſtanza, Erbinn von Sizilien, 1186, geſchah hier eine dreifache Krönung, indem ſein Vater Friedrich 1. zugleich die Krone von Burgund aufſetzte. In dieſem Kloſter auch, deſſen Befeſtigung die Mönche 1141 abwerfen mußten, nahm Friedrich 1. den Ölzweig des Friedens (was hier kein bildlicher Ausdruck iſt), nachdem er 1162 das furchtbare Strafgericht über die ſo oft abgefallene Stadt vollzogen hatte; welches, wie es heißt, mit ſo gänzlicher Zerſtörung endete, daß der Pflug über ihren Boden gezogen und Salz darauf geſäet wurde. Bekannt iſt auch die Sage, daß Friedrich ſich ſelber hier ſo nachdrücklich gerochen, weil die Mailänder ſeine Gemahlinn, die aus Neugier heimlich in die Stadt gekommen, verkehrt auf einen Eſel geſetzt und ihr den Schwanz als Zaum in die Hand gegeben: wofür dann alle Gefangenen, die ihr Leben retten wollen, dem Eſel eine unter den Schwanz geklemmte Feige mit den Zähnen herausziehen müſſen. Jene Schmach der Kaiſerinn ſtellt ſogar eine Münze vor, mit Andeutung dieſer Strafe. Gewiß iſt, daß unſer Barbaroſſa hier noch immer in furchtbarem Andenken lebt, und noch merklich genug die Zerſtörung, worin die meiſten Altrömiſchen Werke zu Grunde gingen, und welche wol dadurch ſo gründlich war, weil ſie Lombarden gegen Lombarden in die Hände gegeben. Die Kirchen wurden geſchont, und vor allen iſt St. Ambroſius, auch bei den vielen andern Unfällen und Bränden, unbeſchädigt geblieben.*) Von den bei dieſer Eroberung erbeuteten **Leuchter Salomons** und **Heiligen drei Königen** iſt ſchon in **Prag** und **Luzern** die Rede geweſen. Von jenem wiſſen aber die Italiäner nichts, und von dieſen haben ſie die Sage, daß die Äbtiſſinn, welche dadurch das Leben ihres Bruders **Gualfago**, Grafen von **Angera**, erkaufet, dieſen auch auf **die** Art gerettet habe, wie die Weiber von Weinsberg ihre Männer. Das ſchlichte, einem antiken Grabmal ähnliche Behältniß von Stein, worin die Heiligen drei Könige gelegen, wird noch in der Kirche von **St. Euſtorgio** bewahrt*), wohin ſie von Konſtantinopel gebracht worden. Bei dieſer Überbringung ſoll ein Wolf, der einen der ziehenden Ochſen erwürgte, an deſſen Stelle eingeſpannt ſein.

---

*) Eine Anſicht von Außen, mit der Säule und der Vorhalle, ſ. bei Giulini, I. 1. II. 287. I. 422. Abbildungen des Altars und ſeines Ueberbaues, der Moſaik und des Gemäldes darunter gibt ſchon Puricello, monum. Ambros. basil. Mediol. 1645. p. 127 — 34; berichtigt Giulini, I. 185 ff. Der Stuhl des Erzbiſchofs und die Kanzel, ebd. VII. 129.

Als die geflohenen Einwohner 1166 zurückkehrten, und ſchnell die Stadt und ihre Mauern erneuten, ſtifteten ſie auch ein Denkmal davon am Römiſchen Thor: eine Inſchrift vom Jahr 1171, und ein halberhobenes Bildwerk an den Pfeilergeſimſen der beiden Bögen, welche das Thor bildeten, von denen aber der eine 1349 in eine Befeſtigung eingebaut und dadurch ein großer Theil der Figuren verdeckt iſt. Am Mittelpfeiler fliehen die Mailänder, auf Löwen und Pferden reitend. Dann führen die Bürger von Cremona,

---

*) Abgebildet bei Giulini, VI. 352.

Breſcia und Bergamo ſie wieder heim, der Bruder Jakob mit der Fahne und zwei Männer mit Wappenſchilden und Panzerhemden an ihrer Spitze. Das Thor von Mailand iſt eben dieſem ähnlich. Am Pfeiler rechts treibt der H. Ambroſius die Arrianer und Juden aus Mailand, die mit Weib und Kind und Sack und Pack wegziehen: was eigentlich ſein Nachfolger St. Galdianus vollführte. Lateiniſche Inſchriften laſſen über den Inhalt dieſer Bilder keinen Zweifel, und nennen auch ihren Meiſter Anſelm, mit dem Beiworte Dädalus. Sie ſelber ſind aber, bei einem gewiſſen kecken Ausdrucke, höchſt roh und ungeſchlacht, ſämmtlich kurze Mißgeſtalten: und offenbar zeigt ſich hier die Kunſt, nach ſo manchen beſſeren Vorarbeiten, zum zweitenmal in Verfall.

In derſelben Art und wol von derſelben Hand iſt das Marmorbild oben zwiſchen den beiden Bögen: ein Mann baarhaupt, mit kurzem Bart, verbrämtem Mantel, einem abgebrochenen Zepter in der Rechten, die Linke auf das übergeſchlagene Knie gelegt, in engen Beinkleidern und Halbſtiefeln ſitzend, und auf den getheilten Schwanz eines Ungeheuers tretend, das mit geſchuppter Bruſt, Flügeln daran und einem Menſchenkopf mit ſpitzen Ohren, geſchloſſenen Augen und aufgeriſſenem Maule, aus dem zwei Zähne ragen, zwiſchen ſeinen Beinen hervorgrinſet. *) Es iſt nicht unglaublich, daß dieſes furchtbar blickende Mannsbild der damals wieder aus der Lombardei vertriebene Barbaroſſa ſei; und ſchon Paulus Jovius hatte ähnliche Bilder von ihm an einer Urkunde zu Piſa und auch in Stein an der Brücke des Volturno bei Neapel geſehen, welches letzte dort, nebſt mehren Bildern der Schwäbiſchen Könige, Kaiſer Friedrich 2. habe machen laſſen, aber zu Jovius Zeit im Kriege hinabgeſtürzt worden. Aber es gibt von jenem Bilde noch eine andere ſeltſame Erzählung.

Ältere Nachrichten ſagen, daß auf dieſen Bildwerken auch vorgeſtellt ſei, wie die Mailänder den Griechiſchen Kaiſer kniend um Unterſtützung zum Aufbau der Stadt bitten; und der Graf Giulini, der

---

*) Die ſämmtlichen Bildwerke dieſes Thors und Anſichten davon ſ. bei Giulini, VI. 396—410. vgl. Fortſetzung II. 456. Daraus, verkleinert, ein Theil der Flucht und der Heimzug, bei Agincourt, Sculpt. Taf. XXVI. 25—27., und die Flucht bei Cicognara, Geſch. der Bildh. I. Taf. 7. vgl. S. 317. Der Girardus de Caſtegnianega, der auf der beſondern Inſchrift des Thors als Meiſter des Werkes ſteht, bezieht ſich wol nur auf den Bau des Thors und der Mauer. — Auffallend ähnlich im Styl iſt dieſen Bildwerken das von der Proceſſion della Idea (ein Marienbild mit dem Kinde wird umgetragen), in der Kirche St. Maria di Vertrade. Giulini. I. 393.

um 1760 an dem verbauten Theile noch eine Figur zu Pferde und eine zu Fuße mit einem Würfel in der Hand, entdeckte, bezieht dieſe darauf. Die Freundſchaft des Kaiſers Emanuel mit Mailand iſt gewiß; nun heißt es aber weiter, die Kaiſerinn Leobiſſa, neidiſch über das hingegebene Geld, habe den Geſandten heimlich den Rath ertheilt, daheim das Bild des Kaiſers mit gekreuzten Beinen, zu machen, weil er es gern ſähe. Das thaten die Mailänder, und machten obiges Bild; was aber der Kaiſer ſo übel nahm, daß er ein Abbild davon in einer Kirche zu Konſtantinopel zertrümmern ließ. Hierauf machten die Mailänder, aus Rache gegen die Kaiſerinn, ihr nacktes Bildniß, wie ſie ſich mit einer Scheere eine verkehrte Tonſur macht, und ſetzten es über ein anderes Thor, das davon Porta-Tonſa oder Toſa genannt worden. — Eine andere Wendung derſelben Sage iſt, daß dieſes Bild das Andenken einer Buhlerinn ehre, welche ſolche Operazion oben auf ihrem Hauſe vorgenommen, um dadurch die an das nahe Thor ſtürmenden Deutſchen bei Friedrichs erſter Belagerung (1158) aufzuhalten, bis Verſtärkung käme: was auch gelungen. Erwieſen iſt, daß jener Name des Thors ſchon älter iſt; und alle dieſe Erzählungen gehören wol in die Reihe der obigen von Barbaroſſa und ſeiner Gemahlinn: ſie bezeichnen aber jene kühne, aufgeregte und verhängnißvolle Zeit dieſer Stadt, die aus der Vernichtung wieder aufſtand und in der Schlacht bei Legnano (1176) durch die Geſellſchaft des Todes ſich neu belebte. — Der Heilige Borromäus, im 16ten Jahrhundert, nahm Ärgerniß an dem zuletzt gedachten Bilde; es wurde von dem Thore genommen und kam in die Archinti'ſche Sammlung Römiſcher Alterthümer: auf der Kehrſeite des Marmors fand ſich eine Conſular-Inſchrift.

Noch ein geſchichtliches Denkmal aus jener Zeit iſt an einem öffentlichen Gebäude, mitten auf einem Platze, der ſonſt Broletto (kleiner Brühl) hieß. Unten iſt eine nach allen Seiten offene Halle mit Rundgewölben auf viereckigen Pfeilern; drüber ein großer Saal, worin jetzo das Archiv iſt, mit großen Bogenfenſtern, darin kleinere Säulenſtellungen; alles rund. Dieſes baute der Podeſta Oldradus, deſſen Steinbild mit der Jahrzahl 1233 oben daran ſteht: noch jugendlich, ſitzt er zu Pferde, von der Seite ſichtbar; ein verzierter Bogen tritt oben hervor, und darunter ſchwebt der geſpreizte Reichsadler. Die Arbeit ſcheint tüchtig*). — An der einen Seite dieſes Platzes ſieht man unten noch mehre alte Spitzbögen Mauriſcher Art, d. h. die ſich nicht durchkreuzen, ſondern ſich oben zurückbeugen oder in einen Knauf zuſammenlaufen. Daneben ſteht die Loggia degli Oſſi (Name eines Geſchlechts), welche Matteo Visconte 1316 erbaute: unten eine Halle von fünf Pfeilern mit Rundbögen, darüber fünf Säulen mit Spitzbögen, und dann wieder eine kleinere Säulenreihe mit Rundbögen, darunter ſpätere Bildſäulen der Madonna und acht Heiligen ſtehen; Wappen zieren die Brüſtung der mittleren Halle, und das Ganze iſt mit Marmor belegt.

---

*) Abbildungen des Gebäudes und des Ritterbildes, bei Giulini, VII, 468, 470.; des letzten, verkleinert, bei Agincourt, Sculpt. XXXVI, 24.

Von den vielen Kirchen Mailands bemerke ich noch einige, deren Bau zwiſchen St. Ambroſius und den Dom fällt. Zunächſt St. Celſo (und Nazaro), welche zwar nach Bramante's Zeichnung erneuet, in ihrer Art wirklich heiter und prächtig und mit manchen guten Bildſäulen und Gemälden geſchmückt iſt: daneben ſteht aber noch die alte verlaſſene Baſilika, welche ſchon 996 erbaut worden und der Ambroſiſchen ſehr ähnlich, nur kleiner iſt. Beſonders iſt die Thür noch wohlerhalten und an dem Gebälke über derſelben das Leben und Leiden dieſer Märtyrer von Mailand zwiſchen kleinen Rundbögen mit mannigfaltigen Säulen vorgeſtellt, zwar roh und unvollkommen, doch beſſer als jene ſpäteren Bilder am Römiſchen Thore. Zwei gebückte ſchnurbärtige Kerle an den beiden Thürpfeilern ſtützen das in den Säulenknäufen der Thür fortgeſetzte Gebälk.

St. Euſtorgio, wo ſonſt die Heiligen drei Könige bewahrt wurden, entging auch der Zerſtörung 1162, und iſt am Giebel (ohne Vorhof) St. Ambroſius ſehr ähnlich, die drei Thüren und die Fenſter darüber aber modern, und innen bloß ſtarke Pfeiler, keine Säulen, und viel erneuet. Das Grabmal des Stefano Viſconte (ſt. 1327) darin, iſt in der Art, wie ſie hier nun oft vorkommen: unten gedrehte Säulen auf Löwen, dann ein Gebälk mit dem Sarge, und darüber ein Bogen und Giebel von einem zweiten Stockwerk Säulen getragen: alles mit Bildwerk geziert und von Marmor. Das Vorbild dieſer Form zeigt ſchon der Altar in St. Ambroſius.

St. Simpliziano, auch eine der alten Baſiliken, um 1152 erneuet: der Giebel hat fünf Bogenſtellungen und drei Eingänge; die Mittelthüre iſt der von St. Celſo ähnlich, doch ohne Gebälk; die Knäufe mit Menſchen- und Thierbildern; zwei Katzenköpfe ſchauen unter dem Thürbogen hervor, an welchem ein Stück des Heiligen Kreuzes eingemauert war. Über dem Kreuze ſteht eine achteckige Kuppel mit kleinem Säulenkranze, ähnlich der von St. Ambroſius.

St. Giorgio iſt etwas älter und 1129 erneuet; hatte ſonſt auch eine Vorhalle, wie St. Simpliziano, wovon man noch die Spuren an beiden Giebeln ſieht.

Die Thür iſt einfacher: an ihrem Bogen ſtehen Leoniniſche Verſe, Lateiniſch mit Griechiſchen Buchſtaben. In dem Halbrund darunter war ehemals ein Gemälde.*)

St. Giovanni in Conca, ſcheint aus derſelben Zeit, und auch der Giebel unten unfertig oder eine Vorhalle abgebrochen. Die beiden Seiten-Thüren und Fenſter ſind neu, die Mittelthüre mit dem runden Fenſter alt und der von St. Celſo ähnlich. Unter der Spitze des Giebels in einer Niſche iſt das Bild Johannis, halb in einem Keſſel (conca) ſteckend: er wurde ja in Öl geſotten. Das Grabmal des Barnaba Visconte (ſt. 1385) darin, iſt im Untertheile dem des Stefano in St. Euſtorgio ähnlich: über dem Sarge ſitzt aber der Barnaba im Panzerhemde auf einem dicken plumpen Pferde, ohne Bedachung.

---

*) In der neuen Georgenkirche zu Vernate bei Mailand iſt von der alten noch ein ſolches Halbrund von Marmor mit erhobener Arbeit: Madonna gekrönt, mit dem Kinde auf dem Throne, zur Rechten St. Jakob mit Pilgerſtab und Buch, zur Linken St. Georg in voller Rüſtung auf dem Lindwurme ſtehend, in deſſen Rachen die Lanze ſteckt; er legt die Linke auf das Haupt des vor dem Kinde knienden Geiſtlichen Lambertus. Lateiniſche Inſchriften geben die Namen. Das Werk ſcheint ſehr alt, um 1200, und treiflich gearbeitet. Giulini, VII. 50. hat eine Abbildung.

St. Marco, angefangen 1254: die beiden Seiten-Thüren mit ihren Fenſtern ſind wieder modern, die Mittelthüre der vorigen ähnlich, darüber eine Gallerie mit Bildern zwiſchen den Säulchen; ganz oben ein altes rundes Fenſter. Die Kuppel iſt rund und glatt, der Thurm in einem Winkel des Kreuzes noch in der älteren Art, wie der von St. Simpliziano. Hier erſcheint ſchon in den Fenſtern der aus drei Kreistheilen zuſammengeſetzte Bogen, und durchſchneiden ſich ſchon öfter die runden Zierraten (wie auch am Giebel von St. Euſtorgio), obgleich ſonſt noch alle Bögen rund auslaufen.

Die völlige Miſchung dieſer zuſammengeſetzten und runden Bögen mit den wirklichen Spitzbögen zeigt ſich ſchon etwas früher in der Marien-Kirche der Brera, welche 1229 gebaut iſt. Neben der einzigen runden Thüre mit zwei auf Löwen ruhenden Säulen, ſind zwei ſpitze, darüber zwei runde und zwei ſpitze Fenſter neben einander, und ganz oben noch zwei runde Fenſter.*) Dabei iſt die ganze Bekleidung des Giebels von abwechſelnd weißen und ſchwarzen Marmorſchichten, die alles durchſchneiden und verkleinern.

---

*) Ganz ähnlich iſt der Giebel der Johanniskirche zu Monza, von dem zu Como gedachten Baumeiſter Matteo (ſt. 1396.), bei Giulini, Fortſ. II, 577. und Agincourt, Archit. LXIV, 19.

Die 1336 gebaute Kirche von St. Gotardo wiederholt dagegen noch mehr die ältere Form: am glatten Giebel bloß eine rundbogige Thür, darüber ein rundes und ein Bogen-Fenſter. Ebenſo hat der hohe, oben achteckige Glockenthurm daneben, der wirklich in eine lange Spitze ausläuft, mehre Säulenreihen und Verzierungen mit runden Bögen; doch durchſchneiden ſich die letzten ſchon oft und kommen auch zuſammengeſetzte und wirklich ſpitze Bögen an den Geſimſen und ſogar über den rundbogigen Fenſtern vor. Innen iſt das Grabmal des Erbauers Azone Visconte (ſt. 1339.), ähnlich den obigen: auf zwei bunten Säulen der Sarg, darüber ein Bogen und Giebeldach aus der Wand tretend.

Faſt gleichzeitig mit dem neuen Dom, und doch mehr noch in der älteren Art, iſt St. Maria della Scala, von 1381: die Mittelthüre rund, die bei-Seitenthüren ſpitz; ebenſo wechſeln die Fenſter. Der achteckige, ſpitze Glockenthurm iſt dem vorigen ähnlich.

Endlich iſt auch wenigſtens noch ein Abbild des älteren Doms vorhanden. Dieſe ſchon im 8ten Jahrhundert der St. Maria Jemale (Winterliche) geweihte Metropolitan-Kirche, deren Größe und Höhe ſehr gerühmt wird, verbrannte 1075, und 1162 wurde ſie großen Theils durch ihren umgeſtürzten, ſehr hohen Glockenthurm zerſtört, aber bei der Rückkehr der Vertriebenen, 1169 bis 75 hergeſtellt, aus dem verkauften Schmuck edler Frauen. Noch lange nach dem jetzigen Dombau, bis 1682, blieb der alte Giebel ſtehen, und waren daher noch zu Giulini's Zeit an einigen Häuſern Bilder davon zu ſehen, deren er eins mittheilt*). Die drei Thüren unten haben ein modernes Anſehn, und ſind wol nicht genau, eben ſo wenig, als die Schlangenlinien, in denen oben der Giebel zuſammenläuft. Durch die ganze Mitte geht eine Gallerie, etwas höher und wie ein Balkon über der vortretenden Mittelthüre. Die Bögen ſind alle rund, doch kleine ſpitze Giebel darüber. Die glatten Wände des unteren Stockwerkes ſind bunt, wie ein Schachbrett, dem Venediger Dogen-Pallaſt ähnlich.

So ſchließt dieſe große Stadt die ganze Geſchichte der alten Chriſtlichen Baukunſt in ſich, und gewährt in einer ziemlich vollſtändigen Reihe durch alle Jahrhunderte eine lehrreiche Überſicht. In die unzähligen übrigen Kirchen, ſeit der ſogenannten Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche zum Theil ſehr prächtig im halb-antiken meiſt Jeſuitiſchen Geſchmacke ſind, that und thue ich immerfort nur einen Blick, weil ſie mir abgeſchmackt bunt, oder unangenehm nüchtern und kalt, ja heidniſch vorkommen, mich nicht erbauen, wie die älteſten einfältigen und doch bedeutſam reichen, oder unſere vollendeten Gothiſchen Gotteshäuſer.

---

*) XI. 371. Er gibt auch gute Abbildungen von Celſo, II. 434 444; Euſtorgio, VII 356 vgl. Fortſ. I. 240; Simpliziano, I. 129. V. 250; Marco, VIII. 114; Giovanni, III. 162. vgl. Fortſ. II. 388; Maria in Brera, VII. 428; Gotardo, Fortſ. I. 342. 350; Maria della Scala, Fortſ. II. 342.

Und ſo war mir dort die alte Kunſt voller Erſatz für die Litteratur. Doch hatte ich noch die Freude, daſelbſt von unſerm ebenfalls nach der Altdeutſchen Litteratur ausgeſandten Schottky und von Primiſſer, meinem Gefährten am Heldenbuche, Briefe aus Wien zu erhalten und eine Vergleichung der neulich von dieſem entdeckten Wiener Handſchrift der Nibelungen, welche die volle Ubereinſtimmung derſelben mit meiner St. Galler Urſchrift zeigte. So folgt mir das alte, immer neue Lied überall nach; und es iſt, nebſt der Bibel und der Nachfolgung Chriſti, auch das einzige Deutſche Buch, das wir in Wälſchland mit uns führen.

Gedruckt mit Kupferſchen Schriften.

Bücher-Anzeige.

Im Verlage der **Buchhandlung** von **Joſef Max und Komp.** in **Breslau** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen:

Hagen, Fr. H. von der, Nordiſche Helden-Romane. 1r bis 3r Band. **Wilkina- und Niflunga-Saga**, oder **Dietrich von Bern und die Nibelungen.** 8. 1814. geh. 4 Rthlr.

Deſſen: Nordiſche Helden-Romane. 4r Bd. **Volſunga-Saga**, oder **Sigurd der Faſnirstödter und die Niflungen.** 8. 1815. 1 Rthlr. 4 gr.

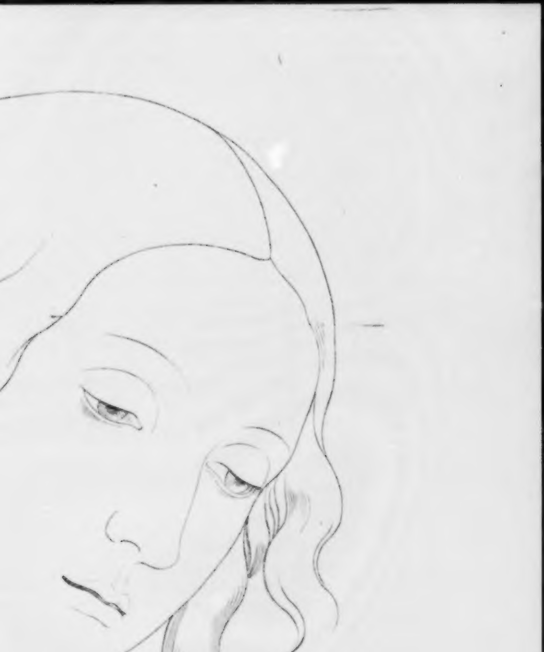
Dieſe umfaſſende Sammlung aus der Altnordiſchen Sprache verdeutſchter Helgenſagen zeigt unſer **Heldenbuch**, d. i. den ganzen Inbegriff der, uns vor allen wichtigen, alten **vaterländiſchen** Helden-Lieder und Sagen, wie ſolche ſich in des Nordlands Eisgebirgen geſtaltet und abgeſpiegelt haben. Die **Volſunga Saga** enthält die eigenthümliche Nordiſche Geſtaltung, inſonderheit des großen **Nibelungen-Mythus**, welcher auch im Norden die älteſte, bedeutendſte und weitgreifendſte Heldenſage iſt, ſammt allem was dieſer mächtige Magnet dort an ſich gezogen hat. Die **Wilkina-Saga** dagegen iſt das große Nordiſche Heldenbuch, welches aus Deutſcher Heimat dort hinüber getragen, wir hiemit nur als unſer Eigenthum wieder zurücknehmen, und welches im umfaſſenden Kreiſe faſt aller dieſer Sagen, die zum

Theil noch in einzelen Deutſchen Liedern vorhanden, zum Theil aber uns hier allein noch aufbewahrt ſind, und deren Mittelpunkt der eigenthümlichſte Deutſche Held Dietrich von Bern iſt, auch die große Nibelungen Saga als Schlußſtein und Gipfel des Ganzen trägt. — Hier iſt nun ein reicher Vorrath der herrlichſten alten Sagen, Erzählungen und bewundernswürdigen Geſchichten, die, wenig bekannt, aus deutſcher und nordiſcher Vorzeit herrührend, längſt vorübergerauſchte Ahnenbilder zu uns zurückrufen und die graue Ferne mit Geſtalten füllen, die uns bald in gewaltigen Eiſenkleidern mit unerhörten Waffen zu den furchtbarſten Kämpfen entgegen reiten; bald in Verbindung mit liſtigen Zwergen, ſprechenden Vögeln in den anmuthigſten Liebesabentheuern mit holdſeligen Königstöchtern Entwürfe ausführen, die eben ſo naiv als ſinnreich ſind. Der Leſer wird Thaten finden, wie man ſie jetzt auch im Traume nicht mehr ſieht, und eine Phantaſie, auf deren Flügeln er mit Vergnügen in die alten, dunkeln Wunderzeiten zurück ſchwebt.

Hagen, Fr. H. v. d., die Edda-Lieder von den Nibelungen: zum erſtenmal verdeutſcht und erklärt. 8. 1814. Geh. 21 gr.

Die Nibelungen bekunden hauptſächlich mit dadurch ihre große Bedeutung auch in der Nordiſchen Poeſie, daß ſie die einzige Heldenſage ſind, welche in einer zahlreichen Reihe rhapſodiſch zuſammenhangender Heldenlieder, ſich an die mythiſchen Lieder der Edda anſchließen: ſo wie ihr Inhalt ſelbſt darinnen ſo tief wurzelt und verflochten iſt. Dieſe Edda-Lieder von den Nibelungen nun, welche der Ueberſetzer zuerſt in der Urſprache herausgegeben, ſind die älteſte übrige Darſtellung der Nibelungen Sage, und die Grundlage der Volſunga-Saga, und alſo, zu der vorigen Sammlung gehörig, in dieſer erſten Verdeutſchung und Erklärung, für jeden Beſitzer derſelben nicht wohl zu entbehren.

Univ Bibl.
Mü [illegible]



Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien

von

D. Friedrich Heinrich von der Hagen,

ordentl. Prof. an der Univerſität zu Breslau.

In drei Bänden

Zweiter Band

Breslau, 1818.
Verlag von Joſef Max und Comp.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Universitäts Münster Bibliothek

Inhalt.

Neunter Brief.

Die Karthauſe bei Pavia, Gothiſch, von Jacopo und Homodeus; Bildwerke am Giebel; Altarbilder von Perugino und Macrino; Grabmal von Salari; Kloſter: die Pavia-Schlacht. Pavia: Ticino-Brücke; Longobardiſche Kirchen, S. Michele, S. Giovanni, der alte Dom. Die Säule Regiſole; Rolands Lanze. Italiſche Romane von Karl d. Gr.; Grundlage dieſes Fabelkreiſes im Volksbuch li Reali di Francia; Auszug: Kaiſer Konſtantin, Fiovo, Fioravante (das Kreuz Niello: Nibelungen?), Oktavian (unſer Volksbuch), Boveto von Antona, Pipin und Berta mit dem großen Fuße, Karl d. Gr., Rolands Jugendgeſchichte, Stammbaum Karls, die 12 Pärs. Einzele Romane dieſes Kreiſes: la Spagna von Zinabi; die Roncevall-Schlacht; Pulci's Morgante; Bojardo, Arioſto — Taſſo, Cervantes — Fortiguerra. — Italiſcher Eulenſpiegel Bertoldo und Bertoldino von Croce; Cacaſenno. Keine Dichtungen aus der Longobardiſchen Geſchichte. — Die Thürme in Pavia; die Burg, die Univerſität, Bibliothek. — Reisfelder, Weinfülle: Eier für Trauben. Der Po — Phaeton; die Trebbia.

S. 1 — 26.

Zehnter Brief.

Heimwunſch. Das Land, und die jetzigen Bewohner, Tracht und Herrſchaft der Weiber. — Piacenza, verfällt: der Dom, Vorgothiſch; Thürſäulen und Giebel; Bildwerke an den Säulen; Kuppel von Guercino; unterirrdiſche Kirche. S. Siſto, Rafaels Madonna. Das Stadthaus, Gothiſch; Pallaſt von Vignola; erzene Ritterbilder der Farneſe's von Mochi. — Die Römerſtraße, Via Emilia: höchſte üppigkeit des Weins; einförmige Anſicht des Landes: wüſte Strombetten: der Sommer Italiens Winter. — San Donnino, Vorgothiſche Kirche. Parma, abermals Reſidenz. Der Dom, Vorgothiſch; die Kuppel von Correggio: wie Decken und Kuppeln ſein ſollten. Das Baptiſterium, Vorgothiſch, von Benedictus Antolani; Bildwerk an den Thüren, ihr Hüter Salimbeni: (Moſaik von Johannes Philippus in S. Savino zu Piacenza); alte Wandgemälde innerhalb. Bildergallerie: Correggio, — Wandgemälde in S. Paolo, — der H. Hieronymus und Madonna della Scodella; von Correggio's Malerei überhaupt. Rondani, Guercino, Cima; Jakob de Scala. Alterthümer aus Veleja. Die Bibliothek: Bruchſtück einer Madonna, das ſchönſte von Correggio. Das Theater von Vignola, in antiker Art. Schauſpiel: Judith mit dem Haupte des Holofernes; ernſthafte Prügelei. Die Algieriſchen Seeräuber, ungeſchlachtes Ballet. — Rückfahrt zum Po: Italiſche Weinbrauerei. Guaſtalla. Der Po. Mantua. — Vorrang der Baukunſt. — Der Dom, ganz erneut durch Giulio Romano; S. Andrea, von Alberti; Rückkehr zur antiken Art. der alte Pallaſt, noch halb Gothiſch: Wandgemälde von Giulio Romano. Pallaſt Ti, von demſelben gebaut und ausgemalt: ſeine Manier und Unart. Deckengemälde im alten Pallaſt. Gewirkte Teppiche nach Rafael. Spuren von Burgen und Thürmen. Ausſicht auf die Alpen. Virgils Denkmal: Italiſche Sagen von ihm, Verehrung ſeiner Bildſäule. — Franceſco Bello's Gedicht Mambriano, von den Helden Karls d. Gr. Ancroja. — Rückkehr an die Berge. Villafranca: alte Burg. Merkwürdige Ebene. Der Garda-See: Sage von Garda (Garten). Verona (Bern), lebhaft und friſch; der heitere Gaſthof. Kirche S. Anaſtaſia, Gothiſch; Wandgemälde; Gothiſche Grabmäler. Zwei Römiſche Thore; die Arena: Lanzelot vom See. Theodorichs Mauer. Die alte Burg; der größte Brückenbogen. Die Gothiſchen Grabmäler der Scaliger, eins von Bonino aus Campione. Die Burg und der Pallaſt Dietrichs von Bern: Geſchichte, Deutſche und Italiſche Sagen von ihm; ſein Tod und ſeine Höllenjagd in Marmorbildern an S. Zenone; ähnliche Deutſche Sagen. — Garten Giuſti, Italiſche Bäume, ſchöne Ausſicht; tönende Bildſäule. S. Nazario und Celſo: alte Wandgemälde. S. Giovanni in Valle: Altchriſtliche Sarkophage. S. Stefano. S. Pietro im Caſtello: ungleiche Seitenſchiffe; Denkmale von Alboin, Berengar und Friedrich 2. S. Zenone, Longobardiſch: Bildwerk am Giebel von Guilelmus und Nicolaus; Glücksrad von Briolotus; Porphyrſchale, Sage davon; Erzthüren; alte Bildſäulen und Wandgemälde; Unterkirche; älteſte Kirche. Unterkirche von S. Fermo und Ruſtico; Oberkirche, Gothiſch; Grabmal eines Scaliger von Johannes; Wandgemälde vor Giotto. Der Dom: Spuren des älteſten Baues; der jetzige noch Vorgothiſch; Bildſäulen Rolands und Oliviers, ihre Bedeutung; Grabſchrift des Pacificus. Neu angefangener Thurm: Bildſäulen von Vittoria. Säulenhalle des Biſchofshofes. S. Giovanni in Fonte: Taufſtein. S. Giorgio: Gemälde von Paolo Veroneſe, Pellegrini, Pomedellio, Hieronymus a Libris und Caroto. Des Letzten ſchönſte Madonna in S. Tommaſo. Palläſte von Sanmichele. Die Säule mit dem Löwen. Bildſäule der Stadt Verona. Maffei's Buch über Verona: Einwirkung der Gothen und Longobarden auf Italiſche Kunſt und Sprache. Das Muſeum: Römiſche Alterthümer; Chriſtliche: Longovardiſches Tabernakel von Urſus, Juvintinus und Juvianus, Marmorſarg des H. Sergius und Bachus, (Chriſtliches Bildwerk von Pelegrinus). Altitaliſche Brückeninſchrift. Grabſtein Julia's und Romeo's. Gothiſche Bürgerhäuſer. Geburtstagsfeier. — Die Cimbarn um Verona keine Cimbern. — Montebello. Vicenza: Berg Berico; bedeckter Gang hinauf; Kirche und Ausſicht. Der Dom, Vorgothiſch. Palladio's Gebäude: Verhältniß zur Antike und deren früherer Erneuung; Halbſäulen. Das Rathhaus: Gothiſche Überbleibſel. Das Olympiſche Theater und Landhaus Capra: verkehrte Anwendung der antiken Bauart auf neue Wohnhäuſer. Halbfertige Palläſte. Die Bauerhütten. Durchgehende Arkaden in Padua. Verfall. Pinie.

Campo Marzo: die Bildſäulen am Ewigkeitsſtrom. Kirche S. Giuſtina mit 6 Kuppeln, von Riccio: Pfeilergewölbe; Verhältniß der antiken und Gothiſchen Säule. S. Antonio, von Nicola Piſano, Gothiſch: Kuppel; Kapelle des Heiligen mit Bildhauereien von Antonio und Tullio Lombardi, Girolamo Compagna, Juan Maria und Jacopo Sanſovino; ältere Kapellen, mit Wandgemälden von Stefano; Erzbildwerke von Donatello, Bellano und Riccio. — Die Vorhalle des Breslauer Doms. — Erzenes Ritterbild Gattamelata's von Donatello. — Schauſpiel: Tancredo von Roſſini und Ballet. — Der Brenta Kanal, ganz Holländiſch; Verfall. Fuſina. Anſicht Venedigs. Die Lagunen. Die Waſſerſtraßen. Der Venediger Handel und Wandel: alle Völker; der Markusplatz. Piazetta. Die beiden Säulen, aufgerichtet von Barattieri. Graf Goeß. Die Bibliothek: Morelli; Gebetbuch mit Bildern von Hemmelink, Gerhard von Gent und Lieven von Antwerpen. Dogenpallaſt, gemiſcht, von Calendario; ſeine Bildhauereien; Wandgemälde von Guarienti; Ölbilder von Paolo Veroneſe, Baſſano u. a. von Friedrich 1. Geſchichte mit dem Pabſt; Denkſtein in der Markuskirche. Antiken: Ganymed und Genien. Neptun und Mars von Jacopo Sanſovino. — Venediſche Sagen, Volksbücher und Lieder von Attila und den Ritterthaten des Königs Giano von Padua und Foreſto von Eſte, aus dem Lateiniſchen des Tommaſo von Aquileia und dem Provenzaliſchen von Nicolo da Caſola aus Bologna. Das Volksbuch Guerino

Meſchino, eine Venediſche Odyſſee, knüpft ſich an Karl den Großen. — Die Markuskirche, Vorgothiſch-Griechiſch; Sage und Bild vom Baumeiſter; Griechiſches Kreuz und Kuppeln; antike Säulen, Thüren und Niſchen mit Moſaik; innen und außen nur Stein und Erz: nach der Sophienkirche in Konſtantinopel von Anthemios und Iſidoros; Vergleichung damit. Wirkliche Griechiſche Beſtandtheile in S. Marco, Säulen, Bildwerke, Erzthüren; Muſivgemälde von Griechen und im Griechiſchen Typus, wie überall in Italien. Älteſtes Verhältniß der Griechen zur Chriſtlichen Kunſt, ihr Feſthalten am Typiſchen; Fortbildung und Wiederſchöpfung durch die Italier und Germanen. Alte Griechen in Italien ſelber, Hetrurier, — Florenz. Venedig neu aus dem Mittelalter, Handelsſtaat: Eroberungen Konſtantinopels. Bilderſtürme, doch Griechenland minder verwüſtet, als Italien, bis auf die Türken. Friedliche Mittheilungen, beſonders über Venedig: Theophanes, Apollonius, Andrea Tafi. Muſiven in Monte Caſſino, und Markus-Kirche: nicht Arabiſch, obwohl Morgenländiſche Einwirkungen, zunächſt Griechiſch und Vorgothiſch. Die Griechiſchen Erzpferde. Die Muſiven der Außenſeite; antike und andere Bildwerke; der große Thürbogen; Erzthüren von Bertucius. Muſiven der Vorhalle und der Kuppeln; Paulus von Chryſogonos; vier Griechiſche Säulen der Tribune und ihr Bildwerk. Griechiſche Altartafel von Gold, mit gemalten Thüren von Paulus, Lukas und Johannes; Bildſäulen der Apoſtel von Jacobellus und Petrus Paulus; Madonna nach Nicola Piſano; Erzthüre von Sanſovino; Madonna della Scarpa und ihr Altar aus Erz von Campanato. — Tempelſchändung; bettelnde Geſpenſter; Mütter mit geborgten Kindern. — Die drei Fahnen vor der Kirche, ihre Erzgeſtelle von Leopardus. Der Glockenthurm, von Barattieri, Montagnana, Buono; Ausſicht; die Loggia von Sanſovino. Die Rialto-Brücke von Antonio. Die Murazzi; Fahrt dahin; Volksluſt in Lido; poetiſche Barcarolen. Prozeſſion der Madonna del Roſario. Der öffentliche Garten. Schauſpiel: der Barbier von Geldern; trefflicher Komiker Veſtri. Beengung in Venedig.

S. 27 — 140.

Elfter Brief.

Das Zeughaus und Schiffswerft; der Bucentauro; der Runen-Löwe. Fahrt nach Torcello: der Dom, Vorgothiſch; antike Säulen; Alabaſterthüren; alte Kirchen-Abtheilung; Kanzeln; Griechiſche Altartafel; altes Gemälde; Muſivgemälde: das jüngſte Gericht; Taufkapelle uud Vorhalle. S. Foska: achteckig, Umgang, antike Säulen; Laterne. Murano. Leuchten des Meeres. Venedig im Mondſchein. Palläſte, ähnlich dem Dogenpallaſt; ihre Grundform: Cavalli, Piſani Moretta, Pontini; Cornaro von Sanſovino. — Geſchichtskirche S. Paolo und Giovanni, Gothiſch, vielleicht von Nicola Piſano; Denkmale: Tizian, Palma. Altarbild von Ludov. Vivarini; Glasgemälde von Vivarini: Kapelle der Madonna del Roſario, von Vittoria, Bildwerke von Bonazza, Morlaiter; Griechiſches Bildwerk außen. Ritterbild Coglioni's aus Erz von

Verocchio und Leopardus. Madonna der Miſericordia. — S. Redentore und Giorgio Maggiore von Palladio; geſchnitzter Chorſtuhl von Albert Brole. S. Maria della Salute: Bronze-Leuchter von Andrea d'Aleſſandro. Pallaſt Grimain: Antiken; der Gott Belenus; Wandgemälde von Giovanni von Udine; Bilder von Giov. Bellino. Pallaſt Manfrin: Altitaliſche Gemälde; Dürer; Lukas von Leyden. Sammlung der Akademie der ſchönen Künſte. Cicognara; ſein und Agincourts Werk: Wälſcher Grundſatz. Gemälde: Johannes Alemannus und Antonius de Muriano. Geſchichte der Ölmalerei: Theophilus oder Rüdiger, ein Deutſcher, und Johanns von Eyck Erfindung etwas Neues; — Ghiberti und Cennini; — Antonello von Meſſina; Domenico; Giov. Bellino; Andrea del Caſtagno; — Roger von Brügge, Hemmelink. Giorgione, die Bellini und Palma, Tizian. Gypsabgüſſe; Bildwerke von Donatello, Riccio, Camelo; alte Madonna. Canova's erſtes Werk. — Muſik in Italien; Vermiſchung von Oper und Kirche; Mädchen-Konzert. Venediſche Frauentracht. — Rückfahrt nach Padua: Büſte des Livius; Bianca de' Roſſi, Marcheſe Obizzi; der Laſterſtein. Amphitheater. Löwe von Daniel. Kirche der Eremitani Gothiſch; Wandgemälde von Giotto und Mantegna; Altarbildwerk von Giovanni von Piſa; Grabmal von Ammanato; deſſen Herkules. Schule bei S. Antonio, Wandgemälde von Tizian. — Monſelice; die Etſch; Rovigo; der Po; Ferrara, neu und verfallen. Der Dom, Vorgothiſch, von Nicolaus und Wilhelm (Wilhelm zu Modena und Piſa); Säulenthür; das jüngſte Gericht. Gemälde von Karl dem Gr. Garofalo. Foreſto von Eſte. Bello. Arioſto. Taſſo. Guarini. Schauſpiel: Ginevra di Scozia. — Der Reno. Bologna: durchgehende Arkaden; ſchiefe Thürme Aſinnelli und Gariſendi. Kirche S. Petronio, Gothiſch, von Arduin, dem Entwurfe nach die größte in der Welt; Bildwerke des Giebels von Bonafuto, Quercia, Tribolo, der Fenſter von Rusconi und Milani. Geſchichte der angefangenen Giebelbekleidung, zuletzt nach Teribiglia; innerhalb wenige und kurze Säulen. S. Domenico, Gothiſch, aber ganz erneuet. Sarg des Heiligen von Nicola Piſano, Quercia, Nicola dall' Arca, Lombardi, Coltellini, Michel Angelo. S. Stefano: ſechs verbundene Kirchen, Vorgothiſch. Franziskaner Kirche, Gothiſch. Der Dom, ganz umgebaut. Bibliothekar Mezzofanti, ein zweiter Mithridates. Der Altruſſiſche Pſalter. Galvani's Büſte. Virginius und ſeine Tochter, Gruppe von Giacomo di Maria. Bilderſammlung. Francia. Rafael. Die 12 Bilder, von Perugino, Rafael, den drei Carracci, Domenichino, Guido Reni, Guercino, Cavedone. Die Carracciſche Schule. Francia und Rafaels H. Cecilia, und Correggio. Pallaſt Mareſcalchi: Corregio. Johann von Eyck; Lukas von Leyden; Albert Dürer; Holbein; Peter Neef; Garofalo; Palma d' alte; Tizian; Vinci; Mantegna; Bredezky. — Gefängniß und romantiſche Geſchichte König Enzo's. Springbrunnen und Neptun von Johann von Bologna. Der Profeſſor des Bologneſer Steins. Schauſpiel: der Türke in Italien; gutes Ballet. Madonna di S. Luca, von Lukas gemalt, auf dem Berge: bedeckter Weg hinauf; Ausſicht: die Reno-Brücke. — Fahrt mit einem Vetturino, über den Apenin. Anſichten. Scaricalaſino. Olivenbäume. Das Arno-Thal; Einfahrt. S. 141 — 195.

Zwölfter Brief.

Florenz: Lage und Anſicht. Der Dom, vormals S. Reparata, Gothiſch, von Arnolfo di Lago: Der Deutſche Jacopo angeblich ſein Vater, gewiß ſein Vorgänger; Johannes Petrus de Bramantia, Pietro di Giovanni aus Friburg. — Die Façade, von Giotto angefangen, mit Bildſäulen von Andrea Piſano und Donatello; deren Schickſale. Fortſetzung des Baues: die Kuppel von Brunellesco (Ghiberti): deſſen Rückkehr zur antiken Art. Inwendig wenig Säulen, leer. Bildſäulen von Bandinelli, Giovanni dell'Opera, Michel Angelo; Bildwerk über einer Thür; Madonna von Giovanni Piſano. Der Thurm von Giotto; Bildſäulen von Donatello und Andrea Piſano. Die Taufkapelle, angeblich Mars-Tempel, Vorgothiſch, von Ardovinus; bekleidet von Arnolfo; Muſivgemälde von Apollonius und Tafi (und Mino, 1225); Taufſtein von Andrea Piſano; Altar von Orcagna, Verrochio, Pallaiolo. Hölzerne Magdalena von Donatello. Erzthüren von Andrea Piſano, und Ghiberti, des letzten Hauptwerk: Beſchreibung; Vergleichung mit Brunellesco's Probeſtück; Umriſſe von Feodor; Bildſäulen, von Giovanni Ruſtici (nach Vinci), Vicenzo Danti und Andrea Contucci. Weiß und ſchwarzgeſtreifte Marmorbekleidung dieſer und andrer Gebäude. Die Weißen und Schwarzen. Stein des Dante; ſein Bildniß von Orcagna; Himmel und Hölle, gemalt von Orcagna, Vaſeri und Zuccaro. Schauſpiel der Hölle auf dem Arco. Dante der Höllenbote. Guerino Meschino von Andrea de Barberino. Viſion des Alberico, von Guido und Pietro. Bedeutung von Dante's Gedicht noch für die Gegenwart. Novalis. — Arlotto Piovano, der Florenzer Kalenberger, Volksbuch und Gedicht: Schwänke daraus; Gemälde davon. — S. Croce, Gothiſch von Arnolfo; Geſchichtskirche; Grabmal Michel Angelo's, Bildſäulen von Cioli, Lorenzi und Opera; von Francavilla; Kanzel von Majano: Alfieri's Grabmal von Canova: Kruzifix Donatello's. Maria Novella, Gothiſch; Wandgemälde von Domenico Ghirlandajo, Filippino Lippi und beiden Orcagna; Madonnenbild von Cimabue: unterirdiſche Kapelle mit Griechiſcher Wandmalerei. Or S. Michele, Gothiſch, von Arnolfo; Bildſäulen von Donatello, Ghiberti, Montelupo; Altar von Andrea Orcagna. Deſſelben Loggia de' Lanzi, gemiſcht. S. Lorenzo und S. Spirito, Rückkehr zur antiken Bauart, von Brunellesco; Kanzeln von Donatello. Grabkapelle der Medici. Prinzenkapelle: Grabmäler von Lorenzo und Giuliano Medici, mit Tag und Nacht, Dämmerung und Morgenröthe, von Michel Angelo: deſſen Art; ſeine unvollendeten und vollendeten Bildſäulen; der Koloß Davids aus dem von Simone da Fieſole verdorbenen Block; hat ſelber ſich oft verhauen; ſeine Nacktheit: iſt unnachahmlich. — Herkules von Bandinelli; Judith von Donatello: Perſeus von Benvenuto Cellini; Sabinerinnraub von Johann von Bologna, nachgeahmt von Bernini und Girardon; Johanns Merkur und Avenin. — Sammlungen bei der Akademie, und große Gallerie: Niobe, die Mediceiſche Venus. Gemälde, von Tizian, Andrea del Sarto, Rafael, Michel Angelo, Albert Dürer. Pallaſt Pitti. Spaziergang am Arno. Oper, der Barbier von Sevilla von Roſſini; Ballet Odoaker. Schauſpiele. Riccardiſche Bibliothek, Abt Fontani; Provenzaliſche, Altfranzöſiſche und Altitaliſche Handſchriften. — Fahrt nach Siena. Der Dom, gemiſcht, auch ſchwarz und weiß geſtreift; Giebelſeite nach Nicola Piſano von Giovanni, Lapo, Donato, Goro, Agoſtino und Agnolo; Bildſäulen von Quercia; Muſivgemälde von Paſtorino; Fußboden von Buoninſegni und Beccafumi; Kanzel von Nicola und Giovanni Piſani, Arnolfo und Lapo, verglichen mit der zu Piſa. Wandgemälde von Pinturichio und Rafael; Chorbücher von Liberale; antike Grazien. Bauhütte zu Siena und ihre Geſetze; deßgleichen zu Orvieto: Deutſche Meiſter, Peter Johanns von Friburg, Rollando von Brügge, Alemanus, Bruder Philipp, Giovanni de Victorio Tedesco, Gualuccio di Giovanni und Giovanni von München, Giacomo Tedesco, Heinrich aus Flandern. Baucollegien der Römer (Gewerk und Frei-Maurer); die Opera. Der Brunnen Branda von Bellaminus, Gothiſch.

Brunnen von Quercia. Malerzunft. — S. Quirico: Vorgothiſche Kirche. Schauerherberge Scala. Unſicherer Weg. Radicofani. Aquapendente: Waſſerfall. S. Lorenzo: Burgtrümmer. Bolſena und der See. Eichenwald. Montefiaſcone: Ausſicht. Viterbo. Der Dom, Vorgothiſch, umgebaut; biſchöflicher Pallaſt, Gothiſch. Ronciglione, See davor: Broccoli; Ölſpeiſen. Campagna di Roma: Wegweiſer der Wüſte. Das Tiber-Thal: Rom und S. Peter. Ponte Molle. Einfahrt. Thor, Platz dahinter, Straßen, der Korſo. Die beiden Kirchen: der Obelisk mit Hieroglyphen. Der Spaniſche Platz und die große Treppe. Rom im Ganzen.
S. 196 — 270.

Dreizehnter Beief.

Palläſte und Kirchen Roms. Die Trümmer des Forums im Mondſchein: das Kapitol, Tempel des Jupiter Stator und Tonans und Concordia. Bogen des Septimius Severus; Säule des Phokas; die Kaiſerpalläſte; Tempel des Antoninus und der Fauſtina; der Friedenstempel; Sonnen- und Mondestempel; Bogen des Titus; Koloſſeum. Säulen Trajans und Antonins. Die Obelisken. Das Pantheon, jetzo Marienkirche; Grabmäler Rafaels, Winkelmanns. Andere Kirchen, die vormals Heidentempel: S. Coſtanza, Stefano in Rotondo, Teodero, Maria del Sole, die Ägyptiſche Maria und S. Urbano. Die Dogana, ſonſt Tempel Antonins. Forum des Nerva. Auf Tempeln gegründete Kirchen, und Verbau antiker Bauſtücke darin; Muſivgemälde. Griechiſcher Einfluß: auch in Deutſchland; Kreuzzüge und Verſchwägerung der Kaiſer (Studium der Griechiſchen Sprache in um St. Gallen): doch ganz neue Schöpfung daraus, in der Gothiſchen Baukunſt. In Rom, wenig eigentlich Gothiſches; alte einzelne Thürme, ähnlich unſern Vorgothiſchen. Umbau, nach der Peterskirche. Ihre wirkliche Größe, unſcheinbar: zerſchnittene Façade, und Halbſäulen. Zurücktreten der Kuppel; bunte Wände, Pfeiler und Tonnengewölbe; nirgends freie Ausſicht: Moſaiken. — Schinkels Gemälde. — Antike Bauart der Chriſtlichen entgegengeſetzt: kein Thurm möglich, nur Übereinanderſetzung; die Tempel klein, für die Prieſter, die Kirchen groß für die Gemeinde; Umkehrung jener für dieſe, Vorhöfe und Baſiliken zu Kirchen. Abſichtliche aber halbe Rückkehr zur antiken Bauart: Vorbilder, die Triumphbögen und das Koloſſeum, nicht das Pantheon; Thürme darnach, der ſchiefe zu Piſa; Kirchenfaçaden mit Säulenſtockwerken, Gothiſche Thürme. Gegenſatz der antiken und Gothiſchen Baukunſt. Bilderdienſt in Rom. Leichen und Begräbniſſe. Kirchenmuſiken. Todtenamt in Maria Novella. S. 271 — 292.

Vierzehnter Brief.

Briefe aus der Heimat. Der Niederländiſche Geſandte in Rom. Niederländiſche Künſtler. Vogt. Meulmeiſter. Sprunt. Der Baron van Viveren. Cornelius aus Düſſeldorf. Zeichnungen zu den Nibelungen. Göthe's Wort darüber. Umriſſe von Cornelius zu Göthe's Fauſt. Kupferſtecher Ruſchweih. Der preußiſche Konſul Bartoldi. Die Geſchichte Joſephs als Wandgemälde, von Künſtlern aus dem

Preußiſchen gemalt, unter Cornelius Leitung. Ruhl's Zeichnungen zur Wilkina- und Niflunga-Saga. Maler Koch aus Tirol. Der öſterreichiſche Geſandte, Graf Apponi. Die langen Abende in Rom. Converſazioni. Die Herzogin von Fiano und die drei Namenloſen. Keine Abendeſſen in Italien. Kardinal Ruffo. Tägliche Lebensweiſe. Speiſehaus zum Hermelin. Sonnige Novembertage in Rom. Immergrüne Bäume. Schnee auf den Gipfeln des Apenin. Schlecht verwahrte Zimmer ohne Öfen. Tragbare Kohlenbecken. Öffentliche Bibliotheken. Päbſtliche Erlaubniß zu Leſung verbotener Bücher. Altdeutſche Handſchrift: Parcival mit der Tafelrunde, von Claus Wiße und Philips Colin. Franzöſiſcher Proſa-Triſtan, auf der Barberiniſchen Bibliothek. Alte handſchriftliche Kroniken, Alterthümer. Sammlung Provenzaliſcher Gedichte. Der franzöſiſche Geſandte Graf Blacas. Sein Eifer für die Herausgabe der alten Provenzaliſchen Lieder. S. 293 — 308.

Funfzehnter Brief.

Winterkälte in Rom. Zimmerheizung durch Kohlenbecken. Deutſche Künſtlerwelt in Rom. Ruhl's und Fohr's Zeichnungen zu Tiecks Meluſina, und anderweitige Kunſtarbeiten. Fohr's früher Tod. Altdeutſche Tracht. Richtungen und Beſtrebungen des Zeitalters. Werner in Rom. Öhlenſchläger. Kruſe's Trauerſpiel: die Wittwe. Der Maler Müller. Thorwaldſon. Canova. Rauch und Tieck. Eberhard. Das Modelliren. Gärtner. Landſchaftsmaler Koch aus Tirol. Rohden. Walkoff. Cornelius. Overbeck. Die Brüder Riepenhauſen und ihre Gemälde. Privatkonzerte. Langweilige Winterabende in Rom. Sehnſucht nach der Heimat. Die ewige Stadt. S. 309 — 323.

Sechszehnter Brief.

Kaffee Greco. Weinſchenken. Der Preußiſche Geſandte Niebuhr. Abendkonzerte. Marcello's Pſalmen. Engländer und Deutſche in Rom. Die neupoetiſchen Katholiken. Canova's Werkſtatt, Arbeiten, Kunſtkarakter und Verdienſte um die Bildhauerei. Thorwaldſon und ſeine Bildwerke. Schadow's erhobene Arbeiten. Heinſe. Handſchriften Provenzaliſcher Minnelieder und Altfranzöſiſcher Rittergedichte. Der Lanzelot von Chriſtian von Troyes, fortgeſetzt von Godefrois de Leigni. Ivain oder der Ritter mit dem Löwen, von Chriſtian von Troyes. Meraugis de Porlesgues. Triſtan. Garin de Monglanne. Aubri le Bourgignon. Geſchichte des Kreuzzuges Philipp Auguſts und Richards Löwenherz. Leeſſe. Älterer Roman von der Roſe. Antiken im Vatikan. Die Logen. Rafaels Stanzen. Gemälde. Madonna von Foligno. Die Verklärung. S. 324 — 346.

Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien.

Zweiter Band.

Venedig den 14ten Oktober 1816.

Wohl zufrieden mit unſerm achttägigen Aufenthalt in Mailand, fuhren wir Montags den 30ſten September weiter auf Pavia, längs eines ſchiffbaren Kanals. Wir beſahen am Wege die berühmte Karthauſe: eine der prächtigſten Kirchen an Marmor, Bildwerken und Gemälden. Sie iſt inwendig in Gothiſcher Art, wie die zu Como, auch von einem der dort genannten Baumeiſter, dem Giacopo (ſt. 1398), der zugleich am Mailänder Dom arbeitete. Der erſte Mailänder Herzog Giovanni Galeazzo Visconte, deſſen Grabmal aus ſpäterer Zeit auch darinnen ſteht, ließ ſie zugleich mit dem Dome bauen, und ſie ſcheint fortwährend das Lieblingswerk der Visconti und darauf folgenden Sforza's geblieben. Die Giebelſeite mit dem Eingange wurde, wie gewöhnlich, zuletzt gebauet, bis 1499 unter der Leitung des beim Mailänder Dom gedachten Homodeus; und obwohl noch Gothiſche Bögen darin ſichtbar, ſo iſt er doch vielmehr in der ſpäteren Italiſchen, antikiſirten und verſchnörkelten Art. Er iſt ganz mit Marmor und andern köſtlichen Steinen bunt ausgelegt und mit Bildwerken aller Art bedeckt, ja überladen, ſo daß man ein Schmuckkäſtchen zu ſehen glaubt. Dieſe Bildwerke ſind erſt ſeit 1473, da die beſten Lombardiſchen Meiſter lebten, von mehren gemacht, deren Namen man weiß, doch nicht, was von jedem herrührt; und es befinden ſich darunter höchſt vortrefliche. Beſonders die halberhobenen Arbeiten neben der Thüre ſind zum Theil von ausnehmender Feinheit und Einfalt, nach Art der Gemälde dieſer älteren Zeit: von großer Gemüthlichkeit und Wahrheit in Gebärden, Trachten und Geſichtern, und ſichtbare Bildniſſe, ſind die Männer, Frauen und Kinder eines Leichenbegängniſſes, die Gruppen um ein Kind in der Wiege, deſſen Köpfchen Bienen umſchwärmen, und die lieblichen Frauen und Jungfrauen bei dem Beſuche der Maria und Eliſabeth. Innen thun das blaue Gewölbe der ſanft zugeſpitzten Bögen mit goldenen Sternen und die bemalten Wände eine feierliche und heitere Wirkung. Alles iſt auch hier, bis zum Ueberdruß, mit Marmor und Erz geziert. Jeder der vielen Seitenaltäre hat Säulen von verſchiedener köſtlicher Steinart und iſt mannigfaltig damit ausgelegt. Die Altarbilder ſind zum Theil wahrhafte Kunſtwerke, und hier, wo alles ſo wohl erhalten, noch recht an ihrer Stelle. Die ſchönſten ſind von Perugino und Cima; und alle ſtellen die Heiligen dar, denen die Altäre geweihet ſind. Das von Perugino beſteht aus 6 Feldern, worauf Gott Vater in der Herrlichkeit, Maria, ein Engel mit dem Chriſtkinde, und der Heilige Michael. In der Kapelle gegenüber iſt ein ganz ähnliches Altarbild von Perugino's Zeitgenoſſen Macrino von Alba, in 6 Feldern, Maria mit dem Heiligen Hugo und die 4 Evangeliſten. Ein höchſt künſtliches Elfenbeinſchnitzwerk, in Gothiſche Bögen gerahmt, umfaßt in 64 Feldern die ganze Heilige Geſchichte. Die Grabſteine Lodovico's, Oheims des letzten Sforza (um 1500) und beſonders ſeiner Gemahlinn Beatrice, aus ſchönem weißem Marmor von Criſtoforo Solari, ſind von bewunderswürdiger Feinheit der Ausführung: Beatrice ruht auf einem Kiſſen, von ihren langen Haaren umwallt, in vollem Staate, zum Theil aus den feinſten durchbrochenen Zeugen *).

Das Kloſter bei dieſer Kirche iſt aufgehoben, wie alle: die noch ſtehenden Zellen, einzele Häuschen, jedes mit einem Gärtchen, bilden eine Art von Dorf. Alles iſt reich ausgeſtattet geweſen, durch Jahrhunderte, von den reichen Mailänder Herzögen.

---

*) Treffliche Umriſſe von dieſen und andern Bildwerken der Karthauſe, nach Zeichnungen von Garavaglia, liefert Cicognara, II. Tafel 46 — 48.

Die weite Ebene umher iſt der Schauplatz der langen blutigen Kriege, welche Öſterreich und Frankreich um dieß ſchöne Land verwüſtend führten, und beſonders der Pavia-Schlacht, in welcher 1525 König Franz I. gefangen wurde, und die damals ſo berühmt war, daß wir noch eine Menge geſchichtlicher Volkslieder in der Weiſe dieſes Schlachtliedes haben, dem ich jedoch bisher vergeblich nachſpürte.

In Pavia ſelber, dem Sitze der alten Longobardiſchen Könige und auch noch der Mailänder Herzöge, war wenig Erbauliches, die Zerſtörung und der Verfall zu ſichtbar. Die Lage am waſſer- und ſchiffreichen Ticino, deſſen klare Flut noch die Nähe des Lago maggiore verkündet, eignet es aber viel beſſer zur Hauptſtadt der Lombardei, als Mailand, das mit der unmerklichen Olona und den künſtlichen Kanälen der Adda und des Ticino den Mangel eines großen lebendigen Waſſers nicht erſetzen kann. Über den Ticino führt eine ſchöne Steinbrücke in vielen Bögen von dem Bauherrn der Karthauſe: ſie iſt ganz bedeckt, nach Art vieler Brücken in der Schweiz, wo freilich der hölzerne Bau und Schnee und Regen dieß noch nöthiger machen.

Das Merkwürdigſte ſind einige Kirchen noch aus der Longobardiſchen Zeit. Sie geben das nächſte Vorbild der ſpätern ſ. g. Gothiſchen Kirchen in Italien und der Vorgothiſchen in Deutſchland. Die Baſilika

St. Michele, in welcher ſeit Lothar 2. mehre Römiſche Könige gekrönt worden, iſt anſehnlich, meiſt ausgeführt und wohl erhalten. Der Giebel hat 3 Thüren, ſehr reich von Bildwerken, dergleichen auch in vielen wagerechten Streifen die Wand bedecken, ſo wie zum Theil, von unten auf, die wohl nicht ganz fertigen, aus mehren Säulen verſchmolzenen 4 Pfeiler, die zwiſchen den Thüren und an den Ecken bis zu der ſehr flachen Abdachung durchlaufen. So erinnert das Ganze, auch durch den Inhalt mancher Bildwerke ſelber, auffallend an die mit Hieroglyphen ganz bedeckten Eingänge der alten Aegyptiſchen Tempel. Über den Thüren ſind kleine Bogenfenſter, darüber ganz runde, und oben am eigentlichen Giebel ſteigt von beiden Seiten eine kleine Säulenſtellung mit Bögen bis zum Gipfel auf. Noch größer und prächtiger verziert mit Laubwerk, Blumen- und Fruchtgewinden, Vögeln, Greifen u. ſ. w., iſt die Seitenthür am rechten Arm des nur ſchmalen Kreuzes: am Thürbalken iſt Chriſti Bruſtbild, im Halbrund darüber ein Engel mit geöffneten Flügeln. Der hohe Giebel iſt aber glatter und hat nur ſchmale Halbſäulen, wie der Chor. Im Winkel zwiſchen dieſem Kreuzesarm und dem Chore ſteht der einfache Thurm mit ähnlichen Säulenſtellungen, wie die am vorderen Giebel; dergleichen auch am Chor und, in 2 Reihen über einander, an der außen achteckigen Kuppel umlaufen. Das Innere hat Ähnlichkeit mit dem Zürlcher Münſter, darin, daß die beiden Seitenſchiffe, durch Theilung in zwei Stockwerke, eine Art von Gallerie oder Loge bilden, deren Brüſtung die Pfeiler des höheren Mittelſchiffes verbindet: eine Form, die dem evangeliſchen Gottesdienſte, welcher die alten Kirchen meiſt durch die eingebauten Chöre und Stühle ſo entſtellt hat, in Zürich wohl zu ſtatten kömmt, und weiter zu empfehlen wäre. Die Pfeiler ſind hier aber nicht ſo ſehr bloße Mauerpfeiler, ſondern mehr aus Ecken und Bögen mannigfaltig verbundene Säulenpfeiler, die abwechſelnd an der anſtoßenden Gallerie in zwei Stockwerken abſetzen, oder bis zum Gewölbe durchlaufen, und alle die mannigfaltigſten Säulenknäufe haben, mit Palmen, Vögeln, Schlangen, Menſchenfratzen und einer Vorſtellung des Sündenfalls. Alle Bögen ſind rund.

Ganz ähnlich, nur kleiner, iſt der Giebel von St. Giovanni in Borgo, aus dem 7ten bis 8ten Jahrhundert: die Wand iſt aber nicht ſo reich und regelmäßig verziert, und nur einzele Bildwerke, wie alte Bruchſtücke, eingemauert. Über den drei Thüren iſt zunächſt, außer den einzelen Fenſtern, noch ein kleiner Säulengang mit Bögen, die ebenfalls alle rund ſind. Sie hat kein Seitenſchiff und Kreuz *).

---

*) Abbildungen beider Kirchen, und Einzelheiten derſelben, hat Agincourt, Archit. Taf. XXIV. XLV. 9. LXIV. 6. LXXIII.

Jn derſelben Art ſind auch die überbleibſel des älteren Doms, neben dem modernen, unfertigen, deſſen Giebel mit den Eingängen eine unbekleidete wüſte Mauer von Backſteinen darbietet.

Ein antikes Ritterbild von Bronze, auf einer Säule vor dem Dome, wird für den Kaiſer Marc Aurel gehalten, den die Longobarden aus Ravenna gebracht, aber gemeinlich Regiſole genannt. Dieſen Namen, deſſen Bedeutung niemand weiß, erklärt aber eine ältere Erzählung, daß im Jahr 1201, als Pavia, von Mailand gedemüthigt, ſeine Mauern halb niederbrechen mußte, auch dieſes Idolum Regoſolis, welches Karl der Große hieher gegeben, nach Mailand geführt werden ſollte. Das iſt wol nichts anderes, als die Rüge-Säule, von welcher man ja die Rolands-Säule ableiten will. Auch wurde in der Domkirche Rolands-Lanze von rieſenhafter Größe gezeigt; und bekanntlich endete Karl der Große durch die Eroberung von Pavia, wo er den letzten König Deſiderius gefangen nahm, das Longobardiſche Reich. Anlaß genug, die Altfranzöſiſchen Dichtungen von Karl und ſeinen Helden, worin auch eben dieſe Geſchichte vorkömmt (z. B. im Malegys), aufzunehmen und eigenthümlich auszubilden. Und obgleich dieſes ſpäter erſt im 15 — 16ten Jahrhundert recht geſchah, und Karls Sitz zu Paris (auch in allen Romanzo's) außerhalb Italien lag ähnlich unſerm Etzel in Ungarn): ſo gibt es doch hier noch manche ſehr alte Denkmäler von ihm, z. B. die Bildſäulen Rolands und Ogiers in Verona, und einige ſehr alte Bücher, die gewiſſermaßen als Grundlage dieſes ganzen Sagenkreiſes anzuſehen und mit einer langen Reihe dazu gehöriger Dichtungen noch jetzo mehr wahrhafte Volksbücher ſind, als bei uns die einzigen Heimons-Kinder.

Das Hauptbuch, das in Mailand und Venedig an allen Ecken zum Kauf auslag, und deſſen Titel ſogar ſprüchwörtlich geworden, ſind li Reali di Francia, die Urgeſchichte des Franzöſiſchen Königshauſes. Es iſt mit unſerer Wilkina-Saga zu vergleichen, beginnt, wo jene aufhört, mit dem Kaiſer Konſtantin, und knüpft auf ähnliche Weiſe die Sagen von Artus und Attila mit ihm zuſammen. Doch hat die Anlage, da ſie auf Verbreitung des Chriſtenthums von Rom über Frankreich, England u. ſ. w. ausgeht, mehr Ähnlichkeit mit dem Titurel. Das Buch iſt, wie es ſelber ſagt, aus vielen Legenden und Geſchichten zuſammengeſchrieben, und obwohl noch ganz verſtändlich, in lebhafter volksmäßiger Proſa, doch gewiß viel älter: ich habe eine alte Ausgabe davon aufgetrieben, mit feinen Holzſchnitten, zwar ohne Titel und Jahrzahl, aber gewiß über zwei Jahrhunderte alt. Der, ſo viel ich weiß, noch nirgend mitgetheilte Inhalt der 6 Bücher iſt kürzlich: Konſtantin wird vom Pabſt Sylveſter getauft: ſein Sohn Fiovo muß, eines Vergehens wegen, fliehen; erhält durch ſeinen Oheim Sanſone das Kreuzesbanner Orofiamma vom Himmel, beſiegt und bekehrt unterweges den Heiden Attilla zu Mailand, erobert ſich ganz Frankreich, Deutſchland, und Brittanien, von wo, nach Artus Tode, deſſen Stamm durch die Angeln nach Bretagne vertrieben war, macht alles zu Chriſten, und ſtiftet die mächtigen Häuſer ſeiner Paladine, und ſein Verwandter Maganza, das nach ihm benannte Haus (Mainz). Dann zieht er nach Rom ſeinem Vater zu Hülfe gegen die Heiden und beſiegt ſie gänzlich: Hauptheld iſt hier Rizieri, aus dem Stamme der Scipionen, und erſter Paladin von Frankreich. — Fiovo's Sohn Fiore iſt lange ohne Erben, bis ihm nach vielen Gelübden und Wallfahrten Fioravante geboren wird, und zwar mit einem rothen Kreuze auf der rechten Schulter, welches ſeitdem alle Sprößlinge dieſes Hauſes auszeichnete, obgleich nicht jedem in eigentlicher Kreuzgeſtalt, ſondern in dieſer nur noch den Buovo, Carlo Magno, Orlando und Gulielmo Dorinda *). Solches Zeichen wurde Niello genannt. — Bei dieſem Worte, das ſonſt nur Schmelzwerk bedeutet **), in dieſem Zuſammen-

---

*) Dieſer letzte kömmt weiter nicht vor.

**) Im Latein des Mittelalters nigellum; Italien. nigello, bange, kann man ſich nicht erwehren, eine dunkle Erinnerung der Nibelungen anzunehmen; zumal wenn man an die dunkle Nordiſche Sage denkt, daß der Hörnen Siegfried ein mit dem Kreuze bezeichneter Halbchriſt geweſen, an ſeine bekannte Ähnlichkeit mit Roland, und daß auch im Stamme Karls d. Gr. Nibelungen vorkommen. —

Fioravante wird von ſeinem Vater zum Tode verurtheilt, weil er ſeinem Fechtmeiſter Salardo, Herzog von Bretagne, den Bart abgeſchnitten, doch von der Mutter gerettet, und verrichtet mit ſeinem treuen Rizieri in der Heidenſchaft tapfere Thaten; wobei der heilige Einſiedler Dionyſius, genannt Alſerge, mitficht, und getödtet, der Schutzheilige Frankreichs wird. Fioravante gewinnt und vermählt ſich die ſchöne Heidinn Duſolina. Dieſe hatte es für unmöglich erklärt, daß eine Frau von Einem Manne mehr als ein Kind gebären könne, und gebiert ſelber zwei Söhne, wird durch die böſe Schwiegermutter des Ehebruchs beſchuldigt und ausgeſetzt; ein Räuber nimmt ihr den einen Knaben, der nach Paris zurückkömmt und Gisberto genannt, endlich ſeinem Vater nachfolgt. Den andern Knaben entführt ihr ein

die Rade (Nickel) im Korn: Franz. nielle, Rade, Mehlthau, Brand im Korn: nieller, emailliren. Span. niel, Schmelzwerk; niebla, Brand im Korn, Nebel. Das Grundwort niger iſt auch wol mit nubes, νέφος nahe verwandt.

Löwe, welcher aber der Evangeliſt Marcus ſelber iſt, ſie überall begleitet und beſchützt: der Knabe, nach ihm Ottaviano di Leone genannt, wird ſtark und tapfer: und nach manchen Kämpfen, wobei Kinder gegen den Vater und Brüder gegen einander fechten, ſiegt die Unſchuld. — Leicht erkennt man hier die Geſchichte der Welfen, des Schwanenritters und viele ähnliche, inſonderheit aber unſer Volksbuch vom Kaiſer Oktavian, das Tieck ſo glänzend erneuet hat, deſſen Geſchichte aber bisher im Dunkeln lag. Dieſe Italiſche Erzählung kömmt vielleicht zunächſt aus der alten Lateiniſchen Geſchichte Oktavians, von welcher mir Johannes Müller eine Handſchrift des 12ten Jahrhunderts zu Modena nachwies, und worauf auch unſer aus dem Franzöſiſchen verdeutſchtes Volksbuch zurückweiſet. Ich habe eine Ausgabe des Franzöſiſchen Buches aus dem 16ten Jahrhundert, welche ebendieß ſagt, mit dem Zuſatze, daß die (Franzöſiſchen) Reime in Proſa aufgelöſt worden. —

Im dritten Buche folgen noch viele Heldenthaten der Brüder, und dann beſonders von Ottaviano's Sohn Boveto, welcher England erobert und die ſchöne Feliciana, des Frieſenkönigs Tochter entführt. Nach Michele, Gisberts Sohn, wird Conſtantino Agnolo Kaiſer zu Rom, und darnach deſſen Söhne Leone Kaiſer, und Pipin König von Frankreich. Boveto's Sohn Guido von Antona (von Hampton, der

Hauptſtadt), tödtet den Rainer von Mainz, und damit beginnt die lange blutige Feindſchaft beider Häuſer.

Guido vermält ſich in hohem Alter mit der ſchönen Brandoria von Bourdeaux und zeugte mit ihr den Buovo, die Blume der Ritterſchaft: die wollüſtige Mutter läßt aber den alten Guido durch Rainers Sohn Duodo auf der Jagd morden, heiratet dieſen und will ihren Sohn vergiften, der aber durch den treuen Sinibald entflieht. Und ſo erzählt nun das lange vierte und fünfte Buch die reizende und romantiſche Rittergeſchichte von Buovo und der ſchönen Druſiana, der Armeniſchen Königstochter, und dem klugen Roſſe Rondello, wie die Franzöſiſchen und Engliſchen alten Gedichte und die Auszüge in der Franzöſiſchen und Deutſchen Romanbibliothek. Bei den Italiänern allein aber iſt ſie noch Volksbuch, und ſie haben ſogar noch ein großes Gedicht von 24 Geſängen in wohllautenden achtreimigen Stanzen von Leben und Liebe, Thaten und Tod des Ritters Buovo d'Antona. Es iſt genau nach der Proſa, beginnt, wie die meiſten Geſänge, mit einem Gebete zu Jeſus oder Maria, und erzählt ſchlicht und volksmäßig. Ich fand davon einen friſchen Volksabdruck aus Lucca. — Die Proſa endet mit Beſtrafung der böſen Mutter: ihr und Duodo's Sohn Ballione erſticht den Buovo beim Gebet in der Kirche, deſſen Söhne Guido, Sinibald und Wilhelm aber rächen ihn, und Balione wird, wie ſeine Mutter, geviertheilt. —

Im letzten Buche wirbt Pipin, ſchon bejahrt, um des Ungarnkönigs Philipp Tochter, Berta mit dem großen Fuße, ſo benannt, weil ihr rechter Fuß etwas größer; ſonſt iſt ſie ſchön und eine treffliche Reiterinn. Der alte Pipin miſſfällt ihr, und ſie beredet ihre ſehr ähnliche Geſpielinn Eliſetta, in der Brautnacht ihre Stelle einzunehmen, während ſie in den Garten geht. Grifono, Galione's Sohn, und andere von Maganza ſtiften mit Eliſetta einen Verrath und dingen Mörder auf Berta. Die erbarmen ſich, binden ſie bloß im Walde von Magno und bringen ihren im Blut eines Hundes gefärbten Schleier zum Zeichen. Berta wird von einem Jäger Lamberto, (den ſie Franzöſiſch anruft) befreiet, bleibt 5 Jahre bei ihm, und macht mit deſſen Töchtern allerlei kunſtreiches Gewirk (wie die Burgundiſche Königin Berta zu Paverne: dieſe ganze Geſchichte wiederholt ſich aber ſehr oft, in der Wilkina Saga von Siegfried, im Triſtan, Genoveva ꝛc.) Liſetta gebiert 2 Söhne Lanfroi und Olderigi. Pipin aber findet auf einer Jagd Berta, die ihm alles entdeckt; er erkennt ſie an dem Fuße, und zeugt mit ihr den Karl; Liſetta wird verbrannt, und die von Maganza werden verwieſen. Die Baſtarde vergiften Berta und erſtechen ihren Vater. Karl (Carlotto) entkömmt nach Spanien zum Heidenkönig Galafro, wo er unter dem Namen Mainetto viele ritterliche Abenteuer beſteht und endlich mit des Königs Tochter Galerana, von welcher er das Schwert Durlindana erhält, nach Rom entflieht, durch die Lombardei und Baiern heimkehrt, ſein Reich wiedergewinnt und die beiden Stiefbrüder tödtet. — Alſo faſt ganz die Geſchichte von Karls Geburt und Jugend, wie ſie Aretin aus der Altdeutſchen Handſchrift des Kloſters Weihen-Stephan bei Freiſingen, bekannt gemacht und ſie darnach unſer Fouque neu geſungen hat: und wovon es noch mancherlei alte Wälſche und Deutſche Gedichte und Erzählungen gibt; welche ſämmtlich in Eginharts halbdunkeln Worten über Karls Jugendgeſchichte eine Art von Beglaubigung finden.

Eigen iſt dem Italiſchen Buche aber noch die Geſchichte von Rolands Geburt und Jugend. Karls rechte Schweſter Berta vermählt ſich heimlich mit Milone von Anglante, einem Enkel Buovo's, und muß vor Karls Zorn mit ihm fliehen. Bei Sutri, unweit Rom, leben beide in einer Höhle ſehr armſelig; Milone zieht ins Morgenland auf Abenteuer, und Berta bleibt allein mit ihrem Sohn Rotolando, ſo genannt, weil er ſich gleich nach der Geburt in den Windeln bis an die Thüre der Grotte rollte (rotolava). Er ſchielte ein wenig, ward aber bald ſtark und keck vor allen Knaben. Bei den Spielen und Feſten war er ſtäts König; und weil ſeine Kleider ſo lumpig waren, ſo ſchoſſen die Kinder zuſammen und ließen ihm ein Kleid aus 4 Stücken machen, den rechten Ärmel und die linke Seite weiß, und den linken Ärmel und die rechte Seite roth: dieſe Farben bedeuteten ſeine Keuſchheit und Liebe (carità), und er trug ſie ſo geviertheilt ſtäts als Wappen. Als Karl auf ſeinem Heimzuge von Rom, wo ihn Pabſt Leo 3. zum Kaiſer machte, in Sutri wegen Unpäßlichkeit verweilte, nahm ihm der kleine Roland zweimal die Schüſſel von dem Tiſche für ſeine Mutter, und als zum drittenmale Karl ihn ſchrecken wollte, raufte er ihn am Barte. Er wurde verfolgt, und Berta entdeckt und erkannt. Karl verſöhnt ſich mit ſeiner Schweſter, nimmt Roland als Sohn an und führt beide ehrenvoll heim. Roland, ſo ſchließt das Buch, ward der berühmteſte Held der Chriſtenheit und Senator von Rom.

Dem fünften Buche iſt ein Stammbaum Karls und ſeiner Helden angehängt, hie und da mit kurzen Andeutungen ihrer Geſchichte: alſo ganz wie der Altnordiſche von Harald Schönhaar, den Volſungen und Niflungen. Er endet mit König Lottieri (Lothar), Karls Urenkel rückwärts durch Carlo Martello und Luigi. Von Guidone, Buovo's Sohn, ſtammt das berühmte Haus Chiaramonte, durch ſeine Söhne Chiaramonte und Bernardo. Des letzten 6 Söhne ſind Amone von Dardena

(Vater des Alardo, Rinaldo, Ricardo und Ricciardetto, — der Heimons-Kinder), Buovo von Agremonte (Vater des Viviano und Malagigi, d. i. Malagys), Girardo von Roſiglione, Pabſt Leone, König Otto von England, und Milone von Anglante. Von Guerino, dem vierten Sohne Buovo's, ſtammt Graf Hugo, der für Karl Martell lebendig in die Hölle ging und wiederkehrte. Das Haus Maganza ſchließt Grifone's Sohn Gano: wol der bekannte Verräther in der Roncevall-Schlacht, von dem die Italiſche Sprache das Wort inganno, Betrug, hat.

Um Karl erſcheinen hier ſchon die 12 Pärs (consiglieri): Herzog Namo von Baiern, der auch aus dem Franzöſiſchen Königsſtamme iſt; Bernardo von Chiaramonte; die Könige von Ungarn und Böheim; Markgraf Berlingieri; Avventino. Ugieri von Afrika, auch Daneſe benannt (ein Königsſohn von Karthago, den Karl in Spanien bekehrt, — unſer Ogier der Däne); Buovo von Agremonte; Herzog Aimon; König Otto von England; Salomon von Bretagne; und Morando von Riviera, Karls treuer Gefährte in Spanien. Der Erzbiſchof Turpin iſt nicht dabei. Sonſt kömmt auch Amerigo vor, ein Baron Bernardo's, der die Stadt Narbona erobert, die ihm Karl ſchenkt, und Almingrada (Irmingard), des Königs Deſiderius von Pavia Tochter, zur Frau hat:

der Vater des auch in Deutſchland viel beſungenen Wilhelm von Oranſe des Heiligen.

Faſt von allen dieſen gibt es beſondere große Romane, und bis jetzo habe ich auch in Italien ſchon mehre davon noch bei dem Volke gefunden. Das alte Buch der Reali di Francia iſt vermuthlich auch nicht ganz, und verweiſet mehrmalen auf ſpätere Geſchichten. Beſonders vermißt man darin das eigentliche Ende in der Roncevall-Schlacht, von welcher nur in einem Traume Karls, wie Roland als Löwe ihn von einem Drachen rettet, Andeutung iſt. Das alte treuherzige, dem Buovo ſehr ähnliche Gedicht davon, la Spagna genannt, in 40 Geſängen achtreimiger Stanzen, von einem ſonſt unbekannten Florenzer Soſtegno di Zinabi, habe ich bis jetzo nicht als Volksbuch, was es urſprünglich doch war, geſehen. Es erzählt zum Theil, wenn auch nicht unmittelbar, aus dem bekannten Lateiniſchen Buche, das dem Turpin zugeſchrieben wird. Die Geſchichte, wie Karl durch einen Teufel in Geſtalt eines ſchwarzen Roſſes in einer Nacht durch die Luft aus Spanien nach Paris geführt, der Hochzeit des Reichsverweſers Macario (Gano's Neffen) mit ſeiner ihn todt glaubenden Berta zuvorkömmt, die ihn an einem Ringe und dem Kreuze auf der Schulter (dem obigen Niello) erkennt, — dieſe Geſchichte iſt auch bei uns mannigfaltig wiederholt, von Heinrich dem Löwen, Thedel von Wallmoden, dem Möringer, König Rother, Meiſter Hildebrand, Ritter Pontus, und erinnere ich mich auch aus Kindermährchen. — Doch fand ich noch ein kleineres Italiſches Volksbuch von der Niederlage in Ronceval (la rotta di Roncisvalle) in zwei Geſängen achtreimiger Stanzen, ebenfalls zu Lucca gedruckt. Es erzählt ganz wie das große Gedicht deſſelben Inhalts von Pulci, der Morgante Maggiore, doch ohne deſſen Späße. Dieſer Pulci, der damit die neue Platoniſche Akademie zu Florenz unter den Mediceern beluſtigte, als das eigentliche Ritterthum ſchon untergegangen und Italien im Rauſche neuer weltverändernder Wiſſenſchaften, Erfindungen und Entdeckungen befangen lag (er ſtarb 1487), iſt der Urheber dieſer, beſonders von ihm ſehr übel angebrachten und oft wahrhaft gottloſen Spaßmacherei, wie des Spiels mit vorgeblichen ehrwürdigen Urkunden und der Parodie jener älteren gläubigen, oft freilich kindiſchen Volksgedichte. Pulci (von dem man den Pulcinella ableiten möchte, wenn er nicht von porco tòme) macht, durch den ernſten Gegenſtand bezwungen, immer wieder irre an ſeinem Spaß, daher man ihn auch wohl für ganz ernſthaft gehalten: was um ſo übler, und in der That eine unbewußte Selbſtironie iſt, die aus dem lachenden Faun einen grinſenden Bock macht. Doch hat dieſer Ton, nur entſchiedener, in ſo vielen Italiſchen, Franzöſiſchen und auch Deutſchen Gedichten überhand genommen, iſt ſelbſt im Arioſto, welcher den von dem ernſthaft trockuen Bojardo verliebt gemachten Roland zum raſenden fortſetzte, nicht das Beſte, und auch deßhalb beſonders der liebenswürdig ernſte und fromme Taſſo, der auch einen Rinaldo dichtete, ſo weit über dem Arioſto. Nur dem Cervantes war es aufbehalten, zur Darſtellung des untergegangenen wahren Ritterthums ſammt ſeinem poetiſchen Zerrbilde, mit dem rechten Stoff zugleich den rechten Ton zu finden: da iſt Scherz und Ernſt, Gegenwart und Vergangenheit, im glücklichſten Gleichgewichte; wenn auch dem Dichter ſelber das ganze Ritterweſen eine Thorheit gedünkt haben ſollte. Vollends die bloſe Karikatur, wie der lange Ricciardetto des Fortiguerra, iſt auf die Dauer unerträglich. — Man ſieht aber aus allem, daß Karl der Groſe und ſeine Paladine fortwährend der eigentliche Mittelpunkt der epiſchen Poeſie in Italien geblieben und wirklich typiſch ausgebildet ſind. Es konnte es freilich nicht fehlen, indem hier, wie in Spanien, dieſe Rittermähren bis zur Ueberſättigung wiederholt wurden, daß mit der Zeit auch ſolche und andere Ausgeburten zum Vorſchein kamen. Vorzüglich hat ſich das nördliche Italien dieſe Sagen angeeignet, wo ſie auch durch die Geſchichte der Longobarden einen heimatlichen Boden haben.

Auf ähnliche Weiſe knüpft ſich an die Geſchichte des Königs Deſiderius auch die Italiſche Legende von unſerm Helden Walther, deren ich zu St. Gallen gedacht habe. Und dieſelbe Grundlage ſuchte ſich in dem erſten Longobardiſchen König Alboin der Italiſche Eulenſpiegel Bertoldo; welcher zunächſt mit unſerm Volksbuche von Salomon und Morolf zuſammenhängt, und von dem Bänkelſänger Giulio Ceſare Croce aus Bologna, nach ſeinem Saitenſpiel della Lira benannt, anfangs in Stanzen abgeſungen, dann in Proſa verfaßt, mit ſeinen ſchlechteren Fortſetzungen Bertoldino und Cacaſenno, ſpäter von 21 Dichtern wieder in Stanzen gebracht und ſo endlich in die Mundarten von Bologna und Venedig überſetzt wurde. Von der alten Proſa aller 3 Theile habe ich mehre ältere und ganz friſche Volksabdrücke aus Viterbo, Ronciglione, Lucca, Venedig, Baſſano und Treviſo, gefunden.

Zu verwundern iſt dabei, daß die ſchon in Paul Warnefrids Erzählung ſo romantiſche Geſchichte der Longobarden ſelber für die Italiſche Poeſie keinen Inhalt abgeſetzt hat. Aber wie dieſer Deutſche Volksſtamm mit ſeiner Sprache in die Wälſche Überzahl unterging und ſeiner eigenthümlichen Sagen ganz vergaß: ſo wurde er, gleich den Gothen, von den Italiänern immer nur als barbariſche Eroberer betrachtet, von welchen der zum Abkömmling Konſtantins erhobene Karl der Große ſie befreite. —

Auffallend ſind mitten in Pavia viele ungeheuer hohe, viereckige, ſchlichte Thürme, dergleichen wir ſchon zu Regensburg bemerkten, und hier in Pavia ſonſt noch viel mehre geweſen: Überbleibſel von den feſten Häuſern und Burgen der großen Geſchlechter, welche Feſtungen in der Stadt hatten, dieſe dadurch verſtärkten oder ſich darinnen befehdeten, und auch wohl wieder Zwingherren derſelben wurden; ſo wie aus ſolchen, dem feindlichen Überfall und auch den Zwingern des Adels entgegengeſetzten Feſten des Landes ſich die Städte und freien Bürger gebildet hatten; daher noch jetzo in Italien Borgo einen Marktflecken bezeichnet. Die große viereckige Burg von Pavia, welche auch Johann Galeazzo Visconte erbaute, ſteht jetzo auf einer wüſten Ebene da: die Wälle ſind geſchleift.

Pavia iſt jetzo nur eine offene unbedeutende Landſtadt mit wenigem Binnenhandel. Die altberühmte, von Karl dem großen geſtiftete Univerſität, bei welcher wir Gaſtrecht ſuchen wollten, hatte eben ihre langen Herbſtferien, wo alles auf die Landhäuſer hinauszieht und dort die fröhlichſte Jahrzeit der Weinleſe zubringt. Der Küchenzettel der Vorleſungen war aber ziemlich mager, und es fehlten manche Hauptgerichte faſt ganz, z. B. Philologie, Philoſophie und Geſchichte, außer etwa Kirchengeſchichte. Daſſelbe fanden wir auch in Padua. Überhaupt iſt der alte Zuſchnitt dieſer Univerſitäten auch unter den Franzoſen eben nicht verändert, gewiß nicht verbeſſert. Außer Theologie, Jurisprudenz und Medizin ſcheinen auch hier nur die Naturwiſſenſchaften zu gedeihen. Die Lateiniſche Sprache wird immer noch als die alte Mutterſprache angeſehen, und die Italiſche, freilich daraus verdorbene, auf den Univerſitäten wenigſtens, nicht beachtet: wie vormals wohl zur Erklärung des Dante ein Lehrſtuhl in Florenz beſtand, den ſchon ſein Zeitgenoſſe Boccaccio einnahm. Doch hört man, daß jetzo Profeſſoren der Deutſchen Sprache auf den hieſigen Öſterreichiſchen Univerſitäten angeſtellt werden ſollen. — Wir beſahen wenigſtens das ſtattliche Univerſitätsgebäude und die Bibliothek, in welcher wir die uns angehenden Fächer durchlieſen und uns manche gute Bücher merkten.

Wir konnten Nachmittags noch weiter fahren, durch die fruchtbare Ebene, in welcher ſehr guter Landbau getrieben wird. Hier ſahen wir zuerſt Reisfelder mit ihren künſtlichen Bewäſſerungen, die aber böſe Sumpfluft machen und nicht mehr nahe bei den Städten ſein dürfen. Dann wurde das Land etwas hügliger. Der Wein war hier vortrefflich, und rankte ſich in langen Zeilen von Baum zu Baum, mit ſchweren blauen Trauben behangen. Es war eben Weinleſe, und hier aßen wir die ſchönſten Trauben, und ſo große, daß jeder an einer vollauf hatte. Dabei begegnete uns ein lächerlicher Mißverſtand: unſer Poſtillon, dem wir unſer Gelüſt nach Trauben (uve) zu verſtehen gegeben, vertröſtete uns auf das nächſte Dorf; wir ließen es uns gefallen: nachdem er vor mehren Häuſern vergeblich gefragt, brachte uns endlich eine Frau einen großen Korb voll Eier (ova). — Bald kamen wir über einen Deich an den ungeheuer breiten Po, den größten und längſten Strom Italiens, der mit ſeinem Gefolge noch aus den ewigen Quellen der Eisberge kommt und nie ſo verſiegt, wie die aus den inneren Bergen Italiens geſonderten Ströme. Er rechtfertigt wohl, daß die Sage ſich an ihn knüpfte und ihn zu dem Eridanus machte, in welchen Phaeton *) mit dem Sonnenwagen hinabſtürzte: ſo wie er als Welt- und Zeit-Strom (ähnlich dem Nil und dem Ganges) auch an den Himmel und in die Unterwelt geſetzt, und ſogar mit dem Bernſtein, den die Heliaden um ihren Bruder Phaeton weinen (wie Freya um ihren Gemahl goldene Thränen), in Preußen gefunden wurde. — Er ſchien hier, mit grünen Ufern, ein großer See, und wir ſchwammen langſam auf einer Fähre hinüber.

---

*) Damit verwandt iſt wol der lateiniſche Name Padus, noch in Padua; Altdeutſch der Phat, ähnlich der Pader.

Ebenſo mußten wir dann noch über die Trebbia, die vom Apenin kommend jetzo ſeicht im wüſten Bette floß, und kamen ziemlich ſpät nach Piacenza, das mit ſeinen langen krummen Straßen eben ſo verfallen und noch weitläuftiger iſt, als Pavia.

Florenz, den 25ſten October 1816.

Je tiefer ich in Wälſchland hineinkomme, je weiter wünſche ich mich ſchon wieder hinaus: und es iſt wirklich Abſicht und Troſt bei unſerm ſchnelleren Vorwärtsreiſen, als der Plan lautet, daß wir deſto eher wieder umkehren werden, und wir freuen uns jetzo ſchon auf dieſen Ort und Tag und werden ihn gewiß feiern. — Das Land iſt ſchön und wunderbar, und viel ſchönes und großes Menſchenwerk iſt drinnen: aber die jetzigen Menſchen darin gefallen mir ſchlecht, und faſt alles Herrliche der Kunſt iſt aus dem Alterthum und Trümmer oder unvollendet. Die großen, einſt ſo mächtigen und ſelbſtändigen Städte, die, beſonders in der Lombardei, ſo dicht neben einander liegen, ſind meiſt verfallen und verarmet zu bloßen Landſtädten, und Schmutz und Stank, Prellerei und Bettelei iſt faſt in allen unerträglich. Von den Italiſchen Weibern habe ich Dir ſchon etwas geſchrieben: ſie ſind ſich, bis hieher, ſehr gleich, an Ausſehen und Stimme unweiblich; ſo auch ihre knabenhafte Tracht, die hinter das Ohr geſtrichenen kurzlockigen Haare, darüber an manchen Orten ein wirklicher runder Mannshut mit einer Feder: aus welchem bei den Vornehmen und auf dem Theater ein ſeidenes oder ſtrohenes Hütchen mit Straußfedern oder Blumen wird. Dieß iſt faſt die allgemeine Tracht, und ſcheint überhaupt hier die Mode nicht ſo veränderlich und abweichend unter den Ständen. Hie und da tragen die Mädchen eine einzele Blume auf der Seite im bloßen Haar, auf dem Lande eine natürliche (z. B. um Mantua): und das ſteht wohl recht hübſch aus. Im Ganzen aber erſcheinen die Weiber wie verkleidete Männer, und haben auch wol das Regiment, d. h. ſie laſſen ſich bequem bedienen. Es gibt darunter auch viele Geſichter und Figuren, wie die … ſo maskenhaft und in Saat geſchoſſen. — Nun aber will ich etwas von unſerer Reiſe nachholen.

Ich blieb in Piacenza ſtehen, was eben kein guter Ruheort war. Die Stadt entſprach ihrem Namen keinesweges und war gar nicht annehmlich: rings ohne Bäume, eine geſchleifte Feſtung, erſchien ſie wüſt und öde. Am nächſten regnigen Morgen wanderten wir etwas durch die langen, meiſt lebloſen Gaſſen, vors Thor hinaus, um den Po wiederzuſehen, der mit der Stadt zu wenig verbunden und ohne feſte Brücke iſt. In der Stadt ſelber waren einige Denkmäler beſſerer Zeit merkwürdig. Der Dom, welcher der Heiligen Giuſtina, Piacenza's Schutzheiligen, geweiht, ſchon im Jahr 855 erneuet worden, iſt in der jetzigen Geſtalt 1122 angefangen, wie die Lateiniſchen Reimverſe über der kleinen Thür links neben der Hauptthüre angeben; doch ertheilte 1250 Pabſt Innozenz 4. noch Indulgenzen zur Vollendung deſſelben. Man wetteiferte mit den etwas früher angefangenen Kathedralen des benachbarten Parma und Cremona; der Bau iſt auch ganz in derſelben Art, und zunächſt eine Ausbildung der älteren Longobardiſchen Vorbilder zu Pavia. Die Giebel- und Schauſeite hat 3 Thüren, in der Mitte die größte, mit vortretenden Säulen, die auf gebückten Männern ruhen, unter welchen noch Löwen liegen, die wieder einen Menſchen gepackt haben: ganz ähnlich den beiden Thürſäulen der Hauptkirchen zu Ferrara und Modena *). Über dieſer Vorhalle iſt ein Balkon mit Säulen und Gewölbe darüber. Daneben zu beiden Seiten Gallerien von kleinen Säulen mit Bögen, dergleichen auch zum Giebel hinauf und rings um das Kreuz und die Kuppel laufen. Inwendig tragen das dreifache Schiff übermäßig dicke

---

*) Von beiden, ebenfalls aus dem 12ten Jahrhundert, ſind dieſe Säulen abgebildet bei Agincourt, Archit. Tafel LXVIII 27. LXX 4.

runde Säulen, daran kleine Bildwerke, z. B. allerlei Handwerker, ausgehauen. Alle Bögen ſind rund. Die Kirche unter dem hohen Chore *), die auch im Kreuz und auf Marmorſäulen gebaut worden, haben wir nicht geſehen. Die Kuppel iſt von Guercino mit Propheten und Sibyllen bemalt: eins ſeiner beſten Werke, in ſeiner vollen und breiten Manier, die hier paſſend iſt und auch in der Höhe die Geſtalten deutlich erkennen läßt, unter welchen die Sibyllen noch ſehr lebhaft heraustreten.

Hier in der Kirche S. Siſto war ſonſt das erhabenſte Madonnenbild Rafaels, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für 22,000 Scudi nach Dresden verkauft und dafür eine gute gleichzeitige Kopie hergeſetzt wurde. Es war für dieſe Kirche gemalt, wo die Gebeine der Heiligen Siſto und Barbara, die darauf abgebildet ſind, bewahrt werden. Herr von Derſchau in Nürnberg bezweifelte die Ächtheit des Dresdener Bildes.

Das alte Stadthaus auf dem Markte, mit Gothiſchen Spitzbögen und Fenſtern von Backſteinen, hat einige recht ſchöne Theile. Gerühmt wird wegen

---

*) Dergleichen unterirdiſche Kirchen heißen hier Confeſſione, gemeinlich [illegible] oder [illegible], in Mailand Scurolli, und dienten nicht nur als Gruft der Heiligen Leiber, ſondern auch zum Gottesdienſt im ſtrengen Winter und heißen Sommer.

ſeiner Einfachheit der herzogliche Pallaſt gegenüber im Neuitaliſchen Styl von Vignola (um 1550) gebaut: er ſchien mir zu flach, und iſt auch nur aus Backſteinen.

Bedeutendere Kunſtwerke ſind ohne Zweifel die Erzbilder der beiden Herzoge und tapfern Feldherren Alexander und Ranuzio Farneſe, in ritterlicher Tracht zu Pferde: beſonders der erſte, der ſein muthig fortſchreitendes und ſchnaubendes Roß kräftig anhält. Es ſind, nächſt unſerm großen Kurfürſten Berlin, die ſchönſten Bilder dieſer Art, die ich noch geſehen habe. Man hält ſie für Werke des Mocchi, oder ſeines Lehrers Johann von Bologna ſelber; vielleicht beider gemeinſchaftlich. Johann, eigentlich Dein Landsmann, aus Douay in Flandern, iſt einer der größten neueren Bildhauer, von dem ich ſeitdem (beſonders hier in Florenz) Werke geſehen, die gar wohl neben denen ſeines Lehrers Michel Angelo beſtehen können.

Dieß alles war aber in einem Paar Frühſtunden geſehen, und wir fuhren daher am Dinſtag Morgen ſchon weiter, auf der breiten alten Römerſtraße, Via Emilia genannt, die über Parma nach Rimini ging, von deren Bauart aber nichts mehr zu ſehen war. Die Gegend zog ſich geſtern ſchon etwas an die weſtlichen und ſüdlichen Bergen des Apenins hinan, und wurde ſanft hüglig. Die Üppigkeit des Bodens iſt hier ſo groß, daß die an große Bäume, zur Stütze, gepflanzten Reben, bis hoch in den Gipfel ſteigen und alles mit ihrem Laube und Früchten umſpinnen. Ihre Äſte ſind dicke Stämme, und liegen in langen Windungen wie Schlangen umher. Im Ganzen und auf die Dauer iſt aber der Anblick des Landes einförmig, mit ſeinen Mais- und Reis-Feldern, in kleinen Abtheilungen zwiſchen Bäumen, die meiſt Maulbeerbäume, für den Seidenbau, ſind; ſelbſt der Weinſtock dabei wird langweilig: denn nirgends hat man hier auf der Ebene eine weite Ausſicht, noch die Mannigfaltigkeit unſerer großen Kornfelder zwiſchen Gärten. Obgleich es vielleicht nirgend mehr Bäume gibt, als in Italien, ſo ſieht man hier doch keinen eigentlichen Wald, und alle Bäume ſind verſtümmelt, wie unſere Weiden, um Holz oder Laub zu haben; und beſonders unſere ſchönen Eichen ſind hier ganz unkentlich dadurch.

An den zerſprengt geweſenen Bögen mancher Brücken über kleine Ströme, deren vom Apenin ſo viele in den Po gehen, ſah man, daß dieſe Gegenden, die ſo oft der Kriegsſchauplatz fremder Heere geweſen, es auch kürzlich wieder geweſen ſind. Einige dieſer Ströme müſſen in der Regenzeit furchtbar ſein, da ſie ſehr breite, wüſte, ſteinige Betten haben; jetzo waren ſie aber faſt waſſerlos, und im Sommer vertrocknen ſie wohl ganz, da ſie nicht die ewigen Schnee- und Gletſcher-Quellen der Alpen haben.

überhaupt, ſo ſchön hier Herbſt und Frühling iſt, ſo fröſtelt man doch im Winter gewiß beſtändig, da keine Öfen, ſelten Kamine, und überall gepflaſterte Fußböden oder Eſtriche ſind: was uns jetzo ſchon ſehr unbequem vorkömmt: und dann iſt der Sommer ein anderer, noch viel furchtbarerer Winter, da alles verdorrt und verſengt, das Laub abfällt, und die Ströme verſiegen. Dagegen iſt unſer Winter mit Schnee und Eis, und warmen Stuben daneben, Schlittſchuhlaufen und Schlittenfahren, gewiß noch luſtig, und überhaupt die Mannigfaltigkeit und der Wechſel der Jahreszeiten unendlich viel angenehmer.

In dem Städtchen San Donnino ſahen wir ein kleines Abbild des Doms von Piacenza, vermuthlich nicht viel jünger.

Bald nach Mittag erreichten wir Parma, welches, die ehemalige und jetzo abermalige Reſidenz eines Fürſtenthums, doch ſtattlicher ausſieht, als die geſtrigen beiden großen Städte. Es iſt nun Sitz der Erzherzoginn Marie Louiſe, deren kleinen Napoleon wir ſchon in Como und Mailand häufig in Bildern geſehen hatten. Sie wohnte auf einem Luſtſchloſſe, und überhaupt war von dieſem Frauenhofe, der eigen genug ſein mag, hier nichts zu ſpüren. Vor Tiſche noch eilten wir, die Merkwürdigkeiten abzuthun, da wir bald merkten, daß kein längerer Aufenthalt nöthig ſein würde.

Zuerſt die Domkirche von 1280, wie die Inſchrift über der Hauptthür angibt. Sie hatte vormals auch zwei Seitenthüren, wovon noch die Löwen und Greifen, auf denen die Säulen ruhten, übrig ſind. Sie iſt ganz in derſelben Art, wie der Dom zu Piacenza, auch mit Kreuz und Kuppel und kleinen Säulenumgängen. In der Kuppel iſt das berühmte, ſchon ſehr verwitterte Wandgemälde von Correggio: Madonna in der Herrlichkeit mit Chören von Engeln und Heiligen, von denen man aber unten wenig ſieht, und zu denen ich nicht Luſt hatte, mit hinaufzuſteigen. Ich mag überhaupt die Deckengemälde nicht; ſie gehören nicht dahin, da man das Auge nicht mitten auf dem Kopfe trägt, ſondern, einer flachen Decke ziemt architektoniſcher Zierrat, und den Kuppeln oder Gewölben, zumal in einer Kirche, ein blauer Himmel mit goldnen Sternen, und höchſtens einigen ſchwebenden Figuren: wie in der prächtigen Karthauſe bei Pavia, und in mehren Kapellen zu Padua. Sollen es aber einmal Figuren ſein, ſo muß es kein verworrenes Gewimmel ſein, wie die zu Parma erſcheinen, welche ſchon zu Correggio's Zeit, als ſie noch friſch waren, von den Italiänern ſelber ein Fricaſſee von Fröſchen (guazzetto di rane) genannt wurde: ſondern die Geſtalten müſſen einfach und ſo rieſenmäßig ſein, daß man ſie auch unten erkennen kann, wie die in der Markuskirche zu Venedig und andere alte Moſaiken zu Mailand und Torcello. Jenen Fehler der Kleinheit und Überladung haben auch die meiſten Altarbilder; von welchen dagegen manche mit ihren Rieſengeſtalten, in die kleinen Gallerien verſetzt, ohne Wirkung bleiben. Bei dieſer Kuppel erzählt man übrigens die Geſchichte von Correggio's Tod, welche Öhlenſchläger in ein Trauerſpiel gebracht hat. —

Ich ging lieber zu dem alten Baptiſterium neben dem Dom, um dieſes merkwürdige Gebäude, in welchem alle Stadtkinder getauft werden, und dergleichen in den Italiſchen Städten (z. B. auch hier in Florenz) gewöhnlich ſind, recht genau zu betrachten. Es iſt ein großer achteckiger Thurm mit flachem Dach und Gallerie umher; außen 5 Reihen kleiner Säulen übereinander, die 4 unteren mit grade durchlaufendem Gebälke, die fünfte mit runden Bögen. Unter dieſen Säulenreihen ſind 4 große runde Thürbögen, im Kreuze gegenüber, und die nach dem Dome hin und die ihr entſprechende beſonders reich und mannigfaltig mit Marmorbildwerken geziert: da ſind Vorſtellungen von Chriſti Leben, von guten und milden Werken, Tages- und Altersbeſchäftigungen, Heiligenbilder mit Sprüchen, die Zeichen des Thierkreiſes u. ſ. w. Sie erinnerten an die Bildwerke der Säulen im Dome zu Piacenza. Ganz wie die heidniſche Kybele erſchien an allen 4 Thoren eine ſitzende weibliche Geſtalt mit Sonne und Mond in der Hand: vermuthlich Maria, die Himmelskönigin. Über der Hauptthüre berichten Lateiniſche Verſe die Jahrzahl des Baues 1196 und den Meiſter Benedictus, aus dem Geſchlecht Antelami *). Innerhalb, wo eben zu gleicher Zeit getrauet und getauft wurde, haben die hohen Wände mehre Geſimſe, auf denen ſehr alte Steinbilder, es ſchien im Halbdunkel, auch antike, umherſtehen. Die Wände ſelber ſind mit heiligen, reich vergoldeten Gemälden bedeckt, welche bald nach Vollendung des Gebäudes, um 1260, gemalt, zu den älteſten Denkmalen dieſer Kunſt gehören und noch in voller Kraft der Farben ſtehen. Sie nähern ſich noch ſehr dem Styl der Moſaiken, ſind aber ſchon freier.

Die Bildergallerie iſt nicht groß, hat aber einige Meiſterſtücke. Die großen Kunſtſchätze, die ſonſt hier,

---

*) Der Chroniſt Salimbeni, im 13ten Jahrh. erzählt, ſein alter Oheim, da er nichts mehr thun können, habe den ganzen Tag davor geſeſſen und den Unfug der Buben abgewehrt. — Abbildungen gibt Agincourt, Archit. Taf. LXVII. 24, 25. — Nach Campi's Kirchengeſchichte von Piacenza (1651) waren damals noch in der 903 erbauten Kirche S. Savino am Fußboden muſiviſche Vorſtellungen der 12 Monate und ihrer Himmelszeichen, und auch des Labyrinths ſammt dem Minotaurus, mit Lateiniſchen Verſen, die vor dem Labyrinth der Welt und des Lebens warnen. Ein Johannes Philippus, der ſich ſelber mit dem Meſſer in der Hand daran abgebildet, hatte dieſes gemacht.

wie in Piacenza, waren, hat der Infant Don Karlos, der 1736 König von Neapel wurde, dorthin mitgenommen. Darnach haben die Franzoſen noch das beſte weggeſchleppt, was aber eben wieder heimgekehrt war. Darunter gehören beſonders vier Bilder von Correggio, der hier zu Hauſe iſt (aus Correggio bei Modena), wo ſich denn auch, und demnächſt in Dresden, ſeine Hauptwerke befinden. Noch unlängſt ſind hier in dem Nonnenkloſter S. Paolo Wandgemälde von ihm entdeckt: unter vielen nackten Göttergeſchichten, Grazien, Parzen, Faunen, Veſtalen, auch Juno wie ſie, nackt, mit Amboſſen an den Füßen, vom erzürnten Zeus zwiſchen Himmel und Erde aufgehängt ſchwebt, und Diana, welcher Amor den Kopf eines Hirſches bringt, vermuthlich des Aktäon: eine Schalkheit, an welcher die geſtrengen Kloſterjungfrauen keinen Anſtoß zu nehmen brauchten, wenn ſie die Göttinn Diana für eine Heilige nahmen. Unter den Bildern in der Gallerie ſind zwei ſeiner berühmteſten Madonnen. Zuförderſt S. Girolamo (Hieronymus), welcher nebſt ſeinem Löwen darauf ſteht und dem Chriſtkinde ſein Buch darhält. Die Mutter ſitzt in einer freien Landſchaft mit einem antiken Tempel, und hält auf dem Schoße das Chriſtkind, das mit geſpreizten Armen und Beinen, gleichſam auf der rechten Hand der Mutter reitend, wirklich wie ein kleiner Froſch ausſieht, und an deſſelben Malers

Himmelfahrt der Madonna zu Dresden erinnert, welche den Spottnamen die Reitbahn führt, weil alle Engel auf den Wolken reiten. Dieſes Chriſtkind hat dabei ein zu gewöhnlich kindiſches und verzerrt lächelndes Geſicht, und viel ſchöner, ja das ſchönſte auf dem ganzen Bilde iſt das Geſicht des Engels, welcher in das Buch zeigt, nach welchem das Chriſtkind, wie nach einem Spielzeuge, die linke Hand ausſtreckt. Mit der rechten ſpielt es in den aufgelöſten Haaren der vor ihm knieenden Magdalena, hinter welcher ein Engel ihr bezeichnendes Salbengefäß riecht. Dieſer hat eben jenen unangenehm lächelnden, hier faſt ſchalkhaften Zug. Die ganze Gruppe ſteht unbequem und zu ſehr überhauf. — Die andere Madonna, della Scodella benannt, von der Schale in ihrer Hand, ruhet auf der Flucht nach Aegypten und hält das Chriſtkind, dem zur Rechten Joſeph Datteln vom Baume reicht. Das Kind blickt geziert aus dem Bilde und kokettiert faſt mit dem Anſchauer. Die Madonna auf beiden Bildern iſt der in der Dresdener Nacht ſehr ähnlich. — Zu ihnen gehörte noch eine dritte, die aber nicht aus Frankreich wiedergekommen, ſondern verſchwunden iſt, wie ſo manches Kleinod dieſer Art. Die Madonna della Scala, die Correggio im Hauſe eines Freundes auf die Wand malte, und welche nachmals als wunderthätig in eine ihr geweihte Kapelle eingemauert worden, habe ich nicht geſehen: ſie ſoll auch ſehr verdorben ſein. Ich kann die große Bewunderung dieſer Bilder und dieſes Meiſters überhaupt nicht theilen. Daß er ſo allgemein gefällt, und beſonders den Franzoſen und Engländern, iſt mir ſchon verdächtig. Es erklärt ſich wol zum Theil aus gewiſſen beliebten Gegenſtänden ſeiner Bilder, z. B. Io, Danae, Leda; und dann auch aus der bekannten Nacht in Dresden, die einen alten, ſchönen und maleriſchen Gedanken, die von dem Chriſtkinde ausgehende Beleuchtung — höchſt magiſch vor Augen ſtellt, aber weit nicht an die Hoheit und Tiefe der Rafaeliſchen und andrer älterer Meiſter Madonnen und heiligen Geſchichten reicht. Überhaupt ſind mir noch keine Bilder der alten Maler ſo modern vorgekommen, als ſeine; und man vergißt bei ihm faſt die religiöſe Beſtimmung und Bedeutung ſeiner Kunſt. — Ich habe ſeitdem andere Bilder von ihm in Bologna, und eben heute auch hier geſehen, und mein Urtheil meiſt beſtätigt gefunden. Es ſind ſehr liebliche und reizende, aber zuweilen ſehr gewöhnliche und faſt gemeine Geſichter. Ein Lieblingsgeſicht geht durch ſeine meiſten Madonnen und Kinder, und zeigt ſich noch bei ſeinem Schüler Parmeggiano, von dem hier auch mehre Bilder hangen. Die ſo häufig von der Naſe über die Augen hin ſich aufwärts ziehenden [illegible], [illegible] Augen, und die ebenſo aufwärts gezogenen Mundwinkel bilden jenes gezierte Lächeln und Schönthun, das beſonders an den Kindern ſo widrig iſt. Dabei ſehen die meiſten Bilder, mit ihren ſtarken Schlaglichtern und breiten dunkeln Schatten, zumal in der Nähe, bunt und fleckſig und wie unfertig aus. Daß auf allen derbe Verzeichnungen vorkommen, iſt ſchon von jeher gerügt, ſo wie dagegen die eigenthümliche Anmuth ſeiner Geſtalten, die blühenden, oft zauberiſchen Farben und das friſche Leben, beſonders im Nackten, das in den Schatten noch licht bleibt, allgemein anerkannt worden. — Unter den übrigen Bildern bemerkt man noch einige von Rondani, Correggio's Schüler, und Guercino; und inſonderheit eine Madonna in der Herrlichkeit von Cima Aus älterer Zeit war nur eine große ernſte Madonna, auf Holz gemalt, laut der Inſchrift, 1471 von Jakob de Scala, welcher ſonſt nicht bekannt zu ſein ſcheint. — In einem Nebenzimmer ſtehen mehre Antiken, aus der vermuthlich durch ein Erdbeben im Apenin verſchütteten Stadt Velleja, in der Nähe; unter welchen einige recht ſchön bekleidete weibliche Bildſäulen ſind.

In der glänzend eingebundenen neuen Bibliothek, die wir nur durchlieſen, da ſie nichts Wichtiges für uns enthielt, iſt auch noch ein Bruchſtück von Correggio, Bruſtbild einer Madonna, die Chriſtus oder Gott Vater krönt, auf Kalk, aus der Kirche S. Giovanni gerettet, wo das ganze große Bild am

Gewölbe des Chors bei einer Erweiterung deſſelben zerſchlagen wurde, nachdem es die Carracci auf Leinwand kopirt hatten, wonach ſie denn Aretuſi, Correggio's Nachahmer, wieder auf die neue Wand malte. Dieſes Stück des Urbildes iſt hier in der Bibliothek auch hoch eingemauert, man kann aber auf einer Leiter nahe hinanſteigen: es iſt über Lebensgröße, und man ſagt: Correggio wollte durch dieſes Gemälde den Spott über ſeine Dom-Kuppel austilgen; was er auch wohl erreichte. Es iſt nicht nur ſehr fleißig ausgemalt, ſondern auch großartig und herrlich, und die Madonna mit den holdſelig niederblickenden dunklen Augen unendlich reizend, ja wirklich entzückend. Dieß iſt das beſte, was ich von Correggio geſehen habe, und hat mich wieder mit ihm ausgeſöhnt.

In demſelben weitläufigen, aber auch wieder unfertigen Pallaſte, welcher dieß alles enthält, iſt auch noch ein Theater, Pilota genannt, eins der größten, die es gibt, für mehr denn 5000 Zuſchauer, von Vignola zum Theil in antiker Art erbauet, indem 12 Reihen Sitze hinter einander aufſteigen, bis zu 2 Säulenreihen über einander, zwiſchen welchen die Logen ſind. Daß man ungeachtet der Größe überall gut hört, mußten auch wir verſuchen. Das Ganze iſt in überladener, aber verfallener Pracht, weil ſchon lange nicht mehr darauf geſpielt wird.

Deſto unſcheinbarer und winkliger war das Theater, wo ich eine Vorſtellung der Judith (die bekannte bibliſche Geſchichte) in Italiſcher Manier ſah. Für eine ſolche Rolle paßt eine Italiänerin, mit ihrem halben Baß und furioſen Gebärden, und dieſe Judith, mit dem Schwert und blutigen Haupte des Holofernes, ſah wirklich leibhaft aus. Zuletzt, bei dem Kampfe, worin die Aſſyrer in die Flucht geſchlagen werden, geſchah es, daß mehre der Soldaten in Ernſt geriethen, und unbeſchadet ihrer Röcke die ſie zu Freunden machten, mit den Partiſanen ſo hitzig auf einander losſchlugen, daß, als der Vorhang fiel, ſie außen davor ſtanden und noch nicht weichen wollten. — Es folgte dann auch, wie gewöhnlich, noch ein Ballet, die Algieriſchen Seeräuber, in welchem dieſe mit den geraubten Weibern ganz ungeſchlachte Sprünge machten. Die erſte Tänzerinn, zu deren Beſten die ganze Vorſtellung gegeben wurde, und die vorher modiſch aufgeſtutzt an der Kaſſe ſaß, verſah ſich einmal, wie ſie ſich die Thränen abwiſchen wollte, und ergriff ſtatt der Schürze den kurzen Rock.

Am heitern Morgen fuhren wir aus dieſer übrigens mit ihren breiten Straßen und guten Häuſern ganz anſehnlichen Stadt, auf einer angenehmen Straße, wieder zurück in die Ebenen des Po's. Der Wein war hier in höchſter Fülle, und überall ſahen wir Leute damit beſchäftigt. Ihre Art zu keltern erregt aber nicht ſonderlich Appetit. Vor vielen Häuſern, die ſich ihren Weinvorrath machten, oder von den Weinbauern machen ließen, ſah man in Trögen voll Trauben, Kerle mit nackten, eben nicht ſaubern Füßen umhertreten; und unten wurde die ſüß-ſaure Brühe, die ſie Moſt nennen, aufgefangen, und friſch getrunken. Überall gingen Leute mit ſolchen dunkelrothen Halbſtiefeln bemalt. Wo halb oder ganz nackte Kinder mit in den Kübeln umherſprangen, erinnerten ſie wohl an manche antike Bildwerke, beſonders auf Grabmälern. Dieſe Unreinlichkeit der Behandlung aber, und weil reif und halbreif ſammt den Stängeln ausgeknetet wird, macht auch gewiß den meiſten Italiſchen Wein ſo ſchlecht, da doch die Trauben ſo ſchön ſind; und ſo weit wir in Italien gekommen, haben wir hier in Florenz zuerſt einmal guten Tiſchwein gefunden, der nicht ſauer und ſchmierig iſt. — So iſt es freilich, bei dem gänzlichen Mangel an Bier, mit dem Getränke ſchlecht für uns beſtellt, und ich helfe mir mit dem Kaffee, der überall ſehr wohlfeil und gut iſt. — Chokolade und Eis, das hier eben ſo häufig und gewöhnlich iſt, habe ich bald überdrüſſig gekriegt, ſchon in Mailand. —

Du mußt Dir ſchon gefallen laſſen, daß ich bei dieſer Reiſebeſchreibung ſo oft auf Abſchweifungen gerathe: weil eben die ganze Reiſe eine iſt, und ich

Dir doch gern ſo vollſtändig wie möglich den ganzen Zuſtand des Entfernten gelegentlich ſchildern möchte. Es iſt mir eine herzliche Freude, dieß gegen eine liebende theilnehmende Seele thun zu können, Dir alles zu ſagen, was mich freundlich oder feindlich berührt, ergötzt oder verdroſſen, erfreut oder betrübt hat; weil ich es ſo gleichſam doch mit Dir durchlebe.

Wir kamen durch einige kleine Städte, faſt alle mit mehr Kirchen und großen, meiſt aber auch unvollendet, mit nackten Wänden von Backſteinen daſtehenden Gebäuden, als ihnen zukommt. Eine Strecke auf dem Deiche am breiten Po hin, war ſehr erquicklich. Guaſtalla, durch das wir fuhren, hatte ich mir dunkel als eine ſtattliche Reſidenz gedacht, weil es in Emilia Galotti ſo vorkömmt: es iſt aber nur eine mittelmäßige Landſtadt. Bald darauf ſchwammen wir auf einer Fähre wieder über den Po zurück, und fuhren auf einer ſchnurgeraden Straße in Mantua, dieſe, auch im letzten Kriege ſo berühmte Feſtung, die mitten in einem Sumpf und See liegt, welchen der aus dem Garda-See kommende Mincio bildet.

Für eine Feſtung hat ſie recht breite Straßen und geräumige Plätze, und ſelbſt einen angenehmen Spaziergang in der Stadt, und einen ſchönen öffentlichen Garten am Thore innerhalb der Werke (bei dem Pallaſt Te). Wir ſahen aber bald wieder, daß der Nachmittag zu ihren Merkwürdigkeiten für uns hinreichen würde, machten uns alſo noch vor Tiſche auf den Weg darnach. Zuerſt in die Kirchen: denn die Baukunſt hat den Vorrang und die einfachſte und größte Wirkung vor allen Künſten, deren allumfaſſendes väterliches Haus ſie gleichſam iſt; und die Kirchenbaukunſt iſt wiederum die eigentliche und wahrhaft erbauliche Baukunſt. Die Chriſtliche Baukunſt ſcheint mir nun aber in der Gothiſchen oder Deutſchen eigentlich gefunden; und deßhalb wirſt Du Dich nicht wundern, wenn ich überall beſonders nach deren Anfängen, Denkmalen und Überbleibſeln wallfahre, und Dir immer treulich davon berichte. Wenn Du an die ſchönen Gothiſchen Kirchen in Deiner Heimat denkſt, wirſt Du mir gewiß Recht, und der Gudula-Kirche vor dem neuen heidniſchen Kirchen-Tempel zu Brüſſel (gegen Forſter) den Vorzug geben.

Von dem alten Dome zu Mantua war nur noch eine Seitenmauer und der Thurm kenntlich, innerhalb war er ganz in antikem Geſchmack aufgeſchmückt. Und dieß iſt ſeitdem öfter vorgekommen, z. B. in Bologna, daß von den alten Kirchen kaum noch das Gehäuſe kenntlich geblieben; innerhalb hat dann gewöhnlich die Peterskirche in Rom zum Vorbilde gedient, und meiſt ſind ſie dann weiß und kalt. Dieſe und die S. Andrea-Kirche zu Mantua, in demſelben Style, ſind aber wirklich höchſt geſchmackvoll und heiter, mit farbigen und goldenen Verzierungen der Architektur ausgeſchmückt, ſo daß einem doch etwas warm darin zu Muthe wird. Der Dom iſt nach Giulio Romano's Zeichnung erneuet, auf 4 Reihen Korinthiſcher Säulen mit flacher Decke: das Mittelſchiff hat ein zweites Stockwerk mit Pfeilern und Fenſtern dazwiſchen. S. Andrea, von Alberti 1472 angefangen, aber erſt ſpät vollendet, iſt innen ganz nach jenem Muſter der Peterskirche in Rom: ein Tonnengewölbe, auf Korinthiſchen Säulenpfeilern, zwiſchen denen die Fenſter und Kapellen, ohne Seitenſchiffe: eine Kuppel über dem Kreuze. Eigenthümlich iſt die Vorhalle: ein antiker flacher Giebel mit 4 Säulenpfeilern, zwiſchen den beiden in der Mitte ein hoher offener Bogen, zu deſſen Seiten zwei kleinere viereckige Eingänge *).

Einen ähnlichen Gegenſatz, wie der Dom, zeigte das alte herzogliche Schloß, welches auf Säulen und Bogen eine große Wand mit Gothiſchen Fenſtern und Zinnen tragend, von außen noch alterthümlich ausſieht, dem Dogen-Pallaſt in Venedig ähnlich, aber inwendig höchſt modern und elegant, von und für den ehemaligen Franzöſiſchen Vicekönig eingerichtet war. Ein älterer, in viel großartigerer Pracht geweſener Theil des Pallaſtes lag noch ſo wüſte, wie der

---

*) Abbildungen ſ. bei Agincourt. Archit. t. LI. 1 — 8.

Krieg ihn gelaſſen hatte. Viel ſchöne Wandgemälde von Giulio Romano ſind dabei zerſtört: nur ein Zimmer mit der ganzen Geſchichte und endlichen Zerſtörung von Troja bemalt, war ziemlich erhalten. Es iſt alles keck und derb ausgedrückt, aber ſolch verworrenes Fabelweſen nicht mein Geſchmack.

Von demſelben Maler ſind hier die Hauptwerke in dem Pallaſt Ti, der auch von ihm gebaut iſt, und ſo heißt, weil er die Geſtalt eines T haben ſoll; was aber gar nicht mehr ſichtbar iſt. Wände und Decken vieler Zimmer und Säle haben ſeine und ſeiner Schüler Hände bemalt; beſonders in dem einen mehre Bachanale und Liebesgeſchichten von Göttern und Helden, Silenen, Faunen, Satyrn und Nymphen; wie die Inſchrift beſagt, zur erlaubten Gemüthsergötzung vorgeſtellt. Da geht es nun verteufelt wild und üppig her, und überall iſt das Finale ganz nah und deutlich. Man verwundert ſich ganz, wenn einem geſagt wird, daß dieſes die Vermählung der Pſyche mit Amor vorſtellen ſoll. Sieht man nun genau hin, ſo gewahrt man wohl, daß die meiſten Bilder etwas von dieſer Mythe oder ähnliche Geſchichten enthalten: aber jene ſind ſehr verſteckt an der bunten Decke, und es iſt hauptſächlich auf dieſe großen fröhlichen und übermüthigen Wandbilder, Amors Hochzeit und Beilager, Bachus und Ariadne, Venus und Mars, Polyphem und Galatea, angelegt: überall ſieht man nur Bachus und Venus, und zwar die Kallipygos. Und auffallend iſt, daß faſt kein Bild in den vielen Feldern dieſes Saales, beſonders an der Decke, zu ſehen, aus welchem einem nicht eine oder ein Paar derbe Afterbacken nebſt Zubehör entgegenſtrotzten. Auch auf den meiſten übrigen Bildern dieſes Malers hier war jener Theil auffallend begünſtigt, ſo daß man auf arge Gedanken gerathen möchte. Sein rechter Name war eigentlich Pipi: er könnte eben ſo gut Popo heißen. — Man kann ſich ihn kaum als Rafaels Schüler denken; und doch war er das und noch dazu einer der liebſten und mit Penni ſein Erbe. Man möchte faſt glauben, daß er auf Rafael in der letzten Zeit, als dieſer auch zu ſolchen mythologiſchen Gemälden veranlaßt wurde, einen nachtheiligen Einfluß gehabt habe. Doch werden Rafaels Pſyche und Galatea in Rom wol noch etwas geiſtiger ſein. Dagegen iſt Pipi's rohe und wilde Natur auch erſt nach Rafaels Tode, hier in Mantua, recht zum Ausbruche gekommen. Die Antike hat ihn mit Sinnenluſt entzündet und ihren ſpäteren üppigen Basrelief-Styl hat er in die Malerei übertrieben. Die Wandmalerei, die ein friſches unverzagtes Gemüth und einen feſten Pinſel fodert, war ſein Element, und Prunk- und Speiſeſäle ihre Stelle. Das Edle und Hohe erſcheint hier nirgend; und auch die Farbe des vielen nackten Fleiſches ſpielt ins Violette oder Ziegelrothe, mit ruſſigen Schatten. Er iſt aber ein tüchtiger Meiſter in ſeiner Art, und gleichſam der Arioſto der Malerei. — Noch iſt von ihm hier im alten Pallaſt ein Deckenſtück: Aurora, am dunklen Sternenhimmel herauffahrend; von großer Wirkung, und meinem Bedünken nach, das beſte. Im Pallaſt Ti endlich bedeckt noch einen ganzen Saal der Sturz der Titanen: ungeheuer große Geſtalten, wie ich noch kaum gemalt geſehen habe; die ungeſchlachten Rieſen, die unten zwiſchen Felsſtücken hervorſtreben, erſchrecken einem faſt; die kleinen Götter oben ſind eben auch nicht göttlich.

Die Gallerie im alten Schloſſe hatte mehre gute alte Bilder, vermuthlich aus des alten Mantegna Schule, die hier vor Pipi beſonders blühte. Bei weitem das Beſte waren die nach Rafaels Zeichnungen ehemals zu Mantua ſelber gewirkten Teppiche, die bekannten bibliſchen Geſchichten, z. B. der Fiſchfang, Pauli Predigt zu Athen ꝛc., ſo innig und ſinnig, wie nur dieſer ſeelige Künſtler vermochte. Allein die ebenfalls gewirkten Figuren der Einfaſſungen ſind eine ganze Kunſtwelt. Es war eine freudige Botſchaft aus Rom, wo wir die nach denſelben Zeichnungen gewirkten Teppiche noch vollſtändiger und ruhiger ſehen werden. Die Gemälde, die vormals noch hier waren, ſind nach mancherlei Schickſalen durch das Palais Royal zuletzt nach England gewandert.

Wir durchwanderten dann etwas die Stadt, die auch noch Spuren von jenen einzelen viereckigen Burgen mit hohen Thürmen, und viele große Gebäude hat. Unſer Gaſthof ſchien, und war auch ſonſt wohl, ein großer moderner Pallaſt, in welchem es aber ſehr unheimlich und nicht zum beſten war.

Vom Schloſſe gibt es ſchöne Ausſicht über den umgebenden See und deſſen Ufer auf die Tiroler Alpen hin. Recht angenehm und ſchattig iſt auch der neue Spaziergang, der von den Franzoſen erſt angelegt und mit einer Büſte Virgils geziert iſt, die auf einer Säule ſteht. Virgil iſt bekanntlich hier in der Nähe auf dem Lande geboren, wo man ſich noch ſein ſchönſtes Gedicht vom Landbau veranſchaulichen kann. Wie er bald nach ſeinem Tode durch Bildſäulen und Feſte faſt göttlich verehrt wurde, ſo iſt ſeine Geburt auch ſchon frühe mit alten Sagen umgeben: wie ſeine Mutter Maia geträumt, ſie gebäre einen Lorbeerzweig; wie er ohne Weinen zur Welt gekommen, und Bienen um ſeinen Mund geflogen; wie der Vater zur Vorbedeutung eine Pappelruthe gepflanzt, die ſchnell zum großen Baume aufgeſchoſſen, nach welcher (virga) er denn benannt worden. Und wenn Virgil in Dichtungen des Mittelalters (auch in Deutſchen), und in Italien annoch, als Zauberer berühmt iſt, ſo iſt er dagegen auch Verkündiger des Chriſtenthums und ſogar Dante's Führer durch Hölle und Fegfeuer. Mantua, das ſich von Manto, des Wahrſagers Tireſias Tochter, vor dem Troja'ſchen Kriege, herleitet, hat auch ſei- Landsmann früh geehrt, durch Münzen mit ſeinem Bildniſſe und eine Bildſäule, welche aber Carlo Malateſta, Herr von Rimini, um 1416, im frommen Eifer in den Mincio werfen ließ. Nachmals ſoll der Kopf davon wieder hervorgezogen ſein, welcher noch aufbewahrt wird. — Ein ſpäterer Homer Mantua's war Francesco Bello, genannt Cieco da Ferrara (der Blinde von Ferrara), welcher, bald nach Pulci und gleichzeitig mit Bojardo, für den Hof der Gonzaga's die Helden Karls des Großen in Stanzen ſang. Sein Mambriano, von welchem ich die ſeltene erſte Ausgabe (Ferrara, 1509. 4.) aufgetrieben, knüpft ſich eben ſo an, wie das ältere Gedicht von der amazoniſchen Königinn Ancroja: beide kommen ihren Oheim und Bruder Mambrino zu rächen, den Rinaldo getödtet und der Waffen beraubt hatte; von welchen letzten der Helm Mambrins eine ſo ergötzliche Rolle im Don Quixote ſpielt. Im Mambriano erſcheint zuerſt ſchon, nach dem Vorbilde der Kirke und Kalypſo (und Dido), eine Fee Cariandina mit ihrer Zauberinſel, und Rinaldo's mannhafte Schweſter Bradamante, die bei den folgenden Dichtern unter anderen Namen immer wiederkehren. Der Ton iſt entſchieden ſpaßhaft, oft niedrig und ſchmutzig. —

Am andern Morgen, war gewiß einer der erſten Gedanken, daß es der dritte Oktober, Dein Geburtstag war. Wir brachen ſehr früh auf, und fuhren im Sternendunkel aus, über die lange verdeckte Brücke des Mincio mit ihren zwölf Mühlen, und lange noch im Nebel der Sümpfe, aufwärts wieder gegen die Alpen hin.

Die Sonne ſiegte endlich, und die vortretenden Berge waren uns, nach der langen Ebene, wieder eine gar erfreuliche Erſcheinung. Die Waſſer floſſen wieder ſchneller neben uns hin, die Flur war aber auch ein ehemaliges Waſſerbette, ſteinig, rotherdig und unfruchtbar. Gegen Villafranca wird es etwas beſſer. Die große alte viereckige Burg daſelbſt iſt von Backſteinen, mit Schichten von kleinen eiförmigen Kieſeln, die ſchräg an einander gelegt ſind. Von ſolchen Kieſeln, aus denen in der Nähe große Berge aufgeſchwemmt ſtehen, ſind weiterhin auch ganze Mauern mit abwechſelnd wagerechten und ſchrägen Schichten, und ſonſt mannigfaltig, moſaikartig, zuſammengeſetzt. — In dieſer Ebene erſchienen vor faſt 2000 Jahren zuerſt Deutſche Völker, die Kimbern, und drohten dem Römerreiche, und hier endete daſſelbe 500 Jahre ſpäter der Oſtgothiſche Theodorich, in dem Siege über Odoaker, wovon auch unſere alten Sagen und Lieder wiſſen. Bei Villafranca wendet ſich der Weg mehr gen Oſten, und ich ſah mit ſtillem Verlangen nach der Gegend des nahen ſchönen Garda-Sees, den ich ſchon deßhalb gern geſehen hätte, weil das Städtchen Garda, wonach er heißt, das ehmals berühmte Garten iſt, welches in unſern alten Heldenliedern, nächſt Bern (Verona), ſo viel vorkömmt, wovon aber freilich nur noch der Berg, worauf die alte Burg geſtanden, und die Sage übrig iſt, daß die alte große Stadt in den See verſunken und noch in der Tiefe zu ſehen ſei (gerade wie man von dem alten Vineta bei Swinemünde erzählt). Doch war ich heute faſt noch mehr mit dem im Heldenbuche und Nibelungen noch berühmteren Verona (Bern genannt) zufrieden, und hielt es für ein glückliches Zeichen, gerade an dieſem Orte Deinen Geburtstag zu feiern; denn das hatte ich mir im Stillen ſchon vorgenommen, und obgleich beide Reiſegeſellen dieſe Stadt auch nur im Durchfluge abzumachen gedachten, und es noch bis Vicenza gehen ſollte, ſo gedachte ich ſchon Aufenthalt zu machen. Der machte ſich aber bald von ſelber; denn auf der Höhe vor der Stadt erſchien dieſe, längs der Etſch, und an dem ſchönen Berge hinauf, mit ihren Thürmen ſo ſtattlich und einladend, und bei der breiten Einfahrt an den Altrömiſchen Denkmalen und neuern Gebäuden hin, und durch die belebten Straßen, ſo merkwürdig, daß ſogleich einmüthig beſchloſſen wurde, dort zu bleiben.

Unſer Gaſthof zu den zwei Thürmen war wie eine alte Burg, und auch wohl eine geweſen: ein großer viereckiger Hof, Gallerien ringsum, mit Blumen beſetzt, alles erneuet und ſehr heiter. Wir verſchoben wieder das Mittagsbrot zum Abend (da wir immer nur einmal eigentlich eſſen), und benutzten den ſchon immer kürzer werdenden Tag zum Beſchauen.

Die S. Anaſtaſia-Kirche, dicht am Gaſthofe, war ein guter Anfang, um 1307 mehr in wirklich Gothiſcher Art, den gleichzeitigen Kirchen zu Como und Mailand, und denen von Niccola Piſano zu Padua und Venedig ähnlich: Kreuz, Kuppel und Thürme ſchlicht, ohne die älteren kleinen Säulengänge; der Giebel mit dem nicht vortretenden Portal nur halb bekleidet mit Bildwerken aus dem Leben des H. Petrus; aber inwendig mit ihren großen ſpitzen Bögen und Säulen, alten Malereien, Grabmälern und feſtlichen Bekleidung ſehr erbaulich. An einigen Säulen ſieht man noch ſchöne Wandgemälde, als wenn die Kirche ganz ausgemalt geweſen wäre. In einer Kapelle am Chore ſind zwei Grabmäler aus dem 14ten Jahrhundert: offene Sarkophage, mit Gothiſchem Überbau, darunter Wandgemälde, beſonders eine ſchöne Muttergottes. Außen vor der Kirche ſteht das Grabmal eines Grafen von Caſtelbarco, der den Kirchenbau anfing, welchen die Stadt vollendete. Es iſt ganz den Grabmälern der Viſconti zu Mailand ähnlich.

Hierauf gings zu heidniſchen Denkmalen. Zuförderſt durch zwei Thore, welche jetzo mitten in der Stadt ſtehen. Das eine iſt, wenn auch kein Triumphbogen, den Theoderich als Thor in ſeine noch hie und da ſichtbare Stadtmauer einbaute, doch ganz in Geſtalt eines Triumphbogens: nur klein, und die gemiſchte Joniſch-Korinthiſche Säulenordnung, die überladenen Zierraten der Pfeiler, die den Bogen tragen, und die überlangen Fenſterſäulchen zwiſchen den großen Säulen, zeugen ſchon vom Verfall der antiken Baukunſt. Er heißt der Bogen des Vitruvius, nur von dem Freigelaſſenen dieſes Baumeiſters, welchen ſelber zwar Verona ſich zueignet. Das andere iſt urſprünglich ein Thor vom Jahr 265, mit zwei ganz ähnlichen Bögen und Säulen, und darüber noch zwei kleinere Stockwerke mit gedrehten Säulen und Fenſterbögen dazwiſchen: noch mehr Übergang zur Gothiſchen Bauart. — Dann beſchauten wir die berühmte Arena, die ſich ſchon bei der Einfahrt auf dem großen Platze mächtig darſtellte, und das erſte recht bedeutende und vollſtändige Römiſche Alterthum war, das mir begegnete. Dergleichen Bauten ſind der Römer Stärke. Ein großes eiförmiges Amphitheater, mit ſtufenweis abſteigenden Sitzen, für 30000 Zuſchauer, ganz von großen Werkſtücken. Es iſt noch größtentheils erhalten, und von den Franzoſen alles ausgebeſſert, ſo daß es noch wohl gebraucht wird, für Thierkämpfe, Wettrennen und dgl. und auch in neuerer Zeit zu einigen politiſchen Feſtlichkeiten benutzt iſt. Die Einfachheit und Regelmäßigkeit der Form thut dem Auge gar wohl, und vortreflich ſieht man von jedem Orte nicht nur den Schauplatz unten, ſondern auch alle Sitze und Zuſchauer. — Nachdem das Chriſtenthum die blutigen Fechterſpiele ausgetrieben hatte, wurden hier Gottesurtheile gehalten; und noch erzählt und lieſt man hier von Kämpfen des Lanzelot vom See und anderer romantiſcher Helden darin. — Ein kleines Buden-Theater, das eben darin aufgebaut war und einen Theil der Sitze für ſich abgeſchlagen hatte, ſah ganz winzig aus, und gab erſt recht einen Maaßſtab der Größe. Über allen Sitzen und Stufen iſt ringsumher noch eine Säulenhalle gegangen, welche ſich der äußerſten Ringmauer anfügte. Von dieſer, der eigentlichen Außenſeite, ſteht nur noch ein Bruchſtück von 4 Bögen, deren 72 geweſen. Es iſt von ſ. g. bäuriſchem Werke, d. h. mit rauh und wulſtig vorſtehenden Flächen der Werkſtücke; in drei Stockwerken, mit Säulenpfeilern Toskaniſcher Ordnung, von denen das mittlere das höchſte iſt. Wie gewöhnlich dergleichen Gebäude, hat dieß Theater auch im Mittelalter gelegentlich als Burg und Feſtung gedient, oder iſt auch vorſätzlich zu andern Bauten ſo weit zerſtört worden: an einem Thurm der untern Burg, welche zur Stadtmauer Theodorichs gehörte, erkennt man Bauſtücke davon. Noch jetzt überragt es die Stadt, und von oben überſchaut man ſie mit ihren vielen anſehnlichen Thürmen, meiſt von alten Burgen darin, worunter ein ſehr hoher, und ihre große Ringmauer, die den jenſeitigen Berg mit einſchließt.

Die große alte Burg (Caſtel vecchio) mitten in der Stadt iſt noch vollſtändig, und hat eine der kühnſten Brücken über die Etſch, in drei Bögen von 70, 82 und 142 Fuß Spannung. Es wird nicht vergeſſen, daß dieſer letzte Bogen weiter iſt, als der Rialto zu Venedig; und er iſt in der That auch der größte, den man weiß. Durch ihn, an der Thalſeite, geht der Hauptſtrom, drum ſind die andern beiden enger. Ausgezackte Zinnen umgeben das Geländer der Brücke, wie die Thürme und Mauern der Burg. Das Ganze hat 1354, Can Grande 2. erbauet. Dieſer war einer der Scaligeri, welche ſeit dem 13ten Jahrhundert Herren von Verona waren, bis ſie 1387 dem Visconti weichen mußten. Ihre Grabmäler ſind ganz in der Art, wie jene der Visconti zu Mailand: zwei Stockwerke Säulen, zwiſchen den oberen der Sarg, auf dem der Todte liegt, darüber Spitzbögen mit einer Piramide, auf welcher oben der Todte nochmals gewappnet zu Pferde ſitzt; Hunde (cani) halten das Wappen, eine Leiter (scala). So ſind beſonders die Grabmäler des Can Grande I. (ſt. 1328), des Can Maſtino (ſt. 1350) und des Can Signorio (ſt. 1375). Das letzte hat, laut der Inſchrift, Bonino von Campione, der mit am Mailänder Dom baute, verfertigt: es iſt am reichſten verziert, und ſechseckig; jene andern ſind viereckig *). Alle ſtehen im Freien, aber ſehr verbaut. — Bei Can Grande I. fand bekanntlich Dante eine Freiſtätte, und Muße zu ſeiner göttlichen Komödie, in welcher er ihn dafür verewigt hat.

Noch drei andere Stein-Brücken verbinden die Stadt und ſind auch ſehr tüchtig. Die alte Burg jenſeit auf dem Berge über der Stadt liegt aber in Trümmern, durch die Franzoſen, und mahnte mich an Ehrenbreitſtein: die Ruinen ſehen freilich vielleicht maleriſcher aus, als ſonſt die Burg, welche nun die eigentlich in unſern Heldenliedern gemeinte Burg des Dietrich von Bern iſt.

---

*) Abbildungen von allen dreien, ſo wie von jener Brücke, ſ. in Maffei, Verona illustrata, I. 1. III, Compend. II, 35 61. Das erſte und Theile deſſelben gibt auch Cicognara, I Taf. 24, 33, S. 371.

Auch die Veroneſer kennen Dietrichs Beinamen nach ihrer Stadt, und die Geſchichte weiß, daß er Verona, als Hauptzwinger und Vorburg gegen feindliche Einbrüche, mit einer neuen Mauer befeſtigte, die Waſſerleitung herſtellte, neue Bäder, und auf dieſem Berge ſich einen Pallaſt baute, mit einer Säulenhalle bis an das Stadtthor. Hier wohnte er, abwechſelnd mit Ravenna, wo er freilich ſeinen Hauptſitz hatte und den Odoaker völlig beſiegte. Auch darauf deuten unſere Heldenlieder in der Schlacht vor Raben (Ravenna), wo nur Odoaker mit Ermenrich verwechſelt iſt, ſo wie Dietrich ſelber, in dem Verhältniſſe zu Etzel (Attila), mit dieſem ſeinem Oheim Hermanrich. Von ſeinem Pallaſte zu Verona, welchen auch Longobardiſche und Fränkiſche Könige bewohnten, gibt ein altes Stadtſiegel noch eine wahrſcheinliche Abbildung: unten Säulen, Pfeiler und Bögen, oben nur Säulen und gerades Gebälk, darauf Zinnen und Thürme mit Kuppeln *). Gegenwärtig ſieht man davon vielleicht nur noch einige Grundmauern unter dem neuern, jetzo auch zerſtörten Caſtello S. Pietro. Die Hauptbrücke darunter (Ponte della Pietra) hat an der Bergſeite noch zwei antike Bögen; die übrigen ſind neuer. Und

---

*) Maffei's Abbildung I, 449, wiederholt Agincourt, Archit. XVI, 2).

dieß iſt die Etſch-Brücke, über welche in unſern Heldenliedern Dietrich und ſeine Geſellen aus- und einreiten in die Burg. Das heißt, was ich ein- für allemal bemerke, dieſe Örtlichkeiten ſind von den letzten Sängern jener Lieder im 12 — 13ten Jahrhundert, als die Deutſchen beſonders durch dieſen Paß in Italien ein- und auszogen, aus eigener Anſchauung oder Überlieferung gemeint. Eine ganz andere Betrachtung iſt, was dieſen Sagen und Namen etwa noch anderweitig geſchichtlich oder mythiſch zum Grunde liegt. — Von Dietrich, der zuletzt als Arianer gereizt, in Verona beſonders wieder mehre katholiſche Kirchen zerſtörte; iſt hier auch noch eine merkwürdige Sage, welche mit jener ſchon vom Pabſt Gregor I. erzählten übereinſtimmt, daß Dietrichs Seele in den Lipariſchen Vulkan geſtürzt worden, wohin ihn der Pabſt Johannes und Symmachus, die er ſammt Boethius tödten ließ, gebunden führten: ſo wie ihm (nach Prokopius) das abgehauene Haupt des Symmachus in einem groſen Fiſchkopfe auf der Tafel erſchien, daß er ſich entſetzte und nie mehr aß. Die Veronaer Sage iſt folgende: Dietrich, um ſeine Luſt an ſchönen Roſſen, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, [illegible] ſeine Geiſter ihm in ſolcher Geſtalt dienten, bis ſie alſo ihn ſelber in die Hölle jagten. So ſtellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des 10ten

Jahrhunderts neben der Kirchthüre von S. Zeno dar, wie er, mit früher ungewöhnlichen kurzem Mantel und Steigbügeln, auf die Jagd reitet; und die Lateiniſchen Reimverſe deuten das Bild durch einen thörigen König, dem der Teufel Roß, Falken, Hund und Hirſch ſende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen ohne Zweifel Dietrich. Dieß erklärt aber noch näher unſere Sage in dem Heldenliede von Etzels Hofhaltung, daß Dietrich, eigentlich ein Sohn des böſen Geiſtes, der ihm den feurigen Zornathem gab und die Burg zu Bern baute, weil er ſich durch Rede gegen Gott vergangen, von einem teufliſchen Roſſe in die Wüſte entführt worden, wo er täglich mit zwei Würmen kämpfen müſſe, bis an den jüngſten Tag *). Ähnliche Sagen haben wir dann von einem Römiſchen Kaiſer Donatus und von Kaiſer Friedrich 2.; ſie gehen in die vom wilden Jäger über, und ihr gemeinſamer einfacher Sinn iſt: wer der Welt Luſt zu hitzig nachjagt, iſt ſelber des Teufels Wildpret.

Gern wäre ich umhergeſtiegen auf der alten wüſten Burg, welche ſchon im Renner, um 1300, das

---

*) Vgl. der Helden Buch, Bd. 1. und Sammlung für Altdeutſche Lit. S. 141. — Dietrichs Geburt erzählt die Wilkina-Saga, welche mit ſeiner Taufe endigt, von Hagen

öde, graunvolle Haus des Berners genannt wird: aber der Zugang war verſchloſſen; es hätte zu lange aufgehalten. Wir gingen alſo in den Garten des Grafen Giuſti, der ſich in Terraſſen an demſelben Berge hinaufzieht, und ganz in dem Style iſt, wie der auf Iſolabella, mit hohen pyramidiſchen Cypreſſen und ſchönlaubigen Lorbeeren. Aus einem Hauſe auf der Höhe iſt eine entzückende Ausſicht über die ganze ſchöne Stadt und weit in die Ebene nach Mantua, Vicenza hin, und zur rechten auf die nahen ſchön bebauten ſonnigen Berge, zunächſt auf die alte Burg. Unten ſtehen einige Alterthümer und eine Bildſäule aus weißem Marmor, der wie eine Glocke oder Tropfſtein klinget. Er wird in der Gegend gebrochen und heißt Bronzino wegen dieſer Eigenſchaft.

Wir endeten wieder mit Kirchen. Einige in der Nähe dieſes Gartens führen in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zurück. S. Nazario und Celſo iſt zwar, ſeit der Zerſtörung durch die Ungarn, im 10ten, und noch mehr im 15ten Jahrhundert erneuet und erweitert, aber von der älteſten Kirche iſt noch eine kleine viereckige Kapelle übrig, ganz in den Tufberg gehauen, und auf die Wände gemalt: wie Moſes das Waſſer aus dem Felſen ſchlägt; die Verkündigung (Maria ſitzend); die Taufe, wobei zwei ſitzende Männer aus Gefäßen Waſſer in den Fluß gießen, wie heidniſche Flußgötter; die 12 Apoſtel, noch ohne Sinnbilder, und die H. Nazario und Celſo; Chriſtus auf dem Throne, mit ſegnender Hand, zu jeder Seite ein kleines Rund, aus dem eine menſchliche Geſtalt hervortritt, Sonne und Mond auch noch auf heidniſche Weiſe vorſtellend; der Erzengel Michael, geflügelt mit Stab und Kugel in den Händen, wie er die Seele eines Gerechten in das himmliſche Jeruſalem geleitet; endlich, in einer Vertiefung oben eine große Hand, das uralte Sinnbild, Gottes, der Schöpfung und Zeugung. Die Malerei iſt roh und fleckig und mehr nur bunte Zeichnung auf dem weißen kalkigen Grunde, gehört aber offenbar zu den allerälteſten, und die Lateiniſche Inſchrift der Namen zeugt von Urſprünglichkeit *). Man glaubt, dieſes ſei der Ort, wo ſich der H. Proculus im dritten Jahrhundert eine Zeitlang vor Verfolgung verborgen habe.

In der unterirrdiſchen Kirche von S. Giovanni in Valle ſtanden zwei Sarkophage von Griechiſchem Marmor, noch ganz in antiker Geſtalt, aber mit Chriſtlichem Bildwerk, fein und zierlich ausgearbeitet. Der größere zeigt vorn auf der unteren breiteren Abtheilung, in der Mitte Chriſtus ſtehend auf

---

*) Einzele Abbildungen davon hat der Prälat Dionisi machen laſſen.

einem Berge, von dem die vier Paradies-Ströme rinnen, die Rechte emporgehoben, in der Linken eine Schriftrolle; rechts Petrus, den die Säule mit dem Hahne hinter ihm bezeichnet, links Paulus mit dem Kreuze auf der Schulter; weiterhin, rechts die Heilung des beſeſſenen Kindes, links des blutflüſſigen Weibes; endlich rechts das Samaritiſche Weib, links der Judas-Kuß: alle Figuren haben antike Mäntel, und die einzelnen Vorſtellungen ſondern ſich nur durch die Säulen hinter ihnen, die theils durch Bögen, theils durch gerades Gebälk verbunden ſind. Die obere Abtheilung hat in der Mitte ein vergoldetes Kreuz im viereckigen Felde, welches zwei nackte Engel mit Flügeln halten; rechts Moſes mit den Geſetztafeln, und Daniel mit der Schlange zu Babel; links Daniel in der Löwengrube und Tobias mit dem Hunde. Bäume ſcheiden dieſe Vorſtellungen des alten Teſtaments, aus dem auch die beiden Seiten den Sündenfall und Joſef mit ſeinen Brüdern geben. Der andere Sarg iſt minder bedeutend und zeigt nur in der Mitte die Büſten von Mann und Frau aus einer Schale vortretend; darunter zwei Hirten mit drei Schafen; auf den Ecken Petrus und Paulus mit Schlüſſel und Schwert *).

---

*) Abbildungen von beiden ſ. bei Maffei, III 93. 529. — Ein dem letzten ganz ähnliches altes Bildwerk gibt Agincourt, Sculpt. Taf. V. 7.

S. Stefano war vermuthlich die Kathedrale, die Theodorich zerſtörte. In der Unterkirche waren noch ſehr alte Säulen mit mannigfaltigen rohen Knäuſen, ein ähnlicher Predigerſitz, einige antike Särge und Inſchriften.

Von der ehmaligen Herrlichkeit von S. Pietro in Caſtello iſt auch wenig mehr ſichtbar. Merkwürdig iſt die Ungleichheit der beiden Seitenſchiffe, wie bei mehren der älteſten Kirchen; das nördliche, wo nach Römiſchem Gebrauch die Frauen ſtanden, iſt um drittehalb Fuß breiter *). Dieſe Kirche war mit dem alten Pallaſt, der hier oben ſtand, verbunden: und hier, wo Alboin durch Roſamunda fiel und unter einer Stufe begraben lag, wurde auch 923 Kaiſer Berengar, der an derſelben Stelle den König Ludwig gefangen und geblendet hatte, durch Verſchworene umgebracht, und man zeigte ſonſt ſeinen ſteinernen Sarg auſen an der Kirche, deßgleichen einen Stein, der mit ſeinem Blute befleckt nicht zu reinigen war. — Eine eingemauerte Steinſchrift von 1239 war ein Denkmal von Kaiſer Friedrich 2. Anweſenheit zu Verona. Aus einer Ächtung, die Friedrich in demſelben Jahre hier ergehen ließ, erſieht man zugleich, daß die Empörer auf dem Rathsſaale zu Verona nach dem Leben gemalt waren.

---

*) Einen Grundriß und Durchſchnitt ſ. bei Agincourt, Archit. Taf. XXVIII. 22. 23.

Die Baſilika S. Zenone iſt eine der merkwürdigſten: noch von den Longobarden, oder, wie gemeinlich geglaubt wird, von Pipin, gewiß 816 ſchon vom Archidiakonus Pacificus erbauet, im 10ten Jahrhundert vollendet; der Thurm im 11ten, wo auch die Kirche erweitert wurde, angefangen, und im 12ten beendigt von einem Martinus*). Sie iſt den Longobardiſchen Kirchen in Pavia ſehr ähnlich: nur bricht ſich der Giebel und ſein Dach an den Dächern der Seitenſchiffe, hat nur eine Thüre, darüber eine durchlaufende kleine Säulengallerie, und oben ein großes rundes Fenſter; überall bis an's Dach durchlaufende Säulenpfeiler. An jeder Seite der Thüre ſind halberhobene Bildwerke in weißem Marmor: zur linken die Schöpfung, Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradieſe, in den beiden unterſten die obgedachte Höllenjagd Dietrichs; zur rechten das neue Teſtament, die Verkündigung (Maria ſitzend), Geburt in der Krippe mit Ochſelein und Eſelein, Anbetung der Hirten und Könige, Herodes, Verrath und Kreuzigung. Jedes Bild erklären die Namen und Lateiniſchen Reimverſe. Über dem Bilde einer ſtehenden Frau lieſt man Mataliana, die vermuthlich zu dem Werke beiſteuerte. Die erſten Verſe zur rechten nennen einen Guilelmus, und der letzte zur linken und einer im größten Thürbogen einen Nicolaus als Meiſter. Dieſer Bogen tritt mit zwei auf Löwen ruhenden Säulen vor, und darunter der H. Zeno (der hier lebte und litt), wie die Geſandten des Kaiſers Gallianus ihn einladen, ſeiner Tochter den Teufel auszutreiben, und in mehren kleinen Feldern andere Wunder dieſes Heiligen, z. B. wie unter den drei Fiſchen, die er den Geſandten kocht, der vierte, den ſie geſtohlen, lebendig bleibt. Unten ſind wieder Sinnbilder der 12 Monate; der März beginnt und der Mai iſt eine bekränzte Geſtalt, die zwei Hörner zugleich bläſt: beides nach Römiſcher Art. Ganz oben am Bogen erſcheint wieder die Gotteshand; hier mit aufgebognen drei Fingern, dem Daumen und den zwei Vorderfingern, wie die Lateiniſche Kirche ſegnet (und wir noch ſchwören): dagegen die Griechiſche Kirche dabei den Daumen mit dem vierten Finger zuſammenfaßt und die übrigen drei ausſtreckt, wie ich auf mehren Moſaiken geſehen habe. Das große runde Fenſter oben, das jünger ſein ſoll, ſtellt ein Glücksrad vor, an deſſen Umkreiſe ſechs Menſchen auf- und abſteigen. Eine halb gereimte Inſchrift nennt mit großem Lobe einen Briolotus als Meiſter deſſelben, ſo wie des gleich am Eingange ſtehenden achteckigen Taufſteins. Sonſt iſt hier in einem dunklen Gemache noch eine runde Porphyrſchale, von 8 Fuß Durchmeſſer, welche früher auf dem Platze rechts vor der Kirche geſtanden, zum Waſchen der Hände und des Geſichts, vor dem Eintritte, wie in der älteſten Zeit gebräuchlich war, wovon noch das Weihwaſſer nehmen übrig iſt. Dieſe Schale heißt die Coppa des H. Zeno, und davon geht die Sage, daß ein von ihm ausgetriebener Teufel ſie fernher über Meer holen mußte, und darnach auch den Unterſatz dazu. Die mit Erz belegten Thüren haben Vorſtellungen aus dem alten und neuen Teſtament, und der Legende vom H. Zeno. Neben der Kreuzigung erſcheinen Sonne und Mond, die ſich verfinſterten, noch auf heidniſche Weiſe, in männlicher und weiblicher Geſtalt. Das Innere ruht auf zwei Reihen abwechſelnd einfachen und zu Pfeilern verbundenen Säulen mit Bogenwänden; auf den höheren Pfeilern ſtehen Querwände mit Bögen, ſonſt iſt die Decke flach. Die Knäufe ſind mannigfaltig, mit Blättern, Meduſenköpfen und verſchlungenen Chimären. Links am Eingange ſtehen die Steinbilder Chriſti und der 12 Apoſtel, lebensgroß, noch mit anliegenden Armen und wol mit den übrigen Bildwerken gleich alt; ſie ſind bemalt. Eben ſo ſind hier an mehren Stellen heilige Wandgemälde, von denen die jüngſten nicht über das 14ten Jahrhundert herabgehen. Auf dem Bilde eines Biſchofs, vermuthlich des H. Zeno, von guter Zeichnung und Farbe, war die große über ſchwemmung der Etſch von 1239, wol gleichzeitig eingegraben. Eine Steinſchrift gedenkt ſogar eines Gemäldes von 1123. Den 1445 angebauten gewölbten Chor trägt eine ältere unterirrdiſche Kirche, ähnlich der zu Freiſingen, auf Säulen gewölbt, auch mit Wandgemälden, welche um 1300 ſchon zum drittenmale übermalt worden. Hier ſteht der Sarg des H. Zeno. — Neben dem wol gleichalten Kreuzgange mit kleinen Säulen, iſt noch ein Überbleibſel der älteſten Kirche: ein Gewölbe auf 4 Säulen, die an Größe, Geſtalt und Knäufen ganz verſchieden ſind; wieder an die Kapellen zu Eger und Nürnberg erinnernd. Auf dem Kirchhofe in der Nähe iſt ein ähnliches unterirrdiſches Gewölbe auf vier Säulen, mit einem Sarge ohne Inſchrift, der für Pipins ausgegeben wird.

---

*) Abbildungen ſ. bei Agincourt, Archit. XXVIII. 24 — 28. LXIV. 7. LX. 26. 27.

Noch älter iſt die unterirrdiſche Kirche von S. Fermo und Ruſtico, wo ſchon in Gegenwart des Königs Deſiderius dieſe Märtyrer beigeſetzt worden. Die Oberkirche wurde 1065 erbaut, aber 1313 erweitert von Guglielmo di Caſtelbarco, dem Bauherrn der Anaſtaſia-Kirche, und in derſelben Art. Drinnen iſt das Grabmal des Johannes Scaliger, 1350 von Johannes von Verona, des Meiſters Viginus Sohn; den obgedachten Grabmälern ähnlich. Von der älteren Kirche iſt noch über der Thür ein großes Wandgemälde der Kreuzigung mit vielen Figuren, das eine unbeſtimmte Nachricht bei

Vaſari dem Giotto beilegt, aber früher iſt, weil die Kreuzigung, wie auf den älteſten Bildern, noch mit vier Nägeln vorgeſtellt iſt, dagegen Cimabue und ſeine Nachfolger zierlicher die Füße über einander legten.

Auf der Stelle des der heiligen Jungfrau geweihten Doms ſoll ein Tempel der Minerva geſtanden haben, und manche antike Bruchſtücke ſind hier gefunden und wieder eingebaut. Von der älteren Kirche, welche 780 erbaut wurde, ſieht man noch einige kleine Marmorſäulen und eine kleine Thür, über welcher ſich eine alte Kanzel aus Griechiſchem Marmor und ein rohes Bildwerk in Marmor, die Verkündigung (Maria ſtehend) befindet. Karl der Große, welcher mit Pavia auch Verona einnahm, ſoll den Bau befördert haben, oder, nach andern Sagen, drei Königinnen, ſeine Mutter Bertrada und ſeine und des Deſiderius Gemahlinn, welche drei auch am Thürballen des neuen Doms ausgehauen, obwohl durch Inſchriften als die drei theologiſchen Tugenden bezeichnet worden. Der jetzige Bau fällt ſchon vor 1185, wo in dieſer Kirche ein Concilium gehalten wurde, in Gegenwart Kaiſer Friedrichs 1. und Pabſt Lucius 3., welcher letzte darin auch begraben liegt. Pabſt Urban 3. weihte ſie 1187. Sie iſt auf der Giebelſeite auch den Domen zu Parma und Piacenza ganz ähnlich, aber glänzender. Die große Thür in der Mitte iſt von röthlichem Marmor, und zwei vortretende Säulen ruhen auf geflügelten Greifen. Das merkwürdigſte ſind aber zu beiden Seiten zwei große ſtark erhobene Steinbilder: zwei ſtehende Männer, zwar bärtig unter dem Kinn und mit Zwickelbärten auf der Oberlippe, doch jugendlich, mit langen lockigen Haaren, den linken Arm unter dem vorgehaltenen großen, nach unten geſpitzten, bloß verzierten Schilde ohne Wappen. Der Mann zur Rechten trägt eine Mütze, Panzerhemde und Panzerhoſen, aber dieſe nur am linken Beine, am rechten Strümpfe und gebundene Schuhe; zwiſchen ſeinen Füßen ſitzt ein kleines vierfüßiges Unthier mit Drachenkopf; in der rechten Hand hält er ein Schwert mit Blättern an der Spitze und der Inſchrift: † Durindarda. Der Mann gegenüber iſt baarhaupt und ohne Panzer, bloß im Rock mit Armbändern, ſteht mit gekreuzten Beinen in Schuhen, und hält in der Rechten eine Art von Streit-Geißel, einen Stab mit einer Kette, daran eine geſtachelte Kugel; ohne Inſchrift *). Jener iſt aber Roland mit ſeinem guten Schwerte, und dieſen nennt die allgemeine Sage Oliviero, ſeinen treuen Gefährten. Bemerkenswerth iſt, daß Livius eine ganz ähnliche Bewaffnung der Samniter beſchreibt, mit unten ſpitzem Schilde, und

---

*) Sehr gute Abbildungen von beiden ſ. bei Maffei, III. 111. verkleinert bei Agincourt, Sculpt. XXVI. 14.

Ringpanzer, nur am linken Beine; und daß in demſelben Aufzuge vormals in manchen Gegenden Frankreichs vornehme Herren und Helden den Biſchöfen bei feierlichen Gelegenheiten den Zaum zu halten pflegten. Man hat deßhalb wol gemeint, daß Roland, der bei Eginhart wenigſtens ein geſchichtlicher Held iſt, mit Karl nach Verona gekommen und dort etwa einen ähnlichen Dienſt geleiſtet habe. Freilich ſind beide Bilder, wie ſchon die Tracht zeigt, ſehr alt, und vielleicht die älteſten ihrer Art, jedoch wol nicht bloß Denkmale der Herrſchaft und Kirchenförderung der Karolinger in Verona, ſondern auch der damals ſchon ausgebildeten frommen Sagen von Karl und ſeinen Paladinen. Deßhalb erzählt auch ſelbſt der gute Moscardo in ſeiner Geſchichte Verona's (1668), daß Karl dieſen beiden Helden, den Söhnen Milone's und Rainero's und ſeiner Schweſtern Berta und Eltruda, die Belagerung von Pavia überlaſſen und unterdeſſen Verona erobert habe. Beide Helden ſtehen auch an der Apoſtel-Kirche hier in Florenz, welche der Erzbiſchof Turpin in ihrer Gegenwart ſoll eingeweihet haben. — In dem Dom zu Verona iſt aus der Karolinger Zeit noch eine für die Kunſtgeſchichte wichtige Grabſchrift von 846, des Archidiakonus Pacificus, wonach er 821 ſtarb, und die gedachten Kirchen von S. Zeno, Proculus, Petrus und andere, nebſt dieſer Marienkirche, theils erneute, theils gründete, Meiſter war in allerlei Arbeiten, von Gold, Silber, Erz, Holz und Marmor, 213 Bücher ſchrieb, und noch viele andere gelehrte und künſtliche Werke verfertigte: ein wahrer Tauſendkünſtler ſeiner Zeit. Sonſt iſt dieſer Dom inwendig, beſonders am Chor, im 15ten und 16ten Jahrhundert mannigfaltig erneuet und erweitert; was auch außen an den Seiten- und Hinterwänden zu ſehen. Noch mehr an dem viereckigen Glockenthurm in antiker Art, welcher, was recht gut, nur halb fertig iſt. Auf dem Biſchofshofe daneben ſah ich noch eins der vier marmornen Rieſenbilder von Aleſſandro Vittoria (ſt. 1608), die hinauf hatten kommen ſollen. Merkwürdiger war mir die uralte Säulenhalle dieſes Hofes mit den mannigfaltigſten Knäufen und Schäften, runden, achteckigen u. ſ. w., darunter einer auch ganz mit ſeinen heiligen Bildwerken bedeckt, ähnlich einigen Säulen in der Markus-Kirche zu Venedig. Sie iſt wol noch vom erſten Bau dieſes Biſchofſitzes, der nach einem Brande 806 von S. Zenone hieher verlegt wurde.

Nahe dabei iſt die Kirche S. Giovanni in Fonte, welche mit dem großen Taufſtein in der Mitte auch ſchon aus des Pacificus Zeit ſein ſoll. Dieſer ſteht auf zwei Stufen und hat an ſeinen acht Seiten, zwiſchen Säulen auf den Ecken, folgende Bildwerke: die Verkündigung, Maria ſtehend; die Heimſuchung;

die Geburt; der Engel bei den Hirten; die Weiſen aus Morgenland, noch ohne Krone; Herodes auf dem Throne, Söldner umher; der Kindermord; die Flucht nach Aegypten, Joſef trägt das Kind; endlich die Taufe Chriſti, der bis über die Mitte des Leibes im Waſſer zu ſtehen ſcheint. Die noch im 13ten Jahrhundert wiederholte Vorſtellung der Geburt, da Joſef neben den beiden Thieren an der Wiege ſitzt, Maria im Bette liegt und das Kind gebadet wird, welche aus den apokryphiſchen Evangelien herrührt, ſoll, nach einer neueren Auslegung, die Ketzerei des Eutyches beſtreiten, der allein die göttliche Natur in Chriſto annahm, und Chriſti wahrhafte menſchliche Geburt beweiſen. Freilich könnte es noch eher für die Arianer zeugen, welche allein die menſchliche Natur Chriſti glaubten *).

In der modernen nüchternen Kirche S. Giorgo hat ſich die neuere Malerei verherrlicht. Das große Bild des Hauptaltars, das Marterthum des H. Georg, von **Paolo Veroneſe**, deſſen ſeine Vaterſtadt ſich gern rühmt, war mir doch zu weitſchichtig und bunt. Lieber wandte ich mich zu einigen älteren einfältigen Bildern, dergleichen, ein Heiliger Martin, laut der Inſchrift, 1392 von Jo. Tom. de Pelegrinis, welcher ſonſt nirgend erwähnt wird; zwei andere, 1524 von Jo. Maria Pomedellio, der ſich beſcheiden nur Goldſchmidt von Villafranca nennt, und bisher auch nur aus einigen Medaillen bekannt iſt: und 1529 von Hieron. a Libris, der, wie ſein Vater Francesco, die votrefflichſten Miniaturen in Büchern malte (daher ihr Beiname), landſchaftliche Gründe liebte und Steine, Blumen und Bäume ſo lebendig nachahmte, daß er durch einen Lorbeerbaum, auf dem Altarbilde in S. Lorenzo, die Vögel täuſchte, wie einſt Zeuxis. Er malte aber auch groß, und erinnert hier an Rafael. Noch mehr thut dieß Caroto, und aus ſeinem Bilde ſchauen mit der Heiligen Urſula höchſt liebliche Frauengeſichter, die beim Ausgange noch manchmal rückwärts zu blicken reizten.

---

*) Vgl. die Abbildung bei Agincourt, Archit. LXIII. 23.

Von dieſem Veroneſer iſt hier auch das ſchönſte, eben aus Paris heimgekehrte Bild, in der Sakriſtei von S. Tomaſo: Maria in rothem Gewande ſitzend, mit dem Kinde und dem kleinen Johannes; das auch wohl für ein Werk Rafaels gegolten hat: und in der That wähnt man, eine der mannigfaltig in freier Landſchaft mit den beiden Kindern von ihm dargeſtellten Madonnen zu ſehen, ſo einfach und anmuthig iſt es. — Ein ſolches Bild zu haben und zu verehren in einer Hauskapelle, wäre große Gnade.

In der Stadt ſieht man mehre große, zum Theil unfertige Palläſte in Neuitaliſchem Style, beſonders von Sanmichele (ſt. 1559), der auch S. Giorgio und Tomaſo erneuet hat, und deſſen Verona ſich eben ſo rühmt, wie Vicenza des gleichzeitigen Palladio, von welchem hier auch einiges iſt. Auf dem großen Kräutermarkte (Piazza dell' erbe) ſteht eine hohe antike Marmorſäule: ſie weiſet mit dem Löwen oben auf die Zeit, da Verona ſchon zu Venedig gehörte, und wurde 1524 errichtet, mit der längſt entſchwundenen Kraft, daß jeder Schuldner, der ſie berührte, ſicher war. Das alte Marmorbild auf dem Brunnen daſelbſt, eine gekrönte Frau, ſoll dagegen noch von Pipin, Karls Sohn, herrühren und Verona vorſtellen.

Endlich beſahen wir auch die öffentliche Sammlung von Alterthümern, welche Maffei veranſtaltet und ſich dadurch ein ſchönes Andenken geſtiftet hat; nicht minder wie durch ſein Buch Verona illuſtrata, das höchſt lehrreich und muſterhaft iſt, bis auf die verzeihliche Anmaßung, daß die Gothen, Longobarden u. ſ. w. faſt gar keine, ja kaum eine verderbliche Wirkung auf die Italiſche Kunſt, Sprache und Wiſſenſchaft gehabt haben: da doch gewiß iſt, daß, wenn Römer, wie Griechen, auch fortwährend im Beſitze gewiſſer uralter Überlieferungen geblieben, doch der belebende und bewegende Geiſt der neuen Chriſtlichen Welt von den Germanen ausgegangen, bei denen, wenn ſie auch verwildert waren, doch die Weiſſagung des Chriſtenthums alte Erinnerungen aufregte. Und ob auch den Italiänern und Griechen, neben den Antiken, die Chriſtliche Kunſt als ein Verderbniß erſcheint, ſo war damals doch mit dem Heidenthum auch ſeine Kunſt ſchon in ſich ſelber verdorben; und bei und durch die Germanen fing mit dem Chriſtenthum die heilige Kunſt gleichſam von friſchem an: wie einſt etwa bei den Griechen ſelber die antike Kunſt und Götterlehre im Verhältniß zu der älteſten Ägyptiſchen und Morgenländiſchen. Aber auch der Einfluß der eigenthümlichen Deutſchen Kunſt auf die Italiſche iſt in der ſ. g. Gothiſchen Baukunſt wenigſtens offenbar; und ebenſo ſind in der Italiſchen Sprache, mit der Veränderung des innern Baues, auch alle Wörter Deutſch, die nicht Lateiniſch, inſonderheit die kriegeriſchen und ritterlichen und Waffennamen, recht zum Merkmal der Herrſchaft: daß aber die Italiäner und andere Wälſche, die in demſelben Falle ſind, dieſes nicht einſehen, läßt ſie eben mit ihrer Sprachableitung in ſolcher Verwirrung. — Das Muſeum hat hinten und vorn eine Halle von etwas plumpen Joniſchen Säulen, und daran einen viereckigen offenen Säulenhof, wo die Denkmäler ſehr gut aufgeſtellt oder eingemauert ſind. Da ſtehen Bauſtücke, Meilenſäulen, Inſchriften (auch Hetruriſche und Griechiſche), Grabſteine, erhabene Bildwerke und Bildſäulen, die letzten meiſt Bruchſtücke: unter dieſen iſt der Sturz eines jugendlichen Leibes von beſonderer Schönheit. Auch mehre Chriſtliche Alterthümer ſind da. Wichtige Urkunden der Kunſtgeſchichte ſind zwei kleine Säulen aus S. Giorgio in Valpolicella bei Verona. Sie gehörten, wie die Inſchrift ſagt, zu einem **Ciborium** (Tabernakel), das zur Zeit des Longobardiſchen Königs **Lioprand** (um 720) von dem Meiſter **Urſus** und ſeinen beiden Schülern **Juvintinus** und **Juvianus** gemacht wurde. Dort war damals **Tancol** Presbyter, **Refol** Gaſtaldius (Okonom), und von dem Diakonus **Gondelme** iſt die Inſchrift, auf welcher auch noch die Namen **Vergondus**, **Theodval** und **Foscari** ſtehen. Mehre Buchſtaben wie D, E, F, I, N, O, haben ganz **Runiſches** und Hetruriſches Anſehen *). — Ein Marmorſarg der H. **Sergius** und **Bacchus**, laut Inſchrift, von 1179, aus S. Silveſtro zu Nogara, hat für dieſe Zeit vortreffliches Bildwerk, beſonders an dem wie ein Dach zugeſpitzten Deckel, auf der einen Seite die beiden Heiligen zu Pferde, auf der andern zwei Männer, die mit dem Bogen nach einem Vogel ſchießen: alles

---

*) Abbildungen ſ. bei **Maffei**, Inſchriften, Nro. 64. — In der Nähe des Doms iſt ein erhobenes Bildwerk des 9ten Jahrh. gefunden: über einem runden Bogen (wie einer Thüre) Chriſti Bruſtbild mit aufgehobenen Fingern der Rechten, in der Linken das Evangelium; rechts ſteht Petrus mit den Schlüſſeln, links Paulus mit einem Buche. In der lateiniſchen Inſchrift nennt ſich der Sculptor **Pelegrinus**. Abgebildet bei **Agincourt**, Sculpt. XXVI 15.

ſehr lebhaft vorſpringend. — Die Italiſche Inſchrift vom J. 1373, worin eine damals hergeſtellte Brücke in Reimpaaren von ungleicher Länge ſich ſelber als ein Wunderwerk rühmt (was wirklich ein Wunder), iſt eine der älteſten dieſer Sprache, gewiß der Mundart von Verona.

Es war zu ſpät geworden, um noch zu dem Grabſteine Julia's und Romeo's zu wandern, welcher in einem Garten vor der Porta de' Borſari gezeigt wird. Den Italiänern iſt die Geſchichte nur eine ihrer vielen Novellen aus den Zeiten der Guelfen und Gibellinen; wichtiger iſt ſie den Nordländern durch Schakspeare's liebe- und ſeelenvollſte Schöpfung. Dieß benutzen jene kaufmänniſch, und ſeitdem die Erzherzoginn Marie Louiſe den Stein beſucht hat, faſſen die Goldſchmiede kleine Stücke davon in Ringe, welche poetiſche Reliquien beſonders bei den Engländern viel Abſatz finden.

Ich blickte im Abendſcheine noch einmal von der Brücke auf die alte Burg von Bern *), und wanderte dann langſam durch die Straßen, in denen ich

---

*) Merkwürdig iſt, daß nicht bloß Bern in der Schweiz, ſondern auch Bonn am Rhein den alten Namen Verona hat, wie ein Stadtſiegel von 1265 zeigt, worauf nebſt einer Kirche mit 3 Thürmen und Kuppel der Heilige Caſſius gewappnet mit Schwert und Lanze auf einem hirſchähnlichen Ungeheuer mit Menſchengeſicht ſteht, und

zuerſt auch mehre alte Bürgerhäuſer in einer Art Gothiſchem Styl mit ſpitzen Fenſter- und Thürbögen ſah; trat nochmals in die dämmernde Anaſtaſia-Kirche, wohin alles zum Abendgebet ſtrömte; und dann ſtieg ich hinauf in den Speiſeſaal, wo meine beiden Geſellen ſchon ſaßen, und harrten. Es war uns außerordentlich wohl bei dem abendlichen Mittagsmahle, bei Lichte, und noch mehr, als durch eine Flaſche Vino Santo (einen ſchönen ſüßen Wein, der bei Padua wächſt und ſeinen Namen verdient) der rothe ſaure Tiſchwein vertauſcht wurde, und ich Deinen Geburtstag verkündete. Es wurde herzlich auf Dein Wohl und unſere gute Hoffnung getrunken. Möge Dir das Ohr geklungen haben und Du auch vergnügt geweſen ſein; und möge das Madonnenbild aus Zürich an dieſem Tage angekommen ſein und Dir Freude gemacht haben.

Höchſt behaglich legte ich mich zur Ruhe. — Und das will ich jetzo auch thun, weil es Mitternacht geworden, und ich Dir heute doch nichts beſſeres mehr ſchreiben kann. — Jener Tag war einer der ſchönſten auf der ganzen Reiſe.

---

einen halben Mond auf der Stirn hat — In mehren Liedern des Heldenbuchs ziehen ſich Dietrichs Abenteuer auch nicht bloß nach Worms, ſondern noch weiter den Rhein hinab: er erobert Köln und beſiegt Helfrich von Bonn. Und überhaupt iſt er in der Sage das an der Donau und Etſch, was Siegfried am Rhein.

Florenz, den 26ſten Oktober 1816.

Müde von dem Umherwandern durch und um die ſchöne Stadt, will ich mich bei Dir durch Erzählung der weiteren Reiſe erholen.

Am 4ten Donnerstags früh fuhren wir weiter nach Vicenza, auf einer Höhe über die Etſch längs der Berge hin, welche reizende Durchſichten gewährten, und auf ihren Stufen, Abhängen und Thälern Landhäuſer und Dörfer, und auf den Gipfeln Burgmauern und Kirchen und Thürme tragen. — In dieſen Bergen wohnen die 7 und 13 Deutſch redenden und lebenden Gemeinden mitten unter Wälſchen. Sie nennen Verona auch Bern und ſich ſelbſt Cimbarn und halten ſich für Überbleibſel jener vor Chriſti Geburt von Marius hier geſchlagenen Cimbern. Auch haben ſie ein Büchlein, worin dieſe ihre Geſchichte in Italiſchen Reimen beſchrieben und Stücke in ihrer Sprache beigefügt ſind. Die Italiäner glauben dieß ſelber, nennen ſie auch Cimbri, und Maffei erklärt ihre Sprache für Sächſiſch von der Oſtſee, wo die Cimbern hergekommen, und bei dem Aufenthalte des Däniſchen Königs Friedrich 4. zu Verona, 1708, ſei dieſes bewährt worden. Aber, wir kennen jetzo dieſes Deutſch hinlänglich: es iſt mit ſeinen harten Mitlauten und vielen Doppellauten durchaus Oberdeutſch und von den Tiroler und Schwäbiſchen Mundarten wenig verſchieden; und dieß Völkchen ſtammt vermuthlich, mit den Tirolern, von den Alemannen, die vor dem Frankenkönig Chlodowig zu Theodorich flohen. Jene Cimber-Sagen wurden ihnen erſt ſpäter von Schriftgelehrten eingeimpft, und es verhält ſich damit wol eben ſo, wie mit den Hertha-Sagen auf Rügen; wenn gleich, außer antiken Denkmalen, ſich das Andenken der Cimbern auch in Italiſchen Schriften des 14ten Jahrhunderts, die dieſe Gegend Cimbria nennen, erhalten hat, und noch ein Kaſtell Cembria bei Trient ſteht, wo ebenfalls zwei Deutſche Dorfſchaften von Wälſchen umgeben ſind.

Bei Montebello durchſchneidet der Weg eine tiefer ins Land gegen Padua hinlaufende Bergkette, und an Vicenza, das dazwiſchen liegt, iſt das beſte gewiß die Ausſicht von der Kirche Maria del Monte, ſo benannt nach dem Berge Berico oder Berga, d. i. Berg, wo man rechts beide ſich gegen das Meer hin verlierende Bergreihen und dazwiſchen die baumreiche grüne Ebene mit Vicenza ſelber, überſchaut, aus welcher weiterhin Baſſano, Citadella und Padua weiß hervorblicken. Dieſe und andere Namen in der Nähe, Belluno, Rovigo, welche kürzlich noch Franzöſiſche Herzöge führten, erinnern, daß man hier auf einem bedeutenden neuen Kriegsſchauplatze ſteht. — Es führt ein bequemer Weg unter einer in Bögen aufſteigenden neuen Säulenhalle hinauf zu der Kirche, welche auch neu iſt, aber noch ein älteres Kirchlein neben ſich hat.

In der Stadt iſt nur noch der Dom der H. Jungfrau in der älteren Vorgothiſchen Art: die Thürbögen am Giebel haben nach unten verlängerte Halbkreiſe. Sonſt, wie Vicenza, faſt ohne eigenthümliche Geſchichte, nur die ihrer Nachbaren, Mailand, Verona, Padua und Venedig, theilt, ſo hat es auch faſt gar kein bedeutendes altes Denkmal aufzuweiſen. Aus der Römerzeit ſind nur wenige Grundmauern und Bruchſtücke übrig, und die Chriſtlichen Alterthümer ſcheinen von der modern-antiken Bauwuth, welche Palladio, der Erneurer des Vitruv, über ſeine Vaterſtadt und weiter gebracht hat, gänzlich verſchlungen zu ſein.

Vicenza iſt aber berühmt wegen ſeiner ſchönen Bauwerke, und ihr Meiſter Palladio iſt das wahre Palladium dieſer Stadt, an den nicht zu glauben, Frevel wäre. Ich habe jedoch keinen ſonderlichen Reſpekt vor ihm. Er hat die früher ſchon durch Brunelleschi, Bramante und Michel Angelo auferweckte antike Baukunſt gleichſam wieder eingemauert, indem er ſelten eine freiſtehende Säule hat, ſondern meiſt halbe oder Dreiviertel-Säulen an die Wände klebt, wo flache Säulen-Pfeiler hingehören (wie das Amphitheater von Verona zeigt), und wiederum runde Säulen unter Bögen und Gewölbe ſtellt, wo nur viereckige Pfeiler erträglich ſind. Und er iſt ſchuld, daß dieß weit und breit nachgeahmt iſt, z. B. in Berlin, wo viele Häuſer ſtehen, deren Originale ich hier in Vicenza und Verona wiedergefunden habe.

Das Rathhaus von Vicenza mit ſeinem berühmten großen Saale hat einen ungeheuern Waſſerkopf, wie der Berliner Schauſpielkaſten mit ſeinem Engliſchen Bohlendache, und die antiken Säulen und Rundbögen Palladio's erſcheinen ſeltſam neben den unten noch übrigen Spitzbögen des älteren Gothiſchen Baues, welcher dieſen neuen Überzug bekommen hat. Nicht anders mag es ſich wol mit mehren ähnlich aufgeſtutzten Kirchen verhalten.

Zwei große Säulen auf dem Platze nehmen ſich gut aus, obgleich ſolche einzele Säulen, die nichts tragen, immer wunderlich und ſpätere Römiſche Entartung ſind, und hier mit dem Venediſchen Löwen nur die alte Abhängigkeit verkünden.

Das Olympiſche Theater und das Landhaus des Marcheſe Capra, ſo viel Weſens davon gemacht wird, haben wir nur im Vorbeigehen geſehen. Jenes iſt noch mehr in antiker Art, aber in viel kleinerem Maaßſtabe, als das Parma'ſche: elliptiſche Sitze, ohne Logen, nur mit einem Säulenumgange, und auch die Bühne von unveränderlicher Architektur umgeben, drei große offene Thüren in der Mittelwand, und zwei an den Seiten, mit unendlichen Durchſichten auf Gebäude:

meiſt überladen mit Zierraten und Bildwerk, wodurch es noch kleiner ſcheint, als es iſt. So paßt es nur für wenige antikiſche Stücke, mit denen die Italiäner, bis auf Alfieri herab, ſich auch lange und viel gequält haben, ohne es bis zu der Meiſterſchaft in der Ziererei zu bringen, wie die Franzoſen. — Das Capra'ſche Landhaus, das unten am Monte Berico ſteht, kannſt Du dir am kürzeſten vorſtellen, wenn Du von einem der beiden Gensdarmes-Thürme zu Berlin den eigentlichen Thurmaufſatz wegdenkeſt, und an die Stelle der Kirche noch eine vierte Säulenhalle mit Giebel ſetzeſt, nur Joniſche ſtatt der Korinthiſchen Ordnung und alles winzig klein dagegen. Dieſe Säulenhallen, hier wie dort, ſind an ſich ſchöne freie und einfache Theile: aber, ſo nahe im Viereck verbunden, fallen ſie gleichſam mit der Thür ins Haus, ſind faſt nichts als Thür ohne Haus. Wie herrlich iſt dagegen unſer Opernhaus in Berlin mit ſeiner einen Säulenhalle und ſeinen übrigen ſchönen Verhältniſſen! Dem gleiches haben wir bisher in Italien nicht geſehen. Warum bauet man keine Kirchen in dieſer Geſtalt, wenn ſie doch einmal antik ſein ſollen? Wie ſie von antiken Tempeln entnommen iſt, ſo paßte ſie noch beſſer für Kirchen, als für Theater, wo die krummen Linien im Viereck nur widrige Winkel geben; weßhalb die klügeren Alten ihre Theater auch außen rund bauten. Dergleichen Winkel hat aber auch dieſes Landhaus, in deſſen Würfel mit den vier Thürhallen ein runder Saal mit einer Kuppel eingebauet iſt.

Eben ſo ſcheint Palladio's eigenes Haus an dem Markte kaum bewohnbar, und iſt jetzo auch eine Wache. Es iſt, mit zwei Halbſäulen, nur zwei Säulenſtellungen breit, und nichts als Thür und Fenſter. Und ſo ſind mehr dergleichen Häuſer, die wie Abſchnitzel von größeren Gebäuden, und in einer Reihe wie eine Muſterkarte von Tapeten ausſehen. Die flachen Halbſäulen und häufigen Zierraten aus Stuck gebacken (was natürlich beiſammen) geben auch jenes dekorazionartige Anſehen; und das geht ſo weit, daß man anderswo ſogar die Architektur bloß auf die flache Wand gemalt hat; was ſchon als innere Verzierung widerwärtig iſt. — Der Grundirrthum iſt wohl die Anwendung der antiken Baukunſt in all ihrer religiöſen und Staats-Pracht auf Bürger- und Stadthäuſer in den Straßenreihen. Selbſt bei Wohn-Palläſten ſind die freien Säulenhallen der Tempel und öffentlichen Gebäude oft ein Übelſtand, und verfinſtern die Zimmer dahinter: deßhalb iſt man überall mit den Wänden und Fenſtern zwiſchen die Säulen vorgerückt und hat dieſe eingebaut, ſo daß ſie nichts mehr tragen und überflüſſig daſtehen. Und wie man in Italien wirklich antike Gebäude für das neuere Bedürfniß ſo zugerichtet hat, ſo iſt es auch künſtlich nachgeahmt, und die Schmach der alten Säule zum modernen anmaßenden Zierrat geworden. Schicklicher ſind immer für ſolche Fenſterwände, wenn es denn ohne Säulenordnung nicht abgehen ſoll, die flachen Säulenblenden: obgleich auch dieſe an einem Gebäude ganz ohne entſprechende wirkliche Säulen zu ſehr als unbegründeter Zierrat erſcheinen; denn eigentlich ſind ſolche Säulen-Andeutungen nur die Reflexe, die Wand- und Pfeilerſpiegel der wirklich frei und rund davorſtehenden Säulen, welche der wahre Typus und Stylus des Gebäudes ſind und ihr Bild auch weiter über daſſelbe werfen und innen wie außen abſpiegeln können.

Andere Gebäude Palladio's mochten wir weiter nicht aufſuchen: wir ſahen noch genug dergleichen beim Ausfahren, darunter auch unfertige und verfallene, wie gewöhnlich.

Man kann es den guten Leuten von Vicenza gönnen, daß ſie mit ihrem Palladio kein Ende finden können, obgleich er zu ſeiner Zeit ſchon ihr Feind genannt wurde, der ſeine Mitbürger zu Grunde richtete, weil ſie alle in Palläſten wohnen wollten, und der aus einer alten Republik gewiß verbannt, anſtatt zum Patrizier erhöht wäre: denn ſie haben eben nichts anderes, und in keiner andern Kunſt etwas Eigenthümliches von Bedeutung geleiſtet und aufzuweiſen (ein Wunderkäſtchen ihres Valerio Belli hier in Florenz aufgenommen); und das ganze Buch von den Merkwürdigkeiten Vicenza's, dergleichen jede Italiſche Stadt hat, handelt nur von dieſen Gebäuden. Damit ſoll auch dem Palladio nicht zu nahe geredet ſein, denn er bleibt immer ein verdienſtvoller Baumeiſter: manches von ihm iſt ächt antik, und er iſt überall noch edel und einfach gegen den Schnekken- und Muſchel-Geſchmack der folgenden Zeit, beſonders des goldenen Zeitalters der Franzoſen und Jeſuiten.

Wir hatten aber in einigen Stunden zur Gnüge davon, und fuhren nach Mittage noch weiter auf Padua. Der Weg war in der Ebene durch Staub und Bäume beſchränkt, ich verſchlief ihn alſo größtentheils. Doch bemerkte ich noch das ſpöttiſche Gegenbild der Palläſte Vicenza's, jene eigenthümlichen Bauerhäuſern mit großen Strohdächern und Vorhallen, wovon ich Dir ſchon früher erzählt habe, und welche offenbar zu den durch die ganze Stadt laufenden Vorhallen in Padua, Anlaß gegeben haben. Dieſelben Häuſer habe ich ſpäter noch bis gegen Bologna hin, und in dieſer Stadt dieſelbe Bauart, wie in Padua gefunden (in Mantua, rona und Vicenza, ſind nur in einzelen Straßen, und an Platzen dergleichen Hallen, wie in Berlin die Stechbahn), aber dieſſeits der Apeninen nicht mehr.

Padua, wo wir noch bei guter Zeit anlangten, iſt aber dadurch ſehr einförmig, und um ſo unangenehmer, weil es auch eine todte Landſtadt und in auffallendem Verfall iſt.

Wegen der Ferien konnten wir auch hier die vormals berühmte Univerſität nicht begrüßen. Wir gingen alſo zu den Todten. An dem Pflanzengarten vorbei, wo uns zuerſt eine Pinie begegnete, die mit ihren ſchirmförmigen Zweigen wie ein großer Pilz ausſieht, gelangten wir auf einen weiten Platz, Campo Marzo genannt, an einem Ende der Stadt: in deſſen Mitte iſt ein aus der Brenta abgeleiteter, künſtlich rund in ſich zurückfließender Kanal, gleich dem Homeriſchen Oceanus und den Strömen der Unterwelt und der Zeit; und rings um dieſen ſtehen über 70 große Sandſteinbilder berühmter Paduaner Gelehrten und anderer berühmter Männer, die dort ſtudirt haben; darunter auch der Trojaniſche Held Antenor, angeblicher Gründer von Padua, deſſen Grabſtein noch in einer Kirche geziert wird, und der Ketzer Guſtav Adolf.

An dieſem Platze ſteht auch die ungeheure Kirche der Heil. Giuſtina, mit 6 Kuppeln, die ein ſogenanntes abendländiſches Kreuz bilden. Die antike Architektur von Andrea Riccio aus dem 16ten Jahrhundert ruht mit ihren Gewölben hier einmal auf gewaltigen viereckigen Pfeilern, und nicht, wie gewöhnlich, auf runden Säulen; welches lezte meinem Auge wenigſtens zuwider iſt. So wie jene Bogen auf Säulen offenbar in der reinen antiken Baukunſt eine Entartung und die Hauptbrücke zu der des Mittelalters ſind; ſo beleidigen ſie auch das Auge, indem die auf der runden Säule ſtehenden Bogen dieſe gleichſam zerſpalten oder erdrücken, wenn ſie übrigens auch noch ſo ſicher ſtehen; dagegen von den eckigen Pfeilerflächen die Linien des Gewölbes ſtätig auslaufen. Aus dieſem Grunde vermeidet die vollendete Gothiſche Baukunſt auch die eigentliche runde Säule und erkennt nicht ihre ſtrengen Verhältniſſe von Fuß, Schaft und Knauf: ſondern ſie hat ein verwachſenes Säulenbündel, welches der Fuß und leichte Kranz oben zuſammenſchlingt, und aus welchem alle Rippen des Gewölbes ſchon von der Wurzel auslaufen. — Dieſe Giuſtina nun iſt inwendig weiß und grau betüncht, an den vielen Altären überall große Marmorpracht, nach Art der Karthauſe bei Pavia, das Ganze aber ungeheuer kalt, und der Ein- und Ausgang ſcheußlich, da die ganze Giebel- und Schauſeite mit den Thüren noch ohne Bekleidung eine Wüſtenei von Backſteinen iſt.

Erbaulicher iſt die auch ältere Kirche des Heil. **Antonius**, des berühmten Schuzpatrons von Padua (deſſen Fiſchpredigt Du Dich wol erinnerſt), mit ihren Gothiſchen Pfeilern und Spizbogen. Der Giebel hat vier hohe ſpitze Thürbögen, in den beiden breiteren, auf den Seiten aber nur zwei niedrige Thüren mit Rundbögen, und in der Mitte eine ähnliche größere Thür zwiſchen den Pfeilern der beiden ſchmaleren mittleren Bögen eingebaut, nebſt ſchmalen langen Fenſtern. Darüber eine durchgehende kleine Säulenreihe mit Spitzbögen und Gallerien unten und oben; endlich drei runde Fenſter. Die Thürbögen ſind in die Wand vertieft, ohne vortretende Säulen. Die Kirche hat, nach dem Vorbilde von S. Marco zu Venedig, auch ſechs runde Kuppeln, welche die S. Giuſtina noch mit vier kleineren, in den Winkeln des Kreuzes, überboten hat, die aber gar kleinlich, wie Näpfe, ausſehen. Am Chore ſtehen zwei fertige, zwar nicht hohe Thürme. Alle Wände ſind ſchlicht, von Backſteinen, mit wenigen Zierraten an den Geſimſen. Der Bau wurde bald nach dem Tode des H. Antonius 1231 von Niccolo Piſano, der als Bildhauer bedeutender iſt, angefangen und 1307 vollendet, bis auf die Kuppel über dem Chore von 1424. Jene Miſchung und Flachheit aber, und beſonders dieſes Kuppelweſen, das in ſolcher Art der Gothiſchen Baukunſt fremd iſt, machen ihn mehr nur durch ſeine Größe und Ausführung wichtig; ſo wie durch ſeinen Inhalt. Innerhalb ſtehen viele Grabmäler berühmter Paduaner, und reiche Altäre. Vor allem prächtig aber iſt die im 16ten Jahrhundert ganz von Marmor, zwar im Neuitaliſchen Styl angebaute Antons-Kapelle: an den Wänden umher ſind in vortrefflich erhabener Arbeit das Leben und die Wunder des Heiligen von den beſten Meiſtern jener Zeit, und manche Vorſtellungen, wie im Wetteifer, doppelt, z. B. die Erweckungen eines Kindes und eines Jünglings von Antonio Lombarda und Tullio Lombardo, und beide nochmals von Girolamo Compagna aus Verona. Der Jüngling von Tullio iſt eine jugendlich kräftige, faſt athletiſche Geſtalt, aber noch ſteif todt, und der Ausdruck der etwas unbeholfen Umſtehenden übertrieben. Milder und ſchöner hat dieſen an ſich widrigen Gegenſtand Compagna behandelt, und den Todten ſchon ſich ſelber aufrichten laſſen; unter den erſtaunt Zuſchauenden iſt ein ſehr reizendes Weib mit einem ſich fürchtenden Kinde: zum Widerſpiel des Kindes bei Tullio, das mit einer Weintraube eine müßige Stellung macht. Von Zuan Maria von Padua iſt das Wunder mit dem gefallenen und nicht zerbrochenen Glaſe, auf welches ein niedliches Mädchen mit ſich faſſenden Händen höchſt verwundert ſchauet, jedoch mit eben ſo unwillkürlich ſich ſchließenden Beinen das vom Winde entblößte Gewand feſthält. Die Erweckung eines Mädchens iſt von dem Florenzer Jacopo Sanſovino, der mit dem Veroneſer Falconetto auch dieſe Kapelle baute, und deſſen Schüler die meiſten Arbeiter daran ſind: doch zeigt er ſich hier eben nicht als ihr Meiſter. Überhaupt haben alle dieſe Bildwerke, bei aller Kunſt, durch den Gegenſtand viel Einförmiges. Der Sarg des Heiligen in der Mitte, die Decke und Pfeiler ſind mit Bildwerk und feinen Zierraten überladen. — Gegenüber ſteht die Kapelle des Heiligen Felix mit ſehr ſchönen einfältigen alten Wandgemälden und einem herrlichen Sternengewölbe, von Stefano von Ferrara (oder Verona?). In ähnlicher Art iſt auch noch die ältere Kapelle und Sarg des H. Anton zu ſehen. — Von Donatello, einem der älteren Florenzer Meiſter (ſt. 1466), ſind vortreffliche Erzbildwerke, die Sinnbilder der 4 Evangeliſten und liebliche ſingende und ſpielende Engel am Hauptaltare; und mehre Tafeln mit Wunderwerken des H. Antonio, und aus dem alten Teſtament, nur mit zu vielen und zu kleinen Figuren, die ſeine Schüler Bellano und Riccio, beide aus Padua, mit ihm ausführten. Des letzten Werk iſt der große bronzene Oſterleuchter, trefflich gearbeitet, aber überreich an Zierraten, mit heidniſchen und chriſtlichen Vorſtellungen *).

Vieles andere übergehe ich, da es Dir ſo ſchon zu viel ſein wird von dieſem Kirchenkram. Aber auf

---

*) Abbildungen der Kirche ſelber und dieſer und andrer Werke darin ſ. bei Cicognara, I. Taf. 8. II. Taf. 6 — 9, 12. 27. 35. 36. 40. 73 — 75.

Reiſen iſt und wird einem vieles wichtig, was zu Hauſe gar nicht, und wenn ich als Fremder nach Breslau käme, würde ich mehr davon ſehen, als bis jetzo geſchehen. Manches kömmt mir aus der Ferne ſchon viel merkwürdiger vor, weil ich es jetzo mehr im Zuſammenhange verſtehe, z. B. jene mehrerwähnte Seitenthüre der Magdalenen-Kirche, ohne Zweifel eins der älteſten Bauwerke in Breslau; und die in der neueren Vorhalle des Doms verbauten Bruchſtücke, die einzigen Denkmale eines älteren Baues vor 1200, wie die auf reiſſenden Löwen vorſpringenden beiden Thürſäulen, die mir nun ſo oft aus jener Zeit begegnet ſind, beweiſen. —

Aber ich will ja nicht von Breslau, ſondern von Padua ſchreiben, und gehe aus der Antons-Kirche, vor welcher noch ein ehernes Ritterbild, auf hohem Unterſatze, geſehen ſein will. Es iſt der tapfere Venediſche Feldherr Erasmo da Narni, genannt Gattamelata, der mit gewaltig langem Degen in dem tiefen Sattel ſich etwas zu klein ausnimmt, dagegen das ſchreitende Pferd ein zu dicker Gaul iſt, vom Schlag der hieſigen Pferde. Auch vermißt man im Ganzen die feine Ausführung, die ſonſt dem Donatello, deſſen Werk es iſt, eigenthümlich; und ich ziehe jene Ritterbilder zu Piacenza vor *).

---

*) Abbildungen von dieſen und jenem ſ. bei Cicognara, III. Taf. 21. 21.

Dann ging ich ins Schauſpiel. Es war gerade Namenstag des Kaiſers Franz und alles feſtlich mit dicken Wachskerzen erleuchtet; es wurde gegeben 1) der erſte Aufzug einer großen Oper Tancredo von Roſſini, einem jetzo ſehr beliebten Komponiſten, der aber oft nur aus Gluck, Mozart, und ſelbſt ſchon durch die zweite Hand aus Spontini zuſammengeſetzt iſt; 2) ein großes Ballet, ziemlich mittelmäßig; 3) eine kleine tragikomiſche Oper. Die erſte Sängerinn und der Komikus waren gut, und das Ganze war überhaupt glänzend und feſtlich, dauerte aber bis nach Mitternacht.

Beim Heimgehen, von einem Öſterreichiſchen Wachtmeiſter durch die labyrinthiſchen Straßen geleitet, ſah ich im Mondſcheine noch manche große Gebäude und Palläſte, die von dem ehemaligen Flor dieſer großen Stadt zeugten.

Am trüben nebligen Sonnabend-Morgen fuhren wir an dem Brenta-Kanal hin, auf Venedig. Hier ward es nun vollkommen Holländiſch, mit den Dörfern und vielen Landhäuſern der Kaufleute am Kanale, meiſt auch im ähnlichen ſchnörkeligen Geſchmack, mit vielen hohen Schornſteinen, ſelbſt häufig mit grünen Thüren und Fenſterladen; ſehr abweichend aber durch viel verfallendes und unvollendetes. Die Bauten der Italiäner gingen gewöhnlich ins allzugroße, und über die Börſe hinaus. Später kam dann die Verarmung hinzu, die beſonders Venedig am härteſten traf, weil ſein Hauptreichthum auf Handel gegründet war, der ſeit der Auffindung des Seeweges um das Vorgebirge der guten Hofnung nach Oſtindien, in die Hände der Weſtküſten Europa's gekommen. Die reiche Landſtadt Mailand konnte nie ſo verarmen. Schwerlich wird Venedig auch wieder recht emporkommen, zumal da auch der Handel des Mittelländiſchen Meeres ſich ganz nach Trieſt gezogen hat. Die Venediſchen Nobilis ſind meiſt auf ihre Landgüter gezogen, und haben den Handel aufgegeben, deſſen Lähmung auch an den verhältnißmäßig wenigen Schiffen im Hafen ſichtbar iſt. Venedig wird vermuthlich immer mehr Plätze und Gärten, woran es noch ſehr fehlt, bekommen, und auch eine Landſtadt werden, ſo viel es einer Inſel-Stadt möglich iſt. Denn das iſt ſie, und zwar ſo, daß ſie im Meere zu ſchwimmen ſcheint. Darin iſt ſie einzig, und ihr erſter Anblick vom Ufer der Lagunen wunderbar.

In Fuſina mußten wir unſern Wagen ſtehen laſſen, weil durchaus keine Landverbindung ſtatt findet, obgleich man auch wohl ſchon an eine Brücke gedacht hat, und Wagen und Pferde in Venedig etwas unerhörtes ſind, auch nicht Platz haben.

Wir fuhren alſo in einer Gondel mit unſerm Gepäck, etwa eine Meile über die Lagunen: ſo heißt das Binnenwaſſer des Meeres dieſſeit der Venediſchen Inſeln und Landzungen, welches bei der Ebbe meiſt abfließt, und nur in einigen ſchiffbaren Kanälen und Tiefen zurückbleibt. Es ward heiter, und prächtig ſchwamm die lange Stadt mit ihren vielen hohen Thürmen zu uns heran; überall ragen mehr oder minder bebaute Inſeln aus dem großen Buſen der Lagunen, die jetzo, bei der Flut, wie das Meer ſelber erſchienen, und am Geſichtskreiſe ſchwebten hie und da nur einzele Bäume, Häuſer oder Maſten als Gränze der Inſelnreihe, welche hinter Venedig in einer Kette fortläuft und erſt das eigentliche Ufer des offenen Meeres bildet. Nur der einſt ungeheuer angewachſene Handelsvortheil konnte hier eine ſo große Stadt hervortreiben, wie in den Holländiſchen Meerſümpfen.

Venedig iſt den Holländiſchen Städten darin ähnlich, daß faſt durch alle Straßen Kanäle gehen; aber ſelten ſind neben dieſen Kanälen noch Wege, wie dort, ſondern eben aus ihnen beſteht die ganze Straße, ſo daß man meiſt nur durch Gondeln zu einander kommen kann. Dieſe ſind die hieſigen Wagen und Pferde, deren Abweſenheit die große Stadt auch ſtiller macht, als andere Handelſtädte.

Wir fanden in der Reina d'Inghilterra (Königinn von England) ziemlich gute und billige Wohnung, ſuchten uns aber das Speiſehaus einer Wienerinn, wo Öſterreichiſche Beamte aßen, welche hier die Herren, und als ſolche natürlich in dem ganzen neuen Lombardiſch-Venediſchen Königreich nicht ſehr beliebt ſind. Und ſo haben wir vom 5ten bis 11ten Oktober in Venedig bei gutem Wetter ganz vergnüglich gelebt.

Goethe's Epigramme, die ich dort wieder geleſen, ſind die treffendſte Schilderung: nur ſieht man nicht mehr den Doge und die Nobilis in ihrer alten Tracht, ſondern überall die gemeine Kleidung, und ihre rothen Mäntel hangen nur noch auf dem Trödel oder auf Bettlern; und auch von den Lacerten und Spelunken habe ich wenigſtens keine Erfahrung gemacht. Die Weiber ſind hier nicht ſo einförmig, wie in den Landſtädten, mehr blonde und braune, ſo wie auf den Tizianiſchen Bildern. Das Treiben und Toben, und Leben und Weben iſt auf dem Markusplatze noch bunter und ſtärker, als auf dem Mailänder Domplatz, weil jener der einzige in Venedig iſt, auf dem ſich alles zuſammendrängt. Dabei iſt er aber nicht groß, ein längliches Viereck (wie etwa der Berliner Schloßplatz), an drei Seiten mit Bogengängen umgeben; an der vierten von der Markuskirche und dem Glockenthurm ſcheinbar geſchloſſen. So iſt es mehr eine Art von großem Saal, — ganz mit Steinplatten belegt — und in den vielen mit Zelten verſehenen zierlichen Kaffees umher, ſitzen am Morgen und Abend bis tief in die Nacht, nicht nur Männer, ſondern auch ſchön geputzte Frauen, und gehen und halten ihre geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte, was hier am bequemſten geht. Die Reichen hatten ſonſt in den Zimmern über den Arkaden ihre Geſellſchaften, ſparen dieß jetzo aber.

Die Seite der Markuskirche verlängert ſich aber durch den anſtoßenden großen Dogen-Pallaſt, bis an den breiten ſchiffbaren Kanal, und bildet einen kleinen Platz, auch Piazetta genannt, von welchem ſich längs des Ufers ein breiter Kai bis an den einzigen großen Garten hinzieht. Dieß iſt der wahre Focus Venedigs: da ſind Waaren und Trödel aller Art, Ausrufer, Deklamatoren, Sänger, Fiedler, Springer (die mit kleinen Kindern furchtbare Künſte machen), Puppenſpieler, und allen Teufel, Türken, Griechen, Dalmazier, und allerlei Morgenländer in ihren Trachten (mehr oder minder alle Juden) ſitzen und ſchmauchen und wandeln hier umher: Schiffe und Barken kommen und gehen: und in der Zeit des recht blühenden Handels, muß dieß eine höchſt impoſante Stelle geweſen ſein.

Die zwei ungeheuren Granitſäulen, aus Einem Stücke, die aus Konſtantinopel geholt, hier ſeit 1181 durch den Lombarden Niccolo Barattiere aufgerichtet ſtehen, und das Wappen Venedigs, einen geflügelten Markus-Löwen (der eben aus Paris zurückgeflogen) und den Heiligen Teodoro gewappnet tragen, und zwiſchen denen ſonſt die Hinrichtungen geſchahen — ſie mochten wohl das ſtolze non plus ultra (bis hieher und nicht weiter!) der Herkules-Säulen ausdrücken ſollen. Kaiſer Karl 5. ließ aber zu dieſen beiden Säulen in ſeinem Wappen: plus ultra (noch weiter!) ſetzen, weil er auch in dem neuentdeckten Amerika herrſchte, die Sonne alſo in ſeinem Reiche nicht unterging, wie die von Venedig.

Was wir hier und bisher in ganz Italien beſonders vermiſſen, iſt der geſellige Umgang und die freundliche Aufnahme, die uns im lieben Vaterlande ſo reich zu Theil geworden. Hier kennt uns kein Menſch, kein Gelehrter; und überhaupt ſind die Italiäner ungaſtlich und ungeſellig. Die meiſten gelehrten Bekanntſchaften, die wir machen, bleiben nur auf der Oberfläche, bei der wenigen Berührung; und eigentliche Geſellſchaft haben wir auch in Italien nur bei Deutſchen gefunden; nämlich, wie in Mailand beim Grafen Sauran, ſo in Venedig bei dem Statthalter Grafen Goeß. Bei dieſem waren auch Damen, einige vornehme Engländer und Polen, und der Kommandant Graf Chaſteller, ein höchſt einnehmender und weltkundiger Mann; er iſt ein Niederländer.

Auf der Markus-Bibliothek lernte ich auch den gelehrten Abt Morelli kennen, einen freundlichen Alten; es gab aber für mich dort wenig zu thun, und nur einige merkwürdige Handſchriften zu ſehen, darunter beſonders ein Gebetbuch mit bewundernswürdigen Gemälden, das Leben Mariä und Chriſti und mehrer Heiligen, die Monate und ihre Arbeiten, und überall Arabesken-Einfaſſungen und Verzierungen, von Johann Hemmelink aus Brügge, Gerhard von Gent und Lieven von Antwerpen, die mit Johann von Eyk zu den älteſten und beſten Deutſchen Malern gehören. — Weiter ſahen wir hier die großen Bilder aus der alten Venediſchen Geſchichte, und die Antiken-Sammlung, die über und neben den Büchern in dem großen Raths-Saale des ehemaligen Dogen-Pallaſtes ſtehen.

Dieſer Dogen-Pallaſt iſt ein ſeltſames, aus Gothiſchem, antikem und Morgenländiſchem Weſen gemiſchtes Gebäude, das ſo die Geſchichte dieſes Handelſtaates abbildet: auf zwei Reihen über einander ſtehender Säulen mit unten runden und oben ſpitzen Bögen, erhebt ſich eine ungeheure, mehr als nochmal ſo hohe, roth und weiß gewürfelte Marmor-Wand, mit wenigen großen halbrunden Fenſtern und einem Gothiſch verzierten Balkon auf jeder der beiden Seiten; ohne Dach, mit zackiger Zinne. So erſcheint das Ganze wie ein großer, von Säulen getragener Baldachin, oder wie ein großer bunter Teppich, an dem die Säulen mit ihren Bögen und Zierraten wie Troddeln und Spitzen hangen. Von dem älteren

Pallaſt, der ſchon im 9ten Jahrhundert erbauet wurde und deſſen Herrlichkeiten noch Kaiſer Otto 2. beſchaute, iſt nichts mehr übrig, und der jetzige gänzlich der Bau des Venedigers Filippo Calendario, unter dem Dogen Marino Faliero, in deſſen Verſchwörung gegen die Freiheit des Staats er verwickelt war und auch gehängt wurde, als dieſer 1355 zwiſchen jenen Säulen ſein Haupt verlor; für welches daher unter den Dogen-Bildniſſen im Rathsſaale eine leere Stelle iſt, die ſein Schatten beſtändig umſchwebt und auszufüllen ſtrebt. — Calendario war, wie bei dieſer Bauart inſonderheit nothwendig, ein meiſterhafter Bildhauer, und die mannigfaltigen Säulenknäufe haben zwiſchen dem Laubwerk vortreffliche Köpfe und Figuren, Sinnbilder von Tugenden und Laſtern, mit Lateiniſchen Inſchriften, darunter auch eine bedeutſame Gruppe, wie Kaiſer Traian der Wittwe Gerechtigkeit gewährt *). Der Unterbau in dieſem Boden muß erſtaunlich ſein, da die ungeheure Laſt auf den Säulen noch nirgend abgewichen. Zwar iſt von der unteren Säulenreihe jetzo der Fuß nicht ſichtbar und ſcheint verſunken: doch iſt vielmehr der ganze Platz nach einer Überſchwemmung erhöhet. Dieſes Gebäude bildet die zwei der Piazetta und

---

*) Abbildungen einiger dieſer Knäufe ſ. bei Cicognara, I. Taf. 28—30.

dem Hafen zugekehrten Seiten eines Vierecks, deſſen andere beiden Seiten die Markuskirche, und an einem Kanal hin, ein Flügel Neuitaliſcher Bauart ſchlieſſen. Im Hofe ſtehen auch zwei, jedoch ſchlichtere Säulengänge über einander, und darüber noch eine dritte, aber zugebaute. Vielleicht ſollten auch außen, wenigſtens in der Mitte jeder Seite anſtatt der Balkone, noch ähnliche Säulenſtellungen aufſteigen, wie hier an vielen andern Palläſten, und ſo eine Art von Portal bilden, welches man an dieſen groſſen Wänden vermißt.

Der ganze Bau war aber 10 Jahre nach Calendario's Tode ſchon ſo weit fertig, daß Guarienti von Padua, Giotto's Schüler, in dem groſſen Saale die Krönung der Madonna und die Geſchichte Kaiſer Friedrichs 1. mit Pabſt Alexander 3. malte, mit Inſchriften von Dante und Petrarca. Dieſe Wandgemälde haben neueren Ölbildern von Paolo Veroneſe, Baſſano, Tintoretto, Palma, Zuchero, u. a. weichen müſſen, auf welchen die Hauptzüge der Geſchichte Venedigs in Allegorien und mit einem bunten Gewirre von Figuren vorgeſtellt ſind, die nur in der Zeit des noch blühenden Staates rechte Bedeutung hatten. Da ſieht man die Seeſchlacht bei Capo d'Iſtria, 1176, worin K. Friedrichs 1. Sohn Otto gefangen wurde, und wie der Pabſt Alexander 3. dem Dogen zum Lohn dafür den Ring gibt, wodurch er ſich jährlich mit dem Meere vermählte. Als Petri, des Fiſchers, Nachfolger durfte er dieß: die Göttinn Thetis hat aber den ſterblichen Peleus überlebt. Dann folgt jene berühmte Geſchichte, wie K. Friedrich I. knieend dem Pabſte den Pantoffel küßt, wobei dieſer ihn auf den Hals getreten und den Spruch geſagt haben ſoll: „Auf Ottern und Drachen wirſt du gehen ꝛc.;“ worauf Friedrich geantwortet: „nicht Dir, ſondern dem Heiligen Petrus;“ der Pabſt aber wiederholt: „ſowohl mir als Petro.“ Dieß geſchieht vor der Markuskirche, in deren Vorhalle auch ein Stein noch die Stelle bezeichnet: gleichwohl iſt alles nur eine ſpätere Sage, wie R. beweiſen wird. — Dieſe Gemälde ſind jetzo auch nur Alterthümer, wie die unter ihnen ſtehenden Griechiſchen und Römiſchen Antiken, von welchen mir nur ein Ganymedes, den der Adler entführt und vier Bübchen, die mit dem Zepter des Jupiter und dem Schwerte des Mars ſpielen (erhabene Arbeit aus Pariſchem Marmor), lebhaft in Erinnerung geblieben ſind. — Viele ähnliche Gemälde hangen noch in den übrigen Sälen dieſes weitläufigen Gebäudes. — Die breite Marmortreppe, die in den Hof führt, heißt die Rieſentreppe von den darauf ſtehenden großen Bildſäulen des Neptun und Mars von Jacopo Sanſovino aus Florenz, die aber nicht zu ſeinen beſten Arbeiten hier in Venedig gehören *), wo ſonſt ſeine Hauptwerke und eine ganze Bau- und Bildhauerſchule von ihm ausgegangen iſt, die wir zum Theil ſchon in Padua kennen gelernt hatten. — Überhaupt ließ ſich hier wieder bemerken, wie der Handelsluxus beſonders zu kalten überladenen Allegorien und heidniſchem Götterweſen, oder ängſtlichen Wiederholungen der Wirklichkeit mit Geſchichtsglorien getrieben hat: wie in Holland. — Dieſer Treppe gegenüber iſt eine Art von Triumphbogen, auch prächtig von Marmor, und der eigentliche Eingang des Pallaſtes, aber ganz abweichend in Bauart und zu ſehr im Winkel, dicht an der daneben vortretenden Markuskirche.

Von Altrömiſchen Denkmalen findet ſich natürlich in Venedig gar nichts, weil es erſt ſeit Attila's Einfall in Italien entſtanden, und als Freiſtatt auch vor der folgenden Herrſchaft der Gothen, Longobarden und Franken aufgewachſen iſt. Dieſen Urſprung Venedigs verherrlichen auch noch mehre Volksbücher. Ein Gedicht: Attila die Geißel Gottes, von Rocco Ariminesi aus Padua (wovon ich einen friſchen Volksabdruck aus Lucca habe) erzählt in drei Geſängen in Stanzen, wie des Ungarn-Königs Osdrubaldo ſchöne Tochter, weil ſie zu üppig iſt, in einen

---

*) Vgl. den Mark bei Cicognara, II. 71., wo noch mehre Bildſäulen von ihm abgebildet ſtehen.

Thurm geſperrt und mit ihrem Schooßhunde zu vertraut wird, darauf an einen Ritter vermählt, den **Attila**, mit einem Hundsgeſicht gebiert, wie er auch auf dem Titel abgebildet iſt. Der Gemahl wird durch das Beiſpiel von Jakobs Liſt mit den Schafen Labans beruhigt; wobei weislich (wie der Dichter ſagt) des Minotaurus nicht gedacht wird. Bald offenbart ſich auch Attila's hündiſche Natur: er wüthet gegen die Chriſten, beſiegt den König Menappo, zerſtört deſſen Stadt **Aquileia**, und zieht gegen **Padova**, wo der König **Giano** mit ſeiner Ritterſchaft (darunter auch ein **Lombarden**-König Almerigo) tapfern Widerſtand leiſtet, und dem Attila ein Ohr abhauet. Doch erobert Attila Padova, und Giano wirft ſich in **Rimini** (welches der Dichter ſeine Vatterſtadt nennet). Attila geht als Pilger verkleidet in die Stadt, um mit einem vergifteten Dolch ihn zu ermorden: Giano aber erkennt ihn beim Schachſpiel und erſchlägt ihn: es folgt eine allgemeine Schlacht, worin die Heiden gänzlich vernichtet werden, und die Grafen **Accario** von **Eſte** und **Feltre** und **Vicentino** und ein Griechiſcher Held ſich gegen den heidniſchen Heerführer **Panduaco** hervorthun. Nach Giano's Tode baut ihm ſeine Tochter auf der Inſel **Rialto** das noch vorhandene Kloſter S. Zacharia. Dorthin hatte Giano ſeine Gemahlinn, Kinder und Schätze geflüchtet, und andere Flüchtlinge hatten ſich daſelbſt, ſowie auf Murano, Torcello und den andern Inſeln angeſiedelt: und ſo begann Venedig. — Ein Auszug dieſes Gedichts, ebenfalls in Stanzen, auf einem halben Bogen, iſt eigentlich zum Abſingen für das Volk beſtimmt. Beide Gedichte ſind, laut Angabe des erſten, aus der wahrhaften Kronik übertragen. Dieſe iſt wol nichts anders, als das mir ſchon früher bekannte alte Buch in Italiſcher Proſa, welches in 27 Kapiteln ganz dieſelbe Geſchichte und mit denſelben Namen erzählt. Sie iſt ſchon 1477, „als Venedig vom Türkenhund befreit wurde" daſelbſt gedruckt, und ſagt am Ende, daß ſie 1421 aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche wörtlich überſetzt worden. — Nahe verwandt iſt hiemit ein größeres Buch, das 1568 zu Ferrara gedruckt, angeblich aus dem Archiv der Fürſten von Eſte gezogen, von Tomaſo von Aquileia, Schreiber des Patriarchen Niceta, zuerſt Lateiniſch verfaßt, darauf von Nicolo da Caſola aus Bologna ins Provenzaliſche überſetzt worden; dieſes Werk habe Bonifazio von Eſte zum Geſchenk erhalten und ſei hier kurz und frei ins Italiſche übertragen. Es beginnt auch geſchichtlich, meiſt aus Jornandes, daß die Hunnen (die nach Jornandes, aus Begattung der Gothiſchen Hexen Alraunen mit den Geiſtern der Wüſte entſtanden) durch ihre hündiſche Geſtalt und Sprache vielleicht jene Fabel von Attila's Gekunft veranlaßt haben. Hier ſcheint das Altdeutſche Wortſpiel mit Hunne und Hund durch: doch näher lag dem Venediger (durch Marco Polo) die Verwechslung mit dem großen Chan (cane) der Tataren, der wol durch den großen Hund verdeutſcht wurde. Dann heißt hier Attila's Vater Moroalt di Montzuic, ſein Großvater Hoddrubald, und er ſelber in ſeiner Sprache eigentlich Ethele; er mordet ſeinen Bruder Bleda, zieht nach Gallien, und um die Katalauniſche Schlacht zu rächen, fällt er in Italien ein und belagert Aquileja. Dieſe Belagerung aber, die in den obigen Werken nur kurz erzählt wird, iſt hier der Hauptgegenſtand; die Schlachten und einzelen Kämpfe, und dabei gehaltenen Reden werden umſtändlich erzählt, angeblich von Tomaſo als Augenzeugen. Dabei iſt es beſonders auf die Verherrlichung des tapfern Foreſto von Eſte und ſeines Sohnes Acarino angelegt, und er eigentlich der Hauptheld. Das vierte Buch endet mit der Zerſtörung Aquileia's; dabei die ſonſt auch bekannte Weiſſagung aus dem Wegziehen der Störche und die Kriegsliſt, daß die heimlich Ausziehenden an den Zinnen Puppen zurücklaßen. Es hat aber noch mehr folgen ſollen, da auch die weiteren Geſchichten, wie ſie in jenen andern Werken vorkommen, öfter angekündigt werden. — Wir finden Attila hier alſo auch als Mittelpunkt eines ganzen Kreiſes von Heldendichtungen, zwar in ganz anderem Verhältniß, als bei uns, nicht als neue Verkörperung einer alten Urſage, ſondern theils mehr geſchichtlich, theils ganz willkürlich erdichtet und zum langen Chriſtlichen Ritterroman aus der Moren und Türken Zeit ausgeſponnen. Doch hätte allerdings auch dieſer Stoff hier noch bedeutender werden können; und zu verwundern iſt, daß nicht einmal die von Jornandes gebotene Sage, wie Attila das Schwert des Mars gefunden, als Hebel benutzt iſt *). — Auf alten Bildern ſah ich Attila's Faunengeſicht auch noch mit Bockshörnern. —

Aber ein Handelſtaat hat natürlich mehr Anlage zur Odyſſee als zur Ilias. Und wie Venedig die älteſten Reiſebeſchreibungen hat, ſo ſchließt ſich daran auch eine ähnliche Dichtung, welche zwar noch weiter auf die fabelhaften Geſchichten Alexanders des Großen und des Prieſters Johann zurückgeht. Das iſt der Guerino Meschino, welcher mir nur in alten (von 1635) und ganz neuen Venediger Ausgaben vorgekommen, und vermuthlich dort zu Hauſe gehört. Er knüpft ſich an die Reali di Francia: wie nach der Vertreibung des Afrikaniſchen Königs Agolante

---

*) Ebenſo hätte Taſſo die Sage (bei Matthäus von Edeſſa) benutzen können, daß Gottfried den Degen Veſpaſians gehabt, womit Jeruſalem von ihm zum drittenmal erobert worden; noch [illegible] die von der heiligen Lanze.

durch Karl den Großen aus Italien, des Herzogs Girardo von Burgund Söhne Guizzardo König von Apulien und Milone Fürſt von Tarent werden. Milone erobert Durazzo in Albanien, wird dort aber überfallen und gefangen; ſein Söhnlein Guerino, nach ſeinem Großvater genannt, geräth nach Konſtantinopel; bekömmt hier als Findling den Namen Meſchino (der Geringe), thut ſich aber bald ritterlich hervor am dortigen Kaiſerhofe, und zieht nun, ſeinen Ältern nachforſchend, abenteuerlich durch alle Morgenländer, bis zu den Bäumen der Sonne und den Chriſten des Prieſters Johann. Er hilft den Perſern gegen die Türken, und gewinnt die ſchöne Königstochter Antinisca. Dann zieht er auch durch die Länder Europa's; befrägt die Fee Alcina zu Norza mitten im Apenin, aber vergeblich, weil er ihren Reizungen widerſteht: ſie lehrt ihn Aſtrologie. Endlich befreiet und erkennt er, nach drei und dreißig Jahren, ſeine Ältern zu Durazzo, und gründet hier mit ſeiner Antinisca einen lange blühenden Fürſtenſtamm. — Es kommen zwar viele Kämpfe und ritterliche Abenteuer gegen die Heiden vor, das Ganze iſt aber eigentlich ein abenteuerliches Reiſebuch, darin die Wunder des Morgenlandes und die Sitten des Abendlandes ausführlich beſchrieben werden. Es iſt noch gegenwärtig Volksbuch in Venedig, obgleich es wohl älter iſt, als die Entdekkung von Amerika und die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken. In der Vorrede tröſtet ſich der Verfaſſer über ſeinen niedrigen Stand ächt Chriſtlich.

Venedig wuchs ſchnell empor, weihte aber auch früh einen großen Theil ſeines Gewinnes der Verherrlichung der Religion, und ſtiftete ſich neben dem Staatspallaſt ein noch älteres heiliges Denkmal in der Markus-Kirche. Sie iſt zwar jünger als viele andere auf den Venediſchen Inſeln, und urſprünglich nur eine Kapelle des Pallaſtes, die nach Überbringung der Gebeine des Evangeliſten Lukas aus Alexandrien, um 830 erbaut war, auf Säulen aus Sizilien, aber mit hölzerner Decke, ſo daß ſie 976 mit dem Pallaſte abbrannte. Nun wurde ſie aber prächtig erneuet, um 1043 in die jetzige Geſtalt gebracht und 1071 ſo weit, daß ſie mit Marmor belegt und mit Moſaiken geſchmückt wurde. Der Baumeiſter iſt unbekannt, aber eine alte Sage, derſelbe habe dem Dogen verheißen, daß der Bau alle andern an Herrlichkeit und Pracht übertreffen ſolle, ſich aber ſeine Marmor-Bildſäule an einer auffallenden Stelle daran bedungen. Als der Bau bald fertig war, und der Doge den Meiſter deßhalb lobte, entfuhr dieſem, daß er ihn wohl noch beſſer ausgeführt hätte, wenn nicht gewiſſe Beſchwerden während der Arbeit ihn daran verhindert hätten. Da hielt ſich der Doge ſeines Verſprechens entbunden und der Meiſter erhielt nur ein kleines Bildniß in erhobener Arbeit außen am Bogen über der Mittelthüre, an welchem alle nöthigſten Handwerke vorgeſtellt ſind: ganz unten rechts ſitzt er mit zwei Krücken unter den Armen, und hält einen Finger der Rechten an den Mund, wie Harpokrates *). Dieſe Thür wurde 1344 ausgebeſſert. Überhaupt wurde fortwährend an der Ausſchmückung der Kirche gearbeitet; Albertus Magnus ſah im 13ten Jahrhundert die Wände mit Marmor bekleiden; und es kam in jener Zeit kein Schiff heim, das nicht zum Schmucke derſelben etwas mitbrachte.

So ward die Markuskirche das wichtigſte und merkwürdigſte von allen Gebäuden Venedigs. Sie iſt faſt ein gleichſeitiges Viereck mit 5 Kuppeln im Griechiſchen Kreuze, die größte in der Mitte . Die Schauſeite gegen den großen Platz hat 5 Thürbögen, in der Mitte den größten, welche auf zwei Reihen licht über einander ſtehender Säulen ruhen und ſich nach innen niſchenartig vertiefen, ohne vorſpringende Säulen. Dieſe ſo in zwei Stockwerken ſich darſtellende Seite deckt eine Vorhalle, dergleichen auch die andern beiden freiſtehenden Seiten haben, aus welchen noch zwei Säulenſtellungen vortreten an der Vorderſeite, die ſolchergeſtalt ſieben Thürbögen hat. Über dieſen

---

*) Der ganze Bogen ſteht abgebildet in Flamin. Cornelii ecclesiae Venet. (1739) T. X. p. 320.

läuft eine Gallerie umher mit einem Umgange, der ſo breit iſt als die Vorhalle. Hinter demſelben, über der eigentlichen Kirchenwand, erheben ſich vorn fünf ähnliche niſchenartige Bögen, nur auf einfacher Säulenreihe; und über dieſen Rundbögen reich verzierte Morgenländiſche Spitzbögen, auf denen Bildſäulen ſtehen. Zwiſchen dieſen Niſchen ſteigen noch höher kleine Thürmchen auf Säulen mit Spitzbögen, und über dieſe endlich die fünf runden Kuppeln mit ihren Spitzen, und die mittelſte am höchſten empor.

Innen und außen iſt alles von Stein und Erz: die Säulen ſind von mannigfaltigem Marmor in allerlei Farben, von Granit, Porphyr und andern köſtlichen Steinarten, zum Theil ganz mit Bildwerk bedeckt; überall erhobene Arbeiten, Schnitzwerk und Bildſäulen; die Thüren von Bronze mit Bildwerk; der Fußboden durchaus Moſaik, die Wände mit Marmor bekleidet, die Bögen und Niſchen außen, und alle Gewölbe und Kuppeln innerhalb, mit Muſivgemälden auf Goldgrund; die Altartafeln aus Gold und Silber getrieben und gegraben, mit Edelſteinen beſetzt: ſo daß faſt gar kein Holz und nichts Verbrennliches an der ganzen Kirche iſt. Und ſo macht das Ganze von außen und innen, zumal im Sonnenſcheine, vollkommen den Eindruck einer mit Steinen und Schmelzwerk geſchmückten großen Goldſchmiede Arbeit, — wenn der Mailänder Dom in ſeiner weißen blanken Marmorpracht wie eine ungeheure Silberarbeit erſchien. Die Markus Kirche iſt bei weitem nicht ſo hoch und groß, wie jener Dom, und wirkt vorzüglich nur durch dieſen ihren Reichthum und kunſtreiche Pracht, welche der alte mächtige Handelſtaat von aller Welt Enden zuſammengeholt hat, beſonders aus Griechenland, den Inſeln, und Vorderaſien, wo ſie zum Theil herrſchten und durch die Kreuzzüge immer mächtiger wurden. — Es iſt wol nicht zu zweifeln, daß dieſer Bau zunächſt nach dem Muſter der Sophien-Kirche zu Konſtantinopel gemacht iſt, dieſer bis dahin größten und berühmteſten Kirche in der damaligen Hauptſtadt der Chriſtenheit. Zuerſt von dem erſten Chriſtlichen Kaiſer Konſtantin, nach der Kirche Jeruſalems, wo Salomons Tempel ſtand, erbauet, und nach dem Brande 531 unter Juſtinian durch die Meiſter Anthemios aus Tralles in Lydien und Iſidoros von Milet in höchſter Pracht und Bedeutſamkeit erneuet, hat ſie nicht nur ſtäts bei den Griechiſchen Chriſten (noch jetzo in Rußland), ſondern auch im Abendlande, von wo die erſten Kreuzzüge über Konſtantinopel gingen, häufig zum Vorbilde gedient; und Görres hat (beim Lohengrin) bewieſen, daß der wundervolle Tempel des Grals im Titurel, der nach der Kirche von Jeruſalem gebaut ſein ſoll, nur eine poetiſche Verklärung der H. Sophia iſt. Ihre Grundform iſt der Würfel, in welchem das gleichſeitige Griechiſche Kreuz als Kirchenſchiff ſchwebt; in der Mitte eine hohe Kuppel (nach oben kein voller Halbkreis), welche vier große Bögen tragen, von denen die im Mittelſchiff in zwei Halbkugeln oder Niſchen ſich abſenken, die nach den Seitenſchiffen hin aber durch eine höhere und eine kleinere Reihe Säulen über einander mit Gallerien unterbaut ſind, welche in die Seitenſchiffe und die übrigen Kapellen mit kleinen Kuppeln und Halbkuppeln, in den Winkeln des Kreuzes, führen. Fünf Hauptthüren gehen in eine doppelte Vorhalle, auf welche noch ein Vorhof mit einem Säulenumgange folgt. Dieſer hat drei Eingänge zwiſchen Pfeilern. Die Wände ſind außen ſchlicht und bauen ſich, von vorn beſonders durch dieſe ausgezogene Form, in Abſätzen piramidiſch auf zu der Kuppel, welche durch Seitenöffnungen ringsum erleuchtet. Das Innere iſt deſto prächtiger, der Fußboden Moſaik, die Säulen, deren über 110 gezählt werden, ſind von prächtigen Marmorarten und Porphyr, mit mannigfaltigen Füßen und Knäufen, und darauf Rundbögen, die ſich meiſt nach unten verlängern; die Wände ſind mit Moſaik und andern Zierraten bekleidet *). —

---

*) Vgl. die Grundriſſe und Abbildungen des Aeußern und Innern und einzeler Theile bei Agincourt, Archit. XXVI. 1. 2 XXVII. 12. 13. LXVII. 5. LXIX. 9. 10.

Von dieſem bedeutenden Bau iſt die Markus-Kirche offenbar nur eine Venediſche Ausbildung. Anſtatt des Säulenvorhofs hat ſie eine reich mit Säulen verzierte Schauſeite, die Vorhalle nur einfach und durch deren Fortſetzung auf beiden Seiten nur die beiden vorderen Winkel des Kreuzes zum Theil ausgefüllt; die zwei großen Halbkuppeln ſind zu vier ganzen Kuppeln, die Hauptkuppel zum vollen Halbkreiſe erweitert, alle nach außen mit laternartigen Aufſätzen erhöht, und das Kreuz innen nach allen vier Seiten gleich offen. Das übrige ſtimmt überein. Auch St. Markus hat inwendig zwei Stockwerke, unten höher, oben niedriger, mit Bögen auf Pfeilern und Säulen mancherlei Art, eckigen und runden, mit mannigfaltigen Knäufen, die ſich meiſt zu Joniſch-Korinthiſchen hinneigen, wie in S. Sophia *). Ferner ſind nicht nur in dem Schatz der Kirche viele offenbar Griechiſche Kunſtwerke, wenn auch aus Aſien, oder erſt von der Eroberung Konſtantinopels durch die Venediger und Kreuzfahrer 1203 hiehergekommen; ſondern auch in der Kirche ſelber ſind mehre alte Gemälde und erhobene Arbeiten mit Griechiſchen Inſchriften: die prächtige goldene Altartafel mit erhobenem Bildwerke von

---

*) S. die Vorderſeite bei Cicognara, I. 1.; Grundriß, Durchſchnitte und Einzelheiten, bei Agincourt, Archit. XXVI. 13. 14. LXVI. 7. LXVIII. 15. 17. LXIX. 24. 25.

dem Leben Chriſti und den Wundern des H. Markus iſt 975 zu Konſtantinopel angefangen, obgleich erſt ſpäter fertig und mit Edelſteinen und Perlen beſetzt und aufgeſtellt; dann die vier ganz mit evangeliſchem Bildwerk bedeckten Säulen, welche die Tribune über dem Altar tragen; mehre Erzthüren innerhalb mit Griechiſchen Inſchriften und Bildwerken, und vermuthlich aus der Beute bei jener Eroberung Konſtantinopels, wo die Venediger die Erzthüren der S. Sophia mitnahmen *). Endlich die Muſivgemälde, welche zwar aus verſchiedenen Zeiten, aber zum Theil gewiß noch gleichzeitig mit dem Bau ſind, ſo wie die noch älteren in Torcello, tragen offenbar das Gepräge der Griechiſchen heiligen Bilder in ihren ſtrengen und ernſten Umriſſen. Und wenn die hieſigen Muſivbilder auch meiſt Lateiniſche Inſchriften haben, ſo führen dergleichen auch entſchieden Griechiſche Werke, wie die obige Altartafel, die Säulen, und die Erzthüren von S. Paolo bei Rom: und die ehernen Flügel der innern Hauptthüre von S. Marco haben ſogar Griechiſche Inſchriften mit Latei-

---

*) Mehre Stücke des Schatzes ſind abgebildet bei Cornelius, x 151. 153. 155; Figuren von der Altartafel und den Thüren, und zwei Madonnen (erhoben in Marmor), ſämmtlich mit Griechiſchen Inſchriften, und Figuren von den Säulen, bei Cicognara, I. Taf. 7. (Nr. 6. 7. 12. 13; 3. 9; 1. 2.) 25.

niſchen Buchſtaben und die Lateiniſche Nachricht, daß Leo de Molino ſie habe machen laſſen. Bei weitem die meiſten alten Muſivgemälde in Italien haben Griechiſche Inſchrift, Geſtalt, Gebärde, Tracht und Sinnbilder. Oft angeführt und von den Italiänern beſtritten iſt die Erzählung des nachmaligen Pabſtes Leo, daß zu den Muſiven in Monte Caſſino (zwiſchen Rom und Neapel) im Jahr 1066 Arbeiter aus Konſtantinopel geholt wurden, weil dieſe Kunſt in Italien ſchon 500 Jahre verloren: wenn dagegen auch eine Reihe von früheren Werken dieſer Art in Italien aufgezählt werden, und nicht behauptet werden ſoll, daß nicht auch Italiäner ſelber daran gearbeitet haben: ſo ſind doch die älteſten dieſer Bilder gewiß von Griechen, und war dieſe Kunſt ſo vorzüglich von ihnen geübt, daß ſie noch ſpät herab, als ſie ſchon gemein geworden, Griechiſche Arbeit hieß. Dann ſind die meiſten dieſer Bilder ſich ſo ähnlich, daß ſie als Wiederholungen einfacher Urbilder anzuſehen: beſonders die Vorſtellungen der göttlichen Perſonen, der Madonna, Engel und Apoſtel, und der bibliſchen Geſchichte überhaupt, nicht ſo die der eigenthümlichen Heiligen. Daher findet man bei jenen auch noch die Griechiſchen Inſchriften wiederholt, wenn bei dieſen ſchon Lateiniſche daneben, mag es von Italiſchen Arbeitern: z. B. auf der Moſaik in S. Ambrogio zu Mailand. Wie die Griechen ältere und gebildetere Chriſten waren, als die Lateiner, zum Theil ſelber Apoſtel, und die älteſten Urkunden des Chriſtenthums haben, ſo kommen von ihnen auch die älteſten bildlichen Darſtellungen deſſelben, in Büchern. Und in ihrer abgöttiſchen, dadurch freilich vernichteten Kunſt zum Ur- und Vorbildlichen (Typiſchen) geneigt, haben ſie dieß auch in der Chriſtlichen Kunſt geſucht und annoch, wenn auch roh, in ihren heiligen Bildern durchgehalten. Sie gehören auch ſo noch mehr der alten morgenländiſchen Welt an; dagegen die roheren, von ihnen erſt recht gebildeten Römer, die aber bald ihre Herren wurden, mehr den Übergang zu der neueren abendländiſchen Welt machen, und ſich auf ähnliche Weiſe zu den Griechen verhalten, wie die Germanen zu ihnen. Sie waren auch friſcher und kräftiger, eigneten ſich bald alles lebhaft an und brachten es weiter. Das geſchah nicht in ihrer heidniſchen Zeit und Kunſt, ſondern erſt im Chriſtenthum, welches auch etwas ganz Neues und Friſches war: daß hiebei aber die noch kräftigeren, ſie erobernden Germanen ſie mächtig gefördert haben, läugnen die Italiäner eben ſo anmaßend, als ſie den Griechen alle bedeutende Einwirkung abſprechen. Wir Deutſchen dagegen wollen nicht verkennen, daß Italiäner und Griechen uns viel früher Gebildetes überliefert haben, wenn wir auch behaupten, daß daraus etwas ganz Neues und

Eigenes und zum Theil Höheres als bei ihnen, hervorgegangen iſt. — Die Italiäner ſollten hiebei auch nicht der älteren und beſſeren Kunſt der Griechen in Italien ſelber, in Großgriechenland und Sizilien, ſo wie in Hetrurien, vergeſſen, wo ſie in neuerer Zeit (in Florenz) vor allen wieder aufblühte, und mit Rom, als der neuen Hauptſtadt der Chriſtenheit, durch Jahrhunderte wetteiferte, während die Handelſtaaten, Genua, Piſa, Venedig, mehr vorübergehende glänzende Momente hatten. Venedig zwar iſt darunter am bedeutendſten geworden und geblieben, aber auch am meiſten ohne alles geſchichtliche Alterthum der Römerzeit aus ſeinen Fiſcherinſeln emporgeſtiegen, und hat als Handelſtaat wahrlich nicht alles aus ſich ſelber gelernt und geſchöpft, zumal in Betreff der Kunſt, für welche hier ſchon der Stoff fehlte, und deren Werke die handelnden Völker auch gern als Waare betrachten oder dem Luxus dienen laſſen. Sie haben daher auch viel zum Untergang und Zerſtreuung der Griechiſchen Kunſt beigetragen, und wenn ſie mit den Kreuzfahrer nicht ſchon 1203 Konſtantinopel erobert, ſondern 1453 gegen die Türken behauptet hätten, ſo würden die Griechen nicht in ſolche Schmach verſunken ſein, und das Abendland würde vielleicht noch mehr von den alten Griechen wiſſen und haben, als gegenwärtig, da man die ſ. g. Herſtellung der Wiſſenſchaften und auch der Kunſt mit an die damals entkommenen Griechen knüpft. Freilich iſt die Griechiſche Kaiſergeſchichte ein langer ſchwarzer Strich, und das ſcheuslichſte iſt in der Verweſung, was das ſchönſte war im Leben: wer aber will, nach den neueſten Erfahrungen, die Auferſtehung lange und oft geſunkener Völker berechnen? — Und wenn die Italiäner nicht ohne Grund annehmen, daß bei ihnen ſich die Kunſt durch alle dunkle Jahrhunderte, wenn auch ſchwach, im Leben erhalten, ſo gilt daſſelbe doch wol noch mehr von Griechenland, wo die Kunſt in der höchſten Vollendung erſchienen, das im Mittelalter nie ſo von der Völkerwanderung überherrſcht und zerſtört wurde, wie Italien, und die Kreuzzüge möglichſt abzuwehren ſuchte: obgleich ihnen dieſe Abſonderung von der gemeinſamen Sache ſelber zum Verderben ausſchlug, und ſie endlich die Beute der feindlichſten Zerſtörer, der Türken, wurden. Furchtbar hatten ſie freilich vorher auch gegen ſich ſelber gewüthet, in den Bilderſtürmen, die nach den heidniſchen Bildern, auch die Neuchriſtlichen traf, mit welchen ſie freilich immer wieder ins Heidenthum zurückfielen, und deren überbleibſel zuletzt noch die Wuth der bildloſen Mohamedaner aufrieb. So dürfen wir aus den wenigen geretteten Bruchſtücken wol kaum einen Schluß machen auf den einſt dageweſenen Reichthum, ſo wenig als bei den Antiken, vielmehr uns wundern, daß noch ſo viel übrig geblieben iſt.

Kann man die letzte Eroberung Konſtantinopels als ein Glück für das Abendland betrachten, ſo gilt das zum Theil auch wol von der erſten; und wol noch mehr von den oft wiederholten Bilderſtürmen, wodurch ohne Zweifel viele Kunſtwerke und Künſtler zunächſt in Italien flüchteten. Aber bis auf das eigentlich abendländiſche neue Kaiſerthum Karls des Großen muß man Griechenland und Italien überhaupt mehr als eins und Ein Reich betrachten; und auch der friedliche Verkehr beider Nachbarländer in Anſehung der Kunſt iſt natürlich, durch ſeine Wirkung ſichtbar und durch einzele Zeugniſſe erwieſen. Außer jenem von Leo, weiß man, daß um 1200 ein Griechiſcher Maler Theophanes in Venedig Schule hielt, und bald darauf Andrea Tafi aus Florenz nach Venedig kam, um bei den in der Markus-Kirche arbeitenden Griechiſchen Malern zu lernen und den Apollonius mit nach Florenz nahm zu den dortigen Muſivarbeiten. Wenn nun zu den Muſiven eben dieſer Markus-Kirche 1071 überall her Meiſter aufgeboten, und zwar nicht ausdrücklich Griechiſche genannt werden, ſo ſind dieſe doch wol die nächſten; und es iſt ſeltſam, deren Theilnahme höchſtens auf den muſiviſch ausgelegten Fußboden zu beſchränken. Ja noch ſeltſamer iſt es, lieber Arabiſche Einwirkungen bei der Markus-Kirche anzunehmen, als Griechi-

Bibl.
München

ſche *). — Freilich waren die weltherrſchenden Araber damals auch lebendiger und kräftiger, als die Griechen und wußten deren Schriftſteller beſſer zu benutzen, als dieſe ſelber: aber jene Ableitung iſt ebenſo engherzig, als die unſerer Altdeutſchen Baukunſt von eben den Arabern. Mittheilungen von ihnen, wie überhaupt aus dem Morgenlande mag man nicht läugnen: Ägyptiſche und Indiſche Sinnbilder ſind unverkennbar, und Gewölbe, Kuppeln und Spitzbögen ſind in Indien älter, als die Moſcheen und Gräber der Mohamedaner, welche dieſe Formen vorzugsweiſe ſich zueigneten: aber auch die Sophien-Kirche iſt älter, und neben einzelen Spuren von Kuppelgebäuden bei den alten Griechen und noch mehren Überbleibſeln derſelben bei den ſpäteren Römern, das nächſte Chriſtliche Vorbild; ſo wie der bedeutende Bau von S. Marco wieder für Italien und weiter, zunächſt für die Kuppelkirchen in Venedig ſelber (S. Paolo) und auffallend für die zu Padua:

---

*) Beides thut der Venediger Cicognara, I. S. 160. 166. Wenn er aber die Fußboden-Moſaik (ars quadrataria) bloß den Griechen zugeſtehen will, weil dieſe allein in vielen Stellen als beſondere Geſchicklichkeit der Griechen (ſchon ſeit Plinius) genannt wird: ſo nennt Leo wenigſtens auch die eigentlichen Muſivgemälde (ars musiaria) der Wände und Gewölbe ihr Werk; und beides gehörte natürlich zuſammen.

die zu Piſa ſind gleichzeitig, im ähnlichen Verhältniß, und wirkten ebenſo zunächſt auf Florenz.

Die nach unten verlängerten, wie zuſammengedrückten Halbkreiſe der Pfeiler- und Säulen-Bögen, innerhalb in den älteſten Theilen von S. Marco, die uns an ſpäteren Kirchen in Italien auch auswendig vorgekommen (z. B. in Mailand) und bei den Mohamedanern wirklich zuſammengedrückte Hufeiſen-Geſtalt angenommen, erſcheinen auch ſchon in der Sophia. Die nach innen mit vielen Säulen und Pfeilern und Rundbögen vertieften Eingänge der Vorhalle ſind aber wol zunächſt den älteren Longobardiſchen und Fränkiſchen Kirchen nachgebildet. Eigenthümlich ſind daran die wirklich runden, nur zuſammengeſtellten Säulen, welche auch die Wände zwiſchen den Thüren ganz verkleiden; und dann die unmittelbare Übereinanderſtellung dieſer Säulen, welche ſo mannigfaltig iſt, daß wol zwei, ja vier ſchwächere auf einer ſtärkeren Säule ſtehen: ähnliches haben wir in dem Dom zu Lauſanne geſehen. Auch die morgenländiſchen, ſich nicht durchſchneidenden, blätterig verzierten Spitzbögen, außen über den oberen Niſchen, möchten hier zuerſt erſcheinen.

Ehe wir in die Kirche ſelber treten, müſſen wir noch die vier Erzpferde auf der Gallerie über der Hauptthüre betrachten. Sie ſind weltgeſchichtlich. Vermuthlich ein Altgriechiſches Tempelwerk, mußten ſie die Triumphbögen der Römiſchen Kaiſer zieren; Konſtantin nahm ſie von dem ſeinen mit nach Konſtantinopel und ſtellte ſie auf ſeinen Hippodrom (Rennbahn); von dort führten die Venediger bei der Eroberung ſie als Beutepferde hieher: und hier ſtanden ſie, Gott und dem H. Markus zu Ehren, bis Napoleon ſie wieder auf ſeinen Triumphbogen in Paris verſetzte, wo aber unſere Leute ſie nun wieder ausgeſpannt und an Ort und Stelle gebracht haben. Sie ſtehen hier freilich nicht ſo ſchicklich und bedeutſam, und imponiren nicht ſo, als unſer großes Vierſpann auf dem Brandenburger Thore in Berlin, welche Napoleon ebenfalls geholt und an ſeinen Triumphbogen geſpannt hatte: aber an Kunſt und Werth übertreffen ſie weit jene getriebene Kupferſchmied-Arbeit. Sie ſind natürlich nicht von jener ſchlanken Mecklenburgiſch-Holſteiniſchen Race, ſondern von der gedrungenen dickhalſigen Art, mit borſtig abgeſtutzten Mähnen, wie man ſie auf den antiken Vaſengemälden und andern Bildwerken ſieht, aber von ſchönem Ebenmaaß, höchſt lebendig (als Paßgänger), trefflich ausgearbeitet, und von ganz vergoldeter Bronze, welche durch die Zeit einen milden goldgrünen Glanz hat, der gar wohl zu dem übrigen Anſehen der Kirche ſtimmt. — Ein altes Bild der Kirche außen an ihr ſelber, in der Moſaik über der erſten Thür rechts, zeigt auch ſchon die Pferde, aber unter Bögen auf den jetzo leer ſtehenden Säulen hinter ihnen.

Viele dieſer Moſaiken, beſonders die von außen, ſind von ſpätern Meiſtern des 15ten bis 17ten Jahrhunderts, ganz oder doch erneuet; ja die über der zweiten Thüre rechts iſt von einem Deutſchen Leopold Pozzo, welcher um 1724 hier der letzte beſoldete Muſivarbeiter war: ihr moderner bauſchiger Styl ſticht hart ab gegen das übrige Alterthum, ihre Größe macht ſie alle aber ſchon fernher ſichtbar. Außerhalb ſind die Kreuzabnehmung, Höllenfahrt, Auferſtehung und Himmelfahrt, in den obern Niſchen, deren mittlere, vor welchem die Pferde ſtehen, ein großes Fenſter füllt; unten, über der Mittelthüre das jüngſte Gericht, zu beiden Seiten Vorſtellungen von der Überbringung des H. Markus, deſſen Bildſäule mit dem Evangelium auch zuhöchſt über der Mittel-Niſche ſteht, unter ihm ſein geflügelter Löwe von Erz. Außen ſieht man noch mehre ſeltſame Bildwerke, die das Groteske dieſes Baues vermehren: antike erhobene Arbeiten von den Thaten des Herkules, Ceres mit brennenden Fackeln auf dem Drachenwagen, Proſerpina ſuchend, zwei Hirſche unter Bäumen, und andere mythologiſche Vorſtellungen. An der ſchmalen Seite gegen den Pallaſt ſtehen vier Bildſäulen von Porphyr, Männer in Tracht des Mittelalters, die ſich umarmen; ſie ſollen im 13ten Jahrhundert aus Acre hergebracht ſein. Andere ſeltſame Vorſtellungen ſind an dem Balken der erſten Thüre rechts, und beſonders reich und freier ausgeführt an der Mittelthüre, die 1144 hergeſtellt wurde. Ihr höchſter Bogen hat Laubgewinde mit Bruſtbildern der Propheten; der folgende zeigt in der Mitte das Lamm mit dem Kreuze zwiſchen zwei Engeln, und zu jeder Seite ſieben Felder, worauf folgende 13 Handwerke, jedes mit mehren Figuren, fein geſchnitzt ſind: Fiſcher, Schmidt, Tiſchler, Zimmermann, Böttiger, Barbier, Schuſter, Maurer, Krämer, Schlächter, Bäcker, Weinſchenker und Schiffzimmermann; unter dieſem endlich der obgedachte Baumeiſter. Ein anderer Bogen enthält die 8 Glückſeligkeiten und die 7 Tugenden; darunter die 12 Monate *). Auch die äußern Thüren ſind alle von Erz, und auf der einen lieſt man, daß der Venediſche Goldſchmidt Bertucius ſie 1300 gemacht hat.

Die Muſivgemälde der Vorhalle ſind meiſt aus dem alten Teſtament, Schöpfung, Sündenfall, Sündflut, Thurmbau, Abram, Joſef, Moſes und die

---

*) Figuren von den beiden erſten Bogen dieſer Thür, und von einem Thürbalken, gibt Cicognara, I. 26; ebd. und 42 die Evangeliſten, die eben ſo vortrefflich und noch ſtärker herausgearbeitet, an der Seite nach dem Uhrthurm ſtehen.

Propheten, dazwiſchen Heilige. Die beiden ſchon gedachten Griechiſchen Erzthüren der Kirche ſelber haben ähnliches Bildwerk; die Flügel der Hauptthüre, jeder in 6 Feldern, Propheten, die Verkündigung, Chriſtus, Apoſtel und Heilige. Innerhalb über der Thür iſt Chriſtus, zwiſchen Maria und Markus, eine der älteſten Muſiven. Und ſo folgt nun das ganze neue Teſtament, zuförderſt die Offenbarung Johannes, dann die evangeliſche und Heiligen Geſchichte, zum Theil mannigfaltig wiederholt. In den fünf großen Kuppeln erſcheinen, über dem Chor Propheten und Maria, oben Chriſtus mit dem Evangelio; über dem Hauptſchiffe vorn, die Ausgießung des H. Geiſtes, unten umher die Völker der Erde; über den Seitenſchiffen, das Leben Johannis des Evangeliſten, und die Gemeinſchaft und Herrlichkeit der Heiligen. In der Mittel-Kuppel, Chriſtus in der Herrlichkeit, Maria verklärt aufſteigend, umher Engel und Apoſtel, unten die Tugenden; an den Pfeilerwänden darunter die vier Evangeliſten, und unter dieſen vier Figuren, welche die vier Paradiesſtröme vorſtellen. In der Niſche am Ende des Chors ſitzt Chriſtus auf dem Thron, über ihm das Lamm. Am Gewölbe der Sakriſtei gibt ein Kreuz, Chriſtus in der Mitte, die vier Evangeliſten in den Ecken, dem Kreuze der Kirche ſelber mit ihren 5 Kuppeln auch dieſe Bedeutung. — Unter dem Bogen vorn am

Chor ſteht der H. Paulus, mit dem Griechiſchen Namen des Heiligen und des Meiſters Chryſogonos.

Die Tribune des Altars im Chore ſtützen jene vier köſtlichen Säulen von gelblichem Marmor, die, wie uns geſagt wurde, aus Athen, ohne Zweifel Griechiſche Arbeit ſind, ungeachtet der Lateiniſchen Inſchriften. Jede iſt in neun Ringe getheilt, mit folgenden ſtark herausgearbeiteten Vorſtellungen: 1) Iſaſchar verſchmäht Joachim; Joachim und Anna vom Engel getröſtet; des Engels Verkündigung; Geburt der Maria; Opfer im Tempel; die Darſtellung des Kindes; Darbringung der Lampen; Iſaſchar und Maria im Tempel; Joſefs blühende Gerte. 2) Die Verkündigung, Joſefs Bekümmerniß, die Heimſuchung und Geburt; der Engel bei den Hirten, der Stern, Herodes; die Weiſen aus Morgenland, — Einladung zur Hochzeit nach Galiläa; die Apoſtel am Meer, die Hochzeit; Verwandlung des Waſſers in Wein. Austreibung der Tempelſchänder, das Sammaritiſche Weib; Jeſus bei Zacheus; Heilung des Blindgebornen und des königiſchen Sohnes; Erweckung des Lazarus; Heilung des Mondſüchtigen und der Tochter des Cananäiſchen Weibes, Speiſung der 5000. 3) Einzug in Jeruſalem, Abendmal und Fußwaſchen; Chriſtus im Garten, Judas Verrath; Malchus, Chriſtus vor dem Hohenprieſter, Petrus mit der Magd am Kohlfeuer; Jeſus vor Pilatus, Judas gibt das Blutgeld zurück, Petrus mit dem Hahn; Chriſti Geißelung, Pilatus wäſcht ſich, Judas erhängt ſich; die Kreuztragung, Kreuzigung und Bewachung des Grabes; die Höllenfahrt und Erſcheinung bei den Jüngern; Himmelfahrt, Chriſtus in der Herrlichkeit. Dieſe beiden Säulen folgen alſo faſt ganz dem Evangelio Johannis, ſo wie die erſte dem oft verdeutſchten Buche von unſers Herren Kindheit, und die letzte meiſt dem Lukas: laß die Todten ihre Todten begraben; Heilung des Gichtbrüchigen, Matthäi Beruf; die Phariſäer; Magdalena zu Chriſti Füßen bei Simon; Chriſtus gebietet Winden und Wellen; die Gergeſener Säue; Jairi Töchterlein; Ermahnung der Apoſtel zur Nachfolge; Petri Fiſchzug; endlich, Jeſus mit Magdalena und Martha, die Ehebrecherinn, Heilung des Ausſätzigen. Alle dieſe Darſtellungen haben etwas eigenthümlich weiches und anmuthiges.

Sie übertreffen ſehr die der goldenen Altartafel, auf welcher in 2 Abtheilungen oben, Chriſti Einzug, Kreuzigung, Höllenfahrt und Himmelfahrt, Ausgießung des H. Geiſtes, und Auffahrt Mariä; unten in vielen Feldern, die Propheten, Apoſtel, Engel, Chriſtus mit den 4 Evangeliſten und die Überbringung des H. Marcus; der Doge Falieri, der die Tafel 1105 erneuen ließ, ſteht mit darauf. Ihre hölzernen Thüren in 14 Feldern, darauf Maria, Chriſtus und Heilige, und abermals die Überbringung des

H. Markus, ſind eine tüchtige Malerei eines Meiſters Paulus und ſeiner Söhne Lukas und Johannes, 1345.

Eine Brüſtung ſondert den Chor vom Schiffe, und auf derſelben ſtehen Maria, Markus und die 12 Apoſtel, 1394 von den Brüdern Jacobellus und Petrus Paulus aus Venedig in Marmor gehauen, fünfthalb Fuß hoch, einfach und ausdrucksvoll, aus der Schule des Nicola Piſano *). Viele andere treffliche Bildſäulen ſtehen hier umher, darunter vier ſehr ähnliche Madonnen, ſtehend, mit dem Kinde auf dem Arm, welches die Weltkugel hält und drei Finger aufhebt: nach einem oft wiederholten Vorbilde des Nicola Piſano **).

Ein Hauptwerk dieſer reichen Kirche iſt die Erzthüre der Sakriſtei von Sanſovino, 1556 nach zwanzig Jahren vollendet: zwei große Felder, unten die Grablegung, oben die Auferſtehung, mit überreicher Einfaſſung, worauf die vier Evangeliſten mit ihren Sinnbildern, drei Propheten, viele Engel, und 6 Bruſtbilder, nämlich Sanſovino ſelber, Tiziano, Pietro Aretino, und wol andere ſeine Freunde oder Mitarbeiter. Viele Geſtalten treten ganz heraus, wie auf Ghiberti's Thüren hier in Florenz, denen Sanſovino ſichtbar nachgearbeitet, aber nicht deſſen Einfachheit und Hoheit erreicht hat: doch iſt es wol ſein Meiſterſtück *). Sechs kleinere Erztafeln von ihm aus dem Leben des H. Markus, am Chor, ſind auch ſehenswerth. — Etwas älter, und in der That vortrefflicher, iſt in der Kapelle des Kardinals Zeno der Altar der ſ. g. Madonna della Scarpa: unter einem antiken Triumphbogen, deſſen beide Säulen, Gebälk und Frieſe außerordentlich reich mit Blättern, Blumen und Früchten bekleidet ſind, ſitzt Madonna, zu dem nackten Kinde auf dem Schoße geneigt; rechts ſteht Petrus, links Johannes der Täufer: ſämmtlich rund und frei vortretend auf dem Altar, und alles aus Bronze meiſterhaft gegoſſen von Pietro Giovanni Campanato, 1515. Die Madonna mit dem Schleier auf dem Haupt iſt ein höchſt liebliches jugendliches Venediſches Geſicht, und

---

*) Abbildungen von zwei Apoſteln ſ. bei Cicognara, I. 10. — Ein wunderlicher, mannigfaltig wiederholter Irrthum iſt, dieß ſeien die 12 Apoſtel von Bronze, die auf dem Grabmale Theoderichs zu Ravenna geſtanden haben. Dieſe waren rieſenmäßig und ſind ſchon unter Ludwig 12 von den Franzoſen weggenommen.

**) Zwei davon ſiehe bei Cicognara, I. 32, vgl. Taf. 9 — 11.

---

*) Zum erſtenmal abgebildet bei Cicognara, II, 74.

das Ganze in den zierlichſten Verhältniſſen, macht den heiterſten Eindruck *). —

Ich ſehe kein Ende ab, wenn ich Dir alle Merkwürdigkeiten der vielen Kapellen und Hallen dieſes labyrinthiſchen Baues berichten wollte. Manche beſchauliche Stunde habe ich darin zugebracht, zumal da er in dieſer bald beengenden Stadt die nächſte Zuflucht iſt. Meiſt offen, iſt die Kirche auch nie leer; faſt immer geht irgend eine heilige Handlung vor. Abſcheulich iſt aber der Durchgang der Werk- und Geſchäftsleute in den Hof des Dogenpallaſtes: wo dicht an der Thüre allzeit fertige Schriftſteller ſitzen, die Bettel- und Liebesbriefe und alles, was verlangt wird, abfaſſen. Chriſtus mit der Geißel thäte auch hier noth.— Schauerlicher ſind noch die verſchleierten ſchwarzen Geſpenſter, die einen in der halbdunkeln Kirche bettelnd umſchleichen, und ſich für ehmalige Nobilis ausgeben. Sicherer gehen die verſchleierten Weiber, die auf den Stufen der Thüren ſitzen, mit nackten meiſt ſehr ſchönen Kindern auf dem Schooße oder neben ſich: dieſes Bild der höchſten Chriſtlichen Tugend, dieſe ſtumme Bitte kann nie fehlen, wenn man auch weiß, daß alles Lüge iſt. — Ein frommer, nicht reicher Mann, der keinen Bettler ohne eine kleine

---

*) S. die Abbildung bei Cicognara, II. 41; ebd. 70 den Bronze-Leuchter dieſer Kirche.

Gabe ließ, hatte den ſchönen Spruch: haben ſie's auch nicht verdient, ſo ſind ſie's doch bedürftig. —

Vor den drei Hauptthüren der Kirche ſtehen drei hohe Maſtbäume, welche die drei Königreiche Cypern, Kandia und Morea bedeuten, die Venedig einſt beherrſchte, jetzo aber nur noch im Wappen führt. Es iſt ein eigenthümlich ſchöner Anblick, wenn an Feſttagen die langen bunten Flaggen frei im Winde wehen: mit den großen Fahnen der Markus-Kuppeln verkünden ſie den Seeſtaat, und weiſen auf die Maſtbäume im nahen Hafen hin. Die Leuchter, worauf dieſe Rieſenlichter ſtehen, ſind ein reich und bedeutſam verziertes, noch durchaus ſcharfes und reines Gußwerk von Alexander Leopardus, 1505: wie auf dem in der Mitte zu leſen iſt *).

Die Italiſchen Kirchen unterſcheiden ſich auch dadurch auffallend von den Deutſchen, daß ſie meiſt gar keinen Thurm haben, welcher bei dieſen faſt die Hauptſache iſt, oder derſelbe ohne rechte Verbindung daneben ſteht, für die Glocken, meiſt auch nur niedrig iſt. So auch der auf dem Platze ganz einzeln ſtehende Campanile (Glockenthurm) von S. Marco, iſt ſchlicht mit durchlaufenden Pfeilerrippen, ohne Zierrat und Verjüngung, aber feſt und ſtark, und faſt 300 Fuß in die Höhe gebaut. Der Grund

---

*) Abgebildet bei Cicognara. II, 55.

wurde ſchon im J. 885 gelegt und der Thurm unter dem Dogen Maurocenus (erwählt 1148) bis an den Glockenſtuhl aufgeführt *). Weiter baute daran Barattieri, der, um 1181 oder 1184 die beiden großen Säulen aufrichtete (eine dritte fiel am Ufer ins Waſſer), und auswirkte, daß man zwiſchen denſelben ungeſtraft würfeln durfte; dann ſein Schüler Montagnana. Den Glockenſtuhl erneute um 1500 Bartolommeo Buono von Bergamo, im neurömiſchen Styl: eine offene Säulenſtellung mit einer Piramide, auf welcher ein Engel ſich nach dem Winde dreht. — Hier oben iſt eine herrliche Ausſicht über die ganze Stadt, alle Inſeln in den Lagunen, die Berge zu beiden Seiten, und gen Oſten weit ins unendliche Meer. — Eine Art von Fuß gibt dieſem langen Philiſter, welcher das Vorbild der meiſten Thürme weit umher iſt, die unten nach der Kirche hin angebaute Loggia, welche eigentlich rings um gehen ſollte. Sie iſt von Sanſovino und ſeinen Schülern, auch in antiker überzierter Art und nimmt ſich kleinlich aus. Die vier beinahe lebensgroßen Erz-

---

*) So nach Dandulus, Vened. Geſch. IX. 14, und Urkunden bei Cornelius, X. 159. Ein Jahrbuch bei Cicognara, I. 155, ſetzt den Anfang 902, die Ausführung bis zu dem Glockenſtuhl 979, und die gänzliche Vollendung bis zur Spitze 1151.

bilder, der Friede, Mercur, Minerva und Apollo ſind faſt ganz Wiederholung der Antike, beſonders der letzte. Unter den erhobenen Marmorarbeiten ſind einige von wahrhaft antiker Schönheit, vor allen die beiden, wo Helle von dem goldvließigen Widder ins Meer ſinkt, und ein Jüngling zu einer Göttinn auf einem Delphinenwagen hinanſchwimmt: die nackten Frauenleiber ſind ungemein weich und reizend *).

Ein anderes tüchtiges Werk iſt die Brücke über den großen Kanal, Rialto (Rivoalto, hohe Gracht) genannt, von der Hauptinſel, welche ſie mit andern verbindet. Zuerſt baute auch Barattieri hier eine Brücke: die jetzige iſt aber von Antonio da Ponte 1591, eine der größten Brücken, in Einen Bogen, kein völliger Halbkreis, von 66 Vened. Fuß Spannung und eben ſo breit, ſo daß zwiſchen 2 Reihen Buden drei Straßen darüber gehen. Dieſe Krambuden, zwar regelmäßig unter Bögen angelegt, entſtellen doch und machen zu ſchwer. Das Ganze iſt ſchlicht, aus großen Werkſtücken von Iſtrien.

Eins der größten Werke des alten Venediſchen Freiſtaates, ſind aber die Murazzi, oder großen Mauern, die einen Theil der ſchmalen Landſtriche, welche die Lagunen vom Meere trennen, gegen den

---

*) Abbildungen von beiden und Sanſovino's Apoll ſ. bei Cicognara, II. 70. 71.

Andrang der Wogen ſchützen. Es gehen durch dieſe Landzungen drei tiefe Einfahrten nach Venedig für große Schiffe, oben nördlich bei Lido, dann bei Malamocco, und unten bei Chioggia. Zwiſchen den beiden letzten iſt die Wuth der Wellen, bei Stürmen am heftigſten, und bedroht die, zwar über Meilen weit entfernte Stadt. Daher iſt ein Damm von ungeheuren Werkſtücken, an manchen Stellen in drei hohen ſich abſenkenden Stufen, und in gewiſſen Zwiſchenräumen mit weit ins Meer laufenden Rippen, aufgebaut, welcher Bewunderung erregt. Alle Steine dazu ſind jenſeit des Meeres hergeholt: was freilich nicht ſo beſchwerlich iſt, als weit über Land.

An einem heiteren Tage fuhr ich allein mit L. (weil R. alles ſchon auf der früheren Reiſe geſehen), über die in der Flut wie ein Meer erſcheinenden Lagunen nach Chioggia: wir wanderten lange auf den Murazzi dahin, im Angeſicht des unendlichen Meeres, das L. zum erſtenmale ſah, mir aber hier nicht eine ſo furchtbar erhabene Wüſtenei erſchien, als da ich es zuerſt von den Dünen bei Schevelingen am ſtürmiſchen Abend erblickte. Auf der Rückfahrt kam die Ebbe und machte große Flächen trocken und ſeicht, auf welcher die Auſterfänger umherwateten. In Lido, wo wir anhielten, war alles voll luſtigen Volkes, das an blauen Montagen gewöhnlich hieher eine Bürgerluſt macht. Da waren Eſſende, Trinkende und Betrun tene, Singende, Springende und Tanzende, aber nur Männer mit Männern, und alles gemein. Du weißt, daß mich ſolche Luſtbarkeiten höchlich ergötzen, und ſehr befriedigt von dieſer höchſt bequemen Fahrt, zu der die übrigens ſämmtlich ſchwarzen Gondeln eingerichtet ſind, kamen wir am heitern Abend heim. Unſere vom ſüßen Wein munter gewordenen Schiffer erzählten uns die alte glorreiche Geſchichte und den Fall Venedigs, worauf der eine ſogar Epigramme und Sonette gemacht hatte, die er uns herſagte, wir aber freilich nicht recht verſtanden; und der andere wußte uns den ganzen Inhalt von Taſſo's befreitem Jeruſalem und viele ſchöne Stanzen daraus vorzuſagen.

Eine andere große Volksluſt war an einem Sonntage die Prozeſſion der Madonna del Roſario, welche in großer Pracht und Gefolge von Prieſtern und Soldaten aus ihrer Kirche durch die breiteſte Straße Venedigs getragen wurde, die nach dem großen Kanal führt, und deren Häuſer alle mit ſchönen Teppichen behangen, ſo wie dergleichen quer über die Straße gezogen waren, welches im Schein der gegenüber untergehenden Sonne ganz herrlich ausſah. Du kennſt dergleichen Umzüge aus der Heimat; mir war es ganz etwas Neues, die ausgeputzte Puppe mit ihrem Scheinleben unter den fröhlichen Menſchen jedoch widerwärtig. — Von hier ſtrömte die unbändige Volksmenge in den nahen großen Garten: den einzigen faſt in Venedig, welchen der Vicekönig Eugen an der Stelle mehrer Klöſter angelegt und die breite Straße dahin durch Überwölbung eines überflüſſigen Kanals gemacht hat. Auf einer Landſpitze gelegen, mit einem kleinen Berge, bietet er ſchöne Ausſichten dar.

Von den Schauſpielhäuſern waren jetzo nur zwei im Gange, das eine mit Karakter-Stücken, das andere mit Opern: beide höchſt mittelmäßig; die Weiber alle gleich, und unter den Schauſpielern nur ein ſehr tüchtiger Komiker, **Veſtri**. Er ſpielte den **Barbier von Geldern**, der ſeine Zunge nicht mäßigen kann, ganz meiſterhaft: ein höchſt ergötzliches Karakterbild. — Überhaupt ſind alle Italiſche Theater, die ich bisher geſehen, verdammt ernſthaft: immer Opern und Karakterſtücke, — und von den Masken und Poſſen, worauf ich mich ſo gefreut, und die den Italiänern ſo eigenthümlich ſind und ſo gut ſtehen, habe ich, außer bei den Marionetten, noch nichts geſehen. Es iſt aber wohl noch nicht die Jahreszeit für dieſe Luſtbarkeit, und ich hoffe auf Rom und Neapel, und das Karneval, wo auch eigentlich die große Oper erſt angeht.

Auf die Dauer hat der Aufenthalt in Venedig doch etwas ängſtliches, weil man nirgend ins Freie hinaus kann. Immer nur der Markusplatz und die Gondel, langweilt bald, beſonders den Fremden. So zufrieden wir daher auch mit dieſer merkwürdigen Stadt waren, ſo ließen wir doch noch vieles ungeſehen, und begaben uns wieder aufs feſte Land. — Und heute begebe ich mich ins Bette. Dieſer Brief iſt ſo faſt ſchon ein Büchlein geworden; und wenn er Dir zu lang däucht, ſo denke nur daran, daß ich dabei Deiner ſtäts gedacht habe.

Florenz, den 28ſten Oktober 1816.

Ich habe zwar vor einigen Tagen erſt einen langen Bericht von hier an Dich abgeſchickt, doch fange ich zum voraus einen neuen an, weil ich Dir noch ſo manches zu melden und nachzuholen habe.

Zuförderſt aus Venedig. Ich beſah auch das Zeughaus und Schiffwerft: erſtaunliche Anſtalten für Krieg und Mord, jetzo ziemlich friedlich und ſtill. Die Seeungeheuer waren mir ſeit Holland, wo wir ſie noch lebendiger geſehen, nichts Neues mehr. Der Bucentauro, der ſonſt den Dogen zur Vermählung mit dem Meere trug, liegt hier jetzo in der Mauße. Das merkwürdigſte waren mir aber zwei rieſenmäßige Löwen, welche, nebſt zwei kleineren, von dem Piräeus, dem Hafen Athens, bei der Venediſchen Eroberung 1687, hieher verſetzt, den Eingang bewachen, und wirklich Ehrfurcht gebieten: der eine liegt, der andere ſteht auf den Vorderbeinen. Und dieſer letzte hat an jeder Seite eine Inſchrift, über die mancherlei geſtritten worden, die ich aber zuverſichtlich für Runiſch halte, obgleich faſt nur noch einzele Buchſtaben zu erkennen ſind, nachdem das edle Thier den Franzoſen ſichtbar zur Zielſcheibe gedient hat: wie einſt das Rieſenpferd des Lenardo da Vinci. Schon die Anlage der beiden Inſchriften, zwiſchen zwei Linien, wie ein ſchlangenartig verſchlungenes Band, beſonders der rechten, mit einem Schlangenkopf, iſt ganz wie auf den Altnordiſchen Runenſteinen und die Buchſtaben ſind Stück für Stück zunächſt die Runiſchen, und nicht die, freilich verwandten, Pelasgiſchen oder älteſten Griechiſchen, wofür die Italiäner ſie anſehen. Der Löwe ſelber, aus Einem Griechiſchen Marmorblock, iſt offenbar ein Werk der ausgebildeten Griechiſchen Kunſt und hat durchaus keine Spuren Hetruriſch-Pelasgiſchen Alterthums *). Vermuthlich rühren die Inſchriften von den Wäringern her, das ſind Normänner, die ſeit dem 10ten Jahrhundert in der Leibwache zu Konſtantinopel dienten (wie die alten Deutſchen einſt bei den Kaiſern in Rom, und die Schweizer noch jetzo bei dem Pabſte), und deren Wanderung oder Tod in Griechenland auch häufig

---

*) Ich beſitze von Freundes Hand zwei ſehr genaue Zeichnungen dieſes Löwen und beſonders der Inſchriften, die ich gelegentlich mittheilen werde.

auf den Runen-Steinen daheim vorkömmt. Es iſt alſo auch wol eine Grabſchrift, deren Stelle vielleicht noch mit dem Löwen im Nordiſchen Wappen zuſammenhängt: ſo wie die Venediger dieſen Griechiſchen Löwen für ihren Markus-Löwen nahmen.

An einem heiteren Tage machten wir eine Fahrt nach Torcello, einer 3 Stunden entfernten, aber mit am frühſten bewohnten und einſt bedeutenden Inſel der Lagunen. Jetzo iſt dieſer vormalige Biſchofſitz ziemlich wüſt, und beſonders die beiden Kirchen, um welche wir eigentlich hinfuhren, liegen einſam und öde. Antike Säulenſtücke und Steine mit Inſchriften ragen aus dem hochbegraſeten Boden. Die Marien-Kirche oder der Dom wurde, nach Verfall des früheren, ſchon 1008 erbauet, und iſt ſehr merkwürdig, noch in ſeiner alten Geſtalt. Außen ganz ſchlicht, ein langes Gebäude, nach Art der Baſiliken: inwendig zwei Reihen von neun ſchönen Altgriechiſchen Marmorſäulen, mit mannigfaltigen Knäufen, auf welchen in verlängerten Rundbögen hohe Wände ſtehen, mit flacher Decke. Die kleinen Bogenfenſter oben haben ſtatt der Gläſer Thüren von durchſichtigem Alabaſter, von denen aber nur noch wenige übrig ſind. Der Fußboden iſt muſiviſch ausgelegt, aber durch Feuchtigkeit ſehr verdorben. Eine Marmorbrüſtung mit zierlichem Bildwerk umgibt das vormalige Sanctuarium für die Prieſter, an deſſen

Seiten die beiden Ambonen, d. h. Kanzeln zum Ableſen der Epiſteln und Evangelien, ſtehen. Hie und da ſieht man heidniſche Bildwerke eingefügt. Das Presbyterium oder der Chor erhebt ſich auf 6 Stufen im Halbkreiſe, von denen die beiden höheren oben als Sitze der Geiſtlichen nach ihren verſchiedenen Graden dienten: zwölf kleinere Stufen in der Mitte führen hinauf zu dem alten Biſchofſitz. Über demſelben, in ſehr alter Moſaik, ſteht der H. Heliodor, der alte Schutzheilige der Kirche, und noch höher die H. Jungfrau mit dem Kinde, deren hohe ernſte Geſtalt im blauen Gewande beim Eintritt eine wunderbare Wirkung thut. Auf jeder Seite ſtehen 6 Apoſtel, und oben in zwei Ecken iſt noch die Verkündigung. Auf dem Altare ſtand ſonſt eine ſilberne Tafel mit vergoldetem Bildwerk, auch von Griechiſcher Arbeit: 1805 wurde dieſe beraubt, und von den verſchiedenen Feldern, woraus ſie beſtand, blieben nur in der Mitte Chriſtus mit Maria und umher mehre Engel, Propheten und Heilige. Eine Kapelle iſt auch faſt ganz mit Moſaik bedeckt. An einer Wand ſah ich ein altes ſehr verdornenes Gemälde auf Holz, die klugen und thörigen Jungfrauen, unter denen höchſt liebliche Geſichter vorſchauten. Die große Giebelwand, dem Chor gegenüber, iſt ganz mit einer Moſaik vom jüngſten Gericht bedeckt, wo die ſeltſamſten apokalyptiſchen Vorſtellungen vorkommen. Über der kleinen

Thür erſcheint im Halbrund Maria mit aufgehobenen Händen. Daneben und darüber iſt in ſechs wagerechten Schichten: 1) unten zur Rechten, der Weg der Frommen zur Himmelsthür, welche ein Cherub zeigt, der ganz mit Augen bedeckt iſt: ein gekrönter Alter in weißem Gewande hält eins der Kinder um ihn her auf dem Schoße; zur Linken in mehren kleineren Abtheilungen, der Tod und die Verweſung mit ſcheußlichen Würmen, das Fegfeuer, und in ſchwarzen Fluten Schwimmende, vermuthlich die ungetauft Geſtorbenen. 2) Der Engel mit der Wage: rechts, Päbſte, Biſchöfe und Heilige; links, Teufel mit Flügeln an Füßen und Schultern, und die Hölle, darin ein Pabſt und ein Kaiſer; ein großer alter Teufel ſitzt auf einem Thron von Schlangen, die Menſchen im Rachen haben, und hält ein Kind auf dem Schoße. 3) Auf einem Altar eine von Edelſteinen funkelndes Buch an ein Griechiſches Kreuz gelehnt, daneben die Dornenkrone und Lanze; Adam und Eva beten an; ein Engel hält eine mit Sternen beſetzte Rolle und vier andere blaſen zur Auferſtehung: Wallfiſche und Meerungeheuer, und auf der andern Seite Schlangen und Unthiere ſpeien menſchliche Leiber aus. 4) In einem großen lichten Eirund, Chriſtus ſitzend, neben ihm Maria, im langen himmelblauen goldigen Gewande, und Joſef; ſechs Apoſtel auf jeder Seite; unten zwei Cherubim mit zwei Rädern, zwiſchen denen ein Feuerſtrom in die Hölle rinnt. 5) Chriſtus, rieſengroß, das Kreuz in der Linken (die bei den Griechen den Vorzug hat) mit der Rechten die Altväter aus der Vorhölle emporziehend: zwei Engel in langen Kleidern mit Stäben zur Seite. 6) Chriſtus, auch groß, am Kreuze; die Füße mit zwei Nägeln und auf einem Tritt ſtehend. Der obere Theil der Arme iſt verdeckt, vermuthlich bei der Ausbeſſerung des Bleidaches, 1458. Die ganze Darſtellung, Sinnbilder, Trachten, ſind offenbar Griechiſch. — Dieſe Giebelthür führt zu einer kleinen Taufkapelle, deren alter Taufſtein aber verſchwunden iſt. Zu beiden Seiten neben dieſer Kapelle iſt eine Vorhalle auf einigen Säulen, aber ſehr verfallen.

Beſſer iſt, wenige Schritte davon, die Kirche der H. Foſca erhalten, die auch in der Form einen Gegenſatz bildet. Sie iſt ein Achteck, außen umher, auf fünf Seiten, eine Vorhalle auf Säulen und Eckpfeilern mit Rundbögen. Innen tritt der Chor mit einigen Säulen und einer Niſche auf einer der acht Seiten noch etwas zurück; auf acht Säulen in den Ecken ſteigt eine runde Kuppel auf, die mit einem trichterförmigen Dache ſchließt: ein ähnliches Dach ohne Gewölbe liegt auch auf der Vorhalle. Die Säulen ſind auch antik, von ſchönem Marmor, mit guten Joniſch-Korinthiſchen Knäufen (dergleichen auch im Dom), beſonders innerhalb, wo die darauf ſtehenden Rundbögen auch noch einen zierlichen kleinen Fries haben *). Sonſt enthält dieſe Kirche aber nichts bedeutendes. — Auf der Inſel Murano, an welcher wir vorbeifuhren, ſteht auch noch eine alte merkwürdige Kirche: aber es war ſchon dunkel geworden, als wir heimkamen. Hier bemerkte ich wieder die ſchöne Erſcheinung, die uns auf den Holländiſchen Meerſtrömen ſo auffiel, das Leuchten des Meeres: beſonders an gewiſſen Stellen in der Nähe des Landes fuhren bei jedem Ruderſchlage helle Funken, wie kleine Sterne, hervor, welche die auf der dunklen ſtillen Flut ſich ſpiegelnden Himmelsſterne verdunkelten: es hat ganz das Anſehen einer elektriſchen Erſcheinung. — Weit hörte man durch die ſtille dunkle Stadt überall das Anrufen der Schiffer, wenn ſie um die Ecken beugen, um nicht an einander zu ſtoßen.

Manchmal haben wir uns auch in den ſchönen mondhellen Nächten auf- und abrudern laſſen in dem großen Kanal, der ſich wie ein S durch die Stadt ſchlängelt und mit den größten Häuſern und Palläſten prangt: vor allen herrlich erſcheint dann aber

---

*) Zum erſtenmal abgebildet bei Agincourt, Archit., der Dom, XXV. 29 — 31. LXVIII. 16; S. Foſca, XXVI. 3 — 7. LXIV. 5. LXIX. 23.

der Markusplatz mit Kirche und Thurm, und der Dogenpallaſt, wie ein Feenſchloß aus 1001 Nacht.

Unter jenen Palläſten reicher und edler Geſchlechter ſind auch mehre in ähnlicher Art, wie dieſer des Dogen, übertreffen ihn faſt noch in einzelen Dingen und geben überhaupt das vollkommenſte Beiſpiel von Anwendung der freilich mehr dem Kirchenſtyl geeigneten Gothiſchen Baukunſt auf Bürgerhäuſer. Sie haben meiſt folgende Grundform: die drei oder vier Stockwerke haben unten eine ſchlichte Wand, dann über der Bogenthüre zwei oder drei Säulenreihen über einander, mit Geländer am hohen Geſtell oder vortretenden Balkonen, und Bögen oben, deren Winkel, wie die Geländer, mannigfaltig durchbrochen ſind. Dieſe Säulenſtellungen nehmen in der Mitte etwa ein Drittel des Hauſes ein; zu beiden Seiten ſind wieder ſchlichte Wände mit Bogenfenſtern, welche aber, ſo wie die Thür, die Ecken und die Queerlinien der Stockwerke, verzierte Einfaſſungen und Leiſten haben. Das flache Dach ſchließt mit einer Zinne von durchbrochenen Spitzen und Zacken. In Anſehung der Bögen iſt die Thür oft ein großer morgenländiſcher, die Fenſter- und Säulenbögen in den obern Stockwerken ſind meiſt ſpitz, im erſten Stockwerk aber gewöhnlich rund: alſo ähnlich dem Dogenpallaſt, doch mit dem Unterſchiede, daß an jenen Häuſern meiſt die Rundbögen nicht von Säule zu Säule gehen, ſondern von der erſten zur dritten, von der zweiten zur vierten u. ſ. w., ſo daß ſie ſich durchſchneiden und ſo auch Spitzbögen bilden. Dieſen Typus gibt beſonders der Pallaſt Cavalli, demnächſt Piſani Moretta und Pontini, ſämmtlich am großen Kanale. Ferner Giovanelli, der beſonders wohl erhalten iſt. Alle ſind wol mit dem Dogenpallaſt gleichzeitig. Theilweiſe findet ſich dieſe Form dann auch an kleineren Häuſern. Sogar auf die ſpäteren Palläſte hat ſie noch eingewirkt: z. B. von Sanſovino, der hier nebſt Palladio und Sanmichele, ſo viele ganz modern-antike Palläſte gebaut hat, iſt der Pallaſt Cornaro noch eben ſo eingetheilt, die Säulenbögen des erſten Stockwerks durchſchneiden ſich, und ſind im zweiten zwar, ſo wie die Thür, rund, aber ein größerer Bogen greift immer über eine Säule in der Mitte weg, welche zwei kleinere Bögen unter ihm bildet: wie in der Vorgothiſchen Art *).

Nächſt S. Marco iſt die Kirche S. Paolo und Giovanni die größte und bedeutendſte. Sie wurde bald nach 1226 angefangen und war 1390 noch nicht vollendet. Nicht unwahrſcheinlich hat Nicola Piſano, der hier um dieſelbe Zeit eine andere Kirche,

---

*) Vgl. die Abbildungen der Palläſte Cavalli und Cornaro bei Agincourt, Archit. LXXIII. 59. XXII. 30.

und die zu Padua baute, Theil daran. Mit dieſer letzten hat ſie die größte Ähnlichkeit. Über dem langen Kreuze ſteht nur eine große Kuppel; der Giebel hat wieder ſieben Spitzbögen, in der Mitte einen größern, der aber ſpäter ſammt den zwei nächſten Bögen durch ein Marmorportal mit gradem Gebälk auf Säulen antiker Art unterbaut iſt. Die übrigen Bögen ſind ausgemauert, und bieten mit ihren Pfeilern, ſo wie der ganze Giebel und die übrigen Wände nur ſchlichte Mauern dar mit wenigen Zierraten auf den Rändern. Inwendig ruht das ſpitze Kreuzgewölbe auf ſtarken Pfeilern; die beiden Seitenſchiffe ſind niedriger. Dieß iſt eigentlich die Venediſche Geſchichts Kirche, und hier ſtehen ſehr viele, zum Theil prächtige Denkmale berühmter Männer, und es ſollen noch mehre aus andern eingegangenen Kirchen hergebracht werden. Die Büſten von Tiziano und den beiden Palma (Oheim und Neffe), von denen hier auch treffliche Bilder hangen, ſo wie einige ältere, z. B. eine Kreuztragung von Ludovicus Vivarinus von Muriano, 1414. Von einem Vivarini ſieht man über der Thür im Kreuze auch Überbleibſel von ſehr ſchönen Glasgemälden, deren Ausbeſſerung 1814 recht anſchaulich zeigt, wie weit man in dieſer Kunſt zurückgekommen iſt. Dieſe Kirche hat auch, wie S. Antonio zu Padua, ein überziertes Schatzkäſtchen an der Kapelle der Madonna del

Roſario. Sie iſt ganz ähnlich angelegt, aber ſpäter, 1571 angefangen, von Sanſovino's Schüler, Aleſſandro Vittoria; die erhobenen Arbeiten an der Wand umher, von der Verkündigung bis zur Anbetung der Könige, ſind noch jünger, erſt aus dem vorigen Jahrhundert, von Bonazza, Morlaiter u. a., meiſt ſo überkünſtelt, daß ſie wie gedrechſelt oder aus Porzelan gebacken ſcheinen. — Ein weit älteres und ſchöneres Bildwerk iſt außen eingemauert: Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, oben zwei Engel, zu beiden Seiten Petrus und Paulus; mit Griechiſcher Inſchrift *).

Die Ähnlichkeit dieſer Kirche mit S. Antonio geht ſo weit, daß auf dem kleinen Platze davor auf hohem Geſtell auch ein bronzenes Ritterbild eines Feldherrn, des Bartolommeo Coglioni ſteht. Sie iſt 1495 von Alexander Leopardus gegoſſen, vermuthlich nach dem Modell des Andrea Verocchio, dem der Guß verunglückte, ſo daß er darüber ſtarb. Der geharniſchte und gehelmte Ritter erſcheint ſtattlicher, das vorwärtsſchreitende Pferd hat aber noch mehr die Geſtalt und Stellung eines ziehenden Gauls, als jenes zu Padua **).

---

*) Abgebildet bei Cicognara, I. 25.

**) Vgl. die Abbildung bei Cicognara, III. 21. — Unter der Bildſäule ſtand das ſonderbare Wappen, welches den Namen des Helden dreifach verſinnlichte.

Noch viele andere alte Kirchen haben wir beſehen, aber ſie bedeuten nicht viel, ſind meiſt erneuet. Doch finden ſich einzele ſehenswerthe Kunſtwerke darin oder daran. Eins der ſchönſten iſt über dem Eingange der Scuola della Miſericordia: Madonna ſteht in langem Gewande und weitem vom Haupte fallendem Mantel der Liebe, welchen ihre Arme und zwei Engel emporhalten über viele knieende Männer und Frauen; ihr hoheitvolles Antlitz mit dem Schleier ziert eine Krone; auf der Bruſt heftet den Mantel ein großes eiförmiges Schild, in welchem das Kind ſitzt, mit aufgehobenen drei Fingern der Rechten und dem Weltapfel mit dem Kreuze darauf in der Linken. Hinter ihr blühen aus laubigen Zweigen Männer hervor, welche emporweiſen: wol ihr edler Stammbaum *).

Von den neuen Kirchen ſind die größten und berühmteſten S. Redentore und G. Giorgio Maggiore, dem Markus-Platz gegenüber, jenſeit des großen Kanals: beide von dem belobten Palladio, und ganz in der ſchon genugſam beſchriebenen Art, jede mit einer großen Kuppel. Es ſind auch große Bilder darin, von Paolo Veroneſe, Tintoretto, Baſſano u. a., ich habe ſie aber alle vergeſſen. Ein vortreffliches iſt Schnitzwerk, mit dem Leben des H. Benedict, iſt der Chorſtuhl von Albert

---

*) S. die Abbildung bei Cigognara, II. 37.

Brole aus Niederland. — Noch größer und neuer, doch ganz ähnlich iſt S. Maria della Salute, und ſehenswerth darin der große Oſterleuchter aus Bronze von Andrea di Aleſſandro aus Brescia, der ſchönſte nächſt dem zu Padua, und ihm ſichtbar nachgebildet, aber nicht ſo vollendet in den erhobenen Bildwerken, noch krauſer von Architektur und ſie tragenden Figuren, Sphinxen und Fratzen *).

Mehre neue Palläſte beſuchten wir nur wegen der Kunſtſammlungen darin, woran Venedig ſonſt auch reicher war. Im Pallaſt Grimani ſind meiſt ſehr gut geordnete Antiken, doch nicht eben bedeutende. Vier Inſchriften aus Aquileja ſind einem Gott Belenus geweiht. — Mehre Wände und Decken hat Giovanni von Udine, Rafaels Schüler, bemalt. Unter den Bildern hangen aber einige ſehr ſchöne von dem alten Venediger Giovanni Bellino, der beſonders liebliche Kinder malt; meiſt heilige Familien mit dem Chriſtkinde und Johannes: der ſchönſte unerſchöpflichſte Gegenſtand der Chriſtlichen Malerei. Unſer Albert Dürer, der Venedig beſuchte, hatte dieſen Bellino vor allen lieb.

Im Pallaſt Manfrin iſt eine ſehr reiche und glänzende Gemäldeſammlung, mit vortrefflichen Bildern der ältern Italiſchen Meiſter, welche mit unſern

---

*) Abgebildet bei Cicognara, II. 70.

Deutſchen viel ähnliches haben. Auch fanden ſich hier einige Altdeutſche Bilder daneben, die ſich nicht ſcheuen durften: eine Geburt Chriſti, die wieder dem Alberto Duro beigelegt wird, aber wol von einem Niederrheiniſchen Maler iſt; und dann eine leſende Frau von Lukas von Leyden, eins der liebenswürdigſten Bildniſſe, die ich kenne.

In Venedig iſt jetzo auch eine öffentliche Sammlung von Kunſtwerken angefangen, beſonders aus den ſeit der Revoluzion eingegangenen Kirchen. Die Gothiſche Kirche und daran gebaute Scuola della Carita, am großen Kanal, iſt und wird dazu eingerichtet, und heißt nun die Akademie der ſchönen Künſte. Der Präſident derſelben, Ritter Cicognara hat ſich ein großes Verdienſt durch dieſe Anſtalt erworben, ſo wie durch ſeine große Geſchichte der neuern Bildhauerei, welche dem Zweck unſerer Reiſe ſehr glücklich entgegenkam und uns bisher ſchon von großem Nutzen geweſen: wie Du aus den häufigen Berufungen darauf erſehen mußt. Es iſt eine Fortſetzung unſers Winkelmann und zum Theil des großen Agincourt'ſchen Werkes, das nicht minder für uns zur rechten Zeit erſchien, und die Geſchichte aller bildenden Künſte der Chriſtlichen Zeit umfaßt. Agincourt geht von der antiken Kunſt aus und endet mit der Rückkehr zu derſelben im 15 — 16ten Jahrhundert, ſo daß der lange Raum des Mittelalters, in welchem er verweilt, eigentlich als Verdunkelung und Abweichung erſcheint, und das eigentlich ganz neue Prinzip in der Chriſtlichen Bildnerei und Gothiſchen Baukunſt gar nicht recht erkannt wird, vielmehr dieſe nur als eine wunderliche Monſtroſität mit unterläuft. Jedoch iſt ſein Buch ein Schatz von vielen unbeachteten und darin zuerſt abgebildeten alten Werken, und gibt die lehrreichſten Zuſammenſtellungen, durch alle Jahrhunderte und Völker, obgleich es meiſt auf Italiſche und Griechiſche Werke gerichtet iſt. Jenen Wälſchen Grundſatz nun hat eigentlich auch Cicognara: auch ihm iſt die Antike Anfang und Ende; um ſo mehr, da er ſich auf deren glänzendſte Seite, die Bildhauerei, beſchränkt, und eigentlich erſt da recht anfängt, wo Agincourt aufhört: Napoleon und Canova ſind ſein Ziel. Man muß ihn dabei die Vorliebe zu Italien und ſelbſt Venedig (wo auch Canova her iſt) zu Gute halten, die ihn gegen Deutſche, wie Griechen des Mittelalters einnimmt; denn dieſer Eifer hat ſo viel unbekannte Meiſter und Werke hervorgezogen und in der Geſchichte dieſer Kunſt gründlich aufgeräumt; wobei auch manche neue Namen und Werke Deutſcher Meiſter in Italien zum Vorſchein gekommen und unterſucht worden; und die vielen Umriſſe von den bedeutendſten Werken haben wir meiſt ſehr genau und treffend befunden. Wir bedauerten alſo gar ſehr, dieſen kunſtgelehrten

Mann, der zur Vollendung ſeines Werkes, in Italien umherreiſte, hier zu verfehlen.

Von der Sammlung ſelber war noch wenig zu ſehen, und die meiſten Gemälde, die unter Aufſicht des Hrn. Pietro Edwards zur Aufſtellung vorbereitet werden, ſtehen noch überhauf. In dem großen Saale der Scuola, mit einer prachtvollen Decke von vergoldetem Schnitzwerke, ſtehen von früher einige treffliche alte Gemälde: eine Muttergottes auf dem Thron, vier liebliche Engel halten einen Baldachin über ihr; Stuhl und Gebäude ſind Gothiſch. Dann, in 2 Bildern, die vier oberſten Kirchenlehrer, ehrwürdig und prächtig angethan, mit goldgeſtickten Gewändern, die wie erhobene Arbeit heraustreten. Auf dem erſten Bilde nennen ſich Joannes Alemanus und Antonius de Muriano; und ohne Zweifel ſind auch die beiden andern von ihnen, ſo ähnlich erſcheinen ſie. Sie ſind auf Leinwand. Beide Meiſter haben in Kirchen hier wie in Padua und Murano bis 1447, noch mehre Bilder zuſammen gemalt; der letzte iſt einer der Vivarini, mit denen in Murano beſonders die Venediſche Malerei zu Anfang des 15ten Jahrhunderts anhub. Dieſe Bilder erinnerten mich ſehr an die auch gleichzeitigen des Venedigers Carlo Crivelli, von welchem ich hier aber nichts mehr erfahren konnte. Den andern Meiſter Johannes dürfen wir wohl als unſern Landsmann anſprechen; und die Italiäner ſelber ſpüren auch etwas Deutſches auf jenen Bildern. Cicognara zwar hält ihn für einen Bruder des Antonio, weil eine Krönung der H. Jungfrau auf Goldgrund v. 1444 in der Kirche S. Pantalone, und ein Altar mit zwei Flügeln und feinem vergoldetem Schnitzwerk von 1445 in S. Zaccaria, ihn ohne jenen Beinamen, und ein Bild in des Herrn Molin Sammlung allhier einen Johannes Bivarinus nennen. Aber die Ächtheit des letzten iſt angefochten, und ich ſehe nicht, wo man mit dem Zuſatz Alemanus hin will, da er dann nicht ein Geſchlechtsname ſein kann, wie es ſonſt wol Alemanni in Italien gibt. Glaublicher iſt, daß nicht jedesmal die volle Bezeichnung hingeſchrieben; wie Lanzi, in ſeiner vortrefflichen und billigen Geſchichte der Malerei in Italien, annimmt *).

Hier iſt überhaupt wol der Ort, etwas über die kürzlich erneute Anmaßung der Italiäner zu ſagen, die ſich auch die Erfindung der Ölmalerei zuſchreiben. Der Mönch Theophilus, in deſſen Lateiniſcher Anweiſung zu Malerei Glasmalerei, und Gießkunſt, auch das Malen mit Öl gelehrt wird, vor Johann von Eyck, wie Leſſing entdeckte, macht Cicognara

---

*) Der 3ten Ausgabe (Piſa, 1816.) T. III p. 18 — Cicognara, I. 337. 449 und Moſchini, Guida di Venezia 253. widerlegen nicht.

auch zu einem Italiäner, weil die Anweiſung zum Malen in einer Handſchrift zu Cambridge eine Lombardiſche (tractatus Lumbardicus), und Theophilus auch Rugerus heißt, was doch ein Italiſcher Name ſei. Mit mehr Recht könnten die Griechen ſich den Theophilus zueignen. Und wenn ich dieſen auch nicht (mit Füßli's Künſtlerlexikon) zu unſerm Tuotilo aus St. Gallen machen möchte, ſo iſt uns der Rüdiger doch wol näher. Er hat offenbar, vor dem 12ten Jahrhundert, in Deutſchland geſchrieben, und war alſo auch wol ein Deutſcher: bei Beſchreibung eines Werkzeuges ſagt er geradezu, man nenne es Meißel, ohne zu ſagen, wo; dagegen einen fremden Gummi bezeichnet er dadurch, daß er auf Römiſch Glaſſa heiße; obwohl dieß urſprünglich auch Deutſch iſt, ſo gewiß als das Glaſum (Glas), wie die alten Römer unſern Bernſtein nannten. Wenn nun auch Rüdiger, und dann der Erzkünſtler Lorenzo Ghiberti und der Maler Andrea Cennini zu Florenz, gleichzeitig mit Johann von Eyck, in ihren ungedruckten Schriften das wirkliche Malen und nicht bloß handwerkmäßige Anſtreichen mit Öl, und Rüdiger namentlich mit Leinöl, gelehrt haben: ſo haben alle chimiſche Unterſuchungen älterer Gemälde doch zu keiner Entſcheidung geführt. Mögen aber auch mehre derſelben wirklich mit Ölfarben gemalt ſein, ſo kömmt dieß wol eher den Deutſchen, als den Italiſchen zu Gute; und Cennini fügt ausdrücklich ſeiner Anweiſung bei: „wie die Deutſchen häufig gebrauchen.“ Auf jeden Fall iſt es kein Erbtheil der alten Römer, ſondern eine neue Erfindung der Chriſtlichen Zeit, welche vor der antik ſinnlichen Plaſtik die wunderbar geiſtige Malerei, die ſchon vom Evangeliſten Lukas herſtammte, als ihre eigenthümliche Kunſt erkannte, und durch dieſe Erfindung zum höchſten verklärte. Auch ſo bleibt dieſe Erfindung immer noch dem Johann von Eyck, der, wenn er ſie nicht von neuem erfand, ſie doch ſo vollendete, daß ſie etwas ganz neues und eigenes erſchien, und Vaſari, der Cennini's Praktik und Johanns Erfindung berichtete, ſich nicht widerſprach. Rüdiger lehrte, man müſſe beim Auftragen der Ölfarben eine nach der andern von der Sonne trocknen laſſen; was langweilig und verdrießlich ſei. Dem Johann riß bei ſolchem Trocknen eine ſeiner Holztafeln, und ärgerlich darob, erſann er eine Miſchung, die flüchtiger, ohne Sonne, trocknet, vom Waſſer nicht aufgelöſt wird, ſondern die Farbe wunderbar verſchmelzt, leuchtend und durchſichtig macht. — Seine Bilder mußten damals doch als etwas ganz neues und wunderbares erſcheinen, ſonſt würden ſie die Italiäner nicht ſo gereizt, und dieſe dem Erfinder ſeine Kunſt, die er nicht geheim hielt, und dann ſich unter einander nicht ſo eifrig abgelernt, und ſo eiferſüchtig, ſelbſt durch Mord und Todſchlag, erkauft haben.

Wir wiſſen es ja nur von ihnen ſelber (beſonders durch den treuherzigen Vaſari): wie Antonello aus Meſſina, nachdem er zu Neapel ein Bild Johanns, eine Verkündigung mit vielen Figuren, geſehen, das König Alfons von Florenzer Kaufleuten erhielt, ſich nach Flandern aufmachte, von dem Meiſter für einige Zeichnungen das Geheimniß erlernte, und damit nach Venedig kam, es hier nur ſeinem Freunde Domenico vertraute und mehre Jahre übte, ſo daß er ſpäter vom Staat in Sold genommen wurde; worauf dieſe Kunſt, um 1471 ſich weiter verbreitete. Antonello ſtarb früh, doch waren ehemals noch mehr Gemälde von ihm in Venedig. In der Sammlung der Akademie befindet ſich mit ſeinem Namen, nur eins, das überdieß ſehr gelitten hat: ein Bruſtbild der Madonna, die in einem Buche vor ihr auf dem Pulte lieſt. Ein andres Bild von ihm hing in einem Saale des Dogenpallaſtes: Chriſtus mit ſeinen Wunden im Grabſteine auf einem Brette ſitzend, drei Engel ſchmerzlich ſeine Hände faſſend *). In dieſem iſt ſeine Schule zu erkennen, und ſind die Geſichter nicht Italiſch, obwohl die Farben nicht ſo kräftig, als bei einigen ſeiner Nach-

*) Vergl. die Umriſſe bei Agincourt, Malerei, Taf. 172.

folger, und ſelbſt auf den obigen Bildern des Johannes Alemannus und Antonio von Murano.

Weiter wird nun erzählt, daß Giovanni Bellino ſich in einen Venediſchen Edelmann verkleidete und ſo von Antonello malen ließ, wobei er ihm die Kunſtgriffe abſah und davon Gebrauch machte. Von Giovanni und ſeinem Bruder und Vater Gentile und Jacopo, iſt in der Sammlung noch eine ganze Reihe von Bildern, deren Ungleichheit jenes vielleicht beſtätigt.

Aus Venedig ward nun die neue Kunſt weiter mitgetheilt. Der Venediger Domenico aber mußte ſie mit dem Leben bezahlen. Nachdem er in Loreto mehres gemalt, kam er nach Florenz, wo ſeine neue Art bewundert wurde. Andrea del Caſtagno ſchmeichelte ſich bei ihm ein, entlockte ihm das Geheimniß und ermordete ihn dann. Unſchuldige kamen in Unterſuchung: er aber malte ruhig fort, glänzte durch Lebhaftigkeit der Farben und Verkürzungen, und blieb unverdacht, bis er kurz vor ſeinem Ende in hohem Alter freiwillig bekannte. Er hatte den Beinamen dagli Impicchati (von den Aufgehängten), weil ſein Bild von der Hinrichtung einiger Verſchwornen gegen die Medici ſehr bewundert wurde.

Unterdeſſen war auch durch einige ächte Schüler Johanns die neue Kunſt über Italien verbreitet, es ſcheint beſonders auch von Venedig aus, wo ſich vormals viele Bilder von ihnen befanden, welche die reichen Venediger vor allen anſprachen; und außer dem Glanz der Farben ſcheint auch die lebendige Nachahmung der Natur, die landſchaftliche Umgebung und manches ſeltſame Beiwerk die Italiäner beſonders gereizt zu haben. Ältere Reiſende ſahen und bewunderten in Venedig viele ſolche Gemälde von Johann von Eyck ſelber, von ſeinen Schülern Roger (Rüdiger) von Brügge, und Hans Hemmelink von Brügge, u. a., die mannigfaltig verwechſelt ſind. Roger war vor allen berühmt, und von ihm iſt hier im Pallaſt Nani noch ein H. Hieronymus, auf Tannenholz, der vermuthlich auch hier gemalt iſt *). Von Hemmelinck, der in der Jugend umherſchweifte, befanden ſich ſonſt die meiſten Bilder hier: ſein und ſeiner Gehülfen Gerhart von Gent und Lieven von Antwerpen Gebetbuch in der Bibliothek, habe ich ſchon gedacht. —

Alle Hauptſtädte und Fürſten Italiens ſuchten Bilder von dieſen Meiſtern zu erhalten, und die glänzende Zeit der Italiſchen Malerei begann ſeitdem. Venedig

---

*) Aus einer Nachricht von 1449, bei Lanzi, III. 34. lebte er zu Brüſſel. Sollte der berühmte Flandriſche Meiſter Rogel, der um 1445 für den Spaniſchen König Johannes malte nicht derſelbe ſeyn?

zeichnete ſich darin vor allen durch ſchöne und kräftige Färbung aus, und der herrliche Giorgione ſteht hier an der Spitze. Von ihm iſt im Pallaſt Manfrin das Bildniß einer ſchönen Venedigerinn, blond, in veilchenfarbigem reichem Gewande auf morgenländiſche Art, ſo reizend und lebendig, daß ich ſie nie vergeſſen werde: ſie iſt mir ſeitdem auch in mehreren Kopien (z. B. hier in Florenz) wieder begegnet.

Die baldige Aufſtellung der Gemälde in der Akademie wird dieſe Geſchichte der Malerei in Venedig anſchaulich machen, in einer anſehnlichen Reihe von den drei Bellini, beiden Palma's und Tizians. Von dem letzten ſahen wir hier ein großes Bild, das eben auch aus Paris heimgekehrt war: der Tod des Heiligen Petrus, wie ihn Räuber im Walde erſchlagen; gewaltig und kräftig, zumal die Banditen. Die Engel oben in den Bäumen ſind nach dem erwähnten antiken Bildwerk in der Bibliothek. Dieſes Bild, das man für Tizians Meiſterſtück hält, wurde eben gezeichnet für einen Kupferſtich, ſoll aber in die Kirche S. Giovanni und Paolo zurückgebracht werden, wo es auch hin gehört.

Für jetzo ſtehen in einigen Sälen Gypsabgüſſe der beſten Antiken und auch neuer Werke, in lehrreicher Zuſammenſtellung, wie von Cicognara zu erwarten. Daran reihen ſich einige wirkliche Antiken und treffliche Bildwerke in Erz und Marmor: von Donatello, eine kleine Thür mit der Grablegung und Verehrung des Kreuzes: von Riccio, der Sieg Konſtantins; von Vittorio Camelo, ein Kampf zu Roß und zu Fuß, ganz nach antiken Vorbildern, von Kentauren und Lapithen. Beſonders ſchön, von einem Unbekannten, iſt die Krönung der H. Jungfrau in der Herrlichkeit, in Erz: und über der Thür nach dem Hofe, in vergoldetem Marmor, die H. Jungfrau mit dem Kinde, gekrönt auf dem Thron, umher Engel, unten Anbetende, von 1345 *). — Unter den Gypsabgüſſen waren auch mehre von Canova's Werken, beſonders Grabmäler, die zum Theil in Venedig ſtehen: elegant, aber einförmig, reizten ſie uns nicht die Urbilder aufzuſuchen. Canova begann hier ſeine Schule, und im Pallaſt Piſani ſteht eins ſeiner erſten Werke, Dädalus, der dem Ikarus die Flügel anbindet, und im Hauſe Albrizzi ſeine berühmte Hebe: wir haben ſie auf Rom verſpart, wo wir ſie wol wiederſehen werden. — Ich muß endlich auch dieſe Kunſtergießungen ſchließen. Sie ſind ſo ſchon zu lang geworden, obwohl unvermeidlich, da Venedig ein ſo wichtiger Kreuzweg der Griechiſchen und Morgenländiſchen, Deutſchen und Italiſchen Kunſt iſt.

---

*) Sämmtlich, nebſt einigen andern, abgebildet bei Cicognara, I. 27, II. 11. 37, 38.

Eine andere Kunſt hat uns hier und bisher in ganz Italien weniger zu ſchaffen gemacht, ich meine die allerchriſtlichſte Kunſt der Muſik. In Mailand war wol ein vortreffliches Opern-Orcheſter, aber mit der Kirchenmuſik war es überall elend beſtellt: da können die Italiäner nicht ſo bequem auf ihre alten Meiſterwerke hinweiſen, wie bei den ſichtbaren, denn die wollen immer wieder lebendig hervorgebracht ſein, wenn ſie erſcheinen ſollen. Es ſcheint, daß ſie jetzo Opern- [illegible]nd Kirchen-Styl nicht mehr unterſcheiden, und i[illegible]denſchaftliche, ſchmeichelnde und betäubend[illegible]k auch in den Kirchen zu herrſchen. Nach kan[illegible] froh ſein, wenn nur Opern-Arien und nic[illegible] geſpielt werden, wie heute am Thomas-Ta[illegible] (in Florenz) in der Apoſtelkirche wieder e[illegible] georgelt wurde. In Venedig bieten wir aber in der Kirche der Scuola della Pieta, doch etwas beſſeres und merkwürdiges. Dieſe Schule (eigentlich Verſorgungs-Anſtalt einer Brüderſchaft, dergleichen hier viele) beſteht aus lauter Mädchen, die klöſterlich leben, aber heiraten können; und von ihnen allein wurde auf einem vergitterten Chore, Sonntags Nachmittag, eine geiſtliche Muſik aufgeführt. Es war ſeltſam, die Kapellmeiſterinn dirigiren und die Mädchen Flöte und Waldhorn blaſen, und beſonders den groſen Baß geigen zu ſehen. Der Geſang war natürlich nur beſchränkt, doch hatte er anſehnliche Tiefe, bei der Grundlage aller Italiſchen Weiberſtimmen zum Baß; — dagegen man die Männer oft ſehr fein, viel Tenor, und die Kaſtraten in Diskant reden hört: ſo daß man Italien auch als das Land beſchreiben kann, wo die Männer in Diskant und die Weiber in Baß ſprechen; was damit ſtimmt, daß das ganze Land gleichſam unter dem Pantoffel ſteht, von dem der päbſtliche das Symbol und Wahrzeichen iſt, obgleich es auf der Karte einen Stiefel mit Sporen vorſtellt. — Aber ich muß von dieſer Ausſchweifung zurück, zu einer Sängerinn in jenem Konzert, welche bis zu einer ſo ſchwindligen Höhe, wie eine Lerche hinaufſang, daß wir alle, ſelbſt der Kapellmeiſter Spohr, der mit uns dort war, nie dergleichen gehört hatten: ſie ſang wol über das dreimal geſtrichene h hinweg, bis in den Himmel hinein.

Hiebei muß ich noch einer Tracht erwähnen, die wir ſchon ſeit Verona wahrnahmen, beſonders aber den Venedigerinnen gut ſteht: d. i. weiße Schleier, die über den Kopf von einem hohen Kamm bis auf die Hüften herabfallen, und eine zierliche Taille machen. Sie wiſſen auch ſehr geſchickt damit umzugehen, zu verhüllen und zu enthüllen, und ſelbſt die ärmſten Weiber tragen dergleichen, manche ihre Schürzen, und anſtatt der Franzen und Spitzen daran andere natürlich durchbrochene Arbeit. — Es erinnerte mich an die ſchwarzen Schleier, welche in

Deiner Vaterſtadt ſo viel und gut getragen werden.

Wir fuhren denſelben Weg über Fuſina bis Padua zurück, wo wir am 14ten Oktober noch manches ſahen, das wir das erſtemal übergangen hatten. In dem Saale des Rathhauſes, der einer der größten in Europa iſt, ſind allerlei Merkwürdigkeiten: eine antike Büſte, angeblich des Livius, auf deſſen Patavinität die Paduaner mit Recht ſtolz ſind. Alte Wandgemälde, welche unter andern eine Paduaniſche Lukrezia verherrlichen, Bianca de' Roſſi, die ſich auf dem Grabe ihres Mannes den Tod geben ließ, um den Klauen Ezzelino's zu entfliehen. Dieſer Gibelliniſche Wüthrich, deſſen Hauptſitz Padua war, wiederholte hier im 13ten Jahrhundert faſt, was die zu Venedig erwähnten Ritterromane von Attila oder Etzel erzählen. — Man ſollte die Paduanerinnen für große Tugendheldinnen halten; denn jenem Beiſpiele folgte die Gemahlinn des Marcheſe Obizzi im 17ten Jahrhundert, welche ſich von einem wüthenden Liebhaber eher erſtechen als mißbrauchen ließ: auch ſie hat hier ein Denkmal *). — Sonderbar ſteht daneben der Laſterſtein, auf welchen ſich ſonſt die bankbrüchigen mit bloßem Hintern ſetzen und ihre anderweitige Blöße beſchwören mußten.

---

*) Aehnliche öffentliche Denkmale der Tugend ſieht man

Ein verfallenes Amphitheater, von dem nur noch die Ringmauer und ein Balkon ſteht, iſt wol aus dem Mittelalter. — Auffallend iſt auf einer Säule ein liegender Löwe mit einer Prieſtermütze: er nennt ſeinen Meiſter Daniel, 1209 *).

Sehr öde iſt auch die Kirche der Eremitani, in der Nähe der Amphitheaters: in Gothiſcher Art, S. Giovanni und Paolo in Venedig ähnlich, aber ohne Kuppel. An einem Denkmale links beim Eingange iſt ein ſchönes altes Wandgemälde. Dergleichen ſind auch im Chore ringsumher, beſonders die untere Reihe grau in grau, von meiſterhafter Zeichnung. Noch ſchöner ſind die Wandgemälde der Kapelle neben dem Chor, von Mantegna, der hier zu Hauſe war, und Giotto. Die einzelen Felder enthalten die Geſchichte des H. Chriſtoph und anderer Heiligen, die auf der Altartafel ſtehen. Dieſe iſt eins der vortreflichſten alten Bildwerke, aus gebranntem und braun gefärbtem Thon geformt, das wol eine Ausführung in Erz verdient hätte. Es iſt eine ſogenannte himmliſche Konverſazion: Madonna auf dem Thron, im Schoße das Chriſtkind mit aufgehobenen drei Fingern der Rechten und die Paſſionsblume mit

---

man zu Breſcia und zu Modena, die Buoniſſima v. 1269. ſ. bei Agincourt, Sculpt. XXVI 18.

*) S. die Abbildung bei Agincourt, Sculpt. XXV. 30.

einem Schmetterling in der Linken; es wendet ſich zu Johannes dem Täufer, der groß daneben mit einem Fuß auf der Stufe des Thrones und mit dem Arm aufgelehnt ſteht, neben ihm noch zwei Heilige mit Büchern und der eine mit einer Lilie; zur Linken wendet ſich Madonna zum H. Jakobus mit Stab und Buch, neben ihm ſtehen der H. Chriſtoph, das Chriſtkind auf der Schulter und einen Palmbaum in der Hand, und der H. Antonius mit einer Glocke. Die Geſtalten ſind alle höchſt edel, die nackten Theile, an Johannes und Chriſtoph, richtig und im ſchönſten Ebenmaaß: Chriſtoph erſcheint in ſeinen Verhältniſſen doch rieſenhaft, ohne bei der zurückgebogenen Stellung eben die andern Heiligen zu überragen. Madonna vor allen, in einfachem, doch reichem, zierlichem und ſchönfaltigem Gewande und Schleier, von hoher Geſtalt und königlichem Angeſicht, mit dem ernſthaften Chriſtkinde, — erinnerte mich ſehr an jene Madonnen des Carlo Crivelli zu Mailand. Dieß aber iſt das Werk eines ſonſt unbekannten Giovanni von Piſa, eines Schülers und Gehülfen Donatello's bei deſſen Arbeiten hier in Padua. — Die Decken der Kapellen haben ein ſchönes blaues Himmelsgewölbe mit goldenen Sternen, ſchwebenden Engeln und Bruſtbildern von Heiligen. — Minder verweilte ich bei einem neueren Grabmal mit Marmorbildern von dem Florenzer Ammanato, Bandinelli's Schüler; von welchem in Padua noch in einem Privathauſe ein koloſſaler Herkules ſteht, ſo wie hier in Florenz auf dem Springbrunnen des großen Platzes ein ganz ähnlicher Neptun, die aber beide ungeachtet ihrer Maſſe nichts großartiges haben *).

Sehr ſchöne Wandgemälde ſahen wir endlich noch in der Schule bei S. Antonio, die eine prächtige Decke von vergoldetem Schnitzwerk hat. Sie betreffen das Leben dieſes Heiligen und zwei darunter gehören zu Tizians frühſten Arbeiten, die ſeinen Ruf nach Venedig ſollen veranlaßt haben. Sie haben mir in der That beſſer gefallen, als das meiſte, was ich ſonſt von ihm geſehen, und es ſind ausnehmend liebliche und reizende Frauengeſichter darauf.

Den folgenden Tag ging es auf Ferrara, anfangs in der Ebene längs einem Kanal hin, faſt wie von Mailand nach Pavia. Bald zeigten ſich aber ſtattliche Landhäuſer auf Höhen, und eine Bergreihe, welche ſich gegen das Meer hinzieht, und die Brenta von der Etſch und dem Po ſcheidet. Auf und an einem dieſer Berge liegt das Städtchen Monſelice,

---

*) Vgl. die Abbildungen von Giovanni's und Ammanato's Werken bei Cicognara, T. 12. 59. 60. — Von andern Bildern [illegible] gibt Agincourt einige Umriſſe, Malerei, Taf. CXXXVIII. CLXII. 11. 12.

deſſen alte Feſtungswerke ehemals den Durchgang zwiſchen dieſen Bergen beſchützten, und jetzo romantiſch zerfallen. Jenſeit fuhren wir wieder auf der Ebene, und zwar auf einer Sandchauſſee; bald ſetzten wir in einer Fähre über die Etſch, und fanden in einem andern kleinen Städtchen Rovigo einen Jahrmarkt mit vielen ſeltſamen Wälſchen Figuren. Die Weinleſe war noch im Gange, und häufig begegneten uns hohe Wägen voll Trauben, mit großen weißgrauen Ochſen beſpannt, was ſehr maleriſch ausſah. Wir fuhren immer noch in der fruchtbaren Ebene weiter, bis an den breiten Po, der ſich durch hohe Deiche, die er dennoch oft überſtrömt, ankündigt; dann eine Strecke auf dem Deiche hin, bis wir zum drittenmal auf einer Fähre überſetzten. Der Anblick des Landes blieb auch jenſeit derſelbe, fruchtreiche wohlangebaute Ebene, überall mit Bäumen beſetzt, welche die Ausſicht hemmen. Alſo war es nun von Mailand an, ſo daß wir nachgerade, überdrüſſig dieſer Einförmigkeit, uns wieder nach Höhen und Bergen ſehnten.

Doch ward es uns heute noch nicht ſo gut, und Ferrara, ſonſt eine Feſtung, in deren Nähe der letzte Kriegsſchauplatz geweſen, liegt noch ganz flach. Die Straßen und Häuſer verkündeten eine regelmäßige neuere Stadt: nur der Dom zeugte von ihrem höheren Alterthum, das ſich auch an Attila's Einbruch knüpft. Er iſt ein merkwürdiges Gebäude in Vorgothiſchem Style, wie die zu Pavia, Piacenza und Parma, aber größer und reicher. Die Giebelſeite hat oben drei an einander ſtoßende kleinere Giebel ΛΛΛ, darunter vier Stockwerke kleiner Säulen: unten drei Thüren, deren vortretende Säulen, eigentlich vier in der Mitte durch ein Band umſchlungenen Säulen, gebückte Männer tragen, die auf Löwen ſtehen: von den beiden Seitenthüren ſind aber nur noch die Löwen übrig. Zwiſchen den in die Wand vertieften Säulen und Pfeilern der Hauptthüre treten Bildſäulen hervor: wie zu Petershauſen und Regensburg. Über derſelben und weit umher am Giebel vertheilt iſt eine große Darſtellung des jüngſten Gerichts: die Seeligen in Abrahams Schoße, die Verdammten im Höllenrachen: die Seelen werden von dem Engel gewogen, und der Teufel hängt ſich an die Schale, ſie herunter zu ziehen: wie am Thore des Münſters zu Freiburg in der Schweiz. Unter mehren ſeltſamen Gebilden an der Mittelthür iſt ſchon ein Fuchs in einer Mönchskutte, dergleichen Vorſtellungen auch in Italien öfter vorkommen. Die langen Seiten der Kirche ſind außen auch noch alt, und beſonders die nach dem Markte reich verziert: oben zwei Stockwerke kleiner Säulen von der mannigfaltigſten Geſtaltung, runde, eckige, gereifte oder ſonſt gemuſterte, gewundene, im Zickzack aufſteigende, zwei oder vier wie

Reben zuſammengedrehte, zuſammengebundene, ja wie Seile in Knoten verkürzte, oder in Schlingen ſich auffaſſende: welche letzte Art, ſich neben mehren der andern, auch ſchon in den Gemälden einer Griechiſchen Handſchrift des 9ten bis 10ten Jahrhunderts findet. Dieß iſt das reichſte und abenteuerlichſte Gebäude, ſo ich bisher in dieſer Art geſehen habe. Es wurde ſchon 1135 errichtet von den Meiſtern Nikolaus und Wilhelmus, wie die Inſchrift ſagt, die zugleich zu den älteſten Italiſchen Reimen gehört:

Il mille cento tremptacinque nato
Fo questo tempio a Zorzi consecrato;
Fo Nicolao scolptore,
E Glielmo fo l'auctore.

Nikolaus war aus Figarolo, Wilhelm iſt aber vermuthlich der Wiligelmus, von dem die Bildhauereien an der ſehr ähnlichen und namentlich mit denſelben Thürſäulen gezierten Domkirche des benachbarten Modena ſind, welche zwar 1099 angefangen aber ſpäter vollendet wurde *). Ja, ſollte er nicht

---

*) Vgl. oben S. 29. — Die Schöpfung des Weibes und den Apfelbiß und den H. Geminian zu Pferde, von Wilhelm, gibt Agincourt, Bildh. XXI. 6. XXVI. 3; die erſten auch Cicognara, I. 7. — Abbildungen aus der vorgedachten Griechiſchen Handſchrift finden ſich bei Agincourt, Malerei, XXXI. Ebd. Bildh. XXVI. 10, nach einem Bildwerk des 13ten Jahrhunderts, ein Wolf oder ein Hund als Mönch mit einem Buche.

der Deutſche Meiſter Wilhelm ſein, den wir um 1174 zu Piſa finden? — Innerhalb der Kirche zu Ferrara iſt aber von dem alten Bau gar nichts mehr zu erkennen, ſondern alles antik-moderniſirt, und ein eben ſolcher Thurm daneben angefangen.

In der auch erneuten Franziskaner Kirche fanden ſich einige gute alte Bilder auf Holz und Wand. Sonſt merkten wir nicht viel von der Ferrariſchen Malerſchule, welche in der Italiſchen Kunſtgeſchichte eine breite Stelle einnimmt, und einen alten Anfang hat, indem die Schuſter im Jahr 808, bei Karls des Großen Rückkehr von der Krönung zu Rom, für ertheilte Freiheiten deſſen Reiterzug um ihre Kapelle des H. Crispin malen ließen: ſie hat aber keinen bedeutenden Namen aufzuweiſen außer Garofalo, den wir als Rafaels Schüler in Rom beſſer finden.

Mitten in der Stadt iſt eine alte feſte Burg, ähnlich der zu Verona. Hier hielten die Herzöge des alten Hauſes Eſte ihren einſt glänzenden Hof, welchen die Dichtkunſt vor allen verherrlichte. Die Abenteuer eines fabelhaften Foreſto von Eſte beſangen jene Ritterbücher von Attila; und der Blinde von Ferrara, Francesco Bello, eignete aus Mantua ſeinen Mambriano demſelben Kardinal Hippolito von Eſte zu, der dem Arioſto die bekannte ſcharfe Frage that. Wie dieſer und Taſſo hier dichteten und trachteten, wiſſen wir am beſten von Goethe.

Jetzo iſt alles ausgeſtorben und öde in der nun wieder päbſtlichen Stadt, und unbewohnte Häuſer fallen ein. Ihre traurigen Merkwürdigkeiten, das Haus, wo Arioſto gewohnt, und ſein Stuhl, das Spital, wo Taſſo ſieben Jahr eingeſpert geweſen als wahnwitzig, oder gar das Haus, wo der Paſtor Fido ſeines Nebenbuhlers Guarini zuerſt aufgeführt worden, ließen wir gern ungeſehen, und fuhren gleich den folgenden Morgen, aus dem theuren Gaſthofe zu den drei Mohren, der außen mit Inſchriften von allen den fürſtlichen Häuptern prangt, die darin geruht haben, uns aber höchſt ſchnöde bewirthet hat. — Nicht beſſer war das Schauſpiel in Ferrara: in einem weiten, düſtern, menſchenleeren Hauſe, ward Ginevra di Scozia jämmerlich und armſelig aufgeführt. Die Weiber redeten wie gewöhnlich im Baß. Wir hielten nur einen Aufzug aus.

Der Weg nach Bologna geht noch eben ſo einförmig in der Ebene hin, und iſt noch unbedeutender, da er gar kein Städtchen, kaum einzele Häuſer berührt, und der Reno, über den man auf einer Fähre ſetzt, nur mit dem Namen an unſern Rhein erinnert, in der That aber der Unrein iſt.

Es war wieder regnig, und wir ſahen beim Einfahren nur wenig von der Stadt, und den dahinter aufſteigenden Bergen des Apenins, die uns nach der langen Ebene ſehr erfrulich erſchienen. Wir fanden ein gutes und billiges Wirthshaus, wurden aber mit den Merkwürdigkeiten dieſer berühmten Stadt, die ſo volkreich iſt wie Breslau, auch bälder fertig, als wir dachten.

Bei dem fortwährenden Regen war uns die Bauart derſelben, mit durchgehenden Arkaden (wie in Bern und Padua) ſehr willkommen. So alt die Stadt iſt, ſo hat ſie doch faſt gar keine Römiſche Alterthümer, aber manches Merkwürdige aus dem Mittelalter, wo ſie eine bedeutende Rolle ſpielte. Die beiden Thürme Aſinelli und Gariſendi, von denen der eine 3½ der andere mehr als 8 Fuß überhängt, ſo daß ſie ſich für viele Standorte wie Scheeren durchſchneiden, fallen ſeltſam auf. Sie ſind viereckig und ſchlicht, und gehörten zu alten Burgen; der erſte, ſchon von 1109, iſt vielleicht das Vorbild zu mehren ähnlichen ſchiefen Thürmen in Italien.

Die Hauptkirche des Schutzheiligen Bologna's, des H. Petronius, in Gothiſcher Art, iſt noch größer angelegt, als der Mailänder Dom, und ſelbſt als St. Peter in Rom, und auch gleichzeitig und wie im Wetteifer mit dem erſten erbaut: angefangen 1390, von einem Meiſter Arduin, deſſen Namen auch ein Marmorbild der Madonna mit dem Kinde v. 1340 am Karmeliter-Kloſter zu Venedig führt *).

---

*) Abgebildet bei Cicognara, I. 27. — Den Arduin

Es ſollte ein Griechiſches Kreuz werden, mit Thüren auf drei Enden (das vierte der Chor) nach eben ſo vielen Plätzen: vier Thürme ſollten in den Winkeln des Kreuzes und über dieſe eine achteckige Kuppel ſich erheben. Acht Kirchen waren zum Niederreißen beſtimmt: aber drei davon ſtehen noch, lange nicht die Hälfte des Baues iſt ausgeführt, und derſelbe in aller Rückſicht weit hinter dem Mailänder Dom. Das Kreuz iſt kaum angefangen, bricht ſichtbar an einem Eckfenſter ab und iſt roh zum Chore zugebaut. Die Mauern ſind alle von Backſteinen, nur zum Theil mit Marmor und Bildwerk verziert, z. B. an den Fenſtern, dieſe aber einförmig, und die Giebelſeite nach dem Markte hin nur bis über die Thüren mit Marmor bekleidet, aber noch weniger eigentlich Gothiſch, ſondern flach und ſchnörkelig antikiſirt, wie an der Karthauſe zu Pavia. Die erhobenen Arbeiten an den Thüren ſind zwar auch von den beſten Meiſtern jener Zeit: unten am Geſimſe die Heiligen Petronius, Ambroſius, Dominicus und Florianus, um 1394 von Paolo Bonaſuto aus Venedig; an den Seiten der Hauptthüre, in 15 Feldern, die Schöpfung, Paradies, Sündenfall u. ſ. w. bis zur

nennen als Baumeiſter Papiere Palladio's bei Algarotti der Antonio Vincenzi, der als ſolcher in einer gleichzeitigen Urkunde ſo erſcheint und 1396 als Geſandter zu Venedig, war wol nur der Aufſeher des Baues.

Sündflut, und die Propheten von **Jacopo della Quercia** (bei Siena), um 1429, und ſpäter die Sibyllen von **Tribolo**, nach Michel Angelo. Von andern Meiſtern ſind auf ähnliche Weiſe die beiden Seitenthüren verziert, und die Fenſter von **Albertino Ruſconi** und **Domenico Milani** aus Florenz. Die Arbeiten **Jocopo's** ſind die beſten, obwohl etwas einförmig *).

Dieſe Schauſeite hatte ähnliches Schickſal, wie die zu Mailand: als die antike Baukunſt erneut wurde, drängte ſie ſich auch hier ein. Mannigfaltige Entwürfe wurden dazu gemacht, zum Theil als Preisaufgabe, und 16 dergleichen werden noch aufbewahrt, darunter 4 von **Palladio**, natürlich mit antiken Säulenordnungen, ſo wie mehre andere; an denen von **Vignola** und **Giulio Romano** wird wieder gelobt, daß ſie den antiken mit dem Gothiſchen Geſchmack glücklich vereinten; mehr bloß Gothiſche Entwürfe ſind die von **Domenico Tibaldi** und **Baldaſſare** von Siena. Aber keiner kam zur Ausführung, weil man jene unpaſſend und dieſe veraltet fand. Ein gemiſchter Entwurf von **Girolamo**

---

*) Die Vertreibung aus dem dem Paradieſe, wie Adam gräbt und Eva ſpinnt, und zwei Propheten, ſ. bei **Cicognara**, II. 1. 2. 66., wo auch 2 Sibyllen u. a. von Tribolo und ebd. I. 19. eine Figur von Bonafuto. Vergl. auch II. 52.

Rainaldi wurde zwar angenommen und 1626 die die Ausführung angefangen: ſie blieb aber bald wieder liegen, weil man einen andern Entwurf des Teribiglia, der alles früher angefangene beibehielt, beſſer fand; worauf denn noch wieder andere folgten.

Der große Säulenwald des Mailänder Doms, der beim Eintreten ſo mächtig wirkt, fehlt hier auch: es ſind nur drei Schiffe, die auf wenigen Säulenpfeilern ruhen, deren Spitzbögen im Mittelſchiffe freilich noch weiter ſind, als dort: aber ihre einförmig blätterigen Knäufe, von denen die Gewölbe der viel niedrigeren Seitenſchiffe ausgehen, ſtehen ſelbſt für dieſe zu tief, faſt in der Mitte der Säulen und ſchwächen ihre Höhe. So iſt der Bau dem Florenzer Dom viel ähnlicher, und auch wol darnach ausgeführt *). — Sonſt iſt auch eben nichts merkwürdiges innerhalb: etwa die alten Wandgemälde einer Seitenkapelle, und einige Altarbilder.

Die Kirche S. Domenico iſt zwar älter, als S. Petronio, aber ganz erneuet, und vom alten Bau nur noch außen am Kreuz eine Spur. Sie iſt ſehenswerth wegen mehrer Denkmäler, und beſonders durch das Grabmal des H. Domenico ſelber, der hier 1221 ſtarb, welches für die Kunſtgeſchichte eins der wichtigſten Werke iſt. Nicola Piſano, das Haupt

---

*) Vgl. die Zeichnung bei Agincourt, Archit. LXVI. 22. Teribiglia's Entwurf, bei Cicognara, I. 3.

einer neuen Bildhauer-Schule in Italien, arbeitete daran ſeit 1231, und ſeine erhobenen Bildwerke aus dem Leben des Heiligen, wie ſie ſelber faſt ſeine frühſten und beſten, ſo ſind ſie auch die ſchönſten vor den ſpäteren Fortſetzungen; und ſeine Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, die vorn an der Mitte des Sarges rund vorſiehet, iſt das treffliche kleine Modell von vielen mehr oder minder ähnlichen und größeren Wiederholungen geweſen; dergleichen ich ſchon in der Venediger Markuskirche gedacht habe. Den größten Theil der übrigen Bildwerke dieſes Sarges machte Niccolo von Bologna, des obigen Quercia Schüler (ſt. 1494), mit ſolchem Ruhm, daß er darnach benannt wurde (Niccolo dall' Arca): gleichwohl übertrifft ihn Piſano. Kleine ſehr feine Figuren am Fußgeſtell ſchnitt Alfonſo Lombardi (um 1520), und die kleine Bildſäule Johannis des Täufers oben Girolamo Coltellini. Endlich von den beiden Engeln, welche auf dem Altar davor die Leuchter halten, iſt der eine von jenem Niccolo und der andere eine Jugendarbeit von Michel Angelo, deſſen gewaltige Hand uns in Italien hier zum erſtenmal erſchien, zwar noch lieblich genug. So bildet dieſer antik geformte Sarg den beſten Theil der Italiſchen Kunſtgeſchichte ab *).

---

*) Abbildungen deſſelben und einzeler Theile geben Mo

Höchſt merkwürdig iſt S. **Stefano**: es ſind, mit Einſchluß einer achteckigen Taufkapelle, eigentlich ſechs Kirchen in ſeltſamer Verbindung, und von verſchiedener Geſtalt. Vom H. Petronius ſelber (ſt. 450) iſt S. Stefano angelegt als Berg Karmel (Leben und Tod Chriſti) und S. Giovanni (Evangel.) als Ölberg (Auferſtehung und Himmelfahrt), dazwiſchen, wo jetzo S. Tecla, das Thal Joſaphat, des jüngſten Gerichts: alles in Bildwerk vorgeſtellt, und nach Jeruſalem abgemeſſen; ſo daß dieſe Gegend der Stadt auch Jeruſalem hieß. S. Stefano ſelber iſt rund, nach Art mancher aus Heidentempeln umgeformten Kirchen zu Rom, und gehört auch, ſammt einigen der damit verbundenen, zu den älteſten Kirchen, ähnlich denen zu Verona. Manche ſeltſame Bildwerke ſind auch hier, und beſonders die mannigfaltigen Säulenknäufe, aus Arabesken, einem auf allen Vieren zuſammengedrückten Menſchen, oder vier Menſchenköpfen (einem auf jeder Seite) geben ein vollkommen ägyptiſches Anſehen *).

---

rona, Pisa illustrata, I. Taf. 4., Agincourt, Sculpt. XXXI. 8. und Cicognara, I. S. 9. 10.; die Madonna, ebd. II. 31.; die Leuchter ebd. II. 52.

*) Grundriſſe und Einzelheiten gibt Agincourt, Archit. XXVIII. 1 — 14. LXVIII 24. — 26. XXX. 1. Sculpt LXVI. 36. 37.

Die vormalige Franziskaner-Kirche, von 1250, jetzo ein Magazin, iſt in Gothiſcher Art mit Spitzbögen, aber zierlos; noch älter ſcheinen die Überbleibſel eines Kreuzganges, die man außen an der Straße ſieht.

Sonſt ſind die meiſten alten Kirchen, deren es hier noch viele gibt, am Giebel und innerhalb ganz umgebaut, und gewöhnlich zu kleinen Modellen der Peterskirche in Rom gemacht.

In der Dom-Kirche verriethen allein zwei innerhalb an der Thür liegende Greifen die alte Geſtalt. Die nähere Einwirkung des Kirchenſtaats, in dem wir nun vom Po an waren, zeigt ſich auch hierin.

Die ganze Stadt hat auch mehr ein modernes, aber wohlhabendes und reinliches Anſehen. Sie hat unter den Italiſchen Städten auch den Beinamen der fetten (grassa), und zugleich der gelehrten (dotta), was ſich ſonſt eben nicht zu vertragen pflegt, und der Bologneſer Doktor gehört zu den Italiſchen Masken.

Die berühmte Univerſität hatte noch Ferien, wir fanden alſo nur den Bibliothekar Mezzofanti, der unter dem Halbhundert Sprachen, die er weiß, ſogar auch die Deutſche ſehr gut, faſt wie ein Deutſcher, ſelbſt ohne den fremden Akzent, und beſſer als wir das Italiſche, ſprach, und auch gute Deutſche Bücher in die Bibliothek ſchafft: das erſte Beiſpiel der

Art, das uns in Italien vorgekommen. Auch die Slaviſchen Sprachen, Ruſſiſch, Böhmiſch, Polniſch ꝛc. verſteht er gründlich; und einen Altſlawiſchen Pſalter, Legende ꝛc., welchen ich für Dobrowsky in Prag, unterſuchen ſollte, wird er auf meine Bitte ſelber für ihn beſchreiben. Es iſt eine höchſt wichtige Handſchrift, vielleicht die älteſte in dieſer Sprache, mit Cyrilliſchen Buchſtaben und ſchönen Miniaturen.

In der Kunſtſammlung der Akademie war die Büſte des weltberühmten Galvani ſehenswerth; und eine große Marmorgruppe, der Römer Virginius, wie er ſeine nicht anders vor Schmach zu rettende Tochter erſticht, von dem noch lebenden Giacomo di Marià, höchſt überraſchend, als eins der beſten neueren Bildhauereien. Das Vorbild der bekannten Antike, Pätus wie er ſeine Geliebte Arria erſticht, iſt zwar nicht zu verkennen, aber das Werk doch eigenthümlich gedacht, und meiſterlich ausgeführt, beſonders die ſterbend hinſinkende Virginia höchſt zart und jungfräulich.

In der Gemälde-Sammlung iſt eine vortreffliche Reihe von den älteſten Malereien und von Bildern des Francesco Francia, der ſich auf denſelben nur einen Bologneſer Goldſchmidt nennt, was er auch war, und zwar ein ſehr tüchtiger, der erſt in ſpäten Jahren anfing zu malen. Seine Muttergottes mit dem Kinde, ſieht ſich in allen Bildern ſehr ähnlich, und man kann ihn überall leicht erkennen; die ſchönſte aber bleibt noch die zu München, die ich Dir beſchrieben, und in welcher am tiefſten der Spruch: quem genuit, adoravit (d. i. den ſie gebar, betete ſie an), ausgedrückt iſt. — Auch Johannes, als Jüngling in der Wüſte, erſchien hier wieder, angeblich von Rafael, aber nicht beſſer, als jener zu München, und auch weit hinter dem Urbilde hier in Florenz. Sonſt war aber nichts vorragendes in der meiſt aus Kirchen und Klöſtern geſammelten Gallerie; denn die Hauptbilder waren auch nach Paris entführt, jetzo aber wieder zurück und noch beiſammen in der ehemaligen Kirche Santo Spirito, wo ſie einen ſeltenen und höchſt erfreulichen Anblick gewährten.

Es ſind folgende zwölf: 1) Madonna von Perugino; 2) die H. Cäcilia von Rafael; 3) die Verkündigung von Annibale Caracci; 4) die Himmelfahrt, mit St. Peter, und 5) das Abendmal des H. Hieronymus von Agoſtina Carracci; 6) das Märterthum der H. Agnes, und 7) die fünfzehn Geheimniſſe des Roſenkranzes von Domenechino; 8) eine Pieta (Chriſti Leichnam) mit S. Carlo Borromeo und den vier Schutzheiligen Bologna's, Petronio, Procolo, Domenico und Francesco, und 9) der Kindermord, von Guido Reni; 10) Chriſtus mit Matthäus, von Lodovico Ca=

racci; 11) der H. Bruno von Guercino; und 12) S. Alo und S. Petronio, von Cavedone. — Hier hatten wir alſo die Meiſterſtücke der Bologneſer Malerſchule in einer bequemen und mit einigen Römiſchen Hauptbildern zu vergleichenden Überſicht, wie ſie wol ſo bald nicht wieder vorkömmt, da vermuthlich alle in die verſchiedenen Kirchen, aus den ſie genommen, zurückkehren. Ich habe jedoch keine beſondere Freude an dieſen ſpäteren Bologneſern erlebt, ſo ſehr man ſie auch rühmt, daß ſie eigentlich die Malerei erſt vollendet, und wol gar noch hinzugefügt haben, woran es dem Rafael gefehlt, nämlich Zeichnung und Helldunkel. Dieſes gerade tritt mir hier, zumal in den übergroßen Bildern der Caracci, unangenehm hervor: die ſich zur Schau ſtellende Akademie und die oft farbloſe Verdunkelung; überhaupt das, zwar meiſterhafte, Spielen mit der Form und bloße kunſtgemäße Bilden, was ſie auch zur Antike trieb, und jetzo vollends bei den Franzoſen und auch Italiänern zur Karikatur gerathen iſt. Denn mit dieſer Caracci'ſchen Schule, aus welcher Domenechino und Guido unmittelbar, ſpäter Cavedone, und am eigenthümlichſten Guercino, hervorgegangen, hängt die gegenwärtige Malerei noch am meiſten zuſammen. Von allen dieſen Bildern derſelben würde ich Guido's Kindermord vorziehen, nicht wegen des immer ſchauderhaften Ganzen, ſondern um einige ungemein rührend daraus vortretende Mütter mit ihren Kindern. — Die Bologneſer verloren hier ſehr neben Perugino und Rafael, daß ihr Vermittler zwiſchen ihnen, ſo wie zwiſchen dieſen beiden ſelber, Francia fehlte. Vor allen leuchtete mir hier die Madonna von Perugino ein, in der ſchlichten tiefſinnigen Darſtellung. Maria mit dem Kinde oben in der Herrlichkeit, umher ein eiförmiger Regenbogen: unten ganz einfach neben einander, der Engel Gabriel, die H. Katharina und Apollonia und Johannes der Evangeliſt: ein himmliſches Genügen ſteht hier in unvergänglichem Farbenglanze. — Bekannter iſt Rafaels daneben hangende H. Cäcilia, welche eben von Frauenhand ſehr gut kopirt wurde (du wirſt auch in einer Berliner Kunſtausſtellung eine Kopie von Ludwig geſehen haben): doch däuchte mir faſt der Meiſter hier noch über dem Schüler, welchen er ſelber als Engel Gabriel unter ſeiner Madonna gemalt hat. Sonſt hat freilich Rafael weit ſeinen Lehrer überflogen; und auch hier gewahrt man bei längerem Anſchauen das Höhere, Freiere, Vollendete. Ein göttlicher Gedanke belebt dieß Bild: Cäcilia ſteht zwiſchen Paulus und Johannes, St. Ambroſius und Magdalena; über ihr im geöffneten Himmel wunderliebliche Engel, ſpielend und ſingend: ſie horcht und ſchaut empor, oder vielmehr in ſich ſelber hinein, und entzückt von den himmliſchen Tönen, entſinken die Werkzeuge der irrdiſchen ihren Händen; wie einſt der weltliche Schmuck der aufblickenden Magdalena vor der Rede des Herrn. Johannes horchend zeigt nach oben; Paulus mit dem Schwerte ſchaut feſt vor ſich hin, und Ambroſius in ſein Buch und vernimmt ſeinen heiligen Geſang. Hier iſt in der That Muſik gemalt worden, und zwar die höchſte.

Und dieß iſt das Bild, das Rafael, als er es 1518 nach Bologna für die Johannis-Kirche ſandte, ſeinen Freund Francia, deſſen Madonna er als die ſchönſten und heiligſten rühmte, zu empfangen und nöthigenfalls zu verbeſſern bat, deſſen Glorie dieſen aber ſo niederſtralte, daß er fortan nicht mehr malte und bald darauf ſtarb. So erzählt Vaſari. Nach andern, lebte er noch länger und malte einen H. Stephan, der höchlich bewundert und als ein Kanon betrachtet wurde: als Francia ſah, daß man darüber Rafaels Cäcilia vernachläßigte, that er ſein Bild hinweg. Alſo immer das Widerſpiel von Correggio, der auch in dieſer Gegend zu Hauſe, als er ein Bild von Rafael erblickte, ausrief: anch' io son pittore! (auch ich bin ein Maler!) und nun erſt recht anfing zu malen.

Von dieſem Correggio ſahen wir denn in Bologna, in dem Pallaſt Mareſcalchi auch noch einige Gemälde, welche als die Juwelen der ganzen Sammlung, gehalten und gezeigt wurden: auf einem Bilde beiſammen die H. Petrus, Martha, Magdalena und Lukas; dann zwei Engel, und ein Chriſtus mit dem bloßen Leibe in der Glorie ſitzend, wie ein Jupiter: Glut und Reiz der Farbe iſt überall, aber alles nur eine Art Magie mit Licht und Farbe, ohne recht gründliche Zeichnung und Ausführung, wie ſeine Skitzen in manchen Gallerien, und ſonſtige Verzeichnungen deutlich zeigen. Lieber war mir ein altes Gemälde, mit Niederländiſcher Schrift, die Muttergottes mit den Bildern der Tugenden umgeben, angeblich von Johann von Eyck; und abermals ein Bildniß einer andächtig leſenden Niederländerinn von Lukas von Leyden. Von Alberto Duro zeigte man einen Engel und ein Bildniß des Erasmus; von Holbein die Bildniſſe Ferdinands und Margaretha Colbaert; von Peter Neef zwei Gothiſche Kirchen. Ein treffliches Bildniß des Garcia Medici, von Garofalo. Eine Beſchneidung von Palma vecchio hatten wir öfter in Venedig geſehen: die verſchämt oder verſtohlen zublickenden Frauengeſichter haben ſie wohl beliebt gemacht. Von Tizian, eine ſeiner unzähligen nackten Nymphen. Von Vinci, die Geliebte des Franzöſiſchen Königs Franz I., in einer guten Kopie: ein wunderſames, faſt ſchauerliches Angeſicht. Heilige Familien von Giotto, Cima, Solimene und Turchi, und ein Chriſtkind von Mantegna. Mehre Thierſtücke von einem noch lebenden Maler, wenn ich recht gehört habe, Bredezky, waren in ihrer Art meiſterhaft. —

Dem öffentlichen Pallaſt gegenüber, am großen Platze, ſteht der Platz des Podeſta; mit einem großen Thurm, unter dem zwei Straßen ſich durchkreuzen. Er wurde zum Gefängniß für den König Enzo erbauet. Dieſer Enzo (Heinz), ein natürlicher Sohn Kaiſer Friedrichs 2., machte durch Vermählung Anſpruch auf Sardinien, und ward in einer unglücklichen Schlacht 1249 von den Bologneſern gefangen, im Triumph aufgeführt und ihm ſogleich für Zeitlebens ein zwar leidliches Gefängniß zubereitet. Sein Vater verſprach vergeblich für ſeine Freiheit ſo viel Gold als nöthig, die Ringmauer von Bologna zu umziehen. Als Friedrich und ſeine Söhne ſtarben und Konradins Haupt fiel, war Enzo der letzte Zweig der Hohenſtaufen: er trachtete ihr Erbe einzunehmen. Seine jugendliche Schönheit und hohe Heldengeſtalt, wodurch er allen vorragte, gewann ihm Mitleid und Freunde: Pietro Aſinelli gebrauchte die Liſt des Waſſerträgers, und ein ſtarker Küfer Filippo trug ihn in einem Weinfaſſe hinaus: aber ſein langes goldenes Haar, das aus dem Faſſe hervorhing, flocht ihm neue Feſſeln; er wurde entdeckt, ins Gefängniß zurückgebracht, und enger bewacht. Pietro entfloh, Filippo wurde enthauptet: und Enzo ſtarb 1272 im Gefängniſſe, und mit ihm der Stamm der Hohenſtaufen, auch in ſeinen Nebenzweigen. Er wurde ehrenvoll begraben, und in S. Domenico ſahen wir ſeinen Grabſtein mit Lateiniſcher Inſchrift, aber erneuet *).

Auf demſelben Platze iſt ein Springbrunnen, mit einem großen Erzbilde des Neptun von Johann von Bologna, der vermuthlich wegen dieſes bedeutenden Werkes nach dieſer Stadt benannt worden, da er ſonſt ein Niederländer war und hauptſächlich zu Florenz arbeitete. Neptun mit dem Dreizack in kräftiger gebietender Geſtalt, auf einen Delphin fußend, überragt bei weitem den größeren Marmor-Neptun des gleichzeitigen Ammanato auf dem Brunnen hier in Florenz; noch mehr übertreffen unten umher die Delphinen, Kinder und üppigen Sirenen, die aus den Brüſten Waſſer ſpritzen, die ähnliche erzene Umgebung deſſelben. — Gering erſcheinen auch dane-

---

*) Ghirardacci, welcher in ſeiner Geſchichte von Bologna, obiges erzählt, ſah noch (1596) auf dem Grabmale eine 2 Fuß hohe Bildſäule von weißem Marmor, mit königlichem Mantel, Krone und Scepter, und las auf der rothen Marmortafel eine andere Inſchrift (in gereimten Hexametern), als die jetzige. I. 221. — Savioli, Bol. Annal. 1253 erklärt dieſe ganze Flucht für eine Volksſage, die auch in Schauſpielen beliebt war. — Andere Sagen ſind, daß Enzo in einen eiſernen Käfig geſperrt, oder, als König, mit goldenen Feſſeln belegt worden.

ben die Erzbilder zweier Päbſte gegenüber am öffentlichen Pallaſt.

Um ſchneller alle Merkwürdigkeiten aufzufinden, hatten wir hier zum erſtenmal einen Lohnbedienten angenommen. Er wußte ſehr gut Beſcheid, und es zeigte ſich, daß er ſelber eine Profeſſore war, nämlich von dem bekannten Bologneſer Stein, der von eingeſogenen Lichtſtralen noch eine Weile im Dunkeln leuchtet, und künſtlich zubereitet wird. — Beim Durchwandern der weitläufigen unregelmäßigen Stadt, unter deren Arkaden man ſich ſo leicht verirren kann, bemerkte ich auf der Straße nach Florenz noch ein ſchönes altes Gothiſch verziertes Bürgerhaus.

Das Schauſpiel war in heiterer Umgebung und glänzend; wie gewöhnlich in ganz Italien, eine Oper und dazwiſchen ein Ballet. Die erſte war merkwürdig, der Türke in Italien: wie ein Türkiſcher Prinz neben einer andern Liebſchaft, auch bei der ſchönen Frau eines Bologneſer Doktors ganz ungenirt liebelt, und von beiden dem armen Mann ganz miſerabel mitgeſpielt wird, bis nach einer Verkleidung auf einem Maskenball, die alte Liebe ſiegt, und der Prinz mit ſeiner Schönen abgeſegelt. Die Impertinenz, mit welcher die Frau Doktorinn auftritt, iſt ganz Italiſch; Deutſche Frauen müßten ſich höchlich daran ſkandaliſiren. Es wurde aber gut geſpielt und geſungen. Neu war auch die Nebenrolle eines Hauspoeten, der mit eingreifen ſoll, aber immer nur ſeine Luſt an der Verwirrung hat, und darüber reflektirt, was es für ſchöne Situazionen zu Gedichten und zu einem Schauſpiel gäbe. — Das Ballet war auch ein glücklicher, leicht verſtändlicher Stoff, mir aus alter Sage bekannt: wie eine gefangene Königinn durch einen Trank für todt gehalten und begraben wird (wie Julia und Salome); Räuber wollen die Leiche beſtehlen, als ſie erwacht und wie ein Geſpenſt alle verſcheucht. Sie wird auf der Flucht zwar abermals gefangen, aber gerade als ſie geopfert werden ſoll, noch wieder befreit; und nun hebt der eigentliche Tanz an, in welchem eine ſonſt nicht ſchöne Solo-Tänzerinn in einer Gewand abwerfenden Drehung eine Venus Kallipygos darſtellte.

Am letzten Morgen ging ich mit L. nach der Kirche der Madonna di S. Luca auf einem Berge vor der Stadt. Ein bedeckter Gang, ähnlich dem bei Vicenza, aber länger, von 640 Bögen mit Pfeilern, führt hinauf: dieß iſt das Paradies der Bettler; jeder ſchien ſeinen beſtimmten Poſten zu haben, und überall wurden wir, zumal an den Ruheſtellen, mit den gräulichſten vielſtimmigen Geſängen und Fiedeln empfangen, und weiter geſchickt. Die Kirche oben iſt neu, die braune Madonna mit dem Kinde aber deſto älter, vom Evangeliſten Lukas. Weil wir nicht bloß ihrentwegen hinaufgeſtiegen, ſo ſtrafte ſie uns: wir hatten wegen des Nebels, vom Berge keine vollſtändige Ausſicht, nur wenn die Luft den Schleier aufhob, einzele ſchöne Blicke auf die weite grüne Ebene, den Reno mit der alten 21bogigen Brücke (v. 1257), auf die Stadt und in die Berge.

Den dritten Tag fuhren wir weiter, zum erſtenmale mit einem Vetturino (Lohnfuhrmann) und Mauleſeln, ſo verdungen, daß er auch Herberge und Zehrung für uns beſorgen mußte. Es geht bald in den Apenin hinein, längs eines kleinen Fluſſes; an ſteilen Stellen wurden noch zwei Ochſen vor die drei Mauleſel geſpannt, und ſtanden nicht am Berge. Die Berge ſind meiſt kahl, mit dürftigem Geſträuche bewachſen, weil man keine Wälder mehr aufkommen läßt, denn man ſieht wohl einzele gute Baumgruppen: im heißen Sommer muß es hier noch kahler und verſengter ausſehen. Von einigen Höhen ſind ſchöne Rückſichten den kleinen Strom hinab, zu der obigen Kirche hin. Es ward Nacht, die Nebel zogen unter uns in den Bergen, und der Sternenhimmel über uns erſchien neu: die ſüdlichen ſchönen Sternbilder, der Orion, Sirius, Hyaden und Plejaden, ſtanden hoch herauf. Endlich kamen wir in das kleine Bergſtädtchen, mit dem einladenden Namen Scaricalaſino (d. h. entlade den Eſel!); leider war Faſttag, und wir kriegten magere Koſt; deſto leichter ſchlief es ſich auf dem harten Bette.

Noch vor Tage brachen wir wieder auf, und kamen unvermerkt über die Toskaniſche Gränze. Die ſorgſamere Regierung zeigte ſich auch bald an der beſſeren Bergſtraße, mit ſchönen Brücken, woran noch gebaut wurde. Über den höchſten Bergrücken waren wir hinweg, doch ging es noch die ganze Tagereiſe, bis dicht vor Florenz, auf und ab. In den untern milderen Thälern zeigte ſich nun immer mehr ſüdlicher Anbau, zuerſt große Gärten mit Olivenbäumen, die aber nicht beſſer ausſehen als unſere Weiden, eben ſo graugrün; dann häufige Zypreſſen, und Kaſtanienwälder von zahmen Kaſtanien. Zwiſchen zwei Bergen von der Höhe ſchaut man zuerſt das ſchöne grüne Thal des Arno, mit Florenz, vielen Landhäuſern und Wohnungen rings umher, auf allen Seiten noch von Bergen beſchränkt. Die unangenehme Einfahrt ſo vieler Italiſchen Städte, zwiſchen langen, hohen unüberſehlichen Mauern, fiel uns hier zuerſt auf, nur die große Kuppel des Doms ragte herüber; eigentliche ſpitze Thürme hat auch dieſe Stadt nicht.

Um einen neuen Triumphbogen herum geht es hinein in's Thor dahinter. Weil die Straße eben neu gepflaſtert wurde, mußten wir lange an der Stadtmauer herum fahren, und ſahen, zumal beim Regen, wenig von der Stadt. In dem berühmten Gaſthofe, unſeres Landsmanns Schneider, konnten mir, wegen der vielen Engländer, nicht mehr unterkommen; vielleicht zum Glück, weil er wirklich ſeinem Namen entſprechen ſoll. Wir begaben uns alſo unter die Flügel des Preußiſchen ſchwarzen Adlers, in deſſen Neſt wir bisher ziemlich gut, zwar zu theuer, gehorſtet haben: aber übermorgen nehmen wir Flügel der Morgenröthe und fliegen weiter nach Rom und Neapel.

Rom, den 5ten November 1816.

Seit vorgeſtern ſind wir hier an einem Hauptziel und Ruheort unſerer Reiſe, und haben uns ſchon etwas umgeſehen und häuslich eingerichtet. Aber ehe ich vollends in dieſes Meer von Neuigkeiten und Alterthümern untertauche, muß ich nochmals zurückſchauen, und mich ſelber endlich einholen. Bisher wollte es mir nicht gelingen, den Januskopf, mit Rückſicht und Vorſicht zugleich, loszuwerden. Von Florenz habe ich Dir noch ſo manches zu berichten.

Am Morgen nach unſerer Ankunft daſelbſt, da Sonntag war, beſchauten wir die Stadt: im Ganzen erſcheint ſie ernſthaft, tüchtig und reinlich; die Häuſer vorherrſchend bräunlich, die Palläſte eigenthümlich einfach, aus großen Werkſtücken von ſ. g. bäuriſchem Werk, mit großem einfach verzierten Thür- und Fenſterbögen, ohne antikiſchen Säulenprunk; faſt durchgängig weit vorſtehende Dächer (anſtatt der einförmigen und verſperrenden Arkaden zu Bologna und Padua), und das Pflaſter von großen unregelmäßigen, künſtlich gefügten Platten (wie die Überbleibſel altrömiſcher Straßen, die man hier und in Rom ſieht). Der Arno, faſt ſo breit wie die Oder bei Breslau, aber meiſt viel ſeichter, theilt und verbindet die Stadt durch drei breite ſchöne Steinbrücken, und ein hoher breiter Kai mit ſchönen Häuſern läuft meiſt zu beiden Seiten hin. Jenſeit ſteigt das Ufer bald allmälig empor, und ein Theil der Stadt mit; Gärten und Landhäuſer ſtehen noch höher, und ganz oben auf den vortretenden grünen Höhen des Bergrückens ſtattliche Kirchen und Klöſter. So hat die ganze Lage viel ähnliches mit der von Prag.

Der erſte Gang war auch hier zu dem berühmten Dom, der an Größe und Höhe dem Mailänder nahe kömmt, aber noch viel weniger im eigentlich Gothiſchen Styl erbaut iſt, faſt gar nicht durchbrochen, ſehr einförmig und flach in den Verzierungen (z. B. der Seitenthüren und viel zu kleinen Fenſter), und dabei nur von außen mit abwechſelnd ſchwarzem und gelbbraunem Marmor bekleidet, durch welche Streifen auch die architektoniſchen Linien in die Höhe gebrochen werden: ſo daß, wenn der Mailänder Dom, ganz aus weißglänzendem Marmor, und die Venediger Markuskirche, mit ihrer Moſaik auf Goldgrund und Säulenpracht, wie rieſenhafte Silber und Gold-Arbeiten erſchienen, der Florenzer Dom dagegen wie ein ungeheures Täfelwerk und ausgelegte Tiſchlerarbeit ausſah. Dabei iſt die Hauptanſicht gegen den Platz hin, der Giebel mit dem Eingange, noch immer ohne Bekleidung und nur mit ſchlechter Römiſcher Architektur bemalt: ähnlich dem zu Prag.

Die merkwürdige Geſchichte dieſes bedeutenden Baues iſt kürzlich folgende. Das freie und mächtige Florenz beſchloß ihn 1294, und daß er, wie früher die Markuskirche zu Venedig, alle bisherigen an Größe und Herrlichkeit übertreffen ſolle. Das wurde für damals auch erreicht, und der Entwurf des Arnolfo di Lapo wurde angenommen und ſeit 1296 oder 1298 von ihm ausgeführt. Mehre Häuſer und Kirchen wurden deßhalb niedergeriſſen, darunter beſonders die der H. Reparata, deren Geſtalt noch ein altes Gemälde im Kloſter S. Croce bewahrte, wonach ſie eine Vorhalle auf Säulen mit Rundbögen hatte, und auch bunt bekleidet geweſen. Am Geburtstage der H. Jungfrau wurde feierlich der Grundſtein gelegt, und ihr als Maria del Fiore (der Blume), bedeutſam für Florenz, wurde die Kirche geweihet, mit Einſchluß der H. Reparata, die aber ganz in Vergeſſenheit gekommen iſt.

Arnolf war ein Sohn Jacopo's, welcher ein Deutſcher, nachdem er durch den Kirchenbau von Aſſiſi weit berühmt geworden, ſich zu Florenz niederließ, und dort, wie in der Gegend umher, viele große und öffentliche Bauten ausführte, z. B. in Florenz 1218 die neue Brücke (Ponte nuovo), 1221 die Kirche S. Salvadore und S. Michele am Platze Padella, und das neue eigenthümliche Straßenpflaſter, das früher von Backſteinen war, wobei er wol auf das Altrömiſche zurückging; zuletzt machte er den Entwurf zu dem Grabmale Kaiſer Friedrichs 2. in der Abtei Monreale in Sizilien, auf König Manfreds Verlangen. Sein Name Jacopo, nach Florenzer Art gemeinlich in Lapo verkürzt, wurde Geſchlechtsname, und ſein Sohn Arnolfo, der 1232 geboren, bei des Vaters Tode 30 Jahr alt war, und bei Cimabue auch zur Bildhauerei zeichnen lernte, ſetzte die Arbeiten und den Ruhm des Vaters fort, und war der berühmteſte Baumeiſter ſeiner Zeit: er baute in Florenz 1284 die neue Ringmauer, die Gothiſchen Kirchen Or S. Michele und S. Croce (1294), bekleidete die alte Taufkirche S. Giovanni mit Marmor, begann den öffentlichen Pallaſt, und zuletzt den großen Dom, über welchen er 1300 ſtarb.

So erzählt Vaſari: aber ſeitdem ſind Urkunden aufgeſucht, wonach Arnolfo der Sohn eines Cambio von Colle aus Valdesla, und neben Lapo ein Schüler des Nicola Piſano iſt, mit welchem beide 1266 die Kanzel zu Siena arbeiteten; ſo wie von Arnolfo noch ein Grabmal des 1280 verſtorbenen Kardinals de Braye in der Dominikaner-Kirche zu

Orvieto, und das Gothiſche Tabernakel von 1285 in S. Paolo bei Rom ſind. Wie dem nun ſei, der Jacopo, welcher die gedachten großen Bauten in Florenz leitete und 1262 ſtarb, kann nicht etwa eins ſein mit dieſem Lapo, der 1284 noch am Dom zu Siena arbeitete. Unſern Jacopo möchte Cicognara, ohne Grund, auch gern zu einem Norditaliäner machen, die aber ſelber beim Dom zu Mailand unzweifliche Deutſche gebrauchten. So finden wir denn auch zu Florenz, im 14ten Jahrhundert wieder einen Deutſchen Meiſter Johannes Petrus Teutonicus oder de Bramantia (vermuthlich Brabant) in gleichzeitiger Urkunde gerühmt; dieſer iſt warſcheinlich derſelbe Meiſter Pietro di Giovanni, gebürtig aus Friburg, welcher 1391 mit ſeiner Familie zu Orvieto war, dort das Haupt der Bau-Loge des Doms, und wegen ſeiner trefflichen Zeichnung und Bildnerei von Laubwerk und Figuren, gerühmt wurde: und beide ſind dann ohne Zweifel jener Johannes von Friburg, den wir 1396 eben am Dom zu Mailand thätig, aber bald mißvergnügt weggehen ſahen.

Arnolfo's Hauptwerk iſt ſicher der Florenzer Dom, deſſen Grund er nicht bloß legte, ſondern auch die drei kurzen Arme des langen Kreuzes unter der achteckigen Kuppel wölbte und mit Marmor bekleidete und die gewaltigen Widerlagen der acht Seiten aufführte: alles ſo gründlich und feſt, daß man eine viel größere Laſt darauf ſetzen konnte, als er beabſichtigt hatte. Eine Lateiniſche Inſchrift außen, dem Thurm gegenüber, preiſt ihn nach Verdienſt: einige Feigenblätter am Geſimſe der Seitenthüren ſollen ſein und ſeines Vaters Wappen ſein.

Nach Arnolfo's Tode ging der Bau langſam. Man iſt auch wol von ſeinem Plan abgewichen, indem mit der zweiten Thüre auf den Seiten eine neue Eintheilung beginnt, die Pfeiler enger, die Fenſter kleiner und niedriger ſind. Seit 1332 leitete ihn Giotto, der bekannte Maler. Dieſer führte 1334 die von Arnolfo entworfene Bekleidung des Giebels noch reicher aus, aber nur zur Hälfte: und auch dieſe wurde 1588 wieder abgeworfen und eine im Neurömiſchen Styl angefangen, die aber auch bald liegen blieb, ſo daß bei Gelegenheit der Vermählung des Großherzogs Ferdinand, die jetzige als Dekorazion gemalt wurde.

Unverantwortlich, und nur aus der antikiſchen Bauwuth erklärlich, iſt die Zerſtörung von Giotto's Arbeit, den doch ein Denkmal in der Kirche ehrt. Gemälde davon ſieht man noch in den Klöſtern S. Croce und Marco, und ich habe mit mehren andern Abbildungen des Doms und Baptiſteriums auch ein großes Kupferblatt davon aufgetrieben. Der Bau paßt vollkommen zu den übrigen fertigen Seiten

Arnolfos: eine Hauptthüre mit zwei kleineren Nebenthüren; dazwiſchen Pfeiler mit Säulen, Bögen, und Niſchen und Bildſäulen; die Bögen der Thüren und Fenſter ſpitz, ſonſt meiſt rund, und ſelbſt mit geradem Gebälk vermiſcht: wie auch an der übrigen Bekleidung alle Bögen der Pfeilerwände rund und nur Fenſter und Thüren ſpitz ſind; und ebenſo iſt, ungeachtet der reichen Zierraten und Bildwerke, alles mehr einförmig, flach gehalten und bunt ausgelegt. Die vielen großen Bildſäulen waren von den beſten Meiſtern jener Zeit, von Andrea Piſano und Donatello, und haben ſeltſames Schickſal gehabt. Die vier Evangeliſten, die zu den Seiten der Hauptthüre ſaßen, ſind jetzo innerhalb in vier Kapellen vertheilt; die koloſſale Madonna mit dem Kinde und der Blume über der Thüre, ſteht jetzo mit andern Bruchſtücken in einem Magazin des Doms. Noch ſchlimmer ging es andern Heiligen, geiſtlichen und auch weltlichen Perſonen, welche meiſt die Gärten um Florenz zieren mußten: zwei Propheten, zwei bärtige Heilige und zwei andere Figuren ſtehen im Garten Stiozzi in Valfonda; der Pabſt Bonifaz 8., der dem Andrea Piſano beigelegt wird, ſitzt verſtümmelt tief im Gebüſche; wie der alte Gartengott. Vier andere ſtehen im Garten Poggio Imperiale und ſind zu Poeten trepanirt, indem man ihnen den Schädel mit der Glatze abgeſägt und einen neuen behaarten und belorbeerten aufgeſetzt hat, um Galls Schädellehre zu Schanden zu machen. — Eine noch ſtärkere Kur hat kürzlich Canova hier in Rom mit einer ſeiner Bildſäulen vorgenommen und ihr einen ganzen neuen Kopf aufgeſetzt. Es ſteht zu hoffen, daß auch auf andere Künſte und Wiſſenſchaften die fruchtbare Anwendung dieſer neuen Methode gemacht werde. —

Nach Giotto leiteten die ebenfalls als Maler bekannten Taddeo Gaddi, Andrea Orcagna und Lorenzo Filippi den Bau, bis 1417: und er war, bis auf Giebel und Kuppel, außen und innen fertig, und in der That das größte Gebäude, bis der Mailänder Dom, S. Petronio zu Bologna (wenigſtens der Anlage nach) und endlich die Peterskirche in Rom ihn überboten. Doch dieſer, die in der Kuppel beſonders auch mit ihm wetteiferte, blieb er hierin immer noch an Kühnheit und Größe überlegen. Filippo Brunellesco, der nach einer Sage bei Vaſari, von Arnolfo abſtammte, war das erſte und größte Beiſpiel dieſer Art vorbehalten. Sein eben ſo kühner, als tief berechneter Entwurf gewann den Preis, über alle andere, zum Theil höchſt abenteuerliche, z. B. daß man den ganzen Raum mit Erde ausfüllen und Geldſtücke drein mengen ſolle, damit, wenn die Kuppel darüber gewölbt wäre, das Volk hinzuliefe und die Erde von ſelber wieder herauskratzte. — Bei den Berathungen darüber wird auch von Brunellesco erzählt, daß er ein Ei auf die Spitze ſtellte, wie Columbus; hier aber in der That bedeutender, da er wirklich die Kuppel in halber Eiform aufrichtete. Auf Arnolfo's gründlichen Unterbau durfte er es wagen, zuförderſt noch ein, von jenem nicht beabſichtigtes, achteckiges Stockwerk mit großen runden Fenſtern, ohne Fortſetzung der Strebepfeiler, und auf dieſes erſt, mit acht gewaltigen Rippen an den Ecken, die Kuppel thurmartig aufſteigen zu laſſen: wodurch ſie nicht nur das tief in der dicken runden Wand ſteckende Gewölbe des Pantheons, ſondern auch die auf ſechzehn durch Säulen maſkirten Strebepfeilern ſtehende Peterskuppel übertrifft. Brunellesco hatte mit Neid und Mißgunſt und allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Der durch ſeine Erzthüren berühmt gewordene Ghiberti wurde ihm eine Zeitlang beigeſellt: er aber ſtellte ſich krank, und der Bau ſtand ſtill, und wurde ihm dann wieder allein in die Hand gegeben. Er vollendete ihn bis zur Laterne, und damit ſein würdiges Tagewerk, 1444. Seine herrliche breitſtirnige Büſte ſteht auf ſeinem Denkmale unten in der Kirche. — Die Kuppel beſteht aus einem doppelten Gewölbe, die wie Schalen in einander ſtecken, zwiſchen denen man zur Laterne hinaufſteigt. — Dort oben iſt eine herrliche Ausſicht mitten über die ganze Stadt und das ſchöne frucht- und volkreiche Arno-Thal zwiſchen den grünen und wohnlichen Höhen hinauf und hinab. —

Brunelleſco hatte beſonders auch die Überbleibſel der antiken Baukunſt ſtudirt, und er war mit Alberti (zu Mantua) der erſte, welcher ſie ganz auf eigene neue Gebäude, wie die Kirchen S. Croce und S. Lorenzo, anwandte, und zwar auf eine Weiſe, die ſpäterhin nur verſchlechtert worden. Dieſes Streben iſt auch in ſeinem Kuppelbau ſichtbar, und die Architektur ihrer beiden Stockwerke, ſo wie der mit dem unteren verbundenen langen Seitenwände, welche über dem höheren Mittelſchiff aufſteigen und das obere Dach tragen, iſt gar nicht Gothiſch, wie mehr oder minder noch die übrige Bekleidung, ſondern in antiker Art. Und ſo iſt auch die eiförmige Kuppel ſelber mit ihren ungeheuren, ganz zierloſen Flächen und der antiken Laterne droben, fremdartig, und der ganze Bau immer eine ſeltſame Zuſammenſetzung aus Gothiſchen und antiken Elementen, aus Kreiſen, Halbkreiſen, Ellipſen, Dreiecken und Vierecken allerlei Art, ohne recht lebendig durchdringende Verbindung und Stätigkeit.

Inwendig erſcheint die Kirche weit auch nicht ſo groß und ehrwürdig, als die Mailänder, wegen der wenigen zierloſen und durch Gliederung verkürzten Säulen (ganz wie die in S. Petronio zu Bologna); ſelbſt die gewaltige Kuppel, die auf vier großen Pfeiſern über dem Kreuz der Kirche, wie ein hohler Thurm aufſteigt, zeigt ſich doch erſt in ihrer wahren Größe, wenn man droben iſt, und hinabſchaut. Sie iſt im Durchmeſſer 4, und an Höhe 7 Ellen (braccia) größer, als die Peterskuppel in Rom, welche ſo groß iſt, wie das hieſige Pantheon (wovon die katholiſche Kirche in Berlin eine ſchlechte Miniatur), und iſt auch in ſo fern noch kühner, als ſie kürzer und ſtätiger mit dem untern Bau verbunden, und nicht auf eine ſo große Fläche gleichſam nur verſetzt iſt, einen neuen eigenen Bau bildend, wie die Peterskuppel. So erſcheint jene auch durch die länglich runde Form noch mehr thurmartig: und gewiß könnte auch wegen der Höhe mancher Gothiſche Thurm ganz darinnen ſtehen; aber die große Breite beider Kuppeln ſelber ſchwächt ihre Höhe, und hier bewährt es ſich recht auffallend, daß etwas in Maſſe und Maße viel kleiner ſein, und doch größer und großartiger erſcheinen kann.

Außer den Kuppelpfeilern ruhen die drei Schiffe nur auf ſechs dünneren Pfeilern, aus deren kleinblätterigen einförmigen Knäufen die Gewölbe der niedrigeren Seitenſchiffe aufſteigen, ſo daß im Mittelſchiff über dieſen Knäufen noch eine kleinere Halbſäule mit noch ſchlichteren Knauf anhebt, über welchem gar noch auf weit vortretenden Konſolen eine Gallerie ſteht, die ringsumläuft, und daraus das Mittelgewölbe aufſteigt. — So hat das ältere wirkliche übereinanderſetzen der Säulen (z. B. in Venedig) hier, wie in Mailand und Bologna, immer an der vollendeten Gothiſchen Form gehindert, welche in ſolchen Fällen niedrige und hohe, dünne und dicke Säulen in einander verwachſen läßt, ohne eigentlichen und gemeinſamen Knauf, jede mit eigenem Blätterkranze und daraus aufſteigenden Zweigen. — Die Bögen ſind alle ſpitz. Die Fenſter haben, beſonders im Kreuz und Chor, gute Glasgemälde, ſind vorn aber zum Theil zugemauert und Denkmale davor, deren jedoch außer den ſchon erwähnten, nicht viele und bedeutende ſind. Dieß und die durchgängige bräunlich graue Farbe inwendig verdunkelt die Kirche überhaupt zu ſehr und läßt ſie leer und nüchtern erſcheinen, einer proteſtantiſchen ähnlich. Auch die Kuppel iſt zu dunkel und ihre Malerei von unten nicht zu erkennen: darin übertrift wieder die Peterskuppel.

Unter der Kuppel iſt das Presbyterium mit dem Hauptaltar durch ein ebenfalls achteckiges Säulengitter, nach Brunellesco's Angabe, eingefaßt; und daran ſind viele Marmorbilder der Florenzer Schule, deren Häupter Michel Angelo und der gleichzeitige und in Kühnheit mit ihm wetteifernde Bandinelli ſind: dieſe hochſtrebenden, welche ihre Richtung allen Nachfolgern mittheilten, aber auch ſchon eine eigenthümliche Anlage dazu vorfanden, woraus ſie eben ſelber hervorgegangen waren. Das Streben zum

Großen, Gewaltigen, mit rieſenhaften oft überlangen Geſtalten, bezeichnet die Florenzer Kunſt überhaupt; und ihre Höhe, ſo wie die hier ſo nahe liegende Übertreibung ins Gewaltſame und Fratzenhafte entſpringen daher. — Von Bandinelli iſt auf dem Altar eine große Gruppe: Chriſti Leichnam, von einem Engel gehalten, darüber Gott Vater ſitzend in ſegnender Gebärde. Mehr geſchätzt werden, und mit Recht, die kleineren ſtark erhobenen Figuren am Fußgeſtelle des Gitters, von ihm und ſeinem Schüler Giovanni dell' Opera. Auf der Hinterſeite des Altars ſteht ein noch unvollendetes Werk Michel Angelo's Maria, mit Chriſti Leichnam, in welchem auch ſein eigener kühner Geiſt ſich hervorringt und auferſtehen will. — Die großen Erzthüren der Sakriſtei ſind älter und einfacher, von Luca dalla Robbia, Ghiberti's Zeitgenoſſen, an deſſen Anmuth und Fülle er zwar nicht reicht, doch den ſpröderen Stoff, die Bilder der Evangeliſten und Kirchenlehrer, durch Verbindung mit Engeln, welche die Bücher und dergleichen halten, mannigfaltig belebt hat: wie ſpäter Michel Angelo ſeine Propheten und Sibyllen. — Der Fußboden der ganzen Kirche iſt ſehr mannigfaltig und zierlich ausgelegt, nach Michel Angelo's Zeichnung. Hieher gehörte auch eins von ſeinen großen Werken. — In dem großen Dreieck über der einen Seitenthür, außen, ſieht man in guter erhobener Arbeit, Madonna in einem Eirund von Engeln emporgetragen; unten in einem Winkel ein Anbetender, wol der Stifter, im andern ein Bär, der auf einen Eichbaum klettern will. Hier außen an der Seite ſteht auch die Herrinn der Kirche, Madonna, mit der Krone auf dem Schleier, das Kind auf dem linken Arm, die Blume (der Paſſion?) in der Rechten: die beſte Bildſäule von Giovanni Piſano, der hier ſeinem Vater Nicola auch nachbildete, ſonſt aber hinter ihm blieb *).

Der Thurm, der wieder einzeln neben dem Dome ſteht, am Giebel, iſt nicht ſo hoch wie die Kuppel, viereckig, ohne alle Zuſpitzung, flach gedeckt, ebenſo bekleidet wie die Kirche, aber noch bunter, durch röthliche Marmorplatten, und noch zierlicher, ganz in der Art, wie die von Giotto angefangene

---

*) Grundriß und Durchſchnitt des Doms ſ. bei Agincourt, Archit. LXXIII. 52; Einzelheiten der Säulen und Gewölbe LXVIII. 49, LXX. 24. 25. XLII. 12; die Kuppel, L. 18. 19. LXVII. Seitenanſicht bei Cicognara I. 5. Bildſäulen von der zerſtörten Façade, Bonifaz 8. und die beiden Poeten aus Poggio Imperiale, ebd. 32, von Bandinelli und Giovanni dell' Opera, II. 61. 64. 65; die Erzthüren, II. 24; das Bildwerk über der Seitenthüre, II. 50, die Madonna von Giovanni Piſano, I. 10. 11. — Die ehmalige Kirche der H. Reparata iſt abgebildet in Lamii [illegible] Florent. (1755) p. 240.

Schauſeite, und auch ganz das Werk Giotto's, von 1334. Seine ſieben Stockwerke haben unten viereckig getäfelte Wände, oben immer höhere Gothiſche Fenſter. In beträchtlicher Höhe umher ſtehen ſechs Bildſäulen von Donatello, unter denen der Zuccone, d. i. Kahlkopf, wie er ſelber ihn nannte, mit Recht berühmt iſt, durch den höchſt ſprechenden Ausdruck, womit dieſer kahle Spitzkopf (das Bildniß eines Barduccio Cherichini), in Römiſcher Senatortracht, herniederſchaut: ſo daß Donatello ſelber während der Arbeit ihm öfter ſoll zugerufen haben: favella, favella! (ſo rede doch!). Dabei iſt er ein Kunſtſtück, indem er von unten ſehr fein ausgearbeitet erſcheint, wirklich aber in großen Strichen gehauen iſt. — Etwas älter, doch nicht minder vortrefflich und ausdrucksvoll, ſind 3 Bildſäulen, und kleine ſechseckige Bildwerke, die 7 Werke der Barmherzigkeit, 7 Tugenden, 7 Planeten, 7 Wiſſenſchaften, von Andrea Piſano, Genoſſen Giovanni's Piſano, den er aber weit übertraf *).

Noch reicher und bedeutender an Kunſtwerken aller Art iſt die dem Domgiebel gegenüberſtehende Taufkapelle S. Giovanni. Sie iſt achteckig, und ſoll urſprünglich ein Tempel des Mars geweſen ſein und eine offene Kuppel gehabt haben, wie das Pan-

---

*) Abbildungen des Thurms, des Zuccone und einiger dieſer Bildwerke, ſ. bei Cicognara, I. 4. 35. II. 6. Morrona II. 8.

theon in Rom. Die Form widerſpricht nicht, und iſt nicht bloß eine Chriſtliche, ſondern in einer uralten Bedeutung der Achtzahl begründete, und es finden ſich noch mehre Altrömiſche Tempel in derſelben. Ein Mars-Tempel hat auch in Florenz und auf dieſem Platze (der ſonſt Camarti, campus Martis hieß) geſtanden. Wenn aber auch der Grund noch derſelbe, ſo iſt der jetzige Bau doch ſichtbar neu. Schon im 6ten Jahrhundert bauten die Florenzer, nach dem Vorbilde ihrer Königinn Theudelinda, welche den H. Johannes beſonders verehrte, dieſe Kirche prächtig auf, und ſie wurde die Hauptkirche, welcher ſpäter die Kirche der H. Reparata, zur Erweiterung, beigefügt wurde. Alte Bauſtücke wurden dazu gebraucht, und das erkennt man innerhalb noch ſehr wohl: die Granitſäulen, deren zwei an jeder Seite und noch zwei in der Vertiefung hinter dem Altar ſtehen, mit angepaßten Fußgeſtellen und verſchiedenen gemiſchten und Korinthiſchen Knäufen, ſind ungleich an Länge, Dicke und Abſtand, und die im obern Stockwerke ſtehen nicht gerade auf den unteren. Das Gebälk iſt gerade; nur auf der einen Seite, über dem Altar, ein großer Bogen, und zwiſchen der obern Säulenſtellung, bilden kleinere Joniſche Säulen mit Bögen Logen und Balkone, an deren einem auch eine Römiſche Inſchrift eingemauert iſt. Um 1150 wurde der Bau verbeſſert; 1193 arbeitete ein Meiſter Ardovinus daran; und 1225 wurde er von dem Griechen Apollonius und dem Florenzer Tafi, der jenen aus der Venediger Markuskirche holte, mit Moſaiken geziert, beſonders in der Niſche über dem Altar und an dem ganzen achteckigen Gewölbe, in vielen Abtheilungen, die ganze Heilige Geſchichte, beſonders Chriſti und Johannis des Täufers; ſie ſind aber meiſt ſehr ſchwarz geworden, und nicht ſo groß und goldglänzend, als die Venediger Moſaiken. — Später bekleidete, wie ſchon erwähnt iſt, Arnolfo die Außenſeite mit Marmor, dem Dom ähnlich, auch abwechſelnd ſchwarz und weiß, doch ohne eigentlich Gothiſche Verzierung, die Joniſch-Korinthiſchen Säulenpfeiler im erſten und dritten Stockwerk mit geradem Gebälk, und nur im mittleren mit Rundbögen, darunter eben ſo abwechſelnde Fenſter. Innerhalb ſtand in der Mitte ein achteckiger Taufſtein von Marmor mit erhobener Arbeit, von Andrea Piſano, der aber ſchon 1577 hinausgethan wurden. Ebenſo erging es dem Altar dieſes trefflichen Künſtlers, der 1732 durch ein ſchlechtes Machwerk im damaligen Geſchmack erſetzt wurde, und wovon noch einzele Stücke an andern Orten zu ſehen ſind. Noch iſt aber der Hauptaltar ein köſtliches erz- und kunſtreiches Werk, welches ſeit 1366 bis 1477 das reiche und mächtige Florenz durch die beſten Künſtler jener Zeit mit erhobenen Arbeiten und Bildſäulen ſchmückte, Orcagna, Verrocchio, Pollaiolo u. a. Hier ſteht auch die viel bewunderte Magdalena von Donatello aus Holz geſchnitten, in ſtehender Stellung, abgezehrt und eckig, nackt, aber bis über die Knie von ihren langen Haaren bedeckt: ſo ſieht ſie eher aus wie die rauche Els (im Heldenbuch), oder als wenn ſie ein Fell umhätte, wie Johannes, der Prediger in der Wüſten. Dieſen hat Donatello auch öfter auf ähnliche Art bearbeitet, und einer aus Marmor, der in der großen Gallerie ſteht, gehörte eigentlich hieher. — Die drei Flügelthüren, von denen eine dem Altar, die andern beiden ſich gegenüberſtehen, ſind von Erz, mit Bildwerken: eine ſtellt das Leben Chriſti dar, die gegenüber das Leben ſeines Vorgängers und Täufers, in zwanzig Feldern, und darunter in acht Feldern Sinnbilder der Tugenden. Dieſe iſt ein Meiſterſtück des Andrea Piſano, 1330. Die Vorſtellungen ſind einfach und deutlich, ohne Umſchweif, die Geſtalten ausdrucksvoll und edel und der Guß rein und ſcharf: nur die aus Bögen und Ecken zuſammengeſetzte gleichförmige Einfaſſung der einzelen Felder iſt ungefällig. Das Werk wurde damals allgemein bewundert, und der Meiſter mit dem Bürgerrecht von Florenz belohnt. Aber wie ſein Grabſtein in der Domkirche, bei Ausbeſſerung des Pflaſters, und mehre ſeiner Werke dort und hier zerſtört und zerſtreut wurden, ſo wurde auch dieſe Thüre durch die dritte, dem Altar und Dom gegenüber, von Lorenzo Ghiberti verdunkelt. Das Opfer Iſaaks war eine Preisaufgabe dazu, und mit Ghiberti und vier andern bewarben ſich auch Donatello und Brunellesco, traten aber mit ſeltener Großherzigkeit freiwillig zurück, und erkannten Ghiberti's Übergewicht hierin: dagegen Brunellesco beim Dombau das ſeinige behauptete. In den Probeſtücken beider, die ich noch in der großen Gallerie geſehen habe, bleibt freilich das Urtheil auch nicht lange zweifelhaft. Gleichwohl überbot Ghiberti auch in der Wiederholung dieſes Gegenſtandes noch ſich ſelber, ſo wie in den beiden dieſer Thüren. Denn die Aufgabe galt eigentlich die zweite, der des Andrea Piſano gegenüber ſtehende Thür, und dieſe machte er zuerſt, und in derſelben Eintheilung und Form der zwanzig Felder, worauf die Geſchichten des neuen Teſtaments, und unten die vier Evangeliſten und vier Kirchenlehrer; und umher eine reiche Einfaſſung von Epheublättern. Dieſe Arbeit, die er als 23jähriger Jüngling (geb. 1378) begann, vollendete er 1414. Seitdem verfertigte Ghiberti mehre bedeutende Werke; und dann jene dritte Hauptthür, in welcher er ſein eigentliches Lebenswerk 1424 vollbrachte. Haben die Geſtalten und Vorſtellung jener erſten Thür ſchon alle idealiſche Schönheit, Anmuth und Harmonie und liebevolle Ausführung, die dieſen

Meiſter bezeichnen, ſo iſt er hier wahrhaft Dichter, und es ſind nicht bloß, wie Michel Angelo ſie nannte, die Pforten des Paradieſes, ſondern in ihnen iſt das Paradies ſelber aufgethan. Jeder Flügel hat nur fünf groſe Felder, auf welchen das alte Teſtament, ſo bedeutſam dargeſtellt iſt, daß es ſelbſt den gröſten Meiſtern, Rafael und beſonders Michel Angelo, zum Vorbilde gedient hat. Jedes Feld enthält zwar meiſt vier Handlungen, die ſich aber auf eine Haupthandlung beziehen, und durch ihre Vertheilung und perſpektiviſche Stellung und darnach mehr oder minder ſtarke Erhobenheit, ein höheres reiches Ganzes bilden.

So ſteht auf der erſten Tafel des rechten Flügels die Schöpfung und der Sündenfall: oben Gott Vater, ehrwürdig mit Stab und Mütze (wie der Bildner vielleicht ſelber trug) mit halbem Leibe in einem Rund, deſſen Linien die Planetenkreiſe andeuten, von Engeln umgeben; unten ſchafft er rechts den Mann, links mehr in der Mitte das Weib, dazwiſchen ein Fluß; rechts iſt im Hintergrunde das Paradies und die Schlange mit dem Weiberkopfe (wie ſie auch Rafael hier im Vatikan gemalt hat), und links ganz vorn die Austreibung, als Übergang zum Folgenden. Die Vorſtellung des Schöpfers und die Schöpfung des Mannes und Weibes haben Michel Angelo in der Sixtiniſchen Kapelle vorgeſchwebt. Auf der zweiten Tafel (welche die oberſte des linken Flügels iſt, und ſo weiter), oben rechts, Adam und Eva mit den Kindern vor der Hütte, Adam ruht und Eva ſpinnt, Abel ſpielt mit des Vaters Stab, Kain verſteckt ſich in den Schoß der Mutter; weiter unten hütet Abel die Schafe, und ganz unten pflügt Kain; links ganz oben Gott Vater und das Opfer der Brüder, darunter der Todſchlag, und ganz unten Kains Flucht. 3) Noah und Cham: oben Gott Vater (wie auf der erſten Tafel), Noahs und der Seinen, ſo wie der Thiere, Ausgang aus der Arche, Noahs Opfer, und Chams Schamloſigkeit. 4) Abraham und Iſaak: die drei Engel an Abrahams Tiſch, Abraham betet an, und Sara lächelt; links die Knechte mit dem Eſel am Brunnen, oben Iſaaks Opferung; ein Engel hält das gezückte Meſſer. — Vergleicht man dieſe Darſtellung nun mit jenen früheren Probeſtücken, ſo hat Brunelleſco die That zu gewaltſam genommen, der Vater erſcheint zu ſehr als eifriger Schlächter, hat den Knaben am Kopfe gepackt, und man ſieht nicht recht, ob ihm das Meſſer nicht ſchon in der Kehle ſteckt, und der Engel den Arm zu ſpät hält; der nackte Knabe hat weder ſchöne Geſtalt noch Stellung, er leidet, und nur halb knieend möchte er gern davon; die Knechte und der Eſel ſind unten zu künſtlich gruppirt, und der eine Knecht iſt bloß eine, nur etwas bekleidete Kopie des bekannten antiken Dornausziehers. Auf Ghiberti's Probeſtück zückt der Vater zwar nur das Meſſer und oben winkt ein Engel, aber Abraham ſieht ihn nicht, und man muß faſt eine innere Stimme annehmen; der nackte Iſaak mit beiden Knieen auf dem Altar, iſt ungemein ſchön, ein wahrhaft antiker Jüngling, der dem Tod heroiſch ins Auge blickt: auch an Abraham und den beiden Knechten ſind antike Studien ſehr ſichtbar. Dieß alles iſt auf der Thüre bibliſcher und ſelbſtändiger geworden. Iſaak knieet, in den Willen Gottes und des Vaters ergeben, mit geſenktem Haupte nieder; Abraham, noch mehr Morgenländer, hat das Meſſer hoch aufgehoben, und ſcheint in Geſpräch mit dem Engel, der es hält; die Knechte ſitzen unten ruhig am Brunnen, und meiſterhaft ſteht der Eſel in voller Verkürzung mit dem Hintertheil vorn heraus. Mehres in der Anordnung wurde freilich durch den kleineren Raum und die Form der Probeſtücke bedingt, welche ganz ſo ſind, wie die Felder von Andrea's und Ghiberti's erſter Thüre. 5) Eſau und Jakob: das Linſengericht, Eſau geht auf die Jagd, Jakob empfängt den Segen. 6) Joſef wird verkauft und in den Brunnen geſenkt, die Brüder holen Korn aus Ägypten, der Becher wird gefunden, und Joſef umarmt ſeinen Bruder Benjamin. 7) Joſef empfängt oben auf dem Sinai die Geſetztafeln, Joſua mitten am Berge betet an, unten das vom Erdbeben und Donner erſchreckte Volk. 8) Joſua vor den Mauern von Jericho. 9) David erlegt den Goliath, und die Philiſter werden in die Flucht geſchlagen; oben wird David mit dem Haupte Goliaths jubelnd eingeholt. 10) Der Beſuch der Königinn von Saba bei Salomon, mit großem Gefolge auf beiden Seiten. Der Empfang geſchieht in einem Gebäude, das mit ſeinen Spitzbögen, zwei niedrigen Seitenhallen und Chor, ganz einer Kirche und der von Maria Novella ähnlich iſt. Auf den übrigen Tafeln ſieht man nur antike Bauart; und ſo überhaupt den Einfluß der Antike, aber auf die glücklichſte Weiſe in eigenthümliches Leben verſchmolzen und nie geſucht; wie ſie denn auch dem alten Teſtament noch näher ſteht, als dem neuen. Die Geſichter ſind auch ſämmtlich ohne Augenſterne. Dieſe Felder haben zunächſt eine Einfaſſung von Arabesken, zwiſchen welchen 24 ganze Figuren in Niſchen und eben ſo viel Büſten abwechſeln. Und endlich ſind die Pfoſten und das Gebälk ebenfalls von Erz, und daran ein wunderreiches Gewinde von Blättern, Blumen und Früchten, mit allerlei Vögeln dazwiſchen. — Das Werk zeugt ſelber genugſam von der großen Hingebung, Sinnigkeit und Meiſterſchaft Ghiberti's: aber auch ſeine Schriften über bildende Kunſt und ihre Geſchichte, die Vaſari benutzt und von denen erſt Cicognara einiges bekannt gemacht hat, bekunden, wie er ſtäts die Natur beobachtet und den Gründen ſeiner Kunſt nachgeforſcht, und raſtlos gebildet hat; und ſehr treuherzig erzählt er inſonderheit von dieſen Thüren, wie er ſie mit größtem Fleiß und größter Liebe gearbeitet, alle Kunſt und Geſchicklichkeit darauf verwendet, ſo daß ſie das eigenthümlichſte geworden, das er hervorgebracht habe. Er lebte freilich noch bis 1455 und bildete noch manches, ja es wurde damals in Florenz kein bedeutendes Werk gemacht, an dem er nicht durch Rath oder Zeichnung Antheil hätte; und er berichtet uns auch, daß er zu der damals noch nicht zerſtörten Giebelbekleidung des Doms für das große Mittelfenſter eine Himmelfahrt der H. Jungfrau, und viele Fenſter in der Kirche ſelber gezeichnet, namentlich in der Tribune, die Darbringung im Tempel, den Ölberg und die Himmelfahrt Chriſti. Durch ihn lernen wir auch zuerſt einen Deutſchen Kunſtheiligen in Italien kennen, von dem ich Dir nächſtens etwas erzählen will. — Gern habe ich auch hier ſo lange bei ſeinen Thüren verweilt, wie ſo oft und lange vor ihnen ſelber: man kann nicht vorübergehen, ohne auf ſie zu blicken. Kirchthüren gehören wol überhaupt zu den dankbarſten Kunſtwerken. Dieſe iſt zwar gewöhnlich verſchloſſen und außen noch durch eine halbe hölzerne Thür verwahrt; und daneben ſtehen zwei ſtarke Porphyrſäulen, welche die Piſaner einſt den Florenzern geſchenkt, und dieſe dafür mit den 1406 erbeuteten Ketten des Hafens von Piſa geſchmückt haben. — Ein großes Verdienſt um alle Kunſtfreunde hat ſich unſer wackerer Bildhauer Heinrich Keller (hier in Rom) erworben, daß er dieſe Thüren, die zu dem höchſten menſchlicher Kunſt gehören, und bei denen ich auch wol unſers lieben Meiſters Peter Viſcher gedachte, ſchon 1798 in trefflichen, nur zu wenig verbreiteten Umriſſen bekannt gemacht hat. Sie ſind von der geſchickten Hand des Feodor Iwanowitſch, eines Kalmücken (der jetzo einen Reiſenden als Zeichner begleitet) und laſſen nichts zu wünſchen übrig: auf großen Blättern geben ſie erſt das Ganze, dann die einzelen zehn Felder.

Würdige Zierde dieſer drei Thüren ſtehen auf ihren Geſimſen: über der einen, drei große Erzbilder: Johannes der Täufer zwiſchen einem Phariſäer und Leviten: in großartigem und edlem Styl und trefflicher Ausführung, nach Modellen des unergründlichen Lenardo da Vinci, von Giovanni Ruſtici, und das einzige Werk dieſes Künſtlers, weil er ſchnöde belohnt Kunſt und Vaterland aufgab. Drei andere Erzbilder über der andern Seitenthüre, Johannes knieend, ſind ſchon manierierter, aus Michel Angelo's Schule, von Vicenzo Danti aus Perugia, der auch ein anatomiſches Zeichenbuch herausgab. Endlich über der Mittelthüre eine Marmorgruppe: Johannes gießt die Taufſchale über den nackt (bis auf ein Schurz) neben ihm ſtehenden Erlöſer; höchſt edle

Formen und einfache Stellung, beſonders Johannes, größer und breiter als Chriſtus, und in einfacher halber Umhüllung ſehr würdig: ein Werk des Andrea Contucci von Sanſovino, Michel Angelo's älterer Zeitgenoß und ihm einer der nächſten an Genie.

Alle dieſe herrlichen Kunſtwerke würden ſich noch viel beſſer darſtellen, wenn ſie an einem bedeutenderen Gebäude ſtänden, das wenigſtens nicht ſolche Zebra-Streifen hätte, die alle ſeine Baulinien zerſchneiden und für Bildſäulen keinen Hintergrund geben *).

Dieſe traurige, halb weiße oder gelbliche und ſchwarze Bekleidung aller drei Gebäude auf dieſem

---

*) Grundriß und Aufriß ſ. bei Agincourt, Archit. LXIII. 11. 12. und Cicognara, I. 4. Bildwerke des Altars, ebd. I. 10. II. 27. von den Thüren Andrea's und Ghiberti's und die Probeſtücke, I. 33. 34. II. 21. die Bildſäulen über den Thüren, II. 62. 68. Die Hauptthüre Ghiberti's das ſiebente und achte Feld und einzele Figuren, ſ. auch bei Agincourt, Sculpt. XLI. XLII., deſſen Abbildungen aber noch weniger, als das erſte Feld bei Cicognara, ſich mit Feodors größeren Umriſſen meſſen können. — Die ältere Geſtalt des Baptiſteriums, wie ſie in Lamii eccles. Flor. p. 943. ſteht (vermuthlich nach dem Gemälde in S. Croce, vgl. p. 1146), ſcheint nicht genau: es hat da 2 Stockwerke, ohne Säulen und Bogen, mit großen Gothiſchen Fenſtern, nach Art der Italiſchen Kirchen des 14ten Jahrhunderts, und ſchwerlich fand es Arnolfo ſo.

Platze, des Doms, des Thurms und der Taufkirche, welche man bei uns für Preußiſchen Anſtrich, oder hier, wenn ſie neuer wäre, für Habsburgiſch halten könnte, — iſt ſie bloß von den ebenſo abwechſelnden Steinarten des Landes veranlaßter Zierrat, ohne weitere Bedeutung, als etwa eben weiß und ſchwarz, gut und bös? Und hat ſie keine politiſche Beziehung auf die Weißen und Schwarzen (bianchi e neri) in welche Namen ſich damals in Florenz beſonders die Guelfen und Gibellinen verkleideten? Mir ſchwebt vor, irgendwo geleſen zu haben, daß hier, oder anderswo an ähnlichen Gebäuden, die Weißen und Schwarzen abwechſelnd eine um die andere Schicht bauten, und ſich ſo wenigſten im Gleichgewicht vereinten.

Außen am Dome, dem Chor gegenüber, wird noch der Stein des Dante gezeigt, auf welchem er oft geſeſſen, der ein eben ſo großes Lebenswerk vollendete. In der Kirche hängt auch ſein Bild von Andrea Orcagna, wie er in einem Buche leſend über eine Wieſe geht; welches ſein Vaterland ihm bald nach ſeinem Tode in der Verbannung (als Weißer und Gibellin) hier aufſtellte: ſo wie es einen Lehrſtuhl für ſeine göttliche Komödie errichtete, welchen ſchon Bocaccio beſtieg, Sonntags am 3ten Oktober 1337; in der Kirche S. Stefano an der alten Brücke. Nach Dante's Himmel und Hölle hat nicht nur Orcagna in den Kirchen S. Croce und Maria Novella, ſondern auch Vaſari, wie ſein Meiſter Michel Angelo, und ſein Schüler Federico Zuccaro, in der Domkuppel, das jüngſte Gericht gemalt.

Zu Dante's Zeit, im Jahr 1304, da der Kardinal-Legat del Prato als Friedensſtifter nach Florenz kam, wurde unter Trompetenſchall verkündigt: wer Neuigkeiten aus der andern Welt zu vernehmen wünſche, ſolle ſich am erſten Mai auf der Arno-Brücke einfinden. Hier, auf einer Bühne über dem Fluſſe, gab man eine Vorſtellung der Hölle: Teufelmasken ſtürzten Verdammte in die flammende Hölle mit furchtbaren Gebärden und Geheule; die Brücke brach aber unter der Laſt der Zuſchauer, ſo daß unzählige umkamen, an denen ſo die Verheißung erfüllt wurde. — Dante war damals ſchon verbannt, dergleichen Vorſtellungen aber der Zeit geläufig, und daher ſein Gedicht, zumal die Hölle, ungeachtet der Dunkelheiten, ſo volksmäßig. Als Dante einſt in Verona über die Straße ging, zeigte ihm ein Weib andern Umſtehenden: das ſei der Mann mit dem braunen Geſicht und ſchwarzen Haaren, der die Hölle ein- und ausgehe und Nachrichten daher bringe. — Man hat Dante's Quellen viel nachgeſpürt, und ſie auch in dem zu Venedig gedachten Guerino Meſchino gefunden; welchem freilich wol eine ältere Franzöſiſche Dichtung zum Grunde liegt, der aber erſt nach

Dante, man glaubt von einem Andrea di Barberino, Italiſch bearbeitet worden, und mit dem die Ähnlichkeit auch zu gering iſt. Bedeutender iſt die Entdeckung der Viſion des Albericus, welche nach einer gleichzeitigen Handſchrift in der neuen Ausgabe der göttlichen Komödie hier (in Rom) erſcheinen wird. Albericus, von edlem Geſchlecht in Caſtello dei ſette Fratelli (der ſieben H. Brüder) bei Sora in Neapel, als er 9 Jahre alt iſt, fällt er in eine ſchwere Krankheit, und liegt 9 Tage für todt, hat unterdeſſen aber wunderbare Geſichte: eine weiße Taube trägt ihn beim Haare empor zu St. Peter, welcher mit zwei Engeln ihn durch Fegfeuer, Hölle und die ſieben Himmel ins Paradies führt, und ihm alles erklärt. Albericus ward hierauf Mönch im Kloſter Monte Caſino, und führte bis ans Ende ein ſtrenges reines Leben: immer baarfuß, genoß er weder Fleiſch, noch Wein, und war beſtändig in traurige oder freudige Erinnerung ſeiner Geſichte verſenkt. Dieſe gingen ſogleich von Mund zu Mund, wurden aber ſo entſtellt, daß die Mönche Guido und Pietro ſie aus des Albericus Erzählung 1127 aufſchrieben, in Lateiniſcher Proſa. Die Anlage und Eintheilung des Ganzen nicht nur, ſondern auch einzele Darſtellungen, z. B. der verſchiedenen Höllenſtrafen, und ſelbſt einzele Ausdrücke, ſtimmen ſo überein, daß Dante, der zweimal in Neapel war, dieſes

Werk gewiß vor Augen gehabt hat: obgleich das dreieinige Gedicht durch Umfang und Tiefe, Kunſt und Leben immer ganz ſein Eigenthum bleibt. — Die Neigung zu dieſem großen Dichter, welcher, wie Du weißt, vor Entdeckung der Nibelungen und des Titurel, mich mehre Jahre beſchäftigte, erwachte hier recht von neuem, und er vermehrt jetzo unſer Gefolge. Die ſeltenen alten Kommentare von Velutello, Landini und Daniello habe ich noch aufgetrieben. — Das prophetiſche Weltgedicht dieſes gewaltigen Mannes, der eine Zeitlang ſein ſtürmiſches Vaterland regierte, und nicht dem Prieſter, ſondern dem Kaiſer das Reich dieſer Welt zueignen wollte, bleibt immer von größter Bedeutung für die neue Zeit und inſonderheit für Deutſchland. Denn hier vor allen iſt das alte Streben rege, die gegenſeitige Durchdringung der Dichtkunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte, zu einem ſolchen Univerſalgedicht, welches alle Gegenſtände des Himmels und der Erde offenbart, alle Formen der Poeſie und Proſa in ſich beſchließt, und wovon uns Novalis die Erwartung gegeben, deren Erfüllung ſein ſeeliger Geiſt für ſich behalten hat. Die gegenwärtig, mit Rückkehr zum eigenen Alterthum, überall aufgeregte Erforſchung der Einheit aller Sprachen und Götterlehren hat kein anderes Ziel. Ja, das Evangelium, welches jetzo in allen Zungen in alle Welt ausgehet zu lehren alle Heiden, will im Grunde auch daſſelbe —

Eine Florenzer Volksdichtung anderer Art und minder bekannt ſind die Schwänke des **Piovano** (Pfarrherrn) **Arlotto**, deſſen Geſchichte manche zwar zu beurkunden geſucht haben (z. B. **Manni**, der Geſchichtſchreiber des Decamerone), welche aber zum Theil mit unſern alten Erzählungen vom Pfaffen **Amis**, dem **Kalenberger**, **Peter Leu**, und der ganzen Sippſchaft ähnlicher Schwänke, verwandt iſt. **Arlotto Mainardi** war in der That 1342 Pfarrer von S. **Cresci** in **Maciuoli** bei Florenz, und ſeine Lebensbeſchreibung wird in der Bibliothek von S. Lorenzo gezeigt und iſt auch gedruckt. Deßgleichen ſind ſeine Schwänke ſchon 1590 zu **Fano** und 1599 zu **Florenz**, welche aber wol vieles enthalten, das ihm nicht allein angehört. Er reiſte weit umher, nach Flandern, England, Neapel, Frankreich, an den Höfen, und gab überall luſtige Geſchichten und witzige Antworten, die uns freilich meiſt nicht beſonders vorkommen. Er führte ein Buch, **gli Errori**, über die Irrthümer und Narrheiten aller Menſchen, die ihm vorkomen. Ich hebe nur ein Paar Geſchichten aus, die ſich auch bei uns wiederholt haben. Als er nach Flandern zu Schiffe ging, begleiteten ihn viele Freunde und gaben ihm allerlei Aufträge und Denkzettel mit. Eines Tages legte er dieſe auf dem Bord des Schiffes auseinander und auf jeden das dazu mitgegebene Geld: die nicht ſo beſchwerten wehte aber der Wind alle weg. — Unterweges predigt er mit dem Kapellan der Venediſchen Schiffe zu Wette, und geſteht, er habe zwar Mühe ſein Miſſale zu leſen, theilt aber ſeine Predigt in drei Theile: „der erſte handelt von dem, was ich weiß, aber ihr nicht; der zweite von dem, was ihr wißt, aber ich nicht; der dritte von dem, was wir alle beide nicht wiſſen.“ Nun ſprach er zuerſt von der Verdienſtlichkeit der Almoſen, und daß er einen neuen Mantel ſehr nöthig habe; dann eiferte er gegen den Mißbrauch der trockenen Wechſel, ohne zwar zu wiſſen, was es ſei; der dritte Theil betraf die Geheimniſſe der Dreieinigkeit, deren Feſt war, welche ſie alle nicht verſtänden, alſo nicht weiter davon zu reden ſei. Er gewann den Preis und bekam den Mantel. — Einſt kömmt er ſpät und ſehr durchnäßt in ein Wirthshaus, kann ſich aber vor Gedränge nicht ruhig am Feuer trocknen, bis er endlich dem Wirth vertrauet, daß unterweges mehres Geld verſchüttet habe, worauf ſich unvermerkt einer nach dem andern hinausſchleicht, es zu ſuchen. — Er hatte oft läſtigen Beſuch von Neugierigen und Spottvögeln, und einſt ließen ihm vier Jäger ihre Hunde zurück, die er zu füttern verſprach: er warf ihnen einige Brote hin, ſchlug aber mit dem Stock drein, wenn ſie zugriffen, ſo daß ſie ſie endlich liegen ließen. Als die Jäger ihre Hunde vermagert fanden, zeigte er ihnen, daß ſie nicht Brot freſſen wollten. — Er kam oft nach Florenz, wohnte auch zuweilen da, und trieb dann ſeine Späße mit einem Kanonikus Antonio Piechini und nach deſſen Tode mit dem Prior Vèntura. Er ließ ſich auch in Florenz und in Maciuòli ein Grab machen und ſetzte ſich die Grabſchrift: „der Pfarrer Arlotto hat dieß Grab machen laſſen, für ſich und jeden der ſonſt hinein will.“ Er ſtarb 1484 in Florenz und wurde in S. Jacopo begraben, wo noch ſein Grabmal iſt. — Seine Schwänke wurden nicht nur bald aufgeſchrieben, ſondern auch gemalt, beſonders von Volterrano (ſt. 1698) für den Großherzog Kosmus 2. und von Manozzi (ſt. 1636), wie ſie vielleicht noch zu ſehen ſind. So wurde ſeine Geſchichte wahrhaftes Volksbuch, und iſt, nach Italiſcher Art (wie der Bertoldo), auch in Stanzen gebracht, die kürzlich in Venedig wieder gedruckt ſind. Arlotto iſt noch das allgemeine Wort für Tölpel und Spaßmacher. —

Was S. Giovanni und Paolo in Venedig, iſt S. Croce in Florenz, die Geſchichtskirche, auch in ähnlicher ſchlichter Gothiſcher Art, von Arnolfo kurz vor dem Dom erbaut, und mit ſchönen gemalten Fenſtern geſchmückt. Hier ſtehen die Denkmale berühmter Florenzer Künſtler, Dichter und Gelehrter.

Michel Angelo's Büſte, mit den ſenkrechten Stirnfalten, verkündigt von den dämoniſchen Menſchen, und hat Ähnlichkeit mit Tizian, mit welchem er auch im Römiſchen Pantheon zuſammenſteht und daſſelbe hohe Alter, gegen 100 Jahr, erreichte. Die drei weiblichen Geſtalten an ſeinem Grabe, welche die drei in ihm vereinten Künſte, Malerei, Bildhauerei und Baukunſt darſtellen, von Valerio Cioli, Battiſta Lorenzi und Giovanni dall' Opera, verkünden aber ſchon die Entartung ſeiner Manier bei ſeinen Nachfolgern, in akademiſchen und übertriebenen Stellungen: am ſchönſten und einfachſten iſt die Baukunſt von Giovanni. Noch beſſer ſind in der prächtigen Kapelle Nicolini die Frauenbilder von drei Tugenden, der Klugheit mit der Schlange, der Demuth mit dem Lamm, und der Keuſchheit mit dem Einhorn, zumal die letzte, von Peter Francavilla, Johanns von Bologna beſtem Schüler und Landsmann, aus Cambray. — Älter und vortrefflich ſind an der Kanzel die Bildwerke des Florenzers Benedetto da Maiano aus dem Leben des H. Franciscus. Viele andere Grabmäler, darunter Galilei's, Aretino's, übergehe ich. Eins der neuſten iſt das des letzten Italiſchen marmorkalten Tragikers Alfieri, in welchem Canova wieder nur die eigene Weichheit verſteinert hat. — Hier iſt auch ein hölzernes Kruzifix Donatello's, der Gekreuzigte aber gemein, und in dem Kruzifix Brunellesco's (in S. Maria Novella) nicht übertroffen, wie Donatello auch ehrlich anerkannte *).

Ähnlich, und auch 1279 erbauet, aber neuer ausgeſchmückt und mit einer fremdartigen und bunten Marmorbekleidung des Giebel, iſt Maria Novella, deren innere ſchöne Verhältniſſe, ungeachtet der Spitzbögen, Michel Angelo ſo gefielen, daß er ſie ſeine Braut nannte. Sie hat drei ſchöne alterthümliche Kapellen. Die mittlere hinter dem Hauptaltare, oder der Chor, iſt mit dem Leben der Maria, in mehren großen Felder, herrlich bemalt, und hat Fenſtergemälde mit dem Stammbaum der Maria, ſehr ähnlich dem Volkameriſchen Fenſter in der Nürnberger Lorenzkirche: auf der Wand gegenüber, das Leben des Johannes: überall ſind Bildniſſe mit ihren Trachten unverkennbar. Eins der größten Werke des Florenzers Domenico Ghirlandajo (ſt. 1495), aus deſſen Schule Michel Angelo hervorging. — Die Kapelle links daneben füllen zwei große Wandgemälde: links, wie der Apoſtel Philippus einen Götzen zu Schanden macht, und gegenüber die Auferweckung einer todten Frau durch den Apoſtel Johannes. Sie ſind

---

*) Umriſſe der beiden Crucifixe, der Bildſäulen an M. Angelo's Grabmal, von Francavilla und Maiano, ſ. bei Cicognara, II. 6. 65, 69, 24.

von einem ſonſt wenig bekannten Maler **Filippino Lippi** (ſt. 1505), Sohn des Malers **Filippo Lippi**, der von den Verwandten ſeiner Geliebten und Mutter Filippino's vergiftet wurde, und Schüler des **Sandro Botticelli**: wundervolle Köpfe, beſonders weibliche, und Vollendung auch der kleinſten Beiwerke verkünden hier den **Lenardo da Vinci**. — Die Seitenkapelle Strozzi bedeckt jenes jüngſte Gericht, nach Dante, von **Andrea** und ſeinem Bruder **Bernardo Orcagna**: es nimmt ſich nicht ſonderlich aus mit ſeiner landkartenartigen Eintheilung, zumal in der Hölle: dagegen ſind im Paradieſe wunderſelige Geſichter, mit ihren Heiligenſcheinen in langen Reihen neben einander. — Gegenüber, in der Kapelle Ruccellai, ſteht auch eine große Tafel der Madonna, mit dem Kinde auf dem Throne, umher ſechs Engel, von dem Vater der Italiſchen Malerei **Cimabue** (ſt. 1300). Er lernte von den Griechen, die damals in dieſer Kirche malten: in einer unterirdiſchen Kapelle, die ſpäter übermalt worden, ſind beim Abfallen des Kalks, wieder einige jener Griechiſchen Figuren zum Vorſchein gekommen. Ihr ſtrenges Vorbild, wie auf ihren Muſiven, iſt bei dieſer Madonna und andern früheren Gemälden Cimabue's noch ſichtbar, doch bewegt er ſich ſchon freier, und geht auf die ihn umgebende Natur zurück, beſonders in den Nebenfiguren der heiligen Vorſtellungen. Dieſes

Bild wurde damals höchlich bewundert; die Florenzer führten den gerade anweſenden König Karl von Sizilien hin, als Cimabue noch daran arbeitete; und als es fertig, ward es mit feierlichem Aufzuge in die Kirche gebracht *). — Auch manche treffliche Bildhauereien ſind hier: ich bemerke davon nur jenes Kruzifix, meiſterhaft aus Holz geſchnitten, von Brunellesco; und am Grabmal eines Strozzi eine Madonna mit dem Kinde, im runden erhabenen Bildwerk, ſehr zierlich, von Benedetto da Majano.

Am meiſten in eigentlich Gothiſcher Art iſt die kleine Kirche Or S. Michele, von Arnolfo gebaut, wo ſonſt ein Kornſpeicher (horreum) ſtand, davon ſie noch den Namen hat. Im gleichſeitigen Viereck, mit zwei Stockwerken und flachem Dache, hat ſie jetzo noch mehr das Anſehen eines andern Gebäudes, als einer Kirche, welche auch nur das untere Stockwerk einnimmt. Außerhalb in den Niſchen zwiſchen den bunten Gothiſchen Fenſtern ſtehen einige der bedeutendſten Florenzer Bildſäulen. Zuförderſt, der H. Georg, ganz gewappnet, mit bloßem

---

*) Treffliche Umriſſe deſſelben und anderer Bilder Cimabue's gibt die Geſchichte der Malerei in Italien von den Brüdern Riepenhauſen, Heft I. — Die beiden folgenden Bildhauereien, ſ. bei Cicognara, II. S. 25

Haupt, den Schild in der Hand: vielleicht das beſte Marmorbild **Donatello's**. Bei allem ſprechendem Ausdruck ſcheint doch der Hals und die ganze Geſtalt etwas zu lang, wie die meiſten Bildſäulen Donatello's. Und ihn übertrifft das Erzbild des Evangeliſten Matthäus, mit dem Buch in der Hand, von **Ghiberti**: ohne Zweifel eine der ſchönſten neuen Bildſäulen, von hohem Ebenmaße und Anmuth des männlich ſchönen Hauptes, der Stellung und des reichen, zierlich geſäumten Gewandes: hier iſt wahrhafter Styl, ungeſuchte Vollendung, wie nur immer in der Antike. Weit bleibt hinter ihm der glatzige und langbärtige Evangeliſt Johannes, ebenfalls in Erz, von ſeinem Nachfolger **Baccio da Montelupo**. — Innen ſteht ein alter reichverzierter Altar mit ſehr ausdrucksvollen erhobenen Marmorbildwerken, 1359 von **Andrea Orcagna**, der dem Michel Angelo in Vereinigung der dreieinigen bildenden Künſte voranging, auch ſtolz darauf war, und auf ſeinen Gemälden ſich Bildhauer, dagegen auf ſeinen Bildhauereien ſich Maler nennt *).

Er baute auch an dem großen Platze die offene Bogenhalle (Loggia de' Lanzi), von welcher Vaſari ſagt, daß ſie damals ſehr aufgefallen, als das erſte Gebäude mit Rundbögen. Dieß iſt nur zu verſtehen in Beziehung auf die ſeit dem 11ten Jahrhundert auch hier vorherrſchenden Gothiſchen Bögen, da ſonſt die früher hier und überall vorherrſchenden Rundbögen, ſo wie deren fortwährende Einmiſchung, beſonders in Italien, am Tage liegen. Auch gilt es vorwärts in Beziehung auf die damit verbundene Rückkehr zur antiken Baukunſt: obwol dieſe Bogenhalle noch ganz Gothiſche Säulenpfeiler hat, ähnlich denen im Dom, und noch reicher auf Gothiſche Art verziert iſt: ſo daß es hier recht augenfällig wird, wie die runden Bögen dazu gar nicht paſſen *).

---

*) Theile dieſes Altars und die Bildſäulen von Donatello, Ghiberti und Baccio, ſ. bei Cicognara, I. 22. 34. II. 6. 21. 60. III. 46. und Agincourt, Sculpt. XXXVIII. 21.

Wichtiger und entſchiedener ſind in dieſer Rückſicht die beiden Kirchen Brunellesco's, S. Lorenzo und S. Spirito, worin der Styl der älteſten Kirchen hier in Rom (beſonders S. Paolo), antike Säulen mit Rundbögen und flacher Decke, erneuert und noch mehr antikiſirt iſt. Nämlich, Brunellesco ſetzte auf die Säulenknäufe, von denen ſonſt unmittelbar die Bogen aufſteigen, erſt noch das vollſtändige Gebälk. Dadurch iſt freilich eine Vermittelung zwiſchen den Knäufen und Bögen gewonnen, und der ganze Bau erſcheint nun reicher und zier

---

*) Vgl. die Abbildungen bei Agincourt, Archit. XLII. 21. LXVIII. 50. LXX. 27. Sculpt. XXXV. 1. 5.

ſicher: doch immer ſehen dieſe vorſpringenden Geſimſe aus wie Ausſchnitte eines vollſtändigen Gebälkes, und das Auge wird ſtäts genöthigt ſie zu ergänzen *). — Beide Kirchen haben übrigens, wie die meiſten in Florenz, Ziegelwüſten zur Schauſeite. — In S. Lorenzo haben mehre Altäre gute alte Gemälde. Die erhobenen Erzbildwerke der beiden ſich gegenüber ſtehenden Kanzeln, von Donatello, zeigen am deutlichſten die Nachahmung der Antike, ſo wie ſeinen Hang zum übertriebenen Ausdruck. Bekannt iſt, daß der Kreuzabnehmung inſonderheit das oft wiederholte antike Bildwerk vom Tode Meleagers (im Vatikan) zum Typus gedient hat: Eigenthum aber des Florenzers ſind die verzerrten Geſichter und wüthenden Gebärden der Leidtragenden über dem Leichnam, beſonders der Weiber, deren eine ſchon eine Handvoll Haare in der Linken hat und eine andere mit der Rechten nachholt. Man wundert ſich freilich nicht mehr darüber, wenn man hier in leidenſchaftlichen Schauſpielen, vor allen eben die Weiber, bis zum Wahnſinn wüthen hört und ſieht. — Dieß iſt die Kirche der Medici, die aus reichen Kaufherren ſich zu Herzögen und Zwingherren von Florenz aufſchwangen. Und daneben ſteht ihre prächtige achteckige Grabkapelle, aber auch weder außen noch innen vollendet,

---

*) Vgl. die Abbildungen bei Agincourt, Archit. XXXII. — 1

eine todte, kalte Marmorpracht: ſechs Särge von morgenländiſchem Granit, darüber in Niſchen die Erzbilder der Todten, höchſt mittelmäßig; die Wände wahre Muſterkarten von Marmor und anderm Geſtein, ſo daß die Architektur ganz verſchwindet. — Kleiner und ganz farblos iſt die damit verbundene Prinzen-Kapelle, in welcher aber Hauptwerke Michel Angelo's ſtehen. Zuförderſt die Grabmäler von Lorenzo und Guiliano Medici, die beide in Römiſcher Tracht, etwas eng und eingeſchränkt zwiſchen Architektur, ſich gegenüber ſitzen: Giuliano baarhaupt, Schwert oder Stab auf dem Schoße haltend; Lorenzo unterm Helm, mit übergeſchlagenen Füßen, den Ellbogen auf dem Kniee, die Hand am Kinne, ſo nachdenklich daſitzend, daß man ihn mit Recht den Gedanken (Penſiere oder Penſoſo) genannt hat. Unter ihnen, auf den gebogenen Deckeln der beiden Särge, liegen auf jedem eine männliche und weibliche Geſtalt aufgeſtützt, ganz nackt, die Männer alt und bärtig, mit übers Knie gelegten Beine; die Weiber auch über die Blüte hinaus, mit hangenden Brüſten und faltigem Leibe, jede ein Bein ausſtreckend, das andere aufſtützend: alle aber in großer Kraft und Fülle. Das Weib auf Giuliano's Grab ſchläft tief über einer Traumlarve und hat zum Überfluß noch die Eule und Mohnköpfe neben ſich: denn ſie bedeutet die Nacht, und der Mann neben lhe den Tag, ſo wie das andere Paar, Dämmerung und Morgenröthe, wie der Künſtler ſelber wollte. Dieſen dreien wäre aber ein Sinnbild viel nöthiger geweſen, weil ſonſt das beabſichtigte gar nicht darin zu erkennen iſt; wie denn Dämmerung und Morgenröthe ſich wol ſchwerlich in bloßen Bildſäulen vorſtellen laſſen. Andere haben ſie auch anders erklärt; und es iſt auch nicht wohl einzuſehen, was jene hier für eine Beziehung haben ſollen. Freilich waren die Fürſten ſelber nicht bedeutend und Lorenzo nur als Taugenichts bekannt. Alle dieſe Bildſäulen bedeuten alſo eigentlich und zunächſt nur ſich ſelbſt, nämlich Bildſäulen und Akte von Michel Angelo: es ſind gewaltige Geſtalten, die in kühnen Stellungen ihres Meiſters ganze Kraft und Kunſt entfalten. Sie ſind zum Theil unvollendet: wie ſo manches von dieſem Prometheus unter den Künſtlern, welcher das geraubte himmliſche Feuer ſeinen Steinbildern einhauen wollte, aber ſelber dafür an dem Felſen der Erde gefeſſelt blieb. So unvollendet ſitzt in derſelben Kapelle eine Madonna mit liebevoller Bruſt und gekreuzten Beinen, auf welchen das Chriſtkind reitet: vielmehr Juno mit dem kleinen Herkules. Ferner, jener Chriſtus im Dom, und ebendaſelbſt noch ein Evangeliſt Matthäus, meiſt nackt, der ſich kaum aus dem Marmor hervorringt; eine Brutus-Büſte, in der Kunſtſammlung, und mehre große Bildklötze, die zum

Grabmal des Pabſtes Julius 2. beſtimmt waren, jetzo aber theils im Großherzoglichen Garten, theils in Paris ſtehen. Endlich, hier in Rom (in den Händen eines Franzoſen), Madonna mit dem Kinde, in erhobener Arbeit. Ganz fertig ſind dagegen, und zum Theil ſehr ſorgfältig ausgearbeitet: in der Florenzer Gallerie, ein Bachus, mit Wein bekränzt, die Schale in der Hand, von großem Weichheit und faſt trunkener Jugendfülle; eine der frühſten und unbefangenſten Werke Angelo's, in welchem er der Antike am nächſten blieb. Dann auf dem großen Platze, ein rieſenhafter David, jung und nackt, als Hirtenknabe mit der Schleuder. Er iſt aus einem von Simone da Fieſole verdorbenen Marmorblock gehauen, daher ſich wol etwas Unharmoniſches ſeiner Gliedmaßen entſchuldigen ließe, wenn ſolches nicht öfter in Michel Angelo's Werken vorkäme, zumal bei den koloſſalen, wo das Ebenmaß überhaupt ſo ſchwierig iſt. Dieß beſtätigt der Heldenjüngling, im Saale des alten Pallaſtes, welcher den Sieg vorſtellt, wie er einen gefeſſelten Sklaven unter ſeinen Füßen hält, und auch zu jenem Grabmale beſtimmt war. Hier in Rom ſieht man vollendet: eine Chriſtus-Büſte (in S. Agneſe); einen auferſtandenen Chriſtus, nackt neben dem Kreuze ſtehend (in S. Maria ſopra Minerva); Madonna unter dem Kreuze, den nackten Leichnam Chriſti auf dem Schoße haltend (in St. Peter); und endlich

Moſes, in Rieſengeſtalt, gehörnt und langbärtig, ſitzend, mit den beiden Geſetztafeln, wie er eben gegen die abgöttiſchen Juden aufſtehen will (in St. Petro in Vinculis). — Die Unvollendung in jenen erſten Werken rührt zum Theil wol daher, weil in allen eben der Gedanke vorherrſcht, welcher über das Darſtellbare hinausgeht, und allen dieſen Gebilden den unruhig erhabenen Geiſt des gewaltigen Mannes aufdrückt, wodurch ſie ſich gleich beim erſten Anblick unvergeßlich einprägen. Er, der ſeinen unbändigen Muth am Marmor kühlte, oder ſich von andern Rieſenarbeiten (wie ſeine Bauten) daran erholte, ſkizzirte oft bloß mit dem Meiſel. Oft aber auch, ſo infallibel er in der Zeichnung und Anatomie und ſeiner Hand gewiß war, verleitete ihn eben dieſe Meiſterſchaft zu ſo kühnen und künſtlichen Stellungen, und hieb er ſo heftig und leidenſchaftlich in den Marmor hinein, daß er ſich ſichtbar verhauen hat, und deßhalb manches unfertig ſtehen ließ. Sichtbar iſt dieſes beſonders am Matthäus, und ſonſt vorzüglich an den Armen: die Madonna in der Prinzenkapelle hat den rechten Arm hinter ſich auf den Sitz geſtützt, als wenn ſie ſich feſthielte, und ihn ſo dicht am Leibe, daß man ihn kaum ſieht; dem Moſes ſteckt ein Theil der Hand, wenigſtens ein Paar Finger im Bauche; und ſelbſt der Siegesjüngling hat den rechten Arm ſo nach der Schulter zurückgebogen, daß es wol daher rührt, wenn es nicht eine beabſichtigte Schauſtellung iſt. Dieß iſt freilich meiſt in Michel Angelo's Werken der Fall, und der anatomiſche und akademiſche Zeichenmeiſter blickt überall zu ſehr durch. Daher auch ſeine, oft unſchicklichen Nacktheiten (wie jene auf den beiden Grabmälern); das Gewand genirte ihn, und iſt an ſeinen Madonnen auch verworren und ſchlecht, mehr Umhüllung als Kleid. Das Leben und der hohe Geiſt, der dennoch allen ſeinen Werken inwohnt, wiegt aber dieß alles auf, und erſt bei ſeinen Nachahmern, die von ihm nur zeichnen lernen ſollten, wurden ſeine Eigenheiten zur Karikatur *).

Der große Platz in Florenz iſt zugleich der Sammelplatz der bedeutendſten Kunſtwerke. Hier ſteht am Eingange des alten Pallaſtes Michel Angelo's David, der zu einem Rieſen beſtimmt war, und zu welchem der Goliath ein Thurm ſein würde. Neben ihm ſteht eben ſo groß, und der Rieſengeſtalt günſtiger, Herkules, Kakus zu ſeinen Füßen, von Bandinelli: ein tüchtiges Werk, aber etwas zu ſchwer und die Stellung zu ſteif vorn über. Dieſe Gruppirung, wo der Be-

---

*) Die beiden Grabmäler ſ. bei Agincourt, Sculpt. LIX. 15. 16. die Bildſäulen darauf und die meiſten der übrigen hier erwähnten Werke Michel Angelo's und Donatello's, bei Cicognara, II. 7. 56 — 55, und Agincourt, Sculpt. XLVII.

ſiegte unter den Füßen liegt, die von Michel Angelo's Sieg ausgebt, kehrt hier öfter wieder, und die nächſte und deutlichſte Nachahmung iſt die auch im alten Pallaſte ſtehende nackte Siegesgöttinn, welche den durch einen Fuchs bezeichneten Betrug zwiſchen ihren Beinen feſſelt. So ſtehen ferner hier am Platze, unter den Bögen der ſchon gedachten Halle, die zu Staatsfeierlichkeiten beſtimmt iſt, 1) Judith mit dem Schwert und Haupte des Holofernes auf deſſen Leichnam, von Donatello in Erz, zu klein und unſcheinbar; zumal neben 2) dem großen Perſeus, ebenfalls mit dem Schwert und Haupte der Meduſa auf deren künſtlich zuſammengeflochtenen Leichnam ſtehend, aus Erz, etwas zu voll und gedunſen, von Benvenuto Cellini, dieſem Teufelskerl; dann aber 3) und vor allen, der Raub der Sabinerinn, in Marmor: ein nackter Römer trägt eine nackte, ſich ſträubende Sabinerinn, ſie gewaltig emporſchwingend, mit ſich fort. Er ſchreitet auch über einen beſiegten alten Sabiner hinweg: das Aufſteigen der Gruppe in einer dritten Geſtalt iſt aber ganz neu und eigenthümlich, und die Verbindung der kraftvollen männlichen Schönheit mit der zarten weiblichen im verzeiblichen Kampfe von ungemeinem Reiz; die Ausführung iſt meiſterhaft und vollendet, und von allen Seiten ſtellt die Gruppe ſich vortrefflich dar. Der neue glückliche Griff fand allgemein Beifall, und iſt ſeitdem oft wiederholt. Bernini ahmte ihn nach in ſeiner Entführung der Proſerpina durch den Pluto (hier in Rom in der Villa Ludoviſi), aber in ſeiner übertriebenen Manier, mit gemeinen Geſtalten; und denſelben Gegenſtand wiederholte noch ſchlechter Girardon, im goldenen Zeitalter der Franzoſen. Der Meiſter dieſes Sabinerinnraubes aber iſt Johann, genannt von Bologna, wo ich ſeines Brunnengottes gedacht habe: hier in Florenz ſind noch mehr große Werke von ihm. Zunächſt, mitten auf demſelben Platze, das Ritterbild des erſten Großherzogs von Florenz Koſmus (ſt. 1574), zu Pferde, von Erz: das beſte von Werken dieſer Art, die wir bisher in Piacenza, Padua und Venedig geſehen, und mit unſerem großen Kurfürſten in Berlin wetteifernd. Auf einem andern Platze ſteht Herkules, wie er den Kentauren Neſſus mit der Keule erſchlägt; im Herzoglichen Garten liegen drei große Flußgötter von ihm: und im Luſtſchloſſe Pratolino ſitzt ſein Berggott Apenin, der 60 Fuß hoch, ſelber ein Berg iſt, im Leibe eine Grotte hat, und grottesk aus allerlei Steinen und Muſcheln zuſammengeſetzt iſt. Viel kleiner, aber eins ſeiner ſchönſten Werke, iſt in der Florenzer Bronze-Sammlung der mit Recht berühmte Merkur, der ganz nackt, mit Schlangenſtab, Flügelhut und Flügelſchuhen auf einem bronzenen Windhauche ſteht, aber in der That im Hauche des Windes dahin ſchwebt, wie der Homeriſche Gott, und die vollkommenſten, wahrhaft kanoniſchen Verhältniſſe der Gliedmaßen von allen Seiten darſtellt. — Auch vortreffliche heilige Bildwerke aus Stein und Erz ſtehen von dieſem Meiſter in zwei Kapellen in S. Marco und Annunziata, auf die ich noch zurückkomme. Johann aus Niederland, den Michel Angelo etwas ſchnöde abwies, war nicht nur einer der fruchtbarſten, ſondern auch der beſten Künſtler in Italien: freier von Manier und Übertreibung, als Bandinelli und alle übrigen Zeitgenoſſen, ſtelle ich ihn in einigen Werken, mit Ghiberti, an Ebenmaß und Vollendung über Michel Angelo. — So übertrifft jetzo hier in Rom der Isländer Thorwaldſon abermals alle Italiſchen Bildhauer ſeiner Zeit *).

Von allen Städten Italiens kann allein Florenz mit Rom in der Kunſt um den Rang ſtreiten: an Hervorbringung von Künſtlern und Kunſtwerken, beſonders der Bildhauerei, im Mittelalter iſt ſie reicher, ſo wie ſie in der Dichtkunſt durch ihre drei großen Häupter, Dante, Bocaccio, Petrarca, voran-

---

*) Wie Cicognara über den Johann etwas zu leiſe hingeht, ſo iſt am Ende ſeines Buches, neben oder hinter Canova, von Thorwaldſon gar nicht die Rede. Er gibt zwar Abbildungen von Johanns Mercur und einigen andern Werken (II. 63.), die Sabinerinn ſollte aber doch nicht fehlen. Der Perſeus Cellini's ebd. II. 67.

gebt; aber auch die öffentlichen Sammlungen gehören zu den reichſten in Italien. In der Sammlung der Akademie und in der groſſen Gallerie ſind viele merkwürdige und treffliche Bilder von der älteſten Zeit her, aus allen Schulen, beſonders aus der Florenzer: alle muſterhaft geordnet, mit Namen und Jahrzahlen verſehen. In der Gallerie ſind auch viele Antiken, die neben und unter den Bildern umherſtehen, und von denen die Gruppe der Niobe mit ihren vielen Töchtern und Söhnen und die Mediceiſche Venus die berühmteſten ſind. Mit Recht, beſonders die erſte, in ihrer erhabenen Schönheit: der glücklichſte Gegenſtand für die Bildhauerei, da nach der Fabel ſelber der erſtarrende Schmerz die Mutter verſteint und dem unverzerrten Geſicht den unausſprechlichen Ausdruck gibt, der ſich in den Töchtern und Söhnen höchſt mannigfaltig abſtuft: einige liegen ſchon todt, andere fallen oder knieen verwundet, andere erwarten eben den Pfeil. Dieſe Bildſäulen ſtehen in einem beſonderen, nach ihnen benannten Saale ringsum: es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daß ſie in dem Giebel eines Tempels, etwa des Apollo und der Diana, geſtanden haben, da ſie ſich nach Alter, Größe und Stellung am beſten in ein ſolches Dreieck gruppiren: Niobe in der Mitte; die tödtenden Götter unſichtbar. — Die kleine nackte Göttinn, wie ſie verſchämt aus dem Bade, oder vielmehr neugeboren und ſich ſelber innewerdend aus dem Schaum des befruchteten Meeres emporſteigt, erſcheint gegen dieſe erhabene Tragödie nur reizend: aber auch höchſt reizend, und wie das erſte Weib der Schöpfung, vollkommen ebenmäßig in allen Theilen und von allen Seiten; beſonders auf dem dunkelpurpurnen Sammtteppich, der ſeitdem ſie aus Paris heimgeführt worden, hinter ihr ſchwebt. Das achteckige Zimmer, worin ſie ſteht, die Tribune genannt, umfaßt die größten Meiſterwerke alter und Chriſtlicher Zeit. Über dieſen marmornen Venus hangen noch zwei gemalte Venuſſe von Tizian von großer Wahrheit des Fleiſches, aber doch eigentlich nur nackt zur Schau liegende wollüſtige Mädchen, von denen die eine die verſchämte Gebärde der Göttinn mit der einen Hand zu parodiren ſcheint. Und ſeltſam dazwiſchen, dem Eingange gegenüber, hängt eine große, wunderherrliche Muttergottes mit dem Kinde, zwiſchen S. Johann und Franz hoch ſtehend, oder vielmehr wie eine Erſcheinung ſchwebend. Sie iſt von Andrea del Sarto, und übertrifft ſelbſt zwei andere kleinere Madonnen Rafaels daneben, von denen Du die eine, wo das Kind bei der ſitzenden Mutter mit einem Vogel ſteht, aus Morghens ſauberem Kupferſtiche kennſt: wahrhafter ſind aber noch die Umriſſe derſelben, welche ich hier von den wackern Riepenhauſen erhalten habe. Von Rafael iſt in der Tribune aber das Bildniß ſeiner ſchönen Bäckerinn (Fornarina), die Du in dem trefflichen Morghenſchen Kupferſtich haſt, von ſo ſinnlicher Warheit und ſo glühendem Leben, wie kein anderer Pinſel vermag: hier hat aber auch die Liebe mitgemalt, und dieſe ſchöne Römerinn ſchaut einem tief ins Herz hinein. — In ähnlicher Art iſt von ihm dort der kriegeriſche Pabſt Julius 2, gebieteriſch auf dem Stuhle ſitzend; und hier in Rom, im Pallaſt Doria, werden ihm die Bildniſſe der beiden großen Rechtsgelehrten Baldi und Bartolo beigelegt. Ich glaube aber nun nicht minder, daß das Bildniß des Kardinals Caſtiglione, welcher dem Rafael beim Malen vorlas, wie es der Hofrath Bach in Breslau beſitzt, wirklich von Rafael iſt. — Nur merkwürdig iſt hier das einzige gewiſſe Staffeleibild, mit Waſſerfarben, von Michel Angelo: eine heilige Familie, in deren harten und ſtarren, ja verrenkten und widrigen Formen, faſt ohne Farbe, aber wenig Heiligkeit und gar keine Anmuth und Lieblichkeit ſichtbar iſt. Die Madonnen und überhaupt Gegenſtände des neuen Teſtaments, des Evangeliums der Liebe, ſind ihm meiſt mißrathen, wie er ſie denn auch faſt vermied. Um die Mutter, welche knieend das Kind dem Joſeph darreicht, ſind in dem runden Felde eine Menge nackter Geſtalten, in mancherlei Stellungen, wie eine Auferſtehung. — Erfreulicher und lieblicher war daneben ein herrliches Bild von unſerm Albert Dürer, die Anbetung der heiligen drei Könige: die Muttergottes iſt gar nicht idealiſch, aber wunderlieblich in ihrem ſchönen blauen Kleide, und in einem der Könige, der prächtig angethan, ein hohes Goldgefäß darreicht, hat Dürer ſein ſchönes Chriſtusantlitz, mit geſcheitelt herabwallenden Haaren (wie ſein Bildniß in Nürnberg und München) gemalt. Von ihm ſind in einem Nebenzimmer auch noch zwei tüchtige Köpfe der Apoſtel Jacobus und Philippus, mit Waſſerfarben auf Baumwolle gemalt.

Von manchen andern Kunſtwerken und Merkwürdigkeiten ſchreibe ich Dir noch, wenn wir auf der Rückreiſe wieder nach Florenz kommen, wo wir ſelber noch vieles nicht geſehen und uns aufgeſpart haben, z. B. den Pallaſt des Großherzogs, wo Rafaels Madonna della Sedia hängt. Nur von außen beſahen wir dieſen Pallaſt, Pitti genannt, der in einfachem ernſten Styl der Florenzer Palläſte, nur größer iſt. Er liegt ſchon auf der Höhe jenſeit des Arno's, und hinter ihm erhebt ſich ein ſchöner Garten in Teraſſen mit mannigfaltigen Ausſichten auf und um die Stadt.

Von dem Großherzoglichen Hofe merkte man ſehr wenig, etwa nur auf der Spazierfahrt am Arno, wo ſich mehre Wege und Gänge unter ſchönen hohen Bäumen parkartig hinziehen: der einzige öffentliche Spaziergang mit Bäumen, den wir bis jetzo in Italien geſehen, wo man doch den Schatten noch mehr nöthig hat, als bei uns. Alltäglich waren meiſt nur Engländer und Engländerinnen in Wagen und zu Pferde darauf zu finden; Sonntags waren aber auch Florenzer in Menge da. Es erinnerte uns angenehm an den Weg zum Hofgärtner im Berliner Thiergarten.

Überhaupt macht Florenz noch am meiſten von allen Italiſchen Städten den Eindruck einer Deutſchen oder Schweizeriſchen freien Stadt; es ſieht alles ſo ordentlich und wohlhäbig aus. Die Florenzer ſind auch die einzigen Italiäner, die nicht unzufrieden ſind, daß ſie unter ihre alte angeſtammte, freilich mit Öſterreich ſehr verwandte, Regierung zurückgekehrt ſind; dagegen die Piemonteſen, die Lombarden, Venediger, Neapolitaner und ſelbſt die Römer, wohl zum Theil nicht ohne Grund, murren, und wohl gar die Franzoſen zurückwünſchen, durch die ſie etwa noch auf ein ſelbſtändiges Italiſches Königreich, unter dem Vicekönig Eugen (etwa nach Napoleons Tode) hoffen konnten. Dazu, und auch wol daher, kömmt, daß die Italiäner bei ihrer letzten Befreiung von den, ihnen allerdings verhaßten Franzoſen eben keine große Ehre eingelegt, ſondern mehr ungewiß zugeſehen haben. Ein gewiſſer Grund dieſer Unzufriedenheit liegt endlich wol noch darin, daß ſeit der Herſtellung der alten Ordnung der Dinge keine reichliche

Ärnte geweſen, und in dieſem allgemeinen Hungerjahre, das auch Deutſchland, beſonders die Weinländer, ſo arg heimſucht, das hier unentbehrliche Öl faſt ganz mißrathen iſt. Unſere Reiſe wird dadurch etwas vertheuert; beſonders fürchten wir uns nun noch mehr vor der Schweiz.

Von dem Florenzer Theater iſt nicht viel zu melden. Die große Oper ſahen wir nur einmal, und zwar den Barbier von Sevilla: aber ſo ſehr ich mich darauf freute, da er, wie Du weißt, zu meinen Lieblingsſtücken gehört, ſo ſehr ward ich getäuſcht, da er eine ganz neue Muſik hatte, und auch viel verändert und ausgelaſſen war. Die Muſik iſt von dem jetzo beliebten Roſſini, von dem wir ſchon den Tancredo in Padua gehört, und hat viel Wohllaut, auch manches Eigenthümliche; doch reicht ſie nicht an den ſich ſo ſcharf einprägenden Ausdruck der alten von Paeſiello, und war mir wenigſtens ſtörend, da ich dieſe immer daneben hörte. Das Orcheſter hatten wir, bei des Großherzogs bekannter Muſikliebe, auch noch beſſer erwartet. — Das Ballet, der Untergang des Altrömiſchen Kaiſerthums durch die Nordiſchen Völker unter Odoaker, war prächtig und wurde genau und mit ſchönen Gruppen und Gemälden ausgeführt. Doch war der Stoff unglücklich, gar nicht rühmlich für die Italiäner, für die man ſich doch beſonders intereſſiren ſollte. Das Ballet zu Bologna, obgleich minder prächtig, war mir lieber.

Jn dem Theater Cucumeri ſah ich mancherlei Schauſpiele, in Jtaliſcher nun ſchon bekannten Manier, nirgends weibliche Weiber; nur ein Schauſpieler zeichnete ſich durch bedeutendes Talent in mancherlei Karakterrollen aus; und eine junge Schauſpielerinn hatte doch etwas mehr Natürlichkeit und weniger Baß (der beſonders in der Leidenſchaft hervorkömmt), als gewöhnlich. —

Neben dieſem Schauen gingen aber die literariſchen Arbeiten ſtreng ihren Gang, und alle Vormittage ſaß ich mit R. auf der Riccardiſchen Bibliothek, wo ich viel Provenzaliſche, Normänniſche und Altitaliſche Handſchriften bearbeitete. Die erſten hauptſächlich in Beziehung auf Altdeutſche verwandte Werke; und in den letzten ſchienen mir zum Theil die noch unbekannten Quellen von Arioſto's raſenden Roland, nach welchem ihn ſchon der Kardinal von Eſte gefragt hat. Es war aber zufällig, daß damals, in den allgemeinen Ferien, wo alle Welt aufs Land zieht, dieſe einzige Bibliothek zugänglich war, weil der höchſt gefällige Bibliothekar Abt Fontani (Herausgeber einer Abhandlung Lenardo's da Vinci) ſelber eine Arbeit über die Briefe des Poggius vorhatte. Die andern Bibliotheken alle waren geſchloſſen, in denen für mich die wichtigſten, auch Altdeutſche Handſchriften ſind, namentlich der Triſtan, von dem ich, wie Du weißt, eine neue Ausgabe vorhabe. Wir beſchloſſen alſo, bei der Rückkehr noch in Florenz zu verweilen und jetzo nach Rom zu eilen. Wir vertrauten uns abermals einem Vetturino mit drei Mauleſeln, und fuhren den 30ſten October vor Tage aus.

Es ging bald wieder in die Berge, die zum Theil noch kahler waren, als die vorigen. Die kleinen Städte liegen gewöhnlich hoch auf den Gipfeln der Berge eng zuſammen gebaut, und waren ehmals feſt, daher Borgi (Burgen) genannt. Durch mehre derſelben fuhren wir hin; und kamen ſpät Abends nach Siena, einer großen und im Mittelalter mächtigen Stadt, die lange ihre Freiheit gegen Florenz und Piſa tapfer behauptete, und in welcher das beſte Italiſch ſoll geſprochen werden: wir verſtanden es auch wirklich ſehr gut.

Am andern Morgen beſahen wir uns etwas die Stadt, die auch hoch auf einem Bergrücken liegt, und beſonders den Dom, der zwar kleiner als der Florenzer, aber mehr in Gothiſcher Art und meiſt fertig iſt: der Giebel mit dem Eingang iſt ſehr reich verziert, dem Mailänder ähnlich, wie er eigentlich werden ſollte, und S. Petronio in Bologna, wie er angefangen iſt. Dem Florenzer Dom gleicht das Ganze in der abwechſelnd weiß und ſchwarzgrau geſtreiften Marmorbekleidung, die ſogar inwendig durchgeht: die Pfeiler und Säulen ſehen aus, als wenn ſie aus Brettſpiel-Steinen aufgeſchichtet wären.

Dieſer Dom iſt aber älter, als der Florenzer, zunächſt nach dem Vorbilde des Piſaners. Schon 1180 wurde er eingeweihet, 1260 mit Marmor bekleidet, und die Giebelſeite 1284 nach Nicola Piſano's Zeichnung ausgeführt von Giovanni, Lapo, Donato und Goro di Cinto aus Florenz. Der Chor wurde 1259 erweitert und daran auch eine der vorderen gegenüberſtehende Façade nach dem Abhange des Berges angefangen, und mit einer kleinen Taufkirche S. Giovanni unterbaut. Nach andern geſchah dieß 1317, und wurde erſt durch den Meiſter Francesco del Tonchio und ſeinen Sohn 1374 vollendet. Daher kömmt es aber, daß an dieſem Gebäude runde und ſpitze Bögen ſo wunderlich gemiſcht ſind: nämlich, die drei gleich großen Vorderthüren haben nach unten verlängerte Bögen, von dieſen ſind, der mittlere rund, die beiden daneben ſpitz, und ebenſo verſchieden, alle über jeder Thür ſtehenden Bögen; an S. Giovanni ſind alle drei Thüren rund, die Bögen darüber, ſo wie die Gewölbe inwendig, ſpitz. Alle Fenſter ſind ſpitz. In der Kirche aber ſind alle Bögen der beiden Seitenſchiffe rund, im Mittelgewölbe ſpitz, wie am Chor die Seitengewölbe, vermuthlich jener ſpätere Anbau. Die Kuppel hat auswendig runde

Bögen, innen ſpitze Fenſter und auch gerades Gebälk. Der Thurm im linken Vorderwinkel des Kreuzes, ebenfalls bunt, beſteht aus mehren Stockwerken offener Säulen mit Rundbögen. Der linke kurze Arm des Lateiniſchen Kreuzes iſt außen ſchon durch lange Wände und Rundbögen fortgeſetzt, um ein Griechiſches Kreuz daraus zu machen, was aber nicht zu Stande gekommen. Dem Giovanni Piſano halfen am Giebel auch Agoſtino und Agnolo, junge Söhne des Baumeiſters Roſſo aus Siena, welche in dieſer Schule tüchtige Bildhauer wurden; und noch ſpäter und von andern iſt dieſe Schauſeite aufgeſchmückt worden. 1333 wurden auf das Geſims der Säulenpfeiler an den Thüren und Ecken zwei große Löwen, zwei Pferde, ein Ochs und ein Greif geſetzt, die Sinnbilder der damals verbündeten Städte Siena, Perugia und Arezzo. Dicht über dieſen ſtehen 8 Propheten von Jacopo della Quercia (der uns ſchon in Bologna vorkam). An den Ecken und zwiſchen den Thüren ſteigen vier Pfeiler thurmartig auf; zwiſchen den beiden inneren ſteht über der Mittelthür ein großes Viereck, ringsumher in kleinen Niſchen 34 Heilige des alten Teſtaments und oben Madonna mit dem Kinde, innerhalb ein großes rundes Gemälde des Abendmals aus gefärbtem Glaſe, von Paſtorino aus Siena, 1549. Auf dieſem Vierecke ſteht endlich ein Giebel, höher als die Pfeiler, ganz oben ein aufwärts weiſender Engel; in dem gleichſeitigen Dreiecke dieſes Giebels, Madonna von Strahlen umgeben aufſchwebend, aus Bronze: zwei ähnliche Giebel ſtehen zwiſchen den Eck- und Mittelpfeilern, aber kleiner und niedriger, nur die Seitenſchiffe deckend, und in ihren Dreiecken knieen S. Bernardino und Caterina von Siena, die berühmte hier eingeborne Heilige. In Lateiniſchen gereimten Hexametern am linken Thürbalken ertheilt der Pabſt Bonifacius hundertjährigen Ablaß. Die vielgliederigen Säulenpfeiler an den Thüren und die Niſchen darüber haben mannigfaltige Muſter, aber einförmig Korinthiſchen Knauf. Derſelbe herrſcht auch innerhalb. Das Gewölbe und die helle Kuppel hat einen ſchönen blauen Himmel mit goldenen Sternen, und das Ganze erſcheint heiter und freundlich, bis auf die fatale Halbtrauer der Säulen und Wände. Dann, am Geſims unter den Fenſtern des höheren Mittelſchiffes ſtecken ringsum die Köpfe aller Päbſte bis auf Alexander 3, im 15ten Jahrhundert aus Thon gebrannt und angeſtrichen: in den langen Reihen dicht neben einander, ſehen ſie faſt aus wie Todtenköpfe, oder die erſte Szene in Turandot. Dieß traurige ſchwarz auf weiß erſtreckt ſich hier ſogar bis auf den Fußboden. Dieſer iſt mit Vorſtellungen aus der Bibel und andern Figuren bedeckt, zum Theil von Steinen bunt ausgelegt, zum Theil aber die Umriſſe in den weißen Marmor eingegraben und mit ſchwarzem Pech ausgefüllt. Sie ſind 1350 von Duccio Buoninſegni aus Siena angefangen; die beſten aber und wirklich von trefflicher Zeichnung, in der letzten Art, ſind um 1550 von dem Maler Beccafumi aus Siena, wo dieſe Kunſt zu Hauſe gehört.

Eins der wichtigſten Werke für die Italiſche Kunſtgeſchichte iſt aber hier die Kanzel, welche Nicola Piſano mit ſeinem Sohn Giovanni und ſeinen Schülern Arnolfo und Lapo, 1266 anfing, und welche ſeit dem Sarge des H. Dominikus in Bologna einen großen Fortſchritt ſeiner Kunſt zeigt. Er machte ſie bald nach der Kanzel zu Piſa (1260), und wiederholte dieſe hier größten Theils, aber noch reicher und trefflicher. Ihre acht Ecken ruhen auf acht Säulen, mit gleichen Blätterknäufen und Rundbögen, eine neunte ſteht in der Mitte auf einer Gruppe von 9 Figuren; vier der übrigen Säulen fußen auf zwei ſtehenden Löwen mit einem Pferde und Reh zwiſchen den Klauen, und auf zwei Löwinnen mit ſaugenden Jungen; die andern vier Säulen ſtehen auf dem Boden. An jeder Ecke ſteht eine Bildſäule, und die ſieben Seiten (die achte nimmt die Treppe ein) zeigen, in erhobener Arbeit, die Geburt, die Anbetung der Könige, die Darbringung im Tempel mit der Flucht nach Ägypten, den Kindermord, die Kreuzigung und das jüngſte Gericht in zwei Feldern. Auf der erſten Tafel ſind drei Handlungen vereinigt: die Heimſuchung (in Piſa die Verkündigung); die Geburt: die Mutter liegt auf dem Bette, das Kind wird von Frauen gebadet und Joſef ſitzt daneben; und das Kind in der Krippe, Öchslein und Eſelein darüber, Engel, und Hirten mit Schafen umher: alſo noch ſehr nach jenem uralten Typus, deſſen ich in Verona gedacht habe, aber alles mit großer Freiheit und Natürlichkeit dargeſtellt, obwohl in einzelen Theilen noch etwas unbeholfen. Die übrigen Vorſtellungen ſind auch ganz dieſelben, wie an der Kanzel zu Piſa, die aber nur ſechseckig iſt, ſo daß hier noch die Flucht nach Ägypten und der Kindermord hinzukommen. Bei dem jüngſten Gericht ſteht Chriſtus neben dem Kreuze in der Mitte der beiden Felder: an den Verdammten, links, offenbart ſich auch Schönheit und Wahrheit des Nackten in mannigfaltigen Stellungen; ein zartes Mägdlein ſitzt niedergeduckt neben einem Engel und ſcheint noch begnadigt; ſehr reizend iſt der Rücken eines ſitzenden Weibes, die ein Teufel zum Tanz aufzieht, und eine andere, die ſchon im Rachen eines Krokodills ſteckt. Auch hat das Ganze nichts Widerwärtiges und Eckelhaftes, und die Anordnung iſt weder ſo geographiſch, noch ſo verworren und überhäuft, als in den Gemälden nach Dante: obwol der Maler dem Dichter weiter und breiter folgen kann, als der Bildhauer, der ſich ſelbſt auf Tafeln immer mehr auf die ſinnbildliche Darſtellung beſchränken muß. — Dieſe Kanzel bleibt immer ein Wunder für ihre Zeit, und iſt als das letzte von Nicola's Kunſt anzuſehen, die er allein zu dieſer Höhe brachte und darauf erhielt, dagegen ſie nach ihm ſchon wieder herabſank. Sie iſt außerdem reich verziert und die Winkel der Bögen und mehre Leiſten ſind moſaikartig ausgelegt von dem ſchon genannten Paſtorino. Die mit Bildwerk und Zierraten anderer Art bedeckte Treppe iſt aus dem 16ten Jahrhundert.

Das herrlichſte dieſes Doms iſt aber noch in der Sakriſtei eine Reihe großer Wandgemälde, aus dem Leben des Äneas Sylvius (Piccolomini), der hier geboren, zuletzt Pabſt Pius 2. wurde: entworfen und, in Gemeinſchaft ſeines Mitſchülers Pinturicchio, gemalt von Rafael. Leben, Anmuth und Seele iſt hier, wie in allen Werken dieſes gottbeſeligten Malers. Auf einem Bilde, wo der Äneas Sylvius feſtlich empfangen wird, hat er ſich ſelber zu zu Pferde abgebildet, und ſeine Fornarina in Pilgertracht daneben; ſo ſchließt man aus der Ähnlichkeit, die auch wirklich da iſt, obwohl die Zeit nicht ſtimmt, da er dieß ſchon als zwanzigjähriger Jüngling, 1503 malte. — Mitten in der Kapelle, in welcher ſchöne große Choralbücher mit trefflichen Miniaturen (von jenem Liberale aus Verona) auf Pulten umher liegen, ſteht eine ſchöne nackte Gruppe der drei Grazien, die man beim Bau im Grunde gefunden hat: ſie bezeichnen die Anmuth der Umgebung, und auch wie friedlich ſich hier Heidenthum und Chriſtenthum vertragen. —

Ich kaufte vom Küſter eine gute Abbildung des Doms und ſeiner einzelen Theile, die ich Dir mitbringe. Er iſt einer der merkwürdigſten Bauten dieſer Art in Italien, auch dadurch, daß wir bei ihm, wie bei den ähnlichen großen Bauten in Deutſchland, England und Frankreich, eine Bauhütte, eine Zunft und Korporazion der Steinmetzen finden, deren Verfaſſung von 1292 noch vorhanden iſt. Darnach waren damals in Siena 80 Meiſter (magistri lapidum), welche drei Vorſteher (rectores) und einen Camarlengus (Kämmerling, Kämmerer) auf 6 Monate wählten: fremde Meiſter wurden darin aufgenommen. Ebenſo finden wir bei dem von Lorenzo Maitano aus Siena 1290 angefangenen und beſonders am Giebel auffallend ähnlichen Dom zu Orvieto (bei Bolſena) eine ſolche Bauloge, deren Haupt 1402 der zu Florenz und Mailand gedachte Peter Johanns von Friburg war, und darin von Zeit zu Zeit mehre Deutſchen: im 13ten Jahrhundert ſchon einen Rolando di Bruges (Brügge); dann einen Meiſter Alemanus; einen Deutſchen Glasmaler; einen Deutſchen Auguſtinermönch Philipp, als Erbauer der großen Orgel; 1405 einen Bildhauer Giovanni de Victorio Tedesco, 1409 einen Moſaitiſten Gualuccio di Giovanni de Monaco Teutonicum (ſicher der Gualterio di Monecho, München, den wir 1399 beim Mailänder Dom antrafen); 1412 die Bildhauer Giovanni da Monaco di Baviere (vermuthlich das Gualuccio Vater), und Giacomo Tedesco; endlich 1561 einen Heinrich aus Flandern, der eine Kapelle mit großen Figuren und Vergoldung ausmalen ſollte, aber nur das Altarbild in Öl malte. — Dieſe Baugewerke, die ſpäter in Italien gewöhnlich mit den Mälerzünften vereinigt, ſind zumal hier als eine Fortſetzung der Bau-Collegien der alten Römer anzuſehen, und gehen alſo tief in die Myſterien des Alterthums zurück, ſo wie ſie bekannte neue erklären *). Vermuthlich waren bei den großen langwährenden Bauten des Mittelalters auch in den andern Italiſchen Städten ſolche Bauhütten, und ſie beſtehen gewiſſermaßen noch in der ſogenannten Opera bei den Do-

---

*) Ich verweiſe hierüber auf Prof. Lindners ſchlagende und auferbauliche Schrift: Mac Benac. Er lebet im Sohne, oder, das Poſitive der Freimaurerei. S. 2. nach der Bemerkung, daß der Dom zu Siena, wie die zu Straßburg, Köln, Magdeburg, nach kubiſchen Verhältniſſen konſtruirt ſind, und daß die Gewerkmaurer von den geiſtlichen Orden zu hierarchiſchen Zwecken benuzt worden, wie ihre Chriſtlichen Sinnbilder zeigen, heißt

men zu Florenz, Bologna, Mailand, welche die Urkunden, Riſſe, Modelle und alles zur Geſchichte des Baues Gehörige bewahrt, und für deſſen etwanige Fortſetzung oder doch Erhaltung ſorgt.

Der Dom von Siena, deſſen Bau durch Jahrhunderte ging, war aber, nach dem von Piſa, eine beſonders fruchtbare Schule der bildenden Kunſt; und mit ihm der von Orvieto, der gewiſſermaßen wieder ſeine Fortſetzung iſt, und an dem meiſt dieſelben Meiſter arbeiteten. Wenn auch Vaſari's Nachricht ungenau iſt, daß Nicola Piſano in Verbindung mit einigen Deutſchen an dieſem geholfen habe, da Nicola ſchon um 1275 todt war, ſo gilt dieß doch wol von ſeinem Sohn Giovanni und ſeinen Schülern Arnolfo, Lapo, Goro, und jenen Brüdern Agoſtino und Agnolo aus Siena, die beim Dom ihrer Vaterſtadt thätig waren *).

---

es weiter: „So liegt z. B. ſehr ſinnreich an der Kirche zu Siena der Mittelpunkt des ganzen Gebäudes in der Hand des das Abendmal ausſpendenden Chriſtus, einem Muſivgemälde über dem Haupteingange — die Baſis fällt in den Schoß der Maria am obern Gemälde.“ — Dieſes ſpäte Muſivgemälde ſteht wenigſtens nicht der Höhe nach in der Mitte der Vorderſeite und über ihm ſchwebt die wol noch ſpätere Maria aus vergoldeter Bronze.

*) Grundriß und Durchſchnitte des Doms von Siena ſ. bei Agincourt, Archit. XLII. 10. LXXIII. 49, den Gr

Von den beiden letzten ſind auch in Siena noch einige andere öffentliche Gebäude, z. B. das Römiſche Thor. Älter iſt der Überbau des Brunnens Branda von einem Bellaminus, ſchon 1193 mit drei ſpitzen Bögen und Löwenköpfen *). — Der Brunnen auf dem großen Platze, welcher, rings von Höhen umgeben, wie ein Amphitheater erſcheint, iſt ſchön verziert mit Bildhauereien von Jacopo aus Quercia (bei Siena), um 1426: ſein größtes Werk, davon er den Beinamen della Fonte erhielt. Mehre

---

bel LXIV. 18., die ſechseckige Kuppel LXVII. 11. Den Giebel hat auch Cicognara, I. 3., und das erſte und letzte Feld und einen Löwen der Kanzel, ebd. 8. 13. 14. — Von dem Dom zu Orvieto iſt eine treffliche urkundliche Geſchichte vom P. della Valle (Rom, 1791), mit genauen Abbildungen: daraus bei Agincourt, XLII. 11. LXXIII. 50. Grundriß und Durchſchnitte. Aeltere große und gute Blätter von Tommaſo Polidoro habe ich noch bei Bilderhändlern gefunden. Der Giebel iſt bis auf die einzelen Zierraten durchaus Abbild des zu Siena: die runden Säulen innerhalb ſind auch bunt, haben Rundbögen und flache Decke (wie Brunelleſco's Kirchen zu Florenz), die Fenſter ſpitz, keine Kuppel. Den Giebel ſ. auch bei Cicognara, I. 6., und mehre Bildwerke deſſelben ebd. 17. und bei Agincourt, Sculpt. XXXII. 2 — 6. XXXIII. 1 — 10.

*) Vgl. die Abbildungen bei Agincourt, Archit. XXXVI. 17. LXXII. 2. 3. Sculpt. XXVI. 35.

ſeiner Bildwerke an der Kirche zu Bologna und dem Thurm zu Florenz hat er hier wiederholt *).

Auch in der Malerei rühmt ſich Siena nicht nur einer eigenen Schule, ſondern ſogar eines älteren Malers als Cimabue, nämlich des Guido von Siena, von welchem noch eine Madonna, mit der Jahrzahl 1221, bei den Dominikanern aufbehalten iſt. Der Padre della Valle, der in ſeinen Sieneſiſchen Briefen ſo eifrig der Kunſtgeſchichte ſeines Vaterlandes nachforſcht, ſetzt dieſen Guido auch über Cimabue, und möchte die neue Malerei gern von hier ausgehen laſſen. Aber der parteiloſe Lanzi berichtigt ihn: die älteſten Bilder, beſonders Madonnen, ſind auch hier von Griechen, oder doch in ihrer Art, die ſelbſt auf Guido's Bilde noch ſichtbar iſt; und Cimabue übertrifft dieſen an Zeichnung und Farbe, ſo wie an Menge der Werke und deren Wirkung. Siena hat dann aber durch das 13te und 14te Jahrhundert und weiter eine volle Reihe von einheimiſchen Malern, deren Bilder, meiſt von einer heiteren Art, ſich weit umher verbreiteten. Dieſe Maler bildeten ebenfalls eine beſondere Zunft, deren Geſetze 1355 beſtätigt wurden. Sie ließen auch Fremde zu, und es findet ſich darunter ein N. (Nikolaus?) Tedesco.

---

*) Vgl. die Abbildungen bei Agincourt, Sculpt. XXXVIII. 13, 14.

Gegen Mittag fuhren wir weiter, auf und ab in den Bergen, wie geſtern. In S. Quirico, einem Städtchen auf einem Berge, war noch eine von jenen Vorgothiſchen Kirchen, mit dem auf Löwen ruhenden Portal, zwar nur im Kleinen, und 1295 erbaut. Im Thale darunter an einem Fluſſe gab es einige ſchöne wilde Felsgegenden. Bald ward es aber wüſter und düſter, und wir kehrten in einem ganz einzeln gelegenen Wirthshauſe ein, wo die meiſten Leute krank waren, von der ungeſunden Gegend, wo ſonſt weit und breit niemand wohnt: es war ganz ſchauerlich und unheimlich, und die Koſt ſchlecht beſtellt. Doch ging alles gut ab, und am andern Morgen fuhren wir getroſt weiter, in Begleitung einiger Deutſchen Handwerksburſchen, die ſich im Wirthshauſe zu uns geſellt hatten, weil ſie in der Gegend ausgeplündert worden. Es war noch vor Tage und regnete dabei, und im ganz verdeckten Wagen hörten wir nur, wie wir durch viele angeſchwollene rauſchende Bergſtröme fuhren. Denn wir mußten nun von dem Hauſe an, das deßhalb Scala (Leiter) heißt, den hohen Berg hinauf, den wir geſtern ſchon weither geſehen hatten. Es ging wüſt und wild hoch hinauf: ganz oben liegen die Trümmer einer alten Burg, Radicofani, und darunter das Städtchen gleiches Namens. Ungeheure Felſenzertrümmerungen lagen, vermuthlich durch Erd-

Abſtürze herabgeſtürzt, faſt wie die alten fabelhaften Steinſtröme, über den Weg tief hinab. Die Ruſſiſche Fürſtin Nariſchkin reiſte vor uns her, mit Reitern zur Bedeckung, die auch uns zu gute kam.

Gegen Mittag gelangten wir in ein freundlicheres Thal, und ward es auch heiter. Auf einer ſchönen bewachſenen Höhe des felſigen Ufers liegt das Städtchen Aquapendente, wo wir anhielten, und den romantiſchen Waſſerfall beſahen, der aus einer Schlucht hinabſtürzt, und nach welchem dieſer Ort daneben auch benannt iſt.

Von hier geht der Weg eine Strecke auf einer fruchtbaren hohen Ebene bis S. Lorenzo, wo wir den in der Tiefe liegenden großen See von Bolſena mit ſeinen ſchönen Ufern und bebauten Inſeln erblickten. Am Wege hinunter liegen die höchſt maleriſchen und bedeutenden Trümmer einer großen alten Burg. Dann fuhren wir an dem mächtig rauſchenden See bis Bolſena.

Wir ließen es uns in der großen ſeltſamen Wirthsſtube bei guten Fiſchen des Sees und gutem Wein der daran geſegneten Gegend (Orvieto, Monte Pulciano, Monteſiascone) recht wohl ſein, ſchliefen gut, aber wenig. Denn noch bei Sternenlicht ging es weiter, und zwar wieder in Geſellſchaft mehrer Wägen, weil die Gegend unſicher war; anfangs durch einen Eichwald, den einzigen großen Wald in Italien, und dann noch lange am See hin, bis auf die Höhe des Städtchens Montefiascone, deſſen Name (Flaſchenberg) ſchon den guten Wein verkündigt, der dort wächſt, den bekannten Eſt, Eſt, Eſt! der aber nicht gut verfahren werden kann, zum Vortheil der Einwohner, die ihn nun alle ſelber trinken. Wir ſchmeckten ihn alſo nicht, da wir am Thore vorbei fuhren, und nur von der Höhe dort die ſchöne Ausſicht auf einen ſich mit einer kleinen Inſel abrundenden Theil des Bolſener Sees genoſſen.

Dann rollten wir wieder eben fort bis Viterbo, eine größere und alte berühmte Stadt, wo viele Päbſte des Mittelalters begraben liegen, deren Grabmäler wir gern ſehen wollten. Aber die Hauptkirche, wo ſie ſein mußten, war ſpäter ganz überbaut und erneut worden, und allein an den mannigfaltigen Säulenknäufen, von denen die beiden ſich gegenüber ſtehenden nur gleiche Zierraten (Vögel und andere Geſtalten auf den Ecken) haben, verrieth ſich die Vorgothiſche Bauart. Mehr dergleichen Bauwerk zeigte ſich in der Nähe umher: ein ſchöner Überreſt von dem biſchöflichen Pallaſt, in reicherer mehr Gothiſcher Art, führte die Jahrzahl 1267. Einige alte Thürme waren ganz in der Art, wie die in Rom. Von den Grabmälern jener Zeit und etwanigen Bildniſſen darauf, war nichts zu finden; und nach dem guten Mittagsmahle fuhren wir weiter, wieder ſehr bergan-

Droben ſahen wir den kleineren, aber auch mit ſchönen waldigen hohen Ufern umgebenen See, von Ronciglione, und kamen mit Aufgang des Vollmondes in dieſe Städtchen, das aber nicht nahe daran liegt. Die Herberge war viel ſchlechter, als geſtern, und der Wein, auch mit Orangen und Zucker, nicht genießbar. Hier bekamen wir zuerſt Broccoli, ich glaube d. i. urſprünglich Braunkohl, denn er ſieht aus wie ganz ſchlechter, dünner und ausgewachſener Blumenkohl, ſchmeckt aber mit Eiern und Mehl gebacken ſo ziemlich. Speiſen in Öl geſotten und gebraten hatten wir nun ſchon oft gehabt.

Am letzten Morgen der fünftägigen Fahrt, deren Ziel wir nun herzlich wünſchten, regnete es wieder, und fuhren wir lange verdeckt, verloren auch nicht viel, da wir faſt den ganzen Tag auf öden wüſten Gegenden und Höhen und zuletzt in der unfruchtbaren und ungeſunden Campagna di Roma hinfuhren. In einem kleinen Dorfe fanden wir jedoch gutes Mittagsmahl und weißen Orvieto Wein. Dagegen waren in der Nähe von Rom an der Landſtraße die Wegweiſer, mit den einzeln aufgehängten Beinen und Armen von geviertheilten Räubern, keine einladende Vorboten.

Endlich ſchauten wir das große und breite Thal der Tiber, und um eine Höhe biegend und hinabfahrend, an einem alten Grabmale vorüber, entfaltete ſich vor unſern neugierigen Augen das unverwüſtliche und weitläufige Rom, das ſich mit ſeinem groſſen St. Peter im äuſſerſten Winkel an den Bergrücken dieſſeit der ſich krümmenden Tiber anlehnt, und ſich in der Ebene jenſeit bis auf das minder hohe Ufer lagert. Dieſe Lage macht, wenigſtens von hier aus, den erſten Anblick Roms eben nicht impoſant. Auch ragt kein einziger hoher Thurm hervor; überall nur runde Kuppeln, welche neben der Peterskuppel einſchrumpfen, ſo wie dieſe ſelber unter dem noch etwas höheren Berge verliert. Die droben ſo wüſte Gegend wurde im Thal angebauter. Wir kamen bald an die von der Stadt noch ziemlich ferne Steinbrücke, welche wenigſtens noch den antiken Namen Ponte Molle (Milvius) führt, und an welcher Konſtantin durch das Kreuz und das Chriſtenthum ſiegte: wir fuhren über die Tiber, deren Waſſer ſo gelb und ſchmutzig ausſieht, als das der Oder bei Breslau, und dann lange durch eine Art von Vorſtadt, mit ſchlechten Häuſern zwiſchen hohen Gartenmauern, eng dahin, bis an das Thor Porta del Popolo, deſſen Einfahrt ſo ſehr imponiren ſollte, und auf den Bildern auch ſo prächtig ausſieht. Aber das Thor, in Form der alten Triumphbögen, von Vignola, iſt nicht gröſſer als das Leipziger in Berlin, wo das Brandenburger Thor wol immer das erſte Thor in der Welt bleibt. Der Platz dahinter iſt ganz ähnlich dem runden am Halliſchen Thor in Berlin, aber nicht ſo groß, und die Straßen nicht ſo breit, als dort; ſonſt ſind es ebenfalls drei, und die mittelſte iſt der berühmte Korſo, die breiteſte Straße Roms (aber viel ſchmäler als die Friedrichsſtraße), auf welchem die Pferderennen im Karneval gehalten werden, und alle Abend die vornehme Welt auf- und abſpazieren fährt: das gewöhnliche Italiſche Vergnügen. Die Gebäude rechts am Platze ſind unbedeutend, und links wird eben erſt eine Auffahrt zu dem neuen Spaziergange auf der Höhe gebaut. An den beiden Ecken dieſer drei Straßen ſtehen zwei ganz gleiche kleine Kirchen, im gewöhnlichen Neurömiſchen Styl, mit Kuppeln; von einem Kardinal Caſtaldi erbauet, nachdem man ihm abgeſchlagen die Façade von S. Petronio in Bologna auf ſeine Koſten zu bauen, weil er ſein Wappen daran haben wollte. Das vornehmſte auf dem Platze iſt ohne Zweifel in der Mitte der uralte Ägyptiſche Obelisk mit Hieroglyphen bedeckt, welchen ſchon die alten Römer aus Ägypten brachten, und deſſen räthſelhafte Erſcheinung, mit der Kunde der Urwelt, die Geſchichte der Jahrtauſende, die er geſehen, und die an ihm vorübergegangen, zu enthalten ſcheint. Die linke Seitengaſſe zum Deutſchen Wirthshauſe hin, war noch enger, und die Häuſer ganz flach, weiß und unbedeutend. Eben ſo faſt alle an dem berühmten, aber unregelmäßigen Spaniſchen Platz, zu deſſen Nähe wir abſtiegen, und wo nur die große und breite, wie eine Kaskade zu dem Springbrunnen unten herabfallende Treppe, auf deren Höhe eine Kirche und davor abermals ein Obelisk ſteht, großartig erſcheinen.

Ich ſchreibe Dir heute noch nichts von den übrigen Merkwürdigkeiten, Alterthümern, Kirchen, Pabſt und Kleriſei in Rom, und muß noch erſt öfter und mehr davon ſehen; nur ſo viel: daß die Trümmer der alten Baukunſt mit Staunen, die Götterbilder mit Ehrfurcht erfüllen, und obgleich zwei Jahrtauſende daran zerſtört haben, der Denkmale doch noch ſo viel iſt, daß man nicht alles faſſen, noch weniger behalten kann. Auch was die neuere Chriſtliche Kunſt hervorgebracht, die Peterskirche, Michel Angelo's und Rafaels Gemälde, iſt ungeheuer und bewunderungswürdig. Aber auch dieſes erſcheint jetzo ſchon wieder oft nur als Trümmer, z. B. eben die Wandgemälde Angelo's und Rafaels in ihrer immer zunehmenden Verdunkelung; und ſo ſorgfältig die Peterskirche unterhalten und geſtützt wird, ſo will man doch den nahen Einſturz ihrer Kuppel verkünden, die mehre große Riſſe hat.

Rom, den 11ten November 1816.

In den nächſten Tagen wanderten wir umher durch die Stadt, und ſahen freilich viele ſtattliche Palläſte und öffentliche Gebäude (zum Theil in der Art des Regierungspallaſtes in Breslau), Kirchen natürlich noch mehr, aber doch keine ſo ausgezeichnet groß und ſchön, als etwa das Berliner Schloß und Opernhaus; und ſelbſt die Vorhallen unſerer beiden Kirchen auf dem Gensd'armes-Markt mit ihren freien Säulen übertreffen die meiſten flachen Façaden der hieſigen Kirchen mit ihren Halbſäulen, St. Peter nicht ausgenommen. Mehre dieſer großen Gebäude, wie der Farneſiſche und Venediſche Pallaſt und die Kanzlei, ſind wiſſentlich aus den Trümmern des alten Roms erbaut, die man als bequeme Steinbrüche anſahe.

Zu dieſen Trümmern wanderte ich in der zweiten Nacht im Mondſchein ganz einſam hinaus: ich fand mich glücklich hin, durch die engen und verworrenen Straßen am Ende des Korſo's. Es war ſchauerlich ſchön, und der Mond iſt die eigentliche Beleuchtung für dieſe untergegangene Welt. Aus einer dunklen Seitengaſſe kam ich auf einen großen wüſten Raum: da ſtand ein Triumphbogen tief im Boden, daneben eine Säule, weiterhin drei Säulen und abermals drei Säulen, noch mit Gebälk verbunden, und höher die ganze Vorhalle eines verſchwundenen Tempels: auf der Höhe dahinter ein großes neues Gebäude mit einem Thurm. Es war der ehemals mit Tempeln erfüllte Marktplatz (Forum) der alten Römer, jetzo nach den neuen Bewohnern Kuhfeld (campo vaccino) benannt: durch dieſen Triumphbogen des Septimius Severus ging es hinauf zum alten und neuen Kapitol, und auf den Abſätzen deſſelben ſtanden dieſe Säule des Phokas und die Tempel des Jupiter Stator und Tonans und der Concordia, von denen nur jene Säulen übrig ſind. Von der buſchigen Höhe weiterhin ragte zerriſſenes Gemäuer der Kaiſerpalläſte. Ich wagte mich nicht zu weit auf dem unebenen und hie und da friſch aufgewühlten Boden, auf welchem Bauſtücke zerſtreut lagen; auf der Seite hinter mir ſtand tief im Boden noch eine vollſtändige Vorhalle eines Tempels (des Antoninus und der Fauſtina), hinter welche eine Neurömiſche Kirche eingebaut war. Ich ſuchte vergeblich das Koloſſeum: fernher ſah ich zwar noch hohe Mauern herüberdämmern, aber ich traute mich nicht durch das Gebüſch dahin, das, wie ich am Tage ſah, ein ſchattiger Spaziergang war. Ich ging alſo eine Strecke zurück und durch eine lange krumme Gaſſe in der Richtung jener hohen Mauern; endlich kam ich dahin, wo die letzten Häuſer ſtehen, von denen bis zur fernen alten Ringmauer ſich dieſe weite Wüſtenei ausdehnt: zur Rechten ſchien der Mond durch ein großes Loch einer hohen Wand, ich trat hinein, und ſtand in einem ungeheuer hohem und weitem Gewölbe, deren drei an einander hangen und zum Friedenstempel gehörten: prächtige Bauſtücke lagen darin umher. Ich ſchritt weiter, über mächtige Säulenſtücke weg, an einer neuen Kirche mit altem Thurme vorbei, durch einen Triumphbogen, der hoch und frei ſtand, aber geſtützt war (der des Titus), und betrat das altrömiſche Straßenpflaſter (der via sacra), aus großen vieleckigen Platten, wie das Florenzer. Hier erblickte ich endlich das Koloſſeum in ſeiner vollen alten Pracht. Ich wanderte auf der alten Straße dazu hinab, links an zwei mit dem Rücken zuſammengewachſenen großen Niſchen (des Sonnen- und Mond-Tempels), rechts an einem tief verſunkenen Triumphbogen (Konſtantins) vorbei, und wurde von einer Schildwache angerufen. Ich begab mich unter ihren Schutz und erhielt als wunderlicher Ingleſe (Engländer) Erlaubniß hineinzugehen. Ein eherner Sonnen-Koloß ſtand ehemals vor dieſem Amphitheater, und darnach heißt es: es iſt aber ſelber ein koloſſales Werk, an dem die Juden nach Zerſtörung Jeruſalems und ihres Tempels bauen mußten, wie früher in Ägypten. Es iſt ganz wie das Amphitheater zu Verona, hat aber keine Sitze mehr, von denen ſonſt an neunzig Tauſende ſchauen konnten. Im Mondſcheine zerfloß die furchtbare Zerſtörung dieſes Rieſenbaues, der im Mittelalter eine Feſtung, dann ein Steinbruch geweſen und kürzlich durch Mauern geſtützt worden, in eine ungeheure Maſſe. Säulenſtücke und Knäufe ſtehen unten umher aufgeſchichtet, dazwiſchen die Stazionen des Kreuzweges, in der Mitte das Kreuz. Von der äußeren Ringmauer ſteht aber noch ein ſo großes Stück, daß ſie von einem Standorte faſt noch ganz ſcheint. — Ich hielt mich doch nicht zu lange auf in dieſem Geklüfte, und eilte in der ſtillen Nacht auf demſelben Wege zurück, gerieth zwar noch in allerlei unbekannte und finſtere Gaſſen, in denen mir doch etwas unheimlich wurde und allerlei Italiſche Mordgeſchichten einfielen, fand aber glücklich nach Hauſe. — Am andern Morgen erſchien mir die ganze Wanderung mit ihren wundervollen Mondſcheinwelt, wie ein Traum; auch erkannte ich ſie am Tage kaum wieder.

Auf dieſer Wanderung kam ich auch zuerſt auf den Platz mit der thurmhohen einzelen Säule Trajans, deren Bekleidung ſeine Thaten abbildet, und die vormals ſein Bild trug, jetzo aber einen Petrus mit dem Himmelſchlüſſel. Auch hier iſt der Boden des alten Roms verſunken, und vom Schutt der Geſchichte bedeckt: und man mußte tief graben, ehe man auf das Fußgeſtell kam. Weit umher iſt der alte Grund aufgedeckt, und mannigfaltige, zum Theil ſehr große Säulenſtürze von Granit bezeichnen die prächtigen Hallen, welche die Hauptſäule umgaben. Eine ganz ähnliche, noch etwas höhere Säule, des Antonin, ſteht noch ganz frei auf einem Platze am Corſo. Man kann in beiden, auf einer Wendeltreppe emporſteigen und die Stadt überſchauen: was ich denn auch that. Wie dort Trajan dem Petrus, hat hier Antonin dem Paulus weihen müſſen, dieſen beiden Hauptſäulen der Kirche. Eine dritte kleinere Korinthiſche Säule aus Einem Stücke, die einzig übrige aus dem Friedenstempel, ſteht fernab vor der Kirche S. Maria Maggiore und trägt ein Erzbild der Madonna. Die Geſchichte dieſer letzten Säule zeigt ſchon ihre unſchickliche Anwendung; aber auch jene größeren und zur Selbſtändigkeit beſtimmten Säulen, die als ſolche doch zum Tragen geformt ſind, haben an den Bildſäulen oben weder Laſt noch Schluß, und ſind auch erſt Römiſche Erfindung. Ganz anders die

Ägyptiſchen Obelisken, welche von unten auf ſich zuſpitzend nur ſich ſelber tragen wollen und ſollen. Dieſe Obelisken hat man hier durch ähnliche vielgliedrige Sockel, wie die Säulen haben, zwar erhöhet, aber eigentlich auch unpaſſend, da ſie in der Heimat aus einfachen Stufen aufſteigen, und dort freilich im Zuſammenhange des ganzen alten Tempelgebäudes ganz anders erſcheinen. Die kleineren Obelisken, die hier auf Elephanten und ähnlichen hohen Unterſätzen einzeln mitten auf den Plätzen ſtehen, zeigen dieß recht deutlich.

Das am beſten erhaltene alte Bauwerk mitten im jetzigen Rom, iſt das Pantheon oder die Rotunda, zugleich eins der ſchönſten Gebäude überhaupt, und das vollkommenſte in Rom, ſelbſt über die viel größere Peterskirche, auf welche der gewaltige Michel Angelo, zum Triumph der Kirche, dieß Pantheon als Kuppel ſetzte. Du kennſt es wol aus Bildern. Heute war ich oben und ſchaute in die runde Öffnung, durch welche allein von oben das Licht fällt, und wo man noch Überbleibſel von der Erzbekleidung des Gewölbes ſieht. Obgleich ſeiner alten Zierden von Bronze und Silber beraubt, aus welchen ſchlechte Säulen und Bilder für die Peterskirche gegoſſen worden, beſchämt es dennoch alle neue Gebäude, und die Verhältniſſe und Korinthiſchen Säulen und ihre Pfeiler innerhalb und die Vorhalle des Eingangs, mit drei Reihen

Granitſäulen aus Einem Stücke, ſind harmoniſch vollendet. Die übrige Außenſeite iſt freilich durch Entblößung der Backſteinwände von ihrer noch hie und da ſichtbaren Marmorbekleidung, wie durch angebaute ſchlechte Häuſer, entſtellt. Da dieſes Gebäude aber immer aufrecht und im Gebrauche blieb, ſo iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß man hier bei der Rückkehr zur antiken Baukunſt doch ſo weit davon entfernt blieb. Noch weniger zu entſchuldigen ſind die beiden kleinen Glockenthürme, die Bernini über den Giebel eben dieſes Pantheons geſetzt hat. Jetzo iſt es eine Marien-Kirche, deren Marmorbild kürzlich ein Wunder gethan und für ihre Lampe nach Öl (oho! oho!) geſchrien, welches in dieſem Jahr ungewöhnlich theuer iſt. Und anſtatt aller antiken Götter, welche dieſer runde Tempel in ſich aufnahm, enthält er jetzo die Gebeine aller H. Martyrer; aber auch die Büſten der berühmteſten Italiſchen Künſtler und Dichter. Zunächſt am Marienbilde, das Rafael hier ſetzen ließ, iſt das Grabmal dieſes Unſterblichen. Nicht ſo gut nehmen ſich die vielen neuen, meiſt von und durch Canova gemachten Büſten alter und neuer Italiäner aus, weil ſie ſo eng auf den Geſimſen umherſtehen, wie in der Werkſtatt eines Bildhauers. Aber auch in Rom berühmt gewordene Deutſche ſtehen aus älterer Zeit da, wie Winkelmann, Mengs, Angelica Kaufmann (die Malerinn) und Pichler (der Steinſchneider).

Man findet in und um Rom noch mehre ſolche zu Kirchen umgewandelte alte Heidentempel, aber minder bedeutende. S. Conſtanza (ehemals Bachus-Tempel), S. Stefano in Rotondo, (Tempel des Claudius): beide auch rund, aber kleiner, ohne Säulenhalle, außen auch wol nie bekleidet geweſen; anſtatt des Kuppelgewölbes eine Laterne auf einem innern Säulenkreis mit hohen Bogenwänden: vielleicht, beſonders S. Stefano, ſchon ganz aus der Chriſtlichen Zeit. S. Teodoro, angeblich ein Tempel des Romulus, ebenfalls ganz rund, iſt ganz ohne Säulen, innen und außen ſchlichtes Gemäuer. Die ächtere antike Form hat dagegen der runde Veſta-Tempel, jetzo S. Maria del Sole: die ſchönen Korinthiſchen Säulen, welche ſonſt durch eine Mauer verbunden waren, ſtehen jetzo wieder frei, und die Herſtellung der kleinerer runden Zelle innerhalb iſt angefangen. Das fehlende Gebälk wird ſchlecht durch ein rohes ſpitzes Dach erſetzt. Nahe dabei ſteht der Tempel der Fortuna virilis oder Miſericordia, jetzo Kirche der Ägyptiſchen Maria: im länglichen Viereck mit ſchönem Giebel, Gebälk und Säulenhalle, die aber noch tief eingemauert ſteckt. Ganz ähnlich iſt der Bachus-Tempel, jetzo S. Urbano, welcher nur noch mehr geſtützt und unterbaut iſt und noch das Auffallende hat, daß über dem Gebälk eine hohe Mauer von Backſteinen, und darauf erſt der alte ſchöne Giebel ſteht: ſo daß dieſer ſpäter erhöht zu ſein ſcheint. Alle dieſe Tempel ſind ſelbſt gegen das Pantheon, nur ſehr klein: wie man ſich denn wol die meiſten Altrömiſchen Tempel vorſtellen muß, da ſonſt die vielen Gebäude, von denen man weiß und zum Theil noch ſieht, daß ſie auf dem Forum geſtanden, nimmer Platz darauf gehabt hätten. — Von der Größe des Pantheons dagegen ſind in deſſen Nähe die eilf ſchönen gereiften Korinthiſchen Marmorſäulen mit ihrem Gebälk, welche aber ſehr beſchädigt und in eine neue Façade mit Fenſtern und Thüren dazwiſchen feſtgemauert ſtehen. Sie ſind gewöhnlich die erſten Alterthümer Roms, welche der Fremde wider Willen ſieht, weil das Zollhaus (Dogana) dahinter ſteckt. Ähnlich, aber minder groß, und noch frei ſind die drei Säulen von dem Forum des Nerva, auf deren Gebälk ein alter Kirchthurm, in der gewöhnlichen Art, geſetzt iſt; ſo wie in die gewaltigen Mauern aus großen Werkſtücken, welche wie eine ſpätere Befeſtigung mit engem Thore ſich umherziehen, die Kirche S. Maria Annunziata ſteckt.

Faſt immer ſind die Kirchen wenigſtens auf die Grundmauern alter Tempel geſetzt, oder in ihre Trümmern ſichtlich eingebaut, und dann mit den überall zuſammengerafften Säulen derſelben gezieret, wodurch hauptſächlich auch die antiken Bauwerke ſo zerſtöret worden.

Die meiſten Kirchen aus der älteſten Zeit und dem Mittelalter, ſind ganz unſern Vorgothiſchen ähnlich, und offenbar ihr Vorbild: außen ein Portal mit Säulen auf Löwen oder Greifen, die einen Hirſch, Lamm oder Menſchen gepackt haben (und deren Vorbild ich auf mehren antiken Denkmälern, beſonders Särgen, im Vatikan und Kapitol gefunden), und runde Bögen darüber; deßgleichen innerhalb runde Bögen auf Säulen; die letzten oft von ganz verſchiedener Art, Korinthiſche, Joniſche, Römiſche, wie man ſie gerade fand, und daher auch mit eben ſo verſchiedenen Knäufen: welches man wohl als Anlaß betrachten könnte zu der künſtlichen durchgängigen Verſchiedenheit der Säulenknäufe bei uns, wo keine ſolche alte Trümmer zu benutzen waren. Dabei ſind nun die Säulen auch bald dünn bald dick, glatt und gereift, lang und kurz, vorgeſchubt oder ohne Fuß, mit einem Sockel oder in den Boden verſenkt: was ganz ſeltſam ausſieht. Sodann trifft man faſt in allen dieſen älteſten Kirchen ein Muſivgemälde in der Niſche des Chors, Maria oder Chriſtus mit den Apoſteln und Heiligen jeder Kirche, ganz im Griechiſchen Styl und Typus, wie die zu Venedig und Torcello, auch mit Griechiſchen Inſchriften. Griechiſche Kunſt that ſchon bei den alten Römern das meiſte und beſte: und beſonders ſeit Konſtantin, dem erſten Chriſtlichen Kaiſer, der auch den Sitz der weltlichen Herrſchaft wieder nach Griechenland verlegte, haben Griechen hauptſächlich auch wohl wieder der neuen Chriſtlichen Kunſt, die durch ſie von dem Morgenlande ausging, im Abendlande den erſten und mächtigſten Anſtoß gegeben.

In Deutſchland wirkte dieſer nicht allein über Italien, ſondern auch unmittelbar durch die Kreuzzüge und Wallfahrten über Konſtantinopel und durch die Verſchwägerung Deutſcher Kaiſer mit den Griechiſchen, namentlich Otto's 2. mit der Griechiſchen Theophania, und des Griechiſchen Kaiſers Emanuel mit Konrads Frauenſchweſter Berta von Sulzbach *). Freilich gab dieß nur den Anſtoß und die Grundzüge:

---

*) Otto'n 2. ſoll ſeine Kunde der Griechiſchen Sprache von Griechiſchen Seeräubern gerettet haben. Um dieſelbe Zeit war Hedwig, des Schwäbiſchen Herzogs Burckard Gemahlinn auf Hohentwiel, mit dem Griechiſchen Kaiſer verlobt, und hatte die Griechiſche Sprache gelernt, welche ſie einem Knaben mitgetheilt, der nachmals (1001) als Burkard 2. Abt von St Gallen wurde. Dort laſen Eckehard 3. und 4. und Notker Labeo nicht allein den Homer (der ſich unter andern auch in der Bibliothek zu Pfeffers befand), ſondern machten auch Griechiſche Verſe. Eckehard 4. tadelt die Fürſten, daß ſie ſich Wälſche und Griechiſche Frauen holten.

und wenn die Griechen und Wälſchen nichts Großes, wenigſtens in der Baukunſt, daraus zu ſchaffen vermochten, ſo war es in Deutſchland der Keim zu einer ganz eigenen, von neuem aus ſich ſelbſt geborenen Kunſt. Hier in Rom ſieht man im eigentlich Gothiſchen Styl ſehr wenig, nur zwei Sakrament-Häuschen in S. Paolo und im Lateran, und ein Grabmal in Maria Maggiore, und nur in Maria ſopra Minerva und in einer verfallenen Kirche am Grabmal der Cäcilia Metella, finden ſich wirklich ſpitze Bögen. Sehr viele dieſer alten Kirchen ſind umgebaut und antikiſirt, wenigſtens von außen, und mit neuen Façaden verſehen, welche dagegen an manchen neuen Kirchen noch fehlen: zuweilen verrathen nur noch Löwen-Tatzen und Köpfe die alte Säulenthüre. Die alten Thürme ſind aber gewöhnlich ſtehen geblieben, und dieſe ſind ſich alle gleich: viereckig, mehre Stockwerke, mit engen Fenſterbögen auf kurzen Säulen über einander, nicht eben hoch, flach gedeckt, und einzeln neben der Kirche ſtehend, kurz gänzlich wie die in Petershauſen und Hirſchau, die auch frei ſtehen, obwohl ſonſt die ähnlichen Vorgothiſchen Thürme in Deutſchland, meiſt doppelt, ja vierfach mit der Kirche zu Einem Gebäude verbunden ſind, wie ſpäter noch mehr in der eigentlich Gothiſchen Bauart.

Die Peterskirche iſt hauptſächlich ſchuld an dieſem Römiſchen Umbau der Kirchen, und nach ihrem Vorbilde iſt alles einförmig gemacht, beſonders weit und breit durch die Jeſuiten, auch in Breslau. So ungeheuer die Maſſe iſt, wie Du daraus abnehmen magſt, daß die Grundfläche jedes der vier Pfeiler unter der Kuppel ſo groß iſt, wie die der ganzen Kirche und des Kloſters de' Trinitari (an den 4 Fontänen) und daß in der Kuppel faſt der ganze Stephans-Thurm zu Wien ſtehen könnte, ſo glaubt man es doch nicht, und muß man erſt hinaufſteigen, oder fern von Rom gehen, um die Größe wahrzunehmen. Aber auch oben erſcheint es immer noch, als ein ſeltſam über einander geſetztes, nicht organiſch verbundenes Werk, indem die große Kuppel und umher viele kleinere Kuppeln auf der weiten Fläche des Daches, den Bau von neuem anheben, und wie ein Ziergarten mit allerlei Luſthäuſern daſtehen; und in der Ferne erſcheint das Ganze eine breite ſchwere Maſſe, ein Berg auf einem Berge.

Der erſte Anblick der Vorderſeite in der Nähe imponirt auch gar nicht, ſo groß wirklich die Säulen, Pfeiler und Mauern ſind, weil die erſten nicht freiſtehen, ſondern die Wände zwiſchen ihnen vortreten und mit ſo vielen Thüren und Fenſtern in 2 Stockwerken durchſchnitten ſind, wie ein Wohnpallaſt, und weil auf dieſen Säulen und Pfeilern noch ein drittes kleineres Stockwerk mit Fenſtern ſteht: ſo daß man die durch die ganze Höhe gehende Kirche dahinter gar nicht vermuthet. Dann ſteht die Kuppel auf dem langen Kreuze tief zurück, wie die Mailänder, ſo daß ſie kaum von den Dächern der fernab gegenüber ſtehenden Häuſer ſo hervorkommen kann, wie ſie auf den Abbildungen vorgeſtellt iſt. Auch beim Eintritt erſcheint die Kirche nicht ſo wohl erhaben, als prächtig und heiter, mit ihren buntausgelegten Pfeilern und Bögen, ihrem ganz vergoldeten Tonnengewölbe, ihrer lichten und bunten Kuppel, und vollen Helligkeit überall, durch die vielen Kuppeln mit Muſiven auf Goldgrund: obwohl man vor den dicken Wandpfeilern nirgend durch die Seitenſchiffe ſchauen kann. Auch ſind eigentlich keine Seitenſchiffe da, ſondern nur Seitengänge mit Thürbögen und Fenſtern durch die Pfeiler, welche mit hohen weiten Bögen die Seiten des Mittelſchiffes bilden. Dieſes ſtellt ſich wie ein großer prachtvoller Saal dar, in welchem man gern auf- und abwandelt und allmälig den Maßſtab ſeiner Größe bekömmt. — Du wirſt Dich hiebei an unſers trefflichen Schinkel ſchöne große Gemälde in Berlin erinnern, die uns auch den Mailänder Dom lebendig vor Augen ſtellten.

Die Liebhaber dieſer Peterskirche ſagen, ſie erſcheine deßhalb nicht ſo groß, wie ſie wirklich iſt, weil ihre Verhältniſſe ſo vollkommen wären. Darin liegt allerdings etwas Wahres; es ſollte nur ſo ausgedrückt ſein: dieſe Verhältniſſe ſind von der Art, daß ſie das Koloſſale nicht darſtellen mögen.

Die antike Baukunſt, von welcher doch dieſe Verhältniſſe hergenommen ſind, ſcheint überhaupt nicht geeignet, das Ungeheure und Wunderbare auszudrücken, jene heiligen Schauer und Ehrfurcht und tiefanbetende Demuth zu erregen, wie ein Altgothiſcher Dom oder Thurm; ſchon weil es einen Thurm, welcher die Grundform und das unendliche Ziel der in jedem Theil unaufhörlich aufſtrebenden Gothiſchen Baukunſt iſt, in der antiken eigentlich gar nicht gibt, noch geben kann und ſoll. Denn die über einander geſetzten antiken Säulen und Pfeiler bilden nimmer ein organiſches Ganzes, und widerſprechen ganz der antiken vollkommenen Zweckmäßigkeit. Wie die antike Säulenordnung in ihren Grundtheilen, Fuß, Schaft, Knauf, Gebälk und Fries nur das Nothwendige eines Hauſes künſtlich darſtellt, ſo ſchließt ſich auch ihr Bau unmittelbar über ihr ab durch eine Attika und Gallerie, oder einen flachen Giebel, oder eine Abrundung zur Kuppel, jenachdem ſie in gerader Linie oder im Kreiſe ſteht. — Das Große kann alſo nur innerhalb dieſer Gränzen erſcheinen, hauptſächlich nur in den Verhältniſſen, und nicht ſowohl in den Maaßen, da jene dieſelben bleiben, wenn dieſe auch noch ſo ſehr ausgedehnt würden.

Dieſe Ausdehnung der Säulenordnung, wenn man ſie auch z. B. über die Größe der Säulen Antonins und Traians triebe, würde, zu einem Gebäude verbunden (da eine einzele Säule als Thurm ſich widerſpricht) doch ſchon verhältnißmäßige Breite fodern, die es nie zum Thurm kommen ließe; aber auch noch ſo groß gedacht, würde ſie theils nicht mehr faßlich ſein, hauptſächlich aber zwecklos erſcheinen, da, wie geſagt, die ganze antike Säulenordnung aus der Idee des Wohnhauſes hervorgegangen und beſonders zu den Tempeln kunſtreich ausgebildet iſt, in welchen die menſchlichen Götter in ihren Bildern wirklich wohnen, und die nur für ſie und ihre Opferprieſter, nicht für das Volk, ſind. Daher ſind auch die größten Tempel der Griechen, die ſelber in ſchlichten Häuſern wohnten, nur klein gegen die vielen großen Chriſtlichen Kirchen. Denn dieſe foderten gerade das Gegentheil, Verſammlung und Gemeinſchaft des ganzen Volks zur Anbetung des unſichtbaren allgegenwärtigen Gottes, der ſich ſelber für alle geopfert hat. Und als das Chriſtenthum hier in die Heidentempel zog, ſo erweiterte es dieſe überall innerhalb, und verſetzte die Säulenumgänge derſelbe gleichſam nach innen: wozu man auch das Vorbild in den offenen Säulenhallen der Baſiliken und der Tempelvorhöfe fand, die ſelber zu Kirchen wurden. Dieſe Kirchen wurden freilich wieder mehr oder minder Sitz eines neuen Götzendienſtes und abgeſondertes Heiligthum der Prieſter; ſo wie auch ihre antike Bauart zu Wohnpalläſten und Privathäuſern angewendet wurde: und noch jetzo ſind hier die Kirchen gleichſam nur die Palläſte der Prieſter, in deren prächtigen Sälen das Volk freien Zutritt hat und auch der lumpigſte Bettler ſich am Tage ergehen und vornehm dünken kann. — Das Chriſtenthum aber, das ſeinen Geiſt in der äußeren Kirche darzuſtellen ſtrebte, hat auch dieſe antike Bauart auf mannigfaltige Weiſe für ſich verarbeitet, zuförderſt das Säulengebälk durch Bögen oder Kuppeln in die Höhe getrieben, und dann die Säulenreihen auf einander geſetzt. Fand ſich dieſes auch ſchon vor, ſo wurde es nun doch vorzugsweiſe ergriffen und fortgebildet, und in der älteren Zeit, ohne Rückſicht auf die Antike, der Anfang zur neuen Chriſtlichen Baukunſt. Sie erſcheint erſt als Verderbniß der antiken, als man dieſe herſtellen wollte, und jene Formen zum Theil doch behielt, zum Theil noch mehr entſtellte und vermiſchte: wie ich bei Gelegenheit Palladio's in Verona und Brunellesco's in Florenz ausgeführt habe. Leider haben hier, neben den alten Chriſtlichen Baſiliken, nicht ſo wohl das herrliche Pantheon zum Muſter gedient, als die ſpäteren, an ſich, als ſelbſtändiges Bauwerk, unbedeutenden Triumphbögen (die im Innern der Peterskirche, als triumphirender Kirche, zwiſchen allen Pfeilern wiederkehren), und das Koloſſeum, von welchem man die fehlerhaften Halbſäulen entlehnt hat, anſtatt vom Amphitheater zu Verona die Säulenpfeiler zu lernen. Hier ſtehen allerdings vier Säulenordnungen über einander, in der gewöhnlichen Folge (Doriſch, Joniſch, Korinthiſch und Römiſch oder gemiſcht), und es ließe ſich denken, daß es wirklich freie Säulenumgänge wären: aber dieß iſt doch weder ein Tempel, noch ein Pallaſt, ſondern die durch den Zweck bedingte Form eines Theaters, das innerhalb eben dieſe Abſätze hat, wie außen. Schon deßhalb ließe ſie ſich auch nicht wohl höher fortſetzen, und was ſolches etwa für einen Thurm gäbe, ſieht man an dem ſchiefen zu Piſa. Noch weniger durfte dieſe Form auf eine Kirche in antiker Bauart angewendet werden: da ſollte es bei den Tempeln verbleiben. An den Seitenwänden ſolcher Kirchen iſt man meiſt wol bei einfacher Säulenreihe geblieben: was ſollen aber zwei oder mehr Säulenordnungen über einander an der Façade bedeuten, hinter welcher doch nicht mehre Stockwerke, ſondern ein hoher gewölbter Saal ſteht? Dieſe Façaden haben auch daher wol den Italiſchen Kirchen ſo viel Noth gemacht und ſind deßhalb ſo häufig in Stocken gerathen. Die Schwierigkeit war die Verdeckung des hohen Giebeldachs, welches durch das Gewölbe nothwendig wurde: ſetzte man nun ein zweites Stockwerk auf, ſo gab dieß entweder eine große viereckige, auf den Seiten über das Dach hinausſtehende Wand; oder, wollte man dieß zweite Stockwerk ſchmäler machen, ſo gab es unten ſchlimme Winkel. Dieſe deckte man nun wohl mit Bögen und großen Schnekkengewinden zu: und dieſe Form ſieht man faſt überall an den Kirchen und andern Gebäuden der Jeſuiten. Oben ſchließt gewöhnlich ein kleiner Giebel. Das Ganze erſcheint dann immer wie eine Dekorazion, hinter welcher ganz etwas anders ſteckt, und ſchließt ſich nie ſo dem Giebeldache an, als unſere Gothiſchen Façaden, die zu hohen Thürmen aufgeſchoſſen ſind, deren innige Vereinigung mit der Kirche allein die Gothiſche Baukunſt gefunden hat. Hier in Italien ſtehen die alten zierloſen Thürme für ſich: einige ſpätere Verſuche, Stockwerke von Säulenordnungen auf einander zu thürmen (in Verona und Ferrara) ſind ſtehen geblieben, und meiſt ſollen die Kuppeln ſie erſetzen. Bei dieſen kann es aber eben ſo wenig, als bei jener Giebelbekleidung, zu einer kühnen Spitze kommen, auch nicht in ſelbſtändiger Verbindung mit Säulenſtockwerken. Rechte Beiſpiele hievon ſind die Berliner Thürme auf dem Gensdarmes-Markt: ſie erſcheinen gar nicht als ſolche, ſondern wie ſeltſame Aufſätze, obwohl der obere Säulenring, auf welchem die eiförmige Kuppel ſteht, noch thurmartiger über die drei unterſten Säulenhallen und die Kirche daneben aufſteigt, als die Kuppel der Peterskirche, die wie ein Tafelaufſatz auf dem flachen Kirchdache ſteht. Dieſe, zwar höher als die Florenzer Kuppel, erſcheint doch noch weniger ſo groß und erhaben, als unſere herrlichen Gothiſchen Thürme, welche gleichſam lebendig und frei von den Geſetzen der Schwere leicht und luftig in den Himmel ſteigen, während jene nur auf der Erde ruhen und ſich feſt über ſie wölben.

Die antike Baukunſt aber, wenn man ſie auch in ihrer Reinheit wiederherſtellen und anwenden könnte, hat bei all ihrem Ebenmaaß doch etwas ermüdend einförmiges, während in der Gothiſchen unendliche Mannigfaltigkeit blüht; und eben jene irdiſche Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit gibt ihr etwas Beſchränktes, Trübes, was man ſogar auch an den herrlichſten antiken Götter- und Heroen-Bildern wahrnimmt: es fehlt ihnen der verklärte Blick in das Jenſeit, welchen erſt die Chriſtliche Malerei aufthat.

Kurz, die Gothiſche Baukunſt, iſt die wahre Chriſtliche erbauliche Baukunſt, und ihr Bau ſteigt wie ein Gebet, wie ein geiſtlicher Geſang mit Orgelton und Glockenklang gen Himmel.

Hier in Rom hat ſchon in dieſer Rückſicht das Chriſtenthum ein weit mehr heidniſches Anſehen: wie denn beides hier überall näher an einander gränzt, als wol irgendwo. Die Verehrung heiliger Bilder iſt hier wahrer Götzendienſt. Das Erzbild S. Peters in der Peterskirche, hat von dem vielen Küſſen ſchon einen ganz abgeglätteten Fuß, und dem Chriſtus des Michel Angelo in der Maria ſopra Minerva, hat man deßhalb ſchon einen goldenen Schuh über den Marmor ziehen müſſen und auch dieſer iſt ſchon wieder ſehr abgenutzt.

Auch im übrigen ſind es meiſt noch die alten heidniſchen Römer, und auffallend iſt, daß bei ihnen der Schauer vor Leichen und das Grauen vor Geſpenſtern faſt gar nicht ſtatt findet. Die Leichen werden am hellen Tage, oder Abends bei Lichtern, offen, wie Schlafende, hinausgetragen, und die Zuſchauenden rufen etwa aus: wie ſchön ſie iſt! Ich habe in der That auch einen Gardeoffizier in ſeiner rothen Uniform tragen geſehen, der wie ein Wachsbild ausſah, wenn er nicht auch wirklich eine Wachslarve vorhatte, denn ſonſt habe ich auch ſehr entſtellte Leichen geſehen, vor denen ſich aber niemand entſetzt. Wohl bei uns auf dem Lande iſt der Tod und die Leiche auch nicht furchtbar, da leben und wachſen die Menſchen einfach und ſtill auf, und verblühen wie ihre Saaten und Bäume zur Frucht: aber das iſt ganz anders in einer großen, zumal Italiſchen Stadt, wo die Geſpenſter aller Leidenſchaften und Krankheiten den meiſten Leichen nachfolgen. Hier läßt man ſie jedoch gleichgültig vorüberziehen. Auch den Volksſagen und Liedern fehlt die tiefe Verſchmelzung von Grauen und Luſt.

Jener Bilderdienſt aber und das ewige Knien und Gebetplappern in den Kirchen, iſt mir höchſt anſtößig. Das Volk wähnt ſich dadurch mit dem Himmel abzufinden und lebt unwiſſend, und wüſt in den Tag hinein; die Prieſter ſind die Weltklugen, und haben ſich das Leben bequem gemacht: ſie werden als ſolche von den andern beneidet, und alle trachten ſich oder die Ihrigen in ſolche Stellen zu bringen. —

Wir haben erſt zweimal in Italien wahrhafte Kirchenmuſik gehört. In Venedig, Florenz und Mailand waren von der Orgel nur Polonäſen, Hopſer und Walzer zu vernehmen: hier in Rom war aber bei der Feier des heiligen Carlo und bei der Todtenfeier eines Kardinals, guter geiſtlicher Geſang von der päbſtlichen Kapelle, die auch noch Kaſtraten hält.

Bei der letzten Todtenfeier in Maria Novella habe ich auch den Pabſt ganz nahe das Todtenamt verrichten geſehen. Er ſieht würdig und gutmüthig aus, und verrichtete alles ſehr feſt. Die neue Kirche war ſchwarz behängt, Wachslichter brannten um den prächtigen Scheinſarg, im Dampfe des Weihrauchs, und umher ſtand die Schweizerwache mit ihren Hellebarten und in ihrer alten Nationaltracht: das alles machte ſich recht feierlich, und erſchien ſelber wie ein Bild aus der vergangenen Zeit, um welches ſich die gegenwärtige Menge ſchauluſtig drängte.

Rom, den 15ten November 1816.

Auf dem Wege von Florenz nach dieſer ewigen Stadt, in deren wüſten Trümmern ich eben einen langen ermüdenden Spaziergang gemacht habe, freute ich mich auf nichts ſo ſehr, als gewiß einen Brief von Dir vorzufinden. Dennoch ſollte dieſe Hoffnung getäuſcht werden, und erſt bei wiederholter Nachfrage, und zum Theil noch durch zufällige Bekanntſchaft eines Gehülfen unſers Banquiers, welcher den Spiritus asper meines Namens recht hörte und in dem gewöhnlich leeren Fache des H. ſuchte, ergab ſich, daß längſt ein Brief für mich dalag, während ich ſchon acht Tage lang mißmuthig hier war. Dafür ward ich aber doppelt erfreut, als dem erſten gleich am folgenden Tage ein zweiter folgte. Tauſend Dank —

Den 16ten November.

Ich mußte geſtern abbrechen, weil wir zu dem hieſigen Niederländiſchen Geſandten geladen waren, ganz auf Deutſche Weiſe und auch mit lauter Deutſchen und Niederländern. Der Geſandte macht wol das angenehmſte Haus in Rom, und jeden Montag und Freitag iſt offene Geſellſchaft bei ihm. Du wirſt Dich ſeiner aus Berlin erinnern: er heißt Reinhold, ein Deutſcher, und war dort früher Geſandter. Er theilte mir manche angenehme Nachricht aus Deinem Vaterlande mit. Man findet bei ihm nicht bloß die politiſchen, ſondern auch die litterariſchen Neuigkeiten, und auch aus Deutſchland. Deutſche und Niederländiſche Künſtler ſind auch die gewöhnlichen Gäſte. Unter den Niederländiſchen ſind hier mehre ſehr geſchickte, z. B. ein Landſchafter Vogt, ein Kupferſtecher Meulmeiſter, und ein gewiſſer Spruyt iſt kürzlich mit einer eigenen Gemäldeſammlung hier angekommen. Sie mußten mir auch viel aus ſchöner Heimat erzählen, und gern erinnerten wir uns hier an das ſchöne Brüſſel und Antwerpen. Alle Sprachen werden da durcheinander geſprochen, Italiſch, Franzöſiſch, Niederländiſch, doch meiſt Deutſch. — Wir hatten auch Empfehlung an einen Niederländiſchen Baron van Viveren, der ſchon viele Jahre hier iſt, ein alter dicker Herr, voll Kenntniß und höchſt gefällig. In allen Bibliotheken iſt er bewandert und bekannt, treibt allerlei gelehrte Arbeiten über Inſchriften, Sprachen und dergleichen, und hat ſchon längſt davon etwas bekanntmachen wollen.

Wir verdanken ihm, daß uns dieſe Bibliotheken erſt recht zugänglich geworden: was hier ſonſt ſchwer hält.

Überhaupt iſt hier in Rom recht heimatlich wegen der vielen Künſtler, von denen die meiſten und beſten Deutſche, oder deren Brüder, Niederländer und Dänen ſind. Wir leben und wohnen mitten unter ihnen. Denn da wir doch mehre Wochen hier bleiben, ſo haben wir uns eine eigene Wohnung gemiethet, faſt ein ganzes kleines Haus, oben auf dem geſunden Berge Pincio, unweit der letzten Häuſer (Capo di Caſe), wo immer Künſtler gewohnt haben, und auch noch einer mit uns wohnt. Und hat es ſich gefügt, daß in eben dieſer Wohnung der hieſige Hauptmann der Maler, Cornelius aus Düſſeldorf, die trefflichen Zeichnungen zu den Nibelungen gemacht hat, von denen ich Dir ſchon aus Zürich geſchrieben habe. So begegnet und umſchwebt mich überall, auch hier mitten in Wälſchland, dieſes alte und immer neue Lied, das ich immer wieder von vornen anfangen muß. Mit Cornelius habe ich über dieß Buch bald einen freundſchaftlichen Bund geſtiftet, und ihm meine neue Ausgabe des Gedichts überbracht, die hier noch nicht bekannt war. Er arbeitet eben über einem Titelblatt zu 6 Blättern, welches noch größer und das beſte von allen iſt und wird: in 3 Gothiſchen Bögen ſind auf 9 Feldern die Haupthandlungen des Gedichts zuſammengeſtellt, zum

Theil dieſelben, wie auf den groſſen Blättern: hier iſt der Auszug der Nibelungen gegen die Sachſen, die Heimkehr der Sieger, Siegfrieds Abſchied von Chriemhild und Tod, dann die Nibelungenſchlacht vor dem Saale: der grimme Hagene haut die ſtürzenden Heunen von den Stiegen, unter denen ſchon die Flamme emporlodert. Das mittlere Feld der unteren Reihe aber dehnt ſich ganz unten über die ganze Breite des Blattes aus, und zeigt den König Etzel, wie er einſam klagend auf ſeinem Thron ſitzt, („was half ihm, daß er König war?“); rechts ſteht Dietrich traurend: und links Hildebrand, der eben ſein Schwert einſteckt: vor Etzeln liegt ſein Kind todt und ſein Weib Chriemhild mit einer groſſen Halswunde, und auf beiden Seiten, als Grund des ganzen tragiſchen Gemäldes, liegen alle die Erſchlagenen der großen Niederlage, aus denen aber die Mord-Recken kenntlich hervorragen: alles ganz wundervoll, bedeutſam und meiſterhaft. Mit Recht hat Goethe ſchon von den erſten Zeichnungen geſagt: ſie ſeien ein wahres Wunder, die Kunſt ſei gleichſam in Mutterleibe zurückgekehrt und wieder geboren. — Das erſte von den 9 Feldern des Titelblatts war noch nicht ausgeführt, nur leicht entworfen, wie Siegfried beim Wettkampfe mit Brunhild Gunthern im Sprunge mit ſich trägt: da dieß unſichtbar geſchieht, ſo rieth ich lieber zu Brunhilds Bändigung in der Brautnacht durch Siegfried; wirklich hat dieſe Vorſtellung ſchon früher dort geſtanden, und wird vielleicht wieder ihre Stelle einnehmen: auf jeden Fall iſt ſie bedeutender, weil dadurch doch erſt der unheilſchwangere Verrath gegen Brunhild vollbracht wird; und auch maleriſcher, bei aller Wohlanſtändigkeit, die das Gedicht ſelber gebietet. Früher hat Cornelius 8 Blätter zu Goethe's Fauſt gemacht, die ich hier zuerſt alle geſehen habe: auch dieſe ſind ganz außerordentlich, und beſonders wieder das Titelblatt, auf dem der Hauptinhalt zuſammengedrängt iſt und wirklich gedichtet iſt. Sie werden jetzo in Deutſchland herauskommen, geſtochen von einem hieſigen trefflichen Künſtler Ruſchweih aus Mecklenburg, der eben noch über das ſchöne Blatt, Gretchen vor der Mater doloroſa, recht freundſchaftlich arbeitet und vollkommen alles durch den Grabſtichel wiedergibt, was Cornelius mit der Feder vorzeichnet, ſo daß wohl zu wünſchen wäre, er möchte auch die Blätter zu den Nibelungen geſtochen haben.

Cornelius iſt überhaupt einer der bedeutendſten Künſtler hier, und malet jetzo auch einen Saal für unſern Konſul Bartoldi. Dieſer, der uns auch zu unſern Zwecken hier ſehr förderlich iſt, läßt nämlich in einer Miethswohnung, unter Cornelius Leitung die Geſchichte Joſephs, in mehren Abtheilungen, allein von Künſtlern aus den Preußiſchen Landen auf die Wand malen. Veith, der jüngere, aus Berlin, malt die Potifars-Geſchichte. Einer von Schadows Söhnen aus Berlin, die Geſchichte, wie die Brüder Joſephs ſeinen bunten Rock heimbringen. Cornelius aber überſtrahlt alle mit dem Rafaeliſchen Bilde, wie Joſeph, der liebliche Jüngling, dem nachdenklich auf dem Throne ſitzenden Pharao die Träume auslegt, welches eben fertig geworden.

Cornelius iſt ſchon Römiſcher Familienvater: doch kehrt er wohl noch wieder heim. Wir haben ſchon viel über eine Ausgabe der Nibelungen verhandelt, die wir alsdann zuſammen veranſtalten wollten, indem er die Bilder im Kleinen in Steindruck dazu liefern würde.

Aber nicht bloß die Erneuungen der Nibelungen, ſondern auch die Verdeutſchung der Wilkina- und Niflunga-Saga, die hier umläuft, hat den Künſtlern neuen altvaterländiſchen Stoff gegeben: zu den letzten hat ein junger Maler aus Caſſel Ruhl, eine ganze Reihe Zeichnungen gemacht hat, die leider nicht mehr hier ſind. Es ſind aber nach einer mir mitgetheilten Liſte folgende 19, deren Wahl ſchon den ſinnigen Künſtler ankündigt: 1) das Titelblatt: in einer Gothiſchen Säulenhalle, die ſechs Hauptbelden, Wittich, Siegfried, Günther Dietrich von Bern, Hagen und Meiſter Hildebrand; 2) Samſon entführt Hildeſwid; 3) und 4) Dietrich und Hildebrand fangen den Zwerg Alpris; 5) Dietrich erſchlägt

Hilda; 6) Faſold und Dietrich befreien Sintram; 7) Faſold und Dietrich erſchlagen einen Elephanten; 8) Dietrich nimmt Wildebern zum Dienſtmann an; 9) Wittich erſchlägt Etgern; 10) König Iſung und ſeine Söhne mit Siegfried reiten Dietrichen zum Kampf entgegen; 11) Gotelinde, Markgraf Rüdigers Gemahl, ſchenkt Dietrichen ein Banner; 12) Jarl Iron reitet zur Jagd aus; 13) Königinn Erka beabſchiedet ihre Söhne; 14) Tod Siegfrieds; 15) Grimhild ſinnt auf Rache an ihren Brüdern; 16) Grimhilds Verrath; 17) Herburt zeichnet das furchtbare Antlitz König Dietrichs; 18) Tod Iſungs und ſeiner Söhne in der Schlacht gegen die Königinn Oſtacia; 19) Hagens Tapferkeit im Holmgarten. — Dieſe Reihe wird noch fortgeſetzt und hie und da ergänzt, und verheißt, nach den anderweitigen Arbeiten dieſes ganz dem Vaterlande geweihten Jünglings, eine würdige Begleitung des alten Heldengedichts *).

---

*) Von dieſen Blättern habe ich ſeitdem durch Freundſchaft ihres Urhebers folgende 1. 5. 10. 11 13. 14 (Siegfrieds Abſchied) 15. 17. 19. hieher geſchickt erhalten: ſie erfüllen ganz die Erwartung, vor allen das größere Titelblatt, wo die Helden wie Bildſäulen unter den laubverzierten Säulenbögen ſtehen, durch Geſtalt und Antlitz, auch ohne Namen leicht kenntlich, in bedeutſamen Stellungen, mit ihren Waffen und Wappen, wie ſie das alte Buch ſelber beſchreibt. — Hoffentlich werden dieſe Bilder bald durch den Steindruck vervielfältigt werden.

Auch lebt hier ein Maler Koch aus Tirol (ebenfalls ſchon Römiſcher Familienvater), von dem vier tüchtige Blätter zum Dante ſind, und welcher neben dem Dante auch faſt die Nibelungen auswendig kann, und in der Tiroler Ausſprache, wie ſie urſprünglich lauten, herſagt.

Ein großer Freund der alten vaterländiſchen Dichtkunſt und Bilder iſt endlich der hieſige Öſterreichiſche Geſandte, Graf Apponi.

Du ſiehſt, ich bin hier alſo ziemlich in meinem Elemente, es fehlt mir aber nur die Heimat und überhaupt häusliche Bequemlichkeit. Auch ſind oft die Abende unerträglich lang. Schauſpiel darf vor dem Karneval durchaus nicht ſein: nur ein übrigens recht gutes Marionetten-Theater iſt offen, wo man aber doch nicht zu oft hingehen kann. Die geſtrige Geſellſchaft bei Reinhold, war freilich ſehr angenehm, in aller Hinſicht: dagegen die ſogenannten Converſazioni, die gegen 10 Uhr Abends bei den vornehmen Römern anfangen, ſind höchſt langweilig und nüchtern. Wir wurden vorigen Donnerſtag in eine ſolche bei der Herzoginn von Fiano eingeführt: in einem großen, von wenigen Lampen erhellten Saale ſaßen in einer Reihe auf Polſtern viele Damen, und vorn umher auf Stühlen die Herren. Weil unſere Namen dem Thürhüter, der jeden Eintretenden ausruft, zu furchtbar auszuſprechen waren, ſo wurden wir als die drei Namenloſen (senza nome) angekündigt: die lebhafte und artige Wirthinn, fragte ſie uns aber ſelber ab und ſprach ſie recht gut aus; ſie hatte kürzlich eine Reiſe in Sizilien gemacht, und verkündete uns viel Schönes davon. Es gab aber buchſtäblich nichts als Konverſazion, nicht mal ein Glas Waſſer; und man ſchleicht ſich unbemerkt weg. Doch kam den andern Morgen nicht die Familie (die Dienſtboten), ſich ihr Trinkgeld zu holen, wie ſonſt immer geſchieht, wenn es zu Eſſen und zu Trinken gibt, was bei den Römern aber ſelten der Fall iſt. Die großen Häuſer ſind jetzo meiſt verarmt. Überhaupt ſind aber die Italiäner auch geizig, und gewöhnlich ſehr mäßig. Zu Abend wird ſelten förmlich gegeſſen. Das Klima bringt es auch ſchon mit ſich. Für einen Deutſchen iſt freilich eine ſolche neue Konverſazion höchſt verdrießlich; doch muß man ſie ein- oder ein paarmal mitmachen. Es erſcheinen da die Geſandten, vornehme Fremde, und andere bedeutende Männer; ſo ſahen wir dort z. B. den kriegeriſchen Kardinal Ruffo.

Meine tägliche Lebensweiſe iſt gewöhnlich folgende: Gegen 8 Uhr wird in dem Deutſchen Kaffeehauſe, wo gewöhnlich die Deutſchen hinkommen, gefrühſtückt. Dann gehts auf eine oder die andere Bibliothek bis 11 Uhr, dann ein Spaziergang in oder aus der Stadt, zu Kirchen, Klöſtern, oder alten und neuen Trümmern. Gegen 1 Uhr aſſen wir in dem Speiſehaus zum Hermelin (der aber kein ſehr weißes Fell, nämlich Tiſchtuch, hat), nach der Karte recht gut, und trinken auch ganz guten weißen Römiſchen Wein. Nach Tiſche trinke ich wieder meinen unentbehrlichen Kaffee, und dann geht's abermals in eine Bibliothek, oder hinaus zu den entlegeneren Theilen der Stadt oder den Landhäuſern und Bergen umher. Der Abend, der hier aber um eine Stunde ſpäter anbricht, treibt zu Hauſe, wo bis 8 Uhr geleſen oder geſchrieben wird: und dann gehe ich gewöhnlich in das Weinhaus der Deutſchen Künſtler, wo ein ſchmales Abendbrot, meiſt wirklich nur Brot und Wein, eingenommen, und um 10 Uhr heimgegangen wird.

So lange es noch immer zu ſehen und zu arbeiten gibt, iſt dieſe Lebensweiſe erträglich; aber nach den nächſten Wochen möchte ſie ſchon ſehr läſtig werden, zumal jetzo im Winter. Zwar ſind häufig noch die ſchönſten warmen Tage, und die Sonne beſcheint einen recht behaglich; viele Bäume, wie die Orangen, Pinien, Stecheichen ꝛc. behalten ihr Grün, aber doch ſieht es im Ganzen herbſtlich aus, und iſt gewöhnlich des Morgens recht kalt. Auf dem Apennin kann man ſchon den Schnee liegen ſehen, der hier in Rom jedoch ſelten iſt. Die Häuſer ſind gar nicht gegen Kälte verwahrt; Thüren und Fenſter wackelig, der Fußboden von kalten Steinen, durchaus keine

Öfen, ſelten Kamine. Frauen und auch Männer tragen kleine Kohlenbecken am Arm, welche die Frauen nennen einen **Marito**, ſo wie die größeren, womit ſie ihre Betten wärmen, einen **Prete** nennen. Kurz, alles faſt wie in Holland. Wir frieren daher auch nicht wenig, und es wird noch ärger kommen. —

Was meine gelehrten Arbeiten hier betrifft, ſo iſt zwar der Schatz Altdeutſcher Handſchriften, der hier im **Vatikan** war, jetzo eben zurück nach Heidelberg gebracht, wo ich ihn auf der Rückreiſe finden werde; doch ſteckt gewiß noch manches hier, und eben wird daran gearbeitet, uns den ſehr ſchwierigen Zugang der Vatikaniſchen Handſchriften zu eröffnen. Zwei andere Bibliotheken, die der **Minerva** (Dominikaner) und die im Pallaſt **Barberini** benutzen wir ſchon täglich. In dem großen Saale der erſten leſen gewöhnlich viele Leute, meiſt in Kompendien und ähnlichen Büchern: man ſcheint hier alſo noch weniger, als bei uns, ſich die nothwendigen Handbücher zu kaufen, und die vielen öffentlichen Bibliotheken der Klöſter (wie vormals die Tempel) und Palläſte gewähren auch dieſes Bedürfniß. Es ging mir gleich mit dem erſten Buche, das ich foderte, unglücklich: es war **Schedius** über die Germaniſchen Götter, und als heidniſch (ein verbotenes) auf dem Rücken mit einem ſchwarzen Kreuze bezeichnet. Ich erhielt aber durch den freundlichen Oberbibliothekar Airenti (der uns ſeine gelehrte Abhandlung über die Peutingeriſche Tafel verehrte) eine päbſtliche Erlaubniß, alle und jede verbotene Bücher zu leſen. In dem handſchriftlichen Verzeichniſſe der Handſchriften fand ich eine einzige Deutſche: ich ließ ſie mir bringen, und ſiehe, es war ein ſchwerer Foliant, und darin noch ein ganz unbekanntes Altdeutſches Gedicht, nämlich der Parcival mit der Tafelrunde. Es iſt aber, wie Anfang und Ende beſagt, eine Bearbeitung des Franzöſiſchen (Proſa) Romanes von Maneſſier (hier Maneſcher genannt), welcher dem Gedichte des Chriſtian von Troyes folgte, und wovon ich den alten Druck in Zürich getroffen hatte. Binnen fünf Jahren dichtete den Anfang Claus Wiſſe, und das Ende Philips Colin, Goldſchmid von Straßburg, aus Dollmetſchung des Juden Sampſon, für Herrn Ulrich von Rapoltſtein (im Ober-Elſaß), im Jahr 1336. Die ſchöngeſchriebene Pergamenthandſchrift iſt gleichzeitig und wol gar die Urſchrift. Leider iſt es aber nur der zweite Band zu dem erſten nicht vorhandenen, auf den die Überſchrift hinweiſet; es ſcheint die Fortſetzung Colins, und beginnt mit einem auf den Inhalt weiter nicht bezüglichen Minneliede. Anfang und Ende rühmt ſich gegen Eſchenbachs Parcival (nach dem Provenzalen Kyot), deſſen Ausfall gegen Chriſtian von Troyes einfügend, daß dieſer neue Parcival mehr enthalte; und bekannt iſt aus der Franzöſiſchen Proſa, daß ſie, wie die von Triſtan und Lanzelot, mehr den ganzen Fabelkreis der Tafelrunde und des Grals in ſich hinüberzieht. Zuletzt ruft Colin noch die Milde ſeines Herrn an, damit er wieder ein Goldſchmidt werden könne. Seine lange Reimerei iſt freilich kein großes Dichterwerk, doch merkwürdig für die Sprache und das Jahrhundert, aus dem wir ſo wenig dieſer Art haben. Ich mache daher lange Auszüge, beſonders ſprachliche: eine Abſchrift iſt in den wenigen Stunden, daß die Bibliothek offen iſt, nicht möglich.

In der Barberiniſchen Bibliothek, welche uns die nächſte aber nur zwei Vormittage wöchentlich zugänglich iſt, fand ich jenen Franzöſiſchen Proſa-Triſtan in einer Pergamenthandſchrift des 13 — 14ten Jahrhunderts. Der Anfang fehlt und noch mehr am Ende, der Inhalt ſtimmt aber ganz mit dem alten Drucke, aus dem ich bei unſerm ſehr verſchiedenen Deutſchen Volksbuche vom Ritter Triſtan einen Auszug gegeben, und von welchem der Triſtan des Jean Maugin (1566, in der Rhedigeriſchen Bibliothek zu Breslau) nur eine erneuende Bearbeitung iſt. Glücklicherweiſe fand ich hier bei einem Antiquar noch zwei Blätter einer ſehr ähnlichen Handſchrift dieſes Triſtan, aus der Mitte, die von der Barberiniſchen wenig abweichen. Die neuere Überſchrift der letzten erklärt ſie für das älteſte Buch auf Erden vom Gral und von der Tafelrunde, und daß nur der Herzog von Savoien ein ähnliches beſitze. Sonſt war mir in dieſer Bibliothek noch merkwürdig: eine große Kronik des Kloſters S. Vicenzo di Volturno, bis ins 12te Jahrhundert, aber wol älter angefangen, von mehren Händen geſchrieben, mit vielen Bildern, welche zum Theil der P. Carlo Borelli in Holz ſchneiden ließ, für ſeine Ausgabe, die aber nicht erfolgte; eine Weltkronik bis 1270, zum Theil aus dem verlorenen Helinandus von Beauvais gezogen; und eine Geſchichte der Franken und ihrer Könige bis 1030, mit niedlichen Federzeichnungen und Malereien: ſämmtlich lateiniſch. Dann bewahrt die Bibliothek auch einige Alterthümer, Inſchriften und Kunſtwerke: darunter eine ſehr alte Schreibtafel (Diptychon), worauf Kaiſer Konſtantin, zu Pferde, gezeichnet iſt; und lange Pergamentſtreifen mit der heiligen Geſchichte beſchrieben und dazwiſchen Bilder derſelben, aber verkehrt, ſo daß ſie beim Vorleſen von der Kanzel herunterhangend von den Zuhörern aufrecht geſehen werden, und auch denen zur Erbauung dienen, die das Kirchenlatein nicht verſtehen: was noch zu empfehlen wäre *). — Der kürzlich ver-

---

*) Abbildungen von beiden ſ. bei Agincourt, Sculptur. 12. Peint. 55.

ſtorbene Bibliothekar der Barberini Gioachino Pla hinterließ daſelbſt eine druckfertige Sammlung Provenzaliſcher Gedichte mit Italiſcher Überſetzung. Die Vorrede erkennt die Wichtigkeit jener Sprache und Gedichte für die Italiſche, und gedenkt der Provenzaliſchen Handſchriften zu Florenz, Modena und im Vatikan. Pla beſaß ſelber zwei Handſchriften, die vielleicht noch bei ſeinen Erben ſind. Die Sammlung ſcheint meiſt aus dieſen gemacht, und beginnt mit dem höchſt abenteuerlichen und faſt unglaublichen Leben des Peter Vidal, deſſen einige zum Theil darin verflochtene Lieder den meiſten Raum einnehmen; dann folgen einige von Sordell, Lanfranc Sigala, Guilem de Balazuc u. a.; die Anmerkungen vergleichen Stellen der älteren Italiſchen Dichter und die Überſetzung ſchmiegt ſich dem Provenzaliſchen meiſt wörtlich an: ſo daß die Herausgabe dieſer wohlgerathenen Arbeit ſehr zu wünſchen iſt. Der jetzige junge Bibliothekar Manzi liegt auch ähnlichen Arbeiten ob, und hat kürzlich alte Denkmäler der Italiſchen Sprache aus Vatikaniſchen Handſchriften und das alte Gedicht eines Francesco Barberini von den Sitten der Frauen, vor Dante, herausgegeben.

Auch die Corſini'ſche Bibliothek, deren Vorſteher, der als Winkelmanns Überſetzer bekannten Abt Fea, wir bei Rienzi kennen lernten, bewahrt, wie die Vatikaniſche, mehre Altfranzöſiſche, beſonders Provenzaliſche Gedichte, dergleichen ich ſchon in Florenz gefunden. Ich werde ſie auch benutzen, weil ſie doch zum Theil Quellen unſerer Altdeutſchen Lieder und Romane ſind; doch liegen ſie mir ferner. Auch ſind die Franzoſen jetzo ſelber darauf geſteuert, und der hieſige Franzöſiſche Geſandte, der bekannte Graf Blacas, den ich geſtern auch bei Reinhard ſah, läßt überall Abſchriften davon machen, zur Herausgabe einer großen Sammlung durch den Dichter Raynouard. So ſind jetzo, neben den Schweden, Dänen und Engländern, ſogar auch die Franzoſen auf demſelben Wege, ihre alte Sprache und Dichtung zu erneuen. Alles gute Zeichen für mich und mein Thun und Treiben, daß es an der Zeit iſt.

Rom, den 3ten Dezember 1816.

Von dem hieſigen Leben und Arbeiten habe ich Dir ſchon geſchrieben. Es geht noch in derſelben Art fort. Die Wohnung bleibt unbequem, alles bewegt ſich, wenn man auftritt, und der Regen kömmt zuweilen durch. Geheizt wird nur durch ein großes Kohlenbecken, das eben zu meinen Füßen ſteht, mir aber unausſtehlich iſt: ich friere lieber ein wenig. Der betäubende Dampf hat ſchon die furchtbarſten Ausbrüche verurſacht. Auch in den Betten von wollenen Polſtern wird man nicht recht warm, da es an dicken wollenen Decken fehlt, wir müſſen die Mäntel zu Hülfe nehmen. Doch iſt das Wetter ziemlich gut, und zwiſchen den regnigen und kalten Tagen, wo der Wind vom Gebirge weht (Tramontana), ſind noch ſo ſchöne warme Tage, daß einem ſo behaglich wird, wie bei uns immer in dieſer Jahreszeit. Freilich weht dann auch wohl der Südwind (Scirocco) aus dem heißen Afrika her, welcher alles ermattet und abſpannt. Ich befinde mich bei dieſem ſchnellen Wechſel doch immer wohl, da, wie Du weißt, die Witterung keine ſehr empfindlichen Wirkung auf mich hat: aber ich glaube im Sommer würde es auch mir unerträglich ſein.

Dieſe unſere ganze Wirthſchaft mit all ihrer Unbequemlichkeit hat doch etwas Luſtiges, das an die Studentenzeit erinnert. Dieß geſchieht auch durch unſer meiſtes hieſiges Zuſammenleben mit den Deutſchen Künſtlern, unter denen freilich ſchon bejahrte, aber alle noch fröhlich und jugendlich gemuth ſind, in dieſer ſorgloſen Stadt, welche ſo eine wahre Künſtler-Univerſität iſt. Die Deutſchen ſind hier nicht nur die Überzahl, ſondern auch die erſten und beſten in allen Zweigen der Kunſt, ſelbſt über die Italiäner, und werden auch von dieſen ſelber am meiſten geachtet, z. B. borgt man einem Deutſchen, aber nicht einem Italiäner ſo leicht.

Wie hier ſelbſt die Altdeutſche Kunſt blüht und gedeiht, habe ich Dir ſchon ausführlich geſchrieben. Ich habe ſeitdem die genannten jungen Künſtler näher und trefflicher kennen gelernt. Auch iſt noch ein neuer, Namens Fohr angekommen, welcher mit Ruhl mehre Umriſſe zu Tiecks Meluſina gezeichnet hat. Ruhl hat auch zwei kleine Gemälde vom

Tannhäuſer im Venusberg und dem Drachenkampf des H. Georg angefangen, und malt jetzo eine größere Anbetung der Könige; und Fohr malt eine Geſchichte aus dem Leben der H. Eliſabeth mit vielen Figuren und einer ſchönen vaterländiſchen Landſchaft. Beide haben eine Menge Zeichnungen nach Altdeutſchen Bildwerken, Geſtalten und Trachten, beſonders zu München, gemacht, und wandern hier auch, zum großen Aufſehen der Römer, in der Deutſchen Tracht einher *). Es wäre wohl zu wünſchen, daß mehre nachfolgten, nur ohne geckenhafte Übertreibung: damit wir endlich wenigſtens den unanſtändigen Frack los würden, nicht bloß weil er Franzöſiſch, ſondern wirklich nur ein Wrack von einem ordentlichen Rock iſt, wie ſich nachweiſen läßt an den anfangs bloß aufgeſchlagenen, dann ausgeſchnittenen Soldatenröcken, die jetzo ſich dem Spencer nähern. Hier in Rom geht es am erſten, wie daheim auf Univerſitäten. Die Engländer mit ihren nachſchleppenden Überröcken oder ſchwalbenſchwänzigen Fracks fallen bloß deßhalb

---

*) Eben da ich dieſes in den Druck gebe, leſe ich in dem neueſten Morgenblatt, daß der wackere Fohr am Abend des prachtvollen St. Petersfeſtes in der Tiber ertrunken, nachdem er denſelben Tag noch an einer Zeichnung gearbeitet, wie die Nixen den Hagene ins Waſſer locken. Es iſt mir um ſo ſchmerzlicher, da er beim Abſchiede mir dieſe Zeichnung verſprochen hatte.

weniger auf, weil ſie Engländer ſind, und es Mode iſt und immer mehr wird. —

Mit dieſer beſtimmten Beziehung auf Darſtellung der alten Sagen, iſt genau verwandt die Richtung der Kunſt überhaupt auf ihre innerſte tiefe Bedeutung, welche ſich in jener ſchönen alten Zeit ſo innig und einfältig ausdrückte, und dieſes Beſtreben iſt unter den Deutſchen Künſtlern ziemlich allgemein, und ſie haben wohl beſonders dadurch das Übergewicht. Freilich hat dieſes Streben, welches am Ende auf die religiöſe Bedeutung der Kunſt führt, auch eine Art Spaltung hervorgebracht, zwiſchen den Katholiſchen und Nichtkatholiſchen, und von dieſen ſind ſelbſt mehre übergetreten: doch iſt dieſe Reibung ſelber der Sache förderlich; alles regt und rührt ſich, und findet nicht nur im geſelligen und freien Zuſammenleben, ſondern vor allen auch in jener alten ſchönen Zeit, wo jene unſelige Trennung noch nicht ſtatt hatte, ein gemeinſames Band und Verſöhnung. Deßhalb ſind auch wir, gleichſam als Boten jener alten Zeit, nicht mit in dem Streite, ſondern helfen zum Frieden. Nicht minder hilft zu dieſem mächtig, daß nach den großen Thaten und Geſchicken der letzten Zeit, die Deutſchen ſich wieder recht als ſolche fühlen, und das ferne Vaterland als ein großes Gemeinſames betrachten, mehr als dort ſelber geſchieht.

Was den Verkehr noch lebhafter macht, iſt, daß ſich zu den Künſtlern auch faſt immer Kunſtfreunde oder gelehrte Forſcher derſelben, und auch wohl ein und anderer Dichter geſellen. So große und gelehrte Kunſtforſcher, wie einſt Winkelmann und Zoëga (ein Däne), oder Dichter, wie früher Goethe und Tieck, ſind zwar jetzo nicht hier. Werner war einer der letzten, hat hier aber keine erbauliche Gaſtrolle geſpielt und nur die Weihe der Unkraft empfangen*). In beſſerem Andenken ſteht noch der Däne Öhlenſchläger, der hier ſeinen Correggio gedichtet hat, deſſen bekannten Spruch er aber ſtolz auf ſich (gegen Goethe) anwenden wollte. Gegenwärtig ſind hier mehre Kunſtfreunde, darunter der Wirtembergiſche Legationsrath Kelle, der ſich hier ganz einheimiſch findet: und ein anderer Däniſcher Dichter Kruſe (aus Kopenhagen) hat uns vor einigen Tagen ein neues Trauerſpiel, die Wittwe, vorgeleſen, das ſich greuelvoll um das Bildniß eines Ermordeten dreht: die darin benutzte Sage, daß das Bild aus dem Rahmen läuft, war freilich den Künſtlern bedenklich. — Unter dieſen ſind aber auch mehre, welche die Feder neben dem Pinſel führen. Hier lebt ſeit vielen Jahren der Maler Müller, deſſen zwar roher Fauſt mit Goethe's gleichzeitig iſt und deſſen Genoveva der Tieckiſchen manches gewährt hat. Der Tiroler Koch hat voll Humor einen Aufſatz über das Kochelum, d. i. die Philiſterei in der Kunſt, geſchrieben. Und die Brüder Riepenhauſen ſchreiben eine Geſchichte der Malerei in Italien und manches andere für Deutſchland.

---

*) Hier wurde uns erzählt, wie ein Chriſtlicher Deutſcher König Werners Aeußerung über Luther, er liebe die Leute nicht, die ihre Religion veränderten, mit dem treffenden Worte niedergeſchlagen: alſo auch wohl die Apoſtel nicht.

Die meiſten dieſer Künſtler ſind Maler, weil die Malerei nicht nur den vaterländiſchen Gegenſtänden am meiſten zuſagt, ſondern hauptſächlich auch die eigentliche Kunſt des Chriſtenthums iſt, durch welches ſie wohl überhaupt erſt zu ihrer wahren Tiefe und Verklärung gelangt iſt. Aber auch in der Bildhauerei, der das Chriſtenthum weniger günſtig iſt, als das Heidenthum, indem ihr Hauptgegenſtand, das Nakte, in jenem gleichſam ans Kreuz geſchlagen wird, und ſonſt nur in Martern erſcheint, oder am Anfang und Ende der Tage, ſind bedeutende Männer hier.

Thorwaldſon, aus dem fernen Islande ſtammend, iſt unter den übrigen Künſtlern anerkannt größer, als der berühmtere Italiäner Canova, auch dadurch, daß er in wahrer Künſtlerunbefangenheit nicht weiß, wie groß er iſt. Oft beſuchen wir ſeine uns nahe Werkſtatt, in welcher bewundernswürdige

Werke ſtehen, ein Jaſon, eine Venus, ein Adonis, ein großes erhobenes Bildwerk, Alexanders Triumphzug, und das neueſte, zwei kleinere erhobene Bildwerke, Tag und Nacht deutlicher und ſchöner vorſtellend, als jene groſſen Bildſäulen Michel Angelo's in Florenz: hier ſind beide, Tag und Nacht, ſchöne weibliche Geſtalten mit Gewand und Flügeln, der Tag mit Roſen gekränzt und von zwei muntern Knaben mit brennenden Fackeln umſchwebt, ſich fröhlich hinausſchwingend; die Nacht unter dem Mohnkranz mit geſchloſſenen Augen und Füßen, auf ihren Flügeln dahinſchwebend, zwei ſchlummernde Kindlein auf den Armen haltend, von unendlicher Lieblichkeit. — Thorwaldſon ſteht den Antiken am nächſten, und ergänzt ſie auch bewundernswürdig. Großartige Behandlung und mannichfaltigere Ideen erheben ihn über den einförmigen, weichlichen Canova, der übrigens ein tüchtiger Meiſter iſt, und bei der Menge immer mehr gefallen wird (wie die punktirte Manier vor der ſchraffirten), dem es aber nicht verziehen werden kann, daß er ſeine Werke, einen Perſeus, (ein weichliches Nachbild des Apollo) und zwei Fauſtkämpfer (eher zwei Boxer), welche ſonſt die leere Stelle der von den Franzoſen entführten Kunſtwerke beſetzten, jetzo noch ſammt ſeiner Büſte, neben denſelben, alſo neben Apollon und Laokoon ſtehen.

Nächſt Thorwaldſon ſteht unſer Rauch aus

Berlin, welcher das herrliche Grabmal in Charlottenburg gemacht hat: die ſelige Königinn gleichſam ſchlafend auf dem Ruhebette, von welcher ich hier nur das ſchöne Haupt geſehen habe, und daneben ein ſehr liebliches Mägdlein. Rauch wohnt und arbeitet eigentlich in Carrara, und mit ihm, in Kunſt und Sinn vereint, Tieks Bruder, von dem die treffliche Büſte Goethe's (die auf deinem Spinde ſteht) dann Wolfs, Voß u. a., und ein großer kunſtreicher Leuchter zu Rauchs Denkmale ſind.

Ein dritter Berliner, Schadows älterer Sohn, hat eine ſchöne Spinnerinn gemacht. Eberhard aus München, von dem ich ſchon dort eine reizende Leda und Venus geſehen, hat hier eben Diana und Endymion modellirt, und zugleich ein Gemälde vom Sündenfall angefangen, die beide ſehr gut zu werden ſcheinen. Es war mir merkwürdig zu ſehen, wie hier der zierliche Fuß einer ſonſt nicht ſchönen Römerinn modellirt wurde, und überhaupt die umſtändliche Art, wie ein Modell gefertigt wird, erſt in Thon gebacken, dann mit einer Gypsform bekleidet, die ſich in künſtlich getheilten Stücken abnehmen und wieder verbinden läßt, und endlich mit Gyps ausgegoſſen das Vorbild des Marmors giebt. Nicht minder freute es mich unter mancherlei Gypsabgüſſen, auch einen lieben alten Bekannten wiederzufinden, nämlich unſern Meiſter Peter Viſcher aus Nürnberg, deſſen würdiges Antlitz, nach der eigenen kleinen Bildſäule am Grabmale des H. Sebaldus, Eberhard für des Kronprinzen Sammlung in einer lebensgroßen Büſte erneuet hat, ſo ähnlich, daß es ſogleich beim Eintritt vor allen anſpricht.

Alle dieſe Bildhauer ſind beſonders milde und einfache Leute. Wie ſie, ſind auch die Architekten, meiſt nur den Antiken zugewandt, und können hier auch nicht wohl Anderes ſtudiren, da von unſerer eigentlich-Gothiſchen Baukunſt kaum eine Spur da iſt, und ſie hier nur als Verderbniß der antiken erſcheint. Der junge Gärtner aus München hat ſchöne Zeichnungen von alten Tempeln in Sizilien, mitgebracht, und iſt uns für unſere Reiſe dahin ſehr willkommen. Er iſt ſo fröhlich als geſchickt, findet ſich hier ganz heimiſch und weiß mit den Italiänern trefflich umzuſpringen.

Endlich ſind auch tüchtige Landſchaftsmaler hier. Bei Koch aus Tirol ſah ich den Reichenbach des Hasli-Thals mit den Alpen im Hintergrunde, und eine Italiäniſche Gegend, durch welche Jakobs Zug mit ſeinen Leuten und Heerden geht. Beide mit glänzenden Farben ſchienen mir fertig, doch waren ſie dem Meiſter noch nicht leuchtend genug, und man ſagt, er verdunkele durch zu viel Übermalen oft ſeine beſten Arbeiten. Die vier Blätter, welche Koch zu Dante's Hölle gezeichnet und geſtochen hat, der Wald mit den allegoriſchen Thieren, der hölliſche Charon (ganz nach Michel Angelo), der Kampf des H. Franziscus und des Teufels um die Seele des Grafen Guido von Montefeltro und die Höllenſtrafe der Tyrannen (wol in der Neurömiſchen Revoluzionszeit gemalt) ſind ausgeführter und mehr Gemälde, als die Umriſſe des Bildhauers Flaxmann. Der lebhafte Rohden aus Kaſſel, der hier ſchon länger als Koch Hausvater iſt, hat die Grotte Neptun's an den Kaskatellen Tivoli's gemalt, mit großer Wahrheit, ohne alle Zuthat. — Walkoff, ein junger Künſtler aus Deſſau, hat eine ſchöne Italiſche Landſchaft angefangen, und viele gründliche Studien aus der Gegend umher gemacht.

Unter den Malern aber, welche beſonders heilige und alte Geſchichten mit innigem Gemüthe malen, ſteht nächſt Cornelius, der eben auch eine ſchöne Flucht nach Ägypten auf Holz malt, wol Overbeck aus Bremen. Vorgeſtern ſah ich bei ihm ein großes Bild, Chriſti Einzug in Jeruſalem, mit mehr als hundert Figuren, alle gründlich und ſchlicht gedacht und eben ſo gemalt, und viele Bildniſſe von Freunden und Bekannten bedeutſam geſtellt. Er zeichnet auch meiſterhaft größere Bildniſſe. Eine Reihe von kleinen Bildern aus dem Evangelium auf Papier mit zierlichen Einfaſſungen erneuen vortrefflich auch dieſe ſchöne alte Art. — In demſelben Hauſe ſah ich noch von den beiden Brüdern Veith einige recht gute Bildniſſe und heilige Bilder.

Die zwei Brüder Riepenhauſen aus Göttingen, von denen du die Umriſſe zu Tiecks Geneveva kennſt, gehören zu den geſchickteſten und umfaſſendſten; ſie arbeiten recht brüderlich alles zuſammen. Das Leben Rafaels in Bildern, ein glücklicher maleriſcher Stoff, wird nächſtens erſcheinen; und von ihrer Geſchichte der älteren Malerei in Italien, in Umriſſen, ſind ſchon mehre Hefte bekannt, und zur Fortſetzung ſah ich bei ihnen ſchöne Zeichnungen. In ihren Gemälden haben ſie ſich eine eigenthümliche heitere und ſaubere Art gebildet, in welcher ſie ſchon mehre Madonnen gemalt haben und noch malen. Ein größeres reiches Bild, wie Konradin ſein Todesurtheil beim Schachſpiel anhört, iſt durch einen Fall verunglückt, und ſteht ſchon lange verlaſſen. Eben vollenden ſie das Mädchen in der Fremde nach Schiller, ein anmuthiges kleines Bild. — Die Riepenhauſen haben noch die meiſte Verbindung mit Deutſchland, ſie ſorgen auch für die beſten und neuſten Deutſchen Bücher, und ihre nützliche kleine Künſtlerbibliothek kömmt auch uns hier zu Gute. Sie haben auch die meiſte Bekanntſchaft und Verkehr mit den Römern. Durch ſie eingeführt haben wir hier auch wieder einmal Muſik gehört. Öffentliche Konzerte giebt es hier faſt nie.

In einem Privatkonzerte bei einem Banquier Rufinelli hörten wir eine mittelmäßige Oper mittelmäßig ſingen. Die glänzende Geſellſchaft war das beſte; es waren aber weniger Römer als Fremde, beſonders Engländer, welche jetzo wie die Zugvögel in Schaaren nach dem Süden ziehen.

Beſſer war eine kleine Muſikgeſellſchaft, die ohne Begleitung und nur geiſtliche Sachen ſingt, beim Kapellmeiſter Sirletti. Hier trafen wir viel Heimatliches: wir hörten Häſers Schweſter, die ſo berühmte Sängerinn (ſie iſt an einen Advokaten, Vera, verheiratet), und Stücke hus Mozarts Requiem und Händels Halleluia, mit großem Vergnügen. Gegen die Berliner Sing-Akademie war es freilich ein ſchwacher Chor, doch erinnerte es angenehm daran. Seltſam war eine Kaſtraten-Stimme mit ihren ſcharfen Tönen gegen die weiche weibliche zu hören. — Auch fanden wir den Kapellmeiſter Spohr hier wieder, mit dem wir in Mailand und Venedig ſchon zuſammengetroffen, und der vielleicht auch eine Karavane mit uns nach Neapel macht.

Dieſe wöchentlichen Muſiken und die wöchentliche Geſellſchaft bei dem Niederländiſchen Geſandten Reinhold, wo es uns vor allen gefällt, füllen allein noch die langen Winterabende einigermaßen aus, die ſonſt unerträglich wären; denn jetzo in der Adventzeit gibt es gar keine öffentliche Vergnügungen, und ſelbſt die Marionetten haben ihre Buden ſchließen müſſen.

Freilich könnte man ſtudiren, aber wenn man Vor- und Nachmittag auf der Bibliothek geweſen, und es zu Hauſe ſo kalt iſt, wie heut Abend, vergeht einem alle Luſt dazu. Auch kann man keine Bücher haben, da keine Bibliothek ausleiht.

Wir haben jetzo drei Bibliotheken im Gange, neben der Barberiniſchen und Minerva, nun auch die Vatikaniſche, und in der letzten arbeite ich beſonders über die alten, noch ungedruckten Italiſchen und Franzöſiſchen Gedichte, von denen hier die Fülle iſt.

Im Ganzen kann man zwar zugeben: daß einem Rom immer mehr gefällt, je länger man drinnen iſt, und es läßt ſich denken, wie man hier das allerliebſte Schlaraffenleben verbringen kann, da es immer noch was Neues und ſo viel Altes ſtäts von neuem zu ſehen gibt: doch könnte ich es mir nie zum bleibenden Wohnort wünſchen. Nur bei Künſtlern und ſolchen gründlichen Kunſtliebhabern wie Winkelmann, iſt es erklärlich, da ihnen die Kunſt alles iſt, und ſie hier die meiſte Nahrung finden, aus alter Zeit. Doch ſehnen ſich auch manche Mahler mit vaterländiſchem Sinne heim, und das eigentliche Gedeihen, die Frucht der Kunſt, ſollte einheimiſch ſein. Vollends aber Gelehrte oder Dichter können hier unter den Wälſchen Tönen und Sitten nicht beharren wollen, und der Weltbürgerſinn ziemt wenigſtens jetzo nicht mehr dem Deutſchen, da er wieder ein Vaterland errungen hat.

So haben wir es denn auch ſchon ziemlich ſatt hier, und wenn nicht die Bibliotheken und die Jahreszeit wäre, welche uns hier und in Neapel am nützlichſten und ſchicklichſten zu überwintern zwingt, ſo wären wir wohl ſchon wieder unterweges.

Am wichtigſten und nächſten iſt mir hier immer das Treiben und Gedeihen der Deutſchen Kunſt, ſchon wegen ſeiner nahen Beziehung auf mein Studium; deshalb habe ich Dir auch ſo umſtändlich davon geſchrieben, und werde noch öfter darauf zurückkommen, denn noch bin ich bei vielen Künſtlern nicht geweſen. Die todten Denkmale des Alterthums nehme ich eigentlich nur gelegentlich mit, wie überhaupt einen großen Theil der Italiſchen Reiſe.

Rom iſt immer die ewige Stadt genannt worden, und ſie iſt in der That die älteſte in Europa: ſie ſollte aber eigentlich die unverwüſtliche heißen (wie Sancho's Eſel); denn ſo viel auch durch anderthalb Jahrtauſende daran zerſtört worden, ſo iſt doch noch vom alten heidniſchen Rom ſo viel übrig, daß es mit Bewunderung erfüllt. Das neue Chriſtliche Rom dazwiſchen und daneben, zerſtört und verſchüttet theilweiſe noch immer an dem alten, obgleich jetzo, nachdem die Franzoſen viele ganz verſchüttete Bauwerke ausgegraben haben, auch von der päbſtlichen Regierung für Erhaltung dieſer Trümmer geſorgt wird: ſo iſt z. B. kürzlich das Koloſſeum durch einen ſtarken Pfeiler geſtützt worden.

Rom, den 14ten Dezember 1816.

— Noch iſt unſere hieſige Lebensweiſe im ganzen dieſelbe, nur noch arbeitſamer, da uns jetzo die reiche Vatikaniſche Bibliothek auch an den Vakanztagen zugänglich geworden, was eine außerordentliche Vergünſtigung iſt. Alſo von 9 bis Mittag, und von 2 bis 4 Nachmittags bringen wir in den Bibliotheken zu, in denen es natürlich noch kälter iſt, als in unſerm unheimlichen und unwohnlichen Zimmer, welches wir heute durch den lau- und ermattend wehenden Südwind aus Afrika geheizt haben. Die Decke über uns iſt ſo luftig von Leinwand, daß der Wind damit ſpielt, und es jetzo eben iſt, als wenn ein ganzes Heer Ratten und Mäuſe von Katzen gejagt darauf umher raſaunte.

Nach 4 Uhr und in der Mittagsſtunde wird zuweilen zu den Trümmern des alten, oder den Kirchen und Merkwürdigkeiten des neuen Roms, oder in die Werkſtätten der Künſtler gewandert; und dann ins Caffe Greco, wo um die Dämmerung, wenn zum Ave Maria die Nacht eingeläutet und die Lampe angezündet wird, die Deutſchen zuſammenkommen. Es heißt eigentlich Kaffee del Greco, weil ein Grieche da das Tabakrauchen einführte, das in den übrigen Kaffee's ganz verboten oder auf einzele Bänke beſchränkt iſt, weil die Römerinnen, die hier auch in die Kaffee's gehen (beſonders in den prächtigen des Pallaſts Ruspoli) den Tabak eben ſo wenig als Roſen und Lilien riechen können. Dieſen Kaffee haben nun die Deutſchen ſeit manchen Jahren ſo in Beſitz genommen, daß nur noch eine Bank des Nichtrauchens an der Thür iſt. In die Wände waren ſonſt Landſchaften von Reinhard, Rhoden und Koch eingerahmt, die aber den zu ſtarken Weihrauch auch nicht vertragen konnten und herausgenommen ſind: ich ſah ſie bei einem Bilderhändler in der Nähe ſchon ſehr geſchwärzt. Jetzo iſt dieſe Kaffeebude eine wahre Rauchkammer, wo man ſich oft kaum erkennen kann, aber doch gern beiſammen ſitzt und plaudert. Manchmal geht's von hier auch wohl in eine Oſteria, oder Schenke, die alle unſern gemeinſten Bierſchenken ähneln, zum Theil nicht einmal Stühle und ordentliche Bänke, ſondern anſtatt derſelben lange, ſchmale Latten mit Füßen (wie zu Gerüſten) haben, und wo gleichwohl ſchön geputzte Herren und Damen mit Federhüten ſitzen. Jetzo wird die Oſteria am Pallaſt Borgheſe von den Deutſchen beſucht, weil ſie den beſten Wein hat; und dieſer wird hier mit Brot oder ſonſt einem einfachen Eſſen eingenommen. Einigemal iſt es dabei ſo luſtig zugegangen, daß zum großen Ergötzen der Italiäner, im vollen Chor Deutſche Lieder geſungen worden, z. B. Ein freies Leben führen wir ꝛc. Auf grünen Bergen wird geboren ꝛc. und ſogar das Rheinweinlied, obgleich der Römiſche Wein ſehr verſchieden davon, mehr ſüß iſt. Einige Baiern ſangen auch ſchöne Tiroler-Lieder: die Pinsgauer ꝛc. und einige hier langegeweſene Künſtler ſtellten ein Italieniſches Terzett, wie ein Mädchen zwei eiferſüchtige Liebhaber zu vereinigen weiß, ſehr luſtig dar. Seltſam iſt, daß ein Italiäner, der faſt kein Wort Deutſch kann, ſeine größte Freude daran hat, immer in dieſer Geſellſchaft zu ſein. Er iſt mir deshalb beſonders lieb, weil er als Gehülfe unſers Banquiers mir immer Deine Briefe gibt. Auch darum gehe ich ſchon gerne zuweilen hin.

Sonſt ſitzen wir auch zu Hauſe bei der Lampe, deren theures Öl [illegible] eben den Tiſch und Papiere beſalbt hat, und leſen und ſchreiben, wie ich jetzo eben thue; und dann eſſen wir auch wohl mal ordentlich zu Abend in unſerer Trattoria, und verſüßen uns das einſame Leben etwas durch einen bitter-ſüßen Kardinal, der bei den ſo höchſt wohlfeilen Orangen, Wein und Zucker, auf ein Schleſiſches Quart etwa drei Groſchen koſtet. — Auf alle Weiſe ſparen wir hier beträchtlich, was nach dem ſtarken Aderlaß in der Schweiz auch höchſt nöthig iſt. Ein Theil davon wird auf die hier zu kaufenden Kunſtſachen, Kupferſtiche und dergl. gewendet.

In die langweiligen Italiäniſchen Converſazionen ſind wir nicht wieder gegangen; wir haben an einer vollauf gehabt. Zu den Abendgeſellſchaften des Niederländiſchen Geſandten Reinhold gehen wir aber wöchentlich wenigſtens einmal Erſt geſtern waren wir dort und es ward uns in einer kleinen Geſellſchaft ſehr wohl: es iſt eine höchſt liebenswürdige Familie, und man findet ſich darin doch einmal wieder heimatlich und häuslich; obwohl dieß nur deſto lebhafter an die Heimat erinnert und ſie vermiſſen läßt.

Der Preußiſche Geſandte Niebuhr, der auch kürzlich erſt hergekommen, ſitzt gewöhnlich nebſt ſeinem Legazionsſekretair Brandis, mit uns auf der Vatikaniſchen Bibliothek und hat auch hier einige doppelt und kreuzweis beſchriebene Bruchſtücke Altrömiſcher Autoren, von Livius, Cicero, Seneca u. a. entdeckt und zum Theil (ſo groß iſt die Vergünſtigung) mit einer chemiſchen Mixtur erſt lesbar gemacht. Er theilt zuweilen gütigſt auch unſern verblichenen Pergamenten etwas davon mit: nur iſt der Geruch nicht der beſte, und ſie greift auch die Augen an.

In das wöchentliche Konzert des Banquiers Rufini ſind wir auch nicht wieder gegangen, weil es mit Reinholds Geſellſchaftstag zuſammentrifft. Dagegen die kleine Singakademie bei dem Kapellmeiſter **Sirletti** haben wir nicht verſäumt und ſchöne Italiſche Pſalmen von **Marcello** gehört, von dem erzählt wird, daß er anfangs blos weltlich gelebt und komponirt, nach einem zufälligen Falle in ein Grab, plötzlich aber ſich ganz der geiſtlichen Tonkunſt geweiht habe. Auch die herrlichen Deutſchen Geſänge, **Mozarts** Benediktus aus dem Requiem, und **Händels** Halleluja wurden wiederholt, und die Stimme unſerer **Häſer** (die ihrem Bruder ſehr ähnlich ſieht) übertrifft darin alles. Hier iſt der einzige Ort, wo man ſie nach ihrer Verheiratung mit einem Italiäner noch hört. Leider iſt das Zimmer ſo klein, und der Andrang der Fremden, beſonders Engländer, ſo groß, daß Sänger und Hörer beſchränkt ſind, und vermuthlich nächſtens die Zuhörer verbeten werden.

Vor einigen Tagen hat auch **Spohr** hier ein Konzert gegeben, welches ſehr glänzend war, und worin er, als einer der größten Geigenſpieler, den verdienten Beifall erhielt. Überraſchend voll und ſchön war auch Stimme und Vortrag einer jungen Sängerinn **Funk** aus Dresden, welche hier in Italien nicht mehr viel zu lernen braucht. Mitſinger und Begleitung waren ſchlecht.

Die Engländer ſchwärmen jetzo hier wie ein Bienenſtock, und kommen noch immer von Florenz. Sie laufen überall umher, ganz kenntlich mit ihren grauen Hüten, langen grauen Hoſen und langen Handwerksburſchenmäßigen Ueberröcken, den Vaſi (deſſen Beſchreibung und Tagereiſen durch Rom) in der Hand, worin das Geſehene jedesmal angeſtrichen wird. Auch hier ſind ſie jetzo ſchon filzig, und es iſt ihnen ſchon Trinkgeld in Kupfermünze zurückgeworfen worden. Zum Theil rührt dieſe Kargheit wohl aus den veränderten Umſtänden her, zum Theil aber auch aus Vorſatz, da in England ein Buch erſchienen ſein ſoll, worin gezeigt wird, wie ſehr ſie das Geld weggeworfen haben und geprellt worden: jetzo fallen ſie auf das andre Extrem, werden aber nicht minder geprellt. Die Engländerinnen ſind überall auch gleich zu erkennen, an ihren großen Hüten, Spencers, leicht geſchürzten kurzen Röcken und ſchwarzen Strümpfen, und ſehen aus und gebärden ſich, als wenn ſie Hoſen an hätten, was ich zum Theil auch glaube. Die Geſichter ſind auch meiſt etwas hölzern, und darunter viele Männer mit langen vorſtehenden Naſen; doch ſind unter den Frauen welche, deren feine und geiſtvolle Geſichter alle feurigen Italiänerinnen auslöſchen: ſo erſchien eine ſolche in der Oper in Florenz und machte auch allgemeines Aufſehen.

Auch Deutſche kommen hier faſt täglich an, über die Berge her oder von Neapel zurück, und erſcheinen alsbald im Kaffee Greco, das nunmehr Kaffee Tedesko heißen ſollte, da es dicht neben dem Deutſchen Gaſthofe liegt, und wo am Feierabende faſt alle Deutſchen Künſtler anzutreffen ſind.

Dieſer ganze Verkehr macht den Aufenthalt hier auch recht angenehm. Überhaupt iſt es eine alte Bemerkung, daß Rom je länger, je lieber wird, und wer mehre Jahre hier geweſen, gar nicht wieder heraus will. Für Künſtler iſt dieß wohl begreiflich; auch für ſolche Gelehrte die hier in der Anſchauung und geſchichtlichen Erforſchung der Kunſt ſo ganz ihren Beruf gefunden, wie unſer herrlicher Winkelmann, deſſen ganzes Leben hierauf gerichtet war, und der aus unwiderſtehlicher Neigung zum Heidenthum ſogar katholiſch geworden. Das letzte haben hier zwar mehre Deutſche Künſtler unlängſt auch gethan, aber aus entgegengeſetztem Grunde, um das Heidenthum der alten Kunſt durch die Chriſtliche zu bekämpfen, faſt über die Gebühr. Von den dadurch entſtehenden beiden Parteien habe ich Dir ſchon geſchrieben. Kürzlich iſt es in der Oſteria zu einem ſehr ernſtlichen Streite gekommen, wobei ſogar mit der Inquiſizion und dem Cavalletto (einer öffentlichen Strafmaſchiene) gedrohet ſein ſoll. So weit geht die höchſt unchriſtliche Unduldſamkeit der neu-poetiſchen Katholiken, wie ſie in den neueſten Gedichten Goethe's heißen, die wir mit hergebracht haben, und die hier wie ein Feuer umlaufen. Merkwürdig iſt, daß eine bekannte Anekdote von der Katechiſazion einer Landſchule über die Dreieinigkeit, von einem geborenen Katholiken (dem Profeſſor Freidhof) erzählt, Anlaß zu dem Zwiſt gab, und daß die päbſtliche Regierung kläglich zur Ruhe verwies. — Daß ich hier nicht katholiſch werde, darüber wirſt Du wohl nicht beſorgt ſein, obgleich Du als guter Katholik mich ſelber bekehren ſollteſt. In der Ferne ſieht es noch immer romantiſcher aus um dieſen Römiſchen Katholizismus, kömmt man ihm aber zu nahe, ſo beſtärkt man ſich im angebornen Lutherthum. —

Kürzlich haben wir auch die Werkſtatt des berühmteſten Bildhauers, Ritters Canova beſucht. Eine alte eingemauerte Rieſenhand in der engen Gaſſe weiſet gleichſam dahin, und von außen verkünden viele eingemauerte Bruchſtücke alter Bildwerke die große Werkſtatt, die wohl die ganze Gaſſe einnimmt. Alle Werke Canova's, zum Theil in den Modellen, zum Theil in Wiederholungen in Marmor, ſtehen hier beiſammen, und alle beſtätigen das Urtheil der Beſſern, daß Canova theils in ein übertriebenes Pathos der Franzoſen und ihres Theaters, theils in eine üppige und weichliche Schmeichelei der Sinne ausſchweift. Die durchgängige zärtliche Ausführung, macht jene erſten Übertreibungen nur noch unangenehmer und unter der weichen Haut erſcheint die Anſpannung der Muskeln nur krankhafte Aufſchwellung ohne wahrhafte innere Kraft: ſo der rieſenhafte Herkules, der den kleinen Lichas, gar nicht heldenmäßig, ſondern in der Wuth des Schmerzes, von dem brennenden Hemde, von ſich ſchleudert, (das Urbild hat der hieſige Banquier Torlonia); ſo der rieſenmäßige Theſeus im Kampfe mit einem Kentauren, der jetzo in der Arbeit iſt; beſſer iſt das ganz nackte Rieſenbild des Nain jaune, d. i. Napoleons mit der Siegesgöttin und dem Herrſcherſtab in den Händen, welches in Marmor ausgeführt jetzo die Engländer bewahren, wie das lebendige Original ſelber; das Rieſenbild des jetzigen Königs von Neapel ſieht aus wie ein alter Römiſcher Opernheld mit Backenbart; endlich das Bild der Religion mit dem Kreuze, welches der Pabſt ausführen läßt, und jetzo in der ſteifleinenen Bekleidung noch wie ein Geſpenſt erſcheint, iſt wol eins der beſten. Überhaupt ſind ſeine weiblichen Geſtalten viel ſchöner und beſſer, weil hier jene Behandlungsart zuſagt. Doch iſt die die Hebe, welche Seume über alle Antiken wegſetzte, nicht die ſchönſte, obgleich reizend genug; ich ziehe ihr die Venus vor, welche, bevor die Medizeiſche Venus nach Florenz zurückkam, an deren Stelle ſtand, auch ähnlich iſt, aber größer und ein ſchaamhaft Gewand vor die Bruſt deckt; dann drei faſt nakte Grazien, die noch nicht ganz fertig ſind; mehr Franzöſiſch kokett ſind zwei Tänzerinnen, und eine nakte lie gende Venus oder ſonſtige Schöne, die letzte (für den Regenten von England) aber von ſo weißem Marmor und ſo zarter Haut, daß man ſich kaum enthalten kann, ſie zu berühren. Madame Lätitia Bonaparte, welche wie die antike Agrippina auf einem Lehnſtuhl ſitzt, mag wahr ſein, iſt aber unſchön, zu alt und faltig. Die Büſten ihrer drei Töchter die auch in den drei Grazien vorgeſtellt ſind, ſtehen öfter da: die Madame Murat ſieht dem Bruder ähnlich. Die Fürſtinn **Borgheſe** (welche hier wohnt) iſt ſchön, oder doch geweſen. Sie iſt es, die ſich auch in Lebensgröße faſt nackt hat aushauen laſſen, und auf die Frage, wie ſie das habe thun können, geantwortet hat: parceque la chambre etoit bien chauffée Wir ſahen nur den Kupferſtich davon: ſie liegt, als Venus die Siegerinn, bis am Nabel nackt auf einem Ruhebette, die Rechte aufgeſtützt, in der Linken den Paris-Apfel haltend; das marmorne Urbild iſt im Pallaſt Borgheſe, wird aber nicht gezeigt. Eine dagegen ſehr in den Shawl gewickelt ſitzende Geſtalt ſoll eben dieſe oder eine andere Bonapartide ſein: Canova ſetzt ihr jetzo einen andern Kopf auf, und macht eine Muſe daraus. Das ſchlechteſte ſind von Canova die Baßreliefs, worin das Affektirte, Theatraliſche am freiſten und — bequemſten zum Vorſchein kommt, z. B. der Tod des Priamus und das moderne Ballet, welches Venus dem Mars giebt, oder jenes, das die Tänze der Phäaken nach Homer vorſtellen ſoll.*) — Gleichwohl muß Canova's groſes Verdienſt nicht verkannt werden, da er zuerſt die Bildhauerei wieder recht auf die Antike zurückgeführt hat, nachdem man, wie ſich noch manche erinnern, die großen Engel Bernini's, welche mit gefrorenen Gewändern auf der Engelsbrücke ſtehen, als Muſterbilder anſah und fleiſſig zeichnete. — Auch ſcheint Canova frei von kleinlicher Eiferſucht, und befördert alles, was ſich auszeichnet, ohne Rückſicht auf Perſon und Volk; wie überhaupt die Römer bei Beurtheilung der Kunſt, für welche ſie empfänglichen und geſunden Sinn haben, unpartheiiſch ſind. Endlich verwendet Canova auch viel auf Erhaltung und Ausſtellung der alten Kunſtwerke in Rom.

Wenige Tage vorher waren wir abermals in der Werkſtatt unſers Thorwaldſon geweſen, und empfanden ſeinen Unterſchied von Canova deſto ſchärfer. Seine erhobenen Bildwerke ſind gerade ſeine trefflichſten, und ſein Einzug Alexanders in Babylon iſt wol ſein größtes und bedeutendſtes Werk. In wenig Tagen war es entworfen und ausgeführt, und läuft in beträchtlicher Breite rings um die Wand eines Sales im päbſtlichen Pallaſt auf Monte Cavallo (wo die Koloſſen mit den Roſſen ſtehen). Der Triumphzug des

---

*) Die meiſten der hier erwähnten Werke Canova's und andere ſ. bei Cicognara, III. 25 — 45, und einen von Bernini's Engeln ebend. 3.

Siegers in ſeiner ganzen Griechiſchen Heldenpracht und der Empfang und die Geſchenke der beſiegten Morgenländer, entfalten einen unerſchöpflichen Reichthum der herrlichſten und eigenthümlichſten Geſtalten und Gebilde; alles ſteht und bewegt ſich auf eigenen Beinen, und trefflich iſt die unfreiwillige Freude Babylons dargeſtellt (einige Freiheitsliebende entrudern ſchnell über den Tigris): nur Alexander ſelber auf ſeinem Triumpfwagen möchte nicht genügen, weil er eigentlich doch die Krone ſein ſollte. Dieß iſt ein wahrhaftes Heldengedicht. — Dann auch in einzelen Bildſäulen ſind Thorwaldſons Helden wahre Helden, und ſein Jaſon mit dem goldenen Vließ weit über Canova's Perſeus mit dem verſteinten Meduſenhaupt. Dieſer Jaſon iſt ſein erſtes großes Werk, es begründete ſeinen Ruhm, und Thorwaldſon hat in ihm ſelber das goldene Vließ errungen. Kurz, in Thorwaldſon lebt am meiſten wieder der männliche, hohe und ruhige Geiſt der Antike, und in der viel kleineren, aber romantiſch in einem Garten am Berge gelegenen Werkſtatt ſieht man zwar nicht ſo rieſenmäßige, aber doch viel großartigere Geſtalten und mannigfaltigere Ideen, als bei Canova. Nicht minder fein ausgeführt ſind dabei ein Adonis, eine Venus, eine Pſyche und das ſitzende Bild der ſchönen Gräfin Oſtermann, deren tapferer Mann in der Schlacht bei Culm einen Arm verlor, der freilich hier nicht ergänzt werden kann. — Wunderbar iſt es aber, dieſe abgeſchiedene und doch immer noch werdende Welt der Formen zu ſehen, Götter und Helden, Bildſäulen und Büſten bekannter Menſchen, ganz oder halb fertig, oder kaum erſt aus den rohen Umriſſen des Blocks zu ahnen, oder wie auf ihre Auferſtehung aus einer früheren Verſteinerung harrend, ſo daß man nicht weiß, ob der Meiſter die Geſtalt in den Stein hinein oder herausſchaft. — Merkwürdig iſt dabei die Sicherheit, mit welcher gegenwärtig vermittelſt des Senkbleis und des Zirkels mit gekrümmten Schenkeln, überall das Maaß des Modells auf den Marmor übergetragen, und durch unzählige Punkte überall die Tiefe beſtimmt wird, bis auf welche die Steinhauer vorarbeiten, ſo daß der Meiſter nur die vollendende Hand anlegt.

Endlich, geſtern ſind wir auch bei unſerm Landsman Schadow geweſen, und haben dort mehre tüchtige erhobene Bildwerke geſehen, als: Hektors Abſchied, die Dioskuren, wie ſie die Töchter des Leukippos auf ihre Roſſe hinter ſich geſchwungen entführen, und mit ihren Nebenbuhlern kämpfen, wobei Kaſtor getödtet wird; dann ein ſehr liebliches Marmorbild eines Mägdleins, welche ſich einen Schuh zuſchnürt; vor allen aber eine jungfräuliche Spinnerin in lichtem Gewande, ſitzend, mit der Linken ein goldenes Knäuel haltend, mit der Rechten eine Spindel drehend, von außerordentlicher Anmuth und Lieblichkeit, ohne alle Ziererei und Nachäfferei. Was ſie ſpinnt, darf wahrlich immer an die Sonnen kommen. Schade, daß dieſes Werk nach Wien (an den Fürſten Eſterhazy) und nicht nach Berlin kömmt. Doch macht es Schadow nochmal, aus einem Marmorblock, der eben als wir da waren, von ſtattlichen Ochſen angeſchleppt wurde, und dann wird es hoffentlich nach Berlin gehen. Schadow iſt ſchon ein ſelbſtändiger Schüler Thorwaldſons. Weit ſchwächer ſind einige frühere große Modelle eines Johannes und einer Madonna. — In dieſen Chriſtlichen Darſtellungen hat überhaupt die neuere Bildhauerei noch wenig geleiſtet. Einige erhobene Bildwerke eines Taufſteins von Thorwaldſon, die Mutter mit dem Kinde und Johannes, Chriſti Taufe durch Johannes, und Chriſtus mit dem Kindlein, ſind allerdings trefflich, verſchwinden aber unter den vielen Göttern, Helden und Menſchen. Doch wünſcht Thorwaldſon ſich nur einmal Gelegenheit auch in dieſer Art ein bedeutendes Werk auszuführen: es würde gewiß auch etwas Großes und Neues werden.

Den Maler, oder vielmehr Dichter Müller habe ich nun auch perſönlich kennen gelernt, er iſt lebhaft und derb, und hat Ähnlichkeit mit Jean Paul. Er iſt höchſt erbaut von den Nibelungen, wie faſt alle Deutſche hier, und ſagt, er habe in ſeiner Jugend ſchon (und er iſt ſo alt wie Goethe) ein ſolches Hel dengedicht geahnet. Es iſt ihm alſo gerade wie mir gegangen, da ich als Schüler ſchon alle möglichen Epopöen zuſammenkaufte, aber erſt durch Johannes Müller die rechte fand. — Dieſer Maler Müller erzählte mir auch viel von dem wilden Heinſe und deſſen Treiben hier, wie er, von Natur häßlich, allen Schönheiten nachgelaufen und die Kunſt durch den Sinnenrauſch zu faſſen wähnte, wie Ixion die Juno: wovon ſeine Bücher Ardinghello, Hildegard und beſonders Fiormona Zeugniß geben. Überhaupt iſt Müller in die geheime Geſchichte der hieſigen Kunſt eingeweiht, und hat auch manche poetiſche Darſtellung davon fertig liegen. Seine Malereien ſollen aber eine Täuſchung ſein, und er malt ſchon viele Jahre an einem und demſelben Bilde. Umgekehrt ſind mehre Künſtler hier, die auch dichten und ſchreiben, und nicht übel. —

Du ſiehſt, ich bin wieder geſchwätzig in dieſen Kunſtnachrichten: aber dieſes Leben und Regen der Kunſt, beſonders der Deutſchen, erfreut mich hier am meiſten, obwohl es eigentlich nur Nebenſache für mich iſt, und meine Hauptarbeiten in den Bibliotheken und im Alterthume liegen. Zumeiſt in der Vatikaniſchen Bibliothek (d. i. in dem Päbſtlichen Pallaſt bei der Peterskirche) deren Schätze uns endlich ganz geöffnet ſind, wie wir denn in Rückſicht ſolcher wiſſenſchaftlichen Gefälligkeit, auch über die Italiäner bisder keineswegeſ zu klagen haben. Es iſt nur mehr da, als wir leider zu faſſen, noch weniger ganz durchzuarbeiten vermögen. R. hat ſchon viel wichtiges für ſich gefunden; und obgleich für mich nur noch wenige Altdeutſche Handſchriften hier ſind, ſo iſt doch ein ſolcher Reichthum von alten Provenzaliſchen und Italiſchen Minneliedern, wie von Nordfranzöſiſchen Rittergedichten vorhanden, daß ich ſie kaum werde durchlaufen können; obwohl ſie, zum Theil als Quellen oder doch Anlaß unſerer alten Gedichte, ſo wichtig ſind, und ich täglich nach einer Wanderung von dreiviertel Stunden bis zum Vatican drei bis vier Stunden drüber arbeite. Die Bibliothek der Schweden-Königinn Chriſtina, die ſich hier in der Peterskirche ein Grabmal erwarb, ſteht noch abgeſondert, wie die übrigen hier verſammelten Bibliotheken; ſie enthält beſonders treffliche und zum Theil einzige Handſchriften Altfranzöſiſcher Gedichte, wie ich aus einigen Beiſchriften ſehe, aus des gelehrten Fauchets Bibliothek, und iſt kürzlich auch wieder in Paris geweſen. Die fünf Handſchriften Provenzaliſcher Minnelieder habe ich den jetzigen Franzöſiſchen Herausgebern überlaſſen. Wichtiger waren mir die Nordfranzöſiſchen Rittergedichte, beſonders einige, die wir auch Altdeutſch haben. Zuförderſt der Lanzelot von Chriſtian von Troyes, vollendet von Godefrois de Leigoi, wie das Ende beſagt (der

Anfang fehlt), aber dem Inhalte nach ganz verſchieden von dem unſers Ulrich von Zazichoven, der ſeine Wälſche Urkunde ſchon bei der Auslöſung Richards Löwenherz 1294 erhielt: vielleicht war dieſs der etwas ältere Lanzelot des Provenzalen Arnauld Daniel aus Tarrascon, den Dante noch kannte, den jetzt aber niemand weiß. Dicht hinter dem Lanzelot ſteht Ivain oder der Ritter mit dem Löwen, ebenfalls von Chriſtian von Troyes gedichtet: und dieſer iſt die Quelle unſers Ivain von Hartmann von Aue; die Geſchichte iſt Schritt für Schritt dieſelbe, und das Deutſche meiſt bloße Überſetzung. In derſelben Handſchrift folgt noch Meraugis de Porlesgues, deſſen Dichter ſich Raoul de Houdene nennt. Dieſes, ſo viel ich weiß, unbekannte Gedicht ſchließt ſich auch der Tafelrunde an, und Gauvain kömmt viel darin vor. Der Waffenbruder des Meraugis verliebt ſich bei einem Turnier in die ſchöne Königstochter Lidoine und redet mit ihm davon; Meraugis ſagt, er liebe ſie auch, aber blos geiſtig; ſie fechten, Lidoine ſcheidet ſie, und an Artus Hofe zu Cardoel entſcheidet die Königinn für Meraugis, der nach vielen ſchweren Abenteuern Geliebte und Reich gewinnt. Alle drei Gedichte ſind in kurzen Reimpaaren, wol noch im 13ten Jahrhundert geſchrieben. — Etwas jünger iſt ein mächtiges Foliant in Proſa, jener ſchon unter den Barberiniſchen Handſchriften gefundene Roman von Triſtan, hier aber vollſtändig zu Anfang mit der Geſchichte des Grals, wo ſich der Ritter Luches, Herr des Kaſtells del Gaut bei Salebere (Salisbury), als Überſetzer der Lateiniſchen Urſchrift nennt, obwohl er in England geboren, das Franzöſiſche nur auf Engliſche Weiſe könne. Die Handſchrift iſt nicht ganz zu Ende geſchrieben, ſtimmt aber zum Theil wörtlich mit der Barberiniſchen. — Eine andere Handſchrift enthält die Franzöſiſche Proſa von Merlin, ganz wie wir ihn jetzo durch Friedrich Schlegel kennen. — Aus dem Fabelkreiſe Karls des Großen iſt hier Garin de Monglanne vom Jahr 1324: nach vielen Ritterthaten gegen die Heiden vermählt ſich Garin mit der ſchönen Mabile und zeugt mit ihr Hernant von Blaulande, den Vater Aimery's von Narbonne und Großvater Wilhelms von Oranſe; ſein andrer Sohn Renier war Oliviers Vater. Das lange Gedicht iſt in den langen Zeilen, deren ſo viel als möglich auf Einen Reim ausgehen, wie das Altſpaniſche Gedicht vom Cid, und ſchließt jeder dadurch gebildete Abſatz durch eine kurze reimloſe Zeile. — Dieſelbe Form doch ohne dieſe Cadenze, hat das vorn mangelhafte Gedicht Aubri le Bourgignon, der ſich nach manchen Heldenthaten mit der Königinn Guibors vermählt und König von Baiern wird. Aubri beſchuldigt die Gattin, welche in einer Nacht aufgeſtanden, im Münſter zu beten, der Untreue: nach vielen Abenteuern und Irrſalen werden die Gatten wieder verſöhnt und vereinigt. Die Handſchrift ſcheint aus dem 13ten Jahrhundert. — Noch älter und wieder in kurzen Reimpaaren, iſt die Geſchichte des Kreuzzuges Philipp Auguſts und Richards Löwenherz, von einem Gefährten Richards, 1188. Am Schluſſe ſteht ein Lied mit ſeiner Sangweiſe, worin der Tod Richards beklagt und er über Alexander, Karl und Artur erhoben wird. Dahinter folgt noch ein kleines Lehrgedicht, Geſpräch zwiſchen Jüngling und Greis, und der Anfang einer Weltbeſchreibung in Reimen: alles von derſelben Hand. Ein ähnliches Lehrgedicht ſteht in einer ſpätern Handſchrift hinter der ſchönen Geſchichte der Griſeldis (aus dem Decamerone bekannt): es heißt Leeſſe (Fröhlichkeit) und ſoll ein früheres Gedicht gegen die Frauen, Matheolule genannt, wieder gut machen. — Ein merkwürdiges Gedicht iſt zunächſt hinter dem obigen Iwain, ein älterer und ganz anderer Roman von der Roſe: ohne jene unzüchtige und langweilige Allegorie iſt es die Liebesgeſchichte eines Ritters Wilhelm von Dole, und der Mittelpunkt iſt die glänzende und fröhliche Hofhaltung des Kaiſers Konrad in einer Burg am Rhein, wo allerlei ritterliche und höfiſche Spiele gehalten, und viele Minnelieder von Rittern und Frauen geſungen werden, die überall eingewebt ſind. Es ſcheint das Ganze doch eine Franzöſiſche Erfindung ohne deutſchen Grund.

Von den vielen antiken Denkmalen der Baukunſt und ihren Trümmern ſchreibe ich Dir nicht mehr, weil dieſe unzählige mal beſchrieben und abgebildet worden, und ich werde ein gutes Bilderbuch davon mitbringen. Den allgemeinen Eindruck habe ich Dir geſchrieben; ſo wie von ihrem Verhältniſſe zu unſerer alten Gothiſchen Baukunſt, die mir überall näher und lieber iſt.

Wichtiger ſind mir auch die Anfänge oder Anläſſe derſelben in den älteſten hieſigen Kirchen, obgleich ſie hier, wo ſie nicht ſo eigenthümlich, bis ins ungeheure ausgebildet, ſondern immer durch die antike Baukunſt zurückgedrängt worden, wirklich mehr als Verderbniß der letzten, denn als neuer Anfang erſcheint. Bei uns daheim war es ein großer Vorzug, daß es nicht ſo viele alte Gebäude und Säulen gab, die man benutzte und einbaute, ſondern die daraus entſtehende groteske Verbindung, nur den Anlaß zu ganz eigenthümlich aus ſich ſelbſt darüber hinauswachſenden Bauwerken gab. Schon unſere alte Vor-Gothiſche, zunächſt noch mit der Römiſchen verwandte Baukunſt, erſcheint viel ſelbſtändiger und reicher, ſelbſt in der Lombardei, wo es nicht ſo viel antike Überbleibſel gab und Gothen und Longobarden weniges übrigließen. Wenn ich aber erſt alle hieſige alte Kirchen werde geſehen haben, was ſehr weitläuftig iſt, da manche weit vor dem Thore liegen, werde ich nochmal darauf zurückkommen.

Noch minder ſchreibe ich Dir von den antiken Bildſäulen, weil die Vornehmſten, der Apollo, Laokoon, Antinous, Meleager, der Torſo, ſo allbekannt ſind, und ich nichts Beſſeres drüber ſagen könnte, als was Winkelmann (an dem ich mich hier wieder recht erbaue) und Göthe davon geſagt und geſungen haben. Die Hauptſammlung ſteht in den langen ſchönen Sälen des Vatikans trefflich aufgeſtellt, und Donnerſtags und Sontags für jeden offen. Jene fünf Hauptwerke ſtehen in kleinen Gemächern eines viereckigen Hofes Belvedere genannt, wo man wirklich die herrlichſten Ausſichten über die Stadt zu den blauen, jetzo zum Theil mit Schnee bedeckten Berge des Apenins hat. Der Laokoon und der Torſo (Bruchſtück eines ruhenden Herkules), ſind mir immer noch etwas zu gelehrt und mühſelig. Meleager iſt ein herrlicher Heros und Antinous, (der jetzo für ein Merkur erklärt wird) eine gottähnliche Geſtalt, aber Apollo, ein leibhafter Gott, ſchreitet ſiegreich über alle dahin, und iſt und bleibt das Höchſte in der alten Kunſt, ſo weit ſie bekannt.

Dieſer Vatikan beſchließt dabei auch das Höchſte der neuern Chriſtlichen Kunſt der Malerei, in den

Hauptwerken Rafaels. Durch die Logen (ſonſt offene, und unlängſt erſt mit Fenſtern verſehene Bogengänge), welche in den reichſten und mannichfaltigſten Verzierungen von Malerei und Stuck, oben auch kleine Bilder von der Schöpfung bis zum Abendmal, ſämmtlich auf Kalk gemalt, enthalten, kömmt man nach langen Vorhallen voll Chriſtlicher Denkmale und Bildwerke und noch mehr heidniſcher Bilder, in die Zimmer mit großen Niederländiſchen Tapeten, nach Rafaels Zeichnungen, auf Goldgrund gewirkt, auch bibliſche Gegenſtände; und endlich in die berühmten Stanzen oder Zimmer mit Rafaels berühmteſten Wandgemälden, die Schule von Athen, die Diſputa über das Sakrament, die Meſſe von Bolſena, der Kirchenräuber Heliodor, der Burgbrand, u. a. In allen erkennt man, beſonders aber in dem Zweiten, den unausſprechlichen Gottſeligen Geiſt des Johannes unter den Malern, der in der Blüthe ſeiner Jahre dahin ſtarb, wie ſo manche der höchſten Menſchen, und in ewiger Jugend lebt. Unter den wenigen, aber vortrefflichen Gemälden im Vatikan, iſt hier dann auch, neben Rafaels früheren kleineren und einfacheren Bildern, ſo wie ſeines Lehrers Perugino, die berühmte Madonna von Foligno welche in der Glorie, von Engelgeſichtern umgeben, ſitzend mit dem ernſt zur Erde und den dort unten anbetenden Menſchen herabſtrebenden

Chriſtkinde, der Dresdner Madonna zwar nicht an Erhabenheit, doch an Glanz der Herrlichkeit und Anmuth, den Rang ſtreitig macht. Und endlich die berühmte Verklärung, welche auch Rafaels eigene war, indem es ſein letztes Bild war, das aber wohl mit Recht für das erſte Bild der Welt erklärt wird: Chriſtus oben über dem Berge Tabor in den Wolken ſchwebend, mit leuchtendem Antlitz und Kleide zwiſchen Elias und Moſes; Petrus, Jacobus und Johannes, niedergeſtrahlt und vom Glanz geblendet auf dem Berge; und unten am Berge die übrigen Jünger, welche einen Beſeſſenen nicht heilen können. Dieß iſt gar nicht mehr gemalt, ſondern iſt es wahr und wirklich. Es läßt ſich nichts weiter darüber ſagen.

Und neben an, in der Sixtiniſchen Kapelle iſt nun das Gegenbild, das ungeheure Wandgemälde vom jüngſten Gericht mit den Propheten und Sibyllen umher, von dem Titaniſchen Michel Angelo. Noch habe ich es nicht geſehen, und kenne es nur aus Beſchreibungen und Zeichnungen. Sonntag will ich zur Meſſe, die der Pabſt hält, hineingehen, und dann mehr davon.

Bücher-Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung von Joſef Max und Komp. in Breslau iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen:

Bredow's, G. G., nachgelaſſene Schriften. Mit dem Bildniß (gezeichnet von J. Schall, geſtochen von Bolt) **und dem Leben des Verfaſſers herausgegeben von J. G. Kuniſch. gr. 8. 1816. 31 Bogen ſtark. Auf feines Velindrukpapier. Ladenpreis 2 Rthlr. 12 gr. (Herabgeſetzter Preis 1 Rthlr. 22 gr.)**

Die anerkannten Verdienſte des verehrten Hiſtorikers ſollten uns überheben, ein Werk hier noch beſonders zu empfehlen, welches, außer daß es einen Beweis von der vielſeitigen Tüchtigkeit ſeines Verfaſſers gibt, dem Publikum zugleich die letzte literariſche Verlaſſenſchaft eines Mannes überliefert, der durch ſeine geſchichtlichen Werke in den Bildungsanſtalten der Jugend eben ſo lange fortleben wird, als die deutſche Trefflichkeit ſeines Sinnes, die ſich in den Zeiten des fremden Drucks in freimüthiger Rede mehr als einmal bewährte, ſeinem Namen ein dauerndes Gedächtniß ſichert. Hier ſtehe nur noch das Verzeichniß des Inhalts, deſſen Reichhaltigkeit dem ſchön gedruckten Buche bei Leſern von allen Ständen eine freundliche Aufnahme ſichert. — 1) Meiſter Adam. — 2) Andreas Gryphius. — 3) Herr Peter Squenz oder Pyramus und Thiſbe, Schimpfſpiel in 2 Handlungen, nach Andreas Greif. — 4) Philipp Nericault

Destouches. — 5) Die falſche Agnes oder der poetiſche Dorfjunker, Luſtſpiel nach Destouches. — 6) Erzählungen von Oliver Goldſmith. — 7) Shakespeare und ſeine Dramen, von Johnſon. — 8) Gedichte. — 9) Dionyſios Schilderung des Erdkreiſes. Aus dem Griechiſchen.

Hagen, Fr. H. von der, Nibelungen Lied, zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt nach der St. Galler Handſchrift herausgegeben und mit einem vollſtändigen Wörterbuche verſehen. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 8. 1816. 1 Rthlr. 12 gr.

Auch dieſe neue, ſehr veränderte und vollſtändigere Ausgabe des trefflichen Nibelungenliedes iſt bereits in mehren Blättern mit verdienter Auszeichnung angezeigt worden. Der Herr Herausgeber hat durch Benutzung ſeltner, bis dahin wenig berührter Quellen, und beſonders dadurch, daß er die wichtige St. Galler Handſchrift überall zum Grunde legte, den kritiſchen Werth ſeines Buches nicht nur erhöht, ſondern es auch zum bequemern Verſtändniß und zum Schulgebrauch mit einem Alles umfaſſenden Wörterbuche vervollſtändigt. Die einleitende, ſehr ausführliche Vorrede belehrt den Leſer über die Entſtehung, Geſchichte und Bedeutung der herrlichen Nibelungen-Sage, und ſetzt ihn in den Stand, vorbereitet, zur genußreichen Leſung des Gedichts ſelbſt überzugehen.

Hagen, Fr. H. von der, Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen. Einladung zu Vorleſungen über Altdeutſche und Altnordiſche Götterlehre. gr. 8. 1817. Geh. 12 gr.

Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien

von

D. Friedrich Heinrich von der Hagen,

ordentl. Prof. an der Univerſität zu Breslau.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Breslau, 1819.
Verlag von Joſef Max und Komp.

Geol.
[illegible]
Libr.

Inhalt.

Siebenzehnter Brief.

Ausflug um Rom: Waſſerleitung des Claudius. Die Campagna. Fraſcati; Tuſculum. Grotta Ferrata: Domenichino. Marino. Albaner See: Emiſſar. Caſtel Gandolfo. Kapuzinerkloſter. Grotten. Herberge im Kloſter Pallazuola. Monte Cavo; Jupitertempel; alte Straße. Denkmal von Albalonga. Farbe und Linien der Berge. Nemi, und der See; Mahl bei den Kapuzinern. Genzano: Prinz Ceſarini; Frohnleichnamsfeſt; Frauen Art und Tracht. Laricia: Quelle der Egeria; Maler und Jäger Reinhart. Grabmal der Curiazier; Appiſche Straße. Albano: Campagna-Jäger; Volksverſammlung; Hauptkirche, antik. Graburnen bei Carnevale, den unſern ähnlich; Kreuz daran. Appiſche Straße: Grabmäler; Wüſtenei, und Räuber; Cecilia Metella; Burg und Gothiſche Kirche, Rennbahn Caracalla's; Kirche „Herr wohin gehſt du?“

Grabmal der Horazia: Aloe; Bogen des Druſus; Bäder Caracalla's. Heimkunft. S. 1 — 17.

Achtzehnter Brief.

Zurüſtung nach Neapel. Gärtners Bauzeichnungen aus Sizilien. Die Dioskuren auf Monte Cavallo von Phidias und Praxiteles. Sonnen-Tempel. Raphael: Büſte; die Logen, Raphaels Bibel, das alte Teſtament, gezeichnet von Meulmeiſter; die 22 Teppiche, das neue Teſtament; Kupferblätter von Marcantonio; die Stanzen, Kirchengeſchichte: Conſtantins Bekehrung, Sieg, Taufe und Schenkung; Karls d. Gr. Krönung (Franz 1); Päbſte Leo 1, 3, 4, 10; der Burgbrand; Heliodor, Pabſt Julius 2 (Giulio Romano, Marcantonio); Attila; Meſſe zu Bolſena; die 4 Fakultäten; der Sündenfall; Schule von Athen (Bramante, Perugino); der Parnaß; Juſtinian und Gregor 9; die Klugheit, Mäßigung und Stärke; die Disputa, das letzte und erſte; die 3 Chriſtlichen Tugenden, kopirt von Senf, geſtochen von Desnoyer. Raphaels Ölbilder: Auffahrt des H. Jungfrau; Madonna von Perugino; Krönung der H. Jungfrau; Madonna von Foligno, Senfs Kopie, Stiche von Desnoyer und Schenker; die Verklärung. — Siſtiniſche Kapelle von Michel Angelo: Schöpfung und Sündenfall; Sibyllen und Propheten; Stammbaum Chriſti; jüngſtes Gericht. — Raphael und Michael. Raphaels Leben: erſtes Bild, Madonna; bei Perugino; Bildniſſe; Lehrer, Schüler und Freunde; Fleiß und Liebe: antike Bildnerei und Baukunſt;

Palläſte; Arabesken der Logen; Amor und Pſyche, Galathea; die Planeten; Jonas; Lieblingsbildſäule. Anatomie; das Nackte. Religion und Kirche; der neue Bund; Chriſti Leiden; der Kardinalshut; die Geliebte, und Madonna. Verklärung. Tod am Geburtstage; Begängniß und Grabmal. — Michel Angelo: Verſuchung des H. Antonius; Faunslarve; Rieſenbilder. Der Torſo; die Antiken. Anatomie. Kreuzigung. Zeichenmeiſter. Handzeichnung. Schlachtkarton. Befeſtigung von Florenz. Julius 2. Grabmal: Moſes. Kein Bildniß, Lehrer, Schüler, und Frauenliebe: Nachahmer. Gehülfen bei der Siſtina. Gegenbeſuch bei Raphael. Zeichnungen für Piombo. Jüngſtes Gericht über andre Maler und über ſich. Akademien, Nacktheiten. Der Zeremonienmeiſter und der Hoſenmacher. Hölle und altes Teſtament; Zeichnungen zu Dante: Florenzer und Hetrusker. Baukunſt: Palläſte; Peterskirche, Kuppel (Giacomo della Porta). Leichenentführung und Begräbniß.

S. 18 — 50.

Neunzehnter Brief.

Fahrt nach Neapel. Winter. Campagna. Albano: Ausſicht. Velletri. Pontiniſche Sümpfe (Aſtura): Austrocknung. Terracina: Indianiſche Feigen, Myrten, Palmen: Anfang Italiens. Das Volk und die Tracht. Hauptkirche, Vorgothiſch; Spitzbögen; Antiken; Kanzel; Altarhäuschen. Inſchrift. Dietrichs Pallaſt. Ausſicht. Räuberpaß. Terra di Lavoro: Büffel. Fondi: Orangen; Gothiſche Kirche und Grabmal; Hauptkirche, Gothiſch, die Burg: Julia Gonzaga. Maſtixbäume;

Itri: die Palme. Cicero's Grabmal (Quelle Artakia). Mola di Gaeta: die Schauſpielerinn und der Mann mit dem Degen; die Meeresfrüchte; Marionetten und Knoblauch. Garigliano-Fluß. Waſſerleitung und Trümmer von Minturnä. S. Agatha. Vulturno-Fluß. Capua: Freudenfeuer; Oper. Bildſäule Friedrichs 2. Antiken. Hauptkirche, antik-Vorgothiſch. Ebene von Campanien; Weinfülle. S. 51 — 67.

Zwanzigſter Brief.

Neapel. Wohnung und Lebensweiſe. Volksgewühl. Lage. Panorama bei den Kamaldolenſern. Flache Dächer mit Gärten. Palläſte von bäuriſchem Werk. — Toledo-Straße. Maskenzüge. Oper Gabriele di Verci von Caraffa: Kolbran; David. Ballet Aſchenbrödel von Duport: Bengaliſches Feuer. Das Opernhaus. Ballet Joconde von Veſtris. Maskenball: Walzer. Spiel. — Herr und Frau von Ramdohr. Die Chiaja: Villa Reale. Fürſt Jablonowsky; Durchſicht der Grotte von Poſilippo. Heigelins Landhaus: Philipp Hackert. Italiſcher Tag. Der Winter hier und daheim. Wunderſtadt. Der Veſuv und ſein ewiges Feuer. Fahrt hinauf: Portici; Reſina; Eſelſturm; Thränen Chriſti; Lavaſtröme und Gletſcher; Einſiedelei; Höllenweg; Doppelkrater; glühender Springbrunnen; Tücke des alten Kraters; Rauchſchlangen; Fegefeuer; Ausſicht; der Vollmond. Veſbius. Atrio del Cavallo. — Pompeji: ältere Stadtmauer; Thore; Straßenpflaſter; Straßen; Häuſer; Säulenhöfe; arabeske Säulenknäufe; Säulen und Bildwerk

von Stuck; Wandmalerei; Handmühlen; Lingam; Gräberſtraße; Bank der Mammia; Iſistempel; Marktplatz, Baſilika; frühere Zerſtörung; älterer Griechiſcher Tempel; offenes und bedecktes Theater; Soldatenhaus; Circus; abgelöſte Wandgemälde. Hackerts Landſchaften. Muſeum zu Portici: antike Bildung; Geräth; Wandgemälde: Tänzerinnen; Nymphen; Leda, Endymion, Adonis, Andromeda; Theſeus; Dido; Iphigenia; Herkules; Stillleben; Landſchaften mit Perſpektive; Bildhauerwerkſtatt; Lawaform eines Buſens. — Muſeum in Neapel: der Farneſiſche Stier von Apollonios und Tauriskos; Herkules von Glykon (ergänzte Beine von Guglielmo della Porta); Flora; Amor und der Delphin; Venus Kallipygos; andre Veneres; die beiden Nonius Balbus; Fechter; alte Minerva: Tempel- und Kunſt-Bilder; Ariſtides; Archimedes; Sokrates; Regulus (Luther); Demoſthenes (Blücher); Apollo; Diana; Iſis; Paſtophore; Phrygiſche Sklaven; Porphyrſchale; Amazonen; Muſenköpfe; Juno; verſchleierter Faun; Atlas; Apollo und 9 Muſen; Schauſpieler mit Masken; Torſen; Orpheus und Eurydike; Paris und Helena; Skylla; unzüchtige Sargbilder; Priapen. Erzpferde; Pferdekopf.
S. 68 — 98.

Ein und zwanzigſter Brief.

Aufgegebene Fahrt nach Sizilien. Gründe. Gräber der Hohenſtaufen in Palermo, nach Daniele: Gemälde von Friedrich 2 in Cefalu. Dom in Palermo, antik-Morgenländiſch-Vorgothiſch; Porphyrſärge und Überbaue Rogers 1, Heinrichs 6, Conſtanza und Friedrichs 2, der letzte von Jacopo dem Deutſchen; alle antik, aber ihre Grundform die Hünen-Gräber und Grabmäler Gottfrieds und Balduins von Bouillon. Antiker Sarg der Conſtanza (Gemahlinn Friedrichs 2): reißende Löwen. Öffnung der Särge. Rogers Prachtkleid; Friedrichs Ärmel mit Kufiſcher Schrift. Daniele's Siegelring, nach Friedrichs verlornem Kopfe zu Capua. — Keine Deutſchen, Franzöſiſchen und Italiſchen Handſchriften aus der Hohenſtaufen Zeit in Neapel. Griechiſches Geſetzbuch durch Petrus de Vineis. Die Univerſität. Sirene Parthenope: Capo di Napoli. Alte Volksbücher: Paris und Vienna von Albani; Stella und Mattabruna: Florindo und Chiaraſtella; Bellafronte und Stellante Conſtantina von Brunetto; der Räuber Abbate Ceſare Riccardo. Geſänge. Märchen: Pentamerone von Baſile; Poſilecheata von Sarnelli. Sammlung von Schriften in Neapelſcher Mundart: Taſſo, Virgil, Homer; Wörterbuch. — Herculanum: Theater; Bronzeſtuhl; Eintrittskarte; Trauerſpiel des Veſuvs; Brunnen. — Caſerta (der Königsſtuhl): Pallaſt von Vanvitelli; Treppe; Landſchaften von Hackert. Garten: Waſſerleitung; Engliſcher Garten: Kampferbaum; Camälea. — Fahrt nach Iſchia, mit Spohrs; Ufer des Poſilippo; Pallaſt der Königinn Johanna: Sage; Schule Virgils. Inſel Niſida. Bai von Baia und Puzzuoli; Mare morto. Vorgebirge Miſeno. Inſel Procida: Johann von Procida. Iſchia. Sturm. Nacht. Der Abendſtern als Mond. Leuchten des Meeres und des Veſuvs. Landung zu

Lacco: treffliches Gaſthaus; Iſchia-Wein. Eſelritt um die Inſel. Reben-Terraſſen um den Epomeo, erloſchener Feuerberg; Mandelbäume; Palmen. Städtchen Furia; das Meer; Grotten bei Fontana. Kloſter in und auf dem Epomeo; alter Lawaſtrom. Rieſe Typhoeus (Affen-Dienſt). Jean Pauls Titan. Ausſicht. Caſamiciola: Dampfbäder. Unſer gaſtlicher Wirth Tomaſo. Art und Tracht der Bewohner Iſchia's. Abfahrt: laue Luft. Die 100 Kammern und Piscina mirabilis bei Bauli. Puzzuoli: Hafendamm; Amphitheater: der H. Januarius; Cicero's Villa; Tempel der Diana und Neptuns; des Jupiter Serapis (Duſares); Fingermuſcheln; heiße Quelle. Solfatara: Schwefelgruben und Dampfbäder; Myrten und Lorbeeren. Straße Domizians; Waſſerbehältniß; Labyrinth des Dädalos; Denkmal der 14 Städte; Domkirche im Tempel Auguſts. Apoſtel Paulus. Heimfahrt durch die Grotte. — Konſul Degen. Oper Aganadecca von Saccenti, verunglückt. Die kleineren Theater: Teatro Fiorentino: Operetten; Paul und Virginie; Chabran. Teatro nuovo: Goldoniſche Stücke; der Fähnrich von Schröder: Demarini. Teatro Fenice: der Waſſerträger; Don Juan. Teatro Carlino, eigentliches Volkstheater. Pulcinella; ſeine Geſchichte: Atellanen; antike Bilder; Umfahren einer großen Pulcinella-Puppe. Luſtſpiele in Neapelſcher Mundart: Sannazaro's Gliomero; Caracciolo; Maske; Stottern. Volksſtücke: Don Juan, von Abri; Pulcinella's kritiſcher Tag; Annella, die Wirthstochter am Capuaner Thor; Aladdin, Friedrich der Große in Schleſien. Teatro della Sorte. Compagnia vera de' Ragazzi. Aushängeſchilder und Gemälde der Schauſpiele; Seiltänzer; Fiedler; Marktſchreier; Marionettenbude; der wandernde Pulcinella ſelber; Volksſänger; Deklamatoren und Vorleſer. Art und Zuſtand des Volks. Mürat. Brand von S. Carlo. Die Ungarn. Schwanken des Throns. Weiſſagung. Konradins Kapelle, und Grabſchrift in der Marienkirche. Deutſche Meſſe darin. Kaiſer Konrads Zügelung des Neapelſchen Erz-Roſſes: Inſchrift deſſelben; Grabſchrift Innozenz 4. — Nicola Piſano (Fuccio) bei Friedrich 2: Kaſtelle dell' Uovo und di Capuana (Wandgemälde); für Karl, Caſtel Nuovo; Gothiſche Kirche; antike Thür und Bildſäule, Triumphbogen und Capuaner Thor von Giuliano da Majano. (Petrus de Martino). Erzthüren von Guglielmo Monaco. Baſtei delle Puttane. Der H. Januarius. Der Dom von Nicola (Giovanni) Piſano, Maglione und Maſuccio 1, Gothiſch. Bildſäulen der Anjou's und Grabmal Innozenz 4, von Pietro de' Stefani. König Andreas. Kapelle Minutoli: Wandgemälde von Tommaſo de' Stefani (Hörner). Maler-Tragödie in der Kapelle des H. Januar. Vaſari. Façade, von Antonio Bambocci, Gothiſch; vollendet von Tommaſo. Unterkirche: Oliviero Caraffa. Feldmaß. Alte Baſilika S. Salvator. Griechiſche Kirche, S. Reſtituta: Taufbecken und Säulen, antik: Spitzbögen; Maria del Principio, Moſaik; Marmorkanzel; Altartafel von Perugino. Taufkapelle: Moſaik-Kuppel. S. Lorenzo, Gothiſch, erneut: Grabmäler der Anjou's und Durazzo's von Maſuccio 1, 2; Gemälde von Simone; Grabmal von Bamboeci; Thurm, antikiſch. S. Chiara-Thurm, desgleichen; unten Gothiſch, von Maſuccio 2; die Kirche, von demſelben, erneut: Grabmäler der Anjou's, von demſelben; Grabmal von Bamboeci; Marmorkanzel und Leuchter; Wandgemälde Giotto's. Burgform der Kirchen. S. 99 — 164.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Geburtstag bei den Kamaldolenſern; Rückblick und Ausſicht; Jschia-Wein; Veſuv-Beſchwbrung. — Bibliotheken: Montoliveto; Tedeschi. Brancaccia; Handſchriften: Albericus; Longobardiſches Geſetzbuch; Caſetta; Cola di Rienzo; Wallenſtein; Tutini; Chronique ſcandaleuſe Neapels von Silvio Corona. Morlini Novellen. Haupt-Bibliothek: Dante's neues Leben und göttliche Komödie; Pabſt- und Kaiſer-Kronik: der Gral. Vaſen. Ägyptiſche Sammlung. Herkulaniſche Handſchriften: Aufwickelung und Ausgabe; Papyrusrollen; Schreibart: Epikuros. Älteſte Deutſche Urkunde, Gothiſch, aus Ravenna; Facſimile von Sierakowsky. Dietrichs Bildſäule. Gemäldeſammlung: Giottino; Gaddi; Filippo Lippi; Ghirlandaio; Perugino; Pinturicchio; Raphael; Sarto; Vinci; Abbate; Palma; Piombo; Francia; Caracci und Coreggio. Francesco; Colantonio (Ölmalerei: König Raniero; Antonello von Meſſina); Johannes von Siena; Zingaro; Andrea von Salerno; Francesco und Fabrizio Santafede. Alberto Duro; Luca d'Olanda;

Breughel. — Sammlung des Marcheſe Berio: Mantegna. Zingaro; Holbein; Bellino; Vinci: Lieblingsgeſicht; Luino: Stich von Garavaglia. Kniep. Canova's Venus und Adonis. — Antike Trümmer. Grab Virgils. Sagen und Dichtungen vom Zauberer Virgil, und Klingſor, nach Volksbüchern, Eſchenbach, Gervaſius, Konrad, Helinandus, Necquam: Zauberſchule; Kaſtell des Zauber-Eis; Thurm; Abzüge; Fliege; Zauberköpfe; Blutigel; Schlachthaus; Bild im Glaſe; Erzroß und deſſen Geſchichte (neue Piramide); Erzreiter; Glockenthurm; Kampfſpiele; Grottenweg; Bäder; Zaubergarten (Monte Vergine: die H. Jungfrau); Erzbild gegen den Veſuv; Verjüngung; Gebeine; Zauberbuch. — Grabmal Sannazaros: der Teufel von Mergellina. Kirchen: S. Paolo: antike Säulen. Domenico Maggiore, von Maſuccio 1, Gothiſch: Grabmäler von Fiore; Kruzifix des Thomas von Aquino; Madonna von Giotto; S. Lucia; gute Gemälde. Pietro a Majella, Gothiſch: Thurm. Incoronata, Gothiſch; Gemälde von Giotto und Simone; Grabſteine. Giovanni in Carbonara, von Maſuccio 2, Gothiſch: Grabmäler Königs Ladislaus und des Caracciolo, von Ciccione; Bildſäulen von Scilla und Gianotto; (Pietro Plata). Annunziata, antik, von Vanvitelli: Grabſtein Johanna's 2, Schlußſtein der Anjou's. Kellers Tragödien. Giovanni Evangeliſta, Gothiſch: Erzengel Michael: Keule des Jacob von Marra; Thurm, mit Antiken. Giovanni Maggiore, von Maſuccio 1: Grabmal der Parthenope. Monte Oliveto, antikiſch:

Bildwerke von Majano, Roſſellino, Nola, Santacroce; König Alfons 2, Pontanus und Sannazaro, von Mazzoni; Alfons 1 und Gabriel Correale. — Öffentliches Criminalgericht. — S. Eligio, Gothiſch, erneut: Marmorköpfe am Uhrthurm, ihre Geſchichte. S. Giacomo, neu: Bild von Mascioni; Grabmal Peters von Toledo, von Nola; Deutſche Grabſchrift Hans Walthers von Hiernhaim. S. Severino: Grabmal der Severini; Bilder von Perugino; nach Raphael; von Zingaro. S. Severo, neu: verſchleierte und verwickelte Bildſäulen von Corradini.

Reiſe nach Päſtum, mit Röſel und Wattewyl: ſtürmiſche Überfahrt nach Caſtellamare. Trümmer von Stabiä. Felſenkirche. Quiſiſana. Landhaus des Marokkaners. Luft-Flöße. Ausſicht. Vico. Kalkberge. Sorrento: das wahre Hesperien; Ägyptiſche Bildſäule; antike Bruchſtücke; Taſſo's Haus und Lorbeeren. Maſſa; Campanella; ſtürmiſche Überfahrt nach Capri: romantiſche Herberge; kleine Häuſer. Bocks-Dienſt. Konrads Sage von den Schlangen. Tiberius' Palläſte. Ausſicht. Die Bewohner. Stürmiſche Meerfahrt: Sirenen-Inſeln; Nacht; Irrlichter; Conſa; Tänze vor Amalfi. Herberge. Lage. Flavio Giſia, Erfinder des Kompaſſes. Tabula Amalphitana. Johanniter. Tropfſtein-Grotte. Franziskaner-Kloſter, Gothiſch. Wartthurm. Hauptkirche, antik-Vorgothiſch; Erzthüre; Vorhalle; Thurm und Kreuzgang, Gothiſch. Glückliche Seefahrt. Trank. Korallen. Citara, Raita, Vietri. Salerno: Lage; Burg; Schola Salernitana; antike Bruchſtücke.

Hauptkirche, antik-Vorgothiſch: Thüren: Vorhalle: Sarkophage. Granitbecken; Marmorkanzeln; Leuchterſäule; Grabmäler Gregors 7 und Johanns von Procida; Andrea von Salerno. Thurm. Gothiſche Waſſerleitung. Orangen, Palmen. — Landweg nach Päſtum. Eboli. Wüſte Ebene: Büffel und Schweine. Perſano. Silaro-Fluß. Zerſtörung und Verwilderung. Poſeidonia: Poſeidon und der Stier; Münzen; Griechiſche Stadt; Verfall; Paeſtum; Salſo-Fluß; Pieſti. Entdeckung. Stadtmauer; Thor; Waſſerleitung; Thürme; Amphitheater. Drei Tempel, älteſter Griechiſcher Styl: Doriſche Säulen; ähnliche Ägyptiſche: Pflanzen und Kegel-Form; Zelle; Giebel und Dach; Adler und Flügel; Richtung; Eingang. Ceres-Tempel: Blätterknäufe; Vorhalle: Plinthen und Halbſäulen; Zelle und Heiligthum. Ähnliche Tempel. Neptuns-Tempel: keine Blätter; doppelte Vorhalle; zwei Säulenreihen in der Zelle, drei Schiffe; kleine Säulen auf den großen; offenes Mittelſchiff (Hypaithros): ähnliche Tempel. Die Baſilika: bauchige Säulen; Blätter; ſchmale Vorhalle; ſcheinbar doppelter Säulen-Umgang, nach Hermogenes; Säulenreihe in der Mitte: ähnliche Tempel. Thürpfeiler. Piramidiſche Grundform; ihre Bedeutung in der alten Welt: Todtenhäuſer und Mumien; Tempel und Götterbilder. Antike feſte Formen und Verhältniſſe; Ausdehnung der Maße: Säulen der Peterskirche, der Tempel zu Selinus und Karnak; Rieſentempel zu Agrigent: Halbſäulen. Gegenſatz der Gothiſch-Chriſtlichen Baukunſt. Maße der höchſten Gebäude. Kleinheit der Tempel zu Päſtum, Erhabenheit der Verhältniſſe; Steinart; Bemalung der Tempel und Bildwerke. Vierter Tempel: Übergang zur Korinthiſchen Säule: Skopas; Kallimachos. — Feier der Reiſe-Sonnenwende. Heimkehr: der todte Holzhauer: der Sterbende auf der Landſtraße. Vietri. Das Mühlthal. Cava: die Abtei, erneut; alte Reſte; antiker Sarg der Sibilla; Grabmal des Gegenpabſtes Bourdin; Gegenpabſt Theodorich. Gemälde: Andrea von Salerno; Perugino; Reni; Dolce. Archiv: Longobardiſche Urkunden, und Dauer dieſer Schrift. Handſchriften: Longobardiſche Geſetze; Itala; Iſidorus; Papias; Hymnen mit Noten. Erſte Drucke, mit Gothiſcher Schrift. Nocera: Manfreds Familie; Taufkirche, antik-Vorgothiſch. Scafato. Sarno-Fluß. Pompeji: der älteſte Doriſche Tempel; Blätterknäufe. Neuere Doriſche Säulen; zum Theil von Stuck; Halbſäulen; Entartung durch Römiſchen Luxus, in Privatgebäuden, Wandzierraten, und an Grabſteinen; phantaſtiſche Wandgemälde von Gebäuden. Heimkunft. — Kapuzinerkloſter. S. Elmo. Belvedere: Rieſen-Aloe. Poſilippo. Heigelins Garten. S. 165 — 259.

Drei und zwanzigſter Brief.

Raub und Mord. Fahrt nach Baia, mit Röſel: Monte nuovo: Averno-See; Waſſerleitung; Kuppel-Tempel; Sibyllen-Grotte. Arco felice. Cuma: Sibyllen-Grotte; alte Straße; Amphitheater. Fuſaro-See: Auſtern. Acheron und

Elyſium. Inſchrift von Backſteinen. Baia: Ausſicht; Kuppel-Tempel Mercurs, der Venus und Diana, der letzte ſpitzbogig.

Konradins Richtſtatt: die alte Kapelle, abgebrochen; Capella nuova, ein Heidentempel: Porphyrſäule und Marmor-Block der Hinrichtung; Bild des Handſchuhs; Marmorkreuz. Kapelle der Gerber. Grabmal bei den Karmelitern. Bildſäule von Konradins Mutter. Sagen; Bilder. — Die Gemälde aus Palermo: Raphael; Sarto; Tiziano; Giulio Romano; Venuſti; Guercino; Caracci; Domenichino; Coreggio; Parmigianino; Vinci; Luino; Giotto; Mantegna; Bellino. Altdeutſches Bild. — Die Katakomben, eine Todtenſtadt. Der Joſephs-Prediger. Menſchenhaß und Reue: Demarini; Teſſari. Letze. Rückfahrt nach Rom, mit Priſtanowsky. Capua: Friedrich 2 und Nicola Piſano. Tifata. Itri: Straßenlaterne. Fondi, mehre Gothiſche Kirchen. Terracina. Baumweg durch die Pontiniſchen Sümpfe. Velletri: Winter und langſamer Frühling. Neue Wohnung in Rom: Gemälde, Garten, Lage. Lebensweiſe. Der Eſelreuter Pippo. Stille und Kunſtfülle Roms. S. 260 — 281.

Vier und zwanzigſter Brief.

Heilige Woche: Palmſonntag. Königliche Treppe von Bernini; Vorſal: Wandgemälde von Volterra, Vaſari, Zuchero. Siſtina: Miſerere von Allegri. Pauliniſche Kapelle: Erleuchtung; Wandgemälde Michel Angelo's. Kreuzerleuchtung unter der Peterskuppel. Pantheon: Mondbeleuchtung; Raphaels Büſte, und Madonna von Leonetto. Stelldichein. Viktualien-Architektur. Petersplatz: Bernini's Säulengänge; Obelisk; Springbrunnen. Der Pabſt auf dem Balkon. Fußwäſche der Pilger: Teppich nach Vinci's Abendmal; Speiſung: Raphaels Geburts- und Todesfeier. Ältere Wandgemälde in der Siſtina, von Ghirlandajo, Perugino, Botticelli, Roſelli, Signorelli, Angelo's Vorbild. Engelſturz von Matteo. Angelo's Gemüth. Gemäldeſammlung des Vatikans: Raphael; Fieſole; Ghirlandajo; Vinci: Stich von Leonetti; Garofalo; Reni; Caravaggio; Barocci; Guercino; Valentin; Pouſſin; Domenichino; Sacchi; Volterra. Gemälde-Kanon. — Raphael, der Friedensbote. S. 232 — 295.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Reiſe nach Tagliacozzo: Höhlenbewohner; Anio- oder Teverone-Fluß; Tartarus-See; Brücke und Grabmal; Kuppeltempel der Toſſa. Tivoli: Lage; Dom; antike Bauſtücke; Spitzbögen. Runder Veſta-Tempel, Korinthiſch: Unter- und Oberſätze der Säulen; Regel der letzten in Ägypten. Pflanzen- und Menſchen-Säule. Sibyllen-Tempel: Halbſäulen. Grotte. Waſſerfall. Mahl. Eſelritt: Landhäuſer des Horaz und Quintilius Varus; Ausſichten. Kaskatellen: Gmelins Blätter. Grotte. Alte Straße. Landhaus Mäzens. Gaſthaus. Die Stadt. Kirche am Thore. Waſſerleitung.

S. Polo: Capella di Madonna. Vicovaro: uralte Stadtmauer; antike Säulen; Gothiſche Bögen. Anio-Thal. Benedetto in Coſimato. Velino-Berg. Riofreddo. Carſoli, Gothiſche Bögen. Colle: uralter Grundbau eines Gebäudes und Unterbau der Straße. Waſſerſcheide. Rocca di Cervo: Ausſicht. Salto-Fluß. Tagliacozzo: wüſte Burg. Herberge. Ritt aufs Schlachtfeld: Scurgola; Salto-Brücke; Abtei der Maria della Vittoria, von Nicola Piſano. Berg und Feſte Alba. Kyklopen-Mauern: ihre Art und Bedeutung. Kyklopen oder Bauchhände, ſind Demiurgen, Archonten, Weltbauer und Menſchenbildner, wie die Daktylen, Kureten, Korybanten, Telchinen, Kabiren: allzumal Götter des Auges, des Fingers, der Hand und des Hammers: Urbauer. Bauende Töne der Weltleier: Apollo, Orpheus, Amphion; Erze und Farben, Sphären und Tage, Labyrinthe. Kein Kyklopen-Volk, nur Kultus; daher die Bauart: Prieſter und Könige ſind Baumeiſter, Tempel ſind Burgen. Andere kyklopiſche Bauten. Die Schatzkammern zu Mykene und Orchomenos (von Trophonios und Agamedes: Tempel zu Delphi). Kyklopiſche und Agyptiſche Unkenntniß des Wölbens: Etruskiſche Gewölbe. Kyklopen-Mauern in Griechenland und Italien von einem Volke: Pelasger: mythiſcher Name; kabiriſcher Kultus; pelasgiſche Mauer iſt kyklopiſch. Alteſte Völkergeſchichte iſt Götter- und Kultusgeſchichte: bloße bedeutende Namen. Stammbaum von Pelasgos und Lykaon, ähnlich dem Nordiſchen von Forn-Jotur, mit den Jotunnen, Hand-Rieſen, und Thor (mit dem Hammer): die Hünen-Gräber, und Rieſen-Bauten. Kyklopen im Norden: Arimaſpen; Rieſengebirge, Rübezahl. Teufels-Werke. Der freie Baumeiſter. (Däumlinge). Rieſen- Zwerg- und Bau-Sagen, allgemein. Welt- und Menſchen-Nachſchöpfung: Sündenfall: Babel. Offenbarung; Erlöſung. Gottes Wort bei den Heiden: Blutopfer; todte Götzen; Selbſtvergötterung: Zauberei; Seelenwanderung: Todtenhäuſer: Prieſterthum und Knechtſchaft: eher Zwerg- als Rieſenvölker. Gleich große Werke zu Gottes Ehre. — Europäiſches Urvolk, kyklopiſch in Italien und Griechenland: Petit Radel: Winkelmann; Sangallo. Die Hellenen: mythiſche Stammtafel, von Prometheus und Deukalion, näher den Olympiſchen Göttern; im Hintergrunde die Welt- und Götterſchöpfung. Ebenſo im Norden: das Chaos, die Aſen, und Odins Söhne als Stammhelden (der Wolſungen und Niflungen). Helleniſch-Doriſche Baukunſt: Verbindung mit der kyklopiſchen; Entwickelung der Joniſchen. Kabiriſche Lingam-Bilder an den Kyklopen-Mauern. — Pelarge mit den Kabiren und Peleien: die Pelasger als Pelargen. Pelasger und Aborigines in Italien; kyklopiſche Städte: Reate; der Nabel-See Italiens. Die Sabeller am Velino. Die Marſen: Alba: neue Stadt; Zerſtörung: alle Zeitalter der Baukunſt. Ausſicht. Schlachtfeld. Ritt nach Avezzano. Überſchwemmung des Fuciner See's: Pitonia-Fluß. Der Emiſſar: Geſchichte und Bauart Der Etruskiſche Emiſſar des Albaner-, und der Pelasgiſche des Kopais-See's. — Unſer Triumphzug im

Avezzano: die gaſtliche Polizei: abenteuerliches Gaſtgeſchenk. Waſſerſcheide. Anjou's Hinterhalt. Entſchuldigung der Abſchweifungen. Vereitelter Plan nach Subiaco: Rückkehr auf demſelben Wege: Geſellſchaft in Tivoli. Hadrians Villa. Heimfahrt nach Rom: Streit über Kyklopen und Gothen; Vereinigung durch Syrakuſer.

Oſter- und Weihnachtsfeier in Rom: Theater und Vorſtellungen in der Peterskirche. Denkmale darin: Angelo's Pieta. Königinn Chriſtina. Markgräſinn Mathilde, von Bernini. Pius 6, mit der Löwinn und Religion, von Canova. Aufgedunſene Tugenden Bernini's. Rieſenbilder von Mocchi, Bolgi und Flamingo. Grabmal Pauls 3, von Guglielmo della Porta: die verführeriſche Gerechtigkeit und widerwärtige Wahrheit. St. Peters Stuhl, von Bernini. Grabdeckel Sixt 4, von Pollajolo. St. Peters Erzbild und der Kapitoliſche Jupiter: der Fels der Kirche und die lebendigen Steine. — Moſaikbilder der Altäre: Reni's Michael: Raphaels Verklärung. — Kaſtratenmuſik in der Kapelle der unbefleckten Empfängniß, und die heidniſchen Gallus-Prieſter. Die heilige Janus-Thüre. Erzthüre von Filarete. Moſaik, nach Giotto. Unterkirche: Grabſtätte Petri und Pauli. Die alte Vorgothiſche Kirche Konſtantins: Grabmal Otto's 2; Bonifaz 8, von Arnolfo, Turrita und Cosmate. Modelle der Peterskirche, von Sangallo und Angelo: Zuſätze von Maderno und Bernini. Fontana's

Verſetzung des Obeliſken. Das Dach der Kirche: Ziegelei und Chineſiſcher Garten. Blick in die Laterne der großen Kuppel. Aufklimmen zum Kreuz über der Kugel: das Triumphfeld und die Triumphbrücke der Heiden; und das Siegeszeichen und Siegesmal der triumphirenden Kirche. S. 196 — 358.

Verbeſſerungen und Zuſätze.

Im erſten Bande.

Seite 9. lies: mit Neugothiſcher Architektur. Ebd. l. in der Neurömiſchen Art. S. 18 l. dem Tiber. S. 33 l. Shakspeare. S. 43 l. Albrecht. S. 77 bei Quaglio findet ſich eine Säule des Portals und ein Säulenknauf (mit Adlern) des Innern. Ebend. ſind auch aus St. Emmeran mehre Säulen, und die Grabmäler der H. Hemma, Gemahlinn König Ludwigs von Baiern (ſt. 876) und des Grafen Warmund von Waſſerburg (ſt. 1001), beide mit Bildſäulen, aber wohl nicht gleichzeitig mit den Verſtorbenen. S. 85 Quaglio gibt eine Abbildung des Ganzen und mehre einzele Säulen. An der merkwürdigen, aus Bildwerk zuſammengeflochtenen Säule iſt einer der im Rachen eines Ungeheuers kämpfenden Männer ein Türke mit Turban und Bart. S. 10 l. Bivouac. S. 104 l. die bloßen Kabinets- und Gallerie-Bilder. S. 108 Von den ſchönen Bildern des Triſtan hat mein Freund Ruhl ſeitdem Zeichnungen gemacht, und mir eine davon mitgetheilt. S. 116 l. auf ſechs Säulen. S. 120 l. 1473 ſtarb — um 1477. S. 124 l. und durch die eigene. S. 125. In dem zweiten Heft einer ganz neuen Sammlung alter Bauwerke von Quaglio, in Steindruck, iſt eine maleriſche Anſicht des Seitenſchiffs mit dem

Taufſteine. S. 131. Das Gedicht von des Kaiſers Lucius Tochter enthält die Geſchichte des Kaufmanns von Venedig. Die Handſchrift iſt aus dem 15ten Jahrhundert. S. 151. Der Hiob und die Pſalmen Notkers wurden binnen 4 Tagen für die Kaiſerinn Giſela, Konrads 2 Gemahlinn, 1027, abgeſchrieben und die Urſchrift zurückgegeben. S. 156. l. altverwandten Griechiſchen. S. 157 l. mit ihren Namen. S. 192 l. Aarburg. S. 210 l. freſſen ſich immer tiefer ein, und zerſprengen durch ihr Gefrieren die Eismaſſe, bis ſie ꝛc. S. 252. des Königs. S. 262 l. Knauf nur 40 Ellen (Braccia). S. 271 l. die Sinnbilder der vier Evangeliſten. S. 282 l. worden, als das Urbild. — Apotheker. S. 285 l. entarteten Korinthiſchen. S. 286 l. kleineren Knauf.

Im zweiten Bande.

Seite 25 l. Phaethon. S. 80 l. Brescia für Padua. S. 88 l. Mantua, Verona. S. 89 l. in einer Kirche gezeigt wird. S. 91 l. breiteren auf den (ohne Komma). S. 171 Dieſe Inſchrift las man in Moſaik über dem Gebälke des Hauptaltars, bis 1713: die Lateiniſche Überſetzung, welche aber nur den Bildhauer Nicolaus nennt, ſteht noch im Bogen über der Hauptthüre. Nach Baruffaldi's ungedruckter Kronik von Ferrara (bei Cicognara, II. 270) arbeiteten 1433 zwei Brabanter Bildhauer Henricus und Guillelmus in der Sakriſtei des Doms und in S. Francesco, dem Italiäner etwas fremdartig. S. 152 l. vortreffliches Schnitzwerk iſt. S. 153 l. hat vermuthlich Giovanni. S. 175

l. erfreulich erſchienen. S. 180 wie ſie faſt ſeine frühſten. S. 200. Ein Tedesco arbeitete hier auch 1367 eine Bildſäule für S. Reparata. S. 204 l. der Strebepfeiler, zu ſehen, und. S. 205 l. untern Stockwerke verbundenen langen Seitenwände des höheren Mittelſchiffs, welche das obere. S. 207 l. Denkmale davor geſetzt. S. 208 l. Angelo's, Maria. S. 111 Die Bedeutung dieſer Achtzahl in der Baukunſt vgl. Bd. III. S. 310 ꝛc., und v. Hammers wichtiges Buch über die Gnoſtiker, Templer und Freimaurer. S. 212 Der Minorit Jacopo von Turrita (bei Siena), auch F. Mino genannt, machte 1225 die große Moſaik in der Niſche, als Andrea Tafi erſt 12 Jahr alt war, und in der That weit ſchöner, als dieſer nachmals die kleinen Moſaiken an der Decke machte. Ob Turrita auch von den Griechen lernte, iſt unbekannt. S. 214 l. ſo wie in ſeinen beiden Thüren. S. 220 l. weil er, ſchnöde belohnt, Kunſt. S. 223 l. Andrea und Bernardo Orcagna. S. 226 l. Florenz gedruckt. — ihm vorkamen. S. 236 l. Giuliano Medici. S. 237 l. wie, laut Vaſari, der Künſtler. — mit übervoller Bruſt. S. 250 l. nach welchen ihn. S. 260 l. geholfen und ſie übertroffen habe. S. 274 l. Antonin dem Paulus weichen. S. 278 l. in den gewaltigen. S. 284 l. Gebälk, Fries und Kranz nur, S. 294 l. aus Deiner Heimat. S. 295 l. Überhaupt iſt es hier. — Ausgabe deſſelben überbracht. — zu jenen 6 Blättern. S. 299 l. unter den reich verzierten. S. 301 l. ſolche nüchterne Konverſazion. S. 303 iſt das erſtemal nennen zu ſtreichen. l. vormals der Tempel. S. 307 l. Gioacchino Pl.

— deſſen eigene, zum Theil. — den als Winkelmanns. · S. 309 l. bei uns nimmer. S. 318 l. und darunter viele Bildniſſe. S. 319 l. Genoveva. S. 320 l. aus Mozarts. S. 332 l. größer, und ſchamhaft ein Gewand. S. 336 l. lichtem Gewande. S. 339 l. Bibliothek, die kürzlich auch wieder in Paris geweſen ſind. — de Leigni. S. 344 l. iſt — aufgeſtellt.

Im dritten Bande.

Seite 9, 10 l. Reinhart. S. 11 l. Hof für Meiningen. S. 13 l. des Ascanius Grabmal. S. 15 Z. 5 l. ſahe. S. 25 l. Leo's 10: und Karl der Gr. als Franz I. S. 30 l. Oelbilder. S. 27 Ich ſehe, daß Winkelmann noch eigenhändige Zeichnungen Raphaels nach antiken Bauwerken kannte. S. 42 Anmerk. 1 l. Taf. 178. — Die Sage von der Kreuzigung geht ſchon von Parrhaſius. S. 55 l. Morten. S. 56 l. rohes Stück Leder. S. 58 l. XVII. S. 60 l. Kreuzarmes. S. 65 In den Lettere Saneſi iſt keine Abbildung, und die bei Agincourt die erſte. S. 68 l. völliger. S. 70 l. Caſtel dell' Uovo. — l. hieſige. S. 71 l. Thürmen. S. 72, ganz unten, ſtreiche die. S. 81 l. Erkaltung. S. 95 l. Mutter des jungen Nonius. S. 117. Eine ähnliche Sage geht auch von der Böhmiſchen Libuſſa. S. 141 l. wiedererobert hatte. S. 146 l. Schule her. S. 147 l. umgeſtürzt. S. 151 l. dem Thürbogen. S. 176 l. ſcheint mir — Coreggio. S. 179 l. Sibyllen. S. 185 die Königinn Iblis gehört vermuthlich zu den Iblis-Feen in 1001 Nacht. S. 187 l. Childerichs. S. 221 l. Baum der Verkündigung. S. 225 Poſeidon heißt auch Schöpfer des Stiers. S. 231 Eier wurden auch in den Tempeln der aus dem Ei geborenen. Dioſkuren aufgehängt. S. 217. Hermogenes von Alabanda in Karien, um 650 vor Chr., erfand dieſe von Vitruv wegen des geräumigeren Ganges um die Zelle ſehr empfohlene Tempelart und baute ſo die Tempel der Diana zu Magneſia und des Apollo zu Mneſtes. Sie heißt Pſeudo-Dipteros, doppelflügelig, weil ſie doppelte Säulenreihen umher zu haben ſcheint, wie die Tempel der Diana zu Epheſos und Jupiters zu Athen wirklich hatten. S. 238, l. Schatzkammer Agamemnons. S. 240 l. über ein Jahrhundert. S. 246 l. der weit über die pyramidiſche Säule vorragende. S. 247 l. das Ziel und Ende. S. [illegible] l. befreundete und feindliche. S. 266. Ich will nicht verhehlen, daß man in dieſem Handſchuh auch wol die Form eines ausgeſpannten Fells ſehen könnte, in Beziehung auf die Kapelle der Gerber. S. 269 l. unabläſſig. S. 272 l. Parmigianino. S. 274 l. Telmeſſos.' S. 302 l. Vicovaro. S. 312 l. göttlichen Ur- oder Vorbauer ſtand, denen Alkathous. S. 317 l. neunjährliches. — l. Todaustragen. S. 318 l. Peleg (Fluß). — l. einzelen Kräfte. S. 320 l. kommen, abſteigend. S. 323 l. erneut iſt (ohne Komma). S. 328 l. neben dem hinkenden Wölund. S. 336 l. beſten. — l. als f. alſ. S. 347 l. mit etwas (getrennt). S. 349 Guglielmo della Porta aus Mailand hat auch ſeinen Namen auf den Gürtel der nackten Schöne geſetzt.

Briefe in die Heimat
aus
Deutſchland, der Schweiz und Italien.

Dritter Band

Rom, den 3. Januar 1817.

In den letzten Tagen des abgelaufenen Jahres, deſſen Sylveſterabend wir auf Deutſche Weiſe mit Sang und Trank gefeiert, habe ich noch mit L., unter Anführung unſers rüſtigen Landſchafters Wallkoff, einen fröhlichen Ausflug in die Umgegend gemacht. Wir wanderten vor Tage bei hellem Mondſcheine aus, die ſtille lange Straße an Maria Maggiore vorbei, beim Lateran aus dem Thore, dann durch die hohen Bögen der von den Bergen kommenden alten Waſſerleitung des Kaiſers Claudius, die zum Theil noch zu der neueren großen Waſſerleitung aqua Felice benutzt iſt. Es war bitter kalt, und draußen war in der That Reif und harter Froſt: die ſteigende Sonne thaute ihn jedoch bald auf. Der Tag ward ſchön: deſto wüſter erſchien aber die große baumloſe Ebene von Rom bis an die Berge, wo hie und da nur einzele Wohnungen neben alten Trümmern ſtehen und einzele Stücke Feld von fernher kommenden Arbeitern angebauet ſind. Und doch ſtand hier einſt alles voll Landhäuſer und iſt der Boden gut. Verwüſtung, Entvölkerung und Trägheit haben hier Verwilderung der Natur, und dieſe wieder, durch ungeſunde Luft Entvölkerung erzeugt. Freilich war und iſt es luſtiger und geſunder auf der nahen Höhe bei Quellen und Bäumen zu wohnen. Gern ſtiegen wir endlich hinan, neben dem immergrünen Garten des Landhauſes Rufinella, das dem Lucian Bonaparte gehört, zu dem Städtchen Fraſcati, über dem das alte Tuſculum ſtand, das durch Cicero's Landſitz berühmt iſt, und wo in den Trümmern noch Alterthümer ausgegraben werden: kürzlich aufgedeckte Grundmauern werden für älter, als die Cloaca maxima in Rom, und der ſogenannten kyklopiſchen Bauart gleichzeitig geachtet. Wir erfriſchten uns durch den guten Wein, der ſchon an dieſen Bergen wächſt, und wanderten durch das Städtchen, deſſen glänzendſter Theil die im Sommer von den Römiſchen Großen bewohnten Landhäuſer und Gärten ſind, das aber im Mittelalter, zu Kaiſer Friedrichs I. Zeit, ſogar Rom furchtbar war. Von hier erſchien erſt, beim Rückblick nach Rom, die Peterskirche in ihrer wahren Größe: während alle übrigen Kirchen und großen Gebäude in eine undeutliche Maſſe verliefen, ſtand ſie mit ihrer Kuppel noch da wie ein Berg. — Wir gingen auf der Höhe fort nach der Abtei Grotta Ferrata, wo im Sommer auch Künſtler zu wohnen pflegen und in einer Kapelle ſchöne Wandgemälde von Domenichino ſind, von denen eins (die Heilung eines beſeſſenen Knaben durch den H. Nilus) unſer Ruſchweth recht wacker gezeichnet und geſtochen hat. In der Nähe iſt ein ſehr maleriſches Thal mit einer Mühle, aus welcher das treibende Waſſer mächtig hervorrauſcht und dicht am Hauſe einen ſchönen Waſſerfall bildet. In dem ſchon weiter in den Bergen auf einer Höhe gelegenen armſeligen Städtchen Marino machten wir Mittag. Die Oſteria war etwas unheimlich, und das ganze Neſt iſt wegen Raubgeſindels verrufen. Noch mehr Rocca di Papa, das man von hier aus gut ſieht, und das noch höher im Gebirge oben auf einem kegelförmigen Berge rings umher gebaut iſt. Durch ein ſchönes waldiges Thal, in welchem noch grüne Buchen ſtanden, gelangten wir nun an den Albaner See, der, faſt rund, mit ſeinem hohen trichterförmigen Ufer ganz das Anſehen eines ausgebrannten Vulkans hat, in deſſen Trichter ſich das Waſſer geſammelt. Wir gingen über den durch den ganzen Felsberg, gegen 3700 Schritt, gehauenen Abfluß (Emiſſar), durch welchen ſchon die alten Römer das höhere Anſchwellen und Überlaufen des Sees verhinderten, am Rande des Sees nach Caſtell Gandolfo, dem einzigen Luſtſchloſſe des Pabſtes, wohin er im Sommer der aria cattiva (böſen Luft) des ſumpfigen Roms entflieht, das aber eben nicht glänzend iſt. Noch unbedeutender iſt das Städtchen dabei. Die Lage, hoch über dem runden Waſſerſpiegel, iſt aber ſchön, und beſonders erfreulich der ſchattige Baumgang und

Weg, der von hier oben um den See bis zu dem Kapuzinerkloſter führt, das mit ſeinem ſchönen Garten noch höher die Ausſicht umher beherrſcht. Von hier wird der Weg wilder im Buſchwerk und Geſtrüpp, womit das ganze Seeufer bewachſen iſt, und das, wie bei uns die Elslaken benutzt, in Schläge (macchie) getheilt, immer nach gewiſſen Jahren jung abgehauen wird zu Reiſig. In dieſer Gegend werden noch die Trümmer des feſten Hauſes eines kühnen Räubers gezeigt. Weiterhin ſind viele, zum Theil durch Kunſt ausgehöhlte Grotten, von ſehr mannigfaltiger und maleriſcher Geſtalt und innen und außen gar ſchön begrünt durch allerlei große Farrenkräuter, beſonders durch ein feines Kräutlein, Venus-Haar genannt, das an einem langen dünnen und ſchwarzen Stiel ſehr zierliche Blätter reihet. Beſonders häufig ſind dieſe Grotten nahe am Kloſter Pallazuola, das dicht am Rande des Sees grade unter dem höchſten Gipfel dieſer Berge, dem Monte-Cavo, liegt. Weil es keine reiche Güter hatte, wurde es nicht aufgehoben, zum großen Vortheil der Künſtler und der Reiſenden. Walloff hatte hier in den Sommermonaten gewohnt, und durch ihn fanden auch wir gaſtliche Aufnahme, die uns an dem kalten Herbſtabend in dieſer wilden Gegend um ſo angenehmer war. In der Küche wurde ſogleich ein großes Feuer gemacht, und wir ſaßen recht traulich mit den gutherzigen Mönchen um den Heerd und ſchwatzten allerlei, während ein gutes

Abendbrot bereitet wurde. Nach dieſem bekam jeder eine Zelle zum Schlafgemach. Es war das erſtemal, daß ich auf ſolche Weiſe in einem Kloſter war: es gefiel mir aber ſehr. Ich ſchaute nochmal hinaus über den ſtillen See in der Tiefe, auf dem ſich der Mond wiegte, und ſchlief vortreflich in dem guten Bette. — Der nächſte Morgen war aber ſo trübe, daß wir es aufgeben mußten, den Monte Cavo zu beſteigen. Droben ſtehen noch Trümmer des Jupitertempels, der ein Geſammtheiligthum der alten Lateiniſchen Stämme war, und eine Straße für die Konſuln und Triumphatoren führte von Rom hinauf, von welcher wir hie und da noch Spuren ſahen, die ganz der am Bogen des Titus ähnlich ſind. Dicht am Kloſter, wo eigentlich das alte Albalonga lag, iſt im Felſen ein großes Denkmal ausgehauen, auf dem mehre alte Fasces (Ruthenbündel mit Beilen) neben einander ſtehen: Gmelin hat es ſchön in Kupfer geſtochen. — Wir wanderten über buſchige Höhen hin, welchen das häufige, jetzo vertrocknete Farrenkraut von fern die gelbbraune Farbe gibt. Die Formen und Linien dieſer und der übrigen damit zuſammenhangenden Kalkberge um Rom, werden von den Landſchaftern höchlich geprieſen, und ſind in der That auch ſehr maleriſch. — Bald kamen wir an den See von Nemi, welcher dem Albaner ganz ähnlich, nur kleiner iſt und auch einen alten Abfluß durch den Berg hat. Das Städtchen Nemi liegt herrlich dicht am hohen waldigen Ufer, iſt aber ärmlich. Wir ſprachen wieder bei den Kapuzinern ein, von denen wir ſehr freundlich aufgenommen und, obwohl es Faſttag war, recht gut bewirthet wurden. Nachmittag ſtiegen wir zu dem See hinab, an dem ein Tempel der Diana geſtanden hat, deſſen Waldeinſamkeit ſich auch wohl für dieſe Göttinn eignet, und gegenüber wieder hinauf zu dem Städtchen Genzano (nach Diana Cynthia benannt), das ſich vom hohen Ufer nach der jenſeitigen Ebene hinabzieht, ſchon auf der Straße nach Neapel liegt und anſehnlicher iſt, als die geſtrigen Örter. Das Schloß hier am See gehörte einem unlängſt verſtorbenen Römiſchen Großen Ceſarini, von dem man ſich gräuliche wälſche Geſchichten und Teufeleien erzählt, die er ungeſtraft zu verüben wußte. In Genzano wird das Frohnleichnamsfeſt ſeit unvordenklichen Zeiten auf ganz eigenthümliche ſchöne Weiſe begangen: in einer ſehr breiten Straße werden auf dem Boden allerlei Gemälde, Sinnbilder, Wappen, ja Figuren und Bildniſſe aus Blumen mit größter Kunſt und Sinnigkeit, wie eine Moſaik, zuſammengeſetzt, und über dieſen bunten Teppich zieht die Prozeſſion. W. beſchrieb es uns höchſt maleriſch: der Zulauf iſt ſehr groß, und die in dieſer Gegend vorzüglich ſchönen Weiber zeigen ſich dann am vortheilhafteſten. Uns begegneten auf der ganzen Wanderung auch manche recht hübſche, denen ihre Volkstracht, das ſcharlachene Mieder, deſſen Armel, wie an einem Harniſch, nur mit Bändern befeſtigt werden, und der auf dem bloßen Haupte zuſammengelegte Schleier, recht gut ſtand. — Wir gingen nun auf der großen Straße, an der Seite des langen Bergrückens hin, von dem man fern das Meer und auf einzelen Bergen hie und da Thürme alter Burgen ſchaut. Die am Wege liegende Kirche der Madonna di Galloro wurde eben zu ihrem Feſte ſchön ausgeziert mit Laubwerk und Blumen. Bald gelangten wir dann nach Laricia, einem auch ſchon im Alterthum bekannten Ort, in deſſen Nähe Numa Pompilius mit der Nymphe Egeria zuſammen kam. Ein friſcher Brunnen dicht vor dem Städtchen iſt das Widerſpiel des Lethe und bewährt ſein Sprichwort, daß, wer einmal von ihm getrunken, Laricia nimmer vergißt:

Chi ha bevuto della fontanella,
Si scorda mai dell' Aricia bella.

Hier iſt ein Pallaſt der Familie Ghigi mit einem ſchönen Garten, und wohnt der treffliche Landſchaftmaler Reinhard, der ein eben ſo gewaltiger Jäger iſt, und von hier aus in die nahen ſumpfigen Ebenen bis ans Meer, wo allerlei Gewild hauſet, auszieht. Wir beſuchten ihn, und fanden nur den Jäger, nicht den Maler: ſeine Werkſtatt iſt in Rom. Er begleitete uns den ſchönen waldigen Weg nach Albano, von welchem, ſo wie aus der ganzen Umgegend, Reinhard viele merkwürdige Anſichten in Kupferblättern bekannt gemacht hat. Dicht vor Albano ſteht das maleriſche Grabmal angeblich der Curiazier, ein großer Würfel, mit einer hohen Piramide in der Mitte und vier kleinen auf den Ecken, die aber meiſt verfallen ſind und mit Gebüſch durchwachſen. In der Nähe iſt noch ein Stück der alten Appiſchen Straße zu ſehen, die ſich um das Grabmal krümmt, ſo daß dieſes, das man kritiſcher dem Pompejus zuſchreibt, vielleicht doch älter iſt.— Mit dem Abend gelangten wir gemächlich nach Albano, das mit vielen ſtattlichen Landhäuſern noch größer und lebhafter als Laricia iſt, und wo es uns in einer guten Oſteria bei gutem Weine und Eſſen, das eine hübſche Wirthinn bereitete, ſehr wohl ward. Reinhard fand hier mehre Campagna-Jäger, tüchtige Männer, die in ihren ſteifledernen Beinſchienen gar rüſtig ausſahen, und die, in großen braunen Mänteln zu Roſſe mit langer Lanze, den Koſaken ähnlich, ich ſchon in Rom die in der wüſten Campagna di Roma wild eingefangenen Ochſenheerden eintreiben ſah. Unſere Jagdgeſchichten wurden da erzählt von den furchtbar ſtarken und tückiſchen Büffeln und den wilden Schweinen, welche letzten ſo häufig ſind, daß um dieſe Zeit ihr Fleiſch das wohlfeilſte in Rom iſt. Uns freute das Anſehen, in welchem unſer Landsmann hier ſtand, der, ungeachtet er mit am längſten in Italien und als Familienvater ſchon ganz eingewohnt iſt, doch vor allen wie ein wahrhaft Deutſcher Mann erſchien. Er iſt aus Meiningen, deſſen letzter edler Herzog ſein herzlicher Freund war.

Der nächſte Tag war ein heiterer Sonntag: wir beſahen uns die Stadt ein wenig, und gedachten des alten Albalonga, das ſich bis hieher zog. Auf dem nahen Markt war das Volk verſammelt, wie auf dem alten Forum: die Kerle waren meiſt unglaublich lumpig, wie Bettler und Banditen, und gingen doch mit größter Würde, den zerriſſenen braunen Mantel bis über die Zähne heraufziehend, auf und ab. Die Weiber in ihrem Sonntagsſtaat waren dagegen ein freundlicher Anblick. An der Hauptkirche waren noch antike Bauſtücke zu ſehen. Reinhard kam wieder zu uns, und durch ſeine gütige Vermittelung ſahen wir höchſt merkwürdige Alterthümer, mit denen damals noch geheim gethan wurde. Ein Herr Carnevale hat eine große Menge, mehre Hundert, von Grabgefäßen aller Art in der Nähe ausgegraben. Mehre derſelben ſtecken zuſammen in großen Töpfen; ſie ſind ganz ſchlicht, von Thon, und haben zum Theil ganz die Form der Urnen, die bei uns in Schleſien, in der Mark und ſonſt in Deutſchland, gefunden werden, und enthalten, nebſt Aſche und Knochen, auch ähnliche Geräthſchaften von Bronze, Pfeilſpitzen, Nadeln, Spangen und allerlei Schmuck von Schmelzwerk und Glas, darunter auch ein Paar bernſteinartige Stücke. Eine eigenthümliche

Form haben aber viele größere Gefäße, etwa wie länglich runde Paſteten, deren erhöhter Deckel oft mit drei, ſich oben wie die Giebelſparren unſerer Bauerhäuſer durchkreuzenden Rippen beſetzt iſt: vorn iſt eine viereckige Thür, die außen durch einen Draht von Erz, wie mit einem Riegel, geſchloſſen iſt. Der Inhalt iſt derſelbe, wie bei den andern Gefäßen. Neben dieſen größeren und kleineren Aſchenkrügen finden ſich noch viele Schalen, Thränennäpfe, Räuchergefäße und dergleichen. Nur ein einziges ganz unförmliches Menſchenbild in Thon iſt darunter; und ungeachtet mehre Linien und Striche an den Gefäßen zu ſehen, ſo ſcheinen es doch bloß Zierraten und gar keine Schriftzeichen oder Buchſtaben zu ſein. Wenn ich nicht irre, kam ein an jedem Arm mit einem geraden Haken verziertes Kreuz öfter darunter vor, das auf den älteſten Chriſtlichen Grabſteinen, aber auch ſchon in Tibet, Zeides gekreuzigten Gottes iſt. *) Alle dieſe Gefäße ſind tief unter dem vulkaniſchen Peperino-Stein am Ufer des Sees gefunden: und wäre es ausgemacht, daß ſie ganz von dieſer Lava umfloſſen geweſen, und nicht etwa von der Seite unter die Schichten derſelben geſchoben worden, ſo wären ſie von erſtaunlichem Alterthum. Ihre Ähnlichkeit mit unſern Graburnen ſpricht

---

*) Vgl. Agincourt, Sculpt. VIII. 29. — Seitdem iſt über dieſe Gefäße von dem jüngern Visconti eine beſondere Abhandlung mit Bildern erſchienen.

für die andere Meinung, daß ſie von Deutſchen Völkern aus der Zeit der Völkerwanderung herrühren. Vielleicht ſind aber auch unſere Urnen viel älter, als man gewöhnlich annimmt. In der Sammlung heidniſcher und Chriſtlicher Alterthümer auf dem langen Gange vor der Vatikaniſchen Bibliothek, finden ſich mehre kleine Grabmäler zierlich aus Stein gehauen, welche jenen eigenthümlich geformten Urnen ſehr ähnlich ſind, nur daß der Deckel oben abzunehmen und vorn an der Stelle der kleinen Thür ein viereckiges Feld, wie zu einer Inſchrift, ausgebildet iſt. —

Nach Tiſche trennten wir uns: L., der ſich den Fuß beſchädigt hatte, mußte nach Rom fahren, W. aber wanderte mit mir auf der alten Straße dahin. Gleich vor dem Thore ſteht ein hohes wüſtes Mauerwerk, angeblich des Ascanius, der Alba erbaut habe. Am Fuße der Bergecke, hinter welcher Albano liegt, ſcheidet ſich die neue, aus kleinen viereckigen Steinen erbaute Straße von der alten des Appius Claudius, welche aus großen vieleckigen Platten künſtlich und feſt gefügt war und in gerader Linie über ſechs Stunden lang in der Ebene bis Rom geht. Sie iſt faſt ganz verwachſen und wüſt, nur hie und da zur Weide eingezäumt oder beſäet, und die großen Steine vom Pfluge umgewühlt: überall kann man aber ihre Bahn deutlich erkennen an der Erhöhung und den großen Werkſtücken der Seiteneinfaſſung, und dann auch beſonders an den überall zu beiden Seiten ſtehenden alten Grabmäleen, die zwar mehr oder minder zerſtört aber zum Theil ſehr maleriſch ſind. Rechts neben uns liefen die unzähligen Bögen der großen Waſſerleituug hin, und hinter uns ſtanden ganz klar die ſchönen Berge, von denen Caſtell Gandolfo, Pallazzuola, Rocca di Papa und beſonders Frascati mit ſeinen vielen weißen Landhäuſern, in der Abendſonne herrlich herableuchteten. Doch ward die Wanderung auf der alten unwegſamen Gräberſtraße, zumal gegen Abend, unheimlich; auch iſt ſie nicht ganz ſicher und die vielen Höhlen und Klüfte der alten Gemäuer dienen nicht nur Vieh und Hirten, ſondern auch wol Raubgeſindel zu Schlupfwinkeln. Wir waren zwar ziemlich ſicher, da W. ſehr häufig anhielt und auf ſeinem Feldſtuhl, der zugleich Wanderſtab iſt, ſchnell die bedeutendſten Linien der Berge und der Alterthümer, und auch wohl der Begegnenden ſelber, zu Papier brachte: denn die Künſtler ſind hier auch den Räubern heilig und haben in dieſem Kunſtlande, obwohl auch aus andern guten Gründen, ſelten das Schickſal des Arion. Dennoch, da wir ohne Waffen waren, ſteckten wir uns die Taſchen voll Steine, und wirklich gebrauchten wir dieſe gegen einen Kerl, der weit vor uns in einen buſchigen Graben ſich verſteckte, als ob er uns auflauerte, aber ungeachtet unſers Beſchießens nicht wieder zum Vorſchein kam. Es begegneten uns noch einige Kerle mit Flinten, ſo zerlumpt und banditiſch, wie man ſie nur als Staffage zu dieſer öden trümmervollen Landſchaft wünſchen mag. Einige Schafhirten, ganz in braune Felle gekleidet, erſchienen vielmehr wie Satyrn. Das Vieh, zumal das ſtattliche Rindvieh, ſahn viel vornehmer aus, als dieſe Menſchen. Weiterhin kamen wir an einen großen Meierhof, in welchen allerlei alte Bauſtücke vermauert ſind: ein Sarg dient als Tränke und ein ausgehöhlter Säulenknauf als Waſſereimer. In der Nähe iſt ein ſehr groſſes, noch ziemlich erhaltenes Grabmal in der runden Art, wie das der Metella. Die meiſten ſind ſonſt viereckig, zwei Stockwerke hoch, außen mit Säulenpfeilern. Näher an der Stadt werden ſie immer häufiger. Endlich erreichten wir eine Reihe Häuſer, die zwiſchen und in die Gräber eingebauet ſind, und das Grabmal der Cecilia Metella, das größte und bedeutendſte aller, das immer als Ziel vor uns ſtand. Es iſt auf einer hohen viereckigen Grundlage, deren Bekleidung zerſtört iſt, ganz rund aus großen Werkſtücken wie ein feſter Thurm aufgebauet. Am obern Geſimſe läuft ein mit Ochſenſenköpfen verzierter Kranz umher: daher der gemeine Nahme des Ganzen Ochſenkopf (*capo di bove*). Dieſes Geſims iſt aber durch eine Zinne beträchtlich erhöht, als das Grabmal die Hauptfeſte einer Burg wurde, deren Gemäuer zum Theil noch ſteht und welche die hier durch eine Felsſchlucht gehende alte Straſie beherrſchte. Zu dieſer gehört auch die halbzerſtörte Kirche, 1296, die einzige von eigentlich Gothiſcher Art in und um Rom: die Fenſter haben Spitzbögen mit dreifach geſpitztem Kleeblatt, und ſpitze Bögen zwiſchen den Pfeilern innerhalb, doch ohne weitere Gewölbe, tragen das flache Bretterdach des einfachen Schiffes.*) — Das Grabmal iſt unten geöffnet und innerhalb ein hohes kegelförmiges Gewölbe, in welchem der große Steinſarg ſtand, der jetzo in Neapel iſt. Durch ein Loch der Decke kann man auf die Zinne gelangen. Dieß Grabmal wird jetzo zuweilen zu Künſtlerfeſten benutzt, und iſt unlängſt eins von unſern Siegesfeſten dort oben bei Fackeln mit Sang und Trank gefeiert worden. — Im Vorbeigehen thaten wir noch einen Blick auf die Rennbahn des Caracalla, deren Trümmer noch ſehr deutlich die alte Form erkennen laſſen: hier ſtand der Obeliſk vom Platze Navona. — Weiterhin iſt die kleine Kirche Domine quo vadis, zwar erneuet, aber aus alter heiliger Sage ſo benannt: als Petrus der Verfolgung Nero's entfliehen wollte, erſchien ihm hier Chriſtus mit dem Kreuz auf der Schulter; Petrus fragte: Herr, wohin gehſt du? und Chriſtus antwortete: ich gehe nach Rom um nochmals gekreuzigt zu werden; und verſchwand, zwey Fußſtapfen im Steine zurücklaſſend. Und Petrus nahm ſein Kreuz auf ſich und folgte nach: er ward verkehrt gekreuzigt. — An der Stelle, wo die bisher, vom Grabmal der Horazier ab, ganz gerade Appiſche Straße ſich dem Thore zudreht, ſtand angeblich das Grabmal der Horazia, die von ihrem ſiegenden Bruder erſtochen wurde, weil ſie klagte, daß er unter den Curiaziern auch ihren Bräutigam getödtet habe. Altes Gemäuer iſt dort, welches mir auch deßhalb merkwürdig war, weil es mit gewaltigen ſtachelblätterigen Aloe's bewachſen iſt, die ich hier zum erſtenmal im Freien wild ſah. In das Thor, nach der nahen Kirche S. Sebaſtiano benannt, vormals porta Capena, iſt innerhalb auch ein alter Triumphbogen mit Römiſchen Säulen eingebaut, der dem Druſus zugeeignet wird. An den Bädern des Caracalla vorbei, deren wüſtes verworrenes Gemäuer nur noch den großen Umfang dieſes Prachtgebäudes erkennen läßt, wandten wir uns rechts zu dem Koloſſeum, und gingen durch den Bogen des Titus auch noch an allen Trümmern des Forums vorüber, bis zum Kapitol, die breiten Stiegen hinauf und hinab, und hatten nun unſern dreitägigen antiquariſchen Kurſus vollendet. Wir waren lang ausgeſchritten um den kurzen Tag einzuholen, und langten mit dem Abend im Caffe Greco an, wo wir unſere lieben Freunde fanden und uns gegenſeitig erzählten.

---

*) Abbildungen ſ. bei Agincourt, Archit. XXXVI. 18. XLII. 14—17.

Rom, den 6. Januar 1817.

So reich der hieſige, nun ſchon in den dritten Monat gehende Aufenthalt an Wiſſenſchaft und Kunſt und lebendigen Bekanntſchaften geweſen, ſo haben doch böſes Wetter, lange Abende, Unbequemlichkeit und Entbehrung aller Art, und das aus dieſem allem mit begründete Heimweh uns manche ſchlechte Stunde gemacht. Und obgleich wir noch ſo manches nicht geſehen, und ich noch ſo viele alte Handſchriften in den Bibliotheken zu unterſuchen habe, ſo wollen wir uns doch übermorgen ſchon nach Neapel aufmachen. Wir haben noch zwei Reiſegefährten dahin gefunden, laſſen unſern Wagen und einen Theil des Gepäckes hier und übergeben uns ganz einem Vetturino, mit dem man immer am beſten und ſicherſten fährt. Alle Vorrichtungen ſind gemacht. — Heut Abend war ich noch bei dem jungen Baukünſtler Gärtner aus München, und ſah die ſchönen Zeichnungen und genauen Meſſungen, die er aus Sizilien mitgebracht hat: die Theater von Taormina und Syrakus, die Tempel Jupiters zu Selinus, der Juno Lucina und der Concordia zu Agrigent, Therons Grabmal ebendaſelbſt, und den Tempel von Segeſta: wunderwürdige Werke noch in der Zertrümmerung, aus der ſchönſten Griechiſchen Zeit, die alle Römiſchen Bauwerke weit überragen. Der Tempel von Selinus hat ſelbſt noch größere Säulen, als die an der Vorderſeite der Peterskirche, da in jeder Aushöhlung ſeiner Doriſchen Säulen ein Mann ſtehen kann: nur ein Erdbeben kann dieſe ungeheuren Bauſtücke ſo durch einander geworfen haben, wie ſie jetzo liegen. Dieſe Bilder waren die friſcheſte Einladung zu unſerer Fahrt dorthin, für welche uns Gärtner auch noch manche Empfehlungen und gute Weiſungen gab.

Eins der erſten und größten alten Werke, ſo ich hier in Rom ſah, und in unſerer Nachbarſchaft oft und lange wiederſah und ſtill anſtaunte, ſind die beiden Koloſſen mit ihren Roſſen, welche den alten Quirinal in Monte Cavallo verwandelt haben. Beide Roſſebändiger, faſt ganz nackt, die Rüſtung neben ſich, ſtehen bedeutſam zu beiden Seiten eines uralten Obelisken, und man arbeitet daran, die ungeheure Schale aus Granit, die ſonſt auf dem Kuhfelde als Tränke ſtand, mit einem Springbrunnen hieher zu verſetzen. Die beiden, vom Wetter ziemlich ſchwarzen Mamorrieſen führen an den hohen Geſtellen die Namen der beiden Kunſtheroen Phidias und Praxiteles, und ich glaube, nicht mit Unrecht: der eine, der mir ſchon zu München in Gips erſchien, iſt ganz die Kühnheit und Hoheit des Phidias, der andere mehr die Anmuth des Praxiteles; und beide ſind, wenn auch keine Götter, doch wahrhafte Götterſöhne, ohne Zweifel die Dioskuren Kaſtor und Pollux, die als Zeitgötter mit Roß und Wagen, oft ſo vorgeſtellt werden. Sie ſind die einzigen Bildſäulen, die durch alle Stürme Roms immer aufrecht geſtanden, nicht weit von hier, in den Bädern Conſtantins, von denen man noch Mauerwerk im Garten Colonna ſieht. In dieſem Garten, der ſich am Quirinaliſchen Berg hinaufzieht und mit einer großen Pinie prangt, liegen oben einige alte Bauſtücke, die größten und prächtigſten, ſo ich noch geſehen habe, Marmorſtücke vom Fries und Giebelecken, ſo reich als edel verziert, nach Korinthiſcher Ordnung, und ſo ungeheuer, daß die Säulen dazu nicht kleiner ſein mochten, als die von Selinus. Sie ſind von einem Tempel der Sonne, zu dem eine große Stiege von unten hinauf führte: und vor ihm ſtanden vielleicht jene Rieſenbrüder, welche, einen Tag um den andern unſterblich, den Tag und die Nacht der Sonne verſinnbildeten. So herrlich ſie, — was alle antiken Bildſäulen ſo bedeutend auszeichnet — von allen Seiten zu ſehen und man ringsum gehen kann, ſo zeigen doch einige Unvollendungen an der Hinterſeite (wie bei der Gruppe der Niobe), daß ſie an einem Gebäude geſtanden haben.

Aus ähnlichen Gründen, und weil jetzo die Roſſe vom Zügel nicht recht angezogen werden, und überhaupt keine gute Gruppe bilden, vermuthet Canova wohl richtig, daß ſie nicht im rechten Winkel abgekehrt, wie ietzo, ſondern in gerader Linie mit den Männern verbunden ſtehen müſſen, wie auf mehren alten Bildwerken, und ſelbſt auf einem von Phidias im Parthenon zu Athen. Dieſe Roſſe ſind den Erzroſſen zu Venedig ſehr ähnlich, die auch zu einem Wagen Apollo's des Sonnengottes gehörten; und Conſtantin auch brachte dieſe Rieſenbilder nach Rom aus Alexandrien, daher ſie zugleich Alexander den Bändiger des Bucephalus bedeuten können.

Bei der Rückkehr nach Rom, wo wir die heilige Woche zu erleben und noch manches nachzuholen gedenken, ſchreibe ich Dir auch noch manches aus dieſer unerſchöpflichen Stadt, die allerdings das Höchſte der neuern Chriſtlichen Kunſt hervorgebracht hat und neben der antiken bewahrt; ich meine vor allen in den Werken des göttlichen Raphael, die Du aus einzelen Kupferſtichen wohl ahnen kannſt. Hier iſt aber faſt ſein ganzes Leben in Bildern und Werken, von denen es unbegreiflich iſt, wie er ſie in ſo kurzer Lebenszeit hat vollbringen können: auch hierin hat ſeine Hand Wunder gethan. Am Eingange der Logen, deren ſchöne Pfeilerbögen und ebenſo reizende als mannigfaltige Arabesken-Verzierungen er ſelber angab, ſieht ſeine liebenswürdige Büſte. Oben an jeder der eilf Wölbungen ſind vier kleine Wandgemälde aus dem alten Teſtament, zwar meiſt durch ſeine Schüler ausgeführt, aber mehre gleich vorn auch ganz von ihm, die vor allen ſich dem Gemüth einprägen, als: die Schöpfung, wie der Geiſt Gottes über den Waſſern ſchwebt, wie er Sonne und Mond in ſeinen Händen hält, das Paradies, der Sündenfall und die Austreibung, die Sündflut, der Bau der Arche, Abrahams Anbetung, Jakob am Brunnen mit den Töchtern Labans in einer paradieſiſchen Landſchaft, Joſeph Pharao's Träume deutend, und einige andere: die letzten vier Bilder ſind aus dem neuen Teſtament, die Geburt und Anbetung des Kindes, die Taufe und das Abendmal, in denen Raphaels Hand auch beſonders erkannt wird. Alle ſind in älterer Zeit mehrmalen in Kupfer geſtochen: der Niederländer Meulmeiſter (der auch den Kopf von Raphaels H. Cecilia ſehr gut geſtochen hat) zeichnet aber mit großer Liebe ſchon ſieben Jahre daran und wird ſie nochmals genauer in Kupfer ſtechen. Ich bin öfter zu ihm auf das hohe Gerüſt geſtiegen, wo man alles beſſer und richtiger ſieht, da die Wölbung die Geſtalten unten bald zu kurz bald zu lang erſcheinen läßt: man muß unten in die Ecken treten. Dieſe 52 Gemälde ſind die Bibel Raphaels genannt, und wahrlich die herrlichſte Bilderbibel. Zu ihnen gehören aber die prächtigen Teppiche mit lebensgroßen Geſtalten, welche nach Raphaels Zeichnungen in den Niederlanden gewoben, jetzo wieder die Hallen des Vatikans zieren, nachdem ſie während der Revoluzion verſchwunden und ſchon in den Händen der Juden geweſen, die auch die untere Hälfte des einen (Paulus vor dem ungläubigen Felix) zerſtört und das Gold des reichen Gewirkes ausgebrannt haben. Sie hangen nicht genau in der rechten Folge: die Anbetung der Hirten, die Anbetung der Könige, der Kindermord in drei weit getrennten Stücken, die Darbringung des Kindes, — die Ausgießung des H. Geiſtes, Chriſtus mit den beiden Jüngern zu Emaus am Tiſche, Auferſtehung, Himmelfahrt, Chriſtus erſcheint der Magdalena als Gärtner, übergibt an Petrus die Schlüſſel, Petri Fiſchzug, Tod des Ananias, Pauli Predigt zu Athen, das Opfer im Tempel zu Lyſtra, Pauli Bekehrung, Paulus im Gefängniß, im Tempel Kranke heilend, vor dem Landpfleger Felix, Stephans Steinigung: endlich Glaube, Liebe und Gerechtigkeit, ein großes ſinnvolles Gemälde. — Viel haben Raphaels Zeichnungen, von denen nur noch ſieben in England vorhanden ſind, ohne Zweifel durch die zweite Hand verloren, und ſichtlich ſind alle 22 Teppiche wieder nicht von Einer Hand gewirkt, indem ſie an Zeichnung und auch an Ächtheit und Glanz der Farbe ſehr verſchieden ſind und ſich darin, z. B. die Anbetung der Hirten und der Könige, die Übergebung der Schlüſſel und die Bilder aus Pauli Geſchichte vor allen auszeichnen: dennoch ſind alle, im Groſſen und Ganzen, aus Raphaels reifſter Zeit, die vollendeteſten und urbildlichen Darſtellungen dieſer Gegenſtände, und in Raphaels Bibel eigentlich das neue Teſtament.*) Am untern Rande mehrer Teppiche iſt die Geſchichte des Pabſtes Leo 10, der ſie machen ließ, bronzartig gewirkt. Von Meulmeiſter, der mehre, freilich ſchon aufgeſtochene alte Kupferplatten an ſich gebracht, habe ich die ſeltenen Stücke einiger dieſer Teppiche von Marcantonio, dem Raphael die Zeichnungen machte und die Abdrücke dem Diener ſeiner Geliebten ſchenkte: ſie ſind auch merkwürdig wegen mancher Abweichungen, z. B. auf den Blättern, wo Petrus die Schlüſſel empfängt und die Apoſtel den Lahmen heilen. Mehre Blätter ſind auch gar nicht als Gemälde bekannt, z. B. die vier Evangeliſten mit ihren Sinnbildern.

Dieſem neuen Teſtament reiht ſich nun, mit einigen Nebenwerken, die Kirchengeſchichte in den ebenſo großen Wandgemälden der Stanzen dicht daneben an, obgleich ſie früher als die Logen und Teppiche und auch in umgekehrter Ordnung gemalt ſind und ſo darauf folgen. In jeder der vier Stanzen ſind vier Hauptbilder mit kleineren am Gewölbe. Ich erinnere nur mit wenigen Worten an ihren Inhalt. Im erſten und größten Zimmer: 1) Conſtantin, ſein Heer auf das Siegeskreuz weiſend; 2) der Sieg deſſelben an der Tiberbrücke; ſeitdem Muſterbild aller Schlachtſtücke: die plötzliche That, Reiter und Roſſe, Helme und Schilde, wie ſie eben im Strome unterſinken, ſind nie ſo lebhaft geſchildert; 3) Conſtantins Taufe durch den Pabſt Sylveſter in ſeiner noch beim Lateran ſtehenden Taufkapelle; 4) Conſtantins Schenkung Roms an den Pabſt. Auf den beiden letzten Gemälden ſind ſehr reizende Geſtalten und Gruppen unter den Zuſchauern: alle vier ſind aber meiſt nach Raphaels Zeichnungen, von ſeinen Schülern gemalt, und nur zwei Figuren, die Gerechtigkeit und Freundlichkeit (Comitas) von ſeiner Hand, und zwar ein Verſuch mit Ölfarben auf der Wand. Die Freundlichkeit mit dem Lamm iſt in der That höchſt lieblich, und auch allegoriſch für Raphael, als eins ſeiner letzten Werke. Im zweiten Zimmer: 1) Pabſt Leo 3 krönt Karl den Großen zum Kaiſer; 2) beſchwört ſeine Unſchuld; 3) Leo 4 empfängt die gefangenen Heiden nach dem Siege bei Oſtia; 4) ſtillt durch ſeinen Segen den Burgbrand (Borgo di S. Spirito, Vorſtadt am Vatikan): alle unter dem Bilde Leo's 10. Die erſten ſind auch ſchon von Raphaels Schülern ausgeführt, das letzte aber von ihm ſelber und auch kanoniſch für dieſen Gegenſtand; es ſtellt auf gewiſſe Weiſe zugleich den Brand von Troja mit Aeneas und ſeiner Familie dar: ein Mädchen im blauen Gewande, die mit weit offenem Munde nach Waſſer ruft, wird auf allen Nachzeichnungen Karikatur, iſt es hier aber nicht. Im dritten Zimmer: 1) Petrus im Gefängniß ruhig ſchlafend, der Engel weckt ihn; links ſchlafen die Wächter, rechts führt ihn der Engel hinaus: der Engel iſt ganz Licht und Glanz in der Nacht, und das Ganze eine wahrhafte Magie, und um ſo wundervoller, da es ungünſtig über und neben einem Fenſter gemalt iſt. 2) Der Tempelräuber Heliodor, niedergeworfen vor der Erſcheinung eines geſpenſtiſchen Reiters und zweier Strafengel mit Ruthen, welche ohne Flügel ſo ſchleunig daher ſtürmen, daß wohl noch kein anderer Meiſter es wagen durfte ſie ſo feſtzuhalten. Zugleich wird auf der andern Seite der gewaltige Pabſt Julius 2 hereingetragen und dadurch das Bild allegoriſch und geſchichtlich. Unter den Trägern ſind die Bildniſſe von Giulio Romano und Marcantonio, der auffallend an unſern Dürer erinnert. 3) Attila vor Rom, wie Pabſt Leo 1 (wieder unter dem Bilde Leo's 10) ihm entgegenzieht und die Apoſtel Petrus und Paulus mit dem Schwert in der Luft erſcheinend ſein wildes Heer in die Flucht jagen. Eine Nachahmung in Marmor iſt die Altartafel von Algardi in der Peterskirche. *) 4) Die Meſſe zu Bolſena oder Orvieto, wo der ungläubige Prieſter die Verwandlung der Hoſtie in Blut ſchauet: welches Wunder zum Bau des Doms

---

*) Ihre Zahl wird verſchieden angegeben, bald 12 bald 21: die genannten 22 ſind aber jetzo zu ſehen.

---

*) Bei Cicognara, III. 5.

in Orvieto Anlaß gegeben. Anſtatt des Pabſtes Urban 4, im 13ten Jahrhundert, hört hier wieder Julius 2 die Meſſe. Ruhig fromm ſchauen auf der einen Seite die knieenden Schweizer drein, und gar unſchuldig auf der andern die Chorknaben und die reizenden Mütter mit den lieblichſten Kindern. Am Gewölbe ſtehen, ſehr verbleicht Moſes am feurigen Buſch, Gott verheißt Abraham Seegen, Iſaaks Opferung und Jakobs Traum. Endlich, das letzte oder vielmehr erſte Zimmer umfaßt die vier großen Fakultäten, die Gottesgelahrtheit, Weltweisheit, Rechtskunde und Dichtkunſt, zum Theil nach Petrarca, in mannigfaltigen Beziehungen ausgedrückt. Zuförderſt in den vier runden kleinen Bildern an der Decke, mit denen Raphael ſeine Malereien im Vatikan begann, und die Du aus Morghens ſchönen Kupferſtichen kennſt, als weibliche von engliſchen Kindern belehrte Sinnbilder jener Fakultäten. Dann, ebenfalls an der Decke, Adam und Eva am Schlangenbaume der Erkenntniß (davon Du den trefflichen Mülleriſchen Kupferſtich haſt), Urania mit der Himmelskugel, Salomons Urtheil und die Strafe des Marſyas. Und nun an den großen Wänden: 1) die Schule von Athen vielmehr die Verſammlung der alten Weltweiſen: Platon, ſeinen Timäus in der Hand, begeiſtert nach oben deutend; Ariſtoteles, mit ſeiner Ethik, feſt vor ſich hinweiſend, und ihre Schüler und andere Philoſophen und Volk um ſie her. Ausnehmend ſchön iſt darunter in weißem Gewande der junge Herzog von Urbino; des Baumeiſters Bramante großes Haupt mit wenig Haaren trägt Archimedes; und der herrliche dunkelaugige Jüngling Raphael ſelber ſchaut hinter ſeinem alten Lehrer Perugino herein. 2) Der Parnaß: Apollo mit den Muſen und alten und neuen Dichtern und Dichterinnen, darunter auch Dante, Petrarca und Laura, in den reizendſten Gruppen. Raphael verſtand hier nicht nur die Dichter, ſondern war ſelber auch Dichter: die Sapho ſoll aber auch ſeine Geliebte ſein, welche den jungen Philoſophen in den Garten der Poeſie winkt. 3) Zu beiden Seiten einer Thür, Juſtinian und Gregor 9 (Julius 2) ertheilen ihre weltlichen und geiſtlichen Geſetzbücher: im Halbbogen darüber, die Klugheit, Mäßigung und Stärke, höchſt anmuthige Frauen mit eben ſo ſchönen Kindern, die man auch gern als Allegorien nimmt. 4) Endlich die Disputa über das Abendmal, davon die Meſſe zu Bolſena gewiſſermaßen die Anwendung iſt: oben Gott Vater, umher Engel; dann Chriſtus liebevoll thronend, zwiſchen Maria, die holdſelig fürbittet, und Johannes dem Täufer, zu beiden Seiten in langer Reihe zwölf Erzväter, Propheten, Evangeliſten, Apoſtel und Heilige (darunter Adam, Abraham, Moſes, David, Johannes, Petrus, Paulus und Georg), auf Wolken ſitzend; von Chriſto ſchwebt eine

Taube herab zu der Hoſtie, die unten auf einem Altare ſteht, und umher, in den mannigfaltigſten Gebärden und Stellungen, viele Kirchenväter, Päbſte, Schriftforſcher und Gottesgelehrte, darunter abermals Dante, das unbegreifliche Wunder betrachtend, das über ihnen in der Dreieinigkeit in ewiger Klarheit ſchwebt. Unter den weiter abſtehenden iſt auch wieder Bramante und der ſchöne junge Prinz von Ferrara: von welchen Figuren der Maler Müller glücklicherweiſe das Stück eines kleinen Entwurfs gerettet hat. Alles iſt auf dieß Eine, die Leib- und Menſchwerdung des Wortes und Geiſtes, gerichtet, nur auf Erden in Streit verwickelt und im Himmel gelöſt. Dieſes Bild iſt Anfang und Ende. Mag man auch in der regelmäßigen Anordnung und dem Übereinanderſtellen ganzer Reihen von Figuren, in den goldenen Strahlen, die vom Himmel und von Chriſto ausgehen, und der Einfalt der oberen Reihe, und andern Einzelheiten, noch die frühere Art Perugino's erkennen, in der untern Reihe wird man doch die höchſte Freiheit und Vollendung nicht vermiſſen: ſo daß jenes der Gegenſtand eigentlich mit ſich brachte und das Überirrdiſche unterſcheidet. Es iſt offenbar das tiefſte und umfaſſendſte dieſer ganzen Bilderreihe, wie der höchſte Gegenſtand der Chriſtlichen Malerei, ja der Malerei überhaupt, die Verwandlung des göttlichen Geiſtes in den wahrhaften Leib: und nur Raphaels letztes groſes Bild, die Verklärung, iſt zu dieſem erſten eben die Verklärung. — Dieſe unverrückbaren Bilder, vor allen die Schule von Athen und die Diſputa, werden, ſo lange ſie ſichtbar ſind, die Schule und das innere Heiligthum der Kunſt bleiben. Stäts wird auch darnach gezeichnet und gemalt. Ein wackerer junger Maler, Senf aus Halle, hat kürzlich die drei engliſchen Weſen gemalt, die zur Rechten neben Chriſto ſchweben, und ich bin öfter zu ihm auf das hohe Gerüſt dieſem Himmel näher geſtiegen, wo man alles erſt recht deutlich ſchauen kann. Dieſe drei ſind in Geſtalt und Kleidung (weiß, grün und roth) wol Glaube, Hoffnung und Liebe; welche Raphael hier auch noch beſonders auf einer kleinen Tafel, grau in grau, mit ihren Sinnbildern, und jede mit zwei Engelskindern zur Seite, gemalt und Desnoyer gut geſtochen hat.

Dazu nun noch ſeine andern einzelen Oelbilder, die kürzlich aus Paris in die Säle des Vatikans zurückgekommen: 1) Die Auffahrt der H. Jungfrau: unten die Apoſtel um ihren Sarg, aus welchem Blumen aufſprießen, oben Maria von Chriſtus gekrönt und von Engeln umgeben. Auf dem Unterſatz dazu, in drei kleinen Bildern, die Verkündigung, Anbetung der Hirten und Darbringung im Tempel. Einige halten es für Perugino's Werk, von dem hier auch ſehr ähnliche Bilder ſind, beſonders eine

Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Altare ſitzend, zu den Seiten zwei Heilige, der eine, jugendlich ſchön und reich gekleidet, andächtig in einem Buche leſend. Dann, drei kleine Köpfe, eine Grablegung (ſehr verblaßt) und eine Auferſtehung Chriſti, wo einer der ſchlafenden Wächter Raphaels ſchönes Bildniß iſt. 2) Nochmals die Krönung der H. Jungfrau über ihrem blühenden Sarge, aus Raphaels letzter Zeit und unten von Giulio Romano ergänzt: Maria, zwei Engel oben, und mehre Apoſtel unten haben ganz die Vollendung der Verklärung. 3) Die Madonna von Foligno, die ich Dir ſchon beſchrieben, und an welcher die Franzoſen doch das Verdienſt haben, daß ſie die Farbe von dem wurmſtichigen Holze auf neue Leinwand übertragen (wie auch von Raphaels Cecilia in Bologna geſagt wird), und wie es ſcheint, ohne allen Schaden. Senf, der ſie aus Paris befreien half, kopirt ſie jetzo mit ſo viel Liebe als Treue für Leipzig. Die neuen Kupferſtiche von Desnoyers und Schenker (in Genf) treffen nicht das unendlich ſchöne Madonnengeſicht: auf jenem iſt ſie etwas zu Franzöſiſch, auf dieſem etwas zu allgemein. Meiſterhaft ſind bei jenem aber die unten anbetenden, Johannes der Täufer (hier ganz der Prediger in der Wüſte), Hieronymus, Franciscus und der alte Stifter, ein päbſtlicher Kämmerling. Der Engel der unten die Tafel hält, worauf die Stiftung geſchrieben ſtand, fehlt (wie ein Maler ſehr wahr ſagte) im Paradieſe. 4) Endlich und endlich, die Verklärung, mit welcher Raphael vollendete: ſo wie Mozart, eben ſo alt, mit und an ſeinem Requiem verſchied.

Alle dieſe ſo himmliſch klaren und engelreinen, als unergründlichen Bilder habe ich in den letzten Tagen noch recht ruhig und lange, ganz allein, geſehen und wiedergeſehen und in mir ſelber beſchauet und mir dabei das ſelige Leben ihres Meiſters vergegenwärtigt. Und dann ging ich geſtern abermals, bei feierlichem Gottesdienſt am H. drei Königstage, in die hohe und weite Siſtiniſche Kapelle, welche Michel Angelo's einzige große Wandmalerei iſt. Welcher Gegenſatz! Die ſtrenge Zeichnung tritt überall durch die Farbe, die durch Lichter- und Weihrauch-Dampf immer düſterer wird. Mitten an der Decke ſchwebt in einer Reihe von 9 Bildern, die Schöpfung des Lichts, der Sonne, der Erde, Adams, Eva's, der Sündenfall, der Brudermord und das ſündliche Leben der Völker, die Sündfluth und Noahs Trunkenheit mit Chams neuem Sündenfall. Oben umher an dieſer Decke ſitzen, rieſengroß, fünf Sibyllen, die Delphiſche, Cumäiſche, Perſiſche, Erythräiſche und Libyſche, abwechſelnd mit ſieben Propheten, Jeremias, Ezechiel, Joel, Zacharia, Jeſaias, Daniel und Jonas, welche von Genien umgeben ihre Bücher und Rollen ſchreiben und leſen und die Ankunft des Meſſias, die Strafen der Völker und das Weltgericht verkünden: hier iſt es, als wenn ein Sturm in die dürren Blättern der aufgeſchlagenen Schickſalsbücher daher führe. Darunter, in kleineren halbrunden Feldern, die Altväter des Stammbaums Chriſti von Noah her. In den vier Ecken der Decke, die finſteren Geſchichten, von den feurigen Schlangen in der Wüſte, des Goliath und Holofernes Enthauptung, um Mardochai's Galgen. An der Wand des Eingangs, über welchem der alte Zacharja eifernd ſein Buch umſchlägt, ſollte der *Engelſturz* gemalt werden. Endlich an der großen Wand gegenüber, auf welche, obwol 20 Jahr ſpäter gemalt, ſich alles übrige bezieht und hinweiſet, zunächſt der wehklagende Jeremias, und über welcher Jonas aus dem Rachen des Wallfiſches hervortritt, das *jüngſte Gericht*: die ſieben letzten Poſaunen erſchallen; die Marterwerkzeuge werden herbei getragen; und Chriſtus, furchtbar, wie ein zürnender Apollo oder auf die Giganten und Titanen niederblitzender Jupiter, ſich erhebend, iſt mit dräuender Hand gegen die Verdammten und Verfluchten gekehrt, und alles zagt und zittert, ja ſelbſt ſeine Mutter ſitzt furchtſam und faſt nymphenhaft ſich anſchmiegend neben ihm: S. Lorenz zeigt ſeinen Roſt und Bartholomäus hält ſeine abgeſchundene Haut empor, und ſo die übrigen Blutzeugen. Unten erſteht das Fleiſch aus der Verweſung mehr oder minder ſich hervorringend, dazwiſchen geſpenſtige Larven; einige werden an Gliedern, Kleidern und Roſenkränzen emporgezogen, um andere kämpfen ſcheusliche Teufel, und die ſieben Todſünden werden an dem, womit ſie geſündigt, ſchonungslos in die Hölle geriſſen, und ſinken verzweifelnd hinab: der Höllenfährmann Charon, ſetzt ſie über in's Reich des Minos. Überall ſind die Seligen von den Unſeligen gar nicht deutlich zu erkennen: alles ſitzt und ſteht in ſchreckbarer Gebärde und Anſpannung da, als müßte es ſogleich aufſtehen und ſich bewegen. Mozarts dies irae dies illa, mit den aus den Gräbern widerhallenden und vor Gericht rufenden Poſaunen, müßte hier von gewaltiger Wirkung ſein: und es iſt das Erhabenſte, was man ſehen kann. Aber, Anmuth, Milde und Seligkeit, — Glaube, Hoffnung und Liebe, die dreieinigen Chriſtlichen Tugenden, die Raphael ſo oft gemalt und in denen er alles gemalt hat, vermißt man hier faſt gänzlich. Daß dagegen Raphael auch im Stande war, dieſe Erhabenheit, welche faſt wie die des Meeres, der Eisberge und der Wüſte iſt, lieblich zu machen, beweiſen ſein Jeſaias an einem Pfeiler der Auguſtiner Kirche und ſeine Propheten und Sibyllen in einem Halbrund der Kirche Maria della Pace, in welchen die Einwirkung Michel Angelo's nicht zu verkennen iſt. *)

---

*) Dieſes ſehr verdorbene Wandgemälde war eben durch die Hand Cammuccini's wie neu hergeſtellt. — Eine gute alte Kopie des Jeſaias habe ich ſeitdem in der Wiener Gallerie geſehen.

In allem zeigt ſich das größte Widerſpiel dieſer beiden gleichzeitigen großen Naturen: ſelbſt im Namen trägt Raphael den des Engels, der bei der Geburt des göttlichen Kindes erſchien, Michael Angelo den des ſtreitbaren Siegers des Luzifer und Engels des Gerichts. Und ich kann nicht widerſtehen, dieſe Vergleichung noch weiter durchzuführen.

Raphael Sanzio, von liebenden Ältern in der kleinen Stadt Urbino geboren, von der eigenen Mutter geſäugt (wie der Vater ausdrücklich wollte), von dieſem ſelber im Malen unterwieſen, und auf deſſen Altarbilde, wo die Ältern mit dem Söhnlein die Mutter Gottes anbeten, dieſer geweihet, malte zuerſt auch eine leſende Madonna mit dem ſchlummernden Kinde.*) Eben ſo liebevoll ſchmiegte er ſich ſeinem neuen Lehrer Perugino an, ſo daß man beider Werke aus dieſer Zeit kaum unterſcheiden kann. Raphaels ſchönes Antlitz und jugendliche Geſtalt erſcheinen ſelber oft auf dieſen Bildern, ſo wie er überall die Bildniſſe ſeiner Lieben und Freunde bedeutungsvoll in ſeine großen Gemälde brachte, und ſie gern auch einzeln malte: und daher ſind alle ſeine Gebilde ſo menſchlich nah und in ihrer hohen Reinheit dennoch ſo unendlich fern; ſo wie er ohne Zweifel der reichſte und mannigfaltigſte und zuzeich der einfachſte und eigenthümlichſte aller Maler iſt. Alle große Meiſter und Werke vor und neben ihm ehrte und liebte er, und lernte von ihnen ohne Hehl und Neid, ja manche vollendete Geſtalt nahm er ganz von ihnen herüber: Maſaccio, Fra Bartolomeo und Lenardo waren ihm zunächſt verwandt, und Freunde waren ihm Francia und unſer Dürer, dem er für ſein Bildniß viele Zeichnungen ſchenkte; ja er dankte Gott, daß er ihn zum Zeitgenoſſen der Kraft des Michel Angelo gemacht hätte. Er lernte immerfort, und arbeitete mit dem gründlichſten Fleiße, bis an ſein Ende: ſo daß Michel Angelo von ihm ſagen konnte, er habe ſeine Kunſt nicht von der Natur, ſondern von langem Studio. Er ehrte ſeinen Lehrer noch, als er ihn ſchön übertraf, und ließ deſſen Deckengemälde in der Stanze des Burgbrandes nicht zerſtören. Den Neid Anderer überwand er durch Liebe, theilte ſich überall und ganz mit, und verſagte auch dem Geringſten nicht das Geringſte. Dafür liebten und ehrten ihn auch alle wieder, Große wie Kleine, Könige wie Künſtler. Er hatte eine wahrhafte Schule und ſo viel Schüler, als keiner zuvor, und alle waren ſeine Freunde und einig um ihn, und malten in ſeinem Geiſte mit ihm, und noch lange nach ſeinem Tode; daher die Menge und häufige Wiederholung ſeiner Bilder. Wenn er ausging, ſo war ſein Gefolge wie das keines Fürſten. Er bewohnte einen kleinen Pallaſt, den er ſich ſelber gebaut hatte.

---

*) Beide Bilder ſind noch in Urbino. Die Gruppe der knienden Aeltern mit dem Söhnlein, in Umriſſen von L. Vogel, ſ. bei H. H. Füßli's reichhaltiger Vorleſung über Raphael, 1815.

Alles was die Zeit Neues darbot, nahm er auf und eignete ſich es an, behielt aber dabei die alte Einfalt und Frömmigkeit. Die antike Baukunſt wurde damals erweckt, und ſchlicht und zierlich benutzte er ſie für mehre Palläſte in Rom (Stoppanni) und Florenz (Pandolfini), wie in ſeinen Gemälden. Er ſandte Künſtler nach Griechenland und weiter, und ließ überall Alterthümer zeichnen. Er ſelber entwarf und beſchrieb das alte Rom: ein leider verlorenes Werk. Die antiken Bildwerke wurden eifrig hervorgezogen, und er erneute die reichen Wandgemälde in den verſchütteten Bädern des Titus (die ich beim Fackelſcheine auch beſchaut habe) mit eigenthümlicher Ausbildung und Fülle in den Arabesken und Verzierungen der Logen; deßgleichen in dem kleinen Garten-Pallaſt Farneſina, wo er eine reizende Galathea und die ſchönſte und bedeutſamſte aller Göttermährchen, Pſyche und Amor, die Vermählung von Geiſt und Leib, ſammt dem ganzen Olymp, ſinnlich und ſeelenvoll malte. Die Zeichnung zu den ſieben Planetengöttern und zu der ſchönen Bildſäule des Jonas von Leonetto, in der Kirche S. Maria del Popolo, und andere kleine Bildſäulen *) werden ihm beigelegt: und noch wird im Vatikan, ne-

---

*) Der unbekannte, aber gleichzeitige Verfaſſer ſeiner Lebensbeſchreibung, die erſt 1790 zu Rom erſchienen, ſah unter andern ſeine Statue eines Kindes bei Giulio Romano. Auch legt er ihm das Modell des Jonas bei.

ben dem Torſo, eine ſehr anmuthig ſitzende und leicht bekleidete weibliche Bildſäule gezeigt, die er vor allen geliebt habe. Auch die neue Gelehrſamkeit in der Kunſt, die Anatomie, trieb er ernſtlich: aber nirgend bricht ſie durch die ſchöne Hülle vor. Er mied nicht das Nackte, wohl aber das Unanſtändige, wie das Unzüchtige. Denn vor allen blieb ſeine Kunſt der Religion und der Kirche geweiht. Er malte am liebſten und meiſten den neuen Bund der Liebe, die Mutter Gottes und den Weltheiland, die Seligen und Heiligen, die Menſchwerdung des Geiſtes und die Verklärung des Leibes. Die ſchmerzlichen Vorſtellungen des Leidens unſers Erlöſers, thaten ſeinem Herzen zu weh: die Kreuztragung, Kreuzigung und Grablegung malte er früher einmal, ſpäter nie mehr; er vermied ſie ſogar in dem großen Cyklus der Teppiche. Die Kirche und ihr ſichtbares Haupt verherrlichte er in vielen Bildern. Der heftige Julius 2 und der milde Leo 10 waren ihm gleich hold: auch jenen milderte er im Heliodor, in der Meſſe zu Bolſena und als Geſetzgeber, am bedeutſamſten, als Petrus in Feſſeln (Julius war zuvor Kardinal von der Kirche S. Peter ad vincula), und wie der leuchtende Engel ihn hinausführt, *) dem er wie

---

*) Nach Lanzi, ginge dieß Gemälde auf Leo's Gefangenſchaft und Befreiung in Ravenna. Die obige Deutung gibt aber d'Hancarville, bei Volkmann, II. 295, und die Aehnlichkeit und ganze Darſtellung ſpricht dafür.

aus tiefem Traume erwachend, ernſt und ſtarr grade aus dem Bilde ſchauend, faſt wie ein Nachtwandler, nachfolgt: mit den Rachegeiſtern im Heliodor, das Erhabenſte dieſer Art in Raphaels Bildern. — Auch war Raphael zuletzt Baumeiſter der Peters-Kirche. Der Kardinalshut war ihm zugedacht, als er ſtarb, wie Taſſo (in der Nähe) vor dem Lorbeer: auch dichtete und ſchrieb er trefflich. Doch war er demüthig und trachtete nicht unruhig nach ſolcher Ehre. Er verſchmähte die Vermählung mit der Nichte eines Kardinals; denn er, der liebenswürdigſte an Geſtalt, Gemüth und Weſen, hatte eine Geliebte, die malte und liebte er bis in den Tod. Bei voller Hingebung blieb er jungfräulich und verſchämt: er ſuchte und fand in der leiblichen Schönheit die höhere, wie er ſie in ſeinen Madonnen verklärte.*) Den Amor in der Farneſina, wo er im Feengarten ſeiner Armida war, und ſeinen Schülern, zumal dem wilden Pipi, zu freie Hand ließ, büßte er durch die Verklärung des Weltheilands, in welcher er alles mit eigener Hand andächtig vollbrachte. Am Karfreitage 1483 geboren (wie Luther), ſtarb er an demſelben Tage, nicht viel älter als der ihn von dieſer Welt abrief, 37 Jahr alt, reuig und ruhig im Schooße der Kirche und in Chriſto. Die Klage und Trauer war allgemein: herrlich war ſein Begängniß; zu ſeinen Häupten am Sarge ſtand ſeine Verklärung, auf welcher das leuchtende Antlitz Chriſti, das der gebrechlichen Welt dort unten ſichere Geneſung verheißt, das letzte Werk ſeiner Hände war. Ganz Rom folgte ſeiner Leiche, in das Pantheon, wo er einen Altar mit der Bildſäule der H. Jungfrau ſich zum Grabmale geſtiftet hatte. — So endete er ſein kurzes, friedliches, hienieden ſchon ſeliges Leben, und lebt hier und dort in ewiger Jugendſchöne.

---

*) Bekannt iſt aus Raphaels Brief an ſeinen Freund Caſtiglione die certa idea, deren er ſich, in Ermangelung ſchöner Modelle, bei ſeinen Frauenbildern bediene. Nach dem obgedachten Leben Raphaels, äußerte er ſich oft, „daß er eine Entzündung empfände, nicht zum Geſchlechte, ſondern zur Schönheit deſſelben, indem er nur von dem ſchönen Antlitze der Mädchen die Schönheit ſeiner Kunſt erlerne.“

Und nun das Gegenbild.

Michel Angelo Buonarotti, zu Caſentino, bei Florenz, von edlen Ältern zu anderm Thun beſtimmt, ergriff leidenſchaftlich die Kunſt, die er zuerſt bei Bildhauern ſah. Früh ſeiner Übermacht inne, war er ſcharf und bitter mit Mund und Hand, verbeſſerte und beſchämte ſeinen Lehrer, den Maler Domenico Ghirlandajo, bei dem er nach dem Kupferſtich eines Deutſchen Martin (Schön) die Teufelsverſuchung des H. Antonius malte: ſo daß Ghirlandajo ihn gern der Bildhauerei übergab. Und hier war ſein erſtes Werk eine grinſende Fauns-Larve, *) in welcher er ſich gleichſam ſelber ein Geſicht geſchnitten: ſo wie der Bildhauer Torrigiano, mit dem er als Knabe nach Maſaccio's Wandgemälden in der Kirche del Carmine arbeitete, ihm für böſe Worte mit der Fauſt das Naſenbein zerſchlug und ihn ſo auf immer zeichnete. Dann bildete er den Kampf des Herkules und Theſeus mit den Kentauren (bei der Hochzeit des Pirithous), einen großen Herkules *), den David, zu dem er auch einen Goliath machen wollte, und andere raſtlos ſtrebende nnd rieſenhafte Werke. Er ergriff und überbot die neu aus dem Grabe ſteigenden Antiken, von denen zu ſeiner Zeit gerade Laokoon, der Farneſiſche Herkules und der Torſo an's Licht kamen: welcher letzte, als Bruchſtück, ſtäts ſein höchſtes Vorbild blieb. Wie er aber die Antiken im Ausdruck übertrieb, zeigt auffallend ſein ergänzter Kopf eines Flußgottes im Vatikan. Er verſenkte ſich frühe zwölf Jahre lang in die Zergliederungskunſt, und grub in Leichnamen dem Leben und der Schönheit nach, daß er darüber ſelber faſt zur Leiche ward. Furchtbar iſt ſeine Handzeichnung hievon: eine Leiche liegt da, der ein Licht in der Herzgrube ſteckt; ein Zergliederer wühlt tief in der Bruſthöhle, und ein anderer, mit einem Zirkel in der Hand, hilft ihm, beide ſo geſpen-

---

*) Sie hängt noch in Florenz neben ſeinem Brutus.

---

*) Von dieſem Herkules, der nach Frankreich ging, weiß man nichts mehr. Jenes erhobene Bildwerk, noch zu Florenz, iſt abgebildet bei Cicognara, II. 57.

fleiſch wie ihr Leichnam. *) Zwar nur alte Sage, aber eine bedeutſame, iſt, daß Angelo, um eine Kreuzigung recht nach dem Leben zu bilden, einen Menſchen wirklich ans Kreuz ſchlug und daran ſterben ließ. — So ward er Meiſter aller Zeichner. Als jemand ſeine Kunſt verſuchen wollte, zeichnete er mit der Feder eine gewaltige Hand, ſeine eigene, die Klaue des Löwen. **) Sein großer Karton von der Schlacht der Piſaner und Florenzer, wie dieſe, im Bade überfallen, zu den Waffen und Kleidern eilen und fechten, beſiegte des ältern **Lenardo** Reitergefecht, und ward die Zeichenſchule aller gleichzeitigen Maler, auch Raphaels. ***) — Er griff auch in die Unruhen ſeiner Vaterſtadt und Zeit heftig ein, und während er die Grabmäler ſeiner Gönner, der Medici, machte, befeſtigte und vertheidigte er gegen ſie die freie Stadt. Vorher mit ihnen verbannt, kam er zum Pabſt Julius 2, welcher, eben ein ſolcher Feuergeiſt, von ihm

---

*) Bei **Agincourt**, Malerei, Taf 190.— In der Florenzer Sammlung iſt noch das Modell eines geſchundenen Menſchen, die Anatomie des Michel Angelo genannt. Darnach ſoll der geſchundene Bartholomäus im Mailänder Dom gemacht ſein.

) Nach ſeiner eigentlichen Handzeichnung geſtochen, bei **Vaſari, der Mailänder Ausgabe, Bd. 14, S. 51.

***) Bruchſtücke beider verlorenen Kartone, ſ. bei **Agincourt**.

lieber mit dem Schwerte des Paulus, als mit dem Buche des Petrus vorgeſtellt ſein wollte; und deſſen koloſſales, bald darauf im Aufruhr zerſtörtes und in ein Geſchütz umgegoſſenes Erzbild, über der Thüre von S. Petronio in Bologna, ſo gewaltig die Rechte ausſtreckte, daß Julius ſelber fragte, ob ſie fluche oder ſegne; und Angelo antwortete: ſie bedeutet das Volk von Bologna weiſe zu ſein. *) Beide, unruhig und ſtolz, aber großherzig und ſich achtend, entzweiten und verſöhnten ſich unaufhörlich. Angelo war der Mann zur Ausführung der neuen Peters-Kirche, in welcher Julius ſich zugleich, ſchon bei Lebzeiten, ein koloſſales Mauſoleum erbauen wollte. Die Rieſen-Bilder und Klötze, welche zu Florenz und in Frankreich ſtehen, und alle Sieg und Herrſchaft vorſtellen, waren dazu beſtimmt. **) Faſt ſein Lebelang, noch über des Pabſtes Tod hinaus, für deſſen Erben, hatte Michel Angelo ſeine Plage mit dieſem Grabmale, welches endlich zu dem in der Kirche S. Peter in vincolis ſtehenden einſchrumpfte: und hier iſt ſein dräuend gegen die abgöttiſchen Juden eben aufſtehender Moſes wiederum der ſtreitbare Kirchenfürſt Julius. Doch iſt es

*) In Vaſari's erſter Ausgabe, ſagt er grade heraus: ſie fluchet.

**) Der Entwurf nach Angelo's Handzeichnung, ſ. bei Vaſari, Mail. Ausg. Bd. 14, S. 77.

eigentlich kein Bildniß, mehr nur ein Sinnbild; und mit ſeinen Hörnern hat dieſer Moſes ſogar etwas von jener erſten Bockslarve. Angelo verſchmähte es ausdrücklich Bildniſſe zu machen, und daher auch haben alle ſeine Geſichter und Geſtalten jenes Allgemeine, abſtrakt und einförmig Erhabene, das man vorzugsweiſe idealiſch zu nennen pflegt. — Er ſelber, in ſeiner Rieſengröße, ſtand einſam und allein, wie der Montblanc: man wundert ſich faſt ſeine Ältern zu kennen. Sein durchaus männlicher Geiſt machte ſich gänzlich frei und unabhängig von allen andern Menſchen. Er lebte ſein langes Leben hindurch ohne Frauenliebe, und verſchloſſen und ungaſtlich, entbehrte er auch wohl der ganz hingegebenen Freundſchaft. Die Kunſt nannte er ſeine Geliebte und ſeine Gebilde ſeine Kinder. Wie faſt ohne Lehrer, und nur ſein eigener Nachahmer, war er auch ohne eigentliche Schüler, obwohl er deſto mehr Nachahmer hatte: alles ſchöpfte er aus ſich ſelber, alles machte er allein, ſogar die geringſten Vorarbeiten. Die Tafel- und Leinwand-Gemälde und ihre Gegenſtände, außer der Menſchengeſtalt, ausdrücklich als kleinlich und weibiſch verachtend, und auf Raphael herabblickend, und zugleich deſſen Stanzen überbietend, übernahm er die ungeheure Decke der Siſtiniſchen Kapelle, ohne ähnliche Vorübung. Er ließ ſeine Mitſchüler und Freunde aus Florenz kommen, ihm zu helfen: aber er ſah ihnen nur die Kunſtgriffe ab, ließ ſie alle ſchimpflich heimziehen, ſchloß ſich ein, zerſtörte all ihr Werk, und malte nun das Ganze ganz allein binnen zwanzig Monden fertig. Den Pabſt, der einſt ungeduldig eintrat, verſcheuchte er durch ein Brett, das er vom Gerüſte fallen ließ, und entfloh. Raphael ſoll unterdeſſen vom Baumeiſter Bramante, ſeinem Verwandten, heimlich eingeführt ſein *), und darauf die Sibyllen und den Jeſajas gemalt haben, deſſen Knie Angelo höher ſchätzte, als den Preis des Ganzen. Angelo kam dagegen in die Farneſina, wo Raphael die Galathea malte, und zeichnete, in deſſen Abweſenheit, mit Kohle einen Rieſenkopf gegenüber an die Wand, den Raphael ſtehen ließ, wie er noch daſteht, und der eigentlich der Polyphem iſt, vor dem die ſchöne Nymphe entflieht. Aber auch in Staffeleigemälden ſuchte Angelo den Raphael zu überbieten: er machte dem Se-

---

*) So erzählt Vaſari in Raphaels Leben: in Angelo's Leben dagegen, daß Raphael bei Aufdeckung der einen Hälfte von Angelo's Malerei ſie geſehen: worauf Bramante ihm die andere Hälfte habe zuwenden wollen: was noch unwahrſcheinlicher iſt, da das untrennbare Ganze ohne Zweifel ſchon entworfen war. — Uebrigens malte Raphael ſchon in den Stanzen, ehe Angelo die Sixtina anfing, 1508, welcher ſie ihm daher zuſchieben wollte: und Angelo nahm gewiß Rückſicht darauf. 1512 war die Sixtina fertig, als Raphael am Heliodor malte. Sein Jeſajas iſt, nach Vaſari, vor 1511 gemalt, und das Wandgemälde in Pace, an dem ihm Timoteo della Vite half, auch eins der frühern.

baſtiano del Piombo die Zeichnungen, welche dieſer glänzend ausführte, z. B. eine Geißelung und Verklärung, und endlich die Auferweckung des Lazarus, die mit Raphaels Verklärung wetteifern wollte. — Dieſer titaniſche und dämoniſche Geiſt Angelo's erſcheint aber vor allen auf dem größten aller Bilder, dem jüngſten Gericht, in welchem er ſelber gleichſam Gericht gehalten hat über alle Künſtler und Werke vor und neben ihm. Hier, wie früher auf ſeinem Schlacht-Karton, zeigte er ihnen wie ſie zeichnen ſollten. Zunächſt den ältern Meiſtern, Perugino, Signorelli, Botticelli und ſeinem Lehrer Ghirlandajo, deren Wandgemälde unten umher, ſtehen geblieben; dann aber auch den größten ſeiner Zeit, unter denen er namentlich dem Tizian vorwarf, daß er nicht zeichnen könne, und dem Francia durch deſſen Sohn ſagen ließ, daß er beſſere lebendige als gemalte Figuren mache. Die bekleideten Figuren gaben ſchon ſeine Propheten und Sibyllen, und beſonders die kleineren Bilder von den Stammältern Chriſti, die ſich bloß als eine Reihe mannigfaltig geſtellter weiblicher und männlicher Figuren unterſcheiden. Nicht anders, die ganz nackten Geſtalten, die überall als Träger oder Stützen der gemalten Architektur angebracht und gefeſſelt ſind. Dieſe Nacktheiten vermehrte und vollendete er nun, zugleich mit den mannigfaltigſten Gebärden und leidenſchaftlichen Ausdrücken, im jüngſten Gericht: ſo daß der Zeremonienmeiſter Biagio dem Pabſt Paul 3 ſagen konnte, es ſchicke ſich weniger für eine päbſtliche Kapelle, als für eine Badſtube oder Schenke; wofür Angelo ihn denn als Minos in der Hölle malte, aus welcher der Pabſt ihn nicht erlöſen konnte. Ja Pabſt Paul 4, noch bei Angelo's Lebzeiten, wollte das Gemälde überweißen laſſen, und Daniel von Volterra rettete es nur dadurch, daß er die unverſchämteſten Theile mit etwas Gewand bedeckte, wodurch er ſich den Spottnamen Hoſenmacher (brachettone) erwarb. Dieſes Bild iſt freilich eben das jüngſte Gericht, wo alles Fleiſch ſorgen, fürchten, oder gar verzweifeln muß, und weder im Himmel noch in der Hölle von Anſtand, Sitte und Schaam mehr die Rede ſein kann: dennoch empört es in vielen Stellen und Stellungen beſonders der angeblich Heiligen und Frauen (z. B. Katharina), welche nur des Künſtlers gelehrten Eigenſinn und Meiſterſchaft bezeichnen. Es iſt zugleich der jüngſte Tag für den Künſtler ſelber, wo gleichſam alle ſeine Gebilde wie Larven gegen ihn auferſtehen und von ihm ihre Seelen und Seligkeit, ſo wie ſeine vielen unfertigen Bilder (in Marmor) ihre Vollendung fodern. — Die Hölle ſagte ihm offenbar beſſer zu, als der Himmel, iſt überall deutlicher und reicht weit in jenen hinein. Ebenſo das alte Teſtament mit ſeinen Furchtbarkeiten, das faſt allein in allen ſeinen Gemälden hier erſcheint: wie auch ſeinem Landsmann und Geiſtesverwandten

Dante, zu deſſen göttlicher Komödie er Zeichnungen machte (die ins Meer verſunken) und dem er ein Grabmal ſetzen wollte, Hölle und Fegfeuer beſſer gelungen ſind, als Paradies und Himmel. Der alte düſtere und furchtbare Geiſt der Florenzer, welche mehre Kirchen und ſelbſt ihre Domkuppel mit dem jüngſten Gericht bemalt haben, und der ihnen ſchon von den heidniſchen Hetruriern (mit ihren Bein-Engeln) angeerbt ſcheint, und durch ihre ganze gräuelvolle Geſchichte waltet, iſt auch hier nicht zu verkennen. — Daſſelbe gilt von Michel Angelo's plaſtiſchen Bildwerken: neben den gewaltſamſten antiken Darſtellungen, herrſchen auch die näher verwandten aus dem alten Bunde vor; die Muttergottes und ihr Kind bildete er überhaupt ſelten, oder im ähnlichen Style, und Chriſtus am meiſten als Leichnam oder am Kreuze. — Eine Eigenthümlichkeit ſeiner Marmorbilder, welche ſich auch in der Einrahmung jener Gemälde ausdrückt, iſt ihre Beziehung auf die Architektur, auf ein Gebäude oder Denkmal, zu dem ſie gehören; daher ſie auch nicht, wie die antiken Bildſäulen, wahrhaft rund, von allen Seiten vollkommen erſcheinen. So die Bildſäulen an den Grabmälern der Medici, des Pabſtes Julius, und der Grablegung (pietà), die er ſich ſelber zum Grabmale beſtimmte, aber das erſtemal aus Ungeduld, und weil er ſich verhauen, zerſchlug, und auch das zweitemal unfertig ließ, wie ſie noch im Florenzer Dom ſieht. — Er begnügte ſich nicht an einer oder zwei der bildenden Künſte, und der Poeſie daneben, ſondern bewies auch noch ſeine größte Meiſterſchaft und Kühnheit in der umfaſſendſten aller Künſte, der Baukunſt. Davon zeugen der ſtolze Pallaſt Farneſe, die Sapienza, die Gebäude und Treppen des Kapitols, und vor allen die Peters-Kirche. Dieſe, zwar von Bramante, Raphael und Sangallo begonnen, begründete Angelo, der am Florenzer Dom ein großes Vorbild hatte, doch eigentlich erſt recht, und gab ihr im Ganzen die jetzige Geſtalt, vor welcher ſein Entwurf aber noch voraus hat, die einfachere innere Verzierung, das große Portal auf frei vortretenden Säulen, und das Griechiſche Kreuz des Ganzen, über welches die Kuppel vorn viel höher hervortreten mußte, als jetzo. Dieſer Bau wurde von Paul 3 unbedingt in ſeine Hand gegeben, und Angelo übernahm ihn ohne Lohn, und führte ihn feſt und unerſchütterlich durch allen Neid und Undank unter den folgenden Päbſten, zur Ehre Gottes hinaus. Es war ſeine längſte und angelegenſte Arbeit, ſein eigentliches frommes Tagewerk. Wie anfangs für den Pabſt Julius 2, baute er nun für ſich ſelber dieſe Peters-Kirche zum größten aller Grabmäler: und das Pantheon, worin Raphael begraben lag, ſetzte er oben darauf als Kuppel: das ungeheuerſte und letzte aller ſeiner Werke. Von ſeinem Sterbelager (1564) ſah er ſie emporſteigen: nach ſeinem Modelle wurde ſie von Giacomo della Porta (aus Mailand) vollendet. — So konnte Michel Angelo ſein langes, acht und achtzig jähriges, unruhiges und thatenreiches Leben, in welchem er unter acht Päbſten mit gleichem Standmuthe ſich behauptete, und das im Bildhauen und Bauen ſich gleichſam zu büßen ſuchte, noch nicht mit dem jüngſten Gericht und Weltende beſchließen, ſondern er thürmte zuletzt noch Berg auf Berg in den Himmel. Ja im Grabe noch fand er keine Ruhe: der Pabſt hatte ihm eine würdige Grabſtätte in ſeiner Peters-Kirche beſtimmt, wo nur Päbſte und zwei Königinnen begraben ſind; aber ſeine Leiche wurde heimlich nach Florenz entführt, in S. Croce mit großem Pomp und Allegorien beſtattet, und ihm von ſeinem eifrigen Anhänger Vaſari das ſtolze Grabmal geſetzt.

Ich maße mir nicht an, die beiden großen Meiſter, die im Wetteifer wol erſt ſo groß geworden, und doch neben einander Raum hatten, hiedurch gegen einander abzuwägen und nochmals über das jüngſte Gericht zu richten: aber einer Vergleichung gerade auch des Höchſten ſo verſchiedener Art kann man ſich doch nicht erwehren, ſo wie das auszuſprechen, wohin ſich das Herz neigt und die Liebe zieht.

Neapel, den 19. Januar 1817.

Glücklich und wohlbehalten ſind wir hier angelangt, und einer unſerer erſten Gänge war zu unſerm Geſandten um Briefe von Hauſe. Es regnete ganz abſcheulich, und wir fuhren in einem kleinen zweirädrigen Kütſchchen, womit man in dieſer weitläufigen Stadt ſehr häufig fährt, zu deſſen entlegener Wohnung, wurden aber hinlänglich belohnt, als wir wirklich Briefe vorfanden, auf die wir nicht ganz ſicher hoffen durften. Um ſo erfreulicher waren ſie, und wir eilten bald wieder nach Hauſe ſie zu leſen. —

Am 8ten Januar ſind wir wirklich von Rom abgefahren, in einer großen Kutſche; der Däniſche Profeſſor Kruſe und ein junger Schweizer Landolt, waren unſere Gefährten. Nachdem wir noch einen heftigen Strauß mit Wirth und Wirthinn beſtanden, welche die wenigen Tage über den zweiten Monat übervoll bezahlt haben wollten, und wobei ſich die Italiäniſche Beſtialität widerwärtig offenbarte, beſonders an der hochſchwangeren Frau, ſtiegen wir endlich ein, und fuhren zur Porta S. Giovanni beim Lateran hinaus, wieder in die große, meiſt wüſte Ebene der Feldmark von Rom (Campagna di Roma). Es war Winter, und Reif und Froſt ſichtbar: doch war die ganze Anſicht nur herbſtlich, und bei ſteigender Sonne, die alles wieder aufthaut, wie im Frühlinge; neben den entlaubten, den unſern ähnlichen Bäumen, bleiben die immer grünen Eichen, Lorbeeren, Pinien (die nicht ſo düſter ſind, als unſere Fichten), und überall hervorgrünende Gräſer und Pflanzen. Kurz, die Natur erſtarrt und erſtirbt hier keineswegs ganz, wie bei uns, ſondern ſchlummert nur leiſe ein, und erwacht bald wieder; es ſind nur drei Jahreszeiten hier, und dieſe ſchneiden ſich nicht ſo ſcharf ab. — Der Weg läuft lange neben der alten Appiſchen Straße mit ihren Gräbertrümmern hin, welche ich vor wenigen Tagen erſt gewandert war; auf der andern Seite liefen wieder die langen Bogengänge der alten Waſſerleitungen von den Bergen her. Nach etwa drei Meilen, wo man nur hie und da einzele Häuſer antrifft, ſteigt der Weg auf, und kömmt in die alte Straße. Zu Albano, auf der Höhe, machten wir Mittag, und ſtiegen noch höher hinauf zu dem ſchönen runden Berg-See. Auf der andern Seite bietet ſich die weite Ausſicht auf das nahe Meer mit ſeinen ſchönen Buchten und Küſten von Capo d'Anzo bis zum Berge Circello und weiter. In dieſer Gegend iſt jeder Schritt voll uralter Erinerungen, und alles höchſt maleriſch, darum auch ein Hauptaufenthalt der Landſchafter.

Der Weg geht auf der Höhe längs der höheren Bergkette hin, durch die netten Städtchen Aricia und Genzano, die ich Dir ſchon von der früheren kleinen Fußreiſe beſchrieben habe, bis zu dem ſehr maleriſch auf einem vortretenden Berge ſich aufbauenden Velletri, wo wir übernachteten, und es uns in der guten Herberge beim Kaminfeuer, das wir in Rom übel entbehrt hatten, wohl ſein ließen. Die Ausſicht von dem großen Pallaſt ganz oben muß ſehr ſchön ſein: wir ſtiegen hinauf, es war aber ſchon zu dunkel.

Noch ein anderer Wagen mit fünf Reiſenden hatte ſich zu uns geſellt, darunter ein vorlauter Fabriken-Commiſſarius, der ſeinen Milizdegen nie von der Seite ließ, (deßhalb wir ihn nur den Mann mit dem Degen nannten). Man überlegte viel, ob man nicht Gensdarmes mitnehmen ſollte, weil die Straße nach Neapel ſehr unſicher war, ſo daß noch kürzlich erſt Soldaten aus Rom dahin geſchickt worden. Doch erſcheinen alle ſolche Geſpenſter in der Nähe nicht eben fürchterlich, und wir fuhren in Gottesnamen ohne Geleit, noch bei Nacht im ſchönen Mondſchein, in die berüchtigten Pontiniſchen Sümpfe. Sie heißen nach einer vormaligen Stadt, die vermuthlich wieder vom Meere (Pontus) benannt war; und ihren Anfang bezeichnet der am Meere ſtehende Thurm von Aſtura, wo Cicero ermordet wurde, als er zu Schiffe fliehen wollte, und wo der letzte der Hohenſtaufen, nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo, auf einem Nachen entfliehend, von dem ſchändlichen Johann Frangipani, Herrn der Stadt, eingeholt und nach Neapel aufs Blutgerüſt geliefert wurde: welche Unthat noch an dem Franz Frangipani gerochen worden, welcher, der letzte ſeines Geſchlechts in Ungarn, als Hochverräther an dem Kaiſer (1672) enthauptet wurde. — Dieſe Sümpfe nun, faſt eine Tagereiſe lang, ehemaliger Meeresboden, von den nahen, viel Schutt führenden Bergſtrömen aufgeſchwemmt, meiſt Sumpf und Wieſe, mit wenigen menſchlichen Wohnungen, ſind faſt nur von Büffeln und Schweinen und anderm Gewild, und von zahlloſem wildem Gevögel, Gänſen, Enten, Kibitzen, Schnepfen ꝛc. bewohnt, dergleichen ich nie ſo viel beiſammen geſehen habe. Der helle Tag, und zur Seite die beſtändige Ausſicht auf die nahe Bergkette, mit mehren kleinen Städten, Sermoneta, Sezze, Piperno, erheiterten den Weg, welcher gegen Terracina hin ſo gar recht angenehm wird, durch viele Baumreihen längs eines breiten und fließenden Kanals, in den einige der Bergſtröme geleitet ſind. Hie und da ſind noch Spuren von der alten Straße, Meilenſäulen und Inſchriften. Es wurde friſch an den Kanälen gegraben und gebaut.—

Die ſchon durch ſo viele Jahrhunderte ſich ziehende Austrocknung dieſer ungeſunden Sümpfe, deren wenige Bewohner und Anwohner wandernde Leichen ſind, wäre am kürzeſten und ſicherſten durch eine Kolonie Holländer zu bewerkſtelligen. Dieſe ſollen ſich auch wirklich dazu erboten haben: leider ſind ſie aber Ketzer, und man gönnt ihnen das neue Land nicht, deſſen Wildniß einzelen Großen gehört, und zur Weide, Jagd und Fiſcherei verpachtet iſt. An ein ſolches Gemeinwerk, wie der Linth-Kanal in der Schweiz, iſt hier nicht zu denken. —

Die Sümpfe enden dadurch, daß die Berge ganz in das Meer hinaustreten, und das geſchieht bei Terracina, welches eine ganz herrliche Lage an und auf dem gelblich hervorleuchtenden Felſen hat, der recht der Sonne zugewendet, überall mit Indiſchen Feigen, Aloe und Myrthen wild bewachſen iſt, wie bei uns mit Diſteln und Dornen; und dazwiſchen, in den Gärten und auf den Terraſſen, ſo viel Palmen- und Orangenbäume mit den goldenen Hesperiſchen Äpfeln (welche gerade jetzo in der ſchönſten Fülle und Reife prangen), wie wir bis jetzo in Italien noch nicht beiſammen geſehen hatten. Vor allen die herrlichen Palmen, mit ihren ſchlanken Stämmen und langen ſchön gefiederten Blättern, die zugleich Zweige ſind, und dazwiſchen jetzo die vollen goldigen Blüthenbüſchel, — erſcheinen wie aus einer ganz andern wunderbaren

Natur: ſie ſind die Boten des alten Paradieſes im Morgenlande, wo die Bäume Blumen und die Blumen Bäume ſind. Nur ein Paar ſtehen in Rom zerſtreuet, hier aber ſind ſie in heimiſcher Menge. Hier beginnt eigentlich erſt Italien und der wahre Süden.

Die Stadt droben und die Leute ſahen freilich mehr wie ein Raubneſt und Räubervolk aus; doch mochte ich mich gern unter den kräftigen Phyſiognomien umhertreiben. Durch alle Lumpen und Schmutz hindurch erſcheint hier eine ſchöne maleriſche Landestracht, beſonders der Weiber: die Haare in zierlich getheilten Flechten von den Seiten zum Scheitel herauf gezogen; ein weißes am Halſe zuſchließendes Hemde, ein rothes Mieder, und ein blaues Stück Tuch ohne Falten als Rock umgeſchlagen, und darüber ebenſo ein kürzeres rothes Stück Tuch, ſo daß die Geſtalt ſich deutlich durchzeichnet; die grünen Ärmel ſind wie Handſchuhe für ſich, und hinten mit einem Bande zuſammen gehalten; die Schuhe ein rothes Stück Leder, um den Fuß geſchnürt. Die Männer tragen meiſt braunrothe Mäntel, denen ſie immer einen kühnen Faltenwurf über die Schulter zu geben wiſſen. — In der Stadt beſah ich auch die alte Haupt-Kirche, am Markt, im Vorgothiſchen Style, jedoch mit Spitzbögen, die von hier an gegen Süden immer häufiger werden, weil hier die Normannen und Deutſchen herrſchten, und die antike Kunſt nicht ſo zurückwirkte, wie in und um Rom. Sie ſoll ſchon von Konſtantin zu Ehren des Apoſtels Petrus auf einen Tempel des Apollo gegründet ſein. Außen an der Hinterſeite der Kirche ſtehen noch Überbleibſel antiker Säulen, und ohne Zweifel ſind andere in die Kirche ſelber verbaut. Sie wurde nach einer Zeſtörung, die den Gothen zugeſchrieben wird, wieder gebauet, und 1074 eingeweihet. Der vorn an der rechten Seite ſtehende Thurm iſt den Römiſchen ähnlich, mit vielen Säulen, aber Spitzbögen. Die Vorhalle hat ein gerades Gebälk mit Moſaik verziert, aber auch kleine Spitzbögen darüber. Die Joniſchen Säulen ſtehen an Pfeilern; zu den Füßen auf jeder Seite, Löwen und andere Thiere. An einem breiteren Pfeiler iſt ein kurzes zwerghaftes Männlein mit zwei Thieren, als Träger des Gebälkes. Unter dieſer Halle ſteht eine antike Badewanne als Taufſtein. Der Haupteingang hat einen Spitzbogen ohne Querbalken. Innerhalb ſind verſchiedenartige Säulen mit Rundbögen. Die alte Marmor-Kanzel, mit Moſaik ausgelegt, tragen fünf auf Thieren fußende Säulen. Neben dem Altarhäuschen mit Korinthiſchen Säulen iſt noch eins aus dem Mittelalter: über dem Kranz der größeren Säulen ſtehen kleine, die das Dach tragen. — Neben der Vorhalle, am Markte, ſteht zwiſchen zwei Säulen eine alte Tafel mit einer Inſchrift zum Lobe des Gothen-Königs Theodorich, wegen Herſtellung der Appiſchen Straße und Austrocknung der Pontiniſchen Sümpfe. Von ſeiner Ringmauer der Stadt werden auch noch runde und viereckige Thürme gezeigt. — Höher als die Stadt, auf der Stirn des äußerſten Felſens am Meere, ragen noch die Trümmer von einer Burg Theodorichs, unſers Dietrich von Bern, die ich gern beſtiegen hätte, wäre es nicht ſchon zu ſpät geweſen. Es ſind große rundbogige Wölbungen des Unterbaues, zwölf vorn und ſechs auf der Seite, deren Einfaſſungen von großen gehauenen Steinen mit kleineren unregelmäßigen Steinen ausgefüllt ſind: eben wie an den Thürmen der Stadtmauer und an — dem Odinstempel zu Upſal in Schweden, wo die Gothen herkamen und noch Gothen wohnen. *) Die Lage iſt wahrhaft königlich, auf der Felſenecke, zu beiden Seiten Land und Meer beherrſchend, und die Anſicht iſt ſehr maleriſch. Dort oben ſtand auch der Jupiters-Tempel und die Burg der alten Stadt Anxur, und die Appiſche Straße ging über den Berg, dagegen die jetzige unten umher. — Unſer Gaſthof lag dicht darunter, nahe an dem alten, jetzo verſandeten Hafen, mit

---

*) Vgl. die Anſicht und Einzelheiten der Trümmer zu Terracina und des Odins-Tempels bei Agincourt, Archit. XVI. 1—10. Nach Contatori's Geſch. von Terracina, ſind jene vom einem viereckigen Theater Theodorichs, der, nach Ueberlieferung der Einwohner, ſich hier auch einen Pallaſt bauen wollte, doch darüber ſtarb. Er gibt auch das Folgende an.

der freieſten Ausſicht auf die ſchönen Buchten und hohen Küſten, bis Gaeta, ja bis zum Veſuv und auf die romantiſchen Felſen-Inſeln Iſchia, Procida und Capri, und zur Rechten auf den wie eine Inſel die Sümpfe beſchließenden Berg Circello, welcher die Zauberinſel der Fee Circe geweſen ſein ſoll. Wir wurden gut bewirthet, und ſchliefen, vom Wogenſchlage des Meeres eingewiegt, auf dem der Mond ſich ſchaukelte, recht ſanft.

Der Weg am nächſten Morgen, dicht am Meere unter den ſteilen Felſen hin, war höchſt entzückend, obgleich auch der gefährlichſte, weil wir nun auf der Gränze und in dem rechten Schlupfwinkel der Räuber waren. Doch war man eben beſchäftigt, das Buſchwerk zu beiden Seiten des Weges abzuhauen und zu verbrennen, und bald kamen wir ins Neapelſche Gebiet, wo in kurzen Entfernungen überall Soldaten, und zwar Öſterreichiſche Ungarn aufgeſtellt ſind. Weiterhin zieht ſich der Weg wieder vom Meere ab, und ein ſchönes fruchtbares Gelände der Terra di Lavoro breitet ſich aus, zwiſchen Felſen, Wald und See. Myrthengeſträuch ſteht überall am Wege, und erſtaunlich hohes Rohr, das zu Stützen der Reben dient. Ein Bauer pflügte hier mit zwei Büffeln: dieſe ſchwarzen ſtruppigen Beſtien, mit ihren vorwärts gebogenen und anliegenden Bocks-Hörnern, ſind viel ſtärker und dauerhafter, als Ochſen, wie man an ihrem gewaltigen Knochenbau und leichten Arbeiten ſieht; ein Ring durch die Naſe bändigt ſie. — Herrlich zeigte ſich das Städtchen Monticello auf einem vortretenden Felsberge, der auch wild mit Indiſchen Feigen und Aloe bewachſen war. Geſegnet iſt dahinter der ſonnige Winkel am Ende dieſes Meerbuſens, um das Städtchen Fondi: ganze Felder ſtehen voll der ſtärkſten Orangenbäume, die voll goldrother Früchte hingen. In dem alten Städtchen ſieht man wieder die vieleckigen Steinplatten der Appiſchen Straße. Auch einige merkwürdige Gebäude des Mittelalters ſind da. Eine Kirche am jenſeitigen Thore iſt in Gothiſcher Art: die Pforte am Giebel hat zwei vorſtehende Säulen auf Löwen, zierliche Knäufe mit Laubwerk und Vögeln, und Spitzbögen: darüber, in einer Art von kleiner Kapelle, ſitzt ein gekröntes Mannesbild. Innerhalb, eine alte Marmor-Kanzel mit Moſaik und vier Säulen auf Löwen; zwei Seitenaltäre mit alten Bildern auf Goldgrund, die Verkündigung und Maria mit dem Kinde. In einer Kapelle des kleineren Kreuzesarmes iſt ein altes Grabmal von Marmor: auf drei Löwen ſtehen Glaube, Hoffnung und Liebe und tragen den Sarg, auf welchem die Mutter Gottes inmitten von Heiligen; oben liegt der Todte, über dem Engel einen Vorhang öffnen. Die alte Inſchrift beſagt, daß Honoratus Herr von Fondi es ſeinem Vater Chriſtophorus errichtet habe. Der Thurm, neben der Kirche, iſt, wie gewöhnlich, viereckig, mit kleinen Säulen. — Ganz ähnlich, aber neuer und alles größer, iſt der Giebel und die Thüre der Hauptkirche mitten am Markte: über dem Eingange ſitzt eine gekrönte Frau. Inwendig ſind runde und ſpitze Bögen, Bildwerke von 1491 und ein Seitenaltar von 1500. Eine Inſchrift berichtet, daß Honoratus Graf von Fondi die Kirche erbauet habe, die 1508 eingeweihet worden. — Dicht am Thore, neben jener erſten Kirche, und auch wohl damit verbunden, ſteht noch eine alte Burg in derſelben Bauart, jetzo zwar ſehr entſtellt als Dogana (Zollhaus), aber noch mit ſchönen durchbrochenen Fenſtern, Säulenknäufen mit Engelsköpfen, Spitzbögen u. ſ. w. Dieß war wohl der Sitz der alten Grafen von Fondi, und hier wohnte die wunderſchöne Julia Gonzaga, Gemahlinn des Veſpaſiano Colonna und Gräfinn von Fondi, deren Ruf ſogar den Türkiſchen Kaiſer Soliman reizte: ſein Feldherr, der furchtbare Barbaraſſo wollte ſie in deſſen Harem liefern, und überfiel und erſtürmte Fondi 1534 in der Nacht: Julia ließ ſich aber bei dem erſten Lärm aus dem Fenſter herab, und entkam. Sie war im bloßen Hemde, ließ aber den Ritter, der ihr zur Flucht geholfen, weil er ſie ſo nackt geſehen, heimlich umbringen. *) Denn auch ihre, in dieſem Fall freilich zu ſtrenge Tu-

---

*) So iſt die Sage. Nach Brantome, fiel ſie unterweges in die Hände der Räuber, und kam nicht zum beſten davon: ſo daß ihre Rache vielleicht gerecht war.

gend wird gerühmt, und daß ſie ihrem viel älteren Gemahl auch im Tode noch getreu blieb und ſich nicht wieder vermählen wollte; obwohl ſie der Theilnahme für Luthers Lehre beſchuldigt wird.

Hinter Fondi geht es bald wieder in die Berge hinauf: die Appiſche Straße und altes Gemäuer, zum Theil aus netzförmig gefügten viereck[illegible] Steinen, zeigt ſich hie und da. Ferner vom Wege liegen auch einzele neuere Häuſer zerſtört, als Räuberwohnungen. Die hohen Felsberge ſtehen in furchtbarer Zertrümmerung, überall wachſen aber Ölbäume, deren alte Stämme, eben ſo ſeltſam zerriſſen, eine Fortſetzung der Kalkfelſen erſcheinen, denen ſie auch an Farbe ähnlich ſind. Noch ſcheuslicher ſahen die vielen laubloſen Feigenbäume aus, mit ihrem ſchlangenartigen Zweigengewinde: wenn noch dicke Reben ſich um ſie hinaufſchlangen, ſo ſtellten ſie deutlich den verdorrten Schlangenbaum der Erkenntniß dar. Friſch und ſaftig grün ſtanden dazwiſchen die Maſtixbäume (Akazien ähnlich), die wir hier zuerſt ſahen. — Das Städtchen Itri, in einem hohen Thale von Bergen umgeben, iſt ſehr romantiſch emporgebaut um einen einzelen Berg; hoch oben ragt eine der längſten und größten Palmen über die Mauer. Bald öffnen ſich wieder die Felſen, und es geht über einen breiten fruchtreichen Bergrücken abwärts. Ein hohes altes Mauerwerk heißt Cicero's Grabmal, und weiterhin eine Quelle Artakia, wo die Gefährten des Odyſſeus die Rieſentochter des Läſtrygonen-Königs antrafen. So kamen wir in das Städtchen Mola di Gaeta (das alte Formiae), das mit ſeinen Orangen- und Zitronen-Gärten dicht an dem ſchönen kleinen Meerbuſen liegt, deſſen eine Spitze die Bergfeſtung Gaeta iſt. Dieſe erſcheint wie ein kleines Gibraltar. Der große alte Römerthurm auf der Höhe, vermuthlich ein Grabmal, wie das der Metella bei Rom, heißt jetzo Rolandsthurm. Unſer Gaſthof am Meere hatte volle Ausſicht hinüber; doch that uns Kaminfeuer wohl.

Bei der Tafel erſchien eine aus Neapel nach Rom reiſende Schauſpielerinn, eine gewaltige Florenzerinn, mit einem höchſt imponirenden Baſſe, die mit ihrer Duenna und ihrem Amoroſo faſt unwiſſend ein kleines Schauſpiel aufführte. Sie war ſeltſam angethan und trug eine rothe auf die Seite herabhangende Mütze mit goldenem Bräm, wie die Weiber der Ungariſchen Soldaten; und erzählte, wie ſie von Räubern bis auf die Haut ausgeplündert worden: ſie ſchien nicht ſo gut davon gekommen zu ſein, wie Philine. Sie tragirte beſtändig, und forderte einen alten Florenzer, aus dem andern Wagen, förmlich zum poetiſchen Zweikampfe heraus. Unſer Mann mit dem Degen, der den Alten immer zum Stichblatt zu gebrauchen ſchien, und ſich mit einmiſchte, wurde ſchmählich von ihm, dem auf einmal die Geduld ausriß, zum Schweigen gebracht. — Wir zeigten der Donna, wie wir gewöhnlich durch Orangen und Zucker den Wein verbeſſerten, der es auch hier ſehr bedurfte, ſo ſehr ihn Horaz rühmt, und ſie bewirthete uns dagegen mit den ſogenannten frutti di mare (Meeresfrüchte), kaſtanienförmige, ſtachelige Muſcheln, inwendig wie Eidotter. — Nach dem Abendeſſen verſuchte ich noch in das nahe Marionetten-Theater zu gehen, aber das Publikum hatte mir doch zu viel Knoblauch gegeſſen, und ich ſah nur eine Scene: Geſpräch eines Unglücklichen mit ſeinem Echo.

Am andern Morgen ging es bald wieder vom Meere ab, ins ebene Land hinein; eine Schiffbrücke führte uns über den Garigliano (ſonſt Liris), und Trümmer einer langen Waſſerleitung liefen von den Bergen herab, die uns ſtäts in ſchönen Formen zur Seite blieben, und Durchſichten auf die entferntere und höhere beſchneite Bergkette gaben. Dieſe Waſſerleitung gehörte wohl zu der alten Stadt Minturnae (wo ſich Marius in den Moraſt verſteckte), von welcher noch mehre Trümmer, beſonders von einem großen Theater, nahe am Wege liegen. Dieſer geht hier von der Appiſchen Straße höher ins Land, nach Seſſa (dem alten Sinueſſa), das ſich herrlich auf der Höhe hinſtreckt. Nahe dabei, in S. Agatha, hielten wir an zu Mittag, und kamen dann auf wildem bergigem Wege zu dem in der Ebene am Volturno liegenden Capua, das aber faſt keine Spur von ſeiner ehemaligen Pracht und Üppigkeit zeigt. Geſchleifte Feſtungswerke machen die zwar fruchtbare Gegend umher kahl. Es war gerade Geburtstag des Königs, der mit vielen Kanonenſchüſſen und Feuern auf den Straßen gefeiert wurde: Reiſig und alte Tonnen wurden verbrannt, und das Volk ſtand fröhlich umher und wärmte ſich. Auch im kleinen, aber niedlichen Theater war es feierlich, und ward eine ländliche luſtige Operette recht gut gegeben; die Weiber haben dort ſchon, wie hier in Neapel, nicht mehr jenen heiſern Baß, und nahmen ſich in jener idealiſirten Landestracht recht hübſch aus.

Am andern Morgen ſahen wir vor allen noch die alte Bildſäule des höchſten der Hohenſtaufen, Kaiſer Friedrichs 2, der hier einſt kräftig herrſchte: ſie war aber leider ohne Kopf und Hände. Die Stadt Capua ließ ihm im vierzigſten Jahr (1236) dieß Marmorbild machen, durch einen unbekannten aber tüchtigen Meiſter: über lebensgroß ſitzt der Kaiſer, in Römiſcher Tracht, die Krone auf dem Haupte. Dieſes Haupt iſt erſt im letzten Kriege von Murats Soldaten abgeſchlagen, und abhanden gekommen. Der Padre della Valle hat aber früher dieſe Bildſäule abformen und abzeichnen laſſen: die Hände fehlten damals ſchon. *) Sie ſteht dicht am

---

*) Seine Abbildung in den Lettere Saneſi, wiederholt kleiner, Agincourt, Sculpt. VII. 4

Römiſchen Thore in einer Niſche, wie ſie 1585 bei Veränderung der Feſtungswerke neu aufgeſtellt wurde. Die Inſchrift von demſelben Jahre widmet dieſes Denkmal dem Kaiſer als Herſteller der marmornen Krone der Thürme. Über dieſer Niſche ſind mehre antike große Marmorköpfe mit Lorbeerkränzen eingemauert, die vermuthlich auch von Bildſäulen abgeſchlagen ſind. Andere alte Überbleibſel ſieht man an einem Hauſe am Markte. Noch mehr an der Hauptkirche: dieſe hat eine viereckige Vorhalle auf antiken Säulen, unter welcher heidniſche Grabmäler mit erhobenem Bildwerke ſtehen. Die Kirche ſelber iſt ebenfalls auf verſchiedenartigen antiken Säulen gebaut, ſonſt aber ganz erneuet. Die größeren Trümmer des alten Capua lagen uns zu fern von dem jetzigen. — Wir fuhren früh weiter: es war trübe und regnete auch bald. Wir blieben in der hohen Ebene, die aber durch immer fleißigeren Anbau die Nähe der Hauptſtadt verkündigte. Dieſe Fruchtbarkeit iſt außerordentlich, und ungeheure Weinreben ranken an hohen, meiſt gabelförmig ausgehauenen Bäumen auf und verbinden dieſe unter einander. Damit iſt zu beiden Seiten das ganze Feld angefüllt, und dieß macht es freilich einförmig, und beſchränkt den Blick, ganz wie in der Lombardei. Auch war alles laublos, und wenig von jenen ſchönen immergrünen Südbäumen. Erſt dicht bei Neapel, an deſſen ſonnigen Bergen, erſcheinen ſie wieder.

Doch von dieſer Wunderſtadt, deren Lage die ſchönſte in der Welt iſt, nächſtens mehr und ausführlich: heute will ich dieſe Einlage nicht anſhalten.

Neapel, den 30 Januar 1817.

Heute iſt hier eben ſo abſcheuliches Regenwetter, wie bei unſerer Ankunft; drum gehe ich auch nicht auf die Bibliotheken, wie ich bisher faſt täglich Vor- und Nachmittag gethan habe, ſondern bleibe zu Hauſe bei Dir.

Wir haben uns hier wieder eine Wohnung gemiethet, beſſer und angenehmer, als die in Rom, recht in der Mitte der Stadt, und auch nicht viel theurer. Überhaupt iſt es hier eben nicht theurer, als in Rom, und doch alles beſſer und großſtädtiſcher. Wir eſſen täglich gewöhnlich nur einmal, gegen Abend, in einer glänzenden Trattoria dicht am königlichen Schloſſe (eine Art von Dallach, aber viel wohlfeiler). Nach Tiſche gehts gewöhnlich in eines der vielen Theater, und dann zu Bette. An ſchönen Tagen wird aber in der Gegend umher gewandert.

Neapel iſt ein völlig Gegenſatz von Rom, ſchon durch die Lage, welche vielleicht die ſchönſte auf Erden iſt. Unſere trübe Einfahrt ließ uns nur das ungeheure

Leben und Treiben auf den Straßen bemerken, beſonders in der breiten und langen Toledo-Straße, welche ungeachtet des Regens uns wie ein großer Jahrmarkt vorkam. Dieſes Gedränge und Lärmen, das in Rom ſo ſehr fehlt, iſt vielleicht nirgend in der Welt ſo groß, ſelbſt in Paris nicht, wenigſtens nicht ſo allgemein, wie hier überall gegen den Hafen und das Meer hin. In London möchte es noch ſtärker ſein, wo es eine noch ſtärkere Triebfeder an dem Welthandel hat, welcher hier eben nicht groß iſt: ſo daß es faſt unbegreiflich, warum und wodurch Neapel ſo groß und ſo belebt (über 350000 Einwohner) iſt. Und ehemals muß es noch lebhafter geweſen ſein, als noch der Levantiſche Handel über das Mittelmeer ging: obgleich der Handel in Neapel wohl nie ſehr bedeutend geweſen, und hier kein ſolcher Verfall ſichtbar iſt, als in Venedig. Seitdem die Normänniſchen und Deutſchen, und dann andre Herrſcher, hier ein eigenes Königreich ſtifteten, iſt dieſe Hauptſtadt ſo aufgewachſen, aus dem ſchönen und üppigen Boden. Schon Kaiſer Friedrich 2 ſagte: wenn Chriſtus Neapel geſehen hätte, würde er lieber hier geboren ſein, als zu Bethlehem; und wirklich iſt hier eine Stelle, oben bei dem Kamaldolenſer Kloſter, von da man die ganze Gegend im Panorama ſchaut, wo man glauben möchte, daß der Verſucher zu unſerm Herrn getreten, und ihm alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt, auf daß er niederfalle und ihn anbete. Dieß gewinnt noch mehr Anſchein, wenn man bedenkt, daß man hier, überall auf vulkaniſchem Boden, und dicht an der ſtäts rauchenden und Nachts glühenden Teufels und Hexen-Küche des Veſuvs, die Hölle unter den Füßen hat. Die Italiäner ſelber nennen dieß Land ein Paradies von Teufeln bewohnt.

Von den Bergen hinter Capua her zieht ſich die fruchtbare und herrlich angebaute hohe Ebene der Campania Felice, welche ebenfalls gegen die wüſte Campagna di Roma hart abſticht. Die große Bergkette zur Linken, die uns ſtäts begleitete, ſetzt hier mit dem Veſuv ab, und niedrigere Berge zur Rechten verdecken Neapel, das zwiſchen beiden ſich zum Meere hinabſenkt. Ein Bergrücken, auf deſſen Höhe das Kaſtell S. Elmo und das Karthäuſer-Kloſter liegt, deſſen Mitte eine andre Burg Pizzo-Falcone iſt, und der endlich mit einer kleinen Felſeninſel, worauf Kaſtell uovo, ins Meer ausläuft, theilt die Stadt mitten durch. Der ältere und größere Theil, mit dem Hafen, Leuchtthurm, Königlichen Schloſſe u. ſ. w., liegt an dem Buſen gegen den Veſuv. Der neuere, elegantere, meiſt von Fremden bewohnte Theil, mit dem herrlichen Spaziergange längs des Meeres (gleichſam die hieſige Friedrichsſtadt mit den Linden), ſtreckt ſich an dem kleineren Buſen unter dem Bergrücken von Poſilippo nach dem Vorgebirge und Inſel Niſida hin. Der größere Buſen dehnt ſich, am Veſuv vorbei, über Sorrento hinaus; und beide bilden wieder einen großen Buſen, dem die Inſel Capri mit ihrem ſeltſamen Felſenprofil gegenüber liegt. In der Stadt hat man faſt überall die Ausſicht hinaus aufs Meer, oder doch auf die Höhen von Pizzo-Falcone und S. Elmo. Steigt man zu dem letzten, oder noch weiter und höher, zum Kamaldolenſer-Kloſter hinauf, ſo bleibt zwar zur Linken, über Sorrento hin, die Ausſicht durch das Meer geſchloſſen, oder unendlich; zur Rechten aber thun ſich hinter Niſida neue Meerbuſen und Buchten von Puzzuoli, Baia, Mare Morto auf, denen gegenüber die Halbinſel Miſeno und die ganzen Inſeln Procida und Iſchia (welcher letzten Du Dich aus Jean Pauls Titan erinnerſt): und weiter ſchweift der Blick zurück über eine flächere Küſte mit Landſeen, bis an die Bergſpitzen von Gaeta, Terracina und Circello: rückwärts ins Land hinein liegt die ſchöne Ebene von Campanien, mit Capua, Caſerta (dem Luſtſchloß), Nola und vielen andern kleinen Städten. Dahinter ziehen ſich, zum Theil beſchneite Bergrücken um den Veſuv gegen Sorrento und nach Calabrien hinab. Die ungeheure Stadt aber, mit ihren Palläſten, hangenden Gärten, Schlöſſern, Burgen, Thürgen, Kirchen, Kuppeln und Maſten, liegt in zwei Halbmonden tief unten am Meere, wie eine Rieſenſchlange; und zu beiden Seiten des groſen Meerbuſens, beſonders gegen den Veſuv hin, nimmt ſie faſt kein Ende, und ſtreckt ſich durch die kleinen Städte Portici, Reſina, Torre del Greco und Annonziata hinaus. Die Stadt ſelber iſt wohlgebaut und hat ein friſches Anſehen, nicht ſo viele Trümmer und wüſte Pläze, als Rom; obwohl auch nicht ſo viel Alterthümliches, Kunſtreiches; und doch auch manche unfertige Palläſte und Gebäude, z. B. gleich das große Armenhaus, das man bei der Einfahrt erblickt. Überhaupt ſcheinen die meiſten Häuſer unfertig, da ſie meiſt flach, ohne architektoniſche Verzierung, und durchaus ohne ſpitziges Dach ſind, und die Gallerie droben, die oft ein Garten iſt, außen durch keine Brüſtung, Gitter oder dergleichen, bemerklich iſt. Die Palläſte ſind zwar groß und weitläuftig, aber nicht von vorzüglicher Bauart; ſelbſt das Königliche Schloß iſt nicht mit dem Berliner zu vergleichen, ſo wenig als das berühmte Theater S. Carlo daneben mit dem Opernhauſe. Nur zwei Palläſte, ſo wie die Vorderſeite einer Kirche (Geſu nuova), die ſichtlich auch ein Pallaſt geweſen, zeichnen ſich aus durch die einfache Bauart aus Werkſtücken mit abgeſchliffenen Seiten; den Florenzer Palläſten ähnlich.

Den 2. Februar.

Neapel iſt eine wundervolle und unbändige Stadt; die das Gedränge der Volksmenge und Wägen, beſonders in der Toledo-Straße (der wir ganz nahe wohnen, ſo daß ihr Getöſe ſtäts zu uns herauf ſchallt) iſt unbeſchreiblich und ohne Gleichen, und der Corſo in Rom kaum ein Schatten davon. Geſtern zumal, da es Sonntag war und bei heiterem Wetter gegen Abend alles zu Fuß und zu Wagen auf- und abwogte, und weil am Abend Maskenball war, viele Wagen voll ſeltſamer Masken bunt dazwiſchen fuhren, und ſich mit Zuckerwerk (obgleich nur ſparſam) bewarfen. Am Abend von 6½ bis 10½ Uhr war erſt Oper und Ballet. Die erſte, Gabriele di Verci (eine Geſchichte, wie Lenardo und Blandine), von einem jungen Neapolitaner Caraffa komponirt, nach dem Vorbilde Spontini's und Roſſini's; von welchem letzten ich hier noch den Othello als Oper gehört habe. Das Orcheſter (gegen 100 Mann ſtark) und auch die Sänger und Sängerinnen, ſind die beſten, die wir noch gehört haben, und Mad. Kolbran (eine Spanierinn) und der Tenoriſt David, unvergleichlich. (Kaſtraten haben wir in Italien nirgend mehr auf dem Theater gefunden, obwohl noch in der Kirche in Rom). Eben ſo iſt das Ballet das vollkommenſte, das uns noch vorgekommen, und wohl dem Pariſer zunächſt. Hier ſind auch die berühmten Namen Duport und Veſtris. Aſchenbrödel, die nach dem Othello als Ballet gegeben wurde (von Duport, faſt ganz wie das Singſpiel), iſt ein glücklicher Stoff dazu, ſchon durch die allgemeine Bekanntheit als Volksmärchen, und wurde ſehr glänzend ausgeführt. Am Ende erhellt ein künſtliches, ſogenanntes Bengaliſches Feuer die Bühne ſo blendend, daß man wirklich glaubt, der helle Tag bricht herein in die Theater-Nacht. Wenigſtens eine ganze Schwadron Reiter galopiren herein und hinaus; denn die Bühne iſt wohl die größte in der Welt, wie das ganze Schauſpielhaus: obgleich die eine, allein daran ſichtbare Giebelſeite, mit einer kleinen Säulenreihe über hohen Pfeilerbögen, kein ſonderliches Kunſtwerk, und überhaupt die innere Verzierung mehr überladen und doch einförmig prächtig, und nicht ſo großartig und königlich iſt, als unſer Opernhaus. Jetzo iſt alles noch im friſcheſten Glanze, da das Haus, nachdem es ausgebrannt, kürzlich erſt wieder aufgebaut, und ein paar Tage vor unſerer Ankunft eingeweiht worden. — Geſtern folgte auf die Oper zum erſtenmale das Ballet Joconde von Veſtris, auch ganz nach dem Singſpiel, das Du kennſt. Es nahm ſich recht gut aus, und fand viel Beifall. Hierauf wurde nun das ganze Haus zu einem großen Saale für den Maskenball eingerichtet, der von Mitternacht bis gegen Morgen währte. Es war prächtige Erleuchtung mit großen Wachskerzen, und ungeheures Gewühl, wobei wenig getanzt, obwohl auch Deutſch gewalzt wurde. Ganze Banden von Harlekinen tobten umher; und jene ſchöne weibliche Volkstracht erſchien hier höchſt mannigfaltig. Im ganzen machte ſich auch nur das Volk recht luſtig, da die Vornehmen meiſt in den Logen ſaßen (wo förmlich geſpeiſt wurde), und überhaupt die meiſten unmasquirt und in Stiefeln umhergingen: wie wir denn auch thaten. In den oberen Zimmeren ſind allerlei Glücks- und Unglücksſpiele, welche der Unternehmer des geſammten Schauſpiels, der reiche Barbaja, hält, und um welche ſtarkes Gedränge war, auch von Frauen.

Unſer Preußiſcher Geſandter, Baron von Ramdohr (deßen Frau und Kind wir ſchon in Zürich getroffen hatten), vertritt hier glänzend ſeinen Hof. Er hat eine Loge im erſten Range, worin wir ſtäts freien Zutritt haben. Der Prinz Heinrich, des Königs Bruder, dem wir vorgeſtellt worden, iſt zuweilen auch dort. Er äußerte beſondere Theilnahme an Sprachenſtudium. Der Prinz von Homburg, Preußiſcher General, iſt eben auch hier, und reiſet nach Griechenland. — Ramdohr, welcher durch ſeine Werke über Italiſche Kunſt rühmlich bekannt iſt, und ſo wie ſeine Frau, ſelber auch malt, erzeigt uns überhaupt die größte Gefälligkeit. Wir haben ſchon einige ſehr angenehme Abende in ihrem Hauſe gehabt, in deſſen Fenſter der brennende Veſuv ſchaut. Es iſt zwar weit von uns, aber in der Nähe des ſchönen Spazierganges Villa reale, welcher ſich zwiſchen der langen Straße Chiaja (wohl [illegible]) und dem Meere hinzieht, ſonſt mit Reben, jetzo aber mit frühlaubigen Bäumen park-ähnlich beſetzt iſt, unter welchen, neben der berühmten antiken Gruppe des Farneſiſchen Stiers, neue Kopien antiker und moderner Bildſäulen, z. B. auch der Sabinerinn Johanns von Bologna und der Proſerpina Bernini's, ſtehen; und wo an ſonnigen warmen Tagen, wie jetzo ſchon ſo viele ſind, die ſchöne Welt luſtwandelt oder auf- und abfährt. Dort wohnt auch der hier ſo mächtige Öſterreichiſche Geſandte, Fürſt Jablonowski, ein Freund der Kunſt, bei dem ich einige ſchöne neue Gemälde geſehen habe. Aus ſeinem Fenſter hat man die einzige und wunderbare Ausſicht, mitten durch die Grotte von Poſilippo. Dieſe nämlich iſt faſt eine Viertel Meile lang, und über 60 Fuß hoch durch den Felſenberg gehauen, welcher hier die Stadt von Puzzuoli und Baja trennt, und führt den kürzeſten Weg dorthin. Im Oktober ſcheint auch die Sonne mitten durch. Sie iſt ſchon ein uraltes Werk, welches neuere Volksſage dem Dichter Virgil zuſchreibt, deſſen Grabmal oben am Eingange ſteht, und der hier zum Zauberer gemacht worden, von dem man noch andere Werke zeigt.

Von ſonſtigen Bekanntſchaften, iſt der Banquier Heigelin, ein geborner Schwabe, an den wir Empfehlungen hatten, uns ſehr erfreulich. Der alte Biedermann lebt jetzo meiſt auf ſeinem ſchönen Landhauſe, das er ſelber angelegt hat, oberhalb der Stadt, welche man von S. Elmo bis an den Veſuv, und ſo weiter übers Meer hin ſchauet. Wir waren einen Mittag ſehr vergnügt bei ihm. Leider war es böſes Regenwetter (denſelben Tag, als ich dieſen Brief anfing), und wir blieben meiſt auf das Haus beſchränkt, welches aber viele ſchöne Kunſtſachen, antike Vaſen und andere Alterthümer enthält; auch herrliche Landſchaften von Philipp Hackert (meinem Ukermärkiſchen Landsmann). Du kennſt ſein Leben durch Goethe, wie raſtlos und tüchtig er arbeitete, wie anſtellig und redlich er dem König von Neapel diente und ſeine Selbſtändigkeit auch als Ketzer behauptete. Er hat die beſte Zeit hier gewohnt, in dieſer für den Landſchafter auch glücklichſten Gegend, und ſeine Landſchaften aus derſelben, hier, und bei Heigelin in der Stadt, ſind höchſt wahr und reizend. Er iſt anerkannt der beſte Landſchafter ſeiner Zeit, und führte dieſe ſeit Claude verirrte Kunſt zuerſt wieder auf die Natur zurück. Im Malen wirklicher Gegenden und Ausſichten iſt er auch ſeitdem nicht übertroffen (er ſtarb erſt 1806), obwohl andere gleichzeitige Landſchafter ſich durch eigen komponirte Landſchaften leicht über ihn hinweg ſetzen mögen. — Heigelin hat die Geſchäfte ſeinen beiden Neffen übergeben, von denen der eine Däniſcher Konſul iſt, und daher das Geburtsfeſt des Königs von Dänemark, kürzlich glänzend feierte. Es war ein ſchöner Tag, und wir konnten aus dem Zimmer dicht daneben auf die Terraſſen zwiſchen Orangen, Roſen und andern grünenden und blühenden Gewächſen wandeln. Dergleichen Terraſſen, wenn auch nicht von außen ſichtbar, oben auf den Dächern, oder auf den niedrigeren Gebäuden im Hofe, haben die meiſten angeſehenen Häuſer.

Eis kömmt in dieſem glückſeligen Lande nicht mehr vor (wie wohl noch in Rom), und Schnee ſieht man nur auf den fernen Bergen, ſeltener auf dem Veſuv, und auch nur im Winter. Zwar ſtehen die meiſten Bäume jetzo laublos, und es gibt kalte regnige und windige Tage (wie eben heut): aber hier braucht man wenig mehr Kohlbecken oder Kaminfeuer (woran wir uns jedoch ſchon einige Abende ergötzt haben), und es ſind meiſt ſo ſchöne ſonnige und warme Tage, wie bei uns um Sommers Anfang. Daneben die immergrünen ſchönen Bäume mit ihren goldglühenden Früchten, und grüne Gemüſe- und Saatfelder, und auf den Straßen Blumen aller Art zum Verkauf und zur Ausſchmückung der vielen kleinen Schenktiſche, wo Limonade und allerlei Getränk feil iſt. Du haſt wohl recht, daß wir unſerm Winter, mit Eis und Schnee und gänzlicher Erſtarrung, dießmal ganz entgehen, nur einen ſchönen Herbſt empfinden, der jetzo ſchon wieder zum Frühling wird, welchem wir von nun an durch ganz Italien und die Schweiz nachreiſen werden, bis uns in Deutſchland der Sommer einholt. Es iſt ſchön, das zu erleben; aber unſer Winter, mit Schlitten und Schlittſchuhen, hat auch ſeinen eigenthümlichen Reiz, und unſer Wechſel der Jahreszeiten iſt viel größer und gewaltiger, ſo daß ich auch hierin nicht tauſchen möchte: wie man denn überhaupt dort am beſten und liebſten iſt, wo man zu Hauſe gehört. Dennoch habe ich es faſt an keinem Orte ſo bedauert, daß Du nicht zugegen biſt, als in dieſer wahrhaft großſtädtiſchen, königlichen, vom Himmel und Erde begünſtigten Stadt, deren wundervoller Inhalt und Umgebung dich gewiß höchlich verwundern und mich doppelt erfreuen würde: ſo bleibt mir nur das Vergnügen, Dir davon ſchreiben und einſt noch mehr mündlich erzählen zu können.

Das Auffallendſte iſt hier immer der Veſuv, der ſchon ſeit mehren Jahrtauſenden (ſo viel man nur weiß) brennt und raucht, und faſt überall aus der Stadt, wenigſtens vom Ufer aus, geſehen wird. Bei unſerer Einfahrt war er umwölkt: am Abend aber, als wir aus dem Schauſpiel auf den freien Platz am neuen Kaſtell traten, ſahen wir den glühenden Widerſchein hoch in den Wolken, wie eine große Feuersbrunſt. Der erſte Eindruck iſt wunderbar, den der wirkliche Anblick dieſes ewigen Feuers macht; aber auch durch die tägliche Gewohnheit ſtumpft er ſich nicht ab. Am Tage ſieht man freilich nur Rauch aufſteigen, bei Nacht ſind aber faſt immer Flammen ſichtbar, die gerade in den Tagen unſers Hierſeins ungewöhnlich hoch aufſchlugen, ſo daß wir ſchon den Widerſchein davon im Meere geſehen haben. Es iſt, als hauſe dort oben ein Rieſe, der ſeinen Heerd aufſchürt und ſeine Küche beſtellt. Aus zwei und zuweilen aus drei ſolchen Schornſteinen dicht neben einander ganz auf der Höhe des Berges, qualmt es ſo, doch aus einem brennt es am ſtärkſten, und dem fließt zur Seite ein leuchtender Lava-Strom aus.

Vorgeſtern, an einem hellen Sonnabend, machten wir endlich die mühſelige Fahrt auf den Berg ſelber hinauf, die freilich für Dich zu beſchwerlich geweſen wäre, und wirklich immer gefährlich iſt, da man über und zwiſchen Rauch und Feuer hinklettert, das ſich augenblicks aufthun kann, ſo wie man an den beiden Kratern nie vor einem plötzlichen ſtarken Ausbruche ſicher iſt. Der Kapellmeiſter Spohr, den wir ſchon in Venedig, Mailand, und Rom getroffen, und der ſeit einigen Tagen hier in unſerm Hauſe wohnt, war mit uns, und wir fuhren bis Portici und Reſina, am Fuße des Berges, welcher die alte Stadt Herkulanum, über welcher Reſina ſteht, vor mehr als 1700 Jahren überſtrömt und begraben hat: neuere Ströme von ſchwarzer, zu Stein erſtarrter Lava, gehen auch an der neuen Stadt über den Weg ins Meer hinab: ältere, ſchon zu fruchtbarer Erde verwitterte ſchwarze

Ströme ſind daneben mit üppigen Reben bedeckt, welche den köſtlichen Wein Lacrymae Chriſti (Thränen Chriſti) geben. Dieſe Lawa-Ströme erſcheinen immer furchtbarer und ſcheuslicher, je höher man hinaufſteigt; was von Portici aus gewöhnlich auf bequemen Eſeln geſchieht, mit denen wir auch ſogleich von allen Seiten beſtürmt wurden, ſo daß wir uns aus dem Gedränge ſchlagen mußten: ich blieb aber den ganzen Weg auf Schuſters Rappen. Man kann dieſe Lawa-Ströme mit den Gletſchern vergleichen: ſie haben ſich bei der allmäligen Erkältung und Erſtarrung, eben ſo in wunderſamen Zacken und Spitzen fortgeſchoben, in ähnlicher Zerſtörung vor ſich und an ihren Ufern alles mit ſich fortreißend. Eben ſo vollkommen iſt aber der Gegenſatz zwiſchen beiden. Die Gletſcher bilden ſich aus der wechſelnden Auflöſung und Erſtarrung des ewigen reinen Schnees von den höchſten Höhen in den reinen durchſichtigen Kriſtall-Geſtaltungen, welche unten in ſchönen Thälern als befruchtende Ströme zerfließen und die Erde beleben: dagegen die Lawa aus den Tiefen der Erde heraufkocht, im Feuerſtrom alles zerſtörend fortreißt, und zähe erkaltend, in ſcheuslicher ſchwarzer Farbe und Mißgeſtalt, wie Schmiedeſchlacken, einen ſtarren Höllenfluß darſtellt. — Auf einem Vorberge, welcher wie eine Inſel aus dieſem ſchwarzen Meere ragt, ſteht unter Bäumen eine Einſiedelei, die zugleich eine Herberge iſt, wo man ſich erquickt und verſorgt mit Brot und Wein. Von hier geht es eine Strecke eben fort über das Thal zwiſchen dem eigentlichen Veſuv und der nahen, etwas niedrigeren Somma. Bald darnach aber wird der Weg höchſt beſchwerlich, durch tiefen ausgebrannten Schutt und Graus, aus welchem feſtere Schlacken hervorragen, auf welche man, um vorwärts zu kommen, treten und ſteil aufklimmen muß. Nun kömmt man auf einen Abſatz, wo überall aus dem verbrannten ſchwarzen ſchwefel- und ziegel-farbigen Geſtein, Schwefeldämpfe rauchen, wie aus einem brennenden Meiler, und aus vielen Löchern eine zitternde Hitze wie aus einem Backofen flimmert: ſteckt man den Stock hinein, ſo zieht man ihn alsbald lichterlohe brennend heraus. Darüber erhebt ſich endlich, wie zwei abgeſtumpfte Kegel dicht an einander, der Doppelkrater, um welchen ſich ein höherer Wall gegen Norden herzieht; dazwiſchen eine tiefe, Rauch, Aſche und Steine auswerfende Schlucht: ſo daß dieſer Wall ein Ueberbleibſel vom Rande eines älteren großen Kraters erſcheint, welcher eingeſtürzt iſt, aber den jetzigen Bergkegel mit den beiden kleineren Kratern wieder aufgeſtoßen hat; von denen der ältere nur wenig rauchte, der jüngere aber beſtändig hörbar brodelte und kochte, und mit großem Krachen, wie von einer Lärmkanone, zuweilen glühende Steine empor warf, die auf der ſchwarzen Fläche leuchtend herabrollten. Dieß Schauſpiel wurde beſonders nach Sonnen-Untergang unbeſchreiblich prächtig, wenn die glühenden Steine erſt in dem tiefen Himmelsblau emporflogen, wie ein feuriger Springbrunnen. Da der alte Krater ſo ruhig war, ſo wagten wir uns (mit mehren jungen Engländern, die auch die Bergfahrt machten) durch die Aſche hinan, und ſchauten in deſſen Schlund, der wie ein Trichter geſtaltet und unten voll rauchender Klüfte iſt, während aus dem jungen Krater vor uns, und zugleich aus jener Spalte an dem Walle hinter uns, auf beiden Seiten Flammen, Rauch, Steine und Aſche umherflogen. Ein Engländer hatte ſogar die Kühnheit, zu dem feurigen jungen Krater hinüber zu ſpringen und einen Blick hinein zu thun: kaum hatte er ſich wieder gewendet, als es wie ein Kanonenſchuß herausfuhr und glühende Steine hinter ihn her rollten. Als wir wieder unten waren, erfuhren wir auch die Tücke und den Spuk jenes alten Rübezahls, indem er auf einmal eine ſo ungeheure ſchwarze Wolke mit Aſche und Steinen rings umher auswarf, daß wir nimmer hinauf gegangen wären, wenn wir es früher geſehen hätten. Ein ſonderbares Schauſpiel war noch, daß einigemal der aufſteigende Rauch ſich in einen feſten großen Ring zuſammenwirbelte, faſt wie eine Schlange die ſich in den Schwanz beißt, und ſpät erſt in dem heiteren Blau zerfloß. Unſere Führer weiſſagten daraus einen baldigen ſtarken Ausbruch, und warnten uns deßhalb auch, zu dem Krater hinauf zu ſteigen. Hier begreift man die häufige Vorſtellung der im Fegefeuer brennenden armen Seelen an den Häuſern in Neapel, z. B. gleich bei der Einfahrt. — Aus dieſer Hölle unter und neben uns ſchauten wir in den Himmel und das Paradies über und um uns. Die ganze große Ausſicht über die Schneeberge, die Stadt, Meerbuſen und Inſeln, die ich Dir von dem Kamaldolenſer-Kloſter oben beſchrieben, war hier noch weiter und höher: es erſchienen zwiſchen Circello und Iſchia noch die Inſeln Ventotiene und Ponza; und über die Bergſpitze von Sorrento herauf, zeigte ſich noch der Meerbuſen von Salerno; dabei lag die Stadt, die dort ſehr verdeckt iſt, hier ganz offen vor dem Blicke. — Die Sonne ſank herrlich zwiſchen Capri und Iſchia ins Meer hinab; wir aber ſaßen noch lage, auf dem eine angenehme Hitze aushauchenden Geklüft, (in welchem Eier alsbald geſotten waren), und ſahen dem ungeheuren Feuerwerke zu, bis der Vollmond gerade über dem alten Krater, wie aus ihm ſelber, heraufſtieg und uns ſein mildes Himmelslicht neben der großen Teufelsfackel aufſteckte, deren Qualm ihn freilich oft verfinſterte. Jetzo ſtiegen wir, oder glitſchten vielmehr in der loſen Aſche und Graus den Berg hinab, in deſſen Spalten hie und da noch Schnee lag. Im ſchönen Mondſcheine kamen wir bald hinunter, nahmen in Portici einen Wagen, und waren noch vor 10 Uhr an unſerer gewöhnlichen Tafel, wo wir uns von der

Fahrt erholten, und erzählten. — Auffallend iſt, daß der Verſuv, deſſen Name Vesbius (bei dem hier einheimiſchen Statius) auf die uralte Vorſtellung von der Todten-Wespe und dem Fliegen-Gotte zu deuten ſcheint, durch gar keine Sagen und Märchen verherrlicht iſt, zu welchen er doch weit mehr Anlaß bot, als unſer Blocksberg und der Schwediſche Blåkulla (ſchwarzer Berg). Ob den Namen des ſchauerlichen Thals oben zwiſchen dem Veſuv und der Somma Atrio del Cavallo (Vorhof des Pferdes) eine Sage erklärt, habe ich nicht erfahren können.

Die furchtbare Zerſtörung dieſes Berges hat uns aber gerade die vollkommenſte Anſchauung der alten vortauſendiährigen Welt erhalten, in den vor mehr als 1700 Jahren plötzlich verſchütteten Städten Herkulanum und Pompeji, zwiſchen dem Meere und dem Fuße des Veſuvs. Über Herkulanum, das tief unter harter Lawa liegt, iſt ſeitdem Reſina erbaut, ſo daß faſt alles Aufgegrabene wieder ausgefüllt worden. Pompeji aber, etwa eine Meile weiter, iſt nur mit loſen kleinen Steinen veſchüttet und jetzo ein Weinberg, aus welchem es größtentheils hervorgegraben iſt, ſo daß man von mehren Seiten wieder, wie vormals, ganz eben hineingehen kann. Es war, obgleich nicht dicht am Meere, der Haupthafen für die ganze fruchtbare Gegend. Doch iſt es nur ein Städtchen, etwa wie Angermünde oder Schwedt, im Viereck, mit feſten

Mauern, welche zum Theil mit großen ungleichen Werkſtücken aus der älteren Griechiſchen Zeit ſind; vielen Steinen iſt ein] ʒ eingehauen, wohl das Zeichen Pompeii's. Die Thore ſind eng, gewölbt, mit noch ſchmäleren Seitengängen für die Fußgänger, die ſich auch in den Straßen fortſetzen. Über dem einen Thore iſt eine noch nicht entzifferte Steinſchrift von Hebräiſchem Anſehen. Das Pflaſter iſt ganz wie noch in Florenz und hie und da in und um Rom, aus unregelmäßigen Vielecken, dazwiſchen erzene Keile: ſtellenweis iſt es ſehr ausgefahren, und zeugt von keiner guten Polizei. Die Straßen ſind aber meiſt ſehr eng und krumm, wie noch in dieſen Gegenden, zum Theil um Schatten zu gewinnen. Die Häuſer ſind meiſt nur klein und ohne Fenſter, welche die Thür vertritt, einſtöckig und gewölbt, mit flachen Dächern und Terraſſen oben: gerade wie noch jetzo in den kleinen Städten umher und zum Theil in Neapel ſelber. Faſt jedes Haus hat einen viereckigen Säulenhof, von dem man in mehre kleine Gemächer und in ein größeres, gemeinſames tritt, meiſt auch ohne Fenſter: ähnlich den Kreuzgängen der Klöſter mit ihren Zellen. Andere Häuſer, vornämlich an den breiteren Hauptſtraßen, ſo wie die Landhäuſer vor dem Thore am Abhange des Berges, ſind größer, mit hohen Thorwegen, mehren terraſſirten Stockwerken, und Kellern, Säulenhöfen, Brunnen und Bädern, Kapellen, Gärten ꝛc. An den Pfeilerknäufen des Einganges zum ſogenannten Hauſe des Salluſtius bemerkte ich ſchon Menſchenköpfe und Figuren im Laubwerke: wohl das älteſte Denkmal dieſer Art. Sonſt ſind die meiſten Säulen von der ſpäteren Doriſchen Ordnung, weniger Joniſch und Korinthiſch, und in den Wohnungen meiſt von Backſteinen, mit Stuck überzogen, und auch wohl bemalt. Von dieſem Stuck, da er ſo feſt, iſt überhaupt ſtarker Gebrauch gemacht, auch zu Zierraten und erhobenen Bildwerken. Die Fußböden, auch in den Höfen, ſind Eſtrich und Moſaik, die Wände bemalt. Außen an den Häuſern ſind Bilder und Inſchriften, als Haus- und Gewerbe-Schilder, beſonders häufig eine Schlange, der Apotheker und Ärzte. Ein Theil der Stadt iſt wieder ausgebeſſert und mit Dächern verſehen, ſo daß er bewohnt ſcheint. In einem Hofe ſtehen mehre ſteinerne Handmühlen: Kegel, um welche ein Hohlkegel ſich dreht und das in einem damit verbundenen Trichter oben eingeſchüttete Getreide zermalt. Die Gewölbe und Öfen eben daſelbſt verrathen eine Bäckerei; und über dem einen ſteht ein großer Lingam, mit der Inſchrift: Hic habitat felicitas. — Die Hauptſtraße, gegen Rom hin, iſt vor dem Thore zugleich die Gräberſtraße, an den Lebensweg mahnend, wie die alte Via Appia von Rom her, und zu beiden Seiten ſtehen Sarkophage und Grabmäler mit Inſchriften, zum Theil aus Marmor, trefflich gearbeitet und erhalten, nach denen man ſich einen Begriff von den bei Rom faſt ſämmlich zerſtörten machen kann. Dicht am Thore links ſind zwei große halbrunde Bänke auf Greifenklauen, von denen die eine zum Grabmale der Prieſterinn Mammia dahinter gehört, wie die Inſchrift beſagt. Hier ſaßen wir gegen den Veſuv gekehrt und ließen fröhlich die große Weinflaſche herumgehen. Eine ähnliche Bank iſt auf der andern Seite der Stadt, mit der herrlichen Ausſicht auf den Meerbuſen. — In der Stadt ſelber ſieht man dann noch mehre Tempel und öffentliche Gebäude. Der Iſis-Tempel ſteht in einem viereckigen Säulenhofe, im Hintergrunde, mit einer Säulenhalle auf Stufen und kleiner Zelle, in welcher die Bildſäule der Iſis, ſo wie der Venus, des Bachus und ihres Sohnes Priapus, ſtanden. Zur Seite ſieht noch eine andere kleinere Kapelle, und auf dem Hofe mehre Altäre und ein Brunnen: alte Opfergeräthe und Gerippe von Prieſtern ſind dabei gefunden. Wandgemälde und Bildwerke in Stuck beziehen ſich auf den Iſis-Dienſt. Alles iſt hier nur in kleinem Maßſtabe. Ein anderer größerer Tempel, dem die Säulenhalle des viereckigen Marktplatzes mit der Baſilika und Gerichtshalle ſich anſchließt, und in der Nähe noch ein dritter Tempel, wurden eben erſt ausgegraben. Sonderbar iſt das hier gefundene über lebensgroße vordere Bruſtſtück eines Marmorbildes, das ſo für ſich gearbeitet iſt: es ſcheint von einem dicht an der Wand geſeſſenen Jupitter, deſſen Gewand und übrige Theile von Erz, oder andern koſtbaren Stoffen geweſen. Vielleicht iſt das Bild auch nicht fertig geworden; denn die Doriſchen, ganz friſch gehauenen und zum Theil unfertigen und unvollſtändigen Säulen und Gebälke des Marktes zeugen von einem Neubau, etwa nach einem früheren Erdbeben. Eine ähnliche Erneuung bekundet die Inſchrift am Eingang des Iſistempels. Und gewiß ſind die früheren Ausbrüche des Veſuvs, durch das aus Lawa beſtehende Pflaſter, unter welchem tiefer noch andere Lawaſchichten liegen. Auch deutet darauf ein großer Tempel auf der Höhe gegen das Meer, von der älteſten Doriſchen Ordnung der Griechiſchen Tempel, von welchem, außer den Grundmauern und Stufen, nur noch wenige einzele Bruchſtücke übrig ſind, ſo daß er wohl früher ſchon zerſtört geweſen iſt. Hinter demſelben zieht ſich eine Säulenhalle hin, als Vorhalle des Theaters, in welches man von hier ſogleich eintritt: die halbrunden Bänke um die Orcheſtra (Tanzplatz des Chors), die höhere Bühne mit ihren Seitenwänden und feſten architektoniſchen Hinterwand, aus deren drei Thüren die Schauſpieler traten, und die Gemächer dahinter, ſind alle noch ſehr anſchaulich da. Ein Durchgang verbindet dieſes große Theater mit einem kleineren, von ganz ähnlicher Einrichtung, das aber, laut einer Inſchrift daran, bedeckt geweſen: nach Einigen, das komiſche Theater zu jenem tragiſchen, nach Andern, ein Odeon, bloß für Geſang und Rede. — Daran ſtößt ein großer viereckiger Säulenhof, gewöhnlich Soldatenhaus genannt, weil viele Waffen in den kleinen Gemächern gefunden ſind und in einem davon mehre Gerippe im Stocke ſitzend. Ferner davon iſt das eirunde Amphitheater oder Circus, in deſſen Mitte die Fechterſpiele und Thierkämpfe geſchahen; dergleichen auch noch unten an der Wand gemalt ſtehen.

Solcher Wandgemälde ſieht man auch in den Häuſern noch viele, obgleich die meiſten und beſten abgeſägt und in das Muſeum zu Portici gebracht ſind. Merkwürdig iſt, daß man hier in Pompeii, ſo wie weiter vom Veſuv, unter den Trümmern des alten Stabiae, mehre ſolche Wandgemälde ſchon von den Wänden abgelöſt gefunden hat: ſo wie überhaupt die meiſten Koſtbarkeiten und viele Geräthe vor der völligen Verſchüttung mit den meiſten Einwohnern ſelber geflüchtet ſind. Alles aber, wie es hier in Pompeii aufgedeckt liegt, gewährt, außer der faſt grauenhaften Anſchauung des Lebens jener Vorwelt, auch in ſeiner jetzigen Geſtalt und Umgebung der Berge, des Meeres und der nächſten Reben mit ihren Pappeln, höchſt maleriſche Anſichten, welche Hackert auf mehren Gemäldeen, in Heigelins Landhauſe, ſehr glücklich gefaßt hat. Darnach ſind die guten Kupferſtiche in einer Sammlung Neapelſcher Anſichten von Vincenzo Aloia, ſeinem Schüler, der ihn zwar nicht genannt hat. Seitdem iſt freilich viel mehr ausgegraben, beſonders durch die Franzoſen, z. B. das ganze Amphitheater, der Marktplatz mit den anſtoßenden Gebäuden, die Mauern und Thore. Auch iſt damals ein prächtiges Kupferwerk angefangen, von der Stadt ſelber und ihren Gebäuden, mit Grundriſſen nach genauen Meſſungen, von Mazois, welches fortgeſetzt wird, obgleich die Ausgrabungen läſſiger gehen.

Ehe wir auf den Veſuv ſtiegen, beſahen wir das durch ihn bewahrte Muſeum in dem königlichen Schloſſe, welches die beiden Orte Portici und Reſina verbindet. Dort ſind alle Geräthſchaften und Merkwürdigkeiten, die man unter der Erde gefunden hat, geſammelt, ſollen aber zur Sicherheit in das hieſige Muſeum gebracht werden, wie früher ſchon mit den ausgegrabenen Bildſäulen und Bücherrollen geſchehen. Die beſten Stücke von allen dieſen ſind zwar vor den Franzoſen nach Sizilien geflüchtet, und werden eben erſt wieder zurückgeführt: aber aus dem hier noch Vorhandenen ſchon, aus der Menge und Vortrefflichkeit dieſer Kunſtwerke aller Art, die man in verhältnißmäßig ſo kleinen Städten (Winkelmann maß den Umfang Pompeii's mit 3860 Schritten) gefunden, nachdem ſo Vieles ſchon daraus geflüchtet und mannigfaltig zerſtört worden, müßte man eine hohe Vorſtellung von der antiken Bildung bekommen, wenn man ſie nicht ſonſt ſchon hätte. Und dieß war doch überdieß nur ein ſpäterer Abglanz der eigentlich Griechiſchen Bildung. Auch das geringſte und kleinſte Geräth hat zierliche und bedeutſame Form. Und wie viel dieſe alten Gebilde wieder zu einem beſſern neuen Geſchmack in Zimmerverzierung und dergleichen beigetragen (wie einſt die aus den Bädern des Titus durch Raphael), iſt ſichtbarer, als bekannt. Alle dieſe Denkmäler ſind in einem prächtigen Werke in Kupfer geſtochen, aber weit vortrefflicher, als ſie darin erſcheinen. Unter den Wandgemälden (meiſt auf trockenem Grunde) ſind ſo ſchöne, nicht bloß Verzierungen, ſondern auch Geſtalten und Gruppen, als nur irgend die neuere Malerei (freilich mit Ausſchluß der religiöſen) aufzuweiſen hat, und dabei die Farben von einer Friſche und einem Glanze, wie in den Miniaturen unſerer alten Handſchriften. Manche dieſer Wandgemälde ſind auch wirklich eben ſo klein und fein; dagegen auch andere in Lebensgröße. Von jenen ſind vier auf Marmor gemalt, und die ſchönſten darunter, aus Pompeji, die auf dunklem Grunde ſchwebenden Tänzerinnen, die ſeitdem ſo oft wiederholt ſind, hier aber in der höchſten Anmuth und Vollendung des Nackten und der durchſichtigen Gewänder erſcheinen; dann die reizende Nymphe, welche nackt auf dem Rücken eines Meerungeheuers dahin ſchwimmt; und die nackte Bachantinn, welche auf dem Rücken eines Kentauren knieend den Thyrſus ſchwingt und in wollüſtiger Wuth ihn forttreibt. Manche Fabeln ſind in iener Zeit ſchon gern und öfter gemalt, z. B. Leda mit dem Schwan, Diana und Endymian, Venus und Adonis, Perſeus und Andromeda. Zu den ſchönſten gehören: Theſeus, mit dem erſchlagenen Minotaur und den befreiten Atheniſchen Jünglingen und Mädchen zu ſeinen Füßen; Dido, mit dem Schwerte des Selbſtmordes in der Hand, voll des ſchmerzlichſten Ausdrucks; Iphigenia, die ihren Bruder Oreſtes im Tempel der Diana auf Tauris erkennt; und vor allen ein großes Bild, wo ein Kind, Telephus, am Euter eines Rehes ſaugt, daneben ſein Vater Herkules ſteht, ein geflügelter Genius mit einem wahren Engelsantlitze vorſchaut, und eine wunderſchöne Flora mit tiefen Augen ruhig daſitzt. — Thiere, Pflanzen, Blumen und Früchte ſind überall von lebendiger Wahrheit, und ſelbſt Landſchaften ſind recht ſchöne da, und nicht ohne Perſpektive, wie ſonſt wohl von der alten, wie von der Chineſiſchen Malerei behauptet worden. Darunter iſt merkwürdig eine Abbildung der Stadt Baiae, wie ſie damals ausgeſehen. Unter den Geräthſchaften iſt die ganze Werkſtatt eines Bildhauers, welche die neuere Kunſt vielleicht noch benutzen könnte. Für die Neugierde iſt auch verkohltes Getreide aller Art, Teig und Brot, Wein und Öhl da. Weniger erfreulich iſt aber ein Stück feſter Erde, worin ſich der ſchöne Buſen eines verſchütteten Weibes abgedrückt hat, deren Schädel und Gebeine nur noch übrig ſind. —

Die beſten Sachen im hieſigen Muſeum ſind auch dort ausgegraben worden; obgleich die ältere aus Rom hergebrachte Farneſiſche Sammlung berühmte Bildſäulen enthält. Zu dieſen gehören: die größte bekannte Marmor-Gruppe aus Einem Stücke, wie Amphion und Zethus ihre böſe Stiefmutter Dirke an die Hörner eines Stiers binden, voll des herrlichſten und kühnſten Lebens, von den Meiſtern Apollonios und Tauriskes aus Rhodos (ſteht jetzo frei in der Mitte des Spazierganges am Meere). Der koloſſale auf ſeiner Keule geſtützte und die errungenen Hesperiden-Äpfel in der Hand auf den Rücken haltende Herkules (von dem Athener Glykon), eine von allen Seiten vollendete Geſtalt, mit gewaltigen Muskeln: er ſteht jetzo wieder auf eigenen Beinen, obwohl die früher von Guglielmo della Porta ergänzten Michel Angelo (der ſie modellirt haben ſoll) für würdig erkannte, daran zu bleiben. Derſelbe ergänzte auch jene erſte Gruppe, und die ebenfalls koloſſale, aber doch höchſt anmuthige Flora mit durchſichtigem, tiefgegürtetem Gewande. Amor, von einem Delphin umſchlungen, mit einem engliſch ſchönen Kopfe. Die bekannte und außerordentlich reizende Venus, welche mit zierlich vorn aufgehobenem Gewande daſteht, als wenn ſie es ſich nach dem

Bade anlegte, und wohlgefällig ſich über den nackten ſchönen Rücken ſchaut. Man zweifelt, ob dieſer oder der Medizeiſchen Venus der Apfel des Paris zu reichen: der ſymboliſche Wunſch der Berührung iſt an ihr ſo reizend ausgedrückt, daß wenige ihm widerſtehen können: das iſt ganz ſichtbar, und gewiß, daß ſie von Zeit zu Zeit muß abgewaſchen werden. In der Stellung der Medizeiſchen Venus ſtehen hier um dieſe Kallipygos noch vier andere Venusbilder, zum Theil aber ſichtlich nur Porträte; und außerdem noch zwei in der ganz auf die Ferſen nieder geſchmiegten Stellung, von denen die eine recht ſchön iſt. Von den ausgegrabenen, meiſt wohl erhaltenen Bildſäulen zeichnen ſich aus: zwei Männer im Bruſtharniſch, der alte und junge Nonius Balbus, zu Pferde, über lebensgroß, herrliche leichte Geſtalten: von dem Markte zu Herkulanum. Würdig, mit verſchleiertem Haupte, ſteht die Mutter des Nonius Balbus. Fünf Fechter, unter denen einer, wie er, tödlich verwundet, eben zuſammenſinken will, mit brechenden Augen und Knieen, von ſchmerzlicher Wahrheit; und ein andrer mit der älteſten Griechiſchen und Hetruriſchen ringförmigen Haarbildung. Eine ganz in dieſem Style gearbeitete Minerva, welche der auf Aegina gefundenen, die ich in Rom geſehen, ſehr ähnlich iſt, in der ſtrengen Behandlung, beſonders der Falten und des feſt anliegenden langen Gewandes, und auch bemalt geweſen: das Geſicht iſt aber ſchöner und edler: die herrlichſte ſtreitbare Manniungfrau, in kühner, von der Seite ſchreitender Stellung, die Rechte mit dem Speer emporgehoben, und mit der Linken, anſtatt eines Schildes, ihren um den Hals hangenden Panzer, die eigentliche Aegis, zum Schutze vorſtreckend. Dieſe Minerva, ſo wie die ähnliche Diana aus gebranntem Thon (die Winkelmann in der Kunſtgeſchichte beſchreibt) war Tempel-Bild, und deutet auf den fortwährenden Unterſchied ſolcher zur wirklichen Verehrung beſtimmten Bilder von den mehr ſchon zum Luxus dienenden. Beſonders ſchön, und faſt das beſte, iſt der Griechiſche Redner Ariſtides, wie er, in ſein Gewand gewickelt, und doch in höchſt ſprechender Gebärde, daſteht; und daneben der herrliche tiefſinnige Kopf des Archimedes: mehre Sokrates-Köpfe, die nicht ſo Sileniſch ausſehen, wie die meiſten; ein Regulus, der dem Luther, und ein Demoſthenes, der dem Blücher ähnlich ſieht: welches letzte mir ſchon an einer Büſte in Florenz auffiel. Köſtliche und ſeltene Stücke ſind noch: ein Apollo aus Pophyr, mit weißen Marmorhänden, Füßen und Kopf; eine Epheſiſche Diana von gelbem Marmor mit Bronze-Kopf und Füßen; eine Iſis aus ſchwarzem Marmor, eine Ägyptiſche Bildträgerinn (Paſtophore), und zwei Phrygiſche Sklaven aus weißbuntem Marmor mit ſchwarzen Händen, Füßen und Köpfen. — Eine ſehr große, zierlich ausgearbeitete Porphyr-Schale. Außerdem nenne ich, unter der großen Menge von Marmorbildern, nur noch folgende: eine vom Roſſe ſinkende Amazone, und gegenüber ein Ritter mit geſchwungenem Schwerte; eine mit der Todeswunde hingeſtreckte Amazone, und ein todt liegender Krieger: ſämmtlich nur klein, aber trefflich; eine tragiſche und komiſche Muſe, maskenartige ausgehöhlte Büſten mit einer Röhre nach dem Munde, für Springbrunnen oder Orakel; Juno, groß und hoheitvoll ſtehend; Venus und Amor; Bachus und Amor; der Faun mit dem flötenden Knaben (gewöhnlich verhüllt); Atlas unter der Himmelskugel mit den älteſten Konſtellazionen; Apollo und die neun Muſen, nicht vorzüglich; zwei Schauſpieler mit Masken (klein, aus gebranntem Thon); zwei ſchöne jugendliche Torſo's (aus den Trümmern von Capua). Erhobene Arbeiten: Orpheus, mit Hermes, die Euridike aus der Unterwelt holend; Venus, dem Paris die Helena zuführend (auf beiden Bildwerken ſtehen die Griechiſchen Namen über den Figuren eingegraben); an einem Sarge, die Waſſernixe Skylla, in ihrer furchtbaren Schönheit, wie ſie auch auf einem Herkulaniſchen Gemälde erſcheint; ein Bachanal; und ein Faun mit einer Nymphe. Andere noch viel üppigere und unzüchtige Vorſtellungen wiederholen ſich an mehren Särgen im Hofe. Überhaupt iſt auffallend die große Menge von Priapen unter allerlei Geſtalt, beſonders als Lampen. Als kleine Amulete, für die Fruchtbarkeit, tragen noch jetzo die Weiber der Chiaja in Neapel dergleichen am Halſe. — Die großen ausgegrabenen Erzbilder ſind meiſt Bildniſſe und ſehr mittelmäßig; die beſſern, geflüchteten ſind nur in bronzirten Gypsabgüſſen zu ſehen. Von den ſchönen großen Pferden, die auf dem Theater zu Herkulanum ſtanden, iſt nur eins übrig, zwar aus vielen Stücken zuſammen geſchmelzt und ergänzt. Noch ſchöner und größer iſt aber der Kopf eines andern alten Pferdes, auf das ich noch zurückkommen werde. — Wenn die Sachen aus Sizilien kommen, ſchreibe ich Dir auch wohl noch mehr hievon. — Ob wir ſelber noch nach Sizilien gehen, iſt jetzo ſehr ungewiß, da es viele Bedenklichkeiten hat.

Neapel, den 13. Februar 1817.

Zuförderſt, die Nachricht daß wir unſere Reiſe nach Sizilien, die ich Dir ſchon letzthin als ſehr ungewiß ſchrieb, heute wirklich, nach reiflicher Überlegung, aufgegeben haben. Wir ſehen uns nun um ſo eher wieder, das iſt auch mir das liebſte dabei; ſonſt muß ich bekennen, iſt es mir leid, und däucht mich faſt ſchimpflich, daß wir, ſo nahe am Ziele, das wir uns vorgeſetzt hatten, umkehren, und nicht einmal Meſſina und Palermo, mit den Gräbern der Hohenſtaufen ſehen ſollen. Dagegen ſprechen aber die Kürze und Ungünſtigkeit der Zeit. Wir könnten nicht zur geſetzten Zeit zu Hauſe ſein, und müßten jetzo doch gleich hinüberſchiffen, in ſtürmiſcher Jahreszeit, die uns vielleicht lange auf der See hielte (wie manchen Schiffen dorthin jetzo begegnet), und überhaupt zu früh, da auch dort noch nicht voller Frühling iſt. Zwar blühen hier ſchon Palmen und Mandeln, Erbſen und Bohnen, und die immergrünen Zitronen- und Orangen-Bäume tragen reife Früchte: aber der größte Theil der Bäume iſt doch immer noch laublos, und zumal der faſt überall ſtehende Wein wohl noch lange dürres Reis. Dann gebietet auch, wenigſtens zweien von uns, die eine Haushaltung daheim gelaſſen haben, Rückſicht darauf, und unſer Maß, das ſo ſchon nicht ausreichen wird, doch nicht zu weit zu überſchreiten. Und endlich, und hauptſächlich, wird der eigentliche wiſſenſchaftliche Zweck der Reiſe in Sizilien eben nicht gefördert, indem der Neapeliſche Miniſter des Innern Tomaſi, welcher auch die Geſchichte der Schwäbiſchen Herrſchaft bearbeiten gewollt und lange in Sizilien geweſen, verſichert, daß dafür wenig oder gar nichts mehr dort zu holen ſei; ſo daß zumal für mich noch weniger zu hoffen iſt. Zwar ſollte man in Sizilien eher etwas erwarten, da es ſich der zerſtörenden Herrſchaft der Aniou's entzog: aber es folgten auch dort ſo mancherlei Regierungen; und unter der jetzigen, der an Auffindung von Urkunden der Hohenſtaufen, beſonders Friedrichs 2. (gegen den Pabſt), gewiß viel gelegen war und iſt, ſo daß mehre Gelehrten darnach forſchten, ſind in beiden vereinten Reichen auffallend wenige gefunden worden. — Unterdeſſen wallfahrte ich wenigſtens in Bildern und Büchern zu den Gräbern der Hohenſtaufen nach Palermo. Der 1812 verſtorbene Reichsgeſchichtſchreiber Francesco Daniele, der die gründlichſten und umfaſſendſten

Vorarbeiten zu einer Geſchichte Friedrichs 2. gemacht, hat 1784 ein prächtiges Werk mit genauen Abbildungen von dieſen Grabmälern und ihrem Inhalte, herausgegeben, aus welchem ich, da es ſelbſt hier ſelten iſt, einiges wiederholen will. In der Kirche von Cefalu, unweit Palermo, war ein Bildniß Friedrichs 2, deſſen Inſchrift, damit ſie nicht erläſche, 1309 erneuet wurde. Laut der Urkunde hierüber, ſaß Friedrich auf dem Throne, den Zepter in der Rechten, und mit der Linken einem Biſchof, über dem der Name Johannes ſtand, ein Blatt reichend, worauf geſchrieben war: Gehe hin nach Babylon und Damaskus zu den Söhnen Saladins ꝛc. Die Grabmäler Friedrichs und der Seinigen ſtanden in dem 1184 in Vorgothiſch-Morgenländiſcher Art erbauten Dome zu Palermo am Eingange, nach Erneuung desſelben 1781, etwas im Winkel. Friedrich liegt in einem der beiden Porphyrſärge, die er aus Cefalu bringen ließ, in dem andern ſein Vater Kaiſer Heinrich 6.: am Deckel ſind runde Schilder mit den vier Evangeliſten; die Füße vier ſtehende Löwen, jeder mit einem Menſchen zwiſchen den Beinen; umher ſtehen ſechs Säulen mit einfachen Blätterknäufen, geradem Gebälke und einem Spitzdache, in deſſen Giebel noch zwei kleine Säulen ſtehen. Ich habe ſchon in Florenz erwähnt, daß der König Manfred, Friedrichs natürlicher Sohn, von dem dortigen Deutſchen Baumeiſter Jacopo ein Modell zu dem Grabmale ſeines Vaters machen ließ, welches, Jacopo's letztes Werk, nach der Abtei Monreale *) bei Palermo geſchickt wurde und vermuthlich das hier ausgeführte iſt. Ganz ähnlich ſind aber die Grabmäler Heinrichs 6., ſeiner Gemahlinn Conſtanza (Friedrichs Mutter), und ihres Vaters Rogers 1., des letzten Normänniſchen Königs: die Säulen an den beiden letzten ſind nur mehr Korinthiſch und ihre Gebälke mit Glasmoſaik geziert; und den Sarg Rogers tragen zwei Ständer mit acht knieenden Figuren und kleinen Säulen dazwiſchen. Die Särge alle vier (ſo wie der Wilhelms 1. zu Cefalu und des Alfons von Arragonien in Spanien) ſind von Porphyr **) und wirklich Arbeiten des Mittelalters (obgleich deſſen Bearbeitung erſt unter den Medici in Florenz wieder erfunden wurde), und nicht etwa Römiſche Badewannen, wie Winkelmann wollte, der ſie aber nicht geſehen: ihre den ſpätern Steinſärgen ähnliche, mit vielen Hohlkehlen und Leiſten, beſonders am Rande, verzierte Geſtalt zeigt es deutlich. Dieſelbe Grundform haben offenbar die Grabmäler Gottfrieds von Bouillon und ſeines Bruders Balduin am Eingange ihrer Kapelle zu Jeruſalem, nur iſt alles ſchlichter und roher, der Sarg ein einfacher Stein und das Dach darüber ein großer Giebel-Stein auf vier ſchweren Pfeilern *): kurz, dieſe weiſen noch auf die uralten Nordiſchen und Deutſchen Grab- und Denkmäler zurück, wo ein großer und breiter Stein auf zwei, drei, vier und mehr kleineren kegel- oder pfeilerartigen Steinen liegt, ſo daß man durchſchauen oder durchgehen kann. — Das fünfte Grabmal iſt der Coſtanza, Gemahlinn Friedrichs 2. und Schweſter Peters von Arragonien; ein antiker weißer Marmorſarg mit erhobenem Bildwerk, die Vorſtellung einer Jagd, und an der Ecke, ein Löwe, der ein Pferd packt: dieſe auf antiken Särgen ſo häufigen Vorſtellungen (z. B. im Vatikan und Kapitol), von denen die letzte in die Baukunſt des Mittelalters, als Säulenträger, übergegangen iſt. Dieſe Särge ſind früher ſchon einmal geöffnet und manches herausgenommen worden: bei der letzten Öffnung 1781 fand ſich in Rogers Sarge ein Stück vom Saume des königlichen

---

*) Von Wilhelm 2. im 12. Jahrhundert erbaut, und ſchon ſpitzbogig. Vgl. Agincourt, Archit. XXXVI. 34—38. Aus der Ital. Beſchreib. dieſer Kirche, Palermo, 1702.

**) Auch Theodorichs Sarg zu Ravenna (abgebildet bei Rusponi, Ravenna liberata da Goti, Tab. 8. und Agincourt, Archit. XVII. 15.), aber in d. Form der antiken Badewannen in Rom, wie der Porphyr-Sarg Clemens 12. im Lateran, der zum Grabmale des Agrippa im Pantheon gehörte.

---

*) Vgl. die kleine Abbildung, bei Agincourt, Archit. XIII. 21. in Verbindung mit der Kapelle, XXVII. 22—25, und Friedrichs Grabmal, nach Daniele, ebend. 8.

Kleides, kunſtreich gewirkt, allerlei Thiere, Vögel und Pflanzen und zwei gewaffnete Männer zu Roß, alles zwar roh und ungeſtalt, und in den Feldern von zwei großen ſchuppigen Verſchlingungen mit Vogelköpfen, an die Runen-Bänder erinnernd. Der Leichnam Friedrichs 2. lag noch unverſehrt, die Kaiſerkrone auf dem Haupte, den Armelrock (Dalmatica), mit dem Schwert umgürtet, und Stiefel an den Beinen. Am Armel des Hemdes (Alba) war Stickerei in Kufiſcher Schrift; ſo wie am königlichen Mantel Rogers, welchen dieſer 1133 zur Krönung von ſeinen Sarazeniſchen Unterthanen erhielt, und Heinrich 6 unter die Reichskleinode aufnahm, mit denen er bis auf unſere Tage in Nürnberg bewahrt wurde. Daniele gibt eine Abbildung der ganzen Leiche Friedrichs, wie ſie gefunden worden; das Geſicht war freilich entſtellt und verfallen: er hat aber nach der zu Capua gedachten Bildſäule, verglichen mit den trefflichen Goldmünzen Friedrichs (von denen mehre in der hieſigen Münzſammlung auf Montoliveto ſind), deſſen ſchönen und edlen, faſt antiken Kopf mit der zierlichen Zackenkrone der Normänniſchen Könige, in einen Stein ſchneiden laſſen; und R. hat ihn glücklicherweiſe in einem Siegelringe durch den Rechtsgelehrten Caſtaldi, Daniele's Freund und Lebensbeſchreiber, erhalten. Der handſchriftliche Nachlaß Daniele's war aber durch unwiſſende Erben zerſtreut.

Für meinen eigentlichen Zweck iſt auch Neapel nicht ſehr ergiebig. Altdeutſche Handſchriften, dergleichen in der Schwäbiſchen Zeit wohl hier ſein mochten, gibt es durchaus gar nicht: ſelbſt Altfranzöſiſche, die mit den Normannen und den Anjou's herkommen und ſich eher bewahren mußten, und von denen ich aus Münters Reiſe Spur hatte, habe ich nicht wiederfinden können: das neueſte Franzöſiſche Zwiſchenreich hat ſie wohl entführt. Endlich von der älteſten Italiſchen Sprache und Dichtkunſt, die gerade mit Friedrich 2. und ſeinem Hofe, zwar mehr in Sizilien, begann, finden ſich hier auch gar keine Denkmale. Selbſt vom Geſetzbuche Friedrichs 2, das ſein Kanzler Petrus de Vineis verfaßte und noch gilt, iſt die Griechiſche Urſchrift der bisherigen mangelhaften Lateiniſchen Überſetzung erſt 1786 aus einer Pariſer und einer Römiſchen Handſchrift (der Barberini) herausgegeben. Überhaupt hat die von Friedrich 2. hier geſtiftete Univerſität nicht viel Früchte getragen, und iſt jetzo auch unbedeutend. Die Inſchrift ihres Hauſes rühmte aber, daß ſchon Ulyſſes dort Collegia gehört habe: vermuthlich die Sirenen-Geſänge, als er an dieſen reizenden, aber verderbenſchwangeren Küſten vorbeiſchiffte und ſich die Ohren verſtopfte. Denn eine Sirene iſt Neapel, deren Furchtbarkeiten ſich in den Tiefen des Meeres und der Erde verbergen; und von dem Grabe oder Tempel der Sirene Parthenope, deren antiker Kopf auf einem Pfeiler noch einen Platz in der Nähe des alten Marktes Capo di Napoli benennt, heißt Neapel ſelber auch Parthenope, d. i. die jungfräulich ſcheinende.

In Ermangelung der Sprachdenkmale, beſchäftigen mich deſto mehr die mancherlei Spuren von Einwirkungen und Überbleibſel der Kunſt und Geſchichte aus der Zeit und Herrſchaft der Normannen und Hohenſtaufen und deren Vertilger allhier. Auch ergötzt es mich, die Volksſagen und Lieder Neapels, zum Theil in ihrer Mundart, aufzuſuchen, und ich habe ſchon viel ſolche Büchlein geſammelt, die zum Theil mit den alten Ritterbüchern zuſammenhangen, die wir auch haben, und noch manche wichtige lebendig bewahren, die bei uns verſchollen ſind, z. B. die ſchöne Liebesgeſchichte von Paris und Vienna, 8 Geſänge in Stanzen, von Angelo Albani Orvietano, 1810; wovon ich auch einen ältern Venediger Druck habe.*) Die Geſchichte der Königinn Stella, der ihre böſe Schwiegermutter Mattabruna vier junge Hunde ſtatt der Kinder unterſchiebt, welche mit ſilbernen Halsketten geboren, ausgeſetzt, von einer Hinde und einem Engel geſpeiſet und von einem Einſiedler erzogen werden; ein Rieſe Triadaſſe raubt dreien der Kinder ihre Ketten und bringt ſie Mattabrunen; der älteſte, in der Taufe Taſſo genannt, zieht, auf Geheiß des Engels, als Hirtenknabe (wie David) hin, erlegt den Rieſen, und befreiet ſeine Mutter vom Feuertode; Mattabruna wird geviertheilt, und König Orian freuet ſich ſeiner Kinder. Alſo, der Altfranzöſiſche Roman von Helias oder dem Schwanenritter, welcher durch den Lohengrin mit dem Gral und der Tafelrunde und durch den Ogier mit Karl dem Großen zuſammen hängt, und die Vorgeſchichte Gottfrieds von Bouillon, wie unſerer Welfen iſt. — Dann, das Lied von Florindo und Chiaraſtella, wie ein Landmann dem König Galiſſe von Spanien weiſſagt, ſein Sohn werde deſſen Nachfolger ſein, und der König das Kind nimmt und tödtlich verwundet in einen Graben wirft, wo es aber gute Leute finden und ritterlich erziehen; Florindo zieht aus, ſeine Ältern zu ſuchen, und kömmt nach Saragoſſa, wo er ſich in die ſchöne Königstochter Chiaraſtella verliebt und ihr Ritter wird. Während ſie zu einem Feſte in Portugal iſt, entdeckt der König Galiſſe Florindo's Herkunft, und ſchickt ihn mit einem Urias-Brief ebendahin: Chiaraſtella öffnet aber den Brief, und ſchreibt einen andern, wonach der König von Portugal ſie mit ihrem Florindo vermählt, und ſo die Weiſſagung erfüllt wird. — Novellenartig iſt die Geſchichte des Bellafronte von Salerno der vom Vater zum Handel ausgeſandt, auf dem Meere die entführte Tochter des Großſultans für all ſein Geld erkauft und als einzige Waare heimbringt. Der Vater läßt es ſich wegen ihrer großen Schönheit gefallen, ſie wird getauft, Stellante Conſtantina genannt, und des Sohnes Gattinn, der aber nochmals auf Handelſchaft ausgeſchickt wird. An einem Hafen findet er den Leichnam eines Kaufmanns unbeerdigt, weil dieſer Schulden hinterlaſſen hat: er bezahlt ſie, und beſtattet die Leiche. Mit dieſem Geſchäfte kehrt er heim, wird aber vom zornigen Vater mit ſeiner geliebten Gattinn ausgejagt. Sie malt ſchöne Bilder, die er zum Verkaufe trägt: Türken erkennen daran die Tochter ihres Herrn, und entführen ſie. Bellafronte umherirrend bleibt bei einem alten Fiſcher, mit dem er alles zu theilen verheißt. Seeräuber machen beide zu Sklaven, und als Arbeiter im Garten des Großſultans kömmt Bellafronte wieder zu ſeiner Gattinn und führt ſie mit vielen Schätzen hinweg. Unterweges verlangt der Alte auch ſein Halbtheil von der ſchönen Stellante, und Bellafronte will ſie ſchon mit dem Schwerte theilen, da offenbart ſich jener als Geiſt des begrabenen Kaufmanns, und verſchwindet. Der Großtürke verfolgt zwar die Entflohenen, und zerſtört ihren Wohnort Vicenza, ſie retten ſich aber, und von ihnen ſtammt das noch blühende Geſchlecht der Giſuneſi. Der Dichter nennt ſich Brunetto. — Neuer und anderer Art iſt das furchtbare Leben und ſchreckliche Ende des Räuberhauptmanns **Abbate Ceſare Riccardo**, der aber (wie Rinaldini) auch manches Gute gethan. — Alle dieſe Gedichte ſind in der achtreimigen Stanze, nur kurz, zum Abſingen beſtimmt. Dieſelbe Form hat eine Sammlung von Geſängen „der Liebe und Eiferſucht, der Trennung und Entfernung, der Verſchmähung und Verzweiflung,“ in drei Heften: mehr eine Rhetorik der Leidenſchaften, als wirkliche Lieder. Dieſe gibt es überhaupt wenige in Italien, und faſt gar keine erzählende und eigentliche **Romanzen**, ungeachtet dieſes hieher weiſenden Namens. — Deſto reicher iſt Neapel an Volks- und Kindermärchen, wie an Novellen. Bekannt ſind auch bei uns die 13 ergötzlichen Nächte (piacevolissime notti) des **Straparola**, nicht ſo aber der ſpäter in der Mundart Neapels geſchriebene Pentamerone oder Märchen aller Märchen (lo cunte de li cunte), von **Gian Aleſio Abbatutis**, d. i. verſetzt, **Giovan Batiſta Baſile**, einem Neapelſchen Ritter und Grafen von Torone, der viele große und kleine Gedichte, darunter noch mehre in dieſer Mundart, herausgab. *) Er ſtarb früh, 1637, in welchem Jahr auch die erſte bekannte Ausgabe ſeiner Märchen erſchien, welche dann unter ſeinen Werken am meiſten wiederholt wurden, 1644 (1645), 1674 1714, 1722 (alle in Neapel), und zuletzt in der Sammlung aller Schriften in der Mundart von Neapel, 1788. Eine Übertragung in das gemeine Italiäniſch (Neapel, 1794, mit Holzſchnitten) iſt wahres Volksbuch, und dieß Werk für die Italiſche, und auch für die Deutſche Dichtkunſt gar wichtig. Es gibt ſich ſelbſt für Kindermärchen, und viele davon haben ganz Italiſche und Neapelſche Heimatlichkeit, ſchweifen gern ins Wollüſtige und Grauſame: andere ſind aber allgemeine, uralte Sagen, neue Verkörperungen des Heidenthums, oder Überlieferungen des nahen Morgenlandes, in welches ſie auch oft hinüber ſpielen. Schon die Anlage, nach Art des Decamerone, welche auch Morgenländiſch, z. B. in 1001 Nacht iſt, zeiget dieß: um eine Königstochter Zoza, die nie lacht, dazu zu bringen, wird ein Springbrunnen von Ol bereitet, um welchen die Leute gleitend lächerliche Gebärden machen. Der unverſchämte Fall eines alten Weibes bringt endlich die Ernſthafte zum ſtärkſten Lachen; die Hexe verflucht ſie dafür, daß ſie keinen Mann haben ſolle, wenn nicht einen Prinzen, der in einem Grabe verzaubert liegt, und nur dadurch zu erwecken iſt, daß ein großer Krug neben ihm voll geweinet wird. Die Lachende wandert fern hin, und weint den Krug faſt voll, ſchläft aber darüber ein: eine ſchwarze Sklavinn macht das Maß voll und befreit den Prinzen, der ſie heiratet. Zoza ſucht ihn wieder, und erregt durch eine goldſpinnende Puppe, ein Feengeſchenk, bei der Sklavinn die Luſt Märchen zu hören: zehn Mädchen, darunter auch Zoza, werden dazu erwählt, und erzählen nun fünf Tage, jede eine Geſchichte; am Ende wird der Betrug entdeckt und beſtraft, und Zoza glücklich. Jeden Tag beſchließt eine Ekloge, ein kleines Schauſpiel in Verſen: dieß und manches andere, z. B. die Geſpräche über die Erzählungen, hat die Übertragung ins gemeine Italiäniſch ausgelaſſen, die überhaupt ſehr frei und ungenau iſt. Deſto beliebter war und iſt mit Recht dieſes Buch: der Florenzer Maler Lorenzo Lippi benutzte es in ſeinem ſcherzhaften Heldengedicht, und Gozzi in ſeinen dramatiſchen Märchen. Unter den Märchen, die uns angehen, bemerke ich nur: Peruonto (eine von Wielands beſten Bearbeitungen); die Bildſäule voll Goldes; der geſtiefelte Kater (hier zwar ohne Tiecks Stiefel); die Königstochter, welche der Hochzeit mit ihrem Vater entflieht; eine andere, die dem Bruder Blutſchande wehrend, in einem Kaſten ins Meer geworfen wird und weit umher treibt; Reinald das Wunderkind und ſeine drei Schweſtern, wie Muſäus dieſes bedeutſame Märchen genannt, das er bei uns auch zum Volksbuch gemacht hat. — Der Herausgeber des Pentamerone v. 1674 u. in der Neapelſchen Sammlung nennt ſich Maſillo Reppone, d. i. Pompeo Sarnelli,

---

*) Vgl. den Auszug in der Sammlung für Altdeutſche Litteratur und Kunſt. Breslau, 1812.

---

*) Auf einigen derſelben nennt er ſich Pfalzgraf, Ritter, Edelmann und nelle Accademie degli Stravaganti di Creti, e degli Oziosi di Napoli il Pigro. Neapel hat den Beinamen Oziosa, die Müßige. — Die von Mazzuchelli erwähnte Ausgabe des Pentamerone, Rom, 1679, iſt nie geweſen.

Biſchof von Biſceglie, und dieſer hat ihn gewiſſermaßen fortgeſetzt, in ſeiner Poſilecheata, wo in einer fröhlichen Geſellſchaft auf dem ſchönen Berge Poſilecco, d. i. Poſilippo (den der Verfaſſer ſelber aus dem Griechiſchen durch Sorgenfrei, Sansſouci, überſetzt), nach Geſang und Tanz, vier ländliche Schweſtern und ihre Mutter fünf hübſche Märchen erzählen, im Sommer 1684. Sie beziehen ſich alle auf Bildſäulen und Denkmäler Neapels, und ſind in einer Volksausgabe Seiner Hoheit dem Geante de Palazzo, zugeeignet, einem bei Cuma gefundenen Rieſenbilde des Jupiter, das noch unlängſt am königlichen Pallaſt ſtand, jetzo aber im Muſeo im Winkel liegt. Merkwürdig iſt, daß auch in allen dieſen Märchen keine vom Veſuv und dem Zauberer Virgil vorkommen. — Die Poſilecheata in Neapelſcher Mundart, 1648 u. 1751, ſteht auch in der großen Sammlung, Bd 22, welche, außer dem hier einheimiſchen Taſſo, auch Virgils Aeneis, Landbau und Idyllen, und Homers Fröſche- und Mäuſekrieg, ſämmtlich in Stanzen, enthält, und mit einem Wörterbuch in 2 Bänden, und den letzten, 28. Band (1789) mit Abhandlungen über die Neapelſche Mundart und deſſen Geſchichte beſchließt: ſo daß nicht leicht anderswo eine ſo vollſtändige Volksbibliothek gefunden wird.

Was die neuere Zeit hier, beſonders in der Kunſt hervorgebracht hat, kann ſich auch nicht mit dem meſſen, was Rom, Florenz und Venedig aufzuweiſen haben; und auch der antiken Denkmäler wären hier weit weniger, wenn nicht der Veſuv alles ſo vollſtändig aufbewahrt hätte. So iſt Neapel freilich weder Sitz der Wiſſenſchaft noch der Kunſt: aber das Leben und Treiben dieſer ungeheuren Stadt und die Wunder der Natur ringsumher mit allen ihren Zaubern und Schauern, und die durch eben dieſe furchtbaren und mehr als Menſchenhand zerſtörenden Elemente verſchütteten und zugleich bewahrten Städte und Kunſtwerke, die man aus ihrem faſt zweitauſendjährigen Grabe hervorſteigen ſieht, bieten vollen Erſatz dem Fremden, und ſind auch für den mit Herz und Sinn zur Heimat Gewandten, ein ſobald nicht zu erſchöpfender Stoff, worin keine andere Stadt dieſer gleich kömmt. Wir haben ſchon manche ſolcher Ausflüge in die Gegend umher gemacht, wovon ich Dir auch geſchrieben, und ſeitdem noch andere, und doch ſind wir lange nicht herum.

Am 7. Febr. wanderte ich mit L. zu dem ganz verſchütteten Herculanum, bei Portici (das noch von Herculis porticus den Namen hat), wo man die größten Wandgemälde und die ſchönſten Bildſäulen gefunden, aber das meiſte wieder zugeſchüttet hat, weil Reſina darüber ſteht. Das Theater allein iſt noch, zwar unter der Erde, und nur durch Lichter zu ſchauen: aber beſonders deutlich und vollſtändig iſt hier die Bühne, ihr Boden, ihre Hinterwand mit der königlichen Thüre für die Hauptperſonen in der Mitte, und zwei kleineren

Thüren daneben für Nebenperſonen; die Seitenwände mit zwei andern Thüren für die aus der Stadt oder dem Hafen kommenden Perſonen; in den Ecken die Angeln, um welche ſich Dekorazionen oder Maſchinen bei Veränderungen vordrehten; die Gemächer dahinter für die Schauſpieler; und auf der Bühne zu beiden Seiten, rechts der Altar des Bachus, als Gottes der Schauſpiele überhaupt, und links der Altar der jedesmaligen Feſtgottheit. Dieſes Theater iſt größer, als das zu Pompeji. Unten auf der Orcheſtra, welche die Römer nicht zum Chor-Tanze, ſondern für vornehme Zuſchauer gebrauchten (wie unſere geſperrten Sitze), war ein obrigkeitlicher Stuhl (sella curulis) von Bronze ſtehen geblieben, der jetzo im Muſeo iſt: denn man weiß, daß das Volk gerade im Theater ſaß, als das ungeheure Trauerſpiel anhub, in welchem es ſelber mitſpielen mußte. Man hat hier eine elfenbeinerne Eintrittskarte mit dem Namen des Aeſchylos gefunden, deſſen Furien vielleicht das Vorſpiel machten. — Wunderſam iſt der große Brunnen, der mitten durch das Theater gegraben iſt, und wodurch man es 1720 zuerſt entdeckte. Wir ſtanden unten in der Tiefe, als eben Waſſer hinauf geſchöpft wurde. — Die drei erſten weiblichen Bildſäulen, die damals gefunden worden, ſind jetzo in Dresden.

Dann fuhren wir den letzten Sonnabend, den 8. Februar, nach dem königlichen Luſtſchloſſe Caſerta, zum Theil den Weg von Capua zurück, durch die an hohen Ulmbäumen aufgerankten, und wie ein Netz das ſchön grünende Weizenfeld überſpinnenden Reben, drei Meilen in der Ebene hin, bis dicht an die lange Bergreihe, welche ſie begränzt. Es ſcheint der Natur zum Trotz, die überall weit ſchönere Gelegenheit darbot, dorthin geſetzt zu ſein. In dem Garten der Kamaldolenſer (wovon ich Dir ſchon geſchrieben) ſollte ein König von Neapel ſein Luſtſchloß haben, und auf dem großen von Steinen auferbauten wahrhaften Königsſtuhle daſelbſt, ſollte er die Huldigung ſeines Landes annehmen, das er großentheils von dort überſchaut. — In Caſerta hat faſt alles die Kunſt thun müſſen, mit ungeheuren Koſten. Der Pallaſt iſt regelmäßig und in guten Verhältniſſen gebaut, von Vanvitelli (deſſen Vater ſich aus dem Niederländiſchen van Kalf überſetzte), zwar nicht großartig, doch beſſer, als der Pallaſt hier in der Stadt. Noch iſt er nicht ganz ausgebaut, und der angefangene Vorhof (nach Art deſſen an der Peterskirche in Rom) nicht vollendet: dennoch iſt er ſchon einer der größten Palläſte, im Viereck, mit einem innern Kreuzgebäude, das ihn in vier Höfe theilt. Innerhalb iſt die große breite Treppe wahrhaft königlich, und die Kapelle reich und geſchmackvoll; überhaupt iſt, bei größter Marmorpracht, nichts überladen. Kunſtwerke ſind eben nicht darinnen, und die vielen Landſchaften von Hackert, die in den Zimmern hangen, meiſt aus dieſer Gegend, Jagdſtücke, Aernten und dergl., nicht ſo ſchön, als die Heigelin hat. Der Schloßgarten beſteht faſt nur aus einem breiten Gange, der ſich bis an die Berge hinzieht, von welchen, ziemlich hoch, in vielen Kaskaden, ein breiter Waſſerfall kömmt, und ſich über breite Stufen in mehren Teichen ſammelt. Dieß Waſſer iſt aber künſtlich geleitet, und läuft an den faſt ganz kahlen, zum Theil nur künſtlich bepflanzten, weißgrauen Bergen hin, in einer langen Waſſerleitung, welche an einer Stelle zwei Berge in großer Höhe mit einander verbindet. Dieſen Theil der Waſſerleitung, welcher eigentlich das großartigſte dort ſein ſoll, ſahen wir aber nicht, weil er noch ziemlich fern, und es ſchon ſpät war. Von dem erſten und größten Falle des Waſſers, geht zur Seite ein angenehmer Rückweg durch den ſogenannten Engliſchen Garten, worin viele ſchöne und ſeltene Gewächſe im Freien grünten und auch blühten, z. B. der Kampferbaum, und beſonders ein ſchöner Japaniſcher Baum (Chamälea) mit rothen, den Stockroſen ähnlichen Blüthen ganz bedeckt; ich bringe Dir eine davon mit. —

Am folgenden ſonnigen Sonntage beſchloſſen wir, obgleich wieder Maskenball, und ſchon Vormittag ungeheures Gewühl auf den Straßen war, das ſchöne Wetter zu nutzen, und eine weitere Fahrt, nach Iſchia und den andern Inſeln und Küſten zu machen. Es war uns lieb, daß der Kapellmeiſter Spohr mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern die Fahrt mit uns machten. Wir hatten eine Barke mit vier Ruderern, und fuhren bald nach Mittag bei warmem Sonnenſchein und günſtigem Wetter aus dem Hafen, um das Kaſtell Ovo, längs der Chiaja, in dem großen ſchönen Meerbuſen mit der prächtigen Stadt und dem Veſuv dahinter. Das hohe Ufer des Poſilippo weiterhin, auf welchem ein neuer ſchöner Landweg gehet, hat unzählige Vorſprünge mit den ſeltſamſten Felſengeſtalten von Grotten und Gewölben, durch welche die Brandung dahin rauſcht, darüber einzele Häuſer und Palläſte. Einer der größten iſt verfallen und wüſt, aber um ſo maleriſcher, und heißt der Pallaſt der Königinn Johanna: welches Namens zwei gleich üppige und laſterhafte Königinnen Neapel beherrſchten, von denen die erſte ihren Gemahl Andreas von Ungarn erwürgen und aus dem Fenſter werfen ließ, dann noch drei Männer nahm, und zuletzt von Karl von Durazzo erſtickt wurde (1381); und die zweite ihre Günſtlinge hinrichten ließ, und das finſtere Haus der Anjou's hier beſchloß (1435). Beide werden um ſo eher in der Sage vermiſcht. Bei dem Pallaſt Poggio Reale (Königs-Höhe), am Wege nach Nola, ſind noch Trümmer von dem Luſtſchloſſe einer Johanna, und wird noch die Anhöhe gezeigt, wo ihre Günſtlinge, nachdem ſie ihre Wolluſt geſättiget, hinabgeſtürzt worden. *) Ver-

---

*) Eine ähnliche Sage geht von einer Königinn und einem

muthlich iſt jenes mit dieſem Pallaſt hier am Meere verwechſelt, welcher ſpäter von einer Dani Anna, aus dem Geſchlechte der Caraffa, in antiker Art erbauet, aber ſichtlich nie fertig wurde. — Weiterhin, an der Spitze des Poſilippo, hängt zwiſchen zerriſſenen Felswänden antikes Gemäuer, die Schule des Virgilius genannt: vermuthlich die Schule der Schwarzkunſt, die er hier geſtiftet und gelehrt haben ſoll.

Bei der kleinen aber hohen Inſel Niſida, liegen viele Schiffe aus der Levante, welche dort die vierzig Tage halten müſſen, und nicht hieher in den Hafen kommen dürfen. Dahinter that ſich nun die ſchöne Bai von Baia auf, mit den Städten Puzzuoli und Baia ſelber, bei welchem einige Kriegsſchiffe lagen: wie hier auch ſchon zu der Römer Zeit der Hafen für die große Flotte war. Wir ſchauten in das ſeichte Mare morto hinein, welches, eine Art von See, mit dem Meere zuſammen hängt, und auf der Weſtſeite nur durch einen ſchmalen Landſtrich davon getrennt iſt, auf deſſen Spitze ſich das Vorgebirge Miſeno erhebt. Über das große Halbrund dieſer Bai, ſchaut dann das Kloſter der Kamaldolenſer,

Thurm in Paris. Dorthin gehört wohl unſer altes Lied deſſelben Inhalts von Albertus Magnus (Wunderhorn. II. 217), der ſonſt auch bei uns als Schwarzkünſtler bekannt iſt, wie Virgilius hier.

Kaſtell S. Elmo, und aus dem Hintergrunde der Veſuv herein. Als wir um Miſeno herum kamen, ſahen wir wieder längs der Küſte zurück nach Gaeta, Terracina, Circello, und den Inſeln, von denen nun Procida und Ischia, die einſt zuſammenhingen, ganz deutlich hinter einander ſich hinſtreckend vor uns lagen. Procida (bekannt durch ihren Herrn Johann von Procida, welcher mit jener blutigen Vesper Sizilien von den Franzoſen für Konradins Erben befreite), ragt nicht ſo hoch aus dem Meere, wie die übrigen vorſpringenden Küſten und Inſeln; doch liegt das Kaſtell auf der höchſten Spitze, und ſchauet ſtattlich auf Miſeno hin. Darunter liegt die Stadt Procida längs des Meeres mit vielen Fahrzeugen; die ſchöne fruchtbare Inſel iſt ganz mit Reben bedeckt, und hat verhältnißmäßig die größte Bevölkerung in Italien. Ischia ragt hoch dahinter hervor, mit ſeinem kegelförmigen, dem Veſuv ähnlichen und noch etwas höheren Berge Epomeo. Der Wind zeigte ſich aber ſchon bei Niſida widrig, und nahm gegen Abend, und je mehr wir ins hohe Meer kamen, ſtäts zu; und als wir zwiſchen Procida und Ischia hinausfuhren, wo Wind und Wellen aus der offenen See, ohne noch durch eine Küſte oder Inſel gebrochen zu werden, frei durchſtrömen, war die Sonne ſchon hinter dem Epomeo untergegangen, und der Wind wurde, wie gewöhnlich um dieſe Tageszeit, noch heftiger.

Das kleine Boot ſchaukelte gewaltig, und die Frau und die Kinder fingen an zu zittern und zu zagen. Mir ſelber war nicht ganz wohl zu Muthe, als ich fern aus dem Meere die Wellen immer höher und höher mit ihren ſchwarzen ſchattigen Häuptern ſich erheben und drohen ſah; und hätten ſie weiße Kronen von Schaum bekommen, ſo waren wir wirklich in ihrer Gewalt. Unſere vier Ruderer arbeiteten aber kräftig dagegen an, und glücklich kamen wir an die hohe Küſte von Jschia in Überwind. Wir fuhren aber noch eine lange Strecke daran hin, ſo daß es völlig Nacht wurde. Mondſchein war nicht, aber der Abendſtern leuchtet hier faſt eben ſo hell, als das erſte Viertel, und hatte heut einen ordentlichen Hof um ſich. Das herrlichſte und glänzendſte aller Geſtirne, der bei uns tief ſtehende Orion mit dem Sirius, ſtand faſt gerade über uns; unten im Waſſer ſprangen überall in der ſchäumenden Furche des Schiffes und unter den Ruderſchlägen leuchtende Funken hervor, und fern aus dem Nebelgrunde glühte beſtändig der Veſuv, und flammte zuweilen hoch auf. So wiegten wir durch die Nacht an der verdunkelten Küſte hin, noch um manche, als letztes Ziel uns täuſchende Landſpitze, bis wir endlich gegen 9 Uhr in dem kleinen Hafen von Lacco landeten. Wir mußten von hier noch eine beſchwerliche Strecke zu der Herberge emporſteigen, bei einer Laterne: aber dann wurden wir auch über alle Beſchwerden des Tages geröſtet. Wir fanden eine Herberge, wie uns faſt noch keine vorgekommen, ungeachtet es ſchon ſo ſpät war, doch noch ein ſehr gutes Abendbrot, und dazu den trefflichſten weißen Iſchia-Wein, welcher große Ähnlichkeit mit dem Rheinwein (zwar ohne deſſen Duft), und gar nicht die ſchwere Süße der übrigen, beſonders ſüdlich Italiſchen Weine (ähnlich dem Ungar-Weine), hat. Jeder in einem kleinen niedlichen Zimmer, und in den beqemſten Betten, ſchliefen wir ſehr ſanft.

Am Morgen ſtiegen wir auf das flache Dach, beſchauten von einer ziemlichen Höhe einen großen Theil der Inſel und unſern geſtrigen Weg, ſahen aber die Spitze des Epomeo über uns im Nebelſchleier. Dennoch beſtiegen wir, nach einem guten Frühſtück, jeder einen Eſel, die Wunder der Inſel zu beſchauen. Zwar fehlte ihr noch die Hauptzierde, das Laub der Reben, womit ſie bis hoch an den Berg hinauf terraſſirt iſt, und deren Bau den Hauptreichthum der wohlhabenden Inſel macht: doch blühten überall die herrlichen Mandelbäume (ganz ähnlich den Pfirſichblüten), hie und da Palmen und Orangen und Zitronen mit goldenen Früchten, und überall grünende Unterfrüchte, Blumenkohl größer als mein Kopf ꝛc. Wir ritten, ſieben Mann hoch mit einem Treiber und noch mit einigen Begleitern, durch den Hauptort Furia, allmälig in einer Schneckenwindung am Epomeo aufſteigend, oft wohl zwiſchen neidiſchen hohen Steinmauern, die in Wälſchland ſo gewöhnlich ſind, hatten von den Höhen aber ſchöne Blicke über die ausgezackten Ufer ins Meer und weiter, gen Weſten, wo keine Küſten und Inſeln mehr erſcheinen, ins Endloſe.

Bei dem Dorfe Fontana, wo wir anhielten, und den mitgebrachten Vorrath verzehrten, ſind tiefe wilde Felsſchluchten mit Höhlen, und geht es dann ſteil Berg an, ſo daß man nicht wohl auf dem Eſel bleiben kann. Endlich erklimmten wir, dicht unter der Spitze, ein in den verwitterten Berg gehauenes und eingebautes kleines Kloſter, worin es aber etwas wüſte ausſah. Wir waren droben ganz in Nebel gehüllt, und ſahen nur, wenn der Wind den Schleier etwas lüftete, wie herrlich und ungemeſſen ringsum die freie Ausſicht ſein mußte.. Die Verwüſtung droben iſt groß, und man ſieht da ſehr deutlich, daß der Berg ein ausgebrannter Vulkan iſt: auch weiß man, daß er erſt vor etlichen Jahrhunderten aufgehört hat zu ſpeien, und der letzte Lawaſtrom von 1301 zieht ſich noch ſchwarz ins Meer hinab. Sonſt aber iſt das Geſtein gelb-grünlich, nicht ſo ſcheuslich ſchwarz, wie der Veſuv, und in der Tiefe überall ſchon zu der fruchtbarſten Erde verwittert, welche den feurigen Wein trägt und die glühenden Früchte. Arimi hieß ſonſt dieſe Inſel, unter deren Vulkan der erdgeborene Rieſe Typhoeus (der Ägyptiſche Typhon) von Jupiters Donnern begraben

Univ. Bibl.
München

liegt, und noch die Erde erſchüttert.*) Wie Jean Pauls Titan ſie verherrlicht, weißt Du: und auffallend war mir, daß ich hier, faſt am äußerſten Ziele unſerer Reiſe, wieder unvermerkt dieſem Roman nachgereiſt war, wie vormals auf Iſolabella. — Der Rückweg iſt nicht derſelbe, ſondern dreht ſich ſo, daß man allmälig rings um den Berg und die Inſel kömmt. Auf einem Vorſprung unterhalb der Nebelſchicht, enthüllte ſich uns doch noch die ganze Ausſicht über das auf einer kleinen Halbinſel liegende Kaſtell der Stadt Iſchia, über Procida, und weiter auf Miſeno, Niſida, S. Elmo, die Kamaldolenſer, und den Veſuv zurück, den ganzen Meerbuſen von Portici bis Sorrento und Capri, und zur Linken vom Vorgebirge Miſeno in die Seen Fuſaro, Cigola und Patria an der Küſte, und dieſe weiter bis Terracina, Circello, und die Inſeln, von denen Ventotiene die nächſte iſt; dicht unter uns die Städtchen Caſamiciola und Lacco mit unſerem einladenden Gaſthauſe. Es ging ſteil hinab, durch Caſamicciola hin, wo im Sommer die Schwitzbäder ſehr beſucht werden. Dergleichen ſind auch dicht bei Lacco, wo wir auch hineintraten in einige dieſer Badſtuben, stufe *) genannt, mit ihren aus der Erde ſteigenden heißen Dämpfen, den letzten Zeichen des ehemaligen Feuers. Dieſe Badezeit und der viele Fremdenbeſuch habe unſern Wirth Tomaſo, der früher ein Geiſtlicher geweſen, wohl zu dem Gaſthauſe veranlaßt, wo man aber auch wirklich wie zu Gaſte iſt, indem man faſt nichts zu fordern braucht, ſondern alles ſchon von ſelber gereicht wird. Es war wieder Abend geworden, und wir fanden eine noch viel beſſere und reichere Tafel, als den vorigen Abend, und ließen uns denſelben guten Wein noch beſſer ſchmecken.

---

*) Ihr anderer alter Name Pithecuſae, Affen-Inſel, deutet wohl auf den, auch Aegyptiſchen und noch Morgenländiſchen Affen-Dienſt (die Phönikiſchen Pataiken); und iſt dieſes der Sinn der Sage, bei Kallimachos, daß Zeus die boshaften Einwohner, Kerkopes genannt, in Affen verwandelt habe: dieſer Name, ſo wie Arimi, bedeutet ſelber ſchon Affe, und ſteckt auch in der nahen Kirke's-Inſel, jetzo Circeo, Circello.

Den andern Morgen war es trüb und drohte Regen. Wir nahmen ein größeres Schiff mit acht ſtarken Männern von Iſchia, denen wir uns ſicherer anvertrauen durften, als jenen von Neapel. Die Einwohner von Iſchia ſind überhaupt ein derber und tüchtiger Menſchenſtamm, nicht ſo vermiſcht, wie man wohl auf einer ſo zu äußerſt gelegenen Inſel vermuthen ſollte, und hier in Neapel wirklich der Fall iſt: beſonders ſind die Weiber von einem gewiſſen gleichartigen guten Ausſehen, und die Landestracht iſt ſehr maleriſch, ähnlich der bei Fondi und Terracina, (welche ich Dir ſchon beſchrieben habe), doch nicht ganz ſo ſchön: z. B. auf dem Kopfe tragen ſie, ein mehrmals, wie ein Tellertuch zuſammengelegtes Tuch, wie auch um Rom, namentlich in Albano. Die meiſten Neapel'ſchen Landestrachten lieben ſich viel Gold und Silber auf den Näthen und als Borten, und man ſieht ſie daher auch ſo häufig unter den hieſigen Masken. Auf Ischia iſt dabei eine gewiſſe Wohlhabenheit ſehr erfreulich, und wir waren doch nicht ſo von zerlumpten Bettlern geplagt, wie überall in den kleinen Landſtädten, und zumal hier in Neapel, wo die ehmaligen Lazaroni dieſe ſehr nahe liegende Verwandlung angenommen haben. — Zufrieden mit unſerem Aufenthalt und der guten Zehrung und billigen Zeche, fuhren wir ab, und ſchauten nun die bei unſerer abendlichen Ankunft verhüllte Küſte der Inſel. Wir nahmen denſelben Weg; es ging eine friſche Luft, und bald ſegelten wir mit halbem Winde ſchnell dahin. Dieſe zuſammengeſetzte Bewegung, und dann eine plötzliche laue Windſtille unter dem Vorgebirge Miſeno, brachten bald eine übele Wirkung hervor: ich hielt mich aber ſtandhaft. —

---

*) D. i. Stube: — die Niederländiſchen Stoofs, Kohlenbecken, unſere Feuer-Stube; daher auch Stauf, Stoof, Becher.

Hinter Miſeno legten wir, nahe an Baia, bei dem Dorfe Bauli an, und beſahen einige Altrömiſche Überreſte: die ſogenananten hundert Kammern,

d. i. viele unterirrdiſche Gänge und Gemächer, eine Art Suterrän; und die Piſcina Mirabilis, auch ein ungeheurer, auf 48 hohen Pfeilern gewölbter Keller, worin das Quellwaſſer für die ſonſt hier liegende Römiſche Flotte geſammelt und aufbewahret wurde.

Dann ſtiegen wir wieder ein, und ſegelten queer über die Bai nach Puzzuoli, das recht ſtattlich an dem hohen Ufer ſich hinauf baut. Aus dem Waſſer ragen hier noch dreizehn Altrömiſche Pfeiler, deren brückenartige Gewölbe zum Theil erſt im vorigen Jahrhundert eingeſtürzt ſind, und einen, durch die Öffnungen den Stoß der Wellen brechenden Hafendamm bildeten, wie wir ihn auch auf dem alten Wandgemälde von dieſer Stadt in Portici geſehen hatten. Puzzuoli, das mit ſeinen Bädern und Landhäuſern, nebſt Baia, ein Lieblings-Aufenhalt der alten Römer war, bewahrt noch mehre Denkmäler davon. Von dieſer Stadt (alt Puteoli d. i. Brunnen—Baden), in deren Nähe einſt ein furchtbarer Vulkan brannte, hat bekanntlich die vulkaniſche röthliche Puzzolan-Erde überhaupt (und auch wohl unſer Porzelan) dieſen Namen, deren ſteinfeſter Kitt die Bauten der Römer hier, wie in Rom, und überall, eben ſo ſehr erleichtert, als dauerhaft gemacht hat. — Freilich ſind auch hier nur Trümmer, aber bedeutende. Ein großes Amphitheater, worin der Heilige Januarius den wilden Thieren vorgeworfen worden, die ihm aber (wie dem Daniel) nichts thaten; weßhalb eine Kapelle für ihn dahinein gebaut iſt: den innern, verſchütteten Raum, der nicht viel kleiner iſt, als das Koloſſeum in Rom, füllt jetzo ein Garten. Große Mauern von Tempeln der Diana und des Neptun; von der Villa (Akademia) des Cicero weniger: ſämmtlich meiſt von Backſteinen. Vor allen aber kürzlich erſt ganz ausgegrabene Trümmer von dem Tempel des Jupiter Serapis, in trefflicher Architektur, aus der beſten Römiſch-Griechiſchen Zeit, ganz von Marmor oder doch mit Marmor bekleidet, ſogar der Fußboden. An das hohe Portal des Tempels ſelber, der keine ſehr tiefe Zelle hat, ſchließt ſich ein niedrigerer viereckiger Säulengang mit den Wohnungen der Prieſter: ganz ähnlich den Kreuzgängen der Klöſter. In der Mitte ſtand, vermuthlich zum Opfern, ein kleinerer runder Tempel auf 16 offenen Säulen, und außen vor jeder eine Bildſäule: von allen ſind aber nur noch die Fußgeſtelle da, und die Säulen für Caſerta verbraucht. Die ganze Anlage und Einrichtung dieſes Serapis-Tempels hat die nächſte Ähnlichkeit mit dem Iſis-Tempel in Pompeji, iſt aber viel größer und prächtiger. *) In die drei hohen Marmorſäulen aus

---

*) Duſares, dem mehre Altäre am Eingange geweiht ſind, iſt ohne Zweifel Δουσαρης, wie, laut Heſychius, die Araber ihren Bachus nannten, welcher ſich nicht nur in Mythen und Thiergeſtalt, ſondern auch im Namen mit Ser-apis (dem andere Inſchriften dieſen Tempel beilegen) vereh-

Einem Stück, welche vom Portal noch aufrecht ſtehen, haben ſich Fingermuſcheln, welche ſich an der Oberfläche des Meeres halten, ringsum tief eingebohrt: wie muß das Meer hier geſtiegen und wieder gefallen ſein, da jetzo dieſer Tempel ziemlich hoch über dem Meere ſteht, welches noch die Mauern anderer alter Gebäude bedeckt. Daß hier die größten Veränderungen vorgegangen, der Boden verſunken und Berge entſtanden, weiß man auch. Eine heiße Quelle dicht neben dieſem Tempel, in welchem ſie ein Bad durchfließt, verkündet das noch fortdauernde unterirrdiſche Glühen. Dieſes wird noch ſichtbarer oberhalb der Stadt, in der berühmten Solfatara (sulphurata) d. i. Schwefelgrube, welche der zum Theil nur verſchüttete und geebnete ungeheure Trichter eines 1198 erſt ausgebrannten Feuerberges iſt. Boden und Bergwände ſind überall weißgelb; ein ſtarker Tritt, noch mehr ein aufgeworfener Stein, hallen in den unterirrdiſchen Gewölben wieder, und aus vielen Löchern und Gruben raucht beſtändig noch heißer Schwefel- und Salpeter-Dampf, und der Boden glüht dicht an der Oberfläche. Zum Theil dienen dieſe Gruben als Schwitzbäder, in deren eins ich hinabſtieg, aber bald triefend wieder herauf mußte; noch mehr arbeitete man Schwefel und Alaun heraus,

---

nigt. Denn Sar, Ser, Sir bedeutet faſt in allen bekannten Sprachen Herr, König, Fürſt, Haupt, Vater und Stier, und Apis hat ja auch alle dieſe Bedeutungen.

(welchen letzten man durch die Hitze des Berges ſelber auskochen läßt), bis nun die noch ergiebigeren Schwefelquellen in Sizilien wieder für Neapel offen geworden — Das wunderbarſte Widerſpiel macht auf dieſem brandgelben, glänzenden und wirklich noch brennenden Boden, der üppige Pflanzenwuchs, Myrten, Lorbeeren und andere ſchöne grüne Geſträuche. — Am Wege zur Stadt hinab, wo wieder das alte Straßenpflaſter (der Straße Domizians) erſchien, traten wir noch in ein altes, auf Pfeilern gewölbtes Waſſerbehältniß, dem zu Bauli ähnlich, nur kleiner. Das ſogenannte Labyrinth des Dädalos, viele gewölbte Kammern und Gänge, vermuthlich ein Unterbau, iſt in der Nähe, und Trümmer von Grabmälern ſtehen wieder am Wege. In der Stadt ſelber ſteht auf dem Markte ein länglich viereckiges Fußgeſtell einer verlorenen Bildſäule Tibers, daran, in weiblicher Geſtalt mit Inſchriften, 14 Städte Kleinaſiens, deren er nach einem Erdbeben aufgeholfen: gute erhobene Arbeit in weißem Marmor. Die Domkirche iſt in einen Tempel des Auguſtus eingebaut, von dem noch Korinthiſche Säulen und Gebälk aus Marmor ſichtbar ſind. Sie iſt dem H. Januar geweiht, der hier enthauptet wurde. Der Apoſtel Paulus predigte hier das Evangelium, daher ſich die Einwohner für die älteſten Chriſten in Italien halten.

Es war darüber Abend geworden, und der Himmel zwar trübe, doch gnädig geblieben. In dem lebhaften, ſchon die Nähe der Hauptſtadt verkündenden Puzzuoli, nahmen wir nun einen Wagen, und rollten auf der ſchönen Straße am Ufer des Meeres unter hohen Felſen dahin. Bald dreht ſie ſich in die ſchöne grüne, mit Reben überſponnene Ebene, welche der im Halbkreis, auch faſt wie ein ungeheurer Krater, ſich zurückbiegende Bergrücken eröffnet, auf welchem die Kamaldolenſer thronen; und dann fuhren wir durch den Berg ſelber hindurch, in der langen von Lampen erhellten Grotte di Poſilippo, zurück in das Getöſe und Gewühl von Neapel, wo wir alle wohlbehalten und vergnügt anlangten, und unſer verſpätetes Mittagsmahl in der königlichen Herberge nachholten. —

Seitdem iſt nun bis heute (den 18. Februar) nichts beſonderes unternommen und vorgekommen. Wir haben etwas vor Anker liegen müſſen; das Wetter war mißlich, und alle Bibliotheken ſind in dieſer letzten Karnevals-Woche geſchloſſen. — Sonntag waren wir bei unſerem Preußiſchen Konſul Degen, zu einem Deutſch-Italiſchen Mahle, wo auch einmal wieder alter Hochheimer duftete, und dabei des Vaterlandes und der Heimgebliebenen gedacht wurde. Ramdohrs waren auch da, und nachher gingen wir zuſammen in ihre Loge, und ſahen eine neue Oper, Aganadecca, eine unglückliche Geſchichte aus dem Oſſian; nun ſchon die dritte Oper, die wir hier mit einem traurigen Ausgange erlebten. Dieſe hatte aber das noch traurigere

Ende, daß ſie, ungeachtet der Gegenwart des Hofes, ſolenn ausgepfiffen wurde; und wohl mit Recht. Der Komponiſt (ein Dilettant **Saccenti**) will neu ſein, und zugleich den antiken Rhythmus herſtellen, dadurch, daß alle Augenblicke Takt und Tonart wechſeln, wirkt und ergreift aber nirgend. Nach der Oper war Maskenball; dießmal ein ungeheures Gedränge, aber nichts neues und auffallendes. Die vielen Unmaskirten dazwiſchen hemmen offenbar die Maskenluſt. In den Logen wird gegeſſen und geſpielt; das letzte aber noch mehr in den vielen Spielzimmern daneben.

Manchen Abend beluſtigen mich die vielen kleinen Theater, beſonders die volksmäßigen mit dem Pulcinella. **Teatro Fiorentino** iſt ſehr niedlich, und trefflich beſetzt für Schauſpiel mit Geſang; die Mitglieder ſpielen auch zum Theil in S. Carlo. **Paul und Virginie**, das faſt täglich wiederholt wird, iſt aber nicht mein Geſchmack, ſo wie faſt alle die Stücke, worin Mohren und Amerikaner vorkommen: die Aſiaten laſſe ich mir noch eher gefallen. Die erſte Sängerinn **Chabran**, iſt eine wahre Sirene; noch mehr ihre Nebenbuhlerinn von S. Carlo, die Prima Donna **Kolbran**, eine Spanierinn, welche ich den letzten Maskenball auch eifrig am Roulet ſah, wo ſie viel Geld verſpielte.

Gegenüber iſt das weniger zierliche **Teatro nuovo**, wo bloß Schauſpiel, ohne Geſang, gegeben wird.

Hier ſieht man die Goldoniſchen Karakterſtücke treflich dargeſtellt. Wir ſahen zuerſt die Bearbeitung eines Deutſchen Schauſpiels, der Fähnrich, von Schröder, in der Iffländiſchen Art, an welche auch der vornehmſte Schauſpieler Demarini vollkommen im Spiel erinnerte. Er iſt der beſte, der uns noch in dieſer Art in Italien vorgekommen, und hat auch mit Iffland, wenigſtens ſchriftlich, Verbindung gehabt.

In der nächſten Reihe ſtehen Teatro Fenice und Carlino. Jenes war das erſte, das wir hier beſuchten, und darin den alten bekannten Waſſerträger wieder recht gern hörten. Es iſt, wie alle übrigen, eng und elend eingerichtet; ſo wie faſt alle Schauſpielhäuſer in Italien, (ausgenommen S. Carlo, und la Scala in Mailand,) ohne Anſicht und äußere Architektur, meiſt in Winkeln ſtecken, ähnlich dem Breslauer. Auch eine ſchlechte Umarbeitung des Don Juan, noch ſchlechter neu komponirt, ſah ich hier. Der Pulcinella in Neapelſcher Mundart, der in den meiſten Stücken vorkömmt, und nur ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, ergötzt noch am meiſten, obgleich er hier oft ſehr unflätig auftritt, und auch häufig auf die Abſtammung ſeines Namens angeſpielt wird. *) Beſſer in ſeiner Art

---

*) Nämlich von porco, porcino die verdoppelte und vergrößernde Verkleinerung porcinello. Im Niederdeutſchen iſt Polk, ein junges Schwein, offenbar von porcus; die Mundart von Neapel macht dagegen zwar gewöhnlich umgekehrt

iſt Carlino, wo nicht geſungen, aber mehre wahrhaft volksthümliche Stücke, mit dem hier einheimiſchen Pulcinella, und manche faſt ganz in Neapeliſcher Mundart, gegeben werden, und zwar ſehr gut von den Einzelen, wie im Zuſammenſpiele. Viele ſind davon wie Volksbücher gedruckt, und ich habe einige geſammelt. — Die Anfänge der Italiſchen Schauſpielkunſt ſind in Neapel zu Hauſe. In dieſer üppigen, früh angebauten und gebildeten Gegend wurden ſchon die Poſſenſpiele des nahen Atella, jetzo Averſa, mit Maſkenzügen und extemporirtem Spiele, zu einer vorzüglichen Bürgerluſt des jüngeren Roms; und daher ſtammt wahrſcheinlich ſchon der Pulcinella, dem ganz ähnlich, eine antike Bronzefigur (mit zwei Höckern), und auch mehre Wandgemälde in Pompeii und Herkulanum, gefunden ſind. Auch in neuerer Zeit war und iſt noch die Karnevals- und Maſken-Luſt hier in Neapel vor allen groß. An einem der letzten Abende ſah ich unter den Maſken einen ausgeſtopften großen Pulcinella auf einem Wagen umherziehen von vielen Pulcinella-Maſken, die überall für ihn Speiſe und Trank ſammelten. Und ſo zeigen ſich hier auch die frühſten Luſtſpiele und künſtlichen Bearbeitungen derſelben in der Mundart des Volkes; welche letzte ſeit dem 13ten Jahrhundert

---

ecroga für ecloga. Die Ableitung von pulcino, junges Huhn, weil die Maſke mit ihrer großen krummen Naſe einem Hühnerſchnabel gleiche, ſcheint mir entfernter.

in mancherlei Werken, und bis 1551 ſogar in Staatsſchriften gebraucht, und zwar ſchon früher von der Toskaniſchen Sprache bedrängt wurde, ſich aber in dieſen Schauſpielen und vielen andern Schriften der obgedachten Volksbibliothek, bedeutender behauptete, als ſonſtwo in Italien. Sannazaro, der meiſt Lateiniſch dichtete, machte jedoch eine Farce in Toskaniſchen Reimen, welche zur Feier des Sieges der Spanier über die Mohren von Granada, 1492 im Saale des Caſtel Capuano (jetzo Vicaria, am Thore nach Capua) vorgeſtellt wurde. Ihm folgte ein Antonio Caracciolo mit mehren ähnlichen Luſtſpielen für den Hof, aber in Neapelſcher Mundart, die nur noch Eine Handſchrift bewahrt; *) und Sannazaro that nun das nämliche in einem Luſtſpiele lo Gliomero, das aber gänzlich verloren iſt. Giambattiſta della Porta, zu Anfang des 17ten Jarhunderts, ließ die luſtige Perſon des Luſtſpiels in Neapelſcher Mundart ſprechen; und ſeitdem gibt es nun mehre Hundert von Schau- und Sing-Spielen ganz oder zum Theil in dieſer Mundart. Pulcinella, im weißen Pierrots-Kittel und mit der ſchwarzen Harlekins-Maske, und ſeine Colombina in der hübſchen Landestracht, reden ſie immer; ſie iſt nicht ſehr wohlklingend und ſchwer zu verſtehen, und ihr ei-

---

*) Der Abate Galiani kündigte, in ſeiner Abhandlung über die Neapelſche Mundart, eine Ausgabe davon an; ich weiß nicht, ob ſie erſchienen iſt.

genthümliches Anſtoßen und Wiederholen vieler Mitlauter zu Anfange der Wörter iſt das Stottern der Neapelſchen Maske Tartaglia in den großen Maskenſpielen. Unter den neuern Stücken dieſer Art iſt eine Bearbeitung des Don Juan: welcher kürzlich auch mit Mozarts tiefen luſt- und grauenvollen Tönen über das Theater S. Carlo gegangen, aber kein Glück gemacht hat; obwohl man den Veſuv, in welchen Wiener Vorſtellungen den Helden zur Hölle ſtürzen ließen, hier unmittelbar könnte erſcheinen laſſen. In jener Bearbeitung, von Michele Abri, iſt Pulcinella Don Juans Diener. Ein anderes Stück heißt der Unglückstag (giornata critica) des Pulcinella, wie dieſer auf ſeiner Brautfahrt durch den begünſtigten Liebhaber verdoppelt erſcheint, ins Narrenhaus geräth, zum Juden gemacht werden ſoll, in eine große Himmelskugel ſich verſtecken und die Braut aufgeben muß. — Das eigentliche Volksſtück iſt aber Annella, die Wirthstochter (tavernara) an dem Thore nach Capua, bis auf einen Notar, durchaus in Neapelſcher Mundart, von Jennaro Davino. Es wird von der Geſellſchaft des Theaters Carlino, welchſelnd mit einigen andern Stücken, auf einem Theater jener entlegenen Gegend, welche aber die eigentliche Altſtadt iſt, von Zeit zu Zeit immer wiederholt. — Eins der neuſten und beſten Stücke des Theaters Carlino heißt Aladdin: ein reicher Glückspilz (Pulcinella) wohnt in der fröhlichen Jahreszeit der Weinleſe auf ſeinem Landgute am Meere; bei ihm ein reicher Holländer mit ſeiner Schweſter, beide höchſt trocken und einſylbig: deſto geſchwätziger iſt der vornehm thuende Hausherr, der aber von ſeinen Leuten ſtäts geſoppt wird; ein Abbate dient als Luſtigmacher, welchen ein anderer zu überbieten und zu verdrängen trachtet, beide vertragen ſich aber bei der Flaſche. Es kommt der Sohn des Hauſes, ein tapfrer Seemann, dem die Holländerinn beſtimmt iſt: er findet aber ſeine eben hieher verſchlagene Geliebte, eine von ihm entführte ſchöne Morgenländiſche Fürſtentochter, bei welcher ſein Vater den Liebhaber ſpielt, und überläßt dieſem die Holländerinn, die ſichs auch ruhig gefallen läßt. — Das Ganze, mit ſeinen ſtarken Gegenſätzen macht ein höchſt lebendiges, mannigfaltiges, heiteres und ſelbſt romantiſches Gemälde, und wird vortreflich ausgeführt. Es würde auch bei uns gefallen, obgleich dieſe Art des luſtigen Landlebens, wie das Meer und das Morgenland, uns ferner liegen. — Auf dieſem Theater ſahen wir dann auch das merkwürdige Stück, Friedrichs des Großen Gerechtigkeit in Schleſien, (bei Brieg nach der Schlacht von Mollwitz,) wieder, und ergötzten uns ſehr daran. Der große König ſchnupfte auch hier ſtark aus der Weſtentaſche. Daſſelbe Stück (das aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt) wird jetzo auch auf dem Teatro nuovo, und der König von Demarini geſpielt. Es iſt alſo ſehr beliebt, wie es ſcheint, wegen der guten Lehren, welche die Fürſten darin kriegen; auch miſcht ſich hier in Neapel bei dieſer Vorſtellung von der Gerechtigkeit unſers großen Friedrich wohl noch eine dunkle Erinnerung an den großen Hohenſtaufiſchen Kaiſer Friedrich 2., deſſen ſtrenge Rechtspflege berühmt iſt, und deſſen Geſetzbuch hier noch gilt. —

Viel ſchlechter als Fenice, iſt Teatro della Sorte, wo auch geſungen wird, aber jämmerlich. Mehr ergötzte mich die Compagnia vera de' Ragazzi (wahre Kindergeſellſchaft), wo Kinder in märchenhaften Stücken fröhlich zuſammen ſingen und ſpielen, darunter auch ein kleiner Pulcinella.

Alle dieſe Theater ziehen ſich von dem lebhafteſten Theile der Stadt, dem Schloſſe und der Toledo-Straße abwärts dem Molo und Hafendamme zu. Dieſer Strich iſt überhaupt die wahre große Herzader von Neapel, wo es auf- und abſtrömt. Hier hängen dieſe Volkstheater auch neben ihren Ankündigungen große Gemälde mit einer Haupt- und Staatsakzion ihrer Schauſpiele aus. Hier ſtehen links und rechts Seiltänzer, die, auf Brettern, mit Masken und Muſik in ihre bemalte Bude laden. Hier ſitzen auf Stühlen, Marktſchreier und Scharlatane, welche in langen Reden ihre Mittel gegen das Mal de Naples, Zahnſchmerzen ꝛc. feilbieten, auch wohl an ſich ſelber ſogleich erproben. Hier iſt die Marionetten-Bude, wo ich auch ſchon ein gutes Stück ſah, das ebenfalls nach dem Morgenlande ſpielte (wie hier ſo häufig und natürlich, bei dem nahen Verkehr dahin), verſteht ſich, auch mit dem Kasperle, d. i. Pulcinella. Auf dem Hafendamme ſelber iſt endlich der Pulcinella ſelber, wie er mit ſeiner krähenden Stimme den Galgen und Teufel betrügt und prügelt. Hier ſind aber auch noch Volksſänger, die Heiligen-, Räuber und Armeſünder-Lieder neben Gemälden davon abſingen; und ein einfriger Deklamator, es ſcheint ein junger Matroſe, dem ich ſchon öfter zugehört habe, wie er aus dem alten Ritter- und Volksbuche von den Ahnen Karls des Großen (Reali di Francia), das ich ſchon in Mailand und Venedig gefunden, vorlas, beſonders die großen Schlachtſtücke und die langen Reden darin, und dazwiſchen erklärte und auslegte. —

Schon hieraus ſiehſt Du, wie mannigfaltig und unterhaltend hier das Treiben und Thun iſt, ſo daß man nur auf die Straßen und Plätze hinabzugehen braucht, um ſich zu ergötzen, und dabei überall die herrlichſte und wunderbarſte Natur um ſich oder doch im Hintergrunde hat. Und recht oft habe ich Dich hieher gewünſcht. Das Gemälde hat zwar auch ſtarke Schatten, die aber überall ſind, wo viel Licht, ſo wie Kohlen und Schlacken da, wo Feuer iſt, wie der Veſuv zeigt. — Das Volk iſt im Ganzen nicht ſchön, bei weitem nicht wie etwa in Rom und Venedig, ſondern durch die vielen Vermiſchungen, zum Theil ſelbſt mit den nahen Afrikanern, verderbt in Bildung und Sitten; doch findet man auch hier noch manche recht ſchöne Italiſche Geſichter und Formen, und bei den Weibern auffallend weniger heiſere Baßſtimmen, als in Unteritalien und ſelbſt in Rom. Das Elend iſt groß im Volke, und die Hauptſtadt zieht es alles an ſich, doch erſcheint es hier im Gewühl nicht ſo ängſtlich, als im verödeten Rom. Zur Faulheit und Üppigkeit reizt das fruchtbare Land und das glückliche Klima und Lage; und daß das Volk wandelbar und beweglich iſt, darf bei den Anwohnern des Veſuvs, die gleichſam ſtäts auf Kohlen ſtehen, nicht auffallen. Murat, der verlaſſen und verflucht, und zuletzt gemißhandelt und erſchoſſen wurde, wird jetzo wohl gar zurück gewünſcht, da die Steuern und Auflagen eher noch vermehrt ſind; manches Gute, das er gethan (wie die Franzoſen überall, wo ſie geherrſcht), wird jetzo hervor gehoben, und man behauptet: der wieder eingeſetzte alte König (der übrigens ſehr gutmüthig ausſieht und auch iſt) könne ſich nicht auf dem Thron erhalten, wenn die Öſterreicher ihn nicht ſtützten. Bei dem Brande des S. Carlo-Theaters mußten freilich die Öſterreicher das königliche Schloß daneben vor der Plünderung der Neapelſchen Garde ſchützen. Und viele Fremde verkünden laut, ſie würden nach Abzug der Öſterreicher nicht in Neapel zurückbleiben. Von dieſen ſteht ein ſtarkes Heer hier und im ganzen Reiche, meiſt Ungarn, welche lebhaft daran mahnen, daß hier zwiſchen den Anjou's einſt auch Ungarn-Könige herrſchten und eine ſo tragiſche Rolle ſpielten. Seltſam fremd erſcheinen hier dieſe ganz hellblauen Gäſte mit ihren Mogoliſchen Geſichtern; ſie ſollen aber das hieſige Klima beſſer vertragen können, als die Deutſchen, und bleiben mehr abgeſondert: die Offiziere ſind zwar meiſt Deutſche. Das Volk von Neapel ſieht alle ſcheel an, läßt es ſich aber gefallen, weil es muß und ſeine Schwäche fühlt. Es iſt auch ſchon der fremden Herrſchaft gewohnt, und hat ſeit den Normannen nie eigene ſelbſtändige Könige gehabt; und oft hat auf dieſem von Vulkanen und Erdbeben erſchütterten Boden der Thron geſchwankt, und iſt mehrmalen gar umgeſtürzt, ſeitdem der widrige Franzoſe Karl von Anjou den rechtmäßigen Erben, den letzten unglücklichen Hohenſtaufen, Friedrichs 2. Enkel Konradin, hier auf öffentlichen Markte enthaupten ließ. Eine alte Weiſſagung (Arbatels) knüpft auch an dieſe Gräuelthat die fortwährende Unſicherheit des Thrones von Neapel.

Auf der Stelle, wo die Hinrichtung geſchah, ſtand ſonſt eine Säule und kleine Kapelle, die vor wenigen Jahren erſt abgebrochen worden. Man ſollte ſie wieder bauen, zur Sühne. — Konradins Grabſtätte mit einer ſpäteren und falſchen Italiſchen Inſchrift, welche ſeine Mutter Margaretha nennt und ſeinen

Todesgefährten Friedrich von Habsburg, ſehen wir bei Licht in dem dunkeln Eingange einer Kapelle hinter dem Altar der am Marktplatze ſtehenden Marienkirche, welche ſeine Mutter von dem Gelde erbaut haben ſoll, womit ſie ihn loskaufen wollte. Das Steinbild der Mutter iſt noch vorhanden, von ihrer Kirche aber auch keine alterthümliche Spur mehr zu entdecken, weil alles modern umgebaut worden, und daher auch wohl Konradins Grab ſo in den Winkel gekommen. In dieſer Kirche ließ am vorigen Sonntage der Öſterreichiſche Fürſt Eſterhazy eine Meſſe von einem Deutſchen Umlauf, ſehr glänzend aufführen, zwar nicht als Todtenfeier Konradins, wie das wohl geſchehen könnte. — Konradins Vater, Kaiſer Konrad machte ſich freilich nicht beliebt bei den unruhigen Neapelern, dadurch, daß er ihnen, nach einer langen Belagerung, und endlichen Eroberung 1251, die Mauern umſtürzte, und dem koloſſalen Roſſe von Erz, das ſonſt, als das älteſte Wappen der Stadt, vor dem Dome ſtand, als er es bei ſeinem Einzuge ſo zügellos ſah, einen Zaum anlegte, mit einer Lateiniſchen gereimten Inſchrift, daß das bisher zügelloſe Roß (equus) nun der gerechte (aequus) König gebändigt habe. Allein der Kopf dieſes Pferdes iſt übrig, und ſteht im Muſeum bei den Antiken, wieder ohne Zügel und mit einer Inſchrift, welche Konrad einen Barbaren nennt. Ebenſo wird im Dome über dem

Grabmale des Pabſtes Innozenz 4., der Friedrichs 2. beſtändiger Gegner war, und ſpäter die Mauern Neapels wieder bauen ließ, dieſer Friedrich eine Natter genannt, die er zertreten habe.

Von Kunſt- und Bauwerken iſt ſonſt aus jener Hohenſtaufen-Zeit mit Sicherheit faſt nichts vorhanden, alles umgebaut, verändert oder vernichtet, durch Karl von Anjou; ſo wie ſelbſt die Geſchichtsdenkmale, von denen hier ſo wenig übrig geblieben. Die Hohenſtaufen hatten, wie die Normanen, zwar eigentlich ihren Siz in Palermo, wo auch ihre Gräber ſind: doch nahm Friedrich 2., nach ſeiner Kaiſerkrönung den trefflichen Nicola Piſano 1221 von Rom mit nach Neapel, wo er die von Buono, um 1150, angefangene Kaſtelle dell' Uovo und di Capuana mit vielen Thürmen vollendete; wovon aber zu Celano's Zeit, im 17ten Jahrhundert, nur noch Spuren waren. Das Kaſtell di Capuana, am Thore nach Capua, heißt auch das alte (vecchio), und Vicaria, als Siz der höchſten Gerichtshöfe und Gefängniſſe, zeigt aber nichts Alterthümliches aus jener Zeit, außer etwa einem alten Löwen in Stein, auf dem Hofe, und einem antiken Säulenſtumpfe am Eingange. In dieſem Kaſtell war aber vermuthlich das von Benvenuto von Imola beſchriebene Wandgemälde: Friedrich auf dem Throne, ihm gegenüber der Kanzler Petrus de Vineis auf einem Stuhle, und vorn das Volk den gerechten Kaiſer und frommen König in Lateiniſchen (Leoniniſchen) Reimverſen um Gerechtigkeit flehend; Friedrich, in ähnlichen Verſen, weiſet auf den Kanzler als Richter hin.— An den Mauern und Thürmen des Kaſtells dell' Uovo iſt auch nichts Beſonderes aus jener Zeit mehr zu erkennen.

Dagegen ſind viele Gebäude eben aus jener nächſten Zeit, zum Theil von demſelben Meiſter und deſſen Schülern, und gewiß in derſelben Art. Karl baute ſich die neue Burg, Caſtel Nuovo, am Meere, die noch ſteht neben dem neuern Pallaſt, mit ſtarken Zinnen und Thürmen, darin eine kleine S. Barbara-Kirche, deren Fenſter und Thüren ſchon Gothiſch ſind. Die äußere Thür iſt aber in antiker, Korinthiſcher Art erneuet, und daran die Bildniſſe des Florenzer Baumeiſters und Bildhauers Giuliano da Maiano und ſeiner Tochter, welcher, kurz vor Michel Angelo, vermuthlich dieſes Thor, ſo wie mehre ähnliche Werke hier, verfertigte. Zunächſt, in eben dieſer Kirche, eine gute Madonna, ſtehend, auf dem Arme das Kind mit dem Apfel. Dann, der Eingang der Burg ſelber, in Form eines Triumphbogens, auch in Korinthiſcher Art, von Marmor, mit feinen Zierraten und trefflichen, ſtark erhobenen Bildern von den Heldenthaten und dem Einzuge Königs Alfons I in Neapel, 1443, iſt höchſt wahrſcheinlich von ihm. Gewiß, das Marmor-Thor nach Capua, mit ähnlichen

Korinthiſchen Pfeilern, Trophäen und andern zierlichen Bildwerken, welches, nahe bei der alten Burg (Vicaria), jetzo zwei lebhafte Plätze und Straßen verbindend, noch mehr wie ein Triumphbogen erſcheint, und auch Alfons, zu Ehren erbauet wurde, als er, Konradins rechter Erbe, Neapel wieder eroberte hatte. Dem Bogen in der neuen Burg ſchadet, daß über ſeinen Säulen und Gebälk noch drei kleinere Stockwerke ähnlicher Korinthiſcher gereifter Säulen und Pfeiler ſtehen, mit Bögen und Bildwerk dazwiſchen, und oben ein Bogendach mit drei ſpäteren Bildſäulen S. Michael, Sebaſtian und Antonius, von Nola, ſchließt; auch ſteht das überreich verzierte Ganze, als Thor, zu enge in die ſchwere Mauer eingebaut.*) Aus derſelben Zeit ſind die beiden gegoſſenen Erzthüren dieſes Bogens, von dem darauf genannten Guglielmo Monaco, erſcheinen aber durch die Rohheit ihrer Bildwerke weit älter, und ſind mit den viel früheren Florenzer Thüren gar nicht zu vergleichen. Alfons I erweiterte auch dieſe neue Burg: eine Baſtei, gegen den Hafen hin, heißt delle Puttane, weil er ſie von einer Steuer derſelben erbaut habe, worauf noch gewiſſe eingehauene Bilder gedeutet werden.

---

*) S. das Ganze und einzele Theile bei Agincourt, Archit. LIII. 1—5; zwei Bildwerke davon, bei Cicognara, II. 25, 26, die Madonna, ebd. 16. Vaſari legt dieſes Werk ausdrücklich dem Giuliano bei, gegen die Grabſchrift eines Petrus de Martino aus Mailand, die ſonſt in der Kirche S. Maria nuova war, wonach dieſer für den Bau des Triumphbogens von Alfons in den Adelſtand erhoben worden; die aber Cicognara, unter ſolchen Umſtänden, wohl richtig auf einen Aufſeher des Baues deutet. Der oben S. 111 gedachte Sarnelli, in ſeinem Wegweiſer Neapels, 1697, entſcheidet nicht, hält aber für gewiß, daß dieſes Thor von demſelben ſei, der die Bildhauereien am Schloſſe Poggio Reale unter der Königinn Johanna (vgl. oben S. 117) gemacht habe. Dieſes Schloß iſt aber

Ferner, die Domkirche des H. Januarius, des bekannten Schutzpatrons von Neapel, deſſen bei der Enthauptung aufgefangenes Blut jeden 6ten Mai und 19ten September, und ſonſt in außerordentlichen Nöthen, flüſſig wird, und deſſen Steinbild auf der Magdalenen Brücke, dem Nepomuk gegenüber, dem Veſuv zugekehrt ſteht und abwehrt.

---

von demſelben Giuliano und ſeinem Markus-Pallaſt in Rom ähnlich, im Viereck, zwei glatte Stockwerke mit einer dritten Reihe kleinerer Fenſter oben, und im Hofe offene Pfeiler und Bogen-Hallen. Vgl. Agincourt, XIV. 6. 7. Ganz märchenhaft iſt der Zuſatz Sarnelli's, daß mehre Bildhauer an dem Thore gearbeitet haben, und beſonders zwei zur Wette, ſo, daß der Sieger den Figuren des Beſiegten die Naſen abſchlagen konnte; daher ſie denen zur Linken innerhalb des Thors fehlen. Sichtlich iſt eine Stückkugel durch die Erzthüre gefahren und hat die Naſenſpitzen mitgenommen.

Nach Vaſari, ſchickte Nicola Piſano[*], zu Kaiſer Konrads Zeit (ſt. 1254) nach Neapel entboten, ſeinen Schüler Maglione hieher, welcher die Kirche S. Lorenzo und einen Theil des Doms (Episcopio) baute. Nach der gewöhnlichen Angabe, fing Nicola dieſen Dom erſt 1282, zu Karls 1 Zeit an, und ſchon um 1299 war er vollendet durch Maglione und Maſuccio 1, unter dem Erzbiſchof Filippo Minutolo (1283 bis 1301). Nicola war aber damals ſchon todt, und iſt wohl mit ſeinem Sohn Giovanni verwechſelt, der, laut Vaſari, 1283 hieher kam und das Kaſtell Nuovo und die zur Erweiterung deſſelben abgebrochene Kirche S. Maria della nuova baute. In jedem Falle rührt die Zeichnung und der Bau aus Nicola's Schule, und iſt ganz wie ſeine Kirchen zu Padua und Venedig, in der einfachen, zierloſen Gothiſchen Art: Spitzbögen und Kreuzgewölbe auf 16 hohen Säulen-Pfeilern, die aber durch Gliederung (wie über einander geſetzte Säulen) verkürzt ſind; zwei kleinere Seitenſchiffe; und ein Lateiniſches Kreuz, deſſen kurze Arme ohne Säulen ſind und deſſen oberes Ende nur aus drei, den drei Schiffen gegenüber ſtehenden Niſchen, für den Hauptaltar und zwei Kapellen, beſteht. Manches iſt um- und angebaut. Selbſt die Bildſäulen und Grabmäler der Anjou's ſind, beim letzten Baue 1787, vom Eingange unten hoch über die Thür verſetzt, ſo daß man ſie nicht gut betrachten kann. Es iſt Karl 1 (ſt. 1285), ſein Enkel Karl Martell, König von Ungarn (ſt. 1300), und deſſen Gemahlinn Clemenza, Tochter Rudolfs von Habsburg: ſtehende und ſitzende Figuren, und Karl von finſterem Anſehen. Ihr Meiſter Pietro de Stefani ſoll ſich beſonders nach den alten Bildſäulen des Kaſtor und Pollux gebildet haben, die damals noch in der Vorhalle der Kirche S. Paolo, ihres ſonſtigen Tempels, ſtanden und durch ein Erdbeben eingeſtürzt worden, ſammt denen in der Vorhalle der Kirche della Rotonda. Älter iſt von Stefano das Grabmal des 1254 hier verſtorbenen Pabſtes Innozenz 4: dieſer, lebensgroß, in päbſtlicher Tracht und Krone, mit bedeutendem krummnaſigem Geſicht (er war vom Geſchlechte der Fieſco), liegt auf dem Sarge, *) welcher mit Moſaik und kleinen Pfeilern geziert iſt, auf denen ſpitzige Giebel ſtatt der Bögen ſtehen. Na-

---

[*] Vaſari, im Leben Nicola's, legt obige Werke für Friedrich 2 dem Florenzer Fuccio bei, einem zwar geringeren Nebenbuhler Nicola's, von welchem er mehre Bau- und Bildwerke zu Florenz 1228, und Aſſiſi anführt: aber das ganze Daſein dieſes Fuccio iſt ſehr zweifelhaft (vgl. Cicognara, I. p. 374), und Celano, zwar erſt im 17. Jahrh., nennt ausdrücklich den Nicola Friedrichs Baumeiſter; die übrigen Geſchichtſchreiber Neapels übergehen den Namen.

---

*) Zuerſt abgebildet bei Cicognara, 1, 40.

he bei der ſchon erwähnten bedeutſamen Überſchrift dieſes Grabmals bezeichnet eine andere Inſchrift nur die Grabſtätte des Königs Andreas von Ungarn, und verkündet, daß ſeine Gemahlinn (und Verwandte) Johanna ihn erwürgen und unbegraben liegen ließ, ſo daß der edle Orſo Minutolo (der den Leichnam im Winkel einer Kirche zu Averſa fand, wo er aus dem Schloßfenſter geſtürzt war) ihn hier beſtattete, 1345. — Pietro half dem Maſuccio überhaupt bei der Ausſchmückung des Doms, und mehre kleine Altäre mit heiligen Geſchichten in erhobener Arbeit, ſind noch von ihm übrig; vielleicht auch ein Gothiſch überbauter Sitz für den Erzbiſchof. Auch ſind wohl mehre Arbeiten von ihm in der Kapelle der Minutoli. Pietro's Bruder Tommaſo, der (gleichzeitig mit Cimabue) ſich nach einigen Überbleibſeln der Mittelgriechiſchen Maler gebildet haben ſoll, hat dieſe ganze Kapelle in der alten einfältigen Art bemalt: von der Mitte nach oben die ganze Leidensgeſchichte Chriſti, die Kreuzigung Petri, Enthauptung Johannis des Täufers und Steinigung Stephans, nebſt andern Geſchichten und Bildern der Apoſtel und Heiligen; unten ringsumher die Bildniſſe von 29 Minutoli, ſeit 1240 bis 1362, alle knieend und betend, darunter nur 2 Frauen (leſend) und drei Geiſtliche, die übrigen alle ritterlich im Ringpanzer und Waffenhemde darüber, mit dem Wappen (einem Löwen).

Schwert und Dolch, und 12 davon mit zwei Stierhörnern *) auf dem Helme. Als Ergänzung dazu ſind in der Sakriſtei daneben die Bildniſſe von 11 Geiſtlichen Minutoli, ſeit 1061 bis 1478, doch erſt 1744 gemalt. Jene, obwohl auch übermalt und fortgeſetzt, gehören immer zu den älteſten und merkwürdigſten Wandgemälden, und haben zum Theil viel Anmuthiges. Wohl eben ſo alt iſt der mit Moſaik gezierte Marmorſarg des obgenannten Erzbiſchofs Filippo Minutolo, welcher zwar von Dieben erbrochen und des prächtigen Leichenſchmucks beraubt wurde (was dem ſpäter hier lebenden Boccaccio Anlaß zu einer abenteuerlichen Novelle **) gab), darinnen aber 1721 und 1740 die Leiche ſelber, bis auf die Naſenſpitze, noch ganz unverweſet lag. — Die Kapelle des H. Januarius iſt neu angebaut, in überladener Pracht von Marmor und Erz, wozu die Malerei von Lanfranco paßt. Dieſe verhängnißvolle Kapelle koſtete mehren Malern Ehre und Leben: Annibal Carracci, Arpino und Guido Reni mußten fliehen, des letzten Schüler Geſſi wurde mit ſeinen Genoſſen auf eine Galeere gelockt und entführt, und Domenichino floh, kam wieder, ſtarb aber bald darauf von Arger oder Gift. Die Anſtifter dieſer mörderlichen Kabalen gegen alle fremde Maler, Beliſario und Spagnoletto, mußten die Kapelle dennoch dem Lanfranco aus Parma überlaſſen; denn jener fiel vom Gerüſte zu Tode, und dieſer, dem ſeine Tochter entehrt wurde, verſchwand über Meer. Von Domenichino's Malerei iſt nur wenig übrig, das er ſichtlich nicht mit Liebe und Ruhe gemalt hat. — Unter den ſonſtigen Gemälden des Doms bemerkte ich nur eine ſchöne Mutter mit dem Kinde, ähnlich der Raphaeliſchen Madonna de' Candelabri; und über den beiden Thüren neben der Hauptthüre zwei Gemälde von Vaſari, die früher als Orgelthüren gedient haben: die Anbetung der Hirten, und mehre Schutzheilige der Stadt, ſämmtlich Bildniſſe des Farneſiſchen Hauſes, und in den großen edlen Formen und Maſſen an ſeinen Meiſter Michel Angelo erinnernd. —

---

*) Sie werden erklärt, als das Zeichen derjenigen Ritter, welche in Turnieren ſchon zweimal durch das Blaſen eines Horns die Herolde zur Wappenſchau gefordert, und geſiegt hatten. Daher das Italiſche Sprichwort tornar colle trombe nel sacco (mit den Hörnern im Sacke heimkehren) von mißlungenen Unternehmungen. — Aber dieſe Hörner ſind auch wohl noch Ueberbleibſel des uralten, durch alle Mythologie gehenden, ſchaffenden und herrſchenden Urſtiers (Ur, Auer-Ochs), wie die der antiken Götter und Helden.

**) Vom Andreuccio aus Perugia, im Decamerone, II. 5.

Dieſe Thüren von außen ſammt ihrer ganzen Giebelſeite ſind ſpäter erſt von Marmor ſo reich in Gothiſcher Art verziert: auf den Seiten der hohen Mittelthür ſtehen zwei Porphyrſäulen auf Löwen mit

Thieren unter den Klauen; auf den langen Knäufen korinthiſcher Art, in kleinen Kapellen über einander die Heiligen Petrus (der Märtyrer), Anaſtaſia, Niccolo Pellegrino und Tommaſo d'Aquino (der hier lebte); am Thürbalken die Bruſtbilder der vier Evangeliſten, in deren Mitte ein Pelikan (Sinnbild Chriſti); unter dem großen Spitzbogen mit den Büſten der 12 Apoſtel, zween Engeln und der Taube oben, ſitzt Maria gekrönt, mit der Unterſchrift Mater orbis, das Kind mit dem Welt- (und Paradies-) Apfel auf ihrem Schoße ſtehend; rechts ſteht Petrus mit Buch und Schlüſſel, links der H. Januarius, als Biſchof, hinter einem knieenden Kardinale. Auf den über den Säulen ſich thurmartig fortſetzenden Seiten ſtehen noch die Heiligen Efremo und Agrippino, Agnello und Reſtituta, ganz oben die H. Jungfrau und gegenüber der Engel der Verkündigung. In dem noch höher aufſteigenden Dreieck über dem Thürbogen, krönt, von jubelnden Engeln umgeben, Chriſtus ſeine Mutter (die ſiegende Kirche), und als höchſte Spitze ſteht auf einem Löwen der Erzengel Michael mit hohen Flügeln. Die beiden viel kleineren Seitenthüren ſind nur wenig verziert, unter ihren Spitzbögen nur die Heiligen Atanaſio und Aspreno (erſter Biſchof Neapels) und darüber ein Griechiſches Kreuz (das Zeichen der Kirchweihe), und das Bruſtbild des Erlöſers (das alte biſchöfliche Siegel). Das Ganze iſt eine tüchtige und ſinnvolle Arbeit des Abate Antonio Bamboccio von Piperno, auf Koſten des Erzbiſchofs Heinrich Minutolo, 1407, als dieſer ſchon Kardinal-Legat in Bologna war. Dieß beſagen die Lateiniſchen Reim-Hexameter über der Thüre, an welcher auch ſein Wappen neben dem von Anjou und Durazzo iſt. Sein Marmor-Grabmal (er ſt. 1412) von eben jenem Bamboccio, ſteht in der Kapelle Minutoli, in der damals gewöhnlichen Art: vier bunt verzierte Säulen auf Löwen, dazwiſchen drei gewundene Säulen und zwei Bildſäulen der Sanftmuth und Liebe (carità), den Sarg tragend, mit der Geburt Chriſti und mehren Heiligen in erhobener Arbeit; oben der Kardinal, liegend, vier Engel umher, von denen zwei einen Vorhang empor halten, darüber noch ein Giebeldach mit der Kreuzigung, Maria und Johannes. Vermuthlich ſind vom Bamboccio auch die Tribune und der Altar mit Säulen und Bildwerk der H. Jungfrau und 12 Apoſtel, welche derſelbe Erzbiſchof errichten ließ. — Das furchtbare Erdbeben 1456 beſchädigte auch dieſe Kirche ſehr, und Alfons I ließ ſie herſtellen. Die äußere Giebelſeite war zwar vollendet, aber hatte, außer jenen drei Thüren und drei eben ſo hohen Fenſtern darüber, nur glatte Wände und ſchien durch unregelmäßige Öffnungen und Lücken unfertig: daher wurde ſie 1787 unter dem Erzbiſchof Giuſeppo Maria, aus demſelben Geſchlecht Capece-Minutolo (dem eigens das Patronat dieſer Kirchthüre zuſtand) durch den Baumeiſter Tommaſo von Siena in die jetzige Geſtalt gebracht, zwar noch auf Gothiſche Art, aber nicht eben glücklich: die Wände wurden neu bekleidet, durch Pfeiler zwiſchen den Thüren und zwei Querleiſten über den Thüren in mehre Felder getheilt; auf den Seitenfenſtern ſtehen ſpitze Dreiecke mit runden Öffnungen, das Rund über dem Mittelfenſter beſchließt der mit einem Fries verzierte ſtumpfe Giebel; zu dieſem ziehen ſich die Dachlinien der niedrigeren Seitenſchiffe mit einfachem Geſimſe hinauf, ähnlich einem gebrochenen Holländiſchen Giebel, ohne vorragende Spitzen, außer zwei kleinen kegelartigen Aufſätzen. In den Ecken über den Thür- und Fenſterbögen ſind faſt überall Engel, nach Art der Victorien der alten Triumphbögen, angebracht; die Zierraten der Leiſten mit Rundbögen ſind unpaſſend; überhaupt fehlt die Flüſſigkeit und Stätigkeit der alten Pfeiler, Bögen und Dreiecke, den neuen, wo ſogar (im Mittelfenſter) der Bogen im Winkel auf dem Pfeiler abbricht; und die Pfeiler ſind durch Knäufe an den beiden Querleiſten in Stockwerke zerſchnitten. In der unteren Leiſte, oder Fries, ſind noch manche Sinnbilder der H. Jungfrau wiederholt: die myſtiſche Roſe, der Davidiſche Thurm, Morgenſtern und Halbmond. — Auf den Seiten des Giebels treten zwei viereckige ſchlichte Thürme vor, denen ſich die Häuſer des engen Platzes anſchließen, und die, nicht hoch, mit ihren Zinnen eher wie Burgthürme ausſehen. Auch die übrigen ſichtbaren Theile dieſer Kirche, mit glatten Mauern, kleinen Thürmen und Zinnen, haben mehr das Anſehen einer alten Burg.

Die Porphyrſäulen am Eingange ſollen noch von dem Apollo-Tempel ſein, der hier geſtanden. So auch die Säulen der kleinen unterirrdiſchen Kirche im hohen Chor: aber dieſer, mit weißen Marmor-Säulen und flachem Gebälke, ſcheint mir ganz erneuet und gleichzeitig mit dem Marmorbilde des Erzbiſchofs Oliviero Caraffa von 1497, welcher hier unten, lebensgroß, vor einem Leſepult ſo andächtig und wahrhaft kniet, daß man wirklich erſchrickt, wenn man bei dem Dämmerlicht endlich inne wird, daß es nur ein Steinbild iſt. Es wird auch wohl dem Michel Angelo beigelegt. — Noch ſollen mehre Säulen des Apollo- oder Neptun-Tempels in die Pfeiler der jetzigen Kirche eingebaut ſein. Zunächſt aber rühren dieſe wohl von einer älteren Kirche her, obgleich aus Tempeln entnommen. Die gereifte weiße Marmorſäule am letzten Pfeiler links, in welche der ſchon vor den Normannen hier zum Feldmaße gebräuchliche eiſerne Maßſtab eingeſetzt iſt, ſtützte den erſten Bogen des Chors in der alten Kirche. Dieſe, eine Baſilika mit 2 Seitenſchiffen, ſtand auf derſelben Stelle nur mit dem Giebel umgekehrt nach der großen Straße. Sie ſoll ſchon vom Apoſtel Petrus herrühren, in ſofern der von ihm getaufte nachherige Biſchof Aspren einem edlen Ehepaar einen Sohn erflehte, wofür dieſes die Kirche baute. Sicherer baute ſie der Biſchof Stephan 1 um 495; und nach einem Brande (durch das vergeſſene Oſterlicht) erneute ſie Biſchof und zuvor Herzog, Stephan 2, um 764, mit einer Tribune, einer prächtigen Kanzel, zwei Taufbecken und vielen Säulen, für welche der Biſchof, Athanaſius 13 Teppiche mit der evangeliſchen Geſchichte wirken ließ; zwei Thürme ſtanden auch hier zu beiden Seiten der Giebelthür, davor (wohl unter der die Thürme verbindenden Vorhalle) waren 6 Konzilien gemalt, und unter dem einem Thurm die Kapelle des Apoſtels Petrus. Und dieſe letzte iſt wahrſcheinlich noch in einem Theile der Mauern der Kapelle Minutoli erhalten, welches in der jetzigen Kirche die einzige dieſem Heiligen geweihte Kapelle iſt. Ein ähnliches Überbleibſel iſt an derſelben Seite die Lorenzo-Kapelle, aus welcher 1318 das Grabmal Innozenz 4 in die Kirche ſelber verſetzt, ſo wie aus dieſer erſt 1744 die Grabmäler der Erzbiſchöfe Berrardino Caracciolo (ſt. 1262) und Aiglerio (ſt. 1282) geräumet wurden. Dieſe Kirche hieß urſprünglich S. Salvator, dann Stephania, von der Krönung der H. Jungfrau, zugleich mit Beziehung auf den Heiligen und die Biſchöfe Stephan, und erſt bei Überbringung des H. Januarius, nach dieſem: daher auch alle dieſe Heiligen und heiligen Vorſtellungen an der Thür abgebildet ſind.

Wie aber in Neapel Griechen und Römer neben einander wohnten, verſchiedene Sprache, Magiſtrate und Gottesdienſt behielten, ſo beſtand neben dieſer Lateiniſchen auch eine Griechiſche Baſilika. Dieſe wurde von Kaiſer Konſtantin, gewiß ſchon zu Anfang des 4ten Jahrhunderts, erbaut, und das kleine Bethaus der Maria del Principio vom Biſchof Aspren, hinein gezogen; daher ſie darnach heißt, eigentlich aber S. Reſtituta, deren Gebeine aus Iſchia überbracht wurden. Sie war und iſt ohne Thürme, weil die Griechiſche Kirche, ohne Glocken, die Gemeine durch Anſchlagen eines Brettes (wie noch bei den Juden, und auf großen Wirthſchaftshöfen in Norddeutſchland) zuſammen rief. Dieſe S. Reſtituta ſtand parallel mit dem S. Salvator, aber Giebel und Eingang entgegen geſetzt, und durch den Bau im 13ten Jahrhundert wurde ihre Tribune (Chor) in das neue lange Schiff der jetzigen Kirche eingebaut, ſo daß man aus dieſem durch eine Seitenthür ſogleich in die Reſtituta tritt. *) Denn dieſe ſteht ſonſt noch ganz

---

*) Ich folge hierin der gelehrten Abhandlung des Bened. Serſale, über die Kapelle Minutoli, 1745 und 1778, welcher urkundlich beweiſet und einſichtig folgert, obgleich ſeine Meinung nicht Eingang gefunden, und man gewöhnlich noch annimmt, daß S. Salvator nur eine Kapelle der

und iſt ſo die älteſte und merkwürdigſte Kirche hier. Vor dem Eingange ſteht das Taufbecken, noch eine heidniſche Vaſe mit Bachiſchen Masken und Thyrſusſtäben erhoben in Probierſtein gearbeitet. Innerhalb ſind (wie in manchen Römiſchen Kirchen) Säulen verſchiedener Art und Größe, aus antiken Tempeln, man ſagt des Neptun, auf denen aber Spitzbögen ſtehen, da ſonſt überall in jener Vorgothiſchen Zeit nur runde Bögen erſcheinen. Die Spitzbögen ſind hier in Neapel überhaupt weit häufiger, als, nicht nicht nur in Rom, ſondern auch in dem übrigen Italien: die ſtärkere Einwirkung des Morgen- und Nord-

---

Reſtituta, und die Peters-Kapelle für ſich, geweſen. Serſale liefert eine vermuthliche Anſicht der beiden alten Baſiliken, und Grundriſſe derſelben, in Verbindung mit dem der jetzigen Kirche; dabei eine große Abbildung der drei Giebelthüren, vor der ſpäteren Ausſchmückung, und der ſammtlichen Bildniſſe der Minutoli aus ihrer Kapelle. — Dieſe Abbildungen, außer der letzten, wiederholt die lehrreiche, zwar der alten Meinung anhangende Geſchichte der Dom-Facade von Pietro d'Onofri, 2te Ausg. 1789, und fügt hinzu, die jetzige Facade, die Moſaik aus der Reſtituta, und ein ſehr altes Tafelbild der Kapelle Galeota, am Dom, wo Chriſtus, von Engeln umgeben, auf dem Regenbogen ſitzt, den linken Fuß auf einer Kugel mit Menſchengeſicht (Sonne), rechts S. Athanaſius, links Januar. — Beide ſehr ſeltene Bücher ſuchte ich ſelbſt in den Bibliotheken vergebens, fand ſie aber glücklich noch auf dem Büchertrödel am Molo.

Landes zeigt ſich auch hierin. Schwerlich iſt zu glauben, daß dieſe alte Kirche erſt ſpäter ſo verändert worden, es hat gar nicht das Anſehen darnach, und ſonſt iſt auch hier überall das Umgekehrte geſchehen, das Spitze rund gemacht z. B. in der Chiara-Kirche. Eine Kapelle links iſt die der Maria del Principio, und in ihrer Niſche eine ſchöne alte Moſaik: Maria mit dem Kinde auf dem Throne, ganz in Griechiſcher Art: auch ſoll S. Helena, Konſtantins Mutter, das Wandgemälde der älteren Kapelle dieſer Maria hieher in Moſaik übertragen, und die H. Reſtituta zur Rechten, und den kurz zuvor enthaupteten H. Januarius zur Linken geſtellt haben: dieſer hält ein Buch mit Lateiniſcher Schrift. In den Seitenwänden dieſer Kapelle ſtehen zwei Marmortafeln, auf der einen, in 15 Feldern mit zierlichen Leiſten, die Geſchichte Joſephs (von der Rechten zur Linken) ſehr fein geſchnitzt, wie in Elfenbein; gegenüber ebenſo die Geſchichten Simſons, des H. Georg, u. a. Beide ſind noch übrig von den alten Ambonen (Kanzeln, von denen die Evangelien und Epiſteln geleſen wurden), die wohl mit der Tribune und einem Theile des Chors für die neue Kirche abgebrochen, und 1716 hieher geſetzt ſind. — Die große Altar-Tafel: Maria in der Herrlichkeit, unten die Apoſtel und einige andere fromme Männer, darunter jener Erzbiſchof Oliviero Caraffa, von Perugino, unverkennbar und einfältig ſchön gemalt, ſteht verachtet im Winkel. — Aus dem anderen Ende der Kirche, wo noch manches Antike zu ſehen, tritt man unmittelbar in die etwas tiefere Taufkapelle, in welcher ſonſt jener antike Taufſtein geſtanden hat. Sie war vermuthlich auf Säulen, von denen noch zwei halb ummauerte ſichtbar ſind. Laut einer Italiäniſchen Inſchrift, hat ſie Konſtantin 333 gebaut und Pabſt Sylveſter geweiht: darüber ſind beide in Öl gemalt. Die achteckige Kuppel iſt mit Moſaik bedeckt, davon aber durch Feuchtigkeit viel abgefallen, verbleicht und nachgemalt iſt; über den Niſchen in den Ecken ſind Palmen, Vögel, Hirſche, Lämmer ꝛc., darüber, ein Fenſter und ſieben Gemälde, die Verkündigung ꝛc.; ganz oben in rundem Sternenfelde das Griechiſche Zeichen Chriſti ; unten ſind in den vier Ecken die Sinnbilder der Evangeliſten ebenfalls in Sternenfeldern, und über den beiden Eingängen Maria und Chriſtus, über lebensgroß.

Nicht weit vom Dome iſt S. Lorenzo, erbaut wegen Karls 1 Sieges über Friedrichs 2 natürlichen Sohn König Manfred, der Konradins Rechte verfechtend in der Schlacht bei Benevento fiel, 1266. Dieſe Kirche iſt nach dem Erdbeben umgebaut, inwendig rundbogig mit flacher Decke; ein ſehr weiter Rundbogen, kein völliger Halbkreis, im Kreuze iſt noch alt: ebenſo die Giebelthür nach außen, und der

Umgang hinter dem Altar in guter Gothiſcher Art, mit Spitzgewölben. Hier hinten ſieht es aber ſehr wüſt aus und zwiſchen den Pfeilern ſtehen beſtaubt und düſter die Grabmäler der Anjou's und Durazzi, oder zweiten Anjou'ſchen Linie (nach Johanna 1). Sie ſind ganz ähnlich denen im Dom, auch nicht viel jünger, und folgende: Katharina von Öſterreich, Gemahlinn Karls Herzogs von Kalabrien, 1323, von Maſuccio; Karl Herzog von Durazzo, den König Ludwig von Ungarn 1347 erdroſſeln und zu Averſa aus demſelben Fenſter ſtürzen ließ, aus dem ſein Bruder Andreas geſtürzt worden; Robert von Artois und Johanna Herzoginn von Durazzo, die 1387 vergiftet wurde; Ludwig, Sohn König Roberts; Maria, Tochter Karls 3, 1374, von Maſuccio 2, des vorgedachten Pietro de' Stefani Sohn (1291), welchem auch der Bau der ganzen Kirche beigelegt wird. In dieſer bemerke ich nur noch zwei alte Bilder auf Goldgrund, von einem Neapelſchen Meiſter Simone (ſt. 1326), der dem Giotto bei ſeinen Arbeiten in Neapel half: S. Antonio mit Engeln umher; und S. Ludwig, Biſchof von Toloſa und Sohn Karls 2, gibt ſeinem knienden Bruder Robert die Krone: welcher dieſe Bilder malen ließ. — Hier ſteht jetzo auch das Grabmal des Lodovico Aldemaresco, mit einer Anbetung der Könige, in guter erhobener Arbeit von dem Meiſter der Dom-Thüre, Abbas Antonius Bamboccius de Piperno, Maler und Bildner in Stein und Erz, wie er ſich ſelber auf dieſem Werke nennt, das er 1421 im 70ſten Jahre gemacht. *) Der viereckige Thurm, einzeln neben der Kirche, iſt aber gar keiner, 3 oder 4 gleich dicke Stockwerke antiker Art mit kleinem Dache.

Ganz ähnlich, nur unfertig, iſt der Thurm bei S. Chiara. Auf einem feſten ſchrägen Unterſatze ſteht ein Stockwerk ſchlichte Mauern, darauf eins mit Doriſchen, und dann eins mit Joniſchen Pfeilen. Laut der großen ringsum laufenden gleichzeitigen Steinſchrift, iſt der Bau unter König Robert 1328 angefangen; nach Zeichnung des Tomaſo de' Stefani von Maſuccio 2. Demnach hat Neapel ſich der Herſtellung antiker Bauart, noch vor Brunellesco und Alberti, gerühmt: aber die beiden oberen Stockwerke ſind offenbar ſpäter, erſt aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts. Die Inſchrift iſt in dem unteren ſchlichten Stockwerke, und in dieſem findet ſich auch noch ein ſpitziges Fenſter und Spur eines durch eine Säule getheilten Fenſters: alſo ganz den übrigen Wer-

---

*) Den großen Bogen dieſer Kirche ſ. bei Agincourt. Archit. XLII 19., wo er ihn dem Maglione, und LIV. 23, wo er ihn dem Maſuccio 2 beilegt, wie Cicognara, I. p. 467 dieſem die ganze Kirche, vermuthlich nur die Herſtellung. Bei Cicognara, I. 40. 55. ſ. auch das Grabmal der Maria und die Tafel Bamboccio's

ken jener beiden Meiſter und ihrer Zeit gemäß. Dazu ſtimmen auch die Spitzgewölbe des Kloſters und der Kirchhofthür, und die Kirche ſelber, welche, von einem ungeſchickten Baumeiſter angefangen, Maſuccio ausführte: es ſind ringsum zwar hohe ſchlichte Mauern und auch die Giebelſeite ſcheint oben unfertig, mit einem runden Fenſter, darüber ein anderes aus drei ſich durchſchneidenden Kreiſen mit einem Kleeblatt innen; unten an der Thür iſt aber ein Vorbau mit Spitzbögen, zwei auf den Seiten und drei vorn, von denen der mittlere, der Thür entſprechende größer, zuſammengeſetzt und ſchön verziert iſt. Das Innere iſt ganz umgebaut, ein großes einfaches Tonnengewölbe mit geſchmackloſen Zierraten überladen. Selbſt die ſechs königlichen Grabmäler der Aniou's ſind davon verdeckt. Dieſe ſind wieder in derſelben Art, wie die im Dome und S. Lorenzo, aber prächtiger; das größte und reichſte iſt, gerade hinter dem Altar, das des Stifters, Roberts I (ſt. 1342), deſſen Marmorbild, königlich angethan, darauf ſitzt; dann ſeines Sohnes Karl (ſt. 1328), mit einem Bildwerke, da Wolf und Schaf friedlich aus Einer Quelle trinken: beide von Maſuccio. Die übrigen zu beiden Seiten ſtehenden Grabmäler ſind der Königinnen Johanna I (Karls Tochter), Maria, Agnes und Clemenza. Noch ſieht man hie und da ähnliche kleinere Grabmäler. Eins in der

Kapelle Trinita iſt von **Bambocci**, deſſen Inſchrift ihn auch den Meiſter der Domthüre nennt. Vor dem Altare ſtehen als Leuchter zwei große gewundene Säulen mit Adlern in den Knäufen. Die alte Kanzel tragen vier Säulen auf Löwen. Auf Anſtiften **Boccaccio's**, deſſen **Flammetta** die natürliche Tochter des Königs von Neapel war, malte **Giotto** die Kirche aus, mit der evangeliſchen Geſchichte und andern apokalyptiſchen Vorſtellungen, die ihm **Dante** an die Hand gegeben: aber alles wurde, als die Kirche verdunkelnd, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts überweißt, und nur noch eine ſchöne Madonna della Grazia, in der Kapelle Fanzaga, iſt davon übrig geblieben. *)

Noch ſind einige andere Kirchen hier, die auch im Innern noch mehr alterthümlich geblieben ſind.

---

*) Den Thurm, deſſen Einzelheiten, die Kirchhofthüre, Kloſtergewölbe und den Kirchengiebel gibt **Agincourt**, Archit. LIV. 1—21. LXIV. 17; Figuren von den Grabmälern Roberts und Karls, ebd. Sculpt. XXX. 5. 9. Das ganze Grabmal Karls, **Cicognara**, I. 40. Vgl. auch **Onufri**, 18. 11. — Die Meinung, daß Maſuccio ſchon die antike Bauart erneuet habe, wiederholt noch der neuſte gute Geſchichtſchreiber Neapels **Nicola Vivenzio** (1816), II. 362, mit dem Zuſatze, daß Maſuccio in Rom geweſen, und den ſchon von einem andern angefangenen Thurm ſo ausgeführt habe; wohl eine Verwechslung mit ſeinem Bau der Kirche.

Aber nirgend iſt etwas Ausgezeichnetes, das ſich mit unſeren Deutſchen oder auch nur den großen Gothiſchen Kirchen in manchen Italiſchen Städten vergleichen ließe. Die Seiten haben von außen mit ihren Mauriſchen Spitzen und wirklichen Bruſtwehren eher das Ausſehen von Burgen, als welche nicht nur die Heidentempel, ſondern auch die Kirchen und Klöſter im Mittelalter wirklich dienten. — Aber genug heute von Schauſpielen und Kirchen. Ich muß, nach 24ſtündigem Faſten, zum Eſſen, und der Brief auf die Poſt.

Neapel, den 4. März 1817.

Heute kann ich Dir melden, daß unſere Rückreiſe nun wirklich ſchon begonnen iſt. Du wirſt hören, wo und wie wir die Sonnenwende unſerer Reiſe gefeiert haben.

Bis zum 18ten Februar habe ich Dir alles berichtet. Der folgende, ein Geburtstag, wurde, nach unſerer Gewohnheit, auch feſtlich begangen. Es war ein heiterer ſonniger Tag, und wir wanderten nochmals zum Kamaldolenſer-Kloſter hinauf, von deſſen Höhe man das herrlichſte Panorama der ganzen Gegend mit ihren Wohnungen, Bergen, Buchten, Inſeln und Naturwundern hat. Blüten und Blätter waren nun ſchon weiter gediehen. — Droben, mitten in der Luſt, gemahnte mich doch das ernſthaft anrückende Alter zu einem Rückblick in die Vergangenheit und Heimat: was ich alles gewollt und wie wenig noch vollbracht; wie viel meiner Lieben ſchon voran gegangen, und wer heute meiner noch gedenkt. — Ein Blick auf die herrliche Gegenwart und in die heitere Zukunft nahm aber bald wieder alles trübe Gewölke mit ſich hinweg. — Wir ſaßen lange auf dem großen Königsſtuhl und genoſſen ein königliches Frühmal, von den Früchten des paradieſiſchen Landes. Mit Recht heißt dieſes ein Stück des Himmels, das auf die Erde gefallen, und das Kloſter hier oben S. Maria Scala Coeli, Himmelsleiter, auf welcher der H. Romuald weißgekleidete Mönche emporſteigen ſah (wie Jakob die Engel) und die Kamaldolenſer ſtiftete, um 1009. Von hier ſieht man auch das andere Kamaldolenſer-Kloſter auf dem Berge S. Angelo, welcher hinter Reſina am Fuße des Veſuvs aus dieſem erſt emporgeſtiegen iſt, und wie eine glückſelige Inſel über den ſchwarzen Lawa-Strömen ringsum, ſchwebt.

Gegen Abend, als wir heimkamen, war eine gute Vorbedeutung, daß gerade der in Iſchia beſtellte treffliche Wein für L. eingetroffen war: es wurde ſogleich eine Flaſchen-Batterie davon in unſer Albergo Reale gefahren, wo wir in einer kleinen Geſellſchaft mehrer Deutſchen und Däniſchen Freunde ſehr fröhlich ſaßen und aßen und manche heimiſche Geſundheit tranken. Es dauerte ziemlich ſpät. Dennoch wanderte ich noch allein zum Meere hinab und ſchaute, über die Terraſſe gelehnt, lange auf den Veſuv, der mir auch wirklich noch ein recht kräftiges Feuerwerk gab.

Ich habe, ſo viel ich mich erinnere, lange in wilden Reimen dazu geſprochen.

Die folgenden Tage füllten die gewöhnlichen Arbeiten auf den Bibliotheken, die nun wieder offen waren. In der zweiten öffentlichen Bibliothek, im ehemaligen Kloſter Montoliveto, welche aus mehren aufgehobenen Klöſtern geſammelt, aber noch nicht völlig geordnet iſt, traf ich wieder einen Bibliothekar, der ein gründlicher Freund und Kenner der Deutſchen Sprache und Litteratur iſt, beſonders der philologiſchen und philoſophiſchen, aus welcher auch alle Hauptwerke da ſtanden, und deſſen Name Michel Angelo Tedeschi, ihm zur guten Vorbedeutung gedient hat. Dort iſt auch eine reiche Münzſammlung der Gothiſchen, Normänniſchen, Schwäbiſchen und folgenden Herrſcher.

In der dritten, gegenwärtig noch Kloſter-Bibliothek, die ein Brancaccia geſtiftet hat, nach dem ſie heißt, fand ich unter den Handſchriften: die Viſion des Albericus (Dante's Vorbild); die Longobardiſchen Geſetze, auf Pergament; Jac. Caſetta's Longobardiſche Kronik; die Geſchichte des Cola di Rienzo und Wallenſteins; Camillo Tutini's Leben der Maler, Bildhauer und Baumeiſter, und vor allen eine noch ungedruckte geheime Kronik des Hofes von Neapel, ſeit Alfons 1 bis unter die Spaniſchen Vicekönige, worin viele höchſt merkwürdige, meiſt tragiſche Liebesgeſchichten, die ich ausgezogen, und eine vorzügliche, von der Herzoginn von Amalfi und dem ſchönen Lautenſpieler Antonio von Bologna, ganz abgeſchrieben habe und gelegentlich mittheilen werde. Sie ſind novellenartig, doch nicht zu umſtändlich, und gut erzählt. Über den Verfaſſer konnte ich nur mündlich von dem königl. Bibliothekar Giuſtiniani erfahren, daß er ſich Silvio Corona und ſein Buch le corna di Napoli genannt habe, welches man in mehren Bibliotheken unvollſtändig finde. Ich habe es ſonſt nicht angetroffen, die Handſchrift in der Brancacciana ſchien vollſtändig, obwohl neuere Abſchrift, und verdiente wohl einen Abdruck. — Eine gedruckte Lateiniſche Novellen-Sammlung des Neapelers Hieronymus Morlinus, Neapel, 1520, welche, nach Giuſtiniani's ausführlicher Anzeige in ſeiner Buchdruckergeſchichte Neapels, achtzig Novellen, zwanzig Fabeln und eine Komödie enthält und auch ſehr merkwürdig ſcheint, habe ich nirgend auffinden können.

In der Hauptbibliothek waren mir unter den Handſchriften nur folgende bemerkenswerth: die Reime aus Dante's vita nuova, ziemlich gleichzeitig auf Pergament, und ein prächtiger Pergamentkodex ſeiner göttlichen Komödie von 1411, mit kleinen Gemälden. Eine alte Italiäniſche Pabſt- und Kaiſerchronik, von Chriſtus und Auguſtus bis auf Bonifaz 8 und

und Albert 1, auf Pergament, enthält die merkwürdige Nachricht, daß um 1239 ein Jude zu Toledo im Weinberge in einem ausgehöhlten Steine ein Buch gefunden, das Hebräiſch, Griechiſch und Lateiniſch von den drei Weltaltern handelte, von Adam bis zum Antichriſt, mit der Weiſſagung, daß im dritten Weltalter Chriſtus von einer Jungfrau geboren, und dieſes Buch zur obigen Zeit unter König Ferdinand 3 von Kaſtilien gefunden werde: worauf ſich der Jude mit den Seinen taufen ließ. Dabei heißt es: etwas Ähnliches finde man unter Heinrich 6. — Dieſes weiſet offenbar auf die Sagen in Eſchenbachs Gedichten von dem Grale *), wonach der Provenzale Kyot die Urſchrift des Flegetanis in heidniſcher Sprache zu Toledo gefunden; und im Sängerkriege auf Wartburg, wonach Zabulon, mutterhalb ein Jude und vaterhalb ein Heide, der zuerſt in den Sternen forſchte, darin geleſen, daß nach 1200 Jahren der Heiland geboren werde, und ſein Buch darüber durch einen

---

*) Die gewiß richtige Erklärung dieſes Wortes, aus dem Hebräiſchen gaialah, Vorhaut, deren Blut bei der Beſchneidung das Vorbild des Verſöhnungsblutes Chriſti geweſen, gibt eben erſt Kanne, Chriſtus im alten Teſtament, S. 102. — Eine bedeutſame Dichtung iſt im Kriege auf Wartburg, daß der Gral, als Gefäß des Abendmals und des Wundenblutes Chriſti, von dem Steine ſei, der aus Luzifers Krone ſprang, als ſie ihm Michael vom Haupte brach.

Zauber bewahren ließ, welchen Virgilius löſte. Nämlich, Zabulon bannte durch ſeine Schwarzkunſt einen Geiſt auf dem Magnetberge, und goß ein Erzbild, dem er eine Schrift in die Naſe ſchob, und welches mit aufgehobener Keule das Buch hütete. Virgilius ſchiffte mit dem frommen Römiſchen Hauptmanne Fabian und andern Helden dahin, wo Sirenen in den Schlaf ſangen und Krokodille und Greifen die Schlafenden aus dem Schiffe holten, und der Magnetberg ihnen die Anker und alles Eiſen auszog (wie unſerm Herzog Ernſt). Doch half dem Virgilius ein Ring, in deſſen Rubin Ariſtoteles einen böſen Meergeiſt Kleſtron in Fliegen-Geſtalt gebannt hatte, und er gewann das Buch, von dem er ſeine Meiſterſchaft nahm. —

In demſelben groſſen Gebäude der Bibliothek, gli Studj genannt, welches noch erweitert werden ſoll, ſteht alles beiſammen, auch die Kunſtſammlungen, von denen ich die Bildſäulen noch manchmal, erſt geſtern wieder, beſucht habe. Dann die große Sammlung Altgriechiſcher Vaſen, die hier, um Nola, zu Hauſe ſind; und die reiche Borgia'ſche Sammlung Ägyptiſcher Denkmale, meiſt zwar nur kleine Bildwerke, aber viele ſehr alte und merkwürdige, darunter auch mehre Stücke des Sonnen-Obeliſks, der jetzo auf Monte Citorio in Rom aufgerichtet iſt, und die vollkommenſten hieroglyphiſchen Arbeiten hat.

Dort iſt auch die Sammlung von mehr als 1000 Handſchriften, die man in einem verſchütteten Landhauſe Herkulanums gefunden hat, und von denen viele zwar, wie ſie zummengerollt ſind, zu Kohle verbrannten kleinen Holzknitteln ähnlich ſehen, manche aber doch mühſelig abgewickelt und darnach zwei Bände in Kupfer geſtochen ſind, denen jetzo noch ſieben neue folgen ſollen. Dieſe letzten ſind meiſt während des Franzöſiſchen Zwiſchenreichs entwickelt; man hält ſie aber noch geheim, vermuthlich weil der Kommentar noch nicht fertig iſt. Eine dieſer zuletzt entwickelten Rollen iſt vortrefflich erhalten, ohne die geringſte Verletzung, und ganz unter Rahmen und Glas aufgehängt, etwa 1 Fuß breit und 20 Fuß lang: auf dem dunkelen Grunde der an einander geleimten dünnen Papyrusſtreifen erkennt man doch die fette Griechiſche Schrift ſehr wohl. Dieſe iſt, wie auf den alten Steinſchriften (dergleichen auch zwei auf zwei Marmorſäulen bei den Bildſäulen ſtehen), aus dem großen Alphabet, ohne Abtheilung der Wörter und Unterſcheidungszeichen in ſchmalen Spalten, die, etwa von der Handbreite der Papyrusſtreifen, von der Linken zur Rechten neben einander ſtehen: alſo ſehr ähnlich den älteſten Evangelienbüchern, vor der Itala, wie der ſilbernen Handſchrift des **Ulfilas**. Hie und da ſind Verbeſſerungen kleiner übergeſchrieben, und Spuren von Tonzeichen; welche letzten auch auf Römiſchen Steinſchriften gefunden werden, ſo wie noch in allen Handſchriften unſers Otfrit. Der Name des Verfaſſers und Inhalt des Buchs ſteht zu Ende, vermuthlich auch zu Anfange, wo er nur mit dem erſten äußerſten Papyrusblatte verloren ging. Mehre Rollen ſind durch eingedrungene Feuchtigkeit ſehr beſchädigt, und eben wurde eine entwickelt, auf welcher gar keine Spur von Schrift zu finden war. Es ſind bisher faſt alles Griechiſche philoſophiſche Schriften aus der Schule des Epikuros, deſſen lebensluſtige Weltweisheit in dieſen dazu einladenden Gegenden vorzüglich beliebt geweſen ſcheint, wo ſie ſich auch in der Praxis ſo gut erhalten hat.

Wunderſamerweiſe bewahrt Neapel auch noch das urkundlich älteſte Denkmal der Deutſchen Sprache, nämlich einen Lateiniſchen Verkaufbrief der Arianiſchen Kirche S. Anaſtaſia zu Ravenna, um 500, welcher von 20 Geiſtlichen, meiſt mit Gothiſchen Namen, und zwar von vieren nicht Lateiniſch, ſondern in **Gothiſcher Sprache und Schrift** unterſchrieben iſt. Beide ſind der ſilbernen Handſchrift zu Upſal ſehr ähnlich, und ein übriger Beweis, das jenes Werk die Bibelüberſetzung des Gothiſchen Biſchofs **Ulfilas** iſt. Dieſe, wie die Herkulaniſchen Rollen, auf einem langen Papyrusſtreifen, nur der Länge nach, geſchriebene Urkunde iſt aus dem Archiv der Kirche S. Maria Annunziata gegenwärtig bei den Handſchriften der königlichen Bibliothek, als die älteſie, unter Rahmen und Glas aufgehängt. Ich habe durch Freundſchaft der Brüder Riepenhauſen in Rom eine treffliche Abbildung der vier Gothiſchen Unterſchriften, ein einzeles Kupferblatt von dem Polniſchen Grafen Joſeph Sierakowsky, 1810, welches nicht nur die ganze Beſchaffenheit, Fäden und Farbe des Papyrus, ſondern auch die Schrift genauer wiedergibt, als Sabbatini, Ihre, Doni und Marini.

Wie dieſe Urkunde hieher gekommen, iſt unbekannt, aber die Herrſchaft der Oſtgothen, wie nachmals der Longobarden, erſtreckte ſich auch über Neapel, wo des großen Theodorichs weiſe Regierung auch noch in gutem Andenken ſteht. Und merkwürdig iſt eine hierauf bezügliche Sage bei Prokopius. In Neapel ſtand eine Bildſäule Theodorichs (unſers Dietrich von Bern), aus vielen kleinen bunten Steinen zuſammengeſetzt *): einſt fielen die Steine des Hauptes von ſelber herab, und bald darauf ſtarb Dietrich; acht Jahre darnach zerfiel der Leib, und Athalarich ſtarb; bald darauf die Schaam, und Amalaſuntha ſtarb: endlich, während die Gothen Rom belagerten, ſtürzte das übrige zuſammen, und das wurde auf das ganze Gothiſche Reich gedeutet, und erfüllt. —

Die Gemäldeſammlung ebendaſelbſt, enthält

---

*) D. h. wohl muſivartig von außen damit ausgelegt, wie das Marienbild an der Kirche zu Marienburg.

zwar keine weltberühmte Stücke, aber doch manches Merkwürdige, beſonders aus der älteren Zeit, und mehre gute alte Kopien bekannter Meiſterwerke: ich führe Dir nur einige an: von Giottino, Giotto's Enkel, eine Mutter Gottes, umgeben von Engeln, und wie der Pabſt Sylveſter den Grund zur Kirche Maria Maggiore in Rom legt: beide auf Goldgrund, kleine Figuren. Von einem der Gaddi, eine Kreuzigung. Von Filippo Lippi, eine vortrefliche Anbetung der Könige, die auch wohl für ein Deutſches Bild gehalten wird: wie denn in jener älteſten Zeit die Malerei der Deutſchen und Italiäner ſehr ähnlich iſt, obgleich die letzten früher Hände und Füße und überhaupt das Nakte, welches im Süden noch immer mehr vortritt, natürlicher zu malen lernten. Von den Ghirlandajo's, eine Verkündigung, und Maria mit Chriſtus und Johannes und drei Engeln, zwar etwas hart und trocken, aber reich und ſinnvoll. Von Perugino, ein Gottvater, Bruſtbild, wahrſcheinlich zu einer Altartafel gehörig, groß und in glänzender Farbenpracht; die Anbetung der Könige mit ſeinem und Raphaels Bildniſſe; eine Muttergottes mit dem Kinde auf dem Thron, und zwei Heilige: die liebliche Familienähnlichkeit ſeiner länglichrunden Geſichter mit der Neigung auf eine Seite, iſt unverkennbar. Sehr ähnlich iſt ihm aber ſein Schüler Pinturicchio, von dem eine Muttergottes in der Herrlichkeit daſelbſt ich für ſein Werk nahm. Von Raphael iſt angeblich ein Bildniß ſeiner Mutter, das wirklich mit ihm ſelber Ähnlichkeit hat. Nach ihm iſt eine alte gute Kopie der lieblichen Madonna della Sedia, ebenfalls viereckig, wie das Bild des Hofraths Bach in Breslau, welches mir aber weit beſſer gefällt. Dann eine kleine Kopie ſeiner Grablegung. Und gewiß von ihm ſelber, die meiſterhafte Zeichnung zu ſeinem Moſes am feurigen Buſche in den Stanzen des Vatikans. Eine Muttergottes mit dem Kinde von Andrea del Sarto, ſchien mir einem Bilde deſſelben zu München ſehr ähnlich. Dem **Lenardo da Vinci** wird beigelegt, ein ſchönes Bruſtbild Chriſti, der die Hände mit den Wundenmalen über der Bruſt kreuzt, und ein Johanneskopf. Von ſeinem Schüler Abbate (?) iſt eine kleine Kopie ſeiner Madonna in der Grotte, davon ich Dir den trefflichen Desnoyer'ſchen Stich aus Zürich geſchickt habe. Aus derſelben Schule, das ſinnige Bildniß einer Leſenden. Von Sodoma, eine Auferſtehung, wobei ein ausnehmend ſchöner Engel. Von Bellino oder Palma, die oft wiederholte Beſchneidung, die ſchon zu Venedig und Bologna vorkam. Merkwürdig ſind, eine Muttergottes mit dem Kinde, und zwei Bildniſſe, von Sebaſtiano del Piombo, auf Marmor gemalt. Sehr ſprechend iſt von demſelben ein Bildniß des üppigen Pabſts Alexander 6, und von unbekannter Hand das Bildniß der unglücklichen Anna Boulet, der enthaupteten Gemahlinn des Engliſchen Königs Heinrich 8, und Mutter der Eliſabeth, welche daſſelbe an Maria Stuart wiederholte. — Von Francia eine Muttergottes mit dem Kinde und dem kleinen Johannes: dem trefflichen Bilde des Caroto in Verona ſehr ähnlich. — Das Wichtigſte der ganzen Sammlung ſcheinen mir aber der Carracci Kopie von Correggio's großem, längſt zerſtörtem Wandgemälde in Parma. Dort war in der Bibliothek nur noch der von der Wand geſägte Kopf einer koloſſalen Maria. Hier iſt nun die ganze herrliche und liebliche, demüthig herabblickende Geſtalt, zu welcher gegenüber ein Chriſtus gehört, der ihr die Krone im Reiche ſeines Vaters aufſetzt. Dieſer in ſeiner Nacktheit, iſt zwar, wie der zu Bologna, eher etwas einem jungen Jupiter ähnlich, aber die Madonna iſt eine der ſchönſten, ſo ich noch geſehen, und gewiß die ſchönſte von denen des Correggio: wo man auch ſtehe in dem großen Saale, überall ſchaut ſie einen an mit ihren dunkelen Augen, und tief ins Innerſte. Auf zwei andern Stücken, die zu demſelben großen Bilde gehören, ſind mit den beiden Johannes auch wunderliebliche Engelsgeſichter, welche überhaupt ſeine Stärke ſind. Dieſe Bilder ſind mit der Sammlung der Farneſe's, die zu Parma herrſchten, hieher gekommen. —

Auch von Neapels eigener Kunſt ſind hier einige gute Werke. Sie knüpft ſich gern den antiken Wand- und Vaſen-Gemälden an, vermittelſt der Muſiven und Wandgemälde in den alten Kirchen. Der Gemälde des 13 und 14ten Jahrhunderts von Tomaſo de' Stefani im Dom, und von Simone, mit Giotto, im S. Chiara, habe ich ſchon gedacht. Von Simone's Sohn Francesco iſt in S. Chiara auch noch eine ſchöne Madonna, die nicht mit überweißt worden. Francesco's Schüler Colantonio del Fiore, um 1444, ſoll nun auch ſchon mit Ölfarben gemalt haben: eine ziemlich gleichzeitige Urkunde von ihm beſagt aber ausdrücklich, daß er ganz der Flandriſchen Art und Färbung ergeben war, und deßhalb hinreiſen wollte, der König Raniero *) ihn aber zurückhielt und ihn ſelber darin unterwies. Doch reiſte dann unter Alfons 1 ſein Schüler Antonello von Meſſina dorthin;

---

*) Wohl Renato von Anjou, den Johanna 2 zuletzt zum Erben ihres Reichs einſetzte, der aber nach kurzer Regierung von dem früher dazu erklärten Alfons 1 vertrieben wurde, 1442, in die Provence zurückkehrte, dort ruhig lebte, dichtete und malte. Er war vorher fünf Jahre Gefangener Philipps des Guten von Burgund, an deſſen Hofe die neue Oelmalerei aufblühte, welche Renatus hier alſo kennen lernen konnte. Noch iſt von ihm zu Brüſſel eine Handſchrift mit Gemälden von Feſten und Turnieren, die er gern gegeben hätte.

und wie dieſer der eigentliche Stifter der Olmalerei in Italien war, habe ich ſchon aus Venedig gemeldet, *) wo es auch ſeine Grabſchrift bezeugte. Um dieſelbe Zeit malte in Neapel Matheus Johannes von Siena, deſſen großes und kräftiges Gemälde vom Kindermord, in der Gallerie hängt; es iſt ſehr gelbbraun und führt mit dem Namen des Malers die Jahrzahl 1418: dieſe Zahl muß aber unrichtig ſein, da es gewiß iſt, daß Matheus erſt 1462 als Jüngling malte. **) Den Neapeler Antonio Solario, gemeinlich Zingaro (der Zigeuner) genannt, machte die Liebe, die Erfinderinn der Malerei, auf ähnliche Weiſe aus einem Schmid zum Maler, wie unſern Quintin Meſſys. Er warb um die ſchöne Tochter des Colantonio, welche ihm nur unter der Bedingung zugeſagt wurde, daß er binnen zehn Jahren ein tüchtiger Maler werde: er durchwanderte nun alle Malerſchulen Italiens, und gewann nach neun Jahren die Braut. Seine beßten Gemälde ſind in der Kirche S. Severino. Er hatte eine Menge guter Schüler, von denen hier auch noch viele Bilder übrig ſind. — Perugino's

---

*) Das dort, Bd. 2. S. 160, gedachte Bild Antonello's habe ich ſeitdem in der kaiſerlichen Gallerie zu Wien geſehen.

**) Der P. della Valle in der lettere Sanesi, T. 3. gibt eine Abbildung davon.

Bild im Dome führte eine neue Art herbei: Andrea von Salerno wollte zu ihm gehen, als Raphaels neuer Ruhm ihn anzog: er lernte bei dieſem, malte mit ihm im Vatikan und in der Kirche della Pace (die Sybillen), und kam 1513 heim. In der Gallerie iſt von ihm eine große Kreuzigung, ſehr lebhaft in Ausdruck, von glänzender Farbe und fleißiger Ausführung, erinnert aber mehr an die früheren Gemälde Raphaels. Er hatte auch viele Schüler, darunter Francesco Santafede, Vater des Farbrizio, von welchem hier eine anmuthige Mutter Gottes mit der Krone in der Herrlichkeit, vor allen anzieht. Schön und merkwürdig iſt auch ein Gemälde mit dem Zeichen F. C. von 1595: die Muttergottes oben ſitzend, die Füße auf dem Monde, und das Kind ihre entblößte Bruſt faſſend; unten Hieronymus und noch ein Heiliger, welcher, laut der Unterſchrift, Petrus Gambacurta von Piſa iſt. Von Vaſari's Arbeiten hier und der ſpäteren tragiſchen Malergeſchichte habe ich ſchon beim Dom erzählt. Aus allem ergibt ſich, daß hier mehr die Einwirkung fremder Kunſt, als ein eigener beſtimmter Grundzug derſelben, den nur ein großer Meiſter geben kann, ſichtbar iſt.

Von jenem Gemälde Eycks, welches Alfons 1 hatte, iſt zwar keine Spur, doch haben ſich einige andere Altdeutſche Bilder bis hieher verirrt. Das beſte iſt, angeblich von Alberto Duro, eine Anbetung der Könige; eine kleine Altartafel mit zwei Thüren, die außen grau in grau bemalt ſind. Auf den Gefäßen, die ſie darreichen, ſtehen die Namen der Könige Balteſar und Melgber, und am Halsbande eines Hundes drei Wappen, darunter ein ſchwarzer Doppeladler in gelbem Felde; alſo wohl das Burgundiſche; auch ſcheint es ein Niederländiſches Bild, iſt ſo herzlich und heimlich vorgeſtellt, ſo fein ausgeführt, ſo klar von Farbe. Ähnlich, doch wohl ſpäter, iſt eine Muttergottes, einſam in einer Gothiſchen Kirche ſitzend und ihr Kind leſen lehrend, das aber ſelber das lebendige Wort iſt. — Von Luca d'Olanda (der aus Lucas von Leyden und Lucas Kranach zuſammen geſetzt iſt), die Ehebrecherinn, mit der Deutſchen Inſchrift, Evangel. Johannis, 8; und eine Grablegung. Endlich, von Brenghel, zwei wunderliche Bilder: einem Mönche wird der Säckel abgeſchnitten, mit der Holländiſchen Inſchrift: weil die Welt ſo ungetreu, darum geh' ich in die Reu; und ſechs Blinde, die hinter einander in einen Fluß ſtürzen, wohl zur Widerlegung des Aberglaubens, daß die aus dem gelobten Lande heimkehrenden Wallfahrer mit geſchloſſenen Augen gehen könnten, ohne zu irren.

Der größte Theil dieſer Bilderſammlung iſt übrigens erſt ſeit Murats Zeit aus Kirchen und Klöſtern geſammelt, in denen man noch viele Bilder mit einem rothen Siegel ſieht, das dieſelbe Beſtimmung anzeigen ſoll, die nun aber glücklich abgewendet iſt. Die beſten Bilder, an hundert Stück, worunter viele von den berühmteſten Meiſtern, ſind nämlich vor den Franzoſen nach Sizilien geflüchtet worden, aber in dieſen letzten Tagen glücklich von Palermo zurück gebracht, nebſt allen andern geflüchteten Kunſtſchätzen und Handſchriften, und wir hoffen ſie noch vor unſerer Abreiſe zu ſehen. —

Da ich einmal von Gemälden rede, ſo will ich gleich hinzufügen, daß ich heute (am 5. März) eine kleine Sammlung bei dem Marcheſe Berio geſehen habe, welche zwar auch meiſt nur alte Kopien, aber doch einiges Wichtige enthält. Mir gefielen am meiſten: eine kleine Zeichnung von dem alten Mantegna, die Mutter ſelig allein mit ihrem Kinde feſt in den Armen; eine Muttergottes mit dem Kinde, das ihre jungfräuliche Bruſt entblößt (eine häufige alte Vorſtellung), auf dem Throne, zwei ſpielende und ſingende Engel neben ihr, auf Goldgrund von Zingaro; eine kleine Grablegung aus der Deutſchen Schule; das Bildniß der Engliſchen Königinn Eliſabeth von Holbein, vortrefflich; das Bildniß des alten Venediſchen Malers Johann Bellin 1488, von ihm ſelber; und endlich, die Krone von allen, Herodias, wie ihr das abgehauene Haupt des Täufers Johannes in die Schüſſel gelegt wird, von Lenardo da Vinci: das ſchöne, von dem blutigen Haupte abgewendete Geſicht iſt Bilniß der Königinn Johanna, (wohl die Mutter Karls 5 und Tochter Ferdinands des Katholiſchen, der Neapel 1505 an ſich brachte); und dieſes iſt Lenardo's Lieblingsgeſicht, deſſen Ebenbild faſt auf allen ſeinen Gemälden vorkömmt, z. B. in einem ſchönen Bilde der Vanita (Eitelkeit) zu Rom, wo auch ihr wirkliches Bildniß von ihm iſt, in der Carita (Mutterliebe) zu Caſſel, in der heiligen Cecilia zu München, und ſelbſt in jugendlichen Chriſtusköpfen, in der hieſigen königlichen Gallerie, und dem Bilde, Chriſtus mit den Phariſäern, das du in Bury's und Hummels trefflichen Kopien kennſt und im Kupferſtiche haſt. Eine ähnliche Herodias von ihm, habe ich auch zu Florenz in der Tribune bemerkt: jene iſt aber nicht ſo lieblich und reizend von Farbe, als dieſe hier, welche ganz dem ſchönen Kupferblatt entſpricht, welches kürzlich Garavaglia zu Mailand nach einem Bilde Luino's, im Beſitze des Ritters Scarpa, geſtochen hat.— In einem Zimmer hingen auch zwei gute Italiſche Landſchaften, braun getuſcht von unſerm Landsmanne Kniep, der ſchon lange hier wohnt und mit Goethe reiſte.— Mehre halberhobene Arbeiten von Canova waren nicht beſſer, als die zu Rom geſehenen, und zum Theil dieſelben. Schöner war im Gartenhauſe, von demſelben, Venus, wie ſie, Unglück ahnend, ihren Adonis von der Jagd zurückhält; weich und zärtlich, was die Stärke dieſes Künſtlers und hier angemeſſen iſt: eins ſeiner erſten und beſten Werke. Der vern[illegible]ch gefärbte Marmor, um ihm mehr die Wärme des Fleiſches zu geben, iſt aber ſchon fleckig geworden.

[illegible] den früheren Tagen habe ich in der weitläufigen Stadt (deren Einwohner die neueſte Zählung auf 3[illegible]0000 angibt, ohne die Söldner und Fremden) noch manche alte Denkmale aufgeſucht. Antike Grundmauern, eingebaute Säulen, Grabmäler und andere Bauſtücke ſieht man noch hie und da, zumal in der langen Strada di Capuana, an welcher der Dom und mehre andere Kirchen auf Heidentempeln ſtehen. Auch beſuchte ich das Grab des Virgilius, welches hoch auf einem Felſen links am Eingange des Grottenweges durch den Berg Poſilippo ſchwebt. Man gelangt dahin nur durch einen Weinberg, zu welchem es gehört: ein glücklicher ſonniger Winkel, wo alles ſchon üppig grünt und blüht, mit der herrlichſten Ausſicht über dieſe Seite der Stadt (die Chiaja), auf das Meer und den Veſuv. Trefflicher Wein wächſt auch hier, und der Eigenthümer brachte mir davon zum Trankopfer an das Grabmal, deſſen friſche Lorbeerreiſer wir mit dem dunklen Traubenblute beſprengten: duftige Veilchen ſchienen plötzlich davon aufgeſproſſen zu ſein. Das Grabmal ſelber iſt freilich ſeiner Zierde und ſeines Inhalts beraubt, ein nacktes kleines Kuppelgewölbe aus netzförmig gelegten Backſteinen, mit mehren Niſchen. Ich zweifle aber nicht, daß es Virgils Grab ſei, da er wirklich in dieſer von ihm ſo geliebten und gefeierten Gegend begraben wurde. Die hieſige Volksſage, welche damit ſtimmt, hat ſich ihn auch ganz angeeignet, und ihn freilich zum Zauberer gemacht, dem ſie nun auch viele Wunderwerke beilegt. Auf der Fahrt nach Iſchia habe ich ſchon die Trümmer von der Schule des Virgilius berührt. Daß er hier die Schwarzkunſt geſtiftet und gelehrt habe, beſagt ſeine Lebensbeſchreibung, welche, als altes Franzöſiſches, Engliſches, und Holländiſch noch gangbares Volksbuch, doch wohl von hier ausgegangen, wo deſſen eigentlicher Schauplatz iſt, und dieſe Sagen ſchon viel länger, und zum Theil noch, an Denkmalen und im Munde des Volks leben, obgleich es kein Buch davon hat. Natürlich ſcheint die beſondere Verherrlichung Virgils in dieſer Gegend, wo er lebte und ſang, und auch begraben liegt, und deren Wunder in ſeinem Heldengedichte am Eingange der Unterwelt ſtehen, ſo daß er dadurch ſelber ſchon als ein Zauberer erſcheinen konnte: wie faſt noch Dante, deſſen Führer er daher durch die Hölle ward. Dazu kömmt die Weiſſagung Chriſti, die man in ſeinen Gedichten fand, aus denen man ſogar eine Meſſiade zuſammengeſetzt hat; und womit die obgedachten Sagen ſtimmen, daß er das Buch mit jener Weiſſagung auf dem Magnetberge gewann und daraus ſeine Kunſt erlernte. Die bedeutſamen Sagen zu Mantua von Virgils Geburt, die ſeinen Namen erklären (von virga, virgula), wirkten vielleicht auch zu dieſen

Zauberſagen mit, ſofern die uralte Weiſſagung und Magie durch Stäbe und Zweige (dergleichen ja Aeneas ſelber durch die Unterwelt leiteten) immer fortdauerte in den Zauber- und Wünſchelruthen: und die Sortes Virgilianae (Virgiliſche Loſungen), da man, bald nach Virgils Tode, ſein Gedicht eben ſo benutzte, wie Abergläubige jetzo die Bibel, einen zufälligen Spruch aufſchlug, könnte man hienach auch durch Wahrſagungen aus Ruthen und Zweigen (Rhabdomantie) überſetzen; welche ja, laut Tacitus, ſogar unſern heidniſchen Altvordern bekannt war. — So iſt Virgil hier in Neapel, und auch in Rom, zwar ein Schwarzkünſtler, aber durchaus ein gutmüthiger und Wohlthäter der Stadt: und ganz anders erſcheint nach ihm der Zauberer Klinſor (im Parcival, Titurel und Lohengrin), welcher, Virgils Neffe, auch in Terre de Labour (terra di lavoro) in der Hauptſtadt Chaps (Capua) wohnte, aber vom König Gibert von Sizilien bei der Königinn Iblis ertappt und verſchnitten, um ſich zu rächen, im Morgenlande die Schwarzkunſt erlernt, und das Caſtel marvell (Wunder-Schloß) und allerlei andere tückiſche Zauber macht, welche der Chriſtliche Ritter Gawan zerbricht; und ſein Abkömmling iſt noch der Zauberer **Klingſor**, deſſen Teufelsſpuk der fromme Wolfram von Eſchenbach vernichtet, im Lohengrin und im Sänger-Kriege auf der Wartburg, auf welcher endlich Luthers gewaltiges Dintenfaß die Schwarzkunſt des

Satans beſiegte. — Von Virgilius erzählten nun die obigen Volksbücher des 15ten Jahrhunderts: er lernte die Schwarzkunſt von einem Teufel, den er aus einem Felſen befreite, aber ihn dann wieder dadurch hinein lockte und verſperrte, daß er ſich wunderte, wie jener durch ein ſo enges Loch ſchlüpfen könnte: alſo gerade wie der Fiſcher in 1001 Nacht den ungeheuren Geiſt in die Vaſe zurück nöthigt. Virgil baute ſich nun ein Zauberſchloß mit einem Feengarten, und entführte dahin die ſchöne Tochter des Sultans von Babylon. Dann ſtiftete er Neapel und baute einen Thurm, auf welchem ein Apfel an einer Kette, wenn er bewegt wurde, die Stadt erſchütterte, welche verſinken ſollte, wenn man ihn wegnähme. Sein Kaſtell, davon mehres erzählt wird, iſt vermuthlich das Kaſtell dell' Uovo, welches die Volksſage aus einem Zauber-Ei Virgils entſtehen läßt.

Aber ſchon ältere Deutſche Reiſende zeugen von den Sagen und Werken Virgils in Neapel: Gervaſius von Tilbury, der ſchon vor 1191 in Neapel war, dann als Kanzler und Marſchall Kaiſer Otto's 4, dieſen wohl 1209 zur Krönung nach Italien begleitete; und der Biſchof Konrad von Hildesheim, Kaiſer Heinrichs 6 Kanzler, welcher 1191 aus Neapel an den Geſchichtſchreiber Arnold von Lübek davon meldet. Mit, und vermuthlich auch aus ihnen ſtimmt im Ganzen, was Hellnandus von Beauvais (ſt. 1223) und der

Engländer Alexander Necquam (ſt. 1227) erzählen; und auf Alexander und Gervaſius bezieht ſich zum Theil die alte Kronik von Parthenope in Neapelſcher Mundart, bis 1382. *) Hienach machte Virgilius für Neapel die einer Wälſchen Stadt ſo nöthigen und wichtigen Werke, die Kloaken und Waſſerleitungen, die wirklich vortreflich ſind; er vertrieb die böſe Luft und alle Fliegen von Neapel, durch eine magiſche goldene Fliege (mosca), von der Größe eines Froſches, welche zu Konrads Zeit in einem feſten Thore mit Erzthüren, dann in einem Fenſter des Kaſtells di Capuana hing, aber endlich nach dem Kaſtell Cicala gebracht wurde, womit ihre Kraft aufhörte. Es gibt noch im Königreiche Neapel einen ſolchen Ort, deſſen Name Cicala (Cicade, Heuſchrecke, welche die Athenerinnen im Haare trugen), wohl auch auf dieſe uralten Mythen von der Fliege und Weſpe deutet, wie der Veſuvius, Veſbius, welche als goldene Bienen ſich ſogar im Grabe Childerichs gefunden haben, und neulich erſt die daraus erwachſenen Franzöſiſchen Lilien verdrängen wollten. Und ſo half oben auch der böſe Geiſt

---

*) Sie führt gemeinlich den Namen von Giovanni Villani, d. i. Giovanni Rumbo, benannt Villani, der aber ſchon 1411 zu Neapel ſtarb. Wahrſcheinlich iſt ſie von Bartolomeo Caracciolo, wie eine Handſchrift angibt, und dabei des Florenzers Giov. Villani Weltkronik zum Grunde gelegt. Sie iſt 1526 gedruckt.

Kleſtron dem Virgil zu dem Wunderbuche in Geſtalt einer Fliege, laut dem Kriege auf der Wartburg, wo ja Luthern noch der Teufel als Fliege an der Wand erſchien. — Zugleich verſchloß Virgil an einer Pforte des Thors nach Nola unter ſeinem Siegel alles ſchädliche Gewürm: ſo daß, als Kaiſer Heinrich 6 die Mauern Neapels niederbrechen ließ (1191), ſeine Leute ſich nicht an die eherne Pforte wagten, damit das Gewürm nicht hervorſtürzte. Es muß ſeitdem doch geſchehen ſein, da wir gewiſſe Gattungen davon nur zu ſtark verſpürt haben. — Gervaſius bemerkt dabei, daß die ganze große Stadt auf unterirdiſchen Säulen ruhe; was wohl auf jene Abzüge und Waſſerleitungen geht. An demſelben Thore waren zwei Marmorköpfe, rechts ein fröhlicher, links ein trauriger: wer nun zur Rechten, aber ohne Vorſatz, einging, dem glückte alles; wer dagegen zur Linken, dem mißrieth alles. Auf ähnliche Weiſe wie die Fliegen (und Moſes die Schlangen), vertrieb Virgilius auch die Blutigel durch ein goldenes Abbild, welches er in den Pozzo bianco (weißen Brunnen) warf, und deſſen Kraft 1382 noch fortdauerte. Ferner baute er das Schlachthaus, und fügte ein Stück Fleiſch darein, ſo daß hier das Fleiſch nie ſtank und verdarb: auch dieſes hat ſich ſeitdem geändert. Er zauberte ſein eigenes Bild in eine gläſerne Flaſche mit ſehr enger Mündung, welches die Stadt beſchützen ſollte (wie nachher die Flaſche mit dem Blute des H. Januarius): doch wurde das Glas 1191 mit der Stadt erobert; zwar hatte es damals einen kleinen Riß. Er goß jenes eherne Rieſenpferd (dem Kaiſer Konrad Zaum und Gebiß anlegte) unter ſolcher Konſtellazion, daß es die den Neapelſchen Pferden zuvor häufige Senkung des Rückens und alle andere Krankheiten heilte, durch den Anblick, oder dadurch, daß man den Theil des Erzroſſes berührte, an dem ein Pferd litt. Die Roßärzte, neidiſch darauf, durchborten dem Bilde aber den Bauch, ſo daß es die Kraft verlor, und alſo 1322 zu der großen Domglocke verbraucht wurde. Nach Andern, war der Unfug und Aberglaube ſo groß, daß der Erzbiſchof es bei einem Thurmbau, wie zufällig, beſchädigen, und dann umgießen ließ. Beſonders in der ganzen Feſtwoche des H. Antonius war ſtarkes Gedränge, weil dann die Pferde aller vornehmen Herren um das Bild geritten wurden; welches nun, nach deſſen Zerſtörung, noch bei der Kirche S. Antonio geſchieht. Das Bild ſtand auf dem kleinen Platze vor der Seitenthüre des Doms, gerade wo jetzo ein piramidiſches Denkmal des H. Januarius ſteht: ein buntes Babel von Gewölk, Figuren und Glorien in Stein und Erz, im elendeſten Jeſuiten-Geſchmack, dergleichen hier mehre die öffentliche Plätze verunzieren. Jenes Erzroß hatte freilich ohne Zweifel eine alte heidniſche Bedeutung. Die Straße hieß damals die der Sonne und des Mondes (Sol und Luna), und in der Nähe ſtanden die Tempel des Neptun und Kaſtor und Pollux, welche, als Zeitgötter, alle Roß und Wagen führen: vielleicht bezieht ſich auch der Vorhof des Roſſes oben am Veſuv noch hierauf. Daß es, ohne Zügel, die freie Stadt bezeichne, iſt wohl ſpätere Deutung. Es blieb aber lange und iſt zum Theil noch Wappen oder Wahrzeichen *) von Neapel (wie von Braunſchweig); und auf dem Platze am neuen Kaſtell iſt eine vorn offene kleine Halle mit einem zügelloſen Roſſe, vorläufig in Gyps von Canova, aufgeſtellt; welches nun aber wohl ſchwerlich in Marmor oder Erz ausgeführt wird, da Neapel wieder die alten Zügel trägt. Den allein übrig gebliebenen Kopf des alten Roſſes bekam damals ein Caraffa, in deſſen Hof er aufgeſtellt wurde: aber bald erzeugte ſich die Sage, daß Schätze darunter verborgen wären, die mehre zu heben ſuchten, ſo daß man den Kopf verſetzen mußte; und ſo ſtand er im Pallaſt Caraffa, bis er in der neueſten Zeit in das königliche Muſeum kam. — Das Volksbuch meldet von einem ehernen Pferde Virgils, auf welcher Nachts ein eherner Reiter durch die Straßen ritt und mit ſeiner Kolbe alle Diebe

---

*) Eine Denkmünze Ferdinands I, von 1460, mit dem zügelloſen Roſſe und der Umſchrift equitas regni, gibt Onufri 54. Laut demſelben, wurde auch bei der Vicaria, nicht weit vom Dom, ein Marmor-Roß gefunden, er weiß aber nicht, wo es hin gekommen iſt.

erſchlug. — Virgil ſcheint das Schickſal ſeines Pferdes geahnt zu haben, indem er auch einen Glockenthurm baute, der ſich beim Läuten eben ſo bewegte, wie die Glocken. Weiter ſtiftete er die Kampfſpiele, welche in der breiten Straße Carbonara gehalten wurden, und worin nach 1380 viel Leute umkamen. Er brach durch ſeine Geiſter in Einer Nacht den Weg durch den Berg Poſilippo, mit der Eigenſchaft, daß die Nachſtellungen eines Feindes darin unſchädlich ſind: zwar ſchweigt hievon jetzo die Volksſage, doch iſt wirklich ſeit Gedenken kein Raub oder Mord in dieſer dunkelen Grotte geſchehen. Er errichtete die Bäder zu Puzzuoli, und bezeichnete jedes Bad durch Inſchriften, wofür es heilſam wäre: die im 12—13ten Jahrhundert berühmte Arzneiſchule zu Salerno hat aber, aus Neid, dieſe Inſchriften zerſtört. Virgils Zaubergarten war, nur durch eine Luftmauer, unzugänglich, und eine Luftbrücke führte ihn überall hin; ohne Regen war der Garten doch ſtäts voll Blumen und Früchte, und heilſamer Kräuter, darunter das Lucinskraut, welches die Blindheit der Schafe heilt. Er lag zwiſchen den Felſen des Jungfrauenberges (mons virginum), wo jetzo Poggio Reale und die Trümmer vom Pallaſt der Königinn Johanna ſtehen. Dieſer Berg, der ſich oberhalb Neapel vom Veſuv gegen den Poſilippo hin zieht, ſoll ſonſt auch nach Virgil benannt ſein, und heißt noch Monte Vergine *), und dort ſteht eine Kirche mit einem Rieſenbilde der H. Jungfrau, welches ſogleich ein Gewitter erregt, wenn jemand mit Fleiſch oder Fett in die Kirche tritt. Virgil hatte auf eben dieſem Berge, dem Veſuv gegenüber, ein Erzbild mit einer Poſaune am Munde aufgeſtellt, welche den Südwind auffing und mit dem erſten Tone zurückwarf, ſo daß er die Aſche des im Mai ſpeienden Veſuvs nicht mehr über die Fruchtfelder Campaniens wehte. Gervaſius ſah aber dieſes Bild nicht mehr; und Konrad erzählt, daß daſſelbe mit einem geſpanntem Bogen die Ausbrüche des Veſuvs abgewehrt habe, ſo daß er nur alle zehn Jahre ſpie, bis ein Bauer den Pfeil abdrückte, welcher den Berg traf, aus dem ſogleich Flammen empor fuhren. Dieſes ſtimmt mehr mit dem Volksbuche, wonach ein Erzbild mit geſpanntem Bogen, einer brennenden Lampe gegenüber, dieſe erſt 300 Jahre nach Virgils Tode durch den abgedrückten Pfeil auslöſchte. — Zuletzt wollte Virgil ſich ſelber verjüngen (wie Medea den Aeſon), und ließ ſich in ſeinem Kaſtelle von ſeinem treueſten Diener in Stücken hauen und dieſe geſalzen in eine Tonne legen, den Kopf unten, das Herz inmit-

---

*) Die Jungfräulichkeit Virgils ſteckt auch ſchon in ſeinem Namen: virgo von virga, wie garçon vom Arabiſchen, Garſon, Zweig, Jüngling und Mädchen, — Sprößling des Menſchenſtamms und Baums der Erkenntniß.

ten und die Füße oben, und unter eine Zauberlampe ſtellen, wo er am neunten Tage verjüngt auferſtehen werde (wie Pelops, und Harlekin als Zauberer): der Kaiſer vermißt aber den Virgil, dringt früher in das von Erzrieſen mit Flegeln bewachte Schloß, findet den Leichnam, und läßt den Diener als Mörder hinrichten: zugleich erſchien ein nacktes Kind, wehklagte und verfluchte dieſen Tag, und verſchwand. — Doch zauberte Virgil noch nach dem Tode. Zur Zeit des Königs Roger von Sizilien (um 1150) bat ſich ein Engelländiſcher weiſer Meiſter die Gebeine Virgils von ihm aus, und erhielt Erlaubniß ſie zu ſuchen. Er fand ſie durch ſeine Kunſt zu Neapel in einem Berge, an dem keine Spur einer Öffnung war (alſo faſt wie Virgil ſelber den böſen Geiſt), und zu ſeinen Häupten ſein Zauberbuch. Das Volk, eingedenk der Wohlthaten Virgils an die Stadt, fürchtete Unheil von der Entführung ſeiner Gebeine, ſammelte ſie feierlich in einem Sack und bewahrte ſie in dem Kaſtell am Meere (ohne Zweifel Caſtel dell' Uovo), wo man ſie durch ein eiſernes Gitter ſchauen konnte. Konrad erzählt davon, als Erfahrung, wenn dieſe Gebeine aus dem Inſelſchloſſe an die Luft gebracht werden, ſo verfinſtere ſich plötzlich die Luft und erhebe ſich Sturm und Ungewitter über Meer und Land. Laut Gervaſius, geſtand jener Meiſter, er hätte binnen vierzig Tagen durch Beſchwörungen die Gebeine dazu bringen wollen, daß ſie ihm die ganze Kunſt Virgils offenbarten: wie die Gebeine Joſephs den Juden die Beſchwerden der Heimkehr aus Ägypten weiſſagten. So ging er nur mit dem Buche weg, aus welchem Gervaſius einige Auszüge durch den Kardinal Johannes von Neapel zur Zeit des Pabſtes Alexander geſehen und auch durch Erfahrung bewährt gefunden hat.

In den meiſten dieſer Sagen vom Zauberer Virgil, welcher der Wälſche Fauſt, iſt die Metamorphoſe alter Mythen, ſo wie der Keim zu ſpäteren Chriſtlichen Umdichtungen nicht zu verkennen.

Nicht weit vom Grabmale Virgils iſt das des Dichters Sannazaro (ſt. 1530), in einer Kirche, an welchem zwei neuere Bildſäulen des Apollo und der Minerva durch Inſchriften David und Judith getauft worden. Eine nackte Nymphe ebendaſelbſt nennt das Volk den Teufel von Mergellina: ſo heißt nämlich der äußerſte Theil der Stadt, wo dieſe Kirche ſteht. — Von hier mußt Du mich aber noch durch einige andere Kirchen begleiten.

In der Gegend des Doms ſteht S. Paolo, einſt ein Tempel der Dioskuren Kaſtor und Pollux, von welchem noch zwei ſchöne gereifte Korinthiſche Säulen der Vorhalle aus der neuen Kirche ſeltſam hervortreten. Sie ſind das bedeutendſte alte Denkmal in Neapel. Bei dem Umbau der Kirche, 1591 durch den Theatinermönch Grimaldi, wurden die antiken Säulen innerhalb ganz in die neuen Pfeiler eingebaut. Einige andere ſtehen im Kloſterhofe.

S. Domenico Maggiore, unter Karl 2 (Karls 1 Sohn) erbauet von Maſuccio 1, hat eine Vorhalle, wie S. Chiara, Löwen am Eingange, ſonſt mit den ſchlichten Wänden und Mauriſchen Spitzen und Zinnen oben, auch mehr das Anſehen einer alten Burg. Innen, hohe ſchlanke Pfeiler ohne Gliederung (wie im Dom), mit Spitzbögen, darauf im Mittelſchiff aber eine flache Decke. Hoch oben iſt das Grabmal Johanns, eines Sohnes Karls 2, von 1321, eingemauert. Unten ſtehen auch mehre alte Grabmäler, in der hier gewöhnlichen Gothiſchen Art: an zweien von 1447 und 1470 ſind recht ſchöne und ausdrucksvolle erhobene Arbeiten und kleine Bildſäulen von dem Neapelſchen Meiſter Agnolo Anniello Fiore, namentlich eine Verkündigung und die Mutter mit dem bedeutſam ſtehenden und drei Finger aufhebenden Kinde, zwiſchen zwei anbetenden Engeln. *) Andere gute Arbeiten dieſes Meiſters ſind in der Kapelle des Thomas von Aquino, wo das Bild dieſes gelehrten Heiligen und das Kruzifix zu ſehen iſt, welches ihm in Lateiniſcher Rede bezeugte, daß er über das Abendmal gut geſchrieben hätte. In der-

---

*) Vgl. die Abbildungen bei Cicognara, II. 53. 54.

ſelben Kapelle iſt ein ſchönes altes Madonnenbild unter Glas, welches dem Giotto beigelegt wird. Sonſt ſind hier noch mehre alte Bilder auf Goldgrund: eine ſchwarze Maria; die Mutter mit dem Kinde, daneben S. Sebaſtian und ein Heiliger mit einem Buche, oben die Kreuzigung, unten die Auferſtehung und die Apoſtel. Zwei Madonnen, mit dem ganzen Cyklus ihres Lebens in kleinen Bildern ringsumher, ſind fromme Vorſtellungen. Beſonders ſchön iſt die Darbringung des Chriſtkindes in den Tempel, 1574 auf Holz, und höchſt anziehend das Geſicht einer H. Lucia, ohne Zweifel Bildniß. Die beſten Gemälde ſind in der Kapelle dicht am Eingange links: eine heilige Familie möchte man für eine Andrea del Sarto anſprechen; und über derſelben ein Chriſtus, Bruſtbild mit aufgehobenen drei Fingern und der Weltkugel, ſcheint aus Lenardo's Schule. Gegenüber hängt eine ſehr alte Anbetung der Könige; darüber eine Muttergottes mit entblößter Bruſt. Eine andere Kapelle hat auch gute alte Wandgemälde. Nach hinten hat die Kirche einen Gothiſch verzierten Seiten-Ausgang mit einer hohen Treppe.

S. Pietro a Majella, auch von Karl 2 erbaut, iſt noch meiſt in der alten Geſtalt: der Giebel iſt flach und die Thür neu; inwendig ſind ſchöne leichte Spitzbögen, doch ſcheinen die Knäufe der Säulchen und Pfeiler neu verziert; überhaupt iſt die Kirche neu ausgemalt, und das Mittelſchiff hat eine flache Decke (wie S. Domenico) mit Deckengemälden; am Übergange zum Kreuze ſchließt aber das Mittelſchiff auch ein hoher luftiger Spitzbogen. So iſt auch hier die alte Baſiliken-Form auch deutlich zu erkennen. Die Seitenthür iſt auch in Gothiſcher Art; und ein alter Thurm mit kleinen Säulen-Fenſtern (in der gewöhnlichen Römiſchen Art) ſteht mitten zur Seite der Kirche.

Die Kirche dell' Incoronata, von der Königinn Johanna 1, welche 1331 darin gekrönt wurde, iſt faſt verſchüttet durch die Erde aus den Gräben des Caſtel nuovo, welche den ganzen Platz umher ſehr erhöhet hat. Außen verrathen ſie hier nur etliche Spitzbögen und eine Seitenthür, zu welcher man wie in einen Keller hinabſteigt; und ganz verbaut iſt die ſchön Gothiſch verzierte Giebelthür. Auch dieſe Kirche hat Giotto ausgemalt, und mit Recht rühmte ſie ſchon Petrarca deßhalb; und obgleich durch die Zeit und zumal durch die Feuchtigkeit des Ortes viel davon verdorben iſt, ſo ſind dieſes doch faſt noch die bedeutendſten übrigen Wandgemälde Giotto's. Am Gewölbe über der Hauptthüre ſtehen die ſieben Sakramente und die Vermählung der Königinn Johanna mit ihrem zweiten Gemahle Ludwig von Tarent, 1351: kleine Figuren, ſehr fein und fleißig, beſonders liebliche innige Geſichter: Johanna iſt hier ſehr reizend.

Neben der Thür iſt auf der Wand nur noch eine größere Muttergottes mit dem Kinde übrig. Das Leben Maria's und die Krönung Johanna's, an dem Gewölbe und den Wänden der Kapelle rechts neben dem Altare, iſt am meiſten verdorben und übermalt, und nur noch wenig von den alten Zügen heraus zu leſen. Die Altartafel iſt von dem Neapelſchen Meiſter Simone, der Giotto'n auch in S. Chiara half. An der Giebelwand ſtehen mehre alte Grabſteine aufgerichtet, darunter beſonders ſchön die ſtark erhobenen Marmorbilder des Ritters Triſtan Lopez und ſeiner Gattinn Caterina Cortez, wohl aus der Spaniſchen Zeit.

S. Giovanni in Carbonara, iſt etwas ſpäter, von Maſuccio 2, und die Zierraten am Gothiſchen Eingange, über welchem eine gute weibliche Bildſäule aus gebrannter Erde ſteht, ſind ſchwerer. Das Innere iſt erneuet, und zu klein für das große und prachtvolle Marmor-Grabmal des Königs Ladislaus, welches ihm ſeine Schweſter die Königinn Johanna 2 ſetzte. Beider Vater, Karl von Durazzo, welcher die Königinn Johanna 1, ſeine Verwandte, erdroſſeln ließ, fiel ſelber durch Verwandte, zwei Königinnen von Ungarn, als er auch dieſe Krone ihnen entriß: bei der Krönung zu Buda zerbrach das Reichsbanner am Eingange der Kirche, ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz ſchlug Häuſer und Menſchen, und ein ungeheurer Schwarm Krähen ſtürzte in den Pallaſt und war nicht zu vertreiben, — und ein Ungariſcher Säbel ſchlug den König zu Tode (1385). Sein Sohn Ladislaus, eben ſo grauſam und kriegeriſch, wollte auch Ungarnkönig ſein und ganz Italien erobern: aber die Florenzer, die er bedrohte, gewannen den Vater ſeiner Beiſchläferinn, einen Arzt zu Perugia, welcher ſeine Tochter durch ein vorgebliches Reizmittel die geheimſten Theile ſo vergiftete, daß beide an der Umarmung ſtarben, 1414. — Des Königs Grabmal von Andrea Ciccione, Schüler Maſuccio's 2, iſt eine weitſchichtige Überladung der älteren Form, ähnlich denen der Scaliger zu Verona und der Visconti zu Mailand, und gewiſſermaßen ein Übergang zu jenen abſcheulichen Spitzſäulen auf mehren Plätzen allhier, hat aber ſchöne Einzelheiten. Das Ganze tragen vier über lebensgroße Bildſäulen von Tugenden, unter denen die mit der Schlange in der Hand (wohl die Klugheit) beſonders einen edlen Kopf hat; über ihnen ſitzen Ladislaus und Johanna, auf den Seiten mehre Heilige, unter einem weiten Bogen; darüber ſteht der Sarg des Königs, auf welchem er abermals ausgeſtreckt liegt, unter einem Vorhange, den zwei Engel zurückhalten: darauf folgt eine abgeſtumpfte Piramide mit Bildſäulen der H. Jugfrau und mehrer Heiligen umher, und ganz oben, zum drittenmale, Ladislaus gewappnet zu Pferde. Hinter dieſem Grabmale iſt eine Gothiſche Kapelle mit alten wunderſamen Wandgemälden von dem Leben eines Heiligen, und darin, von demſelben Ciccione, das ähnliche Grabmal des Seneſchalls Sergianni Caracciolo, welcher, lange unumſchränkter Günſtling der Königinn Johanna, ſich ſo weit vergaß, daß er die veraltete Geliebte beſchimpfte und ſchlug, und das Schickſal des Eſſex hatte: er wurde in der Hochzeitnacht ſeines Sohnes ermordet, 1432, und in dieſer Kapelle begraben, die er ſich ſelber erbauet hatte. — Die ritterlichen Standbilder auf den Gräbern von zwei andern Caraccioli, ſind ſehr ausdrucksvolle Bildniſſe und tüchtige Arbeiten zweier Mailänder Scilla und Gianotto. *)

Die Kirche S. Maria Annunziata iſt unter den neuen ohne Zweifel die ſchönſte, erſt 1787 durch Vanvitelli, in einfacher Korinthiſcher Ordnung ganz von weißem Marmor erneuet. Hier iſt auch das Grabmal der Königinn Johanna 2: wie ſie ſelber wollte, ein ſchlichter Stein mit einer Inſchrift, über welche die Fußtritte der Lebenden verlöſchend hinge-

---

*) Ein Gothiſches Fenſter der Kirche, innerhalb mit dem Kleeblatte, ſ. bei Agincourt, LIV. 22.; die Bildſäule über der Thüre, zwei Tugenden von Ladislaus Grabmal, die beiden Ritterbilder und eine erhobene Arbeit (die Anbetung der Könige von Pietro Plata) aus der Kapelle Caraccioli, ſ. bei Cicognara, II. 33. 34.

ben. Er beſchließt das gräuelvolle Haus der Anjou's, deſſen Geſchichte auch ein Gewebe iſt „von Thaten, fleiſchlich, blutig, unnatürlich", und in Verbindung mit den Hohenſtaufen, eine Reihe von Tragödien darſtellt, wie nur die gleichzeitige Engliſche Geſchichte. Unſer wackerer Bildhauer Keller zu Rom hat in ſeinen Schauſpielen einen rühmlichen Anfang mit ihrer Bearbeitung gemacht.

An S. Giovanni Evangeliſta iſt der Giebel ein kleines Abbild des Doms, und zeigt, wie dieſer vor dem letzten Baue geweſen: eine glatte Wand, mit einer reichverzierten Gothiſchen Thür, auf deren Seiten und Giebel drei Erzengel mit hohen Flügeln ſtehen. — Laut der Inſchrift, iſt die Kirche von dem edlen Geſchlechte Pappacoda gebauet, dem ſie gehört: ſie iſt nur klein, und inwendig moderniſirt. Der Erzengel Michael, der hier, wie am Dom, erſcheint, und dem in Neapel fünf Kirchen geweiht ſind, ſämmtlich älter als der jetzige Dom, wird ſchon erklärt aus ſeiner allgemeinen Verehrung als Anführer der ſtreitenden und ſiegenden Kirche, hat aber für Neapel noch eine beſondere Bedeutung. Nämlich, an der Kirche S. Angelo in Segno iſt eine eherne Keule eingemauert und die Inſchrift, daß mit derſelben Jacobus von Marra, benannt Tronus, im Jahr 577 die Afrikaner aus der Stadt geſchlagen, wobei der Erzengel Michael erſchienen und mit dem Schwerte vorangeleuchtet habe: alſo, was anderswo (z. B. in Neiße) auch vom H. Jakob erzählt wird. — Der kleine Thurm zur Seite der Kirche iſt oben ſehr zierlich mit gedrehten Säulchen auf vorſtehenden Kragſteinen, dazwiſchen antike Grabmäler und Büſten eingemauert ſind. — Denn die größere Kirche S. Giovanni Maggiore dicht daneben iſt auf einem Antonius-Tempel gegründet, von dem auch noch einige Säulenſtücke übrig ſind. Dieſe, von Maſuccio I erbauet, hat eben nichts Merkwürdiges, außer einem alten Grabmale, angeblich der Parthenope.

Monte Oliveto, iſt eine der reichſten und prächtigſten, und die Kirche der Arragoniſchen Könige. Sie iſt neu, enthält aber bedeutende Kunſtwerke. Von Benedetto Majano (der im Caſtel nuovo arbeitete) iſt eine Altartafel der Verkündigung in trefflicher erhobener Arbeit; faſt ſchöner noch iſt eine andere Tafel mit der Geburt des Kindes von Antonio Roſſelino. Dann, zwei Bildſäulen der Madonna mit dem Kinde, von Marliano von Nola und Girolamo Santacroce im Wetteifer gemacht. Beide Neapelſche Meiſter ſind gleichzeitig mit Michel Angelo. Alter, und das trefflichſte Werk hier, iſt ohne Zweifel in einer eigenen Kapelle die große Gruppe aus Thon geformt von Guido Mazzoni aus Modena: um den Leichnam Chriſti knien die drei Marien, und Nikomedes, Joſeph und Johannes, unter den Bildniſſen des Pontanus, Sannazaro und Königs Alfons 2 und ſeiner Familie, und dieſe ſind in Gebärde und Tracht ſo wahrhaft und ſprechend dargeſtellt, und haben ſo bedeutende fromme Köpfe, daß man mit großem Wohlgefallen dabei verweilt. *) — Nicht ſo erbaulich iſt, gleich am Eingange, die Kapelle mit dem Grabmale des jungen Gabriele Correale, welchen ſein Liebhaber, König Alfons 1, die Grabſchrift ſetzte, daß hier der gröſſere Theil ſeiner ſelber liege: die Erben dieſer Kapelle, die Maſtrogiudici, ließen aber ſtatt Gabriel den Namen ſeines Bruders Marino hinſetzen. Mit dieſer Geſchichte beginnt jene geheime Kronik von Neapel. — Zu der Kirche gehören mehre große Kloſterhöfe, die jetzo von Staatsbehörden eingenommen ſind. In einem großen Saale ſah ich eine öffentliche Sitzung des Criminalgerichts: die Richter und Anwälde in ihren ſchwarzen Mänteln und Amtstracht nahmen ſich recht würdig aus, und die freien Vorträge und Reden waren faſt nur zu geläufig und mimiſch. Zuhörer waren nicht viele: aber eine gedruckte Liſte der in den letzten Monaten beſtraften Verbrechen ließ wirklich über die Menge der zum Tode und zu den Galeeren Verurtheilten erſchrecken.

---

*) Zwei Figuren davon ſ. bei Cicognara, II. 51; und ebd. 16. 55. die Arbeiten von Maiano, Roſſelino, Nola und S. Croce.

S. Eligio, am alten Markte, hat nur noch eine alte Seitenthür mit Spitzbogen und Thierknäufen, inwendig iſt ſie ganz moderniſirt. Dicht an dieſer Thüre ſteht ein Gothiſcher Bogen, wie ein inneres Thor, mitten in der Straße, und darüber ein großer Uhrzeiger, neben welchem zwei Köpfe aus der Wand treten. Dieſe ſind vermuthlich die Köpfe, von welchen eben jene Kronik erzählt: Iſabella, Alfons 1 Tochter, deren Gemahl Galeazzo Sforza durch ſeinen Oheim ermordet worden, verwaltete bei den Unruhen um 1500 das Reich ſtreng und züchtig. Ein Caracciolo hatte damals in Calabrien eine Jungfrau, deren Vater er gefangen hielt, geſchändet; Iſabella verlangte binnen 14 Tagen den Thäter zur Stelle, oder drohte alle Häuſer ſeines Geſchlechts in Neapel zu ſchleifen (auf morgenländiſche Weiſe): das geſchah wirklich mit einem Hauſe; worauf neue Friſt erbeten, und der Thäter geſtellt wurde. Iſabella verurtheilte ihn zur Heirat, Ausſteuer, und dann Enthauptung. Dieß alles wurde auf dem Marktplatze vollzogen, und Iſabella ließ beider Köpfe aus weißem Marmor über den Bogen des Uhrthurms von S. Eligio ſetzen, zum warnenden Denkmale.

S. Giacomo, iſt durchaus neu, aus der Zeit der Spaniſchen Vizekönige. Innen ſieht man ein altes Bild S. Jakobs, des Schutzheiligen von Spanien, und ein gutes Altarbild, Madonna mit einigen Heiligen, von Jul. Caeſ. Masc oni, 1605. Das prächtige Marmor-Grabmal des Statthalters Karls 5, Peters von Toledo, mit kleinen Bildſäulen von Tugenden und erhobenen Arbeiten von ſeinen Thaten, iſt eins der beſten Werke Marliano's von Nola, nicht mehr in jener Gothiſchen Form, ſondern ſchon mehr antik, ein viereckiger Sarg, doch überreich verziert. *) Schlichter und alterthümlicher iſt, dicht an der Thüre, das Grabmal des gleichzeitigen Feldhauptmanns Hans Walther von Hierñhaim: ſein Ritterbild in Lebensgröße, mit Schwert und Stab, auf einem Löwen ſtehend, aus Marmor; geſetzt von ſeinem Neffen Heinrich von Pappenheim. Die biederherzige Inſchrift, mit Deutſchen Buchſtaben, lautet alſo:

Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt,
Mit Ehren führet' ich meinen Ritterſtand,
Des Kaiſers Karls Rath und Obriſter ich was (war),
Seinem Suhn Philippſen ich gleichermaß
Treulich diente, ſeine Land' und Leut' zu verfechten
Zog herein mit ſechs Tauſend Landsknechten:
Als ſich aber der Krieg in Frieden verwendt,
Hab' ich zu Jenzan (Genzano) mein Leben geendt.
Der Korpel (Körper) iſt zu der Erden beſtatt,
Meine Seel' Gott in Gnaden aufgenommen hat.

Er ſtarb 1557.

---

*) Eins der erhobenen Bildwerke, ſ. bei Cicognara, II. 55.

S. Severino: die neue Kirche, iſt nur ſehenswerth wegen des Grabmals der drei von ihrem Oheim vergifteten jungen Brüder S. Severini, welche trauernd auf ihren Särgen ſitzen. Dann ſind hier von Perugino mehre Heilige, und eine alte, zwar nicht ſonderliche Kopie von Raphaels Madonna zu Dresden. — In der alten Kirche, die mit der neuen verbunden, aber unbedeutend iſt, hangen mehre Bilder auf Goldgrund; das letzte iſt die Altartafel, die Mutter mit dem Kinde, umher S. Severino und acht andere Heiligen, in mehren Feldern, von Zingaro.

S. Severo, nicht weit davon, iſt noch unfertig und nur klein. An den Grabmälern der Prinzen S. Severo ſind mehre wunderliche neue Bildſäulen: ein Leichnam Chriſti, der ganz von einem feinen durchſcheinenden Tuche verhüllt iſt; eine ähnliche weibliche Bildſäule der Schamhaftigkeit; und eine Geſtalt, die ſich aus einem Netze wickeln will, welches ſie ganz umſtrickt (wie Aslauga, die mit ſolchem Netz einen König fing). Sie ſind alle von Antonio Corradini, welcher erſt 1752 ſtarb, und freilich mehr Kunſtſtücke, als Kunſtwerke.

So viel, und vielleicht ſchon zu viel, für jetzt von Kirchen und Kunſtſachen in Neapel, und nun einmal wieder hinaus.

Wir nahmen das gute Wetter wahr, und machten am 25. Febr. den zweiten weiteren Ausflug in die wundervolle Umgegend. Zu uns geſellte ſich der Profeſſor Röſel aus Berlin, ein Künſtler, aus Breslau gebürtig, ſchon ſeit manchem Jahr auf Reiſen, überall ſchöne Gegenden zeichnend und Kunſtſachen ſammelnd (deren er hier einige vorzügliche erworben), und ein munterer Geſell; er war ſchon überall öfter geweſen, und daher unſer beſter Führer. Der fünfte Mann war ein junger Berner, von Wattewyl. Vormittag ſegelten wir bei günſtigem Wetter ab, in einem kleinen Boote, gegenüber nach Caſtell'a Mare: von der Höhe des Meeres hat man den herrlichſten vollſten Anblick der ganzen prächtigen Stadt; der wieder vortretende Epomeo auf Iſchia und der Veſuv begränzen den großen Halbkreis, der ſie umgiebt. Der Wind wehte aber bald heftiger von den Bergen herab, die Brandungen an den hohen ſchwarzen Lawa-Ufern bei Reſina und Torre del Greco ſchlugen in weißem Schaume hoch empor, und unſer Segel wurde ſo auf die Seite gedrückt, daß die Wellen oft herein ſchlugen; an andern vorbeifliegenden, bald ſichtbaren, bald verſchwindenden Schiffchen konnten wir ſehen, wie furchtbar auch wir auf- und abſchwankten; doch ließen unſere Leute das Segel nicht nieder, ſchnitten ſchräg über die tiefen Waſſerfurchen ſcharf dahin und brachten uns glücklich in den Hafen, einige von uns wohl durchnäßt. Wir erholten uns an der guten Wirthstafel, und gingen dann zu den Trümmern der alten Stadt Stabiae, wo der ältere Plinius, der beim Ausbruche des Veſuvs zu Hülfe eilte, heldenmüthig fiel. Stabiae war aber ſchon früher durch Krieg zerſtört, und dort ſtanden damals nur noch Landhäuſer: jetzo vollends iſt nichts als einiges Mauerwerk übrig. Ein Felsgewölbe hat einſt zur Kirche gedient und iſt bemalt geweſen, wovon noch ein Engel Michael zu ſehen, es ſcheint aus der Zeit der erſten Chriſten. Die Natur iſt auch hier das vornehmſte. Die große fruchtreiche Ebene, welche vom Fuße des Veſuvs über Pompeii herabſteigt, erhebt ſich bei Caſtellamare wieder zu einer hohen, jetzo zum Theil beſchneiten Bergreihe, welche von hier das ganze Ufer hinläuft. Oberhalb der Stadt liegt das nicht eben anſehnliche königliche Schloß Quiſiſana (hier geneſet man). Maleriſche Ausſichten ſind bei den Trümmern des alten Kaſtells, und über dem ganz morgenländiſch gebauten Landhauſe eines Mannes, der in Marocco'ſchen Dienſten reich geworden, und hier auf gut Türkiſch mit einem Serail lebt. Die Stadt iſt reinlich und nett, lebhaft und betriebſam, hat einen guten Hafen und Schiffswerft. Ihre Lage zwiſchen der fruchtbaren Ebene und dem großen Meerbuſen, iſt dem Verkehr günſtig; obwohl ſie nicht das iſt, was Stabiae und Pompeii, die einſt ihre Stelle vertraten.

Bei vollkommener innerer und äußerer Heiterkeit, wanderten wir am andern Morgen früh längs der Küſte weiter; es galt anfangs mühſames Aufſteigen, aber die herrlichſten, mit jedem Vorſprunge und Seitenthale wechſelnden Ausſichten lohnten völlig. In einem ſolchen Thale ſahen wir an einem hoch über uns vom Gipfel herab geſpannten Seile, die mit einem Haken aufgehängten Reisbündel pfeifend hinunter gleiten, wie große Paradiesvögel ohne Füße. Bei dem Mangel an waſſerreichen Bergſtrömen, wie bei uns und an den ewigen Quellen der Schneeberge ſind, muß man hier das Holz ſo durch die Luft ſtößen.

An einer hohen Felsecke that ſich dann die unvergleichliche Ausſicht auf, in die kleineren Meerbuſen von Vico und zum Theil auch von Sorrento, in der ſchönſten Beleuchtung von hinten über die Berge nieder auf das reinſte grün-blaue Meer, und zum Theil noch im ſchattigen Dufte der Frühe. Ich mußte eine hohe Felsklippe erſteigen, welchen ſchon die Sonne beſchien, und wo ich frei rückwärts und vorwärts ſchauen konnte. Lange verweilte ich hier; Röbel zeichnete unten: und ich wünſchte Dich zu mir herauf. —

Die Berge ſind hier nicht, wie gegenüber, vom Veſuv bis Iſchia, vulkaniſches Geſtein, ſondern herrlicher weißgrauer Kalkfels, der die wunderſamſten Zacken und Profile bildet, und mit dem ſchönſten Pflanzenwuchſe abwechſelt. Hier grünen Myrten und andere duftende Sträuche immerdar, und Wälder von dunkelgrünen Olivenbäumen umgeben, abwechſelnd mit Orangen und Zitronen, das über Berg und Thal zerſtreute Städtchen Vico.

Der immer wieder zur See hinaustretende Weg führt endlich hinter einen hohen Berg hinum in das große und breite Thal von Sorrento, deſſen wieder vulkaniſcher Boden aber hoch über dem Meere liegt, und hinten durch einen, aus der ſanft aufſteigenden Ebene ſich erhebenden kegelförmigen Berg geſchloſſen wird. Man ſchauet in einen großen grünenden, blühenden und glühenden Orangen- und Zitronenwald hinab, und was man bis daher in Italien nur einzeln und hie und da ſieht, iſt hier in höchſter Fülle beiſammen. So denkt man ſich nur Italien. Und man kann ſagen: wer Neapel nicht geſehen, hat Italien nicht geſehen, und wer Sorrento nicht geſehen, hat Neapel nicht geſehen. Sorrento hat ſeinen Namen auch von den Sirenen, die hier noch lieber wohnten, als in Neapel. Hier ſind die Gärten und Äpfel der Hesperiden, hier das Feenland der Armida, das Taſſo uns ſchildert, der hier geboren war. — Eine tief in den ſonſt ebenen Boden geriſſene Felsſchlucht, iſt ganz mit Gärten ausgefüllt. Wir erfriſchten uns hier mit den ſchönſten Orangen; ein kleines Mädchen warf mir vom Baume eine herab, ſo groß wie ihr niedliches Köpfchen. In dem Vorhofe eines Landhauſes ſtanden zwei Myrtenbäume, ſo dick wie mein Kopf. Viele Bäume trugen mehr Früchte als Blätter. — Die Stadt, ein Biſchofsſitz, iſt doch nicht ſo heiter und lebendig, als Caſtellamare. Der Hafen, tief unter der Stadt am Meere, iſt nur klein; der Verkehr beſchränkt ſich auch nur auf dieſes Thal. Dagegen iſt hier manches Alterthümliche. Vor einem Hauſe ſteht noch auf einem Geſtelle, der Untertheil einer knieenden Ägyptiſchen Bildſäule aus ſchwarzem Steine, ganz ſo wie ich hier in der königlichen Sammlung eine vollſtändige geſehen habe, eine ſogenannte Paſtophore, d. i. Götterbild-Träger. An der Hauptkirche ſind mehre antike Grabmäler, Bauſtücke, ꝛc. eingemauert, und antike Säulen benutzt. Auch mehre Bildwerke des Mittelalters ſieht man dort. Wir gingen in das Haus des Taſſo, einen großen Pallaſt über dem Meere, der einſt ſeinem edlen Geſchlechte gehörte; wir konnten aber nicht auf die verſchloſſene Terraſſe, und mußten dieſelbe herrliche Ausſicht in dem Kloſter dicht daneben ſuchen. — Zwar ſtreiten um Taſſo's Geburt Neapel, Bergamo und Salerno mit Sorrento (wie die Griechiſchen Städte um Homer), aber hier wurden Lorbeeren gezeigt, welche von ſelber an Taſſo's Hauſe gewachſen, um den Streit zu entſcheiden.

Das ſpäte Mittagsmahl war eben nicht ſonderlich; wir ſchritten aber doch in froher Laune weiter, und den nahen Berg hinauf, wo wir von der andern Seite das wundervolle Thal nochmals begrüßten. Jenſeit des Berges erſchien nun unſer heutiges Ziel, die Inſel Capri, die uns in Neapel immer vor Augen gelegen, in einer ganz neuen Geſtalt und Umriß, mit ihren einzeln immer höher aufſteigenden zackigen Felspiramiden an der linken Seite. Die Berge werden etwas ſanfter, und ein ſchön angebauter Abhang ſenkt ſich zu dem kleinen Orte Maſſa am Meere hinab; hinter demſelben ragt aber noch ein hoher Bergrücken, mit einer alten Burg und mehren darüber aufwärts terraſſirten Gebäuden. Hier, im kleinen Hafen, ſchifften wir uns abermals ein, zwar in ein größeres Schiff, aber der Wind war uns abermals entgegen, gerade wie auf der Fahrt nach Iſchia, und als die Sonne ganz klar ins Meer hinabgeſunken war, ſtiegen hohe Wogen mit langen Schatten daraus empor. Zwiſchen der äußerſten Spitze des Meerbuſens, auf welcher der Thurm Campanella ſteht, wo der Wind ins freie Meer hinaus bläſt, war das Waſſer am wildeſten; doch ruderten uns die rüſtigen Schiffer im Mondſchein unter das hohe Felſenufer mit ſeinen zerriſſenen Klippen, und durch die ſchäumende Brandung ans ſandige Ufer. Ein niedriger, ganz bebauter Bergrücken verbindet, wie ein Sattel, die beiden hohen Felſenberge der Inſel, und in dieſer Mitte liegt das Städtchen Capri, zu dem wir noch ziemlich hoch ſteigen mußten. Dort iſt gar kein ordentlich Wirthshaus, und ſchlief ſchon alles; doch wurde uns in Röſels vormaliger Herberge noch aufgemacht, und bald ſahen wir mehr als ein Dutzend, aber gar nicht ſchöne Weiber, ohne irgend einen Mann, um uns her beſchäftigt, uns Lager und Koſt zu bereiten. Mit einigen Eiern und Wein befriedigt, ſchlief ich mit R. höchſt romantiſch in der Küche. Das ganze Haus, wie die übrigen, ganz in der Art wie die im alten Pompeji gebaut, war uns geräumt, und unſer Bedarf aus mehren ſolchen kleinen Häuſern umher zuſammengebracht.

Am andern Morgen war es, was der geſtrige aus dem Meere her wehende Wind verkündigte, trübe und regnig. Doch hatten wir guten Muth, und wanderten auf die ſüdliche Höhe der Inſel, welche wohl von dem alten Ziegen- und Bocksdienſt (wie Aegina) den Namen Capri hat. Konrad von Hildesheim, welcher ſie für Melite in der Apoſtelgeſchichte hält, wo Paulus als Schiffsbrüchiger ſich ſogleich vom Biß einer Schlange heilte und dadurch die Einwohner bekehrte, erzählt nun weiter, daß Paulus dieſen die Kraft ertheilt, durch ihren Speichel alle giftige Thiere zu tödten, und daß die Schlangen ihnen nicht nahen: ſie ſetzen daher ein neugeborenes Kind mit einer Schlange allein in einen Kahn und laſſen ſie ſchwimmen, und wenn das Kind unbeſchädigt bleibt, halten ſie es für Ächt, wo nicht, ſo zerſtücken ſie es und beſtrafen die Mutter des Ehebruchs. — Dieſes Felſenneſt war es, wo der Römiſche Tyrann Tiberius, unter welchem der Heiland gekreuzigt wurde, vor ſich ſelber entfloh, und ſeinen grauſamen Lüſten einen ſicheren Schlupfwinkel ſuchte. Im großen Halbkreiſe ſteigen mehre Terraſſen, noch Spuren des ehmaligen Gartens, empor zu dem Felſengipfel, der ſchroff ins Meer abſtürzt, und auf welchem ſich die zwölf Palläſte Tibers erhoben, von denen man nur noch große Mauern des Unterbau's ſieht, und hohe ganz dunkle Gewölbe, zu den Werken der Finſterniß. Wir kletterten auf und ab durch Felſen und Trümmer, und fanden überall Bruchſtücke von ſeltenem Marmor, Muſiven, Schmelzwerk und dergl. Gegen Mittag erhellte ſich der Himmel, und von einer Felsſpitze, auf welcher noch die Trümmer einer Warte ſtehen, ſchaute man nun, links Iſchia und den ganzen Meerbuſen von Baia und Neapel, und rechts den größeren Meerbuſen von Amalfi, Salerno und Peſto, unſer Ziel. Mühſam ſtiegen wir zu einer großen Felsgrotte, und noch tiefer hinab, und ſchauten das wunderſame Felsufer mit ſeinen Thürmen, Zacken und Thoren, welche die Natur gebildet hat. Dann ließen wir uns bei gutem Fleiſch und Fiſchen den weißen Capri-Wein, als Kardinal, gut ſchmecken, und gingen wieder zu Schiffe. Das Volk iſt auf Capri dem der übrigen Küſte ähnlich, von welcher dieſe Inſel auch nur ein abgeriſſenes Stück iſt, auch Kalkfels und nicht vulkaniſch wie Iſchia, deſſen Bewohner aber ſchöner und kräftiger, auch wohlhäbiger ſind. Zwar ſahen wir das auf dem andern höheren Felſen liegende Städtchen Anna Capri nicht, zu welchem über die ſteile Felswand nur ein Fußſteig im Zickzack führt; es hätte uns den übrigen Tag gekoſtet.

Die Fahrt ging anfangs ganz gut, und wir wogten an Campanella vorüber, wo auch noch Gemäuer eines alten Minerva-Tempels ſteht, längs der Bergküſte hin; aber bald war gar kein Wind, und dennoch war das Waſſer durch die aus der offenen See treibenden Wellen, und die dagegen vom Ufer zurückwallende Brandung, in einer ſolchen verworrenen inneren Bewegung, daß wir nur langſam fort ruderten, und manchem übel wurde. An den Sirenen-Inſeln, die in zerriſſenen Klippen vor dem Geſtade liegen, war eine furchtbare Brandung, in welche wir, gerade zur Sicherheit, tief hinein fahren mußten; und vor dem Liede, das uns dieſe Sirenen ſangen, hätte man ſich eher aus Grauen, als aus Furcht vor Bezauberung (wie Ulyſſes), die Ohren verſtopfen mögen und an den Maſtbaum binden laſſen. Rieſenſchlangen gleich fuhren die Wogen in die tiefen Klüfte, wie in ihre Höhlen, oder bäumten ſich mit ziſchenden Häuptern hoch an den Felſen empor, und leckten die zackigen Klippen: immer ſtürzten ſie mit derſelben Wuth gegen unſer Schiff zurück. — Der Wolkenhimmel machte früh Nacht, und der Weg war noch weit; die Küſte erſchien im dämmernden Mondlichte hoch und ſteil, und mehre Städtchen hingen in langen weißen Häuſerreihen daran. In einem derſelben ſahen wir auf ein Geläute plötzlich überall Lichter erſcheinen, aber auch bald wieder verlöſchen, wie Irrlichter. Um die heftig nieſende Felsnaſe von Conſa gelangten wir endlich in die Bucht von Amalfi; es fing an zu regnen, und die Brandung auf dem ſeichten Sandufer war entſetzlich: dennoch wollte uns die Wache am Hafen nicht ausſteigen laſſen, weil wir etwa Contrebande haben könnten, oder gar aus der Barbarei kämen. Es wurde lange darüber verhandelt, alle unſere Schiffer, bis auf einen, waren ans Land gewatet, und das Schifflein, nur an einem dünnen Seile ſchwebend, wurde mit uns bald auf den Strand, bald weit ins Meer zurück geworfen. Endlich ließ ſich der Mann bereden, und wir ritten auf dem Rücken unſerer Schiffer durch die tobende Flut ans Land. Auch hier war keine Herberge, und wir waren froh, um Mitternacht bei guten Leuten noch ein erträglich Obdach und Lager zu finden. Der Mond trat aus den Wolken und gewährte uns noch einen magiſchen Blick auf die romantiſche Lage der Stadt.

Der nächſte Morgen war ſtürmiſch, und Süd- und Oſtwind ſtritten gegen einander; doch ſiegte um Mittag der letzte, und es ward wieder ganz hell. — Amalfi, das vielleicht von dem Gothiſchen Königsſtamm der Amaler (unſern Amelungen) benannt, wenigſtens nicht älter iſt, war im Mittelalter ein ſelbſtändiger und mächtiger Seeſtaat; tief ins Morgenland ging ſeine Schiffahrt, deren ſicheren Leitſtern, den Kompaß, Flavio Giſia hier erfand. Die Seegeſetze Amalfi's (tabula Amalphitana) galt durch ganz Oberitalien, und hier fand ſich die älteſte Handſchrift der Pandekten. Amalfer ſtifteten den Johanniter-Orden in Jeruſalem und bauten viele Kirchen im Morgenlande. Seit der Normänniſchen Eroberung, um 1075, verfiel aber mit dem Freiſtaate auch die Stadt. Dieſe iſt in einem engen Felsthale, zu beiden Seiten empor gebaut, und an einem Flüßchen, das viele Mühlen treibt, hinauf. Über die herrlich ausgezackten Berggipfel erheben ſich Thürme und Mauern, und Landhäuſer ſteigen in Terraſſen herab. In der nördlichen Felswand iſt eine hohe Grotte mit vielgeſtaltigen Zacken von Tropfſtein, in welcher das nahe Franziskaner-Kloſter einen Chriſtlichen Ölberg angelegt hat, und welche wie eine Gothiſche Kapelle erſcheint. Am Kloſter iſt noch manches vom alten Bau. In dem Kloſterhofe haben die Spitzbögen eine eigenthümliche Verbindung: nämlich, zwiſchen zwei

Säulen mit ihrem Bogen ſtehen zwei andere, deren Bögen ſich gegenſeitig, ſo wie den Bogen jener beiden Säulen, durchſchneiden. Wir ſtiegen zu der alten Warte auf dem Gipfel dieſes Berges, und ſchauten unſern geſtrigen dunkeln Weg bis Conſa zurück, und das ganze Thal der Stadt, in welches wir dann von der andern Seite hinabſtiegen. — Die erzbiſchöfliche Kirche iſt ſehr alt, im Vorgothiſchen Style, mit Benutzung antiker Bauſtücke, die wohl von jenem Tempel der Minerva oder von Päſtum geholt ſind. Eine hohe Treppe führt zu einer gewölbten Vorhalle mit zwei Reihen antiker Säulen von verſchiedener Art, da ſind Doriſche und Joniſche, glatte und gereifte, ja gewundene, dicke und dünne, mit und ohne Fuß, mit alten und neuen Knäufen. Die erzene Thür, in mehren Feldern, hat Griechiſch-Chriſtliches Bildwerk, die Muttergottes und Chriſtus mit Griechiſcher Inſchrift, daneben Petrus und Paulus, und Griechiſche Kreuze: alles eingelegte Arbeit, der Thüre von S. Paolo in Rom ähnlich, aber beſſer. Lateiniſche Inſchriften beſagen, daß ein Pantaleon dieſe Thür machen ließ, aber nicht, wann. Die Einfaſſung hat neuere Arabesken; älter iſt der Thürbalken, an deſſen Ecken Adler mit Schlangen in den Klauen. Den Bogen darüber füllt ein altes Wandgemälde des H. Andreas, deſſen Gebeine 1208 hieher gebracht wurden. In der Kirche iſt eben nichts Merkwürdiges; ſie iſt jeſuitiſch aufgeputzt, wie auch der Giebel außen mit ſeinen gewundenen Linien. Von den fünf Bögen der Vorhalle ſind nur die drei mittleren offen zum Eingange, die beiden andern haben eine Brüſtung, auf welcher in jedem zwei kleinere Säulen ſtehen, mit Mauriſchen Bögen, die ſich oben vielfach durchſchlingen, wie ein Netz. Zur Rechten ſetzt ſich dieſe Vorhalle noch durch zwei ebenſo vergitterte Bögen fort, bis an den Thurm, welcher in mehren Stockwerken ziemlich hoch aufſteigt und ſich oben zuſpitzt: ſeine Fenſterſäulen haben ſchon Spitzbögen, und er iſt 1276 erbauet oder doch erneuet. Der mit Marmor gezierte Kreuzgang iſt ebenfalls ſpitzbogig, und laut einer Inſchrift, von Jo. Giul. Steffanus aus Neapel, 1101. Die ältere Kirche dagegen hat Kreisbögen mit verlängerten Schenkeln.

Wir aßen und tranken bei unſern willigen und billigen Leuten noch beſſer, als auf Capri, und gingen dann noch zum letztenmale zu Schiffe. Dießmal ging es aber beſſer, als auf unſern bisherigen Seefahrten, die uns alle in den ewigen Schlaf zu wiegen drohten. Wir hatten kräftige Ruderer, wie denn überhaupt das Volk von Amalfi ein tüchtiger Stamm ſcheint, und noch die alte Kraft verräth. Wir bogen raſch um die Ecke der Bucht, wo ſogleich Trani erſcheint, das eigentlich der beſſere Hafen von Amalfi und ſich anreihend nur Eine Stadt damit iſt.

Durch die wildeſten Brandungen der Felsecken ging es kühn und ſicher hindurch, und leicht glitten wir über die glatten Rücken der ungeheuren Waſſerſchlangen dahin. Das Meer war innerlich noch ſehr bewegt und ſchaukelte noch von dem Sturme; das Ufer entblößte ſich beim Zurückſchlagen der Wellen tief, und ließ die rothglänzenden Korallen in ſeinen Ritzen ſehen. Tief ausgewaſchene Schluchten verſchluckten oft unmäßige Wogen, und ſpien ſie dann gurgelnd und ſchäumend wieder aus, ſo daß der Regenbogen ſich darinnen malte: ein kleines Bild von der alten Scylla und Charybdis. — An einem Vorgebirge blickten wir nochmals über die Sirenen-Klippen nach Capri zurück, und ſteuerten nun in den ſchönen Buſen von Salerno. An den freundlichen, in den herrlichſten Bergthälern hinauf gebauten und faſt verbundenen Städtchen, Citara, Raita und Vietri, flogen wir faſt zu raſch vorüber, und landeten noch bei hoher Sonne vor Salerno.

Der ganze weite Meerbuſen hat viel Ähnlichkeit mit dem von Neapel, und Salerno ſelber liegt da wie ein kleines Neapel: nur daß der Veſuv im Hintergrunde fehlt und die Stadt kaum wie die kleinere Seite von Neapel, die Chiaja, erſcheint, und nicht ſo ſtolz auf dem Bergrücken thront. Hinter Salerno ragt aber auch, auf einem ſteilen Bergkegel die alte Normänniſche Veſte derſelben, und der Kai mit der

Straſſe am Meere hin iſt auch ſtattlich und prächtig: es wird eben noch daran gebaut.

Die alte Stadt, ſchon aus der Römerzeit, iſt anſehnlich und lebhaft, und war es noch mehr im Mittelalter, unter den Normannen und Hohenſtaufen, als hier die Arzeneikunde vor allen blühte und die berühmten Geſundheitsregeln in Lateiniſchen Reimen abgefaßt wurden, für Wilhelms des Eroberers Sohn Robert, welche wir auch in Altdeutſchen Reimen haben, und aus welcher gegenwärtig noch Denkreime durch die ganze Welt gehen. So iſt hier auch noch manches Alterthümliche, und antike Bauſtücke und Bildwerke trifft man hie und da eingemauert. Die erzbiſchöfliche Kirche ſtammt ſchon aus dem 7ten Jahrhundert und wurde, nach Zerſtörung durch die Sarazenen, von Robert Guiskard, im 11ten Jahrhundert, prächtiger hergeſtellt (wie die Inſchrift ſagt), und dazu beſonders altes Bauzeug aus Päſtum geholt. Nach Art mehrer der älteſten Kirchen (z. B. S. Clemente in Rom) hat ſie einen viereckigen Vorhof, an deſſen Thür ſeitwärts gekehrt zwei Löwen ſitzen, der eine ſäugend; am Thürbalken ein Affe in ſchamloſer Stellung und ein Wolf, ebenfalls von der Seite; im Rundbogen darüber, der Evangeliſt Matthäus, deſſen Leichnam 954 aus Päſtum hergebracht wurde und dem von Robert die Kirche geweihet iſt. Eine Inſchrift preiſet den Herzog (Robert) und den Fürſten

Jordanus von Capua als Herrſcher von Salerno. Der Vorhof hat rings eine offene Halle von antiken Granit- und Marmor-Säulen aller Art mit verlängerten Kreisbögen; darunter ſtehen viele antike Särge mit den Bildwerken, welche ſo häufig darauf erſcheinen, als, Bachuszüge, Bachus und Ariadne, die Jagd Meleagers, die Leiche Hektors, der Raub der Proſerpina ꝛc., welche alle Tod und Wiedergeburt andeuten. Ein Granit-Becken von 15 Fuß Durchmeſſer, mitten im Hofe, ſoll auf Geheiß Abelards vom Teufel hieher gebracht ſein, wie jenes Taufbecken bei S. Zeno in Verona. Die Thür der Kirche ſelber iſt die des Vorhofes ähnlich, auch mit zwei Löwen; über der Thüre, S. Matthäus in Moſaik. Innerhalb iſt auch noch viel Altes, der Fußboden muſiviſch ausgelegt, der Altar, die Leuchterſäule und die beiden Kanzeln (Ambones), zwei Chöre, einer auf vier, der andere auf zwölf Säulen mit Arabesken Knäufen und Bögen, alles von Marmor mit Moſaik. Auf dem Grabmale des Pabſtes **Gregor** 7. der hier 1085 ſtarb, iſt ſeine Bildſäule, aber neuer. Nahe dabei liegt der Grabſtein **Johanns von Procida**. Noch wird hier bewahrt ein altes ſehr feines Elfenbein-Schnitzwerk mit Vorſtellungen des alten und neuen Teſtaments, und eine lange Rolle mit der heiligen Geſchichte bemalt, aus dem 9—10ten Jahrhundert. Unter mehren guten Gemälden zeichnet ſich eine Grablegung von **Andrea**

von Salerno aus. — Der Thurm zur Linken der Kirche iſt dem zu Amalfi ſehr ähnlich. — Sonſt ſind die Thürme auch hier, wie gewöhnlich in Italien, unbedeutend.

Dicht an der Stadt ſieht man eine Waſſerleitung aus dem Mittelalter, ſehr leicht auf Spitzbögen erbauet, und ſehr verſchieden von den ſchweren und rundgewölbten Altrömiſchen Waſſerleitungen. — Umher ſind Gärten und Felder mit Orangenbäumen von gewaltiger Dicke, und einzele Palmen, welche ſo wunderbar aus den andern Bäumen hervor ragen, der wahre Baum des Friedens.—Röſel führte uns auf manche luſtige Höhen mit maleriſchen Ausſichten, über die Stadt ins Meer und auf die hohe Bergreihe zur Rechten, hinter welcher die Sonne hinabſank. Dann ſtieg der Vollmond auf, und wir wandelten noch lange am Kai auf und ab und ſahen der heftigen Brandung zu mit ihren Donnern und Mondſchein-Blitzen. — Ein gutes Abendmal und ein weiches Bette beſchloß den herrlichen Tag.

Am andern Morgen waren wir aber ſchon vor Tage heraus, und rollten auf ſchnellem Wagen und ebenem Wege nach Päſtum, anfangs am Meere hin, durch ein ſchön angebautes und fruchtreiches Land. Gegen die Mitte des Buſens, bei dem Städtchen Eboli (dem alten Eburi), geht aber eine große Ebene tief ins Land, ähnlich wie zwiſchen dem Veſuv und

Caſtellamare mitten am Meerbuſen von Neapel, aber nicht ſo reizend noch ſo bebaut, ſondern meiſt wild und wüſt, offene Weiden für die Büffel. Dieſe ſind hier in großen Heerden und ſehen eben ſo ſcheuslich aus, als die Gegend, deren böſe Luft ſie vermehren durch Trübung und Stockung aller Gewäſſer, in denen ſie ſich wälzen, wie die hieſigen ebenſo widerwärtigen haarloſen ſchwarzen Schweine. Mitten in dieſer Wildniß, wo meilenweit kaum einzele Häuſer anzutreffen, ſteht ein großes königliches Jagdſchloß Perſano (beſſer Malſano) über den Silaro, welcher durch dieſe Ebene langſam ins Meer fließt, und deſſen alter Name wohl mit dem von Salernum zuſammenhängt, wurde eben eine neue große Brücke gebaut. Die wenigen Menſchen, die hier zerſtreut wohnen, ſehen alle bleich und elend aus: und doch ſtand hier einſt eine große blühende Stadt, größer als das ganz ähnlich gelegene Pompeii, und vor Salernum, freilich vor länger als zwei Tauſend Jahren, der Haupthafen des ganzen Meerbuſens. Hier hat nicht der Veſuv verſchüttet, ſondern langſamer und deſto gründlicher die Menſchenhand ſelber ihr eigenes Werk zerſtört und die durch ſie gemilderte und verſchönte Natur wieder der Verwilderung überlaſſen: und doch ſteht noch Größeres und Wunderwürdigeres hier, als dort die Lava und Aſche bewahrt hat, ſo unverwüſtlich und herrlich war und iſt es.

Dorer gründeten die Stadt, Anſiedler aus Sybaris verdrängten die älteren Bewohner, und bauten ſie mit feſten Mauern dicht am Meere, und mit Recht hieß ſie Poſeidonia von dem Meergotte Poſeidon (Neptun). Vermuthlich waren dieſe Sybariten Trözener, welche mit den Achäern Sybaris gründeten, aber von dieſen ausgetrieben wurden; denn Trözene hieß früher auch Poſeidonia und prägte den Poſeidon auf Münzen, wie Päſtum. Theſeus, aus Trözene gebürtig, und auch wohl ein Sohn Poſeidons genannt, ſoll den Stier, den er im Minotaurus erſchlug, auf die Atheniſchen Münzen geſetzt haben *); welchen auch die Sybariten führten, und als ſie, nach Zerſtörung ihrer Stadt, ſich mit Hülfe Athens wieder anbauten, die neue Stadt ſelber darnach Thurion benannten; und ſo ſteht dieſer Stier auch auf den meiſten Münzen Päſtums mit Poſeidon, welcher ſelber auch den Namen Stier (Tauros) führt. Dieſer Stier aber, welcher auf einigen Münzen Päſtums auch mit einem Menſchengeſicht erſcheint (wie auf denen von Capua) iſt wieder die allgemeine bedeutſame Verkörperung der großen Götter, und zwar in

---

*) Daher hieß eine Münze ein Rind (βοῦς), wie die Römiſchen Stier-Münzen, ſeit Servius Tullius, pecunia von pecus: früher diente das Vieh ſelber als Münze, wie noch im Isländiſchen Fe, unſer Vieh (Schleſiſch Viech, — pecus), beides, Vieh und Geld heißt.

Beziehung auf Poſeiden dunkler, als der Ölzweig und das Roß, das ebenfalls auf dieſen Münzen neben ihm ſteht, und ſich auf ſeinen Wettſtreit mit Minerva und ſeine Schöpfung des Roſſes bezieht. Aber auch hier bedeutet der Stier zugleich das Thier der Fruchtbarkeit und des Überfluſſes, wie das Schwein, die Trauben und das Füllhorn, welche auch auf den vielen Münzen Päſtums vorkommen. So wuchs dieſe Griechiſche Stadt durch Handel und Ackerbau üppig empor, und die fruchtbare Ebene umher war überall angebaut und geſund. Die Saaten, Reben und Bäume bei einzelen Bauerhäuſern zeugen noch jetzo von dem geſegneten Boden. Unter dem Römiſchen Joche aber verfiel die nun Paeſtum genannte Stadt, deren zweimal im Jahre blühende Roſen nur noch die Dichter preiſen. Die Sarazenen, die ſich dann hier einniſteten, verbrannten ſie, bei ihrer Vertreibung 915 vollends, und die folgende Zeit benutzte die Überbleibſel als Steinbruch. Die Natur trauert an der verlaſſenen Stätte, und waltet wieder in ihrer alten Blindheit. Ein Schwefel-Flüßchen Salſo ſtockt in dem Schutte der Stadt, welche durch ſeine Anſchwemmung und Verſteinerung jetzo faſt eine Viertelmeile vom Ufer liegt, ſo wie ſeine Verſumpfung die Luft verpeſtet, und die wenigen Bewohner immer weiter an die Berge treibt. Es geſchehen jetzo ſo viele Auswanderungen nach der neuen Welt, aber in der veralteten, in Italien, wäre zuförderſt noch Raum genug für ſie. — Nur ein Meierhof mit etlichen Häuſern und ein Kirchlein Mariä, das jetzige Pieſti, ſtehen auf der Stelle der alten Stadt, deren Mauer faſt eine Deutſche Meile umfaßt, und deren drei Tempel noch von ihrer ehmaligen Herrlichkeit und ihrem hohen Alterthum zeugen. Sie waren früher unbeachtet von wildem Gebüſche überwachſen, und erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden ſie durch einen Maler gleichſam von neuen entdeckt, als ein bis dahin faſt ganz unbekanntes reiches Land der Kunſt und Geſchichte in Italien, wo ſonſt von dieſer Art nichts mehr vorhanden iſt, ſind aber ſeitdem fleißig beſucht, gezeichnet und beſchrieben, faſt zuerſt von unſerm Winkelmann. Mehre Münzen Päſtums mit einem Tempel deuten ſchon auf ſie.

Die Stadtmauer, die noch zum Theil ſteht im Vieleck, 18 Fuß dick, iſt aus großen ungleichen viereckigen Werkſtücken *), ohne Mörtel (wie alle älteſten Gebäude), ähnlich dem älteren Theile der Mauern Pompeii's; ebenſo ſind auch die vier Thore,

---

*) Winkelmann, vor ſeinen Anmerkungen über die Baukunſt der Alten, bemerkt, daß „die äußere Seite derſelben in ſechs Flächen, nach Art der Diamanten gehauen iſt." Wir haben dieß nicht gefunden, obwohl dieß Abflachen der Fugenränder, wie an mehrern neuern Palläſten in Neapel und Florenz, auch ſchon Altgriechiſch und Römiſch iſt, z. B. am Theater zu Telmeſſos, jetzo Makri in Klein-Aſien, am Tempel der Veſta und Forum des Nerva in Rom.

nach den vier Weltgegenden, verhältnißmäßig nur eng und klein, wie vermuthlich auch die Straßen, und das Pflaſter wie zu Pompeji. Das eine Thor hat noch ſeinen Bogen aus keilförmig gehauenen Steinen, und am Schlußſtein einen Delphin, der auch auf Münzen dieſer Stadt vorkömmt, und nach außen, eine Sirene mit doppeltem Fiſchſchwanz (wie Meluſina) ausgehauen: beides auf die Seeſtadt deutend. Außen am Thore ſind Überbleibſel einer Waſſerleitung, die von den Bergen kam. Von den viereckigen Thürmen der Ringmauer iſt einer noch ziemlich hoch, und mitten in der Stadt iſt das Amphitheater noch recht wohl zu erkennen. Das bedeutendſte ſind aber beiweiten die drei Tempel. Ihre ringsum laufenden Säulen ſtehen noch alle mit ihrem Gebälk und einem großen Theil des Giebels, und auch noch genug von dem Innern, um ſich das Ganze und überhaupt dieſe Bauart deutlich vorzuſtellen. Es ſind zugleich die (nächſt dem Pantheon) am beſten erhaltenen, und älteſten Denkmale der Baukunſt, ſo ich noch geſehen habe. Sie beweiſen die unzerſtörbare Feſtigkeit dieſer uralten Bauart. Ihr ſchwerer Styl erinnert noch an den Ägyptiſchen, ja weiter an den Indiſchen, und iſt der älteſte Griechiſche, wie er in den Tempeln zu Athen, Ägina, Phigalia, Korinth, Nemea und Delos erſcheint, und wie ihn die Griechen nach Italien und Sizilien gebracht haben; und in Sizilien ſind die Hauptdenkmale ganz ähnlich und zum Theil auch ſo gut erhaltene, nur noch größere Tempel (wie ich am beſten aus Gärtners Zeichnungen in Rom erſehen habe), ſo daß wir in dieſer Rückſicht wohl für die Reiſe dahin entſchädigt wurden.

Alle ſind im Viereck, über nochmal ſo lang als breit; drei Stufen führen zu der einfachen Säulenreihe ringsum, welche, in der älteſten Doriſchen Art, ohne Fuß, ungefähr ſo weit aus einander ſtehen, als ſie unten breit ſind, und gegen fünfmal ſo hoch kegelförmig aufſteigen, mit ſcharf an einander ſtehenden, etwa 20 Hohlkehlen, die oben durch etliche Einſchnitte, anſtatt der ſpäteren hohen Ringe, und dicht unter dem Knaufe durch mehre eckige Leiſten verbunden werden: wie an Ägyptiſchen Tempeln (bei Denon) häufig Säulen aus runden Stäben und eckigem Papyrus wirklich zuſammen gebunden ſcheinen. Auffallender iſt noch, daß dort in Theben vollkommen ähnliche piramidiſche und gereifte Säulen ohne Fuß ſtehen; ſo wie die Doriſchen Säulen in den Felſengräbern auf Cypern mit Phönikiſcher Inſchrift, von Hammer den älteſten Phönikiſchen Bewohnern zugeeignet, und ihre Kegelgeſtalt auf das uralte koniſche Sinnbild der Cypriſchen Göttinn (wie noch die Lingamſteine in Indien haben) gedeutet werden. Die Säulen in Theben ſind ohne Knauf: dieſer iſt dagegen in Päſtum ein noch über die untere Breite der Säule vorſchweifender Wulſt, glatt und ohne die Schlangen-

Eier der ſpäteren Doriſchen Säule; darüber die ebenſo große viereckige Platte (Abacus) mit den Dreiſchlitzen (Triglyphen) und daran hangenden Tropfen, ohne Bildwerk in den Räumen dazwiſchen (Metopen), dergleichen die Tempel zu Athen haben: und darauf endlich, ohne die ſpäteren Zahnſchnitte *), der noch weiter als der Säulenknauf vortretende Kranz oder Sims (Karnies) mit verzierten Feldern über den Dreiſchlitzen; welcher Kranz auch das Dreieck des Giebels einfaßt. Innerhalb der Säulen, etwa anderthalb Säulenbreiten von ihnen, ſteht eine ebenſo länglich viereckige Mauer (die Cella), ohne Fenſter, weil das Licht bloß durch die Thür oder auch von oben kam: und dieß war der eigentliche innere Tempel mit dem Heiligthume und Bilde des Gottes. Ein die beiden Giebel verbindendes Dach von Steinplatten bedeckte das Ganze, und ruhte vermuthlich auf einem hölzernen Sparrwerk, vielleicht nicht einmal mit getäfelter Decke, wie noch in den älteſten Kirchen, z. B. S. Paolo zu Rom; und die leichtere Zerſtörung oder Verbrennung dieſes Holzwerkes machte, daß hier und an allen ähnlichen Tempeln beſonders dieſer Theil eingeſtürzt iſt, und damit

---

*) Vitruv verwirft ſie ganz an der Doriſchen Ordnung: ſie finden ſich aber ſchon am Tempel zu Cori und am Theater des Marcellus in Rom; am Grabſtein des Scipio Barbatus im Vatikan und am Tempel zu Todi zugleich mit Zierraten in den Metopen.

ein großer Theil der inneren Mauer. Man findet keine Spuren von Wölbung oder von ſo großen und langen Steinen, daß ſie die Decke bilden konnten, wie durchaus in den Ägyptiſchen Tempeln, wo deßhalb oft die Säulen und Wände noch näher an einander ſtehen. Der ſehr ſtumpfwinklige Giebel hieß Adler (Aetos) wie über dem Eingang der ganz flachen Ägyptiſchen Tempel immer das geflügelte Schlangen-Ei des Welt-Geiers (Aigypios) erſcheint, welches noch an der Joniſchen Säule vorkömmt; und die Säulenreihen hießen Flügel (Pteron). Die noch ſtehenden Giebelfelder von zwei Tempeln ſind glatte Mauern, ohne Bildwerk, das auch an den Tempeln in Sizilien fehlt, wo nur der Jupitertempel zu Girgenti dergleichen hatte, wie die Tempel zu Athen und Ägina. — Die drei Tempel Päſtums, und noch ein vierter, von dem faſt nur die Grundfläche übrig, liegen mit ihren Giebeln ziemlich in einer Reihe, wie die drei Tempel zu Selinus, und wie faſt alle Griechiſche Tempel, von Morgen nach Abend; alſo unſern Kirchen grade entgegen, obwohl beide in ſo fern wieder zuſammentreffen, als bei dem durchaus nach Innen gekehrten Dienſt und Bau der Kirchen die Hauptrichtung, der Altar, auch gegen Morgen iſt, ſo daß ſie, um alle Vorwürfe des Heidenthums zu vermeiden, zu Conſtantins Zeit auch ohne Rückſicht auf die Richtung gebaut wurden. — Die Hauptſeite der drei Tempel gegen Morgen erkennt man durch den Eingang von dorther in die beiden kleineren Tempel, und bei den zwei Eingängen des größten Tempels auf beiden Giebeln, durch das größere Vorgemach in der Zelle und den etwas größeren Raum zwiſchen ihr und den Säulen auf dieſer Morgenſeite, welcher letzte dritthalb Säulenbreiten beträgt. Bei dieſer gemeinſamen Grundform weichen die drei Gebäude doch mannigfaltig von einander ab, und gewähren ſo auch eine lehrreiche Überſicht dieſer Bauart; und man darf annehmen, daß die beſondere Geſtaltung und Eintheilung eines jeden dieſer Tempel ihre beſtimmte Bedeutung und Beziehung auf die Gottheit hat, die darinnen wohnte, wenn wir auch ietzo wenig mehr davon wiſſen, nachdem ſelbſt Vitruv über ſolche Alterthümer ſchon ſehr im Dunkeln ſcheinet.

Der kleinere Tempel, an den man zuerſt kömmt und von dem die andern beiden ziemlich fern liegen, iſt 40 Fuß breit und 95 Fuß lang, mit 6 Säulen am Giebel und 13 Säulen auf der Seite (die Eckſäulen doppelt gezählt). Die Säulen ſind unten 4 Fuß dick, und ſtehen am Giebel etwas weiter, als auf der Seite; ſie haben 20 Hohlkehlen, und oben zwiſchen den drei Leiſten des Knaufs einen ſtark eingezogenen Hals, welcher mit ſehr zierlichen Blättern, Lotos und andern Blumen, Ranken, Flechten, mannigfaltig belegt iſt: eine Abwechſelung, die ſonſt in der antiken Baukunſt nicht bekannt, obwohl noch auffallender an ganzen

Knäufen Ägyptiſcher Tempel iſt. Von den eingeſetzten Dreiſchlitzen iſt nur eine übrig, und das Geſims hat, anſtatt der Tropfen, Felder von drei in einander vertieften Vierecken, wie eine getäfelte Decke, welche auch am Giebel umlaufen; und dieſer Giebel iſt etwas ſpitziger, als an dem größeren Tempel. Die Zelle hat noch eine beſondere Vorhalle auf ſechs kleineren Säulen, von denen das erſte Paar auf einer Stufe, und die beiden andern Paare noch höher, und gleich hoch mit dem Boden der Zelle ſelber ſtehen, in welche noch zwei Stufen durch eine Pfeilerthüre führen. Dieſe ſechs Säulen, von denen nur noch Bruchſtücke ſtehen, haben unten einen Wulſt und darunter eine Platte (Plinthe), alſo einen vollſtändigen Fuß, wie die ſpätere Doriſche Säule, nur daß hier die Platte rund iſt, wie ſie Vitruv der Toskaniſchen Säule beilegt, daher man dieſe Tempel auch wohl für Althetruriſch ausgeben wollte.*) Die beiden Säulen zunächſt der Zelle ſind als Eckpfeiler mit deren Wand verbunden, und nur Halb-Säulen: auch wohl das älteſte Beiſpiel von Doriſchen, und Halb-Säulen überhaupt. — Die Zelle dieſes Tempels iſt hinten geſchloſſen, ohne innere Säulen, und hat gegen das Ende noch eine länglich viereckige, vorn offene Mauer, vermuthlich von einer Kapelle für das Bild der Gottheit. Dieſe ſoll hier Ceres geweſen ſein, und es iſt wohl glaublich, daß ſie in dieſem von ihr geſegneten Lande ein Haus hatte. — Ganz ähnlich, auch mit 6 Säulen am Giebel und 13 auf der Seite, nur etwas größer, ſind zwei Tempel zu Selinus, zwei zu Agrigent, der Minerva-Tempel zu Syrakus, der Theſeus-Tempel zu Athen, und der Ceres-Tempel zu Segeſta, dieſer nur mit einer Seiten-Säule mehr.

---

*) Nach Münters Reiſe in Sizilien ſollen auch zwei Tempel zu Selinus Plinthen haben, was ich ſonſt aber nicht finde.

Der größere Tempel Päſtums iſt dem kleineren auch ſehr ähnlich, hat am Giebel auch 6 Säulen, aber 14 auf der Seite (wie der zu Segeſta), und iſt 182 Fuß lang und 72 breit. Die Säulen ſind über 6 Fuß breit und ſtehen über 7 Fuß aus einander, gegen die Ecken hin immer etwas enger, der Feſtigkeit wegen. Sie haben 24 Hohlkehlen, oben drei eingeſchnittene Ringe, keinen ausgekehlten Hals, und vier Leiſten dicht unter dem Wulſte. Die Dreiſchlitze haben anſtatt der piramidiſchen Tropfen, kegelförmige, und am Geſims ſind unterhalb runde Löcher in die Tropfenfelder gebohrt. Die Zelle, in welche auch drei Stufen führen, hat vorn und hinten eine Vorhalle mit zwei Säulen auf der erſten Stufe am Eingange, die aber deßhalb nicht kleiner ſind, ſondern mit den ihnen entſprechenden graden Pfeilern das Gebälke der Zelle über das der äußeren Säulen erheben, und durch Verkürzung des erſten beide wieder ausgleichen. Der weite Raum zwiſchen den beiden inneren Pfeilerthüren der

Zelle iſt in der Länge getheilt durch zwei Reihen von ſieben kleineren Säulen, die nur 4½ Fuß breit ſind, 20 Hohlkehlen und keine Einſchnitte haben, und auf deren bloßem Gebälke, ohne Fries, eben ſo viel ähnliche, aber noch viel kleinere Säulen, nur mit 16 Hohlkehlen, zur Hälfte noch ſtehen, mit einfachem Gebälke, und die Decke der Seitenhallen trugen. Dieſer Tempel vereinigte alſo gewiſſermaßen mit der gewöhnlicheren antiken Form, die der Baſilika und der nach innen gekehrten Säulenhallen unſerer Kirchen, welche aber ſchon in den Ägyptiſchen Tempeln vorherrſchen, von denen viele (bei Denon) zugleich auch eine ſechsſäulige Vorhalle haben, und deren innere Säulenhöfe ſich daher auch am Iſis- und Serapis-Tempel in Pompeji und Puzzuoli finden. Der innere Tempel beſtand ſo aus drei Schiffen: denn dieſe Benennung für Gotteshäuſer, die auch wohl Inſeln hießen, iſt ebenfalls eine uralte (Naos), und bezieht ſich wohl auf das durch alle Mythen fahrende Welt- und Zeit-Schiff der Schöpfung, welches zum Gotteshaus wurde, wie die Arche Noahs auf Ararat, und eine neue Bedeutung erhielt durch die Nachfolger Petri des Fiſchers, der auf dem Waſſer ging. — Aber das Mittelſchiff dieſes Tempels, das über nochmal ſo breit iſt, als die Seitenſchiffe, war oben nicht bedeckt, ſondern offen: wie Vitruv ausdrücklich dieſe Tempel-Art angibt, welche nur für die großen Götter beſtimmt ſcheint. Ganz ähnlich wird der Tempel des Panhelleniſchen Jupiter auf Ägina beſchrieben, auch mit 6 Giebel-Säulen; deßgleichen der Jupiter-Tempel zu Selinus und das Parthenon mit 8, und der Jupiter-Tempel zu Athen mit 10 Giebelſäulen, die Vitruv fordert. Der Tempel hier zu Päſtum wird, wohl nicht mit Unrecht, dem Neptun beigelegt.

Endlich der dritte Tempel, nahe bei dem vorigen, hat am meiſten gelitten, da ihm beide Giebel, Fries und Geſims fehlen, und iſt der abweichendſte. Er hat am Giebel 9 und auf der Seite 18 Säulen, mit 162 Fuß Länge und 71 Fuß Breite. Die Säulen, gegen 5 Fuß dick, ſtehen am Giebel etwas enger, auf der Seite etwas weiter, und haben 20 Hohlkehlen, ihre kegelige Zuſpitzung iſt aber keine gerade, ſondern eine Bogenlinie, ſo daß ſie ein keulenförmiges, gleichſam herkuliſches Anſehen haben: das einzige ſo alte Beiſpiel dieſer Art. Doch iſt es keine eigentliche Ausbauchung, wie ſpäterhin die Säulen entſtellte und den Übergang zu den gewundenen Säulen machte, denn jene ſanfte Bogenlinie ſchweift nicht über die Grundfläche der Säule hinaus. Oben hat die Säule keine Einſchnitte, dagegen unter den drei Leiſten des Knaufs einen mannigfaltig verzierten Hals, ganz wie der erſte Tempel. Von den Zierraten des Frieſes iſt an deſſen Bruchſtücken nichts mehr zu ſehen. Grade hinter den drei Mittelſäulen, in einer Reihe mit der dritten Seiten-Säule, ſtehen auf einer Stufe drei Säulen zwiſchen zwei entſprechenden Eckpfeilern; hinter den Mittelſäulen ſtehen dann drei Säulen der Länge nach hinter einander, aber ſo weit ab, als wenn eine dazwiſchen fehlte, und ſo, daß ſie zwiſchen die fünfte und ſechſte Seitenſäule u. ſ. w. treffen. Von mehr Säulen iſt durchaus keine Spur; die Fortſetzung der Mauern an den Thürpfeilern iſt zu unbedeutend für eine ſo große Zelle, der Boden iſt etwas abhängig nach den Seiten und war mit Moſaik bedeckt: dieß alles hat bewogen, dieſes Gebäude eine Baſilika zu nennen. Eher paßte jedoch ſolcher Name für die inneren offenen Säulenhallen des vorigen Tempels; und Vitruv beſchreibt eine ähnliche Tempel-Art, die Hermogenes erfunden, wo die Zelle nur 4 der 8 Giebelſäulen einnahm, wie hier 5 von 9, ſo daß mehr Raum auf den Seiten blieb; und 9 Giebelſäulen, aber doppelte Säulenreihe umher, hatte der Tempel zu Epheſus. Auch iſt noch zu Ägina ein ſolcher Tempel, der fünf Giebelſäulen hat, und hinter der mittleren Eine Säulenreihe. Denon zeigt mehre Ägyptiſche Tempel mit ungerader Säulenzahl der Vorhalle, und Norden fand bei Komombo in Ober-Ägypten zwei Tempel mit einer mittleren Säulenreihe. Hier bei dem Tempel in Päſtum diente dieſe Säulenreihe wohl auch zur Stütze des Dachſtuhls. Immer bleibt die eigentliche und völlige Beſtimmung dieſes Gebäudes noch räthſelhaft: es hat ganz das Anſehen, als habe es auch zu feierlichen Volksverſammlungen gedient. —

Die Säulen innerhalb ſind eben ſo groß, wie die äußeren, und die Thür-Pfeiler vorn neben ihnen haben ebenfalls piramidiſche Geſtalt, und geben ſo ein ſehr anſchauliches Abbild der Vorhalle Ägyptiſcher Tempel mit ihren Säulen und feſten Seitenwänden. Vermuthlich waren die nicht mehr ſichtbaren Thüren ſelber an dieſen Tempeln auch piramidiſch, oben enger, wie nicht nur an andern Altdoriſchen, ſondern überhaupt an den älteſten Griechiſchen und kyklopiſch genannten Gebäuden, *) und überall an den Tempeln und Piramiden in Ägypten, welche durchaus nach dieſer feſten und bedeutſamen Urform gebaut ſind.

Sie iſt die wahre Grund-Form, wodurch alle dieſe Werke durch Jahrtauſende zu uns herüber ragen, und ihre geraden Linien noch gegenwärtig nicht um ein Haar breit abweichen. Sie ging hervor aus jenem ernſten tiefen Geiſte, der das ewige Reich des Todes feſt auf Erden begründen wollte. Er haute ganze Gebirge zu unter- und überirdiſchen Todten- und Götter-Häuſern und Bildern aus, oder baute ſie zu Bergen und Piramiden empor, und ein verſteintes Volk verdrängte faſt die Lebenden: die ungeheuerſten Werke ganzer Völker, wie Überbleibſel einer untergegangenen Rieſenwelt, von einer trüben und ſchwermüthigen Erhabenheit. Bei den Griechen nahm dieſes, wie alles, zwar heitere, lebensleichte und -luſtige Geſtalt an, und ihre Todten, keine Mumien mehr, und ihre Götter, nicht mehr in Mumien- und andrer Mißgeſtalt, ſondern mit Dädalus ſchreitend und fliegend, wohnten auch nicht mehr in ganzen Todten- und Tempel-Städten. Dennoch, wie mit dem Chriſtenthum, Glaube, Liebe und Hoffnung ihnen fremd waren, und das ewige irrdiſche Leben ihrer Götter, dem ſelber doch ein höheres Verhängniß und eine dunkle Weiſſagung den Untergang drohte, auch den Heroen im Tode nicht zu Theil werden konnte: ſo ſind die lebens- und geheimnißvollen Vorſtellungen auf ihren Aſchenkrügen und Steinſärgen nur um ſo wehmüthiger. Ihre heiligſten und wirklich verehrten Götterbilder, mit Farbe, Gewand und Schmuck, waren ſchauerliche Larven und Lebenslügner, wie die bemalten Mumien und aufgeputzten Heiligengebeine, wie die Madonnen- und Chriſt-Puppen; und ihre herrlichſten und lebendigſten reinen Marmorbilder erſcheinen wie feſte Urbilder oder wie Abgeſchiedene aus dem ewigen Reiche der Formen; ſelbſt ihren Gemälden (ſo viel davon übrig) fehlt das verklärte Auge. Und ſo auch ihre Baukunſt und Tempel: ſie iſt noch in jener Form der Urwelt, feſt auf Erden gegründet, ſteigt aber nicht mehr zu jenem Ungeheuren, weil ihre einfachen und feſt ausgebildeten Verhältniſſe, der Aufthürmung, als bloßer lung, widerſtreben, und die übergroße Ausdehnung des Maßes verhindern oder doch kleiner erſcheinen laſſen: wie ich ſchon bei der Peterskirche in Rom bemerkt habe. Die Säulen dieſer Peterskirche, an welcher ganz Europa Jahrhunderte lang baute, ſind die größten der neuen Welt, 9 Fuß dick. Doch bauten kleine Griechiſche Freiſtaaten in kurzer Zeit noch größere: am Jupiter-Tempel zu Selinus ſind ſie 10 Fuß, und an dem zu Agrigentum 12 Fuß, während die größten Säulen am größten Tempel Ägyptens, zu Theben bei Karnak, nur 11 Fuß haben. Mit Recht heißt derſelbe noch jetzo der Rieſen-Pallaſt, und das Wappen der Stadt ſind noch drei Rieſen, die einen Thurm tragen: an ſeinen Giebeln war die Zerſtörung von Troia und vorn die Schlacht der Giganten gebildet, vielleicht jener, welche die Berge in den Himmel thürmten, und beides bedeutſam für den Bau und den Sturz des Rieſentempels ſelber: es fehlte noch das Dach, als Hannibal die Stadt eroberte; ſo ward er nie fertig und verfiel ſeitdem. Er war im Maße ſeiner Theile (die einzelen alten Denkſäulen ausgenommen) das größte Gebäude in der Welt, wie nur noch einzele Säulenſtücke bekunden. Aber ſeine Bauart beſchreibt auch Diodor als etwas Neues und Eigenes, daß er nämlich nur runde Halbſäulen hatte, welche hinten als eckige Pfeiler mit der vortretenden Mauer der Zelle verbunden waren: ohne Zweifel zur nöthigen Haltbarkeit des koloſſalen Baus, an dem auch die Säulen nicht aus ganzen Blöcken, ſondern aus mehren ungleichen Stücken aufgemauert waren, ſo daß ſeine Trümmer ſo undeutlich ſind. Offenbar ſind die übrigen freiſäuligen Tempel dort, wie hier in Päſtum, älter; und die Halbſäule, die hier nur im Innern des kleinen und wohl jüngſten Tempels vorkömmt, dann auch am Theater des Marcellus und Koloſſeum in Rom, iſt eine ſpätere Entartung, die Vitruv auch an Tempeln als eine falſche, mit ſcheinbarem Säulenumgange, bezeichnet, und die im Alterthume beſonders nur an ſo großen Gebäuden erſchien, wie jener Tempel und das Koloſſeum. Freilich erwartete man auch dort eher Pfeiler, weil die freie Säule wohl die in ſich abgeſchloſſene runde Geſtalt hat, wie der Baum, ihre Verbindung mit der flachen Wand aber auch die eckige und feſter ſtützende Pfeiler-Geſtalt fodert, wie dieſe ſonſt durchaus den Säulen gegenüber an den Wänden ſteht. *)

---

*) Z. B. die Stadtthore zu Mykene, Segni und Arpinum; das Grabmal Agamemnons zu Mykene, das Schatzhaus des Minyas zu Orchomenos; die Thüren am Tempel des Phalaris zu Agrigentum und an dem ſpäteren Doriſchen Tempel zu Cora.

So muß die antike Baukunſt bei ſolchen für ſie zu großen Werken über ihre Eigenthümlichkeit hinausgehen: denn auch ſie ruhet einfach und ſchwer auf dem Boden, alles liegt wagerecht und ſicher über einan-

---

*) In Rom ſind aber noch die Joniſchen Halbſäulen an dem ſpäteren Tempel der Fortuna Virilis, jetzo S. Maria Egiziaca, ſo eingebaut: auch am Tempel zu Nismes.

der und drückt ſenkrecht nach der Tiefe, dem Mittelpunkt der Erde; die Verhältniſſe ihrer Theile ſind genau beſtimmt, und einförmig wiederholt ſie ihre wenigen Grundformen. Selbſt ihre Gewölbe und endlichen Kuppeln, die ein ähnlicher ſpäterer Übergang ſind, beziehen ſich in ihren Kreisbögen auf den Mittelpunkt in der Tiefe. — Dagegen nun die Gothiſche, Chriſtliche Baukunſt gleichſam den dort erſtarrten und verſteinten Baum des Paradieſes wieder erlöſet und belebt: ſie wächſt aus ſich ſelber in den Himmel empor, nicht um ihn zu ſtürmen, oder ihn für ſich allein zu bauen, ſondern, ein Werk der Demuth und Andacht, zu Gottes Ehre und für alle, wurzelt ſie darin mit ihren Zweigen, Blättern und Blüten-Krone und blühet im Boden; die Säulen ſind zu mannigfaltigen Stämmen verwachſen, oder aus ihnen hervorgetrieben; ihre Verhältniſſe und Verbindungen über und neben einander ſind unendlich; das Gebälk erhebt ſich, und Bögen ſteigen mit vielen Zweigen unmittelbar aus ihnen empor und durchſchlingen und kreuzen ſich vielfältig, beugen ſich hin und zurück und entknoſpen ſich ohn' Ende; überall iſt es durchſichtig und licht; alles ſtrebt zum Thurme hin, zur Spitze empor, und der leichte luftige Gipfel ſchwebt hoch im Himmelsblau: kurz, das Ganze iſt wie ein Zauber, wie eine Erſcheinung aus einer überirrdiſchen Welt: wie die wundervolle Kirche des **Grals** in einer Nacht von Gotteshand auf Montſalvaz entworfen ſtand, und ebenſo nach Indien entrückt wurde. Es iſt das Freieſte, Erhabenſte, ja Ungeheuerſte in der Erſcheinung, wenn auch geringer in Maſſe und einzelem Maße, als manche Werke der alten Welt; aber dabei das Feinſte, Spielendſte und Anmuthigſte, aus unendlichen kleinen Theilen, Pfeilern, Bögen, Spitzen und Zierraten ſinn- und liebevoll zuſammengeflochten. Freilich ſteht dieſes Gothiſche Gotteshaus auch auf Erden, die Bögen ſeiner Spitzgewölbe drücken zugleich nach der Seite, wie in die Höhe, und es muß den ſchweren Stein durch unzählige Gegenſtreben, ja durch eiſerne Bolzen und Klammern emporhalten: ohne dieſe würde alles nach allen Seiten auseinander fahren; und mit Recht hat Goethe, vom antiken Standorte her, dieſen Bau eine Steinquälerei genannt. Aber, jene Strebe-Pfeiler und Bögen gehören eben zur Zierde dieſes Baues; und der verworfene Bauſtein ſoll zwar gemartert werden, aber dafür deſto herrlicher aufblühen; er ſoll wie ein flüſſiger, gleichſam Chriſtlicher Kriſtall, empor getrieben zum lebendigen Springbrunnen mit tauſend Strahlen ſtäts ſich geſtalten und in ſich zerfließen; wie feuriges Erz verſchmelzen und im Silberblick aufgehen; wie der volle harmoniſche Geſang der Gemeinde ſammt den tauſend ehernen Kehlen der Orgel und Glocken, zum Preis des Höchſten, emporſteigen. Nicht minder feſt iſt dabei dieſer Gothiſche Bau, zum Theil wirklich in Erz und Eiſen gegoſſen; aber auch in Stein: und wenn jene Rieſentempel Siziliens, von den Giganten unter ihnen erſchüttert, zuſammen ſtürzten, ſo wiegten die Gothiſchen Thürme, die höchſten Gipfel der Menſchenwelt, *) ſich beim Erdbeben leicht in der Luft, wie beim Schwunge ihrer Glocken, welche von ſelber anfingen zu läuten und die große Stunde der Zeit ſchlugen, aber noch nicht ihre eigene. Die meiſten von dieſen Thürmen ſind zwar nicht fertig geworden: aber daß ſie nicht über die menſchliche Kraft hinaus gingen, beweiſen die wirklich daſtehenden, von kleinen frommen, über das Menſchenleben hinaus begeiſterten Stadtgemeinden, ohne Königsfrohnen und Prieſterzwang, erbauten Thürme, die zum Theil noch kühner und künſtlicher ſind, als die nur im Entwurfe vollendeten; und ſo können und dürfen

---

*) Die Piramide des Cheops hat, nach Grobert, mit der Grundlage, 448 Pariſer Fuß: die des Chephrenes 398, nach Belzoni, 437⅗ Wiener Schuh. Die Mailänder Kuppel iſt 335, die Florenzer gegen 400, St. Peter endlich, nach Dumont, 410 Pariſer Fuß hoch: die Kuppel zu Vortegna ſollte gegen 500 haben. Der Freiburger Thurm hat, nach Moller, 408 Fuß; der Wiener, nach Ogeſſer, 444 Wiener Schuh; und der Straßburger, nach Silbermann, 490¼ Straßburger, oder 446¼ Franzöſiſche Schuh, und ſollte nach Erwins Entwurf 591 haben. Gegen 500 Schuh ſollten auch der Ulmer und die Kölner Thürme hoch werden. Der Tempel zu Agrigent hatte nur 120, das Mauſoleum 140 Griech. Fuß; die Sophienkirche 150 Franzöſiſche.

uns dieſe, nicht phantaſtiſchen, ſondern auf die tiefſten Berechnungen gegründeten Entwürfe und Zeichnungen, von der großen Meiſter eigenen Händen, die in unſern Tagen ſo bedeutſam wieder ans Licht gekommen, ſchon für die ausgeführten Werke ſelber gelten; noch mehr, als etwa die Handſchrift einer großen Kirchenmuſik, welche noch nie aufgeführt worden.

Ferner, wenn die Tempel der alten Welt in ihrer Anlage, Anhäufung und Verbindung auch größere Maſſen bildeten, als unſere Kirchen, ſo haben ſie doch auch im Innern und in der Breite, nirgend ſo hohe und weite Räume und Hallen, als unſere hochgewölbten Kirchen mit ihren heiligen Säulenwäldern: jene waren nur für den Gott und den, der ihn vorſtellte, den Preiſter, dieſe dagegen für die Gemeinde. Und ſo ſind auch die Tempel Päſtums eben nicht hoch und groß, wie die angegebenen Säulenmaße zeigen, zumal nicht im Innern: die Opfer geſchahen meiſt draußen, und das Volk ſaß umher auf den Stufen der Tempel, welche ſo hoch ſind, wie die Sitze in den Theatern, ſo daß man ſie mühſam überſchreitet: kleinere Mittelſtufen, von denen noch Spuren, lagen wohl dazwiſchen, wie noch am Eingange des Concordia-Tempels zu Agrigent. Dennoch erſcheinen dieſe Tempel weit größer und höher, als alle alte Trümmer und neue Bauwerke antiker Art in Rom und ſonſt in Italien, ſelbſt als das Pantheon und die Peterskirche, eben weil ſie einfacher und großartiger ſind: hier zeigt es ſich recht, daß die Erhabenheit dieſer Bauart in ihren inneren Verhältniſſen liegt. Das Ganze, in ſeiner Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit, ſchließt gleichſam noch die ſpäter, ſchärfer und kälter geſonderten antiken Bauformen, wie die Knoſpe, in ſich, und hat in der That noch mehr das Pflanzenartige, die Weichheit und Gefühlstiefe, wodurch die Indiſche und Ägyptiſche Baukunſt, wie Mythe, der Gothiſch-Chriſtlichen näher verwandt iſt, als die antike. Namentlich iſt hier das Abweichende von der ſpäter feſtgeſetzten ſchlankeren Doriſchen Säulenordnung im großen alterthümlichen Styl. Die einfachen, ſtark vorſpringenden Glieder, beſonders der weit über die vorragende piramidiſche Säule, und das Gebälke tragende Knauf und Sims, die ſtarke Oberſchwelle oder das geſammte Gebälke, das faſt dreimal ſo hoch iſt, als der gemeinſame Fuß der Säulen oder die Unterſchwelle, geben dieſen Tempeln ein hohes und gewaltiges Anſehen; und zu dieſer einfachen Hoheit ſtehen gerade die kleinen Zierraten, die Hohlkehlen, Dreiſchlitze, Tropfen, und ſelbſt das feine Bildwerk der Säulenhälſe überaus wohl, und verbreiten eine heitere Pracht darüber. Dazu wirkt auch die Steinart dieſer Gebäude mit: ſie iſt ein rothgelber löcheriger harter Kalkſinter aus den nahen Bergen, der auch von den ſchwefeligen Bächen umher gebildet wird; daher die Sage, daß der Stein noch ganz weich geweſen, als er in ſo ſcharfen Formen ausgeſchnitten worden; und wahrſcheinlich iſt, daß ſelbſt die Hohlkehlen erſt gemacht wurden, als die Säulen ſchon ſtanden, weil an den Tempeln zu Selinus viele Säulen noch daohne ſtehen, neben andern fertigen: wie die unfertigen Knäufe und Bildwerke an mehren Ägyptiſchen Tempeln. Im Schein der Sonne haben daher dieſe Tempel auf dem grünen Grunde einen herrlichen goldigen Glanz. Und doch iſt faſt nicht zu zweifeln, daß ſie noch mit glänzenden Farben, beſonders roth und blau, bemalt geweſen. An den Tempeln in Sizilien hat Gärtner davon noch Spuren gefunden, wie Fauvel zu Athen; der Jupiter-Tempel auf Ägina war, ſammt den Bildſäulen daran, himmelblau und roth, und ſogar viele Zierraten bloß gemalt, wie an Ägyptiſchen Tempeln; auch wiſſen wir durch Pauſanias und Plinius von Bemalung andrer Gebäude und Bildſäulen. Hienach iſt die bisherige Lehre von den reinen Formen der Griechiſchen Plaſtik und Baukunſt bedeutend einzuſchränken; und obwohl dieſe reine Form, in welche der Stoff gänzlich aufgeht und verſchwindet, wie im Kriſtall, allerdings das Ende der Griechiſchen Kunſt war, ſo beruhet ſie doch auf jener älteren bunten, aus Holz, Erz, Stein und Bein zuſammengeſetzten Bildkunſt, welche der wirkliche Kultus behielt, und ging in der bedeutſamen Sage von Pygmalion wieder durch die Liebe über die Kunſt hinaus ins Leben zurück.

In der Nähe der beiden groſſen Tempel ſind noch die Grundmauern eines kleineren Tempels, der auf einer Seite ein Halbrand, und nur gegen Morgen eine Säulenhalle hatte. Nach den wenigen Überbleibſeln waren die Säulen mit Hohlkehlen, die aber nicht ſcharf an einander ſtehen, ihr Knauf mit breitem Laubwerk, und vier Muſchelwindungen, und der Fries mit Dreiſchlitzen und in den Zwiſchentiefen (Metopen) mit erhobenem Bildwerke von Pferden und Männern geziert. Alles zeigte die Korinthiſche Ordnung, aber roh, und wie es ſcheint, noch vor ihrer völligen Ausbildung. Die Anfänge derſelben zeigen ſich ſchon an den Gebäuden zu Theben und Perſepolis, und der Griechiſche Bildhauer Skopas baute, faſt gleichzeitig mit dem Rieſentempel Agrigents, den Diana-Tempel zu Tegea, innerhalb mit Korinthiſcher Ordnung über der Doriſchen, und am Apollo-Tempel zu Milet ſind aus derſelben Zeit noch nicht völlig ausgebildete Korinthiſche Halbſäulen. Lieblich iſt die Sage von Erfindung des Korinthiſchen Knaufs, welcher dem ſinnigen Bildner Kallimachos an dem mit Akanthus umwachſenen Korbe auf dem Grabe einer ſchönen Jungfrau erſchien: wie ähnliche Korbträgerinnen auch wohl als Säulen dienten. Noch jetzo werden um Rom, wo der Akanthus wild wächſt, wohl die hölzernen Stiele der Häuſer oben mit ſolchen ſchönen Blättern geſchmückt. — Einen Anſatz zu dieſem Korinthiſchen Knauf könnte man auch ſchon in den blätterig verzierten Säulenhälſen hier zu Päſtum finden, die zunächſt an die Joniſchen Säulen übergingen. —

Wir beſchauten alles mit ſtiller ernſter Freude, als Etwas, das eine große aber dunkle Ahnung höchſt überraſchend erfüllt, auf der Stelle tief einleuchtet, und rückwärts und vorwärts befreundete und friedliche Geſtalten und Betrachtungen aufregt und herbeiruft, um es recht zu ergründen und zu verſtehen. Auch hier, bei dieſem Höchſten in ſeiner Art, konnte ich der Vergleichung mit dem Höchſten ganz entgegengeſetzter Art, mit unſerer Altdeutſchen Chriſtlichen Baukunſt, nicht entgehen, und hier in Päſtum, däucht mich, habe ich dieſe erſt recht verſtanden. —

Nachdem wir zwiſchen den Trümmern auch wirklich noch Roſengebüſche, nur auch verwilderte, und Veilchen gefunden, ſetzten wir uns in den mittleren und größten Tempel, welcher von der einſt blühenden Seeſtadt dem Waſſergotte geweiht war, tranken aber zu dem mitgebrachten kalten Mittagbrote guten Wein, und zuerſt, dem Vaterlande zugewandt, die Geſundheit unſerer lieben daheim Gebliebenen, und feierten ſo freudig das Feſt unſerer Rückkehr; denn hier hatten wir den äußerſten ſüdlichen Ort und die Sonnenwende unſerer Reiſe erreicht, und nun ging es wieder der Heimat zu.

Wir rollten auch bald auf demſelben Wege zurück. In einem kleinen Eichenwalde (dem erſten ſeit

Bolſena) ſahen wir einen alten Holzhauer, der ſchon am Morgen dort lag, noch todt liegen. Der Weg war vor einiger Zeit ſehr unſicher geweſen, und darum waren an mehren Orten Soldaten aufgeſtellt. Schauerlich war der Anblick eines Bettlers, der ſich mitten auf die Landſtraße hingelegt hatte, als ob er dort ſein Ende erwartete; eine Heerde Schweine, die uns bald darauf begegnete, iſt vielleicht über ihn weggegangen. — Zuletzt ermüdete doch eins von unſeren Pferden, und mußte zurückbleiben; ſonſt kamen wir ohne Unfall am heitern Abend von dieſer über 12 Meilen langen Fahrt heim, und ließen uns im guten Gaſthofe wohlſein.

Der folgende Sonntagsmorgen war trüb und nebelig, doch mit ſchönen Sonnenblicken. Wir nahmen wieder einen Wagen, und fuhren auf der ſchönen Straße durch das ſtattliche Vietri in das herrliche Mühlthal (Molina) dahinter, welches von den anmuthigſten Bergen umgeben iſt, die mit Landhäuſern, Thürmen, ſchönen Feldern und Reben Terraſſen bedeckt ſind, und auf deren Gipfel meiſt ein Kirchlein oder Kapelle prangt. Eine tiefe Felsſchlucht verbindet eine leichte Waſſerleitung, wie eine Brücke. Von Cava wanderten wir eine Stunde aufwärts in ein höheres Seitenthal, wo einſam und eng zwiſchen den Bergen ein kleineres Städtchen Corpo di Cava und das Kloſter S. Trinita di Cava liegt.

Dieſes ſtammt ſchon aus der Longobardiſchen Zeit, und wurde, laut ſeiner alten Kronik, im Jahr 1082 mit Gemälden und Moſaik, und mit muſiviſchem Fußboden auf Griechiſche Art geziert. Es iſt aber in neuer Zeit ganz Jeſuitiſch umgebaut, ſo daß man von dem alten Baue nur hie und da einige Spuren ſieht; dergleichen die Löwen, die ſonſt Säulen trugen, an einer Thür, über welcher auch ein feines erhobenes Bildwerk ſteht. In der Vorhalle der Kirche iſt das Grabmal der Sibilla, Rogers Gemahlinn, ein antiker Steinſarg mit ſpäterer Moſaik geſchmückt. In der Kirche ſelber iſt ein Marmorkreuz von 1092, ein Denkmal des Pabſtes Urban 2; und eine umgeſtürzte Mitra bezeichnet den Grabſtein des Gegenpabſtes Bourdin, der Heinrich 5 zum drittenmal krönte, 1118; ſchon früher, um 1100, ſtarb hier ein Gegenpabſt Theodorich in der Verbannung. In den Zimmern des Abtes hangen mehre gute Gemälde: von Andrea von Salerno, zwei Altartafeln, die Verkündigung und Taufe, mit Johannes, Paulus und zwei Heiligen; St. Gregor und mehre andere Heilige. Von Perugino, eine Anbetung des Kindes, worauf ſein und Raphaels Bildniß. Einige zarte Köpfe von Reni und Dolce. — Wir wurden freundlich aufgenommen, und der wohl unterrichtete und lebhafte Bibliothekar zeigte uns willig alle Schätze der Bibliothek, und das beſonders aus der Longobardiſchen Zeit, ſehr reiche und wichtige Archiv, welches in dieſem Winkel ſich unzerſtreut erhalten hat. Es iſt in beſter Ordnung, und auch fleißig benutzt, zum Theil von den gelehrten Geiſtlichen des Kloſters ſelber, deren Fleiß ſich auch in einer ſtätigen Reihe trefflicher alter Handſchriften darſtellt. Die Urkunden beginnen mit dem Longobarden König Grimoald, im 7ten Jahrhundert; dann folgen auch viele Normänniſche, unter denen einer, von 1129, anſtatt des Siegels ein Stückchen von einer Rebe angeheftet war, vermuthlich zugleich die Übergabe eines Weinberges anzudeuten: eine ſinnbildliche Handlung, die im Mittelalter unter ſo vielfacher Geſtalt vorkömmt. Eine Urkunde von 1257 haben die Kloſtergeiſtlichen, theils in Longobardiſcher, theils in der früheren und ſpäteren Römiſchen Schrift unterzeichnet. Daß die Longobardiſche Schrift länger, als bisher angenommen, und bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts, in Gebrauch war, zeigen hier auch mehre Handſchriften in derſelben: eine Lateiniſche Geſchichte der Äbte von Cava, mit dem Kalender von 1280, und bis nach 1296; das Buch von den ſieben Siegeln, d. i. Lateiniſche Erklärung dunkler Stellen der heiligen Schrift, von Benedikt von Bari, 1213, mit Gemälden; und Beda's Buch von der Zeitrechnung, mit einer Epaktenberechnung für 904 und Oſtertafeln bis 1318, (von verſchiedenen Händen, bis 1123 in Longobardiſcher

Schrift, welche dann mit Römiſcher abwechſelt und erſt 1315 ganz verſchwindet. Weiter iſt hier die älteſte der drei bekannten Handſchriften der **Longobardiſchen** Geſetze, noch unbenutzt, von 1031, im rohſten Longobardiſirten Latein, mit ebenſo rohen Bildern der Könige und Anfangsbuchſtaben, die aus allerlei Thierfratzen verſchlungen ſind. In der Mitte iſt ein kleines Longobardiſches Wörterbuch. Auf die Longobardiſchen Geſetze folgen noch die Capitulare Karls des Großen und ſeiner Nachfolger bis Lothar. Ein ſeltſames Stück iſt dazwiſchen ein erdichteter Brief des Griechiſchen Kaiſers, welcher Karln d. Gr. ſeinen Patrizier nennt und ihm reiche Geſchenke verheißt. Karl, in der Antwort, bedankt ſich für die Verſprechungen, verbittet ſich aber den Titel Conſul, und verſchmäht die Einladung. — Eine **Lateiniſche Bibel**, zwar ſehr fein geſchrieben, aber noch ohne Abtheilung der Wörter, um 800, ſtimmt auch häufig noch mit der älteren Überſetzung, der Itala. — Die **Etymologien** des S. **Iſidorus** von Sevilla, ſind nach den Oſtertafeln dabei, 871 geſchrieben; und das **Gloſſar** des **Papias** *), eigentlich nur ein Auszug aus Iſidor, erwähnt jener dritten Krönung Heinrichs 5, 1118. Lateiniſche **Homilien** und

---

*) Vermuthlich aus Papia, Lat Pavia, welches er von dem alten Verwunderungs-Ausruf papae herleitet.

Hymnen des 12ten Jahrhunderts haben ſchon unſere gegenwärtigen Muſiknoten, die erſt dem Pariſer Jean de Meurs, um 1330, beigelegt werden, aber noch ohne die 4 Linien, welche dagegen ſchon Guido von Arezzo, mit ſeiner bekannten Veränderung der früheren Notenbuchſtaben in eigene Muſikzeichen, erfunden haben ſoll. — Der Handſchriften ſind etwa nur ſechzig, und der Bücher auch nicht ſehr viele, aber auch treffliche alte: zuförderſt 160 Bände der erſten Drucke, bis 1500, zum Theil aus Deutſchland, zum Theil Italiſche, aber meiſt auch von Deutſchen, welche dieſe zauberiſche ſchwarze Kunſt eben ſo ſchnell über Italien verbreiteten, als gleichzeitig die Ölmalerei, und die Miniaturen der Handſchriften bald durch den Holzſchnitt und Kupferſtich erſetzten. Daneben ſtehen über 400 Bände mit ſ. g. Gothiſcher Schrift gedruckt, welche hier der Römiſchen, worin die erſten Bücher nach alten Vor-Longobardiſchen Handſchriften der Klaſſiker gedruckt ſind, um 1600 wieder weichen mußte. Daſſelbe geſchah früher, ſchon 1474, in Frankreich und ſpäter in England: dagegen wir Deutſchen, wie die meiſten unvermiſchten Germanen, auch im Drucke die Schrift unſerer ſchönſten Zeit noch immer behalten haben, und dabei verbleiben wollen. Wie ſie auch auf der Lateiniſchen Schrift gebaut ſei, in dieſer Geſtalt iſt ſie unſer altes Eigenthum; und in ihrer ſchönſten Ausbildung, wie ſie noch in den Niederländiſchen Bibeln, Erbauungs- und Volksbüchern erſcheint, wäre ſie erſt recht Gothiſch zu nennen: da entſpricht ſie vollkommen den Zierraten unſerer alten Baukunſt, die in Wälſchland auch wieder der antiken weichen mußte, bei uns daheim aber wenigſtens noch in heiligen und öffentlichen Gebäuden ſtehen geblieben iſt, und ſich hoffentlich auch wieder daran erneuen wird. — Die vorzüglichſten Handſchriften und Drucke zu Cava ſind in einem Franzöſiſchen Briefe eines Ungenannten M. ſehr genau und gründlich beſchrieben; es ſind aber ſo wenig Abdrücke davon gemacht, daß er einer Handſchrift gleich zu achten: ich bekam von dem gefälligen Bibliothekar einen Abdruck, worin der Verfaſſer die eigenthümlichen alten Schriftzüge, die im Drucke fehlen, nachgezeichnet hat.

Gegen Mittag gingen wir in die größere Stadt Cava zurück, kauften etwas Feigen und Roſinen, die hier ganz friſch und vortreflich ſind, ſetzten uns damit in zwei kleine zweirädrige Wägen, weil kein großer zu haben war, und rollten weiter zwiſchen den ſchönen Bergen dahin. Bei dem Städtchen Nocera de' Pagani, wo Karl von Anjou die Gattinn und zwei Söhne König Manfreds im Gefängniß verſchmachten ließ, war eine merkwürdige Kirche zu ſehen, eine der älteſten der ganzen Gegend, wir fuhren aber unbemerkt daran vorüber. Nach Abbildungen, die ich ſeitdem davon geſehen habe, iſt es ein rundes Gebäude, das innerhalb auf verbundenen Säulenpaaren ruht, alſo dem ſ. g. Bacchus-Tempel bei S. Agneſe außerhalb Rom ſehr ähnlich, und vermuthlich auch aus Konſtantins Zeit. *) In der Mitte iſt ein achteckiges Taufbecken, mit Stufen nach der Tiefe hinab, und kleinen antiken Säulen aus köſtlichen Steinarten umher, die aber durch kein Gebälk und Überbau verbunden ſind, wie die um das ebenfalls achteckige Taufbecken Konſtantins in Rom. Bekanntlich geſchah früher, nach dem erſten Vorbilde der Taufe, dieſe, beſonders an Erwachſenen, ſo, daß ſie ganz entkleidet, wie zum Bade, in das Becken ſtiegen. — Nun waren wir wieder in der weiten fruchtbaren Ebene um den Veſuv, ſahen die weinreichen Fluren von Gragnano, und darüber am Berge, Scanzano und Lettere, und den ſchönen Ausgangsort unſerer glücklichen Reiſe, Caſtellamare. Bei Scafato kamen wir über den Sarno, der ziemlich waſſerreich iſt. Auch konnten wir nicht unterlaſſen, in das aufgegrabene Pompeji, das dicht am Wege liegt, einen Blick der Erinnerung zu werfen; und jetzo war mir gleich vorn der älteſte Griechiſche Tempel darin höchſt merkwürdig, weil er zwar kleiner, doch ganz eben ſo gebaut war, wie die zu Päſtum, von denen ich eben herkam. Die wenigen übrigen Trümmer, an denen hohe Stauden ſtehen, laſſen vermuthen, daß er ſchon vor

---

*) Vgl. die Abbildung bei Agincourt. Archit. VIII.

dem letzten Untergange Pompeii's verfallen und ein Alterthum war. Die drei hohen Stufen der Grundmauer, die Spuren der Zelle und Säulen zeigen die nächſte Ähnlichkeit mit dem Ceres-Tempel zu Päſtum: einige Säulenknäufe haben auch den mit Blättern verzierten Hals. Außen vor dem Tempel ſteht ein Opferaltar, und die Grundlage und Trümmer eines kleinen, runden, ringsum offenen Säulen-Tempels, ähnlich dem vor dem Serapis-Tempel zu Puzzuoli, und vermuthlich auch zum öffentlichen Opfer beſtimmt. Den Altdoriſchen Säulen des großen Tempels, waren die neuſten, zum Theil noch unfertigen, an der Halle des Marktes, in Geſtalt und Verhältniß noch am nächſten: dagegen die meiſten übrigen Säulen, meiſt auch Doriſch, doch in der ſpäteren, von Vitruv beſtimmten, ſchlankeren Art, und zum Theil mit Füßen und Eierknäufen und im unteren Drittel ungereift ſind. Viele davon beſtehen ſogar nur aus Backſteinen mit Stuck überzogen, worin die Zierraten geformt, ja oft nur gemalt ſind: was freilich bei der Feſtigkeit dieſes Stucks hier eher angeht, als bei uns. Auch fehlt es nicht an eingemauerten Halbſäulen. Überhaupt läßt ſich hier die Entartung der alten heiligen und feſten Baukunſt an den leichteren Privat- und Prunkgebäuden dieſer ſpäteren Römerzeit gar wohl bemerken; und ſo klagte auch Vitruv ſchon, daß man mit ſo dünnen und langen Säulen baute, als die an den hoden Fußgeſtellen der Lampen; dergleichen hier viele ausgegraben ſind. Noch freier und phantaſtiſcher erſcheinen hier die Gebäude auf vielen Wandgemälden: da ſind überſchlanke, blätterige und arabeske, ja Chineſiſche Säulchen, in ſeltſamer Verbindung, mit gekrümmtem und gebrochenem Gebälke. Freilich dürfte man hienach die Baukunſt nicht beurtheilen, und die Wandmalerei, zumal für Zimmerverzierung, folgt ganz andern Geſetzen und hat viel freieren Spielraum. Ähnliches ſieht man hier aber an manchen in Stuck geformten Säulenpfeilern und Wandzierraten, ſo wie auf alten Grabſteinen (beſonders im Vatikan), und dann, ſchon unter den erſten Kaiſern, wirklich in der Baukunſt, mit als Übergang zu der unſern.

Den übrigen Weg über Torre Annunziata, Torre del Greco, Reſina und Portici, habe ich Dir ſchon beſchrieben. Sehr zufrieden mit unſerer reichen ſechstägigen Fahrt, kamen wir am heiteren Abend wieder in das wogende und rauſchende Neapel bei den zurückgelaſſenen Freunden an, und hielten in unſerer gewöhnlichen Königlichen Herberge ein ſpätes, aber deſto froheres Mittagsmahl.

Die übrigen Tage, die wir noch in Neapel blieben, vollendete ich noch einige Arbeiten in den Bibliotheken, kaufte Bücher für mich und die Breßlauer Bibliothek, und wanderte noch in der nächſten Gegend umher: zu dem prächtigen Kapuzinerkloſter.

jetzo Invalidenhaus, dicht unter der Feſte S. Elmo, und hinauf zu dieſer, wo die Stadt zu beiden Seiten ſo vollſtändig und deutlich zu überſchauen iſt; dann weiter auf der Höhe zu dem kleinen königlichen Garten Belvedere, wo ein abgeblühter Aloe-Stengel gegen 30 Fuß hoch, wie eine junge Fichte, ſteht: noch weiter über die Grotte auf dem Rücken des Poſilippo hin bis Niſida, ſind immer neue Anſichten der unerſchöpflichen Gegend. Von der andern Seite her kömmt die neue Staße, welche von Mürat angelegt und beinahe fertig iſt, aber nicht befahren werden darf, weil das leidige Zollhaus noch an der alten liegt: ſie gewährt von der Höhe den herrlichſten erſten Anblick von Neapel, dem Meerbuſen, und Capri gegenüber.

Einen Sonntag waren wir in der Nähe derſelben mit einer frohen Geſellſchaft, meiſt von Fremden, Deutſchen und Dänen, auf Heigelins Landhaus, das faſt mit lauter immergrünen Bäumen und Sträuchen, darunter auch einige junge Palmen, umgeben iſt, ſo daß kein Wechſel der Jahreszeiten daran zu ſpüren. Doch blühten jetzo, im Februar, auch ſchon Roſen und Hyazynthen hier im Freien.

Rom, am Raphaelstage, den 12 März 1817.

Schon bin ich wirklich wieder auf dem Heimwege und Dir ein gutes Stück näher, und herzlich freue ich mich darob. Das erſte, was ich in Rom aufſuchte und fand, war wieder Dein lieber Brief; denn glücklicherweiſe wohnt unſer Banquier dicht am Zollhauſe, wo wir hinfahren und unſer Gepäcke durchſuchen laſſen mußten. — Die Breslauer Mordgeſchichte des Soldaten mit ſeinen beiden Weibern hat mich ordentlich erſchreckt. Dergleichen gehen ja kaum hier in Italien vor. Doch wurde in Neapel der Profeſſor Kruſe von einem Straßenräuber angefallen und verlor zwar nicht den Kopf, doch den Hut und die Brille; und ein Edelmann wurde auf der Straße von einem eiferſüchtigen Liebhaber wirklich erſtochen. Wir ſind aber bisher ohne alle Anfechtung durchgekommen.

So viel ich Dir ſchon von Neapel geſchrieben, ſo habe ich doch noch Einiges nachzuholen. An einem der letzten ſchönen Tage beſuchten wir, in fröhlicher Geſellſchaft mit Spohrs, Röſel u. a. zum drittenmale das wundervolle Pompeii, das man gar nicht genug ſehen kann. An einem andern heiteren Tage fuhren wir mit etlichen Freunden, darunter auch der vielerfahrene Röſel, abermals durch die Grotte nach Puzzuoli, deſſen Merkwürdigkeiten wir ſchon auf der Heimkehr von Iſchia geſehen hatten: alſo weiter, an den Trümmern von Cicero's Villa vorüber, von dem Meerbuſen tiefer ins Land zwiſchen dem Monte Barbaro und dem Monte nuovo, welcher erſt 1538 bei einem Erdbeben als Vulkan emporgeſtiegen, zu dem durch ihn verengten Averno-See. Dieſer iſt nun durch einen ſchmalen Landſtrich, der ein Damm des Herkules ſein ſoll, vom Meerbuſen getrennt, auf welchem man von der Höhe eine ſchöne Durchſicht hat. Die Gegend um den kleinen keſſelartigen See iſt öde, kahl und traurig, hat böſe Luft, ſo daß er ſchon im Alterthum ins Schattenreich verſetzt, und eben Avernus, d. i. Vogelloſe genannt wurde, weil, nach der Sage, alle Vögel die darüber hinflogen, todt hineinfielen, und die Fiſche darin ſtarben. Dieß geſchieht zwar jetzo nicht mehr, das letzte wiederholte ſich aber noch zu Bocaccio's Zeit. Die Gegend, die vormals durch einen heiligen Wald noch geheimnißvoller war, hat ſich auf dieſen phlegräiſchen Feldern, aus welchen Berge wie Blaſen im Gewitterregen aufſteigen und ebenſo verſinken, vielfach verwandelt. Einzele Mauern, und Trümmer einer Waſſerleitung und eines anſehnlichen Tempels, deſſen Kuppel eingeſtürzt, ſind faſt die einzigen Spuren menſchlicher Wohnung: gegenüber geht die Grotte in den Berg, durch welche die Sibylle den Äneas in die Unterwelt führte. — Weiterhin, durch Hohlwege, kamen wir an ein Thor, welches, hoch und feſt, von dünnen und ſehr breiten Ziegelſteinen gewölbt, zwei Bergrücken verbindet, und von deſſen Höhe man dieſen Theil der Ausſicht bei den Kamaldolenſern, näher und deutlicher hat, und zur Linken noch an der Küſte ein von der See ausgeſpültes Felſenthor und die hohe, der Inſel Procida gegenüber liegende und darnach benannte Küſte ſchaut. Gleich hinter dem Thore, Arco felice genannt, ſtand dicht am Meere Cuma, eine der älteſten Städte Italiens und Neapels Mutterſtadt: von welcher aber nur noch einzele Mauern, das mit einem Garten ausgefüllte Amphitheater, Trümmer von Tempeln, übrig ſind. Eine Grotte in dem Felſen am Meere iſt der Eingang zur Höhle der Sibylle, und ſoll mit der Grotte am Averno-See zuſammenhangen: hier wehten die Orakel der alten Cumäiſchen Sibylle, die Michel Angelo ſo gewaltig gemalt hat, in zerſtreuten Blättern aus dem Wege. — Unter dem Thore und weiterhin erſchien die alte Straße Domitians, welche dieſſeit des

Garigliano von der Appiſchen Straße längs der Küſte über Cuma nach Puzzuoli ging.

Nicht weit davon iſt der kleine, flach gelegene und mit dem nahen Meere verbundene Fuſaro See, ſo genannt von dem vielen Flachſe, das darin gerötet wird, und berühmt durch ſeine Auſtern, die darin, noch nicht ſeit lange, künſtlich gezogen werden. Die Muſchel auf den älteſten Münzen Cuma's hat ihnen zur guten Vorbedeutung gedient: ſie ſind in der That vortrefflich, und machten, ſo friſch aus dem Waſſer, in dem Wirthshauſe dicht am See, die beſte und einzige Schüſſel unſers Mahles. — Sehr öde und einſam iſt auch dieſe ganze Gegend, und man hat daher auch wohl hier oben die Virgiliſche Unterwelt, in dieſem See den Acheron, und weiterhin die Elyſiſchen Felder gefunden: und vermuthlich war hier auch eine alte Grabſtätte, ein Todtenreich über der Erde.

Wir ſtiegen dann über einen Bergrücken, in deſſen Hohlweg die großen Buchſtaben einer alten Lateiniſchen Inſchrift von gebrannten Steinen ſeltſam aus der Wand hervortreten, an den Meerbuſen zurück, der hier bei Baia eine kleinere Bucht und Hafen bildet. Dieſes war der üppigſte Badeort der alten Römer, und Baia ſo bebaut, daß man noch die häufigſten Trümmer davon ſieht. Auf der Höhe des Bergrückens oberhalb der jetzigen kleinen Feſte Baia, vom Dache eines Landhauſes, hat man eine der ſchönſten und reichſten Ausſchifften, über Puzzoli in den Meerbuſen von Neapel hinein, grade vor ſich Capri, Procida, Iſchia, und rückwärts die Küſte entlang bis Terracina, alles in neuer Geſtalt und Verbindung. Wir ſuchten uns ſelber mühſam dieſe bisher unbeachtete Stelle, die jedem Reiſenden höchlich zu empfehlen iſt. — Unter den vielen alten Trümmern am Ufer hin, ragen vor allen, der achteckige Tempel der Venus, und die runden des Merkur und der Diana, ſämmtlich mit Kuppeln gewölbt, und der letzte ſogar in einem ſichtlichen Spitzbogen, welches alſo der älteſte ſeiner Art in Italien wäre. Alle ſind ohne Säulen, nackte Backſteine, aber wohl ihrer Bekleidung und Zierde von Marmor und Stuck beraubt, von welchem letzten, in einigen andern Gewölben ſich noch ſehr zierliche Bildwerke erhalten haben. Wir gingen am Ufer auf eitel Trümmern und Grundmauern alter Land- und Luſthäuſer, bis an die Ecke, wo man wieder nach dem Averno-See hinüber ſchaut, kehrten dann nach Fuſaro zurück, und fuhren denſelben Weg bei heiterem Abend nach Neapel heim, abermals ſehr zufrieden mit dieſem Tage.

Nicht ſo erfreulich war bald darauf in Neapel ſelber der Beſuch der Stätte, wo der unglückliche Konradin, der letzte der Hohenſtaufen, mit ſeinem Blutsfreunde Friedrich von Öſterreich, dem letzten Babenberger, und eilf andern Edlen, am 29ſten Oktoder 1268, zur Augenweide des gräulichen Karl von Anjou, enthauptet wurden. Die Kapelle, welche auf dem Orte der Hinrichtung ſtand, iſt vor 27 Jahren, zur Verſchönerung des Platzes, abgebrochen, und jetzo mit einer Kaffeeſchenke beſetzt, wo ich dieſe Erkundigung bei einer Taſſe dicken Kaffee's einzog. Dafür ward mitten auf dem Platze die Capella nuova erbaut. Dieſe Kapelle iſt aber ein wahrer Heidentempel: er hängt von oben bis unten voll einzeler Gliedmaßen in Wachs und Holz, Bildchen und Puppen, und liegt immer voll des lumpigſten Volkes aus der Altſtadt und dem Hafen: dazu war eben auf dem alten Markt umher der mit Recht ſo benannte Lumpenmarkt, wo nichts als der ärgſte alte Plunder auf dem Boden ausgebreitet lag, ſo daß man kaum zwiſchen durch zu gehen wagte. Endlich fand ich durch die Hinterthür der Kapelle die Sakriſtei, und darin, was ich ſuchte. Ein halb betrunkener Küſter zeigte mir am Eingange die ſchöne ſtarke Porphyrſäule, welche vormals Konradins Richtſtätte bezeichnete. In der Sakriſtei ſelber iſt der weiße Marmorknauf, welcher der Block der Hinrichtung geweſen; auf der Fläche deſſelben ſteht, um einen Lorbeerkranz, die Lateiniſche Inſchrift, daß die Gemeinde (welche, iſt nicht deutlich zu leſen) dieſes Werk 1468 machen ließ; innerhalb des Kranzes iſt ein Wappenſchild, und darauf ein Bild, welches oben mit 5 Spitzen ganz die Geſtalt einer Hand oder eines Handſchuhs hat. Sollte dieſes nicht der Handſchuh ſein, welchen Konradin vor ſeiner Hinrichtung dem blutgierigen Anjou, der ſie mit anſahe, zur ewigen Fehde hinwarf, und wodurch er den Schwiegerſohn ſeines Oheims König Manfreds, Peter von Arragonien, zum Nachfolger ernannte? Heinrich Truchſeß von Waldburg überbrachte den Handſchuh, und Peter zog ihn an und gebrauchte ihn ſo gut, daß er Sizilien, und ſein Enkel Alfons auch Neapel gewann; und des lezten Eroberung Neapels, 1443, welche mehre ſchon erwähnte Kunſtwerke verherrlichten, veranlaßte auch wohl dieſen bedeutſamen Denkſtein. Doch gab es früher ſchon fromme Denkmale dieſer von je an allgemein verabſcheuten und beklagten That. Auf dem Altare der Sakriſtei ſteht ein Marmorkreuz auf einem Sockel, laut deſſen Umſchrift ein Einwohner Neapels (ſeinen Namen gerade verdeckt die Wand) es 1351 machen ließ, alſo zur Zeit der Königinn Johanna 1: und dieſes Kreuz ſoll oben auf der Säule geſtanden haben. Auch ſoll ſchon von Karl 2, des Fürſtenrichters Sohn, eine kleine Kirche am Richtplaze erbaut und den Karmelitern übergeben ſein; und die Innung der, in dieſer Gegend am Meere wohnenden Gerber ſtiftete dort eine Kapelle (aedicula), aber wohl ſpäter erſt in der Arragoniſchen Zeit. Die nur noch in Büchern bewahrte Lateiniſche Inſchrift der lebten weihet dieſe Kapelle, mit einem

Wehruf über die Unthat, dem Andenken und den Gebeinen Konradins von Staufen und Friedrichs von Habsburg, und entſpricht ſo zwar jener Italiäniſchen Grabſchrift beider in der nahen Marienkirche der Karmeliter: doch iſt wohl nicht von einer Kapelle in derſelben, etwa vor deren letzten Umbau, die Rede, da dieſe Kapelle zugleich zum Durchgange diente, und noch davon erzählt wird, daß der Boden an der Richtſtätte und die Wände umher beſtändig feucht geblieben, zum Zeichen des unſchuldigen, um Rache ſchreienden Blutes. Vermuthlich beerdigten die Karmeliter die auf dem Richtplatze liegen gelaſſenen Leichname. Sie leiten aber ſelber ihre Stiftung oder doch reiche Ausſtattung von der Mutter Konradins ab, welche nach Neapel kam, ihren lieben Sohn von dem erbarmungsloſen Anjou loszukaufen, aber zu ſpät: worauf ſie um die Erlaubniß bat, ihm ein würdiges Grabmal zu errichten, und als ihr auch dieſes verſagt wurde, die Marienkirche baute. Ihre Bildſäule ſtand vormals der Kapelle gegenüber, und ſteht jetzo noch in dem Kreuzgange des Karmeliterkloſters, mit einer langen Inſchrift, welche dieſes erzählt, und ſie auch Kaiſerinn Margaretha [*] nennt, wie jene Grabſchrift in der Kirche, da ſie bekanntlich doch Eliſabeth hieß. Gern hätte ich ſie geſehen, und ich gelangte mühſam bis in den Kreuzgang, deſſen äußere Thür noch in Gothiſcher Art iſt: aber weil das weitläuftige Kloſter, das mit hohen Mauern und Thürmen verbunden eine Feſte der Stadt bildet, zur Kaſerne für die Ungarn eingerichtet iſt, ſo war es unmöglich, durch die Strohhaufen, Kiſten und Kaſten bis zu dem Steinbilde vorzudringen. Nach der Zeichnung davon, ſteht die Mutter gekrönt, den Beutel mit dem Löſegelde in der Hand, und ſcheint es ein Werk des 14ten Jahrhunderts *) — Die Sage verweilt gern bei dem Unglücke des jungen, noch nicht zwanzigjährigen Königs, welcher ſchon als Kaiſer angeſehen wurde, und außer der zärtlichen Mutter, die ihn ungern entließ, auch ſchon eine junge Gattinn, Brigitta von Meißen, hinterließ, mit der er kaum erſt vermählt war, und der wohl die zarten Minnelieder gelten, welche wir noch von ihm haben. Schon manches von dem obigen iſt ungewiß, nur überlieferung, und ſo ſind es auch noch andere bekannte Züge: wie Konradin mit Friedrich beim Schachſpiel das Todesurtheil gleichmüthig vernommen, aber den Kanzler Robert von Bari heftig geſcholten, weil ein König nicht von ſeines gleichen gerichtet werden könne;

---

[*] Vielleicht aus Verwechslung mit Konradins Vaterſchweſter Margaretha, deren Sohn Friedrich von den Italiänern auch wohl als Erbe Konradins angeſehen wird. — Von der Marienkirche iſt ſchon ob. S. 141 die Rede geweſen.

---

*) Zuerſt abgebildet bei Agincourt, Sculpt. XXX. 4.

wie Graf Robert von Flandern den Kanzler, nach Verleſung des Urtheils, im Angeſicht Anjou's niederdergeſtochen; wie Konradins Mutter die Hinrichtung mit anſehen mußte; wie Friedrichs Haupt vom Rumpfe fliegend noch Ave Maria rief, und Konrad es aufhob und küßte; und wie der Scharfrichter endlich ſelber von einem andern Scharfrichter umgebracht wurde, damit er ſich nicht rühmen könnte, ſo viel edles Blut vergoſſen zu haben. Tief und unheilbar ſchnitt in alle Gemüther dieſer furchtbare Streich, welcher die letzten Sprößlinge eines großen verhängnißvollen Fürſtenſtammes abſchlug, und zugleich die Selbſtverurtheilung des nachfolgenden Königgeſchlechtes war, welches ſchauderhaft gegen ſich ſelber wüthete und ſich innerlich aufrieb. Unabläſſig hängte ſich die Sage an dieſe große Geſchichte, die ſelber ſchon als Dichtung erſcheint, und auch nie ganz davon geſchieden werden kann: mehre von jenen Zügen finden ſich ſchon in unſers faſt gleichzeitigen Ottokar Reimgeſchichte, und waren in der alten Kapelle hier in Neapel gemalt; auch ſpäterhin, bis auf heute, ſind viele Bilder, Lieder und Schauſpiele davon gemacht, und immerdar muß der Bild- und Dichtkunſt ihr Recht daran verbleiben.

Zu guterletzt wende ich mich noch zu der Kunſt; ſie erheiterte ſehr unſere letzten Tage hier. Die vor den neueſten Franzoſen geflüchteten Kunſtwerke waren wohlbehalten von Palermo angekommen, und die Kiſten wurden von den gewaltigen grauen, kurzhörnigen Ochſen des Landes, den größten und ſchönſten die ich noch geſehen habe, vom Hafen hinauf ins Muſeum zu der alten Geſellſchaft gezogen. Und da waren wir ſo glücklich zuförderſt die Gemälde, zwar noch in ihren Kiſten, aber in der ſeltenſten Auswahl beiſammen zu ſchauen. Es ſind darunter Hauptbilder von Raphael, mit dem ich auch nur gleich anfangen will: das Bildniß Leo's 10, lebensgroß, ſitzend zwiſchen zween Kardinälen; es ſoll dieſes zwar nur eine Kopie deſſelben Bildes zu Florenz ſein, aber von Andrea del Sarto, und eine ſolche, die Giulio Romano, der mit Raphael am Gewande gemalt hatte, ſelber für das Urbild erkannte: und dieſes täuſchte damals einen Kardinal ſo, daß er dem vermeinten Pabſt eine Bulle zur Unterſchrift reichte. Ein ſehr ähnliches Bild Pauls 3 mit zwei Nebenfiguren, von Tiziano, konnte ſchwerlich dieß hervorbringen, und verblaßt und verſchrumpft ganz gegen jenes hohe Leben. Dann ſind von Raphael hier drei ſeiner lieblichſten Madonnen. Von der einen iſt zugleich die meiſterhafte Zeichnung da: das Kind ſitzt frei auf dem Knie der Jungfrau, welche, ſelber kindlich, mit über der Bruſt gekreuzten Händen es anſtaunt und verehrt. Das andere Bild iſt ein Knieſtück: das liebliche Kind liegt von der Seite geſtreckt im Schooße und Arme der holdſeligſten Jungfrau und faßt ſpielend das um ihre Schulter liegende Tuch, welches ſie mit der andern Hand unter der Bruſt feſthält. Das Antlitz der Jungfrau und die ganze Darſtellung hat nächſte Ähnlichkeit mit einem kleinen Bilde bei Camuccini in Rom und mit der ſchönen Gärtnerinn; es iſt eins der anmuthigſten Bilder und von den blühendſten und friſcheſten Farben. Eine Wiederholung deſſelben iſt aus der Gallerie Orleans nach England gekommen. Eine ſchöne heilige Familie von Giulio Romano würde anderswo auch für einen Raphael gelten. Michel Angelo's jüngſtes Gericht in einer kleinen aber trefflichen Kopie von dem Mantuaner Marcello Venuſti, aus Raphaels Schule und dann Angelo's Nachahmer, erneute auch hier den Gegenſatz der beiden großen Meiſter. Danae von Tiziano iſt eine ſeiner kräftigſten Nacktheiten. Ähnliche Fleiſchesfülle, aber nicht ſo fröhliche, hat Guercino's Magdalena. Berühmt iſt von dieſer Seite auch eine den nackten Rücken bietende und darnach la Schiena (der Rücken) benannte Nymphe von Caracci: es iſt wirklich Haut und Fleiſch, aber der Theil, worauf ſie ſitzt, etwas zu roth. Domenichino gibt eine ſchöne Vorſtellung des guten Engels, und eine Delila und Judith beweiſen ſeine Kraft beſonders in Frauenbildern. Zwei kleine Bilder von Coreggio, die Mutter mit dem Kinde, und die Vermählung des Kindes mit der H.

Katharina (die eben ſo Graf Brühl in Dresden beſaß), ſind höchſt liebenswürdig, treten aber nicht bedeutend heraus. Von Parmigianio dagegen, der ihm anfangs nachahmte, ſtellt ſich ein lebensgroßes Bildniß des Columbus in die Reihe der erſten Bildniſſe in der Welt, und darf die Nähe Raphaels, ſeines großen Vorbildes, keinesweges ſcheuen: nicht herrlicher und tiefſinniger kann man ſich den Weltentdecker vorſtellen: und vollkommen und lebhaft in allen kleinen Theilen iſt die Ausführung. Was ſolche Wahrheit und Lebendigkeit vermag, zeigt noch ein anderes lebensgroßes Bildniß deſſelben Malers, ſeine eigene, nicht eben ſchöne noch geſchmückte Hausfrau: aber ſo unbefangen und ſprechend ſteht ſie da, daß man nichts angenehmeres ſehen kann. Dieſe beiden Bilder ſind Perlen der ganzen Sammlung, und vielleicht die ſchönſten ihres Meiſters. — Ein Johannes von Lenardo da Vinci, iſt viel tiefer und ächter, als der in der großen Sammlung; und eine Mutter mit dem Kinde und zwei Anbetungen des Kindes von Luino, weiſen wieder auf jenes zauberiſche Urbild Lenardo's zurück. — Auch von den älteren Meiſtern ſind einige erleſene Stücke da: eine Geburt des Kindes von Giotto; der H. Lorenz, von Mantegna; und von Bellino ein Verklärung. Endlich geht auch die Altdeutſche Schule nicht leer aus: ein kleiner Altar mit zwei Flügeln, worauf die Kreuzigung und die anbetenden Stifter, iſt in allen dem Altar in der großen Sammlung ähnlich und ohne Zweifel auch Niederländiſch; das Zeichen *) des Malers ſind drei verbundene Kreuze , und die Wappen der Stifter, ein geharniſchter Arm mit drei goldenen Nägeln, ein gelber Greif in rothem Felde, und zwei rothe Thüren in gelbem Felde. — Wir bedauerten nichts mehr, als daß wir dieſe köſtlichen Gemälde nicht noch recht oft beſchauen konnten.

Von dieſer Lichtwelt ſtiegen wir nochmals zu den Todten hinab, in die Grüfte der Katakomben, welche zwar oben, am Ende der Stadt, bei der älteren, aber erneuten Kirche des H. Januarius, in den Berg gehen. Sie ſind weiter und geräumiger, auch mit mehr Ordnung und Kunſt, in den vulkaniſchen Fels gehauen, als die mehr höhlenartigen hier in der Ebene von Rom, von denen wir die bei S. Sebaſtiano vor dem Thore, ſchon früher befahren hatten. Die rothen Fackeln warfen einen grauſigen Schein auf die Überbleibſel von alten Chriſtlichen Wandgemälden und Altären, und auf die Schädel und Gebeine, die hier in großen Haufen zerſtreut lagen, zum Theil von einer Peſt. Die überall in die

---

*) Aehnliche Zeichen haben ich ſeitdem auf einem ſolchen kleinen Altarbilde mit zwei Flügeln in der Wiener Gallerie gefunden, wo es dem Cornelius Engelbrecht zugeſchrieben wird.

Seitenwände gehauenen Grablöcher, worin Heiden und Chriſten ruhten, ſind meiſt geöffnet: ſo iſt es aber noch ein reiches Reliquien-Magazin. Wir gingen nicht ſehr tief hinein und verweilten nicht lange darin. Die Frommen halten die Katakomben für Werke der erſten Chriſten, Andere für die Höhlen der älteſten rohen Einwohner, Klügere für urſprüngliche Steinbrüche oder Gänge der Puzzolanerde. Jedes mag im Einzelen zutreffen: aber offenbar ſind hier uralte Begräbnißſtätten und unterirrdiſche Todtenſtädte, wie die kunſtreichen Felſengrüfte in Ägypten, Paläſtina, bei Telemeſſos und Perſepolis, deutlich zeigen. Sie konnten ſo freilich zugleich Steinbrüche für die Häuſer der Lebenden abgeben, und eine Zuflucht für dieſe in Zeiten der Noth, ſo wie für die verfolgten Chriſten, und endlich auch deren Grabſtätte, mit Kapellen und Altären für die Todten und Lebenden.

In eben dieſe Tage fiel die Feſtwoche des H. Joſeph, deſſen neue Kirche dazu, wie gewöhnlich, bunt aufgeſchmückt war. Die glänzende Erleuchtung zog mich eines Abends hinein, und ich ſah und hörte da auf einer geräumigen Kanzel einen Mönch mit großer Lebhaftigkeit in Worten und Gebärden über die Empfindungen im Herzen Joſephs predigen, als er ſeine Maria ſchwanger ſah und der Engel des Herrn ihm befahl bei ihr zu bleiben: er redete dabei immer den ihm gegenüber ſtehenden reichgeputzten und erleuchteten Heiligen und ſein Herz an, das derſelbe am Bande auf der Bruſt trug. Die Zuhörer wurden auch mitunter zum Stillſitzen ermahnt, und ihnen eingeſchärft, es wäre kein Spaß noch für die Langeweile. Das Ganze hatte freilich ein ſehr theatraliſches Anſehen (wie überhaupt die Predigten der lebhaften Wälſchen), und war gar nicht ſehr von den Szenen und Volksreden am Hafen verſchieden: dennoch war es ſo heiter und gemüthlich, und gewiß ſehr erbaulich.

Das allerletzte, was ich in Neapel ſah, war nicht das beſte, Menſchenhaß und Reue, weil es in der That beides erregt: es wurde aber vortrefflich geſpielt, der Menſchenhaſſer von Demarini und die Reuige von der tief leidenſchaftlichen Teſſari. Der Inhalt muß zumal den Italiänern wunderlich vorkommen, wo die Mädchen keuſcher und züchtiger ſind, als bei uns, die Weiber ſich aber für den Zwang völlig ſchadlos halten dürfen. Ich blieb nicht bis zu Ende, ſondern eilte lieber in unſere Königliche Herberge, wo wir mit unſern zurückbleibenden Freunden uns letzten.

Wir wollten eigentlich einen andern Rückweg nach Rom nehmen, und hinter Capua ins Gebirge, über das uralte Kloſter Monte Caſſino und S. Germano, wo eine eben ſo alte Bibliothek iſt, und ſo weiter den Garigliano aufwärts, an den Fuciner See, über Tagliacozzo und Tivoli nach Rom: aber es war noch zu kalt, und auch unſicher, und wir holten lieber einen Theil dieſer Reiſe von hieraus nach. Kruſe blieb in Neapel, wir fanden aber einen ſehr lieben Gefährten an einem alten Bekannten aus Schleſien, Priſtanowsky, der auch hier in Rom bei uns wohnt.

So fuhren wir denn am 11ten März, nach zween vollen Monaten, aus Neapel, und zwar bei trübem und regnigem Wetter, wie wir herein gekommen, wieder mit einem Vetturino und denſelben Weg zurück. Wir machten ihn diesmal aber in vier Tagen, weil wir gleich den erſten Tag bis S. Agatha gelangten, wo wir freilich in einem einzelen Wirthshauſe ſehr ſchlechte Herberge hatten. In Capua, wo wir Mittag machten, beſuchten wir nochmals den Dom und das traurig ohne Füße und Hände am Brückenthor ſitzende, und auch von den Franzoſen geköpfte Marmorbild des Hohenſtaufiſchen Kaiſers Friedrich 2. Sein Kanzler Petrus de Vineis war aus dieſer Stadt gebürtig, und vielleicht iſt die Bildſäule von dem Petrus aus Capua, der etwas ſpäter den Kreuzgang des Laterans in Rom baute. Von den Thoren, die Nicola Piſano hier am Volturno baute, und von der Burg, die Friedrich nach ſeiner eigenen Zeichnung auf dem Berge bauen ließ, iſt nichts mehr zu ſehen. — Der Name des hohen Bergrückens, der ſich von Caſerta bis hieher zieht, Tifata, erinnert mich immer an den König, der in dieſe Gegend verſetzten Läſtrygonen, Antiphates, deſſen Frau Homer mit einem Berge vergleicht.— Den herrlichen Meerbuſen von Gaeta, mit ſeinen weißen Felſen und blühenden Gärten, ſahen wir dießmal im vollſten Sonnenlichte.

Das Felſenneſt Itri, welches eine hohe Friedenspalme überſchattet, und wo ich Muskathyazynthen wild am Wege blühen fand, iſt doch, ſo wie die ganze wilde Gegend bis Fondi, voll von argem Lumpen- und Raubgeſindel, das nur durch die in kurzen Strecken an der Straße aufgeſtellten Ungarn in Zaum gehalten wird. Aus einem eiſernen Käfig grinſte uns der abgehauene Schädel eines Banditen Abends gräulich an; ich hielt es anfangs für eine Laterne. — Die vielen Orangen, die ich hier zuerſt ſo häufig ſah, waren jetzo meiſt abgenommen und minderten etwas den Reiz der Gegend. Zu Fondi, wo die ſchöne Frauentracht iſt, bemerkte ich vor beiden Thoren noch einige kleine Gothiſche Kirchen, erfuhr aber zu ſpät, daß dort noch ein Theil der Stadtmauer in kyklopiſcher Art iſt. Zu Terracina kamen wir wieder zu ſpät an, um die Trümmer von der alten Königsburg des Dietrich von Bern zu beſteigen, deren vorragende Felſenſtirn wir um Neapel überall ſahen, und die auch die Küſte weit nach Norden beherrſchen muß. Die noch weiter vorſpringende hohe Halbinſel der Circe, Monte Circello, gehört jetzo einem Fürſten Poniatowski, der auch hier in Rom, neben ſo vielen verunglückten und abgeſetzten Fürſten und Königen, ſich angeſiedelt hat.

Der Weg durch die Pontiniſchen Sümpfe, wo im heißen Sommer das Einſchlafen ſo lebensgefährlich ſein ſoll, wie bei uns im Schnee und Froſt, war jetzo gerade einer der angenehmſten, da er, neben einem fließenden Kanale gerade hinlaufend, größtentheils mit friſch grünenden Bäumen bepflanzt iſt, was wir noch auf keiner Landſtraße in Italien angetroffen haben.

Als wir Frühmorgens aus dem hochliegenden **Velletri** fuhren, hatte es aber geſchneit und hart gefroren: und ſo hat das kühle und oft unfreundliche Wetter bisher angehalten, ſo daß hier faſt alles noch wie vor unſerer Abreiſe iſt, Wein und Feigen noch kein rechtes Laub haben, und daheim bei Dir vielleicht alles ſchon viel grüner iſt. Zwar läßt der faſt ganz fehlende eigentliche Winter einzele Blüten und Blumen weit voraus; im ganzen aber iſt dieſer unendlich lange und langſame Frühling, in welchen der ähnliche Herbſt unvermerkt übergeht, bei weiten nicht ſo herrlich, als unſer Deutſcher Frühling, wo nach der wunderbaren Verkleidung in Schnee und Eis, mit funkelnden

Kriſtallbäumen und Reifblüten, die ganze Flur, Feld, Wald und Gärten, alles auf einmal in der ſchönſten Blüte ſteht, wie eine Braut im vollen Schmucke.

Unſer Freund, der treffliche Landſchafter Walkhof, hatte uns dießmal bei einem Maler eine beſſere Wohnung gemiethet, als unſere vorige war: ſchöne heitere Zimmer, in einem netten großen Hauſe, in welchem überall Gemälde hangen, zwar meiſt nur mittelmäßige und Kopien Eine Engliſche Familie wohnt neben uns in den Prachtzimmern. Ich habe ein eigenes kleines Gemach, und meinem Bette gegenüber hängt eine rührende Vorſtellung: das Chriſtuskind mit den Nägeln in der Hand auf dem Kreuze über einem Todtenkopf ſchlafend. Hinter dem Hauſe iſt ein niedlicher ſonniger Garten mit einem plätſchernden Brunnen, einer Rebenlaube und ſchöner Orangerie, dazwiſchen alte Säulen- und Bildhauer-Stücke. Die Gegend, ein einſamer Platz der kleinen Kirche S. Iſidoro gegenüber, iſt zwar noch abgelegener; es iſt das äußerſte Haus auf dem Berge Pincio, und aus den Fenſtern ſchauen wir auf große Gärten gegen die Stadtmauer hin: doch iſt es wieder mitten unter den Deutſchen Künſtlern, die mich hier faſt am meiſten anziehen.

Unſere Lebensart iſt ganz dieſelbe, wie bei dem erſten Aufenthalte: vormittags auf den Bibliotheken, nachmittags, Donnerstags und Sonntags, Beſuche von Palläſten, Kirchen, Gallerien und Künſtlern; gegen Abend, faſt täglich Kaffee Greco, und dann zuweilen die Weinſchenke Borgheſe, oder Sabina, wo jetzo der köſtlichſte Syrakuſer fließt. Mittags und oft auch Abends eſſen wir in unſerem alten Speiſehauſe zum Hermelin, der ſein Fell recht gut conſervirt: und einer der erſten Bekannten, der uns in Rom aufſtieß, war der uns ganz ergebene und komiſche Kellner Pippo (Filippo), welcher, ſelber ganz grau angethan, auf einem Eſel, der ein Mittagsmal nach einem Garten hinausgetragen hatte, daher ritt, uns freudig begrüßte und alsbald vorausſprengte uns anzumelden, weil wir gerade um Mittag mit gutem Hunger ankamen.

Obgleich einem, auf Neapel, die ebene Campagna di Roma noch öder und trockener und die Berge im Hintergrunde unbedeutender erſcheinen, ſo iſt, nach jenem Toben und Toſen, die ländliche Stille von Rom doch recht erquicklich und angenehm, und es kam mir ordentlich heimiſch vor. Und ſo iſt es die beßte Hauptſtadt der alten und neuen Kunſt, die Wiege und der Thron der Chriſtenheit, und eine Künſtler-Univerſität; daher auch der paſſendſte Sitz für die in Ruheſtand geſetzten Könige, deren hier faſt ſo viel beiſammen ſind, als im Candide auf dem Carneval zu Venedig: die Könige von Spanien, Etrurien, Holland, Lucian Bonaparte, der Friedensfürſt ꝛc.

Die erhabenſten Kunſtwerke und Denkmale faſt aller Zeiten, die hier beiſammen ſtehen, ſieht man mit Luſt immer von neuem, um recht vertraut mit ihnen zu werden; und ſo viel anderes Sehens- und Merkwürdige iſt, ungeachtet der ungeheuren, noch immer fortdauernden Ausleerungen, hier geſammelt oder einzeln und weit umher zerſtreut, daß wir, wie die meiſten, dennoch aus Rom gehen werden, ohne ſo manches davon geſehen zu haben.

Rom, am Karfreitage 1817.

Wir hatten uns ſo eingerichtet daß wir zur heiligen Woche hier waren, und von allen Enden waren Fremde, beſonders Engländer, dazu herbei geſtrömt. Überhaupt ſind hier dieſe hohen Feierlichkeiten mehr für die Fremden, als für die Einheimiſchen, denn dieſe erhalten nur wenige dazu nöthige Billets, und werden von den Schweizerwachen nicht ſo zugelaſſen, wie jeder, der mit dieſen Deutſch redet; auch drängen ſie ſich eben nicht dazu, weil es ihnen etwas Gewöhnliches und Gleichgültiges iſt, und ſich ohnehin durch das ganze Jahr ein Kirchenfeſt an das andere reiht, wobei ſie ſich freier beluſtigen können; denn das thun ſie nun einmal nicht anders.

Am Palmſonntage wird der Einzug in Jeruſalem vorgeſtellt, und alle Kardinäle tragen wirkliche, zierlich geflochtene Palmzweige, freilich ſchon alte trockene, in der Hand. Den folgenden Mittwoch, Donnerstag und Freitag gegen Abend, wird nun in der Siſtina das berühmte Miſerere von der päbſtlichen Kapelle geſungen. Den erſten Tag war der Zudrang (bloß Fremde) unbändig; und nur in Schuhen und Strümpfen und ganz ſchwarz, (aber ſonderbar, ohne Handſchuhe), wird man zugelaſſen. Eine breite Treppe führt aus der Vorhalle der Peterskirche hinauf; ſie iſt von Bernini, heißt die königliche (Scala Regia), und große Säulen ſtehen zu beiden Seiten auf den Stufen: aber das mit ihnen aufſteigende Gebälk und Gewölbe, liegt ſchief, mit Keilen darauf, und ſcheint ſtäts herab zu gleiten. — In dem großen Vorſale muß man noch lange harren, und hat Muße, die großen Wandgemälde zu beſchauen; ſie ſind aber nicht ſehr tröſtlich für uns, überall nur Triumphe des Pabſtthums und Schmach der Kaiſer, als, Heinrichs 4 Demüthigung vor Gregor 7 zu Canoſſa, Friedrich 1 mit Füßen getreten von Alexander 3, Friedrich 2 gebannt von Gregor 9, Gregors 13 Heimkehr aus Avignon ꝛc. Die Ausführung, von Volterra, Vaſari, Zucchero u. a. iſt auch in dieſem Prunkſtyl: auf dem erſten Gemälde zieht aber eine ſchöne Frau und ein lieblicher Knabe ſehr an, und auf dem letzten, von Vaſari, ſind auch ſehr edle Frauengeſtalten. — Endlich geht die Thür der Kapelle auf, wo Michel Angelo's Rieſenbilder von den Propheten und Sibyllen und dem jüngſten Gericht an den Wänden ſchweben. Ein Altar iſt errichtet, an welchem zunächſt der Pabſt ſitzet, und rings an der Wand die Kardinäle. Für die Zuſchauer ſind eigene Abtheilungen. Die Frauen ſitzen alle hinter einem Gitter, und Logen ſind für die vornehmen Gäſte, Könige und Fürſten. Es beginnt mit 15 langen Bußpſalmen, welche einförmig, nicht ſowohl geſungen, als rezitirt werden, nicht viel anders als im Judentempel, und zum Theil auch wohl noch daher: ſchöner ſind aber die dazwiſchen eintretenden einfachen Sätze der Lamentazionen, Klagelieder und Wehe über Jeruſalem. Mit jedem Pſalme wird von den 15 auf einem Stocke ſtehenden Lichtern eins ausgelöſcht; die Bilder an den Wänden und Decke werden immer geſpenſtiſcher, endlich wird es ganz dunkel, und das Miſerere, d. i. der 51ſte Pſalm, hebt an: eine ſogar durch den Druck bekannte und nicht eben alte Muſik, von Allegri, (ſt. 1640) und auch nur aus wenigen wiederkehrenden Sätzen beſtehend, aber ſo eigenthümlich ausgeführt, daß ſie wirklich den großen Eindruck macht, den man allgemein davon verkündigt hatte, obgleich wir, nach den bisher hier gehörten Kirchenmuſiken, etwas ungläubig waren. Alles iſt bloßer Geſang ohne Begleitung. Der Stimmen ſind nicht viele, höchſtens 40: das eigene iſt aber, daß mehre an Einem Tone ſingen, ſo daß ihn einer dem andern abnimmt, daher er denn ſo ungeheuer lange ausgehalten, verſtärkt und vermindert werden kann, bis er, zum Höchſten aufſteigend, in einem einzelen Stimme, gleichſam wie eine Lerche oder Taube, ſich überſchlägt und hinabſinkt. Durch dieſes lange Dehnen und Anſchwellen zittern beim Zuſammenſingen die Töne ordentlich in einander, und es klingt wie eine Harmonika von Menſchenſtimmen. Zwei Chöre ſingen abwechſelnd, zuletzt beide zuſammen. Endlich verſtummt und verhallt alles in der Nacht, und man geht ſtill aus einander. —

Heute, am Karfreitage, war der Pabſt ſelber gegenwärtig, und ging darauf, ſeines Staates entkleidet, in die nahe daran ſtehende Pauliniſche Kapelle zu beten, welche von unzähligen Wachskerzen, nach Michel Angelo's Angabe, erleuchtet war, deren Qualm aber auch ſeine Wandgemälde darin, die Bekehrung Pauli und das Marterthum Petri, ganz verdunkelt hat. Dann geht der Zug die große Treppe hinab, in die Peterskirche, welche allein durch ein großes in der Mitte ſchwebendes, mit Lampen behängtes Kreuz erhellt, und der Spaziergang der Römiſchen Welt, beſonders des Volks iſt, welches bei den innern Funkzionen keinen Platz findet. Dieſe berühmte Kreuzerleuchtung, die allerdings herrlich iſt, würde jedoch noch viel großartiger wirken, wenn das Kreuz nicht ſo tief und ins einzele ſichtbar, und in der Nähe grell leuchtend, gleichſam auf dem Altare dahinter ſtände, ſondern höher in dem dunkeln Raume der ungeheuren Kuppel ſchwebte.

Auf dem Heimwege trat ich noch in das herrliche, nur wie dieſe Kuppel große Pantheon, welches aber, von wenigen Lichtern um eine gemalte Grablegung erhellt, und mit dem von oben herein fallenden Schimmer des eben aufgehenden Mondes, viel magiſcher erſchien. **Raphaels** Büſte und die große von ihm geſtiftete und nach ſeiner Zeichnung von **Leonetto** ausgeführte Madonna auf dem Altare, eine der ſchönſten neueren Bildſäulen, leuchteten verklärt aus dem Helldunkel. Die wenigen lebenden Geſtalten ſchwebten wie Selige darin auf und ab; und man ſagt, daß die Römiſchen Mädchen hier das erſte Stelldichein mit ihren Freiern halten, um ſich am vortheilhafteſten von ihnen ſehen zu laſſen.

In der Stadt waren die Buden der Schinken- und Wurſthändler glänzend erleuchtet, und erbaulich aufgeputzt; Speckſeiten machten die Kuliſſen und Säulen, kleine Schinken die Knäufe, und Würſte das Gewölbe: alles mit Lorbeeren und Goldpapier beſteckt; zierliche Käſeberge und Butterteiche im Vorgrunde; und im Hintergrunde eine Vorſtellung aus der Leidensgeſchichte. Sie feiern ſo die Auferſtehung des Fleiſches, weil nun die Faſten zu Ende ſind.

Die am Donnerstage dem Miſerere vorangehenden Feierlichkeiten konnte ich nicht alle ſehen, weil das

Gedränge zu ſtark war. Der ungeheure, ſonſt öde Platz vor der Peterskirche erſchien an dem heiteren Morgen mit der großen Volksmenge erſt in ſeiner wahren Bedeutung: die vierfachen halbrunden Säulenhallen zu beiden Seiten, Bernini's beßtes Werk, deren Doriſche Säulen faſt ſo groß ſind, wie die am Brandenburger Thor in Berlin, waren belebt und bunt; wunderbar ragt in der Mitte der uralte Ägyptiſche Obelisk, über 70 Fuß hoch aus Einem Granitblocke, welcher, urſprünglich wohl ein Lingambild, jetzo einem Marmorkreiſe umher als Sonnenzeiger dienen ſoll; und gleichſam als Waſſeruhren ſteigen ihm zu beiden Seiten zwei Springbrunnen mit unzähligen dichten Strahlen in Liliengeſtalt empor. Es beginnt mit einem Segen, welchen der Pabſt vom Balkon über der Thüre der Peterskirche allem Volke auf dem Platze ertheilt; mehre Zettel fliegen herab, worunter auch einige Bannzettel gegen die Ketzer geweſen ſein ſollen. — Man ſieht nun wohl, warum die Wand der Kirche ſo weit zwiſchen die Säulen des Einganges vorgerückt wurde: doch tritt der Balkon nun wieder nicht genug hervor. — Dann folgt in einem großen Saale, worin ein nach Leonardo's Abendmal gewirkter Teppich aushängt, die Fußwäſche, welche der Pabſt ſelber an den Pilgern verrichtet, welche ſich um dieſe Zeit immer hier einfinden, und in ihren langen ſchwarzen Röcken, Muſchelträgen, großen Hüten und Stäben, wie Wanderer aus einer vergangenen Zeit ausſehen, und wohl zu der Schweizerwache in ihrer alten Tracht, paſſen. Dieſe Fußwäſche konnte ich nicht mit anſehen, und nur wenig von der folgenden Speiſung derſelben Pilger, welche der Pabſt auch ſelber bedient, in einem andern Sale. Mit großer Guthmüthigkeit und Demuth that dieſes der alte würdige, aber ſchwächliche und kränkliche Mann, der in allen dieſen Handlungen Chriſti Stelle vertreten mußte, und für den es in der That auch eine Leidenswoche war.

Die Zwiſchenzeit von der heutigen Speiſung, um Mittag, bis zum Miſerere, brachte ich ganz einſam in den Logen und Stanzen zu, in denen Raphaels ſeliger Geiſt auf- und abſchwebt, und feierte ſo zugleich ſeinen Todes- und Geburtstag, nach dem alten Spruche über unſerer Kirchhofthüre: Mors janua vitae. Bei ſeinen liebevollen Gebilden wird mir immer wohler und freier zu Muthe, als bei den Rieſenbildern des unheimlichen Michel Angelo, von deſſen gewaltſamen Geſtalten in der Siſtina, man ſelbſt gern auf die darunter ſtehenden ſchlichten älteren Bilder den Blick hinab gleiten läßt.

Der Erbauer dieſer Kapelle, Pabſt Sixtus 4, eröffnete darin einen Wetteifer jener früheren Maler, und ließ das neue Teſtament dem alten gegenüber darſtellen: Angelo's und Raphaels Lehrer Ghirlanbaio und Perugino malten hier, jener die Auferſtehung Chriſti und Berufung St. Peters und Andreas dieſer wie St. Peter die Schlüſſel empfängt. Von Botticelli iſt, wie Moſes die Töchter Jethro's am Brunnen vertheidigt, und die Verſuchung Chriſti; von Roſelli, die Bergpredigt, mit ausnehmend lieblichen Bildniſſen der Zuhörer in einer eben ſo reizenden Landſchaft. Signorelli, Perugino's Mitſchüler bei Piero Borgheſe (aus Borgo im Kirchenſtaat), malte Moſes Auszug mit Siporah nach Ägypten und die Verkündigung des alten Geſetzes, mit der Meiſterſchaft und Richtigkeit der Zeichnung, neben der einfachen ungeſuchten Darſtellung, die er nur noch in ſeinen großen Wandgemälden vom jüngſten Gericht, im Dom zu Orvieto, übertraf, und dadurch dem Michel Angelo ein bedeutendes Vorbild gab. *) Endlich wagte es Matteo von Lecce, ein Neapeler, dem jüngſten Gericht gegenüber, den von Michel Angelo ſelber entworfenen Engelſturz zu malen, aber ſo ſchwach, daß er nur ſeinen eigenen Sturz vor dem wahren Michael darſtellte. —

Dieſer Michel Angelo trug gleichwohl in ſeiner harten und herben Schale ein weiches und frommes

---

*) Wie man ſich aus dem großen und trefflichen Bilderwerke zu der Geſchichte dieſes Doms vom P. della Valle, überzeugen kann.

Gemüth; ſeine Liebe und Freundſchaft brannte tief unter ſich: denen er wohlwollte, ſchenkte er das Liebſte und Köſtlichſte, z. B. einem, damit er ſich verheiraten könnte, ſeine Kartons, die ſo zu Grunde gingen. Und höchſt rührend iſt es, wie der ſteinalte Menſch in der tiefen Einſamkeit ſeines Lebens in ſeinen Liedern die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge und die einzige Befriedigung in Gott erkennt, aber nicht aufhört bis an ſein Ende zu Gottes Ehre zu arbeiten und zu ſchaffen; wie er die Grablegung für ſein eigenes Grabmal in Stein hauet, und die Peterskuppel emporſteigen läßt. —

Laß uns jetzo aus den Logen noch in den Saal Borgia treten, wo die ſchönen Raphaeliſchen Planetenbilder an der Decke ſchweben, und wo **Perugino's** und **Raphaels** und andere kürzlich aus Frankreich heimgekommene Bilder ſtehen: eine kleine, aber ächte und erleſene Sammlung, für welche eben mehre Zimmer daneben eingerichtet worden. Dieſe gehören zu den älteſten Theilen des Vaticans und haben gewölbte Spitzbögen, welche Raphaels Mitſchüler **Pinturicchio** reich mit Gold und Farben geſchmückt, und darunter ſchöne, fromme Bilder gemalt hat: im erſten Zimmer, die Verkündigung, Geburt, Anbetung und Himmelfahrt Chriſti, die Ausgießung des H. Geiſtes und Auffahrt der Maria; im zweiten, die ſieben freien Künſte; und im dritten die Heimſuchung, S. Sebaſtian, Suſanna, Eſther und des H. Antonius Verſuchung. In ähnlicher Art ſtehen hier mehre alte Bilder: eine Altartafel mit Gothiſchem Schnitzwerke, darauf die Geburt, Auferſtehung, S. Michael, Sebaſtian ꝛc; überall ſind niedliche kleine Figuren gemalt, darunter eine weibliche in grünem Gewande beſonders anmuthig; die Landſchaft weiſet nach Neapel. Eine andere Altartafel, die Verkündigung, 1435 dem König Ludwig von Frankreich zugeeignet, iſt viel roher. Von Fieſole ſind einige ſehr friſche kleine Tafeln, den Miniaturen der Handſchriften ähnlich: ein Hafen mit Schiffen und Kaufleuten; die Predigt eines Heiligen; ein neugebornes Kind und drei Frauen in einem Bette: vermuthlich aus einer Legende. Ghirlandaio's größere Tafel von der Anbetung der Hirten hat wunderlichliche Engelgeſichter, in einer ganz phantaſtiſchen Landſchaft. — Eine alte mittelmäßige Wiederholung des tiefen Lenardo'ſchen Bildes, wie der göttliche Jüngling den alten Schriftgelehrten das höchſte Gebot der Gottes- und allgemeinen Menſchen-Liebe erklärt. Du kennſt es aus den trefflichen Kopien von Hummel und Büry, und haſt den Bauſiſchen Kupferſtich, nach dem Bilde der Löhrſchen Sammlung in Leipzig: das Urbild, das ſonſt hier in der Gallerie Doria war, iſt verſchwunden, darnach aber wohl ein guter Kupferſtich von Leonetti. — Von Garofalo, eine heilige Familie mit S. Anna und Katherina: eins ſeiner vielen kleinen Bildern mit demſelben blonden, lieblichen, aber nicht tiefen Madonnengeſicht. Auf Guido Reni's großem Altarblatt iſt oben Madonna mit dem Kinde auch in ſeiner gewöhnlichen Form und bläulichen Fleiſchfarbe, dagegen die zwei heiligen Männer unten mit Büchern ſehr kräftig. Seine oft wiederholte Fortuna iſt aber wieder wie mit Waſſer- oder Paſtellfarben gemalt. Ganz verblaßt ſie neben der Grablegung des gleichzeitigen wilden Michel Angelo Caravaggio, welcher eines Mordes wegen aus Rom fliehen mußte, und hier, wie faſt überall, die gemeinſte Römiſche Natur mit erſchreckender Wahrheit aus dunklem Grunde hervortreten läßt. Bunter auch iſt die große Kreuzabnehmung Barocci's von Urbino, der in Rom von Neidern vergiftet wurde. Er ging von Raphaels zu Correggio's Art über, und iſt ſehr beliebt: dieſes Gemälde aber iſt in der That nur eine ungeheure Palette, auf welcher allerlei, nicht einmal kräftige Farben übrig geblieben und in einander gewiſcht ſind. Weit kräftiger und noch größer, mit ſtarken Schatten und Lichtern, doch edler als Caravaggio ſteht daneben Guercino's Bild, wie eine ſchön gekränzte blühende Jungfrau, die Heilige Petronilla, aus dem Grabe gehoben wird. Monſieur Valentin aber hat ſein Vorbild Caravaggio überboten, in der abſcheulichen Vorſtellung, wie die Heiligen Proceſſus und Martinianus auf der Folterbank lang gereckt werden; jedoch übertrifft ihn glücklich noch der ſogenannte Raphael der Franzoſen, Nicolas Pouſſin, mit dem völlig empörenden Bilde, wie dem H. Erasmus die Gedärme ausgewunden werden. Und dieſe beiden ſcheuslichen Gemälde ſind, nebſt jenem von Guercino und den folgenden, auf den Altären der Peterskirche in rieſengroßer Moſaik verewigt. Wohl verdiente dieß, und mit Recht berühmt iſt, Domenichino's großes Abendmal des H. Hieronymus: es iſt ohne Manier, glänzend und meiſterhaft ausgeführt, obwohl der alte ſterbende Heilige mit ſeiner nackten, feinfaltigen und wie Atlas glänzenden Haut nicht eben das ſchönſte darauf iſt, ſondern die umſtehenden Prieſter, und inſonderheit ein vorn knieender Chorknabe viel lieblicher anzuſchauen ſind. Nicht minder berühmt, ſteht daneben, zwar kleiner, der Traum des H. Romuald, wie er ſeine Kamaldolenſer in den Himmel ſteigen ſieht, von Andrea Sacchi, Maratta's Lehrer. Dieſe beiden Bilder ſind bekanntlich, nebſt der Kreuzabnahme Daniels von Volterra, einem jetzo ganz verdunkelten Wandgemälde in der Kirche Trinita del Monte, und der Verklärung Raphaels, in dem Kanon der Franzoſen die vier erſten Bilder in Rom, alſo ziemlich in der Welt. Mit Raphael, der unter dieſen wieder vorangeht, hat es wohl ſeine Richtigkeit, auch Domenichino möchte hingehen: wie aber Sacchi in dieſe Reihe kömmt, iſt unbegreiflich. Seine allzumal ganz weiſſen den Berg anklimmenden Mönche, die uns den Rücken zukehren, ſehen vollkommen aus, wie weiſſe Wäſche, die theils noch im Waſchkübel liegt, theils ſchon auf dem Trockenplatze hängt; ſelbſt dieſe weiſſen Kleider haben nicht einmal einigen Schein der Verklärung, noch eine ſchöne Landſchaft um ſich. Sacchi muß die Kamaldolenſer bei Neapel nicht geſehen haben. —

Wunderlich wird Dir zu Muthe, wenn Du lange in dem weiten Saale dieſer bunten geiſterhaften Geſellſchaft, die mit Farben ſich unterredet, allein ſtehſt: überall fahren die Geiſter der Farben heraus und umher, und durchkreuzen ſich freundlich und feindlich, ſchreien und fluchen gegen einander. Aber verſöhnend ſtehen mitten unter ihnen die heiligen Bilder Raphaels; ſchaue ſie an, und der tiefe innere Seelen- und Gottes-Friede, der auf allen ſeinen Bildern ſchwebt, kömmt beſeligend über dich: wende Dich zu der himmliſchen Mutter mit dem göttlichen Kinde, blicke hinauf zu dem leuchtenden Antlitze des Erlöſers, und du biſt ſogleich von allen Dämonen geneſen. Er iſt es, von dem verkündigt war: „Und ſiehe, der Herr gieng vorüber, und ein groſſer ſtarker Wind, der die Berge zerriß, und die Felſen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht in dem

Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein ſtilles ſanftes Sauſen.“

Rom, am Tiburtiustage, den 14. April, 1817.

Am Sonnabend vor Oſtern machten wir uns auf nach Tivoli und dem Anio-Thale, dem Paradieſe der Landſchafter, und weiter nach Tagliacozzo, wo die Sonne der Hohenſtaufen unterging. Der rüſtige Walthof war wieder unſer Führer, und einige andre Freunde und Landsleute geſellten ſich zu uns. Wir fuhren in mehren großen Wägen ab; es war heiter, und die Ebene hier doch etwas mehr angebaut, als auf dem Wege nach Fraſcati. Alte Mauern ſtehen zerſtreut. Nicht hoch erhebt ſich zur Rechten ein Felslager, welches der Steinbruch des Koloſſeums ſein ſoll, in deſſen Höhlen jetzo aber ein Hirtenvolk förmlich wohnet. Der uns entgegen kommende Anio, über den eine alte Steinbrücke führt, macht es auch lebhafter, obwohl er und die Gewäſſer um ihn eher dem Todtenreich angehören; denn ihr Schwefelwaſſer verſteint alles, und von ihm, der auch Teverone heißt, wie Tivoli das alte Tibur iſt, kömmt der Travertinſtein, welcher die Bauten der Römer ſo ſehr erleichtert. Zur Linken verkündet ſich ein mit Schilf und Rohr zum Theil verſteinter See, der Tartarus-See genannt, durch ſeinen Schwefelgeſtank; ein weißblaues Gewäſſer, wie ein Milchbach, ergießt ſich daraus in den Teverone.

Am Fuße des Berges und der Stadt führt eine alte Steinbrücke nochmals über ihn, und jenſeit ſteht ein altes Grabmal aus Werkſtücken, ähnlich dem der Metella, aber kleiner und oben mehr beſchädigt. Im Aufſteigen zur Stadt traten wir rechts in einen kleinen Tempel, ein rundes Kuppelgebäude mit Niſchen und einigen alten Chriſtlichen Wandmalereien, darunter Chriſtus und Maria in Griechiſcher Art; er heißt della Toſſa, des Huſtens. Man weiß nichts von einer ſolchen alten Göttinn: aber ſie paßt recht wohl zu der Fieber-Göttinn; und Heilige gibt es ja auch wohl für beides. — Überall an den Bergen gewahrt man Trümmer der Altrömiſchen Landhäuſer, und oben glänzen einige große neue. Die Lage Tivoli's iſt herrlich, zwiſchen grünen Bergen, auf einer hohen geräumigen Ebene am vollen Strome, der ſich daneben tief hinabſtürzt. Die Straße aufwärts iſt aber eng und verfallen; viele eingebaute Trümmer ſind es ſchon zum zweitenmale. Der Dom iſt auf einem Herkules-Tempel gegründet, die Thürme ſind in der hier gewöhnlichen Art; hie und da ſieht man einige Gothiſche Bögen.

Das wohl verſorgte Gaſthaus hat aber dem Veſta-Tempel gleichſam auf ſeinem Hofe. Dieſer runde Tempel, den man auf ſo vielen Landſchaften wiederſieht, ſteht noch großentheils, und iſt auch wirklich ſehr wohlgefällig mit ſeinen freien Korinthiſchen Säulen und dem zierlichen Gebälke, woran Fruchtſchnüre zwiſchen Ochſenköpfen hangen. Die gereiften Säulen haben jene von Vitruv empfohlene Eigenheit, daß ihre innere Seite ſenkrecht ſteht, die äußere aber die gewöhnliche Verjüngung hat. Auch finden ſich an ihnen die von Vitruv angegebenen kleinen Unterſätze (ohne Plinthen), dergleichen man auch an andern Säulen z. B. des Jupiter Tonans und des Octavius in Rom, oben über den Knäufen bemerkt. Beide dienen wohl um Fuß und Knauf freier von der Schwelle und dem Gebälke hervorzuheben. Auffallend und regelmäßig iſt ein ſolcher Oberſatz an den Ägyptiſchen Säulen, manchmal höher als ein Würfel und mit ſtützenden Iſis-Köpfen und Typhon-Zwergen geziert: durchgängig iſt dort dieſer Oberſatz bei allen Blätter- und Blumenknäufen und tritt nicht über das Gebälke vor, ſo daß dieſe, zumal von unten geſehen, völlig abgelöſt ihren Kelch ausbreiten, und frei in die Luft hinausblühen. Denn ſie haben ſonſt keinen Abakus (Deckplatte); welcher dagegen wohl dort auch die krugförmgen ſich oben verengenden Knaufe deckt und ſehr hoch iſt, wie an den Tempeln zu Päſtum. Dort iſt die Säule, die auch unten wohl aus Blättern ſich entfaltet, und wie der Lotos aus ſeiner Wurzel ſteigt, noch mehr der grünende und blühende Stein: dagegen bei Griechen und Römern mehr der verſteinte Menſch, die Karyatide: daher auch Vitruv bei der Geſchichte und den Maßen der Säulen nicht die Pflanze und den Baum, ſondern den Menſchen zum Grunde legt. — Dem Veſta-Tempel hier in Tivoli fehlt die Kuppel; die Zelle mit zwei Fenſtern neben der Thür iſt aber noch in Gebrauch. Alles iſt jetzo, durch die Franzoſen, nett eingerichtet, die hohe Mauer unten um den Tempel weggebrochen, und umher eine freie Terraſſe über der Schlucht des herauf rauſchenden und ſtäubenden Waſſerfalls. Gewöhnlich heißt er Sibyllen-Tempel: aber wenn jener runde Tempel in Rom ein Tempel der Veſta iſt (und nach Plinius ſollten ſie immer rund ſein), ſo gehört ihr auch dieſer wohl an; denn beide ſind ſich vollkommen gleich, auch in der Größe. Und wie dort daneben der Tempel der Fortuna Virilis ſteht, ſo hier ein ähnlicher kleiner viereckiger Tempel, mit einer Vorhalle von vier Joniſchen Säulen, die für die jetzige Kirche eingemauert ſcheinen, aber vielleicht auch nur Halbſäulen ſind. Hier mag die Tiburtiniſche Sibylle gehauſet und ihre Blätter geſchrieben haben, wenn ſie unten in den Grotten an den brauſenden Waſſern die Weiſſagungen vernommen hatte. — Wir ſtiegen auch alsbald auf neuen bequemen Felstreppen in die Schlucht hinab, in welche der Hauptſtrom, eng zwiſchen Felſen gedrängt, ſich freudig hinabſtürzt und zerſtäubt, und der Wiedervereinigung mit den oben getrennten Armen zueilt.

Nachdem wir auf der Terraſſe im Schatten der Veſta und Sibylla ein fröhliches Mahl gehalten, wobei der umrückende farbige Bogen im aufſteigenden Staubregen uns zur Sonnenuhr diente, beſtiegen wir einmal wieder einige ſtattliche Langohre, um die Schönheiten und Merkwürdigkeiten umher bequemer zu beſchauen. Wir ritten neben der zerbrochenen alten Brücke über eine Nothbrücke, unter welcher der Strom hinabſtürzt, aus dem nahen Thore am jenſeitigen Berge hin, wo allerlei alte Mauern und Gewölbe von Landhäuſern ſtehen. Sie konnten uns aber nur durch die von der Schule her geläufigen Namen ihrer ehmaligen Beſitzer reizen, weil die Trümmer zu undeutlich ſind, und wir in Pompeii dergleichen vollſtändiger geſehen. Sie zieren mehr die Landſchaft, und dieſe iſt hier das beſte. Von der Höhe an dem Landhauſe des Horaz iſt eine ſchöne volle Anſicht des großen Waſſerfalls mit dem auf dem Felſen über ihm ſchwebenden Tempel, und eine Seitenanſicht des andern Waſſerfalls (Kaskatella), der von dem oben durch die Stadt geleiteten Arme gebildet wird und im ſtarſen Bogen über die Felſen ſchießt. Das Landhaus des Quintilius Varus, dem hier wohler war als in den Deutſchen Wäldern, liegt höher und am Ausgange des Bergthales, und hier ſchaut man die lange Bergreihe zu beiden Seiten, in der Nähe der Stadt und unten ſchöne grüne Fluren und einzele kegelförmige Berge (Monticelli) mit Gebäuden, und weit über die Ebene Rom mit ſeinem Petersberge. Wir ſtiegen in einen Weingarten hinab bis an den Fuß jener Kaskatelle, welche in zwei großen Abſätzen prächtig herabſpringt. Du haſt das ſchöne Blatt von Gmelin täglich vor Augen, welches alle Kaskatellen, die weiterhin noch am Berge hangen, in eine Anſicht vereinigt. Gmelin, deſſen Domäne gleichſam Tivoli iſt, hat viele treffliche Blätter davon geſtochen, und kürzlich auch die Kaskatellen genauer: aber mir iſt das alte, jetzo ſeltene Bild viel lieber; es iſt weicher und maleriſcher. — Dann führte uns eine alte Brücke über den Strom zu der merkwürdigen Grotte, wo eine Kalkſchicht über dem vulkaniſchen Tuff liegt. Das alte vieleckige Straßenpflaſter erſchien wieder, und wir ſtiegen zum Landhauſe des Mäcenas hinauf. Hier konnten ſchon einige Poeten bei ihm wohnen. Es ſtreckt ſich lang auf dem Rande des Felſens hin, und iſt weitläufig genug. Viele Gewölbe, Kammern, Gallerien und Säle ſtehen noch ganz: ein Waſſerarm iſt hindurch geleitet, und ſtürzt vorn durch einen Bogen über den Fels. Lange ſchauten wir hier von der Höhe der untergehenden Sonne zu, und gingen dann in unſer gaſtliches Haus. Alle ſaßen da traulich um den leuchtenden Heerd, und eine junge Frau mit dem neugeborenen Kinde im Arm erſchien ungemein reizend. Nach einem einfachen, aber munteren Mahle, ſchliefen wir herrlich vom rauſchenden Strome eingewiegt, und die heiterſte Frühe des Oſterſonntages weckte uns.

Ein Eſel trug unſer Gepäck, und wir wanderten, unſer ſechs, durch die Stadt neben dem ziemlich breiten klaren Strome. Am Thore traten wir in eine Kirche, wo einige ſchöne alte Wandgemälde, beſonders an einem großen Bogen ſtehen. Blühende Gärten und grünende Weinberge umgeben die Stadt. Eine Strecke davon erweitert ſich das Thal; man tritt durch den hohen Bogen einer großen alten Waſſerleitung, die über einen Seitenſtrom ſetzt, und deren Trümmer weit im wüſten Felde daher laufen. Wir kamen durch einige hochliegende nicht eben erbauliche Flecken, S. Polo und Capella di Madonna, und erſt bei Vicoraro wieder an den Anio. Ein kühner Bogen trug uns hinüber, und wir machten hier Mittag. Ein Theil der Stadtmauer iſt uralt, aus ſehr großen und ungleichen rechteckigen Blöcken ohne Mörtel, wie jener ältere Theil der Mauer Pompeii's, und in Rom die älteſten bekannten Mauern, nämlich die große Kloake (Cloaca maxima), und der Unterbau des Capitols. Neuer ſind beim Eingange in das Städtchen einige antike Säulen. Eine Kirche in Gothiſcher Art, iſt unbedeutend. Sehr maleriſch wird nun das Thal: hoch auf einer Felsecke, um welche der Fluß ſich windet ſteht mit ſeinen Cypreſſen S. Benedetto in Coſimato, wo der Stifter der gelehrten Benediktiner wohnte und lehrte. Weiterhin ragen zu beiden Seiten auf den vortretenden Bergen Städte und Burgen; wir gingen vorbei unter Cantalupo in Burdella, Liconza, Ruviano, und ſtiegen links vor Gervara über den ziemlich hohen Bergrücken, von wo wir das immer mehr ſich verengende Aniothal gegen Subiaco hin überſchauten. Wüſt und ſteinig war der Weg auf der Höhe, aber bald erblickten wir den großen Schneerücken des Velino, des höchſten Berges in Italien, und uns ward ganz Schweizeriſch zu Muthe. In dem Städtchen Rio freddo droben, konnten wir nur mit Mühe unterkommen, und mußten uns zum Schlafen in mehre Häuſer vertheilen; doch bewirthete uns ein Kaufmann, der dort alles in allem war, ziemlich gut.

Am Morgen ſtiegen wir ſteil hinab in eine weite grüne, aber wenig bewohnte und rings von hohen Bergen mit kleinen Städten und Feſten umgebene Ebene. Wir ſchritten aber darüber hin, nach Corſoli, das unten in dem einen Winkel liegt, und von einer alten maleriſch mit Epheu umrankten Burg beherrſcht wird. Einige Gothiſche Bögen erſchienen auch in dieſem Städtchen. Hier trennten wir uns: R. mit Wallhof ging dem eigentlichen Heereszuge Konradins auf Tagliacozzo nach; wir übrigen gingen rechts an dem hier in die Ebene tretenden Flüßchen aufwärts. Die Berge rücken näher zuſammen; der hohe Grat zur Rechten iſt mit Wald und zum Theil mit Schnee bedeckt. Beſchwerlich ſteigt es ſich zu dem Städtchen Colle, das droben, wie ein Steinhaufen, kaum von den kahlen grauen Kalkfelſen zu unterſcheiden iſt. Ehe man hinauf kömmt, zur Rechten, iſt ein viereckiger Unterbau von ſolchen großen Werkſtücken, wie an der Stadtmauer zu Vicovaro; es ſcheint ein Gebäude darauf geſtanden zu haben. Oberhalb Colle aber dient ein ganz ähnlicher Unterbau zur Stütze der Straße. Dieſe ſteigt nun immer enger und wilder am Felſen auf; endlich ſchritten wir über Schnee hin, den erſten, mit dem wir uns in dieſem Winter begrüßten, und gelangten auf die Waſſerſcheide. Der Weg jenſeits hinab iſt kürzer; und bald traten wir an dem Dörfchen Rocca di Cervo über das jenſeitige Thal hinaus. Da lag nun der beſchneite Velino mit ſeinem Gefolge faſt ganz vor uns; eine grüne Ebene mit ſanften Vorbergen zieht ſich um ſeinen Fuß bis an den groſen Fuciner See, von dem uns zwiſchen zwei Bergen hindurch ein Theil im ſchönſten Blaugrün entgegen ſchimmerte. Nach kurzem Abſteigen gelangten wir auf ein Wieſenthal, wo der Salto entſpringt; es iſt ganz von Bergen umſchloſſen, und nur durch eine enge Felsſchlucht geht der Fluß, meiſt verdeckt, nach Tagliacozzo hinab. Auf dem Felſen daneben ſteht die Burg der alten Grafen von Tagliacozzo: eine weite Ringmauer, oben durch eine viereckige Feſte mit ſtarken Thürmen und Thoren geſchloſſen; aber alles in grauſer Zerſtörung. Das Städtchen unten iſt anſehnlicher und heiterer, als alle bisherige ſeit Tivoli. Doch war das Wirthshaus inwendig ſo ſchlecht und halsbrechend, daß wir andere gute Leute aufſuchten, die uns ihr Zimmer räumten und nach Vermögen bewirtheten. Ein Deutſcher, den der rauhe Kriegsbeſen in dieſen Winkel gefegt hatte, wo er ſchon ganz einheimiſch war, fand ſich bald zu uns, und beſorgte uns ſehr dienſtwillig alles. Der glänzende Laden des Apothekers am Markte, wo allerlei feine Sachen zu haben, war unſer gewöhnlicher Aufenthalt. Ein freundlicher junger Mann, der ſonſt Fremde aufnahm, ward eben durch einen Todesfall in ſeinem Hauſe daran verhindert, zeigte uns aber darin ſeine Gemäldeſammlung, worin einige hübſche Stücke waren. Bald nach uns langten auch die andern beiden Reiſegeſellen an, und hatten den Weg um den Berg von Colle allerdings für ein Heer bequemer gefunden, als wir den unſern, obwohl dieſer die ältere Straße ſcheint.

Am nächſten Morgen wanderten die beiden wieder voraus, um das Schlachtfeld genau aufzunehmen. Wir andern ſetzten uns auf vier ungeſchlachte Gäule, und trotteten, in etwas ſeltſamen Aufzuge, gemächlich dahin; die Knechte liefen, nach alter ritterlicher Art, zu Fuße neben her und hielten ſich, wenn es raſch ging, an den Steigbügeln. Bei La Scurgola endet der bebaute breite Bergrücken, welcher die große Ebene in zwei Thäler theilt. Wir ritten durch das Städtchen und auf einem Dammwege durch die ſumpfige und ſteinige Ebene, an dem hier in das andere Thal herum fließenden Salto, welcher Karls von Konradins Heere ſchied, und an deſſen Brücke ſo heftig gefochten wurde. Hier ſtehen links die Trümmer der Benediktiner Abtei der Maria della Vittoria, welche Karl für den entſcheidenden Sieg prächtig von Nicola Piſano erbauen ließ, die aber ſchon im 15ten Jahrhundert verfallen war, weil zornige Erdbeben ſie zerſtörten, ſo wie ſein mit Konradins Blut getränkter Königsſtamm verdorrte. Dieſe Siegeskirche wurde dann nach Scurgola verlegt, und eine erneute Kirche dort führt noch jenen Namen. Wir fanden hier unſre Freunde, und ſuchten mit ihnen nun noch die Stelle von Karls Hinterhalt, aus welchem er über die zu früh ihres Sieges ſich Freuenden hervorbrach: wir konnten zugleich das entſcheidende Reitergefecht vorſtellen. Die Nachrichten von der Schlacht lauten aber widerſprechend und dunkel. Wir zogen alſo alleſammt auf den gegenüber liegenden einzelen Berg von Alba, welcher, viel höher als Scurgola, die Gegend ringsumher beherrſcht, und das Mittelglied iſt, wodurch die Bergreihe des Velino zu der an dem Garigliano hinabziehenden überſetzt, und dort den höchſten Grat des Apenins fortführt. Der breite Fuß dieſes Berges macht die faſt unmerkliche Waſſerſcheide zwiſchen dem Salto, welcher mit der Nera in den Tiber fließt, und dem Fuciner-See, welcher ſonſt einen Abfluß in den Garigliano hatte. Der Berg iſt zur Feſte des Landes umher geſchaffen, und als wir hinauf kamen, ſahen wir auch, daß er von älteſten Zeiten her dazu gedient hatte.

Nämlich, hier erſchienen uns zum erſtenmale, und in größter Fülle und Herrlichkeit die kyklopiſchen Mauern, aus großen ungleichen, meiſt ungeheuren, vieleckigen Steinblöcken, die nach außen glatt und offenbar auch innerhalb behauen, und ohne Mörtel genau in einander gefugt ſind. In mehren Reihen über einander ziehen ſie ſich um den Berg, und erſcheinen zum Theil nur als Befeſtigung von Terraſſen: aber die letzte und höchſte Reihe iſt ſichtlich die Stadtmauer, mit mehren, wie halbe Thürme, herausgebauten Pfeilern und einem Thor, unter dem auch das alte, ähnlich vieleckige Straßenpflaſter zum Vorſchein kömmt: der Obertheil des, vermuthlich nicht gewölbten, ſondern durch einen großen Stein bedeckten Thors, fehlt.

Es iſt ein mächtiger Eindruck, den dieſe rieſenhaften Mauern machen, und man empfindet deutlich, daß man ein uraltes Werk vor ſich hat, deſſen Art und Kunſt von allen andern verſchieden und ganz eigenthümlich iſt. Es iſt nicht allein die Form des Kalkſteins, von dem hier die Berge und dieſe Mauern ſind, welcher ſie hervorbrachte; denn ſonſt müßten ſie ſich überall finden, wo die Kalkberge, und doch ſieht man ſie nur in gewiſſen Gegenden von Italien, Sizilien und Griechenland. Freilich gab der vieleckig brechende Kalkfelſen Anlaß dazu, und die älteſten Mauern dieſer Art ſind aus ſolchen ganz unbearbeitet, aber mit großer Kunſt auf einander gelegten und gefugten Blöcken: ſo ſind die Mauern von Tiryns in Argolis, etwas behauen ſchon und angepaßt die von Mykene; und an der Straße unterhalb Colle fanden ſich mehre ſichtlich neue Mauern aus rohen, nur kleineren Steinen feſt zuſammen gefügt. Sie verhalten ſich aber, wie die aus großen rohen oder zerſprengten Feldſteinen bei uns aufgeführten Steinmauern zu den alten ebenſo aufgethürmten Hünengräbern. Die rieſengroßen Steinblöcke, Trümmer einer früheren Erdgeſchichte, dergleichen man jetzo in ihrer Nähe kaum noch ſindet, verbaute das ältere ernſte Menſchengeſchlecht zu ſeinem Denkmale. Dieſe kyklopiſchen Mauern, mit ihren durch die ganze oder halbe an 20 Fuß Dicke gehenden Blöcken, die oft fünf- und ſechseckige Flächen bieten, haben das Anſehen von großen aufgeſchichteten Baſalten oder von ungeheuren Bienenzellen. Sie verbinden ſich innig mit den vorragenden Klippen des Felſenberges und ſcheinen mit ihm verwachſen. Mit ihren mannigfaltigen Ecken, Haken und Zähnen greifen ſie ſo feſt in einander, daß ſie faſt unzerſtörbar, und ohne Zweifel die ſtärkſten aller Mauern ſind, gegen welche ſelbſt die aus den größten viereckigen Steinen in wagerechten Schichten ſich leicht verſchieben laſſen, zumal auf dem Abhange eines Felſens. Sie ſind alſo auch vorzugsweiſe die Mauern der alten Bergfeſtungen.

Man heißt ſie jetzo kyklopiſche, weil Pauſanias Strabo und Euripides die Mauern von Tiryns und Mykene, und andere ähnliche Mauern, der Sage nach, ein Werk der Kyklopen nennen. Dieſe Kyklopen ſind aber offenbar nur mythiſch zu verſtehen, als die Weltbauer und Bildner, welche die Geſtirne und das Haus der Erde, ja des Leibes, und dann auch die Wohnungen der Menſchen und der Götter und deren Bilder, aus den Urſtoffen, aus Stein und Erz und Holz, bilden; die heimlichen dunklen Gewalten, die in den Tiefen mit ihren Hämmern ſchöpferiſch ſchlagen und harmoniſch zuſammen klingen; die bald als wohlthätige, bald als tückiſche Rieſen und Zwerge erſcheinen, weil ſie ſich immer verjüngen und wiedergebären, und jeder, in ſein Widerſpiel übergehend das Ganze umfaßt. Erſt ſind nur drei Kyklopen, d. i. Rundaugige, mit dem erkennend zeugenden Auge, und ſie haben jeder oder zuſammen die drei Augen, welche auch Zeus allein hat. Strabo kennt aber ſieben Kyklopen, die Prötos, der Erbauer von Tiryns, aus Lykien brachte, und hält ſie für einerlei mit den Daktylen des Ida und Diktys, deren auch bald 5, bald 15, bald 52 (die Wochenzahl), bald 100 ſind, als Götter der ſchöpferiſchen Hand und des zeugenden Fingers: wie die Kyklopen auch wohl Bauchhände genannt werden, welche den Hafen von Kyzikon erbaut haben. Andere Alte (Kalliſthenes und Euphorion) erkannten dann ſchon die Einheit der Daktylen mit den ebenfalls vom ſchaffenden Auge benannten 3, 6 und 9 Kureten und Korybanten in Kreta, welche auch Söhne der ſchmiedenden und zeitrechnenden Daktylen heißen, und in ihren rauſchenden Waffentänzen den Reigen und die Harmonie der Sphären darſtellen; weiter, mit den zaubernden, bauenden und bildenden neun Telchinen, welche auch von Rhodos nach Kreta gekommen und dort den Zeus erzogen haben (wie die Kureten), von Cypern aus der Athene zu Teumeſſos in Böotien eine Mauer bauten, und von Phoroneus, Inachos Sohn, aus Argolis nach Rhodos vertrieben ſein ſollen. Endlich heißt die Mutter der Daktylen auch Kabira (Hand), und ſind alle dieſe und andre Demiurgen, Weltbauer und ihre Bilder, (wie die Karkinen und Sintier auf Lemnos, und die Daidalen und Baitylien) eins mit den geheimnißvollen Kabiren in Samothrake, Phönike, Ägypten und Hetrurien, deren, nach verſchiedenen Ideen der Weltſchöpfung, auch bald zwei (Dioskuren), bald drei, bald vier, beſonders aber ſieben ſind, und mit ihrem ohne Vater gebornen Vater Vulkan (Hephäſtos, Phthas) oder ihrem jüngſten Bruder Kadmilos (Hermes, Thoth), d. h. dem wiedergeborenen Vater, acht: alſo, mit Sonne und Mond, die alte Planeten- und Wochentage-Zahl und der Siebengeſtirne. Dieſe Kabiren ſind dann auch übergegangen in die Demiurgen und ſieben-Aeonen und Archonten der Gnoſtiker, und haben ihr älteſtes Vorbild in Jubal und Thubal-Kain (Vulkan und Mulciber) bei Moſes. — In dieſem Sinne nun zeugen Himmel und Erde (Uranos und Gäa) drei Kyklopen, welche ihr Bruder Kronos in den Tartaros wirft, Zeus aber befreit, dem ſie den Donnerſtrahl geben, wie Poſeidon den Dreizack, und Pluton den unſichtbar machenden Helm (die Tarnkappe, die Siegfried von Rieſen und Zwergen gewinnt), und damit ſelber jene Drei ſind. Dann aber ſind ihrer auch ſieben und hundert: ſie ſchmieden mit Vulkan im Feuerberge die

Blitze, und bauen die Mauern der Städte. Selbſt in Homers und Euripides Polyphem ſcheinen ſie noch durch, wie er unabhängig von den Göttern, ohne Feldarbeit, glückſelig und weiſe lebt, und gegen ihren Diener Odyſſeus Felſen hebt und ſchleudert, gleich den Titanen: doch iſt er darum auch der wilde, geſetzloſe Frevler und ungaſtliche Menſchenfreſſer. Nach andern Sagen baut er der geliebten Galathea einen Tempel, ſpielt die Flöte (des Pan, des Alls), zu dem Geſange der 9 Muſen (die den Sternenreigen tanzen); endlich iſt er Vater vieler Stammhelden der Völker.

Die Kyklopen kamen auch nach mancherlei Irren in der Kureten Land: beſonders aber heißt Argolis, wohin Perſeus, der Erbauer Mykene's, ſie brachte, und wo jene älteſten Mauern ſtehen, das kyklopiſche Land; und Strabo nennt auch den unterirrdiſchen Bau zu Nauplia der Kyklopen Werk. Auch die Mauern von Nauplia ſind in kyklopiſcher Art, wie die von Lykoſura, welche Pauſanias für die älteſten und das Vorbild aller hält; und wie die von Megara, wo der Altar der göttlichen Urbildner ſtand, denen Alkothous opferte, als er die neue Mauer baute: und ihm half dabei Apollo, welcher die Kyklopen tödtete, weil ihr Blitz in Jupiters Hand ſeinen Sohn Aſkulap erſchlagen; und die Steine fügten ſich nach den Tönen ſeiner vier- und ſiebenſaitigen Sternen-Leier, wie Orpheus die Baumſtämme am Saroniſchen Meerbuſen und Amphion (der Hinkende) die Steine zur Mauer des ſiebenthorigen Theben zuſammenſpielte; daſſelbe bedeuten die 7 Ringmauern des Mederkönigs Deiokes um Ekbatana von verſchiedenen Erzen und Farben, und die acht Thüren der myſtiſchen Mithrashöhle von verſchiedenen Erzen: ſo wie noch die Erze und die Wochentage die Namen und Zeichen der alten Planetengötter führen. Und nichts anders waren endlich die künſtlich gebauten Labyrinthe in Ägypten, Kreta und Lemnos.

Es kann alſo von einem Kyklopen-Volke nicht die Rede ſein, wenn man nicht darunter ihre Verehrer und Nachfolger verſteht; denn allerdings hatten ſie auch ihre Altäre und wurden als Götter verehrt. Und es mag wohl ſein, daß die unterſcheidende Form dieſer Gebäude mit ihrem und der andern ſo nahe verwandten Demiurgen geheimnißvollen Dienſte zuſammenhängt. Die älteſten, ja noch die Chriſtlichen, Prieſter und Könige ſind zugleich Baumeiſter und Bildner, und ſtellen auch darin den verehrten Gott vor. Die Stadtmauern waren Schutzwehr der Heiligthümer und ſelber heilig, wie die älteſten Tempel zugleich Burgen. Aber auch andere heilige Werke bauten jene Meiſter, wie das genannte für Minerva; die Mauern eines Venustempels in Attika, von rohen Steinen, nennt Pauſanias ſehr merkwürdig, und ſie ſind in kyklopiſcher Art; und auch die unterirrdiſchen

Kammern von Nauplia mögen dahin gehören. Dann, die unterirrdiſchen Schatzkammern des Atreus zu Mykene und des Minyas zu Orchomenos*), welche zwar nicht den Kyklopen beigelegt werden, von welcher letzten Pauſanias aber bemerkt, daß ſie, nebſt den Mauern von Tiryns, ſich mit den Ägyptiſchen Piramiden meſſen könne. Beide ſind ſich ganz ähnlich, rund in den Felſen gearbeitet und mit großen, zwar ungleichen, aber rechteckigen Werkſtücken in wagerechten Schichten ausgeſetzt, welche aufwärts ſich immer näher rücken und ſich kegelförmig, etwa 60 Fuß hoch bei 50 Fuß Breite, durch einen Stein abgeſtumpft ſchließen, unterhalb des Felsgipfels. Hier iſt alſo derſelbe Bau, wie in dem großen Gange der größten und älteſten Piramide, wo nur noch die Steine ſtufenförmig über einander vortreten. Dieſes letzte ſieht man aber auch an dem kyklopiſchen Stadtthore zu Arpinum; und die Thüren beider Schatzkammern verengen ſich nach oben eben ſo piramidiſch, wie alle übrigen kyklopiſchen Stadtthore, deren Seiten aus mehren in gerader Linie gehauenen (wie zu Segni) oder gar aus einzigen großen Blöcken beſtehen (wie zu Mykene); und ſämmtliche Thore ſind durch einen ungeheuren Stein wagerecht gedeckt. Kurz, wir ſehen hier durchaus, noch älter als zu Päſtum, eine Bauart, welche das Wölben nicht kannte, obwohl ſie ſo nahe daran war, und die Ägypter, durch Brechung des Deckſteines zu einem im Winkel gegen einander geſtützten Giebeldache, an den Thüren und Kammern jener Piramide, ihm noch näher kamen: dagegen wir bei den Etruskern und Römern von der älteſten Zeit her, mit den Mauern in rechteckigen wagerechten Lagen, auch die Gewölbe finden; wie das Stadtthor von Cortona, die Cloaca maxima in Rom und der Emiſſar des Albaner Sees zeigen.

---

*) Ueber dieſes Werk des auch ganz mythiſchen und kadmiſchen Trophonios und Agamedes von Delphi, wo beide auch den 4ten Tempel Apolls von Stein bauten, (der erſte war von Lorbeerzweigen, der zweite von Bienenwachs und Flügeln, der dritte von Bronze) wird uns die Geſchichte von Orchomenos, in den Helleniſchen Geſchichten meines Freundes K. O. Müller, gründlich belehren.

So viel iſt alſo wohl gewiß, daß dieſe kyklopiſche Bauart, deren Benennung alterthümlich und bezeichnend iſt, in den benachbarten Ländern Griechenlands und Italiens einem durch Stamm und Götter nahe verwandten Volke angehört, welches ſich durch ſolche erſtaunliche, wie von der Natur unmittelbar hervorgebrachte Werke als die älteſten und Ureinwohner bekundet. Solche Bauart findet ſich nun von Oſtia in Epirus herab faſt durch ganz Griechenland, die meiſten aber und die älteſten in der gebirgigen Halbinſel: und ebenſo gegenüber in Italien von Hadria bis an die ſüdlichſte Spitze (Locri), hauptſächlich aber, um den Nabel und Gipfel Italiens, den Berg Velino, und meiſt auf der öſtlichen Seite vom höchſten Rücken des Apenins. Und in denſelben Gegenden finden wir faſt überall den dunklen Namen der Pelasger, als der älteſten Einwohner. Zwar erſcheinen dieſe in Italien nur als Ankömmlinge, in der bekannten alten Sage von der Auswanderung der Söhne Lykaons aus Arkadien, nach dieſen Italiſchen Küſten, lange vor Troia's Zerſtörung und Roms Erbauung. Aber offenbar iſt auch die ganze, deßhalb ſo dunkle Geſchichtſage von den Pelasgern, durchaus mythiſch.

Der vom Okeanos entſproſſene Weltberg Atlas trägt die Gärten der Hesperiden (deren Namen auch Italien führt), wo Herkules die Schlange tödtet und die goldenen Äpfel nimmt; und ſeine Töchter ſind 2, 5 und 7 Hyaden und die 6 und 7 Pleiaden, die zwiſchen den Hörnern des Stiers die Sternenleier darſtellen und den Reigen des Jahres führen; von denen Maia, die Mutter Merkurs, als Indiſche Maiah, die übrigen umfaßt, und die jüngſte, Taygete als Taygetos den Weltberg wiederholt, den Mond beherrſcht und die Niobe gebiert. Dieſe hat bald 5, bald zweimal 7, bald 12 Kinder, die von Apollon und Diana getödtet werden*), und iſt als weinender Stein die Schöpfung oder Erneuung der Erde und des Menſchen aus Waſſer und Stein. Ihr und des Zeus Sohn iſt nun Pelasgos oder Pelagos (das Meer), und deſſen Enkel, von Kalliſto (als Bärengeſtirn Arktos), Arkas (die Erde) und Pan (das All) ſind die Stammgötter der Arkadier, die älter als der Mond ſind. Pelagos, wie ſein Sohn Lykaon, der Erbauer Lykoſura's, lehren die Menſchen bauen und Künſte des geſelligen Lebens. Pelagos thut dieſes zuerſt in Dodona, wo von dem Weltbaume des Zeus, Tauben (die Pleiaden*)

---

*) Der eine Sohn hieß Ismenos, und ein Strom in Böotien bei Theben, darein er vor Schmerz ſich ſtürzte, wurde nach ihm benannt. Er iſt wol nichts anders, als Esmun (Aeskulap), wie der jüngſte und 8te der Kabiren

---

(Pataiken) bei den Phönikern hieß. Der Ismeniſche Apollo hatte in Theben ein neunjähriges Feſt, wobei ein Prieſterknabe einen Lorbeer mit Kugeln der Geſtirne, Planeten, oder Jahre und 365 Kränzen, umtrug: ähnlich dem aufgeſchmückten Baume beim Todaustragen, dem alten Frühlings-Jahrfeſte, in Schleſien. — Nach der Indiſchen Lehre von den 9 Monden-Welten, ſind die Sonnen- und Erdkugeln ſelber die verbotenen Früchte des Weltbaumes.

*) Sie waren ſingende Vögel, wie die Muſen. Altdeutſcher Name des Siebengeſtirns iſt die Henne mit den Hühnlein (vgl. Irmin, S. 67.); und vermuthlich bedeutet dieß die Henne mit 7 Küchlein auf einem erhobenen Bildwerke von Chriſti Taufe, in der alten Longobardiſchen Johanniskirche zu Monza (Friſi, mem. di Monza, t. 9.); ein ähnliches altes Wappen gibt auch Agincourt Sculpt. Bei den Nordamerikanern zu Unatuhook ſind es ſieben Tänzer, die bei einem Tanze in den Himmel verſetzt worden. Magaz. für die proteſt. Miſſionsgeſch. 1816.

weiſſagten; und er iſt der bibliſche Peleg, Hebers (des Hebrus, Ebro) Sohn, welcher ſo hieß, „weil zu ſeiner Zeit die Welt getheilet ward," und bedeutet das Urwaſſer der Schöpfung, die endende Flut mit der Taube und den kreiſenden Strom der Zeit, wie Jubal (Fluß) und Thubal-Kain (Waſſer und Feuer), d. i. Vulkan mit dem Flußgotte Xanthus, oder Mulkiber, d. i. Melek-Eber, König Eber: jene Erfinder der Muſik und des Schmiedens.

Wir finden alſo auch in Pelasgos und ſeinem Enkel Atlas wieder jene demiurgiſchen und telluriſchen Gewalten der Kabiren und Kyklopen; und die pelasgiſche Mauer, welche flüchtige Tyrrhener in Athen bauten, iſt eine kyklopiſche. Dieſe heißen zwar ſelber Pelasger, und wiederum werden ihre Vertreiber aus Latium ſo genannt: aber das iſt nun ein Name des gemeinſamen Kultus dieſer alten verwandten Völkerſtämme, welche in ihren Geſchlechtstafeln davon ausgingen, und unter manchen andern, oft gleichbedeutenden Namen ihn erneuten. Die einzelen Kräfte und Verkörperungen, als Brüder und Söhne des alten Stammgottes, wurden abermals Stammgötter und widerholten durch neue Geburten das Ganze in ſich; und Prieſter und Könige und Völker hießen und handelten nun, wie ihre Götter, lebten und ſtarben mit ihnen: und das war eben ihre wahre Geſchichte.*) Daher am Anfange aller Völkergeſchichte die langen Reihen faſt bloßer Namen, deren Bedeutſamkeit, neben und aus der zuletzt übrig gebliebenen Götterlehre, doch mehr ſagt, als manche vermeinte reine Geſchichte oder reine Poeſie.

Die 22 oder 55 Söhne des Lykaon, welche die Namen ſo vieler Griechiſcher und Italiſcher Stämme führen, hier in Italien Oenotros, Peuketios, Daunos, Iapyx (Einhand), welche nur zwei Schweſtern Kalliſto und Dia, die Mutter der Dryops (Eichen-Auge) neben ſich haben, und mit dem Vater, weil er dem Zeus ein geſchlachtetes Kind vorſetzt, in Wölfe verwandelt werden, — dieſes ganze Geſchlecht iſt auffallend ähnlich dem großen Stammbaume der Nordiſchen Urgeſchichte, welcher auch faſt nur bedeutſame

---

*) Ich folge hier inſonderheit dem tiefſten Deuter der erſten Urkunden der Geſchichte, Kanne. Sein neuſtes Buch: Chriſtus im alten Teſtament, iſt der Grundſtein ſeiner früheren inhaltſchweren Werke, und beweiſt, daß im Chriſtenthum erſt der Hauptſchlüſſel zur alten Welt gegeben und das löſende Wort aller Zungen wiedergeboren iſt. — Ich bemerke hiebei ein für allemal, daß es zwei ganz verſchiedene Aufgaben ſind, die allgemeinen Ideen in den Mythen zu finden, und das, was ſich bei jedem Volksſtamm und in jeder Landſchaft daran hängt und ihn verwandelnd zu ihrem Eigenthum macht, für die Geſchichte daraus zu ſcheiden. Doch gehört beides nothwendig zuſammen.

Namen enthält. Forn-Jotur (die Vor- und Ur-Hand) hat 3 Söhne Hler, Logi und Kari (Waſſer, Feuer und Luft); vom letzten kommend, abſteigend, Froſt, Snär und Thorri (Froſt, Schnee und die bitterſte, dürre Kälte); Thorri's Tochter Goi (Göa, Frau Gaue, die Mond-Erde als Kuh der Hertha), verſchwindet bei einem Opfer, und ihre Brüder Nor und Gor ſuchen ſie (wie Inachos Söhne ihre Schweſter Jo, und Kadmus die vom Stier entführte Europa), und erobern die Länder der Nordwelt. Gor beherrſcht die Inſeln und ſeine Söhne ſind Mäiter, Bäiter, Häiter, Gäiter, deren Namen Zuſtände des Meeres andeuten. Nor, der ſeine Krieger in Eber verwandelt, ſtiftet Norwegen, und heiratet Hadde, die Schweſter Hrolfs, welcher Goi entführt hat. Sein Sohn Naumur iſt durch ſeine 7 Söhne Stammvater vieler Helden und Könige; und noch mehr deſſen Enkel Halfdan der alte, dem die Götter gewähren, daß 300 Jahre nur Männer in ſeinem Stamme geboren werden, deſſen erſte 9 Söhne allzumal in einem Kampfe fallen, die andern 9 aber die Stammhelden der berühmteſten Nordiſchen und Normänniſchen Fürſten und Helden ſind, namentlich der Volſungen und der Niflungen. Und wie neben dem, mehr die Menſchenſchöpfung und Verbreitung darſtellenden Stamme des Pelasgos, die Welt- und Erdſchöpfung in den Kyklopen und ihren hunderthändigen 3 Brüdern: ſo ſtehen im Norden neben Fornioturs Stamme die Jötunnen d. i. Hand-Rieſen, von denen jener Hrolf ſtammt und ſein Großvater Thor; und dieſe, mit ihrem Donnergotte Thor, werden auch als die älteſten Einwohner des Nordens gedacht, von denen Jütland noch den Namen hat, und ſind der Sage nach, die Urheber jener, den älteſten Kyklopenmauern ähnlich, aufgethürmten Hünen-Gräber oder -Betten in Nordiſchen und Deutſchen Landen, des Rieſendamms in Irland, und der Rieſen-Krone oder des künſtlichen Steingehäges (Stonehenge) in England, welches dann dem Zauberer Merlin beigelegt wird. Spätere Griechiſche Sage ließ die Kyklopen auch aus Thrakien nach Argolis kommen, und verſetzte ſie weit hinauf nach Norden; ja ſie erſcheinen bei den verwandten einäugigen und erzreichen Arimaspen auf den Rhipäen, d. i. auf dem Gebirge der Rieſen (der Riphaim), von welchen der wohlthätige und tückiſche Erdgeiſt Rübezahl ſtammt. Dieſem legt die Sage zwar keine Bauwerke bei: doch fehlt es nun in er Chriſtlichen Zeit nicht an Dämmen, Mauern und hnlichen Werken, welche das Volk dem Teufel zuſchreibt. Und ſogar viele große Werke der Chriſtlichen Baukunſt ſind in der Volksſage Werke dieſes erſten und oberſten der abgefallenen Rieſen, welcher older Willen Gottes Haus bauen muß: wie ſchon in der Indiſchen Mythe der empörte Feuer-Rieſe der königliche freie Baumeiſter iſt, und der Weltbaumeiſter Biskerma ſich beim Hahnenſchrei in den Finger ſchneidet.*)

---

*) Vermuthlich gehört hieher noch die Sage, die Konrad von Hildesheim im 13ten Jahrhundert vom Berge Barbaro, bei Neapel am Averno-See, erzählt, in deſſen Hölen die Schätze der ſieben Könige von furchtbaren Dämonen in ehernen Bildern bewacht werden, mit geſpanntem Bogen, geſchwungenem Schwerte und andern Waffen. Auch die Legende von den ſieben Brüdern und ihrer Mutter, und den ſieben Schläfern zu Epheſus, wo die große Mutter verehrt wurde, ſcheint damit verwandt. Die acht noch hülfreichen Schutzgötter der morgenländiſchen Schiffer ſind es gewiß, wie die auf der See einen Sturm verkündenden Flämmchen der Dioskuren, jetzo St. Elmes oder Helenen-Feuer heißen. Denn gleich dieſen, waren die Kabiren insonderheit auch Beherrſcher der Winde, und der genau nach der Windroſe gebaute achtſeitige Tempel der Winde zu Athen bezieht ſich auch wohl auf ſie. — Der Meklenburgiſche Name des Siebengeſtirns, welches gleichſam die höhere und feſte Verſammlung der 7 Wandelſterne iſt (wie die 7 Indiſchen Pitri's oder Altväter im großen Wagen, der auch wohl Siebengeſtirn heißt), Duming, kommt vielleicht von dem Hebräiſchen Orakel-Schilde Urim Thummim, die Lichter (Sterne) des Dunkels (Dämmerns) im Norden, wo der Weltberg iſt, oder der Verſammlung. Und damit verwandt iſt der vielleicht auch nähere Daumen, Niederdeutſch Dum, weil dieſe ſchaffenden Rieſen abwechſelnd auch Zwerge, Däumlinge, ſind, wie Pollux (pollex) und die obgenannten Finger- und Hand-, d. i. Lingams-Götter. Von Biskerma ſ. Bd. I. S. 195 vgl. auch II. 36.

Die Sage von bauenden Rieſen oder Zwergen iſt daher ſo allgemein, zumal, wo ſich Wunderbaue der Natur und ihrer Rieſenkräfte ſelber, oder ungeheure und dunkle Denkmale eines verſchwundenen oder durch Vermiſchung und Bekehrung verwandelten Volkes finden. Rieſenknochen haben ſich aber noch ſo wenig bewährt, als Zwergknochen; und keine Sündflut und Verſteinerung hat ſie, wie jene der ausgeſtorbenen Rieſenthiere, aufbehalten. Es iſt anders mit dem Menſchen, als mit den Thieren und Pflanzen; er wächſt nicht überall aus dem Boden, wie die Alten wähnten, und klebt nicht daran: er kann überall hin, überall leben und gedeihen und derſelbe bleiben, und wird nur ein Leibeigener in Geſtalt und Sinn, wenn er ſich der Scholle und dem Thiere verſchreibt. Er weiß, daß er nur ein Gaſt iſt auf der Erdkugel: doch weiß er nicht, von wannen er kömmt und wohin er geht. Jenſeit der Geſchichte ſteht zwar die Spekulazion, wie der Geiſt vor der That: aber alle philoſophiſchen und poetiſchen Welt- und Menſchen-Nachſchöpfungen, mit und ohne Demiurgen, thun im Grunde doch nichts mehr, als jener ehrliche Dichter, welcher ſeinen Gott Vater ſprechen läßt: „Komm' Adam, laß dich ſchaffen!“ Aber, weil ſolches wiſſen und ſchaffen wollen und wie Gott zu ſein, eben des Menſchen erſter Fürwitz war, und dieſer nun durch Gottesſohn gelöſt, das Wunder der Welt für immer erneut, iſt.

ſo kann er mehr, als alles Wiſſen, er kann glauben, was Gottes Wort ihm offenbart. Dem Newton ward der Fall des Apfels zur Frucht der tiefſten Erkenntniß, und er endete mit der Offenbarung. Als der Menſch durch ſeine Schuld die Sünde und den Tod in die Welt brachte, und Gottes Ebenbild in ſich entſtellte, war er der empörte Rieſe in ſich ſelber, und aus dem Garten Gottes über die Erde verwieſen; und als er nun trotzig ſich und ſeine Götzen in den Himmel bauen wollte, ward er nur noch tiefer verwirrt, und über die Erde zerſtreut, und ſank, den finſtern Dämonen der Tiefe hingegeben, innerlich und äußerlich verwildernd, noch unter das Thier hinab: bis Chriſtus für uns alle die Sünde und den Tod beſiegte, den Tempel des Leibes erneute und heiligte, und die Kirche des Geiſtes erbaute. Darum ſoll nun niemand ſicher ſein, denn der Rieſe ſteckt als Zwerg mit Rieſenkraft noch immer in uns: aber Gottes Sohn hat uns die Gnade und Kraft erworben, ihn zu überwinden, und durch ſeine Liebe glauben und hoffen wir.

Zwar blieb Gottes Wort immerdar bei dem Menſchen, und wurde laut verkündigt, und auch die Götzendiener behielten Erinnerung der Seligkeit und des Falls und „die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen“: die dunkle Ahnung der Verſöhnung wurde ihnen aber zur blutigen Verſtümmelung, zum Menſchen- und Thier-Opfer, in welchem Tod und

Wiedergeburt des ſonſt auch periodiſch verbrannten oder erſäuften Götzen dargeſtellt wurde; der Hochmuth trieb ſie ſtäts zur Selbſtvergötterung, ſie ſchufen ſich ſelber in ihren todten Götzen, und ließen ſich wieder von dieſen ſchaffen: ſo zauberten ſie, aber thaten mit ihrer Hand kein wahrhaft belebendes Wunder, wie Gottes Wort, und waren vielmehr in ihrem eigenen Zauberkreiſe gefangen; die Erlöſung wurde ihnen immer wieder zur Wiederkehr und zum Kreislauf aller weltlichen und irrdiſchen Dinge, der Geſtirne, und der Selen auf ihrer ewigen Wanderung durch den Thierkreis des Himmels und der Erde, aus und in die Todtengrüfte und Leichname, und die Mumie ſtand ſtäts an dem Tiſche der Lebenden. Dem gemäß waren auch ihre Tempel und andern Bauwerke, wodurch ſie die Welt und Erde ſelber, unmittelbar, oder wenigſtens in labyrinthiſchen Abbildern, ſich zum ewigen Hauſe und Grabe ausbauen wollten. Dieſer düſtere Geiſt, und in genauer Verbindung damit, das allgewaltige Prieſter- und Königthum und die tiefe Knechtſchaft und der Aberglaube des Volks, ſind die Rieſenarme und die langen Hebel, welche im Morgenlande ganze Gegenden bedeutſam umgeſtaltet, die Berge von Ellora, von Mavalipura, auf Java, in Ägypten und Perſepolis zu Tempeln und Gräbern ausgehauen, und die Piramiden und Obelisken aufgethürmt haben. — Wir kennen dieſe Völker zum

Theile noch: ſie ſind nichts größer und ſtärker, als wir. Nicht geringer iſt die Kraft, welche den ungeheuren Schlußſtein und den Steinſarg des Gothen Dietrich auf ſein Grabmal zu Ravenna hob, das Pantheon auf die Peterskirche und den Obelisken davor ſetzte. — Und noch näher und nicht minder erſtaunlich und wunderbar in ihrer Art ſind uns die Gothiſch-Chriſtlichen Kirchen und Thürme.

Aber, ohne weiter zu vergleichen, es leuchtet ein, jene Rieſen-Baue ſind das Werk des großen mit dem Morgenlande noch näher verwandten Urvolkes, das vor oder am Anfange der Europäiſchen Geſchichte ſteht; und inſonderheit zeugen dieſe kyklopiſchen Mauern von nächſt verwandten Stämmen, wo dieſe auch herkommen oder früher geſeſſen haben, in Griechenland oder Italien: denn darüber geben die obigen Sagen und was man ſonſt über dieſe Zeit Geſchichte heißt, durchaus keine Sicherheit; und die rohere und ſcheinbar ältere Form der Mauern von Tiryns und Mykene würde noch nichts beweiſen, wenn Griechenland nicht überhaupt der Völkerheimat näher und älter gebildet erſchiene, und ſpätere Helleniſche Anſiedler in Italien nicht ganz gewiß wären. Wie es aber geſchehen, wiſſen wir nicht. Und weiter, glaube ich, können Petit-Radels Unterſuchungen ſchwerlich führen, dem immer das große Verdienſt bleibt, dieſen wichtigen Gegenſtand in ſeinem Zuſammenhange gefaßt und darauf die Blicke der Reiſenden gerichtet zu haben: obwohl Winkelmann ſchon das Unterſcheidende dieſer Bauart ſehr richtig erkannte, und eine Reihe ſolcher Denkmale anführt, zum Theil aus den Handzeichnungen des Giuliano da Sangallo, der vor Michel Angelo Baumeiſter der Peterskirche war.

Ein jüngeres Geſchlecht und eine andere Bauart bezeichnet freilich der Name der Hellenen, obwohl ihre Stammtafel ebenſo mythiſch iſt, als die der Pelasger und Arkadier: Prometheus, wie in Theben auch einer der Kabiren hieß, als Vater Deukalions, und deſſen Söhne und Enkel Hellen, Aeolos, Doros und Jon, die letzten Stammhelden der Griechen, bedeuten in Namen und Sagen wieder die Schöpfung des Geiſtes aus Waſſer, Feuer und Luft, den Weltbaum und die Mond- oder Sonnen-Kinder. Und ſo ſtehen noch mehre ähnliche und verwandte Stammbäume neben jenem: von Inachos (Noah, Bakchos), deſſen Gemahlinn, und von Tantalos, deſſen Tochter Niobe auch genannt wird. Und im Hintergrunde von allen dieſen Götter- und Stamm-Sagen ruht noch die höhere Welt- und Götter-Schöpfung des Eros und der Eris (Liebe und Streit) im Chaos, des Himmels und der Erde und ihrer Kinder, was ja die Kyklopen auch waren. Nicht anders iſt es wieder in der Nordiſchen Mythe, wo aus dem Urgrunde und Schlunde aller Dinge (Ginunga Gap) durch Waſſer, Feuer und Kälte der Weltrieſe Ymer, aus dieſem, nach der Flut, die Erd- und Eis-Rieſen (Hrym-Thurſen) hervorgehen; daneben aus der Kuh Audumbla die Welt- und Menſchenbildner Odin, Wile und We. Wie aber Odins 3 Söhne Ingwi, Säming und Skiold als Stammkönige von Schweden, Norwegen und Dänemark, und noch mehr ſeine drei anderen Söhne Wegdeg, Baldur und Siggi, als Stammkönige der Oſtſachſen, Weſtfalen und Franken, in näherer Beziehung ſtehen zu den 12 Aſen oder Göttern, die unter dem Weltbaume Iggdraſil auf dem Ida-Felde ihre Palläſte haben, und denen Zwerge und Rieſen (Jötunnen) die Kleinode ſchmieden, neben Wölund, Wilkins Enkel: ſo haben nun auch jene Hellenen und Dorer ein näheres Verhältniß zu den 3 und 12 Olympiſchen Göttern, denen Vulkan die Palläſte baut und mit ſeinen Kyklopen für ſie ſchmiedet. Und ſo iſt die Geſchichte des Himmels, die Herrſchaft eines jüngern Göttergeſchlechtes und Staates, die Geſchichte ihrer Verehrer auf Erden: jeder Eroberer und Einwanderer brachte ſeine Götter mit, die ihn führten und alles für ihn thaten.

Die Helleniſche Bildung ſcheint ſich zu der Pelasgiſchen zu verhalten, wie die Doriſche, d. i. Helleniſche Baukunſt, die wir in Päſtum ſchauen, zu dieſer kyklopiſchen. Ihre Verbindung zeigt ſich an dem Thore zu Mykene, wo in einem piramidiſchen

Felde eine Säule Doriſcher Art zwiſchen zwei gegen einander gekehrten Löwen im älteſten Styl ausgehauen, und wohl mit der Mauer gleich alt iſt. Später möchten die ganz mit Bildarbeit verzierten Doriſchen Halbſäulen ſein, welche am Eingange der Schatzkammer zu Mykene ſtanden und davon noch Bruchſtücke übrig ſind. Bekannt iſt die Sage (bei Vitruv), daß Doros, Hellens und der Nymphe Optik Sohn, zufällig einen Tempel der Juno zu Argos in dieſer Ordnung gebauet, welche mit ſeinem Stamme dann weiter, bis nach Klein-Aſien gebracht, und daſelbſt an dem Tempel des Pan Joniſchen Apollo, nach dem Maße des Mannes beſtimmt worden. Dort erſcheint ſie an den Grabmälern zu Telmeſſos noch in der älteſten Art, und daneben die Anfänge der Joniſchen Säule, die für dem Tempel der Diana zu Epheſus nach der ſchlankeren Geſtalt und dem Kopfputze der Jungfrau gebildet ſein ſoll. — Von dergleichen ſieht man hier zu Alba und auf andern kyklopiſchen Mauern in Italien nichts: dagegen möchten die Priapen oder Hermen, die an einem Thurme zu Terracina, an den vier Ecken eines Gebäudes zu Torri und an einer Mauer bei Poggio Catino, im alten Sabinerlande, und auf den Kyklopen-Mauern von Arpinum ſtehen, wohl noch auf die alten Kabiren zurückweiſen, mit deren Vater Vulkan (Phthas) auch der ithyphalliſche und kunſtreiche Hermes (Thoth) gleichbedeutend iſt. Pauſanias erzählt, Ceres (die große Göttinn und Mutter) habe dem Kabiren Prometheus und deſſen Sohn Aetnäos etwas übergeben, das dieſe treu bewahrten, daher ſie denn in Theben verehrt werden: er müſſe aber verſchweigen, was es geweſen. Doch wohl nichts anders, als das, was zwei Kabiren von ihrem erſchlagenen jüngſten Bruder Dionyſos in einem Kaſten (Arche) nach Hetrurien bringen; das von Oſiris im Kaſten aus dem Nil gerettet wird; das Dionyſos als Feigenbaum auf das Grab des Proſymnos pflanzt; das dem Zwitter Agdiſtes, dem Atys, Adonis und Esmun, dem jüngſten der Phönikiſchen Kabiren, abgeſchnitten, zur Ruthe und zum Baume erwächſt; oder Adonis als Kind im Kaſten, welchen Venus der Proſerpina (die mit ihrer Mutter Ceres eins iſt) anvertrauet, dieſe aber allein behalten will, bis ihn beide theilen: kurz, Schiwa der als Däumling, und Wiſchnu, der als Lingam-Zwerg, oder als Rieſen-Lingam, wiedergeboren wird; die Pygmäen, d. h. Däumlinge, neben den Arimaspen oder Augen-Rieſen. Dieſes in allen Myſterien, in der ganzen Götter- und Welt-Geſchichte ſo bedeutende Sinnbild aller kabiriſchen ſchaffenden und bauenden Finger- Zwerg- und Baum-Götter, deſſen Mißverſtand im offenen und Geheimdienſt, die wahnſinnigſten Ausſchweifungen und furchtbarſten Greuel erzeugte, und welches die heidniſche Welt in unzähligen

Geſtalten zur Schau trägt und in rieſenhaften **Bildern** (wie jenes zu Hierapolis und die Obelisken) verewigt hat. An der Bäckerei zu Pompeji weiſet es deutlich auf Ceres, und an dieſen kyklopiſchen Gebäuden hat es um ſo mehr Bedeutung, da es auch durch den kabiriſchen Hammer ausgedrückt wird. — Pauſanias fügt hinzu, daß Pelarge die von den Argivern aus Theben vertriebenen Kabiren dahin zurückführte und dafür vom Orakel zu Dodona geehrt wurde. Dieſes beſtätigt wieder den genauen Zuſammenhang der Pelasger und Kabiren mit Dodona: und Pelarge heißt nichts anders, als die ſchwarz-weiße Taube zu den ſchwarzen Tauben-Prophetinnen auf der Welteiche Dodona's, den Peleten, d. i. den obigen Pleiaden, als ſingenden Sternen-Vögeln. Und ſo würden auch jene Pelasger, die in Athen die pelasgiſche Mauer bauten, Pelargen, bunte Störche, Zugvögel, eigentlich wohl von dieſem Kultus ſo genannt.

Dieſe Pelasger aber wurden aus Latium von den **Aborigines** vertrieben, welche ſelber wieder mit Pelasgern verbunden, die Stammväter der Latiner, und im Namen wenigſtens, die erdgeborenen Ureinwohner Italiens ſind. Sie wohnten, laut Varro, auch in dieſen Bergen um den Fuciner-See, wo gerade wieder die bedeutendſten kyklopiſchen Städte ſtehen; hauptſächlich zu Reate (jetzo Rieti) auf dem Roſenfelde (Roſea) am See der 7 Waſſer, wo die große Göttinn und Mutter verehrt wurde, unweit des heiligen unergründlichen Sees (wie der Hertha) mit der kleinen ſchwimmenden Inſel, genannt der Kotyliſche, d. i. der Becher- (Augen-) oder Nabel-See, welcher auch der Nabel-Ort Italiens geglaubt wurde, wie der See Perguſa von Sizilien. Die Pelasger ſahen an dieſem See ein altes Orakel Dodona's erfüllt, und vereinten ſich mit den Aboriginern. Hier wurden ſie aber von dem mächtig anwachſenden Volke der Sabiner oder Sabeller vertrieben, welches der Römer letzter und gefährlichſter Feind war, und von den höchſten Thälern um den vielleicht nach ihnen benannten Velino ausging, nämlich von dem auch kyklopiſch gebauten Amiternum und Teſtrina. Und zu ihnen gehörten die Marſen, welche nicht bloß im Namen an unſere Deutſche Marſen, bei Tacitus, und an die, zwar in der Marſch wohnenden, aber nicht minder freiheitliebenden Dit-Marſen erinnern. Und wie die Deutſchen Marſen von einem Göttersohne abſtammen ſollen, ſo auch dieſe Italiſchen, bald von Marſyas aus Lydien (wie die Etrusker), welcher ihnen den Weinſtock gebracht; bald von einem Sohne der Circe, der ihnen die häufigen Schlangen unſchädlich gemacht (alles wieder Kultus-Sagen); endlich von einem Helden Marrus. Der zunächſt liegende Mars iſt übergangen; doch paßte er wohl für die ſtreitbaren Marſen, deren Hauptſtadt nun, nächſt dem ganz verſchwundenen Marrubium jenſeit des See's, dieſes Alba war, welches durch ſeine Lage ſchon das weite Salto-Thal und den ganzen von hohen Bergen umringten See beherrſcht, und deſſen Haupt die gewaltige Mauerkrone waffnet. Die Römer unterjochten und beſetzten es 303 vor Chr.; im Marſiſchen Befreiungskriege ward es belagert. Noch Strabo rühmt die Feſtigkeit der Mauern; die Römer brauchten ſie aber zum Käfig der gefangenen Könige, Syphax von Numidien, Perſes von Macedonien und Bituitus von Gallien.

Erdbeben, welche ſogar die Abtei auf der Ebene des Schlachtfeldes umwälzten, zerſtörten hier oben auch wohl mehr, als Menſchenhand. Manches ward zu der neuen Stadt verbaut, die ſich ganz oben enger zuſammen gezogen hat. Dieſe ſcheint aber wirklich nur da, um den Unterſchied der neuen von jener alten Bauart recht grell zu zeigen. Denn ſie iſt nur eine groſſe Ruine; und obwohl die Mauern, Kirchen und Häuſer noch ſtehen und einzeln oder theilweiſe bewohnt und gebraucht werden, ſo habe ich ſolche Zerſtörung doch in meinem Leben nicht geſehen. Es ſchien, als wenn die Beſchießung und Erſtürmung eben erſt geſchehen wäre, und alles nur noch loſe zuſammenhinge, um bald vollends einzuſtürzen: und doch war vorlängſt ſchon der Krieg hier durchgezogen. Kaum fanden wir jemand, der uns etwas herumführte; und in einem Kirchlein verwunderten ſich einige Frauen, die Meſſe hörten, ſehr über unſern Eintritt: das merkwürdigſte darin war auch nur ein bedeutendes Frauenbild, das wie der einſame Geiſt dieſer großen Ruine erſchien. — Auf dem Platze davor konnte man zugleich alle Zeitalter überſchauen, von jener kyklopiſchen Urfeſte, bis zum Jeſuitiſchen Kirchenbau, und den jetzigen, zum Theil in die Trümmer eingebauten Menſchenwohnungen; dazwiſchen antike Säulenſtücke, aus der Römerzeit, eine merkwürdige Etruskiſche Säule, und aus dem Mittelalter Säulenfenſter mit Rundbögen und Gothiſche Spitzbögen an einer verfallenen Kirche. — Nicht minder reich und groß iſt die Ausſicht von der höchſten Ecke, ein vollkommenes Rundgemälde: dort der Velino mit ſeinem tief beſchneiten Rücken, welcher jedoch im hohen Sommer eine grüne Alpe oder Viehweide iſt; unter ihm das grüne angebaute Salto-Thal, welches ſich von der Burg von Tagliacozzo herumwindet; gegenüber der große runde See mit allen ſeinen Städtchen am Ufer; zunächſt Celano, wonach er gewöhnlich heißt, und auf der andern, weſtlichen Seite Avezzano; und in der Ferne rings umher eine hohe meiſt beſchneite Bergmauer, die noch vor den Kyklopen gebaut iſt. — Es war deutlich, daß ein Schlachtfeld in dieſer Gegend entſcheidend ſein mußte, und dem Karl von Anjou der Rückzug auf dem Bergwege über Aquila eben ſo verderblich geworden wäre, wie Konradinen der über Tagliacozzo: andere Auswege gibt es nicht; denn aus dem See geht kein Fluß. — Wir trennten uns hier wieder von den beiden Freunden, welche noch den Hinterhalt des tückiſchen Karl gründlich ausforſchen und alles zeichnen wollten, und ſtiegen auf der ſteileren Seite gegen den See hinab, wo abermals kyklopiſche Mauern erſchienen: noch andere ſollen auf der weſtlichen, etwas niedrigeren Ecke des Berges, wo eine Kirche mit mehren Häuſern ſteht, als Unterbau dienen; ſie lagen uns aber zu fern, und wir ritten auf ziemlich wilden Wegen dem See zu, um ein nicht minder großes Werk der Menſchenhand zu ſchauen.

Es war ein heiterer Tag, doch ſchienen die Ortſchaften jenſeit des Sees im Waſſer zu ſtehen, ſo groß iſt er. Aber manche ſtehen auch wirklich darin, und die Ueberſchwemmung konnten wir bald ſehr deutlich in den Gärten von Avezzano ſehen. Das Städtchen iſt nicht übel, und freundlich genug, zumal auf Alba; doch hat es nichts Merkwürdiges, und wir wanderten bald weiter um den See zu dem Emiſſar oder Abzug, der ihn immer auf einem gewiſſen Stand erhielt, wie noch jene an den Seen von Nemi und Albano thun. Dieſer hier iſt viel jünger, aber auch viel gewaltiger, als jene, und die Bauart daran noch deutlicher, obwohl er nichts mehr leiſtet. Die älteſte Stadt der Marſen Archippe ſoll von dem See verſchlungen ſein, welcher auch Phorkus, wie der Vater der Meerungeheuer und Großvater Polyphems, genannt wird, jetzo noch Fucino. Der ganz von Bergen umſchloſſene See, von denen ſo viele Waſſer in ihn fallen, hat wohl unterirdiſche Abflüſſe, und alte Sage iſt, daß ein Fluß Pitonia unvermiſcht hindurchfließe, in eine Schlucht falle, bei Subiaco jenſeit des Berges wieder hervorkomme, und ſo durch die Waſſerleitung des Königs Ancus Martius (von welcher wir zwiſchen Tivoli und Vicovaro hohe Bogen und Kanäle durch die Berge geſehen) nach Rom geführt worden. Doch überſchwemmte der See oft viel Land, und Cäſar dachte ſchon an den Abzug, den Claudius durch 30000 Arbeiter binnen 11 Jahren vollführte. Zur Feier deſſelben gab er eine große Seeſchlacht, wobei das Ufer zum ungeheuren Amphitheater diente, und mitten aus dem See ein ſilberner Triton das Zeichen zum Angriffe gab: 19000 Sklaven, die noch um Gnade flehten, wurden als Rhodier und Sikuler, auf großen Schiffen, von den Soldaten, die auf andern Schiffen ſie umringten, gezwungen ſich zu ſchlachten und den See mit ihrem Blute zu färben. Und doch war das Opfer umſonſt; denn bei Eröffnung des Emiſſars zeigte ſich deſſen Unvollkommenheit. Die Schleuſe oder der Einfluß am See wurde hierauf erweitert und abermals ein blutiges Fechterſpiel auf einer Bühne über dem See gegeben: und als hier das Waſſer eingelaſſen wurde, ſtürzte es ſo gewaltig heran und riß alles mit ſich fort, daß das Schauſpiel mit Schrecken und Verwirrung endete. Nero ließ den Bau verfallen, Hadrian ſtellte ihn her. Seit lange iſt er ſchon wieder unbrauchbar, der Einfluß verſchwemmt und unter dem Waſſer, das gegenwärtig viel gutes Land bedeckt und manche Ortſchaften in Noth bringt. Doch kann man das erſtaunliche Werk noch ſehr deutlich erkennen. Der zwar nicht hohe Bergrücken zwiſchen dem See und dem Garigliano, von hartem Kalkfels, iſt 3000 Schritte lang durchhauen. Und damit ſo viele Leute zugleich daran arbeiten könnten, ſo ſind viele Gänge über einander durch den Berg getrieben, welche alle ſchief, wie Keile, auf die Grundlinie des eigentlichen Kanals führten, der nun an vielen Stellen zugleich angefangen wurde. Auf jeden ſolchen Stollen führt von der Seite des Berges ein ſenkrechter Schacht, um die Steine und auch das Waſſer herauszuwinden. Wir ſtiegen in den oberſten Stollen tief hinab, bis zu dem Waſſer, welches aus dem See noch durchdringt, ohne abzufließen: der Kanal muß alſo auch tiefer nach innen verſtopft ſein. Etwa in der Mitte dieſes Stollens gräbt ſich ein neuer Stollen in kürzerer Richtung zu der Grundlinie hinab, und wir kamen darin noch eher an das Waſſer: Bretter verbanden über ſeiner Einfahrt im

Boden des obern Stollens den Gang in dieſem. In einem der untern Stollen ſahen wir auch einen der Schachte oder Brunnen, welcher noch tiefer zu einem andern Stollen hindurch geht, und hier oben durch 4 ausgehauene Pfeiler geſtützt iſt, um welche zu beiden Seiten der Gang führt. Außen ſind die Eingänge der Stollen durch gewölbte Vorbaue von Backſteinen gegen Verſchüttung vom Berge herab geſchützt, und zum Theil hergeſtellt und verſchloſſen. Ein Aufſeher in Avezzano führt die Schlüſſel, und zeigte uns alles bei Fackeln, bei denen auch die ganze groſe Arbeit geſchehen mußte. Die Stollen ſind oben ſo groß, daß vier Männer neben einander arbeiten können.

Von den Schachten hat man auch Spuren am Emiſſar des Albaner See's gefunden, und die ganze Arbeit iſt ohne Zweifel in derſelben Art geführt worden. Ein Etruskiſcher Prieſter und das Delphiſche Orakel hatte den Römern bei der Belagerung von Veji, 405 vor Chr. verkündigt, ſie würden die Stadt nicht eher erobern, als bis ſie den Albaner See abließen, d. h. den Minen-Bau lernten, wodurch dann Veji im 10ten Jahre wirklich eingenommen wurde. Derſelbe Prieſter leitete auch wol den ganzen Bau des Emiſſars, welcher binnen 3 Jahren vollendet wurde, und deſſen Mauern und Gewölbe am Einfluſſe ganz denen der Cloaca Maxima und des Kapitols ähnlich ſind, welche früher ſchon der Etruskiſche

König Tarquinius in Rom baute. Auf dieſelbe Art ohne Zweifel iſt auch der Emiſſar des Kopais-Sees in Böotien, über 3500 Schritte lang, gebaut, von welchem Pauſanias und neuere Reiſende noch die Schachte geſehen haben: welcher aber wol ſchon verfallen war, als der von Albano angefangen wurde, weil er zu Alexanders Zeit nicht mehr hergeſtellt werden konnte: ſo wie ſelbſt unter Napoleon die ſo wichtige Herſtellung des Fuciner Emiſſars nicht zu Stande kam. Jener unterirrdiſche Felſenbau am Kopais gehört alſo auch wohl noch der kyklopiſch-kabiriſchen Urzeit an: dagegen dieſer hier am Fucino beweiſet, daß noch ſpätere Römer Gleiches vermochten.

Als wir zurück gingen, trafen wir bei einem Kloſter unweit der Stadt eine luſtige Geſellſchaft, die ein großes Weinfaß, das ſie mitgebracht, ſchon meiſt geleert hatte. Sie hielten uns höflich an, und wir mußten ihnen Beſcheid thun, und uns endlich ſogar in ihren Wagen ſetzen, der ſchön mit Blumen ausgeſchmückt war, und uns ſo im Triumph in die Stadt fahren laſſen. Eigentlich waren wir aber nur Gefangene, die, gleichſam in Blumenketten, den Triumph der Neapelſchen Beamten verherrlichten. Denn das waren unſere zuvorkommenden Wirthe; und vor einem andern ausgenommenen Kloſter hielten wir ſtill, und mußten bei der dort hauſenden Behörde unſere Päſſe beſchauen laſſen. Alles geſchahe ſehr höflich, und wir gingen nun in unſere Herberge, wo wir ein ſehr gutes Mittagsmahl fanden. Aber, weiß Gott, was jene Herren noch für Bedenken über uns haben mochten, einer von ihnen, der ſchon draußen etwas angetrunken war, ſuchte auch hier unſere Geſellſchaft, und als wir ihn zu Tiſche luden, ließ er eine unmäßige Flaſche guten Weines bringen, und ward immer zutraulicher. Wir ſollten die Nacht dort bleiben und gute Geſellſchaft finden. Wir machten uns aber los, ſaßen auf, und ſprengten nun raſch aus dem Thore und über die grüne Ebene dahin, ſo daß unſere Fußknechte kaum folgen konnten. Aber noch nicht genug: als wir faſt eine Meile entfernt waren, jagte ein Eilbote laut rufend hinter uns her: wir hielten, und der Bote, keuchend und ſein Pferd mit Schweiß bedeckt, überreichte uns im Namen unſers Freundes in Avezzano ein Andenken. Wir öffneten die Kapſel, und ſiehe, es war eine große goldene Medaille, mit dem Bildniß eines Königs von Neapel. Wir ſahen uns verwundert an, und fragten, ob ſie etwa zum Verkaufe geboten würde: aber nur ein Botenlohn ward erwartet. Wir konnten ein ſo ſonderbares Geſchenk doch nicht wohl annehmen, und lehnten es höflich ab. Der Bote wollte ſich nicht leicht abweiſen laſſen, und ritt langſam zurück. Wir hatten nun allerlei Vermuthungen über dieſes Abenteuer: war es bloß ein gutgemeintes Gaſtgeſchenk, und wollte der Mann, in der Begeiſterung des Weins, unſern Beſuch ſeines Königreichs damit ehren? Oder hielt er einen von uns, der etwa für einen Habsburger angeſehen werden konnte, für einen Prinzen incognito, und uns übrigen für das Gefolge?

Wir hatten darüber faſt nicht bemerkt, daß die Ebene von dem See bis an den Fuß des Berges von Alba, zwar ſehr allmälig, aber doch ſo hoch aufſteigt, daß eine Ableitung des Sees in den Salto, und ſo in den Tiber, welche ſo leicht ſcheint, nicht thunlich war. An dieſem breiten Paſſe zwiſchen dem Berge von Alba und der um den See und nach Tagliacozzo ziehenden Bergreihe, war nun auch eine auf der Ebene unmerkliche Niederung der Hinterhalt Karls von Anjou: wie unſere Freunde erkundet hatten, die wir ſchon daheim in Tagliacozzo trafen. Es war Nacht geworden, dieſer Tag aber auf dem weltgeſchichtlichen Boden einer der bedeutendſten und reichſten auf der ganzen Reiſe. Und wenn ich dadurch auf ſo weite Abſchweifungen über Geſchichte, Mythologie und Offenbarung gerathen bin: ſo drängten ſich mir die kyklopiſchen Mauern, in welchen mir, neben den Obelisken, das älteſte Menſchenwerk erſchien, die Geiſter der Vorwelt ſo gewaltig heran, daß ich in Gottes Namen verſuchen mußte, ſie zu beſchwören.

Am andern Morgen ſchied unſer lieber Freund Wallhof von uns, und wanderte muthig ganz allein über Avezzano durch das Garigliano-Thal, nach Neapel und weiter nach Sizilien, dem gelobten Lande der Landſchafter. Wir übrigen hatten bei unſerm Apotheker am Markte lange Verhandlungen wegen unſers Rückweges über das uralte und merkwürdige Kloſter Subiaco: wir konnten aber keinen Führer finden über den hohen waldigen und beſchneiten Bergrücken, der uns vom Anio-Thale trennte; alle ſcheuten den wilden Weg und die Wölfe droben; doch gingen ihn Kontrebandirer. Wir mußten alſo denſelben Weg zurückwandern; die ganze Gegend verdiente es aber wohl, ſo mit ihr recht vertraut zu werden. Es blieb heiter, und von der Höhe über Rocca di Cervo begrüßten wir nochmals den herrlichen See und das wundervolle Alba. Die alten Mauern bei Colle und von Vicovaro (dem Sabiniſchen Varia) kamen uns nun faſt geringe vor. In Riofreddo raſteten wir, und nahmen einige Eſel, die wir abwechſelnd beſtiegen, bis Vicovaro. Dort wanderten wir dieſſeit des Anio auf der kürzeren und eigentlichen Fahrſtraße weiter. Eine maleriſche Ruine aus dem Mittelalter ſteht hier am Strome. Weiterhin fanden wir einen Waſſerlauf queer über den Weg durch große Stücke einer Marmorbildſäule gebrückt. Es ward dunkel, endlich aber hörten wir das Rauſchen des Waſſerfalls, und die lange Tagereiſe von Tagliacozzo bis Tivoli war vollbracht. Im hell erleuchteten Gaſthofe fanden wir noch mehre andere Freunde und Bekannte, Künſtler und Reiſende, aus Rom, an der Tafel. Wir geſellten uns bald zu ihnen, und waren herzlich froh, die Beine unter dem Tiſche zu haben.

Ein milder Frühlingsregen beſprengte am Morgen die Erde. Wir gingen an der veraltet prächtigen Villa Eſtenſe mit ihren hohen Cypreſſen, und dem großen Jeſuiter Kollegium vorbei, und durch einen Wald von Ölbäumen den Berg hinab zur Villa Hadrians, welche einem neuen Garten zur Zierde dient: weitläufige Mauern, Gänge, Gewölbe, Kammern, Bäder, Theater, Tempel, und noch viele Bruchſtücke ihrer ehemaligen prächtigen Bekleidung und Ausſchmückung. Davon zeugen auch die Menge und Schönheit der hier gefundenen Bildſäulen, inſonderheit jene ſchwarzen Ägyptiſchen Götterbilder, deren Kunſt und geheimnißvollen Dienſt dieſer Kaiſer hier nochmals erneute. All dieſes Mauerwerk, meiſt von Backſteinen, iſt aber wüſt und undeutlich, nirgend etwas Auffallendes und Großartiges. Der Regen ward auch ſtärker; und wir ſtiegen wieder in eine große Römiſche Kutſche, und fuhren heim. Wir ſaßen eng und ſchwül eingepackt, und bald erhub ſich der heftigſte Streit über die kyklopiſchen Mauern und Gothiſche Bauart, welcher ſich eigentlich geſtern ſchon an den Mauern bei Colle angeſponnen hatte, und nicht eher endete, als bis der Wagen bei unſerer

Wohnung ſtill hielt. Dann verſtändigten wir uns aber bald wieder in unſerm lang' entbehrten Hermelin, bei den verſchiedenen unterweges verwetteten Syrakuſer Mezzi (Maaße). Denn es war bei dieſer vielköpfigen Reiſe herkömmlich geworden: wer etwas behauptete oder beſtritt, das nur durch den Augenſchein oder urkundlich auszumachen war, der mußte ſchweigen, oder auf Syrakuſer wetten, welcher nun gemeinſam getrunken wurde.

Die Feſtlichkeiten in den Oſtertagen haben wir ſo zwar verſäumt; ſie ſind aber ziemlich dieſelben, welche wir ſchon in den Weihnachtstagen erlebt hatten: d. h. die Peterskirche iſt wieder wie ein Theater eingerichtet, beſonders für fremde Zuſchauer hohe Bänke, ein Thron für den Pabſt und Sitze für die Kardinäle ſind hinter dem Altar aufgebaut, der mitten unter der Kuppel ſteht, zwiſchen den vier, wie Spritzkuchen gedrehten Säulen, welche Bernini aus dem Kirchenraub an der Decke des Pantheons gegoſſen hat. Der Pabſt wird in vollem Staat und Schmuck auf einem prächtigen rothſammtenen Seſſel hereingetragen; Kühlung zu- und Fliegen abwehende große Wedel von Straußfedern fächeln ihn, und das Ganze hat faſt ein Amerikaniſches Anſehen; dazwiſchen ſtehen aber die Schweizer aus dem Mittelalter, und ihre Hauptleute in blau angelaufenen goldigen Harniſchen, mit langgebundenen Puderzöpfen aus veralteter Mode. Der Pabſt ſetzt ſich auf den Thron; alle Kardinäle kommen und küſſen ihm die Hand, ihre Schleppenträger (Caudatari) in ſchwarzer Franzöſiſcher Tracht mit Degen, ordnen die langen Schleppen, und andre auf den Stufen des Throns ſtehende nehmen ſie auf und reichen ſie ſich zu, damit ſie nicht in Verwirrung gerathen: viele Bücklinge und Beräucherungen, viel geleſen und geſungen; der Pabſt wird zum Altare geführt, ſie ſetzen ihm bald dieſe, bald jene Mütze auf, die auf Haubenköpfen ſtehen, ziehen ihn aus und wieder an, beräuchern ihn, — kurz, gebärden ſich ganz mit ihm, wie Kinder mit einer groſen Puppe: wie es denn auch Goethe und ſeine Schweſter (laut ſeiner neuen Gedichte) als Kinder nachgeſpielt haben. Eben ſo thaten die beiden kleinen Töchter des Kapellmeiſters Spohr, nachdem ſie hier dieſe Vorſtellungen oft geſehen hatten, aber noch auf ganz eigenthümliche Weiſe. —

Da wir einmal in der Peterskirche ſind, ſo wollen wir ſogleich noch das Merkwürdigſte darin beſchauen. Gleich vorn rechts auf einem Altare ſitzt das Steinbild der Mutter mit dem Leichname des Sohnes unter dem Kreuze, eins der frühſten und mildeſten Werke Michel Angelo's: als er einen Lombarden daſſelbe preiſen, aber deſſen unbedeutendem Landsmanne Gobbo beilegen hörte, meißelte er ſeinen Namen auf den Gürtel der Mutter. Nahe dabei iſt das Grabmal der Schwedenköniginn Chriſtina, mit ihrem krummnaſigen Bruſtbilde von Erz: und daneben, das der frommen Markgräfinn Mathilde (ſt. 1115): ihre Bildſäule iſt eine von Bernini's beſten, vollendet von ſeinem Bruder; das idealiſirte Geſicht iſt freilich wol kein Bildniß. Erhobene Bildwerke ſtellen abermals Kaiſer Heinrichs 4. Demüthigung vor Pabſt Gregor 7. bei der Mathide zu Canoſſa dar; und die Chriſtina, wie ſie Luthers evangeliſche Lehre abſchwört. Nur königliche Häupter dürfen ſonſt hier neben den Päbſten ruhen; und eine zweite Königinn iſt hier die Gemahlinn des Prätendenten von Schottland. Weiterhin, das Grabmal des verſtorbenen Pabſtes, von Canova: oben kniet und betet der alte Mann; eine Stellung, die nur noch am Grabmale Alexanders 7. hier zu ſehen, aber ſchicklicher iſt, als die hier und faſt überall herrſchende, wo die Päbſte gewaltig oder gar dräuend auf dem Stuhle ſitzen Der unten am Grabe ſchlafende Löwe iſt ein Meiſterſtück Canova's und vielleicht das kräftigſte, was er gebildet; dagegen der trauernd ſitzende Genius iſt zu gipſern und weich, und die tröſtend mit dem Kreuze ſtehende Religion zu dick, wie in Wolle gekleidet und zu kurz geſchürzt. Widerwärtig geſchwollen, wahrhaft waſſerſüchtig, mit wolkigen Brüſten, wolkigen Gliedern und gefrorenen Gewändern, ſind die berühmten Bildſäulen der Mutterliebe, Gerechtigkeit, Wahrheit und andrer Tugenden an den Grabmälern Urbans 8 und Alexanders 7, von Bernini. Edler ſtehen die vier koloſſalen Marmorbilder in den Niſchen der Kuppelpfeiler, beſonders die H. Veronica mit dem Schweißtuche, von Mocchi, die H. Helena mit dem Kreuze Chriſti, von Bolgi, und der H. Andreas mit ſeinem Kreuze, von Fiamingo. Das bedeutendſte und anziehendſte hier iſt aber ohne Zweifel das Grabmal Pauls 3, von Guglielmo della Porta, nächſt Johann von Bologna, Michel Angelo's trefflichſtem Mitbewerber, welcher durch Perin del Vaga, Raphaels Schüler, auch mit deſſen Anmuth vertraut wurde. Es iſt ganz nach Art von Angelo's Grabmälern der Medici zu Florenz: oben ſitzt der Pabſt würdig und ausdrucksvoll in Erz gegoſſen; auf dem Sarge liegen zwei weibliche Geſtalten, die eine, halb bekleidet, alt und runzlig, einen Spiegel in der Rechten, ein Buch in der Linken, und grämlich auf das ſchöne junge Weib neben ihr blickend, welche, ganz nackt, in üppiger Fülle, das eine Bein aufgeſtützt, in der rechten Hand einen Zweig, in der linken einen Griffel, wie zum Saitenſpiel, und im aufgeſtützten Arm ein Ruthenbündel haltend, das ſchöne Römiſche, mit etwas ſchlangenartigen vollen Locken umwallte Haupt erhebt und ſiegreich die Alte anſchauet. Allbekannt iſt, wie dieſes Steinbild die Inbrunſt eines Spaniers entzündete, und hier ſich wiederholte, was Plinius von der Venus des Praxiteles im Tempel zu Gnidos erzählt. Sie iſt deßhalb zum Theil mit einem ſchweren Bronzekleide bedeckt; wie auch, ohne Noth, jener nackten Bildſäule der Wahrheit Bernini's geſchehen: dennoch erſcheinen die Formen ſo lebendig und blühend, die Lage und Stellung ſo reizend und üppig, daß man die Sage von Pygmalion begreift. Es ſtehen auch gewöhnlich Beſchauer und am längſten davor; und einer, der ſie den andern auslegte, nannte ſie nebſt der Alten mit Recht Luſſuria und Pentimento (die Luſt und die Reue.) Zwar ſollen ſie, laut Vaſari, die Gerechtigkeit und Wahrheit vorſtellen: aber dieſe ſchöne Gerechtigkeit kann nicht unerbittlich ſein, und trägt nur die Ruthen und das Beil, wie Omphale die Keule und Löwenhaut; und dieſe verſchrumpfte Alte, welche, neidiſch, und in ihr ſelber der Jungen einen Spiegel vorhält, iſt eine traurige Wahrheit. Weit ſchöner iſt ein ähnlicher Gegenſatz, die Eitelkeit und Beſcheidenheit, ausgedrückt, in einem Gemälde Lenardo's, von dem Guglielmo auch lernte. Was ſie nun ſei, dieſes ſchöne Weib bedarf keiner weiteren Allegorie, noch weniger, als jene überreifen Weiber auf den Särgen der Medici. Man ſagt, ſie ſei Clelia Farneſe, die natürliche Tochter des Pabſtes, mit dem ſie auch wirklich Geſchlechtsähnlichkeit hat: ſicher iſt ſie Bildniß einer ſchönen Römerinn, ſo lebensvoll und mit ſo viel Liebe vollendet, daß man ſich ein inniges Verhältniß des Künſtlers zu dem Urbilde denken muß. Die Alte, und noch zwei andere Tugenden, welche dies Grabmal zieren ſollten, und lange im Pallaſt Farneſe ſtanden, reichen beiweiten nicht an dieſe nackte Schöne, welche unſtreitig das Schönſte von den wenigen Werken Guglielmo's iſt.*) Sein Bruder **Jacopo della Porta** vollendete die Kuppel der Peterskirche. Hier am Ende der Kirche, neben dieſem Grabmale, ſteht der hölzerne mit Elfenbein ausgelegte und geſchnitzte Stuhl St. Peters, bekleidet mit Bronze und getragen von zwei Lateiniſchen und zwei Griechiſchen Kirchenlehrern, Ambroſius, Auguſtinus, Athanaſius und Chryſtomus, unter einem Thronhimmel; alles von **Bernini**, in eben dem ſchwülſtigen und bauſchigen Style, wie der Baldachin des Hauptaltars, und auch von dem Erze aus dem Pantheon. Dem mehr oder minder ähnlich ſind faſt alle übrigen Denkmäler; nur ein ſchönes altes Gußwerk von **Antonio Pollaiolo** (1493) iſt der Grabdeckel Sixt 4, mit deſſen Bilde.

---

*) Alle drei Bildſäulen des Grabmals ſ. bei Cicognara, II. 80. Ebend. der Kopf ſeiner ſinnenden [illegible] zu [illegible] hat Aehnlichkeit mit dieſer Gerechtigkeit.

Das älteſte iſt das ſitzende Bild St. Peters, welches ſchon Leo I, nach der glücklichen Abwendung Attila's von Rom, gießen ließ, wie es heißt, aus dem Erze des Kapitoliſchen Jupiters, deſſen Stelle dieſes Bild auch noch bei dem Volke vertritt. Und Petrus iſt, wie die Umſchrift der Kuppel über ihm ſagt, hier wohl der Fels, worauf ſie gebauet, aber die Leute ſind nicht die lebendigen Steine, die ſich auf dem lebendigen, von Menſchen verworfenen Stein, zum geiſtlichen Hauſe aufbauen ſollen, wie Petrus ſelber verkündete.

Die Gemälde auf den Altären ſind, wie die an den Kuppeln, meiſt Moſaik, und ſollen allmälig alle darin verwandelt werden, damit nichts Verbrennliches hier ſei, wie in der Markuskirche zu Venedig. Man hat es dabei auf die größten Meiſterſtücke abgeſehen, dieſe aber nicht immer glücklich getroffen, wie ich ſchon bei meiſten Urbildern in der Sammlung des Vatikans bemerkt habe. Unter ihnen zeichnet ſich noch aus, der Erzengel Michael mit dem gefallenen Engel, nach Guido Reni, dem Raphaeliſchen Michael ſehr ähnlich. Vor allen aber ſtrahlt auch hier Raphaels Verklärung von einem der Kuppelpfeiler im Seitenſchiffe entgegen; und an ſeinen unſterblichen Bildern ſollte man ſich hier vor allen halten, von denen man ſonſt nur weniges an einigen Seitenkuppeln wiederſieht. — Die Kuppeln, zum

Theil eiförmig, nehmen ſich neben der großen meiſt ſehr kleinlich aus, wie große Näpfe und Schalen.

In der großen Kapelle des Chors werden zu dem Gottesdienſt des Kapitels öfter Kirchenmuſiken aufgeführt, und wir haben ſchon einige recht gute daſelbſt gehört: aber ſo klar und feſt auch hier die Kaſtratenſtimmen klingen, ſo widerwärtig und unnatürlich iſt doch immer dieſe Erſcheinung der jugendlich verzerrten und der alten zu hohlen Blaſebälgen aufgedunſenen Geſichter und Geſtalten. Sie ſcheinen ein wahrer Spott in dieſer der unbefleckten Empfängniß geweihten Kapelle, und überhaupt noch ein Überbleibſel der uralten üppigen Diener des mannweiblichen Weltgötzen, beſonders in Aſien, die aber ſchon mit den 12 Tafeln, vor den 10 Geboten, in Rom waren: ſie hießen hier, wie dort, und vielleicht ein ganzes Volk nach ihnen, Galli, d. i. Hähne, und wurden auch wohl mit darum zu Kapaunen gemacht, damit ſie deſto heller krähten.

Ein andres heidniſches Überbleibſel iſt, neben den vier Vorderthüren der Kirche, die fünfte vermauerte, die nur alle 25 oder Jubeljahre vom Pabſte geöffnet und wieder geſchloſſen wird, und die heilige heißt. Sie iſt wol nichts anderes, als die Thür (Janua) des alten Janus, welcher die Schlüſſel zur Weltherrſchaft führt und die beiden Thüren der Zeit und des Jahres (im Januar) auf und zuſchließt, die wandernden Seelen hinauf und herabführt.

Die Thüren ſind alle von Erz, und die Mittelthüre mit dem Leben und Leiden der Apoſtel Petrus und Paulus und einigen Thaten des Pabſtes Eugenius 4, ließ dieſer um 1430 zu Konſtantinopel von **Antonio Filarete** machen. Ihr gegenüber in der Vorhalle iſt eine Moſaik, als Erſatz des ſchönen Wandgemäldes von **Giotto** in der alten Kirche, wie Petrus neben dem Kirchen-Schiffe auf dem ſtürmiſchen Meere wandelt *)

Unter der Kuppel, neben der Bildſäule der H. Veronika, ſteigt man in die Unterkirche, welche kein Weib betreten darf, außer am Pfingſtmontage, wo wieder kein Mann hinein darf. Es iſt der mit St. Peters und vieler Märtyrer Blut befruchtete Boden der alten Kirche, aus welcher auch manche Denkmäler hier bewahrt werden. Da ſind viele ſehr ſchöne alte Moſaiken, Wandgemälde, erhobene Arbeiten und Grabmäler, obgleich noch mehr bei dem Umbau zerſchlagen worden. Die Grabſtätte Petri iſt ungeſtört geblieben, aber mitten unter der Kuppel mit der Oberkirche durch Treppen und reiche Ausſchmückung verbunden, und von der Unterkirche durch eine Wand geſchieden. Nur die Hälfte ſeines Leichnams ruht hier, mit der Hälfte von St. Paulus, die andern beiden Hälften bewahrt die Paulskirche außer der Stadt, und am Eingange der Peterskirche liegt noch der Stein, auf welchem Pabſt Sylveſter ſie getheilt hat. Er baute mit Konſtantin beide Kirchen, die ſich auch ganz ähnlich geweſen ſind. Abbildungen der alten Peterskirche ſind in dieſer Gruft bewahrt und an den Wänden der Vatikaniſchen Bibliothek erneuet. Nach Ciampini, aus Zeichnungen einer Handſchrift des Kirchenarchivs, ruhte ſie auf vier Reihen von 22 Säulen, verſchiedener Art und Maſſe, aus antiken Gebäuden, welche jetzo zum Theil zu den Altären der Seitenſchiffe angewendet ſind. Das Mittelſchiff hatte gerades Gebälk mit getäfelter Decke, die vier Seitenſchiffe hatten runde Bögen; die fünf Thüren gingen in eine Vorhalle mit 12 Rundbögen auf Säulen, aus welcher in der Mitte noch ein Vorbau auf 2 Säulen trat. Über ihrem Dache am Kirchengiebel ſtand eine Moſaik. Auch innerhalb an den Wänden und zwiſchen den Fenſtern des höheren Mittelſchiffs war alles Moſaik, und wurden im J. 890 die runden Bildniſſe aller Päbſte gemacht. Die Vorhalle ſchloß ſich an einen viereckigen Vorhof auf Säulen, welcher endlich einen Säuleneingang mit drei Thüren und Treppe hatte, in der Gegend der jetzigen Treppe. Zur Linken dieſes Einganges erhob ſich ein Thurm in der hier gewöhnlichen Art. Unter der Vorhalle ſtand das Grabmal Kaiſer Otto's 2, der 983 in Italien ſtarb: es iſt ein Sarg von Numidiſchem Marmor, aus dem Grabmale Hadrians (jetzo Engelsburg), und ſteht jetzo in der Unterkirche; der Porphyrdeckel deſſelben dient aber nun oben zum Taufbecken. Hier unten ſtand auch das Grabmal und eine Büſte des Pabſtes Bonifaz 8, welche letzte, laut der Inſchrift, ihm noch bei ſeinem Lebzeiten 1301 in der von ihm an der Peterskirche gebauten Kapelle geſetzt ward. Beide Denkmale, von Marmor, lebensgroß, im vollen päbſtlichen Staate, ſind ſichtbar von derſelben Hand, und Vaſari legt das erſte dem Baumeiſter des Florenzer Doms Arnolfo bei, der auch jene Kapelle gebaut habe, laut einer Inſchrift darauf, die ſich aber nirgend findet: auch war Arnolfo 1300 ſchon todt. Andere berichten noch, daß der Florenzer Moſaiciſt Giacomo Turrita hier des Pabſtes Bildniß gemacht habe: dieß bezieht ſich vielleicht nur auf die Ausſchmückung mit Moſaik an beiden Denkmalen. Das große Grabmal, worauf der Pabſt ausgeſtreckt liegt, iſt auch hierin, wie in der ganzen Ausführung, dem ziemlich gleichzeitigen Grabmale Innozenz 4 in Neapel ſehr ähnlich. Über dem Sarge hängt aber eine Prachtdecke, deren Anordnung und Falten ganz einem, auch ſonſt ähnlichen Grabmale in der Kirche Maria Maggiore von dem Römer Giovanni Cosmate, 1298, nachgebildet ſind, ſo daß beide vermuthlich von dieſem Meiſter herrühren.*)

---

*) Vgl. die Abbildung in der Riepenhauſen Ital. Kunſtgeſchichte 1.

Aus der Oberkirche ſtiegen wir eine Wendelſtiege in der dicken Mauer zum Dache hinauf. Unterweges betrachteten wir in einem Seitengemache die Modelle der Kirche. Das von Antonio da S. Gallo, wol meiſt nach Bramante, iſt ſo groß, daß man durch eine Thüre gemächlich eintreten kann. Innerhalb iſt es meiſt wie die jetzige Kirche, nur ein Griechiſches Kreuz und die Kuppel nicht ſo hoch aufſteigend: außen aber drei kleine Säulenreihen über einander, und vorn an den Ecken zwei Thürme, und das Ganze noch mehr nach Art der Vorgothiſchen Kirchen und der S. Sophia in Konſtantinopel. Als Michel Angelo, nach S. Gallo's Tode (1546) den Bau übernahm, und ſeine Neider ſpöttiſch bemerkten, das Modell wäre eine gute Weide, um darauf fortzugraſen, antwortete er: ja wohl, für das Vieh und die Ochſen, die nichts von der Kunſt verſtehen. Und ſiegreich ſteht ſein kleineres Modell daneben, wie es auch in der Vatikaniſchen Bibliothek gemalt iſt: außen ſo einfach, wie innen, vorn mit freiſtehender Säulenhalle und hochragender Kuppel über das kurze Griechiſche Kreuz. Leider verlängerte aber dieß wieder Carlo Maderno zum Lateiniſchen, das ſchon in Bramante's Plane war, und machte die kleinliche Façade mit den großen Säulen, welche, beinahe rund, in Niſchen zu Halbſäulen eingebaut ſind; und Bernini fügte auf den Ecken noch zwei Thürme hinzu, als Erſatz der dem Anblick vorn entzogenen Kuppel, die aber zum Theil wieder abgetragen worden, und die Kuppel nur, wie die Thürme am Pantheon, zieren. Würdiger ſteht neben Angelo's Werk das Modell von Fontana's kühner Verſetzung des Rieſen-Obeliſken von Nero's Circus auf den Platz vor der Kirche.

---

*) Vgl. die Abbildungen bei Cicognara, I. 22. 20.

Das flache Dach derſelben iſt aber eine wahre Ziegelwüſte, und ſieht aus, wie eine große Ziegelei; denn Backſteine, ſehr dicht aneinander gefügt, bilden den Boden, ohne alle weitere Bekleidung: und das iſt auch nur hier möglich, wo der Lehm ſo feſt und der Mörtel ſo bindend iſt, und faſt kein Schnee, und beſonders kein zerſprengendes Eis vorkömmt: daher aber unſere Nordiſchen Gebäude, die, nicht ſo maſſiv, ſondern vielfach durchbrochen, allem Unwetter trotzen, um ſo rühmlicher ſind. Nur das Gewölbe über dem Mittelſchiffe hat ein Dach, wie eine Ziegelſcheune. Die Laternen der vielen kleinen Seitenkuppeln ſtehen da, wie Chineſiſche Tempelchen in einem Holländiſchen, mit Klinkern gepflaſterten Garten, und zum Theil mit Drathgittern um die Gläſer, wie Vogelhäuſer, zumal neben der großen Kuppel. Die Kühnheit von dieſer wird man hier auf der großen Ebene nicht inne, ſondern erſt, wenn man in ihren Wänden und zwiſchen den hohl in einander ſteckenden Schalen ihres Gewölbes bis an die Laterne kömmt, und nun durch ein Fenſter in dieſen ganz hohlen, hier ſchon gegen 400 Fuß hohen Thurm hinabſchaut auf das Gewürm unten in der Kirche: man wird unfehlbar ſchwindelig, indem man ſich ſo auf der dünnen Mauer mitten über dem weiten leeren Raume hangen ſieht; der Blick empor auf den rieſengroßen Gottvater, der in Moſaik (von **Arpino**) an der Decke der Laterne ſchwebt, hält wieder aufrecht. Wir ſtiegen weiter bis zur Gallerie über der Laterne. Von hier führt eine in der Luft ſchwebende eiſerne Leiter zum großen Knopf, um deſſen Rundung endlich nur eiſerne Haken, als Handhaben und Stufen befeſtigt ſind. Auf dieſer Gallerie ſtanden mehre junge Engländer und ſchauten begehrlich hinauf; keiner aber ſtieg. Ich dachte an den Engländer, der uns auf dem Veſuv an den brennenden Feuerkeſſel zuvorgelaufen war, und kletterte getroſt die wackelnden Sproſſen hinauf: an dem großen Bauche des Knopfs mußte ich mich ganz ins Freie hinaus beugen: endlich ſtand ich an dem Kreuze auf der Weltkugel. Es wäre mir leicht geweſen, mich nun noch auf die Arme des Kreuzes zu ſchwingen und darauf zu ſetzen: aber ich hielt mich lieber unten daran. Dieſes iſt (nächſt Straßburg) die höchſte Stelle der Chriſtenheit, auf welcher das Kreuz als Siegesmal auf Erden ſteht Dort unten war ſonſt das Siegesfeld der Heiden, da bereiteten ſie ihre Triumphe, und zogen über die Triumphbrücke, von welcher noch Trümmer aus dem Tiber ragen; dort iſt noch die Spur von der Rennbahn des wahnſinnigen Wüthrichs Nero's, wo er die Blutzeugen Chriſti den Thieren vorwarf, und ſie mit Pech überzogen als Fackeln zu dem teufliſchen Schauſpiele leuchten ließ. Hier aber gründete der Leichnam und das Kreuz des heiligen Boten Petrus den Felſen der Kirche, und aus dem Blute der Märtyrer wuchs und blühte das Kreuz als neuer Lebensbaum empor, und hier erſchien es dem Streiter der Kirche, Konſtantin, als Siegeszeichen am Himmel, wie es noch darinnen ſchwebt, und Sonne und Mond untergehen ſteht

Bücher-Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung Joſ. Max und Komp. in Breslau, ſind folgende empfehlungswerthe Bücher erſchienen, und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Cöleſtino, das Anſchauen Gottes. Mit einem verklärten Chriſtuskopfe nach Raphael: als Titelvignette. 8. Cölln, Domdruckerei. 1817. Geheftet. 8 gr.

Denkwürdigkeiten der Königin von Hetrurien, Tochter Karls des Vierten, Königs von Spanien. Von ihr ſelbſt verfaßt. Aus d. Franz. von A. v. P. 8. 1814. Geh. 6 gr.

Himmel, Fr. H., Sammlung neuer deutſcher Kriegslieder, verfaßt von Vorbſtädt, Collin, Theod. Körner, Baron Lüttwitz, Carl Müchler, Eliſa von der Recke und Tiedge. Mit Begleitung des Pianoforte. 4. Geheftet. 1 Rthlr. 4 gr.

Mädchen, das deutſche, im Jahr 1813. Schauſpiel in 3 Akten von W. O. Neue Ausgabe. 12. 1817. Geh. 8 gr.

Mücke, M. H., das kleine Blumenzeichenbuch. Dreißig Steindruckblätter in Kreidemanier. In Umſchlag. 1818. 1 Rthlr.

Paſſow, Fr., Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden. 8. 1818. Geheftet. 22 gr.

Derſelbe: Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnziels. 8. 1818. Geheftet. 4 gr.

Perikles. Aus dem Griechiſchen des Plutarchos überſetzt und mit Anmerkungen von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 1818. 10 gr.

Rhapſodien eines Denkers über die wichtigen Gegenſtände der Menſchheit. Herausgegeben vom Verfaſſer der merkwürdigen Maskerade. Neue Ausgabe. gr. 8. 1817. Geheftet. 1 Rthlr. 8 gr.

Schubarth, zur Beurtheilung Göthe's. 8. 1818. Geheftet. 16 gr.

Steffens, Henrich, Turnziel. Sendſchreiben an den Herrn Profeſſor Kayßler und die Turnfreunde. 8. 1818. Geh. 16 gr.

Voß, Jul. v., Satiriſche Zeitbilder in ſcharfen Umriſſen nach dem Leben, oder: Erzählungen, Schwänke und Poſſen aus der der neuen und neueſten Zeit; kurzweilig und erbaulich niedergeſchrieben. 2 Bändchen. Neue Ausgabe. 8. 1817. Geh. 2 Rthlr.

Wentzel, Fr. Aug., Leonre, der ſchöne Fackelträger, oder Glück durch Frauengunſt. Ein jovialer Roman in 2 Theilen. Mit einem Kupfer von Schubert und Stölzel. Neue Ausgabe. 8. 1817. Geh. 1 Rthlr. 18 gr.

Wentzel, Fr. A., Matthias Corvinus, und Maria die Konſulstochter von Breslau. Ein romantiſches Gemälde. Mit 1 Kupfer. Neue Ausgabe. gr. 8. 1817. Geh. 1 Rthlr.

Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien

von

D. Friedrich Heinrich von der Hagen,

ordentl. Prof. an der Univerſität zu Breslau.

Vierter Band.

1821.

Verlag von Joſef Max in Breslau.

Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Goethe's Italieniſche Reiſe. Die Engelsbrücke und Engelsburg; der Vatikan; urchriſtliche Alterthümer; die Bibliothek: die Porphyrbildſäulen; der Obelisk; Inkunabeln der Chriſtlichen Kunſt; Mengs. Mittelgriechiſches Gedicht von der Tafelrunde. Siziliſch - Italieniſche Minneſinger; Deutſche darunter: Manfreds Fiedler. Altfranzöſiſcher Reineke Voß. Heidelberger Handſchriften: älteſtes Denkmal der Deutſchen Sprache; Willeram; Altdeutſche Drucke, Volksbücher. Bilder-Virgil und -Terenz. Auguſtinerbibliothek. Schauſpiele: Argentina. Roſſini; Catalani. La Pace. Marionetten. Pasquino. Volksfeſt auf dem Platze Navona. Caſſandrino's Abenteuer. Kirchentheater. S. 1 — 26.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Die Aegineten: Ergänzung von Thorwaldſen; Zuſammenſtellung von Cockerell; alterthümlicher, Idole abbildender Styl, vollendet durch Phidias; Aeginetiſche Schule und Art: Smilis, Epeus, Onatas; Götter- und Tempel-Bilder, und gymnaſtiſche Bildniſſe. Doriſche Aegineten; mythiſcher und Götterſtamm der Aeaciden, Helden der Ilias; das Aeaceum; Gruppe zu Delphi: Hirts Deutung durch ſie und ihre Vor-Ilias mit Herkules; Auxeſia und Damia. Ihr Doriſcher Tempel. Linkhs Sammlung: Bildwerke aus Phigalia, freier; Wagners und Ruſchweihs Abbildungen. Der Barberini'ſche Faun. Das Kapitol: Aegyptiſche Löwen; Marc Aurel; Roma; Karl von Anjou, von Fohr gezeichnet. Die Erzwölfinn; der Dornauszieher; Germanen; Rafael; Pinturicchio; Caravaggio; Marc Aurels Triumphbogen; der Wagen Barbaroſſa's; Koloſſenbruchſtücke; der reiſſende Löwe; die Thrakiſchen Könige; Iſis und Oſiris ꝛc. Nachbildungen Hadrians; mehre den Aegineten ähnliche Bildwerke, (eins von Kallimachos); Bilder-Ilias; Muſivtauben; Marmor- und Erz-Perücken; M. Angelo; Rafaels Vorbild; Amazone von Soſikles; Niobe; Diskuswerfer, nach Myron; Jupiters Geburt, und die neuen Götter; Venus; Alexander (Sol.); ſterbender Fechter; Antinous; Amor und Pſyche. — Sagen vom Kapitol; Tempel der drei Götter; ara coeli von Auguſtus, Kirche von Conſtantin: Säulen; Moſaik; Kanzeln; Pinturicchio. St. Peter in Carcere. S. Lorenzo in Miranda: Tempel. St. Cosmo und Damiano: Tempel; Muſivgemälde; Thür. Maria nuova: Muſiven; Perugino; Olivieri. Triumphbogen Konſtantins: Anfänge der

Chriſtlichen Kunſt. S. Giovanni und Paolo: Curia Hoſtilia; Säulen. Thor des Dolabella. Navicella. Maria in Domnica: Säulen; Muſive; Rafael. Stefano in Rotondo: Tempel; Muſive; Alberti. Geburtstag im Garten Farneſe. S. 27 — 83.

Acht und zwanzigſter Brief.

Der Venediſche Pallaſt, von Majano. Mar-
kuskirche: Säulen; Muſive. Pallaſt Doria; Ge-
mälde: C. Pouſſin; Bellini; Garofalo;
Claude Lorrain: die Mühle; Coreggio; Saſſo-
errato; Lucas von Leyden; Q. Meſſys; Rafael;
ncia; M. Angelo; Tizian; Lenardo's Jo-
a. Pallaſt Sciarra: Rafaels Violinſpieler;
ardo's Beſcheidenheit und Eitelkeit; Tod der
la, Altdeutſch. Luzian Bonaparte's Sammlung.
aſt Torlonia: Perugino; Lenardo; Tizian.
ova's Herkules. Pallaſt Salviati: Pintu-
io; Alberto Duro; Golz; Parmegianino;
tians Angelica und Medoro; Coreggio. Die
Farneſina: Rafaels Galathea, Amor und Pſyche —
Kirchenfeſt Maria in Traſtevere: Säulen; Mu-
ſiven, von Cavallini; Domenichino. S. Gri-
ſogono: Säulen; Guercino. Tiberinſel. S. Bar-
tolommeo: Säulen. Brücken. Haus des Pila-
tus: antike Bauſtücke. Maria Egiciaca: For-
tuna-Tempel. Maria del Sole: Veſta-Tempel.
Maria in Cosmedin: Säulen; Mund der Wahr-
heit; Altarblatt; Tabernakel; Kanzel; Muſivbild.
Janusbogen. Juturnaquelle. Bogen der Gold-
ſchmide. Georgenkirche: Säulen. Ochſenmarkt.
Feigenbaum. S. Teodoro: Tempel des Romulus. Lu-

vercalien. S. Niccolo in Carcere: Säulen. Sarg; Carita Romana.. Theater des Marcellus. Porticus der Octavia. Judenſtadt. Pallaſt Mattei, Musvoſt. Pallaſt Rospiglioſi: Guido's Aurora. Peter in Vincoli: Säulen; M. Angilo's Moſes; Coppi; Guercino; Muſivbild; Pollaiuoli. Bäder des Titus: Malereien, Zimmer Laokoons. S. Gregorio: A. Caracci; Cordieri; Guido; Domenichio. S. Balbina: Ausſicht. Septizonium oder Schule Virgils: Römiſche Sagen vom Zauberer Virgil. S. Sabba: Säulen. Paulusthor. Ceſtius-Piramide. Ketzerkirchhof. Scherbenberg: Weinkeller. Berg Aventinus. S. Sabina: Säulen; Muſive; Thür. S. Aleſſio. Brücke des Cocles. Ripa grande. Stanzen Rafaels. S. Cecilia: Säulen; Muſiven; tef. Maderno. Heimkehr. S. 84 — 132.

Neun und zwanzigſter Brief.

Die Paulskirche, von Conſtantin: Säulen; Doppelſchiffe; Muſiven, von Cavallini; Oſterleuchter von Nicolaus de Angelo und Petrus Paſſaletius; Tabernakel von Arnolphus und Petrus; Erzthür von Staurakios Tuchitos; Kloſterhof von Petrus von Capua und Johannes (Cosmae). Tre Fontane: Säulen; Rafael. S. Sebaſtiano; Katakomben. S. Urbano: Bacchustempel und Altar; Wandgemälde. Egeriaquelle. Almofluß: Cybelewäſche. Rediculustempelchen. Porta Latina. S. Giovanni: Säulen; Kapelle. S. Nereo und Achilleo: Säulen; Muſive; Tabernakel; Kanzel; S. Gregors Stuhl. Malerakademie St. Lukas: Rafael. S. 133 — 152

Dreißigſter Brief.

Antiken im Vatikan: Nil und Tiber. Aeginetiſche Minerva; Ringpanzer; geheimer Mithras; Antinous; Iſis. Wandgemälde von Eggers und Ph. Veith. Des Apollonios Torſo; Scipio Barbatus; Meleager. Hof des Belvedere: Kufen, Säulen und Särge. Merkur; Apollo; Laokoon von Ageſander, Polydor und Athenodor: Canova's Perſeus. Bunte Thierbildee. Triton und Nymphe; Paris; Paniſcus und Najade. Menander; Poſeidippos; Jupiter; Neptun; Adonis; Danaide; Ariadne. Venus von Bupalos; Moſaikboden; alte Minerva; Rand des Delphiſchen Dreifußes (öfter); Romulus und Remus mit der Wölfinn; Gigantenkämpfe. Bachus Wiedergeburt; Apollo und die Muſen; die ſieben Weiſen; Perikles, Aſpaſia, Alcibiades. Koloſſen: Jupiter, Serapis, Oceanus; Nerva; Juno Soſpita. Aegyptiſche Atlanten, Nachbildungen; Altägyptiſche Bilder. Porphyrſärge der H. Helena und Conſtanza. Sardanapallos; der Eidextödter, nach Praxiteles; der Diſkuswerfer, nach Myron; Phocion; das Zweiſpann. Tigris, von M. Angelo ergänzt. Aegyptiſche Idole; Diana von Epheſus; mannweibliche Diana, ein Fiſcher, Hirte; Chloris; Niobe; die Dioſkuren. Muſivbild von Otto's 2. Grabmal. Wandgemälde von Fieſole. Apoſtelſaal, nach Rafael. Der Pallaſt des Vatikans: Maratta Fortſetzung der Logen von Rafaellino, Nogari ꝛc. S. Spirito in Saſſia (von Marchionne), und S. Michele in Saſſia, der Sachſen Stiftung: Säulen. S. Onofrio: Domenichino; Lenardo's Madonna;

Pinturicchio, Peruzzi; Taſſo's Grab und Eiche. Villa Lanti: Giulio Romano. Villa Pamfili von Algardi: Garten; Pinien. Waſſerleitung Trajans; Aqua Paola. S. Pietro in Montorio: Bramante; M. Angelo, Piombo, Vecchi, Vaſari, Volterra; (v. d. Weyde). Der goldene Berg. 12 Janusbögen; Numa's Sarg. Pallaſt Corſini: Sarto; Guido; M. Angelo; Tizian; Alberto Duro; C. Pouſſin. Brücke Siſto: Pontifex. S. Trinita: Guido; Judenpredigt. Kirchen der Gewerke. Rieſenfuß. Maria in Monticelli: Säulen; Muſive. Pallaſt Spada: Bilderſtufen; Pompejus; Guercino. Pallaſt Farneſe: Bramante, M. Angelo, G. Porta; Gallerie der Caracci. Cancelleria von Sangallo. Maria ſopra Minerva, Gothiſch: Obelisk; M. Angelo; Valeſio. Pantheon: Diogenes; Thür. Obelisken. Aurelius-Säule. Capranica, Gothiſch. Spada d' Orlando. Maria in Equirio. Goldenes Vließ. S. 153 — 197.

Ein und dreiſigſter Brief.

Porta Pia. S. Agneſe: Säulen; Emporkirche; Tabernakel; Leuchter; Muſive; Olivieri; M. Angelo. S. Coſtanza: Bachustempel; Taufkirche; Muſiven. Hippodrom. S. Lorenzo: Säulen, von Sauros und Batrachos; Muſive; Tabernakel, von Johannes Petrus Angelus und Saſſo; Biſchofſitz; Kanzel; Emporkirche; Anbau; Grabmäler; Thür; Wandgemälde. Porta Maggiore. Trophäen des Marius. Minerva Medica. Gallienusbogen. S. Antonio Abate; S. Andrea: älteſte Baſilika form. Muſiven; Wandgemälde. Säule des Fridens-Tempels. Maria Maggiore: Papſtwohnung; Gaddi; Säulen; Muſiven, von Turrita: Johannes Cosmae; die Cosmati; Fürſtenberg. Chriſtnacht. Mephitis. Obelisk. S. Pudenziana: Thür; Säulen; Moſaik, von Roſetti; Wandgemälde; St. Peter, von G. B. Porta. S. Eufemia: Muſive. S. Praſſede: Säulen; Muſiven; Paradiesgarten, Marterſäule; Wandgemälde; Giulio Romano. S. Martino: drei Kirchen; Säulen; Muſiven; Biſchofſiz; C. Pouſſin. Sette Sale. Quattro Coronati: Papſtwohnung. S. Clemente: vollſtändigſte Baſilika; Thür; Vorhang; Vorhof; Säulen. Regia; Männer- und Frauen-Schiff; Confeſſio; Sanctuarium. Ciborium; Apſide; Presbyterium; Senatorium; Matronäum; Mönch- und Nonnen-Stand; Chor; Oſterleuchter; Epiſtel- und Evangelien-Kanzel; Muſiven. Gothiſche Kapelle: Maſaccio. Pallaſt Barberini: Löwe; Fornarina; Cortona. Pallaſt Albani: Winkelmann; Antiken. Reinhart: Tiberthal; Erlkönig. Brunnen Termini: vier Löwen. Dioklezians Bäder: S. Bernardo: Maria degli Angeli: M. Angelo; Domenichino; Roncalli; Maratti; Vanni; Mittagslinie. Maria della Vittoria: Deutſches Wunderbild; S. Tereſa von Bernini; Maderno. S. Suſanna: Säulen; Muſive; Maderno. Villa Ludoviſi: Domenichino; Mars; Juno; Bachus; Papirius von Menelaos; Paetus und Aria; Iſis; Caeſar; Guercino's Aurora. Salluſts Gärten; Obelisk. Porta Salara. Veſtalinnengräber. Florealien. Villa

Albani: Winkelmann; Fea. Aelteſte Bildwerke, öfter wiederholt, Leukothea, 8 Götter ꝛc. Raub des Delphiſchen Dreifuſſes, Kapaneus; Aeginetiſche Minerva; Hetruriſche Särge, Echetlos; Iſis; Nil; Antinous; Eidextödter; Diana. Euripides; Muſe mit Sirenenfedern; Fauſtkämpfer Herkules; Laren und Penaten; Dädalus; Thetis Hochzeit; Pollux; Herkules 12 Arbeiten; Bildhauer Alkamenes; Atlanten; Germanen; Mengs. Künſtlertriumph. S. 198 — 269

Zwei und dreißigſter Brief.

Pallaſt Borgheſe: Säulen; Domenichino's Diana; Rafaels Grablegung und Bildniſſe; Francia; Garofalo; Lenardo's Leda; Giorgione; Bronzino; Tizian; Giulio Romano; Bellini; Luca d' Olanda; Alberto Duro; Benuſti. Camuccini's Sammlung: Bellini und Tizian; Guercino; Rafael; Thorwaldſon. Auguſtinerkirche von Pinelli: Rafaels Jeſaias und Madonna. Scrivati: Rafaels Wohnung und Bild; Madonna. Büſte von Cellini. Venus und Adonis von Moschini. Erſte Deutſche Buchdrucker hier. Pallaſt Braschi: Antinous; Venus. Sammlung des Kardinal Fäſch: Rafael; Lenardo; Tizians Madonna. Cl. Lorrain. N. Pouſſin, David, und Franzöſiſche Schule. Jüngſtes Gericht von Fieſole, bei dem Becker. Madonna, im Kaffee. Der Straßenmaler. Pinelli. Camuccini: Brutus; Virginia. Franzöſiſche Kunſtausſtellung. Deutſche Künſtler. Thorwaldſon: Tänzerinn; Grazien. Tenerani. Blücher. R. Schadow: Jägerinn. W. Schadow: Madonna; Bildniſſe. Vogel:

Bildniß. Deutſche Stanze mit Joſephs Geſchichte, von Catel, Ph. Veith, W. Schadow, Overbeck, Cornelius. Villa Maſſimi. Eberhard: Bilderbibel. Tiſchbein: Anbetung der Könige; Bildniſſe; Kaffee Greco. Maler Müller: Ulyſſes und Ajax; Amor. Cornelius: Nibelungen. — Lateran. Obelisk. Baptiſterium Konſtantins: Säulen; Taufſtein, Anzahl. Johanneskapellen: Thüren; Muſiven; G. B. Porta; Donatello. Kapellen. S. Ruffina und Seconda und Venanzio: Muſiven; Vorhalle. Kirche S. Giovanni. B. Säulen; Umbau durch Galilei und Borromini; Olivieri; Giotto; Muſive von Turrita und Jakob von Camerino; Tabernakel: Johannes Marci und Johannes Bartoli; Simon. Kloſterhof: Chriſtliche Alterthümer. Kapelle Corſini: Porphyrkufe; Guido. Thüren. Konſtantin; Lateraniſcher Pallaſt. Scala Santa: Muſive; Sancta Sanctorum; Wunderbild. Triclinium Leo's Muſive. Sage von dem Ritterbilde. S. Croce: ältere Baſilikaform; Säulen; Umbau; Tabernackel; Pinturicchio; Jeruſalems-Kapelle; goldene Roſe. Feſt der Kreuzfindung. — Rom, Anfang und Ende. S. 270 — 315.

Drei und dreiſſigſter Brief.

Rückkehr nach Florenz. Vibius Grabmal. Nepi: Gothiſche Waſſerleitung. Soracte. Civita Caſtellana (Veji): Kirche. Falerii, Mauern. Brücke. Otricoli. Orlando's Höhle. Narni: Brücke Auguſts. Terni: Tacitus; Tempel, Brücke. Velinofall. Avenin: Eicheln; Aeolshöhlen. — Spoleto. Fluchtthor. Brücke. S. Gregorio:

Antiken. Burg; Theodorichs Pallaſt; Gothiſche Waſſerleitung. S. Simone: Bilder. Dom: Antiken; Muſive von Solſernus, F. Lippi; A. Caracci. Herzogs Pallaſt. Rafaels Anbetung der Könige Bild von Franceſco Coloneſi. — Clitunno: Tempelkirche. — Foligno. Dom: Thür; Bramante. Abbadia 1 und 2: Thüren; Bilder. Rafaels Madonna. Waldbrand. — Aſſiſi. S. Franceſco, Gothiſch, vom Deutſchen Jakob; Glasgemälde; Wandgemälde von Griechen, Cimabue, Giotto, Cavallini (und Andrea); Grabmal der Königinn von Cypern, von Fuccio. Die Gothiſche Kirche und der Minervatempel. Portiuncula: Vignola. — Perugia. Springbrunnen von Giovanni Piſano (Arnolfo). Regierungspallaſt. Dom. Vicenzio Danti. Grabmäler von Giovanni Piſano. Auguſtinerkirche: Perugino, Oelbilder; O. Alfani; Wandgemälde in Sala del Cambio: Chriſtlicher Cyklus. Perugino's Schule. Andrea von Aſſiſi. Rafael. Auguſtusbogen. — Thraſymeniſcher See. Cortona. — Arezzo. Pieve von Marchionne Giotto; Vaſari. Dom vom Deutſchen Jakob, Gothiſch: Margaritone; Altar von Giovanni Piſano; Grabmal von Agoſtino und Agnolo von Siena. Andrea della Robbia. Adamolli. Antiken. Pallaſt von Buono. S. Domenico von Nicola Piſano. — Roſette. Arnothal. Herberge. — Florenz. Magliabecchiſche Bücherei: Urſchrift von Gottfrieds und Heinrichs Triſtan und Iſolde. Hartmanns Iwein. Ghiberti's Geſchichte des Deutſchen Kunſtheiligen in Italien. S. 316 — 364.

Verbeſſerungen.

Seite 4 lies ſuber für ſuerb. S. 5 l. das Schwert der Peſt einſteckt, wie der H. Gregor hier ſah. S. 7 l. Moſes und Petrus und Engel von Raphael Mengs. Seite 11 lies Valeriano. S. 20 l. Tancredi. S. 24 f. Pollux l. Menelaus, welcher den Patroklus aus dem Kampfe trägt. S. 33 l. Vatikan und Villa Albani. S. 34. Die Juden ſchon hatten Götzen mit reichen Kleidern und Schmuck, von den Völkern umher. Richter 8, 27. Jeremias 10, 9. Baruch 8, 6. S. 36. Plinius rühmt vor allen die Erzleuchter von Aegina, beſonders ihre Ausarbeitung der Oberfläche, im Gegenſatze des Schaftes, alſo ihr Bildwerk. Er ſah auch einen dorther gebrachten Stier aus ſolchem Erze auf dem Foro Boario. S. 37. Plinius rügt ſolches an Myron, und bemerkt, daß erſt Leontius, ſein Sieger im Kunſtkampfe, die Haare naturgemäß gebildet habe. — Mehre ſolche gymnaſtiſche Siegerbildniſſe von Aegineten werden genannt, durch welche die Künſtler ſelber in den Kampfſpielen um den Preis rangen. S. 39. Vielleicht gehört hieher noch, daß (nach Pauſanias) die

Nymphe, welche den Jupiter ſäugte, Adraſtea, auch Enoe hieß. S. 42. In Salamis war Telamons Bild ſchon als heimiſcher Schutzgott. S. 45. Hirts Deutung beſtätigen auch andere ſehr ähnliche antike Darſtellungen deſſelben Kampfes: ein Vaſengemälde bei Millin, I. 39; und ein geſchnittener Stein (Ajax und Teucer), ebd. I. 72, aus Gori Mus. Florent. II. 27. S. 55. Oben auf dem Thurme ſitzt eine alte Diana, welche zur Roma ergänzt iſt. S. 63. Der Meiſter der drei Bachantinnen nennt ſich Kallimachos. S. 65 l. des Diskuswerfers ſ. der beiden Diskuswerfer. S. 66. Wahrſcheinlich iſt der Alexander ein Helios, wie die rings ausſtralenden Locken und auch die Löcher zu ſieben beſtimmten Stralen (in Beziehung auf die übrigen Planeten) zeigen. Selbſt die ſchiefe Richtung des Kopfes, welche Winkelmann als Alexanders Perſönlichkeit anſah, erklärt Visconti ſinnreich durch die Schiefe der Ekliptik. Mehre in allem dieſem ähnliche Sonnenbilder beſtätigen ſolches (vgl. Millins mythologiſche Gallerie) wie Alexanders wirkliches Bildniß. S. 70. Pinturicchio's Gemälde, ſiehe bei Agincourt, CXCVII. Ebd. Sculpt. XVIII und XLV zwei Grabmäler dieſer Kirche. S. 89 l. Fontana. S. 89. Die Säulen haben gerades Gebälk, und an s Joniſchen treten in der Schneckenwindung des Knaufes kleine Harpokratesbilder halb vor. Siehe Winkelmanns Monum. p. 270. Vielleicht hieß der Künſtler Harpokrates. Vergl. S. 206. — Die unteren Muſiven ſind, laut Vaſari, von Cavallini. S. 99. Eine andere antike Muſivtafel hier, ſiehe bei Ciampini I. 82. Den Grundriß und Durchſchnitt der Kirche gibt zuerſt Agincourt, LXV. 1. 2; und das Grabmal Alençons, ſt. 1398, ebd. Sculpt. XXVI. 21. S. 111 l. welcher jetzo f. welchen jetzo. S. 116 l. den langen Ruthen. S. 124 l. die alte Welt, und noch die Juden, weit mehr. S. 127 l. den friſchen Trieb. S. 137. Dieſer de Angelo iſt etwa mit dem Angelus, S. 206, verwandt. S. 143 l. Coſmae (Sohn) f. Coſmate. S. 144. Zwei Felder der Thüre hat auch Cicognara l. 7: 4, 5. S. 144. Den Fuß des Leuchters gibt auch Agincourt, XXVI. 5. S. 148. Solche hohe Mauer dicht um den Tempel ſieht man auf dem S. 257 beſchriebenen vierfachem Bildwerke. S. 150. Aus S. Giovanni gibt Agincourt, Sculpt. XIV. 5, noch einige antike Masken, denen in S. Agneſe (S. 199) ganz ähnlich. S. 164 l. Faun f. Faum. S. 175 l. Jphitus f. Jupiters (und umgekehrt). S. 176 f. des H. Benedikt l. des H. Stephan und Lorenz, daneben die vier Griechiſchen und vier Lateiniſchen Kirchenlehrer, und an dem blauen Kreuzgewölbe die vier Evangeliſten. S. 178. Der ältere Baumeiſter von S. Michele war Marchionne (S. 451). S. 179. Schöner und genauer iſt aber der Umriß von Lenardo's Madonna, bei Agincourt, CLXXIV. S. 182. Auch malte hier eine Kreuzabnehmung, mit mehren Stazionen der Leidensgeſchichte, Roger van der Weyde, welchen die Italiener Salice überſetzen. (vergl. Bd. 2. S. 162.) Moiſecco nennt den Maler Francesco Stellaert, und Baſi auch Angelo Vandernant. Die Kirche iſt von Baccio Pintelli (S. 277) gebauet. Von Bramante's Kapelle ſiehe die Doriſche Säule bei Agincourt, LXX. 37. S. 189 l. die einſt eroberten Antiken vermittelſt ihr Theater. S. 209.

Agincourt gibt auch die alten Wandgemälde, und einen Sarg dieſer Kirche mit Weinranken, Vögeln, Amoren ꝛc. Sculpt. VI. 1. S. 214 Zur Kaiſerkrönung Friedrichs 1 ließ Urban 3 im Lateran mancherlei bauen und ausbeſſern, was Vaſari rühmt. S. 220. Mino iſt auch nur Abkürzung von Giacomino, Jakob. S. 222. Dieſer Deodatus könnte zugleich der Maler Diodatus von Lucca, 1289, ſein. S. Lanzi, I. 11. S. 241. Kleinere Umriſſe von Maſaccio's Gemälden, gibt Agincourt, CLII - IV. S. 255. Eine offenbare, nur kleinere Wiederholung dieſer Leukothea iſt ebendaſelbſt, nur ganz falſch ergänzt, und von den Herausgebern der Zoega'ſchen Samml. Baſſorelievi, wo Nr. 112, eine Abbildung davon iſt, gar nicht erkannt. Das Standbild der Leukothea iſt über Paris, nach München gekommen. S. 277. Abbildungen dieſer Kirche ſiehe bei Agincourt, XLII. 24. LXVIII. 61. LXX. 36. S. 279. Eine Venus aus dem Pallaſt Braschi iſt jetzo auch in München. S. 317. Vielleicht ſind hier noch Arbeiten von den S. 353 gedachten Deutſchen Künſtlern. S. 340. Andrea von Aſſiſi malte hier Propheten und Sibyllen (S. 347). S. 355 f. Andrea della Robbia: Neffe Luca's, des Erfinders ſolcher buntglaſirten Bildwerke, ſt. 1528, 84 Jahr alt. S. 356. Die Vorderſeite von S. Bernardino iſt mit ſchönem Bildwerke geziert, laut der Inſchrift, 1461 von dem Florenzer Steinhauer (lapicida) Auguſtinus: vermuthlich Agoſtino della Robbia, Luca's Bruder.

Briefe in die Heimat
aus
Deutſchland, der Schweiz und Italien.

Vierter Band.

[illegible]

Rom, am Fortunatustage, den 21. April, 1817.

Ich wollte eben auf den Vatikan gehen, da ward Goethe's Italieniſche Reiſe, der erſte Band, von Reinholds gebracht. Ich gedachte geſchwinde noch einen Blick hinein zu thun: aber ich ward bald feſtgebannt und von Blatt zu Blatt gezogen, und faſt auf einem Fuße ſtehend habe ich das Buch, nicht ſo wohl durchgeleſen, als verſchlungen: es machte mir jedoch kein Bauchgrimmen. Vorn ergötzte mich ähnliches Reiſeſchickſal und die Regenverfolgung: auch wir fuhren ja von Kaltwaſſer über Regensburg und Waſſerburg nach Italien. Dann aber reizte auch der völlige Widerſpruch, hauptſächlich in Verona und übers Palladio, der uns ganz und gar nicht imponirte; und wie wir in Italien überhaupt immer der Heimat gedachten und noch gedenken, und nur allmälig ſo in dieſe Herrlichkeiten hinein gezogen wurden. Goethe hatte dagegen Heimweh nach dem Heſperiſchen Garten, und war förmlich krank an Italien: er wäre gar geſtorben, wenn er nicht hinein gekommen wäre. In dieſer Leidenſchaft ergriff er auch ſchon in Verona das nächſte als das höchſte, und ward ungerecht gegen die Heimat: ſo wie es uns vielleicht manchmal umgekehrt widerfahren iſt. Wie iſt ihm nun aber Italien auch erſchienen! So viele ſind hier, und hin und her gereiſet und haben davon gemeldet, aber ſo hat es noch keiner angeſchauet und abgeſpiegelt: nämlich, wie ein Italiener ſelber, und doch mit dem Deutſchen im tiefſten Hintergrunde. Es gehören freilich auch ſolche Augen dazu; und ein anderer kann und ſoll ſie nicht zur Brille gebrauchen, das gibt nur optiſche Täuſchung. — Wie leicht iſt es Goethe's „Kennſt du das Land?“ zu parodiren, wenn man es kennt! wir haben uns ſchon manchmal, bei ſo häufig ſich aufdringenden Anläſſen damit ergötzt: Land und Lied parodiren ſich aber ſchon ſelber.

Dieſen Tag ward aus der Bibliothek nichts: aber ſonſt machen wir faſt täglich den halbſtündigen Weg von unſerm Berge Pincio nach dem des Vatikans queer durch die Stadt, und manchen Tag zweimal. Herrlich iſt des Morgens von der Höhe der großen Treppe zu S. Trinita del Monte, die wir immer betreten müſſen, der Blick über die Stadt bis zur jenſeitigen mit laubigen Landhäuſern beſetzten Höhe: viele Kuppeln in der Nähe erſcheinen hier faſt eben ſo groß wie St. Peter, aber wir wiſſen jetzo ihr Verhältniß. Noch magiſcher iſt abends bei der Heimkehr, aus der langen dunklen Straße der Blick hinauf zu jener Höhe, wo der Giebel der Kirche und davor der alte Obeliſk mit ſeinen Hieroglyphen im glühendſten Lichte ſchweben. Dann geht man auch immer gern über die prächtige Engelsbrücke, die ein paarmal ſo lang und viel breiter, als die Berliner Lange Brücke, noch ein altes Werk, doch oberhalb eben ſo erneuet und mit Heiligen und Engeln beſetzt iſt, wie das große runde Grabmal Hadrians, zu welchem ſie gehörte und führte, zur Engelsburg umgebaut worden, über welcher der erzene Erzengel Michael mit großen Flügeln das Schwert auszieht oder einſteckt. Weiter, über den großen Platz vor St. Peter mit ſeinen mächtigen Säulengängen und Springbrunnen und dem Obeliſken, wird oft gern ein Blick in die ſtäts neue und heitere Kirche gethan; und dann die Treppe hinauf zu dem Vatikaniſchen Pallaſt: die offenen Gallerien, die durch alle drei Stockwerke rings in beiden Flügeln umlaufen, bieten herrliche Ausſichten über die Stadt, auf die Berge von Albano bis Tivoli, und auf die Gärten, Landhäuſer und Kirchen des Bergrückens, der von hier den Strom und die Stadt einſchließt. Der Gang durch Raphaels Logen kann nie ohne beſchauliches Weilen hier oder dort gemacht werden, eher ſchon durch die folgende lange Gallerie mit Altrömiſchen, und Urchriſtlichen Bild- und Bau-Stücken, Urnen und Inſchriften, die vom jetzigen frommen Papſte geſammelt und mit Sinn geordnet ſind. Das Vor- und Arbeits-Zimmer der Bibliothek iſt eine große gewölbte Halle, lebhaft und zierlich bemalt, nach Art der Logen. Eben ſo, noch ſchöner und einfacher, der große Bücherſaal, der auf ſchlanken Pfeilern gewölbt iſt. Die Malerei iſt auch merkwürdig wegen der Abbildungen der Baſiliken Roms in ihrer alten Geſtalt, z. B. des Laterans, S. Maria Maggiore, und auch St. Peters, und wie hier der neue Bau im Gange iſt, und Michel Angelo's Entwurf deſſelben. Daran ſtoßen zu beiden Seiten noch längere Reihen von kleineren Sälen, ähnlich verziert, zum Theil noch in der Arbeit. Auf den Schränken ſtehen hier viele antike bemalte Vaſen, darunter einige ſehr ſchöne und merkwürdige, und durch Winkelmann bekannte Hie und da befinden ſich einige andere koſtbare Alterthümer, z. B. eine gewundene Alabaſter-Säule, und beſonders zwei ſtarke Porphyr-Säulen, an welchen oben auf vortretenden Kugeln zwei Bruſtbilder, und auf Konſolen zwei ganze Bilder der Kaiſer Arkadius und Honorius ſtehen, in vollem Staate mit Kugeln in der Hand. Dieſe bedeuten wol die Reichsäpfel, und die ganze ſeltſame Vorſtellung hat wol Bezug auf die wirkliche Theilung des Römiſchen Reichs zwiſchen beiden Brüdern.*) Die Geſtalten ſind kurz, und die Arbeit ſchlecht; alles erinnert aber ſehr an die ähnlichen, nur mehr in ritterlicher Tracht erſcheinenden Porphyr-Bilder an der Markus-Kirche zu Venedig. — Draußen am Eingange dieſer Säle, liegen mehre große Granit-Stücke eines uralten Obelisken mit trefflichen und hier in der Nähe ſehr deutlich zu betrachtenden Hieroglyphen. Er ſoll auch aufgerichtet und ergänzt werden; was ſehr zu wünſchen iſt: aber lieber auf einem Platze, als in dem von den langen Gebäuden des Vatikans eingeſchloſſenen Garten. In dieſem ſteht ſchon der ungeheure Pinien-Zapfen von Erz, welcher der Knopf auf dem Grabmale Hadrians (jetzo Engelsburg) geweſen, und die Aſche dieſes Kaiſers enthalten haben ſoll. Die Pinie (auch auf dem Thyrſus) war der alten Welt Sinnbild der Zeugung und Erneuung. —

---

*) Sie ſind abgebildet bei Agincourt Bildh. III. 16. 17.

In dem letzten Gemache gegen die Peters-Kirche hin, ſind die Inkunabeln der Chriſtlichen Kunſt bewahrt: Kreuze und andere heilige Geräthe mit getriebenen und geſchnitzten Bildern und Gemälden; allerlei Bildwerk von Stein, Elfenbein und Holz; Bücher mit Gemälden und Zierraten: alles für die Geſchichte der neuen Kunſt ſehr wichtig, und auch fleißig beſchrieben und abgebildet in verſchiedenen großen Werken, manches zuerſt bei Agincourt, welcher auch einige Stücke hieher geſchenkt hat. In einem Griechiſchen Heiligen-Kalender, des 9—10ten Jahrhunderts, erſcheinen, als Einfaſſung der Gemälde, mannigfaltige, eckige, runde, gedrehte, und auch in Knoten geſchürzte Säulen, wie am Dome zu Ferrara, mit Giebeln und Bögen.*) Sehr merkwürdig iſt dann ein Altruſſiſcher Kalender, in Geſtalt eines Griechiſchen Kreuzes, auch ganz im Griechiſchen Typus der darauf gemalten Heiligen, welche ihren Tag vorſtellen, mit Schrift daneben: alles ausnehmend fein nnd künſtlich gemacht. — Hier hangen auch alle alten Papyrus-Schriften hinter Glas: es iſt aber nichts Gothiſches darunter.

An der Decke ſind die vier Evangeliſten von Raphael Mengs gemalt: das Beſte, was ich noch von ihm geſehen habe, und weit über ſeinem Deckengemälde Apollo mit den neun Muſen in der Villa Albani, welches Winkelmann ſo hoch ſtellte, aber kalt und ſteinern iſt. Winkelmannen beſtach das gelehrte ideale Streben ſeines Landsmannes und Freundes, den der Vater ſchon vor der Geburt zu einem Raphael beſtimmt, und daher auch ſo benannt hatte.

In den anſtoßenden Sälen ſteht nun die Heidelberger Bibliothek, und weiterhin die der Schwedenköniginn Chriſtina, mit welchen ich hauptſächlich zu ſchaffen habe. Alles ſteht aber in doppelt, mit Drahtgittern und Thüren, verſchloſſenen niedrigen

---

*) Vgl. Agincourt, Malerei, Taf. XXXI ff.

Schränken, ſo daß man nirgend etwas von einer Bücherei merkt, ſondern nur weite; heitere Säle ſieht.

Merkwürdig und einzig in ſeiner Art, fand ich in einer Vatikaniſchen Handſchrift des 13—14ten Jahrhundertes, auf Baumwollen-Papier, unter mehren Griechiſchen Schriften, eine Mittelgriechiſche Bearbeitung der Dichtungen von Artus und der Tafelrunde. Es ſind zwar nur einige Blätter, aber ein ziemlich ſelbſtändiges Bruchſtück, und ähnlich mehren kürzeren Romanzen dieſes Kreiſes; zumal nach Herſtellung des Zuſammenhanges, da ich endlich ſahe, daß die Blätter nur verbunden ſind. Durch die Güte des gelehrten Kuſtos Amati (welcher eben die Provenzaliſchen Gedichte für die große Ausgabe derſelben abſchreibt,) habe ich eine Abſchrift dieſes Stückes, das wie Proſa ausſieht: ich erkannte aber bald, daß es in Verſen iſt, und zwar in den ſo genannten politiſchen, das heißt der Hauptſtadt und des Hofes zu Konſtantinopel, in welchen wir mehre Griechiſche Gedichte des Mittelalters haben, und die noch in Griechiſchen Liedern gebräuchlich ſind. Vermuthlich brachten die Kreuzfahrten, die anfangs über Konſtantinopel gingen, die Wälſche Urkunde dieſer Dichtung mit: ſo wie umgekehrt, auf dieſem Wege beſonders, die Griechiſchen und Morgenländiſchen Dichtungen ins Abendland kamen. Der Inhalt, welchen ich zwar noch nicht beſtimmt aus einem der Wälſchen Romane nachweiſen kann, der aber ganz die häufige Einleitung der Abenteuer an Artus Hofe, und ganz ihre Farbe hat, iſt kürzlich folgender. Ein ſtreitbarer Greis erſcheint mit einem ſchönen Fräulein daſelbſt, und ſtreckt alle Ritter zu Boden, welche um ſie mit ihm kämpfen: zuerſt den Palamedes, dann Artus Schweſterſohn Gavein, an deſſen Mutter Morgane, Uterpendragons Tochter, der Alte ſich dankbar erinnert; dann Galeot, den König der Titanen, und viele andere Ritter der Tafel. Lanzelot vom See und Triſtan, Königsſohn von Leonois und Schweſterſohn des Königs Mark von Kornval, fürchten, daß einer dem andern den Sieg und Preis vorwegnehme, werden aber nach einander auch beſiegt. Nun waffnet ſich Artus ſelber, im Grimm, und läßt ſich von Ginevra's Klage nicht abhalten. Der Alte aber geht ihm ehrerbietig entgegen und bekennt ſich für deſſen Diener, und das Fräulein für ſeine Schweſtertochter, verſchweigt jedoch ſeinen Namen. Als er wegreiten will, erſcheint die Tochter einer Fürſtinn, welche von dem König der Hundert Ritter hart bedrängt iſt; und er folgt mit ſeiner Nichte ihr zu helfen. Dort wird ſein Alter verſpottet: er aber ſchlägt allein alle Feinde in die Flucht, und wird nun hoch geehrt, will jedoch kein anderes Geſchenk annehmen, als daß das Fräulein einen Brief an Artus bringe. Und damit endet dieſes Stück, das auf einen größeren Zuſammenhang hinweiſet, und ſich wol noch irgendwo wiederfindet.

Die Vatikaniſche Bibliothek iſt immer noch eine unerſchöpfliche Quelle für die Wiſſenſchaft, Sprache und Dichtkunſt des Mittelalters. Außer den genannten ſind noch viele andere Bücherſammlungen z. B. die Petaviſche) darin vereinigt. Der Nordfranzöſiſchen Romane und Provenzaliſchen Lieder habe ich ſchon gedacht (Bd. 2. S. 339.) Die große Ausgabe der letzten, welche der hieſige Franzöſiſche Geſand-Graf Blacas durch den gelehrten Dichter Raynouard veranſtaltet, und dafür überall Abſchriften machen läßt, beſchämt uns ſehr, da wir die köſtliche und einzige große Urkunde unſeres Minnegeſanges, die Maneſſiſche Handſchrift, in Paris gelaſſen, und bis jetzo noch nicht einmal Raßmanns fleißige Ergänzung und Berichtigung des Bodmeriſchen nackten Abdruckes haben bekannt machen können.

Sehr nahe verwandt, in Form und Sprache, ſind mit dieſen Provenzalen die älteſten Italiſchen Dichter: und auch von ihnen iſt zu den älteren gedruckten Sammlungen, eben eine durch Valeriano in Florenz erſchienen, die auch mehr auf die älteſten Zeiten zurückgeht. So theilen jetzo ſelbſt dieſe Wälſchen Völker die allgemeine Richtung der Zeit auf die Vorwelt und das vaterländiſche Alterthum. Die älteſten Italiſchen Dichter ſind, wie die Provenzalen, auch meiſt nur Lieder- und Minne-Dichter, und heißen Siziliſche, weil ſie meiſt vom dortigen Hofe Friedrichs II. waren. Auch hier beginnt die neue Dichtkunſt mit der herrlichen Zeit der Hohenſtaufen, wie bei uns in ihrer Schwäbiſchen Heimat. Aus einer ſchönen Vatikaniſchen Pergament-Handſchrift des 14ten Jahrhunderts, welche 71 Dichter enthält und von mehren Händen fortgeſetzt über Dante herabgeht, habe ich die auch uns angehenden Dichter jener älteſten Schwäbiſchen Zeit, abgeſchrieben, und aus jenen gedruckten Sammlungen vermehrt. Es ſind: der König und Kaiſer Friedrich II. ſelber; ſein Kanzler Piero de le Vingne; König Enzo, Friedrichs natürlicher Sohn, deſſen romantiſche Geſchichte in Bologna ich ſchon erzählt habe (Bd. 2. S.189); Giovanni, König von Jeruſalem, Friedrichs II. Schwäher, der ſeine Donna eifriger liebt, „als Triſtano ſeine Iſotta"; Don Arigo, ſcheint aber nicht der unglückliche König Heinrich, Friedrichs Sohn, ſondern der Sohn des Königs von Spanien. Friedrichs natürlicher Sohn König Manfred iſt nicht darunter, und auch ſonſt nicht als Dichter bekannt, da er doch, laut unſers Ottokar Reimkronik, ein übermäßiger Liebhaber der Dichter war, überall viele namhafte Fiedler und Sänger mit ſich führte, und ihnen den größten Einfluß verſtattete, zum großen Ärgerniſſe des Volkes. Dies ſteht nun dem ſtaatsklugen und ernſten Manfred, wie ihn ſonſt die Geſchichte kennt, durchaus unähnlich; auch iſt gar nicht denkbar, daß er, von Italiſcher Mutter geboren und ſtäts in Italien, ſolche Deutſche Sänger und Spielleute bei ſich gehabt habe, wie die ſiebenzehn von Ottokar genannten ſämmtlich ſind. Man weiß aber kaum was man dazu ſagen ſoll, wenn Ottokar einen von ihnen, den Konrad von Rotenberg, ſogar ſeinen eignen Meiſter nennt. Es muß hier durchaus eine Verwechslung obwalten. Freilich ſtand Ottokar noch jener Zeit ſo nahe: aber für die wirkliche Geſchichte ſind 40 bis 50 Jahre ſchon ein langer dunkler Raum. Vergeſſen wir doch ſchon das Einzele der nächſten großen Vergangenheit: nur das Poetiſche und Mythiſche bleibt friſch, und erzeugt ſich immer von neuem darin.

Auffallend iſt, daß auch dieſe Altitaliſchen Lieder (darunter die älteſten Sonette), gleich den Provenzalen und unſern Deutſchen, ſo wenig perſönliche und geſchichtliche Beziehungen haben, und im Ganzen noch allgemeiner und einförmiger, ſo wie noch ſtrenger in der Form, ſind. Man könnte daher wol auf den Gedanken verfallen, daß die ſonſt ſo bedeutenden hohen und namhaften Perſonen ſich die Lieder von ihren Hof- und Haus-Dichtern machen ließen. Aber, was dieſe Sänger vor allen beſangen, die Minne und der Frühling, oder beklagten, die Unminne und der Winter, ſind an ſich etwas Gemeinſames und ſtäts Wieverkehrendes. Und wenn auch viele unſerer fürſtlichen und ritterlichen Dichter nicht eimal ſchreiben konnten, ſo dichteten ſie doch ihre Lieder ſelber und ſagten ſie ihrem Schreiber in die Feder: wie eingeſtändlich Ulrich von Lichtenſtein that, deſſen Lieder nur ſein eigenes poetiſches Leben im Frauendienſt durch ihre beſtimmten Anläſſe ſo treflich erklärt. Er allein vernichtet zugleich die Vorſtellung von ritterlichen und minniglichen Meiſterſängern.

Unter den Handſchriften der Schwedenköniginn iſt auch noch eine des 13-14ten Jahrhunderts von den Franzöſiſchen Gedichten von unſerm Reineke Voß, aus welchen ich mehre Auszüge gemacht habe. Sie enthält das Gedicht des Pierrot von St. Cloud, welches von der Schöpfung anhebt, wie Adam die guten, und Eva die böſen Thiere, jener den Hund, dieſe den Fuchs ſchafft: ſo wie die ganze Dichtung und geſammte Thier-Fabel mit den Thierverwandlungen der alten Götter verwandt iſt. Hinter dieſem Gedichte ſtehen mehre einzele Fuchs-Geſchichten und Fabeln, von demſelben Pierre und andern Dichtern. Mehre davon finden ſich in unſerm Reineke Voß wieder; und eines davon, das ausdrücklich Pierrots Gedicht ergänzen will, hat dieſelbe Grundlage. Aber ein ſo umfaſſendes und zuſammenhangendes Gedicht, wie das unſere, gibt es dort nicht; und viele Erzählungen und die ganze Darſtellung, ſind nur die Thiermaske des damaligen, zum Theil wirklich thieriſchen Franzöſiſchen Hof- und Privat-Lebens, verweilen gern im Intriganten und Schlüpfrigen: ſo daß der Fuchs dort auch, in einem ſpäteren Gedichte, zur Allegorie des Laſters geworden, welches zuletzt auf dem Glücksrade triumphirt, als Roué.

Die Haupt-Namen Renard, Iſegrim, Herſande, Noblon und einzele Wörter bezeugen aber auch Deutſchen, zunächſt Nieder-Deutſchen Antheil und Urſprung. Auch weiſen die Örtlichkeiten der Franzöſiſchen Gedichte auf die Deutſche, beſonders die Niederländiſche Gränze; eben ſo, wie in dem alten Niederländiſchen Gedichte von Reinaert Vos, welches von dem Dichter Willem eingeſtändlich aus Wälſchen Büchern gezogen, und die Urſchrift des erſten Theils unſers Niederländiſchen Reineke Voß des Heinrich von Alkmar, und kürzlich zuerſt in Breslau (durch Gräter) gedruckt iſt. Im ähnlichen Verhältniſſe ſteht unſer alter Oberdeutſcher Reinhart Fuchs, in einer unlängſt hier noch anweſenden Handſchrift, welcher nach Heinrich dem Gleichſenere von einem Ungenannten überarbeitet iſt: er hat im Ganzen dieſelben Geſchichten, aber weicht zu Anfange und Ende beträchtlich ab.*) Beide Gedichte kennen den Nibelungen-Hort.

---

*) Er iſt jetzo auch gedruckt aus dem Koloczaer Koder durch den Grafen Mailath und J. P. Köffinger, zu Peſth, 1817.

Aus der Pfälziſchen Sammlung ſind zwar die Deutſchen Handſchriften nach Heidelberg zurückgebracht; und ſolches iſt eine der ſchönſten Früchte der großen Auferſtehung des Vaterlandes, und ein erfreuliches Zeichen, daß die laute Stimme des Volkes auch dieſe vor Jahrhunderten entführten unſcheinbaren Bücher zurückforderte, und die Fürſten nicht zu gering achteten, auch ſie in den allgemeinen Frieden einzuſchließen. Dennoch iſt unter den Lateiniſchen Handſchriften noch manches Deutſche und für Deutſchland Wichtige ſtecken geblieben. Zuförderſt iſt hier noch das älteſte Denkmal der eigentlich Deutſchen Sprache, welches zugleich noch auf die heidniſche Zeit zurückweiſet und die merkwürdigſte und ſicherſte Urkunde auch hierüber iſt. Nämlich, eine faſt gleichzeitige Handſchrift enthält die Beſchlüſſe der erſten Deutſchen Kirchenverſammlungen unter dem H. Bonifaz, dem Apoſtel der Deutſchen, welcher die heilige Eiche des Deutſchen Jupiter (des Donnerers Thor) zu Geismar an der Weſer umhieb und daraus ein Bethaus zu St. Peter baute, und mit ſeinen Nachfolgern hier im Norden für Deutſche Bildung daſſelbe wirkte, was ſeine Brittiſchen Landsleute, der H. Columban und St. Gall, im Süden. Dieſe Synoden von 742—48 beziehen ſich inſonderheit auf Abſtellung heidniſcher und abergläubiſcher Gebräuche, die ſich freilich noch lange, und zum Theil bis jetzo, wiederholten; und dazu gehört ein langes Verzeichniß derſelben, mit mehren Deutſchen Benennungen, ſo wie die Entſagung des Teufels und der Götzen Thunaer (Thor der Donnerer,) Woden und Saxn-Ote, und das Chriſtliche Glaubensbekenntniß, beides ganz Deutſch. Ich habe alles genau abgeſchrieben, da es nach Holſtenius zwar öfter, aber fehlerhaft, gedruckt iſt. — Dann ſteckt hier eine Handſchrift der Deutſchen Umſchreibung des Hohen-Liedes von Willeram, Abt zu Ebersberg in Baiern (ſt. 1085), ganz nach Art der Pſalmen und anderer Umſchreibungen des wenig älteren Notker und andrer St. Galler, und auch in derſelben genauen Schreibung, mit Bezeichnung des Tones, der ſcharfen und langen Selblaute und Doppellaute, doch die Sprache nicht ganz ſo gebildet. Die Handſchrift ſcheint ziemlich gleichzeitig und älter, als unſere Breslauer, iſt auch mehr verziert, und ſteht zwiſchen gemalten Säulen mit mannigfaltigen Knäufen, Rundbögen und Giebeln, wie in den älteſten Evangelienbüchern. — Außerdem ſind bemerkenswerth: eine Lateiniſche Handſchrift des 10-11ten Jahrhunderts von den wunderbaren Reiſen des Heiligen Brandanus, bis zu der Inſel der Glückſeligkeit. Die Geſchichte des Irländiſchen Ritters Tundalus, 1141, welche Bero, Abt von Reichenberg aus des Tundalus mündlichem Berichte Lateiniſch verfaßt hat. Die ſieben weiſen Meiſter, Lateiniſch, etwas kürzer als unſer Volksbuch. Eine Überſetzung von des Bühelers Gedicht, die Königstochter von Frankreich (1300), in Lateiniſche Proſa von Juſtin Gobler. Eine Lateiniſche Weltkronik, von 1200, fortgeſetzt bis 1223, mit Bildern, darunter der Kampf König Theoderichs mit Odoachar: beide zu Pferde, im Ring-Panzer, mit Panzerhoſen und Panzer-Kappe, unten zugeſpitzten Schilden und Lanzen.*) Der Schreiber war aus dem Kloſter S. Trinitatis bei Verona. Die Lateiniſche Kronik des Helinandus, worin zuerſt die Sage von dem Schwanenritter vorkömmt. Eine Franzöſiſche Überſetzung unſers Myſtikers Heinrich Suſo, 1389.

Ferner, ſind alle gedruckten Bücher der Heidelberger Sammlung hier geblieben, und darunter viele wichtige, und manche einzige: das Heldenbuch, 1560. Herzog Ernſt, und König Apollonius: Frankfurt, ohne Jahr; dabei die Ritterbücher von Galmyn, Pontus, Wigoleis und Fierabras; ebd. 1564. Die Geſchichten der Römer (gesta Romanorum), ohne Jahr und Ort. Kaiſer Octavian; Cöln, 1537, und ohne Jahr. Ritter Galmin; Straßburg, 1590. Pontus; Frankfurt, 1552. Die Haymons-Kinder; Mainz, 1510. Fierabras; Simmern, 1533. Reineke Fuchs; Frankfurt, 1564. Die ſchöne Magelona: Augsburg, 1534. Meluſina; Frankf. 1562. Von G. Wickram: der Goldfaden, Frankf. ohne Jahr; der iungen Knaben Spiegel: Geſchichte eines Ritters- und eines Bauern-Sohnes, Colmar, 1557; der Pollwagen: kurzweilige Geſchichten und Schwänke für den Rollwagen (ietzo Poſtwagen), Frankfurt, 1565; das Loosbuch (ein Glücksrad mit Reimſprüchen), Mülhauſen, 1564. Ein kurzweilig Spiel, wie man alte Weiber jung ſchmiedet, zu Ütziſtorf im Berner Gebiet von Bürgerknaben geſpielt; Straßburg, ohne Jahr. Der edle Ritter Briſſonet und die ſchöne Königinn Verecunda; Frankfurt, ohne Jahr. Konrads von Megenberg Buch der Natur; Augsburg, 1475. Ein Lateiniſches Kochbuch (Frankfurt, 1581) von Marcus Rumpolt, der mit dem Nibelungen-Koch Rumold verwandt ſcheinet. — Die meiſten dieſer alten Bücher ſind mit Holzſchnitten verziert. Freilich iſt zu wünſchen, daß auch ſie dem Vaterlande wiedergegeben werden; und es wäre jetzo wol durch einen Tauſch zu machen: doch muß es für die vielen reiſenden und hier anſäßigen Deutſchen angenehm ſein, auch dergleichen Heimatliches hier zu finden. Mir ſind ſie höchſt erfreulich: ſie verſetzen mich ganz nach Hauſe. Noch bequemer thut ſolches unſer altes Buch der Liebe, welches die meiſten dieſer Romane umfaßt: die Brüder Riepenhauſen, die auch für neuere Deutſche Bücher ſorgen, beſitzen es.

---

*) Vgl. die Abbildung bei Agincourt, Malerei. T. XVII. 5.

Zu den eigenthümlichen antiken Merkwürdigkeiten der Vatikaniſchen Bibliothek gehören noch die Handſchriften des **Virgil** und **Terenz**, mit Bildern, aus Konſtantins Zeit. Die Malerei iſt dem Bilder-Homer zu Mailand ähnlich, und viel ſchlechter, farb- und glanzloſer, als in den älteſten Chriſtlichen Büchern.

Aus der Bibliothek der **Auguſtiner**, wo wir zuweilen auf dem Wege nach dem Vatikan einſprechen, erwähne ich nur: eine Papier-Handſchrift von **Platons** Werken, welche Amati für die älteſte ihm bekannte hält. Die **Syriſche Evangelien**-Überſetzung, auf Pergament geſchrieben im Jahr 626. Drei Handſchriften des **Dante**, eine mit Bildern. **Guido's** von Colonna Trojaniſcher Krieg. Die merkwürdigen Stadtgeſchichten des **Cola di Rienzo** und der **Lucrezia Cenci**. Die Weiſſagungen des Abts **Gioachino**, des Biſchofs **Anſelmo** und des berühmten **Pazzo di Criſto**, Italieniſch.

Zur Erholung von dieſen Beluſtigungen in den Büchereien ſtehen nun zwar auch die Schauſpielhäuſer offen: aber es iſt nicht viel Tröſtliches davon zu melden. Auch hierin iſt Rom ein völliger Gegenſatz von Neapel. Das Theater **Argentina** klingt recht vornehm, iſt aber ein gewöhnlicher, im Winkel verſteckter Muſen- oder Pegaſus-Stall. Eben ſo armſelig und jämmerlich war darin die Aufführung der Oper **Tancredo** von dem vielgeliebten **Roſſini**, deſſen Scho jetzo ganz Italien iſt, und auch wol ſchon über die Berge klingt. Er hat ein Paar Lieblings-Melodien, die überall wiederkehren, und von denen eine (die durch ein gewiſſes Anſchwellen wirkende) ſchon bei Spontini vorkömmt. Er iſt geſang- und klangreich, und hat die ſchmelzenden und ſchmeichelnden Töne, von denen man auch ſagen kann:

Weh mir, weh mir, welche Töne!
Wie verführen ſie mein Ohr!

Einige von ſeinen Weiſen, darunter eine aus dem Tancredo, haben wir ſchon überall in Italien aus dem Munde des Volkes gehört, und prägen ſich wirklich ſo ein, daß man ſie nicht wieder loswerden kann. Weit glänzender erſchien auch, was ich von dieſem Tancredo ſchon in Padua ſah und hörte: hier war dagegen alles dürftig und ſchlecht, Dekorazien, Kleidung, Spiel und Geſang. Eine kleine nichtige Altiſtine ſtellte den Haupthelden vor: wie zum Widerſpiele, daß hier ſonſt nach antiker Art, auch die Frauen nur durch Männer geſpielt werden durften.

Deſto glänzender trat die Primadonna aller Sängerinnen, deren Stimme durch ganz Europa ſchallet, die Catalani, auf dieſe Bühne. Wer ſollte ſie nicht bewundern! Ihre volle und gleiche Stimme iſt wie ein rein- und feſtgeſtimmtes Inſtrument, das überall leicht und unfehlbar anſpricht, und ſie ſpielt ſich ſelber meiſterhaft. Das Engliſche Volkslied: Gott ſegne den König; und der ſchönen Müllerinn wohllautendes Mich fliehen alle Freuden; in den künſtlichſten Veränderungen und Umkehrungen, ſind ihre beiden Paradepferde. Sie hat etwas, das ich mit einem Kunſtausdrucke vom Tanze, das Aplomp des Singens nennen möchte, im höchſten Grade, nämlich das ſichere Treffen auch der höchſten Töne, im weiteſten Sprunge und in der vollſten Stärke, gleichſam wie ein Schuß ins Ziel, ſo daß man ordentlich erſchrickt. Ihre anſehnliche Geſtalt und gefällige Bildung kömmt ihr auch wohl zu ſtatten. Sehr richtig hat aber Spohr bemerkt, daß ſie die ſchnellen Läufe und Verzierungen durch ein Beben des Unterkinnes, gleichſam herauszittert; und das hat, wenn man genau hinſieht, etwas Unangenehmes. Sie iſt auf gleicher Geſangeshöhe doch das vollkommene Gegentheil unſerer Milder-Hauptmann, und deren einfache ſeelenvolle Töne hörſt du hier ſelten. — Übrigens hat ſie hier in Anſehung des hohen Preiſes, den ſie ſonſt überall auf ſich ſezt, ſich etwas herabſtimmen müſſen; denn die Römer wollen auch das Beſte ſolcher Art wohlfeil haben, und haben Recht. — Merkwürdig waren dieſe Konzerte noch wegen der hohen Häupter, die ſich darin gegenüber ſaßen. Auf der rechten Seite, die alten Dynaſtien, die Könige und Königinnen von Spanien und Hetrurien, und mancherlei Fürſten, in Rom anſäſſige oder reiſende: auf der linken Seite, die Bonapartiden, der vormalige König von Holland mit ſeinem Sohne, den Napoleon früher zum Nachfolger beſtimmt hatte, die Fürſtinn Borgheſe (noch immer ſehr reizend); und wie zur Vermittelung zwiſchen beiden Reihen, ſaß zur Rechten, dicht an der Bühne, Luzian mit ſeiner Familie, einer ſtattlichen Frau und einer hübſchen Tochter. Es fehlte nur der Shakeſpeare zu dieſem hiſtoriſchen Schauſpiele, in welches auch der wieder eingeſetzte Pabſt gehört.

Noch einige Noten tiefer, als die Argentina, ſteht das Theater della Pace, von der nahen Kirche, worin Raphaels Sybillen ſind, ſo benannt. Schauſpiele werden hier gegeben: ich wurde aber vom erſten abgeſchreckt. Das fatale Stück, welches, wie Du dich wohl erinnerſt, uns auf der Reiſe nach Holland überall verfolgte, in Hannover, und im Haag Franzöſiſch, iſt mir auch in Italien überall nachgereiſet, und nachdem ich es in Neapel überſtanden, hat es auch hier wieder einen andern Namen angenommen: es heißt das Teſtament des Onkels; und iſt mir ſo geſpenſtiſch, wie den lachenden Erben darin die Auferſtehung des Onkels.

In der Nähe, am Platze Navona, hauſet ein Marionettentheater, wo der Eintritt einen Bajocco (etwa Kreuzer) koſtet. Ich ſah da eine Seeräubergeſchichte vor Algier, wobei das Seegefecht die Hauptſache war und der Kanonendonner nicht geſpart wurde. Es war mehr nach Art der ombres Chinoises, als eigentliches Spiel mit Handlung. — Auffallend iſt, daß man hier in Rom (und auch in Florenz) gar nicht den Pulcinella auf der Straße antrifft, wie in Neapel, Mailand und Venedig: ich glaube, er iſt verboten. Sonſt wäre dieſer große Platz, wo viel gemeines Volk wohnt und darauf verkehrt, recht geeignet dazu. Daran ſtößt auch der Pallaſt Santoboni, an deſſen Ecke das Kniestück einer zertrümmerten antiken Bildſäule, vielleicht eines Pollux, ſteht, welche von einem luſtigen Schuſter, der vormals dort wohnte, Pasquino heißt, und den Pasquillen den Namen gegeben hat. Sie pflegte ſich ſonſt durch angeklebte Blätter mit dem Marforio gegenüber zu beſprechen: dieſer aber, ein rieſengroßer Flußgott, iſt auf das Kapitol in Verwahrung gebracht, und der Pasquino trägt jetzo Staatsanzeigen, die freilich oft ſchon ihre eigenen Satyren ſind. — Der lange, an einem Ende abgerundete Platz zeigt noch ganz deutlich, daß er einſt der große Circus zu Wettrennen und Kampfſpielen war. Wie auf jenem, ſteht auch hier noch in der Mitte ein Obelisk, mit Hieroglyphen, doch einer der kleineren. Er ziert einen Springbrunnen, durch welchen an den Sonntagen des Auguſts der Platz überſchwemmt wird: und dann fährt, anſtatt der alten Schiffkämpfe, der Römiſche Adel im Waſſer auf und ab ſpazieren, wie im Korſo, und das Volk watet und plätſchert darin umher. Dieſe künſtliche Sündflut ſcheint noch ein altes Naturfeſt.

Die beſte Unterhaltung gewähren immer noch die vornehmeren Marionetten (burattini), die ihren feſten Sitz im Pallaſt Fiano, am Corſo, und auch viel Zuſpruch haben. Die Abwechſelung iſt zwar nicht groß, aber das eine Stück, das eben an der Tagesordnung iſt, ſieht man gern öfter, ſo ſinnvoll iſt es: es heißt Caſſandrino's oder Pandolfo's Abenteuer, und der Held, in veralteter Franzöſiſcher Galla, mit etwas ſchnarrender Sprache, eine ächt Römiſche Figur, erſcheint mit Regenſchirm und Guitarre, und ſingt vor einer Schönen Fenſter ein Lied in einer ausdrucksvollen Volksweiſe. Er wird eingelaſſen, findet in dem prächtigen Zimmer aber Niemand. Er unterhält ſich erwartungsvoll mit ſich ſelber, und ſetzt ſich dann auf einen Stuhl, bemerkt aber mit Schrecken, daß er einem Menſchengerippe im Schooße ſitzt. Er ſetzt ſich anders, und da fahren neben ihm gräßliche Teufelslarven mit glühenden Augen aus den Stühlen auf und nieder. Er legt ſich nun ins Bette und verkriecht ſich unter die Decke: ein großer Schwan zieht ſie ihm aber immer wieder ab, und er muß ein Ballet ſchauen von zweien Gerippen, die als Mann und Weib mit Hüten und Bändern ſcheußlich geſchmückt ſind. Endlich fahren, in Sturm und Ungewitter, alle Geſpenſter mit ihm und dem Bette durch die Decke davon, und darauf ſteht Pandolfo wieder, wie zu Anfange, mit Regenſchirm und Guitarre vor

Liebchens Thür, und ſingt ein anderes Lied, und geht aus dem Regen nicht wieder in die Traufe, ſondern nach Hauſe. So erſcheint das Ganze wie ein bedeutſamer Traum. — Darauf folgen dann allerlei Tänze und Verwandlungen, ganz wie bei unſern Schütz und Dreher; die Figuren ſind auch in derſelben Größe und Vollkommenheit der Bewegung.

Weil die zahlreiche Geiſtlichkeit, die hier den Soldatenſtand vertritt, auch ſolche erbauliche Schauſpiele nicht beſucht, und überhaupt die Theilnahme eines Hofes und der Großen daran mangelt, ſo ſind die Theater natürlich ſo ſchlecht. Jene geben dafür Schauſpiele anderer Art durch das ganze Jahr; und das Volk geht lieber dahin, wo es ſelber frei mitſpielen kann. Die Kirchen ſind hier die Theater, und ich habe ſchon erwähnt, wie die Peterskirche bei hohen Feſten wirklich zu einer Schaubühne eingerichtet wird. Nach antiker Art iſt das Schauſpiel hier noch ein religiöſer Aktus, oder umgekehrt.

Rom, am 25. April 1817.

Rom hat wirklich Pech am Pflaſter: wir können immer noch nicht weg, weil ſich kürzlich erſt die wichtigſten Quellen für R.s Hohenſtaufen, welche doch ein Hauptzweck der Reiſe ſind, eröffnet haben, und eifrig benutzt werden. Unterdeſſen fände auch ich hier noch jahrelang vollauf zu arbeiten und zu ſchauen, und ich wechſele mit Bibliotheken, Kirchen, Tempeln und Muſeen, in Geſellſchaft von Freunden und Künſtlern, und der ſtets ab- und zuſtrömenden reiſenden Landsleute. Auch habe ich Muße, Dir noch davon zu berichten.

Ich fange mit den älteſten und ächteſten, kürzlich erſt entdeckten und hergebrachten Griechiſchen Antiken an: das ſind die Aegineten, die Marmorbilder, welche im Jahre 1811 eine Geſellſchaft von Reiſenden, Deutſche, Dänen und Engländer, auf der Athen gegenüber liegenden Inſel Aegina, bei Unterſuchung der Trümmer des dortigen Jupiter-Tempels, ausgegraben, und der kunſtliebende Kronprinz von Baiern um würdigen Preis ([illegible] Scudi) erkauft hat. Der wackere Wagner, ſelber ein guter Künſtler, hat alles ſo eifrig als glücklich betrieben, und hier die unſchätzbaren Bilder in ſeiner Verwahrung und Pflege, von denen er bald eine genaue Beſchreibung liefern wird. *) Sie ſind unter der Erde zwar vollſtändiger erhalten, als die meiſten Antiken; doch fehlt auch ihnen ſo manches: und nicht glücklicher konnte es ſich für ſie fügen, als daß Thorwaldſons Meiſterhand ſelber ihre Ergänzung übernommen hat. Nach ſeinen Modellen ſind ſie ſchon zum Theil hergeſtellt, aus paſſenden alten Marmorſtücken, zum Theil noch in Arbeit; und dieſe Werkſtätte, nahe am Corſo, iſt eine der beſuchteſten: manche ſchöne Stunde haben wir dort mit Freunden und Fremden zugebracht; und die Trefflichkeit und Eigenthümlichkeit dieſer alten Werke gibt täglich neue Anſichten, Aufklärungen und Räthſel. Es ſind 17 mehr und minder vollſtändige, etwa lebensgroße Bilder aus Pariſchem Marmor, meiſt fechtende Krieger, ſtehende, knieende und liegende, und faſt nackt, nur mit Helm und Schild. Sie theilen ſich in zwei Reihen, nach

---

*) Sie iſt ſeitdem erſchienen, mit gewichtigen Anmerkungen von Schelling, 1817.

den beiden Giebelfeldern des Tempels, in welchen ſie ſtanden. Ihre Verbindung ergab ſich aus der Lage, wie ſie in der Erde gefunden wurden; dann verrieth ſie die mehr abgewitterte äußere Seite, und auch ſchon die vom Liegen bis zum Stehen allmälig zum Dreieck aufſteigende Stellung: welche hier, durch den Raum ſelber bedingt, die ſonſt ſo viel geſuchte piramidiſche iſt. Bei einem der Entdecker, Herrn Linkh, habe ich neben mehren ſchönen Alterthümern und Zeichnungen aus Griechenland, auch eine große Zeichnung des Engliſchen Architekten Cockerell *) geſehen, welcher mit zur Geſellſchaft der Entdecker gehört, und aus der nächſten Anſchauung und den Meſſungen des Tempels, die Bilder ſehr glücklich wieder zuſammengeſtellt hat. In der Mitte des weſtlichen Giebels ſteht Minerva, ganz bekleidet, den Helm auf dem Haupte, die Aegis, noch als urſprüngliches Fell, über Bruſt und Schultern, in der Linken den großen Schild, (welcher völlig rund iſt, wie alle übrigen Schilde,) in der Rechten den Speer (der aber fehlt, wie alle

---

*) Derſelbe hat ſie nun bekannt gemacht, in dem journal of the royal institution, 1819. No. 12; darauf in der Iſis, 1819, St. 3. Zuvor ſchon hatte Quatremère de Quincy in ſeinem Jupiter Olympien (1815), p. XXV, nach Fauvels Zeichnung, die Minerva und eine der beiden Figuren über den Giebel, bekannt gemacht, aber ungenau.

ſolche Waffen): ſie ſteht ruhig, gerade vorwärts, die Füße aber unnatürlich links gedrehet, damit der zur Rechten vor ihr hingeſtreckte und ſie bedeckende Krieger Raum hat. Dieſer, jugendlich, mit Helm und Schild, iſt im Kampfe gefallen, und ſtützt ſich auf der Rechten mit dem Schwerte. Von der anderen Seite der Göttinn beugt ſich ein ganz nackter Jüngling vor und ſtreckt die (fehlenden) Arme nach dem Liegenden. Die nun auf jeder Seite folgenden ſind ſich paarweiſe in Stellung und Gebärde ganz ähnlich, nur entgegengeſetzt: zuförderſt zwei Krieger mit aufgehobenen Speeren und Schilden vorſchreitend und zugleich die beiden vorigen ſchirmend, der linke bärtig in voller Mannskraft, der rechte jugendlich. Dann zwei knieende Bogenſchützen: der rechte, mit Helm, und Harniſch um Bruſt und Rücken; der linke, mit einer Thraziſchen Mütze, und bis auf Füße und Hände, ganz in einem knappen Gewande, wie von Leder, welches ſchuppig bemalt geweſen iſt. Dieſe beiden allein ſind ſo geharniſcht, weil ſie als Bogenſchützen keinen Schild führen können. Hinter jedem kniet ein junger behelmter Krieger mit vorgeſtrecktem Speer und Schild; und endlich, in den beiden ſpitzen Winkeln des Giebelfeldes, liegen zwei ganz nackte Jünglinge, das eine Bein und den einen Arm aufſtützend, und einen Pfeil aus der Wunde ziehend, der linke aus dem Schenkel, der rechte aus der Bruſt.

Dieſen eilf Bildern, die alle, bis auf den einen knieenden Krieger, vorhanden ſind, entſprechen im Ganzen der Stellung und Anordnung jene vom öſtlichen Giebel, von denen zwar nur noch fünf, aber ſonſt ſehr beſtimmte Bruchſtücke übrig ſind, und Cockerell hat auch ihre Herſtellung entworfen: ſie ſind ein weniges größer, und der Liegende, rechts vor Minerva (von welcher nur der Kopf übrig), iſt bärtig und ältlich, und hat die Naſe mit dem Helmviſir bedeckt; ſein Vorfechter hat noch Spuren von Beinſchienen; und der Bogenſchütze zur Linken trägt einen Löwenkopf als Helm. Außerdem ſtanden auf jedem Giebel, zu den Seiten einer leierförmigen Verzierung, zwei halb ſo große weibliche Figuren, jede mit einer Hand das lange Gewand aufziehend: die Köpfe und Arme fehlen. Auf den Seitenecken des Giebels ſtanden Greifen, von denen nur ein Stück übrig iſt. Der ganze Giebel war bemalt, ſelbſt die anderswo ausgehauenen Zieraten roth und weiß, das Gebälk blau und roth, das Giebelfeld blau, und ebenſo auch dieſe Bilder darin meiſt blau und roth: wie von allem noch Spuren ſichtbar, beſonders auch an Lippen und Augen. Dazu waren die Speere, Pfeile, Schwerter, die Riemen, die Zieraten der Harniſche, Schilde und Helme, und ſelbſt an manchen Stellen die Haarlocken, aus Erz; wie die Löcher und Stifte zeigen: und von den Locken hat ſich noch eine, korkzieherförmige erhalten.

Was an dieſen Marmorbildern ſogleich ins Auge fällt, iſt das hohe Ebenmaaß der Geſtalten, die Natürlichkeit der Stellung, die faſt täuſchende Naturwahrheit der Gliedmaßen, die genaue Abſtufung von den zarteſten jugendlichen Leibern bis zu den ausgearbeiteten und bejahrten, heftig angeſpannten und hinſinkenden, mit einer bewundernswürdigen Ausführung ins feinſte Einzele, aller Muskeln und Sehnen, Hände, Füße, Zehen, Finger, bis auf die Nägel und die Schamtheile; ſelbſt an den ſchwer zugänglichen Stellen (z. B die Locken unter einem Helm), und auch an der der Wand zugekehrten Seite, iſt alles vollkommen rund, und ebenſo alles Geräth genau ausgearbeitet. Die Geſtalten ſind heldenmäßig, hoch auf den Beinen; die Gliedmaßen alle richtig: die Verdrehung der Minerva iſt abſichtlich, und ebenſo iſt an dem vor ihr liegenden Krieger der Arm mit dem Schilde, wegen ihres Gewandes, verkürzt. Neben ſolcher Vollendung, welche dieſe Bilder den ſchönſten aller Antiken gleichſetzt, iſt nun höchſt auffallend, zuforderſt, die völlige Familienähnlichkeit aller Geſichter, ſelbſt der Göttinn, wie Geſchwiſter, Väter und Kinder; und dieſe Geſichter zwar ſind alle faſt ohne den Ausdruck, den die Bewegung des übrigen Leibes fodert, in einer ſteifen Manier, mit abfallender Stirn, vortretenden gegen die Naſe herabgezogenen Augen, flachen Wangen, dicken Lippen mit aufwärtsgezogenen

Mundwinkeln, und übermäßig ſtarkem Kinne. Auf ähnliche Weiſe ſind die Haare in langen fadenartigen Streifen geſchlängelt und die kurzen Locken wie kleine Schnecken gewunden; das letzte ſogar an den Schamtheilen, zugleich mit einem regelmäßigen nach oben ſpitzen Schnitte. Die Bärte laufen auch ſpitzig aus. Dazu kommen endlich die regelmäßigen, ſteifen, wie aus Papier geknifften Falten der Gewänder, beſonders der Minerva, und auch an dem Unterkleide der beiden geharniſchten Bogner.

Dieſer ſeltſame Widerſpruch iſt zwar nicht neu, fand ſich aber noch nicht in einer ſo großen Reihe ächt Griechiſcher Bildwerke, und wurde insgemein Hetruriſch benannt, obwohl ſchon Winkelmann ihn auch für Altgriechiſch erkannte und viele Werke dieſer Art zuſammenſtellte, *) von denen hier im Kapitol und Vatikan die Altäre und Leuchter mit den halberhobenen Götterbildern die nächſte Vergleichung bieten. Winkelmann erkannte auch ſchon die Aeginetiſche Kunſtſchule, zwar nur aus alten Zeugniſſen darüber. Hier haben wir nun eine Reihe unzweiflicher Werke derſelben vor uns, und mögen ihren eigen-

---

*) In der Kunſtgeſchichte und den Monument. Quatremere de Quincy giebt auch eine Tafel ſolcher Bildwerke (p. 18.), und noch mehre verzeichnet Hirt, im Wolfs Analekten, Bd. 1. S. 175.

thümlichen Styl erkennen, welchen Pauſanias ſo häufig an alten Bildwerken bemerkte, und ihn mit dem Altattiſchen und Aegyptiſchen in eine Reihe ſetzte, aber alle drei auch wieder wohl unterſchied, wie Quintilian ihn dem Hetruriſchen vergleicht. Der Aegyptiſche läßt ſich auch wohl unterſcheiden, obgleich alle das Alterthümliche gemeinſam haben, da man durch den Aeginetiſchen offenbar eben dieſes bezeichnete.

Im allgemeinen erklärt dieſe Erſcheinung in der Griechiſchen Kunſt ſehr gut Quatremere de Quincy, in ſeinem Prachtwerke über den Olympiſchen Jupiter: die älteren, vom Himmel gekommenen Götterbilder waren zum Theile unförmliche Sinnbilder, oder wirkliche Puppen, wie Pauſanias noch manche ſah, bemalt und geputzt mit Haaraufſätzen und Anzügen, die geſteift und künſtlich angelegt und auch gewechſelt wurden: wie man noch hier in Rom und weit und breit in der Chriſtenheit, ganz ähnlich aufgeſchmückte, wunderbar entſtandene und wunderthätige Madonnen- und Heiligen-Bilder verehrt. Die nächſte Nachahmung derſelben war weniger in Thon, als in dem bedeutſameren Holze und auch Erze. Dädalus löſte gleichſam die noch im Baumſtamme geſchloſſenen Beine und Arme: doch blieben auch ſolche Bilder noch lange, nicht bloß in Aegypten, und wurden auch wol erneuet; noch Heſychius erklärt Aeginetiſche Arbeit durch ſie. Die im Holze am leichteſien nachzuahmende Bekleidung wurde dann, wie das ganze Bild, bemalt. Dieſelbe Nachahmung und Bemalung blieb endlich auch bei den Marmorbildern, wie eben dieſe Aeginetiſchen zeigen, und die Bemalung ſogar noch an den auch in Bekleidung und Ausdruck des Geſichts ganz freien und vollendeten Werken des Phidias (z. B. am Parthenon zu Athen); und ſeine Minerva, Juno und Olympiſcher Jupiter waren ja eben die höchſte Vollendung dieſer aus Holz, Erz, Bein und Stein zuſammengeſetzten farbigen Bildkunſt für die Tempelgötter. *) Ein rieſenhaftes, bei den Aeginetiſchen Bildſäulen gefundenes Elfenbein-Auge, iſt vermuthlich Ueberbleibſel von einem ähnlichen Bilde in dieſem Jupiter-Tempel.

Die Aeginetiſche Kunſt hat an **Smilis** einen ebenſo mythiſchen Stammvater, wie die Attiſche am gleichzeitigen Dädalus, welcher als Erechtheus (Erichthonius) Sohn von Vulkan und Minerva ſtammt. Smilis bildete zuerſt die Juno zu Samos menſchlich, und baute das Labyrinth in Lemnos. **Epeus**, der Bildner des hölzernen Roſſes von Troja und eines Holzbildes des Mercur, war ein Urenkel des Aeacus, Königs von Aegina; und eine lange Reihe von Künſtlern iſt hier zu Hauſe. Hier erhielten ſich aber die alten überlieferten und geheiligten Formen am längſten, wie dergleichen Bilder ſelber (z. B. von Diana, dem bärtigen Bachus, Hekate,) noch Pauſanias ſah, deſſen durchblickende Vorliebe für die Aeginetiſche Art und Kunſt vermuthlich von ihrer Alterthümlichkeit kam. Darnach hießen dann auch wol im Alterthum ſchon anderweitige ähnliche Werke Aeginetiſche, wie in Italien Hetruriſche (bei uns Gothiſche). Faſt alle vorkommenden Bildwerke der Aegineten ſelber ſind noch von Holz und Erz, ſelbſt des mit Phidias gleichzeitigen Onatas. Der Kunſtfleiß dieſes betriebſamen kleinen Inſelvolkes, welches die erſten Münzen prägte, verbreitete ſie weit, auch im Handel: die Thongeſchirre (von denen auch ein köſtliches Bruchſtück bei dieſer Sammlung iſt) und Gußarbeiten Aegina's ſind im Alterthume berühmt, beſonders die Erz-Leuchter: wahrſcheinlich ſind die gedachten Marmor Leuchter im Vatikan, mit Götterbildern im Aeginetiſchen Style, Wiederholungen davon. Und ohne Zweifel wurden dergleichen Bilder noch oft wiederholt, nachdem ſchon, ſeit Kallon, die Kunſt der Aegineten längſt erloſchen war: auf ähnliche Weiſe wie noch durch Hadrian die längſt abgeſtorbenen Aegyptiſchen Götter erneuet wurden. So hat z. B. jene herrliche Minerva zu Neapel, obwohl Tempelbild, ſchon das ausgebildete Antlitz, und nur die alterthümlichen Falten, und der eine Gymnaſt, ebendaſelbſt, allein noch die ringförmige Haarbildung an Haupt und Scham, *) wie ſogar noch an Myron gerügt wurde.

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 239.

Die vornämlich durch innere Tempelbilder berühmten Aeginetiſchen Künſtler machten aber auch Bilder der Sieger in den Kampfſpielen, und hatten in minder heiligem Stoffe doch mehr Freiheit, die ſich auch wohl auf Kleidung und Geſicht erſtreckte, und durchaus lebhafte Ebenbilder ſchuf. Die Wirkung der Gymnaſtik auf die Plaſtik iſt anerkannt, und auch in der Vollendung des Nackten in dieſen Aeginetiſchen Bildern ganz offenbar: und hierin ſind ſie wohl von den wirklich Hetruriſchen vortheilhaft zu unterſcheiden (ſo wie ſie denn alle ähnlichen Bilder übertreffen), und namentlich von denen mit ſtark vortretenden Knochen, knotigen Gelenken und dicken Muskeln, wie ſie Winkelmann aus alten Denkmalen bezeichnet: **) dagegen zeigt ſich hier an einzelen Leibern nur noch wenig von jenen älteren harten und mageren Holzſchnitten. An dieſen Geſtalten, zwar von Göttern und Heroen am Tempel, doch nicht von verehrten Götterbildern im Tempel, durfte ſich die Kunſt des Nackten ſchon frei entfalten, und nur an der Bekleidung, welche, wie hier, vorzugsweiſe der Götter

---

*) Vergl. Bd. 3, S. 95.

**) Man vergleiche auch die Abbildungen bei Micale's Altitaliſcher Geſchichte.

Auszeichnung war, und an den Geſichtern, unterſchieden ſie ſich etwa von jenen gymnaſtiſchen Ebenbildern. So ſehr dieſe einförmigen Geſichter noch die ältere Uebermacht des Stoffes über die Kunſt verrathen, ſo ſind ſie doch hier, ſammt der Bekleidung, beſonders des Hauptes, ſchon abſichtliche Masken, und gehen auch von demſelben Sinne aus, daß der Heros und Gott auf dem Theater nicht des Schauſpielers Geſicht haben durfte; und ſo ſteif und eigenſinnig hier auch die alten Typen feſtgehalten erſcheinen, ſo enthalten ſie doch eben die Bedingung und Grundzüge zu jener Idealität der Griechiſchen Helden- und Götterbilder, deren Geſichter hier noch, wie jede Larve (zumal dieſe, mit dem grinſenden Lächeln und den ſchiefen Augen) jenes Grauen und Furcht erregen, welches die alte Götterverehrung forderte und ſich erſchuf. — Und auch hierin tritt der völlige Gegenſatz der Chriſtlichen Kunſt hervor, welche gerade von dem Bildniſſe ausgeht, und zwar von dem Geſichte und Auge, als unmittelbarſtem Ebenbilde des Geiſtes und Gottes. —

Dieſe Aeginetiſchen Marmorbilder zeugen alſo auch, daß die lebendige Kunſt der Gymnaſtik bei den Dorern, denen Pindar angehörte, vor allen blühte, und zugleich von ihrem vorzüglich dem Alten, Herkömmlichen geneigten Sinne, in der Kunſt, wie in der Religion, Verfaſſung, Sitte, Tracht, Sprache und

Muſik. Denn aus der Doriſchen Zeit Aegina's ſind dieſe Bilder, wie ſchon ihr Doriſcher Tempel beweiſet, obgleich ſie Helden und Geſchichten einer früheren Zeit darſtellen, vielleicht wiederholen, wie ihr uralter Tempel des Panhelleniſchen Jupiters erneuet wurde. Dieſen legt die Sage ſchon dem Aeacus bei, welcher ein Sohn Jupiters und einer Tochter des Fluſſes Aſopus, bei Phlius, iſt, nämlich der Aegina, welche Jupiter als Adler (nach andrer Sage, als Feuer) auf dieſe, ſeitdem nach ihr benannte Inſel Oenone (Weininſel) entführte, und vielleicht die zu Phlius verehrte Ganimeda iſt. Ihr Name Aegina bedeutet Ziege, wie Jupiter ſelber als Widder erſcheint und von der Himmels-Ziege geſäugt wurde: er weiſet alſo auf den uralten Bocks-Dienſt, wie Capri. Daher lag in der Mutterſtadt Aegina's, in Phlius, welche ſich für den Nabelort des ganzen Peloponnes hielt, *) auf dem Markte eine eherne und vergoldete Ziege, damit das Geſtirn der Ziege den Weinbergen nicht ſchade; daher haben die ältern Aeginetiſchen Münzen einen Widderkopf: und den Corſiſchen Widder vergleicht Pauſanias mit dem, wie ihn die Aegineten bilden, nämlich dünn, bocksartig und haarig: vielleicht auch mit ſolcher ſchneckenförmigen Haarbildung, wie noch die eherne Wölfinn hier auf

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 332.

dem Kapitole hat. — Des Aeacus Name deutet auf ſeine Abkunft, und wiederholt ſich nachmals in Aiax. Sein Stamm iſt noch ein mythiſcher der mit den Dorern (auch im Namen) nahe verwandten Achäer, und die Aeaciden blieben noch die Schutzgötter von Aegina, als dieſe ſchon, in der Ilias, die berühmteſten Helden geworden waren. *) Aeacus war der heiligſte und gerechteſte aller Griechen: bei einer Dürre, nach andrer Sage Flut, konnte ſein Gebet allein helfen; er wohnte auf den Inſeln der Seligen, oder war einer der Todtenrichter: als Juno all ſein Volk auf Aegina getödtet hatte, flehte er zu ſeinem Vater Jupiter, und es erſchien ihm eine Eiche, vom Stamme jener zu Dodona, und daran herablaufende Ameiſen (Myrmedones, Niederdeutſch Mieren) wurden zu Menſchen, und hießen daher Myrmidonen. Nach andrer Sage, ſchuf Jupiter dieſe Menſchen aus der Erde. Aeacus baute mit den Göttern die Mauern von Troja, und ſoll zuerſt Tempel gebauet und das Gold erfunden haben, wie der Scythiſche König Indus das Silber: alles Hindeutungen auf die erſten mythiſchen Weltalter. Seine Söhne ſind, von Endeis, des Centauren (Stiertödters) Chiron Toch-

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 327. Ihre mythiſche Bedeutung ſ. weiter in Kanne's erſten Urkunden der Geſchichte, S. 365. 390. 41[illegible]. 673. 704.

ter, Peleus (Erde) und Telamon, und von der Nereide Pſamathe (Sand) Phocus (Edelſtein): jene beiden tödten dieſen, auf Geheiß der Stiefmutter, beim Kampfſpiele, und entfliehen, der erſte nach Salamis, der andre nach Phthia. Telamon zeugt den Aiax und Teucer, und Peleus mit der Meergöttinn Thetis, den Achill, welcher durch das Waſſer des Styx unverwundbar iſt, oder (nach andrer Sage) von der Mutter mit Ambroſia geſäugt und Nachts ins Feuer gelegt wird, um alles Sterbliche an ihm auszubrennen (wie Ceres mit dem Triptolemus that), und vom Vater *) gerettet, ſo allein von mehren Brüdern übrig bleibt, und daher auch Pyrrhiſoos (der Feuergerettete) heißt: welcher Name in ſeinem Sohne Pyrrhus, oder Neoptolemus, wiederkehrt, ſo wie dieſe Sage bei Homer noch in den vom Feuergotte für ihn geſchmiedeten Waffen. Des Aeacus Bruder, von Deione's Sohn Actor, war Menoetius, des Patroclus Vater. Des Phocus Sohn aber war Panopeus und Enkel Epeus, der Bildner des Troianiſchen Pferdes: ſo wie die übrigen Aeaciden die berühmteſten Helden dieſes Krieges ſind. Die Ilias iſt, als Achilleis, eigentlich nur ein erwei-

---

*) Er belauſcht ſie, und ſie entflieht darauf dem ſterblichen Manne für immer: wie die Meerfeen in ſo manchen bekannten Märchen.

tertes und ausgebildetes Stück des großen mythiſchen Epos der Achäer, welches mit Neoptolemus wieder zurückkehrt nach Epirus, dem Sitze des Eichen-Orakels zu Dodona, welches Achill noch anruft; nach anderer Sage, ſtarb Neoptolemus zu Delphi. —

Dieſe Aeaciden hatten auf dem heimiſchen Aegina, am höchſten Orte der Stadt, ein Heiligthum, das Aeaceum, auch noch als die Dorer von Epidaurus ſich dort friedlich bei den älteren ſtammverwandten Einwohnern niederließen: hier ſah Pauſanias das geheimnißvolle Grabmal des Aeacus und des Phocus, und den gewaltigen Stein, womit Peleus den Phocus tödtete; vermuthlich ſtanden hier auch ihre Bilder (tragbaren Idole), welche die Aegineten den Thebanern gegen die Athener zu Hülfe ſandten, zwar vergeblich, und die zu der Schlacht bei Salamis von allen Griechen geholt, und in der Luft für ſie gegen die Perſer ſtreitend geſehen wurden. Auch ſah Pauſanias noch zu Delphi, inmitten eines Halbkreiſes die Bildſäule Jupiters, den Thetis und Aurora für ihre Söhne Achill und Memnon bitten, und umher dieſe ſelber gegen einander kämpfend, deßgleichen Ulyſſes, Menelaus, Diomedes und Telamon gegen Helenus, Paris, Aeneas und Deiphobus: ein Weihgeſchenk der Apolloniaten, verfertigt von Myrons Sohn Lycius.

Dieſe Darſtellung der Götter inmitten von fünf Heldenpaaren, führt uns nahe auf die ähnliche mit eben ſo viel kämpfenden Paaren in den noch vor uns ſtehenden Bildern zurück. Und ſehr glücklich ſcheint nun ihre Deutung, welche der im Alterthume heimiſche Hirt, der kürzlich auch hier wieder angekommen iſt, nach Cockerells Zeichnung, gegeben hat: *) es iſt nämlich, im weſtlichen Giebelfelde, der Streit um den gefallenen Patroclus, welchen Ajax, der Bogner Teucer und Ajax, Oileus Sohn vertheidigen, gegen Hippothous, der ihn wegziehen will, aber von Ajax erſchlagen wird, und gegen Hector, Paris den Bogner, und Aeneas; und im öſtlichen Felde, der Kampf des Hercules und Telamon gegen Laomedon, König von Troja, und deſſen Söhne:

---

*) Ausführlich begründet, mit einer Abbildung dieſer Zeichnung, und in Beziehung auf Wagners und Schellings Schrift, ſteht ſie jetzo in Wolfs Analekten, Band 2. S. 167. (1818.) Otfried Müllers früheres Aegineticorum liber (1817), voll der gründlichſten Forſchungen und neuen Aufſchlüſſe, ſollte dabei nicht ſo ganz übergangen ſein. Hätte Müller die Bilder und Zeichnung geſehen, würde er ſie freilich nicht auf die Schlacht bei Salamis gedeutet haben. — Cockerell eignet jetzo Hirts Deutung dem Obriſten Leake zu, ſo zwar, daß im weſtlichen Giebel Minerva eben beim Kampfe erſchienen, und am öſtlichen derſelbe Kampf entſcheidend iſt. Es kann ſein, daß Leake ſelber darauf gekommen iſt, in Rom war aber damals Hirts Deutung Allen ganz neu.

Hercules erſchoß ihn mit dem Bogen und gab deſſen Tochter Heſione dem Telamon. Auf die Söhne Laomedons, welche bis auf Priamus alle dabei fielen, deutet der Arm eines Phrygiſch gekleideten Bogners, und den Hercules, welcher auch in Aegina Gaſtfreund und verehrt war, macht der Löwenhelm kenntlich. Von der Heſione iſt nur der Kopf übrig: ihre Entführung war aber das Vorſpiel, und auch der Sage nach, Anlaß zur Entführung der Helena: und vielleicht gehört der Helena ein ähnlicher noch vorhandener Kopf, und ſtand dieſe, wie jene, als Preis des Kampfes neben Minerva. So ſtanden beide Vorſtellungen in genauer Verbindung, und weiſen noch auf eine ältere Anknüpfung: Aeacus baute mit Neptun und Apollo die Mauern Ilions, um deren Lohn ſie von Laomedon betrogen wurden, (wie der Nordiſche Rieſe, welcher die Mauern Asgards baute,) worauf ein Meerungeheuer die Heſione forderte: Hercules befreite dieſe, und auch um die dafür bedungenen Roſſe betrogen, eroberte er Troja mit Telamon, welcher zuerſt die Mauer erſtieg und Heſione'n erhielt. Ebenſo drang, bei der letzten Eroberung Troja's, Achills Sohn, aus dem Holzroſſe zuerſt in Priamus Burg, und gewann deſſen Tochter Polizena, mit welcher ſich vermählend Achill von Paris erſchoſſen wurde. Minerva, die als Palladium, zugleich mit erobert wurde, iſt natürlich in beiden Kämpfen gegenwärtig, zwar ſcheinbar antheillos, aber eigentlich doch für die Achäer: ſie hatte auch in Aegina einen Tempel, und konnte hier um ſo eher an dem Tempel ihres Vaters Jupiter erſcheinen. Als die Helferinn Achills, verkündet ſie zugleich deſſen Rache, und den endlichen Sieg der Achäer. Sonſt würde man den Achill ſelber, der von allen Doriſchen Stämmen faſt göttlich verehrt wurde, hier ungern unter den Aeaciden vermiſſen. In der Ilias iſt Minerva freilich nicht bei dieſem Kampfe, und auch nicht die Bogner Teucer und Paris: aber das Bildwerk faßt zuſammen, ſtellt ein für allemal, und ſinnbildlich dar, (wie die in den Giebelecken verwundet Liegenden den blutigen Kampf vorſtellen,) auch wohl nach älterer, örtlicher Sage, wo die Aeaciden noch mehr Götter denn Helden waren; ſo ward auch, nach Dictys, Patroclus zuerſt von Euphorbus Pfeile getroffen. Paris iſt überall auf alten Denkmalen durch die Phrygiſche Mütze und Hoſen kenntlich, und bezeichnet dadurch allein die Reihe der Trojer, welche ſonſt in Tracht und Waffen den Griechen ganz ähnlich ſind: wie im Homer, wo ſie eigentlich auch ſchon als die ſpäteren Achäiſchen Bewohner von Troas erſcheinen. — Die beiden weiblichen kleinen Bilder über dem Giebel deutet Hirt auf die alten Göttinnen Auxeſia und Damia, zu deren Bildern die Epidaurer aus Athen Oelbäume erhielten, und welche die Aegineten ihnen entführten. Sie ſcheinen Ceres und Pro ſervina zu entſprechen, und ihre Myſterien wurden noch ſpät herab in Aegina begangen. Damia war als Bona und Magna Dea auch bei den Römern verehrt.

Wie alſo jene uralten, von allen Hellenen, beſonders auch den Dorern, gleich den Dioskuren, als Schutzgötter verehrten Aeaciden, auf Aegina ein eigenes Heiligthum hatten, in welchem auch die Siegeskronen aus den Kampfſpielen aufgehängt wurden: ſo ſtanden ſie hier noch, als die Vorſtreiter aller Griechen, am Tempel des Panhelleniſchen Jupiters. Dieſer, vor der Stadt auf der Höhe, Athen gegenüber, ſoll ſchon zu Aeacus Zeit, zum Geſammtheiligthum aller Hellenen erbauet ſein, als bei einer großen Hungersnoth oder Dürre das Delphiſche Orakel auf Aeacus verwies, und er den Jupiter verſöhnte: wie dieſe Geſandten an ihn auch am Eingange des Aeaceums ausgehauen waren. Der Tempel aber, welchen dieſe Marmorbilder zierten, und von welchem noch deutliche Trümmer ſtehen, aus welchen Cockerell ihn hergeſtellt hat, *) iſt ganz in demſelben Doriſchen, überhaupt Altgriechiſchen Style, welchen ich bei den Tempeln zu Paeſtum ausführlich beſchrieben **) habe; und inſonderheit iſt er dem dortigen Neptuns-Temvel an Säulenzahl und innerer Einrichtung ganz ähnlich. Er hat, wie jene, die Hauptſeite gegen Morgen, mit einem nochmal ſo großen Vorraume, als die Abendſeite: die Bilder am Vordergiebel geben auch in der Fabel den hinteren voran, ſind etwas größer, vielleicht auch mehr, und künſtlicher geſtellt geweſen, und ſcheinen auch noch vollkommener gearbeitet. Dieſer Tempel hat ſchon die ſchlankere ausgebildete Form mit den Tempeln Siziliens gemein, deren Vollendung Hannibal ſtörte, und mit dem Parthenon zu Athen, das Iktinos baute und Phidias ſchmückte. Der Bau des Panhellenums wird alſo auch wohl um dieſe Zeit, zwiſchen die Perſer und Peloponneſiſchen Kriege, fallen, wo die Griechiſche Bildung ſich nach allen Richtungen raſch vollendete. Das war auch die Blüte der Aegineten, deren Handelsgeiſt die reiche Perſiſche Beute aus der Schlacht von Platea meiſt an ſich zog; und als alle Städte Griechenlands den gemeinſamen großen Sieg, durch heilige Denkmale und Erneuung der vielen von den Perſern verbrannten Tempel, feierten, mußte das Panhellenium auf Aegina auch wohl ſo herrlich erneuet, und die Aeaciden, welche in der letzten entſcheidenden Schlacht bei Salmis ſo hülfreich erſchienen waren, mußten auch daran verherrlicht werden. Und eine Wirkung und Andeutung dieſes Perſer-Krieges, welchen Herodot, aus der Volksſage, als Folge der Zerſtörung Troja's darſtellt, iſt etwa die mehr Perſiſche als Phrygiſche Tracht des Paris. Gehören nun dieſe Bilder irgend einem der namhaften Aegineten an, ſo hat den nächſten Anſpruch Onatas, welchen Pauſanias nicht undeutlich dem gleichzeitigen Phidias gleichſetzt, und der alſo das Panhellenium ſchmückte, wie Phidias das Parthenon, und vielleicht auch das Jupiterbild *) darin machte; und wie dort die Geburt und der Sieg der Minerva über Neptun an beiden Giebeln ſtand, ſo hier die beiden Hauptthaten der Aeaciden mit Minerva. Und wenn den Aegineten auch noch die letzte idealiſche Vollendung der Werke des Phidias fehlt, ſo vereinen ſie doch auch ſchon auf bewundernswürdige Weiſe den lebhafteſten Ausdruck der plötzlichen That mit dem ruhigen Ebenmaaße der urbildlichen kanoniſchen Formen, wie jener Iliſſus und andere jetzo nach England geführte Stücke des Parthenons, wie die Gruppe der Niobe (welche vermuthlich auch einen Tempelgiebel zierte), wie Laokoon, der Torſo und die Koloſſen auf Monte Cavallo: aus welchen allen Griechiſcher Geiſt und Kunſt am ächteſten und unmittelbarſten hervorleuchtet. Das Alterthümliche der Aegineten in Tracht und Geſicht ſtimmt aber noch näher zu der

---

*) Sein Aufriß der Vorderſeite iſt der Abbildung des Giebelfeldes beigefügt, auch in der Iſis.

**) Bd. 3. S. 228 f. 329.

---

*) Zu welchem etwa das oben erwähnte Elfenbeinauge gehörte. Ein ähnliches Ueberbleibſel fand ſich in einem Tempel Pompeji's. Vergl. Bd. 1. S. 55.

älteren Doriſchen Bauart, und wiederholte mir ganz den Eindruck jener herrlichen Tempel zu Paeſtum, mit ihren ſo ſchwer und gewaltig vortretenden und doch ſo zierlich ausgearbeiteten Formen. Sie ſind ſolchergeſtalt das ſprechendſte Denkmal des Aeginetiſchen Volkes von ſeiner vollen Höhe, indem es zu Anfang des Peloponneſiſchen Krieges von ſeinen alten Feinden, den zu nahen Athenern, unterjocht, aller Kraft beraubt, dann grauſam zur Auswanderung gezwungen, und bis zur Austilgung verfolgt wurde. — Es iſt alſo gewiß ein großes Glück für unſer Vaterland, und ein hohes Verdienſt um die Kunſt, daß dieſe Bilder ihm zugeeignet ſind, wo ihre unmittelbare Anſchauung nicht nur dieſe bisher dunkele Gegend der Kunſtgeſchichte weiter aufklären, ſondern auch, als lehrreiches Muſter, die Kunſt ſelber fördern wird.

Bei Herrn Linkh ſahen wir dann, neben mancherlei ſchönen und merkwürdigen Griechiſchen Alterthümern, Gemmen, Münzen, Ringen, Spangen, kleinen ſitzenden Idolen von bemaltem Thone, meiſt aus Grabmälern, — die Abgüſſe der von ihm und ſeinen Gefährten ebenfalls entdeckten Bildwerke des Apollo-Tempels zu Phigalia in Arkadien, welche leider nach England gekommen ſind. Es ſind ſtark erhobene Arbeiten, auf 23 über 2 Fuß hohen Tafeln, welche innerhalb des Tempels lagen, und vermuthlich einen Fries bildeten: außer Apollo und Diana auf einem von Hirſchen gezogenen Wagen, ſind es zur Hälfte Kämpfe der Centauren und Lapithen bei der Hochzeit des Pirithous, dabei Theſeus, und zur Hälfte Kämpfe der Amazonen mit Hercules, Theſeus und deren Gefährten. Die Centauren-Schlacht ſtand auch am Hintergiebel des Olympiſchen Jupiter-Tempels, von dem mit Phidias gleichzeitigen Alkamenes, und nach Pauſanias Beſchreibung, Einzeles ganz übereinſtimmend, ſo wie noch mit Bildwerken am Theſeus-Tempel zu Athen: örtlicher Anlaß war etwa der Berg Lapithus nahe bei Phigalia. Ebenſo finden ſich Einzelheiten aus den Amazonenkämpfen, (die häufig auf Vaſen und Steinſärgen erſcheinen,) noch ganz ähnlich am Parthenon und Theſeum. Und die am Parthenon wiederkehrende kühn vorſchreitende Stellung der Koloſſen des Phidias und Praxiteles, hier auf dem Monte Cavallo, ſieht man noch häufiger auf dieſen Phigaliſchen Bildwerken, zugleich mit der auf ein Knie geſtemmten gewaltig anſtrebenden Stellung. Die Helden ſind alle jugendlich und faſt nackt, mit Helm, Schild und Schwert oder Speer, (die von Erz waren und alle fehlen,) nur zweie tragen Bruſtharniſche, und einer iſt bejahrt und bärtig. In beiden Kämpfen bildet die Miſchung der Centauriſchen Halbroſſe mit Frauen und Kindern, und der mannweiblichen Amazonen mit ihren Roſſen, höchſt lebendige Gruppen, auf den einzelen Tafeln, welche ſich ſonſt eben nicht weiter verbinden. Die Geſichter haben ſchon die ſchöne idealiſche Ausbildung, aber noch eine gewiſſe ruhige Gleichgültigkeit; nur die Centauren, alle alt und bärtig, haben ſtarken pathetiſchen Ausdruck, als Halbthiere. Völlig frei ſind auch die Haare und Gewänder, die letzten im Sturme des Kampfes heftig bewegt, und beſonders die kurzen Röcke der Amazonen beim weiten Vorſchreiten in wagerechten Falten auffallend ſtraff angeſpannt. Das Bild einer Göttinn (wohl Diana), zu welchem die Frauen vor den Centauren fliehen, hat aber noch die ſteifen Falten der Aegineten. Die Geſtalten ſind durchgehends großartig und herrlich, obwohl man auf einigen Tafeln minder fleißige Ausführung bemerkt. Die Verkürzungen der Knienden ſind häufig durch Gewänder verdeckt. — Wagner hat alles ſehr genau, mit Angabe des Mangelnden, gezeichnet, und Ruſchweyh trefflich in Kupfer geſtochen: dabei den Grundriß, die Aufriſſe und Durchſchnitte des alten Tempels. *) Dieſer iſt auch ganz in demſelben Doriſchen Style, wie der Aeginetiſche, und von Iktinos, dem Baumeiſter des Parthenons, erbauet. Doch ſind die Säulen innerhalb nicht auch Doriſch, wie in jenem und zu Paeſtum, ſondern Joniſch, und in der vorderen Ab-

---

*) Zuſammen 24 Blätter, welche ſchon 1814 hier in Rom erſchienen ſind, mit einem Italieniſchen Vorberichte.

theilung der Celle ſteht in der Mitte *) ſogar noch eine Korinthiſche Säule.

Zu den Aegineten geſellet ſich ſo eben der als eine Bildſäule des erſten Ranges berühmte Faun, aus der hieſigen Barberini'ſchen Sammlung, auch vom Kronprinzen von Baiern für ſeine Glyptothek (ein barbariſches Wort, das mir kaum aus der Feder will) erkauft, nicht viel wohlfeiler, als alle Aegineten. Der rieſenhafte ganz nackte Kerl iſt berauſcht neben ſeinem Weinſchlauch eingeſchlafen, und halb ſitzend, halb liegend hat er ſchlaffſelig die Arme über den Kopf, und die Beine, unbekümmert um den Anſtand, weit ausgeſpreizt: die wollüſtige Abſpannung dieſer vollkräftigen und ſäftigen, zwar gemeinen doch wohlgebildeten Natur, kann nicht wahrhafter vorgeſtellt werden; man hört ihn ſchnarchen. — Er ſcheint aus der Zeit, als die Kunſt der Griechen ſchon den Römern diente, und auf einer Linie mit dem ſterbenden Fechter.

Es iſt zwar etwas weit, aber wir wollen von hier bald nochmal auf das Kapitol wandern, wo noch immer eine Hauptſammlung von Alterthümern iſt,

---

*) Durch ähnliche Abtheilung erklären ſich nun wohl die Mittelſäulen in dem mittleren Tempel zu Paeſtum. Bd. 3, S. 237. Ueber die alte Verbindung der 3 Säulenordnungen vergl. ebend. S. 248. Skopas ſetzte auch ſchon, im Minerva-Tempel zu Tegea, Korinthiſche Säulen auf Doriſche.

welche zugleich die Geſchichte Roms durch das Mittelalter bis in die neueſte Zeit fortſetzt. Unten, zu beiden Seiten der breiten Treppe des Berges, (die beim Einzuge des Senators zur Auffahrt dient,) liegen zwei waſſerſpeiende Aegyptiſche Löwen von einem Iſis-Tempel (jetzo S. Stefano del Cacco): aus Baſalt meiſterhaft gearbeitet, beſtätigen ſie, daß die Aegypter die Thiere freier und edler, als die Menſchen und Götter bildeten. Daneben ſteht der Rumpf einer Roma aus Porphyr, auch vortrefflich gearbeitet. Oben ſtehen Kaſtor und Pollux mit eiförmigen Mützen (aus denen ſie gekrochen ſind), ihre Pferde haltend, von Marmor, groß und ſchwerfällig; und neben ihnen die plumpen Bildſäulen der beiden Söhne Conſtantins, *) noch tieferen Verfall der Kunſt bezeichnend, von welchem ſie nun erſt wieder neu erſtehen muſte. Den Platz oben ziert das eherne Muſterbild aller Ritterſtatuen, **) Marc Aurel das Volk ſegnend, dem Michel Angelo zurief, beſinne dich, daß du lebeſt, und ſchreite fürder. Der Lateran, wo ſie gefunden und früher aufgeſtellt war, erhält jährlich vom Stadtrath einen Blumenſtrauß dafür.

---

*) Abgebildet bei Agincourt, Sculpt. III. 2. 4.

**) Vergl. Cicognara, III. 20. 23. und die ganze Reihe der neuen Ritterbilder.

Angelo erneute auch das unverwüſtliche Kapitol, auf dem uralten Unterbau von ungeheuren, ungleichen, bald mehr bald minder vorragenden Werkſtücken, welcher, mit der Cloaca Maxima, ſchon vom Hetruriſchen König Tarquinius dem alten herrührt, und die Urform des nachmals, beſonders in Florenz, ausgebildeten, bäuriſchen Werkes iſt. Darauf ſteht noch, unter einem Gebälke, eine Reihe Doriſcher, oder Toskaniſcher, Säulenköpfe, deren Säulen aber durch eine rohe Mauer erſetzt ſind: ſie ſollen zu dem alten Archiv (tabularium) des Kapitols gehört haben. Die noch aus dem Mittelalter übrige Weſtſeite ſieht aus wie eine Feſte, wozu auch die Triumphbögen und das Koloſſeum damals gemacht waren: ſie dient zum Gefängniß, das ſich von jeher am Kapitole befand. Das neue Hauptgebäude, nach Angelo's Zeichnung von Giacomo della Porta (der die Peterskuppel vollendete), iſt der Pallaſt des Römiſchen Senators, was früher noch ein Ehrenamt von Königen und Fürſten, jetzo kaum ein Schatten des alten Senats iſt, welcher eine Verſammlung von Königen hieß. Unter der Treppe ſitzt ein altes, nur zu kleines Porphyrbild der Roma; neben ihr liegen die Flußgötter Tiber und Nil. In dem großen Saale, wo Gericht gehalten, die Kunſtpreiſe ausgetheilt und die Poeten gekrönt werden, ſitzen die Marmorbilder einiger Päpſte, und Karls von Anjou, als Senator von Rom, zu welchem ihn Clemens 4 zum zweitenmale machte, und ein Jahr darauf, 1269, zum König von Neapel, wo ich von ſeinen und ſeines Hauſes Thaten und Bildern gemeldet habe. *) Karl ſitzt hier auf einem Löwenthrone, über lebensgroß, in Römiſcher Tracht, doch ſchon mit Scepter, Reichsapfel und der Königskrone, welche er dem Conradin ſammt dem Haupte abreiſſen durfte: ſein Antlitz iſt finſter und widerwärtig; doch iſt das Ganze ein tüchtiges, gleichzeitiges Werk, und laut der Lateiniſchen Inſchrift, 1481 aus dem Schutte hervorgezogen. Fohr hat, für Raumers Hohenſtaufen, eine genaue Zeichnung davon gemacht. **) Mitten auf dieſem Gebäude ſteht ein Thurm, welchen wir beſtiegen, wie ich jedem zu thun rathe; denn von der Gallerie oben hat man das beſte Rundgemälde der ewigen Stadt: auf der einen Seite, das alte Rom mit ſeinen Hügeln und Trümmern; auf der andern Seite, das neue in der Ebene; dazwiſchen die Kirchen und Trümmer des Mittelalters. Auf den beiden Gipfeln des Kapitoliſchen Berges, zwiſchen denen der Thurm ſich erhebt, waren die Tempel des Jupiter (jetzo eine Kirche), und der Juno, wo die Gänſe gehalten wurden, deren Geſchrei das Kapitol rettete, und zu deren Gedächtniß ſonſt eine ſilberne, und noch zwei eherne Gänſe (auf dem Berge Coelius gefunden) in der Kunſtſammlung ſtanden. Auf dieſer Seite iſt auch der Tarpejiſche Fels, wo die Gallier aufklimmen wollten, und wo ein Sturz noch halsbrechend wäre, obgleich ſich der Grund umher wohl ſchon ſehr erhöhet hat, wie auf dem Forum.

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 147.

**) Eine Abbildung gibt auch Agincourt, Sculpt. XXX. 1. Zu verwundern iſt, daß Cicognara dieſes Werk ganz übergangen hat.

Die beiden einzeln ſtehenden Seitengebäude des Pallaſtes, auch von Michel Angelo mit Korinthiſchen Pfeilern, bewahren nun die Sammlungen, das weſtliche, mit den Sälen der 3 Conſervatoren (eines Stadtraths), die mehr auf die Geſchichte bezüglichen. Hier ſteht die ſchon bei den Aegineten gedachte Erzwölfinn, angeblich dieſelbe, welche bei Caeſars Ermordung vom Blitze beſchädigt wurde, wie man am Hinterfuße ſieht. Sie ſcheint wirklich älter, und iſt ein ſchönes Denkmal; neu ſind ihre Säuglinge, Romulus und Remus, an deren Tempel (jetzo S. Teodoro) ſie gefunden iſt. Trefflich iſt die Erzbüſte des älteren Brutus, aber mit Goldaugen; dann die Büſte des Appius Claudius, aus rothem Marmor. Das ſchöne, und oft wiederholte Bild des Dornausziehers, hier in Erz, ſoll ein junger Hirte ſein, welcher dem Rath eine wichtige Botſchaft brachte, und ſo eilig war, daß er den eingetretenen Dorn erſt am Ziele auszog. Einige Wände füllen Bruchſtücke der alten Jahrbücher (fasti Consulares) ganz mit großen Buchſtaben in Marmor gegraben, vom Jahre Roms 120 bis 765, zu welchen die gegenwärtigen Nachgrabungen im Foro noch einige Stücke geliefert haben. Bei dem Jahre 531, wo zuerſt die Germanen vorkommen, als ſie mit den Galliern unter Anführung Virdomars geſchlagen worden, ſteht wirklich Germaneis, und nicht Cenomaneis, wie mehre Kritiker zu des Tacitus Bericht von den Germanen vermeint haben. *) — Unter manchen Bildwerken, zeichnen ſich noch aus: die Büſten von Sokrates und Sappho; bedeutſamer für den Ort iſt Michel Angelo's Erzbüſte, von ihm ſelber, ſein gewaltiges, ehernes Antlitz. Der ſpäteren Römiſchen Prunkgemälde auf den Wänden geſchweige ich, und von den Oelbildern gedenke ich nur der heiligen Familie von Giulio Romano, deren Urbild und Entwurf von Rafael wir das Glück hatten in Neapel zu ſehen. **) In der Hauskapelle iſt ein ſehr ſchönes altes Wandgemälde, welches, laut der Inſchrift, 317 Jahr alt, vormals außen am Gebäude ſtand, und die Gegend bei einem

---

*) Vergl. Adelungs älteſte Geſchichte der Deutſchen. S. 103. Virdomar ſtammte vom Rheine, wo die Tungern blieben (noch Tongern in Lüttich), als ſie hinüber drangen und zuerſt Germanen hießen.

**) Vergl. Bd. 3. S. 270.

Erdbeben ſchützte, worauf es 1703 hieher verſetzt wurde. Es iſt von Pinturicchio, dem älteren Mitſchüler Rafaels, und noch mehr in der alten Art Peruzino's, mit aufgedrückten und goldenen Zierraten: die jungfräuliche Mutter mit dem ſchlafenden Kinde im Schooße; ein wahrhaftes Andachts-Bild. Ueber der Thüre eines anderen Zimmers ſteht noch ein ähnliches altes Wandgemälde, ein Chriſtus. Vortrefflich ſind in der Kapelle die vier Evangeliſten von Caravaggio, das Edelſte und Beſte, ſo ich von ihm geſehen habe. Die Gemäldeſammlung, in zwei Sälen, enthält viel Mittelgut und kein Hauptbild; nur wenige Nummern habe ich aufgezeichnet: 9, 27, 67, liebliche Madonnen von Garofalo; 31, die Mutter mit dem Kinde und zwei Engel; 131, eine kleine Anbetung der Hirten; 61, Madonna und ſechs Heilige, 1511, von Malafrina, der ſonſt nicht bekannt iſt; 71, Madonna in der Herrlichkeit, und ſieben Heilige, ein altes Bild; 61, ein weibliches Bildniß, zwar verblaßt und alt, aber ſehr innig. — Zwei rieſengroße Marmor-Päpſte ſitzen hier in einem finſteren Winkel: vormals ſaßen ſie mitten unter den Antiken. Auf der Treppe ſind auch allerlei alte Bildwerke angebracht: Curtius zu Roſſe, wie er den Salto mortale thut, klein, in erhobener Arbeit; desgleichen mehre größere Geſchichts-Tafeln vom Marc Aurels Triumphbogen, welcher einſt auf dem Corſo ſtand, darunter eine, wie der Sieger den knienden Germanen Frieden gewährt, ganz in derſelben Darſtellung, wie das groſe Erzbild. Dann verkünden hier acht Lateiniſche elegiſche Verſe, in Gothiſcher Schrift, daß Kaiſer Friedrich 2 den zu Mailand erbeuteten Wagen an Rom ſende, zum Denkmale der Freundſchaft und des Sieges, wie er zur Ehre der Stadt und zur Schmach der Feinde, hier aufgehängt ſei. Die Geſchichte weiß, daß Friedrich 1 von der Mailändiſchen Beute den Wagen der Hauptfahne dem Papſt zum Geſchenke ſandte. *) Dieſe Inſchrift ſcheint aber das einzige Ueberbleibſel der Trophäe, von welcher hier weder etwas zu ſehen iſt, noch jemand ſonſt wiſſen will. — In dem Hofe ſtehen auch mehre, merkwürdige Stücke: eine Hand, ein Mittelarm, zwei Füße und Stücke vom Bein und Knie, eines marmornen Sonnenkoloſſes, 30 Ellen hoch, welchen Lucullus von Apollonia am Pontus, bringen und hier aufrichten ließ. Vielleicht gehört die Hand an Canova's Werkſtätte dazu. Ein koloſſaler Erzkopf und Hand des Nero, der auch gern den Sonnengott ſpielte, und ein noch größerer Marmorkopf des Diocletian. Ein Roß im Kampfe mit einem Löwen, der es mit Klauen und Zähnen gepackt hat: ein kräftiges Griechiſches Werk. Es ſcheint das Urbild vieler ähnlichen Vorſtellungen an den Ecken

---

*) Vergl. Bd. 1. S. 10.

alter Steinſärge, hier im Kapitol und Vatikan, dann auch an den alten Kirchen und Kanzeln (z. B. von Nicolo Piſano in Siena), als Säulenträger, wo mit dem Pferde auch Rehe und andere Thiere, und Menſchen, wechſeln. Neben einer triumphirenden Roma, ſtehen trauernd zwei Thraciſche Könige, in langen Hoſen, ohne Krone und Hände, die Lucull ihnen wirklich abhauen ließ, wie die Aegypter, und die Athener den Aegineten thaten. Sie ſind aus ſchwarzem Numidiſchem Marmor meiſterhaft gearbeitet, und Nicolo Piſano's ſichtliches Vorbild bei einer Geſtalt am Sarge des H. Dominicus zu Bologna.*) Dabei ſtehen ſeltſam Iſis und Oſiris, aus rothem Granit, in all ihrer hieroglyphiſchen Altgeſtalt, und meiſterhaften Bearbeitung des harten Steines. Zwei ſolche Iſisbilder, aus rothem Granit und Baſalt, mit geſchloſſenen Beinen, begegnen uns ſogleich wieder am Eingange des anderen Seitengebäudes. Dieſes iſt ganz von Steinbildern bewohnt, wie einſt das ganze Kapitol war, ſo daß Auguſtus einen Theil aus dem Wege ſchaffen ließ. Die Aegyptiſchen Bilder haben am Fußgeſtelle und an der Rückenlehne noch Hieroglyphen, ſind alſo ächt alte. Dagegen ſtehen in einem beſonderen Gemache ihre Erneuungen durch Hadrian, aus deſſen Villa bei Tivoli, wie ſchon außer der eleganten Formen, der Marmor verräth, da die Altägyptiſchen Idole auch durch das harte und farbige, meiſt dunkle Geſtein, bedeutſam erſcheinen. Dieſe zierlichen neuen Figuren, mittler Größe, ſind auch meiſt ſchwarz, darunter eine Doppel-Büſte, auf der einen Seite Iſis mit der Lotusblume auf dem Haupte, auf der andern der Stierkopf des Apis. Ein hundsköpfiger Anubis und ein Krokodill, ſind aus weißem Marmor. Zwei Bilder aus Baſalt und einige andere kleine Stücke, ſcheinen älter. Im Gemache daneben, iſt eine kleine Cybele in erhobener Arbeit, in reichem ſinnbildlichem Schmucke. Sehr alt iſt ein viereckiger Altar mit den Thaten des Hercules: bei den Heſperiden windet ſich die Schlange um den Apfelbaum, wie auf bibliſchen Bildwerken. An einem großen Grabſtein erſcheinen die Thaten Achills, ſtark herausgearbeitet: ſeine Entdeckung unter den Töchtern des Lykomedes iſt wohl zu erkennen. Ein Erzbildwerk ſcheint die Geſchichte der Lucretia. Auf einer zu Antium gefundenen Muſivtafel ſpielen Amorinen mit Löwen. Vor der Thüre iſt Hercules, im Kampfe mit der vielköpfigen Hydra, ein athletiſches Werk. Auf der Treppe bedeckt die Wände ein antiker Grundriß Roms auf Marmor, in einem Tempel (jetzt S. Coſmo und Damiano) gefunden, zwar nur Bruchſtücke. Oben, ſteht eine große Marmorvaſe auf einem runden, hohlen Altar, oder Brunneneinfaſſung, mit den zwölf Göttern, Jupiter, Juno, Minerva, Hercules, Apollo, Diana, Mars, Ceres, Proſerpina, Mercur, Neptun, Vulcan: noch in dem alten, bei den Aegineten beſchriebenen Style der Gewänder und Haare, weniger der Geſichter. Ein kleines Bronze-Idol der Trivia, iſt aus 3 Geſtalten, Diana, Luna und Hecate, verſchmolzen. Mehre Tafeln mit feinem Bildwerk und Griechiſcher Schrift, enthalten Darſtellungen aus der Ilias, und ſcheinen aus ſpäterer Zeit, dem Mailänder Bilder-Homer ähnlich. Sehr zierlich iſt eine getriebene Vaſe mit dem Griechiſchen Namen des Mithridates, und höchſt anmuthig die Muſivtafel mit vier Tauben, die auf einem Becken nippen und ſich ruhen: man ſieht ſie überall in den Neurömiſchen Muſiven wiederholt. Auf dem Gange ſitzt ein Säufer höchſt weinſelig; ein Fechter iſt daneben deſto angeſtrengter. Ein herrliches Ideal iſt der Juno-Kopf und ein Jupiter. Scipio's des erſten Afrikaners kahles Haupt bezeichnet auch die Stirnwunde. In zwei Zimmern ſtehen die Büſten der Kaiſer und Römiſchen Familien, und der Griechiſchen und Römiſchen Dichter und Weltweiſen, vollſtändiger, als irgendwo, und mehre in Wiederholungen. Zu manchen Römiſchen Büſten ſieht man noch die lebenden Originale in Rom: ſie haben faſt ein ſo feſtes Gepräge, wie die Juden. Mehre ſind aus allerlei buntem Geſtein, mit eingeſetzten Augen, und einige weibliche, z. B. **Meſſalina**, tragen ſeltſamen Haarputz, und ſogar marmorne und eherne Perücken, welche abzunehmen ſind, etwa um, bei wechſelnder Mode, neue aufzuſetzen. Vortrefflich ſind zwei groſe erhobene Bildwerke, der ſchlafende **Endymion**, und **Perſeus** die Andromeda befreiend. In der Mitte ſitzt **Agrippina**, eine würdige Matrone, reich bekleidet, in ſinniger Ruhe den linken Arm über den Stuhl zurückgelehnt: oft iſt ſie nachgeahmt, zuletzt von **Canova** bei Bonaparte's Mutter. *) Freundlich anſprechend und verſtändig iſt **Traians** Geſicht, mit dem ſchlichten Haare. **Homers** Kopf iſt öfter da, nach einem alten Typus; ebenſo **Platon**. Selten iſt **Virgil**, jugendlich und ſanft. Mehr alterthümliche Würde hat **Cicero**. Unter ihnen würde man den **Gabriel Faerno**, einen Poeten des 16ten Jahrhunderts, nicht für ein ſo neues Werk erkennen, wenn man nicht wüßte, daß es von **Michel Angelo** iſt. Merkwürdige erhobene Arbeiten ſind hier: drei Bacchantinnen hinter einem Faun; eine Frau, die Göttinn der Geſundheit anflehend, aus rothem Marmor: beide im älteren Style. Mehre Krieger, die einen nackten Todten aus der Schlacht tragen, eine ſchöne und rührende Darſtellung, die öfter wiederholt iſt (z. B. im Vatikan und im Hofe des Pallaſtes Mattei), und ſichtlich **Rafaels** Vorbild

---

*) Vergl. Bd. 2. S. 150. Cicognara, I. 13. ſtellt beide zuſammen.

---

*) Vergl. beide bei **Cicognara**, III. 15. 43.

zu der Grablegung, welche darum nicht minder ſein Eigenthum iſt. Ein Jüngling aus Erz, ſteht ſehr naiv und lieblich da, und iſt ſchön bekleidet. An einem Kinde oder Amor wird von Künſtlern die Morbidezza (Weichheit) des Fleiſches bewundert; und wirklich ſcheint der Marmor eher gelbes Wachs. In dem groſen Saale, glänzt ein groſer Herkules aus vergoldetem Erz, iſt aber plump. Derſelbe, als Knabe, iſt dagegen aus ſchwarzem Probierſteine. Aus ſchwarzem Marmor ſind auch zwei Centauren, ein Aesculap und Jupiter Serapis. Eine Iſis, aus weiſem Marmor, iſt ungemein reizend: das in der Mitte aufwärts gezogene Gewand iſt ſehr zierlich um Bruſt und Schultern gelegt, und alles Alterthümliche der fremden Göttinn aufs Anmuthigſte überſetzt: Ein Faun, zu dem ein Bock auf einen Korb ſteigt, aus rothem Marmor, iſt zierlich ausgearbeitet. Ein trunkenes altes Weib, mit der Flaſche zwiſchen den Beinen, iſt nur zu wahr. Deſto herrlicher ſtehen dabei zwei groſe, ſehr ähnliche Amazonen, mit der Griechiſchen Aufſchrift des Meiſters, Soſikles; von ihren Kämpfen iſt hier auch ein ſchönes erhobenes Bildwerk. Einer von den Söhnen der Niobe, auf einem Knie, und eine ſich bückende Tochter, welche hier nochmals mit (alten) Flügeln als Pſyche ſteht, ſind gute alte Wiederholungen aus dieſer herrlichen Gruppe. Ein Kämpfer daneben, in der angeſtrengten Stel lung der beiden Diſkuswerfer im Vatikan, ſteht in Florenz auch bei dieſer Gruppe, und alle ſind gute alte Wiederholungen eines älteren Werkes, von Myron, deſſen Namen der eine im Vatikan führt. Der Kapitoliſche und Florenzer haben auch noch die von Plinius an Myron gerügte alterthümliche Haarbildung der Aegineten, an der Schaam, vermuthlich auch an den Köpfen (wie jener Athlet in Neapel), welche an beiden ungehörig ſind, ſo wie hier der alte Rumpf überhaupt fälſchlich zu einem Fechter ergänzt iſt. Auch von der Niobe ſelber ſteht hier ein ſchöner alter Kopf, auf dem Gange über der Saalthüre. Zu den Werken im älteren Style gehört noch ein runder Altar, mit dem bärtigen Mercur, Apollo und Diana. Neuer iſt ein viereckiger Altar, mit erhobenem Bildwerke, wie Rhea dem Saturn einen Stein ſtatt des neugeborenen Jupiter gibt, und dieſer von der Ziege geſäugt wird, zur Seite zwei lärmende Korybanten; dann Jupiter als Götterkönig, ſein Stuhl über einer Kugel, und 9 andre Götter, Minerva, Juno, Mercur, Apollo, Diana ꝛc. (vermuthlich 12, weil mehres fehlt): der Styl iſt noch dem vorigen zunächſt, aber ſchon freier, und die Ideale der einzelen Götter ſind ſchon ohne die äußeren Sinnbilder erkennbar, wie an den Leuchtern im Vatikan. In dem letzten Zimmer ſtehen Meiſterſtücke verſammelt: eine hehre Juno; Apollo mit der Leier; die ſchöne Venus, in derſelben Stellung, wie die Mediceiſche, und von einigen dieſer gleich geſetzt: ihre Formen ſind aber nicht ſo vollkommen, und die Linie der Hüften nicht ſo ſchön; überhaupt iſt ſie voller und größer, und der blendend weiße Marmor und deſſen zarte Behandlung verrathen eine ſpätere Hand. Eine Venus im Saale, iſt faſt nur Wiederholung von dieſer, aber geringer. Sehr anmuthig, und ſchön bekleidet, iſt die Flora. Geiſterhaft ſchwebt im langen Gewande eine Urnenträgerian. Der Bachus und Ariadne-Kopf gehören zu den ſchönſten ihres Namens. Alexander iſt ein herrlicher begeiſterter Kopf, mit ambroſiſchen Locken, wie eines Göttersohnes: Thorwaldſon hat ihn ſo in ſeinem Triumphe aufgeführt Ein Griechiſcher Redner oder Weiſer ſteht in ſchöner Ruhe da. Der auf ſeine Waffen hingeſunkne Fechter iſt eine vollkommen ausgearbeitete Natur, und grauenhaft wahr iſt ihr ſchwerſter ſtiller Kampf mit dem Tode: der Kopf, mit dem Strick um den Hals, iſt gemein, und dumpf ſieht er ſein Leben aus der Bruſtwunde verſiegen. Er verhält ſich zu den ſterbenden Söhnen der Niobe, wie Römiſche zu Griechiſcher Bildung, und nur jene konnten ein ſolches Kunſtwerk völlig genießen, welche mit grauſamer Wolluſt und Wuth ſich an den blutigen Fechterſpielen weideten. — Antinous der ſchöne, wie ein Narciß, ſanft ſchwermüthig niederblickende Jüngling, ſteht hier doppelt: einmal, natürlich; dann, größer, im Aegyptiſchen Style, mit anliegenden Armen und geſchloſſenen Beinen, einem Schurz und einer Sphinxhaube: wie Hadrian dieſen ſeinen jung geſtorbenen Liebling in der ihm erbauten Stadt Antinoe, im Aegypten, abgöttiſch verehren ließ, und er noch zweimal ganz ebenſo, aber rieſengroß aus Granit, im Vatikan (ſämmtlich aus Hadrians Villa) ſteht. Das Marmorbild hier beſteht aus zwei Hälften, und Winkelmann bemerkte dieß auch als Nachahmung, weil bei den Aegyptern auf ähnliche Art Götterbilder, ſelbſt durch zwei von einander entfernte Künſtler gemacht wurden. Solches hat wohl noch einen tieferen Grund in den weitverbreiteten Mythen und Kultus, wo Zeit-Götter oder ihre Bilder mittendurch geſägt oder ſonſt getheilt werden, wie gewiſſe Opferthiere. — Am Ausgange dieſes Pantheums ſtehen Amor und Pſyche, ſich herzlich umarmend und küſſend: die liebliche und bedeutſame, ſo mannigfaltig wiederholte Gruppe, welche auch noch die älteſten Chriſtlichen Steinſärge belebt (z. B. in der Unterkirche von St. Peter): durch das antike Göttermärchen blickt ſichtbar noch alter Morgenländiſcher Tiefſinn. — Unten auf dem Hofe ſtehen noch vier Indiſche Bachus, und mehre andre weibliche und männliche Hermen, mit Geſchlechtsbezeichnung, und zwei Satyrn, ſpöttiſch um den rieſengroßen Marforio, den man auch für unſern Rhein hält.

Ueber dieſem Gebäude, auf dem Gipfel des Berges, welcher anfangs von Saturn bewohnt und benannt ſein ſoll, ſtand vermuthlich der Tempel des Kapitoliſchen Jupiters, bei deſſen Grundlegung man einen unverſehrten Menſchenkopf fand, welchen man auf die Hauptſtadt der Welt deutete, und darnach das Capitolium benannte. Vielleicht iſt hier Verbindung mit jenen Myſterienſagen, daß die beiden Kabiren die Kiſte mit dem Gliede des erſchlagenen dritten Bruders nach Tyrrhenien gebracht, und dort neuen Bachusdienſt geſtiftet, *) oder ſeinen Kopf am Olymp begraben haben; und das Orakel Dodona's, welches den Pelasgern in Italien in Erfüllung ging, und ſie mit den Aborigines vereinte, gebot ihnen, nun dem Jupiter Köpfe zu ſenden, wie dem Jupiter Elicius (Verſöhner) Zwiebel-Köpfe und Menſchenhaare geopfert wurden. Dieß alles deutet etwa auf Uebertragung eines alten Kultus in den Kapitoliſchen Tempel, welchen der Hetruriſche König Tarquinius erbaute, zugleich für Jupiter, Juno und Minerva, wie deren drei Tempel in Hetrurien erſt eigentlich eine Stadt bildeten. Gegenwärtig führt dieſes Stadtviertel des Kapitols (Campitelli) im Wappen einen Drachenkopf, welchen man, der Sage nach, dort gefunden: das iſt wohl Chriſtliche Umdeutung ꝛc.

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 310. 315.

ner Sage. Die Kirche ara Coeli ſteht glaublich auf der Stelle des Tempels, und hat ihren Namen von dem Altar (ara), welchen Auguſtus, durch die Sibylliſchen Bücher von der Geburt des Heilands belehrt, dem eingeborenen Sohne Gottes errichtet haben ſoll. Nach andern (Nicephorus) befragte er, als häufige Blitze den Kapitoliſchen Tempel trafen, den Delphiſchen Apollo, und dieſer antwortete, er müßte vor dem Hebräiſchen Knaben, dem Gotte der Götter, vom Stuhle zum Orkus entweichen, und verſtummte ſeitdem, wie alle Orakel. Der Altar ſteht noch in der Kirche an ſeiner alten Stelle, mit einer Inſchrift, welche eben dieſes beſagt. Der Gegenpapſt Anaklet ſchmückte ihn 1130 mit 4 Porphyrſäulen; auch iſt er damals wohl ſo muſiviſch ausgeziert, wie hier mehre ähnliche Denkmale zu ſehen ſind. Die Kirche ſelber wird ſchon dem Konſtantin zugeſchrieben. Papſt Gregor der Groſſe, um 600, weihte ſie der H. Maria, welche auch über dem Seiteneingange vom Kapitole her, im Muſivbilde ſteht, mit der Griechiſchen Inſchrift Mutter Gottes. Vermuthlich wurden die Ueberbleibſel des zum dritten und letzten male von Domitian erneuten Tempels dazu gebraucht, wie beſonders die Säulen verrathen. Die Form iſt die der älteſten Kirchen, auſſen ſchlicht von Backſteinen, mit kleinen Fenſtern: innerhalb, 3 Schiffe (wie auch der Tempel für die 3 Götter hatte), auf 22 Säulen, meiſt von Aegyptiſchem Granit, aber von ungleicher Dicke und Länge, daher zum Theil ohne Fuß im Boden ſtehend; eine hat die Inſchrift: a cubiculo Augustorum. Ebenſo verſchieden ſind ihre Knäufe: zwei derſelben haben ſchon in den Schnörkeln Köpfe an den Ecken. Ueber den Säulen ſtehen Rundbögen, welche das höhere Mittelſchiff tragen, mit flacher Decke. Ein ſogenannter Triumphbogen ſcheidet ſie von dem Queerſchiffe; er iſt mit alter Moſaik bekleidet: in der Mitte, das Lamm mit dem Kreuze; in den Winkeln, rechts die Mutter mit dem Kinde, links ein gekrönter Mann. An den Ecken dieſes Bogens ſtehen zwei alte Marmorkanzeln mit Muſivarbeit ſich gegenüber. Ebenſo iſt in dem Queerſchiffe das Grabmal des Lucas de Sabellio, 1266, über einem heidniſchen Sarkophag, muſiviſch geziert; und dem gegenüber ein ähnliches, ohne Inſchrift. Dort ſieht man noch ein ſehr altes erhobenes Bildwerk. Das Altargemälde von der Mutter Gottes iſt eins von denen, welche dem Evangeliſten Lukas zugeſchrieben werden. Die Gemälde in den Kapellen ſind meiſt neu: zu den vortrefflichſten alterthümlichen Roms gehören aber die Wandgemälde in der erſten Kapelle rechts am Eingange, von Pinturicchio: es ſind verſchiedene Auftritte aus dem Leben des H. Bernardino von Siena, voll herzlicher Wahrheit, Tiefe und Einfachheit, dabei reiche Hintergründe von Gebäuden und Ausſichten. Dieſe Kapelle hat auch noch die Gothiſchen Spitzbögen mit bunten und goldigen Zieraten, ähnlich jenen Zimmern des Vatikans, und es wird einem recht heimiſch darin. Sie wird auch fleißig von unſern jungen Künſtlern beſucht und ſtudirt. Die Schauſeite der Kirche, mit 3 Thüren, iſt auch ohne Verzierung, der abgeſtumpfte Giebel hängt aber etwas vorn über, wie an mehren der älteſten Kirchen war, es ſcheint, zum Schutze der Muſivgemälde daran. Eine großartige Treppe, 101 breite Marmorſtufen von dem Tempel des Quirinus, führen hinab.

Wir wollen aber die andere Seite des Kapitols hinunterſteigen, und dort noch die Inkunabeln der Kirche unter antiken Trümmern beſuchen. Hier iſt zunächſt die Kirche St. Peter in Carcere, auf der Stelle der alten Gefängniſſe, in welchen St. Petrus und Paulus 9 Monate lang, unter Nero, geſeſſen, und aus einer noch lebenden Quelle die Hüter und andere Heiden getauft haben ſollen.

Die ganz in die Celle des Tempels von Antoninus und Fauſtina eingebaute Kirche S. Lorenzo in Miranda, iſt durchaus erneuet, und auch innerhalb nichts Alterthümliches mehr ſichtbar. Daneben iſt S. Cosmo und Damiano, ſchon um 530 von Papſt Felix 3 geſtiftet, in dem Tempel des Romulus und Remus, oder der Roma mit mehren andern Göttern, nach Art des Pantheons, zwar viel kleiner, rund gewölbt und von oben beleuchtet. Den Eingang zierte Papſt **Hadrian 1**, um 780, mit zwei Korinthiſchen Porphyrſäulen mit geradem Gebälke, und mit der Erzthüre. Den Boden und das Gewölbe erhöhte Urban 8, um 1630. Ueber dem Altare iſt eine der ſchönſten und lebhafteſten alten Muſiven: im Großen Halbrunde der Tribune ſchwebt oben Chriſtus, die Rechte aufgehoben, in der Linken das Evangelium; über ihm, wo jetzo ein Fenſter iſt, reichte ſonſt eine Hand eine Krone herab, daran das Kreuz als Schmuck war. Unten, rechts ſteht Paulus und links Petrus: ſie führen, hinaufzeigend, die beiden Heiligen, welche Blumenkronen (mit Blumen geſchmückte Opfer) in den Händen tragen; hinter dieſen ſtehen, links der H. Theodor, auch eine Krone, und rechts Felix, ein Kirchlein (als ihr Stifter) darbringend. Auf jeder Seite ſchließt ein überragender Palmbaum (Griechiſch Phönix, daher Phönicien, und Sinnbild Judäa's), und von dem rechten fliegt ein Vogel, mit einem Sternenſchein um den Kopf, empor: offenbar, ein Phönix, als Sinnbild Chriſti. **Unter** dem Halbrunde ſteht ein Lamm mit der Glorie auf einem Felſen, und auf jeder Seite ſtehen 6 Lämmer, hinter ihnen das Thor von Bethlehem und Jeruſalem: das iſt Chriſtus mit den Apoſteln; die vom Felſen ſtrömenden Waſſer ſind die Paradieſesflüſſe; und über dem Lamme lieſt man **Jordanes**, gleichſam als Quelle von jenen, und das Waſſer bezeichnend, über welchem Chriſtus ſchwebt. Ueber dem Bogen ruhet das Lamm mit dem Kreuze auf dem funkelnden Throne, zur Seite ſieben Leuchter, vier Engel, und der Adler und Engel mit dem Buche; von den 24 Alten und den Sinnbildern der andern beiden Evangeliſten ſieht man unten am Bogen nur Stücke: alles nach der Offenbarung Johannis. Die Inſchriften ſind Lateiniſch; das Griechiſche Zeichen Chriſti, ☧ welches zu oberſt ſtand, iſt abgefallen. Die Geſtalten ſind ganz in dem älteſten Griechiſchen Typus.

Aus dieſer runden tritt man unmittelbar in eine viereckige Kirche, welche innen ganz neu iſt: außen weiſet aber die Mauer aus großen ungleichen Werkſtücken auf noch ältere Zeit. Neben dem Eingange bezeichnen zwei über halb im Boden ſteckende Korinthiſche Säulen, wie tief dieſer hier verſchüttet iſt.

Weiterhin ſteht S. Maria nuova, zwar von außen und innen neu überbaut; aber der viereckige Thurm, mit kleinen rundbogigen Säulenfenſtern, und die Seiten der Kirche, außer dem Giebel, ſind noch alt. Hier ſtürzte der Magier Simon, der ſich durch Zauberei in die Luft erhoben hatte, hernieder vor dem Gebete der Apoſtel Petrus und Paulus, deren Knie ſich einem Stein eindrückten, welcher noch in der Kirche an der Tribune eingemauert iſt. Papſt Johannes 7, ſchon um 705, zierte dieſe Kirche mit einer Kanzel und (Muſiv-) Gemälden; Leo 4, um 847, erneute ſie vom Grund aus, und brachte dahin ein Marien-Bild von S. Lucas, aus Troas; daher ſie ſeitdem die neue hieß. Nicolaus 1, um 858, zierte ſie wieder mit ſchönen Gemälden, das ſind beſonders auch Muſiven: und daher iſt ohne Zweifel noch das ſchöne Muſivgemälde in der Tribune. Ein reiches Gewinde von Laub, Blumen und Früchten, darunter Roſen, Pinien, Wein und Aepfel, umfaßt das große Halbrund, oben geſchloſſen von dem Zeichen ☧ unter welchem die Erdkugel vortritt, darauf das Kreuz zwiſchen zwei Lorbeeren blühet. Eine Hand reicht einen Kranz herab auf die H. Jungfrau, welche auf einem prächtigen großen Throne ſitzt und das Kind hält, welches lieblich auf ihrem Schooße ſteht. Sie iſt königlich angethan, mit der Krone und reichem einfachen Gewande (Dalmatica), deſſen Aermel vorn ſehr weit iſt, und prächtig geſchmückt herabhängt. Sie ſitzt zwiſchen zwei Palmſäulen, die aus Kelchen ſteigen, oben Blumenknäufe haben, und einen reich verzierten flachen Bogen tragen. Die zwei, nur halb ſo weit geſtellten Säulen auf jeder Seite ſind abwechſelnd auch Palmen, und gewundene, und die letzten haben gewöhnliche Säulenfüße, ohne Kelche, alle aber mannigfaltig verzierte Kreisbögen; und darunter ſtehen, zur Linken Petrus und Andreas, zur Rechten Jacobus und Johannes, wie die Inſchriften ſie nennen, und auch in ihrem Griechiſchen Typus erkennbar: jeder hebt die Rechte auf und hält eine Rolle in der Linken. Das Ganze ſtellt ſich in heiterer Pracht dar. Vortreflich ſtimmen dazu zwei ſchöne Madonnen auf dem Thron, es ſcheint, von Perugino. Unter den übrigen Kunſtwerken bemerke ich nur die erhobenen Arbeiten an dem Denkmale Gregors 6, von Pietro Paolo Olivieri, oder wie er ſich hier nennt, Petr. Olivarius, welcher ſich um 1600 durch mehre tüchtige Bild- und Bauwerke (z. B. Andrea della Valle) auszeichnete: dieſe Tafeln ſind meiſterlich entworfen und fleißig ausgeführt.

Wir wollen nicht den dicht neben der Kirche ſtehenden Triumphbogen des Titus umgehen, wie noch immer die Jüden thun, ſondern nochmals auf den ſchönen inneren Bildwerken den ſiebenarmigen Leuchter, den Tiſch mit den Schaubroten und die Jubelpoſaunen beſchauen, welche Titus aus dem Tempel zu Jeruſalem im Triumphe aufführt. Wir wandern auf den vieleckigen Steinplatten der alten Straße, an welcher die alten Buchhändler ihre Buden hatten, hinab, und bemerken am Triumphbogen Conſtantins noch den auffallenden Unterſchied der vom Bogen Trajans dazu genommenen, und den neu dazu gefertigten Bildwerken. *) Freilich ein tiefer Verfall; und da er ſich ſo ſtark unter dem erſten Chriſtlichen Kaiſer

---

*) Man vergl. ihre Abbildungen bei Agincourt.

hervorthut, ſo könnten die klaſſiſchen Tadler ſeiner Bekehrung dieſer auch wohl daran Schuld geben. Sie mögen aber bedenken, daß die Kunſt zuvor ſchon ebenſo gewiß im unaufhaltſamen Verfalle war, als ihre Grundlage, der Götzendienſt, und der ganze daran gebundene antike Staat; und daß ihr völliger Untergang allein der Weg eines neuen Lebens war, welchen **Julians** wahnſinniger Verſuch der Herſtellung des Heiden- und Judenthums nur beſtätigte. Die Auferſtehung der Kunſt war auch ihre Verklärung. Sehen wir doch gleich mit Conſtantin einen neuen Kunſtzweig aufblühen, die Muſivmalerei, deren Typus und Farbenglanz vom größten Einfluß auf die Chriſtliche Malerei war, zunächſt auf die Glasmalerei, deren Pracht und Verklärung zuletzt auch aus den Oelbildern widerſtralte. Damit gehen wir vorüber an der Trümmerwelt des Koloſſeums, in welchem ſo viele Chriſten, und auch der Baumeiſter Gaudentius ſelber, als Märtyrer, zum Schauſpiele, von wilden Thieren zerriſſen wurden. Ueber dem neuen freundlichen Park dahinter, von der Höhe, winkt uns eine herrliche Palme (eine der wenigen, die hier wie einzele Friedens-Boten ſtehen, und deren ſonſt noch mehre waren); ſie ſteht bei der alten Kirche S. Giovanni und Paolo, wo dieſe zwei Brüder unter Julion gemartert wurden. Der Thurm iſt dem vorigen ganz ähnlich; zwiſchen ihm und der Kirche zeigt ſich noch älteres Mauerwerk, und daran einige Doriſche Säulenpfeiler mit Gebälk, halb in der Erde, welche noch zu der Curia des Königs Tullius Hoſtilius gehören ſollen. Die Kirche wurde ſchon im 4ten Jahrhundert erbauet; ihr jetziger Bau iſt wohl etwas jünger, auch in Baſiliken-Form, und außen ſchlicht, aber am halbrund vortretendem Chore iſt oben ein kleiner rundbogiger Säulenumgang, dergleichen hier in Rom nicht weiter vorkömmt, obwohl ich es ſonſt ſchon an mehren alten Kirchen bemerkt habe: vielleicht ihr älteſtes Vorbild. Der Eingang hat eine Vorhalle auf Säulen noch mit geradem Gebälke, und daran eine Inſchrift. Aus der viereckigen muſiviſch ausgelegten Marmorthüre treten unten zwei reißende Löwen über halb hervor; und oben am Balken ſchwebt ein Adler, der einen Greifen gepackt hat. Das Innere iſt meiſt erneut; zwar ſtehen noch die 30 alten ſchwarzen und rothen Granitſäulen, welche die drei Schiffe bilden, aber zwiſchen neuen Pfeilern, von denen die runden Bögen ausgehen: die Decke iſt flach. Der mit Porphyr und Marmor bunt ausgelegte Fußboden iſt alt, und darin der Stein gefaßt, auf welchem die Brüder enthauptet wurden.

Wir gehen auf der wüſten Höhe des Cöliſchen Berges, zwiſchen alten Mauern und hohen Bögen der Waſſerleitung des Claudius, weiter durch den Bogen des Dolabella, und treten auf einen einſamen Platz.

wo auf einem Geſtelle ein altes Marmorſchiff ſteht, welches ein Gelübde ſein ſoll, und der Kirche dabei den Namen Navicella gegeben. Sie heißt S. Maria in Domnica, das iſt Dominica, von einer frommen Frau, die hier wohnte. Papſt Paſchalis 1, um 817, erneuete ſie ſchon prächtig, auf 15 dunklen Granitſäulen, und ſchmückte die Tribune mit einem reichen Muſivgemälde: über dem Bogen, in einem Eirunde, ſitzt Chriſtus auf dem Regenbogen; zu jeder Seite ein Engel, und 6 Apoſtel, einer mit zwei Schlüſſeln (Petrus), vier mit Büchern (den Evangelien); alle etwas auf Tüchern haltend. Sie ſtehen auf und zwiſchen Blumen, und unter ihnen, zur Seite des Bogens, zwei größere, aufwärts zeigende Männer mit Rollen, vermuthlich Propheten. Im Halbrunde von Laubgewinde, oben mit dem Namenszuge Paſchalis, thront Maria, im langen blauen Gewande und Schleier; das Kind, goldig angethan, auf ihrem Schooße, hebt die Rechte empor. Zu beiden Seiten ſtehen zahlloſe Engel, und vor dem Throne kniet Paſchalis, in goldiger Dalmatica, und faßt den Fuß der Maria, wie zum Kuſſe. Das Viereck um ſeinen Kopf ſoll den noch Lebenden bezeichnen. Die Kirche iſt zuletzt, nach Rafaels Zeichnung, erneut, und Giulio Romano und Pierin del Vaga malten die Frieſe darin, die aber längſt verderben ſind.

Gegenüber ſteht, noch alterthümlicher, S. Stefano in Rotondo, in einem runden Tempel, oder Marktgebäude. Agincourts *) Nachgrabungen machen wahrſcheinlich, daß es beides geweſen: nämlich im innerſten Säulenkreiſe, ein Tempel des Bachus oder Faunus; zwiſchen dieſem und dem zweiten Säulenkreiſe, ein Umgang; und zwiſchen dieſem und der äußerſten Ringmauer, die Buden. Der letzte Raum war durch Queerwände, welche von den, abwechſelnd zwiſchen je vier und 5 Säulen ſtehenden Pfeilern ausgingen, in acht Theile getheilt, welche abwechſelnd offen und überwölbt waren; und noch ſind an der Mauer über dem zweiten Säulenkreiſe die Anſätze des Gewölbes ſichtbar, und darin hohle in einander geſteckte Röhren eingemauert, um den Druck zu erleichtern; wie dergleichen mehr in alten Gewölben vorkommen, beſonders in dem Kuppelgewölbe von S. Vitale in Ravenna. Jetzo iſt aber dieſer zweite Säulenkreis meiſt eingemauert, bis auf den Eingang und zwei Kapellen daneben: von außen ſieht man nur noch die Knäufe der Säulen. Der Raum der Buden dient zu Gärten, und die äußerſte Mauer, ſo wie die theilenden Queerwände, ſind ſehr verfallen. Vermuthlich geſchah die Ummaurung der Säulen ſchon, als dieſes

---

*) Er gibt den alten und jetzigen Grundriß, Aufriß, Durchſchnitte, und alle Einzelheiten, Tafel XXII. und LXV. 8.

Gebäude vom Papſt **Simplicius**, um 470, zur Kirche geweihet ward, um den zum Theil offenen Raum zu ſchließen. **Johannes** 1, um 523, und ſein Nachfolger **Felix** 4, ſchmückten ſie mit Marmor und Muſiven; **Hadrian** 1, um 772, beſſerte ſie von innen und außen; auch im 12ten und 14ten bis 16ten Jahrhundert wurde ſie beträchtlich hergeſtellt; und 1453 ließ Nicolaus 5 durch **Alberti**, welcher als einer der erſten Herſteller der antiken Baukunſt uns ſchon zu Mantua begegnete, den Eingang mit einer Vorhalle auf Säulen zieren. Aus dieſen vielfältigen Bauten erklärt ſich auch manches Ungleiche im Innern. Dieſes hat noch immer etwas Großartiges, durch mehr als 60 ſich darſtellende, meiſt granitene, zwar nicht ganz gleiche Säulen. Der innerſte Kreis beſteht aus 20 ganz freiſtehenden Joniſchen Säulen mit geradem Gebälke, auf welchem eine hohe Mauer ſich erhebt, als thurmartige Laterne der Kirche, mit rundbogigen Säulenfenſtern: alſo ganz ähnlich der S. **Fosca** zu Torcello bei Venedig, und noch näher der S. **Coſtanza** hier. Im Kreiſe der Säulen ſtehen aber zwei Pfeiler ſich gegenüber, und zwiſchen ihnen, im Mittelraume, zwei anſehnlich größere Korinthiſche Säulen, mit hohen Bögen und einer Querwand darauf, welche den Dachſtuhl unterſtützt. Die 36 kleinſten Säulen (und 8 Pfeiler) des zweiten Kreiſes ſind meiſt auch von Joniſcher Art, darunter aber etliche Korinthiſche; alle haben einen viereckigen, keilförmigen Aufſatz, wie einen zweiten Knauf, aber ganz glatt, bis auf ein Kreuz an den Korinthiſchen Säulen. Mann kann dieſen Aufſatz als das letzte Ueberbleibſel des Säulengebälkes anſehen, welcher in S. Coſtanza noch als ſolches gegliedert erſcheint, in der Folge aber ganz verſchwindet, und erſt von Alberti und Bramante wieder hergeſtellet ward. Die auf den Säulen ſtehenden verlängerten Kreisbögen werden dadurch noch mehr erhöht: auf der Wand darüber ruhen die Dachbalken ohne Bekleidung. Hier innerhalb treten dieſe Säulen noch alle ſichtbar aus der ſie verbindenden Mauer, welche ringsum, in Bezug auf den erſten Chriſtlichen Märtyrer, dem die Kirche geweihet iſt, mit lauter Martergeſchichten neu bemalt iſt, und wirklich ſo blutig ausſieht, als ob hier noch die alten Schlachtbänke wären. Der einfache Hauptaltar ſteht in der Mitte. Geſchmückter iſt die Kapelle der h. Märtyrer Primus und Felicianus, deren Leiber Papſt Theodor 1, um 642, hieher brachte. Aus ſeiner Zeit iſt vermuthlich das Muſivgemälde in dem Halbrunde über dem Altar: oben hält eine Hand den Kranz, über dem Haupte Chriſti, deſſen Büſte, rund eingerahmt, auf einem hohen abendländiſchen, mit Steinen beſetzten Kreuze ruhet; auf den Seiten, zwiſchen Blumen, ſtehen die beiden Heiligen, welche die Beiſchrift nennet, in weißem Talare mit veilchenfarbenem Pallium, und halten Schriftrollen.

Es war Abend geworden, und auf dem kürzeren Wege, am Kolloſſeum vorbei, zurückkehrend, gingen wir in den Farneſiſchen Garten, welcher auf dem Hügel der Kaiſerpalläſte herrlich terraſſirt iſt. Zwiſchen alten Bögen und Gewölben, an welchen die ſchönen großen Akanthusblätter wild wachſen, welche an der Korinthiſchen Säule verſteint ſind, geht der Weg zur oberſten Terraſſe, wo eine einzige heimliche Stelle iſt: im kleinen Viereck, unter immergrünen Bäumen, ſtehen fünf bis ſechs Korinthiſche Säulenknäufe aus Marmor, als Sitze, um ein großes Stück vom Gebälke, als Tiſch; und umher liegen viele Bruchſtücke derſelben Art, von Frieſen, mit Arabesken und anderen Bildwerken, zum Theil als Stufen und Brücke dienend: alles tüchtig und zierlich gearbeitet. Dieſer Ort iſt wie für die Künſtler gemacht, welche ihn auch oft beſuchen, und hier fanden wir unſern fröhlichen Gärtner, welcher mit einigen Landsleuten, Wagner, Olmüller, Frommel, Heß ꝛc., einen lieben heimiſchen Geburtstag feierte. Die große Flaſche des guten Römerweins ging, bei den fernen und nahen Geſundheiten, fleißig die Runde, und Deutſche Lieder ſchallten über das Forum und die Via ſacra, deren Ruinen man weit umher aus der Laube überſchauet. Die wechſelnden Geſpräche nahmen bei dem Weine, wie ſo häufig, — zumal bei den Deutſchen, welche die Wahrheit weniger im Brunnen, als in der Flaſche ſuchen, — philoſophiſche Wendungen, und einige antikiſche Sektirer wollten durchaus die Nemeſis auf den Thron ſetzen, wogegen aber mit Mund und Hand proteſtirt ward, ſo daß einige Gläſer auf der harten Tafel zerbrachen. — Endlich ſtieg, in der duftigen Dämmerung, die volle Mondſcheibe über die drei hohen Gewölbe des Friedenstempels gegenüber empor, und ſetzte die untergegangene Welt umher in ihr rechtes Zauberlicht. Im ſeligen Anſchauen machten wir denn auch Frieden, und gingen fröhlich über das Kapitol nach Hauſe.

Rom, am Reinmundstage, 29. April, 1817.

Auf den Tag meines vorigen Briefes fiel das Feſt des Evangeliſten Markus. Seine Kirche war, wie gewöhnlich an ſolchen Tagen, ſchön aufgeſchmückt, mit Teppichen und Blumen, alle ihre Herrlichkeiten waren entblößt und ausgeſtellt, und allerlei Feierlichkeiten wurden begangen. Sie ſteht auch hier in Verbindung mit dem Pallaſt S. Marco, welcher nach Venedig gehört, und jetzo vom Oeſterreichiſchen Geſandten bewohnt wird. Dies iſt einer der größten Paläſte Roms, und in einem eigenthümlichen ernſten Style, ohne antikiſchen Prunk, mehr nach Art einer Veſte, mit Zinnen, erbauet, von dem Florenzer Giuliano da Majano, 1455, zwar aus dem Steinbruche des Koloſſeums, zur Wohnung des Papſtes Paul 2. Die Kirche ward zuerſt vom Papſt Markus, zu Konſtantins Zeit, 336, erbauet, dann von Hadrian 1, um 772, ſtark ausgebeſſert, und von Gregor 4, um 828, von Grund aus hergeſtellt, und reich ausgeſchmückt, an der Abſide (Tribune, Chor) auch mit einem Muſivgemälde. Und dieſer Bau, obwohl innen und außen viel überkleidet und überladen, beſteht noch, wie dabei der alte Thurm, in der gewöhnlichen Art, aber niedrig. Alte Säulen mit Bögen und flacher Decke, theilen ſie in drei Schiffe. Vier ſchöne Porphyrſäulen um den Altar ſind neu hingeſetzt. Der Fußboden von Marmormoſaik ſcheint alt. Das Muſivgemälde iſt ſchön erhalten und glänzend: über dem Bogen in geſteinter Einfaſſung, die geflügelten Sinnbilder der vier Evangeliſten mit ihren Büchern; in der Mitte das Bruſtbild Chriſti, 3 Finger der Rechten aufhebend. Unten an jeder Seite des Bogens ſteht ein aufwärts zeigender Heiliger, mit einer Schriftrolle, vermuthlich Petrus und Paulus, (ähnlich in S. Maria in Domnica). Im gewölbten Halbrunde, eingefaßt von Laubgewinde, oben der Namenszug P. Gregors, und die Hand mit dem Kranze, ſteht Chriſtus, die Rechte mit zuſammengefaßten Daumen und dritten Finger aufhebend (wie die Griechiſche Kirche noch ſegnet), in der Linken ein offenes Buch, mit der Lateiniſchen Schrift: ich bin das Licht, das Leben und die Urſtänd! Daſſelbe ſagen die Griechiſchen Buchſtaben auf ſeinem Fußgeſtelle, A und O. Zu jeder Seite ſtehen auf ähnlichen Geſtellen mit ihren Namen drei Heilige, ein drittel kleiner: zur Linken der Papſt Marcus, Agapetus und Agnes; zur

Rechten Feliciſſimus, mit einem Buche (wie die vorigen), Markus der Evangeliſt, den Papſt Gregor vorführend, welcher das Kirchlein darbringt, und ein Viereck um ſein Haupt hat (wie Paſchalis in S. Maria in Domnica). Unten ſteht das Lamm Gottes mit den 12 Schaafen ꝛc., ganz wie in S. Coſmo und Damiano. Die Lateiniſchen Verſe darunter verewigen Gregors Werk.

In der Nähe, am Corſo, beſuchen wir heute ein Paar Gemäldeſammlungen. Zuförderſt die altberühmte im Pallaſt Pamfili, jetzo Erbe eines Doria von Genua, welche hier eine der wenigen wohlerhaltenen und ſelbſt neu vermehrten iſt. Ueberall findet man in den Palläſten der Römiſchen Fürſten einen Vorſaal mit einem Thron und großen Wappen daran, wo die Dienerſchaft ihr Weſen hat. Ein beſonderer Aufſeher über die Sammlung iſt ſtäts bereit, und ſehr genügſam, ſo daß man oft wieder kommen kann: eine muſterhafte Einrichtung für Fremde, und noch mehr für die Künſtler. Die Gemälde in dieſem Pallaſt füllen mehre Zimmer und eine große viereckige Gallerie. Zuerſt begegnet uns, unter mehren Landſchaften, eine ſchöne große, von Caspar Pouſſin, mit weiter Ausſicht ins Meer. Im folgenden Zimmer ſollen zwei ſehr lebhafte Bildniſſe der beiden großen Rechtsgelehrten Bartolo und Baldo, auf Einer Leinwand, von Rafael ſein: ich zweifele jedoch, nicht allein. Leichter erkenne man hier die Mutter mit dem Kinde, für einen Bellini. Eine große Kreuzabnehmung iſt ein tüchtiges Werk Vaſari's. In der Gallerie, kommen wir zu dem Beſuche der Eliſabeth bei Maria, von Garofalo, deſſen liebliche blonde Madonna auch hier wiederkehrt, aber in aller Rückſicht größer, faſt lebensgroß: es iſt wohl ſein bedeutendſtes Bild, mit jenem zu Verona. Einige Landſchaften von Annibale Caracci und Domenichino, mit bibliſchen Geſchichten, ſind ſehr verdunkelt, und nur als Seltenheiten von beiden Meiſtern und Anfänge der Landſchaft merkwürdig. Dieſe vollendete erſt Claude Lorrain, von welchem hier einige Hauptſtücke folgen: vor allen, die auch bei uns, durch Gmelins meiſterhaften Stich, bekannte Mühle (il molino), auf welche in mehren Abſätzen das Waſſer von grünen Felsbergen, endlich in einen ſanft hingleitenden Strom fällt, auf welchem gefiſcht wird: die Luft und das ferne Gebirge iſt ſo hell und heiter, das Waſſer ſo klar und kühl, daß man ungern weiter geht. Aehnlich, zwar beſchränkter, iſt ein ſtiller hoher Waldſchatten, darunter eine Ruhe auf der Flucht; in dem nahen Strome mit der Bogen-Brücke ſuchen Rinder Kühlung. Die dritte Landſchaft, der Venustempel genannt, bei welchem im Vordergrunde ein Feſt begangen wird, bietet durch hohe üppig umrankte

Bäume eine reizende Ausſicht auf das ruhige Meer, welches mit hohen Bergen und Küſten, ſich in den heitern Himmel verliert. Eine Merkwürdigkeit iſt ein kleiner Entwurf von Coreggio, zu einer Allegorie des Friedens: ein Genius hat ſchon die Lieblingszüge ſeiner Engel; man kann die Praktik dieſes Meiſters hier kennen lernen; die Anlage iſt ſehr ungleich. Zwiſchen den langen Spiegelwänden, die ſich ins unendliche unſere Bilder und ſich ſelber zuwerfen, gehen wir ſchnell hindurch. Mit Wohlgefallen weilen wir vor einem Bilde Saſſoferrato's, aus der Caracci'ſchen Schule und dem Dolce verwandt, aber nicht ſo weich. Seine betend niederblickenden eingeſchleierten Madonnenköpfe ſieht man hier ſehr häufig, auch im Kupferſtich. Selten ſind von ihm ſo große Bilder, wie dieſes Knieſtück der heiligen Familie auf der Auswanderung nach Aegypten: die Madonna erkennt man leicht wieder; und auf dem Ganzen liegt eine ſelige Ruhe und Gottergebenheit; dazu ſtimmt auch die ſanfte unſcheinbare Färbung. Deſto höher glänzen daneben die Farben eines kleinen Deutſchen Bildes: die Mutter im himmelblauen Gewande, mit dem Kinde in einer reichen Landſchaft, in welcher ſich allerlei Kreaturen, wie zur Anbetung, verſammeln, und das Paradies ſich erneuet; alles lebhaft und fleißig ausgeführt: es wird nach Lucas von Leyden benannt, gehört aber wohl zu Dürers Schule, von welchem ein ähnlicher Holzſchnitt bekannt iſt. Eine lebensgroße Judith, in rothem Kleide, iſt ein kräftiges Bild, welches ich kaum für einen Guido Reni erkannt hätte: dieſe mannhafte Italienerinn erinnerte mich an die Judith, welche ich auf der Bühne zu Parma geſehen hatte. Noch ſtärkeren Ausdruck hat das Gemälde des Niederländiſchen Schmids Quintin Meſſys, wie der ungetreue Haushalter des Evangeliums ſich mit den Schuldnern ſeines Herrn vergleicht; halbe Figuren. *) Der eigenthümliche durchſichtige Farbenglanz der alten Niederländer zeigt ſich auch hier. Es folgt eine gute alte Wiederholung der kleinen heiligen Familie von Rafael, welche in der Gallerie Orleans und in der Sammlung des Großherzogs von Frankfurt war, und ſo eben hier von Fontana trefflich geſtochen wird: die holdſelige Mutter, auf der Heimkehr aus Aegypten, ſteht in einer anmuthigen weiten Landſchaft, und hält ſanft den göttlichen Knaben, welcher an ſie gelehnt ſteht, und dem vor ihm ſich neigenden kleinen Johannes ein tiefes Wort ſagt. Joſeph, vorauswandernd, ſchauet zurück. Das thun wir auch, bis wir zu einer der vielen ſchönen und heiligen Madonnen, mit dem Kinde kommen, welche Francia ſo andächtig malte, und welche wir

---

*) Ganz daſſelbe Bild, doppelt, von Meſſys und Hemſſen, habe ich 1826 in Wien geſehen.

immer mit Luſt wiederſehen, wie ſie Rafael ſelber ſo gern ſah. Nicht ſo tief iſt eine heilige Familie von Parmegianino. Der Magdalena von Murillos iſt es Ernſt mit ihrer Reue. Weiterhin thut ſich ein grünes und buntes Paradies von Breughel auf. — Chriſtus am Kreuze, mit zwei niederſchwebenden Engeln, wird dem Michel Angelo beigelegt, und iſt eine der vielen kleinen Bilder, vermuthlich nach ſeinen Zeichnungen oder Entwürfen. Die Vermählung der H. Anna mit dem Chriſtkinde auf dem Schooße der Mutter, kleines Bild, von Tizian, behandelt den frommen Gegenſtand etwas frivol. Endlich kommen wir zur Krone dieſer ganzen Verſammlung, zu dem Bildniſſe der Königinn Johanna von Lenardo da Vinci: lebensgroß, halbe Figur, erſcheint ſie in einem Garten mit Gebäuden, königlich angethan in rothem Sammtkleide und reich geſchmückt, als Magdalena, mit dem Salbengefäße, und ihr Antlitz iſt das zauberiſche Urbild dieſes großen Meiſters und ſeiner Schule. Ungeachtet der gründlichen Ausführung will man Einzeles zwar nicht vollendet genug für Lenardo's Hand finden; aber Lomazzo erzählt, daß er immer mit Zittern an die Arbeit ging, aus tiefer Scheu vor der Höhe der Kunſt; daher er auch manches unvollendet ließ. Ein ganz ähnliches Bild war vormals in der zerſtreuten Sammlung der Villa Aldobrandini, wie ein braver Kupferſtich von Antonio Ricciani zeigt, wo nur die Umgebung fehlt: vielleicht iſt es daſſelbe; wie auch die Bildniſſe Bartolo's und Baldo's, und die Judith in jener Villa waren, welche nachmals an die Panfili kam. In den letzten Zimmern hangen auch einige Altniederländiſche und Deutſche Gemälde, darunter ein treffliches Frauenbildniß.

In dem Pallaſte Sciarra, gegenüber, iſt nur eine kleine, aber erleſene Gemäldeſammlung, in den Wohnzimmern. Einem berauſcht hingeſtreckten nackten Noah, vielmehr Faun, von Sacchi, gehen wir leicht vorbei. Lieber verweilen wir bei einer Madonna Francia's, welche in den friſcheſten Farben hervorleuchtet. Im andern Zimmer ſind zwei der ſchönſten Bilder Roms. Der Violinſpieler, halbe Figur, von Rafael: ein wunderlieblicher, etwas blaſſer Jüngling, faſt noch Knabe, in grünem Kleide, welcher, den Bogen haltend, aus dem Bilde umblickt. Rafael, welcher dem holden Virtuoſen ſo gern zuhörte, hat hier ſein Tonſpiel in Farben überſetzt; man kann ſich nicht ſatt ſehen an dieſer ſtillen Harmonie. Und wunderſam iſt der Uebergang zu dem Bilde an der nächſten Wand: die Beſcheidenheit und Eitelkeit (modestia e vanità), halbe Figuren, von Lenardo: dieſe, prächtig geputzt mit Locken, Flechten, Schmuck, Schleier und reichem buntem Gewande, hält zierlich in der Linken eine Blume und mit der Rechten ihren Schleier, und blickt wohlgefällig heraus: ſie hat wieder das Geſicht jener Johanna Magdalena, nur noch weltlicher, verführeriſcher. Neben ihr auf dem Tiſche ſteht ein Gefäß. Ihr gegenüber eine Jungfrau, im grauen Hauskleide, züchtig verhüllt und umſchleiert, und ohne allen andern Schmuck, als ihr höchſt edles reines Antlitz. Beide haben freundlich die linken Arme über einander gelegt, und die Beſcheidene hebt die rechte Hand mit dem Zeigefinger empor, und ſcheint die Eitele liebreich zu ermahnen. Es iſt ein deutliches Gegenſtück Lenardo's zu ſeinem Chriſtus mit den Phariſäern. Die Geſtalten ſtehen hier auch, wie meiſt bei Lenardo, in einem tief dunkelen Grunde; und wie dieſer von der Natur und allen Künſten und Wiſſenſchaften wunderbar begabte Mann, in ſeinem Bildniſſe mit langem Barte, ſelber als ein Zauberer erſcheint, ſo ſtehen auch ſeine Gebilde vor uns wie Erſcheinungen in einem Zauberſpiegel, aus welchem die Geſtalten, von dem dunkelen Grunde ſich ablöſend, frei hervorſchweben. — Einen guten Kupferſtich der Beſcheidenheit und Eitelkeit, von Angelo Campanella, bringe ich Dir mit, nebſt der Johanna von Ricciani. — Auch hier iſt ein ſchönes Altdeutſches Gemälde: der Tod der Maria, umher die Apoſtel, in heiliger Zubereitung der Sterbenden. Die kleinen, den Gemälden in Handſchriften ähnlichen Figuren ſind ſehr gemüthlich und ausdrucksvoll. *)

Eine alte Wiederholung der Beſcheidenheit und Eitelkeit von Lenardo, worin nur die Stellung der Hände etwas anders iſt, beſitzt Luzian Bonaparte, deſſen reiche Sammlung wir, bei aller Bemühung darum, bisher noch nicht ſehen konnten. Es ſoll ſchon manches daraus verkauft ſein, und ihre Unſichtbarkeit eigentlich daher rühren. Rafaels Madonna de' Candelabri, davon Du den ſchönen Kupferſtich Folo's (ohne die Leuchter) haſt, iſt mir alſo auch noch verborgen.

Eine andere neue, aber ſich noch mehrende Sammlung iſt die des reichen Banquiers Torlonia, welcher nun zum Duca gemacht iſt, wie umgekehrt die Duca's die Ducaten machten. Sie enthält noch keine Hauptſtücke, und ich bemerke nur: eine heilige Familie von Perugino; ein Chriſtuskopf, und das oft vorkommende Bildniß der Geliebten des Franzöſiſchen Königs Franz I, von Lenardo, wohl nach ihm. Eine ſchöne Madonna aus der Florenzer Schule; eine andere auf Kupfer gemalt; und eine von Saſſoferrato. Das reizende Frauenbildniß, von Tizian, hatten wir im Pallaſt Manfrin zu Venedig ſchon äch-

---

*) Ganz daſſelbe Bild habe ich 1818 in der ſtändiſchen Gemäldeſammlung zu Prag geſehen.

ter geſehen. Einige ſchöne antike Muſiven zieren den Fußboden des Saales, worin der berühmte Hercules von Canova ſteht. So ſehr er von vielen bewundert wird, ſo bitter hörten wir ihn tadeln. Und in der That iſt es mehr ein Kunſtſtück, und erregt zugleich Unwillen und Mitleid, wie der rieſengroße Held den kleinen Knaben Lichas bei dem Beine und Schopfe gepackt hat, um ihn fort zu ſchleudern. Dafür iſt ſolche gewaltſame Anſtrengung unnöthig: ſie ſoll zwar zugleich die innere Qual des Helden, von dem vergifteten Hemde des Neſſus, ausdrücken, welches faſt unſichtbar, in einem Streifen, wie eine Flamme oder ein Waſſerguß über den nackten Leib läuft: aber auf jeden Fall iſt hier keine Großthat des ſtärkſten aller Helden, und noch weniger ein Stoff für die bildende Kunſt, welche nur einen Augenblick der Handlung hat, dagegen dieſer Auftritt in einer Tragödie vom raſenden Hercules wohl mit unterlaufen könnte. Auch glaubt man bei der zärtlichen Oberfläche nicht recht an die Kraft dieſer ſchwellenden Muskeln.

Die Anfänge einer ſich bildenden Sammlung, neben den Trümmern einer aufgelöſten, ſahen wir im Palaſte Salviati, jenſeit des Tibers. Die letzten ſind Gemälde aus der Giuſtiniani'ſchen Sammlung, welche jetzo über Paris nach Berlin gekommen iſt, und ſtehen zum Verkaufe: die heilige Jungfrau, ſelber noch kindlich, mit dem Kinde; ſehr lieblich;

angeblich von Pinturicchio, aber ſicher von einem andern, aus Rafaels Schule; auch auf Leinwand. Ebenſo, eine Madonna mit dem Kinde, von Alberto Duro, ſcheint aus Vinci's Schule. Vier kleine Vorſtellungen aus der Leidensgeſchichte, auf Holz, können wohl von Golz ſein. Die Mutter mit dem Kinde, von Parmegianino, welche öfter vorkommt (z. B. auch in Dresden), bewährt den Beinamen jener in Florenz, da lungo colle (die Langhalſige): nicht nur Hals, ſondern auch Geſicht, Finger, Hände und Arme ſind überſchlank, und eine geſuchte Grazie blickt überall vor: doch hat das Bild einen eigenen Reiz. Das Kind, faſt zu groß, ſtreckt ſich vergnüglich auf dem Schooße und hält eine Roſe: und nicht unglaublich iſt, wie man ſagt, daß das Ganze urſprünglich Amor und Venus geweſen, und nachmals erſt zur Madonna verkleidet worden. Dem Friedensfürſten, welcher jetzt hier wohnt, gehört Angelica und Medoro, lebensgroß, von Tizian: die nackte Schöne, auf dem Schooße des nackten Erwählten, unter dem Baume der Erkenntniß, nach dem Sündenfalle, leuchtet ſchon von fern durch die offene Thüre ſo blendend herein, daß man ganz betroffen wird, obwohl ſie nur die Kehrſeite bietet, und ſich üppig damit bedeckt. Dieſer Anblick müßte den verſchmähten Roland raſend machen, wenn er es nicht ſchon wäre. Venus und Mercur, auch in nackter Lebensgröße und in Conjunction durch Amor, von **Coreggio**, ſtehen verſchämt daneben: ihnen fehlt viel an jener fleiſchlichen Wahrheit, Lebens- und Liebesglut. Eine Kinder- oder Amor-Gruppe, auch von **Coreggio**, ſchließt paſſend dieſes Kleeblatt, hat aber merkliche Verzeichnungen.

Da wir einmal auf dem Wege ſind, ſo gehen wir die lange Lungara längs des Tibers hinab, zu dem Gartenhauſe **Farneſina**, wo **Rafael** in Heſperien war, und begrüßen nochmals ſeine Galathea, und Amor und Pſyche. Alles was er berührte, gewann Seele und Anmuth, wie Amor hier die Pſyche: die alten fröhlichen Götter bei ihrer Vermählung, ſind keine angeſtrichenen Antiken, wie die Neu-Franken und Neu-Römer ſie malen, ſondern wirklich nochmal wieder belebt: die über ſie Blumen ſtreuenden geflügelten Horen ſind vor allen Rafaels Genien. Dann die Galathea, auf dem Meere dahinfahrend, iſt die reizendſte ſchwarzäugige Nymphe, wie finſter auch Michel Angelo's Rieſenkopf, mit Kohle gezeichnet, ſie anſchaue. Wie ſatyrhaft hat dagegen Giulio Romano, der mit hieran malte, dieſelben Göttermähren in Mantua auf die Wände gemalt!

Aber es iſt wohl Zeit, daß wir einmal wieder in eine Kirche gehen, deren noch manche wichtige zu beſuchen ſind. Es iſt gerade eines der vielen Marienfeſte, wir gehen alſo zur nächſten **Maria in Tra-**

devere. Das Volk iſt heute in ſeinem Putze, und hier ſieht man inſonderheit jenen grünen Mancheſter Staat mit Goldtreſſen, an Weibern wie Männern, und dieſe tragen ſtarke Haarwülſte mit Flechten hinten in ſeidenen Tüchern, ſonſt auch allzeit bereite Meſſer in der Hoſentaſche. Die Weiber tragen große ſilberne Nadeln in den Haaren, und andern Schmuck, oder auch eine Blume. Dieſe Traſteveriner halten ſich für die ächten Urrömer, heiraten meiſt nur unter ſich, und verachten die andern, welche daſſelbe erwiedern, und ſie für den Pöbel halten. Gemeines Volk iſt es allerdings, aber es ſieht ländlicher, wohlhäbiger und ſtämmiger aus, als das in den dieſſeitigen Vorſtädten, und die Weiber haben vor allen eine gewaltige Büſte. Auch mythiſch haben ſie Recht; denn auf dem Gianicolo, dem höchſten der ſieben Berge, an welchem ſie wohnen, ſaß ſchon Janus, als Saturn zu ihm floh, und auf dem Kapitol Saturnia gründete, daraus erſt Rom wurde.

Die Kirche, in welche wir von der Seite, durch einen mit zahlloſen Gebeinen und Schädeln ſchauerlich aufgeputzten Vorhof treten, iſt auch die älteſte Marien-Kirche Roms, und ſchon vom Papſt Calixtus, um 224, gegründet: an ihrer Stelle ſoll bei der Geburt Chriſti eine Oelquelle entſprungen und bis in den Tiber gefloſſen ſein. Prächtiger baute ſie Julius 1, um 340; Johann 7, um 707, ſtellte ſie her, und

Gregor 3. um 740, ließ ſie ganz ausmalen. Dann fügte Hadrian 1, um 772, die beiden Seitenſchiffe hinzu, und baute ſie ſo, wie ſie noch ſteht. Die 22 antiken Säulen der 3 Schiffe, ſind von ſchwarzem und rothem Granit, mannigfaltig an Größe und Knäufen; zwei andere ſtützen den Triumphbogen, welcher zum Queerſchiffe führt. Als endlich Innozenz 2, welcher hier begraben liegt, um 1139, nach einer Verwüſtung durch die Normannen, die Kirche erneute, ſchmückte er den Altar mit 4 Porphyrſäulen, und die Tribune mit dem großen glänzenden Muſivgemälde, welches zu den ſchönſten dieſer Art gehört. Ueber dem Bogen, in der Mitte, ſteht das Griechiſche Kreuz mit A und O, α ✝ ω; daneben die ſieben Leuchter, und die Sinnbilder der 4 Evangeliſten mit Unterſchrift ihrer Namen. Auf den Seiten darunter, Petrus und Paulus, lang aufgerollte Bücher haltend, eine Palme hinter jedem. In dem großen Halbrunde der Niſche ſitzt Maria neben Chriſto auf dem Throne, zur Rechten ſtehen drei und zur Linken vier Heilige, Cornelius, Calixtus, Julius und Calepodius. Darunter wieder das Lamm mit den 12 Schaafen und den Thoren von Bethlehem und Jeruſalem. Unter dieſer Reihe ſind, zwiſchen den drei rundbogigen Fenſtern, noch 4, und unter den beiden Apoſteln noch 2 Gemälde, die Verkündigung, Anbetung der Könige ꝛc.: ſie ſcheinen etwas jünger. Lateiniſche Inſchriften erklären die Gehalten, und nennen auch den Erneuerer, P. Innozenz. *) Bei der Sacriſteithüre iſt am Fußboden eine merkwürdige muſiviſche Vorſtellung des Labyrinths, aus dem Mittelalter, wie ſich dergleichen auch in S. Michele zu Pavia und in S. Savino zu Piacenza befanden. **) In der Kapelle St. Philipps und Jakobs war ein Gemälde von 1390, das ich nicht geſehen habe. Die flache Decke der ganzen Kirche iſt reich verziert, und hat auch gute Gemälde in den Feldern, nach Zeichnungen von Domenichino, und das Mittelſtück, eine Auffahrt der H. Jungfrau, von ihm ſelber ſchön gemalt. In dieſer Art läßt man ſich wohl noch Deckengemälde gefallen. — Die Kirche war heute gedrängt voll Gläubiger, zumal, da von einer Art Bühne über dem Altare alle ihre vielen Heiligthümer (Reliquien) in prächtigen Gefäßen vorgezeigt, und deren urkundliche Geſchichten dabei abgeſungen wurden. Ich konnte das Ende nicht abwarten, ging zur Hauptthüre hinaus, und beſchaute dieſe Giebelſeite, welche Eugen 2, um 1150, verzierte, und Clemens 11, wie ſo viele andere Kirchen, 1702 moderniſirte. Früher ruhte die Vorhalle auf vier Säulen mit geradem Gebälke, darin eine Inſchrift; wie S. Giovanni und Paolo und mehre der älteſten Kirchen. Ueber ihrem Dache erhob ſich die Wand des höheren Mittelſchiffes, mit einem breiten, oben überhangenden Geſimſe, und darauf der niedrige Giebel. Dieſes Geſimſe hat ein Muſivgemälde: und wenn der Giebel fehlte, wie bei Maria in Ara Coeli und ſopra Minerva, ſo würde dieſe Vorderſeite gar ſehr denen der Aegyptiſchen Tempel ähneln. Jetzo iſt davon nur noch das Muſivgemälde, Maria mit dem Kinde thronend, auf den Seiten die fünf klugen und die fünf thörigen Jungfrauen, ſichtbar, welches, von Pietro Cavallini (ſt. 1344) ausgebeſſert, in die neue Bekleidung aufgenommen iſt, und wunderſam daraus hervorſticht. Der alte Thurm daneben ſtimmt dagegen noch zu ihm.

---

*) Eine Abbildung dieſer, wie der Muſive vom Giebel, gibt Agincourt, Peinture, XVIII. 6. 16. Derſelbe hat auch die meiſten übrigen alten Muſiven Roms, aber nur verkleinert aus Jo. Ciampini vetera monimenta. Rom. 1690 — 99. 3 Bde. Fol.

**) Vergl. Bd. 2. S. 36. Jenes iſt abgebildet bei Ciampini, II. 4.

Ganz ähnlich und auf ähnliche Weiſe erneuet, aber nicht ſo prächtig, und ohne Muſiven, iſt S. Griſogono, unweit davon. Die Kirche ſoll ſchon in Konſtantins Zeit gegründet ſein, und iſt von Gregor I, um 700, erneuet. Die drei Schiffe ruhen auf 22 ungleichen antiken Säulen von Aegyptiſchem Granit, und zwei ſchöne Porphyrſäulen ſtützen den Triumphbogen. An der flachen vergoldeten Decke iſt S. Griſogono von Guercino kräftig gemalt. Außen iſt auch die Schauſeite mit der Vorhalle in der gewöhnlichen Art moderniſirt. Der Thurm daneben iſt noch der alte.

Wir gehen, etwas weiter vorwärts, über die noch aus Tiberius Zeit ſtehende Bogen-Brücke, auf die Tiberinſel, welche, nach Livius, auf die vom Marsfelde in den Strom geworfenen Korngarben des vertriebenen Tarquinius, angeſchwemmt iſt. Sie wurde dann in Geſtalt eines Schiffes ummauert, zum Andenken jenes Schiffes, welches, bei einer Peſt, aus dem Tempel des Aeskulap zu Epidaurus, eine Schlange mitbrachte, welche hier als dieſer Gott ſelber verehrt wurde. Daher fand ſich hier im Garten des Kloſters S. Bartolomeo ein Stein mit einem Schlangenbilde. Dieſe Kirche, wonach jetzo die Inſel heißt, war früher dem H. Adalbert geweiht, bis Kaiſer Otto 3, im Jahre 983, die Gebeine des H. Bartolomeo aus Lipari hieher verſetzte, wo ſie in einem antiken Porphyrſarge (in Form einer Badewanne), unter dem Altare mit 4 Porphyrſäulen, ruhen. Paſchalis 2, welcher 1113 den Bau herſtellte, erwähnte dieſes in einer Lateiniſchen Inſchrift über der Thüre. Zuletzt wurde die Kirche von außen und innen moderniſirt, jedoch mäßig: 24 ungleiche antike Säulen, darunter 16 von Granit, 5 von Pariſchem und 3 von Afrikaniſchem Marmor, mit Rundbögen und flacher Decke, tragen die drei Schiffe. Das Ganze hat ein heiteres Anſehen, aber ſonſt nichts Merkwürdiges. Der Thurm iſt alt.

Ueber die andere Brücke, ſchon aus Cicero's Zeit, jetzo, nach einer Herme des Janus, Quattro-Capi (Vier Köpfe) genannt, wandern wir durch eine enge Gaſſe weiter am Tiber hinab, zum Hauſe des Pilatus, welcher, der Sage nach, hier wohnte, als Kaiſer Claudius ihn wegen Chriſti Verurtheilung nach Rom berief. Aus einer Lateiniſchen Inſchrift daran, in gereimten Hexametern, iſt wahrſcheinlich, daß ein Nachkömmling des tyranniſchen Conſuls Creſcentius, der einen Gegenpapſt aufſtellte, mit welchem ihn Kaiſer Otto 3, im Jahre 998, hinrichten ließ, ſich hier in und aus antiken Trümmern eine Veſte baute; was auch das Wappen dieſes Geſchlechts, ein halber Mond, an mehren Gebäuden umher, beſtätigt. Die Veſte beherrſchte auf ähnliche Weiſe die damals noch nicht zerbrochene Tiberbrücke (Ponte rotto), wie weiter oben die Engelsburg. So eignete ſie ſich denn auch ſpäter noch für Cola di Rienzo, jenen kühnen Mann des Volkes, welcher, um 1350, als die Päpſte in Avignon ſaßen, es verſuchte den alten Römiſchen Freiſtaat herzuſtellen, und ſelbſt den Petrarca dadurch blendete, aber eben ſo vorübergehend, wie er ſelber unfähig war, ſein Glück zu ertragen. Dieſes wunderſame Gebäude bildet gleichſam ſein Unternehmen ab: aus vielen antiken marmornen Bauſtücken iſt es zuſammengeſetzt, und dieſe ſind oft ſeltſam angewandt: verſchiedenartige Zieraten ſind nach ähnli cher Größe verbunden; Deckplatten dienen als aufrechte Fenſterwände, und ein gebogenes Säulengebälke iſt als Thürbogen auf zwei Löwenköpfe umgelegt, und daran die gedachte Inſchrift. Die am Gebälke vortretenden geflügelten Träger ſind nachmals öfter wiederholt, ſelbſt an Gothiſchen Gebäuden, z. B. am Breslauer Rathhauſe als Engel. Ueberhaupt erinnert in dieſem phantaſtiſch zuſammengeſetzten Gebäude manches an die älteſte Lombardiſche Bauart. Es hat drei Stockwerke, von denen das mittlere balkonartig auf kleinen Bögen vortritt. Dieſe, ſo wie der größte Theil des Gebäudes, ſind aus Backſteinen; ſelbſt die Halbſäulen im Erdgeſchoſſe ſind ganz daraus zuſammengeſetzt, und die Knäufe, wie das Dachgeſimſe, aus ſägeförmig gelegten Ziegelſpitzen: wie man häufig an Gebäuden dieſer Zeit findet. Alles iſt ohne Bekleidung. Lange ſchon iſt dieſer Pallaſt unbewohnbar, und verfällt immer mehr, *) in dem ſchmutzigen Winkel, wo ich ein erwachſenes Mädchen Kohlſtrünke aus dem Miſte klauben und eſſen ſah.

Weiterhin ſteht ein, nächſt dem Pantheon, noch am vollſtändigſten erhaltener Tempel, zwar nur klein, mit vier Säulen vorn und ſieben Halbſäulen auf der

---

*) Agincourt hat ihn zuerſt durch Abbildungen bekannt gemacht, und gibt, Taf. XXXIV, ſeine Grundriſſe, Durchſchnitte, Anſichten und Einzelheiten.

Seite. Die Säulen ſind gereifft und Joniſcher Art, alle Glieder ſtark und ſchwer, und das Gebälke hoch; ſo ſcheint es eher noch ein Gebäude der älteren ungeſchickten, als der ſpäteren geſunkenen Zeit. Gemeinlich gilt es für einen Tempel der männlichen Fortuna. Unter Papſt Johannes 8, um 872, wurde er von einem Stephanus der H. Jungfrau geweihet, und wohl damals ſchon die Mauer mit der Thüre bis zwiſchen die freien Säulen der Vorhalle vorgerückt und dieſelben ſo eingebaut, wie die lange Seite von jeher nur Halbſäulen hatte. Im Jahre 1560 wurde die Kirche den Armeniern übergeben, und heißt nun S. Maria Egiziaca. Innerhalb war die Geſchichte des Armeniſchen Königs Abgarus gemalt, welchem Chriſtus ſein Bildniß ſandte; und ſtand ein Modell des heiligen Grabes.

Zu Tivoli habe ich einen ähnlichen, noch kleineren viereckigen Tempel bemerkt, *) welcher auch neben einem runden Tempel ſteht, wie hier. Dieſer runde, vermuthlich der Veſta, und nicht der Volupia (Wolluſt), wie Einige wollen, iſt mit ſeinen zwanzig gereifften Korinthiſchen Säulen, jenem zu Tivoli ganz ähnlich, welcher einſt auch eben ſo viel hatte; ihm fehlt das ganze Gebälke, welches ein rohes Dach erſetzt. Er ward eine Kirche der Maria del Sole, und

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 299.

eine Mauer zwiſchen den Säulen erweiterte den Raum. Die Franzoſen haben die Säulen wieder davon befreiet, und die alte Celle innerhalb wieder ſichtbar gemacht und hergeſtellt.

Gegenüber ſteht S. **Maria in Kosmedin**, von ihrer alten Ausſchmückung (Kosmos) ſo genannt. Papſt Dionyſius, um 260, weihte ihr den Tempel der **Pudicitia**, zu welchem noch einige ſchöne Marmorſäulen gehören ſollen, welche innen in der Seitenwand halb vermauert ſtehen. Hadrian 1, um 772, erneuete die Kirche, und Nicolaus 1, um 860, bauete daran einen Pallaſt mit einem Triclinium, welchen mehre Päpſte bewohnten. Sie heißt auch **Scuola Greca**, weil hier Griechiſch gelehrt wurde, und der H. Auguſtin ſoll hier Redekunſt gelehrt haben. Aus jener Zeit iſt wohl im Ganzen noch der Bau, der hohe Thurm, mit 7 Säulenbögen über einander, und die Außenſeiten, bis auf die Giebelſeite, welche erſt 1718 moderniſirt iſt. Sie verdeckt die zehn Korinthiſche Marmorſäulen der Vorhalle, welche inwendig noch ſichtbar ſind, aber ſchon früher durch ſchlichtes Mauerwerk verdeckt waren, aus welcher an der Thür in der Mitte nur ein Vordach auf vier Säulen mit einem Rundbogen vortrat. *) Dieſes iſt auch bei der modernen Bekleidung mit erneuet. In der Vorhalle ſteht

*) Wie die Abbildung bei Ciampini, I. 12, zeigt.

eine große runde Marmorſcheibe, darauf ein Kopf, roh gebildet, wie eine Maske, mit durchborten Augen und Mund. Sie heißt noch bocca della verita (Mund der Wahrheit), und darnach wird auch die Kirche und der Platz benannt: denn im Mittelalter ſteckte man bei Eidſchwüren die Hand in dieſen Mund, welcher beim Meineide ſich ſchloß und die falſche Hand abbiß: wie noch Volksglaube iſt. Ebenſo war er eine Keuſchheitsprobe der Jungfrauen. Die neue Inſchrift daneben gibt den Kopf für einen Jupiter Ammon, und er ſoll zu der Ara maxima des Herkules gehören, welcher in dieſer Gegend ſtand, und wo am häufigſten Verträge geſchloſſen und geſchworen wurde. Die Verbindung der Sage mit dem Schwören rührt wohl noch daher, wie die mit der Keuſchheit vom Tempel der Pudicitia: der Kopf ſelber aber iſt vermuthlich ein umgekehrter Jupiter Pluvius, und diente zum Einſchlucken des Waſſers über einem Abzuge, wie er auch ſo im Pflaſter liegen gefunden ward. — Die drei Schiffe der Kirche ruhen wieder auf antiken Säulen mancher Art und Größe, darunter vier von Granit und eine von buntem Marmor, und 2 Knäufe mit Figuren; Rundbögen tragen die flache Decke. Das Innere hat auch ſonſt noch viel Alterthümliches: der Fußboden iſt muſiviſch ausgelegt; zwei alte, ebenſo ausgelegte Marmorkanzeln ſtehen ſich gegenüber; der Altar, hoch über einer kleinen Unterkirche, ruht auf einem Porphyrſarge, und hat einen Ueberbau auf vier rothen Granitſäulen. Das groſſe Gemälde der H. Jungfrau mit dem Kinde, iſt eins von denen, welche zur Zeit des Bilderſturms aus Griechenland kamen, und von ſolcher Friſche und Pracht der Farbe, und dabei von ſolcher Schönheit und Tiefe, welche die Griechiſche Kunſt auch von dieſer Seite höchlich bewundern läßt. Es hat eine Griechiſche Inſchrift. — Ich ſah es eines Abends feierlich die hellen Kerzen umher überſtralen, und es bewies ſich, bei einer ſehr ſchmerzlichen Nachricht von Hauſe, wirklich wunderthätig an mir. — Ein Muſivbild, über der Thüre, iſt aus der alten Peterskirche von 705, im Jahre 1639 hieher verſetzt; wie die Beiſchrift beſagt: Maria ſitzt mit dem Kinde, hinter ihr ſteht Joſeph, vor ihr ein Engel, und eine halb ſichtbare Geſtalt überreicht dem Kinde ein Käſtchen. In ein neues Gemälde an der Seite war ein altes Wandgemälde der H. Jungfrau, aus einem benachbarten Hauſe, eingefügt.

Wir wenden uns nun wieder zur Stadt, und kommen an den alten Janusbogen, welcher einfach von Marmor, mit vielen kleinen Niſchen, für Bildſäulen, nach allen vier Seiten ausgeht und auf einem Kreuzwege ſtand, jetzo aber im Sumpfe keinen Durchgang bietet. Das klare Waſſer der alten Juturna-Quelle dient hier nur noch einer Papierfabrik, und verliert ſich hier in das gewaltige Gewölbe der [illegible] großen

Kloake. Noch durchgänglich iſt nahebei der kleine Bogen des Septimius Severus, welchen ihm die Goldſchmiede errichteten: vielmehr nur eine, mit Bildwerk aller Art überreich verzierte viereckige Marmorthür, auf welcher der Thurm von S. Giorgio ſteht. Dieſe Kirche wurde ſchon im 6ten Jahrhundert in der Gerichts-Baſilika des Sempronius, wo früher des Scipio Africanus Haus war, geſtiftet, und von Papſt Gregor 1, um 600, und Leo 2, um 682, hergeſtellt. Papſt Zacharias, ein Grieche, um 750, erneute ſie, und brachte dahin das Haupt St. Georgs aus dem Lateran. Gregor 4, um 830, ſchmückte die Tribune, und baute die Vorhalle auf vier alten Säulen, deren Inſchrift am geraden Gebälke einen Prior Stephanus als Herſteller nennt. Der ganze Bau, auch des Thurms daneben, iſt meiſt noch der alte. *) Im Innern ruht die flache Decke der 3 Schiffe auf den Bögen über den antiken Säulen, welche höchſt mannigfaltig von Art und Größe ſind, darunter 12 von Aegyptiſchem Granit, vier gereifte von Pariſchem Marmor, und vier kleinere von ſchwarzem Granit am Altare. Uebrigens iſt die Kirche ſehr leer und öde.

Hier endet der alte Ochſenmarkt (Forum boarium oder tauri), welcher noch mit Recht ſo heißt,

---

*) Agincourt, XXVIII. 18, gibt einen Aufriß. Ebd. 19-21, Abbildungen v. S. Bartolomeo, u. LXV. 12 v. S. Niccolo.

wie das Campo Vaccino (Kuhfeld) daneben, und worauf vormals ein Stier von vergoldetem Erze ſtand, zum Denkmale, daß Romulus dort mit einem Stier und einer Kuh die erſte Mauer Roms einfurchte. Mit ſolchem mythiſchen Stiere (vitulus) hat, ſchon nach altrömiſcher Deutung, der Name Italia ſelber Verbindung (wie Böotien, Taurien, Tirol, Steier und Uri). Und hier ſind wir recht eigentlich in der Wiege Roms, denn nahebei wurde noch zu Livius Zeit der Feigenbaum (ficus ruminalis) gezeigt, woran der Kaſten mit den auf den Tiber ausgeſetzten Zwillingen feſtgehalten und von der Wölfinn gefunden worden.[*] An dieſem Orte ſtand ein Tempel des Romulus und Remus, und die eherne Wölfinn, welche noch auf dem Kapitole iſt. Er wurde früh zur Kirche S. Teodoro geweiht, welche Hadrian 1, um 772, herſtellte, und Nicolaus 5, um 1450, erneute: der Vorhof iſt tief ausgegraben, doch liegt der Boden des kleinen runden, ganz nackten Kirchleins noch tiefer. Am Eingange ſteht noch der Altar des Romulus. Die fröhlichen Lupercalien, welche hier dem wolfverſcheuchenden Pan, nach Sühnung des Brudermords, mit Wettlaufen gefeiert wurden, und den unfruchtbaren

---

[*] Nicht weit davon, auf dem Comitium, ſtand der Feigenbaum des Navius, wo dieſer Augur einen Felſen mit einem Scheermeſſer durchſchnitt.

Weibern gedeihlich waren, haben ſich noch darin erhalten, daß Mütter ihre kranken Kinder hertragen, welche der H. Theodor heilt.

Wir gehen diesmal nicht über das Kapitol, ſondern unterhalb, und treten noch in die alte Kirche S. Niccolo in carcere: hier ſtand das Gefängniß des Appius Claudius, der ſich hier, nach der Gewaltthat an Virginia, entleibte, und in welchem eine Tochter ihren zum Hungertode verurtheilten Vater mit ihrer Milch ernährte; ſo daß dafür ein Tempel der Pietas erbauet wurde. Daher iſt dieſer unſchöne Gegenſtand ſo häufig gemalt, als die eigenthümliche Carità Romana. Die Kirche iſt öfter erneuet, ruht aber noch auf vier antiken gereiften Säulen von weißem und vier von Afrikaniſchem Marmor, mit Korinthiſchen und Joniſchen Knäufen und Bogenwänden. Der Altar ſteht auf einem koſtbaren Gefäße von grünem Porphyr. — In der Nähe blickt noch ein Theil vom Halbrunde des Theaters, welches Auguſtus baute und nach ſeinem Schweſterſohne Marcellus benannte, aus der Zerſtörung und dem neueren Verbau: die untern Doriſchen Halbſäulen ſtehen tief im Boden, und in den Bögen dazwiſchen ſind Buden angelegt; wie im Amphitheater zu Verona. Die Joniſchen Halbſäulen darüber ſcheinen mir doch zu ſchlank, obgleich die Maaße dieſes Gebäudes bei ähnlichen Säulenſtellungen häufig zum Muſter genommen ſind. Im

Mittelalter war es auch zur Feſtung eingerichtet, dann wurde ein Pallaſt daraus erbauet, und noch ſind die zwiſchen den oberen Säulen vorgerückten Fenſterwände und zwei neue Stockwerke darüber bewohnt. Nicht weit davon ſteht noch ein anſehnlicher Theil des Porticus, welchen Auguſt ſeiner Schweſter Octavia baute, eine nach allen 4 Seiten offene Halle auf ſchönen Korinthiſchen Säulen und Pfeilern, welche zum Theil anderweitig eingebauet ſind; und daran auch das alte, ſchon 430 erbaute, aber ſeitdem ganz erneute Kirchlein S. Angelo ſteht. Hier iſt nun das eine Thor der abgeſperrten Judenſtadt (il ghetto), welche an Schmutz, Lumpen, ſcharfen Masken und Jammergeſtalten, die Hauptſtadt von Rom iſt. Wir kehren bald wieder daraus um, und gehen durch den Pallaſt Mattei, in deſſen Hofe mancherlei alte Bildwerke eingemauert ſind, darunter auch einige aus dem Mittelalter. Und ſo kommen wir endlich zum Corſo, und erquicken uns etwas in dem Caffe, welchen jetzo den prächtigen Pallaſt Ruspoli bewohnt: in den Nebenzimmern des großen Saales erſcheinen hier auch ſchön geputzte Frauen (was ſonſt in den Caffe's ſelten); und in einem duftenden Orangengarten kann man luſtwandeln und ruhen.

Abermals wandern wir von unſerm Berge Pincio, wo wir wohnen, auf den nächſten Quiriniſchen Berg, bewundern die roſſebändigenden Koloſſen, als ſahen wir ſie zum erſtenmal, und gehen dort in den Pallaſt Rospiglioſi, Guido's berühmte Aurora mit ihren bunten Pferden zu ſchauen: an der Decke des Gartenſaales hat ſie ſich friſch erhalten und iſt ein anmuthiges Bild: vor allen reizend ſchaut eine der Horen um den Sonnenwagen herab; wie du ſchon auf Morghens trefflichem Kupferblatte ſiehſt. Die übrigen Gemälde und Alterthümer dieſes Pallaſtes wollen uns nicht viel bedeuten, und wir gehen weiter, durch öde Gaſſen, hinab und wieder hinauf, zu St. Peter in vincoli.

So heißt die Kirche von des Apoſtels Ketten, deren eine aus Herodes Gefängniſſe zu Jeruſalem die Kaiſerinn Eudoxia herſandte, und die andere, aus dem Römiſchen Gefängniſſe, Papſt Leo 1 hinzuthat, welche beide ſich, alter Sage nach, alsbald zu Einer verbanden. Auch ſoll Petrus hier ſchon eine Kirche gegründet und darin gelehrt haben. Die Kaiſerinn ließ ſie, um 442, prächtig erneuen, mit den Säulen aus den nahen Bädern Trajans; Papſt Pelagius, um 555, und Hadrian 1, um 772, ſtellten ſie her; und Julius 2 moderniſirte ſie durch Michel Angelo. Sie iſt eine der großartigſten und edelſten Kirchen, beſonders durch die 20 ganz gleichen Doriſchen Säulen von Pariſchem Marmor; und dieſe ſind zwar in der ſpäteren ſchlanken Art, haben aber unten achtehalb Fuß Umfang, und ſind die einzigen Ueberbleibſel dieſer Art in Rom. Darauf ſtehen Bögen, welche die flachgewölbte Decke ſtützen.*) Am Triumphbogen ſtehen zwei glatte Korinthiſche Säulen. Würdig ſitzt hier Moſes von Michel Angelo, das einzige was er zu dem ihn lebenslang plagenden Grabmale Julius 2 vollendete, was aber auch das ganze hier von ſeinem Schüler Rafael di Montelupo ausgeführte Grabmal mit allen Bildwerken und Allegorien aufwiegt. Es iſt ſein Meiſterſtück und ganz im Style ſeiner Propheten und Sibyllen: ſo eben will der mit den Geſetztafeln ſitzende rieſenhafte Judenfürſt, mit wunderbar langem Barte und ſeinen Hörnern, dräuend gegen ſein kleingläubiges Volk ſich erheben: die Ergreifung dieſes Augenblicks iſt erſtaunlich, und wir fürchten, daß er uns alle zum Tempel hinausjage. Man ſagt, die Juden kommen oft in dieſe Kirche, ohne ſich zu bekehren. — In der Tribune iſt die Geſchichte St. Peters auf die Wand gemalt, von Jacopo Coppi, welcher mit Vaſari zu Florenz malte, hier aber alterthümlicher erſcheint. Ein vortreffliches Bild iſt auf dem Altare neben dem Moſes, die H. Margaretha von Cortona mit dem Drachen, den ſie mit Füßen trat, von Guercino. Ueber einem Seitenalter iſt eins der älteſten Muſivgemälde, der H. Sebaſtian, lebensgroß, bärtig, in halb kriegeriſcher Tracht ſtehend, als einer der ſieben Vertheidiger des Glaubens, welche Gregor I zu Rom beſtimmte. Die Inſchrift nennt ihn. Bei einer Peſt, im Jahre 680, wurde einem frommen Manne offenbart, daß ein Altar dieſes Heiligen hier, ſie abwenden könnte; wie geſchah. Daher dieſes Bild, welches hinter Glas verwahrt iſt. Auf daſſelbe bezieht ſich, neben der Thüre, wo es bis 1683 ſelber ſtand, ein altes Wandgemälde, wie der böſe ſchwarze Engel mit ſeinem Spieße an die Thüren ſchlägt und den Tod ankündigt, neben ihm der gute glänzende Engel (wie man beide, laut der Sage bei Warnefried, damals ſah), und eine Prozeſſion des Papſtes. *) Es gehört zum Grabmale der kunſtreichen Brüder **Antonio** und **Pietro Pollajuolo**, aus Florenz, Angelo's tüchtigſte Vorgänger (mit Ghiberti), die beide hier im Jahre 1498 ſtarben: an dem Grabmale ſind auch ihre Bildniſſe von Marmor. — Ueber dem Muſivbilde ſteht noch ein ſchönes altes Gemälde der Mutter mit dem Kinde; und unten daneben iſt ein kleines Denkmal in trefflicher erhobener Arbeit: Petrus mit den Ketten ſitzt auf dem Throne; links ein Engel, und rechts kniet ein Kardinal, welchen die Inſchrift bloß Nicolaus nennt, mit dem Jahre 1475. — Der ältere Bau der Kirche iſt außen an der Tribune noch zu ſehen.

---

*) Grundriß und Durchſchnitt der Kirche, gibt Agincourt, XXV. 1. 2; und Einzelheiten der Säulen, verglichen mit denen von Paeſtum und dem Theſeum zu Athen, XXI.

---

*) Abgebildet, nebſt dem Muſivgemälde, bei Ciampini, II. 116.

Von hier ſteigen wir mit Lichtern in die Gewölbe der nahen Bäder des Titus, welche durch die Franzoſen wieder mehr ausgeräumt ſind, wie ſie ſchon einmal im 16ten Jahrhundert waren. Rafael wird beſchuldigt, er habe ſie, nachdem er ſie zu ſeinen Logen benutzt, wieder verſchütten laſſen. Das ſieht ihm aber nicht ähnlich: die Oertlichkeit und Menge des Schuttes in den hohen Gewölben wird ohnedieß genöthigt haben, das Aufgedeckte wieder auszufüllen, wie noch bei den meiſten Grabungen geſchieht, z. B. auf dem Forum. Benutzt hat er dieſe geſchmackvollen und lebhaften Verzierungen von Malerei und Stuck allerdings, wie er nichts Schönes vor und außer ihm leidenſchaftlich abwies, aber doch ſo, daß ſie auch ihm eigen gehören. Dieſe alten Zieraten ſind ganz in der Art, wie jene zu Pompeii, nur größer und reicher, hier im Kaiſerhauſe. Das Gewölbe, worin damals der Laokoon gefunden ward, iſt ganz dunkelroth gemalt mit goldenen Zieraten: und hier, beim Kerzenſcheine, mußte dieſe Gruppe ſich noch ganz anders darſtellen, als jetzo an der weißen Wand. Ueberhaupt hätte man hier lernen ſollen, die weißen Marmorbilder in den neuen Sammlungen durch einen farbigen Hintergrund lebhaft vorzuheben, anſtatt daß ſie jetzo überall an den weißen Wänden zerfließen.

Wir ſind hier wieder am Koloſſeum, gehen Konſtantins Bogen vorbei, und wenden uns links zur Kirche S. Gregorio M., welcher einſt hier wohnte und von einem Marienbilde angeredet wurde, das hier noch verehrt wird. In der ganz erneuten Kirche iſt das Bild dieſes Heiligen, zwiſchen Engeln betend, von Annibal Caracci, ſehr glänzend und friſch. In einer der drei einzeln neben der Kirche ſtehenden neuen Kapellen, ſteht der Tiſch, woran Gregor täglich 12 Pilgrime ſpeiſte, bis ein Engel als dreizehnter erſchien; ſeitdem er immer dreizehn ſpeiſte, wie noch der Papſt thut. Die ſitzende Bildſäule des Papſtes iſt von Michel Angelo angefangen und von Niccolo Cordieri vollendet, ein tüchtiges Werk. In der andern Kapelle iſt eine Gruppe ſingender und ſpielender Engel von Guido ſehr lieblich, in der dritten aber die Hinrichtung und Geißelung des H. Andreas, von demſelben und von Domenichino, ſehr widerwärtig anzuſchauen, um ſo mehr, als beide Maler hier ſich im kräftigen Ausdrucke überboten haben. Dieſe Wandgemälde wurden ſonſt viel ſtudirt; wir halten es aber mit dem Kinde, auf Domenichino's Bilde, welches vor den Ruthen des Staupbeſens ſich an den Buſen der Mutter flüchtet.

Wir gehen weiter, zu der ſo romantiſch auf dem Berge gegenüber liegenden alten Kirche S. Balbina. Sie iſt auch ſchon von Gregor I geweihet, und von Gregor 3, um 731, hergeſtellt. Dann iſt ſie zwar auch von Paul 2, um 1464, erneuet, doch meiſt noch in ihrem alten Bau. Viel altes Gemäuer ſteht umher, dazwiſchen ſchöne Weingärten liegen: und guter Wein wird in dem Landhauſe hier geſchenkt. Ein alter Thurm, der zwar halsbrechend zu erſteigen iſt, bietet ein weite Ausſicht auf das alte heidniſche und Chriſtliche Rom umher: mehre der älteſten Kirchen hier ſind bald ſo wüſt, wie manche Tempel, und ſtehen einſam zwiſchen weiten Gärten und Feldern, innerhalb der Stadtmauer. Die Rennbahn des Circus maximus, unterhalb der Kaiſerpalläſte, ſieht man noch deutlicher, als iene auf dem Platze Navona: grüne Saatfelder bedecken den mit Blut gedüngten Boden, wo einſt die beiden Obelisken ſtanden, die jetzo am Lateran und auf dem Platze del Popolo ſtehen. Deutlicher, als die Trümmer der Kaiſerpalläſte, ſind noch die von den nahen Bädern Caracalla's, wo zu Angelo's Zeit der Farneſiſche Stier und Hercules gefunden wurden. Eine Volksſage läßt von Zeit zu Zeit einen Schlangenkönig aus ihren hohen Gewölben erſcheinen.

Dort unten, am Fuße der Kaiſerpalläſte, ſtand auch das Septizonium des Septimius Severus: ſieben Säulen-Stockwerke über einander, von welchen erſt Sixtus 5, um 1588, die drei unterſten abreißen ließ, und die Granit- und gereiften Marmor-Säulen anderweitig verbrauchte. Sie ſtehen noch in dem Zeichenbuche San-Gallo's, vom Jahre 1475, auf der Barberiniſchen Bibliothek, und dabei geſchrieben, daß dieſes Gebäude auch die Schule Virgils hieß. Vermuthlich in ähnlicher ſagenmäßiger Beziehung, wie jene Ruine bei Neapel noch ſo genannt wird. *) Denn der Zauberer Virgil war auch Römiſche Volksſage, wie wir aus unſerm Volsbuche von den ſieben weiſen Meiſtern, und deſſen nächſten Lateiniſchen Quellen, wiſſen. Er machte hier, zur Zeit des Kaiſers Octavian, durch ſeine Kunſt ein ſtäts brennendes Feuer für die armen Leute (das ihnen noch im Winter zu gönnen wäre), und einen kühlen Springbrunnen (dergleichen die Waſſerleitungen noch geben), und ſetzte ein Bild daneben, deſſen Schrift an der Stirne dem der Stadt Rache verkündigte, der es ſchlüge. Ein Pfaffe that es dennoch, im Wahn einen Schatz darunter zu finden: das Bild fiel um, und das Feuer erlaſch und das Waſſer verſiegte. Widerſprechend, doch verwandt, iſt die Sage, daß durch ihn in Rom plötzlich alles Feuer erlaſch, und man es ſich nur bei der Tochter Julias Caeſars wieder anzünden konnte; welche ihn dafür zum Schimpfe an der Mauer ihres Pallaſtes im Korbe hangen ließ: eine mannigfaltig wiederkehrende Sage, bis auf unſer Volkslied vom Schreiber im Korbe.

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 134.

Außerdem aber baute Virgil einen hohen Thurm, und ſetzte mitten darauf ein Bild mit einem goldenen (Reichs-) Apfel, und umher ſo viel Bilder, als Länder Rom unterthan waren, jedes ſeinem Lande zugekehrt, und mit einer Glocke, welche es läutete, ſobald ſich das Land empörte, worauf ein Ritter mit dem Speere dorthin wies, und die Römer ſich rüſteten und das Land wieder unterwarfen. Dieſes Kunſtwerk hieß die Salvatio Romae (Wohlfahrt Roms), und bildet deutlich die mächtige Herrſchaft und Politik Roms ab. Nach einer andern, zwar ſpäteren Erzählung, ſetzte Virgil auf eine Marmorſäule mitten in der Stadt einen Zauberſpiegel, worin, ſowohl bei Nacht als bei Tage, die Feinde Roms ſichtbar würden. Ganz ähnlich iſt aber in unſerm großen Gedichte vom Titurel der Wunderbau im Pallaſt des Prieſterkönigs Johann in Indien, wohin zuletzt der heilige Gral von Montſalvaz zieht: auf 125 Stufen ſteht eine Säule, auf dieſer ſtehen zwei, darauf 32, und dann 64 Säulen, und ebenſo abnehmend, mit 12, 2, und einer Säule, auf welcher endlich der Spiegel ſteht, und daſſelbe leiſtet, und ſtäts von Rittern bewacht wird, wie der Römiſche Thurm von Prieſtern. Da nun die letzte Quelle der ſieben weiſen Meiſter ein Indiſches Buch iſt, ſo liegt hier wohl eine gemeinſame Morgenländiſche Sage zum Grunde. Merkwürdig hat dieſe gedoppelte Säulenpiramide gerade auch ſieben Stockwerke, wie das Septizonium, und nicht unwahrſcheinlich iſt, da das letzte in Rom auch als Begräbniß diente, daß dieſe Zahl geheime Beziehung auf die Planetenkreiſe hat. Was die obige Gemeinſamkeit der Sage noch beſtätigt, iſt die Erzählung in dem Lateiniſchen, auch verdeutſchten Buche des Mittelalters von den Thaten der Römer (gesta Romanorum), wonach Virgil für den Kaiſer Titus mitten in der Stadt ein Bild machte, welches ihm alle geheimen Verbrechen ſagte. Ebenſo zeigte jener Spiegel dem Prieſter Johann auch alle Sünden an. Eine andere Sage legt dem Virgil noch jenen zauberhaften Mund der Wahrheit bei, welchen wir in der Kirche S. Maria in Kosmedin geſehen haben. Vermuthlich bezog ſich die Römiſche Sage von Virgils Thurm mit den Bildern auf dieſes nach ihm benannte Septizonium; eine Beſchreibung der Wunder Roms, aus dem 13ten Jahrhundert, ſetzt es ausdrücklich unterhalb des Kapitols an das Palatium; und nur ſpätere Verwechslung iſt, wenn der Engliſche Dichter Lydgate jene Zauberbilder durch die im Pantheon verſammelten Götter aller Völker deutet. Mit den Ueberbleibſeln des Septizoniums iſt freilich auch die hieſige Sage vom Virgil verſchwunden, und das Volk weiß nichts mehr von ihm.

Hinter der S. Balbina führt ein ſchmaler Pfad zu der noch einſamer gelegenen Kirche S. Sabba, ſo benannt von einem Abt aus Kappadozien, der zur Zeit des Bilderſturms mit Griechiſchen Mönchen hieher floh, aus welchen 772 Papſt Hadrian 1 gewählt wurde. In der Nähe wohnte die Mutter des H. Gregor. Die Kirche iſt noch meiſt in ihrer alten Geſtalt, aber öde. In ihrer Vorhalle ſtand ein ſchöner alter Marmorſarg, man meint, des Vespaſian oder Titus. Wir gehen von hier wieder gegen den Aventiniſchen Berg, immer zwiſchen hohen neidiſchen Gartenmauern, zu der dritten abgelegenen Kirche, die ſelten beſucht werden, das iſt S. Prisca. Hier wohnten Aquila und Priscilla, das fromme Paar, welche den Apoſtel Petrus bei ſich aufnahmen, und nebſt mehren, darunter auch die Senatorstochter Prisca, von ihm getauft wurden, in dem Becken, welches noch hier bewahrt wird. Auch ſoll Paulus, welcher in ſeinen Briefen beider ſo liebevoll gedenkt, hier bei ihnen gewohnt haben. Papſt Eutichianus, um 275, brachte hieher die Gebeine der H. Prisca, und Hadrian 1, um 772, erneute die Kirche. Ihre drei Schiffe ruhten auf 14 antiken Säulen, welche aber bei der Herſtellung und Verkleinerung der Kirche, unter Calixtus 3, um 1455, in Pfeiler verbaut wurden, deren Bögen nun ein Tonnengewölbe tragen. Doch blieb die alte Unterkirche, deren Mauern noch von dem Hauſe der Prisca ſind, deſſen Unterbau auch außen vortritt. Sie iſt ſchlicht gewölbt, mit einem Altare auf dem alten

Marmorſarge der Heiligen, welche als die erſte Märtyrinn des Abendlandes verehrt wird. *)

Von hier wenden wir uns zurück gegen das nach dem Apoſtel benannte **Paulus**-Thor, neben welchem die **Piramide** des **Ceſtius** mitten in der Stadtmauer ſteht: das am beſten erhaltene alte Grabmal, und das einzige dieſer Art in Rom, als kleines Nachbild jener Aegyptiſchen Grabgebirge. Cajus Ceſtius war, laut der eingehauenen Inſchrift, einer der ſieben Epulonen, welche die Mahlzeiten (epulae) der Götter aus den Opfern beſorgten, und ſelber verzehrten: er lebte vermuthlich um Chriſti Geburt. Binnen 330 Tagen wurde der Bau vollendet, welcher auf einem Fuße von 86 Schuh ins Gevierte, 113 Schuh hoch iſt. Der Kern beſteht aus Backſteinen, die Bekleidung aus viereckigen Marmorplatten. Alexander 7 ließ 1663 den Schutt umher wegräumen und die Piramide öffnen: ein gewölbter Gang führt in das Grabgewölbe in der Mitte, deſſen gute Wandgemälde ſich auf das Amt des Todten bezogen. An den Ecken dieſer Seite, in der Stadt, ſind zwei hier gefundene Säulen aufgerichtet. Das ganze Aeußere, hie und da mit Gebüſch bewachſen, ſtellt ſich maleriſch und wunder-

---

*) Grundriß und Durchſchnitte der Unter- und Oberkirche, den Altar und die Vorderſeite, gibt **Agincourt**, XIII. 9 — 16.

Univ.-Bibl. München

ſam dar: die reine ſcharfe Form hebt ſich hoch heraus, und alle ihre gleichartigen Theile ruhen unzerſtörbar auf einander, indem ſie zugleich nach der Mitte, wie in die Höhe, ſtreben. Dieſer Grundzug der unverwüſtlichen Dauer hat ſich hier auch gegen alle andern Grabmäler bewährt, ſelbſt gegen das runde der Metella. Und ohne Zweifel iſt dieß noch für das einfach großartige Grabmal eines Helden eine würdige Geſtalt, welcher die genaue Richtung nach den Himmelsgegenden noch höhere Bedeutung gibt.

Auf dem grünen Anger umher iſt die Grabſtätte der Ketzer, alſo unſersgleichen, welche, wie die Verbrecher, dicht an der Mauer, im ungeweihten Boden, zerſtreut, und ohne Einfriedigung, liegen, ſo daß darüber hin weidende Heerden und Muthwille die Grabmäler umwühlen, wie denn manche Denkſteine ſo umgeſtürzt liegen. Um ſo wehmüthiger iſt es, darauf ſo manchen wohl bekannten und zu früh hingerafften Deutſchen Namen zu leſen. Viele dieſer Denkſteine haben antike Geſtalt, und mögen wohl um ſo paſſender für die Ketzer erſcheinen. Ueber alle ragt jetzo das Grab des Engländers Bowles, welches Dr. Kohlrauſch beſorgt hat, mit dem anſehnlichen Bruchſtück einer antiken blauen Granitſäule. Eben wird unterhandelt, dieſen Begräbnißplatz wirklich erſt zu einer Ruheſtätte einzuſchließen; die Engländer ſollten am nachdrücklichſten dazu thun, denn ſie ſenden die meiſten Todten zur Piramide, welche hier wie das allgemeine Ziel der Lebensbahn ſteht. Ein raſch dahin fördernder Arzt hatte ſich ſo den Beinamen des Piramidendoktors erworben.

Höher und breiter, als die Piramide, iſt unweit davon der Scherbenberg, auch langſamer erwachſen, aus Bruchſtücken von Thongefäſſen, deren die alte Welt weit mehr verbrauchte, als wir, und deren Verfertiger hier wohnten. Wirklich beſteht er, ſo weit man außen und innen ſehen kann, aus Scherben, Ziegelſtücken und Schutt. Sein Inhalt iſt aber keine Mumie, ſondern ein Lebensbalſam, der Wein: nirgends gibt es kühlere Keller, ſelbſt die Katakomben ſind nicht ſo friſch; und wenn hier im Sommer der neue Wein ausgeſchenkt wird, ſo iſt die Volksluſt auf dieſem Berge und umher unter den Bäumen gar groß, und bei dem friſchen Trunke geht noch manches zu Scherben, das nie wieder ganz wird. Wir ſchauen uns oben um, und verfolgen den im Abendſcheine glänzenden Tiberſpiegel weit aus der Stadt: dann verſuchen wir in einer Oſteria, wie kühl die Keller ſind, und ſchreiten fürder, auf einem, hier ſeltenen Baumwege hin. Wir gehen durch einen niedrigen alten Bogen von Backſteinen, und ſteigen bald auf den Aventiniſchen Berg.

Dieſer, auf dem der alte Albaniſche König Aventinus begraben ſein ſoll, erhebt ſich dicht an dem

Tiber, ſo daß nur ein ſchmaler Weg unten geht, und ein hoher alter Unterbau ſtützt ihn hier. Oben iſt er mit Kirchen und dazu gehörigen Gebäuden angefüllt, wie einſt mit Tempeln. Wir beſuchen davon nur die vornehmſte und merkwürdigſte, S. Sabina. Sie wurde auf dem Tempel der Diana oder Juno, unter Papſt Cöleſtinus 1, um 424, von einem Presbyter Petrus aus Illyrien, geſtiftet: wie die Lateiniſche Muſivinſchrift mit handlangen Buchſtaben berichtet. Leo 3, um 795, ſtellte ſie her, und Eugen 1, um 824, ſchmückte ſie mit Malerei; und ſie war innen ganz mit Wand- und Muſivgemälden bedeckt, davon Ciampini, vor der Erneuung im Jahre 1683, deutliche Spuren ſah, und noch jetzo anſehnliche Ueberbleibſel ſind. Zuförderſt, der Bogen über der Tribune, hat ringsumher 15 runde Bruſtbilder, und unten die Anfänge von noch zweien; oben ſchweben 9 Tauben, und in jeder Ecke iſt ein offenes Stadtthor, in welchem drei Lampen hangen. Das oberſte Bildniß in der Mitte iſt Chriſtus, die übrigen, meiſt bärtigen Männer, ſcheinen aber nicht die Apoſtel, wie ſonſt wohl die Thore (vermuthlich wieder Bethlehems und Jeruſalems) andeuten, ſondern andere Heilige. An der Wand, über der Hauptthüre, innerhalb, ſchweben zwiſchen fünf Rundbögen die Sinnbilder der vier Evangeliſten, ohne Bücher. Rechts daneben reicht eine Hand ein Buch aus dem Himmel, darunter zur Seite ſteht Petrus und gegenüber Paulus, aufwärts zeigend; beide auch hier kenntlich, Petrus durch die Haarbüſchel und Paulus durch die hohe kahle Stirn. Unter ihnen weiſen auf ſie auch zwei weibliche Geſtalten mit Büchern und Inſchriften, wonach die eine die Kirche aus den Juden, die andere aus den Heiden iſt. Zwiſchen dieſen ſteht in einer Einfaſſung die gedachte groſe Inſchrift. — Das dreifache Kirchenſchiff ruhet auf 22 gereiften Korinthiſchen Säulen aus Pariſchem Marmor. Außen iſt auf der einen Seite ein Vorbau auf zwei großen ſchwärzlichen Granitſäulen, und auf der andern eine Vorhalle auf 8 Granitſäulen. Die Thür nach der alten Halle hat eine antike viereckige Marmoreinfaſſung, eben ſo geſchmackvoll, wie reich. Die Holzthüre darin iſt zwar nicht ſo klaſſiſch, aber merkwürdig durch ihr altes Bildwerk: vier Reihen von neun, abwechſelnd kleineren und größeren Feldern, in zierlichen Leiſten, meiſt von Weinranken, enthalten Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente, von welchen zwar manche dunkel ſind. Erkennbar iſt Moſes am brennenden Buſche, Elias feurige Himmelfahrt: dann, Chriſtus mit A und O, die Anbetung der Weiſen, die Wunder mit den Brotkörben und Weinkrügen, Petrus mit dem Hahne, Chriſti Himmelfahrt, Marien Krönung ꝛc. Die Darſtellung iſt freilich ungeſchickt, die Geſtalten ſind kurz und einförmig, aber im Ganzen drückt ſich ein einfach kräftiger

Sinn aus, und man ſpürt den Trieb einer neuen Kunſtbildung. Die Gebäude haben wechſelnd, gerades Gebälke, und runde, auch ſpitze Bögen. Alles deutet auf den Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo dieſe Kirche dem neuen Heiligen Dominicus und ſeinem Orden übergeben wurde. Daher wird hier auch der Stein gezeigt, womit einſt der Teufel nach ihm beim Gebete geworfen hat. In dem Kloſterhofe ſind noch über hundert antike Säulen verbaut. *)

Die ganz erneute Kirche S. Aleſſio ſoll auf dem Tempel des Herkules ſtehen, wo er den Kakus erſchlug, welcher ihm hier die Rinder des Geryon ſtahl und ſie rückwärts in ſeine Höhle zog. Wir ſteigen alſo auf der andern Seite wieder hinab, und laſſen uns ans jenſeitige Ufer, Ripa grande, überſetzen. Denn von der alten Brücke, welche der tapfere Horatius Cocles hinter ſich abbrechen ließ, blicken nur noch die Grundpfeiler aus dem Waſſer. Auf leichtem Boote ſchaukeln wir über den Strom, wo die heldenmüthige Jungfrau Cloelia zu Roſſe hindurchſchwamm. Wir ſteigen aus am Hafen, wo mancherlei Fahrzeuge liegen: man ſieht aber leicht, daß Rom keine Handelsſtadt iſt. Viele bringen Wein, aus Sizilien und Spanien. Ein langer alter Spanier hält

---

*) Abbildungen dieſer Thür und ihrer Einzelheiten, gibt zum erſtenmale, Agincourt. Sculpt. XXIII.

hier eine große Oſteria, und rühmt die Ahnenreihe ſeiner Fäſſer. Wir ſprechen bei ihm ein, und fühlen ihm auf den Zahn: zwar ſchmeckt uns der Tintiglia nicht wie in Neapel, wo wir ihn, ſchon ſeines Namens wegen, gefordert und als einen gelehrten dunkeln Wein befunden hatten; doch iſt es ein ſüßkräftiger Trunk, und uns iſt hier ganz behaglich. Der Mann heißt Rafael, und ſeine Gewölbe heißen bei Kunſtverſtändigen auch die Stanzen Rafaels, und es wird darin noch fleißiger ſtudirt, als in denen des Vatikans. Aber wir ſitzen hier ſchon bei Lichte, und auch draußen wirds ſchon dunkel, und unſer Heimweg iſt weit.

Wir wandern alſo fürder, durch die krummen und öden Gaſſen in Traſtevere. Der Weg führt an der ſchönen alten Kirche der Heiligen der Tonkunſt vorbei, und ich kann nicht unterlaſſen, nochmals einzutreten. Hier wohnte die edle Cecilia, und noch iſt, in einer Seitenkapelle, ihre Badſtube, darin ſie erſt erſtickt, dann enthauptet werden ſollte, und nach drei Schlägen zwar ſtarb, aber das Haupt behielt, um 223. Ihr Lehrer, Papſt Urban I, baute hier ſchon eine Kirche: Gregor I ſtellte ſie her, und Paſchalis I erneute ſie von Grund aus, und ſchmückte ſie mit Muſivgemälden, wie ſie meiſt noch ſteht. Sie hat, wie die älteſten Kirchen, einen viereckigen, zwar moderniſirten Vorhof, ohne Säulen. Dann, die Vor halle mit dem Giebel ruhet auf 4 Säulen mit geradem Gebälke, welches muſiviſch verziert iſt. Innen tragen 20 antike Säulen mit Bögen das dreifache Schiff: ganz eigenthümlich aber ſind hier vier Säulen, welche denen der Vorhalle entſprechen, und noch eine zweite Vorhalle bilden, ſo daß der Säulengang rings umher geht. *) Die Tribune iſt oben ganz mit dem ſchönen Muſivgemälde bedeckt: über dem Bogen in der Mitte ſitzt auf prächtigem Throne die Mutter Gottes, und das Kind in ihrem Schooße, beide gekrönt; ſie ſtreckt die Rechte, und das Kind die Linke vor. Auf jeder Seite ſteht ein Engel, mit 5 gekrönten Jungfrauen, zwiſchen Palmen und auf Lotusblumen; jede bringt eine Krone dar; hinter ihnen ſtehen zwei offene Stadtthore mit drei Lampen: ohne Zweifel wieder Jeruſalem und Bethlehem, und die fünf klugen und fünf thörigen Jungfrauen; alſo ganz dieſelbe Vorſtellung, wie am Giebel der Marienkirche hier in der Nähe. Darunter ſtehen auf jeder Seite zwölf bärtige Männer, welche Kränze emporhalten: die vier und zwanzig Alten der Offenbarung Johannis, welche ihre Kronen dem König der Könige darreichen. An der Einfaſſung unten ſieht man auf jeder Seite ſechs Tauben. Der Bogen ſelber iſt mit Laubgewinde eingefaßt, welches oben der Namenzug des Paſchalis

---

*) Einen Grundriß liefert Agincourt, XXV. 14.

ſchließt. Eine Hand reicht eine Krone herab, unter welcher Chriſtus in den Wolken ſteht, in der Linken das Evangelium, mit der Rechten ſegnend, auf Griechiſche Weiſe. Neben ihm ſtehen, kleiner, Paulus mit dem Buche, dann eine reich und zierlich gekleidete und gekrönte Jungfrau, welche den Paſchalis vorführt. Dieſer, jugendlich, hat ein Viereck um das Haupt, als noch Lebender, und bringt die Kirche dar, welche er zugleich der S. Agatha weihte, ſo daß vermuthlich dieſe hier dargeſtellt iſt. Hinter ihm iſt ein Palmbaum mit dem Phönix. Zur Linken, als der vornehmſten Seite bei den Griechen, ſteht Petrus mit den beiden Schlüſſeln; und dann ein Jüngling und eine anmuthige Jungfrau, im bräutlichen Schmucke, welche Kronen darbringen: ohne Zweifel S. Cecilia und ihr Gemahl Valerianus, welcher, von ihr bekehrt, ihr Magdthum ehrte, und mit ihr Märtyrer ward. Hinter ihr blühet auch eine Palme. Alle ſtehen auf Blumen. Darunter iſt wieder das Lamm, mit den ſechs Schafen und dem offenen Stadtthore auf jeder Seite. Ganz unten rühmen Lateiniſche Hexameter das ganze Werk des Paſchalis. Dieſem erſchien am Grabe St. Peters die H. Cecilia, und offenbarte ihm, daß ihr Leichnam nicht, wie die Sage gehe, vom Longobardenkönig Aiſtulf weggeführt worden: worauf Paſchalis ihn in den Katakomben bei S. Stefano, vor der Stadt, im Jahre 821, fand, ſo friſch und geſchmückt wie ſie hier abgebildet ſteht. Er legte ſie mit einem Cypreſſenſarge in einen Marmorſarg mit einem Kreuze und Lateiniſcher Inſchrift, worin man ſie ſpäter eben ſo unverſehrt wiederfand; worauf ihr Sarg und Altar darüber prächtig erneuet ward, und Clemens 8, im Jahre 1599, ihr Marmorbild machen ließ. Dieſes liegt in einer Niſche am Altare, in derſelben Stellung und Bekleidung, wie man den heiligen Leichnam fand, ſanft hingeſtreckt auf der rechten Seite, den Kopf zur Erde gekehrt und mit einem Tuche umhüllt, welches ſchön die Wunden bedeckt, ſo wie Wange, Kinn und Hals, und alle Umriſſe der zarten jungfräulichen Geſtalt, uns das lieblichſte [illegible] ahnen laſſen. Die nackten Füße und Hände liegen ſo ergeben und ruhig hingeſtreckt, und die ganze Geſtalt ſo anmuthig rührend, daß ſie nur zu ſchlummern ſcheint; wie denn auch der Tod ſie nicht bezwingen konnte. Es iſt ein Meiſterwerk des Stefano Maderno, und ſteht in der ſchwülſtigen Bernini'ſchen Zeit, und unter den übrigen Werken deſſelben Bildners, vermuthlich ſeine Jugendarbeit, einzig und bewundernswürdig da. *) Wunderbar mußte hier der Tod ſelber die Kunſt von neuem beleben; ſie wurde aber auch gleichſam ſchon wieder mit dem Leibe der Heiligen begraben, welche der Papſt genau ebenſo in den neuen ſilbernen Sarg

---

*) Eine genaue Abbildung davon gibt Cicognara, III. 7.

legen ließ, wie ſie hier gebildet iſt. Viele Lampen brennen ſtäts an ihrem Grabe, und heute, in der dämmernden Kirche, erſcheint ihr weißes Marmorbild höchſt magiſch, und darüber ſchwebt ihr buntes ſchimmerndes Steinbild empor. Wir denken dabei noch an Rafaels von Himmelsharmonien entzückte Cecilia, und gehen ſtill durch die dunkele Seitenthür hinaus unter den Himmelsdom, von welchem die ewigen Lampen der Sterne uns heimleuchten.

Rom, am Bettage, den 10. April 1819.

Heute, da ſchön Wetter iſt, begeben wir uns einmal wieder aus der Stadt. Wir fahren durch das neue und alte Rom zum Paulsthore hinaus, auf ödem Wege zu der älteſten und merkwürdigſten Paulskirche. Sie iſt zwar von außen und innen etwas wüſt, verbindet aber mannichfaltige Style der Baukunſt, mit den antiken Bauſtücken den älteſten Kirchenbau, dann auch Gothiſche Theile, und endlich ganz moderne. Schon Konſtantin begann die Kirche hier, wo Paulus begraben lag, und ſie wurde ganz ähnlich ſeiner Peterskirche angelegt und ebenſo geſchmückt, weil von Anfang beide Apoſtel, die Hauptlehrer der Juden und Heiden, als die Grundpfeiler der Kirche daſtehen: daher ihre heiligen Leiber auch getheilt, und die Hälften vereint hier und im Vatikan ruhen. Konſtantins Nachfolger Valentinian, Theodoſius und Arcadius vollendeten und erweiterten den Bau, gegen den Tiber hin, über die alte Straße nach

Oſtia weg, wo der Haupteingang iſt. Galla Placidia, des älteren Theodoſius Tochter, mit Papſt Leo 1, um 440, ſchmückte ſie mit dem Muſivgemälde. Hadrian 1, welcher an Karl d. Gr. daſſelbe beſchreibt, ſoll einen Säulengang bis zum Stadtthore gebaut haben. Leo 3, um 795, ſtellte die Kirche, nach einem Erdbeben, prächtig her, und vielfältig wurde nachmals daran gebeſſert und erneuet: doch iſt ſie meiſt noch in dem alten Bau. Sie war die größte aller hieſigen Kirchen, und iſt es noch, nächſt St. Peter, und hat vor dieſem, hier allein mit dem Lateran, das doppelte Seitenſchiff gemein, und vor allen die freien Säulen, und überall offene Durchſicht derſelben (ähnlich dem Mailänder und Ulmer Dom), und das doppelte Querſchiff voraus. Sie iſt [illegible] Fuß lang und 140 Fuß breit. Die vierfache Säulenreihe und Moſaik der Gewölbe *) beſchreibt ſchon Prudentius, um 400. Die 40 Säulen des Mittelſchiffs ſind von röthlichem und weißem ſchwarzadrigem Marmor, [illegible] Fuß hoch, gereift und zum Drittel geſtabt, und von ſchöner korinthiſcher Ordnung: ſie ſollen zum Theile von dem Grabmale Hadrians, jetzo Engelsburg, genommen ſein, und ſind nicht ganz gleich; ſechzehn derſel-

---

*) In ſeinen hymn. periſteph. iſt [illegible] wohl nur hievon, und nicht etwa von bunten Glasfenſtern, zu verſtehen.

ben ſind weit ſchlechter gearbeitet, Joniſch-Korinthiſch, und vermuthlich erſt zu dieſem Baue nachgemacht. Die 40 kleineren Säulen der Seitenſchiffe ſind von Granit, glatt, mit einfachen Blätterknäufen: an einer ſteht Siricius, der um 385 Papſt war. Alle, ohne Gebälke, tragen Bögen mit hohen Mauern, welche im Mittelſchiffe oben ziemlich große Bogenfenſter haben, und ganz bemalt ſind: die Bildniſſe aller 249 Päpſte, bis auf Benedict 14; darunter die 42 erſten ſchon unter Leo 1, um 440, gemalt, und die älteſte und ſchätzbarſte Reihe derſelben ſind: alles iſt aber durch die Feuchtigkeit des Ortes längſt verblichen und übermalt. Nur das Muſivgemälde des Triumphbogens hat ſich meiſt erhalten, und iſt eins der älteſten. Mitten über dem Bogen iſt das große Bruſtbild Chriſti, bärtig, mit geſcheitelten Haaren und rothem Kleide; von ſeinem Heiligenſcheine gehen Strahlen durch einen Regenbogenkreis (nach der Offenbarung); die Linke hält einen Stab über der Schulter, woran oben vermuthlich ein Kreuz war (wie noch in S. Lorenzo), und die Rechte ſcheint ein Buch zu halten. Denn beides fehlt, ſo wie zwei der oben zu den Seiten ſchwebenden geflügelten Sinnbilder der Evangeliſten, und das meiſte von den beiden darunter ſchwebenden Engeln. Hinter jedem von dieſen ſtehen 12 alte Männer in weißen Kleidern, Kronen emporhaltend: die zur Rechten den Kopf bedeckt, wie die Juden beten, die zur Linken aber baarhaupt: die 24 Alten der Offenbarung, welche auf das alte und neue Teſtament deuten. Dieß bewähren die darunter ſtehenden Apoſtel, links Petrus mit den zwei Schlüſſeln, rechts Paulus mit dem Buche (welches fehlt), deren Lateiniſche Ueberſchriften ſie nennen und bezeichnen. An der zierlichen Einfaſſung des Bogens verkünden große Buchſtaben dieſes Werk der Placidia und Leo's. Zwei gewaltige Marmorſäulen tragen dieſen Triumphbogen, durch welchen vier Stufen hinauf in das Queerſchiff führen. Dieſes iſt doppelt, und durch acht eben ſo große Granitſäulen, und Pfeiler mit Bögen, getheilt. Die Moſaik der Tribune iſt erſt um 1750, nach der älteren Arbeit von **Cavallini**, erneuet. Von dieſem iſt hier in einer Kapelle auch ein Kruzifix, welches einſt die H. Brigitta anredete. Die Altäre ſind prächtig mit Säulen und Platten von Porphyr geziert. Hier ſteht noch eine hohe Säule, welche, nach älteſtem Kirchengebrauche, laut der Lateiniſchen Umſchrift am Fuße, zur Aufſteckung der Oſterkerze diente (gleich jener Irmenſäule in Hildesheim), und jetzo ein Wappen trägt. Ihr Fuß beſteht aus acht Thierleibern, mit je zwei Löwen-, Widder-, Jungfrauen- und bärtigen Menſchen-Köpfen, dazwiſchen vier Männergeſtalten, welche ſie umfaßt halten. Der Schaft hat ſechs gleiche Abtheilungen, mit Ringen, wie ein Rohr. In der unteren und den beiden oberen ſind Laubzieraten, in den drei übrigen: Chriſti

Gefangennehmung, Malchus, der Hoheprieſter, und die Verſpottung; 2, Pilatus ſich waſchend, die Kreuzigung und Klage; 3, Chriſti Auferſtehung aus einem Sarge, Kreuz und Krone haltend, und die Himmelfahrt, in einem Eirunde, und auf dem Regenbogen, umher Engel. Oben tragen wieder ſitzende Thierfratzen den Knauf, welcher, keiner antiken Ordnung angehörig, eher ein Aegyptiſches Anſehen hat, wie die ganze mit Bildwerk bedeckte Säule. In Anſehung des letzten gleicht ſie jenen Säulen am Altar in Venedig, die Arbeit iſt aber viel roher und plumper. Die Meiſter haben ſich auf den Ringen genannt, Nicolaus de Angelo und Petrus Paſſaletius, welchen der Mönch Othonus dieſes Werk auftrug. Es iſt aus dem 12ten Jahrhundert, und jenen gleichzeitigen Bildwerken in Mailand ſehr ähnlich. Manches iſt auch verwittert, da die Säule eine Zeitlang draußen geſtanden hat.

Jünger und kunſtreicher iſt das Ciborium oder Tabernakel über dem Altar und Grabe der beiden Apoſtel, mitten unter dem Triumphbogen. Auf vier ſtarken Porphyrſäulen mit Blätterknäufen ſtehen vier kleinere Säulen mit Gothiſchen Thürmchen, und dazwiſchen ein ſpitzbogiges Dach mit einem thurmartigen Aufſatz: in den Ecken der Bögen ſind Bildwerke, und an den vier Eckthürmchen, in Niſchen, größere Bildſäulen, Adam und Eva am Erkenntnißbaume ſich verhüllend, und Petrus und Paulus. Das Ganze iſt dem Altarhäuschen von S. Maria in Cosmedin *) ſehr ähnlich, aber reicher. Laut der Lateiniſchen Inſchrift, iſt es von Arnolphus mit ſeinem Gehülfen Petrus, im Jahre 1285, für den Abt Bartholommeus gemacht. Dieſem Arnolphus ſind wir ſchon in Florenz, als erſtem Baumeiſter des Doms, und früher in Siena, als Schüler und Mitarbeiter des Nicola Piſano an der Kanzel, begegnet: und dieſe Arbeit hier iſt ſeiner Schule und nachmaligen großen Bauwerke würdig, obwohl im Ganzen, und beſonders die nackten Geſtalten, etwas ſchwerfällig. Sein Gehülfe Petrus iſt vermuthlich derſelbe Petrus, welcher um eben dieſe Zeit an dem Kreuzgange dieſes Kloſters arbeitete. Der Boden in dem Queerſchiffe iſt mit allerlei antiken Bruchſtücken, Inſchriften ꝛc. belegt. Die Decke iſt getäfelt, aber erſt um 1600. In den fünf langen Schiffen gibt das nackte Holzwerk der künſtlich gefügten Balken und Sparren das Anſehen einer großen Scheune. Beim erſten Bau iſt es auch wohl bekleidet geweſen, da Prudentius das Gebälke mit Gold überzogen ſah, welche Pracht vermuthlich die Zerſtörung reizte. An einigen Balken ſieht man Schrift des Mittelalters, aber in der großen Höhe konnte ich ſie nicht leſen. Der Fußboden dieſer langen Schiffe iſt ganz wüſt, voll Schuttes und loſer Steine, beſon-

---

*) Deſſen Abbildung gibt Ciampini, I. 152.

ders durch den bei hohem Waſſer eintretenden Tiber, daher feucht, und die Kirche hier ganz nackt und leer. Und ſo erſcheint ſie eher als der Stall in einem verödeten alten Tempel, worin man ſo häufig und bedeutſam die Geburt und Anbetung des Heilands vorgeſtellt ſieht. Gleichwohl macht dieſer weite hohe Raum, beſonders von der Thüre durch den mächtigen Doppelbogen nach der Tribune geſehen, durch ſeine langen freien Säulenreihen, einen großartigen und ehrwürdigen Eindruck.

Wir treten vor die große Mittelthüre hinaus, und beſchauen dieſe ſelber, auch ein merkwürdiges altes Werk. Sie iſt von Holz, mit Erz belegt, und enthält ſechs durch verzierte Leiſten getheilte Reihen von je neun Feldern, darauf, von oben herab, die Verkündigung, Geburt, Beſchneidung, Taufe, Verklärung, Einzug in Jeruſalem, Kreuzigung, Abnahme, Auferſtehung, Erſcheinung bei verſchloſſener Thüre, Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geiſtes; dann Paulus, Petrus, und alle Apoſtel und Evangeliſten einzeln, und ihr Tod und Marter; ebenſo Moſes und die Propheten. Sie ſtehen meiſt zwiſchen Säulen unter Rundbögen. Zwei Felder enthalten bloß ein Griechiſches Kreuz, zwei andere einen Adler. Griechiſche Inſchriften erklären die Geſtalten, ihre Schriftrollen ſind aber meiſt Lateiniſch; ſo auch die Leoniniſchen Verſe in zwei Feldern, welche für den Stifter, den Conſul

Pantaleon, zu beten mahnen, und die Inſchrift, wonach durch Veranſtaltung deſſelben, dieſe Thüre im Jahre 1070, unter Papſt Alexander 4, und dem Archidiakonus Ildeprand, zu Konſtantinopel gemacht worden. Hier iſt Alexander 1 zu verſtehen, der damals Papſt war, und Hildebrand iſt ſein Nachfolger, der gewaltige Gregor 7, welcher damals bei einer Geſandſchaft an den Griechiſchen Kaiſer, dieſes Werk beſorgte. Der Conſul Pantaleon iſt offenbar derſelbe Pantaleon, welcher die ſehr ähnliche Erzthüre des Doms zu Amalfi machen ließ *) Denn dieß war ſein Geburtsort, wie er ſich ſelber in der einen Inſchrift Malfigenus nennt. Er bittet hier St. Paulum, ihm für dieſe Thür die Himmelsthür zu öffnen, und ohne Zweifel iſt er die kleine Figur, welche vor dem Apoſtel daneben kniet. Vielleicht beziehen ſich auf ihn, als Conſul, auch die beiden Adler, wenn nicht überhaupt auf das Römiſche Reich. In einer Griechiſchen Inſchrift nennt ſich der Meiſter Staurakios Tuchitos, auf deſſen Namen vielleicht die beiden Kreuze (Stauroi) deuten, und bittet, für ihn zu beten; daſſelbe thut noch daneben eine Syriſche Inſchrift. Aber wie zum Theil ſelbſt das Griechiſche, noch mehr das Lateiniſche, ſehr fehlerhaft und barbariſch, ſo iſt auch Zeichnung und Arbeit der Bilder

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 218.

ſelber. Es iſt eigentlich eingelegte Arbeit, die Umriſſe ſind eingegraben und mit Silber ausgefüllt, welches aber zum Theil ausgeriſſen iſt, wodurch die ungeſtalten Figuren noch entſtellter und undeutlicher geworden ſind. Dieſe Art Arbeit findet ſich übrigens ſchon an der Iſistafel zu Turin, und näher, aber beſſer als hier, an der Thüre zu Amalfi; auch war ſo die Domthür zu Piſa, welche Gottfried von Bouillon, im Jahre 1100, dahin ſchenkte. Von dieſer Zeit beginnen erſt in Italien ſolche Erzthüren mit heiligem Bildwerke, welche durch Giovanni Piſano und Ghiberti zur Vollendung gediehen.

Die Vorhalle der Kirche war ſonſt auch in der alten Art, zehn Säulen mit neun Bögen, darüber ein Vordach; erſt 1750 iſt ſie moderniſirt, wie gewöhnlich, mit Pfeilerbögen, und Säulen davor, die nichts tragen. Ganz oben, unter dem überhangenden Giebeldache, iſt aber noch das alte Muſivgemälde geblieben: in der Mitte das Bruſtbild Chriſti, daneben zwei Engel und die geflügelten Sinnbilder der vier Evangeliſten ſchweben: es iſt von Cavallini, welcher auch in der Kirche begraben liegt. Daneben, über der Ecke des letzten Seitenſchiffs, erhebt ſich, nicht ſehr hoch, der alte Thurm: die beiden oberen Stockwerke haben ſpitzbogige Fenſter, und ſind wohl erneuet. Dergleichen bemerkt man auch hie und da in der Wand dieſes Seitenſchiffes, welche ſonſt, wie das Mittelſchiff, viele weite rundbogige Fenſter hatte, die meiſt vermauert ſind. Ueber denen des Queerſchiffes waren ſonſt noch runde Fenſter.

Wir gehen wieder von hinten hinein, um noch den höchſt merkwürdigen Kloſterhof, auf der andern Seite, zu ſehen. Schon Karl d. Gr. betrieb deſſen Bau, den Leo 3, um 795, ausführte; im 13ten Jahrhundert ward er aber ganz erneuet. Der viereckige gewölbte Umgang iſt nach innen offen, auf 4 oder 5 Doppelſäulen zwiſchen Pfeilern, alle mit Rundbögen. Die Säulen ſtehen auf einem hohen Unterſatze, an welchem unten vom Hofe ſtärkere Halbſäulen und Pfeiler vortreten, als eigentliche Stützen des ſchweren Gebälkes. Dieſe ſind einfach und gleich, die kleineren freien Säulen aber ſind ſehr verſchieden, glatt, mannigfaltig gereift und ſonſt gemuſtert, dabei gedreht (wie jene am Hauptaltare der Peterskirche), und aus zwei Schäften geflochten. Eben ſo mannigfaltig ſind ihre Knäufe, den Korinthiſchen ähnlich, und mit anderem Laubwerke, darin Vögel und allerlei Thier- und Menſchenfratzen. Die Bögen und das Gebälke ſind mit Porphyr, Serpetin und anderem bunten Geſteine muſiviſch ausgelegt, und in den Feldern zwiſchen den Bögen ſind in erhobener Arbeit wunderliche Bildwerke, Pflanzen und Thiere, Arabesken und Fratzen, Vögel mit Früchten, Adam und Eva am Schlangenbaume, ein Fuchs mit einer Kapuze am Pulte leſend, dem ein Bock zuhört, die Chimära, Thiere mit Menſchenköpfen, und ein Kopf mit drei Geſichtern, einmal mit einer Mütze und einmal gekrönt. Manches hievon iſt vielleicht noch aus älterer Zeit, die ringsum am Gebälke muſiviſch ſtehende Inſchrift, in Lateiniſchen Reimhexametern, berichtet aber, daß dieſes Werk durch Petrus, gebürtig von Capua, von einem Kardinal begünſtigt, angefangen, als ein aus Ardea Gebürtiger, hier Abt war, und von Johannes vollendet worden. Ich habe ſchon erwähnt, daß Petrus vermuthlich Arnolphs Gehülfe bei dem Altarhäuschen war; wodurch er ſchon mit Nicola Piſano in Verbindung kömmt, welcher überdieß öfter in Neapel arbeitete. Eben ſo wahrſcheinlich iſt Johannes jener Johannes Coſmate, welcher um dieſelbe Zeit (1298) und in ähnlicher Art das Grabmal des Kardinals Conſalvi in S. Maria Maggiore machte, und deſſen Verwandter, vermuthlich Großvater, Coſmas mit den Söhnen Lucas und Jakob, zu Subiaco, im Jahre 1235, einen ſehr ähnlichen Kloſterhof baute. Der ganze Bau hier iſt wohl erhalten, und hat in ſeiner bunten Zuſammenſetzung ein ſeltſames phantaſtiſches Anſehen. Er iſt ein glänzendes Beiſpiel, wie in Rom die damals bei uns ſchon vollendete Gothiſche Baukunſt, nur auf die ältere herkömmliche einwirkte, und daher in ihrer vollen Eigenthümlichkeit nur ſelten, in Nebenwerken und einzelen Theilen, erſcheint.

Auch hievon ſahen wir hier Beiſpiele, und ſomit zugleich faſt alle Zeitalter der Kunſt in dieſer ehrwürdigen Kirche vereint. Ihre einſame Lage, nahe am ruhig hinfließenden Tiber, ſtimmt ſehr gut zu der ſtillen Betrachtung, welche hier aufgeregt wird. *)

Wir fahren durch ſanfthügelige Felder weiter ins Land zu der noch einſameren Paulskirche alle tre Fontane, wo der Apoſtel enthauptet wurde, und an

---

*) Den Grundriß, die Seitenanſicht, das Muſivgemälde, die Thür und den Oſterleuchter, gibt Ciampini, I. 10. 11. 24. 35. 228. Agincourt gibt, den alten und gegenwärtigen Grundriß, die Seitenanſicht das Gebälke des Mittelſchiffs und Vergleichung der antiken und neueren Säulen deſſelben, IV — VII; eine Durchſicht, LXVI. 2; eben jene Säulen, mit der des Siricius aus dem Seitenſchiffe, LXVIII. 1 — 3. LXIX. 1. 2; die Thür, umſtändlich und genauer, als Ciampini, XIII — XX; das Muſivgemälde an der Außenſeite, Peinture, xviii. 15; den Kloſterhof mit allen Einzelheiten, Archit. XXX. 1. 2. XXXI — III. LXX. 21. 22; und das Tabernakel, Sculpt. xxiii; die beiden letzten zum erſtenmale. Er irrt aber, wenn er die Namen Petrus und Johannes dem Kardinal und Abt des Kloſters, und nicht den Meiſtern des Hofes gibt. Vergl. Cicognara, I. 354 In Roiſecco's Beſchreibung von Rom, 1745, heißt der Conſul, welcher die Thüre machen ließ, Pantaleone Caſtelli, und ſoll ſein Wappen, ein Kaſtell, darauf ſtehen; wovon doch keine Spur iſt. Auf der Abbildung der Kirche dort ſtehen neben der alten Vorhalle noch

den drei Stellen, welche ſein Haupt im Fallen berührte, Quellen hervorſprangen, die noch fließen und einen heilſamen Trunk bieten. In einer verfallenen Ringmauer mit einem alten Thore, wie einer Burg, ſtehen drei kleine Kirchen nahe beiſammen, von denen aber zwei ganz erneuet ſind. Alt iſt nur die Vinzenzkirche, welche ſchon von Honorius 1, um 626, gebauet, dann von Leo 3, um 796, erneuet, und von Karl d. Gr. reich beſchenkt wurde. Sie hat eine Vorhalle auf vier alten Joniſchen Säulen mit geradem Gebälke. Das Mittelſchiff iſt ſehr hoch, auf kurzen Pfeilern mit halbrunden Bögen, ohne Säulen und Gebälke, und flach gedeckt; ebenſo die niedrigen Seitenſchiffe. *) An den Pfeilern ſtehen die zwölf Apoſtel auf die Wand gemalt, nach Zeichnungen von Rafael, aber ſchon ſo übermalt, daß wenig Urſprüngliches ſichtbar iſt: doch mag man gern überall noch die Züge dieſes großen Meiſters herausleſen; und auch hier ſeine vorbildliche Darſtellung erkennen. Sonſt iſt nichts Se-

---

einige einzele Säulen, wie von einem Vorhofe. Agincourt nimmt an, weil es in dem Befehle der drei Kaiſer heißt, die Kirche ſolle über die Straße weg am Rucken (dorsum) erweitert werden, wo jetzo der Eingang iſt, daß damals ihre ganze Richtung verändert werden.

*) Grundriß, Durchſchnitt ꝛc. gibt zuerſt Agincourt. XXV. 3—5; LXIV. 16. LXV. 15. LXX. 8. 9. LXXI. 21.

denswerthes hier: wir fahren alſo zurück, auf einem anderen Wege.

Bei S. Sebaſtiano halten wir an: die Kirche iſt zwar ſchon von Konſtantin gegründet, aber durchaus erneuet. Wir treten nur hinein, weil darin der Eingang zu den größten und geräumigſten Katakomben iſt. Dieſe ſind zwar nicht ſo bequem, als die zu Neapel, *) doch die gangbarſten unter den vielen um Rom; wir ſteigen alſo hinab, und wandern mit Kerzen eine Strecke hinein, ſehen die Stelle, wo die H. Cecilia gelegen, und auch einige noch mit Platten geſchloſſene und vermauerte Grabſtellen in den Seitenwänden, Schubladen ähnlich. Die Gänge ſind ziemlich hoch und trocken in dem ſchwarzen harten Boden: doch eilen wir bald wieder ans Licht, und fahren weiter, an dem Grabmale der Cecilia Metella vorbei, dann ſeitwärts bei dem Landgute der Familie Caffarelli, zu der auch Caffarella genannten Kirche S. Urbano.

Sie ſteht einſam auf der Höhe, und iſt urſprünglich ein noch ziemlich wohl erhaltener Tempel des Bachus: im länglichen Vierecke, dem Tempel der Fortuna in Rom ſehr ähnlich, aber noch kleiner, ohne Halbſäulen auf den Seiten, ſondern die Wände ganz von nackten Backſteinen. Die Vorhalle ruhet auf vier

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 275.

gereiften Korinthiſchen Marmorſäulen, mit einfachem Gebälke, auf welchem aber noch ein hoher, glatter Aufſatz von Backſteinen, und dann erſt der niedrige Giebel mit ſeinen Geſimſen, ſteht. Bei der Umwandlung in eine Kirche, ward, wie an dem Fortuna-Tempel, um Raum zu gewinnen, die Vorhalle durch eine Mauer zwiſchen den Säulen geſchloſſen, und ſtehen dieſe tief eingebauet. Innerhalb iſt das Kirchlein, weil es wenig gebraucht wird, ſehr öde. In der Vorhalle ſteht ein runder, zum Weihwaſſerbecken ausgehöhlter Altar, um welchen eine Schlange mit einem Kamme, ſich, wie eine Fruchtſchnur windet, und deſſen Griechiſche Inſchrift anzeigt, daß ihn der Prieſter Apronianos dem Dionyſos (Bachus) weihet. Daher die Meinung, daß dieſer Tempel deſſelben Gottes geweſen, obwohl der Altar vermuthlich nur in der Gegend gefunden iſt, und andere Ueberbleibſel nicht dazu ſtimmen. Die Celle hat, wie die Vorhalle, ein Tonnengewölbe, mit eckigen Feldern, von deren Stuckarbeit noch ein Paar Figuren, und unten eine Leiſte aus allerlei Waffenſtücken, übrig ſind. Die antiken Wandgemälde bedeckt eine alte Chriſtliche Malerei von dem Leben und Leiden des H. Urban. Eine Treppe führt hinab in das Bethaus dieſes Heiligen; ein kleines Gewölbe, an welchem auch noch ein ſehr altes Wandgemälde erſcheint: Maria ſitzt gerade aus, und hält beide Hände auf die Schultern des Kindes, welches ebenſo in ihrem Schooße ſitzt, ein Buch in der Linken hält und die Rechte aufhebt; auf den Seiten ſtehen, links Johannes, rechts Urbanus, mit ihren Namen, Lateiniſch; Griechiſch aber ſteht Mutter Gottes neben Maria. Dieſe, auf Griechiſchen Bildern noch übliche Bezeichnung und ganze Vorſtellung, iſt urſprünglich gegen die im Jahre 431 verdammte Ketzerei des Byzantiſchen Patriarchen Neſtor gerichtet, welcher, wie die Juden, behauptete, daß Maria, als Menſch, keinen Gott gebären konnte. — Aus den Zieraten dieſes Gebäudes halten Einige es für den Tempel der Tugend und Stärke, welchen Veſpaſian herſtellte. Der gute Styl der Säulen ſtimmt auch zu dieſer Zeit, und die Simſe und Karnieße aus Backſteinen widerſprechen ihr nicht, wie wir zu Pompeji geſehen haben. Die hohe Mauer zwiſchen dem Gebälke und Giebel erklärt ſich nun durch das Gewölbe innen. Eine alte Mauer, welche jetzo zur Stütze mit der des Tempels vereinigt iſt, bildete etwa einen engen Hof. Die Stufen zur Vorhalle ſind verſchüttet; alte Säulenſtücke liegen umher. *)

Wir ſteigen den nahen Abhang hinunter, zu der Quelle der Egeria, welche aus einem meiſt verfal-

---

*) Grundriß, Vorder- und Seitenanſicht, Durchſchnitte, Einzelheiten der Säulen und Zieraten, und den Altar, gibt Agincourt, XX; und zuerſt das Wandgemälde der Unterkirche, Peint. X. 10.

lenen Gewölbe, zwiſchen antiken Bruchſtücken, hell hervorſließt, und noch gut zu trinken iſt. In der Niſche der Grotte liegt ein verſtümmeltes Marmorbild, welches die Nymphe vorſtellt, aber ein Flußgott iſt. Der Hain, worin Numa hier mit der weiſen Göttinn nächtlich zuſammenkam, iſt freilich verſchwunden, doch iſt die Umgebung noch recht einſam, und zugleich maleriſch. Die Quelle ergießt ſich weiter unten in das Flüßchen Almo, in deſſen Waſſer das Bild der Göttinn Cybele, als es, in Geſtalt eines vom Himmel gefallenen ſchwarzen ſpitzigen Steines, zuerſt von Peſſinunt in Phrygien kam, ſammt ihrem Geräthe, von den Prieſtern gewaſchen wurde; was dann jährlich bei ihrem Feſte, den Hilarien im März (dem alten Jahresanfang in der Frühlingsnachtgleiche), ebenſo geſchah (wie mit der Germaniſchen Hertha in dem heiligen See). Noch heißt dieſes Waſſer Aqua ſanta, und ſoll Schafen und anderem Vieh die Räude heilen. Unweit davon ſteht das Tempelchen des Gottes Rediculus (Kehr um), weil Hannibal hier unverrichtet von Rom umkehrte. Es iſt ganz aus Backſteinen, auch die Geſimſe und Säulenpfeiler, und von gefälligen Verhältniſſen, aber ſehr winzig.

So kommen wir durch die Porta Latina, die nach Latium führte, in die Stadt zurück, und begegnen ſogleich wieder einer ſehr alten Kirche, S. Giovanni: ſie iſt auf einem Tempel der Epheſiſchen

Diana erbauet, deren Dienſt Johannes zerſtörte, und deßhalb hier in Oel geſotten, aber heil entkommen ſein ſoll. Eine runde Kapelle bezeichnet dieſe Stelle noch genauer: ſie iſt aber, wie die Kirche, ganz erneuet. Dieſe ward ſchon von Hadrian 1, um 772, hergeſtellt, und ihre drei Schiffe ruhen noch auf zehn ſchönen antiken Säulen, acht von Granit und zwei von buntem Marmor. *)

Weiterhin iſt, noch alterthümlicher, S. Nereo und Achilleo. Dieſe Kirche ſoll auf einem Iſistempel ſtehen, und iſt von Leo 3, um 796, von Grund aus erneuet, und die Tribune mit dem Muſivgemälde geſchmückt, welches zwar nicht ſo reich und ſchön iſt, als manche andere, deſſen Gegenſtand aber ſonſt ſelten vorkömmt. Ueber dem einfach eingefaßten Bogen ſchwebt Chriſtus, jugendlich, in rothem Kleide und weißem Mantel, mit der Rechten ſegnend; ein längliches Rund umher zeigt die Verklärung; auf den Seiten ſchweben Moſes und Elias; tiefer unten knien, ihr weißes Gewand vorhaltend, rechts Petrus, links Johannes und Jakobus. Neben Petrus ſitzt die H. Jungfrau auf einem Stuhle, die Rechte aufhebend vor dem Engel, welcher ihr den Heiland verkündigt. Auf der anderen Seite ſteht abermals ein Engel, und Maria mit dem ſehr kleinen Chriſtkinde im Schooße.

---

*) Einen Grundriß gibt Agincourt [illegible]

als Mutter Gottes. Baronius, der Vater der Kirchengeſchichte, war Kardinal dieſer Kirche, und ließ ſie zwar herſtellen, aber mit ſorgſamer Erhaltung alles Alterthümlichen: was ausdrücklich eine Lateiniſche Inſchrift bei allen ähnlichen Erneuungen einſchärft, aber auch ſeitdem zu wenig beachtet iſt. Ihre drei Schiffe ruhen auf ſchönen antiken Säulen; und noch ſteht das alte Tabernakel, auf vier Säulen mit Rundbögen und einer Kuppel, über dem Altare, durch deſſen Gitter man zu den Särgen der Märtyrer hinabſchauet. Auch ſtehen hier noch zwei Marmorkanzeln der älteſten Art, und der Marmorſtuhl, auf welchem hier der H. Gregor, um 590, dem Volke ſeine Homilien gehalten hat. *)

Der Weg führt uns abermals durch das antike Rom, und wir beſuchen, unten am Kapitole, noch die Säle der Malerakademie von St. Lukas. Unterhaltend iſt die bunte Reihe der Malerbildniſſe meiſt von ihnen ſelber, mit andern Proben und Modellen ihrer Kunſt; und wir erfreuen uns darunter mancher braven Landsleute, ſelbſt noch lebender. Hauptſächlich iſt es uns aber um einen Rafael zu thun. Nicht ſowohl um ſeinen Schädel, welcher hier in einem

---

*) Eine Abbildung des Altarhäuschen ſiehe bei Agincourt, XVIII. 17. — Ein glänzendes Muſivgemälde der Verklärung wurde ſchon im 6ten Jahrhundert in Neapel verfertigt.

Glaskaſten bewahrt wird, mit jener bekannten Inſchrift ſeiner Büſte im Pantheon, wonach die Natur fürchtete, von dem Lebenden beſiegt zu werden, und mit ihm zu ſterben; und welche hier als ihre eigene Parodie erſcheint: dieſes Caput mortuum empfehlen wir der Schädellehre; uns iſt es nur ein ernſtes Memento mori, und wir wenden uns gegenüber zu dem ſchönen Spiegel ſeines unſterblichen Theiles. Das iſt ein lebensgroßes Bild im Bilde, welches von Pietro von Cortona hergeſchenkt, ſonſt auf dem Altare der Lukaskirche nebenan, ſtand: der Maler der heiligen Urbilder und Schutzheilige der Maler, der Evangeliſt Lukas ſelber, wie er das Bild der mit dem göttlichen Kinde in den Wolken ſchwebenden H. Jungfrau malt: er iſt entzückt, denn ihm erſcheint, neben ſeinem Gemälde, das himmliſche Urbild ſelber. Hinter ihm ſchauet Rafaels holdes Antlitz begeiſtert herein: und wer da zweifelt, ob Rafael ſein wahrer und größter Schüler, und auch ihm die Mutter Gottes erſchienen ſei, der ſchaue hieher, und trete vor ihr höchſtes Abbild in Dresden.

Rom, am 1. Mai 1817.

Heute iſt Donnerstag, und Nachmittags ſind alſo die Säle des Vatikans allem Volke aufgethan. Wir wandern auch nochmals hinaus; denn bald iſt es das letztemal, daß wir hier die größten Wunder der alten und neuen Kunſt ſchauen können; und gern mögen wir dieß auch in Geſellſchaft der Volksmenge thun, welche faſt nie fehlt, und die mit weißen Marmorbildern erfüllten Zimmer bunt belebt. Selbſt Bauern und Bäuerinnen, in ihrer hübſchen Landestracht, ergehen ſich hier, wie in der nahen Peterskirche, und laſſen manche treffende Sprüche über die Bilder vernehmen. Im Ganzen haben die Römer einen geſunden Sinn für die Kunſt; und ihren Rafael würdigen ſie ſehr gemüthlich. Der Weg durch ſeine Logen, dann durch die lange Halle, voll der älteſten Chriſtlichen, und gegenüber Altheidniſchen Denkmale, Grabſteine, Bauſtücke, Inſchriften ꝛc. iſt uns ſo wohl bekannt; denn er führt auch zur Bibliothek: gleichwohl müſſen wir immer noch hier und da verweilen, finden immer noch etwas Neues. Durch die Gitterthüre treten wir nun in die eigentliche Gallerie. Die lange Halle heißt nach dem jetzigen Papſt Chiaramonti, welcher ſie, ſo wie die Vorhalle, ſo reich beſetzt hat. Wir haben ſchon überall unſere Bekanntſchaften und Lieblinge erwählt, und begeben uns bald zu ihnen, ohne uns ſonſt aufzuhalten, wenn uns nichts Neues in den Weg tritt.

Am Eingange lagen die großen Flußgötter Nil und Tiber, welche nach Paris entführt ſind. Der Nil von 16 kleinen Kindern lieblich umſpielt, welche die 16 Grade der Nilüberſchwemmung bedeuten, daher das oberſte, mit dem Gotte gleich hoch, in ſeinem Füllhorne ſteht. Die Sphinx, worauf er ſich ſtützt, wenn ſie nicht die Löwenjungfrau und Konſtellazion der Ueberſchwemmung iſt, gibt uns noch über ſeinen Urſprung, und über ſich ſelbſt zu rathen. Erhobenes Bildwerk am Fußgeſtelle zeigt die Thiere des Nils. Der Tiber ruht auf der Wölfinn mit den Zwillingen, welche er ihr brachte. Unten iſt die Sau mit ihren 30 Ferkeln, welcher Aeneas folgt (wie Kadmus der Kuh), und das nach ihrer Weiße benannte Alba erbauet. — Das Bruchſtück einer Minerva iſt noch in der älteren Art der Aegineten. Zu derſelben gehören auch drei erhobene Bildwerke: zwei Göttergeſtalten, unvollſtändig; drei weibliche Figuren, ſich anfaſſend:

Mann und Weib. Auf einem andern erhobenen Bildwerke bemerken wir zwei Krieger im Ringpanzer, welcher ſich ſchon auf Aegyptiſchen Denkmalen findet, und überall, wie bei uns, die älteſte Rüſtung ſcheint, und auch die Hetruriſchen spongia (Spangen) bei Livius erklärt. Eine herrliche Büſte gleicht dem Regulus zu Neapel. In ganzer, ſchöner Geſtalt, erſcheint ein Mercur, eine Ariadne, und Venus, dieſe mannigfaltig, ſich ſalbend, die Bruſt bedeckend und das Gewand auf die Hüften ziehend, immer reizend. Mehre Amores auf Delphinen, wie neben der meergeborenen Göttinn zu Florenz. Eine herrliche mannweibliche Amazone hat ganz ähnliche ruhige Stellung mit denen auf dem Kapitole. Eine verſchleierte Römerinn ſteht ſehr edel da. Merkwürdig iſt ein Aeskulap, eine Parze, und ein rieſenhafter Cybelekopf mit Sinnbildern geſchmückt. Ein erhobenes Bildwerk von furchtbar myſtiſchem Anſehen, iſt ein geheimer Mithras, wie er hier noch als Bildſäule ſteht, auf einer Kugel, mit grimmigem halbmenſchlichem Löwenkopfe, Flügeln, Schlüſſel in der Hand, ganz von einer Schlange umwunden, welche ſeinen Kopf beißt; dazwiſchen die Zeichen der Sonnenwende und Nachtgleiche, auf den Hüften und Brüſten: alſo, der Sonnenlöwe von der Schlange der Ekliptik gebunden ꝛc. Die gewöhnlichen Mithrasbilder mit dem Stiertödter ꝛc. ſind ſehr mannigfaltig hier. Jenes

Bild hat wohl dem Michel Angelo bei dem Ceremonienmeiſter Biagio als Minos in ſeiner Hölle vorgeſchwebt. Deſto lieblicher erſcheint dagegen der ſchöne Antinous, mit Blumen im Schooße. Sehr reizend iſt beſonders das Gewand an dem kleinen Sturze einer Iſis. Eine Karyatide müſſen wir immer bedauern, um ſo mehr, je ſchöner ſie iſt. Eine Ceres ſcheint noch aus der älteren Zeit. Das kleine Bildwerk, welches Rafael bei ſeiner Grablegung vor Augen hatte, ſehen wir auch hier gern.

Bis hieher geht die meiſt vom jetzigen würdigen Papſt angelegte Sammlung, in der langen Gallerie, deren Bogenfelder jetzo bemalt werden, wozu auch ein Deutſcher, Eggers aus Meklenburg, verſtattet iſt. *) Beſſer wäre freilich, wenn die ganzen weißen Wände einfach angeſtrichen würden, um die Marmorbilder mehr davon abzulöſen. Wir treten einige Stufen hinauf in die ältere Sammlung von Pius und Clemens. Der Torſo, Michel Angelo's höchſtes Muſter und Winkelmanns hohe Bewunderung, thront in der Mitte des erſten runden Zimmers: die vollendete Kraft und organiſche Durchdringung des gelblichen warmen Marmors, verkündigt das Griechiſche Werk, auch wenn der Name des Meiſters, Appollonios Neſtors Sohn

---

*) Seitdem auch Veith, welcher hier des Papſtes Verdienſt um Erhaltung des Koloſſeums vergeſſen hat.

der Athener, nicht auf der Löwenhaut ſtände. Der ſitzende Halbgott erinnert zunächſt an den Laokoon, obwohl er dieſen noch übertrifft, und ruhet. Michel Angelo hat ihn im Modell ergänzt, wie er ſich auf die Keule ſtützt. Eine Gemme in Florenz zeigt einen ähnlich ſitzenden Herkules, wie er ein Frauenbild umfaßt: vielleicht gehörte zum Torſo eine Hebe; unſterblich iſt er ſchon. Neben ihm ſitzt auch das Bruchſtück eines anmuthig bekleideten Weibes, Rafaels Liebling. Nicht ſo ſchicklich ſteht hier ein ehrwürdiges Denkmal aus den unlängſt entdeckten Gräbern der Scipionen: ein einfacher, aber zierlicher Sarkophag des Scipio Barbatus, aus dem 5ten Jahrhundert Roms, wie die Inſchrift beſagt, mit ſeiner Büſte: alles nur aus Tufſtein. Im folgenden Rundgemache ragt in der Mitte der herrliche Held Meleager, der Hund und Schweinskopf neben ihm: die linke ihm fehlende Hand wagte Michel Angelo nicht herzuſtellen. Auffallend iſt hier noch ein Sturz mit einem Netzkleide, dergleichen von Tireſias und in den Bachus Orgien getragen wurde. Wir kommen nun in den runden Hof des Belvedere, deſſen offene Halle mit Säulen und großen Kufen von allerlei köſtlichem Marmor, Granit, Porphyr, Baſalt und andern ſeltenen Steinarten beſetzt iſt. Dazwiſchen ſtehen Marmorſärge, auf welchen beſonders Jagden, Amazonenkämpfe und Bachuszüge wiederkehren, in myſtiſcher Andeutung des Lebens aus dem Tode. Eine andere häufige Vorſtellung derſelben, iſt eine halb offene Pforte in der Mitte, und Figuren zwiſchen Säulen, zuweilen unter Bögen: was auch auf die älteſten Chriſtlichen Särge übergegangen iſt. Vor allen merkwürdig iſt ein kleiner Sarkophag von Alabaſter, auf welchem das Bild der Todten ruhet, wie häufig: an der Vorderſeite aber ſtürzt ein Mann mit Pferden, und umher und auf den Ecken ſtehen engelähnliche Figuren mit großen Flügeln, auch am Haupt, in gewaltiger Gebärde, und ſchwingen Waffen über ihn. Der Ausdruck und die Arbeit iſt meiſterhaft, und das Ganze ſcheint eins der vollkommenſten Werke der ſpäteren Hetruriſchen Kunſt, ohne Härte, doch alterthümlich, nach ihrem älteren Typus. In den einzelen kleinen Gemächern ſtehen nun die ragenden Gipfel der alten Kunſt: Antinous, welchen Winkelmann, wegen unzulänglicher Aehnlichkeit für Meleager oder ſonſt einen Heros hält, und Visconti, am wahrſcheinlichſten, für einen Merkur, auf welchen auch der Palmſtamm neben ihm deutet; die jugendlich kräftige Geſtalt iſt des gewandten Gottes und Vaters der Palaeſtra würdig. Noch göttlicher erſcheint uns die Hoheit des Apollo, im ruhigen Siegesmuthe einherſchreitend. Vollendetes Ebenmaaß, höchſte Blüte der männlichen Geſtalt und himmliſche Schönheit! Gleichwohl iſt ein gewiſſes Grauen in dieſer Göttererſcheinung: der abgedrückte Bogen hat ſchon getroffen, ſei's den Drachen Python, die Titanen, die Kinder der Niobe, oder die Griechen vor Troja, wo Apollo, finſter wie Nachtgrauen, wandelt, und der Köcher (deſſen Band hier noch ſichtbar iſt) auf ſeiner Schulter raſſelt. Die Schlange an dem Lorbeerſtamme neben ihm, bezeichnet fürder dieſen Gott. Eine ganz eigenthümliche Ruhe in der Bewegung gibt ihm das Vorſchreiten des rechten Beines und Vorſtrecken des linken Armes mit dem Bogen (davon nur ein Stück übrig iſt). Zweifelhaft bleibt, ob der Marmor Griechiſch, gewiß iſt es die Arbeit. Ein ganz ähnlicher Apollokopf, nur ſtrenger, war in Venedig. Dagegen ſahen wir zu München ſchon vom Laokoon einen vielleicht zwar ausgebildeteren, doch wohl ſpäteren Kopf, als an der hieſigen Gruppe, welche ſchon Plinius über alle andere Bildſäulen ſetzt, und die Meiſter Ageſander, Polydor und Athenodor von Rhodus nennt. Vermuthlich iſt der Athenodor, deſſen Plinius aus der Zeit des Phidias erwähnt, derſelbe. Die Inſchrift am Fuße eines andern, verlorenen Werkes, nennt ihn Ageſanders Sohn, was auch wohl Polydor war; ſo daß der Vater den auch vollkommener gearbeiteten Laokoon und die Söhne deſſen Söhne gebildet hätten. Das Werk iſt eine plaſtiſche Tragödie im höchſten entſcheidenden Akt, wie Prometheus, den Vulkan mit Kraft und Gewalt an den Felſen ſchmiedet, wie Niobe mit ihren Kindern: der warnende Prieſter, aus königlichem, den Göttern verwandtem Stamme, mit dem feſtlichen Lorbeer bekränzt, am Altare, ſammt ſeinen beim Opfer dienenden Söhnen, von den gottgeſandten Schlangen des Schickſals umwunden, damit Troia's Geſchick erfüllt werde: ſo verwickelt und furchtbar die Umſtrickung des vollkräftigen ringenden Alten, des faſt ſchon hingegebenen zarten Knaben und des hinweg ſtrebenden Jünglings, ſo klar und ruhig iſt doch alles durch die freie vollendete Darſtellung, welche das Gebilde auch ohne alle außer ihm liegende Beziehung deutlich macht. — Ein mächtiger Abſtand iſt, wenn man neben dieſen höchſten Gipfeln der antiken Kunſtwelt, zu den Werken *Canova's* tritt: *Perſeus*, mit dem Schwert und Meduſenhaupte, welcher Apollo's Stelle, während der Entführung nach Paris, einnahm, iſt auch nur eine ſchwache Nachbildung des Gottes; und die beiden Fauſtkämpfer, welche ſich drohend gegenüber ſtehen, ſind ein Paar gemeine Boxer, mit übertriebenen krauſen Muskeln: alle ſind überzart ausgearbeitet. — Von den mancherlei Antiken neben jenen Hauptwerken iſt merkwürdig, ein Zug von vier Iſisprieſtern, kleine erhobene Arbeit; und ein großer Priap, ganze Figur, mit Fruchtfülle im aufgehobenen Kleide.

Hierauf folgt ein großes Zimmer voll allerlei Gethier, einzeln und in Gruppen, Kämpfen, und meiſt aus allerlei ſeltenen, bunten und dazu paſſenden Steinarten, wie eine verſteinerte Menagerie, darunter einige Thiergötzen. Eine etwas undeutliche Gruppe ſcheint Paſiphae mit dem Stiere. Größer und ſchöner iſt der eine Nymphe entführende Triton, und die nackte ſich ſträubende und ſchreiende Schöne ungemein reizend. Sie ſcheint beim Baden entführt: zwei Amore winken ihr Schweigen zu. Am Sargdeckel, der zum Unterſatze dient, ſchweifen Bachuszüge.

Im anſtoßenden langen Saale ſteht der ſehr ſchöne Oberleib eines Amor, nicht ſowohl des irrdiſchen, als des himmliſchen. Das erhobene Bildwerk in der Wand darüber ſieht aus wie der Auszug der Iſraeliten (?). Paris, als Hirte ſitzend mit dem Apfel, läßt deutlich erkennen, wem er ihn bietet und um welchen Preis. Ein kleiner Satyr (Paniskus), welcher einer ſitzenden, hohnlächelnd ſich ſträubenden Najade das Gewand völlig abzieht, iſt nicht minder ausdrucksvoll in Geſicht und Gebärde. Sehr anziehend ſitzt eine weibliche bekleidete Geſtalt, mit übergeſchlagenem Beine und darauf geſtütztem Ellenbogen: einen Sturz derſelben bemerkte ich ſchon unten im langen Gange. Auch hier ſteht eine ſchöne Amazone und eine hehre Juno. Höchſt ſprechend und würdig ſitzen auf ihren Stühlen, mit Schriftrollen in der Hand, Menander, der Vater der Griechiſchen Komödie, und ſein Zeitgenoß der Komödiendichter Poſeidippos, welchen die Unterſchrift nennt: beide als Muſter von Dichterbildniſſen. Eine Büſte mit einer Maske zeigt zugleich das Geſicht dahinter. Zwei Iſisbüſten ziehen bedeutſam an, und die Baſaltbüſte des Jupiter-Serapis bezeichnet ihn als den König der Schatten. Der in der Mitte dieſer ganzen Götter- und Helden-Welt thronende Jupiter, mit Scepter und Bliz, iſt aber der lichte Herrſcher des Himmels: die gewaltige Bruſt und das ſinnlich erhabene Antlitz verkündet den Vater der Götter und vieler Halbgötter, deſſen Stirn mit der Göttinn der Weisheit ſchwanger iſt, wie ſeine Hüfte mit dem Gotte des Weines. Sein ewig heiteres Antliz umwölkt ambroſiſche Lockenfülle, deren Bewegung Erhörung zunickt und den Olymp erbebt. Es iſt das beſte übrige Marmorbild dieſes Gottes, ein Griechiſches Werk, und gibt uns eine Ahnung vom Olympiſchen Zeus des Phidias. Neptun, ganz nackt ſtehend, mit dem Dreizack, iſt dem Bruder ähnlich, aber mehr Ausdruck ſeines flüſſigen ſtürmiſchen Elements. Der wunderſchöne Adonis ſteht auch ganz nackt, erſchreckt von der tödtlichen Wunde des Ebers am Schenkel, mit abwehrenden Händen, fühlt er ſein blühendes Leben entſtrömen. Er erinnert an den ebenſo hinſterbenden Kämpfer in Neapel. Einige männliche und weibliche Bruchſtücke ſcheinen zur Gruppe der Niobe gehörig. Die halb nackte, weinend ſich bückende Nymphe, mit dem Gefäß in den Händen zur Danaide ergänzt, zeigt bei der mühſeligen Arbeit den ſchönſten Rücken. Die halb enthüllt, mit den Armen über dem Kopfe, ſchlafende Schöne iſt nicht Kleopatra, im ſchmerzloſen Tode, da ſchon Winkelmann die Schlange am linken Arme für ein bloßes Armband in dieſer häufigen Geſtalt erkannte; ſondern es iſt die auf dem Naxos-Felſen verlaſſene Ariadne, welche erſchöpft hingeſunken, und im unruhigen Schlummer den weiten Schleier mit den übergeſchlagenen Beinen in holder Verwirrung um ſich gezogen, und ihr an den Seiten offenes Spartiſches Gewand von Buſen und Hüfte reizend verſchoben hat: bald wird der fröhliche Gott der Reben ſie erwecken und als Göttinn in ſeinem Triumphzug über die Erde mit ſich führen. Herrlich ſteht daneben, auf hohem Kothurne, das lang bekleidete und umſchleierte Frauenbild, deren Kopf zur tragiſchen Muſe ergänzt iſt. Ein Schlangenarmband ſcheint durch ihr Gewand.

Das kleine Seitengemach enthält einige köſtliche Werke. Vor allen, die kleine Venus, welche jeder anderen den Rang ſtreitig macht, und auch öfter nachgebildet in Neapel iſt: ganz nackt, bis auf ein Schlangenarmband, iſt ſie im Bade auf das rechte Knie niedergeſchmiegt; den Händen an Schaam und Bruſt ſcheint noch Waſſer zu entfließen, aus welchem die Göttinn neugeboren aufſteigt, und ihr ebenſo hohes als liebliches Antlitz blickt wohlgefällig über die ſchöne Hüfte nieder. Bupalos, deſſen Name am Fußgeſtelle ſteht, kann wenigſtens nicht jener bekannte Meiſter, lange vor Phidias, ſein. Einen treffenden Gegenſatz bildet daneben die mit der Fackel einherſchreitende Diana. Ein Faun, eine Vaſe und ein Badeſtuhl von rothem Marmor ſind ſeltene Stücke. Den Fußboden ſchmückt eine treffliche antike Moſaik, und oben an der Wand ſtehen die Thaten des Herkules in erhobener Arbeit. Außen an dieſem Gemache auf der Gallerie ſieht man auch mehre merkwürdige Antiken, welche der Witterung nicht ſo ausgeſetzt ſein ſollten: ein Sarkophag mit der offenen Thür, und Krieger im Ringpanzer. Minerva, im älteren, den Aegineten ähnlichen Style (mit Schlangen an dem Panzer); deßgleichen, Neptun, und ein Bruchſtück von Herkules Raub des Delphiſchen Dreifußes. Die Wölfinn mit Romulus und Remus, dabei zwei Hirten mit Krummſtäben. Apollo und Diana mit den Giganten. Die ſchlangenfüßigen, himmelſtürmenden Giganten mit Bäumen und Felſen, ſchauen wir noch beim Rückgange, am Unterſatze der ſchlafenden Ariadne.

Am Eingange des Saals der Muſen zeigt eine ſtark erhobene Arbeit ſechs nackte Krieger, mit Helm, Schild und Schwert, im zierlichen Waffentanze. Auf dem Bildwerke daneben gebiert Jupiter den Bachus aus der Hüfte (Meros), wie Brama aus dem Berge

Meere geboren wird). Im Saale ſteht Apollo, im langen Frauengewande, mit der Leier (woran ein Marſyas geſchnitzt iſt), als Muſenführer, und um ihn her die neun Muſen mit ihrer Mutter Mnemoſyne. Vor allen anmuthig und bedeutſam ſind Thalia und Melpomene: jene ſitzt mit Epheu gekränzt, und eine komiſche Maske neben ihr; dieſe, in der kühnen Stellung mancher Heldenbilder, hat den linken Fuß hoch auf einen Stein geſetzt, und ſtützt auf das Knie den Arm mit dem Dolche; die andere Hand hält die tragiſche Herkules-Maske. Ihr Geſicht, mit den lang über Stirn und Nacken fallenden Haaren, ſchwer von Weinlaub und Trauben umflochten, vereint in wunderbarer Tiefe Grauen und Luſt. Ihre Büſte iſt daher auch in Abgüſſen überall ſo beliebt. Zwiſchen den Muſen ſtehen die Büſten der ſieben Weiſen, mit Griechiſcher Unterſchrift ihrer Namen und Sprüchen. Dabei auch Perikles, Aspaſia und Alcibiades, welche aber alle drei gar nicht der bedeutenden und ſchönen Vorſtellung entſprechen, welche die Geſchichte von ihnen gibt. Von dem letzten zeigt noch ein ähnliches, aber ganzes Bildniß, nackt, in ſtreitbarer Stellung, eine ſchöne Heldengeſtalt. Alle dieſe Bilder, ſammt mehren Fußgeſtellen von Büſten Griechiſcher Dichter und Künſtler, ſind in der Villa des Caſſius bei Tivoli gefunden, und vermuthlich gute Wiederholungen älterer Werke. Die

Muſen, welche alle auf Felsſtücken ſitzen oder ſtehen, bildeten vielleicht mit Apollo und Minerva eine piramidiſche Gruppe, wie auf Rafaels Parnaß.

Im Durchgange zum folgenden runden Saale ſtehen zwei rieſengroße Frauen-Köpfe, mit hohem Haarputze, der eine mit Weinlaub bekränzt, wie die tragiſche und komiſche Maske: ſie ſcheinen aber Bildniſſe. Die Büſte Jupiters übertrifft noch die obige ganze Bildſäule, und iſt wohl der vollkommenſte Kopf dieſes Gottes. Daſſelbe gilt von dem Jupiter-Serapis daneben. Dann der wunderſame Kopf mit triefenden Haaren und Bart, von Weinlaub, Seekrebſen und Delphinen durchflochten. Er iſt Oceanus getauft: vermuthlich ſind dieſe drei großen Büſten Jupiter, Pluto und Neptun. Auch ſtehen hier koloſſiſche Büſten von Antinous, Hadrian (trefflich gearbeitet) und Fauſtina. Dazwiſchen ſitzen und ſtehen eben ſo große ganze Götter- und Kaiſer-Bilder, die letzten zum Theil auch als Götter; am würdigſten der treffliche Nerva als ſitzender Jupiter. Im einfachen, kräftigen Style, regelmäßig bekleidet, etwas breit, ſtellt ſich Ceres dar. In faltenreichem Gewande, vom Mantel loſe umgürtet, ſteht Juno Lucina, milde und mütterlich, ſanft geneigt und hülfreich den Gebärenden. Deſto ernſter und großäugiger ſteht neben ihr Juno Soſpita, die Schützende, wie ſie zu Lanuvium verehrt wurde, mit Schild und Speer, aufgeſtülpten Schuhen, und ein ſteifes Ziegenfell, wie einen Harniſch, über das Doppelgewand tief gegürtet, und als Helm (ſonſt auch mit Hörnern) auf dem Kopfe. Dieß iſt vermuthlich auch die Haut der Ziege Amalthea, welche Jupiter und Minerva als Aegis führten. Die Göttinn hat im Antlitz etwas Furchtbares, Meduſenartiges, und ſieht gerade aus; ſie ſcheint ausgebildete Wiederholung eines alten Tempelbildes. Den Boden des Saales ziert auch eine antike Moſaik, in deren Mitte eine ungeheure Porphyrſchale ſteht. Würdig iſt der Haupteingang zu dieſem prachtvollen Rieſenſaale von zwei Aegyptiſchen Koloſſen bewacht, welche als Säulen den Thürbalken tragen, wie ſie früher am Thore des biſchöflichen Pallaſtes zu Tivoli, und urſprünglich ebenſo dort in der Villa Hadrians, ſtanden. Beide ſind aus hochrothem Granit, ganz dem Kapitoliſchen Antinous ähnlich gebildet, nur noch mit einem Gefäße auf dem Kopfe; alſo auch ſpätere elegante Nachahmung, wie die übrigen Götterbilder Hadrians im Aegyptiſchen Style. Beide ſtehen feſt an Pfeilern und ſind nirgend durchbrochen, wie die Altägyptiſchen Bilder; und man kann auch hier noch deren genaue Beziehung auf die Baukunſt erkennen: daher nicht bloß ſolche Dämonen und Rieſen (von den Griechen Atlanten genannt), oder Sphinxe und Löwen, ſondern auch Götterbilder ſelber, wie Iſis und Typhon, die

Pforten und Tempel ſtützten und ſchützten, und dieſe, nebſt allem Zubehöre, mit bedeutſamem Bildwerke bedeckt waren. Weniger bedeutend und paſſend waren die Karyatiden in der antiken Baukunſt, und wurden endlich zur Karikatur. Dagegen wiederholte die alte Chriſtliche Baukunſt jene reiche und unzertrennliche Verbindung mit der Bildnerei, welche hauptſächlich nur noch als ihr Schmuck erſcheinen konnte; und manches Ueberlieferte dieſer Art aufnehmend, deutete ſie es auch um, und gebrauchte ebenſo in ihrem Sinne die alten wunderlichen Bilder als Träger und Thürhüter. — Aus Hadrians Zeit iſt auch der Nil, auf eine weibliche Sphinx geſtützt, aus ſchwarzgrauem Marmor, wie (nach Pauſanias) er allein unter allen Flußgöttern ſo dunkel gebildet wurde, weil er aus Aethiopien kam. Die an der Thüre liegenden vier Sphinxe, zwei größere und zwei kleinere, aus rothem Granit, ohne Hieroglyphen, ſcheinen noch aus der Griechiſch-Aegyptiſchen Zeit. Wunderſam ſtehen bei dieſen Bildwerken die beiden Grabmäler der H. Helena und Coſtanza, Konſtantins Mutter und Tochter: zwei ungeheure Würfel aus Porphyr, mit ſtark erhobenem Bildwerke; auf dem letzten, große Arabesken mit Kindern, die mannigfaltig mit der Weinleſe beſchäftigt ſind; auf dem erſten, Krieger zu Roß und zu Fuß im Kampfe. Die Arbeit der kleinen, oft ganz vorſpringenden Geſtalten aus dem harten

Stein, iſt bewundernswerth, aber die Zeichnung roh und plump, beſonders an dem erſten; der letzte ſcheint etwas älter und beſſer. Die Särge ſind aus dem Lateran und S. Coſtanza hergebracht. *) Hinter dem einen ſitzt eine liebliche Muſe mit einer Schalmei, einer beſſeren Stelle würdig. Auch ſieht man hier eine Venus mit einem Erzgewande.

Ein rundes Seitenzimmer enthält eine andere erleſene Geſellſchaft: der bärtige und vollockige Bachus im langen Gewande; ewige Jugend ſtralt von ſeinem göttlichen Antlitze, und in heiterer Pracht und Weichheit erſcheint er. Viele Hermen und Büſten, worin man, ſinnvoll irrend, oft den Plato erkannte, zeigen ihn ebenſo, und vollſtändig manche andere Bildwerke, deren eins auch Vorbild Giovannj's Piſano war. Der Griechiſche Name Sardanapallos, am Mantelſaume, iſt ſelber ſchon ein mythiſcher mehrer Aſſyriſcher Könige, und deutet auf den Siegeszug des Gottes nach Indien, welcher zugleich eine Heimkehr war. Bekannter ſteht daneben der nackte Jüngling Bachus, mit langen weinbekränzten Locken, in faſt weiblicher Fülle der Hüften, wie er in ſtäter gottvoller Trunkenheit über die Erde taumelt. Apollo, mit der Leier, ſcheint ihn zu begleiten. Derſelbe ſteht nochmals hier als Apollino, in zarter Jüng-

---

*) Abbildungen beider gibt Agincourt, IV. 1. VI. 2. IV.

lingsgeſtalt, und höchſt anmuthig um den Baum gelehnt, an welchem er die ihm geweihte Eidechſe mit dem Pfeile ſpielend belauert: die ſchönſte Wiederholung von des Praxiteles berühmtem Erzbilde. Rüſtiger ſteht Merkur, mit Flügeln am Haupte, neben der Schildkrötenleier, welche er erſann, an dem Palmbaum, auf deſſen Blättern er die Schrift erfand. Die beiden Diskuswerfer, der eine erſt die Scheibe und das Ziel abwägend, der andere im Begriff ſie zu werfen, in angeſtrengter Stellung, wie man hier auf den Plätzen noch häufig die Bocciaſpieler, bei uns die Kegelſpieler, ſieht: zwei meiſterhafte Griechiſche Werke, die häufig wiederholt ſind, auch in erhobenen Bildwerken, und ohne Zweifel auch ſämmtlich Nachbildungen der beiden berühmten Scheibenwerfer des Naukides von Argos und des Myron, vermuthlich aus Erz. Hier erkennt man die unmittelbare Wirkung der Griechiſchen Kampfſpiele, in welchen die Künſtler ſelber durch Darſtellungen dieſer Wettkämpfe um den Preis rangen. Aus ſolchen Spielen bildeten ſich Helden, wie der herrliche daneben ſtehende, bärtig, nur mit Helm und kurzem engem Mantel bedeckt, durch welchen die kräftige Geſtalt ſich trefflich durchzeichnet. Weiterhin ſteht daſſelbe Bild nochmals im Kleinen. Man nennt es Phocion, und das höchſt edle ruhige Antlitz und die Haltung iſt dieſes großen Helden und Bürgers würdig. In der Mitte ſteht ein zierlicher

Wagen, ergänzt mit zwei Roſſen, aus weißem Marmor: er diente in der Markuskirche als Biſchofſitz.

An der Treppe zu dem oberen Gange liegt der Flußgott, welchen Michel Angelo durch einen Tiger zum Tigris ergänzt und ihm einen Kopf aufgeſetzt hat: dieſer ähnelt ſeinem Moſes, welcher wohl Waſſer aus dem Steine ſchlagen möchte, paßt aber wenig zu dem antiken Waſſergotte. — Sehr lieblich ſind, in der langen Halle, zwei Neſter mit Amorinen auf Bäumen: wie Eros aus dem Ei geflügelt hervorging. Myſtiſcher ſteht umher ein ganzes Pantheon Altägyptiſcher Tempelbilder, meiſt auch aus dunklem Geſtein, und klein: mehre Iſis, Oſiris, Anubis, Sperber ꝛc., fünf Paſtophoren (Götterbildträger), mit Hieroglyphen. Einen guten Uebergang macht hier die Epheſiſche Diana, obgleich ſie mumienartig eingewickelt ſteht, und die Kunſt in der Wiege zeigt: ſie iſt in ihrer überladenen Bilderſchrift ganz jener zu Neapel ähnlich, nur aus weißem Marmor, und auch in Hadrians Villa gefunden. Deſto einfacher erſcheint eine Venus, mit einer beweglichen Perücke. Merkwürdig und einzig iſt eine zierlich bekleidete, auch in der geraden Stellung an die ſpätere Iſis erinnernde Geſtalt, mit einem anſpringenden Hunde, welche zur Diana ergänzt iſt, obgleich ihr männliches Geſchlecht deutlich durch das Gewand tritt: vermuthlich ein myſtiſches Bild des doppelgeſchlechtigen Mondes, wie ihn die Aegypter, Griechen und Römer kannten, als Lunus und Luna (auch im Altdeutſchen, Mane und Mänin): und wie ſolche Doppelgeſchlechtigkeit in vielen andern Mythen, und auch in den Bildern der Sphinx (als Räthſel der Natur überhaupt) und des Hermaphroditen, unzweideutig ausgedrückt iſt. Dieſes Bild hier iſt aus gelblichem Marmor von Luna, und vielleicht in dieſer alten Hetruriſchen Stadt verehrtes Tempelbild, oder Wiederholung deſſelben. — Selten ſind ſo genaue und meiſterhafte Nachbildungen gemeiner Natur, wie der alte nackte Mann, welcher die Fiſche in ſeinem Korbe ausruft: vermuthlich der Kyrenier Phernion aus Menanders Komödie die Fiſcher, weil ſein Geſicht Afrikaniſch iſt und eine der vielen Wiederholungen dieſes Bildes eine Maske neben ſich hat. Der jüngere Hirte, mit einem Schaffelle halb bekleidet, und ein (ergänztes) Lamm tragend, iſt ſo wahr als fein ausgearbeitet. Solche Fiſcher- und Schäfer-Idyllen ſieht man bei Neapel am Meere und hier in der Campagna noch wirklich. Der Kopf des Schäfers, mit dem Haarbüſchel auf dem kahlen Scheitel, erinnert an den Hirten, welchem der Heiland ſeine Lämmer übergab. Ungemein naiv iſt der kleine Knabe, welcher den Kopf und die Hände auf ein Knie geſtützt, ſorglos über ſeinem Fiſchkorbe eingeſchlafen iſt. Noch anmuthiger und bedeutender ſteht die zarte Jungfrau, welche mit loſen runden Haaren und nur mit einem kurz über die Hüfte fallenden Gewande bekleidet, in jungfräulicher Scheu, eben zum Wettlaufe den Fuß aufſetzt und das Ziel mißt: ein Palmzweig am Baumſtamme neben ihr verkündigt ihren Sieg. Ganz ſo beſchreibt noch Pauſanias die Jungfrauen des Wettlaufes bei den Spielen der Juno zu Elis; und dieſer wurde zum Andenken der **Chloris**, Tochter der Niobe und Gemahlinn des Neleus, gehalten, welche darin die Jungfrauen von Elis beſiegte. Sie allein, als die jüngſte von den 7 Töchtern der Niobe, ward gerettet, weil ſie Latona anrief, wie Ismenus der jüngſte von den 7 Söhnen, *) und ward Mutter eines neuen Heldenſtammes. Ihr eigentlicher Name **Meliboea** wurde in **Chloris** (bleich) verwandelt, weil ſie von dem Schrecke fortan bleich blieb. Man könnte ſolches mit ausgedrückt ſehen, in dem ſehr alten Marmorbilde, welches mit der Gruppe der Niobe vielleicht auch ſonſt in Verbindung ſteht. Unter den vielen erhobenen Arbeiten von dieſer Gruppe, hier und anderswo, iſt die auf einem Sarge hier die ſchönſte: Apollo und Diana ſchießen von den Seiten her; die Söhne ſind zum Theil jagdrüſtig; der Pädagog iſt auch dabei; **Niobe**

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 316. Nach Pauſanias, rettete ſich mit ihr noch eine Schweſter **Amykla** und ein Bruder **Amphion**.

mit der jüngſten Tochter ſteht der Bildſäule ähnlich; ganz eigenthümlich iſt aber an dem Deckel des Sarges die Gruppe der Töchter, welche bewundernswürdig und im Tode noch reizend über einander hingeſtreckt liegen, und den letzten Akt der großen Tragödie erhaben vor Augen ſtellen. *) Solche Darſtellungen ſind die wahre Stärke dieſer Bildnerei. Vortreflich iſt auch das Bildwerk, wie Kaſtor und Pollux die Töchter des Leucippus, Phoebe und Hilaria, von ihrer Hochzeit entführen. Weil der ſterbliche Kaſtor dabei getödtet wurde, und Pollux nun die Unſterblichkeit mit ihm theilte, ſo iſt der Inhalt bedeutſam für einen Sarg. Noch deutlicher bezeichnet den Traumzuſtand des Todes die auch hier auf zwei Särgen wiederkehrende Allegorie, wie Diana den ſchlummernden Endymion beſeligt. Zuletzt ſtehen hier, unter den mancherlei Gefäßen und Geräth aus den köſtlichſten Steinarten, auch drei Marmorleuchter, deren ſchon bei den Aegineten gedacht iſt. Zwei davon zeigen an ihrem dreiſeitigen Fuße, flach erhoben, die Götter Jupiter, Juno und Merkur, Venus, Mars und Minerva. Vielleicht gehörten drei oder vier ſolche Leuchter zuſammen mit den neun oder zwölf großen Göttern. Die Darſtellung iſt noch alterthümlich, und der Aeginetiſchen nahe, aber ſchon ſind die einzelen Götter aus-

---

*) Vergl. die Abbildung bei Agincourt. I. [illegible]

drucksvoll unterſchieden, und alles viel leichter, und auf dem Uebergange zur vollen Freiheit; mehr als auf einigen ähnlichen Werken im Kapitole. Im älteren Style iſt noch der dritte Leuchter, auf deſſen drei Seiten Apollo und ein Prieſter den Herkules verfolgen, welcher den Delphiſchen Dreifuß entführt, weil die Pythia ihm, dem vom Morde des Jupiters befleckten, Antwort verſagt hatte: Jphitus Blitz ſchied und ſühnte den Streit. Dieſer bedeutſame und weitgreifende Mythus findet ſich öfter wiederholt, aber nur im ähnlichen alten Style (wie wir ſchon oben ein ſolches Bildwerk bemerkten, und ein anderes zu Dresden bekannt iſt), und Herkules meiſt unbärtig, wie die Phöniker und Hetrurier ihn verehrten. Eine ſpätere große Bildſäule hier, welche auch dieſen Raub vorſtellt, iſt ergänzt und ungewiß.

Ueber einer der letzten Thüren ſieht man eine Wiederholung des Muſivgemäldes, welches von Kaiſer Otto's 2 Grabmal vor der alten Peterskirche, in den Gewölben der neuen bewahrt iſt: in der Mitte ſteht der Heiland ſegnend mit einem Ringe am Daumen, rechts Paulus mit einem Buche, und links Petrus mit drei Schlüſſeln. Und ſo kommen wir durch eine lange Gallerie, mit Karten und Grundriſſen der Länder und Städte von ganz Italien bemalt, wieder in das Reich der neueren Kunſt, der Malerei, worin Rafael herrſcht, und wir können nicht durch die Zimmer ſeiner Teppiche und die Stanzen gehen, ohne in dieſem Paradieſe zu verweilen, und von der langen Reiſe durch das Reich der Formen auszuruhen. Am Ende führt uns ein Seitenweg noch, in eine kürzlich erſt wieder entdeckte Kapelle, welche von Giovanni da Fieſole, in verſchiedenen Feldern ganz mit dem Leben des H. Benedikt, andächtig und anmuthig bemalt, und die ſchönſte Vorhalle zu Rafaels Heiligthum iſt. Durch den dunkelen Saal der Apoſtel, deren Bilder auch von Rafael herrühren, aber noch mehr übermalt ſind (von Arpino u. a.), als jene in der Kirche der tre Fontane, treten wir wieder in ſeine Logen heraus: ſo iſt er hier im Vatikan Anfang und Ende, und doch ohne beides.

Auch in den übrigen Theilen dieſes neuen Labyrinths, an welchem ein Jahrtauſend wenigſtens fortgebauet hat, und worin man über 13000 Gemächer zählt, finden ſich noch manche Kunſtwerke. In den Zimmern, welche zur Wohnung des Papſtes eingerichtet wurden, ſah ich unter andern, das rieſengroße Bruſtbild einer Madonna von Maratta, welches mir ſehr edel und wirklich großartig erſchien. Die Wandgemälde der an Rafaels Logen ſtoßenden offenen Mittel-Gallerie, ſetzen das dort angefangene neue Teſtament fort, und ſind auch gute Arbeiten ſeines ſpäteren Namensverwandten Rafaellino da Reggio: der Einzug in Jeruſalem, die Hochzeit zu Canaan; von deſſen Nachahmer **Paris Nogari** ſind, die Fußwäſche, die Salbung durch Magdalena, die Vertreibung der Krämer aus dem Tempel, und einige andere. Die übrigen von dem letzten angefangenen Gemälde in der folgenden Gallerie des anderen Flügels ſind mit der ganzen Verzierung deſſelben noch unfertig. Auf ähnliche Weiſe iſt auch die obere Gallerte ringsumher bemalt, von welcher die Ausſicht, beſonders auf den Bergrücken gegenüber mit ſeinen Pinien, Gärten, Landhäuſern und einigen Kirchen, ſehr reizend iſt.

Wir ſteigen hinab, um dort hinauf zu ſteigen. Die mächtigen Waſſer-Garben oder -Sträuße der beiden Springbrunnen auf dem großen Platze funkeln im ſchönſten Abendlichte, und der lange Schatten des Obelisken zeigt uns die Zeit. Die Straße führt uns an dem großen Hospitale S. Spirito in Saſſia vorbei, deſſen Beinamen uns auffällt; und wir vernehmen, daß hier ſchon die Angelſächſiſchen Könige Ina, Offa und Kenred, welche zu Anfang des achten Jahrhunderts nach Rom kamen, eine Kirche und Wohnung für ſich und ihre Landsleute bauten, der Sachſen Schule genannt. Ebenſo ſoll Karl d. Gr., nach Bezwingung der Deutſchen Sachſen, mehre hieher verſetzt, und die Kirche S. Michele in Saſſia, nahe dabei, erbauet haben. Brände und Kriege, auch der Deutſchen, unter Heinrich 4 und 5, und Friedrich 1, verwüſteten öfters dieſen Stadttheil, und

Innozenz 3 baute 1198 die Kirche S. Spirito, welche ſpäter, durch Sangallo, ganz erneuet iſt; nur der alte Thurm ſteht noch. Auch S. Michele iſt, erſt 1750, erneuet, hat aber noch ſeine alten drei Schiffe auf 14 antiken Säulen, und iſt der Apoſtelkirche in Florenz, welche auch von Karl d. Gr herrührt, ſehr ähnlich. *)

Wir ſteigen vom Ufer des Tibers den hohen Bergrücken des Gianicolo, an welchem der Fluß ſich wendet, hinauf zu S. Onofrio. Die Kirche wurde erſt um 1440 erbauet, und iſt noch in ihrer alten Geſtalt; die Vorhalle und der Kloſterhof auf Säulen mit Rundbögen. An den Bögen dieſer Halle ſind Wandgemälde von Domenichino aus dem Leben des H. Hieronymus, und eine Madonna von Lenardo da Vinci, ſehr vom Wetter angegriffen, und daher unter Glas geſetzt. Dennoch erkennt man in Lenardo's Gemälde ſeine Gründlichkeit und Tiefe, wie ſein Urbild: die Mutter ſitzt auf einem Altar und hält eine Nelke, welche das Kind auf ihrem Schooße mit der Linken faßt und drei Finger der Rechten emporhebt, ſich gegen einen gemüthlichen alten Mann (vermuthlich Stifter des Bildes) neigend, welcher andächtig ſein Mützchen in beiden Händen vor ſich hält. Kürzlich erſt iſt von dieſem Gemälde ein Kupferſtich hier erſchienen von Joſeph Marri, welcher als ſein erſtes Werk

---

*) Einen Grundriß von beiden gibt Aginc [illegible]

recht lobenswerth iſt. Auch in der kleinen Kirche ſind einige gute Gemälde, beſonders am Hauptaltare, oben von Pinturicchio und unten von Baldaſſare Peruzzi. Dann ſuchen wir noch das Grabmal Taſſo's, welcher zuletzt hier lebte, und am Tage vor ſeiner Krönung auf dem Kapitole, am 25. April 1195, ſtarb: an der Thüre legten ihm die Mönche, 1601, einen ſchlichten Stein mit ſeinem Namen; eine Inſchrift an der Wand preiſet ihn aber breit genug. Friſcher erhält ſein Andenken die Taſſo's-Eiche im Garten unter dem Kloſter. Taſſo liebte ſie mit Recht, und wie ſie ſelber weither ins Auge fällt, und eine maleriſche Anſicht gibt, ſo ſchaut man auch von ihrer Höhe auf der Ecke, wo der Tiber ſich krümmt, zu beiden Seiten weit auf den Strom und die Stadt hin, und ſitzt ſo heimlich auf der Treppe unter dem ehrwürdigen alten Baume, dem größten dieſer Art in und um Rom. Wir nehmen einige Blätter und Blüten der friſch grünenden Zweige, zum Kranze für den gemüthvollſten Dichter Italiens, mit uns heim, und ſuchen dann von hier auf dem Berge weiter zu kommen. Mühſam dringen wir durch Geſtrüpp empor, wandern auf der kahlen Höhe hin, und gelangen in den ſorgſam unterhaltenen Garten der Villa Lanti. Das Landhaus iſt nach Giulio Romano's Zeichnung erbauet, nicht groß, aber wohnlich; und innerhalb ſind noch einige Wandmalereien von ihm und ſeinen Schülern. In einem Zimmer ſollen die vier Bruſtbilder an den vier Wänden die Bildniſſe ſeiner verſchiedenen Geliebten ſeyn. Eine darunter ſcheint mir die Fornarina, ſo wie ſie hier im Barberiniſchen Pallaſt zu ſehen iſt. Sterbend empfahl ſie ihm Rafael, ſo wie er ſeine Gemälde und Zeichnungen auf ihn vererbte. Romano's ruſſige und ziegelrothe Färbung tritt auch in dieſen Fresco's vor. Aus den hohen Fenſtern ſchauen herrliche Ausſichten auf die Stadt.

Wir kommen von hier bald ans Thor S. Pancrazio, und wandern weiter hinaus zur Villa Panfili. Sie iſt prächtiger und weitläufiger als Lanti, aber nur nothdürftig erhalten und in veralteter Pracht. Der Pallaſt, von Algardi gebauet, iſt außen überladen mit Bildwerken, darunter auch einige antike Büſten und erhobene Arbeiten ſind. In dem Ziergarten umher ſtehen auch dergleichen, zum Theil bemooſet. Die reiche Sammlung von Antiken und Gemälden, welche ſonſt hier war, iſt durch die Erben (zuletzt Doria) verſetzt und zerſtreuet; wir wandern alſo im Garten umher, welcher weiterhin zum Parke wird, aber kleinliche und vernachläſſigte Anlagen hat. Das Beſte iſt der Wald von hohen Pinien, von deren großen ſteinfeſten Zapfen wir einige mit Mühe zerſchlagen, und kleine eßbare Kerne finden. Von der freien Höhe des Pallaſtes hat man eine weite Ausſicht bis aufs Meer.

Wir kehren zurück, durch einen Bogen der Waſſerleitung Traians, welche vom See Bracciano 35 Meilen weit herkömmt, und von Paul 5, im Jahre 1609, hergeſtellt iſt. In der Stadt rauſcht dieſe Aqua Paola aus einer Prunkfaçade durch fünf Mündungen in mächtiger Fülle hervor, ſtürzt ſich unten auf die Mühlen, ſteigt in den Springbrunnen vor St. Peter wieder empor, und läuft über den Tiber in die Stadt, wo ſie noch manche Sprünge und Fälle thut. Auf der freien Höhe des Berges iſt dieſer Waſſerpallaſt auch weither in der Stadt ſichtbar, und mit ihm die ein wenig tiefer ſtehende Kirche S. Pietro in Montorio.

Dieſe bezeichnet die Stelle, wo Petrus ſtarb, nachdem er von Paulus getrennt über die jetzo zerbrochene Brücke geführt, und zum Schrecken der unten wohnenden Juden und Juden - Chriſten, hoch oben verkehrt gekreuzigt wurde; obgleich Einige dieß ſeinem Grabe näher am Vatikan geſchehen laſſen. Die Kirche ſoll ſchon von Konſtantin geſtiftet ſein, hat aber nichts Alterthümliches, ſondern iſt ganz aus dem 15ten Jahrhundert. In dem Hofe daneben, genau auf der Stelle der Kreuzigung, ſteht ein rundes Tempelchen auf 16 freien Säulen mit einer Celle, von Bramante, welches den beſten antiken gleich geachtet wird, und auch von gefälligen Verhältniſſen, doch ſehr winzig iſt. Die Kirche hat gute Gemälde, und wurde ſonſt mehr beſucht, als Rafaels Verklärung darin noch auf dem Hauptaltare ſtand: gleichſam zum Triumph über Michel Angelo, welcher, um ihn zu überbieten, dem Sebaſtiano del Piombo die Zeichnungen machte, welche dieſer hier in einer Kapelle ausführte, darunter beſonders die Geißelung des Heilands an der Säule; ſo wie Giovanni de' Vecchi hier in einer andern Kapelle, den H. Franciscus, wie er die Nägelmale empfängt, nach Angelo's Zeichnung malte. Dann hat auch Vaſari hier den Paulus gemalt, wie er bei Ananias wieder ſehend wird, und ſein eigenes Bildniß dabei angebracht. Die Bildſäulen der Apoſtel Petrus und Paulus hat Daniel von Volterra gehauen. Alles ſind gewaltige und tüchtige Werke, und haben jetzo, da Rafael hinausgegangen iſt, freieres Spiel

Wir ſchauen uns um auf der Terraſſe vor der Kirche, weit über die Stadt hinaus mit dem Tiber zum Meere hin Dieſer Berg hieß früher auch der goldene, und die Kirche in Monte aureo, daher noch Montorio, man ſagt, von dem gelben Sande, aber vielleicht noch mythiſch, wegen ſeiner Verbindung mit dem Jahresgotte Janus, welchem unten am Fuße des Berges zwölf Bögen errichtet waren, von denen noch einer übrig iſt Dort wurden auch, nach Livius, Plinius und A., zwei Steinſärge ausgegraben, mit Griechiſcher Inſchrift, deren einer den vor 535 Jahren verſtorbenen Numa Pompilius enthalten ſollte, aber ganz leer war, dagegen der andere ſeine darin verheißenen Bücher enthielt, und zwar ſieben Griechiſche von der Religion, und ſieben Lateiniſche von der Philoſophie; alle auf Papier, welches erſt 300 Jahr ſpäter erfunden iſt. Sie wurden öffentlich verbrannt, als unächt und dem Gemeinweſen ſchädlich. Dieſe Geſchichte erinnert an das Grab des Zauberers Virgil zu Neapel.

Der Garten des prächtigen und weitläufigen Pallaſtes Corſini zieht ſich hoch herauf, und zu dieſem ſteigen wir hinab, um deſſen reiche Sammlungen zu ſchauen. Die Bücher, Handſchriften und Kupferſtiche laſſen wir heute ruhen, und treten in die Gemäldezimmer. Unter der bunten Menge ſuchen wir uns nur die bedeutenden und die lieben alten Bekannten. Eine heilige Familie von Andrea del Sarto zieht uns zuförderſt an: ſein liebliches Ideal, ſeine Innigkeit, und den eigenthümlichen Schmelz und Duft ſeiner Farben, erkennt man mit Vergnügen wieder. Die ſanfte und liebevolle Hingebung im ſchmerzlichſten Leiden, auf dem Chriſtuskopfe unter der Dornenkrone, von Guido, bewegt uns im Innerſten, und bringt uns das ähnliche treffliche Bild deſſelben Meiſters, beim Hofrath Bach zu Breslau, vor die Seele. Die Mutter mit dem Kinde, klein, aber großartig, von Michel Angelo (vermuthlich nach ſeiner Zeichnung), haben wir ſchon zu München angetroffen, ſcheint hier aber ächter. Das Bildniß Philipps 2, als Knaben in grauer Tracht, von Tizian, iſt von bewundernswürdiger Wahrheit und Lebendigkeit: das zarte Geſicht verkündigt aber noch nicht den finſteren Tyrannen. Von unausſprechlicher Schönheit iſt eine Jungfrau daneben. Dem Alberto Duro wird das Bildniß eines Kardinals beigelegt, vor welchem eine Klingel auf dem Tiſche ſteht: es gehört zum ſchönſten der reichen Sammlung, und hat die gründlichſte Ausführung bei den glänzendſten Farben; es ſcheint aus der Eyckiſchen Schule. Auch trifft man in keiner Sammlung Roms, ja Italiens, ſo viel Niederländiſche Gemälde der ſpäteren Zeit, wie hier. Wir halten uns aber dabei nicht auf, und betrachten nur noch ein ſchönes altes Bild des H. Georg zu Roß, wie er den Lindwurm beſiegt und die ſchöne Königstochter befreiet; und zuletzt die große Landſchaft von Caspar Pouſſin, mit einem hohen Berge und Waſſerfalle: ſie iſt zwar ſehr nachgedunkelt, aber vielleicht ſein beſtes Werk, und von unſerem Gmelin meiſterhaft in Kupfer geſtochen.

Wir erholen uns von der langen Kunſtbeſchauung ein wenig in dem, zwar auch ſehr künſtlichen Garten, und gehen dann über die Brücke Siſto, einſt die Aureliſche genannt, welche ſchon Antonin und zuletzt, im Jahre 1473, Sixtus 4 herſtellte. Die Inſchrift rühmt mit Recht dieſen Papſt als Pontifex Maximus Optimus; denn der Altrömiſche Oberprieſter hieß ja deßhalb Pontifex (Brückenmacher), weil er wirklich die einſt hinter Horatius Cocles abgebrochene Brücke jährlich feierlich herſtellte: ähnlich den Brücken-Prieſtern (Gephyraioi) bei den Eleuſiſchen Myſterien. Noch kann der Papſt dieſen Namen durch Herſtellung der ſchon ſeit 1598 zerbrochenen Brücke (Ponte rotto) weiter unten, erfüllen. Man ſcheint ihn jetzo aber allegoriſch, auf die Brücke zum Himmel, zu deuten.

Wir treten rechts in die ganz neue, reich verzierte Kirche S. Trinitá, bloß um darin Guido's Altargemälde der Dreieinigkeit zu ſchauen: das auf der Weltkugel zwiſchen Engeln in den Wolken ſchwebende Kreuz mit dem Heilande, darüber die Taube und Gott Vater, iſt bedeutungsvoll und rührend, die Färbung etwas bläulich. — Jn dem Oratorio bei dieſer Kirche hält, ſeit Gregor 13, ein Dominikaner jeden Sabbath eine Predigt, zu welcher die nahe Judenſtadt, bei namhafter Strafe, jedesmal hundert Jüden und fünfzig Jüdinnen geſtellen muß. Es ſcheint, daß man die Männer für hartgläubiger hält.

Jn dieſer Gegend, am Tiber hin, wo viele Alterthümer ausgegraben worden, ſtehen die kleinen Kirchen, der Köche, Paſtetenbäcker, Kuhhirten ꝛc.; und ſo finden ſich häufig in Rom ſolche Kirchen und Kapellen, nicht bloß einzeler fremder Städte und Völker, ſondern auch der Zünfte und Brüderſchaften, mit ihrem beſonderen Schutzheiligen: wie einſt mehre der alten Tempel. An einer Ecke ſtellt ſich ein rieſenhafter Marmorfuß dar, welcher vielleicht zu einem Sonnenkoloſſe gehörte, wie jene auf dem Kapitole.

Auf der Höhe des kleinen Platzes ſteht S. Maria in Monticelli: ſehr alt, und ſchon 1120 von Paſchalis 2 hergeſtellt, mit drei Schiffen auf antiken gereiften Säulen von Granit, welche aber bei der letzten Moderniſirung durch Clemens 11 in Pfeiler vermauert ſind. Von dem Muſivgemälde, welches ſchon aus dem fünften Jahrhundert ſein ſoll, und den Heiland darſtellt, iſt auch nur ein Theil übrig. Der niedrige Thurm, neben der neubekleideten Schauſeite mit der Thüre, iſt noch der alte. Die Thürme hielten ſich überall länger in ihrer alten Geſtalt, weil ſie nicht ſo leicht zu moderniſiren ſind, und als bloße Glockenthürme, zwar unentbehrlich, doch nur als Nebenſache angeſehen werden.

Wir gehen hier nicht fürder, ſondern zurück, zum Pallaſt Spada: auch in veralteter Pracht, mit Bildwerk aus Stuck überladen. Unter den mancherlei alten und neuen Kunſtſachen, nur noch Ueberbleibſel einer reicheren Sammlung, ſind acht große ſchöne Tafeln mit erhobener Arbeit, welche umgelegt als Treppenſtufen der Kirche S. Agneſe außer der Stadt gefunden worden, und vorſtellen, wie Dädalus der Paſiphae die künſtliche Kuh verheißt, Adonis getödtet wird, Kadmus den Drachen erſchlägt, Paris die Helena entführt ꝛc. Merkwürdig iſt das große Marmorſtandbild des Pompeius, als Heros, nackt, nur mit dem kurzen Mantel bekleidet, und eine Weltkugel in der Hand habend. Man hält es für daſſelbe, an welchem Caeſar ſich verhüllte, und fiel, weil es bei der Cancelleria gefunden ward, wo zuvor die Curia des Pompejus ſtand und der Mord geſchah. Es lag in einem Keller unter einer Wand, zwiſchen zwei Häuſern, deren Eigenthümer einen langen Rechtshandel darum führten, welchen ein zweiter Salomon dahin entſchied, daß man den Kopf abſchlagen, und jeder ſein Theil nehmen ſollte. Der Papſt aber kaufte das Ganze, und ſchenkte es dem Kardinal Capodiferro, dem Erbauer dieſes Pallaſtes. — Von den Gemälden iſt der Tod der Dido, von Guercino, auch aus Kupferſtichen bekannt: die Fabel iſt ganz in das Koſtum der Zeit des Malers traveſtirt, und die fleiſchige Schöne liegt auf dem Holzſtoße, angeſpießt von einem langen Degen (Spada: Spate), ſo daß dieſes Bild zugleich das Wahrzeichen und Schild dieſes Hauſes iſt.

Weiter, kommen wir zum Pallaſt Farneſe, einem der größten und edelſten in Rom, an deſſen Namen ſich auch wichtige geſchichtliche Erinnerungen knüpfen. Bramante baute ihn nach Sangallo's

Entwurfe, leider zwar aus den Bruchſtücken des Koloſſeums, und Michel Angelo vollendete ihn, beſonders das hohe Dachgeſimſe, welches ſich großartig darſtellt, und den inneren, nur zu dunklen Hof des Vierecks mit drei Bogengängen über einander auf Halbſäulen, nach Art des Koloſſeums. Die Hinterſeite mit der zierlichen, durch die beiden oberen Stockwerke gehenden Loggia, iſt von Giacomo della Porta. Sonſt füllte dieſe Hallen und Zimmer eine würdige Verſammlung von Antiken, welche aber ſämmtlich nach Neapel gebracht ſind. Jetzo iſt nur noch für die neuere Kunſt die große Gallerie wichtig, welche Anibale Caracci, mit ſeinem Bruder Agoſtino und ſeinen Schülern Domenechino, Guido und Lanfranco ausgemalt hat, und welche vormals mehr denn Rafaels Stanzen und Logen ſtudirt wurde. Die Hauptgemälde an der gewölbten Decke und in den beiden großen Bogenfeldern, ſind der Triumphzug des Bachus mit Ariadne, die Geſchichte der Galathea, und Cephalus und Aurora; dann, Juno mit dem Gürtel der Venus, Diana und Endymion, Herkules bei Jole, Venus mit Anchiſes. Dazwiſchen noch eine Menge kleinerer Gemälde, zum Theil einfarbig, und meiſt ebenſo fröhliche, nackte und üppige Darſtellungen aus Ovid und andern Mythologen. Es iſt aber auch in der That in vielen dieſer Formen klaſſiſche Vollendung bei eigenthümlicher Belebung; und das Ganze ſcheint das

Höchſte, was die Caracci's mit ihrer Schule, welche einmal dieſe entſchiedene Richtung hatte, hervorgebracht haben, und weit über ihre Kirchenmalerei, ſo wie über alles, was ſeitdem, bis heute, auf dieſem Wege verſucht iſt, und dient in dieſem Felde noch immer zum Vorbilde. Caracci benutzte nämlich, neben der Natur, nicht ſowohl die antiken Bildſäulen, wie in unſern Tagen, beſonders die Franzoſen die eroberten Antiken durch ihr Theater zum Scheinleben bringen: ſondern er hatte zunächſt die erhobenen Bildwerke im Auge, welche, der Malerei näher, ſehr glücklich angewendet ſind, um ſo mehr, da manche dieſer Gemälde nur täuſchende Nachahmung ſolcher erhobenen Arbeit ſind. Wie an Michel Angelo's Decke der Siſtiniſchen Kapelle, iſt nämlich hier auch die Architektur und Bildhauerei daran, gemalt. In den Niſchen der wirklichen, Korinthiſchen Wandpfeiler ſtanden ſonſt auch alte Bildſäulen und Büſten, jetzo nur noch die Büſten des Papſtes Paul 3, welcher dieſen Pallaſt erbaute, von Michel Angelo und Guglielmo della Porta, die erſte mit ſeinem Bildwerke auf dem päpſtlichen Mantel.

Den weiten Platz vor dem Pallaſte beleben zwei mächtige Springbrunnen, deren Waſſerlilien in zwei ungeheuren Granitkufen ſchweben, welche aus den Bädern des Titus und Caracalla ſind. In der Nähe ſteht der große Staatspallaſt der Cancelleria, wo einſt das Rathhaus des Pompejus und ſein Theater, welches das erſte ſtehende Theater von Stein in Rom war, und noch von Theodorich, dem Gothenkönig, prächtig hergeſtellt wurde. Daher ſtammen vermuthlich die Granitſäulen der Bogengänge im Hofe des viereckigen Pallaſtes, welcher von Bramante oder Sangallo, ebenfalls aus dem Koloſſeum, erbauet, als die erſte Herſtellung des antiken Styls, nach dem verdorbenen Gothiſchen, in Rom angeſehen wird. Außen ſtehen, auf ſehr hohem Ergeſchoſſe, woran noch antike Mauern vortreten, zwei Stockwerke Säulenpfeiler; und das Ganze iſt dem Pallaſt an dem kleinen Platze bei der Peterskirche ähnlich, welchen auch Bramante erbaute.

Wir ſuchen durch labyrinthiſche Gaſſen die Richtung gegen den Corſo, und kommen glücklich an S. Maria ſopra Minerva, welche uns ſehr geläufig iſt, weil die Dominikanerbibliothek dazu gehört. Der Name verräth ſchon die Geſchichte dieſer Kirche: ſie ſteht auf den ſonſt noch ſichtbaren Grundmauern des von Pompejus erbauten Minervatempels; um ſo paſſender, als auch dieſe, ohne Mutter geborene Göttinn, als Jungfrau einen Sohn gewann, zwar auf grobe Weiſe und im heidniſchen Widerſpiel, einen ſchlangengeſtaltigen, dämoniſchen. Dabei waren auch die Tempel des Serapis und der Iſis, deren Bilder mit dem jungen Horus am Buſen, wie Juno mit dem Herkules, man auch wohl als Vorbilder der Madonna mit dem Kinde, betrachtet. Der üppige Dienſt dieſer Göttinn aber, wobei eine züchtige Matrone Paulina durch einen Wüſtling Mundus, unter Geſtalt des Anubis, geſchändet wurde, bewirkte ſelbſt unter Tiberius die Kreuzigung der Prieſter und Zerſtörung des Tempels. Daher ward hier beim Bau des Kloſters, zu Ciampini's Zeit, ein rieſengroßes verſtümmeltes Iſisbild ohne Kopf ausgegraben, und früher der kleine Obelisk mit Bilderſchrift, welcher immitten des Platzes vor der Kirche auf einen Marmor-Elephanten geſetzt iſt, um mit der Weisheit die Stärke zu verbinden. Auch fanden ſich in dieſer Gegend die beiden Aegyptiſchen Löwen des Kapitols und die beiden an dem Brunnen Termini, ſo wie die Flußgötter des Nils und Tibers vom Vatikan. Doch ſtellte ſich der früher ſchon einmal, ſammt den Bachusmyſterien, aus ganz Italien vertriebene Iſis-Dienſt bald wieder ein, und Nerva ſchmückte ihren Tempel. Die Marienkirche, welche von Papſt Zacharias, um 741, den Griechiſchen Mönchen gegeben, und dann, um 1370, von den Dominikanern ganz neu und weit größer erbauet worden, iſt uns vor allen merkwürdig, weil ſie die einzige eigentlich Gothiſche in Rom iſt, zwar nicht ganz rein, noch weniger reich ausgebildet, jedoch vorherrſchend durch Spitz- und Kreuzgewölbe auf Pfeilern, und vielleicht erſt bei den ſpäteren Ausſchmückungen im Innern ſo vermiſcht. Außen iſt ſie noch ganz ſchlicht, der Giebel vorn abgeſtumpft und überhangend, mit drei Thüren und runden Fenſtern darüber: die beiden Nebenthüren haben noch ihre Spitzbögen; ebenſo, die Seitenfenſter oben am Mittelſchiffe, mit Säulchen und Kleeblättern. Innen hat dieſes höhere Mittelſchiff rundes Kreuzgewölbe, am Queerſchiff und Chor aber Spitzbögen: vielleicht war es früher flach gedeckt; die Pfeiler treten zwar mit Halbſäulen vor, aber ohne Knäufe unter den Bögen. Dagegen ſteigen die Spitzbögen der Seitenſchiffe aus kleinen Kopfgeſimſen der Pfeiler empor.*) Unter der inneren reichen, meiſt modernen Ausſchmückung der vielen Grabmäler und Kapellen, iſt das nackte Standbild Chriſti neben dem Kreuze, von Michel Angelo, das einfachſte und bedeutendſte, und auch das verehrteſte, wie deſſen goldener Pantoffel bezeugt. — In dem mit heiligen Geſchichten neuer bemalten Bogengange des Kloſters muß ich nochmals das holdſel'ge Engelgeſicht der Verkündigung, von Giovanni Valeſio, ſchauen, welches mich jedesmal beim Durchgange zur Bibliothek anhielt.

Von hier ſind nur wenige Schritte zum Pantheon, das wir nie umgehen können, weil es uns immer neu und bewundernswerth bleibt. Die herrliche Vorhalle, auf vier Reihen mächtiger Granitſäulen, iſt ſelber ſchon ein Tempel, welcher ſich auch durch die Räume vor der Thür und den großen Niſchen neben ihr, in drei Schiffe theilt, indem nur von der Thüre, welche vier von den acht Vorderſäulen einnimmt, auch eine Reihe von vier Säulen nach vorn geht, wie auf den Außenſeiten, ſo daß ſich innerhalb drei größere Räume bilden. Auf dem Gebälke dieſer beiden inneren Säulenreihen, welche jetzo mit rohen Wölbungen die Sparren des Giebeldaches ſtützen, ſtanden wahrſcheinlich die Karyatiden, welche Agrippa, den die Vorhalle als Erbauer nennt, und deſſen und Auguſtus Bild ſonſt in den beiden Niſchen ſtand, durch den Athener **Diogenes** auf die Säulen ſetzen ließ (da die Säulen im Tempel ſelber erſt von Hadrian herrühren); und ſie trugen wohl, neben dem hohen Gewölbe über den Thürpfeilern, die ehernen Balken, welche das Dach ſtützten, und erſt vom Papſt Urban 8 weggenommen und von Bernini zu dem geſchmackloſen Tabernakel in der Peterskirche, und zu Kanonen der Engelsburg umgegoſſen wurden. Dieſe von Plinius gerühmten Karyatiden waren alſo auch wohl von Erz, wie noch die Thür, und ebenſo das Gebilde (signa), welches derſelbe Diogenes in dem Giebelfelde (in fastigio) machte, wo man nur noch die Löcher ſieht, worin es mit Bolzen befeſtigt war. Vielleicht gehörten dazu der Kopf Agrippa's und Bruchſtücke von Pferd und Wagen, die hier ausgegraben wurden: doch ſcheint der Raum im Giebel nicht breit genug für runde Figuren, wie die am Tempel zu Aegina, und auch die Menge der Löcher verräth nur ſtark erhobenes Bildwerk. Ueberdieß paßte ein ſolcher Wagen mit Pferden eher für den Raum auf dem Vorbaue der Rotunde, an deſſen gerade Wand erſt die Säulenhalle ſich anfügt, und welcher, gleich hoch mit dem Geſimſe der Kuppel, über den Giebel der Halle vorragt, ietzo durch die Thürmchen auf den Ecken entſtellt. An dieſer Wand bemerkt man noch die Ueberbleibſel eines andern Giebelgeſimſes, deſſen Spitze mit ihrer Höhe und dem Kuppelgeſimſe zuſammentrifft, und deſſen Grundgeſimſe rings um die Rotunde fortläuft; dagegen das Gebälke der Säulenhalle ſich ohne eine ſolche Fortſetzung anfügt. Demnach iſt wahrſcheinlich, daß der Vorbau mit dem höheren Giebel, der ältere Eingang, ohne Säulen, geweſen, deſſen Thürgewölbe daher noch ſo ungewöhnlich in den Giebel der ſpäter angeſetzten Säulenhalle aufſteigt, und die Karyatiden nöthig machte. Die Säulen hätten noch beträchtlich größer ſein müſſen, um völlig zum Gebäude zu paſſen. Zwei derſelben, an der Seite gegen die Minerva, fehlten, und ſind erſt um 1660 durch zwei ähnliche, nur mehr röthliche, erſetzt, welche bei der Kirche des H. Ludwig ausgegraben worden. —

---

*) Grundriß, Durchſchnitt und Einzelheiten gibt zuerſt Agincourt, LXVIII. 75. XLII, 22. LXV. 16. LXVIII. 53.

Das innere Rund umfaßte einſt alle Götter des Himmels, der Erde und der Tiefe, auf entſprechenden Stufen; inſonderheit, neben Jupiter, auch Cybele (deren Kopf noch Fanucci neben dem Hauptaltare, der Maria, ſah) und Venus, welche die eine übrige Perle der Kleopatra, in zwei Hälften, trug. Denn Agrippa weihte den Tempel wegen des Sieges ſeines Schwähers Auguſtus über Antonius und Kleopatra — Die einfachen Flügelthüren von Erz, oben mit einem Gitter, zur Erhellung des auch innen hoch gewölbten Einganges, ſind gewiß alt, wenn auch nicht die urſprünglichen, welche, vom Vandalenkönig **Genſerich** bei der Eroberung und Plünderung Roms nach Afrika geſchickt, im Meere verſunken ſein ſollen. Die große Porphyrkufe, welche ſonſt noch hier außen ſtand, iſt im Lateran, und eine andere ähnliche iſt ſchon 1592 nach Ferrara verkauft. Sie gehörten vermuthlich zu den hier befindlichen, und dem Römiſchen Volke vererbten Bädern Agrippa's.

Ueber dem Brunnen auf dem Platze ſteht ein **Obelisk**, mit Bilderſchrift, etwas größer, als der vorige: er ſtand ſonſt auf der Tiberinſel vor S. Bartolomeo, und iſt erſt 1711 hieher verſetzt. In dieſer Gegend, auf dem **Campo Marzo**, ſtand auch der Obelisk des Seſoſtris, welchen Auguſtus, ſammt dem des Circus Maximus, aus Hierapolis bringen, und zum Sonnenweiſer aufrichten ließ, mit einer erzenen

Mittagslinie. Er lag lange in ſechs Stücken an der Kirche S. Lorenzo in Lucina, und iſt unlängſt erſt auf Monte Citorio mit ſeinem alten Fußgeſtelle, welches ſeine Geſchichte berichtet, hergeſtellt. Die Bilderſchrift war ſchon früher auf einer Seite faſt verloſchen, ſcheint aber ſeitdem noch mehr zerſtört und durch glatte Stücke erſetzt: ſie war die trefflichſte von allen, und Winkelmann gab daher von der Spitze, als ſie noch lag, die Abbildung der Sphinx, welche aufs feinſte ausgearbeitet, obwohl in der Höhe von 116 Palmen, wie ſie jetzo wieder ſteht, kaum zu erkennen iſt. Eben hier war ſchon das marmorne mit Inſchrift und Bildwerk gezierte Fußgeſtelle der Säule des **Antonia** aufgerichtet, und ſollte der von Fontana, im Jahre 1705, mit großer Arbeit aus der Erde gehobene glatte Schaft von rothem Granit, 45 Fuß lang und unten 20 Fuß Umfang, wieder darauf geſetzt werden, blieb aber zerbrochen hinter der Curia Innocenziana liegen, und das Fußgeſtell, mit der Apotheoſe des Kaiſers, iſt nach dem Vatikan gebracht. Die in der Nähe noch ſtehende, mit Bildwerk von den Thaten des **Aurelius**, Antonins Adoptivſohns, bedeckte Säule heißt, in der neueren Inſchrift und insgemein, fälſchlich die **Antoniniſche**.

An dem kleinen Platze **Capranica**, mit dem Collegio, welches der im Jahre 1458 verſtorbene Kardinal Capranica ſtiftete, und dem ebenſo benannten Theater, bemerken wir noch einige Gothiſche Fenſter. Eine enge Seitengaſſe nennt ſich Vicolo della Spada d' Orlando; keiner weiß, weßhalb: vielleicht war hier ein ähnliches Rolandsbild, wie zu Verona *) und Florenz; etwa an der Marien-Kirche, welche hier ſchon von Anaſtaſius 1, um 400, gebauet, von Alexander 3, um 1159, hergeſtellt, aber um 1591 von Grund aus erneuet wurde. Ihr Beiname in Equirio, von den Reitübungen und Spielen im Marsfelde, iſt noch bezeichnend, weil in dieſer Gegend viele Pferdephiliſter hauſen. Der Durchgang eines Hofes, wo ein Brunnen in einen antiken Marmorſarg fließt (eine maleriſche Allegorie), führt uns wieder zu den eilf antiken eingebauten Säulen, mit ihrem Gebälke, welchen Fontana ganz unpaſſende Wandpfeiler angefügt hat, und dahinter das Zollhaus ſteckt. Ihre Halle iſt gewölbt geweſen, wie man noch ſieht; und einige halten ſie für die Halle der Argonauten, welche ausgemalt war, und ſchicklich hier ſtand, weil Jaſon auch das Marsfeld (des Jahres) pflügte. Und ſo ſind wir ganz nahe bei unſerm Hermelin, welcher heut Abend das goldene Vließ unſerer langen Irrfahrt iſt. Der goldene Syrakuſer der nahen Sabina ſoll es alsbald überfließen.

*) Vergl. Bd. 2, S. 71.

Rom, am 2. Mai 1817.

Wir wollen heute die Wallfahrt durch die übrigen alten Kirchen vollenden. Ohne Aufenthalt gehen wir zur Porta Pia hinaus eine Viertel Meile weit zu S. Agneſe, welche ſchon Konſtantin, über dem Grabe dieſer Heiligen, nach dem Wunſche ſeiner von ihr geheilten Tochter Konſtanzia, baute, und dieſe ſelber reich begabte. Papſt Symmachus, um 498, ſtellte die Tribune her, und Honorius I, um 630, erneute die ganze Kirche und ſchmückte die Tribune mit dem Muſivgemälde; auch Hadrian I, um 772, und Andere erneuten daran. Sie ſteht tief verſchüttet, und eine bedeckte Treppe führt wie in einen Keller hinab und von der Seite hinein. Acht von ihren 36 Stufen haben wir ſchon im Pallaſt Spada geſehen; noch mehre ſind Bruchſtücke von Antiken, dergleichen auch an den Seitenwänden eingemauert ſind: ein erhobenes Bildwerk mit Kinderfiguren ſoll von Michel Angelo ſein. Die Kirche ſelber iſt in der älteſten Baſiliken-form, mit drei Schiffen auf zwei Reihen von ſieben Säulen und Eckpfeilern, mit Bögen, welche aber auch auf der ſchmalen Eingangsſeite durch zwei Säulen verbunden werden, wie in S. Cecilia; und ganz eigenthümlich ſtehen auf all dieſen Säulen wieder kleinere Säulen mit Rundbögen, welche eine obere Gallerie bilden, faſt wie in den jetzigen Kirchen und Schauſpielhäuſern. Die Säulen ſind höchſt mannigfaltig an Stein, Geſtalt und Größe: unten ſind vier aus Jaspis oder dunkelfarbigem Marmor der Porta Santa (an der Peterskirche), die übrigen aus veilchenfarbigem, zwei aus Numidiſchem Marmor, meiſt Korinthiſcher oder gemiſchter Ordnung, zwei Joniſche. Die oberen Säulchen ſind theils auch aus veilchenfarbigem, theils aus Pariſchem, zwei aus Numidiſchem Marmor, und Korinthiſch oder gemiſcht. Das Muſivgemälde in dem Halbrunde der Tribune ruhet auf einem antiken Marmorfrieſe von Blättermasken, und iſt von einem reichen Fruchtgewinde eingefaßt, welches oben ein Lateiniſches Kreuz ſchließt. Eine Hand reicht eine Krone nieder auf die H. Agnes, welche die Ueberſchrift bezeichnet. Sie ſteht prächtig geſchmückt, nach Art der Griechiſchen Kaiſerinnen, und zu ihren Füßen liegt ein bloßes Schwert zwiſchen zwei Flammen, ihr Marterthum andeutend. Auf jeder Seite ſteht ein Papſt, links mit einem Buche, vermuthlich Symmachus; rechts mit der Kirche, wie ſie noch ſteht, ohne Zweifel Honorius, welchen die Lateiniſchen Verſe darunter als Urheber dieſes Schmuckes rühmen. Beide haben auch Griechiſche Tracht, wie das Ganze im Griechiſchen Typus iſt. Das Tabernakel beſteht aus 4 Porphyrſäulen mit runder Kuppel. Die Bildſäule der H. Agnes, aus Alabaſter, mit Kopf, Füßen und Händen aus vergoldeter Bronze, iſt von Olivieri. Auf einem Seitenaltare ſteht ein ausnehmend edler und liebevoll ausgearbeiteter Chriſtuskopf mit einem zarten Gewande um die Schulter, aus glänzend weißem Marmor: kaum kann man glauben, daß er von Michel Angelo ſei. Um den Altar ſtehen noch drei große antike Marmorleuchter, auf dreieckigen Füßen, mit Arabesken, von Weinranken, Knaben, Vögeln und Widderköpfen, geziert. Sie ſind aus der nahen S. Coſtanza-Kirche, offenbar noch heidniſch, und beſtätigen auch, daß dieſelbe früher ein Bachustempel geweſen.

Neben der Agneskirche ſtiftete Konſtantin zugleich ein Baptiſterium, wie neben dem Lateran. Vermuthlich weihte er dazu dieſen kleinen runden Tempel, welcher S. Stefano in Rotondo ähnlich iſt, und völlig übereinkömmt mit der Taufkirche zu Nocera bei Neapel. *) Die äußere Mauer iſt von nackten Backſteinen, hat aber früher einen offenen Umgang auf vier

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 235.

zig Korinthiſchen Säulen gehabt, von denen Lucius Faunus, um 1550, noch eine ſtehen und von den übrigen die Spuren ſah. Innerhalb ſteht ein Kreis von 12 Joniſch-Korinthiſchen Doppelſäulen aus Granit, noch mit vollſtändigem Gebälke, obwohl es durchſchnitten und durch Rundbögen verbunden iſt, welche eine Laterne mit Fenſtern und runder Kuppel tragen. Darunter iſt der Altar, neben welchem ſonſt zwei ſolche Leuchter ſtanden, wie die in der Agneskirche, aber ſammt dem großen Porphyrſarge nach dem Vatikan gebracht ſind. Dieſer hieß gemeinlich der Sarg des Bachus, von dem fröhlichen Bildwerke daran, welches noch ganz heidniſch und älter und kunſtreicher ſcheint, als jenes an dem ähnlichen Sarge der H. Helena. Ganz dazu ſtimmt auch die Moſaik an dem Gewölbe des Umganges, zwiſchen der Ringmauer und den Säulen: ſie iſt, dieſen entſprechend, in zwölf Feldern, zwar zum Theil abgefallen und durch Malerei ergänzt, von mannigfaltigen Muſtern und Arabesken, beſonders aber mit Weinranken, dazwiſchen eine Frau, und viele geflügelte Genien mit der Traubenleſe und Kelter beſchäftigt. Dieß alles, und auch die gleichartigen und vollſtändigen Säulen, der einſt vorhandene äußere Säulenumgang, und der ganze regelmäßige Bau, verrathen einen älteren Tempel, welcher wohl dem Bachus geweiht war, wie ihn gegenwärtig noch Weinberge umgeben. Dergleichen Sinnbilder widerſprachen aber der neuen Lehre nicht gar ſehr, und wurden damals oft beibehalten, auch wohl umgebildet. Der kleine Tempel eignete ſich gut zur Taufkirche, welche damals gewöhnlich abgeſondert, und in der Mitte wie ein Bad vertieft war (wie noch im Lateran), weil die Täuflinge, welche häufig Erwachſene waren, ganz nackt darin begoſſen wurden, nach dem Vorbilde der erſten Taufe: wie noch im Mittelalter geſchah. Und daher ſind ſolche Taufkirchen noch gegenwärtig in vielen Italiſchen Städten, auch in dieſer älteſten runden oder vieleckigen Form. Vielleicht wurde Konſtanzia ſelber hier getauft, und nachdem ſie in dem Porphyrſarge beigeſetzt war, ihr die Kirche geweihet. Gewiß iſt, daß dieſes von Alexander 4, um 1256, geſchah, welcher ihren Leichnam unter den Altar legte. Sie überlebte ihren Vater, von welchem Kunde iſt, daß er und ihre Brüder die Kirche mit Muſiven geſchmückt haben. Und dieß ſind nun wohl die beiden Muſiven an den Gewölben der beiden Seitenthüren, welche roher, als die andern, auch entſchieden Chriſtlichen Inhalts ſind. Beide haben eine verzierte Einfaſſung, und auf dem einen ſteht Chriſtus, mit der Rechten ſegnend, in der Linken die aufgerollte Schrift: Dominus pacem dat (Joh. 14.); mit ☧ Auf jeder Seite zeigt ſich vor ihm ein Heiliger, der zur Linken die Schrift berührend; hinter jedem ſteht ein Haus und eine Palme: vermuthlich S. Thomas und Philippus; und die vier Schafe zu den Füßen Chriſti bedeuten die übrigen Jünger. In dem anderen Gemälde ſitzt Chriſtus auf der Weltkugel, zwiſchen zwei Palmen, hält ein Buch in der Linken, und ſtreckt die Rechte gegen einen ſich Verneigenden. — Dieſe Thür führt unmittelbar hinaus in die Weingärten, welche ſich den Hügel hinabziehen, und zwiſchen denen noch Gemäuer der Rennbahn (Hippodrom) Konſtantins und andrer alten Gebäude vorragt. *)

Wir ſuchen von hier einen Weg um die Stadtmauer zu der vor dem nächſten, nach ihr benannten Thore gelegenen Lorenz-Kirche. Sie iſt auch ſchon von Konſtantin, über dem Grabe dieſes Heiligen und dem Eingange der Katakomben, erbaut und reich ausgeſtattet. Sixtus 3, um 433, ſchmückte das Tabernakel mit Porphyrſäulen und die Tribune mit der ſilbernen Bildſäule des Heiligen. Sein Nachfolger Leo bewirkte durch Galla Placidia eine Verſchönerung, wie eine nicht mehr vorhandene Inſchrift bezeugt, deren erſtes Diſtichon auch am Triumphbogen der Paulskirche wiederkehrt. Pelagius 2, um 577, ſtellte ſie, nach Verwüſtung durch Krieg und Regengüſſe, von Grund

---

*) Agincourt, Taf. VIII, gibt Grundriſſe, Durchſchnitte und Einzelheiten beider Kirchen, verglichen mit der zu Nocera und der dieſer letzten ganz ähnlichen Martinskirche bei Bonn.

aus her, wie dieſelbe Inſchrift beſagt, deren letztes Diſtichon noch an ihrem Triumphbogen ſteht, zwar nur noch die mittlere Hälfte. Denn das Halbrund des Bogens, welchen es umſchreibt, iſt an beiden Enden, ſammt dem Muſivgemälde darüber, abgekürzt, und der Durchgang verengt. Dieſes Gemälde ſteht dem Chor, und nicht der Thüre gegenüber, wie ſonſt überall, der Beſtimmung nach, gleich beim Eintritt in die Augen zu fallen. Daher iſt die alte Thür ohne Zweifel am jetzigen Chore geweſen, wie auch das ſpätere regelloſe Mauerwerk an dieſer Seite beſtätigt. Hadrian, um 772, erneute die Kirche durchweg, und baute eine größere an. Er machte alſo vermuthlich dieſe Umänderung, ſetzte die Thür in das Querſchiff, und erweiterte daſſelbe, wenn er es nicht etwa erſt ganz anfügte. Wäre dieß, und die Tribune gleich unter dem Bogen geweſen, wo noch der Hauptaltar ſteht, ſo wäre die Aehnlichkeit mit S. Agneſe vollſtändig; denn auch hier ſtehen Säulen an allen übrigen drei Seiten, und kleinere mit einer Gallerie darüber. Die unteren weißen Marmorſäulen ſind gereifte Korinthiſche, aber mannigfaltig, mit Trophäen und Viktorien zwiſchen den Blättern. Ebenſo das gerade Gebälk iſt aus lauter verſchiedenen, ſämmtlich reich verzierten und gleich hohen Stücken maleriſch verbunden. Gleichartiger und ſpäter ſcheinen die kleinen Säulen der oberen Gallerie, mit Bögen, welche eigentlich für die Nonnen beſtimmt war, und wo jetzo der alte marmorne Biſchofſitz mit Steinbänken der Prieſter iſt. Die unteren Säulen ſtecken über halb im Boden, bis auf eine rings umgrabene. Solche Erhöhung des Bodens geſchah wohl erſt, als die kleine Kapelle darunter angelegt wurde. Bevor wir zu dieſer hinabſteigen, ſchauen wir noch das Uebrige des Muſivgemäldes: Chriſtus ſitzt auf der Weltkugel, die Rechte aufhebend, in der Linken einen Kreuzſtab haltend; rechts ſteht Petrus und Laurentius, auch mit Kreuzſtäben, der letzte zugleich das aufgeſchlagene Buch, mit Pſalm 111, 9, zeigend; hinter ihm Pelagius. Links ſteht Paulus mit der Schriftrolle, neben ihm Stephanus, auch das aufgeſchlagene Buch, mit Pſalm 62, 9, haltend, und Hyppolitus, die Krone bietend. Unter dieſem iſt noch Spur eines Stadtthores, Betlehem bezeichnet; von Jeruſalem gegenüber iſt wenig übrig. Ueberſchriften benennen die Heiligen. Des Pelagius jugendlicher Kopf iſt ohne alle Umgebung, und die auf der Ergänzung durch Malerei dem Laurentius in die Hand gegebene Kirche ſollte er ſelber tragen, als Erneurer derſelben. — Der Hauptaltar unter dem Bogen zeigt an jeder Ecke eine bärtige Maske. Das Häuschen darüber hat noch die vier Porphyrſäulen, auf denſelben ein gerades Gebälke mit mehren ſehr kleinen Säulen, auf welchen ein Giebeldach liegt; alles von Marmor. Am Gebälke nennen ſich die Meiſter Johannes Petrus Angelus und Saſſo, Söhne des Paulus, und wird berichtet, daß der Abt Hugo dieß im Jahre 1148 machen ließ. Es ſteht ſo im Uebergange zum folgenden Anbau der Kirche. Zu dieſem und zur Kapelle unter dem Altare führt eine Treppe, auf jeder Seite des Altarhäuschens, welches auch hierin ganz dem in S. Clemente ähnlich iſt. Die Kapelle mit dem Sarge des H. Laurentius und Reliquien von S. Stephanus und Hyppolitus, iſt von zwölf Marmorſäulen, vier grünen und acht weißen, mit flacher Decke, geſtützt. An der Wand iſt eine muſiviſch verzierte Marmortafel mit drei Lateiniſchen Diſtichen, als Grabſchrift des H. Juſtinus.

Hier beginnt nun die lange Kirche, welche Honorius 3, um 1216, anbaute. An den Seitenmauern ſieht man noch, wie weit die ältere Kirche oder ihr Querſchiff gegangen: die neuen Mauern ſind dünner, und dadurch der neue Anbau etwas breiter, ſo wie länger. Er hat drei Schiffe auf 22 ungleichen Säulen, meiſt von Granit, mit Joniſchen Knäufen, von denen einer merkwürdig iſt, weil er mitten in dem Schneckengewinde einen Froſch und eine Eidexe hat: welches Winkelmann zuerſt bemerkte, und daraus ſchloß, daß derſelbe von den beiden Spartaniſchen Künſtlern Sauros und Batrachos (Eidexe und Froſch) herrührte, welche, laut Plinius, durch ſolche Bilder an den Säulen ihren Namen andeuteten, und zu Rom einen Junotempel im Portikus des Metellus bauten. Zur Beſtätigung, iſt ſeitdem auch in der Villa des Caſſius bei Tivoli eine Lotuszierat mit denſelben Bildern auf den großen Blättern gefunden. — Das gerade Gebälke iſt, zur Erleichterung des Druckes, überwölbt, aber ausgefüllt (wie an der Vorhalle von Tre Fontane). Die Decke iſt auch hier flach. Im höheren Mittelſchiffe, zu den Seiten des Altars, ſtehen die beiden Kanzeln (Ambones) zur Ableſung der Evangelien und Epiſteln: ſie ſind aus Marmor, dieſe ſchlicht, mit einfacher Treppe, jene mit doppelter Treppe, mehr verziert, die Felder muſiviſch ausgelegt, und an einem Fuße unten allerlei Sinnbilder, Anker, Vogel- und Widderköpfe, Gefäße, Bleilot ꝛc; daneben eine gedrehte Säule, als Oſterleuchter. In ähnlicher Art, wie das Altarhäuschen, ſtehen am Eingange zwei Grabmäler, welche, als Haus des Todten, im Kleinen die Kirche wiederholen und zugleich vorbilden, daher auch Basiliculae genannt. Das eine iſt ein bloßes Giebeldach mit Sparrenköpfen und geradem Gebälke auf acht viereckigen Säulen; ähnlich den Grabmälern der Hohenſtaufen in Sizilien, welche aber noch den Sarg darunter haben. Das andere, ähnliche hat die eine lange Seite durch eine Wand geſchloſſen, und ſteht auf einer höheren Grundlage, welche, als Sarg, die Grabſchrift enthält. Ein Grabmal iſt auch wohl als Muſivtafel, aus Geſtein, zwei Ritter zu Roſſe, mit Lanzen und Schilden, die unten ſpitz ſind, und wie die Roßdecken und Fähnlein, zwei Löwen als Wappen führen.

Die viereckige Thür hat oben einen Adler mit ausgeſpannten Flügeln und einer Schlange in den Klauen: ſehr ähnlich dem geflügelten Ei mit der Schlange über den Aegyptiſchen Tempelthüren. Hierauf weiſen auch die beiden unten frei liegenden Löwen, deren einer einen nackten Knaben, der andere einen Eber zwiſchen den Klauen hält. In welchem allem dieſe Thür mit der von S. Giovanni und Paoli übereinkömmt. Die Vorhalle ruhet auf 4 weißen und 2 grauen wendelreifigen Marmorſäulen, mit hohen Fußgeſtellen und Joniſchen Knäufen. An dem geraden Gebälke zeigen ſich, in roher Moſaik, einige Figuren: zwei Lämmer mit Kreuzſtäben; Bruſtbilder Chriſti und zweier Frauen; und, durch Inſchriften benannt, der H. Lorenz mit dem Kreuzſtabe, und neben ihm Honorius 3, als Erbauer der Halle und Kirche. Auf der Wand waren mehre Gemälde aus dem Leben des H. Lorenz, z. B. wie er den H. Romanus durch Uebergießen taufet; dann auch Honorius, wie er dem Peter Courtenay, Grafen von Auxerre, das Abendmal reicht: er krönte denſelben mit ſeiner Gemahlinn Jolanda, Balduins Schweſter, in dieſer Kirche, 1216 zum Kaiſer von Konſtantinopel; abſichtlich außerhalb der Stadt, um keine Anſprüche auf Rom zu begründen. Der Glockenthurm, in der gewöhnlichen Art, gehört wohl noch zum älteren Bau. *)

Wir gehen das Lorenzothor vorbei, welches tief in der Erde ſteht, und noch von Auguſtus und Titus herrührt, aber ganz ſchlicht iſt, weiter um die Stadt zur nächſten Porta Maggiore, vormals Naevia, welche Claudius, als Ziel ſeiner Waſſerleitung, baute, und mit Halbſäulen und Giebel geziert iſt, aber einen erdrückenden Ueberbau hat, mit Inſchriften von Claudius, Veſpaſian und Titus, und im Mittelalter zu einer kleinen Veſte verbaut ſcheint. Wir ſteigen hinauf in die wüſten Gänge deſſelben, welche vielleicht das Waſſer fortleiteten, und gehen auf der Stadtmauer bis zum Eintritte jener Waſſerleitung, welche noch verdeckt unter uns hinrauſcht, und weiter in die Stadt zum Springbrunnen Termini geführt iſt. Mancherlei alte Trümmer überſchauen wir hier: außen, von der Rennbahn des Heliogabalus, auf welcher

---

*) Grundriß, Aufriß, Durchſchnitte und Einzelheiten der Säulen, das Tabernakel, eine der Kanzeln und die Vorderſeite, gibt Agincourt. XXVIII. 29 — 39. LXIV. 15. LXX. 6. Malerei. XVIII. 10. 11. Beide Kanzeln, das Tabernakel, nebſt den beiden Grabmälern der Thür, den Wand- und Muſivgemälden, hat ſchon Ciampini, I. 23. 29. 82. 183. II. 20. 102. III. 111. Die Säule mit Froſch und Eidexe ſteht bei Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunſt.

der jetzo im Vatikan liegende Obelisk ſtand; innen, ein kleines rundes Kuppelgebäude, dem Tempel der Toſſa bei Tivoli ähnlich, und viele zerbrochene Bögen der Waſſerleitungen, darunter auch zwei von dem großen Waſſerbehälter, an welchem die Trophäen des Marius, wegen des Sieges über die Cimbern und Teutonen, ſtanden, die jetzo vor dem Kapitole aufgeſtellt ſind.

Wir kehren in die Stadt zurück, auf der öden Straße, zwiſchen hohen Gartenmauern. Rechts treten wir in einen Weingarten, dem Tempel der Minerva Medica näher, deſſen Backſteinwände noch meiſt ſtehen: er iſt rund, oder eigentlich zehneckig, unten mit Niſchen, oben mit einem länglichrunden, faſt ſpitzigen Kuppelgewölbe; ähnlich den Tempeln bei Baja. Wir gehen durch den einfachen Ehrenbogen des Gallienus, mit Korinthiſchen Pfeilern und Inſchrift, und verweilen bei der Kirche S. Antonio Abate.

Dieſe iſt 1259 erbauet, und ſeitdem zwar erneuet, hat aber noch die alte Vorderſeite: mehre verbundene Säulen und Pfeiler mit Rundbögen vertiefen ſich bis zur Thüre; über den beiden vorderſten Säulen liegen zwei Sphinxe, mit kleineren Säulen auf dem Rücken, welche den oberen geraden Sims ſtützen. — Hier ſtand ſonſt die Kirche S. Andrea, welche ſchon der Papſt Simplizius, 465, weihte, und die Tribune mit dem Muſivgemälde ſchmückte. Dieſes ward erſt 1686 völlig zerſtört, und von Ciampini nur in der Abbildung gerettet. Hienach ſtand Chriſtus, im rothen Kleide, auf einem Hügel mit den vier Paradieſesflüſſen (welche auch auf die vier Evangeliſten gedeutet werden), mit der Rechten ſegnend und in der Linken die Schriftrolle haltend; auf jeder Seite drei Männer, in weißen Kleidern, auch mit Schriftrollen: die beiden nächſten ſind erkennbar Petrus und Paulus, und einer der übrigen iſt vermuthlich Simplicius, deſſen Werk die Lateiniſchen Diſtichen darunter rühmen. Die Kirche ſelber war vermuthlich noch älter, und die Baſilika Siciniana, in welcher, nach Ammianus, bei der Spaltung der Biſchöfe Urſinus und Damaſus, im Jahre 367, eines Tages 137 Chriſten erſchlagen lagen. Ihre Geſtalt war die einfachſte, nur ein Langviereck, mit einer Tribune und hochſtehenden, großen Bogenfenſtern, und einer Vorhalle auf Bogenpfeilern, alles ohne Säulen. Ciampini hält ſie daher urſprünglich für einen Tempel, und vergleicht ſie mit einem am Albano See gefundenen Tempel, welcher noch einfacher, ohne Fenſter und Dach, erſcheint. Auch ſprechen dafür mehre antike Bildwerke, welche er noch an den Wänden der Kirche ſah: Tafeln mit Bauzieraten, in deren Feldern Masken, Bruſtbilder, Trophäen, ein Sieger auf einem Löwenwagen (wie, nach Plinius, zuerſt M. Antonius gebrauchte), ein Redner, dem ein Haupt gebracht wird (wie dem Antonius das des Cicero); dann, zwei ganz ähnliche ausgelegte Tafeln, ein Triumphzug und der Raub des Hylas, unter beiden ein Vorhang gebildet, und auf deſſen Saum umher viele kleine Aegyptiſche Götterfiguren (Ciampini deutet ſie auf des Antonius Triumph über die Parther, in Alexandrien). Aehnliche, aus verſchiedenen Steinarten eingelegte Tafeln (der Florenzer Moſaik verwandt) zeigen, einen Centauren mit Flügeln und Keule; einen Löwen, der einen Stier, und einen Leopard, der einen Hirſch unter den Klauen und Zähnen hält. Die meiſten dieſer Bildwerke deuten auf fremde Myſterien: Hylas iſt mit Horus zu vergleichen, welcher auf dem erſten Vorhang erſcheint; und die in den Dienſt des Mithras, des Stiertödters (Kentauros), Eingeweihten hießen auf einer gewiſſen Stufe die Löwen. Hierin liegt auch ein Uebergang dieſes Löwenbildes in die Chriſtliche Baukunſt. Die beiden letzten, trefflich gezeichneten Tafeln werden noch als Tiſchplatten bei S. Antonio bewahrt, die übrigen ſind zerſtreut. Auch ſah Ciampini noch, in einem zugemauerten Fenſter, ein Wandgemälde, welches ihm, der Darſtellung und Tracht nach, mit dem Muſivgemälde gleichzeitig ſchien: die Apoſtel Petrus und Paulus predigen dem Volke, innerhalb der Mauern Roms, vor einer Säulenhalle mit aufgezogenen Vorhängen, vermuthlich des Kaiſerpallaſtes; eine Engelbüſte ſteht auf einer Säule zwiſchen ihnen. Im unteren Felde wird Paulus enthauptet und Petrus verkehrt gekreuzigt. Eine Lateiniſche Inſchrift erklärt das Bild. *)

Wir ſind hier zugleich auf dem Platze von S. Maria Maggiore, vor welcher die einzige noch übrige Korinthiſche Marmorſäule aus dem Friedenstempel ſteht, und das Erzbild der H. Jungfrau mit dem Kinde auf dem halben Monde (von Guill. Bartolot) trägt: darunter ſpringt ein Brunnen. Die freiſtehende Kirche iſt die größte Marienkirche hier, und eine der älteſten, an der Stelle eines Tempels der Juno Lucina, vom Papſt Liberius, um 360, erbauet, nach dem Entwurfe, welchen ein wunderbar am 5. Auguſt gefallener Schnee vorzeichnete (wie die Kirche des h. Grales vor Gottes Hand auf dem Berge entworfen ſtand); dann von Sixt 3, um 433, verbeſſert und mit den Muſivgemälden geſchmückt: durch welches alles, ſo wie durch Aufbewahrung der Wiege des Chriſtkindes, dieſe Kirche inſonderheit der kurz zuvor, 431, auf dem Epheſiſchen Konzil verdammten Ketzerei der Neſtorianer entgegengeſtellt wurde. Sie iſt, mit dem Lateran, St. Peter und Paul, eine

---

*) Grundriß und Aufriß, und ſämmtliche Bildwerke, ſiehe bei Ciampini, 1. 9. 54. 56. 60. 63. 242. vergl. Agincourt.

der vier vornehmſten Baſiliken, und auch in deren Form, welche ſie, ungeachtet ihrer neuen Ausſchmückung, faſt noch am meiſten bewahrt. Denn ſie iſt nicht ſo wohl umgebaut, als gänzlich überbaut, wie mit einem Gehäuſe, und ſelbſt außen treten noch alte Theile wunderſam hervor. Dabei hat ſie mehr das Anſehen eines Pallaſtes, welcher auch ſchon von Clemens 3, um 1188, daran gebauet, und jetzo erneuet, noch mehr mit der Kirche vereint iſt, als der Vatikan und Lateran, zwiſchen welchen er, ſammt dem auf Monte Cavallo, gleichſam die Mittelſtazion der zum St. Peter fortrückenden Papſtwohnung ausmacht. Der Thurm, welcher neben der Kirche, mitten aus dem Neubau vorragt, einer der höchſten Roms, iſt noch der alte, von Gregor 10, um 1271, errichtete, mit Spitzbögen. Die von Eugen 3, um 1145, erbaute, und von Gregor 13, um 1572, hergeſtellte Vorhalle am Giebel der Kirche, mit dem ſie einfaſſenden Pallaſt, iſt erſt 1743 erneuet, ähnlich jener an St. Paul: durch ihre oberen offenen Bögen blinken aber noch die alten goldigen Moſaiken von Gaddo Gaddi, welcher letzte, Cimabue's und Taſi's Zeitgenoß (ſt. 1312), in Florenz auch nach dem Vorbilde der Griechen, hier aber ſchon freier arbeitete. In vier hohen Feldern mit breiten Einrahmungen, zu beiden Seiten eines großen runden Fenſters, ſind die Wunder dargeſtellt, welche den Bau der Kirche bewirkten: in jedem der beiden erſten erſcheint Maria mit dem Kinde in einem Runde, von Engeln umgeben, einem unten Schlafenden: vermuthlich dem Papſt Liberius und dem Patrizier Johannes, welche beide dieſelbe Erſcheinung hatten; und im dritten Felde wäre beider Zuſammenkunft. Im vierten erſcheint oben wieder Maria neben Chriſtus in einem Runde mit Engeln; unten, die Prozeſſion des Papſtes zu dem Schnee, welcher auf hohe Blumen herabfällt.

Das Innere der Kirche erſcheint heiter und prächtig, durch die langen Reihen der freien Säulen und den reichen Schmuck der Wände; dabei einfach, durch die gleichlaufenden geraden Linien. Es unterſcheidet ſich von den genannten drei Kirchen, daß es nicht fünf, ſondern nur drei Schiffe hat, iſt aber durch den Ueberbau zu beiden Seiten mit Kapellen erweitert. Das Mittelſchiff ruhet auf vierzig Säulen von hellgrauem Numidiſchem Marmor, welche alle gleich ſind und Joniſche Knäufe haben. Früher waren ſie ungleich und Doriſcher Ordnung. Das Gebälke iſt gerade geblieben, und nur beim Hauptaltare für die beiden großen, ſich gegenüber ſtehenden Kapellen, welche eine Art von Kreuz bilden, durch Bögen unterbrochen. Auch die Decke iſt gerade, und ihre Felder ſind mit dem erſten aus Amerika gekommenen Golde geſchmückt, welches Philipp 4 von Spanien herſchenkte, und dafür von Erz in der Vorhalle ſteht. Am Frieſe läuſt eine zierliche muſiviſche Arabeske hin, welche mit den Muſivgemälden des Mittelſchiffes und Triumphbögens ſchon von Sixtus 3 herrührt. Die Muſiven unter den hohen Fenſtern des Mittelſchiffes (wo auch die alte Peterskirche dergleichen hatte, und die Paulskirche noch Wandgemälde hat), ſind zwar neu eingerahmt, hie und da ergänzt, und durch Malerei erſetzt, dennoch eine einzige große Reihe ſo alter heiliger Bilder, auf welche ſich ſchon die Oekumeniſchen Konzilien, 787, gegen die Bilderſtürmer beriefen, ſo wie ſie Hadrian 1 an Karl d. Gr. rühmte. Sie haben in dem neuen Aufputze und auch in der Darſtellung, Tracht und Gebäuden, faſt ein modern-antikes Anſehen, auf ähnliche Weiſe, wie die auch wohl gleichzeitigen Bilder in der Vatikaniſchen Handſchrift des Virgil und in dem Mailänder Homer. Dieſen nähert ſich auch der Inhalt, da er ganz aus dem alten Teſtamente genommen, und ſich als Vorhalle und Vorbild dem neuen Teſtament an dem Triumphbogen anſchließt. Die Reihe beginnt bei dieſem zur Rechten, und die meiſten der ſchmalen Vierecke haben zwei Vorſtellungen über einander Das erſte iſt Melchiſedeks Empfang Abrahams; oben Gott Vater halb erſcheinend. Dann, Abrahams Empfang und Bewirthung der drei Engel, dabei Sarah; Abrahams und Lots Trennung (drei folgende ſind durch den Bogen der einen Kapelle zerſtört); Jakob empfängt Iſaaks

Segen, und Eſau kömmt von der Jagd; Jakobs Vertrag mit Laban, und Unterſchiebung der Lea für Rahel; Jakobs und Labans neuer Vertrag; Erfüllung deſſelben, und Jakobs Vermählung mit Rahel; die Theilung der Heerden; Jakobs Segen, und Anſtalt zur Heimkehr; ſeine Geſandtſchaft an Eſau, und Umarmung deſſelben; Sichems Werbung bei Jakob um ſeine Tochter, die geſchändete Diana, und die Rache durch ihre Brüder; Jakob verweiſet es ihnen, und zieht nach Bethel. Das erſte Bild der linken Reihe fehlt, vermuthlich Moſes Findung; es folgt, ſeine Erziehung bei Pharao's Tochter, und Verhandlung wegen des erſchlagenen Aegypters; ſeine Vermählung mit Sivorah, Jethro's Tochter, und Hirtendienſt bei ihm; Heimkehr nach Aegypten, und Empfang; das goldene Kalb; Verkündigung des von Gott empfangenen Gebotes; Zug durchs rothe Meer; der Wachtelregen; das Waſſer aus dem Felſen; Joſua den Amalekitern entgegengeſtellt; Kampf mit denſelben; Moſes auf dem Berge; Cora's Aufruhr gegen Moſes und Aron, und beider Verhüllung durch die Wolke; Moſes übergibt das Geſetzbuch, und ſtirbt auf dem Berge Nebo, unten der Zug durch den Jordan mit der Bundeslade; das Steinmal des Ueberganges, und die beiden Kundſchafter vor Jericho: die Buhlerinn Raab läßt ſie über die Mauer herab, und dem Joſua erſcheint Gott als Krieger; Beſtürmung der Mauern, und Gottes Weiſung zur Einnahme; Fall der Mauern vor den Poſaunen und der Bundeslade; der Steinregen und Stillſtand der Sonne, in der Schlacht gegen die Amoriter; die Gefangennehmung der fünf Könige. Zwei Bilder fehlen auch hier. Ganz ähnlich ſind nun die Darſtellungen an dem Triumphbogen, auch nur klein, und eine nah verbundene Folge, in fünf Reihen über einander. Die Arabeskeneinfaſſung des Bogens ſchließt oben α ☧ ω; darüber weihet, in einer Lateiniſchen Inſchrift, Xiſtus (Sixtus) das Ganze der Gemeinde, und zwei Engel halten ein Rund, worin auf einem Altare das Buch mit den ſieben Siegeln, und das Kreuz mit der Krone erſcheint, dahinter ein hoher funkelnder Thron mit den Bruſtbildern Petri und Pauli; ganz oben ſchweben die geflügelten Sinnbilder der vier Evangeliſten. Auf den Seiten: die Verkündigung an die H. Jungfrau (Engel und Taube ſchweben hernieder), und an Zacharias, die Darbringung im Tempel, und das Taubenopfer; die Anbetung der Weiſen, mit dem Stern, und die Belehrung der Schriftgelehrten; der Kindermord (vor dem Beginne), und der Tanz der Herodias um Johannis Haupt; die Städte Hieruſalem und Betleem; ganz unten wieder 6 Schafe auf jeder Seite.

Hinter dieſem Triumphbogen glänzt nun auch noch der nicht durch ein Queerſchiff getrennte Chor mit ſchönen neueren Muſiven. Das große Gemälde in dem tiefen Halbrunde der Niſche iſt oben von einer zierlichen und reichen Arabeske durchſchlungen, welche von beiden Seiten aus Blumenvaſen emporſteigt und eine Laube bildet, um ein großes geſtirntes Rund, in welchem auf einem prächtigen Throne, Chriſtus zur Linken ſeiner Mutter ſitzt, und ſie krönt. Unterwärts, ſchweben Engel, und knieen und ſtehen Anbetende; und vorn her, größer als die übrigen, ſtehen auf jeder Seite drei Heilige. Unter dieſem großen Halbrunde ſind vier ſpitzbogige Fenſter, muſiviſch eingefaßt, und dazwiſchen noch fünf kleinere Muſivgemälde: links, die Verkündigung und Geburt; rechts, die Anbetung der Weiſen und Darbringung im Tempel; in der Mitte der Tod der H. Jungfrau, von den Apoſteln umgeben, und oben ihre Auffahrt in die Herrlichkeit. In der Lateiniſchen Unterſchrift hat ſich der treffliche Meiſter Jacobus Torriti genannt, welchen der Kardinal Jacobus de Colñ (Colonna), 1295, dieſes Werk machen ließ. Die ganze Darſtellung und Anordnung deſſelben iſt dem Muſivgemälde in der Marienkirche, jenſeit des Tibers, von 1139, ſehr ähnlich, aber freier und kunſtreicher, ſo wie dem Muſivgemälde im Lateran von demſelben Meiſter. Er nennt ſich hier einen Maler (pictor), wie die damaligen Moſaikiſten öfter zugleich waren; und ſo können, die Gemälde zu Siena, deren Bezahlung an einen Meiſer Mino und Maler Minuccio dortige Zeitbücher 1289 und 1298 gedenken, wohl von ihm ſein, deſſen Geburtsort Turrita zu Siena gehört. Auch ſtimmt die Zeit, weil er noch die Kapelle, welche Bonifaz 8, zwiſchen 1295 und 1303, an die alte Peterskirche baute, mit Moſaik verzierte; obwohl er ſchon 1225 in Florenz das große Muſivgemälde in der Taufkirche machte. Die Angabe Baldinucci's und Anderer, daß Gaddi, nach Turrita's Tode, die Moſaik hier in der Marienkirche vollendete, iſt durch nichts begründet, vielmehr durch die Inſchrift widerlegt, und etwa nur auf die Vorhalle zu beziehen, oder Verwechſelung mit den Arbeiten im Lateran, und in Piſa, an welchem letzten Orte beide gemeinſchaftlich mit Taſi arbeiteten, und Gaddi ihr Werk fortſetzte. Obwohl älter, als beide, übertrifft ſie Turrita dennoch, und ſeine Arbeiten, nebſt des jüngeren Giotto Navicella in der Peterskirche, ſind als die vollkommenſten dieſer mittleren Moſaik zu betrachten, deren Geſchichte man hier bis zur älteſten Zeit zurück, ſo wie weiter herab, überſehen kann.

Merkwürdig iſt hier, auch in dieſer Beziehung, das marmorne Grabmal des Biſchofs von Albano (Roderich) Gunſalvus, welcher 1299 ſtarb. Der Todte liegt in ſeinem Staate auf der Prachtdecke über ſeinem Sarge, an welchem unten ſein Wappen erſcheint;

zu ſeinen Häupten und Füßen ſteht ein Engel: und auf den Seitenwänden, mit Säulenpfeilern, erhebt ſich, zwiſchen Gothiſchen Thürmchen, ein Giebel, vorn geöffnet durch einen Spitzbogen, mit dem Kleeblatte, wodurch ein Muſivgemälde von der Wand hervortritt: die Mutter Gottes (Griechiſch ſo bezeichnet) ſitzt mit dem Kinde auf einem Stuhle; rechts kniet der Biſchof, ſehr klein, und größer ſteht neben ihm der H. Matthias, und links Hieronymus, beide benannt, und mit offenen Schriftrollen, welche verkünden, daß ihre heiligen Leiber auch in dieſer Kirche ruhen. Die Zeichnung iſt gut und die Ausführung glänzend. Recht tüchtig ſind auch die Marmorbilder gearbeitet; und das Ganze, von weißem Marmor, iſt muſiviſch ausgelegt, beſonders von buntem Geſteine. Die Lateiniſche Grabſchrift, ganz unten am Sarge, nennt auch den Meiſter: Johannes Cosmae (Sohn), Römiſcher Bürger. Seine Beziehung auf einige ähnliche Werke, das etwas ältere Tabernakel in der Paulskirche (S. 113), und das wenig jüngere Grabmal Bonifaz 8 in der Peterskirche (Bd. 3. S. 354), haben wir ſchon bemerkt, und ſeine Verbindung mit der Schule des Nicola Piſano wird durch die ähnlichen Grabmäler derſelben zu Neapel und anderswo, beſtätigt. Das Geſchlecht der Cosmati erhielt aber hier in Rom und in der Umgegend die Kunſt der Muſivgemälde, und der muſiviſch gezierten Bildnerei und

Baukunſt, von welcher eigenthümlichen Art ſo manche Werke mit ihren Namen übrig ſind. *)

Die vielen neueren Kunſt- und Geſchichtdenkmäler, ſo prächtig ſie zum Theile ſind, laſſen wir leichter

---

*) Dergleichen hier in S. Sabba, und ein Grabmal in S. Balbina, und in Sancta Sanctorum, am Lateran. Die Angabe, bei Lanzi, I. 6, aus dem Guida di Roma, daß Adeodato di Coſimo Coſmati, 1290 in S. Maria Maggiore gearbeitet habe, ſteht wohl in Verbindung mit der Nachricht Agincourts, Geſch. der Bildh., zu Taf. XXIV, daß Adeodato, Sohn des Coſimo Coſmati, 1290 das Wappen des Hauſes Capizuchi muſiviſch verfertigt habe. Und ohne Zweifel iſt hier das Altarhäuschen, im ähnlichen Style, mit gedrehten Säulen, und dem muſiviſchen Wappen der Capizucci, um 1290, gemeint, welches erſt zu Ciampini's Zeit aus der Kirche S. Maria in Campitelli weggeräumt ward, und davon er noch eine Zeichnung gibt, I. 181. Die lateiniſche Inſchrift nennt es bloß eines Meiſters Deodatus Werk. Von Giacomo di Coſmate iſt die Thür mit einem ſitzenden Chriſtus in Moſaik am Hoſpital von S. Thomas, hinterm Koloſſeum (Agincourt, Peint. XXIII. 7); andere Werke von ihm ſind im Dom zu Citta Caſtellana, und 1300 arbeitete er als Bildhauer am Dom zu Orvieto. Auch in der Unterkirche zu Anagni ſind Arbeiten der Coſmati; ihres Kloſterhofes zu Subiaco iſt ſchon (S. 143) gedacht. Ihr Andenken und Verdienſt erneuete zuerſt eine Rede des P. della Valle, in der hieſigen gel. Geſellſch. Arkadia, 1788, im [illegible]

vorübergehen: ein Grabmal erinnert uns aber an einen edlen und gelehrten Landsmann; es iſt Fürſtenberg, Biſchof von Münſter, und Herausgeber der Paderborniſchen Denkmale. Die reiche Kapelle Borgheſe, zum Theil von Guido ausgemalt, enthält auch eins von den alten Madonnenbildern, welche dem H. Lukas beigelegt werden, prächtig in Edelſteine gefaßt. Der Hauptaltar ruhet auf einer langen Truhe von Porphyr, mit einem neuen Ueberbau auf vier Porphyrſäulen, welche von der alten Vorhalle der Kirche genommen ſind.

Ein Hauptfeſt dieſer Kirche iſt die Chriſtnacht, welches wir damals auch nicht verſäumten. Die hellerleuchtete Kirche hatte völlig das Anſehen eines Redutenſaales, und war in der kalten Nacht gedrängt voll allerlei in Mäntel gehüllter Geſtalten. Meiſt war es gemeines Volk aus den Enden der Stadt und vom Lande; darunter inſonderheit die Piferari (Pfeifer), welche um dieſe Zeit aus Abbruzzo weit umherziehen, und auch nach Rom kommen und vor den Madonnenbildern in den Straßen und Häuſern ihren Dudelſack ſpielen, auch wohl ſingen: ſie ſtellen ſo die Anbetung

court will ihnen etwa die Erfindung der ſeitdem häufig angewandten muſiviſchen Verzierung der Gebäude beylegen; aber wenn er ſie zu bloßen Moſaikiſten macht, ſo widerſprechen alle dieſe Werke und Nachrichten.

der Hirten um ſo beſſer vor, als ſie wirklich arme Hirten ſind. Seltſam erſchienen ſie hier mit ihrer Landestracht, ſammt dem übrigen lumpigen Volke, in dem glänzenden vornehmen Prieſterhauſe. In der Mitte wühlte alles durch einander, wie im Maskenſaale, an den Seiten aber war es wie eine Herberge, wo allerlei Gruppen ſaßen, lagen und ſchliefen. Prieſter ſaßen in den Beichtſtühlen, und lange weiße Stäbe ragten neben ihnen hervor, wie Angeln: zuweilen kniete einer mitten im Gange vor ihnen nieder, betete eine Weile, und der Prieſter machte dann mit dem Stabe einen Strich über ihn; ich denke, er abſolvirte ihn damit. Alles wartete auf die Prozeſſion mit der Wiege, welche in einer Kapelle ſchön aufgeſchmückt ſtand. Endlich wurde ſie, in einer zierlichen Glasvaſe umgetragen, mit vielem Gedränge, Lichtern und Geſang, und alles erhob ſich und drängte ſich ſingend und ſummend hinter drein. Wir waren froh, wieder an die friſche Luft zu kommen, aus dem Lichterqualm, Weihrauchdampf und anderem ſtarken Gedüfte. Man wird ſo erinnert, daß hier auch die Juno **Mephitis** einſt einen Tempel hatte. *)

---

*) Von der Kirche hat **Agincourt** den Grundriß, Durchſchnitt, und das Innere LXV, [illegible] LXXI, [illegible]; das Gonſalvo'ſche Grabmal, Scultur. XXIV, [illegible] **Cicognara**. I, 20 [illegible] und die [illegible] XVIII. 18. 19.

Wir gehen auch heute zur Hinterpforte hinaus, auf den Platz, welchen ein Obelisk ziert: er iſt 43 Fuß hoch, ohne Bilderſchrift; Claudius ließ ihn aus Aegypten holen, und vor Auguſts Grabmal zu einem ähnlichen ſetzen, welcher dort noch verſchüttet liegen ſoll; Sixtus 5 ließ ihn 1587 durch Fontana hier wieder aufrichten. Baumgänge führen uns den Berg hinab, links zu S. Pudenziana.

Dieß iſt die älteſte Kirche Roms, ſo fern der Apoſtel Petrus hier bei dem Senator Pudens gaſtlich aufgenommen, ihn und ſeine beiden Söhne und Töchter Pudentiana und Praxedis bekehrte, und ſo den Grund des Evangeliums legte; worauf dieſes Haus von Pius 1, im Jahre 156, zur Kirche geweihet und ſeinem Bruder Paſtor übergeben ward. Sie war früh mit heiligen Bildern und Muſiven geziert, und von Hadrian 1, um 772, hergeſtellt. Seit 1598 iſt ſie völlig umgebauet und erneuet, und nur die alte merkwürdige Thür iſt geblieben. Dieſe iſt von weißem Marmor, viereckig; zwei wendelreifige Säulen, mit ganz eigenthümlichen feinen Blätterknäufen, tragen das gerade Gebälke des kleinen Vorbaus, an deſſen Fries eine Arabeske mit fünf kleinen Bildwerken geſchnitzt iſt, deren Bedeutung die Lateiniſchen Umſchriften der Kränze in Reimhexametern angeben. In der Mitte ſteht das Lamm mit dem Kreuzſtabe, zugleich als Hirte. Die übrigen vier ſind Bruſtbilder: auf jeder Seite, eine bräutlich gekrönte Jungfrau mit einem gefüllten Lampenkruge (dergleichen auch die klugen und thörigen Jungfrauen über der Thüre von S. Maria in Traſtevere tragen), rechts S. Pudentiana, links S. Praxedis. Neben jeder iſt ein männliches Bruſtbild mit einer Schriftrolle, rechts S. Paſtor und links S. Pudens. Der Thürgiebel mit dem Engelskopf und zwei Flügeln (an das Aegyptiſche Flügelei erinnernd) iſt ſichtlich neuer. Die beiden Säulen ſollen aus den Bädern der Agrippina herrühren; das Ganze ſetzt Ciampini ſchon ins ſechſte oder ſiebente Jahrhundert, die Reimverſe, dergleichen noch am Gebälke ſtehen, und auch die Arbeit, weiſen aber auf die Zeit, da Innozenz 2 den Canonici Regolari von Bologna dieſe Kirche bewilligte, 1130. Innerhalb ſind die alten Säulen ummauert, mit Bögen, die Decke gewölbt, und daran Moſaik von Paolo Roſetti nach Federico Zuccheri's Zeichnung. Die Moſaik über dem Hauptaltare ſoll nach dem Vorbilde der alten ſein. In einer Kapelle war über dem Fenſter dicht am Gewölbe ein ſehr altes Wandgemälde: in einem antiken Gebäude mit Säulen und einer Tribune, tauft ein Heiliger zwei Männer; hinter ihm ſteht ein anderer Mann, und neben dem Taufſteine zwei Jungfrauen, das Taufhemde haltend, und noch zwei im Hintergrunde; vermuthlich Petrus mit Pudens, und deſſen Söhne und Töchter.

Ein Reimhexameter drückt die Wiedergeburt durch die Taufe aus, welche hier noch durch Untertauchen der nackten Täuflinge in einem großen zierlichen Becken geſchieht, worin ſie bis über die Hüfte, wie in einem Blumenkelche, verhüllt ſind. — Ein neu eingefaßter Brunnen bewahrte das Blut von dreitauſend Märtyrern, welche die beiden frommen Schweſtern hier beſtatteten; wie zwei Inſchriften bezeugen. Der muſiviſch ausgelegte Fußboden iſt von 1668. An der Grabkapelle des Kardinals Gaetani, welcher die Kirche ſo erneuete, ſtehen köſtliche antike Säulen von gelbem Marmor. Unter den neuen mancherlei Kunſtwerken beachten wir nur, ein gutes Marienbild, und vor allen auf dem Altare, welchen einſt Petrus ſelber bediente, eine Marmorgruppe: Chriſtus, wie er dem Apoſtel die Schlüſſel übergibt. Dieſes ſchöne Werk des **Giovanni Battiſta della Porta** iſt weniger bekannt, als es verdient. *)

In der Nähe ſtand ſonſt die Kirche S. **Eufemia**, welche ſchon Sergius I, um 687, herſtellte und erneute, deren altes Muſivgemälde aber nur in einer Zeichnung aufbewahrt iſt: die Heilige, in hoher Geſtalt, ſteht reich, doch einfach angethan, mit ausge-

---

*) **Cicognara** hätte es nicht übergehen ſollen. — Die alte Thür der Kirche und das Wandgemälde, ſiehe bei **Ciampini**, I. 26, II. 20.

breiteten Armen; eine Hand reicht den Kranz auf ſie herab, und unten ziſchen zwei aufgebäumte Schlangen ſie von beiden Seiten an. Dieſe werden auf ihren, ſonſt unbekannten Martertod gedeutet, geben ihr aber mehr das Anſehen einer alten Göttinn. *) Sixtus 5 ließ die Kirche abbrechen, um eine gerade Straße nach S. Maria Maggiore zu bahnen. Zu dieſer ſteigen wir wieder hinauf, und wenden uns zu der S. Pudenziana Schweſterkirche, S. Praſſede.

Hier waren die Bäder ihrer beiden Brüder, welche Pius 1 ebenfalls zur Kirche weihte; Hadrian 1, um 772, ſtellte dieſelbe her, und Paſchalis 1, um 817, erbaute ſie ganz neu und ſchöner auf einer anderen, nahen Stelle, und ſchmückte ſie vor allen reich mit Muſiven, wie ſie noch ſtehet. Ihr Aeußeres, das ſich hier von der Seite zeigt, iſt unbekleidet, von Backſteinen, mit vielen Fenſtern. Das Innere hat drei Schiffe, auf ſechzehn ungleichen antiken Säulen, mit Rundbögen, und ſechs Pfeilern dazwiſchen. Ein Brunnen in der Mitte bewahrt ebenfalls das Blut vieler Märtyrer; und ein Stein wird gezeigt, worauf die H. Praxedis ſchlief und ſtarb. Das Muſivgemälde am Triumphbogen offenbart oben das himmliſche Jeruſalem, in deſſen glänzenden Mauern Chriſtus mit der

---

*) Nach einer Zeichnung im Vatikan, von Francesco Peria, gibt ſie Ciampini, II. 118.

Weltkugel zwiſchen zwei Engeln (jeder mit Einem Flügel) ſteht; etwas tiefer ſtehen auf jeder Seite neun Heilige, dreizehn reichen Kronen dar, und fünf zeigen empor. An jedem der beiden Thore weiſen zwei Engel viele Männer in Mönchskleidung und mit Kränzen in den Händen herein. Darunter, auf beiden Seiten, große Volksmenge, Palmen und Kränze emporreichend. Dieſer Triumphbogen iſt mit der Tribune durch Seitenwände zum Chore verbunden, welche ſechs blätterig gemuſterte Säulen ſtützen; in der Mitte ſteht der prächtige, erneute Hauptaltar. Die Muſiven an der Tribune ſind den älteren in S Cosmo und Damiano (S. 98), und denen in S. Cecilia von demſelben Papſte (S. 72) ſehr ähnlich: mitten über dem Bogen der Niſche, das Lamm auf dem Throne, auf den Seiten die ſieben Leuchter, vier Engel und die Sinnbilder der vier Evangeliſten; unten, die vier und zwanzig Älten, Kränze emporhaltend. In der reich von Leiſten und Blumengewinde eingerahmten Niſche, mit dem Namenszuge des Paſchalis, hält eine Hand den Kranz über dem ſchwebenden Chriſtus, welcher, im goldigen Gewande, die Rechte aufhebt, und in der Linken die Schriftrolle hält. Beträchtlich kleiner, ſtehen neben ihm, rechts Paulus und links Petrus, beide weiß gekleidet, und führen, jener die H. Praxedis, dieſer die H. Pudenziana, welche, in goldigen mit Steinen geſchmückten Gewändern, geſteinte Kränze darbringen. Neben ihnen ſteht, links der H. Zeno in einer weißen Dalmatika mit weiten Aermeln, und hält das geſteinte Buch (Evangelium); rechts, auch weiß gekleidet, mit goldgelbem Mantel, Paſchalis, das mit Steinen geſchmückte Kirchlein haltend, und als Lebender mit einem Viereck um das Haupt. Ein Palmbaum blühet auf jeder Seite herüber, und in dem zur Rechten ſchwebt ein Phönix. Unter Chriſti Füßen lieſt man Jordanes, und ein Strom bildet hier einen Rand; darunter, wieder das Lamm auf dem Hügel mit den vier Flüſſen, und auf jeder Seite ſechs Schafe und eine Stadt. Lateiniſche Hexameter rühmen endlich dieſes glänzende Werk des Paſchalis.

Noch reicher iſt die Kapelle des H. Zeno, am Seiteneingange, außen und innen ganz mit Muſiven geziert, und erinnert im Kleinen an die Marcuskirche zu Venedig. Die Thürpfeiler tragen einen ſchweren, reich verzierten Marmorvalken, Bruchſtück eines antiken Gebälkes. Lateiniſche Hexameter daran preiſen wieder den Urheber. Auf dem Simſe ſteht eine große gereifte Marmorvaſe. Das Bogenfenſter darüber umgibt ein Muſivgemälde, mit zwei Reihen von Bruſtbildern. In der erſten erſcheint oben Maria mit dem Kinde; dann auf jeder Seite ein bärtiger Mann, und eine gekrönte und reich geſchmückte Jungfrau: ohne Zweifel Praxedis und Pudenziana mit ihren Brüdern

S. Novatus und Timotheus. Darunter folgen auf jeder Seite noch drei ähnliche Jungfrauen, ihre Genoſſen. In der zweiten Reihe iſt oben Chriſtus, bärtig, die Rechte auf die Bruſt legend, und auf jeder Seite ſechs Bruſtbilder, der Apoſtel. Zwei andere, ganz unten, ſind abgeſondert und durch Malerei ergänzt. Alt ſind aber die beiden Bruſtbilder oben in den Ecken des Bogens, vielleicht S. Pudens und Paſtor. Das Innere iſt rund gewölbt und ganz mit Moſaik bedeckt. Der Thüre gegenüber thront die Mutter Gottes (Griechiſch ſo bezeichnet), das Kind auf dem Schooße, welches die Hände aufhebt und in der Linken die Schrift entfaltet: Ich bin das Licht! das Meiſte hievon iſt verdorben und unkenntlich geworden durch die übergehängten wirklichen Kleider und Schmuck. Rechts ſteht Praxedis, links Pudenziana, mit Kränzen in der Hand, durch Beiſchrift bezeichnet. Ein Vorbau von zwei Säulen mit geraden Balken iſt neuer, und verdeckt zum Theil das Muſivgemälde in dem Bogen darüber, wo Chriſtus mit dem Buche in der Mitte von vier ſtehenden und zwei knienden Geſtalten erſcheint. Vermuthlich ſind die H. Zeno und Valentin darunter, deren Leiber Paſchalis hieher brachte, und welche ſonſt hier nicht vorkommen. Noch höher, neben dem großen Fenſter, dicht unter dem Bogen des Gewölbes, ſteht Maria, und gegenüber Johannes, beide durch die Beiſchrift genannt, und der lezte bärtig und mit dem Kreuzſtabe als der Täufer bezeichnet. Auf der rechten Seitenwand ſieht man oben, neben dem Fenſter, den andern Johannes, jugendlich und mit dem Evangelienbuche; gegenüber ſeine älteren Brüder Andreas und Jacobus, alle auch durch Schrift benannt. Ein kleines Halbrund darunter enthält das Bruſtbild Chriſti, welcher auf das Buch zeiget, in der Mitte von zwei Geiſtlichen auch mit Büchern; vermuthlich S. Paſtor und Pius 1. Auf der ebenſo eingetheilten Wand gegenüber ſtehen oben S. Praxedis, Pudenziana und Agnes, abermals mit Kränzen in den Händen, und Beiſchrift der Namen. Im unteren kleinen Halbrunde, das Lamm auf dem Berge mit Waſſerflüſſen, umher vier Hirſche (dürſtig nach dem Waſſer des Lebens in der Schrift). Darunter vier weibliche Bruſtbilder neben einander, ohne nähere Bezeichnung, außer daß die eine ein Viereck um das Haupt hat, und etwa Bildniß einer zu dieſem Bau Mitwirkenden iſt. Ein Eiſengitter verſchließt hier eine Thür. An dem Bogen über dem Eingange erſcheint aber noch ein prächtiger geſteinter Thron auf vier Säulenfüßen, und daneben, größer als die meiſten übrigen Figuren, Petrus und Paulus, mit Schriftrollen in der Linken und mit der Rechten hinaufweiſend, als ſeine Hauptſtüzen, beide durch Beiſchrift der Namen, aber auch ſonſt kenntlich. Alle Felder haben eine lilienartige Einfaſſung, und in den

Winkeln, zwiſchen den vier Bögen, am Gewölbe, erheben ſich auf Kugeln vier große Engel, welche mit aufgehobenen Händen, Karyatiden ähnlich, ein reich verziertes Rund halten, in welchem das Bruſtbild des Heilandes, mit der heiligen Schrift in der Rechten, erſcheint. Wären die Fenſter, deren zwei zugemauert ſind, mit Glasmalerei ausgefüllt geweſen, ſo wären die auf ſie hinzeigenden Figuren noch bedeutender und das Ganze noch magiſcher geweſen. Dieſe ſchön geſchmückte Kapelle hieß deßhalb auch wohl der **Garten des Paradieſes**. Den Frauen iſt aber der Eingang verboten, und ſie dürfen nur durch das Gitter hereinſchauen. Denn demſelben gegenüber ſteht die drei Fuß hohe piramidiſche Säule von Jaspis, an welcher Chriſtus gegeißelt ward, und welche der Kardinal-Legat Giovanni **Colonna** im Jahre 1223 mit aus Jeruſalem brachte, und ſo dem alten Namen ſeines Hauſes auch eine heilige Beziehung gab. In einer andern Kapelle hängt ein Gemälde, welches die Geißelung, nach dem Vorbilde dieſer Säule, ſchmerzlich, aber edel und kräftig vorſtellt; es iſt auf Holz und eins der trefflichſten Werke von **Giulio Romano**. Der Kardinal S. Carlo Borromeo, welcher die Kirche mannigfaltig erneute, ließ aus den Katakomben ein ſchönes altes Wandgemälde hier bewahren, welches im ähnlichen Style wie die Moſaiken, drei königlich geſchmückte heilige Frauen darſtellt, deren beigeſchriebene

Namen aber unleſerlich ſind. — Die Hauptthür am Giebel führt uns auf einen viereckigen Vorhof, ohne Säulen, und durch das Vorderhaus, wo noch einige Säulenſtümpfe aus dem Boden ragen, einen langen Gang mit Stufen hinab in eine öde Straße. Den Eingang bezeichnet hier ein Vorbau von zwei Säulen mit Bogen. *)

Wir wandern die Straße hinab zu S. Martino. Auch dieſe Kirche iſt ſchon zu Konſtantins Zeit, in den Bädern des Titus oder Trajanus, errichtet, um 324, vom Papſt Sylveſter, welcher darin ein Concilium hielt, und deſſen Marmorſitz noch bewahrt wird. Symmachus, um 500, baute ſie von neuem auf einer höheren Stelle, und Sergius 2, um 846, und ſein Nachfolger, Leo 4, erneute ſie und zierte ſie mit Säulen. Es ſind ſolchergeſtalt gleichſam drei Kirchen über einander. Die unterſte iſt wie ein Keller, in den hohen Pfeilergewölben der Bäder: hier ſind noch ſehr alte Moſaikgemälde, die H. Jungfrau und Chriſtus. Seitwärts führt eine Treppe hinauf in die ſpätere Unterkirche, welche ganz erneuet iſt, wie die Oberkirche. Zwar ſteht dieſe noch in ihrem alten Gehäuſe, und die drei Schiffe ruhen auf 24 antiken ungleichen Säu-

---

*) Grundriſſe der Unter- und Oberkirche, ſiehe bei Agincourt, XIII, 6. 7; das Wandgemälde, Peint. XI. 5. Eine von den Säulen des Chors, in Hirts Baukunſt der Alten Taf. VI. 7.

len, welchen ſich vier andere an der ſchmalen Eingangsſeite anſchließen, ringsum mit geradem Gebälke: die Knäufe ſind aber alle neu Korinthiſch, und überhaupt iſt das Innere durch Zieraten in Stuck, die vergoldete flache Decke, Bildſäulen und Gemälde, ſehr glänzend und geſchmackvoll erneuet, auf ähnliche Weiſe wie S. Maria Maggiore; ein gelber Ton herrſcht darin vor, und macht das Ganze hell und warm. Die Landſchaften, mit heiligen Geſchichten, an den Seitenwänden, von **Kaspar Pouſſin**, werden geſchätzt, ſind aber ſehr verblichen. *)

Wir wandern auf engen Pfaden, vorbei an hohen Gewölben von den Bädern des Titus, **Sette Sale** (ſieben Säle) genannt, hinab zu der Straße des Koloſſeums. Hier tritt uns auf einer Anhöhe ein großes altes Gebäude entgegen, einer Burg ähnlich. Es iſt die Kirche der **Quattro Santi**, welche ſchon vom Papſt Melchiades, Sylveſters Vorgänger, hier geſtiftet ſein ſoll, wo die vier Brüder Severus, Severianus, Carpoforus und Victorinus, zu Märtyrern wurden. Honorius 1, um 630, erneute ſie; in den Kriegen zwiſchen Gregor 7 und Kaiſer Heinrich 4, um 1084, wurde ſie mit vielen Gebäuden dieſer Gegend verwüſtet, und von Paſchalis 2, um 1100, von Grund

---

*) Die Grundriſſe der drei Kirchen, bei **Agincourt**, XIII. 15 — 20; größer, XIV. 1 — 4.

aus wieder hergeſtellt. Er baute daran, anſtatt des auch zerſtörten Laterans, einen großen Pallaſt, welcher von mehren Päpſten, und auch von Kaiſer Siegesmund, bei der Krönung, bewohnt ward: jetzo iſt es ein Waiſenhaus. In der Vorhalle, auf antiken Joniſchen Säulen, ſteht eine kleine, ſehr alte Kirche, S. Sylveſter geweihet. Die Kirche der vier Heiligen, gewöhnlich Gekrönte (Coronati) genannt (welche an die vier gekrönten Töne der Meiſterſänger erinnern), iſt auch noch in ihrem alten Bau, obwohl innerhalb aufgefriſcht. *)

Dieſer Kirche gegenüber unten liegt S. Clemente, eine der merkwürdigſten und an manchen Alterthümern hier einzige Kirche. Sie beſteht zum Theil auch aus antiken Bruchſtücken, ſtellt aber noch den Kirchenbau in ſeiner vollſten Bedeutung dar, indem ihre Eintheilung für die verſchiedenen Glieder der Gemeinde und Geiſtlichkeit zugleich die Vereinigung Aller zu einem großen hierarchiſchen Ganzen abbildet: wie, laut der Schrift, die einzelen Chriſten ſich zum lebendigen Hauſe des Herrn aufbauen ſollen. Die Kirche ſoll in dem väterlichen Hauſe des H. Clemens geſtiftet ſein, wo er den Apoſtel Barnabas bei ſich aufgenommen habe. Hier ſchwur Coeleſtinus, im Jahre

*) Eine der Säulen des Vorhofes, ſiehe bei Agincourt T. XIII. 11.

517, die Ketzerei ſeines Lehrers Pelagius ab, und hielt Gregor d. Gr., um 590, einige ſeiner Homilien. Einer der vielen Päpſte, welche **Johannes** heißen, erneute die Kirche, oder doch die Marmorſchranken darin, an welchen fünfmal dieſer Namenzug wiederkehrt, wie er ſich auf Denkmalen Johannes 8, um 872, findet. Die Thür hat einen Vorbau von zwei Joniſchen und zwei Korinthiſchen Säulen von Numidiſchem Marmor (Granit), unten verſchüttet, oben mit Bogen und Gewölbe, das bemalt geweſen, und drei Giebeln, über deren Marmorgeſimſe neuere Wände das erhöhte Dach tragen. Die beiden vorderen Säulen verbindet oben eine Eiſenſtange, daran noch drei Ringe hangen: ſie dienten die Vorhänge zu befeſtigen, womit an Feſtagen die Kirchen außen und innen geſchmückt wurden, wie alte Bilder zeigen und noch zum Theil geſchieht. Es folgt ein viereckiger Vorhof, mit einer Halle von ähnlichen Joniſchen Säulen (eine aus 2 Pariſchen Marmorſtücken) auf Doriſchen Füßen, ſechs an der Seite, vier an der Vorhalle der Kirche ſelber, wo die öffentlich Büßenden ſtanden und die Eingehenden um Fürbitte anflehten.

Die innere Kirche ruhet auf zwo Reihen von je acht Säulen, welche in der Mitte durch einen breiten Pfeiler getheilt ſind, ſämmtlich Joniſche Knäufe mit Rundbögen tragen, aber eine um die andere glatt und aus Numidiſchem Marmor, oder gereift und aus

Pariſchem Marmor ſind, ſo daß die gleichartigen ſich gegenüber ſtehen. Vorn ſtehen mehre von der letzten Art, und die erſte nächſt der Hauptthüre, gegen Morgen (Regia, die Königliche genannt), iſt in die Wand einer Kapelle vermauert. Von den Seitenſchiffen iſt das ſüdliche um ſechs Fuß breiter, als das nördliche: jenes war für die Männer, Katechumenen und Neubekehrten, dieſes für die Frauen beſtimmt; welche Einrichtung wir ſchon in St. Peter zu Verona bemerkten (Bd. 2 S. 65), und gedeutet wird, daß die ſtärkeren Männer die heftigere Anfechtung der Welt beſtehen müſſen. Der Fußboden iſt mit Marmor muſiviſch ausgelegt. Der Hauptaltar gegen Abend ſteht höher, über der Gruft mit den heiligen Leibern der Bekenner (daher Confeſſio genannt), zu welcher vorn eine Thür geht, und iſt durch marmorne Schranken abgeſondert, von deren Eingang in der Mitte nach beiden Seiten Stufen zu dieſem Sanctuarium hinaufführen. Das Ciborium oder Altarhäuschen auf vier Säulen iſt völlig dem in S. Lorenzo ähnlich. In der großen Niſche der Tribune oder Abſide (Bogen, Gewölbe) dahinter, iſt der auf Stufen erhöhte marmorne Biſchofſitz (Cathedra), zu beiden Seiten im Halbkreiſe umher die Bänke der Prieſter; daher heißt dieſer ganze Raum auch Presbyterium. In den beiden, ebenfalls erhöhten, durch Marmorſchranken, mit Thür und Treppe, abgeſonderten Enden der Seitenſchiffe ſtanden, ſüdlich die Senatoren (Senatorium), nördlich die Matronen (Matronaeum), und hinter ihnen in den Abſiden (wo jetzo Kapellen ſind), ſüdlich die Mönche und nördlich die Nonnen; welche letzten in anderen alten Kirchen auch wohl Gallerien über den Seitenſchiffen hatten, wie in S. Agneſe und Lorenzo. Im Mittelſchiffe, unten vor dem Eingange zum Presbyterium, iſt eine länglich viereckige Abtheilung durch ähnliche Marmorſchranken, welche der eigentliche Chor, und für die Diakonen, Kantoren, Akolythen, Exorciſten und niedere Geiſtlichkeit beſtimmt iſt, mit einer Thüre gegen Morgen. An den Seiten ſtehen hier die beiden Marmorkanzeln (Ambones), denen in S. Lorenzo auch ganz ähnlich: ſüdlich, die für das Evangelium, mit einer Treppe vom Altare her hinauf, und einer andern nach der Thüre hinab zu gehen. An der letzten ſteht eine hohe gewundene Säule als Oſterleuchter. Die Kanzel hat oben zwei halbrunde Brüſtungen mit Säulchen, gegen Süden und Norden, zur Abwechſelung, je nachdem die eine oder andere Seite der Kirche mehr voll Zuhörer war. Spätere Kanzeln haben bloß die nördliche Richtung. Die nördliche Kanzel hat auch zwei Leſebretter, das obere gegen den Altar gekehrt, wo der Lector die Epiſtel ließt; das untere gegen Morgen, wo der Kantor das Reſponſorium (von dieſen unteren Stufen auch Graduale genannt) oder Alleluja ſingt. Wenn der Altar gegen Morgen ſteht, haben beide dieſelbe Richtung. Zwiſchen beiden Kanzeln wurden beim Kyrieleiſon ſieben Kerzen, und dann eben ſo viele kreuzweiſe damit geſtellt. Die marmornen Felder der Schranken ſind ungleich groß und mannigfaltig verziert, meiſt mit Kreuzen, und dazwiſchen der ſchon erwähnte Namenzug; einige ſind ganz netzförmig durchbrochen.

Das Muſivgemälde am Gewölbe der Tribune iſt erſt aus dem 13ten Jahrhundert, und eins der ſchönſten. Der Grund iſt ganz eine reiche und zierliche Arabeske, ähnlich der Tribune in S. Maria Maggiore; von oben reicht eine Hand den Kranz nieder auf den in der Mitte des Laubwerks ſchwebenden Chriſtus am Kreuze, zwiſchen Maria und Johannes. In den Zweigen erſcheint der H. Ambroſius, Auguſtin, und andere Heilige, ſitzend und ſchreibend, darunter auch S. Dominikus und andere, zu deren Zeit dieſes Werk hergeſtellt wurde. Den unteren Rand bilden wieder die 12 Schafe und das Lamm; und weiter unten ſtehen die Apoſtel, mit Griechiſcher Beiſchrift: ſie ſcheinen aus älterer Zeit. In ſpäterer Gothiſcher Art iſt am Eingange die Kapelle der Paſſion, mit Spitzbögen. Sie iſt ganz bemalt, das Kreuzgewölbe als Sternenhimmel, darin die vier Evangeliſten und vier andere Heilige ſchweben; an der Hauptwand, ſieht die Kreuzigung, groß; und an den übrigen Wänden, in mehren kleineren Feldern, das Leben und Leiden der H. Katharina. Es iſt eins der früheren Werke Maſaccio's von Florenz, welcher vielleicht der trefflichſte Vorgänger Rafaels war (ſt. 1443), obwohl er hier noch nicht in ſeiner ganzen Reife erſcheint, und die Wände auch ſtark übermalt ſind, das Gewölbe ausgenommen. Auch dieſes ſchöne Alterthum wird ſorgfältig erhalten, und iſt unlängſt in einem eigenen großen Kupferwerke vollſtändig abgebildet. Früher waren noch die beiden Pfeiler zwiſchen den Säulen bemalt; und vielleicht auch die hohen Wände über ihnen, mit vielen Bogenfenſtern. In Gothiſcher Art iſt noch ein kleines Grabmal von Marmor, muſiviſch ausgelegt, mit Spitzbogen, und zwei Korinthiſchen und zwei Doriſchen Säulchen. Bei der letzten Erneuung des Innern der Kirche, unter Clemens 11, iſt auch alles unverrückt geblieben, nur mehr ausgeſchmückt, die Decke mit vergoldetem Täfelwerke bekleidet, und im Vorhofe die auf der linken Seite fehlende Säulenhalle hinzugefügt. So ſteht dieſe vor allen merkwürdige Kirche faſt noch ganz in ihrer alten Geſtalt, auch äußerlich, oder derſelben gemäß erneuet; und von allen bisher geſehenen Kirchen kömmt ihr nur S. Foſca zu Torcello am nächſten. *) Wir gehen aus der Seitenthüre, zum

---

*) Vergl. Bd. 2. S. 143. Von S. Clemente ſiehe den Grundriß, äußere und innere Anſicht, den Chor mit

Koloſſeum hinab, und abermals durch die Trümmer des alten Roms nach Hauſe.

Nachmittags treten wir eine andere Wanderung an. Im nahen Pallaſte Barberini, deſſen Bibliothek wir ſo häufig beſuchen, beſchauen wir auch einmal die Ueberbleibſel einer reichen Kunſtſammlung. Gleich auf der prächtigen Treppe tritt uns ein gewaltiger Löwe entgegen; in ſtark erhobener Arbeit aus weißem Marmor, ſchreitet er an der Wand einher: es iſt die vortrefflichſte Antike dieſer Art, und von Canova bei den Löwen in der Peterskirche ſtark benutzt. *) Außerdem iſt hier noch ein ſchönes erhobenes Bildwerk: eine bekleidete Frau, auf einem Stuhle unter einem Lorbeerbaume, hält einen Mohnſtängel und Blumen zu einer vor ihr ſtehenden Umſchleierten empor. Die übrigen, einſt hier vorhandenen Antiken, ſind jetzo meiſt im Vatikan; einige gehen nach München, wie

---

den Kanzeln, alte Schranken und das Ciborium, bei Ciampini, I. 11. 14. 19. 150. Iſt daſſelbe, zum Theil genauer, und im gegenwärtigen Stande, bei Agincourt, XVI. LXIV. 4; und das Muſivgemälde, Peint. XIII. 17.

*) Man vergleiche ſie bei Cicognara, III. 27. 42.; ebendaſelbſt auch das folgende alte Bildwerk.

die große Muſe und der Faun, welchen wir ſchon bei den Aegineten geſehen haben. Das große alte Wandgemälde der ſitzenden Roma, welches hier beim Grundbau des Pallaſtes gefunden worden, blieb uns verborgen; vielleicht iſt es auch nicht mehr hier. Eben ſo zerſtreut ſind die Gemälde, unter welchen ſonſt eine Herodias und Madonna von Lenardo, und eine Madonna und ſein eigenes Bildniß von Rafael berühmt waren. Das einzige bedeutende iſt noch die Fornarina: ſie ſteht, bis auf den Gürtel nackt, mit den Händen das leichte Gewand an ſich drückend, als wäre ſie überraſcht worden. Um den Kopf iſt ein buntes Tuch gewunden, und auf dem Armbande ſteht Rafaels Name. Aber ungern will man glauben, daß dieſe fleiſchige Brünette, deren Geſicht nicht eben reizend iſt, Rafaels Geliebte geweſen, obwohl ſie einer derben Bäckerinn ähnlicher iſt, als jene holdſelige zu Florenz; eben ſo wenig will einem Rafaels Kunſt aus dieſem ziegelrothen Fleiſche und den ruſſigen Schatten einleuchten, obwohl das oft wiederholte, und ſo eben hier in Kupfer geſtochene, Bild übermalt ſcheint. Lieber möchte man alles dem Giulio Romano zuſchreiben, welcher Gemälde und Geliebte von Rafael erbte. — Die übrigen alten und neuen Kunſtſachen hier bedeuten nicht viel, und die geprieſenen großen Wandgemälde Pietro's da Cortona, von den Thaten und Tugenden der Barberini's, ſind überladene und froſtige Allegorien. Wir gehen alſo fürder zum nahen Pallaſt Albani.

Hier, an den vier Springbrunnen der vier Straßenecken, wohnte hoch oben unſer Winkelmann, welcher uns durch ſeine ſo gründlichen, wie geiſt- und gemüthvollen Werke und Anſchauungen Rom ſo heimiſch gemacht hat. Deſto empfindlicher iſt der Verluſt für Alle, daß gerade ein beträchtlicher Theil der Antiken, welche durch ſeine Schriften bedeutend geworden, von den Franzoſen entführt und nicht wieder gekehrt iſt, namentlich die ganze Borgheſiſche Sammlung, und auch manches wichtige Stück der Albaniſchen. Im Hofe und an der Treppe des Pallaſtes ſind mancherlei alte Inſchriften und Bildwerke; auch in den Zimmern befanden ſich mehre Antiken, z. B. die Muſivtafel von dem Raube des Hylas, aus der Andreaskirche (S. 212), und einige gute Gemälde. Merkwürdig iſt unter dieſen ein Jupiter, mit dem Ganymed, welches für ein antikes ausgegeben wird, aber von Mengs herrühren ſoll, welcher Winkelmannen damit täuſchte. Es ſcheint auch wirklich ein neueres Machwerk.

In dem hohen Hauſe gegenüber beſuchen wir unſern wackeren Landsmann Reinhart, der uns in Aricia und Albano als rüſtiger Jäger begegnet war. Auch hier in ſeiner Werkſtätte findet ſich Malergeräth und Jagdzeug maleriſch neben einander. Mehre auf der Staffelei ſtehende Gemälde ſind die treuſten und ſchlichteſten Abbilder der Gegenden um Rom, wie nur ein ſo ſcharf darin umſpähendes Auge und eine ſo ſichere Hand ſie liefern kann. Ganz eigenthümlich iſt eine Gegend der Tiber, oberhalb Ponte Molle: der Fluß erſcheint hier in einer Biegung breit wie eine See, das Thal iſt flach und weit; auf einem Hügel ſteht ein alter Thurm, Torre di Quinzio, wo Quintius Cincinnatus pflügte, als er zum Dictator berufen ward, und auf der anderen Seite iſt der heilige Berg, auf welchen einſt das Römiſche Volk entwich; endlich, war hier der heißeſte Kampfplatz Konſtantins gegen Maxentius. Den Hintergrund ſchließen die Sabiner Berge mit dem ſpitzen Sorakte und der Gennaro. Der Himmel iſt ſo klar und durchſichtig, und ruhet ſo ſtill auf dem glänzenden Waſſerſpiegel, die Gegend iſt ſo einſam und verödet, daß eine heitere Schwermuth uns erfüllt. — Nur ein Jäger ſitzt unter dem hohen Baume im Vorgrunde und kehrt uns den Rücken: er ſchauet ſtill und wild in die Landſchaft. — Nicht minder einfach und tief iſt eine bunte Zeichnung von Goethe's Erlkönig: der Vater, mit dem ſich anſchmiegenden Knaben auf dem Roſſe dahin ſtürmend, ſchaut ſich um nach den alten Weiden, welche der Sturm ihm nachjagt, und am ſinſteren Berge ſtehen die drei Erlkönigstöchter, wie Steinbilder und oben ſchwebt Erlkönig mit Krone und Drachenſchweif um die Scheibe des Mondes. Im Windeswehen fliegt die ganze wunderbare Erſcheinung vorüber. Wir nehmen herzlichen Abſchied von dem wahrhaft Deutſchen Manne, der uns ſo kräftig an das Vaterland erinnerte, und wandern die lange Straße fort zu dem Springbrunnen Termini.

Wir ſahen ſeine alte Waſſerleitung an der Porta Maggiore. Er ſelber iſt uns bloß merkwürdig durch die vier Löwen, welche an dem Becken liegen, und auch Waſſer ſpeien. Zwei derſelben ſind die vom Pantheon, Altägyptiſche, aus Baſalt, trefflich gearbeitet; jeder hat die beiden linken Klauen aufwärts gekehrt, und den Schwanz am Fußgeſtelle liegend, welches mit Hieroglyphen beſchrieben iſt. Nicht unſchicklich iſt hier ihre Anwendung, wenn ſie am Nile die Ueberſchwemmung beim Stande der Sonne im Löwenbilde bezeichneten. Die anderen beiden Löwen, aus Pariſchem Marmor, ſind aber von der alten Kirchenthüre des Laterans, und der eine hält noch ein Lamm in den Klauen; der andere iſt verſtümmelt.*) Dem gehörnten Moſes, welcher zwiſchen ihnen Waſſer aus dem Steine ſchlägt, fehlt ſelber noch die Belebung.

Nahebei ſind die Bäder Dioklezians, von welchen (Thermae) der Springbrunnen noch den Namen hat. Dieſes ungeheure Gebäude, welches eine Stadt im

---

*) Alle vier ſind abgebildet bei Ciampini, I. 33.

Kleinen war, hat ſich noch mehr als die andern ähnlichen erhalten, weil es anderweitig benutzt iſt. Vierzigtauſend Chriſtenſklaven mußten daran bauen, und wurden dann bei den Tre Fontane gemartert. Nach der Zerſtörung des Prachtbaues ward er eine Einſiedelei und zum Gotteshauſe. Einer der runden Eckthürme des äußeren Umfanges iſt 1598 zur Kirche S. Bernardo (übrigens unbedeutend) verändert, und der Garten daneben in einem großen Halbkreiſe deſſelben angelegt. In das Hauptgebäude, von welchem auf einer Seite nur noch wüſte Mauern und Bögen ſtehen und halbverfallene Gewölbe romantiſch überhangen, iſt eine große, prächtige Marienkirche degli Angeli durch Michel Angelo eingebaut, nachdem die Karthäuſer 1362 das große Kloſter hier anlegten, deſſen Hof von 100 neuen Säulen mit Rundbögen umgeben iſt. Die alte Bauart des Pallaſtes machte ſelber ſchon den Uebergang zu der neueren: Säulen ſtanden ohne durchlaufendes Gebälke über einander, oder waren durch Rundbögen verbunden, über welche wohl gar noch ein gerades Gebälke hinlief. *) Michel Angelo wußte das Innere ſelbſt zu einem Kreuze einzurichten. Der Eingang führt durch einen, auch antiken, runden Vorſaal, in das einfache geräumige Schiff

---

*) Bei Agincourt, II. 3. 5; verglichen mit Diokletians Gebäuden zu Spalatro.

mit dem Chore; breiter iſt aber das Kreuz, in dem Hauptſaale der Bäder: an ſeinem neun und achtzig Fuß hohen, flach ſcheinenden Tonnengewölbe, ſtehen acht antike Granitſäulen von zwei und vierzig Fuß Höhe, vier Korinthiſche und vier Römiſche. Und wohl paſſen zu dieſem gewaltigen Baue die großen Gemälde aus der Peterskirche, welche dort allmählig in Moſaik geſetzt ſind: der H. Sebaſtian, von Domenichino; die Strafe des Ananias, von Roncalli, auf Schiefer; die Taufe Chriſti, von Maratti; der Sturz des Zauberers Simon, nach Vanni's noch dort befindlichem Gemälde auf Schiefer, von Tremoliere, und nochmals von Battoni, u. a. Hier zog Bianchini, 1701, eine Mittagslinie, weil er dieſes Gebäude vor allen für feſt hielt, wie ſich nachmals auch bei Erdbeben bewährte.

Wir kehren zurück nach dem Brunnen, und thun einen Blick in die neue, überladen ausgeſchmückte Kirche der S. Maria della Vittoria, deren Altarbild, wie Maria das Kind in der Krippe anbetet, aus dem Dorfe Strakonitz in Böhmen, den Oeſterreichern am weißen Berge, 1621, den Sieg über die Ketzer gab. Berühmt iſt hier unter manchen anderen Werken von Guido, Guercino, Barocio, die H. Thereſa von Bernini, welche er ſelber für ſein beſtes Werk erklärte: die junge Heilige liegt auf Wolken in Verzückung, und ein erwachſener Engel ſteht mit aufgeho benem Pfeile lächelnd gegen ſie. Man hat ihren Ausdruck bewundert; Andere haben ſie dagegen für eine gemeine Venus mit Amor in ſchlechter Verkleidung, erklärt. Gewiß iſt der Pfeil eine anſtößige Allegorie der göttlichen Liebe, welche die Heilige durchdringen ſoll, und ihre Verhimmelung iſt ſehr ſchwer und irrdiſch: aber es ſcheint vielmehr, als wenn der Engel mit dem Pfeile ſie zum Todtentanze aufzöge. *) — Beim Graben des Grundes, 1605, wurde hier der **Hermaphrodit** gefunden, für welchen der Kardinal Borgheſe die ganze Vorderſeite der Kirche, durch **Carlo Maderno**, bauen ließ.

Dicht daneben ſteht die Kirche S. **Suſanna**, welche im väterlichen Hauſe dieſer Heiligen von ihrem Oheim, dem Papſte Kaius, Dioklezians Vetter, um 290, geweihet, von Sergius 1, um 687, mit einem marmornen Ciborium und ſonſt reich beſchenkt, und von Leo 3, um 800, von Grund aus neu erbauet wurde, mit Marmorſäulen auf beiden Seiten und an der Vorhalle, ausgelegtem Fußboden und einem Muſivgemälde am Gewölbe der Tribune. Die Vorderſeite und das Innere iſt aber, auch durch **Maderno**, ganz erneuet; und von der Muſive ſind nur noch zwei Figuren durch Abbildungen, in einer Vatikaniſchen Handſchrift, übrig: nämlich, Leo, mit dem Kirchlein

---

*) Man vergleiche ſie bei **Cicognara**, III. 4.

in den Händen, als Erbauer, und Karl d. Gr., bärtig, in kurzer Tracht, mit Schwert und Mütze, als Wiedereinſetzer dieſes Papſtes; beide mit Vierecken um den Kopf, als Lebende. *)

Wir wandern neben der Kirche hinab, und wieder hinauf, zur Villa Ludoviſi, deren kleinen Pallaſt, von Domenichino erbaut, einige der vornehmſten Antiken bewohnen. Hier ſitzt der ſchönſte Mars, den linken Fuß auf dem Helme, das Schwert in der Hand, vom Streite ruhend; ein Amor ſteht neben ihm, vermuthlich gehörte alſo noch eine Venus dazu. Der rieſengroße Kopf der Juno iſt die erhabenſte Erſcheinung dieſer Himmelskönigin, und ſcheint jenſeit des Raumes zu ſchweben. Seltſam iſt das rieſengroße Geſicht des Bachus, auf einer rothen Marmorſcheibe herausgebildet: Auge und Mund, welche durchbohrt ſind, und zu Orakeln gedient haben ſollen, erinnern an die Bocca della verità (S. 120). Zwei berühmte Gruppen machen den Antiquaren viel zu ſchaffen; die Römer, welche gern alles auf ſich deuten, haben ſie ihrer Geſchichte zugeeignet, und die eine heißt gemeinlich der junge Papirius, welcher ſeiner ihn ausforſchenden Mutter verſagte, daß im Senate darüber verhandelt worden, ob die Männer mehre Weiber neh-

---

*) Ciampini, II. 149, wiederholt ſie.

men ſollten (die auch in unſerer alten Volksdichtung von Salomon und Morolf ſo komiſch benutzte Geſchichte). Die ſtattliche Frau blickt aber den neben ihr ſtehenden Jüngling dafür zu liebreich an, und Winkelmann hält ſie daher für Phädra mit Hyppolitus; dazu fehlt jedoch wieder der leidenſchaftliche Ausdruck. Endlich, für die Wiedererkennung zwiſchen Elektra und Oreſtes, wie Einige wollen, iſt dieſer doch zu klein, und jene zu ſehr Matrone. Es ſcheint allerdings ein mütterliches Verhältniß; vielleicht iſt es Familienbildniß: aber, was es auch vorſtelle, immer iſt es ein trauliches, ſeelenvolles und verſtändliches Gebilde, und beweiſet recht, wie ein wahres Kunſtwerk zuerſt ſich ſelber bedeutet; es iſt daher auch den neueren Künſtlern inſonderheit zu empfehlen. Der alte Meiſter hat ſich durch eine Griechiſche Unterſchrift genannt, Menelaos, des Stephanos Schüler. Aehnlich verhält es ſich mit einer Gruppe von ganz entgegengeſetztem Inhalte, vorlängſt Paetus und Aria getauft: ein nackte Mann ſtößt ſich das Schwert in die Schulter (die von den Alten erſehene tödtliche Stelle), und hält in der Linken ein ſterbend niederſinkendes Weib, von deren Buſen, unter dem Gewande, Blut tröpfelt. Der Senator Paetus ward bekanntlich in der Verſchwörung gegen Claudius entdeckt, und ſeine Gattinn Aria tödtete ſich, und reichte ihm den Dolch. Er aber folgte ihr, laut Ta citus, nicht, und wurde durch Oeffnung der Adern hingerichtet. Dazu kömmt die heroiſche Darſtellung des jungen Mannes, und die nicht Römiſche Bekleidung des Weibes: Winkelmann erklärt alſo beide, mit Gronov, für Makareus und Kanace, Kinder des Aeolus, und Gatten, die ſich nach einander entleibten. Andere ſehen darin kriegsgefangene edle Germanen oder Thraken, welche ſich ſo der Aufführung im Triumphe entziehen. Auf jeden Fall bleibt es eine herrliche ausdrucksvolle Gruppe, der letzte Aufblick des höchſten Lebens, wie der heldenmüthige Mann das zarte ſterbende Weib hält, und eilt, daß ſie nicht vor ihm und allein durch die Todespforte gehe: der letzte Akt einer Tragödie, den ein dunkeles gewaltiges Schickſal herangeführt hat. Auch an Virginius haben die Römer gedacht, welcher ſeine Tochter durch den Dolch der Schändung entzog; aber auch der entleibte ſich nicht ſelber, und müßte älter und anders erſcheinen. Vortrefflich haben wir aber die alte Gruppe zu der wirklichen Darſtellung dieſer letzten Geſchichte, durch einen noch lebenden Bildhauer, in Bologna benutzt geſehen *) Nicht können wir ſolches hier von Bernini's Pluto rühmen: dieſer Raub der Proſerpina iſt nur eine manierirte und gemeine Nachahmung des herrlichen Sabinerinnraubes, von Johann von Bo-

---

*) Vergl. Bd. 2. S. 153.

logna (d. i. Boulogne). *) Eine **Iſis**, welche mit dem linken Fuße auf einem Nachen ſteht, erinnert an ein ähnliches Götzenbild der Sueven, welches Tacitus auch durch ſie deutete. Unſer **Rauch**, welcher uns dieſe, meiſt verſchloſſenen Schätze, zugänglich machte, läßt ſo eben hier die beſten Stücken für Berlin abformen; darunter auch eine treffliche Büſte **Caeſars**, an welcher eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Friedrich d. Gr. auffallend iſt. — Der weitläufige, bis an die alte Stadtmauer ſich hinſtreckende Garten iſt ganz im Franzöſiſchen Geſchmack, aber durch Verwilderung ſchon wieder etwas natürlicher geworden: antike Büſten, Bildſäulen und Grabmäler ſtehen bemooſet zwiſchen den immergrünen Bäumen. In einem höher ſtehenden kleineren Hauſe ſchauen wir **Guercino's** berühmtes Deckengemälde: Aurora, auf ihrem Wagen mit zwei Falben, Blumen ſtreuend; hinter ihr der veraltete Gemahl Tithon, und die Nacht in einer Höhle, als eine beim Leſen eingeſchlafene Frau; vorn ſchweben die Stunden, und der geflügelte Tag mit Fackel und Blumen. Das Ganze iſt ſinnvoll und kräftig gemalt, aber zu ſchwer und ſchwarz, auch wohl nachgedunkelt, nicht ſo heiter und luftig, auch nicht ſo groß, wie **Guido's** Aurora. Von beiden und **Domenichino**, ſind hier, in einem anderen Zimmer, noch einige

---

*) Man vergleiche ſie bei **Cicognara**, III. 2.

Landſchaften, merkwürdige Anfänge dieſer Kunſt. Friſcher und reicher iſt freilich die Ausſicht von dem Dache dieſes thurmartigen Gebäudes, rings umher, über die Stadt, und hinaus zu den Bergen. In dieſer Gegend waren die üppigen Gärten des Salluſt, und von der Rennbahn derſelben lag hier ſonſt ein 28 Fuß langer Obelisk mit Bilderſchrift, welcher dann nach dem Lateran gebracht wurde, wo er vor der Scala Santa ſollte aufgerichtet werden, nun aber, und weit augenfälliger, vor Trinità de' Monti ſteht.

Wir ſetzen unſeren Stab fürder, zwiſchen Gärten, zur Porta Salara. Hier war innerhalb der älteſten Mauer (vor Aurelius) der Ort, wo die gefallenen Veſtalinnen lebendig begraben wurden; hier war aber außerhalb auch der Circus der Flora, auf welchem an ihren Feſten nackte Mädchen unzüchtige Tänze vor dem Volke aufführten, und ſich mit Rehen und Haſen herumjagten. Wir kommen bald zur Villa Albani, welche ländlicher und mannigfaltiger als Ludoviſi, ſo wie ihre neuere Antikenſammlung, beſonders erſt durch Winkelmann, größer und lehrreicher iſt, obwohl einige Hauptſtücke in Paris geblieben ſind. Ihre Reihe, wie Winkelmann ſie vor allen in den Monumenti inediti beſchrieben hat, bildet die trefflichſten Beläge zu ſeiner Geſchichte der Kunſt. Fea hat ſie auch zur Ueberſetzung derſelben benutzt; und obgleich er Winkelmannen auch ſonſt gern verbeſſern möchte, ſo iſt es doch meiſt nur ein geringes Federleſen. Zu den älteſten Denkmalen aus der Kindheit der Kunſt gehört ein faſt lebensgroßes erhobenes Bildwerk: eine Frau ſitzt auf einem Throne und hält ein Kind mit dem kreuzweiſen Gängelbande auf den Knien, und vor ihr ſtehen drei Jungfrauen, die erſte ein Band, die zweite ein Horn, die dritte (halb ſo groß als die erſte) einen Stab haltend. Das iſt ohne Zweifel Ino, des Kadmus Tochter, wie ſie den neugeborenen Bacchus, ihrer Schweſter Semele Sohn, den Nymphen von Dodona zur Erziehung übergibt; eine noch in zwei ſpäteren Bildwerken hier vorkommende Darſtellung, wo dieſer Nymphen, welche in die Hyaden im Auge des Stiers verwandelt wurden, vier und fünf ſind, wie ſonſt noch ſechs und ſieben genannt werden. *) Ino ward als Göttinn Leukothea (nachmals bei den Römern Matuta) genannt, und iſt an der breiten Binde (Kredemnon) um die Stirn kenntlich, durch welche ſie den Odyſſeus aus dem Meere rettete. Alle Figuren haben jene wellenförmig geſtreiften Gewänder (wie ſie noch auf ähnliche Weiſe gekreppt von Griechiſchen Frauen getragen werden) und Haare, dabei die ſchneckenartigen Löckchen um die Stirn, die ſchiefen Augen, den lächelnden Mund und die Geſichtsähnlichkeit, wie die Aegineten. Alle haben geſchloſſene Beine, und die drei Nymphen ſtehen pa-

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 316. 331.

rallel neben einander, und das Ganze iſt ſichtlich Nachbild wirklich verehrter Holzbilder in einem Tempel; die Arme und Hände ſind aber leicht und frei, und in mannigfaltiger Bewegung, und das Ganze iſt auch ſchon mit überlegener Kunſt gearbeitet. Winkelmann hält es für ein wirklich Hetruriſches Werk, weil zur Zeit, als die Römer den alten Dienſt der Ino, als Mutter Matuta, erneuten, nach der Eroberung von Veii durch Furius Camillus, die Griechiſche Kunſt noch nicht kannten: aber es möchte doch wohl ein ſpäter aus Griechenland überbrachtes Werk ſein. Sonſt war hier noch ein ſpäteres ſchönes Standbild der Leukothea, wie ſie den kleinen Bachus mit dem Weinkruge auf dem Arme trägt; und Winkelmann eignet ihr auch die mancherlei ſchönen Büſten mit der Stirnbinde unterhalb des Haares (z. B. im Kapitole) zu, welche man ſonſt für Bachus ſelber hielt. Jenem uralten erhobenen Bildwerke ſchließt ſich eine Reihe neuerer und kleinerer Bildwerke an, welche auch noch deſſen Haar- und Gewandbildung, nur mehr die langen Ringellöckchen und geplättete Falten, aber ſchon unterſcheidenden Ausdruck im Geſichte, obwohl noch ſehr leiſe, haben. Dergleichen iſt der viereckige Altar mit 8 (einſt wohl 12) Göttern, hinter einander ſchreitend, voran Diana mit zwei Fackeln, dann Veſta mit dem Stabe, Jupiter mit drei doppelſpitzigen Pfeilen (Blitzen) und Adlerſtabe, Proſerpina mit dem Stabe, Neptun mit dem

Dreizacke, Ceres mit Aehren und Mohn, Bachus mit dem Thyrſus und, auffallend, im Ringpanzer (vermuthlich als Sieger des Indiſchen Königs Deriades), endlich Mercur mit dem Schlangenſtabe und Flügeln an den Füßen. Dann, eine Tafel, mit Mercur, Minerva, Apollo und Diana: ganz wie der Altar im Kapitol (S. 65), wo nur Minerva fehlt. Eine Muſe mit der Leier, Diana und Latona, vor einer Säule, auf welcher ein kleines Apollobild ſchreitet, mit dem Bogen in der Rechten, die Linke an der Seite (ähnlich dem Vatikaniſchen Apollo). Diana und Bachus (ergänzt, vielleicht Apollo) vor einer geflügelten Göttinn (Viktoria?), welche aus einem Becher in eine Schale gießt. Viermal iſt hier eine Vorſtellung, wie Latona und Diana einen Leierſpieler in der langen Tracht Apollo's des Muſenführers begleiten, und eine Viktoria ihm einſchenkt; ſonſt ganz der obigen gleich; im Hintergrunde ein Tempel mit korinthiſchen Säulen. Dieß letzte verräth ſchon die ſpätere Nachbildung. Eine Wiederholung iſt hier auch, an einem Altare, der Raub des Delphiſchen Dreifußes durch Herkules, wie wir ihn zweimal im Vatikan ſahen. Faſt auf allen dieſen Bildwerken ſchreiten die Figuren auf den Zehenſpitzen, und faſſen alles nur mit den Spitzen des Daums und Zeigefingers; am wenigſten die acht Götter, welche überhaupt handfeſter und ſtämmiger gearbeitet ſind. In dieſe Reihe gehört dann auch, an einem kleinen Altare, ein alter, aber kräfſtiger Held, nackt, mit der Königsbinde ums Haupt, welcher, auf das rechte Knie geſtemmt, den runden Schild vorſtreckt und den rechten Arm im Nacken hält: er ſcheint getroffen zu ſtürzen, und Winkelmann erklärt ihn für Kapaneus, einen der ſieben vor Theben, welcher durch den Blitz von der Sturmleiter geſchmettert ward, wie er öfter auf Gemmen und Hetruriſchen Sarkophagen abgebildet iſt, *) und deſſen Gemälde von Tauriskos berühmt war. Noch näher ſtand den Aegineten der Sturz eines Standbildes der Minerva, ganz mit derſelben Geſichts-, Haar- und Faltenbildung, wie die Aeginetiſche, und auch in derſelben Stellung, ſo weit die Ueberbleibſel der Aerme und Beine anzeigen. Der abgemeißelte Oberkopf war ohne Zweifel mit einem Helme von Erz bedeckt. Die Aegis, mit dem Meduſenkopf, iſt geſchuppt, und von Schlangen eingefaßt und feſt geknüpft; von Schlangen iſt auch der Gürtel geflochten. Die feinſte Ausarbeitung des Einzelen wird nur noch von dem ähnlichen, etwas jüngeren Minervabilde zu Dresden übertroffen. Noch iſt hier eine Minerva, wie jene zu Neapel (Bd. 3. S. 95), eine ſpätere, freiere Nachahmung des alterthümlichen Styls. Zu derſelben gehören hier auch eine zierliche Prieſterinn, und zwei bärtige Prieſter, mit langen Ringellocken, und in langen Klei

---

*) Vergl. die Bilder zu Micali's Italien vor den Römern, Taf. 29 — 31.

dern. Vier kleine Hetruririſche Sarkophage aus Alabaſter von Volterra haben bedeutſames Bildwerk: gute und böſe Genien erſcheinen daran geflügelt, mit Kreuzbändern über die Bruſt; und eine zeigt den alten Hakenpflug, womit ein nackter Held gegen einen Krieger kämpft: eine öfter wiederkehrende Vorſtellung, welche Winkelmann durch die Sage (bei Pauſanias) deutet, daß in der Schlacht bei Marathon ein Mann erſchienen, und mit einem Pflugſterze (Echetle) große Niederlage angerichtet und dann verſchwunden ſei, worauf er in Athen, unter dem Namen Echetlos, göttlich verehrt ward. Unter mehren Altägyptiſchen Bildern, iſt eine Iſis von Baſalt, zierlich bekleidet, mit dem eigenthümlichen Fußknoten des Mantels und Ueberkleides unter der Bruſt; vermuthlich ſchon aus der Alexandriniſchen Zeit, obwohl noch mit Hieroglyphen an der Rückenlehne. Aelter ſcheinen die Sphinge mit weiblichen Köpfen und männlichen Geſchlechtstheilen, und einige Köpfe mit Höhlen für eingeſetzte Augen. Aus der Römiſchen Zeit ſind dagegen, der Kanopus, aus grünem Baſalt, mit erhobenem Bildwerke umher, ſo wie ein kleiner Nilgott, mit den ſechzehn Kindern um ſich (wie jener große im Vatikan), und einige ſchwarze Bildſäulen aus Hadrians Villa zu Tivoli, und das Bruchſtück eines Antinous im Aegyptiſchen Style. Von demſelben ſüß ſchwermüthig niederblickenden Jüngling iſt hier aber auch eins der ſchönſten Bildniſſe, in erhobener Arbeit, lebensgroß, halbe Figur, um das Haupt und in der Linken einen Kranz von Lotusblumen, welche die Aegypter in Alexandrien nach ihm Antinoja nannten. Ein zierliches Nachbild des Apollino, als Eidextödter, in Erz, mit eingeſetzten Augen, iſt kleiner, als das marmorne im Vatikan. Das Marmorbild der Diana, wie ſie eben einen Pfeil aus dem Köcher zieht (ähnlich jener zu Paris), iſt eins der ſchönſten dieſer Göttinn. Merkwürdige und ſeltene Marmorbilder waren ſonſt noch: Thetis, lebensgroß, oberhalb nackt, einen Fuß auf ein Schiff ſetzend; Ulyſſes, wie er unter dem Widder aus der Kyklopenhöhle entkömmt, klein; eine Nymphe mit übergeſchlagenen Beinen (eine ſonſt von den Griechen für unſchicklich geachtete Stellung); Euripides, ſitzend, mit dem Thyrſus und der tragiſchen Maske in den Händen, und an der Tafel hinter dem Stuhle das Verzeichniß ſeiner Stücke; ein komiſcher Schauſpieler, als Sklave, mit Korb und Beutel (wie Soſias in des Terentius Andria), unten die Maske, ſeinem Geſichte ähnlich. Der Kopf einer Muſe hat noch die drei Federn, womit ſich die Muſen aus den Flügeln der Sirenen ſchmückten, welche ſie an dem Orte der danach benannten Stadt Aptera (ohne Flügel), auf Kreta, im Geſange beſiegten. An einem Herkuleskopfe ſieht man deutlich die vom Fauſtkampfe zerquetſchten und geſchwollenen Ohren, welche ihn als den Sieger in allen fünf Kämpfen bezeichnen, und welche Winkelmann an vielen Bildern dieſes Heros, ſo wie des Pollux, und anderer Fünfkämpfer (Pankraziaſten) oder Fauſtkämpfer, entdeckte. Zwei Hermen mit den Fellen von Hundsköpfen auf dem Kopfe und den Pfoten um die Bruſt geknüpft, zeigen, wie (nach Plutarch) die Römiſchen Hausgötter, Laren und Penaten, gebildet waren. Unter den erhobenen Bildwerken iſt eins der vorzüglichſten Dädalus, wie er im Labyrinth mit einem hammerähnlichen Werkzeuge die Flügel ausarbeitet, welche Ikarus neben ihm ſchon durch Kreuzbänder über die Bruſt befeſtigt trägt. Derſelbe Gegenſtand iſt in rothem Marmor wiederholt, nur Ikarus ohne Flügel (ergänzt), und das Labyrinth nicht durch eine Mauer angedeutet. Neptun und Ceres auf einem Ruhebette, und das von ihnen erzeugte redende Roß Arion im Hintergrunde; auch in zwei etwas verſchiedenen Darſtellungen. Um einen dreiſeitigen Leuchterfuß tanzen die drei Horen, mit den Sinnbildern der (hieſigen) drei Jahrszeiten. Die Vermählung von Peleus und Thetis, denen Vulkan (von Thetis beim Sturze vom Olympus gerettet) das berühmte, nie verſagende Schwert, und Minerva den Helm, und Nymphen andere Geſchenke darbringen. Lebensgroß und trefflich gearbeitet, iſt Pollux, auch durch das Fauſtkämpferohr und das hinter ihm ſich bäumende Roß bezeichnet, wie er den Lynceus, welchem er die Braut geraubt hat, mit der Fauſt niederſchlägt. Ein kunſtreiches und einziges Werk iſt das weiße Marmorbecken von 32 Spannen im Umkreiſe, an welchem die 12 Arbeiten des Herkules gebildet ſind: eine Frau mit dem Palmzweige ſetzt den Fuß auf eine Anhöhe, und deutet dadurch den Beginn der thatenreichen Laufbahn im Auslande, ſo wie deren Lohn an; dann folgen, der Nemäiſche Löwe, Cerberus, die 4 Roſſe des Diomedes, die neunköpfige Hydra (welche auf anderen Darſtellungen auch wohl einen Weibeskopf darunter hat), der Hirſch der Diana, die drei Stymphaliſchen Vögel, der Erymanthiſche Eber, der Kretiſche Stier, der Fluß Alpheus, der dreileibige Geryon, die Hesperiden-Aepfel und der Centaur Orion. Der Held iſt überall bärtig, und ſtreckt in mehren dieſer Kämpfe die Löwenhaut als einen Schild vor (wie Minerva die Aegis). Zwiſchen jedem Kampfe ſteht eine, meiſt weibliche Geſtalt, einige mit Waffenſtücken; Winkelmann deutet ſie ſehr künſtlich; vielleicht ſind es Konſtellazionen, da die Deutung des Ganzen durch die Wanderung der Sonne im Thierkreiſe, offenbar iſt. Neben den Hesperiden ſpringen zwei Böcke, welche Winkelmann durch ein Wortſpiel erklärt, da Mela zugleich Aepfel und Schafvieh bedeutet. Eine ſehr fein und meiſterlich gearbeitete Moſaik, welche den Tauben des Kapitols den Rang ſtreitig macht, ſtellt Herkules noch jugendlich dar, wie er die von dem Meerungeheuer befreite Heſione ſeinem Gefährten Telamon überläßt. Endlich hat auch ein Bildhauer, Alkamenes, Freigelaſſener des Lollius (wie die Inſchrift beſagt), ſich ſelber abgebildet, ſitzend, mit dem Modellirſtecken und einer Büſte in den Händen. Im Garten ſtehen, außer den rieſenhaften Köpfen des Titus und Trajan, einige ſchöne weibliche Karyatiden, welche Blumenkörbe, anſtatt der Säulenknäufe, und darauf ein Gebälke tragen. Vier rieſengroße langbärtige Atlanten ſtützen mit ihren Schultern eine Schale von Aegyptiſchem Granit, als Becken eines Springbrunnens. Merkwürdig ſind noch zwei große Marmorbilder, welche, in kriegeriſcher Tracht, mit dem Schwert auf dem Schooße, baarhaupt, mit langen Haaren, ruhig aufgeſtützt und hingeſtreckt liegen. Man hält ſie für Bildniſſe Germaniſcher Fürſten, deren ſich ſo manche, auch in freundlichen Verhältniſſen, zu Rom aufhielten; auch ſpricht dafür die Tracht, beſonders des Haares, und ſelbſt die Geſichtsbildung. — Die große halbrunde Halle, dem Pallaſte gegenüber, und deſſen Vor- und Nebenhallen, auf Aegyptiſchen Granitſäulen, enthalten noch viele andere köſtliche Alterthümer aller Art. In die Bewunderung des Deckengemäldes im großen Saale, Apollo mit den Muſen auf dem Parnaſſe, von Raphael Mengs, kann ich aber nicht einſtimmen; es iſt trocken und leblos, und das Studium der Antiken zu ſichtbar; vollends, wenn man an Rafaels Parnaß denkt.

Aber für heute wollen wir unſere Kunſtbetrachtung und Alterthümerſchau beſchließen, und zu dem Weinberge in der Nähe eilen, wo viele Freunde ſchon zu einem fröhlichen Feſte verſammelt ſind. Unter den Künſtlern hat ſich nämlich ein Bild der antiken Sitte erhalten, Triumphe zu feiern, wenn ſie, nach langer Abweſenheit von Rom und auswärtigen Unternehmungen, wieder dahin zurückkommen: es iſt ein großer und voller Triumph, wer ganz aus Italien, und gar in Griechenland, geweſen; ein kleiner, oder eine Ovation, wer aus anderen Gegenden Italiens wiederkehrt. Dieſesmal waren ſieben große Triumphatoren, meiſt aus Griechenland, denen ſich mehre kleine, und auch Kunſtfreunde im ähnlichen Falle, anſchloſſen. In dem langen Gartenſaale waren an einem Ende weiße Tücher, wie Teppiche, maleriſch aufgehängt, und daran die Lorbeerkränze der Sieger nebſt langen Rohrſtäben, befeſtigt. Darunter waren die Sitze der Kunſthelden in einer Reihe an einer Tafel, welcher ſich, in Form eines T, eine andere Tafel der übrigen Gäſte und Volksrepräſentanten anfügte. Unter allerhand komiſchen Feierlichkeiten wurde zu Tiſche gegangen, welcher ziemlich antik beſetzt war: Macceroni, Artiſchocken und gebratenes Schaffleiſch (von der Ovation) waren die Hauptgerichte, zu welchen der gute Römiſche in großen Flaſchen fleißig umherging. Einige Italiſche Spielleute ſchlugen wacker die klirrenden Drathſaiten ihrer Zithern zum Gläſerklange, und machten den Tuſch zu den vielen Toaſts, welche allmählig immer humoriſtiſcher wurden. Doch hielt ſich alles noch in ehrerbietigen Schranken; denn der eigentliche Triumphzug ſtand noch bevor. Nach dem Mahle wurde den Helden des Tages der Lorbeerkranz auf das Haupt geſetzt und ihnen der Herrſcherſtab in die Hand gegeben; einige warfen die Tücher als Mäntel um, und einer machte in einer rothen wollenen Decke vor allen prächtigen Staat. Sie wurden in den Garten geführt, der Rothmantel auf einen Eſel, und die Uebrigen auf einen zweiräderigen, dem antiken Triumphwagen nicht unähnlichen, Karren gehoben; das Volk ſpannte ſich ſelbſt davor, und unter wechſelnden Sieges- und Spott-Geſängen, ging der Zug durch den Garten: der wohlbeleibte Eſelreiter voran, ſein Thier von Dienenden geführt; dann der von der jauchzenden Menge gezogene Wagen, auf welchem die ſiegestrunkenen Helden umlorbeert und mit langen Thyrſusſtäben ſtanden; umher und hinterdrein das lärmende Volk, welches ſich auch von den umliegenden Weinbergen verſammelt hatte; dazwiſchen die rauſchenden Guitarren, zu welchen Keſſel und Pfannen als Becken geſchlagen wurden. So glich das Ganze, in den breiten Gängen des Weinberges, von welchem man einen

Theil der Stadt überſchauet, vielmehr einem ſiegreichen Bachuszuge nach Indien. Es fing aber plötzlich an zu regnen, und als der vorantrabende Silen ſein Langohr zu heftig anſpornte, ſtürzten beide auf dem ſchlüpfrigen Boden, und der Purpurmantel wurde glänzend beſalbt. In wilder Verwirrung langte der Zug vor dem großen Thore eines Seitengebäudes an, und hielt ſtill: ein andrer zweiräderiger Karren ſtand hier, als Rednerbühne, einer aus dem Volke ſtieg hinauf, begrüßte die Sieger durch eine kurze Anrede, und rief ihr Lebehoch aus; worauf ein anderer eine anfangs verblümte Spottrede anhub, worin er der ſo rühmlich aus Griechenland, nach dem Vorbilde des Mummius, entführten Kunſtwerke (von Aegina und Phigolia) gedachte; er wurde aber durch wildes Geſchrei unterbrochen und heruntergezogen, und Silen hielt nun ſelber ſich und ſeinen Genoſſen eine pausbäckige Lobrede, mit lautem Beifalle. Der ganze Zug ſetzte ſich ſodann wieder in Bewegung, und kam wohldurchnäßt nach dem Hauſe zurück.

Hier entkleideten ſich die Triumphatoren ihres Staates, und machten ſich wieder mit dem Volke gemein. Die Geſellſchaft vertheilte ſich in mehre Zimmer, zu Geſpräch, Geſang und Trank, und in dem einen zum Tanze. Einige hübſche blühende Landmädchen begannen den zierlichen Römiſchen Länderer, die Saltarella, welche nach der einfach wiederkehrenden Weiſe der Guitarren ebenſo einfach paarweiſe getanzt wird, mit ganz freien Schritten und Bewegungen gegen einander, wobei es darauf ankömmt, der Abſicht des Mittanzenden ſchnell zu begegnen, und ihn ebenſo raſch fortzureißen; ſo daß es ein ſtätes Suchen und Fliehen, und nur ein Gebärdenſpiel, ohne Berühren und Umfaſſen, iſt. Bei ſchönen und gewandten Paaren findet hier die männliche Kühnheit der Liebeswerbung und die weibliche verſchämte Zärtlichkeit oder Sprödigkeit das anmuthigſte Spiel, welches durch plötzliche Umkehrung der lebhaften Italiener, noch reizender erſcheint. Höchſt mannigfaltig wird alſo dieſes einfache unerſchöpfliche Thema aufgeführt, auch von mehren Paaren zugleich; und das heitere Bild des Lebens wird noch vollſtändiger durch den ſtäten Wechſel neuer Verbindungen, indem Frauen und Männer, mehr aber die erſten, durch eine gelegentliche oder raſche Wendung, und mit einem ſtarken Antritte, ſich plötzlich einen anderen Mittänzer erkieſen, auch ſelbſt von den Umherſitzenden und Zuſchauenden; auf ähnliche, nur bedeutendere Weiſe, wie bei der Polonaiſe. So geſchah es auch hier, und alle mußten nach und durch einander an den Tanz, wer ihn auch ſonſt noch nie mitgemacht hatte. Da konnte man denn allerlei ergötzliche Manieren, und die verſchiedenen Kunſtſtyle ſehen. Einige waren in der Römiſchen Schule trefflich eingeübt, und vor allen war unſer Silen Meiſter auf dem Platze. Einer, ein Halbengländer, im langengliſchen Rocke, ſprang mit geſchloſſenen Füßen und Händen in großem Ernſte umher, und ſtellte lebhaft den Hetruriſchen und Aegyptiſchen Styl dar. Andere gebärdeten ſich ſeltſam ungeſchickt und unbeholfen. Die Meiſten fanden ſich aber bald recht gut in dieſe verſtändliche Darſtellungsart, und es wurde je länger, je lebhafter und fröhlicher. Die Deutſchen hätten freilich gern das raſtloſe Suchen und Fliehen, nicht bloß, wie die halbdeutſche Allemande, durch endliches Faſſen und Halten, ſondern auch ächt vaterländiſch und länderiſch, durch den im Doppelkreiſe vereinenden und ſich hindrehenden Walzer beſchloſſen, welcher, ein Bild des Weltalls, um die unſichtbare Centralſonne der Töne ſelig dahinkreiſet, ſo daß ſich alles zugleich um jeden drehet, wie die Sonne um die Erde. Aber das iſt für die Italiener, wie für alle Wälſche Völker, zu wirbelig und ſchwindelig, und ſie können ſich in dieſen Takt nicht hereinfinden. Sie verwunderten ſich ſehr, wenn zuweilen männliche Paare umherwalzten, und ſich die Weiſe dazu ſangen. Mit Frauen würden ſie ſolches vollends für viel zu vertraulich gehalten haben. Die Zitherſchläger, welche zum Theil die Liebhaber der Tänzerinnen waren, denen ſie aufſpielten, machten, in ihre braunen Mäntel gehüllt, ſo ſchon nicht die beſten Geſichter, wenn es in der Saltarella etwas wild durch einander ging. Mit dem

Tage entfernten ſich auch die Mädchen, und wir ſetzten uns dann alle wieder zu einem ländlichen Abendbrote, ließen zum Italiſchen Weine Deutſche Lieder erſchallen, und gedachten dabei auch des lieben Vaterlandes und der heimiſchen Freunde, zu welchen mehre von uns bald heimkehren wollten. Zuletzt geleiteten wir die ſieben Könige des Feſtes, mit ihren Lorbeerkronen und Rohrzeptern, vergnügt nach Hauſe.

Florenz, den 15. May, 1817.

Endlich ſind wir wieder hier, und nun eigentlich erſt auf der Rückreiſe, da wir uns nirgend mehr ſo lange aufhalten, als zu Rom und Neapel. Zuförderſt will ich aber noch die letzten Tage in Rom nachholen.

Die wichtigen Quellen, welche ſich für R.s Hohenſtaufen eröffnet hatten, geriethen plötzlich in Stocken, weil der Papſt bedenklich krank ward. Ein ſolches Ereigniß iſt hier immer ſehr wichtig, und macht Viele beſorgt, weil mit jedem neuen Papſt eine neue Dynaſtie eintritt, es wird daher auch ſehr geheimnißvoll behandelt, faſt wie im Morgenlande. Da nun die Umſtände keine baldige Aenderung verſprachen, ſo ward unſere Abreiſe auf den 6. May feſtgeſetzt. Bis dahin wurden nun vor allen die werthen Freunde, welche uns hier ſo viel Liebes bewieſen hatten, dankbar beſucht, von ihnen und von den herrlichſten Denkmälern und Kunſtwerken Abſchied genommen, und manches Aufgeſchobene oder kürzlich erſt ſichtbar Gewordene noch beſehen.

Zu dem letzten gehört die Gemäldeſammlung Borgheſe, welche auch nach Paris entführt war, aber, glücklicher als die Antiken dieſes Hauſes, kürzlich wieder heimgekehrt iſt. In den Zimmern des weitläuftigen Pallaſtes, deſſen Höfe und Hallen auf mehr denn hundert antiken Säulen von Aegyptiſchem Granit ruhen, ſtehen die Gemälde meiſt noch ohne Rahmen umher, und ſind daher deſto näher und beſſer zu beſchauen. Die Sammlung iſt eine der reichſten in Rom, und eigentlich wohl die bedeutendſte von allen. Berühmter, als es verdient, iſt Diana unter ihren Nymphen, nach der Jagd den Preis austheilend, von Domenichino; die kleinen Figuren nehmen ſich gar nicht beſonders aus, und am wenigſten die Göttinn: das beſte iſt unter den badenden Nymphen eine im Waſſer ſich wiegende, von großer, unbelauſchter Naivität. Mehr in ſeinem wahren Element iſt dieſer Meiſter in dem Bilde ſeiner tiefäugigen, von der Harmonie der Himmel erhobenen H. Cecilia; ſie erinnert auch an ſeinen verzückten Johannes. Eine Geißelung Chriſti, von Cararaggio, ſieht man eher für einen Herkules an. Der Triumph dieſer Sammlung iſt dagegen Rafaels Grablegung Chriſti, welche er, bald nach dem Tode ſeiner Aeltern, zu Perugia für S. Francesco malte: 1507, wie die Inſchrift beſagt. Die Jünger tragen den entſchlafenen ſchönen Leib, den reinſten Tempel Gottes, mit Joſeph von Arimathia trauernd zu deſſen neuem Grabe; Petrus ſteht leidvoll daneben, und Magdalena will den geliebten Todten nicht laſſen; Maria iſt, von Schmerz durchbohrt, in die Arme klagender Frauen geſunken: auf dem Berge im Hintergrunde zeigt ſich das Kreuz. Nur einmal hat Rafael dieſen rührenden Gegenſtand, wie den noch ſchmerzlicheren der Kreuztragung, gemalt, und dadurch wohl zugleich die Trauer um die geliebten Aeltern gefeiert. Es iſt die vollſte Knospe ſeiner früheren Zeit, noch mehr und größer und großartiger, als die Hochzeit Joſephs mit Maria, in Mailand (Bd. 1. S. 278), und zunächſt der Disputa über das Abendmal in den Stanzen; auch der Zeit nach, da die Jahrzahl 1507 mit ſeinem Namen auf der Tafel ſteht, und er 1508 die Stanzen anfing. Wir haben hier im Vatikan und öfter die ſchöne antike Gruppe bemerkt, welche ſichtliches Vorbild dieſer Grablegung iſt: ihre Anwendung kann aber auch zum Vorbilde für neuere Maler dienen; und wenn antike Anläſſe oder Muſter ſo benutzt werden, wie hier, ſo gehen ſie in völliges Eigenthum über. Dieſes Bild iſt auf Holz, wie die folgenden, und auch noch mit Gold gemalt. Aelter und der Schule Perugino's näher, iſt hier von Rafael, noch eine Geburt Chriſti, ein kleines Rund, auch unfertig. Aus ſeiner reifſten Zeit ſcheint aber, ein Bildniß des Ceſar Borgia, und vor allen das Bruſtbild eines Knaben mit einem Blumenſtrauße, von unausſprechlicher Süßigkeit und Lieblichkeit, wie wir uns Rafaeln ſelber in der ſchönſten Kindesblüte vorſtellen. — Von Francia iſt hier eine ſeiner ſchönſten Madonnen, welche auch Rafael, in einem Briefe über dieſe und eine andere größere (1508), für die ſchönſten und frömmſten erkannte: Maria im rothen Kleide und blauen Mantel, mit einem goldenen Sterne, ſitzt, mit dem Kinde auf dem Schooße, auf einer Bank in einer Landſchaft, deren ferne Bäume noch mehr ein naher Blumenſchmuck, wie auf einem Altare, ſind. Es iſt auch ein wahrhaftes Andachts- und Altarbild, wie die meiſten dieſes Meiſters. Leicht erkennt man ſein einfach-hohes Ideal der Mutter und des Kindes wieder; dieſe hier, mit dem feinen Schleier um das Haupt, erſcheint nur mehr mütterlich, als auf dem Münchener Bilde (Bd. 1. S 97), auch kleiner. — Garofalo iſt in einer Anbetung der Könige auch leicht wieder zu kennen; nicht ſo in einer heiligen Familie, Bruſtbild auf Holz, welche das Schönſte ſcheint, was er gemalt hat. — Ein wunderbares Bild iſt Lenardo's Leda: mittler Größe, ſteht ſie in nackter Schöne, wie das erſte Weib in einer reichen paradieſiſchen Landſchaft, und der Schwan ſchmiegt hinterwärts ſeine langen Flügel um den reizenden Leib, als wenn es der Eros wäre, welcher geflügelt zuerſt aus dem Weltei hervorſprang. Ihr Antlitz iſt wieder jenes Lieblingsgeſicht Lenardo's und ſeiner Schule. Sein göttlicher Chriſtus, wie er die Phariſäer das höchſte Gebot der Gottes- und Menſchenliebe lehrt, welcher einſt auch in dieſem Palaſt, in der Gallerie Aldobrandini, zu ſehen war, iſt leider nach England gebracht. Von Giorgione, dieſem ſeltenen, im 35ſten Jahre verſtorbenen Meiſter, dem auch Leonardo in ſeinen dunkelen Tiefen Vorbild war, erſcheint hier eine wunderwürdige Heilige Familie, und ein edles kräftiges Ritterbildniß im Harniſch. Zu den trefflichen Bildniſſen gehört auch das eines Medici, von Bronzino, Vaſari's Zeitgenoſſen: die ſüdliche markige Fülle deſſelben erinnert mich inſonderheit an das Bildniß eines Geiſtlichen beim Hofrath Bach zu Breslau. Padovanino, welcher von Tizian lernte, hat hier eine große Schöne bloßgeſtellt. Auch fehlt es hier ſonſt nicht an lebenswarmen Nacktheiten: von Tizian ſind mehre da, von denen eine ſoeben ins Waſſer geht; reizender aber iſt ein ſchönes nacktes Weib, von Giulio Romano. Adam und Eva im Paradieſe, von Bellini, ſind noch mehr in der einfältigen Art unſerer alten Meiſter. Dieſen gehört auch wirklich die Anbetung der Könige, welche fein und alterthümlich gemalt, einmal dem Alberto Duro und einmal dem Luca d'Olanda beigelegt werden. Eine Kreuzabnehmung von Venuſti, iſt ganz in der Art der kleinen, dem Michel Angelo zugeſchriebenen Bilder vom Oelberge, der Kreuzigung u. a. Immer aber wird der Blick wieder zurückgezogen zu Rafaels ſeliger Grablegung. Ich bringe dir Volpato's treuen Kupferſtich davon mit.

Wir beſuchen hier, am Platze Borgheſe, zugleich den Herrn Cammuccini, der eine erleſene Kunſtſammlung beſitzt, welche er uns mit großer Freundlichkeit zeigt. Einzig in ſeiner Art iſt ein wildes Bachanal mit Mercur und Silen, von Giovanni Bellini (1514), in einer bergigen und baumreichen Landſchaft von Tizian, welche in ihrer Größe und Natürlichkeit ſchon als die Hauptſache erſcheint. *) Dieſes Gemälde war ſonſt in der Villa Adobrandini auf dem Quirinal. Eſther vor dem König Ahasverus, iſt eins der beſten Stücke Guercino's (vermuthlich aus dem Pallaſt Spada): die ſchöne Jüdinn iſt prächtig angethan, und ihr Pfleger Mardochai verſteht ſich auf die Aechtheit ihrer Schönheit, wie ihres Schmuckes; und mit Recht findet ſie auch Gnade vor den Augen des Königs. Den Preis gewinnt aber wieder ein Bild von Rafael, ein kleines Blatt, auf welches ſeine geheiligte Hand eine wunderliebliche Madonna gemalt hat: blond, im veilchenfarben Kleide, ſitzt ſie zwiſchen zwei offenen Fenſtern, und breitet jungfräulich und mutterſelig die Aerme um das göttliche Kind

---

*) Eine kleine Abbildung, gibt Agincourt, Peint. Tafel 143.

auf ihrem Schooße, und den kleinen Johannes neben ihr, welcher von ihm eine Nelke (das Vorbild der Kreuzesnägel) empfängt. *) Dieſes Täfelchen iſt ein wahres Juwel, als deſſen Einfaſſung nur die übrigen Bilder erſcheinen. Es ſtammt auch aus der Aldobrandiniſchen Sammlung, im Pallaſt Borgheſe. — Eine andere Seltenheit ſind einige erhobene Marmorbildwerke von dem Triumphbogen des Titus, groß und meiſterhaft gearbeitet, und ebenſo von Thorwaldſon ergänzt oder vielmehr neu gebildet, da bei der Arbeit der größte Theil des Alten unhaltbar zerfiel. Solches vermochte nur dieſelbe Hand, welche die Ägineten ſo wunderbar hergeſtellt und Alexanders Triumphzug gebildet hat.

Wir machen uns, unter Anführung unſers vielkundigen Reeſel, auf den Weg, noch einige einzeln und verſteckt ſtehende Kunſtwerke aufzuſuchen. In der Auguſtinerkirche betrachten wir nochmals den Propheten Jeſaias, von Rafael, an einem Pfeiler gemalt: er ſitzt mit der Schriftrolle, zwei Knaben neben ihm, nicht ſo gewaltſam, wie Michel Angelo's Jeſaias, doch ganz wie deſſen Propheten, und war von ihm vor allen geachtet. Auf einem Seitenaltare ſteht eine mittelmäßige Kopie eines anderen Rafaeliſchen Bildes, wie

---

*) Nach einer Durchzeichnung, abgebildet bei Agincourt, 184. Ein ähnliches Bild, vielleicht daſſelbe, iſt ſeitdem nach [illegible] genommen.

die H. Jungfrau, lebensgroß, halbe Figur, im zierlichen rothen Gewande, mit faltigen Aermeln, ein feines Tuch von dem zur Rechten vor ihr liegenden Kinde aufhebt, welches ihr lieblich entgegenlächelt, und die Händchen emporſtreckt; Joſeph ſteht auf der anderen Seite ruhig daneben. Das Urbild iſt mehrfach vorhanden, wie ſo manche der Rafaeliſchen (eine Folge ſeiner wahrhaften Schule): eins zu Paris geht auch für einen Andrea del Sarto; *) jenes beim Hofrath Bach zu Breslau, das himmliſch reine, ſanft geneigte Antlitz der Mutter (der Madonna de' Candelabri ähnlich), und das holdſelige, freudig ihr entgegenſtrebende Kind, ſchweben mir unauslöſchlich vor der Seele, und wurden hier wieder recht aufgefriſcht. — Die Kirche iſt in demſelben Jahre, wo Rafael und Luther geboren worden, 1483, von Baccio Pintelli erbauet; ihre Pfeiler und Rundbögen gehören zur erſten Herſtellung der antiken Baukunſt, und ihre Kuppel iſt die älteſte in Rom. Die Madonna des Hauptaltars iſt eine von denen, welche S. Lukas gemalt haben ſoll, und nach der Eroberung Konſtantinopels hergebracht.

Weiterhin zur Engelsbrücke ſehen wir an einem kleinen Hauſe Rafaels Bildniß, ſchwarz auf weiß, noch kenntlich genug, zum Andenken, daß er einſt dar-

---

*) Ein anderes ſoll ſeitdem zu Florenz zum Vorſchein gekommen ſein.

in gewohnt hat. Seine ſpätere Wohnung, darin er ſtarb, iſt aber in einem heiteren Pallaſt an einem kleinen Platze, nahe beim Vatikan. In dieſer Gegend ſind noch mehre alte Häuſer mit Arabesken und andern Figuren ſo bemalt, die Umriſſe und Schatten in den weißen Kalk gerizt und ſchwarz ausgefüllt: wie damals auch bei uns die Häuſer bunt bemalt wurden, und hie und da noch ſind.

In dem Pallaſte dicht an der Engelsbrücke, jetzo dem König von Spanien gehörig, und ſehr verödet, ſteht in einem, nach Art der Stanzen bemalten Saale, ganz einſam eine Erzbüſte, welche dem Benvenuto Cellini beigelegt wird: es iſt ein Altoviti, ſchon bejahrt aber kraftvoll; ein Netz hält ſein Haar zuſammen. Das Werk iſt ſo zierlich als kräftig, und ganz dieſes Meiſters würdig, obwohl es ſonſt nicht von ihm erwähnt wird.

Nahebei, im Hofe des Pallaſtes Nicolini, laſſen wir uns den Bretterverſchlag über einem Brunnen öffnen, und es erſcheint eine lebensgroße Marmorgruppe: Venus mit Mars oder Adonis ſitzend, und ſich liebevoll anſchmiegend, um ihn von der Jagd oder vom Kriege zurückzuhalten; das Verlangen iſt in den Augen (als Hygron) faſt zu ſtark ausgedrückt, und ein warmes Leben durchdringt den wachsfarbigen Marmor; das Waſſerbecken drunten ladet zum kühlen Bade. Dieſes iſt ein braves Werk des wenig bekannten Florenzers **Moſchino**, Simon Moſca's Sohnes, und Zeitgenoſſen Vaſari's, welcher es mit Recht lobt; und billig hätte es auch Cicognara nicht übergehen ſollen. — Wir kehren um, über den Platz vor S. Maria in Valicella, und betrachten an einem Hauſe in einer Seitenſtraße, ein beſonders ſchönes Wandgemälde der beſchriebenen Art (Scrivato genannt), eine Madonna von trefflicher Zeichnung.

Wir nehmen von hier die Richtung nach dem Platze Navona, und kommen in die Straße der Buchhändler, wo auch Konrad Sweinheim und Arnold Pannarz wohnten, welche die erſten Bücher in Rom druckten, und mit des H. Auguſtins Buche vom Reiche Gottes, 1455, anfingen. — In der Nähe ſteht der Pallaſt Braſchi, einer der neueſten in Rom, vom Nepoten des vorigen Papſtes, aber innen meiſt noch unfertig, bis auf die prächtige und geſchmackvolle Treppe. Wir gehen hinauf, um in einem engen Gemache eine ſchöne Antike zu ſehen: Antinous, halb bekleidet, mit Kranz und Thyrſusſtab, als Bachus, über lebensgroß, aus glänzend weißem Marmor meiſterlich und ſauber gearbeitet. In einem wüſten Saale ſtehen noch mehre andere Antiken umher, Särge mit erhobenen Bildwerken und Bruchſtücke, darunter ein ausnehmend ſchöner Venuskopf.

Es trifft ſich gut, daß die Gemäldeſammlung des Kardinals Fäſch, welcher mit ſeiner Schweſter, Madame Lätitia, nahe am Platze Farneſe wohnt, vor einigen Tagen zuerſt geöffnet worden, und wir ſie alſo noch beſchauen können. Sie iſt zu reich und bunt für einen einzigen Beſuch, und wir begnügen uns daher mit einigen Hauptſtücken; manche Bilder ſind auch nur als Seltenheiten und aus Liebhaberei da. Viele Originale überſehen wir um eine ſchöne alte Kopie von Rafaels Madonna, genannt die ſchöne Gärtnerinn, mittler Größe, wie das Pariſer Urbild: ſie iſt blond, und ihr Gewand roth und blau; übrigens ſind wir mit dem liebenswürdigen Bilde durch Desnoyers trefflichen Stich ſchon vertraut. Eine nackte Magdalena, halbe Figur, von Lenardo da Vinci, iſt wohl nur aus ſeiner Schule: das uns wohlbekannte Geſicht erſcheint hier faſt ſchauerlich. Das ächteſte und bedeutendſte Bild dieſer Sammlung aber iſt von Tizian: oben die Mutter mit dem Kinde thronend, unten ein Kardinal und ein Papſt in vollem Staate knieend; alle lebensgroß. Die Madonna und der Chriſtus ſind nicht ſo erhaben und übermenſchlich, wie die beiden Anbetenden, offenbar Bildniſſe, wunderwürdig wahr und kräftig gemalt ſind; und alles iſt ſo gründlich und fein ausgeführt, wie wir faſt noch kein Gemälde von Tizian geſehen haben. Hier iſt unſere Achtung für dieſen Meiſter ſehr erhöht worden. Dagegen können zwei ganze Zimmer voll Bilder aus der Franzöſiſchen Schule uns eben keine vortheilhaftere Meinung von ihr beibringen. Eine Landſchaft von Claude Lorrain iſt keine der vorzüglichſten; und er gehört überhaupt der Franzöſiſchen Kunſt noch weniger an, als Mengs der Deutſchen; und Nic. Pouſſin, von dem hier auch einige Stücke ſind, verhält ſich ungefähr ebenſo, wie dieſer, zu Rafael, welchen beide als Muſter bekannten. David, von welchem hier eins der früheren Bilder hängt, verliert gegen die ähnlichen Italiener; und alles Uebrige, bis zu den Bildniſſen und neueſten Pariſer Konverſazionsſtücken und Moden herab, ſchwankt zwiſchen Theater- und Doſen Gemälde. — Neue Niederländiſche Stücke ſind auch in Menge da; wir bedauern aber mehr, daß wir die älteren Niederländer, ſo wie die alten Deutſchen und Italiener, in den erſten Zimmern, zu ſchnell durchlaufen mußten: es ſind ſehr ſchöne darunter, welche eine nähere Bekanntſchaft verdienen.

Ein ſtarker Sprung iſt von hier bis in eine Seitenſtraße zum Platze Colonna, wo ein Becker wohnt welcher neben mehren unbedeutenden Gemälden ein wahres Kleinod beſitzt: eine Tafel mit dem jüngſten Gerichte, von Giovanni von Fieſole, mit Recht Angelico benannt, weil ſeine Engel, auch hier, vor allen holdſelig erſcheinen. Die Hölle tritt nicht ſchreckhaft hervor, und das Paradies und der Himmel breitet ſich gnadenreich aus: die zahlloſen kleinen Figuren der Seligen, welche mit ihren Lieben wieder vereint zum himmliſchen Jeruſalem eingehen, ſind wunderlieblich, alle mit ſtark erhobenen goldenen Heiligenſcheinen; die ewige Freude ſtralt aus dem Ganzen, und es iſt, als wenn man in einem goldenen Gefäße die himmliſche Herrlichkeit ſich abſpiegeln ſähe. Hier iſt mir wieder recht anſchaulich geworden, was Jakob Böhme von ſich erzählt, wie beim Anblick eines glänzenden Gefäßes der tiefe Blick in die Natur ihm aufgegangen ſei. Der Eigenthümer dieſes Bildes hat ſchon mehrmalen den geforderten Preis geſteigert, und wir verdenken ihm nicht, daß er ungern von dieſem Himmel in ſeinem Hauſe ſcheiden will.

In dem Kaffeehauſe am Corſo, gegen den Platz Colonna, ruhen wir etwas, und beſchauen auch ein ſchönes altes Bild auf Goldgrund, eine Madonna mit dem Kinde, neben welcher Abends die Lichter aufgeſteckt werden; wie in allen Läden ſolche Madonnenbilder ſind. Dieſes hier iſt auch ſchon von manchem Liebhaber angefeilſcht worden; aber der Wirth gibt es nicht weg, weil ſich, beſonders an ein ſo altes ehrwürdiges Bild, der Glaube des Glücks und Segens im Gewerbe heftet. Und auch er hat Recht, ſchon dadurch, daß Viele, wie eben wir, ſeinen Laden auch um des Bildes willen gern beſuchen.

Wir müſſen uns tröſten, daß wir das antike Wandgemälde, die berühmte Hochzeit aus der Villa Aldobrandini, welche jetzo auch in Privathänden am Corſo iſt, heute nicht ſehen können. *) — Auf den breiten Stufen der großen Treppe nach Trinità de' Monti ſehen wir einen bettelhaften Knaben mit der Kohle ſehr fertig weitläufige Zeichnungen entwerfen, wie wir hier und an andern Wänden ſchon öfter bemerkt haben. Wir bedauern, daß ſein Geſchick nicht ausgebildet wird, vernehmen aber, daß Canova es ſchon mit ihm verſucht hat, er aber ein Taugenichts iſt, der es nicht weiter bringen wird. Meiſt ſind ſeine Zeichnungen Römiſche Geſchichten, von Brutus, Coriolan, u. dergl., im pomphaften Opernſtyl; wie neuerlich auch Pinelli die Römiſche Geſchichte in einem dicken Hefte gezeichnet und geſtochen hat. Dieſer iſt ſonſt ein wirklicher Volksmaler, und hat die gegenwärtigen Römiſchen Trachten und Sitten recht gut, nur auch etwas idealiſirt, in Umriſſen geliefert.

Näher dem Platze del Popolo treten wir in die Werkſtatt des Malers Camuccini; ſie iſt, wie die Canova'ſche, weitläufig, hat viele Zimmer mit Kopien, Zeichnungen und Modellen, und in einem Saale zeigen ſich große Gemälde in der Arbeit: ebenfalls weitſchichtige Haupt- und Staatsaktionen, Brutus, wie er ſeine Söhne verurtheilt, und Virginius, wie er ſeine Tochter erſticht; zwar auch atroce und theatraliſch behandelt, doch wahrer, als die Franzoſen der-

---

*) Es iſt ſeitdem auch nach München gekommen.

gleichen zu malen pflegen, weil dieſes Altrömiſche Weſen doch den neuen Römern noch natürlicher anſteht, und ſie mehr angeborenen Sinn für die bildende Kunſt haben.

Dieß können wir uns recht anſchaulich machen, wenn wir von dem Platze den noch nicht ganz fertigen Weg zu dem neuen parkähnlichen Spaziergange (auch eine Anlage der Franzoſen) hinanſteigen, und dort in die prächtige Villa Medici gehen, wo die Franzöſiſchen jungen Künſtler wohnen, und ſoeben eine Kunſtausſtellung halten. Auch hier ſehen wir faſt nur große glänzende Darſtellungen aus der alten Mythologie und Geſchichte, zum Theil, um neu zu ſein, ganz entlegene, unverſtändliche. Allen aber fehlt das wahre innere Leben; die Aeußerlichkeiten ſind mühſam, ja ängſtlich nachgemalt, und überall blicken die Modelle und Akte durch. Ein Paar Figuren, ein ſtämmiger Kerl Namens Antonio (welchen ich auch in der Deutſchen Zeichenſchule einen kräftigen Akt ſtehen ſah), und eine bekannte, ſchon etwas abgeſtandene lange Römerinn kehren auf mehren Bildern nur zu kenntlich und natürlich wieder. Beſſer ſind einige Bildniſſe, und die plaſtiſchen Arbeiten, denen dieſe Praxis, durch die Forderung vollſtändiger Formen, ſo wie durch die Beſchränkung in der ganzen Darſtellung weniger nachtheilig iſt.

Offenbar ſind aber die Franzöſiſchen Künſtler, noch mehr als die Römiſchen, auch hierin von den Deutſchen überflügelt; und in der Malerei inſonderheit, durch Ergreifung des höchſten Gegenſtandes derſelben, ſo wie durch die ihm angemeſſene gründliche und gemüthvolle Behandlung. Auch davon wollen wir uns ſogleich bei unſeren lieben Landsleuten, welche auch meiſt hier oben in der Nähe wohnen, nochmals freudig überzeugen, und zugleich ſehen, was ſie ſeitdem gebildet haben.

Wir ſprechen zuvorderſt bei Thorwaldſon (des Donnergewaltigen Sohn) ein. In ſeinem Wohnzimmer hangen einige ſchöne Gemälde, darunter einer der betend niederblickenden Madonnenköpfe von Saſſoferrato, und eine reizende und belebte Landſchaft von dem zu früh verſtorbenen Schick. Thorwaldſons neueſtes Werk iſt eine Tänzerinn, deren Modell hier ſoeben aus ſeinen ſchöpferiſchen Händen hervorgeht, und ſich voll Leben und Anmuth dankbar gegen ihn bewegt. Auch hier überbietet Wahrheit und Seele die franzöſirte Grazie der Canova'ſchen Tänzerinnen; ſo wie Thorwaldſons nächſtens aufſteigende Grazien, im hohen alten Sinne, ſelbſt Canova's Grazien (ſein beſtes Werk) Lügen ſtrafen werden. Thorwaldſon hat jetzo einen hoffnungsvollen jungen Schüler, an dem lebhaften Tenerani aus den Marmorbergen Carrara's: er hilft ſchon die Tänzerinn aufbauen.

Wir müſſen es beim Abſchiede höchlich bedauern, daß Thorwaldſon uns nun nicht, wie ſchon im Werke war, das Erzbild des Siegesfürſten Blücher in Breslau würdig auf ſein Streitroß ſetzen wird. Was Thorwaldſon auch in dieſen thieriſchen Kampfgefährten der Helden vermag, zeigt ſchon ſein Triumph Alexanders: und unſere gute Stadt entbehrt ſo ein hohes, unvergleichliches Denkmal, *) wie Thorwaldſon nun für Warſchau den Fürſten Poniatowsky erheben wird, welcher, vor Blüchern fliehend, mit ſeinem Roſſe in die Elſter verſank.

Rudolf Schadow hat gerade auch ein Modell vollendet, eine junge Jägerinn, die dritte, mittlere Schweſter zu der Sandalenbinderinn und Spinnerinn: ſie ſitzt auch, und ſpielt mit einigen gefangenen Vögeln, und iſt eben ſo wahr und lieblich: doch behält die Spinnerinn mit dem goldenen Knäuel, den Preis.

Bei dem Maler Wilhelm Schadow erbauten uns einige treffliche Zeichnungen und angefangene Gemälde religiöſen Inhalts, darunter eine Heilige Familie von hoher Schönheit. Fertig iſt ein herzliches Familienbild: Rudolf und Wilhelm Schadow reichen

---

*) Den beſten Troſt haben wir ſeitdem durch Rauchs vorwärts ſchreitenden Blücher erhalten.

ſich brüderlich die Hände, der Bildhauer in Hemdärmeln und mit Werkzeug, wie in ſeiner Werkſtätte, ernſt und rüſtig, und der Maler mit breit übergeworfenem grauem Mantel, wie aus der Fremde freudig heimkehrend; in der Mitte ſteht Thorwaldſon, im braunen Hauskleide, und legt die hochbegabten Hände kräftigend auf den Bund der Brüder und der Künſte. So hat, neben der ſprechenden Aehnlichkeit der Bruſtbilder, dieſes liebevoll ausgeführte Gemälde vielfache ſchöne Bedeutung, auch als dankbares Votivbild.

Vogel malt noch an dem Bildniſſe des Papſtes, lebensgroß, auf einem Stuhle ſitzend, vor einem bedeutſam verzierten Teppiche: das liebreiche und demüthige Geſicht des alten heiligen Vaters iſt treffend abgebildet, und alles wahr und gründlich ausgeführt.

Dann wird uns vergönnt, die anſehnlichen Fortſchritte der Wandmalereien aus Joſephs reicher Geſchichte zu ſchauen, welche unſere vereinten Preußiſchen Künſtler für unſern Konſul Bartoldi ausführen. Die bunt zuſammengeſetzten und auf fernen Effekt gemalten Neapolitaniſchen Landſchaften von **Catel**, in einigen kleinen Feldern, möchten nicht zu den übrigen großen, für die nahe Beſchauung ausgeführten Gemälden ſtimmen. **Philipp Veith** hat, nach der Potiphar mit dem Mantel, welche, der Zucht unbeſchadet, reizender und nicht ſo Aegyptiſch bräunlich ſein dürfte, die ſieben fetten und ſieben magern Jahre durch menſchliche Geſtalten und Verhältniſſe, als eine glückliche, vollbuſige Mutter, mit blühenden Kindern u ſ. w., in den oberen halbrunden Feldern, verſinnbildet; die Hungerjahre ſind nicht ſo günſtig für den Maler, als die geſegneten. Wilhelm Schadow hat die Heimbringung des bunten Rocks, ein anmuthig rührendes Bild, vollendet, und malt an Joſephs Gefängniß, wie er dem Becker und Schenken ihre Träume auslegt: dieſes wird in dem dunkelen Grunde ein kräftiges und bedeutſames Gemälde. Dem erſten Schadow'ſchen Bilde gegenüber, malt nun auch Overbeck, wie Joſeph von den Brüdern an die Araber verkauft wird: eine große reiche und gemüthvolle Kompoſizion; die Karavane der klugen Araber iſt mit den mannigfaltigſten Erzeugniſſen und Herrlichkeiten des Morgenlandes ausgeſtattet; auf der andern Seite die einfachen, wilden Hirten, wie ſie den unſchuldigen lieblichen Bruder wieder aus dem Brunnen ziehen. Endlich ſchließt und krönt Cornelius den ſchönen Kreis, durch die Erkennung und Verſöhnung Joſephs mit den Brüdern, welche, ſeiner Traumdeutung Pharao's gegenüber, eine ganze Wand einnimmt: Joſeph, auf erhöhtem Stuhle, umarmt ſeinen jüngſten und liebſten Bruder Benjamin, der mit ihm von Einer Mutter, auch ſchuldlos an ihm iſt; und die übrigen Brüder ſtehen erſtaunt, verwirrt, beſchämt und bang umher, meiſterlich gruppirt und ausdrucksvoll unterſchieden, als die Stammväter der 12 Stämme Israels. Vor allen iſt aber Joſeph und Benjamin eine herrliche und anmuthige Gruppe, der liebliche Knabe und der hochbegnadigte Herrſcher, welcher freudig weinend ſich zu erkennen gibt und allen verzeihet. Hinter Joſeph ſchauet das Bildniß des verdienten Stifters, auffallend getroffen, hervor; es paßt um ſo eher hieher, als es auch entſchieden einem dieſer Stämme angehört. — Merkwürdig iſt noch bei dieſen Fresco-Malereien zu ſehen, wie nur ſo viel von der Wand beworfen wird, als in einem Tage von dem Karton auf den friſchen Kalk übertragen und gemalt werden kann. Fehler laſſen ſich da nicht gut, ohne Abwerfen des Grundes, verbeſſern. Dieſe Art Malerei fordert alſo eine beſonders ſichere Hand; und es iſt ſchon ſehr rühmlich, daß ihre faſt vergeſſene Ausübung auch einmal wieder in ſolchem Umfange aufgefriſcht wird. Künftig wird dieſer Saal, welcher für die Menge und Größe der Figuren nur etwas geräumiger ſein möchte, zu den Sehenswürdigkeiten Roms gehören, und wichtig für die Kunſtgeſchichte bleiben. Dieſe Unternehmung hat auch ſchon den guten Erfolg gehabt, daß, nach ihrer Vollendung, der P[illegible] Maſſimi ſein Gartenhaus mit Darſtellungen aus dem Dante und Taſſo, jene von Cornelius, dieſe von Overbeck, ausmalen läßt, zu welchen einer von beiden noch den

Ariost geſellen wird: *) eine merkwürdige Verbindung der Italieniſchen Dichtkunſt mit der Deutſchen Malerei. — Schon dieſes freundſchaftliche Zuſammenarbeiten der Künſtler iſt ſehr erfreulich, und gewiß auch gegenſeitig ſehr förderlich.

Gegenüber beſuchen wir den Bildhauer **Eberhard** in ſeiner Wohnung. In ſeiner Werkſtätte fanden wir auch ſchon den tüchtigen Maler, in ſeinem Bilde von Adam und Eva im Paradieſe: hier ſchauen wir nun eine lange Reihe von ausgemalten Zeichnungen aus der heiligen Geſchichte, beſonders dem alten Teſtamente, von ungemeiner Treue, Schlichtheit und Innigkeit; ein ſchönes Abbild des ſtillen und frommen Gemüths des unſcheinbar und neidlos vor ſich hin arbeitenden Künſtlers, welcher noch recht wie ein Deutſcher Meiſter alter Art und Kunſt erſcheint. — Ueberhaupt habe ich ſchon bemerkt, daß die Bildhauer, und auch die Baukünſtler, bei dem vollſtändigeren Verhältniſſe der Plaſtik zur ſchaffenden und umgebenden Natur, ſich vor allen die wahre, ſtill und unbekümmert fortbildende Künſtlerunbefangenheit bewahren; dagegen die Maler ſchon durch ihr buntes, magiſches Scheinbilden leichter zur Unruhe getrieben werden;

---

*) Seit Cornelius Heimkehr nach Deutſchland hat Philipp Veith den Dante, und Julius Schnorr den Arioſt übernommen.

und die Tonkünſtler, in ihrem flüchtigen, unendlich und unbeſtimmt anregender Elemente, ſind häufig die reizbarſten und unduldſamſten Menſchen. Bei den Dichtern wiederholt ſich dieß alles, je nachdem ſie ſich zur einen oder anderen Seite neigen. —

In einer Seitenſtraße begrüßen wir zum erſtenmale den jungen Tiſchbein, welcher unlängſt hergekommen iſt: wir finden viele fleißige, auch alterthümliche Studien, und ein angefangenes Oelgemälde, die Anbetung der Könige, verſpricht in der Zeichnung gar viel, ſo wie dieſes einer der günſtigſten und reichſten Stoffe der Malerei iſt. Sehr ſprechen uns einige Bildniſſe an. Auch hat dieſer Maler ein hübſches Talent für die mimiſche Poeſie, und den Kaffee Greco ſehr treffend geſchildert. Er folgt ſo ſeinem Oheim, welcher auch zugleich malte und komiſch dichtete.

Weiterhin beſuchen wir den Maler Müller, als welchen er ſich lieber finden läßt, denn als Dichter. Außer mancherlei alten guten Bildern, betrachten wir nun auch ſeine eigenen: Ulyſſes, wie er das Schattenbild des Ajax auf die Asphodeloswieſe emporgerufen hat; und einen Amor mit Tauben in einer Roſenlaube; alles in Lebensgröße. Schon viele Jahre malt Müller an dieſen unergründlichen Bildern; und nicht geringer iſt ſeine Aufgabe, als die Tiefe des Leonardo da Vinci mit der Erhabenheit des Michel Anaelo zu vermählen. Er hat einen bewundernswürdig ſtarken Glauben an dieſe Kunſt.

Endlich müſſen wir nebenan bei Cornelius nochmals das große cykliſche Blatt von den Nibelungen ſchauen, welches faſt vollendet iſt, und uns die größte Tragödie voll Liebe und Leid anmuthig und erhaben vor Augen ſtellt.

Mehre von den Freunden, welche wir beſucht, haben ſich zu uns geſellt, und wandern mit uns hinaus zum Feſte der Kreuzfindung, welches heute (am 3ten May) in und bei der Kirche S. Croce begangen wird. Auf dem weiten Wege dahin, über Maria Maggiore, kommen wir auch an den Lateran; und dieſe älteſte und berühmteſte Kirche und Papſtwohnung, welche jetzo im verödeten Stadttheile dicht am Thore liegt, betrachten wir nun zuletzt. Der größte Obeliſk (115 Fuß hoch und unten 9 Fuß im Durchmeſſer), ganz mit Bilderſchrift bedeckt, und vom Circus maximus, auch durch Fontana, auf dem Platze neben der Kirche errichtet, weiſet auf 3 Straßen fernher. Er war einſt noch viel größer: der Aegyptiſche König Rhamſes errichtete ihn im Sonnentempel zu Theben; Konſtantin und ſein Sohn Konſtantius brachten ihn über Alexandrien nach Rom: und hier ſteht er nun bedeutſam vor den heiligen Gebäuden, durch welche der Kaiſer das Licht des Chriſtenthums auch in den Staat einführte und deſſen Weltveränderung erfüllte.

Das **Baptiſterium** gehörte einſt, wohl als Bad, zu dem Pallaſte Konſtantins, und war viel prächtiger. Jetzo iſt es ein Achteck, außen ganz ſchlicht, und hatte früher zwei Reihen Bogenfenſter. Der innere Raum des Taufbeckens, worin Konſtantin vom Papſte Sylveſter 1, im Jahre 324, die Taufe annahm, war dreieckig, drei Stufen tief, mit einem goldenen Lamme, welchem Waſſer entſtrömte, ſo wie ſieben ſilbernen Hirſchen, und zwiſchen den 5 Fuß hohen ſilbernen Bildſäulen Chriſti und Johannis des Täufers ſtand. In der Mitte eine Lampe auf einer Porphyrſäule. Den weiteren, von Konſtantin auch vorbereiteten Ausbau, mit Säulen, vollführte Papſt Sixtus 3, um 432, und Hilarus, um 461, wie ſolcher meiſt noch ſteht. Das Becken iſt auch achteckig, mit vier Stufen, und in der Mitte eine antike Kufe aus Baſalt. Umher ſtehen acht Porphyrſäulen. ungleich ſtark, zum Theil von 6 Fuß Umfang, mit Joniſchen und Korinthiſchen Knäufen, und geradem Gebälke, mit einer Lateiniſchen Inſchrift in Diſtichen; darüber, acht kleinere Korinthiſche Marmorſäulen, welche die kleine Kuppel ſtützen: früher waren es Bogenpfeiler. Die auch in heidniſchen, beſonders Aegyptiſchen Mythen bedeutende Achtzahl hat bei den Chriſtlichen Taufkirchen und Taufſteinen, welche aus der älteſten Zeit zum Theil noch in dieſer Form ſind (zu Verona, Piacenza, Florenz, Piſa, Lucca), ihren Grund in der Auferſtehung Chriſti am achten

Tage, d. h. am erſten Wochentage nach dem Sabbath (Siebenten); welchen achten Tag daher auch die Chriſten als ihren Sonntag, und in Beziehung auf andere, oft auch achttägige Feſte (Octaven) feiern, und dadurch auch wohl den ewigen Ruhetag nach den ſieben Werktagen des Lebens bezeichnen (Octava). So deutete ſchon eine Inſchrift des H. Ambroſius die damals auch achteckige Taufkirche der H. Thekla zu Mailand. Laut Iſidor von Sevilla, im 7ten Jahrhundert, hatten die Taufbecken auch ſieben Stufen, drei des Hinab- und drei des Hinaufſteigens, in Beziehung auf die drei Dinge, welchen der Täufling entſagt und welche er gelobt; die ſiebente, d. h. vierte, iſt der Stand- und Ruheort des Chriſten. — Die bei der Erneuung, unter Urban 8 und Innozenz 10, im 17ten Jahrhundert, gemachten Wandgemälde von Konſtantins Thaten, vertrat früher ein marmornes Täfelwerk. Hier taufte der Papſt ſonſt am Sonntage vor Oſtern und Pfingſten Groß und Klein, und noch tauft er an jenem hier die bekehrten Türken und Juden, wie auch dieſes Jahr geſchah. — Papſt Hilarus baute ſchon die beiden Kapellen der beiden Johannes hier an. Die öſtliche, des Evangeliſten, erhielt ſilberne Thüren, welche aber unter Coeleſtin 3, um 1191, von dem Kardinal-Kämmerer Cenci durch eherne erſetzt wurden, laut der Inſchrift: eine kleine ſitzende Figur daran, mit einer runden flachen Mütze über einem Kopfſtucke, dem

Apfel in der Rechten und dem Buche in der Linken, iſt vermuthlich der Papſt. Innen iſt die Moſaik des Gewölbes noch von Hilarus: ſie beſteht aus Arabesken, und Gehängen von Blumen und Früchten, und Vögeln; und in der Mitte ſchwebt, in einem reichen Kranze, das Lamm mit dem Heiligenſcheine. Das Erzbild des Evangeliſten auf dem Altar iſt von Giovanni Battiſta della Porta. Die Kapelle des Täufers, gegenüber, ſoll auch ſchon ein Zimmer Konſtantins geweſen ſein. Die Erzthüre iſt, laut der Inſchrift, noch von Hilarus; deßgleichen die Moſaik des Gewölbes, welche dem vorigen ganz ähnlich iſt, mit den Arabesken und dem Lamme: unter zwei Bögen ſtehen aber neben zwei Fenſtern noch die vier Evangeliſten mit ihren Büchern in den Händen, und ihre Namen und Sinnbilder über ihnen. Das Erzbild des Täufers auf dem Altar iſt von Donatello. — Der eigentliche Eingang, nach der Kirche hin, hat eine Vorhalle, welche Papſt Anaſtaſius 4, im Jahre 1153, der H. Ruffina und Seconda weihte, über deren Altar auch eine Niſche mit Arabesken in Moſaik geſchmückt iſt. Eine andere Seitenkapelle hier iſt von Johannes 4, um 639, dem H. Venantius geweihet: ſie war ehemals unten mit Marmor bekleidet, und oben ganz mit Muſiven bedeckt, davon nur noch die Tribune übrig iſt, welche 1674 von Narciſſo Spina ausgebeſſert wurde. Ueber dem breit und zierlich eingefaßten Bogen mit dem Griechiſchen und vier Lateiniſchen Kreuzen ſind vier Vierecke, zwiſchen drei vermauerten, früher auch muſiviſch verzierten Fenſtern, in den beiden mittleren die Sinnbilder der 4 Evangeliſten, und in den Ecken die offenen Stadtthore (von Betlehem und Jeruſalem) mit den drei Lämmern. Darunter ſtehen, auf jeder Seite, vier Heilige mit ihren Namen: rechts, Paulinianus, Telius, Aſterius und Anaſtaſius; links, Maurus, Septimius, Antiochianus, Gajanus; deren Leiber Johannes aus Dalmazien hieher verſetzte. Die vier äußeren bezeichnet Haar und Tracht (die Chlamys) als Krieger, und ſie bringen Kronen dar; von den übrigen erſcheint Anaſtaſius als Konſul, und drei ſind Geiſtliche, mit Tonſur, Dalmatika und Büchern. In dem Halbrunde der Tribune erſcheint oben in den Wolken das Bruſtbild Chriſti, bärtig, in veilchenfarbem Kleide, mit der Rechten auf Griechiſche Weiſe ſegnend; auf jeder Seite ein Engel in blauem Gewande. Unten ſteht, in der Mitte, die H. Jungfrau, und ſtreckt die Hände empor; ihr Gewand iſt auch veilchenfarb, mit einem Kreuz auf der Bruſt: neben ihr ſteht, rechts, Paulus mit dem Buche, links Petrus mit dem Schlüſſel und Kreuzſtabe, beide auch ſonſt kenntlich. Dann folgen, mit Beiſchriften: rechts, Johannes der Evangeliſt, jugendlich, und S. Venantius, beide mit Büchern; links, Johannes der Täufer, bärtig und mit dem

Kreuzſtabe, und S. Domnio mit dem Buche, deſſen Leichnam der Papſt Johannes vermuthlich mit dem des Venantius auch aus Dalmazien hieher verſetzte. Zuletzt ſieht auf jeder Seite ein Papſt, rechts mit einem Kirchlein, und links mit einem Buche; jener iſt ohne Zweifel Johannes, welchen auch die Lateiniſchen Diſtichen als den Stifter des Werkes preiſen, und dieſer iſt ſein Nachfolger Theodor 1, welcher es vollendete. — Der Eingang zur Vorhalle des Baptiſteriums hat zwei ſchöne Porphyrſäulen und Eckpfeiler mit überreich verzierten Füßen, Joniſch-Korinthiſchen Knäufen und Gebälke von Marmor, welche aber ſchon von Anaſtaſius 4, zur Erweiterung der Kapelle darin, eingemauert ſind.

Von hier treten wir in einen geſchloſſenen Hof, wo noch der alte Bau der großen Kirche, am ſiebeneckigen Chor und Queerſchiffe, von außen ſichtbar iſt: unten, Pfeiler mit Rundbögen, und in jedem ein Kleeblatt; oben, unter dem Dache, ein fortlaufender Fries von kleinen Rundbögen auf Kopfgeſimſen, von denen je zwei den dritten durchſchneiden, und ſo Spitzbögen bilden. Dieſer Bau iſt auch wohl von einer der ſpäteren Erneuungen, und nicht mehr der älteſte. Konſtantin weihte hier, um 323, ſeine eigenen Gebäude, welche früher dem edlen Geſchlechte der Laterani gehörten, durch den Papſt Sylveſter zur Kirche des Heilands (Salvatoris), deſſen Kreuz ihn von dem

Empörer Maxentius und dem Heidenthum errettet hatte. Er ſtattete ſie prächtig aus, z. B. mit einer Decke und zwei fünf Fuß hohen Bildſäulen Chriſti und der 12 Apoſtel, und vier Engeln, aus Silber, zuſammen 4185 Pfund ſchwer; daher ſie auch die goldene oder Konſtantiniſche hieß, gewöhnlicher und noch die Lateraniſche, und des Täufers Johannes, zum Denkmale der Taufe des Kaiſers. Auch deſſen Nachfolger verſorgten und ſchmückten die Kirche reichlich. Flavius Konſtantius mit ſeiner Gemahlinn Paduſia, zierte die Tribune mit Muſiven; wie ſeine nachmalige Gemahlinn Placidia die Triumphbögen in S. Paul und Lorenz (S. 134. 203). Im Jahre 897 wurde die Kirche durch ein Erdbeben zerſtört, und 907 erſt, durch Sergius 3, von Grund aus hergeſtellt, auch die Muſivgemälde, und dieſelben vermehrt. Die Brüder Ubertus und Petrus von Piacenza, machten 1196 einige Erzthüren für dieſe Kirche, wie die Inſchrift beſagte. Innozenz 3, um 1198, ſah im Traume den H. Franziscus den Sturz der Kirche mit den Schultern aufhalten, beſſerte ſelber das Dach und den Glockenthurm, und Nicolaus 4, aus dem Orden jenes Heiligen, erneute beſonders die Vorhalle und befeſtigte die baufällige Kirche. Daſſelbe that ſein Nachfolger Bonifaz 8, um 1300. Muſiviſche Inſchriften in Lateiniſchen Hexametern, bekundeten dieß alles. Im Jahre 1308 litt die Kirche durch einen großen Brand, und

Clemens 5 ließ ſie herſtellen. Gregor 11, um 1376, baute den nördlichen Eingang in das Queerſchiff, eine große Thür mit Spitzbogen, an welcher die beiden Löwen lagen, die jetzo am Brunnen Termini liegen; und Pius 4, um 1560, baute auf jeder Seite einen Glockenthurm. Ciampini ſah noch den alten Bau dieſer eigentlichen Mutterkirche des Abendlandes: die Vorhalle ruhte auf ſechs großen, drei glatten und drei gereiften Säulen mit Doriſchen Knäufen und geradem Gebälke, und auf zwei kleineren Säulen mit Rundbögen. Das Gebälke war von Pariſchem Marmor, und der Fries muſiviſch verziert mit ſehr kleinen Bildern, durch Umſchriften in Lateiniſchen Reimhexametern erklärt. Erkennbar waren davon noch: vier Schiffe, womit Veſpaſian gegen Jeruſalem zieht; die Belagerung dieſer Stadt; Konſtantin übergibt dem Papſt Sylveſter die Kirchenfreiheit; ſeine Taufe; Chriſti Taufe durch Johannes; wie Sylveſter den Drachen am Kapitole durch das Zeichen des Kreuzes tödtet; Sylveſter auf dem päpſtlichen Stuhle; mehre folgende Bilder waren undeutlich und zerfallen: dann, die Geißelung Johannes des Evangeliſten; ſeine übrige Marter (vergl. S. 150) folgte vielleicht. Ueber der Säulenhalle war ein rundes Fenſter, das Auge genannt, und darin das Muſivbild des Heilands. Die Wand der Vorhalle hatte Giotto bemalt, wie Bonifaz 8 den Bannſtral ſchleudert. Ebenſo war auch das Innere der Pauls- und alten Peterskirche ganz ähnlich, mit fünf Schiffen, das größere Mittelſchiff auf großen Säulen von Aegyptiſchem Marmor, die Seitenſchiffe auf Säulen von köſtlichem grünem Chariſtiſchem Marmor, dergleichen auch einige in der Vorhalle an den Niſchen von Bildſäulen ſtanden. Martin 5. und ſein Nachfolger Eugen 4, um 1430, ließ die Kirche inwendig ausmalen, durch **Pietro Piſano**, und den Fußboden muſiviſch auslegen.

Von allem dieſem iſt faſt gar nichts mehr ſichtbar. Nur die beiden ſchlichten Thürme ſtehen noch an der Seitenthüre, welche von Sixtus 5, im Jahre 1586, durch eine Vorhalle verbauet iſt. Ebenſo ließ Clemens 12, um 1735, die Vorhalle der Hauptſeite gegen Morgen, durch **Galilei** völlig neu bauen, zwar groß und prächtig im Neurömiſchen Style, und vollendete die Ausſchmückung des Innern, nachdem Innozenz 10, im Jahre 1650, daſſelbe durch **Borromini** auf ähnliche Art gänzlich hatte umbauen laſſen. Dicke Römiſche Säulenpfeiler mit Bögen verſchließen überall die alten Säulen. Die 24 grünen Marmorſäulen an den Niſchen mit den rieſengroßen Marmorbildern der 12 Apoſtel, welche Clemens 11 machen ließ, ſind noch aus der alten Kirche, aber wohl zu klein für jene in ihren Seitenſchiffen. Das vergoldete Täfelwerk der flachen Decke des Mittelſchiffes iſt ſchon von Pius 4: die Seitenſchiffe haben Tonnengewölbe. Den Triumphbogen ſtützen noch zwo Granitſäulen von 35 Fuß Höhe. Die Orgel über der Seitenthüre ſteht auf zwo 27 Fuß hohen gelben Marmorſäulen. Gegenüber, am neuen Altare des H. Sakraments, von Olivieri, tragen den Ueberbau vier gereifte korinthiſche Säulen, von vergoldetem Erze, welche aus dem Tempel des kapitoliſchen Jupiters ſtammen, und urſprünglich aus dem Erze der karthagiſchen Schiffſchnäbel gegoſſen ſein ſollen. Nach Andern, brachte ſie Titus aus dem Tempel von Jeruſalem. Früher ſtanden ſie als Lampenträger um den Hauptaltar. Die Tribune, in der Mitte, hat zwar nicht mehr die älteſten Muſiven, doch eine ſehr ſchöne, welche Nicolaus 4 (1288 92) durch Jakob Turita machen ließ. In dem gewölbten Halbrunde erſcheint oben der Heiland, Bruſtbild, umher Engel, über ihm ein Cherub; die Taube ſchwebt von ihm nieder auf das Kreuz, welches in einem Blumengefilde ſteht. Rechts daneben ſteht die H. Jungfrau, der Papſt, ein Mönch (beträchtlich kleiner) und zwei Heilige; links, drei Heilige, und zwiſchen dem erſten und zweiten wieder ein kleinerer Mönch. Darunter ſind drei ſpitzbogige Fenſter, und zwiſchen jedem ſteht ein Heiliger neben einem Baum, und an jeder Ecke drei Heilige, ſo daß ihrer neun ſind. Die Inſchrift beſagt, daß Jacobus Turiti und Fra Jac. de Camerino ſoc. mag. dieſes Werk machten, und ihre Bildniſſe ſind die beiden kleinen Mönche. Denn beide waren Franziskaner; und Jakob von Camerino arbeitete noch im Jahre 1321 im Dome zu Siena. Gaddo Gaddi, welcher gemeinlich als Turita's Gehülfe an dieſer Moſaik genannt wird, beſſerte ſie wohl nur aus, nach dem Brande 1308, wo er im Lateraniſchen Pallaſt arbeitete, und deßhalb herberufen war. Das Bild des Heilands ließ Alexander 8, um 1690, herſtellen, und ſoll genaues Ebenbild von ihm ſein, wie er bei Sylveſters Einweihung der Kirche dem Volke in der Luft erſchien, und die Worte: Pax vobis! gehört wurden; weßhalb hier in der Meſſe noch geſagt wird: Miserere nobis! anſtatt: Dona nobis pacem! Das ganze Muſivgemälde iſt ſonſt jenem in Maria Maggiore, auch von Turrita (S. 219), ſehr ähnlich. Unten, im Chore, ſteht der alte marmorne Biſchofſitz. Hinter dieſem Chor iſt noch ein gewölbter Umgang auf Säulen mit Spitzbögen, wo mehre alte Inſchriften und Bildwerke bewahrt ſind, darunter eins von Bonifaz 8, von 1300. Auch ſtand hier ſonſt der Porphyrſarg der H. Helena, welcher von Anaſtaſius 4, um 1153, aus ihrer nahen Grabkirche S. Petrus und Marcellinus, zu ſeinem Sarge, hergebracht, 1609 in die große Vorhalle und endlich in den Vatikan verſetzt wurde, wo wir ihn (S. 169) geſehen haben. Den marmornen Ueberbau des Hauptaltars unter dem Triumphbogen, ließ Urban 5, um 1367, machen. Der

Untertheil ſteht auf vier Granitſäulen mit vergoldeten Marmorknäufen, darin Greifen und Menſchenköpfe; das gerade Gebälk umher iſt mit Spitzbögen geziert. Drüber iſt eine Gallerie, zum Vorzeigen der Reliquien, welche der vergitterte Obertheil enthält. Dieſer ſteht auf Pfeilern mit Thürmchen, und Rundbögen im hohen Giebel, ſonſt aber Gothiſch verziert. Unten umher ſind in ſpitzbogigen Feldern alte Gemälde vom Leben der beiden Apoſtel, und ſtehen an den Ecken der Pfeiler, in Niſchen, 8 kleine Marmorbilder, Petrus und Paulus, die 4 Evangeliſten, und zwei Frauen. Der Altar ſelber iſt noch der hölzerne, tragbare, nach Art einer Lade, welchen S. Petrus bediente und Sylveſter herbrachte, als hier der erſte feſte ſteinerne Altar der Chriſtlichen Kirche geweihet wurde; und nur der Papſt darf an ihm Meſſe leſen. In dem Häuschen darüber werden die Köpfe der Apoſtel Petrus und Paulus bewahrt, welche Sylveſter bei der Theilung ihrer Leiber (S. 133) abſonderte. Gregor 9, im Jahre 1240, beſchwichtigte durch dieſe Heilthümer, indem er ſie feierlich nach dem Vatikan tragen ließ, und eine bewegliche Rede hielt, die unruhigen Anhänger Kaiſer Friedrichs 2. Urban 5 ließ dieſelben durch die Goldſchmide Johannes Marci (Sohn) und Johannes Bartoli von Siena, 1369, in ſilberne Büſten ſchließen: Paulus mit dem Schwert und Buche, Petrus mit der dreifachen Krone, den beiden Schlüſſeln und die Rechte aufhebend; an den Fußgeſtellen umher kleinere Bildwerke aus dem Leben und Leiden der Apoſtel: alles tüchtig und zierlich gearbeitet und mit Steinen beſetzt. Von König Karl 5 von Frankreich iſt jede Büſte mit einer goldenen geſteinten Lilie geſchmückt; wie die Inſchrift rühmt. Alte Gemälde von den Büſten hangen vorn am Chore. Auch zeigt man hier den Becher, aus welchem Domitian den Evangeliſten Johannes Gift zu trinken zwang. Nahe vor dieſem Altar, im Mittelſchiffe, wo ſonſt der Chor mit den Kanzeln war (wie in S. Clemente), iſt das Grabmal Martins 5, der 1431 ſtarb, ſein lebensgroßes Bildniß in erhobener Erzarbeit, mit zierlicher Einfaſſung und Inſchrift, von Donatello's Bruder Simon.

Wir treten in den gegen Süden angebauten Kloſterhof, welcher noch in ſeiner alten Geſtalt, und dem an der Paulskirche ſehr ähnlich (S. 143), vermuthlich auch aus derſelben Zeit und von verwandten Meiſtern iſt, obwohl die Lateiniſche Inſchrift am Gebälke hier keinen nennt. Alle Bögen des großen Vierecks ſind rund; das Kreuzgewölbe ruht nach Außen auf ſtarken Joniſchen Säulen von Granit, glatten und gereiften; zwiſchen welchen kleinere Doppelſäulen mit Bögen ſtehen, theils glatte, theils wendelreifige und geflochtene, mit ebenſo mannigfaltigen, meiſt Korinthiſch-Joniſchen Knäufen. An einem der vier, im Kreuze gegenüber ſtehenden Eingängen zum Hofraume tragen zwo Sphinxe die Doppelſäulen, zwiſchen denen noch zwo kleinere Sphinxe liegen; am zweiten und dritten Eingange ſind liegende Löwen, und am vierten ſtehende. Außen, über den kleinen Säulen, erſcheinen allerlei Thier und Menſchenköpfe, Fratzen, Arabesken, u. dergl., mit muſiviſchen Zieraten, wie zum Theil an den Säulen ſelber, und die Lateiniſche Inſchrift. Unter dem Umgange ſtehen manche heilige Alterthümer, Inſchriften und andere Denkmale: die Einfaſſung des Samariterbrunnens; das Maaß Chriſti, eine Tafel auf Säulen, welches für jeden ſich Meſſenden zu hoch oder zu tief iſt, wie wir auch bewährten; zwei achteckige Säulen aus Pilatus Hauſe; der Säulenfuß, darauf der Hahn krähte; der Altar des an der Verwandlung der Hoſtie zweifelnden Prieſters, und ein ſchönes altes Marienbild auf einen Wandpfeiler gemalt. Die beiden am Sitz eingeſchnittenen, vermuthlich Badeſtühle von Porphyr, welche wir im Vatikan geſehen (S. 164), ſtanden ſonſt auch hier. Bekannt iſt die Sage, daß, ſeit der Päpſtinn Johanna, jedes neuen Papſtes Geſchlecht darauf unterſucht wurde. Gewiſſer iſt, daß er ſich darauf ſetzen mußte, um, wie geſagt wird, die Gebrechlichkeit auch ſeiner Größe zu erkennen. Sie hießen sellae stercorariae. — Hier von dem Hofe ſieht man noch den Giebel des Queerſchiffes oder Kreuzes (welches daraus gebildet worden) in ſeiner alten Geſtalt, wie er auch wohl gegenüber, vor dem Anbau der Thürme und Vorhalle, war, ähnlich der Außenſeite des Chors.

Wir müſſen zurück durch die Kirche, und betrachten hier noch die prächtige Kapelle Clemens 12: ſein Grabmal iſt die zierliche Porphyrkufe (einer Wiege ähnlich), welche ſonſt in der Vorhalle des Pantheons ſtand, und vermuthlich Agrippa's Sarg war. Das Altarbild, der H. Andreas Corſini, iſt Moſaik, nach Guido, und alles iſt hier von edlen Steinen und Erzen. Auf ähnliche Art iſt auch das Innere der großen Vorhalle der Kirche ausgeſchmückt. Die hohen ſchlichten Erzthüren ſind ſchon von Alexander 7, um 1655, aus der Kirche S. Adriano am Kapitole, hergebracht, und ſollen gar noch vom Saturnus-Tempel ſein, welcher dort zugleich die Römiſche Schatzkammer war. Unter dieſer Vorhalle ſteht das ungeſchickt gearbeitete Marmorbild Konſtantins, aus ſeinen Bädern auf dem Quirinale.

Der Lateraniſche Pallaſt, welcher ſich dem Kloſterhofe gegenüber der Kirche anſchließt, und faſt 1000 Jahre ſeit Konſtantin bis zu dem großen Brande 1308, die Papſtwohnung war, und worin 8 Konzilien und 25 Synoden gehalten wurden, iſt von Sixt 5, durch Fontana, von Grund aus neu erbauet, zwar prächtig genug, aber ſchon ſeit Gregor 13, um 1572, ein weibliches Waiſenhaus. Die Kapellen des H. Lorenz und Nicolas, welche noch darin eingebauet ſind und manches Alterthümliche enthalten, können wir heute nicht ſehen. Das Muſivbild des H. Lorenz über der Thüre der erſten hat Sixtus 5 oben an die heilige Treppe verſeẓt. Dieſe Scala Santa, welche aus dem Hauſe des Pilatus iſt, ſtand auch in dem alten Pallaſt, und hat Sixtus gegenüber in ein eigenes neues Gebäude verſetzt. Es ſind 28 Stufen von weißem adrigem Marmor, die nur auf den Knien erſtiegen werden, und weil ſie davon ſchon tief ausgehöhlt, mit Brettern bedeckt ſind. Zwei andere Treppen ſind auf jeder Seite daneben. Die Lorenzkapelle droben heißt Sancta Sanctorum, von dem Bilde des Heilandes, welches auch aus der Lorenzkapelle des Pallaſtes entnommen iſt. Daſſelbe, in Lebensgröße, ſoll von Lukas angefangen und von den Engeln vollendet, und alſo ein Acheiropoieton (nicht von Menſchenhänden gemacht) ſein; und weiter wird davon geſagt, daß es, von dem H. Germanus, Patriarchen zu Konſtantinopel, vor dem bilderſtürmenden Kaiſer Leo, um 730, ins Meer geworfen, von ſelber nach Rom ſchwamm; wo ſchon Innozenz 3 es in Silber faſſen ließ. Niemand darf dieſes Allerheiligſte betreten, und der Papſt ſelber hier nicht Meſſe leſen.

Endlich, iſt vom Lateraniſchen Pallaſte noch das Triclinium Leo's übrig. Leo 3, um 795, baute hier den prächtigen Speiſeſaal, worin er an gewiſſen Feſten, beſonders Weihnachten, mit den Geiſtlichen das

Liebesmahl (Agape) hielt, und die Fürſten, Könige und Kaiſer bewirthete, die nach Rom kamen; daher der Lateran noch im Heldenbuche Siz der Kaiſer iſt. Darin waren, zu beiden Seiten der großen Abſide (gewölbte Niſche), zehn kleinere, alle mit Muſivgemälden; der Boden mit Marmor bunt ausgelegt, in der Mitte ein porphyrnes Waſſerbecken. Der Bau verfiel aber bald, Leo 4, um 847, ſtellte ihn her, und jezo ſteht davon nur noch die große Abſide: die breite Einfaſſung des gewölbten Halbrundes von Leiſten und Blumengewinde, hat oben im Griechiſchen Kreuze den Namenzug Leo's. In der Mitte ſteht Chriſtus, bärtig, in veilchenfarbem Rocke und rothem Mantel, die drei Vorderfinger der Rechten aufhebend, in der Linken das offene Buch mit: Pax vobis; auf jeder Seite ſtehen, kleiner, ſechs Apoſtel, theils bärtig, theils jugendlich, alle in weißen Kleidern und mit Sandalen, zunächſt rechts Petrus mit dem Kreuzſtabe und Schlüſſel. Zu Chriſti Füßen ſtrömen die vier Flüſſe, und unten ſteht Lateiniſch aus dem Evangelio (Matthäi 28, 19): Lehret alle Völker ꝛc. Nach Außen hat der Bogen die große Umſchrift: Gloria in excelsis Deo etc.; daneben rechts ſizt Chriſtus, und vor ihm knien, zur Rechten Sylveſter und zur Linken Konſtantin, denen er die Schlüſſel reicht und die Kreuzfahne, das Labarum, welches dem Kaiſer erſchien und Sieg gab. Links ſizt ebenſo Petrus, und gibt an Leo das Pallium und Karl d. Gr. die Fahne. Lateiniſche Inſchriften erklären ſolches. Beide gekrönte Kaiſer ſind bärtig, und haben, ſo wie Leo, Vierecke um das Haupt, als Lebende. Die erſten drei Figuren waren verfallen, und ließ der Kardinal Francesco Barberini, zu Ciampini's Zeit, herſtellen. Clemens 12 ließ die ganze Tribune, um den Platz zu erweitern, dicht an die Scala Santa verſetzen, und von Benedict 14, um 1740, wurden die Muſiven ausgebeſſert, oder völlig erneuet, nach dem Muſter der alten, die dabei zu Grunde gingen. *)

Auf dieſem Platze ſtand ſonſt auch das eherne Ritterbild Marc Aurels, welches in der Nähe, wo er wohnte, gefunden war. Man hielt es daher auch wohl für Konſtantin; Ciampini theilt aber aus der Lateini-

---

*) Von der alten Kirche mit dem Pallaſte, ſiehe den Grundriß, die Vorhalle, Seitenthüre, Löwen, den Sarg der H. Helena, und die Muſive des Tricliniums, bei Ciampini, III. 10 I. 34. III. 123. II. 125. Den Grund- und Aufriß des Kloſterhofes, das Muſivgemälde der Tribune, die Malereien am Tabernakel, dieſes ſelber mit den Bildſäulen, die beiden ſilbernen Büſten, und das Grabmal Martins 5, gibt Agincourt, Archit. XXX. 2; Peint. XVIII. CXXIX. Sculpt. XXXVI-VII. XXXVIII. 6. Von dem Baptiſterio ſiehe den Durchſchnitt in der alten Geſtalt, die Muſiven der Kapellen und die Figur an der Erzthüre, bei Ciampini, II. 24. I. 239-41. II. 106 vergl. III. 23. Den Grundriß, Durchſchnitt, das Taufbecken und die Säulen, gibt Agincourt, LXIII. 8. 9. 10. LXV. 7.

ſchen Handſchrift des obgedachten (S. 291) Kämmerers Cenci, eine andere wunderliche Sage darüber mit: zur Zeit der Republik belagerte ein mächtiger König des Morgenlandes Rom von dieſer Seite. Ein kühner Knappe verſprach Befreiung für Geldlohn und ein Denkmal. Er hatte den König jede Nacht unter einen Baum kommen geſehen, zur Verrichtung der Nothdurft, auf welchem dann eine Eule heulte. Er reitet hinaus, ohne Sattel, mit einer Sichel, wie zum Graſen; und als er die Eule hört, ſprengt er hinzu, zieht den König aufs Roß, und bringt ihn in die Stadt; worauf die Bürger ausfallen und die Feinde ſchlagen. Der Knappe, welcher den König gebunden von ſeinem Roſſe zertreten ließ, erhielt das Geld, und zum Denkmale ſein Bild zu Roſſe, mit der Eule auf dem Kopfe. Dieſe wohl noch ſo genannte Eule iſt ein zwiſchen den Ohren zuſammengebundener Büſchel der Kammhaare, wie an den antiken Roſſen zu Venedig, Florenz und Neapel, und ſcheint mit Anlaß der Sage.

Vom Lateran führt ein breiter Weg mit mehren Baumgängen über den grünen Raſen nach S. Croce, welcher heute, am Hauptfeſte dieſer Kirche, der Kreuzfindung, bei heiterem Wetter, höchſt mannigfaltig belebt und bunt durchwebt iſt. Auch dieſe Kirche gehört zu den älteſten, und als Konſtantin durch das Zeichen des Kreuzes geſiegt, und ſeine Mutter Helena das Kreuz ſelber in Jeruſalem gefunden und den oberen

Theil davon nach Rom gebracht hatte, weihte und ſchmückte er ſie dazu in dem Seſſorianiſchen Pallaſt, daher ſie auch die Seſſorianiſche Baſilika heißt. Von mehren Päpſten wurde ſie ausgebeſſert, und beſonders von Lucius 2, im Jahre 1144, gründlich erneuet; doch ſahe ſie Ciampini noch ſo, daß er ſie als die älteſte Baſilikenform, nächſt der Siciniſchen (S. 211), vorſtellte: die ringsum gleich hohen Wände waren in zwei Stockwerke durch einen Sims getheilt, bis auf welchen die oberen weiten und vielen Bogenfenſter niedergingen, ſo wie die unteren bis auf den Boden, ſo daß ſie vielmehr eine offene Halle auf Pfeilerbögen bildeten. *) Alle waren aber ſchon zugemauert, bis auf ein oberes, durch eine Marmorſäule mit zwei Bögen getheiltes Fenſter, im Querſchiffe, wo die Tribune immer geſchloſſen war. Am Giebel trat, unter zwei ähnlichen, auch vermauerten Fenſtern die Vorhalle heraus, welche auf ſechs Säulen, theils von Granit, theils von Marmor ruhte, und über dem geraden Gebälke auch mehre kleine Fenſter hatte. Das Innere theilte ſich in drei gleich hohe Schiffe, auf zwölf mächtigen Granitſäulen. **) Von allem dieſem iſt ſeit der

---

*) Auch zeigt eine alte Münze, bei Ciampini, I. 52, eine Baſilica Aemilia, zwei offene Säulenreihen, mit geradem Gebälke, über einander, wie Stockwerke.

**) Siehe den Grundriß und die Seitenanſicht, bei Ciampini, I. 9. vergl. III. 121. In den großen Kupferſtichen gänzlichen Moderniſirung durch Benedikt 14 faſt nichts mehr ſichtbar. Die Vorhalle iſt völlig neu, und daran hangende Kloſtergebäude verdecken die Seiten. Allein der hohe alte Thurm mit ſeinen vielfach über einander ſtehenden Pfeilerbögen, links neben dem Giebel, ragt noch herüber. Innen ſind die großen Säulen durch Pfeiler verbaut. Nur die vier Porphyrſäulen des Altarhäuschens ſind noch frei, und darunter die alte Baſaltkufe mit heiligen Leibern. Das Gewölbe der Tribune hat noch eine ſchöne, nur etwas zu grelle Wandmalerei, die Findung und Wunder des Kreuzes, von Pinturicchio. Eine Kapelle hat die H. Helena mit Erde vor der Stelle des Kreuzes zu Jeruſalem ausgefüllt; daher dieſe Kirche auch ſchlechthin Jeruſalem hieß, und keine Frau die Kapelle betreten darf. Nur am heutigen Feſte iſt es erlaubt,

---

der ſieben priveligirten Kirchen Roms durch Nicol. van Aelſt, Rom, 1589, hat dieſe Kirche noch einen viereckigen Vorhof mit 2 Säulen am Eingange, wie auch S. Lorenzo und S. Sebaſtiano, deſſen damalige Geſtalt auch dieſer hier ganz ähnlich iſt. S. Paolo hat eben ſolchen Vorhof, noch mit Säulen ringsum (vergl. S. 145). An Maria Maggiore iſt die Muſive der Vorderſeite noch nicht überbaut, und über den vier Feldern (S. 214) erſcheint oben noch ein langes Feld, in der Mitte Chriſtus mit dem Buche ſitzend, in einem Eirunde, umher vier Engel, und auf jeder Seite vier Heilige, über welchen Engel ſchweben.

und das Gedränge dahin iſt groß, wie überall in der Kirche, wo heute von einer Schaubühne alle Reliquien gezeigt und abgeſungen werden. Zu dieſen gehört auch einer der 30 Silberlinge, welchen das Gepräge eines Strahlenhauptes und einer Roſe (Griechiſch Rhodon), mit der Umſchrift Rhodion, als eine Rhodiſche bezeichnet. Solches erinnert an die goldene Roſe, welche der Papſt am Sonntage Lätare in dieſer Kirche feierlich weihte, damit in der Hand zum Lateraniſchen Pallaſte ritt, und ſie dem Stadtpräfekten, welcher ihm beim Abſteigen diente, dafür überreichte. Bekanntlich gab er ſie auch ſonſt an Kaiſer und andere Fürſten, denen er etwas ſub roſa vertrauen wollte.

Wir begeben uns aus dem Gedränge, um uns noch in ein Kirchlein daneben zu drängen, wo heute auch ein ſchönes altes Bild der Madonna del buon Aiuto erleuchtet iſt, von welchem wir kleine Abbilder, die hier ausgeboten werden, mitnehmen. So wandeln wir unter den Bäumen, mit der feſtlich gekleideten und ſtill fröhlichen Menge, zwiſchen welcher viele Staatswägen fahren, im milden Abendſcheine, auf und nieder, bis der Vollmond uns durch die Trümmer der alten und neuen Welt heimleuchtet. —

Rom iſt das große offene Grab der Geſchichte. Nirgend liegen die Schichten und Lager mehrtauſendübriger Zeiten ſo deutlich und bedeutſam über einander zu Tage, wie hier. Wie in den Urgebirgen der Erde den Wanderer die Steine anreden, tiefzerklüftete Wände ihm das Innere aufſchließen, und die höchſten Thäler und Gipfel ihm die Vorwelt in Abdrücken und Verſteinerungen, in wunderbaren Zügen und Bildern, verkünden: ſo hier, die über offene Berge von Trümmern zuſammengeſtürzten und aufgeriſſenen Trümmer, die daraus vorragenden Gipfel der Spitzſäulen mit ihrer Bilderſchrift; überall dazwiſchen die köſtlichſten Erze und Steinarten hervorblitzend, von denen wir nicht mehr die Heimat, nur noch die Bildung erkennen; überall dieſe Gebilde und Schrifttafeln früherer Geſchlechter von den folgenden zerſtört und verbraucht, oder überdeckt, ſo daß häufig an einem und demſelben Gebäude alle Zeitalter und Kunſtweiſen erſcheinen; endlich, auf dieſer ungeheuren vulkaniſchen Brandſtätte der Zeit, in der verödeten Wildniß, aus allen dieſen dienſtbar gemachten Elementen, das größte und prachtvollſte Grabmal und Heiligthum der Chriſtenheit, ja der Welt, die Peterskirche, emporgethürmt, mit allen ihren Wundern der Kunſt und der Hierarchie um ſie her. — Fürwahr, wenn der Menſch alt und lebensmüde iſt, wenn er, als Zugvogel auf Erden, das wärmere Land und die Fülle der ſtillen Beſchauung ſucht, ſo kann er ſeine Wallfahrt nirgend wünſchenswerther beſchließen, als hier: kein Ort auf

Erden iſt, mitten unter dem Geräuſch einer großen Stadt und am Kreuzwege aller Welttheile, zugleich eine ſo abgeſchiedene, ruhige Einſiedelei, wie Rom.

Florenz, den 18. May, 1817.

Die letzten Tage in Rom waren beſonders ſchön und reich, und hinterließen den gemüthvollſten Eindruck, der immer tiefer wird; und ſchon jetzo, wenn ich daran zurückdenke, ſpüre ich die Wahrheit der Bemerkung, daß, wer einmal in Rom geweſen, gewöhnlich nochmal dahin kömmt. — Dinſtags, am 6ten, früh, bei heiterem Wetter, reiſten wir ab, nachdem wir über vier Monate dort zugebracht, und doch ſo manches noch ungeſehen und ungenutzt gelaſſen hatten. Unſer lieber Freund Pryſtanowsky, der von Neapel mit uns reiſte, und in Rom immer mit uns lebte und wohnte, mußte leider noch dort bleiben, begleitete uns aber bis an die Tiberbrücke. Mehre Meilen fuhren wir denſelben Weg, den wir gekommen waren. Auf einer Anhöhe, an der alten Straße (Via Caſſia), ſchwebt auf ſeinem rings verfallenen hohen Unterbau, ein Altrömiſches Grabmal eines Vibius, aus Einem mächtigen Marmorblocke, tüchtig gearbeitet, daran vorn die beiden Dioskuren mit ihren Mützen und Roſſen, meiſt verwittert, deutlicher die über Stierhäuptern fliegenden Greifen, auf den Seiten, erſcheinen. *) Hier, wo wir Rom zuerſt begrüßt, nahmen wir auch Abſchied, und fuhren nun auf der wüſten Höhe hin. In der Ferne zeigte ſich die Waſſerleitung vom See Bracciano her. Nepi, wo wir wieder auf die erſte Straße (Flaminia) kamen, war eine angenehme Stelle: ſtarke Burgmauern, welche zum Theil ſehr alt ſchienen, eine anſehnliche Brücke, und eine hohe Waſſerleitung, unten auf Spitzbögen, erzeigten ſich ſtattlicher, als der kleine Ort vermuthen ließ. An einem Brunnen bekunden auch zwei Altäre das alte Nepete. Wir näherten uns immer mehr dem einzeln, wie eine Piramide, rechts in der Ebene ſtehenden Berge Sorakte, deſſen Name zu einem ſonſt ganz unbekannten Heiligen Anlaß gegeben hat, da er jetzo S. Oreſte heißt; um ſo eher, weil der H. Sylveſter ſich hier, vor Konſtantins Bekehrung, aufhielt, und früher ein Apollotempel droben war. Mit dem Abend kamen wir in das Städtchen Civita Caſtellana, wo die alte berühmte Stadt Veji ſoll geſtanden haben, von welcher aber nur noch einzele Mauern, Bauſtücke und Denkmale an der Hauptkirche übrig ſein mögen. Dieſe

---

*) Auf einem Römiſchen Kupferſtiche Antonii Lafrerii, 1551, ſieht man noch oben an den Ecken Viktorien, mit Trophäen, und Adler, welche eine Schlange gepackt haben, und auch die ganze Inſchrift.

iſt noch in der hier gewöhnlichen älteren Art, mit Thurm, und Vorhalle auf Säulen mit Bögen, zeichnet aber den mittleren Eingang durch einen viel größeren und höheren Bogen aus. Noch zeigt man die Brücke, wo die 300 Fabier im Kampfe gegen Veji gefallen ſind. — Die Herberge war mittelmäßig, in einem ehmaligen Kloſter.

Mit Sonnenaufgange ging es weiter, über die ſchöne, auf hohen Bögen ſtehende neue Brücke, die eine tiefe Schlucht ausfüllt, immer näher an die Bergreihe neben und hinter der Tiber. Alte gewaltige Grundmauern, aus ungleichen viereckigen Werkſtücken, erſcheinen hie und da, vermuthlich von dem alten Falerii. Dieſe, und weiterhin, zerſtörte Grabmäler, bezeichneten wieder die Römiſche Heerſtraße (Via Flaminia), welche auch an einigen Stellen ſelber, mit ihren großen glatten Steinen, vortrat. Der Weg ſenkte ſich in das hier nicht breite, aber ſehr ſchön grüne und fruchtbare Tiberthal, über eine erneute, und ſchon von Kaiſer Auguſtus herrührende Brücke, aus Umbrien in das Sabinerland, und ſtieg bald wieder auf, nach Otricoli, wo auch noch manche antike Bauſtücke von dem alten Ocricolum neu eingebaut zu ſehen ſind. Lange ging es dann auf einem hohen ſchmalen Bergrücken, von welchem man in zwei ſchöne Thäler ſchaute, wo aber viele Bettler uns plagten; dann in ein anderes Thal hinein, deſſen Berge zum Theil mit dichter Waldung bewachſen ſind, ſonſt in Italien ungewöhnlich. In einer ausgemauerten Berghöhle dort ſoll Orlando gehauſet haben, in Uebereinſtimmung mit dem Volksbuche von den Reali di Francia (vergl. Bd. 2. S. 16), nach Anderer Sage, eine Sibylle. So kamen wir nach dem anſehnlichen Städtchen Narni, das hoch über dem Fluſſe Nera liegt, welcher ſeinen Namen (Schwarze) Lügen ſtraft, da er kalkig weiß einherſtrömt. *) Wir fuhren durch die Stadt, ohne etliche Ueberbleibſel des alten Narnia zu ſehen. Unten am Fluſſe ſteht noch ein gewaltiger Bogen der Brücke von Auguſtus, 60 Fuß weit geſpannt, und kühner als der Rialto zu Venedig. Ungemein reizend breitet ſich hier das Thal aus, in deſſem Hintergrunde noch Schneeberge, die Quellen des Stromes, erſchienen. Es war ſehr heiß, und wir rollten eben hin, nach Terni, das ſehr freundlich im Thale zwiſchen den Aermen des waſſerreichen Fluſſes ſich lagert, daher Interamna genannt: der Geburtsort des letzten Römers, des Tacitus, welcher zuerſt die Deutſchen Völker ſeinen Römern in der wahren Bedeutung ſchilderte, und den Untergang des alten Reichs durch ſie weiſſagte. Manche Alterhümer ſind noch da: ein kleiner runder Sonnentempel von Backſteinen, der jetzo eine Kirche S. Sal-

---

*) Der alte Name Nar iſt auch wohl von dem Worte der allgemeinen Sprache Nar, Waſſer.

vadore iſt; Stücke von einer Brücke des Pompejus, u. dergl. Die Hauptſache war uns aber der weltberühmte Waſſerfall, zu dem wir, ungeachtet der ſtarken Hitze, noch bald eine Stunde durch das ſchön hügelige, angebaute und fruchtreiche Thal allmählig, und wo es ſich einengte, ſteiler aufſtiegen. Die Ausſicht in das höhere engere Thal der Nera iſt einſam; in dieſes ſtürzt ſich aber von der Seite hoch über die ſteile Bergwand der Velino hinein, an deſſen Quellen, um den Berg Velino, wir auf der Reiſe nach Tagliacozzo geweſen und ihn als Salto geſehen haben.

Die einzelen Anſichten der verſchiedenen Aerme und Abſätze des ziemlich waſſerreichen Falles von oben, beſonders des größten und vollſten Sturzes, iſt ſehr reizend, nicht furchtbar, noch ſo gewaltig wie der Rheinfall, ſondern ähnlich den Waſſerfällen der Chede, im Chamounythal, und bei Tivoli. Er iſt auch, wie der letzte, zum Theil ein künſtlicher, indem ſchon im Jahre 480 Roms dem Velinus, wegen der früheren Ueberſchwemmungen oberhalb, dieſe Richtung und vertiefte Ableitung gegeben wurde. Gmelin hat ein treffliches Kupferblatt davon geliefert. Die volle Anſicht aller Kaskaden von unten, wohin ein mühſamer Weg führt, iſt nicht ſo belohnend, wie man denken ſollte. Der Rückweg von hier durch einen ſchönen Garten mit Orangenblüten, war deſto angenehmer. —

Am folgenden Morgen früh fuhren wir wieder in den Apenin hinein, anfangs am Waſſer hin, und abwechſelnd unter kleinen Eichen, deren Eicheln wirklich eßbar ſind; dann höher hinauf, durch die waldigen und mannigfaltigen Berge, in welchen tief zerklüftete Höhlen, des Aeolus genannt, wie Bruſthöhlen der Erde, hörbar und ſichtbar Luftſtröme einziehen und aushauchen, welche im Sommer durch Röhren geleitet, aus Büſten oder Masken die Zimmer abkühlen. Ueber den höchſten Sattel, die Somma, hinweg, gelangten wir bald in ein neues weites Thal von Umbrien, deſſen Eingang Spoleto beherrſcht. Die alte Veſte Spoletium zwang ſchon den Hannibal, nach ſeinem Siege am Thraſymeiſchen See, zum Rückzuge, und bewahrt noch zum Gedächtniſſe daran das Fluchtthor (porta fuga), welches jezo innerhalb der Stadt ſteht, mit einer Inſchrift. Unter dem Bogen deſſelben tritt an einer Seite ein reißender Löwe vor (ähnlich den alten Kirchenthüren), und ſcheint an der andern nur zu fehlen. Eben war an dem neueren Thore, auf der Thalſeite, in welches wir, eines Baues wegen, um die Stadt, einfahren mußten, eine durch einen Bach ganz verſandete antike Brücke entdeckt, und wurde wieder zum Gebrauch ausgegraben: ſichtbar waren ſchon drei Rundbögen von diamantirten Quadern; mehre ſtecken wohl noch unter dem darauf gebauten Thore. Der Thurm von S. Gregorio, daneben, hat auch einen Unterbau von antiken Stücken, Dreiſchlitzen mit Ochſenköpfen, Inſchriften; und dergleichen Mauern ſieht man an mehren Stellen der Stadt. Die Kirche iſt außen auch noch alt; an die Vorhalle ſtößt eine Seitenkapelle, mit zwei alten Bildſäulen von Heiligen. Wir wanderten zuförderſt durch die etwas hügelige Stadt zu der höheren Burg hinauf. Dieſer feſte Sitz der alten Herzöge von Spoleto iſt auch in der Deutſchen Geſchichte wichtig; Friedrich Barbaroſſa ſchleifte ihn, als die Stadt im Jahre 1155 den an Hannibal erworbenen Ruhm erneuen wollte, und ihm ſchimpflich den Einzug verſagte. Und wie dieſer Ort auch in unſern Heldenliedern von Dietrich berühmt iſt, ſo werden hier ſelbſt noch Ueberbleibſel von einem Pallaſte Theodorichs gezeigt. Die Waſſerleitung, welche zwei der nahen Berge durch ſehr hohe Pfeiler und Spitzbögen verbindet, und uns ſchon fernher anzog, iſt ohne Zweifel auch aus dem Mittelalter, wie jene zu Salern (Bd. 3. S. 223). Sonſt hat die Burg nichts Sehenswerthes, als dieſe Ueberſicht der Stadt und Umgend. Am nächſten Thore treten wir in die Kirche S. Simone, welche außen alt, ohne Vorhalle, mit drei Eingängen auf der Giebelſeite, aber innen erneuet iſt. Nur zwei alte ſchöne Gemälde auf Goldgrund ſind übrig: Maria mit dem Kinde, einmal mit Engeln umher, und einmal mit vier Heiligen. Alterthümlicher, wie prächtiger, iſt der Dom

Der Thurm neben der Vorderſeite, beſteht unten aus antiken Bauſtücken; oben iſt er neu, mit einer Spitze, wie von hier an wieder, anſtatt der flachen Thurmdächer um Rom, öfter ſich zeigt. Die Kirche hat eine Vorhalle auf Säulen mit Rundbögen, dazwiſchen zwei Kanzeln vortreten; wie auch bei uns hie und da, zu Predigten für die Volksmenge an großen Feſten, vorkömmt. Ueber dieſer Halle erſcheinen dann auch kleinere Säulenſtellungen und Zieraten mit Spitzbögen, ſo wie allerlei Thierbilder, Flügelgreifen u. dergl. Und ganz oben am Giebel glänzt ein Muſivgemälde: Chriſtus, mit dem Griechiſchen Namenzuge (IC. XC.), Maria und Johannes; laut der Unterſchrift, von Doct. Solſernus. 1207. Der Eingang iſt mit Arabesken verziert, und Löwenköpfe treten unten daran hervor. Inwendig iſt aber alles modern: nur die Tribune iſt noch altvortreflich ausgemalt, von Filippo Lippi, und daran die Verkündigung, die Anbetung der Hirten, der Tod der Maria, und ganz oben ihre Krönung von Gott Vater. Der von den Verwandten ſeiner Geliebten, im Jahre 1469, vergiftete Maler liegt hier begraben, und ſeine Büſte ſteht an dem Denkmale, welches ihm Lorenz Medici ſetzte. Das Marienbild auf dem Altar iſt von Añ. Caracci. — Unweit dieſes Domes ſteht der ehmals herzogliche Pallaſt, welcher auch neuer, und außen ſchwarz auf weiß bemalt iſt (wie die Scrivati in Rom), im Style von

Giulio Romano. — Vor allen aber beſuchten wir in der modernen, zum Pallaſt Ancaiani gehörigen Kapelle ein Bild von Rafael: die Anbetung der Könige, mit einer Einfaſſung, kleine Figuren, und noch in der Art ſeines Lehrers Perugino, mit Waſſerfarben auf Leinwand, und unfertig, aber eine köſtliche Reliquie. — Auf dem Rückwege durch die Stadt blinkte mir aus der Werkſtätte eines Tiſchlers ein kleines Gemälde auf Goldgrund entgegen: ich trat hinein, und ſah eine ſchöne alte Madonna mit dem Kinde; der in der Unterſchrift genannte Maler Francesco Coloneſi iſt vielleicht ein Kölner.

Nach einem leichten Frühmale in unſerer Herberge beim Thore, fuhren wir am heiteren Nachmittage weiter, dicht am Fuße der Berge zur Rechten, welche niedriger und kahler wurden, ſo wie das Thal ſich zu einer breiten, anmuthigen und üppigen Ebene ausdehnte, welche zur Linken ein ſanfter, baumreicher Bergrücken begränzte. In einem kleinen Bergwinkel ſprudeln plötzlich drei ſehr volle Quellen unter der Straße aus den Felſen hervor; der Ort heißt davon le Vene (die Adern), und es ſind die Quellen des Clitumnus (jetzo Clitunno), deſſen heiliges Waſſer, nach Sage der Alten, das ſchöne Rindvieh dieſer Gegend, welches beſonders in Rom zu Opfern diente, weiß färbte; und welchem auch der Tempel an dem weiterhin vorſpringenden Berge geweihet ſein ſoll. Dieſer liegt dicht an der Straße unterhalb, und könnte wohl eine der kleinen Kapellen des Flußgottes ſein, ſcheint aber ſchon aus der Chriſtlichen Zeit, wenigſtens umgebauet. Es iſt ein länglich viereckiges Tempelchen, deſſen Vorderſeite, am Abhange gegen das Waſſer, auf einem Unterbau eine Halle von vier Korinthiſchen, wendelreifigen und blätterigen oder geſchuppten Säulen hat am flachen Giebel erſcheint zu beiden Seiten das Kreuz, und vorn eine Chriſtliche Inſchrift. Das Kirchlein iſt dem Heiland (Salvator) geweihet, und ein Gothiſcher Altar darin; es ſteht zwar ſehr verödet, doch wohl erhalten, und ſtellt ſich maleriſch dar in der ſchönen Landſchaft. Durch ein freundlich an die Berge ſich hinaufziehendes Städtchen, gelangten wir noch bei guter Zeit nach Foligno, aus welchem uns viele Waller zu einer Kapelle, unter friſchlaubigen Baumgängen, entgegenkamen. Die Stadt iſt nicht ſo heiter, als ihre Umgebung. Von dem alten Fulginium haben wir nichts mehr bemerkt. Vom Mittelalter zeugten noch einige Kirchen. An der Hauptkirche hat die Giebelſeite, ohne Vorhalle, eine Pforte mit Rundbögen, unten daran zwei reißende Löwen; oben erſcheint der Thierkreis und die Sinnbilder der vier Evangeliſten, darüber ein Geſimſe, von welchem jedes Stück verſchieden, mit Arabesken, Thierköpfen u. dergl. geziert, und manches antiken ähnlich iſt. Hierauf erheben ſich drei Flügelgreifen und ein reißender

Löwe, und in der Mitte, über der Thüre, fünf gewundene Säulchen, als eine kleine Halle; dann, ein rundes Fenſter und ein flaches Dach, ohne ſpitzen Giebel. Inwendig iſt aber alles neu, und dieſe alte Kirche nur als ein Arm des neuen großen Kreuzes eingebauet, deſſen Kuppel von Bramante iſt. Die Abbadia 1 hat eine ſpitzbogige Giebelpforte, und innerhalb eine Mutter mit dem Kinde auf Goldgrund; im übrigen iſt das Innere auch erneuet. Ganz ähnlich iſt die Abbadia 2; ein altes Bild darin zeigt den Heiland in den Wolken, und unten die Mutter der Liebe, mit vielen Kleinen unter ihrem Mantel Bei dem Hauſe des Baron Gregori bemerkte ich einige alte Säulen mit Thierknäufen. Zu dieſem gingen wir, um in ſeiner Hauskapelle abermals ein unvollendetes Gemälde von Rafael zu verehren: es iſt eine heilige Familie, die ſelige Mutter mit dem göttlichen Kinde, und dem kleinen Johannes an ihrem Schooße, daneben Joſeph; ein Knieſtück, faſt lebensgroß, auf Holz gemalt, und ſchon aus Rafaels ſpäterer Zeit: die beiden lieblichen Kinder ſind am meiſten ausgeführt. Das große vollendete Himmelsbild der Madonna, welches den Namen dieſer Stadt berühmter machte, als alles Uebrige, iſt aus Frankreich zwar heimgekehrt, aber in Rom geblieben. Rafael malte es für den darauf knienden päpſtlichen Sekretar Sigismundus de Comitibus, deſſen Nichte hier im Kloſter belle Contezze war, und es ſtand darin auf dem Altare. — Recht angenehm war am heiteren Abend der Spaziergang um die Stadt, und wurde ſehr belebt, durch einen Waldbrand, welcher auf den nahen Bergen emporſchlug, und mit der Dunkelheit immer heller und größer wurde. Bald kam Kunde, daß ein Kohlenbrenner ihn veranlaßt hatte.

Am nächſten heiteren Morgen führte der freundliche Weg, am Saume der grünen Thalebene, unter den Bergen hin, uns frühe nach Aſſiſi, deſſen viele Kirchen und Klöſter uns ſchon fernher von der Höhe den Sitz des neuen Heiligen ankündigten. Wir hielten auf der unten fortlaufenden Straße bei dem Kloſter, und ſtiegen ſogleich zur Stadt hinan. Auf der Ecke des vortretenden Berges wies uns ſchon der gewaltige Unterbau von hohen Pfeilern und Bögen zu der Hauptkirche des H. Franciscus, welcher hier geboren, 1226 ſtarb, und als Heiliger und Ordensſtifter ſo verehrt wurde, daß ſchon 1228, und binnen zwei Jahren, dieſer mächtige Bau, zu ſeinem Heiligthume und Grabmale, emporſtieg. Dieſes Werk iſt in vielfacher Hinſicht für die neuere Kunſt überhaupt wichtig. Zuförderſt wurde zum größeren Bau des Kirchleins, welches der Guardian Elia ſchon 2 Jahre vor des Heiligen Tode gebauet und der H. Jungfrau geweihet hatte, ein Wettſtreit eröffnet, und unter den verſchiedenen Entwürfen einſtimmig für den aus Deutſchland gekommenen Meiſter Jacobus Alamannus entſchieden. Schon in Florenz haben wir geſehen (Bd. 2. S. 200), wie Vaſari dieſen mit Lapo verwechſelt, und Cicognara ihn für einen Norditaliener anſpricht. Der P. della Valle will geradezu den Nicola Piſano, als den damals berühmteſten Baumeiſter, an ſeine Stelle ſetzen: aber dieſer arbeitete damals in Bologna (Bd. 2 S. 180), und des Bruders Angeli Lateiniſche Geſchichte dieſes Kloſters, welche den Vaſari berichtigt und ergänzt, hebt jeden Zweifel. Unter den Bewerbern war auch der junge Philippus de Campello (Campione?), welcher nachmals in den Orden trat und den Bau vollendete. Zu demſelben wurde am 15ten May 1228 der Grundſtein gelegt, und 1230 ſchon das Pfingſtfeſt darin gefeiert: was allein der religiöſen Begeiſterung jener Zeit möglich war. Auch die übrigen Künſte, Bildhauerei, Malerei und Bildnerei aller Art, finden wir zu ihrem Schmucke beſchäftigt, durch die berühmteſten Meiſter jener Zeit, welche zugleich die neue Bildung derſelben bezeichnen. Es ſtehen hier, am Abhange des Berges, drei Kirchen über einander. Von einem geräumigen Vorhofe, mit einem rundbogigen Säulengange, führt eine Seitenthür in die Mittelkirche. Der ſpitzbogige Vorbau dieſer Thür auf rohrähnlich mit Knoten gegliederten Säulen, iſt ſpäter angeſetzt und nach der Inſchrift von 14.. Die Mittelkirche ſelber, mit drei Schiffen, iſt kellerartig, ſchwer und feſt gewölbt, durchaus rundbogig; zu den Seitenſchiffen ſind nur ſchmale Durchgänge, die Fenſter ſpitzbogig, überall ſchöne Glasgemälde, die aber an der Wetterſeite ſehr verbleicht ſind. Ebenſo iſt die Kirche ganz ausgemalt, und daran viele ſchöne Wandgemälde von Cimabue, Giotto, Cavallini und anderen älteſten Meiſtern, beſonders in einer Kapelle links vom Hauptaltare, und über und neben dieſem ſelber. Cimabue malte hier am Gewölbe und an den Wänden, in Geſellſchaft einiger Griechiſchen Meiſter (laut Vaſari), das Leben Chriſti und des H. Franciscus, worin er jene weit übertraf. Von Giotto ſind die oberen Felder um den Altar (daran ſein Bildniß), und die vier Felder des Kreuzgewölbes darüber, hier die Verklärung des H. Franciscus durch ſeine Tugenden: 1, im erſten, die Gehorſamkeit, welche einem knienden Mönch ein Joch auflegt, das von Händen gen Himmel gezogen wird, und den Finger an den Mund legend auf Chriſtum blickt, deſſen Seite das Blut entſtrömt; daneben, die Demuth und Klugheit. 2, die Keuſchheit, auf einem feſten Felſen ſtehend, unbewegt von Kronen und Palmen, welche ihr geboten werden; neben ihr, die Buße, welche mit einer Peitſche die geflügelte Liebe und die Unreinheit von ſich jagt; unten, die Reinheit, welche nackte Perſonen wäſcht, und die Stärke, welche dieſe herbeiführt. 3, die Armut, baarfuß über Dornen gehend: ein Hund bellt ſie an, und Knaben werfen ſie mit Steinen und Stöcken; Chriſtus aber faßt ihre Hand, und bei ihr ſtehen die Hoffnung und die Liebe. 4, der Heilige ſelber, im weißen Gewande, mit der Siegesfahne des Kreuzes und der ſieben Sterne, emporſchwebend, vom Engelchor umgeben, in der himmliſchen Herrlichkeit; ganz oben ſchwebt der Heilige Geiſt. Lateiniſche Inſchriften erklären dieſe Allegorien. Auch hier zeigt ſich ſchon der Schüler über ſeinem Meiſter Cimabue, wie dieſer ſelber noch weiter über den Griechiſchen Meiſtern: und dieſe Gemälde ſind eigentlich die beſten und geiſtreichſten Arbeiten Giotto's, und zugleich der erſte Anſtoß zu dergleichen ſinnbildlichen Darſtellungen. An ihn reihet ſich wieder ſein Schüler Cavallini, welchen wir in Rom nur noch als trefflichen Moſaikiſten fanden, hier mit einem Wandgemälde, im Kreuzgange bei der Sakriſtei: eine Kreuzigung, mit vielen und mannigfaltigen Figuren aller Völker der Erde, zu Roſſe und zu Fuße, oben, vom Himmel hernieder die Engel klagend und anbetend: alles in der lebhafteſten Bewegung und den reichſten und glänzendſten Farben, und darüber das ſtralende Saphirblau des Himmels, welcher überall die Gewölbe dieſer Kirche ſo heiter und heimlich macht. An einem der Schächer bemerkt man auch ſchon ſehr richtige Verkürzung. Das Wappen des Herzogs Gualtieri von Athen zeigt etwa den Urheber des Gemäldes an. Sehr merkwürdig iſt in vieler Hinſicht das große Marmorgrabmal einer Königinn von Cypern, welches an der Vorderwand dem Mittelſchiffe gegenüber ſteht: auf einem Unterſatze, mit kleinen Giebeln, worin Kleeblätter, verziert, liegt die Königinn mit Schleier und Krone unter einem Vorhange, welchen ein Engel zu Häupten und einer zu Füßen wegzieht; über dem Vorhange ſchreitet ein großer Löwe; noch höher ſitzt auf einem Altare die Mutter Gottes mit dem Kinde, und neben ihr anbetend nochmals die Königinn. Die Seitenpfeiler mit Thürmchen tragen einen Rundbogen, auch mit einem Kleeblatte, und darüber ein Giebeldach: alles mit Gothiſchen Zieraten. Das ganze Werk iſt bedeutend und mit Geſchick ausgeführt. Vaſari berichtet davon, daß der Florenzer Fuccio es gemacht habe, welcher nach Arnolfo der berühmteſte Baumeiſter und Bildhauer geweſen, und damals, 1229, auch in Florenz die Marienkirche am Arno gebauet, wie die Inſchrift zeige. Dieſe Inſchrift iſt unlängſt, bei Erneuung der Kirche, über der Thür eines Nebenhauſes eingemauert, ein kleiner halbmondsförmiger Stein, auf welchem, nur gemalt, und ſichtlich öfter aufgefriſcht, ſteht: A. MCCXXVIII.; darunter das Stadtwappen, ein ſchwarzer und ein weißer Löwe; und ganz unten: Fuccio mi fecit. Bottari (zum Vaſari) will ſie auf die Novelle von Ippolito Buondelmonti deuten, welcher, von der Schaarwacht an der Thüre ſeiner Geliebten Dianora de' Bardi aufgegriffen, ſich lieber für einen Räuber ausgeben, als ſeine Liebſchaft entdecken wollte. Man ſieht aber leicht das Ueberfeine dieſer Deutung, um ſo mehr, als dieſe Novelle ins 14te Jahrhundert gehört, und der auch in Dante's Hölle berüchtigte Vanni Fucci den Kirchenraub an S. Jacopo in Piſtoia ſchon 1293 beging. Wahrſcheinlicher iſt, mit Cicognara anzunehmen, daß die Inſchrift nur den Bauherrn dieſer kleinen und unbedeutenden Kirche nenne, wie ſchon 1298 ein Fuccio Magnoli vorkömmt, deſſen Geſchlecht, nachmals Bardi, Patronat und Begräbniß dort hatte. Denn ein Künſtler Fuccio findet ſich ſonſt durchaus nicht. Vaſari's Verbindung deſſelben mit Arnolfo widerſpricht ihm ſelber, da er dieſen erſt 1262 geboren werden läßt (Bd. 2. S. 199); ebenſo, ſeine weitere Angabe, daß Fuccio, nach Friedrichs 2 Kaiſerkrönung zu Rom durch Honorius 3 (1220), mit ihm nach Neapel gegangen, als Nicola Piſano von Bologna nach Florenz zurückkehrte, 1231. Die Geſchichtſchreiber Neapels ſchweigen ſämmtlich von Fuccio, und die älteren zwar auch von Nicola Piſano, doch laſſen Parrino, Celano und Sigismondo namentlich dieſen mit K. Friedrich nach Neapel kommen, und die dortigen Bauten ausführen.*)

---

*) Vergl. Bd. 3. S. 146. Ihm würden alſo auch die ſonſt noch von Vaſari dem Fuccio beigelegten Bauten

Damit ſtimmt auch, daß Vaſari ſelber ihn ſpäter (unter Konrad 4) nach Neapel zurückrufen läßt (richiamato). Das ganze Daſein des Fuccio, als Künſtler, iſt alſo höchſt zweifelhaft. Baldinucci ſchreibt ihm zwar mehre, dem Aſſiſi'ſchen ähnliche, Grabmäler im Kirchenſtaate und in der Lombardei zu, doch ohne Beweis. Die Urkunden und Denkbücher Aſſiſi's wiſſen auch nichts von Fuccio, und Angeli, welcher dieß Grabmal dem Fucci beilegt, ſchreibt hier offenbar nur dem Vaſari nach, deſſen Ausdrücke er gebraucht. Derſelbe berichtet aber noch, daß die Königinn Recubea von Cypern, auf der Heimkehr von einer Wallfahrt hieher zum H. Franciscus, ihrem Schutzheiligen, in Ancona, um 1240, geſtorben, ihr Begräbniß und Denkmal nach Aſſiſi verordnet, und ein anſehnliches Vermächtniß (welches die Sage zu 200,000 Zechinen vergrößert) zur Ausführung deſſelben hinterlaſſen habe, weßhalb noch jährlich eine Todtenfeier um ſie begangen werde. Die kleinen Bildſäulen der Apoſtel, welche unten umher ſtanden, waren damals ſchon zerbrochen. Die Geſchichtſchreiber von Cypern nennen zwar dieſe Königinn auch nicht, doch iſt an ihr nicht zu zweifeln, und auch das Wappen zeugt dafür, obwohl ſonſt

für K. Friedrich, als, die ummauerten Parke zu Gravina und Melfi, zur Vogel- und Winterjagd, u. a. angehören. Celano legt ihm auch geradezu den Entwurf zum Dom in Neapel, für Karl 1, bei.

keine Inſchrift. Ganz ähnlich haben wir aber das Gonſalvi'ſche Grabmal in Rom und mehre Grabmäler der Anjou's in Neapel gefunden, ſo daß auch wohl dieſes hier der unter ſich verwandten Schule der Coſmati oder Piſani angehören wird. Cicognara neigt ſich für Lapo, welcher vielleicht etwas älter als Arnolfo, und ſomit Anlaß war, daß Vaſari dieſen Lapo's Sohn nennt. Für die Piſani ſpricht inſonderheit der meiſterhaft und kräftig gearbeitete Löwe, jenen ſehr ähnlich, die Nicola Piſano als Kanzelträger zu Siena und Piſa bildete, es ſcheint nach antikem Muſter, indem alle, vornämlich dieſer hier, dem Barberini'ſchen Löwen auffallend gleichen, welchen auch Canova wieder vor Augen hatte (S. 242).

Der Hauptaltar, im Kreuze der Kirche, iſt durch ein Gitter umſchloſſen, und außen eine Deutſche Inſchrift, wonach der H. Franziscus darunter wunderbarlich aufrecht ſtehend begraben ſei. Man ſchauet von hier nur in die vermauerte unterſte Kirche, worin der Heilige ſo bewahrt wird. Dagegen führen Treppen von hier in die oberſte Kirche. Dieſe iſt auch die Hauptkirche und die höchſte, obwohl weniger im Gebrauche, leerer und ſchmäler; denn, ohne Seitenſchiffe, ſteigt ſie bloß über das untere Mittelſchiff empor. Die Pfeiler-beſtehen aus Säulenbündeln mit einfachen und gleichförmigen Blätterknäufen, ähnlich jenen im Dome zu Lauſanne; und wie dort die ganze

Kirche, hat hier das Kreuz oberhalb einen kleinen Säulenumgang. Alle Bögen ſind ſpitz, deßgleichen die Fenſter, welche hoch, und auch mit ſchönen Glasgemälden ausgefüllt ſind. Dieſe, ſo wie die Gemälde, welche alle Wände bedecken, ſind hier oben, zumal an der Wetterſeite, noch mehr verbleicht als unten. Cimabue bemalte die vier Wände im Chore mit Geſchichten der H. Jungfrau, ihren Tod, wie Chriſtus ſie emporhebt auf den Himmelsthron und ſie krönt, umgeben von Engelschören und vielen Heiligen. Dieſe Gemälde waren ſchon, als Vaſari ſie zuletzt ſahe, 1563, ſehr verdorben. Deſto friſcher haben ſich aber noch Cimabue's Deckengemälde an den fünf Kreuzgewölben erhalten: über dem Chore, die vier Evangeliſten; am zweiten und vierten Gewölbe, ein blauer Himmel mit goldenen Sternen; am dritten, in vier Rundungen, Chriſtus, Maria, Johannes der Täufer und der H. Franciscus; und am fünften, die vier Kirchenlehrer, mit Mönchen aus den vier erſten Orden. Ferner malte Cimabue, an der Wand zwiſchen den Fenſtern, rückwärts zum Altare hin, ſechzehn Geſchichten des alten Teſtaments, von der Schöpfung an; ihnen gegenüber, eben ſo viele aus dem Leben Chriſti und der H. Jungfrau; und an der großen Wand über der Hauptthüre, die Auffahrt der H. Jungfrau und die Ausgießung des H. Geiſtes auf die Apoſtel. Endlich begann Cimabue die Wand unter den

Fenſtern auszumalen, wurde jedoch nach Florenz abgerufen, und **Giotto** vollendete ſpäter auch hier die Arbeit, mit zwei und dreißig Gemälden aus dem Leben des H. Franciscus ringsumher, von großer Mannigfaltigkeit, Lebendigkeit und Anmuth; unter welchen beſonders das Bild eines durſtig über einem Brunnen Trinkenden mit Recht bewundert wird, und von großer Wahrheit iſt. Auch hier bemerkt man den Fortſchritt über den Lehrer, ſo wie in ihm ſelber, und die Darſtellungen nehmen fürder zu an Richtigkeit der Zeichnung, an Ausdruck und Bewegung der Geſichter und Geſtalten, und an Natürlichkeit der Umgebung. Daher will auch wohl der P. della Valle nicht alle dieſe Gemälde dem Giotto beilegen, welchem er dagegen Cimabue's beſte Gemälde an der Decke zuſchreibt, um jenen ungebührlich noch mehr zu erheben. Auch unter dieſen Deckengemälden ſind mehre, wie Chriſtus, Maria und Johannes, noch ganz im Griechiſchen Style, dagegen die Kirchenlehrer und Evangeliſten, über lebensgroß, wirklich ſchon großartig und frei; und wie ſie an der Decke ſich am friſcheſten erhalten, ſind ſie auch das Beſte von Cimabue. Nicht unſchicklich nennt ihn deßhalb der gerechte Lanzi den Michel Angelo, ſo wie Giotto'n den Rafael ihrer Zeit. Die ganze Ausmalung dieſer Kirche, oben und unten, iſt ein großes und kühnes Werk, und ſo früh ohne gleichen. Die junge Malerei leiſtete hier, was zuvor die Moſaik, in der Markuskirche zu Venedig. Mit ihr hat ſie auch noch den Glanz und die Pracht der Farben voraus, beſonders bei Giotto an den häufig angebrachten Gebäuden, welche damals ſelber ſo bunt bemalt wurden: die Wandgemälde wollten auch neben den durchleuchtigen Glasgemälden nicht zurückbleiben. — Ueber der Hauptthüre ſtralt eine große bunte Fenſterroſe herein in die ſchöne warme und lebensreiche Kirche. Wir treten hinaus auf die oberſte Terraſſe, und beſchauen die Giebelſeite, welche auch Gothiſch, aber einfach, verziert iſt. Ueberhaupt hat das Ganze etwas Schlichtes und Schweres. Der Glockenthurm daneben iſt noch in der älteren, gewöhnlichen Art, hatte ſonſt aber eine hohe achtſeitige Spitze, jetzo ein flaches Dach. Hier oben iſt eine weite Ueberſicht der freundlichen Fluren und bewohnten Berge.

Wir ſtiegen die Treppe zur unteren Terraſſe und weiter hinab, und ließen die übrigen vielen Kirchen Aſſiſi's, darunter auch noch Gothiſche, ungeſehen, da wir an dieſer bedeutendſten und reichſten genug hatten. Auch einige Denkmäler des alten Aſſiſium, welches nach dem Berge und Fluſſe Aſius, jetzo Ciascio, benannt iſt, konnten uns nicht länger aufhalten; und ſelbſt die ſechs Korinthiſchen Säulen, vermuthlich eines Minervatempels, an der Vorderſeite der Kirche S. Maria di Minerva, gaben wir dran.

Erſt auf dem Rückwege fiel es uns auf, wie wir abermals das Widerſpiel von Goethe erfuhren, welcher, nach Beſchauung des kleinen Tempels, dem ungeheuren Bau der Kirche, wie einem Gefängniſſe, froh den Rücken zukehrte. Freilich mag der gute Styl jener Antike ſein Recht behaupten gegen dieſen, keineswegs ſo vollendeten Gothiſchen Bau, wie ſolcher anderswo erſcheint: dennoch hat uns das Verweilen dabei gar nicht gereuet; die mannigfache vaterländiſche Beziehung, die Größe und raſche, begeiſterte Ausführung, und beſonders die kunſtreiche innere Ausſchmückung deſſelben, verdiente wohl eine gründliche Betrachtung. Dieß iſt ohne Zweifel einer der wichtigſten Orte für die neue Kunſtgeſchichte, inſonderheit für die Malerei, welche hier ſo früh und reich, wie nirgend, in jugendlicher Friſche und Fülle die Flügel hebt, und eine hohe Hoffnung nicht nur erregt, ſondern auch ſchon erfüllt. Dieſe Kirche iſt noch mehr für die Malerei, als die des gleichzeitigen neuen Heiligen Dominikus zu Bologna für die Bildhauerei, und für die vereinten Künſte, was ſpäter der Dom zu Orvieto. Ihm gebürte alſo vor allen eine eben ſo ſorgfältige Abbildung und Erläuterung, wie dem letzten wiederfahren iſt, deren Verfaſſer, der P. della Valle, auch ſchon längſt (zum Vaſari) eine ſolche angekündigt, aber noch nicht geliefert hat. Ein Kupferſtich des ganzen Kloſters, welchen uns die guten Mönche ſchenkten, kann nur als Erinnerungsblatt dienen. *)

Unten beſahen wir noch das Haus, in welchem der H. Franciſcus die göttliche Eingebung zur Stiftung ſeines Ordens empfing: es iſt ein kleines Gemach, wie eine Einſiedelei, mit rundem Thürbogen und innerem Spitzgewölbe; auch alte Wandmalereien ſind daran. Jetzo ſteht dieſes Heiligthum, wie eine Kapelle, mitten im Kreuze einer großen prächtigen Kirche der S. Maria Portiuncula oder degli Angeli, von Vignola, überbauet. In dem Kloſter daneben ſtarb der Heilige. Das Feſt hier war ſonſt eins der größten und volksmäßigſten in Italien.

Wir ſtärkten uns etwas, nach dieſen beſchaulichen Wallfahrten, und rollten dann in der luſtigen Ebene weiter. Bald erſchien uns Perugia, die Hauptſtadt Umbriens, zwiſchen und auf den auslaufenden Bergen, wie ein Amphitheater ſich aufbauend und ausbreitend. Sie hat auch mehr Kirchen und Klöſter,

---

*) Grundriſſe und Durchſchnitte der Ober- und Unterkirche, und die Säulen, ſiehe bei Agincourt, XXXVI. 39 — 46. XLII. 7. LXX. 19. Die Portiuncula, und die Kirche über dem Vaterhauſe des H. Franciſcus, in Aſſiſi, welche ein Spaniſcher König in Geſtalt des Griechiſchen Kreuzes mit 5 Kuppeln bauen ließ, und worin ebenfalls Rund- mit Spitzbogen wechſeln, ebd. XXXVI. 26 — 30. Das Grabmal der Königinn von Cypern, gibt Cicognara, I. 19.

als ſie gebraucht. Ein modernes Thor empfing uns; auf dem langen Wege empor bemerkten wir mehre alterthümliche Häuſer; ſonſt begegnete uns nichts Bedeutendes. Oben, am großen Platze, kehrten wir ein, und gingen alsbald wieder auf unſere Jagd, waren heut aber ſelber faſt das gejagte Wild. Das nächſte, was uns in die Augen ſprang, war der große Springbrunnen, obwohl er ſchon lange nicht mehr ſpringt: auf 12 Stufen erhebt ſich eine zwölfſeitige Marmorbrüſtung, mit erhobenem Bildwerke, Apoſtel und Heilige als Stützen. In der Mitte tragen viele Säulen ein Marmorbecken, und darauf drei Nymphen eine Schale, auf welcher drei Greifen, das Stadtwappen, ſonſt Waſſer ſprühten. Das Ganze iſt ein kunſtreiches und ſeiner Schule würdiges Werk des Giovanni Piſano, wie auch die Inſchrift beſagt, um 1285. *) Der obere Theil, von den Nymphen an, iſt aus Erz, und zeugt von der Tüchtigkeit der Piſani auch in dieſer Kunſtform, welche ſchon ſeit Bonanno in Piſa blühte. — Das große Regierungsgebäude (Governo) iſt auch alt, hat eine Seitenpforte mit Löwenträgern und Rundbogen, ſpitzbogige Fenſter, und darüber rundbogige; doch ſcheint das obere Stockwerk ſpäter aufgeſetzt. Ueber dem Spitzbogen der Hauptthüre iſt ein Greif und ein Löwe von Erz, welche einen Italieni-

---

*) Vergl. Vaſari. Nach Aginc., zu Taf. 24, erbat ſich Perugia von Karl v. Anjou den Arnolfo 1277 hiezu.

ſchen Wagebalken halten. — Der Dom, an demſelben Platze, verräth nur noch durch die Gothiſchen Fenſter ſein Alterthum, ſonſt iſt er außen ganz rohes Mauerwerk, worauf ſtellenweiſe eine antikiſche Bekleidung angefangen. Das Innere iſt ganz erneuet, aber heiter und freundlich, etwas bunt, mit Säulen aus künſtlichem Marmor. In der Sakriſtei hängt ein Gemälde von Perugino, oder aus ſeiner Schule, die Vermählung der H. Jungfrau. Vor dem Eingange ſaß ſonſt, neben Paul 2, der Papſt Julius 3, in ſegnender Stellung: ein trefflicher Erzguß des hier 1530 geborenen Vicenzio Danti, welcher 1560 auch den damals ſchon ſtockenden Brunnen wieder in den Gang brachte. Dieſer Papſt hat ſeltſames Schickſal: nachdem er vor einigen Jahren erſt in die Feſtung geſchleppt worden, iſt er letztlich in einen Keller des Pallaſtes Monaldi verſperrt, wo er nur bei Lichte zu ſehen iſt. Danti bezeichnet ſein Werk in der Aufſchrift eine Jugendarbeit, es iſt aber auch ſeine beſte: höchſt würdig, und doch milde, ſitzt der langbärtige Kirchenvater auf dem Sphinx- und Adlerthrone, mit aufgehobener Rechten ſegnend; und ungemein zierlich iſt die Ausarbeitung, beſonders der feinen Bildwerke auf dem päpſtlichen Mantel (Pluviale). Noch größeres Mißgeſchick hatte das Grabmal des Papſtes Urban 4 (ſt. 1264), von Giovanni Piſano, welches, ſammt dem Grabmale Martins 4 (ſt. 1284), bei Erweiterung des Doms, ſchon vor Vaſari, abgebrochen, und davon nur einzele Stücke in der Kirche bewahrt wurden. Beſſer hat ſich das Marmorgrabmal Benedikts 11 (ſt. 1304) erhalten, welches derſelbe Meiſter in der alten Dominikanerkirche ausführte: auf einem hohen, reich verzierten Unterſatze liegt der Papſt, in vollem Staate; ein Engel zu Häupten und einer zu Füßen hält den Vorhang zurück; dieſer hängt von einer ſargförmigen, mit 4 Bruſtbildern von Apoſteln verzierten Kiſte herab, auf welcher in drei Gothiſchen Niſchen von erhobener Arbeit die H. Jungfrau mit dem Kinde ſitzt, und der H. Ambroſius und Dominikus ſtehen, neben welchem abermals der viel kleinere Papſt knieet. Gewundene und zugleich gereifte Säulen, an welchen kleine Figuren kleben, tragen die Eckthürmchen, den Bogen mit dem Kleeblatte und den Giebel mit dem Vordache, woran im Kleeblatte das Bruſtbild des Heilands erſcheint; alles in Gothiſchen Bögen und Zieraten. Dieſes dem Aſſiſi'ſchen ſo ähnliche Grabmal beſtätigt deſſen nahe Verwandtſchaft mit der Piſani'ſchen Schule. Giovanni machte hier noch das Grabmal des Biſchofs Guidalotti, in der neuen Dominikanerkirche, welche er zugleich feſter gründete und beſſer ausbaute.

Hauptſächlich gingen wir hier auf den Meiſter aus, welcher durch ſeinen Namen und Werke, und noch mehr durch ſeinen Schüler, dieſe Stadt berühmter gemacht hat, als alles andere. Sie iſt eine frühe

Pflegerinn der Malerei, und Pietro Vannucci, in Pieve oder Perugia 1446 geboren, und Perugino genannt, lernte bei dem hieſigen Meiſter Benedetto Bonfigli, von welchem hier auch noch einige Tafeln zu ſehen ſind. Noch mehre finden ſich von Perugino in Kirchen und Häuſern zerſtreut, welche wir natürlich nicht alle aufſuchen mochten. Wir wandten uns bald zu der Hauptſammlung in der Auguſtinerkirche, welche durchaus neuer iſt, als dieſe ihre Gemälde. Sie gewähren eine erfreuliche und lehrreiche Ueberſicht dieſes Meiſters, denn wir ſehen hier: Chriſti Geburt und Taufe; zwei himmliſche Konverſazionen (eine von 1509); die Anbetung der Könige; Hieronymus und Magdalena; Gott Vater mit den Engeln. Alles große, und meiſt Altarbilder. In der Sakriſtei ſind, kleiner, die Beſchneidung, Anbetung der Könige, das Abendmal und die Himmelfahrt: ganz ähnlich denſelben kleinen Vorſtellungen von Rafael, welche mit der großen Krönung Mariä (Bd. 3. S. 30), von hier aus S. Franceſco über Paris in den Vatikan gekommen ſind. Dann, acht merkwürdige Köpfe, gleichſam die Studien zu den vornehmſten und häufig wiederkehrenden Lieblingsgeſichtern dieſes Meiſter und ſeiner Schule. Von ihm ſehen wir ferner, bei der Brüderſchaft des H. Auguſtin, nebenan, eine Mutter Gottes mit dem Kinde und drei Heiligen, 1520; und von ſeinem Schüler Orazio Alfani, welcher Rafaeln am nächſten kam, auch eine H. Jungfrau mit dem Kinde und den Heiligen Johannes, Philippus, Hieronymus, Auguſtin, Dominikus und Franciscus. Aber die volle Stärke und Höhe Perugino's lernen wir erſt aus ſeinen Wandgemälden in der Sala del Cambio, dem Verſammlungshauſe des Adels, kennen. Es ſind zwei gewölbte Zimmer im Erdgeſchoſſe, welche nur zu tief und dunkel ſind, um alles im gehörigen Lichte zu ſehen. Im erſten Zimmer erſcheinen in den Halbrunden der Bogenwände, groß: 1, oben, die Mutter Gottes mit dem Kinde, unten, anbetende heidniſche Helden, deren Unterſchriften ſie nennen: Lutio, Sicinio, Leonida Lacedemonio, Oratio Coclis, Publio Scipione, Pericle Ateniense, Quinto Cincinnato. 2, oben wieder die Mutter mit dem Kinde, und unten ebenſo heidniſche Weltweiſe und Helden: Fabio Maximo, Socrate Filoſofo, Numa Pompilio, Furio Camillo, Pittaco Greco, Traiano Imperatore. 3, die Propheten: Jeſaias, Moſes, Daniel, David, Jeremias, Salomo, und die Sibyllen, Erythrea, Perſica, Cumana, Libica, Tiburtina, Delphica. 4, die Anbetung der Hirten. 5, die Verklärung. Das zweite Zimmer, welches zugleich die Kapelle, iſt ganz ausgemalt, und von großer Friſche. Am Gewölbe, Gott Vater, die Evangeliſten und Kirchenlehrer. Unten, und an dem Altare, die Geſchichte Johannis des Täufers; die Verkündigung, Heimſuchung, Geburt und

Taufe Chriſti. In den zwei großen, vorn gegenüberſtehenden Bogenwänden, die Geſchichte der Herodias, in zwei Gemälden; daneben angelehnt, zwei Sibyllen, die Erythrea und Lybica. Dieſe Darſtellung erinnert zunächſt an Rafaels Sibyllen in la Pace in Rom; ſo wie die Anordnung mehrer dieſer Gemälde, das ſchlichte Uebereinanderſtellen der Reihen, beſonders noch in Rafaels Disputa wiederkehrt, und man hier überhaupt in der ganzen Idee die Keime der großen Wand- und Deckengemälde Rafaels und Michel Angelo's erblickt. Aber die Vorbilder ſolcher cykliſchen Darſtellungen gehen weiter zurück, ſind uralt, und ſahen wir ſchon in den Muſivgemälden, beſonders der Markuskirche in Venedig und Maria Maggiore in Rom, wie in den älteren Wandgemälden in Aſſiſi und Florenz. Dieſes weltgeſchichtliche Zuſammenfaſſen, von der Schöpfung und dem Anfange der Dinge bis zum Ende in dem Weltgericht, iſt eben bedeutſamer Grundzug des Chriſtenthums ſelber, ſpiegelt ſich von jeher in der Dichtkunſt und auch in der Bildkunſt deſſelben ab, als ein großes Weltgedicht, worin auch alle frühere Geſchichte als Weiſſagung und die künftige als Erfüllung verkündigt und dargeſtellt wird. So gehen wir hier durch die heidniſchen frommen Helden und Weltweiſen, durch die Sibyllen, Moſes und die Propheten, ein zu dem Heiligthume, wo Johannes den Weltheiland verkündigt, und dieſer ſich ſelber offenbart und ſich verklärt, als das ewige lebendige Wort, welches die Evangeliſten und Kirchenväter weiter verkünden. Und über alles ſchwebt Gott Vater, der heilige Geiſt, und die Mutter der ewigen Liebe mit dem göttlichen Kinde und Menſchenſohne. — Perugino hielt ſich noch ſehr an dem Ueberlieferten und Vorbildlichen, und wiederholte daher ſeine Madonnen und andere heilige Gemälde oft mit wenig Veränderungen; ſo wie er dadurch ſeiner ganzen Schule dieſes ſcharfe Gepräge aufdrückte. Auch iſt nicht zu läugnen, wie er häufig noch mangelhaft in den Gliedmaaßen, trocken und dürftig in Farbe und Bekleidung, daß manche ſeiner Bilder etwas Handwerkmäßiges verrathen, und beſtätigen, daß er oft ſchnell, für den Gewinn arbeitete. Seine Hauptſtärke ruht in ſeinen wunderlieblichen, ſeelenvollen Geſichtern, und in einer eigenen Anmuth, die über das Ganze ausgegoſſen iſt. Die Umgebungen, Gebäude und Landſchaften ſind oft ſchon ſehr zierlich, die Farben meiſt ächt und friſch. In manchen Bildern nähert er ſich auch ſchon der Freiheit und Vollendung ſeines großen Schülers, und das beſonders auch in dieſen Wandgemälden, nicht bloß in der Anlage: wobei aber zu bedenken iſt, daß er den, deſſen Vorbote er war, noch überlebte (er ſtarb erſt 1526), und alſo auch von ſeinem Schüler noch wieder lernen konnte. Ihm half bei dieſer Arbeit einer ſeiner beßten Schüler, Andrea von Aſſiſi, welchem in der Kirche zu Aſſiſi auch einige Propheten und Sibyllen beigelegt werden. Von mehren dieſer merkwürdigen Wandgemälde gibt es gute alte Kupferſtiche, von welchen ich das Blatt, nach dem erſten Halbrunde, ſchon in Rom fand, und Dir mitbringe. Zu ſpät vernahm ich, daß beim Grafen Conneſtabile noch eine kleine, mit dem Kinde leſende Madonna, von Rafael ſelber, aus ſeiner früheren Zeit, mit ſeiner Beſcheinigung darüber, bewahrt wird: ich hätte ſie ſonſt gewiß aufgeſucht. Die drei kleinen Gemälde, mit welchen er die Altarſtufen in der S. Annenkirche geſchmückt hatte, ſind ſchon längſt verſchwunden, in die Orleans'ſche Sammlung gekommen, und mit dieſer weiter zerſtreuet. *)

Im Vorbeigehen ſahen wir noch das antike, einfache Thor, der Bogen des Auguſtus genannt. Sonſt ſind von der alten Auguſta Peruſia nicht viel Denkmäler übrig; noch weniger aus älterer Zeit, obwohl es ſchon eine der Hetruriſchen Zwölfſtädte war.

---

*) Eins davon, die ſchmerzenreiche Mutter, den Leichnam des Sohnes auf dem Schooße haltend, umher Johannes und Magdalena, Nikodemus und Joſeph von Arimathia, beſitzt jetzo der Graf Karl von Rechberg in München, und iſt, in der Größe des Urbildes, in der Zelleriſchen Sammlung von Steindrücken, nach vorzüglichen Gemälden (München, 1820, Nro. 3), abgebildet. — Das Grabmal von Giovanni Piſano, und das Erzbild von Vicenzio Danti, gibt Cicognara, I. 21. II. 68.

Noch denſelben Tag fuhren wir weiter, den Stadtberg hinab, und über einen andern Berg weg, durch ein neues fruchtbares Thal. Dann zog ſich der Weg, durch ein Städtchen wieder empor zu einer maleriſchen alten Burg auf der Höhe; und jenſeit ging es dann jäh den waldigen Berg hinab zu dem großen, nach Perugia benannten See, welcher uns ruhig entgegenblinkte. Dicht am Ufer ſtehen einige einzele Häuſer, und dort war unſere Herberge. Das enge, dunkele Haus war unheimlich; und die einſame Lage in dem Winkel des buſchigen, wenig umwohnten Sees, am ſtillen Abend, hatte etwas Schwermüthiges und Aengſtliches; ja, wir trauten nicht recht, ob dieſes auch die gewöhnliche Herberge ſein möchte. Eine kleine Fahrt hinaus auf den Spiegel des Sees, mit den Fiſchern, welche Aale für uns holten, that uns wohl; und wir fanden darauf unſere Abendtafel beſſer beſtellt, und das Nachtlager bequemer, als wir erwartet hatten. Ein nachgekommener Reiſewagen gab uns auch mehr Vertrauen zu der Herberge.

Mit Tagesanbruche verließen wir ſie wieder, und fuhren bergauf und ab, über das öde Schlachtfeld, wo Hannibal den Flaminius beſiegte. Eine Höhe bot einen weiten Ueberblick dieſes dadurch zumeiſt berühmten Thraſymeniſchen Sees, und wir kamen nun wieder in das weite Thal, und bald über die Gränze. Der kleißigere Landbau und die beſſere Straße verkündigten auch hier das Gebiet von Toſkana. Zur Linken erſchienen die Höhen um Siena, zur Rechten aber eine neue Bergreihe, auf deren Stirne zunächſt Cortona hervortrat. Dieſe merkwürdige Stadt hätte wohl einen Aufenthalt verdient. Die älteſte Sage und Geſchichte ſchweben um ihre Mauern: lange vor Troja bauten ſich Griechen hier an; Odyſſeus ſtarb hier. Es iſt das uralte Corytum, von einem König Corytus erbauet, deſſen Sarg noch gezeigt wird; das Haupt der Hetruriſchen Zwölfſtädte. Noch zeugen davon die erſtaunlichen Mauern von ungeheuren und ungleichen viereckigen Blöcken; *) ähnlich den Hetruriſchen Mauern zu Rom und am Albanerſee. — Wir rollten raſch unter den Bergen hin, und erreichten um Mittag noch Arezzo.

Am Thore hielten wir an, und wanderten bald die breite, belebte Hauptſtraße aufwärts, deren Pflaſter dem Florenzer ganz gleich iſt. Mitten daran ſtellte ſich das abenteuerlichſte Vorgothiſche Gebäude dar, ſo uns noch vorgekommen war, die Pieve: eine Vorderſeite von vier Säulenreihen mit Rundbögen über einander ohne Giebel, mit flacher Abdachung; und zwar faſt jede Säule an Größe, Geſtalt, Verhältniſſen und Zieraten verſchieden, runde und eckige, glatte und ge-

---

*) Vergl. bei Micali, Taf. VI.

muſterte, gerade und gedrehte, einfache, doppelt, in vierfach verflochtene, und beſonders in den Knäufen von Laubwerk, Thier- und Menſchenfratzen, höchſt mannigfaltige; darunter, in der Mitte, auch eine eigentliche Bildſäule, in Menſchengeſtalt, den Aegyptiſchen Atlanten ähnlich Die Wand der unterſten Säulenhalle hat fünf ähnliche Rundbögen, mit drei Thüren; daran, in erhobener Arbeit, zwölf verſchiedene Handwerke, die Verkündigung und Anbetung des Kindes. Ebenſo, im Halbrunde über der Hauptthüre, Gott Vater von Engeln umgeben, und am Bogen umher, die Sinnbilder der zwölf Monate; dabei die Inſchrift, daß Marchionne, (Baumeiſter und Bildhauer aus Arezzo, welcher hier und in Rom mehres baute), dieſes Werk im Jahr 1216 vollendet habe. Inwendig ſtehen auf ſchweren runden Säulen Spitzbögen, vorn und im Kreuze, am Chore aber ſind Rundgewölbe. Vieles iſt erneuert. Von Giotto's Wandgemälden ſind nur noch die Bildniſſe der H. Dominicus und Franciscus an einer Säule im Presbyterio übrig. In der großen Kapelle liegt Vaſari begraben. Der hohe Thurm links an der Kirche iſt auch mit Säulen, in der gewöhnlichen Art. Daneben zeigt ſich noch deutliche Spur einer ehemaligen Seitenthüre. Die Außenſeite am Chore hat auch vier Säulenreihen mit Rundbögen über einander. Vaſari, welcher ſonſt ſchon alles nach der vermeintlich hergeſtellten antiken

Baukunſt maaß, in welcher er ſelber auch die offenen Logen des Archivs am Platze hinter dieſer Kirche gebauet hat, erkannte und würdigte jedoch das Eigenthümliche und Phantaſtiſche in dieſem Baue ſeines Landsmannes. *) Freilich ſtand ſolche Art, Säulen mit Rundbögen, der ähnlich erneuten antiken Baukunſt, aus welcher ſie mit entartet war, viel näher, als die von ihm auch viel härter getadelte eigentliche Gothiſche Baukunſt mit ihren verwachſenen Säulenbündeln und Spitzbögen.

In der letzten Art ſteht hier auch ein ſchönes und großes Denkmal, auf der Höhe der Stadt, der Dom, wo früher eine andere Kirche ſtand, welche Innozenz 3, im Jahr 1203 dazu erhob. Es iſt aber auch ein Werk des Deutſchen Baumeiſters Jakob, welcher

---

*) Rondinelli, in der Beſchreibung von Arezzo, und der Florenzer Anmerker zum Vaſari, wollen dem Marchionne bloß das Bildwerk beilegen, wo er ſich genannt hat; die Vorderſeite, ein großer Theil der Kirche und der Thürme ſeien erſt nach 1300 erbauet, der Thurm beſtimmt 1330. Das mag wohl von vollendeten oder veränderten Theilen gelten, wie auch außen und innen ſichtbar iſt: das Ganze, die Vorderſeite und der Chor, iſt aber gewiß älter. Und daß Marchionne nicht bloß Bildhauer war, beweiſen auch ſeine anderen, von Vaſari erwähnten Bauten, S. Spirito in Saſſia und die Kapelle der Wiege in Maria Maggiore zu Rom, und die Seitenthür an S. Pietro zu Bologna.

hier noch den längſt völlig zerſtörten Pallaſt Pietramala baute, nachdem er die Kirche zu Aſſiſi aufgeführt hatte. Er führte den Bau zwar nicht weit, und derſelbe wurde ſpäter erſt, ſeit 1277 beſonders aus einem Vermächtniſſe des Papſtes Gregor 10, vollendet. Der hier einheimiſche **Margaritone**, welcher zugleich Maler und Bildhauer war, ſetzte ihn nach Jakobs Zeichnung fort, er wurde aber, durch einen Krieg mit Florenz, 1289, unterbrochen, und erſt ſpäter vollendet. Er iſt dem zu Aſſiſi ähnlich, aber einfacher, nicht ſo über einander geſetzt, höher und weiter mit den Nebenſchiffen an dem Hauptgebäude, mit ſchlanken Pfeilern, und durchgängigen Spitzbögen an den Gewölben und großen Fenſtern mit Glasgemälden, überhaupt reicher Gothiſch verziert. Kurz, es iſt vielleicht die ſchönſte und reinſte Kirche dieſer Art in Italien. Sie bewahrt auch noch manche treffliche alte Werke. Zuförderſt, das Marmorgrabmal des 1275 hier verſtorbenen Pabſtes Gregor 10, von **Margaritone**, in der Art Arnolfo's und der Piſani, von deren Werken er in Florenz gelernt hatte: der Papſt liegt, in Lebensgröße da, und Bruſtbilder der Evangeliſten und anderes Bildwerk zieren das Denkmal; alles ſehr natürlich und einfach gearbeitet. So iſt daſſelbe wohl eine der letzten Arbeiten dieſes Meiſters, welche, früher mehr aus Holz, meiſt zu Grunde gegangen ſind, wie ſeine Gemälde: von dieſen iſt hier noch das Bildniß des Papſtes zu ſehen, neben demſelben aus Marmor. Der Hauptaltar iſt ein kunſtreiches Werk des Giovanni Piſano, und einiger Deutſchen Gehülfen, 1285, welche nachmals für Bonifaz 8 in St. Peter zu Rom, in Civita Caſtellana und im Dom zu Orvieto arbeiteten: in der Mitte der Altartafel ſteht die H. Jungfrau mit dem Kinde, rechts S. Donatus, Schutzheiliger der Stadt, und links S. Gregorius, unter dem Bildniſſe Honorius 4. Umher ſind kleinere erhobene Bildwerke vom Leben und Tode der H. Jungfrau und des H. Donatus, viele kleine Standbilder, und reiche Gothiſche Zieraten; alles aus Marmor, mitunter muſiviſch ausgelegt. Edelſteine ſchmückten einſt den kleinen goldenen Schrein an der Bruſt der H. Jungfrau. Mit Recht bewunderte Kaiſer Heinrich 7. (Vaſari nennt irrig Friedrich Barbaroſſa) dieſes Werk, als er 1313 durch Arezzo kam. Die Kapelle der Ubertini, welche Giovanni Piſano zu gleicher Zeit an dieſer Kirche baute und ſchmückte, hat Vaſari ſelber, im Jahr 1535 ſtark überkleidet, zum Unterbau der großen Orgel. Die Kirche S. Maria de' Servi welche er damals auch baute, war ſchon vor Vaſari ganz zerſtört. Bei dieſen Arbeiten halfen ihm auch, wie am Dome zu Siena und Orvieto, die damals noch jungen Agoſtino und Agnolo aus Siena, welche hier ſpäter allein das Grabmal des 1327 verſtorbenen Biſchofs Guido Tarlato bis 1330 vollendeten, wie die Inſchrift bezeugt. Nicht wahrſcheinlich iſt, daß Giotto, der ihnen dieſe Arbeit verſchaffte, auch die Zeichnung dazu machte; ſie waren ſelber ſchon alt und gewiegt genug. Zwei gemuſterte hohe Säulen tragen den Rundbogen und einfach verzierten Giebel des Vordachs; darunter liegt der Biſchof, und Engel halten zu beiden Seiten den Vorhang zurück; wie gewöhnlich. Aber an dem hohen Kaſten unten ſind 16 Felder durch Leiſten und kleine Figuren abgeſondert, und darin erhobene Bildwerke von Leben des Todten, meiſt mit Inſchriften. Sie ſind ausnehmend fein und ſauber gearbeitet, wie Elfenbeintafeln, und die Bildner übertreffen hier im lebhaften Ausdrucke ſelbſt ihren Meiſter: die Vorſtellung der heftigen Klage um den Todten erhebt ſich ſtark über den Tod der Maria an Giovanni's Altar; und ſo wie dem antiken Sargbilde von Meleagers Tode nachgebildet, ſcheint ſie wieder dem Donatello bei ſeiner Kreuzabnehmung vorgeſchwebt zu haben. Die Bilder ſind zugleich geſchichtlich wichtig, und würdig des thatenreichen Lebens dieſes Biſchofs und tapferen Fürſten von Arezzo. Eins davon ſtellt ſeine Krönung Kaiſer Ludwigs des Baiern mit der eiſernen Krone in der Ambroſiuskirche zu Mailand dar. *) — Endlich iſt

---

*) Einige Säulenknäufe der Pieve, zwei Bildwerke von Gregors 10 Grabmal, zwei vom Domaltare, und Tarlato's

hier noch ein treffliches Bildwerk aus gebranntem Thone, von Andrea Robbia zu ſehen, und in einer Kapelle ein ſehr großes und ganz neues Gemälde von Adamoll 1814, faſt das beſte, was mir in der Neuitalieniſchen Art vorgekommen iſt.

Arezzo hat ſich von jeher durch ſeinen Kunſtfleiß ausgezeichnet: die antiken Vaſen von hier ſind berühmt, und im Mittelaltar blühen auch hier ſehr früh alle Künſte (auch die Muſik durch den allbekannten Guido), und finden in Vaſari den trefflichſten Geſchichtſchreiber. Es iſt aber auch hier immer ſehr ſtürmiſch hergegangen, wie in Florenz, und beſonders durch die Kriege mit demſelben, früher auch durch Attila's und der Longobarden Zerſtörung. Daher ſieht man gar keine Ueberbleibſel weder der Altrömiſchen, noch der älteren Hetruriſchen Zwölf-Stadt, welche ihren Namen ſchon von des Janus Gattinn Veſta oder Aretia (Erde) ableitet. Von einem Amphitheater ſind kaum noch einige Spuren ſichtbar. Was von kleineren Alterthümern, Bildwerken, Inſchriften ꝛc. jener Zeit noch übrig, iſt in Vaſari's Logen ſchicklich zuſammengeſtellt. Selbſt von den Werken des Mittelaltars ſind ſehr viele zerſtört, inſonderheit durch die neue Befeſtigung der Stadt, 1561; darun-

Grabmal ganz, und zwei Tafeln davon größer, gibt Cicognara I. 13. 23. 15. 23-24. K. Ludwigs Krönung, ſ. Agincourt, VII. 2.

ter auch die alte Domkirche S. Donatus, welche ſchon um 1000, zum Theil aus antiken Bauſtücken achteckig gebauet war, nach dem Muſter von S. Vitale in Ravenna: daher ſie Vaſari gar in die Zeit der Marter des H. Donatus, unter Julian, zurückſetzt. Abbildungen derſelben bewahren noch die Sakriſtei des jetzigen Doms und die Brüderſchaft S. Maria della Miſericordia. Die alten Muſiven, welche Vaſari noch in S. Giuliano und S. Bartolommeo ſah, ſind ſeitdem verſchwunden, und von dem öffentlichen Pallaſt in Gothiſcher Art, welchen Buono, um 1151, baute, noch geringe Ueberbleibſel. — Die Kirche S. Domenico, welche nach Nicola Piſano's Entwurf erbauet iſt, konnten wir nur von außen ſehen, weil ſie verſchloſſen war: ſie hat Gothiſche Thüren und Fenſter, ſcheint aber nicht bedeutend.

Wir nahmen hierauf ein leichtes Mahl ein, und fuhren Nachmittag noch weiter auf Florenz. Der Weg iſt anfangs traurig und öde, und mahnt daran, daß die Mofette von Laterina, ſchwefeldampfende (muffende) Sümpfe, in der Nähe ſind. Bald kommen wir ganz in das Arno-Thal hinüber, und alles wird freundlicher und ſchöner; zwar iſt es hier noch nicht ſehr bewohnt, wenigſtens an der Straße nicht, welche dicht unter der Höhe am linken Ufer hinläuft. Wir übernachteten wieder in einer einſamen Herberge, welche jedoch gaſtlicher ausſah, als die geſtrige, und uns auch beſſer bewirthete. Nach dergleichen Tagefahrten durch merkwürdige Städte und Sehenswürdigkeiten, iſt ein ſolcher ſtiller Hafen am Abend ſehr wohlthuend: man fühlt das Laufen und Jagen des Tages ſo weit und ganz hinter ſich, und bei der Cena, der eigentlichen Mahlzeit, welche wir immer bis dahin verſparen, ſchwebt alles im magiſchen Lichte der Erinnerung nochmals bunt und vergnüglich vorüber, und ſpiegelt ſich heiter im vollen Glaſe.

Je weiter wir am Morgen in dem Arnothale hinab kamen, je reizender und belebter wurde es; die Berge, immer mannigfaltiger, rückten manchmal nahe zuſammen, dazwiſchen freundliche Dörfer und Städtchen, in deren einem, das dicht am Strome romantiſch von Bergen eingeklemmt lag, wir Mittag machten. Weiterhin öffnete ſich das fruchtbare, friſchgrünende Thal immer breiter; der Frühling war hier ſchon weiter vorgerückt, obwohl er uns nirgend in Italien, wo wir ihm ſchon ſeit Neapel entgegenfuhren, in ſolcher vollen Blütenpracht erſchien, wie bei uns daheim ſo wunderplötzlich. Der ſpätgrünende Wein iſt auch hier der vornehmſte Bau, und eine eigenthümliche Art ihn empor zu ziehen, nahmen wir ſchon ſeit Perugia wahr: die Zweige der Bäume ſind oben um den Stamm im Kreiſe aus einander gebogen (vermuthlich durch Reifen) und gleich abgeſtutzt, wie bei uns ſonſt die ſ. g. Franzbäume; und daran werden die Reben heraufgeflochten und feſtgebunden: ſo daß der Baumſtamm mit der doppellaubigen Krone ganz das Anſehen eines Stengelglaſes, eines grünen Rheinweinrömers, hat, und noch wunderſamer erſcheinen muß, wenn alles voll Trauben hängt. — Wir mußten noch einigemale über die ſich hier nahe an den Strom drängenden Berge auf und nieder, bis wir das weite Florenz mit ſeiner mächtigen Domkuppel und reizenden Umgebung erblickten Eine Prozeſſion zog uns in der langen Vorſtadt zu einem Kirchfeſte entgegen, und wir ſahen darunter viele hübſche Geſichter und zierliche Trachten. Die Stadt kam uns, auf Neapel und Rom, noch heimatlicher und Deutſcher vor, als bei der erſten Herkunft. Auch waren wir gar froh, nach der fünftägigen raſtloſen Fahrt, wieder einmal zur Ruhe zu kommen, mietheten uns in einem anderen Gaſthofe bequemer ein, und verleben hier nun wieder beſchauliche und arbeitſelige Tage.

Am 21ſten May.

Florenz habe ich Dir ſchon bei dem vorjährigen Auffenthalte ausführlich beſchrieben: Einiges werde ich noch nachholen. Wir bleiben diesmal eben ſo lange hier, einiger Ausflüge wegen, inſonderheit aber wegen der Büchereien, welche damals geſchloſſen waren. Meine Arbeit iſt, täglich von 9 bis halb 1, und Nachmittags von halb 5 bis 7 Uhr, in der großen Magliabecchiſchen Bibliothek, über eine Altdeutſche Handſchrift. Ich habe nämlich das große Ritter- und Minnegedicht unſers Gottfried von Straßburg von Triſtan und Iſolde, welches in der Mülleriſchen Sammlung ſo höchſt fehlerhaft abgedruckt iſt, mit der hieſigen Urſchrift dieſes Abdruckes genau verglichen und berichtigt, für eine neue Ausgabe deſſelben, die ich ſchon verabredet und verſprochen habe. *) Sage doch an M., daß heute die Arbeit glücklich vollendet iſt, und das Werk bald nach der Heimkunft erſcheinen kann. Die Urſchrift iſt alt und ſchön geſchrieben, auf Pergament, in 4, wohl noch aus dem 13ten Jahrhundert und der Zeit des Dichters ſelber nahe, und enthält vielleicht die eigentliche Urſchrift des Fortſetzers Heinrich von Friberg. Denn Gottfried ſtarb über ſein ſehnſüchtiges Gedicht, in welches er ſein eigenes innerſtes Leben einwob, und zwei Dichter vollendeten ſein Werk. Ulrich von Thürheim, deſſen Fortſetzung ich aus einer Abſchrift der Vatikaniſchen (jetzo wieder Heidelberger) Handſchrift kenne, bleibt darin noch weiter hinter Gottfried, als in ſeiner Ergänzung des Wil-

---

*) Vergl. Büſchings wöchentl. Nachrichten, Bd. 2. S. 141.

helm von Oranſe hinter Wolfram von Eſchenbach, iſt trocken und erzählt nothdürftig zu Ende; dagegen Heinrich auch in der Ausführlichkeit und Anmuth der Darſtellung ſich ſeinem Meiſter annähert. Merkwürdig iſt aber, daß beide Fortſetzer nicht die von Gottfried ſo eifrig geſuchte Quelle, den Thomas von Britannien (d. i. den Engliſchen Thomas von Erceldoune, den Walter Scott unlängſt herausgegeben hat), welchen er in einer Lampartiſchen, d. i. Franzöſiſchen Bearbeitung vor ſich hatte (wie die Bruchſtücke einer ſolchen, die ſich auch auf den Thomas beruft, bei Scott) behalten, ſondern die abweichende, von Gottfried, wie von dem Franzöſiſchen Dichter (welcher ſich dabei auf einen Breri bezieht) wiederholt beſtrittene Darſtellung ergriffen haben, obwohl Heinrich ſich am Ende, aus Gottfried, auch auf den Thomas von Britannien, beruft. Dieſe rohere, ſagenmäßigere Darſtellung haben wir auch vollſtändig in einem Altdeutſchen, noch ungedruckten Gedichte; bekannter iſt ſie aber aus unſerer alten Proſa, welche auch Verdeutſchung einer Franzöſiſchen, aus einem Gedichte des Filhart von Oberet aufgelöſten Proſa iſt, und in wiederholten Abdrücken einſt Volksbuch war, wie ich es im neuen Buche der Liebe erneuet habe. Daraus wirſt auch Du dieſer herrlichen Dichtung Dich erinnern: Gottfrieds Reimgedicht iſt aber noch unendlich viel ſchöner und tiefer, und das Höchſte ſeiner Art, neben den Nibelungen und dem Gralgedichte. Und von dieſer Trias trage ich ſchon lange ein Bild im Sinne,*) welches Ruhl ausführen wird. So mühſelig hier die Arbeit war (über 25000 Reime), zumal gerade in den heißen Stunden, ſo hat ſie mir doch großes Vergnügen gemacht, weil ich bei dieſer buchſtäblichen Vergleichung das wundervolle Gedicht ſelber erſt recht durchdrungen habe. Liebe und Leid, der eigenſte Grundton dieſer uralten, tief bedeutſamen, auch im Morgenlande, beſonders unter den Perſiſchen Stämmen, noch mannigfaltig geſungenen und geſagten Dichtung (von Adam und Durkhani, auch Ruſtem, Ferhad und Schirin), ſind noch nie und nirgend, ſo herzlich und ſchmerzlich, ſo innig und ſinnig (unwillkürlich muß ich nachklingen) beſungen worden. Der Reim iſt hier am tiefſten überall als Widerhall und Antwort des Innern erkannt; die einfache Form der kurzen Reimpaare, welche bei den meiſten alten Gedichten ſo eintönig wird, erſcheint hier im mannigfaltigſten Wechſel zwiſchen den zugleich durch den Sinn vereinten oder entzweiten Reimen, und häufig vierfältig, zweimal hin- und herwogend, mit denſelben nur umgekehrten Reimwörtern (wie durchaus in der vierreimigen Liedweiſe des Einganges), als das lieblichſte Spiel mit der

---

*) Vergl. meine Schrift über die Bedeutung der Nibelungen, S. 151.

Form, welche zugleich den Inhalt darſtellt, in den ſtätig von neuem ſich knüpfenden und harmoniſch ſich auflöſenden Diſſonanzen.

Hier in Florenz war die Beſchäftigung mit dieſer zunächſt aus dem Wälſchen übertragenen, auch ſonſt den Italienern (z. B. durch Dante, und dieſem durch den verlorenen Provenzalen Arnaldo Daniello) nicht unbekannten Dichtung wohl an ihrer Stelle; wie in St. Gallen die mit den dort einheimiſchen Nibelungen: und dieſer zweite Hauptzweck meiner Reiſe iſt nun auch glücklich erreicht. Unſer Deutſches Gedicht iſt aber ganz unſer Eigenthum durch ſeine Darſtellung, und ſteigt vernichtend, wie ein Phönix, über ſein Wälſches Vorbild empor. Und ſo war ich hier einmal wieder recht zu Hauſe, und in meiner Lieblingsbeſchäftigung, welche bisher in Italien noch keine ſo volle Nahrung fand, obwohl ich, neben der Bibel, die Nibelungen und einige andere Altdeutſche Sachen überall mit mir führe, und auch alles, was ich thue und treibe, ſehe und höre, mehr oder minder darauf beziehe.

Hinter dem Triſtan ſteht auch, von derſelben Hand, der Iwein, welcher noch fehlerhafter in der Mülleriſchen Sammlung (als Twein) hieraus abgedruckt iſt. Der ſonſt ſo gelehrte wie freundliche Oberbibliothekar Follini, welcher ſo eben den älteſten Florenzer Geſchichtſchreiber Maliſpini neu und beſſer herausgibt, wußte doch, ſo wenig als das Verzeichniß, was er an dieſem Poema Tedesco hatte, und ich habe ihm erſt eine beſtimmte Nachricht davon aufgeſetzt.

Zum Schluſſe will ich Dir nun die im vorigen Jahre hier verheißene Geſchichte des Altdeutſchen Kunſtheiligen in Italien, aus einer anderen Handſchrift dieſer Bibliothek, mittheilen, wie ſie der trefflichſte Erzkünſtler Ghiberti erzählt, in einer Art von Geſchichte der ihm vorausgegangenen Meiſter, unter welchen dieſer hier ſelbſt als ſein hohes Vorbild erſcheint, und wunderbar an den Einſiedler bei Rom erinnert, von welchem Heinrichs von Ofterdingen Vater lernte. „In Deutſchland, in der Stadt zu Köln, war ein ſehr geſchickter und hochbegabter Meiſter der Bildnerei (statuaria); er lebte bei dem Herzog von Anjou, welcher ihn ſehr viele Goldarbeiten machen ließ. Unter andern machte er eine goldene Tafel (d. i. erhobenes Bildwerk), welche er mit größtem Fleiße und aller Kunſt ausführte. Er war vollkommen in ſeinen Werken und ſtand den Griechiſchen Bildnern gleich: er machte die Köpfe bewundernswürdig ſchön, und ebenſo alle nackten Theile; und es war kein anderer Mangel an ihm, außer daß ſeine Geſtalten ein wenig kurz waren. Er war höchſt tüchtig und gelehrt, und vortrefflich in dieſer Kunſt. Ich ſahe ſehr viele von ihm gebildete Figuren: er hatte die anmuthigſte Weiſe in ſeinen Werken, und war grundgelehrt. Er ſahe ſein

Werk, welches er mit ſo großer Liebe und Kunſt gemacht hatte, für die Staatsbedürfniſſe des Herzogs, zerſtören, und ſahe, daß ſeine Mühe eitel geweſen war; da warf er ſich zur Erden auf die Knie, und die Augen und die Hände zum Himmel emporhebend ſprach er alſo: „O Herr, der du Himmel und Erde beherrſcheſt und alle Dinge verhängeſt, nicht ſo groß ſei meine Verblendung, daß ich einem anderen folge, als dir: erbarme dich meiner!“ Alsbald gab er alles hinweg, was er hatte, um Willen des Schöpfers aller Dinge, ging auf einen Berg, wo eine große Einſiedelei war, trat hinein, und that Buße ſo lange er lebte; er war bejahrt, und ſtarb zur Zeit des Papſtes Martin. Einige Jünglinge, welche in der Bildnerei geſchickt zu werden ſuchten, erzählten mir, wie gelehrt er war, in einer, wie in der anderen Art, und wie er da, wo er wohnte, ſie unterrichtet hatte, der größte Zeichner, und ſehr mittheilend war. Die Jünglinge, welche ſo lehrbegierig waren, gingen hin, ihn zu beſuchen, und baten ihn darum. Er empfing ſie aufs demüthigſte, gab ihnen gründliche Unterweiſungen, zeigte ihnen ſehr viele Maaße, und machte ihnen viele Vorbilder. Er war der vollkommenſte Meiſter, bei großer Demuth, er ſtarb in dieſer Einſiedelei, und obwohl der vortrefflichſte in der Kunſt, war er doch der heiligſte im Leben.“

Auswahl
vorzüglicher Werke und Schriften
aus dem Verlage
von
Joſef Max, in Breslau.

(Zu haben in allen Buchhandlungen Deutſchlands.)

Prinzeſſin Brambilla.
Ein
Capriccio nach Jakob Callot
von
E. T. A. Hoffmann.

Mit 8 Kupfern nach Callotſchen Originalblättern.

8, 1821. Velindruckp. und cartonnirt 2 Rthlr. 6 Gr.
Schweizerp. 3 Rthlr.

Die Leſewelt erhält hier die abentheuerlichſte aller Geſchichten, nämlich die von der weltberühmten Prinzeſſin Brambilla, wie ſie in Meiſter Callots kecken Federſtrichen angedeutet zu finden Wer willig und bereit iſt. auf einige Stunden dem Ernſt zu entſagen, und ſich dem launiſchen Spiel eines vielleicht zu frechen Spuckgeiſtes zu überlaſſen, dem öffnet ſich hier eine Fundgrube des ergötzlichſten Spottes, der treffendſten Ironie, der freieſten Laune. — Callots fantaſtiſch karikirte Blätter, achte an der Zahl, ſind als Baſis des Ganzen, in trefflich erneueten Nachbildungen beigegeben, und eine der ſeltſamſten Geſchichten:

„von dem melancholiſchen Könige Ophioch und
„der leichtfertigen Königin Liris,“

iſt als ein nicht minder ergötzliches Intermezzo, dieſem aller wunderbarſten Mährchen, Capriccio genannt, eingeſchaltet und ſo verflochten, daß dieſes am Ende ſelber, nur ſcheinbarer Irrweg, eigentlich recht hineinleitet in den Kern der Hauptgeſchichte.

Ueber die zweite, vermehrte Auflage der Schrift:

Zur Beurtheilung Goethe's
mit
Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunſt,
von
K. E. Schubarth.

2 Bde. 8. 1820. Weißdruckp. 1 Rthlr. 12 Gr.
Schweizerp. 5 Rtlr.

äußert ſich **Goethe**, in einem ſeiner Schreiben (9. Juli c.) an den Verfaſſer: „Er komme ſich vor, als ob er „durch einen Doppelſpath ſeine Perſönlichkeit in zwei „Bildern gewahre, wobei es ihm ſchwer ſei, das Urſprüngliche und Abgeleitete zu unterſcheiden. Für das „eine könnten ſeine eigenen Werke gelten, für das andere die unternommene **Schubarth**ſche Auslegung. „Mit Ungeduld erwarte er den zweiten Band, um das „aufgeregte Intereſſe zu ſtillen.“

Ein neues Schreiben **Goethe's**, enthält in Bezug auf den zweiten Band: „Die freudige Anerkennung, eines über alles, was den menſchlichen Geiſt „überhaupt nur intereſſiren könne, gleichmäßig ſich „verbreitenden Beſtrebens.“

Außer der Betrachtung über **Goethe's** Werke, verbreitet ſich der Verfaſſer noch über ſämmtliche Zweige der neueren Litteratur, indem er nach den verſchiedenſten Richtungen, jenen allgemeinen Mittelpunkt menſchlichen Strebens nachzuweiſen ſucht, von deſſen Feſthaltung oder Abweichung ſowohl das erfreuliche Gedeihen von Litteratur und Kunſt, wie ihr Sinken und endlicher Untergang allein ſich ableiten läßt.

Eine ausführliche Ueberſicht des geſammten Inhalts, welche zugleich zur Abſicht hat, auf das eigentliche Haupt- und Grund-Thema, welches in beiden Bänden verarbeitet worden, hinzuweiſen, iſt zur Erleichterung des Leſers, dem erſten Bande beigegeben.

Fr. H. von der Hagen über die Nibelungen.

Den Freunden altdeutſcher Poeſie muß es höchſt willkommen ſein, das Nibelungen-Lied in der vor Kurzem erſchienenen Schrift:

Die Nibelungen

ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer

von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

8. 1819. Geheftet 1 Rthlr. 4 Gr.

in ſeine geſchichtlichen und poetiſchen Elemente aufgelöſt, und nicht nur die ganze gewaltige Heldenhandlung entwickelt, ſondern auch die einzelnen Heldengeſtalten in ihrer innerſten Bedeutung ſowohl, als auch in ihrem Verhältniſſe zum Ganzen charakteriſirt und dargeſtellt zu ſehen. Allen, die einen tiefern Blick in das Weſen und die Geſtaltung unſeres alten Volksepos zu thun wünſchen, iſt obige Schrift unentbehrlich.

G. G. Bredow's

nachgelaſſene Schriften

mit

dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers

herausgegeben

von

Dr. J. G. Kuniſch,

gr. 8. 1816. Velindruckp. 1 Rtlr. 22 gr.

Inhalt: 1. Meiſter Adam. — 2. Andreas Gryphius Lebensbeſchreibung. — 3. Hr. Peter Squenz oder Pyramus und Thisbe. Schimpfſpiel in 2 Handlungen nach Andreas Greif. — 4. P. N. Destouches, Lebensbeſchreibung. — 5. Die falſche Agnes oder der poetiſche Dorfjunker. Luſtſpiel nach Destouches. — 6. Erzählungen nach Oliver Goldſmith. — 7. Shakespeare und ſeine Dramen von Johnſon. — 8. Gedichte. — 9. Dionyſios Schilderung des Erdkreiſes. Aus dem Griechiſchen überſetzt.

Ueber Volksſchulen
und
Elementar-Unterricht.

Ein
Beitrag zur Bildung der Lehrer,

von

Dr. Daniel Krüger,

Direktor des katholiſchen Schullehrer-Seminariums ꝛc.

8. 1818. 1 rtlr. 22 gr.

Inhalt: Einleitung ſtatt der Vorrede. — 1. Die Elementarſchulen, wie ſie waren, und wie ſind — 2. Die Schullehrer-Seminarien in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, im Allgemeinen. — 3. Anſicht von den Pflichten des Schullehrers, in ſo fern er auch gewöhnlich Kirchendiener und Gerichtsſchreiber zu ſein pflegt. — 4. Die Elementarſchulen als öffentliche Anſtalten zur Erziehung. — 5. Ueber die Lehrweiſe auch Methode des Unterrichts genannt. — 6. Von den häuslichen und geſelligen Verhältniſſen des Schullehrers.

Fr. H. Himmels Kriegslieder der Deutſchen:

Sammlung neuer Deutſcher Kriegslieder. Verfaßt von Borbſtädt, Collin, Theodor Körner, Baron von Lüttwitz, Karl Müchler, Eliſa v. der Recke und Tiedge. Mit Begleitung des Pianoforte von Fr. Heinr. Himmel. 4. Sauber geheftet. Auf beſtes Schweizerpapier, Ladenpreis 1 Rthlr. 4 gr. Herabgeſetzter Preis 18 gr.

Dieſe Sammlung trefflicher Lieder mit eben ſo trefflichen Melodien unſers verewigten Himmel, ſind uns ſo häufig auf ſchlechtes Papier und fehlerhaft nachgedruckt worden und werden es noch immer, daß wir uns veranlaßt ſehen, um dieſem ehrloſen Getriebe zu begegnen, dieſelben im Preiſe, der ohnehin ſchon billig, herabzuſetzen. Sie koſten von jetzt an im Ladenpreiſe 18 gr. Kourant. Wir hoffen, es werde nun unſere Original-Ausgabe, welche ſauber, korrekt und auf beſtes Schweizerpapier gedruckt iſt, dem ſchlechten und widerrechtlichen Nachdruck vorgezogen werden.

Hagen, Fr. H. v. d., Nordiſche-Heldenromane. 1r. — 3r. Band. Wilkina und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. Geheft. 4 Rthlr.

— — Nordiſche Heldenromane. 4r. Band. Wolſunga-Saga, oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

— — Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen. Einleitung zu Vorleſungen über Altdeutſche und Altnordiſche Götterlehre. gr 8. Geb. 12 gr.

— — Der Nibelungen Lied. In der Urſprache mit Einleitung und Wörterbuch. Dritte verbeſſerte Schul-Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. Velinpapier und cartonnirt 2 Rthlr. 18 gr.

Hagen, Fr. H. v. d., Der Nibelungen Lied. Große Ausgabe für Lehrer. Mit den Lesarten aller Handſchriften unter dem Text. gr. 8. cartonnirt 3 Rtlr. 16 gr. Velinpapier und cartonnirt 4 Rthlr. 20. gr.

Müller, K. O., Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte. 1r Band. Orchomenos und die Minyer. Mit 1 Karte. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr. Velinpapier und cartonnirt 3 Rthlr. 8 gr.

Perikles. Aus dem Griechiſchen des Plutarchos mit Anmerkungen überſetzt von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 10 gr.

Rhapſodieen eines Denkers über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Steffens, H., Turnziel. Sendſchreiben an die Turnfreunde. 8. Geheft. 16 gr.

— — Ueber Kotzebue's Ermordung. 8. Geheft. 4 gr.

— — Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten. gr. 8. Geheft. 10 gr.

Voß, Jul. von, Satiriſche Zeitbilder in ſcharfen Umriſſen nach dem Leben; oder Erzählungen, Schwänke und Poſſen, aus der neuen und neueſten Zeit; kurzweilig und erbaulich niedergeſchrieben. 2 Bände. 8. Geheft. 2 Rthlr.

In einigen Tagen werden erſcheinen und ſogleich in allen Buchhandlungen zu haben ſein:

Henrich Steffens Schriften. Alt und Neu. 2. Bände. gr. 8. 1821. Druck- und Velinpapier.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tuneſiſchen Handſchrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Erſtes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

Kö. Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Erſtes Bändchen.

Vorwort.

Die Erzählungen der "Tauſend und eine Nacht" ſind, was ſie urſprünglich waren, und im Morgenlande noch ſind, auch längſt in Frankreich zum Volksbuche geworden, und zum Theil auch in Deutſchland, wo der Ueberſetzer Homers (Voß) nicht verſchmähte, ſie aus der franzöſiſchen Ueberſetzung zu verdeutſchen. Sie finden ſich, wie in Paris in mannigfaltigen Abdrücken neben der ſchon ſelteneren blauen Bibliothek, auch in einzelnen Heften unter den deutſchen Volksbüchern, fehlen hier aber ſchon lange der übrigen Leſewelt, da die echten Abdrücke längſt vergriffen, und nur ſchmutzige und fehlerhafte, ſeit Jahren auch ſchon wieder vergriffene, Nachdrücke noch hie und da umlaufen.

Unterdeſſen haben beſonders auch die Franzoſen den zuerſt von ihnen eröffneten Quellen weiter nachgeſpürt, und Galland's Nachfolger auf dem Arabiſchen Lehrſtuhl in Paris, Cauſſin de Perceval, hat vollſtändige Handſchriften der großen Sammlung entdeckt, — wie Jonathan Scott in England und Herr v. Hammer bei uns, —

und daraus das Verhältniß Galland's zu ſeiner noch vorhandenen Urſchrift, ſo wie zum Umfange des Ganzen, aufgezeigt. Zugleich hat er dargethan, daß die Fortſetzung der 1001 Nacht durch Chavis und Cazotte (in unſerer blauen Bibliothek verdeutſcht) von jenem zwar der Grundlage nach meiſt aus einer arabiſchen Handſchrift zu Paris entnommen, von dieſem aber willkürlich ausgeſponnen worden, oft dem Morgenlande widerſprechend und mißverſtanden. Aus der Urſchrift hat Cauſſin nun dieſen Theil der Sammlung hergeſtellt und die anderweitige Ergänzung und den Schluß des Ganzen in zwei Bänden dem berichtigten Abdrucke der Gallandſchen Ausgabe in ſieben Bänden (ſchon 1806) angefügt. Ganz neulich (1822) iſt eine andere, auf ähnliche Weiſe vermehrte Ausgabe dieſer Galland'ſchen Ueberſetzung durch Eduard Gauttier, unter Langlès Mitwirkung, zu Paris veranſtaltet, worin dieſelbe aus Handſchriften und andern ſeitdem im Druck erſchienenen Beiträgen, durch Einſchaltungen bereichert, und ergänzt wird: wie Scott ſchon 1811 zu London eine ſolche berichtigte und mit einem Bande vermehrte Engliſche Ueberſetzung (in 6 Bänden) herausgegeben hat.

Demnach iſt es wohl Zeit, auch bei uns an eine neue Muſterung und Ergänzung dieſes wichtigen Werkes zu denken. Und eine neue berichtigte vervollſtändigte Verdeutſchung ſoll daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange, mit ſeinen mannigfaltigen Aneignungen und echten Fortdichtungen herſtellen.

Die Herausgeber haben ſich zu dieſem, ſeit lange vorbereitetem Unternehmen, vereinigt, von welchem beſtimmt Folgendes zu erwarten iſt.

1) Eine Reviſion und Ergänzung der Galland'ſchen Ueberſetzung, aus einer Tuneſiſchen Handſchrift (in Dr. Habichts Beſitz) welche, neben einzelnen Erzählungen, namentlich auch die von Galland und ſeinen Herausgebern übergangenen, ſo eigenthümlichen und oft auch ſo bedeutſamen Gedichte liefert.

2) Eine gemeinſame Verdeutſchung der ſämmtlichen hier namhaft gemachten Theile, Ergänzungen, Einſchaltungen und Nachträge der 1001 Nacht.

3) Eine gegen 200 Nächte ſtarke neue Ergänzung ſammt dem Schluſſe des Werkes, aus der vorgedachten Tuneſiſchen Handſchrift, welche nach hinten faſt ganz von allen übrigen bekannten Handſchriften abweicht. Und zwar erſcheint dieſe offenbar mehr im Geiſt und im Stil des urſprünglichen Werkes, als die Fortſetzung in

der ehemals von Hammerſchen Handſchrift, welche kürzlich durch Zinſerlings mangelhafte Ueberſetzung bekannt geworden, und als eine Aegyptiſche ausſchweifende Ueberarbeitung und Fortſetzung, ſich keinesweges zur Einverleibung in unſer Werk eignet.

Ueber die in unſerer Ueberſetzung befolgte Weiſe, die arabiſchen Namen zu ſchreiben, begnügen wir uns Folgendes zu bemerken.

Das arabiſche Alphabet hat drei H's aufzuweiſen, die darin als der ſechste, ſiebente und ſechsundzwanzigſte Buchſtabe ſtehen. Der ſechste und ſiebenundzwanzigſte wird von uns immer mit dem deutſchen H ausgedrückt, wenn er nämlich im Arabiſchen vor einem Vokale vorkommt; ſteht er aber nach einem Vokal, ſo bezeichnen wir ihn durch ch, weil das h im Arabiſchen nie ſeinen Hauchlaut verliert; und erwähnen nur noch, daß auch hinter i und e das ch den Achlaut und nicht den Ichlaut haben muß. Was das dritte arabiſche h betrifft, ſo iſt es immer mit ch ausgedrückt, ausgenommen in einigen dem Gebrauch gemäß immer mit k geſchriebenen Wörtern. Das arabiſche Gim, welches im Munde der wahren Araber, der Aegypter und der Beduinen unſerm g zwar ganz gleich kommt, in Syrien aber und in [illegible] Staaten Afrika's wie das italieniſche g in angelo klingt, wird ſtets durch unſer g bezeichnet; nur in Wörtern perſiſchen und türkiſchen Urſprungs, wo dieſer Buchſtabe wie dſch lautet, iſt er durch dieſe Schriftzeichen ausgedrückt. Doch auch hier iſt dem Gebrauch gehuldigt und arabiſche Wörter, die in Deutſchland ſchon dſch geſchrieben und eingeführt ſind, behalten wir unverändert bei. Schließlich bemerken wir noch, daß ou ſtatt einem langen u, y ſtatt einem langen i, ſtatt Ghaie gh, ſtatt Kaf meiſtens c, und ſtatt Kef immer k ſteht.

Die nöthigen Erklärungen werden überall die Ueberſetzung begleiten, ſo wie die Vorreden der franzöſiſchen Herausgeber die Geſchichte des ganzen Werks zweckmäßig und anziehend darſtellen; und eine Ausgabe der Urſchrift durch den Beſitzer derſelben, mit den ſo eben von des Königs Majeſtät der hieſigen Univerſität geſchenkten Arabiſchen Typen, wird demnächſt auch den Sprachgelehrten genugthun.

Dieſes zum Theil uralte, und deshalb ſo vielfach überarbeitete, fortgeſetzte und nachgeahmte große Werk iſt wohl würdig auf alle Weiſe vollſtändig bekannt zu werden und fortzuwirken. Breslau, im Januar 1824.

Die Herausgeber.

Vorrede

des

neueſten Franzöſiſchen Herausgebers.

Es gibt wenige Werke in der Schriſtwelt, welche älter und mehr verbreitet ſind, als die Tauſend und eine Nacht. Viele glaubten anfangs, daß dieſe Erzählungen der Einbildungskraft **Galland's** ihren Urſprung verdankten; aber man erfuhr bald, daß dieſelben eins der vorzüglichſten Denkmale der Aſiatiſchen 1) Literatur ausmachten, daß ſie in der Türkei, in Arabien, Perſien, Hindoſtan, und China 2), ja bis mitten in die unermeßlichen Wüſten Afrika's 3) verbrei-

---

1) They are (Arabian nights) universally read and admired throughout Asia by all rank of men both young and old. **James Capper** Observations on Passage to India through Egypt. Lond. 1 Vol. in 8.

2) S. eine Erzählung bei **Duhalde**, description historique de la Chine. T. 3.

3) Voyage de Lyon dans l'interieur de l'Afrique. T. 5. p. 44 (der franzöſiſchen Ueberſetzung.)

tet, und dort faſt eben ſo bekannt waren, als der Koran ſelber.

Der Menſch iſt begierig nach Täuſchungen, und er bedarf ihrer:

Er iſt von Eis für die Wahrheit,
Von Feuer für die Lüge,

ſagt der gute La Fontaine; die Wirklichkeit iſt für ihn oft ſo mühſelig, daß man ihm verzeihen muß, wenn er manchmal die zu ſtrengen Wahrheiten des Lebens unter lachenden Bildern verhüllt, indem er die Welt mit eingebildeten Weſen bevölkert, welche er für geneigt hält, ihm einſt zur Hülfe zu kommen; oder indem er unter der Erde und auf dem Grunde des Meeres dieſe reichen und wunderſamen Schätze glaubt, welche vielleicht ſein glückliches Geſchick für ihn aufbewahrt. Gewiß mehr als einmal, mochte das Mährchen von dem Fiſcher 1) und dem Geiſte die Hoffnungen eines armen Schiffmannes vom Eufrat oder vom Ganges wieder beleben; mehr als einmal mögen die Abenteuer Hindbads des Laſtträgers, 2) die Saccas von Konſtantinopel oder die Hammal von Baghdad und Iſpahan, von glücklicheren Tagen haben träumen laſſen.

1) ſ. Nacht 9 — 31.

2) ſ. Nacht. 32. ſ.

"Um den Werth der Tauſend und einen Nacht zu beurtheilen", ſagt ein gelehrter Engliſcher Reiſender, "müßte man zuvor Zeuge von den Wirkungen geweſen ſein, welche ſie auf diejenigen hervorbringt, die ſie am beſten verſtehen. Mehr als einmal habe ich die Araber der Wüſte um ein Feuer ſitzen, und dieſe Erzählungen mit ſolcher Aufmerkſamkeit und ſolchem Vergnügen anhören geſehen, daß ſie gänzlich der Müdigkeit und der Beſchwerden vergaßen, welche ſie einen Augenblick zuvor überwältigten." 1)

Mehrere andere Reiſende 2) beſtätigten dieſe Nachricht des Obriſten Capper; ſie haben uns die Trubadure des Orients geſchildert, wie ſie von Kaffeehaus zu Kaffeehaus wandern, und hier, mitten in einem zahlreichen Kreiſe von Zuhörern ſich ſetzend, ihren Vortrag anheben, deſſen Grund immer aus der Tauſend und einen Nacht genommen iſt, den

---

1) Before any person decides on the effect of these books, he should be eye-witness on the effect they produce on those who best understand them. I have more than once seen the Arabians on the desert, sitting round the fire, listening tho these stories with such attention and pleasure, as totally to forget the fatigue and hardship with which an instant before, they are totally overcome. James Capper, a. a. O.

2) Dalaway, Ruſſel, Jonathan Scott, Olivier u. A.

ſie aber nach ihrem Gefallen, verſchönen oder entſtellen. 3) Oft geſchieht es, daß in dem Augenblicke, wo die Erzählung die Aufmerkſamkeit am höchſten ſpannt, wo die Zuhörer, mit offenem Munde, ängſtlich die Entwickelung erwarten, daß der Erzähler, — ſei es, daß er nicht weiß, wie er reden ſoll, oder ſei es, daß er ihnen einen Streich ſpielen und ſie nöthigen will, morgen wiederzukommen, um ihn zu hören, — mit einem leichten Sprunge aus dem Saale hüpft, und der gefoppten und erſtaunten Menge überläßt, die angefangene Erzählung auf ihre Weiſe zu Ende zu bringen.

Aber nicht allein bei halbgebildeten Völkern und bei Leuten aus dem Volke hat die Tauſend und eine Nacht ſo viel Glück gemacht: auch in der Hauptſtadt der gelehrten Welt, haben mehrere unſerer ausgezeichneteſten Schriftſteller ihr eine gerechte Huldigung dargebracht, indem ſie aus dieſer reichen Fundgrube den Inhalt ihrer reizenden Dichtungen ſchöpften. Kritiker, die ſich eben ſo ſehr durch das

---

3) . . . By combining the incidents of the differents tales and varying the catastrophe of such, as he has related before, give them an air of novelty even to persons, who at first imagine they are listening to tales, with which they are acquainted. Russel, History of Aleppo.

Verdienſt ihrer Werke, als durch den Takt und die Beſonnenheit ihrer wiſſenſchaftlichen Urtheile, empfehlen, haben ſich nicht geſcheuet, ihm die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche zu ſpenden. Wir können uns auch auf das Urtheil Florians berufen, deſſen Name für Werke dieſer Art zum Gewährsmann dienen muß. Niemand wird ſich ſcheuen, mit ihm zu ſagen, daß, wenn es auch möglich iſt, mehr Vernunft von Scheheraſaden zu fordern, ſie jedoch zu ſchön und zu geiſtreich iſt, um der Vernunft zu bedürfen. Es ſei uns erlaubt, hier noch das Urtheil La Harpe's herzuſetzen, welchen man nicht einer zu großen Nachſicht bezichtigen wird.

"Ich hätte gleich zu Anfange", ſagt dieſer Schriftſtel- in ſeiner Abhandlung von dem Roman, "einer Art von Werken erwähnen ſollen, welche denjenigen vorangingen, von denen ich eben gehandelt habe, die aber unſern Romanen nur darin gleichen, daß ſie auch der Einbildungskraft angehören. Es iſt wahr, daß die Feerei und das Wunderbare darin mißbraucht ſind; aber die Anmuth läßt alles verzeihen. Ich leſe alle Jahre die morgenländiſchen Mährchen wieder, und allemal mit demſelben Vergnügen. Das Morgenland, muß man geſtehen, iſt die Wiege der Fabel und die Quelle der Mährchen, welche die Welt erfüllt haben.

Dieſe Völker, verweichlicht durch den Himmelsſtrich, und eingeſchüchtert durch die Regierung, haben ſich nicht zu den Spekulazionen der Philoſophie erhoben, und nur die Blüten der Wiſſenſchaften abgeſtreift. Aber ſie haben die Sittenlehre in Gleichniſſe gekleidet, und anmuthige Fabeln erfunden, welche die andern Völker mit Begier angenommen haben. Welche wunderbare Fruchtbarkeit in dieſer Art! welche Mannigfaltigkeit! Wie anziehend der Inhalt!

Nicht, daß in der Mythologie der Araber eben ſo viel Geiſt und Geſchmack wäre, als wie in der Griechiſchen. Die Fabeln der letzten ſcheinen für Männer erfunden, die der erſten dagegen für Kinder: aber ſind wir nicht alle noch ein wenig Kinder, wenn von Mährchen die Rede iſt? Gibt es eine angenehmere Geſchichte als die des Abulkaſem, eine rührendere als die des Ganem? Uebrigens iſt die Unterhaltung, welche dieſe Bücher gewähren nicht ihr einziges Verdienſt: ſie dienen zugleich, eine ſehr getreue Vorſtellung von dem Charakter und den Sitten dieſer Araber zu geben, welche ſo lange im Orient geherrſcht haben. Man erkennt darin dieſe Großmuth, welche immerdar eine ihrer Lieblingstugenden geweſen iſt, und für welche die Seele und der Schwung ihrer Dichter und Romanſchreiber ſtäts begeiſtert zu ſein ſcheint. Die ſchönſten Züge dieſer Art kommen uns von ihnen: man kann es nicht läugnen. Und was dieſes Volk merkwürdig auszeichnet: es iſt das einzige, bei welchem der Despotismus weder das Herz verderbt noch den Geiſt erſtickt hat. Es gab nie einen unumſchränkteren und furchtbareren Despoten, als der berühmte Harun oder Arun, deſſen Namen alle Augenblicke in ihren Erzählungen vorkommt, und deſſen Regierung die glänzendſte Zeit des Chalyfats und der Macht der Araber iſt.

Man iſt ſtäts in Verwunderung über dieſe ſonderbaren Sitten und Meinungen, welche bei einem geiſtreichen und großherzigen Volke, auf der einen Seite die Gewohnheit der Sklaverei, und auf der andern der Mißbrauch der Gewalt einflößen, dieſer Sinn, in einem ſonſt aufgeklärten Fürſten, das Leben des Menſchen für nichts zu achten; und in eben dieſen Menſchen, die Leichtigkeit, ſich zu überreden, daß ſie keinen größeren Werth haben, als man ihnen beilegt, und die politiſche Knechtſchaft zu einer frommen Hingebung zu machen: das iſt es, was man überall in ihren Büchern wiederfindet; und vielleicht hängt dieſe Selbſtverachtung zum Theil mit jenem Lehrſatze von der Vorbeſtimmung zuſammen, welcher zu jeder Zeit in den Köpfen der Orientalen eingewurzelt geweſen zu ſein ſcheint. Er kehrt in allen ihren Dichtungen wieder, deren Grundlage faſt immer ein ſchleuniger Uebergang aus dem Abgrunde des Unglücks zum Gipfel des Glücks, und aus dem Rauſche der Freude zum Uebermaaße der Trauer iſt. Es ſcheint, daß ſie keinen andern Zweck gehabt haben, als uns zu lehren, in welchem Maaße wir dieſer ewigen Beſtimmung unterworfen ſind, welche auf der Tafel des Lichtes geſchrieben ſteht.

Die Tauſend und eine Nacht iſt eine Art dramatiſcher Gemälde des arabiſchen Volkes. Die Liſt ihrer Frauen, die Heuchelei ihrer Geiſtlichen, die Beſtechlichkeit ihrer Richter, die Spitzbüberei ihrer Sclaven, — alles iſt hier treulich geſchildert, und viel beſſer, als es der genauſte Reiſende vermöchte. Man findet darin auch viele uralte Ueberlieferungen, welche mehrere Völker auf ihre Weiſe wiederholt haben: die Geſchichte der Phädra und die der Circe ſind ſehr leicht darin zu erkennen, mehrere Stellen gleichen auch geſchichtlichen Zügen in den Büchern der Juden. Dieſe Geſchichte Joſephs, die rührendſte vielleicht, welche das Alterthum uns überliefert hat, dieſes Urbild des Neides, welcher Brüder gegen einen Bruder beſeelt, findet ſich auch zum Theil in den arabiſchen Mährchen wieder.

Die Art, wie dieſe Erzählungen herbeigeführt ſind, iſt freilich nicht eben zu empfehlen. Bekannt iſt, daß das Abenteuer Gioconde's 1) zum Hintergrunde der Tauſend und eine Nacht dient, und daß der Sultan Schachriar, erzürnt über die Treuloſigkeit ſeiner Sultaninn, ſich zum Geſetze macht, am Morgen ſeine neue Gemahlin der vorigen Nacht erdroſſeln zu laſſen. Das Mittel iſt gewaltſam; aber zuletzt gelingt es der Tochter ſeines Weſyrs, dieſen mörderiſchen Hochzeiten ein Ende zu machen, und ihr eigenes Leben zu retten, indem ſie den Sultan durch Erzählungen ergötzt. Man darf glauben, daß Schachriar mehr die Mährchen als die Frauen liebte, und daß er beinahe eben ſo vernünftig in ſeiner Gnade, als in ſeiner Grauſamkeit war. Man muß gleichwohl geſtehen, daß alle Geſchichten des erſten Bandes, nach den erſten zwanzig Zeilen, die Neugier dermaßen reizen, daß es in der That ſchwer iſt, ſich der Luſt zu enthalten, auch das Uebrige zu wiſſen, zumal wenn man ſagen kann, wie der Sultan von ſeiner Frau ſagte, indem er aufſtand: Ich kann ſie ja immer noch tödten laſſen. 2)

---

1) Nach dem Arioſt, jetzt von den Franzoſen auf die Bühne gebracht.

2) In der erſten Nacht.

Je größer nun das Intereſſe für die Tauſend und eine Nacht iſt, ja mehr wünſcht man auch den Urheber dieſer Erzählungen und die Zeit ihrer Abfaſſung zu kennen.

Eine anſehnliche Zahl von Gelehrten 1) hat ſchon dieſe Frage zu ergründen geſucht, welche jedoch niemals völlig genügend kann aufgelößt werden. Einige haben behauptet, dieſes Werk ſei von einem Araber aus Syrien verfaßt, zum Unterrichte für Europäer, welche ſeine Sprache lernen wollen 2); Andere haben, mit mehr Wahrſcheinlichkeit, angenommen, daß die Erzählungen der Tauſend und eine Nacht zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Verfaſſern erfunden ſind. Noch Andere endlich haben gemeint, daß ſie aus dem Indiſchen oder Altperſiſchen überſetzt und durch die Araber vermehrt ſind.

---

1) Der Mollah Firus (Herausgeber des zu Kalkutta gedruckten Arabiſchen Textes der Tauſend und eine Nacht) Cauſſin de Perceval, von Hammer, Hole, Langlès, Murr, Jonathan Scott, Ruſſel, Sylveſtre de Sacy, u. A.

2) Der Mollah Firus, in der Perſiſchen Anmerkung, welche an der Spitze ſeiner Ausgabe ſteht.

Wir vernehmen mit Leidweſen, daß dieſer gelehrte Verfaſſer mehrerer geſchätzter Werke, ſein Unternehmen aufgegeben, und ſich nach Luknow, in der Landſchaft Aud, zurückgezogen hat. Die Freunde der morgenländiſchen Litteratur werden lebhaft bedauern, daß ſeine ſo intereſſanten Arbeiten unterbrochen ſind.

Dieſe letzte Meinung ſcheint mir die glaublichſte, und hier ſind die Gründe, welche mich bewegen, ſie anzunehmen.

Die Mythologie der Geiſter, welche die Grundlage der Mährchen der Tauſend und eine Nacht ausmacht, iſt gänzlich dem Syſtem der Brachmaniſchen Theologie entnommen. Nach dieſem Syſtem, welches die Muſelmänner mit dieſen Erzählungen übernamen, ſind die Daiwadi's (offenbar die Diw's der Perſer) Weſen einer geringeren Art, als die Götter, und allen menſchlichen Gebrechen unterworfen, ohne gleichwohl einen für unſere Sinne faßlichen Leib zu haben. Die Bewachung der Städte, der Felder und der Dörfer liegt ihnen ob. Tempel ſind ihnen errichtet; man feiert ſogar noch heute, ihnen zu Ehren, Feſte mit Opfern, zu welchen man Hähne oder Ziegen darbringt. Die Geiſter weiblichen Geſchlechts führen den Namen Pyrari (worin man die Perſiſchen Peri's erkennt), und ſind eine Art guter Feen, deren Hülfe man anruft, gegen die Daiweri's, oder böſen Geiſter, und gegen die Aſuri's, die boshaften Rieſen 1).

Es iſt alſo augenſcheinlich, daß die alte Religion Hindoſtans der Schöpfung unſerer morgenländiſchen Mährchen

---

1) Vergl. die Anmerkung (10) zur Einleitung.

zur Grundlage gedient hat; es würde uns nicht ſchwer ſein, zu beweiſen, daß dieſer alten Heimat auch verſchiedene Gebräuche angehören, auf welche die Verwickelung mancher Erzählungen gegründet iſt, und welche folglich der Arabiſche Ueberſetzer nicht hat vertilgen und die Sitten ſeines Landes den Hindoſtaniſchen unterſchieben können. In den Beſchreibungen zwiſchen Gegenden, deren Schilderung, aus gleichen Gründen nicht verändert werden konnte, erkennt man die Erzeugniſſe, die Oertlichkeit, und das Thierreich des Feſtlandes von Hindoſtan, oder der Inſel Zeylan, oder der Inſeln des Indiſchen Inſelmeeres.

Fügen wir zu dieſen Erwägungen nun noch das Zeugniß eines der glaubwürdigſten und beſonnenſten Arabiſchen Schriftſteller, der zu Anfange des vierten Jahrhunderts der Hedſchra (im 10. Jahrh. nach Chriſti Geburt) lebte, und welcher von Langlès angeführt wird 1), ſo werden unſere Vermuthungen noch einen viel größeren Anſchein von Wahrheit gewinnen.

"Was die Bücher anlangt, die man uns überbracht hat," ſagt Almaßudi 2), und die man uns aus dem Per-

---

1) In der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Reiſen Sindbads des Meerfahrers (hier Nacht 74. ff.), Arabiſch und Franzöſiſch, Paris 1814. 12, S. VIII.

2) Maſudi Abu'l Haſſan Ali (ſt. zu Kahiro im J. 346 der Hedſchra) ſchrieb im J. 336 der Hedſchra ſein geſchichtliches und

ſiſchen, dem Indiſchen, dem Griechiſchen überſetzt hat, und die Art ihrer Abfaſſung, ſo haben wir derer ſchon Erwähnung gethan, zum Beiſpiel des Werkes, welches überſchrieben iſt (im Perſiſchen): Hésâr âfsânéh, die tauſend Mährchen, wovon die nach dem Perſiſchen gemachte Arabiſche Umſchreibung den Titel führt: Alef chiAfét 1); und man bezeichnet dieß Buch gemeinlich mit dem Namen: Aléf leïlét, ué leïlét (Tauſend und eine Nacht)."

Dieſe Stelle eines durch ſeine Genauigkeit bekannten Schriftſtellers erlaubt nicht mehr, zu zweifeln, daß dieſes Werk aus dem Indiſchen, oder aus dem Pehlvi, ins Arabi-

---

geographiſches Werk, betitelt: Goldwieſe und Edelſteingrube. — Aus dem Prolog zum Schach-nameh (Königsbuch) des Ferduſi, oder Haſſan ben Scharfſchah (ſt. 411 der Hedſchra, 1020 nach Chr.) erhellt, daß ein Dichter Naſti, Verfaſſer des Buchs Hésar efſaneh iſt, der mit Ferduſi unter dem Sultan Mahmud Ibn Sebektegbin, gegen Ende des vierten Jahrhunderts der Hedſchra (des 10ten nach Chr.) lebte, während Maſudi ſchon um die Mitte deſſelben Jahrhunderts ſtarb. Woraus ſich ergiebt, daß die obige Stelle bei Maßudi unecht oder untergeſchoben iſt, oder Naſti jenes früher in Proſa verfaßte Werk nur in Verſen gedichtet hat. Vergl. Notice sur le Schah-nahmeh de Ferdusi. (Vienne 1810.) p. 52. und Wiener Lit. Zeit. 1815. Nro. 6. (v. Hammer).

1) Chirâfet iſt gleichbedeutend mit dem Perſiſchen Afsâneh.

ſche überſetzt iſt; und mehrere Gründe, unter andern der Perſiſche Urſprung einer großen Anzahl von Namen 1), beſtimmen mich, anzunehmen, daß die Arabiſche Uebertragung zunächſt aus dieſer letzten Sprache gemacht iſt, in welche die Grundlage dieſer Geſchichten übertragen war, ſei es durch die Gebern, welche zur Zeit der Religions-Unruhen, welche Perſien verwüſteten, ſich gezwungen ſahen, eine Zuflucht auf der Halbinſel Guſarate zu ſuchen.

Es iſt eine unter den Erzählungen der Tauſend und eine, welche ich in ihren verſchiedenen Schickſalen zu verfolgen ſuchte, und deren Geſchichte, die ich hier andeuten will, uns zum Leitfaden dienen kann, um bis zum äußerſten Punkt in dieſem faſt unentwirrbaren Labyrinth zu gelangen.

Dies iſt die Erzählung von den vierzig Weſyren, welche ich in dem erſten Bande bekannt mache. Galland hatte ſich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde 2), begnügt, nur durch einige Worte im Munde des Griechiſchen Königs 3), den Inhalt derſelben anzudeuten, und die kleine Erzäh-

---

1) Vergl. die Anmerkungen: 1. 2. 3. 11. 12.

2) Vermuthlich ſteht ſie nur ſo in Galland's Handſchrift, die noch in der Pariſer Bibliothek iſt. Vergl. Cauſſins Vorrede zu ſeiner Ergänzung der 1001 Nacht. In der Tuneſiſchen Handſchrift ſteht auch nicht mehr davon.

3) In der 13ten und 14ten Nacht.

lung von dem Ehemanne und dem Papagei daraus mitzutheilen. Da dieſe Geſchichte ſich in einer aus Indien gebrachten Arabiſchen Handſchrift der Tauſend und eine Nacht, von welcher Jonathan Scott einen Auszug gegeben hat 1) ſo wie in drei in Aegypten entdeckten Handſchriften, wiederfand, ſo meinte ich, ſie in den Text ſelber einrücken zu dürfen, wo ihre Stelle durch Galland bezeichnet war; und ich habe mich nicht durch die Unwahrſcheinlichkeit abhalten laſſen, welche aus der Länge dieſer Erzählung in dem Munde eines Königs entſteht, der zu ſeinem Weſyr ſpricht: man muß nicht aus dem Geſichte verlieren, daß Scheheraſade'n in ihren Erzählungen an den Sultan vor allem daran liegen mußte, eine große Reihe derſelben an einander zu knüpfen, um die Entwickelung noch länger zu verſchieben, und ſo ſeine Neugier noch lebhafter anzuregen.

Aber was mich vor allem beſtimmt hat, ſie hier einzuſchalten, iſt die Aufmerkſamkeit, welche ein Werk verdient, das den Stoff zu mehreren Fabeln unſers unnachahmlichen La Fontaine geliefert hat, wie ich ſogleich darthun will.

Die Erzählung von den vierzig Weſyren, oder um mich genauer auszudrücken, das Buch Sind-bads, verdankt

---

1) In Ouseley's oriental Collections.

man, nach Almaßudy, der Feder eines Gelehrten in Indien zur Zeit der Kuru's 1), eines Herrſcherſtammes, deſſen Wurzeln ſich in die Nacht der Zeiten verlieren. In das Pehlvi 2) überſetzt, gelangte ſie zu den Parthern, und wurde den Römern 3) bekannt. Man machte davon eine

1) Der folgende König war Kurus ... und in ſeinem Reiche und zu ſeiner Zeit lebte Sind-bad, und dieſer iſt es, von dem wir das Buch von den ſieben Weſyren, dem Lehrmeiſter, dem Jüngling und der Gemahlinn des Königs haben. Almaßudy, Handſchrift 598, Bl. 25.

Ein anderer arabiſcher Schriftſteller, Iſmaël Schahinſchah, den Aſſemanni anführt, verſichert, daß Sindbad, das Haupt der Weiſen von Hindoſtan, ein Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte, unter der Regierung des Chus. (Es iſt unſer altes Gedicht und proſaiſches Volksbuch von den ſieben weiſen Meiſtern, über welches Görres zu vergleichen iſt.)

2) Das Pehlvi iſt die Sprache der Perſer, vor dem Einfalle der Muſelmänner in ihr Land.

3) Man hat in Italien ein erhobenes Bildwerk aus der Geſchichte der Matrone von Epheſus entdeckt, welche ſich in einer großen Anzahl von Ueberſetzungen des Buches Sindbads wiederfindet, und die Petronius erzählt. Dacier, in einer der Akademie der Inſchriften- und ſchönen Wiſſenſchaften im Jahre 1773 vorgetragenen Abhandlung, nimmt an, daß dieſe Geſchichte zu den Mileſiſchen Mährchen gehörte, welche aus dem Griechiſchen des Ariſtides überſetzt wurden, wovon ſich nach der Schlacht, welche Craſſus gegen die Parther verlor, ein Exemplar unter den Geräthſchaften eines Römiſchen Offiziers fand. Da eben dieſe Erzählung auch in China bekannt

anſehnlich vermehrte Arabiſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Geſchichte der vierzig Morgen und vierzig Abende; eine Hebräiſche, unter dem Titel: Gleichniſſe Sindbars. Endlich wurde ſie zur Zeit Murads 2. aus dem Arabiſchen ins Türkiſche überſetzt, unter dem Titel: Geſchichte der vierzig Weſyre und der Königinn 1); und aus dem Syriſchen ins Griechiſche, unter dem Titel: Mythologikon Syntipa ton Philosophou. Die Hebräiſche Ueberſetzung iſt zu Konſtantinopel gedruckt, die Griechiſche zu Venedig, und ein Theil der Türkiſchen zu Paris 2).

---

iſt, ſo iſt natürlicher anzunehmen, daß ſie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Parthern gekommen, welche ſie weiter den Römern mitgetheilt haben. Es iſt übrigens unbeſtreitbar, daß der größte Theil der Apologen aus Indien ſtammen, und Sylveſtre de Sacy, in ſeiner Abhandlung über eine Hebräiſche Ueberſetzung der Parabeln Sindbads, nimmt an, daß dieſe Erzählungen das Werk des berühmten Bidpaï ſind.

1) Der Türkiſche Text, den wir überſetzt haben, (Nacht 14—19) iſt viel vollſtändiger, als alle übrigen.

2) Auf der Wanderung durch dieſe verſchiedenen Sprachen, wird der Held dieſer Geſchichte, von den Perſern Kuku genannt, Cyrus von den Griechen, Sindbad von den Arabern, Häſikin von den Türken, Karl der Große oder Dolopa-

Aber ſchon vor dieſer Zeit, zu Anfange des zwölſten Jahrhunderts (1104) hatte ein getaufter Jude (Petrus Alfonſus) aus Spanien, dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve Auszüge davon überſetzt, welche, mannigfaltig umgebildet, den Altfranzöſiſchen Verfaſſern der Fabliaux, dann dem Boccaccio, und endlich dem La Fontaine, den Stoff zu verſchiedenen Erzählungen und einigen Fabeln geliefert haben. Demnach wird man ſich nicht verwundern, den Müller mit ſeinem Sohn und Eſel 5) und Belphegor, in einer aus Indien ſtammenden Erzählung wiederzufinden. Ich hätte daraus auch die Matrone von Epheſus, den bezauberten Birnbaum, und die Frauen und das Geheimniß überſetzen können: aber dieſe Dichtungen ſind ſchon zu bekannt, und einige ſind auch zu ausſchweifend in meinem Text, als daß ich es mir hätte erlauben dürfen. Es iſt übrigens bekannt, daß La Fontaine den Inhalt dieſer Fabeln nicht erfunden hat, und der gute Mann war zu naïv, um es nicht ſelber zu geſtehen.

---

thos von den Trouvères; und der Verfaſſer des Werks heiße bei den Griechen Muſa, Sindbad bei den Perſern, und Sindbar bei den Hebräern. Es iſt überflüſſig zu bemerken, daß der urſprüngliche Text durch alle dieſe verſchiedenen Ueberſetzungen bedeutend verändert iſt.

Mon imitation n'est point un esclavage;
Je ne prends que l'idée et le tour et les lois,
Que nos maitres suivoient eux-mémes autrefois.
Si d'ailleurs quelque endroit chez eux plein d'excellence,
Peut entrer dans mes vers sans nulle violence,
Je l'y transporte et veux qu'il n'ait rien d'affecté,
Tâchant de rendre mien cet air d'antiquité.

La Fontaine, épitre à Huet.

Nicht eine Sklaverei iſt meine Nachahmung;
Nur die Gedanken ſind's, die Regeln und die Wendung,
Wie unſre Meiſter einſt ſie zeigten in Vollendung,
Und wenn bei ihnen mich ein Meiſterzug erfreut,
Nehm ich gar gern ihn auf und wünſche zu erreichen,
Daß ihrer alten Art die meine möge gleichen.

La Fontaine, Epiſtel an Hüet.

Aus dem Umriſſe des Ganges dieſer einzigen Erzählung kann man auf die Menge der Verwandlungen ſchließen, durch welche die übrigen gegangen ſein müſſen; aber wenn man dieſe Thatſachen mit den oben entwickelten Vermuthungen verbindet, darf man mit Recht annehmen, daß das urſprüngliche Vorbild der Tauſend und eine Nacht aus Hindoſtan herſtammt, jener am frühſten gebildeten Gegend Aſiens; daß ſie von dort, über Perſien, zu den Arabern gekommen, welche unter der Herrſchaft der Chalyfen aus dem Stamme der Abaſſiden, jener großmüthigen Beſchützer der Wiſſenſchaften, ſie überſetzten und umbildeten, indem ſie ſie den Perſonen und Sitten einer von der Zeit, in welcher ſie ſchrieben, nicht ſehr entfernten Zeit anpaßten.

Denſelben Gang haben auch die Fabeln des Bidpai genommen, und nicht ohne die lebhafteſte Theilnahme kann man ſehen, wie dieſe erſten Denkmale der älteſten Literatur von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert werden, durch die verſchiedenen Zeitalter der Barbarei gehen, und von neuem überall faſt unter denſelben Formen erſcheinen, um die Kindheit der Völker zu ergötzen, ſie ſpielend zu unterrichten, und ſie auf ernſtere Studien vorzubereiten.

Auf ſolchem Wege, ohne Zweifel, ſind dieſe Erzählungen bis zu uns gekommen. Galland, der ſie überſetzte, gab anfangs nur einen Theil derſelben heraus: aber ermuthigt durch den Beifall, den ſie fanden, ließ er mehrere andere folgen; und bald waren ſie nun über faſt alle Länder Europa's verbreitet. Dieſer Orientaliſt hat ſich nicht darauf beſchränkt, eine getreue Ueberſetzung zu liefern, was beinahe unmöglich geweſen wäre, theils wegen der großen

Menge Arabiſcher Gedichte, die kein anderes Verdienſt haben, als ihren poetiſchen Tonfall, und die im Franzöſiſchen widerlich erſchienen wären; theils weil der Geiſt jener Sprache zu verſchieden von dieſer iſt, um ein genau überſetztes Werk derſelben den Leſern genießbar zu machen 1). Ich habe daher auch in ſeiner Ueberſetzung nur mehrere veraltete Wörter und einige dunkle Redensarten verbeſſert, ſonſt aber die größte Vorſicht angewandt bei dem, was ich mir erlaubt habe hinzuzufügen oder abzuſchneiden 2).

Galland hatte keine vollſtändige Handſchriften der Tauſend und eine Nacht. Auch lieferten Chawis und Cazotte zu ſeinem Werke eine Fortſetzung, welche ſich zum größten Theile in dem Bahari Daniſch von Inaiet Ullah wiederfindet.

1) Daß die deutſchen Ueberſetzer, im anderen Verhältniſſe, auch anders hierüber urtheilen, zeigt das Vorwort, und die Ueberzung dieſer Gedichte.

2) Zu dem letzten gehören beſonders die Anfänge und Schlüſſe der Nächte ſeit der 32ſten. Wir haben dieſe im Deutſchen hergeſtellt, ſo wie manche andere kleine Auslaſſungen, die manchmal nur Schuld des Setzers zu ſein ſcheinen, z. B. der Spruch S. 21. Ueberhaupt haben wir Cauſſin's genaue Ausgabe des Galland wiedergegeben.

Dieſe Fortſetzung, welche Cazotte nach Chawis Ueberſetzung erweiterte, iſt zugleich untreu, und überladen mit falſchen und lächerlichen Ausſchmückungen.

Ein gelehrter Profeſſor am Collége de France überſetzte dieſe Erzählungen von neuem aus den Handſchriften, von welchen jene Fortſetzer Gebrauch gemacht hatten; er fügte eine Folge von Erzählungen bei, aus einer ihm gehörigen Handſchrift, welche wirklich zu dieſer berühmten Sammlung gehören 1).

Aber, ſeitdem dieſer ausgezeichnete Orientaliſt ſeine Ausgabe bekannt gemacht hat, ſind uns neue Beiträge zur Vervollſtändigung unſers Vorraths von der Tauſend und eine Nacht zugekommen. Ein in das Studium der Aſiatiſchen Sprachen tief eingeweihter Engländer (Jonathan Scott) hat aus Handſchriften, welche er ſich aus Indien verſchafft, und andern aus Syrien mitgebrachten Handſchriften, zu London eine prächtige Ausgabe dieſes Werks geliefert, welcher er einen ganzen Band neuer Erzählungen beigefügt hat 2).

1) Dieſer iſt Cauſſin de Perceval, deſſen Vorrede zu ſeiner Fortſetzung (Bd. 8. 9. ſeiner Ausgabe des Galland) beſonders nähere Auskunft über dieſes Verhältniß Cazotte's und Chawis, und auch Galland's, zu ihren Urſchriften gibt.

2) Arabian Nights entertainments carefully revised and occasionally corrected from the Arabic. To which is

Vorher hatte dieſer Schriftſteller ſchon aus einer ſeiner Handſchriften der Tauſend und eine Nacht, den Auszug einer Erzählung bekannt gemacht, welche wir, nach der Türkiſchen Bearbeitung faſt ganz hergeſtellt haben 1).

Hierauf haben noch die beiden Bände des zu Kalkutta erſchienenen Arabiſchen Textes 2), und die trefflichen Anmerkungen von Langlès, bei ſeiner Ausgabe des Arabiſchen Textes 3), welche in der Indiſchen Ausgabe wiederholt ſind, neue ſchätzbare Urkunden geliefert.

---

added a selection of new Tales now first translated from the Arabic; also an introduction and notes by Jonathan Scott. London 1811. Vol. VI. 8.

1) Vermuthlich, eben die Erzählung der vierzig Weſyre, aus welcher Scott die Geſchichte Mahmuds (in der 19ten Nacht) aus einer faſt vollſtändigen Handſchrift des Prof. White zu Oxford mittheilte, in Ouseley's oriental collections (Lond. 1798).

2) Die oben in der Anmerk. zu S. XVII. gedachte Ausgabe des Mollah Firus.

3) Vermuthlich, ſeine Ausgabe des Arabiſchen Textes von den eigentlich nicht zur 1001 Nacht gehörigen Reiſen Sindbad's des Meerfahrers (Nacht 74. ff.), zuerſt bei Savary's Arabiſcher Sprachlehre (Paris 1813. 4.), dann beſonders gedruckt, mit Franz. Ueberſ. u. Anmerk. Paris 1814. 12.

Bei der Ueberſetzung der neuen Erzählungen 1) habe ich es mir zur Pflicht gemacht, der Urſchrift nichts hinzuzufügen; nur habe ich, nach dem Beiſpiele meiner Vorgänger, manches wegſchneiden zu dürfen geglaubt, was zu unbedeutend erſchien; zugleich habe ich, die oft ſeltſam entſtellten morgenländiſchen Namen, der Ausſprache und Rechtſchreibung gemäß hergeſtellt 2). Endlich, habe ich in kurzen Anmerkungen 3) manche bedeutſame Züge aus den Sitten der Moslemin zu erläutern nöthig erachtet, und meiner Arbeit einige neue Erzählungen beigefügt, welche mein gelehrter und verehrter Lehrer Langlès mir gütigſt mitgetheilt, und Gebrauch davon zu machen erlaubt hat.

Ich bin faſt verſucht, diejenigen meiner Leſer, die keine Orientaliſten ſind, um Entſchuldigung zu bitten, wegen der umſtändlichen Erörterung, welche ich hier gegeben habe.

1) Woher dieſe genommen, iſt meiſt bei den einzelnen Erzählungen angegeben.

2) Daſſelbe haben die deutſchen Ueberſetzer, auf deutſche Weiſe gethan, daher die bisher gewöhnliche Franzöſiſche Schreibung mit der Deutſchen vertauſcht.

3) Die deutſchen Ueberſetzer haben dieſe wiederholt, gelegentlich berichtigt und vermehrt.

Die Erklärer anmuthiger und leichter Werke gleichen, ſagt Rivarol, den Zöllnern, welche ihr Blei der Italieniſchen Gaſe anlegen. Es ſollte mir leid thun, einen ähnlichen Vorwurf zu verdienen; aber es ſchien mir anziehend, durch die Nacht der Zeiten bis zu dem Urſprung unſerer Erzählungen aufzuſteigen. Es iſt merkwürdig, daß überall die erſten Denkmale der aufkeimenden Literatur Werke derſelben Art ſind, denen nur die Eigenthümlichkeit des Volkes und des Himmelsſtrichs, unter welchem ſie verfaßt worden, aufgedrückt iſt. So haben im Norden alle Schöpfungen der Einbildungskraft etwas Finſteres und Wildes: die Barden kennen keine andere Geiſter, als die Seelen der Krieger, die auf den Wolken ſchweben und im Nebel durch die Nacht gleiten, um den einen ihren nahen Tod zu verkündigen, und die andern zum Kampf und Sieg zu ermuthigen. Griechenland gründete ſeine bewundernswürdige Mythologie auf die Trümmer der Mythologie mehrerer Völker des Morgenlands. Aber im Morgenlande ſelber zeigt ſich die Kindheit des Menſchengeſchlechts in all ihrer Anmuth und Urſprünglichkeit. Man würde hier vergebens dieſe ſchwermüthigen Farben des Nordens ſuchen, oder dieſe ernſten und tiefen Anklänge, welche bei den Griechen oft aus den reizenden Gemälden hervorſpringen. Da ſieht man, daß die Einbildungskraft ſich nur in Thätigkeit geſetzt hat, um ſich ſelber Vergnügen zu verſchaffen; und es iſt nur zufällig, wenn ſie manchmal auch Lehren giebt. Dieſe Peri's, dieſe Geiſter, welche ſie hervorgebracht hat, ſtreuen überall Perlen, Gold und Diamanten aus; ſie errichten in einem Augenblicke prächtige Paläſte; ſie liefern ihren Günſtlingen bezaubernde Huri's; ſie überhäufen ſie, mit Einem Worte, mit allen Freuden, ohne daß ſie ſich einige Mühe darum geben dürfen. Der Morgenländer verlangt ein leichtes und vollſtändiges Glück, er will es ohne Umwölkung, wie die Sonne, welche ihm leuchtet.

Unterdeſſen dringen dieſe erſten Anfänge, mannigfaltig ausgeſchmückt durch den Geiſt der ſie Auffaſſenden, durch die Jahrhunderte, ohne in ihnen unterzugehen. Homer, Oſſian und die Tauſend und eine Nacht 1), obwohl ſehr verſchieden ihrem Gehalte nach, bezaubern auf gleiche Weiſe unſere gebildeten Völker, und die Darſtellungen aus der Kindheit der Geſellſchaft ſind noch die Luſt ihres reifen Alters.

---

1) Hole nennt die Reiſen Sindbads (Nacht 74. ff.) die Odyſſee des Morgenlands. Hole, on Arabian nights.

So ſagt unſer trefflicher Lafontaine:

Die Welt iſt alt: ich glaub's: nichts deſto minder
Will Unterhaltung ſie noch immer, wie die Kinder.

E. G.

Galland's Vorrede.

Es iſt unnöthig, den Leſer auf den Werth und die Schönheiten der in dieſem Werke enthaltenen Erzählungen aufmerkſam zu machen. Sie tragen ihre Empfehlung in ſich: man darf ſie nur leſen, um einzugeſtehen, daß in dieſer Art bis jetzt noch nichts ſo Schönes, in keiner Sprache, erſchienen iſt.

In der That, was iſt ſinnreicher, als dieſe Vereinigung einer ſo überſchwänglichen Menge von Erzählungen, deren Mannigfaltigkeit ſo erſtaunlich und deren Verknüpfung ſo bewundernswürdig iſt, daß ſie eigens dafür gemacht zu ſein ſcheinen, um die große Sammlung zu bilden, aus welcher dieſe hier gezogen ſind? Ich ſage, große Sammlung; denn die Arabiſche Urſchrift, welche den Titel: Tauſend und Eine Nacht, führt, hat ſechs und dreißig Theile; und es iſt nur die Ueberſetzung des erſten, welche hier *) bekannt gemacht wird. Der Name des Verfaſſers eines ſo großen Werkes iſt unbekannt; aber wahrſcheinlich iſt es nicht ganz von Einer Hand; denn wie iſt es denkbar, daß die Einbildungskraft eines einzigen Menſchen ſo fruchtbar geweſen, um für ſo viele Dichtungen auszureichen?

Wenn die Erzählungen dieſer Art durch das darin gewöhnlich herrſchende Wunderbare angenehm und unterhaltend ſind, ſo müſſen dieſe hier über alle andere bisher erſchienenen hierin den Preis davon tragen, weil ſie voll ſind von Begebenheiten, welche den Geiſt anlocken und überraſchen, und zeigen, wie ſehr die Araber alle andere Völker in dieſer Dichtungsart übertreffen. Sie ſind überdies anziehend durch die Sitten und Gewohnheiten der Morgenländer, durch die Gebräuche ihrer Religion, ſowohl der heidniſchen, als der Mohamedaniſchen; denn dieſe Dinge ſind darin beſſer dargeſtellt, als bei den Schriftſtellern, die darüber geſchrieben haben, und in den Berichten der Reiſenden. Alle Morgenländer, Perſer, Tataren, Indier laſſen ſich darin unterſcheiden, und erſcheinen ſo, wie ſie ſind, von den Für-

---

*) In dem erſten Bande, dem ſpäter die übrigen folgten.

ſten bis zu den Perſonen des niedrigſten Standes. Alſo, ohne die Mühe, dieſe Völker in ihren Ländern aufzuſuchen, hat der Leſer hier das Vergnügen, ſie handeln zu ſehen und ſprechen zu hören. Man hat Sorge dafür getragen, ihre Eigenthümlichkeiten zu erhalten, und nichts von ihren Ausdrücken und ihren Gedanken zu verwiſchen; und nur dann iſt von der Urſchrift abgewichen, wenn die Wohlanſtändigkeit es nicht erlaubte, ihr zu folgen.

Der Ueberſetzer ſchmeichelt ſich, daß diejenigen, die Arabiſch verſtehen, und ſich die Mühe geben wollen, die Urſchrift mit der Ueberſetzung zu vergleichen, eingeſtehen werden, daß er die Araber den Franzoſen mit aller der Umſicht vorgeführt hat, welche die Feinheit unſerer Sprache und unſerer Zeit erforderte.

Ja, wenn die Leſer dieſer Erzählungen, nur irgend geneigt ſind, die Beiſpiele von Tugenden und Laſtern, die ſie darin finden werden, zu beherzigen, ſo können ſie daraus einen Vortheil ziehen, wie ihn die Leſung anderer Erzählungen nicht gewährt, welche geſchickter ſind, die Sitten zu verderben, als ſie zu verbeſſern.

Späterer Zuſatz.

Von der ſiebzigſten (bei uns 74) Nacht an wird der Leſer nicht mehr finden: "Meine liebe Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, u. ſ. w. Weil die Wiederholung mehreren geiſtvollen Perſonen [*] anſtößig geweſen iſt, ſo hat man ſich ihrem Zartgefühle bequemt und ſie weggelaſſen."

Aus
Galland's Zueignung an die Marquiſe d'O.

— Und in dieſem Vertrauen bitte ich Sie für dieſes Buch um dieſelbe Aufnahme, welche Sie die Güte hatten der franzöſiſchen Ueberſetzung von ſieben Arabiſchen Erzählungen *) zu gewähren, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu überreichen.

---

[*] Man weiß, daß während der erſten Erſcheinung der 1001 Nacht Galland von luſtigen nachtſchwärmenden Geſellen aufgeweckt und mit den obigen Worten ans Fenſter gerufen wurde.

Sie werden ſich wundern, daß ich ſeitdem nicht die Ehre gehabt habe, Ihnen dieſelben gedruckt darzubringen.

Dieſe Verzögerung, Gnädige Frau, kommt daher, weil ich vor dem Anfange des Drucks vernahm, daß dieſe Erzählungen aus einer großen Sammlung ähnlicher Erzählungen gezogen waren, welche, in mehreren Bänden, den Titel Tauſend und Eine Nacht führte. Dieſe Entdeckung nöthigte mich, den Abdruck aufzuſchieben, und alle Mühe anzuwenden, die Sammlung zu erhalten. Ich mußte ſie aus Syrien kommen laſſen, und den erſten Band von vier Bänden nur, die mir geſchickt wurden, ins Franzöſiſche überſetzen, wie er hier erſcheint. Die darin enthaltenen Erzählungen werden Ihnen ohne Zweifel viel angenehmer ſein, als die, welche ſie ſchon kennen. Sie werden ihnen neu ſein, und Ihnen eine größere Mannigfaltigkeit gewähren. Sie werden darin ſelbſt mit Vergnügen die ſinnreiche Erfindung des unbekannten Arabiſchen Verfaſſers erkennen, der

---

*) Dies waren die ſieben Reiſen Sindbads des Meerfahrers (Nacht 70. ff.). Vergl. Cauſſin's Vorrede.

ein ſo großes Ganzes aus den Erzählungen ſeines Landes bildete, die allerdings mährchenhaft, aber zugleich anmuthig und unterhaltend ſind.

Tauſend und eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Die Geſchichtbücher der Saſſaniden [1], jener alten Perſer-Könige, welche ihre Herrſchaft über Indien und die großen und kleinen dazu gehörigen Inſeln ausgedehnt hatten, ja weit jenſeit des Ganges bis nach China, berichten, daß einſt ein König dieſes mächtigen Stammes lebte, welcher der trefflichſte Fürſt ſeiner Zeit war. Er machte ſich durch ſeine Weisheit und Klugheit ſo beliebt bei ſeinen Unterthanen, als er ſeinen Nachbaren ſich furchtbar gemacht hatte, durch den Ruf ſeiner Tapferkeit und das Anſehen ſeines ſtreitbaren und wohlgeübten Heeres. Er hatte zwei Söhne, der ältere, Namens Schachriar [2], war der würdige Erbe ſeines Vaters, und beſaß alle Tugenden deſſelben; der jüngere hieß Schachſenan [3], und hatte nicht minder Verdienſte als ſein Bruder.

Nach einer eben ſo langen als ruhmvollen Regierung, ſtarb der alte König, und Schachriar beſtieg den Thron. Schachſenan, welcher durch die Reichsgeſetze von der Nachfolge ausgeſchloſſen war, und als bloßer Privatmann leben mußte, beneidete jedoch nicht das Glück ſeines älteren Bruders, ſondern befliß ſich auf alle Weiſe, ihm zu gefallen. Es ward ihm nicht ſchwer, dies zu erreichen. Schachriar, welcher ihn ſo ſchon, als ſeinen Bruder, liebte, war erfreut über ſeine Gefälligkeit; und in der Fülle der brüderlichen Liebe theilte er mit ihm ſein Reich und gab ihm die Große Tatarei [4]. Schachſenan reiſte bald hin, um davon Beſitz zu nehmen, und hielt ſeinen Hof zu Samarkand [5], der Hauptſtadt dieſes Königreichs.

Es war ſchon zehn Jahre, daß dieſe beiden Könige von einander getrennt waren, da beſchloß Schachriar, der ſeinen Bruder gern einmal wiederzuſehen wünſchte, ihm einen Geſandten zu ſchicken, um ihn zu einem Beſuche einzuladen. Er wählte zu dieſer Sendung ſeinen erſten Weſyr [6], welcher mit einem ſeiner Würde angemeſſenen Gefolge dahin reiſte, und ſich ſo viel als möglich beeilte.

Als er in der Nähe von Samarkand war, kam Schachſenan, von ſeiner Ankunft benachrichtigt, ihm entgegen, mit den vornehmſten Herren ſeines Hofes, welche dem Miniſter des Sultans zu Ehren ſich alle prächtig gekleidet hatten. Der König der Tatarei empfing ihn mit großen Freudenbezeugungen, und fragte ſogleich nach dem Befinden des Sultans, ſeines Bruders. Der Weſyr befriedigte ſeine Neugier, und eröffnete ihm dann die Abſicht ſeiner Geſandtſchaft. Schachſenan war gerührt darüber: »Weiſer Weſyr,« ſprach er zu ihm, »der Sultan mein Bruder, thut mir zu viel Ehre an, und er könnte mir nichts entbieten, das mir lieber wäre. Wenn er mich zu ſehen wünſcht, ſo bin ich ſchon längſt von demſelben Verlangen erfüllt. Die Jahre, welche ſeine Liebe nicht vermindert haben, haben auch die meine nicht geſchwächt. Mein Reich iſt in Ruhe, und ich bedarf nur zehn Tage, um mich in den Stand zu ſetzen, mit dir zu reiſen. Demnach iſt es nicht nöthig, daß du auf ſo kurze Zeit in die Stadt kommeſt. Ich bitte dich, an dieſem Orte zu bleiben und hier deine Zelte aufſchlagen zu laſſen. Ich werde ſogleich befehlen, daß man Erfriſchungen in Ueberfluß herbringe für dich und alle Perſonen deines Gefolges.«

Dies ging ſogleich in Erfüllung, und kaum war der König nach Samarkand zurückgekehrt, als der Weſyr eine überſchwängliche Fülle von Lebensmitteln aller Art ankommen ſah, welche von den koſtbarſten Geſchenken begleitet waren.

Schachſenan rüſtete ſich unterdeſſen zur Reiſe, er ordnete die wichtigſten Angelegenheiten, ſetzte einen Staatsrath ein zur Regierung des Reichs während ſeiner Abweſenheit, und ſtellte an die Spitze deſſelben einen Miniſter, deſſen Weisheit ihm bekannt war und auf welchen er volles Vertrauen hatte.

Nach zehn Tagen war er zur Abfahrt bereit, er nahm Abſchied von ſeiner Gemahlinn, verließ am Abend Samarkand, und begab ſich mit ſeinem Reiſegefolge zu dem königlichen Gezelte, welches er bei den Zelten des Weſirs hatte aufſchlagen laſſen.

Er unterhielt ſich mit dieſem Geſandten bis um Mitternacht. Da wollte er nochmals ſeine Gemahlinn umarmen, die er ſehr liebte, und kehrte allein in ſeinen Palaſt zurück. Er ging gerade nach dem Zimmer der Königinn, welche, ſeiner Wiederkehr ſich nicht verſehend, einen der niedrigſten Bedienten des Hauſes in ihr Bette aufgenommen hatte. Beide lagen ſchon lange bei einander, und waren jetzt in tiefen Schlaf verſunken.

Der König trat ohne Geräuſch ein, und wollte ſich das Vergnügen machen, eine Gemahlinn zu überraſchen, von welcher er ſich zärtlich geliebt wähnte. Wie groß aber war ſeine Ueberraſchung, als er bei dem Scheine der Kerzen, welche die ganze Nacht in den Zimmern der Fürſten und Fürſtinnen brennen, einen Mann in ihren Armen erblickte! Er ſtand einige Augenblicke unbeweglich, ungewiß, ob er ſeinen Augen trauen ſollte. Als er aber nicht mehr zweifeln konnte, ſprach er bei ſich ſelber: »Wie! kaum bin ich aus meinem Palaſt, und noch unter den Mauern von Samarkand, und ſchon wagt man es, mich zu beſchimpfen! Ha, Treuloſe, dein Verbrechen ſoll nicht ungeſtraft bleiben! Als König, muß ich die Miſſethaten in meinen Staaten beſtrafen; als beleidigter Gatte, muß ich dich meiner gerechten Rache opfern!" Kurz, in der erſten Aufwallung zog der unglückliche Fürſt ſeinen Säbel, näherte ſich dem Bette, und mit Einem Streiche ſandte er die Schuldigen aus dem Schlafe hinüber in den Tod. Hierauf nahm er einen nach dem andern und warf ſie aus dem Fenſter in den Graben, welcher den Palaſt umgab.

Nachdem er ſich alſo gerächt hatte, ging er eben ſo heimlich aus der Stadt, wie er hinein gekommen war, und begab ſich in ſein Gezelt. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo befahl er, ohne jemand etwas davon zu ſagen, was er eben gethan hatte, die Zelte abzubrechen und abzureiſen. Alles war ſchnell bereit, und es war noch nicht Tag, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, unter dem Schalle der Pauken und anderer Inſtrumente, welche alle mit Freuden erfüllten, außer dem Könige. Dieſer Fürſt war ſtets mit der Treuloſigkeit ſeiner Gattinn beſchäftigt und einer tiefen Schwermuth hingegeben, welche ihn während der ganzen Reiſe nicht verließ.

Als er in der Nähe der Hauptſtadt von Indien war, ſah er den Sultan Schachriar mit ſeinem ganzen Hofſtaat ihm entgegen kommen. Welche Freude für die beiden Fürſten, ſich wiederzuſehen! Sie ſtiegen vom Pferde, ſich zu umarmen, und nachdem ſie ſich tauſend Zeichen der Zärtlichkeit gegeben hatten, ſaßen ſie wieder auf, und ritten, unter dem Zujauchzen einer zahlloſen Volksmenge, in die Stadt. Der Sultan führte den König, ſeinen Bruder, in den für ihn eingerichteten Palaſt. Dieſer Palaſt ſtand mit dem ſeinen durch einen Garten in Verbindung; er war um ſo prächtiger, als er zu den Feſten und Vergnügungen des Hofes beſtimmt war, und ſein Glanz war noch durch eine ganz neue Ausſchmückung erhöhet.

Schachriar verließ hier den König der Tatarei, und ließ ihm Zeit ins Bad zu gehen und die Kleider zu wechſeln; ſobald er aber vernahm, daß es geſchehen war, kam er wieder zu ihm. Sie ſetzten ſich auf ein Sofa; und während die Hofleute, aus Ehrerbietung, ſich entfernt hielten, beſprachen die beiden Fürſten ſich über alles, was zwei Brüder, welche noch mehr durch Freundſchaft als durch die Blutsverwandſchaft verbunden ſind, nach ſo langer Trennung einander zu ſagen haben.

Als die Stunde des Abendeſſens gekommen war, ſpeiſten ſie zuſammen; und nach der Malzeit nahmen ſie ihre Unterhaltung wieder auf, welche ſo lange währte, bis Schachriar bemerkte, daß es ſchon tief in der Nacht war, und ſich zurückzog, um ſeinen Bruder ausruhen zu laſſen.

Der unglückliche Schachſenan legte ſich nieder; aber, wenn gleich die Gegenwart des Sultans, ſeines Bruders, auf einige Zeit ſeinen Gram zu beſchwichtigen vermochte, ſo erwachte dieſer jetzo wieder deſto heftiger. Anſtatt der Ruhe zu genießen, deren er bedurfte, rief er nur in ſein Gedächtniß die qualvollſten Vorſtellungen zurück. Alle Umſtände der Treuloſigkeit ſeiner Gattinn traten ſo lebhaft vor ſeine Einbildungskraft, daß er ganz außer ſich war. Endlich, da er nicht ſchlafen konnte, ſtand er wieder auf: und indem er ſich ganz ſo quälenden Gedanken hingab, erſchien auf ſeinem Antlitz ein Ausdruck der Traurigkeit, welchen ſein Bruder nicht unbemerkt ließ.

"Was fehlt dem König der Tatarei?" ſprach der Sultan, "wer kann dieſen Kummer verurſachen, den ich an ihm ſehe? Sollte er Urſache haben, ſich über die Aufnahme bei mir zu beklagen? Nein, ich habe ihn, wie einen geliebten Bruder empfangen, und ich habe mir hierin nichts vorzuwerfen. Vielleicht macht die Entfernung von ſeinem Reiche, oder von ſeiner Gemahlinn, ihm dieſen Kummer. Ja, wenn das iſt, ſo muß ich ihm ſogleich die für ihn beſtimmten Geſchenke geben, damit er, ſo bald er will, abreiſen und nach Samarkand heimkehren kann."

Und wirklich, ſogleich am folgenden Morgen ſandte er ihm einen Theil dieſer Geſchenke, welche aus dem Seltenſten, dem Reichſten und Wunderbarſten beſtanden, das Indien nur hervorbrachte. Dabei unterließ er nicht, ihn täglich durch neue Vergnügungen zu erheitern; aber auch die fröhlichſten Feſte, anſtatt ihn zu erfreuen, erregten nur noch mehr ſeinen Kummer.

Eines Tages hatte Schachriar eine große Jagd angeſtellt, zwei Tagereiſen von der Hauptſtadt, in einer Gegend, wo es hauptſächlich viel Hirſche gab [8]. Schachſenan bat, daheim bleiben zu dürfen, weil der Zuſtand ſeiner Geſundheit ihm nicht erlaubte, an der Jagd Theil zu nehmen. Der Sultan wollte ihm nicht Zwang anthun, ſondern ließ ihm volle Freiheit, und ritt mit ſeinem ganzen Hofe zu dieſer Jagdluſt aus.

Nach ſeiner Abreiſe verſchloß der König der großen Tatarei ſich einſam in ſein Zimmer. Er ſetzte ſich an ein Fenſter, welches die Ausſicht auf den Garten hatte. Die Anmuth dieſes Ortes und der Geſang unzähliger Vögel, welche ſich hier aufhielten, hätten ihm Vergnügen gewährt, wenn er fähig geweſen wäre, es zu empfinden; aber ſtäts gequält von dem leidigen Andenken der ehrloſen Handlung der Königinn, verweilten ſeine Augen weniger auf dem Garten, als er ſie zum Himmel aufhob, um ſich über ſein unglückliches Schickſal zu beklagen.

So ſehr er mit ſeinem Schmerze beſchäftigt war, ſo unterließ er jedoch nicht, einen Gegenſtand zu beobachten, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Eine geheime Thür des Palaſtes ſeines Bruders öffnete ſich plötzlich, und heraus traten zwanzig Frauen, in deren Mitte die Sultaninn ging, welche durch ihre

Haltung ſich leicht kenntlich machte. Die Fürſtinn, im Wahne, daß der König der Großen Tatarei mit auf der Jagd wäre, kam dreiſt bis unter die Fenſter ſeines Zimmers; und er, aus Neugier ſie zu beobachten, ſtellte ſich ſo, daß er alles ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Er bemerkte, daß die Perſonen, welche die Sultaninn begleiteten, um allen Zwang zu entfernen, den Schleier vom Geſichte nahmen, der ſie bisher verhüllte, und die langen Gewänder ablegten, welche ſie über andern kürzeren Kleidern trugen. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als unter dieſer Geſellſchaft, welche ihm nur aus Frauen zu beſtehen ſchien, ſich zehn Schwarze befanden, deren jeder ſein Liebchen zu ſich nahm. Die Sultaninn ihrerſeits blieb auch nicht lange ohne Liebhaber; ſie klatſchte in die Hände und rief: "Maſud, Maſud!" und alsbald ſtieg noch ein Schwarzer von einem Baume herab, und lief mit großer Inbrunſt auf ſie zu [9].

Die Schamhaftigkeit erlaubt nicht, alles zu erzählen, was zwiſchen dieſen Weibern und ihren Schwarzen vorging; es genügt, zu ſagen, daß Schachſenan genug ſah, um zu erkennen, daß ſein Bruder nicht weniger zu beklagen wäre, als er ſelber. Die Vergnügungen dieſer verliebten Bande dauerten bis um Mitternacht. Sie badeten ſich alle zuſammen in einem großen Waſſerbecken, welches eine der ſchönſten Zierden des Gartens war; worauf ſie ihre Kleider wieder anlegten, und durch die geheime Thür wieder in den Palaſt des Sultans ſchlüpften. Maſud aber, der von außen über die Gartenmauer gekommen war, nahm denſelben Rückweg.

Da alle dieſe Dinge unter den Augen des Königs der Großen Tatarei vorgegangen waren, ſo gaben ſie ihm Anlaß zu zahlloſen Betrachtungen: »Wie ſehr hatte ich Unrecht,« ſagte er, »mein Unglück ſo einzig zu wähnen! das iſt ohne Zweifel die unvermeidliche Beſtimmung aller Ehemänner, da der Sultan, mein Bruder, der unumſchränkte Beherrſcher ſo vieler Reiche, der größte Fürſt der Welt, es nicht vermeiden konnte. Wie thöricht bin ich alſo, mich ſo vom Gram aufzehren zu laſſen? Es ſei drum: das Andenken eines ſo gemeinſamen Unglücks ſoll fortan nicht mehr die Ruhe meines Lebens ſtören!«

Und wirklich, von dieſem Augenblick an hörte er auf ſich zu grämen; und weil er nicht eher zu Nacht ſpeiſen wollte, als bis er das ganze Schauſpiel geſehen hatte, welches unter ſeinen Fenſtern aufgeführt wurde, ſo ließ er ſich nun auftragen, aß mit größerer Luſt, als er ſeit ſeiner Abreiſe von Samarkand gethan hatte, und hörte ſogar mit Vergnügen ein angenehmes Konzert von Geſang und Saitenſpiel, welches ſeine Malzeit begleitete.

Die folgenden Tage war er ſehr aufgeräumt; und ſobald er vernahm, daß der Sultan zurück kam, ging er ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit heiterer Miene. Schachriar gab nicht ſogleich Achtung auf dieſe Veränderung; er war nur bedacht, ſich freundlich zu beklagen, daß er es verſagt hatte, ihn auf die Jagd zu begleiten; und ohne ihm Zeit zu laſſen, auf dieſe Vorwürfe zu antworten, erzählte er ihm von der großen Anzahl von Hirſchen und andern Thieren, die er erlegt, und von allem Vergnügen, das er gehabt hatte. Nachdem Schachſenan ihn mit Theilnahme angehört hatte, nahm er auch das Wort, und da der Gram ſeinen Geiſt nicht mehr umwölkte, ſo ſagte er tauſend angenehme und ſcherzhafte Dinge.

Der Sultan, welcher ihn in demſelben Zuſtande wiederzufinden erwartete, in welchem er ihn verlaſſen hatte, war erfreut, ihn ſo heiter zu ſehen. "Mein Bruder," ſprach er zu ihm, "ich ſage dem Himmel Dank für die glückliche Veränderung, welche er während meiner Abweſenheit in dir hervorgebracht hat: ich empfinde eine wahrhafte Freude darüber; aber ich habe eine Bitte an dich, und ich beſchwöre dich, ſie mir zu gewähren." — "Wie könnte ich dir etwas verſagen?" antwortete der König der Tatarei. "Du vermagſt alles über Schachſenan. Rede; ich bin voll Ungeduld zu wiſſen, was du von mir wünſcheſt." — "So lange du an meinem Hofe biſt," fuhr Schachriar fort, "habe ich dich in eine düſtere Schwermuth verſunken geſehen, welche ich durch alle Arten von Luſtbarkeiten vergeblich zu zerſtreuen ſuchte. Ich bildete mir ein, daß dein Gram von der Entfernung aus deinem Reiche herrührte; ich glaube ſogar, daß die Liebe großen Theil daran hätte, und daß die Königinn von Samarkand, zu welcher du ohne Zweifel eine vollkommene Schönheit erwählt haſt, die Urſache davon wäre. Ich weiß nicht, ob ich mich in meiner Vermuthung geirrt habe; aber ich bekenne dir, daß ich beſonders aus dieſem Grunde nicht weiter in dich dringen wollte, aus Furcht, dir zu mißfallen. Nun aber, ohne daß ich im geringſten dazu beigetragen habe, finde ich dich bei meiner Heimkehr in der beßten Laune von der Welt und den Geiſt völlig befreit von dieſem ſchwarzen Gewölke, welches ſeine Heiterkeit trübte. Sage mir, ich bitte dich, warum warſt du bisher ſo traurig, und warum biſt du es jetzo nicht mehr?"

Auf dieſe Anrede blieb der König der Großen Tatarei eine Weile nachdenklich, als wenn er ſich beſänne, was er antworten ſollte. Endlich erwiederte er Folgendes: "Du biſt mein Sultan und mein Herr; aber erlaß mir, ich bitte dich darum, dir die Aufklärung zu geben, die du verlangſt." — "Nein, mein Bruder," erwiederte der Sultan, "du mußt ſie mir gewähren, ich dringe darauf, verſage mir ſie nicht." Schachſenan konnte Schachriars Andringen nicht länger widerſtehen: "Wohlan denn, mein Bruder," ſagte er zu ihm, "ich will dir genugthun, weil du es befiehlſt."

Hierauf erzählte er ihm die Treuloſigkeit der Königinn von Samarkand; und als er die Erzählung davon beendigt hatte, fuhr er fort: "da ſiehſt du nun den Grund meiner Traurigkeit; erwäge ſelber, ob ich Unrecht hatte, mich ihr hinzugeben." — "O mein Bruder!" rief der Sultan aus, "welche furchtbare Geſchichte haſt du mir da erzählt! Mit welcher Ungeduld habe ich ſie bis zu Ende gehört! Ich lobe dich, daß du die Treuloſen ſo beſtraft haſt, welche dir ſolchen empfindlichen Schimpf anthaten. Man kann dir keinen Vorwurf über dieſe Handlung machen: ſie iſt gerecht; und was mich betrifft, ſo bekenne ich, daß ich an deiner Stelle noch weniger Mäßigung gehabt hätte, als du. Ich hätte mich nicht begnügt, einem Weibe allein das Leben zu nehmen, ich glaube, ich hätte ihrer wohl tauſend meiner Wuth aufgeopfert. Ich bin nicht mehr verwundert über deinen Gram; die Urſache davon war zu lebhaft und zu kränkend, um ihm nicht zu erliegen. Welche Begebenheit! Nein, ich glaube, daß niemals einem Manne, außer dir, dergleichen begegnet iſt. Aber am Ende muß man Gott danken, daß er dir Troſt gewährt hat; und da ich nicht zweifele, daß derſelbe auch wohl begründet ſei, ſo habe noch die Güte, mich davon zu unterrichten, und ſchenke mir dein ganzes Vertrauen."

Schachſenan machte über dieſen Punkt mehr Schwierigkeit, als über den vorigen, wegen des Antheils ſeines Bruders daran; aber er mußte deſſen wiederholten dringenden Bitten nachgeben. "So will ich dir denn gehorchen," ſagte er, "weil du es durchaus willſt. Ich fürchte aber, daß mein Gehorſam dir noch mehr Leid verurſachen wird, als ich empfunden habe; aber du haſt es dir allein beizumeſſen, weil du mich zwingſt, dir eine Sache zu enthüllen, welche ich in ewige Vergeſſenheit begraben wünſchte."

"Was du mir da ſagſt," unterbrach ihn Schachriar, "reizt meine Neugier nur noch mehr; ſäume nicht, mir dies Geheimniß zu entdecken, von welcher Art es auch ſein mag."

Der König der Tatarei konnte nicht länger ſich weigern, und erzählte ihm nun umſtändlich alles, was er erblickt hatte, die Verkleidung der Schwarzen, die Ausſchweifungen der Sultaninn und ihrer Frauen, und vergaß auch nicht des Maſud. "Nachdem ich Zeuge dieſer Schandthaten geweſen war," fuhr er fort, "ſo gedachte ich, daß alle Weiber von Natur ihnen ergeben ſind, und daß ſie ihrer Neigung nicht widerſtehen können. In dieſer Ueberzeugung dünkte es mich eine große Thorheit für einen Mann, ſeine Ruhe an ihre Treue zu knüpfen. Dieſe Betrachtung erzeugte andere, und am Ende erkannte ich, daß ich keine beſſere Partei ergreifen könnte, als mich zu tröſten. Es hat mich einige Ueberwindung gekoſtet, jedoch bin ich zum Ziele gelangt, und wenn du mir hören willſt, ſo folge meinem Beiſpiele:"

So verſtändig dieſer Rath war, ſo wollte er dem Sultan doch nicht eingehen. Er gerieth vielmehr in Wuth: "Wie!" rief er aus, "die Sultaninn von Indien iſt fähig, ſich auf eine ſo unwürdige Weiſe preiszugeben! Nein, mein Bruder," fügte er hinzu, "ich kann's nicht glauben, was du mir ſagſt, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen ſehe. Die deinen müſſen dich getäuſcht haben; die Sache iſt wichtig genug, daß ich mich ſelber davon überzeuge." — "Mein Bruder," antwortete Schachſenan, wenn du Zeuge davon ſein willſt, ſo wird das eben nicht ſchwer ſein: du brauchſt nur eine neue Jagd anzuſtellen; wenn wir mit deinem ganzen Hofe und mit meinen Leuten außerhalb der Stadt ſind, ſo bleiben wir dort unter unſern Gezelten, und in der Nacht kehren wir beide ganz allein zurück in mein Zimmer: ich bin gewiß, du wirſt am nächſten Morgen daſſelbe ſehen, was ich geſehen habe."

Der Sultan billigte dieſe Liſt, und befahl ſogleich eine neue Jagd; ſo daß noch an demſelben Tage die Zelte an dem beſtimmten Ort aufgeſchlagen wurden.

Am folgenden Morgen ritten die beiden Fürſten mit ihrem ganzen Gefolge hinaus. Sie kamen zu der Lagerſtatt, und blieben dort bis in die Nacht. Da berief Schachriar ſeinen Groß-Weſyr, und ohne ihm ſeine Abſicht zu entdecken, befahl er ihm, in ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle zu vertreten, und nicht zu erlauben, daß jemand aus dem Lager ginge, aus welchem Grunde es auch ſein möchte.

Sobald er dieſen Befehl ertheilt hatte, ſtieg er mit dem Könige der Großen Tatarei zu Pferde; beide ritten unerkannt durch das Lager zurück in die Stadt, und begaben ſich in Schachſenans Palaſt. Hier legten ſie ſich ſchlafen, und am folgenden Morgen nahmen ſie dieſelbe Stelle am Fenſter ein, wo der König der Tatarei den Auftritt mit den Schwarzen geſehen hatte.

Sie genoſſen einige Zeit der Friſche des Morgens; denn die Sonne war noch nicht aufgegangen; und während ihrer Unterhaltung warfen ſie oft einen Blick nach der geheimen Thüre. Sie öffnete ſich endlich: die Sultaninn erſchien mit ihren Frauen und den zehn verkleideten Schwarzen; ſie rief: "Maſud!" und der Sultan ſah mehr, als er bedurfte, um völlig von ſeiner Entehrung und ſeinem Unglück überzeugt zu ſein.

"O Himmel!" rief er aus, "welche Herabwürdigung, welche Abſcheulichkeit! die Gemahlinn eines ſolchen Fürſten, wie ich bin, kann einer ſolche Ehrloſigkeit fähig ſein? Welcher Fürſt darf nun noch ſich rühmen, vollkommen glücklich zu ſein? Ach, mein Bruder!" fuhr er fort, indem er den König der Tatarei umarmte, "laß uns beide der Welt entſagen; Treue und Glaube iſt daraus entwichen: ſchmeichelt ſie auf der einen Seite, ſo verräth ſie auf der andern. Wir wollen unſere Reiche und allen Glanz, der uns umgibt, verlaſſen, und in fremden Ländern unſer Leben in Dunkelheit hinſchleppen und unſer Unglück verbergen."

Schachſenan billigte dieſen Entſchluß nicht; bei der Heftigkeit, worin er ſeinen Bruder ſah, wagte er jedoch nicht, ihm zu widerſprechen. "Mein Bruder," ſagte er zu ihm, "ich habe keinen anderen Willen, als den deinen; ich bin bereit, dir überall zu folgen, wohin du willſt:

aber verſprich mir, daß wir zurückkehren, wenn wir jemand finden, der noch unglücklicher iſt, als wir." — "Ich verſpreche es dir," antwortete der Sultan; "aber ich zweifle, daß wir einen ſolchen finden können." — "Ich bin hierin nicht deiner Meinung," erwiederte der König der Tatarei, "vielleicht werden wir ſogar nicht weit darnach reiſen dürfen."

In dieſem Geſpräche gingen ſie heimlich aus dem Palaſt, und ſchlugen einen andern Weg ein, als der, auf welchem ſie gekommen waren. Sie wanderten den ganzen Tag, und brachten die erſte Nacht unter einem Baume zu. Früh morgens ſtanden ſie auf, und ſetzten ihre Wanderung fort, bis ſie auf eine ſchöne Wieſe am Ufer des Meeres kamen, wo hin und wieder hohe und dichtbelaubte Bäume ſtanden. Sie ſetzten ſich unter einen dieſer Bäume nieder, um ſich auszuruhen und zu erfriſchen. Die Treuloſigkeit ihrer Frauen war der Gegenſtand ihres Geſprächs.

Sie hatten noch nicht lange ſo geſeſſen, als ſie ganz nahe bei ihnen ein furchtbares Getöſe und ein ſchreckliches Geheul hörten, welches ſie mit Grauen erfüllte. Alsbald that das Meer ſich auf, und es erhob ſich daraus, wie eine dicke ſchwarze Säule, welche ſich in den Wolken zu verlieren ſchien. Dieſe Erſcheinung verdoppelte ihr Schrecken, ſie ſtanden eilig auf und ſtiegen auf einen Baum, der ihnen am tauglichſten ſchien, ſie zu verbergen. Kaum waren ſie droben, als ſie, ſich umſchauend nach der Stelle, wo das Getöſe herkam und das Meer ſich aufgethan hatte, bemerkten, daß die ſchwarze Säule das Waſſer durchfurchte und ſich gegen das Ufer bewegte; ſie konnten im Augenblicke nicht unterſcheiden, was es eigentlich war, aber bald erblickten ſie deutlich einen furchtbaren Gegenſtand.

Es war einer von jenen böſen und den Menſchen todfeindlichen Geiſtern[10]. Er war ſchwarz und ſcheuslich; er hatte die Geſtalt eines Rieſen von ungeheurer Größe, und trug auf ſeinem Haupte einen großen Glaskaſten, der mit vier Schlöſſern von feinem Stahle verwahrt war. Mit dieſer Bürde betrat er die Wieſe, und ſetzte ſie an dem Fuße deſſelben Baumes nieder, auf welchem die beiden Fürſten verſteckt waren, die nun die große Gefahr erkannten, in welcher ſie ſchwebten, und ſich ſchon verloren glaubten.

Der Geiſt ſetzte ſich neben dem Kaſten nieder, öffnete ihn mit vier Schlüſſeln, welche er an ſeinem Gürtel trug, und ließ eine Frau heraus, die höchſt koſtbar gekleidet, von ſtolzem Wuchſe und vollkommener Schönheit war. Das Ungeheuer ließ ſie an ſeiner Seite niederſitzen, blickte ſie verliebt an, und ſprach: "Vollkommenſte aller Weiber, welche durch ihre Schönheit bewundert ſind, liebenswürdigſte Frau, die ich an ihrem Hochzeittage entführt, und ſeitdem immer ſo ſtandhaft geliebt habe, erlaube, daß ich ein wenig bei dir ruhe; ich fühle mich vom Schlaf überwältigt, und habe dieſen Ort erwählt, um der Ruhe zu genießen."

Indem er dieſes ſagte, ließ er ſein großes Haupt in den Schooß der Frau ſinken; und nachdem er ſeine Füße ausgeſtreckt hatte, welche bis ans Meer reichten, ſchlief er bald ein, und ſchnarchte dermaßen, daß das Geſtade davon widerhallte.

Da blickte die Frau von ungefähr empor, und als ſie die beiden Fürſten oben auf dem Baume erſah, gab ſie ihnen ein Zeichen mit der Hand, leiſe herab zu ſteigen. Beider Schreck war nicht klein, als ſie ſich entdeckt ſahen. Sie baten die Frau, durch andere Zeichen, ihnen den Gehorſam zu erlaſſen; ſie aber, nachdem ſie das Haupt des Geiſtes ſäuberlich von ihrem Schooße gehoben und ſanft auf die Erde gelegt hatte, ſtand auf, und rief ihnen mit leiſer aber lebhafter Stimme zu: "Steiget herab, ihr müßt durchaus zu mir kommen." Vergeblich wollten jene noch durch Gebärden ihr begreiflich machen, daß ſie ſich vor dem Rieſengeiſte fürchteten; ſie erwiederte ihnen mit demſelben Ausdrucke: "Wenn ihr nicht eilet, mir zu gehorchen, ſo werde ich ihn aufwecken und ſelber euren Tod von ihm verlangen."

Dieſe Worte erſchreckten die beiden Fürſten dergeſtalt, daß ſie allgemach hinabſtiegen, mit aller möglichen Vorſicht, um den Geiſt nicht aufzuwecken. Als ſie drunten waren, nahm die Frau ſie bei der Hand, und nachdem ſie ſich mit ihnen ein wenig unter die Bäume entfernt hatte, machte ſie ihnen freimüthig einen ſehr lebhaften Antrag. Jene weigerten ſich anfangs; die Frau aber zwang ſie durch neue Drohungen, ihr zu willfahren.

Nachdem ſie von ihnen erlangt hatte, was ſie wünſchte, bemerkte ſie, daß jeder von ihnen einen Ring am Finger trug, und begehrte dieſe von ihnen. Sobald ſie dieſelben in Händen hatte, ging ſie hin und holte eine Schachtel aus dem Bündel, welches ihren Putz enthielt; daraus zog ſie eine Schnur hervor, auf welche viele andere Ringe aller Art gereihet waren, und zeigte ſie ihnen, indem ſie ſagte: "Wißt ihr wohl, was dieſe Kleinode bedeuten?" — "Nein;" antwotteten ſie, "aber es kömmt nur auf dich an, es uns zu erklären." — "Dies ſind," fuhr ſie fort, "die Ringe von allen den Männern, denen ich meine Gunſt geſchenkt habe. Es ſind ihrer acht und neunzig, wohlgezählt, welche ich zu ihrem Andenken bewahre. Ich habe aus demſelben Grunde die eurigen von euch verlangt, und um endlich das Hundert voll zu haben."

"So ſind es denn," fuhr ſie fort, "hundert Liebhaber, welche ich bis auf dieſen Tag gehabt habe, troß der Wachſamkeit und Vorſicht dieſes ſchnöden Geiſtes, welcher mich nimmer verläßt. Er mag mich immerhin in dieſen Glaskaſten einſchließen und mich im Grunde des Meeres verbergen, ich ermangele dennoch nicht, alle ſeine Vorkehrungen zu Schanden zu machen. Ihr ſehet hieraus, daß wenn eine Frau einmal einen Vorſatz gefaßt hat, weder ein Ehemann noch ein Liebhaber vermag, ſie an der Ausführung zu verhindern. Die Männer würden beſſer thun, uns keinen Zwang aufzulegen: das wäre das Mittel, uns vernünftig zu machen."

Nachdem die Frau alſo zu ihnen geredet hatte, zog ſie ihre beiden Ringe auf dieſelbe Schnur, auf welche die übrigen gereiht waren. Darauf ſetzte ſie ſich wieder auf ihre Stelle hin, hob das Haupt des Geiſtes auf, ohne daß er erwachte, legte es wieder in ihren Schooß, und gab den Fürſten ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Sie kehrten denſelben Weg zurück, den ſie gekommen waren, und als ſie der Frau mit dem Unholde aus dem Geſichte waren, ſagte Schachriar zu Schachſenan: "Wohlan, mein Bruder, was dünkt dich von dem Abenteuer, das uns ſo eben aufgeſtoßen iſt? Hat der Geiſt nicht ein recht treues Liebchen? und mußt du nicht geſtehen, daß der Weiberliſt nichts gleich kömmt?" — "Ja wohl, lieber Bruder," antwortete der König der Großen Tatarei. "Und du mußt auch eingeſtehen, daß der Geiſt mehr zu beklagen und unglücklicher iſt, als wir. Drum alſo, weil wir gefunden haben, was wir ſuchten, laß uns heimkehren in unſer Reich, und uns hiedurch nicht abhalten, uns wieder zu vermählen. Was mich betrifft, ſo weiß ich wohl ein Mittel, durch welches die mir ſchuldige Treue unverletzt gehalten werden ſoll. Ich will mich gegenwärtig nicht weiter darüber erklären; aber du wirſt einſt davon hören, und ich bin ſicher, daß du meinem Beiſpiele folgen wirſt."

Der Sultan ſtimmte ſeinem Bruder bei; und beide ſetzten ihren Weg fort, und kamen mit Ende der Nacht wieder ins Lager zurück, drei Tage nach ihrer Auswanderung.

Als die Neuigkeit von der Rückkehr des Sultans ſich dort verbreitet hatte, verſammelten die Hofleute ſich frühmorgens vor ſeinem Gezelte. Er ließ ſie eintreten, empfing ſie heiterer, als gewöhnlich, und ließ ihnen Geſchenke austheilen. Darauf erklärte er, daß er nicht weiter jagen wollte, befahl ihnen aufzuſitzen, und kehrte nach ſeinem Palaſte zurück.

Kaum war er angekommen, ſo rannte er nach dem Zimmer der Sultaninn. Er ließ ſie auf der Stelle binden, und überlieferte ſie ſeinem Groß-Weſyr, mit dem Befehle, ſie erdroſſeln zu laſſen; was dieſer Miniſter auch ſogleich ausrichtete, ohne ſich zu erkundigen, welches Verbrechens ſie ſchuldig wäre. Der gereizte Fürſt blieb dabei nicht ſtehen: er ſchlug mit eigener Hand allen Weibern der Sultaninn die Köpfe ab. Nach dieſem ſcharfen Gerichte, beſchloß er, in der Ueberzeugung, daß es keine getreue Frau gäbe, jede Nacht eine neue zu nehmen, und um ihrer Treuloſigkeit zuvorzukommen, dieſelbe am folgenden Morgen hinrichten zu laſſen. Nachdem er ſich dieſes grauſame Geſetz auferlegt hatte, ſchwur er, es ſogleich nach der Abreiſe des

Königs der Tatarei zu beobachten. Dieſer nahm bald darauf Abſchied von ihm, und begab ſich, mit koſtbaren Geſchenken überhäuft, auf den Weg.

Nachdem Schachſenan abgereiſt war, befahl Schachriar ſogleich ſeinem Groß-Weſyr, ihm die Tochter eines ſeiner Feldherrn zuzuführen. Der Weſyr gehorchte. Der Sultan ſchlief mit ihr eine Nacht, und am Morgen übergab er ſie ihm, um ſie hinrichten zu laſſen, zugleich mit dem Befehle, ihm eine andere Frau für die nächſte Nacht zu bringen.

Wie ſehr es dem Weſyr widerſtrebte, dergleichen Befehle auszuführen, gleichwohl war er dem Sultan, ſeinem Herrn, einen blinden Gehorſam ſchuldig, und mußte ſich ihnen unterwerfen. Er brachte ihm alſo die Tochter eines unteren Beamten, welche ebenfalls am nächſten Morgen hingerichtet wurde. Auf dieſe folgte die Tochter eines Bürgers aus der Hauptſtadt; und kurz, jeden Tag wurde alſo eine Jungfrau vermählt und eine Frau getödtet.

Das Gerücht von dieſer Unmenſchlichkeit ohne Beiſpiel verbreitete eine allgemeine Beſtürzung in der Stadt. Man hörte darin nur Heulen und Wehklagen. Hier war es ein weinender Vater, in Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Tochter, dort, waren es zärtliche Mütter, welche, für ihre Kinder daſſelbe Schickſal befürchtend, die Luft mit ihrem Jammergeſchrei erfüllten. Und anſtatt der Lobeserhebungen und Segnungen, welche der Sultan ſich bisher erworben hatte, ſtieſſen gegenwärtig alle ſeine Unterthanen nur Verwünſchungen gegen ihn aus.

Der Groß-Weſyr, welcher, wie geſagt, wider ſeinen Willen der Vollſtrecker einer ſo empörenden Ungerechtigkeit war, hatte zwei Töchter, von denen die ältere Scheheraſade [11] und die jüngere Dinarſade [12] hieß. Dieſe letzte war nicht ohne Vorzüge; die erſte aber beſaß einen Muth über ihr Geſchlecht hinaus, viel Geiſt und bewundernswürdigen Scharfſinn. Sie hatte dabei eine große Beleſenheit und ein erſtaunliches Gedächtniß, ſo daß nichts ihr entfiel von allem, was ſie geleſen hatte. Mit Erfolg hatte ſie ſich der Weltweisheit, der Arzneikunde, der Geſchichte und der ſchönen Künſte befliſſen; und ſie machte beſſere Verſe als die berühmteſten Dichter ihrer Zeit. Ueber dies alles war ſie mit einer außerordentlichen Schönheit begabt; und eine feſtgegründete Tugend krönte alle ihre ſchönen Eigenſchaften.

Der Weſyr liebte aufs innigſte eine ſeiner Zärtlichkeit ſo würdige Tochter. Eines Tages, als er ſich mit ihr unterhielt, ſprach ſie zu ihm: "Mein Vater, ich habe euch um eine Gnade zu bitten, und ich flehe inſtändigſt, ſie mir zu gewähren." — "Ich werde ſie dir nicht verſagen," antwortete er, "vorausgeſetzt, daß ſie gerecht und verſtändig ſei." — "Was jenes anbetrifft, ſo kann nichts gerechter ſein; und ihr könnt davon aus dem Beweggrunde urtheilen, welcher mich antreibt, euch darum zu bitten. Ich habe die Abſicht, den Lauf dieſer Barbarei zu hemmen, welche der Sultan über die Familien dieſer Stadt verhängt. Ich will die Beſorgniſſe ſo vieler Mütter zerſtreuen, welche ihre Töchter auf eine ſo unſelige Weiſe zu verlieren fürchten." — "Deine Abſicht iſt ſehr löblich, meine Tochter," ſagte der Weſyr; "aber das Uebel, welches du heilen willſt, ſcheint mir ohne Heilmittel. Auf welche Weiſe gedenkſt du zum Ziele zu kommen?" — "Mein Vater," entgegnete Scheheraſade, "da der Sultan durch eure Vermittelung täglich eine neue Hochzeit feiert, ſo beſchwöre ich euch, bei der herzlichen Zärtlichkeit, welche ihr für mich habt, mir die Ehre ſeines Beilagers zu verſchaffen." Der Weſyr konnte dieſe Rede nicht ohne Entſetzen anhören. "O Gott!" unterbrach er ſie mit Ungeſtüm, "haſt du den Verſtand verloren, meine Tochter? Wie kannſt du mir eine ſo gefährliche Bitte thun? du weißt, daß der Sultan bei ſeiner Seele geſchworen hat, nur eine einzige Nacht mit derſelben Frau zu ſchlafen, und ihr am nächſten Morgen das Leben nehmen zu laſſen, und du willſt, daß ich ihm antrage, dich zu heiraten? bedenkſt du wohl, welcher Gefahr dein unzeitiger Eifer dich ausſetzt?" — "Ja, mein Vater," antwortete dieſe tugendhafte Tochter, "wohl kenne ich alle die Gefahr, die mir droht, und doch vermag ſie mich nicht abzuſchrecken. Wenn ich umkomme, ſo wird mein Tod ruhmvoll ſein; wenn aber mein Unternehmen mir gelingt, ſo werde ich meinem Vaterlande einen wichtigen Dienſt leiſten."

"Nein, nein," ſagte der Weſyr, "was du mir auch vorſtellen magſt, um mich zu der Erlaubniß zu bewegen, dich in dieſe furchtbare Gefahr zu ſtürzen, bilde dir nicht ein, daß ich darein willige. Wenn der Sultan mir beföhle, dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, Wehe mir! ich müßte ihm ja gehorchen. Welch ein Auftrag für einen Vater! Ach, wenn du den Tod nicht fürchteſt, ſo fürchte wenigſtens doch, mir den tödtlichen Schmerz zu verurſachen, daß ich meine Hand mit deinem Blute färben müßte."

"Noch einmal, lieber Vater," ſagte Scheheraſade, "gewähret mir die Gnade, um welche ich euch bitte." — "Dein Starrſinn," erwiederte der Weſyr, "erregt meinen Zorn. Warum willſt du ſelber in dein Verderben rennen? Wer nicht das Ende einer gefährlichen Unternehmung abſieht, wird nimmer glücklich daraus kommen. Ich fürchte, es wird dir begegnen, was jenem Eſel begegnete, welcher ſich in einer glücklichen Lage befand, aber ſich nicht darin zu erhalten wußte." — "Welches Unglück begegnete denn dieſem Eſel?" fragte Scheherasade. "Ich will es dir erzählen," antwortete der Weſyr, "höre mir zu:

Der Eſel, der Ochs und der Bauer.

Fabel.

Ein reicher Kaufmann beſaß mehrere Landhäuſer, wo er eine große Menge Vieh von aller Art unterhielt. Er zog mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern auf eins von dieſen Gütern, um es ſelber zu bewirthſchaften. Er hatte die Gabe, die Sprache der Thiere zu verſtehen; aber unter der Bedingung, daß er ſie niemand auslegen durfte, ohne die Gefahr das Leben zu verlieren; und dies verhinderte ihn, dasjenige mitzutheilen, was er mittelſt dieſer Gabe vernommen hatte.

Nun ſtand in ſeinem Stalle an derſelben Krippe ein Ochs und ein Eſel. Eines Tages, als er neben beiden ſaß und ſich an den Spielen ſeiner Kinder vor ihm ergötzte, hörte er, daß der Ochs zum Eſel ſagte:" Vater der Wachſamkeit[13], wie ich dich glücklich preiſe, wenn ich bedenke, welcher Ruhe du genießeſt und wie wenig Arbeit man von dir fordert. Ein Menſch wartet dein ſorgfältig, ſtriegelt dich, wäſcht dich, gibt dir wohlgeſiebte

Gerſte und friſches klares Waſſer. Deine größte Arbeit iſt, den Kaufmann, unſern Herrn, zu tragen, wenn er etwa eine kleine Reiſe zu machen hat. Ohne das, würdeſt du dein ganzes Leben in Müßiggang hinbringen. Die Art, wie ich behandelt werde, iſt dagegen ganz anders, und meine Lage iſt eben ſo unglücklich, als die deine annehmlich. Kaum iſt Mitternacht vorüber, ſo ſpannt man mich an einen Pflug, welchen ich den ganzen Tag ziehen muß, um die Erde zu furchen; was mich ſo ſehr ermüdet, daß mir manchmal die Kraft ausgeht. Dabei hört der Bauer, der ſtets hinter mir iſt, nicht auf, mich zu ſchlagen. Von dem Ziehen des Pfluges iſt mir der ganze Hals geſchunden. Und wenn ich wieder in den Stall komme, nachdem ich vom Morgen bis zum Abend gearbeitet habe, ſo wirft man mir ſchlechte trockene Bohnen vor, welche man nicht einmal von der Erde zu reinigen ſich bemühet hat, oder andere Dinge, die nichts beſſer ſind. Und zum Uebermaße meines Elendes, nachdem ich mich mit ſo unſchmackhafter Koſt geſättigt habe, muß ich die Nacht auf meinem Miſte liegen. Du ſiehſt, daß ich Urſache habe, dein Loos zu beneiden."

Der Eſel unterbrach den Ochſen nicht, ſondern ließ ihn alles ſagen, was er wollte; als jener aber ausgeredet hatte, antwortete er: "Du berläugneſt nicht den Beinamen des Unwiſſenden, welchen man dir gegeben hat; du biſt zu einfältig, du läßt dich führen, wie man will, und kannſt keinen rechten Entſchluß faſſen. Und welchen Vortheil haſt du dabei von all der Schmach, welche du erduldeſt? Du opferſt dich auf für die Ruhe, das Vergnügen und den Nutzen derjenigen, welche dir des keinen Dank wiſſen. Man würde dich nicht auf ſolche Weiſe behandeln, wenn du ſo viel Muth als Stärke hätteſt. Wenn man dich an die Krippe binden will, warum ſträubſt du dich nicht? warum theilſt du nicht tüchtige Hörnerſtöße aus? warum drückſt du deinen Zorn nicht aus durch Schlagen und Stampfen mit den Füßen? warum jagſt du durch furchtbares Gebrüll nicht Schrecken ein? Die Natur hat dich mit Mitteln ausgerüſtet, dir Ehrfurcht zu verſchaffen, du aber bedienſt dich derſelben nicht. Wirft man dir schlechte Bohnen und ſchlechtes Stroh vor, ſo friß nicht davon, ſondern beriech es nur, und laß es liegen. Wenn du den Rath befolgſt, den ich dir gebe, ſo wirſt du bald eine Aenderung wahrnehmen, deren du mir danken wirſt."

Der Ochs nahm die Unterweiſung des Eſels ſehr gut auf, und bezeigte ihm, wie ſehr er ihm verpflichtet wäre. "Theurer Vater der Wachſamkeit," fügte er hinzu, "ich werde nicht ermangeln alles zu thun, was du mir geſagt haſt, und du ſollſt ſehen, wie ich es anſtellen werde." Beide ſchwiegen nach dieſer Unterredung, von welcher der Kaufmann kein Wort verloren hatte.

Am nächſten Morgen ganz früh kam der Bauer, nahm den Ochſen, ſpannte ihn in den Pflug, und trieb ihn zu der gewöhnlichen Arbeit. Der Ochs, welcher den Rath des Eſels nicht vergeſſen hatte, war widerſpenſtig; und am Abend, als der Bauer ihn wieder an die Krippe führte, und ihn wie gewöhnlich anbinden wollte, ſo ſträubte ſich das boshafte Vieh, anſtatt die Hörner von ſelber darzubieten, drängte zurück, und brüllte, ja drohte ſogar ſeinem Pfleger mit den Hörnern; kurz, er trieb es ganz ſo, wie der Eſel ihn unterrichtet hatte.

Am folgenden Morgen kam der Bauer, ihn wieder an die Arbeit zu ſpannen; als er aber die Krippe noch voll Bohnen und Stroh fand, die er am Abend eingeſchüttet hatte, und der Ochs mit ausgeſtreckten Beinen auf der Erde lag und auf ungewöhnliche Weiſe ſchnob, ſo hielt er ihn für krank; er hatte Mitleid, und hielt es für unnütz, ihn zur Arbeit zu treiben; er ging ſogleich zu dem Herrn, ihn davon zu benachrichtigen.

Der Kaufmann ſah wohl, daß die böſen Rathſchläge des Vaters der Wachſamkeit waren befolgt worden; und um ihn zu ſtrafen, wie er es verdiente, ſagte er zu dem Bauer: »Geh hin, und nimm den Eſel anſtatt des Ochſen, und unterlaß nicht, ihn ſcharf einzuüben.« Der Bauer gehorchte. Der Eſel war genöthigt, dieſen ganzen Tag den Pflug zu ziehen; was ihn um ſo mehr ermüdete, je weniger er an dergleichen Arbeit gewöhnt war. Ueberdies empfing er dabei ſo viel Stockſchläge, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte, als er zurück kam.

Der Ochs war indeſſen ſehr zufrieden: er hatte alles aufgefreſſen, was in ſeiner Krippe war, und ſich den ganzen Tag geruht. Er freute ſich im Herzen, den Rath des Vaters der Wachſamkeit befolgt zu haben; er ſegnete ihn tauſendmal für das Glück, welches er ihm verſchafft hatte, und ermangelte nicht, ihm dafür Dank abzuſtatten, als er ihn ankommen ſah.

Der Eſel antwortete dem Ochſen nicht, ſo voll Verdruß war er, ſo gemißhandelt zu ſein. "Durch meine Unklugheit," ſprach er bei ſich ſelber, "habe ich mir dieſes Unglück zugezogen; ich lebte glücklich, alles lachte mich an, ich hatte alles, was ich nur wünſchen konnte: es iſt meine eigene Schuld, daß ich nun in dieſem jammervollen Zuſtande bin; und wenn ich mit meinem Witze nicht irgend eine Liſt erſinne, mich wieder herauszuziehen, ſo iſt mein Verderben gewiß." Indem er dieſes ſagte, waren ſeine Kräfte dermaßen erſchöpft, daß er halb todt vor ſeiner Krippe niederſank.

Hier hielt der Groß-Weſyr inne, und wandte ſich zu Scheheraſade'n: "Meine Tochter, du thuſt, wie dieſer Eſel: durch deinen Fürwitz ſetzeſt du dich der Gefahr des Verderbens aus. Folge mir, bleib in Ruhe, und ſuche nicht, deinen Tod zu beſchleunigen." — "Mein Vater," antwortete Scheheraſade, "das Beiſpiel, welches ihr mir erzählt habt, iſt nicht im Stande, mich in meinem Entſchluſſe wankend zn machen; und ich werde nicht aufhören, in euch zu dringen, als bis ihr mir gewähret habt, mich dem Sultan zur Gemahlinn vorzuſtellen."

Als der Weſyr ſah, daß ſie durchaus auf ihrer Bitte beharrte, erwiederte er: "Wohlan denn, weil du deinen Starrſinn nicht beugen willſt, ſo bin ich genöthigt, dich eben ſo zu behandeln, wie der Kaufmann, von welchem ich eben erzählte, bald darauf ſeine Frau behandelte; höre, wie:

Als dieſer Kaufmann den kläglichen Zuſtand des Eſels vernommen hatte, war er neugierig zu wiſſen, was weiter zwiſchen ihm und dem Ochſen vorgehen würde. Deshalb ging er nach dem Abendeſſen hinaus in den Mondſchein, und ſetzte ſich mit ſeiner Frau neben ihnen nieder. Bei ſeiner Ankunft hörte er den Eſel zum Ochſen ſagen: "Gevatter, ich bitte dich, ſage mir, was gedenkſt du zu thun, wenn der Bauer dir morgen wieder das Futter bringt?" — "Was ich thun werde?" antwortete der Ochs, "ich werde fortfahren zu thun, was du mich gelehrt haſt: ich werde ſogleich auf die Seite ſpringen, und meine Hörner weiſen, wie geſtern, ich werde den Kranken ſpielen und mich ſtellen, als wenn ich in den letzten Zügen läge." — "Hüte dich wohl, das zu thun," unterbrach ihn der Eſel, "das wäre das Mittel dich zu verderben; denn als ich dieſen Abend zurückkam, hörte ich den Kaufmann, unſern Herrn, etwas ſagen, das mich für dich zittern macht." — "He! was haſt du denn gehört?"

fragte der Ochs. "Verhehle mir ja nichts, mein lieber Vater der Wachſamkeit." — "Unſer Herr," fuhr der Eſel fort, "ſagte zu dem Bauern dieſe betrübten Worte: "weil der Ochs nicht frißt, und ſich nicht aufrecht halten kann, ſo ſoll er gleich morgen geſchlachtet werden. Wir wollen, um Gottes willen, ſein Fleiſch den Armen zum Almoſen geben; und ſeine Haut, die wir gebrauchen können, trage zu dem Gerber; vergiß alſo nicht, den Schlächter zu beſtellen" Das iſt es, was ich dir mittheilen mußte," fügte der Eſel hinzu; "meine Theilnahme an deiner Erhaltung, und meine Freundſchaft zu dir, verpflichten mich, dich hiervon zu benachrichtigen, und dir einen neuen Rath zu geben. Sobald man dir deine Bohnen und dein Stroh bringt, ſteh auf, und wirf dich mit Gier darüber her; der Herr wird daran erkennen, daß du wieder geneſen biſt, und wird ohne Zweifel das Todesurtheil widerrufen: wenn du dagegen anders handelſt, ſo iſt es um dich geſchehen."

Dieſe Rede brachte die Wirkung hervor, welche der Eſel erwartet hatte. Der Ochs ward dadurch ſehr beunruhigt und brüllte vor Angſt.

Der Kaufmann, welcher ſie beide mit großer Aufmerkſamkeit angehört hatte, lachte jetzt ſo laut auf, daß ſeine Frau ſehr verwundert darüber war. "Sage mir," ſprach ſie zu ihm, "warum du ſo laut lacheſt, damit ich mit dir lachen kann." — "Liebe Frau," antwortete ihr der Kaufmann, "begnüge dich, daß du mich lachen hörſt." — "Nein," wiederholte ſie, "ich will die Urſache davon wiſſen." — "Ich kann dir hierin nicht Genüge leiſten," erwiederte der Mann; "ſo viel nur magſt du wiſſen, daß ich über das lache, was unſer Eſel eben zu unſerm Ochſen geſagt hat; das übrige iſt ein Geheimniß, das ich dir nicht enthüllen darf." — "Und wer hindert dich, mir dies Geheimniß zu entdecken?" verſetzte ſie. "Wiſſe, wenn ich dir es ſagte," antwortete er, "daß es mich das Leben koſten würde." — "Du haſt mich zum beſten!" rief die Frau aus; "was du mir da ſagſt, iſt gewiß nicht wahr. Wenn du mir nicht auf der Stelle geſtehſt, worüber du gelacht haſt, und mir nicht ſagen willſt, was der Eſel und der Ochs geſprochen haben, ſo ſchwöre ich bei dem großen Gott im Himmel, daß wir fortan nicht mehr mitſammen leben werden."

Als ſie dies geſprochen hatte, ging ſie wieder ins Haus, und ſetzte ſich in einen Winkel, wo ſie die ganze Nacht hindurch aus aller Macht weinte. Der Mann ſchlief allein; und als er ſie am Morgen noch immer wehklagen hörte, ſprach er zu ihr: "du biſt thöricht, dich dermaßen zu betrüben; die Sache iſt nicht der Mühe werth, und iſt dir eben ſo unwichtig zu wiſſen, als wichtig für mich, ſie geheim zu halten. Denke alſo nicht mehr daran, ich beſchwöre dich darum." —

"Ich denke noch ſo ſehr daran," antwortete die Frau, "daß ich nicht aufhören werde zu weinen, als bis du meine Neugier befriedigt haſt." — "Aber ich ſage dir in allem Ernſte," verſetzte er, "daß es mich das Leben koſtet, wenn ich deinen unzeitigen Bitten nachgebe." — "Mag daraus entſtehen, was Gott will," erwiederte ſie, "ich werde nicht davon ablaſſen." —

"Ich ſehe wohl," ſagte hierauf der Mann, "daß es kein Mittel gibt, dich zur Vernunft zu bringen; und da ich vorausſehe, daß du durch deine Hartnäckigkeit dich ſelber umbringen wirſt, ſo will ich nur deine Kinder rufen, damit ſie noch den Troſt haben, dich vor deinem Tode zu ſehen."

Er ließ nun ſeine Kinder kommen, und ſchickte auch nach dem Vater und der Mutter und den übrigen Verwandten der Frau. Als alle verſammelt waren, und er ihnen kund gethan hatte, wovon die Rede wäre, ſo verſuchten Alle ihre Beredſamkeit, um der Frau begreiflich zu machen, daß ſie Unrecht hätte, auf ihrem Starrſinne zu beharren. Sie aber wies alle zurück, und ſagte, daß ſie lieber ſterben wollte, als hierin ihrem Manne nachgeben. Was auch der Vater und die Mutter insgeheim mit ihr redeten, und ihr vorſtellten, daß die Sache, welche ſie zu wiſſen wünſchte, durchaus von keiner Wichtigkeit für ſie wäre, ſie vermochten nichts über ihren Starrſinn, weder durch ihr Anſehen, noch durch ihr Zureden.

Als ihre Kinder ſahen, daß ſie ſo hartnäckig alle vernünftigen Vorſtellungen verwarf, ſo fingen ſie bitterlich an zu weinen.

Der Mann ſelber wußte kaum noch, wo er war. Er ſaß allein vor der Thüre ſeines Hauſes, und überlegte ſchon, ob er ſein Leben aufopfern ſollte, um das Leben ſeiner Frau zu retten, welche er zärtlich liebte.

Nun, meine Tochter" fuhr der Weſyr fort, hatte dieſer Kaufmann funfzig Hühner mit einem Hahn, und einen wachſamen Hofhund. Während er nun ſo ſaß, wie ich geſagt habe, und in tiefen Gedanken war, welchen Ausweg er ergreifen ſollte, ſah er den Hund auf den Hahn zulaufen, der ſich auf eine Henne geſetzt hatte, und hörte daß er alſo zu ihm ſprach: "O Hahn! der Himmel wird dich gewiß nicht lange leben laſſen! Schämſt du dich nicht, heute das zu thun, was du thuſt?" Der Hahn erhob ſich auf ſeinen Sporen, drehte ſich gegen den Hund um, und antwortete ſtolz: "Warum ſollte es mir heute mehr verboten ſein, als an andern Tagen?" — "Weil du es nicht weißt," antwortete der Hund, "ſo höre denn, daß unſer Herr heute in großer Trauer iſt. Seine Frau verlangt, daß er ihr ein Geheimniß entdecke, welches von der Art iſt, daß es ihn das Leben koſtet, wenn er es offenbart. So ſtehen die Sachen; und es iſt zu fürchten, daß er nicht Feſtigkeit genug habe, um der Hartnäckigkeit der Frau zu widerſtehen; denn er liebt ſie, und iſt gerührt von ihren Thränen, die ſie unaufhörlich vergießt. Er geht vielleicht zu Grunde. Wir alle im Hauſe ſind dadurch ſehr beunruhigt. Du allein ſpotteſt unſerer Trauer und haſt die Unverſchämtheit, dich mit deinen Hennen luſtig zu machen.»

Der Hahn erwiederte folgendergeſtalt auf den Verweis des Hundes: »Was unſer Herr für ein Thor iſt! er hat nur eine Frau, und kann damit nicht fertig werden, während ich ihrer funfzig habe, welche nur thun, was ich will. Möge er wieder zur Beſinnung kommen, ſo wird er bald ein Mittel finden, ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen.» — »He, was meinſt du denn, daß er thun ſoll?» fragte der Hund. »Er ſoll in die Kammer zu ſeiner Frau gehen,» antwortete der Hahn, »und nachdem er ſich feſt mit ihr eingeſchloſſen hat, einen guten Stock nehmen, und ſie tüchtig durchprügeln: ich bin verſichert, ſie wird wieder klug werden, und ihn fortan nicht mehr plagen, ihr zu ſagen, was er ihr nicht entdecken darf.»

Kaum hatte der Kaufmann vernommen, was der Hahn ſagte, ſo erhob er ſich von ſeinem Sitze, nahm einen dicken Stock, und ging damit zu ſeiner Frau, welche noch immer weinte; er ſchloß ſich mit ihr ein, und bläute ſie ſo wacker, daß ſie endlich laut ſchrie: »Es iſt genug, lieber Mann, es iſt genug, laß mich los; ich will dich nie wieder etwas fragen!»

Auf dieſe Worte, und da er ſah, daß ſie ihre unzeitige Neugier bereute, hörte er auf, ſie zu ſchlagen; er öffnete die Thür, die ganze Verwandtſchaft trat hinein, Alle freuten ſich, die Frau von ihrem Starrſinne zurückgekommen zu ſehen, und wünſchten ihm Glück, daß er ein Mittel gefunden, wodurch er ſie wieder zur Vernunft gebracht hätte.

„Meine Tochter,“ fügte der Weſyr hinzu, „du verdienteſt, auf dieſelbe Weiſe behandelt zu werden, wie die Frau dieſes Kaufmannes.“

„Mein Vater,“ ſagte darauf Scheheraſade, „ich bitte, deutet es mir nicht übel, daß ich auf meinem Sinne beharre. Die Geſchichte dieſer Frau kann mich darin nicht wankend machen. Ich könnte euch viele andere Geſchichten erzählen, euch zu überreden, daß ihr euch meinem Vorhaben nicht widerſetzen ſolltet. Uebrigens, verzeihet mir, wenn ich euch zu erklären wage, daß ihr euch vergeblich widerſetzen würdet; und wenn die väterliche Zärtlichkeit die Bitte verſagen ſollte, welche ich an euch thue, ſo würde ich hingehen und ſelber mich dem Sultan vorſtellen.“

Der Vater, durch die Standhaftigkeit ſeiner Tochter bis aufs Aeußerſte getrieben, ergab ſich endlich ihren dringenden Bitten; und zwar ſehr betrübt, daß er ſie von einem ſo unſeligen Entſchluſſe nicht abzuwenden vermochte, ging er auf der Stelle zu dem Sultan, und kündigte ihm an, daß er ihm die nächſte Nacht ſeine Tochter Scheheraſade zuführen würde.

Der Sultan war ſehr erſtaunt über das Opfer, das ſein Groß-Weſyr ihm darbrachte. "Wie haſt du dich entſchließen können," fragte er ihn, "mir deine einzige Tochter zu überliefern?" — "Herr" antwortete ihm der Weſyr, "ſie hat ſich von ſelber dazu erboten. Das traurige Schickſal, das ſie erwartet, hat ſie nicht abſchrecken können, und höher als das Leben achtet ſie die Ehre, eine einzige Nacht die Gemahlinn Euer Majeſtät zu ſein."

"Aber täuſche dich nicht, Weſyr," verſetzte der Sultan: "morgen früh überliefere ich Scheheraſade'n deinen Händen, und fordere, daß du ihr das Leben nehmeſt. Wenn du es unterläßt, ſo ſchwöre ich, dich ſelber tödten zu laſſen." — "Herr," erwiederte der Weſyr, "mein Herz wird ohne Zweifel bluten, indem ich euch gehorche; aber die Natur mag immerhin murren: obwohl ich Vater bin, ſo ſtehe ich euch doch für einen getreuen Arm."

Schachriar nahm das Erbieten ſeines Miniſters an, und ſagte ihm, daß er nur ſeine Tochter bringen möchte, wann er wollte.

Der Groß-Weſyr ging, und brachte Scheheraſade'n dieſe Nachricht, welche ſie mit ſo viel Freuden empfing, als wenn es ihr die angenehmſte von der Welt geweſen wäre. Sie dankte ihrem Vater, ſie ſo höchlich verpflichtet zu haben; und als ſie ihn vom Schmerz überwältigt ſah, ſagte ſie, ihn zu tröſten, ſie hoffte, daß es ihn nicht gereuen würde, ſie mit dem Sultan vermählt zu haben; daß er im Gegentheil Urſach haben würde, ſich ſein ganzes übriges Leben darob zu freuen."

Sie dachte jetzo nur daran, ſich in Bereitſchaft zu ſetzen, um vor dem Sultan zu erſcheinen. Aber bevor ſie das väterliche Haus verließ, nahm ſie noch ihre Schweſter Dinarſade beiſeite, und ſagte zu ihr: "Meine liebe Schweſter, ich bedarf deiner Hülfe in einer höchſt wichtigen Angelegenheit, ich bitte dich, ſie mir nicht zu verſagen. Mein Vater wird mich zu dem Sultan führen, um mich mit ihm zu vermählen. Laß dieſe Neuigkeit dich nicht erſchrecken; höre mich nur ruhig an. Sobald ich bei dem Sultan bin, werde ich ihn um die Erlaubniß bitten, daß du bei mir in der Brautkammer ſchlafeſt, damit ich mich dieſe Nacht noch deiner Geſellſchaft erfreue. Wenn ich dieſe Gnade erlange, wie ich hoffe, ſo vergiß nicht, mich morgen früh eine Stunde vor Tage aufzuwecken, mit folgenden Worten: "Liebe Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, bis der nahe Tag anbricht, mir eine von den ſchönen Mährchen zu erzählen, die du weißt." Sogleich werde ich dir eins erzählen; und ich ſchmeichle mir, durch dieſes Mittel das ganze Volk von der Beſtürzung zu befreien, in welcher es ſich befindet." Dinarſade antwortete ihrer Schweſter, daß ſie mit Vergnügen alles thun würde, was ſie von ihr verlangte.

Als endlich die Stunde des Beilagers gekommen war, begleitete der Groß-Weſyr Scheheraſade'n zum Palaſt, und zog ſich zurück, nachdem er ſie in das Gemach des Sultans eingeführt hatte. Sobald dieſer Fürſt ſich mit ihr allein ſah, befahl er ihr, das Antlitz zu enthüllen. Er fand ſie ſo ſchön, daß er ganz davon bezaubert wurde; als er ſie aber in Thränen ſah, befragte er ſie um die Urſache. "Gnädiger Herr," antwortete Scheheraſade, "ich habe eine Schweſter, die ich ſo zärtlich liebe, als ich von ihr geliebt werde. Ich wünſchte wohl, daß ſie dieſe Nacht hier in der Kammer ſchliefe, um noch einmal ſie zu ſehen und ihr Lebewohl zu ſagen. Gewähret ihr mir wohl den Troſt, ihr dieſen letzten Beweis meiner Liebe zu geben?" Schahriar willigte darein, und man ging, Dinarſade'n zu holen, welche auch ungeſäumt kam.

Der Sultan legte ſich mit Scheheraſade'n auf einer hohen Bühne zu Bette, nach dem Brauche der Fürſten des Morgenlandes, und für Dinarſade'n war ein Lager unten an derſelben bereitet.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarſade und ermangelte nicht, zu thun, was ihre Schweſter ſie geheißen hatte: "Meine liebe Schweſter," rief ſie aus, "wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, mir bis der nahe Tag anbricht, eine von den ſchönen Mährchen zu erzählen, die du weißt. Ach! es iſt vielleicht das letztemal, daß ich dieſes Vergnügen habe."

Scheheraſade, anſtatt ihrer Schweſter zu antworten, wandte ſich an den Sultan, und ſprach: "Gnädiger

Herr, geruhet Euer Majeſtät wohl, mir zu erlauben, daß ich dieſem Wunſche meiner Schweſter genüge?" — "Sehr gern," antwortete der Sultan. Darauf ſagte Scheheraſade zu ihrer Schweſter, daß ſie zuhören möchte; und indem ſie die Erzählung an Schachriar richtete, begann ſie folgendermaßen:

Erſte Nacht.

Der Kaufmann und der Geiſt.

"Herr, es war einmal ein Kaufmann, der große Reichthümer beſaß, ſo wohl an liegenden Gründen, als an Waaren und baarem Gelde. Er hatte viele Handelsdiener, Faktoren und Sklaven. Indem er von Zeit zu Zeit Reiſen machen mußte, um ſich mit ſeinen Handelsfreunden zu beſprechen, ſo rief eines Tages eine wichtige Angelegenheit ihn ziemlich weit weg von ſeinem Wohnorte. Er beſtieg ein Pferd, und ritt dahin, mit einem Felleiſen hinter ihm, in welchem er einen kleinen Vorrath Zwieback und Datteln hatte, weil er durch ein wüſtes Land reiſen mußte, wo er nichts zu leben gefunden hätte. Er kam ohne Unfall an, und nachdem er das Geſchäft beendigt, welches ihn dahin gerufen hatte, ſtieg er wieder zu Pferde, um heimzukehren.

Am vierten Tage ſeiner Reiſe fühlte er ſich dergeſtalt von der Sonnenglut und dem durch ihre Stralen erhitzten Boden angegriffen, daß er von ſeinem Wege ablenkte, um ſich unter einigen Bäumen zu erfriſchen, welche er auf dem Felde bemerkte. Hier fand er, am Fuß eines großen Nußbaumes, einen Springquell von ſehr klarem Waſſer. Er ſtieg ab, band ſein Pferd an einen Baumaſt, ſetzte ſich bei der Quelle nieder, nachdem er aus ſeinem Felleiſen einige Datteln und Zwieback genommen hatte. Indem er nun die Datteln aß, warf er die Schalen zur Rechten und zur Linken hin. Nachdem er ſein einfaches Mal verzehrt hatte, wuſch er, als guter Muſelmann, ſich die Hände, das Geſicht und die Füße, und ſprach ſein Gebet.

Er hatte dieſes noch nicht vollendet, und lag noch auf den Knieen, da erſchien ihm ein Geiſt, ganz weiß von hohem Alter, und von ungeheurer Größe, welcher mit einem Säbel in der Hand auf ihn losging, und mit ſchrecklicher Stimme ſprach: "Steh auf, damit ich dich mit dieſem Säbel tödte, wie du meinen Sohn getödtet haſt." Er begleitete dieſe Worte mit einem entſetzlichen Geſchrei.

Der Kaufmann, eben ſo erſchrocken über die ſcheusliche Geſtalt des Ungeheuers, als über die Worte, welche er zu ihm ſprach, antwortete ihm zitternd: "O weh! mein lieber Herr, welches Verbrechens kann ich mich gegen euch ſchuldig gemacht haben, um den Tod von euch zu verdienen?" — "Ich will dich tödten," wiederholte der Geiſt, "wie du meinen Sohn getödtet haſt." — "Ach, guter Gott," erwiederte der Kaufmann, "wie könnte ich euren Sohn getödtet haben? ich kenne ihn ja nicht und habe ihn nimmer geſehen." "Haſt du dich nicht niedergeſetzt, als du hieher kamſt? antwortete der Geiſt;" haſt du nicht Datteln aus deinem Felleiſen genommen, und indem du ſie aßeſt, haſt du nicht die Schalen zur Rechten und zur Linken hingeworfen." — "Ich habe das alles gethan, was du ſagſt," antwortete der Kaufmann, "ich kann es nicht läugnen." — "Wenn das iſt," fuhr der Geiſt fort, "ſo ſage ich dir noch einmal, daß du meinen Sohn getödtet haſt; und merke, auf welche Weiſe: indem du die Schalen wegwarfſt, ging mein Sohn gerade vorbei, und ihn traf eine ins Auge, daß er davon geſtorben iſt." — "Ach, lieber Herr, Gnade! rief der Kaufmann aus. "Keine Gnade, kein Erbarmen!" antwortete der Geiſt. Iſt es nicht gerecht, den zu tödten, der getödtet hat?" — "Ich gebe es zu," ſagte der Kaufmann; "aber ich habe ſicherlich nicht euern Sohn getödtet; wäre es aber, ſo habe ich es ganz unſchuldig gethan: drum alſo flehe ich euch an, mir zu verzeihen und mir das Leben zu laſſen." — "Nein, nein," rief der Geiſt, auf ſeinem Entſchluſſe beharrend, "ich muß dich eben ſo tödten, wie du meinen Sohn getödtet haſt."

Mit dieſen Worten ergriff er den Kaufmann beim Arme, warf ihn mit dem Geſichte gegen die Erde, und ſchwang den Säbel, ihm den Kopf abzuhauen.

Der Kaufmann zerfloß unterdeſſen in Thränen, betheuerte ſeine Unſchuld, bejammerte ſeine Frau und ſeine Kinder, und ſagte die rührendſten Sachen von der Welt.

Der Geiſt, ſtäts mit geſchwungenem Schwerdte, hatte die Geduld zu warten, bis der Unglückliche ſeine Wehklage geendigt hatte, aber er ward keineswegs dadurch erweicht. "Alle dieſe Klagen ſind überflüſſig," rief er aus: und wenn du auch blutige Thränen weinteſt, ſo würden ſie mich doch nicht abhalten, dich zu tödten, wie du meinen Sohn getödtet haſt." — "Wie!" entgegnete der Kaufmann, kann nichts euch rühren? Wollt ihr durchaus einem armen Unſchuldigen das Leben nehmen?" Und zugleich begann der Kaufmann folgende Verſe herzuſagen:

"Das menſchliche Leben beſteht aus zwei Tagen, von welchen der eine Sicherheit bietet, der andere aber Vorſicht erheiſcht; und die Dauer deſſelben hat zwei Hälften, von welchen die eine hell, die andere trübe iſt.

Sieheſt du nicht den Wind, wenn ſeine Stürme toben? Er greift am ſtärkſten nur die höchſten Bäume an.

Wie viel gibts nicht auf Erden ſchöner und ſchlechter Bäume? Aber nur die werden von den Leuten mit Steinen geworfen, auf denen Früchte prangen.

Am Himmel ſtehen Sterne ſonder Zahl: aber nur die größten unter ihnen, die Sonne und der Mond, ſind den Finſterniſſen ausgeſetzt.

Dein Gemüth iſt fröhlich, wenn die Tage heiter ſind, und du fürchteſt nicht die Zukunft, mit welcher das Geſchick dir entgegen eilt.

Das Glück hat dich unbeſorgt gemacht und hat dich irre geleitet: aber während der Nacht entſteht oft plötzlich das ſtärkſte Ungewitter.“

Nachdem der Kaufmann nochmals ſeine Bitten und Klagen wiederholt hatte, ſo beharrte der Geiſt deſto weniger auf dem Vorſatze ihn zu tödten.

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle, daß es ſchon Tag war, und da ſie wußte, daß der Sultan ſehr früh aufſtand, um ſein Gebet zu verrichten und ſeine Rathsverſammlung zu halten, ſo hörte ſie auf zu reden.

„Guter Gott! meine Schweſter,“ ſprach darauf Dinarſade, „wie wundervoll iſt deine Erzählung!“ — „Das Folgende iſt noch viel überraſchender,“ antwortete Scheheraſade, „und du würdeſt mir gewiß darin beiſtimmen, wenn der Sultan mich heute noch leben laſſen und mir erlauben wollte, es dir in der nächſten Nacht zu erzählen.“

Schachriar, welcher Scheheraſaden mit Vergnügen zugehört hatte, ſagte bei ſich ſelber: „Ich will bis morgen warten; ich kann ſie ja immer noch tödten laſſen, wenn ich das Ende ihrer Erzählung gehört habe.“ Nachdem er alſo den Entſchluß gefaßt hatte, Scheheraſaden dieſen Tag noch das Leben zu laſſen, ſtand er auf, ſein Gebet zu verrichten und in den Rath zu gehen.

Während dieſer Zeit war der Groß-Weſir in einer tödtlichen Unruhe. Anſtatt der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, hatte er die Nacht unter Seufzen und Wehklagen über das Schickſal ſeiner Tochter hingebracht deren Henker er ſein ſollte. Aber ſo ſehr er in dieſer bangen Erwartung den Sultan fürchtete, ſo angenehm wurde er überraſcht, als dieſer Fürſt in die Rathsverſammlung trat, ohne ihm den unſeligen Befehl zu geben, welchen er erwartete.

Der Sultan beſchäftigte ſich, ſeiner Gewohnheit nach, den Tag über mit den Angelegenheiten ſeines Reiches; und als die Nacht kam, lag er abermals bei Scheheraſade'n.

Am folgenden Morgen, ehe der Tag erſchien, ermangelte Dinarſade nicht, ihre Schweſter anzureden und zu ihr zu ſagen: »Meine liebe Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, bis es Tag wird, die geſtrige Geſchichte fortzuſetzen.«

Der Sultan wartete nicht, bis Scheheraſade ihn um die Erlaubniß dazu bat, ſondern ſagte ſogleich: »Vollende die Erzählung von dem Geiſt und dem Kaufmanne; ich bin neugierig, das Ende davon zu hören.« Scheheraſade nahm hierauf das Wort, und fuhr in ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

Zweite Nacht.

»Herr, als der Kaufmann ſah, daß der Geiſt ihm durchaus den Kopf abhauen wollte, that er einen lauten Schrei, und rief aus: "Haltet ein, nur noch ein Wort, ich bitte euch; ſeid ſo gnädig und bewilligt mir eine Friſt: laßt mir Zeit, hinzugehen, um meiner Frau und meinen Kindern Lebewohl zu ſagen, und durch ein Teſtament, das ich noch nicht gemacht habe, mein Vermögen unter ihnen zu theilen, damit ſie nach meinem Tode in keinen Prozeß verwickelt werden. Iſt dieſes geſchehen, ſo werde ich alsbald wieder hieher kommen und mich allem unterwerfen, was euch beliebt, über mich zu verhängen." — "Ich fürchte aber," ſagte der Geiſt, "wenn ich dir die erbetene Friſt bewillige, daß du nicht wiederkömmſt." — "Wenn ihr meinem Eide trauen wollt," antwortete der Kaufmann, "ſo ſchwöre ich bei dem Gotte des Himmels und der Erden, daß ich unfehlbar hieher zu euch zurückkommen will." — "Wie lang wünſcheſt du, daß dieſe Friſt ſein ſoll?" fragte der Geiſt. "Ich bitte dich um ein Jahr," antwortete der Kaufmann; "in kürzerer Zeit vermag ich nicht, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und mich vorzubereiten, um ohne Kümmerniß der Luſt des Lebens zu entſagen. Ich verſpreche euch alſo, daß ich morgen über ein Jahr mich unfehlbar unter dieſen Bäumen einſtellen und mich euren Händen überliefern will." — "Rufſt du Gott zum Zeugen des Verſprechens, welches du mir hier thuſt?" fragte der Geiſt. "Ja," antwortete der Kaufmann, "ich rufe ihn nochmals zum Zeugen an, und du kannſt auf meinen Schwur bauen." Bei dieſen Worten ließ der Geiſt ihn bei der Quelle, und verſchwand.

Als der Kaufmann ſich von ſeinem Schreck erholt hatte, beſtieg er wieder ſein Pferd, und ſetzte ſeinen Weg fort. Wenn er aber auf der einen Seite froh war, ſich aus einer ſo großen Gefahr gezogen zu haben, ſo war er auf der andern in einer tödtlichen Traurigkeit, wenn er an den verhängnißvollen Eid dachte, welchen er gethan hatte.

Als er heim kam, empfingen ſeine Frau und ſeine Kinder ihn mit allen Aeußerungen der vollkommenſten Freude; er aber, anſtatt ſie auf dieſelbe Weiſe zu umarmen, fing bitterlich an zu weinen, ſo daß ſie wohl erkannten, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet wäre. Seine Frau fragte ihn um die Urſache ſeiner Thränen und des heftigen Schmerzes, welchen er ausbrechen ließ. "Wir alle," ſagte ſie, "freuen uns über deine Heimkehr, du hingegen beunruhigſt uns durch den Zuſtand, in welchem wir dich ſehen. Erkläre uns, ich bitte dich, die Urſache deiner Traurigkeit." — "Ach!" antwortete der Mann, "wie könnte ich in einer andern Stimmung ſein? ich habe nur noch ein Jahr zu leben." Hierauf erzählte er ihnen, was ſich zwiſchen ihm und dem Geiſte zugetragen hatte, und ſagte, daß er ihm ſein Wort gegeben, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren und den Tod aus ſeinen Händen zu empfangen.

Als ſie dieſe traurige Neuigkeit hörten, wurden alle troſtlos. Die Frau brach in Jammergeſchrei aus, zerſchlug ſich das Geſicht und zerriß ſich die Haare; die Kinder zerfloſſen in Thränen, und ließen das Haus von ihrem Wehklagen widerhallen; und der Vater, der Gewalt des Blutes weichend, vermiſchte ſeine Thränen mit ihren Klagen. Mit einem Worte, es war das rührendſte Schauſpiel von der Welt.

Gleich am folgenden Morgen war der Kaufmann bedacht, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und beſorgte vor allen Dingen, ſeine Schulden zu bezahlen. Er gab ſeinen Freunden Geſchenke, und reiche Almoſen den Armen; ſchenkte ſeinen Sklaven des einen wie des andern Geſchlechtes die Freiheit, theilte ſein Vermögen unter ſeinen Kindern, ernannte Vormünder für die noch nicht Volljährigen [14]; und nachdem er ſeiner Frau herausgegeben, was ihr, nach dem Ehevertrage zukam, vermachte er ihr noch alles, was er ihr, den Geſetzen gemäß, geben konnte [15].

Endlich lief das Jahr ab, und er mußte ſcheiden. Er packte ſein Felleiſen, und legte das Tuch hinein, in welches ſeine Leiche verhüllt werden ſollte; als er aber ſeiner Frau und ſeinen Kindern Lebewohl ſagen wollte, da hatte man nimmer einen lebhafteren Schmerz geſehen. Sie konnten es nicht ertragen, ihn zu verlieren: alle wollten ihn begleiten und mit ihm ſterben. Dennoch mußte er ſich Gewalt anthun und ſo theure Gegenſtände verlaſſen: "Meine lieben Kinder," ſagte er zu ihnen, "ich gehorche dem Befehle Gottes, indem ich von euch ſcheide. Folget meinem Beiſpiele: unterwerfet euch muthig dieſer Nothwendigkeit, und bedenket, daß die Beſtimmung des Menſchen der Tod iſt."

Nachdem er dieſe Worte geſagt hatte, entriß er ſich den Armen und dem Jammergeſchrei ſeiner Familie. Er ritt hinweg, und kam an den Ort, wo er den Geiſt geſehen hatte, an demſelben Tage, da er verſprochen hatte ſich dort einzuſtellen. Er ſtieg ſogleich ab, und ſetzte ſich an den Rand der Quelle, wo er den Geiſt in aller Betrübniß erwartete, die man ſich vorſtellen kann.

Während er in einer ſo qualvollen Erwartung hinſtarrte, erſchien ein freundlicher Greis, welcher eine Hinde am Bande führte, und näherte ſich ihm. Sie begrüßten ſich gegenſeitig; worauf der Greis zu ihm ſagte: "Mein Bruder, darf man wiſſen, weshalb du an dieſen wüſten Ort gekommen biſt, wo ſich nur böſe Geiſter aufhalten, und wo man nicht ſicher iſt? Wenn man dieſe ſchönen Bäume anſieht, ſo ſollte man ihn für bewohnt halten; aber es iſt eine wahrhafte Einöde, wo es gefährlich iſt, lange zu verweilen."

Der Kaufmann befriedigte die Neugier des Greiſes, und erzählte ihm das Abenteuer, welches ihn verpflichtete, ſich dort einzufinden.

Der Greis hörte ihm mit Erſtaunen zu, und rief endlich aus: "das iſt in der That die ſeltſamſte Begebenheit von der Welt; und du haſt dich durch den unverletzlichſten Eid gebunden. Ich will," fügte er hinzu, "Zeuge deiner Zuſammenkunft mit dem Geiſte ſein."

Indem er dies ſagte, ſetzte er ſich neben dem Kaufmann nieder; und während beide ſich mit einander unterhielten ....

Aber ich ſehe, daß es tagt," ſagte Scheherasade, indem ſie innehielt; "was noch übrig, iſt gerade der ſchönſte Theil des Mährchens." Der Sultan, geſonnen das Ende davon zu hören, ließ Scheherasade'n noch einen Tag leben.

Dritte Nacht.

Die folgende Nacht that Dinarſade an ihre Schweſter dieſelbe Bitte, wie in den beiden vorhergehenden: "Meine liebe Schweſter," ſprach ſie zu ihr, "wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, mir eine von den ſchönen Mährchen zu erzählen, die du weißt."

Der Sultan aber ſagte, daß er das Ende der Erzählung von dem Kaufmann und dem Geiſte hören wollte; weshalb Scheherasade ſie alſo wieder aufnahm:

"Herr, während der Kaufmann und der Greis, welcher die Hinde führte, ſich unterhielten, kam noch ein Greis dorthin, dem zwei ſchwarze Hunde folgten. Er näherte ſich ihnen, grüßte ſie, und fragte ſie, was ſie an dieſem Orte machten. Der Greis mit der Hinde erzählte ihm das Abenteuer des Kaufmanns mit dem Geiſte, was zwiſchen beiden vorgegangen, und den Schwur des Kaufmanns. Er fügte hinzu, daß dieſes der Tag des gegebenen Verſprechens wäre, und daß er geſonnen wäre, dort zu bleiben, um zu ſehen, was daraus würde.

Der andere Greis fand die Sache ebenfalls ſeiner Neugier werth, und faßte denſelben Entſchluß. Er ſetzte ſich zu ihnen, und kaum hatte er ſich in ihr Geſpräch gemiſcht, als noch ein dritter Greis mit einem Maulthiere ankam, welcher die beiden andern anredete und ſie fragte, warum der Kaufmann neben ihnen ſo traurig wäre. Man ſagte ihm die Urſache davon, welche auch ihm ſo außerordentlich däuchte, daß er ebenfalls Zeuge zu ſein wünſchte von dem, was ſich zwiſchen dem Geiſt und dem Kaufmanne zutragen würde. Er ſetzte ſich deshalb zu den Andern.

Bald darnach erblickten ſie auf dem Felde einen dicken Dunſt, wie wenn der Wind Staubwirbel emportriebe. Dieſer Dunſt nahte ſich ihnen, verſchwand plötzlich, und der Geiſt erſchien, welcher, ohne ſie zu grüßen, mit dem Säbel in der Hand auf den Kaufmann losging, ihn beim Arm ergriff, und zu ihm ſagte: "Steh auf, damit ich dich tödte, wie du meinen Sohn getödtet haſt."

Der Kaufmann und die drei Greiſe erſchraken, und fingen an zu weinen und die Luft mit ihrem Geſchrei zu erfüllen....

Indem bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war, und brach ihre Erzählung ab, welche die Neugier des Sultans ſo ſehr gereizt hatte, daß er durchaus das Ende davon wiſſen wollte, und daher den Tod der Sultaninn nochmals bis morgen aufſchob.

Es iſt nicht auszudrücken, wie groß die Freude des Groß-Weſyrs war, als er ſah, daß der Sultan ihm nicht befahl, Scheheraſade'n tödten zu laſſen. Seine Familie, der Hof, und alle Leute waren allgemein verwundert darüber.

Vierte Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht, begann Scheheraſade, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen:

"Herr, als der Greis mit der Hinde ſah, daß der Geiſt den Kaufmann ergriff, und ihn unbarmherzig tödten wollte, ſo warf er ſich dem Ungeheuer zu Füßen, küßte ſie, und ſprach zu ihm: "Fürſt der Geiſter, ich flehe euch demüthigſt an, haltet ein mit eurem Zorn, und habt die Gnade, mich anzuhören. Ich will euch meine Geſchichte mit dieſer Hinde erzählen, welche ihr hier ſehet; und wenn ihr ſie wunderbarer und überraſchender findet, als das Abenteuer dieſes Kaufmanns, dem ihr das Leben nehmen wollt, darf ich alsdann wohl hoffen, daß ihr dieſem armen Unglücklichen ein Drittheil ſeines Verbrechens erlaſſen wollt?"

Der Geiſt beſann ſich einige Zeit, endlich antwortete er: "Wohlan, laß hören, ich willige drein."

Geſchichte
des erſten Greiſes und der Hinde.

"Ich will alſo," fuhr der Greis fort, "meine Erzählung beginnen; höret mir, ich bitte euch, mit Aufmerkſamkeit zu. Dieſe Hinde, die ihr hier ſehet, iſt meine Nichte, noch mehr, ſie iſt meine Frau. Sie war nur zwölf Jahre alt, als ich ſie heiratete; ich kann alſo wohl ſagen, daß ſie mich nicht weniger als ihren Vater, denn als ihren Oheim und Gatten, anzuſehen hatte.

Wir haben dreißig Jahre zuſammen gelebt, ohne Kinder zu bekommen; aber ihre Unfruchtbarkeit hat mich nicht verhindert, große Gefälligkeit und Freundſchaft für ſie zu haben. Nur das Verlangen, Kinder zu haben, beſtimmte mich, eine Sklavinn zu kaufen, von welcher ich einen Sohn hatte [16], der die glücklichſten Anlagen zeigte. Meine Frau ward darüber eiferſüchtig, und verabſcheute die Mutter und das Kind, verbarg aber ihre Geſinnung ſo gut, daß ich ſie nur zu ſpät erfuhr.

Unterdeſſen wuchs mein Sohn auf, und er war ſchon zehn Jahre alt, als ich genöthigt wurde, eine Reiſe zu machen. Vor meiner Abreiſe empfahl ich meiner Frau, der ich keinesweges mißtraute, die Sklavinn und das Kind, und ich bat ſie, während meiner Abweſenheit, Sorge für ſie zu tragen. Ich blieb ein ganzes Jahr aus, und dieſe Zeit benutzte ſie, ihren Haß zu befriedigen. Sie legte ſich auf die Zauberei, und als ſie genug von dieſer teufliſchen Kunſt wußte, um ihr ſchreckliches Vorhaben ins Werk zu richten, führte die Verworfene meinen Sohn an einen abgelegenen Ort, dort verwandelte ſie ihn durch ihre Beſchwörungen in ein Kalb, und übergab es meinem Pächter, mit dem Befehl, ihn zu füttern wie ein Kalb, welches ſie, wie ſie ſagte, gekauft hätte. Ihre Wuth begnügte ſich aber nicht mit dieſer verabſcheuungswürdigen Handlung: ſie verwandelte auch die Sklavinn in eine Kuh, und übergab ſie meinem Pächter.

Bei meiner Heimkehr fragte ich ſie nach der Mutter und dem Kinde. "Deine Sklavinn iſt todt," antwortete ſie; "und deinen Sohn habe ich ſeit zwei Monaten nicht geſehen, und weiß nicht, was aus ihm geworden iſt." Ich war betrübt über den Tod der Sklavinn, aber da mein Sohn nur verſchwunden war, ſo ſchmeichelte ich mir, ihn wohl noch wiederzuſehen. Dennoch vergingen acht Monate, ohne daß er zurückkam, und ich hatte noch keine Kunde von ihm, als das groſse Bairams-Feſt herannahte [17].

Um dieſes zu feiern, gebot ich meinem Pächter, mir eine der fetteſten Kühe zu bringen, welche ich opfern wollte. Er gehorchte, und die Kuh, welche er mir brachte, war die verwandelte Sklavinn, die unglückliche Mutter meines Sohnes. Ich band ſie; als ich mich aber anſchickte, ſie zu opfern, ſtieſs ſie ein klägliches Gebrüll aus, und ich gewahrte, daſs Thränenſtröme aus ihren Augen ſtürzten. Dieſes ſchien mir ſehr ſeltſam, und von einem unwillkürlichen Gefühle des Mitleids ergriffen, konnte ich mich nicht entſchlieſsen, ſie zu ſchlachten. Ich befahl meinem Pächter, mir eine andere zu holen.

Meine Frau, welche gegenwärtig war, ergrimmte über mein Mitleid; ſie widerſetzte ſich meinem Befehle, welcher ihre Bosheit zu Schanden machte, und rief aus: "Was machſt du, mein Freund? Opfere doch dieſe Kuh. Dein Pächter hat keine ſchönere, noch eine, die mehr ſich zu dem Feſte eignete, das wir begehen wollen."

Aus Gefälligkeit gegen meine Frau, näherte ich mich der Kuh, und das Mitleid bekämpfend, welches das Opfer verzögerte, war ich im Begriff, den tödtlichen Streich zu thun, als das Opferthier ſein Weinen und ſein Gebrüll verdoppelte und mich zum zweitenmal entwaffnete. Da gab ich dem Pächter den Schlägel in die Hand, und ſagt: zu ihm: "Nimm, und opfere ſie ſelber; ihr Gebrüll und ihre Thränen zerreißen mir das Herz."

Der Pächter, weniger mitleidig als ich, opferte ſie; aber beim Abziehen der Haut fand ſich, daß nichts als Knochen daran war, obwohl ſie uns ſehr fett geſchienen hatte. Ich war recht verdrüßlich darüber. "Nimm ſie für dich," ſagte ich zu dem Pächter, "ich überlaſſe ſie dir; gib Geſchenke und Almoſen davon, wem du willſt; und wenn du ein recht fettes Kalb haſt, ſo bringe es mir an ihrer Stelle."

Ich bekümmerte mich nicht darum, was er mit der Kuh machte; aber bald darauf, nachdem er ſie mir hatte aus den Augen tragen laſſen, ſah ich ihn mit einem ſehr fetten Kalbe daher kommen. Obſchon ich nicht wußte, daß dieſes Kalb mein Sohn wäre, ſo fühlte ich nichtsdeſtoweniger bei ſeinem Anblicke mein Inneres ſich regen. Er ſeinerſeits, ſobald er mich erblickte, ſtrengte ſich ſo gewaltig an, zu mir zu kommen, daß er ſeinen Strick zerriß. Er warf ſich zu meinen Füßen, und neigte den Kopf zur Erde, als wenn er mein Mitleid erregen und mich beſchwören wollte, nicht ſo grauſam zu ſein und ihm das Leben zu rauben.

Ich war über dieſen Vorgang noch mehr überraſcht und gerührt, als ich es über die Thränen der Kuh geweſen war. Ich fühlte ein zärtliches Mitleid, welches mir Theilnahme für ihn einflößte; oder vielmehr, das Blut that in mir ſeine Schuldigkeit. "Geh," ſagte ich zu dem Pächter, "und führe dieſes Kalb zurück; pflege daſſelbe wohl, und an ſeiner Stelle bringe mir ungeſäumt ein anderes her."

Sobald meine Frau mich alſo reden hörte, ermangelte ſie nicht, noch einmal auszurufen: "Was thuſt du, lieber Mann? Folge mir, und opfere kein anderes Kalb, als dieſes da." — „Frau,“ antwortete ich ihr, „ich werde dieſes hier nicht opfern, ich will ihm das Leben ſchenken, und ich bitte dich, dich dem nicht zu widerſetzen.“ Sie hütete ſich wohl, das boshafte Weib, meiner Bitte nachzugeben; ſie haßte meinen Sohn zu ſehr, um drein zu willigen, daß ich ihn rettete. Sie verlangte ſeine Opferung mit ſolcher Hartnäckigkeit von mir, daß ich genöthigt wurde, ſie ihr zu gewähren. Ich band das Kalb an, und ergriff das unſelige Meſſer....“

Scheheraſade hielt hier inne, weil ſie den Tag bemerkte.

„Liebe Schweſter,“ ſagte darauf Dinarſade, „ich bin ganz bezaubert von dieſem Mährchen, welches ſo angenehm meine Aufmerkſamkeit geſpannt hält.“ — „Wenn der Sultan mich heute noch leben läßt,“ erwiederte Scheheraſade, „ſo wirſt du ſehen, daß was ich dir morgen erzählen werde, dich noch weit mehr ergötzen wird.“

Schachriar, neugierig zu wiſſen, was aus dem Sohne des Greiſes mit der Hinde werden würde, ſagte zu der

Sultaninn, daß er mit Vergnügen in der folgenden Nacht das Ende dieſer Erzählung hören würde.

Fünfte Nacht.

„Herr,“ fuhr Scheheraſade fort, „der Greis mit der Hinde erzählte dem Geiſte, ſo wie den beiden andern Greiſen und dem Kaufmann, den Verfolg ſeiner Geſchichte. „Ich nahm alſo,“ ſagte er zu ihnen, „das Meſſer, und war im Begriff, meinem Sohne damit die Kehle abzuſchneiden, als er ſeine von Thränen gebadeten Augen flehend zu mir drehte und mich dermaßen erweichte, daß ich nicht die Kraft hatte, ihn zu opfern. Ich ließ das Meſſer fallen, und ſagte zu meiner Frau, daß ich durchaus ein anderes Kalb, als dieſes da, ſchlachten wollte. Sie ſparte nichts, um mich in dieſem Entſchluſſe wankend zu machen; aber was ſie mir auch vorſtellen mochte, ich blieb ſtandhaft, und verſprach ihr, bloß um ſie zu beruhigen, daß ich dies Kalb am Bairams-Feſte des nächſten Jahres opfern wollte.

Am folgenden Morgen verlangte mein Pächter mich insgeheim zu ſprechen. „Ich komme,“ ſagte er zu mir, „euch eine Neuigkeit zu melden, deren ihr, wie ich hoffe, mir guten Dank wiſſen werdet. Ich habe eine Tochter, welche ſich etwas auf die Zauberei verſteht. Geſtern, als ich das Kalb zurückführte, welches ihr nicht opfern wolltet, bemerkte ich, daß ſie lachte, als ſie es ſah, und einen Augenblick darauf fing ſie an zu weinen. Ich fragte ſie, warum ſie zu gleicher Zeit zwei ſo entgegengeſetzte Dinge thäte. „Mein Vater,“ antwortete ſie mir, „dieſes Kalb, das du zurückführſt, iſt der Sohn unſers Herrn. Ich lachte vor Freuden, ihn noch am Leben zu ſehen; und ich weinte, indem ich an das Opfer gedachte, das man geſtern von ſeiner Mutter brachte, welche in die Kuh verwandelt war. Dieſe beiden Verwandlungen ſind durch die Beſchwörungen der Frau unſers Herrn bewirkt worden, welche die Mutter und das Kind haßte.“ Das iſt es, was meine Tochter mir ſagte,“ fuhr der Pächter fort, „und ich komme, dir dieſe Neuigkeit zu bringen.“

Ich überlaſſe es dir, o Geiſt,“ fuhr der Greis fort, „zu ermeſſen, wie groß mein Erſtaunen bei dieſen Worten war. Ich ging auf der Stelle zu meinem Pächter, um ſelber mit ſeiner Tochter zu ſprechen. Sobald ich hinkam, ging ich in den Stall, worin mein Sohn war. Er konnte meine Umarmungen nicht erwiedern, er empfing ſie aber auf eine Weiſe, welche mich völlig überzeugte, daß er mein Sohn wäre.

Die Tochter des Pächters kam nun. „Mein gutes Mädchen,“ fragte ich ſie, „kannſt du meinem Sohne ſeine erſte Geſtalt wiedergeben?“ — „Ja, ich kann es,“ antwortete ſie. „Ach, wenn du das zu Stande bringſt,“ fuhr ich fort, „ſo mache ich dich zur Herrinn all meiner Güter.“ Darauf erwiederte ſie mir lächelnd: „Ihr ſeid unſer Herr, und ich weiß wohl, was ich euch ſchuldig bin; aber ich ſage euch zum voraus, daß ich eurem Sohne nur unter zwei Bedingungen ſeine erſte Geſtalt wiedergeben kann: die erſte iſt, daß ihr ihn mir zum Manne gebet; und die zweite, daß mir erlaubt ſei, diejenige zu beſtrafen, welche ihn in ein Kalb verwandelt hat.“ — „Was die erſte Bedingung betrifft,“ antwortete ich ihr, „ſo nehme ich ſie von ganzem Herzen an; ich ſage mehr, ich verſpreche dir noch ein anſehnliches Vermögen für dich allein, unabhängig von dem, was ich meinem Sohne beſtimme. Kurz, du ſollſt ſehen, wie ich den großen Dienſt erkennen werde, welchen ich von dir erwarte. Auch die andere Bedingung, welche meine Frau betrifft, will ich gern annehmen. Ein Weib, welches fähig geweſen iſt, eine ſolche Frevelthat zu begehen, verdient wohl, dafür geſtraft zu werden; ich gebe ſie dir hin, thue mit ihr, was dir beliebt: ich bitte dich nur, ihr nicht das Leben zu nehmen.“ — „Ich will alſo,“ fuhr ſie fort, „ſie auf dieſelbe Weiſe behandeln, wie ſie deinen Sohn behandelt hat.“ — „Ich willige drein,“ antwortete ich ihr; „aber zuvor gib mir meinen Sohn wieder.“

Hierauf nahm das Mädchen ein Gefäß voll Waſſer, murmelte darüber einige Worte, welche ich nicht verſtand, wandte ſich dann zu dem Kalbe, und ſprach: „O Kalb, wenn du von dem allmächtigen und unumſchränkten Beherrſcher der Welt ſo geſchaffen biſt, wie du gegenwärtig erſcheinſt, ſo bleibe in dieſer Geſtalt: wenn du aber ein Menſch, und nur durch Verzauberung in ein Kalb verwandelt biſt, ſo nimm mit Erlaubniß des allmächtigen Schöpfers deine urſprüngliche Geſtalt wieder an!" Indem ſie dieſe Worte ſprach, beſprengte ſie ihn mit dem Waſſer, und im Augenblick ſtand er in ſeiner vorigen Geſtalt da.

"Mein Sohn, mein lieber Sohn! rief ich ſogleich aus, ihn mit einem Entzücken umarmend, das ſich meiner völlig bemeiſterte. "Es iſt Gott ſelber, der uns dieſes junge Mädchen geſandt hat, um die ſchreckliche Verzauberung, die dich umgab, zu vernichten, und das Böſe zu rächen, welches dir und deiner Mutter angethan iſt. Ich zweifle nicht, daß du ſie aus Erkenntlichkeit gern zu deiner Gattinn annehmen wirſt, wie ich es hier gelobt habe."

Er willigte mit Freuden ein; aber bevor ſie ſich verheirateten, verwandelte das junge Mädchen meine Frau in eine Hinde, und ſie iſt es, welche ihr hier ſehet. Ich wünſchte, daß ſie lieber dieſe Geſtalt erhielte, als eine weniger angenehme, damit wir ſie ohne Widerwillen in unſerm Hauſe ſehen möchten.

Nach dieſer Zeit iſt mein Sohn Wittwer geworden und auf Reiſen gegangen. Da nun mehrere Jahre verfloſſen ſind, daß ich keine Nachricht von ihm erhalten habe, ſo habe ich mich auf den Weg gemacht, um etwas von ihm zu vernehmen; und weil ich die Sorge für meine Frau niemand anvertrauen wollte, während ich dieſe Nachforſchung anſtellte, ſo hielt ich es fürs beßte, ſie überall mit mir zu führen. Da habt ihr meine Geſchichte und die dieſer Hinde. »Iſt ſie nicht eine der ſeltſamſten und wunderlichſten?«

Ich gebe es zu;« ſagte der Geiſt, »und um deswillen gewähre ich dir ein Drittheil der Begnadigung dieſes Kaufmanns.«

Als nun der erſte Greis, Herr,« fuhr die Sultaninn fort, »ſeine Geſchichte beendigt hatte, redete der zweite mit den beiden ſchwarzen Hunden, den Geiſt an, und ſprach zu ihm: »Ich will euch auch erzählen, was mir begegnet iſt und dieſen beiden ſchwarzen Hunden, die du hier ſiehſt; und ich bin ſicher, daß ihr meine Geſchichte noch erſtaunlicher finden werdet, als die, welche ihr ſo eben gehört habt. Wenn ich ſie euch aber erzählt habe, wollt ihr mir dann auch das zweite Drittheil der Begnadigung des Kaufmanns bewilligen?« — »Ja,« antwortete der Geiſt, »vorausgeſetzt, daß deine Geſchichte, die von der Hinde noch übertrifft.«

Nach dieſer Bewilligung begann der zweite Greis folgendermaßen.....

Aber indem ſie dieſe letzten Worte ausſprach, erblickte Scheherazade den Tag, und hörte auf zu erzählen.

»Guter Gott, meine Schweſter,« ſagte Dinarſade, »was das für ſeltſame Abenteuer ſind!« — »Meine Schweſter,« antwortete die Sultaninn, »ſie ſind noch gar nicht zu vergleichen mit denen, welche ich dir in der folgenden Nacht zu erzählen hätte, wenn der Sultan, mein Gebieter und Herr, die Güte hätte, mich leben zu laſſen.«

Schachriar antwortete nichts; aber er ſtand auf, verrichtete ſein Gebet, und ging in den Rath, ohne einen Befehl gegen das Leben der reizenden Scheherazade zu ertheilen.

Sechste Nacht.

Als die ſechste Nacht gekommen war, legte der Sultan mit ſeiner Gemahlinn ſich nieder. Dinarſade erwachte zur gewöhnlichen Stunde, und redete die Sultaninn an. Da nahm Schachriar das Wort, und ſagte: »ich wünſchte wohl die Geſchichte des zweiten Greiſes mit den beiden ſchwarzen Hunden zu hören.« — »Ich will ſogleich eure Neugier befriedigen, Herr,« antwortete Scheherazade. »Der zweite Greis,« fuhr ſie fort, erzählte dem Geiſte ſeine Geſchichte, und begann alſo:

Geſchichte
des zweiten Greiſes und der beiden ſchwarzen Hunde.

Mächtiger Fürſt der Geiſter, du mußt wiſſen, daß wir drei Brüder ſind, dieſe beiden ſchwarzen Hunde, die du hier ſiehſt, und ich bin der dritte. Unſer Vater hatte bei ſeinem Ableben jedem tauſend Zechinen [18] hinterlaſſen. Mit dieſer Summe fingen wir alle drei daſſelbe Gewerbe an: wir wurden Kaufleute. Kurze Zeit nachdem wir unſere Laden eröffnet hatten, beſchloß mein älterer Bruder, der eine dieſer beiden Hunde, zu reiſen und in fremden Ländern Geſchäfte zu machen. In dieſer Abſicht verkaufte er all ſein Gut, und kaufte dafür Waaren, welche dem Handel, den er treiben wollte, angemeſſen waren.

Er reiſte fort, und war ein ganzes Jahr lang abweſend. Nach Verlauf dieſer Zeit trat ein Armer, der mich um Almoſen anzuſprechen ſchien, an meinen

Laden. Ich ſagte zu ihm: »Gott ſei mit dir!« — »Gott ſei auch mit dir!« antwortete er, »iſt es möglich, daß du mich nicht erkenneſt?« Darauf betrachtete ich ihn aufmerkſam, und erkannte ihn. »Ah! mein Bruder,« rief ich aus, indem ich ihn umarmte, »wie hätte ich dich in dieſem Zuſtande erkennen ſollen?« Ich führte ihn in mein Haus, und erkundigte mich nach ſeiner Geſundheit und nach dem Erfolge ſeiner Reiſe. »Frage mich nicht darnach:« antwortete er mir, »indem du mich anſiehſt, ſiehſt du alles. Es würde meinen Schmerz erneuen, wenn ich dir alle die Unglücksfälle umſtändlich erzählen ſollte, welche mir ſeit einem Jahre zugeſtoßen ſind, die mich in den Zuſtand gebracht, in welchem ich mich befinde.«

Ich ließ ſogleich meinen Laden zuſchließen; und alles andere hintanſetzend, führte ich ihn ins Bad und gab ihm die ſchönſten Kleider aus meinem Vorrathe. Ich unterſuchte meine Rechnungsbücher, und da ich fand, daß ſich mein Vermögen verdoppelt hatte, das heißt, daß ich zwei Tauſend Zeckinen reich war, ſo gab ich ihm davon die Hälfte. »Damit, mein Bruder,« ſagte ich zu ihm, »wirſt du den Verluſt, den du erlitten haſt, verſchmerzen können.« Er nahm die Tauſend Zeckinen mit Freuden an, richtete ſein Geſchäft wieder ein, und wir lebten mit einander, wie wir zuvor gelebt hatten.

Einige Zeit darauf wollte mein zweiter Bruder, welches der andere dieſer beiden Hunde iſt, auch ſein Gut verkaufen. Wir andere Brüder thaten alles, was wir vermochten, um ihn davon abzubringen, aber es half nichts. Er verkaufte alles, und kaufte Waaren, welche dem auswärtigen Handel, welchen er unternehmen wollte, angemeſſen waren. Er ſchloß ſich einer Karawane an, und reiſte fort.

Nach Verlauf eines Jahres kam er in demſelben Zuſtande heim, wie ſein älterer Bruder. Ich ließ ihn kleiden; und da ich abermals tauſend Zechinen über mein Kapital gewonnen hatte, ſo gab ich ſie ihm. Er öffnete wieder einen Laden, und trieb ſein voriges Gewerbe.

Eines Tages kamen meine beiden Brüder zu mir, und ſchlugen mir vor, mit ihnen eine Reiſe zu machen und gemeinſam Handel zu treiben. Ich verwarf anfangs ihren Antrag. „Ihr habt nun gereiſt,“ ſagte ich zu ihnen, „und was habt ihr dabei gewonnen? Wer verſichert mich, daß ich glücklicher ſein werde, als ihr?“ Vergebens ſtellten ſie mir alles vor, was ihrer Meinung nach mich blenden und reizen müßte, mein Glück zu verſuchen; ich ſchlug es ab, in ihr Unternehmen einzugehen. Sie kamen jedoch ſo oft auf denſelben Gegenſtand zurück, daß ich, nachdem ich fünf Jahre lang ſtandhaft ihrem Andringen widerſtanden hatte, mich endlich doch ergab. Aber als nun die Vorbereitungen zu der Reiſe getroffen werden ſollten, und die Rede war von den Waaren, deren wir dazu bedurften, da fand es ſich, daß beide alles aufgezehrt hatten und gar nichts von den tauſend Zeckinen übrig war, die ich jedem von ihnen gegeben hatte. Ich machte ihnen nicht den geringſten Vorwurf darüber: im Gegentheil, da mein Vermögen ſich auf ſechstauſend Zeckinen belief, ſo theilte ich die Hälfte mit ihnen, indem ich ſagte: „Meine Brüder, wir wollen dieſe drei tauſend Zeckinen daran wagen, und die andere Hälfte an irgend einem ſicheren Orte verbergen, damit, wenn unſere Reiſe nicht glücklicher ausfällt als die, welche ihr ſchon gemacht habt, wir noch etwas haben, uns darüber zu tröſten, und unſer altes Gewerbe wieder aufnehmen können.“

Ich gab alſo jedem tauſend Zeckinen, behielt eben ſo viel für mich, und vergrub die andern dreitauſend in einem Winkel meines Hauſes. Wir kauften nun Waaren; und nachdem wir uns zuſammen ein Schiff gemiethet und eingeſchifft hatten, gingen wir mit einem günſtigen Winde unter Segel.

Nach der Fahrt eines Monats.....

Aber ich ſehe, es iſt ſchon Tag,“ unterbrach ſich Scheheraſade. Schachriar ſtand auf, wie den vorigen Tag, und gab dem Groß-Weſyr keinen Befehl, ſeine Tochter tödten zu laſſen.

Siebente Nacht.

Gegen das Ende der ſiebenten Nacht bat Dinarſade die Sultaninn, die Geſchichte weiter zu erzählen, welche ſie geſtern nicht hatte vollenden können.

»Ich will es gern thun,« antwortete Scheheraſade; »und um den Faden derſelben wieder aufzunehmen, ſage ich euch, daß der Greis mit den beiden ſchwarzen Hunden fortfuhr, dem Geiſte, ſo wie den beiden andern Greiſen und dem Kaufmanne, ſeine Geſchichte zu erzählen.

»Endlich,« ſagte er zu ihnen, »nach einer Schiffahrt von zwei Monaten, gelangten wir glücklich in einen Seehafen, wo wir ausſchifften, und einen ſtarken Abſatz unſerer Waaren machten. Vor allen ich, ich verkaufte die meinen ſo gut, daß ich Zehn für Eins gewann. Wir kauften dagegen Waaren des Landes, um ſie nach dem unſrigen zu verſchiffen und dort zu verkaufen.

Als wir ſchon bereit waren, zur Heimfahrt einzuſchiffen, begegnete ich am Ufer des Meeres einer Frau, die recht wohlgebildet, aber ſehr armſelig gekleidet war. Sie kam auf mich zu, küßte mir die Hand, und bat, mit den dringendſten Worten, ſie zur Frau zu nehmen und mit ihr einzuſchiffen. Ich machte Schwierigkeiten, ihr dieſe Bitte zu gewähren; aber ſie ſagte mir ſo viel vor, um mich zu überreden, ich möchte nicht auf ihre Armuth ſehen, und ich würde Urſache haben, mit ihrer Aufführung zufrieden zu ſein, daß ich endlich beſiegt wurde. Ich ließ ihr anſtändige Kleider machen; und nachdem ich ſie durch einen Ehevertrag in aller Form geheiratet hatte, ſchiffte ich ſie mit mir ein, und wir gingen unter Segel.

Während unſerer Seefahrt entdeckte ich in meiner Neuvermählten ſo viele ſchöne Eigenſchaften, daß ich ſie täglich mehr und mehr liebte. Meine Brüder indeſſen, welche nicht ſo gute Geſchäfte gemacht hatten, als ich, und neidiſch über mein Glück waren, trugen mir Haß. Ihre Wuth ging ſogar ſo weit, einen Anſchlag gegen mein Leben zu machen. In einer Nacht, während ich mit meiner Frau ruhig ſchlief, nahmen ſie uns, und warfen uns ins Meer.

Meine Frau war eine Fee, und folglich aus dem Geiſtergeſchlechte; ihr könnt alſo wohl denken, daß ſie nicht ertrank. Was mich betrifft, ſo wäre ich ohne ihre Hülfe gewiß umgekommen; ich war aber kaum ins Waſſer gefallen, als ſie mich aufhob und mich auf eine Inſel brachte.

Als es Tag wurde, ſagte die Fee zu mir: »Du ſiehſt, mein lieber Mann, daß ich, indem ich dir das Leben gerettet, dir die Güte, welche du mir bewieſen haſt, nicht übel vergolten habe. Du ſollſt wiſſen, daß ich eine Fee bin, und daß ich, als ich dich am Ufer des Meeres bei deiner Einſchiffung ſah, ich eine ſtarke

Neigung für dich fühlte. Ich wollte die Güte deines Herzens prüfen, und ſtellte mich dir ſo entkleidet dar, wie du mich geſehen haſt. Du haſt dich großmüthig gegen mich betragen; und ich bin erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir meine Erkenntlichkeit dafür zu beweiſen. Aber ich bin erzürnt auf deine Brüder, und ich werde nicht zufrieden ſein, als bis ich ſie am Leben geſtraft habe."

Mit Verwunderung hörte ich dieſe Rede der Fee an; ich dankte ihr von ganzem Herzen für die große Wohlthat, welche ſie mir erwieſen hatte: "Aber, Herrin," ſagte ich zu ihr, "was meine Brüder betrifft, ſo bitte ich euch, ihnen zu verzeihen. Wie ſehr ich auch Urſache habe, mich über ſie zu beklagen, ſo bin ich doch nicht grauſam genug, um ihr Verderben zu wollen." Ich erzählte ihr darauf, was ich für den einen, wie für den andern, gethan hatte; und mein Bericht vermehrte noch ihren Unwillen gegen ſie. "Ich muß," rief ſie aus, "auf der Stelle dieſen undankbaren Verräthern nachfliegen, und ſchleunige Rache an ihnen nehmen. Ich will ihr Schiff verſenken und ſie in den Grund des Meeres ſtürzen." — "Nein, Herrin," erwiederte ich, "im Namen Gottes, thut das nicht, ſondern mäßiget euren Zorn; bedenkt, daß es meine Brüder ſind, und daß man Böſes mit Gutem vergelten ſoll."

Ich beſänftigte die Fee durch dieſe Worte; und nachdem ich alſo geſprochen hatte, verſetzte ſie mich, in einem Augenblick, von der Inſel, wo wir waren, auf das flache Dach meines Hauſes, und gleich darauf verſchwand ſie. Ich ſtieg hinunter, öffnete die Thüren, und grub die drei tauſend Zechinen aus, welche ich vergraben hatte. Darauf ging ich nach dem Orte, wo mein Laden ſtand; ich öffnete ihn, und empfing von den Kaufleuten, meinen Nachbarn, die Glückwünſche über meine Heimkehr.

Als ich wieder nach Hauſe kam, fand ich dieſe beiden ſchwarzen Hunde, welche mir demüthig entgegenkamen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hätte, und war ſehr verwundert darüber; aber die Fee, welche alsbald erſchien, erklärte es mir. "Mein Gemahl," ſagte ſie zu mir, "verwundere dich nicht, dieſe zwei Hunde bei dir zu ſehen: es ſind deine beiden Brüder." Ich entſetzte mich bei dieſen Worten, und fragte ſie, durch weſſen Macht ſie ſich in dieſem Zuſtande befänden. "Ich bin es," antwortete ſie mir, "der ſie darin verſetzt hat; oder wenigſtens iſt es eine von meinen Schweſtern, der ich den Auftrag dazu gegeben habe, und welche zu gleicher Zeit ihr Schiff auf den Grund geſtürzt hat. Du verlierſt dabei die Waaren, welche du darauf hatteſt, aber ich will dich hinlänglich dafür entſchädigen. Was deine Brüder angeht, ſo habe ich ſie verdammt, zehn Jahre lang in dieſer Geſtalt zu bleiben: ihre Treuloſigkeit macht ſie dieſer Strafe nur zu würdig." Endlich, nachdem ſie mich unterrichtet hatte, wo ich ferner von ihr vernehmen könnte, verſchwand ſie.

Gegenwärtig, da die zehn Jahre voll ſind, bin ich auf dem Wege, ſie zu ſuchen; und da ich im Vorbeigehen dieſen Kaufmann und den guten Greis mit der Hinde, hier antraf, verweilte ich bei ihnen. Da haſt du nun meine Geſchichte, o Fürſt der Geiſter; ſcheint ſie dir nicht eine der außerordentlichſten?"

"Ich gebe es zu," antwortete der Geiſt, "und ich erlaſſe deshalb auch das zweite Drittheil des Verbrechens, deſſen der Kaufmann ſich gegen mich ſchuldig gemacht hat."

Sobald der zweite Greis ſeine Geſchichte beendigt hatte, nahm der dritte das Wort, und that dem Geiſte dieſelbe Bitte, wie die beiden vorigen, das heißt, dem Kaufmann auch das dritte Drittheil ſeiner Schuld zu erlaſſen, vorausgeſetzt, daß die Geſchichte, welche er ihm erzählen wollte, an ſeltſamen Begebenheiten die beiden noch überträfe, welche er ſo eben gehört hatte. Der Geiſt gab ihm daſſelbe Verſprechen, wie den beiden andern. "Höret alſo," ſprach darauf dieſer Greis.....

Aber der Tag bricht an," ſagte Scheheraſade, "und ich muß hier inne halten." "Meine Schweſter," ſprach darauf Dinarſade, "ich kann mich nicht genug verwundern über die Abenteuer, die du uns da erzählt haſt.“ — "Ich weiß noch unzählige andere," antwortete die Sultaninn, "welche noch viel ſchöner ſind."

Schachriar, neugierig, ob die Erzählung des dritten Greiſes auch ſo angenehm wäre, als die des zweiten, verſchob den Tod der Scheherazade bis morgen.

Achte Nacht.

Sobald Dinarſade gewahrte, daß es Zeit wäre, die Sultaninn anzureden, bat ſie ihre Schweſter, ihr bis es Tag würde, irgend eine Geſchichte zu erzählen.

Erzähle uns die des dritten Greiſes," ſagte der Sultan zu Scheherazade'n; "ich kann kaum glauben, daß ſie noch wunderbarer ſei, als die des Greiſes mit den beiden ſchwarzen Hunden."

"Herr," antwortete die Sultaninn, "der dritte Greis erzählte ſeine Geſchichte folgendermaßen[12]:

Geſchichte

des dritten Greiſes mit dem Maulthiere.

"Wiſſet, o Geiſt, daß dieſes Maulthier meine Gattinn war. Eines Tages verreiſte ich, und blieb ein ganzes Jahr von ihr abweſend. Bei meiner Heimkehr kam ich bei Nacht in meiner Wohnung an, und fand meine Frau mit einem ſchwarzen Sklaven in den zärtlichſten Umarmungen liegen.

Sobald ſie mich erblickte, ſprang ſie ſchnell auf, trat mir mit einem Becher voll Waſſer entgegen, über welchen ſie einige Worte murmelte, beſprützte mich damit, und ſprach: "Verlaß deine Geſtalt, und verwandle dich in die eines Hundes!" Ich ward auf der Stelle zu einem Hunde, und ſie jagte mich aus dem Hauſe.

Als ich vor die Thüre kam, lief ich fort, bis an den Laden eines Fleiſchers, wo ich verweilte und an den Knochen nagte. Der Fleiſcher aber, dem ich gefiel, nahm mich auf in ſein Haus.

Als mich aber hier ſeine Tochter erblickte, verſchleierte ſie ſich ſogleich vor mir, und ſprach zu ihrem Vater: "Wie kannſt du denn einen fremden Mann bei uns einführen, und ihn ſogar in unſer Zimmer bringen?" — "Und wo iſt denn der Mann?" fragte der Vater. — "Dieſer Hund hier iſt es, den ſeine Frau ſo eben verzaubert hat. Indeſſen vermag ich ihn zu befreien." Als der Vater dieſe Worte hörte, ſprach er zu ſeiner Tochter: "Bei Gott, ich beſchwöre dich, befreie ihn, aus Dankbarkeit für deine Geneſung."

Hierauf ſtand die Tochter des Fleiſchers auf, nahm einen Becher voll Waſſer, ſprach darüber einige Formeln aus, und ſpritzte davon ein wenig auf mich, indem ſie ſagte: "Gehe aus dieſer Geſtalt in deine erſte Geſtalt zurück, mit der Erlaubniß des erhabenen Gottes!" Und auf der Stelle war ich wieder in meine vorige Geſtalt umgewandelt.

Ich nahte mich nunmehr der Jungfrau, küßte ihr die Hände, und ſprach: "Bei Gott, ich bitte dich, verzaubere mein Weib, wie ſie mich verzaubert hat." Da gab ſie mir von dem Waſſer, und ſagte: "Wenn du ſie ſchlafen findeſt, ſo ſprenge dieſes Waſſer über ſie, und ſage dabei, worin du wünſcheſt, daß ſie verwandelt werde, ſo wird es auf der Stelle geſchehen."

Ich nahm das Waſſer, und begab mich damit zu meiner Frau; und da ich ſie in tiefem Schlafe fand beſprengte ich ſie damit, indem ich ausrief: "Verlaß dieſe Geſtalt und verwandle dich in die eines Maulthiers!" Sogleich ward ſie das, was ich gewünſcht hatte, und ſie iſt es, die du hier mit deinen eigenen Augen ſiehſt, o du Beherrſcher und Oberhaupt der Könige und Geiſter!"

Zugleich wandte der Greis ſich zu dem Maulthiere, und fragte: "iſt dieſes nicht die Wahrheit?" Worauf das Maulthier mit dem Kopfe nickte, und durch dieſes Zeichen es bejahte.

"Dieſes iſt alſo meine Geſchichte," beſchloß der dritte Greis. Der Geiſt war ganz erſtaunt darüber, und ſprach: "Ich ſchenke dir das letzte Drittheil der Begnadigung für den Kaufmann, er hat wohl Urſache euch zu danken, daß ihr ihn durch eure Geſchichten aus dieſer Verlegenheit gezogen habt: ohne euch wäre er nicht mehr auf der Welt." Indem er alſo ſprach, verſchwand er, zur großen Zufriedenheit der ganzen Geſellſchaft.

Der Kaufmann ermangelte nicht, ſeinen drei Befreiern allen Dank zu ſagen, den er ihnen ſchuldig war. Sie freuten ſich mit ihm, ihn außer Gefahr zu ſehen; worauf ſie Abſchied von einander nahmen, und jeder ſeinen Weg verfolgte. Der Kaufmann kehrte heim zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern, und verlebte ruhig mit ihnen ſeine übrigen Tage.

Aber, Herr," fügte Scheherasade hinzu, "wie ſchön auch die Geſchichten ſein mögen, welche ich Euer

Majeſtät bisher erzählt habe, ſo kommen ſie doch der von dem Fiſcher nicht gleich.“

Als Dinarſade ſah, daß die Sultaninn hier inne hielt, ſprach ſie zu ihr: „Liebe Schweſter, weil uns noch Zeit übrig iſt, ſo ſei ſo gut, und erzähle uns die Geſchichte dieſes Fiſchers; der Sultan wird es gern erlauben.“ Schachriar willigte ein, und Scheherasade nahm ihre Rede wieder auf, und begann folgendermaßen:

Geſchichte

des Fiſchers mit dem Geiſte.

”Herr, es war einmal ein alter und ſo armer Fiſcher, daß er kaum ſo viel erwerben konnte, um ſeine Frau und drei Kinder zu ernähren, welche ſeine Familie ausmachten. Er ging alle Tage ſehr früh auf den Fiſchfang, hatte es ſich aber zum Geſetze gemacht, nur viermal jeden Tag ſein Netz auszuwerfen.

Er ging eines Morgens beim Mondſchein hinaus an das Ufer des Meeres. Er entkleidete ſich, und warf ſein Netz aus. Als er es ans Ufer zog, fühlte er bald Widerſtand; er glaubte einen guten Fang gethan zu haben, und freute ſich ſchon innerlich darüber. Als er aber bald darauf bemerkte, daß anſtatt der Fiſche, in ſeinem Netze nur das Gerippe eines Eſels war, welches ſogar ſein Netz zerriſſen hatte, ſo war er ſehr verdrüßlich darüber, und ſprach folgende Verſe aus:

»O du, der du dich während der Dunkelheit der Nacht in Gefahren begibſt, laß nach in deinen Bemühungen; denn der Lebensunterhalt wird dir trotz deinen Anſtrengungen doch nicht zu Theil!

Betrachte den Fiſcher im Meere, wie er in der ſternloſen Nacht, ſeines Erwerbes wegen, ſich ausſetzt!

Bis an die Bruſt watet er im Waſſer, die Wellen peitſchen ihn von allen Seiten; doch hört ſein Auge nicht auf, jede Bewegung des Netzes zu beobachten.

Endlich beſchließt er noch freudig ſeine Nacht, wenn nur ein Fiſch ſich an ſeiner Angel verwundet hat.

Derjenige kauft ihm denſelben ab, welcher ſeine Nacht in Ruhe, und ohne ſich der Kälte auszuſetzen, in den Segnungen des Glücks zugebracht hat.

Geprieſen ſei der Herr, der dieſem gibt, und jenem vorenthält! Jener verzehrt die Fiſche mit Ruhe, die dieſer mit Mühe gefangen hat.»

Scheherasade hörte hiermit auf zu reden, weil ſie den Tag anbrechen ſah.

»Meine Schweſter,« ſagte Dinarſade zu ihr, »ich geſtehe dir, daß dieſer Anfang mich reizt, und ich ſehe voraus, daß die Folge ſehr anmuthig ſein wird.« — »Nichts iſt überraſchender, als die Geſchichte vom Fiſcher,« antwortete die Sultaninn; »und du wirſt in der nächſten Nacht mir darin beiſtimmen, wenn der Sultan die Gnade hat und mich leben läßt.«

Schachriar, neugierig, den Erfolg des Fiſchzuges zu vernehmen, wollte dieſen Tag Scheheraſade'n noch nicht tödten laſſen. Er ſtand alſo auf, ohne dieſen furchtbaren Befehl zu ertheilen.

Neunte Nacht.

"Meine liebe Schweſter," rief Dinarſade in der folgenden Nacht zur gewöhnlichen Stunde, "ich bitte dich, die Geſchichte des Fiſchers zu vollenden; ich ſterbe vor Begierde ſie zu hören." — "Ich will deine Neugier befriedigen," antwortete die Sultaninn. Zu gleicher Zeit bat ſie den Sultan um Erlaubniß; und nachdem ſie dieſelbe erhalten hatte, nahm ſie die Geſchichte vom Fiſcher folgendermaßen wieder auf:

"Herr, als der Fiſcher, verdrüßlich über einen ſo ſchnöden Fang, ſein Netz wieder ausgebeſſert, welches das Eſelsgerippe an mehreren Stellen zerriſſen hatte, ſo warf er es zum zweitenmal aus. Indem er es herauszog, ſpürte er abermals ſtarken Widerſtand, weshalb er glaubte, daß es voll Fiſche wäre; aber er fand darin nichts als einen großen Korb voll Sand und Schlamm.

Er gerieth darüber in große Betrübniß. "O Schickſal," rief er mit kläglicher Stimme aus, "höre auf, gegen mich zu zürnen, und verfolge nicht einen Unglücklichen, welcher dich bittet, ſein zu ſchonen! Ich bin von Hauſe gegangen, um hier meinen Unterhalt zu ſuchen, und du droheſt mir den Tod. Ich habe kein anderes Gewerbe, als dieſes, um mich zu ernähren, und troz aller Sorgfalt, welche ich darauf verwende, kann ich meiner Familie kaum die dringendſten Bedürfniſſe verſchaffen. Aber ich habe Unrecht, mich über dich zu beklagen: du findeſt Vergnügen daran, die ehrlichen Leute zu mishandeln und die großen Männer in der Dunkelheit zu laſſen, während du die Böſen begünſtigſt und diejenigen erhebſt, die ſich durch keine Tugend empfehlen.

Indem er in dieſen Klagen ausbrach, ſchleuderte er ungeſtüm den Korb weg; und nachdem er ſein Netz wieder rein gewaſchen von dem Kothe, welcher es verunreinigt hatte, warf er es zum drittenmal aus. Aber er zog nichts als Steine, Muſcheln und Unrath heraus.

Es iſt nicht auszuſprechen, wie groß ſeine Verzweiflung war: es fehlte nicht viel, daß er im Uebermaße ſeines Unglücks den Verſtand verlor. Hierauf, ſeiner Frau und ſeiner Kinder gedenkend, ſprach er folgende Verſe aus:

"Dein Unterhalt hängt weder von deiner Nachläſſigkeit, noch von deinem Eifer ab; und es iſt weder deine Geſchicklichkeit, noch ſind es deine ſchönen Schriftzüge, welche dich glücklich machen.

Das glückliche Loos und der Unterhalt ſind nur Gaben des Schickſals, und du mußt damit zufrieden ſein, es ſei dir günſtig oder widrig.

Es erniedriget die Höchſten und Trefflichſten, und erhöhet oft die Niedrigſten und Böſeſten, welche das ſchlechteſte Loos verdient hätten.

Komm alſo, o Tod! denn das Leben iſt mir verächtlich geworden, weil in demſelben, Menſchen mit Adler-Tugenden erniedrigt, und Leute mit Enten-Fähigkeiten erhöhet werden.

Denn es iſt kein Wunder mehr, zu ſehen, daß die Tugend mit Armut kämpft, und das Laſter mit dem ihm zugefallenen Glücke ſich brüſtet.

Unſer Loos iſt vorherbeſtimmt, und mit unſern dort oben vorgezeichneten Schickſalen gleichen wir Vögeln, welche hie und da etwas aufzupicken finden: der eine fliegt von Oſten nach Weſten, und findet nichts; während der-andere die beßte Nahrung findet, ohne ſich zu entfernen."

Unterdeſſen brach der Tag an, und der Fiſcher vergaß nicht, als guter Muſelmann [19], ſein Gebet zu verrichten; darauf fügte er Folgendes hinzu: "Herr, du weißt, daß ich nur viermal jeden Tag mein Netz auswerfe. Ich habe es nun ſchon dreimal ausgeworfen, ohne die geringſte Frucht meiner Arbeit gewonnen zu haben. Es iſt mir nur noch ein Zug übrig: und ich flehe dich an, mir das Meer günſtig zu machen, wie du es dem Moſes[20] gethan haſt!"

Nachdem er dieſes Gebet geendigt hatte, warf er ſein Netz zum viertenmal aus. Als er glaubte, daß Fiſche darin ſein müßten, zog er es abermals mit großer Mühe heraus. Es waren gleichwohl keine darin; aber er fand darin ein Gefäß von Meſſing, welches ſeiner Schwere nach, ihm etwas zu enthalten ſchien. Er bemerkte, daß es mit Blei verſchloſſen und verſiegelt war, und ſah den Abdruck eines Petſchafts darauf. Dies erfreute ihn. "Ich will es an den Gelbgießer verkaufen," ſagte er, "und für das Geld, das ich daraus löſe, ein Maaß Getreide kaufen."

Er unterſuchte das Gefäß von allen Seiten, ſchüttelte es, um zu hören, ob das was darinnen wäre kein Geräuſch machte. Er hörte nichts; und dieſer Umſtand, ſammt dem Siegel auf dem Deckel von Blei, brachten ihn auf den Gedanken, daß es mit etwas Koſtbarem angefüllt ſein müßte. Um ſich darüber aufzuklären, nahm er ſein Meſſer, und mit einiger Mühe öffnete er es. Er kehrte ſogleich die Oeffnung gegen den Boden, aber es kam nichts heraus; was ihn äußerſt verwunderte.

Er ſetzte das Gefäß vor ſich hin; und während er es aufmerkſam betrachtete, ſtieg ein dichter Rauch daraus empor, welcher ihn nöthigte, zwei oder drei Schritte zurückzutreten. Dieſer Rauch erhob ſich bis in die Wolken, breitete ſich über das Meer und Geſtade aus, und bildete einen dicken Nebel: welches Schauſpiel, wie man ſich vorſtellen kann, dem Fiſcher ein ordentliches Erſtaunen erregte. Als aller Rauch aus dem Gefäße war, vereinigte er ſich wieder und verdichtete ſich zu einem feſten Körper, und daraus bildete ſich ein Geiſt, der noch einmal ſo groß war als der größte aller Rieſen. Bei dem Anblick eines Ungethüms von ſo ungeheurer Größe, wollte der Fiſcher die Flucht ergreifen; aber er war ſo erſchüttert und erſchrocken, daß er keinen Fuß rühren konnte.

"Salomon[21]," rief alsbald der Geiſt aus, "Salomon, großer Prophet Gottes, Gnade, Gnade! Nimmer will ich mich deinem Willen widerſetzen. Ich will allen deinen Befehlen gehorchen ...."

Scheherasade bemerkte hier den Tag, und brach ihre Erzählung ab.

Dinarſade nahm darauf das Wort: "Meine Schweſter," ſagte ſie, "man kann nicht beſſer ſein Verſprechen halten, als du es gethan haſt: dieſes Mährchen iſt ohne Zweifel viel wunderbarer, als die vorigen." — "Meine Schweſter," antwortete die Sultaninn, "du wirſt Dinge hören, die dich noch weit mehr in Verwunderung ſetzen werden, wenn der Sultan, mein Herr, mir erlaubt, ſie dir zu erzählen."

Schachriar hatte zu große Begierde, das Uebrige der Geſchichte vom Fiſcher zu hören, um ſich dieſes Vergnügens zu berauben. Er verſchob alſo den Tod der Sultaninn abermals auf morgen.

Zehnte Nacht.

Dinarſade weckte in der folgenden Nacht, als es Zeit war, ihre Schweſter, und bat ſie, die Geſchichte vom Fiſcher fortzuſetzen.

Der Sultan bezeigte auch ſeine Ungeduld, zu vernehmen, welchen Zweck der Geiſt mit Salomon gehabt hatte; und Scheherasade fuhr alſo fort:

"Herr, der Fiſcher hatte nicht ſobald die Worte des Geiſtes vernommen, als er ſich wieder erholte, und zu ihm ſagte: "Stolzer Geiſt, was ſprichſt du da? Es ſind mehr als achtzehn hundert Jahre, daß Salomon, der Prophet Gottes, todt iſt, und wir ſind gegenwärtig am Ende der Tage. Erzähle mir deine Geſchichte, und weshalb du in dieſem Gefäße verſchloſſen wareſt."

Auf dieſe Anrede blickte der Geiſt den Fiſcher mit ſtolzer Gebärde an, und antwortete ihm: "Rede höflicher mit mir; du biſt ſehr dreiſt, mich einen ſtolzen Geiſt zu nennen." — "Wohlan," erwiederte der Fiſcher, "iſt es höflicher geredet, wenn ich dich den Uhu des Schickſals nenne?" — "Ich rathe dir," erwiederte der Geiſt, höflicher zu mir zu reden, bevor ich dich tödte." — "He," verſetzte der Fiſcher, "warum wollteſt du mich tödten? Ich hab dich ſo eben in Freiheit geſetzt: haſt du es ſchon vergeſſen?" — "Nein, ich erinnere mich deſſen wohl," erwiederte der Geiſt, "aber das ſoll mich nicht abhalten, dich zu tödten: und ich habe nur eine einzige Gnade dir zu gewähren." — "Und welche Gnade iſt das?" fragte der Fiſcher. "Sie iſt," antwortete der Geiſt, "daß ich dir die Wahl laſſe, auf welche Weiſe ich dich tödten ſoll." — "Und wodurch," verſetzte der Fiſcher, "habe ich dich beleidigt? Willſt du mich alſo für die Wohlthat belohnen, die ich dir erwieſen habe?" — "Ich kann dich nicht anders behandeln," ſagte der Geiſt; "und damit du ſelber dich davon überzeugeſt, ſo höre meine Geſchichte:

Ich bin einer der abtrünnigen Geiſter, welche ſich dem Willen Gottes widerſetzten. Alle andere Geiſter erkannten den großen Salomon, den Propheten Gottes, und unterwarfen ſich ihm. Wir, Sakar und ich, waren die einzigen, welche ſich nicht ſo erniedrigen wollten. Um ſich dafür zu rächen, gebot dieſer mächtige König ſeinem erſten Miniſter Aſſaf, Barachia's Sohn, mich gefangen zu nehmen. Das geſchah. Aſſaf kam, ſich meiner zu bemächtigen, und führte mich mit Gewalt vor den Thron des Königs ſeines Herrn.

Salomon, Davids Sohn, befahl mir, mein bisheriges Leben aufzugeben, ſeine Macht anzuerkennen und mich ſeinen Befehlen zu unterwerfen. Ich verſagte trotzig, ihm zu gehorchen; und ich wollte mich lieber ſeinem ganzen Zorne ausſetzen, als ihm den Eid der Treue und Unterthänigkeit leiſten, welchen er von mir forderte. Zur Strafe ſchloß er mich in dieſes kupferne Gefäß ein; um ſich meiner zu verſichern, und damit ich mein Gefängniß nicht ſprengen könnte, ſo drückte er ſelber auf den bleiernen Deckel ſein Siegel, in welches der hohe Name Gottes eingegraben war. Als das geſchehen war, übergab er das Gefäß einem der Geiſter, welche ihm gehorchten, mit dem Befehle, mich ins Meer zu werfen; was auch zu meinem großen Verdruſſe geſchah.

Während des erſten Jahrhunderts meiner Gefangenſchaft, ſchwur ich, wenn jemand mich vor Ablauf dieſer hundert Jahre daraus befreiete, ihn reich zu machen, ſelbſt nach ſeinem Tode. Aber das Jahrhundert verlief, und niemand leiſtete mir dieſen guten Dienſt. Während des zweiten Jahrhunderts ſchwur ich, jedem, der mich in Freiheit ſetzete, alle Schätze der Erde zu eröffnen; aber ich war nicht glücklicher. In dem dritten gelobte ich, meinen Befreier zu einem mächtigen König zu machen, ſtäts als Geiſt bei ihm zu ſein, und ihm jeden Tag drei Bitten zu gewähren, von welcher Art dieſelben auch immer ſein möchten; aber auch dieſes Jahrhundert verging, wie die beiden vorigen, und ich blieb ſtäts in demſelben Zuſtande. Endlich, verzweifelnd, oder vielmehr erboßt, mich ſo lange gefangen zu ſehen, ſchwur ich, wenn in der Folge jemand mich befreite, ihn erbarmungslos zu tödten, und und ihm keine andere Gnade zu gewähren, als die, daß ich ihm die Wahl ließe, auf welche Weiſe ich ihn tödten ſollte. Deshalb alſo, da du heute hierher gekommen und mich befreiet haſt, wähle, wie du von mir getödtet ſein willſt."

Dieſe Rede betrübte den Fiſcher gar ſehr. "Ich Unglückſeliger," rief er aus, "daß ich an dieſen Ort gekommen bin, um einem Undankbaren einen ſo großen Dienſt zu leiſten! Ich bitte dich, bedenke deine große Ungerechtigkeit, und widerrufe deinen ſo unvernünftigen Eid. Verzeihe mir, damit Gott auch dir verzeihe. Wenn du mir großmüthig das Leben ſchenkſt, ſo wird er dich gegen alle Nachſtellungen ſchützen, welche etwa dein Leben bedrohen." — "Nein, dein Tod iſt gewiß," ſagte der Geiſt; "wähle nur, auf welche Weiſe ich dich tödten ſoll.

Als der Fiſcher ſeinen beharrlichen Entſchluß ſah, ihn zu tödten, war er in großer Angſt, nicht ſo wohl aus Liebe zu ſich ſelber, als wegen ſeiner drei Kinder, und beklagte ihr Elend, in welches ſein Tod ſie verſetzen würde. Er verſuchte nochmals, den Geiſt zu beſänftigen: "Weh mir!" rief er aus, "hab' Erbarmen mit mir, in Rückſicht deſſen, was ich für dich gethan habe." — „Ich habe es dir ſchon geſagt,“ erwiederte der Geiſt, „daß dieſes gerade die Urſache iſt, daß ich dich tödten muß.“ „Das iſt doch ſeltſam,“ entgegnete der Fiſcher, „daß du durchaus Gutes mit Böſem vergelten willſt. Zwar iſt jener Spruch aller Welt bekannt:

„Gutes haben wir erwieſen, man hat uns mit Böſem belohnt: — ſo handelt, bei meinem Leben, nur der Gottloſe!

Doch es iſt gewiß: wer dem Unwürdigen Gutes erweiſet, hat kein anderes Schickſal zu erwarten, als der einer Hyäne Zuflucht gibt.“

Ich glaubte bisher immer, daß dieſes falſch wäre; und in der That, verſtößt nichts ſo ſehr gegen die Vernunft und gegen die Rechte der Geſellſchaft: nichts deſto minder erfahre ich nun grauſamerweiſe, daß es nur zu wahr iſt.“ — „Laß uns nicht die Zeit verlieren,“ unterbrach ihn der Geiſt, „alle deine Vernünfteleien können mich von meinem Vorhaben nicht abwendig machen. Mach' fort, und ſage, wie du wünſcheſt, daß ich dich tödte.“

Die Noth macht erfinderiſch. Der Fiſcher beſann ſich auf eine Liſt. „Da ich den Tod nicht vermeiden kann,“ ſagte er zu dem Geiſte, „ſo unterwerfe ich mich denn dem Willen Gottes. Bevor ich aber eine Todesart wähle, ſo beſchwöre ich dich bei dem hohen Namen Gottes, welcher auf den Siegelring des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, eingegraben iſt, mir die Wahrheit zu ſagen, auf eine Frage, die ich dir thun will.“

Als der Geiſt auf eine Weiſe beſchworen wurde, welche ihn zwang, beſtimmt zu antworten, zitterte er innerlich, und ſagte zu dem Fiſcher: „Frage mich, was du willſt, und eile dich ....“

Da brach der Tag an, und Scheherasade ſchwieg.

„Meine Schweſter,“ ſagte Dinarſade, „man muß geſtehen, jemehr du erzähleſt, jemehr Vergnügen gewährſt du. Ich hoffe, daß der Sultan, unſer Herr, dich nicht tödten läßt, bevor er das Ende des ſchönen Mährchens vom Fiſcher gehört hat.“ — „Der Sultan hat zu gebieten,“ erwiederte Scheherasade; „wir müſſen uns gefallen laſſen, was ihm beliebt.“

Der Sultan, welcher nicht weniger Luſt hatte, als Dinarſade, das Ende dieſer Erzählung zu hören, verſchob abermals den Tod der Sultaninn.

Eilfte Nacht 22.

Schachriar und ſeine Gemahlinn brachten dieſe Nacht ebenſo zu, wie die vorhergehenden, und ehe der Tag anbrach, erweckte Dinarſade durch folgende Worte, welche ſie an die Sultaninn richtete: „Meine Schweſter, ich bitte dich, die Erzählung vom Fiſcher wieder aufzunehmen.“ — „Sehr gern,“ antwortete Scheheraſe, „will ich dir genugthun, mit Erlaubniß des Sultans.

Als der Geiſt,“ fuhr ſie fort, „verſprochen hatte, die Wahrheit zu ſagen, ſprach der Fiſcher zu ihm: „Ich möchte wohl wiſſen, ob du wirklich in dieſem Gefäße wareſt; getraueſt du dir wohl, es bei dem hohen Namen Gottes zu beſchwören?“ — „Ja,“ antwortete der Geiſt, „ich ſchwöre bei dieſem hohen Namen, daß ich darin war; und das iſt gewißlich wahr.“ — „Bei meiner Treue,“ erwiederte der Fiſcher, „ich kann's nicht glauben. Dieſes Gefäß vermöchte ja nicht einmal einen deiner Füße in ſich zu faſſen: wie wäre es möglich, daß du ganz und gar darin eingeſchloſſen geweſen wäreſt?“ — „Ich ſchwöre es dir gleichwohl,“ ſagte der Geiſt, „daß ich darin war, ſo wie du mich hier ſieheſt. Glaubſt du mir noch nicht, nach dem großen Eide, den ich dir geſchworen habe!“ — „Wahrhaftig, nein,“ antwortete der Fiſcher; „und ich werde dir nicht glauben, wenn du mich nicht durch den Augenſchein überzeugeſt.“

Hierauf verflüchtigte ſich der Leib des Geiſtes wieder und verwandelte ſich in Rauch, welcher ſich, wie zuvor, über das Meer und Geſtade ausbreitete, dann ſich wieder ſammelte und in das Gefäß hineinzog, und in gleichmäßiger und langſamer Bewegung ſo fortfuhr, bis gar nichts mehr davon draußen war. Alsbald kam eine Stimme daraus hervor, welche zu dem Fiſcher ſagte: „Wohlan, ungläubiger Fiſcher, da bin ich wieder in dem Gefäße; glaubſt du mir nun?“

Der Fiſcher aber, anſtatt dem Geiſte zu antworten, nahm den bleiernen Deckel, ſchloß eilig das Gefäß damit zu, und rief ihm zu: „Geiſt, jetzt iſt die Reihe an dir, um Gnade zu bitten, und wähle nun, welchen Tod ich dich ſoll ſterben laſſen! Aber nein, es iſt beſſer, daß ich dich wieder ins Meer werfe, an derſelben Stelle, wo ich dich herausgezogen habe. Dann will ich mir auf dieſem Geſtade ein Haus bauen, und hier wohnen, um alle Fiſcher, welche hieher kommen und ihre Netze auswerfen, zu warnen, daß ſie ſich wohl hüten, einen ſo boshaften Geiſt wieder herauszufiſchen, welcher geſchworen hat, jeden zu tödten, der ihn etwa in Freiheit ſetzt.“

Bei dieſen ſpöttiſchen Worten, ſtrengte der erzürnte Geiſt alle ſeine Kräfte an, um wieder aus dem Gefäße zu kommen; aber es war ihm unmöglich, denn das aufgedrückte Siegel des Propheten Salomon, des Sohnes Davids, verhinderte ihn daran. Als er nun ſah, daß der Fiſcher ihn in ſeiner Gewalt hatte, unterdrückte er ſeinen Zorn, und ſagte zu ihm, mit beſänftigter Stimme: „Fiſcher, hüte dich wohl, das zu thun, was du ſagſt. Was ich hier gethan habe, iſt nur aus Scherz geſchehen, und du mußt die Sache nicht ernſthaft nehmen.“ — „O Geiſt,“ antwortete der Fiſcher, „du, der vor einem Augenblick der größte aller Geiſter war, und gegenwärtig der kleinſte biſt, wiſſe, daß alle deine liſtigen Reden dir nichts helfen. Du mußt wieder ins Meer zurück. Wenn du ſo lange Zeit darin geweſen biſt, wie du mir geſagt haſt, ſo kannſt du auch wohl bis zum Tage des jüngſten Gerichts dort bleiben. Ich habe dich im Namen Gottes gebeten, mir nicht das Leben zu rauben, und du haſt meine Bitten verworfen; jetzt will ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten.»

Der Geiſt ſparte nichts, den Fiſcher zu rühren: »Oeffne das Gefäß,« ſagte er zu ihm, »und gib mir die Freiheit, ich flehe dich drum, und verſpreche dir, daß du zufrieden mit mir ſein ſollſt.» — »Du biſt und bleibſt ein Verräther,« erwiederte der Fiſcher. »Ich verdiente das Leben zu verlieren, wenn ich die Unklugheit hätte, dir zu trauen. Du würdeſt nicht ermangeln, mich auf dieſelbe Weiſe zu behandeln, wie ein gewiſſer Griechiſcher König ſeinen Arzt Duban behandelte. Das iſt eine Geſchichte, die ich dir erzählen will; höre zu:

Geſchichte

des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban.

In dem Lande Suman, in Perſien, herrſchte einſt ein König, deſſen Unterthanen urſprünglich Griechen waren. Dieſer König war vom Ausſatze befallen, und ſeine Aerzte, nachdem ſie vergeblich alle ihre Mittel angewandt hatten, ihn zu heilen, wußten nicht mehr, was ſie ihm verordnen ſollten; als ein ſehr geſchickter Arzt, genannt Duban, an ſeinem Hofe ankam.

Dieſer Arzt hatte ſeine Wiſſenſchaft aus Griechiſchen, Perſiſchen, Türkiſchen, Arabiſchen, Lateiniſchen, Syriſchen und Hebräiſchen Büchern geſchöpft; überdies war er vollendet in der Weltweisheit, und kannte vollkommen die guten und böſen Eigenſchaften aller Arten von Kräutern und Säften.

Sobald er von der Krankheit des Königs unterrichtet war, und vernommen hatte, daß ſeine Aerzte ihn ſchon aufgegeben hatten, kleidete er ſich ſo zierlich als er nur konnte, und fand Mittel und Wege, ſich dem Könige vorſtellen zu laſſen. »Herr,« ſprach er zu ihm, »ich weiß, daß alle Aerzte, welche Euer Majeſtät bedienen, euch nicht von dem Ausſatze heilen konnten: wenn ihr mir aber die Ehre erzeigen und meine Dienſte annehmen wollt, ſo verpflichte ich mich, euch zu heilen, ohne Tränke und ohne Umſchläge.«

Der König hörte auf dieſen Antrag, und antwortete ihm: »Wenn du ein ſo geſchickter Mann biſt, das zu thun, was du ſagſt, ſo verſpreche ich, dich reich zu machen, dich und deine Nachkommenſchaft; und außer den reichen Geſchenken, welche ich dir machen will, ſollſt du mein liebſter Günſtling ſein. Du verheißeſt mir alſo, mich von dem Ausſatze zu befreien, ohne mich einen Trank einnehmen zu laſſen und ohne mir ein äußeres Mittel aufzulegen?« — »Ja, Herr,« antwortete der Arzt, »ich ſchmeichle mir, es wird mir gelingen, mit Gottes Hülfe; und gleich morgen will ich den Anfang machen.«

Hierauf begab ſich der Arzt Duban wieder in ſeine Wohnung, und machte eine Kolbe zum Kugelſpiel, deren Handgriff er aushöhlte und den Saft darein that, deſſen er ſich bedienen wollte. Als dies gethan war, machte er auch eine Kugel, auf die Weiſe, wie er wollte, und damit ging er am folgenden Morgen hin und ſtellte ſich dem Könige vor; er warf ſich zu ſeinen Füßen, küßte die Erde....“

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, erinnerte Schachriar daran, und ſchwieg.

„In Wahrheit, meine Schweſter,“ ſagte darauf Dinarſade, „ich weiß nicht, wo du alle die ſchönen Sachen hernimmſt.“ — „Du wirſt morgen noch ganz andere hören,“ antwortete Scheherasade, wenn der Sultan, mein Herr, die Güte hat, mir das Leben noch zu verlängern.“

Schachriar, der nicht minder als Dinarſade von Begierde brannte, den Verfolg der Geſchichte des Arztes Duban zu hören, dachte nicht daran, dieſen Tag die Sultaninn tödten zu laſſen.

Zwölfte Nacht.

Die zwölfte Nacht war ſchon weit vorgerückt, als Scheherasade den Faden der Geſchichte des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban alſo wieder aufnahm:

„Herr, der Fiſcher fuhr alſo fort dem in dem Gefäße verſchloſſen gehaltenen Geiſte zu erzählen: „Der Arzt Duban ſtand wieder auf, und nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ſagte er zu dem König, er fände es heilſam, daß Seine Majeſtät zu Pferde ſtiege und ſich nach dem Platze zum Kugelſpiele begäbe.

Der König that, was ihm geſagt wurde, und als er auf der Bahn des Kugelſpieles zu Pferde war, kam der Arzt mit der von ihm zubereiteten Kolbe, überreichte ſie ihm, und ſprach: »Herr, ſpielet mit dieſer Kolbe, und treibt damit die Kugel auf der Bahn, bis daß ihr eure Hand und euren Leib in Schweiße fühlt. Wenn das Heilmittel, welches ich in den Handgriff dieſer Kolbe eingeſchloſſen habe, durch eure Hand erwärmt wird, ſo durchdringt es euren ganzen Leib; und ſobald ihr ſchwitzet, habt ihr nichts zu thun, als mit Spielen aufzuhören; denn das Mittel hat alsdann ſeine Wirkung gethan. Und wenn ihr in den Palaſt zurückkommt, ſo gehet ins Bad, und laßt euch tüchtig waſchen und reiben: darauf leget euch zu Bette; und wenn ihr morgen früh aufſteht, ſo werdet ihr geheilt ſein.«

Der König nahm die Kolbe, und trieb ſein Pferd der Kugel nach, welche er ausgeworfen hatte; er ſchlug ſie, und ſie wurde ihm von den Hofleuten, die mit ihm ſpielten, zurückgeſchlagen; er ſchlug ſie abermals, und kurz, das Spiel dauerte ſo lange, bis ſeine Hand, wie ſein ganzer Leib davon ſchwitzte: da that das in den Handgriff eingeſchloſſene Mittel die Wirkung, welche der Arzt vorausgeſetzt hatte. Sogleich hörte der König auf zu ſpielen, kehrte in ſeinen Palaſt zurück und ging ins Bad, kurz, er beobachtete ganz genau alles, was ihm vorgeſchrieben war.

Er befand ſich ſehr wohl darnach; denn am folgenden Morgen beim Aufſtehen, bemerkte er mit ſo viel Erſtaunen als Freuden, daß ſein Ausſatz geheilt und ſein Leib ſo rein war, als wenn er niemals von dieſer Krankheit befallen geweſen wäre.

Sobald er angekleidet war, trat er in den Reichsſaal, beſtieg ſeinen Thron, und ließ ſich alle ſeine Hofleute ſehen, welche die Begierde, den Erfolg des neuen Heilmittels zu erfahren, ſchon frühe dort verſammelt hatte. Als ſie den König völlig geheilt ſahen, bezeigten alle die größte Freude darüber.

Der Arzt Duban trat in den Saal, warf ſich vor dem Throne nieder und berührte mit dem Geſichte die Erde, und ſprach hierauf folgende Verſe aus:

„Die Tugenden gewinnen an Werth, weil du Vater derſelben genannt wirſt: und welcher Fürſt verdiente jemals dieſen Namen ſo, wie du, der du ſie alle beſitzeſt?

Du, deſſen Antlitz mit einem Glanze ſtralet, fähig die dunkelſte Nacht zu erleuchten!

Möge es nie aufhören zu glänzen, ſo ernſt auch das Antlitz der Zeiten blicken möge!

Deine Freigebigkeit hat uns mit Wohlthaten überhäuft: du warſt mir wie eine reiche Regenwolke ausgetrockneten Hügeln.

Du haſt deine Reichthümer verſchwendet, und dein Ziel, den höchſten Ruhm, erreicht!»

Hierauf rief ihm der König, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, zeigte ihn der Verſammlung und gab ihm öffentlich alle die Lobeserhebungen, welche er verdiente. Damit ließ dieſer Fürſt es noch nicht bewenden, ſondern, da er an dieſem Tage den ganzen Hof bewirthete, ſo ließ er den Arzt an ſeinem Tiſche mit ihm allein ſpeiſen ...»

Bei dieſen Worten bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war, und hörte auf in ihrer Erzählung.

Schachriar erhob ſich, ſehr zufrieden mit dem, was er gehört hatte, und erwartete den folgenden Tag.

Dreizehnte Nacht.

Gegen das Ende der dreizehnten Nacht ſetzte Scheheraſade, um die Neugier ihrer Schweſter Dinarſade zu befriedigen, mit Erlaubniß des Sultans, ihres Herrn, die Geſchichte des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban fort.

»Der Griechiſche König,» fuhr der Fiſcher fort, »begnügte ſich nicht, den Arzt Duban an ſeine Tafel zu ziehen, ſondern gegen Ende des Tages, als er die Verſammlung entlaſſen wollte, ließ er ihn noch mit einem langen ſehr reichen Rocke bekleiden, gleich denen, welche ſeine Hofleute gewöhnlich in ſeiner Gegenwart trugen; überdies ließ er ihm zweitauſend Zeckinen geben. Auch den nächſten Morgen und die folgenden Tage hörte er nicht auf, ihm ſein Wohlwollen zu bezeigen. Kurz, dieſer Fürſt glaubte die Verpflichtungen, welche er dieſem geſchickten Arzte hatte, nicht genugſam erkennen zu können, und überhäufte ihn täglich mit neuen Wohlthaten.

Nun hatte dieſer König einen Groß-Weſyr, der war geizig und neidiſch und von Natur fähig zu Verbrechen aller Art. Nicht ohne Aerger hatte er die Geſchenke anſehen können, welche dem Arzte gemacht wurden, deſſen Verdienſte ihn überdieß in den Schatten zu ſtellen anfingen; er beſchloß alſo, ihn in der Gunſt des Königs zu ſtürzen.

In dieſer Abſicht ging er zu dieſem Fürſten, und ſagte ihm insgeheim, daß er ihm eine Entdeckung von der äußerſten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Auf die Frage des Königs, worin dies beſtände, antwortete er: »Herr, es iſt ſehr gefährlich für einen König, ſein Vertrauen einem Manne zu ſchenken, deſſen Treue er noch nicht geprüft hat. Eure Majeſtät überhäuft den Arzt Duban mit Wohlthaten und verſchwendet alle Liebkoſungen an ihn, und weiß nicht, daß er ein Verräther iſt, welcher ſich an eurem Hofe eingeſchlichen hat, um euch zu ermorden.«

»Von wem haſt du, was du mir zu ſagen wagſt?» fragte der König. »Bedenke wohl, daß du zu deinem Herrn ſprichſt, und hier eine Sache vorbringſt, welche ich nicht ſo leicht hin glauben werde.» — »Herr,» erwiederte der Weſyr, »ich bin vollkommen unterrichtet von dem, was ich die Ehre habe euch vorzutragen. Ueberlaſſet euch nicht einem gefährlichen Zutrauen. Wenn Euer Majeſtät ſchläft, ſo möge ſie erwachen; denn, kurz, ich wiederhole es, der Arzt Duban iſt tief aus Griechenland, ſeinem Vaterlande, nur deshalb an euren Hof gekommen, um ſein ſchreckliches Vorhaben zu vollbringen, wovon ich euch geſagt habe.»

»Nein, nein, Weſyr,» unterbrach ihn der König,» ich bin ſicher, daß dieſer Mann, den du einen Treuloſen und Verräther ſchiltſt, der tugendhafteſte und beßte aller Menſchen iſt; es gibt keinen Menſchen auf der Welt, den ich ſo ſehr liebe, als ihn. Du weißt, durch welches Mittel, oder vielmehr durch welches Wunder, er mich von dem Ausſatze geheilt hat: wenn er mir nach dem Leben trachtet, warum hat er es denn gerettet? Er durfte mich ja nur meinem Uebel überlaſſen; ich konnte ihm nicht entgehen; mein Leben war ſchon halb verzehrt. Höre alſo auf, mir ungerechten Argwohn einflößen zu wollen; anſtatt darauf zu achten, kündige ich dir an, daß ich von heut an dieſem großen Manne für ſein ganzes Leben ein Gehalt von tauſend Zeckinen monatlich gebe. Wenn ich alle meine Reichthümer, ja ſelbſt mein Reich, mit ihm theilte, ſo würde ich ihn noch nicht genug belohnen, für das, was er an mir gethan hat. Ich ſehe wohl, daß ſeine Tugend deinen Neid erregt; aber glaube nicht, daß ich mich ungerechterweiſe wider ihn einnehmen laſſe; ich erinnere mich zu wohl deſſen, was die Weſyre dem Könige Sindbad, ihrem Herrn, ſagten, um ihn daran zu verhindern, den Prinzen ſeinen Sohn tödten zu laſſen....“

Aber Herr,“ fügte Scheheraſade hinzu, „der anbrechende Tag verbietet mir fortzufahren.“ — „Es gefällt mir ſehr an dem Griechiſchen Könige, daß er die Feſtigkeit hat, die falſche Anklage ſeines Weſyrs abzuweiſen.“ — „Wenn du heute die Feſtigkeit dieſes Fürſten lobſt,“ unterbrach ſie Scheheraſade, ſo wirſt du morgen ſeine Schwachheit tadeln, wenn der Sultan vergönnt, daß ich dieſe Geſchichte zu Ende erzähle.“ —

Der Sultan, neugierig, worin der Griechiſche König dieſe Schwäche zeigte, ſchob abermals den Tod der Sultaninn auf.

Vierzehnte Nacht.

„Meine Schweſter,“ rief Dinarſade am Ende der vierzehnten Nacht, „ich bitte dich, nimm die Geſchichte des Fiſchers wieder auf; du biſt da ſtehen geblieben, wo der Griechiſche König die Unſchuld des Arztes Duban behauptet, und ihn ſo kräftig vertheidigt.» — »Ich erinnere mich wohl daran,» antwortete Scheherazade; »du ſollſt ſogleich den Verfolg davon hören.

Herr,» fuhr ſie fort, ſtäts an Schachkiar das Wort richtend, »was der Griechiſche König von dem Könige Sindbad ſagte, reizte die Neugier des Weſyrs, ſo daß er zu ihm ſagte: »Ich bitte Euer Majeſtät um Verzeihung, wenn ich die Dreiſtigkeit habe, zu fragen, was denn die Weſyre des Königs Sindbad zu ihrem Herrn ſagten, um ihn abzuhalten, den Prinzen ſeinen Sohn tödten zu laſſen.» Der Griechiſche König hatte die Gefälligkeit, ſeine Neugier zu befriedigen, und begann alſo:

Die Vierzig Weſyre [23].

"Es herrſchte einſt in Perſien ein mächtiger König, Namens Sindbad. Ganz Aſien gehorchte ſeinen Geboten. Er war der reichſte König auf Erden; ſeine Tapferkeit glich ſeiner Macht; und wenn er ehrgeizig genug geweſen wäre, nach der Herrſchaft der Welt zu trachten, ſo hätte er ſie erobern können. Aber zufrieden, über weite und blühende Länder zu herrſchen, dachte er nicht daran, ſich derer ſeiner Nachbarn zu bemächtigen. Er hatte kein anderes Ziel im Auge, als die Wohlfahrt ſeiner Völker, welche ſich auch ſo glücklich fühlten, daß ſie jeden Tag ſeiner Regierung ſegneten. Alle andere Völker beneideten ſie deshalb, und wünſchten, ſo wie ſie, zu ſeinen Unterthanen zu gehören.

Dieſer große Kaiſer hatte einen Sohn, welcher die Bewunderung aller war, die ihn ſahen. Er war Nurgehan [24] genannt, das heißt, Licht der Welt. Dieſer junge Prinz war von ſtattlichem Wuchſe und himmliſcher Schönheit, und verband mit dieſen glänzenden Gaben alle empfehlenswerthe Geſchicklichkeiten. Er konnte bewundernswürdig in verſchiedenen Sprachen ſchreiben; er war ein vortrefflicher Bogenſchütze; kurz, es gibt faſt keine Wiſſenſchaft, die er nicht beſaß, oder davon er mindeſtens nicht eine gnügende Einſicht hatte.

Er war das lebendige Ebenbild der Sultaninn, ſeiner Mutter, welche man den Schönheiten von Kaſchemir verglich. Sindbad liebte ſeine Gemahlinn zärtlich. Davon gab er eben ſo aufrichtige als ſchmerzliche Beweiſe, als durch einen verhängnißvollen Beſchluß des Schickſals, ſie nach einer langen Krankheit ſtarb. Er empfand darüber einen ſo lebhaften Schmerz, daß es unmöglich iſt, ihn auszudrücken. Gleichwohl that die Zeit ihre gewöhnliche Wirkung; der Kaiſer tröſtete ſich, und die Reize einer neuen Frau ließen ihn der vergeſſen, die er verloren hatte.

Er vermählte ſich mit der Prinzeſſin Chanſade[25], der Tochter eines benachbarten Königs. Sie war ſchön, ſie hatte Geiſt: aber ſie vermochte ihren Leidenſchaften nichts zu verſagen. Sie konnte den jungen Prinzen nicht ſehen, ohne die heftigſte Liebe für ihn zu empfinden; und weit entfernt, ihre Kräfte aufzubieten, und ſie zu beſiegen, gab ſie ſich ihr hin, und beſchloß, ſie dem Prinzen zu erklären, ſobald ſie Gelegenheit dazu fände.

Unterdeſſen befliß Nurgehan ſich der Wiſſenſchaften, und machte große Fortſchritte in der Sterndeutung, worin ihn ſein Lehrer Abuſchamar unterrichtete, ein

Mann von tiefem Wiſſen, und der geſchickteſte Sterndeuter in Aſien.

Dieſer gelehrte Mann ſtellte eines Tages dem Prinzen, ſeinem Schüler, das Horoſkop, und erkannte durch ſeine untrüglichen Beobachtungen, daß derſelbe von einem furchtbaren Unglücke bedroht würde; er ſprach zu ihm: "Prinz, ich habe die Sterne über eure Beſtimmung befragt, und ſie euch wenig günſtig befunden. Ein trauriges Schickſal ſteht euch bevor, und ihr ſehet mich deshalb von Schmerz durchdrungen."

Nurgehan erblaßte bei dieſen Worten; ſein Lehrer aber beruhigte ihn, indem er ihm ſagte: "Glaubet indeſſen nicht, daß meine Zärtlichkeit für euch und meine Kunſt dem feindlichen Geſchicke weichen, welches euch bedrohet; euer Untergang ſteht freilich in den Sternen geſchrieben, aber es iſt nicht unmöglich, ihm zuvorzukommen. Mein Buch hat mir das Mittel dazu gezeigt. Ihr müßt nämlich vierzig Tage ſtumm ſein. Was man auch zu euch ſpreche, antwortet nichts darauf; und was auch immer euch begegne, hütet euch wohl, ein Stillſchweigen zu brechen, von welchem euer Leben abhängt.

Der Prinz verſprach, vierzig Tage lang zu ſchweigen. Nach dieſem Verſprechen ſchrieb ſein Lehrer einige Namen Gottes [20] auf, und hängte ſie ihm um den Hals; darauf begab er ſich in ein unterirdiſches Gemach, welches er nur allein wußte, und verbarg ſich dort, um nicht genöthigt zu werden, die Neugier des Kaiſers zu befriedigen, und ihm Dinge zu entdecken, die er ihm nicht entdecken wollte.

Sindbad, welcher nicht lange ſein konnte, ohne ſeinen Sohn zu ſehen, ließ ihn zu ſich kommen, und that ihm verſchiedene Fragen, auf welche der Prinz nicht antwortete. Der Kaiſer war ſehr verwundert darob, und rief aus: "O mein Sohn, warum redeſt du nicht? haſt du die Sprache verloren? was hat man dir gethan? was iſt dir begegnet? Zerſtreue die Unruhe, welche mir dein Stillſchweigen verurſacht." Dieſe Worte thaten nicht mehr Wirkung als die erſten. Der Prinz ſah ſeinen Vater traurig an, und ſenkte dann die Augen, ohne ein einziges Wort zu ſagen.

Darauf wandte der König ſich an den Hofmeiſter ſeines Sohnes, und ſagte zu ihm: "Der Prinz hat einen geheimen Kummer, der ihn verzehrt. Führ' ihn in das Zimmer der Sultaninn, ſeiner Stiefmutter, vielleicht eröffnet ihr ſich ſein Herz."

Der Hofmeiſter gehorchte dem Befehle des Kaiſers; er führte Nurgehan zu der Sultaninn Chanſade: "Herrinn," ſagte er zu dieſer Fürſtin, "es ſcheint, daß der Prinz die Sprache verloren hat. Seine Seele iſt der Raub einer unſeligen Betrübniß, deren Urſache er hartnäckig verhehlt. Der Kaiſer ſendet ihn zu euch, weil er hofft, daß eure Gegenwart ſeine Schwermuth verbannen wird."

Die Sultaninn empfand bei dieſen Worten eine angenehme Unruhe. "Ich muß," ſagte ſie bei ſich ſelber, "dieſen glücklichen Augenblick benutzen, auf welchen ich ſo lange gewartet habe. Ich habe nichts zu befürchten, wenn ich mich erkläre. Hat Nurgehan die Sprache verloren, ſo kann er ſeinem Vater nicht widerſagen, was ich ihm geſagt habe; und iſt er unbeſcheiden genug, um meine Liebe zu offenbaren, ſo werde ich ſagen, daß ich dergleichen zu ihm geredet habe, bloß um ihn zum Sprechen zu nöthigen." Kurz, Chanſade ergriff dieſe Gelegenheit, als die günſtigſte, welche ſie jemals finden konnte, ließ alle Gegenwärtigen aus ihrem Zimmer treten, und blieb allein mit dem Prinzen.

Sie begann damit, ihm um den Hals zu fallen, und ihn inbrünſtig zu umarmen: "Geliebter Prinz," ſagte ſie zu ihm, "was iſt es, das dich ſo betrübt? verbirg mir es nicht, mir, die ich dich zärtlicher liebe, als wenn du mein eigener Sohn wäreſt."

Der Prinz, gerührt von den Zeichen der Freundſchaft, welche ſeine Stiefmutter ihm gab, bemühte ſich, durch ſeine Blicke und Gebärden, ihr begreiflich zu machen, daß er innigſt betrübt wäre, ihr nicht antworten zu können. Sie legte dieſe Gebärden und Blicke falſch aus, und bildete ſich ein, daß er von demſelben Feuer entbrenne, welches ſie verzehrte, und daß er ohne Zweifel ſich nicht hätte erwehren können, Liebe für ſie zu empfinden, ſo wie ſie ſich nicht hatte enthalten können, ihn zu lieben; und daß er aus Ehrfurcht vor ſeinem Vater nicht wagte, ſeine Empfindungen zu entdecken.

Bezaubert durch dieſen Irrthum fuhr ſie fort, mit aller Leidenſchaft, deren nur eine Frau fähig iſt, welche die Tugend und die Vernunft verlaſſen hat: „O mein König! o meine Seele! brich dieſes grauſame Schweigen, welches uns beide quält. Du weißt, daß alles, was der Kaiſer beſitzt, in meiner Gewalt ſteht. Willſt du dich mit mir verſtändigen, und einwilligen, was ich dir antrage, ſo ſollſt du in kurzer Zeit auf dem Gipfel deiner Wünſche ſein. Du biſt jung, Prinz; wie du, bin auch ich noch jung. Ich paſſe für dich beſſer, als für deinen Vater, deſſen hohes Alter mein Leben traurig und langweilig macht. Du antworteſt nicht? Verpflichte dich durch einen unverletzlichen Eid, mich zu deiner Gemahlinn zu nehmen, und ich verſpreche dir, dich bald zum Kaiſer zu machen und den Tod deines Vaters zu beſchleunigen. Ich ſchwöre bei dem großen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, daß meine Worte ohne Argliſt ſind. Verbinde dich alſo durch denſelben Eid, und verſichere mich, daß du die Hand empfangen willſt, welche dich krönen wird.“

Nurgehan gab keine Antwort auf dieſe Rede; und da er darüber betroffen ſchien, fuhr die Sultaninn fort: „Ich ſehe wohl, Prinz, daß mein Vorſchlag dich überraſcht. Du zweifelſt, ob ich ihn ausführen könne. Aber vernimm, auf welche Weiſe ich den Kaiſer ſterben laſſen will. Es befinden ſich in dem Salze alle Arten von Gift. Da ſind welche, die das Leben einen Monat, nachdem es genommen iſt, enden. Andere ſind, welche erſt binnen zwei Monaten tödten. Es ſind ſelbſt welche, die noch langſamer ihre Wirkung thun. Wir wollen uns dieſer letzten bedienen. Der Kaiſer wird krank, und geht allmählich ſeiner Beſtimmung entgegen, ohne daß das Volk in uns die Urheber ſeines Todes argwöhnen kann. Darauf beſteigſt du den Thron. Das ganze Land erkennt dich für ſeinen Herrn, und das Heer gehorcht dir."

Wenn der Sohn des Kaiſers auch hätte reden wollen, ſo würde er nicht die Kraft dazu gehabt haben, ſo erſtaunt war er, dieſen ſchrecklichen Antrag zu hören.

Die Sultaninn, als ſie ihn ſo nachdenklich ſah, fügte hinzu: "Prinz, wenn du etwa in Verlegenheit biſt, wie du die Gemahlinn deines Vaters zur Frau nehmen könneſt, ſo will ich es dich lehren. Nach dem Tode des Kaiſers darfſt du mich nur in mein Vaterland heimſenden, und mir heimlich einen deiner Hauptleute mit etlichen Soldaten folgen laſſen: ſie fallen als Räuber über uns her, und entführen mich. Darnach bringt man das Gerücht in Umlauf, daß ich auf dem Wege getödtet worden, und einige Tage darauf kaufſt du mich von dem Hauptmanne, ſo wie man Sklavinnen kauft. Durch dieſes

Mittel kannſt du mein Mann werden, und ſo werden wir beide in der ſüßeſten Vereinigung leben."

Hier hielt die Fürſtinn inne, um dem Prinzen Zeit zu laſſen, ein ſchon zu langes Stillſchweigen zu brechen; da er aber immer noch nicht antwortete, ſo verlor ſie alle Zurückhaltung, ſie drückte ihn feſt in ihre Arme und küßte ihn mit Inbrunſt. Aber Nurgehan, entrüſtet über die Schaamloſigkeit ſeiner Stiefmutter, riß ſich ungeſtüm aus ihren Armen los, und ſchlug ſie ſogar ſo unſanft ins Geſicht, daß ihr der Mund davon blutete.

Auf der Stelle wechſelte der Zorn mit der Zärtlichkeit in dem Herzen der Sultaninn. Ihre Augen, die einen Augenblick zuvor nur von dem Feuer der Liebe glänzten, funkelten jetzo vor Wuth. "Ha, Niederträchtiger!" rief ſie aus, "ſo behandelſt du eine Fürſtinn, die dich anbetet? Barbar! wenn ich, indem ich dir die Stelle deines Vaters anbiete, deine wilde Tugend empöre; wenn du mich, nach dieſem Antrage, mit Abſcheu betrachteſt: ſollteſt du nicht die Leidenſchaft einer Frau entſchuldigen, welche eine thörige Liebe verblendet? Ich verdiente eher dein Mitleid, als die ſchändliche Behandlung, welche mir von dir widerfahren iſt. Wohlan, folge nur deiner Rohheit. Verdoppele, wenn du kannſt, deinen Haß gegen mich. Du kannſt mich nie ſo ſehr haſſen, als ich in dieſem Augenblicke dich haſſe. Fliehe meine Gegenwart, und fürchte die Rache einer Frau, deren Gunſt du verſchmähet haſt."

Sie hatte nicht nöthig, dem Prinzen zu befehlen, ſich zu entfernen: er hatte dies ſchon gethan, ſobald er die Sultaninn geſchlagen hatte; ſo daß er nicht die Hälfte von ihren Vorwürfen und Drohungen hörte.

Chanſade athmete nichts als Wuth und Rache. Sie beſchloß Nurgehans Verderben. In dieſer Abſicht zerriß ſie ihre Kleider, zerraufte ihr Haar, rieb ſich das ganze Geſicht mit dem Blute, welches ihr aus der Naſe floß, und ließ ihr Zimmer von ihrem Geſchrei und Wehklagen widerhallen.

Der Kaiſer kam bald darauf, ſich zu erkundigen, ob ſein Sohn endlich ſein Stillſchweigen gebrochen hätte. Wie erſtaunte er aber, als er die Sultaninn auf dem Sofa ſitzend fand mit zerſtreuten Haaren und blutigem Geſichte! Da er ſie liebte, ſo war er außer ſich vor Zorn und Schmerz: "O geliebte Seele meiner Seele," rief er aus, "wer hat dich in dieſen kläglichen Zuſtand verſetzt! Nenne ihn mir ſchleunigſt. Du ſollteſt jetzt ſchon gerächt ſein."

Die liſtige Königinn verdoppelte bei dieſer Anrede ihr Weinen, und antwortete alſo: "Herr, du biſt Vater! warum kann ich dir nicht verbergen, was du zu wiſſen wünſcheſt? Wenn du erſtaunt biſt über die Verwirrung, in welcher ich bin, wie groß wird erſt dein Erſtaunen ſein, wenn du erfährſt, daß es das Werk deines Sohnes iſt?" — "Meines Sohnes? großer Gott!" unterbrach ſie der Kaiſer. "Ach, meine Frau was ſagſt du mir da? Wie! ſein Haß gegen eine Stiefmutter konnte ihn dahin bringen, dir ſolchen Schimpf anzuthun! die Ehrfurcht, welche er mir ſchuldig iſt, hat ihn nicht zurückhalten können?" — "Herr," erwiederte die Sultaninn, "er iſt noch viel ſchuldiger, als du denkſt. Ach! welche Frau hätte ſeiner beſcheidenen Miene, dieſem Anſcheine der Tugend, welcher ſo gut auf ſeinem Geſicht ausgedrückt iſt, mistrauet? Ich ſaß auf dieſem Sofa, als er herein trat; ich ließ alle Gegenwärtigen hinausgehen, um ihn zu vermögen, mir deſto freier die Urſache ſeines Stillſchweigens zu entdecken. Er hat ſie mir leider nur zu deutlich erklärt! Sobald er ſich allein ſah mit mir, ſetzte er ſich an meine Seite, und ſprach zu mir: "Meine Königinn, ich muß dieſes Schweigen brechen, welches ich bisher beobachtet habe, und wovon du die einzige Urſache biſt. Ich bete dich an, und die Verzweiflung, dich nicht allein ſprechen zu können, ſtürzte mich in eine Schwermuth, welche mich zu verzehren drohte. Wie glücklich bin ich, dieſe Gelegenheit gefunden zu haben, dich ohne Zeugen zu ſprechen! Genehmigſt du meine Liebe, ſo bin ich entſchloſſen, meinen Vater zu tödten und dich zu heiraten. Seine Völker ſo wohl als ich, ſind ſo ſchon ſeiner langen Regierung überdrüßig." Erlaß mir, Herr," fuhr die Sultaninn fort, "dir Wort für

Wort alles zu wiederholen, was er zu mir geſagt hat. Ich zittere noch vor Entſetzen darüber. Es genüge dir, zu erfahren, daß du dem ſchändlichſten Prinzen das Leben gegeben haſt. Als er bemerkte, daß, anſtatt mich zu überreden, ſein Antrag mich empörte, ſtreckte er ungeſtüm die Hand nach mir aus, um mir Gewalt anzuthun. Ich widerſtand: er zerriß meine Kleider, ſchlug mich, und hätte mir ohne Zweifel das Leben genommen, um ſich zu rechtfertigen und mir im Tode das Verbrechen aufzubürden, deſſen ich ihn anklage: aber er fürchtete, daß meine Frauen, die ich entfernt hatte, wiederkommen und ihn dabei betreffen möchten. Er entfloh alſo, und ließ mich in dem Zuſtande zurück, in welchem du mich ſiehſt."

Sie ſagte dieſes mit allen Zeichen einer tiefbetrübten Frau. Der Kaiſer hielt alles für wahr; und wie groß auch ſeine Zärtlichkeit für ſeinen Sohn war, doch ließ er ſich von den Aufwallungen ſeines Zornes hinreißen. Er verließ das Zimmer der Fürſtinn, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, alles zu der Hinrichtung des Prinzen Nurgehan vorzubereiten.

Aber bald vernahmen die Weſyre den grauſamen Befehl, welchen der Kaiſer ertheilt hatte; ſie verwunderten ſich, daß er, ohne ſie zu Rathe zu ziehen, den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinen Sohn tödten zu laſſen. Sie verſammelten ſich alle, und begaben ſich zu dem erzürnten Fürſten, zu welchem einer von ihnen alſo ſprach:

"O Beherrſcher der Welt, wir flehen dich an, uns nur heute noch das Leben des Prinzen zu bewilligen, und uns zu unterrichten, welches große Verbrechen er begangen haben kann, um gegen ſein Leben den Arm eines Vaters zu bewaffnen, welcher doch langſam ſein ſoll, ſeine Kinder zu ſtrafen."

Der Kaiſer erzählte ihnen alles, was die Sultaninn ihm geſagt hatte.

Darauf nahm der älteſte Weſyr das Wort, und ſprach: "O König, hüte dich wohl, den Aufwallungen der Wuth zu folgen, welche eine Frau dir eingibt, und eine Handlung zu begehen, welche den Geboten Gottes und der Gerechtigkeit, welche die Propheten lehren, zuwiderſtreitet. Die Königin klagt den jungen Prinzen an, ohne Zeugen gegen ihn vorzubringen; ſie verlangt ſeinen Tod, weil er ſie liebt, und weil er, wie ſie ſagt, mit Gewalt ſeine Leidenſchaft hat befriedigen wollen! Nun, ſeit wann halten die Frauen ihre Keuſchheit ſo hoch in Ehren, daß ſie den Tod der Männer verlangen, die es wagen, ſie zu verſuchen? Ohne Zweifel gibt es tugendhafte genug, um einen verwegenen Angriff würdig abzuweiſen; aber indem ihre Tugend ihn verdammt, entſchuldigt ihn zugleich ihre Eitelkeit, und leicht verzeihen ſie ein Verbrechen, welches ihre Schönheit veranlaßte. Drum hüte dich wohl, Herr, deinen Sohn der Beſchuldigung, Verleumdung, ja vielleicht der Wuth einer Perſon aufzuopfern, welche ihn verderben will, weil ſie ihn nicht verführen konnte. Euer Majeſtät möge bedenken, daß die Frauen argliſtig ſind. Die Geſchichte des Scheich Schahabeddin beweiſet hinlänglich, wie ſehr ihre Bosheit zu fürchten iſt.“

Der Kaiſer wünſchte dieſe Geſchichte zu hören, und der Weſyr erzählte ſie folgendermaßen:

Geſchichte

des Scheichs Schahabeddin.

"Der Sultan von Aegypten verſammelte eines Tages alle Gelehrten ſeines Reichs in ſeinem Palaſte; da erhob ſich unter ihnen ein Streit. Man ſagt, daß der Engel Gabriel den Mahomet aus ſeinem Bette entrückte und ihm alles zeigte, was in den Sieben Himmeln, im Paradies und in der Hölle iſt, und daß der große Prophet, nachdem er achtzigtauſend Unterredungen mit Gott gehabt, von demſelben Engel in ſein Bette zurück gebracht wurde. Dabei behauptete man, daß alle dieſe Dinge in ſo kurzer Zeit vorgegangen wären, daß Mahomet bei ſeiner Rückkunft ſein Bette noch ganz warm gefunden; ja ſogar, daß er einen Topf wieder aufgehoben, deſſen Waſſer noch nicht ausgefloſſen war, obwohl derſelbe in demſelben Augenblick umgefallen war, als der Engel Gabriel den Propheten entrückt hatte.

Der Sultan, welcher in dieſer Verſammlung den Vorſitz hatte, behauptete, daß ſolches unmöglich wäre. "Ihr verſichert," ſprach er, "daß es ſieben Himmel gibt, je fünfhundert Jahrreiſen von einander entfernt, und daß jeder Himmel eben ſo tief als von dem andern entfernt iſt. Wie iſt es nun möglich, daß Mahomet, nachdem er alle dieſe Himmel durchfahren und mit Gott achtzigtauſend Unterredungen gehabt, bei der Rückkehr ſein Bette noch warm und ſeinen umgeworfenen Topf noch nicht vom Waſſer ausgeleert gefunden habe? Wer könnte leichtgläubig genug ſein, um einer ſo lächerlichen Fabel Glauben beizumeſſen? Wiſſet ihr denn nicht, daß wenn ihr einen Topf voll Waſſer umwerfet, und ihn auf der Stelle wieder aufhebt, ihr doch nichts mehr darin findet?"

Die Gelehrten antworteten, daß ſolches freilich nicht natürlich zuginge; daß aber der Allmacht Gottes alles möglich wäre. Der Sultan von Aegypten, welcher zu den Freigeiſtern gehörte, und ſich zum Grundſatze gemacht hatte, nichts zu glauben, was die Vernunft beleidigte, wollte von dieſem Wunder nichts wiſſen, und die Gelehrten gingen auseinander.

Dieſer Streit machte Aufſehen in Aegypten. Die Nachricht davon kam auch zu dem gelehrten Scheich Schahabeddin, welcher aus gewiſſen Urſachen, auf welche es hier nicht ankömmt, bei der Verſammlung nicht gegenwärtig ſein konnte. Er begab ſich ſogleich

Univ. Bibl.
München

nach dem Palaſte des Sultans, in der größten Hitze des Tages.

Sobald der Sultan von der Ankunft des Scheichs an ſeinem Hofe benachrichtigt war, ging er ihm entgegen, führte ihn in ein prächtiges Zimmer, ließ ihn hier niederſitzen, und ſprach zu ihm: "Scheich, es war nicht nöthig, daß du dir die Mühe gabſt, hieher zu kommen: du durfteſt nur einen deiner Diener ſenden, und wir hätten ihm gern alles gewährt, was er von uns für dich verlangt hätte." — "Herr," antwortete der Gelehrte, "ich komme gerade deshalb, um die Ehre zu haben, mit Euer Majeſtät zu reden." Der Sultan, welcher wußte, daß der Scheich in dem Rufe ſtand, vor Fürſten ſtolz zu ſein [27], erzeigte ſich ſehr freundlich und höflich gegen ihn.

Nun hatte das Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, vier Fenſter, nach den vier Weltgegenden. Der Scheich bat den König, ſie verſchließen zu laſſen. Nachdem dies gethan war, ſetzten ſie noch einige Zeit ihre Unterhaltung fort; worauf der Scheich das eine Fenſter wieder öffnen ließ, welches die Ausſicht auf einen Berg namens Kiſeldagi, das heißt, der rothe Berg, hatte, und bat den König, hinaus zu ſchauen. Der Sultan ſtellte ſich an das Fenſter, und ſah auf dem Berge und in der Ebene bewaffnete Krieger mit Schilden und Panzerhemden. Sie ſaßen alle zu Pferde, mit bloßem Schwerte, und ſprengten mit verhängten

Zügeln, und zahllos, wie das Heer der Sterne, gegen den Palaſt an.

Bei dieſem Schauſpiele verwandelte der Fürſt ſeine Farbe, und rief ganz erſchrocken aus: „"O Himmel, was iſt das für ein furchtbares Kriegsheer, welches ſich meinem Palaſte nähert." — "Seid ohne Furcht, Herr," ſagte der Scheich, "es iſt nichts." Indem er dies ſagte, ſchloß er ſelber das Fenſter, und öffnete es dann ſogleich wieder: da ſah der König niemand, weder auf dem Berge noch in der Ebene.

Das andere Fenſter war der Stadt zugekehrt. Der Scheich ließ es öffnen: und der Sultan ſah die Stadt Kahiro[28] ganz in Flammen, welche hoch in der Luft emporſtiegen. "Welche Feuersbrunſt!" rief der erſtaunte König aus: "da liegt meine Stadt, meine ſchöne Stadt Kahiro, in der Aſche!" — "Sei ohne Furcht, Herr," ſagte der Scheich, "es iſt nichts." Zu gleicher Zeit ſchloß er das Fenſter, und als er es wieder öffnete, ſah der König nichts von den Flammen, welche ihn ſo ſehr erſchreckt hatten.

Der Scheich ließ nun das dritte Fenſter öffnen, durch welches der Sultan den Nil erblickte, wie er ſeine Ufer überſtieg und ſeine Wogen wüthend gegen den Palaſt heran ſtürzten. Obſchon der König, nachdem er das Kriegsheer und die Flammen wieder verſchwinden geſehen, über dieſes neue Wunder nicht erſchrecken durfte, ſo konnte er ſich jedoch der Furcht nicht erwehren. „Ach, es iſt um uns geſchehen," rief er dennoch aus, „alles iſt verloren; dieſe furchtbare Ueberſchwemmung wird meinen Palaſt fortreißen und mich mit meinem ganzen Volke erſäufen!" — „Fürchtet euch nicht, Herr," ſagte der Scheich, „es iſt nichts." In der That, als der Scheich das Fenſter geſchloſſen und wieder geöffnet hatte, da floß der Nil wie gewöhnlich, in ſeinen Ufern dahin.

Er ließ endlich das vierte Fenſter öffnen, welches die Ausſicht auf eine dürre Wüſte hatte. So ſehr der König über die vorigen Erſcheinungen erſchrocken war, ſo viel Vergnügen machte ihm dieſer Anblick. Seine Augen, gewohnt, durch dieſes Fenſter nur eine unfruchtbare Gegend zu ſehen, wurden angenehm überraſcht, hier nun Weinberge zu ſchauen, und Gärten voll der ſchönſten Früchte von der Welt, und Bäche, welche mit ſüßem Gemurmel dahin rieſelten, und deren Ufer, mit Roſen, Baſiliken, Balſam, Rauden und Narziſſen geſchmückt, dem Auge einen lachenden Anblick und dem Geruch eine Miſchung von ſüßen Düften darboten. Zwiſchen dieſen Blumen ſah man eine zahlloſe Menge von Turteltauben und Nachtigallen, von welchen einige ſchon erſchöpft waren von ihrem lauten Gezwitſcher, während die andern noch mit ihren zärtlichen und klagenden Tönen die Luft erſchütterten.

Der König, entzückt von allen den wunderbaren Gegenſtänden, welche ſeinem Blicke ſich darboten, glaubte den Garten von Eram [29] zu ſehen. "Ah, welche Veränderung!" rief er im Uebermaaße ſeiner Bewunderung aus: "der ſchöne Garten! welch ein reizender Aufenthalt! Welche Luſt werde ich haben, täglich darin zu wandeln!" — "Freuet euch nicht ſo ſehr, Herr," ſagte der Scheich, "was ihr da ſehet, iſt nichts." Mit dieſen Worten ſchloß der Scheich das Fenſter, und öffnete es ſogleich wieder: und der Sultan ſah, anſtatt jener reizenden Gebilde, wieder nur die Wüſte.

"Herr," ſagte hierauf der Scheich, "ich habe euch hier wohl Wunderdinge genug gezeigt: aber alles dieſes iſt nichts, in Vergleich mit dem großen Wunder, welches ich Euer Majeſtät noch ſehen laſſen will. Befehlet, daß man eine Kufe mit Waſſer hieher bringt."

Der König gab einem ſeiner Leute den Befehl; und als die Kufe im Zimmer ſtand, ſprach der Scheich zum Sultan: "Habet die Güte, und laßt euch ganz nackt ins Waſſer heben, und ein Tuch um eure Hüften gürten." Der König hatte die Gefälligkeit, ſich ganz entkleiden und ein Tuch umgürten zu laſſen. Da ſprach der Scheich zu ihm: "Herr, tauchet den Kopf ins Waſſer, und zieht ihn wieder zurück."

Der König tauchte den Kopf in die Kufe: und im Augenblick befand er ſich auf einem Berge am Ufer des Meeres. Dies unerhörte Wunder erſtaunte ihn noch weit mehr, als die vorigen. "Ha, Scheich!" rief er aus, außer ſich vor Zorn, "treuloſer Scheich, der du mich ſo grauſam betrogen haſt! du haſt mir meinen Thron rauben wollen; wenn ich aber je wieder nach Aegypten komme, von wo deine verfluchte Schwarzkunſt mich entrückt hat, ſo ſchwöre ich, mich an dir zu rächen!»

Er fuhr noch in ſeinen Verwünſchungen gegen den Scheich fort; aber, bedenkend, daß alle ſeine Drohungen und Klagen unnütz wären, faßte er einen herzhaften Entſchluß, und ging zu einigen Leuten, welche im Walde Holz fällten, beſchloß aber, ihnen nicht ſeinen Stand zu entdecken; "denn, wenn ich auch," ſprach er bei ſich ſelber, "ihnen ſage, daß ich ein König bin, ſo werden ſie mir doch nicht glauben, und mich für einen Narren oder Betrüger halten."

Die Holzhauer fragten ihn, wer er wäre. "Gute Leute," antwortete er, "ich bin ein Kaufmann, ich habe Schiffbruch gelitten und auf einem Brette mich gerettet: ich bemerkte euch, und komme zu euch. Die Lage, worin ihr mich ſehet, muß euer Mitleid erregen."

Sie waren gerührt von ſeinem Unglück; aber ſie waren ſelber in zu tiefem Elende, um das ſeinige erleichtern zu können. Dennoch unterließen ſie nicht, ihm, der eine einen alten Rock, der andere ein Paar alte Schuhe, zu geben; und als ſie ihn ſo in den Stand geſetzt hatten, mit Anſtand in ihrer Stadt zu erſcheinen, welche hinter dem Berge lag, ſo führten ſie ihn dahin.

Sobald ſie dort angelangt waren, nahmen alle Abſchied von ihm, gingen heim zu den Ihrigen, und überließen ihn der Vorſehung.

Der Sultan blieb alſo allein. Welches Vergnügen ſonſt auch neue Gegenſtände gewähren, ſo war er jedoch zu ſehr mit ſeinem Abenteuer beſchäftigt, um auf die Dinge zu achten, welche ſich ſeinem Blicke darboten. Er ging die Straßen auf und ab, ohne zu wiſſen, was aus ihm werden ſollte. Schon war er müde, und ſuchte mit den Augen einen Ort, um ſich auszuruhen.

Er ſtand ſtill vor dem Hauſe eines alten Hufſchmids, welcher ihm anſah, daß er ermüdet war, und ihn einzutreten bat. Der König ging hinein und ſetzte ſich auf eine Bank an der Thüre. "Junger Mann," ſagte der Greis zu ihm, "darf ich euch fragen, welches euer Gewerbe iſt, und wie ihr hieher gekommen ſeid?" Der Sultan gab ihm dieſelbe Antwort, welche er den Holzhauern gegeben hatte. "Ich begegnete," fügte er hinzu, "guten Leuten, welche auf dem Berge Holz fällten, ich erzählte ihnen mein Unglück, und ſie waren großmüthig genug, mir dieſen alten Rock und dieſe alten Schuhe zu ſchenken." — "Es freuet mich," ſagte darauf der Schmid, "daß ihr dem Schiffbruch entronnen ſeid. Tröſtet euch über den Verluſt eurer Güter; ihr ſeid noch jung, und werdet vielleicht nicht unglücklich ſein in dieſer Stadt, deren Gewohnheiten den Fremden ſehr vortheilhaft ſind, welche ſich niederlaſſen wollen. Habt ihr nicht dieſe Abſicht?" — "Gewiß," antwortete der Sultan, "ich verlange nichts anderes, als hier zu bleiben, vorausgeſetzt, daß mein Gewerbe hier gut geht." — "Wohlan," fuhr der Greis fort, "ſo befolget den Rath, welchen ich euch geben will: Gehet ſogleich zu den öffentlichen Bädern der Frauen, ſetzet euch dort an die Thüre, und fraget jede Frau, welche herauskommt, ob ſie einen Mann habe: diejenige, welche es verneint, wird eure Frau, nach dem Brauche des Landes."

Der Sultan, entſchloſſen dieſem Rathe zu folgen, ſtand auf, nahm von dem Greiſe Abſchied, und begab ſich an die Thüre der Bäder.

Es währte nicht lange, ſo ſah er eine Frau von bezaubernder Schönheit heraus kommen. "Ah, wie glücklich wäre ich," ſprach er bei ſich ſelber, "wenn dieſe liebenswürdige Frau noch unverheiratet wäre! ich würde mich über all mein Unglück tröſten, wenn ich ſie beſitzen könnte." Er hielt ſie an, und fragte: "Schöne Frau, habt ihr ſchon einen Mann?" — "Ja, ich habe einen," antwortete ſie. "Deſto ſchlimmer," verſetzte darauf der König, "ihr wäret ſonſt wohl meine Sache."

Die Frau ging ihres Weges, und bald darauf trat eine andere heraus, von einer ſchreckbaren Häßlichkeit. Der Sultan entſetzte ſich bei ihrem Anblick: "Ha, welch ein ſcheuslicher Gegenſtand," ſprach er bei ſich ſelber, »ich will lieber Hungers ſterben, als mit einem ſolchen Geſchöpfe leben. Mag ſie gehen, ohne daß ich ſie frage, ob ſie verheiratet iſt, aus Furcht, ſie möchte nein ſagen. Aber der Schmid hat mir geſagt, daß ich allen Frauen dieſe Frage thun ſoll; ohne Zweifel iſt das die Regel: ich muß mich ihr alſo wohl unterwerfen. Was weiß ich, ob ſie nicht einen Mann hat? Irgend ein unglücklicher Fremdling, welchen ſein Misgeſchick hieher geführt hat, wie mich, kann ſie geheiratet haben.«

Kurz, der König entſchloß ſich, ſie zu fragen, ob ſie verheiratet wäre. Sie antwortete mit Ja; und dieſe Antwort machte ihm eben ſo viel Vergnügen, als die vorige ihm Verdruß gemacht hatte.

Es kam eine dritte Frau heraus, eben ſo häßlich als die letzte. »O Himmel!« ſagte der König, ſobald er ſie erblickte, »da iſt eine noch ſcheuslicher als die andere. Was hilft's: da ich einmal begonnen habe, ſo will ich auch durch. Wenn dieſe hier einen Mann hat, ſo muß ich bekennen, daß es Männer gibt, die noch mehr zu beklagen ſind, als ich.«

Als ſie an ihm vorüber ging, redete er ſie an und ſprach zitternd: »Schöne Frau, ſeid ihr ſchon verheiratet?« — »Ja, junger Mann,« antwortete ſie, ohne ſich aufzuhalten. »Ich bin ſehr froh darüber,« erwiederte der Sultan. »Welches Glück,« fuhr er fort, »dieſen beiden Weibern entronnen zu ſein! Aber es iſt noch nicht Zeit mich zu freuen; alle Frauen ſind noch nicht aus dem Bade gekommen. Ich habe ſie noch nicht geſehen, die mir beſtimmt iſt: ich werde bei dem Tauſche vielleicht nichts gewinnen.»

Er erwartete, noch eine ſo häßliche zu erblicken, als die beiden letzten: da erſchien eine vierte, deren Schönheit noch die erſte übertraf, die er ſo ſchön gefunden hatte. »Welcher Abſtand!« rief er aus, »Tag und Nacht ſind ſich nicht ſo entgegengeſetzt, als dieſe ſchöne Frau, und die beiden vorhergehenden Weiber. Kann man an demſelben Orte Engel und Dämonen ſehen?»

Er nahte ſich ihr mit großem Eifer, und fragte ſie: »Liebenswürdige Frau, ſeid ihr ſchon verheiratet?» Sie antwortete Nein, indem ſie ihn mit eben ſo viel Stolz als Aufmerkſamkeit betrachtete. Darauf ging ſie weiter, und ließ den König in äußerſter Ueberraſchung zurück.

»Was ſoll ich hievon denken?» ſagte er. »Der alte Schmid muß mir was aufgeheftet haben. Wenn ich nach den Geſetzen des Landes dieſe Frau heiraten ſoll, warum iſt ſie ſo grob fort gegangen? und warum hat ſie ſo ſtolzes und hochmüthiges Weſen angenommen? Sie maaß mich vom Haupte bis zu den Füßen, und ich ſah in ihren Blicken Zeichen der Verachtung. Es iſt wahr, ſie hat nicht groß Unrecht; ich muß mir ſelber Gerechtigkeit widerfahren laſſen: dieſer abgenutzte Rock voll Löcher erhebt eben nicht mein gutes Ausſehen, und iſt keineswegs geeignet, eine Frau für mich einzunehmen. Ich verzeihe ihr den Wunſch, daß ſie es beſſer hätte treffen mögen."

Während er dieſe Betrachtungen anſtellte, nahte ſich ihm ein Sklave und ſprach zu ihm: "Herr, ich ſuche einen ganz zerlumpten Fremden; und nach eurem Ausſehen zu urtheilen, ſeid ihr es. Bemühet euch, wenn es euch gefällt, mir zu folgen. Ich werde euch an einen Ort führen, wo ihr mit großer Ungeduld erwartet werdet."

Der König folgte dem Sklaven, welcher ihn zu einem großen Hauſe führte, und ihn in ein ſehr ſauberes Gemach eintreten, und dort einen Augenblick verziehen hieß. Der Sultan blieb hier zwei Stunden, ohne jemand zu ſehen, ausgenommen den Sklaven, welcher von Zeit zu Zeit kam, ihm zu ſagen, daß er nicht ungeduldig werden möchte.

Endlich erſchienen vier reich gekleidete Frauen, und begleiteten eine andere, welche ganz von Edelſteinen ſtralte, aber noch mehr durch ihre unvergleichliche Schönheit hervor glänzte. Der Sultan hatte nicht ſobald die Augen auf ſie geworfen, als er ſie für die letzte Frau erkannte, welche er aus dem Bade gehen ſah. Sie näherte ſich ihm freundlich und ſprach lächelnd zu ihm: "Verzeihet, wenn ich euch ein wenig habe warten laſſen. Ich wollte mich vor meinem Herrn und Meiſter nicht im nachläſſigen Anzuge zeigen. Ihr ſeid in euerm Hauſe. Alles, was ihr hier ſehet, gehört euch. Ihr dürft nur befehlen, was ihr wünſchet, ich bin bereit, euch zu gehorchen.» —

»Schöne Frau,« antwortete der Sultan, »vor einem Augenblick noch beklagte ich mein Schickſal, und jetzo bin ich der glücklichſte der Menſchen. Aber da ich euer Mann bin, warum habt ihr mich vorhin ſo ſtolz angeſehen? Ich glaubte, daß mein Anblick euch ſtutzig machte, und aufrichtig zu geſtehen, ich konnte es euch eben nicht übel nehmen.« »Herr,« antwortete die Frau, »ich hütete mich wohl anders zu thun. Die Frauen dieſer Stadt ſind genöthigt, öffentlich ſtolz zu erſcheinen. Das iſt der Brauch. Zur Vergeltung ſind ſie ſehr freundlich daheim.« — »Deſto beſſer,« erwiederte der König, »ſie ſind um ſo erfreulicher. Wenn ich denn Herr hier bin, ſo befehle ich, daß man mir einen Schneider und Schuſter kommen laſſe. Ich ſchäme mich hier vor euch in dieſem ſchlechten Rock und dieſen alten Schuhen, welche keinesweges dem Range entſprechen, welchen ich bisher in der Welt behauptet habe.« — »Ich bin dieſem Befehle ſchon zuvorgekommen,« ſagte die Frau, »und habe einen Sklaven zu einem Jüdiſchen Handelsmann geſchickt, welcher ganz fertige Kleider verkauft, und euch auf der Stelle alle Sachen verſchaffen wird, deren ihr nöthig habt. Unterdeſſen kommet, euch zu erfriſchen.«

Indem ſie dieſes ſagte, faßte ſie ihn bei der Hand, und führte ihn in einen Saal, wo eine Tafel, bedeckt mit allen Arten von Früchten und eingemachten Sachen ſtand. Sie ſetzten ſich alle beide an die Tafel, und während ſie aßen, ſangen die vier Frauen, welche hinter ihnen ſtanden, mehrere Lieder des Dichters Bada Saudai [30]. Sie ſpielten zugleich auf verſchiedenen Inſtrumenten; und zuletzt nahm noch ihre Herrinn eine Laute, begleitete ſie mit ihrer Stimme, und bezauberte den Sultan durch ihren Geſang und ihr Spiel.

Dieſes Konzert wurde durch die Ankunft des Jüdiſchen Kaufmanns unterbrochen, welcher mit einigen Bedienten in den Saal trat, die Pakete hereintrugen und öffneten: drinnen waren Kleider von verſchiedenen Farben. Man beſchaute alle, eins nach dem andern, und wählte eine Weſte von weißer Seide mit goldenen Blumen, und einen Rock von veilchenfarbenem Tuche. Der Jude beſorgte das übrige der Kleidung, und ging mit ſeinen Leuten weg.

Jetzo bewunderte die Frau das gute Ausſehen des Königs, und war ſehr zufrieden, einen ſolchen Mann zu haben; ſo wie er ſehr vergnügt war, eine ſo ſchöne Frau zu beſitzen.

Er lebte hierauf ſieben Jahre mit dieſer Frau, von welcher er ſieben Töchter und ſieben Söhne hatte. Weil aber beide den Aufwand liebten, und nur daran dachten, ſich gütlich zu thun und ſich zu erfreuen, ſo kam es dahin, daß endlich alle Güter der Frau verſchwendet waren. Man mußte ſich der dienenden Frauen und Sklaven entledigen, und das Hausgeräth verkaufen, um zu beſtehen.

Als die Frau des Sultans ſich ſo in das äußerſte Elend verſetzt ſah, ſprach ſie zu ihrem Manne: »So lange ich etwas beſaß, haſt du es nicht geſpart. Du haſt im Müßiggange gelebt. Es iſt gegenwärtig an dir, auf Mittel zu denken, deine Familie zu ernähren.»

Dieſe Worte betrübten den König. Er ging wieder zu dem alten Schmid, ihn um Rath zu fragen. »O mein Vater,» ſprach er zu ihm, »du ſiehſt mich unglücklicher wieder, als ich bei meiner Ankunft in dieſer Stadt war. Ich habe eine Frau mit vierzehn Kindern, und habe nichts, ſie zu ernähren.» — »Junger Mann,» fragte ihn der Greis, »kannſt du kein Handwerk?» Der Sultan antwortete mit Nein. Da zog der Schmid zwei Aktſcha's [31] aus ſeiner Taſche, gab ſie dem Sultan in die Hand, und ſagte zu ihm: »Geh ſogleich hin, und kaufe dir Trage-Stricke, und ſtelle dich auf den Platz, wo die Laſtträger ſich verſammeln.»

Der König ging hin, kaufte ſich die Stricke, und ſtellte ſich unter die Laſtträger. Kaum ſtand er dort eine Weile, da kam ein Mann, und fragte ihn: »Willſt du eine Laſt tragen?» — »Ich bin nur deshalb hier,» antwortete der Sultan. Darauf belud ihn der Mann mit einem ſchweren Sacke. Der König konnte ihn nur mit Mühe tragen, und die Stricke am Sacke zerſchnitten ihm die Schultern. Er empfing ſeinen Lohn, welcher in einem Aktſcha beſtand, den er nach Hauſe trug.

Als die Frau ſah, daß er nur einen Aktſcha brachte, ſagte ſie zu ihm, wenn er nicht alle Tage zehnmal ſo viel gewänne, ſo würde ſeine Familie bald Hungers ſterben.

Am folgenden Morgen ging der König, von Traurigkeit überwältigt, anſtatt auf den öffentlichen Platz, am Ufer des Meeres auf und nieder, und bedachte ſein Elend. Er betrachtete mit Aufmerkſamkeit den Ort, wohin er unverſehens durch die Kunſt des Scheichs Schahabeddin verſetzt worden war. Er rief dieſes ſeltſame und trübſelige Abenteuer in ſein Gedächtniß zurück, und konnte ſich nicht enthalten darüber zu weinen.

Da er noch die Abwaſchung vor dem Gebete thun mußte, ſo tauchte er ſich ins Waſſer: aber als er den Kopf wieder herauszog, war er höchſt erſtaunt, ſich in ſeinem Palaſte zu befinden, mitten in der Kufe und umgeben von ſeinen Beamten.

„O grauſamer Scheich!“ rief er aus, indem er ihn in derſelben Stellung erblickte, in welcher er ihn verlaſſen hatte; „fürchteſt du nicht die Strafe Gottes, daß du deinen Sultan und Herrn alſo behandelt haſt?“ —

"Herr," antwortete der Scheich, "woher kömmt dieſer Zorn Euer Majeſtät gegen mich? ihr habt ſo eben den Kopf in dieſes Becken getaucht, und ihn ſogleich wieder zurückgezogen: wollt ihr mir nicht glauben, ſo fragt eure Beamten, welche Zeugen davon ſind."

Der König beruhigte ſich noch nicht bei ihrem Zeugniſſe: "Ihr ſeid Betrüger," ſprach er zu ihnen: "es ſind ſieben Jahre, daß dieſer verwünſchte Scheich durch die Gewalt ſeiner Bezauberungen mich in einem fremden Lande zurückhielt. Ich habe mich verheiratet, und ſieben Söhne und ſieben Töchter erzeugt: darüber beklage ich mich jedoch nicht ſo ſehr, als daß ich ein Laſtträger geweſen bin. Ha, boshafter Scheich, wie haſt du dich unterfangen können, mich Laſtſtricke tragen zu laſſen?" — "Wohlan, Herr," antwortete der Scheich, "weil ihr meinen Worten nicht Glauben beimeſſen wollt, ſo will ich euch durch die That überzeugen.

Bei dieſen Worten zog er ſich aus, umgürtete ſich mit einem Tuche, ſtieg in die Kufe, und tauchte den Kopf ins Waſſer.

Der Sultan, noch immer erzürnt gegen ihn, und eingedenk ſeines Eides Ihn zu ſtrafen, wenn er je wieder nach Aegypten heim käme, ergriff einen Säbel, und wollte dem Scheich den Kopf abhauen, ſobald er ihn wieder aus dem Waſſer emporhöbe. Aber der Scheich kannte durch die Wiſſenſchaft, welche man Mekaſcheſa [32] nennt, die Abſicht des Königs, und durch die

Wiſſenſchaft Algaïb an alasbar [33], verſchwand er plötzlich und wurde nach der Stadt Damaskus entrückt, von wo er an den Sultan von Aegypten einen Brief folgendes Inhalts ſchrieb:

"O König, wiſſe, daß wir, du und ich, nichts anders ſind, als arme Knechte Gottes. Während du den Kopf ins Waſſer tauchteſt, den du ſogleich wieder zurück zogeſt, haſt du eine Reiſe von ſieben Jahren gemacht, eine Frau geheiratet, ſieben Töchter und ſieben Söhne erzeugt, und viel ausgeſtanden, und doch willſt du nicht glauben, daß Mahomet, unſer großer Prophet, ſein Bette noch ganz warm und ſeinen Waſſertopf noch nicht ausgeleert gefunden habe? Erkenne, daß nichts unmöglich iſt für denjenigen, welcher aus nichts Himmel und Erde geſchaffen hat, durch das bloße Wort Kun [34]!"

Nachdem der Sultan von Aegypten dieſen Brief geleſen hatte, fing er an gläubig zu werden. Gleichwohl konnte er ſeinen Zorn gegen den Scheich nicht beſänftigen. Er ſchrieb an den König von Damaskus, und bat ihn, den Scheich gefangen zu nehmen, ihn hinrichten zu laſſen, und ihm ſeinen Kopf zu ſenden.

Der König von Damaskus ging auch das Verlangen des Königs von Aegypten ein, und beeilte ſich, ihm zu genügen. Er vernahm, daß der Scheich ſich in einer Höhle, ziemlich fern von der Stadt aufhielt, und befahl ſeinen Kapidſchi's [35], ſich dahin zu begeben, den Scheich zu ergreifen, und ihm denſelben zu bringen.

Die Kapidſchi's eilten dahin, und wähnten dieſen Befehl leicht auszuführen: aber ſie waren nicht wenig überraſcht, den Eingang der Höhle von einer zahlloſen Schaar von Kriegern vertheidigt zu finden, welche alle wohlberitten, und mit Schwert und Panzerhemde bewaffnet waren. Sie kehrten zu ihrem König zurück, und berichteten ihm, was ſie geſehen hatten. Der Sultan, erzürnt über dieſen Widerſtand, verſammelte ſeine Truppen, und zog ſelber hin, den Scheich zu belagern, welcher ihm aber ein ſo überlegenes Kriegsheer entgegenſtellte, daß der Fürſt erſchrocken ſich zurückzog.

Voll Verdruß über dieſen übeln Erfolg, und entſchloſſen, ſich nicht bloß zu geben, berief er ſeine Weſyre, und befragte ſie, was unter dieſen Umſtänden zu thun wäre. Die Weſyre antworteten ihm, ein wie mächtiger König er auch wäre, ſo dürfte er doch nicht hoffen, einen Mann zu beſiegen, welchem die göttliche Macht beiſtände. "Jedoch, Herr," ſprach der älteſte Weſyr, "wenn du dich des Scheichs bemächtigen willſt, ſo ſende hin zu ihm, und laß ihm ſagen, daß du Frieden mit ihm zu machen wünſcheſt. Erwähle die ſchönſten Sklavinnen deines Harems, und mache ihm ein Geſchenk damit. Befiehl aber zuvor dieſen Mädchen, von dem Scheich zu erforſchen, ob es eine Zeit gibt, in welcher er keine Macht hat, ſeine Wunder zu thun."

Der König gab dieſem Rathe Beifall, verſtellte ſich, und ließ dem Scheich ſeine Freundſchaft anbieten, indem er ihm Sklavinnen von ſeltener Schönheit überſandte. Der Scheich glaubte wirklich, daß der König von Damaskus es bereute, ihn ſo ungerecht verfolgt zu haben. Er ging in die Schlinge, und nahm die Sklavinnen an, unter welchen eine war, in die er ſterblich verliebt wurde.

Sobald dieſes Mädchen den Scheich von einer ſo heftigen Leidenſchaft ergriffen ſah, ſprach ſie zu ihm: "Lieber Scheich, ich bin neugierig zu wiſſen, ob es eine Zeit gibt, in welchen du keine Wunder thun kannſt?" — "Schönes Fräulein," antwortete er ihr, "ich bitte dich, mir dieſe Frage nicht mehr zu thun: denken wir nur daran, ein fröhliches Leben zu führen; es kann dir ſehr gleichgültig ſein, zu wiſſen, was du mich frägeſt." Die Sklavinn ſtellte ſich ſehr gekränkt über dieſe Antwort; ſie bezeigte eine tiefe Schwermuth darüber, und als der Scheich ihr Liebkoſungen machte, fing ſie an zu weinen, und ſprach zu ihm: "Alle Beweiſe der Liebe, welche du mir gibſt, ſind nicht wahrhaft; wenn du mich liebteſt, ſo würdeſt du kein Geheimniß vor mir haben." Kurz, ſie ſetzte ihm ſo zu, daß er ſchwach genug war, ihr zu geſtehen, daß er, nachdem er eine Frau erkannt, ohne Macht wäre, bis er die Abwaſchung gethan hätte [36].

Als die Sklavinn dieſen Umſtand erfahren hatte, ließ ſie es den König von Damaskus wiſſen, welcher ſeinen Kapidſchi's befahl, ſich heimlich in der Nacht an die Thüre des Scheichs zu ſtellen, und ihn zu ergreifen, ſobald die Sklavinn ihnen die Thür öffnen würde.

Der Scheich hatte die Gewohnheit, alle Nacht zu ſeinem Haupte einen großen Krug voll Waſſer hinzuſtellen, um ſich deſſen zu bedienen, wenn er die Abwaſchung nöthig hatte. Die Sklavinn hatte beim Niederlegen das Waſſer ausgegoſſen, ohne daß er es bemerkt hatte, ſo daß, als er ſich waſchen wollte, er den Krug leer fand. Die Treuloſe machte die Geſchäftige, ſie nahm den Krug, und unter dem Vorwande Waſſer zu holen, öffnete ſie die Thüre den Kapidſchi's, welche ungeſtüm in die Höhle drangen.

Der Scheich erkannte nun die Verrätherei der Sklavinn, er ergriff zwei Kerzen, welche auf den Leuchtern brannten, und drehte ſich mit den Lichtern im Zimmer umher, ſeltſame Worte murmelnd, welche die Kapidſchi's nicht verſtanden. Erſchrocken über die Gebärden und Worte des Scheichs, und voll Furcht, daß er irgend ein Wunderwerk gegen ſie hervorrufen wollte, flohen ſie aus der Höhle.

Der Scheich verſchloß ſogleich die Thüre hinter ſich, und verrichtete die Abwaſchung. Hierauf, um ſich an der treuloſen Sklavinn zu rächen, nahm er ihre Geſtalt an, und gab ihr die ſeine; ſo verließ er die Höhle, und lief den Kapidſchi's nach. "Ha, ihr Feigen!" rief er ihnen zu, "befolgt ihr ſo die Befehle des Königs, eures Herrn? er wird euch alle hinrichten laſſen, wenn ihr nach Damaskus zurückkommet ohne den Scheich, ſeinen Feind. Warum ſeid ihr entflohen? habt ihr Ungeheuer oder Soldaten zu ſeiner Vertheidigung erſcheinen geſehen? Kehret um, gehet in die Höhle zurück, und fürchtet nichts. Muthiger als ihr, werde ich mich ihm nahen, ihn ergreifen und ſelber ihn euch überliefern."

Die Kapidſchi's ſtanden auf dieſe Anrede ſtill, und ermuthigten ſich; ſie kehrten ſogleich um, und folgten dem Scheich unter der Geſtalt der Sklavinn, traten mit ihm in die Höhle und ergriffen die Sklavinn, den Scheich zu fangen wähnend; ſie banden ihr die Füße und die Hände, ohne daß ſie ein einziges Wort ſprach, weil der Scheich ihr die Sprache genommen hatte.

So führten ſie ſie vor den König von Damaskus, welcher ihr ſogleich den Kopf abhauen ließ. Aber ſobald der Kopf vom Rumpfe getrennt war, gab der Scheich dem Leichname ſeine vorige Geſtalt wieder, und ließ den König und alle ſeine Beamten ſehen, daß es die Sklavinn wäre, welche eben enthauptet worden; und er ſelber, der unter der Geſtalt der Sklavinn gegenwärtig war, nahm ſeine eigene Geſtalt wieder an, und ſprach zum König von Damaskus:

"O König, der du dem Sultan von Aegypten zu gefallen, alles angewendet haſt, mich zu verderben, wiſſe, daß man nie ungerechten Verfolgungen die Hand bieten muß, und danke Gott, daß ich meine Rache auf die Beſtrafung dieſes elenden Weibes beſchränke, welche mich verrathen hat."

Indem er dieſes ſagte, verſchwand der Scheich, und ließ den König von Damaskus und alle Zeugen dieſer wunderbaren Begebenheit, im größten Erſtaunen zurück.

Dieſes iſt, Herr, die Geſchichte des Scheichs Schahabeddin," fuhr der erſte Weſyr des Kaiſers von Perſien fort; "Euer Majeſtät erſieht daraus, daß die Männer nicht genug auf ihrer Hut ſein können gegen die Frauen. Bevor du den Prinzen Nurgehan hinrichten läßt, erlaube uns, ihn zu befragen. Vielleicht wird er uns ſeine Unſchuld zu erkennen geben." — "Wohlan, es ſei," ſagte der König, "ich willige ein, den Tod meines Sohnes bis morgen aufzuſchieben."

Während die Weſyre den Prinzen beſuchten, der im Gefängniſſe war, ſtieg der Kaiſer zu Pferde, und ritt aus der Stadt, um ſich auf der Jagd zu zerſtreuen.

Am Abend, bei ſeiner Heimkehr, ſpeiſte er mit der Sultaninn Chanſade zuſammen. Nach der Mahlzeit ſprach ſie zu ihm: "Ich fürchte, Herr, daß es dich gereuen wird, die Beſtrafung des Prinzen aufgeſchoben zu haben. "Der Menſch," ſagt der Koran, "hat zwei Arten von Feinden die er liebt, ſeine Kinder und ſeine Güter.“ Ja, euer Sohn iſt euer Feind, weil er den Gedanken des abſcheulichen Verbrechens faſſen konnte, welches er begehen wollte. Säumet nicht, ihn zu beſtrafen. Höret nicht mehr auf die Zärtlichkeit und das Mitleid, welche bei euch für ihn ſprechen. Sein böſer Hang muß die Stimme des Blutes in euch erſticken; ſeid nicht ſo ſchwach, euch an die Weiſungen aller Leute zu kehren; denn es iſt eine Thorheit, auf jeden Rath zu hören, wie dies die Fabel von dem Gärtner und ſeinem Sohne ſo gut beweiſet. Vielleicht iſt ſie euch unbekannt. Euer Majeſtät erlaube mir, ſie zu erzählen:

Der Gärtner, ſein Sohn und der Eſel.

Fabel.

Eines Tages ging ein alter Gärtner zu Fuße neben ſeinem Sohne, der auf einem Eſel ritt, und begab ſich nach ſeinem Garten; einige Leute, die ihm begegneten, riefen aus: "Sehet doch dieſen alten Narren, der ſo thöricht iſt, zu Fuße zu gehen, während ſein Sohn ſich auf dem Eſel ſpreizt."

Der folgſame Greis ließ ſeinen Sohn abſteigen, und nahm deſſen Platz ein.

Kurze Zeit darnach gingen andere Leute vorüber, und ſagten: "Dieſer Menſch hat ohne Zweifel den Verſtand verloren: welchen Grund kann er haben, allein auf ſeinem Eſel zu ſitzen?"

Der Gärtner nahm nun ſeinen Sohn hinter ſich auf den Eſel.

"Welche Unſchicklichkeit," riefen weiterhin einige Vorübergehende aus, "dieſen jungen Menſchen hinter dem Greiſe ſitzen zu ſehen!"

Der Vater und der Sohn hatten kaum die Plätze gewechſelt, als ſie wieder andern Leuten begegneten, welche ausriefen: „Dieſer Menſch muß ſehr unverſchämt ſein, dieſen Jüngling ſo vor ſich her zu führen.“ So daß der arme Gärtner thun mochte, was er wollte, er konnte nimmer eine Stellung finden, welche aller Welt zu Danke geweſen wäre.

Ihr ſeht alſo, Herr,“ fuhr Chanſade fort, daß niemand dem Urtheil Anderer entgehen kann, und daß es eine Thorheit iſt, ſich nach jedem Rathe richten zu wollen. Folget eurem erſten Antriebe, und beſtrafet einen undankbaren und frevelhaften Sohn.

Am folgenden Morgen beſtieg der Kaiſer von Perſien den Thron, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, den Prinzen Nurgehan zu tödten.

Da trat der zweite Weſyr hervor, und ſprach: „Großer König! hüte dich wohl, dich eines Verbrechens ſchuldig zu machen, indem du den Anklagen der Sultaninn traueſt. Du weißt wohl, wie vieler Täuſchungen die Frauen ſich ſchuldig gemacht haben; man erzählt mehr davon, als Sterne am Himmel ſtehen, oder Waſſertropfen im Meere ſind; Euer Majeſtät erlauben mir, unter andern nur die Geſchichte von dem Papagai zu erzählen.“

Der Sultan willigte ein, ſeinen Weſyr anzuhören, welcher alſo begann:

Geſchichte des Ehemannes und des Papageies.

Ein guter Mann hatte eine ſchöne Frau, welche er ſo leidenſchaftlich liebte, daß er ſie ſo wenig als möglich aus den Augen ließ. Eines Tages, da dringende Geſchäfte ihn nöthigten, von ihr ſich zu entfernen, ging er an einen Ort, wo man allerlei Vögel feil hatte: er kaufte hier einen Papagei, der nicht allein ſehr gut ſprach, ſondern auch die Gabe hatte, alles wieder zu erzählen, was in ſeiner Gegenwart vorgegangen war. Er brachte ihn in einem Käfig nach Hauſe, und bat ſeine Frau, ihn in ihr Zimmer zu ſetzen, und für ihn zu ſorgen, während der Reiſe, welche er machen mußte. Darauf reiſte er ab.

Bei ſeiner Heimkehr ermangelte er nicht, den Papagei über das zu befragen, was während ſeiner Abweſenheit vorgegangen war; und der Vogel machte ihm darüber Dinge kund, welche ihn veranlaßten, ſeiner Frau große Vorwürfe zu machen. Sie wähnten, daß eine ihrer Sklavinnen ſie verrathen hätte; alle ſchwuren aber, daß ſie ihr treu geweſen wären; ſie kamen alſo darin überein, daß es der Papagei geweſen, welcher dieſen übeln Bericht gemacht hätte.

Erfüllt von dieſem Gedanken, ſann die Frau auf Mittel, den Verdacht ihres Mannes zu vernichten, und zugleich ſich an dem Papagei zu rächen. Sie fand es bald. Als ihr Mann abermals auf einen Tag verreiſt war, befahl ſie einer Sklavinn, während der Nacht unter dem Käfig des Papagei's eine Handmühle zu drehen; einer andern befahl ſie, Waſſer wie ein Regen auf den Käfig herab zu gießen; und einer dritten, einen Spiegel zu nehmen und ihn im Widerſchein eines Lichtes vor den Augen des Papagei's hin und her zu drehen. Die Sklavinnen verwandten einen großen Theil der Nacht, zu vollbringen, was ihre Herrinn ihnen geboten hatte, und richteten es ſehr geſchickt aus.

Am folgenden Tag, als der Mann zurückkam, befragte er wieder den Papagai darüber, was ſich unterdeß bei ihm zugetragen hatte. Der Vogel antwortete: »Mein guter Herr, die Blitze, der Donner und der Regen haben mich dermaßen die ganze Nacht beunrubigt, daß ich dir nicht ſagen kann, was ich ausgeſtanden habe."

Der Mann, welcher wohl wußte, daß es in dieſer Nacht weder gedonnert noch geregnet hatte, war nun überzeugt, daß der Papagei, der hierin nicht die Wahrheit ſagte, ſie ihm auch nicht in Betreff ſeiner Frau geſagt hätte. Aus Aerger darüber, riß er ihn aus ſeinem Käfig, und warf ihn ſo wüthend gegen den Boden, daß er ihn tödtete. Gleichwohl vernahm er in der Folge von ſeinen Nachbaren, daß der arme Papagei ihr[illegible]icht belogen, was er ihm von der Aufführung ſeiner [illegible] erzählt hatte; weshalb es ihn gereute, ihn getöd[illegible] haben ....

[illegible]ſehet hieraus, Herr," fuhr der Weſyr fort, "wi[illegible]ndt die Frauen ſind. Laſſet den Prinzen Nu[illegible] nicht eher umbringen, als bis ſein Lehrer ſi[illegible]gefunden hat; denn es iſt gewiß etwas Auſſerordentliches in dieſer Sache verborgen: und welches Verbrechen würdet ihr begehen, wenn ihr unſchuldiges Blut vergößet!"

Der Kaiſer von Perſien war gerührt durch die Vorſtellungen ſeines Weſyrs, ließ ſeinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und verließ den Palaſt.

Am Abend bei ſeiner Heimkehr ſpeiſte er mit der Sultaninn, welche nach der Mahlzeit zu ihm ſprach:

» Ihr habt den Prinzen Murgehan noch nicht tödten laſſen, und hört auf die unvorſichtige Zärtlichkeit, welche ihr für ihn habt. Denket lieber an die Fabel, welche ich geſtern Euer Majeſtät erzählte, und nehmt ſie euch zu Herzen, wie der Sultan Mahmud that, deſſen Geſchichte ich euch erzählen will:

Der Sultan Mahmud und ſein Weſyr.

Gleichniß.

Ein Derwiſch kam eines Tages zu Chas-Ayas, dem Weſyr des Sultans Mahmud[37], und bat denſelben, ihm ein Gehalt bei dieſem Fürſten auszuwirken.

"Ihr ſollt es erhalten," antwortete der Weſyr, "aber unter der Bedingung, daß ihr dem König verſprechet, mich die Sprache der Vögel zu lehren." Der Derwiſch verſtand ſich zu dieſem Betruge, und der Sultan bewilligte ihm ein Gehalt von zehn Goldſtücken täglich.

Einige Zeit darnach, als der Sultan mit ſeinem Weſyr auf der Jagd war, ſprach er zu ihm: "Chas-Ayas, haſt du ſchon von dem Derwiſch etwas gelernt? ich möchte wohl wiſſen, was dieſe beiden Eulen dort auf den beiden Bäumen einander zu ſagen haben. Höre ihnen zu, und berichte mir ihre Unterhaltung."

Der Weſyr nahte ſich den Bäumen, und ſtellte ſich eine zeitlang, als wenn er den Eulen ein aufmerkſames

Ohr liehe; dann kam er wieder zu ſeinem Herrn und ſagte zu ihm: "Herr, ich habe einen Theil ihres Geſprächs vernommen, aber erlaſſet mir, es euch mitzutheilen." — "Und warum ſcheueſt du dich, es mir zu ſagen?" rief der Sultan. "Herr," antwortete Chas-Ayas, "weil dieſe beiden Vögel ſich von Euer Majeſtät unterhielten." — "Und welchen Theil kann ich an ihrem Geſpräche haben?" erwiederte Mahmud; "ich will durchaus, daß du mir nichts verhehleſt, und befehle dir, mir Wort für Wort alles zu ſagen, was du vernommen haſt." —

"So will ich euch denn gehorchen, Herr," antwortete der Weſyr. "Eine der beiden Eulen hat einen Sohn, und die andere eine Tochter, die wollen ſie mit einander verheiraten. Der Vater des Sohnes ſagte zu dem Vater der Tochter: "Bruder, ich willige in dieſe Heirat, unter der Bedingung, daß du deiner Tochter fünfhundert verwüſtete Dörfer mitgibſt." — "He," antwortete ſogleich der Vater der Tochter, "du forderſt nicht mehr als das? ich will dir wohl tauſend anſtatt der fünfhundert geben, wenn du es verlangſt. Gott gebe dem Sultan Mahmud glückliches und langes Leben! ſo lange er König von Perſien iſt, wird es uns daran nicht fehlen."

Der Sultan verſtand wohl das ſinnreiche Gleichniß ſeines Weſyrs, und nahm es ſich zu Herzen. Er beſchäftigte ſich ſogleich damit, die zerſtörten Städte wieder aufbauen zu laſſen, und dachte fortan nur daran, ſeine Völker glücklich zu machen; und ſeitdem begann man den Namen und die Tugenden dieſes großen Fürſten zu preiſen, wie man noch heute ihn preiſet.«

Als die Königin Chanſade dieſes Gleichniß erzählt hatte, drängte ſie den Sultan von neuem, den Prinzen hinrichten zu laſſen. Er verſprach ihr, daß am nächſten Morgen ihre Rache befriedigt werden ſollte.

Am folgenden Tage trat Sindbad mit wüthiger Gebärde in den Thronſaal, und ſprach zu dem Scharfrichter: »Man führe ſogleich meinen Sohn hieher, und ſchlage ihm ohne Aufſchub den Kopf ab.« —

»O König der Welt!« rief da der dritte Weſyr aus, indem er ſich am Fuße des Thrones niederwarf, »alle eure Weſyre, eure treuen Sklaven, beſchwören euch, die Beſtrafung des Prinzen noch zu verſchieben, bis daß ihr die Geſchichte des Brachmanen Padmanaba gehört habt. Euer Majeſtät können ſich wohl noch beſinnen, wenn ſie dieſelbe mit Aufmerkſamkeit anhöret.« — »Ich bewillige, daß du mir ſie erzähleſt,« antwortete der König, »aber darnach werde ich meinen Sohn doch hinrichten laſſen.«

Geſchichte

des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikaï.

"Herr," fuhr der dritte Weſyr fort, "es war einmal in der Stadt Damaskus ein Fikáa-Verkäufer [38], der hatte einen Sohn von funfzehn bis ſechzehn Jahren, welcher ſich Haſſan nannte, und für ein Wunder gelten konnte. Der Jüngling war von Angeſicht wie der Mond, an Wuchs wie die Cypreſſe, von heiterem Gemüth und anmuthigem Geiſte. Wenn er ſang, ſo entzückte er alle Welt durch die Süßigkeit ſeiner Stimme; und wenn er die Laute ſpielte, ſo war er im Stande, einen Todten zu erwecken.

Dieſe Gaben waren nicht ohne Nutzen für ſeinen Vater, der ſich gewiſſermaßen das Vergnügen, welches ſein Sohn gewährte, mit bezahlen ließ, und ſeinen Fikáa ſehr theuer verkaufte. Das Maaß, welches anderswo nur einen Mangir [39] galt, verkaufte er für einen Aktſcha. Aber er durfte getroſt ſein Getränk vertheuern: da man in ſeine Schenkſtube mehr um ſeinen Sohn zu ſehen ging, ſo war der Zulauf nicht minder groß. Man nannte ſogar ſein Haus Tſchesméy Aby Hhayat, das heißt, die Quelle der Jugend, wegen des Vergnügens, welches die Greiſe darin fanden.

Eines Tages, als der junge Fikai ſang und die Laute ſpielte, zum großen Behagen aller, die ſich in der Schenke befanden, trat der berühmte Brachmane Padmanaba herein, um ſich zu erfriſchen. Er bewunderte nicht minder den Haſſan; und als er ſich mit ihm unterhielt, wurde er ganz bezaubert von ſeinem Geſpräch. Er kam nicht allein den folgenden Tag wieder in die Schenke, ſondern verließ ſogar ſeine Geſchäfte, um alle Tage dahin zu gehen; und anſtatt daß die andern nur einen Aktſcha bezahlten, gab er eine Zeckine.

Schon lange Zeit dauerte dies ſo fort, da ſprach der junge Fikaï zu ſeinem Vater: "Es kömmt jeden Tag ein Menſch hieher, welcher das Anſehen eines vornehmen Mannes hat; es macht ihm ſo viel Vergnügen mit mir zu ſprechen, daß er mich alle Augenblicke ruft, um mir irgend eine Frage zu thun, und wenn er weggeht, gibt er mir eine Zeckine." — "Ho, ho!" antwortete der Vater, "dahinter ſteckt ein Geheimniß: die Abſichten dieſes vornehmen Mannes ſind vielleicht nicht die beßten. Manchmal ſind die Weltweiſen, trotz ihrer ernſthaften Miene, ſehr laſterhaft. Wenn du ihn morgen wiederſiehſt, ſo ſage ihm, daß ich ihn kennen zu lernen wünſche, laß ihn herauf ſteigen in mein Zimmer, ich will ihn ausforſchen: ich habe Erfahrung, und werde mitten durch alle ſeine Reden erkennen, ob er eben ſo weiſe iſt, als er ſcheinen will.“

Am folgenden Tage that Haſſan, was ſein Vater verlangte: er nöthigte den Padmanaba hinauf zu ſteigen in ſein Zimmer, wo ein köſtliches Frühſtück bereitet war. Der Fikäa-Verkäufer erwies dem Brachmanen alle erdenkliche Ehre, welcher ſie ſo höflich aufnahm und ſo viel Weisheit in ſeiner Unterhaltung zeigte, daß nicht mehr zu zweifeln war, daß er ein ſehr tugendhafter Mann wäre. Nach dem Male fragte ihn der Vater des jungen Haſſan, aus welchem Lande er wäre, und wo er wohnte; und ſobald er vernahm, daß er ein Fremder war, ſagte er zu ihm: „Wenn ihr bei uns wohnen wollt, ſo will ich euch eine Wohnung in meinem Hauſe geben.“ — „Ich nehme das Erbieten an, welches ihr macht,“ antwortete Padmanaba, „weil es ein Paradies auf dieſer Welt iſt, bei lieben Freunden zu wohñen.“

Der Brachmane nahm alſo ſeine Wohnung bei dem Fikäa-Verkäufer. Er machte ihm anſehnliche Geſchenke, und empfand bald für Haſſan eine ſo große Zuneigung, daß er eines Tages alſo zu ihm ſprach: „O mein Sohn!

ich muß dir mein Herz öffnen: ich finde, daß dein Geiſt der geheimen Wiſſenſchaften fähig iſt: es iſt wahr, daß dein Gemüth ein wenig zu aufgeweckt iſt; aber ich bin überzeugt, daß du dich noch ändern, und in der Folge all den Ernſt, oder vielmehr all den Tiefſinn haben wirſt, welcher dem Weiſen und den Geheimniſſen geziemt, in welche ich dich einweihen will. Ich habe die Abſicht, dein Glück zu machen, und wenn du mich auſſerhalb der Stadt begleiten willſt, so will ich dir heute noch Schätze zeigen, in deren Beſitz ich dich zu ſetzen gedenke." —

"Herr," antwortete Haſſan, "ihr wiſſet, daß ich von meinem Vater abhange; ich kann ohne ſeine Erlaubniß nicht mit euch gehen." Der Brachmane ſprach deshalb mit dem Vater, welcher, überzeugt von der guten Geſinnung des Weiſen, ihm erlaubte, ſeinen Sohn mit ſich zu nehmen, wohin es ihm gefiele.

Padmanaba ging alſo mit Haſſan aus der Stadt Damaskus; ſie erreichten ein altes Gebäude, auf welches ſie ihren Weg richteten, und fanden dort einen Brunnen, der bis am Rande voll Waſſer ſtand. "Bemerke wohl dieſen Brunnen," ſprach da der Brachmane, "die Reichthümer, welche ich dir beſtimme, ſind da drinnen." — "Deſto ſchlimmer," antwortete lächelnd der Jüngling. "Ei, wie könnte ich ihn aus dieſem Abgrunde heraufziehen?" — "O mein Sohn!" erwiederte Padmanaba, "es wundert mich nicht, daß ſolches dir ſo ſchwer ſcheint: nicht alle Menſchen haben die beſondere Gabe, die ich habe; nur diejenigen, welche Gott an den Wundern ſeiner Allmacht will theilnehmen laſſen, haben die Gewalt, die Elemente zu beherrſchen und die Ordnung der Natur zu ſtören."

Zu gleicher Zeit ſchrieb er auf ein Papier einige Buchſtaben im Sanſkrit, welches die Sprache der Magier in Indien, Siam und China iſt. Hierauf that er nichts weiter, als das Papier in den Brunnen werfen: und allſogleich ſenkte ſich das Waſſer und verſiegte, ſo daß nichts mehr davon zu ſehen war. Nun ſtiegen ſie beide in den Brunnen, in welchem ſich eine Treppe zeigte, die ſie bis auf den Grund führte.

Hier fanden ſie eine Thür von Kupfer, verſchloſſen mit einem großen Vorlegeſchloſſe von Stahl. Der Brachmane ſchrieb ein Gebet auf, berührte damit das Schloß, welches auf der Stelle ſich öffnete. Sie ſtießen die Thür auf, und traten in ein Gewölbe, in welchem ſie einen der ſchwärzeſten Mohren erblickten: er ſtand aufrecht, und hatte die eine Hand auf einem großen Stein von weißem Marmor geſtützt. "Wenn wir uns ihm nähern," ſprach der junge Fikaï, "ſo wird er uns dieſen Stein an den Kopf werfen." In der That, ſobald der Mohr ſah, daß ſie herankamen, hob er den ungeheuren Stein vom Boden auf, als wenn er ſie damit werfen wollte: Padmanaba ſprach aber ſchleunig ein kurzes Gebet, und blies ihn an: der

Mohr konnte der Gewalt der Worte und des Hauches nicht widerſtehen, und fiel rücklings nieder ....

Sie gingen nun ohne Hinderniß durch das Gewölbe, und kamen auf einen Hof von weiten Umfange; in der Mitte deſſelben ſtand ein Dom von Kriſtall, deſſen Eingang durch zwei Drachen bewacht war, die einander gegenüber ſtanden und deren offene Rachen Flammenwirbel ausſpieen. Haſſan erſchrack davor, und rief aus: "Gehen wir nicht fürder; dieſe furchtbaren Drachen werden uns verbrennen." — "Fürchte nichts, mein Sohn," ſagte der Brachmane; "habe mehr Zutrauen zu mir und ſei dreiſter. Die hohe Weisheit, zu welcher ich dich will gelangen laſſen, erfordert Feſtigkeit; dieſe Ungeheuer, die dich erſchrecken, werden auf meinen Zuruf verſchwinden. Ich habe die Macht, den Geiſtern zu gebieten und alle Bezauberungen zu vernichten." Hierauf ſprach er nur einige kabaliſtiſche Worte aus, und ſogleich krochen die Drachen in ihre Löcher zurück.

Nun öffnete die Thüre des Doms ſich plötzlich von ſelber. Padmanaba und der junge Fikaï traten hinein, und die Augen des letzten wurden angenehm überraſcht, als er in einem anderen Hofe einen neuen Dom von Rubin erblickte, auf deſſen Gipfel ein Karfunkel von ſechs Fuß im Durchmeſſer ſtand, welcher durch ſein Licht, das er überall verbreitete, dieſem unterirdiſchen Orte als Sonne diente.

Dieſer Dom war nicht, wie der erſte, von ſchreckbaren Ungeheuern bewacht. Im Gegentheil, ſechs reizende Standbilder, jedes aus einem einzigen Diamant gemacht, erſchienen am Eingange und ſtellten ſechs ſchöne Frauen dar, welche das Tamburin ſpielten. Die Pforte, aus einem einzigen Smaragd gehauen, ſtand offen, und ließ in einen prächtigen Saal ſchauen. Haſſan konnte nicht müde werden, alles zu betrachten, was ſich ſeinen Blicken darbot.

Nachdem er die Standbilder und den Dom von außen wohl beſchauet hatte, ließ Padmanaba ihn in den Saal treten, deſſen Boden von gediegenem Golde war, und die Decke von Porphyr, überall mit Perlen beſäet. Hier nun beſchäftigten tauſend mannigfaltige Gegenſtände, einer immer auffallender als der andere, die gierigen Blicke des Jünglings.

Der Weiſe ließ ihn hierauf in ein groſſes viereckiges Zimmer treten: da lag in einem Winkel ein großer Haufen von Rubinen von äuſſerſter Schönheit; in dem dritten ein ſilberner Krug, und in dem vierten, ein Hauſe ſchwarzer Erde.

In der Mitte des Zimmers erhob ſich ein prächtiger Thron, und auf demſelben ſtand ein ſilberner Sarg, in welchem ein König lag, mit einer goldenen mit dicken Perlen geſchmückten Krone auf dem Haupte. Vorn an dem Sarge ſah man eine breite Goldplatte, auf welcher man folgende Inſchrift las, in hieroglyphiſch-kabaliſtiſchen Schriftzügen, deren ſich die alten Aegyptiſchen Prieſter bedienten:

„Die Menſchen ſchlafen, ſo lange ſie leben: ſie erwachen nur in der Stunde des Todes. Was frommt es mir gegenwärtig, ein großes Reich und alle die Schätze, die hier ſind, beſeſſen zu haben? nichts währet ſo kurz, als die Glückſeligkeit, und alle menſchliche Macht iſt nur Schwäche. O thörichter Sterblicher! ſo lange du in der ſchwankenden Wiege des Lebens biſt, ſo rühme dich nicht deines Glückes: gedenke der Zeiten, in welchen die Pharaonen herrſchten. Sie ſind nicht mehr, und bald wirſt auch du aufhören zu ſein, wie ſie.“

Was für ein Fürſt liegt in dieſem Sarge?“ fragte Haſſan. — „Es iſt einer eurer alten Könige von Aegypten,“ antwortete der Brachmane, „er iſt es, der dieſes unterirdiſche Gewölbe und dieſen reichen Dom von Rubinen hat bauen laſſen.“ — „Mich verwundert, was du mir ſagſt,“ fuhr der Jüngling fort. „Aus welchem Eigenſinne hat dieſer König unter der Erde ein Werk erbauen laſſen, das alle Schätze der Welt erſchöpft zu haben ſcheint? Alle andere Fürſten, welche der Nachwelt Denkmale ihrer Größe hinterlaſſen wollen, ſtellen ſie ans Licht, anſtatt ſie den Augen der Menſchen zu verbergen.“ — „Du haſt Recht,“ erwiederte der Brachmane, „aber dieſer König war ein großer Kabaliſt; er entzog ſich oft ſeinem ganzen Hofe, und begab ſich an dieſen Ort, um Entdeckungen in der Natur zu machen. Er war im Beſitze mehrerer Geheimniſſe, unter andern auch in dem des Steines der Weiſen, wie man an allen den Reichthümern ſehen kann, die hier ſind, und welche aus dieſem Haufen ſchwarzer Erde hervorgebracht ſind, die du in dieſem Winkel ſiehſt.“ — „Iſt es möglich,“ rief der junge Fikaï aus, „daß dieſe ſchwarze Erde das alles hervorgebracht hat?“ — „Zweifle keinesweges daran,“ antwortete der Brachmane; „und um es dir zu beweiſen, ſo will ich dir zwei Türkiſche Verſe vorſagen, welche das ganze Geheimniß des Steines der Weiſen in ſich beſchließen:

Wirgil Arus garby Schachſadey Chitaya
Bir Tifl ola bunlardan ſulthan Chob
ruyan.

Das heißt buchſtäblich: „Vermähle der Braut des Occidents den Sohn des Königs vom Orient; ein Kind wird von ihnen geboren, welches der Sultan der ſchönen Angeſichter iſt.“ Ich will dir den myſtiſchen Sinn davon ſagen: „Laß durch die Feuchtigkeit die trockene Adamiſche Erde, die aus dem Orient kömmt, auflöſen: aus dieſer Durchdringung erzeugt ſich der philoſophiſche Mercurius, welcher allmächtig iſt in der Natur, und die Sonne und den Mond erzeugt; und wenn er den Thron beſteigt, ſo verwandelt er Kieſel in Diamanten und andere Edelſteine.» Der ſilberne Krug, der in einem Winkel dieſes Zimmers ſteht, enthält das Waſſer, oder die Feuchtigkeit, deren man ſich bedient, um die trockene Erde zu durchdringen und ſie in den Zuſtand zu ſetzen, worin ſie ſich hier befindet. Wenn du von dieſem Haufen nur eine Handvoll nimmſt, ſo kannſt du, wenn du willſt, alle Erze Aegyptens in Silber oder Gold, und alle Steine der Häuſer in Diamanten und Rubinen verwandeln.»

»Man muß geſtehen,» ſagte Haſſan, »daß dies eine wunderbare Erde iſt; jetzt verwundre ich mich nicht mehr, ſo viel Reichthümer hier zu ſehen.» — »Sie iſt noch viel wunderbarer, als ich dir ſage,» fuhr der Brachmane fort; »ſie heilet Krankheiten aller Art: wenn ein Kranker ſchon ausgeſtreckt daliegt, um den Geiſt aufzugeben, und nur ein Körnlein davon einnimmt, ſo fühlt er ſogleich ſeine Kräfte wiederkehren, und erhebt ſich auf der Stelle in voller Kraft und Geſundheit. Sie hat aber noch eine andere Eigenſchaft, welche ich allen übrigen vorziehe: wer ſich mit ihrem Safte die Augen reibt, ſieht die Geiſter der Luft und die Dämonen, und hat die Macht, ihnen zu gebieten.

Nach allem, was ich dir geſagt habe, mein Sohn,» fuhr der Weiſe fort, »kannſt du ermeſſen, welche Schätze dir zugedacht ſind.» — »Sie ſind ohne Zweifel unſchätzbar," ſagte der Jüngling; "aber bis du mich in den Beſitz derſelben ſetzeſt, darf ich nicht etwas davon mit mir nehmen, um meinem Vater zu zeigen, wie glücklich wir ſind, einen ſolchen Freund zu haben, wie du biſt." — "Ja, du kannſt es," antwortete Padmanaba, "nimm alles, was du willſt." Haſſan benutzte die Gelegenheit, belud ſich mit Gold und Rubinen, und folgte dem Brachmanen, welcher das Zimmer mit dem Sarge des Königs von Aegypten verließ.

Sie gingen zurück durch den ſchönen Saal, die beiden Höfe, und das Gewölbe, wo ſie den Mohren noch umgeſtürzt fanden; ſie zogen die kupferne Thür hinter ſich zu, und ſogleich ſprang das ſtählerne Schloß von ſelber zu. Dann ſtiegen ſie die Treppe hinauf, und ſobald ſie aus dem Brunnen waren, füllte er ſich wieder mit Waſſer, und erſchien wie zuvor.

Der Brachmane bemerkte, daß der Jüngling über die plötzliche Wiederkehr des Waſſers erſtaunt war, und fragte ihn: "Woher kömmt dieſes Erſtaunen, das du bezeigſt? Haſt du nie vom Talisman 40 reden gehört?" — "Nein," antwortete der junge Fikaï, "und ich möchte gern von euch vernehmen, was es iſt." — "Ich will es dir nicht bloß ſagen," fuhr Padmanaba fort, "ſondern dich ſelbſt eines Tages lehren, einen ſolchen zu machen. Es gibt zwei Arten von Talismanen, den kabaliſtiſchen und den aſtrologiſchen. Der erſte, welcher die höchſte Art iſt, thut ſeine wunderbaren Wirkungen vermittelſt der Buchſtaben, Worte und Gebete; und der zweite wirkt durch die Beziehung, in welcher die Planeten zu den Metallen ſtehen. Es iſt die erſte Art der Talismane, deren ich mich bediene: ſie iſt mir im Traume durch den großen Gott Wiſchnu [41] offenbart, dem Herrn aller Pagoden der Welt.

Wiſſe mein Sohn,» fuhr der Weiſe fort, »daß die Buchſtaben in Beziehung zu den Engeln ſtehen; daß es keinen Buchſtaben gibt, der nicht durch einen Engel beherrſcht wird. Und wenn du mich fragſt, was ein Engel iſt, ſo antworte ich dir: es iſt ein Stral oder ein Ausfluß der Allmacht und der Eigenſchaften Gottes. Die Engel, welche in der überſinnlichen Welt wohnen, beherrſchen diejenigen der Himmelswelt, und dieſe wieder die unſerer Erdenwelt. Die Buchſtaben bilden Worte, die Worte fügen ſich zu Gebeten, und es ſind die durch die Buchſtaben vorgeſtellten und in den geſchriebenen oder ausgeſprochenen Gebeten verſammelten Engel, die dieſe Wunder wirken, welche die gewöhnlichen Menſchen in Erſtaunen ſetzen.»

Während Padmanaba alſo zu dem Jünglinge ſprach, kehrten beide in die Stadt zurück. Sie kamen heim zu dem Fika-Verkäufer, der ganz bezaubert wurde, als ſein Sohn ihm das Gold und die Edelſteine zeigte, womit er beladen war. Sie gaben ihre Fika-Schenke auf, und fingen an in Ueberfluß und Vergnügen zu leben.

Nun hatte Haſſan eine Stiefmutter von geiziger und ehrſüchtiger Gemüthsart. Obgleich er Rubinen von unermeßlichem Werthe mitgebracht hatte, ſo fürchtete ſie dennoch Geldmangel, und eines Tages ſprach ſie zu ihm: „O mein Sohn, wenn wir fortfahren ſo zu leben, wie jetzo, ſo werden wir bald zu Grunde gehen.“ — „Seid unbeſorgt deshalb, meine Mutter,“ erwiederte er ihr, „die Quelle unſers Reichthums iſt noch nicht verſiegt. Hättet ihr alle die Schätze geſehen, welche der großmüthige Padmanaba mir beſtimmt, ſo würdet ihr nicht dieſe eitle Furcht haben. Das nächſtemal, daß er mich wieder zu dem Brunnen führt, werde ich euch eine Handvoll ſchwarzer Erde mitbringen, welche euch auf lange Zeit beruhigen wird.“ —

„Belade dich lieber mit Gold und Rubinen,“ begann die Stiefmutter wieder, „das liebe ich mehr, als alle Erden der Welt. Aber Haſſan,“ fügte ſie hinzu, „es fällt mir ein: da Padmanaba dir alle dieſe Schätze geben will, warum lehrt er dich nicht alle die erforderlichen Gebete, um nach dem Orte hinabzuſteigen, wo ſie ſich befinden? Wenn er plötzlich ſtürbe, ſo wären alle unſere Hoffnungen vereitelt. Uebrigens wiſſen wir auch nicht, ob er es nicht überdrüßig wird, bei uns zu wohnen. Vielleicht iſt er ſchon im Begriff, uns zu verlaſſen und jemand anders ſeine Reichthümer mitzutheilen. Was mich betrifft, mein Kind, ſo bin ich der Meinung, daß du den Padmanaba dringend bitteſt, dich die Gebete zu lehren; und wenn du ſie weißt, ſo wollen wir ihn tödten, damit er keinem andern das Geheimniß des Brunnens entdecke.«

Der junge Fikaï war entſetzt über dieſe Rede: »O meine Mutter,« rief er aus, was waget ihr da anzutragen? Wie könnt ihr einen ſo ſchwarzen Anſchlag faſſen? der Brachmane liebt uns, er überhäuft uns mit Wohlthaten; er verſpricht mir Schätze, welche im Stande ſind, die Habgier des größten Herrſchers der Erde zu ſtillen: und zum Lohne für all dieſe Güte wollt ihr ihm das Leben nehmen! Nein, und wenn ich in meinen vorigen Zuſtand zurückkehren, und mein Lebelang Fikáa verkaufen ſollte, ſo kann ich nicht die Hand bieten zu dem Tode eines Mannes, dem ich ſo viel Verpflichtungen habe.« — »Du haſt ſehr gute Geſinnungen, mein Sohn,« erwiederte die Stiefmutter; »aber man muß nur ſeinen eigenen Vortheil zu Rathe ziehen. Das Glück bietet uns eine Gelegenheit, uns für immer zu bereichern, drum wollen wir ſie nicht entſchlüpfen laſſen. Dein Vater, der mehr Erfahrung hat, als du, gibt meinem Vorſchlage Beifall, und du mußt ihn auch annehmen.«

Haſſan fuhr fort, großen Widerwillen gegen die Theilnahme an dieſem grauſamen Vorſatze zu bezeigen: gleichwohl, da er jung und leichtſinnig war, und ſeine Stiefmutter ihm ſo viel vorredete, war er ſchwach genug, nachzugeben. »Wohlan!« ſagte er, »ich will zu

Padmanaba gehen, und ihn vermögen, mich die Gebete zu lehren.«

In der That ging er auf der Stelle zu ihm, und bat ihn ſo dringend, ihn alles zu lehren, was man thun müßte, um in das unterirdiſche Gewölbe zu gelangen, daß der Brachmane, welcher dieſen Jüngling aufs zärtlichſte liebte, es ihm nicht verſagen konnte. Er ſchrieb jedes Gebet auf ein Papier, und bemerkte genau den Ort, wo es geſprochen werden mußte, ſammt allen übrigen kabaliſtiſchen Umſtänden, und gab ſie dann dem Jüngling.

Sobald dieſer die Gebete wußte, benachrichtigte er davon ſeinen Vater und ſeine Stiefmutter, die einen Tag beſtimmten, an welchem ſie alle drei zu den Schätzen gehen wollten. »Bei unſerer Heimkehr,« ſagte die Stiefmutter, »wollen wir den Padmanaba tödten.«

Der Tag kam, und ſie verließen das Haus, ohne dem Brachmanen zu ſagen, wohin ſie gingen. Sie nahmen ihren Weg nach dem verfallenen Gebäude. Sobald ſie dort angelangt waren, zog Haſſan das Papier aus ſeiner Taſche, auf welches das erſte Gebet geſchrieben war; er hatte es nicht ſobald in den Brunnen geworfen, als das Waſſer verſchwand. Sie ſtiegen die Treppe hinab, bis zu der kupfernen Thüre. Der Jüngling berührte mit einem anderen Gebete das ſtählerne Schloß, welches ſich ſogleich öffnete, und ſie ſtießen die Thür auf. Der Mohr, welcher wieder aufrecht ſtand, im Begriff ſeinen weißen Marmorſtein zu ſchleudern, verurſachte dem Fikáa-Verkäufer und ſeiner Frau einigen Schreck; aber Haſſan ſprach ſchleunig das dritte Gebet, blies ihn an, und der Mohr fiel zu Boden. Kurz ſie gehen durch das Gewölbe in den Hof mit dem Dome von Kriſtall; der Jüngling zwingt die Drachen, in ihre Löcher zurückzukriechen. Dann traten ſie in den zweiten Hof; ſie gehen durch den Saal, und gelangen endlich in das Zimmer, wo die Rubinen, das Gold, der ſilberne Krug und die ſchwarze Erde ſind.

Die Stiefmutter gab wenig Achtung auf den Sarg des Königs von Aegypten, und hielt ſich nicht dabei auf, die lehrreiche Inſchrift deſſelben auf der goldenen Tafel zu leſen. Noch weniger würdigte ſie den Haufen ſchwarzer Erde, welche ihr Stiefſohn ihr ſo ſehr angeprieſen hatte, eines Blickes. Sie warf ſich gierig über die Rubinen her, und nahm davon eine ſo große Menge, daß ſie kaum gehen konnte. Ihr Mann belud ſich mit Gold, und Haſſan begnügte ſich, zwei Hände voll ſchwarzer Erde in ſeine Taſche zu ſtecken, in der Abſicht, bei ſeiner Heimkehr Verſuche damit anzuſtellen.

Hierauf verließen alle drei das Zimmer des Königs von Aegypten. Beſchwert von der Laſt der Reichthümer, welche ſie fortſchleppten, gingen ſie fröhlich durch den erſten Hof, als plötzlich drei furchtbare Ungeheuer erſchienen, welche gerade auf ſie los gingen. Der Fikáa-Verkäufer und ſeine Frau, von tödlichem Schreck ergriffen, flüchteten ſich zu Haſſan, welcher nicht minder erſchrocken war, als ſie, da er kein Gebet hatte, dieſe Ungeheuer zu vertreiben. "Ha, undankbare und boshafte Stiefmutter!" rief er aus, "ihr ſeid die Urſache unſers Verderbens. Padmanaba weiß ohne Zweifel, daß wir hieher gegangen ſind; vielleicht hat er durch ſeine Wiſſenſchaft ſogar entdeckt, daß wir ſeinen Tod beſchloſſen haben: und um uns für unſere Undankbarkeit zu beſtrafen, ſendet er uns dieſe Ungeheuer, uns zu verſchlingen."

Kaum hatte er dieſe Worte geendigt, als ſie in der Luft die Stimme des Brachmanen vernahmen, welcher ihnen zurief: "Ihr ſeid alle drei Elende, und meiner Freundſchaft unwürdig; ihr hättet mir das Leben geraubt, wenn der große Gott Wiſchnu mich nicht von euerm böſen Anſchlag unterrichtet hätte. Ihr ſollt meine gerechte Rache erfahren: du, Weib, weil du den Anſchlag erſonnen haſt, mich zu ermorden; und ihr andern beiden, weil ihr ſo ſchwach geweſen ſeid, dem Rathe eines Weibes zu folgen, deſſen Bosheit ihr verabſcheuen mußtet."

Nach dieſen Worten ließ ſich die Stimme nicht mehr hören, und die drei Ungeheuer riſſen den unglücklichen Haſſan, ſeinen Vater und ſeine ſchuldige Stiefmutter in Stücken.

Dieſe Geſchichte lehrt euch, Herr," fügte der Weſyr hinzu, "daß ihr nicht auf die Königin hören ſollt, welche euch verleitet, Nurgehan tödten zu laſſen; denn, wenn er unſchuldig iſt, ſo wird der Himmel euch als Mitſchuldigen der Sultaninn ſtrafen, eben ſo wie Padmanaba den Haſſan und ſeinen Vater beſtrafte, obwohl ſie nichts weiter gethan hatten, als dem böſen Willen ſeiner Stiefmutter nachzugeben."

Der Kaiſer von Perſien war gerührt durch die Erzählung dieſer Geſchichte, und ſprach: "Mein Sohn ſoll nicht eher ſterben, als bis ich augenſcheinliche Beweiſe ſeines Verbrechens habe."

Sindbad ging dann wieder auf die Jagd, ſich zu erluſtigen; und am Abend, als er heimkam, ſagte die Sultaninn zu ihm: "Ihr habet alſo Nurgehan noch Friſt gegeben?" — "Liebe Frau," antwortete der König, "ehe ich ihn tödten laſſe, will ich verſichert ſein, daß er den Tod verdient." — "Wohlan, Herr," fuhr die Fürſtinn fort, "wenn ihr meinen Worten nicht Glauben beimeſſen wollt, wenn mein Zeugniß euch verdächtig iſt, ſo glaubet doch dem Stillſchweigen eures Sohnes, und der Flucht ſeines Lehrers. Warum hat Abumaſchar ſich vom Hofe entfernt? Ohne Zweifel hat er die Leidenſchaft und die böſe Gemüthsart des Prinzen entdeckt, und gefürchtet, daß man es ihm zum Vorwurfe machen werde, den Prinzen ſo ſchlecht erzogen zu haben. Welchen andern Beweis könnt ihr über ein im Geheimen begangenes Verbrechen haben? Wenn gegen einen Verbrecher keine Zeugen auftreten, ſoll er darum der Strenge der Gerechtigkeit entgehen? Nein, Herr: in Ermangelung der Zeugen, muß er auf Anzeigen, und ſelbſt auf bloßen Verdacht, verurtheilt werden. Die Anzeigen dienen alsdann anſtatt der Beweiſe. Davon will ich euch überzeugen, wenn ihr mir erlaubet, euch die Geſchichte des Sultans Akſchid zu erzählen." — "Ich bin bereit, euch anzuhören, Herrinn," ſagte der König. Und ſogleich erzählte ſie folgendermaßen:

Geſchichte
des Sultans Akſchid.

Als Akſchid, Sultan von Aegypten, das äußerſte Ziel des Alters erreicht hatte, und den letzten Tag ſeines Lebens herannahen fühlte, verſammelte er ſeine drei Söhne, und ſprach zu ihnen: "Meine Kinder, ich werde bald mit meinen Werken vor dem Richterſtuhle Gottes erſcheinen; aber bevor der Engel des Todes mein Haupt auf mein Kiſſen hinſtreckt, befehle ich euch, mein Leichenbegängniß zu halten. Ich will ſehen, auf welche Weiſe ihr daſſelbe anſtellen werdet, wenn ich todt bin. Befriediget meine Neugier; gehet ſogleich und befehlet in meinem Namen allen meinen Weſyren, daß ſie eiligſt alle Chane[42] und die benachbarten, oder mir zinspflichtigen Könige entbieten, ſich zu dieſer Feierlichkeit einzufinden. Kurz, laſſet nichts daran fehlen, und begehet ſie mit demſelben Pomp, als wenn ich nicht mehr auf der Welt wäre."

Die drei Prinzen fingen über dieſe Rede an zu weinen, ſchickten ſich jedoch an, dem Befehle des Königs, ihres Vaters, zu gehorchen.

Die Weſyre ſäumten nicht, alle nöthigen Befehle für dieſes traurige Feſt zu ertheilen, deſſen Tag angeſetzt wurde. Die Bey's [43] machten auch alle Anſtalten, die man von ihnen erwartete: ſo daß alles in Bereitſchaft war, als dieſer Tag erſchien.

Der Palaſt war mit Trauerteppichen behangen. Auf dem Platze davor wurde die Leibwache, welche funfzigtauſend Mann zählte, in Schlachtordnung aufgeſtellt; und man vertheilte unter ihnen den Sold in goldenen Beuteln. Hierauf traten alle Bey's in das Zimmer des Sultans, der auf ſeinem Bette lag; ſie nahmen ihn, und trugen ihn auf den Thron, vor welchem vier Weſyre einen Sarg unter einen prächtigen Thronhimmel ſtellten, den vier Königsſöhne emporhielten. Sechs Bey's begannen nun, überall aus dem Palaſt genommene Erde, vermiſcht mit unzähligen Stückchen Taft von allen Farben, auszuſtreuen. Sodann kamen die drei Söhne des Sultans, und ſchmückten den Sarg mit einer ungeheuren Menge von Edelſteinen, und ſetzten auf denſelben die Krone Akſchids, die von großen Diamanten blendend ſtralte.

Nach dieſem nahmen vier Groß-Chane, das heißt, vier unumſchränkte Tataren-Fürſten, jeder einen Fuß des Sarges und ſtützten ihn mit ihren Armen. Die

Scheiche, oder Gelehrten, und die Derwiſche gingen vor dem Sarge her und ſangen Pſalmen. Die Sahiden [44], oder Einſiedler, folgten ihnen, und einer von dieſen, auf einer Kameel-Stute reitend, trug den Koran mit großer Ehrfurcht. Die Königsſöhne, die Groß-Chane und ihre Söhne gingen an den Seiten des Sarges; und unmittelbar hinter demſelben folgten zweihundert Tamburin-Spieler, welche, auf unbarmherzige Weiſe ihre Tamburine ſchlagend, Verſe zum Ruhme des Königs ſangen; dann plötzlich ihren Geſang unterbrachen, und allezuſammen aus vollem Halſe ſchrieen: "O grauſames Schickſal! O unglücklicher Tag! Der König, der gerechteſte der Könige, der Eroberer der Reiche, der Vertilger der Feinde, und Ernährer der Freunde, iſt todt!" Nach dieſem Geſchrei warfen ſie ſchwarzgefärbte Mandeln mit vollen Händen auf den Sarg.

Nach dieſen Tamburin-Spielern erſchienen funfzig Weſyre in langen, ſchwarzen und blauen Trauerkleidern; und hinter ihnen kamen die Bey's, welche ſämmtlich zerbrochene Bogen in der Hand trugen. Ihnen folgten zehntauſend Pferde mit goldenen Sätteln und Zäumen und abgeſchnittenen Schwänzen, geführt von zehntauſend ſchwarzen, ſämmtlich in blaue Säcken gekleideten Sklaven. Endlich beſchloſſen alle Mädchen des Harems, mit blau und ſchwarz beſchmierten Geſichtern und zerſtreuten Haaren, den Trauerzug, und erhoben ein gräuliches Geſchrei und Geheul.

Bei dieſem Schauſpiele ſtieß Akſchid einen tiefen Seufzer aus, und rief: "Ich habe mein Leichenbegängniß vor meinem Tode geſehen!"

Er befahl darauf, daß man ihm herabhölfe vom Throne, und als er unten war, raffte er eine Handvoll von der Erde auf, welche die Bey's umhergeſtreuet hatten, rieb ſich damit das Haupt und den Bart, und ſprach: "Möge die Erde einen Menſchen bedecken, wie ich bin, der während einer ſo langen Regierung nichts gethan hat, das die Nachwelt im Andenken bewahren kann."

Hierauf wandte er ſich an ſeine Weſyre, und ſagte: "Ich will Stiftungen machen; ſchreibet." Der Groß-Weſyr ſetzte ſich in Bereitſchaft zu ſchreiben, und der Sultan ſagte ihm folgende Worte in die Feder: "Erſtens, ich beſtimme eine Million zweihundert und zwanzigtauſend Asper [45], zur Erbauung eines Hospitals für Muſelmänner, die von der großen Krätze befallen ſind. Zweitens, ich gebe dieſelbe Summe zur Erbauung eines Hofes, wo das Bogenſchießen und Kugel-Spiel gelehrt wird. Drittens, befehle ich die Errichtung einer neuen Karawanſerei [46], verſehen mit ſchwarzen Sklavinnen, zum Dienſte der weißen Reiſenden; und zu dieſem Zwecke ſoll man jeden Tag aus meinem Schatze fünfhundert Dinare [47] erheben. Viertens, und letztens, befehle ich die Erbauung von Bädern, wohin ſich verſchmähte Ehefrauen zurückziehen können, bis ſie einen Hulla[48], oder Mittelsmann, gefunden haben: und dazu ſetze ich neunmal hunderttauſend Asper aus.»

Als der König dieſe frommen und milden Stiftungen gemacht hatte, ließ er ſich die Bücher des Korans bringen und vorleſen; er ſchenkte dem Vorleſer tauſend Dinare, und fünf hundert jedem Sahiden und Derwiſch; und die Blinden und Lahmen empfingen jeder hundert.

Hierauf wurde auch das Leichenmal gehalten. Die Speiſen wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen, und zu allen, denen ſie gereicht wurden, ſagte man: »das Gefäß iſt auch für euch, es iſt euch erlaubt, es mitzunehmen.»

Nach dem Feſtmale ſetzte Akſchid noch alle Sklavinnen ſeines Palaſtes in Freiheit.

So war die Feierlichkeit, welche der Sultan anſtellen ließ, und die man am folgenden Tage wiederholen mußte. Denn er erkrankte noch denſelben Tag. Er legte ſich, und da er ſeinen letzten Augenblick herannahen fühlte, berief er die drei Prinzen, ſeine Kinder, und ſprach zu ihnen: »O meine Söhne, ich habe in einem Winkel meiner Kammer, vom Eingange links, ein Käſtchen verborgen, welches die ſchönſten Edelſteine der Welt enthält: ich befehle euch, ſie gleich unter euch zu theilen, wenn ich todt bin, und ihr meinem Begräbniſſe die Ehre angethan habt, welche ihr ihm ſchuldig ſeid."

Der König ſtarb. Aber der jüngſte ſeiner Söhne, ungeduldig, dies Käſtchen zu ſehen, wovon er gehört hatte, ging ſogleich allein in die Kammer, fand es, und wurde von der Schönheit der Edelſteine dermaßen bezaubert, daß er beſchloß, ſie für ſich allein zu behalten, und zu läugnen, daß er ſie gefunden hätte.

Nach dem Leichenbegängniſſe des Vaters liefen die beiden andern Prinzen, von derſelben Neugier getrieben, wie ihr Bruder, ebenfalls nach der Kammer. Sie ſuchten nicht blos in dem Winkel zur Linken vom Eingange, ſondern überall, und waren ſehr verwundert, daß all ihr Suchen vergeblich war, als der dritte Prinz dazu kam. "Nun, meine Brüder," fragte er ſie, "ſind die Edelſteine ſchön?" — "Du weißt es beſſer als wir," antwortete der älteſte; "ich müßte mich ſehr trügen, wenn du ſie nicht entwendet hätteſt." — "Ah, wahrhaftig," fuhr der jüngſte fort, "ihr erzählt mir da ein allerliebſtes Mährchen: ihr habt ſie ſelber genommen, und klagt mich nun deſſen an."

"Höret, meine Brüder," unterbrach ſie der dritte Prinz, "einer von uns muß ſie durchaus entwendet haben, weil niemand außer uns die Freiheit hat, dieſe Kammer zu betreten. Wenn ihr mir folgen wollt, ſo laſſen wir den Kadi holen, welcher für den feinſten und durchdringendſten Mann in Groß-Kahiro gilt: er wird uns ausforſchen und vielleicht den Dieb entdecken.

Die beiden andern Prinzen ſtimmten bei, und ließen den Kadi holen. Dieſer, nachdem er vernommen hatte, um was es ſich handelte, ſprach zu ihnen: »Meine Herren Prinzen, bevor ich ausſpreche, wer von euch dreien die Edelſteine genommen hat, bitte ich euch, mit Aufmerkſamkeit die Geſchichte anzuhören, welche ich euch erzählen will.....

Scheheraſade bemerkte den Tag, und verſchob die Fortſetzung ihrer Erzählung auf morgen.

Funfzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht Dinarſade ihre Schweſter Scheheraſade aufgeweckt hatte, fuhr dieſe, mit Erlaubniß des Sultans folgendermaßen fort:

»Herr, der Kadi erzählte den drei Prinzen, bevor er ſein Urtheil ausſprach, folgende Geſchichte:

»Es war einmal ein junger Mann, der ein junges Mädchen leidenſchaftlich liebte, und von ihr wiedergeliebt wurde. Sie wünſchten beide, daß eine glückliche Heirat ſie vereinen möchte: aber die Aeltern des Mädchens hatten andere Abſichten mit ihr; ſie verſprachen ſie mit einem andern Manne, und waren eben bereit, ſie ihm zu überliefern, als ſie ihrem Geliebten begegnete.

Ihr wißt nicht, was vorgeht," ſagte ſie weinend zu ihm; "meine Aeltern geben mich einem Manne, den ich niemals geſehen habe; ich muß auf die ſüße Hoffnung verzichten, die eurige zu werden: welche harte Nothwendigkeit!" — "Ach! meine Königinn," rief der verzweifelte Liebhaber aus, "meine Sultaninn, was ſagt ihr mir da? Iſt es möglich, daß man euch meinen Wünſchen entreißt? O Himmel! was ſoll aus mir werden?" Indem er dieſe Worte ausſprach, kamen ihm die Thränen in die Augen.

Sie begannen beide, ſich über ihr Unglück zu beklagen, und erweichten einander. Aber während der Liebhaber nur mit ſeinem Kummer beſchäftigt war, dachte die gute Geliebte zugleich daran, ſeinen Kummer zu lindern. "Mäßiget dieſen lebhaften Schmerz," ſagte ſie zu ihm, "ich verſpreche euch, in meiner erſten Hochzeitnacht, bevor ich mich mit meinem Manne zu Bette lege, zu euch in eure Wohnung zu kommen." Dieſes Verſprechen tröſtete ein wenig den Liebhaber, welcher dieſe Nacht mit großer Ungeduld erwartete.

Unterdeſſen machten die Aeltern der Braut alle Anſtalten zu der Hochzeit; und kurz, ſie vermählten ſie mit dem ihr beſtimmten Manne.

Es war Nacht, und ſchon hatten ſich die Neuvermählten in die Brautkammer zurückgezogen, und ſchickten ſich an, ſich zu Bette zu legen, als der Mann gewahrte, daß ſeine junge Frau bitterlich weinte. »Was habt ihr liebe Frau?« fragte er ſie, »und was iſt die Urſache eurer Thränen? Wenn ihr Widerwillen hattet, euch mir hinzugeben, warum habt ihr mir es nicht eher kund gethan? Ich würde euch nie zur Heirat gezwungen haben.«

Die Frau antwortete, daß ſie keinen Widerwillen gegen ihn hätte. »Wenn das iſt, liebe Frau,« fuhr er fort, »warum denn betrübt ihr euch ſo? ſaget es mir, ich beſchwöre euch darum.« Kurz, er drang ſo ſtark in ſie, daß ſie ihm geſtand, ſie hätte einen Geliebten; jedoch wäre weniger die Liebe zu ihm der Gegenſtand ihres Kummers und ihrer Thränen, als die Unmöglichkeit, worin ſie ſich befände, ihr ihm gegebenes Wort zu halten.

Der Mann war ein gutmüthiger Menſch, und dabei von heiterer Laune; er bewunderte die Einfalt ſeiner Frau, und ſagte zu ihr: »Liebe Frau, ich weiß euch eurer Freimüthigkeit ſo großen Dank, daß ich, anſtatt euch Vorwürfe zu machen, dieſes unzeitige Verſprechen gethan zu haben, euch vielmehr erlauben will, es zu erfüllen.« — »Wie Herr,« unterbrach ſie ihn, ſehr überraſcht, »ihr könntet einwilligen, daß ich meinen Geliebten zu beſuchen ginge?« »Ja, ich willige drein,« erwiederte der Mann, »unter der Bedingung, daß ihr vor Tage wieder hier ſeid, und daß ihr mir gelobet, niemand wieder dergleichen Verſprechen zu thun. Da ihr eurer Zuſage ſo getreu ſeid, ſo glaube ich darauf rechnen zu können. Sie ſchwur ihm, wenn er ſo gefällig gegen ſie wäre, ihr dieſen Ausgang zu verſtatten, ſie ihm immerdar getreu ſein würde, und es das letztemal ſein ſollte, daß ſie mit ihrem Liebhaber ſpräche.

Im Vertrauen auf dieſen Schwur, ging der Mann ſelber hin und öffnete ihr leiſe die Thüre nach der Straße, damit niemand vom Hausgeſinde das Abenteuer erführe; und die Frau trat hinaus, noch in ihren Hochzeitkleidern, bedeckt mit einer großen Menge von Perlen und Diamanten.

Kaum hatte ſie zwanzig Schritte gethan, als ſie einem Räuber begegnete, der, als er im Mondſchein die Edelſteine erblickte, womit ſie geſchmückt war, ganz entzückt vor Freuden ausrief: "Ha, welch ein Glück! O Schickſal, welchen Dank bin ich dir ſchuldig, daß du mir die Gelegenheit darbieteſt, auf einmal reich zu werden!"

Mit dieſen Worten nähert er ſich der Frau, hält ſie an, und ſchickt ſich an, ſie zu berauben. Aber indem er ihr ins Angeſicht blickte, erſchien ſie ihm auf einmal ſo ſchön, daß er ganz verdutzt davon ward. "Was ſehe ich?" ſagte er, "es iſt keine Täuſchung, die mich blendet; o Himmel! kann man auf einmal ſo viel Reichthümer und ſo viel Schönheit ſehen? Welche Schätze! welche Reize! Ich weiß nicht, womit ich anfangen ſoll. — Aber, ſchöne Frau," fügte er hinzu, "darf ich meinen bezauberten Augen trauen? durch welchen Eigenſinn des Schickſals wandelt eine ſo reizende und ſo reich gekleidete Frau um dieſe Stunde allein auf der Straße?"

Die Frau erzählte ihm unbefangen den Zuſammenhang. Der Räuber hörte ihr mit Verwunderung zu. "Wie, ſchöne Frau," ſagte er zu ihr: "euer Mann hat für euch dieſe Gefälligkeit, und um eure Thränen zu trocknen, hat er einem andern die köſtlichſte ſeiner Nächte abtreten wollen?" — "Ja, Herr," antwortete ſie. "In Wahrheit, ſchöne Frau," erwiederte der Räuber, "dieſer Zug iſt einzig. Ich bin davon bezaubert; und da ich auch liebe, ungewöhnliche Dinge zu thun, ſo will ich weder eure Juwelen, noch eure Ehre antaſten; ich laſſe euch euren Weg fortſetzen; ich will ein eben ſo außerordentlicher Räuber ſein, als euer Mann ein außerordentlicher Ehemann iſt: gehet und beſuchet euren glücklichen Geliebten. Aber ich will euch dahin führen und euer Geleit ſein: denn ihr könntet auf einen minder bedenklichen Räuber ſtoßen, als ich bin."

Mit dieſen Worten faßte er ſie bei der Hand, und begleitete ſie bis zu dem Hauſe des Geliebten; darauf ſagte er ihr Lebewohl, und entfernte ſich.

Sie klopft an die Thüre, man öffnet. Sie ſteigt hinauf in das Zimmer ihres Geliebten; er iſt ſehr erſtaunt, ſie zu ſehen. "O mein Geliebter," ſagte ſie zu ihm, "ich komme mein euch gegebenes Wort zu halten: heute bin ich verheiratet worden." — "Und wie," ruft der junge Mann aus, "wie habt ihr euch der glühenden Ungeduld eines Bräutigams entziehen können? Ihr müßtet, wie mich däucht, in dieſem Augenblick in ſeinen Armen ſein." Die Frau machte ihm hierauf ebenfalls einen offenherzigen Bericht von dem, was zwiſchen ihr und ihrem Manne vorgegangen war.

Der Geliebte war darüber nicht minder verwundert, als es der Räuber geweſen war. "Iſt es möglich, Herren," ſagte er zu ihr, daß euer Ehemann euch erlaubt hat, ein Verſprechen zu erfüllen, welches ihn entehrt, und das ihm ein Kleinod raubt, von welchem ſeine Einbildungskraft ſich die reizendſte Vorſtellung machen mußte?" — "Ja, mein theurer Geliebter," fuhr die Frau fort, "er willigt ein, daß ich euer Verlangen erfülle, um mein Wort zu löſen; aber ihr ſeid nicht allein meinem Manne dieſes Gut ſchuldig, das er euch überläßt, ihr verdankt es auch der Großmuth eines Räubers, dem ich auf dem Wege hieher begegnet bin." Zugleich erzählte ſie ihm den Zwieſprach, welchen ſie mit dem Räuber gehabt hatte. Die Verwunderung des Geliebten verdoppelte ſich: "Darf ich glauben," ſagte er, "was ich höre? Ein Bräutigam hat die Güte, einen ſolchen Schritt gut zu heißen; ein Räuber iſt großmüthig genug, nicht die ſchönſte Gelegenheit benutzen zu wollen, welche der Zufall ihm jemals darbieten kann. Dies Abenteuer iſt ohne Zweifel neu, und verdient aufgeſchrieben zu werden: alle kommende Jahrhunderte werden es bewundern; aber, um die Bewunderung der Nachwelt noch zu vermehren, will ich hinter dem Räuber und dem Bräutigam nicht zurückbleiben; ich folge ihrem Beiſpiele. Alſo, ſchöne Frau, ich gebe euch euer Wort zurück, und erlaubet, wenn es euch gefällt, daß ich euch nach eurem Hauſe begleite."

Indem er dieſes ſagte, gab er ihr die Hand, und führte ſie bis an die Thüre ihres Mannes, wo ſie von einander ſchieden. Die Frau trat hinein, und der Geliebte kehrte heim.

Saget mir nun, meine Prinzen," fuhr der Kadi von Kahiro fort, "wen von dieſen dreien haltet ihr für den großmüthigſten, den Mann, den Räuber, oder den Geliebten."

Der älteſte Prinz ſagte, derjenige, den er am meiſten bewunderte, das wäre der Mann. Der zweite Prinz behauptete, der Liebhaber wäre der bewundernswürdigſte. "Und ihr, gnädiger Herr," fragte der Kadi den jüngſten Prinzen, der noch ſchwieg, "welcher Meinung ſeid ihr?" — "Mir ſcheint," antwortete dieſer junge Prinz, "daß der Räuber der großmüthigſte iſt: ich begreife nicht, wie er den Reizen der Braut widerſtehen, und vor allen, wie er ſich enthalten konnte, ſie zu berauben. Die Diamanten, mit welchen ſie geſchmückt war, mußten ſeine Habgier mächtig reizen, und es iſt zu bewundern, wie er es vermochte, einen ſo großen Sieg über ſie davon zu tragen." —

"Prinz," erwiederte ihm der Kadi, indem er ihn ſcharf anblickte, "ihr bewundert zu ſehr die Gewalt, welche der Räuber über ſich hatte, als daß ich euch nicht im Verdacht haben ſollte, die Edelſteine eures ſeligen Vaters genommen zu haben: ihr habt euch ſelber verrathen. Bekennet es, gnädiger Herr, und laßt euch nicht von einer falſchen Schaam zurückhalten; ſeid ihr ſchwach genug geweſen, einem Antriebe der Habgier zu weichen, ſo könnt ihr jetzt eure Schwäche ſühnen, indem ihr ſie bekennet." Der Prinz erröthete bei dieſer Anrede, und bekannte die Wahrheit."

Die Sultaninn von Perſien erzählte dieſe Geſchichte nicht ohne Wirkung; die boshaften Folgerungen, welche ſie daraus zog, machten Sindbad ſchwankend; und ſie beſtimmte ihn vollends durch folgende Rede: "Herr, ihr ſeid eurem letzten Tage viel näher, als ihr wähnet: euer Sohn, dieſer boshafte Sohn, deſſen Leben eure Weſyre durch ihre gefährliche Beredſamkeit euch verlängern laſſen, wird euch vielleicht morgen ſchon den Dolch ins Herz ſtoßen. Wehe mir!" fügte ſie hinzu, "was ſoll aus mir werden, wenn ihr umkommet? Aber was frage ich, was aus mir werden ſoll? Mein Leben kümmert mich wenig: ich fürchte nur den Tod meines Königs, meines Gatten, den ich einzig liebe."

Indem ſie dieſes ſagte, fing ſie an zu weinen; und ihre Verſtellung machte auf den Kaiſer einen ſo lebhaften Eindruck, daß er ganz erweicht ausrief: "Trocknet eure Thränen, ſchöne Sultaninn; ich will meinem Sohne nicht länger verzeihen; er iſt nur zu ſchuldig, weil er euch in Thränen verſetzt. Wir wollen uns jetzt zur Ruhe legen; und ſeid verſichert, gleich morgen, ſobald der weiße Widder den ſchwarzen bis in den äuſſerſten Weſten der Erde vertrieben hat [49], werde ich unſerm gemeinſamen Feinde das Haupt abſchlagen laſſen."

Der Kaiſer ſtand am folgenden Morgen wirklich mit dem Vorſatze auf, der Königin Genugthuung zu gewähren; er ſetzte ſich auf ſeinen Thron und befahl dem Scharfrichter, ihm den Prinzen vorzuführen.

Der neunte Weſyr ermangelte aber auch nicht hervor zu treten, und um Nurgehans Leben zu bitten; der König aber legte ihm Stillſchweigen auf, und ſprach zornig zu ihm: "Weſyr, es iſt vergeblich, daß du zu Gunſten meines Sohnes zu mir redeſt: ſein Tod iſt beſchloſſen."

Darauf hob der Weſyr ein zuſammengefaltetes Papier empor, überreichte es dem Kaiſer, und ſprach zu ihm: "Euer Majeſtät geruhe, ſich wenigſtens dieſes

Papier vorleſen laſſen, und zu vernehmen, was es enthält: darnach möge ſie thun, was ſie gut-dünkt."

Sindbad nahm ſelber das Blatt, entfaltete es, und las folgende Worte:

"O weiſer und immerdar beglückter König! ich habe die Sterndeutung zum beſonderen Gegenſtande meiner Forſchungen gemacht; ich habe dem Prinzen das Horoſkop geſtellt, und gefunden, daß er vierzig Tage lang in äußerſter Gefahr ſchweben wird: hütet euch wohl, ihn tödten zu laſſen, bevor dieſe verfloſſen ſind."

Alle Weſyre vereinigten ihre Bitten mit dieſer Warnung: "O König," ſprachen ſie, "um Gottes willen, wartet bis die vierzig Tage vorüber ſind; es wird euch nicht gereuen, dieſe Geduld gehabt zu haben."

"Ja, ohne Zweifel;" ſetzte der neunte Weſyr hinzu, "und wenn der König es mir erlauben will, ſo will ich ihm eine Geſchichte erzählen, welche einige Aehnlichkeit mit der Geſchichte Nurgehans hat; und Seine Majeſtät wird eingeſtehen, daß die Geduld alle Unfälle beſiegt." — "Wohlan, Weſyr," ſagte der König, "ſo erzähle uns denn dieſe Geſchichte."

Darauf begann der neunte Weſyr folgendermaßen:

Sechzehnte Nacht.

Geſchichte
des Prinzen von Karisme und der Prinzeſſin von Georgien.

Ein König von Karisme, welcher keine Kinder hatte, brachte unaufhörlich dem Himmel Gelübde und Opfer dar, um Erben zu erhalten. Der erhabene Gott nahm ſein Opfer an, und ſchenkte ihm einen Sohn, ſchöner als der Tag. Er feierte deſſen Geburt durch prächtige Feſte; er ertheilte Einigen Statthaltereien, Andern Jahrgehalte; kurz, all ſeine Völker genoſſen ſeiner Freude.

Er vergaß auch nicht, alle Sterndeuter ſeines Reichs zu verſammeln, und befahl ihnen, dem Prinzen das Horoſkop zu ſtellen. Aber ihre Beobachtungen waren dem Könige nicht ſehr angenehm; denn ſie verkündigten ihm, daß ſein Sohn bis zum Alter von dreißig Jahren von zahlloſen Unfällen bedroht wäre, und daß Gott allein die Unfälle wüßte, welche ihm zuſtoßen ſollten.

Dieſe Verkündigung verminderte ſehr die Freude des Königs; er empfand einen lebhaften Schmerz darüber: gleichwohl, als wenn er gegen die Sterne ankämpfen wollte, ließ er ſeinen Sohn unter ſeinen Augen erziehen, und nahm alle erdenklichen Vorſichtsmaaßregeln, ihn vor jedem Zufall zu bewahren; und es gelang ihm mehrere Jahre hindurch.

Der Prinz war ſchon funfzehn Jahr alt, ohne daß noch ein böſes Abenteuer ſein Horoſkop beſtätigt hatte: dennoch, da man vergebens ſeiner Beſtimmung widerſtrebt, geſchah es eines Tages, indem er am Ufer des Meeres ritt, daß ihm die Luſt ankam, auf dem Waſſer zu fahren. Er ließ eine Barke bereiten, und beſtieg ſie mit vierzig Perſonen ſeines Gefolges. Kaum waren ſie in offener See, als ein Europäiſcher Seeräuber heran kam und ſie angriff; ſie thaten einigen Widerſtand: aber der Korſar war der ſtärkere, er bemächtigte ſich der Barke, und führte ſie Alle nach der Inſel der Samſaren, wo er ſie verkaufte.

Die Samſaren waren ſcheusliche Menſchenfreſſer, und hatten Menſchenleib mit Hundsköpfen. Sie ſperrten den Prinzen von Kariome und ſeine Leute in einem Hauſe, wo ſie dieſelben mit Roſinen und Mandeln fütterten. Täglich führten ſie einen von ihnen in die Küche ihres Königs, wo ſie ihn ſchlachteten, und Ragouts von ihm machten, welche Seine Samſardiſche Majeſtät höchſt vortrefflich fand.

Als die vierzig Mann des Gefolges gefreſſen waren, erwartete der Prinz von Karisme, welchen man, als den leckerſten Biſſen, bis zuletzt aufgeſpart hatte, daſſelbe Schickſal. In dieſer grauſamen Erwartung ſprach er bei ſich ſelber: "Ich weiß wohl, daß ich dem Tode nicht entgehen kann; aber warum ſoll ich mich feige abſchlachten laſſen? iſt es nicht beſſer, mein Leben theuer zu verkaufen? Ja, ich will mich wehren, meine Verzweiflung ſoll wenigſtens einigen dieſer nach Menſchenblut gierigen Ungeheuer verderblich werden."

Er hatte dieſen Entſchluß gefaßt, als er die Samſaren eintreten ſah. Er ließ ſich ohne Widerſtand in die Küche des Königs führen; aber ſobald er dort war, und auf dem Tiſche ein großes Meſſer erblickte, womit man ihm die Kehle abſchneiden wollte, raffte er all ſeine Kraft zuſammen, zerriß die Bande, welche ſeine Hände gefeſſelt hielten, ergriff ungeſtüm das Meſſer, und ſchlug damit die Samſaren, welche ihn hergebracht hatten; er tödtete einen nach dem andern: dann warf er ſie vor die Küchenthüre hinaus, und alle die es wagten ihm zu nahen, fielen unter ſeinen Streichen. Der ganze Palaſt war alsbald in Aufruhr, und hallte wieder von Geſchrei und Geheule.

Als der König die Urſache davon vernahm, war er erſtaunt, daß ein einziger Menſch ſo vielen Leuten widerſtehen konnte; er ging ſelber zu ihm hin, und ſprach zu ihm: "O Jüngling, ich bewundere deinen Muth, und ſchenke dir das Leben; kämpfe nicht mehr gegen meine Unterthanen, deren Menge dich zuletzt überwältigen würde. Sage mir, wer iſt dein Vater?" —

"Herr," antwortete der Prinz, "ich bin der Sohn des Königs von Karisme." — "Die tapferen Thaten, welche du eben begangen haſt," antwortete der König, "beweiſen hinlänglich deinen edlen Urſprung; fürchte nichts mehr, mein Hof ſoll fortan nur ein Aufenthalt des Vergnügens ſein; du ſollſt der glücklichſte der Menſchen werden, weil ich dich zu meinem Schwiegerſohn erwähle: ich will, daß du auf der Stelle meine Tochter heirateſt; es iſt eine liebenswürdige Prinzeſſin. Alle Prinzen an meinem Hofe ſind ſterblich verliebt in ſie; aber ich halte dich für den ihrer würdigſten." — "Herr," erwiederte der Prinz, wenig erbaut von dieſem Antrage, "Euer Majeſtät thut mir zu viel Ehre an: mich dünkt, ein Samſariſcher Prinz würde der Prinzeſſinn anſtändiger ſein, als ich." — "Nein, nein," ſagte der König mit Ungeſtüm, "ich verlange, daß du ſie heirateſt, ich wünſche es: widerſetze dich nicht länger meinem Willen, ſonſt könnte es dich gereuen."

Scheheraſade bemerkte den Tag, und brach hier ihre Erzählung ab.

Siebzehnte Nacht.

In der folgenden Nacht verlangte der Sultan den Verfolg der Abenteuer des Prinzen von Karisme zu hören, und die Sultaninn fuhr folgendermaßen fort:

„Der Prinz von Karisme ſah wohl ein, wenn er dieſe Verbindung nicht annähme, ſo würde der König der Samſaren, durch ſeine Weigerung gereizt, nicht ermangeln, ihn tödten zu laſſen, und willigte endlich in dieſe Heirat. Er vermählte ſich alſo mit der Prinzeſſinn. Sie hatte den ſchönſten Hundskopf auf der ganzen Inſel: gleichwohl konnte er ſich nicht daran gewöhnen, und er hatte einen vollkommenen Abſcheu vor ihr; je mehr Liebkoſungen ſie ihm machte, je abſchreckender fand er ſie.

Dieſer Widerwille hätte für den Prinzen verdrießliche Folgen haben können; aber der Engel des Todes kam ihnen zuvor, und nahte ſich dem Bette der Prinzeſſin, welche wenige Tage nach ihrer Verheiratung ſtarb.

Der Prinz freute ſich in ſich ſelber, ſich von einer ſo abſcheulichen Frau befreiet zu ſehen, als er vernahm, daß es Brauch war auf dieſer Inſel, ſo wie auf der von Serendib 50, den Witwer mit ſeiner verſtorbenen Frau lebendig zu begraben, wie die Witwe mit dem verſtorbenen Manne. Man ſagte ihm, daß die

Könige ebenfalls dieſem ſchrecklichen Geſetz unterworfen wären; daß die Samſaren daran ſo gewöhnt wären, „daß ſie ohne Kummer den Tag ihres Begräbniſſes herannahen ſähen; daß dieſer Tag ſogar ihnen vielmehr ein Tag der Freude denn ein Tag der Traurigkeit ſchiene, indem die einer ſolchen Beerdigung beiwohnenden Männer und Frauen dabei tanzten und Lieder ſängen, die mehr geeignet wären Freude als Trauer zu erregen.

Dieſe Nachricht verurſachte dem Prinzen von Karisme einen unausſprechlichen Schmerz: gleichwohl mußte er der Nothwendigkeit weichen. Man ſetzte ihn, wie ſeine Frau, auf eine offene Bahre, mit einem Brot und einem Kruge Waſſer, und trug ſie beide an den Ort des Begräbniſſes.

Dieſes war eine tiefe und weite unterirdiſche Höhle, welche man eigens dafür auf dem Felde ausgegraben hatte. Zuvörderſt ließ man die Prinzeſſin mit einem Seile hinab. Hierauf theilten alle Perſonen des Leichengefolges ſich in zwei Reihen, zu tanzen und zu ſingen. Die Jünglinge mit ihren Geliebten ſtellten ſich auf die eine Seite, und auf die andere die Neuvermählten. Die erſten faßten ſich bei der Hand, tanzten im Reigen, während in ihrer Mitte einer der Jünglinge Perſiſche Verſe ſang.

Nach dieſen Tänzen und Geſängen, welche dem Prinzen von Karisme kein ſonderliches Vergnügen machten, ließ man ihn ebenſo wie ſeine Frau, in die Höhle hinab, deren Oeffnung man ſogleich mit einem ſchweren Steine verſchloß.

Als er ſich in dieſem entſetzlichen Abgrunde ſah, rief er aus: »O mein Gott! in welchen Zuſtand läſſeſt du mich verſinken. Iſt dies das Loos, das du für einen Prinzen aufbehalten haſt, der immerdar getreulich die Vorſchriften des Korans befolgt hat? Haſt du mich nur den Bitten meines Vaters gewährt, um mich dem grauſamſten Tode zu weihen?» Indem er alſo ſprach, fing er bitterlich an zu weinen.

Obwohl ohne Hoffnung, aus dieſem verhängnißvollen Orte zu entkommen, unterließ er jedoch nicht, ſobald er ſich auf dem Boden fühlte, aus dem Sarge aufzuſtehen, und tappend längs einer Mauer hin zu gehen, die ihm aufſtieß.

Er hatte noch nicht hundert Schritte gemacht, als ſeine Augen plötzlich durch den Glanz eines Lichtes getroffen wurden, welches er vor ſich erblickte; er beſchleunigte ſogleich ſeine Schritte, und kam bald dem Lichte ſo nahe, daß er bemerkte, daß es eine Frau war, die eine Wachskerze in der Hand hielt.

Er näherte ſich ihr noch mehr; aber die Frau, ſobald ſie den Schall ſeiner Tritte hörte, blies das Licht aus. »O Himmel!» ſagte darauf der Prinz, »ſollte ich mich getäuſcht haben? Habe ich nicht wirklich ein Licht geſehen? ſollte es nur ein Geſpenſt meines verwirrten Geiſtes geweſen ſein? Ohne Zweifel, es iſt eine Täuſchung. Ach, unglückſeliger Prinz! Gib für immer die Hoffnung auf, die Sonne wiederzuſehen. Da biſt du nun in die ewige Nacht hinabgeſtiegen, noch vor dem von der Natur geſetzten Ziele. O König von Karisme! Unglücklicher Urheber meines Daſeins, gib die Hoffnung meiner Heimkehr auf. Ach! dein Sohn wird nicht die Stütze und der Troſt deines Alters ſein: er muß hier auf die qualvollſte Weiſe umkommen!"

Als er dieſe letzten Worte ausſprach, hörte er eine Stimme, welche zu ihm ſagte: "Tröſtet euch Prinz; da ihr der Sohn des Königs von Karisme ſeid, ſo ſollt ihr hier nicht eure Tage beſchließen: ich will euch retten, unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor verſprechet, mich zu heiraten." — "Herrin," antwortete der Prinz, "es iſt ohne Zweifel eine harte Beſtimmung, mit funfzehn Jahren lebendig begraben zu ſein: aber ich will alle Härte deſſelben erdulden, als euch dieſes Verſprechen thun, wenn ihr meiner verſtorbenen Frau ähnlich ſeid. Habt ihr, wie ſie, einen Hundskopf, ſo iſt es mir unmöglich, euch zu lieben." — "Ich bin keine Samſarinn," erwiederte die Frau; "übrigens bin ich nur vierzehn Jahr alt, und ich glaube nicht, daß mein Geſicht euch Furcht machen wird."

Indem ſie dieſes ſagte zündete ſie die Wachskerze wieder an, und ließ den Augen des Prinzen ein

Geſicht entgegen leuchten, deſſen Schönheit ihn erſtaunte.

"Welche Reize!" rief er mit Entzücken aus, "nichts iſt mit dem zu vergleichen, was ich erblicke. Aber ums Himmels willen, ſchönes Fräulein, ſaget mir, wer ihr ſeid; ihr müßt eine Fee ſein, weil ihr mir geſagt habt, daß ihr mich aus dieſem Abgrunde ziehen könnet." —

"Nein, Herr," ſagte das Fräulein, "ich bin keine Fee, ich bin die Tochter des Königs von Georgien, und man nennt mich Dilaram[51]. Ich will euch meine Geſchichte ein andermal erzählen; gegenwärtig begnüge ich mich, euch zu ſagen, daß ich durch einen Sturm an dieſe unſelige Inſel verſchlagen, genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen, einen Samſariſchen Herrn zu heiraten: er ſtarb geſtern, nach einer langen Krankheit; man begrub auch mich, nach dem Landesbrauche, mit einem Brot, und einem Kruge Waſſer; aber vor meiner Beerdigung verbarg ich unter meinem Rock einen Tſchakmak[52], ſammt Zunder und Wachskerze. Sobald ich in dieſe Gruft hinabgekommen war, und bemerkte, daß man die Oeffnung derſelben verſchloſſen hatte, ſtieg ich aus meinem Sarge, und zündete die Kerze an: ich empfand nicht ganz das Grauen, welches mich an dieſem ſchreckensvollen Orte hätte ergreifen müſſen; der Himmel, welcher meine Erhaltung wollte, flößte mir ein Vertrauen ein, dem ſich mein Herz, ohne zu wiſſen warum, hingab. Ich verfolgte einen ziemlich ſchmalen Weg, der ſich vor mir zeigte, ſo wohl um mich von den tauſend entſetzlichen Gegenſtänden, die mein Auge beleidigten, zu entfernen, als um zu ſehen, ob ich nicht irgend einen Ausgang finden könnte. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ich etwas Weißes erblickte: es war ein großer Marmorſtein, der ſich meinen Augen darſtellte. Ich näherte mich ihm, und gerieth in das äußerſte Erſtaunen, als ich eine Inſchrift bemerkte, in welcher auch mein Name vorkam. Kommet, Prinz," fuhr Dilaram fort, "kommet und leſet dieſe Inſchrift; ſie wird euch nicht weniger Ueberraſchung verurſachen, als mir."

Indem ſie dieſes ſprach, gab ſie die Kerze dem Prinzen, welcher ſich dem Steine näherte, und auf demſelben folgende Worte las:

„Wenn der Prinz von Karisme und die Prinzeſſinn von Georgien hier zuſammenkommen, mögen ſie dieſen Stein aufheben und die Treppe darunter hinabſteigen."

"Aber wie," ſagte der Prinz, "können wir dieſen ſchweren Stein emporheben? es würden mehr denn hundert Mann erfordert, um das zu bewerkſtelligen." — "Herr," ſagte die Prinzeſſinn, "wir wollen doch immer unſere Kräfte verſuchen; irgend ein Weiſer iſt bei unſern Angelegenheiten im Spiele, und ich habe eine Verahnung, daß wir uns von hier aus befreien werden."

Der Prinz gab die Kerze wieder an Dilaram, und ſchickte ſich an, den Stein zu lüften; aber er hatte nicht nöthig, all ſeine Kraft anzuſtrengen, denn ſobald er ihn nur berührte, hob er ſich von ſelber weg, und darunter erſchien eine Treppe.

Beide ſtiegen ſogleich hinab in eine andere Gruft, von wo ſie in einen langen Gang traten, der ſie bis in eine am Fuß eines Berges ausgehauene Höhle führte: durch dieſe traten ſie wieder ans Licht, und befanden ſich am Ufer eines Fluſſes.

Als gute Moslemin 53, wie ſie waren, warfen ſie ſich nieder und beteten; und nachdem ſie Gott den ſchuldigen Dank geſagt, erblickten ſie am Ufer des Fluſſes eine kleine Barke, welche ſie zuvor nicht bemerkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß es ein neues Wunder wäre, welches die göttliche Güte für ſie gewirkt hätte. Das verdoppelte ihre Freude über das Wiederſehen des Tages; und obſchon die Barke ohne Ruder und Matroſen war, ſo traten ſie dennoch mit Vertrauen hinein. "Dieſe Barke," ſagte der Prinz, "wird ohne Zweifel von unſerm Schutzengel geſteuert, welcher dafür ſorgen wird, uns an irgend einen bewohnten Ort zu führen. Folgen wir dem Laufe des Stromes, und fürchten wir nichts."

Sie überließen ſich der Strömung, deren Schnelligkeit im Fortgange immer zunahm; denn der Fluß verengte ſich allmählich immer mehr, um zwiſchen zwei

Bergen durchzudringen, deren Gipfel ſich vereinigten, und ein unermeßliches Gewölbe bildeten, worin es ſo dunkel war, daß man weder Himmel noch Erde ſah. Die Barke wurde in dieſes Gewölbe ſo gewaltig hinein gezogen, daß der Prinz und die Prinzeſſinn ſich ſchon verloren glaubten. Sie fingen an zu fürchten, daß der Himmel nicht ſo viel Sorge für ihr Leben trüge, als ſie ſich eingebildet hatten. In der That, bald wurden ſie hoch bis an das Gewölbe empor gehoben, und bald ſchienen ſie in den Abgrund hinab zu fahren. Sie ſparten bei dieſer Gelegenheit keine Gebete, und ſie wurden erhört. Die Barke trat endlich aus dem Gewölbe hervor, und der Strom ſchob ſie ans Ufer.

Sie ſtiegen ſogleich ans Land; und wieder Muth faſſend, ſchauten ſie nach allen Seiten in den Gefilden umher, ob ſie nicht irgend ein Haus entdeckten, wo ſie um Erfriſchungen bitten könnten. Sie erblickten auf dem Abhange eines Berges einen hohen Dom, welcher dem ähnlich war, den man Kubbay Chiramant[54] nennt. Sie richteten ihre Schritte nach demſelben, und als ſie ſich ihm genähert hatten, ſahen ſie, daß er ſich in der Mitte eines prächtigen Palaſtes befand, auf deſſen Thüre mehrere hieroglyphiſch-kabaliſtiſche Figuren ſtanden, mit dieſer Arabiſchen Inſchrift:

„O du, der du in dieſen reichen Palaſt einzutreten wünſcheſt, vernimm, daß du nicht hineinkommſt, wenn du nicht vor der Thür ein achtfüßiges Thier opferſt.“

„Da bin ich in meiner Erwartung betrogen,“ ſagte die Prinzeſſinn Dilaram: „ich glaubte ſchon, daß ich das Vergnügen haben würde, das Innere dieſes Palaſtes zu ſchauen.“ — „Prinzeſſin,“ ſagte der Prinz, „ich war von derſelben Neugier getrieben; aber es iſt unmöglich, ſie zu befriedigen; wir würden vergebliche Anſtrengungen machen, um die Thür zu öffnen. Dieſe Figuren, welche wir darauf ſehen, bilden einen Talisman, der es verhindert.“ — „Wohlan denn,“ ſagte die Prinzeſſinn von Georgien; „ſetzen wir uns auf dieſen Raſen nieder, um uns einen Augenblick auszuruhen, und zu überlegen, was wir nun thun ſollen.“ — „Meine Prinzeſſin,“ erwiederte der Prinz von Karisme, „erzählet mir lieber eure Geſchichte; ich bin höchſt ungeduldig, ſie zu vernehmen.“

„Ich will ſie euch mit wenigen Worten erzählen, Herr,“ antwortete Dilaram. „Der König von Georgien, mein Vater, ließ mich in ſeinem Palaſte mit aller Sorgfalt erziehen, deren nur ein Vater fähig iſt, der ſeine Kinder zärtlich liebt. Ein junger Prinz unſers Hauſes, welcher die Freiheit hatte, mich manchmal zu ſehen, hegte für mich Empfindungen, die ſeiner Ruhe gefährlich waren. Er liebte mich, und ich fing an, ſeine Liebe zu erwiedern, als der Groß-Weſyr eines benachbarten Königs an dem Hofe von Georgien ankam, und für ſeinen Herrn um meine Hand warb. Mein Vater, dem dieſe Verbindung vortheilhaft ſchien, willigte ohne Bedenken ein, und ich mußte mich zur Abreiſe mit dem Weſyr anſchicken. Der junge Prinz, der mich liebte, war ſo betrübt über meine Abreiſe, daß er vor Schmerz ſtarb, indem er mir Lebewohl ſagte. Ich beweinte ſeinen Tod auf eine Weiſe, die alle Welt überzeugen mußte, daß ich ihn bei ſeinem Leben nicht gehaßt hatte; gleichwohl, da man wußte, daß ich meinen Vater zärtlich liebte, täuſchte man ſich über die Quelle meiner Thränen, und wähnte mich zärtlicher, als ich war. Indeſſen reiſte ich mit dem Weſyr ab. Wir ſchifften uns in ein kleines Fahrzeug ein, um über einen Arm des Meeres zu ſetzen, das wir durchſchiffen mußten; da erhob ſich plötzlich ein ſo wüthender Sturm, daß unſere Matroſen nicht mehr wußten, was ſie thun ſollten, und das Schiff den Winden und Wellen preisgaben, welche uns an die Inſel der Samſaren warfen.

Dieſe Ungeheuer liefen auf das Gerücht von unſerer Ankunft, ſogleich an den Strand, und bemächtigten ſich der ganzen Schiffsmannſchaft. Das Folgende kann ich nicht ohne Grauen erzählen: ſie fraßen den Weſyr ſammt allen Perſonen unſers Gefolges. Was mich betrifft, ſo gefiel ich einem alten Samſariſchen Herrn, welcher mir ſagte, wenn ich ihn heiraten wollte, ſo würde ich daſſelbe Schickſal vermeiden, dem ich ſonſt nicht entgehen könnte. Ich bekenne euch aufrichtig, ich hatte eine ſolche Furcht, gefreſſen zu werden, daß ich mich lieber entſchloß, ſeine Frau zu werden, obgleich ſein Hundskopf mich jedesmal grauen machte, wenn ich ihn anſah. Zwei Tage nach unſerer Hochzeit ward er krank. Lange hat ſeine Krankheit gedauert, bis endlich geſtern ihn der Tod ....“

Der Prinz von Karisme unterbrach bei dieſer Stelle ungeſtüm die Prinzeſſinn, weil er eine Tarantel auf ſie zulaufen ſah. „Nehmt euch in Acht, Herrin,“ rief er aus, ich ſehe eine Tarantel auf euerm Kleide.“ Auf dieſe Warnung ſtieß Dilaram, welche wußte, wie gefährlich die Taranteln ſind, einen durchdringenden Schrei aus. Sie ſprang ſchleunig auf, und ſchüttelte ihr Kleid: die Tarantel fiel herab, und der Prinz trat mit dem Fuße darauf, und zerquetſchte ſie.

Kaum hatte er ſie getödtet, als ſie ein ſtarkes Geräuſch vom Palaſte her hörten, deſſen Pforte ſich plötzlich von ſelber öffnete. Betroffen über dieſe Erſcheinung ſahen ſie einander mit äußerſter Verwunderung an. Sie ſchloſſen aber daraus, daß die Tarantel acht Füße haben müßte, und daß ſie das Thier wäre, deſſen Opferung die Inſchrift verlangte.

Erfreut über dieſes Abenteuer, ſtanden ſie auf und gingen nach dem Schloſſe. Sie traten zuvörderſt in einen großen Garten, wo Bäume von allen Arten aus allen Welttheilen verſammelt ſchienen. Die Zweige dieſer Bäume ſchienen mit reifen Früchten beladen;

aber als der Prinz, von Hunger getrieben, ſich nahte um welche abzubrechen, bemerkte er, daß ſie von Gold waren. Mitten im Garten rieſelte ein Bächlein, deſſen reines und klares Waſſer auf dem Grunde zahlloſe Edelſteine ſehen ließ.

Nachdem ſie den Garten mit aller ihm gebührenden Aufmerkſamkeit betrachtet hatten, gingen ſie auf den Dom zu, welcher ſchon beim Ausſteigen aus der Barke ihre Blicke auf ſich gezogen hatte. Er beſtand ganz aus Bergkriſtall; ſie gingen durch denſelben, und fürder durch mehrere überall von Gold, Diamanten und Rubinen ſtralende Zimmer, ohne jemand zu begegnen. Endlich kamen ſie an eine ſilberne Thüre, welche ſie öffneten. Sie traten in ein prachtvolles Gemach, und fanden darin auf einem Sofa einen Greis mit einer Krone von Smaragden auf dem Haupte. Sein weiſſer Bart hing bis auf die Erde hinab, beſtand aber nur aus ſechs langen, von einander abſtehenden Haaren; ebenſo beſtand ſein Schnauzbart aus drei Haaren auf jeder Seite, welche unter dem Kinne ſich mit dem übrigen Barte vereinigten; überdieß waren die Nägel ſeiner Finger wenigſtens eine Elle lang.

Dieſe ehrwürdige Geſtalt wandte die Augen auf den Prinzen und die Prinzeſſinn, und ſagte zu ihnen: "Ihr jungen Leute, wer ſeid ihr?" — "Herr," antwortete der Prinz, "ich bin der Sohn des Königs von Kariſme, und dieſe ſchöne Prinzeſſinn iſt die Tochter des Königs von Georgien. Wir wollen euch unſere Abenteuer erzählen, wenn es euch gefällt. Ich bin überzeugt, ihr werdet Mitleid mit uns haben, und ich ſchmeichele mir, ihr werdet großmüthig genug ſein, uns eine Zuflucht zu gewähren."

"Ja, Prinz," erwiederte der Greis, ich gebe ſie euch; ſeid mir eins wie das andere willkommen. Da ihr Königskinder ſeid, und glücklich genug geweſen, den Eingang in dieſen Palaſt zu finden, ſo kömmt es nur auf euch an, meine Annehmlichkeiten zu theilen. Bleibet hier bei mir, ihr werdet einer ewigen Glückſeligkeit genießen. Der Tod, welcher alle andere Menſchen ſeine Macht fühlen läßt, wird euch meiden.

Ich war einſt König von China. Die Länge meiner Nägel verkündigt euch mein hohes Alter. Eine Umwälzung, die in meinen Staaten vorging, nöthigte mich, ſie zu verlaſſen. Ich begab mich in dieſe Wüſte, ich ließ hier einen Palaſt erbauen, durch mehrere Geiſter, denen ich als Kabaliſt zu gebieten habe. Es ſind ſchon tauſend Jahre, daß ich hier bin, und ich habe den Vorſatz, ewig zu leben; denn ich beſitze das Geheimniß des Steins der Weiſen, und folglich bin ich unſterblich. Ich will euch dieſes wunderbare Geheimniß mittheilen, wenn ihr einige Jahrzehende bei mir zugebracht habt. — Meine Rede erſtaunt euch," fügte er hinzu; "aber was ich euch ſage, iſt allerdings wahr. Ein Menſch, der den Stein der Weiſen zu bereiten verſteht, kann nicht des natürlichen Todes ſterben. Er kann, ich geſtehe es, ermordet werden; ſein Geheimniß vermag ihn nicht vor einem gewaltſamen Tode zu ſchützen: aber um die Gelegenheit dazu zu vermeiden, darf er ſich nur in eine unterirdiſche Wohnung zurückziehen, oder ſich in einer Wüſte einen ſolchen Palaſt bauen laſſen, wie dieſer iſt. Hier bin ich in Sicherheit: Tollkühnheit und Nachſtellung vermögen nichts gegen mich auszurichten. Der Talisman, welchen ihr auf der Thüre bemerkt habt, iſt auf eine ſolche Weiſe zuſammengeſetzt, daß weder Räuber noch Böſewichte hereintreten können, und wenn ſie auch tauſend achtfüßige Thiere opferten. Wer ein ſolches Thier tödtet, muß ein tugendhafter Menſch ſein, ſonſt öffnet ſich die Thür ihm nicht."

Nachdem der alte König von China ſeine Rede geendigt hatte, erbot er dem Prinzen und der Prinzeſſinn ſeine Freundſchaft, und beide entſchloſſen ſich, bei ihm in dem Palaſte zu bleiben.

Er fragte ſie darauf, ob ſie nicht Erfriſchungen bedürften, und als ſie ihm dies bejaheten, zeigte er ihnen mit dem Finger zwei Springbrunnen, welche ſich in goldenen Becken ergoſſen. Der eine beſtand aus köſtlichem Wein, und der andere aus unvergleichlicher Milch, welche im Niederfallen gerinnend, zu einer Art von köſtlichem Gallert ward. Der alte König rief drei Geiſter, und befahl ihnen, aufzutragen. Sie deckten ſogleich einen Tiſch für drei Perſonen, und beſetzten ihn mit drei Schüſſeln der geronnenen Milch. Der Prinz von Kariſme und die Prinzeſſinn von Georgien aßen davon mit großer Luſt; und von Zeit zu Zeit reichten ihnen die Geiſter auch von dem Weine in Schalen von Kriſtall. Der alte König aber, der ſich, wegen der übergroßen Länge ſeiner Nägel, ſeiner Hände nicht bedienen konnte, that nichts weiter, als den Mund zu öffnen, und einer der Geiſter gab ihm zu eſſen und zu trinken, wie einem Kinde.

Gegen das Ende der Malzeit bat dieſer gute alte König ſeine Gäſte, ihm ihre Geſchichte zu erzählen; was ſie auch, ſowohl aus Zuneigung, als dem Recht der Gaſtfreundſchaft zu Ehren, gern thaten.

Nachdem ſie die Erzählung ihrer Abenteuer vollendet hatten, nahm er das Wort, und ſagte zu ihnen: „Tröſtet euch beide über eure vergangenen Unglücksfälle. Ihr ſeid jung und liebenswürdig, und könnt euch hier, durch das Gelübde gegenſeitiger Treue, das angenehmſte Leben bereiten.“

Der Prinz und die Prinzeſſinn, welche ſich ſchon ewige Liebe geſchworen hatten, erneuten ihren Eid, und vermählten ſich vor Seiner Chineſiſchen Majeſtät, welche ſie zum Zeugen ihres Bundes nahmen.

Gern hätten dieſe zärtlichen Gatten jeden Augenblick der Liebe geweihet; aber aus Gefälligkeit für den alten König, opferten ſie einen Theil des Tages, ihn zu unterhalten, oder vielmehr, alle die Geſchichten ſeiner Zeit anzuhören, welche er nicht müde ward, ihnen zu erzählen.

Unterdeſſen ward die Prinzeſſinn ſchwanger, und gebar zwei kleine Prinzen, ſchön von Angeſicht wie der Mond. Sie nährte ſie ſelber mit ihrer Milch, und als ſie fähig waren, Unterricht anzunehmen, lehrte ſie einer der Geiſter tauſend wunderſame Sachen.

Schon waren ſie zehn Jahre alt, als die Prinzeſſinn, ihre Mutter, zu dem Prinzen, ihrem Gemahle, ſprach: "Mein theurer Herr, ich muß dir bekennen, daß ich anfange in dieſem Palaſte mich zu langeweilen. Umſonſt bietet er meinen Augen tauſend wunderbare Gegenſtände dar. Der Zwang für immer darin zu bleiben, beraubt ihn für mich aller Reize. Mag der König von China uns immerhin verſichern, daß wir niemals ſterben werden, dieſe Verſicherung rührt mich wenig. Sein Geheimniß ſchützt nicht vor dem Alter, und es iſt vielmehr ein Unglück, denn ein Glück, vom Alter beſchweret zu leben. Uebrigens möchte ich auch gern meinen Vater wiederſehen, wenn der Schmerz über meinen Verluſt ihm nicht das Leben geraubt hat."

"Meine Königinn," antwortete der Prinz, "bei dieſer Unſterblichkeit, welche man uns verheißen hat, habe ich kein anderes Vergnügen im Sinne, als das, dich ewig lieben zu können. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß auch ich das größte Verlangen trage, den

König, meinen Vater, wiederzuſehen, deſſen Andenken mir oft Thränen entlockt: aber welchen Weg ſollen wir einſchlagen, um nach Georgien zu gelangen." — "Herr," erwiederte die Prinzeſſinn, "unſere Barke ſteht noch auf dem Strande, an welchen die Fluten ſie geworfen haben: laß uns ihr zum zweitenmale unſer Schickſal anvertrauen, und folgen wir dem Strome; er bringt uns vielleicht an irgend einen Ort, wo wir eine Gelegenheit finden, an den Hof meines Vaters oder in die Staaten des deinen zu gelangen."

"Ich willige ein, meine Herrinn," erwiederte der Prinz, "nur dir zu gefallen iſt all mein Beſtreben. Wir wollen dieſen Palaſt verlaſſen, weil du dich darin langweileſt, und mit den Prinzen, unſern Söhnen, die Barke beſteigen. Aber, ach! welche Betrübniß wird unſere Abreiſe dem Könige von China verurſachen! Er liebt uns, wie ſeine Kinder; er glaubt, daß wir ihn nie verlaſſen werden: er wird untröſtlich ſein, wenn wir von ihm ſcheiden."

"Laß uns hingehen und mit ihm reden," ſagte die Prinzeſſinn; "wir wollen uns verſtellen, und um ſeine Verzweiflung abzuwenden, ihn glauben machen, daß wir nicht für immer von ihm ſcheiden wollen."

Nach dieſer Unterhaltung begaben ſie ſich zu dem alten Könige; ſie ſtellten ihm vor, daß ſie eine ſo heftige Sehnſucht hätten, ihre Aeltern wiederzuſehen, daß ſie ihr nicht widerſtehen könnten; ſie bäten ihn, in ihre Heimkehr in ihr Vaterland zu willigen, und verſicherten ihn, daß ſie binnen einiger Jahre wieder zu ihm kommen würden.

Auf dieſe Rede fing der König an zu weinen: "O meine Kinder!" rief er aus, "ſo ſoll ich euch denn verlieren! Ach! ich werde euch nimmer wiederſehen." — "Herr," ſagte der Prinz, "laßt uns den Antrieben des Blutes folgen: wenn wir ihnen genuggethan haben, ſo werden wir in dieſe Einſamkeit zurückkehren, um mit euch die Süßigkeiten der Unſterblichkeit zu genießen."

Die Prinzeſſinn wiederholte ihm daſſelbe; aber ſie mochten ihn immerhin ihrer Wiederkehr verſichern, da er die Wiſſenſchaft Mekaſcheſa beſaß, ſo las er im Grunde ihres Herzens, und wußte wohl, daß ſie nicht geſonnen waren, ihm ihr Wort zu halten. Der Schmerz, dieſe von ihm ſo überaus zärtlich geliebten Perſonen zu verlieren, machte ihm das Leben unerträglich. Er rief den Engel des Todes, welchen er ſeit ſo vielen Menſchenaltern durch die Geheimniſſe ſeiner Kunſt von ſich entfernt hielt; er gab die Sorgſalt auf, an welche er ſich gewöhnt hatte, um ſeine Tage zu verlängern, und ließ ſich ſterben.

Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, als ſeine Geiſter ihn entrückten. Der Palaſt verſchwand darauf auch plötzlich, und der Prinz mit ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern, befanden ſich mitten auf dem Felde. Sie konnten ſich nicht enthalten zu weinen, wenn ſie bedachten, daß ſie die Urſache des Todes des alten Königs wären; aber ihr Schmerz wich bald den lockenden Vorſtellungen, welche die Hoffnung, ihre Aeltern wiederzuſehen, ihnen eingab, und ſie beſchäftigten ſich jetzt nur mit ihrer Abreiſe.

Sie brachen einige Früchte, welche troß der Unfruchtbarkeit des Bodens, die gütige Natur eigens für ſie in dieſer Wüſte hervorgebracht zu haben ſchien. Sie trugen dieſelben in ihre Barke, welche an einen Pfahl gebunden, und noch in demſelben Stande war, in welchem ſie ſie verlaſſen hatten. Sie banden ſie los, ſtiegen alle viere hinein, und überließen ſich dem Laufe des Stromes, welcher eine Viertelmeile von dort ſich in das Meer ergoß.

Ein Seeräuber, welcher vor der Mündung dieſes Sttromes kreuzte, entdeckte die Barke, nahte ſich ihr, und rief dem Prinzen zu, ſich zu ergeben, wenn er dem Tode entgehen wollte. Der Prinz war ohne Waffen, was konnte er da gegen eine ſo große Zahl Bewaffneter ausrichten? Anſtatt ſich unnütz zu vertheidigen, übergab er ſich den Händen des Seeräubers, indem er ihn bei allem was heilig iſt beſchwur, ſeiner Gattinn nicht die Ehre und ſeinen Kindern nicht das Leben zu rauben.

Der Räuber, nachdem er ſie an Bord genommen hatte, ſegelte nach einer Inſel, wo er den Prinzen von Karisme ausſetzen ließ. Darauf ſuchte er wieder das Weite, und nahm die Prinzeſſinn und ihre beiden Söhne mit ſich.

Es iſt unmöglich, den Jammer des Prinzen und ſeiner Dilaram zu ſchildern, als ſie ſich alſo getrennt ſahen.

So lange der Prinz das Schiff noch ſehen konnte, hörte er nicht auf, dem Räuber nachzurufen. "Ha, Böſewicht!" ſchrie er ihm zu, "wähne nicht, daß Gott deine Schandthat unbeſtraft laſſen wird. In welchen Winkel der Erde du dich auch verbergen magſt, du wirſt nicht der Strafe entgehen, welche ſeine Gerechtigkeit dir bereitet." Darauf, ſich gen Himmel richtend, fuhr er fort: "O du gerechter Himmel! der du mich bisher immer beſchützt, haſt du mich jetzo verlaſſen? Haſt du es zulaſſen können, daß man mir meine Gattinn und meine Kinder entriß? Wehe mir! wenn du nicht ein neues Wunder thuſt, um mir dieſe ſo theuern Gegenſtände wiederzugeben, ſo habe ich mich über deine bisherige Gnade mehr zu beklagen als glücklich zu preiſen. Warum haſt du mich aus ſo viel Gefahren gerettet? Schobeſt du mein Verderben nur auf, bis ich alle Bekümmerniſſe eines Vaters und Gatten empfände?"

Während er ſolche Reden ausſtieß, ſah er mehrere Leute auf ſich zukommen, welche ihm ſehr ſeltſam ſchienen. Sie hatten einen Leib wie andere Menſchen, waren aber ohne Kopf: ſie hatten ein weites Maul in der Bruſt und ein Auge an jeder Schulter. Dieſe Ungeheuer bemächtigten ſich ſeiner, und führten ihn zu ihrem Könige. "Herr," ſagten ſie zu ihm, "hier iſt ein Fremdling von ſehr üblem Ausſehen, welchen wir auf dem Strande gefunden haben. Er könnte wohl ein Kundſchafter unſerer Feinde ſein." — "Wohlan," antwortete der König, "man bereite einen Holzſtoß und verbrenne ihn darauf, nachdem ich ihn befragt habe. Junger Menſch," fuhr er fort, indem er ſich zu dem Prinzen wandte "wer biſt du? woher kömmſt du? und was führt dich her auf dieſe Inſel?"

Der Prinz verſchwieg ihm nicht ſeine Abkunft, und machte ihm eine lange und umſtändliche Erzählung ſeiner Abenteuer.

Der König verwunderte ſich darüber, und ſagte zu ihm: "Prinz, ich ſehe wohl, daß der Himmel euer Leben in beſondere Obhut genommen hat. Wenn die ſeltſamen Abenteuer, welche ihr mir erzählt habt, es mir nicht bewieſen, ſo würden die Regungen des Mitleids, welche ſie mir einflößen, mich nicht länger daran zweifeln laſſen. Ich folge dieſem Antriebe: ja, ihr ſollt leben, ich gebe euch eine Zuflucht an meinem Hofe, und ich ſchmeichle mir, daß ihr mir in dem Kriege, welchen ich mit einem benachbarten König führe, nicht unnütz ſein werdet. Ich will euch die Urſache dieſes Krieges ſagen. Er und ſeine Unterthanen ſind nicht ſolche Menſchen ohne Kopf, wie wir, ſondern ſie haben große Vogelköpfe, und wenn ſie ſprechen, ſo gleicht ihre Stimme dermaßen der Vogelſtimme, daß wir, ſobald einer von ihnen auf unſerer Inſel ankömmt, ihn für einen Strandvogel nehmen, und ihn verzehren. Das misfällt nun ihrem Könige, welcher, um ſich zu rächen, von Zeit zu Zeit eine Flotte ausrüſtet und hier

Landungen verſucht. Er hat deren ſchon mehrere gemacht, die ihm mislungen ſind. Indeſſen gibt er die Hoffnung nicht auf, uns alle zu vertilgen; und wir unsererſeits hoffen nicht minder, ihn ſammt ſeinen Unterthanen zu freſſen.

Das iſt der Stand meiner Angelegenheiten," fuhr der König der kopfloſen Menſchen fort. "Wir ſind auf unſerer Hut vor Ueberfällen, und bisher haben wir noch immer die Oberhand über unſere Feinde behalten."

Der Prinz von Karisme bot dem Könige ſeinen Arm an, und dieſer machte ihn zum Befehlshaber ſeines Heeres. Der junge Feldherr ſäumte nicht, ſein Amt auszuüben, und zu zeigen, daß er deſſen nicht unwürdig wäre.

Es erſchien bald darauf an der Küſte eine große Anzahl von Schiffen. Es war der König von der Inſel der vogelköpfigen Menſchen, welcher mit dem erleſenſten Theile ſeines Volkes eine neue Landung verſuchte. Der Prinz von Karisme ließ ihm Zeit, die Hälfte der Truppen auszuſchiffen: dann aber griff er ſie mit den ſeinen ungeſtüm an, brachte ſie in Unordnung, und zwang ſie, wieder auf ihre Schiffe zu fliehen. Viele von ihnen wurden getödtet, eine große Menge ertrank, und der vogelköpfige König ward gezwungen, mit den übrigen ſich zurückzuziehen.

Niemals hatte der König der kopfloſen Menſchen einen ſo glänzenden Sieg davongetragen. Der Prinz hatte alle Ehre davon; die Soldaten geſtanden, daß ſie noch niemals waren ſo gut geführt worden, und daß keiner ihrer Feldherrn, ſelbſt der berühmteſte, ſo viel Geſchicklichkeit gezeigt hatte.

Dieſe Lobeserhebungen ſchmeichelten den jungen Helden, welcher, um ſie noch beſſer zu verdienen, dem Könige vorſchlug, auch ſeinerſeits eine Flotte auszurüſten und ſeinen Feinden daheim Schrecken einzujagen. Der König genehmigte dieſen Vorſchlag; und eine furchtbare Flotte ſegelte nach der Inſel der vogelköpfigen Menſchen, unter dem Befehle des Prinzen von Karisme.

Er bewerkſtelligte ſeine Landung in der Nacht, und ſtellte ohne Lärmen ſeine Leute in Schlachtordnung, und mit Anbruch des Tages rückte er gegen die Stadt vor, und überfiel die Einwohner, welche ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſahen. Er tödtete alles, was ihm Widerſtand that. Er nahm den König mit ſeinem ganzen Hofe gefangen, und kehrte ſiegreich nach der Inſel der kopfloſen Menſchen zurück.

Hier wurde er unter dem Zujauchzen des daheimgebliebenen Volkes empfangen, und es wurden Freudenfeſte angeſtellt, welche einen Monat lang dauerten. Man vertheilte die Gefangenen unter den Einwohnern, welche ſie mit allen den Brühen verſpeiſten, womit man Strandvögel zu ſpeiſen pflegt. Der beſiegte König ſelber entging nicht eben dieſer Todesart: bei einem Feſte wurde er der ganzen königlichen Familie der kopfloſen Menſchen aufgetiſcht.

Nach dieſem Feldzuge, welcher den Krieg vollſtändig beendigte, begann der Prinz von Karisme ein müßiges Leben zu führen. Er blieb neun Jahre am Hof des kopfloſen Königs, welcher ihn ſo liebgewann, daß er eines Tages zu ihm ſagte:

»Prinz, ich bin alt, und habe keinen männlichen Erben: ich will euch meine Krone hinterlaſſen, unter der Bedingung, daß ihr ſie mit meiner Tochter theilet. Obwohl ihr eine ſehr ſeltſame und gar lächerliche Geſtalt habt, ſo will ich euch doch gern zu meinem Schwiegerſohn annehmen.«

Der Prinz wich dieſem Antrage ſehr geſchickt aus: aber der König kam immer wieder darauf zurück, und als er bemerkte, daß der Prinz dieſe Heirat verabſcheute, begann er wieder, mit verändertem Tone: »Prinz,« ſprach er zu ihm, »es ſteht euch fein an, die Ehre auszuſchlagen, welche ich euch anthun will! Wiſſet, daß alle Dienſte, welche ihr mir geleiſtet habt, euch nicht ſchützen werden, meinen Zorn zu empfinden, wenn ihr noch länger zögert, mir zu gehorchen! Ihr möget es wohl bedenken: ihr müßt morgen meine Tochter heiraten, oder ich laſſe euch dieſe Kugel abſchlagen, welche ſich unaufhörlich auf euern Schultern drehet und ein ſehr ſchnödes Anſehen macht.»

Dieſe Worte wurden mit einer Miene ausgeſprochen, welche dem Prinzen zu erkennen gab, daß er ſich entſchließen müßte, die Prinzeſſinn zu heiraten oder zu ſterben. In dieſer peinlichen Verlegenheit rief er traurig aus: »Unglückſeliges Geſtirn, unter welchem ich geboren bin, kann ich denn nimmer deinen böſen Einfluß erſchöpfen? Es iſt noch nicht genug, eine Frau mit einem Hundskopf gehabt zu haben, ich muß mich jetzt auch noch mit einem andern Ungeheuer verbinden. O Dilaram! reizende Dilaram, deren Andenken mir einen Schmerz erregt, welchen die Zeit nie abſtumpfen wird, wie kann ein Prinz, der euer liebes Bild ſo heilig in ſeinem Herzen bewahrt, mit einem Weibe leben, deſſen Augen ſich an die Schultern verirrt haben, und die in der Bruſt einen Mund hat, der mehr gemacht iſt, einen Mann zu verſchlingen, als ſeine Küſſe zu empfangen.»

Ungeachtet dieſes Widerwillens unterließ er jedoch nicht, ſich zu dieſer Heirat zu entſchließen, welche mit allem Pompe gefeiert wurde, welcher der Geburt der beiden ſich vermählenden Perſonen angemeſſen war.

In der erſten Hochzeitnacht führte man den Prinzen in ein Gemach, wohin die Braut ſchon zuvor geführt war, und ließ hier beide allein. Sie näherte ſich ihm zuerſt, und er bebte vor Entſetzen: er wähnte, daß ſie hingeriſſen von ihrer Begierde und berechtigt durch den Namen der Gattinn, ſeine erſterbende Glut anfachen wollte; aber ſie hielt ihm eine Rede, welche ihm ſeine Ruhe wiedergab, indem ſie ihn aus dem Irrthume zog.

"Ich weiß wohl, Herr," ſprach ſie zu ihm, "daß ein Menſch, wie ihr, eine Frau haſſen muß, die mir gleicht. Ich urtheile von euren Empfindungen nach den meinigen: ich habe eben ſo viel Abſcheu vor euch, als ihr nur immer vor mir haben könnt. Wir betrachten uns beide als Ungeheuer, und wir finden uns beklagenswerth, daß wir gezwungen ſind, uns mit einander zu verbinden, ihr, um dem Tode zu entgehen, und ich, um dem Könige, meinem Vater, zu gehorchen. Ich muß euch bei alledem ſagen, daß, wenn ihr als zartfühlender Mann auf die Rechte des Ehegatten verzichten wollt, ich euer Glück machen kann."

"Ach, gnädige Frau," antwortete der Prinz, "ich verzichte darauf von ganzem Herzen, weil ihr von mir dies Opfer verlanget; aber ich bitte euch, ſaget mir, auf welche Weiſe könnt ihr mich glücklich machen." — "Wiſſet," fuhr ſie fort, "daß ich einen Geiſt liebe, welchem ich eine heftige Leidenſchaft eingeflößt habe. Sobald er vernimmt, daß mein Vater mich verheiratet hat, wird er nicht ſäumen zu kommen, um mich zu entführen. Ich werde ihn bitten, euch in euer Land zu bringen; und ich zweifle nicht, daß er, hoch erfreut über eure Ehrerbietung gegen mich, alles thun werde, was ihr wünſchet." — "Wohlan, ſchöne Prinzeſſinn," erwiederte der Prinz von Karisme, entzückt von der Hoffnung, welche ihm gegeben wurde, "ich willige ein, und trete eurem beglückten Geiſte alle die Schätze ab, welche dieſe Hochzeit mir beſtimmte; willig überlaſſe ich ihm den Beſitz davon."

Nachdem er dies geſagt hatte, legte er ſich auf ein Sofa, und ſchlief ein; und die Prinzeſſinn that das nämliche.

Während ſie beide ſo ſchliefen, erſchien der Geiſt, welcher die junge Frau liebte, nahm ſie beide unter die Arme, und führte ſie durch die Luft davon. Er hielt n auf einer Inſel, die nicht weit von der Inſel der opfloſen Menſchen entfernt war, legte hier den Prinzen auf den Raſen nieder, und entführte dann die Prinzeſſinn in eine unterirdiſche Wohnung, welche er eigens für ſie erbauet hatte.

Der Prinz war bei ſeinem Erwachen verwundert, ſich auf einer unbekannten Inſel zu finden. Er dachte wohl, daß während ſeines Schlafes der in die kopfloſe Prinzeſſinn verliebte Geiſt ihn hieher verſetzt hatte; ber es dünchte ihm, daß dieſer Geiſt nicht ſo erkenntlich wäre, als ſie ihn gerühmt hatte, weil er ihn, anatt ihn in die Heimat zu bringen, auf einer Inſel ausſetzte, welche vielleicht von ebenſo abſcheulichen Leuten ewohnt war, als die Samſaren.

Er war beunruhigt von allem, was dieſer Gedanke Schreckliches mit ſich führte, als er am Ufer des Meeres einen alten Mann erblickte, welcher die Abwaſchung zu verrichten ſchien. Er ſtand ſchleunig auf und lief zu ihm hin, und fragte ihn, ob er ein Muſelmann wäre. "Ja, ich bin es," antwortete der Greis; "und ihr, junger Mann, wer ſeid ihr? Nach eurem edlen Anſtande zu urtheilen, ſeid ihr nicht von gemeinem Herkommen." — "Ihr täuſchet euch nicht in eurem Urtheil," erwiederte der Prinz, "denn ich bin ein Königsſohn." — "Und welcher König iſt euer Vater?" fragte der Greis. "Oeffnet mir euer Herz: ich ſchwöre bei unſerem großen Propheten, daß keine Argliſt hinter meinen Worten ſteckt; ich bin geneigter, euch zu dienen, als euch zu ſchaden: redet ohne Rückhalt." —

"Weil ihr denn meinen Namen zu wiſſen wünſcht," erwiederte der Prinz, ſo ſage ich euch, daß ich der Prinz von Karisme bin." — "O Gott!" unterbrach ihn der Greis, "iſt es möglich, daß ihr dieſer unglückliche Prinz ſeid, der durch einen Europäiſchen Seeräuber fortgeführt wurde?" — "Wer hat euch von dieſem Ereigniß unterrichten können?" fragte der Prinz." — "Ich muß es wohl wiſſen, Herr," antwortete der Greis; "ich bin in den Staaten des Königs, eures Vaters, geboren. Ihr ſehet in mir einen der Sterndeuter, welche euer Horoſkop ſtellten; und um euch von dem zu benachrichtigen, was euch angeht, ſage ich euch, daß euer Vater ſich eure Entführung ſo zu Herzen nahm, daß er wenige Tage darnach ſtarb. Sein Volk, deſſen Wonne er war, beweinte ihn lange Zeit, und die Hoffnung aufgebend, euch je wiederzuſehen, ſetzte es einen Prinzen eures Geblütes auf den Thron. Dieſer neue König verſammelte die Sterndeuter, und befahl uns, die Sterne über ſeine Regierung zu befragen. Wir verkündigten ihm Dinge, welche ihm misfielen. Er hielt ſich an uns wegen der Unfälle, womit der Himmel ihn bedrohte; und beſchloß, uns alle tödten zu laſſen. Wir aber entdeckten vermittelſt der Geheimniſſe unſrer Kunſt dieſen Anſchlag, wir verließen unſer Vaterland, und jeder begab ſich nach dem Winkel der Erde, den er ſich zum Aufenthalte wählte. Ich habe mehrere Länder der Erde durchwandert, und habe mich endlich auf dieſer Inſel niedergelaſſen, welche von einer ſo guten Königinn beherrſcht wird, daß es kein ſo glückliches Volk mehr gibt, als ihre Unterthanen ſind."

Während der Aſtrolog alſo ſprach, weinte der Prinz von Karisme bitterlich. Die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters verurſachte ihm eine ſo tiefe Betrübniß, daß der Greis genöthigt war, ſeine Rede zu unterbrechen, um ihn zu tröſten. "Herr," ſprach er zu ihm, "wenn ich euch ſo traurige Nachrichten hinterbringe, ſo habe ich auch ſehr erfreuliche euch anzukündigen. Ich erinnere mich noch wohl aller unſerer Beobachtungen: der Himmel verheißt euch ein glückliches Loos nach dem dreißigſten Jahre. Ihr zählt jetzo ein und dreißig, und folglich iſt all euer Unglück vorüber. Folget mir, wenn's euch beliebt, ich will euch zu dem Groß-Weſyr führen, welcher ein tugendhafter Mann iſt. Er wird euch der Königinn vorſtellen, welche euch den gebürenden Empfang bereiten wird, ſobald ſie von eurem Stande unterrichtet iſt."

Der Prinz und der Sterndeuter begaben ſich beide zu dem Weſyr, welcher nicht ſobald den Namen des Prinzen vernommen hatte, als er mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens ausrief: "O mein Gott, es iſt dir allein vorbehalten, ſolche Wunder zu thun! — Kommt, Herr," fuhr er fort, indem er ſich zum Prinzen von Karisme wandte, "und geht mit mir zu der Königinn; ihr werdet die Urſache meines Erſtaunens erfahren."

Indem er dieſes ſagte, führte er ihn zu dem Palaſte, und als ſie in die Gemächer der Königinn kamen, bat er ihn, einen Augenblick zu verziehen, weil es gut wäre, die Fürſtinn zuvor zu benachrichtigen, damit ſie ſich auf den Empfang eines ſolchen Prinzen vorbereitete.

Der Weſyr blieb ziemlich lange bei der Königinn, welche endlich in das Zimmer trat, worin der Prinz war. Sie ſah ihm ins Geſicht, und erkannte ihn: "O mein Gemahl," ſagte ſie, indem ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, "gibt's noch eine ſolche Freude auf der Welt, als die meine iſt, dich wiederzuſehen?"

Der Prinz betrachtete ſie ebenfalls und erkannte in ihren Zügen ſeine geliebte Dilaram wieder, und ganz entzückt vor Erſtaunen, Liebe und Freude rief er aus: "O meine Königinn, iſt es möglich, daß ich dich wiederfinde! Wie groß auch die Unglücksfälle ſind, welche der Himmel mich hat beſtehen laſſen, ſo bekenne ich doch, daß ſeine Güte ſeine Strenge übertrifft, weil er dich meiner Zärtlichkeit wiederſchenkt."

Sie umarmten ſich beide zu wiederholtenmalen, mit einem Entzücken, das ſich leichter empfinden als ausdrücken läßt. Hierauf fragte der Prinz nach ſeinen Kindern. "Die wirſt du bald ſehen, Herr," antwortete die Fürſtinn; ſie ſind auf die Jagd gegangen und werden bald zurückkommen." — "Aber, wie biſt du Königin dieſer Inſel geworden, Herrinn?" fragte der Prinz. "Ich will eure Neugier ſogleich befriedigen," antwortete Dilaram; "höre, wie ich auf dieſen Thron gelangt bin, welchen ich gleich morgen verlaſſe, um dir zu folgen, wenn mein Volk nicht einwilligt, daß ich ihn mit dir theile.

Sobald der Seeräuber, welcher uns gefangen nahm, dich auf der Inſel ausgeſetzt hatte, ſtach er wieder in See, wie du weißt; aber wir hatten noch nicht ſechs Meilen gemacht, als ein furchtbarer Sturm ſich erhob, und troz der Geſchicklichkeit und den Anſtrengungen der Matroſen wurde das Schiff mit ſolchem Ungeſtüm gegen die Felſen dieſer Küſte geworfen, daß es in tauſend Stücke brach. Einige Matroſen erreichten durch Schwimmen das Ufer; die übrigen, ſammt dem Hauptmann, wollten ſich ebenſo retten, gingen aber zu Grunde. Was mich betrifft, ohne den Himmel um die Erhaltung meines ſo unglücklichen Lebens zu bitten, umarmte ich meine Söhne, um mit ihnen zu ſterben, und ſchon wollten die Fluten uns verſchlingen, als mehrere Leute von dieſer Inſel, welche von weitem unſern Schiffbruch angeſehen, und ſich in Böte geworfen hatten, um uns zu Hülfe zu eilen, noch zur rechten Zeit herankamen. Sie zogen uns halbtodt aus dem Waſſer, und als ſie bemerkten, daß wir noch athmeten, trugen ſie uns in ihre Häuſer, und brachten uns vollends ins Leben zurück.

Als der König der Inſel von unſerm Schiffbruche hörte, war er neugierig, uns zu ſehen. Er war ein Mann von neunzig Jahren, und ſo geliebt von ſeinen Unterthanen, als er es verdiente. Ich verſchwieg ihm nichts, ſondern ſagte ihm meinen Stand und erzählte ihm meine Geſchichte. Er war gerührt von meinen Unglücksfällen, und begleitete mit ſeinen Thränen die meinen, welche ich bei einigen Stellen meiner Geſchichte nicht zurückhalten konnte. Endlich, nachdem er mir mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, nahm er das Wort, und ſagte zu mir: "meine Tochter, man muß die Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen; es ſind die Proben, auf welche der Himmel unſere Tugend ſetzt:

wenn wir geduldig leiden, ſo läßt er faſt immer Freuden auf unſre Leiden folgen. Bleibet bei mir, ich will für die Prinzen, eure Kinder, ſorgen."

In der That, und wenn ſie ſeine eigenen Söhne geweſen wären, ſo hätte er nicht mehr Liebe für ſie haben können; und ſeine Hochachtung und Ehrerbietung für mich konnte nicht größer ſein. Er begnügte ſich nicht, mich mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen, er zog mich auch über Staatsangelegenheiten zu Rathe; er ließ mich an ſeinem Staatsrathe Theil nehmen, und um mich zu überzeugen, in welchem Maaße er für mich eingenommen war, erhob er mit großem Lobe alles, was ich ſagte, wenn es nur irgend paſſend war.

Ich verlebte fünf Jahre auf dieſe Weiſe, nach deren Verlauf er eines Tages zu mir ſagte: "Prinzeſſinn, es iſt Zeit, euch einen Vorſatz zu entdecken, welchen ich gefaßt habe: ich will, daß ihr nach meinem Tode meinen Thron einnehmet, und um ihn euch zu verſichern, muß ich euch heiraten. Alle meine Völker, von euren Tugenden eingenommen, werden meiner Wahl Beifall geben und es mir guten Dank wiſſen, euch zu meiner Erbinn gemacht zu haben."

Der Vortheil meiner Söhne beſtimmte mich, in dieſe Verbindung zu willigen, welche unter großem Beifall meiner Völker vollzogen wurde. Sie bezeigten nicht minder Freude und Zufriedenheit, als ſie nach ſeinem Hintritte, welcher ſehr nah auf unſere Hochzeit folgte, vernahmen, daß er in ſeinem letzten Willen ihnen befahl, mich als ihre Gebieterinn anzuerkennen. Seit dieſer Zeit herrſche ich über ſie; und ich darf wohl ſagen, daß es mein einziges Beſtreben iſt, ſie glücklich zu machen.«

Als die Königinn dieſe letzten Worte geſprochen hatte, ſah ſie die beiden Prinzen von der Jagd zurückkommen. »Eilet, Prinzen,« rief ſie ihnen entgegen, »eilet, euren Vater zu umarmen, welchen der Himmel euch erhalten hat!« Die Stimme des Blutes, welche ſich in ihnen vernehmen ließ, ließ ſie nicht länger an dieſem Wunder zweifeln. Sie liefen zu dem Prinzen von Karisme hin, welcher ihnen die Arme entgegenſtreckte, und ſie einen nach dem andern auf die Augen küßte.

Nachdem dieſe vier von den zärtlichſten Regungen der Natur bewegten Perſonen ſich tauſend Zeichen ihrer Zärtlichkeit gegeben hatten, verſammelte der Groß-Weſyr das ganze Volk, erzählte ihnen die Geſchichte des Prinzen von Karisme, und ermahnte ſie darauf, dieſen Prinzen für ihren König anzuerkennen. Das Volk willigte einſtimmig ein, und rief den Prinzen von Karisme zum Könige aus.

Dieſer regierte mit ſeiner geliebten Prinzeſſinn von Georgien auf eine ſolche Weiſe, daß ihre Regierung die glücklichſte Regierung genannt wurde.

Ich habe dieſe Geſchichte erzählt, Herr," fuhr der neunte Weſyr des Kaiſers von Perſien fort, um Euer Majeſtät zu zeigen, daß die Kinder der Könige ihrem Unſtern eben ſo unterworfen ſind, wie die andern. Während ein feindſeliges Geſtirn ſeine Einflüſſe auf uns ausübt, würde das Gold in unſerer Hand ſich in ſchwarze Erde und der Theriak in unſerm Munde ſich in Gift verwandeln. Der Prinz Nurgehan befindet ſich in dieſem unglücklichen Fall; alles muß er fürchten, alles wird ihm feindſelig, ſein eigener Vater iſt ſein Feind geworden."

Die Erzählung dieſer Geſchichte, und vor allem die Anwendung, welche der Weſyr davon machte, machten den Kaiſer betroffen, und trotz dem Verſprechen, welches er der Sultaninn gegeben hatte, ſchob er die Hinrichtung des Prinzen auf.

Als am Abend der Sultan zurückkam in ſeinen Palaſt, beklagte die Königinn ſich abermals über den neuen Aufſchub der Beſtrafung ſeines Sohnes; und um dem Könige zu zeigen, wie weit ein junger Menſch ſeine Bosheit treiben kann, erzählte ſie ihm die folgende Geſchichte.

Der Schuſter und die Königstochter.

Es war einmal zu Kasbin ein junger Schuſter, namens Haſſan, welcher mit Noth von dem Ertrage ſeiner Arbeit lebte. Eines Tages, als er in ſeinem Laden war, ſah er einen Derwiſch vorübergehen, deſſen Pantoffeln zerriſſen waren. "Guter Derwiſch," ſagte er ihm, "euer Schuhzeug iſt in ſchlechtem Stande; tretet bei mir ein, und ich will es euch ausbeſſern." Der Derwiſch folgte dieſer Einladung, ſetzte ſich, und aß von einigen Speiſen, welche der Schuhflicker ihm vorſetzte.

Als die Pantoffeln fertig waren, ſagte Haſſan: zum Lohne für meine Arbeit, bitte ich euch um einen Rath. Ich habe Luſt zu reiſen, und ihr könnt beſſer als jeder andere mir einen guten Rath dazu geben." — "Mein Sohn," antwortete der Derwiſch, "ich will dir drei Lehren geben, deren ganze Wichtigkeit ich aus Erfahrung kenne:

Erſtens, begib dich nie auf den Weg, ohne einen guten Reiſegefährten; denn der Prophet (mit dem alles Heil ſei!) ſagt: »ſuche dir erſt einen Gefährten, und dann begib dich auf den Weg [55].» Zweitens, verweile nie an einem Orte, wo Waſſer mangelt. Endlich, drittens, geh nie in eine Stadt nach Sonnenuntergange.»

Kurze Zeit darauf, nachdem Haſſan gute Reiſegefährten gefunden hatte, begab er ſich auf den Weg. Nach Verlauf einiger Tage, kommen ſie mitſammen an die Thore einer großen Stadt; ſeine Gefährten gingen hinein: er aber, eingedenk der Lehren des Derwiſches, blieb draußen am Ufer eines Stromes; und da er in der Nähe einen Todtenacker fand, ſo hielt er fürs rathſamſte, die Nacht darin zuzubringen.

Es war drei Stunden nach Mitternacht, als er zwei Männer bemerkte, welche über die Stadtmauer etwas hinab ließen, das er nicht erkennen konnte, und das ſie in eins der nächſten Gräber trugen.

Kaum hatten dieſe Leute ſich entfernt, ſo eilte Haſſan nach dem Orte, wo ſie ihre Bürde abgelegt hatten. Er trat hinein, nahm ſein Feuerzeug, und bei dem Lichte das er ſich anſchlug, erblickte er einen Sarg, aus welchem von allen Seiten das Blut hervorrieſelte.

Sogleich bemüht er ſich, den Deckel aufzuheben, und findet darin eine Frau von außerordentlicher Schönheit, ganz in ihrem Blute gebadet, in ein Leichentuch gewickelt. Er hielt ſie für todt, und hob die Leinwand auf, welche ſie umhüllte, als er folgende Worte mit ſchwacher Stimme ausſprechen hörte: "Um Gottes willen, beraubet mich nicht meiner Kleider." Da erkannte er, daß noch einiges Leben in ihr war, zerriß ſeinen Kaftan, und verband ihre Wunden.

Am folgenden Morgen ließ er ſie in die Karawanſerei der Stadt tragen, und gab ſie für ſeine Schweſter aus, welche er in einem lebhaften Augenblicke ſelber ſo verwundet hätte. Hier widmete er ihr zwei Monate hindurch die allerzärtlichſte Sorgfalt.

Nach Verlaufe dieſer Zeit war die junge Unbekannte gänzlich hergeſtellt, und ging aus der Karawanſerei ins Bad. Als ſie zurückkam, forderte ſie Feder, Dinte und Papier, ſchrieb ein Paar Worte und ſagte zu Haſſan: "Nehmet dieſen Brief, und traget ihn nach dem Baſar [56] zum Wechsler Yakub; und nehmet in Empfang, was er euch geben wird."

Haſſan begab ſich in aller Eile zu dem Wechsler. Sobald dieſer den Brief geöffnet hatte, küßte er ihn, legte ihn auf ſein Haupt, und händigte dem Ueberbringer eine Börſe mit fünfhundert Zecchinen ein. Unſer Reiſender war ganz erſtaunt: in ſeinem Leben hatte er keine ſo große Summe geſehen; und er erkannte aus der Ehrfurcht, welche der Wechsler dem Briefe bezeigte, daß diejenige, die ihn geſchrieben hatte, nicht von gemeiner Herkunft wäre.

Bei der Rückkehr in die Karawanſerei legte er die Börſe furchtſam vor ſeiner Gefährtinn hin, welche in ſeinen Augen alle die Neugier las, welche ihn quälte. Sie hielt es noch nicht für rathſam, ſie zu befriedigen, und begnügte ſich, ihm zu ſagen, er möchte das Geld nehmen, um ſich anſtändige Kleider und eine ſchickliche Wohnung zu verſchaffen.

Haſſan befolgte ihre Befehle; und vermittelſt anſehnlicher Summen, welche der Wechsler niemals verſagte ihr zu ſenden, kauften ſie Sklaven, und lebten beide einige Zeit im Schooße des Ueberfluſſes.

Eines Tages gab die Unbekannte dem Haſſan eine Börſe in die Hand, und ſagte zu ihm: »Es kömmt drauf an, mir einen Dienſt zu leiſten, auf welchen ich hohe Wichtigkeit lege. Gehet auf den Baſar, dort werdet ihr leicht den Laden Abdallah's, des Seidenhändlers, auffinden. Laßt euch ein Stück Atlas vorzeigen, und wie hoch auch der Preis deſſelben ſei, kaufet es, ohne zu handeln.»

Haſſan erkannte ſehr bald das Waarenlager des jungen Kaufmanns, er trat ein, ließ ſich ein Stück Atlas vorlegen, und kaufte es für den Preis, der ihm abgefordert wurde. Den ihm ertheilten Aufträgen zufolge, kehrte er mehrmals zu demſelben Kaufmanne zurück, und machte ſeine Sache ſo gut, daß zwiſchen ihnen eine Verbindung entſtand, die vertraulich genug war, um ihn zu einem Mittagsmale einzuladen; welche Einla- er auch annahm.

Nach der Vorſchrift der Unbekannten, wurde gegenſeitig Abdallah eingeladen, welcher auch ſehr verbindlich die Ehre annahm, welche ihm ein ſo reicher Herr erwies, als Haſſan zu ſein ſchien.

»Wie ſeltſam auch die Dinge ſein mögen, deren ihr Zeuge ſein werdet,« ſagte die Unbekannte zu Haſſan, »verwundert euch nicht darüber.« Und zu gleicher Zeit ließ ſie ein glänzendes Mittagsmal bereiten.

Zur beſtimmten Stunde ſtellte ſich Abdallah ein, mit der größten Pracht gekleidet. Haſſan empfing ihn ſehr höflich; man trank bis tief in die Nacht; aber als von der Trennung die Rede war, und Abdallah von ſeinem Wirthe Abſchied nehmen wollte, gab dieſer es nicht zu: »Wie,« ſagte er, »ich ſollte euch zu dieſer Stunde gehen laſſen! Nein, ich kann es nicht: ihr müßt hier ſchlafen; ich werde euch ein Lager bereiten laſſen.«

Als der Kaufmann ſah, daß es vergeblich wäre, länger zu widerſtehen, ließ er es ſich gefallen, und legte ſich nieder.

Um Mitternacht, als er im tiefen Schlafe lag, näherte die Unbekannte, welche während des ganzen Mahles nicht zum Vorſcheine gekommen war, ſich ihm, und ſtieß ihm einen Dolch ins Herz.

Haſſan, von dem Geräuſch aufgeweckt, lief herbei: »Großer Gott! rief er aus, indem er den Abdallah den letzten Seufzer aushauchen ſah, »von welcher Greuelthat habt ihr mich zum Mitſchuldigen gemacht! Ich verlaſſe euch auf der Stelle; ich will nicht länger in dieſem abſcheulichen Hauſe bleiben: ich will euch ſelbſt alles zurückgeben, was ihr mir geſchenkt habt.«

»Beruhige dich, Haſſan,« antwortete die Prinzeſſinn, »ich habe nur einen Verräther gerechterweiſe beſtraft: ich bin die Tochter des Königs; der, den du gegenwärtig todt hingeſtreckt ſiehſt, hatte mir eine heftige Leidenſchaft eingeflößt; durch Vermittelung meiner Amme, und durch Beſtechung der zu meiner Bewachung beſtellten Perſonen, brachte ich es dahin, ihn in den Harem [57] einzuführen; mehr als einmal ging ich ſogar, unter dem Schutz der Verkleidung, zu ihm, und überhäufte ihn mit Wohlthaten.

Eines Tages beſuchte ich ihn zu einer Stunde, wo er mich nicht erwartet hatte: denke dir mein Erſtaunen und meine Wuth, als ich ihn bei einer Nebenbuhlerinn ſitzen fand. Ich machte ihm die lebhafteſten Vorwürfe, ich ließ mich ſogar ſo weit hinreißen, die zu ſchlagen, die bei ihm war.

Da ging das Ungeheuer hin, und holte zwei junge Wüſtlinge, und ſei es nun, daß er die Folgen meines Zornes fürchtete, oder daß er ſeine Geliebte rächen wollte, — mit ihrer Hülfe verſetzte er mir mehrere

Meſſerſtiche, und mich todt wähnend trug er mich auf den Gottesacker, wo du mich gefunden haſt. Jetzo, da ich gerächt bin, eile hin, dem Könige, meinem Vater zu verkündigen, daß ſeine Tochter noch lebt, und zeige ihm meinen Aufenthalt an.“

Der ganze Hof war voll Freuden, als man vernahm, daß die Prinzeſſinn wiedergefunden war. Der König umarmte ſie mit weinenden Augen; und als er hörte, daß Haſſan ihr Retter war, gab er ſie ihm zur Frau.

Ihr erſehet aus dieſer Geſchichte,“ fügte die Königinn Chanſade hinzu, welcher Greuelthaten die jungen Leute fähig ſind;“ und ſie forderte von neuem den Tod Nurgehans. Der König verſprach auch, ihr Verlangen zu erfüllen.

Achtzehnte Nacht.

Aber am folgenden Morgen, als der Kaiſer ſo eben den Tod ſeines Sohnes befehlen wollte, trat abermals ein Weſyr hervor und flehte für ihn die Gnade des Fürſten an; und um den Einfluß der Sultaninn zu ſchwächen, beſtätigte er die Bosheit der Weiber und erzählte folgende Geſchichte.

Der Holzhauer und der Geiſt.

Ahmed, ein armer Holzhauer von Bagdad, hatte ein widerſpenſtiges, geiziges und zänkiſches Weib, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ. Wenn er etwas Geld erwarb, ſo ſtrebte ſie immer, ſich deſſelben zu bemächtigen.

Eines Tages hatte dieſer arme Mann einige Pfennige beiſeite gelegt, um ſich ein Seil zu kaufen; die Frau gewahrte es, und ſagte zu ihm: »Ha, Nichtswürdiger, es ſcheint, daß du ein ſauberes Leben führeſt. Ohne Zweifel iſt dieſes Geld, das du verheimlicheſt, irgend einer Buhlerinn beſtimmt: aber Geduld, ich will dich ſchon beſſer in Ordnung halten; du ſollſt nimmer ohne mich ausgehen.»

Der arme Holzhauer hatte bisher wenigſtens ſo lange Ruhe gehabt, als er allein im Walde war: man denke ſich nun ſeine Verzweiflung, als er beim Weggehen ſein Weib einen Eſel beſteigen und ihm nach dem Berge folgen ſah, wohin er zu arbeiten ging. »Mindeſtens werde ich nun doch wiſſen," ſagte ſie zu ihm, "was du thuſt, wenn du das Haus verläßt."

Ahmed wußte nicht, wie er ſich davon befreien ſollte, als ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke einkam. Es war in der Nähe des Ortes, wo er arbeitete, ein ſehr tiefer Brunnen: "Liebe Frau," ſagte er zu ihr, "da du doch einmal hier biſt, ſo will ich dich bitten, mir einen Dienſt zu leiſten. Es iſt ſchon lange her, daß man mir von einem Schatz in dieſem Brunnen geſagt hat: du mußt mich an dieſes Seil binden und mich daran hinunterlaſſen." — "Keinesweges," antwortete ſie, "du ſollſt mich daran befeſtigen, ich kann eben ſo gut hinabſteigen, als du: du wäreſt im Stande den Schatz für dich allein zu behalten."

Ahmed willigte in dieſen Vorſchlag: er band ſeine Frau an das Seil und ließ ſie in den Brunnen hinab gleiten. Als er ſpürte, daß ſie auf dem Grunde war, ließ er den Strick los, und ſagte zu ihr: "Theure Ehehälfte, ich werde nun doch einige Augenblicke Ruhe genießen: ihr werdet die Gefälligkeit haben, dort unten zu bleiben, bis ich wiederkomme, euch heraus zu ziehen." Und ohne auf ihre Bitten und Drohungen zu hören, ging er ruhig wieder an ſeine Arbeit.

Einige Zeit darnach, als er durch dieſe Lehre ſeine Frau gebeſſert wähnte, warf er ihr wieder das Seil hinab: "Macht," rief er ihr zu, "bindet euch feſt, damit ich euch wieder herausziehe." Darnach zog er eine ſchwere Laſt empor: aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er am Ende des Seiles einen Geiſt erblickte.

"Wie großen Dank habe ich dir zu ſagen!" redete dieſer ihn an. "Ich gehöre unter die Zahl der Geiſter, welche ſich nicht in die Luft emporſchwingen können; ich hatte dieſen Brunnen zu meiner Wohnung erwählt, als ohne Zweifel ein mir feindlicher Geiſt das allerboshafteſte Weib von der Welt zu mir hinab ließ, welche nicht aufgehört hat, mich raſend zu machen, ſeitdem ſie meine Geſellſchafterinn geworden iſt. Wie ſehr weiß ich es dir Dank, mich befreiet zu haben! ein ſo wichtiger Dienſt ſoll nicht unbelohnt bleiben. Höre, was ich für dich thun kann. Ich weiß, daß der König von Indien eine reizende Tochter hat, ich gehe hin, von ihr Beſitz zu nehmen, und ſie wahnwitzig zu machen. Der König, ihr Vater, wird ſie vergeblich durch ſeine Aerzte heilen zu laſſen ſuchen: hier habe ich aber einige Blätter, welche man nur ins Waſſer zu tauchen und damit der Prinzeſſinn das Geſicht zu reiben braucht, um mich zu zwingen, ſie augenblicklich zu verlaſſen. Ich gebe ſie dir, du kannſt davon Gebrauch machen."

Ahmed dankte dem Geiſt, und begab ſich auf den Weg nach der Hauptſtadt von Indien. Als er das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hatte, vernahm er, daß die Tollheit der Prinzeſſinn den ganzen Hof in die größte Beſtürzung verſetzt hatte, und daß der König, ihr Vater, nachdem er die Kunſt der geſchickteſten Aerzte vergeblich verſucht, ihre Hand demjenigen verſprochen hatte, der ſie heilen würde.

Ahmed erbot ſich mit Zuverſicht dazu, er benetzte ſeine Blätter, rieb damit das Geſicht der Prinzeſſinn: und die Bezauberung verſchwand augenblicklich. Der König von Indien erkannte den von Ahmed geleiſteten Dienſt, bewilligte ihm ſeine Tochter, und die Hochzeit wurde mit dem größten Pompe gefeiert.

Als der Geiſt aber den Leib der Prinzeſſinn verlaſſen, hatte er den Leib der Prinzeſſinn von China, in welche er verliebt war, zur Wohnung eingenommen. Der Kaiſer von China, welcher von der wunderbaren Heilung der Prinzeſſinn von Indien gehört hatte, ſchickte einen Abgeſandten hin, und ließ den Ahmed bitten, zu geruhen, an ſeinen Hof zu kommen, um ſeine Tochter der Geſundheit wieder zu geben. Ahmed ſaumte nicht, dahin zu reiſen.

Aber wie groß war ſeine Verwunderung, als er bei ſeiner Ankunft erkannte, daß die Prinzeſſinn von China von demſelben Geiſte beſeſſen war, welchen er aus dem Brunnen gezogen hatte. "He, wie," ſprach der Geiſt zu ihm, "du biſt es, Ahmed, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und der mir jetzt eine Prinzeſſinn entreißen will, die ich liebe? Hüte dich wohl davor: wenn du mich zwingſt, von hinnen zu weichen, ſo gehe ich geradesweges nach Indien und tödte deine Gemahlinn."

Ahmed war nicht wenig erſchrocken über dieſe Drohung, und er ſtand ſchon in Begriff dem Kaiſer von China die Unzulänglichkeit ſeiner Kunſt zu erklären, als ihm eine Liſt in den Sinn kam. »Bei Gott! mein guter Geiſt,« antwortete er ihm, »nicht um die Prinzeſſinn zu heilen, bin ich her gekommen: im Gegentheil komme ich, euch zu bitten, mir euren Beiſtand zu leiſten. Ihr erinnert euch noch wohl jenes Weibes, mit welcher ihr in dem Brunnen einige verdrießliche Augenblicke zubrachtet; nun wohl, es war meine Frau. Ich weiß nicht, wer ſie mag herausgezogen haben, aber, kurz, ſie iſt in Freiheit, und ſie tritt ein, wo ich austrete, und verfolgt mich überall: in einem Augenblick wird ſie hier ſein, und ich komme, deinen Beiſtand anzuflehen.«

»Meinen Beiſtand?« erwiederte lebhaft der Geiſt. »Gott behüte mich, daß ich je wieder mit einem ſolchen Weibe zuſammen komme. Ahmed, mein Freund, ziehe dich daraus ſo gut du kannſt: was mich betrifft, ich weiß nichts dabei zu thun: ich flüchte mich augenblicklich.«

Bei dieſen Worten machte ſich der Geiſt fort; die Prinzeſſinn von China kam wieder zur Geſundheit, und Ahmed, von den Gunſtbezeigungen des Königs überhäuft, kehrte in die Staaten ſeines Schwiegervaters zurück.

Ihr ſehet, Herr,« fuhr der Weſyr fort, »daß die Bosheit der Weiber gar groß iſt, weil ſie den Teufeln ſelber furchtbar iſt. Wie könnten wohl die Männer ſich davor ſichern? Seit mehreren Tagen ſchon ſind die Intriguen einer einzigen Frau im Stande, die Weſyre, das Volk und die Großen in Unruhe zu ſetzen. Seid auf eurer Hut gegen dieſe Umtriebe, und verſchiebt noch den Tod eures Sohnes.«

Der Kaiſer, gerührt von der Rede des Weſyrs, ließ ſeinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und ritt auf die Jagd.

Am Abend, als Sindbad heimkam, erneute die Königinn Chanſade ihr Andringen, daß er ſeinen Sohn umbringen ließe; und um das Vertrauen zu erſchüttern, welches der Kaiſer in ſeine Weſyre ſetzte, erzählte ſie ihm folgende Geſchichte:

Der König Papagei.

Ein König von Indien hatte von einem Derwiſch eine Zauberformel erlernt, vermöge welcher er in den Leib eines Thieres übergehen konnte; und manchmal hatte er dieſe Verzauberung verſucht.

Eines Tages, als er mit einem ſeiner Weſyre auf der Jagd war, erlegte er einen Rehbock; und um dem Weſyr ſeine Zaubermacht zu zeigen, ſprach er ſeine Formel aus, und nahm den Leib dieſes Thieres an; und der Miniſter ſah zu ſeinem großen Erſtaunen den Leib des Königs leblos hinſinken, während der Leichnam des Rehbocks ſich belebte und anfing zu ſpringen.

Als der König wieder in ſeine natürliche Geſtalt zurückgekehrt war, beſchwur der Weſyr ſeinen Herrn, ihn dieſe köſtliche Formel zu lehren; und der König hatte die Unklugheit, den Bitten ſeines Miniſters nachzugeben.

Einige Zeit darauf, bemerkte der Weſyr einen todten Papagei am Fuße eines der Bäume in der Nähe des Palaſtes, und ſprach zu dem Könige: "Herr, verſtattet euch eure Formel auch, in den Leib eines Vogels überzugehen?" — "Sicherlich," antwortete der König; und ſogleich belebte er den Leichnam des Papagei's, und ſetzte ſich auf den Baum.

Sobald der Weſyr ſah, daß der König ſeinen Leib verlaſſen hatte, ſo las auch er die Zauberformel, und bemächtigte ſich deſſelben, und ließ die Seele eines Sklaven ſeinen eigenen Leib einnehmen.

Man kann ſich den Verdruß und den Schmerz des Königs denken, als er die Treuloſigkeit ſeines Weſyrs ſah; er flog hinweg, ganz verwirrt, von ihm ſo angeführt zu ſein.

Unterdeſſen bemächtigte ſich der Weſyr der Herrſchaft des Reichs; er hatte ſogar die Frechheit, in das Innere des Harems zu gehen, und auf alle Weiſe die Stelle ſeines Herrn einzunehmen.

Der arme Papagei, nachdem er eine Zeitlang umhergeirrt war, entſchloß ſich endlich, in das Haus eines Gärtners zu fliegen. Er ließ ſich fangen, in einen Käfig ſetzen, und auf den Markt bringen. Da er ſehr geläufig ſprach, ſo überbot man ſich, um ihn zu beſitzen. Er erſtaunte alle Welt durch ſeine treffenden und lebhaften Antworten[58]. Sein Preis wurde ſo hoch geſteigert, daß allein die Königin einen ſo koſtbaren Vogel kaufen konnte.

Er wurde alſo in den Harem gebracht und in die Schlafkammer der Königinn geſetzt. Und hier hatte der arme Papagei das Herzeleid, zur Nacht ſeinen ſchandbaren Weſyr kommen und ungeſcheut das Bette der Königinn theilen zu ſehen, während er auf einer Stange ſeines Käfigs ſitzend, ſeinen Verdruß hinabwürgen mußte.

Am folgenden Morgen unterhielten ſich der Weſyr und die Königinn mit einander; und der Papagei, in einem Winkel verſteckt, hörte ihr Geſpräch an. »Wißt ihr,» ſagte der Weſyr, »daß ich die Macht habe, in den Leib eines jeden Thieres überzugehen, ſobald es todt iſt?» — "Es würde mich ſehr ergötzen eine ſolche Verwandlung zu ſehen," antwortete die Königinn, "ich bitte euch, verſaget mir nicht das Vergnügen."

Da ließ der Weſyr eine todte Gans bringen, und ging in ihre Leiche über. Sogleich ſprach der König Papagei auch ſeine Zauberformel aus, und nahm ſeinen Leib wieder ein; dann ergriff er die Gans bei dem Halſe und zerſchmetterte ſie gegen die Wand. "In welcher Wuth ſeid ihr, Herr!" rief die Königinn aus. "und warum erzürnt ihr euch ſo heftig?" —

Man kann ſich denken, wie groß ihr Erſtaunen und ihre Beſchämung war, als ihr Gemahl ihr ſein grauſames Mißgeſchick erzählte.

Ihr ſehet Herr," fuhr Chanſade fort, "welches Vertrauen man auf einen Weſyr haben kann." Und ſie ſuchte ihrem Gemahl die Nothwendigkeit zu beweiſen, ſeinen Sohn tödten zu laſſen. Der König verſprach ihr auch dieſe Genugthuung.

Aber der Tag bricht an," ſagte Scheheraſade, "wenn Euer Majeſtät es erlaubt, ſo wollen wir morgen fortfahren."

Neunzehnte Nacht.

"Herr," ſagte Scheheraſade, "der Griechiſche König, welcher ſeinem Weſyr die Geſchichte des Königs Sindbad erzählte, fuhr folgendermaßen fort:

"Als der Kaiſer am Abend in den Palaſt zurück kam, hielt die Sultaninn ihm eine Schale voll Gift vor, und ſprach zu ihm: "Herr, wenn ihr mir nicht Gerechtigkeit verſchafft, ſo erkläre ich euch, daß ich dieſes Gift hier trinken will, und ihr werdet dieſes Verbrechen vor Gott zu verantworten haben. Eure Weſyre, ich weiß es, ſuchen euch einzuſchüchtern, indem ſie euch von der Argliſt meines Geſchlechts erzählen: aber das eurige iſt nicht minder gefährlich; ich berufe mich, zum Beweiſe davon, nur auf die Geſchichte des Malers von Ispahan."

Auf Verlangen des Kaiſers erzählte Chanſade dieſe Geſchichte folgendermaßen:

Geſchichte Mahmuds [50].

Ein Maler ſah eines Tages bei einem ſeiner Freunde das Bildniß einer Frau, in welche er ſich leidenſchaftlich verliebte; er hatte keine Ruhe, als bis er vernahm, wo diejenige ſich befände, welche als Urbild deſſelben gedient hatte. Man ſagte ihm, es wäre das Bildniß einer berühmten Sängerinn des Groß-Weſyrs am Hofe von Perſien.

Sogleich machte Mahmud ſich auf den Weg nach Iſpahan. Nachdem er Tag und Nacht gereiſet war, kam er in dieſer Stadt an, und nahm ſeine Wohnung bei einem Apotheker. Er ſäumte nicht, von ſeinem Wirthe Erkundigungen einzuziehen, und vernahm von ihm, daß das Reich in großer Unruhe wäre, wegen der Verfolgungen, welche der Sultan gegen die Zauberer anſtellte. Zu gleicher Zeit entdeckte Mahmud, daß der Gegenſtand ſeiner Liebe eine der Sklavinnen des Weſyrs war: und hierauf berechnete er ſeinen Anſchlag.

Nachdem er ſich mit allen, einem Räuber nöthigen Werkzeugen verſehen hatte, begab er ſich in einer Nacht zu dem Palaſte des Weſyrs, in welchen er vermittelſt eines Seiles leicht Eingang fand. Ueber das flache Dach gelangte er mitten auf einen Hof, von wo er ein hell erleuchtetes Gemach erblickte.

Er wandte ſich nach dieſer Seite, und trat in das Zimmer: hier ſah er ein Frauenbild, ſchön wie die Sonne am heitern Sommertage im Schlafe liegen, auf einem elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Ruhebette, umgeben von Lampen, welche nach allen Seiten das glänzendſte Licht verbreiteten. Indem er ſich ihr näherte, erkannte er ſogleich, daß es die Schöne war, die er ſuchte.

Darauf zog er einen Dolch aus ſeinem Gürtel und machte ihr an der Hand eine leichte Wunde, ſo daß ſie erwachte. Die Schöne wurde von Furcht ergriffen, als ſie ihn mit dem Dolch in der Hand erblickte. Sie hielt ihn für einen Räuber, bat ihn, ihr das Leben zu laſſen, und bot ihm einen prächtigen Schleier, der mit Perlen und köſtlichen Steinen beſäet war.

Mahmud nahm den Schleier, und verließ den Palaſt des Weſyrs.

Am folgenden Morgen verkleidete er ſich, wie ein Sofi[60], nahm den geſtickten Schleier unter ſeinen Rock, und trat vor den Kaiſer von Perſien.

"Herr," ſprach er zu ihm, "ich bin ein Geiſtlicher aus Choraſan [61]; der Ruhm von euern hohen Tugenden iſt bis zu mir gedrungen, und um unter einem ſo gerechten Fürſten zu leben, habe ich mich auf den Weg nach eurer Hauptſtadt gemacht. Angelangt an den Thoren derſelben, fand ich ſie verſchloſſen, und ſah mich genöthigt, die Nacht vor der Stadt zuzubringen. Ich legte mich nieder, aber bald erblickte ich vier Weiber: die eine ritt auf einer Hyäne, die zweite auf einem Widder, die dritte auf einer ſchwarzen Hündinn, und die vierte auf einem Leopard.

Ich erkannte bald, daß es Zauberinnen waren; die eine nahte ſich mir, und begann mich mit Füßen zu treten und mit einer Geißel zu peitſchen, welche in ihren Händen mir wie Feuer erſchien. Ich ſprach ſogleich mehrmals den Namen Gottes aus, und mit einem Meſſer verwundete ich ſie an der Hand, worauf ſie mich losließ: aber im Entfliehen ließ ſie in meinen Händen dieſen mit Edelſteinen beſäeten Schleier, welcher keinen Werth für mich hat, weil ich mich von der Welt zurückgezogen habe."

Nach dieſer Rede übergab Mahmud den Schleier den Händen des Sultans, und ging hinweg.

Der Kaiſer erkannte den Schleier: er hatte vor kurzem ſeinem Groß-Weſyr ein Geſchenk damit gemacht. Er befragte dieſen deshalb, und vernahm bald, daß er ihn ſeiner Lieblings-Sklavinn gegeben hatte.

Dieſe wurde nach dem Palaſt geholt. Und als man ihre Hand unterſuchte, erkannte man die Wunde, von welcher Mahmud geſprochen hatte, und man zweifelte nicht mehr, daß er die Wahrheit geſagt hätte. Hierauf wurde ſie als Zauberinn verurtheilt, in einer Grube zu verſchmachten, deren ſteile Wände jede Flucht verhinderten.

Als Mahmud den glücklichen Erfolg ſeiner Liſt vernommen hatte, eilte er nach der Grube, in welche man die ſchöne Sklavinn hinabgelaſſen hatte; und durch Ueberredung der Wächter, denen er ſein Abenteuer erzählte, gelang es ihm, ſie zu befreien.

Zufolge dem Verſprechen, welches er den Wächtern gethan hatte, entfloh er in ſein Land, reiſte Tag und Nacht, und gelangte ſo in den Beſitz des Gegenſtandes ſeiner Wünſche.

Da habt ihr, Herr," fügte die Königinn [62] hinzu, "eine von den zahlreichen Liſten der Männer ...."

Der Kaiſer, aufgeregt dadurch, gab ſogleich den Befehl zur Hinrichtung ſeines Sohnes.

Auf ſolche Weiſe bemächtigten ſich vierzig Tage hindurch, die Königinn und die Weſyre wechſelsweiſe des Gemüthes des Kaiſers.

Am einundvierzigſten Tage, mit Sonnenaufgange, beſtieg der Kaiſer ſeinen Thron, gab dem Scharfrichter ſeine Befehle, und ließ ſeinen Sohn vorführen. Er ließ desgleichen die vierzig Weſyre feſtnehmen, und ſie gebunden, je zehn und zehn, vor ſich führen.

Der Scharfrichter verband dem Prinzen Nurgehan die Augen, zog ſein Schwert, und fragte den Kaiſer zweimal, ob er zuhauen ſollte. Nachdem es ihm verſtattet worden, ſagte er: »Herr, ich fordere dieſen Befehl noch zum drittenmale von euch; bedenket wohl, daß eine zu ſpäte Reue nicht wieder gut machen kann, was ihr jetzo befehlet.»

Der Kaiſer war im Begriff, ſeinen Befehl zu wiederholen, da erſchien Abumaſchar, der Lehrer Nurgehans. Sogleich ergriff ihn die Wache, und führte ihn vor den Thron, mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ſeine Füße nicht die Erde berührten.

»Elender,» ſprach Sindbad zu ihm, »dein Kopf ſoll deine Frevelthaten bezahlen. Sind es nicht deine treuloſen Rathſchläge, welche meinem Sohne dieſes Stillſchweigen auflegten?»

»Ja, Herr,» antwortete Abumaſchar, »euer Sohn mußte vierzig Tage lang dieſes Stillſchweigen beobachten, um die Unfälle zu vermeiden, welche die Geſtirne ihm verkündigten: aber die verhängnißvolle Friſt iſt abgelaufen, und er kann jetzo wieder reden.»

Sogleich nahm man dem Prinzen die Binde von den Augen, und er erzählte unbefangen alles, was zwiſchen ihm und ſeiner Stiefmutter vorgegangen war. Er berief ſich auf das Zeugniß der Frauen der Königinn, welche bekannten, daß ſie hinter einer dünnen Wand alles gehört hätten.

Auf dieſe Berichte berente Sindbad herzlich [63], was er bisher gethan hatte, und alle Herren des Hofes ſtimmten der Rede ihres Fürſten bei. Der Kaiſer ließ ſeinen Sohn an ſeine Seite ſitzen, küßte ihm die Augen und erlaubte den vierzig Weſyren, ſeine Hände und ſeine Knie zu küſſen. Sie legten die Trauerkleider ab, welche ſie während der vierzig Tage getragen hatten, und zogen prächtige Kleider an, welche der Kaiſer unter ihnen vertheilen ließ.

Die Königinn aber wurde ohne Gnade hingerichtet."

"Als der Griechiſche König," ſagte der Fiſcher zu dem Geiſte, "die Geſchichte des Königs Sindbad beendigt hatte, fügte er hinzu: "Und du, Weſyr, voll Neid, gegen den Arzt Duban, welcher dir kein Leid gethan hat, willſt, daß ich ihn tödten laſſe; aber ich werde mich wohl davor hüten, aus Furcht, ungerecht zu ſein, wie es dieſer König gegen ſeinen Sohn war.

Dem verrätheriſchen Weſyr war der Tod des Arztes Duban zu wichtig, um hiebei ſtehen zu bleiben. "Herr," erwiederte er, "wie kann die Furcht, einen Unſchuldigen zu beſtrafen, euch hindern, den Arzt hinrichten zu laſſen. Iſt es nicht hinreichend, daß man ihn eines Anſchlages auf euer Leben anklagt, um euch zu berechtigen, ihm das ſeine zu nehmen? Wenn es darauf ankommt, das Leben eines Königs zu ſichern, ſo muß ſchon ein bloßer Verdacht für Gewißheit gelten; und es iſt beſſer, einen Unſchuldigen aufzuopfern, als einen Schuldigen unbeſtraft zu laſſen .... Aber, Herr, dies hier iſt keinesweges eine noch ungewiſſe Sache: der Arzt Duban will euch ermorden. Es iſt nicht der Neid, welcher mich gegen ihn gewaffnet, es iſt allein die Theilnahme für die Erhaltung Euer Majeſtät, es iſt mein Eifer, welcher mich antreibt, euch eine Anzeige von ſo großer Wichtigkeit zu machen. Iſt ſie falſch, ſo verdiene ich auf dieſelbe Weiſe beſtraft zu werden, wie einsmals ein Weſyr beſtraft wurde.» —

»Was hatte dieſer Weſyr gethan,» fragte der Griechiſche König, »wodurch er eine ſolche Strafe verdiente?»

»Ich will es Euer Majeſtät erzählen,» antwortete der Weſyr; »möge ſie die Güte haben, mich anzuhören.

Geſchichte

des beſtraften Weſyrs.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der leidenſchaftlich die Jagd liebte. Er erlaubte ihm oft dieſes Vergnügen; aber er hatte ſeinem Groß-Weſyr den Befehl ertheilt, ihn ſtäts zu begleiten, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Eines Tages hatten auf einer ſolchen Jagd die Jäger einen Hirſch angeſchoſſen, und der Prinz, im Wahne, daß der Weſyr ihm folgte, ſprengte dem Thiere nach. Er ritt ſo lange, und ſeine Hitze führte ihn ſo weit weg, daß er ſich endlich allein ſah. Er hielt an, und als er bemerkte, daß er den Weg verloren hatte, wollte er auf ſeiner Spur zurückkehren, um wieder zu dem Weſyr zu kommen, der nicht ſchnell genug war, ihm ſo nahe zu folgen; aber er verirrte ſich.

Indem er ſo, ohne eine beſtimmte Richtung zu halten, hin und herlief, traf er neben einem Wege eine ziemlich wohlgebildete Frau, die bitterlich weinte. Er hielt den Zügel ſeines Pferdes an, und fragte dieſe Frau, wer ſie wäre, was ſie ſo allein an dieſem Orte thäte, und ob ſie ſeiner Hülfe bedürfte.

„Ich bin,“ antwortete ſie, „die Tochter eines Königs von Indien. Indem ich auf dem Felde ſpazieren ritt, bin ich eingeſchlafen, und vom Pferde gefallen. Mein Pferd iſt entlaufen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt.“ Der junge Prinz hatte Mitleid mit ihr, und bot ihr an, ſich hinter ihm auf ſein Pferd zu ſetzen; was ſie auch annahm.

Als ſie zu einer Hütte kamen, und die Prinzeſſinn zu erkennen gab, daß ſie irgend eines Bedürfniſſes wegen, gern abſteigen möchte, hielt der Prinz an, und ließ ſie hinunter. Er ſtieg auch ab, und näherte ſich der Hütte, ſein Pferd am Zügel haltend. Denket euch ſeine Ueberraſchung, als er die Frau drinnen folgende Worte ausſprechen hörte: „Freuet euch, meine Kinder, ich bringe euch einen wohlgebildeten und recht fetten Knaben.“ Und andere Stimmen antworteten ihr alsbald: „Mama, wo iſt er? damit wir ihn ſogleich eſſen; denn wir haben großen Hunger.“

Der Prinz brauchte nicht mehr zu hören, um die Gefahr zu erkennen, in welcher er ſchwebte. Er ſah vohl, daß die Frau, welche ſich für die Tochter eines Königs von Indien ausgegeben hatte, eine **Ogerinn** var, d. h. das Weib eines dieſer wilden Geiſter, welche

Oger genannt werden, und ſich tauſend Liſten bedienen, um die Vorübergehenden zu fangen und zu freſſen.

Er ward von Furcht ergriffen, und warf ſich ſchleunigſt auf ſein Pferd. Die vorgebliche Prinzeſſinn trat in dieſem Augenblicke wieder heraus, und als ſie ſah, daß ihr der Fang fehlgeſchlagen war, rief ſie dem Prinzen zu: „Fürchtet nichts: wer ſeid ihr? und was ſuchet ihr?“ — „Ich habe mich verirret,“ antwortete er, „und ich ſuche meinen Weg.“ — „Wenn ihr euch verirrt habt,“ ſagte ſie, „ſo befehlet euch Gott, er wird euch aus der Verlegenheit ziehen, in welcher ihr euch befindet.“

Hierauf hob der Prinz die Augen gen Himmel....“

„Aber, Herr,“ ſagte Scheherazade bei dieſer Stelle, „der anbrechende Tag legt mir Stillſchweigen auf....“

Schachriar, neugierig, die Entwickelung dieſer Geſchichte zu hören, verlängerte abermals das Leben der Scheherazade.

Zwanzigſte Nacht.

Dinarſade hatte ſo große Luſt, das Ende von der Geſchichte des jungen Prinzen zu hören, daß ſie in dieſer Nacht früher als gewöhnlich erwachte. „Meine Schweſter,“ ſprach ſie, „ich bitte dich, vollende die geſtrige Geſchichte. Ich nehme ſo großen Theil an dem

Schickſale des jungen Prinzen, und ich ſterbe vor Furcht, daß er von der Ogerinn mit ihren Kindern gefreſſen werde."

Nachdem Schachriar daſſelbe Verlangen bezeigt hatte, ſagte die Sultaninn: "Wohlan, Herr, ich will euch von dieſer Furcht befreien.

Als die falſche Prinzeſſinn von Indien dem jungen Prinzen gerathen hatte, ſich Gott zu empfehlen, dachte er wohl, daß ſie es nicht aufrichtig mit ihm meinete, ſondern daß ſie ihn ſchon als ihre gewiſſe Beute anſah, und er hob die Hände gen Himmel, und ſprach: "Herr, der du allmächtig biſt, wirf dein Auge auf mich, und befreie mich von dieſer böſen Feindinn."

Auf dieſes Gebet trat das Weib des Ogers in die Hütte zurück, und er entfernte ſich ſchleunig von ihr. Glücklicherweiſe fand er ſeinen Weg wieder, und kam eſund und wohlbehalten bei dem Könige, ſeinem Vater, n, welchem er Stück für Stück die Gefahr erzählte, welche er durch die Nachläſſigkeit des Weſyrs geraen war. Der König, erzürnt über ſeinen Miniſter, eß ihn auf der Stelle erdroſſeln.

Herr," fuhr der Weſyr des Griechiſchen Königs rt, "um auf den Arzt Duban zurückzukommen, das ertrauen, das ihr auf ihn habt, wird euch verderblich ſein; ich weiß von guter Hand, daß eure Feinde einen Kundſchafter ausgeſchickt haben, um Euer Majeſtät nach dem Leben zu trachten. Er hat euch geheilt, ſagt ihr: aber wer kann euch das verbürgen? Er hat euch vielleicht nur ſcheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieſes Mittel mit der Zeit nicht eine ſchändliche Wirkung thut?

Der Griechiſche König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht ſcharfſinnig genug, um die boshafte Abſicht ſeines Weſyrs zu erkennen, noch war er ſtandhaft genug, um in ſeiner erſten Geſinnung zu beharren. Dieſe Rede machte ihn wankend: "Weſyr," ſagte er, "du haſt Recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen ſein, mir das Leben zu nehmen, was er ſehr wohl, durch den bloßen Geruch eines ſeiner Säfte bewirken könnte. Wir müſſen überlegen, was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt."

Als der Weſyr den König in der Stimmung ſah, in welcher er ihn haben wollte, ſagte er zu ihm: "das ſicherſte und das ſchleunigſte Mittel, euch von dieſer Furcht zu befreien, und euer Leben in Sicherheit zu ſetzen, iſt, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu laſſen, und ihm, ſobald er kömmt, das Haupt abſchlagen zu laſſen."

Der König rief ſogleich einen ſeiner Beamten, und befahl ihm, nach dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wiſſen, was der König wollte, eilig in den Palaſt kam.

"Weißt du wohl," ſprach der König, als er ihn ſah, "weshalb ich dich hieher forderte?" — "Nein, Herr," antwortete er, "und ich erwarte, daß Euer Majeſtät geruhe, mich davon zu unterrichten." — "Ich habe dich kommen laſſen," fuhr der König fort, "um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme."

Es iſt nicht möglich, das Erſtaunen des Arztes auszudrücken, als er ſein Todesurtheil ausſprechen hörte. "Herr," ſagte er, "welche Urſache kann Euer Majeſtät haben, mich tödten zu laſſen?" — "Ich weiß von guter Hand," erwiederte der König, "du biſt ein Kundſchafter, und nur deswegen an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten: aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau' zu," ſprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, "und befreie mich von einem Verräther, der ſich bloß hier eingeſchlichen hat, um mich zu ermorden."

Aus dieſem grauſamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der ſchwache König ſich von ihren Vorſpiegelungen hatte einnehmen laſſen. Es gereute ihn, daß er ihn vom Ausſatze geheilt hatte; aber dieſe Reue kam jetzo zu ſpät.

"Auf ſolche Weiſe alſo," ſprach er zu ihm, "belohnt ihr mich für die Wohlthat, welche ich euch erzeigt habe?"

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal, den Todesſtreich zu thun.

Der Arzt legte ſich nun aufs Bitten: "Ach, Herr," rief er aus, "laßt mich noch länger leben, damit Gott das eure verlängere; laßt mich nicht tödten, aus Furcht, daß Gott euch nicht daſſelbe widerfahren laſſe!"

Der Griechiſche König erwiederte ihm hartherzig: "Nein, nein, es iſt durchaus nothwendig, daß ich dich umbringen laſſe. Du könnteſt mir noch geſchickter das Leben nehmen, als du mich geheilt haſt."

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte ſich bitterlich, und bereitete ſich, den Todesſtreich zu empfangen, indem er zum Könige ſprach: "das alſo iſt mein Lohn für den Dienſt, welchen ich dir erzeigt habe, und du willſt mir deine Erkenntlichkeit auf dieſelbe Art beweiſen, wie einſt der Krokodil that [64]."

"Erzähle mir," unterbrach ihn der König, "die Geſchichte dieſes Krokodils." — "In dieſem Augenblicke," erwiederte der Arzt, "kann ich ſie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern."

"Nein," rief der König aus, "du mußt ſterben."

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, feſſelte ihm die Hände, und zog ſein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten dem König um Gnade für ihn; ſie verſicherten, daß er unſchuldig wäre, und verbürgten ſich für ſeine Unſchuld.

Der König aber war unerbittlich, und ſprach auf ſolche Weiſe zu ihnen, daß ſie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der ſeinem Leben ein Ende machen ſollte, wandte ſich noch einmal an den König, und ſprach zu ihm: "Herr, weil Euer Majeſtät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, ſo flehe ich ſie an, mir wenigſtens die Erlaubniß zu geben, nach Hauſe zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu ſagen, Almoſen auszutheilen, und meine Bücher an Perſonen zu vermachen, welche fähig ſind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majeſtät ein Geſchenk machen will: es iſt ein koſtbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze ſorgfältig bewahrt zu werden."

"Und wodurch iſt dieſes Werk ſo koſtbar, wie du ſagſt?" fragte der König.

"Herr," erwiederte der Arzt, "weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, ſo ſage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen iſt, und Euer Majeſtät ſich die Mühe geben, und das Buch bis zum ſechſten Blatte öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite leſen will, ſo wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut."

Der König, neugierig, eine ſo wunderbare Sache zu ſehen, verſchob ſeinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter ſtrenger Bewachung, nach Hauſe.

Der Arzt ordnete während dieſer Friſt ſeine Angelegenheiten; und da das Gerücht ſich verbreitet hatte, daß nach ſeiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen ſollte, ſo begaben ſich am folgenden Tage die Weſyre, die Emire [65], die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronſaal, um Zeugen davon zu ſein.

Bald erſchien der Arzt Duban, welcher ſich mit einem groſſen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er ſich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, ſprach er zu ihm:

"Herr, nehmet, wenn es euch gefällt, dieſes Buch; und ſobald mein Haupt abgehauen iſt, ſo befehlet, daß man es in dieſes Becken auf die Hülle des Buches ſetze; wenn es dort ſteht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr," fügte er hinzu, "erlaubet mir nochmals, die Gnade Euer Majeſtät anzuflehen; im Namen Gottes, laſſet euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unſchuldig bin."

"Deine Bitten," antwortete der König, "ſind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, ſo will ich deinen Tod."

Indem er dieſes ſagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter, ſeine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde ſo geſchickt abgehauen, daß er in das Becken fiel; und kaum war er auf die Decke geſetzt, ſo ſtand das Blut ſtill. Darauf öffnete er, zum großen Erſtaunen des Königs und aller Zuſchauer, die Augen, und ſprach folgende Worte:

"Herr, möge Euer Majeſtät jetzo das Buch öffnen."

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erſte Blatt wie feſtgeleimt an dem zweiten klebte, ſo brachte er, um es leichter umzuwenden, ſeinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte daſſelbe bis zum ſechſten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift ſah, ſprach er zu dem Kopfe: "Arzt, hier ſteht nichts geſchrieben." — "Wendet noch einige Blätter um," antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, ſeine Wirkung that: da fühlte der König ſich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es ſchwindelte ihm vor den Augen, und er ſtürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne...."

Bei dieſen Worten erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu reden.

"Ach, meine Schweſter," ſagte darauf Dinarſade, "wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, dieſe Geſchichte zu vollenden!"

Aber Schachriar, weit entfernt, dieſen Tag die Hinrichtung der ſchönen Scheheraſade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld die folgende Nacht; ſo großes Verlangen hatte er, das Ende der Geſchichte des Griechiſchen Königs zu hören, ſo wie den Verfolg der Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte.

Ein und zwanzigſte Nacht.

Wie neugierig Dinarſade auch war, das Ende der Geſchichte des Griechiſchen Königs zu hören, ſo wachte ſie dieſe Nacht jedoch nicht ſo zeitig auf, als gewöhnlich; es war ſelbſt beinahe ſchon Tag, als ſie zu der Sultaninn ſagte: "Meine liebe Schweſter, ich bitte dich, die wunderbare Geſchichte des Griechiſchen Königs fortzuſetzen; aber ſpute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen."

Scheheraſade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo ſie dieſelbe den vorhergehenden Tag gelaſſen hatte.

"Herr," begann ſie, "der Fiſcher fuhr alſo fort:

"Als der Arzt Duban, oder richtiger zu ſagen, ſein Kopf, ſah, daß das Gift ſeine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

"Ha, Tyrann, nun ſiehſt du, wie es den Fürſten ergeht, welche, ihre Gewalt misbrauchend, Unſchuldige umbringen laſſen. Gott ſtraft früher oder ſpäter ihre Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten."

Kaum hatte der Kopf dieſe Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf ſelber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

Herr," fuhr Scheheraſade fort, "das war das Ende des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte zurückkommen: aber es iſt ſchon Tag ...."

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und ſtand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte hören wollte, ſo deutete er der Sultaninn an, ſie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zwei und zwanzigſte Nacht.

Dinarſade hielt ſich die Nacht ſchadlos für die vorhergehende; ſie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheheraſade'n, den Verfolg der Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte zu erzählen, welche der Sultan eben ſo ſehr als Dinarſade zu hören wünſchte.

"Ich will," antwortete die Sultaninn, "ſeine und deine Neugier befriedigen."

Hierauf wandte ſie ſich zu Schachriar, und fuhr fort:

"Herr, ſobald der Fiſcher die Geſchichte des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiſte die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße verſperret hielt:

"Hätte der Griechiſche König," ſagte er zu ihm, "den Arzt Duban leben laſſen, ſo würde Gott ihn ſelber am Leben gelaſſen haben; aber er ſtieß die demüthigſten Bitten zurück, und Gott ſtrafte ihn dafür. Ebenſo verhält es ſich mit dir, o Geiſt: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, ſo würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zuſtande, in welchem du dich befindeſt; weil du aber, trotz deiner ſo großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinem Willen beſtandeſt, mich zu tödten, ſo muß ich meinerſeits auch unerbittlich ſein. Ich will dich in dieſem Gefäße laſſen und ins Meer zurückwerfen, und dir ſo den

Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das iſt die Rache, welche ich an dir nehmen will."

"Fiſcher, mein Freund," antwortete der Geiſt, "ich beſchwöre dich noch einmal, nicht eine ſo grauſame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan iſt, ſich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich iſt, Böſes mit Gutem zu vergelten. Behandle mich nicht, wie Imma einſt Ateka[66] behandelte." —

"Und was that Imma an Ateka?" fragte der Fiſcher.

"Oh, wenn du es zu wiſſen wünſcheſt," antwortete der Geiſt, »ſo öffne mir dieſes Gefäß; meinſt du, daß ich aufgelegt ſei, in einem ſo engen Raume Mährchen zu erzählen? Ich will dir ihrer ſo viel erzählen, als du willſt, wenn du mich hieraus befreiet haſt.» — »Nein," ſagte der Fiſcher, »ich werde dich nicht freilaſſen; es iſt ſchon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres ſchleudern.» — »Noch ein Wort, Fiſcher,» rief der Geiſt aus; »ich verſpreche dir, dir kein Böſes zu thun: im Gegentheil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden.»

Die Hoffnung, ſich aus der Armut zu ziehen, entwaffnete den Fiſcher. "Ich könnte dich wohl anhören," ſagte er, "wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem hohen Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willſt, was du verheißeſt, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für ſo gottlos, einen ſolchen Eid zu brechen."

Der Geiſt ſchwur, und der Fiſcher öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich ſtieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geiſt ſeine Geſtalt, auf dieſelbe Weiſe wie zuvor, wieder angenommen hate, war das erſte, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer ſchleuderte.

Dieſe Handlung erſchreckte den Fiſcher: "Geiſt," ſagte er, "was ſoll das bedeuten? Willſt du den Eid brechen, den du mir ſo eben geſchworen haſt? Und ſoll ich zu dir ſagen, was der Arzt Duban zu dem Griechiſchen Könige ſagte: "Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?"

Die Furcht des Fiſchers machte den Geiſt zu lachen, welcher ihm antwortete: "Nein Fiſcher, ſei ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergötzen, und zu ſehen, ob du dadurch beunruhigt ſein würdeſt; und um dich zu überzeugen, daß ich dir mein Wort halten will, ſo nimm dein Netz, und folge mir."

Indem er dieſe Worte ſprach, ſetzte er ſich in Bewegung und ging vor dem Fiſcher her, welcher, mit ſeinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewiſſen Mistrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, ſtiegen hoch auf einen Berg, und über denſelben hinab in eine weite Ebene, auf welcher ſie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als ſie am Ufer des Teiches ſtanden, ſagte der Geiſt zu dem Fiſcher: »Wirf dein Netz aus, und fange Fiſche.« Der Fiſcher zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er ſah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerſt verwundert, als er bemerkte, daß ſie von vier verſchiedenen Farben waren, nämlich, weiße, rothe, blaue und gelbe. Er warf ſein Netz aus, und fing vier Fiſche, von jeder dieſer Farbe einen. Da er zuvor nie dergleichen geſehen hatte, ſo konnte er nicht müde werden, ſie zu bewundern; und da er eine anſehnliche Summe daraus zu löſen gedachte, ſo hatte er große Freude darüber.

»Trage dieſe Fiſche hin,« ſagte der Geiſt zu ihm, »und bringe ſie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt haſt. Du kannſt alle Tage in dieſem Teiche zu fiſchen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, ſonſt würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich alſo in Acht. Dies iſt die Weiſung, welche ich dir gebe: wenn du ſie genau befolgſt, ſo wirſt du dich wohl dabei befinden.«

Indem er dieſes ſprach, ſtampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche ſich aufthat, und ſich wieder zuſchloß, nachdem ſie ihn verſchlungen hatte.

Der Fiſcher, geſonnen, Stück für Stück die Weiſung des Geiſtes zu befolgen, hütete ſich wohl, ſein Netz zum zweitenmale auszuwerfen. Er begab ſich auf den

Weg nach der Stadt zurück, ſehr zufrieden mit ſeinem Fiſchzuge, und ſtellte tauſend Betrachtungen über ſein Abenteuer an. Er ging gerade nach dem Palaſte des Sultans ....

Aber, Herr," ſagte Scheheraſade, "ich erblicke den Tag; ich muß bei dieſer Stelle innehalten."

"Liebe Schweſter," ſagte darauf Dinarſade, "wie erſtaunlich ſind die letzten Abenteuer, welche du eben erzählt haſt!" — "Wenn der Sultan, mein Herr, mich noch bis morgen leben läßt," antwortete Scheheraſade, ſo bin ich überzeugt, daß du den Verfolg der Geſchichte des Fiſchers noch viel wunderbarer finden wirſt, als den Anfang, und ohne Vergleich viel anmuthiger."

Schachriar, neugierig zu hören, ob das Uebrige der Geſchichte des Fiſchers wirklich ſo wäre, wie die Sultaninn es verhieß, ſchob nochmals die Ausübung des grauſamen Geſetzes auf, welches er ſich auferlegt hatte.

Drei und zwanzigſte Nacht.

Gegen das Ende der drei und zwanzigſten Nacht weckte Dinarſade die Sultaninn, und ſagte zu ihr: "Meine Schweſter, ich bin äußerſt ungeduldig, die Fortſetzung der Geſchichte des Fiſchers zu hören."

Scheheraſade nahm ſie, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen wieder auf:

»Herr, ich überlaſſe es Euer Majeſtät, zu ermeſſen, wie groß das Erſtaunen des Sultans war, als er die vier Fiſche ſah, welche der Fiſcher ihm überreichte. Er nahm ſie, einen nach dem andern, um ſie mit Aufmerkſamkeit zu betrachten; und nachdem er ſie lange bewundert hatte, ſagte er zu ſeinem erſten Weſyr: »Nimm dieſe Fiſche, und trage ſie zu der geſchickten Köchinn, welche der Griechiſche Kaiſer mir geſchickt hat: ich bilde mir ein, daß ſie nicht minder ſchmackhaft, als ſchön, ſein werden.»

Der Weſyr trug ſie ſelber zu der Köchinn, und indem er ſie ihren Händen übergab, ſagte er zu ihr: »Da ſind vier Fiſche, welche man ſo eben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, ſie ihm zuzurichten.»

Nachdem er ſich dieſes Auftrages entledigt hatte, kehrte er zu dem Könige, ſeinem Herrn zurück, welcher ihm befahl, dem Fiſcher vierhundert Goldſtücke zu geben: was er auch getreulich erfüllte.

Der Fiſcher, welcher niemals eine ſo große Summe auf einmal beſeſſen hatte, konnte kaum ſein Glück faſſen, und es kam ihm vor wie ein Traum. Aber er erkannte in der Folge wohl, daß es wirklich war, durch den guten Gebrauch, welchen er davon machte, indem er es auf die Bedürfniſſe ſeiner Familie verwandte.

Aber, Herr," fuhr Scheheraſade fort, "nachdem ich euch von dem Fiſcher erzählt habe, muß ich nun auch von der Köchinn des Sultans erzählen, welche wir in einer großen Verlegenheit finden werden.

Sobald ſie die Fiſche gereinigt hatte, welche der Weſyr ihr übergeben, ſetzte ſie ſie in einem Tiegel mit Oel aufs Feuer, um ſie zu braten. Als ſie dieſelben auf der einen Seite genugſam gebraten glaubte, kehrte ſie ſie um. Aber, o unerhörtes Wunder! kaum waren ſie umgedreht, als die Wand der Küche ſich aufthat: daraus trat ein Fräulein hervor, von bewundernswürdiger Schönheit, und herrlichem Wuchſe; ſie trug ein Kleid von Aegyptiſcher geblümter Seide, Ohrgehänge und ein Halsband von großen Perlen, goldene mit Rubinen geſchmückte Armbänder, und hielt eine Ruthe von Myrten in der Hand.

Sie nahte ſich dem Tiegel, zum großen Erſtaunen der Köchinn, welche bei dieſem Anblick unbeweglich daſtand, und indem ſie einen der Fiſche mit der Ruthe berührte, ſagte ſie zu ihm: "Fiſch, thuſt du deine Pflicht?" Als der Fiſch nicht antwortete, wiederholte ſie dieſelben Worte, und nun erhoben die vier Fiſche zugleich ihre Köpfe, und antworteten ſehr deutlich: "Ja, ja: wenn ihr rechnet, ſo rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, ſo bezahlen wir auch die unſrigen; wenn ihr fliehet, ſo ſiegen wir und ſind wir zufrieden."

Sobald ſie dieſe Worte ausgeſprochen hatten, ſtieß das Fräulein den Tiegel um, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche ſich ſogleich wieder zuſchloß, und in demſelben Zuſtande erſchien, wie zuvor.

Als die Köchinn, welche alle dieſe Wunder entſetzt hatten, von ihrem Schrecke wieder zu ſich gekommen war, ging ſie hin, die Fiſche wieder aufzuheben, welche in die Glut gefallen waren; aber ſie waren alle ſo ſchwarz wie Kohlen, und gar nicht im Zuſtande, dem Sultan vorgeſetzt zu werden. Sie war darüber ſehr bekümmert, und fing an zu weinen: »Wehe mir,« rief ſie aus, »was ſoll aus mir werden! Wenn ich dem Sultan erzähle, was ich geſehen habe, ſo wird er mir ſicher nicht glauben; in welchen Zorn wird er nicht gegen mich gerathen!«

Während ſie ſich ſo betrübte, trat der Groß-Weſyr herein, und fragte ſie, ob die Fiſche bereit wären. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war; und dieſer Bericht, wie man ſich denken kann, erſtaunte ihn höchlich. Aber ohne dem Sultan etwas davon zu ſagen, erſann er eine Entſchuldigung, welche ihm genügte.

Indeſſen ſchickte er auf der Stelle hin, und ließ den Fiſcher rufen; und als dieſer gekommen war, ſagte er zu ihm: »Fiſcher, bringe mir vier andere Fiſche, welche denen, die du ſchon gebracht haſt, ähnlich ſind; denn es iſt ein eigenes Unglück damit begegnet, welches verhindert hat, ſie dem Sultan vorzuſetzen.«

Der Fiſcher ſagte ihm nicht, was der Geiſt ihm empfohlen hatte, ſondern um ſich davon loszumachen, dieſen Tag noch die verlangten Fiſche zu liefern, entſchuldigte er ſich durch die Länge des Weges, und verſprach, ſie am folgenden Morgen zu bringen.

In der That machte ſich der Fiſcher während der Nacht auf, und begab ſich nach dem Teiche. Er warf darin ſein Netz aus, und als er es herauszog, fand er darin vier Fiſche, ganz wie die vorigen, jeden von einer verſchiedenen Farbe. Er kehrte alsbald zurück, und brachte ſie dem Groß-Weſyr, zu der Zeit, da er ſie ihm verſprochen hatte.

Dieſer Miniſter nahm ſie, und trug ſie ſelber abermals in die Küche, wo er ſich allein mit der Köchinn einſchloß, welche ſie in ſeiner Gegenwart zurichtete, und ſie auf das Feuer ſetzte, wie ſie mit den vier andern den vorigen Tag gethan hatte. Als ſie auf einer Seite gebraten waren, und ſie ſie auf die andere Seite gedreht hatte, öffnete ſich die Wand der Küche abermals, und dieſelbe Frau erſchien mit ihrer Ruthe in der Hand; ſie nahte ſich dem Tiegel, ſchlug auf einen der Fiſche, ſprach dieſelben Worte zu ihm, und ſie gaben ihr alle mit aufgehobenen Köpfen dieſelbe Antwort.

Aber Herr," fügte Scheherazade hinzu, "da bricht ſchon der Tag an, und hindert mich, dieſe Geſchichte fortzuſetzen."

Schachriar dachte wohl, daß ihr Verfolg ſehr merkwürdig ſein müßte, und beſchloß, ihn in der folgenden Nacht zu hören.

Vier und zwanzigſte Nacht.

"Meine liebe Schweſter," rief Dinarſade, wie gewöhnlich, "wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, das ſchöne Mährchen von dem Fiſcher fortzuſetzen und zu vollenden."

Die Sultaninn nahm ſogleich das Wort, und ſprach folgendermaßen:

"Herr, nachdem die vier Fiſche der Frau geantwortet hatten, warf ſie den Tiegel mit einem Ruthenſchlage um, und verſchwand an derſelben Stelle in die Wand, wo ſie herausgetreten war.

Der Groß-Weſyr, welcher Zeuge von allem geweſen, was vorgegangen war, ſagte: "Das iſt zu erſtaunlich und zu außerordentlich, um dem Sultan ein Geheimniß davon zu machen; ich gehe, ihn von dieſem Wunder zu unterrichten." In der That ging er ſogleich zu ihm, und machte ihm einen treuen Bericht davon.

Der Sultan war ſehr erſtaunt, und bezeigte großes Verlangen, dieſes Wunder zu ſehen; in dieſer Abſicht ſandte er hin und ließ den Fiſcher holen. »Mein Freund,« ſprach er zu ihm, »könnteſt du mir nicht noch vier Fiſche von verſchiedenen Farben bringen?« Der Fiſcher antwortete dem Sultan, wenn Seine Majeſtät ihm zur Erfüllung ihres Wunſches drei Tage Zeit geben wollte, ſo verſpräche er, ihr zu genügen.

Als ihm dies bewilligt war, ging er zum drittenmale nach dem Teiche, und er war nicht minder glücklich, als die beiden vorigen Male; denn auf den erſten Zug fing er vier Fiſche von verſchiedenen Farben. Er ſäumte nicht, ſie ſogleich dem Könige zu bringen, deſſen Freude darüber um ſo größer war, als er ſie nicht ſo bald erwartet hatte, und der ihm abermals vierhundert Goldſtücke geben ließ.

Sobald der Sultan die Fiſche hatte, ließ er ſie in ſein Zimmer bringen, ſammt allem, was zu ihrer Bereitung nöthig war. Hier ſchloß er ſich mit ſeinem Groß-Weſyr ein, und dieſer Miniſter richtete die Fiſche zu, ſetzte ſie in einem Tiegel auf das Feuer, und als ſie auf der einen Seite gebraten waren, kehrte er ſie auf die andere. Da öffnete ſich die Wand des Zimmers, aber anſtatt des Fräuleins, trat ein Schwarzer daraus hervor.

Dieſer Schwarze trug die Kleidung eines Sklaven; er war von rieſenhafter Dicke und Größe, und hielt einen dicken grünen Stock in der Hand. Er nahte ſich dem Tiegel, berührte mit ſeinem Stock einen der

Fiſche, und ſprach zu ihm mit furchtbarer Stimme: »Fiſch, Fiſch, thuſt du deine Pflicht?«

Auf dieſe Worte hoben die Fiſche ihre Köpfe empor, und antworteten: »Ja, ja, wir thun unſre Pflicht; wenn ihr rechnet, ſo rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, ſo bezahlen wir auch die unſrigen; wenn ihr fliehet, ſo ſiegen wir und ſind wir zufrieden.«

Kaum hatten die Fiſche dieſe Worte ausgeſprochen, als der Schwarze den Tiegel mitten im Zimmer umſtieß, und die Fiſche in Kohlen verwandelte. Als dies geſchehen war, entfernte er ſich ſtolz, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche ſich wieder ſchloß und in demſelben Zuſtande erſchien, wie zuvor.

»Nach dem, was ich ſo eben geſehen habe,« ſprach der Sultan zu ſeinem Groß-Weſyr, »iſt es mir unmöglich, ruhig zu ſein. Dieſe Fiſche bedeuten ohne Zweifel etwas außerordentliches, worüber ich Aufklärung haben will.

Er ſandte abermals nach dem Fiſcher; man brachte ihn, und er ſagte zu ihm: »Fiſcher, die Fiſche, welche du uns gebracht haſt, verurſachen mir große Unruhe. An welchem Orte haſt du ſie gefangen?« — »Herr,« antwortete er, ich habe ſie in einem Teiche gefangen, welcher zwiſchen vier Hügeln liegt, jenſeits des Berges, den man von hier ſieht.«

»Kennſt du dieſen Teich?« fragte der Sultan den Weſyr. — "Nein, Herr," antwortete der Weſyr, "ich habe nie davon reden gehört; es ſind gleichwohl ſchon ſechzig Jahre, daß ich in der Umgegend und jenſeit dieſes Berges jage.“

Der Sultan fragte nun den Fiſcher, wie weit der Teich von ſeinem Palaſt entfernt wäre; und der Fiſcher verſicherte, daß es nicht mehr als drei Stunden Weges wäre.

Auf dieſe Verſicherung, und weil es noch hoch genug am Tage war, um vor der Nacht dorthin zu gelangen, befahl der Sultan ſeinem ganzen Hofe, zu Pferde zu ſteigen; und der Fiſcher diente ihnen als Führer.

Sie ritten den Berg hinauf, und beim Hinabſteigen ſahen ſie, mit großer Verwunderung, eine weite Ebene, welche niemand bisher bemerkt hatte. Endlich gelangten ſie an den Teich, welchen ſie wirklich zwiſchen vier Hügeln liegen fanden, wie der Fiſcher berichtet hatte. Das Waſſer darin war ſo durchſichtig, daß ſie bemerkten, wie alle Fiſche darin denen ähnlich waren, welche der Fiſcher nach dem Palaſte gebracht hatte.

Der Sultan hielt am Ufer des Teiches ſtill; und nachdem er die Fiſche darin einige Zeit mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er ſeine Emire und alle ſeine Hofleute, wie es möglich wäre, daß ſie dieſen ſo nahe bei der Stadt gelegenen Teich noch nicht geſehen hätten. Sie antworteten ihm, daß ſie niemals auch nur davon reden gehört hätten.

"Weil ihr denn alle einſtimmig ſeid," ſagte er darauf zu ihnen, "daß ihr nicht einmal davon reden gehört habt, und da ich nicht minder als ihr über dieſe neue Erſcheinung erſtaunt bin, ſo habe ich mich entſchloſſen, nicht eher in meinen Palaſt zurückzukehren, als bis ich weiß, wie dieſer Teich hieher kömmt, und warum es nur Fiſche von viererlei Farben darin gibt."

Nachdem er dieſes geſagt hatte, befahl er, ſich zu lagern; und alsbald wurden ſein Gezelt und die Zelte für ſeinen Hof am Ufer des Teiches aufgeſchlagen.

Bei Anbruche der Nacht begab der Sultan ſich in ſein Gezelt, beſprach ſich insgeheim mit ſeinem Groß-Weſyr, und ſagte zu ihm: "Weſyr, ich fühle in mir eine große Unruhe: dieſer an dieſen Ort verſetzte Teich, dieſer Schwarze, der uns in meinem Zimmer erſchienen iſt, dieſe Fiſche, welche wir reden gehört haben: alles dies erregt meine Neugier dermaßen, daß ich der Ungeduld nicht widerſtehen kann, ſie zu befriedigen. Zu dieſem Zwecke habe ich einen Plan erdacht, welchen ich durchaus ausführen muß. Ich werde mich allein aus dem Lager entfernen, und befehle dir, meine Abweſenheit geheim zu halten: bleib' unter meinem Gezelte; und morgen früh, wenn meine Emire und Hofleute ſich vorzuſtellen kommen, weiſe ſie ab, mit dem Vorgeben, daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen bin, und allein ſein will. Die folgenden Tage wiederhole ihnen daſſelbe, bis ich wieder zurückkomme."

Der Groß-Weſyr machte dem Sultan mehrere Vorſtellungen, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; er erinnerte ihn an die große Gefahr, der er ſich ausſetzte, und daß er ſich vielleicht eine vergebliche Mühe gäbe. Aber wie er auch ſeine Beredſamkeit erſchöpfte, der Sultan ließ nicht ab von ſeinem Entſchluſſe, ſondern bereitete ſich, ihn auszuführen.

Er zog ſich ein zum Wandern bequemes Kleid an, verſah ſich mit einem Säbel; und ſobald er ſah, daß alles ſtille war in ſeinem Lager, machte er ſich ohne irgend eine Begleitung auf den Weg.

Er richtete ſeine Schritte gegen einen der vier Hügel, und beſtieg ihn gemächlich. Noch leichter ſtieg er jenſeits hinab; und als er in der Ebene war, wanderte er bis Sonnenaufgang darauf fort.

Da erblickte er in der Ferne vor ihm ein großes Gebäude, und freute ſich, in der Hoffnung, dort etwas von dem zu erfahren, was er zu wiſſen wünſchte. Als er nahe daran war, bemerkte er, daß es ein prächtiger Palaſt war, oder vielmehr ein ſehr feſtes Schloß, von ſchönem ſchwarzem geſchliffenem Marmor, mit einem Dache von feinem Stahle, ſo glatt wie ein Spiegelglas. Erfreut, daß er nicht lange gehen durfte, ohne wenigſtens etwas Merkwürdiges anzutreffen, blieb er an der Vorderſeite des Schloſſes ſtehen, und betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit.

Er näherte ſich hierauf der Pforte, welche zwei Flügelthüren hatte, deren eine offen ſtand. Obgleich er gerade hineintreten konnte, ſo glaubte er doch anklopfen zu müſſen. Er klopfte alſo einmal, ziemlich leiſe, und wartete einige Zeit; da er niemand kommen ſah, wähnte er, man hätte ihn nicht gehört; deshalb klopfte er zum zweiten Male etwas ſtärker, und als niemand weder ſah noch hörte, noch ſtärker: aber immer noch erſchien niemand. Das verwunderte ihn höchlich; denn er konnte ſich nicht denken, daß ein ſo wohl unterhaltenes Schloß unbewohnt wäre. »Wenn niemand darin iſt,« ſagte er bei ſich ſelber, »ſo hab ich nichts zu fürchten; und iſt jemand drinnen, ſo habe ich etwas, mich zu vertheidigen.«

Kurz, der Sultan trat hinein; er ging weiter in den Vorhof, und rief laut: »Iſt niemand hier, einen Wanderer aufzunehmen, der einer Erquickung bedarf?« Er wiederholte dieſelbe Frage zwei oder dreimal; aber, ſo laut er auch ſprach, niemand antwortete ihm.

Dieſes Stillſchweigen vermehrte ſein Erſtaunen. Er ging weiter in einen ſehr geräumigen Hof, und blickte ſich nach allen Seiten um, ob er niemand entdecken könnte: er erblickte aber nicht das geringſte lebende Weſen .....

Aber, Herr,« ſagte Scheheraſade bei dieſer Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillſchweigen auf.«

"Ach, meine Schweſter," ſagte Dinarſade, "du läßt uns gerade an der ſchönſten Stelle!" "Es iſt wahr," antwortete die Sultaninn; "aber, liebe Schweſter, du ſiehſt die Nothwendigkeit davon ein. Jedoch käme es nur auf den Sultan, meinen Herrn, an, daß du morgen auch das Uebrige hörteſt."

Es geſchah nicht ſo wohl Dinarſade'n zu Gefallen, daß Schachriar die Sultaninn nochmals leben ließ, als um ſeine eigene Neugier zu befriedigen und zu vernehmen, was ſich in dem Schloſſe zutragen würde.

Fünf und zwanzigſte Nacht.

Dinarſade ſäumte nicht, die Sultaninn am Ende dieſer Nacht aufzuwecken: "Meine liebe Schweſter," ſagte ſie zu ihr, "ich bitte dich, uns zu erzählen, was ſich in dem ſchönen Schloſſe zutrug, in welchem du uns geſtern ließt."

Scheherezade nahm ſogleich das geſtrige Mährchen wieder auf, wandte ſich zu Schachriar und ſprach:

"Herr, als der Sultan in dem Hofe, worin er ſich befand, niemand erblickte, ſo trat er in große Säle, deren Fußteppiche von Seide waren, der Eſtrich und die Sofa's bedeckt mit Stoffen von Mekka, und die

Thürvorhänge von den reichſten Indiſchen Stoffen, reich mit Gold und Silber geſtickt.

Er kam weiter in einen wundervollen Saal, in deſſen Mitte ein großes Becken ſtand mit einem Löwen aus gediegenem Golde auf jeder Ecke. Die vier Löwen ſpieen Waſſer aus ihrem Rachen, welches in Diamanten und Perlen niederfiel, und harmoniſch einen Waſſerſtral begleitete, welcher, aus der Mitte des Beckens emporſpringend, faſt die Decke der Kuppel berührte, deren Wände bemahlt waren.

Das Schloß war auf drei Seiten von einem Garten umgeben, welchen Blumenſtücke, Teiche, Luſtwäldchen und tauſend andere Annehmlichkeiten um die Wette verzierten, und was dieſen Ort vollends wonnevoll machte, war eine zahlloſe Menge von Vögeln, welche die Luft mit ihrem wohllautenden Geſange erfüllten, und ſtets dort blieben, weil die über die Bäume und den Palaſt geſpannten Netze ſie verhinderten, wegzufliegen.

Der Sultan wandelte lange von Zimmer zu Zimmer, wo alles groß und prächtig erſchien. Als er müde war weiter zu gehen, ſetzte er ſich in ein offenes Gemach, welches die Ausſicht über den Garten hatte; und hier, erfüllt von allem dem, was er ſchon geſehen hatte, und noch ſah, ſtellte er allerlei Betrachtungen an über alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände, als auf einmal eine klagende Stimme ſein Ohr traf und er vernehmlich dieſe traurigen Worte hörte:

»O Schickſal, laß nicht länger mich leben, und ſchone mein nicht mehr! denn mein Daſein ſchwebt zwiſchen Unglück und Gefahr.

Haſt du nicht Mitleid, o Gattinn, mit einem Manne von hoher Abkunft, der unter die Herrſchaft der Liebe erniedrigt wurde? nicht mit einem der Reichſten, der verarmte?

Ja, ich geſtehe es; ich beneidete die Luft, die dich umwehte: aber ich bedachte nicht, daß, beim Willen des Schickſals, auch der hellſte Blick nichts ſiehet.

Welche Kunſt könnte auch den Bogenſchützen noch retten, wenn ihm, im Begriff loszudrücken, die Senne zerreißt!

Wenn feindliche Haufen ſich dann auf ihn ſtürzen, wohin kann er da fliehen vor dem Geſchick! Wohin kann er da fliehen!«

Der Sultan, gerührt von dieſen Klagen, ſtand auf und ging nach der Seite, woher ſie ertönten. Er kam an die Thür eines großen Saales, öffnete den Vorhang, und erblickte einen wohlgebildeten und ſehr reich gekleideten Mann, welcher auf einem etwas über den Boden erhabenen Throne ſaß. Die Traurigkeit mahlte ſich in ſeinem Antlitze [67], welches übrigens von einer vollkommenen Schönheit, und durch ein kleines ſchwarzes Mal auf der Wange bezeichnet war. Der Dichter beſchreibt auf folgende Weiſe die Schönheit eines ſolchen jungen Mannes:

Sein Wuchs war ſchlank; ſein ſchwarzes Haar, wenn man es anblickte, verſetzte alles um ihn her in Dunkelheit, ſo wie die blendende Weiße ſeiner Stirne alles wieder in das hellſte Licht ſetzte.

Aber das ſchwarze Mal auf der Wange, dieſes tadelt nur ja nicht! Iſt euch nicht bekannt, daß das Blatt der ſchönen Anemone auch mit einem ſchwarzen Punkte geſchmückt iſt? —

Der Sultan näherte ſich ihm, und grüßte ihn. Der junge Mann erwiederte ſeinen Gruß, indem er ihm mit dem Kopfe eine ſehr tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch aufzuſtehen. Deshalb ſagte er zu dem Sultan: "Mein Herr, ich erkenne wohl, daß ihr es verdient, daß ich aufſtehe, um euch zu empfangen und alle mögliche Ehre zu erzeigen; aber eine ſo ſchwere Urſache verhindert mich daran, daß ihr es mir nicht übel deuten müßt." — "Mein Herr," antwortete der Sultan, "ich bin euch ſehr verbunden für die gute Meinung, welche ihr von mir heget. In Betreff der Urſache, welche euch verhindert aufzuſtehen, nehme ich von Herzen gern jede beliebige Entſchuldigung von euch an. Angezogen von euren Klagen, durchdrungen von eurem Leiden, komme ich euch meine Hülfe darzubieten. Wollte Gott, daß es von mir abhinge, euren Leiden Erleichterung zu verſchaffen, ich würde all mein Vermögen dazu anwenden. Ich ſchmeichle mir, daß ihr mir wohl die Geſchichte eurer Unfälle erzählen wollt: aber, ich bitte euch, belehrt mich zuvor: was dieſer Teich hier in der Nähe bedeutet, in welchem man Fiſche von vier verſchiedenen Farben ſieht; was dieſes für ein Schloß iſt; weshalb ihr euch darin befindet, und woher es kömmt, daß ihr ſo allein darin ſeid?"

Anſtatt auf dieſe Fragen zu antworten, fing der junge Mann bitterlich an zu weinen: "Wie unbeſtändig iſt das Glück!" rief er aus: "es gefällt ſich darin, diejenigen zu ſtürzen, welche es erhoben hat. Wo ſind diejenigen, welche ruhig der von ihm gewährten Glückſeeligkeit genießen, und deren Tage immer hell und heiter ſind?"

Der Sultan, von Mitleid bewegt, bat ihn ſehr inſtändig, ihm die Urſache eines ſo großen Schmerzes zu ſagen. "Ach! mein Herr", antwortete ihm der junge Mann, "wie ſollte ich nicht betrübt ſein; und warum ſollten meine Augen nicht zwei unverſiegliche Thränenquellen ſein?"

Bei dieſen Worten hob er ſein Kleid auf, und ließ den Sultan ſehen, daß er nur vom Kopfe bis zum Gürtel ein Menſch war, die andere Hälfte ſeines Leibes aber von ſchwarzem Marmor war."

An dieſer Stelle unterbrach Scheheraſade ihre Rede, und machte dem Sultan bemerklich, daß der Tag anbräche.

Schachriar war dermaßen von dem bezaubert, was er ſo eben gehört hatte und fühlte ſich ſo ſehr zu Gunſten der Sultaninn erweicht, daß er beſchloß, ſie einen ganzen Monat lang leben zu laſſen. Er ſtand jedoch wie gewöhnlich auf, ohne ihr von ſeinem Entſchluſſe etwas zu ſagen.

Sechs und zwanzigſte Nacht.

Dinarſade war ſo ungeduldig, den Verfolg des Mährchens der geſtrigen Nacht zu hören, daß ſie ihre Schweſter ſehr zeitig aufweckte und ſie bat, die wunderbare Erzählung fortzuſetzen, welche ſie geſtern nicht vollenden konnte.

"Ich will es gern thun," antwortete die Sultaninn, "höret mir zu:

Ihr könnt wohl denken," fuhr ſie fort, "daß der Sultan höchſt erſtaunt war, als er den beweinenswürdigen Zuſtand des jungen Mannes erblickte. "Was ihr mir da zeiget," ſagte er zu ihm, "erfüllt mich mit Entſetzen und erregt zugleich meine Neugier; ich brenne vor Verlangen, eure Geſchichte zu hören, welche ohne Zweifel höchſt ſeltſam iſt; und ich bin überzeugt, daß der Teich und die Fiſche damit in irgend einem Zuſammenhange ſtehen: alſo beſchwöre ich euch, ſie mir zu erzählen; ihr werdet eine Art von Troſt darin finden, indem es gewiß iſt, daß die Unglücklichen eine gewiſſe Erleichterung darin finden, ihr Unglück zu erzählen."

"Ich will euch dieſe Genugthuung nicht verſagen," erwiederte der junge Mann, "obwohl ich ſie euch nicht geben kann, ohne meinen lebhaften Schmerz zu erneuern: aber ich rathe euch zum voraus, eure Ohren, euren Geiſt, und ſelbſt eure Augen auf Dinge vorzubereiten, welche alles übertreffen, was die Einbildungskraft außerordentliches erſinnen kann."

Geſchichte
des jungen Königs der Schwarzen Inſeln.

So wiſſet denn, mein Herr", fuhr er fort", daß mein Vater, der Mahmud hieß, König dieſes Staates war. Das iſt das Königreich der Schwarzen Inſeln, welches ſeinen Namen von den vier kleinen Bergen hier in der Nähe hat; denn dieſe Berge waren vormals Inſeln; und die Hauptſtadt, in welcher mein Vater ſeinen Hof hielt, ſtand an der Stelle, wo gegenwärtig dieſer Teich iſt, welchen ihr geſehen habt. Die Folge meiner Geſchichte wird euch alle dieſe Verwandlungen erklären.

Der König, mein Vater, ſtarb in einem Alter, von ſiebenzig Jahren. Sobald ich ſeine Stelle eingenommen hatte, vermählte ich mich; und diejenige, die ich dazu erwählte, den Thron mit mir zu theilen, war meine Nichte. Ich hatte alle Urſache mit den Zeichen der Liebe zufrieden zu ſein, welche ſie mir gab;

und ich meinerſeits empfand für ſie eine ſolche Zärtlichkeit, daß nichts unſerer Vereinigung zu vergleichen war. Aber nach Verlauf von fünf Jahren bemerkte ich, daß ſie keinen Geſchmack mehr an mir fand.

Eines Tages als ſie nach Tiſche im Bade war, empfand ich eine große Luſt zu ſchlafen, und ich warf mich auf einen Sofa. Zwei ihrer Frauen, welche ſich in meinem Zimmer befanden, ſetzten ſich hierauf die eine zu meinen Häuptern, die andern zu meinen Füßen, jede mit einem Fächer in der Hand, ſo wohl um mir Kühlung zuzuwehen, als um mir die Fliegen abzuwehren, welche meinen Schlummer hätten ſtören können. Sie wähnten, daß ich eingeſchlafen wäre, und unterhielten ſich ganz leiſe; aber ich hatte nur die Augen zugeſchloſſen, und verlor kein Wort von ihrem Geſpräche.

Eine dieſer Frauen ſagte zu der andern: "Iſt es wohl wahr, daß die Königinn ſehr Unrecht hat, einen ſo liebenswürdigen Fürſten, wie der unſere, nicht zu lieben?" — "Sicherlich," antwortete die andere. "Was mich betrifft, ſo begreife ich es nicht, und ich weiß nicht, warum ſie alle Nächte aufſteht und ihn allein läßt: bemerkt er es denn nicht?" — "Ei, wie ſoll er es denn bemerken?" fuhr die erſte fort. "Sie miſcht alle Abend einen gewiſſen Kräuterſaft in ſeine Getränke, wodurch er die ganze Nacht in ſo tiefem Schlafe liegt, daß ſie Zeit hat zu gehen, wohin ſie will; und mit Anbruche des Tages kömmt ſie zurück und legt ſich wieder zu ihm; alsdann erweckt ſie ihn durch einen gewiſſen Geruch, den ſie ihm unter die Naſe hält.»

Denket euch, Herr, mein Erſtaunen bei dieſer Unterredung, und die Empfindungen, welche es in mir erregte. Gleichwohl, welche Aufwallung ſie mir auch verurſachte, hatte ich Herrſchaft genug über mich, mich zu verſtellen: ich that, als erwachte ich, und hätte nichts davon gehört.

Die Königinn kam wieder aus dem Bade, wir ſpeiſten mitſammen zu Abend, und ehe wir uns niederlegten, reichte ſie ſelber mir eine Schale voll Waſſer, welche ich zu trinken pflegte: aber anſtatt ſie an meinen Mund zu ſetzen, näherte ich mich einem offen ſtehenden Fenſter, und verſchüttete das Waſſer ſo geſchickt, daß ſie es nicht bemerkte. Ich gab ihr darauf die Schale wieder in die Hand, damit ſie nicht zweifelte, daß ich getrunken hätte.

Hierauf legten wir uns nieder; aber bald darauf, als ſie mich eingeſchlafen wähnte, obwohl ich wachte, ſtand ſie wieder auf, mit ſo wenig Vorſicht, daß ſie ziemlich laut ſagte: »Schlaf', und möchteſt du nie wieder erwachen!» Sie kleidete ſich eilig an, und verließ das Gemach....»

Bei dieſen Worten bemerkte Scheheraſade, daß es ſchon Tag war, und hörte auf zu reden.

Dinarſade hatte ihre Schweſter mit großem Vergnügen angehört. Schachriar fand die Geſchichte des Königs der Schwarzen Inſeln ſeiner Neugier ſo würdig, daß er ſehr ungeduldig aufſtand, in der folgenden Nacht die Fortſetzung zu hören.

Sieben und zwanzigſte Nacht.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarſade, und ſäumte nicht, die Sultaninn, ihre liebe Schweſter, zu bitten, die Geſchichte des jungen Königs der vier ſchwarzen Inſeln fortzuſetzen.

Scheherasade erinnerte ſich alsbald, wo ſie geſtern ſtehen geblieben war, und nahm ſie folgendermaßen wieder auf:

„Sobald die Königinn, meine Gemahlinn, hinausgegangen war," fuhr der König der Schwarzen Inſeln fort, „ſtand ich auf, und zog mich haſtig an; ich nahm meinen Säbel, und ging ihr ſo eilig nach, daß ich ſie bald vor mir gehen hörte. Nun folgte ich ihr Schritt für Schritt, trat aber leiſe auf, um nicht gehört zu werden.

Sie ging durch mehrere Thüren, welche ſich, durch die Kraft gewiſſer Zauberworte, die ſie ausſprach, von ſelber öffneten; und die letzte, welche ſich ſo öffnete, war die des Gartens, in welche ſie nun heraustrat.

Ich blieb in dieſer Thüre ſtehen, damit ſie mich nicht erblicken möchte, während ſie durch ein Blumenſtück ging; ich verfolgte ſie mit den Augen ſo weit als die Dunkelheit es mir erlaubte, und bemerkte, daß ſie in ein kleines Gehölz trat, deſſen Baumgänge von einer dichten Hecke umgeben waren. Ich begab mich auf einem andern Wege eben dahin, und indem ich hinter die Hecke eines ziemlich langen Baumganges ſchlüpfte, ſah ich ſie darin mit einem Manne luſtwandeln.

Ich ermangelte nicht, ihrem Geſpräch ein aufmerkſames Ohr zu leihen, und folgendes war es, was ich vernahm:

"Ich verdiene nicht," ſagte die Königinn zu ihrem Liebhaber, "die Vorwürfe, welche du mir machſt, daß ich nicht eiliger bin: du weißt ſehr wohl die Urſache, welche mich daran verhindert. Aber wenn alle die Zeichen der Liebe, welche ich bisher dir gegeben habe, nicht hinreichen, dich von meiner Innigkeit zu überzeugen, ſo bin ich bereit, dir noch auffallendere Beweiſe davon zu geben: du darfſt nur gebieten; du kennſt meine Macht. Ich will, wenn du es wünſcheſt, noch vor Sonnenaufgange dieſe große Stadt und dieſen ſchönen Palaſt in grauenvolle Trümmer verwandeln, die nur von Wölfen, Uhu's und Raben bewohnt ſind. Soll ich alle Steine dieſer ſo ſtarken Mauern jenſeit des Berges Kaukaſus, außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt verſetzen? Du darfſt nur Ein Wort ſagen, und dieſer ganze Ort iſt verwandelt."

Als die Königinn dieſe Worte ausſprach, war ſie mit ihrem Buhlen ans Ende des Baumganges gekommen, und wandte ſich mit ihm in einen andern, und beide gingen ſo vor mir her. Ich hatte ſchon meinen Säbel gezogen; und da der Buhle auf meiner Seite ging, hieb ich ihn in den Hals, und ſtürzte ihn zu Boden. Ich glaubte ihn getödtet zu haben; und in dieſem Wahne entfernte ich mich hurtig, ohne mich der Königinn zu erkennen zu geben, deren ich ſchonen wollte, weil ſie meine Verwandte war.

Indeſſen war der Schlag, den ich ihrem Buhlen gegeben hatte, allerdings tödlich; aber ſie erhielt ihm durch die Kraft ihrer Zauberei das Leben, auf eine ſolche Weiſe zwar, daß man von ihm ſagen kann, er iſt weder todt noch lebend.

Als ich durch den Garten nach dem Palaſte zurückging, hörte ich die Königinn lautes Geſchrei ausſtoßen; ich erkannte daraus ihren Schmerz, und ich war zufrieden mit mir, daß ich ihr das Leben gelaſſen hatte.

Nachdem ich in mein Zimmer zurückgekommen war, legte ich mich wieder nieder; und zufrieden, den Verwegenen beſtraft zu haben, welcher mich beleidigt hatte, ſchlief ich ein.

Beim Erwachen, am folgenden Morgen, fand ich die Königinn neben mir liegen ...."

Scheheraſade war genöthigt, bei dieſer Stelle inne zu halten, weil ſie den Tag anbrechen ſah.

"Guter Gott! meine Schweſter," ſagte hierauf Dinarſade, "es thut mir ſehr leid, daß du nicht weiter erzählen kannſt." — "Meine Schweſter," antwortete die Sultaninn, "du ſollteſt mich zeitiger wecken; es iſt deine Schuld." — "Ich werde es, mit Gottes Hülfe, in der nächſten Nacht wieder einbringen," erwiederte Dinarſade, "denn ich zweifle nicht: daß der Sultan eben ſo große Luſt hat als ich, das Ende dieſer Geſchichte zu wiſſen; und ich hoffe, daß er die Güte haben wird, dich noch bis morgen leben zu laſſen."

Acht und zwanzigſte Nacht.

In der That weckte Dinarſade, wie ſie es ſich gelobt hatte, die Sultaninn bei ſehr guter Zeit, aus großem Verlangen, von ihr das Ende der angenehmen Geſchichte des Königs der Schwarzen Inſeln zu hören, und zu wiſſen, wie er ſo in Marmor verwandelt worden.

„Du ſollſt es vernehmen,“ antwortete Scheheraſade, „mit Erlaubniß des Sultans:

„Ich fand alſo die Königinn neben mir liegen,“ fuhr der König der vier Schwarzen Inſeln fort; „ich kann euch nicht ſagen, ob ſie ſchlief, oder nicht: ich ſtand aber leiſe auf, ging in mein Gemach und kleidete mich vollends an. Hierauf ging ich in meine Rathsverſammlung.

Bei meiner Rückkehr erſchien die Königinn vor mir in Trauerkleidern, mit zerſtreuten und zum Theil zerrauften Haaren. „Herr,“ ſprach ſie zu mir, „ich komme Euer Majeſtät zu bitten, ſich nicht über den Zuſtand zu wundern, in welchem ich mich befinde. Drei traurige Nachrichten, welche ich eben zu gleicher Zeit empfangen habe, ſind die gerechte Urſache des tiefen Schmerzes, von welchem ihr nur die ſchwachen Zeichen ſehet.“ — „Und was ſind das für Nachrichten, Herrinn?“ fragte ich ſie. „Der Tod der Königinn, meiner Mutter,“ antwortete ſie, „zugleich mit dem Tode des Königs, meines Vaters, der in einer Schlacht gefallen iſt, und eines meiner Brüder, der in einen Abgrund geſtürzt iſt [68].“

Es war mir nicht unlieb, daß ſie dieſen Vorwand ergriff, um den wahren Grund ihrer Betrübniß zu verbergen, und ich erkannte daraus, daß ſie mich nicht in Verdacht hatte, ihren Geliebten getödtet zu haben.

„Herrinn,“ ſagte ich zu ihr, „weit entfernt, euern Schmerz zu tadeln, verſichere ich euch, daß ich allen Theil daran nehme, den ich daran nehmen muß. Ich würde höchſt verwundert ſein, wenn ihr unempfindlich bliebet bei dem Verluſte, welchen ihr erlitten habt. Weinet: eure Thränen ſind untrügliche Kennzeichen eures trefflichen Gemüths. Ich hoffe gleichwohl, daß die Zeit und die Vernunft euren Schmerz mäßigen werden.“

Sie zog ſich in ihr Gemach zurück, wo ſie ſich ohne Rückhalt ihrem Schmerze hingab, und ein ganzes Jahr zubrachte mit Weinen und mit Klagen.

Nach Verlauf dieſer Zeit bat ſie mich um Erlaubniß, in dem Umfange des Palaſtes ihr Grabmal erbauen zu laſſen, wo ſie, wie ſie ſagte, bis an das Ende ihrer Tage wohnen wollte. Ich erlaubte es ihr, und ſie ließ einen prächtigen Palaſt bauen, mit einer Kuppel, welche man von hier ſehen kann: ſie benannte ihn den Thränen-Palaſt.

Als er vollendet war, ließ ſie ihren Geliebten hineinbringen, welchen ſie in derſelben Nacht, da ich ihn verwundet, nach einem ihr gelegenen Orte verſetzt hatte. Sie hatte bisher ſeinen Tod durch Tränke verhindert, welche ſie ihn einnehmen ließ; und ſie fuhr fort, ihm dergleichen zu geben, und ſie ihm ſelber alle Tage zu bringen, ſeitdem er in dem Thränen-Palaſte war.

Indeſſen, mit allen ihren Zaubereien konnte ſie dieſen Unglücklichen nicht heilen. Er war nicht nur außer Stande zu gehen und ſich aufrecht zu erhalten, ſondern er hatte auch den Gebrauch der Zunge verloren, und hatte kein anderes Lebenszeichen, als durch ſeine Blicke. Obwohl alſo die Königinn nur den Troſt hatte, ihn zu ſehen und ihm alles zu ſagen, was ihre thörichte Liebe ihr irgend Zärtliches und Leidenſchaftliches eingeben mochte, ſo unterließ ſie jedoch nicht, ihm täglich zwei ziemlich lange Beſuche zu machen. Ich war von allem dieſem wohl unterrichtet; aber ich ſtellte mich, als wüßte ich nichts davon.

Eines Tages ging ich zu dem Thränen-Palaſt, aus Neugier, zu wiſſen, was dort eigentlich die Beſchäftigung der Königinn wäre; und an einem Orte, wo ich nicht geſehen werden konnte, hörte ich ſie folgendermaßen zu ihrem Geliebten reden: „Ich bin in Verzweiflung, dich in dem Zuſtande zu ſehen, worin du dich befindeſt; ich fühle nicht minder die brennenden Schmerzen, welche du leideſt ....; aber, geliebte Seele, ich rede immer zu dir, und du antworteſt mir nie. Wie lange willſt du in dieſem Stillſchweigen beharren? Ach! die ſüßeſten Augenblicke meines Lebens ſind die, welche ich hier zubringe, deine Leiden zu theilen. Ich kann nicht leben ohne dich, und das Vergnügen, dich unaufhörlich zu ſehen, würde ich der Herrſchaft des Weltalls vorziehen.“

Sie beſchloß dieſe lange Rede mit folgenden Verſen:

„Der Tag des Heils iſt derjenige, am welchem ich deiner Nähe genieße; der Tag des Verderbens und des Todes iſt derjenige, wo du dich von mir abwendeſt.

Bringe ich die Nacht ferne von dir zu, ſo iſt es, als ob alle Schreckniſſe mir drohten; deine Nähe aber iſt für mich ſüßer, als Sicherheit!"

Endlich fügte ſie noch folgende Verſe hinzu:

"Wäre ich von aller Glückſeligkeit umgeben, beſäße ich die ganze Welt und das Reich der Chosroen:

So würde es für mich nicht ſo viel werth ſein, als die Flügel einer Mücke, wenn mein Auge dich nicht ſähe!"

Ueber dieſe Klagen, welche mehr als einmal von ihren Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurden, verlor ich endlich die Geduld. Ich trat hervor, näherte mich ihr, und ſprach: "Frau, ihr habt nun genug geweint; es iſt Zeit, dieſem Schmerz ein Ziel zu ſetzen, der uns beide entehrt; es iſt zu viel, zu vergeſſen, was ihr mir, und was ihr euch ſelber ſchuldig ſeid."

"Herr," antwortete ſie mir, "wenn ihr noch einige Achtung, oder vielmehr, einige Gefälligkeit für mich hegt, ſo flehe ich euch, mir keinen Zwang anzuthun. Laſſet mich meinem tödlichen Schmerze mich hingeben; es iſt unmöglich, daß die Zeit ihn verringert."

Als ich ſah, daß meine Worte, anſtatt ſie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, nur dazu dienten, ihre Wuth zu reizen, ſagte ich nichts mehr zu ihr, und zog mich zurück.

Sie fuhr fort, täglich ihren Geliebten zu beſuchen, und zwei volle Jahre hindurch war ſie in ſtäter Verzweiflung.

Ich ging noch einmal in den Thränen-Palaſt, als ſie drinnen war; ich verbarg mich wieder, und ich hörte ſie Folgendes zu ihrem Geliebten ſagen:

"Es ſind nun drei Jahre, daß du nicht ein einziges Wort zu mir geſprochen haſt, und daß du nichts antworteſt auf die Zeichen der Liebe, welche ich durch meine Rede und meine Seufzer dir gebe: iſt das Unempfindlichkeit oder Verachtung? O Grabmal, ſollteſt du dieſes Uebermaaß der Zärtlichkeit, welche er für mich hegte, zerſtört haben? Sollteſt du dieſe Augen geſchloſſen haben, die mir ſo viel Liebe verkündigten, und die alle meine Freude ausmachten? Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Sage mir vielmehr, durch welches Wunder du der Bewahrer des köſtlichſten Kleinods geworden biſt, welches es jemals gab!"

Ich geſtehe euch, Herr, daß ich über dieſe Worte ganz entrüſtet wurde; denn, am Ende war dieſer theure Geliebte, dieſer angebetete Sterbliche, nicht ein ſolcher, ſondern es war ein ſchwarzer Indier, aus dieſem Lande gebürtig. Ich wurde, ſage ich, über dieſe Rede dermaßen entrüſtet, daß ich ungeſtüm hervortrat, und ebenſo das Grabmal anredend, ausrief: "O Grabmal, warum verſchlingſt du nicht dieſes Ungeheuer, vor welchem ſich die Natur entſetzt; oder vielmehr, warum verzehrſt du nicht den Buhlen und die Buhlinn!"

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als die Königinn, welche neben dem Schwarzen ſaß, wie eine Raſende aufſprang: "Ha, Grauſamer," ſchrie ſie mir zu, "du biſt es, der meinen Schmerz verurſacht! Wähne nicht, daß ich es nicht wiſſe: ich habe mich nur zu lange verſtellt. Es iſt deine mörderiſche Hand, die den Gegenſtand meiner Liebe in dieſen jammervollen Zuſtand verſetzt hat: und du haſt noch die Grauſamkeit, hieher zu kommen, und eine Liebende bis zur Verzweiflung zu beleidigen."

"Ja, ich bin es," unterbrach ich ſie, außer mir vor Zorn, "ich bin es, der dieſes Ungeheuer beſtraft hat, wie er es verdient; ich ſollte dich eben ſo behandeln, und es gereut mich, es nicht gethan zu haben: ſchon allzulange misbrauchſt du meine Güte."

Indem ich ſo ſprach, zog ich meinen Säbel, und ich hob den Arm, um ſie zu beſtrafen. Sie aber betrachtete ruhig meine Gebärde, und ſprach zu mir mit einem höhniſchen Lächeln: "Mäßige deinen Zorn!" Zu gleicher Zeit ſprach ſie einige Worte aus, die ich nicht verſtand, und fügte darauf hinzu: Kraft meiner Beſchwörungen, befehle ich dir, auf der Stelle halb von Marmor zu werden, und halb Menſch zu bleiben."

Sogleich ward ich, wie ihr mich hier ſehet, Herr, ſchon todt unter den Lebenden und lebend unter den Todten ....»

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle, daß es ſchon Tag war, und hörte auf zu erzählen.

»Meine liebe Schweſter,« ſagte da Dinarſade, »ich bin dem Sultan ſehr verpflichtet: ſeiner Güte verdanke ich das große Vergnügen, das ich empfinde, dir zuzuhören.« — »Meine Schweſter,« antwortete die Sultaninn, »wenn eben dieſe Güte mir noch bis morgen das Leben laſſen will, ſo ſollſt du Dinge hören, welche dir nicht weniger Vergnügen machen werden, als die, welche ich ſo eben erzählt habe.«

Wenn Schachriar auch nicht beſchloſſen hätte, den Tod der Scheheraſade einen Monat lang zu verſchieben, ſo würde er ſie dieſen Tag dennoch nicht haben tödten laſſen.

Neun und zwanzigſte Nacht.

Als zu Ende der Nacht Scheheraſade durch die Stimme ihrer Schweſter erweckt war, ſchickte ſie ſich an, ihren Wunſch zu befriedigen, und die Geſchichte des Königs der Schwarzen Inſeln zu vollenden. Sie begann auf folgende Weiſe:

"Der halb marmorne, halb menſchliche König fuhr alſo fort, dem Sultan ſeine Geſchichte zu erzählen:

"Nachdem" ſprach er, "die grauſame Zauberinn, unwürdig des Namens einer Königinn, mich alſo verwandelt, und durch eine andere Beſchwörung in dieſes Zimmer verſetzt hatte, zerſtörte ſie meine Hauptſtadt, die ſehr blühend und ſtark bevölkert war; ſie vertilgte die Häuſer, die öffentlichen Plätze und Märkte, und ließ an ihrer Stelle den Teich und das wüſte Feld erſcheinen, welches ihr wohl geſehen habt. Die Fiſche von viererlei Farben, welche in dem Teiche ſind, ſind die vier Arten von Inwohnern, nach den verſchiedenen Religionen, die darin waren: die weißen ſind die Muſelmänner; die rothen die Perſer, Feueranbeter; die blauen, die Chriſten; die gelben, die Juden. Die vier Hügel umher waren die vier Inſeln, welche dieſem Königreiche ſeinen Namen gaben. Ich vernahm alles dies von der Zauberinn, welche, zum Uebermaaße meiner Leiden, mir die Wirkungen ihrer Wuth ſelber ankündigte. Das iſt noch nicht alles, ihre Wuth begnügt ſich nicht mit der Zerſtörung meines Reichs und mit meiner Verwandlung: ſie kömmt noch jeden Tag, mir auf die nackten Schultern hundert Streiche mit dem Ochſenziemer zu geben, welche mich in Blute baden. Wenn dieſe Züchtigung vollzogen iſt, bedeckt ſie mich mit einem dicken Zeuge von Ziegenhaaren, und legt darüber dieſen Rock von Brokat, den ihr hier ſehet, nicht um mir Ehre anzuthun, ſondern um mich zu verhöhnen.

Bei dieſer Stelle ſeiner Erzählung konnte der junge König der Schwarzen Inſeln ſeine Thränen nicht zurückhalten; und der Sultan war ſo von Mitleid durchdrungen, daß er nicht ein Wort zu ſeinem Troſte hervorbringen konnte.

Bald darauf hob der junge König die Augen gen Himmel, und rief aus: »Allmächtiger Schöpfer aller Dinge, ich unterwerfe mich deinem Gericht, und den Beſchlüſſen deiner Vorſehung! Ich ertrage geduldig alle meine Leiden, weil es dein Wille iſt: aber ich hoffe, daß deine unendliche Güte mich dafür belohnen wird.«

Der Sultan, ganz erweicht durch die Erzählung einer ſo ſeltſamen Geſchichte, und beſeelt von dem Verlangen, dieſen unglücklichen Fürſten zu rächen, ſprach zu ihm: »Saget mir, wo dieſe treuloſe Zauberinn ſich aufhält, und wo ihr unwürdiger Geliebter ſein mag, der vor ſeinem Tode ſchon begraben iſt.«

»Herr,« antwortete ihm der Fürſt, »ihr Geliebter iſt, wie ich euch ſchon geſagt habe, in dem Thränen-Palaſt, in einem Grabmale mit einer Kuppel; und dieſer Palaſt ſteht mit dieſem Schloſſe an der Vorderſeite in Verbindung. Was die Zauberinn betrifft, ſo kann ich euch nicht genau ſagen, wo ſie ſich aufhält; aber alle Morgen mit Sonnenaufgange kömmt ſie, ihren Geliebten zu beſuchen, nachdem ſie an mir die blutige Züchtigung vollzogen hat, wovon ich euch geſagt habe; und ihr ſehet wohl, daß ich eine ſo grauſame Behandlung nicht abzuwehren vermag. Sie bringt ihm dann den Trank, das einzige Mittel, welches ſein Leben bis daher erhalten hat; und ſie hört nicht auf, ſich über das Stillſchweigen zu beklagen, welches er ſtäts beobachtet, ſeitdem ich ihn verwundet habe.«

»Nicht genug zu beklagender Fürſt,« erwiederte der Sultan, »man kann nicht lebhafter von eurem Unglücke gerührt ſein, als ich es bin. Niemals iſt jemand ſo etwas Außerordentliches begegnet; es fehlt nur noch eins dabei: nämlich, die euch gebürende Rache; aber ich werde nichts unverſucht laſſen, um ſie euch zu verſchaffen.«

In der That, während der Sultan ſich mit dem jungen Fürſten über dieſen Gegenſtand unterhielt, nachdem er ihm geſagt hatte, wer er wäre, und weshalb er in dieſes Schloß gekommen, erſann er ein Mittel, ihn zu rächen, welches er ihm mittheilte. Sie kamen in Anſehung der Maaßregeln überein, welche zu nehmen wären, damit dieſes Vorhaben gelänge, deſſen Ausführung auf den folgenden Tag verſchoben wurde.

Unterdeſſen, da es ſchon tief in der Nacht war, legte ſich der Sultan etwas zu Ruhe. Der junge König aber brachte ſie auf ſeine gewöhnliche Weiſe hin, in ſtäter Schlafloſigkeit; denn ſeit ſeiner Verzauberung konnte er nicht ſchlafen; jedoch dieſesmal mit einiger Hoffnung, bald von ſeinen Leiden befreit zu werden.

Am folgenden Morgen, ſobald es Tag wurde, ſtand der Sultan auf; und um ſogleich ſein Vorhaben auszuführen, legte er ſein Oberkleid, das ihn gehindert hätte, an einen verborgenen Ort, und ging hin zum Thränen-Palaſt.

Er fand ihn durch eine Unzahl von weißen Wachsfakeln erleuchtet, und ein köſtlicher Geruch verbreitete ſich aus vielen Rauchfäſſern von feinem Golde und bewundernswürdiger Arbeit, welche alle in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt waren.

Sobald er das Bette erblickte, auf welchem der Schwarze lag, zog er ſeinen Säbel, und nahm ohne Widerſtand dieſem Elenden das Leben, deſſen Leichnam er in den Schloßhof ſchleifte, wo er ihn in einen Brunnen ſtürzte. Nach dieſer That ging er hin und legte ſich auf das Bette des Schwarzen, legte ſeinen Säbel neben ſich unter der Decke, und blieb dort, um ſein Werk zu vollenden.

Die Zauberinn erſchien bald darauf. Ihr erſtes Geſchäft war, in das Zimmer zu gehen, wo der König der Schwarzen Inſeln, ihr Gemahl, ſich befand. Sie entkleidete ihn, und gab ihm die hundert Streiche mit dem Ochſenziemer auf die Schultern, mit einer Grauſamkeit, die ohne Beiſpiel iſt. Der arme Fürſt mochte immerhin den Palaſt mit ſeinem Geſchrei erfüllen, und ſie auf die rührendſte Weiſe von der Welt beſchwören, Mitleid mit ihm zu haben, die Grauſame hörte nicht auf zu ſchlagen, als bis ſie ihm die hundert Streiche gegeben hatte. »Du haſt kein Mitleid mit meinem Geliebten gehabt,« erwiederte ſie ihm, »du darfſt auch keines von mir erwarten....«

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheheraſade, daß es ſchon Tag war, ſo daß ſie verhindert wurde, ihre Erzählung fortzuſetzen.

»Mein Gott, liebe Schweſter,« ſagte Dinarſade, »das iſt eine gar grauſame Zauberinn! Aber ſollen wir hier ſtehen bleiben? und willſt du uns nicht erzählen, ob ſie die verdiente Strafe empfing.« — »Meine liebe Schweſter,« antwortete die Sultaninn, »ich wünſche nichts mehr, als ſie dir morgen zu erzählen; aber du weißt, daß dies von dem Willen des Sultans abhängt.«

Nach dem, was Schachriar eben gehört hatte, war er weit entfernt, Scheheraſade'n tödten zu laſſen. »Im Gegentheil,« ſagte er bei ſich ſelber, »ich will ihr nicht das Leben nehmen, bevor ſie dieſe erſtaunliche Geſchichte vollendet hat, und wenn deren Erzählung auch zwei Monat dauern ſollte. Es ſteht ja doch immer in meiner Gewalt, den Schwur zu halten, den ich gethan habe.«

Dreißigſte Nacht.

Dinarſade hatte nicht ſobald bemerkt, daß es Zeit wäre, die Sultaninn zu wecken, als ſie ſie bat, zu erzählen, was ſich im Thränen-Palaſt zugetragen hätte.

Als Schachriar dieſelbe Neugier, wie Dinarſade, bezeigt hatte, nahm die Sultaninn das Wort, und faßte die Geſchichte des jungen verzauberten Fürſten alſo wieder auf:

»Herr, nachdem die Zauberinn dem Könige, ihrem Gemahle, die hundert Streiche mit dem Ochſenziemer gegeben hatte, bekleidete ſie ihn wieder mit dem groben Gewande von Ziegenhaaren, und mit dem brokatenen Rocke darüber.

Sie ging hierauf zu dem Thränen-Palaſt, und indem ſie hineintrat, erneute ſie ihr Weinen, Schreien und Wehklagen; dann nahte ſie ſich dem Bette, wo ſie ihren Geliebten noch liegen wähnte, und rief aus: »Welche Grauſamkeit, auf ſolche Weiſe das Glück einer ſo zärtlichen und leidenſchaftlichen Geliebten, als ich, geſtört zu haben! O du, der mir vorwirſt, daß ich zu unmenſchlich bin, wenn ich dich die Wirkungen meines Zornes empfinden laſſe, grauſamer Fürſt, übertrifft deine Unmenſchlichkeit nicht die meiner Rache? Verräther! indem du demjenigen, den ich anbete, nach dem Leben trachteteſt, haſt du mir da nicht das meine geraubt? — Ach!« fügte ſie hinzu, indem ſie ihre Worte an den

Sultan richtete, zu dem Schwarzen zu ſprechen während, "meine Sonne, mein Leben, willſt du immerdar dieſes Stillſchweigen beobachten? Biſt du geſonnen, mich ſterben zu laſſen, ohne den Troſt, mir noch einmal zu ſagen, daß du mich liebſt? Meine Seele, ſage mir wenigſtens nur ein Wort, ich beſchwöre dich darum."

Da ſtellte ſich der Sultan, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte, und indem er die Sprache der Schwarzen nachahmte, antwortete er der Königinn mit ernſter Stimme: "Es gibt keine andere Kraft und Gewalt, als in Gott allein, welcher der Allmächtige iſt."

Bei dieſen Worten, deren ſie ſich nicht verſah, that die Zauberinn einen lauten Schrei, im Uebermaaß ihrer Freude: "Mein theurer Herr," rief ſie aus, "täuſche ich mich nicht? Iſt es denn wahr, daß ich dich höre, und daß du zu mir redeſt?" — "Unglückliche," fuhr der Sultan fort, "biſt du wohl würdig, daß ich auf deine Reden antworte?" — "Und warum," erwiederte die Königinn, "machſt du mir dieſen Vorwurf?" — "Das Geſchrei," verſetzte er, "die Thränen und Seufzer deines Mannes, welchen du täglich ſo unwürdig und grauſam behandelſt, verhindert mich Nacht und Tag am Schlafe. Ich würde längſt ſchon geheilt ſein, und den Gebrauch der Sprache wiedererlangt haben, wenn du ihn entzaubert hätteſt: dies iſt die Urſache des Stillſchweigens, das ich beobachte und darüber du dich beklagſt." — "Wohlan," ſagte die Zauberinn, "um dich zu beruhigen, will ich thun, was du gebieteſt: willſt du, daß ich ihm ſeine vorige Geſtalt wiedergebe?" — "Ja," antwortete der Sultan, "und beeile dich, ihn in Freiheit zu ſetzen, damit ich nicht mehr durch ſein Geſchrei beläſtigt werde."

Die Zauberinn ging ſogleich aus dem Thränen-Palaſt. Sie nahm eine Schale voll Waſſer, ſprach darüber einige Worte aus, welche es ſiedend machten, als wenn es auf dem Feuer geweſen wäre. Sie ging darauf in den Saal, in welchem der junge König, ihr Gemahl, ſich befand; beſpritzte ihn mit dieſem Waſſer, und ſprach dazu:

"Wenn der Schöpfer aller Dinge dich ſo gebildet hat, wie du gegenwärtig biſt, oder wenn er auf dich zürnt, ſo verwandle dich nicht; wenn du aber nur durch die Kraft meiner Bezauberung in dieſem Zuſtande biſt, ſo nimm deine urſprüngliche Geſtalt wieder an, und werde wieder derjenige, der du zuvor warſt."

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als der Fürſt, in ſeinen vorigen Zuſtand hergeſtellt, frei aufſtand, mit aller Freude, die man ſich vorſtellen kann, und Gott dafür dankte. Die Zauberinn nahm wieder das Wort, und ſprach zu ihm: "Geh, entferne dich aus dieſem Schloſſe, und komme nie wieder hieher, oder es koſtet dich das Leben."

Der junge König, der Nothwendigkeit weichend, entfernte ſich von der Zauberinn, ohne zu antworten, und begab ſich an einen abgelegenen Ort, wo er geduldig den Erfolg des Unternehmens erwartete, deſſen Ausführung der Sultan ſchon ſo glücklich begonnen hatte.

Unterdeſſen kehrte die Zauberinn zurück in den Thränen-Palaſt; und beim Eintreten ſagte ſie, immer noch im Wahne zu dem Schwarzen zu ſprechen: "Theurer Geliebter, ich habe gethan, was du mir geboten haſt: nichts hindert euch nunmehr aufzuſtehen, und mir ſo eine Genugthuung zu geben, deren ich ſchon ſo lange Zeit beraubt bin."

Der Sultan fuhr fort, die Sprache der Schwarzen nachzumachen, und antwortete ihr mit unwilligem Tone: "Was du jetzt gethan haſt, iſt nicht hinreichend mich zu heilen; du haſt nur einen Theil des Uebels weggeſchafft, es muß bis auf die Wurzel vertilgt werden." — "Mein liebenswürdiger Schwarzer," fuhr ſie fort, "was verſtehſt du unter der Wurzel?" — "Unglückliche," erwiederte der Sultan, "verſtehſt du nicht, daß ich dieſe Stadt mit ihren Einwohnern und die vier Schwarzen Inſeln meine, welche du durch deine Verzauberungen zerſtört haſt? Alltäglich um Mitternacht heben die Fiſche ihre Köpfe aus dem Teich empor, und ſchreien um Rache gegen mich und dich. Das iſt der wahre Grund der Verſpätung meiner Geneſung. Geh eilends, alle dieſe Dinge in ihren vorigen Zuſtand herzuſtellen; und bei deiner Rückkehr werde ich dir die Hand geben, und du wirſt mir helfen aufzuſtehen."

Die Zauberinn, erfüllt von der Hoffnung, welche dieſe Worte ihr erregten, und entzückt vor Freude, rief aus: "Mein Herz, meine Seele, du ſollſt alsbald deine Geſundheit wiederhaben; denn ich will thun, was du mir gebieteſt."

In der That ging ſie augenblicklich hinaus; und als ſie an das Ufer des Teiches gekommen war, ſchöpfte ſie ein wenig Waſſer in ihre Hand, und ſprengte es darüber aus...."

Scheheraſade ſah bei dieſer Stelle, daß es Tag war, und wollte nicht weiter reden.

Dinarſade ſprach zu der Sultaninn: "Meine Schweſter, ich habe große Freude darüber, den jungen König der Schwarzen Inſeln entzaubert zu wiſſen; und ich ſehe die Stadt und die Einwohner ſchon in ihren vorigen Zuſtand hergeſtellt: aber ich bin voll Ungeduld, zu vernehmen, was aus der Zauberinn wird."

"Habe noch ein wenig Geduld," antwortete die Sultaninn; "morgen ſollſt du die verlangte Genugthuung haben, wenn der Sultan, mein Herr, darein willigt."

Schachriar, der, wie ſchon geſagt iſt, hierüber ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, ſtand auf, um an ſeine Geſchäfte zu gehen.

Ein und dreißigſte Nacht.

Scheheraſade ſäumte nicht, ihr Verſprechen zu halten, und begann die Erzählung von dem Schickſale der Königinn Zauberinn folgendermaßen:

"Die Zauberinn hatte nicht ſobald einige Worte über die Fiſche und den Teich ausgeſprochen, als die Stadt auf der Stelle wieder erſchien. Die Fiſche wurden zu Männern, Weibern und Kindern, Muhamedanern, Chriſten, Perſern und Juden [69], Freien und Sklaven: kurz, jeder nahm ſeine natürliche Geſtalt wieder an. Die Häuſer und Läden füllten ſich alsbald wieder mit ihren Einwohnern, welche darin alle Sachen in derſelben Lage und Ordnung fanden, worin ſie vor der Verzauberung waren.

Das zahlreiche Gefolge des Sultans, welches ſich mitten auf dem großen Platze gelagert fand, war nicht wenig erſtaunt, ſich in einem Augenblicke mitten in eine ſchöne, weite und volkreiche Stadt verſetzt zu ſehen.

Als die Zauberinn dieſe wunderbare Verwandlung vollbracht hatte, begab ſie ſich eilends wieder nach dem Thränen-Palaſt, um die Früchte davon einzuärnten. "Mein geliebter Herr," rief ſie im Eintreten aus, "ich komme mich mit dir über die Wiederkehr deiner Geſundheit zu freuen; ich habe alles gethan, was du von mir gefordert haſt: ſtehe alſo auf, und reiche mir die Hand." — "Komm her," ſagte der Sultan zu ihr, immerfort die Sprache der Schwarzen nachahmend. Sie näherte ſich. "Es iſt noch nicht genug," fuhr er fort, "komm noch näher." Sie folgte. Da erhob er ſich, und ergriff ſie ſo ungeſtüm bei dem Arme, daß ſie nicht Zeit hatte, ſich zu beſinnen; und mit einem Streiche ſeines Säbels hieb er ihren Leib in zwei Stücke.

Als dies vollbracht war, ließ er den Leichnam dort liegen, trat aus dem Thränen-Palaſt, und eilte zu dem jungen Fürſten der Schwarzen Inſeln, der ihn mit Ungeduld erwartete. "Fürſt," ſprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, "ihr habt nichts mehr zu fürchten: eure grauſame Feindinn iſt nicht mehr."

Der junge Fürſt dankte dem Sultan auf eine Weiſe, welche zeigte, daß ſein Herz von Erkenntlichkeit erfüllt war; und zum Lohne für den ſo wichtigen Dienſt, welchen er ihm geleiſtet hatte, wünſchte er ihm ein langes Leben in aller Glückſeligkeit.

"Ihr könnt fortan," ſagte der Sultan zu ihm, "ruhig in eurer Hauptſtadt wohnen, wenn ihr nicht etwa in die meine kommen wollt, welche ihr ſo nahe liegt: ich werde euch mit Vergnügen darin empfangen, und ihr ſollt darin nicht minder geachtet und geehrt werden, als in der euren." —

"Mächtiger Sultan," antwortete der König, "ihr glaubt alſo ſehr nahe bei eurer Hauptſtadt zu ſein?" — "Ja," erwiederte der Sultan, "ich glaube; es ſind nicht mehr als vier oder fünf Stunden Weges." — "Es iſt eine Reiſe von einem ganzen Jahre," fuhr der König fort. "Ich will wohl glauben, daß ihr von eurer Hauptſtadt in ſo kurzer Zeit hieher gekommen ſeid, wie ihr ſagt, weil die meine verzaubert war; aber ſeitdem ſie es nicht mehr iſt, ſo haben ſich die Dinge ſehr geändert. Das ſoll mich aber nicht hindern, euch zu folgen, und wäre es bis an die äußerſten Enden der Erde. Ihr ſeid mein Befreier; und um euch mein Lebelang meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, ſo will ich euch begleiten, und ohne Bedauern mein Königreich verlaſſen."

Der Sultan war außerordentlich überraſcht, zu vernehmen, daß er ſo fern von ſeinen Staaten wäre, und er begriff nicht, wie das zugehen konnte. Aber der junge König der Schwarzen Inſeln überzeugte ihn ſo gut von dieſer Möglichkeit, daß er nicht mehr daran zweifelte. "Es verſchlägt nichts," ſagte darauf der Sultan: "die Mühe der Heimkehr in meine Staaten iſt hinlänglich belohnt durch die Genugthuung, euch gedient, und mir in euch einen Sohn erworben zu haben; denn, weil ihr mir die Ehre anthun wollt, mich zu begleiten, und ich keine Kinder habe, ſo betrachte ich euch als ſolchen; und ich ernenne euch von heut an zu meinem Erben und Nachfolger."

Die Unterhaltung des Sultans und des Königs der Schwarzen Inſeln endigte mit den zärtlichſten Umarmungen; warauf der junge König nur auf die Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe bedacht war. Dieſe waren binnen drei Wochen vollendet, zum großen Leidweſen ſeines ganzen Hofes und ſeiner Unterthanen, welche von ſeiner Hand einen ſeiner nahen Verwandten zum König empfingen.

Kurz, der Sultan und der junge Prinz begaben ſich auf den Weg, mit hundert Kameelen, welche mit unſchätzbaren Reichthümern aus den Kammern des jungen Königs beladen waren; und dieſen begleiteten funfzig trefflich berittene und ausgerüſtete Ritter. Ihre Reiſe war glücklich; und als der Sultan, welcher Eilboten vorausgeſandt hatte, um Nachricht zu geben von ſeiner Entfernung und dem Abenteuer, das davon die Urſache war, in der Nähe ſeiner Hauptſtadt anlangte, kamen die vornehmſten Beamten, welche er dort zurückgelaſſen hatte, ihm zum Empfange entgegen, und verſicherten ihn, daß ſeine lange Abweſenheit keine Veränderung in ſeinem Reiche herbeigeführt hätte. Die Einwohner kamen auch haufenweiſe heraus, empfingen ihn mit lautem Jubel, und ſtellten Freudenfeſte an, welche mehrere Tage währten.

Am folgenden Morgen nach ſeiner Heimkunft machte der Sultan allen ſeinen verſammelten Hofleuten einen ſehr umſtändlichen Bericht von den Begebenheiten, welche wider ſeine Erwartung, ſeine Abweſenheit ſo verlängert hatten. Er erklärte ihnen demnächſt die Annahme an Kindesſtatt, in dem König der vier Schwarzen Inſeln, welcher gern ein großes Königreich verlaſſen hätte, um ihn zu begleiten und bei ihm zu bleiben. Endlich, um ihre Treue zu belohnen, die ſie ihm alle bewahrt hatten, gab er ihnen reiche Geſchenke, im Verhältniſſe des Ranges, welchen jeder an ſeinem Hofe einnahm.

» Was den Fiſcher betrifft, welcher der erſte Anlaß der Befreiung des jungen Königs war, ſo überhäufte ihn der Sultan mit Gütern, und machte ihn nebſt ſeiner Familie ſehr glücklich für ihre übrige Lebenszeit. »

Scheheraſade endigte hier das Mährchen von dem Fiſcher und dem Geiſte. Dinarſade bezeugte, daß es ihr unendliches Vergnügen gemacht hätte. Und als auch Schachriar ihr dieſelbe Genugthuung bezeugt hatte, ſagte Scheheraſade, daß ſie noch ein viel ſchöneres Mährchen wüßte, und wenn der Sultan es erlaubte, ſo wollte ſie es in der nächſten Nacht erzählen; denn der Tag brach ſchon an.

Schachriar, neugierig, ob dieſes Mährchen wirklich ſo anmuthig wäre, als ſie verhieß, ſtand mit dem Entſchluſſe auf, es in der folgenden Nacht zu hören.

Anmerkungen.

(G. bezeichnet die Anmerkungen in Cauſſins Ausgabe des Galland, und E. G. die von Eduard Gauttier.)

1) Der letzte Sprößling des Königsſtammes der Saſſaniden, der unglückliche Yesdedſcherd, fiel im Kampfe gegen die Muſelmänner, im 39ſten Jahre nach Mohameds Flucht (im 657ſten nach Chriſti Geburt). Unrichtig macht alſo der Arabiſche Verfaſſer die Perſonen ſeiner Erzählungen zu Bekennern des Islam; auch ſtiftet er zwiſchen den Königen von Indien, Perſien und Samarkand eine Verwandſchaft, welche nur unter den Nachfolgern Dſchenghys Chans ſtatt hatte. Dieſe und ähnliche geſchichtliche Verſtöße gehören der Ungenauigkeit des Arabiſchen Ueberſetzers an. Feriſchta erzählt freilich von einem Einfalle der Perſer unter Feriduns Regierung in Indien, zur Unterſtützung eines aufrühriſchen Bruders des Maha-radjas (das heißt, großer König); aber dieſer Einfall endigte nach zehn Jahren damit, daß Maha-radjah den Perſern ein Löſegeld bezahlte, und ſeinem Bruder einen Theil des Reichs abtrat. E. G. — Cauſſin bemerkt (in der Vorrede zu Bd. 8. S. xxix), aus Gallands Urſchrift, daß dieſer Anfang in der den Arabern eigenthümlichen poetiſchen und gereimten Proſa abgefaßt, und darin nur Perſien als das Land der Kinder Saſan's umſchrieben, nicht aber Schachriar und ſein Bruder Abkömmlinge derſelben genannt werden, und auch von ihrem Vater nichts vorkomme. Merkwürdig findet ſich aber beides in der Tuneſiſchen Handſchrift eben ſo, wie bei Galland,

nur kürzer, ſo daß Galland noch eine andere ähnliche Handſchrift benutzt haben muß. Auch hat Cauſſin dann ſelber (ebd. in den Anmerk. zu S. 2. 3.) unter den Saſſaniden zwei Schachriare aufgefunden, und nimmt an, daß der Verfaſſer den ſeinen von dieſem alten Königshauſe abſtammen laſſe.

2) Schach-riâr bedeutet im Perſiſchen, wo die Namen der älteſten Theile der 1001 Nacht zu Hauſe ſind, Freund der Stadt. E. G. — So erklärt auch J. Scott: Freund der Stadt oder des Volks. Langlès (in den Anmerkungen zum Sindbad S. 134) führt dagegen die Erklärungen zweier gerühmter Perſiſcher Wörterbücher an. Nämlich, nach dem Schems-èl-Loghât, bedeutet Schehryâr, Beherrſcher der Welt, unbeſchränkter Herrſcher, und nannte man alſo auch den Hof Nuſchyrwân's; und nach dem Borhân kathe, iſt es der Titel eines Königs, der mächtiger war, als alle Könige ſeiner Zeit, und heißt ſo auch eine große Stadt. Schehrbâs, wie einige Handſchriften leſen, iſt nach eben dieſem Wörterbuche, der Name einer Stadt in Samarkand. Man lieſt auch Schehrbân, d. h. im Perſiſchen: Hüter der Stadt. — Cauſſin erklärt dieſen Namen, Schachriar, für gleichbedeutend mit dem einfachen Schach, König. — In der Liſte der Saſſaniden ſteht ein König Schachriar, welcher gar nicht zu dieſem Hauſe gehört, und nur kurze Zeit regierte; Schachriar heißt aber auch der Vater des vorgedachten Yesdedſcherd (war ein Sohn des Chosru Parwis, und entfloh allein dem grauſamen Siroe, der ſeine 15 Brüder umbringen ließ, kam aber ſelber nicht zur Regierung). Keiner von beiden kann eigentlich bei dieſen meiſt viel ſpäteren Geſchichten (von Harun Alraſchid ꝛc.) gemeint ſein; aber der Verfaſſer wählte doch ihren alten bekannten Namen, und knüpfte ſich ſo geſchichtlich an. Dieſer Name, in den Lesarten Schachrebar, Schachrebas, erinnert auch an die Sarbaros und Sarbages bei den Mittelgriechiſchen Schriftſtellern.

3) Schach-senân bedeutet wörtlich, König der Frauen. Langlès und Scott wollen lieber Schâch-sémân, das heißt König der

Zeit. E. G. — **Scott**, im Abdrucke und Ueberſetzung des Anfanges ſeiner, von White erkauften Handſchrift, bei Ouſeley (oriental collections II, 161) ſchreibt Schaw Herbaun und Schaw Zeaun, ohne Erklärung: beide ſind rechte Brüder aus dem Hauſe Saſſan; von ihrem Vater kömmt nichts vor.

4) Tatarei iſt die richtige Schreibart, nicht Tartarei, welche aus Verknüpfung der einſt für Europa ſo furchtbaren Tataren mit den Schaaren des Tartagus entſtand.

5) Dieſe Hauptſtadt des alten Transoxianiſchen Reichs iſt berühmt in allen morgenländiſchen Erzählungen. Timurlenk (Tamerlan, Timur) hielt hier eine Zeitlang ſeinen Hof. E. G.

6) Die Weſyre ſind Mitglieder des Raths, deſſen Oberhaupt der Groß-Weſyr iſt. G. — Den Weſyren, oder Miniſtern des Königs, liegt die Regierung des Reichs oder Verwaltung einer Provinz auf. Zu Konſtantinopel hat der Weſyr äſem, oder Groß-Weſyr, welcher den Sultan vertritt, das Recht über Leben und Tod, und entſcheidet alle Civil-Sachen von einiger Erheblichkeit. Er legt dem Sultan zweimal wöchentlich Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung ab, und empfängt die Befehle Seiner Hoheit. Das Zeichen ſeiner Würde iſt das Reichsſiegel, welches der Sultan ihm bei der Bekleidung mit dieſem Amte übergibt.

Es gab ſonſt auch noch Kubbeh-Weſyre, eine Art von Staatsräthen, welche zur Berathung über Reichs-Angelegenheiten berufen wurden, und einen Theil des Diwans ausmachten; aber dieſe Aemter ſind ſeit einigen Jahren aufgehoben, und nicht wieder hergeſtellt. Den Titel Weſyr gibt man auch den Paſcha's und andern großen Herren. E. G.

7) Das Arabiſche Wort Sultan bedeutet Kaiſer, Herr, Macht; man gibt dieſen Titel faſt allen unbeſchränkten Fürſten des Morgenlandes. G. Sultan iſt abgeleitet von ſalata, herrſchen.

8) Von den Hirſchen beſagt die Tuneſiſche Handſchrift nichts.

9) Maſud iſt Arabiſch, und bedeutet: der Beglückte (iſt zu ſchreiben Mas'ud). Bei Scott (a. a. O. 165) iſt Musaoud

vom Stamme der Atwaud, (d. h. der Rieſen in der H. Schrift), oder von den Ueberbleibſeln des Stammes Aud, d. i. nach dem Koran, ein ungläubiger Arabiſcher Stamm, welcher durch Schleiſung eines Deichs nahe an ihrer Stadt meiſt vertilgt wurde.

10) Nach den Ueberlieferungen des Islam war die Erde lange vor Adams Erſchaffung durch Weſen einer eigenen Art bewohnt, welche die Araber Ginn (Dſchin oder Dſchian), und die Perſer Diwen und Peri's nennen, von gröberem Stoffe als die Engel, und, wie wir, dem Tode unterworfen.

Zweitauſend Jahre vor der Schöpfung ſandte Gott den Iblis, um ſie zu beſtrafen, daß ſie ſich gegen den Himmel empört hatten. Aber nachmals wurde Iblis ſelber, weil er dem Menſchen die Huldigung verſagte, verwieſen (ſ. Koran, Surate 2, Vers 30). Die Geiſter, kühner geworden, bemächtigten ſich eines groſſen Theils der Erde, als ein Perſer-König Thamurath (derſelbe, der, laut morgenländiſcher Ueberlieferung, die Piramiden in Agypten baute), benannt Div-bend (d. h. Diwen-bändiger), deſſen Thaten Ferduß im Schachnameh (Königsbuch) beſungen hat, ſie zwang, ſich auf das Gebirge Kaf zurückzuziehen, welches die Erde wie ein Gürtel umgibt, und das ſie noch heute bewohnen.

Man unterſchied aber zwei Arten von Geiſtern: die Peri's ſind wohlthätige Weſen, deren einziges Verbrechen darin beſteht, Gott beleidigt zu haben, und deren Reue ſie faſt wieder zur Gnade verholfen hat. Die Diwen dagegen ſind wild und haben ſcheußliche Geſtalten. Unſere romantiſchen Dichter, welche aus den morgenländiſchen Sagen ſchöpften, haben daraus die Ogre's und Rieſen gebildet, während die Peri's ihnen zum Vorbilde der guten Feen gedient haben. C. G.

Die höhere Abſtammung dieſer Geiſter gibt das Mährchen von der Schlangenköniginn, in von Hammers Ergänzung der 1001 Nacht, Bd. 1. S. 324 ff. Zwei aus dem Urfeuer erſtgeſchaffene Engel Chalif und Milif, in Löwen- und Wölfin-Geſtalt, erzeugen Ungeheuer der Hölle, endlich 7 Knaben und 7 Mädchen, unter welchen

Jblis anfangs fromm war, dann aber Adam anzubeten verſagte, und von Gott in die Hölle geſtürzt wurde, die er mit Teufelchen bevölkerte; dagegen ſeine Brüder und Schweſtern Gott gehorſam blieben, deshalb Dſchian, d. h. Gläubige genannt wurden, und die Dſchinnen erzeugten.

Bei Scott (a. a. O. 171) heißt der Geiſt ein ungeheures Afreet, d. i. böſer Geiſt. Die Schönheit ſeines Liebchens, wird durch ähnliche Verſe des Dichters Ebn al Himmaun beſchrieben.

11) Schehr-âſâd iſt, nach dem Wörterbuche Schems-êl Lughât, der Name eines Königs. Ury und Ouſely ſchreiben in den von ihnen herausgegebenen Stücken der 1001 Nacht, Schéhar-ſadêh, das heißt: Kind der Stadt, oder Eingeborner der Stadt. Der Kalkutta'ſche Abdruck der 1001 Nacht in der Urſprache lieſt Scheheraſad, d. h. Cypreſſe, Schönheit der Stadt. Alle dieſe Namen gehören auch der Perſiſchen Sprache an. C. G. — Cauſſin dagegen zieht die bedeutendere Arabiſche Ableitung vor, von Scheher, Schahar, Monat, oder eigentlich Mond; alſo: Kind des Mondes, oder: ſchön wie der Mond; die in dieſen Erzählungen ſo häufige Vergleichung. Sade iſt aber vom Perſiſchen ſaden, geboren worden.

12) Dinarſade, eine Zuſammenziehung von Dynâr-âſâd, kann bedeuten, befreit oder frei (unbedürftig) durch Dynare. Als Maſudi, Ury und Ouſely ſchreiben Dyn-ſâd, d. h. Kind der Religion; die Kalkuttäſche Ausgabe lieſt, wie Langlès vorſchlägt, Dyn-âſâd, d. h. Schuldenfrei. C. G. — Cauſſin deutet, in natürlicher Uebereinſtimmung mit dem Namen der Schweſter: Kind des Geldes, oder des Silbers, d. h. ſo ſchön als Gold oder Silber; da Dinar eine Gold- oder Silbermünze bedeutet.

Scott (ebd. 171) ſchreibt Sheher-zade, d. h. Tochter der Gelehrſamkeit, und Deena-zade, d. h. Tochter der Religion.

13) Abul-jakſân, Vater der Wachſamkeit, wird im Arabiſchen der Eſel und der Hahn genannt, weil beide durch ihr Geſchrei die Stunden ausrufen, und den Tag verkündigen. Vgl. die Altdeutſche Thiergeſchichte in den Denkmalen des Mittelalters (1824) S. 53. Bei Scott (ebd. 237) heißt der Eſel Abba Noësaun, d. i. Vater der Thorheit (folly) und (ebd. 241) O Ibn Yektaun d. i. Führer zum wahren Glauben. Und ebd. 239 nennt der Eſel den Ochſen Ubboose, ohne Erklärung.

13a) (Seite 44) Der Glaube an die Einheit Gottes, die Abwaſchung, das Gebet, das Almoſen und die Wallfahrt nach Mekka: dies ſind die fünf durch die Religion Mohameds vorgeſchriebenen Haupt-Pflichten.

Es gibt drei Arten von Abwaſchungen:

1. Ghaſl, heißt die zur Reinigung von jeglicher Befleckung dienende, mag dieſe von den natürlichen Abſonderungen oder von einer äußeren Urſache herrühren. Sie beſchränkt ſich auf die Abwaſchung des befleckten Theils.

2. Wudhû (Abdeſt bei den Perſern), muß alle Morgen und alle Abend, am Tage und in der Nacht, geſchehen. Man muß ſich dabei die Hände, das Geſicht, die Arme bis zum Ellenbogen, und den vierten Theil des Kopfes waſchen.

3. Ghûſl, beſteht in der Abwaſchung des ganzen Leibes; ſie iſt in mehreren Fällen vorgeſchrieben, und beſonders den Weibern, nach ihrer Niederkunft und monatlichen Reinigung. In Ermangelung des Waſſers darf Staub (feiner Sand) es erſetzen.

Ein Muſelmann muß täglich fünfmal ſein Gebet verrichten: 1) eine Stunde vor Sonnenaufgang; 2) Mittags; 3) drei Stunden nach Mittag; 4) bei Sonnenuntergang; 5) anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang.

Bevor das Gebet anfängt, muß man ſich durch die eben erwähnten Abwaſchungen gereinigt haben. Sodann muß man ſich gegen Mekka wenden, und mehrere Stellungen annehmen, welche zu weitläuftig wäre, hier zu beſchreiben. Nach der Herſagung des Gebets, welches aus dem erſten Kapitel des Korans und einigen andern kurzen Sprüchen beſteht, macht der andächtige Mohamedaner jedem der beiden Schutzengel, die er ſtets an ſeiner Seite glaubt, eine tiefe Verneigung. E. G.

14) Der ältere volljährige Sohn iſt Vormund ſeiner jüngern minderjährigen Brüder. In Ermangelung eines volljährigen Sohnes, gebührt die Vormundſchaft von rechtswegen dem Vater oder Großvater des Verſtorbenen, oder dem älteſten Seitenverwandten in der männlichen Linie. E. G.

15) Der Erblaſſer kann, nach dem Geſetzbuche der Mohamedaner, nur über ein Drittheil ſeines Vermögens verfügen. Die beiden andern Drittheile gehören ſeinen rechtmäßigen Erben.

Bei der Erbtheilung empfangen die Männer den doppelten Antheil der Frauen; und der Grundſatz der Vertretung (Repräſentation) findet nicht ſtatt. E. G.

16) Der Sohn einer Sklavinn wird als rechtmäßig angeſehen, ſofern der Vater der Eigenthümer der Sklavinn iſt, und ihn förmlich anerkannt hat. E. G. — Das bürgerliche Geſetz der Mohamedaner erkennt die Kinder aus den drei Arten nach ihrer Religion erlaubten Ehen, indem man eine Frau kaufen, miethen oder heirathen kann, für gleich rechtmäßig: ſo daß der früher geborne Sohn einer Sklavinn, vor dem Sohne einer Gemahlinn auch die Rechte der Erſtgeburt hat. G.

17) Man feiert bei den Mohamedanern zwei Bairam- oder große Feſte; das erſte wird am zehnten Tage des Monats der Wallfahrt begangen. Man opfert Lämmer, und davon hat dies Feſt den Namen Aïd el Kurbân (das Feſt der Opfer).

Das kleine Bairam-Feſt (Aïd Saghir) wird am erſten Tage des Monats Schawal begangen, bei Gelegenheit, daß die Faſten des Ramadan zu Ende gehen. E. G. — Beide Feſte ſind bewegliche, und treffen binnen drei und dreißig Jahren in alle Monate des Mohamedaniſchen Mondenjahres. Das erſte fällt auf den Anfang des Mondes, der dem Monde des Ramadans, oder der Mohamedaniſchen Faſten, folgt; es dauert drei Tage, und entſpricht zugleich dem Oſtern der Juden und unſerm Karneval und Neujahr. Der kleine Baïram wird ſiebzig Tage nach dem großen gefeiert.

18) Dieſe in Venedig und in der Levante nun ſehr gebräuchliche Goldmünze gilt 12 Franken 4 Zentimen. G. — Die Venediſche Zecchine gilt 11 Franken 82 Zentimen = 1 Dukaten. E. G. — Das Arabiſche ſikke, Münze, iſt ohne Zweifel eins mit dem Ital. zeccha, Münze, davon zecchino.

18a) (Seite 72) Die Leichtigkeit, womit ein Mohamedaner die Ehe auflöſen kann, macht dieſes Abenteuer weniger unwahrſcheinlich. Folgende ſind die Vorſchriften hierüber in den Satzungen des Jſlam:

Ein Mann kann vier Frauen heiraten, und ſie nach Gefallen verſtoßen.

Die Ehe iſt verboten zwiſchen allen Verwandten in gerader Linie. Auch darf man keine Ehe eingehen mit den Verwandten einer Frau, deren Milch man geſogen, mit welcher man einen verbotenen Umgang gepflogen, oder gegen welche man ſich auch nur eine unanſtändige Handlung erlaubt hat.

Sie iſt ferner verboten, mit einer Sklavinn, einer fremden, oder verſtoßenen Frau, die ſchwanger iſt, und nicht die beſtimmte Zeit ihrer Abſonderung erfüllt hat.

Der Ehemann ſoll alle ſeine Frauen mit gleicher Achtung behandeln. Wenn er ausreiſet, ſteht es ihm frei, diejenige mitzunehmen, die er vorzieht; doch wird er beſſer thun, das Loos entſcheiden zu laſſen.

Wer ſich mit einer Witwe verheiratet, ſoll drei Nächte hintereinander ſein Bette mit ihr theilen; einer Jungfrau gebüren dagegen ſieben Nächte.

Die Frau iſt dem Manne vollkommenen Gehorſam ſchuldig: ſie darf ohne ſeine Erlaubniß nicht ausgehen, und er hat das Recht, ihr ihren Aufenthalt anzuweiſen, es ſei denn, daß er ihr das Gegentheil vor der Heirat verſprochen habe.

Er kann ihr verbieten, von ihren Verwandten, und ſelbſt von ihren nächſten Verwandtinnen, Beſuch anzunehmen.

Da der Zweck der Ehe die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts iſt, ſo iſt der Mann ſtrafbar, der ihn zu vereiteln ſucht.

Ein einziges Wort des Mannes reicht hin, die Verſtoßung zu bewirken. Sobald dieſes Wort ausgeſprochen iſt, dürfen die Ehegatten nicht mehr einander beiwohnen.

Die Frau muß drei Monate abgeſondert leben, und während dieſer Zeit, ſteht es dem Manne frei, die Frau wiederzunehmen, ſelbſt ohne ihre Einwilligung. Er darf ihr indeſſen während dieſer Zeit nicht beiwohnen, und wenn er es verſucht, ſo hat die Frau das Recht ihn zu tödten ,oder zu vergiften.

Sobald die Zeit der Verſtoßung erfüllt iſt, kann der Mann ſeine Frau wiedernehmen; es wird dann aber ein neuer Ehevertrag erfordert. Er kann ſie ebenſo noch nach einer zweiten Verſtoßung wiedernehmen. Aber nach einer dritten Verſtoßung, iſt es verboten, ſie wieder zu heiraten, bevor ſie nicht mit einem andern Manne verheiratet geweſen iſt. E. G. Dieſer Zwiſchenmann heißt Hulla; nehmlich: Auflöſer des Verbotes, von halla auflöſen.

19) Galland hat dieſe Geſchichte übergangen, und läßt Scheheraſade'n ſagen, ſie wiſſe dieſelbe nicht, wohl aber, daß ſie an wunderbaren Abenteuern die beiden vorigen übertroffen, und alſo den Geiſt zur Begnadigung bewogen habe. — Gautier bemerkt, daß dieſelbe ſich allerdings im Arabiſchen befinde, aber faſt nur aus ſchlüpfrigen Schilderungen beſtehe und deshalb vermuthlich von Galland, ſo wie von ihm ſelber, ausgelaſſen ſei. Er fügt hinzu: im Arabiſchen, gibt der Geiſt der Hinde, den Hunden und dem Maulthier ihre erſte Geſtalt wieder, nachdem er ſie hat verſprechen laſſen, niemals gegen irgend jemand ihre Zauberkunſt zu gebrauchen. — Wir geben dieſe Geſchichte nur mit Veränderung einiger uneigentli-

cher Ausdrücke, aus der Tuneſiſchen Handſchrift, wo ſie vermuthlich ſchon abgekürzt iſt.

20) Die Mohamedaner nehmen hundert vier und achtzig tauſend Propheten an. Die vornehmſten ſind: Moſes, David, Jeſus Chriſtus, und Mohamed. E. G. Dieſe ſind die vier groſſen Propheten und Geſetzgeber. G.

21) Salomon iſt bei den Orientalen noch berühmter als bei den Chriſten, und man kann in den zu ſeinem Lobe verfaßten Werken (den Suleiman-Nameh von Ferduſi, Askobi, und Saadreddin ben Haſſan), eine Menge wunderbarer Thaten leſen, die ihm angedichtet ſind. Nach dieſen Dichtungen war Salomon Herr der Erde, und man könnte auch ſagen, der Luft, weil ihm der Wind zu Gebote ſtand, um ihn überall hin zu tragen, wo er hin wollte, und weil ſeine Herrſchaft ſich bis auf die Vögel erſtreckte, deren Sprache er verſtand, und die unaufhörlich ſeinen Thron umkreiſſen. Der Koran ſpricht oft von dieſen Fürſten; Surate 27: "Wir haben (ſo ſpricht Gott) dem David und Salomon die Wiſſenſchaft verliehen; Salomon iſt der Erbe Davids, und er hat zu den Menſchen geſagt: "Ich habe die Sprache der Vögel gelernt, und alle Dinge ſind mir gegeben; und Heerſchaaren von Geiſtern, Menſchen und Vögeln, haben ſich um den Propheten verſammelt, der ſie hinweg führet. ff. Koran, die Surate von den Geiſtern, Vers 72.

Die Orientalen haben den Namen Salomon auch mehreren Geiſter-Fürſten gegeben. E. G. Salomon beherrſchte die Engel und Dämonen; die Winde trugen ihn durch alle Sphären und über die Geſtirne; er ſprach mit den Thieren, Pflanzen und Steinen; und gebot ihnen; er vernahm von dieſen ihre Eigenſchaften, und ſprach mit den Vögeln, deren er ſich bediente, die Königinn von Saba zum Beſuche bei ihm zu bewegen. Alle dieſe Fabeln des Korans ſtammen aus den Kommentarien der Juden. G. —

Ueber dieſe und ähnliche Dichtungen vergl. unſere alten Gedichte von Salomon und Morolf, in den deutſchen Gedichten des Mittelalters und im Narrenbuche. — Aſſaf bedeutet: er hat vor Kälte, Furcht, gezittert; und Barachia heißt: er war demüthig im Ueberfluß.

23) Wir ſind ſo glücklich geweſen, uns den vollſtändigen Text dieſer Geſchichte zu verſchaffen, welche augenſcheinlich einen Theil der Tauſend und eine Nacht ausmacht, ſich aber nicht in den Handſchriften Galland's befand. Die Arabiſche Urſchrift hat den Titel: Hikaïât arbaïn ſebah wû meſa, Geſchichte der vierzig Morgen und der vierzig Abende, und iſt beſonders ins Türkiſche überſetzt durch Scheich Sadèh, unter dem Titel: Kerk wéſorun wû kerk Charſnûn hikaletleri, die vierzig Erzählungen der Königinn und der Weſyre. Eine Franzöſiſche Ueberſetzung eines Theils dieſer Erzählungen fand ſich in der Bibliothek des Petis-de-la-Croix, und iſt einzeln abgedruckt (auch in dem Cabinet des Fées wiederholt). Da dieſer gelehrte Orientaliſt, nach Galland's Muſter, mehrere bedeutende Zuſätze gemacht hat, welche wir uns nicht erlaubt hätten, ſo haben wir unter den von ihm überſetzten Erzählungen diejenigen ausgewählt, die uns die bedeutendſten ſchienen, und ihnen einige andere beigefügt, die hier zum erſtenmal erſcheinen. Wir bemerken dabei zugleich, daß unter den von Petis überſetzten, ſo wie unter den bisher noch nicht überſetzten Erzählungen, ſich mehrere ſehr unbedeutende befinden, die wir übergangen haben. Nichts deſto minder haben wir die Fabel vom Gärtner, ſeinem Sohn und dem Eſel (S. 145) aufnehmen zu müſſen geglaubt, welche wir ſehr verwundert waren unter dem noch nicht herausgegebenen Theile der Tauſend und eine Nacht wiederzufinden. E. G. Vergl. mehr über dieſe Erzählungen der vierzig Weſyre in der Vorrede.

24) Den Namen Nurgehan ſchreibt Gauttier Nourdjehan, nach der Syriſchen Ausſprache, Nurdſchehan.

25) Chan-ſadè bedeutet (im Perſiſchen) Fürſten-Tochter. Dieſer Name findet ſich nicht in der Urſchrift, und iſt, wie vieles andere, von Petis, der Deutlichkeit wegen, hinzugefügt. E. G. —

26) Dieſe Namen ſind die neun und neunzig Beinamen, welche die Muſelmänner dem Namen Gottes beifügen. E. G.

26a) Schéich bedeutet im Arabiſchen, Gelehrter, Doctor. E. G. — Der Name Schababeddin, Stern der Religion, leitet ſich von Schahab, Stern, Licht, und el din, Religion. —

27) Die Scheiche der beſchaulichen, kabaliſtiſchen Wiſſenſchaften im Morgenlande, ſind ſo ſtolz, daß ſie ſelbſt von den Königen Ehrfurcht verlangen, und in der That auch haben. E. G.

28) Kairo iſt die Italieniſche Ausſprache von Kahira, die Ueberwältigende.

29) Eram, das irdiſche Paradies. E. G.

30) Der Dichter Bada Saûdaï iſt ſonſt nicht bekannt; und vielleicht waltet hier ein Misverſtändniß ob: bâdaſchſchuara heißt, von irgend einem Dichter.

31) Aktſcha, gilt einen Franzöſiſchen Liard (ein Viertheil Sou, bei uns etwa ein Pfennig).

32) Mekâſchefa heißt die Wiſſenſchaft, durch welche die Santone die geheimſten Gedanken der Menſchen zu erforſchen behaupten. E. G. Von kaſchafa, aufdecken.

33) Alghâïs an alabſar iſt die Kunſt ſich unſichtbar zu machen. E. G. Von ghâba, abweſend, fern ſein, und baſara, ſehen.

34) Kun iſt der Imperativ von kâna, ſein.

35) Die Kapidſchi's, oder Thürhüter, dienen zur Bewachung des Einganges des Serails, und vollziehen gemeiniglich die Befehle des Sultans. In Konſtantinopel zählt man zwölf Kapidſchi Baſchi's, die fünf und vierzig Compagnien unter ſich haben. E. G.

36) Die Abwaſchung nach dem Beiſchlafe ſchreibt der Koran vor. Vergl. Anmerk. 13.

37) Mahmûd bedeutet, der Gelobte; ſo wie Mohamed (die eigentliche Form für unſer Mahomet), der ſtäts zu Lobende: von hamada, loben. Davon auch der Name Achmed.

38) Fikäa iſt ein aus Gerſte, Waſſer und Roſinen bereitetes Getränk, deſſen Verkäufer Fikai heißt.

39) Ein Mangir iſt alſo weniger als ein Pfennig. Vergl. Anmerk. vom Aktſcha.

40) Talisman iſt Entſtellung des Arabiſchen talſim: wie Muſelman von Moslim.

41) Wiſchnu iſt die zweite Perſon in der Indiſchen Dreieinigkeit, und das Sinnbild der erhaltenden Macht. Er wird gewöhnlich mit vier Armen und einem Lotus in der Hand vorgeſtellt. Er reitet oft auch auf einem fabelhaften Vogel, der einen Menſchenleib und den Schnabel und die Flügel eines Sperbers hat. Seine Gattinn iſt Lackmi, die Göttinn der Schönheit und der Reichthümer, und Mutter Dipuk's, des Liebesgottes. E. G.

42) Chan, Fürſt (was im Mittelalter durch Hund misdeutet wurde), bedeutet im Arabiſchen nur eine Herberge.

43) Bép iſt eigentlich Statthalter.

44) Sayde bedeutet, der Glückliche, von Saada.

45) Aſper, eine türkiſche Münze, drei Pfennige an Werth.

46) Karawanſerei, Herberge für Karawane, vom (Perſ.) kaituan, und ſeraï, Schloß, franzöſirt Serail. So viel als Chan.

47) Dinar, ein Goldſtück, ſo viel als ein Dukaten, auf welches zwanzig, ſpäter fünf und zwanzig Dirhim (vom Perſ. Direm) geben. Wohl urſprünglich eins mit denarius, Denar. Vergl. Anmerk. 12.

48) Hulla heißt der Zwiſchenmann, welcher erforderlich iſt, um eine verſtoßene Frau wieder nehmen zu dürfen. Vergl. Anmerk. 18.

49) Der weiße und ſchwarze Widder bezieht ſich wohl auf eine mythiſche Vorſtellung von Tag und Nacht.

50) Serendib iſt die Inſel Zeilan.

51) Dilaram bedeutet Ruhe des Herzens. E. G.

52) Tſchakmak iſt ein Feuerzeug mit einem Flintenſchloſſe. E. G.

53) **Moslim** (in der Mehrzahl **Moslemin**), iſt das Partizip von ſalama, ſich Gott widmen; davon auch Islam dieſe Religion heißt. Entſtellung des erſten iſt unſer Muſelman.

54) **Kubbay Chiramant:** worin, nach dem Glauben der Türken, Adam begraben iſt. E. G.

55) Dieſe Lehren Mohameds finden ſich nicht im Koran, alſo wohl in den Ueberlieferungen, der Sunna. Noch iſt Sprichwort:

Utlub al gâr qabl addar
warrafyq qabl attaryq.

d. i. bekümmere dich um den Nachbar, bevor du ein Haus kaufſt, und um den Gefährten, bevor du dich auf den Weg begibſt.

56) Baſar (nicht Arabiſch) iſt eine Markthalle mit Kaufläden, wo meiſt die von einer Art in Reihen beiſammen ſtehen.

57) **Harem**, ſo viel als Serai, Serail, leitet ſich von Harema, abgeſondert ſein.

58) Die Urſchrift erzählt noch einen Urtheilſpruch des Papagei's in einer Streitigkeit zwiſchen einem jungen Mann und einer Buhlerinn. Die Unanſtändigkeit dieſer Geſchichte erlaubt aber nicht, ſie zu überſetzen. E. G.

59) Ueberſetzt nach der Arabiſchen Urſchrift, die Jonathan Scott, in Ouseley's oriental Collections, bekannt machte, aus einer Handſchrift der Tauſend und eine Nacht in Beſitz des Profeſſors der Hebräiſchen Sprache Dr. White zu Oxford, der dieſes Werk faſt vollſtändig hat. E. G.

60) Szôfi, heißt eine Art von Geiſtlichen, die wollene Kleidung tragen. E. G. Von ſzâfâ, rein ſein.

61) Choraſan iſt eine Perſiſche Landſchaft, im nördlichen Theile dieſes Reichs, und gegenwärtig den Afghanen und mehreren abtrünnigen Fürſten unterworfen. Einige Kreiſe derſelben ſtehen jedoch unter der Herrſchaft des Feth Aly Schach. E. G.

62) Der Arabiſche Text bei Scott gibt Chanſade'n nicht den Titel Königinn, ſondern nennt ſie nur Gariat, d. h. eine Sklavinn. E. G.

63) In der Urſchrift heißt es: "er biß ſich in die Finger." E. G.

64) Dieſe, in der Tuneſiſchen Handſchrift ſo erwähnte Geſchichte vom Krokodil kömmt nicht weiter vor.

65) Emir, d. i. Fürſt, heißen die vornehmſten Haus-Beamten der Chalyſen; und noch jetzt in Konſtantinopel die Groß-Würden-Träger der Krone. E. G. Von amara, befehlen.

67) Dieſe Verſe in der Urſchrift hat auch Galland ſchon überſetzt, weniger verkürzt, als gewöhnlich.

68) Die Schwierigkeit der Mittheilungen zwiſchen den verſchiedenen Ländern des Orients, macht dieſe Lüge der Königinn viel weniger unwahrſcheinlich, als ſie in Europa ſein würde.

69) Durch dieſe Farben unterſcheiden ſich im Allgemeinen die Turbane dieſer verſchiedenen Glaubensgenoſſen.

Inhalt des erſten Bändchens.

(Ein * bezeichnet die nicht bei Galland befindlichen Erzählungen.)

Seite
Vorwort. . . . . 1.
Vorrede Gauttier's. VIII
Vorrede Galland's. XXXV
Tauſend und eine Nacht. 1
Der Eſel, der Ochs und der Bauer. Fabel. . . 27
1ſte Nacht. 43

Geſchichte des Kaufmanns mit dem Geiſte.

2te Nacht. 48
3te Nacht. 53
4te Nacht. 55
Geſchichte des erſten Greiſes mit der Hinde. . . 57
5te Nacht. 62
6te Nacht. 67
Geſchichte des zweiten Greiſes mit den beiden ſchwarzen Hunden. 68
7te Nacht. 72
8te Nacht. 77

Seite
* Geſchichte des dritten Greiſes mit dem Maulthiere. 78
Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte. . . 82
9te Nacht. 84
10te Nacht. 89
11te Nacht. 94
Geſchichte de Griechiſchen Königs und des Arztes Duban. 98
12te Nacht. 100
13te Nacht. 103
14te Nacht. 106
* Geſchichte der Vierzig Weſyre. 108
* Geſchichte des Scheichs Schahabeddin. . . 121
* Der Gärtner, ſein Sohn und der Eſel. Fabel. . 145
Geſchichte des Ehemannes mit dem Papagei. . 147
* Der Sultan Mahmud und ſein Weſyr. Gleichniß. 151
* Geſchichte des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fikai. 154
* Geſchichte des Sultans Akſchid. . . . 173
15te Nacht. 179
16te Nacht. 189
* Geſchichte des Prinzen von Karisme und der Prinzeſſinn von Georgien.
17te Nacht. 193
* Der Schuſter und die Königstochter. . . . 228

Seite

18te Nacht. 234
* Der Holzhauer und der Geiſt. 235
* Der König Papagei. 241
19te Nacht. 244
* Geſchichte Mahmuds. 245
Geſchichte des beſtraften Weſyrs. 252
20ſte Nacht. 254
21ſte Nacht. 262
22ſte Nacht. 264
23ſte Nacht. 268
24ſte Nacht. 275
25ſte Nacht. 280
26ſte Nacht. 285
Geſchichte des jungen Königs der Schwarzen Inſeln. 287
27ſte Nacht. 290
28ſte Nacht. 298
29ſte Nacht. 300
30ſte Nacht. 306
31ſte Nacht. 311
Anmerkungen. 316

Druckfehler.

S. 11. Z. 3. v. u. l. glaubte.
— 34. Z. 8. v. o. l. iſt.
— 46. Z. 1. v. o. l. Schwerte.
— 47. Z. 6. v. o. fehlt nichts vor deſto.
— 67. Z. 6. v. o. l. Nacht erzählen würde, wenn.
— 72. Z. 8. v. u. fehlt uns vor zu.
— 72. Z. 3. v. u. l. mir für ihr.
— 73. Z. 1. v. u. ſtreiche ich.
— 74. Z. 2. v. o. l. verkleidet.
— 78. Z. 1. v. o. l. Wiſſe.
— 86. Z. 11. v. u. l. oben.
— 86. Z. 6. v. u. iſt die Zahl 19 zu ſtreichen.
— 88. Z. 3. v. o. l. außerordentliches.
— 89. Z. 7. v. o. l. Zwiſt für Zweck.
— 90. Z. 2. v. o. l. habe.
— 94. Z. 5. v. u. iſt die Zahl 22 zu ſtreichen.
— 94. Z. 3. v. u. l. weckte.
— 95. Z. 2. v. o. l. Scheheraſade.
— 96. Z. 6. 6. v. o. l. verſchloß und ſtreiche zu.
— 104. Z. 6. v. u. l. Euer.
— 105. Z. 4. v. o. l. leichthin.
— 106. Z. 12. v. o. vor daß fehlt ſagte Dinarſade:
— 114. Z. 3. v. o. l. Schätze für Sätze.
— 119. Z. 13. v. u. ſtreiche zu-.
— — — 8. — l. Aber für Nun.
— 120. Z. 1. v. o. ſtreiche Beſchuldigung.
— — — 6. — l. Scheichs.
— 125. Z. 10. v. u. l. Balſam-Stauden und.

Literariſche Anzeigen.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Conteſſa, der Freiherr und ſein Neffe. 8. 1824. Kartonnirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Geſchichten, Sagen und Mährchen von **Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann** und **Henrich Steffens.** 8. 1823. 1 Rthlr. 4 gr.

Gottfried's von Straßburg ſämmtliche Werke, mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von **Fr. Hr. von der Hagen.** 2 Bände. Mit 1 Kupf. gr. 8. 1823. 3 Rthlr. 18 gr.

Harniſch, Dr. W. Der Himmelsgarten. Eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther. Mit 4 überaus ſauber gemalten Bildern. kl. 4. 1824. 2 Rthlr. 3 gr.

Hoffmann, E. T. A. Prinzeſſin Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 Kupfern. 8. 1821. Kartonnirt. 2 Rthlr. 6 gr.

— — — **Meiſter Johannes Wacht.** Eine Bamberger Geſchichte. (Iſt in den Geſchichten, Sagen und Mährchen enthalten.)

Memoiren der Frau von Campan, über das Privatleben der Königin Maria Antoinette von Frankreich. 3 Bände. gr. 8. 1824. Geheft.
3 Rthlr. 20 gr.

Richter, Jean Paul Fr., Dr. Katzenberger Badereiſe. Nebſt einer Auswahl verbeſſerter Werkchen. 2te verb. Aufl. 3 Bändchen. 8. 1823.
3 Rthlr. 12 gr.

Schall, Karl. Luſtſpiele. 8. 1823. Kartonnirt. 1 Rthlr. 8 gr.

Schubart, K. E. Zur Beurtheilung Göthe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt. 2te verm. Auflage. 2 Bände. 8. 1820.
3 Rthlr. 12 gr.

— — **Ideen über Homer** und ſein Zeitalter. 8. 1821.
1 Rthlr. 12 gr.

Waagen, Dr. G. F. Ueber Hubert und Johann van Eyck. 8. 1822.
1 Rthlr. 6 gr.

Δ 9: O [illegible] 102

(2.3.

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zweites Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

[illegible] R. 14. [illegible] Lund.

Universitäts-Bibliothek München

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zweites Bändchen.

Zwei und dreißigſte Nacht.

Dinarſade vergaß nicht, ihrer Gewohnheit nach, als es Zeit war, die Sultaninn zu wecken, und Scheherasade, ohne ihr zu antworten, begann ſogleich eine ihrer ſchönen Erzählungen.

Geſchichte
der drei Kalender, Königsſöhne,
und
der fünf Frauen zu Bagdad.

"Herr," ſagte ſie, an den Sultan das Wort richtend, "unter der Herrſchaft des Chalyfen Harun Arreſchyd [1], lebte zu Bagdad ein Laſtträger, welcher, ungeachtet ſeines niedrigen und mühſamen Gewerbes, ein Mann von Geiſt und heiterer Laune war.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich mit einem großen Flecht-Korbe, auf einem Platze ſtand, und wartete, ob jemand ſeiner Dienſte bedürfte, trat eine junge Frau von ſchönem Wuchſe, mit einem Schleier von Muſſelin, zu ihm heran, und ſprach zu ihm auf freundliche Weiſe:

"Höre, Träger, nimm deinen Korb, und folge mir."

Der Träger, hocherfreut über dieſe wenigen ſo anmuthig ausgeſprochenen Worte, nahm ſogleich ſeinen Korb, ſetzte ihn auf den Kopf, und folgte der Frau, indem er ausrief:" O glücklicher Tag! O Tag der guten Begegniß!

Bald ſtand die Frau vor einer verſchloſſenen Thüre ſtill, und klopfte an. Ein durch ſeinen langen weißen Bart ehrwürdiger Chriſt öffnete, und ſie gab ihm Geld in die Hand, ohne ihm ein einziges Wort zu ſagen. Aber der Chriſt, der wohl wußte, was ſie verlangte, ging wieder hinein, und bald darauf brachte er einen großen Krug voll trefflichen Weines. "Nimm dieſen Krug", ſagte die Frau zu dem Träger, und ſetze ihn in deinen Korb."

Als dieſes geſchehen war, hielt ſie bei der Bude einer Frucht- und Blumenhändlerinn an, und wählte hier verſchiedene Arten von Aepfeln, Aprikoſen, Pfirſichen, Quitten, Limonen, Zitronen, Orangen, Myrten, Baſilien, Lilien, Jasmin, und einige andere Arten von Blumen, und wohlriechenden Kräutern. Sie befahl dem Träger, auch dies alles in ſeinen Korb zu legen, und ihr zu folgen.

Als ſie hierauf an einen Fleiſchſcharrn kam, ließ ſie ſich fünf und zwanzig Pfund des ſchönſten Fleiſches, das dort zu finden war, abwägen; welches der Träger ebenfalls in ſeinen Korb legen mußte.

An einem andern Laden kaufte ſie Kapern, Eſtragon, kleine Gurken, Meerfenchel, und andere Kräuter, alle in Weineſſig eingemacht; an einem andern, Piſtazien, Wallnüſſe, Haſelnüſſe, Pinichen, Mandeln, und andere ähnliche Früchte; und noch an einem andern, alle Arten von Mandelgebäcke.

Indem der Träger alle dieſe Sachen in ſeinen Korb legte, und bemerkte, daß er ſich füllte, ſagte er zu der Frau: ”Meine gute Frau, ihr hättet mir vorherſagen ſollen, daß ihr ſolche Vorräthe einkaufen wolltet, ſo hätte ich ein Pferd, oder vielmehr ein Kameel genommen, ſie zu tragen. Ich werde bald viel über meine volle Ladung haben, wenn ihr noch mehr kaufet.” Die Frau lachte über dieſen Scherz, und befahl abermals dem Träger ihr zu folgen.

Sie ſprach bei einem Gewürzhändler ein, und verſah ſich hier mit allen Arten von wohlriechenden Waſſern, Nägelein, Muskat, Pfeffer, Ingber, einem großen Stück grauen Ambra, und mehreren andern Indiſchen Gewürzen.

Hierauf gingen beide fort, bis ſie an ein prächtiges Haus kamen, deſſen Vorderſeite mit ſchönen Säulen geſchmückt, und deſſen Thüre von Elfenbein war. Hier hielten ſie an, und die Frau klopfte leiſe. . ."

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war, und hielt inne.

"Im Ernſte, meine Schweſter", ſagte Dinarſade, "das iſt ein Anfang, der die Neugier höchlich erregt. Ich glaube nicht, daß der Sultan ſich des Vergnügens wird berauben wollen, den Verfolg zu hören."

In der That erwartete Schachriar, weit entfernt den Tod der Sultaninn zu befehlen, mit Ungeduld die folgende Nacht, um zu vernehmen, was ſich in dem Hauſe zutragen würde, von welchem ſie erzählt hatte.

Drei und dreißigſte Nacht.

Dinarſade erwachte vor Tage, und ſprach alſo zu der Sultaninn.

"Meine Schweſter, ich bitte dich, die geſtern angefangene Geſchichte fortzuſetzen."

Scheharaſade erzählte ſogleich folgendermaßen weiter:

"Während die junge Frau und der Laſtträger warteten, daß die Thüre des Hauſes geöffnet würde, ſtellte dieſer mancherlei Betrachtungen an. Er war verwundert, daß eine ſo wohlgebildete Frau, als dieſe da, das Geſchäft des Einkaufs beſorgte; denn er erkannte wohl, daß ſie keine Sklavinn war: ihr Weſen ſchien ihm zu edel, als daß er ſie nicht für eine Freigeborene, ja ſelbſt für eine vornehme Frau halten ſollte. Er hätte ihr gern einige Fragen gethan, um ihren Stand zu erfahren: aber indem er ſich anſchickte, ſie anzureden, erſchien eine andere Frau welche die Thüre zu öffnen kam, ſo ſchön, daß er ganz erſtaunt darüber war, oder vielmehr er wurde von dem Glanz ihrer Reize ſo geblendet, daß er beinahe ſeinen Korb ſammt allem was darin war, hätte fallen laſſen, ſo brachte dieſer Anblick ihn außer ſich. Er hatte niemals eine Schönheit geſehen, welche mit derjenigen zu vergleichen war, die hier vor ſeinen Augen ſtand.

Wie ſich der Dichter hierüber ausdrückt:

"Wann ſie lacht, ſo werden eingereihte Perlen ſichtbar, oder Hagelkörner, oder Ackant.

Ihr Haar verbreitet ſich gleich einer finſtern Nacht über deine Stirn, die den Glanz des hellen Tages beſchämt."

Die Frau, welche den Träger mitgebracht hatte, bemerkte die Verwirrung, welche in ſeiner Seele vorging, und auch die Urſache derſelben. Dieſe Entdeckung beluſtigte ſie, und es machte ihr ſo viel Vergnügen, die Haltung des Trägers zu beobachten, daß ſie ganz vergaß, daß die Thüre offen war. "Tritt doch, ein, meine Schweſter", ſagte ihr die ſchöne Pförtnerinn; "was warteſt du? Siehſt du nicht, daß dieſer arme Menſch ſo belaſtet iſt, daß er nicht mehr kann?"

Als ſie mit dem Träger eingetreten war, ſchloß die Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, ſie wieder zu; und alle drei gingen durch eine ſchöne Vorhalle, in einen geräumigen Hof, der von einer offenen Galerie umgeben war, welche unmittelbar in mehrere Zimmer von der äußerſten Pracht führte. Im Hintergrunde dieſes Hofes ſtand ein reich verzierter Sofa, in deſſen Mitte ein Thron von Ambra, geſtützt von vier Säulen von Ebenholz, geſchmückt mit Diamanten und Perlen von außerordentlicher Größe, und bedeckt mit rother goldgeſtickter Seide aus Indien, von bewundernswürdiger Arbeit. In der Mitte des Hofes war ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes Becken, voll des klarſten Waſſers, welches in Fülle dem Maule eines Löwen von vergoldetem Erze entſtrömte.

So beladen der Träger war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, die Pracht dieſes Hauſes und die Reinlichkeit, welche überall darin herrſchte, zu bewundern. Aber was am meiſten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war eine dritte Frau, die ihm noch ſchöner erſchien, als die zweite, und die auf dem Throne ſaß, von welchem ich erzählt habe. Sie ſtieg herab, ſobald ſie die beiden andern Frauen erblickte, und kam ihnen entgegen.

Aus der Ehrerbietung, welche die andern beiden für dieſe hier bezeigten, ſchloß der Träger, daß ſie die vornehmſte wäre; und er täuſchte ſich nicht. Dieſe Frau nannte ſich Sobeïde; die die Thüre geöffnet hatte, hieß Safie, und Amine 2 war der Name derjenigen, die die Vorräthe eingekauft hatte.

Sobeïde ſagte zu den beiden andern, indem ſie zu ihnen kam: "Meine Schweſtern ſeht ihr nicht", daß dieſer ehrliche Mann, faſt unter der Laſt erliegt, welche er trägt? Was zaudert ihr, ihn derſelben zu entledigen?"

Hierauf faßten Amine und Safie den Korb, die eine vorn, die andere hinten, und Sobeïde legte auch Hand an, und alle drei ſetzten ihn auf die Erde. Sie machten ſich nun daran, ihn auszuleeren; und als dies geſchehen war, zog die holdſelige Amine Geld hervor und bezahlte den Laſtträger ſehr freigebig . . . "

Der anbrechende Tag legte Scheheraſaden bei dieſer Stelle Stillſchweigen auf, und ließ Schachriar in großem Verlangen, die Fortſetzung zu hören; was dieſer Fürſt bis zur folgenden Nacht verſchob.

Vier und dreißigſte Nacht.

In der folgenden Nacht wurde Dinarſade, von der Ungeduld aufgeweckt, den Verfolg der angefangenen Geſchichte zu hören, und ſprach zu der Sultaninn:

"Meine Schweſter, ich bitte dich, um Gotteswillen, erzähle aus, was die drei ſchönen Frauen mit allen den Vorräthen machten welche Amine gekauft hatte."

"Du ſollſt es erfahren," antwortete Scheheraſade, "wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt." Zugleich nahm ſie dieſe Erzählung folgendermaßen wieder auf:

"Der Träger war ſehr zufrieden mit dem Gelde, das er empfangen hatte, und ſollte nun ſeinen Korb nehmen und heimgehen; aber er konnte ſich nicht dazu entſchließen: er fühlte ſich unwillkührlich feſt gehalten durch das Vergnügen, drei ſo ſeltene Schönheiten zu ſehen, die ihm alle gleich reizend erſchienen; denn Amine hatte nun auch ihren Schleier abgelegt, und er fand ſie nicht minder ſchön, als die beiden andern. Was er aber nicht begreifen konnte, war, daß er keinen Mann in dieſem Hauſe ſah. Gleichwohl waren die meiſten Sachen, welche er hergetragen hatte, wie die trocknen Früchte, und die verſchiedenen Arten von Kuchen und Eingemachtem, nur für Leute paſſend, welche trinken und ſich erluſtigen wollten.

Sobeide glaubte anfangs, daß der Träger ſtehen blieb, um ſich zu verſchnaufen, als ſie ihn aber zu lange verweilen ſah, ſagte ſie zu ihm: "Was wartet ihr? ſeid ihr nicht hinreichend bezahlt? — Meine Schweſter," fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu Amine'n wandte, "gieb ihm noch etwas, damit er zufrieden von hinnen gehe." "Gnädige Frau," antwortete der Träger, "das iſt nicht, was mich zurückhält; ich bin mehr als zu reichlich für meine Mühe bezahlt. Ich ſehe wohl, daß ich eine Unhöflichkeit begangen habe, indem ich hier länger blieb, als ich ſollte; aber ich hoffe, ihr werdet die Güte haben, und ſie meiner Verwunderung verzeihen, daß ich hier keinen Mann ſehe bei den Frauen von ſo ungemeiner Schönheit. Eine Geſellſchaft von Frauen ohne Männer iſt gleichwohl ein eben ſo trauriges Ding, als eine Geſellſchaft von Männern ohne Frauen." Er begleitete dieſe Rede noch mit mehreren ſehr ergötzlichen Wendungen, um ſeine Behauptung zu beweiſen. Er vergaß auch nicht, ſich auf das Sprichwort in Bagdad zu berufen, daß man nicht gut tafelt, wenn man nicht zu Vieren iſt; und er beſchloß damit, weil ſie nur ihrer drei wären, daß ihnen noch der vierte Mann fehlte. Zugleich bekräftigte er dies durch folgende Verſe:

"Vier iſt die Zahl, die zur Fröhlichkeit ſtimmt: eine Geige, eine Laute, eine Zither und eine Harfe.

Vier Wohlgerüche treten ihnen bei: Roſen, Myrten, Levkojen und Lilien.

Viere geſellen ſich zu dieſen am beſten: Wein, junges Blut, Liebe und Geld."

Die Frauen lachten über die Reden des Trägers. Hierauf ſagte aber Sobeïde ernſthaft zu ihm: "Mein Freund, ihr treibt nur die Unbeſcheidenheit ein wenig zu weit; aber obſchon ihr nicht verdient, daß ich mich auf Erklärungen gegen euch einlaſſe, ſo will ich euch gleichwohl ſagen, daß wir drei Schweſtern ſind, und ein ſo zurückgezogenes Leben führen, daß niemand etwas davon weiß. Wir haben einen zu wichtigen Grund, uns zu hüten, daß ein unbeſcheidener darum wiſſe; und ein guter Schriftſteller, den wir geleſen haben, ſagt:

"Bewahre dein Geheimniß, und entdecke es niemand: wer es entdeckt, iſt nicht mehr Herr davon.

Wenn dein eigener Buſen dein Geheimniß nicht behalten kann, wie ſollte der Buſen desjenigen, dem du es vertraut haſt, es behalten können?"

"Schöne Frauen," fuhr der Träger fort, "nach eurem Anſehen allein habe ich euch gleich für ſehr ausgezeichnete Perſonen erkannt; und ich ſehe, daß ich mich nicht getäuſcht habe. Obwohl das Glück mir nicht ſo viel Güter zugetheilt hat, um mich zu einem höhern Gewerbe, als das meinige, zu erheben, ſo habe ich doch nicht unterlaſſen, ſo viel ich konnte, meinen Geiſt zu bilden, durch Leſen wiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Bücher; und ihr werdet mir erlauben, euch zu ſagen, daß ich in einem andern Schriftſteller auch einen andern Spruch geleſen, den ich immer bewährt gefunden habe:

"Wir verbergen unſer Geheimniß nur vor Leuten," ſagt er, "die aller Welt als unbeſcheidene bekannt ſind, und unſer Vertrauen mißbrauchen würden; aber wir haben kein Bedenken, es den Verſtändigen zu entdecken, weil wir überzeugt ſind, daß ſie es bewahren werden."

Ein Geheimniß iſt bei mir in eben ſo großer Sicherheit, als wenn es in einer Kammer wäre, deren Schlüſſel verloren und deren Thüre wohlverſiegelt iſt."

Sobeïde erkannte wohl, daß es dem Träger nicht an Geiſt fehlte; aber in der Meinung, daß er Luſt hätte, an dem Male Theil zu nehmen, womit ſie ſich bewirthen wollten, erwiederte ſie ihm lächelnd: "Ihr wißt, daß wir uns ein Mal bereiten; ihr wißt aber auch, daß wir eine anſehnliche Ausgabe gemacht haben: es wäre alſo unbillig, wenn ihr daran Theil nehmen wolltet, ohne dazu beigeſteuert zu haben."

Die ſchöne Safie bekräftigte den Ausſpruch ihrer Schweſter, und ſagte zu dem Träger: "Mein Freund, habt ihr nie gehört, was man insgemein ſagt:

"Bringſt du was mit, ſo giltſt du was bei uns; bringſt du nichts, ſo geh' weiter mit nichts."

Der Träger wäre, trotz ſeiner Beredſamkeit, vielleicht doch gezwungen geweſen, mit Beſchämung abzuziehen, wenn Amine ſich nicht eifrig ſeiner angenommen, und zu Sobeïde'n und Safie'n geſagt hätte: "Meine lieben Schweſtern, ich beſchwöre euch, zu erlauben, daß er bei uns bleibe: ich brauche euch nicht zu ſagen, daß er uns beluſtigen wird; ihr ſehet wohl, daß er deſſen fähig iſt. Ich verſichere euch, ohne ſeinen guten Willen, ſeine Leichtigkeit und ſeinen guten Muth mir zu folgen, wäre es mir nicht möglich geweſen, ſo viel in ſo kurzer Zeit einzukaufen. Uebrigens, wenn ich euch alle die Artigkeiten wiederholen wollte, welche er mir unterwegs geſagt hat, ſo würdet ihr keinesweges verwundert ſein über den Schutz, den ich ihm angedeihen laſſe.

Bei dieſen Worten Aminens fiel der Träger, entzückt vor Freuden, vor ihr auf die Knie, küßte die Erde zu den Füßen dieſer reizenden Perſon; und indem er aufſtand ſagte er zu ihr: "Meine liebenswürdige Herrin, ihr habt heute mein Glück begonnen, ihr vollendet es jetzo durch eine ſo großmüthige Handlung: ich kann nicht genug euch meine Erkenntlichkeit bezeigen. — Uebrigens, gnädige Frau," fügte er hinzu, indem er ſich an die drei Schweſtern zuſammen wandte, "wenn ihr mir eine ſo große Ehre erweiſet, ſo fürchtet nicht, daß ich ſie misbrauche und es ſo anſehe, als wenn ich ſie verdiene: nein, ich werde mich immer als euern demüthigen Sklaven betrachten."

Indem er alſo ſprach, wollte er das Geld zurückgeben, das er empfangen hatte; aber die ernſte Sobeide befahl ihm, es zu behalten. "Was einmal aus unſern Händen gekommen iſt," ſagte ſie, "zur Belohnung derjenigen, die uns Dienſte geleiſtet haben, das kehrt nie wieder darin zurück."

Die aufſteigende Morgenröthe gebot an dieſer Stelle Scheharaſade'n Stillſchweigen.

Dinarſade, die mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte, war ſehr verdrießlich darüber; doch konnte ſie ſich tröſten, weil der Sultan neugierig zu wiſſen, was zwiſchen den drei ſchönen Frauen und dem Laſtträger vorgehen würde, die Fortſetzung dieſer Geſchichte auf die folgende Nacht verſchob, und aufſtand, um ſeine gewöhnlichen Geſchäfte zu beſorgen.

Fünf und dreißigſte Nacht.

Dinarſade unterließ in der folgenden Nacht nicht, ihre Schweſter aufzufordern, die wunderſame Geſchichte fortzuſetzen, die ſie angefangen hatte.

Scheheraſade nahm darauf das Wort, und ſich zu dem Sultan wendend, ſprach ſie: Herr, mit eurer Erlaubniß, will ich die Neugier meiner Schweſter befriedigen."

Zugleich nahm ſie die Geſchichte der drei Kalender 3 wieder auf:

"Sobeïde wollte alſo das Geld von dem Träger nicht wiedernehmen. "Aber, mein Freund," ſagte ſie zu ihm, "wenn wir bewilligen, daß ihr bei uns bleibet, ſo kündige ich euch an, daß es nicht bloß unter der Bedingung geſchieht, verſchwiegen zu ſein, wie wir von euch gefordert haben, wir bedingen auch noch, daß ihr genau die Regeln der Wohlanſtändigkeit und Ehrerbietigkeit beobachtet."

Während ſie alſo ſprach, legte die reizende Amine ihr Staatskleid ab, ſchürzte ihren Rock mit dem Gürtel, um ſich freier bewegen zu können, und bereitete den Tiſch; ſie trug mehrere Gerichte auf, und beſetzte einen Schenktiſch mit Weinflaſchen und goldenen Schalen. Darnach ſetzten ſich die Frauen, und ließen den Träger neben ihnen ſitzen, der über alle Beſchreibung glücklich war, ſich mit drei Perſonen von ſo außerordentlicher Schönheit am Tiſche zu ſehen.

Nach dem erſten Biſſen nahm Amine, die ſich zu dem Schenktiſche geſetzt hatte, eine Flaſche und eine Schale, ſchenkte ſich ein, und trank zuerſt, nach Gewohnheit der Araber. Alsdann ſchenkte ſie ihren Schweſtern ein, welche eine nach der andern tranken: hierauf füllte ſie zum viertenmale die Schale, und bot ſie dem Träger, welcher, indem er ſie annahm, Amine'n die Hand küßte, und bevor er trank, ein Lied ſang, deſſen Inhalt war: daß wie der Wind die Wohlgerüche der duftenden Gegenden, die er durchſtreicht, mit ſich führt, ebenſo der Wein, den er aus ihrer Hand empfing, dadurch einen köſtlicheren Geſchmack erhielte, als er von Natur hatte.

Dieſer Anfang erfreute die Frauen, welche hierauf auch ſangen. Kurz, die Geſellſchaft war ſehr aufgeräumt, während des Males, welches ſehr lange dauerte, und von allem begleitet war, was es angenehm machen konnte.

Der Tag war beinahe zu Ende, als Safie im Namen der drei Frauen das Wort nahm, und zu dem Träger ſagte: "Stehet auf und geht, es iſt Zeit, euch zu entfernen."

Der Träger konnte ſich nicht entſchließen, ſie zu verlaſſen und antwortete: "Ei, ſchöne Frauen, wo ſoll ich hingehen, in dem Zuſtande, worin ich mich befinde? Ich bin durch euren Anblick und den Trunk meiner nicht mehr mächtig: ich werde nimmer den Weg nach meinem Hauſe finden. Vergönnet mir die Nacht, wieder zu mir zu kommen: ich will ſie zubringen, wo es euch beliebt. In kürzerer Zeit vermag ich mich nicht wieder in den Zuſtand herzuſtellen, in welchem ich war, als ich bei euch eintrat: und dann noch bin ich ungewiß, ob ich nicht den beſſeren Theil von mir hier zurücklaſſe."

Amine redete abermals dem Träger das Wort, und ſagte: "Meine Schweſtern, er hat Recht; ich bin mit ſeiner Forderung wohlzufrieden. Er hat uns gut genug unterhalten; wenn ihr mir folgen wollt, oder vielmehr, wenn ihr mich ſo liebt, wie ich davon überzeugt bin, ſo behalten wir ihn hier und laſſen ihn den Abend mit uns zubringen." —

»Meine Schweſter," antwortete Sobeide, »wir können eurer Bitte nichts verſagen. — Träger," fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu ihm wandte, "wir wollen euch gern auch noch dieſe Gunſt erzeigen; wir machen aber dabei eine neue Bedingung. Was wir auch in eurer Gegenwart vornehmen mögen, uns ſelber oder etwas anderes betreffend, hütet euch wohl, nur den Mund zu öffnen, um uns über den Grund davon zu befragen, denn wenn ihr über Dinge, die euch keinesweges angehen, Fragen an uns thätet, ſo möchtet ihr etwas hören, das euch nicht gefiele. Drum nehmet euch in Acht, und ſeid nicht neugierig, die Beweggründe unſerer Handlungen erforſchen zu wollen.

»Herrinn," antwortete der Träger, »ich verſpreche euch, dieſe Bedingung mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit zu beobachten, daß ihr nicht Urſache haben ſollt, über eine Verletzung derſelben, und noch weniger über meine Unbeſcheidenheit zu beſchweren. Meine Zunge ſoll bei dieſer Gelegenheit unbeweglich ſein, und meine Augen ſollen wie ein Spiegel ſein, welcher nichts von den Gegenſtänden behält, die er empfängt."

»Um euch zu überzeugen," fuhr Sobeïde mit ſehr ernſthafter Miene fort, "daß das, was wir von euch verlangen, nicht eine neue Einrichtung bei uns iſt, ſo ſtehet auf und leſet, was über unſerer Thüre hier innerhalb geſchrieben ſteht."

Der Träger ging und las folgende Worte, die in großen goldenen Buchſtaben geſchrieben waren:

»Wer von Dingen redet, die ihn nichts angehen, hört, was ihm nicht gefällt.«

Er kam hierauf zurück zu den drei Schweſtern, und ſagte zu ihnen: »Schöne Frauen, ich ſchwöre euch, daß ihr mich von keiner Sache ſollt reden hören, welche mich nichts angeht, und wobei euer Vortheil im Spiele ſein könnte.«

Nachdem dieſer Vortrag gemacht war, brachte Amine das Abendeſſen, und als ſie den Saal mit einer großen Anzahl von Kerzen erleuchtet hatte, welche, mit Aloeholz und grauem Ambra zubereitet, und einen angenehmen Geruch verbreiteten und eine ſchöne Erleuchtung machten, ſetzte ſie ſich mit ihren Schweſtern und dem Träger zu Tiſche. Sie fingen an, zu eſſen, zu trinken, zu ſingen und Verſe herzuſagen. Die Frauen hatten ihr Vergnügen daran, den Träger zu berauſchen, unter dem Vorwande, ihn auf ihre Geſundheit trinken zu laſſen. Scherzreden wurden nicht geſpart; kurz, ſie waren alle bei der heiterſten Laune von der Welt, als ſie an die Thüre klopfen hörten. . . . .«

Bei dieſer Stelle war Scheherasade genöthigt ihre Erzählung abzubrechen, weil ſie den Tag anbrechen ſah.

Der Sultan zweifelte nicht, daß die Fortſetzung dieſer Geſchichte auch gehört zu haben verdiente, verſchob ſie bis auf die folgende Nacht und ſtand auf.

Sechs und dreißigſte Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht, ſprach Dinarſade zu der Sultaninn:

»Meine Schweſter, ich habe die größte Ungeduld, die Geſchichte dieſer ſchönen Mädchen zu hören, und wer an ihre Thüre klopfte.«

»Du ſollſt es erfahren,« antwortete Scheheraſade; »ich verſichere dich, daß, was ich dir jetzt erzählen werde, der Aufmerkſamkeit des Sultans, meines Herrn, nicht unwürdig iſt. Sobald die Frauen,« fuhr ſie fort, »an die Thüre klopfen hörten, ſtanden alle drei zugleich auf, um hinzugehen und zu öffnen; aber Safie, der dieſes Geſchäft eigentlich zuſtand, war die hurtigſte. Die beiden andern Frauen, als ſie ſich zuvorgekommen ſahen, blieben ſtehen, und warteten, bis ſie zurückkäme, ihnen zu melden, wer noch ſo ſpät etwas bei ihnen zu thun haben könnte.

Safie kam wieder: »Meine Schweſtern,« ſagte ſie, »es bietet ſich eine ſchöne Gelegenheit dar, einen guten Theil der Nacht recht angenehm zuzubringen, und wenn ihr nur derſelben Meinung ſeid, ſo laſſen wir ſie nicht entſchlüpfen. Es ſtehen vor unſerer Thüre drei Kalender; wenigſtens erſcheinen ſie mir ſo nach ihrer Kleidung: aber was euch ohne Zweifel verwundern wird, ſie ſind alle drei blind auf dem rechten Auge, und haben den Kopf, den Bart und die Augenbrauen abgeſchoren.

Sie kommen, wie ſie ſagen, augenblicklich erſt in Bagdad an, wo ſie nie zuvor geweſen ſind; und weil es Nacht iſt, und ſie kein Unterkommen wiſſen, ſo haben ſie zufällig an unſere Thüre geklopft, und bitten uns, um Gotteswillen, die Barmherzigkeit zu haben und ſie aufzunehmen. Es iſt ihnen ganz gleichgültig, welchen Ort wir ihnen einräumen wollen, wenn ſie nur unter Dach und Fach ſind, ſie wollen ſich mit einem Stalle begnügen. Sie ſind jung und ziemlich wohlgebildet, ſie ſcheinen ſogar viel Geiſt zu haben: aber ich kann nicht ohne zu lachen an ihre närriſche und gleichförmige Geſtalt denken.»

An dieſer Stelle unterbrach Safie ſich ſelber, und fing ſo herzlich an zu lachen, daß die beiden andern Schweſtern und der Träger ſich nicht enthalten konnten, mit zu lachen.

»Meine lieben Schweſtern,» fuhr ſie fort, »wollt ihr auch, daß wir ſie eintreten laſſen? Es iſt unmöglich, daß wir mit ſolchen Leuten, wie ich ſie euch geſchildert habe, nicht den Tag noch beſſer beſchließen ſollten, als wir ihn angefangen haben. Sie werden uns ſehr beluſtigen und uns nicht zur Laſt ſein, weil ſie von uns ein Obdach für dieſe Nacht verlangen und ihre Abſicht iſt, uns zu verlaſſen, ſobald es Tag wird.»

Sobeide und Amine machten Schwierigkeiten Safie'n zu bewilligen, was ſie verlangte, und dieſe wußte ſelber auch den Grund davon; ſie bezeigte ihnen aber ſo gro ße Luſt, von ihnen dieſe Gunſt zu verlangen, daß ſie es ihr nicht verſagen konnten.

"Geh' denn," ſagte Sobeide zu ihr, "und laß ſie eintreten; aber vergiß nicht, ſie zu warnen, daß ſie über nichts reden, was ſie nicht angeht, und ſie die Inſchrift über der Thüre leſen zu laſſen."

Auf dieſe Worte, lief Saſie freudig hin, zu öffnen; und bald darnach kam ſie in Begleitung der drei Fremden zurück.

Die Kalender machten beim Eintreten eine tiefe Verbeugung vor den Frauen, die aufgeſtanden waren, ſie zu empfangen, ſie freundlich willkommen hießen, und ſagten, daß ſie ſich freuten, Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen zu dienen, und dazu beizutragen, daß ſie ſich von der Ermüdung ihrer Reiſe erholten; und endlich luden ſie ſie ein, ſich zu ihnen zu ſetzen.

Die Pracht des Ortes, und der Anſtand der Frauen, brachten den Kalendern eine hohe Vorſtellung von ihren ſchönen Wirthinnen bei. Aber als ſie, bevor ſie Platz nahmen, von ungefähr die Augen auf den Träger warfen, und ihn beinahe wie andere Kalender gekleidet ſahen, mit welchen ſie über mehrere Lehrſätze in Streit waren, und die ſich nicht den Bart und die Augenbrauen abſchoren, nahm einer von ihnen das Wort, und ſagte: "Ach, da iſt wahrſcheinlich einer von unſern abtrünnigen Brüdern aus Arabien."

Der Träger, der halb eingeſchlafen und dem der Kopf von dem genoſſenen Weine erhitzt war, fand ſich durch dieſe Worte beleidigt, und ohne ſich von ſeinem Platze zu erheben, antwortete er den Kalendern, indem er ſie ſtolz anſah: "Setzt euch, und bekümmert euch nicht um das, was euch nichts angeht. Habt ihr nicht die Inſchrift über der Thüre geleſen? Verlanget nicht, daß die Welt nach eurer Weiſe leben ſoll; lebet vielmehr nach der unſern."

"Guter Freund," fuhr der Kalender fort, der zuerſt geſprochen hatte," gerathet nicht in Zorn: es würde uns ſehr leid thun, euch den geringſten Anlaß dazu gegeben zu haben; wir ſind im Gegentheil bereit, eure Befehle zu empfangen."

Dieſer Wortwechſel hätte noch Folgen haben können, aber die drei Frauen legten ſich ins Mittel, und ſtifteten Frieden.

Als die Kalender ſich zu Tiſche geſetzt hatten, legten die Frauen ihnen zu eſſen vor, und die muntere Saſie trug beſonders Sorge ihnen zu trinken einzuſchenken .."

Scheheraſade hielt hier inne, weil ſie bemerkte, daß es Tag war.

Der Sultan ſtand auf, um an ſeine Geſchäfte zu gehen, mit dem Vorſatze, den Verfolg der Geſchichte in der nächſten Nacht zu hören; denn er hatte große Begier zu erfahren, warum die drei Kalender einäugig waren, und zwar alle drei auf demſelben Auge.

Sieben und dreißigſte Nacht.

Eine Stunde vor Tage, erzählte Scheheraſade folgendermaaßen weiter, was ſich zwiſchen den Frauen und Kalendern begab.

»Nachdem die Kalender zur Genüge gegeſſen und getrunken hatten, bezeugten ſie den Frauen, daß ſie ſich ein großes Vergnügen daraus machen würden, ihnen ein kleines Konzert zu geben, wenn ſie Inſtrumente bei der Hand hätten und ſie ihnen wollten bringen laſſen. Jene nahmen dieſes Erbieten mit Freuden an.

Die ſchöne Safie ſtand auf, um die Inſtrumente zu holen; und ſie kam bald darauf wieder, und brachte eine Flöte des Landes, eine Perſiſche Flöte und ein Tamburin. Jeder der drei Kalender empfing aus ihrer Hand das Inſtrument, das er wählte, und ſie fingen alle drei an eine Weiſe zu ſpielen. Die Frauen wußten die Worte zu dieſer Weiſe, welche eine der fröhlichſten war, und begleiteten ſie mit ihren Stimmen; aber ſie unterbrachen ſich von Zeit zu Zeit durch lautes Lachen, welches ihnen die Worte erregten.

In der höchſten Luſt dieſer Unterhaltung klopfte es an die Thüre. Safie hörte auf zu ſingen, und ging hin, zu ſehen, was es wäre.

»Aber, Herr,« ſagte Scheharaſade bei dieſer Stelle zum Sultan, »es iſt nöthig, daß Euer Majeſtät wiſſe, warum man ſo ſpät noch an die Thüre der Frauen klopfte; höret die Urſache davon:

Der Chalyf Harun Arreſchyd hatte die Gewohnheit, oft des Nachts verkleidet umher zu wandern, um ſich ſelber zu überzeugen, ob alles in der Stadt ruhig wäre und keine Unordnung vorginge.

Dieſe Nacht nun war der Chalyf zeitig ausgegangen, begleitet von Giafar, ſeinem Groß-Weſyr, und von Mesrur, dem Oberhaupte der Verſchnittenen ſeines Palaſtes, alle drei als Kaufleute verkleidet. Indem ſie durch die Straße der drei Frauen kamen und dieſer Fürſt den Ton der Inſtrumente und Stimmen und dazwiſchen die Ausbrüche des Lachens hörte, ſagte er zu dem Weſyr: »Geh, und klopf' an die Thüre dieſes Hauſes, wo man ſo viel Lärmen macht; ich will hingehen und die Urſache davon wiſſen.«

Der Weſyr ſtellte ihm zwar vor, daß es Frauen wären, die ſich dieſen Abend luſtig machten; daß der Wein vermuthlich ihre Köpfe erhitzt hätte, und er ſich nicht ausſetzen ſollte, von ihnen beſchimpft zu werden; daß es noch nicht zur ungebürlichen Stunde wäre, und man ihre Luſtbarkeit nicht ſtören dürfte: der Chalyf aber erwiederte: »Es thut nichts; klopfe, ich befehle es dir.«

Es war alſo der Groß-Weſyr Giafar, der an die Thüre der Frauen auf den Befehl des Chalyfen, der unbekannt bleiben wollte. Safie öffnete; und der Weſyr bemerkte bei dem Schein einer Kerze, welche ſie trug, daß es eine Frau von großer Schönheit wäre und ſpielte ſeine Rolle vollkommen gut. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und ſagte auf ehrerbietige Weiſe zu ihr: »Gnädige Frau, wir ſind drei Kaufleute, aus Muſſul [4], vor etwa zehn Tagen mit reichen Waaren hier angekommen, welche wir in einem Chan [5] niedergelegt, wo wir unſere Herberge haben. Wir waren heute bei einem Kaufmanne in dieſer Stadt, der uns zu einem Beſuche eingeladen hatte. Er bewirthete uns mit einem Male, und als der Wein uns in gute Laune geſetzt hatte, ließ er eine Truppe von Tänzerinnen kommen. Es war ſchon Nacht; und während auf allerlei Inſtrumenten geſpielt, und getanzt wurde, und die Geſellſchaft großen Lärm machte, kam die Wache vorbei und ließ ſich öffnen. Einige von der Geſellſchaft ſind in Verhaft genommen; was uns betrifft, wir ſind glücklich genug geweſen, über eine Mauer zu entfliehen: »aber fügte der Weſyr hinzu, »weil wir Freunde ſind, und ein wenig vom Wein übernommen, ſo fürchten wir einer andern Schaar der Nacht, oder derſelben, zu begegnen, bevor wir unſern Chan erreichen; deshalb, Gnädige Frau, als wir im Vorbeigehen hier Inſtrumente und Stimmen hörten, und daraus ſchloſſen, daß man bei euch noch nicht zu Ruhe gegangen wäre, ſo haben wir uns die Freiheit genommen, anzuklopfen, um euch zu bitten, uns bis zum Tage eine Zuflucht zu gewähren. Wenn wir euch würdig ſcheinen, an eurer Unterhaltung Theil zu nehmen, ſo werden wir uns bemühen, ſoviel uns möglich dazu beizutragen, um die Unterbrechung derſelben, die wir verurſacht haben, wieder gut zu machen; wo nicht, ſo erzeigt uns wenigſtens die Gnade, daß wir die Nacht unter Obdach in eurer Vorhalle zubringen."

Während dieſer Anrede Giafars, hatte die ſchöne Safie Zeit, den Weſyr und ſeine beiden Gefährten, die ſich mit ihm für Kaufleute ausgaben, genauer zu betrachten; und als ſie an ihrem Ausſehen erkannte, daß ſie nicht gemeine Leute wären, ſagte ſie zu ihnen, daß ſie nicht die Herrinn des Hauſes wäre, wenn ſie ſich aber einen Augenblick gedulden wollten, ſie ihnen Antwort bringen würde.

Safie ging hin, und berichtete es ihren Schweſtern, welche einige Zeit ſchwankten, wozu ſie ſich entſchließen ſollten; ſie waren aber von Natur wohlthätig, und hatten dieſelbe Gnade ſchon den drei Kalendern erwieſen: alſo beſchloſſen ſie, auch die Kaufleute eintreten zu laſſen. . . . . ."

Scheheraſade war im Begriff, ihre Erzählung fortzuſetzen; aber indem bemerkte ſie, daß es ſchon Tag war, und brach ab.

Der Rang der neuen Perſonen, welche die Sultaninn auftreten ließ, reizte die Neugier des Sultans, und ließ ihn in der Erwartung irgend eines ſonderbaren Ereigniſſes, ſo daß er mit Ungeduld die folgende Nacht erwartete.

Acht und dreißigſte Nacht.

Dinarſade, die eben ſo neugierig war, als der Sultan, zu vernehmen, was die Ankunft des Chalyfen bei den drei Frauen für Folgen haben würde, vergaß nicht Scheheraſade'n aufzufordern, mit Erlaubniß des Sultans die Geſchichte der Kalender weiter zu erzählen.

"Der Chalyf, ſein Groß-Weſyr, und das Oberhaupt ſeiner Verſchnittenen," erzählte die Sultaninn, "als ſie von der ſchönen Safie eingeführt wurden, grüßten die Frauen und die Kalender mit großer Höflichkeit. Die Frauen empfingen ebenſo die vermeintlichen Kaufleute; und Sobeide, als die vornehmſte, ſagte zu ihnen mit ernſtem und würdigen Anſtande: "Seid willkommen; aber vor allen Dingen, nehmet es nicht übel, daß wir euch um eine Gefälligkeit bitten." — "Und welche Gefälligkeit, gnädige Frau?" antwortete der Weſyr. "Kann man ſo ſchönen Frauen irgend etwas verſagen?" — "Sie beſteht darin," fuhr Sobeïde fort, "nur Augen und keine Zunge zu haben; was ihr auch immer hier ſehn möget, keine Fragen an uns zu thun, um den Grund davon zu erfahren; und nicht von Dingen zu reden, die euch nichts angehen, damit ihr nicht höret, was euch nicht angenehm ſein würde." — "Wir werden euch gehorchen, gnädige Frau," antwortete der Weſyr. "Wir ſind weder Sittenrichter, noch fürwitzige Neugierige; wir haben genug auf das zu achten, was uns angeht, ohne uns in das zu miſchen, das uns nichts angeht."

Nach dieſen Worten, ſetzten ſich alle, die Unterhaltung knüpfte ſich an, und man begann von neuem zu Ehren der Neuangekommenen zu trinken.

Während der Weſyr Giafar die Frauen unterhielt, konnte der Chalyf nicht aufhören, ihre außerordentliche Schönheit, ihren außerordentlichen Anſtand, ihre heitere Laune und ihren Geiſt zu bewundern. Auf der andern Seite erſchien ihm nichts auffallender, als die Kalender, die alle drei auf dem rechten Auge blind waren. Er hätte ſich gern nach dieſer Sonderbarkeit erkundigt; aber die Bedingung, welche man ihm und ſeinen Gefährten auferlegt hatte, hinderte ihn, darnach zu fragen. Wenn er dabei den Reichthum des Hausgeräthes, die Einrichtung und die Nettigkeit dieſes Hauſes betrachtete, ſo konnte er ſich nicht überreden, daß keine Zauberei dabei im Spiele ſein ſollte.

Als die Unterhaltung auf die Vergnügungen und die verſchiedenen Arten ſich zu ergötzen gefallen war, ſtanden die Kalender auf, und tanzten auf ihre Weiſe einen Tanz, der die gute Meinung noch vermehrte, welche ſie ſchon von ihnen hegten, und ihnen die Achtung des Chalyſen und ſeiner Gefährten erwarb.

Als die drei Kalender ihren Tanz vollendet hatten, erhob ſich Sobeïde, faßte Amine'n bei der Hand, und ſagte zu ihr: "Meine Schweſter, ſteh' auf; die Geſellſchaft wird es nicht übel deuten, daß wir uns keinen Zwang auferlegen, und ihre Gegenwart ſoll uns nicht hindern, das zu thun, was wir gewohnt ſind zu thun."

Amine, die wohl verſtand, was ihre Schweſter meinte, ſtand auf, und räumte die Schüſſeln, den Tiſch, die Flaſchen, die Schalen, und die Inſtrumente, auf welchen die Kalender geſpielt hatten, bei Seite.

Safie blieb auch nicht müßig, ſie kehrte den Saal, ſtellte alles verſchobene an ſeinen Ort, putzte die Wachskerzen, und that von neuem Aloeholz und grauen Ambra daran.

Als dies geſchehen war, bat ſie die drei Kalender ſich auf den Sofa an der einen Seite zu ſetzen, und den Chalyſen und ſeinen Gefährten, die andere Seite einzunehmen, zu dem Träger aber ſagte ſie: "Stehet auf, und ſeid bereit, uns die Hand zu reichen bei demjenigen, was wir thun wollen; ein Menſch wie ihr, der wie zum Hauſe gehört, darf nicht unthätig bleiben."

Der Träger hatte ſeinen Rauſch ſchon ein wenig ausgeſchlafen; er ſtand hurtig auf, und nachdem er ſeinen Rock mit dem Gürtel geſchürzt hatte, ſagte er: "da bin ich: was giebt' es zu thun?" — "So iſt's gut," antwortete Safie, "wartet, bis man euch ruft; ihr ſollt nicht lange mit gekreuzten Armen da ſtehen."

Bald darauf erſchien Amine mit einem Stuhle, welchen ſie mitten in den Saal ſtellte. Sie ging alsdann zu der Thüre eines Seitengemachs, öffnete ſie, und winkte dem Träger, ſich zu nähern: "Kommet," ſagte ſie zu ihm, "und helfet mir." Er gehorchte, trat mit ihr hinein, und kam bald wieder heraus, mit zwei ſchwarzen Hündinnen, deren jede ein Halsband an einer Kette trug, woran er ſie feſthielt, und die von Peitſchenhieben ſehr gemißhandelt ſchienen. Er ſchritt mit ihnen bis in die Mitte des Saales.

Sobeïde, die ſich zwiſchen den Kalendern und dem Chalyfen niedergeſetzt hatte, ſtand nun auf, und trat ernſthaft bis zu dem Träger hin: "Auf! ſagte ſie, indem ſie einen tiefen Seufzer ausſtieß, laßt uns unſere Pflicht thun." Sie ſtreifte ſich die Aermel bis zum Ellenbogen auf, und nachdem ſie die Geißel, die Safie ihr reichte, genommen hatte, ſagte ſie: "Träger, übergebet eine dieſer beiden Hündinnen meiner Schweſter Amine, und bringet mir die andere her."

Der Träger that, was man ihm befahl; und als er ſich Sobeïde'n nahte, ſo fing die Hündinn, welche er führte, an zu heulen, und drehte ſich nach Sobeïde'n, indem ſie auf flehende Weiſe den Kopf emporhob. Aber Sobeïde, ohne Rückſicht auf die traurige und Mitleid erregende Gebärde der Hündinn, noch auf ihr Geheul, welches das ganze Haus erfüllte, peitſchte ſie mit der Geißel, bis ihr der Athem verſagte; und als ſie keine Kraft mehr hatte, ſie zu peitſchen, warf ſie die Geißel auf den Boden; darauf nahm ſie dem Träger die Kette aus der Hand, hob die Hündinn bei den Vorderpfoten empor, und indem beide auf traurige und rührende Weiſe ſich anblickten, weinten ſie, eins wie das andere. Endlich, zog Sobeïde ihr Schnupftuch hervor, trocknete der Hündinn die Thränen ab, und küßte ſie; und indem ſie ſie wieder dem Träger übergab, ſagte ſie: "Gehet, und führet ſie wieder hin, wo ihr ſie her geholt habt, und bringet mir die andere."

Der Träger führte die gepeitſchte Hündinn in das Gemach zurück, nahm die andere aus Aminens Händen, und brachte ſie zu Sobeïde'n, die ſie erwartete: "Haltet ſie, wie die vorige," ſagte ſie zu ihm. Dann nahm ſie die Geißel wieder auf, und mißhandelte dieſe Hündinn auf dieſelbe Weiſe. Darnach weinte ſie mit ihr, und trocknete ihre Thränen, küßte ſie, und übergab ſie wieder dem Träger; welchem die ſchöne Amine die Mühe erſparte, ſie in die Kammer zurückzuführen; denn ſie that es ſelber.

Unterdeſſen waren die drei Kalender, der Chalyf und ſeine Gefährten außerordentlich erſtaunt über dieſes Strafgericht. Sie konnten nicht begreifen, was Sobeïde, nachdem ſie die beiden Hündinnen, dieſe (nach dem Glauben der Muſelmänner) unreinen Thiere mit ſolcher Anſtrengung gepeitſcht hatte, hierauf mit ihnen weinen, ihnen die Thränen abtrocknen und ſie küſſen konnte. Sie murmelten darüber bei ſich ſelber. Der Chalyf vor allen, ungeduldiger als die übrigen, ſtarb faſt vor Neugier, den Grund einer ſo ſeltſam erſcheinenden Handlung zu wiſſen, und hörte nicht auf, dem Weſyr zu winken, daß er ſich darnach erkundigen ſollte. Aber der Weſyr drehte den Kopf nach der andern Seite, bis er auf die ſo oft wiederholten Zeichen durch andere Zeichen antwortete, daß es jetzo nicht Zeit wäre, ſeine Neugier zu befriedigen.

Sobeïde blieb einige Zeit auf derſelben Stelle in der Mitte des Saales, als wenn ſie ſich von der Anſtrengung erholen wollte, welche ſie bei der Geißelung der Hündinnen gemacht hatte. "Meine liebe Schweſter," ſprach Safie zu ihr, "wollt ihr nicht auf euren Platz zurückkehren, damit ich nun auch meine Rolle ſpiele?"

"Ja" antwortete Sobeïde; und indem ſie dies ſagte, ging ſie hin und ſetzte ſich wieder auf dem Sofa, wo ſie zur Rechten den Chalyfen, Giafar und Mesrur hatte, zur Linken die drei Kalender und den Träger . . . .

"Herr! ſprach Scheheraſade bei dieſer Stelle, "was Euer Majeſtät bisher gehört hat, muß ihr ſchon wunderbar vorkommen: aber das Uebrige der Erzählung iſt es wohl noch weit mehr; ich bin überzeugt, daß ihr die nächſte Nacht dies ſelber geſtehen werdet, wenn ihr mir zu erlauben geruhet, euch dieſe Geſchichte zu Ende zu erzählen."

Der Sultan willigte drein, und ſtand auf, weil es Tag war.

Neun und dreißigſte Nacht.

Die Sultaninn war nicht ſobald aufgewacht, als ſie ſich der Stelle erinnerte, wo ſie in der geſtrigen Geſchichte ſtehen geblieben war, und ſogleich mit folgenden Worten weiter erzählte, indem ſie den Sultan anredete:

"Herr, nachdem Sobeïde ihren Sitz wieder eingenommen hatte, ſchwieg die ganze Geſellſchaft eine Zeit lang. Endlich ſagte Safie, die ſich auf den Stuhl mitten im Saale niedergeſetzt hatte, zu ihrer Schweſter Amine:" Meine liebe Schweſter, ſteh' auf, ich bitte dich; du verſtehſt wohl, was ich ſagen will."

Amine ſtand auf, und ging in eine andere Kammer, als die, aus welcher die beiden ſchwarzen Hündinnen geholt waren. Sie kam zurück, und trug ein Käſtchen, das mit gelbem Atlas überzogen und reich mit Gold und grüner Seide geſtickt war. Sie näherte ſich Safie'n, und öffnete das Käſtchen, aus welchem ſie eine Laute herauszog, und ihr überreichte. Safie nahm ſie, und nachdem ſie ſie gehörig geſtimmt hatte, fing ſie an darauf zu ſpielen; und ſie begleitete ſie mit ihrer Stimme, und ſang ein Lied von den Qualen der Trennung, mit ſo viel Anmuth, daß der Chalyf und die übrigen alle davon bezaubert wurden. Es lautete alſo: "Du biſt allein mein Streben, du allein das Ziel meiner Wünſche; in deiner Nähe wünſchte ich zu ſein, mein Geliebter!

In deiner Gegenwart iſt für mich ſtäte Wonne, und fern von dir ſein, iſt Höllenqual!

Nach dir geht mein Verlangen, nach dir mein Sehnen Tag und Nacht.

Und wahrlich! von dir entbrannt ſein, iſt keine Schande.

Ja, ich habe das Kleid der Wehmuth angelegt; doch wer dich ſieht, wird mich entſchuldigen. —

Thränenfluthen ſind über meine Wangen gefloſſen, und haben mein Geheimniß offenbaret.

O heile die Anfälle meiner Krankheit! Leider biſt du ſelber die Urſache meiner Schmerzen; wohl aber biſt du auch der Arzt."

Als Safie dies Lied vollendet, welches ſie mit ſo viel Empfindung und Ausdruck geſungen hatte, ſagte ſie zu der freundlichen Amine: "Nimm, meine Schweſter, ich kann nicht mehr, und die Stimme verſagt mir; unterhalte an meiner Statt die Geſellſchaft mit Geſang und Spiel." — "Sehr gern," antwortete Amine, indem ſie ſich Safie'n näherte, welche die Laute ihren Händen übergab, und ihr ihren Sitz einräumte.

Nach einem kurzen Vorſpiele, um zu hören, ob die Laute noch geſtimmt wäre, ſpielte und ſang Amine über denſelben Gegenſtand folgendes Lied:

"Wie lange wird dieſe Bruſt noch Schmerzen empfinden, wie lange werden dieſe Augen noch Thränen vergießen? ſind deren denn nicht ſchon genug vergoſſen?

Wie lange noch wird deine Abweſenheit mich quälen! Iſt das der Wunſch meiner Feinde, ſo iſt er erfüllt.

Säume nicht länger; denn mein Leib vermag nicht mehr dieſe Pein zu tragen!

Schone eines Liebeſiechen, den Nachtwachen, Ungeduld und Sehnſucht ſchon halb verzehrt haben.

Iſt es erlaubt, nach den Geſetzen der Liebe, daß ich einſam ſtehe, während andere ſich des Glücks erfreuen, mit ihren Lieben vereinigt zu ſein?"

Sie trug dieſen Geſang mit ſolcher Leidenſchaft vor, und war ſo gerührt, oder vielmehr ſo durchdrungen von dem Sinne der Worte, die ſie ſang, daß ſie ganz erſchöpft aufhörte.

Sobeïde wollte ihr ihre Zufriedenheit bezeugen, und ſagte zu ihr: "Meine Schweſter, du haſt Wunder gethan: man ſieht wohl, daß du das Leid empfindeſt, welches du ſo lebhaft ausdrückſt.»

Amine vermochte nicht, auf dieſen Lobſpruch zu antworten; ſie fühlte ihr Herz in dieſem Augenblick ſo beklommen, daß ſie nur daran dachte, ſich Luft zu machen, und die ganze Geſellſchaft einen Hals und einen Buſen ſehen ließ, der nicht ſo weiß war, als wie eine Frau, wie Amine, ihn haben ſollte, ſondern mit Narben bedeckt: ein Anblick der bei allen eine Art von Entſetzen hervorbrachte. Gleichwohl gab ihr dies keine Linderung, und verhinderte nicht, daß ſie in Ohnmacht fiel . . .

»Aber Herr,» ſagte hier Scheheraſade, »ich überſehe, daß es ſchon Tag iſt.»

Mit dieſen Worten hörte ſie auf zu erzählen, und der Sultan ſtand auf.

Wenn dieſer Fürſt auch nicht beſchloſſen hätte, den Tod der Sultaninn aufzuſchieben, ſo hätte er ſich dennoch nicht entſchließen können, ihr das Leben zu nehmen. Seine Neugier war zu ſehr darauf geſpannt, eine mit ſo unerhörten Begebenheiten erfüllte Erzählung bis zu Ende zu hören.

Vierzigſte Nacht.

Dinarſade bat, nach ihrer Gewohnheit, ihre Schweſter, die Geſchichte der Frauen und der Kalender fortzuſetzen.

Scheheraſade nahm ſie alſo wieder auf:

»Während Sobeïde und Safie ihrer Schweſter zu Hülfe eilten, konnte ſich einer der Kalender nicht enthalten, zu ſagen: "Wir hätten lieber unter freiem Himmel geſchlafen, als hier einzutreten, wenn wir gewußt hätten, daß wir hier ein ſolches Schauſpiel ſehen ſollten.«

Der Chalyf, der dieſes hörte, nahte ſich ihm und den andern Kalendern, redete ſie an, und fragte: »Was bedeutet dies hier?« Der Kalender, der zuerſt geſprochen hatte, antwortete: »Mein Herr, wir wiſſen nicht mehr davon, als ihr,« — »Wie,« fuhr der Chalyf fort, »ihr gehöret nicht zum Hauſe? und könnt uns nichts berichten von dieſen beiden ſchwarzen Hündinnen, von dieſer in Ohnmacht geſunkenen und ſo unwürdig gemißhandelten Frau?« — "Nein, Herr," erwiederte der Kalender," in unſerm ganzen Leben ſind wir nicht in dieſes Haus gekommen, und wir haben es nur einige Augenblicke vor euch betreten."

Dies vermehrte die Verwunderung des Chalyfen: »Vielleicht," erwiederte er, "weiß dieſer Menſch, der hier bei euch iſt, etwas von dieſen Dingen."

Einer der Kalender winkte dem Träger, ſich zu nähern, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, warum die beiden ſchwarzen Hündinnen gepeitſcht worden, und warum Aminens Buſen ſo benarbt erſchien. "Herr," antwortete der Träger, "ich ſchwöre bei dem großen lebendigen Gotte, wenn ihr von allen dem nichts wiſſet, ſo wiſſen wir allzumal nichts davon. Es iſt wohl wahr, daß ich aus dieſer Stadt bin, aber ich bin außer heute, niemals in dieſes Haus gekommen; und wenn ihr verwundert ſeid, mich hier zu ſehen, ſo bin ich es nicht minder, mich in eurer Geſellſchaft zu befinden. Was meine Verwunderung noch verdoppelt," ſetzte er hinzu, "iſt, daß ich hier keinen Mann bei dieſen Frauen ſehe."

Der Chalyf, und ſeine Gefährten, und die Kalender hatten geglaubt, daß der Träger zum Hauſe gehörte, und daß er ihnen berichten könnte, was er zu wiſſen wünſchte. Entſchloſſen, ſeine Neugier zu befriedigen, um welchen Preis es auch wäre, ſagte der Chalyf zu den übrigen: "Höret, da wir hier ſieben Männer ſind, und nur mit drei Frauen zu thun haben, ſo wollen wir ſie erſuchen, uns die gewünſchten Aufklärungen zu geben. Wenn ſie ſich weigern, ſie uns gutwillig zu geben, ſo ſind wir im Stande, ſie dazu zu zwingen."

Der Groß-Weſyr Giafar widerſetzte ſich dieſem Rathe, und ſtellte dem Chalyfen die Folgen davon vor, ohne jedoch dieſen Fürſten den Kalendern zu erkennen zu geben; und indem er ſich zu ihm wandte, wie zu einem Kaufmanne, ſagte er: "Bedenket, Herr, ich bitte euch, daß wir die gute Meinung von uns zu bewahren haben. Ihr wißt, unter welcher Bedingunnur die Frauen uns bei ſich aufnehmen wollten; wir haben ſie angenommen. Was wird man nun von uns ſagen, wenn wir dem zuwider handelten? Wir würden noch viel tadelnswürdiger ſein, wenn uns irgend ein Unglück begegnete. Es hat nicht den Anſchein, daß ſie uns dieſes Verſprechen abgefordert hätten, wenn ſie nicht im Stande wären, es uns bereuen zu laſſen, im Falle wir es nicht halten."

Mit dieſen Worten, zog der Weſyr den Chalyfen beiſeite, und leiſe zu ihm redend, fuhr er fort: "Herr, die Nacht wird nicht lange mehr dauern; geruhe Euer Majeſtät, ſich noch ein wenig zu gedulden. Ich werde morgen früh dieſe Frauen gefangen nehmen, und ſie vor euren Thron führen, und ihr werdet von ihnen alles hören, was ihr wiſſen wollt."

Obwohl dieſer Rath ſehr vernünftig war, der Chalyf verwarf ihn dennoch, und legte dem Weſyr Stillſchweigen auf, indem er ſagte, daß er nicht ſo lange warten könnte, ſondern auf der Stelle die gewünſchte Aufklärung haben wollte.

Es kam jetzo nur noch darauf an, wer das Wort führen ſollte. Der Chalyf ſuchte die Kalender zu bereden, zuerſt zu ſprechen; aber ſie lehnten es ab. Endlich, kamen alle darin überein, daß es der Träger thun ſollte.

Dieſer ſchickte ſich an zu der bedenklichen Frage, als Sobeïde, nachdem ſie Amine'n beigeſprungen, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, ſich ihnen näherte. Da ſie ſie laut und mit Eifer reden gehört hatten, ſagte ſie zu ihnen: "Ihr Herren, wovon redet ihr? Was betrifft euer Wortwechſel?"

Der Träger nahm darauf das Wort, und ſprach zu ihr: "Gnädige Frau, dieſe Herren, bitten euch ſehr, ihnen doch zu erklären, warum ihr, nachdem ihr eure beiden Hündinnen ſo gemißhandelt, mit ihnen geweint habt, und woher es kommt, daß die in Ohnmacht geſunkene Frau den Buſen ſo mit Narben bedeckt hat? Das iſt es, Gnädige Frau, was ſie mir auf~~zu~~tragen haben, in ihrem Namen von euch zu bitten." /ge

Sobeide nahm auf dieſe Worte eine ſtolze Haltung an, wandte ſich zu dem Chalyfen, ſeinen Gefährten und den Kalendern, und ſagte zu ihnen: "Iſt es wahr, ihr Herren, daß ihr ihm aufgetragen habt, mir dieſe Frage zu thun." Sie antworteten mit Ja, ausgenommen Giafar, der kein Wort ſagte. Auf dieſes Geſtändniß ſprach ſie zu ihnen in einem Tone, der genugſam ausdrückte, wie ſehr ſie ſich beleidigt fände:

"Bevor wir euch eure Bitte, euch bei uns aufzunehmen, gewährten, haben wir, weil wir allein ſind, um allem Anlaſſe der Unzufriedenheit mit euch zuvorkommen, euch die Bedingung auferlegt, nicht von Dingen zu ſprechen, die euch nicht angehen, damit ihr nicht hörtet, was euch nicht gefiele. Nachdem wir euch nun aufgenommen und bewirthet haben, ſo gut es uns möglich war, ſo unterlaßt ihr gleichwohl nicht, euer Wort zu brechen. Es iſt wahr, daß dies die Folge von unſerer Willfähigkeit iſt: aber das entſchuldigt euch nicht, und euer Benehmen iſt nicht anſtändig."

Indem ſie dieſe Worte ausſprach, ſtampfte ſie ſtark mit den Füßen, und klatſchte dreimal in die Hände, und rief: "Eilet herbei!"

Sogleich öffnete ſich eine Thüre, und ſieben ſchwarze Sklaven, ſtark und gewaltig, traten mit dem Säbel in der Fauſt herein, bemächtigten ſich jeder eines der ſieben Männer von der Geſellſchaft, warfen ſie zu Boden; ſchleppten ſie mitten in den Saal, und ſchickten ſich an, ihnen die Köpfe abzunehmen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie groß der Schreck des Chalyfen war. Es gereute ihn nun, aber zu ſpät, nicht den Rath des Groß-Weſyrs befolgt zu haben. Indeß war dieſer unglückliche Fürſt, ſammt Giafar, Mesrur, der Träger und die Kalender, bereit, ihre fürwitzige Neugier mit dem Leben zu bezahlen; aber bevor ſie den Todesſtreich empfingen, ſagte einer der Sklaven zu Sobeïde'n und ihren Schweſtern: "Erhabene, mächtige und verehrte Gebieterinnen, befehlet ihr uns, ihnen den Hals abzunehmen." — "Haltet an, antwortete ihnen Sobeide, "ich muß ſie zuvor noch befragen."

"Gnädige Frau," unterbrach ſie der erſchrockene Träger, "um Gotteswillen, laßt mich nicht für das Verbrechen eines andern hinrichten. Ich bin unſchuldig: jene ſind die Schuldigen. Ach, fuhr er weinend fort, wir brachten die Zeit ſo angenehm zu! dieſe einäugigen Kalender ſind die Urſache dieſes Unglücks. Es giebt keine Stadt, der nicht der Umſturz drohet vor dieſen Leuten von ſo übler Vorbedeutung. Gnädige Frau, ich flehe euch, nicht den Unſchuldigen mit den Schuldigen zu vermengen; bedenket, daß es ſchöner iſt, einem elenden, hülfloſen wie ich bin, zu verzeihen, als ihn durch eure Macht niederzuſchmettern, und ihn eurem Unmuthe zu opfern."

Sobeïde konnte ſich, trotz ihrem Zorne, nicht enthalten, bei ſich ſelber über die Wehklagen des Trägers zu lachen. Aber ohne ſich bei ihm aufzuhalten, wandte ſie ſich zum zweitenmal an die übrigen, und ſprach: "Antwortet mir, und ſaget mir, wer ihr ſeid: ſonſt habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. Ich kann nicht glauben, daß ihr anſtändige Leute noch vornehme Männer von Anſehn in eurem Lande ſeid, wo ihr auch her ſein möget. Wäre dies, ſo würdet ihr mehr Zurückhaltung und mehr Achtung vor uns gehabt haben."

Der von Natur ungeduldige Chalyf litt unendlich viel mehr, als die übrigen, ſein Leben von dem Befehl eines beleidigten und mit Recht erzürnten Weibes abhangen zu ſehen; aber er fing an wieder Hoffnung zu ſchöpfen, als er ſah, daß ſie wiſſen wollte, wer ſie alle wären; denn er bildete ſich ein, daß ſie ihm nicht würde das Leben nehmen laſſen, wenn ſie ſeinen Rang erführe. Deshalb befahl er ganz leiſe dem Weſyr, der nahe bei ihm war, ſchleunig kund zu thun, wer er wäre; aber der vorſichtige und kluge Weſyr, welcher die Ehre ſeines Herrn zu retten wünſchte, und die große Beſchimpfung, welche er ſich ſelber zugezogen hatte, nicht offenkundig machen wollte, antwortete ihm bloß: "Wir haben nur, was wir verdienen." Aber wenn er auch, dem Chalyfen zu gehorchen, hätte reden wollen, ſo hätte Sobeïde ihm dazu nicht Zeit gelaſſen.

Sie hatte ſich ſchon zu den Kalendern gewandt, und da ſie ſie alle drei einäugig ſah, fragte ſie ſie, ob ſie Brüder wären. Einer von ihnen antwortete für die übrigen:

"Nein, gnädige Frau, wir ſind nicht Brüder von Geburt, wir ſind es nur durch den Stand als Kalender, das heißt, durch Beobachtung derſelben Lebensart." —

"Ihr," fuhr ſie fort, indem ſie den einen beſonders anredete, "ſeid ihr einäugig von Natur? — "Nein, gnädige Frau," antwortete er, ich bin es durch ein ſo ſeltſames Abenteuer, daß es jedem lehrreich ſein würde, wenn es aufgeſchrieben wäre. Nach dieſem Unglücke, ließ ich mir den Bart und die Augenbraunen abſcheeren, und ward ein Kalender, indem ich hier dieſes Kleid annahm, das ich hier trage."

Sobeïde that dieſelbe Frage den beiden andern Kalendern: welche ihr dieſelbe Antwort gaben, wie der erſte; der zuletzt ſprach, fügte aber hinzu: "Um euch zu überzeugen, gnädige Frau, daß wir keine gemeine Leute ſind, und damit ihr einige Rückſicht auf uns nehmet, ſo wiſſet, daß wir alle drei Königsſöhne ſind. Obwohl wir uns nie geſehen vor dieſem Abend, ſo haben wir doch Zeit genug gehabt, uns gegenſeitig zu erkennen zu geben, wer wir ſind."

Auf dieſe Rede mäßigte Sobeïde ihren Zorn, und ſagte zu den Sklaven: "Gebt ihnen etwas Freiheit", jedoch bleibet hier, denjenigen, die uns ihre Geſchichte, und den Anlaß erzählen, der ſie in dieſes Haus geführt, thut nichts zu Leide, ſondern laßt ſie gehen,, wohin es ihnen beliebt: aber ſchonet derer nicht, die es verſagen, uns dieſe Genugthuung zu geben . . . . "

Mit dieſen Worten ſchwieg Scheheraſade; und ihr Stillſchweigen ſowohl als der anbrechende Tag, machten dem Sultan bemerklich, daß es Zeit war aufzuſtehen; was er denn auch that, mit dem Vorſatze, in der folgenden Nacht Scheheraſade'n weiter zu hören, weil er zu wiſſen wünſchte, wer die drei einäugigen Kalender wären.

Ein und vierzigſte Nacht.

Da die Sultaninn ſah, daß ihre Schweſter ſtäts das größte Vergnügen an ihren Erzählungen fand, ſo verfolgte ſie die anmuthige Geſchichte der Kalender, nachdem ſie den Sultan um Erlaubniß dazu gebeten, und dieſe erhalten hatte.

"Herr," erzählte ſie weiter, die drei Kalender, der Chalyf, der Groß-Weſyr Giafar, das Oberhaupt der Verſchnittenen Mesrur, und der Träger ſaßen alle in der Mitte des Saales auf einem Fußteppiche, den drei Frauen gegenüber, welche auf dem Sofa ſaßen, und Sklaven ſtanden bereit, die Befehle zu vollziehen, welche ſie ihnen geben würden.

Als der Träger verſtanden hatte, daß es nur darauf ankäme, ſeine Geſchichte zu erzählen, um ſich aus einer ſo großen Gefahr zu befreien, nahm er zuerſt das Wort, und ſagte:

"Gnädige Frau, ihr wißt ſchon die Urſache, welche mich zu euch geführt hat. Alſo, wird das, was ich euch zu erzählen habe, ſehr bald abgethan ſein. Eure Frau-Schweſter, die hier ſitzt, hat mich dieſen Morgen auf dem Platze als Träger gedungen; ich wartete dort, daß jemand ſich meiner bediente, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich folgte ihr zu einem Weinhändler, einem Kräuterhändler, einem Verkäufer von Orangen, Limonen und Zitronen; dann zu einem Verkäufer von Mandeln, Wallnüſſen, Haſelnüſſen und andern Früchten; weiter, zu einem Kuchenbäcker und einem Gewürzhändler: von dem Gewürzhändler kam ich mit einem Korbe auf dem Kopf und ſo ſchwer beladen als möglich, hieher zu euch, wo ihr die Güte hattet mich bis jetzo zu dulden. Dies iſt eine Gnade, deren ich mich ewig erinnern werde. Da habt ihr meine Geſchichte.»

Als der Träger geendigt hatte, ſagte Sobeïde, befriedigt, zu ihm: »du biſt begnadigt, mach dich fort, und laß dich nie wieder hier ſehen.« — »Gnädige Frau,« fuhr der Träger fort, »ich bitte euch, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe. Es würde ungerecht ſein, daß ich, nachdem ich den übrigen das Vergnügen gewährt habe, meine Geſchichte zu hören, nicht das Vergnügen haben ſollte, die ihrige zu hören.»

Indem er dies ſagte, ſetzte er ſich an das Ende des Sofa's, ſehr erfreut, ſich aus der Gefahr befreit zu ſehen, die ihn ſo ſehr beunruhigt hatte.

Nach ihm, nahm einer der drei Kalender das Wort, wandte ſich zu Sobeïden als der Vornehmſten der drei Frauen, und als derjenigen, die ihnen befohlen hatte, zu reden, und begann alſo:

Geſchichte

des erſten Kalenders und Königſohnes.

"Gnädige Frau, um euch zu erzählen, wodurch ich mein rechtes Auge verloren habe, und was mich genöthigt hat, das Kalenderkleid anzunehmen, muß ich euch ſagen, daß ich von Geburt ein Königsſohn bin.

Der König, mein Vater, hatte einen Bruder, der, wie er, in einem benachbarten Saale herrſchte; dieſer Bruder hatte zwei Kinder, einen Prinzen und eine junge Prinzeſſinn; der Prinz und ich, wir waren beinahe in denſelben Alter.

Als meine Erziehung vollendet war, und der König, mein Vater, mir eine vollſtändige Freiheit gegeben hatte, beſuchte ich regelmäßig jedes Jahr den König, meinen Oheim, und blieb an ſeinem Hofe einen oder zwei Monate, worauf ich wieder zu dem Könige, meinem Vater, zurückkehrte.

Dieſe Beſuche gaben Anlaß, daß ich mit dem Prinzen, meinem Vetter, eine ſehr feſte und innige Freundſchaft ſtiftete. Das letztemal, daß ich ihn ſah, empfing er mich mit größeren Beweiſen der Zärtlichkeit, als ſonſt, und zu einem Feſte, das er mir eines Tages gab, machte er außerordentliche Anſtalten. Wir ſaßen lange bei Tiſche, und nachdem wir beide wohl geſpeiſt hatten, ſprach er zu mir:

»Lieber Vetter, ihr würdet wohl nie errathen, womit ich mich ſeit eurem letzten Beſuche beſchäftigt habe. Es iſt ein Jahr ſeit eurer Abreiſe verfloſſen: ich ſetzte eine große Anzahl Werkleute in Thätigkeit, zur Ausführung eines Entwurfs, den ich im Sinne habe. Ich habe ein Gebäude aufführen laſſen, das vollendet iſt, und darin man ſchon wohnen kann: es wird euch nicht leid thun, es zu ſehen: aber ihr müßt mir zuvor einen Eid der Verſchwiegenheit und Treue leiſten, dieſe beiden Dinge fordere ich von euch.«

Die Freundſchaft und Vertraulichkeit, die zwiſchen uns obwalteten, erlaubte mir nicht, ihm etwas zu verſagen, und ich leiſtete ohne Bedenken den von ihm gewünſchten Eid. Darauf ſagte er zu mir: »Erwartet mich hier, ich bin in einem Augenblicke wieder bei euch.«

In der That, ſäumte er nicht wiederzukommen, und ich ſah ihn mit einer prächtig gekleideten Frau von ungemeiner Schönheit eintreten. Er ſagte mir nicht, wer ſie wäre, und ich glaubte mich nicht darnach erkundigen zu dürfen. Wir ſetzten uns mit der Frau wieder zu Tiſche, und blieben hier noch einige Zeit, indem wir uns von gleichgültigen Dingen unterhielten, und dabei aus allen Schalen gegenſeitig auf unſere Geſundheit tranken.

Hierauf ſagte der Prinz zu mir: "Lieber Vetter, wir haben keine Zeit zu verlieren; thut mir den Gefallen, und nehmet dieſe Frau mit euch, und führet ſie in der Richtung nach der Stelle, wo ihr ein neugebautes Grabmal mit einer Kuppel ſehen werdet. Ihr werdet es leicht erkennen; die Thüre iſt offen; tretet zuſammen hinein, und erwartet mich: ich werde mich auch bald dort einfinden."

Meinem Eide getreu, verlangte ich nicht mehr zu wiſſen. Ich bot der Frau die Hand; und vermittelſt der Anzeigen, welche der Prinz, mein Vetter, mir gegeben hatte, führte ich ſie glücklich im Mondſcheine hin, ohne mich zu verirren.

Kaum waren wir in dem Grabmale angekommen, als auch der Prinz erſchien, der uns folgte, und einen kleinen Krug voll Waſſer, eine Haue, und einen kleinen Sack voll Gips trug.

Er bediente ſich der Haue, um ein Grab zu zertrümmern, welches mitten in dem Gebäude ſtand; er brach die Steine einen nach dem andern ab, und ſchichtete ſie in einem Winkel auf. Als er ſie alle weggeräumt hatte, wühlte er die Erde auf, und ich ſah eine Fallthüre, die unter dem Grabmale verborgen war. Er hob ſie auf, und darunter erblickte ich die oberſten Stufen einer Wendeltreppe.

Jetzo wandte mein Vetter ſich zu der Frau, und ſagte: »Schöne Frau, hier iſt der Eingang zu dem Orte, von welchem ich euch geſagt habe.«

Die Frau trat auf dieſe Worte näher, und ſtieg hinab; aber zuvor wandte er ſich nach mir um, und ſagte: »Lieber Vetter, ich bin euch unendlich verbunden für die Mühe, der ihr euch unterzogen habt; ich danke euch dafür: Lebet wohl!« — »Mein lieber Vetter", rief ich aus, »was ſoll dieſes - bedeuten.« — "Laſſet euch hieran genügen," antwortete er; "ihr könnt den Weg wieder zurück nehmen, den ihr gekommen ſeid . . . . ."

Bis hieher war Scheheraſade gekommen, als der Tag anbrach und ſie verhinderte, weiter zu erzählen.

Der Sultan ſtand auf, ſehr begierig, die Abſicht des Prinzen und der Frau zu erfahren, welche ſich lebendig begraben zu wollen ſchienen. Ungeduldig erwartete er die folgende Nacht, um Aufklärung darüber zu erhalten.

Zwei und vierzigſte Nacht.

Nachdem Schachriar der Sultaninn bezeugt hatte, daß ſie ihm viel Vergnügen machen würde, wenn ſie die Geſchichte des erſten Kalenders fortſetzte, nahm ſie den Faden derſelben wieder auf, mit folgenden Worten:

»Gnädige Frau," ſagte der Kalender zu Sobeïde'n, »ich konnte nichts weiter von dem Prinzen, meinem Vetter, herauszubringen, und ich war genöthigt, von ihm Abſchied zu nehmen.

Indem ich zu dem Palaſte des Königs, meines Oheims, zurückkehrte, ſtiegen die Weindünſte mir zu Kopfe. Ich erreichte jedoch glücklich mein Zimmer, und legte mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen an das zurückdachte, was mir die Nacht begegnet war, und alle Umſtände eines ſo ſeltſamen Abenteuers in mein Gedächtniß zurückrief, dünkte es mich, wie ein Traum.

Erfüllt von dieſem Gedanken, ſandte ich hin, und ließ fragen, ob ich den Prinzen, meinen Vetter, wohl beſuchen dürfte. Aber als man mir den Beſcheid brachte, daß er nicht zu Hauſe geſchlafen hätte, und daß man nicht wüßte, was aus ihm geworden, und man deshalb ſehr in Sorgen wäre, ſo erkannte ich wohl, daß die ſeltſame Begebenheit des Grabmals nur zu wahr wäre.

Ich wurde herzlich betrübt darüber, entzog mich aller Geſellſchaft, und begab mich heimlich auf den öffentlichen Begräbnißplatz, wo eine Anzahl Grabmäler ſtanden, welche dem ähnlich waren, das ich geſehen hatte. Ich brachte den ganzen Tag zu, ſie eines nach dem andern zu betrachten: aber ich konnte dasjenige nicht herausfinden, das ich ſuchte, und ich ſetzte vier Tage lang dieſelbe Nachforſchung vergeblich fort.

Ich muß bemerken, daß während dieſer Zeit der König, mein Oheim, abweſend war; er war ſchon ſeit mehreren Tagen auf der Jagd. Es währte mir zu lange, ihn zu erwarten; und nachdem ich ſeine Miniſter gebeten hatte, ihm bei ſeiner Heimkehr meine Entſchuldigung zu machen, verließ ich ſeinen Palaſt, und begab mich wieder an den Hof meines Vaters, von welchem ich niemals ſo lange entfernt geweſen war. Ich ließ die Miniſter des Königs, meines Oheims, ſehr in Sorgen über das Schickſal des Prinzen, meines Vetters. Aber um den Eid nicht zu verletzen, welchen ich ihm gethan hatte, ſein Geheimniß zu bewahren, wagte ich es nicht, ſie aus der Unruhe zu ziehen, und ihnen etwas von dem mitzutheilen, was ich wußte.

Ich kam in der Hauptſtadt an, worin mein Vater ſeinen Hof hielt; und wider Gewohnheit fand ich an der Thüre ſeines Palaſtes eine zahlreiche Wache, von welcher ich beim Eintritt umringt wurde. Ich fragte nach der Urſache davon; und der Offizier nahm das Wort und erwiederte: "Prinz, das Heer hat dem Groß-Weſyr, anſtatt euers Vaters, der nicht mehr iſt, gehuldigt, und ich nehme euch im Namen des neuen Königs gefangen."

Bei dieſen Worten ergriff mich die Wache und führte mich vor den Tyrannen. Denkt euch, Herrinn, mein Erſtaunen und meinen Schmerz.

Dieſer abtrünnige Weſyr hatte einen tödtlichen Haß auf mich, welchen er ſchon lange bei ſich nährte. Folgendes war der Grund deſſelben: in meiner zarteſten Jugend ſchoß ich gern mit der Armbruſt; eines Tages ſtand ich oben auf dem flachen Dache des Palaſtes, und beluſtigte mich damit zu ſchießen: da zeigte ſich vor mir ein Vogel, ich zielte nach ihm, aber ich ſchoß vorbei, und der Pfeil fuhr unglücklicherweiſe dem Weſyr welcher auf dem Dache ſeines Hauſes friſche Luft ſchöpfte, gerade ins Auge, und bohrte es ihm aus. Sobald ich dieſes Unglück erfuhr, ließ ich dem Weſyr Entſchuldigungen machen, und machte ſie ihm auch ſelber: er aber behielt ſtäts den bitterſten Groll gegen mich, von welchem er mir bei jeder Gelegenheit Beweiſe gab. Er ließ ihn auf eine unmenſchliche Weiſe ausbrechen, als er jetzt mich in ſeiner Gewalt ſah: Wie ein Raſender rannte er auf mich zu, ſobald er mich erblickte, griff mit ſeinen Fingern in mein rechtes Auge, und riß es mir ſelber aus. Da habt ihr das Abenteuer, wodurch ich einäugig ward.

Aber der Tyrann begnügte damit noch nicht ſeine Grauſamkeit: er ließ mich in einen Kaſten ſperren, und befahl dem Scharfrichter, mich in dieſem Zuſtande weit vom Palaſte wegzutragen, und mich den Vögeln zum Raube zu geben, nachdem er mir den Kopf abgeſchlagen hätte.

Der Scharfrichter, in Begleitung eines andern Mannes, ſtieg zu Pferde, nahm den Kaſten, ritt ſo hinaus, und hielt auf dem Felde ſtill, um ſeinen Befehl zu vollziehen. Aber ich brachte es durch meine Bitten und Thränen dahin, daß ich ſein Mitleid erregte. "Gehet," ſagte er zu mir, "und verlaſſet ſchleunig das Königreich, und hütet euch wohl, wieder her zu kommen; denn ihr würdet eurem Verderben begegnen, und zugleich der Urheber des meinen ſein." Er bekräftigte dies durch folgende Verſe:

"Rette dein Leben, wenn Nachſtellungen dich verfolgen, und laß dein Haus über die Abweſenheit ſeines Erbauers wehklagen.

Du wirſt immer ein anderes Land finden, anſtatt deſſen, das du verläßeſt; aber dich ſelbſt kannſt du nicht wieder herſtellen.

Uebertrage nie jemand anders deine wichtigſten Angelegenheiten; denn nur das einige Ich bedienet ſich am beßten.

Nur daher kömmt es, daß des Löwen Hals ſo ſtark und feſt iſt, weil der Löwe ſeine Angelegenheiten ſelber betreibt."

Ich dankte ihm für die Gnade, die er mir erwies, und ich war nicht ſobald allein, als ich mich über den Verluſt meines Auges tröſtete, indem ich bedachte, daß ich einem noch größeren Unglück entronnen war.

In dem Zuſtande, worin ich mich befand, konnte ich keinen weiten Weg zurücklegen; ich verbarg mich bei Tage an abgelegenen Oertern, und wanderte während der Nacht, ſo weit als es meine Kräfte erlaubten. Endlich langte ich in den Staaten des Königs, meines Oheims, an, und begab mich nach ſeiner Hauptſtadt.

Ich machte ihm eine umſtändliche Erzählung von der verhängnißvollen Urſache meiner Wiederkehr und des traurigen Zuſtandes, worin er mich ſah: "Weh" rief er aus, "war es noch nicht genug, meinen Sohn verloren zu haben! Mußte ich den Tod eines ſo theuern Bruders erleben, und dich in dieſem ſo jammervollen Zuſtande ſehen!

Er theilte mir die Unruhe mit, in welcher er ſich befand, daß er keine Kunde von dem Prinzen, ſeinem Sohne, bekommen, welche Nachforſchungen er auch angeſtellt, und welche Mühe er auch angewendet hatte. Dieſer unglückliche Vater weinte heiße Thränen, indem er mit mir ſprach: und erſchien mir in ſolcher

Betrübniß, daß ich ſeinem Schmerze nicht widerſtehen konnte. Welchen Eid ich auch dem Prinzen, meinem Vetter, geſchworen hatte, es war mir unmöglich, ihn zu halten. Ich erzählte dem Könige, ſeinem Vater, alles was ich wußte.

Der König hörte mit Verwunderung zu: und als ich geendigt hatte, ſagte er zu mir: "Lieber Neffe, die Entdeckung, die du mir machſt, giebt mir einige Hoffnung. Es iſt mir bekannt, daß mein Sohn ein Grabmal erbauen ließ, und ich weiß ungefähr, in welcher Gegend: mit Hülfe der Erinnerung, welche dir davon geblieben iſt, ſchmeichle ich mir, daß wir es wieder finden werden. Aber weil er es heimlich hat bauen laſſen; und einen Eid von dir gefordert hat, ſo bin ich der Meinung, daß wir beide ganz allein ausgehen, es zu ſuchen, um alles Aufſehen zu vermeiden."

Er hatte noch eine andere Urſache, aller Welt die Kenntniß hievon zu entziehen, verſchwieg ſie mir aber. Und dieſe Urſache war eine höchſt wichtige, wie der Verfolg meiner Geſchichte kund thun wird.

Wir verkleideten uns beide, und gingen durch eine Gartenthüre hinaus aufs Feld. Wir waren glücklich genug, bald zu finden, was wir ſuchten. Ich ererkannte das Grabmal, und hatte um ſo größere Freude darüber, als ich es lange vergeblich geſucht hatte. Wir traten hinein, und fanden die eiſerne Fallthüre über dem Eingang der Wendeltreppe zugeſchlagen. Wir hatten Mühe, ſie aufzuheben, weil der Prinz ſie von innen mit dem Gips und Waſſer, wovon ich vorhin geſagt habe, vermauert hatte; doch haben wir ſie endlich auf.

Der König, mein Oheim, trat zuerſt hinein; ich folgte ihm, und wir ſtiegen etwa funfzig Stufen hinab. Als wir am Fuße der Treppe waren, befanden wir uns in einer Art von Vorzimmer, das ganz von einem dicken übelriechenden Dampfe erfüllt war, welcher das Licht von einem ſehr ſchönen Kronleuchter verdunkelte.

Aus dieſem Vorzimmer traten wir in einen großen Saal, der auf ſtarken Säulen ruhte, und von mehreren andern Kronleuchtern erhellt war. In ſeiner Mitte war ein Waſſerbecken, und man ſah hier auf der einen Seite Mundvorräthe mancherlei Art aufgeſchichtet. Wir waren ſehr verwundert, auch hier niemand zu finden. Der Thüre gegenüber war eine ziemlich hohe Bühne, zu welcher man einige Stufen hinanſtieg, und auf welcher ein ſehr breites Bette ſtand, deſſen Vorhänge zugezogen waren. Der König ſtieg hinauf, öffnete ſie, und erblickte den Prinzen, ſeinen Sohn, neben der Frau liegen, aber beide ganz verbrannt und in Kohlen verwandelt, wie wenn ſie in ein großes Feuer geworfen und wieder herausgezogen wären, bevor ſie gänzlich verzehrt worden.

Was mich noch mehr als alles andere erſtaunte, bei dieſem Entſetzen-erregenden Anblick, war, daß der König mein Oheim, anſtatt Betrübniß über dieſen ſcheuslichen Zuſtand ſeines Sohnes zu zeigen, ihm ins Angeſicht ſpie, indem er mit erzürnter Miene zu ihm ſprach: "Siehe, das iſt die Strafe auf dieſer Welt; aber die der andern Welt wird ewig dauern.

Er begnügte ſich hiemit noch nicht, ſondern er zog ſeinen Schuh aus, und gab damit ſeinem Sohn einen derben Schlag auf die Backe.

"Aber Herr," ſagte Scheherazade, "es iſt Tag, und es thut mir Leid, daß Euer Majeſtät nicht Muße hat, weiter zu hören."

Da die Geſchichte des erſten Kalenders noch nicht vollendet war, und ſie dem Sultan ſehr ſeltſam ſchien, ſtand er mit dem Entſchluß auf, in der folgenden Nacht das Uebrige zu hören.

Drei und vierzigſte Nacht.

Als die Sultaninn ſah, daß ihre Schweſter faſt vor Ungeduld ſtarb, das Ende der erſten Geſchichte des erſten Kalenders zu vernehmen, ſagte ſie:

"Nun wohl, höre denn, wie der erſte Kalender Sobeïde'n ſeine Geſchichte zu Ende erzählte.

"Ich kann mich nicht ausdrücken, gnädige Frau," fuhr er fort, "wie groß mein Erſtaunen war, als ich den König, meinen Oheim, auf ſolche Weiſe den Prinzen, ſeinen Sohn, im Tode mißhandeln ſah. "Herr," ſagte ich zu ihm, "wie groß auch der Schmerz iſt, welchen ein ſo unſeliger Anblick mir verurſachen kann, dennoch muß ich ihn hemmen, um Euer Majeſtät zu fragen, welches Verbrechen der Prinz, mein Vetter, begangen haben kann, das verdiente, daß ihr ſeinen Leichnam alſo behandelt." —

"Lieber Neffe," antwortete mir der König, "ich muß dir ſagen, daß mein Sohn, der unwürdig iſt dieſen Namen zu führen, von frühſter Jugend auf ſeine Schweſter liebte, und dieſe ihn ebenſo wieder liebte. Ich widerſetzte mich nicht ihrer aufkeimenden Zuneigung, weil ich das Unheil nicht vorausſah, welches daraus entſtehen konnte. Und wer hätte es vorausſehen können? Dieſe Zärtlichkeit wuchs mit den Jahren, und ſtieg zu einer Höhe, daß ich endlich die Folgen davon fürchtete. Ich wandte nun alle Gegenmittel an, die in meiner Macht ſtanden. Ich begnügte mich nicht, meinem Sohn unter vier Augen einen ſcharfen VerVerweis zu geben, indem ich ihm das Frevelhafte der Leidenſchafe vorſtellte, der er ſich hingab, und die ewige Schmach, womit er ſeine Familie bedecken würde, wenn er in ſeinen verbrecheriſchen Lüſten beharrete; ich machte meiner Tochter dieſelben Vorſtellungen, und ich ſperrte ſie ſo eng ein, daß ſie keine Verbindung mehr mit ihrem Bruder hatte. Aber die Unglückliche hatte das Gift ſchon verſchluckt, und alle Hinderniſſe, die meine Vorſicht ihrer Liebe entgegenſtellen konnte, dienten nur dazu, dieſelbe noch mehr zu reizen.

Mein Sohn war überzeugt, daß ſeine Schweſter unverändert für ihn blieb, und er ließ unter dem Vorwande, ſich ein Grabmal zu bauen, dieſe unterirdiſche Wohnung anlegen, in der Hoffnung, eines Tages Gelegenheit zu finden, den mitſchuldigen Gegenſtand ſeiner Glut hieher zu entführen. Er hat die Zeit meiner Abweſenheit benutzt, den Gewahrſam ſeiner Schweſter zu ſprengen: und dies iſt ein Umſtand, welchen die Ehre mir nicht erlaubte kund werden zu laſſen. Nach einer ſo verdammlichen That, hat er ſich dann mit ihr an dieſem Orte verſperrt, welchen er, wie du ſiehſt, mit Vorräthen aller Art verſehen hat, um darin recht lange ſeiner graunvollen Lüſte zu genießen, welche alle Welt mit Entſetzen erfüllen müſſen. Aber Gott hat dieſen Greuel nicht dulden wollen, und hat ſie beide nach Verdienſt beſtraft."

Er zerfloß in Thränen, indem er dies Wort ausſprach und ich vermiſchte meine Thränen mit den ſeinen.

Nach einer Weile, warf er den Blick auf mich, und indem er mich umarmte, fuhr er fort: "Aber, mein lieber Neffe, wenn ich meinen ehrwürdigen Sohn verliere, ſo finde ich glücklicherweiſe in dir einen, der ſeine Stelle beſſer ausfüllt. "Die Betrachtungen, welche er hierauf noch über das traurige Ende des Prinzen und der Prinzeſſinn anſtellte, entlockten uns neue Thränen."

Wir ſtiegen dieſelbe Treppe wieder hinauf und verließen endlich dieſen graunvollen Ort. Wir ließen die eiſerne Fallthüre nieder und bedeckten ſie mit Erde und Schutt von dem abgebrochenen Grabe, um ſo viel als möglich, ein ſo furchtbares Beiſpiel des göttlichen Strafgerichts zu verbergen.

Wir waren noch nicht lange zurück in dem Palaſt, ohne das jemand unſere Abweſenheit bemerkt hatte, als wir ein verworrenes Getöſe von Trompeten, Pauken, Trommeln und andern Kriegsinſtrumenten hörten. Ein dicker Staub, der die Luft verfinſterte, bedeutete uns alsbald, was es wäre, und verkündigte uns den Anzug eines furchtbaren Kriegsheeres.

Es war derſelbe Weſyr, der meinen Vater entthront und ſich ſeiner Staaten bemächtigt hatte, und nun mit zahlloſen Heerſchaaren daher kam, um ſich nun auch der Staaten des Königs, meines Oheims, zu bemächtigen.

Dieſer Fürſt, der damals nur ſeine gewöhnliche Leibwache um ſich hatte, konnte ſo vielen Feinden nicht widerſtehen. Sie umringten die Stadt, und da ihnen die Thore ohne Widerſtand geöffnet wurden, ſo hatten ſie wenig Mühe, ſich derſelben zu bemeiſtern. Nicht mehr

Mühe hatten ſie, bis zum Palaſte des Königs, meines Oheims, vorzudringen, welcher ſich zwar zur Wehre ſetzte, aber getödtet wurde, nachdem er ſein Leben theuer verkauft hatte. Ich meinerſeits focht noch einige Zeit, aber als ich wohl einſah, daß ich der Uebermacht weichen mußte, war ich auf meinen Rückzug bedacht. Ich hatte das Glück, mich auf Umwegen zu retten, und mich zu einem Offizier des Königs zu flüchten, deſſen Treue mir bekannt war.

Von Leiden gebeugt, vom Schickſale verfolgt, nahm ich meine Zuflucht zu einer Liſt, als dem einzigen Mittel, das mir übrig blieb, mein Leben zu friſten. Ich ließ mir den Bart und die Augenbraunen ſcheeren; und nachdem ich mich als Kalender gekleidet hatte, ging ich aus der Stadt, ohne daß jemand mich erkannte.

Hierauf war es mir leicht, mich aus dem Reiche des Königs, meines Oheims, zu entfernen, indem ich auf abgelegenen Wegen fortwanderte. Ich vermied, durch die Städte zu gehen, bis daß ich in das Reich des mächtigen Beherrſchers der Gläubigen [6], des ruhmreichen und berühmten Chalyfen Harun Arreſchyd gelangte, und aufhörte zu fürchten. Da ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun ſollte, und faßte den Entſchluß, hieher nach Bagdad zu gehen, und mich dieſem großen Fürſten zu Füßen zu werfen, deſſen Edelmuth überall geprieſen wird. „Ich werde ihn," ſagte ich bei mir ſelber, "durch die Erzählung einer ſo erſtaunlichen Geſchichte, als die meine iſt, rühren; er wird ohne Zweifel Mitleid mit einem unglücklichen Prinzen haben, und nicht vergeblich werd: ich ſeinen Schutz anflehen.

Endlich, nach einer Reiſe von mehreren Monaten, habe ich heute das Thor dieſer Stadt erreicht; gegen Abend bin ich herein gegangen, und indem ich ein wenig verweilte, mich wieder zu ſammeln und zu überlegen, nach welcher Seite hin ich meine Schritte lenken ſollte, kömmt dieſer andere Kalender, den ihr hier bei mir ſehet, auch als Reiſender an. Er grüßt mich, ich grüße ihn wieder. "Nach eurem Ausſehen," ſage ich zu ihm, "ſeid ihr ein Fremder, wie ich. Er antwortet mir, daß ich mich nicht irre. Jn dem Augenblicke, daß er mir dieſe Antwort gibt, kömmt der dritte Kalender, den ihr hier ſehet, dazu. Er grüßt uns, und gibt zu erkennen, daß er ebenfalls ein Fremder und neuer Ankömmling zu Bagdad iſt. Als Brüder geſellen wir uns an einander, und faſſen den Entſchluß, uns nicht zu trennen.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, und wir wußten nicht, wo wir eine Herberge finden ſollten, in einer Stadt, wo wir ganz unbekannt, und nie zuvor geweſen waren. Aber unſer gutes Glück führte uns an eure Thüre, und wir nahmen uns die Freiheit, anzuklopfen; ihr habt uns mit ſo viel Freundlichkeit und

Güte empfangen, daß wir nicht genug dafür danken können.

Da habt ihr nun, gnädige Frau, "fügte er hinzu, "was ihr mir befahlet, euch zu erzählen: warum ich mein rechtes Auge verloren habe, warum ich den Bart und die Augenbraunen geſchoren trage, und warum ich in dieſem Augenblicke bei euch bin."

"Es iſt genug, ſagte Sobeide," wir ſind zufrieden; gehet, wohin ihr wollt."

Der Kalender entſchuldigte ſich, und bat die Herrinn um die Erlaubniß, da bleiben zu dürfen, um die Genugthuung zu haben, die Geſchichte ſeiner beiden Mitbrüder zu hören, welche er, wie er ſagte, nicht mit Ehren verlaſſen könnte, ſo wie die Geſchichte der drei übrigen Perſonen der Geſellſchaft.

"Herr," ſagte Scheheraſade bei dieſer Stelle, "der anbrechende Tag verhindert mich, zu der Geſchichte des zweiten Kalenders überzugehen, aber wenn Euer Majeſtät ſie morgen hören will, ſo wird ſie euch nicht weniger unterhalten, als die des erſten Kalenders."

Der Sultan willigte darein, und ſtand auf, um in die Rathsverſammlung zu gehen.

Vier und vierzigſte Nacht.

Dinarſade, die nicht zweifelte, daß die Geſchichte des zweiten Kalenders ihr eben ſo viel Vergnügen gewähren würde, als die des erſten, ermangelte nicht, die Sultaninn vor Tages aufzuwecken und ſie zu bitten, die verſprochene Geſchichte anzufangen.

Scheheraſade wandte ſich ſogleich zu dem Sultan, und ſprach alſo:

"Herr, die Geſchichte des erſten Kalenders bedünkte der ganzen Geſellſchaft ſehr ſeltſam, und vor allen dem Chalyfen. Die Gegenwart der Sklaven, mit ihren Säbeln in der Fauſt, hielt ihn nicht ab, ganz leiſe zu dem Weſyr zu ſagen: "So lange ich denken kann, habe ich wohl mancherlei Geſchichten gehört, aber niemals habe ich etwas vernommen, das der Geſchichte dieſes Kalenders gleichkäme."

Während er alſo ſprach, nahm der zweite Kalender das Wort, wandte ſich zu Sobeïde'n, und ſprach alſo:

Geſchichte

des zweiten Kalenders und Königsſohnes.

"Gnädige Frau, um eurem Befehle zu gehorchen und mich zu berichten, durch welches ſeltſame Abenteuer ich auf dem rechten Auge blind geworden bin, muß ich euch meine ganze Lebensgeſchichte erzählen.

Ich war kaum aus den Kinderjahren, als der König, mein Vater, der in mir viel Geiſtesanlagen bemerken wollte, nichts ſparte, ſie auszubilden. Er verſammelte um mich alles, was es in ſeinen Staaten an ausgezeichneten Männern in den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten gab. Ich konnte nicht ſobald leſen und ſchreiben, als ich den ganzen Koran [7] auswendig lernte, dieſes bewundernswürdige Buch, welches die Grundlehren, die Gebete und Vorſchriften unſers Glaubens enthält; und um ihn gründlich verſtehen zu lernen, las ich die Worte der bewährteſten Schriftſteller, welche ihn durch ihre Auslegung erläutert haben. Ich verband damit die Kunde aller aus dem Munde unſerer Propheten durch die großen Männer, ihre Zeitgenoſſen, geſammelten Ueberlieferungen. Ich begnügte mich nicht, alles zu erlernen, was unſern Glauben betrifft, ich trieb auch mit beſonderem Eifer unſere Geſchichte; ich vervollkommnete mich in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Leſung unſerer Dichter, und der Verskunſt; ich befliß mich der Erdbeſchreibung, Zeitkunde, und der Reinigkeit unſerer Sprache, ohne bei alledem eine der Uebungen zu vernachläſſigen, welche einem Prinzen geziemen. Aber was ich beſonders liebte, und mir vorzüglich gelang, war, die Schriftzeichen unſerer Arabiſchen Sprache zu bilden. Ich machte darin ſo große Fortſchritte, daß ich die berühmteſten Schreibmeiſter unſers Königreichs übertraf.

Das Gerücht that mir mehr Ehre an, als ich verdiente. Es begnügte ſich nicht, den Ruf von meinen Gaben in den Staaten des Königs, meines Vaters, auszuſtreuen, es verbreitete ihn ſogar bis an den Hof von Indien, wo der mächtige König neugierig ward, mich zu ſehen, und einen Geſandten mit reichen Geſchenken ſchickte, um mich von meinem Vater zu erbitten.

Dieſer war über dieſe Geſandſchaft aus mehreren Gründen ſehr erfreut. Er war überzeugt, daß einem Prinzen meines Alters nichts angemeſſener wäre, als, die auswärtigen Höfe zu bereiſen; und zugleich war er froh, ſich die Freundſchaft des Sultans von Indien zu erwerben.

Ich reiſte alſo mit dem Geſandten, aber nur mit kleinem Gefolge, wegen der Länge und Beſchaffenheit des Weges.

Wir waren ſchon einen Monat unterweges, als wir von fern eine dicke Staubwolke erblickten, aus welcher wir bald funfzig wohlgewaffnete Reiter hervortreten ſahen. Es waren Räuber, welche in vollem Galopp auf uns zu ſprengten.

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle den Tag, und erinnerte den Sultan daran. Dieſer ſtand auf; aber neugierig zu wiſſen, was zwiſchen den funfzig Reitern und dem Geſandten von Indien vorgehen würde, erwartete er mit Ungeduld die folgende Nacht.

Fünf und vierzigſte Nacht.

Es war beinahe Tag, als Scheheraſade die Geſchichte des zweiten Kalenders folgendermaaßen wieder aufnahm:

"Gnädige Frau," fuhr der Kalender fort, "da wir zehn Saumroſſe mit unſerm Zeug und mit den Geſchenken meines Vaters für den Sultan von Indien beladen, mit uns führten, und unſer nur Wenige wawaren, ſo könnt ihr wohl denken, daß die Räuber nicht ſäumten, uns anzufallen. Da wir nicht im Stande waren, Gewalt mit Gewalt zu vetreiben, ſo ſagten wir ihnen, daß wir Geſandte des Sultans von Indien wären, und daß wir hofften, ſie würden die ihm ſchuldige Ehrfurcht nicht verletzen. Wir glaubten dadurch unſer Leben und unſere Habe zu retten; aber die Räuber antworteten uns trotzig: "Warum ſollten wir Ehrfurcht haben vor dem Sultan, eurem Herren? Wir ſind nicht ſeine Unterthanen; wir ſind nicht einmal in ſeinem Lande."

Indem ſie dies ſagten, umringten ſie uns und griffen uns an. Ich vertheidigte mich ſo lange als möglich; aber als ich mich verwundet fühlte, und ſah, daß der Geſandte und ſeine und meine Leute ſchon alle zu Boden geſtreckt lagen, benutzte ich die noch übrigen Kräfte meines auch ſchon verwundeten Pferdes, und entfloh ihnen. Ich ſpornte es ſo lange, als es mich tragen konnte: aber plötzlich verſagte ihm die Kraft, und es ſtürzte vor Mattigkeit und Blutverluſt ſtracktodt unter mir nieder. Ich machte mich ſchleunig davon los; und als ich ſah, daß niemand mich verfolgte, erkannte ich wohl, daß ſie ſich nicht hatten von der Beute trennen wollen, die ſie gemacht hatten.

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war, und war genöthigt, inne zu halten.

"Ach, meine Schweſter," ſagte Dinarſade, "ich bin recht ärgerlich, daß ihr dieſe Geſchichte nicht weiter erzählen könnt."

"Wenn du heute nicht ſo lange geſchlafen hätteſt," antwortete die Sultaninn, "ſo hätte ich mehr davon erzählt." —

"Schon gut," begann Dinarſade wieder, "ich will morgen fleißiger ſein, und hoffe, daß du die Neugier des Sultans für dasjenige entſchädigen wirſt, was meine Nachläſſigkeit ihm entzogen hat."

Schachriar ſtand auf, ohne ein Wort zu ſagen, und ging an ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen.

Sechs und vierzigſte Nacht.

Dinarſade verſäumte nicht, die Sultaninn früher als geſtern zu wecken, und Scheheraſade fuhr in der Geſchichte des zweiten Kalenders alſo fort:

"So war ich denn, gnädige Frau," erzählte der Kalender, "allein, verwundet, von aller Hülfe entblößt, in einem mir unbekannten Lande. Ich wagte es nicht, wieder auf die große Straße zu gehen, aus Furcht, den Räubern abermals in die Hände zu fallen. Nachdem ich meine Wunde, die nicht gefährlich war, verbunden hatte, wanderte ich den übrigen Theil des Tages fort, und erreichte den Fuß eines Berges, an deſſen Abhang ich den Eingang einer Höhle bemerkte. Ich trat hinein, und brachte die Nacht ziemlich ruhig zu, nachdem ich einige Früchte gegeſſen, welches ich unterweges gepflückt hatte.

Den nächſten Morgen und die folgenden Tage ſetzte ich meine Wanderung fort, ohne einen Ort zu finden, wo ich mich aufhalten konnte. Aber nach Verlauf eines Monats entdeckte ich eine große volkreiche Stadt, in einer vortheilhaften Lage, von mehreren Strömen umher bewäſſert, und in einer Gegend, wo ein immerwährender Frühling herrſchte.

Die angenehmen Gegenſtände, welche ſich hier meinen Augen darboten, erfreuten mich, und verſcheuchten mir für einige Augenblicke meine tödtliche Traurigkeit, mich in dem Zuſtande zu ſehen, worin ich mich befand. Mein Geſicht, die Hände und die Füße, waren ganz braun geworden, und von der Sonne verbrannt; durch die lange Wanderung war mein Schuhzeug zerriſſen, und ich war genöthigt, baarfuß zu gehen; überdies waren meine Kleider ganz zerlumpt.

Ich ging in die Stadt, um mich zu erkundigen, wo ich war, ich wandte mich an einen Schneider, der in ſeinem Laden arbeitete. In Rückſicht auf meine Jugend und Bildung, welche etwas anderes ankündigte, als ich ſchien, ließ er mich bei ſich niederſetzen. Er fragte mich, wer ich wäre, woher ich käme, und was mich hieher geführt hätte. Ich verſchwieg ihm nichts von allem, was mir begegnet war, und trug auch ſogar kein Bedenken, ihm meinen Stand zu entdecken.

Der Schneider hörte mir aufmerkſam zu; als ich meine Erzählung geendigt hatte, vermehrte er nur meinen Kummer, anſtatt mir Troſt zu gewähren. "Hütet euch wohl", ſagte er zu mir, "irgend jemand das anzuvertrauen, was ihr mir hier mitgetheilt habt; denn der Fürſt dieſes Landes iſt der Feind des Königs, eures Vaters, und er würde euch ohne Zweifel ein Leid anthun, wenn er von eurer Ankunft in dieſer Stadt unterrichtet wäre.

Ich zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Schneiders, ſobald er mir den Fürſten genannt hatte; aber da die Feindſchaft zwiſchen ihm und meinem Vater keinen Bezug auf meine Abenteuer hat, ſo erlaubet mir, gnädige Frau, daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehe.

Ich dankte dem Schneider für die Weiſung, die er mir gegeben hatte, und verſicherte ihn, daß ich mich ganz ſeinem guten Rath überlaſſen, und nie die Gefälligkeit vergeſſen würde, welche er mir erzeigte. Da er wohl einſah, daß es mir nicht an Eßluſt fehlen könnte, ſo ließ er mir zu eſſen bringen, und bot mir ſogar eine Wohnung bei ſich an; was ich denn auch annahm.

Einige Tage nach meiner Ankunft, als er bemerkte, daß ich hinlänglich hergeſtellt war von den Beſchwerden meiner langen und mühſeligen Reiſe, und da er wohl wußte, daß die meiſten Prinzen meines Glaubens, aus Vorſicht gegen die Unfälle des Schickſals, irgend eine Kunſt oder Handwerk erlernen, [8] um daſſelbe im Falle der Noth zu ergreifen, ſo fragte er mich, ob ich dergleichen könnte, um davon zu leben, ohne jemand zur Laſt zu fallen. Ich antwortete ihm, ich verſtände beide Rechte, wäre Sprachkundiger, Dichter, und vor allem ſchriebe ich vollkommen.

»Mit allem, was ihr mir da herzählt,« erwiederte er, »könnt ihr in dieſem Lande nicht einen Biſſen Brot verdienen; nichts iſt hier unnützer, als dieſe Art von Kenntniſſen. Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt,« fügte er hinzu, »ſo ziehet ein kurzes Kleid an, und da ihr mir ſtark und von tüchtiger Leibesbeſchaffenheit ſcheinet, ſo gehet in den benachbarten Wald, Brennholz zu hauen; bringet es auf den Markt zum Verkaufe, und ich verſichere euch, ihr werdet ſo ein kleines Einkommen gewinnen, wovon ihr unabhängig leben könnt. Durch dieſes Mittel werdet ihr euch in den Stand ſetzen, ruhig abzuwarten, bis der Himmel euch günſtig wird, und das Gewölke des Mißgeſchicks zerſtreut, welches das Glück eures Lebens verdunkelt, und euch nöthigt, eure Geburt zu verbergen. Ich übernehme es, euch ein Seil und eine Axt zu verſchaffen.«

Die Furcht erkannt zu werden, und die Nothwendigkeit des Unterhalts beſtimmten mich, dieſes Gewerbe zu ergreifen, ungeachtet der Niedrigkeit und der Beſchwerde, die damit verknüpft waren.

Gleich am folgenden Tage kaufte der Schneider mir eine Axt und ein Seil, nebſt einem kurzen Kleide;

und dann empfahl er mich einigen armen Einwohnern, welche auf dieſelbe Weiſe ihren Unterhalt gewannen, und bat ſie, mich mit zu nehmen.

Sie führten mich nach dem Walde; und ſchon am erſten Tage brachte ich auf meinen Kopfe eine ſtarke Laſt Holz heim, welche ich für ein halbes Goldſtück des Landes verkaufte; denn obgleich der Wald nicht ſehr entfernt war, ſo war das Holz nicht minder theuer in der Stadt, weil ſo Wenige ſich die Mühe gaben, hinzugehen und welches zu hauen. In kurzer Zeit gewann ich anſehnlich, und ich gab dem Schneider das Geld zurück, welches er für mich ausgelegt hatte.

Es war ſchon länger als ein Jahr, daß ich auf dieſe Weiſe lebte, als ich eines Tages tiefer als gewöhnlich in den Wald eindrang, und auf eine ſehr anmuthige Stelle kam, wo ich auch anfing, Holz zu fällen. Indem ich eine Baumwurzel herausriß, bemerkte ich einen eiſernen Ring, welcher an einer Fallthüre von demſelben Erze befeſtigt war. Ich räumte ſogleich die Erde darüber weg, hob ſie auf, und ſah eine Treppe, welche ich mit meiner Axt hinabſtieg.

Als ich am Fuße der Treppe war, befand ich mich in einem weitläuftigen Palaſte, und ſah mit großer Verwunderung, daß es darin eben ſo hell war, als wenn er über der Erde in der freieſten Gegend ſtände. Ich ſchritt vorwärts durch eine Säulen-Halle von Jaspis mit Füßen und Knäufen von gediegenem Golde: da ſah ich eine Frau mir entgegen treten, die mir ſo edel, ſo lieblich, und von einer ſo außerordentlichen Schönheit erſchien, daß ich, aller andern Gegenſtände um mich vergeſſend, mich einzig ihrem Anblicke hingab; und ich erinnerte mich in dieſem Augenblicke, was ein Dichter von einer ähnlichen Schönheit ſagte, indem er ſich alſo ausdrückte.

»Nie haben ſich vier Dinge beſſer mit einander vereinigt gefunden, um Herzen zu rauben und das Blut in Wallung zu bringen, als bei dieſem Mädchen; nämlich:

Die Mittags-Sonne der Stirn, die dunkle Nacht der Haare, die Röthe der Wangen, und der Tagesglanz des Leibes.«

Hier hörte Scheheraſade auf zu reden, weil ſie ſah, daß es Tag war.

»Meine liebe Schweſter,« ſagte darauf Dinarſade, »ich geſtehe dir, daß ich ſehr zufrieden mit demjenigen bin, was du heute erzählt haſt; und ich bilde mir ein, daß das Uebrige nicht minder wunderbar iſt.«

»Du täuſcheſt dich nicht,« antwortete die Sultaninn; »denn der Verfolg der Geſchichte dieſes zweiten Kalenders iſt der Aufmerkſamkeit des Sultans, meines Herrn, noch würdiger, als alles was er bisher gehört hat.«

»Ich zweifle daran;« ſagte Schachriar, indem er aufſtand. »Doch wollen wir morgen es ſehen.«

Sieben und vierzigſte Nacht.

Dinarſade weckte auch dieſe Nacht ſehr früh; und die Sultaninn, um die Wißbegier ihrer Schweſter zu befriedigen, erzählte weiter, was ſich in dem unterirdiſchen Palaſte zwiſchen der Frau und dem Prinzen zutrug.

"Der zweite Kalender," hub ſie an, "fuhr alſo in der Erzählung ſeiner Geſchichte fort:

"Um der ſchönen Frau die Mühe zu erſparen, bis zu mir zu kommen, beeilte ich mich, ihr zu nahen; und indem ich ihr eine tiefe Verbeugung machte, ſprach ſie zu mir: "Wer ſeid ihr? ſeid ihr ein Menſch oder ein Geiſt?" — "Ich bin ein Menſch, Herrinn," antwortete ich ihr, indem ich mich wieder aufrichtete, "und ich habe keinen Verkehr mit den Geiſtern." — "Durch welches Abenteuer," fuhr ſie mit einem tiefen Seufzer fort, "befindet ihr euch hier? Es ſind fünf und zwanzig Jahre, daß ich hier wohne, und während dieſer ganzen Zeit habe ich keinen andern Menſchen hier geſehen, als euch."

Ihre große Schönheit, die mich ſchon hingeriſſen hatte, ihre Sanftmuth, und die Freundlichkeit, mit welcher ſie mich empfing, gaben mir die Dreiſtigkeit, ihr zu antworten: "Herrinn, bevor ich die Ehre habe, eure Neugier zu befriedigen, erlaubet mir, euch zu ſagen, daß ich mich unendlich glücklich preiſe über dieſe unverſehene Begegnung, welche mir Gelegenheit darbietet, mich in meiner Betrübniß zu tröſten, und vielleicht auch euch glücklicher zu machen, als ihr ſeid."

Ich erzählte ihr aufrichtig, durch welches ſeltſame Schickſal ſie in meiner Perſon einen Königsſohn in ſolchem Zuſtande vor ſich ſähe, und wie der Zufall es gewollt, daß ich den Eingang ihres prächtigen, aber allem Anſcheine nach, dennoch langweiligen Gefängniſſes, gefunden hätte.

"Ach, Prinz," ſagte ſie, abermals ſeufzend, "ihr habt wohl Urſache zu glauben, daß dieſes ſo reiche und ſo prachtvolle Gefängniß, nichts deſtoweniger ein ſehr langweiliger Aufenthalt iſt. Auch der reizendſte Ort kann nicht gefallen, wenn man wider ſeinen Willen daſelbſt iſt. Ihr habt gewiß ſchon von dem großen Epitimarus gehört, dem Könige der Ebenholz-Inſel, welche ſo genannt iſt, weil ſie dieſes köſtliche Holz im Ueberfluſſe hervorbringt. Ich bin die Tochter dieſes Königs.

Der König, mein Vater, hatte mich einem Prinzen zur Gemahlinn beſtimmt, der mein Vetter war; aber in der erſten Hochzeitnacht, mitten unter den Luſtbarkeiten des Hofes und der Hauptſtadt der Ebenholz-Inſel, bevor ich meinem Manne zugeführt war, entführte mich ein Geiſt. Ich ſank in dieſem Augenblick in Ohnmacht und verlor alles Bewußtſein; und als ich wieder zu mir ſelber kam, befand ich mich in dieſem Palaſte. Ich bin lange darüber untröſtlich geweſen; aber die Zeit und die Nothwendigkeit haben mich daran gewöhnt, den Anblick des Geiſtes zu ertragen. Es ſind, wie ich euch ſchon geſagt habe, fünf und zwanzig Jahre, daß ich an dieſem Orte bin, wo ich ſagen kann, daß ich alles nach Wunſch habe, was zum Leben gehört, und was eine Prinzeſſinn befriedigen könnte, welche nur den Staat und den Putz liebte.

Von zehn zu zehn Tagen kömmt der Geiſt, eine Nacht bei mir zu liegen; nicht öfter ſchläft er hier, und ſeine Entſchuldigung darüber iſt, daß er mit einer andern Frau verheirathet ſei, die eiferſüchtig ſein würde, wenn ſeine Untreue gegen ſie zu ihrer Kenntniß käme. Indeſſen, wenn ich ſeiner bedarf, ſei es Tag oder Nacht, ſo darf ich nur einen Talisman berühren, welcher am Eingange meines Gemaches iſt, und alsbald erſcheint der Geiſt. Es ſind heute vier Tage, daß er hier geweſen iſt; alſo erwarte ich ihn erſt in ſechs Tagen; und deshalb könnt ihr fünf Tage bei mir bleiben, und mir Geſellſchaft leiſten, wenn es euch gefällt. Ich werde mich bemühen, euch eurem Stande und euren Verdienſten gemäß zu bewirthen."

Ich würde mich zu glücklich geſchätzt haben, eine ſo große Gunſt zu erlangen, wenn ich darum gebeten hätte, als daß ich ein ſo verbindliches Anerbieten hätte ablehnen ſollen. Die Prinzeſſinn ließ mich in ein Bad gehen, welches das ſauberſte, bequemſte, und prächtigſte war, das man ſich vorſtellen kann; und als ich wieder heraus kam, fand ich, anſtatt meines Kleides, ein anderes ſehr reiches, welches ich weniger dieſes Reichthums wegen anlegte, als mich der Geſellſchaft der Prinzeſſinn würdiger darzuſtellen.

Wir ſetzten uns auf ein Sofa, das mit einem köſtlichen Teppich bedeckt, und mit Kiſſen vom ſchönſten Indiſchen Brokat verſehen war; und bald darnach beſetzte ſie einen Tiſch mit den erleſenſten Speiſen; indem ſie folgende Verſe ausſprach:

"Hätte ich deine Ankunft vermuthet, ſo würde ich dir, gleich einem Teppich, ausgebreitet haben, das Edelſte meiner Seele und das Schwarze meiner Augen.

Auf die Erde hätte ich meine Wangen gebreitet, damit dein Weg über meine Augenlieder gegangen wäre."

Wir aßen hierauf mitſammen, und brachten den übrigen Theil des Tages ſehr angenehm zu, und zur Nacht nahm ſie mich in ihr Bette auf.

Am folgenden Tage, da ſie mir auf alle Weiſe Vergnügen zu machen ſuchte, bewirthete ſie mich zu Mittage mit einer Flaſche alten Weins, des trefflichſten, den man trinken kann; und aus Gefälligkeit trank ſie auch einige Züge mit mit mir davon. Als mir nun der Kopf von dieſem angenehmen Getränke erhitzt war, ſprach ich zu ihr: "Schöne Prinzeſſinn, es iſt ſchon zu lange, daß ihr hier lebendig begraben ſeid; folget mir, kommt und erfreut euch wieder des wahrhaften Tageslichtes, deſſen ihr ſeit ſo vielen Jahren beraubt ſeid Verlaſſet das falſche Licht, das euch hier täuſcht."

"Prinz," antwortete ſie mir lächelnd, "laſſet dieſe Rede. Ich achte den ſchönſten Tag auf der Welt für nichts, wofern ihr hier von zehn Tagen mir neun gewährt, und dem Geiſte den zehnten überlaſſet." — "Prinzeſſinn," fuhr ich fort, "ich ſehe wohl, daß die Furcht vor dem Geiſte euch dieſe Sprache eingibt. Ich meinerſeits fürchte ihn ſo wenig, daß ich ſeinen Talisman ſammt dem darauf geſchriebenen Zauberſchnörkel in Stücken ſchlagen will. Mag er dann kommen, ich erwarte ihn. Wie gewaltig und furchtbar er auch ſein mag, ich will ihn das Gewicht meines Arms fühlen laſſen. Ich ſchwöre hier, alles was es von Geiſtern auf der Welt gibt, zu vertilgen, und ihn zuerſt."

Die Prinzeſſinn, welche die Folgen davon voraus ſah, beſchwur mich, den Talisman nicht anzurühren." Das wäre das Mittel, ſagte ſie zu mir, "uns beide zu Grunde zu richten. Ich kenne die Geiſter beſſer, als ihr."

Aber die Dünſte des Weines ließen mir die Vernunftgründe der Prinzeſſinn nicht eingehen, ich trat mit dem Fuß in den Talisman und zerſchmetterte ihn in mehrere Stücke."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war, nnd ſchwieg; und der Sultan ſtand auf. Da er aber nicht zweifelte, daß der zerbrochene Talisman irgend ein merkwürdiges Ereigniß zur Folge haben würde, ſo beſchloß er, auch das Uebrige der Geſchichte zu hören.

Acht und vierzigſte Nacht.

Dinarſade erwachte kurz vor Tages, und rief der Sultaninn, zu: "Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, uns zu erzählen, was in dem unterirdiſchen Palaſte vorging, nachdem der Prinz den Talisman zertrümmert hatte."

"Du ſollſt es ſogleich hören," ſagte Scheheraſade. Und indem ſie den Faden wieder aufnahm, erzählte ſie, in der Perſon des zweiten Kalenders alſo weiter: Kaum war der Talisman zerbrochen, ſo erbebte der Palaſt, als wollte er zuſammenſtürzen, mit einem furchtbaren, dem Donner ähnlichen Getöſe, begleitet von Blitzen, abwechſelnd mit tiefer Finſterniß.

Dieſes entſetzliche Gekrach zerſtreute augenblicklich die Dünſte des Weines, und ließ mich, freilich zu ſpät, meine Unbeſonnenheit erkennen.

"Prinzeſſinn", rief ich aus, "was bedeutet dies?" Sie antwortete, ganz erſchrocken, und ohne an ihr eigenes Unglück zu denken: "Wehe! es iſt um euch geſchehen, wenn ihr nicht entfliehet."

Ich folgte ihrem Rathe; und mein Schreck war ſo groß, daß ich meine Axt und Schuhe vergaß.

Kaum hatte ich die Treppe erreicht, welche ich herab geſtiegen war, als der Zauberpalaſt ſich aufthat, und der Geiſt hereinfuhr. Er fragte zornig die Prinzeſſinn: "Was iſt euch zugeſtoßen? und warum ruft ihr mich?" "Eine Uebelkeit," antwortete ihm die Prinzeſſinn, "nöthigte mich die Weinflaſche zu holen, welche ihr hier ſehet, ich trank zwei oder dreimal davon, unglücklicherweiſe that ich einen Fehltritt, und fiel auf den Talisman, welcher zerbrach. Weiter iſt es nichts."

Auf dieſe Antwort ſagte der Geiſt wüthend zu ihr: "Ihr ſeid eine unverſchämte Lügnerinn. Die Axt und die Schuhe dort, wie kommen die hieher?" — "Ich ſehe ſie jetzo zum erſtenmal", erwiederte die Prinzeſſinn. "In dem Ungeſtüm, womit ihr gekommen ſeid, habt ihr ſie vielleicht ſelber im Vorbeiſtreichen irgendwo aufgerafft und mit hieher gebracht, ohne es bemerkt zu haben."

Der Geiſt antwortete nur durch Schimpfreden und durch Schläge, wovon ich den Lärm hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, das Weinen und Wehgeſchrei der ſo grauſam mißhandelten Prinzeſſinn zu hören. Ich hatte ſchon das Kleid, welches ſie mich anlegen laſſen, ausgezogen und meines wiedergenommen, das ich am vorigen Tage, als ich aus dem Bade kam, auf die Treppe gelegt hatte. Alſo ſtieg ich vollends hinauf, um ſo mehr von Schmerz und Mitleid durchdrungen, als ich die Urſache eines ſo großen

Unglücks und der undankbarſte und ſtrafbarſte aller Menſchen war, indem ich die ſchönſte Prinzeſſinn der Erde der Grauſamkeit eines unverſöhnlichen Geiſtes hingab.

"Es iſt wahr," ſagte ich bei mir ſelber, "daß ſie ſeit fünfundzwanzig Jahren eine Gefangene iſt: aber, die Freiheit ausgenommen, blieb ihr nichts zu wünſchen übrig, um glücklich zu ſein. Meine Unbeſonnenheit zerſtört ihr Glück, und überliefert ſie der Grauſamkeit eines erbarmungsloſen Geiſtes.

"Ich ließ die Fallthüre nieder, bedeckte ſie wieder mit Erde, und kehrte nach der Stadt zurück, mit einer Tracht Holz, welche ich zurecht machte, ohne zu wiſſen, was ich that, ſo ſehr war ich erſchüttert und betrübt. Zugleich ſprach ich folgende Verſe aus:

"O du Schickſal, das ſich meinem Glücke ſo widerſetzt, als wäre ich dein Feind! täglich bringſt du mir noch ein größeres Unglück.

Läßeſt du mir auch einmal einen Tag heiter vorübergehen, ſo muß ich immer wieder ein Unheil erwarten, das du mir für den nächſten Tag bereiteſt."

Der Schneider, mein Wirth, bezeigte eine große Freude, mich wiederzuſehen. "Eure Abweſenheit," ſagte er zu mir, "hat mir viel Unruhe gemacht, wegen des Geheimniſſes eurer Geburt, das ihr mir vertraut habt. Ich wußte nicht, was ich denken ſollte, und fürchtete, daß euch jemand erkannt hätte. Gott ſei gedankt für eure Heimkehr!"

Ich dankte ihm für ſeine Theilnahme und Freundſchaft; aber ich ſagte ihm nichts von dem, was mir begegnet war, noch von der Urſache, daß ich ohne Axt und Schuhe heim kam.

Ich begab mich in meine Kammer, wo ich mir tauſendmal meine große Unbeſonnenheit vorwarf. "Nichts," ſagte ich zu mir ſelber, "wäre meinem Glücke mit der Prinzeſſinn zu vergleichen geweſen, wenn ich mich hätte bezähmen können, und den Talisman nicht zerbrochen hätte."

Während ich mich dieſen trübſeligen Gedanken hingab, trat der Schneider herein, und ſagte zu mir: "Ein Greis, den ich nicht kenne, kömmt eben mit eurer Axt und euren Schuhen, welche er auf ſeinem Wege gefunden hat, wie er ſagt. Er hat von euren Genoſſen, die mit euch in den Wald gehen, erfahren, daß ihr hier wohnet. Kommt und redet mit ihm; er will ſie euren eigenen Händen übergeben."

Bei dieſer Rede verwandelte ſich meine Farbe, und zitterte ich am ganzen Leibe. Der Schneider fragte mich um die Urſache davon, als plötzlich der Boden meiner Kammer ſich aufthat: der Greis, der nicht die Geduld gehabt hatte zu warten, erſchien, und ſtand mit der Axt und den Schuhen vor uns. Es war der Geiſt und Entführer der Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel, welcher dieſe Geſtalt angenommen, nachdem er ſie mit der äußerſten Grauſamkeit behandelt hatte. "Ich bin ein Geiſt," ſprach er aus, "ein Sohn der Tochter des Iblis [9], des Fürſten der Geiſter. Iſt das hier nicht deine Axt?" fügte er hinzu, indem er ſich zu mir wandte. "Sind das hier nicht deine Schuhe?"

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu erzählen.

Der Sultan fand die Geſchichte des zweiten Kalenders zu ſchön, als daß er nicht mehr davon hätte wiſſen wollen. Deshalb ſtand er mit der Abſicht auf, in der folgenden Nacht die Fortſetzung derſelben zu hören.

Neun und vierzigſte Nacht.

In der folgenden Nacht rief Dinarſade der Sultaninn zu: "Meine liebe Schweſter, ich bitte dich, erzähle uns, wie der Geiſt den Prinzen behandelte."

"Ich will deine Neugier befriedigen," antwortete Scheheraſade, und nahm die Geſchichte des zweiten Kalenders wieder auf: "Der Kalender erzählte Sobeiden weiter, und ſagte:" Gnädige Frau, als der Geiſt in Wuth mir dieſe Frage gethan hatte, ließ er mir keine Zeit, ihm zu antworten; und ich hätte es auch nicht vermocht, ſo ſehr hatte ſeine furchtbare Erſcheinung mich außer mir geſetzt.

Er faßte mich um die Mitte des Leibes, und ſchleppte mich aus der Kammer, dann ſchwang er ſich mit mir bis zum Himmel empor, und riß mich mit ſolcher Gewalt und Schnelligkeit durch die Luft dahin, daß ich mehr nur die Höhe erblickte, zu welcher ich geſtiegen war, als den Weg, welchen er in wenigen Augenblicken mit mir zurücklegte. Er ſenkte ſich eben wieder auf die Erde nieder, ſtampfte mit dem Fuße, daß ſie ſich aufthat, und fuhr mit mir hinein: und alsbald befand ich mich in dem Zauberpalaſte bei der ſchönen Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel.

Aber, ach, welch' ein Schauſpiel! Ich ſah hier etwas, das mir das Herz durchbohrte: die Prinzeſſinn lag nackt und ganz im Blute ſchwimmend auf dem Boden hingeſtreckt, mehr todt als lebend, und die Wangen in Thränen gebadet.

"Treuloſe," ſprach der Geiſt zu ihr, indem er mich ihr zeigte, "iſt dies hier nicht dein Buhle?" Sie wandte ihre ſchmachtenden Augen nach mir, und antwortete traurig: "Ich kenne ihn nicht, ich ſehe ihn dieſen Augenblick zum erſtenmale." — "Wie," fuhr der Geiſt fort, "er iſt die Urſache, daß du in dieſem verdienten Zuſtande biſt, und du erfrechſt dich zu ſagen, daß du ihn nicht kenneſt?" — "Wenn ich ihn nun nicht kenne," antwortete die Prinzeſſinn, "wollt ihr denn, daß ich eine Lüge ſage, welche die Urſache ſeines Verderbens wäre.“ —

„Wohlan denn!“ ſagte der Geiſt, indem er einen Säbel herauszog, und ihn der Prinzeſſinn darbot, „wenn du ihn niemals geſehen haſt, ſo nimm dieſen Säbel, und haue ihm den Kopf ab.“ — „Ach!“ ſagte die Prinzeſſinn, „wie vermöchte ich das zu thun, was ihr von mir fordert? Meine Kräfte ſind dermaßen erſchöpft, daß ich den Arm nicht aufheben kann; und wenn ich es könnte, wo ſollte ich den Muth hernehmen, einem Menſchen den Tod zu geben, den ich nicht kenne, einem unſchuldigen.“ —

„Dieſe Weigerung,“ ſagte darauf der Geiſt, „läßt mich dein ganzes Verbrechen erkennen.“ Darauf wandte er ſich zu mir, und ſagte: „Und du, kennſt du ſie auch nicht?

Ich wäre der undankbarſte und treuloſeſte aller Menſchen geweſen, wenn ich der Prinzeſſinn nicht dieſelbe Treue bewieſen hätte welche ſie mir bewies, mir, dem Urheber ihres Unglücks.

Deshalb antwortete ich dem Geiſte: „Wie ſollte ich ſie kennen, ich, der ich ſie heute zum erſtenmale ſehe?“ — „Wenn das iſt,“ fuhr er fort, „ſo nimm doch dieſen Säbel und haue ihr den Kopf ab. Das iſt der Preis, um welchen ich dir die Freiheit ſchenken und überzeugt ſein werde, daß du ſie nie zuvor geſehen haſt, wie du ſagſt.“

Ich nahm den Säbel aus ſeiner Hand ......
"Aber, Herr," ſagte Scheherazade, indem ſie ſich bei dieſer Stelle unterbrach, "es iſt Tag, und ich darf die Geduld Euer Majeſtät nicht mißbrauchen."

"Das ſind wunderbare Begebenheiten," ſagte der Sultan bei ſich ſelber: "wir wollen morgen doch ſehen, ob der Prinz ſo grauſam iſt, dem Geiſte zu gehorchen."

Funfzigſte Nacht.

Als die Nacht beinahe vorüber war, rief Dinarſade der Sultaninn zu:

"Schweſter, wenn du nicht ſchläfſt, ſo bitte ich dich, zu erzählen, was der Prinz that."

"Du ſollſt es hören;" antwortete Scheherazade; der zweite Kalender fuhr in ſeiner Geſchichte alſo fort: "Glaubet nicht, gnädige Frau, daß ich mich der ſchönen Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel nahte, um der Scherge des grauſamen Geiſtes zu ſein. Ich that es bloß, um ihr, ſo viel es mir möglich war, durch Gebärden zu verſtehen zu geben, daß, ſo wie ſie die Standhaftigkeit hatte, ihr Leben der Liebe zu mir aufzuopfern, ich nicht zaudern würde, auch das meine aus Liebe zu ihr hingegeben.

Die Prinzeſſinn verſtand meine Abſicht, und ungeachtet ihrer Schmerzen und ihrer Betrübniß bezeigte ſie es mir durch einen dankenden Blick, und gab mir zu verſtehen, daß ſie willig ſtürbe, und ſich freute zu ſehen, daß auch ich für ſie ſterben wollte.

Ein Dichter drückt ſich hierüber alſo aus:

"Mein Blick giebt zu verſtehen, was meine Zunge ſagen will; er offenbart die Liebe, die ich ſorgfältig verberge.

Nun, da Thränen fließen, thut's Noth zu ſchweigen; jetzt müſſen Blicke ſprechen.

Sie macht ein Zeichen, und ich vernehme, was ihr Blick ausdrückt, ſo wie ſie auch meinen Wink verſteht.

Unſere Augenlieder ſtehen in Verkehr mit einander; auch ſchweigend ſpricht die Liebe."

Und folgende Verſe ſtellen ganz unſere Lage dar:

"Wie oft ſchon war mein Geliebter genöthigt, mit ſeinen Augenliedern zu ſprechen, und der Geliebten ſein Inneres zu offenbaren.

Auch ich zeige ihm durch Blicke an, daß ich alles weiß, was vorgeht.

Was kleidet mein Geſchlecht wohl beſſer, als ein bedeutungsvoller Blick? Und wie verſtändig iſt der, deſſen Auge begreift!

So daß der eine mit ſeinen Augenliedern ſchreibt, und der andere mit ſeinen Augenliedern lieſt."

Ich trat nun zurück, warf den Säbel auf den Boden, und ſagte zu dem Geiſte: "Ich würde auf ewig bei allen Menſchen beſcholten ſein, wenn ich die Niederträchtigkeit hätte, eine Frau zu morden, welche ich nicht nur nicht kenne, ſondern die auch ſchon, wie ich ſehe, im Begriff iſt, den Geiſt aufzugeben. Thut mit mir, was euch beliebt, da ich in eurer Gewalt bin; aber ich kann eurem grauſamen Befehle nicht gehorchen."

"Ich ſehe wohl," ſagte nun der Geiſt, "daß ihr, einer wie der andere, mir trotzet, und meine Eiferſucht verhöhnt; aber aus der Art, wie ich euch behandeln werde, ſollt ihr beide erkennen, wozu ich im Stande bin."

Mit dieſen Worten ergriff der Geiſt wieder den Säbel, und hieb der Prinzeſſinn die eine Hand ab, ſo daß ſie kaum noch ſoviel Zeit hatte, mir mit der andern ein ewiges Lebewohl zuzuwinken; denn das Blut, das ſie ſchon verloren hatte, und das ſie jetzo wieder verlor, ließ ſie nur noch einen Augenblick dieſe letzte Grauſamkeit überleben, bei deren Anblick ich in Ohnmacht ſank.

Als ich wieder zu mir ſelber gekommen war, beklagte ich mich gegen den Geiſt, daß er mich ſo lange in der Erwartung des Todes ſchmachten ließ. "Hauet zu," ſagte ich zu ihm, "ich bin bereit, den Todesſtreich zu empfangen; ich erwarte ihn von dir, als die größte Gnade, die du mir anthun kannſt."

Aber, anſtatt ſie mir zu gewähren, ſagte er zu mir: "du ſiehſt hier, auf welche Weiſe die Geiſter die Frauen, die ſie im Verdachte der Untreue haben, behandeln. Sie hat dich hier aufgenommen; und wenn ich verſichert wäre, daß ſie mir einen noch größeren Schimpf angethan hätte, ſo würde ich dich in dieſem Augenblick umbringen; aber ſo begnüge ich mich, dich in einen Hund, oder Eſel, oder Löwen, oder Vogel zu verwandeln. Wähle eine von dieſen Verwandlungen; ich will dir die Wahl frei ſtellen."

Dieſe Worte gaben mir einige Hoffnung, ihn zu erweichen: "O Geiſt," ſagte ich zu ihm, mäßiget euren Zorn; und weil ihr mir nicht das Leben rauben wollt, ſo laſſet es mir auf eine großmüthige Weiſe. Ich werde mich immerdar eurer Gnade erinnern, wenn ihr mir ebenſo verzeihet, wie der beſte Menſch von der Welt einem ſeiner Nachbaren verzieh, der einen tödtlichen Haß gegen ihn trug."

Der Geiſt fragte mich, was denn zwiſchen den beiden Nachbaren vorgegangen wäre, und äußerte, daß er wohl die Geduld haben wollte, dieſe Geſchichte zu hören. —

Ich glaube, gnädige Frau, daß es euch nicht unangenehm ſein wird, wenn ich euch dieſe Geſchichte auch erzähle.

Geſchichte des Neiders und des Beneideten.

"In einer ganz anſehnlichen Stadt wohnten zwei Männer Thür' an Thüre. In dem einen regte ſich gegen den andern ein ſo heftiger Neid, daß der, welcher der Gegenſtand dieſes Neides war, ſeinen Wohnort zu verändern und ſich zu entfernen beſchloß, überzeugt, daß die Erbitterung ſeines Nachbars nur durch die Nachbarſchaft erregt worden wäre, denn es war ihm nicht entgangen, daß, obgleich er jenem gute Dienſte geleiſtet hatte, er ihn darum doch nicht minder haßte. Er verkaufte deshalb ſein Haus und ſeine übrige geringe Habe, begab ſich in die nicht ferne Hauptſtadt des Landes und kaufte ſich ein kleines Landgütchen, welches ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Er hatte dort ein recht bequemes Haus, einen ſchönen Garten und einen großen Hof, in welchem ſich ein tiefer Waſſerbehälter befand, deſſen man ſich nicht mehr bediente.

"Als nun der Ehrenmann dieſen Ankauf gemacht hatte, wählte er die Tracht eines Derwiſches 10 um ein zurückgezogeneres Leben führen zu können und ließ in dem Hauſe mehrere Zellen bauen, in welchen er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde von Derwiſchen zuſammenbrachte. Seine Tugend machte ihn bald bekannt und führte ihm eine ſehr große Menge von Leuten, ſowohl aus dem Volke, als von den Angeſehenſten der Stadt zu. Kurz, jedermann ehrte und liebte ihn auf ausgezeichnete Weiſe. Es kamen auch welche aus weiter Ferne, um ſich ſeinen Gebeten zu empfehlen und alle, die ſich zu ihm begaben, erzählten von den Gnaden, welche ſie durch ſeine Vermittelung vom Himmel erhalten zu haben glaubten.

Da ſich der große Ruf des Mannes bis in die Stadt verbreitet hatte, aus welcher er hergekommen war; ſo empfand der Neider darüber einen ſo lebhaften Verdruß, daß er ſein Haus und ſeine Geſchäfte verließ, mit dem Entſchluß, jenen in's Verderben zu ſtürzen. Zu dieſem Zwecke begab er ſich in das neue Kloſter der Derwiſche, deren Oberhaupt, ſein vormaliger Nachbar, ihn mit allen erdenklichen Freundſchaftsbezeugungen aufnahm. Der Neider ſagte, er ſei ausdrücklich gekommen, um ihm eine wichtige Angelegenheit, jedoch nur unter vier Augen, mitzutheilen. "Damit, — fügte er hinzu, — niemand uns behorchen könne, wollen wir, wenn's euch gefällig iſt, in eurem Hofe auf und abgehen und da die Nacht herannaht; ſo befehlt euren Derwiſchen ſich in ihre Zellen zu begeben.» Das Oberhaupt der Derwiſche erfüllte dieſen Wunſch.

»Als ſich nun der Neider mit unſerm Ehrenmann allein ſah, begann er ihm zu erzählen, was ihm eben einfiel, wobei ſie beide im Hofe umhergingen und als ſie ſich am Rande des Waſſerbehälters befanden, ſtieß er ihn hinein, ohne daß irgend jemand Zeuge dieſer nichtswürdigen Handlung war. Nachdem er dieß gethan, machte er ſich ſchnell davon, erreichte die Thüre des Kloſters, durch welche er ſich ungeſehen entfernte und gelangte in ſeine Heimat, ſehr zufrieden mit ſeiner Reiſe und überzeugt, daß der Gegenſtand ſeines Neides nicht mehr auf der Welt ſei; aber er betrog ſich ſehr.

Scheheraſade konnte nicht weiter erzählen; denn der Tag brach an. Der Sultan war über die Bosheit des Neiders aufgebracht. »Ich wünſche ſehr, — ſagte er zu ſich ſelbſt, — daß dem guten Derwiſch nichts Böſes widerfährt und ich hoffe morgen zu erfahren, daß ihn der Himmel bei dieſer Gelegenheit nicht verlaſſen hat.

Ein und funfzigſte Nacht.

Dinarſade beſchwor bei ihrem Erwachen ihre Schweſter, ihr zu erzählen, ob der Derwiſch friſch und geſund aus dem Waſſerbehälter herausgekommen ſei. »Ja, erwiederte Scheheraſade; denn der zweite Kalender fuhr folgendermaaßen fort:« Der Waſſerbehälter war von Feen und Geiſtern bewohnt, welche ſchnell bei der Hand waren, um dem Vorſteher der Derwiſche beizuſtehen, ihn auffingen und ihn, bis er auf den Grund kam, ſo unterſtützten, daß er ſich gar keinen Schaden that. Er merkte wohl, daß etwas außerordentliches in dieſem Sturze ſtatt fand, der ihm eigentlich das Leben hätte koſten müſſen; aber er ſah und fühlte nichts. Deſſen ungeachtet vernahm er bald eine Stimme, welche ſagte: »Wißt ihr, wer der Ehrenmann iſt, dem wir dieſen guten Dienſt geleiſtet haben?« und als andere Stimmen mit "Nein" geantwortet hatten, fuhr die erſte fort: "Ich will's euch ſagen. Dieſer Mann hat die Stadt, in welcher er wohnte, aus dem größten Wohlwollen von der Welt verlaſſen und hat hier ſeingn Wohnſitz aufgeſchlagen, in der Hoffnung, einen von ſeinen Nachbarn von dem Neide zu heilen, den dieſer gegen ihn hegte. Er wird hier ſo allgemein geſchätzt, daß der Neider, der dies nicht ertragen konnte, in der Abſicht hieher kam, ihn um's Leben zu bringen; was er auch bewerkſtelligt hätte, wären wir dem

Ehrenmann nicht zu Hülfe gekommen, deſſen Ruf ſo groß iſt, daß der Sultan, der in der benachbarten Stadt Hof hält, ihn morgen beſuchen will, um die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, ſeinen Gebeten zu empfehlen.

»Ein andre Stimme fragte, weshalb die Prinzeſſinn die Gebete des Derwiſches bedürfe? worauf die erſte erwiederte: »Ihr wißt alſo nicht, daß ſie von dem Geiſt Maimoun [11] Sohn des Dimdim [12] beſeſſen iſt, der ſich in ſie verliebt hat? Aber ich weiß wohl wie dieſes gute Oberhaupt der Derwiſche ſie heilen könnte, die Sache iſt ſehr leicht und ich will ſie Euch ſagen. Es befindet ſich in ſeinem Kloſter eine ſchwarze Katze, welche am Ende des Schwanzes einen weißen Fleck, ungefähr von der Größe einer kleinen Silbermünze hat. Er darf nur ſieben Härchen aus dieſem weißen Fleck reiſſen, ſie verbrennen und mit ihrem Rauch das Haupt der Prinzeſſin beräuchern. Sogleich wird ſie geheilt und ſo ſicher von Maimoun dem Sohne Dimdims befreit ſein, daß er ſich's niemals wieder wird einkommen laſſen, ſich ihr ein zweites Mal zu nähern.

»Das Oberhaupt der Derwiſche verlor nicht ein Wort von dieſer Unterredung der Feen und der Geiſter, welche nach dem Erwähnten die ganze Nacht hindurch ein tiefes Stillſchweigen beobachteten. Als er nun bei Anbruch des folgenden Tages die Gegenſtände erkennen konnte, fand er, da der Waſſerbehälter an mehreren Stellen verfallen war, eine Lücke, durch welche er ohne Mühe heraus kam.

Die Derwiſche, welche ihn ſuchten, waren ſehr erfreut ihn wieder zu ſehen. Er erzählte ihnen in wenigen Worten die boshafte That des Gaſtes, den er am vergangenen Tage ſo gut aufgenommen hatte und begab ſich ſodann in ſeine Zelle. Die ſchwarze Katze, von welcher in der Nacht die Feen und die Geiſter ſich unterredet hatten, blieb nicht lange aus und kam, um ihn auf gewohnte Weiſe liebzukoſen. Er nahm ſie, riß ihr ſieben Härchen aus dem weißen Flecken ihres Schwanzes und legte ſie bei Seite, um ſich ihrer zu bedienen, wenn es Noth thäte.

»Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als der Sultan, der nichts verabſäumen wollte, was zur ſchnellen Heilung der Prinzeſſinn beitragen konnte, an der Pforte des Kloſters anlangte. Er befahl ſeiner Leibwache dort zu warten und ging mit den vornehmſten Beamten, die ihn begleiteten, in's Haus. Die Derwiſche empfingen ihn mit tiefer Ehrfurcht.»

»Der Sultan zog ihr Oberhaupt bei Seite.» Guter Scheich [13], ſagte er zu ihm, — dir iſt vielleicht der Gegenſtand, der mich zu dir führt, ſchon bekannt.» »Ja, mein Fürſt, — erwiederte der Derwiſch in beſcheidenem Tone, — es iſt, wenn ich nicht irre, die Krankheit der Prinzeſſinn, welcher ich dieſe unverdiente Ehre verdanke." — "So iſt's, — verſetzte der Sultan, — Du würdeſt mir das Leben wiedergeben, wenn deine Gebete die Geneſung meiner Tochter bewirkten." "Herr, — entgegnete der Ehrenmann, — wenn Eure Majeſtät ſo gnädig ſein will, ſie hieherkommen zu laſſen; ſo ſchmeichle ich mir, daß ſie mit Gottes Hülfe und Gnade vollkommen geſund heimkehren ſoll."

"Der Fürſt, vor Freude außer ſich, ließ auf der Stelle ſeine Tochter holen, welche alsbald, begleitet von einem zahlreichen aus Frauen und Verſchnittenen beſtehenden Gefolge, erſchien, und ſo verſchleiert war, daß man ihr Geſicht nicht ſehen konnte. Das Oberhaupt der Derwiſche ließ eine Rauchpfanne an das Haupt der Prinzeſſinn halten und kaum hatte er die ſieben Härchen auf die herbeigebrachten glühenden Kohlen gelegt, als der Geiſt Maimoun Sohn Dimdims ein heftiges Geſchrei ausſtieß, ohne daß man irgend etwas ſah und aus der Prinzeſſinn ausfuhr. Sie faßte ſogleich mit der Hand den Schleier, der ihr Geſicht bedeckte und hob ihn in die Höhe, um zu ſehen, wo ſie wäre. "Wo bin ich, — rief ſie aus, — wer hat mich hiehergebracht?" — Bei dieſen Worten konnte der Sultan das Uebermaaß ſeiner Freude nicht verbergen, er umarmte ſeine Tochter und küßte ſie auf die Augen; er küßte auch dem Oberhaupt der Derwiſche die Hand und ſagte zu den ihn begleitenden Beamten: "Sagt mir Eure Meinung; welche Belohnung verdient der, welcher meine Tochter auf dieſe Weiſe geheilt hat?“ Sie erwiederten alle: “er verdient ſie zu heirathen.“ “Das hatt' ich im Sinn, ſagte der Sultan, und ich mache ihn von dieſem Augenblicke an zu meinem Schwiegerſohn.“

“Bald nachher ſtarb der erſte Weſyr. Der Sultan übertrug dem Derwiſch ſein Amt und da der Fürſt ohne männliche Kinder ſtarb; ſo wurde der Ehrenmann von der verſammelten Prieſterſchaft und Kriegsmacht einſtimmig zum Sultan erklärt und als ſolcher anerkannt.

Der anbrechende Tag nöthigte Scheheraſaden inne zu halten. Der Derwiſch ſchien dem Schachriar der erhaltenen Krone würdig; aber dieſer Fürſt war begierig zu wiſſen, ob der Neider vor Kummer geſtorben ſei und er ſtand mit dem Entſchluß auf, es in der folgenden Nacht zu erfahren.

Zwei und funfzigſte Nacht.

“Folgendermaaßen, ſagte Scheheraſade — fuhr der Kalender in der Geſchichte des Neiders und des Beneideten fort:“

“Als nun, — ſagte er, — der gute Derwiſch den Thron ſeines Schwiegervaters beſtiegen hatte, bemerkte er eines Tages, da er die Mitte ſeines Hofes durch die Hauptſtadt zog, unter der Menge, die ſich auf ſeinem

Wege drängte, den Neider. Er rief einen der ihn begleitenden Weſyre zu ſich heran und ſagte ihm ganz leiſe: »Geh' und bringe dort jenen Mann zu mir; aber hüte Dich, ihn zu erſchrecken. Der Weſyr gehorchte und als der Neider dem Sultan gegenüber ſtand, ſagte ihm dieſer: »Mein Freund, ich bin ſehr erfreut Dich zu ſehen!" — und ſodann, indem er ſich zu einem Beamten wandte: »Man zahle ihm auf der Stelle tauſend Goldſtücke aus meinem Schatz. Außerdem gebe man ihm noch aus meinen Vorrathshäuſern zwanzig Ladungen der koſtbarſten Waaren und eine hinreichende Wache führe und geleite ihn in ſeine Heimath. Nachdem er dem Beamten dieſen Auftrag gegeben hatte, ſagte er dem Neider Lebewohl und zog weiter.

"Als ich nun dieſe Geſchichte dem Geiſt erzählt hatte, von welchem die Prinzeſſinn der Ebenholzinſel ermordet worden war, machte ich folgende Anwendung auf ihn: "O Geiſt, — ſagt' ich zu ihm — Du ſiehſt, daß der wohlthätige Sultan ſich nicht damit begnügte, zu vergeſſen, daß es nicht am Neider gelegen hatte, wenn er nicht um's Leben gekommen war; ſondern er bewies ſich ihm überdieß noch gnädig und ſandte ihn mit ſo vieler Güte heim, wie ich's Dir erzählte.» Kurz, ich wandte alle meine Beredſamkeit an, um ihn zu bitten, er möge doch ein ſo ſchönes Beiſpiel nachahmen und mir verzeihen, und fügte noch folgende Verſe hinzu:

"Erlaſſe mir meine Schuld; denn das thun ja auch die großmüthigen Machthaber."

"Sollte ich mich auch noch ſo ſehr gegen dich vergangen haben; ſo ſei Du gegen mich nicht minder großmüthig."

"Denn wer Vergebung hofft von dem, der über ihm ſteht, der verzeihe auch die Fehler dem, der unter ihm iſt."

Es war mir jedoch nicht möglich ihn zu erweichen. "Alles, was ich für Dich thun kann, — ſagte er zu mir, — iſt, daß ich Dir nicht das Leben nehme; aber ſchmeichle Dir nicht, daß ich Dich friſch und geſund fortlaſſe. Ich muß Dich fühlen laſſen, was meine Zauber vermöge. "Bei dieſen Worten packte er mich mit Heftigkeit, trug mich durch das Gewölbe des unterirdiſchen Palaſtes, welches ſich öffnete, um ihm einen Weg zu bahnen und entführte mich ſo hoch, daß die Erde mir nur wie eine kleine weiße Wolke vorkam. Von dieſer Höhe ſtürzte er ſich wie ein Blitz zur Erde herab und faßte auf dem Gipfel eines Berges Fuß.

"Dort raffte er eine Hand voll Erde auf, ſprach, oder murmelte vielmehr, einige Worte darüber, von denen ich nichts verſtand und ſagte ſodann, indem er mich mit der Erde bewarf: "Lege die Geſtalt eines Menſchen ab und nimm die eines Affen an." Hierauf verſchwand er und ich blieb allein, in einen Affen verwandelt und vor Schmerz zu Boden gedrückt in einem unbekannten Lande und ohne zu wiſſen wie nahe oder wie fern ich mich von den Staaten des Königs, meines Vaters, befände.

»Ich ſtieg von der Höhe des Berges herab und kam in ein flaches Land, deſſen Ende ich erſt nach Verlauf eines Monates fand, als ich an's Meeresufer gelangte. Es herrſchte eben eine große Windſtille und ich ſah eine halbe Meile von dem Lande ein Schiff. Um eine ſo gute Gelegenheit nicht zu verſäumen, brach ich einen großen Zweig von einem Baume, zog ihn mir nach in's Meer und ſetzte mich reitend darauf, in jeder Hand einen Stock zum rudern haltend.

»In dieſem Zuſtand ſchwamm ich auf das Schiff zu. Als ich nahe genug war, um erkannt zu werden, gewährte ich den Matroſen und Reiſenden, welche auf dem Verdeck erſchienen, ein ſeltſames Schauſpiel. Sie betrachteten mich alle mit großer Verwunderung. Inzwiſchen gelangte ich an Bord und kletterte, indem ich mich an ein Tau hielt, auf das Verdeck. Da ich aber nicht reden konnte, war ich in einer ſchrecklichen Verlegenheit. In der That, die Gefahr, welche mir damals drohte, war nicht geringer als die, mich in der Gewalt des Geiſtes zu befinden.

»Die abergläubiſchen und ängſtlichen Kaufleute glaubten, daß ich Ihrer Schiffahrt Unglück bringen würde, wenn man mich aufnähme und deshalb ſagte einer:« »Ich will ihn mit einem Schlägel todt ſchlagen.« Ein andrer: »Ich will ihm den Leib mit einem Pfeil durchbohren.« Ein dritter: »Man muß ihn in's Meer werfen.« Gewiß würde irgend einer gethan haben, was er ſagte, wenn ich mich nicht dem Schiffshauptmann genähert und zu Füßen geworfen hätte; aber da ich ihn in der Stellung eines Bittenden bei ſeinem Kleide ergriff, wurde er von dieſem Benehmen und von den Thränen, die er aus meinen Augen fließen ſah, ſo gerührt, daß er mich in ſeinen Schutz nahm und jeden, der mir das geringſte Leid zufügen würde, zu beſtrafen drohte. Er machte mir ſogar tauſend Liebkoſungen. Ich, von meiner Seite, gab ihm in Ermangelung der Worte, durch meine Gebärden alle mir möglichen Zeichen von Erkenntlichkeit.

»Der Wind, welcher auf die Stille folgte, war zwar kein ſtarker, wohl aber ein günſtiger; er hielt funfzig Tage ununterbrochen an und ließ uns im Hafen einer ſchönen, ſehr bevölkerten und bedeutenden Handelſtadt vor Anker gehen, die als Hauptſtadt eines mächtigen Staates um ſo anſehnlicher war.

»Unſer Schiff war bald von einer Menge kleiner Kähne umgeben, mit Leuten angefüllt, welche kamen, um ihren Freunden zu ihrer Ankunft Glück zu wünſchen, oder Nachricht von ſolchen zu erhalten, die ſie in dem Lande, von welchem jene herkamen, kennen gelernt hatten, andere, aus bloßer Neugier ein Schiff zu ſehen, das aus weiter Ferne kam. Es fanden ſich auch einige Beamte ein, die von Seiten des Sultans mit den Kaufleuten, die wir am Bord hatten, ſprechen wollten. Die Kaufleute ſtellten ſich ihm vor und einer der Beamten nahm das Wort und ſagte:

»Der Sultan unſer Herr hat uns beauftragt; euch ſeine große Freude über eure Ankunft zu bezeugen und euch zu bitten, daß ihr euch die Mühe gebt, auf dieſe Papierrolle jeder einige Zeilen zu ſchreiben. Damit Ihr wißt, was er dabei für eine Abſicht hat; ſo ſollt ihr erfahren, daß er einen erſten Weſyr hatte, der bei einem ſehr großen Geſchick in der Leitung der Angelegenheiten, eine ausgezeichnet ſchöne Hand ſchrieb. Dieſer hohe Staatsbeamte iſt vor wenigen Tagen geſtorben. Der Sultan iſt ſehr betrübt darüber und da er die von des Weſyr Hand geſchriebenen Schriſten nie ohne Bewunderung anſah, ſo hat er einen feierlichen Schwur abgelegt, ſeine Stelle nur einem Mann zu geben, der eben ſo ſchön ſchreibt. Viele Leute haben ihre Handſchrift eingereicht; aber bis jetzt hat ſich im Umfang dieſes Reiches niemand gefunden, der würdig geachtet worden wäre, die Stelle des Weſyrs zu erhalten.

»Diejenigen Kaufleute, welche gut genug zu ſchreiben glaubten, um auf die hohe Würde Anſpruch machen zu können, ſchrieben einer nach dem andern, was ihnen beliebte. Als ſie fertig waren; nahte ich mich und nahm die Rolle aus der Hand deſſen, der ſie hielt. Alle Gegenwärtige, und beſonders die Kaufleute, welche geſchrieben hatten, bildeten ſich ein, daß ich ſie zerreiſſen und in's Meer werfen wollte und erhoben ein lautes Geſchrei; aber ſie beruhigten ſich, als ſie ſahen, daß ich die Rolle ſehr ſäuberlich hielt und zu verſtehen gab, daß ich auch ſchreiben wolle. Dieß verwandelte ihre Furcht in Bewunderung. Da ſie jedoch niemals einen Affen geſehen hatten, der zu ſchreiben verſtanden hätte, und ſich nicht überzeugen konnten, daß ich geſchickter als andere meiner Gattung wäre, ſo wollten ſie mir die Rolle aus den Händen reiſſen; aber der Schiffshauptmann nahm ſich wieder meiner an.

»Laßt ihn gewähren, ſagte er, er mag ſchreiben. Wenn er das Papier nur beſudelt; ſo verſprech' ich euch, ihn auf der Stelle zu beſtrafen; wenn er aber gut ſchreibt, wie ich hoffe; (denn ich habe in meinem Leben keinen geſchickteren und geſcheuteren Affen geſehen;) ſo erkläre ich, daß ich ihn für meinen Sohn erkennen werde. Ich hatte einen, der lange nicht ſo viel Verſtand beſaß, als er.

»Da ich ſah, daß ſich niemand meinem Vorhaben widerſetzte; ſo ergriff ich die Feder und legte ſie erſt wieder weg, als ich ſechs Arten von Schrift, wie ſie bei den Arabern gebräuchlich ſind, geſchrieben hatte, und jede Art enthielt je zwei oder vier Zeilen aus dem Stegreif zum Lobe des Sultans z. B. in mittlerer Frakturſchrift:

"Wenn die Jahrhunderte die Tugenden der Edlen verzeichneten; ſo würden die Deinigen alle bis jetzt aufgezeichneten austilgen."

"Möchte doch Gott die Menſchen nicht an Dir zu Waiſen werden laſſen, denn Du biſt zugleich Vater und Mutter der Tugenden."

Hierauf ſchrieb ich mit der Schrift Naſach [14] folgende Verſe:

"Es gibt keinen, der da ſchreibt, der dadurch nicht auf irgend eine Art in Verſuchung geriethe; er bedenke aber, daß Jahrhunderte aufbewahren, was ſeine Hände geſchrieben haben."

"Schreibe daher nie etwas anderes, als etwas, was dich nicht gereuen kann, wenn Du es am Tage der Auferſtehung wieder ſehen ſollteſt."

Dann fügte ich noch mit den Schriftzügen Tomar [15] folgendes hinzu:

"Es ſei, wenn Du ſchreibſt, Deine Tinte aus Güte und Edelmuth zuſammengeſetzt; dann werden ſich Schwert und Feder vereinigen, Deinen Ruhm zu behaupten.

Meine Handſchrift verdunkelte nicht nur die der Kaufleute, ſondern ich wage zu behaupten, daß man in jenem Lande noch keine ſo ſchöne geſehen hatte. Als ich fertig war, nahmen die Beamten die Rolle und trugen ſie zum Sultan.

"So weit war Scheheraſade in ihrer Erzählung gekommen, als ſie den Tag anbrechen ſah. "Herr, — ſagte ſie zu Schachriar, — wenn ich Zeit hätte fortzufahren; ſo würde ich Eurer Majeſtät noch erſtaunlichere Dinge, als die bereits erzählten, mittheilen." Der Sultan, der ſich vorgenommen hatte, dieſe ganze Geſchichte zu hören, ſtand auf, ohne zu ſagen, was er dachte.

Drei und funfzigſte Nacht.

"Am andern Morgen ſagte Dinarſade bei ihrem Erwachen zur Sultaninn: "Ich glaube, meine Schweſter, daß der Sultan, mein Gebieter, nicht weniger neugierig iſt als ich, die Folge der Abenteuer des Affen zu erfahren." "Ihr ſollt beide befriedigt werden, erwiederte Scheheraſade, und um euch nicht lange warten zu laſſen, ſage ich Euch, daß der Kalender in ſeiner Erzählung auf folgende Weiſe fortfuhr:

"Der Sultan ſchenkte den andern Handſchriften keine Aufmerkſamkeit; er betrachtete nur die meinige, die ihm ſo wohl gefiel, daß er zu den Beamten ſagte: "Nehmet aus meinen Ställen das ſchönſte und reich gezäumteſte Pferd und ein prächtiges Kleid vom reichſten Stoffe um die Perſon, welche dieſe ſechs Gedichte geſchrieben hat, damit zu bekleiden und bringt ſie zu mir.

»Bei dieſem Befehl des Sultans fingen die Beamten zu lachen an. Dieſer Fürſt, über ihre Dreiſtigkeit erzürnt, war im Begriff ſie zu beſtrafen; aber ſie ſagten zu ihm:» Herr, wir bitten eure Majeſtät uns zu verzeihen; dieſe Schriftzüge ſind von keinem Menſchen; ſondern von einem Affen. "Wie, — rief der Sultan aus, dieſe ſonderbaren Schriftzüge kommen von keiner Menſchenhand?» "Nein, Herr, — erwiederte einer der Beamten, wir verſichern eure Majeſtät, daß ſie von einem Affen ſind, der ſie vor unſeren Augen geſchrieben hat.» Der Sultan fand die Sache zu erſtaunlich, als daß er nicht hätte neugierig ſein ſollen, mich zu ſehen. "Thut, was ich euch befohlen habe, — ſagte er zu ihnen, — und bringt mir alsbald einen ſo ſeltnen Affen her.

»Die Beamten kehrten zum Schiff zurück und theilten dem Schiffshauptmann den erhaltenen Befehl mit, worauf dieſer ihnen ſagte, daß der Sultan nur zu gebieten hätte. Sie zogen mir ſogleich ein Kleid von ſehr reichem Stoffe an und trugen mich an's Land, woſelbſt ſie mich auf das Pferd des Sultans ſetzten, der mich in ſeinem Palaſt erwartete, umgeben von einer großen Anzahl zu ſeinem Hofe gehöriger Perſonen, die er berufen hatte, um mir mehr Ehre zu erweiſen.

»Der Zug begann. Der Hafen, die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Fenſter, die Terraſſen der

Paläſte und der Häuſer, alles war mit einer zahlloſen Menge Menſchen von beiden Geſchlechtern und jedem Alter angefüllt, welche die Neugier aus allen Theilen der Stadt herbeigezogen hatte, um mich zu ſehen; denn die Nachricht, daß der Sultan einen Affen zu ſeinem Weſyr gemacht habe, hatte ſich in einem Augenblick verbreitet. Nachdem ich dieſer ganzen Volksmaſſe, welche nicht abließ, durch wiederholtes Geſchrei ihre Verwunderung zu bezeigen, ein ſo neues Schauſpiel gewährt hatte, gelangte ich in den Palaſt des Sultans.

„Ich fand den Fürſten in der Mitte der Großen ſeines Hofes auf ſeinem Throne ſitzen. Ich machte ihm drei tiefe Verbeugungen und bei der letzten warf ich mich vor ihm nieder und küßte die Erde. Hierauf ſetzte ich mich auf Affenweiſe nieder. Die ganze Verſammlung konnte nicht müde werden mich zu bewundern und begriff nicht, wie ein Affe ſich ſo gut auf die den Sultanen gebührende Hochachtung verſtand und der Sultan war erſtaunter als irgend jemand. Kurz, die Audienz-Feierlichkeit würde vollſtändig geweſen ſein, wenn ich meine Gebärden hätte mit einer Anrede begleiten können; aber die Affen haben niemals geſprochen und der Vorzug ein Menſch geweſen zu ſein, gab mir dieſes Vorrecht nicht.

„Der Sultan entließ ſeine Hofleute und behielt niemand bei ſich als das Oberhaupt der Verſchnittenen, einen kleinen, ſehr jungen Sklaven und mich.

Er ging aus ſeinem Audienzſaal in ſein Wohnzimmer und ließ ſich daſelbſt Eſſen auftragen. Als er bei Tafel ſaß, machte er mir ein Zeichen, daß ich näher kommen und mit ihm eſſen ſollte. Um ihm meinen Gehorſam zu bezeigen, küßte ich die Erde, ſtand auf und ſetzte mich an den Tiſch. Ich aß mit vieler Zurückhaltung und Beſcheidenheit.

»Ehe man abräumte, gewahrte ich ein Schreibzeug; — ich machte ein Zeichen, daß man mir es bringen ſollte und als ich es vor mir hatte, ſchrieb ich auf einen großen Pfirſich Verſe von meiner Arbeit, welche dem Sultan meine Erkenntlichkeit bezeugten und ſein Erſtaunen mehrte ſich, als ich ihm den Pfirſich überreichte und er das darauf Geſchriebene las. Nach aufgehobener Tafel brachte man ihm ein beſonderes Getränk, wovon er mir ein Glas reichen ließ. Ich empfing das Glas aus ſeinen Händen, trank und ſchrieb folgende Verſe darauf:

»Man verbrannte mich durch Feuer, um mich zum Sprechen zu bringen; aber ich wurde bereit gefunden, jede Qual zu ertragen."

»Deshalb werd' ich nun auf den Händen getragen und berühren küſſend den Mund der Schönen.«

Der Sultan las auch dieſe Verſe und ſagte: ein Menſch, der im Stande wäre, ſo etwas zu machen, würde über den größten Männern ſtehn.

»Der Fürſt ließ ſich ein Schachbrett bringen und fragte mich durch Zeichen, ob ich das Spiel verſtände und mit ihm ſpielen wollte. Ich küßte die Erde und gab durch eine Handbewegung zu erkennen, daß ich bereit wäre dieſe Ehre anzunehmen. Er gewann mir das erſte Spiel ab; aber ich gewann das zweite und dritte und da ich bemerkte, es verurſache ihm einigen Verdruß; ſchrieb ich auf das Schachbrett folgende Verſe:

"Zwei Heere bekämpften ſich den ganzen Tag hindurch mit zunehmendem Eifer."

»Als aber die Nacht ihren Schatten über ſie ausbreitete, ſchliefen ſie ruhig nebeneinander auf demſelben Schlachtfelde."

Da ſo vieles von dem, was ich gethan, dem Sultan alles zu übertreffen ſchien, was man jemals von der Geſchicklichkeit und dem Verſtande der Affen geſehen oder gehört hatte; ſo wollte er nicht alleiniger Zeuge dieſer Wunder ſein. Er hatte eine Tochter, die man "Dame der Schönheit" nannte. "Geh', — ſagte er zum Oberhaupt der Verſchnittenen, — welches gegenwärtig und bei dieſer Prinzeſſinn in Dienſten war, geh', bringe deine Gebieterinn hieher, es ſoll mich freuen ſie an dem Vergnügen, das ich genieße, Theil nehmen zu ſehen.

»Das Oberhaupt der Verſchnittenen ging fort und kam alsbald mit der Prinzeſſinn zurück. Sie kam mit unverſchleiertem Geſicht; aber ſie war kaum im

Zimmer, als ſie ſich ſchnell mit ihrem Schleier bedeckte und zum Sultan ſagte: "Herr, Eure Majeſtät muß ſich vergeſſen haben. Ich bin ſehr erſtaunt, daß Ihr mich vor Männern erſcheinen laßt." "Wie ſo, meine Tochter, — erwiederte der Sultan, — Du bedenkſt nicht, was Du ſprichſt. Hier iſt ja nur der kleine Sklave, Dein Hofmeiſter, der Verſchnittene, und ich, die wir ſämmtlich die Befugniß haben Dein Geſicht zu ſehen, demungeachtet verſchleierſt Du Dich und machſt mir ein Verbrechen daraus, daß ich dich habe hieher kommen laſſen. "Herr, — entgegnete die Prinzeſſinn, Eure Majeſtät wird einſehen, daß ich nicht Unrecht habe. Hier dieſer Affe, obgleich er die Geſtalt eines Affen hat, iſt doch ein junger Prinz, der Sohn eines großen Königs. Ein Zauber hat ihn in einen Affen verwandelt. Ein Geiſt, Sohn der Tochter des Eblis, [16] hat ihm dieſen boshaften Streich geſpielt, nachdem er auf eine grauſame Weiſe der Prinzeſſinn der Ebenholzinſel, der Tochter des Königs Epitimarus das Leben genommen hatte.

"Der Sultan, über dieſe Rede erſtaunt, wandte ſich nach meiner Seite und fragte mich, ohne weiter durch Zeichen mit mir zu ſprechen, ob das, was ſeine Tochter ſo eben geſagt hätte, wahr ſei. Da ich nicht reden konnte, gab ich ihm durch eine Bewegung meiner Hand zu erkennen, daß die Prinzeſſinn die Wahrheit geſagt hätte. »Meine Tochter, — ſagte nun der Sultan, — woher weißt Du, daß dieſer Prinz durch Zauber in einen Affen verwandelt worden iſt?» »Herr, — erwiederte die Prinzeſſinn Dame der Schönheit, — Eure Majeſtät erinnert ſich gewiß, daß ich um die Zeit, als ich aufhörte ein Kind zu ſein, eine alte Dame um mich hatte. Sie war eine ſehr geſchickte Zauberinn und hat mich ſiebenzig Regeln ihrer Wiſſenſchaft gelehrt, durch deren Kraft ich in einem Augenblick eure Hauptſtadt mitten in's Weltmeer, jenſeits des Kaukaſus verſetzen könnte. Durch dieſe Wiſſenſchaft erkenne ich alle verzauberte Perſonen, ſo wie ich ſie nur ſehe; ich weiß, wer ſie ſind und wer ſie verzaubert hat; ſeid alſo nicht erſtaunt, daß ich dieſen Prinzen ungeachtet der Verwandlung erkannt habe, welche ihn verhindert vor euren Augen in natürlicher Geſtalt zu erſcheinen. »Meine Tochter, — ſagte der Sultan, — ich hielt Dich nicht für ſo geſchickt." »Herr, — verſetzte die Prinzeſſinn, — das ſind wunderbare Dinge, die zu wiſſen wohl gut iſt; aber es ſchien mir, daß ich mich ihrer nicht rühmen dürfe.» »Weil ſich nun die Sache ſo verhält, — verſetzte der Sultan — ſo kannſt du ja wohl den Zauber des Prinzen löſen? »Ja, Herr, — entgegnete die Prinzeſſinn, — ich kann ihm ſeine urſprüngliche Geſtalt wiedergeben. »So gib ſie ihm wieder, — unterbrach ſie der Sultan, — Du kannſt. mir keine größere Freude machen; denn ich will, daß er mein Großweſyr ſein und Dich heirathen ſoll.« »Herr, — ſagte die Prinzeſſinn, — ich bin bereit, Euch in allem zu gehorchen, was Euch belieben wird, mir zu befehlen.«

"Indem Scheheraſade dieſe letzten Worte beendigte, bemerkte ſie, daß es Tag wurde und hörte auf, die Geſchichte des zweiten Kalenders fortzuſetzen. Schachriar, welcher vermuthete, daß die Folge der Geſchichte nicht minder ergötzlich ſein würde, als das, was er ſchon davon erfahren hatte, beſchloß ſie den nächſten Morgen zu hören.

Vier und funfzigſte Nacht.

Da die Sultaninn ſah, wie begierig ihre Schweſter war, zu wiſſen, auf welche Weiſe Dame der Schönheit den zweiten Kalender in ſeinen früheren Zuſtand zurückverſetzte; ſo ſagte ſie zu ihr: »Der Kalender nahm ſeine Erzählung folgendermaßen wieder auf:

»Die Prinzeſſinn, Dame der Schönheit, ging in ihr Zimmer und holte ein Meſſer, auf deſſen Klinge hebräiſche Worte eingegraben waren. Sie ließ hierauf den Sultan, das Oberhaupt der Verſchnittenen, den kleinen Sklaven und mich in einen geheimen Hof des Palaſtes herabſteigen; dort ließ ſie uns unter einer rund herumgehenden Gallerie, trat ſodann in die Mitte des Hofes, wo ſie einen großen Kreis beſchrieb und in ihn mehrere Verſe in alten und anderen arabiſchen Schriftzeichen, welche man Schriftzeichen der Kleopatra nennt, niederſchrieb.

Nachdem ſie nun geendet und den Kreis nach gewünſchter Weiſe geordnet hatte, ſtellte ſie ſich in die Mitte, woſelbſt ſie Beſchwörungen vornahm und Verſe aus dem Alkoran herſagte. Nach und nach verdunkelte ſich die Luft, ſo daß es Nacht zu ſein und das Weltgebäude auseinander zu fallen ſchien. Wir fühlten uns von einem ungeheuern Schrecken befallen, und dieſes Schrecken vermehrte ſich noch, als wir auf einmal den Geiſt, Sohn der Tochter des Eblis, unter der Geſtalt eines Löwen von furchtbarer Größe erſcheinen ſahen.

Sobald die Prinzeſſinn das Ungeheuer gewahrte, ſagte ſie zu ihm: "Hund, ſtatt vor mir zu kriechen, wagſt Du es, Dich unter dieſer fürchterlichen Geſtalt zu zeigen, und glaubſt mich zu ſchrecken?" "Und Du, — verſetzte der Löwe, — Du ſcheuſt Dich nicht gegen den Vertrag zu handeln, den wir miteinander gemacht und durch einen feierlichen Schwur beſtätigt haben, uns gegenſeitig weder zu ſchaden noch etwas Böſes zuzufügen?" "Ha, Verruchter, — erwiederte die Prinzeſſinn, — Dir hab' ich dieſen Vorwurf zu machen." "Du wirſt, — unterbrach ſie der Löwe trotzig, — für die mir gemachte Mühe hieherzukommen, bezahlt werden.“ Indem er dieß ſagte, öffnete er einen ſchrecklichen Rachen und fuhr auf ſie los, um ſie zu verſchlingen. Sie aber war auf ihrer Hut, ſprang zurück und hatte Zeit genug, um ſich ein Haar auszureißen, welches ſie durch ein Paar geſprochene Worte in ein ſchneidendes Schwert verwandelte, womit ſie den Löwen mitten durch den Leib in zwei Theile zerhieb. Die beiden Theile des Löwen verſchwanden bis auf den Kopf, der ſich in einen großen Skorpion verwandelte. Sogleich verwandelte ſich die Prinzeſſinn in eine Schlange, und beſtand einen harten Kampf mit dem Skorpion, der, da er keine Uebermacht gewann, die Geſtalt eines Adlers annahm und davon flog. Aber die Schlange nahm nun die Geſtalt eines noch gewaltigeren ſchwarzen Adlers an und verfolgte ihn. Wir verloren beide aus dem Geſicht.

Einige Zeit nach ihrem Verſchwinden öffnete ſich vor uns die Erde und es kam eine ſchwarz und weiße Katze heraus, deren Haar ſich über und über emporſträubte und die auf eine gräßliche Weiſe miaute. Ihr folgte ganz nahe ein ſchwarzer Wolf, der ihr keine Ruhe ließ. Die höchſt bedrängte Katze verwandelte ſich in einen Wurm und befand ſich dicht bei einem Granatapfel, der zufällig von einem Granatbaum gefallen war, welcher am Ufer eines ziemlich tiefen, aber nicht ſehr breiten Kanales ſtand. Dieſer Wurm durchbohrte den Granatapfel in einem Augenblick und verbarg ſich darein. Der Apfel ſchwoll ſogleich zur Größe eines Kürbiſſes auf, und erhob ſich auf das Dach der Gallerie, von wo er, nachdem er ſich eine Weile hin und her gerollt hatte, in den Hof fiel und in mehrere Stücke brach.

Der Wolf, der ſich inzwiſchen in einen Hahn verwandelt hatte, warf ſich auf die Kerne des Granatapfels und verſchluckte einen nach dem andern. Als er keine mehr ſah, kam er mit ausgebreiteten Flügeln und großem Geräuſch auf uns zu, gleichſam um uns zu fragen, ob keine Kerne mehr übrig wären. Noch einer lag am Ufer des Kanals, den er erblickte, als er ſich umdrehte. Er lief ſchnell hinzu; aber in dem Augenblicke, als er ihn mit dem Schnabel aufpicken wollte, rollte der Kern in den Kanal und verwandelte ſich in einen kleinen Fiſch.»

«Doch es wird Tag, mein Fürſt; — ſagte Scheherazade; — wäre er nicht ſo ſchnell angebrochen, ſo bin ich überzeugt, Eure Majeſtät würde ſich an dem, was ich noch erzählt hätte, ſehr ergötzt haben.» Nach dieſen Worten ſchwieg ſie ſtill und der Sultan ſtand auf, erfüllt von allen dieſen unerhörten Begebenheiten, die ihm eine große Luſt und Ungeduld einflößten, das Ende dieſer Geſchichte zu hören.

Fünf und funfzigſte Nacht.

Scheherasade, um ihrer Schweſter Genüge zu leiſten, welche neugierig war, die Folge aller dieſer Verwandlungen zu erfahren, rief ihr ins Gedächtniß zurück, wo ſie in ihrer Erzählung ſtehen geblieben war, und ſagte, indem ſie nun ihr Wort an den Sultan richtete: "Herr, der zweite Kalender ſetzte ſeine Geſchichte folgendermaaßen fort:

"Der Hahn warf ſich in den Kanal und verwandelte ſich in einen Hecht, der den kleinen Fiſch verfolgte. Beide blieben zwei ganze Stunden lang unter dem Waſſer, und wir wußten nicht, was aus ihnen geworden war, als wir ein ſchreckliches Geſchrei hörten, das uns zittern machte. Kurze Zeit nachher ſahen wir den Geiſt und die Prinzeſſinn ganz in Feuer. Sie ſpieen Flammen gegeneinander, bis ſie handgemein wurden. Hierauf vermehrten ſich die beiden Feuer, von welchen ſich ein dicker und entflammter Rauch ſehr hoch erhob. Wir fürchteten mit Grund, daß er den ganzen Palaſt entzünden möchte; aber wir hatten bald einen dringenderen Grund zur Furcht: denn der Geiſt, der ſich von der Prinzeſſinn losgemacht hatte, kam bis an die Gallerie, woſelbſt wir uns befanden, und blies uns Wirbelwinde von Feuer zu. Es war um uns geſchehen, wenn die Prinzeſſinn, die uns zu Hülfe eilte, ihn nicht durch ihr Geſchrei genöthigt hätte, ſich zu entfernen und ſich vor ihr zu hüten. Wie eilig ſie aber auch war, konnte ſie doch nicht verhindern, daß dem Sultan der Bart verbrannt und das Geſicht beſchädigt, daß das Oberhaupt der Verſchnittenen erdrückt und auf der Stelle von den Flammen verzehrt wurde, und daß ein Funken in mein rechtes Auge flog und mich einäugig machte. Der Sultan und ich, wir erwarteten den Tod; aber bald hörten wir ſchreien: "Sieg, Sieg!" und wir ſahen plötzlich die Prinzeſſinn in ihrer natürlichen Geſtalt und den Geiſt in einen Aſchenhaufen verwandelt.

Die Prinzeſſinn näherte ſich uns, und um keine Zeit zu verlieren, verlangte ſie eine Schaale voll Waſſer, welche ihr der junge Sklave brachte, der vom Feuer nicht beſchädigt worden war. Sie nahm die Schaale, und nachdem ſie einige Worte darüber geſprochen hatte, beſprengte ſie mich mit dem Waſſer und ſagte: "Biſt Du ein Affe durch Verzauberung, ſo verändere Deine Geſtalt und nimm die eines Menſchen an, die Du früher hatteſt." Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo wurde ich ein Menſch, wie ich vor meiner Verwandlung geweſen war, bis auf ein Auge.

Ich ſchickte mich an, der Prinzeſſinn zu danken, aber ſie ließ mir keine Zeit dazu. Sie wandte ſich an den Sultan, ihren Vater, und ſagte zu ihm: "Herr, ich habe den Sieg über den Geiſt davon getragen, wie Ew. Majeſtät es ſehen kann; aber es iſt ein Sieg, der mir theuer zu ſtehen kommt. Mir bleiben nur noch einige Augenblicke zu leben übrig, und Ihr werdet nicht die Freude haben, die von Euch beabſichtigte Heirath zu ſchließen. Das Feuer hat mich in dieſem ſchrecklichen Kampf durchdrungen und ich fühle, daß es mich nach und nach verzehrt. Das würde mir nicht begegnet ſein, wenn ich den letzten Kern des Granatapfels bemerkt und ihn gleich den andern verſchluckt hätte, als ich mich in einen Hahn verwandelt hatte. Der Geiſt hatte ſich in dieſen Kern, als in ſeine letzte Verſchanzung geflüchtet, und hievon hing der Erfolg des Kampfes ab, der glücklich und gefahrlos für mich geendet hätte. Dieſer Fehler hat mich genöthigt, meine Zuflucht zum Feuer zu nehmen, um mit dieſen mächtigen Waffen zu kämpfen, wie ich es zwiſchen Himmel und Erde und in Eurer Gegenwart gethan habe. Ungeachtet der Gewalt ſeiner furchtbaren Kunſt, und ungeachtet ſeiner Erfahrung hab' ich dem Geiſt gezeigt, daß ich mehr wiſſe als er, ich habe ihn beſiegt und in Aſche verwandelt. Aber ich kann dem herannahenden Tode nicht entrinnen. . . . .«

Hier unterbrach Scheherasade die Erzählung des zweiten Kalenders, und ſagte zum Sultan: »Herr, der anbrechende Tag ermahnt mich, nicht weiter zu erzählen; wenn aber Eure Majeſtät die Gnade haben will, mich noch bis morgen leben zu laſſen, ſo werdet Ihr das Ende dieſer Geſchichte erfahren.« Schachriar willigte ein, und ſtand, ſeiner Gewohnheit nach, auf, um die Angelegenheiten ſeines Reiches zu beſorgen.

Sechs und funfzigſte Nacht.

Als die Sultaninn erwacht war, nahm ſie ſogleich das Wort, um in der Geſchichte des zweiten Kalenders, wie folget, fortzufahren.

»Edle Frau, — ſagte der Kalender zu Zobeïden, — der Sultan ließ die Prinzeſſinn Dame der Schönheit die Erzählung ihres Kampfes vollenden, und als ſie geendet hatte, ſagte er ihr mit einem Ton, der den lebhaften Schmerz ſchilderte, von welchem er durchdrungen war: »Meine Tochter, Du ſiehſt, in welchem Zuſtande Dein Vater iſt. Ach! ich bin erſtaunt, daß ich noch lebe. Der Verſchnittene, Dein Hofmeiſter, iſt geſtorben, und der Prinz, deſſen Zauber Du ſo eben gelöſt haſt, hat ein Auge verloren." Er konnte nicht mehr ſagen, Thränen, Seufzer und Schluchzen benahmen ihm die Sprache. Seine Tochter und ich, wir waren ſehr gerührt über ſeine Betrübniß und wir weinten mit ihm. Während wir uns gleichſam um die Wette betrübten, ſchrie die Prinzeſſinn: "Ich brenne, ich brenne!" Sie fühlte, daß das Feuer, welches ſie verzehrte, ſich nun ihres ganzen Leibes bemächtigte, und ſie hörte

Univ. Bibl.
München

nicht eher auf zu ſchreien: "ich brenne!" bis der Tod ihren unerträglichen Schmerzen ein Ende gemacht hatte. Die Wirkung dieſes Feuers war ſo außerordentlich, daß ſie in wenig Augenblicken, gleich dem Geiſt, in Aſche verwandelt war.

Ich mag euch nicht ſagen, verehrte Frau, wie ſehr ich von einem ſo traurigen Schauſpiel gerührt war. Lieber, als meine Wohlthäterinn ſo elend umkommen zu ſehen, wär' ich mein ganzes Leben hindurch Affe oder Hund geblieben. Der Sultan ſeinerſeits, der über alle Begriffe betrübt war, ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, indem er ſich heftig vor den Kopf und die Bruſt ſchlug, bis er, ſeiner Verzweiflung unterliegend, in Ohnmacht fiel und mich für ſein Leben fürchten ließ. Inzwiſchen liefen die Verſchnittenen und die Beamten auf das Geſchrei des Sultans herbei, den ſie nur mit großer Mühe wieder zu ſich brachten. Dieſer Fürſt und ich, wir hatten nicht nöthig, ihnen eine lange Erzählung von dieſem Abenteuer zu machen, um ſie von dem Schmerz zu überzeugen, den wir darüber empfanden; die beiden Aſchenhaufen, in welche die Prinzeſſinn und der Geiſt verwandelt worden waren, machten ihnen das Geſchehene nur allzubegreiflich. Da der Sultan ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, war er genöthigt, ſich auf ſeine Verſchnittene zu ſtützen, um wieder in ſeine Zimmer zu gelangen.

Sobald ſich die Nachricht von einer ſo traurigen Begebenheit im Palaſt und in der Stadt verbreitet hatte, beklagte jedermann das Unglück der Prinzeſſinn Dame der Schönheit und nahm an der Betrübniß des Sultans Theil. Sieben Tage lang beging man alle Feierlichkeiten der tiefſten Trauer. Die Aſche des Geiſtes wurde den Winden übergeben, die der Fürſtinn in ein koſtbares Gefäß geſammelt, um ſie darin aufzubewahren; und dieſes Gefäß wurde in einem prächtigen Grabmal aufbewahrt, welches an demſelben Ort, wo man die Aſche geſammelt hatte, errichtet wurde.

»Der Kummer, welchen der Sultan über den Verluſt ſeiner Tochter empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, einen Monat lang das Bett zu hüten. Er war noch nicht gänzlich geneſen, als er mich rufen ließ. »Prinz, — ſagte er zu mir, — hört den Befehl, den ich euch zu geben habe; es gilt euer Leben, wenn ihr ihn nicht ausführt.« Ich verſicherte ihn, daß ich pünktlich gehorchen würde. Hierauf nahm er das Wort und ſagte: »Ich hatte immer in einer vollkommnen Glückſeeligkeit gelebt und kein Unfall hatte ſie geſtört; durch eure Ankunft iſt das Glück, deſſen ich genoß, entſchwunden. Meine Tochter iſt geſtorben, ihr Hofmeiſter lebt nicht mehr und mir iſt das Leben nur durch ein Wunder gegönnt. Ihr allein ſeid die Urſache ſo vieler Unglücksfälle, über welche ich mich unmöglich zu tröſten vermag. Darum zieht in Frieden von hinnen, aber unverzüglich; ich ſelbſt würde ſterben, wenn ihr länger hier verweilt; denn ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart Unglück bringt; das iſt alles, was ich euch zu ſagen hatte. Reiſet, und hütet euch, jemals wieder in meinen Staaten zu erſcheinen; keine Rückſicht würde mich hindern, es euch bereuen zu laſſen." Ich wollte reden; aber er ſchloß mir den Mund durch Worte voll Zornes und ich war genöthigt mich aus ſeinem Palaſt zu entfernen.

"Von aller Welt zurückgeſtoßen, verjagt und verlaſſen und ohne zu wiſſen, was aus mir werden ſollte, ehe ich die Stadt verließ, ging ich in ein Bad, ließ mir Bart und Augenbraunen ſcheeren und wählte die Tracht eines Kalenders. Ich machte mich auf den Weg und beweinte minder mein eignes Elend, als das der ſchönen Prinzeſſinnen, deren Tod ich veranlaßt hatte. Ich durchſtrich mehrere Länder, ohne mich zu erkennen zu geben; endlich faßte ich den Entſchluß mich nach Bagdad zu begeben, in der Hoffnung, mich dem Beherrſcher der Gläubigen vorſtellen zu laſſen und durch die Erzählung einer ſo ſeltſamen Geſchichte ſein Mitleid zu erregen. Dieſen Abend bin ich hier angekommen und die erſte Perſon, die mir bei meiner Ankunft aufſtieß war der Kalender, unſer Bruder, der vor mir geſprochen hat. Ihr wiſſt das Uebrige, edle Frau, und warum ich die Ehre habe, mich in eurem Hauſe zu befinden."

Als der zweite Kalender mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſagte Zobeïde, an welche er das Wort gerichtet hatte, zu ihm: "Es iſt gut; geht nun, wohin Ihr wollt, ich gebe euch dazu meine Erlaubniß." Anſtatt aber fortzugehen, bat er die Dame ihm dieſelbe Gunſt zu erweiſen, wie dem erſten Kalender, neben welchen er ſich ſetzte.

»Aber Herr, — ſagte Scheheraſade nach dieſen letzten Worten, es iſt Tag und mir deshalb nicht erlaubt fortzufahren. Ich wage zu verſichern, daß ſo angenehm auch die Geſchichte des zweiten Kalenders iſt, die des dritten nicht minder ſchön genannt werden mag. Eure Majeſtät gehe mit ſich zu Rathe, ob ſie die Geduld haben wird, ſie zu hören. Der Sultan, neugierig zu wiſſen, ob ſie wunderbarer wäre, als die erſte, ſtand auf, entſchloſſen das Leben Scheheraſadens noch zu verlängern, obgleich der von ihm bewilligte Aufſchub bereits ſeit mehrern Tagen verfloſſen war.

Sieben und funfzigſte Nacht.

»Ich möchte wohl, ſagte Schachriar gegen Ende der Nacht, — die Geſchichte des dritten Kalenders hören.« »Herr, — erwiederte Scheheraſade, — ich gehorche Eurem Befehl." Der dritte Kalender, —

fügte ſie hinzu, — als er nun ſah, daß die Reihe zu reden an ihn käme, wandte ſich, gleich den andern an Zobeïden und begann ſeine Erzählung auf folgende Weiſe:

Geſchichte

des dritten Kalenders, eines Königsſohnes.

„Hochgeſchätzte Frau, was ich euch zu erzählen habe, iſt ſehr verſchieden von dem, was ihr eben gehört habt. Die beiden Prinzen, welche vor mir ſprachen, haben jeder ein Auge durch eine Wirkung ihres Geſchicks verloren, ich aber verlor das meinige nur durch meine Schuld, nur, indem ich mich in mein eigenes Unglück ſtürzte, wie ihr es aus der Folge meiner Rede erfahren werdet.“

»Ich heiße Agib [17] und bin der Sohn eines Königs, der ſich Kaſſib nannte. Nach ſeinem Tode nahm ich meine Staaten in Beſitz und wählte dieſelbe Stadt, in welcher er gewohnt hatte, auch zu meinem Wohnort. Dieſe Stadt liegt am Ufer des Meeres ſie hat einen der ſchönſten und ſicherſten Häfen mit einem Arſenal, welches groß genug iſt, um das Nöthige zur Bewaffnung von hundert Kriegsſchiffen zu enthalten, die immer bereit ſind, wenn's Noth thut, Dienſte zu leiſten; um funfzig Kauffarteiſchiffe auszurüſten und eben ſo viele kleine, leichte, zu Spazierfahrten und Vergnügungen auf dem Waſſer beſtimmte Fahrzeuge. Mein Königreich beſtand aus mehreren ſchönen Provinzen des feſten Landes und einer großen Anzahl beträchtlicher Inſeln, die faſt alle im Angeſicht meiner Hauptſtadt lagen.

"Ich beſuchte zuerſt die Provinzen; ließ hierauf meine ganze Flotte bewaffnen und ausrüſten und landete auf meinen Inſeln, um mir durch meine Gegenwart die Herzen meiner Unterthanen zu gewinnen und ſie in ihrer Pflicht zu beſtärken. Einige Zeit, nachdem ich wieder heimgekommen war, wiederholte ich jene Reiſen, die mir einige Kenntniß von der Schifffahrt verſchafften und mir einen ſolchen Geſchmack daran einflößten, daß ich beſchloß, jenſeits meiner Inſeln Entdeckungen zu machen. Zu dieſem Zweck ließ ich nur zehn Schiffe ausrüſten. Ich ſchiffte mich ein und wir gingen unter Segel. Vierzig Tage hindurch war unſere Schiffahrt glücklich; aber in der ein und vierzigſten Nacht wurde der Wind ungünſtig und ſelbſt zu einem ſo heftigen Sturme, daß wir nahe daran waren zu Grunde zu gehen. Doch nichtsdeſtoweniger legte ſich bei Tagesanbruch der Wind, die Wolken zerſtreuten ſich und da die Sonne wieder ſchönes Wetter herbeigeführt hatte, ſo landeten wir an einer Inſel, auf welcher wir zwei Tage verweilten, um Erfriſchungen einzunehmen. Als dieß geſchehen war, gingen wir wieder in See. Nach zehntägiger Fahrt hofften wir Land zu ſehen, denn durch den Sturm, den wir erlitten hatten, war ich von meinem Vorſatz abgekommen und hatte den Weg nach meinen Staaten nehmen laſſen, als ich bemerkte, daß mein Steuermann nicht wußte, wo wir waren. Wirklich berichtete am zehnten Tage ein Matroſe, der den Befehl hatte, ſich auf der Höhe des großen Maſtes umzuſchauen, daß er rechts und links nur Meer und Himmel geſehen, die den Horizont begränzten, aber, daß er vor ſich auf der Seite unſers Vordertheils eine große Schwärze bemerkt hätte.

"Der Steuermann veränderte bei dieſem Bericht ſeine Farbe, warf mit der einen Hand den Turban auf das Verdeck und rief, indem er ſich mit der andern in's Geſicht ſchlug, aus: "Ach, mein König, wir ſind verloren! Keiner von uns vermag der Gefahr zu entrinnen, in welcher wir uns befinden und mit aller meiner Erfahrung ſteht es nicht in meiner Macht uns davor zu bewahren. Indem er dieſe Worte ſagte, fing er an zu weinen wie ein Menſch der ſeinen Untergang für unvermeidlich hält und ſeine Verzweiflung verbreitete Schrecken durch das ganze

Schiff. Ich fragte ihn, welchen Grund er habe ſo zu verzweifeln. „Ach Herr! — erwiederte er mir, — der Sturm, den wir erlitten haben, hat uns ſo von unſerem Wege abgebracht, daß wir uns morgen Mittag bei jener Schwärze befinden werden, die nichts anderes iſt als der ſchwarze Berg; und das iſt der Magnetberg, welcher von jetzt an Eure ganze Flotte an ſich zieht, wegen der Nägel und alles zum Bau der Schiffe gehörigen Eiſenwerks. Wenn wir uns morgen in einer gewiſſen Entfernung befinden werden, wird die Kraft des Magneten ſo groß ſein, daß ſich alle Nägel losmachen und ſich an den Berg heften und eure Schiffe auseinander fallen und untergehen werden. Da der Magnet die Kraft beſitzt das Eiſen an ſich zu ziehen und ſich durch dieſe Anziehung zu ſtärken; ſo iſt dieſer Berg auf der Seeſeite mit Nägeln von einer Anzahl durch ihn untergegangener Schiffe bedeckt, was dieſe Kraft zu gleicher Zeit erhält und mehrt. Dieſer Berg, ſagte der Steuermann, iſt ſehr ſteil und auf dem Gipfel ſteht ein Dom von feinem Erz, von eben ſolchen Säulen geſtützt; oben auf dem Dom ſieht man ein Roß, auch von Erz, welches einen Reiter trägt, deſſen Bruſt von einer bleiernen Platte bedeckt iſt, auf welcher talismaniſche Zeichen eingegraben ſind. Es geht die Sage, daß dieſes Standbild die Haupturſache von dem Verderben ſo vieler Schiffe und ſo vieler Menſchen iſt, die an dieſem Ort zu Grunde gegangen ſind und daß es nicht aufhören wird unheilbringend für alle diejenigen zu ſein, die das Unglück haben ſich ihm zu nahen, bis es umgeſtürzt werden wird.

»Als der Steuermann ſo geſprochen hatte, fing er wieder an zu weinen und ſeine Thränen erregten die der ganzen Mannſchaft. Ich ſelbſt zweifelte nicht, daß ich dem Ende meiner Tage ganz nahe wäre. Keiner unterließ jedoch an ſeine Erhaltung zu denken und deshalb alle möglichen Maaßregeln zu ergreifen, und bei der Ungewißheit des Unfalls machten ſich alle gegenſeitig zu Erben durch Teſtamente zu Gunſten derer, die ſich retten würden.

»Am andern Morgen ſahen wir den ſchwarzen Berg offen vor uns liegen, und das, was wir davon gehört hatten, ließ ihn uns viel ſchrecklicher finden, als er wirklich war. Gegen Mittag kamen wir ihm ſo nahe, daß uns widerfuhr, was der Steuermann uns prophezeit hatte. Wir ſahen die Nägel und alles Eiſenwerk der Flotte dem Berge zufliegen, an welchen ſie ſich, durch die Heftigkeit der Anziehungskraft, mit fürchterlichem Lärm feſthefteten. Die Schiffe zerfielen und ſanken ins Meer, welches an dieſem Ort ſo tief war, daß wir ſeine Tiefe mit dem Senkblei nicht würden haben ermeſſen können. Alle meine Leute ertranken; aber Gott hatte Mitleid mit mir und vergönnte mir mich zu retten, indem ich mich eines Brettes bemächtigte, welches vom Winde gerade an den Fuß des Berges getrieben wurde. Ich that mir nicht den geringſten Schaden, da mein Glücksſtern mich an einer Stelle landen ließ, wo ich Stufen fand um auf den Gipfel zu ſteigen.

Scheheraſade wollte in dieſer Erzählung fortfahren, aber der anbrechende Tag legte ihr Stillſchweigen auf. Der Sultan ſchloß wohl aus dieſem Anfang, daß die Sultaninn ihn nicht betrogen hätte. Es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß er ſie dieſen Tag noch nicht ſterben ließ.

Acht und funfzigſte Nacht.

»Um Gotteswillen, meine Schweſter, — rief am folgenden Morgen Dinarſade, — fahre, ich beſchwöre Dich, in der Erzählung des dritten Kalenders fort." "Der Prinz, meine liebe Schweſter, — verſetzte" Scheheraſade, — erzählte folgendermaßen weiter:"

"Beim Anblick dieſer Stufen (denn es war weder rechts noch links ein Raum, wohin man die Füße ſetzen und folglich ſich retten konnte,) dankte ich Gott und rief, indem ich zu ſteigen anfing, ſeinen heiligen Namen an. Die Treppe war ſehr ſchmal, ſo ſteil und ſo ſchwer zu erſteigen, daß ein nur einigermaßen heftiger Wind mich umgeworfen und ins Meer geſtürzt hätte. Doch ich gelangte endlich ohne Unfall an's Ziel, ich trat in den Dom, warf mich auf die Erde und dankte Gott für die mir erwieſene Gnade.

»Ich brachte die Nacht unter dem Dom zu. Im
Schlaf erſchien mir ein ehrwürdiger Greis und ſagte
zu mir: »Höre, Agib, wenn du erwacht ſein wirſt,»
»ſo grabe die Erde unter Deinen Füßen auf. Du
»wirſt dann einen Bogen von Erz und drei bleierne
»Pfeile finden, die unter gewiſſen Geſtirnſtänden verfertigt
»ſind, um das menſchliche Geſchlecht von ſo
»vielen ihm drohenden Uebeln zu befreien. Schieße
»die drei Pfeile auf das Standbild ab; der Reiter
»wird in das Meer fallen und das Roß auf Deine
»Seite, und Du mußt es dann an derſelben Stelle
»begraben, wo Du den Bogen und die Pfeile gefunden
»haſt. Wenn das geſchehen iſt, wird das Meer
»bis zum Fuß des Domes und bis zur Höhe des Berges
»anſchwellen. Iſt es nun ſo hoch geſtiegen, ſo
»wirſt Du einen Kahn landen ſehen, in welchem
»ſich nur ein einziger Mann mit einem Ruder in jeder
»Hand befinden wird. Dieſer Mann wird von
»Erz, aber von dem, welchen Du heruntergeſchoſſen
»haſt, verſchieden ſein. Beſteige ſein Schiff ohne den
»Namen Gottes auszuſprechen und überlaß Dich ſeiner
»Führung. Er wird Dich in zehn Tagen in ein anderes
»Meer bringen, wo Du das Mittel finden wirſt,
»friſch und geſund heimzukehren, wenn Du nur, wie

»ich Dir ſchon geſagt habe, während der ganzen Reiſe »den Namen Gottes nicht ausſprichſt.

»So lauteten die Worte des Greiſes. Sobald ich erwacht war, ſtand ich, durch dieſe Erſcheinung ſehr getröſtet, auf und unterließ nicht zu thun, was dieſer Greis mir befohlen hatte. Ich grub Bogen und Pfeile aus und ſchoß nach dem Reiter. Durch den dritten Pfeil ſtürzte ich ihn in's Meer und das Pferd fiel auf meine Seite. Ich vergrub es an der Stelle des Bogens und der Pfeile und das Meer ſchwoll inzwiſchen an und erhob ſich nach und nach. Als es bis auf die Höhe des Berges und an den Fuß des Domes geſtiegen war, erblickte ich von ferne einen Kahn, der auf mich zu kam. Ich dankte Gott, da ich ſah, daß ſich Alles meinem Traum gemäß begab.

»Endlich landete der Kahn und ich ſah auf ihm den Mann von Erz, ganz wie er mir war geſchildert worden. Ich ſchiffte mich ein und hütete mich wohl den Namen Gottes auszuſprechen; ich ſprach ſogar kein andres Wort. Ich ſetzte mich nieder und der Mann von Erz fing wieder an zu rudern, indem er ſich von dem Berge entfernte. Er ruderte ohne aufzuhören bis zum neunten Tage, an welchem ich Inſeln ſah, die mich hoffen ließen, daß ich bald aus der Gefahr, welche ich zu fürchten hatte, entkommen würde. Das Uebermaaß meiner Freude ließ mich das gegebene Verbot vergeſſen: »Gott ſei gebenedeit, — rief ich aus; — Gott ſei gelobt!"

"Ich hatte dieſe Worte noch nicht ganz ausgeſprochen, als der Kahn mit dem Mann von Erz in's Meer verſank. Ich erhielt mich auf dem Waſſer und ſchwamm den übrigen Theil des Tages hindurch auf das Land zu, das mir das nächſte ſchien. Es folgte eine ſehr dunkle Nacht und da ich nicht mehr wußte, wo ich war; ſo ſchwamm ich auf Gerathewohl. Endlich erſchöpften ſich aber meine Kräfte, ich begann an meiner Rettung zu verzweifeln, als der Wind heftiger wurde und eine berghohe Woge mich an eine Küſte warf, an welcher ſie mich ließ. Ich eilte an's Land zu kommen, aus Furcht, daß mich eine andre Woge zurückwerfen möchte und das erſte, was ich that, war, daß ich mich auskleidete, das Waſſer aus meinen Kleidern wand und ſie dann, um ſie zu trocknen, auf dem Sande ausbreitete, der noch von der Hitze des Tages erwärmt war.

»Am folgenden Tage hatte die Sonne meine Kleider bald getrocknet. Ich zog mich wieder an und ging vorwärts um zu ſehen wo ich war. Ich war nicht lange gegangen, als ich erkannte, daß ich mich auf einer wüſten, aber ſehr angenehmen kleinen Inſel befand, auf welcher es mehrere Arten von fruchttragenden und wilden Bäumen gab. Aber ich bemerkte, daß ſie bedeutend entfernt vom feſten Lande war, was meine Freude über meine Rettung aus dem Meere ſehr verminderte. Nichts deſtoweniger überließ ich Gott die Sorge, über mein Schickſal nach ſeinem Willen zu ſchalten, als ich ein Fahrzeug erblickte, welches mit vollen Segeln vom feſten Lande kam und ſein Vordertheil auf die Inſel gerichtet hatte, auf welcher ich mich befand."

"Da ich nicht zweifelte, daß es dort vor Anker gehen würde und ich nicht wußte, ob die darauf befindlichen Leute Freunde oder Feinde wären; ſo glaubte ich mich nicht ſogleich zeigen zu müſſen. Ich ſtieg auf einen ſehr belaubten Baum, von welchem ich ohne Gefahr ihr Benehmen ſehen konnte. Das Schiff fuhr in eine kleine Bucht, woſelbſt zehn Sklaven an's Land ſtiegen, die eine Schaufel und andere zum Aufgraben der Erde geſchickte Werkzeuge trugen. Sie gingen nach der Mitte der Inſel, ich ſah ſie dort verweilen und eine Zeit lang graben, und dem Anſchein nach erhoben ſie eine Fallthüre. Sie kehrten hierauf zu ihrem Fahrzeug zurück, ſchifften mehrere Arten von Mundvorrath und Hausgeräth aus, jeder belud ſich und trug ſeine Laſt an die Stelle, wo ſie die Erde aufgegraben hatten; dort ſtiegen ſie hinab, was mich vermuthen ließ, daß daſelbſt ein unterirrdiſcher Raum wäre. Ich ſah ſie nochmals zum Schiff gehen und kurze Zeit nachher mit einem Greiſe zurückkehren, der einen ſehr wohlgebildeten jungen Menſchen von vierzehn oder funfzehn Jahren mit ſich führte. Sie ſtiegen alle hinab, wo die Fallthüre aufgehoben worden war; und als ſie wieder herauf gekommen waren, die Fallthüre niedergelaſſen, ſie wieder mit Erde bedeckt hatten und ſich wieder auf den Weg nach der Bucht begaben, wo das Schiff ſich befand, bemerkte ich, daß der junge Menſch nicht bei ihnen war, woraus ich ſchloß, daß er in dem unterirdiſchen Raum geblieben wäre, ein Umſtand, der mich in Erſtaunen ſetzte.

Der Greis und die Sklaven ſchifften ſich ein und das unter Segel gegangene Schiff, nahm den Weg wieder nach dem feſten Lande. Als es ſo fern war, daß die Mannſchaft mich nicht gewahr werden konnte, ſtieg ich vom Baum herab und begab mich eilig an die Stelle, wo ich hatte graben ſehen. Ich grub nun auch, bis ich einen Stein fand, der zwei oder drei Fuß im Gevierte hatte, ich hob ihn auf und ſah, daß er den Eingang zu einer Treppe bedeckte, die auch von Stein war. Ich ſtieg herab und fand unten ein großes Zimmer, in welchem ich einen Fußteppich ſah und ein Sofa mit einem anderen Teppich und mit Kiſſen von einem reichen Stoffe verſehen, auf welchem der junge Menſch mit einem Fächer in der Hand ſaß. Ich unterſchied alle dieſe Sachen bei dem Licht zweier Kerzen, eben ſo auch Früchte und Blumentöpfe, die bei ihm ſtanden. Der junge Menſch war erſchrocken mich zu ſehen, um ihn jedoch zu beruhigen, ſagte ich zu ihm beim Eintreten: "Wer Ihr auch ſeid, Herr, fürchtet nichts, ein Königsſohn und König wie ich, iſt nicht fähig, Euch die geringſte Beleidigung zuzufügen. Es iſt im Gegentheil allem Anſchein nach Euer gutes Geſchick, welches mich hiehergebracht hat um Euch aus dieſem Grabe zu bringen, in welches man Euch, wie es ſcheint, aus mir unbekannten Urſachen, lebendig begraben hat. Was mich jedoch befremdet und was ich nicht begreifen kann, — (denn ich muß Euch nur ſagen, daß ich alles mit angeſehen habe, was Euch ſeit Eurer Ankunft auf dieſer Inſel begegnet iſt,) — iſt, daß es mir ſo vorkam, als hättet ihr Euch ohne Widerſtand hier begraben laſſen."

Scheheraſade ſchwieg an dieſer Stelle und der Sultan erhob ſich von ſeinem Lager, ſehr ungeduldig zu erfahren, warum dieſer junge Menſch auf einer wüſten Inſel ſo verlaſſen worden wäre, was er in der folgenden Nacht zu hören hoffte.

Neun und funfzigſte Nacht.

Dinarſade rief, als es Zeit war, die Sultaninn, und Scheheraſade fuhr, ohne ſich bitten zu laſſen, in der Erzählung des dritten Kalenders, wie folgt, fort:

"Der junge Menſch, — ſagte der dritte Kalender, — beruhigte ſich bei dieſen Worten und bat mich mit lächelnder Miene mich zu ihm zu ſetzen.

Als ich mich geſetzt hatte, ſagte er zu mir: "Prinz, ich will Euch etwas erzählen, was Euch durch ſeine Seltſamkeit überraſchen wird. Mein Vater iſt ein Juwelenhändler, der durch ſeine Thätigkeit und ſeine Geſchicklichkeit in ſeinem Gewerbe ſich große Reichthümer erworben hat. Er hat eine große Menge von Sklaven und von Geſchäftsführern, die auf ihnen gehörigen Schiffen Seereiſen machen um die Verbindungen zu unterhalten, die er mit vielen Höfen hat, welche er mit den gewünſchten Edelſteinen verſorgt. Er war lange verheirathet ohne Kinder zu haben, als ihm träumte, daß er einen Sohn bekommen, deſſen Leben aber nicht von langer Dauer ſein würde, worüber er ſich bei ſeinem Erwachen ſehr grämte. Einige Tage nachher verkündete ihm meine Mutter, daß ſie ſchwanger ſei und die Zeit, zu welcher ſie empfangen zu haben glaubte, ſtimmte ſehr mit derjenigen überein, zu welcher mein Vater ſeinen Traum gehabt hatte. Sie kam mit mir nach neun Monden nieder und das verurſachte in der Familie eine große Freude. Mein Vater, der den Augenblick meiner Geburt beobachtet hatte, befragte die Sterndeuter, die ihm ſagten: "Euer Sohn wird ohne
"Unfall funfzehn Jahre leben. Aber alsdann wird
"er Gefahr laufen das Leben zu verlieren und es wird
"ſchwer ſein, daß er dieſer Gefahr entgeht. Wenn
"jedoch ſein günſtiges Geſchick es will, daß er nicht
"umkommt; ſo wird ſein Leben von langer Dauer

»ſein. Zu dieſer Zeit, — fügten ſie hinzu, — wird die erzene Bildſäule, welche auf der Höhe des Magnetberges ſteht, von dem Prinzen Agib, Sohn des Königs Kaſſib in's Meer geſtürzt werden und die Geſtirne ſagen, daß funfzig Tage nachher Euer Sohn von dieſem Prinzen getödtet werden ſoll.»

Da dieſe Prophezeiung mit dem Traume meines Vaters übereinſtimmte, ſo wurde er lebhaft darüber beſtürzt und betrübt. Er unterließ jedoch nicht, viel Sorge für meine Erziehung zu tragen; bis zu dieſem Jahre, welches das funfzehnte meines Lebens iſt. Geſtern erfuhr er, daß vor zehn Tagen der Reiter von Erz von dem Prinzen, den ich Euch vorhin genannt habe, in's Meer geſtürzt worden ſei. Dieſe Nachricht hat ihm ſo viele Thränen gekoſtet und ſo viel Unruhe gemacht, daß er in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand gar nicht zu erkennen iſt. Die Vorherſagung der Sterndeuter berückſichtigend, hat er Mittel geſucht, mein Horoſkop Lügen zu ſtrafen, und mir das Leben zu erhalten. Seit langer Zeit hat er die Vorſicht gebraucht, mir dieſe Wohnung bauen zu laſſen, in welcher ich verborgen bleiben ſoll, bis nach dem Umſturz der Bildſäule funfzig Tage verfloſſen ſind. Darum iſt er nun, als er erfahren hatte, daß dieſer Umſturz vor zehn Tagen erfolgt wäre, hieher geeilt, und hat mir verſprochen, mich in vierzig Tagen wieder abzuholen. Was mich betrifft, — fügte er hinzu, — ſo hab' ich gute

Hoffnung, und ich glaube nicht, daß der Prinz Aglb mich in der Mitte einer wüſten Inſel unter der Erde aufſuchen wird. Dieß, Herr, iſt, was ich Euch zu ſagen habe.»

»Während der Sohn des Juwelenhändlers mir ſeine Geſchichte erzählte, ſpottete ich über die Sterndeuter, die prophezeit hatten, ich würde ihm das Leben nehmen; denn ich fühlte mich doch ſo weit von der Erfüllung dieſer Prophezeiung entfernt, daß ich, als er kaum aufgehört hatte zu reden, mit Entzücken zu ihm ſagte: »Mein lieber Herr, habt Vertrauen auf Gottes Güte und fürchtet nichts: denkt, daß Ihr eine Schuld zu bezahlen hattet, und daß Ihr jetzt davon frei ſeid. Ich bin ſehr erfreut, daß ich mich, nachdem ich Schiffbruch gelitten habe, glücklicherweiſe hier befinde, um Euch gegen diejenigen zu vertheidigen, die Euch an's Leben wollen. Ich werde während der vierzig Tage, welche die eitlen Berechnungen der Sterndeuter Euch fürchten laſſen, nicht von Euch weichen. Ich werde Euch, während dieſer Zeit, alle Dienſte leiſten, die ich zu leiſten vermag. Nachmals werd' ich die Gelegenheit benutzen, auf's feſte Land zu kommen, indem ich mich mit Eurer und Eures Vaters Erlaubniß auf Eurem Fahrzeug einſchiffe; und bin ich dann in mein Königreich zurückgekehrt, ſo werd' ich niemals die Verpflichtung vergeſſen, die ich gegen Euch habe, und ich werde mich bemühen, Euch auf ſchuldige Weiſe meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.»

Ich beruhigte durch dieſe Rede den Sohn des Juwelenhändlers, und erwarb mir ſein Vertrauen. Ich hütete mich wohl, aus Beſorgniß, ihn zu erſchrecken, ihm zu ſagen, daß ich dieſer Agib wäre, den er fürchte, und ich nahm mich ſehr in Acht, die geringſte Vermuthung davon in ihm zu veranlaſſen. Wir unterhielten uns bis in die Nacht von verſchiedenen Gegenſtänden, und ich bemerkte, daß der junge Menſch viel Verſtand hatte. Wir aßen zuſammen von ſeinen Mundvorräthen. Er hatte deren eine ſo große Menge, daß er am Ende der vierzig Tage noch einen Ueberreſt davon gehabt haben würde, wenn er auch noch andre Gäſte als mich gehabt hätte. Nach dem Abendbrot fuhren wir noch einige Zeit in unſrer Unterhaltung fort, und legten uns dann nieder.

Den folgenden Morgen reichte ich ihm, nachdem er aufgeſtanden war, einen Becher mit Waſſer. Er wuſch ſich; ich bereitete das Mittageſſen, und trug es auf, als es Zeit war. Nach der Mahlzeit erfand ich ein Spiel, um uns nicht blos an dieſem Tage, ſondern auch an den folgenden die lange Weile zu vertreiben. Ich bereitete das Abendbrot eben ſo, wie ich das Mittagbrot bereitet hätte. Wir aßen zu Abend, und legten uns nieder, wie am vergangenen Tage. Wir hatten Zeit genug, um ein Freundſchaftsbündniß zu ſchließen. Ich bemerkte, daß er Zuneigung zu mir fühlte, und ich, meinerſeits, fühlte zu ihm eine ſo ſtarke, daß ich oft zu mir ſelbſt ſagte, daß die Sterndeuter, welche dem Vater geſagt hatten, daß ſein Sohn von meinen Händen getödtet werden würde, Betrüger wären, und daß es nicht möglich ſei, daß ich ſo eine abſcheuliche Handlung begehen könne. Kurz, verehrte Frau, wir brachten neun und dreißig Tage auf das angenehmſte von der Welt an dieſem unterirdiſchen Orte zu.

Der vierzigſte kam. Als der junge Menſch des Morgens erwachte, ſagte er mit einem Entzücken, das er nicht bemeiſtern konnte, zu mir: "Prinz, da iſt nun der vierzigſte Tag gekommen und ich bin, dem Himmel und Eurer guten Geſellſchaft ſei's gedankt, noch nicht geſtorben. Mein Vater wird nicht unterlaſſen, Euch alsbald ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und Euch alle nöthigen Mittel und Bequemlichkeiten zur Heimkehr in Euer Königreich zu verſchaffen. Doch bitt' ich Euch, daß Ihr inzwiſchen die Güte habt, Waſſer zu wärmen, damit ich mir in dem tragbaren Bade den ganzen Leib waſchen kann, ich will mich reinigen und die Kleider wechſeln, um meinen Vater beſſer zu empfangen." Ich ſetzte Waſſer an's Feuer, und als es lau war, füllte ich damit das Bad. Der junge Menſch ſetzte ſich hinein und ich ſelbſt wuſch und rieb ihn. Er ſtieg heraus, legte ſich in ſein von mir bereitetes Bett und ich deckte ihn mit ſeiner Decke zu. Nachdem er ſich ausgeruht und einige Zeit geſchlafen hatte, ſagte er zu mir: "Mein Prinz, ſeid ſo gut und bringt mir eine Melone und Zucker, damit ich ich davon eſſe, um mich zu erfriſchen.“

Von mehreren Melonen, die wir noch hatten, wählte ich die beſte und legte ſie auf einen Teller, und da ich kein Meſſer fand, um ſie zu zerſchneiden, fragte ich den jungen Menſchen, ob er nicht wüßte wo eines läge. „Es liegt eins, — erwiederte er mir, — auf dem Geſims hier über meinem Kopf.“ In der That erblickte ich es dort; aber ich beeilte mich zu ſehr, es zu ergreifen, und während ich es in der Hand hatte, verwickelte ſich mein Fuß dermaßen in die Decke, daß ich ausglitt und ſo unglücklich auf den jungen Mann fiel, daß ich ihm das Meſſer in's Herz ſtieß. Er ſtarb augenblicklich.

Bei dieſem Schauſpiel ſtieß ich ein ſchreckliches Geſchrei aus. Ich zerſchlug mir Kopf, Geſicht und Bruſt. Ich zerriß mein Kleid und warf mich auf die Erde mit unausſprechlicher Betrübniß und Reue. „Ach, — rief ich aus, — es fehlten ihm nur einige Stunden, um aus der Gefahr befreit zu ſein, gegen welche er einen Zufluchtsort geſucht hatte; und während ich ſelbſt darauf rechne, daß die Gefahr vorbei iſt, werde ich ſein Mörder, und mache die Prophezeiung zur Wahrheit. Aber, Herr, — fügte ich hinzu, indem ich Haupt und Hände zum Himmel erhob, — vergieb mir; und bin ich ſtrafbar wegen ſeines Todes, ſo laß mich nicht länger leben.“

Da Scheheraſade bei dieſer Stelle den Tag anbrechen ſah, ſo war ſie genöthigt, dieſe traurige Erzählung zu unterbrechen. Der Sultan von Indien war davon bewegt, und da er einige Unruhe darüber fühlte, was wohl aus dem Kalender werden würde, ſo hütete er ſich wohl, Scheherasaden, die ihm allein aus der Noth der Neugier helfen konnte, an dieſem Tage tödten zu laſſen.

Sechzigſte Nacht.

Die Sultaninn, von ihrer Schweſter aufgefordert, zu berichten, was ſich nach dem Tode des jungen Menſchen begab, nahm das Wort und erzählte folgendermaaßen weiter:

»Edle Frau, — fuhr der dritte Kalender fort, indem er ſich an Zobeïden wandte, — nach dem Unglück, welches mir eben widerfahren war, hätte ich mich ohne Schrecken dem Tode hingegeben, wenn er ſich mir dargeboten hätte. Aber das Böſe wie das Gute begegnet uns nicht immer, wenn wir es wünſchen. Da ich nun bedachte, daß meine Thränen und mein Schmerz den jungen Menſchen nicht wieder in's Leben zurückzubringen vermöchten, und daß ich, da die vierzig Tage zu Ende gingen, von ſeinem Vater überraſcht werden könnte, ſo verließ ich dieſen unterirdiſchen Aufenthalt und ſtieg die Treppe hinauf. Ich ließ den großen Stein auf den Eingang nieder, und bedeckte ihn mit Erde.

Ich war kaum fertig, als ich, nach der Seite des feſten Landes auf das Meer blickend, das Fahrzeug gewahrte, welches den jungen Menſchen abzuholen kam. Indem ich mich nun mit mir berieth, was ich zu thun hätte, ſagte ich zu mir ſelbſt: „Wenn ich mich ſehen laſſe, läßt mich der Greis ſicher durch ſeine Sklaven feſtnehmen und vielleicht niedermetzeln, wenn er ſeinen Sohn in dem Zuſtand ſieht, in welchen ich ihn verſetzt habe. Alles was ich anführen könnte, um mich zu rechtfertigen, wird ihn nicht von meiner Unſchuld überzeugen. Es iſt beſſer, da mir dazu das Mittel zu Gebote ſteht, mich ſeiner Rache zu entziehen, als mich ihr auszuſetzen. Es ſtand nahe bei dem unterirdiſchen Ort ein großer Baum, deſſen dichtes Laub mir ganz geeignet ſchien, mich zu verbergen. Ich ſtieg hinauf, und ich hatte mich kaum ſo geſetzt, daß ich nicht geſehen werden konnte, als ich das Fahrzeug an derſelben Stelle anhalten ſah, wo es das erſtemal angehalten hatte.

Der Greis und die Sklaven ſtiegen alsbald an's Land und näherten ſich der unterirdiſchen Wohnung, mit Mienen, welche zu erkennen gaben, daß ſie einige Hoffnung hatten; als ſie aber die friſch geſchaufelte Erde ſahen, veränderten ſich ihre Geſichter, beſonders das des Greiſes. Sie hoben den Stein auf, und ſtiegen hinab. Sie rufen den jungen Menſchen bei ſeinem Namen, er antwortet nicht, ihre Furcht verdoppelt ſich; ſie ſuchen ihn, und finden ihn endlich auf ſein Bette hingeſtreckt, das Meſſer mitten in ſeinem Herzen: denn ich hatte nicht den Muth gehabt, es herauszuziehen. Bei dieſem Anblick ſchrieen ſie vor Schmerz laut auf, welches den meinigen vermehrte; der Greis ſank ohnmächtig nieder, ſeine Sklaven, um ihm Luft zu verſchaffen, trugen ihn auf ihren Armen die Treppe hinauf, und legten ihn an den Fuß des Baumes, auf welchem ich ſaß, aber ihrer Bemühungen ungeachtet, blieb dieſer unglückliche Vater lange in dieſem Zuſtand und ließ ſie mehr als einmal an ſeinem Leben verzweifeln.

Er kam jedoch aus dieſer langen Ohnmacht wieder zu ſich. Hierauf brachten die Sklaven den Leichnam ſeines Sohnes herbei, mit ſeinen ſchönſten Kleidern angethan, und als das für ihn gemachte Grab fertig war, ließ man ihn hinab. Der Greis, von zwei Sklaven unterſtützt, und mit einem in Thränen gebadeten Geſicht, warf zuerſt ein wenig Erde auf ihn, worauf die Sklaven das Grab zufüllten.

Als dieß geſchehen war, wurde alles Geräth aus der unterirdiſchen Wohnung geholt, und mit dem übriggebliebenen Mundvorrath eingeſchifft. Hierauf wurde der Greis, der ſich, von Schmerzen niedergedrückt, nicht aufrecht erhalten konnte, auf eine Art von Tragbahre gelegt und in das Schiff gebracht, welches wieder unter Seegel ging. Es entfernte ſich in kurzer Zeit von der Inſel, und ich verlor es aus dem Geſicht.“

Der Tag, welcher ſchon das Zimmer des Sultans von Indien zu erhellen begann, nöthigte Scheherasaden, hier inne zu halten. Schachriar ſtand wie gewöhnlich auf, und verlängerte aus derſelben Urſache, wie am vorigen Morgen, das Leben der Sultaninn, welche er bei Dinarſaden ließ.

Ein und ſechzigſte Nacht.

Als am folgenden Morgen Scheherasade die Erzählung der Abenteuer des dritten Kalenders fortſetzte, ſagte ſie: „Wiſſe, meine Schweſter, daß der Prinz Zobeiden und ihrer Geſellſchaft folgendermaaßen weiter erzählte:

„Nach der Abreiſe, des Greiſes, ſeiner Sklaven und des Schiffes, blieb ich allein auf der Inſel; brachte die Nacht in der unterirdiſchen Wohnung zu, die nicht wieder verſchloſſen worden war, und am Tage ging ich auf der Inſel umher, und verweilte, wenn ich der Ruhe bedurfte, an den Orten, die ſich zum Ausruhen am meiſten eigneten.

Ich führte dieſes langweilige Leben einen ganzen Monat lang. Nach Verfluß dieſer Zeit bemerkte ich, daß die See beträchtlich abnahm und daß die Inſel größer wurde: das feſte Land ſchien ſich zu nähern. In der That wurde das Waſſer ſo niedrig, daß nur ein kleiner Meeresarm zwiſchen mir und dem feſten Lande war. Ich ging durch, und das Waſſer reichte mir nur bis an die Hälfte der Beine. Ich ging ſo lange längs des flachen Meeresufers und auf dem Sande, daß ich davon ſehr müde wurde. Endlich erreichte ich einen feſteren Boden und ich war ſchon ziemlich fern vom Meere, als ich ſehr weit von mir etwas, wie ein großes Feuer, erblickte, was mir einige Freude machte. »Ich werde irgend jemand finden, — ſagt' ich zu mir, — und es iſt nicht möglich, daß ſich dieß Feuer von ſelbſt entzündet hat.« Aber als ich näher kam, ſchwand mein Irrthum, und ich erkannte bald, wie das, was ich für Feuer gehalten hatte, ein Schloß von rothem Kupfer war, welches die Sonnenſtralen von fern wie entflammt erſcheinen ließen.

Ich verweilte bei dieſem Schloß und ſetzte mich, ſowohl um ſeinen bewundernswürdigen Bau zu betrachten, als um mich von meiner Müdigkeit ein wenig auszuruhen. Ich hatte dieſem prächtigen Gebäude noch nicht alle Aufmerkſamkeit geſchenkt, die es verdiente, als ich zehn ſehr wohlgebildete junge Männer erblickte, die von einem Spaziergang zu kommen ſchienen. Was mich aber ſehr überraſchte, war, daß ſie alle auf dem rechten Auge blind waren. Sie begleiteten einen Greis von hohem Wuchs und ehrwürdigem Anſehen.

Ich war nicht wenig erſtaunt, ſo viele Einäugige auf einmal, und alle deſſelben Auges beraubt, zu ſehen. Während ich hin und her ſann, durch welches Abentheuer ſie ſich wohl könnten zuſammengefunden haben, redeten ſie mich an, und bezeigten mir ihre Freude, mich zu ſehen. Nach den erſten Begrüßungen fragten ſie mich, was mich hergeführt habe. Ich antwortete ihnen, daß meine Geſchichte ein wenig lang ſei, und daß ich ihnen nach ihrem Wunſch vollſtändige Auskunft geben würde, wenn ſie die Güte haben wollten, ſich zu ſetzen. Sie ſetzten ſich, und ich erzählte ihnen, was mir ſeit der Abreiſe aus meinem Königreich bis zu jener Zeit begegnet war, worüber ſie ſehr erſtaunten.

Nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, baten mich dieſe jungen Herren, mit ihnen in das Schloß zu treten. Ich nahm ihr Anerbieten an; wir gingen durch eine Reihe von ſehr ſchön eingerichteten Sälen, Vorzimmern, Zimmern und Kabinetten, und kamen in einen großen Saal, in welchem ſich rundum zehn kleine und von einander getrennte Sofas befanden, ſowohl um ſich bei Tage darauf auszuruhen, als um bei Nacht darauf zu ſchlafen. In der Mitte dieſes Runds ſtand ein elftes, weniger hohes Sofa von derſelben

Farbe, worauf ſich der erwähnte Greis ſetzte, und die zehn jungen Herren ſetzten ſich auf die zehn anderen.

Da jedes Sofa nur für Eine Perſon eingerichtet war, ſo ſagte einer der jungen Leute zu mir: "Freund, ſetzt Euch auf den Teppich in der Mitte des Raumes, und fragt nach nichts, was uns betrifft, noch weniger nach der Urſache unſerer Blindheit auf dem rechten Auge; begnügt Euch mit dem Sehen und treibt Eure Neugier nicht weiter."

Der Greis blieb nicht lange ſitzen, er ſtand auf und ging hinaus; aber er kam nach einigen Augenblicken zurück, und brachte das Abendbrot der zehn Herren, von denen er jedem ſeinen Antheil beſonders vorlegte. Er brachte auch mir den meinigen, den ich gleich den übrigen allein verzehrte, und zu Ende der Mahlzeit reichte eben derſelbe Greis jedem von uns eine Schaale mit Wein.

Meine Geſchichte war ihnen ſo außerordentlich vorgekommen, daß ich ſie ihnen zu Ende der Mahlzeit wiederholen mußte, und ſie gab Veranlaſſung zu einer Unterredung, welche einen großen Theil der Nacht hindurch währte.

Einer der Herren, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß es ſchon ſpät ſei, ſagte zu dem Greiſe: "Ihr ſeht, daß es Schlafenszeit iſt, und bringt uns nichts, um unſre Pflicht zu erfüllen." Nach dieſen Worten ſtand der Greis auf, und ging in ein Kabinett, aus welchem er nach und nach zehn Becken brachte, wovon jedes mit einem blauen Stoff bedeckt war. Er ſtellte vor jeden Herrn eines nebſt einem großen Licht.

Sie hoben die Decke von ihren Becken, in welchen Aſche, Kohlenſtaub und Schwarz zum Schwarzmachen lag. Sie miſchten alle dieſe Dinge durcheinander, und begannen ſich damit das Geſicht zu bereiben und zu beſudeln, ſo, daß ſie abſcheulich anzuſehen waren. Nachdem ſie ſich auf dieſe Weiſe ſchwarz gemacht hatten, fingen ſie an zu weinen und zu klagen und ſich vor den Kopf und die Bruſt zu ſchlagen, indem ſie unaufhörlich ſchrieen: "Das iſt die Frucht unſeres Müßigganges und unſerer Ausſchweifungen!"

Sie brachten die ganze Nacht mit dieſer ſeltſamen Beſchäftigung zu. Endlich hörten ſie damit auf, worauf ihnen der Greis Waſſer brachte, womit ſie ſich Geſicht und Hände wuſchen; ſie zogen auch ihre ſchmutzig gewordenen Kleider aus und andere an, ſo daß es nun ſchien, als hätten ſie gar nichts von den erſtaunlichen Dingen gethan, deren Zuſchauer ich war.

Urtheilt, verehrte Frau, von dem Zwang, in welchem ich mich dieſe ganze Zeit über befand. Ich war tauſendmal in Verſuchung, das Stillſchweigen zu brechen, welches dieſe Herren mir auferlegt hatten, und ihnen Fragen vorzulegen, und es war mir unmöglich, den übrigen Theil der Nacht zu ſchlafen.

Bald nachdem wir am folgenden Morgen aufgeſtanden waren, gingen wir aus, um friſche Luft zu ſchöpfen; da ſagte ich zu ihnen: »Meine Herren, ich erkläre, daß ich dem Geſetz entſage, welches Ihr mir geſtern Abend auferlegt habt, ich kann es nicht beobachten. Ihr ſeid kluge Leute und habt Alle ungemein viel Verſtand, das habt Ihr mir hinlänglich bewieſen; demungeachtet hab' ich Euch Handlungen begehen ſehen, deren nur Unſinnige fähig ſind. Was für ein Unglück mir auch widerfahren möge, ich kann es nicht unterlaſſen, Euch zu fragen, weshalb Ihr Euch das Geſicht mit Aſche, Kohle und ſchwarzer Farbe beſchmutzt habt, endlich, weshalb Ihr alle einäugig ſeid. Davon muß etwas ſehr Sonderbares die Urſach ſein, und deshalb beſchwöre ich Euch, meine Neugier zu befriedigen.« Auf ſo dringende Anmuthungen erwiederten ſie nichts, als daß der Gegenſtand meiner Fragen mich nichts anginge, daß ich nicht den geringſten Antheil daran hätte, und daß ich mich dabei beruhigen ſollte.

Wir brachten den Tag damit zu, uns von gleichgültigen Dingen zu unterhalten, und als es Nacht geworden war, brachte, nachdem Jeder abgeſondert zu Abend gegeſſen hatte, der Greis wieder die blauen Becken; die jungen Herrn beſchmutzten ſich, weinten, ſchlugen ſich, und ſchrieen: »Das iſt die Frucht unſeres Müßiggangs und unſerer Ausſchweifungen.« Am folgenden Tage und in den folgenden Nächten thaten ſie daſſelbe.

"Auf die Dauer konnt' ich meiner Neugier nicht widerſtehen und ich bat ſie ſehr ernſthaft ſie zu befriedigen, oder mir den Weg anzuzeigen, auf welchem ich in mein Königreich zurückkehren könnte; denn ich ſagte ihnen, daß es mir nicht möglich wäre länger bei ihnen zu verweilen und alle Nächte ein ſo außerordentliches Schauſpiel zu ſehen, ohne daß ich deſſen Urſachen erfahren dürfte.

Einer der Herren antwortete mir ſtatt der anderen: "Verwundert Euch nicht über unſere Benehmen in Betreff Eurer; wenn wir bisher Euren Bitten noch nicht nachgegeben haben; ſo iſt das aus reiner Freundſchaft für Euch geſchehen und um Euch den Kummer zu erſparen in denſelben Zuſtand verſetzt zu werden, in welchem Ihr uns ſeht. Wenn Ihr unſer unglückliches Geſchick erleiden wollt; ſo braucht Ihr es nur zu ſagen und wir werden Euch die gewünſchte Auskunft geben." Ich ſagte ihnen, daß ich auf Alles gefaßt ſei. "Noch ein Mal, — ſagte derſelbe Herr, — rathen wir Euch Eure Neugier zu mäßigen; es handelt ſich um den Verluſt Eures rechten Auges. "Das thut nichts, — erwiederte ich, — ich erkläre Euch, daß ich Euch von aller Schuld frei ſpreche, wenn mir dieſes Unglück begegnet und daß ich es nur mir ſelbſt zuſchreiben werde. Er ſtellte mir noch vor, daß, wenn ich ein Auge verloren hätte, ich nicht darauf rechnen dürfte bei ihnen zu bleiben, wenn ich etwa dieſen Gedanken hegte, da ihre Anzahl vollzählig wäre und nicht vermehrt werden könnte. Ich ſagte ihnen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde mich niemals von ſo wackeren, lieben Leuten wie ſie, zu trennen, daß, wenn jedoch dieſe Trennung nothwendig wäre, ich mich bereit erklärte mich auch ihr zu unterwerfen, weil ich wünſchte, daß ſie mir, zu was für einem Preiſe es auch ſei, mein Verlangen gewährten.

„Die zehn Herren, welche ſahen daß ich unerſchütterlich in meinem Entſchluß war, nahmen einen Hammel, den ſie erwürgten; und nachdem ſie ihm die Haut abgezogen hatten, überreichten ſie mir das Meſſer, deſſen ſie ſich bedient hatten und ſagten zu mir: „Nehmt dieſes Meſſer, es wird euch bei der Gelegenheit, wovon wir Euch bald mehr ſagen werden, Dienſte leiſten. Wir werden Euch in dieſe Haut einnähen, mit welcher Ihr Euch umhüllen müßt; nachher werden wir Euch auf dem Platz laſſen und fortgehen. Alsdann wird ein Vogel von einer ungeheuren Größe den man Roch [18] nennt, in der Luft erſcheinen, Euch für einen Hammel anſehen, auf Euch herabſchießen und Euch bis in die Wolken entführen. Laßt Euch aber dadurch nicht ſchrecken! Er wird ſeinen Flug zur Erde richten und Euch auf den Gipfel eines Berges niederſetzen. Sobald Ihr Euch auf der

Erde fühlen werdet, zerſchlitzt die Haut mit dem Meſſer und enthüllt Euch. Wenn Euch der Roch geſehen haben wird, wird er aus Furcht davon fliegen und Euch frei laſſen. Haltet Euch nicht auf, geht weiter, bis Ihr zu einem Schloß von bewundernswerther Größe gelangt, welches ganz mit Goldplatten, Smaragden und andern koſtbaren Edelſteinen bedeckt iſt. Zeigt Euch an der Thüre, die immer offen iſt und geht hinein. Wir alle, ſo viel wir hier ſind, ſind in dieſem Schloß geweſen. Wir ſagen Euch nichts von dem, was wir dort geſehen haben, noch was uns dort begegnet iſt; Ihr werdet es ſelbſt erfahren. Was wir Euch ſagen können, iſt, daß es Jedem von uns das rechte Auge gekoſtet hat; und die Buße, von welcher Ihr Zeuge geweſen ſeid, iſt uns auferlegt, weil wir dort geweſen ſind. Die beſondere Geſchichte eines jeden von uns iſt voll außerordentlicher Abentheuer und man würde ein dickes Buch davon machen können; aber wir können Euch nicht mehr hierüber ſagen.

”Hier unterbrach Scheheraſade ihre Erzählung und ſagte zum Sultan von Indien: ”Herr, da meine Schweſter mich heute ein wenig früher als gewöhnlich geweckt hat; ſo fürchtete ich Eure Majeſtät zu langweilen; aber der Tag bricht zu gelegener Zeit an und gebietet mir Stillſchweigen. Die Neugier Schachriars ſiegte nochmals über den grauſamen Schwur den er gethan hatte.

Zwei und ſechzigſte Nacht.

»Dinarſade erwachte in dieſer Nacht nicht ſo früh als in der vorhergehenden; ſie unterließ jedoch nicht die Sultaninn vor Tage zu rufen und ſie zu bitten, daß ſie mit der Geſchichte des dritten Kalenders fortfahren möge. Scheheraſade begann demnach zu erzählen, indem ſie den Kalender weiter zu Zobeïden ſprechen ließ:

»Verehrte Frau, da nun einer der zehn einäugigen Herren, ſo, wie ich euch berichtete, zu mir geſprochen hatte, hüllte ich mich, mit dem erhaltenen Meſſer verſehen, in die Haut des Hammels und nachdem ſich die jungen Herren die Mühe gegeben hatten mich einzunähen; ſo ließen ſie mich auf dem Platz und gingen in den Saal. Der Roch, von welchem ſie mir geſagt hatten, zögerte nicht ſich ſehen zu laſſen; er ſchoß auf mich herab, packte mich mit ſeinen Klauen wie einen Hammel und trug mich auf die Höhe eines Berges.

Als ich mich auf der Erde fühlte unterließ ich nicht mich des Meſſers zu bedienen; ich zerſchlitzte die Haut, enthüllte mich und erſchien vor dem Roch, der davon flog, ſobald er mich erblickte. Dieſer Roch iſt ein weiſſer Vogel von einer ungeheuren Größe und Dicke. Was ſeine Stärke betrifft; ſo iſt dieſe ſo groß, daß er Elephanten aus den Ebenen wegholt und ſie zum Futter für ſich auf die Gipfel der Berge trägt.

"Bei meiner Ungeduld in das Schloß zu gelangen verlor ich keine Zeit und ſchritt ſo rüſtig vorwärts, daß ich in weniger als einem halben Tage dort anlangte und ich kann ſagen, daß ich es noch ſchöner fand, als es mir geſchildert worden war. Die Thüre war offen. Ich trat in einen viereckigen und ſo großen Hof daß ich um mich her neun und neunzig Thüren von Sandel- und Aloeholz und eine goldne erblickte, ohne die zu mehreren prächtigen Treppen zu rechnen, welche in die obern Gemächer führten und noch andere, die ich nicht ſah. Die erwähnten hundert Thüren führten in Gärten, oder in mit Reichthümern angefüllte Speicher, oder endlich an Orte, welche erſtaunliche Dinge enthielten.

"Ich ſah grade vor mir eine offne Thüre, durch welche ich in einen großen Saal trat, worin vierzig junge Damen von ſo vollkommner Schönheit ſaßen, daß ſelbſt die Einbildungskraft ſich nichts Schöneres vorzuſtellen vermag. Sie waren prächtig gekleidet und ſtanden alle zuſammen auf, als ſie mich erblickten und ohne meine Begrüßung abzuwarten, riefen ſie mir mit großen Freudensbezeugungen zu: "Edler Herr, ſeid willkommen!" und eine unter ihnen, welche das Wort für die anderen nahm, ſagte: "Seit langer Zeit erwarten wir einen Ritter wie Ihr. Euer

Ausſehn zeigt uns hinlänglich daß Ihr alle guten Eigenſchaften beſitzt, die wir irgend wünſchen können und wir hoffen daß Ihr unſre Geſellſchaft nicht unangenehm und Eurer unwürdig finden werdet.

„Nach vielem Widerſtand von meiner Seite wurd' ich von ihnen gezwungen mich an einen Platz zu ſetzen, der über die übrigen etwas erhaben war, und da ich zu erkennen gab, daß mir das unangenehm wäre, „ſagten ſie zu mir: „das iſt Euer Platz, Ihr ſeid von dieſem Augenblick an unſer Herr und unſer Richter und wir ſind Eure Sklavinnen, bereit Eure Befehle zu empfangen.

„Nichts auf der Welt, edle Frau, — ſetzte mich je ſo in Erſtaunen als die Geſchäftigkeit, womit dieſe ſchönen Mädchen ſich beeiferten mir alle erdenkliche Dienſte zu leiſten. Die eine trug heiſſes Waſſer herzu und wuſch mir die Füße; eine andere goß mir ein wohlriechendes Waſſer auf die Hände; jene brachten mir alles zu meiner Umkleidung nöthige; dieſe trugen mir einen prächtigen Imbiß auf; andere endlich kamen „mit dem Glaſe in der Hand um mir einen köſtlichen Wein einzuſchenken und das alles geſchah ohne alle Verwirrung mit einer bewundernswerthen Ordnung „und Einigkeit und auf eine Art, die mich bezauberte. Ich aß und trank, worauf alle Damen, die ſich rund um mich her geſetzt hatten, eine Erzählung meiner „Reiſe von mir verlangten. Ich ſtattete ihnen einen

Bericht von meinen Abentheuern ab, der bis zum Anbruch der Nacht währte.

"Da Scheheraſade hier inne hielt, fragte ſie ihre Schweſter um die Urſache." Siehſt Du nicht daß es Tag iſt? — erwiederte die Sultaninn; — warum haſt Du mich nicht eher geweckt?" Der Sultan, dem die Ankunft des Kalenders im Palaſt der vierzig ſchönen Damen angenehme Dinge verſprach, wollte ſich nicht des Vergnügens berauben dieſe zu hören und ſchob den Tod der Sultaninn noch auf.

Drei und ſechzigſte Nacht.

Dinarſade, war in dieſer Nacht nicht früher wach, als in der vorhergegangenen, und es war beinahe Tag, als ſie die Sultaninn aufforderte, ihr zu erzählen, was ſich ferner in dem ſchönen Schloß begeben hätte. "Das will ich Dir ſagen, — entgegnete Scheheraſade, — und ſich an den Sultan wendend, fuhr ſie fort: "Herr, der Kalender erzählte folgendermaaßen weiter:

"Als ich mit meiner Geſchichte zu Ende war, blieben einige von den Damen die mir am nächſten ſaßen, bei mir, um mich zu unterhalten, während andere, da ſie ſahen, daß es Nacht geworden war, aufſtanden, um Kerzen zu holen. Sie brachten deren eine erſtaunliche Menge welche die Helle des Tages wunderſam erſetzten; aber ſie ſtellten ſie ſo ſymmetriſch, daß es ſchien, als könnte man nicht weniger wünſchen.

Andre Damen beſetzten einen Tiſch mit trocknen Früchten, Confekt und anderen zum Trinken reitzenden Speiſen und einen Schenktiſch mit mehreren Sorten Wein und gebrannten Waſſern, und endlich erſchienen andre mit muſikaliſchen Inſtrumenten. Als alles bereit war, luden ſie mich ein, mich zu Tiſch zu ſetzen. Die Damen ſetzten ſich zu mir, und wir tafelten ziemlich lange. Diejenigen, welche die Inſtrumente ſpielen und mit ihren Stimmen begleiten ſollten, ſtanden auf und ließen mich ein treffliches Konzert hören. Die andern begannen eine Art von Ball und tanzten nach einander, je zwei und zwei, mit der lieblichſten Anmuth von der Welt.

»Es war ſchon nach Mitternacht, als dieſe Ergötzlichkeiten aufhörten. Hierauf nahm eine der Damen das Wort und ſagte zu mir: »Ihr ſeid von dem Wege ermüdet, den Ihr heute gemacht habe, es iſt Zeit, daß Ihr Euch ausruhet. Euer Gemach iſt bereitet, aber ehe Ihr Euch dorthin begebt, wählt aus uns allen die, welche Euch am beſten gefällt und nehmt ſie mit Euch zu Bette. »Ich antwortete, daß ich mich wohl hüten würde, die vorgeſchlagene Wahl zu treffen, daß ſie alle gleich ſchön, gleich geiſtreich und meiner Verehrung und meiner Dienſte gleich würdig wären und daß ich nicht die Unhöflichkeit begehen würde eine der anderen vorzuziehen.

»Dieſelbe Dame, welche zu mir geſprochen hatte, ſagte: "Wir ſind vollkommen von Eurer Höflichkeit überzeugt und wir merken wohl, daß die Befürchtung Eiferſucht unter uns zu erregen, Euch zurückhält; aber dieſe Rückſicht hindere Euch nicht, wir verſichern Euch, daß das Glück der von Euch Erwählten, keine Eiferſüchtige machen wird, denn wir ſind übereingekommen, daß wir nächtlich eine nach der andern dieſelbe Ehre genießen werden und daß nach Verfluß von vierzig Tagen die Reihe wieder von vorn anfangen ſoll. Wählt alſo frei und verliert nicht die Zeit, die Ihr der Euch ſo nöthigen Ruhe widmen ſollt.

»Ich mußte ihren Bitten nachgeben und reichte der Dame, welche im Namen der andern geſprochen hatte, meine Hand. Sie gab mir die ihrige und man führte uns in ein prächtiges Gemach. Dort ließ man uns allein und die übrigen Damen begaben ſich in ihre Zimmer. . . . .«

»Doch es iſt Tag, mein Fürſt, — ſagte Scheheraſade zum Sultan und Eure Majeſtät wird mir wohl erlauben den Prinzen Kalender bei ſeiner Dame zu laſſen.

Schachriar antwortete nichts; aber er ſagte im Aufſtehen zu ſich ſelbſt: "Man muß geſtehen, daß die Erzählung vollkommen ſchön iſt; ich würde das größte Unrecht von der Welt begehen, wenn ich mir nicht die Friſt gönnte, ſie bis zu Ende zu hören.

Vier und ſechzigſte Nacht.

Am anderen Morgen ſagte die Sultaninn bei ihrem Erwachen zu Dinarſaden: "Höre nun, auf welche Weiſe der dritte Kalender den Faden ſeiner wunderbaren Geſchichte wieder aufnahm:"

"Ich hatte, — ſagte er, — mich am folgenden Morgen kaum angekleidet, als die neun und dreißig anderen Damen in mein Gemach kamen, alle anders geſchmückt, als an vorhergegangenen Tage. Sie wünſchten mir einen guten Morgen und erkundigten ſich nach meinem Befinden. Hierauf führten ſie mich in's Bad, wo ſie ſelbſt mich wuſchen, mir wider meinen Willen alle dort nöthige Dienſte leiſteten und mich nach dem Herausſteigen, ein noch prächtigeres Kleid, als das erſte, anziehen ließen.

"Wir brachten faſt den ganzen Tag bei der Tafel zu und als die Schlafſtunde gekommen war, baten ſie mich wieder eine von ihnen zur Bettgeſellſchaft zu wählen. Kurz, verehrte Frau, um Euch nicht durch Wiederholung derſelben Sache zu langweilen, will ich Euch nur ſagen, daß ich ein ganzes Jahr mit den vierzig Damen zubrachte indem ich eine nach der anderen in mein Bett aufnahm und daß während dieſer ganzen Zeit dieß wollüſtige Leben nicht durch den geringſten Verdruß unterbrochen wurde.

Am Ende des Jahres, (nichts konnte mich mehr in Erſtaunen ſetzen), kamen die vierzig Damen eines Morgens, ſtatt ſich mir mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit zu zeigen und mich zu fragen wie ich mich befände, in Thränen gebadet in mein Gemach. Sie umarmten mich zärtlich, eine nach der andern, und ſagten zu mir: »Lebt wohl, lieber Prinz, — lebt wohl, wir müſſen Euch verlaſſen." Ihre Thränen rührten mich. Ich bat ſie, mir die Urſach' ihrer Betrübniß und dieſer Trennung, von welcher ſie ſprächen, zu ſagen. "Im Namen Gottes, meine ſchönen Damen, — fügte ich hinzu, — belehrt mich, ob es in meiner Macht ſteht, Euch zu tröſten, oder ob meine Hülfe nichts vermag.» Statt mir beſtimmt zu antworten, ſagten ſie: "Wollte Gott, daß wir Euch nie geſehen und gekannt hätten! Mehrere Ritter haben uns vor Euch die Ehre erzeigt uns zu beſuchen; aber kein einziger hatte dieſe Liebenswürdigkeit, dieſe Sanftmuth, dieſe Fröhlichkeit und dieſe Verdienſte, die Ihr beſitzt. Wir wiſſen nicht wie wir ohne Euch leben ſollen.» Als ſie ausgeredet hatten, fingen ſie wieder bitterlich zu weinen an. "Meine liebenswürdigen Damen, — erwiederte ich, — ich bitte Euch, laßt mich nicht länger ſchmachten: ſagt mir die Urſach' Eures Schmerzes.» — »Ach, — entgegneten ſie, — was wäre ſonſt wohl fähig uns zu betrüben, als die Nothwendigkeit uns von Euch zu trennen? Vielleicht werden wir uns niemals wiederſehen! Wenn Ihr es jedoch wolltet und dazu Gewalt genug über Euch hättet; ſo wär' es nicht unmöglich, daß wir uns wieder vereinigten." "Meine Damen, — verſetzte ich, — ich begreiſe nichts von dem was Ihr ſagt und ich bitte Euch deutlicher zu mir zu ſprechen.» "Nun, — ſagte, die eine von ihnen, — um Euch Genüge zu leiſten, ſagen wir Euch, daß wir alle Prinzeſſinnen und Königstöchter ſind. Wir leben hier zuſammen ſo angenehm wie Ihr es geſehen habt, aber am Ende jedes Jahres ſind wir verbunden uns zur Erfüllung unerläßliger Pflichten, die wir nicht offenbaren dürfen, auf vierzig Tage zu entfernen, worauf wir wieder in dieſes Schloß zurückkehren. Geſtern endete das Jahr und wir müſſen Euch heute verlaſſen, das iſt die Urſach' unſrer Betrübniß. Ehe wir abreiſen werden wir Euch alle Schlüſſel übergeben und beſonders die zu den hundert Thüren, hinter welchen Ihr Manches finden werdet um Eure Neugier zu befriedigen und Eure Einſamkeit während unſrer Abweſenheit zu verſüßen. Aber zu Eurem Wohl und unſerem beſonderen Vortheil empfehlen wir Euch, daß Ihr Euch hütet die goldne Thüre zu öffnen. Oeffnet Ihr ſie, ſo werden wir uns niemals wiederſehen und dieſe Befürchtung vermehrt unſern Schmerz. Wir hoffen, daß Ihr den Rath, den wir Euch geben, benutzen werdet. Es handelt ſich um die Ruhe und das Glück Eures Lebens, bedenkt das wohl. Wenn Ihr Eurer unbedachtſamen Neugier nachgäbet, würdet Ihr Euch großen Schaden zufügen. Wir beſchwören Euch demnach dieſen Fehltritt nicht zu begehen und uns den Troſt zu gewähren, daß wir Euch in vierzig Tagen hier wieder finden. Wir könnten wohl den Schlüſſel zu der goldenen Thüre mit uns nehmen; aber es hieße einen Prinzen wie Ihr ſeid, beleidigen, wenn man an ſeiner Behutſamkeit und Zurückhaltung zweifeln wollte.

Scheheraſade wollte fortfahren; aber ſie ſah den Tag anbrechen. Der Sultan, neugierig zu wiſſen was der Kalender nach der Abreiſe der vierzig Damen allein im Schloſſe machen würde, verſchob es bis auf den anderen Tag ſich darüber aufzuklären.

Fünf und ſechzigſte Nacht.

Da die willfährige Dinarſade lange vor Tagesanbruch erwacht war; ſo rief ſie die Sultaninn und ſagte zu ihr: "Bedenke, meine Schweſter, daß es Zeit iſt, dem Sultan, unſerem Herrn, die Folge der Geſchichte zu erzählen, die Du begonnen haſt. Scheheraſade wandte ſich nun an Schachriar mit den Worten: "Herr, Eure Majeſtät wiſſe, daß der Kalender ſeine Erzählung auf folgende Weiſe fortſetzte;

"Edle Frau, — ſagte er, — die Reden dieſer ſchönen Prinzeſſinnen verurſachten mir einen wahrhaften Schmerz. Ich unterließ nicht ihnen zu erkennen zu geben, daß ihre Abweſenheit mir vielen Kummer verurſachen würde und ich dankte ihnen für ihre guten Rathſchläge. Ich gab ihnen die Verſicherung, daß ich ſie benutzen und noch ſchwierigere Dinge thun würde, um mir das Glück zu verſchaffen den Ueberreſt meiner Tage mit Damen von ſo ſeltnen Verdienſten zubringen zu können. Unſer Abſchied war der zärtlichſte von der Welt, ich umarmte ſie Alle, eine nach der anderen.

"Als ſich diejenige nahte, die ich am meiſten liebte, um Abſchied zu nehmen, kämpfte ihr Herz den mächtigſten Kampf der Liebe."

"Ihren Augen entquollen Perlen, zu denen ſich meine Thränen, gleich weiſſem Karneol geſellten."

"Auf ihren Buſen rollten ſie dahin, dort gleichſam ein Halsband bildend."

Die Damen gingen fort und ich blieb allein im Schloſſe.

"Die Annehmlichkeit der Geſellſchaft, die gute Koſt, die Conzerte, die Vergnügungen hatten mich das Jahr hindurch ſo beſchäftigt, daß ich nicht die geringſte Zeit noch Luſt hatte die Wunder zu ſehen, die ſich in dieſem Zauberpalaſt befinden konnten. Ich hatte ſelbſt auf tauſend ſehr merkwürdige Gegenſtände nicht geachtet, die mir täglich vor die Augen; ſo ſehr war ich von der Schönheit der Damen und von der Freude, ſie bloß mit der Sorge mir zu gefallen, beſchäftigt zu ſehen, bezaubert geweſen. Ich war über ihre Abreiſe innig betrübt', und obgleich ihre Abweſenheit nur vierzig Tage dauern ſollte; ſo ſchien es es mir doch, als ſollt' ich, ohne ſie, ein Jahrhundert zubringen.

Ich verſprach mir wohl, daß ich ihren wichtigen Rath die goldne Thür nicht zu öffnen, nicht vergeſſen wollte, aber da es mir, dieß ausgenommen, erlaubt war, meine Neugier zu befriedigen; ſo nahm ich den erſten der nach der Ordnung aufgereihten Schlüſſel zu den anderen Thüren.

Ich öffnete die erſte Thüre und trat in einen Fruchtgarten, dem, wie ich glaube, keiner in der ganzen Welt zu vergleichen iſt. Ich bin der Meinung, daß ſelbſt der, welchen unſre Religion uns nach dem Tode verſpricht, ihn nicht übertreffen kann. Die Symmetrie, die Reinlichkeit, die bewundernswerthe Anordnung der Bäume, der Ueberfluß und die Verſchiedenheit von tauſend Früchten unbekannter Art, ihre Friſche, ihre Schönheit, alles entzückte meine Augen. Ich darf nicht vergeſſen Euch, verehrte Frau, zu bemerken, daß dieſer köſtliche Garten auf ſehr ſeltſame Weiſe gewäſſert wurde; mit Kunſt und Gleichmaaß gegrabene Rinnen leiteten Waſſer im Ueberfluß zu den Wurzeln der Bäume, die deſſen bedurften um ihre erſten Blätter und Blüthen zu treiben, andre führten denen, deren Früchte ſchon angeſetzt hatten ein geringeres Maaß zu; andere noch weniger denen, deren Früchte ſchon größer wurden, andere leiteten nur das nothwendige zu denen, deren Früchte ſchon die gehörige Größe erlangt hatten und nur die Reife erwarteten; aber dieſe Größe übertraf bei weitem die der gewöhnlichen Früchte unſerer Gärten. Die anderen Rinnen endlich, welche an die Bäume reichten, deren Frucht ſchon reif war, enthielten nur ſo viel Feuchtigkeit als nöthig war, ſie, ohne daß ſie verdärben, in demſelben Zuſtand zu erhalten. Ich konnte nicht müde werden einen ſo ſchönen Ort zu betrachten und zu bewundern und ich hätte ihn niemals verlaſſen wenn ich nicht von da an eine größere Meinung von den anderen noch nicht geſehenen Dingen gefaßt hätte. Ich ging aus dem Garten, ganz voll von ſeinen Wundern, verſchloß die Thüre und öffnete die folgende."

"Statt des Fruchtgartens fand ich einen in ſeiner Art nicht minder ſeltſamen Blumengarten. Er enthielt ein geräumiges Stück Land, nicht mit derſelben Verſchwendung bewäſſert, als das vorige, ſondern mit größerer Erſparniß, um jeder Blume nicht mehr Waſſer zu ſpenden als ſie bedurfte. Die Roſe, der Jasmin, das Veilchen, die Narciſſe, die Hyacinthe, die Anemone, die Tulpe, die Ranunkel, die Nelke, die Lilie und eine Menge anderer Blumen, welche anderwärts nur zu verſchiedenen Zeiten blühen, ſtanden dort zugleich in der Blüthe und nichts war ſüßer als die Luft, welche man in dieſem Garten einathmete.

Ich eröffnete die dritte Thüre, und fand ein ſehr weitläuftiges Vogelhaus. Es war mit dem feinſten, ſeltenſten Marmor von mehreren Farben gepflaſtert. Der Käfig war von Sandel- und Aloeholz und umſchloß eine große Menge von Nachtigallen, Diſtelfinken, Zeiſigen, Lerchen und anderen noch geſangreicheren Vögeln, von denen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Gefäße, in welchen ſich ihr Futter und ihr Waſſer befand, waren vom koſtbarſten Jaspis und Achat. Uebrigens herrſchte in dieſem Vogelhaus die größte Reinlichkeit; ſeinem Umfange nach glaubte ich, daß nicht weniger als hundert Perſonen nöthig wären, um es ſo reinlich zu erhalten, als es war, und doch ſah ich hier eben ſo wenig irgend jemanden, als in den Gärten, in denen ich geweſen war, und in welchen nicht ein einziges Unkraut, noch irgend etwas Ueberflüßiges meine Augen beleidigt hatte. Die Sonne war ſchon untergegangen und ich ging fort, entzückt von dem Geſange dieſer Menge Vögel, die ſich den bequemſten Fleck zur Nachtruhe ausſuchten. Ich begab mich in mein Gemach, entſchloſſen, an den folgenden

Tagen die anderen Thüren, die hundertſte ausgenommen, zu öffnen.

Am folgenden Tage unterließ ich nicht, die vierte Thüre zu öffnen. Wenn das, was ich am vorigen Tage geſehn hatte, fähig geweſen war, mich in Erſtaunen zu ſetzen, ſo riß mich das, was ich nun ſah, zum Entzücken hin. Ich trat in einen großen Hof, der mit einem Gebäude von wunderſamer Bauart umgeben war, deſſen nähere Beſchreibung ich unterlaſſe, um nicht zu weitläuftig zu werden. Dieſes Gebäude hatte vierzig offene Thüren, jede führte zu einem Schatz, und mehrere dieſer Schätze waren mehr werth, als die größten Königreiche. Der erſte enthielt ganze Haufen von Perlen und — was allen Glauben überſteigt, — die koſtbarſten, groß wie Taubeneier, überſtiegen an Zahl die mittelmäßigen. Im zweiten Schatz befanden ſich Diamanten, Karfunkel und Rubinen, im dritten Smaragden, im vierten Gold in Stangen, im fünften gemünztes Gold, im ſechsten Silber in Stangen, in den beiden folgenden gemünztes Silber. Die anderen enthielten Amethyſte, Chryſolite, Topaſe, Opale, Türkiſſe, Hyacinthe und alle andere Edelſteine, die wir kennen, ohne vom Achat, Jaspis und Carneol zu reden. Derſelbe Schatz enthielt einen Vorrath nicht bloß von Korallenzweigen, ſondern von Korallenbäumen.

Erfüllt von Erſtaunen und Bewunderung rief ich nach der Betrachtung aller dieſer Reichthümer aus:

»Nein, wenn die Schätze aller Könige des Weltalls an einem einzigen Ort zuſammengehäuft wären, ſo würden ſie dieſen nicht gleich kommen. Wie groß iſt mein Glück, alle dieſe Güter mit ſo vielen liebenswürdigen Prinzeſſinnen zu beſitzen.«

Ich werde mich nicht dabei aufhalten, verehrte Frau, Euch eine ausführliche Beſchreibung aller der ſeltnen und koſtbaren Dinge zu machen, die ich an den folgenden Tagen ſah. Ich begnüge mich, Euch zu ſagen, daß ich nicht weniger als neun und dreißig Tage brauchte, um die neun und neunzig Thüren zu öffnen, und Alles, was ſich meinem Anblick darbot, zu bewundern. Es blieb nur noch die hundertſte Thüre übrig, deren Eröffnung mir verboten war . . . .«

Der Tag, welcher das Zimmer des Sultans von Indien erhellte, legte hier Scheheraſaden Stillſchweigen auf. Aber dieſe Erzählung ergötzte Schachriar zu ſehr, als daß er nicht hätte wünſchen ſollen, in der folgenden Nacht den Verfolg zu hören. Mit dieſem Entſchluß ſtand er auf.

Sechs und ſechzigſte Nacht.

Dinarſade, die nicht weniger lebhaft, als Schachriar, zu erfahren wünſchte, welche Wunder der Schlüſſel zur hundertſten Thüre verſchließen könnte, weckte die Sultaninn ſehr früh, und bat ſie, die erſtaunliche Geſchichte des dritten Kalenders zu beenden. „Er ſetzte ſie, — ſagte Scheheraſade — auf folgende Weiſe fort:

„Der vierzigſte Tag ſeit der Abreiſe der reitzenden Prinzeſſinnen war nun da. Wenn ich an dieſem Tage die Selbſtbeherrſchung hatte, die ich haben ſollte, ſo wäre ich heute der glücklichſte aller Menſchen, ſtatt daß ich nun der unglücklichſte bin. Die Damen ſollten am folgenden Tage ankommen, und die Freude, ſie wiederzuſehen, ſollte meiner Neugier Zügel anlegen; aber aus einer Schwäche, die ich mir niemals werde verzeihen können, unterlag ich der Verſuchung des Böſen, der mir keine Ruhe ließ, bis ich mich ſelbſt dem Kummer überliefert hatte, den ich erlitt.

Ich öffnete die verhängnißvolle Thüre, die ich verſprochen hatte, nicht zu öffnen. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ein ſehr angenehmer, aber meiner Natur widerwärtiger Geruch mich ohnmächtig hinſinken ließ. Ich kam jedoch wieder zu mir, und ſtatt dieſe Warnung zu benutzen, die Thüre zu verſchließen und auf immer die Luſt zur Befriedigung meiner Neugier zu verlieren, trat ich ein. Nachdem ich einige Zeit lang gewartet hatte, bis dieſer Geruch durch die friſche Luft gemäßigt wurde, machte er mir keine Beſchwerde mehr.

Ich fand einen weiten, wohlgewölbten Raum, deſſen Pflaſter mit Saffran beſtreut war. Mehrere Leuchter von maſſivem Golde mit angezündeten Kerzen, die den Geruch von Aloë und grauem Ambra verbreiteten, dienten zur Beleuchtung, welche durch goldne und ſilberne Lampen noch vermehrt wurde, die mit einem aus verſchiedenen Arten von Wohlgerüchen bereiteten Oel angefüllt waren. Unter einer großen Menge von Gegenſtänden, die meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, erblickte ich ein ſchwarzes Pferd, das ſchönſte und wohlgebauteſte von der Welt. Ich näherte mich ihm, um es genau zu betrachten; ich ſah, daß es einen Sattel und einen Zaum von maſſivem Golde und trefflicher Arbeit hatte, daß ſeine Krippe auf der einen Seite mit geſchältem Graſe und mit Seſam [19], und auf der anderen mit Roſenwaſſer angefüllt war. Ich nahm es beim Zügel und führte es heraus, um es beim Tageslicht zu betrachten. Ich ſetzte mich darauf und wollte vorwärts reiten; aber da es ſich nicht vom Fleck rührte, ſchlug ich es mit einer Gerte, die ich in ſeinem prächtigen Stall gefunden hatte. Kaum fühlte es den Schlag, als es mit ſchrecklichem Getöſe zu wiehern begann, hierauf ſeine Flügel ausbreitete, die ich vorher nicht bemerkt hatte, und ſich zu unabſehbarer Höhe in die Luft erhob. Ich dachte nur daran, feſt zu ſitzen, und ungeachtet des Schreckens, das mich befiel, ſaß ich nicht übel. Es nahm hierauf ſeinen Flug wieder gegen die Erde, flog auf das Terraſſen-Dach eines Schloſſes, woſelbſt es mich, ohne daß es mir die Zeit gönnte, den Fuß auf die Erde zu ſetzen, ſo heftig ſchüttelte, daß ich hinten herab fiel, und mir ſodann mit der Spitze ſeines Schweifes das rechte Auge ausſchlug.

So wurd' ich einäugig. Nun erinnerte ich mich wohl an das, was mir die zehn jungen Herren prophezeit hatten. Das Pferd flog davon. Ich ſtand auf, ſehr betrübt über das Unglück, welches ich mir ſelbſt zugezogen hatte. Ich ſtieg von der Terraſſe, die Hand auf meinem Auge, welches mich ſehr ſchmerzte, herab und gelangte in einen Saal, der mich durch zehn in einen Kreis geſtellte Sofas und ein anderes höheres in der Mitte erkennen ließ, daß dieſes Schloß daſſelbe war, aus welchem mich der Roch davongetragen hatte.

Die zehn einäugigen jungen Herren waren nicht im Saal. Ich erwartete ſie dort, und ſie kamen kurze Zeit nachher mit dem Greiſe. Sie ſchienen weder über meine Wiederkehr, noch über den Verluſt meines Auges erſtaunt. »Es thut uns ſehr leid, — ſagten ſie zu mir, — Euch nicht auf ſolche Weiſe über Eure Rückkehr Glück wünſchen zu können, wie es uns lieb wäre: aber wir ſind nicht an Eurem Unglück Schuld.« »Ich würde Unrecht haben, Euch deshalb anzuklagen, — erwiederte ich ihnen; — ich habe mir es ſelbſt zugezogen, und nur ich habe gefehlt.« »Wenn es der

Troſt der Unglücklichen iſt, — verſetzten ſie, — ihres Gleichen zu haben: ſo kann ihn unſer Beiſpiel Euch gewähren. Alles was Euch begegnet iſt, iſt auch uns begegnet. Wir haben ein ganzes Jahr lang alle Arten von Vergnügungen genoſſen, und würden ſie noch genießen, wenn wir nicht während der Abweſenheit der Prinzeſſinnen die goldne Thüre geöffnet hätten. Ihr ſeid nicht klüger geweſen als wir, und habt dieſelbe Strafe erlitten. Wir möchten Euch gern unter uns aufnehmen, damit Ihr an unſerer Buße, deren Dauer wir nicht wiſſen, Theil nehmen könntet: aber wir haben Euch ſchon die Urſachen mitgetheilt, die uns daran verhindern. Deshalb verlaßt uns, geht an den Hof von Bagdad, dort werdet Ihr denjenigen finden, der über Euer Schickſal entſcheiden wird.»

Sie belehrten mich über den Weg, den ich zu nehmen hätte, und ich trennte mich von ihnen. Ich ließ mir unterweges den Bart und die Augenbraunen ſcheeren und kleidete mich als Kalender. Seit langer Zeit bin ich auf dem Wege. Endlich bin ich nun heute beim Eintritt der Nacht in dieſe Stadt gekommen. Ich habe am Thore dieſe Kalender, meine Mitbrüder, gefunden, die hier eben ſo fremd ſind, als ich. Wir ſind alle drei ſehr erſtaunt geweſen, uns auf demſelben Auge blind zu ſehen. Wir hatten jedoch keine Zeit, uns über dieſes gemeinſame Unglück zu unterhalten. Uns blieb nur ſo viel, Euch, verehrte Frau, um den

Beiſtand anzuflehen, den Ihr uns ſo großmüthig gewährt habt.“

Als der dritte Kalender ſeine Geſchichte beendet hatte, nahm Zobeïde das Wort und ſagte, indem ſie ſich zu ihm und zu ſeinen Mitbrüdern wandte: „Ihr ſeid frei, alle drei, geht, wohin es Euch beliebt.“ Aber Einer von ihnen erwiederte: „Edle Frau, wir bitten Euch, uns unſere Neugier zu verzeihen, und uns zu erlauben, die Geſchichte dieſer Herren mit anzuhören, die noch nicht geſprochen haben.“ Hierauf ſagte die Dame, ſich zu dem Chalyfen, dem Weſyr Giafar und Meſrur wendend, die ſie nicht für das erkannte, was ſie waren: „Es iſt nun an Euch, mir Eure Geſchichte zu erzählen; redet!“

Der Groß-Weſyr Giafar, der immer das Wort geführt hatte, erwiederte Zobeïden: „Edle Frau, um Euch zu gehorchen können wir nur wiederholen, was wir ſchon geſagt haben, ehe wir eintraten. Wir ſind, — fuhr er fort, — Kaufleute aus Muſſul und kommen nach Bagdad, um unſere Waaren zu verhandeln, die in dem Khan, in welchem wir wohnen, in Verwahrung liegen. Wir haben heute mit mehreren anderen Perſonen unſeres Gewerbes, bei einem Kaufmann dieſer Stadt zu Mittag gegeſſen, der, nachdem er uns mit köſtlichen Speiſen und ausgeſuchten Weinen bewirthet hatte, Tänzer und Tänzerinnen und Muſiker kommen ließ. Der große Lärm, den wir alle zuſammen machten, hat die Schaarwache herbeigezogen, die einen Theil der Geſellſchaft feſtnahm. Was uns betrifft, ſo waren wir ſo glücklich, uns zu retten; da es jedoch ſchon ſpät und die Thüre unſeres Khans verſchloſſen war, ſo wußten wir nicht, wo wir hin ſollten. Der Zufall hat gewollt, daß wir durch Eure Straße gekommen ſind, und daß wir hörten, wie Ihr Euch hier ergötztet: das hat uns beſtimmt, an Eure Thüre zu klopfen. Dieß, edle Frau, iſt der Bericht, den wir Euch, Eurem Befehl gemäß, abzuſtatten haben.»

Nachdem Zobeïde dieſe Rede gehört hatte, ſchien ſie unſchlüſſig, was ſie ſagen ſollte. Die Kalender bemerkten dieß, und baten ſie, den drei Kaufleuten aus Muſſul dieſelbe Güte zu erweiſen, welche ſie ihnen erwieſen hätte. »Nun wohl, — ſagte ſie, — ich willige darein. Ich will, daß Ihr mir alle auf gleiche Weiſe verpflichtet ſeid. Ich begnadige Euch, aber unter der Bedingung, daß Ihr alle ſogleich dieſe Wohnung verlaßt, und hingeht, wohin es Euch beliebt. Da Zobeïde dieſen Befehl in einem Ton gegeben hatte, welcher bewies, daß ſie Gehorſam verlange, ſo gingen der Chalyf, der Weſyr, Meſrur, die drei Kalender und der Laſtträger von dannen, ohne etwas zu erwiedern: denn die Gegenwart der ſieben bewaffneten Sklaven erhielt ſie in Ehrfurcht. Als ſie aus dem Hauſe waren, und man die Thüre verſchloſſen hatte, ſagte der Chalyf zu den Kalendern, ohne ſich ihnen zu erkennen zu geben: »Und Ihr, meine Herren, die Ihr fremd und erſt in dieſer Stadt angelangt ſeid, wohin wollt Ihr jetzt gehen, da es noch nicht Tag iſt?« »Herr, — erwiederten ſie ihm, — das ſetzt uns in Verlegenheit.« »Folgt uns, — ſagte der Chalyf, — wir wollen Euch aus dieſer Verlegenheit ziehen.« Nach dieſen Worten ſprach er leiſe zu dem Weſyr, und ſagte zu ihm: »Bringe ſie zu Dir, und morgen früh zu mir! Ich will ihre Geſchichten aufſchreiben laſſen, ſie verdienen wohl einen Platz in den Jahrbüchern meines Reiches.«

Der Weſyr Giafar nahm die drei Kalender mit ſich; der Laſtträger begab ſich nach Hauſe, und der Chalyf, von Meſrur begleitet, in ſeinen Palaſt. Er legte ſich nieder, aber er konnte kein Auge zuthun, ſo ſehr war ſein Geiſt von allen den außerordentlichen Dingen beunruhigt, die er geſehen und gehört hatte. Vorzüglich bekümmerte es ihn ſehr, zu wiſſen, wer Zobeïde wäre, welchen Grund ſie haben könnte, die beiden ſchwarzen Hündinnen ſo übel zu behandeln, und weshalb Amine einen zerſchlagenen Buſen hätte. Er war noch mit dieſen Gedanken beſchäftigt, als der Tag anbrach. Er ſtand auf, begab ſich in das Zimmer, woſelbſt er Rath hielt und Gehör gab, und ſetzte ſich auf ſeinen Thron.

Der Weſyr kam kurze Zeit nachher, ihm, wie gewöhnlich, ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. »Weſyr, — ſagte der Chalyf zu ihm, — die Angelegenheiten, welche wir jetzt abzumachen haben, ſind nicht ſo dringend; die der drei Damen und der zwei Hündinnen ſind es mehr. Mein Geiſt beruhigt ſich nicht, bis ich nicht von ſo vielen Dingen, die mich in Erſtaunen ſetzen, vollkommen unterrichtet bin. Geh', laß' die Damen kommen, und bringe zugleich die Kalender her. Eile und erinnere Dich, daß ich Deine Rückkehr mit Ungeduld erwarte."

Der Weſyr, welcher die kochende Lebhaftigkeit ſeines Herrn kannte, eilte ihm zu gehorchen. Er ging zu den Damen, und theilte ihnen auf eine ſehr höfliche Weiſe den Befehl des Chalyfen mit, ſie zu dieſem zu führen, ohne jedoch mit ihnen von dem zu reden, was in der Nacht bei ihnen vorgefallen war. Die Damen verſchleierten ſich und gingen mit dem Weſyr, der im Vorbeigehen die drei Kalender aus ſeiner Wohnung holte, welche inzwiſchen ſchon davon unterrichtet waren, daß ſie den Chalyfen geſehen und mit ihm geſprochen hatten, ohne ihn zu kennen. Der Weſyr führte ſie in Palaſt und entledigte ſich ſeines Auftrages ſo ſchnell, daß der Chalyf ſehr zufrieden war. Dieſer Fürſt ließ, um den Wohlanſtand vor allen gegenwärtigen Hausbeamten zu beobachten, die drei Damen hinter die Thür des Saales ſtellen, der in ſein Gemach führte, und behielt die drei Kalender bei ſich, welche durch ihre Ehrfurchtsbezeigungen hinlänglich zu erkennen gaben, daß ſie wohl wußten, vor wem ſie die Ehre hatten zu erſcheinen.

Als die Damen Platz genommen, wandte ſich der Chalyf zu ihnen und ſagte: "Meine Damen, indem ich Euch ſage, daß ich mich in der vergangenen Nacht als Kaufmann verkleidet bei Euch eingeführt habe, werd' ich Euch ohne Zweifel beunruhigen; Ihr werdet fürchten, mich beleidigt zu haben, und vielleicht glauben, daß ich Euch nur deshalb habe hieher kommen laſſen, um Euch Zeichen meines Unwillens zu geben; ſeid jedoch überzeugt, daß ich das Vergangene vergeſſen habe, und daß ich ſogar mit Eurer Aufführung ſehr zufrieden bin. Ich wünſchte, alle Damen in Bagdad beſäßen ſo viel Klugheit, als Ihr mir gezeigt habt. Ich werde mich immer der Mäßigung erinnern, womit Ihr die von uns begangene Unhöflichkeit aufnahmt. Ich war damals Kaufmann von Muſſul, aber jetzt bin ich Harun Arreſchyd, der fünfte Chalyf des glorreichen Hauſes Abbas, welches die Stelle unſers großen Propheten einnimmt. Ich habe Euch nur hieher beſchieden, um zu wiſſen wer Ihr ſeid, und warum die eine von Euch, nachdem ſie die beiden ſchwarzen Hündinnen gemißhandelt hatte, mit ihnen weinte? Ich bin nicht minder neugierig, zu wiſſen, warum der Buſen der anderen ganz mit Narben bedeckt iſt."

Obgleich der Chalyf dieſe Worte ſehr deutlich ausgeſprochen hatte, und die drei Damen ſie vollkommen verſtanden: ſo unterließ der Weſyr Giafar doch nicht, ſie Ihnen feierlich-herkömmlich zu widerholen.

»Aber, Herr, ſagte Scheheraſade, es iſt Tag. Wenn Eure Majeſtät will, daß ich Ihr den Verfolg erzähle: ſo müßt Ihr die Güte haben, mein Leben noch bis morgen zu verlängern.« Der Sultan willigte darein, indem er wohl vermuthete, daß Scheheraſade ihm die Geſchichte Zobeïdens erzählen würde, welche zu hören er nicht wenig Luſt hatte.

Sieben und ſechzigſte Nacht.

»Meine liebe Schweſter, — rief Dinarſade gegen Ende der Nacht, — erzähle uns, ich bitte Dich, — die Geſchichte Zobeïdens; denn dieſe Dame erzählte ſie ohne Zweifel dem Chalyfen.« »Das that ſie, erwiederte Scheheraſade. Als ſie der Fürſt durch ſeine mitgetheilte Rede beruhigt hatte, genügte ſie ſeinem Verlangen auf folgende Weiſe:

Geſchichte Zobeïdens.

"Beherrſcher der Gläubigen, — ſagte ſie, — die Geſchichte, welche ich Euch zu erzählen habe, iſt eine der erſtaunlichſten die jemals erzählt worden ſind. Die beiden ſchwarzen Hündinnen und ich, wir ſind drei von demſelben Vater und von derſelben Mutter gezeugte und geborene Schweſtern und Ihr ſollt erfahren, durch welchen ſeltſamen Zufall ſie in Hündinnen verwandelt worden ſind. Die beiden bei mir wohnenden und gegenwärtigen Damen ſind auch meine Schweſtern von demſelben Vater; aber von einer anderen Mutter. Die, deren Buſen mit Narben bedeckt iſt, heißt Amine, die andere Safie und ich Zobeïde."

"Nach unſeres Vaters Tode wurde das Vermögen, welches er uns hinterlaſſen hatte, zu gleichen Theilen unter uns getheilt und als meine beiden Schweſtern im Beſitz ihres Erbtheils waren, trennten ſie ſich und bezogen mit ihrer Mutter eine beſondre Wohnung. Meine anderen Schweſtern und ich, wir blieben bei unſrer Mutter, die noch lebte und die bei ihrem Sterben jeder von uns tauſend Zeckinen hinterließ.«

»Als wir unſer Eigenthum in Empfang genommen hatten, verheiratheten ſich meine beiden älteren Schweſtern; denn ich bin die jüngſte, folgten ihren Männern und ließen mich allein. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung verkaufte der Mann der älteſten, alles, was er an Gütern und beweglichem Eigenthum beſaß und mit dem daraus gelöſten Gelde und dem meiner Schweſter reiſten ſie beide nach Afrika. Dort verſchwendete der Mann in Schwelgereien ſein eigenes und das von meiner Schweſter ihm zugebrachte Vermögen, und als er ſich nun in das größte Elend verſetzt ſah, fand er einen Vorwand ſie zu verſtoßen und that es.«

»Sie kehrte nach Bagdad zurück, nicht ohne auf einer ſo langen Reiſe unglaubliche Unfälle erlitten zu haben und nahm ihre Zuflucht zu mir in einem Zuſtand, der des Mitleids ſo werth war, daß er es den härteſten Herzen eingeflößt hätte. Ich nahm ſie mit aller der Liebe auf, die ſie von mir erwarten konnte; ich fragte ſie um die Urſach' ihrer unglücklichen Lage und ſie erzählte mir weinend von der ſchlechten Aufführung und der üblen Behandlung ihres Mannes. Ich war von ihrem Unglück gerührt und weinte mit ihr. Hierauf führte ich ſie in's Bad, gab ihr von meinen Kleidern und ſagte zu ihr: "Du biſt meine älteſte Schweſter und ich betrachte Dich wie meine Mutter. Während Deiner Abweſenheit hat Gott das wenige mir zugefallene Vermögen und die davon gemachte Anwendung, Seidenwürmer zu füttern und aufzuerziehen, geſegnet. Du kannſt darauf rechnen, daß ich nichts beſitze, was nicht auch Dir gehört und womit Du nicht gleich mir ſchalten könnteſt."

"Mehrere Monate lang blieben und lebten wir zuſammen in gutem Verſtändniß. Während wir uns oft von unſerer dritten Schweſter unterhielten und verwundert waren, keine Nachrichten von ihr zu erhalten, kam ſie in eben ſo ſchlechtem Zuſtande an, als die älteſte. Ihr Mann hatte ſie auf gleiche Weiſe behandelt und ich nahm ſie mit gleicher Freundſchaft auf."

"Einige Zeit nachher ſagten mir meine beiden Schweſtern, unter dem Vorwand, daß ſie mir zur Laſt wären, ſie hätten beide die Abſicht ſich wieder zu verheirathen. Ich erwiederte ihnen, daß, wenn ſie keine anderen, als die angegebenen Urſachen hätten, ſie ganz ruhig bei mir bleiben könnten und daß mein Vermögen hinreiche uns alle drei ſtandesmäßig zu erhalten." Aber, — fügte ich hinzu — ich fürchte vielmehr, daß Ihr wirklich eine Neigung habt Euch wieder zu verheirathen. Wenn das der Fall wäre; ſo würd' es mich, — das geſteh' ich Euch, — ſehr in

Erſtaunen ſetzen. Wie könnt Ihr nach Euren Erfahrungen über die wenige Genugthuung, welche der Eheſtand gewährt, ein zweites Mal daran denken? Ihr wißt wie ſelten es iſt, einen vollkommen wackern Ehemann zu finden. Glaubt mir und laßt uns unſer Leben ſo angenehm als möglich fortſetzen.»

»Alles was ich ihnen ſagte war unnütz. Sie hatten einmal den Entſchluß zu einer zweiten Heirath gefaßt und ſie führten ihn aus. Aber nach einigen Monaten kamen ſie wieder zu mir und machten mir tauſend Entſchuldigungen, daß ſie nicht meinem Rath gefolgt wären. »Du biſt unſere jüngſte Schweſter; aber Du biſt verſtändiger als wir. Wenn Du uns noch in Deinem Hauſe aufnehmen und wie Deine Sklavinnen betrachten willſt; ſo werden wir keinen ſo großen Fehltritt wieder begehen.» »Meine lieben Schweſtern, — antwortete ich ihnen, — ich habe mich ſeit unſerer letzten Trennung in Hinſicht auf Euch nicht verändert, kommt und genießt mit mir, was ich habe. Ich umarmte ſie und wir blieben, wie ſonſt, beiſammen.»

»Nachdem wir ein Jahr in vollkommener Eintracht verlebt hatten und ich ſah, wie mein kleines Vermögen durch Gott geſegnet worden war, faßte ich den Entſchluß eine Seereiſe zu machen um im Handel etwas zu wagen. Zu dieſem Zweck begab ich mich mit meinen beiden Schweſtern nach Balſora, woſelbſt ich ein ganz ausgerüſtetes Schiff kaufte und es mit Waaren belud, die ich von Bagdad hatte kommen laſſen. Wir gingen bei günſtigem Wind unter Segel und kamen bald aus dem perſiſchen Meerbuſen. Als wir auf offenem Meere waren, nahmen wir den Weg nach Indien und nach zwanzigtägiger Fahrt ſahen wir Land. Es war ein hoher Berg, an deſſen Fuß wir eine ſehr anſehnlich ausſehende Stadt erblickten. Da wir friſchen Wind hatten, gelangten wir bei guter Zeit in den Hafen, woſelbſt wir ankerten."

„Ich hatte nicht die Geduld abzuwarten, bis meine Schweſtern im Stande waren mich zu begleiten; ich ſtieg allein an's Land und ging geradezu nach dem Stadtthor. Ich ſah dort eine zahlreiche Wache von ſitzenden und ſtehenden Leuten mit einem Stock in der Hand. Sie ſahen aber ſo ſcheußlich aus, daß ich darüber erſchrack. Da ich jedoch bemerkte, daß ſie ſich nicht rührten und nicht einmal die Augen bewegten; ſo beruhigte ich mich und als ich ihnen näher kam, ſah ich, daß ſie verſteinert waren."

„Ich ging in die Stadt und durch mehrere Straßen, wo ich hier und da Menſchen in allen Arten von Stellungen fand, die alle bewegungslos und verſteinert waren. Im Viertel der Kaufleute fand ich den größten Theil der Läden verſchloſſen und in den offenen ſah ich ebenfalls verſteinerte Perſonen. Ich ſah nach den Schornſteinen und da kein Rauch heraus kam, ſchloß ich, daß in, wie außer den Häuſern alles in Stein verwandelt wäre."

"Als ich auf einen großen Platz in der Mitte der Stadt gekommen war, bemerkte ich eine große, mit Goldplatten bedeckte Thüre, deren beide Flügel offen waren. Ein Vorhang von ſeidnem Stoff ſchien vorgezogen und eine Lampe hing über der Thüre. Nachdem ich das Gebäude betrachtet hatte, zweifelte ich nicht, daß es der Palaſt des Fürſten wäre, der in dieſem Lande herrſchte. Ich ging näher, erſtaunt wie ich war, kein lebendes Weſen getroffen zu haben und hoffte eins zu finden. Ich hob den Vorhang auf und, was mein Erſtaunen vermehrte, ich ſah im Vorhof nur einige verſteinerte Thürhüter oder Wachſoldaten, theils ſtehend, theils ſitzend, theils liegend.

Ich ging durch einen großen Hof, in welchem viele Leute waren, einige ſchienen zu gehen, andere zu kommen und doch rührten ſie ſich nicht von der Stelle, weil ſie eben ſo verſteinert waren wie die, welche ich ſchon geſehen hatte. Ich kam in einen zweiten und dritten Hof; aber überall war nur eine Einöde und es herrſchte ein furchtbares Stillſchweigen.

Als ich in einen vierten Hof gelangt war, ſah ich vor mir ein ſehr ſchönes Gebäude, deſſen Fenſter mit Gittern von maſſivem Golde verſchloſſen waren. Ich hielt es für die Wohnung der Königinn und ging hinein. In einem großen Saale fand ich mehrere verſteinerte ſchwarze Verſchnittene. Ich ging hierauf in ein ſehr prächtig eingerichtetes Zimmer und ſah eine ebenfalls in Stein verwandelte Dame. An einer Krone auf ihrem Haupt und an einem Halsband von ſehr runden Perlen, die größer als Haſelnüſſe waren, erkannte ich, daß es die Königinn wäre. Ich betrachtete die Perlen näher und es ſchien mir, daß man nichts ſchöneres ſehen könnte.

Ich bewunderte eine Zeitlang die Reichthümer und die Pracht dieſes Zimmers und vorzüglich den Fußteppich, die Kiſſen und das Sofa, welches mit einem indiſchen Stoff überzogen war, in welchem auf Goldgrund, ſilberne Geſtalten von Menſchen und Thieren mit bewundernswürdiger Arbeit gewebt waren.

Scheheraſade würde weiter erzählt haben; aber die Tageshelle nöthigte ſie inne zu halten. Der Sultan war durch dieſe Erzählung ſehr ergötzt. »Ich muß wiſſen, — ſagte er beim Aufſtehen, — was dieſe erſtaunliche Menſchenverſteinerung bezweckt.«

Acht und ſechzigſte Nacht.

Dinarſade, welcher der Anfang von Zobeïdens Geſchichte ſehr gefallen hatte, unterließ nicht die Sultaninnen vor Tagesanbruch zu wecken und ſie zu bitten, ihr doch zu erzählen was Zobeïde noch in jenem ſeltſamen Palaſt ſah. »Höre, — erwiederte Scheherazade, — wie dieſe Dame in der Erzählung ihrer Geſchichte fortfuhr:

Herr, — ſagte ſie zum Chalyfen, — aus dem Zimmer der verſteinerten Königinn ging ich in mehrere andere ſchöne und prächtige Zimmer und Kabinette, die mich in ein Gemach von außerordentlicher Größe führten, worin auf einigen Stufen ein Thron von maſſivem Golde ſtand, geſchmückt mit großen eingefaßten Smaragden und auf dem Throne befand ſich ein Bett, auf welchem eine Stickerei von Perlen glänzte. Was mich aber mehr als alles übrige in Erſtaunen ſetzte, war ein glänzendes Licht, welches über dem Bett ausſtrömte. Neugierig zu wiſſen, woher es käme, ſtieg ich hinauf und ſah auf einem kleinen Seſſel einen Diamanten von der Größe eines Straußeneies und von ſo ſchönem Waſſer, daß ich auch nicht den geringſten Fehler an ihm bemerkte. Er glänzte ſo, daß ich ſeinen Glanz, wenn ich ihn im Tageslicht betrachtete, nicht auszuhalten vermochte.

Es befand ſich am Kopfkiſſen auf jeder Seite ein großes angezündetes Licht, deſſen Gebrauch ich nicht einſah. Dieſer Umſtand ließ mich jedoch vermuthen, daß es noch irgend ein lebendes Weſen in dieſen prächtigen Palaſt gebe; denn ich konnte nicht glauben, daß dieſe Lichter ſich von ſelbſt angezündet erhalten könnten. Mehrere andere Seltenheiten ließen mich in dieſem Zimmer verweilen, welches der erwähnte Diamant allein unſchätzbar machte.

Da allen Thüren offen oder nur angelehnt waren, ſo ging ich noch durch andere Zimmer, die ich nicht minder ſchön fand als die bereits geſehenen. Ich ging bis in die Speiſe- und Geräthe-Kammern, die mit unendlichen Reichthümern angefüllt waren, und ich beſchäftigte mich ſo ſehr mit allen dieſen Wundern, daß ich mich ſelbſt vergaß. Ich dachte weder an mein Schiff noch an meine Schweſtern: ſondern bloß an die Befriedigung meiner Neugier. Inzwiſchen kam die Nacht heran, und da ihre Annäherung mir verkündete, daß es Zeit wäre mich fort zu begeben, ſo wollte ich meinen Weg wieder durch die Höfe nehmen, durch welche ich gekommen war; aber es war mir nicht leicht, ihn wiederzufinden. Ich verirrte mich in den Gemächern, und als ich mich wieder in dem großen Thronzimmer mit dem Bett, dem großen Diamanten und den angezündeten Lichtern befand, beſchloß ich, die Nacht daſelbſt zuzubringen, und die Rückkehr zu meinem Schiff bis an den anderen Morgen zu verſchieben. Ich warf mich auf das Bett, nicht ohne einige Angſt, mich in einem ſo öden Ort allein zu ſehen, und es war ohne Zweifel dieſe Furcht, die mich am Schlafen hinderte.

Es mochte ungefähr Mitternacht ſein, als ich eine Stimme, wie die eines Mannes hörte, der den Alkoran auf dieſelbe Art und Weiſe und mit demſelben Ton las, wie er in unſern Tempeln geleſen wird. Dieß verurſachte mir viel Freude; ich ſtand ſogleich auf, nahm ein Licht, um mir zu leuchten, und ging auf der Seite, auf welcher ich die Stimme hörte, von Zimmer zu Zimmer. Ich blieb vor der Thüre eines Kabinettes ſtehen, aus welchem ſie unbezweifelt kam. Ich ſtellte das Licht auf die Erde, und als ich durch eine Spalte blickte, ſchien es mir ein Betzimmer zu ſein. Es befanden ſich darin in der That, wie in unſeren Tempeln, eine Blende, welche bezeichnete, wohin man ſich beim Gebet wenden ſollte, aufgehangene und angezündete Lampen, und zwei Leuchter mit großen ebenfalls angezündeten Kerzen von weiſſem Wachs.

Ich ſah auch einen kleinen Teppich ausgebreitet, von der Form derer, die man bei uns auszubreiten pflegt, um ſich darauf zu ſetzen und zu beten. Ein junger Mann von gutem Geſicht ſaß auf dem Teppich, und las mit großer Aufmerkſamkeit laut im Alkoran, der vor ihm auf einem kleinen Pulte lag. Bei dieſem Anblick forſchte ich, von Bewunderung hingeriſſen, in meinem Geiſt, wie es möglich wäre, daß er der einzige Lebende in einer Stadt ſei, wo alle übrigen Menſchen verſteinert wären, und ich zweifelte nicht, daß darin etwas ſehr Wunderbares läge.

Da die Thüre nur angelehnt war, ſo öffnete ich ſie. Ich trat ein, und vor der Blende ſtehen bleibend, ſprach ich mit lauter Stimme folgendes Gebet: "Gelobt "ſei Gott, der uns durch glückliche Seefahrt begünſtigt "hat. Erzeige uns die Gnade uns bis zur Heimkehr "in unſer Land eben ſo zu beſchützen! Höre mich "Herr, und erhöre mein Gebet."

"Der junge Mann ſah mich an und ſagte zu mir: "Meine gute Dame, ich bitte Euch mir zu ſagen, wer Ihr ſeid und was Euch in dieſe verödete Stadt geführt hat. Zum Lohn dafür ſollt Ihr erfahren, wer ich bin, was mir begegnet iſt, aus welcher Urſach' die Bewohner dieſer Stadt in dem Zuſtande ſind, in welchem Ihr ſie geſehen habt und warum ich allein in einem ſo ſchrecklichen Unglück friſch und geſund bin."

"Ich erzählte, ihm mit wenigen Worten woher ich käme, was mich zu dieſer Reiſe veranlaßt hätte und wie ich nach zwanzigtägiger Schiffahrt glücklich angelangt wäre. Zuletzt bat ich ihn nun, ſeinerſeits das mir gegebene Verſprechen zu erfüllen und ich bezeugte ihm, wie ſehr ich über die ſchreckliche Verödung erſtaunt wäre, die ich überall auf meinem Wege bemerkt hätte.

"Meine liebe Dame, — ſagte der junge Mann, — geduldet Euch einen Augenblick." Bei dieſen Worten machte er den Alkoran zu, ſteckte ihn in ein koſtbares Futteral und legte ihn in die Blende, Während dem hatte ich Zeit ihn aufmerkſam zu betrachten und ich fand ihn ſo ſchön und ſo anmuthig, daß ich Bewegungen fühlte, die ich früher noch nie gefühlt hatte. Er ließ mich neben ſich ſetzen und eh' er zu reden begann, konnte ich mich nicht erwehren, ihm mit einer Miene, die ihm die Geſinnungen, welche er mir eingeflößt hatte zu erkennen gab, zu ſagen: »Liebenswürdiger Herr, theurer Gegenſtand meiner Seele, man kann nicht mit größerer Ungeduld als ich es thue, die Aufklärung über ſo viele erſtaunliche Dinge erwarten, welche meine Blicke ſeit meinem erſten Schritt in dieſe Stadt geſchaut haben und meine Neugier kann nicht ſchnell genug befriedigt werden. Redet, ich beſchwöre Euch; erzählt mir durch welches Wunder Ihr allein unter einer ſolchen Menge an einem ſo unerhörten Tode verſtorbener Perſonen noch am Leben ſind."

Hier unterbrach ſich Scheheraſade und ſagte zu Schachriar: »Herr, Eure Majeſtät bemerkt vielleicht nicht, daß es Tag iſt. Wenn ich fortführe zu erzählen, würd' ich Eure Geduld mißbrauchen." Der Sultan ſtand auf, entſchloſſen in der nächſten Nacht die Folge dieſer merkwürdigen Geſchichte zu hören.

Neun und ſechzigſte Nacht.

Dinarſade bat ihre Schweſter in der folgenden Nacht die Erzählung Zobeïdens wieder aufzunehmen und zu berichten, was ſich zwiſchen ihr und dem jungen Mann begab, den ſie in jenem ſo ſchön von ihr geſchilderten Palaſt fand. Ich werde Dir Genüge leiſten, erwiederte die Sultaninn. Zobeïde ſetzte ihre Erzählung in folgenden Worten fort:

Verehrte Frau, — ſagte der junge Mann zu mir, — Ihr habt mir durch Euer Gebet hinlänglich gezeigt, daß Ihr die Erkenntniß des wahren Gottes beſitzt. Ihr ſollt eine ſehr merkwürdige Wirkung von ſeiner Macht und ſeiner Größe erfahren. Wißt, daß dieſe Stadt die Hauptſtadt eines mächtigen Königreichs war, deſſen Namen der König, mein Vater, führte. Dieſer Fürſt, ſein ganzer Hof, die Bewohner der Stadt und alle ſeine anderen Unterthanen waren Magier und Anbeter des Feuers und des Nardoun des alten Königs der Rieſen, die ſich gegen Gott empört hatten.

Obgleich von götzendieneriſchen Eltern abſtammend, hab' ich doch das Glück gehabt in meiner Jugend zur Hofmeiſterinn eine gute muſelmänniſche Dame zu haben, die den Alkoran auswendig wußte und ſehr gut auslegte. „Mein Prinz, — ſagte ſie oft zu mir, — es gibt nur einen wahren Gott; hütet Euch, andere anzuerkennen und anzubeten.“ Sie lehrte mich arabiſch leſen und das Buch, welches ſie mir zur Uebung gab, war der Alkoran. Sobald ich ſie zu begreifen vermochte, erklärte ſie mir alle Punkte dieſes trefflichen Buchs und flößte mir, ohne Wiſſen meiner Eltern allen ſeinen Geiſt ein. Sie ſtarb, aber erſt nachdem ſie mir allen den Unterricht ertheilt hatte, deſſen ich bedurfte um vollkommen von den Wahrheiten der muſelmänniſchen Religion überzeugt zu ſein. Seit ihrem Tode bin ich feſt bei den Geſinnungen geblieben, die ſie mir eingeflößt hat und habe den falſchen Gott Nardoun und die Anbetung des Feuers verabſcheut.

Vor drei Jahren und einigen Monaten ließ ſich plötzlich durch die ganze Stadt eine gewaltige Stimme hören und zwar ſo deutlich, daß niemand eines der von ihr geſprochenen folgenden Worte verlor:

„Einwohner, laßt ab von der Anbetung Nardouns und des Feuers. Betet den einigen Gott an, der da barmherzig iſt.“

Dieſelbe Stimme ließ ſich drei Jahr hintereinander hören; aber da ſich niemand bekehrte; ſo wurden am letzten Tage des dritten Jahres um drei oder vier Uhr des Morgens alle Einwohner in einem Augenblick, jeder in dem Zuſtande und in der Stellung, worin er ſich eben befand, in Stein verwandelt. Den König, meinen Vater, traf daſſelbe Loos; er wurde zu ſchwarzem Stein, ſo wie man ihn noch an einem Ort dieſes Palaſtes ſieht und die Königinn, meine Mutter, hatte ein gleiches Schickſal.

»Ich bin der einzige, den Gott mit dieſer ſchrecklichen Züchtigung verſchont hat und ſeit dieſer Zeit fahre ich fort ihm mit größerer Inbrunſt als je zu dienen und ich bin überzeugt, daß er nur Euch, meine ſchöne Frau, zu meinem Troſte ſchickt, wofür ich ihm innigſt danke; denn ich geſtehe Euch daß mich dieſe Einſamkeit ſehr langweilt.

Dieſe ganze Erzählung und vorzüglich dieſe letzten Worte entflammten mich vollends für ihn. »Prinz, — ſagte ich zu ihm, — es iſt nicht zu bezweifeln, mich hat die Vorſehung in Euren Hafen gebracht um Euch die Gelegenheit zu verſchaffen, Euch aus einem ſo traurigen Orte zu entfernen. Das Schiff in welchem ich gekommen bin, kann Euch überzeugen, daß ich zu Bagdad, allwo ich andre recht beträchtliche Güter zurückgelaſſen habe, in einigem Anſehn ſtehe. Ich wage es, Euch dort einen Zufluchtsort anzubieten, bis der mächtige Beherrſcher der Gläubigen, der Verweſer des großen Propheten, welchen Ihr anerkennt, Euch alle gebührende Ehre erwieſen hat. Dieſer berühmte Fürſt wohnt in Bagdad und ſobald er Eure Ankunft in ſeiner Hauptſtandt erfahren haben wird, wird er Euch zu erkennen geben, daß man ſeinen Beiſtand nicht vergebens anfleht. Es iſt nicht möglich, daß ihr länger in einer Stadt bleibt, in welcher Euch alle Gegenſtände unerträglich ſein müſſen. Mein Schiff iſt zu Euren Dienſten und ihr könnt unumſchränkt darüber gebieten. Er nahm das Anerbieten an und wir brachten den übrigen Theil der Nacht damit zu uns von unſerer Einſchiffung zu unterhalten.

Sobald der Tag anbrach, gingen wir aus dem Palaſt und begaben uns in den Hafen, wo wir meine Schweſtern, den Schiffshauptmann und meine Sklaven ſehr um mich beſorgt fanden. Nachdem ich den Prinzen meinen Schweſtern vorgeſtellt hatte, erzählte ich ihnen, was mich verhindert hätte am vergangenen Tage zum Schiff zurückzukehren, wie ich den jungen Prinzen getroffen, ſeine Geſchichte und die Urſach' der Verödung einer ſo ſchönen Stadt.

Die Matroſen brachten mehrere Tage damit zu, die mitgebrachten Waaren aus- und an ihrer Stelle alles das einzuladen, was der Palaſt koſtbares an Edelſteinen, Gold und Silber enthielt. Wir ließen das Hausgeräth und eine Menge Goldſchmidtsarbeit zurück, weil wir ſie nicht fortbringen konnten; denn wir hätten mehrere Schiffe dazu gebraucht um alle die Reichthümer, die wir vor Augen hatten, nach Bagdad zu bringen.

Nachdem wir nun das Schiff mit allen den Sachen, die wir mitnehmen wollten, beladen hatten, nahmen wir ſoviel Mundvorrath und Waſſer ein, als zu unſerer Reiſe nöthig erachtet wurde. Was den Mundvorrath betraf, ſo war uns noch viel von dem übrig geblieben, den wir in Balſora eingeſchifft hatten.

Endlich ſegelten wir mit einem Winde, wie wir ihn nur wünſchen konnten, ab.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheheraſade, daß es Tag war. Sie hörte auf zu reden und der Sultan ſtand auf, ohne etwas zu ſagen, nahm ſich aber vor die Geſchichte Zobeïdens und des jungen, ſo wunderbar erhaltenen Prinzen bis zu Ende zu hören.

Siebzigſte Nacht.

Gegen Ende der folgenden Nacht, weckte Dinarſade, ungeduldig den Erfolg von Zobeïdens Seefahrt zu erfahren, die Sultaninn. "Meine liebe Schweſter, — ſagte ſie zu ihr, — fahre, — ich bitte Dich, — in der geſtrigen Erzählung fort und ſage uns, ob der junge Prinz und Zobeïde glücklich in Bagdad anlangten." "Ihr ſollt es erfahren, — erwiederte Scheheraſade; — Zobeïde erzählte, ſich immer an den Sultan wendend, folgendermaaßen weiter:

Herr, ſagte ſie, der junge Prinz, meine Schweſtern und ich, wir unterhielten uns täglich angenehm mit einander; aber ach! unſere Einigkeit dauerte nicht lange! Meine Schweſtern wurden eiferſüchtig über das Verſtändniß, welches ſie zwiſchen dem jungen Prinzen und mir bemerkten und fragten mich eines Tages boshafterweiſe: was wir mit ihm anfangen würden, wenn wir in Bagdad angelangt wären. Ich merkte wohl, daß ſie dieſe Frage nur darum an mich richteten, um meine Geſinnungen zu entdecken. Ich antwortete ihnen deshalb, indem ich die Sache ſcherzhaft zu nehmen ſchien, daß ich ihn zu meinem Gatten nehmen würde und ſagte zum Prinzen, mich zu ihm wendend: „Mein Prinz, ich bitte Euch einzuwilligen. Sobald wir in Bagdad ſein werden, iſt meine Abſicht Euch meine Perſon anzubieten um Eure ergebenſte Sklavinn zu ſein, Euch Dienſte zu leiſten und Euch als den unumſchränkten Herrn meines Willens anzuerkennen.

Verehrte Frau, — erwiederte der Prinz, — ich weiß nicht ob Ihr ſcherzt; was aber mich betrifft; ſo erkläre ich Euch ſehr ernſthaft vor Euren beiden Frauen Schweſtern, daß ich von dieſem Augenblick an aus gutem Herzen das Anerbieten annehme, welches Ihr mir macht, nicht um Euch als eine Sklavinn, ſondern als meine Dame und meine Herrinn zu betrachten und ich begebe mich jedes Anſpruchs auf eine Herrſchaft über Eure Handlungen.“ Meine Schweſtern veränderten bei dieſer Rede die Farbe und ich bemerkte ſeit dieſer Zeit, daß ſie nicht mehr dieſelben Geſinnungen als ſonſt für mich hegten.

Wir waren im perſiſchen Meerbuſen und näherten uns Balſora, wo ich, bei dem guten Winde, den wir hatten, am folgenden Tage anzulangen hoffte. Aber in der Nacht, während ich ſchlief, paßten meine

Schweſtern ihre Zeit ab und warfen mich ins Meer; den Prinzen ertränkten ſie auf gleiche Weiſe. Ich erhielt mich einige Zeit über dem Waſſer und glücklicher oder vielmehr wunderbarer Weiſe fand ich Grund. Ich ging auf etwas Schwarzes zu, das ich, ſo viel mir die Dunkelheit zu unterſcheiden vergönnte, für Land hielt. In der That erreichte ich ein Ufer und der anbrechende Tag ließ mich erkennen, daß ich mich auf einer kleinen wüſten Inſel, ungefähr zwanzig Meilen von Balſora befand. Ich hatte meine Kleider ſchnell an der Sonne getrocknet und bemerkte im Gehen mehrere Arten von Früchten und auch ſüßes Waſſer, was mir einige Hoffnung zur Erhaltung meines Lebens gab. "Ich ruhte mich im Schatten aus, als ich eine ſehr dicke und lange, geflügelte Schlange gewahrte, die, ſich rechts und links heftig hin und her bewegend und mit ausgeſtreckter Zunge auf mich zu kam, woraus ich ſchloß, daß irgend ein Uebel ſie bedrängte. Ich ſtand auf und hatte Mitleid mit ihr, als ich gewahrte, daß ſie von einer noch dickeren Schlange verfolgt wurde, welche ſie beim Schwanz hielt und ſich anſtrengte ſie zu verſchlingen. Statt zu fliehen hatte ich die Dreiſtigkeit und den Muth einen zufällig neben mir liegenden Stein zu ergreifen. Ich warf ihn mit aller meiner Kraft gegen die dickere Schlange, traf ſie an den Kopf und zerſchmetterte dieſen. Als die andere ſich befreit ſah, breitete ſie ihre Flügel aus und flog davon; ich betrachtete ſie lange in der Luft als etwas außerordentliches; als ich ſie aber aus dem Geſicht verloren hatte, ſetzte ich mich wieder an einem anderen Fleck in den Schatten und entſchlief.

Stellt Euch vor, wie groß bei meinem Erwachen mein Erſtaunen war, neben mir eine ſchwarze Frau mit lebhaften und angenehmen Zügen zu ſehen, welche an einem Bande zwei Hündinnen von derſelben Farbe hielt. Ich richtete mich auf und fragte ſie wer ſie wäre. »Ich bin, — erwiederte ſie, — die Schlange, welche Ihr vor kurzem von ihrem gefährlichſten Feinde befreit habt. Ich habe geglaubt den wichtigen Dienſt, der mir von Euch geleiſtet worden iſt, nicht beſſer vergelten zu können als wenn ich thäte, was ich gethan habe. Ich wußte um den Verrath Eurer Schweſtern und habe, um Euch zu rächen, ſobald ich durch Eure großmüthige Hülfe frei war, mehrere meiner Genoſſinnen, welche gleich mir Feen ſind, herbeigerufen; wir haben die ganze Ladung Eures Schiffes in Eure Vorrathshäuſer in Bagdad getragen und es hierauf verſenkt. Dieſe beiden ſchwarzen Hündinnen ſind Eure Schweſtern, denen ich dieſe Geſtalt gegeben habe. Dieſe Züchtigung iſt aber nicht hinreichend und Ihr müßt ſie noch auf die Art, die ich Euch ſagen werde, behandeln.«

Bei dieſem Worten umfaßte die Fee mich feſt mit dem einen Arm und die beiden Hündinnen mit dem andern und brachte uns ſo nach Bagdad, wo ich in meinem Vorrathshauſe alle die Reichthümer fand, mit welchen mein Schiff beladen geweſen war. Ehe ſie mich verließ übergab ſie mir die beiden Hündinnen und ſagte zu mir: "Bei der Strafe gleich ihnen in "eine Hündinn verwandelt zu werden, befehle ich "Euch im Namen deſſen, der die Meere bewegt, alle "Nächte jeder Eurer Schweſtern hundert Peitſchen"hiebe zu geben um ſie wegen des Verbrechens zu be"ſtrafen, welches ſie an Eurer Perſon und dem von "ihnen ertränkten Prinzen begangen haben." Ich war genöthigt ihr zu verſprechen, daß ich ihren Befehl erfüllen würde.

Seit jener Zeit hab' ich ſie jede Nacht mit Widerwillen auf eben dieſe Weiſe, von welcher Eure Majeſtät Zeuge geweſen iſt, behandelt. Ich bezeuge ihnen durch meine Thränen mit wie vielen Schmerzen und wie ungern ich mich einer ſo grauſamen Verpflichtung entledige und ihr ſeht wohl, daß ich hierin mehr zu beklagen, als zu tadeln bin. Wenn es noch etwas mich Betreffendes gibt, wovon ihr unterrichtet zu ſein wünſcht; ſo wird Euch meine Schweſter Amine durch die Erzählung ihrer Geſchichte darüber aufklären.

Nachdem der Chalyf Zobeïden mit Bewunderung angehört hatte, ließ er durch den Großweſyr die anmuthige Amine um die Gefälligkeit erſuchen, ihm doch zu erklären, warum ſie mit Narben bezeichnet wäre.

Aber Herr, — ſagte Scheherazade bei dieſer Stelle, — es iſt Tag und ich darf Eure Majeſtät nicht länger aufhalten. Schachriar, überzeugt, daß die Geſchichte, welche Scheherazade zu erzählen hatte, die Entwickelung der vorhergegangenen enthalten würde, ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich muß mir das Vergnügen ganz gewähren.“ Er ſtand auf, mit dem Entſchluß, die Sultannin dieſen Tag noch leben zu laſſen.

Ein und ſiebenzigſte Nacht.

Dinarſade wünſchte leidenſchaftlich Aminens Geſchichte zu hören und deshalb erwachte ſie ſehr früh und beſchwor die Sultaninn ihr zu erzählen, warum der Buſen der liebenswürdigen Amine ganz mit Narben bedeckt ſei. „Ich bin bereit, — erwiederte Scheherazade, — und um keine Zeit zu verlieren, ſollſt Du wiſſen, daß Amine, ſich an den Chalyfen wendend, ihre Geſchichte, wie folget begann:

Geſchichte Aminens.

"Beherrſcher der Gläubigen, — ſagte ſie, — um nicht Dinge zu wiederholen, von welchen Eure Majeſtät ſchon durch die Erzählung meiner Schweſter unterrichtet iſt, ſag' ich Euch nur, daß meine Mutter, nachdem ſie ein Haus gemiethet hatte, um in ihrem Wittwenſtande für ſich zu leben, mich einem der reichſten Erben dieſer Stadt zur Frau gab.

Das erſte Jahr unſerer Ehe war noch nicht verfloſſen, als ich Wittwe wurde, und zum Beſitz des ganzen Vermögens meines Gatten kam, welches ſich auf achtzigtauſend Zeckinen belief. Die bloßen Zinſen dieſer Summe reichten übrigens zu meinem ſehr anſtändigen Lebensunterhalt vollkommen hin. Ich hatte mir jedoch, ſobald die erſten ſechs Monate meiner Trauer um waren, zehn verſchiedene Anzüge von ſo großer Pracht machen laſſen, daß jeder auf zehntauſend Zeckinen zu ſtehen kam, und ich fing an, ſie am Ende des Jahres zu tragen [20].

Als ich eines Tages mit häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt war, wurde mir geſagt, daß eine Frau mich zu ſprechen verlange. Ich befahl ſie vorzulaſſen. Es war eine ſchon ſehr bejahrte Perſon. Sie grüßte mich, indem ſie die Erde küßte, und ſagte zu mir, auf den Knieen bleibend: »Meine gute Dame, ich bitte Euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, Euch zu beläſtigen; das Zutrauen, welches ich zu Eurer Menſchenliebe habe, macht mich ſo dreiſt. Wißt, verehrte Frau, daß ich eine vaterloſe Tochter habe, die ſich heute verheirathen ſoll, daß wir beide hier fremd ſind, und in dieſer Stadt nicht die geringſte Bekanntſchaft haben. Das ſetzt uns ſehr in Verlegenheit; denn wir möchten gern der zahlreichen Familie, mit welcher wir uns verbinden ſollen, zeigen, daß wir keine Unbekannte ſind, und hier etwas gelten. Wenn Ihr nun, meine gütige Frau, die Gefälligkeit haben wolltet, dieſe Hochzeit mit Eurer Gegenwart zu beehren, ſo würden wir Euch um ſo mehr verpflichtet ſein, da die Frauen unſeres Landes daraus folgern würden, daß wir hier nicht als Elende angeſehen ſind, wenn ſie erfahren, daß eine Perſon von Eurem Range es nicht verſchmäht hätte, uns eine ſo große Ehre zu erweiſen. Aber ach! wenn Ihr unſere Bitte unerfüllt laßt, welche Kränkung für uns! Wir wiſſen dann nicht, an wen wir uns wenden ſollen.«

Dieſe Rede, bei welcher die arme Frau Thränen vergoß, bewegte mich zum Mitleiden. »Meine theure Mutter, — ſagte ich zu ihr, — betrübt Euch nicht; ich will Euch gern die gewünſchte Freude machen, ſagt mir nur, wohin ich kommen ſoll, und laßt mir Zeit, mich ein wenig feſtlich zu kleiden.« Die alte Frau war über dieſe Antwort vor Freuden außer ſich, und ſchneller, mir die Füße zu küſſen, als ich, es abzuwehren. »Meine liebreiche Frau, — verſetzte ſie als ſie aufſtand, — Gott wird Euch für die Güte belohnen, die Ihr Euren Dienerinnen erweiſt, und Euer Herz eben ſo mit Freude erfüllen, wie Ihr das unſrige damit erfüllt. Noch iſt es nicht nöthig, daß Ihr Euch ſo bemüht; es genügt, daß Ihr gegen Abend zu der Stunde, zu welcher ich Euch abholen werde, mit mir kommt. Lebt wohl, verehrte Frau, — fügte ſie hinzu, — auf die Ehre Euch wiederzuſehen.«

Sobald ſie mich verlaſſen hatte, wählte ich dasjenige von meinen Kleidern, das mir am meiſten gefiel, mit einem Halsband von großen Perlen, Armbändern, Ringen und Ohrgehängen von den ſchönſten und glänzendſten Diamanten. Ich hatte eine Ahndung von dem, was mir begegnen ſollte.

Es begann Nacht zu werden, als die alte Frau mit freudigem Geſicht zu mir kam. Sie küßte mir die Hand und ſagte zu mir: »Meine liebe Frau, die Verwandtinnen meines Schwiegerſohnes, welche die erſten

Damen der Stadt ſind, haben ſich bereits verſammelt. Beliebt's Euch, ſo kommt: ich bin bereit, Euch zu geleiten.« Wir machten uns ſogleich auf den Weg; ſie ging vor mir her, und ich folgte ihr mit einer großen Anzahl mir angehöriger wohlgekleideter Sklavinnen. In einer ſehr breiten, friſch gekehrten und beſprengten Straße hielten wir vor einer großen Thüre an, die von einer großen Laterne erleuchtet war, deren Licht mich über der Thüre folgende aus goldnen Buchſtaben beſtehende Inſchrift leſen ließ: »Hier iſt die ewige Wohnung der Ergötzungen und der Freude.« Die alte Frau klopfte an, und man öffnete ſogleich.

Man führte mich an's Ende des Hofes und in einen großen Saal, in welchem ich von einer jungen, unvergleichlich ſchönen Dame empfangen wurde. Sie kam mir entgegen, und nachdem ſie mich umarmt und genöthigt hatte, mich auf ein Sofa zu ſetzen, wobei ſich ein mit Diamanten beſetzter Thron von koſtbarem Holz befand, ſagte ſie zu mir: »Verehrte Frau, man hat Euch hieher geladen, um einer Hochzeit beizuwohnen; aber ich hoffe, daß dieſe Hochzeit eine andre ſein wird, als Ihr Euch einbildet. Ich habe einen Bruder, welcher der wohlgebildetſte und vollkommenſte aller Männer iſt; er iſt von dem Bild, das er von Euren Reizen hat entwerfen hören, ſo entzückt, daß ſein Schickſal von Euch abhängt, und daß er ſehr unglücklich ſein wird, wenn Ihr nicht Mitleiden mit ihm habt. Er kennt den Rang, den Ihr in der Welt behauptet, und ich kann Euch verſichern, daß der ſeinige einer Verbindung mit Euch nicht unwürdig iſt. Wenn meine Bitten etwas über Euch vermögen: ſo füge ich ſie zu den ſeinigen, und bitte Euch, ſein Anerbieten, Euch zu ſeiner Gattinn zu machen, nicht zu verwerfen."

Seit dem Tode meines Mannes hatte ich noch nicht daran gedacht, mich wieder zu verheirathen; aber ich hatte nicht die Kraft, einer ſo ſchönen Perſon eine abſchlägige Antwort zu geben. Sobald ich durch ein Stillſchweigen und ein erröthendes Geſicht in die Sache eingewilligt hatte, klatſchte die junge Dame mit den Händen und ſogleich öffnete ſich ein Kabinett, aus welchem ein junger Mann von ſo majeſtätiſchem und dabei ſo anmuthigem Ausſehen trat, daß ich mich glücklich ſchätzte, eine ſo ſchöne Eroberung gemacht zu haben. Er nahm neben mir Platz, und ich erkannte aus der Unterhaltung, die wir mit einander hatten, daß ſeine Verdienſte noch die Schilderung übertrafen, welche mir ſeine Schweſter davon gemacht hatte.

Als ſie nun ſah, daß wir miteinander zufrieden waren, klatſchte ſie zum zweitenmal mit den Händen, und es trat ein Kadi [21] ein, welcher unſern Heirathskontrakt aufſetzte, ihn unterzeichnete, und ihn auch von vier Zeugen, die er mitbrachte, unterzeichnen ließ. Das einzige, was mein Mann von mir verlangte, war, daß ich mich nicht ſehen laſſen und mit keinem Mann, außer ihm, ſprechen ſollte, und er ſchwur mir, daß ich, wenn ich dieſe Bedingung erfüllte, alle Urſach haben ſollte, mit ihm zufrieden zu ſein. So wurde unſre Heirath beſchloſſen und vollzogen, und ich war die Hauptſchauſpielerinn bei der Hochzeit, zu welcher ich nur als Gaſt war eingeladen worden.

Einen Monat nach unſrer Verheirathung, als ich eben einigen Stoff brauchte, bat ich meinen Mann um die Erlaubniß, ausgehen und den Einkauf machen zu dürfen. Er gab dazu ſeine Einwilligung, und ich nahm zu meiner Begleitung die alte zum Hauſe gehörige Frau, von welcher ich ſchon geſprochen habe, und zwei meiner Sklavinnen mit. Als wir auf der Straße der Kaufleute waren, ſagte die alte Frau zu mir: „Meine theure Gebieterinn, da Ihr einen ſeid'nen Stoff ſucht, ſo muß ich Euch zu einem jungen Kaufmann führen, den ich kenne; er hat dergleichen von allen Gattungen, und ohne Euch damit zu ermüden, daß Ihr von Laden zu Laden lauft, kann ich Euch verſichern, daß Ihr bei ihm finden werdet, was Ihr nirgends anders findet.“ Ich ließ mich führen, und wir traten in den Laden eines jungen, recht wohlgebildeten Kaufmannes. Ich ſetzte mich und ließ ihm durch die alte Frau ſagen, er ſolle mir ſeine ſchönſten ſeidenen Stoffe zeigen. Die Alte wollte, daß ich ihm das ſelbſt ſagen ſollte; aber ich erwiederte ihr, daß es eine meiner Heirathsbedingungen ſei, mit keinem anderen Mann, als mit dem meinigen, zu ſprechen, und daß ich nicht dagegen handeln dürfte.

Der Kaufmann zeigte mir mehrere Stoffe und ich ließ ihn nach dem Preiſe des einen fragen, der mir am beſten gefiel. Er entgegnete der Alten: Er iſt mir weder um Gold noch um Silber feil; aber ich will ihr ein Geſchenk damit machen, wenn ſie mir erlaubt, ſie auf die Wange zu küſſen. Ich befahl der Alten ihm zu ſagen, daß es ſehr dreiſt von ihm wäre mir dieſen Vorſchlag zu machen. Aber ſtatt mir zu gehorchen ſtellte ſie mir vor, daß das, was der Kaufmann verlange, keine ſehr wichtige Sache ſei, daß ich ja nicht zu ſprechen, ſondern bloß die Wange hinzuhalten brauchte und daß es ſchnell abgemacht ſein würde. Ich hatte ſo große Luſt den Stoff zu beſitzen, daß ich einfältig genug war, dieſen Rath zu befolgen. Die alte Frau und meine Sklavinnen ſtellten ſich vor mich, damit man mich nicht ſehen könnte und ich entſchleierte mich; aber ſtatt mich zu küſſen, biß mich der Kaufmann bis aufs Blut. Mein Schmerz und mein Erſtaunen war ſo groß, daß ich ohnmächtig nieder ſank und dem Kaufmann Zeit genug ließ ſeinen Laden zu ſchließen und die Flucht zu ergreifen. Als ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, fühlte ich daß meine Wange ganz mit Blut bedeckt war. Die alte Frau und meine Sklarinnen hatten Sorge getragen, ſie alsbald mit meinem Schleier zu bedecken, damit die Leute die herzuliefen, nichts gewahr werden und glauben möchten, es ſei nur eine Ohnmacht, die mich befallen hätte.

Indem Scheheraſade dieſe letzten Worte ſprach, ſah ſie das Tageslicht und ſchwieg. Der Sultan fand das, was er eben gehört hatte, ſehr außerordentlich und ſtand auf, ſehr neugierig die Folge zu hören.

Zwei und ſiebenzigſte Nacht.

Scheheraſade richtete um frühen Morgen das Wort an Dinarſaden: »Höre, — ſagte ſie zu ihr — meine Schweſter, wie Amine ihre Erzählung fortſetzte:

Die Alte, welche mich begleitete — erzählte ſie weiter — war im höchſten Grade über den Unfall beſtürzt, den ich erlitten hatte und bemühte ſich mich zu beruhigen. Meine gute Gebieterinn, — ſagte ſie zu mir, — ich bitte Euch um Vergebung, ich bin Schuld an dieſem Unglück; ich habe Euch zu dieſem Kaufmann geführt, weil er mein Landsmann iſt und ich ihn niemals eines ſo boshaften Streiches fähig gehalten haben würde; aber betrübt Euch nicht; verlieren wir keine Zeit, kehren wir nach Hauſe zurück; ich werde Euch ein Mittel geben, welches Euch in drei

Tagen ſo vollkommen heilen wird, daß man nicht die geringſte Spur ſehen ſoll. Meine Ohnmacht hatte mich ſo geſchwächt, daß ich kaum gehen konnte. Ich gelangte jedoch bis in meine Wohnung, aber ich wurde zum zweitenmal ohnmächtig, als ich in mein Zimmer trat. Inzwiſchen wendete die Alte ihr Mittel an; ich kam wieder zu mir ſelbſt und legte mich in's Bett.

Als es Nacht geworden war, kam mein Mann. Er ſah, daß ich den Kopf verhüllt hatte und fragte mich, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß es ein Kopfſchmerz ſei und glaubte, daß er nun nicht weiter forſchen würde; aber er nahm ein Wachslicht und da er ſah, daß ich an der Wange verwundet war, fragte er mich, woher dieſe Wunde käme. Obgleich ich eben kein großes Verbrechen begangen hatte; ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen ihm die Sache zu geſtehen; ſolch' ein Geſtändniß einem Manne zu machen, ſchien mir die Schicklichkeit zu verletzen. Ich ſagte ihm, daß, als ich mit ſeiner Erlaubniß ausgegangen wäre um einen Seidenſtoff zu kaufen, ein mit Holz beladener Laſtträger in einem engen Gäßchen ſo nahe bei mir vorbeigegangen ſei, daß mir ein Scheit Holz eine Schramme geritzt hätte, die aber wenig bedeute.

Dieſe Urſach' verſeßte meinen Mann in Zorn. Solch' eine Handlung, — ſagte er zu mir, — ſoll nicht unbeſtraft bleiben. Ich werde morgen dem Polizeimeiſter Befehl ertheilen, alle dieſe flegelhaften Laſtträger feſt zu nehmen und ſie alle hängen zu laſſen.

In der Furcht, die ich hatte, den Tod ſo vieler Unſchuldigen zu verurſachen, ſagte ich zu ihm: »Herr, es würde mir ſehr leid thun, wenn eine ſo große Ungerechtigkeit begangen würde; hütet Euch ja ſie zu begehen; ich würde mich der Vergebung unwerth achten, wenn ich dieſes Unglück veranlaßt hätte.« »Sagt mir alſo aufrichtig, — verſetzte er, — was ich von Eurer Verwundung denken ſoll.«

Ich erwiederte ihm, daß ich durch die Unachtſamkeit eines auf ſeinem Eſel reitenden Beſenverkäufers dazu gekommen wäre; daß er hinter mir geritten ſei und den Kopf auf eine andere Seite gewendet und daß ſein Eſel mich ſo heftig geſtoßen hätte, daß ich auf die Erde und mit der Backe auf Glas gefallen wäre. »Wenn das iſt, — ſagte nun mein Man, — ſo ſoll die Sonne morgen früh nicht aufgehen, ohne daß der Großweſyr Giafar von dieſer Unverſchämtheit benachrichtigt iſt. Er wird alle dieſe Beſenverkäufer tödten laſſen.« »Im Namen Gottes, Herr, — unterbrach ich ihn, — ich bitte Euch ihnen zu vergeben, ſie ſind nicht ſtrafbar.« »Aber, Frau — ſagte er, — was ſoll ich denn glauben? Redet, ich will durchaus aus Eurem Munde die Wahrheit erfahren.« »Herr, — entgegnete ich ihm, — es iſt mir eine Betäubung zugeſtoßen und ich bin gefallen; ſo iſt die Sache.«

Bei dieſen letzten Worten verlor mein Mann die Geduld. "Ha, — rief er aus, — nun hab' ich lange genug Lügen angehört." Indem er dieß ſagte, klatſchte er mit den Händen und es traten drei Sklaven herein. "Reißt ſie aus dem Bette, — ſagte er zu ihnen, — und legt ſie ausgeſtreckt mitten in's Zimmer." Die Sklaven erfüllten ſeinen Befehl und als mich der eine beim Kopf, der andere bei den Beinen hielt, befahl er dem dritten einen Säbel zu holen und als dieſer ihn gebracht hatte, ſagte er zu ihm: "Hau' zu, ſchlag' ihr den Kopf ab und wirf ihn in den Tigris. Er ſoll den Fiſchen zur Nahrung dienen; dieß iſt die Beſtrafung, welche ich diejenigen Perſonen erleiden laſſe, denen ich mein Herz geſchenkt habe und die treulos gegen mich ſind. Da er ſah, daß der Sklave nicht zu gehorchen eilte, fuhr er fort: "So hau' doch zu. Wer hält Dich auf? Was erwarteſt Du?" "Gnädige Frau, — ſagte hierauf der Sklave zu mir, der letzte Augenblick Eures Lebens iſt ganz nahe; bedenkt, ob ihr noch irgend etwas vor Eurem Tode anzuordnen wünſcht."

"Ich bat um die Erlaubniß ein Wort ſagen zu dürfen. Sie wurde mir bewilligt. Ich erhob das Haupt und ſagte indem ich meinen Gatten ſehr zärtlich betrachtete: "Ach, in welchem Zuſtand ſeh' ich mich verſetzt! Ich muß alſo in meinen ſchönſten Tagen ſterben!" Ich wollte mehr ſagen; aber meine

Thränen und Seufzer hinderten mich daran. Das Alles rührte meinen Gatten nicht. Im Gegentheil; er machte mir Vorwürfe, auf welche jede Erwiederung unnütz geweſen wäre.

Er ſagte mir folgende Verſe vor:

"Wenn ich bei der, die ich liebe, einen Mitgenoſſen (Nebenbuhler) habe; ſo wird meine Seele die Liebe meiden, ſollte ich auch vor Sehnſucht vergehn."

"Mein Troſt würde ſein, daß ich eines edlen Todes ſtürbe *); denn es iſt ohnedem kein Heil bei einer Liebe, bei welcher ein Gegner (Nebenbuhler) iſt."

"Sage der, die meine Verbindung verſchmähet, mich betrogen, und einen andern Geliebten außer mir erwählt hat:" ich bin deiner überdrüßig geworden, ehe Du meiner ſatt wurdeſt und was zwiſchen uns vorgefallen, iſt hiermit genug."

Als ich dieſes hörte, o Beherrſcher der Gläubigen, weinte ich bitterlich, ſah ihn ſchmerzlich an und ſang folgende Verſe:

"Du haſt in mir Liebe erweckt, während Du ruhig bliebſt: Du verurſachſt meinen thränenwunden Augen ſchlafloſe Nächte und Du genießeſt den Schlaf."

---

*) Der Tod auf dem Schlachtfelde und der Tod aus unglücklicher Liebe gelten bei den Arabern für gleich achtungswerthe und edle Todesarten.

"Du haſt Dich zwiſchen meine Augen und den Schlaf geſtellt; denn mein Herz kann dich nicht vergeſſen und meine Thränen laſſen ſich nicht verbergen."

"Du haſt mir heilig Treue gelobt, als Du aber mein Herz beſaßeſt, hintergingſt Du mich."

"Ich liebte dich, weil ich ein unverſtändiges Mädchen war, ich kannte noch nicht die Liebe, ſtrafe mich alſo nicht mit dem Tode; denn ich bin erſt ein Lehrling."

Dann fügte ich noch folgende Verſe hinzu:

"Mit der ganzen Laſt der Sehnſucht haſt Du mich beladen und ich bin kaum fähig, meine Gewande zu tragen!"

"Ich würde mich nicht wundern, wenn der Schmerz mich tödtete; aber erſtaunen muß ich, daß mein Körper, ſeitdem ich dich ſah, noch zu erkennen iſt."

Als er mich angehört hatte, redete er mich zornig an, überhäufte mich mit Vorwürfen, und ſang:

"Die Liebe zu einem Andern hat dich von mir abgewandt und Du biſt zuerſt erkaltet; wahrlich ſo war ich nicht."

Wohlan ich werde von dir gehn, da Du mein Bleiben verabſcheu'ſt und werde das Leben ohne dich ertragen können, wie Du es ohne mich erträgſt."

"Statt dir werde ich ein Weſen finden, das mich lieben kann, aber unſern Bruch ſchreibe ich Dir allein zu, nicht mir."

Ich nahm nun zum Bitten meine Zuflucht; aber er hörte nicht darauf und befahl dem Sklaven ſeine Schuldigkeit zu thun. In dieſem Augenblick trat die alte Frau, welche die Amme meines Mannes geweſen war, in's Zimmer und warf ſich ihm zu Füßen, um zu verſuchen, ob ſie ihn beſänftigen könnte: "Mein Sohn, — ſagte ſie zu ihm, — zum Lohn dafür, daß ich Euch geſäugt und erzogen habe, beſchwöre ich Euch, mir ihre Begnadigung zu bewilligen. Bedenkt, daß wer da tödtet, getödtet wird, daß Ihr Euren Ruf beflecken und die Achtung der Menſchen verlieren werdet. Was werden ſie nicht von einem ſo blutdurſtigen Zorne ſagen? Sie ſprach dieſe Wort auf eine ſo rührende Weiſe aus und begleitete ſie mit ſo vielen Thränen, daß ſie einen ſtarken Eindruck auf meinen Gatten machten. "Nun wohl, — ſagte er zu der Amme, — Dir zu Liebe ſchenk' ich ihr das Leben. Aber ſie ſoll Zeichen tragen, die ſie an ihr Verbrechen erinnern.

Nach dieſen Worten gab mir, auf ſeinen Befehl, ein Sklave aus allen Kräften mit einen biegſamen Röhrchen, welches Haut und Fleiſch wegriß, ſo viel Schläge auf die Rippen und die Bruſt, daß ich davon die Beſinnung verlor. Hierauf ließ er mich von denſelben Sklaven, den Dienern ſeiner Wuth in ein Haus bringen, woſelbſt die Alte mich ſehr ſorgfältig pflegte. Ich mußte vier Monate lang das Bett hüten. Endlich genaß ich, aber die Narben, welche Ihr geſtern ſaht, ſind mir wider meinen Willen geblieben. Sobald ich im Stande war auszugehen, wollte ich in das Haus zurückkehren, welches ich von meinem erſten Mann ererbt hatte, aber ich fand nur die leere Stelle. Mein zweiter Gatte hatte ſich im Uebermaaß ſeines Zornes nicht damit begnügt, es niederreiſſen zu laſſen, er hatte ſogar die ganze Straße, auf welcher es ſtand, auf gleiche Weiſe vernichtet. Dieſe Gewaltſamkeit war ohne Zweifel eine unerhörte; aber gegen wen ſollte ich klagen? Der Urheber hatte Maaßregeln genommen, ſich zu verbergen und ich konnte nicht herausbringen, wer er wäre. Ueberdem, wenn ich es auch herausgebracht hätte, ſah ich nicht, daß die mir widerfahrne Behandlung von einer unumſchränkten Gewalt kam? Hätte ich's wagen können, mich darüber zu beklagen?

Troſtlos, aller Habe beraubt, nahm ich meine Zuflucht zu meiner lieben Schweſter Zobeïde, welche Eurer Majeſtät ihre Geſchichte erzählt hat, und unterrichtete ſie von meinem Unglück. Sie nahm mich mit ihrer gewöhnlichen Güte auf, und ermahnte mich, mein Leiden ſtandhaft zu ertragen. »So iſt die Welt, — ſagte ſie, — ſie nimmt uns gewöhnlich unſre Güter oder unſre Freunde, oder unſre Liebhaber und oft alles zuſammen.« Um mir zugleich zu beweiſen, was ſie mir ſagte, erzählte ſie mir den durch die Eiferſucht ihrer

Schweſtern verurſachten Verluſt des jungen Prinzen. Sie berichtete mir hierauf, auf welche Weiſe ſie in Hündinnen verwandelt worden wären. Endlich, nachdem ſie mir tauſend Zeichen ihrer Freundſchaft gegeben hatte, ſtellte ſie mir meine jüngſte Schweſter vor, die nach dem Tode meiner Mutter zu ihr gezogen war.

So beſchloſſen wir nun, Gott dafür dankend, daß er uns alle drei zuſammengeführt habe, frei zu leben, ohne uns jemals zu trennen. Seit langer Zeit führen wir dieſes ruhige Leben, und da ich die Hauswirthſchaft beſorge, ſo mach' ich mir ein Vergnügen daraus, ſebſt die nöthigen Vorräthe einzukaufen. In dieſer Abſicht ging ich geſtern aus, und ließ das Eingekaufte durch einen Laſtträger tragen, der ein Mann von Geiſt und angenehmer Laune war, und den wir zu unſrer Beluſtigung bei uns behielten. Nun fanden ſich noch, beim Einbruch der Nacht, drei Kalender ein und baten uns, ihnen bis dieſen Morgen ein Obdach zu gewähren. Wir nahmen ſie unter einer Bedingung auf, die ſie eingingen, und nachdem wir ſie an unſrer Tafel hatten niederſitzen laſſen, bewirtheten ſie uns mit einem Konzert nach ihrer Weiſe; als wir an unſre Hausthür klopfen hörten. Es waren drei Kaufleute aus Muſſul, von ſehr gutem Ausſehn, die von uns dieſelbe Begünſtigung verlangten, wie die drei Kalender, und denen wir ſie unter derſelben Bedingung bewilligten. Sie wurde jedoch weder von den Kalendern noch von den

Kaufleuten erfüllt; obgleich wir nun aber ſowohl im Stande, als berechtigt waren, ſie zu beſtrafen: ſo begnügten wir uns damit, von ihnen die Erzählung ihrer Geſchichte zu verlangen, und beſchränkten unſere Rache darauf, ſie ſodann fortzuſchicken, und ſie des von uns verlangten Obdachs zu berauben.»

Der Chalyf Harun Arreſchyd war ſehr zufrieden, erfahren zu haben, was er wiſſen wollte, und gab laut die Bewunderung zu erkennen, in welche er durch alles Gehörte verſetzt worden war. . . .

»Aber, Herr, — ſagte hier Scheheraſade, — der anbrechende Tag erlaubt mir nicht, Eurer Majeſtät zu erzählen, was der Chalyf that, um der Verzauberung der beiden ſchwarzen Hündinnen ein Ende zu machen.» Schachriar, hieraus ſchließend, daß die Sultaninn in der folgenden Nacht die Geſchichte der fünf Damen und der drei Kalender beendigen werde, ließ ſie noch am Leben.

Drei und ſiebzigſte Nacht.

»Im Namen Gottes, meine Schweſter, — rief Dinarſade vor Tagesanbruch, ich bitte Dich, uns zu erzählen, wie die beiden ſchwarzen Hündinnen ihre menſchliche Geſtalt wieder erhielten, und was aus den drei Kalendern wurde." Ich werde Deine Neugier befriedigen, — erwiederte Scheheraſade." Sie wandte hierauf ihre Worte an Schachriar, und fuhr folgendermaaßen fort:

"Herr, da der Chalyf nun ſeiner Neugier Genüge geleiſtet hatte, ſo wollte er den drei Prinzen Kalendern Beweiſe ſeiner Größe und Großmuth geben, und auch die drei Damen durch Wirkungen ſeiner Güte erfreuen. Ohne ſeine Worte erſt vom Großweſyr wiederholen zu laſſen, ſagte er ſelbſt zu Zobeïden: "Geehrte Frau, hat denn die Fee, welche ſich Euch zuerſt als Schlange zeigte, und Euch ein ſo ſtrenges Geſetz auferlegte, Euch nichts von ihrem Aufenthalt geſagt, oder Euch vielmehr nicht verſprochen, Euch wieder zu beſuchen und den beiden Hündinnen ihre menſchliche Geſtalt wiederzugeben?"

"Beherrſcher der Gläubigen, — antwortete Zobeïde, — ich habe vergeſſen Eurer Majeſtät zu ſagen, daß die Fee mir ein kleines Bündelchen Haare gab, und mir dabei ſagte, daß ich einſt ihrer Gegenwart benöthigt ſein würde, und wenn ich dann nur zwei dieſer Härchen verbrennen wollte: ſo würde ſie in denſelben Augenblick bei mir ſein, befände ſie ſich auch eben jenſeits des Kaukaſus." "Wo habt Ihr das Bündelchen Haare?" — verſetzte der Chalyf. Sie erwiederte, daß ſie ſeit jener Zeit es immer ſorgfältig bei ſich trage. Sie brachte es in der That zum Vorſchein, und indem ſie den Vorhang, der ſie verbarg, ein wenig öffnete, zeigte ſie es dem Chalyfen. "Wohlan, — erwiederte dieſer, — wir wollen die Fee kommen laſſen; Ihr könnt ſie nicht zu gelegenerer Zeit rufen, da ich es wünſche."

Zobeïde willigte darein, man brachte Feuer und ſie verbrannte das ganze Bündelchen Haare. Auf der Stelle wurde der Palaſt erſchüttert und die Fee erſchien vor dem Chalyfen in der Geſtalt einer ſehr prächtig gekleideten Dame. "Beherrſcher der Gläubigen, — ſagte ſie zu dieſem Fürſten, — Ihr ſeht mich bereit, Eure Befehle zu empfangen. Die Dame, welche mich auf Euren Befehl hieher rief, hat mir einen wichtigen Dienſt geleiſtet. Um ihr dafür meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, hab' ich ſie wegen der Treuloſigkeit ihrer Schweſtern gerächt, indem ich dieſe in Hündinnen verwandelte, wenn Eure Majeſtät es jedoch wünſcht, ſo will ich ihnen ihre natürliche Geſtalt wiedergeben."

"Schöne Fee, — erwiederte der Chalyf, — Ihr könnt mir keine größere Freude machen, erweiſt ihnen dieſe Gunſt, ich werde nachher Mittel ſuchen, ſie über eine ſo harte Buße zu tröſten; vorher aber hab' ich noch eine Bitte an Euch, zu Gunſten der Dame, die von einem unbekannten Mann ſo grauſam gemißhandelt worden iſt. Da Ihr ſo eine Menge von Dingen wißt, ſo glaub' ich, daß auch dieß Euch nicht unbekannt iſt; erzeigt mir den Gefallen und nennt mir den Barbaren, der ſich nicht damit begnügte, eine ſo große

Barbarei auszuüben: ſondern der ſeine Frau noch obendrein ihres ganzen Beſitzthums beraubt hat. Ich erſtaune, daß eine ſo ungerechte, ſo unmenſchliche, meine Machtvollkommenheit ſo verletzende Handlung nicht zu meiner Kenntniß gelangt iſt.“

„Um Eurer Majeſtät gefällig zu ſein, erwiederte die Fee, werd' ich die beiden Hündinnen in ihren früheren Zuſtand zurückverſetzen, die Dame ſo von ihren Narben heilen, daß man gar nicht bemerken ſoll, daß ſie jemals geſchlagen worden iſt, und ſodann werd' ich Euch denjenigen nennen, der ſie ſo hat mißhandeln laſſen.“

Der Chalyf ließ die beiden Hündinnen bei Zobeïden holen und als ſie da waren, brachte man der Fee, ihrem Verlangen gemäß, eine mit Waſſer angefüllte Schaale. Sie ſprach darüber Worte, die niemand verſtand und beſprengte ſodann Aminen und die beiden Hündinnen. Sie wurden in zwei Damen von erſtaunlicher Schönheit verwandelt und Aminens Wunden verſchwanden. Hierauf ſagte die Fee zum Chalyfen: „Beherrſcher der Gläubigen, ich muß Euch jetzt entdecken wer der unbekannte Mann iſt, den ihr zu kennen verlangt. Er iſt Euch ſehr nahe verwandt denn es iſt der Prinz Amin [22], Euer älteſter Sohn, Bruder des jüngeren, des Prinzen Mamoun [23]. Da er ſich nach der Erzählung die man ihm von ihrer Schönheit gemacht hatte, leidenſchaftlich in dieſe Dame verliebt, ſo lockte er ſie unter einem Vorwand zu ſich und heirathete ſie. In Hinſicht auf die Streiche, die er ihr hat geben laſſen, iſt er auf gewiſſe Weiſe zu entſchuldigen. Sie war in der That ein wenig zu leichtſinnig und ihre Entſchuldigungen waren wohl dazu geeignet, ihn glauben zu machen, daß in der That etwas Schlimmeres vorgefallen wäre, als es wirklich der Fall war. Das iſt Alles, was ich zur Befriedigung Eurer Neugier ſagen kann.” Nach dieſen Worten grüßte ſie den Chalyfen und verſchwand.

Dieſer Fürſt, mit Bewunderung erfüllt und zufrieden mit den Verwandlungen, die er eben veranlaßt hatte, beging nun Handlungen, von welchen ewig die Rede ſein wird. Zuerſt ließ er den Prinzen Amin, ſeinen Sohn, rufen, ſagte ihm, daß er um ſeine heimliche Verheirathung und die Urſach' der Verwundung Aminens wiſſe. Der Prinz wartete nicht auf den Befehl ſeines Vaters, ſie wiederzunehmen; ſondern nahm ſie auf der Stelle wieder.

Der Chalyf erklärte hierauf, daß er ſein Herz und ſeine Hand Zobeïden gäbe und ſchlug die drei andern Schweſtern den drei Kalendern und Königsſöhnen vor, die ſie mit vielem Dank zu Frauen nahmen. Der Chalyf wies jedem einen prächtigen Palaſt in Bagdad an; erhob ſie zu den erſten Würden ſeines Reiches und nahm ſie in ſeinen Rath.

Der erſte Kadi Bagdads, der mit Zeugen herbeigeholt wurde, ſetzte die Heirathskontrakte auf und dem berühmten Chalyfen Harun-Arreſchyd wurden tauſend Segenswünſche geſpendet, da er das Glück ſo vieler Perſonen machte, die unglaubliche Unglücksfälle erlitten hatten.

»Es war noch nicht Tag, als Scheheraſade dieſe Geſchichte beendigte, die ſo oft war unterbrochen und fortgeſetzt worden. Dieß gab ihr Veranlaſſung, eine neue anzufangen. Indem ſie alſo ihre Worte an den Sultan richtete, begann ſie, wie folget:

Geſchichte
Sindbads des Seefahrers.

Herr, unter der Regierung eben dieſes Chalyfen Harun-Arreſchyd, von welchem ich ſo eben ſprach, lebte in Bagdad ein armer Laſtträger, Namens Hindbad. An einem ganz vorzüglich heiſſen Tage trug er eine ſehr ſchwere Bürde von einem Ende der Stadt zum andern. Er war von dem bereits zurückgelegten Wege ſehr ermüdet, und hatte noch eine tüchtige Strecke zu gehen, als er in eine Straße kam, auf welcher ein ſanfter Zephyr wehte, und deren Pflaſter mit Roſenwaſſer beſprengt war. Da er keinen günſtigeren Wind erwarten konnte, um ſich auszuruhen und neue Kräfte zu ſammeln: ſo legte er in der Nähe eines großen Hauſes ſeine Bürde auf die Erde und ſetzte ſich darauf.

Plötzlich wurden ſeine Geruchsnerven von einem ausgeſuchten Wohlgeruch gereizt, der, von Aloë und

Räucherwerk herſtammend, aus den Fenſtern eines Hauſes kam und, vermiſcht mit dem des Roſenwaſſers, die Luft durchbalſamte. Ueberdem hörte er im Innern ein Konzert von verſchiedenen Inſtrumenten, begleitet von dem harmoniſchen Geſang der Nachtigallen und anderer Vögel. Dieſer anmuthige Geſang und der riechbare Dampf mehrer Fleiſchſpeiſen ließen ihn dort irgend ein Feſt vermuthen, bei welchem man ſich ergötzte. Er wollte wiſſen, wer in dieſem Hauſe wohnte, das ihm nicht recht bekannt war, weil er keine Veranlaſſung gehabt hatte, oft auf dieſe Straße zu kommen. Um ſeine Neugier zu befriedigen, näherte er ſich einigen prächtig gekleideten Dienern, die er an der Thüre ſah, und fragte einen unter ihnen, wie der Hausherr hieſſe. "Wie, — erwiederte der Diener — Ihr wohnt in Bagdad und wißt nicht, daß dieß die Wohnung des Herrn Sindbad, des Seefahrers iſt, dieſes berühmten Reiſenden, der alle Meere durchſchifft hat, welche die Sonne beleuchtet." Der Träger, welcher von Sindbads Reichthümern wohl hatte reden hören, konnte ſich nicht enthalten, einen Mann zu beneiden, deſſen Zuſtand ihm eben ſo glücklich vorkam, als er den ſeinigen beklagenswerth fand. Da ſein Geiſt durch dieſe Betrachtungen erbittert ward, erhob er ſeine Augen gen Himmel und ſagte laut genug, um gehört zu werden: "Mächtiger Schöpfer aller Dinge, erwäge den Unterſchied zwiſchen mir und Sindbad; ich erleide täglich tauſend Beſchwerden und habe große Mühe, mich und meine Familie von ſchlechtem Gerſtenbrot zu ernähren, während der glückliche Sindbad mit Verſchwendung unermeßliche Reichthümer vergeudet und ein Leben voll Luſt und Freude führt! Was hat er gethan, um von Dir ein ſo angenehmes Loos zu erhalten? Was hab' ich gethan, um ein ſo hartes zu verdienen?» Bei dieſen Worten ſtampfte er mit dem Fuß auf die Erde, wie ein Menſch, der ſich ſeinem Schmerz und ſeiner Verzweiflung gänzlich überläßt.

Er war noch mit dieſen traurigen Gedanken beſchäftigt, als er aus dem Hauſe einen Diener auf ſich zukommen ſah, der ihn heftig beim Arm ergriff und zu ihm ſagte: »Kommt, folgt mir, Herr Sindbad, mein Gebieter, will mit Euch ſprechen.»

Der in dieſem Augenblicke anbrechende Tag verhinderte Scheheraſaden, dieſe Erzählung fortzuſetzen, die ſie jedoch in der nächſten Nacht auf folgende Weiſe wieder aufnahm:

Vier und ſiebzigſte Nacht.

Herr, Eure Majeſtät kann ſich leicht vorſtellen, daß Hindbad nicht wenig über die Worte des Dieners erſtaunte. Nach dem, was dieſer geſprochen hatte, durfte er fürchten, daß Sindbad ihn holen ließ, um ihm irgend eine üble Behandlung widerfahren zu laſſen, und er wollte ſich damit entſchuldigen, daß er ſeine Bürde nicht mitten auf der Straße liegen laſſen könnte: aber der Diener Sindbads gab ihm die Verſicherung, daß man darauf Acht haben würde, und drang ſo in ihn, daß der Laſtträger ſich genöthigt ſah, ſeinen Bitten nachzugeben.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, in welchem eine große Anzahl von Perſonen um eine, mit allen Arten von Speiſen beſetzte Tafel ſaß. Auf dem Ehrenplatz erblickte er eine anſehnliche, wohlgeſtaltete, und durch einen langen, weiſſen Bart ehrwürdige Perſon, hinter welcher eine Menge Hausbediente aller Art ſtanden, die ſehr eifrig waren, ſie zu bedienen. Dieſe Perſon war Sindbad. Der Laſtträger, deſſen Beſtürzung ſich bei dem Anblick ſo vieler Leute und eines ſo prächtigen Feſtes vermehrte, grüßte zitternd die Geſellſchaft. Sindbad ſagte ihm, er möge näher kommen, und nachdem er ihn zu ſeiner Rechten hatte niederſitzen laſſen, legte er ihm ſelbſt Speiſe vor und ließ ihm einen trefflichen Wein reichen, mit welchem der Schenktiſch im Ueberfluß beſetzt war.

Als Sindbad gegen Ende der Mahlzeit bemerkte, daß ſeine Gäſte nicht mehr aßen, nahm er das Wort, wendete ſich zu Hindbad und ſagte: »Wie iſt Dein Name, mein Bruder?« »Herr, — erwiederte jener

— ich nenne mich Hindbad den Laſtträger.« »Ich bin ſehr erfreut Dich zu ſehen, — verſetzte Sindbad, — und ich ſtehe Dir dafür, daß auch die Geſellſchaft Dich mit Vergnügen ſieht; aber ich wünſchte von Dir ſelbſt zu hören, was Du vorhin auf der Straße geſagt haſt.« Sindbad hatte nämlich, eh' er ſich zu Tiſche ſetzte, durchs Fenſter die ganze Rede des Laſtträgers gehört, und war dadurch veranlaßt worden, ihn rufen zu laſſen.

Bei dieſem Begehren ſenkte Sindbad voll Verwirrung ſein Haupt und entgegnete: »Herr, ich geſtehe Euch, daß meine Müdigkeit mich übellaunig gemacht hatte, und da ſind mir denn einige unbedachte Worte entwiſcht, die ich Euch mir zu verzeihen bitte.« »O glaube nicht, — verſetzte Sindbad, — daß ich ungerecht genug ſei, um deshalb Unwillen zu hegen. Ich verſetze mich in Deine Lage, und ſtatt Dir Dein Murren vorzuwerfen, beklag' ich Dich; aber ich muß Dir einen Irrthum benehmen, in welchem Du Dich, in Betreff meiner, zu befinden ſcheinſt. Du bildeſt Dir ohne Zweifel ein, daß ich ohne Mühe und Arbeit alle die Bequemlichkeiten und die Ruhe erlangt habe, deren Du mich genießen ſiehſt; enttäuſche Dich; ich bin zu einem ſo glücklichen Zuſtand erſt gekommen, nachdem ich jahrelang alle Mühſeligkeiten des Leibes und der Seele erlitten habe, welche ſich die Einbildungskraft nur vorſtellen kann. Ja, Ihr Herren, — fügte er hinzu, indem er ſich an die Geſellſchaft wandte, — ich kann Euch verſichern, dieſe Mühſeligkeiten ſind ſo außerordentlich, daß ſie fähig wären, den habſüchtigſten Menſchen die böſe Luſt zu nehmen, die Meere zu durchſchiffen, um Reichthümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht nur verworren von meinen ſeltſamen Abentheuern und von den Gefahren, die ich auf meinen ſieben Reiſen erlitten habe, reden hören; ich will Euch darüber einen treuen Bericht abſtatten, und ich glaube, daß es Euch nicht unlieb ſein wird, ihn zu vernehmen."

Da Sindbad ſeine Geſchichte hauptſächlich des Laſtträgers wegen erzählen wollte, ſo befahl er, eh' er anfing, man ſolle die Bürde, die jener auf der Straße hatte liegen laſſen, an den Ort tragen, wohin Hindbad es verlangte. Hierauf begann er folgendermaaßen:

Erſte Reiſe

Sindbads des Seefahrers nach Sumatra.

Ich hatte von meiner Familie ein beträchtliches Vermögen ererbt, deſſen größten Theil ich in den Ausſchweifungen meiner Jugend verſchwendete; aber, in mich ſelbſt zurückkehrend, kam ich von meiner Verblendung zurück und erkannte, daß die Reichthümer vergänglich wären und ihr Ende bald abzuſehen ſei, wenn man ſie ſo ſchlecht als ich zu Rathe hielte. Ich bedachte überdem, daß ich in einem regelloſen Leben unglücklicherweiſe die Zeit verſchwendete, die doch das köſtlichſte Ding auf der Welt iſt. Auch erwog ich noch, daß Armuth im Alter das bedauernswertheſte Elend ſei. Ich erinnerte mich jener Worte des großen Salomo, die ich einſt von meinem Vater hatte anführen hören: »Es iſt minder traurig, begraben als arm zu ſein.«

Durch alle dieſe Betrachtungen veranlaßt, raffte ich die Trümmern meines Erbes zuſammen. Ich verſteigerte auf offenem Markte, was ich an beweglichem Eigenthum beſaß. Sodann verband ich mich mit einigen Kaufleuten, die über Meer handelten. Ich berieth mich mit denen, die mir geeignet ſchienen, mir guten Rath zu ertheilen. Endlich beſchloß ich, das wenige mir übrig gebliebene Geld zu benutzen und ſobald ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht ihn auszuführen. Ich begab mich nach Balſora 24), woſelbſt ich mich mit mehreren Kaufleuten auf einem Fahrzeug einſchiffte, welches wir auf gemeinſchaftliche Koſten ausgerüſtet hatten.

Wir gingen unter Segel und nahmen unſern Weg nach Oſtindien durch den perſiſchen Meerbuſen, welcher reches durch die arabiſchen und links durch die perſiſchen Küſten gebildet wird und deſſen größte Breite, nach der gewöhnlichen Meinung, ſiebenzig Meilen beträgt. Außerhalb dieſes Meerbuſens iſt das Oſtmeer, welches auch das indiſche heißt, ſehr ausgedehnt; es iſt von der einen Seite durch die Küſten Abyſſiniens begränzt und bis zu den Inſeln Bakvak 25) 4500 Meilen lang. Ich wurde Anfangs von der ſogenannten Seekrankheit befallen; aber meine Geſundheit ſtellte ſich bald wieder her, und ſeit der Zeit bin ich immer von dieſer Krankheit verſchont geblieben.

Im Verlauf unſrer Seereiſe landeten wir an mehrern Inſeln, woſelbſt wir unſre Waaren verkauften, oder vertauſchten. Als wir eines Tages unter Segel waren, überfiel uns eine Windſtille, ganz in der Nähe einer kleinen, mit dem Waſſer faſt horizontalen Inſel, die wegen ihrer Grüne einer Wieſe glich. Der Schiffshauptmann ließ die Segel einziehen und erlaubte denjenigen Perſonen der Mannſchaft, welche Luſt dazu hatten, an das Land zu ſteigen. Ich gehörte zu dieſen. Aber während wir uns mit Eſſen und Trinken vergnügten und uns von den Beſchwerlichkeiten des Meeres ausruhten, erzitterte plötzlich die Inſel und gab uns einen heftigen Stoß.

Bei dieſen Worten hielt Scheheraſade inne, weil der Tag anbrach; doch nahm ſie in der folgenden Nacht ihre Erzählung wieder auf.

Fünf und ſiebenzigſte Nacht.

Herr, ſagte ſie, Sindbad fuhr folgendermaaßen in ſeiner Erzählung fort: „Man bemerkte die Erſchütterung der Inſel auf dem Schiff, von welchem man uns zurief, daß wir uns ſchnell wieder einſchiffen möchten, daß wir ſonſt alle umkommen würden, weil das, was wir für eine Inſel gehalten hatten, der Rücken eines Wallfiſches ſei. Die Gewandteſten retteten ſich in das Boot, andere warfen ſich in's Meer, um zu ſchwimmen. Was mich betraf; ſo war ich noch auf der Inſel, oder vielmehr auf dem Wallfiſch, als dieſer ſich in das Meer tauchte und mir blieb nur ſo viel Zeit, als ich bedurfte, um mich an ein Stück Holz zu halten, welches, um Feuer zu machen, aus dem Schiff mitgenommen worden war. Dazwiſchen wollte der Schiffshauptmann, nachdem er die Leute im Boot an Bord genommen und einige der Schwimmenden aufgefiſcht hatte, einen friſchen Wind benutzen, der ſich eben erhob, ließ die Segel aufziehen und benahm mir dadurch die Hoffnung, das Schiff zu erreichen.

Ich blieb alſo den Wellen preisgegeben, und hin und her geworfen kämpft' ich mit ihnen den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Am anderen Morgen hatte ich keine Kräfte mehr und ich verzweifelte daran, dem Tode zu entgehen, als eine Woge mich glücklicherweiſe an eine Inſel warf. Das Ufer war hoch und ſteil und ich würde viele Mühe gehabt haben, es zu erklimmen, hätten mir nicht einige Baumwurzeln geholfen, welche das Schickſal zu meinem Heil dort aufbewahrt hatte. Ich ſtreckte mich auf die Erde, wo ich halbtodt liegen blieb, bis es heller Tag wurde und die Sonne aufging.

Obgleich ich nun durch die Meeresarbeit ſehr geſchwächt war, weil ich ſeit dem vorigen Tage keine Nahrung zu mir genommen hatte; ſo ſchleppte ich mich doch fort, um einige eßbare Kräuter zu ſuchen. Ich fand welche und war ſo glücklich, auch eine Quelle trefflichen Waſſers zu finden, die zu meiner Erfriſchung nicht wenig beitrug. Als ich nun wieder zu Kräften gekommen war, ging ich weiter landeinwärts, ohne jedoch einen beſtimmten Weg zu verfolgen.

Ich kam auf eine ſchöne Ebene, auf welcher ich ein weidendes Pferd erblickte. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, wendete ich meine Schritte nach dieſer Seite; denn ich wußte nicht, ob ich nicht viel eher meinem Verderben als einer Gelegenheit, mein Leben zu ſichern, entgegen ging. Als ich näher kam, ſah' ich, daß das Pferd eine an einen Pfahl gebundene Stute war. Ihre Schönheit zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; aber während ich ſie betrachtete, hörte ich die Stimme eines unter der Erde ſprechenden Mannes. Einen Augenblick nachher kam dieſer Mann zum Vorſchein und auf mich zu, und fragte mich, wer ich wäre. Ich erzählte ihm mein Abentheuer, worauf er mich bei der Hand nahm und mich in eine Höhle führte, in welcher ſich mehrere Perſonen befänden, die nicht weniger erſtaunt waren, mich zu ſehen, als ich es war, ſie dort zu finden.

Ich aß von einigen Speiſen, die ſie mir vorſetzten und als ich ſie hierauf gefragt hatte, was ſie an einem Orte machten, der mir ſo wüſt vorkam, erwiederten ſie, daß ſie Stallleute des Königs Maharadjah 26), des Beherrſchers dieſer Inſel wären, daß ſie jedes Jahr, zu jeder Jahreszeit des Königs Stuten dorthin zu führen pflegten, um ſie von einem aus dem Meere kommenden Seepferd beſpringen zu laſſen; daß das Seepferd, nachdem es die Stuten beſprungen hätte, ſich anſchickte, ſie zu verſchlingen, daß ſie es aber durch ihr Geſchrei verhinderten und in's Meer zurückzukehren nöthigten; daß wenn die Stuten trächtig wären, ſie dieſelben zurückführten, daß die dann von ihnen geworfenen Pferde für den König beſtimmt wären und Seepferde genannt würden. Sie fügten hinzu, daß der folgende Tag zu ihrer Abreiſe beſtimmt wäre und daß ich, einen Tag ſpäter angekommen, unfehlbar hätte umkommen müſſen, weil ich zu den ſehr entfernten Wohnungen ohne Führer nicht hätte gelangen können.

Während ſie mich ſo unterhielten, ſtieg das Seepferd aus dem Meere, wie ſie es mir erzählt hatten, warf ſich auf die Stute, belegte ſie und wollte ſie nachher verſchlingen; aber bei dem großen Lärm, den die Stallleute machten, ließ es ſeine Beute fahren und tauchte ſich wieder in's Meer.

Am andern Tage machten ſie ſich mit den Stuten auf den Weg zur Hauptſtadt und ich begleitete ſie. Bei unſerer Ankunft fragte mich der König Maha-radjah, dem ich vorgeſtellt wurde, wer ich wäre und welches Abentheuer mich in ſeine Staaten gebracht hätte. Als ich ſeine Neugier vollſtändig befriedigt hatte, verſicherte er mich, daß er ſehr viel Theil an meinem Unglück nähme; zugleich befahl er, daß man Sorge für mich tragen und mich mit allem Nöthigen verſehen ſollte. Seine Befehle wurden auf ſolche Weiſe befolgt, daß ich alle Urſach' hatte, mit ſeiner Großmuth und der Pünktlichkeit ſeiner Beamten zufrieden zu ſein.

Da ich Kaufmann war; ſo beſuchte ich meine Standesgenoſſen. Vorzüglich ſuchte ich die Fremden auf, um von ihnen Nachrichten aus Bagdad zu erhalten und einen zu finden, mit dem ich dorthin zurückreiſen könnte. Die Hauptſtadt des Königs Maha-radjah liegt am Meeresufer und hat einen ſchönen Hafen, in welchem täglich Schiffe aus verſchiedenen Weltgegenden landen. Ich ſuchte auch die Geſellſchaft der indiſchen Weiſen und erfreute mich daran, ſie reden zu hören; doch verhinderte mich das nicht, dem Könige regelmäßig meine Aufwartung zu machen, noch mich mit den Befehlshabern und den kleinen ihm tributpflichtigen Königen zu unterhalten, die um ſeine Perſon waren. Sie legten mir tauſend Fragen über mein Vaterland vor und da ich mich meinerſeits von den Sitten und Geſetzen ihrer Staaten unterrichten wollte; ſo befragte ich ſie um Alles, was mir meiner Neugier werth ſchien.

Es befindet ſich unter der Herrſchaft des Königs Maha-radjah eine Inſel, Namens Caſſel. Man hatte mich verſichert, daß man daſelbſt allnächtlich einen Paukenton höre, was bei den Matroſen die Meinung veranlaßt hat, Degal[26] habe dort ſeinen Aufenthalt. Ich bekam Luſt, Zeuge dieſes Wunders zu ſein, und ich ſah auf meiner Reiſe Fiſche von 100 und 200 Ellen Länge, die mehr Furcht einjagen als Gefahr bringen. Sie ſind ſo ſchüchtern, daß ſie die Flucht ergreifen, wenn man auf Stücke Holz ſchlägt. Ich ſah auch noch andere, nur eine Elle lange Fiſche, deren Kopf dem der Nachteulen glich.

Als ich nach meiner Rückkehr eines Tages im Hafen war, landete eben ein Schiff. Sobald es geankert hatte, fing man an die Waaren auszuladen und die Kaufleute, denen ſie gehörten, ließen ſie in die Vorrathshäuſer bringen. Indem ich meine Augen auf einige Ballen und die darauf befindliche, den Namen des Eigenthümers bezeichnende, Schrift warf, ſah ich den meinigen darauf. Nachdem ich ſie aufmerkſam betrachtet hatte, zweifelte ich nicht mehr, daß es dieſelben wären, die ich auf das Schiff hatte laden laſſen, auf welchem ich von Balſora abgefahren war. Ich erkannte auch den Schiffshauptmann; da ich aber überzeugt war, daß er mich für todt hielt, ſo fragt' ich ihn, wem die Ballen gehörten, die ich ſähe. "Ich hatte auf meinem Schiff, — erwiederte er mir, — einen Kaufmann aus Bagdad, der ſich Sindbad nannte.

Eines Tages, als wir, — wie es uns vorkam, — in der Nähe einer Inſel waren, landete er mit mehreren Reiſenden auf dieſer vermeintlichen Inſel, die nichts anders als ein auf der Oberfläche des Waſſers ſchlafender Walfiſch von ungeheurer Größe war. Kaum fühlte dieſer ſich von dem auf ſeinem Rücken angezündeten Feuer erwärmt, als er anfing ſich zu bewegen und ſich in's Meer zu tauchen. Der größte Theil der auf ihm befindlichen Perſonen ertrank und der unglückliche Sindbad war unter dieſer Zahl. Dieſe Ballen gehörten ihm und ich habe beſchloſſen, ſie zu verhandeln und ſobald ich Jemanden von ſeiner Familie treffe, dieſem den aus dem Capital gezogenen Gewinn einzuhändigen."

Hauptmann, — ſagte ich hierauf zu ihm, — ich bin dieſer Sindbad, den ihr für todt haltet und der es nicht iſt. Dieſe Ballen ſind mein Gut und meine Waare.

Scheheraſade erzählte in dieſer Nacht nicht weiter; aber ſie fuhr in der nächſten, wie folget, fort:

Sechs und ſiebenzigſte Nacht.

Sindbad ſagte, ſeine Geſchichte fortſetzend, zu ſeiner Geſellſchaft:

Als mich der Schiffshauptmann ſo reden hörte, rief er aus: »Wem ſoll man heut' zu Tage noch trauen? Treu' und Glauben ſind nicht mehr unter den Menſchen zu finden. Ich habe mit meinen eignen Augen Sindbad umkommen ſehen, die Reiſenden, die ich an Bord hatte, ſahen es gleich mir und doch wagt Ihr zu ſagen, daß Ihr dieſer Sindbad ſeid! Welche Kühnheit! Eurem Ausſehn nach ſollte man Euch für einen rechtſchaffenen Mann halten, und doch ſagt Ihr eine abſcheuliche Unwahrheit; um Euch eines Gutes zu bemächtigen, welches Euch nicht gehört. »Geduldet Euch, — entgegnete ich dem Hauptmann, — und habt die Güte anzuhören, was ich Euch zu ſagen habe.« »Nun wohlan, — verſetzte er, — was habt Ihr zu ſagen? Redet, ich höre.« Hierauf erzählte ich ihm, auf welche Art ich mich gerettet und durch welches Abentheuer ich die Stallleute des Königs Maha-radjah getroffen hätte und von ihnen an deſſen Hof geführt worden wäre.

Er fühlte ſich durch meine Worte erſchüttert und war bald überzeugt, daß ich kein Betrüger wäre; denn es kamen Leute, die mich erkannten, mich lebhaft begrüßten und mir ihre Freude, mich wieder zu ſehen, bezeigten. Endlich erkannte auch er mich und ſagte zu mir, indem er ſich an meinen Hals warf: „Gott ſei dafür gelobt, daß Ihr einer ſo großen Gefahr glücklich entgangen ſeid; ich kann Euch die Freude, die ich darüber empfinde, nicht genugſam ausdrücken. Hier iſt Euer Gut, nehmt es, es gehört Euch; macht damit, was Euch beliebt.“ Ich dankte ihm, lobte ſeine Rechtlichkeit und um ſie zu belohnen, bat ich ihn, einige Waaren anzunehmen, die ich ihm anbot; aber er ſchlug ſie aus.

Ich wählte das koſtbarſte aus meinen Ballen und machte dem König Maha-radjah ein Geſchenk damit. Da dieſer Fürſt von meinen Unfall unterrichtet war; ſo fragte er mich, wo ich ſo ſeltne Dinge her hätte. Ich erzählte ihm, durch welchen Zufall ich wieder zu ihrem Beſitz gekommen wäre; er hatte die Güte, mir darüber ſeine Freude zu bezeigen; er nahm mein Geſchenk an und machte mir weit beträchtlichere. Hierauf nahm ich Abſchied von ihm und ſchiffte mich auf demſelben Fahrzeuge wieder ein; aber vor meiner Einſchiffung vertauſchte ich die mir übrig gebliebenen Waaren gegen andere Landeserzeugniſſe. Ich nahm Aloe und Sandelholz mit mir, Kampfer, Muskatennüſſe, Gewürznägelein, Pfeffer und Ingwer. Wir ſchifften bei mehrern Inſeln vorbei und landeten endlich in Balſora, von wo ich in dieſe Stadt mit dem Werth von ungefähr tauſend Zechinen heimkehrte und meine Familie mit allen Entzückungen einer wahren und aufrichtigen Freundſchaft wieder ſah. Ich kaufte Sklaven von beiden Geſchlechtern, ſchöne Landgüter und machte ein anſehnliches Haus. Auf ſolche Weiſe richtete ich mich ein, entſchloſſen die erlittenen Uebel zu vergeſſen und die Freuden des Lebens zu genießen.»

Nachdem Sindbad hier inne gehalten hatte, befahl er den Tonkünſtlern ihr durch ſeine Erzählung unterbrochenes Konzert wieder anzufangen. Man fuhr mit Eſſen und Trinken bis zum Abend fort, und als es Zeit war, auseinander zu gehen, ließ ſich Sindbad eine Börſe von hundert Zeckinen bringen und ſagte, indem er ſie dem Laſtträger gab, zu dieſem: »Nimm, Hindbad, geh' nach Hauſe und komme morgen wieder, um die Folge meiner Abentheuer zu hören.» Der Laſtträger entfernte ſich ſehr beſtürzt über die Ehre und das Geſchenk, die ihm zu Theil geworden waren. Der Bericht, den er davon zu Hauſe abſtattete, war ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſehr angenehm und ſie unterließen nicht, Gott für das Gute zu danken, was ſeine Fürſorge ihnen durch Sindbad hatte zukommen laſſen.

Hindbad kleidete ſich am folgenden Tage netter als am vorhergegangenen und kehrte zu dem freigebigen Reiſenden zurück, der ihn mit freundlichem Geſicht und tauſend Liebkoſungen aufnahm. Sobald alle

Gäſte beiſammen waren, wurde aufgetragen und lange Zeit getafelt. Nach beendetem Male nahm Sindbad das Wort und ſagte, indem er ſich an die Geſellſchaft wandte: "Ihr Herren, ich bitte Euch, mir Gehör zu gönnen und die Abentheuer meiner zweiten Reiſe anzuhören; ſie ſind Eurer Aufmerkſamkeit werther, als die der erſten." Alle ſchwiegen und Sindbad ließ ſich folgendermaaßen vernehmen:

Zweite Reiſe
Sindbads des Seefahrers nach Ceylon.

"Nach meiner erſten Reiſe, — wie ich die Ehre hatte, Euch geſtern zu ſagen, — hatte ich den Entſchluß gefaßt, den Ueberreſt meiner Tage ruhig in Bagdad zuzubringen. Aber es währte nicht lange, ſo langweilte mich das müßige Leben; ich bekam wieder Luſt, auf's Neue über Meer zu reiſen und zu handeln; ich kaufte Waaren ein, die ſich zu dem beabſichtigten Handel eigneten und reiſte zum zweitenmal mit Kaufleuten ab, deren Rechtlichkeit mir bekannt war. Wir ſchifften uns auf einem guten Fahrzeuge ein und nachdem wir uns Gott befohlen hatten, begannen wir unſre Seefahrt.

Wir ſchifften von Inſeln zu Inſeln und machten ſehr vortheilhafte Tauſchgeſchäfte. Eines Tages landeten wir an einer dieſer Inſeln, die mit verſchiedenen Gattungen von Fruchtbäumen bedeckt, übrigens aber ſo öde war, daß wir auf ihr weder Häuſer noch Einwohner entdeckten. Wir gingen und ſchöpften Luft auf den Wieſen und längs der Bäche, welche ſie bewäſſerten.

Während einige ſich damit vergnügten, Blumen, andere, Früchte zu pflücken, nahm ich mir von dem mitgenommenen Mundvorrath und Wein und ſetzte mich an ein fließendes Waſſer unter den ſchönen Schatten hoher Bäume. Ich hielt von dem, was ich hatte, eine ziemlich gute Mahlzeit, nach welcher der Schlaf ſich meiner bemächtigte. Ich kann Euch nicht ſagen, wie lange ich ſchlief; aber als ich erwachte, ſah' ich das Schiff nicht mehr vor Anker.«

Hier war Scheheraſade genöthigt, ihre Erzählung zu unterbrechen, weil ſie ſah, daß der Tag anbrach; aber in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaaßen in der Erzählung von Sindbads zweiter Reiſe fort:

Sieben und ſiebzigſte Nacht.

»Ich war ſehr erſtaunt, das Schiff nicht mehr vor Anker zu ſehen; ich ſtand auf, ſah mich überall um und gewahrte keinen einzigen von den Kaufleuten, die mit mir ans Land geſtiegen waren. Ich ſah nur das Schiff in ſo weiter Ferne ſeegeln, daß ich es bald nachher aus dem Geſichte verlor.

Ihr mögt Euch die Betrachtungen denken, die ich in einem ſo traurigen Zuſtande anſtellte. Ich meinte vor Schmerz zu vergehen, ich ſtieß ein ſchreckliches Geſchrei aus, ich ſchlug mich vor die Bruſt und den Kopf und warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in einer tödtlichen Verwirrung trauriger Gedanken liegen blieb. Hundertmal warf ich mir vor, mich nicht mit meiner erſten Reiſe begnügt zu haben, die mir doch auf immer die Reiſeluſt benommen haben ſollte. Aber all' mein Bedauern war unnütz und alle meine Reue unzeitig.

Endlich ergab ich mich in den Willen Gottes, und ohne zu wiſſen, was aus mir werden würde, ſtieg ich auf einen hohen Baum, von welchem ich mich nach allen Seiten umſah, ob nichts zu entdecken wäre, was mir einige Hoffnung geben könnte. Indem ich die Augen auf das Meer warf, ſah ich nur Waſſer und Himmel; da ich aber auf der Landſeite etwas Weiſſes erblickte, ſtieg ich vom Baume herab und ging mit dem, was ich an Lebensmitteln übrig hatte, auf jenen Gegenſtand zu, der ſo entfernt war, daß ich ihn nicht erkennen konnte.

Als ich nun in die gehörige Nähe kam, bemerkte ich, daß es eine weiſſe Kugel von wunderſamem Umfang war. So wie ich ihr ganz nahe kam, berührte ich ſie und fand ſie ſehr ſanft. Ich ging rund um ſie herum, um zu ſehen, ob ſie keine Oeffnung habe. Ich konnte keine entdecken und ſie war ſo glatt, daß es mir unmöglich ſchien, hinauf zu ſteigen. Sie konnte wohl 50 Schritt im Umkreis haben.

Die Sonne war eben im Begriff unterzugehen; da verfinſterte ſich plötzlich der Himmel, als wenn er von einer dicken Wolke bedeckt würde. Wenn ich aber über dieſe Dunkelheit erſtaunte, ſo erſtaunte ich noch mehr, als ich ſah, daß das, was ſie verurſachte, ein Vogel von außerordentlicher Größe war, der nach meiner Seite flog. Ich erinnerte mich eines Vogels, Roch genannt, von welchem ich die Matroſen oft hatte reden hören, und ich dachte mir, daß die große Kugel, die ich ſo bewundert hatte, ein Ei dieſes Vogels ſein müſſe. In der That ließ er ſich nieder und ſetzte ſich darauf, wie um es auszubrüten. Als ich ihn kommen ſah, drückte ich mich ganz nahe an das Ei, ſo daß ich einen der Füße des Vogels vor mir hatte, der ſo groß wie ein dicker Baumſtamm war. Ich band mich daran feſt mit der Leinwand, mit welcher mein Turban umwickelt war, in der Hoffnung, daß der Roch, wenn er den folgenden Tag davon flöge, mich aus dieſer wüſten Inſel forttrüge. In der That flog, nachdem ich die Nacht in dieſem Zuſtande zugebracht hatte, mit Tagesanbruch der Vogel davon, entführte mich ſo hoch, daß ich die Erde nicht mehr ſah, und ſtürzte ſich hierauf plötzlich mit ſolcher Schnelle herab, daß ich die Beſinnung verlor. Als der Roch ſich niedergelaſſen hatte und ich mich auf der Erde ſah, knüpfte ich ſchnell den Knoten auf, der mich an ſeinen Fuß befeſtigte. Kaum hatt' ich mich losgemacht, ſo hieb er mit dem Schnabel nach einer Schlange von unerhörter Länge. Er packte ſie und flog ſogleich davon.

Der Ort, an welchem er mich ließ, war ein ſehr tiefes Thal, von allen Seiten mit ſo hohen und ſo ſteilen Bergen umgeben, daß ſie ſich in die Wolken verloren und es keinen Pfad gab, ſie zu beſteigen. Das war eine neue Verlegenheit für mich, und wenn ich dieſen Ort mit der wüſten Inſel verglich, die ich eben verlaſſen hatte, ſo fand ich bei dem Tauſche keinen Gewinn.

In dieſem Thal umhergehend, bemerkte ich, daß es mit Diamanten von erſtaunlicher Größe beſäet war. Ich ergötzte mich ſehr, ſie zu betrachten; aber bald ſah ich in der Ferne Gegenſtände, welche dieſes Ergötzen ſehr verringerten, und die ich nicht ohne Schrecken ſehen konnte. Es war eine große Anzahl Schlangen von ſolcher Dicke und Länge, daß ſich keine unter ihnen befand, die nicht einen Elephanten verſchluckt hätte. Sie zogen ſich den Tag über in ihre Höhlen zurück, wo ſie ſich vor dem Roch, ihrem Feinde, verbargen, und kamen nur des Nachts zum Vorſchein.

Ich brachte den Tag damit zu, im Thal umherzugehen und mich von Zeit zu Zeit an den bequemſten Stellen auszuruhen. Inzwiſchen ging die Sonne unter und bei Anbruch der Nacht ging ich in eine Höhle, in der ich ſicher zu ſein glaubte. Ich verſperrte ihren engen und niedrigen Eingang mit einem Stein, der groß genug war, um mich vor den Schlangen zu ſichern, der aber doch nicht ſo dicht ſchloß, um nicht einiges Licht einzulaſſen. Ich aß zum Abendbrot einen Theil meines Mundvorraths, bei dem Geräuſch der Schlangen, welche nun zu erſcheinen begannen. Ihr ſchreckliches Geziſch jagte mir eine ungemeine Furcht ein, und erlaubte mir nicht, — wie Ihr's Euch wohl denken könnt, — die Nacht ſehr ruhig zuzubringen. Bei Anbruch des Tages entfernten ſich die Schlangen; ich trat nun zitternd aus meiner Höhle und ich kann ſagen, daß ich eine lange Zeit auf Diamanten ging, ohne die mindeſte Luſt dazu zu verſpüren. Endlich ſetzt' ich mich nieder, und trotz der Unruhe, die mich bewegte, da ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, entſchlief ich, nach nochmals von meinem Vorrath eingenommener Mahlzeit. Aber kaum war ich entſchlummert, als etwas in meiner Nähe mit großem Geräuſch niederfiel und mich erweckte. Es war ein großes Stück friſches Fleiſch, und in demſelben Augenblick ſah ich mehrere andre an verſchiedenen Orten von den Felſen herabrollen.

Ich hatte immer für ein zur Luſt erſonnenes Mährchen gehalten, was ich von Matroſen und anderen Perſonen von dem Thale der Diamanten und von der Geſchicklichkeit erzählen hörte, deren ſich mehrere Kaufleute bedienten, um dieſe koſtbaren Steine daher zu bekommen; nun ſah ich wohl, daß ſie mir die Wahrheit geſagt hatten. In der That begeben ſich dieſe Kaufleute in die Nähe dieſes Thals, zu der Zeit, wenn die Adler Junge haben. Sie zerſchneiden Fleiſch in große Stücke, die ſie dann in das Thal werfen und woran die Diamanten, auf deren Spitze die Stücke fallen, nun feſt kleben. Die Adler, welche in dieſem Lande ſtärker ſind als anderswo, ſtürzen ſich auf die Stücke Fleiſch und tragen ſie durch die Luft auf die Höhe der Felſen in ihre dort befindlichen Neſter, zum Futter für ihre Jungen. Hierauf nöthigen die Kaufleute, die zu den Neſtern laufen, durch ihr Geſchrei die Adler, ſich zu entfernen, und nehmen die am Fleiſch klebenden Diamanten. Sie bedienen ſich dieſer Liſt, weil es kein anderes Mittel gibt, die Diamanten aus dieſem Thal zu bekommen, da es ein Abgrund iſt, in den man nicht hinabſteigen kann[27].

Ich hatte bis dahin geglaubt, daß es mir nicht möglich ſein würde, aus dieſem Abgrund herauszukommen, den ich wie mein Grab anſah; nun aber änderte ich meine Meinung, und was ich eben geſehen hatte, gab mir Veranlaſſung, das Mittel zur Erhaltung meines Lebens zu erſinnen. . . . ."

Der bei dieſen Worten anbrechende Tag legte Scheheraſaden Stillſchweigen auf, aber ſie ſetzte in der folgenden Nacht dieſe Erzählung fort.

Acht und ſiebzigſte Nacht.

»Herr, ſagte ſie, indem ſie ſich immer an den Sultan von Indien wandte, Sindbad erzählte der ihm zuhörenden Geſellſchaft die Abentheuer ſeiner zweiten Reiſe auf folgende Weiſe weiter: »Ich fing nun an, — ſagte er, — die größten Diamanten, die ſich meinen Augen darboten, aufzuſammeln, und ich füllte damit den ledernen Sack [28], der mir zur Aufbewahrung meines Mundvorraths gedient hatte. Ich nahm hierauf dasjenige Stück Fleiſch, welches mir das längſte ſchien, band es mit der Leinwand meines Turbans feſt um meinen Leib, und legte mich nun in dieſem Zuſtand auf den Bauch, nachdem ich den ledernen Beutel ſo feſt an meinen Gürtel gebunden hatte, daß er nicht herabfallen konnte.

Kaum war ich in dieſer Lage, als die Adler kamen und jeder ſich eines Stückes Fleiſch bemächtigte, das er davon trug. Einer der ſtärkſten, der mich eben ſo mit dem Stück Fleiſch, welches ich mir umgebunden hatte, emporhob, trug mich auf die Höhe des Berges bis in ſein Neſt. Die Kaufleute ſchrieen nun, um die Adler zu verſcheuchen, und nachdem ſie ſie genöthigt hatten, ihre Beute zu laſſen, näherte ſich mir einer, wurde aber von Furcht befallen, als er mich ſah. Er faßte ſich jedoch, und ſtatt ſich zu erkundigen, durch welches Abentheuer ich mich dort befand, fing er an mit mir zu zanken, indem er mich fragte, warum ich ihn ſeines Gutes beraube. »Wenn Ihr mich beſſer kennen gelernt habt, — ſagte ich zu ihm, — ſo werdet Ihr menſchlicher mit mir ſprechen. Tröſtet Euch, — fügte ich hinzu, — ich habe Diamanten für Euch und mich, mehr als alle die anderen Kaufleute zuſammen haben können. Wenn ſie welche haben, ſo haben ſie ſie nur durch Zufall; ich aber habe im Thalgrunde ſelbſt diejenigen ausgewählt, die ich hier in dieſem Beutel mitbringe.« Indem ich dieſes ſagte, zeigte ich ihm denſelben. Ich hatte noch nicht aufgehört zu reden, als die anderen Kaufleute ſich um mich her verſammelten, ſehr erſtaunt mich zu ſehen. Ich vermehrte ihr Erſtaunen durch die Erzählung meiner Geſchichte. Sie bewunderten weit weniger die Erfindung meiner Liſt, als die Dreiſtigkeit, ſie auszuführen.

Sie führten mich in ihre gemeinſchaftliche Wohnung, und als ich dort meinen Beutel in ihrer Gegenwart öffnete, überraſchte ſie die Größe meiner Diamanten, und ſie geſtanden mir, daß ſie an allen Höfen, wo ſie geweſen wären, nicht einen einzigen ähnlichen geſehen hätten. Ich bat den Kaufmann, dem das Neſt gehörte, in welches mich der Adler getragen hatte, (denn jeder Kaufmann hatte das ſeinige,) ich bat ihn, ſag' ich, ſich ſo viel Diamanten auszuwählen, als ihm beliebte. Er begnügte ſich damit, einen einzigen, und noch dazu einen von den minder großen zu nehmen, und da ich in ihn drang, er möge mir doch vergönnen, ihm noch mehrere zu geben und nicht befürchten, mir dadurch Unrecht zu thun, erwiederte er mir: "Nein, ich bin mit dieſem einen vollkommen zufrieden, denn er iſt koſtbar genug, um mir von nun an die Mühe zu erſparen, andre Reiſen zur Begründung meines kleinen Glücksſtandes zu machen."

Ich brachte die Nacht mit den Kaufleuten zu, denen ich meine Geſchichte zum zweitenmale erzählte, um denjenigen Genüge zu leiſten, die ſie noch nicht gehört hatten. Ich konnte meine Freude nicht mäßigen, wenn ich bedachte, daß ich den Gefahren, wovon ich Euch erzählt habe, entgangen wäre. Der Zuſtand, in welchem ich mich befand, ſchien mir ein Traum zu ſein und ich konnte gar nicht glauben, daß ich nichts mehr zu befürchten hätte.

Die Kaufleute hatten nun ſchon mehrere Tage lang Fleiſch in das Thal geworfen und da jeder mit den ihm zugefallenen Diamanten zufrieden ſchien, reiſten wir am anderen Tage alle miteinander ab und gingen über hohe Berge, auf welchen es Schlangen von wunderſamer Größe gab, denen wir glücklich entkamen. Wir erreichten den erſten Hafen, von wo wir nach der Inſel Riha ſchifften, auf welcher der Baum wächſt, woraus man den Kampfer erhält und der ſo dick und ſo belaubt iſt, daß ſich in ſeinem Schatten hundert Menſchen mit Bequemlichkeit aufhalten können. Der Saft, aus welchem ſich der Kampfer bildet, fließt aus einer oben am Baum gemachten Oeffnung und wird in einem Gefäß aufgefangen, in welchem er gerinnt und zu dem wird, was man Kampfer nennt. Wenn ihm der Saft auf dieſe Weiſe entzogen iſt, ſo vertrocknet der Baum und ſtirbt ab.

Auf derſelben Inſel gibt es Nashörner, Thiere, welche kleiner als der Elephant und größer als der Büffel ſind und auf der Naſe ein Horn haben, das ungefähr eine Elle lang iſt. Dieſes Horn iſt dicht und in der Mitte von einem Ende zum andern durchſchnitten. Man ſieht auf ihm weiße Züge, welche die Geſtalt eines Menſchen darſtellen. Das Nashorn kämpft mit dem Elephanten, ſtößt ihm ſein Horn in den Bauch, hebt ihn empor und trägt ihn auf ſeinem Kopfe; da ihm aber das Blut und das Fett über die Augen rinnen und es blind machen, ſo fällt es auf die Erde; und, — was Euch in Erſtaunen ſetzen wird, — der Roch kommt, packt beide mit ſeinen Klauen und fliegt mit ihnen davon, ſeine Jungen zu füttern.

Ich übergehe mehrere andere Merkwürdigkeiten dieſer Inſel mit Stillſchweigen, weil ich Euch zu langweilen befürchte. Ich tauſchte daſelbſt gute Handelswaaren gegen einige Diamanten ein. Von dort ſchifften wir nach andern Inſeln und nachdem wir endlich mehrere Handelsſtädte des feſten Landes berührt hatten, landeten wir in Balſora, von wo ich mich nach Bagdad begab. Ich theilte dort bedeutende Allmoſen unter die Armen aus und genoß auf eine ehrenvolle Weiſe den Ueberreſt meiner großen Reichthümer, die ich mit ſo vielen Beſchwerden erworben und hingebracht hatte.

So erzählte Sindbad ſeine zweite Reiſe. Er ließ dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben und lud ihn auf den andern Tag ein, um den Bericht von ſeiner dritten Reiſe zu hören. Die Gäſte gingen nach Hauſe und kamen am folgenden Tage zu derſelben Stunde wieder, eben ſo wie der Laſtträger, der ſein vergangenes Elend ſchon vergeſſen hatte. Man ſetzte ſich zu Tiſch und als die Mahlzeit zu Ende war, bat Sindbad um Gehör und erzählte auf folgende Art ſeine dritte Reiſe.

Dritte Reiſe

Sindbads des Seefahrers nach Selahath.

"Ich hatte bald in den Genüſſen des Lebens, das ich führte, die Erinnerung an jene Gefahren verloren, denen ich auf meinen beiden Reiſen ausgeſetzt geweſen war; aber, noch in der Blüthe meiner Jahre, langweilte mich das ruhige Leben, und mich über die neuen Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, betäubend, reiſte ich von Bagdad mit reichen Landeswaaren ab, die ich nach Balſora bringen ließ. Dort ſchiffte ich mich wieder mit anderen Kaufleuten ein. Wie fuhren lange umher und landeten in mehreren Häfen, wo wir beträchtliche Handelsgeſchäfte machten.

Als wir eines Tages auf offenem Meer waren, wurden wir von einem ſchrecklichen Sturm hin und her geworfen und verloren unſern Weg. Der Sturm hielt mehrere Tage an und trieb uns vor den Hafen einer Inſel, in welchem der Schiffshauptmann ſehr gern nicht gelandet wäre; aber wir waren wohl gezwungen, dort vor Anker zu gehen. Als die Segel eingezogen waren, ſagte uns der Hauptmann: »Dieſe Inſel und einige andere benachbarte Inſeln ſind von ganz behaarten Wilden [28] bewohnt, die uns beſtürmen werden. Ob ſie nun gleich Zwerge ſind; ſo will doch unſer Unglück, daß wir nicht den geringſten Widerſtand leiſten; denn ſie kommen in größerer Anzahl als die Heuſchrecken und wann es uns begegnen ſollte, einen zu tödten; ſo würden ſie ſich alle über uns her werfen und umbringen.

Neun und ſiebzigſte Nacht.

Dieſe Rede ihres Hauptmannes, — ſagte Sindbad, — verſetzte die ganze Mannſchaft des Schiffes in eine große Beſtürzung und wir erkannten bald, daß er nur zu wahr geſprochen hatte. Wir ſahen eine zahlloſe Menge ſcheußlicher, nur zwei Fuß hoher Wilden erſcheinen, deren ganzer Körper mit rothen Haaren bedeckt war. Sie warfen ſich ins Waſſer, ſchwammen auf uns zu und umgaben in kurzer Zeit unſer Schiff. Sie redeten uns an, als ſie ſich näherten; aber wir verſtanden ihre Sprache nicht. Sie hielten ſich am Bord und Tauwerk des Schiffes feſt und kletterten von allen Seiten mit ſolcher Leichtigkeit und Schnelle auf das Verdeck, daß man gar nicht ſah, ob ſie ihre Füße aufſetzten.

Wir ſahen dieſe Kletterei mit dem Schrecken, den Ihr Euch vorſtellen könnt, ohne daß wir wagten, uns in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, oder ihnen ein einziges Wort zu ſagen, um es zu verſuchen, ſie von ihrem Vorhaben abzuhalten, welches wir für unheilbringend hielten. Sie zogen in der That die Segel auf, machten das Ankertau los, ohne ſich die Mühe zu geben, den Anker herauszuziehen und nachdem ſie das Schiff an's Land gebracht hatten, nöthigten ſie uns alle auszuſteigen. Das Schiff brachten ſie nun nach einer anderen Inſel, von welcher ſie hergekommen waren. Alle Reiſende vermeiden ſorgfältig die, auf welcher wir uns befanden, und es war ſehr gefährlich, dort anzuhalten aus einem Grunde, den Ihr erfahren ſollt; aber wir mußten unſer Uebel mit Geduld ertragen.

Wir entfernten uns vom Ufer und gingen landeinwärts. Wir fanden einige Früchte und Kräuter, von welchen wir aßen, um den letzten Augenblick unſeres Lebens ſo lange als möglich zu verſchieben; denn wir erwarteten Alle einen ſichern Tod. Im Gehen ſahen wir ziemlich fern ein großes Gebäude, nach welchem wir unſere Schritte richteten. Es war ein wohl gebauter Palaſt, welcher eine Thüre von Ebenholz mit zwei Flügeln hatte, die wir öffneten, indem wir ſie aufſtießen. Wir traten in den Hof und ſahen in grader Anſicht ein weitläuftiges Wohngebäude mit einer Vorhalle, in welcher auf der einen Seite ein Haufen von Menſchenknochen und auf der anderen eine Menge Bratſpieße lag. Wir zitterten bei dieſem Anblick, und da wir vom Gehen müde waren, verſagten uns unſre Füße den Dienſt, wir fielen, von tödtlichem Schrecken befallen, auf die Erde und blieben dort eine lange Zeit unbeweglich liegen.

Die Sonne ging unter und während wir uns in dem kläglichen Zuſtande befanden, den ich Euch beſchrieben habe, erbebte die Erde, die Thüre des Wohngebäudes öffnete ſich mit großem Geräuſch und es trat die ſchreckliche Geſtalt eines ſchwarzen Mannes von der Größe eines Palmbaums heraus. Er hatte mitten auf der Stirn ein einziges, rothes und gleich einer brennenden Kohle glühendes Auge; ſehr lange und ſpitze Vorderzähne ragten aus ſeinem Munde hervor, der nicht weniger geſpalten war, als der eines Kameels, und die Unterlippe hing ihm bis auf die Bruſt. Seine Ohren glichen denen eines Elephanten und bedeckten ſeine Schultern. Er hatte Nägel ſo krumm und lang wie die Klauen der ſchrecklichſten wilden Thiere. Bei dem Anblick eines ſo fürchterlichen Rieſen verloren wir alle die Beſinnung und blieben wie todt.

Endlich kamen wir wieder zu uns und ſahen ihn unter der Vorhalle ſitzen und uns mit ſeinem einen

Auge aufmerkſam betrachten. Als er uns wohl beſchaut hatte, kam er auf uns zu, und als er uns nahe war, ſtreckte er ſeine Hand nach mir aus, packte mich beim Halsgenick und drehte mich nach allen Seiten wie ein Schlächter, der einen Hammel handhabt. Nachdem er mich aufmerkſam betrachtet und geſehn hatte, daß ich ſehr mager und nur aus Haut und Knochen zuſammengeſetzt war, ließ er mich wieder los. Er packte die andern der Reihe nach, prüfte ſie auf dieſelbe Weiſe und da der Schiffshauptmann der fetteſte von der ganzen Mannſchaft war; ſo hielt er ihn mit einer Hand; ſo wie ich einen Sperling gehalten haben würde, ſteckte ihm einen Spieß durch den Leib und nachdem er hierauf ein großes Feuer angezündet hatte, briet er ihn und aß ihn, in ſeinem Wohngebäude, in welcher er zurückging, zum Abendbrot. Nach beendigter Mahlzeit kam er wieder in die Vorhalle, in welcher er ſich niederlegte und einſchlief; worauf er mit einem Geräuſch, ſtärker als das des Donners, ſchnarchte. Sein Schlaf währte bis zum anderen Morgen. Was uns betraf; ſo war es uns nicht möglich, irgend einer Ruhe zu genießen und wir brachten die Nacht in möglichſt grauſamer Unruhe zu. Als der Tag angebrochen war, erwachte der Rieſe, ſtand auf, ging hinaus und ließ uns im Palaſt.

Als wir ihn fern glaubten, brachen wir das traurige Stillſchweigen, welches wir die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten und ließen, uns einander um die Wette betrübend, den Palaſt von Klagen und Seufzern wiederhallen. Obgleich wir zahlreich genug waren und nur einen einzigen Feind hatten; ſo kam uns doch nicht ſogleich der Gedanke ein, uns von ihm durch den Tod zu befreien. Dieſes Unternehmen, obſchon ſchwer auszuführen, mußte uns doch natürlicherweiſe in den Sinn kommen.

Wir berathſchlagten noch über mehrere andere Pläne, beſtimmten uns jedoch für keinen und indem wir uns dem unterwarfen, was es Gott gefallen würde, über uns zu verhängen, brachten wir den Tag damit zu, die Inſel zu durchſtreifen, indem wir uns, wie am vergangenen, von Früchten und Kräutern nährten. Gegen Abend ſuchten wir irgend einen Schutzort, fanden aber keinen und waren genöthigt, wider Willen in den Palaſt zurückzukehren.

Der Rieſe unterließ nicht heimzukommen und wieder einen unſrer Gefährten zum Abendbrot zu verzehren; worauf er einſchlief und bis Tagesanbruch ſchnarchte. Er ging hierauf fort und verließ uns wie am vorigen Tage. Unſre Lage ſchien uns ſo gräßlich, daß mehrere unſrer Gefährten auf dem Punkt waren, ſich lieber in's Meer zu ſtürzen, als einen ſo ſeltſamen Tod zu erwarten und dieſe regten die andern auf, ihrem Rathe zu folgen. Aber einer unter uns, der das Wort nahm, ſagte: »Es iſt uns verboten, uns ſelbſt den Tod zu geben, und wär' es auch erlaubt, iſt es nicht vernünftiger, auf Mittel zu denken, uns von dem Barbaren zu erlöſen, der uns einen ſo traurigen Tod bereitet?

Da mir ein Anſchlag eingefallen war, theilt' ich ihn meinen Genoſſen mit, die ihn billigten. "Meine Brüder, — ſagt' ich zu ihnen, — Ihr wiſſt, daß längs des Meeres viel Waldung iſt; wenn Ihr mir glaubt; ſo laßt uns mehrere Flöße bauen, die uns tragen können, und wenn ſie fertig ſind, wollen wir ſie an der Küſte laſſen, bis wir es für die rechte Zeit halten, uns ihrer zu bedienen. Inzwiſchen werden wir ausführen, was ich Euch vorgeſchlagen habe, um uns vom Rieſen los zu machen; gelingt unſer Vorhaben; ſo können wir hier geduldig abwarten, bis irgend ein Schiff vorüberfährt, das uns von dieſer böſen Inſel fortſchafft; verfehlen wir im Gegentheil unſern Streich; ſo machen wir uns ſchnell auf unſre Flöße und fahren ab. Ich geſtehe, daß wir Gefahr laufen, das Leben zu verlieren, wenn wir uns auf ſo gebrechlichen Fahrzeugen der Wuth der Wellen ausſetzen; aber ſollten wir auch umkommen, iſt es nicht doch noch angenehmer, uns im Meer begraben zu laſſen, als in den Eingeweiden dieſes Ungeheuers, das ſchon zwei von unſern Gefährten verzehrt hat?" Mein Rath fand allgemeinen Beifall und wir bauten Flöße zu drei Perſonen.

Gegen Ende des Tages kehrten wir in den Palaſt zurück und bald nach uns kam auch der Rieſe hinein. Wir mußten uns entſchließen, noch einen unſrer Gefährten braten zu ſehen. Doch wir rächten uns an der Grauſamkeit des Rieſen auf folgende Weiſe. Als er ſein abſcheuliches Abendeſſen verzehrt hatte, legte er ſich auf den Rücken und ſchlief ein. Sobald wir ihn nach ſeiner Gewohnheit ſchnarchen hörten, nahmen neun der kühnſten von uns und ich, jeder einen Spieß, hielten die Spitze in's Feuer, um ſie glühend zu machen, und ſtießen ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße in's Auge, welches wir ihm ausſtachen [29].

Der Schmerz, welchen der Rieſe empfand, ließ ihn ein ſchreckliches Geſchrei ausſtoßen. Ungeſtüm erhob er ſich und ſtreckte die Hände nach allen Seiten aus, um einen von uns zu erfaſſen und ſeiner Wuth zu opfern; aber wir hatten Zeit genug, uns von ihm zu entfernen und uns an Stellen auf die Erde zu werfen, wo er uns nicht unter ſeinen Füßen finden konnte. Nachdem er uns vergebens geſucht hatte, fand er tappend die Thüre und ging mit furchtbarem Geheul hinaus.

Achtzigſte Nacht.

Wir verließen den Palaſt gleich dem Rieſen, — fuhr Sindbad fort, — und begaben uns an's Meeresufer, an den Ort, wo unſre Flößе waren. Wir brachten ſie ſogleich in's Waſſer und warteten, bis es Tag war, um uns auf ſie zu werfen, falls wir den Rieſen mit einigen Begleitern ſeiner Art kommen ſähen; doch ſchmeichelten wir uns, daß, wenn er nicht bald nach Sonnenuntergang erſcheinen und wir ſein Geheul, das immerfort zu unſern Ohren drang, nicht mehr hören würden, dieß für einen Beweis gelten könnte, daß er ſein Leben verloren hätte und in dieſem Fall nahmen wir uns vor, auf der Inſel zu bleiben und uns nicht auf unſere Flöße zu wagen. Aber kaum war es Tag, ſo erblickten wir unſern grauſamen Feind von zwei ihn führenden, gleich großen Rieſen begleitet und von ſehr vielen andern, die mit ſchnellen Schritten vor ihm her gingen.

Bei dieſem Anblick zögerten wir nicht, uns auf unſere Flöße zu werfen und uns durch ſtarkes Rudern vom Ufer zu entfernen. Die Rieſen, welche das bemerkten, verſahen ſich mit großen Steinen, liefen an's Ufer, gingen ſelbſt bis an den halben Leib in's Waſſer und warfen ſo geſchickt nach uns, daß mit Ausnahme des Floßes, auf welchem ich mich befand, alle andre davon zertrümmert wurden. Die darauf befindlichen Menſchen ertranken; ich und meine beiden Gefährten aber, da wir aus Leibeskräften ruderten, waren am fernſten und außerhalb der Wurfweite.

Als wir auf das offene Meer kamen, wurden wir das Spielwerk des Windes und der Wellen, die uns von einer Seite zur andern warfen, und wir brachten dieſen Tag und die folgende Nacht in einer grauſamen Ungewißheit über unſer Schickſal zu; aber am folgenden Tage hatten wir das Glück, an eine Inſel getrieben zu werden, auf welche wir uns mit vieler Freude retteten. Wir fanden daſelbſt treffliche Früchte, die uns zur Wiedererlangung unſrer verlornen Kräfte treffliche Dienſte leiſteten.

Gegen Abend ſchliefen wir am Meeresufer ein, wir wurden aber von dem Geräuſch aufgeweckt, welches eine Schlange, lang wie ein Palmbaum, im Kriechen mit ihren Schuppen machte. Sie war uns ſo nahe, daß ſie einen meiner Gefährten, troß ſeinem Geſchrei und ſeiner Anſtrengung, ſich los zu machen, verſchlang, nachdem ſie ihn vorher wiederholentlich geſchüttelt und gegen die Erde geſchmettert hatte. Mein anderer Gefährte und ich, wir ergriffen ſogleich die Flucht und obgleich wir ziemlich fern waren; ſo hörten wir doch einige Zeit nachher ein Geräuſch, welches uns vermuthen ließ, daß die Schlange die Knochen des von ihr überfallenen Unglücklichen wieder von ſich gäbe. »O Gott, — rief ich da aus, — was für Dingen ſind wir ausgeſetzt! Geſtern freuten wir uns darüber, unſer Leben der Grauſamkeit des Rieſen und der Wuth der Wellen entzogen zu haben und nun ſind wir in eine nicht minder ſchreckliche Gefahr gerathen!

Im Umhergehen bemerkten wir einen dicken und hohen Baum, auf welchem wir, unſrer Sicherheit wegen, die folgende Nacht zuzubringen beſchloſſen. Wir aßen wieder Früchte wie am vorigen Tage und gegen Abend kletterten wir auf den Baum. Bald hörten wir nun die Schlange, die ziſchend bis an den Fuß des Baumes kam. Sie erhob ſich am Stamm und da ſie meinen unter mir ſitzenden Gefährten erreichte; ſo verſchlang ſie ihn auf einmal und entfernte ſich ſodann.

Ich blieb bis der Tag anbrach auf dem Baum, und ſtieg ſodann mehr todt als lebendig herab. Ich konnte in der That kein anderes Schickſal, als das meiner beiden Gefährten erwarten und da mir dieſer Gedanke Schaudern erregte; ſo machte ich einige Schritte, um mich in's Meer zu ſtürzen. Da es aber doch angenehm iſt, ſo lange als möglich zu leben; ſo widerſtand ich dieſem Anfall von Verzweiflung und unterwarf mich dem Willen Gottes, der nach ſeinem Gutdünken über unſer Leben ſchaltet.

Ich unterließ jedoch nicht, eine große Menge kleines Holz und trockenes Geſtrüpp und Dorngebüſch zu ſammeln.* Ich machte daraus mehrere Bündel, aus welchen ich einen großen Kreis um den Baum bildete und einige überqueer oben drüber band, um meinen Kopf zu decken. Hierauf ſperrte ich mich beim Anbruch der Nacht in dieſen Kreis, mit dem traurigen

Troſt, nichts zur Vermeidung des mich bedrohenden grauſamen Schickſals vernachläſſigt zu haben. Die Schlange unterließ nicht, wiederzukommen und den Baum zu umkreiſen, indem ſie mich zu verſchlingen ſuchte; was ihr jedoch, wegen des von mir aufgebauten Walles, nicht gelingen konnte und ſie gebärdete ſich vergebens bis an den Morgen gleich einer Katze, welche eine Maus belagert, die ſich in einem unüberwindlichen Zufluchtsort befindet. Endlich, bei Tagesanbruch, entfernte ſie ſich; aber ich wagte mich vor Sonnenaufgang nicht aus meiner Feſtung.

Ich war von der Arbeit, zu welcher mich die Schlange genöthigt hatte, ſo ermüdet, und ich hatte von ihrem verpeſteten Athem ſo gelitten, daß es mir ſchien, der Tod ſei dieſem Schreckniß vorzuziehen und ohne mich meiner Ergebung am vorhergegangenen Tage zu erinnern, lief ich an's Meer, um mich köpflings hinein zu ſtürzen.

Ein und achtzigſte Nacht.

Gott ward von meiner Verzweiflung gerührt; in dem Augenblick, in welchem ich mich in's Meer ſtürzen wollte, erblickte ich in ziemlicher Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich ſchrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen und ließ die Leinwand meines Turbans wehen, damit man mich bemerken ſollte. Das war nicht unnütz, die ganze Mannſchaft gewahrte mich und der Schiffshauptmann ſchickte mir das Boot. Als ich am Bord war, fragte mich der Hauptmann und die Matroſen mit vielem Eifer, welches Abentheuer mich auf dieſe wüſte Inſel geführt hätte, und als ich ihnen erzählt hatte, was mir begegnet war, ſagten mir die älteſten, daß ſie mehrmals hätten von Rieſen erzählen hören, welche dieſe Inſel bewohnten, daß man ſie verſichert hätte, es wären Menſchenfreſſer und ſie verzehrten die Menſchen ſowohl roh als gebraten. In Betreff der Schlangen, ſetzten ſie hinzu, daß ſie im Ueberfluß auf dieſer Inſel wären, daß ſie ſich bei Tage verbärgen und nur des Nachts zum Vorſchein kämen. Nachdem ſie mir zu erkennen gegeben hatten, wie ſehr ſie ſich freuten, mich ſo vielen Gefahren entgangen zu ſehen, ſo beeilten ſie ſich, da ſie nicht zweifelten, daß ich hungerte, mich mit dem Beſten, was vorräthig war, zu bewirthen; und der Hauptmann, da er ſah, daß meine Kleidungsſtücke ganz zerlumpt waren, hatte die Großmuth, mir einen von ſeinen Anzügen geben zu laſſen.

Wir durchſchifften einige Zeit das Meer, berührten mehrere Inſeln und landeten endlich auf der Inſel Selahath, von woher man das Sandelholz bezieht. Wir fuhren in den Hafen und ankerten daſelbſt. Die Kaufleute fingen an ihre Waaren auszuladen, um ſie zu verkaufen oder zu vertauſchen. Während dieß geſchah, rief der Schiffshauptmann mich zu ſich und ſagte zu mir: "Bruder, ich habe in meiner Verwahrung Waaren, welche einem Kaufmann gehören, der einige Zeit auf meinem Schiff gereiſt iſt. Da dieſer Kaufmann nicht mehr lebt; ſo verhandle ich ſie, um ſeinen Erben Rechnung abzulegen, wenn ich einen von dieſen treffe. Die Ballen, die er meinte, waren ſchon auf dem Verdeck. Er zeigte ſie mir und ſagte. "Dieß hier ſind die bewußten Waaren, ich hoffe, daß Ihr ſo gut ſein und die Laſt übernehmen werdet, ſie zu verhandeln; Ihr ſollt dann für Eure Bemühung den gebührenden Lohn empfangen. Ich willigte darein und dankte ihm dafür, daß er mir Gelegenheit verſchaffte, nicht unthätig zu bleiben.

Der Schiffsſchreiber verzeichnete alle Ballen nebſt dem Namen der Kaufleute, welchen ſie gehörten. Da er den Hauptmann fragte, wie er denn diejenigen, mit welchen er mich eben beauftragt hätte, eintragen ſollte, erwiederte ihm jener: Tragt ſie unter dem Namen Sindbads des Seefahrers ein. Ich konnte mich nicht ohne Bewegung nennen hören und als ich den Hauptmann näher in's Geſicht faßte, erkannte ich ihn für den, der mich während meiner zweiten Reiſe auf der wüſten Inſel, als ich am Ufer des Baches eingeſchlafen war, verlaſſen hatte und wieder unter Segel gegangen war, ohne mich zu erwarten, oder ſuchen zu laſſen. Ich hatte ihn nicht ſogleich erkannt, weil ſeine Perſon ſich ſeit unſerer Trennung ſehr verändert hatte.

Daß er, der mich für todt hielt, mich nicht erkannte, iſt nicht zu verwundern. "Hauptmann, — ſagte ich zu ihm, — nannte ſich der Kaufmann, dem dieſe Ballen gehörten, Sindbad?" "da, — entgegnete er, — ſo nannte er ſich, er war aus Bagdad und hatte ſich in Balſora auf meinem Fahrzeug eingeſchifft. Als wir eines Tages an einer Inſel an's Land ſtiegen, um Waſſer zu ſchöpfen und einige Erfriſchungen einzunehmen, ging ich, — ich weiß ſelbſt nicht mehr, aus welchem Irrthum, — wieder unter Segel, ohne darauf zu achten, daß er ſich nicht mit den andern eingeſchifft hatte. Wir hatten guten, und ſo friſchen Wind, daß es uns unmöglich war, das Schiff umzuwenden um ihn abzuholen. "Ihr haltet ihn alſo für todt? — fragte ich. "Ganz gewiß," — verſetzte er. "Wohlan, Hauptmann, — entgegnete ich, — öffnet die Augen und erkennt jenen Sindbad, den Ihr auf der wüſten Inſel gelaſſen habt. Ich ſchlief am Ufer eines Baches ein und als ich erwachte, ſah' ich von der Mannſchaft niemand mehr." Bei dieſen Worten betrachtete mich der Hauptmann genau. . . .

Zwei und achtzigſte Nacht.

Nach einem Weilchen erkannte mich der Hauptmann endlich. »Gott ſei gelobt, — rief er, mich umarmend, aus, — ich bin höchlich erfreut, daß Euer glückliches Geſchick mein Unrecht gut gemacht hat. Hier ſind Eure Waaren, die ich immer ſorgfältig aufbewahrt und zum Theil in den Häfen, wo wir gelandet ſind, verhandelt habe. Ich übergebe ſie Euch, nebſt dem dafür Gelöſten. Ich nahm ſie in Empfang und bezeigte dem Hauptmann die ihm gebührende Erkenntlichkeit.

Von der Inſel Selahath ſteuerten wir nach einer andern Inſel, woſelbſt ich mich mit Gewürznägelein, Zimmt und anderen Specereien verſah. Als wir von dort weiter ſegelten, ſahen wir eine 20 Ellen lange und 20 Ellen breite Schildkröte [29], auch bemerkten wir einen kalbartigen Fiſch, der Milch gab und deſſen Haut ſo hart iſt, daß man Schilder daraus zu machen pflegt. Ich ſah einen anderen, welcher die Geſtalt und die Farbe eines Kameels hatte. Endlich nach langer Schifffahrt kam ich in Balſora an und kehrte von dort nach Bagdad mit ſo vielen Reichthümern zurück, daß ich ihre Anzahl gar nicht wußte. Ich gab wieder den Armen einen beträchtlichen Theil davon und kaufte noch mehrere große Landgüter zu den ſchon erworbenen.

So beendigte Sindbad die Geſchichte ſeiner dritten Reiſe. Er ließ hierauf dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben und lud ihn auf den folgenden Tag zur Erzählung ſeiner vierten Reiſe ein. Hindbad und die übrige Geſellſchaft begaben ſich nach Hauſe, und am folgenden Tage ſetzte, nach beendetem Mittagmahl, Sindbad die Erzählung ſeiner Abentheuer fort.

Vierte Reiſe

Sindbads des Seefahrers nach den ſundiſchen Inſeln.

"Die Reize, — ſagte er, — der Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, denen ich mich nach meiner dritten Reiſe ergab, waren nicht mächtig genug, um mich von ferneren Reiſen zurückzuhalten. Ich ließ mich aufs neue von der Leidenſchaft, Handel zu treiben und neue Dinge zu ſehen, hinreißen, brachte meine Geſchäfte in Ordnung, und nachdem ich einen Vorrath von Waaren beiſammen hatte, der ſich zum Abſatz für die Orte eignete, welche ich zu beſuchen beabſichtigte, reiſte ich ab. Ich nahm den Weg nach Perſien; durchſtreifte mehrere Provinzen dieſes Landes und gelangte in einen Seehafen, wo ich mich einſchiffte. Wir gingen unter Seegel, und hatten bereits mehrere Häfen des feſten

Landes und öſtlicher Inſeln berührt, als wir eines Tages bei einer bedeutenden Ueberfahrt von einem Windſtoß überraſcht wurden, welcher den Schiffshauptmann zwang, die Seegel zu ſtreichen, und alle nöthige Befehle zur Vermeidung der uns drohenden Gefahr zu geben. Aber alle unſre Vorſichtsmaaßregeln waren unnütz, die Schiffswendung mißlang, die Seegel zerriſſen in tauſend Fetzen und das Schiff, welches nicht mehr zu regieren war, gerieth auf eine Reihe verborgner Felſen, und ſcheiterte dermaaßen, daß eine große Anzahl von Kaufleuten und Matroſen ertrank und die Ladung unterging. . . . .“

Drei und achtzigſte Nacht.

„Ich war gleich mehreren andern Kaufleuten und Matroſen ſo glücklich, ein Brett zu ergreifen. Wir alle wurden durch einen Meerſtrom auf eine vor uns liegende Inſel getrieben. Dort fanden wir Früchte und Quellwaſſer, wodurch unſere Kräfte wiederhergeſtellt wurden. Wir hielten ſelbſt unſre Nachtruhe an der Stelle, an welche uns das Meer geworfen hatte; ohne über das, was wir ferner thun ſollten, einen Entſchluß zu faſſen. Daran verhinderte uns die Niedergeſchlagenheit, in welche unſer Unglück uns verſetzt hatte.

Sobald am folgenden Tage die Sonne aufgegangen war, entfernten wir uns vom Ufer und erblickten, landeinwärts gehend, Wohnungen, zu welchen wir uns hinbegaben. Bei unſerer Ankunft kam eine große Menge Schwarzer auf uns zu, ſie umgaben uns, bemächtigten ſich unſrer Perſonen, theilten ſich gewiſſermaaßen in uns und führten uns ſodann in ihre Häuſer.

Ich wurde nebſt fünf meiner Gefährten an denſelben Ort gebracht. Man nöthigte uns alsbald zum Sitzen, ſetzte uns ein gewiſſes Kraut vor, und forderte uns durch Zeichen auf, davon zu eſſen. Meine Gefährten bedachten nicht, daß diejenigen, welche uns das Kraut vorſetzten, nicht davon aßen; ſie zogen nur ihren heftigen Hunger zu Rathe und warfen ſich mit Begierde über dieſe Speiſe her. Ich, der ich eine Hinterliſt ahndete, wollte nicht einmal davon koſten, und befand mich wohl dabei; denn bald nachher wurd' ich gewahr, daß meine Gefährten den Verſtand verloren, und nicht wußten, was ſie ſprachen.

Man trug mir hierauf mit Kokusöl zubereiteten Reiß auf, und meine Gefährten, die nun völlig verrückt waren, aßen davon übermenſchlich. Auch ich aß davon, aber ſehr wenig. Die Schwarzen hatten uns das Kraut vorgeſetzt, um uns den Verſtand zu verwirren und uns dadurch den Kummer zu benehmen, den uns das traurige Bewußtſein unſrer Lage verurſachen mußte, und ſie gaben uns den Reiß, um uns zu mäſten.

Da ſie Menſchenfreſſer waren, ſo war es ihre Abſicht, uns, wenn wir fett ſein würden, zu verzehren. Das widerfuhr meinen Gefährten, die ihr Schickſal nicht ahndeten, weil ſie ihren geſunden Verſtand verloren hatten. Da ich des meinigen noch mächtig war, ſo könnt Ihr Euch wohl denken, Ihr Herren, daß ich, ſtatt gleich den andern fett zu werden, noch magrer wurde, als ich ſchon war. Die Todesfurcht, die mich nicht verließ, verwandelte alle Nahrungsmittel, die ich zu mir nahm, in Gift. Ich verfiel in eine Entkräftung, die mir ſehr heilſam war; denn nachdem die Schwarzen meine Gefährten getödtet und verzehrt hatten, ſo ließen ſie es dabei bewenden, und da ſie ſahen, wie vertrocknet, abgemagert und krank ich war: ſo verſchoben ſie meinen Tod auf eine andre Zeit.

Ich hatte jedoch viel Freiheit, und man gab auf mein Thun und Laſſen faſt gar nicht Acht. Das gab mir Gelegenheit, mich eines Tages von den Wohnungen der Schwarzen zu entfernen und mich zu retten. Ein Greis, der mich ſah und der mein Vorhaben merkte, rief mir aus Leibeskräften zu, ich möchte zurückkommen; aber ſtatt ihm zu gehorchen, verdoppelte ich meine Schritte und war ihm bald aus dem Geſicht. Es war niemand in den Wohnungen, als dieſer Greis, alle anderen Schwarzen waren abweſend, und ſollten erſt gegen Abend wieder heimkehren, was ziemlich oft der Fall war; da ich nun alſo ſicher war, daß ſie nicht mehr Zeit haben würden, mir nachzulaufen, wenn ſie meine Flucht erführen: ſo ging ich, bis es Nacht wurde. Erſt dann hielt ich mit Gehen inne, um ein wenig Ruhe und einige mitgenommene Lebensmittel zu genießen. Aber ich machte mich bald wieder auf den Weg und ging, die bewohnten Orte vermeidend, ſieben Tage in einem fort. Ich lebte von Kokusnüſſen, die mir zugleich Speiſe und Trank gewährten.

Am achten Tage gelangte ich in die Nähe des Meeres, und ſah nun auf einmal Menſchen, weiß wie ich, die damit beſchäftigt waren, Pfeffer einzuſammeln, den es dort in großer Menge gab. Ihre Beſchäftigung war mir von guter Vorbedeutung, und ich ſtand nicht an, mich ihnen zu nähern.“

Vier und achtzigſte Nacht.

„Die Leute, welche den Pfeffer einſammelten, kamen mir entgegen. Sobald ſie mich ſahen, fragten ſie mich auf arabiſch, wer ich wäre und woher ich käme. Höchlich erfreut, ſie meine Sprache reden zu hören, befriedigte ich ihre Neugier, indem ich ihnen erzählte, auf welche Art ich Schiffbruch gelitten hätte, auf dieſe Inſel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen wäre.

"Aber dieſe Schwarzen, — ſagten ſie zu mir, — ſind Menſchenfreſſer; durch welches Wunder ſeid Ihr ihrer Grauſamkeit entgangen?" Ich erzählte ihnen, was ich Euch ſo eben erzählt habe, und ſie waren nicht wenig darüber verwundert.

Ich blieb bei ihnen, bis ſie die gewünſchte Menge Pfeffer zuſammengebracht hatten, worauf ich mich mit ihnen auf ihrem Fahrzeuge einſchiffte und wir nach der Inſel ſeegelten, von woher ſie gekommen waren. Sie ſtellten mich ihrem Könige vor, der ein guter Fürſt war. Er hatte die Geduld, die Erzählung meines Abentheuers anzuhören, und ſie überraſchte ihn. Er ließ mir hierauf Kleider geben, und befahl, man ſolle für mich ſorgen.

Die Inſel, auf welcher ich mich befand, war ſehr bevölkert, hatte Ueberfluß an allen Arten von Dingen, und in der Stadt, welche der König bewohnte, wurde großer Handel getrieben. Dieſer angenehme Zufluchtsort fing an, mich über mein Unglück zu tröſten, und die Güte des großmüthigen Fürſten für mich, machte meine Zufriedenheit vollkommen. Es ſtand in der That niemand beſſer bei ihm, und es gab folglich niemanden am Hofe und in der Stadt, der nicht Gelegenheit geſucht hätte, mir Vergnügen zu machen. So wurd' ich alſo bald mehr wie ein Eingeborner der Inſel, als wie ein Fremder angeſehen.

Ich bemerkte etwas mir ſehr Auffallendes; alle Leute, der König ſelbſt, ritten ohne Zaum und ohne Steigbügel. Ich nahm mir die Freiheit, ihn eines Tages zu befragen, warum Se. Majeſtät ſich dieſer Dinge nicht bediene. Er antwortete mir, daß ich von Dingen ſpräche, die man in ſeinen Staaten nicht kenne.

Ich ging ſogleich zu einem Handwerker, ließ bei ihm das hölzerne Geſtell eines Sattels nach einem von mir gemachten Modell verfertigen, überzog es dann ſelbſt mit Leder, ſtopfte es mit Haaren aus und zierte es mit einer goldnen Stickerei. Sodann wandt' ich mich an einen Schloſſer, der mir nach einer vorgezeichneten Form ein Gebiß und auch Steigbügel verfertigte.

Als dieſe Sachen in gehörigem Zuſtande waren, bracht' ich ſie zum Könige und verſuchte ſie auf einem ſeiner Pferde. Der Fürſt beſtieg das Thier und war ſo zufrieden mit dieſer Erfindung, daß er mir ſeine Freude durch große Geſchenke bezeigte. Ich konnte mich nicht erwehren, mehrere Sättel für ſeine Miniſter und ſeine vornehmſten Hausbeamten zu machen, die mich alle ſo beſchenkten, daß ich in kurzer Zeit reich wurde. Ich verfertigte dergleichen auch für die angeſehenſten Perſonen der Stadt, was mich in großen Ruf brachte, und mir allgemeine Achtung erwarb.

Der König, dem ich ſehr pünktlich meinen Hof machte, ſagte eines Tages zu mir: "Sindbad, ich liebe Dich und weiß, daß alle meine Unterthanen, die Dich kennen, Dich nach meinem Beiſpiel lieben. Ich hab' eine Bitte an Dich, die Du mir gewähren mußt." "Herr, — erwiederte ich, — es gibt nichts, was ich nicht bereit wäre zu thun, um Eurer Majeſtät meinen Gehorſam zu bezeigen; Ihr habt ganz und gar über mich zu gebieten." "Ich will Dich verheirathen, — ſagte der König, — damit dieſe Heirath Dich in meinen Staaten feſthalte, und Du nicht mehr an Dein Vaterland denkſt." Da ich dem Willen des Fürſten nicht zu widerſtreben wagte, ſo gab er mir zur Frau eine edle, ſchöne, kluge und reiche Dame ſeines Hofes. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten zog ich zu der Dame, mit welcher ich eine Zeit lang in einer vollkommenen Einigkeit lebte. Demungeachtet war ich mit meinem Zuſtand unzufrieden, und es war meine Abſicht, mich bei der erſten Gelegenheit davon zu machen und nach Bagdad heimzukehren, deſſen Andenken meine Lage, ſo vortheilhaft ſie auch war, nicht in mir vertilgen konnte.

Solche Geſinnungen hegt' ich, als die Frau eines meiner Nachbarn, mit welchem ich einen ſehr engen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte, erkrankte und ſtarb. Ich ging zu ihm, um ihn zu tröſten, und fand ihn in die tiefſte Betrübniß verſunken. "Gott erhalte Euch, — ſo redete ich ihn an, — und ſchenke Euch ein langes Leben.“ „Ach! — entgegnete er, — wie wollt' Ihr denn, daß mir die Gnade, die Ihr mir wünſcht, zu Theil wird? Ich habe nur noch eine Stunde zu leben.“ „O, — erwiederte ich, — ſetzt Euch doch keinen ſo traurigen Gedanken in den Kopf, ich hoffe, das wird nicht ſtattfinden und ich werde noch lange Zeit das Vergnügen haben, Euch zu beſitzen.“ „Ich wünſche, daß Euer Leben von langer Dauer ſei, — verſetzte er, — was mich betrifft, ſo iſt's aus mit mir und ich benachrichtige Euch, daß man mich heute mit meiner Frau begräbt. So will es der von unſeren Voreltern auf dieſer Inſel eingeführte und unverletzlich beibehaltene Gebrauch; der lebende Mann wird mit der todten Frau, die todte Frau mit dem lebenden Mann begraben. Nichts kann mich retten; alle Verheirathete ſind dieſem Geſetz unterworfen [32].“

In dem Augenblick, in welchem er mich von dieſer ſeltſamen Barberei unterrichtete, deren Bericht mich grauſam erſchreckte, kamen Verwandte, Freunde und Nachbarn insgeſammt, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Man bekleidete die Frau mit ihren reichſten Kleidern, wie an ihrem Hochzeitstage, und ſchmückte ſie mit allem ihrem Geſchmeide.

Hierauf hob man ſie auf eine offene Bahre und der Leichenzug begann. Der Mann folgte an der Spitze der Leidtragenden der Leiche ſeiner Frau. Man nahm den Weg auf einen hohen Berg, und als man daſelbſt angelangt war, erhob man einen großen Stein, der die Oeffnung eines tiefen Brunnens bedeckte, und man ließ die Leiche herab, ohne ihr etwas von ihren Kleidungsſtücken oder von ihrem Geſchmeide zu nehmen. Hierauf umarmte der Mann ſeine Verwandten und Freunde und ließ ſich ohne Widerſtand auf eine Bahre ſetzen, worauf man einen Krug mit Waſſer neben ihn ſtellte, ſieben kleine Brote dazu legte, und ihn ſodann auf die nämliche Art wie ſeine Frau herabließ. Der ſich weit ausdehnende Berg gränzte an's Meer und der Brunnen war ſehr tief. Nach beendigter Feierlichkeit hob man den Stein wieder auf die Oeffnung.

Es iſt wohl unnöthig, Euch zu ſagen, daß ich ein ſehr trauriger Zeuge dieſer Leichenfeier war. Alle andern dabei gegenwärtigen Perſonen ſchienen dagegen kaum davon gerührt zu werden, weil ſie gewohnt waren, dergleichen oft zu ſehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem König meine Gedanken darüber zu ſagen. »Herr, — ſagte ich zu ihm, — ich kann mich nicht genugſam über den ſeltſamen, in Euren Staaten herrſchenden Gebrauch verwundern, die Lebendigen mit den Todten zu begraben! Ich bin weit umhergereiſt, ich habe Menſchen aus einer Unzahl von Völkern kennen gelernt und niemals von einem ſolchen Geſetz reden hören.« »Was willſt Du, Sindbad, — antwortete mir der König, — es iſt ein gemeinſames Geſetz, dem ich ſelbſt unterworfen bin, und wenn die Königinn, meine Gemahlinn, früher ſtirbt als ich: ſo werd' ich lebendig mit ihr begraben." "Aber, Herr, — entgegnete ich, — dürft' ich Eure Majeſtät fragen, ob auch die Fremden verpflichtet ſind, dieſen Gebrauch zu beobachten." "Ohne Zweifel, — verſetzte der König, indem er über den Beweggrund meiner Frage lachte; — ſie ſind nicht ausgenommen, ſobald ſie auf dieſer Inſel verheirathet ſind."

Ich ging mit dieſer Antwort betrübt nach Hauſe. Die Furcht, daß meine Frau eher als ich ſterben und man mich mit ihr lebendig begraben möchte, ließ mich ſehr niederſchlagende Betrachtungen anſtellen. Wie war aber dieſem Uebel abzuhelfen? Ich mußte mich in Geduld faſſen und in den Willen Gottes ergeben. Demungeachtet zitterte ich bei der geringſten Unpäßlichkeit meiner Frau; aber ach! ich hatte bald den ganzen Schrecken! Sie wurde wirklich krank und ſtarb in wenigen Tagen. . . ."

Fünf und achtzigſte Nacht.

"Stellt Euch meinen Schmerz vor! Lebendig begraben zu werden ſchien mir kein minder beklagenswerthes Loos, als den Menſchenfreſſern zur Speiſe zu dienen, und doch mußt' ich d'ran. Der König wollte mit ſeinem ganzen Hofe den Leichenzug mit ſeiner Gegenwart beehren, und auch die angeſehenſten Perſonen der Stadt erzeigten mir die Ehre, meinem Begräbniß beizuwohnen.

Als Alles zu der Feierlichkeit bereit war, legte man den Leichnam meiner Frau auf eine Bahre, angethan mit allem ihrem Geſchmeide und ihren prächtigſten Kleidern. Der Zug begann. Als zweiter Schauſpieler dieſes kläglichen Trauerſpiels, folgte ich unmittelbar hinter der Bahre meiner Frau, die Augen in Thränen gebadet und mein unglückliches Geſchick beklagend. Eh' wir an den Berg kamen, wollte ich einen Verſuch auf den Geiſt der Zuſchauer machen. Ich wandte mich zuerſt an den König, hierauf an die, welche in meiner Nähe waren, und mich vor ihnen bis auf die Erde bückend, um den Saum ihres Kleides zu küſſen, bat ich ſie, Mitleid mit mir zu haben. »Bedenkt, — ſagte ich, — daß ich ein Fremder bin, der keinem ſo ſtrengen Geſetz unterworfen ſein ſollte, und daß ich eine andre Frau und Kinder in meinem Vaterlande habe.« Doch auf wie rührende Weiſe ich auch dieſe Worte ſagte, niemand wurde dadurch bewegt; man beeilte ſich im Gegentheil, die Leiche meiner Frau in den Brunnen herabzulaſſen, und man ließ mich gleich nachher in einer andern offnen Bahre, mit einem mit Waſſer angefüllten Gefäß und ſieben Broten herab. Als nun endlich dieſe für mich ſo traurige Feierlichkeit vorbei war, legte man ohne Rückſicht auf das Uebermaaß meines Schmerzes und auf mein klägliches Geſchrei, den Stein wieder auf die Oeffnung des Brunnens.

Mich dem Grunde nähernd, erkannte ich mit Hülfe eines von oben einfallenden geringen Lichtes die Anlage und Beſchaffenheit dieſes Ortes. Es war eine ſehr weite Höle, die wohl funfzig Ellen tief ſein mochte. Ein unausſtehlicher Geſtank verbreitete ſich von einer zahlloſen Menge von Leichen, die ich rechts und links erblickte; es kam mir ſogar vor, als hörte ich von einigen der zuletzt lebendig herabgelaſſenen die letzten Seufzer. Demungeachtet ſtieg ich, ſobald ich unten war, ſogleich von der Bahre und entfernte mich von den Leichen, indem ich mir die Naſe zuhielt. Ich warf mich auf die Erde und blieb lange, in Thränen ertränkt, liegen. Hierauf, mein trauriges Schickſal bedenkend, ſagte ich zu mir: »Es iſt wahr, daß Gott über uns nach den Rathſchlüſſen ſeiner Vorſehung ſchaltet; aber, armer Sindbad, iſt es nicht Deine Schuld, daß Du Dich dahin gebracht ſiehſt, eines ſo ſeltſamen Todes zu ſterben? Wollte Gott, Du wärſt in einem der Schiffbrüche umgekommen, denen Du entgangen biſt! Du brauchteſt dann nicht eines ſo langſamen und ſchrecklichen Todes zu ſterben; aber Du haſt ihn durch Deinen verdammten Geiz verdient! Unglücklicher! Sollteſt Du nicht lieber daheim bleiben, und die Früchte Deiner Anſtrengungen in Ruhe genießen?«

Dieß waren die unnützen Klagen, von welchen ich die Höhle wiederhallen ließ, indem ich mich aus Wuth und Verzweiflung vor den Kopf und die Bruſt ſchlug und mich ganz und gar den traurigſten Gedanken überließ. Demungeachtet, — muß ich's Euch geſtehen? — ſtatt mir den Tod zu Hülfe zu rufen, regte ſich doch, ſo elend ich auch war, die Liebe zum Leben in mir, und trieb mich an, meine Tage zu verlängern. Tappend und mir die Naſe zuhaltend, holte ich das Brot und Waſſer aus meiner Bahre, und aß und trank davon.

Obgleich die in der Grotte herrſchende Dunkelheit ſo groß war, daß man Tag und Nacht nicht unterſcheiden konnte, ſo fand ich doch meine Bahre wieder, und es ſchien mir, als ob die Höhle geräumiger und mit Leichen angefüllter wäre, als ich anfangs geglaubt hatte. Ich lebte einige Tage von meinem Brot und Waſſer; da ich aber endlich nichts mehr hatte, ſo bereitete ich mich zum Tode. . . .»

Sechs und achtzigſte Nacht.

»Ich erwartete nur den Tod, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ eine Leiche und eine lebende Perſon herab. Der Todte war ein Mann. Es iſt natürlich, in äußerſten Fällen, äußerſte Entſchlüſſe zu faſſen. Während man die Frau herabließ, nahte ich mich dem Ort, an welchen ihre Bahre zu ſtehen kommen ſollte und als ich ſah, daß man die Oeffnung des Brunnens wieder bedeckte, gab ich der Unglücklichen mit einem großen Knochen, deſſen ich mich bemächtigt hatte, zwei oder drei ſtarke Schläge auf den Kopf. Sie wurde davon betäubt; oder ich ſchlug ſie vielmehr und da ich dieſe unmenſchliche Handlung nur beging, um das auf der Bahre befindliche Brot und Waſſer zu benutzen; ſo hatte ich Vorrath auf einige Tage. Nach Verlauf dieſer Zeit ließ man wieder eine todte Frau und einen lebenden Mann herab, den ich auf dieſelbe Weiſe tödtete und ſo fehlte es mir durch die wiederholte Anwendung deſſelben Mittels niemals an Lebensmitteln.

Eines Tages, als ich eben wieder eine Frau in jene Welt geſchickt hatte, hörte ich ſchnaufen, und gehen. Ich ging auf die Seite zu, von welcher das Geräuſch herkam; hörte bei meiner Annäherung ſtärker ſchnaufen und es ſchien mir, als ſähe ich etwas, was die Flucht ergriff. Ich folgte dieſer Art von Schatten, die auf Augenblicke ſtill ſtand und im Fliehen immer um ſo ſtärker ſchnaufte, je näher ich ihr kam. Ich verfolgte ſie ſo lange und ſo weit, daß ich endlich ein Licht, gleich einem Stern erblickte. Ich fuhr fort auf das Licht zuzugehen, verlor es zuweilen, durch Hinderniſſe, die es verbargen, fand es aber immer wieder und entdeckte endlich, daß es durch eine Oeffnung des Felſen kam, die groß genug war, um durchzukommen.

Nach dieſer Entdeckung blieb ich eine Weile ſtehen, um mich von meinem heftigen Gange zu erholen und als ich hierauf bis zu der Oeffnung gekommen war, ging ich durch und befand mich nun am Meeresufer. Stellt Euch das Uebermaaß meiner Freude vor; es war ſo groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, was ich ſähe, ſei kein Traum. Als ich mich von der Wirklichkeit der Sache überzeugt hatte und meine Sinne wieder in ihrem natürlichen Zuſtand waren, begriff ich wohl, daß das Ding, welches ich hatte ſchnaufen hören und welchem ich gefolgt war, ein aus dem Meer gekommenes Thier wäre, welches in die Höhle zu kommen pflegte, um ſich daſelbſt von den Leichen zu nähren.

Ich unterſuchte den Berg und fand, daß er zwiſchen der Stadt und dem Meere lag, doch ohne Verbindung durch einen Weg, weil er ſo ſteil war, daß ihn die Natur unbeſteiglich gemacht hatte. Ich warf mich am Ufer nieder, um Gott für die mir eben erwieſene Gnade zu danken. Hierauf kehrte ich in die Höhle zurück, um mir Brot zu holen, welches ich bei Tageslicht mit größerem Appetit aß, als ichs ja ſeit meiner Einſperrung in dieſen finſteren Ort gegeſſen hatte.

Ich ging nochmals in die Höhle und ſammelte tappend alle Diamanten, Rubinen, Perlen, goldene Armbänder, kurz alle reiche Stoffe, die ich unter meinen Händen fand, zuſammen, und trug das Alles an's Meeresufer. Ich machte mehrere Ballen daraus, die ich ſäuberlich mit Stricken umband, welche zum Herablaſſen der Bahren gedient hatten und ſich in großer Menge vorfanden. Ich ließ die Ballen in Erwartung einer guten Gelegenheit am Ufer, ohne zu befürchten, daß der Regen ſie verderben könnte; denn es war eben nicht Regenzeit.

Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen erblickte ich ein Schiff, welches eben aus dem Hafen kam und bei dem Ort, an dem ich mich befand, vorbeiſegelte. Ich winkte mit der Leinwand meines Turbans und ſchrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen. Man hörte mich und ſchickte das Boot ab, um mich zu holen. Auf die Frage der Matroſen, durch welchen Unfall ich mich an dieſem Ort befände, erwiederte ich, daß ich mich vor zwei Tagen mit den Waaren, welche ſie ſähen, aus einem Schiffbruch gerettet hätte. Zum Glück für mich, begnügten ſich dieſe Leute, ohne den Ort, wo ich mich befand, zu unterſuchen, mit meiner Antwort und nahmen mich nebſt meinen Ballen mit ſich.

Als wir an Bord gekommen waren, hatte der Schiffshauptmann, der über die mir verurſachte Freude vergnügt und mit dem Befehl des Schiffes beſchäftigt war, ebenfalls die Güte, ſich mit meinem vorgegebenen Schiffbruch abſpeiſen zu laſſen. Ich bot ihm einige meiner Edelſteine an; er wollte ſie aber nicht annehmen.

Wir ſchifften bei mehreren Inſeln vorbei, unter andern bei der Inſel Nacous (Schelleninſel,) welche, bei regelmäßigem Winde, zehn Tagereiſen von der Inſel Serendib 30 und ſechs von der Inſel Kela entfernt iſt, an welcher letzteren wir landeten 31. Man findet daſelbſt Bleigruben, indianiſche Röhre und treffſlichen Kampfer.

Der König der Inſel Kela iſt ſehr reich, ſehr mächtig und ſeine Gewalt erſtreckt ſich über die ganze Schelleninſel, welche zwei Tagereiſen im Umfang hat und deren Einwohner noch ſo barbariſch ſind, daß ſie Menſchenfleiſch freſſen. Nachdem wir auf dieſer Inſel große Handelsgeſchäfte gemacht hatten, gingen wir wieder unter Segel und landeten an mehreren anderen Häfen. Endlich langte ich mit unermeßlichen Reichthümern, deren nähere Schilderung unnütz wäre, glücklich in Bagdad an. Um Gott für die mir erwieſenen Gnaden zu danken, vertheilte ich große Allmoſen, ſowohl zum Unterhalt mehrer Moſcheen, als auch vieler Armen, und widmete mich ganz und gar meinen

Verwandten und Freunden, indem ich mit ihnen gut tafelte und mich ergötzte.

Sindbad beendigte hier die Erzählung ſeiner vierten Reiſe, welche bei ſeinen Zuhörern noch mehr Bewunderung erregte, als die drei vorhergegangenen. Er machte dem Hindbad ein neues Geſchenk von hundert Zechinen, und lud ihn, gleich den andern, ein, am folgenden Tage zu derſelben Stunde wieder zum Mittagmahl zu ihm zu kommen, um den Bericht von ſeiner fünften Reiſe zu hören. Hindbad und die andern Gäſte beurlaubten ſich und gingen nach Hauſe.

Anmerkungen.

1) Nach dem Tode Mohameds (im J. Chr. 634), welcher den Titel Chalyf (Statthalter) Gottes annahm, nannte der von den Muſelmännern erwählte Abubeker (ſein Schwiegervater) ſich Chalyf (Statthalter) des Propheten, und dazu émir el mûmenyn, d. i. Beherrſcher der Gläubigen. (Daher unſer Admiral von Emir albachar, Befehlshaber auf dem Meere.)

Dieſen Titel behielten alle folgenden Oberhäupter des Islam während der ſechs erſten Jahrhunderte der Hedſchra.

Harûn Arreſchyd, der fünfte Chalyf aus dem Hauſe der Abbaſſyden, iſt geboren zu Rey im J. 148 der Hedſchra (765 — 6 von Chriſti Geburt). Bevor er den Thron beſtieg, zeichnete er ſich durch mehrere Siege aus, welche er über die Griechen des Weſtrömiſchen Reichs erfocht. Als Chalyf, ſeit dem Jahre 170 (am 14ten Sept. 786), täuſchte er nicht die gute Meinung, welche ſeine erſten Unternehmungen von ihm erregt hatten. Er beruhigte die aufrühreriſchen Provinzen, belohnte ſeinen Lehrer Yahia den Barmekyden, dem er große Verpflichtungen hatte, den er aber nachmals mit großer Härte umbringen ließ (792). Mehr als einmal gab das Weſtrömiſche Reich, indem es den von ihm auferlegten Zins verweigerte, dem Chalyfen Gelegenheit, ſeine Macht zu entwickeln, um es wieder zum Gehorſam zu bringen. (Er beherrſchte einen großen Theil von Aſien, Afrika und Europa, von Spanien bis in Indien.)

Harun ſchickte einen Geſandten an Karl den Großen (807), und auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindet ſich noch ein Schachſpiel, welches er dieſem Fürſten zum Geſchenke darbringen ließ.

Der Chalyf beſchützte die Künſte und Wiſſenſchaften, welche er ſelber mit Erfolg trieb.

Er ſtarb zu Thûs, im J. 193 der Hedſchra (am 24ſten März 809). — Man wirft ihm einige treuloſe Handlungen vor. E. G. — Arraſchyd iſt die richtige Ausſprache von al Raſchyd (wie eddin von el din), und dieſer Beiname bedeutet der Gerade, Gerechte. — Man unterſcheidet drei Stämme der Chalyfen (d. h. Nachfolger): 1) die Raſchedi's, d. h. die von der graden Linie, weil ſie alle Verwandte oder Verſchwägerte Mohameds waren. Die meiſten von ihnen hatten ihren Sitz zu Medina in Arabien. Damaskus in Syrien war der Sitz der Chalyfen des zweiten Stammes, die von 661 bis 749 herrſchten. Hierauf kam der Thron an das Geſchlecht der Abaſſiden, aus welchem 37 Chalyfen herrſchten. Der Hauptſitz ihres Reichs war Bagdad, in Irak, unweit des alten Babylons, am öſtlichen Ufer des Tigris. Die Macht dieſer Abaſſiden wurde durch die in Spanien, Afrika und Arabien ſich aufwerfenden Chalyfen geſchwächt, und erloſch gänzlich im J. 1258. Ein Abkömmling dieſes Geſchlechts, der nach Aegypten entfloh, wurde dort von den Mameluken als Oberhaupt anerkannt, aber bloß in Religionsſachen, und erhielt den Namen Chalyf, bis zur Eroberung der Ottomanen, im J. 1517. G.

2) Sobéide bedeutet Milchſchaum, Amine die Treue, Szafie die Reine. In der Tuneſiſchen Handſchrift haben dieſe drei Schweſtern keine Namen, und werden nur durch ihre Verrichtung im Hauſe unterſchieden, Szafie als Pförtnerinn, Amine als Haushälterinn und Einkäuferinn, Sobeide als Hausfrau.

3) Die Kalender ſind Geiſtliche von ziemlich ausſchweifender Art, welche die Türkei und Perſien durchſtreichen; ihr Witz ver-

ſchaft ihnen oft eine gute Aufnahme. Sie haben eine Kopftracht von ſonderbarer Form. F. G.

Sie heißen ſo von ihrem Stifter, **Kalenderi.** Dieſen Schüler rühmen ſie als einen trefflichen Arzt und großen Weltweiſen, im Beſitz übernatürlicher Kräfte, durch welche er Wunder that. Er ging baarhaupt und den Leib mit Wunden bedeckt; er hatte kein Hemde und gar keine andere Kleidung, als ein Thierfell über der Schulter; an ſeinem Gürtel trug er einige hellgeſchliffene Steine, und an ſeinen Armen ſehr glänzende falſche Steine. Seine Schüler lieben die Luſt und das Vergnügen; ſie leben ſorglos, unbekümmert um Wiſſenſchaft, und ihr Wahlſpruch iſt: "Heute gehört uns; morgen gehört ihm: wer weiß, ob er's erlebe?" Dieſem Grundſatz gemäß, bringen ſie all ihre Zeit mit Eſſen und Trinken hin. Bei den Reichen ſuchen ſie ſich durch ihre Erzählungen und Späße angenehm zu machen, damit man ihnen gütlich thue. Die meiſten ſind Landſtreicher, denen das Wirthshaus eben ſo heilig iſt, als die Moſchee. G.

3) a) (Seite 25) **Giafar,** vom Geſchlechte der **Barmekiden.** Harun gab ihm ſeine Schweſter **Abaſſa** zur Gemahlinn, unter der Bedingung, nicht die Freuden der Liebe zu genießen. Dieſer Befehl wurde bald vergeſſen, und beide hatten einen Sohn, den ſie heimlich nach Mekka ſandten und dort aufziehen ließen. Als der Chalyf dies erfuhr, verlor Giafar die Gunſt ſeines Herrn, und bald darauf das Leben; und Abaſſa wurde aus dem Palaſte gejagt und gerieth ins tiefſte Elend. G. — **Mesrur** bedeutet: der Erfreute; von **Sarra.**

4) **Muſſul,** die ſeit dem Mittelalter an die Stelle von Ninive getretene Stadt; von welcher wohl der **Muſſelin** ſeinen Namen hat, wie der **Damaſt** von **Damaskus.**

5) **Chan,** ſo viel als **Karawanſeraï** (vergl. Anmerk. 42. im 1. Bande), iſt ein Gebäude, das als Magazin und Herberge für die Kaufleute dient; die Karawanen werden darin umſonſt oder für einen mäßigen Preis aufgenommen. G.

6) **Beherrſcher der Gläubigen:** über dieſen Titel des Chalyfen vergl. Anmerk. 1. (über Harun Arreſchyd.)

7) **Der Koran,** von den Arabern alkuran ulasym, auch asscheryl, die hehre Leſung genennt, iſt von **Abu-bekr,** dem Nachfolger Mohameds verfaßt, nach den Ausſprüchen, welche er von dem Propheten gehört hatte.

Dieſes Buch iſt in Rückſicht des Wohlklanges der Rede das bewundernswürdigſte Denkmal der Arabiſchen Literatur, weil alle Reichthümer ihrer Sprache darin entfaltet ſind. Er iſt in hundert und vierzehn Kapitel getheilt, welche zuſammen ſechstauſend ſechshundert ſechsundſechzig Verſe enthalten. Dieſe Kapitel ſind nicht nach ihrem Inhalte, ſondern nach ihrer Länge geordnet. In einigen findet man eine wahre und reine Sittenlehre, und manche geſetzliche Beſtimmungen voll Weisheit; in vielen andern aber eine wunderliche Miſchung von lächerlichen Geſetzen, geſchichtlichen Ueberlieferungen, ſinnloſen Mährchen, und Deklamazionen in allerlei Formen gegen die Götzendiener, die Juden und die Chriſten. E. G.

8) Häufig findet man in den Schriften der Morgenländer dieſe ſeitdem von **Rouſſeau** ausgeſponnene Idee, daß die Fürſten, die Großen und die Reichen ein Handwerk erlernen ſollen. Die meiſten Sultane ſelber lernen irgend eine Kunſt. Wir verweiſen hierüber auf eine Erzählung, am Ende dieſes Werks, aus dem noch ungedruckten Theile der Tauſend und eine Nacht, wo die Entwickelung dieſer Lehre unter anziehenden Formen in Handlung geſezt iſt. E. G.

9) Ueber den **Iblis** vergl. Anmerk. 10. im erſten Bande.

10) **Derwis oder Derwiſch.** Dieſer Name, welcher **arm** bedeutet, entſpricht bei den Mohamedanern dem eines Mönchs bei den Chriſten. Die Derwiſche legen die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ab. Mewelewa, ihr Stifter, hat ihnen jedoch erlaubt, in die Welt zurückzukehren und ſich ſogar, wenn ihre Schwäche es verlangt, zu verheirathen. Sie tragen grobe Hemden von Raſch und haben nur einen Mantel von gro-

dem Tuch, in welchen ſie ſich hüllen. Sie gehen baarfuß und mit entblößter Bruſt; ihr Gürtel iſt ein lederner Riemen mit Schnallen von Elfenbein, Porphyr u. ſ. w. Außer dem im Alkoran vorgeſchriebenen Faſten, beobachten ſie noch alle Donnerſtage welche; es iſt ihnen dann nicht erlaubt, vor Sonnenuntergang zu eſſen.

11) Der Getreue.
12) Der Wohlgefällige.
13) Copirſchrift.
14) Große Frakturſchrift.
15) Name des Satans.
16) Der Wohlgefällige.

17) Roch bedeutet das Geſicht, Antlitz u. ſ. w. und iſt der Name eines Vogels von ungeheurer Größe, der "keine Thüre zum Ausgang aus dem Daſein hat" (unſterblich iſt). Man ſagt, daß er, wenn das Nashorn und der Elephant mit einander kämpfen, dem Kampfe zuſieht, und daß, wenn das erſtere ſein Horn in den Bauch ſeines Gegners ſtößt, er ſie beide packt und in die Lüfte führt.

Zwei der älteſten unter den neueren Reiſenden in den Orient, Marco Polo und der Pater Martini erzählen über den Roch dieſelben Fabeln.

Man nennt bekanntlich im Schachſpiel eine der Figuren den Roch, und dieß Wort ſoll nach Mehren in dieſer Bedeutung arabiſch ſein.

18) Eine urſprünglich indiſche, längſt im ganzen Orient ſehr häufige Pflanze, deren Halm dem der Hirſe gleicht. Aus den ſehr nahrhaften Saamenkörnern wird auch ein Oel gepreßt.

19) Alles, was hier über die Trauer geſagt wird, iſt nicht nur den Gebräuchen der Mohamedaner, ſondern ſelbſt den Vorſchriften des Alkoran zuwider. Im allgemeinen kennt man keine Trauer unter den Bekennern Mohameds; die Verbote des Alkoran ſind darüber ausdrücklich, und um eine Perſon zu beſtrafen, welche ſich zum

Zeichen der Trauer die Haare ausriſſe, ſagen ſie: "der große Gott würde ihr eben ſo viel Häuſer in die Hölle bauen, als ſie ſich Haare aus dem Kopf geriſſen hätte"; ſie glauben auch noch, daß Gott das Grab aller derer verengen wird, welche während ihres Lebens ſchwarze Kleider getragen haben, und daß ſie als Blinde wieder aufſtehen werden. Dieſe Meinung hängt mit der einer vollkommenen Ergebung in den Willen Gottes zuſammen, welche eine der Hauptlehren des Mohamedismus iſt, und welche man oft, jedoch ganz irrig, mit dem Fatalismus verwechſelt hat. Indeß haben die Perſer, die zur Sekte des Ali gehören, eine Trauer von 40 Tagen, ſie tragen jedoch nur 9 Tage lang Kleider von einer dunkeln Farbe; haben aber für die ganz ſchwarze Kleidung dieſelbe Abneigung, wie die andern Mohamedaner.

20) Dieſes Wort kommt von dem arabiſchen Worte Kadi (Richter), es iſt der Name, den man faſt im ganzen Orient den Civil-Richtern giebt. Sie verrichten auch die Geſchäfte der Notaren.

21) Der Treue, Wahrhafte.

22) Der Glaubwürdige.

23) Oder Baſſra, eine große Stadt in Aſien, unter dem Zuſammenfluß des Tigers und des Euphrats in Irak Arabi, auf Befehl Omars, des dritten Chalyfen, im Jahr 636 gegründet. Die Türken beſitzen es ſeit 1668. Es wird daſelbſt bedeutender Handel getrieben.

24) Dieſe Inſeln, welche, nach der Behauptung der Araber, jenſeits China liegen, haben ihren Namen von einem Baum, der eine gleichnamige, einem weiblichen Körper gleichende Frucht trägt. Einige Orientaliſten halten ſie für die japaniſchen, andre für die ſundiſchen Inſeln.

25) Dieſes urſprünglich ſanskritaniſche Wort bedeutet großer König. Ein Fürſt dieſes Namens hat wirklich über den öſtlichen Theil Sumatras geherrſcht.

26) Degal iſt dieſelbe Perſon als der Antichriſt; deſſen Kommen das Ende der Welt verkünden wird; er wird die Menſchen verführen wollen; aber von Chriſtus beſiegt werden. Dieſes fantaſtiſche Weſen wird nur ein Auge haben; es wird die ganze Erde erobern, mit Ausnahme der Städte Mekka, Medina, Tarſus und Jeruſalem.

27) St. Epiphanius, in ſeiner Abhandlung über die zwölf Steine, welche das Bruſtſchild des jüdiſchen Hohenprieſters zierten, erzählt ein ähnliches Mährchen über die Art, wie man in Scythien die Hyacinthe ſammelt. Man ſehe auch Marco Polo und Benjamin von Tudela, welcher von 1160 bis 1173 reiſte.

28) Die reiſenden Orientalen bewahren ihren Vorrath in einem runden ledernen Sack, den ſie auf der Erde ausbreiten und der ihnen als Tiſch dient, wenn ſie ihre Mahlzeit halten.

29) Der Reiſende Rubriquis ſpricht von ähnlichen Wilden oder Thieren; man muß vermuthen, daß es Affen ſind.

30) Dieſe Fabel erinnert unſtreitig an die der Cyklopen; (S. Odyſſee 9r Geſ.) doch bemerkt Herr Hole, daß der Reiſende Johann von Mandeville vorgiebt, in einer der indiſchen Inſeln einäugige Rieſen geſehen zu haben.

31) Aelian, (Thiergeſch. 16, 26.) beſchreibt eine Schildkröte von 15 Fuß Länge, deren Schild zur Bedachung eines Hauſes hingereicht hätte. Mandeville verſichert, daß er in Calonak bei Jawa Schildkrötenſchilder geſehen hätte, welche drei Menſchen zum Obdach hätten dienen können.

32) Es iſt bekannt, daß in Hindoſtan die Wittwen verpflichtet ſind, ſich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen zu laſſen. Der heil. Hieronymus erzählt, daß die Scythen die Männer mit ihren Frauen begraben.

33) Arabiſcher Name der Inſel Zeilan.

34) Herr Langlès glaubt, daß dieſe beiden Inſeln vielleicht Sumatra und Banca ſind.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Drittes Bändchen.

III. 1

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Drittes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

A D
BIBL. U F D.
MONAC

Universitäts-
München
Bibliothek

Sechs und achtzigſte Nacht.

Als ſie am anderen Tage alle beiſammen waren, ſetzten ſie ſich zu Tiſche, und am Ende des Mahles, welches nicht länger als die früheren dauerte, fing Sindbad auf folgende Weiſe die Erzählung ſeiner fünften Reiſe an:

Fünfte Reiſe

Sindbads des Seefahrers nach den Sundiſchen Inſeln.

„Noch, — ſagte er, — hatten die Vergnügungen Reize genug für mich, um aus meinem Gedächtniß alle erlittenen Beſchwerden und Uebel auszulöſchen, ohne mir die Luſt zu neuen Reiſen zu benehmen; ich kaufte demnach Waaren ein, ließ ſie einpacken und auf Wagen laden, und reiſte nach dem nächſten Seehafen. Dort nahm ich mir die Zeit, um nicht von einem Schiffshauptmann abzuhangen und um ein Fahrzeug ganz zu meinem Befehle zu haben, mir eins auf meine Koſten bauen und ausrüſten zu laſſen. Sobald es vollendet war, ließ ich es beladen, ſchiffte mich darauf ein, und da mein Vorrath von Waaren zu einer vollſtändigen Ladung nicht hinreichte, ſo nahm ich Kaufleute von verſchiedenen Völkern mit ihren Waaren an Bord.

„Wir gingen bei dem erſten guten Winde unter Segel und ſuchten das Weite. Der erſte Ort, woſelbſt wir nach einer langen Fahrt landeten, war eine wüſte Inſel, auf welche wir das Ei eines Rochs, von derſelben Größe, wie das bereits erwähnte, fanden. Es enthielt einen kleinen Roch, der eben auskriechen wollte und deſſen Schnabel bereits zum Vorſchein kam.

Sieben und achtzigſte Nacht.

„Die Kaufleute, die ſich mit mir eingeſchifft hatten und mit mir ans Land geſtiegen waren, zerſchlugen das Ei mit ſtarken Axtſchlägen und machten eine Oeffnung, aus welcher ſie den kleinen Roch ſtückweiſe herausholten und braten ließen. Ich hatte ſie ernſtlich gewarnt, das Ei nicht anzurühren; aber ſie wollten mich nicht hören. Kaum hatten ſie ihr Mahl beendet, als in der Luft, ziemlich fern von uns, zwei dicke Wolken erſchienen. Der Hauptmann, den ich zur Leitung meines Schiffes in Sold genommen hatte, wußte aus Erfahrung, was die Wolken zu bedeuten hätten, verkündete, daß es die Aeltern des kleinen Rochs wären und drang in uns, uns auf das ſchnellſte wieder einzuſchiffen, um das Unglück, welches er vorher ſah, zu vermeiden. Wir beeiferten uns, ſeinem Rathe zu folgen, und gingen eilig unter Segel.

„Inzwiſchen nahten ſich die beiden Roche und ſtießen ein ſchreckliches Geſchrei aus, als ſie ſahen, daß das Ei zerbrochen und ihr Junges nicht mehr darin war. Sie flogen, in der Abſicht ſich zu rächen, wieder nach der Seite, von welcher ſie hergekommen waren, und verſchwanden uns auf einige Zeit, während wir mit vollen Segeln uns zu entfernen und das, was nicht ausblieb, zu vermeiden ſtrebten.

„Sie kamen zurück, und wir bemerkten, daß jedes von ihnen in ſeinen Klauen ein Felsſtück von ungeheurer Größe hielt. Als ſie gerade über meinem Schiffe waren, hielten ſie ſtill, und in der Luft ſchwebend, ließ eines von ihnen ſein Felsſtück fallen: aber durch die Geſchicklichkeit des Steuermannes, der das Schiff durch eine Wendung des Steuerruders ablenkte, fiel es ſeitwärts ins Meer, welches ſich auf eine Weiſe öffnete, daß wir faſt bis auf ſeinen Grund ſahen: aber der andere Vogel ließ ſein Felsſtück ſo genau auf die Mitte des Schiffes fallen, daß es in tauſend Stücke zerſchmettert wurde. Die Matroſen und die Reiſenden wurden alle todt geſchlagen, oder ins Meer verſenkt. Auch ich ſank unter: als ich aber wieder übers Waſſer kam, hatte ich das Glück ein Stück des Wrackes zu ergreifen. Indem ich nun bald mit der einen, bald mit der andern Hand ruderte, ohne das, woran ich mich hielt, loszulaſſen, gelangte ich endlich, bei günſtigem Strom und Wind, an eine Inſel mit ſehr ſteilem Ufer

Ich überſtieg jedoch dieſe Schwierigkeit und rettete mich.

„Ich ſetzte mich in das Gras, um mich ein wenig von meiner Ermüdung auszuruhen, ſtand ſodann auf und ging landeinwärts, um das Land zu erkunden. Es kam mir vor, als ob ich in einem köſtlichen Garten wäre; überall ſah ich Bäume, theils mit reifen, theils mit unreifen Früchten belaſtet, und Bäche von ſüßem, klarem Waſſer, die ſich angenehm ſchlängelten. Ich aß von den Früchten, die mir trefflich mundeten, und trank von dem Waſſer, das mich zum Trinken einlud.

„Als es Nacht geworden war, legte ich mich an einer ziemlich bequemen Stelle ins Gras; aber ich ſchlief keine ganze Stunde und mein Schlaf wurde oft durch den Schreck unterbrochen, mich an einem ſo einſamen Orte allein zu ſehen. So brachte ich den größten Theil der Nacht damit zu, mich auf das heftigſte zu betrüben und mir die Thorheit vorzuwerfen, nicht lieber daheim geblieben zu ſein, als dieſe letzte Reiſe unternommen zu haben. Dieſe Betrachtungen brachten mich ſo weit, daß ich einen Anſchlag gegen mein eignes Leben machte; aber das Tageslicht zerſtreute meine Verzweiflung. Ich ſtand auf und ging, nicht ohne einige Furcht, unter den Bäumen umher.

„Nachdem ich wieder ein Weilchen landeinwärts gegangen war, gewahrte ich einen Greis, der mir ſehr gebrechlich ſchien. Er ſaß am Ufer eines Baches, und meine erſte Vermuthung war, daß er, gleich mir, Schiffbruch gelitten hätte. Ich näherte mich ihm und grüßte ihn, worauf er bloß mit dem Kopfe nickte. Ich fragte ihn, was er dort machte; aber anſtatt mir zu antworten, machte er mir bloß ein Zeichen, daß ich ihn auf meine Schulter laden und durch den Bach tragen ſollte, in der Abſicht, — wie er mir zu verſtehen gab, — Früchte zu pflücken.

„Da ich glaubte, daß er dieſer meiner Dienſtleiſtung bedürfte, ſo lud ich ihn auf meinen Rücken und trug ihn durch den Bach. „Steigt herab,“ — ſagte ich hierauf, indem ich mich bückte ihm auf die Erde zu helfen. Statt ſich aber auf dieſe niederzulaſſen, (ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke,) ſchlang dieſer Greis, den ich für ſo hinfällig gehalten hatte, ſeine Beine, — deren Haut, wie ich bemerkte, der einer Kuh glich, — mit Leichtigkeit um meinen Hals, ſetzte ſich rittlings auf meine Schultern und preßte mir die Gurgel ſo heftig zuſammen, als wollte er mich erdroſſeln. In dieſem Augenblick ergriff mich ein ſo heftiger Schreck, daß ich in Ohnmacht fiel ...

Acht und achtzigſte Nacht.

„Ungeachtet meiner Ohnmacht,“ ſagte Sindbad, „blieb der läſtige Greis fortwährend feſt auf meinem Halſe und ſtreckte bloß die Beine ein wenig aus, um mich wieder zu mir ſelber kommen zu laſſen. Als ich mich wieder erholt hatte, ſtemmte er einen ſeiner Füße heftig gegen meinen Magen, und mich mit dem andern ſtark in die Seite ſchlagend, zwang er mich wider Willen zum Aufſtehen. Als ich nun aufgeſtanden war, mußte ich unter den Bäumen umhergehen und dann und wann anhalten, damit er Früchte, die wir fanden, brechen und verzehren konnte. Er ließ den ganzen Tag über nicht locker, [1] und als ich mich in der Nacht ausruhen wollte, ſtreckte er ſich, meinen Hals fortwährend umſchloſſen haltend, mit mir auf die Erde. Jeden Morgen ſtieß er mich, um mich zu erwecken, und nöthigte mich ſodann, indem er mich mit ſeinen Füßen drückte, zum Aufſtehen und Gehen. Stellt Euch, Ihr Herren, die Beſchwerlichkeit einer ſolchen Laſt vor, von der ich mich nicht loszumachen vermochte.

„Eines Tages, als ich auf meinem Wege einige trockne Flaſchenkürbiſſe fand, die von einem Baume, der welche trug, herabgefallen waren, nahm ich einen ziemlich großen, und nachdem ich ihn wohl gereinigt hatte, drückte ich den Saft mehrer Weintrauben hinein, die auf der Inſel im Ueberfluſſe wuchſen und die wir auf jedem Schritte fanden. Als ich nun den Kürbis damit angefüllt hatte, legte ich ihn an eine Stelle, an welche, durch meine Liſt dahin gebracht, mich der Greis, einige Tage nachher leiten mußte. Dort nahm ich den Kürbis, ſetzte ihn an meinen Mund

und trank von einem vortrefflichen Weine, der mich auf einige Zeit den auf mir laſtenden tödtlichen Verdruß vergeſſen ließ. Dieß gab mir Kraft, und ich wurde dadurch ſogar ſo luſtig, daß ich im Gehen zu ſingen und zu ſpringen begann.

„Der Greis, der die Wirkung bemerkte, welche das Getränk auf mich gemacht hatte, und fühlte, daß ich ihn viel leichter als gewöhnlich trug, machte mir ein Zeichen, daß ich ihm zu trinken geben ſollte; ich reichte ihm den Flaſchenkürbis, er nahm ihn, und da der Saft ihm gut ſchmeckte, ſo trank er ihn aus, bis auf den letzten Tropfen. Es war genug um ihn zu berauſchen; auch berauſchte er ſich wirklich, und da ihm der Weindunſt ſchnell in den Kopf ſtieg, ſo fing er an auf ſeine Weiſe zu ſingen und ſich auf meinen Schultern hin und her zu bewegen. Die Erſchütterungen, die er dadurch veranlaßte, machten, daß er das Genoſſene wieder von ſich gab, und ſeine Beine erſchlafften nach und nach; ſo daß ich, bemerkend, daß er mich nicht mehr drückte, ihn auf die Erde warf, wo er bewegungslos liegen blieb. Ich nahm nun einen ſehr großen Stein und zerſchmetterte ihm den Kopf damit.

„Ich empfand eine ſehr große Freude darüber, mich auf immer von dieſem vermaledeiten Greiſe befreit zu haben, und ich ging an das Meeresufer, woſelbſt ich Leute aus einem Schiffe fand, welches dort geankert hatte, um friſches Waſſer und einige Erfriſchungen einzunehmen.

Sie waren ſehr erſtaunt mich zu ſehen und die näheren Umſtände meines Abenteuers zu hören. „Ihr waret,“ — ſagten ſie — „dem Alten des Meeres in die Hände gefallen, und ihr ſeid der erſte, den er nicht erdroſſelt hat: niemals hat er die, deren er ſich bemächtigt hatte, eher losgelaſſen, als bis ſie von ihm erſtickt worden waren: er hat dieſe Inſel durch die Menge der von ihm getödteten Perſonen berüchtigt gemacht, und die Matroſen und Kaufleute, welche hier landeten, wagten ſich nur in zahlreicher Geſellſchaft landeinwärts.“

„Sie führten mich hierauf in ihr Schiff, deſſen Hauptmann ſich ein Vergnügen daraus machte, mich aufzunehmen, nachdem er erfahren hatte, was mir begegnet war. Er ging unter Segel, und nach einer Fahrt von einigen Tagen, landeten wir im Hafen einer groſſen Stadt.

„Einer der auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute, der mich lieb gewonnen, nöthigte mich ihn zu begleiten, und führte mich in eine zum Aufenthalte der fremden Kaufleute dienende Wohnung. Er gab mir einen groſſen Sack, und nachdem er mich einigen, gleich mir mit einem Sacke verſehenen, Leuten aus der Stadt empfohlen und ſie gebeten hatte, mich mitzunehmen, um Kokosnüſſe zu ſammeln, ſagte er zu mir: „Geht, folgt ihnen, macht ihnen nach, was ihr ſie machen ſeht, und entfernt euch nicht von ihnen; denn ihr würdet euer Leben in Gefahr bringen.“

Er verſah mich mit Lebensmitteln für den Tag, und ich ging mit den Leuten.

„Wir gelangten in einen Wald, der aus ſehr hohen und ſehr geraden Bäumen beſtand, deren Stämme ſo glatt waren, daß es unmöglich war, bis zu den Zweigen, an welchen die Früchte hingen, hinaufzuklettern. Alle dieſe Bäume waren Kokusbäume, deren Früchte wir abſchlagen wollten, um damit unſere Säcke anzufüllen. Als wir in den Wald traten, ſahen wir eine Menge groſſer und kleiner Affen, welche bei unſerm Anblicke die Flucht vor uns ergriffen und mit erſtaunlicher Behendigkeit bis auf die Gipfel der Bäume kletterten ....

Neun und achtzigſte Nacht.

„Die Kaufleute, mit welchen ich im Walde war, — fuhr Sindbad fort, — rafften Steine auf und warfen ſie aus Leibeskräften nach den auf den Gipfeln der Bäume befindlichen Affen. Ich folgte ihrem Beiſpiele, und ſah, daß die Affen, von unſerer Abſicht unterrichtet, eifrig Kokosnüſſe pflückten und ſie uns mit zornigen und erbitterten Gebärden zuwarfen. Wir ſammelten die Nüſſe, und warfen von Zeit zu Zeit Steine, um die Affen zu reizen. Durch dieſe Liſt füllten wir unſre Säcke mit jener Frucht, zu der wir auf andere Weiſe unmöglich gelangen konnten.

„Wir kehrten nun mit vollen Säcken in die Stadt zurück, woſelbſt der Kaufmann, der mich in den Wald geſchickt hatte, mir den Werth der in meinem Sacke mitgebrachten Kokosnüſſe bezahlte.

„Fahrt fort, — ſagte er zu mir, — täglich daſſelbe zu thun, bis ihr genug habt um heimkehren zu können. Ich dankte ihm für ſeinen guten Rath, und brachte unmerklich einen ſolchen Haufen von Kokosnüſſen zuſammen, daß die dafür erhaltene Summe ſehr beträchtlich war.

„Das Schiff, welches mich mitgebracht hatte, war mit den Kaufleuten und den von dieſen erkauften Kokosnüſſen abgeſegelt. Ich wartete, bis ein anderes zu gleicher Ladung beſtimmtes in dem Hafen der Stadt landete. Ich ließ alle mir gehörigen Kokosnüſſe darauf einſchiffen, und als alles zur Abreiſe bereit war, nahm ich Abſchied von dem Kaufmanne, dem ich ſo viele Verpflichtungen ſchuldig war. Er konnte nicht mit reiſen, weil er ſeine Geſchäfte noch nicht beendigt hatte.

„Wir gingen unter Segel, und nahmen unſern Weg nach der Inſel, auf welcher der Pfeffer im größten Ueberfluſſe wächſt. Von dort ſchifften wir nach der Halbinſel Komari,[2] welche die beſte Art von Aloeholz trägt und deren Einwohner ſich das unverletzliche Geſetz auferlegt haben, keinen Wein zu trinken, noch irgend eine Art von Ausſchweifung zu dulden. Ich vertauſchte auf beiden Inſeln meine Kokosnüſſe gegen Pfeffer und Aloeholz, und begab mich mit andern Kaufleuten auf die Perlenfiſcherei, zu welchem Behuf ich auf meine Koſten Taucher in Sold nahm. Sie fiſchten eine Menge ſehr großer und ſchöner Perlen. Freudig ging ich wieder in See mit einem Schiffe, welches glücklich in Balſora anlangte. Von dort kehrte ich nach Bagdad zurück, woſelbſt ich aus den mitgebrachten Waaren, dem Aloeholze, dem Pfeffer und den Perlen, ſehr große Summen löſte. Ich vertheilte, wie nach der Heimkehr von meinen anderen Reiſen, den zehnten Theil meines Gewinnes als Almoſen, und ſuchte mich in allen Arten von Ergötzlichkeiten, von meinen Beſchwerden zu erholen.“

Nach dieſen Worten ließ Sindbad dem Hindbad hundert Zeckinen geben, und dieſer entfernte ſich mit den andern Gäſten. Am folgenden Tage fand ſich dieſelbe Geſellſchaft wieder bei dem reichen Sindbad ein, der, nachdem er ſie, wie an den vorhergegangenen Tagen, bewirthet hatte, ihnen ſeine ſechste Reiſe erzählte.

Sechste Reise

Sindbads des Seefahrers nach Zeilan.

„Meine Herren, — ſagte er, — ihr ſeid ohne Zweifel begierig zu wiſſen, wie ich mich, nach fünf erlittenen Schiffbrüchen und ſo vielen anderen ausgeſtandenen Gefahren, nochmals entſchließen konnte, das Glück zu verſuchen und mich neuen Unfällen auszuſetzen. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, erſtaune ich ſelbſt, und es mußte unſtreitig mein Geſtirn ſein, das mich antrieb. Wie dem auch ſei, nach Verlauf eines in Ruhe verlebten Jahres, bereitete ich mich zu einer ſechsten Reiſe, ungeachtet der Bitten meiner Verwandten und Freunde, die ihr Möglichſtes thaten um mich zurückzuhalten.

„Statt meinen Weg durch den Perſiſchen Meerbuſen zu nehmen, durchreiſte ich nochmals mehre Provinzen Perſiens und Indiens, und gelangte an einen Seehafen, in welchem ich mich auf einem guten Fahrzeuge einſchiffte, deſſen Hauptmann entſchloſſen war eine lange Seereiſe zu machen. Sie war in der That ſehr lang, aber zugleich ſo unglücklich, daß der Hauptmann und der Steuermann den Weg ganz und gar verloren, und nicht mehr wußten, wo wir waren. Endlich fanden ſie ſich wieder zurecht, aber wir Reiſende hatten gar keine Urſache uns darüber zu freuen, und waren nicht wenig erſtaunt, als wir eines Tages den Hauptmann mit großem Geſchrei ſeinen Poſten verlaſſen ſahen. Er warf ſeinen Turban auf die Erde, riß ſich den Bart aus und ſchlug ſich vor den Kopf, wie ein Menſch, dem die Verzweiflung den Verſtand verwirrt hat. Wir fragten ihn, worüber er ſich ſo betrübte. „Ich verkünde euch, — erwiederte er, — daß wir uns an der gefährlichſten Stelle des ganzen Meeres befinden. Eine ſehr ſchnelle Strömung reißt das Schiff mit ſich fort, und in weniger als einer Viertelſtunde werden wir alle umkommen. Bittet Gott, daß er uns aus dieſer Gefahr befreie. Wenn er ſich unſer nicht erbarmt, können wir ihr nicht entrinnen.“ Nach dieſen Worten befahl er die Segel einzuziehen; aber das Tauwerk zerriß bei dieſer Arbeit, und das Fahrzeug wurde, ohne, daß es möglich war dem abzuhelfen, von der Strömung an den Fuß eines unerſteiglichen Berges getrieben, wo es ſcheiterte, jedoch ſo, daß wir nicht nur unſere Perſonen, ſondern auch unſere Lebensmittel und unſere koſtbarſten Waaren retteten.

„Als dieß geſchehen war, ſagte der Hauptmann: „Gott hat gethan, was ihm gefiel. Wir können uns hier ein jeder ſein Grab graben, und uns das letzte Lebewohl ſagen; denn wir ſind an einem ſo unheilbringenden Orte, daß niemand von den früher hieher Verſchlagenen bis jetzt davon gekommen iſt.“ Dieſe Worte verſetzten uns alle in eine tödtliche Betrübniß, wir umarmten uns einer den andern mit thränenden Augen und beweinten unſer unglückliches Geſchick.

„Der Berg, an deſſen Fuße wir uns befanden, machte die Küſte einer ſehr langen und ſehr ausgedehnten Inſel aus. Dieſe Küſte war ganz mit den Trümmern geſcheiterter Schiffe und mit einer unzähligen Menge von Gebeinen bedeckt, die man von Raum zu Raum erblickte, die uns Schaudern erregten und uns bezeugten, daß hier viele Menſchen umgekommen wären. Ganz unglaublich war auch die Menge von Waaren und von Reichthümern, die ſich auf allen Seiten unſern Augen darboten. Alle dieſe Dinge dienten nur dazu unſre Betrübniß zu vermehren. Statt daß anderswo überall die Flüſſe aus ihrem Bette ins Meer fließen, ſtrömt hier im Gegentheil ein großer Fluß von ſüßem Waſſer von der Küſte landeinwärts durch eine dunkle Grotte, deren Oeffnung ſehr hoch und breit iſt. Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß hier alles Geſtein des Berges aus Kriſtall, Rubinen oder anderen

Edelſteinen beſteht.[3] Man ſieht daſelbſt auch die Quelle einer Art von Pech oder Erdharz, welches ins Meer fließt[4] und von den Fiſchen verſchlungen wird, die es dann als grauen Ambra wieder von ſich geben, den die Wellen an das flache ſandige Ufer werfen, das ganz damit bedeckt iſt. Es wachſen auch Bäume dort, größtentheils Aloe, die denen von Komari nichts nachgeben.

„Um die Beſchreibung dieſes Ortes zu beenden, den man einen Abgrund nennen kann, weil keine Rückkehr aus ihm ſtatt findet, ſo ſollt ihr wiſſen, daß es den Schiffen nicht möglich iſt ſich von ihm zu entfernen, ſobald ſie ſich ihm auf einen gewiſſen Grad genähert haben. Werden ſie durch einen Seewind hingetrieben, ſo bringt der Wind und die Strömung ihnen Verderben; und wenn ſie ſich beim Wehen eines Landwindes dort befinden, was ihre Entfernung begünſtigen könnte, ſo hält ihn die Höhe des Berges ab und verurſacht eine Windſtille, welche der Strömung ihre Gewalt läßt, die ſie dann gegen die Küſte treibt, wo ſie gleich dem unſrigen ſcheitern. Zur Vermehrung des Mißgeſchicks iſt es nicht möglich den Gipfel des Berges zu erſteigen und ſich irgend wohin zu retten.

„Wir blieben am Ufer, wie Leute die den Verſtand verloren haben, und erwarteten den Tod von Tage zu Tage. Unſere Lebensmittel hatten wir zu gleichen Theilen vertheilt, und ſo lebte jeder, nach Maaßgabe ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und des Gebrauches, den er von ſeinem Vorrathe machte, längere oder kürzere Zeit, als die andern.

Neunzigſte Nacht.

„Die, welche zuerſt ſtarben, wurden von den andern begraben. Was mich betraf, ſo erwies ich allen meinen Gefährten die letzte Ehre: und darüber dürft ihr euch nicht wundern; denn außer dem, daß ich den mir zugetheilten Vorrath beſſer zu Rathe hielt, als jene, ſo hatte ich auch noch einen beſonderen für mich allein, und ich hatte mich wohl gehütet meinen Gefährten etwas davon mitzutheilen. Als ich jedoch den letzten begrub, ſo blieben mir ſo wenig Lebensmittel übrig, daß ich wohl ſah, es würde bald mit mir zu Ende gehen, ſo daß ich mir mein Grab grub, entſchloſſen, mich hinein zu werfen, da niemand übrig blieb um mich zu begraben. Indem ich mich mit dieſer Arbeit beſchäftigte, konnte ich mich, — ich will es euch geſtehen, — nicht erwehren, mir vorzuſtellen, daß ich an meinem Verderben Schuld war, und zu bereuen, daß ich dieſe letzte Reiſe unternommen hatte. Ich ließ es nicht bei Betrachtungen, ich zerfleiſchte mir die Hände mit meinen Zähnen, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Tod beſchleunigte.

„Aber Gott hatte noch Erbarmen mit mir und flößte mir den Gedanken ein, bis zu dem Fluſſe zu gehen, der ſich unter der Höhlenwölbung verlor. Nachdem ich dort den Fluß mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, ſagte ich zu mir ſelbſt: „Dieſer Fluß, der ſich auf ſolche Art unter der Erde verbirgt, muß irgendwo wieder zum Vorſcheine kommen; wenn ich nun ein Floß baue und mich ſodann auf dieſem der Strömung des Fluſſes überlaſſe, werde ich in ein bewohntes Land gelangen, oder umkommen: komme ich um, ſo habe ich nur die Todesart verändert; gelingt es mir im Gegentheil, aus dieſem Unglücksorte zu entkommen, ſo werde ich das traurige Geſchick meiner Gefährten vermeiden, ja, vielleicht eine neue Gelegenheit finden, mich zu bereichern. Wer weiß, ob nicht das Glück mich am Ausgange dieſer abſcheulichen Klippe erwartet, um mich für meinen Schiffbruch mit Wucher zu entſchädigen.“

„Ich zögerte nicht, nach dieſer Selbſtberathung, an dem Floſſe zu arbeiten; ich verfertigte es aus tüchtigen Stücken Holz und dicken Ankertauen, an welchen es zur Auswahl nicht fehlte. Ich band das Holz ſo feſt zuſammen, daß daraus ein kleines, ganz haltbares Fahrzeug wurde. Als es vollendet war, belud ich es mit einigen Ballen von Rubinen, Smaragden, grauem Ambra, Felskriſtall und koſtbaren Stoffen. Als ich alle dieſe Sachen ins Gleichgewicht geſtellt und wohl befeſtigt hatte, begab ich mich auf das Floß, mit zwei kleinen Rudern, die ich zu verfertigen nicht vergeſſen hatte, und überließ mich dem Laufe des Fluſſes und dem Willen Gottes.

„Sobald ich unter der Wölbung war, ſah ich kein Licht mehr, und der Waſſerſtrom riß mich fort, ohne daß ich wußte wohin. Ich ſchwamm einige Tage in dieſer Dunkelheit, ohne jemals auch nur den geringſten Lichtſtral zu erblicken. Ich fand einmal die Wölbung ſo niedrig, daß ſie mir beinahe den Kopf verletzt hätte; was mich für die Vermeidung einer ähnlichen Gefahr ſehr aufmerkſam machte. Während dieſer Fahrt aß ich von den mir übrig gebliebenen Lebensmitteln nur ſo viel, als zur Friſtung meines Lebens unumgänglich nöthig war. Aber, wie mäßig ich auch lebte, mein Vorrath wurde doch aufgezehrt. Es bemächtigte ſich nun meiner Sinne, ohne daß ich mich deſſen erwehren konnte, ein ſüßer Schlaf. Ich kann euch nicht ſagen, ob ich lange ſchlief; aber als ich erwachte, ſah ich mich in einer weiten Landſchaft, am Ufer eines Fluſſes, an welches mein Floß feſtgebunden war, und mitten unter einer großen Menge Schwarzer. Sobald ich ſie erblickte, ſtand ich auf und grüßte ſie. Sie ſprachen zu mir; aber ich verſtand ihre Sprache nicht.

„In dieſem Augenblicke war ich vor Freuden ſo außer mir, daß ich nicht wußte, ob ich mich für wachend halten ſollte. Ueberzeugt, daß ich nicht ſchlief, ſagte ich mir folgende Arabiſche Verſe vor:

„Rufe die Allmacht an; ſie wird dir zu Hülfe kommen;
es iſt unnütz, dich um anderes zu kümmern. Schließe
das Auge und während du ſchläfſt, wird Gott dein
Geſchick vom Böſen zum Guten wenden!“

„Da mich einer der Schwarzen, der Arabiſch verſtand, ſo ſprechen hörte, trat er vor und nahm das Wort: „Mein Bruder, ſagte er, ſeid nicht erſtaunt uns zu ſehen; wir bewohnen die Landſchaft, die ihr ſeht, und wir ſind heute hieher gekommen um mit dem Waſſer dieſes aus dem benachbarten Berge kommenden Fluſſes unſere Felder zu bewäſſern, indem wir es durch kleine Kanäle ableiten. 5 Wir bemerkten, daß auf dem Waſſer etwas herbeiſchwämme; wir liefen ſchnell hinzu, um zu ſehen, was es wäre, und ſobald wir erkannten, daß es ein Floß war, warf ſich einer von uns in den Fluß, ſchwamm dem Floß entgegen und holte es herbei. Wir hielten es an, banden es feſt, wie ihr ſeht, und erwarteten euer Erwachen. Wir bitten euch, uns eure Geſchichte zu erzählen, die ſehr außerordentlich ſein muß. Sage uns, wie ihr euch auf dieſes Waſſer gewagt habt und woher ihr kommt.“ — Ich bat ſie vor Allem mir zu eſſen zu geben und verſprach ihnen, daß ich ſodann ihre Neugier befriedigen würde.

„Sie ſetzten mir mancherlei Speiſen vor, und als mein Hunger geſtillt war, erſtattete ich ihnen einen getreuen Bericht von allem, was mir begegnet war, und ſie ſchienen mir mit Bewunderung zuzuhören. Als ich meine Erzählung beendet hatte, ſagten ſie zu mir, durch den Mund des Dollmetſchers, der ihnen meinen Bericht überſetzt hatte: „Das iſt eine der erſtaunlichſten Geſchichten. Ihr ſelbſt müßt ſie dem König erzählen; die Sache iſt zu außerordentlich, um ihm von einem andern, als von dem, dem ſie ſelbſt begegnet iſt, berichtet zu werden.“ Ich erwiederte ihnen, daß ich bereit wäre, ihren Wunſch zu erfüllen.

„Die Schwarzen ſchickten ſogleich nach einem Pferde, welches auch bald darauf gebracht wurde. Sie ließen mich aufſteigen, und während ein Theil von ihnen vor mir herging, um mir den Weg zu zeigen, ladeten die anderen, ſtärkſten, das Floß mit allen darauf befindlichen Ballen auf ihre Schultern und folgten mir.

Ein und neunzigſte Nacht.

„Wir begaben uns insgeſammt nach der Stadt Serendyb;[6] denn auf dieſer Inſel befand ich mich. Die Schwarzen ſtellten mich ihrem Könige vor. Ich nahte mich dem Thron, auf welchem er ſaß, und grüßte ihn, wie man die Indiſchen Könige zu grüßen pflegt, das heißt, ich warf mich zu ſeinen Füßen und küßte die Erde. Der Fürſt gebot mir aufzuſtehen, und hieß mich auf ſehr verbindliche Weiſe näher kommen und neben ihm Platz nehmen. Er fragte zuerſt nach meinem Namen: ich antwortete ihm, daß ich Sindbad hieße, wegen der vielen Seereiſen die ich gemacht hätte, den Beinamen der Seefahrer führte, und daß ich ein Einwohner der Stadt Bagdad wäre. „Aber, — verſetzte er, — wie und auf welchem Wege ſeid ihr in meine Staaten gekommen?“

„Ich verſchwieg dem Könige nichts, ſondern erzählte ihm alles, was ich euch eben erzählt habe, und er war darüber ſo erſtaunt und erfreut, daß er mein Abenteuer mit goldnen Buchſtaben aufzuſchreiben und die Schrift in den Archiven ſeines Königreichs aufzubewahren befahl. Hierauf wurde das Floß herbeigebracht und die Ballen wurden in ſeiner Gegenwart geöffnet. Er bewunderte die Menge des Aloeholzes und des grauen Ambra's, aber vorzüglich die Rubinen und Smaragden; denn er hatte in ſeinem Schatze keine ähnliche.

„Da ich bemerkte, daß er meine Edelſteine mit Vergnügen beſchaute und die ſeltenſten der Reihe nach genau betrachtete, ſo warf ich mich vor ihm nieder und war ſo frei ihm zu ſagen: „Herr, nicht nur meine Perſon iſt Euer Majeſtät zu Dienſten, auch die Ladung des Floſſes gehört Euch, und ich bitte darüber wie über ein Eigenthum zu ſchalten.“ Er antwortete mir lächelnd: „Sindbad, ich werde mich wohl hüten, Luſt dazu zu hegen und euch das geringſte von dem zu nehmen, was Gott euch gegeben hat. Weit entfernt eure Reichthümer zu vermindern, gedenk' ich ſie noch zu vermehren, und ich will nicht, daß ihr meine Staaten verlaßt, ohne Zeichen meiner Freigebigkeit mit euch zu nehmen.“ Meine Antwort auf dieſe Worte beſchränkte ſich darauf, Wünſche für das Wohl des Fürſten auszuſprechen und ſeine Güte und Großmuth zu preiſen. Er gab einem ſeiner Beamten den Auftrag, Sorge für mich zu tragen, und ließ Leute anſtellen, die mich auf ſeine Koſten bedienen mußten. Dieſer Beamte erfüllte die Befehle ſeines Herrn ſehr getreulich, und ließ in die Wohnung, in welche er mich führte, alle Ballen bringen, mit welchen das Floß belaſtet war.

„Ich ging täglich zu gewiſſen Stunden zum Könige, um ihm meinen Hof zu machen, und wendete die übrige Zeit dazu an, die Stadt und was darin meiner Neugier am wertheſten war, zu ſehen.

„Die Inſel Serendyb liegt gerade unter dem Aequator, [7] weshalb auf ihr Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch immer die gleiche Länge von zwölf Stunden haben. Sie iſt achtzig Paraſangen [8] lang und eben ſo breit. Die Hauptſtadt liegt am äußerſten Ende eines ſchönen Thales, welches von einem Berge gebildet wird, der mitten auf der Inſel gelegen und wohl der höchſte auf der Erde iſt. [9] Man ſieht ihn in der That auf dem Meere in einer Entfernung von drei Tagereiſen. Man findet daſelbſt Rubinen, mehre Gattungen von Mineralien, und alle Felſen beſtehen größtentheils aus Schmergel, einem metalliſchen Steine, deſſen man ſich zum Schneiden der Edelſteine bedient. Auch giebt es dort alle Arten von ſeltenen Pflanzen und Bäumen, vorzüglich Cedern und Kokuspalmen. Längs des Ufers der Inſel und in den Mündungen ihrer Flüſſe fiſcht man Perlen, und einige ihrer Thäler liefern Diamanten. Ich machte auch eine Wallfahrt auf den Berg nach dem Orte, wohin Adam nach ſeiner Vertreibung aus dem Paradieſe verbannt wurde, und ich war ſo neugierig den Gipfel zu erſteigen.

„Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, bat ich den König um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mir auch auf eine ſehr ehrenvolle und verbindliche Weiſe gab. Er zwang mich, ein reiches Geſchenk aus ſeinem Schatz anzunehmen; und als ich mich bei ihm beurlaubte, gab er mir noch ein viel anſehnlicheres, und zugleich einen Brief an den Beherrſcher der Gläubigen, unſern Chalyfen Haroun Arreſchyd, unſern unumſchränkten Gebieter, und ſagte zu mir: „Ich bitte Dich, dieſes Geſchenk und dieſen Brief dem Chalyfen Haroun Arreſchyd von meinetwegen zu übergeben und ihn meiner Freundſchaft zu verſichern.“ Ehe ich mich einſchiffte, ließ dieſer Fürſt den Schiffshauptmann und die Kaufleute, welche ſich mit mir einſchiffen ſollten, zu ſich holen und befahl ihnen, für mich alle erdenkliche Rückſichten zu haben.

„Der Brief des Königs von Zeilan, war auf die gelbliche Haut eines, wegen ſeiner Seltenheit ſehr koſtbaren, Thieres geſchrieben. Die Schriftzeichen dieſes Briefes waren himmelblau, und er enthielt in Indiſcher Sprache Folgendes:

DER KÖNIG VON INDIEN, VOR WELCHEM TAUSEND ELEPHANTEN EINHERGEHEN, WELCHER IN EINEM PALLAST WOHNT, DESSEN DACH VON DEM GLANZE VON HUNDERTTAUSEND RUBINEN STRALT, UND DER IN SEINEM SCHATZE ZWANZIGTAUSEND DIAMANTENE KRONEN BESITZT, DEM CHALYFEN HAROUN ARRESCHYD.

„Obgleich das Geſchenk, welches wir Euch ſenden von „keinem großen Werth iſt, ſo mögt Ihr es doch als Bruder und Freund annehmen, in Erwägung der Freundſchaft, welche wir für Euch in unſerm Herzen hegen und „von welcher wir Euch mit Vergnügen einen Beweis geben. Wir erbitten uns daſſelbe Gefühl in dem Eurigen, „inmaßen wir es zu verdienen glauben, da wir mit Euch „von gleichem Range ſind. Wir beſchwören Euch darum „als Bruder. Lebt wohl.“

„Das Geſchenk beſtand, erſtens: in einem Gefäß, aus einem einzigen Rubin verfertigt und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fußes und von der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit ſehr runden, zuſammen eine halbe Drachme ſchweren, Perlen beſetzt, zweitens: in einer Schlangenhaut, welche Schuppen von der Größe eines gewöhnlichen Goldſtücks hatte und die Eigenſchaft beſaß, die darauf Liegenden vor Krankheit zu bewahren; drittens: in funfzigtauſend Drachmen des auserleſenſten Aloeholzes, mit dreißig Gran Kampfer von der Größe einer Piſtazie; und dieß Alles war endlich von einer entzückend ſchönen Sklavinn begleitet, deren Kleidungſtücke mit Edelſteinen bedeckt waren.

„Das Schiff ging unter Segel, und nach einer langen und glücklichen Fahrt, kamen wir in Balſora an, von wo ich mich nach Bagdad begab. Das erſte, was ich nach meiner Ankunft that, war, daß ich mich des ertheilten Auftrages entledigte.

Zwei und neunzigſte Nacht.

„Ich nahm den Brief des Königs von Serendyb und ging, um mich an der Pforte des Beherrſchers der Gläubigen zu zeigen, begleitet von der ſchönen Sklavinn und denjenigen Perſonen meiner Familie, welche die mir anvertrauten Geſchenke trugen. Ich ſagte, was mich herführte, und wurde ſogleich vor den Thron des Chalyfen gebracht. Ich warf mich vor ihm nieder, und nach einer ſehr gedrängten Anrede, übergab ich ihm den Brief und die Geſchenke. Als er geleſen hatte, was ihm der König von Serendyb meldete, fragte er mich, ob dieſer Fürſt wirklich ſo reich und mächtig wäre, als er es in ſeinem Briefe behauptete. Ich warf mich zum zweitenmale zur Erde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, erwiederte ich: „Beherrſcher der Gläubigen, ich kann Euer Majeſtät nach eignem Zeugniß verſichern, daß er ſeine Reichthümer und ſeine Größe nicht übertreibt. Nichts iſt fähiger Bewunderung zu erregen, als die Pracht ſeines Palaſtes. Wenn dieſer Fürſt öffentlich erſcheinen will, ſo wird ihm auf einem Elephanten ein Thron bereitet, worauf er ſich ſetzt, und ſo in der Mitte zweier Reihen einherzieht, die aus ſeinen Miniſtern, ſeinen Günſtlingen und andern Hofleuten beſtehen. Vor ihm, auf demſelben Elephanten, hält ein Beamter eine goldene Lanze in der Hand, und hinter dem Throne ſteht ein andrer, der eine goldne Säule trägt, auf deren Spitze ein Smaragd, ungefähr einen halben Fuß lang und einen Zoll dick, angebracht iſt. Voran zieht eine Wache von tauſend Mann, in Goldſtoff und Seide gekleidet und auf reich geſchirrten Elephanten reitend. So lange der Zug dauert, ruft der Beamte, der vor dem König auf dem Elephanten ſitzt, von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme:

„Dieß iſt der große Monarch, der mächtige und furchtbare Herrſcher von Indien, deſſen Palaſt mit hunderttauſend Rubinen bedeckt iſt, und welcher zwanzigtauſend diamantne Kronen beſitzt. Dieß iſt der gekrönte „Monarch, größer, als jemals der große Sulyman und „der große Maha-radjah waren.“

„Wenn er dieſe Worte gerufen hat, ruft nun ſeinerſeits der Beamte hinter dem Throne:

„Dieſer ſo große und mächtige Monarch muß ſterben, „muß ſterben, muß ſterben!“

„Und nun ruft wieder der vordere Beamte:

„Preis und Ehre Dem, der da lebt und nicht ſtirbt!“

„Uebrigens iſt der König von Serendyb ſo gerecht, daß es weder in ſeiner Hauptſtadt, noch anderswo in ſeinen Staaten, Richter gibt: ſeine Völker bedürfen keiner; ſie kennen und üben ſelbſt die Gerechtigkeit und entfernen ſich nie von ihrer Pflicht. Alſo ſind Richterſtühle und Gerichtsperſonen unnütz bei ihnen.“

Der Chalyf war mit meiner Rede ſehr zufrieden. „Die Weisheit dieſes Königs, — ſagte er, — geht aus ſeinem Briefe hervor; und nach dem, was du mir eben geſagt haſt, muß man geſtehen, daß ſeine Weisheit ſeiner Völker und ſeine Völker ſeiner Weisheit würdig ſind.“ Nach dieſen Worten entließ er mich mit einem reichen Geſchenke ....

Hier hörte Sindbad auf zu erzählen, und ſeine Zuhörer entfernten ſich, nachdem Hindbad vorher hundert Zeckinen empfangen hatte. Sie kamen am folgenden Tage wieder zu Sindbad, der ihnen folgendermaßen ſeine ſiebente und letzte Reiſe erzählte:

Siebente und letzte Reiſe

Sindbads des Seefahrers.

„Nach der Rückkehr von meiner ſechsten Reiſe, ließ ich gänzlich den Gedanken fahren, jemals noch eine zu unternehmen. Nächſtdem, daß ich nun ein Alter erreicht hatte, welches nichts als Ruhe bedurfte, hatte ich mir ſelbſt das Wort gegeben, mich nicht mehr den Gefahren auszuſetzen, in die ich ſo oft gerathen war. Ich dachte alſo nur daran, den Ueberreſt meines Lebens vergnüglich hinzubringen.

„Als ich nun eines Tages eine Anzahl Freunde bewirthete, kam einer meiner Leute, um mir zu ſagen, daß ein Beamter des Chalyfen mich zu ſprechen verlangte. Ich ſtand von Tiſche auf und ging ihm entgegen. „Der Chalyf, — ſagte er zu mir, — hat mich beauftragt, euch zu ſagen, daß er euch zu ſprechen verlangt.“ Ich folgte dem Beamten in dem Palaſt, und er führte mich vor den Fürſten, den ich grüßte, indem ich mich zu ſeinen Füßen warf. „Sindbad,

— ſagte er zu mir, — ich bedarf deiner, du mußt mir einen Dienſt leiſten und eine Antwort und Geſchenke von mir dem Könige von Serendyb bringen; es iſt billig, daß ich ſeine mir erwieſene Höflichkeit erwiedere.“

„Der Befehl des Chalyfen war ein Donnerſchlag für mich. „Beherrſcher der Gläubigen, — ſagte ich zu ihm, — ich bin bereit alle Befehle Euer Majeſtät zu befolgen; aber ich bitte Euch demüthigſt, zu bedenken, daß ich durch die unglaublichen erlittenen Mühſeligkeiten abgeſchreckt bin. Ich habe ſogar das Gelübde gethan, Bagdad nie zu verlaſſen.“ Hiebei nahm ich Gelegenheit ihm einen langen Bericht über alle meine Abenteuer abzuſtatten, den er geduldig bis zu Ende hörte. Sobald ich aufgehört hatte zu erzählen, ſagte er: „Das ſind in der That ſehr außerordentliche Begebenheiten; doch müſſen ſie dich nicht abhalten, mir zu Liebe die Reiſe zu machen, die ich dir vorſchlage. Du ſollſt ja nur nach der Inſel Serendyb reiſen und dich meines Auftrages entledigen. Dann ſteht es bei dir, ohne Weiteres heimzukehren. Aber reiſen mußt du; denn du fühlſt wohl, daß es nicht ſchicklich und meiner würdig wäre, in der Schuld des Königs jener Inſel zu bleiben.“ Da ich ſah, daß der Chalyf ſo auf ſeinem Willen beſtand, ſo erklärte ich mich bereit, ihm zu gehorchen. Er freute ſich ſehr darüber, und ließ mir tauſend Zechinen zur Beſtreitung der Reiſekoſten geben.

„Ich war in wenigen Tagen zur Abreiſe bereit, und ſobald mir die Geſchenke des Chalyfen nebſt einem von ſeiner Hand geſchriebenen Briefe übergeben worden waren, reiſte ich ab, und nahm den Weg nach Balſora, woſelbſt ich raſch einſchiffte. Meine Fahrt war ſehr glücklich, und ich langte in Serendyb an. Ich theilte dort meinen Auftrag den höheren Staatsbeamten mit, und bat ſie, mir ein baldiges Gehör zu verſchaffen. Sie thaten es; man führte mich mit Ehrenbezeigungen in den Palaſt, und ich begrüßte den König, indem ich mich, dem Gebrauche gemäß, vor ihm niederwarf.

„Dieſer Fürſt erkannte mich ſogleich, und bezeugte mir eine ganz beſondere Freude, mich wiederzuſehen. „Seid willkommen, Sindbad,“ — ſagte er zu mir. — „Ich kann euch zuſchwören, daß ich ſeit eurer Abreiſe ſehr oft an euch gedacht habe. Ich ſegne dieſen Tag, an dem wir uns nochmals ſehen.“ Ich dankte ihm für ſeine große Güte, überreichte ihm den Brief und das Geſchenk des Chalyfen, und er nahm beides mit Zeichen großer Zufriedenheit in Empfang.

„Der Chalyf ſchickte ihm ein vollſtändiges, auf tauſend Zechinen geſchätztes Bett von Goldſtoff, funfzig Kleider von ſehr reichem Zeuge, hundert andre von der feinſten Leinwand aus Kahiro, Alexandria, Suez und Kufa,[10] ein andres karmoſinrothes Bett, und noch ein drittes von anderer Art; ein mehr weites als tiefes Gefäß von Agat, einen Finger dick und mit einer, einen halben Fuß weiten Oeffnung, deſſen Grund in erhabener Arbeit einen knieenden, Pfeil und Bogen in der Hand haltenden Mann darſtellte, im Begriff auf einen Löwen zu ſchießen; und endlich eine große Tafel, die, der Sage nach, vom großen Salomo herſtammen ſollte. Der Brief des Chalyfen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

GRUSZ IM NAMEN DES UNUMSCHRÄNKTEN FÜHRERS AUF DEM RECHTEN WEGE, DEM MÄCHTIGEN UND GLÜCKLICHEN SULTAN VON SEITEN DES ABDALLAH HAROUN ARRESCHYD, DEN GOTT NACH SEINEN VORFAHREN GLÜCKLICHEN ANDENKENS AUF DEN EHRENPLATZ GESTELLT HAT.

„Wir haben Euren Brief mit Freuden empfangen und
„ſchicken Euch dieſen, aus der Rathsverſammlung unſerer
„Pforte, dem Garten höherer Geiſter hervorgegangenen.
„Wir verhoffen, daß, wenn Ihr die Augen darauf werft,
„Ihr unſere gute Willensmeinung genehm halten werdet.
„Lebt wohl!“

„Der König von Serendyb freute ſich ſehr, daß der Chalyf die ihm bewieſene Freundſchaft erwiederte. Einige

Zeit nach dem mir gegönnten Gehör, bat ich um noch eins, um mich beurlauben zu können. Ich erhielt es endlich, und der König machte mir, indem er mich entließ, ein ſehr bedeutendes Geſchenk. Ich ſchiffte mich ſogleich wieder ein, mit dem Vorſatze nach Bagdad zurückzukehren; aber ich war nicht ſo glücklich, ſo wie ich hoffte, dorthin zu gelangen, und Gott verhängte es anders.

„Drei oder vier Tage nach unſerer Abfahrt, wurden wir von Seeräubern angefallen, die um ſo weniger Mühe hatten ſich unſeres Schiffes zu bemächtigen, da wir uns keinesweges im Vertheidigungszuſtande befanden. Einige von der Mannſchaft wollten Widerſtand leiſten; aber es koſtete ihnen das Leben; was mich und alle die übrigen betraf, die wir die Klugheit hatten, uns den Seeräubern nicht zu widerſetzen, ſo wurden wir zu Sklaven gemacht.

Drei und neunzigſte Nacht.

„Nachdem die Seeräuber uns geplündert und uns ſchlechte Kleider ſtatt der unſrigen gegeben hatten, brachten ſie uns nach einer großen, ſehr fernen Inſel, woſelbſt ſie uns verkauften.

„Ich fiel in die Hände eines reichen Kaufmanns, der mich, gleich nachdem er mich gekauft hatte, in ſeine Wohnung führte, in welcher er mir gut zu eſſen und einen

Sklavenanzug gab. Einige Tage nachher, da er ſich noch nicht recht erkundigt hatte, wer ich wäre, fragte er mich, ob ich kein Handwerk verſtände. Ich antwortete ihm, ohne mich näher zu erkennen zu geben, daß ich meinem Gewerbe nach kein Handwerker, ſondern ein Kaufmann wäre, und daß die Seeräuber, von welchen ich an ihn verkauft worden, mir alles genommen hätten. „Aber, — ſagte er zu mir, — verſtehſt du dich nicht darauf mit dem Bogen zu ſchießen?“ Ich erwiederte ihm, daß dieß eine meiner Jugendübungen geweſen wäre, und daß ich es ſeitdem nicht vergeſſen hätte. Hierauf gab er mir einen Bogen und Pfeile, und nachdem er mich hinter ſich auf einen Elephanten hatte ſteigen laſſen, ritten wir in einen ſehr großen, einige Meilen von der Stadt entfernten Wald. Wir ritten tief in denſelben hinein, und als er es für angemeſſen hielt, anzuhalten, befahl er mir abzuſteigen. Hierauf zeigte er mir einen großen Baum. „Steig auf dieſen Baum, — ſagte er zu mir, — und ſchieß auf die vorüberziehenden Elephanten, deren es eine erſtaunliche Menge in dieſem Walde gibt. Sobald einer fällt, ſo benachrichtige mich davon.“ Als er mir dieß geſagt hatte, ließ er mir Lebensmittel zurück, nahm ſeinen Weg nach der Stadt, und ich blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Baum und auf der Lauer.

„Während dieſer Zeit bemerkte ich keinen Elephanten; ſobald aber die Sonne aufgegangen war, ſah ich eine ganze Heerde kommen. Ich ſchoß mehre Pfeile auf ſie ab, und endlich fiel einer zur Erde. Die andern entfernten ſich ſogleich, und ließen mir die Freiheit zu meinem Herrn zu gehen, um ihn von meiner Jagd zu benachrichtigen. Zum Lohne für dieſe Nachricht bewirthete er mich mit einem guten Mahle, lobte meine Geſchicklichkeit und liebkoſte mich ſehr. Hierauf gingen wir zuſammen in den Wald, woſelbſt wir eine Grube machten, in welche wir den von mir getödteten Elephanten begruben. Mein Herr nahm ſich vor, wiederzukommen, wenn das Thier in Fäulniß übergegangen ſein würde, und die Zähne aus der Erde zu nehmen, um ſie zu verhandeln.

„Ich ſetzte dieſe Jagd zwei Monate hindurch fort, und es verging kein Tag, an welchem ich nicht einen Elephanten tödtete. Ich lauerte nicht immer auf demſelben Baume, ſondern ſetzte mich bald auf den einen, bald auf den andern. Eines Morgens, als ich die Ankunft der Elephanten erwartete, war ich nicht wenig erſtaunt, daß ſie, ſtatt wie gewöhnlich bei mir vorbei durch den Wald zu ziehen, anhielten und mit ſchrecklichem Geſchrei und in ſo großer Zahl, daß die Erde von ihnen ganz bedeckt war und erzitterte, auf mich loskamen. Sie nahten ſich dem Baume, welchen ich beſtiegen hatte, und umringten ihn alle mit ausgeſtrecktem Rüſſel und auf mich gerichteten Augen. Bei dieſem erſtaunlichen Schauſpiele blieb ich unbeweglich und wurde von einem ſo tödtlichen Schrecken befallen, daß mir Bogen und Pfeile aus den Händen fielen.

„Meine Befürchtungen waren nur allzu gegründet. Nachdem die Elephanten mich eine Zeit lang aufmerkſam betrachtet hatten, umfaßte einer der größten den unteren Theil des Baumes mit ſeinem Rüſſel, und zwar ſo kräftig, daß er ihn entwurzelte und niederwarf. Ich fiel mit dem Baume; aber das Thier faßte mich mit ſeinem Rüſſel und hob mich auf ſeinen Rücken, auf welchem ich mich mit dem umgehängten Köcher mehr todt als lebendig niederſetzte. Hierauf trug er mich an der Spitze aller anderen, ihm zuhauf folgenden, an einen Ort, den er, nachdem er mich auf die Erde geſetzt hatte, nebſt allen mitgekommenen verließ. Stellt euch, wenn's möglich iſt, meinen Zuſtand vor; ich glaubte zu ſchlafen, nicht zu wachen. Endlich, nachdem ich einige Zeit auf der Erde gelegen hatte und nun keinen Elephanten mehr ſah, ſtand ich auf und bemerkte, daß ich mich auf einem ziemlich langen und breiten Hügel befand, der ganz mit Elephantenknochen und Elephantenzähnen bedeckt war. Ich geſtehe euch, daß mich dieſer Anblick zu einer Menge von Betrachtungen veranlaßte. Ich bewunderte den Inſtinkt dieſer Thiere. Ich zweifelte nicht, daß dieß ihre Begräbnißſtätte wäre, und daß ſie mich nur dorthin gebracht hätten, um ſie mir zu zeigen, damit ich aufhören möchte, ſie zu verfolgen, was doch nur ihrer Zähne wegen geſchähe. Ich verweilte nicht auf dem Hügel, ſondern wendete meine Schritte zur Stadt, und nachdem ich einen Tag und eine Nacht hindurch gegangen war, langte ich bei meinem Herrn an. Da ich keinen Elephanten auf meinem Wege begegnete, ſo folgerte ich daraus, daß ſie ſich tiefer in den Wald hinein entfernt hätten, um mir den Weg zum Hügel frei zu laſſen.

„Sobald mein Herr mich erblickte, rief er mir entgegen: „Ach armer Sindbad, ich war ſehr bekümmert zu wiſſen, was aus dir geworden wäre. Ich bin im Walde geweſen, habe einen friſch entwurzelten Baum und Bogen und Pfeile auf der Erde gefunden, und nachdem ich dich vergebens aufgeſucht hatte, verzweifelte ich, dich wieder zu finden. Erzähle mir, ich bitte dich, was dir begegnet iſt und durch welchen Glücksfall du noch am Leben biſt.“ Ich befriedigte ſeine Neubegier. Am folgenden Tage gingen wir alle beide nach dem Hügel, und er überzeugte ſich nun mit großer Freude von der Wahrheit deſſen, was ich ihm geſagt hatte. Wir beladeten den Elephanten, auf dem wir gekommen waren, mit ſo vielen Zähnen, als er nur zu tragen vermochte, und als wir heimgekehrt waren, ſagte mein Herr zu mir: „Mein Bruder, — denn ich will dich nach der Freude, welche du mir durch eine Entdeckung gemacht haſt, die mich bereichern wird, nicht mehr Sklave nennen, — Gott überhäufe dich mit allen Arten von Glück und Gütern! Ich erkläre dir vor ihm, daß ich dir die

Freiheit gebe. Ich hatte dir verheimlicht was du nun erfahren ſollſt, das nämlich die Elephanten in unſerem Walde jedes Jahr eine große Menge von uns nach Elfenbein ausgeſandter Sklaven tödten. Was wir ihnen auch für Rathſchläge geben mögen, ſie verlieren früher oder ſpäter ihr Leben durch die Liſt dieſer Thiere. Gott hat dich vor ihrer Wuth gerettet und dir allein dieſe Gnade widerfahren laſſen. Es iſt dieß ein Beweis, daß er dich beſchützt und daß er deiner noch auf Erden bedarf um hienieden Gutes zu thun. Du verſchaffſt mir einen unglaublichen Vortheil; wir haben bis jetzt auf keine andre Weiſe Elfenbein erhalten können, als wenn wir das Leben unſerer Sklaven ausſetzten, und nun wird durch dich unſere ganze Stadt bereichert. Glaube nicht, daß ich dich durch die dir ertheilte Freiheit hinlänglich belohnt zu haben vermeine; ich werde dieſem Geſchenke noch andre bedeutende Gaben hinzufügen. Ich könnte die ganze Stadt dahin bringen, dein Glück zu machen; aber das iſt ein Ruhm, den ich mir allein vorbehalte.“

„Ich erwiederte ihm auf dieſe freundlichen Worte: „Herr, Gott erhalte euch! Die Freiheit, die ihr mir wiedergeſchenkt habt, reicht hin, um euch quit gegen mich zu machen, und ich verlange keine andere Belohnung für den Dienſt, den ich ſo glücklich war, euch und eurer Stadt zu leiſten, als die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückzukehren.“ „Nun wohl, — ſagte er, — der Muſſon [11] wird uns bald Schiffe zuführen, welche Elfenbein laden; ich werde dich dann mitſenden und dir Mittel verſchaffen heimzureiſen." Ich dankte ihm aufs Neue für die mir ſo eben ertheilte Freiheit und ſeine guten Geſinnungen gegen mich. Ich blieb bei ihm, den Muſſon erwartend, und während dieſer Zeit machten wir ſo viele Reiſen nach dem Hügel, daß wir ſeine Vorrathshäuſer mit Elfenbein anfüllten. Alle andere damit handelnden Kaufleute der Stadt thaten daſſelbe; denn die Sache blieb ihnen nicht lange verborgen.

Vier und neunzigſte Nacht.

„Die Schiffe langten endlich an, und nachdem mein Herr ſelbſt dasjenige ausgewählt hatte, auf welchem ich heimſegeln ſollte, ſo belud er es mit Elfenbein, zur Hälfte für meine Rechnung. Auch vergaß er nicht, mich mit dem nöthigen Mundvorrathe zu verſorgen, und nöthigte mich überdem, Geſchenke von großem Werth und merkwürdige Landesprodukte mitzunehmen. Nachdem ich ihm für alle mir erwieſene Wohlthaten beſtmöglich gedankt hatte, ſchiffte ich mich ein; wir gingen unter Segel, und da das Abenteuer, welches mir die Freiheit verſchafft hatte, ein ſehr ſeltſames war, ſo blieb mein Geiſt immer davon erfüllt.

„Wir landeten auf einigen Inſeln, um Erfriſchungen einzunehmen. Da unſer Schiff aus einem Hafen des Indiſchen Feſtlandes gekommen war, ſo ſtiegen wir auch daſelbſt ans Land, und um die Gefahren einer Seereiſe nach Balſora zu vermeiden, ließ ich das mir gehörige Elfenbein ausladen, entſchloſſen meine Reiſe zu Lande fortzuſetzen. Ich löſte aus meinem Elfenbein eine beträchtliche Summe Geldes, kaufte viele ſeltene Sachen, um damit Geſchenke zu machen, und als mein Gepäck zur Abreiſe bereit war, geſellte ich mich zu einer Karavane von Kaufleuten. Ich blieb einige Zeit unterweges und hatte viel zu leiden; aber ich litt mit Geduld, weil ich die Betrachtung anſtellte, daß ich weder Stürme, noch Seeräuber, noch Schlangen, noch alle andere erlittenen Gefahren zu befürchten hätte.

„Endlich endeten alle dieſe Beſchwerlichkeiten: denn ich kam glücklich in Bagdad an. Ich machte alsbald dem Chalyfen meine Aufwartung und ſtattete ihm von meiner Geſandſchaft Bericht ab. Dieſer Fürſt ſagte mir, daß ihn zwar die lange Dauer meiner Reiſe beunruhigt hätte, daß ihm dabei aber doch immer die Hoffnung geblieben wäre, Gott würde mich nicht verlaſſen. Als ich nun das Abenteuer mit den Elephanten erzählt hatte, war er höchlich erſtaunt, und würde demſelben keinen Glauben beigemeſſen haben, wenn ihm meine Wahrheitsliebe nicht bekannt geweſen wäre. Er fand dieſe Geſchichte und die andern, die ich ihm erzählte, ſo merkwürdig, daß er einem ſeiner Schreiber den Auftrag gab, ſie mit goldenen Buchſtaben niederzuſchreiben, um in ſeinem Schatz aufbewahrt zu werden. Ich begab mich, ſehr zufrieden mit der Ehre, die er mir erwieſen, und mit den Geſchenken, die er mir gemacht hatte, nach Hauſe, und lebte von nun an nur für meine Familie, meine Verwandten und meine Freunde.“

So endete Sindbad die Erzählung ſeiner ſiebenten und letzten Reiſe, und fügte, indem er ſich an Hindbad wandte, hinzu: „Nun, mein Freund, haſt du jemals von irgend einem Sterblichen gehört, der ſo viel gelitten hätte oder ſo bedrängenden Gefahren ausgeſetzt geweſen wäre, als ich? Iſt es nicht recht und billig, daß ich, nach ſo vielen Mühſeligkeiten, ein angenehmes und ruhiges Leben genieße?“ Als er dieſe Worte geſprochen hatte, näherte ſich ihm Hindbad und ſagte, indem er ihm die Hand küßte, zu ihm: „Es iſt wahr, Herr, daß ihr ſchreckliche Gefahren überſtanden habt und daß meine Beſchwerden den eurigen nicht zu vergleichen ſind. Wenn ſie mich betrüben, ſo lange ich ſie erleide, ſo tröſte ich mich darüber durch den kleinen Vortheil, den ich daraus ziehe. Ihr verdient nicht nur ein ruhiges Leben, ihr ſeid auch der Güter werth, die ihr beſitzt, weil ihr einen ſo guten und großmüthigen Gebrauch davon macht. Möchtet ihr bis zu eurer Todesſtunde in Freuden leben!“

Sindbad ließ ihm wieder hundert Zeckinen geben, nahm ihn in die Zahl ſeiner Freunde auf, ſagte ihm, er ſollte ſein Gewerbe als Laſtträger aufgeben und ferner zu ihm zum Eſſen kommen, und er würde Grund haben, ſich ſein ganzes Leben hindurch Sindbads des Seefahrers zu erinnern.“

Da Scheherasade ſah, daß es noch nicht Tag war, ſo fuhr ſie fort zu erzählen, und begann eine andere Geſchichte.

Die drei Aepfel.

Herr, ich habe ſchon die Ehre gehabt, Euer Majeſtät von einem nächtlichen Ausgange des Chalyfen Harun Arreſchyd aus ſeinem Palaſte zu unterhalten, ich muß euch noch einen andern erzählen.

Eines Tages befahl dieſer Fürſt dem Groß-Weſyr Giafar ſich in der folgenden Nacht im Palaſt einzufinden. „Weſyr, — ſagte er zu ihm, — ich will einen Gang durch die Stadt machen, um zu erfahren, was man ſpricht, und beſonders, ob man mit meinen richterlichen Beamten zufrieden iſt. Gibt es deren, über welche man ſich mit Recht beklagt, ſo wollen wir ſie abſetzen und andern, die ihre Pflicht beſſer erfüllen, ihre Stellen geben. Lobt man im Gegentheil welche, ſo werden wir auf dieſe alle Rückſichten nehmen, die ſie verdienen.“ Als nun der Groß-Weſyr ſich zur beſtimmten Stunde im Palaſt eingefunden hatte, verkleideten ſich der Chalyf, er und Meſrur das

Oberhaupt der Verſchnittenen, um nicht erkannt zu ſein, und gingen alle drei zuſammen aus.

Sie gingen über mehre Plätze und Märkte, und als ſie in eine kleine Gaſſe kamen, ſahen ſie beim Mondſchein einen Mann von hohem Wuchs und mit einem weißen Barte, der Netze auf ſeinem Kopfe trug. Er hatte einen aus Palmblättern verfertigten Korb zum Zuſammenlegen am Arm und einen Stock in der Hand. „Dieſer Greis, — ſagte der Chalyf, — ſcheint nicht reich zu ſein; wir wollen ihn anreden und über den Zuſtand ſeines Vermögens befragen.“ „Guter Freund, — ſagte der Chalyf, — wer biſt du?“ „Herr, — antwortete ihm der Greis, — ich bin ein Fiſcher, aber der ärmſte und elendeſte meines Gewerbes. Ich bin ſchon am Mittage fiſchen gegangen, habe aber von dieſer Zeit an bis jetzt, auch nicht den kleinſten Fiſch gefangen. Dabei habe ich nun eine Frau und kleine Kinder und nichts um ſie zu ernähren.

Der Chalyf ſagte, von Mitleid gerührt, zu dem Fiſcher: „Würdeſt du den Muth haben, auf der Stelle umzukehren und deine Netze nur noch ein einziges Mal auszuwerfen? Wir wollen dir für das, was du fängſt, hundert Zeckinen geben.“ Der Fiſcher, der bei dieſem Vorſchlage die ganze Beſchwerde des Tages vergaß, nahm den Chalyfen beim Wort, und ging mit ihm, Giafar und Meſrur an den Tiger zurück, indem er zu ſich ſelbſt ſagte: „Dieſe Herren ſcheinen zu rechtlich und zu vernünftig, um mich nicht für meine Mühe zu belohnen; und wenn ſie mir auch nur den hundertſten Theil von dem Verſprochenen geben, ſo wird das für mich ſchon viel ſein.“

Sie kamen an das Ufer des Tigers, der Fiſcher warf ſeine Netze aus, und als er ſie herauf zog, fand ſich darin ein ſehr ſchwerer verſchloſſener Kaſten. Meſrur lud den Kaſten auf ſeinen Rücken, auf Befehl ſeines Herrn, der, begierig zu wiſſen, was darin wäre, ſchnell in den Palaſt zurückkehrte. Als der Kaſten dort geöffnet wurde, fand ſich darin ein großer Korb von Palmen, zum Zuſammenlegen, deſſen Oeffnung mit einem Faden rother Wolle zugenäht war. Um die Ungeduld des Chalyfen zu befriedigen, gab man ſich nicht die Mühe, ihn ordentlich aufzutrennen, man ſchnitt eilig den Faden mit einem Meſſer entzwei, und zog aus dem Korbe ein mit Stricken zugebundenes und in einen ſchlechten Teppich gehülltes Pack. Als man das Pack öffnete, ſah man mit Schrecken den Leichnam einer jungen Frau, weißer als Schnee, und in Stücke zerſchnitten...

Fünf und neunzigſte Nacht.

Herr, Euer Majeſtät kann ſich denken, wie groß das Erſtaunen des Chalyfen über dieſen gräßlichen Anblick war. Aber er ging aus dem Erſtaunen in einem Augenblicke in Zorn über, und indem er auf den Weſyr einen furchtbaren Blick warf, ſagte er zu ihm: „Unglücklicher, auf ſolche Weiſe wachſt du alſo über die Handlungen meiner Völker? Man begeht ungeſtraft unter deiner Verwaltung Meuchelmorde in meiner Hauptſtadt und wirft meine Unterthanen in den Tiger, damit ſie am Tage des Gerichts um Rache gegen mich ſchreien! Wenn du die Ermordung dieſer Frau nicht ſchnell durch den Tod ihres Mörders rächſt, ſo ſchwöre ich bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich dich und vierzig deiner Verwandten hängen laſſe!“ „Beherrſcher der Gläubigen, — erwiederte ihm der Groß-Weſyr, — ich bitte Euer Majeſtät mir Zeit zu gönnen, um Unterſuchungen anzuſtellen.“ „Ich gebe dir dazu nur drei Tage, — verſetzte der Chalyf, — Zieh nun zu!“

Der Weſyr Giafar ging in einer großen Verwirrung von Gefühlen nach Hauſe. „Ach, — ſagte er, — wie werde ich in einer ſo großen und volkreichen Stadt als Bagdad einen Mörder ausfindig machen können, der dieſes Verbrechen gewiß ohne Zeugen begangen und dieſe Stadt vielleicht ſchon verlaſſen hat? Ein andrer als ich würde irgend einen Elenden aus einem Gefängniſſe nehmen und ihn zur Befriedigung des Chalyfen hinrichten; aber ich will mein Gewiſſen nicht mit einer ſolchen Unthat belaſten und lieber ſterben, als um ſolchen Preis mich retten.“

Er befahl den ihm untergebenen polizeilichen und richterlichen Beamten, dem Verbrecher ſorgfältig nachzuſpüren. Sie ſetzten ſich ſelbſt und ihre Leute in Bewegung, da ſie nicht weniger als der Weſyr von dieſer Angelegenheit betroffen waren. Aber wie ſehr ſie ſich auch bemühten, alle ihre Bemühungen waren unnütz, ſie konnten den Urheber des Meuchelmordes nicht ausfindig machen, und der Weſyr ſah wohl ein, daß es ohne eine beſondere Hülfe des Himmels um ſein Leben geſchehen wäre.

In der That kam am dritten Tage ein Gerichtsdiener zu dieſem unglücklichen Staatsbeamten und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Weſyr gehorchte, und als der Chalyf ihn gefragt hatte, wer der Mörder wäre, antwortete er ihm mit thränenden Augen: „Ich habe niemand gefunden, der mir auch nur die geringſte Nachricht davon hätte geben können.“ Der Chalyf machte ihm zorn- und wuth-erfüllte Vorwürfe, und befahl, ihn und vierzig Barmeciden [12] an der Pforte des Palaſtes aufzuhängen.

Während man ſich mit Aufrichtung der Galgen beſchäftigte und die vierzig Barmeciden aus ihren Häuſern holte, rief ein öffentlicher Ausrufer auf Befehl des Chalyfen in allen Vierteln der Stadt Folgendes aus:

„Wer die Genugthuung haben will, den Weſyr Giafar
„und vierzig Barmeciden, ſeine Verwandten, aufhängen zu
„ſehen, der komme auf den Platz vor dem Palaſt.“

Als Alles in Bereitſchaft war, brachten die Blutrichter und eine große Anzahl von Gerichtsdienern den Groß-Weſyr nebſt den vierzig Barmeciden herbei, ſtellten jeden von ihnen an den Fuß des für ihn gebauten Galgens und legte ihm den Strick um den Hals, an welchem er in die Höhe gezogen werden ſollte. Das Volk, mit welchem der ganze Platz angefüllt war, konnte dieſes traurige Schauſpiel nicht ohne Schmerz und Thränen ſehen, denn der Groß-Weſyr Giafar und die Barmeciden waren wegen ihrer Rechtſchaffenheit, ihrer Freigebigkeit und ihrer Uneigennützigkeit, nicht nur in Bagdad, ſondern im ganzen Reiche des Chalyfen geliebt und geehrt.

Nichts hinderte die Ausführung des unwiderruflichen Befehls dieſes zu ſtrengen Prinzen, und man war nahe daran, den rechtſchaffenſten Leuten der Stadt das Leben zu nehmen, als ein junger, ſehr wohlgebildeter und wohlgekleideter Mann ſich durch die Menge bis zum Groß-Weſyr drängte, ihm die Hand küßte und zu ihm ſagte: „Erhabner Weſyr, Oberhaupt der Emire dieſes Hauſes, Zuflucht der Armen, ihr ſeid des Verbrechens nicht ſchuldig, wegen deſſen ihr euch hier befindet. Entfernt euch und laßt mich für den Tod der in den Tiger geworfenen Frau büßen. Ich bin ihr Mörder und verdiene deshalb beſtraft zu werden.“

Obgleich dieſe Rede dem Weſyr viel Freude machte, ſo hatte er doch Mitleid mit dem jungen Manne, deſſen

Geſichtsbildung gar nichts Unheimliches, ſondern im Gegentheil etwas Einnehmendes hatte, und er wollte ihm eben antworten, als ein großer Mann, von ſchon weit vorgerücktem Alter, der ſich auch durch das Gedränge einen Weg gebahnt hatte, vor den Weſyr trat und zu ihm ſagte: „Herr, glaubt nichts von dem, was der junge Mann euch ſagt: niemand als ich hat die im Kaſten gefundene junge Frau umgebracht; mich allein muß die Beſtrafung treffen. Ich beſchwöre euch im Namen Gottes, nicht den Unſchuldigen ſtatt des Schuldigen zu beſtrafen.“ „Herr, — erwiederte der junge Mann, ſich zum Weſyr wendend, — ich ſchwöre euch, daß ich es bin, der dieſe ſchlechte Handlung begangen hat, und daß niemand auf der Welt mitſchuldig iſt.“ „Mein Sohn, — unterbrach ihn der Greis, — die Verzweiflung hat dich hieher geführt, und du willſt deinem Geſchicke zuvorkommen: was mich betrifft, ich bin ſchon lange auf der Welt und reif ſie zu verlaſſen. Laß mich alſo mein Leben für das deinige opfern. Herr, — fügte er hinzu, indem er ſich an den Groß-Weſyr wandte, ich wiederhole es euch, ich bin der Mörder; laßt mich hinrichten; zögert nicht.“

Der Streit des Greiſes und des jungen Mannes veranlaßte den Weſyr, ſie beide, mit gern ertheilter Erlaubniß des Beamten, welcher beauftragt war, bei der Hinrichtung zu befehligen, vor den Chalyfen führen. Er küßte die Erde ſiebenmal, und ſprach: „Beherrſcher der

Gläubigen, ich bringe vor Euer Majeſtät dieſen Greis und dieſen jungen Mann, die ſich beide, jeder allein, als Mörder der Frau anklagen.“ Der Chalyf fragte nun die ſich Anklagenden, wer von ihnen beiden die Frau ſo grauſam zerſtückt und in den Tiger geworfen hätte. Der junge Mann verſicherte, daß er es geweſen ſei; da aber der Greis das Gegentheil behauptete, ſagte der Chalyf zum Groß-Weſyr: „Geh, laß ſie alle beide hängen.“ „Aber Herr, ſagte der Weſyr, nur Einer iſt der Verbrecher; es wäre eine Ungerechtigkeit, den andern hinrichten zu laſſen.“

Dieſen Worten entgegnete der junge Mann: „Ich ſchwöre bei dem großen Gott, der die Himmel zu ihrer Höhe erhoben hat, ich habe die Frau vor vier Tagen getödtet, geviertheilt und in den Tiger geworfen. Wenn das, was ich ſage, nicht wahrhaft iſt, ſo will ich am Tage des Gerichts keinen Theil mit andern haben; ich alſo bin der, welcher beſtraft werden muß.“ Der Chalyf war von dieſem Schwur überraſcht, und glaubte ihm um ſo eher, da der Greis nichts darauf erwiederte. Deshalb ſagte er, indem er ſich zu dem jungen Manne wandte: „Unglücklicher, warum haſt du ein ſo abſcheuliches Verbrechen begangen, und aus welchem Grunde kömmſt du, um dich ſelbſt zum Tode darzubieten.“ „Beherrſcher der Gläubigen, — antwortete er, — wenn man alles das aufzeichnete, was ſich zwiſchen mir und dieſer Frau zugetragen hat, ſo gäbe das eine Geſchichte, die den Menſchen ſehr nützlich ſein könnte.“ „Erzähle ſie uns, — verſetzte der Chalyf, — ich befehle es.“ Der junge Mann gehorchte und fing ſeine Erzählung folgendermaßen an:

Sechs und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

der zerſtückten Frau und des jungen Mannes, ihres Gatten.

„Beherrſcher der Gläubigen, ihr ſollt wiſſen, daß die zerſtückte Frau meine Frau und eine Tochter meines Oheims von väterlicher Seite, hier dieſes Greiſes, war. Als ich ſie heiratete, war ſie erſt zwölf Jahre alt, und es ſind ſeit dieſer Zeit elf Jahre verfloſſen. Ich habe von ihr drei lebende Knaben, und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie mir nie das geringſte Mißvergnügen verurſacht hat. Sie war verſtändig, wohlgeſittet, und richtete ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf, mir zu gefallen. Ich meinerſeits liebte ſie innigſt, und kam allen ihren Wünſchen zuvor, ſtatt mich ihnen zu widerſetzen.

„Vor ungefähr zwei Monaten ward ſie krank. Ich trug alle mögliche Sorge für ſie und ſparte nichts, um ihre ſchnelle Geneſung zu bewerkſtelligen. Nach Verlauf eines Monats, fing ſie an, ſich beſſer zu befinden und wollte ins Bad gehen. Ehe ſie die Wohnung verließ, ſagte ſie zu mir: „Mein Vetter (denn ſo nannte ſie mich vertraulich), ich habe ein großes Gelüſt auf Aepfel, und du würdeſt mir einen großen Gefallen thun, wenn du mir welche verſchaffteſt; ſeit langer Zeit quält mich dieſes Gelüſt, und es hat ſich, — ich geſtehe dir's, — ſo vermehrt, daß ich fürchte, es begegnet mir irgend ein Unfall, wenn es nicht bald befriedigt wird.“ „Sehr gern, — erwiederte ich ihr, — ich will mein Möglichſtes thun, um dich zu befriedigen.“

„Ich ging ſogleich auf alle Märkte und zu allen Buden, um Aepfel zu holen, konnte aber keine finden, obgleich ich für das Stück eine Zeckine bot. Ich kam wieder nach Hauſe, ſehr ärgerlich über meine vergebliche Mühe. Als nun meine Frau aus dem Bade zurückgekommen war und keine Aepfel ſah, fühlte ſie darüber einen Verdruß, der ſie die Nacht nicht ſchlafen ließ. Ich ſtand am frühen Morgen auf und ging in alle Gärten, aber mit eben ſo wenigem Erfolge, als am vorhergegangenen Tage. Ich traf bloß einen alten Gärtner, der mir ſagte, was für

Mühe ich mir auch geben möchte, ich würde doch nirgends, als im Garten Euer Majeſtät zu Balſora, Aepfel finden.

„Da ich meine Frau leidenſchaftlich liebte und mir nicht den Vorwurf zuziehen wollte, irgend etwas zu ihrer Befriedigung verabſäumt zu haben, ſo zog ich ein Reiſekleid an und reiſte, nachdem ich ſie von meinem Vorhaben unterrichtet hatte, nach Balſora. Ich eilte ſo ſehr, daß ich nach Verlauf von vierzehn Tagen wieder heimgekehrt war. Ich brachte drei Aepfel mit, wovon mir das Stück eine Zeckine gekoſtet hatte. Es waren im ganzen Garten nicht mehre zu finden, und der Gärtner hatte ſie mir nicht wohlfeiler geben wollen. Bei meiner Ankunft überreichte ich ſie meiner Frau; aber es fand ſich, daß ihr das Gelüſt vergangen war. Sie begnügte ſich alſo damit, ſie in Empfang zu nehmen und an ihre Seite zu legen. Doch war ſie fortwährend krank, und ich wußte nicht, durch welches Mittel ich ihr Uebel heilen ſollte.

Als ich einige Tage nach meiner Heimkehr, an dem öffentlichen Orte, wo man alle Arten von feinen Stoffen verkauft, in meinem Laden ſaß, kam ein großer ſchwarzer Sklave mit ſehr widerwärtigem Geſicht, und hielt einen Apfel in der Hand, den ich ſogleich für einen, der aus Balſora mitgebrachten erkannte. Auch konnte ich nicht daran zweifeln, da ich wußte, daß es in Bagdad und allen umliegenden Gärten keinen gab. Ich rief den Sklaven: „Guter Sklave, — ſagte ich zu ihm, — woher haſt du dieſen Apfel?“ „Er iſt, — antwortete er mir lächelnd, — ein Geſchenk, welches mir meine Liebſte gemacht hat. Ich bin heute bei ihr geweſen und habe ſie unpäßlich gefunden. Es lagen drei Aepfel neben ihr, und als ich ſie fragte, woher ſie ſie hätte, antwortete ſie mir, daß die gute Seele, ihr Mann, ausdrücklich eine Reiſe von vierzehn Tagen gemacht, um ſie ihr zu verſchaffen, und daß er ſie ihr mitgebracht hätte. Wir haben zuſammen einen Imbiß zu uns genommen, und als ich fortging, nahm ich mir dieſen Apfel hier mit.“

„Dieſe Worte brachten mich außer mir. Ich ſtand auf, ſchloß den Laden, eilte nach Hauſe und in das Zimmer meiner Frau. Ich ſah ſogleich nach den Aepfeln, und da ich nur zwei erblickte, fragte ich nach dem dritten. Als hierauf meine Frau den Kopf auf die Seite wendete, wo die Aepfel lagen und deren nur zwei ſah, ſo antwortete ſie mir kalt: „Mein Vetter, ich weiß nicht, wo er hingekommen iſt.“ Nach dieſer Antwort ſtand ich nicht an zu glauben, der Sklave habe mir die Wahrheit geſagt. Zu gleicher Zeit überließ ich mich einer eiferſüchtigen Wuth, zog einen Dolch, den ich an meinem Gürtel trug, und ſtieß ihn in die Bruſt dieſer Unglücklichen. Hierauf ſchnitt ich ihr den Kopf ab, viertheilte ihren Rumpf, machte daraus einen Pack, den ich in einem Korbe zum Zuſammenlegen ſteckte, und nachdem ich die Oeffnung des Korbes mit einem Faden rother Wolle zugenäht hatte, verſchloß ich ihn in eine Kiſte, die ich, ſobald es dunkel war, auf meine Schultern lud und in den Tiger warf.

„Meine beiden kleinſten Kinder hatten ſich ſchon niedergelegt und ſchliefen, und das dritte war außer dem Hauſe; ich fand es bei meiner Rückkehr an der Thüre ſitzend und heiße Thränen weinend. Ich fragte es, warum es weinte. „Mein Vater, — ſagte es zu mir, — ich habe heute Morgen meiner Mutter, — ohne daß ſie etwas davon geſehen hat, — einen von den drei Aepfeln genommen, die du ihr mitgebracht haſt. Ich habe ihn lange behalten, aber als ich vorhin mit meinen kleinen Brüdern auf der Straße ſpielte, hat mir ihn ein vorübergehender großer Sklave aus der Hand geriſſen. Ich bin ihm nachgelaufen, um den Apfel wieder zu fordern; aber obgleich ich ihm ſagte, daß er meiner kranken Mutter gehörte und daß ihr eine Reiſe von vierzehn Tagen gemacht hättet, um ihn zu holen, iſt doch das Alles unnütz geweſen. Er hat mir ihn nicht wiedergeben wollen, und da ich ihm ſchreiend nachgelaufen bin, hat er ſich umgedreht, hat mich geſchlagen und iſt nachher aus Leibeskräften durch mehre abgelegene Straßen gelaufen, ſo daß ich ihn aus dem Geſichte verloren habe. Seit dieſer Zeit bin ich außerhalb der Stadt ſpazieren gegangen, um eure Rückkehr abzuwarten, und ich wartete euer, mein Vater, um euch zu bitten, daß ihr meiner Mutter nichts ſagen möchtet, damit ſie das nicht kränker mache.“ Indem er dieſe Worte endigte, verdoppelten ſich ſeine Thränen.

„Die Rede meines Sohnes verſetzte mich in eine unbegreifliche Betrübniß. Nun erkannte ich die ungeheure Größe meines Verbrechens, und ich bereute es, aber zu ſpät, den Lügen des elenden Sklaven Glauben beigemeſſen zu haben, der aus dem von meinem Sohne Gehörten, ſich die traurige Fabel zuſammengeſetzt hatte, die ich für Wahrheit hielt. Mein Oheim, der hier gegenwärtig iſt, kam, um ſeine Tochter zu ſehen; aber ſtatt ſie lebend zu finden, erfuhr er von mir, daß ſie nicht mehr wäre; denn ich verſchwieg ihm nichts, und ohne darauf zu harren, daß er mich verdammte, erklärte, ich mich ſelbſt für den größten Verbrecher. Desungeachtet verband er, ſtatt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, ſeine Thränen mit den meinigen, und wir beweinten drei Tage lang unaufhörlich, er den Verluſt einer Tochter, die er immer zärtlich geliebt hatte, und ich den einer Frau, die mir immer theuer geweſen war, und deren ich mich auf eine ſo grauſame Art beraubt hatte, weil ich gar zu leicht den Worten eines lügneriſchen Sklaven traute. Dieß iſt, Beherrſcher der Gläubigen, das aufrichtige Geſtändniß, welches Euer Majeſtät von mir verlangt hat. Ihr wißt nun alle Umſtände meines Verbrechens, und ich bitte Euch demüthigſt, deſſen Beſtrafung zu befehlen. So ſtreng ſie auch ſein mag, ich werde nicht darüber murren, ſondern ſie zu leicht finden.“

Sieben und neunzigſte Nacht.

Der Chalyf war über das, was der junge Mann ihm erzählte, ſehr verwundert. Aber dieſer billige Fürſt, da er fand, daß jener mehr zu beklagen, als verbrecheriſch wäre, ſo nahm er Antheil an ihm. „Die Handlung dieſes jungen Mannes, — ſagte er, — iſt verzeihlich vor Gott, und bei den Menſchen zu entſchuldigen. Der abſcheuliche Sklave iſt die einzige Urſache dieſer Mordthat, und ihn allein muß man beſtrafen. Ich gebe dir deshalb, — fuhr er fort, indem er ſich zu dem Groß-Weſyr wandte, — drei Tage, um ihn ausfindig zu machen. Schaffſt du ihn in dieſer Zeit nicht zur Stelle, ſo laſſe ich dich ſtatt ſeiner hinrichten.“

Der unglückliche Giafar, der ſich ſchon außer Gefahr geglaubt hatte, wurde von dieſem neuen Befehle des Chalyfen ganz niedergedrückt; da er aber dieſem Fürſten, deſſen Laune er kannte, nichts zu erwiedern wagte, ſo entfernte er ſich aus ſeiner Gegenwart, und ging mit Thränen in den Augen nach Hauſe, überzeugt, daß er nur noch drei Tage zu leben hätte. Er glaubte ſo gewiß, er würde den Sklaven nicht finden, daß er ihn gar nicht aufſuchen ließ. „Es iſt nicht möglich, — ſagte er, — daß ich in einer Stadt wie Bagdad, wo es eine ſolche Unzahl ſchwarzer Sklaven gibt, den rechten herausfinde. Wenn mich nicht Gott ihn kennen lehrt, wie er mir ſchon den Meuchelmörder entdeckt hat, ſo kann nichts mich retten.“

Er brachte die beiden erſten Tage damit zu, ſich mit ſeiner Familie, die um ihn her jammerte, zu betrüben, indem er ſich über die Strenge des Chalyfen beklagte. Als der dritte gekommen war, ſchickte er ſich zum Sterben an, wie ein unbeſcholtener Beamter, der ſich nichts vorzuwerfen hat. Er ließ Kadi's und Zeugen kommen, welche das Teſtament unterzeichneten, das er in ihrer Gegenwart machte. Hierauf umarmte er ſeine Frau und ſeine Kinder und ſagte ihnen das letzte Lebewohl. Die ganze Familie ſchmolz in Thränen, und es hat niemals ein rührenderes Schauſpiel gegeben. Endlich kam ein Gerichtsdiener des Palaſtes und ſagte ihm, daß der Chalyf ſehr ungeduldig wäre, weder von ihm noch von dem ſchwarzen Sklaven, den er hätte aufſuchen ſollen, Nachricht zu erhalten. „Ich habe Befehl, — fügte er hinzu, — euch vor ſeinen Thron zu führen.“ Der tief betrübte Weſyr machte ſich bereit ihm zu folgen. Aber als er eben fortgehen wollte, brachte man ihm ſeine kleinſte Tochter, die ungefähr fünf oder ſechs Jahre alt ſein konnte. Ihre Wärterinnen brachten ſie dem Vater, damit er ſie zum letztenmale ſähe.

Da er ſie mit beſonderer Zärtlichkeit liebte, ſo bat er den Gerichtsdiener, ihm zu erlauben, daß er ſich noch einen Augenblick verweilte. Hierauf nahte er ſich ſeiner Tochter, ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ſie mehrmals. Indem er ſie küßte, bemerkte er etwas in ihrem Buſen, das einen Geruch von ſich gab. „Meine liebe Kleine, — ſagte er, — was haſt du in deinem Buſen?“ „Mein Vater, — erwiederte ſie ihm, — es iſt ein Apfel, auf welchem der Name des Chalyſen unſers Herrn und Gebieters ſteht. Rihan unſer Sklave hat ihn mir für zwei Zeckinen verkauft.“

Bei den Worten Apfel und Sklave ſtieß der Groß-Weſyr einen Schrei mit Freude gemiſchter Verwunderung aus, und indem er mit der Hand in den Buſen ſeiner Tochter griff, zog er den Apfel heraus. Er ließ den Sklaven holen, der nicht weit war, und ſagte zu ihm: „Schurke, wo haſt du dieſen Apfel her?“ „Herr, — erwiederte der Sklave, — ich ſchwöre euch, daß ich ihn weder euch, noch im Garten des Beherrſchers der Gläubigen geſtohlen habe. Als ich neulich in einer Straße bei drei oder vier ſpielenden Kindern vorbeiging, deren eines ihn in der Hand hielt, entriß ich ihm den Apfel und nahm ihn mit. Das Kind lief mir nach und ſagte mir, daß der Apfel nicht ihm, ſondern ſeiner kranken Mutter gehörte, daß ſein Vater, um ihr Gelüſt nach Aepfeln zu befriedigen, eine lange Reiſe gemacht und drei ſolche Früchte mitgebracht, und es dieſen Apfel ohne Wiſſen ſeiner Mutter genommen hätte. Es mochte mich noch ſo ſehr um deſſen Zurückgabe bitten, ich blieb unbeweglich, nahm ihn mit nach Hauſe und verkaufte ihn für zwei Zeckinen an eure Fräulein Tochter. Mehr weiß ich euch nicht zu ſagen.“

Giafar konnte ſich nicht genug verwundern, wie die Spitzbüberei eines Sklaven die Urſache des Todes einer unſchuldigen Frau und beinahe ſeines eigenen geweſen wäre. Er nahm den Sklaven mit ſich zum Chalyfen, und erzählte dieſem Alles, was jener geſagt hatte, ganz genau, und unterrichtete ihn auch von dem Zufalle, durch welchen er deſſen Verbrechen entdeckt hätte.

Nie glich eine Ueberraſchung der des Chalyfen. Er konnte ſich nicht erwehren laut aufzulachen. Endlich nahm er wieder ein ernſtes Weſen an, und ſagte zum Weſyr: da ſein Sklave eine ſo große Unordnung angerichtet habe, ſo verdiene er eine exemplariſche Beſtrafung. „Ich kann das nicht in Abrede ſtellen, Herr, — entgegnete der Weſyr, — aber ſein Verbrechen iſt nicht unverzeihlich. Ich weiß eine weit erſtaunlichere Geſchichte von einem Weſyr aus Kahiro, Namens Nureddin-Ali [13] und von Bedreddin-[14] Haſſan aus Balſora. Da Euer Majeſtät ein Ergötzen daran findet, ſolche Geſchichten anzuhören, ſo bin ich bereit, ſie euch unter der Bedingung zu erzählen, daß ihr, wenn ihr ſie erſtaunenswerther findet, als die, welche mich zu ihrer Erzählung veranlaßt, meinen Sklaven begnadigt.“ „Ich will es wohl eingehen, — erwiederte der Chalyf, — aber ihr laßt euch in eine große Unternehmung ein, und ich glaube nicht, daß ihr euren Sklaven retten könnt, denn die Geſchichte von den drei Aepfeln iſt ſehr ſonderbar.“

Giafar, der nun das Wort nahm, begann wie folget:

Geſchichte des Nureddin-Ali und Bedreddin-Haſſan.

„Beherrſcher der Gläubigen, es gab einſt in Indien einen ſehr gerechten, wohlthätigen, barmherzigen und freigebigen Sultan. Seine Tapferkeit machte ihn allen ſeinen Nachbarn furchtbar. Er liebte die Armen und beſchützte die Waiſen, die er zu den erſten Stellen erhob. Der Weſyr dieſes Sultans war ein kluger, verſtändiger, ſcharfſinniger, in allen Künſten und Wiſſenſchaften ſehr bewanderter Mann. Dieſer Staatsbeamte hatte zwei ſehr wohlgebildete Söhne, welche ganz in ſeine Fußtapfen traten; der älteſte hieß Schemseddin 15 Mohammed und der jüngſte Nureddin-Ali. Dieſer letzte beſonders beſaß alle nur mögliche Vorzüge. Als der Weſyr, ihr Vater, geſtorben war, ließ der Sultan ſie zu ſich holen, und nachdem er ſie beide mit dem Anzug eines gewöhnlichen Weſyrs bekeidet hatte, ſagte er zu ihnen: „Der Verluſt, den ihr erlitten habt, thut auch mir ſehr leid, und ich bin nicht weniger davon gerührt, als ihr ſelbſt. Ich will es euch beweiſen, und da ich weiß, daß ihr beiſammen bleiben wollt und in vollkommener Eintracht lebt, ſo bekleide ich euch alle beide mit derſelben Würde. Geht und ahmt eurem Vater nach.“

Die beiden neuen Weſyre dankten dem Sultan für ſeine Güte, und gingen nach Hauſe um das Leichenbegängniß ihres Vaters zu beſorgen. Nach Ablauf eines Monats hielten ſie ihren erſten Ausgang, begaben ſich zum erſtenmal in die Rathsverſammlung des Sultans, und fuhren ſeitdem damit fort, ihr an den Sitzungstagen beizuwohnen. So oft der Sultan auf die Jagd ging, begleitete ihn einer der beiden Brüder, und ſie genoſſen abwechſelnd dieſer Ehre. Als ſie ſich einſt nach dem Abendbrot von gleichgültigen Dingen unterhielten, (es war am Abend vor einer Jagd, wobei der älteſte den Sultan begleiten ſollte,) ſagte dieſer junge Mann zu ſeinem jüngeren Bruder: „Mein Bruder, da wir beide, weder du, noch ich verheiratet ſind und in ſolcher Eintracht leben, ſo kömmt mir ein Gedanke ein: Laß uns beide an einem und demſelben Tage zwei Schweſtern heiraten, die wir in irgend einer uns zuſagenden Familie wählen wollen. Was meinſt du zu dieſem Gedanken?“ „Ich meine, mein Bruder, — erwiederte Nureddin-Ali, — daß er der

Freundſchaft, die uns verbindet, würdig iſt. Man kann nichts beſſeres erdenken, und was mich betrifft, ſo bin ich bereit, Alles zu thun, was dir beliebt.“ — „O das iſt noch nicht Alles, — entgegnete Schemseddin Mohammed, — meine Einbildungskraft geht noch weiter. Vorausgeſetzt, das unſre Frauen beide in der Hochzeitnacht ſchwanger werden, und dann an Einem Tage, die deinige einen Sohn und die meinige eine Tochter zur Welt bringen, ſo wollen wir ſie, wenn ſie das gehörige Alter erreicht haben, mit einander verheiraten.“ „Man muß geſtehn, — rief Nureddin-Ali aus, — daß dieſer Plan bewundernswerth iſt. Dieſe Heirat wird unſre Vereinigung krönen, und ich gebe gern meine Einwilligung dazu. Aber, mein Bruder, — fügte er hinzu, — wenn es nun zum Abſchluß dieſer Heirat käme, würdeſt du verlangen, daß mein Sohn deiner Tochter eine Mitgift zubrächte?“ „Das leidet keinen Zweifel, — verſetzte der Älteſte, — und ich bin überzeugt, daß außer den gewöhnlichen Punkten des Heiratsvertrages, du nicht ermangeln wirſt, mindeſtens dreitauſend Zeckinen, drei ſchöne Landgüter und drei Sklaven in ſeinem Namen zu bewilligen.“ „Das iſt nicht meine Meinung, — ſagte der Jüngſte. — Sind wir nicht Brüder und Amtsgenoſſen, und beide mit derſelben Würde bekleidet? Und wiſſen wir übrigens nicht beide, du ſowohl als ich, was rechtens iſt? Da der Mann edler iſt als das Weib, ſollte es dir nicht zukommen, deiner

Tochter eine große Mitgift zu geben? Wie ich ſehe, biſt du der Mann, deine Geſchäfte auf Unkoſten Andrer zu machen.“

Obgleich Nureddin-Ali dieſe Worte lachend ſagte, ſo wurde doch ſein Bruder, der einen queeren Geiſt hatte, dadurch beleidigt. „Verdammt ſei dein Sohn, — ſagte er mit Heftigkeit, — weil du es wagſt, ihn meiner Tochter vorzuziehen. Ich ſtaune, daß du keck genug geweſen biſt, um ihn ihrer nur würdig zu achten. Du mußt den Verſtand verloren haben, da du dich mir gleich ſtellen willſt und uns Standesgenoſſen nennſt. Wiſſe, Verwegner, daß ich, nach deiner Unklugheit, meine Tochter nicht mit deinem Sohne verheiraten möchte, und wenn du ihm mehr Reichthümer geben könnteſt, als du ſelber beſitzeſt.“ Dieſer ergötzliche Streit der beiden Brüder über die Heirat ihrer noch ungebornen Kinder ging ſehr weit. Schemseddin Mohammed ereiferte ſich bis zu Drohungen. „Wenn ich nicht morgen den Sultan begleiten ſollte, ſo würde ich dich behandeln, wie du's verdienſt; aber bei meiner Rückkehr werde ich dich lehren, ob es einem jüngeren Bruder zukömmt, zu ſeinem älteren ſo unverſchämt zu reden, wie du es eben gethan haſt.“ Nach dieſen Worten ging er in ſein Zimmer, und ſein Bruder ging in das ſeinige, um ſich ſchlafen zu legen.

„Schemseddin Mohammed ſtand am andern Morgen ſehr zeitig auf und begab ſich in den Palaſt, den er ſodann mit dem Sultan verließ, der ſeinen Weg jenſeits Kahiro, nach der Seite der Pyramiden, nahm. Was Nureddin-Ali betraf, ſo hatte er die Nacht in großer Unruhe zugebracht, und nach der reiflichen Erwägung, wie es doch nicht möglich wäre, daß er länger mit einem Bruder zuſammenbliebe, der ihn mit ſolchem Hochmuthe behandelte, faßte er einen Entſchluß, indem er die folgenden Verſe herſagte:

„Reiſe, du findeſt Erſatz für die, welche du verläßeſt: zerſtreue dich, denn Anmuth des Lebens entſteht aus Zerſtreuung.“

„In ruhigem Bleiben ſehe ich weder Ruhm noch Geſchicklichkeit, ſondern im Reiſen und Handeln, deshalb verlaß deinen Wohnort und reiſe!“

„Die ruhige, ungeſtörte Oberfläche des Waſſers verdirbt, wenn Winde ſie nicht in Bewegung ſetzen; ſtürmen aber dieſe auf ſie ein, ſo wird das Waſſer erſt gut.“

„Die Sonne ſogar, bliebe ſie ſtäts am Firmamente, ſo würde ſie den Weltbewohnern bald zur Laſt werden.“

„Und wären aus den veränderten Standpunkten des Mondes nicht Wahrſagungen zu bilden, ſo würden ihn die Sterndeuter nicht fortwährend beobachten.“

„Verließe der Löwe nicht den Wald, ſo würde er ſelten Beute finden; und verließe der Pfeil nicht den Bogen, ſo würde er nie treffen.“

„Bliebe das Gold immer in den Minen, ſo würde es nicht höher als Erde geachtet werden; und das köſtliche Aloeholz iſt in ſeinem Lande nur eine gewöhnliche Holzgattung:“

„Kömmt aber jenes aus den Minen, ſo iſt es von Jedermann geſucht; und verläßt dieſes ſein Land, ſo überſteigt es den Werth des Goldes.“

Er ließ ſich eine gute Mauleſelinn beſorgen, verſah ſich mit Gold, mit Edelſteinen und einigen Lebensmitteln, ſagte ſeinen Leuten, daß er ganz allein eine Reiſe von zwei oder drei Tagen machen wollte, und reiſte ab.

Als er außerhalb Kahiro war, nahm er ſeinen Weg durch die Wüſte nach Arabien. Da aber ſeine Mauleſelinn der Anſtrengung unterlag, mußte er ſeine Reiſe zu Fuße fortſetzen. Glücklicherweiſe nahm ihn ein nach Balſora reiſender Eilbote hinter ſich auf ſein Pferd. Als der Eilbote in Balſora ankam, ſtieg Nureddin-Ali ab und dankte ihm für ſeine Gefälligkeit. Indem er nun durch die Straßen ging, um ſich eine Wohnung zu ſuchen, ſah er einen Herrn auf ſich zu kommen, der von einem zahlreichen Gefolge begleitet war und dem alle Einwohner große

Ehrenbezeigungen erwieſen, indem ſie ſtehen blieben, bis er vorbei war. Nureddin-Ali blieb ſtehen, wie die übrigen. Es war der Groß-Weſyr des Sultans von Balſora, der ſich in der Stadt zeigte, um durch ſeine Gegenwart Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.

Dieſer Staatsbeamte, der ſeine Augen zufällig auf den jungen Mann geworfen hatte, fand ſeine Geſichtsbildung ſehr einnehmend. Er betrachtete ihn mit Freundlichkeit, und da er nahe an ihm vorbei kam und ihn im Reiſekleide ſah, ſo hielt er an, um ihn zu fragen, wer er wäre und woher er käme. „Herr, — erwiederte ihm Nureddin-Ali, — ich bin in Kahiro geboren, und habe mein Vaterland aus einem ſo gerechten Unwillen gegen einen meiner Verwandten verlaſſen, daß ich beſchloſſen habe, die Welt zu durchreiſen, und lieber zu ſterben, als heimzukehren.“ Der Groß-Weſyr, der ein ehrwürdiger Greis war, entgegnete dieſen Worten: „Mein Sohn, hüte dich, dein Vorhaben auszuführen. In der Welt iſt nichts als Elend zu finden, und du kennſt die Beſchwerden nicht, denen du entgegen gehen willſt. Komm lieber und folge mir; vielleicht mache ich dich den Gegenſtand vergeſſen, der dich gezwungen hat, dein Vaterland zu verlaſſen.“

Nureddin-Ali, folgte dem Groß-Weſyr von Balſora, der ſeine trefflichen Eigenſchaften bald erkannte und ihn ſo lieb gewann, daß er einſt in einer vertraulichen Unterredung zu ihm ſagte: „Mein Sohn, ich bin, wie du ſiehſt, ſchon in ſo hohem Alter, daß es nicht den Anſchein hat, als ob ich noch lange leben werde. Der Himmel hat mir eine Tochter gegeben, die nicht minder ſchön iſt, als du wohlgebildet biſt, und die jetzt ein heiratsfähiges Alter erreicht hat. Mehre der mächtigſten Herren dieſes Hofes haben ſie ſchon für ihre Söhne von mir verlangt; aber ich habe mich noch nicht entſchließen können, ſie ihnen zu bewilligen. Dich aber liebe ich und finde dich meiner Verwandtſchaft ſo werth, daß ich dich allen denen vorziehe, die um ſie geworben haben, und bereit bin, dich zum Schwiegerſohn anzunehmen. Nimmſt du dieß Anerbieten an, ſo erkläre ich dem Sultan meinem Herrn, daß ich dich durch dieſe Heirat an Kindesſtatt annehme, und bitte ihn, mir für dich die Antwartſchaft auf meine Stelle als Groß-Weſyr des Königreichs Balſora zu gewähren. Da ich nun in meinem hohen Alter nichts als Ruhe bedarf, ſo werde ich dir nicht nur die Verfügung über alle meine Güter, ſondern auch die Verwaltung der Staatsangelegenheiten überlaſſen."

Der Groß-Weſyr von Balſora hatte kaum dieſe Worte voll Güte und Großmuth geſprochen, als Nureddin-Ali ſich zu ſeinen Füßen warf, und in Ausdrücken voll Freude und Erkenntlichkeit ſich zur Erfüllung ſeines Wunſches bereit zeigte. Hierauf rief der Groß-Weſyr die vornehmſten Beamten ſeines Hauſes und befahl ihnen, den großen Saal ſeines Palaſtes auszuſchmücken und ein großes Mal zuzubereiten. Hierauf ließ er alle vornehmen und angeſehenen Herren des Hofes und der Stadt bitten, ſie möchten ſich bemühen, zu ihm zu kommen. Als ſie alle verſammelt waren, hielt er es, — da Nureddin-Ali ihn von ſeinem Stande unterrichtet hatte, — für ſchicklich, ſo, wie folgt, zu ſprechen, um denjenigen ein Genüge zu leiſten, deren Verwandtſchaft er ausgeſchlagen hatte, und ſagte demnach zu den Gäſten: „Es iſt mir angenehm, meine Herren, euch etwas mitzutheilen, was ich bis dieſen Tag geheim gehalten habe. Ich habe einen Bruder, welcher Groß-Weſyr von Aegypten iſt, wie ich die Ehre habe dieſe Stelle bei dem Sultan dieſes Reiches zu bekleiden. Dieſer Bruder hat nur einen einzigen Sohn, den er aber nicht am Aegyptiſchen Hofe verheiraten wollte und den er mir geſchickt hat, damit er meine Tochter zur Frau nehmen und ſo die beiden Zweige unſeres Hauſes verbinden ſoll. Dieſer Sohn, den ich bei ſeiner Ankunft für meinen Neffen erkannt habe und den ich zu meinem Schwiegerſohn mache, iſt hier der junge Herr, den ich euch hiemit vorſtelle. Ich ſchmeichle mir, daß ihr ihm die Ehre erzeigen werdet, ſeiner Hochzeit beizuwohnen, die ich heute zu feiern beſchloſſen habe.“ Da es nun keiner dieſer Herren übelnehmen konnte, daß er ſeinen Neffen allen andern vornehmen und reichen Herren vorgezogen hatte, ſo erwiederten ſie, daß er wohl daran thäte, dieſe Heirat zu ſchließen, daß ſie ſehr gern Zeugen dieſer Feierlichkeit ſein würden und daß ſie wünſchten, Gott möchte ihm noch lange Jahre gönnen, um die Früchte dieſer glücklichen Verbindung zu ſehen.

Acht und neunzigſte Nacht.

Die bei dem Groß-Weſyr von Balſora verſammelten Herren hatten ihm kaum ihre Freude über die Heirat ſeiner Tochter mit Nureddin-Ali bezeigt, als man ſich zur Tafel ſetzte. Gegen Ende der Malzeit gab man Zuckerwerk herum, wovon jeder, der Sitte gemäß, ſo viel nahm, als er mit ſich nehmen konnte; worauf denn die Kadi's mit dem Heiratsvertrag in der Hand eintraten. Die vornehmſten Herren unterzeichneten ihn, und die ganze Geſellſchaft ging aus einander.

Als nun niemand mehr da war, als die Hausleute, befahl der Groß-Weſyr denen, die er mit der Zubereitung des Bades beauftragt hatte, den Nureddin-Ali in daſſelbe zu führen, wo dieſer ungebrauchte Wäſche von einer Feinheit und Sauberkeit, die man mit Vergnügen beſchaute, und alles andre Nöthige vorfand. Der Gatte, nachdem er gewaſchen und gerieben worden war, wollte das Kleid, welches er ausgezogen hatte, wieder anziehen; aber man reichte ihm ein anderes, höchſt prächtiges. In dieſem Zuſtande und von den ausgeſuchteſten Wohlgerüchen duftend, ging er wieder zu dem Groß-Weſyr, der über ſein Wohlausſehn höchſt erfreut war, und der, nachdem er ihn neben ſich hatte niederſitzen laſſen, zu ihm ſagte: „Mein Sohn, du haſt mir entdeckt, wer du biſt, und welchen Rang du an dem Hofe des Königs von Aegypten bekleideteſt; du haſt mir ſogar geſagt, daß du einen Streit mit deinem älteren Bruder gehabt und dich deshalb aus deinem Vaterlande entfernt haſt: ich bitte dich, mir dein ganzes Vertrauen zu ſchenken und mich von dem Gegenſtand eures Streites zu unterrichten. Du mußt mir jetzt gänzlich vertrauen und mir nichts verbergen; denn ich empfehle dir die Wahrheit, wie der Dichter ſagt:

„Ich empfehle dir die Wahrheit, ſollte dich auch ihre Offenbarung brennen, wie das hölliſche Feuer.“

„Denn dein höchſter Zweck muß ſein, Gott wohl zu gefallen; und wehe dem Menſchen, der den Herrn erzürnt, um den Beifall des Dieners zu erhalten.“

Nureddin-Ali erzählte ihm alle Umſtände ſeiner Zwiſtigkeit mit ſeinem Bruder. Der Groß-Weſyr konnte dieſe Erzählung nicht ohne Lachen anhören. „Das iſt, — ſagte er, — die ſeltſamſte Geſchichte von der Welt! Iſt es möglich, daß euer Streit über eine Heirat in der Einbildung ſo weit gegangen iſt? Es thut mir ſehr leid, daß du dich wegen einer ſolchen Kleinigkeit mit deinem älteren Bruder entzweit haſt. Ich ſehe freilich ein, daß er Unrecht hatte, über das, was du ihm im Scherze geſagt haſt, beleidigt zu ſein, und ich muß dem Himmel für einen Zwiſt danken, der mir einen Schwiegerſohn wie dich verſchafft hat. Aber, — fügte der Greis hinzu, — die Nacht iſt ſchon vorgerückt, und es iſt Zeit, dich zu entfernen. Geh, meine Tochter, deine Gattinn, erwartet dich. Morgen werde ich dich dem Sultan vorſtellen. Ich hoffe, daß er dich auf eine Weiſe aufnehmen wird, womit wir beide zufrieden ſein können.“ Nureddin-Ali verließ ſeinen Schwiegervater, um ſich in das Zimmer ſeiner Gattinn zu begeben.

Merkwürdig iſt, — fuhr nun der Groß-Weſyr Giafar fort, — daß an eben dem Tage, an welchem dieſe Hochzeit in Balſora gefeiert wurde, auch Schemseddin Mohammed ſich in Kahiro verheiratete; mit welcher Heirat es ſich folgendermaßen verhielt. Nachdem Nureddin-Ali ſich aus Kahiro in der Abſicht entfernt hatte, nie wieder dorthin zurückzukehren, war Schemseddin Mohammed, ſein älterer Bruder, nach Verlauf eines Monates, von der Jagd heimgekehrt, welche durch die Jagdluſt des Sultans ſo verlängert worden. Er eilte in die Wohnung des Nureddin-Ali, und war höchlich erſtaunt, zu erfahren, daß dieſer, unter dem Vorwande eine Reiſe von zwei oder drei Tagen zu machen, an eben dem Tage, an welchem der Sultan auf die Jagd ging, auf einer Mauleſelinn abgereiſt und ſeitdem nicht wieder gekommen wäre. Er war darüber um ſo verdrießlicher, da er nicht zweifelte, daß die harten Dinge, welche er ſeinem Bruder geſagt hatte, die Urſache ſeiner Entfernung wären. Er ſandte einen Eilboten ab, der durch Damaskus bis Haleb (Aleppo) ritt: aber Nureddin war damals in Balſora. Als der Eilbote bei ſeiner Heimkehr berichtet hatte, daß ſeine Nachforſchungen vergebens geweſen wären, nahm ſich Schemseddin Mohammed vor, ihn anderswo aufzuſuchen, und faßte inzwiſchen den Entſchluß, ſich zu verheiraten. Er heiratete die Tochter eines der erſten und mächtigſten Herren von Kahiro, an demſelben Tage, an welchem ſich ſein Bruder mit der Tochter des Groß-Weſyrs von Balſora verheiratete.

Das iſt nicht alles, Beherrſcher der Gläubigen, — fuhr Giafar fort, — es begab ſich noch Folgendes. Nach neun Monaten kam die Frau des Schemseddin Mohammed in Kahiro mit einem Mädchen, und an demſelben Tage die Frau des Nureddin-Ali zu Balſora mit einem Knaben nieder, der Bedreddin-Haſſan genannt wurde. Der Groß-Weſyr von Balſora bezeigte ſeine Freude durch große Geſchenke, die er austheilte und durch öffentliche Freudensbezeigungen, die er der Geburt ſeines Enkels zu Ehren anſtellen ließ. Um hierauf ſeinem Schwiegerſohn zu beweiſen, wie ſehr er mit ihm zufrieden war, ging er in den Palaſt und bat den Sultan ſehr demüthig, dem Nureddin-Ali die Anwartſchaft auf ſein Amt zu bewilligen, damit, — ſagte er, — er vor ſeinem Tode den Troſt hätte, ſeinen Schwiegerſohn an ſeiner Stelle als Groß-Weſyr zu ſehen.

Der Sultan, welchem Nureddin-Ali ſehr gefallen hatte, als er ihm nach ſeiner Verheiratung vorgeſtellt worden war, und welcher ſeitdem immer ſehr vortheilhaft von ihm reden gehört hatte, bewilligte die verlangte Gnade mit der größten Freundlichkeit. Er ließ ihn in ſeiner Gegenwart mit der Amtskleidung des Groß-Weſyrs bekleiden.

Die Freude des Schwiegervaters erreichte ihren Gipfel am folgenden Tage, als er ſeinen Schwiegerſohn in der Rathsverſammlung in ſeiner Stelle und alle Geſchäfte eines Groß-Weſyrs verrichten ſah. Nureddin-Ali entledigte ſich ihrer ſo vollkommen, als hätte er ſein ganzes Leben hindurch dieß Amt bekleidet. Er fuhr in der Folge fort, der Rathsverſammlung ſo oft beizuwohnen, als die Schwächen des Alters ſeinem Schwiegervater nicht erlaubten dabei gegenwärtig zu ſein. Dieſer gute Greis ſtarb vier Jahre nach der Verheiratung ſeiner Tochter, mit der Freude, einen Sprößling ſeiner Familie zu ſehen, der ſie lange Zeit mit Glanz zu erhalten verſprach.

Nureddin-Ali erwies ihm die letzte Pflicht und Ehre mit aller möglichen Freundſchaft und Dankbarkeit, und ſobald Bedreddin-Haſſan, ſein Sohn, das Alter von ſieben Jahren erreicht hatte, übergab er ihn den Händen eines trefflichen Lehrers, der ihn auf eine ſeiner Geburt würdige Weiſe zu erziehen begann. Es iſt wahr, daß er in dieſem Kinde einen lebhaften, durchdringenden und für den Eindruck aller ſeiner guten Lehren fähigen Geiſt fand. . . . .“

Scheherasade wollte fortfahren; da ſie aber ſah, daß es Tag wurde, hörte ſie auf, zu erzählen. In der folgenden Nacht nahm ſie jedoch ihre Erzählung wieder auf und ſagte zum Sultan von Indien:

Neun und neunzigſte Nacht.

Herr, der Groß-Weſyr fuhr folgendermaßen in der Geſchichte fort, welche er dem Chalyfen erzählte:

„Zwei Jahre, — ſagte er, — nachdem Bedreddin-Haſſan in die Hände dieſes Lehrers gegeben worden war, der ihn vollkommen gut leſen lehrte, lernte er den Koran auswendig. Nureddin-Ali, ſein Vater, gab ihm andre Lehrer, welche ſeinen Geiſt auf ſolche Weiſe unterrichteten, daß er in dem Alter von zwölf Jahren ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte. Da nun alle Züge ſeines Geſichts ausgebildet waren, erregte er die Bewunderung aller, die ihn ſahen. Denn, wie von ihm der Dichter ſagt:“

„Kaum zeigt er ſich, ſo ruft auch jedermann: Geprieſen
ſei Gott, der ihn ſo ſchön gebildet hat.“

„Er iſt der König der Schönheit, und ſie iſt ihm ganz unterthan.“

„In ſeinem Munde iſt der köſtlichſte Honig, und ihm ſind Perlen eingereihet.“

„Er allein vereiniget alle Schönheiten in ſich, und die Menſchheit verirret ſich gleichſam in ihnen.“

„Die Schönheit ſelbſt ſcheint auf ſeine Wangen geſchrieben haben: „Ich bezeuge, daß er ſchön iſt.“

Bis dahin hatte Nureddin-Ali nur daran gedacht, ihn [illegible]ren zu laſſen, und hatte ihn noch nicht in der Welt [illegible]t. Er führte ihn in den Palaſt, um ihm die Ehre [illegible]rſchaffen, dem Sultan ſeine Aufwartung zu machen, [illegible]hn ſehr günſtig aufnahm. Die ihn zuerſt auf der [illegible]ſie ſahen, waren von ſeiner Schönheit ſo entzückt, [illegible]ie darüber laut aufſchrieen und ihm tauſend Seg[illegible]en nachriefen.

Da ſein Vater ſich vorgenommen hatte, ihn zur einſtigen Uebernahme ſeines Amtes fähig zu machen, ſo erſparte er nichts, was ihm zur Erreichung dieſes Zweckes dienlich ſchien, und ließ ihn an den ſchwierigſten Geſchäften Theil nehmen, um ihn bei guter Zeit daran zu gewöhnen. Kurz, er vernachläßigte nichts, was zur Beförderung eines ihm ſo theuren Sohnes dienen konnte, und er fing ſchon an, die Früchte ſeiner Bemühungen einzuärnten, als er plötzlich von einer ſo heftigen Krankheit befallen wurde, daß ſein letzter Lebenstag nahe zu ſein ſchien. In dieſem koſtbaren Augenblicke vergaß er nicht ſeines lieben Sohnes Bedreddin; er ließ ihn rufen und ſagte zu ihm: „Mein Sohn, du ſiehſt, daß dieſe Welt vergänglich iſt; nur jene, in welche ich nun bald gelangen werde, iſt wirklich dauerhaft. Du mußt jetzt anfangen, dich in meine jetzige Stimmung zu verſetzen; bereite dich, dieſen Uebergang ohne Reue zu machen, und ohne daß dein Gewiſſen dir irgend etwas in Beziehung auf die Pflichten eines Muſelmannes und eines vollkommen rechtſchaffenen Mannes vorwerfen könne. Was deine Religion betrifft, ſo biſt du ſowohl durch deine Lehrer als auch durch das, was du geleſen haſt, vollkommen davon unterrichtet. Was die Pflichten des rechtſchaffenen Mannes betrifft, ſo will ich dir einige Lehren zur Benutzung geben. Da es nöthig iſt, ſich ſelbſt zu kennen, und du dieſe Kenntniß nicht füglich haben kannſt, ohne zu wiſſen, wer ich bin, ſo ſollſt du es erfahren.

Ich bin, — fuhr er fort, — in Aegypten geboren und mein Vater, dein Großvater, war erſter Staatsbeamter des Sultans dieſes Königreichs. Ich ſelbſt habe die Ehre gehabt, einer der Weſyre dieſes Sultans zu ſein, ſo wie auch mein Bruder, dein Oheim, der vermuthlich noch lebt und ſich Schemseddin Mohammed nennt. Ich war genöthigt, mich von ihm zu trennen, und ich kam in dieſes Land, wo ich zu dem Range gelangte, den ich bis jezt bekleidet habe. Doch du wirſt das Alles ausführlicher in einem Hefte finden, welches ich dir zu geben habe.“

Zugleich zog nun Nureddin-Ali dieſes von ſeiner eigenen Hand geſchriebene Heft, welches er immer bei ſich trug, hervor, und ſagte, indem er es dem Bedreddin übergab: „Nimm und lies es mit Muße: du wirſt unter Anderem auch den Tag meiner Hochzeit und den deiner Geburt verzeichnet finden. Das ſind Umſtände, die dir vielleicht in der Folge zu wiſſen nöthig ſind, und die dich das Heft ſorgfältig müſſen bewahren laſſen.“ Bedreddin-Haſſan, ſehr betrübt, ſeinen Vater in dem Zuſtande, in welchem er ſich befand, zu ſehen, und von dieſen Worten gerührt, empfing das Heft mit Thränen in den Augen, indem er ihm verſprach, es nie aus den Händen zu geben.

In dieſem Augenblick überfiel dem Nureddin-Ali eine Schwäche, die ſeinen Tod erwarten ließ. Aber er kam bald wieder, zu ſich und ſagte: „Mein Sohn, die erſte Lebensregel, die ich dir zu geben habe, iſt, nicht mit allen Gattungen von Menſchen umzugehen. Um in Sicherheit zu leben, muß man ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen und ſich nicht leicht mittheilen.“ Er fügte, nachdem er dieß geſagt hatte, noch folgende Verſe hinzu:

> „Es gibt zu deiner Zeit keinen Freund, oder irgend jemand, deſſen Liebe du begehrſt, welcher, wenn dir

Unglücksfälle begegnen, das Bündniß der Freundſchaft treu bewahrt.“

„Lebe alſo zurückgezogen und baue auf Niemand, ich warne dich davor, und ich habe hierüber genug geſagt.

Die zweite Lebensregel iſt, niemand, wer es auch ſei, Gewalt anzuthun; denn in dieſem Falle würde ſich die ganze Welt gegen dich auflehnen, und du mußt die Welt wie einen Gläubiger betrachten, dem du Mäßigung, Mitleid und Duldung ſchuldig biſt.“ Er ſagte hiezu noch die folgenden Verſe:

> „Geh langſam zu Werke, übereile dich bei keinem Geſchäfte, und ſei langmüthig gegen die Menſchen, ſo wirſt du als wohlwollend geprieſen werden.“
>
> „Bedenke, daß es keine Hand eines Machthabers gibt, über welcher nicht die Hand Gottes ſchwebte, und daß der Gerechte ſonſt nicht durch einen Ungerechten gequält werden könnte.“

„Die dritte Lebensregel iſt, nicht zu antworten, wenn man dich auch mit Schmähungen überhäuft. Man iſt außer Gefahr, ſagt das Sprichwort, ſobald man ſtille ſchweigt. Das mußt du vorzüglich bei ſolcher Gelegenheit befolgen. Du weißt auch, daß einer unſerer Dichter ſagt, das Stillſchweigen ſei die Zierde und Schirmwache unſeres Lebens, und man müſſe, wenn man ſpricht, nicht dem alles verheerenden Gewitterregen gleichen. Man hat niemals bereuet, geſchwiegen, gar oft aber, geſprochen zu haben.“

„Die vierte Regel iſt, keinen Wein zu trinken; denn er iſt die Quelle aller Laſter; weshalb auch der Dichter ſagt:

„Ich verzichte auf den Wein, und höre auf ihn zu trinken; denn er hat mich zum Gegenſtande des Tadels aller Leute gemacht.“

„Er iſt ein Getränk, welches auf dem Wege des Rechts irre macht und die Pforten zu allem Böſen öffnet.“

„Die fünfte Regel iſt, dein Vermögen zu Rathe zu halten. Wenn du es nicht verſchwendeſt, wird es dich vor der Noth bewahren. Man muß jedoch nicht zu viel beſitzen, noch geizig ſein. Wenn du auch nur wenig haſt und es mit Verſtand ausgibſt, ſo wirſt du viele Freunde haben; wenn du aber im Gegentheil große Reichthümer beſitzeſt, und einen übeln Gebrauch davon machſt, ſo wird ſich alle Welt von dir entfernen und dich verlaſſen.“ Hier fügte er wieder folgende Verſe hinzu:

„Habe ich wenig Vermögen, ſo wird kein Menſch nach meiner Freundſchaft trachten, beſitze ich aber Reichthümer, ſo möchten alle Leute gern meine Freunde ſein.“

„Wie viele Freunde trachteten ſonſt nicht nach meiner Gunſt, als ich Schätze ſpendete! und eben ſo viele flohen mich, als ich kein Vermögen mehr beſaß.“

Kurz Nureddin-Ali fuhr bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens fort, ſeinem Sohne gute Lehren zu geben; und als er geſtorben war, wurde er auf das prächtigſte zur Erde beſtattet.

Einhundertſte Nacht.

Bedreddin-Haſſan von Balſora, (ſo nannte man ihn, weil er in dieſer Stadt geboren war,) empfand einen unbeſchreiblichen Schmerz über den Tod ſeines Vaters. Statt, dem Gebrauche gemäß, nur Einen Monat in Thränen und Einſamkeit zuzubringen, brachte er, ohne irgend jemand zu ſehen und ohne ſelbſt dem Sultan von Balſora aufzuwarten, zwei Monate auf ſolche Weiſe zu. Der Sultan, über dieſe Vernachläßigung erzürnt, die er für ein Zeichen der Verachtung ſeines Hofes und ſeiner Perſon anſah, ließ ſich vom Zorne hinreißen. Er ließ in ſeiner Wuth den neuen Groß-Weſyr rufen, (denn er hatte einen ernannt, ſobald er den Tod des Nureddin-Ali erfuhr,) und befahl ihm, ſich in das Haus des Verſtorbenen zu begeben, und es ſamt allen ſeinen Häuſern, Gütern und Habſeligkeiten gerichtlich einzuziehen, ohne dem Bedreddin-Haſſan, den er in Verhaft zu nehmen befahl, irgend etwas übrig zu laßen.

„Der neue Groß-Weſyr, von einer großen Menge von Gerichtsdienern, Gerichtsleuten und anderen Beamten begleitet, zögerte nicht, ſich zur Vollſtreckung ſeines Auftrages auf den Weg zu machen. Einer der Sklaven des Bedreddin-Haſſan, der zufälliger Weiſe unter der Menge war, hatte kaum das Vorhaben des Weſyrs erfahren, als er voraus und zu ſeinem Herrn lief. Er fand ihn in der Vorhalle ſeines Hauſes, ſo betrübt, als ob ſein Vater eben erſt geſtorben wäre. Ganz außer Athem warf er ſich zu ſeinen Füßen, und ſagte zu ihm, nachdem er den Saum ſeines Kleides geküßt hatte: „Rettet euch, Herr, rettet euch ſchnell.“ „Was gibt's, — fragte ihn Bedreddin, indem er das Haupt erhob, — welche Nachricht bringſt du mir?“ „Herr, — erwiederte jener, — es iſt keine Zeit zu verlieren. Der Sultan iſt ſchrecklich gegen euch aufgebracht, und man kömmt, um in ſeinen Namen all euer Habe und Gut einzuziehen und ſich ſogar eurer Perſon zu bemächtigen.“

Die Rede dieſes treuen und ihm ſehr ergebenen Sklaven verſetzte Bedreddin-Haſſan in große Beſtürzung. „Habe ich denn, — ſagte er, — nicht Zeit genug, um ins Haus zu gehen und mindeſtens einiges Geld und einige Edelſteine mitzunehmen?“ „Herr, — erwiederte der Sklave,

— der Groß-Weſyr wird in einem Augenblicke hier ſein. Eilet, euch zu retten!“ Bedreddin-Haſſan erhob ſich ſchnell von dem Sofa, auf welchem er ſaß, zog ſeine Pantoffeln an, und nachdem er ſich den Kopf mit einem Zipfel ſeines Kleides bedeckt hatte, um ſein Geſicht zu verſtecken, entfloh er, ohne zu wiſſen, wohin er ſeine Schritte wenden ſollte, um der ihn drohenden Gefahr zu entrinnen. Der erſte Gedanke, der ihm einkam, war, möglichſt ſchnell das nächſte Stadtthor zu erreichen. Er lief, ohne anzuhalten, bis zum öffentlichen Begräbnißplatze, und da die Nacht herankam, beſchloß er, ſie auf dem Grabe ſeines Vaters zuzubringen. Es war ein ziemlich anſehnliches Gebäude mit einer Kuppel, welches Nureddin-Ali noch bei ſeinen Lebzeiten hatte bauen laſſen; aber er begegnete auf dem Wege einem ſehr reichen Juden, [16] der ſeines Gewerbes ein Wechſler und Kaufmann war. Er kam von einem Orte, wohin ihn ein Geſchäft gerufen hatte, und kehrte in die Stadt zurück. Da dieſer Jude den Bedreddin erkannt hatte, ſo blieb er ſtehen und grüßte ihn ſehr ehrfurchtsvoll.

Einhundert und erſte Nacht.

Der Jude, welcher Iſaak hieß, ſagte zu Bedreddin-Haſſan nachdem er ihn gegrüßt und ihm die Hand geküßt hatte: „Herr, darf ich mir wohl die Freiheit nehmen, euch zu fragen, wohin ihr zu dieſer Stunde ſo allein und, wie es ſcheint, ein wenig bewegt geht? Bekümmert euch irgend etwas?“ „Ja, — antwortete Bedreddin-Haſſan, — ich bin vorhin eingeſchlafen, und im Schlaf iſt mir mein Vater erſchienen. Sein Blick war ſchrecklich, als ob er in heftigem Zorne gegen mich entbrannt wäre. Ich bin plötzlich und voll Schrecken erwacht, und ſogleich von Hauſe weggegangen, um auf ſeinem Grabe zu beten.“ „Herr, — erwiederte der Jude, — der nicht wiſſen konnte, weshalb Bedreddin aus der Stadt gegangen war, — da der verſtorbene Groß-Weſyr, euer Vater und mein Herr, glückſeligen Andenkens, mehre Schiffe, die noch auf dem Meere ſind, und die euch gehören, mit Waaren beladen hat, ſo bitte ich euch, mir vor jedem anderen Kaufmanne den Vorzug zu geben. Ich bin im Stande, mit baarem Gelde die Ladung aller eurer Schiffe zu kaufen, und wenn ihr mir, — um einen Anfang zu machen, — die des erſten, welches glücklich in den Hafen zurückkehrt, überlaßen wollt, ſo will ich euch tauſend Zeckinen, die ich in meinem Beutel habe, im voraus bezahlen.“ Indem er dieß ſagte, zog er aus ſeinem Kleide einen großen, mit ſeinem Petſchaft verſiegelten Beutel hervor, den er unter ſeinem Arme trug.

„Bereddin-Haſſan, in dem Zuſtande worin er ſich befand, von Hauſe verjagt, alles deſſen, was er auf der Welt beſeſſen hatte, beraubt, ſah das Anerbieten des Juden für eine Gunſt des Himmels an, und ging mit Freuden darauf ein. „Herr, — ſagte hierauf der Jude, — ihr überlaßt mir alſo für tauſend Zeckinen die Ladung eures erſten, in unſerem Hafen anlangenden Schiffes?“ „Ja, ich verkaufe ſie euch für tauſend Zeckinen, — erwiederte Bedreddin-Haſſan, — und es iſt eine abgemachte Sache.“ Sogleich übergab ihm der Jude den Beutel mit tauſend Zeckinen, und erbot ſich, ihn zu zählen. Bedreddin erſparte ihm dieſe Mühe, indem er ihn ſagte, daß er ihm traute. „Weil dem nun ſo iſt, — verſetzte der Jude, — ſo habt die Güte, Herr, mir ein ſchriftliches Wort über den abgeſchloſſenen Handel zu geben.“ Dieß ſagend, zog er ſein Schreibzeug heraus, das er am Gürtel trug, und nachdem er ein wohlgeſchnittenes Schreibrohr hervorgeſucht hatte, überreichte er es ihm, mit einem Stücke Papier, welches er in ſeiner Schreibtafel fand, und während er das Schreibzeug hielt, ſchrieb Bedreddin-Haſſan dieſe Worte:

„Dieſe Schrift bezeugt, daß Bedreddin-Haſſan von
„Balſora dem Juden Iſaak, für die von dieſem erhaltene
„Summe von tauſend Zeckinen, die Ladung des erſten ſeiner Schiffe, welches in dieſem Hafen landen wird, verkauft hat.“

„Bedreddin-Haſſan von Balſora.“

Nachdem er dieſen Schein geſchrieben hatte, gab er er ihn dem Juden, der ihn in ſeine Schreibtafel legte, und ſich ihm ſodann empfahl.

Während Iſaak ſeinen Weg nach der Stadt verfolgte, ſetzte Bedreddin-Haſſan den ſeinigen nach dem Grabe ſeines Vaters Nureddin-Ali fort. Als er dort angekommen war, warf er ſich mit dem Geſicht auf die Erde, und fing an, mit in Thränen ſchwimmenden Augen, ſein elendes Geſchick zu beklagen. „Ach, — ſagte er, — unglückſeliger Bedreddyn, was wird aus dir werden? Wo wirſt du einen Zufluchtsort finden, der dich vor dem ungerechten, dich verfolgenden Fürſten ſchützt? War es nicht genug, durch den Tod eines ſo geliebten Vaters betrübt zu werden, mußte das Geſchick zu deiner gerechten Trauer ein neues Unglück fügen?“ Hierauf ſprach er folgende Verſe:

> „Seitdem ihr abweſend ſeid, iſt in dem Hauſe, das ihr verließet, kein Bewohner mehr; doch — was ſage ich — der Nachbar iſt ſeit eurer Entfernung nicht mehr Nachbar.“

> „Die Hausfreunde, die ich gewohnt war darin zu ſehen, ſind nicht mehr Hausfreunde; und der Mond, den ich aus den Fenſtern des Hauſes betrachtete, ſcheint nicht mehr derſelbe Mond.“

„Ihr ſeid nicht mehr; deshalb iſt mir die Welt zur Wüſte geworden. Nah und fern iſt für mich nichts, als Dunkelheit.“

„Wären doch dem Raben, der euren Tod verkündigte, die Federn ausgerauft worden! Hätte nie ein Neſt ihn gehegt!“

„Meine Geduld vermag euren Verluſt nicht zu ertragen, denn der Schmerz hat mir ſchon alle meine Kräfte geraubt. O wie viele Bündniſſe hat der Tag der Trennung nicht ſchon gelöſt!“

„O daß die vergangenen Zeiten doch wiederkehrten! o daß wir beide doch wieder zuſammen das Haus bewohnten!“

Er blieb lange Zeit in dieſem Zuſtande, aber endlich erhob er ſich, und indem er ſein Haupt auf das Grab ſeines Vaters ſtützte, erneuerten ſich ſeine Schmerzen heftiger, als vorher, und er hörte nicht auf zu weinen und zu klagen, bis er, dem Schlafe unterliegend, ſein Haupt vom Grabe erhob und ſich die Länge lang auf das Pflaſter hinſtreckte, und einſchlief.

Kaum genoß er die Annehmlichkeiten der Ruhe, als ein Geiſt, der ſich den Tag über auf dieſer Begräbnißſtätte aufzuhalten pflegte, im Begriff, ſeiner Gewohnheit gemäß, die Welt zu durchſtreifen, den jungen Mann in dem Grabe gewahrte. Er trat hinein, und da Bedreddin auf dem Rücken lag, ſo wurde er von dem Glanze ſeiner Schönheit getroffen und geblendet.

Einhundert und zweite Nacht.

Als der Geiſt Bedreddin-Haſſan aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Wenn man die lieblichen Geſichtzüge dieſes Geſchöpfes betrachtet, ſo kann man es nur für einen Engel aus dem irdiſchen Paradieſe halten, den Gott abſchickt, um die Welt durch ſeine Schönheit in Brand zu ſtecken.“

Er erhob ſich hierauf ſehr hoch in die Luft, wo er zufällig einer Fee begegnete. Nachdem beide ſich gegrüßt hatten, ſagte der Geiſt zu der Fee: „Ich bitte euch, mit mir zu der Grabſtätte, auf welcher ich hauſe, herabzuſteigen, und ich will euch ein Wunder von Schönheit zeigen, welches eurer Aufmerkſamkeit nicht minder würdig iſt, als der meinigen.“ Die Fee willigte ein; ſie ließen ſich beide in einem Augenblicke herab, und als ſie im Grabe waren, ſagte der Geiſt zu der Fee, indem er ihr Bedreddin-Haſſan zeigte: „Wohlan, habt ihr jemals einen wohlgebildeteren und ſchöneren jungen Mann als dieſen geſehen?“

Die Fee betrachtete Bedreddin mit Aufmerkſamkeit, und ſagte dann, ſich zu dem Geiſte wendend: „Ich gebe euch zu, daß er ſehr wohlgebildet iſt; aber ich habe ſo eben in Kahiro einen noch bewundernswürdigeren Gegenſtand geſehen, von dem ich euch unterhalten will, wenn ihr mich hören wollt.“ „Mit Vergnügen,“ — erwiederte der Geiſt. „Ihr ſollt alſo wiſſen, — verſetzte die Fee, — (denn ich hole weit aus) daß der Sultan von Aegypten einen Weſyr Namens Schemseddin Mohammed, und dieſer eine Tochter von ungefähr zwanzig Jahren hat. Sie iſt die ſchönſte und vollkommenſte Perſon, von der man je reden gehört hat. Der Sultan, durch die öffentliche Stimme von der Schönheit dieſes jungen Fräuleins unterrichtet, ließ den Weſyr, ihren Vater, an einem dieſer letzten Tage rufen, und ſagte zu ihm: „Ich habe gehört, daß du eine mannbare Tochter haſt; ich habe Luſt ſie zu heiraten, willſt du ſie mir wohl zur Frau geben?“ Der Weſyr, der dieſen Vorſchlag keinesweges erwartete, wurde dadurch wohl ein wenig beunruhigt, aber nicht verblendet, und ſtatt ihn mit Freuden anzunehmen, was Andre an ſeiner Stelle zu thun nicht unterlaſſen hätten, erwiederte er dem Sultan: „Herr, ich bin der Ehre nicht würdig, die Euer Majeſtät mir erzeigen will, und ich bitte Euch unterthänigſt, es mir nicht zu verübeln, daß ich mich Eurem Vorhaben widerſetze. Ihr wißt, daß ich einen Bruder, Namens Nureddin-Ali habe, der gleich mir die Ehre hatte einer Eurer Weſyre zu ſein. Wir hatten zuſammen einen Streit, der die Urſache ſeines plötzlichen Verſchwindens war, und ich habe ſeit jener Zeit keine andere Nachricht von ihm gehabt, als daß ich vor vier Tagen erfuhr, daß er in Balſora als Groß-Weſyr dieſes Königreiches geſtorben iſt. Er hat einen Sohn hinterlaſſen, und da wir uns verpflichteten, unſere Kinder, wenn wir welche bekämen, mit einander zu verheiraten, ſo bin ich überzeugt, daß er mit dem Vorſatze, dieſe Heirat abzuſchließen, geſtorben iſt. Deshalb wünſchte ich auch meinerſeits mein Verſprechen zu erfüllen, und ich bitte Euer Majeſtät, es mir zu geſtatten.“

Einhundert und dritte Nacht.

Der Sultan von Aegypten, durch die abſchlägige Antwort und die Dreiſtigkeit des Schemseddin Mohammed beleidigt, ſagte zu ihm im Ausbruche ſeines Zornes, den er nicht zurückzuhalten vermochte: „Auf ſolche Weiſe erwiederſt du alſo die Güte, die ich habe, mich zu einer Verwandtſchaft mit dir erniedrigen zu wollen? Ich werde mich wegen des Vorzuges rächen, den du einem Andern vor mir zu geben wagſt, und ich ſchwöre, daß deine Tochter keinen andern Gatten haben ſoll, als den niedrigſten und häßlichſten meiner Sklaven.“

Nach dieſen Worten ſchickte er den Weſyr fort, der voll Verwirrung und tief gekränkt nach Hauſe ging.

Heute hat nun der Sultan einen ſeiner Stallknechte kommen laſſen, der vorn und hinten bucklig und zum Erſchrecken häßlich iſt; und nachdem er dem Schemseddin Mohammed befohlen hat, in die Verheiratung ſeiner Tochter mit dieſem Sklaven zu willigen, hat er den Heiratsvertrag aufſetzen und in ſeiner Gegenwart von Zeugen unterſchreiben laſſen. Die Vorbereitungen zu dieſer wunderlichen Hochzeit ſind beendet, und jetzt eben, während ich mit euch ſpreche, ſind alle Sklaven des Sultans von Aegypten an der Thür eines Bades, jeder mit einer Fackel in der Hand. Sie warten, bis der bucklige Stallknecht, der ſich dort badet, herauskömmt, um ihn zu ſeiner Gattinn zu begleiten, die bereits angekleidet iſt. In dem Augenblicke, wo ich Kahiro verließ, ſchickten ſich die verſammelten Frauen an, ſie mit allen bräutlichen Zierden in den Saal zu begleiten, wo ſie den Buckligen empfangen ſoll, und wo ſie ihn nun erwartet. Ich habe ſie geſehen, und verſichere euch, daß man ſie nicht ohne Bewunderung betrachten kann.“

Als die Fee aufgehört hatte zu reden, ſagte der Geiſt zu ihr: „Was ihr auch ſagen mögt, ich kann nicht glauben, daß die Schönheit jenes Mädchens die Schönheit dieſes Jünglings übertrifft.“ „Ich will mit euch nicht ſtreiten, — erwiederte die Fee, — ich geſtehe euch, daß er das reizende, dem Buckligen beſtimmte Weſen nicht zu heiraten verdient, und es ſcheint mir, daß es eine unſer würdige Handlung wäre, wenn wir uns der Ungerechtigkeit des Sultans von Aegypten widerſetzten und den Jüngling an die Stelle des Buckligen brächten.“ „Ihr habt Recht, — verſetzte der Geiſt, — und ihr glaubt nicht, wie willkommen mir dieſer euer Gedanke iſt. Laßt uns, — ich willige darein, — die Rache des Sultans von Aegypten vereiteln, einen betrübten Vater tröſten und ſeine Tochter in eben dem Grade glücklich machen, in welchem ſie ſich elend glaubt. Ich werde nichts vergeſſen, was zum Gelingen dieſes Planes beitragen kann; ich bin überzeugt, daß auch ihr nichts verabſäumen werdet: ich werde ihn nach Kahiro bringen, ohne daß er erwacht, und ich überlaſſe euch die Sorge, ihn anderswohin zu ſchaffen, wenn wir unſer Unternehmen ausgeführt haben.“

Nachdem die Fee und der Geiſt mit einander übereingekommen waren, was ſie thun wollten, ſo hob der Geiſt den Bedreddin auf, ohne daß er es merkte, und nachdem er ihn mit unbegreiflicher Schnelle durch die Luft getragen hatte, legte er ihn an der Thüre eines öffentlichen Gebäudes in der Nähe jenes Bades nieder, welches der Bucklige, mit dem Gefolge ihn erwartender Sklaven, eben verlaſſen ſollte.

Bedreddin-Haſſan, der in dieſem Augenblick erwachte, war ſehr verwundert, ſich mitten in einer ihm ganz unbekannten Stadt zu ſehen. Er wollte rufen, um zu erfahren, wo er wäre; aber der Geiſt gab ihm einen kleinen Schlag auf die Schulter, und befahl ihm, kein Wort zu ſagen. Hierauf gab er ihm eine Fackel in die Hand und ſagte zu ihm: „Geh, miſche dich unter dieſe Leute, die du an der Thüre dieſes Bades ſiehſt, und geh mit ihnen, bis du in einen Saal kömmſt, in welchem man eine Hochzeit feiern wird. Der Bräutigam iſt ein Buckliger, den du leicht erkennen wirſt. Stelle dich beim Hereingehen zu ſeiner Rechten, nimm den Beutel mit Zeckinen, den du in deinem Buſen haſt, öffne ihn und vertheile während des Zuges das Geld an die Spielleute, Tänzer und Tänzerinnen. Wenn du dann im Saale biſt, ſo vergiß nicht, auch die Sklavinnen, welche die Braut umgeben, zu beſchenken, ſobald ſie ſich dir nähern. So oft du die Hand in den Beutel ſteckſt, ſo ziehe ſie mit Zeckinen angefüllt wieder heraus und hüte dich, das Geld zu ſparen. Thue pünktlich und mit Geſchick Alles, was ich dir geſagt habe; verwundere dich nicht, fürchte niemand, und verlaß dich im Uebrigen auf eine höhere Macht.“

Der junge Bedreddin, von Allem, was er thun ſollte, genau unterrichtet, ging an die Thüre des Bades. Das erſte, was er that, war, daß er ſeine Fackel an der eines Sklaven anzündete, ſich dann unter die anderen Sklaven miſchte, als gehörte er irgend einem Herrn in Kahiro, den Zug mit ihnen begann, den Buckligen begleitete und ein Pferd aus dem Stalle des Sultans beſtieg.

Einhundert und vierte Nacht.

Bedreddin-Haſſan, der ſich nun bei den Spielleuten, Tänzern und Tänzerinnen befand, welche unmittelbar vor dem Buckligen hergingen, nahm von Zeit zu Zeit aus ſeinem Beutel eine Handvoll Zeckinen, die er unter ſie vertheilte. Da er ſich bei dieſer Vertheilung mit unvergleichlicher Anmuth und ſehr verbindlichem Weſen benahm, ſo warfen Alle, die er beſchenkte, die Augen auf ihn, und fanden ihn ſo wohlgeſtalt und ſo ſchön, daß ſie ihre Blicke gar nicht wieder wegwenden konnten.

Endlich langte der Zug an der Thüre des Weſyr Schemseddin Mohammed an, der weit entfernt war, ſeinen Neffen ſich ſo nahe zu glauben. Polizeidiener hielten, um Verwirrung zu verhindern, alle fackeltragenden Sklaven an und wollten ſie nicht einlaſſen. Sie ſtießen ſelbſt Bedreddin-Haſſan zurück, aber die Spielleute, welchen die Thüre geöffnet wurde, blieben ſtehen und verſicherten, daß ſie ohne ihn nicht ins Haus gehen würden. „Er gehört nicht zu den Sklaven, — ſagten ſie, — man braucht ihn nur anzuſehen, um ſich davon zu überzeugen. Es iſt ohne Zweifel ein junger Fremder, der aus Neugier die in dieſer Stadt gebräuchlichen Hochzeitsfeierlichkeiten mit anſehen will. Indem ſie dieß ſagten, nahmen ſie ihn in ihre Mitte, und ließen ihn, trotz den Polizeidienern, ein. Sie nahmen ihm ſeine Fackel ab, die ſie dem erſten beſten gaben, und nachdem ſie ihn in den Saal geführt hatten, ſetzten ſie ihn zur Rechten des Buckligen, der ſich auf einen prächtig verzierten Thron, neben die Tochter des Weſyrs niederließ.

Man ſah ſie mit allem ihrem Staate geſchmückt; aber auf ihrem Geſichte war eine Niedergeſchlagenheit, oder vielmehr eine tödtliche Traurigkeit zu ſchauen, deren Urſache nicht ſchwer zu errathen war, wenn man an ihrer Seite einen ſo ungeſtalten und ihrer Liebe ſo wenig würdigen Bräutigam ſah. Der Thron dieſes ſo ſchlecht zuſammenpaſſenden Brautpaares, befand ſich in der Mitte eines Sofa's. Die Frauen, die Emire, die Weſyre, die Kammerbeamten des Sultans und mehre Damen vom Hofe und aus der Stadt, ſaßen auf beiden Seiten etwas niedriger, jede nach ihrem Range, und alle ſo reich gekleidet, daß es ein ſehr angenehmes Schauſpiel war. Sie hatten große angezündete Kerzen in der Hand.

Als ſie Bedreddin-Haſſan eintreten ſahen, richteten ſie ihre Augen auf ihn, bewunderten ſeinen Wuchs, ſeine Miene, die Schönheit ſeines Geſichts und konnten nicht müde werden, ihn zu betrachten. Als er ſich geſetzt hatte, war nicht eine, die ihren Platz nicht verlaſſen hätte, um ihn in der Nähe zu betrachten: und es mochte wohl keine zu finden ſein, die bei der Rückkehr auf ihren Platz, ſich nicht von einer zärtlichen Bewegung erregt gefühlt hätte.

Der Unterſchied zwiſchen Bedreddin-Haſſan und dem buckligen Stallknechte, deſſen Geſtalt Schrecken einjagte, erregte in der Verſammlung ein Murren. „Dieſem Jünglinge, — riefen die Frauen, — gebührt die Braut, und nicht dieſem abſcheulichen Buckligen.“ Sie ließen es nicht bei dieſen Worten bewenden, ſie wagten es Verwünſchungen gegen den Sultan auszuſtoßen, der, durch einen Mißbrauch ſeiner unumſchränkten Macht, die Häßlichkeit mit der Schönheit verbände. Auch den Buckligen beluden ſie mit Schmähungen, worüber er die Faſſung verlor, zum großen Ergötzen der Zuſchauer, deren Hohngelächter auf einige Zeit die Muſik unterbrach, die ſich im Saale hören ließ. Endlich fingen die Spielleute wieder an zu ſpielen, und die Frauen, welche die Braut angekleidet hatten, nahten ſich ihr.

Einhundert und fünfte und einhundert und ſechste Nacht.

Anmerk. Die einhundert und fünfte und einhundert und ſechste Nacht enthalten in der Urſchrift nichts als die Beſchreibung der ſieben Anzüge, welche die Tochter des Weſirs Schemseddin Mohammed beim Klange der Inſtrumente wechſelte. Dieſe weitläuftige und wenig ergötzliche Beſchreibung bleibt, wie in den Franzöſiſchen Ueberſetzungen, ſo auch in der unſrigen weg.

Einhundert und ſiebente Nacht.

So oft die Braut die Kleider gewechſelt hatte, ſtand ſie von ihrem Platze auf, ging, von ihren Frauen begleitet, vor dem Buckligen vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen und ſtellte ſich vor Bedreddin-Haſſan, um ſich ihm in ihren neuen Anzügen zu zeigen. Dieſer unterließ dann nicht, nach der ihm von dem Geiſt ertheilten Vorſchrift, in ſeinen Beutel zu greifen und Hände voll Zeckinen an die Begleiterinnen der Braut zu vertheilen. Er vergaß auch die Muſiker und die Tänzer nicht und warf ihnen welche zu. Es war luſtig, zu ſehen wie ſie einander ſtießen, um das Geld aufzuraffen. Sie bezeigten dem Geber ihre Erkenntlichkeit und gaben ihm durch Zeichen ihren Wunſch zu erkennen, daß die Braut für ihn und nicht für den Buckligen beſtimmt ſein möchte. Die Frauen, welche ſie umgaben, ſagten ihm daſſelbe und kümmerten ſich nicht, ob der Bucklige ſie hörte, welchem ſie zur Beluſtigung aller Zuſchauer tauſend Poſſen ſpielten.

Als die Feierlichkeit des Kleiderwechſelns vorüber war, hörten die Muſiker auf zu ſpielen und entfernten ſich, indem ſie dem Bedreddin ein Zeichen gaben, daß er bleiben möchte. Die Frauen thaten daſſelbe, indem ſie mit allen nicht zum Hauſe Gehörigen den Saal verließen. Die Braut ging in ein Kabinett, wohin ihr die Frauen folgten, um ſie zu entkleiden, und es blieb niemand in den Saal, als der bucklige Stallknecht, Bedreddin-Haſſan und einige Diener. Der Bucklige, der auf Bedreddin, weil er ihm ſo im Wege ſtand, wüthend war, ſah ihn von der Seite an und ſagte zu ihm: „Und du, worauf warteſt du? Warum entfernſt du dich nicht, wie die andern?“ Da Bedreddin keinen Vorwand hatte um zu bleiben, ging er, ziemlich verlegen, von dannen; aber er war noch nicht außerhalb des Vorhofes, als der Geiſt und die Fee ſich ihm zeigten und ihn aufhielten. „Wohin gehſt du, — ſagte der Geiſt zu ihm? — Bleib; der Bucklige iſt nicht mehr in dem Saale, er hat ihn, eines Bedürfniſſes wegen, verlaſſen; du kannſt ohne weiteres dahin zurückkehren und dich in das Zimmer der Braut begeben. Sobald du allein mit ihr biſt, ſage ihr dreiſt, daß du ihr Bräutigam biſt; daß der Sultan ſich bloß mit dem Buckligen einen Scherz habe machen wollen, und daß du zur Begütigung dieſes vorgeblichen Bräutigams, ihm in ſeinem Stalle eine gute Schüſſel mit Sahne haſt geben laſſen. Sag' ihr darüber alles, was dir eben einfallen wird, um ſie zu überzeugen. So wie du da biſt, wird das nicht ſchwer ſein, und ſie wird ſich ſehr über die angenehme Täuſchung freuen.

Inzwiſchen werden wir dafür ſorgen, daß der Bucklige nicht zurückkehre und dich hindere, die Nacht mit deiner Gattinn zuzubringen; denn ſie iſt die deine und nicht die ſeinige.“

Während der Geiſt dem Bedreddin auf ſolche Weiſe Muth einflößte und ihn über das, was er zu thun hätte, belehrte, war der Bucklige wirklich aus dem Saale gegangen. Der Geiſt ging ihm nach, nahm die Geſtalt einer großen ſchwarzen Katze an und begann auf eine greuliche Weiſe zu mautzen. Der Bucklige ſchrie auf die Katze los und klatſchte in die Hände um ſie zu verjagen; aber die Katze, ſtatt zu fliehen, ſetzte ſich auf die Hinterbeine, ließ ihre Augen flammen und ſah den Buckligen noch ſtolzer an als vorher, indem ſie zu der Größe eines Eſelfüllens anwuchs. Jetzt wollte der Bucklige um Hülfe ſchreien, aber die Angſt hatte ihn ſo ergriffen, daß er mit offenem Maule ſtehen blieb, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Um ihm keine Ruhe zu laſſen, verwandelte ſich der Geiſt augenblicklich in einen gewaltigen Büffel, und rief ihm in dieſer Geſtalt, mit einer ſeine Furcht verdoppelnden Stimme zu: „Nichtswürdiger Bucklige r!“ Bei dieſen Worten fiel der erſchrockne Stallknecht auf das Pflaſter nieder, verhüllte ſich den Kopf mit ſeinem Gewande, um das ſchreckliche Thier nicht zu ſehen, und erwiederte ihm zitternd: „Mächtiger Fürſt der Büffel, was willſt du von mir?“ „Unglück treffe dich, — verſetzte der Geiſt, —

dich, der du ſo verwegen biſt und es wagſt, dich mit meiner Geliebten zu verheiraten.“ „Ach, Herr, — ſagte der Bucklige, — ich bitte dich, mir zu verzeihen, wenn ich ſtrafbar bin, ſo bin ich es nur aus Unwiſſenheit, denn ich wußte nicht, daß die Schöne einen Büffel zum Liebhaber hatte. Befehlt mir, was ihr wollt, ich ſchwöre euch, daß ich bereit bin euch zu gehorchen.“ „Du biſt des Todes, — erwiederte der Geiſt, — wenn du dich vom Flecke rührſt, oder bis zum Sonnenaufgange nicht ganz ſtill ſchweigſt; ſprichſt du nur ein Wörtchen, ſo ſchlage ich dir den Kopf entzwei! Alsdann erlaube ich dir, das Haus zu verlaſſen; aber ich befehle dir ſchnell zu gehen, ohne dich umzuſehen, und wenn du ſo keck biſt umzukehren, koſtet es dir das Leben.“ Nach dieſen Worten verwandelte ſich der Geiſt in einen Menſchen, ergriff den Buckligen bei den Füßen, und nachdem er ihn kopfunten an die Mauer geſtellt hatte, fügte er hinzu: „Wenn du dich rührſt, ehe die Sonne aufgegangen iſt, wie ich dir ſchon geſagt habe, ſo packe ich dich bei den Füßen und zerſchmettere dir an dieſer Mauer den Kopf in tauſend Stücke.“

Um wieder auf Bedreddin-Haſſan zu kommen, der durch den Geiſt und die Gegenwart der Fee Muth bekommen hatte, ſo war er in den Saal zurückgekehrt und in die Hochzeitkammer gegangen, woſelbſt er ſich, den Erfolg ſeines Abenteuers erwartend, niederſetzte. Nach Verlauf einiger Zeit, kam die Braut, von einer Alten geleitet, die an der Thüre ſtehen blieb und den Bräutigam ermahnte, ſeine Pflicht gut zu erfüllen, ohne darauf zu achten, ob es der Bucklige oder ein Andrer wäre; worauf ſie die Thüre zumachte und ſich entfernte.

Die junge Braut war ſehr erſtaunt, anſtatt des Buckligen, den Bedreddin-Haſſan zu ſehen, der ſich ihr auf die anmuthigſte Weiſe von der Welt vorſtellte. „Wie, — ſagte ſie zu ihm, — ihr ſeid zu dieſer Stunde hier? Ihr müßt alſo wohl ein Genoſſe meines Bräutigams ſein?“ „Nein, ſchöne Braut,“ erwiederte Bedreddin, „ich bin von anderem Stande, als dieſer nichtswürdige Bucklige.“ „Aber — entgegnete ſie, — ihr bedenkt nicht, daß ihr ſchlecht von meinem Gatten ſprecht.“ — „Er, euer Gatte!“ verſetzte er, „Könnt ihr dieſen Gedanken ſo lange hegen? Laßt euern Irrthum fahren! So viele Schönheiten ſollen nicht dem verächtlichſten aller Menſchen aufgeopfert werden. Ich bin der glückliche Sterbliche, dem ſie aufbewahrt ſind. Der Sultan hat ſich nur damit beluſtigt, dem Weſyr, eurem Vater, dieſen Streich zu ſpielen, und hat mich zu eurem wahren Gatten erkoren. Ihr konntet ja wohl bemerken, wie die Damen, die Muſiker, die Tänzer, eure Frauen, und alle Leute aus eurem Hauſe ſich an dieſer Komödie ergötzt haben. Wir haben den elenden Buckligen fortgeſchickt, der in ſeinem Stalle eine Schüſſel Sahne verzehrt, und ihr könnt darauf rechnen, daß er nie wieder vor euren ſchönen Augen erſcheinen wird.“

Bei dieſen Worten veränderte ſich das Geſicht der Tochter des Weſyrs, die mehr todt als lebendig in die Hochzeitkammer getreten war, und ſie nahm eine freundliche Miene an, welche ſie ſo verſchönte, daß Bedreddin davon bezaubert war. „Ich erwartete keine ſo angenehme Ueberraſchung, und ich hatte mich ſchon dazu verdammt, den ganzen Ueberreſt meines Lebens unglücklich zu ſein. Aber mein Glück iſt um ſo größer, da ich in euch einen meiner Zärtlichkeit würdigen Gatten beſitzen werde.“ Indem ſie dieß ſagte, zog ſie ſich vollends aus und legte ſich ins Bett. Bedreddin-Haſſan, entzückt, ſich als den Beſitzer ſo vieler Reize zu ſehen, entkleidete ſich ſchnell. Er legte ſein Kleid auf einen Stuhl und auf den Beutel, den ihm der Jude gegeben hatte, und der noch voll war, ungeachtet alles deſſen, was er herausgenommen. Er nahm ſeinen Turban ab, um einen für die Nacht und für den Buckligen beſtimmten, aufzuſetzen, und legte ſich im Hemde und in Unterbeinkleidern nieder, welche letzten von blauem Atlas und mit einem goldgeſtickten Bande feſtgebunden waren; und in dieſem Zuſtande entſchlieſen ſie, wie der Dichter ſagt:

„Begib dich zu der, die du liebſt, und verachte das Gerede der Neider; denn nie wird der Neider dem Liebenden behülflich ſein.“

„Man kann doch wahrlich keinen ſchöneren Anblick haben, als zwei ſich umarmende Liebende auf Einem Bette ſchlafen zu ſehen.“

„Nichts vermag zwei liebende Herzen zu trennen, und wollten es Leute verſuchen, ſo wäre es, als ſchlügen ſie auf kaltes Eiſen.“

„Wenn du in deinem Leben ein liebendes und dir geneigtes Weſen antriffſt, ſo haſt du dein ſchönſtes Ziel erreicht: aber wo iſt dieſes Weſen?“

„Scheltet daher nicht die Liebenden; ihr könnt eben ſo wenig aus ihrem Herzen die Liebe verbannen, als die Bosheit aus dem Herzen der Böſen.“

Einhundert und achte Nacht.

„Als die beiden Liebenden eingeſchlafen waren,“ fuhr der Groß-Weſyr Giafar fort, „ſagte der Geiſt, der ſich wieder zur Fee begeben hatte, zu dieſer, daß es Zeit wäre zu vollenden, was ſie ſo glücklich angefangen und ſo weit geleitet hätten. „Laſſen wir uns nicht von dem Tage überraſchen, der bald anbrechen wird; geht und entführet den Jüngling, ohne ihn aufzuwecken.“

Die Fee begab ſich in die Kammer der in tiefen Schlaf verſunkenen Liebenden, entführte Bedreddin-Haſſan in dem Zuſtande, in welchem er ſich befand, das heißt, im Hemde und in Unterbeinkleidern, und flog in wunderbarer Schnelle mit dem Geiſte bis an das Thor von Damaskus in Syrien, woſelbſt ſie grade zu der Zeit anlangten, als die zu ſolcher Verrichtung beſtimmten Diener der Moscheen das Volk mit lauter Stimme zum frühen Morgengebete riefen. Die Fee legte nahe am Thore den Bedreddin ſanft auf die Erde, und entfernte ſich mit dem Geiſte.

Man öffnete das Stadtthor, und die Leute, die ſich ſchon in großer Anzahl verſammelt hatten um hinauszugehen, waren höchlich erſtaunt, Bedreddin-Haſſan im Hemde und in Unterbeinkleidern auf der Erde liegen zu ſehen. Der Eine ſagte: „Er iſt ſo eilig geweſen von ſeinem Schätzchen zu gehen, daß er nicht Zeit gehabt hat, ſich anzukleiden.“ „Da ſehe man, — ſagte der Andere, — welchen Unfällen man ausgeſetzt iſt; er hat wahrſcheinlich einen guten Theil der Nacht damit zugebracht, mit ſeinen Freunden zu zechen; er wird ſich betrunken haben, eines Bedürfniſſes wegen herausgegangen ſein, und ſtatt wieder hineinzugehen, wird er bis hieher gekommen ſein, ohne zu wiſſen, wie, und der Schlaf wird ſich ſeiner bemächtigt haben.“ Andere ſagten Anderes, und niemand konnte errathen, durch welches Abenteuer er ſich dort befand. Ein leiſes Lüftchen, welches zu wehen begann, erhob ſein Hemde und ließ ſeine Bruſt ſehen, die weiſſer als Schnee war. Sie waren alle ſo von dieſer Weiſſe überraſcht, daß ſie einen Schrei des Erſtaunens ausſtieſſen, der den jungen Mann erweckte. Er erſtaunte nicht weniger, ſich am Thore einer Stadt, wohin er niemals gekommen war, und von einer Menge ihn aufmerkſam betrachtender Leute umgeben zu ſehen. „Ihr Herren, — ſagte er zu ihnen, — ſeid ſo gut mir zu ſagen, wo ich bin und was ihr von mir wollt?“ Einer nahm das Wort und erwiederte ihm: „Junger Mann, ſo eben iſt das Thor dieſer Stadt geöffnet worden, und als wir herauskamen, fanden wir euch, ſo wie ihr hier liegt. Wir blieben ſtehen, um euch zu betrachten. Habt ihr hier die Nacht zugebracht? Und wißt ihr wohl, daß ihr euch an einem der Thore von Damaskus befindet?“ — „An einem der Thore von Damaskus?“ erwiederte Bedreddin, „ihr ſpottet meiner: als ich mich dieſe Nacht niederlegte, war ich in Kahiro.“ Bei dieſen Worten ſagten einige, von Mitleid gerührt, es wäre Schade, daß ein ſo wohlgebildeter junger Mann den Verſtand verloren hätte, und gingen ihres Weges.

„Mein Sohn,“ ſagte ein guter alter Mann zu ihm, „ihr bedenkt nicht, was ihr ſprecht; wie hättet ihr geſtern Abend in Kahiro ſein können, da ihr dieſen Morgen in Damaskus ſeid? das iſt nicht möglich.“ — „Und doch iſt es gewiß,“ verſetzte Bedreddin, „und ich kann euch ſogar zuſchwören, daß ich den ganzen geſtrigen Tag in Balſora zugebracht habe.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ein allgemeines Gelächter entſtand und alle ausriefen: „Er iſt ein Narr, er iſt ein Narr!“ Einige beklagten ihn jedoch, wegen ſeiner Jugend, und einer von dieſen ſagte zu ihm: „Mein Sohn, ihr müßt den Verſtand verloren haben, ihr bedenkt nicht, was ihr ſprecht: iſt es möglich, daß ein Menſch den Tag über in Balſora, die Nacht über in Kahiro, und am anderen Morgen in Damaskus ſei? Ihr ſeid vermuthlich noch ſchlaftrunken! Ermuntert euern Geiſt.“ — „Was ich ſage,“ entgegnete Haſſan, „iſt ſo wahrhaft, daß ich geſtern Abend in Kahiro verheiratet worden bin.“ Alle diejenigen, welche vorher gelacht hatten, verdoppelten nun ihr Gelächter. „Nehmt euch wohl in Acht,“ ſagte dieſelbe Perſon, welche eben zu ihm geſprochen hatte, „ihr müßt das Alles geträumt haben, und die Täuſchung iſt euch geblieben.“ — „Ich weiß wohl, was ich ſage,“ erwiederte der junge Mann; „ſagt ſelbſt, wie es möglich iſt, daß ich im Traum nach Kahiro kam, wo ich nach meiner feſten Ueberzeugung wirklich geweſen bin, wo man ſiebenmal meine Gattinn, immer neu gekleidet, vor mich geführt hat, und wo ich einen Buckligen geſehen habe, den man ihr zum Manne geben wollte? Sagt mir nur, was aus meinem Kleide, meinem Turban und meinem Beutel mit Zeckinen geworden iſt?“

Obgleich er verſicherte, daß alle dieſe Dinge wirklich wären, ſo lachten doch die Zuhörer nur darüber; was ihn ſo beunruhigte, daß er ſelbſt nicht mehr wußte, was er von allem dem, das ihm begegnet war, denken ſollte.“

Der Tag, der Schachriars Gemach zu erleuchten begann, legte Scheheraſade'n Stillſchweigen auf, die in der nächſten Nacht ihre Geſchichte folgendermaßen fortſetzte:

Einhundert und neunte Nacht.

„Herr,“ fuhr der Weſyr Giafar fort, „da Bedreddin-Haſſan nicht abließ, zu behaupten, daß alles, was er geſagt hätte, wahr wäre, ſtand er auf, um in die Stadt zu gehen, und Alles lief ihm nach und ſchrie: „Er iſt ein Narr! er iſt ein Narr!“ Bei dieſem Geſchrei ſahen Einige aus dem Fenſter, Andere traten an ihre Hausthüren, und noch Andere geſellten ſich zu denen, die Bedreddin umgaben, und ſchrieen gleich dieſen: „Er iſt ein Narr!“ ohne doch zu wiſſen, wovon eigentlich die Rede wäre. Der junge Mann gelangte in ſeiner Verlegenheit an das Haus eines Paſtetenbäckers, der ſeinen Laden öffnete, und ging da hinein, um ſich dem Verhöhnen des ihm folgenden Volkes zu entziehen.

Dieſer Paſtetenbäcker war einſt das Oberhaupt eines Trupps ſtreifender Araber geweſen, welche die Karavanen beraubten, und obgleich er ſich in Damaskus niedergelaſſen hatte, wo er keine Veranlaſſung zu einer Klage gegen ihn gab, ſo fürchteten ihn doch alle, die ihn kannten. Deshalb bedurfte es nur ſeines Blickes auf die Bedreddin umgebende Menge, um dieſe zu zerſtreuen. Da der Paſtetenbäcker ſich mit dem jungen Manne allein ſah, fragte er ihn um manches: wer er wäre, und wie er nach Damaskus gekommen. Bedreddin-Haſſan verſchwieg ihm weder ſeine Geburt, noch den Tod des Weſyrs, ſeines Vaters; er erzählte ihm ſodann, auf welche Weiſe er aus Balſora gekommen, und wie er ſich, nachdem er in der verfloſſenen Nacht auf dem Grabe ſeines Vaters eingeſchlafen wäre, bei ſeinem Erwachen in Kahiro befunden, und daſelbſt ein Fräulein geheiratet hätte. Zuletzt bezeigte er ihm ſein Erſtaunen, ſich in Damaskus zu ſehen, ohne alle dieſe Wunder begreifen zu können.

„Eure Geſchichte iſt eine der erſtaunlichſten,“ ſagte der Paſtetenbäcker zu ihm; „aber wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, ſo vertraut niemand die Dinge an, die ihr mir ſo eben mitgetheilt habt, und harret geduldig, bis es dem Himmel gefällt, die Unfälle, über welche er euch betrübt zu ſein erlaubt, zu beenden. Ihr könnt bis dahin bei mir bleiben, und da ich keine Kinder habe, bin ich bereit, euch, wenn ihr darein willigt, als meinen Sohn anzuerkennen. Wenn dieß geſchehen iſt, könnt ihr frei durch die Stadt gehen, und werdet den Beleidigungen des Pöbels nicht mehr ausgeſetzt ſein.“

Obgleich dieſe Ankindung dem Sohne eines Groß-Weſyrs eben keine Ehre machte, ſo nahm Bedreddin doch den Vorſchlag des Paſtetenbäckers an, da er glaubte in ſeiner Lage und in ſeinen Glücksumſtänden nichts Beſſeres thun zu können. Der Paſtetenbäcker ließ ihn kleiden, nahm Zeugen und erklärte vor dem Kadi, daß er ihn als ſeinen Sohn anerkenne; worauf Bedreddin unter dem bloßen Namen Haſſan bei ihm blieb und die Paſtetenbäckerei erlernte.

Während ſich dieſes in Damaskus zutrug, erwachte die Tochter des Schemseddin Mohammed, und da ſie Bedreddin nicht an ihrer Seite fand, glaubte ſie, er wäre aufgeſtanden, ohne ſie in ihrer Ruhe ſtören zu wollen, und würde bald wiederkommen. Sie erwartete ſeine Rückkehr, als der Weſyr Schemseddin Mohammed, ihr Vater, lebhaft von dem Schimpf ergriffen, den er vom Sultan von Aegypten erlitten zu haben glaubte, an die Thüre ihres Gemaches klopfte, mit dem Vorſatze, ihr trauriges Geſchick mit ihr zu beweinen. Er rief ſie bei ihrem Namen, und ſie hatte kaum ſeine Stimme gehört, als ſie aufſtand und ihm die Thüre öffnete. Sie küßte ihm die Hand und empfing ihn mit ſo vergnügtem Antlitze, daß der Weſyr, der ſie in Thränen ſchwimmend und eben ſo betrübt wie ſich ſelbſt zu finden erwartete, ausnehmend überraſcht war. „Unglückliche,“ ſagte er zornig zu ihr, „ſo erſcheinſt du vor mir? Kannſt du nach dem ſchrecklichen Opfer, welches du gebracht haſt, mich mit einem ſo zufriedenen Geſicht empfangen?“

Einhundert und zehnte Nacht.

„Als die Neuvermählte ſah,“ fuhr Giafar fort, „wie ihr Vater die Freude, welche ſie blicken ließ, ihr zum Vorwurfe machte, ſagte ſie zu ihm: „Macht mir, Herr, ich bitte euch, keinen ſo ungerechten Vorwurf: nicht der Bucklige, den ich mehr als den Tod verabſcheue, nicht dieſes Ungeheuer habe ich geheiratet. Der iſt von Allen ſo in Verwirrung gebracht worden, daß er ſich gezwungen ſah, ſich zu verbergen und einem reizenden Jünglinge Platz zu machen, der nun wirklich mein Mann iſt.“ — „Was für ein Mährchen erzählſt du mir?“ fuhr Schemseddin Mehammed heftig auf. „Wie! der Bucklige hat dieſe Nacht nicht bei dir geſchlafen?“ — „Nein, Herr,“ antwortete ſie, „es hat niemand bei mir geſchlafen, als der Jüngling von welchem ich ſpreche, der große Augen und große ſchwarze Augenbrauen hat.“ Bei dieſen Worten verlor der Weſyr die Geduld und gerieth in wüthenden Zorn gegen ſeine Tochter. „Ha du Abſcheuliche,“ ſagte er zu ihr, „willſt du mir durch deine Reden den Verſtand verwirren?“ — „Ihr, mein Vater,“ verſetzte ſie, „ihr verwirret mir den Verſtand durch euren Unglauben.“ — „Es iſt alſo nicht wahr,“ verſetzte der Weſyr, „daß der Bucklige …“ — „Ach laſſen wir den Buckligen,“ erwiederte ſie ſchnell. „Vermaledeit ſei der Bucklige! Muß ich immer von dem Buckligen reden hören? Ich wiederhole es euch, mein Vater,“ fügte ſie hinzu, „ich habe die Nacht nicht mit dem Buckligen, ſondern mit dem Gatten zugebracht, von welchem ich euch erzählt habe und der nicht weit ſein kann.“

Schemseddin Mohammed ging hinaus um ihn zu holen; aber anſtatt ihn zu treffen, war er nicht wenig verwundert, den Buckligen zu finden, der noch ſo, wie der Geiſt ihn hingeſtellt hatte, auf dem Kopfe ſtand. „Was ſoll das heißen?“ ſagte er zu ihm. „Wer hat dich in dieſen Zuſtand verſetzt?“ Der Bucklige, der den Weſyr erkannte, erwiederte ihm: „Aha, ihr wolltet mir alſo das Schätzchen eines Büffels, die Geliebte eines nichtswürdigen Geiſtes, zur Frau geben? O, ich werde nicht euer Narr ſein und mich von euch anführen laſſen.“

Einhundert und elfte Nacht.

Schemseddin Mohammed glaubte, daß der Bucklige wahnſinnig wäre, indem er ihn ſo ſprechen hörte, und ſagte zu ihm: „Fort von da, ſtelle dich auf deine Füße.“ „Davor werde ich mich wohl hüten,“ verſetzte der Bucklige, „wenn nicht wenigſtens die Sonne aufgegangen iſt. Als ich geſtern Abend hieher kam, erſchien mir auf einmal, zuerſt eine ſchwarze Katze, die nach und nach ſo groß wie ein Büffel wurde, und ich habe nicht vergeſſen, was der mir geſagt hat. Darum geht an eure Geſchäfte und laßt mich hier.“ Der Weſyr, ſtatt ſich zu entfernen, packte den Buckligen bei den Beinen, und nöthigte ihn aufrecht zu ſtehen. Als dieß geſchehen war, rannte der Bucklige aus Leibeskräften, ohne ſich umzuſehen, in den Palaſt des Sultans von Aegypten, ließ ſich vor dieſen führen, und beluſtigte ihn ſehr, indem er ihm die vom Geiſt erlittene Behandlung erzählte.

Schemseddin Mohammed ging in das Zimmer ſeiner Tochter zurück, erſtaunter und ungewiſſer, als vorher, über das, was er zu wiſſen verlangte. „Nun, meine getäuſchte Tochter, kannſt du mich nicht noch mehr über ein Abenteuer aufklären, das mich beſtürzt und verworren macht?“ — „Herr,“ entgegnete ſie, „ich weiß euch weiter nichts zu ſagen, als was ich euch ſchon geſagt habe. Doch hier,“ fügte ſie hinzu, „hier liegt das Kleid meines Gatten, welches er auf dieſem Stuhle gelaſſen hat; vielleicht kann es euch die gewünſchte Aufklärung ertheilen.“ Indem ſie dieſe Worte ſprach, überreichte ſie den Turban Bedreddin's dem Weſyr, der ihn nahm und der, nachdem er ihn von allen Seiten aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte: „Ich würde ihn für den Turban eines Weſyrs halten, wenn er nicht nach der Mode von Muſſul wäre.“ Da er jedoch gewahrte, daß zwiſchen dem Stoff und dem Futter etwas eingenäht war, ſo verlangte er eine Scheere, und fand, nachdem er die Stelle aufgetrennt hatte, ein zuſammengefaltetes Papier. Es war das Heft, welches Nureddin-Ali auf dem Todbette ſeinem Sohne Bedreddin gegeben hatte, der es zu beſſerer Bewahrung auf ſolche Weiſe verbarg. Als Schemseddin Mohammed das Heft geöffnet hatte, erkannte er die Handſchrift ſeines Bruders Nureddin-Ali und las den Titel: Für meinen Sohn Bedreddin-Haſſan. Ehe er hierüber ſeine Betrachtungen anſtellen konnte, gab ihm ſeine Tochter den Beutel in ſeine Hände, den ſie unter dem Kleide gefunden hatte. Er öffnete auch dieſen, und er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit Zeckinen angefüllt; denn ungeachtet der groſſen Geſchenke, welche Bedreddin-Haſſan ausgetheilt hatte, war er durch die Sorgfalt des Geiſtes und der Fee immer voll geblieben. Er las folgende Worte auf dem an den Beutel gebundenen Zettel: Tauſend dem Juden Iſaak gehörige Zeckinen, und darunter das, was er, ehe er von Haſſan wegging, geſchrieben hatte: Dem Bedreddin-Haſſan dafür gegeben, daß er mir das erſte, der in unſerm Hafen landenden Schiffe überläßt, welche ſeinem Vater glückſeligen Andenkens gehört haben. Kaum hatte er dieß geleſen, als er nach einem lauten Schrei in Ohnmacht fiel.

Einhundert und zwölfte Nacht.

Da der Weſyr Schemseddin Mohammed durch die Hülfe ſeiner Tochter und von ihr herbeigerufener Frauen aus ſeiner Ohnmacht erwacht war, ſagte er: „Meine Tochter, wundere dich nicht über den Zufall, der mir ſo eben begegnet iſt; ſeine Urſach iſt von der Art, daß du ſie kaum begreifen wirſt. Der Gatte, welcher die Nacht mit dir zugebracht hat, iſt dein Vetter, der Sohn des Nureddin-Ali. Die tauſend Zeckinen, welche ich in dieſem Beutel fand, erinnern mich an einen Streit, den ich mit dieſem theuren Bruder hatte; ohne Zweifel iſt es das dir beſtimmte Hochzeitgeſchenk. Gott ſei für alle Dinge gelobt und ganz beſonders für dieſes wunderbare Abenteuer, welches ſo deutlich ſeine Macht bewährt.“ Er betrachtete hierauf die Handſchrift ſeines Bruders und küßte ſie mehrmahls, indem er häufige Thränen vergoß. „Warum kann ich nicht,“ rief er aus, „eben ſo wie ich dieſe Züge ſehe, die mir ſo viel Freude verurſachen, meinen Bruder ſelbſt ſehen und mich mit ihm verſöhnen!“ Er ſagte ſodann folgende Verſe her:

„Ich ſehe ſeine Spuren, bei ihrem Anblicke ſchmelze ich vor Sehnſucht, und über ſeinen unbekannten Aufenthalt vergieße ich Thränen.“

„Ich bitte den, der mich durch ſeine Trennung von mir geprüft hat, er möge mich durch ſeine Rückkehr beglücken.“

Er las das Heft von einem Ende zum andern, und fand darin die Tage der Ankunft ſeines Bruders in Balſora, ſeiner Verheiratung und der Geburt des Bedreddin-Haſſan: und als er mit dieſen Tagen diejenigen ſeiner Verheiratung und der Geburt ſeiner Tochter in Kahiro verglichen hatte, verwunderte er ſich über ihre Uebereinſtimmung; und da er nun bedachte, daß ſein Neffe ſein Schwiegerſohn wäre, überließ er ſich gänzlich der Freude. Er nahm das Heft und den am Beutel befeſtigten Zettel, ging, ſie dem Sultan zu zeigen, der ihm das vergangene vergab und über die Erzählung dieſer Geſchichte ſo erfreut war, daß er ſie umſtändlich aufzeichnen ließ, um ſie auf die Nachwelt zu bringen.

Der Weſyr Schemseddin Mohammed konnte jedoch nicht begreifen, warum ſein Neffe verſchwunden wäre, hoffte aber, ihn jeden Augenblick kommen zu ſehen, und erwartete ihn mit der größten Ungeduld, um ihn zu umarmen. Nachdem er ihn ſieben Tage lang vergeblich erwartet hatte, ließ er ihn durch ganz Kahiro ſuchen, konnte jedoch, aller Nachforſchungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren. Das beunruhigte ihn ſehr. „Dieß iſt,“ ſagte er, „ein ſehr ſeltſames Abenteuer; niemals hat jemand ein gleiches erlebt.“

Ungewiß, was ſich in der Folge noch ereignen könnte, hielt er es für nöthig, den damaligen Zuſtand ſeines Hauſes aufzuſchreiben, nächſtdem, wie es bei der Hochzeit zugegangen, und wie der Saal und das Zimmer ſeiner Tochter eingerichtet waren. Auch machte er ein Packet aus dem Turban, dem Beutel und den übrigen Kleidungsſtücken des Bedreddin, und verſchloß es.

Einhundert und dreizehnte Nacht.

Nach Verlauf einiger Tage, fühlte die Tochter des Weſyrs Schemseddin Mohammed, daß ſie ſchwanger wäre, und wirklich kam ſie nach neun Monaten mit einem Knaben nieder. Man gab dem Kinde eine Amme und andre Frauen und Sklaven zu ſeiner Bedienung, und nannte ihn Agib.

Als der junge Agib das Alter von ſieben Jahren erreicht hatte, ſchickte ihn der Weſyr Schemseddin Mohammed, ſtatt ihn zu Hauſe im Leſen unterrichten zu laſſen, in eine Schule zu einem Lehrer, der einen großen Ruf hatte, und zwei Sklaven mußten ihn täglich hin und zurück begleiten. Agib ſpielte mit ſeinen Schulgeſellen. Da ſie alle von niedrigerem Stande waren, als er, ſo hatten ſie viel Nachgiebigkeit gegen ihn, und ſie richteten ſich hierin nach ihrem Schulmeiſter, der dem Agib viele Sachen durchließ, die er ihnen nicht verzieh. Dieſe blinde Gefälligkeit, die man gegen Agib hatte, verdarb ihn; er wurde ſtolz und unverſchämt, wollte, daß ſeine Geſellen alles von ihm leiden ſollten, und litt doch nicht das geringſte von ihnen. Er befahl überall; und wenn Einer ſo dreiſt war, ſich ſeinem Willen zu widerſetzen, ſagte er ihm tauſend Beleidigungen und trieb es ſelbſt bis zu Schlägen. Kurz, er machte ſich allen Schülern unerträglich, die ſich über ihn beim Schulmeiſter beklagten. Anfangs ermahnte er ſie, Geduld zu haben; da er aber ſah, daß ſie dadurch die Ungeduld des Agib nur noch mehr reizten, und da er ſelbſt der Plage, die der Knabe ihm machte, müde war, ſagte er zu den Schülern: „Meine Kinder, ich ſehe wohl, daß Agib ein kleiner Unverſchämter iſt; ich will euch ein Mittel lehren, ihn ſo zu kränken, daß er euch nicht mehr plagen wird; ich glaube ſogar, er wird nicht wieder in die Schule kommen. Wenn er morgen kömmt und ihr mit einander ſpielen wolle, ſo ſtellt euch um ihn her, und Einer von euch ſage ganz laut: „Wir wollen ſpielen; aber „unter der Bedingung, daß jeder von uns ſeinen und ſeiner Aeltern Namen nenne. Wir werden die, welche ſich

Univ. Bibl.
München

„deſſen weigern, als Baſtarde betrachten, und nicht leiden, daß ſie mit uns ſpielen."

Der Schulmeiſter gab ihnen zu verſtehen, in welche Verlegenheit ſie den Agib durch dieſes Verfahren ſetzen würden, und ſie gingen voll Freude nach Hauſe.

Als ſie am folgenden Tage alle beiſammen waren, unterließen ſie nicht zu thun, was ihr Lehrer ſie gelehrt hatte; ſie umgaben den Agib, und Einer nahm das Wort und ſagte ganz laut: „Wir wollen ein Spiel ſpielen; aber unter der Bedingung, daß der, welcher ſeinen und ſeiner Aeltern Namen nicht nennen kann, nicht mitſpielen darf." Sie antworteten alle, und auch Agib, daß ſie darein willigten. Hierauf fragte der, welcher geſprochen hatte, einen nach dem andern, und alle genügten der Bedingung, ausgenommen Agib, welcher erwiederte: „Ich heiße Agib, meine Mutter heißt Dame der Schönheit, und mein Vater Schemseddin Mohammed, Weſyr des Sultans."

Bei dieſen Worten riefen alle Knaben: „Agib, was ſagſt du? Das iſt ja nicht der Name deines Vaters, ſondern deines Großvaters." — „Gott verdamme euch!" rief er zornig aus. „Wie? Ihr wagt es zu ſagen, daß der Weſyr Schemseddin Mohammed nicht mein Vater ſei?" Die Schüler verſetzten mit großem Gelächter: „Nein, nein, er iſt nur dein Großvater, und du darfſt nicht mit uns ſpielen; wir werden uns ſogar hüten, dir nahe zu kommen."

Indem ſie dieß ſagten, entfernten ſie ſich ſpottend von ihm, und fuhren fort, unter einander zu lachen. Agib war durch ihre Spöttereien ſehr gekränkt, und fing an zu weinen.

Der Schulmeiſter, der auf der Lauer ſtand und alles gehört hatte, kam nun zum Vorſchein, und ſagte zu Agib: „Weißt du noch nicht, daß der Weſyr Schemseddin Mohammed nicht dein Vater iſt? Er iſt dein Großvater, Vater deiner Mutter, Dame der Schönheit. Wir wiſſen eben ſo wenig als du den Namen deines Vaters. Wir wiſſen nur, daß der Sultan deine Mutter mit einem ſeiner Stallknechte, der bucklig war, hat verheiraten wollen, daß aber ein Geiſt bei ihr ſchlief. Das iſt verdrüßlich für dich, und muß dich lehren, deine Gefährten mit weniger Stolz, als du bisher gethan haſt, zu behandeln.“

Einhundert und vierzehnte Nacht.

Der kleine Agib, durch die Spottreden ſeiner Schulgeſellen verletzt, eilte weinend aus der Schule nach Hauſe. Er ging ſogleich in das Zimmer ſeiner Mutter, Dame der Schönheit, welche, beſtürzt, ihn ſo betrübt zu ſehen, ihn eifrig um die Urſache ſeines Kummers fragte. Er konnte nur durch Worte, welche von Schluchzen unterbrochen waren, antworten; ſo ſehr war er von Schmerz niedergedrückt; und erſt nach mehrfachem Wiederanſetzen, konnte er die kränkende Urſache ſeiner Betrübniß erzählen. Als er damit zu Ende war, fügte er noch hinzu: „Um Gottes Willen, Mutter, ſei ſo gut und ſage mir, wer mein Vater iſt.“ — „Mein Sohn,“ erwiederte ſie, „Dein Vater iſt der Weſyr Schemseddin Mohammed, der dich täglich umarmt.“ — „Du ſagſt mir nicht die Wahrheit,“ verſetzte er, „er iſt nicht mein Vater, er iſt der deine. Aber ich, weſſen Sohn bin ich?“

Da ſich Dame der Schönheit bei dieſer Frage ihre, eine ſo lange Wittwenſchaft nach ſich ziehende Hochzeitnacht in ihr Gedächtniß zurückrief, fing ſie an Thränen zu vergießen, indem ſie bitterlich den Verluſt eines ſo liebenswürdigen Gatten wie Bedreddin, bedauerte, und folgende Verſe ſprach:

„Sie haben die Liebe in meinem Herzen rege gemacht,
und ſind dann davon gegangen; im Hauſe befinden
ſich nicht mehr diejenigen, welche ich liebe.“

„Die Beſuchenden ſind fern, und hin iſt auch meine
Geduld und meine Kraft dieß Unglück zu ertragen.“

„Mein Glück und meine Freuden haben ſie mit fortgenommen, und nur Thränen über ihre Trennung haben ſie mir gelaſſen.“

„O ihr, deren Andenken mein Oberkleid ausmacht, ſo wie eure Liebe das Gewand iſt, welches meinen Leib unmittelbar berührt:“

„Gibt es den für den Sklaven eurer Liebe kein Löſegeld, oder für den wegen eurer Entfernung faſt Lebloſen, kein Erbarmen?“

„Ach wie lange wird eure Abweſenheit noch dauern, wie lange eure Rückkehr ſich verzögern?“

Während nun Dame der Schönheit auf der einen und Agib auf der andern Seite weinte, trat der Weſyr Schems-eddin Mohammed ins Zimmer und wollte die Urſache ihrer Betrübniß wiſſen. Dame der Schönheit theilte ſie ihm mit und erzählte ihm die dem Agib in der Schule wiederfahrene Kränkung. Dieſe Erzählung rührte den Weſyr lebhaft; er ſchloß daraus, daß alle Welt die Unehre ſeiner Tochter beſchwatzte, und gerieth darüber in Verzweiflung.

Von dieſem grauſamen Gedanken ergriffen, ging er zum Sultan, warf ſich vor ihm nieder, und bat ihn ſehr demüthig um die Erlaubniß zu einer Reiſe in die öſtlichen Länder, und beſonders nach Balſora, um ſeinen Neffen Bedreddin-Haſſan aufzuſuchen, da er den Gedanken nicht ertragen könnte, daß man in der Stadt glaubte, ein Geiſt hätte bei ſeiner Tochter Dame der Schönheit geſchlafen.

Der Sultan ging in den Kummer des Weſyrs ein, billigte ſeinen Entſchluß, und gab ihm die Erlaubniß ihn auszuführen; es ließ ihm ſogar einen offenen Brief ausfertigen, worin er in den verbindlichſten Ausdrücken die Fürſten und Herren der Orte, an welchen ſich Bedreddin befinden könnte, bat, darein zu willigen, daß ihn der Weſyr mit ſich nähme.

Schemseddin Mohammed fand keine Worte, die kräftig genug waren, um den Sultan würdig für die ihm erwieſene Güte zu danken. Er begnügte ſich damit, daß er ſich mehrmals vor dem Sultan niederwarf; aber die Thränen, welche aus ſeinen Augen floſſen, bezeugten hinlänglich ſeine Erkenntlichkeit. Endlich nahm er Abſchied vom Sultan, nachdem er ihm alles mögliche Glück gewünſcht hatte.

Als er nach Hauſe gekommen war, dachte er nur daran, zu ſeiner Abreiſe alles Nöthige vorzubereiten. Dieſe Vorbereitungen wurden ſo eilig betrieben, daß er nach vier Tagen mit ſeiner Tochter, Dame der Schönheit, und mit ſeinem Enkel Agib abreiſte.

Einhundert und funfzehnte Nacht.

Schemseddin Mohammed nahm den Weg nach Damaskus mit ſeiner Tochter, Dame der Schönheit, und mit

Agib ſeinem Enkel. Sie reiſten neunzehn Tage hintereinander, ohne ſich aufzuhalten; als ſie aber am zwanzigſten auf eine ſchöne, nicht weit von den Thoren von Damaskus entfernte Wieſe gekommen waren, hielten ſie an, und ließen ihre Zelte an den Ufern eines Fluſſes aufſchlagen, der durch die Stadt fließt, ihre Umgegend ſehr angenehm macht, und worüber ein Dichter ſich folgendermaßen ausdrückt:

„Welche glückliche Tage waren die, welche wir in Damaskus zubrachten! ähnliche werden uns wohl kaum wieder zu Theil werden.“

„Wie anmuthig waren die Nächte, deren Fittige nur ſanft über uns ſchwebten, wie lächelnd die herrlichen Morgen!“

„Wo dichtbelaubte Aeſte uns beſchatteten, wo das Sonnenlicht, wenn ja der ſanfte Zephyr ihm geſtattete, durchzudringen, auf dem Boden helle Flecke, gleich Perlen, geſtaltete.“

„Wo die Vögel laut abſangen, was ſie auf den Spiegelflächen der Teiche zu leſen ſchienen, und was der Wind auf dieſe ſchrieb, wozu die Wölkchen die nöthigen Punkte hinzufügten.“

Der Weſyr Schemseddin Mohammed erklärte, daß er zwei Tage an dieſem angenehmen Orte verweilen, und am dritten ſeine Reiſe fortſetzen wollte. Doch erlaubte er den Leuten aus ſeinem Gefolge nach Damaskus zu gehen. Faſt alle benutzten dieſe Erlaubniß, einige aus Neugier, eine Stadt zu ſehen, von welcher ſie ſo vortheilhaft reden gehört hatten; andere, um daſelbſt Aegyptiſche Waaren, die ſie mitgebracht hatten, zu verhandeln, oder um Stoffe und Seltenheiten des Landes einzukaufen.

Dame der Schönheit, welche wünſchte, daß auch ihr Sohn Agib das Vergnügen genießen möchte, ſich in dieſer berühmten Stadt umzuſehen, befahl dem ſchwarzen Verſchnittenen, der dieſes Knaben Hofmeiſter war, ihn dahin zu begleiten, und Sorge zu tragen, daß ihm kein Unfall begegnete.

Agib machte ſich, prächtig gekleidet, mit dem Verſchnittenen, der in ſeiner Hand einen großen Stock trug, auf den Weg. Sie waren kaum in die Stadt gekommen, als Agib, der ſchön wie der Tag war, die Augen aller Welt auf ſich zog. Einige kamen aus den Häuſern, um ihn näher zu ſehen; andere ſteckten die Köpfe zu den Fenſtern hinaus; und die auf den Straßen Vorübergehenden begnügten ſich nicht damit, ſtehen zu bleiben, um ihn zu betrachten, ſondern begleiteten ihn noch, um das Vergnügen ſeines Anblicks länger genießen zu können. Denn ſeine Schönheit glich der, welche ein Dichter in folgenden Verſen beſchreibt:

„Sein Athem duftete Biſam, ſeine Zähne waren Perlen, ſeine Wangen Roſen, und ſein Speichel war wie der köſtlichſte Wein.“

„Sein Wuchs glich einem ſchlanken Zweige, ſeine Hüften einem Paar Hügeln, ſein Haar der Nacht, ſein Geſicht dem Vollmonde.“

Kurz, es war niemand, der ihn nicht bewunderte und der nicht die Aeltern, die ein ſo ſchönes Kind in die Welt geſetzt hatten, tauſendfach ſegnete.

Der Verſchnittene und der Knabe kamen zufällig an den Laden des Bedreddin-Haſſan, und ſie ſahen ſich dort von einem ſo großen Gedränge umgeben, daß ſie genöthigt waren, ſtill zu ſtehen.

Der Paſtetenbäcker, welcher Bedreddin-Haſſan an Kindesſtatt angenommen hatte, war ſeit einigen Jahren geſtorben und hatte ihm, als ſeinem Erben, ſeinen Laden und ſein übriges Beſitzthum hinterlaſſen. Bedreddin war alſo zu dieſer Zeit Beſitzer des Ladens, und er trieb ſein Handwerk als Paſtetenbäcker ſo geſchickt, daß er zu Damaskus in großem Rufe ſtand. Da er nun vor ſeiner Thüre ſo viele Leute ſah, die den Agib und den Verſchnittenen mit vieler Aufmerkſamkeit betrachteten, ſo betrachtete er auch ſie.

Einhundert und ſechzehnte Nacht.

Bedreddin-Haſſan," fuhr der Weſyr fort, „der die Augen vorzüglich auf Agib heftete, fühlte ſich ſogleich ganz bewegt, ohne zu wiſſen, warum. Er war nicht, wie das Volk, von der blendenden Schönheit des Knaben ergriffen, ſeine Unruhe und ſeine Bewegung hatten eine andre ihm unbekannte Urſache. Es war die Stärke des Blutes, die in dieſem zärtlichen Vater wirkte, der, ſeine Geſchäfte unterbrechend, ſich dem Agib näherte und ſehr freundlich zu ihm ſagte: „Junger Herr, der mein Herz gewonnen hat, ſeid ſo gut, kommt in meinen Laden, und eßt etwas von meinem Gebäcke, damit ich inzwiſchen das Vergnügen habe, euch nach Gefallen zu bewundern."

Er ſprach dieſe Worte mit ſo vieler Zärtlichkeit, daß ihm dabei die Thränen in die Augen traten.

Der kleine Agib war darüber gerührt, und ſagte, ſich zu dem Verſchnittenen wendend: „Dieſer gute Mann hat eine Geſichtsbildung, die mir gefällt, und er ſpricht ſo liebreich zu mir, daß ich mich nicht enthalten kann, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Wir wollen in ſeinen Laden gehen und von ſeinem Backwerke eſſen." — „Ei wahrhaftig," ſagte der Sklave, „das würde ſich gut ausnehmen, wenn der Sohn eines Weſyrs, wie ihr, in den Laden eines Paſtetenbäckers ginge, um dort zu eſſen; bildet euch nicht ein, daß ich das leide!" — „Ach, junger Herr," rief nun

Bedreddin-Haſſan aus, „es iſt doch ſehr grauſam, daß eure Leitung einem Menſchen anvertrauet iſt, der euch mit ſo vieler Härte behandelt.“ Hierauf fügte er, ſich an den Sklaven wendend, hinzu: „Guter Freund, haltet den jungen Herrn nicht davon ab, mir die erbetene Gunſt zu erweiſen; thut mir nicht dieſe Kränkung an. Erzeiget mir lieber die Ehre, mit ihm bei mir einzutreten, — und ihr werdet dadurch zu erkennen geben, daß ihr, obgleich von außen braun, wie die Kaſtanie, doch von innen, gleich ihr, weiß ſeid. Wißt ihr wohl,“ fuhr er fort, „daß ich das Geheimniß beſitze, euch, ſo ſchwarz wie ihr auch ſeid, weiß zu machen.“ Der Verſchnittene fing bei dieſen Worten zu lachen an, und fragte Bedreddin, was denn das für ein Geheimniß wäre. „Ich will's euch lehren, erwiederte er.“ Hierauf ſagte er ihm Verſe zum Lobe der ſchwarzen Verſchnittenen her, welche beſagten, daß durch ihren Dienſt die Ehre der Sultane, der Fürſten und aller Großen in Sicherheit wäre. Der Verſchnittene war über dieſe Verſe höchlich erfreut, widerſtand den Bitten Bedreddins nicht länger, ließ Agib in ſeinen Laden gehen, und ging ſelber mit hinein.

Bedreddin-Haſſan fühlte eine außerordentliche Freude darüber, daß er ſeinen ſo lebhaften Wunſch erfüllt ſah; und indem er wieder an die unterbrochene Arbeit ging, ſagte er: „Ich buck eben Sahntorten; ihr müßt ſo gut ſein, welche zu eſſen; denn meine Mutter, die ſie bewundernswürdig gut bäckt, hat mich ſie backen gelehrt, und ſie werden aus allen Gegenden der Stadt bei mir geholt.“ Nach dieſen Worten zog er eine Sahntorte aus dem Ofen, und nachdem er Zucker und Granatkörner darauf geſtreut hatte, ſetzte er ſie dem Agib vor, der ſie köſtlich fand. Der Verſchnittene, dem Bedreddin auch eine vorſetzte, fand ſie ebenfalls trefflich.

Während ſie beide aßen, betrachtete Bedreddin den Agib mit großer Aufmerkſamkeit, und weil ihm dabei einfiel, daß er vielleicht einen ähnlichen Sohn von der reizenden Gattin hätte, von welcher er ſo ſchnell und ſo grauſam war getrennt worden, ſo preßte ihm dieſer Gedanke einige Thränen aus. Er ſchickte ſich an, den kleinen Agib über die Urſache ſeiner Reiſe nach Damaskus zu befragen; aber der Knabe hatte nicht Zeit ſeine Neugier zu befriedigen, weil der Verſchnittene, der ihn drängte, zu den Zelten ſeines Großvaters zurückzukehren, ihn fortführte, ſo bald er gegeſſen hatte.

Bedreddin-Haſſan begnügte ſich nicht, ihnen mit dem Auge zu folgen, er machte ſchnell ſeinen Laden zu und folgte ihren Schritten.

Einhundert und ſiebenzehnte Nacht.

Bedreddin-Haſſan eilte dem Agib und dem Verſchnittenen nach, und holte ſie ein, ehe ſie an das Stadtthor gelangt waren. Der Verſchnittene, der es bemerkte, daß Jener ihnen nachfolgte, war ſehr erſtaunt darüber. „Ihr Ueberläſtiger,“ rief er ihm zornig zu, „was wollt ihr denn? — „Mein lieber Freund,“ antwortete ihm Bedreddin, „erzürnet euch nicht. Ich habe außerhalb der Stadt ein kleines Geſchäft, deſſen ich mich vorhin erinnerte, und das ich in Ordnung bringen muß.“ Dieſe Antwort beſänftigte den Verſchnittenen nicht, der zu Agib ſagte: „Siehſt du nun, was du mir zugezogen haſt. Ich habe es wohl vorausgeſehen, daß ich meine Gefälligkeit bereuen würde: du wollteſt in den Laden dieſes Mannes gehen, und ich bin ein Thor, daß ich dir's erlaubt habe.“ — „Vielleicht,“ ſagte Agib, „hat er wirklich außerhalb der Stadt ein Geſchäft, und die Wege ſtehen ja jedem offen.“

Sie gingen nun Beide, ohne ſich umzuſehen, bis ſie zu den Zelten des Weſyrs gekommen waren, und erſt dort wandten ſie ſich um, um zu ſehen, ob Bedreddin ihnen noch immer folgte. Als nun Agib bemerkte, daß er nur zwei Schritt hinter ihnen war, erröthete und erblaßte er abwechſelnd, den verſchiedenen innern Bewegungen gemäß, die ihn beunruhigten. Er fürchtete, der Weſyr, ſein Großvater, möchte erfahren, daß er in dem Laden eines Paſtetenbäckers geweſen wäre und daſelbſt gegeſſen hätte. In dieſer Furcht raffte er einen großen zu ſeinen Füßen liegenden Stein auf, warf ihn nach Bedreddin, und traf ihn mitten auf die Stirne, ſo daß ſein Geſicht mit Blut bedeckt ward, lief dann aus Leibeskräften weiter, und indem er ſich mit dem Verſchnittenen unter die Zelte rettete, ſagte der letzte dem Bedreddin-Haſſan: er ſollte ſich nicht über dieß Unglück beſchweren, welches er verdient und ſich ſelber zugezogen hätte.

Bedreddin ging nach der Stadt zurück, indem er mit ſeiner Schürze, die er nicht abgenommen hatte, das Blut zu ſtillen ſuchte. „Es iſt Unrecht von mir,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß ich mein Haus verlaſſen habe, um dieſem Kinde ſo viel Angſt zu machen; denn der Knabe hat mich nur darum auf ſolche Weiſe behandelt, weil er glaubte, daß ich irgend etwas Böſes mit ihm vorhätte.“

Als er zu Hauſe war, ließ er ſich verbinden, tröſtete ſich über dieſen Unfall, indem er bedachte, daß es auf Erden eine große Menge Menſchen gäbe, die viel unglücklicher wären, als er, und ſagte ſich folgende Verſe vor:

„Erwarte von der Zeit keine Billigkeit; du würdeſt ihr Unrecht thun; denn Billigkeit iſt gar nicht geſchaffen worden.“

„Ergreife die Vergnügungen, die leicht zu ergreifen ſind, und laß die Sorgen bei Seite; denn die Zeit muß mit heiteren und trüben Tagen abwechſeln."

Einhundert und achtzehnte Nacht.

Gegen Ende der Nacht ſagte Scheheraſade, das Wort an den Sultan von Indien richtend: „Der Groß-Weſyr ſetzte folgendermaßen die Geſchichte des Bedreddin-Haſſan fort:

„Bedreddin," ſagte er, „fuhr fort, ſein Handwerk als Paſtetenbäcker in Damaskus zu treiben; und ſein Oheim reiſte drei Tage nach ſeiner Ankunft von dort ab. Er nahm ſeinen Weg nach Emeſa, von wo er ſich nach Hamaſch[17] begab, und von dort nach Aleppo, woſelbſt er zwei Tage verweilte. Von Aleppo ging er über den Euphrat, zog nach Meſopotamien, und nachdem er Mardin, Muſſul, Sengira, Diarbekir[18] durchzogen hatte, kam er endlich in Balſora an, wo er den Sultan um ein Gehör bat, der es ihm, ſobald er von ſeinem Range unterrichtet war, auch ſogleich gewährte. Er nahm ihn ſogar ſehr gnädig auf, und fragte ihn, weshalb er nach Balſora gekommen wäre. „Herr," erwiederte der Weſyr Schemseddin Mohammed, „ich bin gekommen, um Nachrichten von dem Sohne des Nureddin-Ali einzuziehen, der die Ehre gehabt hat Euer Majeſtät zu dienen.“ — „Es iſt ſchon lange her,“ erwiederte der Sultan,“ daß Nureddin-Ali todt iſt. Was ſeinen Sohn betrifft, ſo iſt Alles, was ich euch von ihm zu ſagen weiß, daß er ungefähr zwei Monate nach dem Tode ſeines Vaters plötzlich verſchwunden iſt, und daß ihn ſeit dieſer Zeit niemand geſehen hat, was ich mir auch für Mühe gegeben habe, ihn aufſuchen zu laſſen. Aber die Mutter, welche die Tochter eines meiner Weſyre iſt, lebt noch.“ Schemseddin Mohammed bat ihn um die Erlaubniß ſie beſuchen und mit nach Aegypten nehmen zu dürfen. Da der Sultan darein willigte, ſo wollte er dieſes Vergnügen nicht auf den folgenden Tag verſchieben; er erkundigte ſich nach der Wohnung dieſer Frau, und begab ſich ſogleich mit ſeiner Tochter und ſeinem Enkel zu ihr.

Die Witwe des Nureddin-Ali wohnte noch immer in dem Hauſe, in welchem ihr Gemahl bis zu ſeinem Tode gewohnt hatte. Es war ein ſehr ſchöngebautes, mit Marmorſäulen geſchmücktes Haus; aber Schemseddin Mohammed hielt ſich nicht dabei auf, es zu bewundern. Er küßte die Thüre und eine Marmorplatte, auf welcher der Name ſeines Bruders mit goldnen Buchſtaben eingegraben war, und ſprach folgende Verſe:

„Ich bin nun in dem Hauſe, in welchem ich ſonſt Tage und Nächte zubrachte, und nun küſſe ich vor Freude bald dieſe, bald jene Wand; doch nicht die Liebe zum Hauſe erfüllt mein Herz, ſondern die Liebe zu deſſen Bewohnern.“ —

Hierauf fügte er noch folgendes Gedicht hinzu:

„So oft die Sonne aufgeht, erkunde ich mich bei ihr um Nachrichten von euch; ſo oft der Blitz leuchtet, wird er von mir euertwegen befragt.

Von Sehnſucht gepeinigt, durchwache ich die Nächte; doch beklage ich mich nicht.

Ach ihr Geliebten, ſollte eure Abweſenheit noch länger dauern, ſo würde mich die Trennung von euch zermalmen.

Doch ſolltet ihr mich jetzt einmal durch euer Erſcheinen beglücken, ſo würde ich dieſe Gunſt höher empfinden, als ich zu jener Zeit euren Beſitz zu ſchätzen verſtand.

Glaubt nicht, daß andre Gegenſtände mein Herz beſchäftigen; mein Herz hat keinen Raum für die Liebe zu einem andern.

Habt Mitleid mit einem Liebenden, den die Sehnſucht quält, und der ſeit eurer Abweſenheit in ſeinem Innerſten zerſtört iſt.

Wenn mich aber einſt mein Geſchick durch euren Anblick begünſtigt, ſo werde ich ihm all mein lebelang dankbar bleiben.

Möge Gott nie den gedeihen laſſen, der unſre Trennung wünſchen ſollte; möge ſein Fuß ihm ſeinen Dienſt verſagen, wenn er ihn brauchen wollte, um unſre Trennung zu verlängern!“ —

Er verlangte mit ſeiner Schwägerinn zu ſprechen. Die Diener ſagten ihm, daß ſie ſich in einem kleinen Kuppel-Gebäude befände, welches ſie ihm in der Mitte eines ſehr geräumigen Hofes zeigten. Wirklich hatte dieſe zärtliche Mutter die Gewohnheit, den größten Theil des Tages und der Nacht in dieſem Gebäude zuzubringen, welches ſie hatte erbauen laſſen, damit es das Grab des Bedreddin-Haſſan bedeutete, den ſie für todt hielt, nachdem ſie ihn ſo lange vergeblich erwartet hatte. Sie beweinte eben dieſen theuren Sohn, und Schemseddin Mohammed fand ſie in tödtliche Trauer begraben.

Er begrüßte ſie, und nachdem er ſie gebeten hatte, ihren Thränen und Seufzern Einhalt zu thun, ſagte er ihr, daß er die Ehre hätte ihr Schwager zu ſein, und was ihn veranlaßt, von Kahiro nach Balſora zu reiſen.

Einhundert und neunzehnte Nacht.

Nachdem Schemseddin Mohammed ſeine Schwägerinn von allem, was in Kahiro in der Hochzeitnacht ſeiner Tochter vorgefallen war, unterrichtet, und ihr von dem Erſtaunen erzählt hatte, in welches er durch das im Turban des Bedreddin gefundene Heft gerathen war, ſtellte er ihr Agib und Dame der Schönheit vor.

Als die Witwe des Nureddin-Ali, welche ſitzen geblieben war, wie eine Frau die keinen Antheil mehr an dem Treiben der Welt nimmt, aus dem ihr Erzählten vernahm, daß der liebe Sohn, den ſie ſo betrauerte, noch am Leben ſein könnte, ſtand ſie auf und umarmte ſehr innig Dame der Schönheit und Agib; und da ſie in dieſem letzten die Züge des Bedreddin erkannte, ſo vergoß ſie Thränen ganz andrer Art, als die bisher vergoſſenen, und ſprach folgende Verſe:

„Willkommen iſt mir der Bote, der mir eure Ankunft
meldet; denn von ihm vernehme ich das Schönſte,
was ich jemals vernommen habe.
Wenn es ihm genügte, ſo gäbe ich ihm ſtatt eines Ehrenkleides mein Herz, damit er es am Tage nochmaliger Trennung zerreiße.“

Sie konnte nicht müde werden, den Knaben zu küſſen, der ſeinerſeits ihre Umarmungen mit allen ihm möglichen Freudensbezeigungen erwiederte.

„Edle Frau,“ ſagte Schemseddin Mohammed, „es iſt Zeit, eurem Schmerz Einhalt zu thun und dieſe Thränen zu trocknen: ihr müßt euch bereit machen, mit uns nach Aegypten zu ziehen. Der Sultan von Balſora erlaubt mir, euch mitzunehmen, und ich zweifle nicht, daß ihr darein williget. Ich hoffe, daß wir endlich euren Sohn, meinen Neffen, wiederfinden werden; und wenn das geſchieht, ſo wird ſeine Geſchichte, die eurige, die meiner Tochter und die meinige verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.“

Die Witwe des Nureddin-Ali hörte dieſen Vorſchlag mit Vergnügen, und ließ, von Stund an die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Reiſe treffen.

Während dieſer Zeit erbat ſich Schemseddin Mohammed ein zweites Gehör, und nachdem er vom Sultan Abſchied genommen, und dieſer ihn mit Ehrenbezeignngen überhäuft und ihm ein anſehnliches Geſchenk für den Sultan von Aegypten gegeben hatte, reiſte er von Balſora ab, und nahm den Weg nach Damaskus.

Als er in der Nähe dieſer Stadt war, ließ er ſeine Zelte vor dem Thore, durch welches er ſeinen Einzug halten ſollte, aufſchlagen, und ſagte, daß er dort drei Tage verweilen würde, um ſein Gefolge ausruhen zu laſſen, und um einzukaufen, was er des Sultans von Aegypten am meiſten würdig hielte.

Während er damit beſchäftigt war, ſelbſt die ſchönſten Stoffe auszuwählen, welche ihm die angeſehenſten Kaufleute unter ſeine Zelte gebracht hatten, bat Agib den ſchwarzen Verſchnittenen, ſeinen Führer, ihn in der Stadt herumzuführen, weil er die Dinge, die er im Vorübergehen nicht hätte ſehen können, gern ſehen möchte, und weil er ſich auch ſehr darüber freuen würde, etwas von dem Paſtetenbäcker zu erfahren, den er mit dem Steine geworfen hätte. Der Verſchnittene willigte darein, und ging mit ihm nach der Stadt, nachdem er die Erlaubniß dazu von ſeiner Mutter, Dame der Schönheit, erhalten hatte.

Sie gingen in die Sadt durch das Palaſt-Thor, welches den Zelten des Weſyrs Schemseddin Mohammed am nächſten lag. Sie durchſtreiften die großen Plätze, die bedeckten öffentlichen Märkte, auf welchen die reichſten Waaren verkauft wurden, und ſahen die alte Moſchee der Ommiaden, gerade zu der Zeit, in welcher man ſich in ihr verſammelte, um das Gebet zwiſchen Mittag und Sonnenuntergang zu halten. Sie gingen hierauf an den Laden des Bedreddin-Haſſan, den ſie wieder mit dem Backen von Sahntorten beſchäftigt fanden. „Ich grüße euch," ſagte Agib zu ihm, „ſeht mich an, erinnert ihr euch mich geſehen zu haben?" Bei dieſen Worten warf Bedreddin die Augen auf ihn, und als er ihn erkannte, fühlte er dieſelbe Bewegung, wie das erſte Mal; er wurde unruhig, und ſtatt ihm zu antworten, konnte er lange Zeit kein einziges Wort herausbringen. Als er jedoch ſeinen Geiſt wieder geſammelt hatte, ſprach er die folgenden Verſe:

„Wie ſehnte ich mich nach dem, was ich liebe! und als
es mir zu Theil ward, verſtummte ich, gleich als hätte
ich weder Zunge noch Auge.
Aus Ehrfurcht und Beſcheidenheit blickte ich zur Erde,
und bemühte mich mein Innerſtes zu verbergen; doch
das verbirgt ſich nicht.
Viel hatte mein Herz zu ſagen; aber beim Anblicke des
Erſehnten ſprach ich kein Wort.“

Hierauf ſagte er zu ihm:

„Mein lieber junger Herr, erzeigt mir die Gunſt, nochmals mit eurem Hofmeiſter in meinen Laden zu treten; kommt und eßt eine Sahntorte. Ich bitte euch ſehr, mir die Beſorgniß zu verzeihen, die ich in euch erregte, als ich euch vor die Stadt folgte; ich war meiner nicht mächtig, ich wußte nicht, was ich that, und ich fühlte mich euch nachgezogen, ohne einer ſo ſüßen Gewalt widerſtehen zu können.“

Einhundert und zwanzigſte Nacht.

Agib, erſtaunt zu hören, was Bedreddin ihm geſagt hatte, antwortete: „Es iſt eine Uebertreibung in der

Freundſchaft, die ihr mir bezeigt, und ich komme nicht in euren Laden, wenn ihr mir nicht ſchwört, mir nicht zu folgen, wenn ich weggehe. Wenn ihr mir das verſprecht, und ein Mann von Wort ſeid, ſo komme ich morgen wieder, während der Weſyr, mein Großvater, Geſchenke für den Sultan von Aegypten kauft.“ — „Mein lieber junger Herr,“ erwiederte Haſſan „ich werde Alles thun, was ihr mir befehlt.“ Nach dieſen Worten traten Agib und der Verſchnittene in den Laden.

Bedreddin ſetzte ihnen alsbald eine Sahntorte vor, die nicht weniger köſtlich war, als die, welche er ihnen das erſte Mal vorgeſetzt hatte. „Kommt,“ ſagte Agib zu ihm, „ſetzt euch neben mich, und eßt mit uns.“ Als Bedreddin ſich geſetzt hatte, wollte er den Agib umarmen, um ihm die Freude zu bezeigen, die er empfand, ihn an ſeiner Seite zu ſehen; aber Agib ſtieß ihn zurück, und ſagte: „Verhaltet euch ruhig, eure Freundſchaft iſt zu lebhaft. Begnügt euch damit, mich anzuſehen und mit mir zu ſprechen.“ Bedreddin gehorchte, und ſang folgendes Lied:

„Für dich iſt in meinem Herzen ein unſichtbarer Thron, und ein koſtbarer Teppich, der vor meinen Augen ausgebreitet wird.

Du, der du den hellen Mond durch deine Schönheit beſchämſt, deſſen Anmuth dem Glanze des Morgens gleicht.

In dem Himmel deines Antlitzes iſt ſehnſuchterweckende Wonne, die durch den Blick deiner Augen in Ehrfurcht verwandelt wird.

Dein Antlitz iſt, das durch Bäume beſchattete Paradies, und doch ſchmelze ich von dem Brande meiner Liebe zu dir; der Speichel deines Mundes iſt der im Paradieſe fließende Kriſtallſtrom Kruter, und dennoch ſterbe ich vor Durſt.“

Bedreddin aß nicht, und that nichts als ſeine Gäſte bedienen. Als ſie genug hatten, brachte er ihnen Waſſer um ſich zu waſchen, und ein ſehr weißes Handtuch, um ſich die Hände abzutrocknen. Hierauf nahm er ein Sorbetgefäß, bereitete ihnen welchen, und that ſehr reinen Schnee hinein. Hierauf überreichte er das Gefäß dem Agib und ſagte: „Nehmt, es iſt ein Roſen-Sorbet, der köſtlichſte, der in der ganzen Stadt zu finden iſt. Ihr habt niemals beſſeren getrunken.“ Als Agib mit Vergnügen davon getrunken hatte, nahm Bedreddin-Haſſan das Gefäß, und überreichte es auch dem Verſchnittenen, der in langen Zügen den ganzen Trank, bis auf den letzten Tropfen, austrank.

Nachdem nun Agib und ſein Hofmeiſter ſatt waren, dankten ſie dem Paſtetenbäcker für ſeine gute Aufnahme und entfernten ſich ſchnell, weil es ſchon ein wenig ſpät war. Sie kamen zu den Zelten des Schemseddin Mohammed und gingen ſogleich in das der Frauen. Die Großmutter Agibs war ſehr erfreut ihn wiederzuſehen, und da ſie immer ihren Sohn Bedreddin im Sinne hatte, konnte ſie ſich, indem ſie Agib umarmte, der Thränen nicht enthalten. „O mein Sohn,“ ſagte ſie, „meine Freude würde vollkommen ſein, wenn ich das Vergnügen hätte, deinen Vater Bedreddin zu umarmen, wie ich dich umarme.“ Hierauf ſetzte ſie ſich an den Tiſch, um zu Abend zu eſſen, ließ ihn neben ſich ſitzen, that ihm vielerlei Fragen über ſeinen Spatziergang, und indem ſie zu ihm ſagte, daß es ihm nicht an Eßluſt fehlen könnte, legte ſie ihm ein Stück von einer Sahntorte vor, die ſie ſelbſt gebacken hatte und die vortrefflich war; denn es iſt ſchon erwähnt worden, daß ſie dergleichen Torten beſſer buck, als die beſten Paſtetenbäcker. Sie legte auch dem Verſchnittenen davon vor; aber ſie hatten beide ſo viel bei Bedreddin gegeſſen, daß ſie nicht einmal davon koſten konnten.

Einhundert und ein und zwanzigſte Nacht.

Agib hatte kaum das ihm vorgelegte Stück Sahntorte berührt, als er ſich ſtellte, als ob er es nicht nach ſeinem Geſchmacke fände, und es ganz liegen ließ; und

Schaban (dieß iſt der Name des Verſchnittenen) that daſſelbe. Die Witwe des Nureddin-Ali ſah, wie wenig ihr Enkel ſich aus ihrer Torte machte. „Nein mein Sohn,“ ſagte ſie zu ihm, „iſt es möglich, daß du meiner Hände Werk ſo verſchmäheſt? Wiſſe, daß niemand auf der Welt im Stande iſt ſo gute Sahntorten zu machen, außer dein Vater Bedreddin, den ich es gelehrt habe.“ „O liebe Mutter,“ rief Agib aus, „erlaubt mir euch zu ſagen, daß, wenn ihr keine beſſere machen könnt, es einen Paſtetenbäcker in dieſer Stadt gibt, der euch in dieſer Kunſt übertrifft: wir haben ſo eben bei ihm eine gegeſſen, die beſſer war, als dieſe hier.“

Bei dieſen Worten ſah die Großmutter den Verſchnittenen ſcheel an und ſagte zornig zu ihm: „Wie, Schaban, iſt dir darum die Obhut über meinen Enkel anvertraut worden, damit du ihn zu den Paſtetenbäckern führeſt und er dort wie ein Lump eſſe?“ — „Edle Frau,“ erwiederte der Verſchnittene, „es iſt freilich wahr, daß wir uns einige Zeit mit einem Paſtetenbäcker unterhalten haben; aber wir haben nichts bei ihm gegeſſen.“ — „Verzeiht,“ unterbrach ihm Agib, „wir ſind in ſeinen Laden gegangen und haben dort eine Sahntorte gegeſſen.“

Die Dame, noch erzürnter auf den Verſchnittenen als vorher, ſtand heftig vom Tiſch auf, und eilte in das Zelt des Schemseddin-Mohammed, dem ſie die Schuld des Verſchnittenen in Ausdrücken berichtete, die geeigneter waren, den Weſyr gegen den Schuldigen einzunehmen, als ſeinem Fehler Verzeihung zu bewirken.

Schemseddin Mohammed, der von Natur heftig war, ließ eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſich zu erzürnen, nicht ungenutzt vorübergehen. Er begab ſich ſogleich in das Zelt ſeiner Schwägerinn und ſagte zu dem Verſchnittenen: „Wie, Unglücklicher, du haſt die Dreiſtigkeit das Vertrauen zu mißbrauchen, welches ich in dich geſetzt habe.“ Schaban, obgleich durch das Zeugniß Agibs hinlänglich überwieſen, fuhr fort die Sache zu läugnen. Aber der Knabe blieb dabei das Gegentheil zu behaupten. „Großvater,“ ſagte er zu Schemseddin Mohammed, „ich verſichere dich, daß wir beide Einer, wie der Andre, gegeſſen haben und daß wir keines Abendbrotes bedürfen: der Paſtetenbäcker hat uns ſogar mit einer großen Menge Sorbet bewirthet.“ — „Nun, du abſcheulicher Sklave,“ rief der Weſyr, indem er ſich zu dem Verſchnittenen wandte, „willſt du nicht eingeſtehen, daß ihr beide bei einem Paſtetenbäcker geweſen ſeid und dort gegeſſen habt?“ Schaban hatte die Unverſchämtheit immer noch zu läugnen. „Du biſt ein Lügner,“ ſagte hierauf der Weſyr; „ich glaube meinem Enkel mehr als dir. Wenn du jedoch von der Sahntorte eſſen kannſt, die hier auf dem Tiſche ſteht, ſo werde ich mich für überzeugt halten, daß du die Wahrheit ſagſt.“

Obgleich ſich Schaban bis an den Hals voll gegeſſen hatte, ſo unterwarf er ſich doch dieſer Probe, und nahm ein Stück Sahntorte: aber er war genöthigt, es vom Munde wegzunehmen; denn ihm ward übel. Er fuhr aber dennoch fort zu lügen und ſagte, er habe den Tag zuvor ſo viel gegeſſen, daß ihm die Eßluſt noch fehle. Der Weſyr, aufgebracht über alle dieſe Lügen des Verſchnittenen, und überzeugt, daß er ſchuldig ſei, ließ ihn auf die Erde legen und befahl, ihm die Baſtonnade zu geben. Der Unglückliche ſtieß während dieſer Züchtigung ein heftiges Geſchrei aus und bekannte die Thorheit. „Es iſt wahr,“ rief er aus, „daß wir bei einem Paſtetenbäcker eine Sahntorte gegeſſen haben, und ſie war hundertmal beſſer, als die, welche hier auf dem Tiſche ſteht.“

Die Witwe des Nureddin-Ali glaubte, daß Schaban aus Aerger über ſie und um ſie zu kränken, die Sahntorte des Paſtetenbäckers ſo lobte, deshalb ſagte ſie, ſich zu ihm wendend: „Ich kann nicht glauben, daß die Sahntorten dieſes Paſtetenbäckers beſſer ſind, als die meinigen. Ich will mich darüber aufklären, du weißt, wo er wohnt, geh und hole mir ſogleich eine Sahntorte von ihm.“ Sie ließ dem Verſchnittenen Geld geben um eine Torte zu kaufen, und er ging.

Als er in Bedreddins Laden kam, ſagte er zu ihm: „Guter Paſtetenbäcker, hier iſt Geld, gebt mir eine Sahntorte; eine von unſeren Damen wünſcht ſie zu koſten.“ Bedreddin, der eben ganz warme hatte, ſuchte die beſte aus, gab ſie dem Verſchnittenen und ſagte: „Nehmt hier dieſe, ich ſtehe für ihre Trefflichkeit, und ich kann euch verſichern, daß niemand beſſere machen kann, ausgenommen meine Mutter, wenn ſie noch lebt.“

Schaban eilte mit der Torte zu den Zelten. Er überreichte ſie der Witwe des Nureddin-Ali, die ſchnell danach griff. Sie brach ein Stück ab um es zu eſſen; aber kaum hatte ſie es an den Mund gebracht, ſo ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und ſank ohnmächtig nieder. Schemseddin Mohammed, welcher gegenwärtig war, erſtaunte nicht wenig über dieſen Unfall, ſpritzte ſelbſt ſeiner Schwägerinn Waſſer ins Geſicht und beeiferte ſich, ihr beizuſtehen. Sobald ſie wieder zu ſich gekommen war, rief ſie aus: „O Gott, mein Sohn, mein lieber Sohn Bedreddin muß dieſe Torte gebacken haben.“

Einhundert und zwei und zwanzigſte Nacht.

Als der Weſyr Schemseddin Mohammed ſeine Schwägerinn ſagen hörte, daß Bedreddin-Haſſan die von dem Verſchnittenen gebrachte Torte gemacht haben müßte, fühlte er eine unbeſchreibliche Freude; da er aber bedachte, daß dieſe Freude ohne Grund, und dem Anſchein nach, die Vermuthung der Witwe Nureddin-Ali's falſch wäre, ſagte er zu ihr: „Aber, theuerſte Frau, warum habt ihr dieſe Meinung? Kann es denn in der Welt nicht einen Paſtetenbäcker geben, der die Sahntorte ſo gut als euer Sohn bäckt?“ — „Ich gebe zu,“ erwiederte ſie, „daß es vielleicht noch Paſtetenbäcker gibt, die im Stande ſind, eben ſo gute zu backen; aber da ich ſie auf eine ganz eigenthümliche Weiſe backe und niemand als mein Sohn dieß Geheimniß verſteht, ſo muß nothwendig er es ſein, der dieſe gebacken hat. Freuen wir uns, mein Bruder, wir haben endlich gefunden, was wir ſo lange ſuchen und begehren.“

„Beſte Frau, — verſetzte der Weſyr, — mäßiget, ich bitte euch, eure Ungeduld! Bald werden wir wiſſen, was wir davon denken ſollen. Wir brauchen nur den Paſtetenbäcker hieher holen laſſen, und iſt es Bedreddin-Haſſan, ſo werdet ihr, meine Tochter und ihr, ihn bald wieder erkennen. Aber ihr müßt euch beide verbergen, ſo daß ihr ihn ſeht, ohne von ihm geſehen zu werden; denn ich will nicht, daß unſre Wiedererkennung in Damaskus ſtatt finde: ich habe die Abſicht ſie bis zu unſrer Rückkehr nach Kahiro zu verſchieben, wo ich euch eine ſehr angenehme Ergötzlichkeit zu bereiten hoffe.“

Nach dieſen Worten ließ er die Damen in ihrem Zelt und begab ſich in das ſeine. Dort ließ er funfzig ſeiner Leute kommen und ſagte zu ihnen: „Nehmet jeder einen Stock und folget dem Schaban, der euch zu einem Paſtetenbäcker in dieſer Stadt führen wird. Wenn ihr dort ſeid, ſo zerſchlaget und zerbrechet Alles, was ihr in ſeinem Laden findet. Wenn er euch nach der Urſach dieſer

Gewaltthat fragt, ſo fragt ihn nur, ob er nicht die Sahntorte gebacken hat, die bei ihm geholt worden iſt. Antwortet er euch mit Ja, ſo bemächtigt euch ſeiner Perſon, bindet ihn feſt und bringet ihn zu mir; aber hütet euch ihn zu ſchlagen, oder ihm ſonſt ein Leid zuzufügen. Geht und verlieret keine Zeit.

Des Weſyrs Befehl wurde pünktlich befolgt; ſeine mit Stöcken bewaffneten und von dem ſchwarzen Verſchnittenen angeführten Leute eilten zu Bedreddin-Haſſan, bei welchem ſie Teller, Schüſſeln, Keſſel, Kaſſerolen, Tiſche und alles andre Haus- und Küchengeräth, das ſie fanden, zerſchlugen und ſeinen Laden mit Sorbet, Sahne und Zuckerwerk überſchwemmten. Bei dieſem Schauſpiele ſagte Haſſan mit kläglicher Stimme zu ihnen: „Aber, ihr guten Leute, warum behandelt ihr mich auf ſolche Weiſe? Was gibt's? Was hab' ich gethan?“ — „Seid ihr es nicht, erwiederten ſie, der dem Verſchnittenen, den ihr hier ſehet, eine Sahntorte verkauft habt?“ — „Ja, ich bin es,“ verſetzte er, „was hat man dagegen einzuwenden? Ich fordre Jeden auf, wer er auch ſei, eine beſſere zu machen. Statt ihm zu antworten, fuhren ſie damit fort, alles zu zerbrechen, und ſelbſt der Ofen wurde nicht verſchont.

Die Nachbaren, welche inzwiſchen auf den Lärm herbeigelaufen und ſehr erſtaunt waren, funfzig Menſchen eine ſolche Unordnung anrichten zu ſehen, fragten nach dem Anlaß eines ſo gewaltſamen Verfahrens; und

Bedreddin ſagte nochmals zu denen, die daran Theil nahmen: „Laßt mich nur wiſſen, ich bitte euch inſtändig, welches Verbrechen ich begangen haben kann, daß ihr auf ſolche Weiſe alles, was ihr bei mir findet, zerſchlagt und zerbrecht?“ — „Seid ihr es nicht,“ antworteten ſie, „der die Sahntorte gebacken und dieſem Verſchnittenen verkauft hat?“ — „Ja, ja, ich bin es,“ verſetzte er, „ich behaupte, daß ſie gut iſt: und ich verdiene eure ungerechte Behandlung nicht.“ Sie bemächtigten ſich ſeiner Perſon, ohne auf ihn zu hören; und nachdem ſie ihm die Leinwand von ſeinem Turban abgeriſſen hatten, bedienten ſie ſich ihrer um ihn die Hände auf den Rücken zu binden, riſſen ihn dann mit Gewalt aus ſeinem Laden, und ſchleppten ihn fort.

Der verſammelte Pöbel, der Mitleid mit Bedreddin hatte, nahm ſich ſeiner an und wollte ſich dem Vorhaben der Leute des Schemseddin Mohammed widerſetzen; aber es kamen in dieſem Augenblicke Beamte des Befehlshabers der Stadt, welche das Volk auseinander trieben und Bedreddins Entführung begünſtigten, weil Schemseddin Mohammed zum Befehlshaber von Damaskus gegangen war, um ihn von dem durch ihn ertheilten Befehl zu benachrichtigen und ihn um Beiſtand zu erſuchen; und dieſer Befehlshaber, der im Namen des Sultans von Aegypten, ganz Syrien beherrſchte, hütete ſich wohl, dem

Weſyr ſeines Herrn irgend etwas abzuſchlagen. Bedreddin wurde alſo ungeachtet ſeines Geſchreies und ſeiner Thränen fortgeführt.

Einhundert und drei und zwanzigſte Nacht.

„Bedreddin,“ fuhr Giafar fort, „mochte auf dem Wege ſeine Entführer noch ſo oft fragen, was man denn in der Sahntorte gefunden hätte, er bekam keine Antwort. Endlich langte er unter den Zelten an, wo man ihn warten ließ, bis Schemſeddin Mohammed von dem Befehlshaber von Damaſkus zurückgekehrt war.

Der Weſyr fragte, ſobald er kam, nach dem Bedreddin; den man ihm vorführte. „Herr,“ ſagte Bedreddin mit thränenden Augen zu ihm, „ſeid ſo gut mir zu ſagen, wodurch ich euch beleidigt habe?“ — „Unglücklicher, entgegnete ihm der Weſyr, biſt du es nicht, der die mir überſandte Sahntorte gebacken hat?“ — „Ich geſtehe, daß ich es bin,“ verſetzte Bedreddin. „Was für ein Verbrechen habe ich dadurch begangen?“ — „Ich werde dich züchtigen, wie du es verdienſt,“ erwiederte Schemſeddin, „und es wird dir das Leben koſten, daß du eine ſo abſcheuliche Torte gebacken haſt.“ — „Guter Gott,“ rief Bedreddin aus, „was höre ich! Iſt es denn ein todeswerthes Verbrechen eine ſchlechte Sahntorte gebacken zu haben?“ — „Ja,“ ſagte der Weſyr, „und du darfſt keine andre Behandlung von mir erwarten.“

Während ſie ſich beide auf ſolche Weiſe mit einander unterredeten, betrachteten die verſteckten Damen den Bedreddin mit Aufmerkſamkeit, und ſie hatten, ungeachtet der Zeit, welche, ſeit ſie ihn zuletzt geſehen, verfloſſen war, keine Mühe, ihn wieder zu erkennen. Die Freude, welche ſie darüber empfanden, war ſo groß, daß ſie in Ohnmacht fielen. Als ſie wieder zu ſich gekommen waren, wollten ſie ſich dem Bedreddin an den Hals werfen; aber ihr dem Weſyr gegebenes Wort, ſich nicht zu zeigen, ſiegte über die zärtlichen Bewegungen der Liebe und der Natur.

Da Schemseddin Mohammed beſchloſſen hatte, noch in derſelben Nacht abzureiſen, ſo ließ er die Zelte zuſammenlegen und die Wagen zur Abfahrt bereit machen; und in Betreff Bedreddins befahl er, daß man ihn, in einen wohlverſchloſſenen Kaſten geſperrt, auf ein Kameel laden ſollte. Sobald alles zur Abreiſe bereit war, machten ſich der Weſyr und ſein Gefolge auf den Weg. Sie reiſten den Ueberreſt der Nacht und den folgenden Tag hindurch, ohne auszuruhen, und erſt beim Eintritte der folgenden Nacht, hielten ſie an. Bedreddin-Haſſan wurde nun aus ſeinem Kaſten gelaſſen und ihm Nahrung gereicht; aber man trug Sorge ihn von ſeiner Mutter und von ſeiner Frau entfernt zu halten, und er wurde während der zwanzig Reiſetage auf gleiche Weiſe behandelt.

Als man nach Kahiro kam, wurde auf Befehl des Weſyrs Schemseddin Mohammed vor der Stadt gelagert und er ließ ſich den Bedreddin vorführen, in deſſen Gegenwart er zu einem Zimmermann, den er hatte kommen laſſen, ſagte: „Geh, hole Holz herbei und richte ſogleich einen Pfahl auf!“ — „Herr,“ ſagte Bedreddin, „was wollt ihr mit dieſem Pfahle machen?“ — „Dich daran heften,“ verſetzte der Weſyr, „und dich ſodann durch alle Viertel der Stadt herumtragen laſſen, damit man in deiner Perſon einen unwürdigen Paſtetenbäcker ſehe, der Sahntorten bäckt, ohne Pfeffer hinein zu thun.“ Bei dieſen Worten beklagte ſich Bedreddin auf eine ſo drollige Weiſe, daß Schemseddin Mohammed alle Mühe hatte, ernſthaft zu bleiben. „Großer Gott, weil ich alſo keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan habe, will man mich auf eine eben ſo grauſame als ſchmachvolle Weiſe tödten!“

Einhundert und vier und zwanzigſte Nacht.

Der Chalyf Haroun-Arraſchyd konnte ſich, ſeiner Ernſthaftigkeit ungeachtet, nicht enthalten zu lachen, als der Weſyr Giafar ihm ſagte, daß Schemseddin Mohammed den Bedreddin tödten laſſen wollte, weil er in die dem Schaban verkaufte Sahntorte keinen Pfeffer gethan hätte.

„Wie,“ ſagte Bedreddin, „muß in meinem Hauſe alles zerbrochen und zerſchlagen, muß ich in einen Kaſten geſperrt und müſſen die Vorbereitungen dazu gemacht werden mich an einen Pfahl zu heften; und das alles, weil ich keinen Pfeffer in eine Sahntorte thue! Großer Gott, wer hat jemals etwas Aehnliches gehört? Sind das Handlungen von Muſelmännern, von Perſonen, die ſich's zur Pflicht machen rechtſchaffen und gerecht zu ſein und die alle Arten von guten Werken üben?“ Indem er dieß ſagte, ſchwamm er in Thränen und fuhr ſodann in ſeinen Klagen fort: „Nein, noch nie iſt jemand ſo ungerecht und ſo ſtrenge behandelt worden. Iſt es möglich, daß man im Stande iſt, einem Menſchen das Leben zu nehmen, weil er keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan hat? Verflucht ſeien alle Sahntorten, eben ſo wie die Stunde meiner Geburt! Möchte es Gott gefallen, mich in dieſem Augenblicke ſterben zu laſſen!“

Der tiefbetrübte Bedreddin hörte nicht auf, ſich zu beklagen; und als man den Pfahl und die Nägel um ihn daran zu nageln brachte, ſtieß er bei dieſem ſchrecklichen Schauſpiel ein gewaltiges Geſchrei aus: „O Himmel,“ ſagte er, „kannſt du das dulden, daß ich eines ſo ſchmachvollen und ſchmerzlichen Todes ſterbe? Und für welches Verbrechen! Nicht weil ich geſtohlen, weil ich einen Todtſchlag begangen, weil ich meine Religion verläugnet, nein, bloß weil ich keinen Pfeffer in eine Sahntorte gethan habe!“

Da die Nacht ſchon vorgerückt war, ſo ließ der Weſyr Schemseddin Mohammed den Bedreddin wieder in ſeinen Kaſten ſperren, und ſagte zu ihm: „Hier bleib bis morgen; der Tag wird nicht vergehen, ohne daß ich dich ſterben laſſe.“

Man brachte den Kaſten herbei und lud ihn auf das Kameel, welches ihn von Bagdad getragen hatte. Man belud zu gleicher Zeit alle anderen Kameele, und als der Weſyr zu Pferde geſtiegen war, ließ er das Kameel, welches ſeinen Neffen trug, vor ſich herführen, und zog, von ſeinem ganzen Gefolge begleitet, in die Stadt. Nachdem er durch mehrere Straßen gezogen war, wo ſich niemand ſehen ließ, weil ſich alles zurückgezogen hatte, begab er ſich nach ſeinem Hauſe, woſelbſt er den Kaſten abladen ließ, mit dem Verbote, ihn ohne ſeine Erlaubniß zu öffnen.

Während man die anderen Kameele ablud, nahm er die Mutter des Bedreddin-Haſſan und ſeine Tochter bei Seite und ſagte zu der letzteren: „Gott ſei gelobt dafür, daß er uns deinen Mann und deinen Vetter ſo glücklich hat wiederfinden laſſen. Du wirſt dich vermuthlich des Zuſtandes erinnern, in welchem dein Zimmer in der Hochzeitnacht war; geh und laß alles wie damals einrichten. Wenn du dich jedoch deſſen nicht erinnerſt, ſo kann ich durch das aufgenommene Verzeichniß aushelfen. Ich werde meinerſeits zu dem Uebrigen Befehl ertheilen.“

Dame der Schönheit ging mit Freuden an die Ausführung deſſen, was ihr Vater ihr befohlen hatte, welcher nun auch im Saal alles auf dieſelbe Weiſe einrichten ließ, wie es war, als Bedreddin-Haſſan ſich mit dem buckligen Stallknechte des Sultans von Aegypten dort befand. Die Diener ſetzten jedes Geräth ſo, wie er es von dem Verzeichniß ablas. Weder der Thron noch die angezündeten Wachslichter wurden vergeſſen. Als nun im Saal alles in Ordnung war, ging der Weſyr in das Zimmer ſeiner Tochter, woſelbſt er Bedreddins Kleidung nebſt der Börſe mit Zeckinen hinlegte. Als dies geſchehen war, ſagte er zu Dame der Schönheit: „Entkleide dich, meine Tochter, und lege dich nieder. Sobald Bedreddin hier in das Zimmer gekommen ſein wird, ſo beklage dich darüber, daß er ſo lange draußen geblieben iſt, und ſage ihm, daß du beim Erwachen ſehr erſtaunt geweſen biſt, ihn nicht an deiner Seite zu finden. Dränge ihn, ſich wieder ins Bett zu legen, und morgen früh wirſt du uns, deine Schwiegermutter und mich, ergötzen, indem du uns erzählſt, was in dieſer Nacht zwiſchen ihm und dir vorgefallen iſt.“ Nach dieſen Worten verließ er das Gemach ſeiner Tochter und ließ ihr die Freiheit, ſich niederzulegen.

Einhundert und fünf und zwanzigſte Nacht.

Schemseddin Mohammed," ſagte der Weſyr Giafar zu dem Chalyfen, „befahl allen Dienern, die im Saale waren, hinauszugehen und ſich zu entfernen, zwei oder drei ausgenommen, die er dort bleiben ließ. Er gab ihnen den Befehl, den Bedreddin aus dem Kaſten zu ziehen, ihn im Hemde und in Unterbeinkleidern in den Saal zu führen, ihn daſelbſt allein zu laſſen und die Thüre zuzumachen.

Bedreddin-Haſſan hatte, obgleich von Schmerz niedergedrückt, während dieſer ganzen Zeit ſo feſt geſchlafen, daß er erſt erwachte, als die Diener des Weſyrs ihn aus dem Kaſten gezogen und ihn mit ſeinem Hemde und Unterbeinkeidern bekleidet hatten; und ſie trugen ihn ſo ſchnell in den Saal, daß er gar nicht Zeit hatte, zur Beſinnung zu kommen. Als er ſich nun allein im Saale ſah, ließ er ſeine Blicke überall herum wandeln, und da ihm die Dinge, welche er erblickte, die Erinnerung an ſeine Hochzeit ins Gedächtniß zurückriefen, ſo gewahrte er mit Erſtaunen, daß dieß derſelbe Saal wäre, in welchem er den buckligen Stallknecht geſehen hätte. Sein Erſtaunen mehrte ſich noch, als er ſich leiſe der Thüre eines Zimmers genähert hatte, die er offen fand; er ſah daſelbſt ſeine Kleider an demſelben Ort, an welchen er ſie in ſeiner Hochzeitnacht gelegt zu haben ſich erinnerte. „Guter

Gott, ſagte er, indem er ſich die Augen rieb, ſchlafe oder wache ich?“

Dame der Schönheit, die ihn betrachtete, öffnete plötzlich, nachdem ſie ſich an ſeinem Erſtaunen ergötzt hatte, die Vorhänge ihres Bettes und ſagte zu ihm, den Kopf herausſtreckend, mit zärtlichem Ton: „Was macht ihr an der Thüre? Kommt und legt euch wieder ins Bett. Ihr ſeid ſehr lange draußen geblieben. Ich war ſehr erſtaunt, euch, als ich erwachte, nicht an meiner Seite zu finden.“ Bedreddin-Haſſan veränderte das Geſicht, als er ſah, daß die Dame, welche mit ihm ſprach, jene reizende Perſon war, bei welcher er ſich erinnerte geſchlafen zu haben. Er trat in das Zimmer; aber da er ganz voll von dem ihm ſeit zehn Jahren Begegneten war und nicht glauben konnte, daß alle dieſe Begebenheiten ſich in einer einzigen Nacht ereignet hätten, ſo näherte er ſich, ſtatt ſich ins Bette zu legen, dem Stuhle, auf welchem ſeine Kleider und der Beutel mit Zeckinen lagen, und rief, nachdem er ſie mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, aus: „Bei dem lebendigen Gott, das ſind Dinge, die ich nicht begreifen kann!“ Die Dame, welche ſich an ſeiner Verlegenheit ergötzte, ſagte zu ihm: „Ich bitte euch nochmals, Herr, legt euch wieder ins Bett. Weshalb verweilt ihr?“ Bei dieſen Worten ging er zu Dame der Schönheit: „Ich bitte euch, edle Frau,“ ſagte er, „mich wiſſen zu laſſen, ob ich ſchon lange Zeit bei euch bin.“ — „Dieſe Frage überraſcht mich,“ erwiederte ſie, „ſeid ihr nicht ſo eben von meiner Seite aufgeſtanden? Ihr müßt euch ſeltſame Dinge in den Kopf geſetzt haben.“ — „Verehrte Frau,“ verſetzte Bedreddin, „ich erinnere mich, das iſt wahr, bei euch geweſen zu ſein; aber ich erinnere mich auch zehn Jahre lang in Damaskus gewohnt zu haben. Wenn ich in der That dieſe Nacht bei euch geſchlafen habe, kann ich nicht ſo lange entfernt geweſen ſein. Dieſe beiden Dinge widerſprechen ſich. Sagt mir, ich bitte euch, was ich davon denken ſoll und ob meine Verheiratung mit euch eine Täuſchung, oder meine Abweſenheit ein Traum iſt.“ — „Ja, Herr, — entgegnete Dame der Schönheit, — es hat euch ohne Zweifel geträumt, daß ihr in Damaskus geweſen ſeid.“ — „Nun, dann gibt es nichts Spaßhafteres,“ rief Bedreddin aus, indem er laut auflachte. „Ich bin überzeugt, edle Frau, daß dieſer Traum euch ſehr ergötzlich vorkommen wird. Bildet euch ein, daß ich mich im Hemde und in Unterbeinkleidern, ſo wie ich hier bin, an dem Thore von Damaskus befunden habe, daß ich unter dem Geſpötte eines mir nachfolgenden und mich beleidigenden Pöbels in die Stadt gekommen bin, daß ich mich zu einem Paſtetenbäcker gerettet habe, der mich an Kindesſtatt angenommen, mich ſein Handwerk gelehrt und mir, nach ſeinem Tode, ſein Vermögen hinterlaſſen hat, und daß ich hierauf ſeinen Laden übernommen habe.

Endlich, verehrte Frau, iſt mir eine Menge anderer Abenteuer begegnet, deren Erzählung zu lange dauern würde, und alles, was ich euch ſagen kann, iſt, daß ich nicht übel daran gethan habe zu erwachen, weil man mich ſonſt an einen Pfahl genagelt hätte." — „Und weshalb," ſagte Dame der Schönheit, indem ſie erſtaunt zu ſein ſchien, „wollte man euch ſo grauſam behandeln? Ihr mußtet doch wohl ein ungeheures Verbrechen begangen haben!" — „Keineswegs," antwortete Bedreddin, „es war wegen der ſeltſamſten und lächerlichſten Sache von der Welt. Mein ganzes Verbrechen beſtand darin, daß ich eine Sahntorte verkauft hatte, in welcher kein Pfeffer war." — „Nun, was das betrifft," ſagte Dame der Schönheit, indem ſie aus Leibeskräften lachte, ſo muß man geſtehen, daß euch ein ſchreckliches Unrecht widerfuhr." — „O, theuerſte Frau," verſetzte er, „das iſt noch nicht alles; man hatte dieſer verdammten ungepfefferten Sahntorte wegen in meinem Laden Alles zerſchlagen und zerbrochen; man hatte mich mit Stricken gebunden und in einen Kaſten geſperrt, in welchem ich ſo beengt ſteckte, daß ich meine, ich fühle es noch. Endlich hatte man einen Zimmermann kommen laſſen und ihm befohlen, einen Pfahl aufzurichten um mich daran zu hängen! Aber Gott ſei gelobt, daß dieß Alles nur das Werk des Schlafes iſt."

Einhundert und ſechs und zwanzigſte Nacht.

Bedreddin brachte die Nacht nicht ruhig zu; er erwachte von Zeit zu Zeit und fragte ſich ſelbſt, ob er wachte oder träumte. Er mißtraute ſeinem Glück, und indem er ſuchte ſich deſſen gewiß zu machen, öffnete er die Vorhänge und ließ ſeine Blicke das ganze Zimmer durchlaufen. „Ich täuſche mich nicht,“ ſagte er, „das iſt das nämliche Zimmer, in welches ich, ſtatt des Buckligen, gegangen bin und wo ich mit der ſchönen, ihm beſtimmten Dame geſchlafen habe.“ Der anbrechende Tag hatte ſeine Unruhe noch nicht ganz zerſtreut, als der Weſyr Schemseddin Mohammed, ſein Oheim, an die Thüre klopfte und faſt zu gleicher Zeit hereintrat, um ihm einen guten Morgen zu wünſchen.

„Bedreddin-Haſſan war außerordentlich überraſcht, plötzlich einen Mann erſcheinen zu ſehen, den er ſo gut kannte, der aber gar nicht mehr das Anſehen des ſchrecklichen Richters hatte, von welchem ſein Todesurtheil ausgeſprochen war. „Ihr ſeid es alſo,“ rief er aus, „der mich ſo unwürdig behandelt und zu einem Tode verdammt hat, der mir noch Schrecken einjagt, und zwar einer ungepfefferten Sahntorte wegen!“ Der Weſyr fing an zu lachen, und ihn aus ſeiner Verwirrung zu ziehen, erzählte er ihm, wie er, durch die Hülfe eines Geiſtes, (denn die Erzählung des Stallknechtes hatte ihn das Abenteuer vermuthen laſſen,) ſich in ſeinem Hauſe befunden und ſtatt des Stallknechts ſeine Tochter geheiratet hätte. Er erklärte ihm ſodann, wie er, durch das von Nureddins Hand geſchriebene Heft entdeckt habe, daß er ſein Neffe ſei; und endlich ſagte er ihm, daß in Folge dieſer Entdekkung er von Kahiro abgereiſt und bis nach Balſora gekommen wäre, um ihn aufzuſuchen und etwas von ihm zu erfahren. „Mein lieber Neffe,“ fügte er hinzu, indem er ihn mit vieler Zärtlichkeit umarmte, „ich bitte dich, mir das alles zu verzeihen, was ich dich, ſeit ich dich wieder erkannte, habe leiden laſſen. Ich wollte dich hieher bringen, ehe ich dich von deinem Glücke benachrichtigte, welches du um ſo reizender finden mußt, je ſaurer es dir geworden iſt, es zu erlangen. Tröſte dich über alle erlittene Trübſale, durch die Freude, dich denjenigen Perſonen, welche die theuerſten für dich ſein müſſen, wiedergegeben zu ſehen. Während du dich ankleideſt, werde ich deiner Mutter, die ſich ſo lebhaft nach deiner Umarmung ſehnt, Nachricht von dir bringen und werde dir deinen Sohn zuführen, den du in Damaskus geſehen und für welchen du, ohne ihn zu kennen, ſo viel Zuneigung empfunden haſt.“

Es gibt keine Worte, die kräftig genug wären, um auszudrücken, wie groß Bedreddins Freude war, als er ſeine Mutter und ſeinen Sohn Agib ſah. Dieſe drei Perſonen hörten nicht auf ſich zu umarmen und alle Entzückungen walten zu laſſen, welche die lebhafteſte Zärtlichkeit irgend einzuflößen vermag. Die Mutter ſagte dem Bedreddin die rührendſten Sachen; ſie erzählte ihm von dem Schmerze, den ihr eine ſo lange Abweſenheit verurſacht, und von den Thränen, welche ſie vergoſſen hätte. Der kleine Agib, ſtatt, wie in Damaskus, die Umarmungen ſeines Vaters zu fliehen, wurde ihrer nicht müde, und Bedreddin Haſſan, zwiſchen zwei, ſeiner Liebe ſo würdigen Gegenſtänden getheilt, glaubte ihnen nicht genug Bezeigungen ſeiner Zuneigung geben zu können.

Während dieſe Dinge ſich bei Schemseddin Mohammed begaben, war dieſer Weſyr in den Palaſt gegangen, um dem Sultan von dem glücklichen Erfolge ſeiner Reiſe Nachricht zu geben. Der Sultan war von der Erzählung dieſer merkwürdigen Geſchichte ſo bezaubert, daß er ſie niederſchreiben ließ, um ſie in den Archiven ſeines Reiches aufbewahren zu laſſen.

Sobald Schemseddin Mohammed heimgekehrt war, ſetzte er ſich mit ſeiner Familie zu einem prächtigen Feſtmahle, welches er hatte bereiten laſſen, und ſein ganzes Haus brachte den Tag in Luſt und Freude zu.“

Nachdem nun der Weſyr Giafar die Geſchichte des Bedreddin-Haſſan auf ſolche Weiſe beendigt hatte, ſagte er zum Chalyfen Haroun-Arreſchyd: „Beherrſcher der Gläubigen, das iſt nun, was ich Euer Majeſtät zu erzählen hatte.“

Der Chalyf fand dieſe Geſchichte ſo erſtaunenswürdig, daß er den Sklaven Rihan ohne Zögern begnadigte, und um den jungen Mann wegen des Schmerzes zu tröſten, den er darüber empfand, daß er ſich ſelbſt unglücklicherweiſe einer Frau beraubt hatte, die er ſehr liebte, verheiratete ihn dieſer Fürſt mit einer ſeiner Sklavinnen, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und blieb ihm bis an ſeinen Tod gewogen.

Aber, Herr," fügte Scheherasade, den anbrechenden Tag bemerkend, hinzu, „wie anmuthig auch die Geſchichte ſein mag, welche ich ſo eben beendet habe, ſo weiß ich doch eine, die es noch mehr iſt. Wenn Euer Majeſtät ſie in der nächſten Nacht zu hören wünſcht, ſo bin ich überzeugt daß ihr mir das zugeben werdet."

Schachriar ſtand auf, ohne etwas zu ſagen, und ſehr ungewiß, was er thun ſollte. „Die gute Sultaninn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „erzählt ſehr lange Geſchichten, und wenn ſie einmal angefangen hat, ſo iſt es unmöglich, ſie nicht ganz zu Ende zu hören. Ich weiß nicht, ob ich ſie nicht heute ſollte hinrichten laſſen: aber nein, wir wollen uns nicht übereilen; die Geſchichte, welche ſie mir verſpricht, iſt vielleicht ergötzlicher, als alle diejenigen, welche ſie mir bisher erzählt hat; ich darf mich des Vergnügens, ſie zu hören, nicht berauben: ſobald ſie ſie mir erzählt haben wird, will ich zu ihrer Hinrichtung Befehl ertheilen."

Einhundert und ſieben und zwanzigſte Nacht.

Dinarſade unterließ nicht, die Sultaninn von Indien vor Tage zu wecken, welche, nachdem ſie den Schachriar um Erlaubniß gebeten hatte, die verſprochene Geſchichte anzufangen, folgendermaßen begann:

Geſchichte des kleinen Buckligen.

Es gab einſt in Kaſchghar einen Schneider, der eine ſehr ſchöne Frau hatte, die er ſehr liebte und von welcher er nicht minder geliebt wurde. Als er eines Tages arbeitete, ſetzte ſich ein kleiner Buckliger an den Eingang ſeines Ladens, und begann zu ſingen und dazu auf eine kleine Trommel zu ſchlagen. Dem Schneider gefiel das, und er beſchloß bei ſich, ihn in ſein Haus zu laden, um ſeine Frau zu ergötzen. Er machte ihm dieſen Vorſchlag; und da der Bucklige ihn annahm, ſo ſchloß er ſeinen Laden, und nahm ihn mit nach Hauſe.

Sobald ſie dort angelangt waren, trug die Frau des Schneiders, welche den Tiſch ſchon gedeckt hatte, weil es Abendeſſenszeit war, eine gute Schüſſel Fiſche auf. Sie ſetzten ſich alle drei zu Tiſche; aber der Bucklige verſchlang während des Eſſens unglücklicherweiſe eine große Fiſchgräte, wovon er in wenigen Augenblicken ſtarb, ohne daß der Schneider und ſeine Frau ihm helfen konnten.

Sie waren beide über dieſen Unfall um ſo mehr erſchrocken, da er ſich bei ihnen ereignet hatte und ſie mit Grund befürchten konnten, die Juſtiz möchte, wenn ſie ihn erführe, ſie als Meuchelmörder beſtrafen. Der Mann erſann jedoch ein Mittel den Leichnam los zu werden; es fiel ihm ein, daß in der Nachbarſchaft ein Jüdiſcher Arzt wohnte; und da er ſeinen Plan hieran knüpfte, ſo nahmen, um ihn auszuführen, ſeine Frau und er den Buckligen, die eine beim Kopf und der andre bei den Beinen, und trugen ihn bis zu der Wohnung des Arztes. Sie klopften an ſeine Hausthüre, an welche eine ſehr ſteile Treppe ſtieß, die in ſein Zimmer führte. Es kam ſogleich eine Magd ohne Licht herab, öffnete und fragte, was ſie wollten. „Geht nur wieder hinauf,“ ſagte der Schneider, „und ſagt eurem Herrn, daß wir ihm einen ſehr kranken Menſchen bringen, dem er ein Arzneimittel geben ſoll. Hier,“ fügte er hinzu, indem er ihr ein Silberſtück in die Hand drückte, „gebet ihm das im voraus, um ihn zu überzeugen, daß wir ſeine Bemühung nicht umſonſt verlangen.“ Während nun die Magd wieder hinaufging, um dem Jüdiſchen Arzt eine ſo gute Nachricht zu bringen, trugen der Schneider und ſeine Frau den Buckligen ſchnell die Treppe hinauf, ließen ihn oben liegen, und eilten heim.

Die Magd hatte inzwiſchen dem Arzte geſagt, daß ein Mann und eine Frau ihn an der Thüre erwarteten und ihn bäten herabzukommen, um einen Kranken zu ſehen, den ſie mitgebracht hätten; ſie hatte ihm das erhaltene Geld gegeben, worüber er ſich ausnehmend freute und aus dieſer Vorausbezahlung auf eine gute Kundſchaft ſchloß, die er nicht vernachläßigen dürfte. „Nimm ſchnell das Licht,“ ſagte er zu ſeiner Magd, „und folge mir.“ Indem er dieß ſagte, eilte er ſchnell der Treppe zu, ohne abzuwarten, daß die Magd ihm leuchtete, und da er an den Buckligen kam, ſtieß er ihn mit dem Fuße ſo heftig in die Seiten, daß dieſer die Treppe hinunterkollerte, und wenig daran fehlte, daß der Arzt mit ihm hinuntergekollert wäre. „Bringe ſchnell Licht hieher,“ rief er ſeiner Magd zu. Dieſe kam endlich, er ging mit ihr die Treppe hinunter, und da er fand, das, was er hinuntergeſtoßen, wäre ein todter Menſch, ſo erſchrak er über dieſes Schauſpiel ſo ſehr, daß er Moſes, Aaron, Joſua, Esdras und alle andere Propheten ſeines Geſetzes anrief. „Ich Unglücklicher,“ ſagte er, „warum wollte ich ohne Licht herabſteigen? Ich habe den Tod des Kranken, den man zu mir gebracht hat, beſchleunigt; ich bin Schuld daran, daß er geſtorben iſt, und wenn mir der gute Eſel des Esdras[10] nicht zu Hülfe kömmt, ſo bin ich verloren. Ach, man wird mich nur zu bald als einen Mörder aus meinem Hauſe ſchleppen!"

Ungeachtet der Unruhe, die ihn bewegte, gebrauchte er doch die Vorſicht, ſeine Thüre zu verſchließen, aus Furcht, daß, wenn jemand zufällig auf der Straße vorbeiginge, er das Unglück, für deſſen Urſache er ſich hielt, bemerken möchte. Er nahm hierauf den Leichnam und trug ihn in das Zimmer ſeiner Frau, die faſt in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie ihn mit dieſer unheilbringenden Laſt hereintreten ſah. „Ach es iſt um uns geſchehen," rief ſie aus, „wenn wir kein Mittel finden, den todten Körper in dieſer Nacht aus dem Hauſe zu ſchaffen! Wir verlieren ohne Zweifel das Leben, wenn wir ihn bis Tagesanbruch bei uns behalten. Welches Unglück! Wie haſt du es denn angefangen, dieſen Menſchen zu tödten?" — „Darauf kömmt's hier nicht an," entgegnete der Jude, „es kömmt darauf an, für ein ſo dringendes Uebel ein Mittel zu finden."

Einhundert und acht und zwanzigſte Nacht.

Der Arzt und ſeine Frau berathſchlagten mit einander über das Mittel, ſich während der Nacht von dem Leichname zu befreien. Der Arzt mochte hin und her ſinnen, ſo viel er wollte, er fand keine Liſt, um ſich aus ſeiner

Verlegenheit zu ziehen, aber ſeine erfindungsreichere Frau ſagte: „Mir fällt etwas ein, wir wollen den Leichnam auf das Dach [20] unſerer Wohnung tragen, und ihn in den Schornſtein unſeres Nachbaren, des Muſelmanns werfen.“

Dieſer Muſelmann war einer der Lieferanten des Sultans, und hatte Oel, Butter und alle Arten von Fett zu liefern. Er hatte ein Vorrathshaus bei ſeiner Wohnung, worin die Ratten und Mäuſe großen Schaden anrichteten.

Da der Jüdiſche Arzt den Vorſchlag gebilligt hatte, ſo nahmen ſeine Frau und er den Buckligen, trugen ihn auf das Dach ihres Hauſes, und nachdem ſie ihm unter die Achſeln Stricke gezogen hatten, ließen ſie ihn durch den Schornſtein ſo ſanft in das Zimmer des Lieferanten herab, daß er an die Mauer gelehnt auf ſeinen Füßen, wie lebend, ſtehen blieb. Als ſie fühlten, daß er unten war, zogen ſie die Stricke hinauf, und ließen ihn in der beſchriebenen Stellung.

Kaum waren ſie wieder in ihrem Zimmer, als der Lieferant in das ſeinige trat. Er kam von einem Hochzeitmahle heim, zu welchem er dieſen Abend war geladen geweſen, und hatte eine Laterne in der Hand. Er war nicht wenig erſtaunt, bei ihrem Lichte einen Mann in ſeinem Kamin aufrecht ſtehen zu ſehen; da er aber von Natur muthig war und ſich einbildete, daß es ein Dieb wäre, ſo ergriff er einen großen Stock, und ſagte, indem er gerade auf den Buckligen losging: „Ich bildete mir ein, daß es die Ratten und Mäuſe wären, die meine Butter und mein Fett freſſen, und du biſt's, der zum Kamin herunter kömmt, um mich zu beſtehlen! Ich glaube jedoch nicht, daß dir noch jemals die Luſt anwandeln wird, wieder zu kommen.“

Nach dieſen Worten ſchlug er nach ihm und gab ihm mehrere Stockſchläge. Der Leichnam fiel auf die Naſe: der Lieferant verdoppelt ſeine Schläge; da er aber endlich gewahr wird, daß der Körper, den er ſchlägt, bewegungslos iſt, ſo hält er inne, um ihn zu betrachten. Als er nun ſieht, daß es ein Leichnam iſt, folgt die Furcht dem Zorne. „Was habe ich Elender gethan,‘ ſagte er? „Einen Menſchen erſchlagen! Ach, ich habe meine Rache viel zu weit getrieben! Großer Gott, wenn du dich meiner nicht erbarmeſt, ſo iſt's um mein Leben geſchehen. Tauſendmal verflucht ſei das Oel und das Fett, wodurch ich zu einer ſo verbrecheriſchen Handlung veranlaßt worden bin.“

Er blieb blaß und entſtellt: er glaubte ſchon die Diener der Gerechtigkeit zu ſehen, die ihn zum Tode ſchleppten, und er wußte nicht, was er anfangen ſollte....

Einhundert und neun und zwanzigſte Nacht.

Der Lieferant des Sultans von Kaſchghar hatte, indem er den Buckligen ſchlug, ſeinen Buckel nicht bemerkt; als er ihn nun gewahrte, fing er an zu fluchen. „Verdammter Buckliger,“ rief er aus, „Hund von einem Buckligen! hätte es doch Gott gefallen, daß du mir all mein Fett geſtohlen hätteſt und daß ich dich hier nicht gefunden hätte; dann würde ich nicht in der Verlegenheit ſein, in welcher ich mich wegen deiner und deines nichtswürdigen Buckels befinde! Ihr Sterne,“ ſetzte er hinzu, „die ihr am Himmel leuchtet, habt in ſo dringender Gefahr nur Licht für mich.“

Indem er dieſe Worte ſagte, lud er den Buckligen auf ſeine Schultern, verließ ſein Zimmer, ging bis an das Ende der Straße, wo er ihn aufrecht an einen Laden lehnte, und machte ſich ſodann, ohne ſich umzuſehen, auf den Weg nach Hauſe.

Einige Augenblicke vor Tagesanbruche fiel es einem ſehr reichen Chriſtlichen Kaufmann ein, der den Palaſt des Sultans mit faſt allem Nöthigen verſorgte, nachdem er die Nacht durchſchwelgt hatte, auszugehen, um ſich in ein Bad zu begeben. Obgleich er betrunken war, bemerkte er doch, daß die Nacht ſehr vorgerückt wäre, und daß man bald zum frühen Morgengebete rufen würde; er beſchleunigte deshalb ſeine Schritte und eilte, ins Bad zu kommen, damit kein in die Moſchee gehender Muſelmann ihm begegnen und ihn als Betrunkenen ins Gefängniß führen möchte. Er verweilte jedoch, als er an das Ende der Straße gekommen war, eines Bedürfniſſes wegen, bei der Bude, an welche der Lieferant des Sultans den Leichnam des Buckligen gelehnt hatte, welcher, da er erſchüttert wurde, an den Rücken des Kaufmanns fiel, der ihn für einen Räuber hielt, von welchem er angegriffen würde, und ihm einen Fauſtſchlag auf den Kopf gab, der ihn niederſtürzte. Er gab ihm hierauf noch mehrere andere Schläge und rief um Hülfe.

Der Wächter des Viertels kam auf ſein Geſchrei herbei, und da er ſah, daß es ein Chriſt war, der einen Muſelmann mißhandelte, (denn der Bucklige war von unſrer Religion,) ſagte er zu ihm: „Was für einen Grund habt ihr, einen Muſelmann ſo zu mißhandeln?“ — „Er hat mich beſtehlen wollen,“ erwiederte der Kaufmann, und hat ſich auf mich geworfen, um mich bei der Gurgel zu faſſen.“ — „Ihr habt euch hinlänglich gerächt,“ ſagte der Wächter indem er ihn am Arme zog, „deshalb geht weg von da.“ Zu gleicher Zeit bot er dem Buckligen die Hand, um ihm zum Aufſtehen behülflich zu ſein; als er jedoch bemerkte, daß er todt war, fuhr er fort: „Oho, ſo hat alſo ein Chriſt die Kühnheit einen Muſelmann zu ermorden!“

Indem er dieſe Worte ſprach, hielt er den Chriſten feſt, und führte ihn zum Polizeimeiſter, wo man ihn einſperrte, bis der Richter aufgeſtanden und im Stande war, den Beklagten zu verhören. Der Chriſtliche Kaufmann ward inzwiſchen nüchtern, und je mehr er über ſein Abenteuer nachdachte, je weniger konnte er begreifen, wie bloße Fauſtſchläge einem Menſchen hatten ums Leben bringen können.

Der Polizeimeiſter befragte, nach dem Berichte des Wächters und nach Beſichtigung des zu ihm gebrachten Leichnams, den Chriſtlichen Kaufmann, der ein Verbrechen, welches er nicht begangen hatte, nicht läugnen konnte. Da der Bucklige dem Sultan angehörte, denn er war einer von ſeinen Luſtigmachern, ſo wollte der Polizeimeiſter den Chriſten nicht hinrichten laſſen, ohne zuvor den Willen des Fürſten zu wiſſen.

Er ging deshalb in den Palaſt, um den Sultan von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und dieſer ſagte zu ihm: „Ich habe keine Gnade für einen Chriſten, der einen Muſelmann tödtet; geh und erfülle deine Pflicht.“

Der Polizeirichter ließ demnach einen Galgen aufrichten, und ſchickte Ausrufer in der Stadt umher, um bekannt zu machen, daß man einen Chriſten hängen würde, der einen Muſelmann getödtet hätte.

Man führte nun den Kaufmann aus dem Gefängniſſe an den Fuß des Galgens, und der Henker, nachdem er ihm den Strick um den Hals gelegt hatte, wollte ihn eben hinausziehen, als der Lieferant des Sultans durch die Menge drang, und dem Henker, indem er ſich ihm nahte, zurief: „Haltet ein, haltet ein, übereilet euch nicht; nicht Er hat den Mord begangen, ſondern ich.“

Der Polizeimeiſter, welcher der Hinrichtung beiwohnte, begann hierauf den Lieferanten zu befragen, der ihm, Punkt für Punkt, erzählte, auf welche Weiſe der Bucklige von ihm getödtet worden wäre, und damit endete, zu ſagen, daß er den Leichnam an den Ort gebracht, wo der Chriſtliche Kaufmann ihn gefunden hätte. — „Ihr waret im Begriff,“ fügte er hinzu, „einen Unſchuldigen hinrichten zu laſſen, weil er einen Menſchen, der nicht mehr lebte, nicht getödtet haben kann. Es iſt wahrlich ſchon genug für mich, einen Muſelmann ermordet zu haben, ohne mein Gewiſſen noch mit dem Tode eines Chriſten zu belaſten, der kein Verbrecher iſt.“

Einhundert und dreißigſte Nacht.

„Herr,“ ſagte Scheheraſade, „da der Lieferant des Sultans von Kaſchghar ſich ſelbſt öffentlich angeklagt hatte, an dem Tode des Buckligen Schuld zu ſein, ſo ſah der Polizeimeiſter ſich genöthigt, dem Kaufmanne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. „Laß,“ ſagte er zu dem Henker, „laß den Chriſten gehen, und hänge ſtatt ſeiner dieſen Menſchen, weil ſeine Strafbarkeit durch ſein eigenes Geſtändniß erwieſen iſt.“

Der Henker ließ den Kaufmann los, und legte ſogleich den Strick um den Hals des Lieferanten. Aber indem er ihn hängen wollte, hörte er die Stimme des Jüdiſchen Arztes, der ihn inſtändig bat, die Hinrichtung aufzuſchieben, und der ſich Platz machen ließ, um an den Fuß des Galgens zu gelangen.

Als er vor dem Polizeirichter ſtand, ſagte er zu ihm: „Herr, dieſer Muſelmann, den ihr hängen laſſen wollt, hat den Tod nicht verdient, ich allein bin der Verbrecher. In der geſtrigen Nacht klopften ein Mann und eine Frau, die ich nicht kenne, an meine Thüre und brachten mir einen Kranken. Meine Magd ging ohne Licht, um die Hausthüre zu öffnen, und empfing von dem Mann und der Frau ein Geldſtück, um mich zu erſuchen, daß ich doch herunterkommen und den Kranken ſehen möchte. Während ſie mit mir ſprach, brachten die beiden Leute den Kranken die Treppe herauf und entfernten ſich ſodann. Ich ging zur Treppe, ohne zu warten, bis meine Magd ein Licht angezündet hatte, und da ich in der Dunkelheit mit dem Fuße an den Kranken ſtieß, ſo kollerte er die Treppe hinunter. Endlich ſah ich, daß er todt und daß es der bucklige Muſelmann war, deſſen Tod heute gerächt werden ſoll. Meine Frau und ich, wir nahmen den Leichnam, trugen ihn auf unſer Dach, von wo wir ihn auf das des Lieferanten, unſers Nachbaren, brachten, den ihr ungerechterweiſe hinrichten wollt, und wir ließen ihn durch den Schornſtein in ſein Zimmer hinab. Der Lieferant, der ihn dort fand, hat ihn wie einen Dieb behandelt, ihn geſchlagen, und geglaubt, ihn getödtet zu haben, welches aber, wie ihr aus meiner Ausſage hört, nicht der Fall iſt. Ich bin alſo der einzige Urheber des Todſchlages; und obgleich ich es ohne meinen Willen bin, ſo habe ich doch beſchloſſen, mein Verbrechen zu büßen, damit ich mir nicht den Tod zweier Muſelmänner vorzuwerfen habe, wenn ich es geſchehen laſſe, daß ihr dem Lieferanten des Sultans, deſſen Unſchuld ich euch ſo eben dargethan habe, das Leben nehmet. Seid alſo ſo gut und laßt ihn gehen, und hängt mich anſtatt ſeiner, weil niemand anders, als ich, den Buckligen getödtet hat.“

Einhundert und ein und dreißigſte Nacht.

Sobald der Polizeirichter überzeugt war, daß der Jüdiſche Arzt der Mörder wäre, befahl er dem Henker, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und den Lieferanten des Sultans frei zu laſſen.

Der Arzt hatte ſchon den Strick um den Hals, und war im Begriffe zu ſterben, als man die Stimme des Schneiders hörte, der den Henker bat, nicht weiter zu gehen, und der das Volk Platz machen ließ, um zum Polizeimeiſter gelangen zu können, zu welchem er, als er ihm nahe war, ſagte: „Herr, es fehlt wenig daran, daß ihr drei unſchuldigen Perſonen das Leben genommen hättet; wenn ihr aber die Geduld haben wollt, mich zu hören, ſo werdet ihr den wahren Mörder des Buckligen kennen lernen. Wenn ſein Tod durch den Tod eines andern abgebüßt werden ſoll, ſo muß ich dieſer Büßende ſein. Als ich geſtern gegen Abend in meinem Laden arbeitete, und in der Laune war, mich zu ergötzen, kam der halbtrunkene Bucklige, und ſetzte ſich in meine Nähe. Er ſang eine Zeit lang, und ich ſchlug ihm vor, den Abend bei mir zuzubringen. Er willigte darein, und ich nahm ihn mit nach Hauſe. Wir ſetzten uns zu Tiſche, ich legte ihm ein Stück Fiſch vor, und da ihm nun beim Eſſen eine Gräte oder ein Knochen im Halſe ſtecken blieb, ſo ſtarb er in kurzer Zeit, ungeachtet aller Bemühungen, die meine Frau und ich anwendeten, um ihm zu helfen. Wir waren ſehr betrübt über ſeinen Tod, und aus Furcht, deshalb beſtraft zu werden, trugen wir den Leichnam an die Thüre des Jüdiſchen Arztes. Ich klopfte, und ſagte der öffnenden Magd, ſie möchte ſchnell wieder hinaufgehen und ihren Herrn unſerſeits bitten, doch herunter zu kommen, um einen Kranken zu ſehen, den wir mitgebracht hätten; und damit er es nicht abſchlagen möchte, unſre Bitte zu erfüllen, gab ich ihr ein Silberſtück, mit dem Auftrage, es ihm zu geben. Sobald ſie wieder hinaufgegangen war, ſo trug ich den Buckligen die Treppe hinauf, legte ihn auf die oberſte Stufe, und begab mich ſodann ſchnell mit meiner Frau nach Hauſe. Der Arzt ſtieß, als er auf die Stufe trat, den Buckligen hinunter, und das machte ihn glauben, daß er ihn getödtet hätte. Da ſich," fügte er hinzu, „die Sache nun ſo verhält, ſo laßt den Arzt frei, und laßt mich hinrichten."

Der Polizeimeiſter und alle Zuſchauer konnten ſich über die ſeltſamen, durch den Tod des Buckligen veranlaßten Begebenheiten nicht genug verwundern. „Laß den Jüdiſchen Arzt frei," ſagte der Richter zu dem Henker „und hänge den Schneider, weil er ſein Verbrechen bekennt. Man muß geſtehen, daß dieſe Geſchichte ſehr ſeltſam iſt, und mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet zu werden verdient."

Der Henker ließ den Arzt frei, und legte den Strick dem Schneider um den Hals.

Einhundert und zwei und dreißigſte Nacht.

Während der Henker ſich bereitete, den Schneider zu hängen, ſagte ein Beamter des Sultans von Kaſchghar zu dieſem, der den Buckligen, ſeinen Luſtigmacher nicht lange entbehren konnte, und ihn zu ſehen verlangte:

„Herr, der Bucklige, deſſentwegen euer Majeſtät beſorgt iſt, hat ſich geſtern betrunken, iſt ſodann wider ſeine Gewohnheit aus dem Palaſt entwiſcht, um in der Stadt herumzulaufen, und iſt dieſen Morgen todt gefunden worden. Man hat vor den Polizeirichter einen Mann gebracht, der angeklagt worden iſt, ihn ermordet zu haben, und der Richter hat ſogleich einen Galgen aufrichten laſſen. Als nun der Angeklagte eben gehängt werden ſollte, iſt ein Menſch herbeigekommen, und nach dieſem ein anderer: ſie klagen ſich ſelbſt an, und einer ſpricht den andern ſchuldfrei. Das dauert nun ſchon eine lange Zeit ſo, und der Polizeimeiſter iſt jetzt eben dabei, einen dritten Menſchen zu befragen, der ſich als den wahrhaften Mörder anklagt.“

Nach dieſem Berichte ſchickte der Sultan einen Gerichtsdiener auf den Richtplatz: „Eile ſchnell,“ ſagte er zu ihm, „und ſage dem Polizeirichter, er ſolle mir ſogleich die Angeklagten vorführen; und auch die Leiche des armen Buckligen, den ich noch einmal ſehen will, ſoll hergebracht werden.“

Der Gerichtsdiener ging, und da er eben auf dem Richtplatz anlangte, als der Henker den Strick zu ziehen begann, um den Schneider aufzuhängen, ſo ſchrie er aus Leibeskräften, daß man die Hinrichtung aufſchieben ſollte. Da der Henker den Gerichtsdiener erkannte, wagte er nicht, weiter zu gehen, und ließ den Schneider los. Nachdem hierauf der Gerichtsdiener den Polizeimeiſter begrüßt hatte, erklärte er ihm den Willen des Sultans.

Der Richter gehorchte, verfügte ſich mit dem Schneider, dem Jüdiſchen Arzte, dem Lieferanten und dem Chriſtlichen Kaufmanne nach dem Palaſt, und ließ die Leiche des Buckligen von vieren ſeiner Leute nachtragen.

Als ſie nun Alle vor dem Sultan ſtanden, warf ſich der Polizeimeiſter zu den Füßen dieſes Fürſten nieder, und erzählte ihm, als er wieder aufgeſtanden war, ganz getreulich alles, was er von der Geſchichte des Buckligen wußte. Der Sultan fand ſie ſo merkwürdig, daß er ſeinem Hof-Hiſtoriographen befahl, ſie mit allen Nebenumſtänden niederzuſchreiben. Hierauf ſagte er, indem er ſich an alle gegenwärtige Perſonen wandte: „Habt ihr jemals etwas erſtaunlicheres gehört, als das, was ſich jetzo, veranlaßt durch dieſen Buckligen, meinen Luſtigmacher, zugetragen hat?“

Der Chriſtliche Kaufmann, nahm nun, nachdem er ſich niedergeworfen und mit ſeinem Haupte die Erde berührt hatte, das Wort: „Mächtiger Herrſcher,“ ſagte er, „ich weiß eine Geſchichte, die noch erſtaunlicher iſt, als die euch ſo eben mitgetheilte, und wenn Euer Majeſtät es erlaubt, ſo will ich ſie euch erzählen. Die Ereigniſſe ſind von der Art, daß niemand ſie ohne Rührung anhören kann.“ Der Sultan erlaubte ihm, ſie vorzutragen, welches er in folgenden Worten that:

Geſchichte
welche der Chriſtliche Kaufmann erzählt.

„Herr, bevor ich die Geſchichte beginne, welche Euer Majeſtät mir zu erzählen erlaubt, will ich, mit eurer Vergünſtigung, bemerken, daß ich nicht die Ehre habe in eurem Reiche geboren zu ſein. Ich bin ein Ausländer, aus Kahiro gebürtig, von dem Volke der Kopten, [21] und meines Glaubens ein Chriſt. Mein Vater war ein Mäkler, und hatte ein beträchtliches Vermögen erworben, welches er mir bei ſeinem Tode hinterließ. Ich folgte ſeinem Beiſpiel, und trieb ſein Gewerbe.

Als ich mich eines Tages in Kahiro in dem öffentlichen Wohngebäude der Getraidehändler befand, redete mich ein ſehr wohlgebildeter und wohlgekleideter, junger, auf einem Eſel reitender Kaufmann an. Er grüßte mich, und indem er ein Tuch öffnete, in welchem ſich eine Seſamprobe befand, fragte er mich: „Wie viel gilt das große Maaß Seſam von dieſer Güte?“

Einhundert und drei und dreiſſigſte Nacht.

Ich unterſuchte den Seſam, welchen der junge Kaufmann mir zeigte, und erwiederte ihm, daß das große Maaß nach dem laufenden Preiſe hundert Silberdrachmen gölte. „Geht zu den Kaufleuten,“ ſagte er zu mir, „die für dieſen Preis welchen haben wollen, und kommt nach dem Siegesthore, wo ihr einen von jeder anderen Wohnung getrennten Chan ſehen werdet; dort will ich euch erwarten.“

Hierauf ritt er weiter, und ließ mir die Seſamprobe, die ich mehreren Kaufleuten der Stadt zeigte, welche mir ſagten, daß ſie davon ſo viel nehmen wollten, als ich ihnen für hundert und zehn Silberdrachmen verſchaffen würde: und durch dieſen Preis wurde mir ein Gewinn von zehn Drachmen auf das Maaß zu Theil.

Durch dieſen Gewinn gelockt, begab ich mich nach dem Siegesthore, wo der Kaufmann mich erwartete. Er führte mich in ſein Vorrathshaus, welches mit Seſam angefüllt war. Es befanden ſich darin funfzig große Maaß, welche ich meſſen, auf Eſel laden ließ, und ſie dann für fünftauſend Silberdrachmen verkaufte.

„Von dieſer Summe,“ ſagte mir der junge Mann, „kommen euch, für das Maaß zehn Drachmen, alſo fünfhundert Drachmen zu, die ich euch bewillige; und da ich das übrige mir zukommende Geld nicht brauche, ſo mögt ihr es euch von den Kaufleuten auszahlen laſſen, und es mir aufheben, bis ich es euch abfordern werde.“ Ich antwortete ihm, daß es jederzeit für ihn bereit liegen würde, küßte ihm die Hand, und entfernte mich, ſehr vergnügt über ſeine Großmuth.

Es währte einen Monat, ehe ich ihn wieder ſah: nach Verlauf dieſer Zeit erſchien er jedoch. „Wo ſind,“ ſagte er zu mir, „die viertauſend fünfhundert Drachmen, die ich von euch zu fordern habe?“ — „Sie ſind bereit,“ erwiederte ich, „und ich werde ſie euch ſogleich aufzählen.“

Da er auf ſeinem Eſel ſaß, ſo bat ich ihn, abzuſteigen und mir die Ehre zu erzeigen, vorher einen Imbiß mit mir zu ſich zu nehmen. „Nein,“ ſagte er, „ich kann jetzo nicht abſteigen, ich habe hier in der Nähe ein dringendes Geſchäft; aber ich werde hieher zurückkehren und im Vorbeireiten mein Geld mitnehmen, welches ich euch bereit zu halten bitte.“ Nach dieſen Worten ritt er fort.

Ich erwartete ihn, aber vergebens, und er kam erſt nach Verlauf eines Monates wieder. „Der junge Kaufmann,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „hat in der That ein großes Zutrauen zu mir, daß er, ohne mich näher zu kennen, eine Summe von viertauſend fünfhundert Silberdrachmen in meinen Händen läſst! Ein andrer als er, würde ſo nicht handeln, ſondern fürchten, daß ich das Geld unterſchlüge."

Er kam zu Ende des dritten Monats, wieder auf ſeinem Eſel reitend, aber viel prächtiger als ſonſt gekleidet.

Einhundert und vier und dreiſſigſte Nacht.

Sobald ich den jungen Kaufmann erblickte, ging ich ihm entgegen, beſchwur ihn abzuſteigen, und fragte ihn, ob ich ihm ſein Geld nicht aufzählen ſollte. „Das hat keine Eile," ſagte er mit vergnügter und zufriedener Mine. „Ich weiß, daß es in guten Händen iſt; ich werde es mir abholen, wenn ich mein anderes Geld ausgegeben und ſonſt keins mehr habe. Lebt wohl," ſetzte er hinzu, „erwartet mich zu Ende der Woche." Er gab hierauf ſeinem Eſel einen Schlag mit der Peitſche, und ich verlor ihn bald aus dem Geſichte.

„Gut," ſagte ich zu mir ſelbſt, „ er ſagt, ich ſoll ihn zu Ende der Woche erwarten, und ſeiner Rede nach, werde ich ihn vielleicht in langer Zeit nicht wiederſehen. Ich will indeſſen ſein Geld ſo benutzen, daß es mir einen Gewinn bringt."

Ich betrog mich in meiner Vermuthung nicht: das Jahr ging vorüber, ohne daß ich etwas von dem jungen

Manne hörte. Am Ende des Jahres erſchien er, eben ſo reich gekleidet, als das erſtemal, aber es ſchien ihm etwas im Kopfe herumzugehen. Ich bat ihn, mir die Ehre zu erzeigen und bei mir einzutreten. „Das will ich dießmal wohl thun," antwortete er, „aber nur unter der Bedingung, daß ihr meinetwegen keine ungewöhnliche Ausgabe machet." — „Ich werde nichts thun, als was ihr wünſcht; habt nur die Güte abzuſteigen." Er ſtieg ab und trat bei mir ein.

Ich gab Befehle zu dem Mahle, womit ich ihn bewirthen wollte, und wir unterhielten uns, bis man auftrug. Als das Mahl bereit war, ſetzten wir uns zu Tiſche. Bei dem erſten Biſſen bemerkte ich, daß er ihn mit der linken Hand nahm, und ich war verwundert zu ſehen, daß er ſich der rechten gar nicht bediente. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. „Seit ich dieſen Kaufmann kenne," ſagte ich zu mir ſelbſt, „iſt er mir immer ſehr wohlgeſittet vorgekommen, wäre es möglich, daß er ſich aus Verachtung gegen mich ſo benimmt? Warum bedient er ſich nicht ſeiner rechten Hand?"

Einhundert und fünf und dreißigſte Nacht.

Der Chriſtliche Kaufmann war ſehr neugierig zu wiſſen, warum ſein Gaſt nur mit der linken Hand aaß. „Nach der Mahlzeit,“ ſagte er, „als meine Leute abgetragen und ſich entfernt hatten, ſetzten wir uns alle beide auf ein Sofa. Ich bot dem jungen Mann ein treffliches Täfelchen Morſelle an, welches er auch mit der linken Hand nahm. „„Herr,““ ſagte ich nun zu ihm, „ich bitte euch, mir die Freiheit zu verzeihen, die ich mir nehme, euch zu fragen, woher es kömmt, daß ihr euch nicht eurer rechten Hand bedient; vermuthlich habt ihr irgend ein Uebel daran?“ Er ſtieß, anſtatt mir zu antworten, einen tiefen Seufzer aus, und indem er ſeinen rechten Arm hervorzog, den er bis dahin unter ſeinem Kleide verborgen gehalten hatte, zeigte er mir, daß ihm die rechte Hand abgehauen war; worüber ich ſehr erſtaunt war. „Es hat euch ohne Zweifel verletzt,“ ſagte er, „mich mit der linken Hand eſſen zu ſehen; aber, urtheilet nun, ob ich anders kann.“ — „Darf man euch fragen,“ verſetzte ich, „durch welches Unglück ihr eure rechte Hand verloren habt?“ Er vergoß Thränen bei dieſer Frage, und nachdem er ſie getrocknet hatte, erzählte er mir ſeine Geſchichte, wie ich ſie euch jetzt erzählen werde:

„Ihr ſollt wiſſen,“ ſagte er zu mir, „daß ich in Baghdad geboren und der Sohn eines reichen und durch ſeine Verdienſte und Rang in dieſer Stadt, höchſt ausgezeichneten Vaters bin. Kaum war ich unter die Leute gekommen, als ich von gereiſten Perſonen, die ich beſuchte, Wunderdinge von Aegypten und beſonders von Groß-

Kahiro hörte, die mich in Erſtaunen ſetzten und mir Luſt zum Reiſen machten; aber mein noch lebender Vater hätte mir dazu nicht die Erlaubniß gegeben. Endlich ſtarb er, und da ſein Tod mich zum Herrn meiner Handlungen machte, ſo beſchloß ich, nach Kahiro zu reiſen. Ich verwendete eine ſehr große Summe zum Ankaufe verſchiedener Arten feiner Stoffe von Baghdad und Muſſul, und machte mich auf den Weg.

Bei meiner Ankunft in Kahiro, ſtieg ich in dem Chan ab, den man den Chan des Meſrur nennt; ich miethete daſelbſt eine Wohnung und ein Vorrathshaus, in welches ich die Ballen legen ließ, die ich auf Kameelen mitgebracht hatte. Als dieß geſchehen war, begab ich mich in mein Zimmer, um mich auszuruhen und von den Beſchwerden des Weges zu erholen, während meine Leute, denen ich Geld gegeben hatte, Lebensmittel einkauften und die Küche beſorgten. Nach der Mahlzeit ging ich aus, um das Schloß, einige Moſcheen, die öffentlichen Plätze und andere ſehenswerthe Orte zu beſuchen.

Am folgenden Tage zog ich mich anſtändig an, und nachdem ich aus einigen meiner Ballen ſehr ſchöne und ſehr reiche Stoffe hatte nehmen laſſen, in der Abſicht ſie nach einem Beſaſthan *) bringen zu laſſen, um zu ſehen, was man dafür bieten würde, ſo belud ich einen meiner Sklaven damit und ließ ſie nach dem Beſaſthan der Cirkaſſier bringen. Ich ſah mich bald von einer Menge von

Mäklern und Ausrufern umgeben, die von meiner Ankunft benachrichtigt waren. Ich vertheilte Stoffproben unter mehrere Ausrufer, welche ſie in dem ganzen Beſaſtan ausrufen und vorzeigen ſollten; aber alle Kaufleute boten weniger dafür, als ſie mir durch Ankauf und die Koſten der Reiſe zu ſtehen kamen. Das verdroß mich, und als ich mich darüber gegen die Ausrufer beſchwerte, ſagten ſie zu mir: „Wenn ihr uns folgen wollt, ſo wollen wir euch ein Mittel ſagen, durch welches ihr nichts an euren Stoffen verlieren ſollt....“

Einhundert und ſechs und dreißigſte Nacht.

Der Chriſtliche Kaufmann fuhr, ſich fortwährend an den Sultan von Kaſchghar wendend, folgendermaßen fort:

„Da mir die Mäkler und die Ausrufer,“ erzählte der junge Mann, „verſprochen hatten, mir ein Mittel zu ſagen, durch deſſen Anwendung ich nichts an meinen Waaren verlieren würde, ſo fragte ich ſie, was ich denn thun ſollte?“ — „Sie an verſchiedene Kaufleute vertheilen,“ verſetzten ſie, „ſie werden ſie im einzelen verkaufen, und zweimal in der Woche, Montags und Donnerſtags, werdet ihr das dafür gelöſte Geld erhalten. Dadurch werdet ihr gewinnen, anſtatt zu verlieren, und auch den Kaufleuten wird ein kleiner Gewinn zu Theil werden. Unterdeß habt ihr die Freiheit, euch zu ergötzen, und in der Stadt und am Nil ſpazieren zu gehen.“

Ich folgte ihrem Rathe, führte ſie in mein Vorrathshaus, aus welchem ich alle meine Waaren nahm, und in den Beſaſthan zurückkehrend, vertheilte ich ſie unter verſchiedene Kaufleute, welche mir als die zahlungsfähigſten waren genannt worden und mir einen von Zeugen unterſchriebenen Empfangſchein gaben, unter der Bedingung, daß ich ihnen den erſten Monat nichts abforderte.

Als nun meine Geſchäfte auf ſolche Weiſe geordnet waren, hatte ich nichts im Kopfe, als Ergötzlichkeiten. Ich befreundete mich mit verſchiedenen Perſonen meines Alters, die für meinen Zeitvertreib ſorgten. Nach Verlaufe des erſten Monats, begann ich, meine Kaufleute wöchentlich zweimal zu beſuchen, und zwar in Begleitung eines öffentlichen Beamten, um ihr Verkaufsbuch zu prüfen, und eines Wechslers, um die Güte und den Werth der Geldſorten, die ſie mir auszahlten, zu unterſuchen. So brachte ich an den Zahlungstagen immer eine ſtarke Summe in den Chan des Meſrur, in welchem ich wohnte. Das hinderte mich jedoch nicht, an den anderen Tagen der Woche, bald zu dem, bald zu jenem Kaufmanne zu gehen, mich durch Unterhaltung mit ihnen zu ergötzen und zu ſehen, was in dem Beſaſthan vorging.

Eines Montags, als ich eben in dem Laden eines Kaufmannes, Namens **Bedreddin**, ſaß, trat eine Frau herein, die von Stande war, wie man das leicht an ihrem Weſen, ihrer Kleidung und einer ſehr wohlgekleideten, ſie begleitenden Sklavinn ſehen konnte. Sie ſetzte ſich neben mich. Ihr Aeußeres, mit einem natürlichen, aus allem ihrem Thun hervorleuchtenden Anmuth verbunden, nahm mich ſehr für ſie ein und erregte eine große Neigung in mir, ſie näher kennen zu lernen.

Ich weiß nicht, ob ſie es bemerkte, daß ich ſie mit Vergnügen betrachtete, und ob meine Aufmerkſamkeit ihr nicht misfiel: aber ſie erhob den Kreppſchleier, der ihr über das Geſicht und über den Muſſelinſchleier, welcher es verbarg, herabhing, und ließ mich große ſchwarze Augen ſehen, von denen ich bezaubert wurde. Was aber vollends dazu beitrug, mich verliebt in ſie zu machen, war der Ton ihrer Stimme und das feine und anmuthige Weſen, womit ſie den Kaufmann grüßte und ihn fragte, wie er ſich, ſeit ſie ihn nicht geſehen, befunden hätte.

Nachdem ſie ſich eine Zeit lang mit ihm unterhalten hatte, ſagte ſie ihm, daß ſie einen gewiſſen Stoff mit Goldgrund ſuchte; daß ſie in ſeinen Laden, als in den am beſten verſehenen des ganzen Beſaſthans käme, und daß er ihr den gewünſchten Stoff, wenn er ihn vorräthig hätte, zeigen möchte. Bedreddin zeigte ihr mehrere Stücke, ſie blieb bei dem einen, und als ſie nach dem Preiſe fragte, ließ er es ihr für elfhundert Silberdrachmen. „Ich willige darein, euch dieſe Summe zu geben,“ ſagte ſie zu ihm; „ich habe zwar kein Geld bei mir, aber ich hoffe, daß ihr mir bis morgen trauen und mir erlauben werdet, den Stoff mit mir zu nehmen; ich werde nicht unterlaſſen, euch morgen dafür die elfhundert Drachmen zu ſchikken.“ — „Edle Frau,“ erwiederte Bedreddin, „ich würde euch mit Vergnügen trauen und euch den Stoff mitgeben, wenn er mir gehörte; aber er gehört dieſem wackern jungen Manne hier, und ich muß ihm heute das Geld dafür zahlen.“ — „Woher kömmt es denn,“ verſetzte die Frau, ſehr erſtaunt, „daß ihr mich auf ſolche Weiſe behandelt? Komme ich nicht gewöhnlich in euern Laden? Und ſo oft ich Stoffe gekauft habe und ihr mir erlaubt habt, ſie ohne augenblickliche Bezahlung mitzunehmen, habe ich jemals unterlaſſen, euch gleich am folgenden Tage das Geld zu ſenden?“ Der Kaufmann gab das zu. „Es iſt wahr, edle Frau,“ verſetzte er; „aber ich muß heute Geld haben.“ — „Nun denn, da habt ihr euren Stoff,“ ſagte ſie, indem ſie ihn denſelben hinwarf! „Gott verderbe euch, euch und alles, was Kaufmann heißt! Ihr ſeid alle einer wie der andre, ihr habt für niemand Rückſichten.“

Nach dieſen Worten ſtand ſie ſchnell auf und entfernte ſich, ſehr erzürnt auf Bedreddin.“

Einhundert und ſieben und dreißigſte Nacht.

Der Chriſtliche Kaufmann fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Als ich ſah," ſagte der junge Mann zu mir, „daß die Frau fortging, fühlte ich wohl, daß mein Herz großen Antheil an ihr nahm; ich rief ſie demnach zurück, und ſagte zu ihr: „Edle Frau, erzeiget mir die Gnade zurückzukehren, vielleicht finde ich ein Mittel, euch beide zu befriedigen."

Sie kehrte um, indem ſie mir ſagte, daß es aus Liebe zu mir geſchähe. „Herr Bedreddin," ſagte ich hierauf zum Kaufmann, „wie theuer ſagt ihr, daß ihr dieſen mir gehörigen Stoff verkaufen wollt?" — „Elfhundert Silberdrachmen," ſagte er; „für weniger kann ich ihn nicht laſſen." — „So gebet ihn nur dieſer Dame," verſetzte ich, „und ſie mag ihn mitnehmen. Ich gebe euch hundert Drachmen Gewinn und eine Verſchreibung, daß ihr dieſe Summe auf meine anderen Waaren entnehmen könnt." Ich ſchrieb wirklich eine ſolche Anweiſung, unterzeichnete ſie, und händigte ſie dem Bedreddin ein.

Indem ich hierauf der Dame den Stoff übergab, ſagte ich zu ihr: „Ihr könnt ihn mitnehmen, edle Frau, und was das Geld betrifft, ſo könnt ihr mir es morgen, oder an einem andern Tage, ſchicken; oder wenn ihr wollt, mache ich euch auch ein Geſchenk mit dem Stoffe." — „So iſt es nicht gemeint," verſetzte ſie. „Ihr behandelt mich auf eine ſo artige und verbindliche Weiſe, daß ich unwürdig ſein würde, mich vor den Menſchen ſehen zu laſſen, wenn ich euch nicht meine Erkenntlichkeit bezeigte. Möge Gott, um euch dafür zu belohnen, eure Güter mehren, euch lange Zeit nach mir leben laſſen, euch nach eurem Tode die Himmelspforte öffnen, und die ganze Stadt eure Großmuth öffentlich bekannt machen.“

Dieſe Worte flößten mir Dreiſtigkeit ein. „Edle Frau,“ ſagte ich zu ihr, „laßt mich zum Lohne der euch erwieſenen Artigkeit euer Antlitz ſchauen; dadurch werdet ihr mich mit Wucher bezahlen.“

Bei dieſen Worten wendete ſie ſich auf meine Seite, hob den Muſſelinſchleier auf, der ihr das Geſicht bedeckte und zeigte meinen Augen eine erſtaunenswerthe Schönheit. Ich war ſo überraſcht davon, daß ich ihr nicht zu ſagen vermochte, was ich davon dachte. Ich würde nicht müde geworden ſein, ſie zu betrachten; aber ſie bedeckte ſich ſchnell wieder das Geſicht, aus Furcht, daß man es gewahren möchte; und nachdem ſie den Kreppſchleier hatte herabfallen laſſen, nahm ſie das Stück Goldſtoff und entfernte ſich aus dem Laden, in welchem ſie mich in einem Zuſtande ließ, ſehr verſchieden von dem, in welchem ich hereingekommen war. Ich blieb lange Zeit in einer ſeltſamen Verwirrung und Unruhe. Ehe ich den Kaufmann verließ, fragte ich ihn, ob er die Dame kennte. „Ja,“ gab er mir zur Antwort, „ſie iſt die Tochter eines Emirs, der ihr bei ſeinem Sterben unermeßliche Güter hinterlaſſen hat.“

Als ich in den Chan des Meſrur zurückgekehrt war, trugen mir meine Leute das Abendbrot auf; aber es war mir unmöglich zu eſſen. Eben ſo wenig konnte ich in der Nacht, die mir die längſte meines Lebens ſchien, ein Auge zuthun.

Sobald es Tag wurde, ſtand ich in der Hoffnung auf, den Gegenſtand, der meine Ruhe ſtörte, wieder zu ſehen; und um ihm zu gefallen, zog ich mich noch ſorgfältiger an, als am vergangenen Tage. Ich kehrte in Bedreddins Laden zurück.“

Einhundert und acht und dreißigſte Nacht.

Der junge Mann aus Baghdad ſagte, ſeine Abentener dem Chriſtlichen Kaufmann weiter erzählend: „Ich war noch nicht lange im Laden Bedreddins, als ich die Dame, von ihrer Sklavinn begleitet und noch prächtiger gekleidet, als am vergangenen Tage, kommen ſah. Sie ſah den Kaufmann gar nicht an, und ſagte zu mir, ſich an mich allein wendend: „Herr, ihr ſeht, daß ich mein geſtern gegebenes Wort pünktlich halte. Ich komme ausdrücklich, um euch die Summe zu bringen, für welche ihr ſo gütig wart, euch, ohne daß ihr mich kanntet, zu verbürgen: eine Großmuth, die ich nie vergeſſen werde.“ — „Edle Frau,“ erwiederte ich ihr, „es war unnöthig, euch ſo zu beeilen; ich war wegen des Geldes ganz unbeſorgt, und es thut mir leid, daß ihr euch ſo bemüht habt.“ — „Es wäre unrecht geweſen, eure Artigkeit zu misbrauchen.“ Dieß ſagend, händigte ſie mir das Geld ein und ſetzte ſich neben mich.

Indem ich nun die Gelegenheit, mich mit ihr zu unterhalten benutzte, redete ich zu ihr von der Liebe, die ich für ſie fühlte; aber ſie ſtand plötzlich auf und verließ mich, als ob ſie über die ihr eben gemachte Erklärung ſehr beleidigt wäre.

Ich folgte ihr mit den Augen, ſo lange ich ſie ſehen konnte, und als ich ſie nicht mehr ſah, nahm ich Abſchied von dem Kaufmann, und ging aus dem Beſaſthan, ohne zu wiſſen, wohin.

Ich dachte über dieſes Abenteuer nach, als ich mich von hinten gezogen fühlte. Ich drehte mich ſogleich um, zu ſehen, wer mich zöge und ich gewahrte mit Vergnügen, daß es die Sklavinn der Dame war, von welcher ich den Kopf voll hatte. „Meine Gebieterinn,“ ſagte ſie zu mir, „die junge Perſon, mit welcher ihr in dem Laden eines Kaufmanns geſprochen habt, wünſchte euch wohl ein Wort zu ſagen.“

Ich folgte ihr, und ich fand in der That ihre Gebieterinn, die mich in dem Laden eines Wechslers, in welchem ſie ſaß, erwartete.

Sie ließ mich neben ſich ſitzen, und ſagte zu mir: „Mein lieber Herr, ſeid nicht erſtaunt darüber, daß ich euch ein wenig ungeſtüm verließ; ich hielt es nicht für paſſend, euch vor jenem Kaufmann auf das Geſtändnis der Empfindungen, welche ich euch eingeflößt habe, günſtig zu antworten. Aber weit entfernt, darüber beleidigt zu ſein, geſtehe ich, daß ich euch mit Vergnügen zuhörte, und ich ſchätze mich unendlich glücklich, einen Mann von euren Verdienſten zum Liebhaber zu haben. Ich weiß nicht, welchen Eindruck mein erſter Anblick auf euch gemacht hat; was aber mich betrifft, ſo kann ich euch verſichern, daß ich, ſobald ich euch nur ſah, eine Neigung für euch empfand. Seit geſtern habe ich nur an die Dinge gedacht, die ihr mir ſagtet, und mein Eifer, euch ſo zeitig aufzuſuchen, muß euch wohl beweiſen, daß ihr mir nicht misfallet.“ — „Verehrte Frau,“ erwiederte ich, von Liebe und Wonne entzückt, „ich kann nichts Erfreulicheres hören, als was ihr die Güte habt, mir zu ſagen. Es iſt unmöglich, leidenſchaftlicher zu lieben, als ich euch liebe; ſeit dem glücklichen Augenblick, in welchem ihr vor meinen Augen erſchienet, waren ſie von ſo vielen Reizen geblendet, und mein Herz ergab ſich ohne Widerſtand.“ — „Verlieren wir keine Zeit mit unnützen Geſprächen,“ unterbrach ſie mich, „ich zweifle nicht an eurer Aufrichtigkeit, und ihr werdet bald von der meinigen überzeugt ſein. Wollt ihr mir wohl die Ehre erzeigen, zu mir zu kommen; oder wünſcht ihr, daß ich zu euch komme?“ — „Edle Frau,“ entgegnete ich ihr, „ich bin ein Fremder und wohne in einem Chan; das iſt kein ſchicklicher Ort, um eine Frau von eurem Range und von euren Verdienſten zu empfangen.

Einhundert und neun und dreißigſte Nacht.

Es iſt paſſender, edle Frau,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß ihr die Güte habt, mir eure Wohnung anzuzeigen, ich werde mir dann die Ehre geben, euch zu beſuchen.“ Die Dame willigte darein. „Uebermorgen,“ ſagte ſie, „iſt Freitag; kommet an dieſem Tage, nach dem Mittagsgebet. Ich wohne in der Straße der Andacht. Ihr dürft nur nach dem Hauſe des Abu Schamma mit dem Zunamen Berkur fragen, der einſt das Oberhaupt der Emire war; dort werden wir uns finden.“ Nach dieſen Worten trennten wir uns, und ich brachte den folgenden Tag in großer Ungeduld zu.

Ich ſtand am Freitage ſehr früh auf, zog mein ſchönſtes Kleid an, ſteckte einen Beutel mit funfzig Goldſtücken zu mir, und ritt auf einem Eſel, den ich ſchon am vorigen Tage gemiethet hatte, begleitet von dem Manne, dem er gehörte. Als wir in der Straße der Andacht angelangt waren, ſagte ich zu dem Herrn des Eſels, er möchte nach dem Hauſe fragen, welches ich ſuchte. Man zeigte es ihm, und er führte mich hin. Ich ſtieg an der Thüre ab, bezahlte ihn gut, und ſchickte ihn fort, indem ich ihm empfahl, ſich das Haus, in welchem er mich ließ, gut zu merken, und nicht zu unterlaſſen, mich am Morgen des folgenden Tages abzuholen, um mich in den Chan des Meſrur zurückzugeleiten.

Ich klopfte an die Thüre, und alsbald öffneten ſie zwei kleine Sklaven, welche weiß wie der Schnee und ſehr ſorgfältig gekleidet waren. „Habt die Güte einzutreten,“ ſagten ſie zu mir, „unſere Gebieterinn erwartet euch mit Ungeduld. Seit zwei Tagen hört ſie nicht auf, von euch zu reden.“

Ich trat in den Hof und ſah ein großes auf ſieben Stufen erhöhtes Sommerhaus, von einem Gitter umgeben, durch welches es von einem Garten von bewundernswerther Schönheit getrennt war. Außer den Bäumen, welche nur zu ſeiner Verſchönerung dienten, gab es eine Menge anderer, mit den köſtlichſten Früchten belaſteter. Ich war von dem Geſang einer großen Anzahl Vögel bezaubert, deren Töne ſich mit dem Plätſchern eines Springbrunnens von bewundernswürdiger Höhe miſchten, den man in der Mitte eines herrlichen Blumenflors gewahrte. Dieſer Springbrunnen war ſehr ſchön, man ſah an den vier Ecken des Waſſerbeckens vier vergoldete Drachen, welche kriſtallhelles Waſſer in Ueberfluß ausſpien. Dieſer reizvolle Ort gab mir einen hohen Begriff von der Eroberung, die ich gemacht hatte.

Die beiden kleinen Sklaven führten mich in einen prächtig eingerichteten Saal, und während der eine lief, um ſeiner Gebieterinn meine Ankunft zu melden, blieb der andre bei mir, und machte mich auf alle Schönheiten des Saales aufmerkſam.“

Einhundert und vierzigſte Nacht.

Der Chriſtliche Kaufmann fuhr auf folgende Weiſe fort dem Sultan von Kaſchghar zu erzählen:

„Ich brauchte nicht lange,“ ſagte der junge Mann zu mir, „in dem Saale zu warten; die Dame, welche ich liebte, trat bald, mit Perlen und Diamanten geſchmückt, herein; aber ſie glänzte noch mehr durch den Glanz ihrer Augen, als durch den ihrer Edelſteine. Ihr Wuchs, welcher nun nicht mehr durch ihre Stadtkleidung verborgen war, ſchien mir der feinſte und ſchönſte von der Welt.

Ich erzähle euch nichts von der Freude, die wir empfanden, uns wiederzuſehen; denn ich würde ſie nur ſchwach zu ſchildern vermögen. Ich ſage euch deshalb nur, daß wir uns, nach den erſten Begrüßungen, beide auf ein Sofa ſetzten, wo wir uns höchſt angenehm unterhielten. Man trug uns hierauf die köſtlichſten und ausgeſuchteſten Speiſen auf. Wir ſetzten uns zu Tiſche, und nach der Mahlzeit begannen wir uns, bis es Nacht wurde, zu unterhalten. Man brachte uns hierauf trefflichen Wein und Früchte, welche zum Trinken reizten, und wir tranken beim Klange der Inſtrumente, welche die Sklaven mit ihren Stimmen begleiteten. Die Dame vom Hauſe ſang ſelbſt und machte mich durch ihre zu Herzen dringenden Lieder vollends zum leidenſchaftlichſten aller Liebhaber. Ich brachte hierauf die Nacht im Genuß aller Arten von Vergnügungen zu.

Nachdem ich am anderen Morgen den mitgebrachten Beutel mit den funfzig Goldſtücken geſchickt unter das Kopfkiſſen geſteckt hatte, ſagte ich der Dame Lebewohl, die mich fragte, wann ich ſie wieder beſuchen würde. „Theuerſte Frau,“ erwiederte ich ihr, „ich verſpreche euch, dieſen Abend wiederzukommen.“ Sie ſchien höchlich über meine Antwort erfreut, geleitete mich an die Thüre, und beſchwur mich, als wir uns trennten, mein Verſprechen zu halten.

Derſelbe Mann, der mich hingebracht hatte, erwartete mich mit ſeinem Eſel. Ich beſtieg ihn, und kehrte in den Chan des Meſrur zurück. Als ich den Mann fortſchickte, ſagte ich ihm, daß ich ihn nicht bezahlte, damit er mich

Nachmittags zu der Stunde, die ich ihm beſtimmte, abholen ſollte.

Sobald ich nun wieder in meiner Wohnung war, war meine erſte Sorge, ein gutes Lamm und mehrere Gattungen von Kuchen einkaufen zu laſſen, die ich der Dame durch einen Träger ſchickte. Ich beſchäftigte mich hierauf mit ernſten Anglegenheiten, bis der Herr des Eſels angelangt war. Ich machte mich mit ihm auf den Weg, und begab mich zu der Dame, die mich mit eben ſo vieler Freude, als an dem vergangenen Tage, aufnahm und mich mit einem eben ſo köſtlichen Mahle, als das erſte war, bewirthete.

Als ich am folgenden Tage von ihr ging, hinterließ ich ihr wieder einen Beutel mit funfzig Goldſtücken, und kehrte in den Chan des Meſrur zurück.“

Einhundert und ein und vierzigſte Nacht.

Der junge Mann aus Baghdad ſetzte mit folgenden Worten ſeine Erzählung fort: „Ich beſuchte die Dame nun täglich, und ließ jedesmal einen Beutel mit funfzig Goldſtücken bei ihr zurück. Das dauerte, bis die Kaufleute, denen ich meine Waaren zum Verkaufe gegeben hatte, und die ich regelmäßig zweimal in jeder Woche beſuchte, mir nichts mehr ſchuldig waren. Endlich ſah ich mich nun ohne Geld und ohne Hoffnung, welches zu erhalten.

In dieſem abſcheulichen Zuſtand und mit dem Willen, mich meiner Verzweiflung zu überlaſſen, ging ich aus dem Chan, ohne zu wiſſen, was ich that, und kam in die Nähe des Schloſſes, woſelbſt eine große Anzahl von Perſonen verſammelt war, um ein Schauſpiel zu ſehen, welches der Sultan von Aegypten gab. Als ich mich dort unter die Menge gemiſcht hatte, kam ich zufällig in die Nähe eines wohlberittenen und ſehr ſorgfältig gekleideten Reiters, an deſſen Sattelbogen ein halboffner Sack hing, aus welchem eine Schnur von grüner Seide ragte. Indem ich die Hand auf den Sack legte, vermuthete ich, daß die Schnur zu einem im Sacke befindlichen Beutel gehörte. Während ich dieß bedachte, ging auf der anderen Seite des Reiters ein mit Holz beladener Laſtträger vorüber, und zwar ſo nahe, daß der Reiter ſich abwenden mußte, um zu verhindern, daß das Holz ſein Kleid nicht berührte und zerriſſe. In dieſem Augenblicke verſuchte mich der Satan, ich faßte die Schnur mit der einen Hand, und indem ich mit der anderen die Oeffnung des Sackes zu erweitern verſuchte, zog ich, ohne daß jemand es bemerkte, den Beutel heraus. Er war ſchwer, und ich zweifelte nicht, daß Gold oder Silber darin enthalten wäre.

Der Reiter, dem ich wahrſcheinlich wegen deſſen, was ich that, als er den Kopf von mir wegwendete, verdächtig vorkam, ſteckte, als der Laſtträger ſich vorbeigedrängt hatte, ſogleich ſeine Hand in den Sack, und gab mir, da er ſeinen Beutel nicht fand, einen ſo kräftigen Hieb mit ſeiner Streitaxt, daß er mich zur Erde warf.

Alle diejenigen, welche Zeugen dieſer Gewaltthat waren, fühlten ſich dadurch ergriffen, und einige legten die Hand an den Zaum des Pferdes, um den Reiter aufzuhalten und ihn zu fragen, weshalb er mich geſchlagen hätte, und ob es ihm erlaubt wäre, einen Muſelmann auf ſolche Art zu mishandeln. „Was habt ihr euch darein zu miſchen?“ antwortete er ihnen mit trotzigem Ton. „Ich habe es nicht ohne Urſache gethan; denn er iſt ein Dieb.“

Bei dieſen Worten ſtand ich auf, und mein Aeußeres bewog jedermann, ſich meiner anzunehmen und zu ſchreien, er wäre ein Lügner, und es wäre nicht glaublich, daß ein junger Mann, wie ich, die ſchändliche Handlung, die er mir aufbürdete, begangen hätte. Kurz, ſie blieben dabei, daß ich unſchuldig wäre, und während ſie ſein Pferd anhielten, um meine Flucht zu begünſtigen, kam der Polizeimeiſter mit ſeinem Gefolge eben des Weges; und da er um den Reiter und mich ſo viele Leute verſammelt ſah, ſo näherte er ſich mir, und fragte, was vorgefallen wäre. Es war unter den Gegenwärtigen niemand, der nicht den Reiter angeklagt hätte, mich, unter dem

Vorwande, daß ich ihn beſtohlen, ungerechterweiſe mißhandelt zu haben.

Der Polizeimeiſter hielt ſich nicht an das, was man ſagte, und fragte den Reiter, ob er nicht einen andern, als mich, im Verdachte des Diebſtahls hätte. Der Reiter antwortete mit Nein, und ſagte ihm die Urſachen, die er hätte, zu glauben, daß er ſich nicht irrete. Nachdem ihn der Polizeimeiſter angehört hatte, befahl er ſeinen Leuten mich feſtzunehmen und mich zu durchſuchen; was ſie denn auch ſogleich thaten, und einer von ihnen, der mir den Beutel abnahm, zeigte ihn öffentlich.

Einhundert und zwei und vierzigſte Nacht.

Als der Polizeimeiſter den Beutel in ſeinen Händen hatte, fragte er den Reiter, ob er ihm gehörte und wie viel er Geld hineingethan hätte. Der Reiter erkannte ihn für den ihm geſtohlenen, und verſicherte, daß er zwanzig Zeckinen enthielte. Der Richter öffnete ihn, und nachdem er wirklich zwanzig Zeckinen darin gefunden hatte, gab er ihn ihm zurück. Sogleich ließ er mich vor ſich kommen: „Junger Mann,“ ſagte er, „geſtehet mir die Wahrheit: habt ihr den Beutel dieſes Reiters genommen? Wartet nicht, bis ich euch foltern laſſe, um euch zum Geſtändniſſe zu bringen.“ Indem ich hierauf die Augen niederſchlug, ſagte ich zu mir ſelber: „Wenn ich auch die Sache läugne, ſo wird mich doch der Beutel, den man bei mir gefunden hat, für einen Lügner gelten laſſen.“ Um alſo eine doppelte Züchtigung zu vermeiden, erhob ich den Kopf und geſtand, daß ich der Dieb wäre.

Kaum hatte ich dieſes Geſtändnis gemacht, als der Polizeimeiſter, nachdem er Zeugen aufgerufen hatte, mir die Hand abzuhauen befahl. Der Urtheilſpruch wurde auf der Stelle vollzogen; was das Mitleid aller Zuſchauer erregte, und ich bemerkte ſogar auf dem Geſichte des Reiters, daß er nicht weniger gerührt war, als die andern. Der Polizeimeiſter wollte mir noch einen Fuß abhauen laſſen; aber ich flehte den Reiter an, um Gnade für mich zu bitten; er that es, und erhielt Gewährung.

Als der Richter ſeines Weges gegangen war, nahte ſich mir der Reiter. „Ich ſehe wohl,“ ſagte er zu mir, indem er mir den Beutel darreichte, „daß die Nothwendigkeit euch zu einer ſo ſchändlichen und eines ſo wohlgebildeten jungen Mannes, wie ihr ſeid, ganz unwürdigen Handlung getrieben hat; nehmet alſo hier dieſen unheilbringenden Beutel, ich ſchenke ihn euch, und das euch widerfahrene Unglück thut mir ſehr leid.“

Nach dieſen Worten verließ er mich; und da ich durch das verlorene Blut ſehr geſchwächt war, ſo hatten einige wackere Leute aus dem Viertel die mitleidige Güte, mich in ihre Wohnung zu nehmen und mir ein Glas Wein zu trinken zu geben. Sie verbanden auch meinen Arm und hüllten meine Hand in ein linnenes Tuch. Ich nahm ſie, ſie an meinen Gürtel hängend, mit mir.

Wäre ich in dieſem traurigen Zuſtande in den Chan des Meſrur zurückgekehrt, ſo würde ich dort nicht die nöthige Hülfe gefunden haben. Es war auch ſehr gewagt, mich der jungen Dame zu zeigen. „Vielleicht,“ ſagte ich, „wird ſie mich nicht mehr ſehen wollen, wenn ſie meine Schande vernommen hat.“ Ich unterließ jedoch nicht, dieſes Theil zu ergreifen; damit aber die Leute, welche mich verfolgten, des Nachlaufens müde würden, ſo ging ich durch viele abgelegene Gaſſen, und begab mich endlich zu der Dame, bei welcher ich ſo ſchwach und ermüdet ankam, daß ich mich auf das Sofa warf, den rechten Arm unter dem Kleide verbergend; denn ich hütete mich wohl, ihn ſehen zu laſſen.

Inzwiſchen eilte die von meiner Ankunft und von meinem Uebelbefinden benachrichtigte Dame herbei, und ſagte zu mir, da ſie mich ſo blaß und entſtellt ſah: „Was habt ihr denn, liebſte Seele?“ Ich verſtellte mich. „Es iſt,“ erwiederte ich, „eine heftiges Kopfweh,“ was mich quält.“ Sie ſchien ſehr betrübt darüber. „Setzet euch,“ fuhr ſie fort, (denn ich war aufgeſtanden, um ſie zu empfangen.) „Saget mir, wie euch das gekommen iſt. Ihr befandet euch das letzte Mal, als ich das Vergnügen hatte, euch zu ſehen, ſo wohl! Es iſt euch noch etwas, das ihr mir verbergt. Saget mir, was es iſt.“ Da ich ſtille ſchwieg, und ſtatt der Antwort, Thränen aus meinen Augen floſſen, ſagte ſie; „Ich begreife nicht, was euch betrüben kann. Sollte ich euch unbewußt eine Veranlaſſung zur Betrübnis gegeben haben? Und kommt ihr hieher, um mir zu ſagen, daß ihr mich nicht mehr liebt?“ — „Das iſt es nicht, meine Theuerſte,“ entgegnete ich ihr ſeufzend, „und ein ſo ungerechter Verdacht vermehrt mein Leiden noch.“ Ich konnte mich nicht entſchließen, ihr deſſen wahre Urſache zu entdecken.

Als es Nacht geworden war, trug man das Abendeſſen auf. Sie bat mich, zu eſſen; da ich mich aber nur der rechten Hand bedienen konnte, ſo bat ich ſie, mich deſſen zu überheben, indem ich mich damit entſchuldigte, daß ich keine Eßluſt hätte. „Sie wird ſich einfinden,“ ſagte ſie, „ſobald ihr mir entdeckt, was ihr mir mit ſo vieler Halsſtarrigkeit verbergt. Eure Abneigung gegen das Eſſen kömmt ohne Zweifel nur von der Mühe her, die ihr euch gebt, um euch dazu zu zwingen.“ — „Ach, meine Beſte,“ verſetzte ich, „ich muß mich wohl dazu zwingen.“ Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſie mir zu trinken einſchenkte, und indem ſie mir die Schale reichte, ſagte ſie: „Trinket, das wird euch Muth einflößen! Ich ſtreckte alſo die linke Hand aus und nahm die Schale.

Einhundert und drei und vierzigſte Nacht.

Als ich die Schale in der Hand hatte," erzählte der junge Menſch, „verdoppelten ſich meine Thränen, und ich ſtieß neue Seufzer aus. „Was habt ihr denn ſo bitter zu weinen und zu ſeufzen," ſagte hierauf die Dame, „und warum nehmt ihr die Schale mit der linken Hand, und nicht lieber mit der rechten?" — „Ach, meine Verehrteſte," antwortete ich ihr, „entſchuldiget mich, ich beſchwöre euch, ich habe an der rechten Hand eine Geſchwulſt." — „Zeiget mir dieſe Geſchwulſt," ſagte ſie, „ich will ſie aufſtechen." Ich entſchuldigte mich, indem ich ſagte, daß ſie dazu noch nicht reif wäre, und ich leerte die ſehr große Schale. Die Dünſte des Weines und meine Ermüdung und Ermattung betäubten mich bald, und ich verſank in einen tiefen Schlaf, welcher bis an den andern Tag dauerte.

Während ich ſchlief, hob die Dame, welche wiſſen wollte, was ich eigentlich an der rechten Hand hätte, mein Kleid empor, welches ſie verbarg, und ſah mit einem Erſtaunen, das ihr euch denken könnt, daß ſie abgehauen war und daß ich ſie in einem leinenen Tuche mitgebracht hatte. Sie begriff nun ohne Mühe, warum ich ihren dringenden Bitten ſo lange widerſtanden hatte, und ſie brachte die Nacht damit zu, ſich über mein Unglück zu betrüben, indem ſie nicht zweifelte, daß meine Liebe zu ihr es veranlaßt hätte.

Bei meinem Erwachen bemerkte ich wohl, daß ſie von einem lebhaften Schmerz ergriffen war. Desungeachtet ſagte ſie mir, um mich nicht zu kränken, von nichts. Sie ließ mir eine Kraftbrühe von Geflügel auftragen, die man auf ihren Befehl für mich zubereitet hatte, und nöthigte mich zum eſſen und trinken, damit ich, wie ſie ſagte, wieder zu den nöthigen Kräften käme.

Ich wollte hierauf Abſchied von ihr nehmen, aber ſie hielt mich bei meinem Kleide zurück, indem ſie zu mir ſagte: „ich werde nicht zugeben, daß ihr euch von hier entfernet. Obgleich ihr mir nichts davon geſagt habt, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich die Urſache des Unglücks bin, welches ihr euch zugezogen habt. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, wird mich nicht lange leben laſſen, aber ehe ich ſterbe, muß ich ein Vorhaben ausführen, das ich zu euren Gunſten gefaßt habe.“

Nach dieſen Worten ließ ſie einen Gerichtsbeamten und Zeugen holen und mir eine Schenkungsurkunde über alle ihre Güter ausfertigen. Nachdem ſie alle ihre Leute für ihre Bemühungen belohnt und fortgeſchickt hatte, öffnete ſie einen großen Kaſten, in welchem ſich alle, ihr ſeit dem Beginn unſeres Liebesverhältniſſes von mir geſchenkten Beutel befanden. „Sie gehören euch alle,“ ſagte ſie zu mir, „ich habe keinen einzigen angerührt; hier habt ihr den Schlüſſel zu dem Kaſten; ſchaltet damit nach Belieben.“ Ich dankte ihr für ihre Großmuth und für ihre Güte

Sie ſagte hierauf: „Ich rechne das, was ich eben für euch gethan habe, für nichts, und ich werde erſt dann ganz zufrieden ſein, wenn ich ſterbe, um euch zu bezeugen, wie ſehr ich euch liebe.“

Ich beſchwur ſie bei allem, was die Liebe irgend vermag, einen ſo traurigen Entſchluß aufzugeben; aber ich konnte ſie nicht davon abbringen, und der Kummer, mich einhändig zu ſehen, zog ihr eine Krankheit von fünf oder ſechs Wochen zu, an welcher ſie ſtarb.

Nachdem ich ihren Tod pflichtſchuldigſt beweint hatte, ſetzte ich mich in den Beſitz aller ihrer Güter, die ſie mich kennen gelehrt hatte; und der Seſam, den ihr euch bemüht habt für mich zu verkaufen, machte einen Theil davon aus.“

Einhundert und vier und vierzigſte Nacht.

Der junge Mann aus Bagdad beendigte auf ſolche Weiſe die Geſchichte, die er dem chriſtlichen Kaufmann erzählt hatte: „Das, was ihr jetzt gehört habt,“ fuhr er fort, „muß mich entſchuldigen, daß ich bei euch mit der linken Hand gegeſſen habe. Ich bin euch übrigens für die Mühe, die ihr euch meinetwegen gegeben habt, ſehr verbunden. Ich kann euch für eure Treue nicht erkenntlich genug ſein; und da ich, ſo viel ich auch verſchwende habe, Gott ſei Dank, noch Vermögen genug beſitze, ſo bitte ich euch, die Summe, die ich von euch zu fordern habe, als Geſchenk anzunehmen. Außerdem habe ich euch noch einen Vorſchlag zu machen. Da ich nach dem, was ich euch erzählt habe, nicht länger in Kahiro bleiben kann, ſo bin ich entſchloſſen abzureiſen, um nie wieder hieherzukommen. Wenn ihr mir Geſellſchaft leiſten wollt, ſo wollen wir gemeinſchaftlich Handel treiben, und den dadurch erlangten Gewinn theilen.“

Als der junge Mann aus Bagdad mit ſeiner Geſchichte zu Ende war,“ ſagte der Chriſtliche Kaufmann, „dankte ich ihm beſtmöglich für das mir gemachte Geſchenk, und nahm ſeinen Vorſchlag, mit ihm zu reiſen, ſehr gern an, indem ich ihn verſicherte, daß ſein Vortheil mir immer eben ſo am Herzen liegen würde, als der meinige.

Wir ſetzten einen Tag zu unſerer Abreiſe feſt, und als er gekommen war, machten wir uns auf den Weg. Wir ſind durch Syrien und Meſopotamien gereiſt, haben ganz Perſien durchſtrichen, und ſind endlich, nachdem wir uns in verſchiedenen Städten aufgehalten haben, o Herr, in eure Hauptſtadt gekommen. Nach Verlauf einiger Zeit bezeigte mir der junge Mann ſein Verlangen, nach Perſien zurückzukehren und ſich dort niederzulaſſen; wir berechneten uns mit einander, und trennten uns mit gegenſeitiger Zufriedenheit. Er reiſte ab, und ich, Herr, bin in dieſer Stadt geblieben, allwo ich die Ehre habe in

Euer Majeſtät Dienſten zu ſein. Das iſt die Geſchichte, die ich euch zu erzählen hatte; findet ihr ſie nicht erſtaunenswerther, als die des Buckligen?“

Der Sultan von Kaſchghar gerieth gegen den Chriſtlichen Kaufmann in Zorn. „Du biſt ſehr dreiſt,“ ſagte er zu ihm, „daß du es wagſt, mir eine Geſchichte zu erzählen, die meiner Aufmerkſamkeit ſo wenig würdig iſt, und ſie der des Buckligen zu vergleichen. Kannſt du dir ſchmeicheln, mich zu überzeugen, daß die faden Abenteuer eines jungen Wüſtlings bewundernswerther ſind, als die meines Luſtigmachers? Ich werde euch alle viere hängen laſſen, um ſeinen Tod zu rächen.“

Bei dieſen Worten warf ſich der erſchrockene Lieferant zu den Füßen des Sultans: „Herr,“ ſagte er, „ich bitte Euer Majeſtät inſtändigſt, ihren gerechten Zorn noch zurückzuhalten, mich anzuhören, und uns allen vieren Gnade widerfahren zu laſſen, wenn die Geſchichte die ich Euer Majeſtät erzähle, ſchöner iſt, als die des Buckligen.“ — „Ich bewillige deine Bitte,“ ſagte der Sultan, „rede!“

Der Lieferant nahm hierauf das Wort und begann:

Geſchichte

welche der Lieferant des Sultans von Kaſchghar erzählt.

„Herr, eine ſehr geachtete Perſon ladete mich geſtern zu der Hochzeit einer ihrer Töchter ein. Ich unterließ nicht, mich am Abend zur beſtimmten Stunde einzufinden, und ich befand mich in einer Geſellſchaft von Doktoren, Juſtizbeamten und andern höchſt ausgezeichneten Perſonen der Stadt. Nach den Feierlichkeiten trug man ein prächtiges Mahl auf; man ſetzte ſich zu Tiſche, und jeder aaß, was ihm am beſten mundete. Es gab, unter andern Gerichten, ein ganz vortreffliches, mit Knoblauch zubereitetes, von welchem alle haben wollten; und da wir unter den Gäſten einen bemerkten, der nicht von dem Gericht aaß, obgleich es vor ihm ſtand, ſo ladeten wir ihn ein, gleich uns, zuzulangen. Er beſchwur uns, ihn nicht zu nöthigen: „Ich werde mich wohl hüten," ſagte er, „von einer Mengſpeiſe zu eſſen, in welcher Knoblauch iſt: ich habe nicht vergeſſen, was es mich gekoſtet hat, einſt von einem ſolchen Gerichte gegeſſen zu haben." Wir baten ihn, uns zu erzählen, was ihm denn eine ſo große Abneigung gegen den Knoblauch eingeflößt hätte. Aber der Herr vom Hauſe ſagte, ohne ihm Zeit zur Antwort zu laſſen: „Ehrt ihr meinen Tiſch auf ſolche Weiſe? Das Gericht iſt köſtlich, ihr dürft es nicht ungekoſtet laſſen, und müßt mir den Gefallen erzeigen, gleich den andern, davon zu eſſen." „Herr," verſetzte der Gaſt, der ein Kaufmann aus Bagdad war, „glaubet nicht, daß ich aus falſchem Zartgefühle mich ſo benehme; wenn ihr es ausdrücklich verlangt, will ich euch wohl gehorchen: aber ich kann es nur unter der Bedingung thun, daß ich mir nach dem Eſſen, mit eurer Vergünſtigung, die Hände vierzigmal mit Kali, vierzigmal mit der Aſche der nämlichen Pflanze, und eben ſo oft mit Seife waſche. Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, wenn ich ſo verfahre, um einen Eidſchwur zu halten, den ich abgelegt habe, eine Mengſpeiſe mit Knoblauch nur unter dieſer Bedingung zu eſſen."

Einhundert und fünf und vierzigſte Nacht.

Der Lieferant fuhr in ſeiner, an den Sultan von Kaſchghar gerichteten Erzählung fort: „Da es der Hausherr dem Kaufmann nicht erlaſſen wollte, von der Knoblauchſpeiſe zu eſſen, ſo befahl er ſeinen Leuten ein Becken mit Waſſer, und Kali, Aſche von derſelben Pflanze, und Seife bereit zu halten, damit der Kaufmann ſich ſo oft, als ihm belieben würde, waſchen könnte. Nachdem er dieſen Befehl gegeben hatte, wandte er ſich an den Kaufmann, und ſagte zu ihm: „Folget unſerem Beiſpiel und eſſet. An Kali, an Aſche von derſelben Pflanze, und an Seife ſoll's euch nicht fehlen.“

Der Kaufmann, der über die Gewalt, welche man ihm anthat, unmuthig ſchien, ſtreckte die Hand aus, nahm einen Biſſen, den er zitternd an den Mund brachte und mit einem Widerwillen aaß, über welchen wir alle ſehr erſtaunt waren. Doch überraſchte es uns noch mehr, zu bemerken, daß er nur vier Finger und keinen Daumen hatte; was bis dahin, obgleich er ſchon von anderen Speiſen gegeſſen hatte, noch von niemand war bemerkt worden.

Der Hausherr nahm ſogleich das Wort: „Ihr habt keinen Daumen,“ ſagte er zu ihm, „durch welchen Zufall habt ihr ihn verloren?“ — „Herr,“ erwiederte er, „der Daumen fehlt mir nicht bloß an der rechten, ſondern auch an der linken Hand.“ Zugleich zeigte er uns die letztere, und ließ uns ſehen, daß er die Wahrheit geſagt hatte. „Das iſt noch nicht alles,“ fügte er hinzu, „mir fehlt auch an beiden Füßen die große Zehe, und ihr könnt mir's glauben, ich bin auf dieſe Weiſe durch ein unerhörtes Abenteuer verſtümmelt, welches ich euch, wenn ihr die Geduld haben wollt, es zu hören, wohl erzählen will. Es wird nicht minder euer Erſtaunen, als euer Mitleid erregen. Doch erlaubet mir, daß ich mir vorher die Hände waſche.“

Nach dieſen Worten, ſtand er von Tiſche auf, und nachdem er ſich hundert und zwanzig Mal die Hände gewaſchen hatte, ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Platz, und erzählte uns ſeine Geſchichte, wie folget:

„Ihr ſollt wiſſen, meine Herren, daß unter der Regierung des Chalyfen Haroun Arreſchyd mein Vater in Bagdad, woſelbſt ich geboren bin, lebte und für einen der reichſten Kaufleute dieſer Stadt galt. Da er aber ein ſehr vergnügungſüchtiger Mann war, der das Schwelgen liebte und ſeine Geſchäfte vernachläßigte, ſo hatte ich nach ſeinem Tode, ſtatt ein großes Vermögen zu erben, alle erdenkliche Sparſamkeit nöthig, um ſeine hinterlaſſenen Schulden zu bezahlen. Es gelang mir jedoch, ſie alle zu tilgen, und durch meine Bemühungen fingen meine Umſtände an, eine lachende Außenſeite zu gewinnen.

Als ich eines Tages meinen Laden öffnete, ritt eine Dame von einem Verſchnittenen und zwei Sklavinnen begleitet, bei meiner Thüre vorbei, und hielt ſtill. Sie ſtieg mit Hülfe des Verſchnittenen ab, der ihr die Hand bot und zu ihr ſagte: „Gnädige Frau, ich ſagte es euch wohl, daß ihr zu früh kommen würdet, ihr ſeht, daß noch niemand im Beſaſthan iſt, und wenn ihr mir geglaubt hättet, würdet ihr euch die Mühe des Wartens erſpart haben.“

Sie ſah ſich nach allen Seiten um, und da ſie gewahrte, daß wirklich noch kein anderer Laden, als der meinige, geöffnet war, ſo näherte ſie ſich ihm, und bat mich um die Erlaubnis, ſich dort auszuruhen, bis die anderen Kaufleute kämen. Ich erwiederte ihre Begrüßung geziemend.

Einhundert und ſechs und vierzigſte Nacht.

Die Dame ſetzte ſich in meinem Laden, und da ſie ſah, daß außer dem Verſchnittenen und mir noch niemand in dem ganzen Beſaſthan war, ſo entſchleierte ſie das Geſicht, um friſche Luft zu ſchöpfen. Niemals habe ich etwas ſo Schönes geſehen: ſie ſehen und leidenſchaftlich lieben, war Eins für mich; immer hatte ich die Augen auf ſie geheftet. Es ſchien mir, daß meine Aufmerkſamkeit ihr nicht unangenehm war, denn ſie ließ mir Zeit, ſie nach Bequemlichkeit zu betrachten, und ſie verſchleierte das Geſicht erſt, als die Furcht bemerkt zu werden, ſie dazu nöthigte.

Nachdem ſie ſich wieder in den vorigen Zuſtand verſetzt hatte, ſagte ſie mir, daß ſie mehrere Gattungen der ſchönſten und reichſten Stoffe ſuchte, die ſie mir nannte und mich fragte, ob ich ſie vorräthig hätte. „Ach, gnädige Frau,“ antwortete ich ihr, „ich bin ein junger Kaufmann, der erſt ſeit kurzem ſeinen Handel eingerichtet hat; ich bin nicht reich genug, um ein ſo bedeutendes Geſchäft zu treiben, und es iſt mir ſehr ſchmerzlich, daß ich euch von dem, was euch auf den Beſaſthan geführt hat, nichts vorweiſen kann; um euch aber die Mühe zu erſparen, von Laden zu Laden zu gehen, werde ich, wenn ihr es mir erlaubt, ſobald die Kaufleute ſich eingefunden haben, alles, was ihr verlangt, bei ihnen holen; ſie werden mir den genauſten Preis ſagen, und ihr könnt, ohne weiter zu gehen, hier eure Einkäufe beſorgen.“

Sie willigte darein, und ich hatte mit ihr eine Unterhaltung, die um ſo länger dauerte, als ich ſie glauben machte, daß die Kaufleute, welche die verlangten Stoffe hätten, noch nicht angelangt wären.

Ihr Geiſt bezauberte mich nicht minder, als die Schönheit ihres Geſichts; aber ich mußte mich am Ende doch des Vergnügens ihrer Unterhaltung berauben. Ich eilte, die von ihr verlangten Stoffe zu holen; und als ſie diejenigen, welche ihr am beſten gefielen, ausgeſucht hatte, ſo ſetzten wir den Preis auf fünftauſend Drachmen gemünzten Silbers feſt.

Sie ſtand ſodann auf und ging fort, nachdem ſie Abſchied von mir genommen hatte. Ich begleitete ſie mit den Augen bis an die Pforte des Beſaſthans, und hörte nicht auf, ſie zu betrachten, bis ſie wieder auf ihrer Mauleſelinn ſaß.

Kaum war die Dame verſchwunden, als mir einfiel, daß die Liebe mich hatte eine Thorheit begehen laſſen. Sie hatte mir ſo den Kopf verwirrt, daß ich nicht darauf geachtet hatte, daß die Dame fortgegangen war, ohne zu bezahlen, und daß ich nicht einmal danach gefragt hatte, wer ſie wäre und wo ſie wohnte. Ich bedachte zugleich, daß ich nun mehreren Kaufleuten, die vielleicht nicht die Geduld haben würden zu warten, eine beträchtliche Summe ſchuldig wäre. Ich ging, mich bei ihnen beſtmöglich zu entſchuldigen, indem ich ihnen ſagte, daß ich die Dame kennte. Ich kehrte hierauf, eben ſo verliebt, als wegen einer ſo groſſen Schuld verlegen, in meinen Laden zurück.

Einhundert und ſieben und vierzigſte Nacht.

„Ich hatte,“ fuhr der Kaufmann fort, „meine Gläubiger um eine achttägige Friſt gebeten; da dieſe nun vorbei war, drängten ſie mich, ſie zu bezahlen. Ich bat ſie mir dieſelbe Friſt nochmals zu bewilligen: ſie thaten es, aber ſchon am folgenden Tage ſah ich die Dame auf ihrer Mauleſelinn, mit demſelben Gefolge und zu derſelben Stunde, wie das erſtemal, ankommen.

Sie kam gerade auf meinen Laden zu. „Ich habe euch ein wenig warten laſſen,“ ſagte ſie, „aber nun bringe ich euch das Geld für die neulich mitgenommenen Stoffe; traget es zu einem Wechsler, damit er unterſuche, ob es von gutem Gehalt und richtig gezählt iſt.“

Der Verſchnittene, der das Geld hatte, ging mit mir zum Wechsler, und die Summe fand ſich richtig und in gewichtiger Geldſorte. Ich kehrte zurück, und hatte wieder das Glück, die Dame zu unterhalten, bis alle Läden des Beſaſthans offen waren. Obgleich wir nur von ſehr gewöhnlichen Dingen ſprachen, ſo wußte ſie ihnen doch eine Wendung zu geben, welche dieſelben neu erſcheinen ließ, und mir bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte, als ich ihr, ſchon bei unſerer erſten Unterredung, viel Verſtand zuſchrieb.

Als die Kaufleute gekommen waren und ihre Läden geöffnet hatten, brachte ich denjenigen, bei welchen ich Stoffe auf Borg genommen hatte, das ſchuldige Geld, und erlangte von ihnen ohne Mühe, daß ſie mir andere von der Dame verlangte, anvertrauten. Ich nahm dergleichen für tauſend Goldſtücke, und die Dame nahm die Waare wieder mit, ohne ſie zu bezahlen, ohne mir etwas zu ſagen, und ohne ſich zu erkennen zu geben. Es wunderte mich ſehr, daß ſie mir nichts zurückließ, und daß ich ohne Bürgſchaft und ohne die Gewißheit einer Entſchädigung blieb, im Fall ich ſie nicht wiederſähe. „Sie zahlt mir eine ſehr anſehnliche Summe,“ ſagte ich zu mir ſelbſt: „aber ſie bleibt mir eine noch anſehnlichere ſchuldig. Sollte ſie eine Betrügerinn ſein, und wäre es möglich, daß ſie mich nur gelockt hätte, um mich um ſo tiefer ins Verderben zu bringen? Die Kaufleute kennen ſie nicht, und werden ſich an mich halten.“

Meine Liebe war nicht mächtig genug, um mich an ſehr trübſeligen Betrachtungen zu hindern. Meine Unruhe vermehrte ſich von Tage zu Tage, einen ganzen Monat hindurch, welcher verfloß, ohne daß ich von der Dame irgend etwas erfuhr. Endlich wurden die Kaufleute ungeduldig, und ich war, um ſie zu befriedigen, ſchon darauf gefaßt, alles, was ich hatte, verkaufen zu müſſen, als ich ſie eines Morgens in demſelben Aufzuge, wie früher, wiederkommen ſah.

„Nehmet eure Goldwage,“ ſagte ſie zu mir, „um das Gold zu wägen, welches ich euch mitbringe.“ Dieſe Worte zerſtreuten meine Beſorgnis und verdoppelten meine Liebe vollends. Ehe ſie die Goldſtücke aufzählte, legte ſie mir mehrere Fragen vor, unter andern fragte ſie mich, ob ich verheiratet wäre. Ich antwortete ihr, daß ich es nicht wäre und es auch niemals geweſen. Hierauf ſagte ſie zu dem Verſchnittenen, indem ſie ihm das Geld gab: „Leihet uns euren Beiſtand, um unſere Angelegenheit zu Ende zu bringen!“ Der Verſchnittene lachte, und ließ mich, nachdem er mich bei Seite gezogen hatte, das Geld wägen. Während ich wägte, ſagte er mir ins Ohr: „Ich ſehe es euch wohl an, daß ihr meine Gebieterinn liebt, und ich bin erſtaunt, daß ihr nicht dreiſt genug ſeid, ihr eure Liebe zu entdecken. Sie liebt euch noch mehr, als ihr ſie liebt. Glaubet nur nicht, daß ſie eurer Stoffe bedarf; ſie kömmt bloß, weil ihr ihr eine heftige Leidenſchaft eingeflößt habt, und ſie hat euch auch nur deshalb gefragt, ob ihr verheiratet ſeid. Ihr dürft nur ſprechen, und es ſteht nur bei euch ſie zu heiraten, wenn ihr wollt.“ — „Es iſt wahr,“ entgegnete ich ihm, „daß ich, ſeit ich ſie zum erſtenmale ſah, Liebe für ſie empfinde; aber ich wagte es nicht, auf das Glück, ihr zu gefallen, Anſpruch zu machen. Ich bin mit Leib und Seele der ihrige, und ich werde nicht unterlaſſen, euch für den guten Dienſt, den ihr mir leiſtet, erkenntlich zu ſein.“

Ich war endlich mit dem Abwägen der Goldſtücke fertig, und während ich ſie wieder in den Beutel that, wendete ſich der Verſchnittene zu der Dame und ſagte ihr, daß ich ſehr zufrieden wäre; dieß war das unter ihnen verabredete Wort. Sogleich ſtand die Dame von ihrem Sitze auf und entfernte ſich, indem ſie mir ſagte, daß ſie mir den Verſchnittenen ſenden, und daß ich nur thun möchte, was er mir von Seiten ihrer ſagen würde.

Ich brachte jedem Kaufmanne das ihm gebührende Geld, und erwartete einige Tage hindurch den Verſchnittenen mit Ungeduld. Endlich kam er.

Einhundert und acht und vierzigſte Nacht.

Ich empfing den Verſchnittenen ſehr freundſchaftlich und erkundigte mich bei ihm nach dem Befinden ſeiner Gebieterinn. „Ihr ſeid,“ ſagte er, „der glücklichſte Liebhaber von der Welt; ſie iſt krank vor Liebe. Es iſt nicht möglich, daß man mehr Luſt haben kann, euch zu ſehen, als ſie hat; und wenn ſie über ihre Handlungen gebieten könnte, ſo würde ſie zu euch kommen und gern alle Augenblicke ihres Lebens mit euch zubringen.“ — „Ihrem edlen Weſen und ihrem feinen Benehmen nach,“ ſagte ich zu ihm, „habe ich in ihr eine Dame von Stande vermuthet.“ — „Ihr habt euch in dieſer Vermuthung nicht betrogen,“ verſetzte der Verſchnittene; „ſie iſt der Liebling Sobeïdens, der Gemahlinn des Chalyfen, welche ſie um ſo mehr liebt, da ſie ſie von Kind auf erzogen hat, und ſich bei allen Einkäufen auf ſie verläßt. Da ſie die Abſicht hat, ſich zu verheiraten, ſo hat ſie der Gemahlinn des Beherrſchers der Gläubigen erklärt, daß ſie die Augen auf euch geworfen habe, und hat ſie um ihre Zuſtimmung gebeten. Sobeide hat ihr geſagt, daß ſie einwillige, daß ſie euch aber vorher ſehen wolle, um ſich zu überzeugen, ob ſie eine gute Wahl getroffen habe, und daß ſie in dieſem Falle die Hochzeitskoſten tragen würde. Ihr ſeht alſo, daß euer Glück gemacht iſt. Wenn ihr der Günſtlinginn gefallen habt, ſo werdet ihr der Herrinn, die nur darauf bedacht iſt, ihr Vergnügen zu machen, und die ihrer Neigung keinen Zwang anthun wird, nicht minder gefallen. Es kömmt alſo nur darauf an, daß ihr in den Pallaſt kommet, und ihr ſeht mich deshalb hier. Entſchließet euch.“ — „Ich bin völlig entſchloſſen,“ erwiederte ich ihm, „und ich bin bereit, euch zu folgen, wohin ihr mich führen werdet.“ — „Das iſt gut,“ ſagte der Verſchnittene: „aber ihr wißt, daß in die Zimmer der Damen des Palaſtes keine Männer kommen dürfen, und daß man euch nur durch Maaßregeln, die eine große Heimlichkeit erfordern, einführen kann; die Lieblinginn hat ſichere genommen. Thut euerſeits alles, was von euch abhängt; ſeid jedoch vor allem vorſichtig und verſchwiegen: denn es geht um euer Leben.“

Ich verſicherte ihn, daß ich alles thun würde, was man mir beföhle. „Ihr müßt euch alſo,“ ſagte er zu mir, „beim Eintritte der Nacht in die Moſchee begeben, welche Sobeide, die Gemahlinn des Chalyfen, am Ufer des Tigris hat erbauen laſſen, und dort warten, bis man euch abholt.“ Ich willigte in alles, was er wollte.

Ich erwartete das Ende des Tages mit Ungeduld, und als es da war, machte ich mich auf den Weg. Ich wohnte dem Gebet anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang in der Moſchee bei, in welcher ich der letzte blieb.

Ich ſah alsbald einen Kahn ankommen, deſſen Ruderer lauter Verſchnittene waren; ſie ſtiegen ans Land und trugen mehrere große Kiſten in die Moſchee, worauf ſie ſich wegbegaben. Es blieb nur ein einziger zurück, den ich für denſelben erkannte, der die Dame immer begleitet und am Morgen mit mir geſprochen hatte.

Ich ſah nun auch die Dame eintreten, ging ihr entgegen, und bezeugte ihr meine Bereitwilligkeit, ihre Befehle zu vollziehen. „Wir haben,“ ſagte ſie zu mir, „keine Zeit zu verlieren.“ Sie öffnete hierauf eine der Kiſten und befahl, daß ich mich hineinlegen ſollte: „Das iſt,“ ſetzte ſie hinzu, „eine zu eurer und meiner Sicherheit nöthige Sache. Fürchtet nichts, und laſſet mich für das übrige ſorgen.“ Ich war ſchon zu weit gegangen, um wieder zurück zu können; ich that, was ſie verlangte, und ſie verſchloß ſogleich die Kiſte mit einem Schlüſſel. Hierauf rief der Verſchnittene, der ihr Vertrauter war, die andern Verſchnittenen, welche die Kiſten in die Moſchee getragen hatten, und ließ ſie alle in den Kahn zurück tragen. Da ſich hierauf die Dame und ihr Verſchnittener wieder eingeſchifft hatten, ſo ruderte man fort, um mich in die Wohnung Sobeidens zu bringen.

Während dieſer Zeit ſtellte ich ernſthafte Betrachtungen an, und die Gefahr bedenkend, in welcher ich mich befand, bereute ich es, mich ihr ausgeſetzt zu haben. Ich nahm meine Zuflucht zu Gebeten und Gelübden, zu welchen es eben nicht die rechte Zeit war.

Der Kahn landete an der Pforte des Palaſtes des Chalyfen, man lud die Kiſten ab, welche in das Zimmer des Befehlshabers der Verſchnittenen gebracht wurden, der den Schlüſſel zu den Zimmern der Frauen in Verwahrung hat, und ohne ſtrenge Durchſuchung nichts einläßt. Dieſer Befehlshaber hatte ſich ſchlafen gelegt; man mußte ihn wecken und aufſtehen heißen.

Einhundert und neun und vierzigſte Nacht.

Der Befehlshaber der Verſchnittenen, unwillig darüber, daß man ihn ſo im Schlafe geſtört hatte, zankte ſehr mit der Günſtlinginn, daß ſie ſo ſpät käme. „Ihr werdet nicht ſo leicht wegkommen, als ihr es euch einbildet,“ ſagte er zu ihr, „keine einzige dieſer Kiſten wird eingelaſſen, ohne daß ich ſie geöffnet und ſorgfältig durchſucht habe.“

Zugleich befahl er den Verſchnittenen, ſie insgeſammt eine nach der andern, vor ihn zu bringen und ſie zu öffnen. Sie fingen mit derjenigen an, in welcher ich verborgen war, nahmen ſie und ſetzten ſie vor ihm hin. Ich wurde nun von einem unbeſchreiblichen, tödtlichen Schrekken ergriffen, und glaubte, daß der letzte Augenblick meines Lebens da wäre.

Die Günſtlinginn, welche den Schlüſſel hatte, beſtand darauf, daß ſie ihn nicht hergeben und nicht leiden würde, daß man die Kiſte öffnete. „Ihr wißt wohl,“ ſagte ſie, „daß ich nichts kommen laſſe, was nicht für Sobeïden, eure und meine Herrinn, beſtimmt iſt. Dieſe Kiſte iſt insbeſondere mit köſtlichen Waaren angefüllt, welche neu angelangte Kaufleute mir anvertraut haben. Es befindet ſich überdies, eine Anzahl Flaſchen darin, die mit aus Mekka geſandtem Waſſer der Quelle Semſem angefüllt ſind. Sollte eine davon zerbrechen, ſo würden die Waaren beſchädigt und ihr dafür verantwortlich werden; und die Gemahlinn des Beherrſchers der Gläubigen würde ſich wohl wegen eurer Unverſchämtheit zu rächen wiſſen.“ Kurz, ſie ſprach mit ſo vieler Feſtigkeit, daß der Befehlshaber nicht die Dreiſtigkeit hatte, auf der Unterſuchung, ſowohl derjenigen Kiſte, in welcher ich mich befand, als auch der andern, zu beharren. — „Weiter mit den Kiſten!“ — ſagte er zornig. Man öffnete die Wohnung der Frauen, und trug alle Kiſten hinein.

Kaum waren ſie dort, als ich plötzlich ſchreien hörte: „Der Chalyf! der Chalyf!“ Dieſe Worte vergrößerten meinen Schreck auf einen Grad, daß ich nicht begreife, wie ich nicht auf der Stelle ſtarb. Es war in der That der Chalyf. „Was bringt ihr denn in dieſen Kiſten?“ ſagte er zu der Günſtlinginn. „Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete ſie, „es ſind neu angelangte Stoffe, welche die Gemahlinn Euer Majeſtät zu ſehen gewünſcht hat.“ — „Oeffnet, öffnet,“ ſagte der Chalyf, „auch ich will ſie ſehen.“ Sie wollte das abwenden, indem ſie ihm vorſtellte, daß dieſe Stoffe nur für Frauen geeignet wären, und daß er ſeiner Gemahlinn dadurch das Vergnügen rauben würde, ſie zuerſt zu ſehen. „Oeffnet, ſag' ich,“ verſetzte er, „ich befehle es euch.“ Sie ſtellte ihm noch vor, daß Seine Majeſtät, indem Sie ſie nöthigte, gegen ihre Herrinn zu fehlen, ſie ihrem Zorn ausſetzte. „Nein, nein,“ ſagte er, „ich verſpreche euch, daß ſie euch darüber keinen Vorwurf machen wird. Oeffnet nur, und laßt mich nicht länger warten.“

Man mußte gehorchen; und ich fühlte mich damals ſo ſehr beunruhigt, daß ich noch immer ſchaudre, ſo oft ich daran denke. Der Chalyf ſetzte ſich, und die Günſtlinginn ließ alle Kiſten, eine nach der andern, vor ihn hin tragen, und öffnete ſie. Um die Sache in die Länge zu ziehen, entwickelte ſie ihm die Schönheit jedes Stoffes insbeſondere. Sie wollte ſeine Geduld ermüden, aber das gelang ihr nicht. Da ihr nicht weniger als mir daran lag, die Kiſte, in welcher ich mich befand, nicht zu öffnen, ſo beeilte ſie ſich nicht, ſie herbeibringen zu laſſen, und ſie blieb nur noch allein zu unterſuchen übrig: „Laßt uns zu Ende kommen,“ ſagte der Chalyf, „und noch ſehen, was ſich in dieſer Kiſte befindet.“ Ich weiß nicht zu ſagen, ob ich in dieſem Augenblicke lebendig oder todt war; aber ich glaubte nicht, daß ich einer ſo großen Gefahr entgehen würde.

Einhundert und funfzigſte Nacht.

Als die Günſtlinginn Sobeïdens ſah, daß der Chalyf ausdrücklich die Oeffnung der Kiſte verlangte, in welcher ich mich befand, ſagte ſie: „Was dieſe Kiſte hier betrifft, ſo wird, ich bitte darum, Euer Majeſtät die Gnade haben, mir das Vorzeigen ihres Inhalts zu erlaſſen; es ſind Sachen, die ich Ihr nur in Gegenwart Ihrer Gemahlinn zeigen kann.“ — „Wohlan denn,“ ſagte der Chalyf, „ich habe nichts dagegen, laßt eure Kiſten wegtragen.“ Sie ließ ſie ſogleich weg und in ihr Zimmer tragen, wo ich wieder zu athmen begann.

Sobald die Verſchnittenen, welche die Kiſten hereingebracht, ſich entfernt hatten, öffnete ſie ſchnell diejenige, in welcher ich eingeſperrt war. „Steiget heraus,“ ſagte ſie zu mir, indem ſie mir die Thür einer Treppe zeigte, welche zu einem oberen Zimmer führte: „geht hier hinauf, und erwartet mich.“

Sie hatte kaum die Thüre hinter mir verſchloſſen, als der Chalyf eintrat und ſich auf die Kiſte ſetzte, welche ich ſo eben verlaſſen hatte. Der Beweggrund dieſes Beſuchs war eine Anwandlung von Neugier, welche mich nicht betraf. Der Fürſt wollte ſie nur über das befragen, was ſie in der Stadt geſehen oder gehört hatte. Sie unterhielten ſich ziemlich lange, worauf er ſie endlich verließ und ſich in ſeine Wohnung zurückzog.

Als ſie ſich frei ſah, kam ſie in das Zimmer in welches ich hinaufgeſtiegen war, und machte mir viele Entſchuldigungen über die Beunruhigungen, welche ſie mir verurſacht hatte. „Meine Angſt,“ ſagte ſie zu mir, „iſt nicht minder groß geweſen, als die eure, weil ich aus Liebe zu euch gelitten habe, und auch meinetwegen, da ich dieſelbe Gefahr lief. Eine andre an meiner Stelle würde vielleicht nicht den Muth gehabt haben, ſich eben ſo gut aus einer ſo kitzlichen Lage zu ziehen. Es bedurfte nicht weniger Dreiſtigkeit, noch Geiſtesgegenwart, oder vielmehr, es bedurfte nur aller der Liebe, die ich für euch empfinde, um mich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen; aber beruhiget euch, es iſt nun nichts mehr zu fürchten.“

Nachdem wir uns einige Zeit mit vieler Zärtlichkeit unterhalten hatten, ſagte ſie zu mir: „Es iſt Zeit, euch zur Ruhe zu begeben; leget euch ſchlafen! Ich werde nicht verabſäumen, euch morgen zu irgend einer Stunde des Tages meiner Gebieterinn Sobeïde vorzuſtellen; und das iſt eine leichte Sache, denn der Chalyf beſucht ſie nur in der Nacht.“

Durch dieſe Worte wieder ermuthigt, ſchlief ich ziemlich ruhig; denn wenn mein Schlaf auch zuweilen durch Beunruhigungen unterbrochen wurde, ſo waren ſie doch von angenehmer Art, und durch die Hoffnung veranlaßt, eine Frau von ſo viel Geiſt und Schönheit zu beſitzen.

Am folgenden Tage unterrichtete mich die Günſtlinginn Sobeïdens, ehe ſie mich vor ihrer Gebieterinn erſcheinen ließ, über die Art, wie ich mich in ihrer Gegenwart zu benehmen hätte, und ſagte mir ungefähr, was für Fragen die Fürſtinn mir vorlegen würde, und was ich darauf antworten ſollte. Sie führte mich hierauf in einen Saal, in welchem alles von erſtaunlicher Zierlichkeit und reicher Pracht war. Ich war noch nicht eingetreten, als zwanzig ſchon ältliche Sklavinnen, alle in reichen und gleichen Anzügen, aus Sobeïdens Gemache traten und ſich mit großer Ehrbarkeit vor einen Thron in zwei gleiche Reihen ſtellten. Ihnen folgten zwanzig andre ganz junge und gleich jenen gekleidete Frauen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ihre Kleidungen etwas Zierlicheres hatten. Sobeïde erſchien mitten unter dieſen mit majeſtätiſchem Anſehn und mit Edelſteinen und allen Arten von Juweelen ſo belaſtet, daß ſie kaum gehen konnte. Sie ſetzte ſich auf den

Thron. Ich habe vergeſſen, euch zu ſagen, daß ihre Günſtlinginn ſie begleitete und daß ſie ihr zur Rechten ſtehen blieb, während die Sklavinnen, etwas entfernter, in Haufen zu beiden Seiten des Thrones ſtanden.

Sobald die Gemahlinn des Chalyfen ſich geſetzt hatte, machten mir die zuerſt eingetretenen Sklavinnen ein Zeichen, daß ich mich nähern ſollte. Ich ging zwiſchen den beiden Reihen, welche ſie bildeten, vorwärts, und warf mich nieder, mit dem Kopfe den Teppich berührend, der unter den Füßen der Fürſtinn lag. Sie befahl mir aufzuſtehen, und erzeigte mir die Ehre, ſich nach meinem Namen, nach meiner Familie und nach meinen Glücksumſtänden zu erkundigen; worauf ich ihr zu ihrer Zufriedenheit antwortete. Ich merkte das nicht bloß an ihren Mienen; ſondern ſie gab mir es auch noch durch die Dinge zu erkennen, welche ſie die Güte hatte, mir zu ſagen ,,Es macht mir viel Freude,“ ſagte ſie zu mir, „daß meine Tochter, (ſo nannte ſie ihre Günſtlinginn,) — denn ich betrachte ſie als eine ſolche, nach der Sorgfalt mit welcher ich ſie erzogen habe, — eine mir gefällige Wahl getroffen hat: ich billige ſie und willige in eure Verheiratung. Ich werde ſelbſt die Vorbereitungen zu eurer Hochzeit anordnen. Doch ich bedarf vorher meiner Tochter noch auf zehn Tage; während dieſer Zeit werde ich mit dem Chalyfen reden und ſeine Einwilligung erhalten; ihr bleibet hier; man wird Sorge für euch tragen.“

Einhundert und ein und funfzigſte Nacht.

Ich blieb alſo zehn Tage in der Frauen-Wohnung des Chalyfen. Während dieſer ganzen Zeit war ich des Vergnügens beraubt, die Günſtlinginn zu ſehen; aber ich wurde auf ihren Befehl ſo gut behandelt, daß ich übrigens alle Urſache hatte ſehr zufrieden zu ſein.

Sobeïde ſprach mit dem Chalyfen von dem Entſchluſſe den ſie gefaßt hatte, ihre Günſtlinginn zu verheiraten; und dieſer Fürſt, der ihr hiebei völlige Freiheit ließ, nach Belieben zu ſchalten, bewilligte der Günſtlinginn eine beträchtliche Summe, um auch zu ihrer Einrichtung beizutragen.

Als die zehn Tage verfloſſen waren, ließ Sobeïde einen Heirats-Vertrag aufſetzen, der ihr, gehörig abgefaßt, gebracht wurde. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden gemacht; man rief die Spielleute, die Tänzer und Tänzerinnen herbei, und es gab, neun Tage hindurch, große Vergnügungen im Palaſte. Da der zehnte Tag zu der letzten Hochzeitsfeierlichkeit beſtimmt war, ſo wurde die Günſtlinginn auf der einen Seite und ich auf der andern ins Bad geführt. Abends ſetzte ich mich zu Tiſche; man trug mir alle Arten von Gerichten auf, unter andern eine Mengſpeiſe mit Knoblauch, ganz derjenigen gleich, von welcher man mich hier zu eſſen zwingen wollte. Sie ſchmeckte mir ſo gut, daß ich die anderen Speiſen faſt nicht berührte. Aber zu meinem Unglücke begnügte ich mich, als ich vom Tiſche aufſtand, damit, mir die Hände bloß abzuwiſchen, ſtatt ſie mir ordentlich zu waſchen; und das war eine Nachläßigkeit, die mir bis dahin noch niemals begegnet war.

Da es Nacht war, ſo ſuchte man die Tageshelle durch eine ſehr glänzende Beleuchtung der Frauenwohnung, zu erſetzen. Die Inſtrumente ließen ſich hören, man tanzte, man ſpielte tauſend Spiele, und der ganze Pallaſt hallte von Freudengeſchrei wieder. Man führte meine Braut und mich in einen großen Saal, woſelbſt man uns auf zwei Throne niederſitzen ließ. Die Frauen, welche meine Braut bedienten, ließen ſie mehrmals die Kleider wechſeln, und kämmten ihr, wie es am Hochzeitstage gebräuchlich iſt, die Haare auf verſchiedene Weiſe; und ſo oft ihr eine andere Kleidung angezogen war, ließ man mich ſie ſehen.

Als nun endlich alle dieſe Feierlichkeiten vorbei waren, führte man uns in die Hochzeitkammer. Sobald man uns dort allein gelaſſen hatte, näherte ich mich meiner Gattinn: aber ſtatt meine Entzückungen zu erwiedern, ſtieß ſie mich heftig zurück und erhob ein ſchreckliches Geſchrei, welches alsbald alle Frauen der Wohnung herbei zog, die deſſen Veranlaſſung wiſſen wollten. Was mich betraf, ſo war ich, von einem tiefen Erſtaunen ergriffen, unbeweglich geblieben, ohne nur die Kraft zu haben, meine Frau um die Urſache zu fragen. „Liebe Schweſter,“ ſagten ſie zu ihr, „was iſt euch denn, ſeit der kurzen Zeit, daß wir euch verlaſſen haben, begegnet? Erzählet es uns, damit wir euch beiſtehen.“ — „Schaffet mir,“ rief ſie aus, „ſchaffet mir dieſen nichtswürdigen Menſchen hier aus den Augen.“ — „Aber, meine Theuerſte,“ ſagte ich zu ihr, „wodurch kann ich ſo unglücklich geweſen ſein, euren Zorn zu verdienen?“ — „Ihr ſeid ein Nichtswürdiger,“ antwortete ſie mir voll Wuth, „ihr habt Knoblauch gegeſſen und euch nachher nicht die Hände gewaſchen! glaubt ihr, daß ich es leiden mag, daß ein ſo unreinlicher Menſch ſich mir nähert, um mich zu verpeſten? Leget ihn auf die Erde,“ fügte ſie, ſich zu den Frauen wendend, hinzu, „und holet mir einen Ochſenziemer!“

Sie warfen mich ſogleich nieder, und während die einen mich bei den Armen und die anderen bei den Beinen hielten, ſchlug meine Frau, die ſehr ſchnell bedient worden war, mich unbarmherzig, bis die Kräfte ſie verließen. Hierauf ſagte ſie zu den Frauen: „Nehmet ihn mit und ſchicket ihn zum Polizeimeiſter, damit ihm dieſer die Hand abhauen laſſe, mit welcher er das Knoblauchgericht gegeſſen hat.“ Bei dieſen Worten rief ich aus: „Großer Gott! Ich bin von Schlägen gleichſam zermalmt, und zur Vermehrung meiner Trübſal werde ich noch dazu verdammt, daß mir die Hand ſoll abgehauen werden! Und warum? Weil ich eine Mengſpeiſe mit Knoblauch gegeſſen, und mir nachher die Hände nicht gewaſchen habe! Welch ein Zorn um ſolch eine Kleinigkeit! Hol' die Peſt das Knoblauchgericht! Verdammt ſei der Koch, der es zubereitet, und der, welcher es aufgetragen hat!“

Einhundert und zwei und funfzigſte Nacht.

Alle die Frauen, welche zugeſehen hatten, wie ich tauſend Streiche mit dem Ochſenziemer bekam, hatten Mitleid mit mir, als ſie davon hörten, daß mir die Hand abgehauen werden ſollte. „Unſere liebe Schweſter und gute Dame,“ ſagten ſie zu der Günſtlinginn, „ihr treibt eure Rache zu weit. Es iſt freilich ein Menſch ohne Lebensart, der euren Stand und die Rückſichten miskennt, welche ihr verdient; wir bitten euch jedoch, den von ihm begangenen Fehler nicht zu beachten, ſondern zu verzeihen.“ — „Noch habe ich nicht hinlängliche Genugthuung,“ ſagte ſie; „ich will, daß er Lebensart lerne und ſo fühlbare Zeichen ſeiner Unreinlichkeit an ſich trage, daß es ihm in ſeinem Leben nicht wieder einkömmt, eine Mengſpeiſe mit Knoblauch zu eſſen, ohne des Händewaſchens zu gedenken.“

Sie ließen ſich durch ihre abſchlägige Antwort nicht abſchrecken, warfen ſich zu ihren Füßen und ſagten zu ihr, indem ſie ihr die Hand küßten: „Unſere gute Dame, im Namen Gottes, mäßiget euern Zorn und gewähret uns die Begnadigung, um welche welche wir euch bitten.“

Sie antwortete ihnen nichts; aber ſie ſtand auf und verließ, nachdem ſie tauſend Schimpfreden gegen mich ausgeſtoßen hatte, das Zimmer. Alle Frauen folgten ihr, und ließen mich in unbeſchreiblicher Betrübnis allein.

Zehn Tage lang bekam ich niemand zu ſehen, als eine alte Sklavinn, die mir zu eſſen brachte. Ich erkundigte mich bei ihr nach der Günſtlinginn. „Sie iſt krank,“ ſagte die alte Sklavinn zu mir, „von dem vergifteten Geruche, den ihr ſie habt einathmen laſſen. Warum habt ihr euch aber auch die Hände nicht gewaſchen, nachdem ihr von dieſer verdammten Knoblauchſpeiſe gegeſſen hattet?“ — „Iſt es möglich,“ ſagte ich hier zu mir ſelbſt, „daß der Zartſinn dieſer Frauen ſo groß iſt, und daß ſie, wegen eines ſo leichten Fehlers ſo rachſüchtig ſind?“ Ich liebte jedoch meine Frau, ungeachtet ihrer Grauſamkeit, und unterließ nicht, ſie zu beklagen.

Eines Tages ſagte die Sklavinn zu mir: „Eure Gattinn iſt geneſen, ſie iſt ins Bad gegangen, und hat mir geſagt, daß ſie euch morgen beſuchen werde. Habet alſo noch Geduld und ſuchet euch in ihre Launen zu fügen.

Sie iſt übrigens eine ſehr verſtändige, ſehr vernünftige, und von allen Frauen, die unſere verehrungswürdige Gebieterinn Sobeïde umgeben, ſehr geliebte Perſon.“

Wirklich kam meine Frau am folgenden Tage, und ſagte zu mir: „Ich muß ſehr gut ſein, da ich, nach der mir von euch angethanen Beleidigung, doch wieder zu euch komme. Aber ich kann mich nicht entſchließen, mich mit euch zu verſöhnen, ehe ich euch nicht nach Verdienſt beſtraft habe, weil ihr euch die Hände nicht gewaſchen habt, nachdem ihr von einer Mengſpeiſe mit Knoblauch gegeſſen hattet.“

Nach dieſen Worten rief ſie die Damen, welche mich, ihrem Befehle gemäß, auf die Erde legten; und nachdem ſie mich gebunden hatten, nahm ſie ein Scheermeſſer und hatte die Unmenſchlichkeit, mir die beiden Daumen und die beiden großen Zehen abzuſchneiden. Eine der Frauen legte eine gewiſſe Wurzel auf, um das Blut zu ſtillen; was jedoch nicht hinderte, daß das ſchon in Menge vergoſſene Blut und der erlittene Schmerz mich ohnmächtig machten.

Ich kam wieder zu mir, und man man gab mir Wein zu trinken, um mich wieder zu Kräften zu bringen. „Ach,“ ſagte ich damals zu meiner Gattinn, „wenn es mir jemals wieder begegnen ſollte, eine Mengſpeiſe mit Knoblauch zu eſſen, ſo ſchwöre ich euch, daß ich, ſtatt Eines Males, mir die Hände hundert und zwanzigmal mit Kali, mit Aſche von derſelben Pflanze und mit Seife waſchen werde!“ — „Nun wohl,“ ſagte meine Frau, „unter dieſer Bedingung will ich das Vergangene wohl vergeſſen und mit euch, wie mit meinem Ehemanne, leben.“ —

Das, ihr Herren, fügte der Kaufmann von Bagdad, ſich zu der Geſellſchaft wendend, hinzu, „das iſt die Urſache, weshalb ich, wie ihr geſehen habt, es verweigerte, von der Mengſpeiſe mit Knoblauch zu eſſen, welche vor mir ſtand.

Einhundert und drei und funfzigſte Nacht.

Die Frauen wendeten, um mein Blut zu ſtillen, nicht bloß die erwähnte Wurzel an, ſondern auch Balſam von Mekka, den man nicht in dem Verdacht haben konnte, verfälſcht zu ſein, weil er aus der Apotheke des Chalyfen kam.

Durch die Kraft dieſes Wunderbalſams wurde ich in wenig Tagen vollkommen geheilt; und meine Frau und ich, wir blieben zuſammen, als ob ich niemals eine Mengſpeiſe mit Knoblauch gegeſſen hätte.

Da ich ſonſt immer meiner Freiheit genoſſen hatte, ſo langweilte es mich ſehr, ſtäts in dem Palaſte des Chalyfen eingeſchloſſen zu ſein; ich wollte jedoch meiner Gattinn nichts davon merken laſſen, aus Furcht ihr zu misfallen.

Sie merkte es aber doch, und wünſchte ſelbſt ſehr, herauszukommen. Die Erkenntlichkeit allein ließ ſie bei Sobeïden bleiben. Aber ſie hatte Verſtand, und wußte ihrer Gebieterinn ſo gut vorzuſtellen, welchen Zwang es mich koſtete, nicht in der Stadt, wie ich ſonſt immer gethan, mit Leuten meines Standes zu leben, daß dieſe gute Fürſtinn ſich lieber des Vergnügens beraubte, ihre Günſtlinginn um ſich zu haben, als das, was wir beide gleich ſehnlich wünſchten, nicht zu bewilligen.

Demnach ſah ich, einen Monat nach unſrer Verheiratung, meine Gattinn nebſt mehreren Verſchnittenen erſcheinen, wovon jeder einen Sack mit Gelde trug. Als ſie ſich entfernt hatten, ſagte ſie: „Ihr habt mir nichts über die Langeweile geäußert, welche euch der Aufenthalt am Hofe verurſacht: aber ich habe ſie wohl bemerkt, und habe glücklicherweiſe ein Mittel gefunden, euch zufrieden zu ſtellen. Sobeïde, meine Gebieterinn, erlaubt uns, den Palaſt zu verlaſſen; und hier ſind funfzigtauſend Zeckinen, welche ſie uns zum Geſchenke macht, um uns in den Stand zu ſetzen, daß wir bequem in der Stadt leben können. Nehmet zehntauſend davon und gehet, uns ein Haus zu kaufen.“

Ich fand ſehr bald eins für dieſe Summe; und nachdem ich es prächtig hatte einrichten laſſen, zogen wir hinein. Wir kauften eine große Anzahl Sklaven und Sklavinnen, und ſorgten für ſchöne Kleider. Kurz, wir fingen ein höchſt angenehmes Leben an. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange: am Ende eines Jahres erkrankte meine Frau, und ſtarb in wenigen Tagen.

Ich hätte mich wieder verheiraten und nach wie vor anſtändig in Bagdad leben können; aber die Neigung, die Welt zu ſehen, flößte mir ein anderes Vorhaben ein. Ich verkaufte mein Haus, und nachdem ich mehrere Arten von Waaren eingekauft hatte, ſchloß ich mich einer Karawane an, und zog nach Perſien. Von dort nahm ich meinen Weg nach Samarkand, [23] von wo ich in dieſe Stadt gekommen bin, und mich hieſelbſt niedergelaſſen habe.“

Dieß, o Herr,“ ſagte der Lieferant zu dem Sultan von Kaſchghar, „iſt die Geſchichte, welche in der Geſellſchaft, in der ich mich geſtern befand, der Kaufmann von Bagdad erzählte.“

„Dieſe Geſchichte,“ ſagte der Sultan, „hat wohl etwas Außergewöhnliches; aber ſie iſt der des kleinen Buckligen doch nicht zu vergleichen.“

Hierauf warf ſich nun der Jüdiſche Arzt, der ſich genähert hatte, vor dem Throne dieſes Fürſten nieder, und ſagte, nachdem er wieder aufgeſtanden war: „Herr, wenn Euer Majeſtät die Güte haben will, auch mich anzuhören, ſo ſchmeichle ich mir, daß Ihr mit der Geſchichte, die ich Euch erzählen will, zufrieden ſein werdet!“ — „Wohlan, erzähle!“ ſagte der Sultan! „wenn ſie aber nicht erſtaunenswerther iſt, als die des kleinen Buckligen; ſo hoffe nicht, daß ich dir das Leben ſchenke.“

Die Sultaninn Scheherafade hielt inne, weil es tagte; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie fort, wie folget:

Einhundert und vier und funfzigſte Nacht.

„Herr,“ ſagte Scheherafade, „da der Jüdiſche Arzt den Sultan von Kaſchghar geneigt fand, ihn zu hören, ſo nahm er folgendermaßen das Wort:

Geſchichte,

vom Jüdiſchen Arzt erzählt.

„Herr, während ich zu Damask Arzneikunde ſtudierte, und dieſe edle Kunſt mit einigem Rufe zu treiben begann, kam ein Sklave zu mir, der mich zum Befehlshaber der Stadt holte, um einen Kranken zu beſuchen. Ich begab mich hin, und man führte mich in ein Zimmer, wo ich einen ſehr wohlgebildeten jungen Mann fand, der von dem Uebel, an welchem er litt, ſehr entkräftet war. Ich grüßte ihn und ſetzte mich zu ihm; er erwiederte nichts auf meine Begrüßung, aber er bezeugte mir durch ein Zeichen mit den Augen, daß er mich verſtände und mir dankte. „Herr,“ ſagte ich zu ihm, „ich bitte euch, mir eure Hand zu geben, damit ich euch an den Puls fühlen kann.“ Anſtatt mir jedoch die rechte

Hand darzureichen, reichte er mir die linke; was mich ſehr in Erſtaunen ſetzte. „Das iſt,“ ſagte ich bei mir ſelbſt, „eine große Unwiſſenheit, nicht zu wiſſen, daß man einem Arzte die rechte und nicht die linke Hand reichen muß.“ Ich unterließ jedoch nicht, ihm an den Puls zu fühlen; und nachdem ich ein Recept verſchrieben hatte, entfernte ich mich.

Ich ſetzte meine Beſuche neun Tage lang fort, und ſo oft ich ihm an den Puls fühlen wollte, reichte er mir die linke Hand. Am zehnten Tage ſchien es mir, daß er ſich wohl befände, und ich ſagte ihm, daß er nichts weiter nöthig hätte, als ins Bad zu gehen. Der Befehlshaber von Damask, welcher gegenwärtig war, ließ mich, um mir ſeine Zufriedenheit zu bezeigen, in ſeiner Gegenwart mit einem ſehr reichen Oberkleide bekleiden, indem er mir ſagte, daß er mich zum Arzte des ſtädtiſchen Hoſpitals und ſeines Hauſes ernennte, wo ich, wenn ich Luſt hätte, täglich an ſeiner Tafel ſpeiſen könnte.

Auch der junge Mann benahm ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich, und bat mich, ihn in das Bad zu begleiten. Als wir dort waren und ſeine Leute ihn entkleidet hatten, ſah ich, daß ihm die rechte Hand fehlte. Ich bemerkte zugleich, daß ſie ihm erſt vor nicht langer Zeit abgehauen worden war: das war auch die Urſache ſeiner Krankheit, die man mir verſchwiegen hatte; und während die nöthigen äußeren Heilmittel angewendet wurden, hatte man mich gerufen, damit das Fieber, welches er bekommen hatte, keine üble Folgen haben möchte. Ich war ſehr erſtaunt und betrübt, ihn in dieſem Zuſtande zu ſehen; was ihm auch mein Geſicht zu erkennen gab.

„Doktor,“ ſagte er zu mir, „verwundert euch nicht darüber, daß mir die Hand abgehauen iſt; ich werde euch ſchon einmal die Veranlaſſung dazu erzählen, und ihr werdet da eine erſtaunliche Geſchichte hören.“

Nachdem wir aus dem Bade gekommen waren, ſetzten wir uns zu Tiſche und unterhielten uns nachher. Er fragte mich, ob er, ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit, außerhalb der Stadt, in dem Garten des Befehlshabers, ſpazieren gegen dürfte. Ich erwiederte, daß er es nicht nur dürfte, ſondern daß ſogar die friſche Luft ſehr heilſam für ihn ſein würde. „Wenn das iſt,“ ſagte er, „und ihr ſo gut ſein wollt mich zu begleiten, ſo will ich euch draußen meine Geſchichte erzählen.“ Ich erwiederte, daß ich den ganzen übrigen Tag zu ſeinen Dienſten wäre.

Hierauf befahl er ſeinen Leuten, etwas zum Imbiſſe mitzunehmen, und wir machten uns auf den Weg, und begaben uns in den Garten des Befehlshabers. Wir gingen dort zwei oder dreimal auf und nieder, und nachdem wir uns auf einen Teppich geſetzt hatten, welchen ſeine Leute unter einem Baum ausbreiteten, der einen angenehmen Schatten gab, erzählte mir der junge Mann ſeine Geſchichte in folgenden Worten:

„Ich bin in Muſſul geboren und meine Familie iſt eine der angeſehenſten dieſer Stadt. Mein Vater war der älteſte von zehn Kindern, welche mein Großvater bei ſeinem Sterben alle am Leben und verheiratet hinterlaſſen hatte. Aber von dieſer großen Anzahl von Brüdern war mein Vater der einzige, der Kinder hatte, oder vielmehr Ein Kind, nämlich mich. Er gab mir eine ſehr ſorgfältige Erziehung, und ließ mich in allem unterrichten, was ein Knabe meines Standes lernen mußte.

Einhundert und fünf und funfzigſte Nacht.

Ich war ſchon groß, und fing an unter die Leute zu kommen, als ich mich eines Tages mit meinem Vater und meinen Oheimen in der großen Moſchee in Muſſul zum Mittagsgebete befand. Nach dem Gebete ging alles fort, außer meinem Vater und meinen Oheimen, die ſich auf den über den ganzen Fußboden der Moſchee verbreiteten Teppich ſetzten. Ich ſetzte mich zu ihnen, und die Rede kam zufällig auf das Reiſen. Sie prieſen die Schönheiten und Merkwürdigkeiten einiger Königreiche und ihrer Hauptſtädte; aber einer meiner Oheime ſagte, daß, wenn man dem übereinſtimmenden Bericht einer Menge von Reiſenden glauben wollte, auf der Erde kein ſchöneres

Land, als Aegypten, und kein ſchönerer Fluß als der Nil, zu finden wäre; und was er davon erzählte, gab mir einen ſo hohen Begriff, daß mich in dieſem Augenblicke die Luſt ergriff, hinzureiſen. Alles, was meine andern Oheime zu ſagen wußten, um Bagdad und dem Tigris den Vorzug zu geben, indem ſie dieſe Stadt den wahren Sitz der muſelmänniſchen Religion und die Hauptſtadt von allen Städten der Erde nannten, machten nicht den mindeſten Eindruck auf mich. Mein Vater unterſtützte die Meinung desjenigen ſeiner Brüder, der zu Gunſten Aegyptens geſprochen hatte; was mir viel Freude machte. „Was man auch ſagen mag,“ rief er aus, „wer Aegypten nicht geſehen hat, hat das Merkwürdigſte auf Erden nicht geſehen. Die Erde iſt dort ganz von Gold, das heißt, ſo fruchtbar, daß ſie ihre Bewohner bereichert. Alle Weiber ſind bezaubernd, entweder durch ihre Schönheit, oder durch ihr anmuthvolles Weſen. Wo gibt es einen bewundernswürdigeren Fluß, als den Nil? Welches Waſſer war jemals leichter und köſtlicher? Selbſt der Schlamm, den er bei ſeinem Austreten mit ſich führt, düngt er nicht die Felder, die ohne Arbeit tauſendmal mehr, als andere, noch ſo mühſam bearbeitete Erdſtriche, hervorbringen? Höret, was ein Dichter, der genöthigt war, Aegypten zu verlaſſen, den Aegyptern ſagte:

„Euer Nil überhäuft euch täglich mit Wohlthaten; nur euretwegen kömmt er ſo weit her!“

„Ach! indem ich mich von euch entferne, fließen meine Thränen ſo reichlich, wie ſeine Waſſer.“

„Ihr werdet ſeiner Süßigkeiten ferner genießen, während ich verdammt bin, mich ihrer, wider Willen, zu berauben.“

„Wenn ihr,“ fuhr mein Vater fort, „von der Seite der Inſel, welche die beiden größten Arme des Nils bilden, euch umſchaut, welche Abwechſelung des Grüns, welcher Schmelz aller Gattungen von Blumen, welche wunderſame Menge von Städten, Flecken, Kanälen und tauſend anderen angenehmen Gegenſtänden! Wenn ihr nun die Augen auf die andere Seite, nach Aethiopien zu, werft, wie viele andere Gegenſtände der Bewunderung! Ich kann das Grün ſo vieler, von den verſchiedenen Kanälen des Nils bewäſſerter Felder mit nichts beſſer vergleichen, als mit glänzenden in Silber gefaßten Smaragden. Iſt Kahiro nicht die größte, bevölkertſte und reichſte Stadt der Welt! Welche prächtigen öffentlichen und Privatgebäude! Wenn ihr bis zu den Pyramiden geht, ſo wird euch ein Staunen ergreifen, ihr werdet bei dem Anblicke dieſer Steinmaſſen von ungeheurer Größe, die ſich bis an den Himmel erheben; unbeweglich bleiben! Ihr werdet genöthigt ſein, zu geſtehen, daß die Pharaonen, die zu ihrer Erbauung ſo viel Reichthümer und Menſchen verwendet haben, alle nachfolgende Monarchen, nicht nur in Aegypten, ſondern auf der ganzen Erde, an Pracht und Erfindung durch

Hinterlaſſung von Denkmälern, die ihres Andenkens ſo würdig ſind, übertroffen haben. Dieſe Denkmäler, welche ſo alt ſind, daß die Gelehrten über die Zeit ihrer Errichtung ſich nicht einigen können, beſtehen noch heute, und werden noch ſo viele Jahrhunderte dauern, als ſie ſchon gedauert haben. Ich übergehe die Seeſtädte des Königreichs Aegypten, als da ſind, Damietze, Roſette, Alexandrien, mit Stillſchweigen, woſelbſt, ich weiß nicht wie viele Völker tauſend Gattungen von Getreide und Leinwand, und tauſend andere zum Nutzen und zur Luſt der Menſchen dienende Gegenſtände holen. Ich ſpreche aus Erfahrung; ich habe dort mehrere Jahre meiner Jugend zugebracht, welche ich, ſo lange ich lebe, für die angenehmſten meines ganzen Lebens halten werde.“

Einhundert und ſechs und funfzigſte Nacht.

Meine Oheime hatten meinem Vater nichts entgegenzuſetzen, und ſtimmten allem dem bei, was er von Kahiro, vom Nil und vom ganzen Königreich Aegypten ſagte. Was mich betraf, ſo war meine Einbildungskraft ſo voll davon, daß ich die nächſte Nacht faſt ſchlaflos zubrachte.

Kurze Zeit nachher gaben meine Oheime ſelbſt zu erkennen, welchen Eindruck die Schilderung meines Vaters auf ſie gemacht hatte. Sie machten ihm den Vorſchlag zu einer gemeinſchaftlichen Reiſe nach Aegypten; er nahm ihn an, und da ſie reiche Kaufleute waren, ſo beſchloſſen ſie, Waaren mitzunehmen, die ſie dort verhandeln könnten.

Ich erfuhr, daß ſie ſich zur Reiſe vorbereiteten; ich ſuchte meinen Vater auf, und bat ihn mit thränenden Augen, er möchte mir erlauben, ihn zu begleiten, und mir eine Anzahl Waaren zu einem eignen Geſchäfte bewilligen. „Du biſt noch zu jung," ſagte er zu mir, „um eine Reiſe nach Aegypten zu unternehmen, die Beſchwerde iſt zu groß, und ich bin überzeugt, daß dieſe Reiſe dir verderblich ſein würde."

Dieſe Worte benahmen mir die Reiſeluſt nicht; ich wandte die Fürſprache meiner Oheime bei meinem Vater an, und ſie bewirkten endlich, daß ich, jedoch nur bis Damask, mitreiſen und dort, während ſie nach Aegypten gingen, bleiben ſollte. „Die Stadt Damask" ſagte mein Vater, „hat auch ihre Schönheiten, und er muß ſich mit der Erlaubnis begnügen, dorthin zu reiſen." Wie begierig ich auch war, Aegypten, nach allem, was ich davon gehört hatte, zu ſehen, ſo war er doch mein Vater, und ich unterwarf mich ſeinem Willen.

Ich reiſte alſo mit meinen Oheimen und ihm nach Muſſul ab. Wir reiſten durch Meſopotamien, gingen über den Euphrat, und kamen in Aleppo an, allwo wir einige Tage verweilten; und von dort begaben wir uns nach Damask, deſſen Anſicht mich ſehr angenehm überraſchte. Wir kehrten alle in demſelben Chan ein. Wir brachten einige Tage damit zu, in allen den köſtlichen Gärten der Umgegend ſpazieren zu gehen; und wir waren einſtimmig der Meinung, daß man Recht habe zu ſagen, Damask liege inmitten eines Paradieſes.

Meine Oheime dachten endlich darauf, ihren Weg fortzuſetzen: doch beſorgten ſie vorher den Verkauf meiner Waaren; was ſie auf eine ſo vortheilhafte Weiſe thaten, daß mir ein Gewinn von fünfhundert Prozent zu Theil wurde. Dieſer Verkauf verſchaffte mir eine anſehliche Summe, deren Beſitz mir große Freude machte.

Mein Vater und meine Oheime ließen mich alſo in Damask und ſetzten ihre Reiſe fort. Nach ihrer Abreiſe nahm ich mich ſehr in Acht, mein Geld nicht unnützerweiſe zu verſchwenden. Ich miethete jedoch ein prächtiges Haus; es war ganz von Marmor, mit goldenen und aſurnen Laubwerkgemälden geziert; auch hatte es einen Garten mit ſehr ſchönen Springbrunnen. Ich richtete es ein, zwar nicht ſo reich, als ſeine Pracht es verlangte, aber doch anſtändig genug für einen Mann von meinem Stande. Es hatte einſt einem der vornehmſten Herren der Stadt, Namens Modoun Abdurraham gehört, und es gehörte damals einem reichen Juweelenhändler, welchem ich monatlich nur zwei Scherifs 24) bezahlte. Ich hatte eine zahlreiche Dienerſchaft, ich lebte mit Anſtand; ich bewirthete zuweilen die Leute, mit denen ich Bekanntſchaft gemacht hatte, und ließ mich zuweilen von ihnen bewirthen; und ſo brachte ich, die Rückkehr meines Vaters erwartend, meine Zeit in Damask zu. Meine Ruhe wurde durch keine Leidenſchaft geſtört, und der Umgang mit wackeren, anſtändigen Leuten machte meine einzige Beſchäftigung aus.

Eines Tages, als ich an der Thüre meines Hauſes ſaß, und friſche Luft ſchöpfte, kam eine ſehr ſorgfältig gekleidete, und dem Anſcheine nach, ſehr wohlgebildete Frau auf mich zu, und fragte mich, ob ich keine Stoſſe verkaufte? Dieß ſagend, trat ſie in meine Wohnung.

Einhundert und ſieben und funfzigſte Nacht.

Als ich ſah, daß die Frau in mein Haus getreten war, ſtand ich auf, machte die Thüre zu, führte ſie in einen Saal, und bat ſie, ſich zu ſetzen. „Verehrte Frau,“ ſagte ich zu ihr, „ich habe wohl Stoſſe gehabt, die würdig waren, euch gezeigt zu werden: aber ich habe keine mehr; was mir jetzt recht verdrüßlich iſt.“

Sie hob den Schleier auf, der ihr Geſicht bedeckte, und ihre Schönheit machte einen ſolchen Eindruck auf mich, wie ihn noch keine Frau auf mich gemacht hatte. „Ich bedarf keiner Stoſſe,“ erwiederte ſie mir, „ich bin bloß gekommen, um euch zu beſuchen, und, wenn es euch angenehm iſt, den Abend mit euch zuzubringen. Ich bitte euch nur um einen leichten Imbiß.“

Von ſo gutem Glücke entzückt, befahl ich meinen Leuten, uns mehrere Gattungen von Früchten und Wein zu bringen. Wir wurden ſchnell bedient, aßen, tranken und ergötzten uns bis Mitternacht; kurz, ich hatte noch keine Nacht ſo angenehm als dieſe zugebracht.

Am anderen Morgen wollte ich der Schönen zehn Scherifs in die Hand drücken; aber ſie zog ſie heftig zurück. „Ich habe euch nicht aus Eigennutz beſucht, und ihr beleidigt mich. Weit entfernt, Geld von euch zu nehmen, will ich, daß ihr welches von mir nehmet; denn ſonſt komme ich nicht wieder.“ Zugleich zog ſie zehn Scherifs aus ihrem Beutel und zwang mich, ſie anzunehmen. „Erwartet mich in drei Tagen nach Sonnenuntergange.“ Mit dieſen Worten nahm ſie Abſchied von mir, und ich fühlte, als ſie ging, daß ſie mein Herz mit ſich nahm.

Nach drei Tagen verfehlte ſie nicht, ſich zur beſtimmten Stunde einzufinden, und ich empfing ſie mit aller Freude eines ungeduldig Wartenden. Wir brachten den Abend und die Nacht wie das erſtemal zu; und als ſie mich am folgenden Morgen verließ, verſprach ſie, mich zu beſuchen, ging aber nicht, ohne mir vorher wider zehn Scherifs gegeben zu haben.

Sie kam zum drittenmale; und als der Wein uns beiden die Köpfe erhitzt hatte, ſagte ſie zu mir: „Mein liebes Herz, was denkt ihr von mir, bin ich nicht ſchön und unterhaltend?“ — „Dieſe Frage, meine Liebſte, ſcheint mir ſehr unnöthig; alle die Beweiſe von Liebe, die ich euch gebe, müſſen euch überzeugen, daß ich euch ſehr lieb habe. Ich bin hocherfreut, euch zu ſehen und zu beſitzen! Ihr ſeid meine Königinn, meine Sultaninn! Ihr macht das ganze Glück meines Lebens aus!“ — „O,“ ſagte ſie zu mir, „ich bin überzeugt, daß ihr aufhören würdet, dieſe Sprache gegen mich zu führen, wenn ihr eine meiner Freundinnen geſehen hättet, die viel jünger und ſchöner iſt, als ich! Sie beſitzt eine ſo fröhliche Laune, daß ſie die ſchwermüthigſten Leute zum Lachen bringen würde. Ich muß ſie zu euch hieher bringen. Ich habe ihr von euch erzählt, und nach dem, was ich ihr von euch geſagt habe, ſtirbt ſie vor Begierde, euch zu beſuchen. Sie hat mich gebeten, ihr dieſes Vergnügen zu verſchaffen, aber ich habe es nicht gewagt, ihre Bitte zu erfüllen, ohne vorher mit euch deshalb geſprochen zu haben.“ — „Meine Beſte,“ ſagte ich zu ihr, „ihr könnt thun, was euch beliebt; was ihr mir aber auch von eurer Freundinn ſagen mögt, ich fordre alle ihre Reize auf und heraus, euch mein Herz zu rauben. Es hängt ſo feſt an euch, daß nichts im Stande iſt es loszureißen.“ — „Nehmet euch wohl in Acht,“

erwiederte ſie, „ich ſage euch, daß ich eure Liebe auf eine ſchwere Probe ſetzen werde.“

Dabei blieb es; und als ſie mich am anderen Morgen verließ, gab ſie mir, ſtatt zehn Scherifs, funfzehn, die ich anzunehmen gnöthigt war. „Erinnert euch,“ ſagte ſie zu mir, „daß ihr in zwei Tagen eine neue Gäſtinn bei euch haben werdet; denket darauf, ſie gut zu empfangen; wir werden zur gewohnten Stunde nach Sonnenuntergange kommen.“

Ich ließ an dem beſtimmten Tage den Saal ſchmükken und einen guten Imbiß bereiten.“

Einhundert und acht und funfzigſte Nacht.

Der junge Mann aus Muſſul ſagte, in ſeiner an den Jüdiſchen Arzt gerichteten Erzählnng fortfahrend:

„Ich erwartete die beiden Schönen mit Ungeduld, und ſie kamen bei anbrechender Nacht. Beide entſchleierten ſich: und wenn ich von der Schönheit der erſten überraſcht geweſen war, ſo hatte ich noch weit mehr Urſache, es beim Anblick ihrer Freundinn zu ſein. Sie hatte regelmäßige Züge, ein vollkommenes Geſicht, lebhafte Farbe und ſo glanzvolle Augen, daß ich ihren Glanz kaum ertragen konnte.

Ich dankte ihr für die Ehre, die ſie mir erzeigte, und bat ſie, mich zu entſchuldigen, wenn ich ſie nicht nach Verdienſt empfinge.“ — „Laſſen wir die höflichen Redensarten,“ ſagte ſie zu mir, „es käme eigentlich mir zu, euch dergleichen hören zu laſſen, da ihr erlaubt habt, daß meine Freundinn mich hieher bringen darf; weil ihr mich aber bei euch dulden wollt, ſo laſſen wir die Umſtände, und denken wir nur daran, uns zu ergötzen.“

Da ich Befehl gegeben hatte, daß man uns den Imbiß auftragen ſollte, ſobald die Frauen angekommen wären, ſo ſetzten wir uns bald zu Tiſche. Ich ſaß der Neuangelangten gegenüber, und ſie hörte nicht auf, mich lächelnd anzuſehen. Ich konnte ihren ſiegenden Blicken nicht widerſtehen, und ſie machte ſich zur Herrinn meines Herzens, ohne daß ich mich deſſen erwehren konnte. Aber ſie fühlte auch ſelbſt Liebe, indem ſie mir welche einflößte, und weit entfernt, ſich Zwang anzuthun, ſagte ſie mir ſehr lebhafte Dinge.

Die andere Schöne, welche das beobachtete, lachte anfangs nur darüber. „Ich habe es euch wohl geſagt,“ ſagte ſie, indem ſie das Wort an mich richtete, „daß ihr meine Freundinn liebenswürdig finden würdet, und ich merke wohl, daß ihr euren Schwur, mir treu zu bleiben, ſchon verletzt habt.“ — „Meine Verehrteſte,“ antwortete ich, indem ich lachte, wie ſie, „ihr würdet Urſache haben, euch über mich zu beklagen, wenn ich es gegen eine Frau, die ihr mir zugeführt habt und die ihr liebt, an Höflichkeit fehlen ließe; und ihr könntet mir beide den Vorwurf machen, daß ich es nicht verſtände, den artigen Wirth zu machen.“

Wir fuhren fort zu trinken; aber je mehr der Wein uns erhitzte, je zuvorkommender wurden wir, die neue Schöne und ich, gegen einander, ſo, daß ſich ihrer Freundinn eine heftige Eiferſucht bemächtigte, von welcher ſie uns bald einen ſehr traurigen Beweis gab. Sie ſtand auf und ging hinaus, indem ſie uns ſagte, ſie würde wiederkommen; aber wenige Augenblicke nachher, veränderte ſich das Geſicht der bei mir gebliebenen Schönen; ſie bekam heftige Krämpfe, und gab endlich in meinen Armen ihren Geiſt auf, während ich Leute herbeirief, die mir helfen ſollten, ihr beizuſtehen.

Ich gehe aus dem Zimmer, ich frage nach dem andern Fräulein; meine Leute ſagen mir, daß ſie die Hausthüre geöffnet habe und fortgegangen ſei. Ich ſchöpfte alſo Verdacht, — und nichts war wahrſcheinlicher, — daß ſie es wäre, die den Tod ihrer Freundinn veranlaßt hätte. In der That war ſie ſo geſchickt und boshaft geweſen, in die letzte Schale, welche ſie ſelbſt ihr dargereicht hatte, ein ſehr heftiges Gift zu thun.

Ich war lebhaft über dieſen Unfall betrübt. „Was ſoll ich thun?“ ſagte ich zu mir ſelbſt, „was ſoll aus mir werden?“

Da ich glaubte, daß keine Zeit zu verlieren wäre, ſo ließ ich bei dem Scheine des Mondes und ohne Geräuſch eine der großen Marmorplatten, mit welchen der Hof meines Hauſes gepflaſtert war, aufheben und ſchnell ein Grab graben, in welches ſie den Leichnam der jungen Frau begruben. Nachdem die Marmorplatte wieder an ihren Ort gelegt war, nahm ich ein Reiſekleid und was ich an Gelde hatte, und verſchloß alles, ſogar die Hausthüre, die ich mit meinem Siegel verſiegelte. Ich ging zu dem Juweelenhändler, der des Hauſes Eigenthümer war, bezahlte ihm den ſchuldigen Miethzins und noch auf ein Jahr voraus, gab ihm den Schlüſſel, und bat ihn, mir denſelben aufzubewahren: „Ein dringendes Gſchäft,“ ſagte ich zu ihm, „nöthigt mich, einige Zeit abweſend zu ſein, und ich muß zu meinen Oheimen nach Kahiro.“ Ich nahm hierauf Abſchied von ihm, ſtieg ſogleich zu Pferde, und reiſte mit meinen Leuten, die meiner warteten, ab.

Einhundert und neun und funfzigſte Nacht.

Meine Reiſe war glücklich, und ich langte in Kahiro ohne Unfall an. Dort fand ich meine Oheime, die ſehr erſtaunt waren, mich zu ſehen. Ich ſagte ihnen zu meiner Entſchuldigung, daß ich mich gelangweilt hätte, ſie zu erwarten, und daß ich, da ich keine Nachrichten von ihnen erhalten, durch meine Unruhe zu dieſer Reiſe angetrieben wäre. Sie nahmen mich ſehr freundlich auf, und verſprachen mir, es zu bewirken daß mein Vater über meine, ohne ſeine Erlaubnis unternommene Abreiſe von Damask nicht zürnete. Ich wohnte mit ihnen in demſelben Chan, und ſah alles, was es in Kahiro Schönes zu ſehen gab.

Weil ſie ihre Waaren verkauft hatten, beſchloſſen ſie nach Muſſul zurückzukehren, und fingen ſchon an, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Rückreiſe zu treffen. Da ich jedoch noch nicht alles geſehen hatte, was ich in Aegypten zu ſehen wünſchte, ſo nahm ich mir eine Wohnung in einem von ihrem Chan ſehr entfernten Viertel, und ließ mich nicht eher ſehen, als bis ſie abgereiſt waren. Sie ſuchten mich lange durch die ganze Stadt, da ſie mich aber nicht fanden, ſo vermutheten ſie, daß die Reue, gegen den Willen meines Vaters nach Aegypten gekommen zu ſein, mich bewogen hätte, nach Damask zurückzukehren, ohne ihnen etwas davon zu ſagen; und ſo reiſten ſie in der Hoffnung ab, mich dort zu finden und mich bei ihrer Durchreiſe mitzunehmen.

Ich blieb alſo nach ihrer Abreiſe in Kahiro, woſelbſt ich drei Jahre verweilte, um meine Neugier, alle Wunder Aegyptens zu ſehen, völlig zu befriedigen. Während dieſer Zeit verſäumte ich nicht, dem Juweelenhändler Geld zu ſchicken und ihm zu erſuchen, daß er mir ſein Haus bewahrte; denn ich hatte die Abſicht, nach Damask zurückzukehren, und mich daſelbſt noch einige Jahre aufzuhalten. Es begegnete mir in Kahiro nichts, was des Erzählens werth wäre; aber ihr werdet ohne Zweifel über das, was ſich nach meiner Rückkehr in Damask mit mir zutrug, ſehr erſtaunt ſein.

Ich ſtieg bei meiner Ankunft in dieſer Stadt bei dem Juweelenhändler ab, der mich ſehr freundlich aufnahm, und der mich ſelbſt in mein Haus begleitete, um mir zu beweiſen, daß während meiner Abweſenheit niemand hinein gekommen wäre. In der That fand ich das Siegel noch unverletzt auf dem Schloſſe. Ich ging in das Haus und fand alles in dem Zuſtande, in welchem ich es verlaſſen hatte.

Beim Reinigen und Auskehren des Saales, in welchem ich mit den Frauen gegeſſen hatte, fand einer meiner Leute ein goldenes Halsband, an welchem ſich zehn ſehr große und vollkommene Perlen befanden; er brachte es mir, und ich erkannte es für das, welches ich an dem Halſe der jungen vergifteten Frau geſehen hatte. Es mußte ſich losgemacht haben und heruntergefallen ſein, ohne daß ich es bemerkte. Ich konnte es nicht ohne Thränen betrachten indem ich eines ſo liebenswürdigen Weſens und ihres ſo traurigen Todes gedachte. Ich hüllte es ein und verbarg es ſorglich an meiner Bruſt.

Ich brachte einige Tage damit zu, mich von den Beſchwerden meiner Reiſe zu erholen, und begann hierauf die Leute zu beſuchen, mit denen ich früher Bekanntſchaft gemacht hatte. Ich überließ mich allen Arten von Vergnügungen und gab unmerklich mein ganzes Geld aus. Ich beſchloß in dieſer Lage, ſtatt meines Hausgeräthes, das Halsband zu verkaufen; aber ich verſtand mich ſo ſchlecht auf Perlen, daß ich mich, wie ihr hören werdet, ſehr ungeſchickt bei der Sache benahm.

Ich begab mich auf den Beſaſthan, wo ich einen Ausrufer bei Seite zog, ihm das Halsband zeigte, ihm ſagte, daß ich es verkaufen wollte, und ihn bat, es den vorzüglichſten Juwelieren zu zeigen. Der Ausrufer gerieth über das Halsband in Erſtaunen. „Wie ſchön das iſt!“ rief er aus, nachdem er es eine lange Weile mit Bewunderung betrachtet hatte. „Niemals haben unſere Kaufleute etwas ſo Koſtbares geſehen! Ich werde ihnen damit ein großes Vergnügen machen, und ihr dürft nicht zweifeln, daß ſie um die Wette einen hohen Preis darauf ſetzen werden.“

Er führte mich an einen Laden, und es traf ſich, daß es der meines Hausherrn war. „Erwartet mich hier,“ ſagte der Ausrufer zu mir, „ich werde euch bald Antwort ſagen.“

Während er auf ſehr geheimnisvolle Weiſe von Kaufmann zu Kaufmann ging, um das Halsband vorzuweiſen; ſetzte ich mich zu dem Juweelenhändler, der ſehr erfreut war, mich zu ſehen, und wir fingen an, uns von gleichgültigen Dingen zu unterhalten. Der Ausrufer kam zurück, nahm mich bei Seite, und anſtatt mir zu ſagen, daß man das Halsband mindeſtens auf zweitauſend Scherifs ſchätzte, verſicherte er mich, daß man nur funfzig dafür geben wollte. „Das kömmt daher,“ fügte er hinzu, daß, wie man mir geſagt hat, die Perlen falſch ſind; überlegt's euch, ob ihr es für dieſen Preis laſſen wollt.“ Da ich ihm auf ſein Wort glaubte, und ſehr nothwendig Geld brauchte, ſagte ich zu ihm: „Gehet, ich verlaſſe mich auf das, was ihr mir ſagt, und auf diejenigen, die ſich beſſer darauf verſtehen, als ich; liefert es ab, und bringet mir ſogleich das Geld.“

Der Ausrufer hatte mir die funfzig Scherifs im Namen des reichſten Juweelenhändlers im ganzen Beſaſthans geboten, welcher dieſes Gebot nur gemacht hatte, um mich zu prüfen und zu erfahren, ob ich den Werth das Halsbandes wohl kennte. Er hatte alſo kaum meine Antwort vernommen, als er den Ausrufer vor dem Polizeimeiſter führte und zu dieſem, ihm das Halsband vorweiſend, ſagte: „Herr, dieß iſt ein Halsband, welches man mir geſtohlen hat; der als Kaufmann verkleidete Dieb hat die Dreiſtigkeit gehabt, es zum Verkauf ausbieten zu laſſen, und er iſt jetzt im Beſaſthan. Er begnügt ſich mit funfzig Scherifs für ein Kleinod, welches zweitauſend werth iſt; nichts kann beſſer beweiſen, daß er ein Dieb iſt.“

Der Polizeimeiſter ließ mich auf der Stelle feſtnehmen, und als ich vor ihm ſtand, fragte er mich, ob das Halsband, das er in der Hand hatte, nicht daſſelbe wäre, welches ich auf dem Beſaſthan zum Verkauf ausgeboten hätte? Ich antwortete ihm mit Ja. „Iſt es wahr,“ verſetzte er, „daß ihr es für funfzig Scherifs laſſen wollt?“ Ich gab das zu. „Nun wohlan,“ ſagte er mit einem ſpöttiſchen Tone, „man gebe ihm die Baſtonade! Er wird bald bekennen, daß er mit ſeinem ſchönen Kaufmannskleide doch nur ein Erzdieb iſt; man ſchlage ihn, bis er das eingeſteht.“ Die Heftigkeit der Stockſchläge machte mich zum Lügner; ich bekannte, gegen die Wahrheit, daß ich das Halsband geſtohlen hätte, und der Polizeimeiſter ließ mir ſogleich die Hand abhauen.

Dieß verurſachte in dem Beſaſthan einen großen Lärm, und ich war kaum zu Hauſe, als ich den Hausherrn kommen ſah. „Mein Sohn,“ ſagte er zu mir, „ihr ſcheint ein ſo anſtändiger und wohlerzogener junger Mann zu ſein, wie iſt es möglich, daß ihr eine ſo unwürdige Handlung, als die, wovon ich reden gehört habe, begangen habt? Ihr ſelbſt habt mich von eurem Vermögen unterrichtet, und ich zweifle nicht, daß es ſich damit ſo verhält, wie ihr mir geſagt habt. Warum habt ihr mich nicht um Geld angeſprochen. Ich würde euch welches geliehen haben; aber nach dem Vorgefallenen, kann ich euch nicht länger in meinem Hauſe dulden; nehmet eure Maaßregeln, und ſuchet euch eine andere Wohnung.“

Ich fühlte mich durch ſeine Worte ſehr bekümmert, und bat ihn, mir zu erlauben, daß ich noch drei Tage in ſeinem Hauſe bleiben dürfte; was er mir auch geſtattete.

„Ach!“ rief ich aus, „welch ein Unglück, und welch eine Schmach! Soll ich es wagen, nach Muſſul zurückzukehren? Und wird alles, was ich meinem Vater zu ſagen vermag, ihn von meiner Unſchuld überzeugen?“

Einhundert und ſechzigſte Nacht.

Drei Tage nachdem mir dieſes Unglück begegnet war, ſah ich mit Erſtaunen einen Trupp Polizeidiener und den Kaufmann, der mich fälſchlich als als den Dieb des Halsbandes mit Perlen verklagt hatte, zu mir ins Haus treten. Ich fragte ſie, was ſie zu mir führete; aber anſtatt mir zu antworten, banden und knebelten ſie mich, indem ſie mich mit Schimpfreden überhäuften und mir ſagten, daß das Halsband dem Befehlshaber von Damask gehörte, der es ſeit länger als drei Jahre verloren hätte, und daß zu derſelben Zeit eine ſeiner Töchter verſchwunden wäre. Stellet euch den Zuſtand vor, in welchen mich dieſe Nachricht verſetzte! Ich faßte jedoch einen Entſchluß. „Ich werde dem Befehlshaber die Wahrheit ſagen,“ ſagte ich zu mir ſelbſt; „es wird von ihm abhangen, mir zu verzeihen, oder mich tödten zu laſſen.“

Als man mich vor ihn brachte, bemerkte ich, daß er mich mit einem mitleidigen Auge anſah, und das war mir eine gute Vorbedeutung. Er ließ mich entfeſſeln, und ſagte hierauf, indem er ſich an den Juweelenhändler, der mein Ankläger war, und an meinen Hausherrn wandte:

„Iſt das der Menſch, der das Perlenhalsband zum Verkauf ausgeboten hat?“ Sie hatten ihm kaum mit Ja geantwortet, als er fortfuhr: „Ich bin überzeugt, daß er das Halsband nicht geſtohlen hat, und ich bin ſehr erſtaunt, daß man ihm eine ſo große Ungerechtigkeit hat widerfahren laſſen.“ Durch dieſe Worte ermuthigt, rief ich aus: „Herr, ich ſchwöre euch, daß ich in der That ſehr unſchuldig bin. Ich bin ſogar überzeugt, daß das Halsband meinem Ankläger, den ich niemals geſehen habe, und deſſen Treuloſigkeit an meiner unwürdigen Behandlung ſchuld iſt, nie gehört hat. Es iſt wahr, daß ich den Diebſtahl eingeſtanden habe; aber ich habe dieſes Geſtändnis wider mein Gewiſſen, von Qualen bedrängt und aus einer Urſache abgelegt, die ich euch zu ſagen bereit bin, wenn ihr die Güte haben wollt, mich anzuhören.“ — „Ich weiß bereits genug,“ ſagte der Befehlshaber, „um euch ſogleich einen Theil der Gerechtigkeit, welche ich euch ſchuldig bin, widerfahren zu laſſen. Man führe,“ fügte er hinzu, „den falſchen Ankläger fort, und laſſe ihn die=

ſelbe Strafe erleiden, die er dieſen jungen Mann, deſſen Unſchuld mir bekannt iſt, hat erleiden laſſen."

Man vollſtreckte dieſen Befehl auf der Stelle: der Juwelenhändler wurde abgeführt und nach Verdienſt beſtraft. Nachdem hierauf der Befehlshaber alle Gegenwärtige hatte hinausgehen laſſen, ſagte er zu mir: „Mein Sohn, erzählet mir ohne Furcht, wie dies Halsband in eure Hände gekommen iſt, und verſchweiget mir nichts."

Hierauf entdeckte ich ihm alles Vorgefallene, und geſtand ihm, daß ich lieber für einen Dieb hätte gelten, als dieſes traurige Abenteuer kund machen wollen. „Großer Gott," rief der Befehlshaber, als ich meine Erzählung beendet hatte, aus, „deine Rathſchlüſſe ſind unerforſchlich, und wir müſſen uns ihnen ohne Murren unterwerfen! Ich empfange mit vollkommener Unterwerfung den Streich, welcher mich nach deinem Gefallen getroffen hat." Hierauf ſagte er, ſeine Worte an mich richtend: „Mein Sohn, nachdem ich nun von dir die Urſache deines Unglücks, welches mich ſehr betrübt, erfahren habe, will ich dir auch das meinige erzählen. Wiſſe, daß ich der Vater der beiden Frauen bin, von welchen du mir eben erzählt haſt."

Einhundert und ein und ſechzigſte Nacht.

Der Befehlshaber von Damask ſagte, indem er fortfuhr, ſich an den jungen Mann aus Muſſul zu wenden: „Wiſſet alſo, mein Sohn, daß die erſte Frau, welche die Unverſchämtheit gehabt hat, euch in eurer Wohnung aufzuſuchen, die älteſte von allen meinen Töchtern iſt. Ich hatte ſie in Kahiro an einen ihrer Vettern, den Sohn meines Bruders, verheiratet. Ihr Mann ſtarb, und ſie kehrte zu mir zurück, verdorben durch tauſend Nichtswürdigkeiten, welche ſie in Aegypten gelernt hatte. Vor ihrer Ankunft war ihre jüngere Schweſter, welche auf eine ſo beklagenswerthe Weiſe in euern Armen geſtorben iſt, ſehr ſittſam, und ihr Betragen hatte mir nie Veranlaſſung zu irgend einer Klage gegeben. Die älteſte knüpfte einen engen Freundſchaftsbund mit ihr, und machte ſie nach und nach eben ſo ſchlimm, als ſie ſelbſt war. Da ich den Tag nach dem Tode der jüngeren ſie nicht ſah, als ich mich zu Tiſche ſetzte, ſo erkundigte ich mich nach ihr bei der älteſten, welche nach Hauſe gekommen war; aber anſtatt mir zu antworten, fing ſie an, ſo bitterlich zu weinen, daß ich daraus nichts Gutes weiſſagte. Ich drang in ſie, mir zu ſagen, was ich wiſſen wollte. „Mein Vater," entgegnete ſie mir ſchluchzend, „ich weiß euch nichts anderes zu ſagen, als daß meine Schweſter geſtern ihr ſchönſtes Kleid anzog, ihr ſchönes Perlenhalsband anlegte, und ſich ſeitdem nicht wieder hat ſehen laſſen.“ Ich ließ meine Tochter in der ganzen Stadt aufſuchen, konnte aber von ihrem traurigen Schickſale nichts erfahren. Inzwiſchen hörte die älteſte, die ohne Zweifel ihre eiferſüchtige Wuth bereute, nicht auf, ſich zu betrüben, und den Tod ihrer Schweſter zu beweinen; ſie enthielt ſich ſogar aller Nahrung, und machte dadurch ihrem beklagenswerthen Leben ein Ende. Das,“ fuhr der Befehlshaber fort, „iſt das Loos der Menſchen! das ſind die Unglücksfälle, denen ſie ausgeſetzt ſind! Aber, mein Sohn,“ fügte er hinzu, „da wir alle beide gleich unglücklich ſind, ſo laſſet uns unſere Leiden vereinen und uns von einander nicht mehr trennen. Ich gebe euch meine dritte Tochter zur Frau, ſie iſt jünger als ihre Schweſtern, und gleicht ihnen durch ihre Aufführung keinesweges. Sie iſt ſogar ſchöner, als ſie waren, und ich kann euch verſichern, daß ſie einen Charakter beſitzt, der ganz geeignet iſt, euch glücklich zu machen. Mein Haus wird das eurige, und nach meinem Tode ſollt ihr und meine Tochter meine einzigen Erben ſein.“

„Herr,“ ſagte ich zu ihm, „eure viele Güte verwirrt mich, und ich werde nie im Stande ſein, euch dafür die gebührende Erkenntlichkeit zu bezeigen.“ — „Laſſen wir das,“ unterbrach er mich, „und verſchwenden wir die Zeit nicht mit unnützen Reden.“ Er ließ hierauf Zeugen kommen, und ich heiratete ſeine Tochter ohne weitere Feierlichkeit.

Er begnügte ſich nicht mit der erwähnten Beſtrafung des Juweelenhändlers, der mich fälſchlich angeklagt hatte, ſondern ließ noch, zu meinem Vortheile, ſein ſehr beträchtliches Vermögen in Beſchlag nehmen. Kurz, ihr habt, ſeit ihr bei dem Befehlshaber aus und eingeht, ſelbſt ſehen können, in welchem Anſehen ich bei ihm ſtehe. Ich muß euch überdem noch ſagen, daß ein Mann, den meine Oheime ausdrücklich nach Aegypten geſchickt haben, um mich daſelbſt aufzuſuchen, bei ſeiner Durchreiſe dahinter gekommen iſt, daß ich mich hier befinde, und mir geſtern einen Brief von ihnen überbracht hat. Sie melden mir den Tod meines Vaters, und laden mich ein, ſeine Hinterlaſſenſchaft in Muſſul in Empfang zu nehmen; da mich aber die Verwandtſchaft und Freundſchaft des Befehlshabers an ihn feſſeln, und mir nicht erlauben, mich von ihm zu entfernen, ſo habe ich den Boten mit einer Vollmacht zurückgeſchickt, um mir Alles, was mir gebührt, zukommen zu laſſen. Nach dem, was ihr nun von mir gehört habt, werdet ihr mir hoffentlich die Unhöflichkeit verzeihen, die ich mir, während des Laufes meiner Krankheit, gegen euch habe zu Schulden kommen laſſen, indem ich euch die linke Hand ſtatt der rechten bot.“

Dieß," ſo ſagte der Jüdiſche Arzt zu dem Sultan von Kaſchghar, „erzählte mir der junge Mann aus Muſſul. — Ich blieb in Damask, ſo lange der Befehlshaber lebte, und da ich nach ſeinem Tode noch in der Blüte meines Lebens war, ſo ging ich auf Reiſen. Ich durchſtrich Perſien, ging dann nach Indien, und habe mich nun endlich in eurer Hauptſtadt niedergelaſſen, wo ich mit Ehren das Gewerbe eines Arztes treibe."

Der Sultan von Kaſchghar fand dieſe letzte Geſchichte recht ergötzlich. „Ich geſtehe," ſagte er zu dem Juden, „was du erzählt haſt, iſt außerordentlich; aber, aufrichtig geſagt, die Geſchichte des Buckligen iſt noch außerordentlicher und erſtaunlicher; alſo hoffe nicht, daß ich dir und den andern das Leben ſchenke; ich werde euch alle viere hängen laſſen."

„Habet, o Herr, die Gnade, noch zu warten," ſagte der vortretende und ſich zu den Füßen des Sultans werfende Schneider; „da Euer Majeſtät ergötzliche Geſchichten liebt, ſo wird euch die, welche ich euch zu erzählen habe, nicht misfallen." — „Ich will auch wohl dich anhören," ſagte der Sultan zu ihm; „aber ſchmeichle dir nicht, daß ich dich leben laſſe, wenn du mir nicht ein noch unterhaltenderes Abenteuer, als das des Buckligen, erzählſt.

Hierauf nahm der Schneider mit Vertrauen, und ſo, als ob er ſeiner Sache gewis wäre, das Wort, und erzählte wie folget:

Geſchichte
welche der Schneider erzählte.

„Herr, vor zwei Tagen erzeigte mir ein Bürger dieſer Stadt die Ehre, mich zu einem Feſt einzuladen, welches er geſtern früh ſeinen Freunden gab; ich begab mich bei guter Zeit zu ihm, und fand ungefähr zwanzig Perſonen bei einander.

Wir erwarteten niemand mehr, außer dem Herrn vom Hauſe, der, eines Geſchäftes wegen, ausgegangen war, als wir ihn, begleitet von einem fremden, ſehr wohlgekleideten und wohlgebildeten, aber lahmen jungen Manne kommen ſahen. Wir ſtanden alle auf, und um dem Hausherrn Ehre zu machen, baten wir den jungen Mann, ſich zu uns auf das Sofa zu ſetzen. Er war bereit, es zu thun, als er plötzlich, bei dem Anblick eines zu unſerer Geſellſchaft gehörigen Barbiers, zurückfuhr und hinausgehen wollte. Der Herr vom Hauſe, über dieß Benehmen erſtaunt, hielt ihn zurück. „Wohin geht ihr?“ ſagte er zu ihm. „Ich nehme euch mit mir, um einem Feſte beizuwohnen, das ich meinen Freunden gebe, und kaum ſeid ihr gekommen, ſo wollt ihr ſchon wieder gehen!“ — „Herr,“ erwiederte der junge Mann, „ich bitte euch inſtändig, mich nicht zurück zu halten, und mir zu erlauben, daß ich gehen darf. Ich kann ohne Schrecken dieſen abſcheulichen Barbier nicht ſehen; obgleich er in einem Lande geboren iſt, in welchem alle Menſchen weiß ſind, ſo gleicht er doch einem Aethiopier, aber ſeine Seele iſt noch ſchwärzer und ſcheußlicher, als ſein Geſicht.“

Einhundert und zwei und ſechzigſte Nacht.

Wir erſtaunten alle nicht wenig über dieſe Worte,“ fuhr der Schneider fort, „und wir begannen eine ſehr üble Meinung von dem Barbier zu hegen, ohne zu wiſſen, ob der junge Fremde berechtigt war, in ſolchen Ausdrücken von ihm zu ſprechen. Wir erklärten ſogar, daß wir einen Mann, von dem uns eine ſo abſcheuliche Schilderung gemacht würde, nicht an unſerem Tiſche leiden würden. Der Hausherr bat' den Fremden, uns zu erzählen, was für eine Urſache er hätte, den Barbier zu haſſen.

„Herr," erwiederte der junge Mann, „ihr ſollt wiſſen, daß dieſer verdammte Barbier an meiner Lahmheit Schuld iſt, und daß mir etwas höchſt Grauſames widerfahren iſt; ich habe deshalb den Schwur gethan, alle die Orte, wo ich ihn finde, zu meiden, und nicht mit ihm in derſelben Stadt zu wohnen; deshalb habe ich mich von Bagdad entfernt, woſelbſt ich ihn zurückließ, und habe eine ſo lange Reiſe gemacht, um mich hier mitten in der Großen Tatarei niederzulaſſen, wo ich mir ſchmeichelte, ihn niemals zu ſehen. Ich finde ihn jedoch nun, gegen meine Erwartung, hier, und das nöthigt mich, mich wider willen der Ehre zu berauben, mit euch mich zu ergötzen. Noch heute will ich mich aus eurer Stadt entfernen, und mich, wenn ich kann, an Orte begeben, wo er mir nicht vor Augen kömmt."

Er wollte uns nach dieſen Worten verlaſſen; aber der Hausherr hielt ihn noch zurück, und bat ihn, noch bei uns zu bleiben, und uns die Urſache der Abneigung zu erzählen, die er gegen den Barbier hegte, der während dieſer ganzen Zeit die Augen niederſchlug und ſtille ſchwieg. Wir verbanden unſere Bitten mit denen des Hausherrn, und endlich ſetzte ſich der junge Mann, unſerem Andringen nachgebend, auf das Sofa, und erzählte uns, nachdem er dem Barbier, aus Furcht ihn zu ſehen, den Rükken zugewandt hatte, folgendermaßen ſeine Geſchichte:

„Mein Vater bekleidete in Bagdad einen Rang, der ihm erlaubte, auf die erſten Stellen Anſpruch zu machen; aber er zog jederzeit ein ruhiges Leben allen Ehren, die er verdienen konnte, vor. Ich war ſein einziges Kind, und als er ſtarb, war mein Geiſt ſchon gebildet, und ich alt genug, um über das große Vermögen, welches er mir hinterlaſſen hatte, ſchalten zu können. Ich verſchwendete es nicht auf thörichte Weiſe, ſondern ich machte einen Gebrauch davon, der mir die Achtung der ganzen Welt zuzog.

Noch hatte ich keine Leidenſchaft gefühlt, und weit entfernt, für die Liebe empfänglich zu ſein, muß ich, vielleicht zu meiner Schande, geſtehen, daß ich den Umgang mit Frauen ſorgfältig vermied. Als ich mich eines Tages auf einer Straße befand, ſah ich eine große Anzahl Frauen mir entgegen kommen; ich ging in eine kleine Straße, in deren Nähe ich mich befand, und ſetzte mich neben einer Hausthüre auf eine Bank. Ich ſaß einem Fenſter gegenüber, auf welchem ein Gefäß mit ſehr ſchönen Blumen ſtand, und ich hatte die Augen darauf gerichtet, als das Fenſter ſich öffnete, und ich ein junges Fräulein erſcheinen ſah, deren Schönheit mich blendete. Sie warf ihre Augen auf mich, und indem ſie die Blumen mit einer Hand, weißer als Alabaſter, begoß, ſah ſie mich mit einem Lächeln an, welches mir eben ſo viel Liebe für ſie einflößte, als ich bis dahin Abneigung gegen alle Frauen gefühlt hatte. Nachdem ſie die Blumen begoſſen, und mir einen höchſt bezaubernden Blick zugeworfen hatte, der mir vollends das Herz durchbohrte, machte ſie das Fenſter wieder zu, und ließ mich in einer unbeſchreiblichen Unruhe und Verwirrung.

Ich würde lange in dieſem Zuſtande geblieben ſein, wenn der Lärm, den ich auf der Straße hörte, mich nicht wieder zu mir ſelber gebracht hätte. Ich wandte meinen Kopf, indem ich aufſtand, und ſah, daß es der erſte Kadi der Stadt war, der, von fünf oder ſechs Untergebenen begleitet, auf einem Maulthiere ritt; er ſtieg vor der Thüre des Hauſes ab, in welchem die junge Schöne das Fenſter geöffnet hatte, und ging hinein; woraus ich ſchloß, daß er ihr Vater wäre.

Ich kam in meine Wohnung in einem Zuſtande, ſehr verſchieden von dem, in welchem ich ſie verlaſſen hatte, erregt von einer Leidenſchaft, die um ſo heftiger war, da ich ihre Regung noch niemals empfunden hatte; und ich legte mich in einem heftigen Fieber, welches eine große Betrübnis in meinem Hauſe verurſachte, zu Bette. Meine Verwandten, die mich liebten, und wegen einer ſo plötzlichen Krankheit ſehr beunruhigt waren, eilten ſchnell herbei, und quälten mich ſehr, ihnen die Veranlaſſung zu ſagen; wovor ich mich aber wohl hütete. Mein Stillſchweigen machte ſie nur noch unruhiger, und die Aerzte vermochten dieſe Unruhe nicht zu zerſtreuen, weil ſie aus meinem Uebel, das ihre Arzneimittel nur ärger machten, nicht klug werden konnten.

Meine Verwandten begannen an meinem Leben zu verzweifeln, als eine alte Frau aus ihrer Bekanntſchaft mich beſuchte. Sie betrachtete mich mit vieler Aufmerkſamkeit, und nachdem ſie meinen Zuſtand unterſucht hatte, erkannte ſie, ich weiß nicht durch welchen Zufall, den Grund meiner Leiden. Sie nahm meine Verwandten bei Seite, bat ſie, ſie möchten ſie mit mir allein, und alle meine Leute hinausgehen laſſen.

Als ſich Alle aus dem Zimmer entfernt hatten, ſetzte ſie ſich mir zu Häupten, und ſagte: „Mein Sohn, ihr habt bis jetzt die Urſache eures Uebels halsſtarrig verſchwiegen; allein mir braucht ihr ſie nicht zu geſtehen, ich beſitze Erfahrung genug, um dieß Geheimnis zu durchdringen, und ihr werdet mir nicht in Abrede ſtellen, daß es die Liebe iſt, die euch krank macht. Ich kann eure Heilung bewirken, wenn ihr mir nur ſagt, wer das glückliche Fräulein iſt, welche euer ſo unempfindliches Herz zu rühren wußte; denn ihr ſtehet in dem Rufe, die Frauen nicht zu lieben, und ich bin nicht die letzte geweſen, die das bemerkt hat: doch es iſt nun eingetroffen, was ich vorausgeſehen habe, und ich bin ſehr erfreut, daß mir die Gelegenheit zu Theil wird, meine Talente anzuwenden, um euch aus der Noth zu helfen.“

Einhundert und drei und ſechzigſte Nacht.

Nachdem die alte Frau dieß geſagt hatte, hielt ſie inne, um eine Antwort abzuwarten; aber obgleich ihre Worte auf mich einen großen Eindruck gemacht hatten, ſo wagte ich es doch nicht, ihr den Grund meines Herzens aufzudecken. Ich wandte mich nur nach ihrer Seite und ſeufzte tief, ohne ihr etwas zu ſagen. „Iſt es die Schaam“ verſetzte ſie, „die euch hindert, mit mir zu ſprechen, oder fehlt es euch an Vertrauen? Zweifelt ihr an der Erfüllung meines Verſprechens? Ich könnte euch eine Anzahl von jungen Leuten aus eurer Bekanntſchaft anführen, welche eben ſolches Leid fühlten, wie ihr, und denen ich geholfen habe.“

Kurz, die gute Alte ſagte mir noch ſo viel andere Dinge, daß ich mein Stillſchweigen brach, ihr mein Leid vertraute, ihr den Ort bezeichnete, wo ich die Urſache meines Uebels geſehen hatte, und ihr alle Umſtände meines Abenteuers erzählte.. „Wenn es euch gelingt,“ ſagte ich zu ihr, „und ihr mir das Glück verſchafft, dieſe bezaubernde Schönheit zu ſehen und ihr von meiner glühenden Leidenſchaft für ſie ſagen zu können, ſo könnt ihr auf meine Erkenntlichkeit zählen.“ — „Mein Sohn,“ erwiederte die Alte, „ich kenne die Perſon, die ihr meint; ſie iſt, wie ihr ganz richtig geſchloſſen habt, die Tochter des erſten Kadi's in dieſer Stadt. Ich wundere mich nicht, daß ihr ſie liebt, ſie iſt die ſchönſte und liebenswürdigſte Jungfrau in Bagdad;

aber es verdrießt mich, daß ſie ſehr ſtolz und unzugänglich iſt. Ihr wißt, wie ſtreng unſre Gerichtsperſonen auf die Beobachtung der harten Geſetze halten, welche den Frauen ſo läſtigen Zwang auferlegen; ſie ſelbſt beobachten ſie noch ſtrenger in ihren eigenen Häuſern; und der Kadi, den ihr geſehen habt, hält noch viel ſchärfer darauf, als alle die anderen zuſammengenommen. Da ſie ihren Töchtern immer vorpredigen, daß es ein großes Verbrechen ſei, ſich den Männern zu zeigen, ſo ſind dieſe größtentheils ſo vollkommen davon überzeugt, daß ſie auf den Straßen nur Augen haben, um auf ihren Weg zu ſehen, wenn die Nothwendigkeit ſie zum Ausgehen zwingt. Ich will nicht geradezu behaupten, daß die Tochter des erſten Kadi's auch ſo geſonnen ſei; aber das hindert mich nicht, zu fürchten, daß in Hinſicht ihrer, eben ſo große Schwierigkeiten zu überwinden ſind, als in Hinſicht ihres Vaters. Wollte Gott, ihr liebtet ein anderes Fräulein, ich würde dann nicht ſo viele Schwierigkeiten finden, als ich hier vorausſehe. Ich werde jedoch mein ganzes Geſchick anwenden: aber es wird Zeit koſten, bis wir zum Ziele gelangen. Faſſet jedoch Muth, und vertrauet mir!“

Die Alte verließ mich, und durch die lebhafte Vorſtellung aller der Schwierigkeiten, von welchen ſie mir vorgeredet hatte, und durch die daraus hervorgehende Furcht, daß ihr Unternehmen nicht gelingen würde, verſchlimmerte ſich mein Uebel.

Sie kam am nächſten Tage wieder, und ich las auf ihrem Geſichte, daß ſie mir nichts Günſtiges zu melden hatte. Auch ſagte ſie mir in der That: „Mein Sohn, ich habe mich nicht betrogen, ich habe noch etwas anderes zu überwinden, als die Wachſamkeit eines Vaters; ihr liebt einen unempfindlichen Gegenſtand, der ſich darin gefällt, allen, die ſich von ihr bezaubern laſſen, eine glühende Liebe einzuflößen. Sie hat mich mit Vergnügen angehört, ſo lange ich nur von dem Uebel erzählt habe, welches ſie euch verurſacht hat; ſo wie ich aber nur den Mund geöffnet habe, um ſie zu bewegen, daß ſie euch erlauben ſollte, ſie zu beſuchen und zu ſprechen, hat ſie mir einen ſchrecklichen Blick zugeworfen und geſagt: „Ihr ſeid ſehr dreiſt, mir ſolch einen Antrag zu machen, und ich verbiete euch, mich jemals wiederzuſehen, wenn ihr ſolche Reden führen wollt.“

„Laſſet euch dadurch nicht betrüben,“ fuhr die Alte fort, „ich bin ſo leicht nicht abzuweiſen, und wenn ihr nur nicht die Geduld verliert, ſo hoffe ich doch noch zum Ziele zu kommen.“

Um meine Erzählung abzukürzen,“ fügte der junge Mann hinzu, „will ich euch nur ſagen, daß dieſe gute Unterhändlerinn bei der ſtolzen Feindinn meiner Ruhe noch mehrere unnütze Verſuche zu meinen Gunſten machte. Der Kummer, welchen ich darüber empfand, trieb mein Uebel auf eine ſolche Höhe, daß die Aerzte mich gänzlich aufgaben. Ich wurde ſchon wie ein Sterbender angeſehen, als die Alte kam, um mir das Leben wiederzugeben.

Damit niemand es hörte, ſagte ſie mir ins Ohr: „Denket auf das Geſchenk, welches ihr mir für die gute Nachricht, die ich euch bringe, zu machen habt.“ Dieſe Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor, ich erhob mich auf meinem Sitze und erwiederte ihr mit Entzücken: „Am Geſchenke ſoll's nicht fehlen. Was habt ihr mir zu ſagen?“ — „Mein lieber Herr,“ verletzte ſie, „ihr werdet nicht daran ſterben, und ich werde bald das Vergnügen haben, euch in vollkommener Geſundheit und ſehr zufrieden mit mir zu ſehen. Geſtern, Montags, ging ich zu dem Fräulein, welches ihr liebt, und fand ſie bei guter Laune; ich machte ein trauriges Geſicht, ſtieß im Ueberfluß tiefe Seufzer aus und ließ einige Thränen fließen. „Meine gute Mutter,“ ſagte ſie zu mir, „was habt ihr, warum ſcheint ihr ſo betrübt?“ — „Ach, mein liebes und verehrungswürdiges Fräulein,“ antwortete ich ihr, „ich komme von dem jungen Herrn, von welchem ich neulich mit euch ſprach: mit dem iſt's vorbei; er wird aus Liebe zu euch das Leben verlieren; es iſt ſehr Schade um ihn, das verſichere ich euch, und ihr ſeid wirklich ſehr grauſam gegen ihn.“ — „Ich weiß nicht,“ erwiederte ſie, „warum ihr mich zur Urſache ſeines Todes machen wollt! Wie kann ich dazu beigetragen haben?“ — „Wie?“ verſetzte ich, „habe ich euch denn nicht neulich geſagt, daß er eurem

Fenſter gegenüber ſaß, als ihr es öffnetet, um eure Blumen zu begießen? Er ſah dieſes Wunder von Schönheit, dieſe Reize, die euer Spiegel euch täglich zeigt: ſeit dieſem Augenblicke verſchmachtet er, und ſein Uebel hat ſich ſo verſchlimmert, daß er ſich im kläglichſten Zuſtande befindet.

Einhundert und vier und ſechzigſte Nacht.

Ihr erinnert euch wohl, werthes Fräulein, wie ſtreng ihr mich kürzlich behandeltet, als ich euch von ſeiner Krankheit erzählen und euch ein Mittel vorſchlagen wollte, ihn aus der Gefahr, in welcher er ſich befand, zu retten; ich kehrte, nachdem ich euch verlaſſen hatte, zu ihm zurück, und er bemerkte kaum, als er mich erblickte, daß ich ihm keine günſtige Antwort brachte, als ſein Uebel ſich verdoppelte. Seit dieſer Zeit iſt er dem Tode nahe, und ich weiß nicht, ob ihr ihn noch, wenn ihr euch ſeiner erbarmt, das Leben retten könnt."

So ſprach ich zu ihr," fügte die Alte hinzu. „Die Furcht vor eurem Tode erſchütterte ſie, und ich ſah, wie ihr Geſicht die Farben wechſelte. „Iſt das," ſagte ſie, „was ihr mir erzählt, auch gewis wahr? Und iſt er wirklich nur aus Liebe zu mir ſo krank?" — „Ach, edle Frau, das iſt nur zu wahr! Wollte Gott, daß es falſch wäre!"

— „Und glaubt ihr,“ verſetzte ſie, „daß die Hoffnung mich zu ſehen und mit mir zu ſprechen, dazu beitragen könnte, ihn ſeiner jetzigen Gefahr zu entreißen?“ — „Das iſt wohl noch möglich,“ ſagte ich zu ihr, „und wenn ihr es mir befehlt, ſo werde ich dieſes Mittel verſuchen.“ — „Nun wohlan,“ erwiederte ſie ſeufzend, „macht ihm alſo Hoffnung, mich zu ſehen; aber er erwarte keine andere Gunſt von mir, am wenigſten trachte er danach, mich zu heiraten, und daß mein Vater in unſere Heirat willige.“ — „Meine Gnädige,“ rief ich aus, „ihr ſeid ſehr gütig. Ich werde zu dem jungen Herrn gehen, und ihm ſagen, daß er das Vergnügen haben wird, euch zu ſprechen.“ — „Ich weiß,“ ſagte ſie, „keine bequeme Zeit, ihm dieſe Gunſt zu erweiſen, als nächſten Freitag[25], während des Mittagsgebetes. Er ſoll aufpaſſen, bis mein Vater ſich in die Moſchee begibt, und, wenn er ſich wohl genug befindet, ſich an der Hausthüre zeigen. Aus meinem Fenſter werde ich ihn kommen ſehen und herunter kommen, um ihm aufzumachen. Wir können uns während der Dauer des Gebetes unterreden, und er muß ſich vor der Rückkehr meines Vaters entfernen.“

Heute,“ fuhr die Alte fort, „iſt Dinſtag: ihr könnt euch bis Freitag erholen, und euch zu dieſer Zuſammenkunſt anſchicken.„ Je mehr die gute Alte ſprach, je mehr fühlte ich mich, daß mein Uebel ſich minderte, und am Ende ihrer Worte fühlte ich mich geheilt.

„Nehmet,“ ſagte ich zu ihr, indem ich ihr einen ganz vollen Beutel gab: „euch allein verdanke ich meine Heilung, und ich halte dieſes Geld für beſſer angewendet, als das, was ich den Aerzten gab, die mich in meiner Krankheit nur gequält haben.“

Als die Alte mich verlaſſen hatte, fühlte ich mich kräftig genug, um aufzuſtehen. Meine Verwandten, die höchlich erfreut waren, mich ſo wohl zu ſehen, wünſchten mir Glück dazu, und entfernten ſich.

Freitag früh kam die Alte, als ich mich eben anzog, und das ſchönſte Kleid aus meinem Vorrathe wählte. „Ich frage euch nicht,“ ſagte ſie, „wie ihr euch befindet, das, womit ich euch beſchäftigt ſehe, gibt mir deutlich genug zu erkennen, was ich davon denken ſoll; aber werdet ihr euch nicht baden, ehe ihr zu dem erſten Kadi geht?“ — „Das würde,“ erwiederte ich, „zu viel Zeit erfordern; ich werde mich damit begnügen, einen Barbier kommen und mir Kopf und Bart ſcheeren zu laſſen.“ Sogleich befahl ich einem meiner Sklaven, mir einen geſchickten und ſchnellen Barbier zu holen.

Der Sklave brachte mir hier dieſen unglücklichen Barbier, der, nachdem er mich gegrüßt hatte, zu mir ſagte: „Herr, nach eurem Geſichte zu urtheilen, befindet ihr euch nicht wohl.“ Ich ſagte ihm, daß ich eben erſt von einer Krankheit geneſen wäre. „Ich wünſche,“ verſetzte er, „daß Gott euch von allen Arten von Uebeln befreien, und ſeine Gnade euch immer und überall begleiten möge." — „Ich hoffe," entgegnete ich ihm, „daß er euren Wunſch, für welchen ich euch ſchönſtens danke, erhören wird." — „Weil ihr eben erſt von einer Krankheit geneſen ſeid, ſo bitte ich Gott, daß er euch bei guter Geſundheit erhalte. Saget mir jetzo nur, was ich bei euch ſoll. Ich habe meine Scheermeſſer und meine Lancetten mitgebracht: ſoll ich euch barbieren oder Blut laſſen?" — „Ich habe euch," erwiederte ich, „geſagt, daß ich ſo eben erſt geneſen bin, und ihr könnt euch wohl denken, daß ich euch nur des Barbierens wegen habe kommen laſſen: ſputet euch, und laſſet uns keine Zeit mit Schwatzen verlieren; denn ich bin eilig, und werde zur Mittagſtunde pünktlich erwartet."

Einhundert und fünf und ſechzigſte Nacht.

Der Barbier," fuhr der Hinkende von Bagdad fort, „brauchte viel Zeit, um ſeinen Barbierſack zu öffnen und ſeine Meſſer heraus zu nehmen; und anſtatt Waſſer in ſein Becken zu gießen, nahm er ein ſehr hübſches Aſtrolabium aus ſeinem Sacke, ging aus meinem Zimmer und ſtellte ſich in die Mitte des Hofes, um die Sonnenhöhe zu meſſen. Er kam mit derſelben Ernſthaftigkeit wieder, und ſagte zu mir: „Es wird euch ſehr angenehm ſein, zu erfahren, daß wir heute Freitag, den 18ten Tag des Monats Safar[25]) haben, im Jahr 653 ſeit der Flucht[26]) unſers großen Propheten von Mekka nach Medina, und des Jahres 7320[27]) der Epoche des großen, zweihörnigen Iskender; und daß die Conjunction des Mars und der Venus bedeutet, daß ihr keine beſſere Zeit euch barbieren zu laſſen, wählen könntet, als eben heute und eben jetzt. Aber anderſeits iſt dieſe Conjunction von übler Vorbedeutung für euch: ſie belehrt mich, daß euch heute eine große Gefahr bevorſteht; nicht gerade der Verluſt eures Lebens, aber ein Uebel, an welchem ihr euer ganzes Leben hindurch leidet. Ihr ſeid mir Dank dafür ſchuldig, daß ich euch den Rath gebe, euch vor dieſem Unglücke zu hüten; es würde mir ſehr leid thun, wenn es euch träfe.“

Ihr könnt euch wohl denken, wie unwillig ich war, in die Hände eines ſo geſchwätzigen und närriſchen Barbiers gefallen zu ſein! Welch verdrüßliches Hindernis für einen Liebhaber, der ſich zu einem Stell-dich-ein vorbereitet! Ich war ſehr erbittert darüber. „Ich kümmere mich wenig,“ ſagte ich zornig zu ihm, „um eure Rathſchläge und Weiſſagungen. Ich habe euch nicht rufen laſſen, um euch über die Sterndeuterei zu befragen; ihr ſeid hier, um mich zu barbieren: alſo barbieret mich oder ſcheeret euch fort, damit ich einen andern Barbier kommen laſſe.“

„Herr,“ erwiederte er mit einem Gleichmuthe, der mich noch ungeduldiger machte, „was habt ihr für einen Grund, euch ſo zu erzürnen? Wißt ihr wohl, daß kein anderer Barbier mir gleich kömmt, und daß ihr einen meinesgleichen nicht findet, und wenn ihr ihn ausdrücklich machen ließet? Ihr habt nichts als einen Barbier verlangt, und ihr habt in meiner Perſon den beſten Barbier von Bagdad, einen erfahrenen Arzt, einen tiefgelehrten Chemiker, einen untrüglichen Aſtrologen, einen vollendeten Grammatiker, einen vollkommenen Rhetoriker, einen feinen Logiker, einen in der Geometrie, in der Arithmetik, in der Aſtronomie und in allen Feinheiten der Algebra ganz bewanderten Mathematiker, einen der Geſchichte aller Königreiche der Welt höchſt kundigen Hiſtoriker. Außerdem bin ich in allen Theilen der Philoſophie zu Hauſe, und weiß alle unſere Geſetze und Traditionen auswendig. Ich bin Dichter, Architekt; ach, was bin ich denn nicht! Für mich gibt's in der ganzen Natur nichts Verborgenes. Euer ſeliger Vater, dem ich den Zoll der Thränen widme, ſo oft ich an ihn denke, war von meinen Verdienſten wohl überzeugt. Er liebte mich, liebkoſte mich, und hörte nicht auf, mich in allen Geſellſchaften, die er beſuchte, als den erſten Menſchen der Welt zu citieren. Ich will aus Erkenntlichkeit und Freundſchaft für ihn, mich zu euch halten, euch in meinen Schutz nehmen und euch vor allen Gefahren ſichern, mit welchen die Geſtirne euch bedrohen.“

Bei dieſen Worten konnte ich mich, ungeachtet meines Zornes, des Lachens nicht enthalten: „Werdet ihr nicht,“ ſagte ich, „bald ausgeſchwatzt haben, ihr läſtiger Schwätzer, und wollt ihr wohl anfangen, mich zu barbieren?“ —

Einhundert und ſechs und ſechzigſte Nacht.

„Herr,“ entgegnete mir der Barbier, „ihr beleidigt mich, indem ihr mich einen Schwätzer ſcheltet, da mir im Gegentheil alle Welt den ehrenvollen Beinamen Aſſamit[29]) gibt. Ich hatte ſechs Brüder, die ihr wohl mit Recht hättet Schwätzer nennen können; und damit ihr ſie kennet, ſo wiſſet, daß der älteſte Bakbouk[30]), der zweite Alhedár[31]), der dritte Bukeibik[32]), der vierte Alkous Al-aſſwany[33]), der fünfte Annaſchár[34]), und der ſechſte Schakayk[35]) hieß. Das waren unerträgliche Plauderer; aber ich, der jüngſte, ich bin bedächtig und gedrängt in meinen Reden.“

Setzet euch, Herr, ich bitte euch, an meine Stelle! Was ſollte ich thun, als ich mich ſo meuchelmörderiſch behandelt ſah? „Gebet ihm drei Goldſtücke,“ ſagte ich zu dem, der meine häuslichen Ausgaben beſorgte, „er ſoll ſich fortpacken und mich in Ruhe laſſen; ich will heute nicht barbiert ſein.“ —

„Herr,“ ſagte hierauf der Barbier zu mir, „ſeid ſo gut, mir zu ſagen, was ihr mit dieſen Reden meint? Ich habe euch nicht aufgeſucht, ſondern ihr habt mich kommen laſſen; und da ſich die Sache ſo verhält, ſo ſchwöre ich, auf das Wort eines Muſelmannes, daß ich nicht fortgehe, bis ich euch barbiert habe. Wenn ihr meinen Werth nicht anerkennt, ſo iſt das nicht meine Schuld. Euer ſeliger Vater ließ mir mehr Gerechtigkeit widerfahren, ſo oft er mich holen ließ, damit ich ihm Blut laſſen ſollte, mußte ich mich zu ihm ſetzen, und da war es denn eine wahre Luſt, die ſchönen Dinge zu hören, wovon ich ihn unterhielt. Ich erhielt ihn in beſtändiger Bewunderung, ich riß ihn hin, und wenn ich fertig war, rief er aus: „Ihr ſeid eine unerſchöpfliche Quelle von Wiſſenſchaft! Niemand kömmt euch an Tiefe des Wiſſens gleich!“ — „Mein lieber Herr,“ erwiederte ich ihm, „ihr erweiſt mir mehr Ehre, als ich verdiene. Wenn ich etwas Schönes ſage, ſo verdanke ich es dem gütigen Gehör, welches ihr mir gönnt; eure Freigebigkeit flößt mir alle dieſe erhabenen Gedanken ein, welche ſo glücklich ſind, euch zu gefallen.“ — Eines Tages, als er über eine bewundernswürdige Rede, die ich ihm gehalten hatte, ſehr entzückt war, ſagte er: „Man gebe ihm hundert Goldſtücke und bekleide ihn mit einem meiner reichſten Kleider.“ Ich empfing dieß Geſchenk auf der Stelle. Ich ſtellte ihm ſogleich ein Horoſkop, und fand, daß er der glücklichſte Menſch von der Welt wäre. Ich trieb meine Gefälligkeit noch weiter, denn ich ließ ihm Blut mit Schröpfköpfen.“

Der Barbier ließ es nicht bei dieſem Gewäſche bewenden, er begann ein neues, das eine gute halbe Stunde währte. Ermüdet, ihn zu hören, und in Verzweiflung, daß die Zeit verſtrich, ohne daß ich gefördert wurde, wußte ich nicht mehr, was ich ihm ſagen ſollte. „Nein,“ rief ich aus, „es iſt nicht möglich, daß es auf der Welt noch einen Menſchen gibt, der ſich, ſo wie ihr, ein Vergnügen daraus macht, die Leute in Wuth zu bringen.“ —

Einhundert und ſieben und ſechzigſte Nacht.

Ich glaubte, daß es mir beſſer gelingen würde, den Barbier durch Güte zu beſchwichtigen. „Ich bitte euch um Gotteswillen,“ ſagte ich zu ihm, „laſſet alle die ſchönen Reden, und fertiget mich ſchnell ab: ein ſehr wichtiges Geſchäft ruft mich, wie ich euch ſchon geſagt habe, aus dem Hauſe.“

Bei dieſen Worten fing er an zu lachen. „Es wäre ſehr löblich,“ ſagte er, „wenn unſer Geiſt immer in derſelben Lage bliebe, und wir immer klug und vernünftig wären; ich will inzwiſchen glauben, daß, wenn ihr euch gegen mich erzürnt habt, eure Krankheit dieſe Veränderung in eurer Laune hervorgebracht habe, weshalb ihr einiger Lehren bedürfſt; und ihr könnt nichts beſſeres thun, als dem Beiſpiel eures Vaters und eures Groſsvaters folgen. Sie fragten mich in allen Angelegenheiten um Rath, und ich kann wohl ohne Eitelkeit ſagen, daſs ſie mit meinen Rathſchlägen ſehr zufrieden waren. Sehet nur, Herr, man iſt in ſeinen Unternehmmungen faſt niemals glücklich, wenn man dabei nicht erleuchtete Perſonen zu Rathe zieht. Man wird, ſagt das Sprichwort, kein geſchickter Mann, wenn man ſich nicht von einem geſchickten Manne rathen läſst. Ich bin euch ganz ergeben, und ihr habt ganz über mich zu befehlen."

„Ich kann es," unterbrach ich ihn, „alſo nicht über euch gewinnen, daß ihr alle dieſe langen Redensarten unterlaſſet, die mir nur den Kopf verwirren, und mich hindern, dahin zu gehen, wo ich zu thun habe? Barbieret mich alſo, oder gehet." Indem ich dieß ſagte, ſtand ich, mit dem Fuß auf die Erde ſtampfend, unwillig auf.

Als er ſah, daß ich ganz ernſtlich böſe war, ſagte er zu mir: „Erzürnet euch nicht, wir wollen anfangen."

Er wuſch mir in der That den Kopf, und fing an, mich zu ſcheeren, aber er hatte kaum vier Meſſerſtriche gethan, als er innehielt, um mir zu ſagen: „Herr, ihr ſeid lebhaft, ihr ſolltet euch ſolchen Aufwallungen enthalten, die nur vom Satan herkommen. Ich verdiene übrigens, daß ihr Achtung gegen mich heget, meines Alters, meines Wiſſens und meiner glänzenden Tugenden wegen."

„Fahret fort, mich zu barbieren," ſagte ich, ihn wieder unterbrechend, „und ſchwatzet nicht mehr." — „Das heißt," ſagte er, „daß ihr ein Geſchäft habt, welches euch drängt; ich wette, daß ich mich nicht irre." — „Seit zwei Stunden," entgegnete ich ihm, „ſage ich euch das, und ihr ſolltet mich ſchon längſt barbiert haben." — „Mäßiget euern Eifer," verſetzte er, „ihr habt vielleicht das, was ihr vorhabt, noch nicht recht bedacht; wenn man eine Sache übereilt, ſo bereut man es hinterdrein faſt immer. Ich wünſchte wohl, daß ihr mir ſagtet, was das für ein Geſchäft iſt, das euch ſo drängt, ich werde euch darüber meine Meinung ſagen. Ihr habt übrigens noch Zeit, da man euch erſt in der Mittagſtunde erwartet, und bis dahin noch drei Stunden ſind:" — „Das geht mich nichts an," ſagte ich: „Leute von Wort und Ehre finden ſich vor der feſtgeſetzten Zeit ein; aber ich bemerke nicht, daß ich, indem ich mich mit euch einlaſſe, ſelbſt in den Fehler geſchwätziger Barbiere falle. Machet, daß ihr mit dem Barbieren zu Ende kommet."

Je mehr Eile ich zeigte, je weniger zeigte er mir, zu gehorchen. Er legte ſein Scheermeſſer hin, um ſein Aſtrolabium zu nehmen, und ließ dieſes wieder, um jenes zu ergreifen."

Scheheraſade, die den Tag anbrechen ſah, ſchwieg ſtille. In der nächſten Nacht fuhr ſie jedoch in der begonnenen Erzählung folgendermaßen fort:

Einhundert und acht und ſechzigſte Nacht.

„Der Barbier,“ ſagte der junge Mann, „legte wieder ſein Scheermeſſer hin, nahm zum zweitenmale ſein Aſtrolabium, um nachzuſehen, wie viel Uhr es wäre. Er kam wieder. „Herr,“ ſagte er zu mir, „ich wußte wohl, daß ich mich nicht irrete, es fehlen noch drei Stunden bis Mittag, das iſt gewis, oder alle Regeln der Aſtronomie ſind falſch.“ — „Gerechter Himmel,“ rief ich aus, „meine Geduld iſt zu Ende! Ich kann das nicht länger aushalten. Verdammter Barbier! Unglücksbarbier! Es fehlt wenig, daß ich mich über dich hermache und dich erdroſſele!“ — „Sachte, Herr,“ ſagte er ganz kalt und ohne ſich von meinem Zorn aufregen zu laſſen, zu mir, „fürchtet ihr denn nicht, aufs neue krank zu werden? Erboſt euch nicht, ihr ſollt augenblicklich bedient werden.“

Bei dieſen Worten ſteckte er ſein Aſtrolabium wieder in ſeinen Barbierſack, nahm ſein Scheermeſſer heraus, welches er auf dem an ſeinem Gürtel hangenden Leder hin und her ſtrich, und fing an, mich zu barbieren; wobei er jedoch das Sprechen nicht laſſen konnte. „Wenn ihr, Herr,“ ſagte er zu mir, „mir ſagen wolltet, was das für ein Geſchäft iſt, welches ihr Mittags habt, ſo würde ich euch deshalb einen guten Rath geben.“ Um ihn zu beruhigen, ſagte ich ihm, daß ich zu Mittag von Freunden erwartet würde, die mich bewirthen und ſich mit mir über die Wiederherſtellung meiner Geſundheit erfreuen wollten.

Als der Barbier von einer Bewirthung hörte, rief er aus: „Gott ſegne euch an dieſem Tage, wie an allen andern! Ihr erinnert mich, daß ich geſtern vier oder fünf Freunde auf heute zu mir zu Tiſche eingeladen, ich habe es vergeſſen und noch keine Anſtalten getroffen.“ — „Seid deshalb ganz unbeſorgt,“ ſagte ich zu ihm, „obgleich ich auswärts eſſe, iſt meine Speiſekammer doch, wie immer, wohl verſehen; ich ſchenke euch alles, was ſie enthält; ich will euch auch ſo viel Wein geben, als ihr verlangt, denn ich habe ganz vortrefflichen in meinem Keller: aber ihr müßt euch ſputen, mich vollends zu barbieren; und bedenket, daß, wenn mein Vater euch Geſchenke gab, damit ihr reden ſolltet, ich euch beſchenke, damit ihr ſchweiget.“

Mein Wort genügte ihm nicht. „Gott vergelte euch,“ rief er aus, „die Güte, welche ihr mir erzeigt: aber laſſet mich ſogleich dieſe Vorräthe ſehen, damit ich weiß, ob ſie zur Bewirthung meiner Freunde hinreichen; denn ſie ſollen mit dem guten Mahle, welches ich ihnen vorſetze, zufrieden ſein.“ — „Ich habe,“ ſagte ich, „ein Lamm, ſechs Kapaune, ein Dutzend Hühner und noch allerlei zu vier

Voreſſen.“ Ich befahl einem Sklaven, dieß alles, nebſt vier großen, mit Wein gefüllten Krügen, herbeizubringen.

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Barbier; aber nun brauche ich noch Früchte und Gewürze zum Fleiſche.“ Ich ließ ihm geben, was er noch verlangte. Er hörte auf, mich zu barbieren, um von dem Gebrachten eins nach dem andern zu unterſuchen; und da dieſe Unterſuchung länger als eine halbe Stunde währte, ſo fluchte und wüthete ich: aber ich mochte noch ſo ſehr fluchen und wüthen, der verdammte Kerl ſputete ſich doch nicht. Er ergriff jedoch wieder das Scheermeſſer und barbierte mich einige Augenblicke, hielt aber plötzlich wieder inne und ſagte: „Ich hätte nicht geglaubt, Herr, daß ihr ſo freigebig wäret; nun aber ſehe ich, daß euer verſtorbener Vater wieder in euch auflebt. Gewis, ich verdiene die Güte nicht, womit ihr mich überhäuft und ich verſichere euch, daß ich euch dafür ewig dankbar bleiben werde. Denn, Herr, ihr müßt wiſſen, daß ich nichts beſitze, was ich nicht der Großmuth ſo wackerer Leute, wie ihr, verdanke; worin ich dem Santout gleiche, der die Leute im Bade reibt36)), dem Saly, welcher geröſtete Kichererbſen in den Straßen verkauft, dem Salout, welcher Bohnen, dem Akraſchy, welcher Kräuter verkauft, dem Abou-Mekares, welcher die Straßen beſprengt, um den Staub zu löſchen, und dem Kaſſem von der Leibwache des Chalyfen: alle dieſe Leute laſſen keine Schwermuth bei ſich aufkommen, ſind weder überläſtig noch zänkiſch, zufriedener mit ihrem Schickſal, als der Chalyf inmitten ſeines Hofes, immer vergnügt und ſing- und tanzluſtig; und jeder von ihnen hat ſeinen beſonderen Geſang und ſeinen beſonderen Tanz, wodurch ſie ganz Bagdad ergötzen: aber was ich am meiſten an ihnen ſchätze, iſt, daß ſie keine große Schwätzer ſind, eben ſo wenig, als der Sklave, der eben die Ehre hat, mit euch zu ſprechen. Sehet, Herr, das iſt hier der Geſang und der Tanz des Santout, der die Leute im Bade reibt; ſehet mich an und gebet Acht, ob ich ihn gut nachzuahmen verſtehe.“

Einhundert und neun und ſechzigſte Nacht.

Der Barbier ſang nun den Geſang und tanzte den Tanz des Santout, und was ich ihm auch ſagen mochte, um ſeinen Narrenspoſſen ein Ende zu machen, ſo hörte er doch nicht eher auf, als bis er alle diejenigen, welche er genannt, nachgeahmt hatte.

Hierauf ſagte er, ſich zu mir wendend: „Herr, ich laſſe dieſe wackeren Leute zu mir kommen; wißt ihr was, haltet mit uns, und laſſet eure Freunde, die vielleicht große Schwätzer ſind, und euch nur durch ihre langweiligen Reden betäuben, und euch eine ſchlimmere Krankheit, als die, von welcher ihr jetzt geneſen ſeid, verurſachen werden; bei mir werdet ihr im Gegentheil nur Vergnügen haben.“

Ungeachtet meines Zornes konnte ich mich nicht enthalten, über ſeine Narrheiten zu lachen. „Ich wollte,“ ſagte ich, „ich hätte kein Geſchäft, ich würde dann euren Vorſchlag annehmen und recht gern mit euch gehen, um mich mit euch zu ergötzen; aber ich muß euch bitten, mich für heute davon zu entbinden; ein andermal, wenn ich freier ſein werde, wollen wir dieſe Partie machen. Barbieret mich nur zu Ende, und machet, daß ihr nach Hauſe kommt; eure Freunde ſind vielleicht ſchon dort.“ — „Herr,“ verſetzte er, „ſchlaget mir meine Bitte nicht ab. Kommet und ergötzet euch mit der angenehmen Geſellſchaft, die ich bei mir haben werde. Wenn ihr einmal mit dieſen Leuten zuſammen geweſen ſeid, werden ſie euch ſo gefallen, daß ihr ihretwegen euren Freunden entſagen werdet.“ — „Sprechen wir nicht weiter davon,“ erwiederte ich, „ich kann nun einmal eurem Feſte nicht beiwohnen.“

Ich gewann durch Güte nichts. „Weil ihr alſo nicht zu mir kommen wollt,“ ſagte der Barbier, „ſo müßt ihr mir erlauben, mit euch zu gehen. Ich werde, was ihr mir gegeben habt, zu mir ſchaffen, meine Freunde werden, wenn's ihnen gefällig iſt, eſſen, und ich werde gleich wiederkommen. Ich will nicht ſo unhöflich ſein, euch allein zu laſſen; ihr verdient wohl, daß ich euch dieſe Aufmerkſamkeit erweiſe.“ — „Himmel,“ rief ich aus, „werde ich mich denn heute von einem ſo überläſtigen Menſchen nicht losmachen! Im Namen des großen, lebendigen Gottes,“ ſagte ich zu ihm, „endet eure läſtigen Reden! Gehet zu euren Freunden, trinket, eſſet, vergnüget euch, und laſſet mir die Freiheit, zu den meinigen zu gehen. Ich will allein gehen, und ich bedarf keiner Begleitung. Auch muß ich euch geſtehen, daß der Ort, wo ich hingehe, kein Ort iſt, wo ihr aufgenommen werden könntet; man will daſelbſt nur mich.“ — „Ihr ſpottet, Herr,“ entgegnete er, „wenn eure Freunde euch zu einem Feſt eingeladen haben, was für ein Grund kann euch hindern, mir zu erlauben, daß ich euch begleite? Sie werden ſich freuen, davon bin ich überzeugt, wenn ihr ihnen einen Menſchen zuführt, der, wie ich, luſtige Einfälle hat, und eine Geſellſchaft angenehm zu unterhalten weiß. Was ihr mir auch vorredet, die Sache iſt beſchloſſen, ich begleite euch wider euern Willen.“

Dieſe Worte, meine Herren, ſetzten mich in große Verlegenheit. „Wie ſoll ich dieſen verdammten Barbier los werden,“ ſagte ich zu mir ſelbſt? „Wenn ich auf meinem Widerſpruche beharre, ſo nimmt unſer Streit gar kein Ende.“ Uebrigens hörte ich, daß man ſchon zum erſtenmale zum Mittagsgebete rief[37], und daß es Zeit war, zu gehen; ich ergriff alſo das Theil, nichts zu ſagen, und mich anzuſtellen, als willigte ich in ſein Mitgehen.

Er barbierte mich hierauf vollends; und als dieß geſchehen war, ſagte ich zu ihm: „Nehmet einige meiner Leute, damit ſie euch dieſe Vorräthe zu euch tragen helfen, und kommet wieder; ich erwarte euch, und werde nicht ohne euch weggehen.“

Er ging endlich, und ich zog mich vollends an. Ich hörte zum letztenmale zum Gebete rufen, und ich eilte, mich auf den Weg zu machen. Aber der boshafte Barbier, der meine Abſicht errathen hatte, war mit meinen Leuten nur ſo weit gegangen, um ſie in ſeine Wohnung gehen zu ſehen, und hatte mein Haus nicht aus dem Geſichte verloren. Er hatte ſich an einer Ecke der Straße verſteckt, um mich zu beobachten und mir zu folgen. In der That gewahrte ich ihn, als ich bei der Thüre des Kadi's angelangt war und mich umwandte, an dem Eingange der Straße, worüber ich einen tödtlichen Verdruß empfand.

Die Thüre des Kadi's war halb offen, und ich ſah beim Eintreten die alte Frau, welche mich erwartete, und welche, nachdem ſie die Thüre wieder zugemacht hatte, mich in das Zimmer des jungen Fräuleins führte, in welche ich verliebt war. Aber kaum fing ich an, mich mit ihr zu unterhalten, als wir ein Geräuſch auf der Straße hörten. Das Fräulein ging an das Fenſter, und ſah durch das Gitter, daß es ihr Vater war, der von dem Gebete zurückkehrte. Auch ich ſah hinaus, und gewahrte den

Barbier, der auf demſelben Flecke ſaß, auf welchem ich geſeſſen hatte, als ich das Fräulein zum erſtenmale ſah.

Ich fürchtete nun zwei Dinge, die Ankunft des Kadi's und die Gegenwart des Barbiers. Das Fräulein beruhigte mich über die erſte, indem ſie mir ſagte, daß ihr Vater nur ſehr ſelten in ihr Zimmer käme; auch hätte ſie, in der Vermuthung, daß dieſer verdrüßliche Vorfall ſtatt finden könnte, ſchon auf ein Mittel gedacht, mich ſicher fortzuſchaffen: aber die Unbeſonnenheit des unglücklichen Barbiers verurſachte in mir eine groſſe Unruhe, die, wie ihr hören werdet, auch keinesweges grundlos war.

Sobald der Kadi im Hauſe war, gab er ſelbſt einem Sklaven, der ſie verdient hatte, die Baſtonnade. Der Sklave ſtieß ein großes Geſchrei aus, welches man auf der Straße hörte. Der Barbier glaubte, ich wäre es, der ſo ſchrie, und ich würde mishandelt. In dieſer Vorausſetzung fängt er entſetzlich zu ſchreien an, zerreißt ſeine Kleider, beſtreut ſein Haupt mit Aſche, und ruft die ganze Nachbarſchaft um Hülfe an, die denn auch herbeieilt. Man frägt ihn, was es gibt, und was für Hülfe er verlangt: „Ach,“ ruft er aus, „man bringt meinen Herrn, meinen lieben Beſchützer, ums Leben!“ Und ohne noch etwas weiter zu ſagen, läuft er zu mir nach Hauſe, indem er immerfort auf dieſelbe Weiſe ſchreit, und kömmt in Begleitung aller meiner mit Stöcken bewaffneten Bedienten zurück. Sie ſchlugen nun mit einer Wuth, die nicht zu beſchreiben iſt, an die Thüre des Kadi's, welcher einen Sklaven abſchickte, um zu ſehen, was das für ein Lärm wäre. Dieſer aber kömmt ganz erſchrocken zu ſeinem Herrn zurück, und ſagt: „Herr, mehr als zehntauſend Menſchen wollen mit Gewalt bei euch eindringen, und fangen an, die Thüre zu erbrechen.“

Der Kadi lief ſogleich herzu, öffnete ſelbſt die Thüre, und fragte, was man wollte. Seine ehrwürdige Gegenwart vermochte meinen Leuten keine Achtung einzuflößen, und ſie waren ſo unverſchämt, zu ihm zu ſagen: „Verfluchter Kadi, Hund von Kadi, was habt ihr für einen Grund, unſern Herrn umzubringen? Was hat er euch gethan?“ — „Ihr guten Leute,“ antwortete ihnen der Kadi, „warum ſollte ich euern Herrn umgebracht haben, den ich nicht kenne, und der mich nicht beleidigt hat? Mein Haus iſt offen, kommet herein, ſehet und ſuchet.“ — „Ihr habt ihm die Baſtonnade gegeben,“ ſagte der Barbier, „ich habe noch vor einem Augenblicke ſein Geſchrei gehört.“ — „Aber ſaget mir nur,“ verſetzte der Kadi, „welche Beleidigung hätte mir euer Herr wohl anthun können, um mich dahin zu bringen, ihn ſo, wie ihr es ſagt, zu mishandeln? Iſt er in meinem Hauſe? Und wenn er drin iſt, wie iſt er hereingekommen, oder wer kann ihn eingeführt haben?“ — „Ihr werdet mir mit eurem großen Barte nichts weiß machen, abſcheulicher Kadi,“ verſetzte der Barbier, „ich weiß wohl, was ich ſage. Eure

Tochter liebt unſern Herrn, und hat ihm in eurem Hauſe während des Mittagsgebetes ein Stell-dich-ein gegeben; ohne Zweifel hat man euch davon benachrichtigt, ihr ſeid nach Hauſe gekommen, habt ihn überraſcht, und ihm von euern Sklaven die Baſtonnade geben laſſen. Aber ihr ſollt dieſe ſchändliche Handlung nicht ungeſtraft begangen haben, der Chalyf ſoll ſie erfahren, und wird gute und ſchnelle Gerechtigkeit üben. Laſſet ihn heraus, und gebet ihn uns ſogleich wieder, wo nicht, ſo dringen wir hinein und entreißen ihn euch, euch zur Schmach.“ — „Es iſt unnütz, ſo viel zu ſchwatzen,“ verſetzte der Kadi, „und einen ſolchen Lärm zu machen; wenn das, was ihr ſaget, wahr iſt, ſo dürft ihr nur hereinkommen und ihn ſuchen, ich gebe euch dazu meine Erlaubnis.“

Der Kadi hatte kaum dieſe Worte geredet, als ſich der Barbier und meine Leute, gleich Wüthenden, in das Haus ſtürzten, und mich überall zu ſuchen begannen.

Einhundert und ſiebenzigſte Nacht.

Da ich alles gehört hatte, was der Barbier zu dem Kadi ſagte, ſo ſuchte ich einen Ort, um mich zu verbergen. Ich fand keinen anderen, als eine große Kiſte, in welche ich mich warf, und welche ich ſodann zumachte.

Nachdem der Barbier überall herumgeſchnüffelt hatte, kam er auch in das Zimmer, in welchem ich mich befand. Er nahte ſich der Kiſte, öffnete ſie, hob ſie, ſobald er mich erblickt hatte, auf ſeinen Kopf, und trug mich von dannen. Er ſtieg eine ſehr hohe Treppe hinunter in einen Hof, durch welchen er ſchnell hindurchging und endlich die Thüre, welche auf die Straße führte, erreichte. Während er mich ſo trug, öffnete ſich unglücklicherweiſe die Kiſte, und da ich nun die Schmach nicht erdulden konnte, mich den Blicken und dem Geſpötte des Pöbels, welcher uns nachlief, ausgeſetzt zu ſehen, ſo ſprang ich mit ſolcher Eile auf die Straße, daß ich mir das Bein bedeutend verletzte, und ſeitdem immer lahm geblieben bin. Ich fühlte mein ganzes Uebel nicht ſogleich, und ſtand auf, um mich dem Gelächter des Volkes durch eine ſchnelle Flucht zu entziehen. Ich warf ſogar mit vollen Händen Silber und Gold aus, womit mein Beutel angefüllt war, und während das Volk es aufraffte, entwiſchte ich durch abgelegene Straßen.

Aber der verdammte Barbier, der die Liſt benutzte, deren ich mich bediente um mich von der Menge loszumachen, folgte mir, ohne mich aus dem Geſichte zu verlieren, und rief mir aus Leibeskräften zu: „Haltet, Herr, warum lauft ihr denn ſo? Wüßtet ihr nur, wie betrübt ich über die ſchändliche Behandlung bin, die euch der Kadi hat widerfahren laſſen, euch, der ihr ſo großmüthig ſeid, und dem ich und meine Freunde ſo vielen Dank ſchuldig ſind! Hab' ich's euch nicht geſagt, daß ihr durch eure Halsſtarrigkeit, mich nicht mit euch nehmen zu wollen, euer Leben in Gefahr ſetztet? Da ſeht ihr nun was euch durch eure Schuld begegnet iſt; und wenn ich nicht darauf beharrt wäre, euch zu folgen, wo ihr auch hinginget, was würde aus euch geworden ſein? Aber wohin geht ihr denn, Herr? wartet doch auf mich.“

So redete der unſelige Barbier ganz laut auf der Straße. Er begnügte ſich nicht damit, in dem Viertel des Kadi's einen ſolchen Lärm veranlaßt zu haben, die ganze Stadt ſollte davon erfahren. Wüthend, wie ich war, hatte ich Luſt, ihn zu erwarten, um ihn zu erdroſſeln; aber ich würde dadurch meinen Zuſtand nur noch auffallender gemacht haben. Ich ergriff ein anderes Theil, da ich ſah, daß ſein Rufen mich zum Schauſpiel einer großen Menge von Leuten machte, welche an den Thüren und Fenſtern erſchienen, oder auf den Straßen ſtehen blieben: ich ging in einen Chan, deſſen Aufſeher ich kannte. Ich fand ihn an der Thüre, wohin der Lärmen ihn gelockt hatte. „Ich bitte euch um Gotteswillen,“ ſagte ich zu ihm,, „verhindert dieſen Raſenden, mir in den Chan zu folgen.“ Er verſprach mir's und hielt Wort; aber nicht ohne Mühe; denn der ſtarrköpfige Barbier wollte, trotz ſeiner Abwehr, eindringen, entfernte ſich erſt nachdem er ihm tauſend Schimpfreden geſagt hatte, und hörte, auf dem Wege nach Hauſe, nicht auf, allen denen, welchen er begegnete, den groſſen Dienſt, den er mir geleiſtet haben wollte, mit Uebertreibung zu erzählen.

Auf dieſe Weiſe befreite ich mich von einem ſo beſchwerlichen Menſchen. Der Aufſeher des Chans bat mich nun, ihm meine Geſchichte zu erzählen. Ich that es. Hierauf bat ich ihn meinerſeits, mir bis zu meiner Geneſung ein Zimmer zu vermiethen. „Herr,“ ſagte er zu mir, „würdet ihr in eurer Wohnung nicht mehr Bequemlichkeit haben?“ — „Ich will nicht in meine Wohnung zurückkehren,“ erwiederte ich ihm, „dieſer abſcheuliche Barbier würde nicht unterlaſſen, mich dort aufzuſuchen: ich würde täglich von ihm beläſtigt werden, und mich endlich noch darüber zu Tode ärgern, daß ich ihn immer vor Augen hätte. Uebrigens kann ich nach dem, was mir heute begegnet iſt, mich nicht entſchließen, länger in dieſer Stadt zu bleiben. Ich will hingehen, wohin mein Geſchick mich führen wird.“

Wirklich nahm ich, ſobald ich geneſen war, alles Geld, deſſen ich zum Reiſen zu bedürfen glaubte, und machte von meinem übrigen Vermögen eine Schenkung an meine Verwandten.

Ich bin demnach von Bagdad abgereiſt und hieher gekommen. Ich hatte Urſache, zu hoffen, daß ich dieſen unheilbringenden Barbier nicht in einem von meinem Vaterlande ſo fernen Lande wiederfinden würde: und doch finde ich ihn hier unter euch. Seid alſo über meinen

Drang, mich zu entfernen, nicht verwundert. Ihr könnt euch wohl denken, was für Aerger mir der Anblick eines Menſchen verurſachen muß, der Schuld an meiner Lahmheit und an der traurigen Nothwendigkeit iſt, daß ich fern von meinen Verwandten, meinen Freunden und meinem Vaterlande leben muß.“

Nach dieſen Worten ſtand der junge Lahme auf, und ging fort. Der Herr vom Hauſe begleitete ihn bis an die Thüre, indem er ihm ſein Misvergnügen bezeigte, ihm, wider ſein Wiſſen, eine ſolche Unannehmlichkeit bereitet zu haben.

Als der junge Mann ſich entfernt hatte,“ fuhr der Schneider fort, „waren wir alle über ſeine Geſchichte ſehr verwundert. Wir richteten unſere Blicke auf den Barbier, und ſagten ihm, daß er Unrecht hätte, wenn das, was wir eben gehört hätten, wahr wäre. „Meine Herren,“ erwiederte er uns, indem er ſein Haupt erhob, welches er bis dahin immer geſenkt hielt, „das Stillſchweigen, welches ich beobachtet habe, ſo lange der junge Mann mit euch geſprochen hat, beweiſt euch hinlänglich, daß er nichts von mir erzählt hat, was ich nicht eingeſtehe. Was er euch aber auch geſagt hat, ich behaupte dennoch, daß ich thun mußte, was ich gethan habe; ihr möget ſelbſt darüber richten. Hatte er ſich nicht in die Gefahr begeben, und wäre er ihr, ohne meinen Beiſtand, ſo glücklich entgangen? Er hat wohl von Glück zu ſagen, daß er mit einer ſo leichten Verwundung weggekommen iſt. Habe ich mich nicht einer weit größeren Gefahr ausgeſetzt, um ihn aus einem Hauſe zu ſchaffen, in welchem ich ihn mishandelt glaubte? Hat er alſo Urſache, ſich über mich zu beklagen, und mir ſo abſcheuliche Beleidigungen zu ſagen? Das hat man davon, wenn man undankbaren Leuten dient. Er beſchuldigt mich, ein Schwätzer zu ſein; das iſt eine bloße Verläumdung: von ſieben Brüdern, die wir waren, bin ich derjenige, welcher am wenigſten ſpricht und den meiſten Verſtand beſitzt. Um euch davon zu überzeugen, meine Herren, brauche ich euch nur meine und ihre Geſchichte zu erzählen. Gönnet mir, ich bitte euch, eure Aufmerkſamkeit:

Anmerkungen.

(L. bezeichnet die von Langlès, zu ſeiner Ausgabe und Ueberſetzung der Reiſen Sindbads.)

Seite 6. Eine ähnliche Geſchichte, wie dieſe hier vom Vogel **Roch**, lieſt man bei **Bochart**, hierozoïcon T. II. p. 840, aus âl-Domeïry. L.

1) Im Text (bei Langlès, und Ueberſetzung p. 80.) ſtehen hier einige ſchon von **Galland** unterdrückte ekelhafte Schilderungen. E. G. — Ganz daſſelbe Abenteuer hat der Indiſche Prinz **Kamarupa**, in ſeiner fabelhaften Geſchichte, aus dem Perſiſchen überſetzt von **Wilh. Franklin**, 1790, und darnach Deutſch in der Blauen Bibl. Bd. 12. S. 40.

S. 11. An Kokos-Nüſſen ſind die **Sondiſchen** Inſeln beſonders fruchtbar, ſo wie die **Maldiwen**, von wo ſie durch ganz Indien verführt werden, auf Schiffen, die aus Kokos-Bäumen gezimmert, und deren Segel und Tauwerk aus den Faſern der Schale gemacht ſind: nach **Jon. Scott**. Vergl. auch **Pyrard's** Reiſe. L.

2) **Komari**, mit dem Vorgebirge **Komorin**, iſt die Spitze der Halbinſel dieſſeit des Ganges. G. Nach Geogr. Nubiens. Clim. I. P. IX, iſt das Aloeholz von **Sanf**, drei Meilen von **Komâr**, welches auch von Sindbad, bei Langlès, daneben gerühmt wird, noch vorzüglicher. Vergl. auch Ol. Celsii hierobotanicon T. I. p. 135. 171. **Sanf** oder **Senef**, iſt nicht näher nachzuweiſen. Von Komâr berichten die von **Renaudot** Franzöſiſch herausgegebenen Arabiſchen Reiſen, daß der König von dem Mâhâ-râdſchâ (Ober-König, vermuth

lich von Dechan) beſiegt und unterjocht worden ſei. L. — Die Pfeffer-Inſel liegt in der Sondiſchen Meerenge. Hole, Arabian nights T. II. p. 70. — Seit undenklichen Zeiten, wie annoch, fiſcht man Perlen in dieſen Gegenden, zwiſchen dem Vorgebirge Komorin und der Nordküſte von Zeilan. L.

S. 17. Das ſüße Waſſer hier dicht an der Meeresküſte darf nicht auffallen, nachdem Ives und andere Reiſende ſogar in dem Meere ſüße Brunnen gefunden haben, im Perſiſchen Meerbuſen unweit der Inſel Bahrein. L.

3) Bekanntlich iſt die Inſel Zeilan ſehr reich an Edelſteinen. Eine gelehrte Abhandl. über die Mineralogie dieſer Inſel ſ. in Davy's Reiſe, Lond. 1821. 4. L.

4) Man findet einige ſolche Quellen auf Zeilan. — Ueber die Entſtehung des grauen Ambra's vergl. Dr. Swediaur zu Chardin's Reiſe, der Ausg. von Langlès T. III. p. 32. L.

S. 21. In Betreff der hier vorkommenden Schwarzen, berichten die durch Renaudot bekanntgemachten Arabiſchen Reiſen von menſchenfreſſenden Negern im 9ten Jahrh. in dem Meere von Andaman, oder Bai von Bengalen. Ptolomäus ſetzt ſie auf die Inſel Nikobar in demſelben Meere. L.

5) Die Bewäſſerung der Felder wird in Zeilan auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe bewerkſtelligt. ſ. Knox Reiſe Kap. 3. E. G.

6) Serendub iſt der Arabiſche Name der Inſel Zeilan; die Hauptſtadt aber heißt eigentlich Kandy. Die Eingebornen nennen die Inſel Lanka. E. G.

7) Mehrere Morgenländiſche Erdbeſchreiber, Diodor und Ptolomäus, verſetzen ebenfalls Zeilan unter die Linie; aber um ſo irriger, als ihre der Linie nächſte Spitze noch 5 Grad und 49 Minuten davon entfernt iſt. L.

8) Die Paraſange oder Farſang iſt ein Wegemaaß bei den alten Perſern, ein wenig länger als eine Franzöſiſche Meile (22½ gehen auf einen Grad). — Die Inſel Zeilan hat in der That ungefähr 100 Franz. Meilen in der Länge, aber nur etliche 50 in der Breite. G.

9) Dieſer Berg iſt, wie auch das Folgende zeigt, der Adams-Berg (pic d'Adam); auf welchem man noch die Fußtapfen unſers

gemeinſamen Vaters zeigt. E. G. Er iſt von bedeutender Höhe, obwohl bekanntlich nicht der hochſte der Erde.

S. 27. Langlès überſetzt dieſes Thier durch Gaſelle (Antelope), die, nach Hole, auf den Sondiſchen Inſeln gefunden wird, und aus deren Haut die Einwohner ein gelbliches Pergament bereiten. Für ſolches hält er auch einen kleinen Koran in Kufiſcher Schrift, welchen er der Pariſer Bibl. verſchafft, und den, nach einer, freilich etwas verdachtigen, Schlußanmerkung, der Chalyf Harun Arreſchyd ſelber beſeſſen hat. — Dieſe Gaſelle gleicht mehr dem Schwein, als der eigentlichen Gaſelle: ſie hat vorn zwei hörnerartige Haken. Vergl. Marsden, history of Sumatra p. 117. (der dritten Ausg.) L. — Die Schirgaleſiſche Sprache, die auf Zeylan geſprochen wird, ſtammt von dem Pali, dem mehrere Arabiſche Wörter beigemiſcht ſind. E. G. — Die Größe des Rubins iſt gewis übertrieben, aber bekanntlich iſt Zeilan reich an ſehr ſchönen Rubinen, ſo wie im Indiſchen Meere Perlen von außerordentlicher Größe gefiſcht werden. Das Gewicht der letzten iſt im Arabiſchen ein Metſkâl, welche der Pater Ange de Saint-Joſeph in ſeiner Pharmacopaea Persica auf anderthalb unſerer Drachmen berechnet. Daſſelbe Wort bezeichnet ſonſt auch eine, bald eingebildete, bald wirkliche Münze, deren Werth oft gewechſelt hat. — In Bengalen gibt es eine Schlange, deren Haut äußere Schäden heilen ſoll, wenn man ſie auf die kranke Stelle legt. Hole, bei Jon. Scott, p. 83. L.

S. 30. Sulymann iſt Salomon. (Vergl. Anmerk 21. zu Bd. 1.) und Mâhâ-râdſchâ bedeutet im Indiſchen überhaupt großer König, Ober-König von Indien. Galland ſetzt dafür das wohl nur daraus entſtellte Mihrage, und erklärt dieſen durch einen alten, wegen ſeiner Macht und Weisheit bei den Arabern berühmten König.

10) Eine zum Arabiſchen Irak gehörige Inſel, im weſtlichſten Arme des Euphrats, 50 Franzöſiſche Meilen von Bagdad. G. — Bei Langlès iſt Haruns Brief zugleich im Namen deſſen Sohns und Nachfolgers Amyn.

11) Muſſons ſind periodiſche Winde, die im Indiſchen Meere regelmäßig und abwechſelnd mehrere Monate hindurch von Oſten nach

Weſten und von Weſten nach Oſten wehen. Man nennt auch die Jahreszeiten, während welcher die Winde herrſchen, Muſſon. G.

12) Die **Barmeciden** ſind, nächſt den regierenden Häuſern, eine der erlauchteſten Familien Aſiens. Der erſte, der dieſes Geſchlecht berühmt gemacht hat, nannte ſich **Abu-Aly-Jahia-Ben-Chaled-Ben-Barmek**. Mit allen bürgerlichen und kriegeriſchen Tugenden begabt, wurde er vom Chalyſen **Mahadi** zum Hofmeiſter ſeines Sohnes **Harun-Arreſchyd** gewählt. Er hatte vier Kinder, Namens **Fadhel**, **Giafar**, (der, von welchem hier die Rede iſt,) **Muhammed** und **Muſſa**, welche nicht von der Tugend des Vaters entarteten, und den Ruf der Barmeciden bis zur höchſten Stufe erhoben, auf welche Verdienſt und Gunſt eine Familie erheben können, die nicht auf dem Throne ſitzt. Die Barmeciden haben das Eigenthümliche, daß, vom Glücke verlaſſen und bei dem Chalyſen Harun Arreſchyd in Ungnade gefallen, das Andenken, welches die Völker von dem Verdienſt und den Eigenſchaften dieſer großen Männer bewahrten, ihr Unglück auf ſolche Weiſe überlebt hat, daß ſie faſt eben ſo viel Geſchichtſchreiber gefunden haben, welche ihr Leben beſchrieben, als die größten Fürſten des Morgenlandes. G.

S. 63. **Rihan** bedeutet im Arabiſchen Baſilikum, eine wohlriechende Pflanze. Die Araber benennen ſo ihre Sklaven, wie man im Franzöſiſchen einen Lakei **Jasmin** nennt. G.

13) **Nur-eddin** heißt auf Arabiſch **das Licht der Religion**. G.

14) **Bedr-eddin** heißt **der volle Mond der Religion**. G.

15) **Schems-eddin** bedeutet **Sonne der Religion**. **Muhammed** iſt derſelbe Namen mit **Mahomed**. Vergl. Anmerkung 37. zu Bd. 1.

S. 69. Dieſer ſeltſame Zwiſt hat eine der pikanteſten Anekdoten hergegeben in Segur's galerie morale et politique. E. G.

16) Im ganzen Orient werden die Finanzgeſchäfte von Juden oder Armeniern beſorgt. E. G.

S. 101. Dieſe beiden Nächte ſtehen auch nicht in dem zu Kalkutta gedruckten Arabiſchen Text. E. G.

S. 107. Alle Morgenländer ſchlafen in Unterbeinkleidern: was für die Folge dieſer Geſchichte zu merken iſt. G.

S. 121. Agib bedeutet im Arabiſchen wunderbar. G.

17) Hims, Hems, Homs, (ehemals Emeſa), und Hamaſch, Hamath, Aman (ehemals Epiphania), zwei Städte am Orontes, jetzt in dem Türkiſchen Paſchalik Damaſk in Syrien gelegen. G.

18) Vier Städte in Meſopotamien, dem heutigen Diarbekir. Muſſul oder Moſſul liegt auf dem rechten Ufer des Tigris. Es iſt eine Handelsſtadt, aus welchem die gelben Saffiane gezogen werden. Aus dieſer Stadt ſtammen die Muſſeline. Sie liegt der Stelle gegenüber, auf welcher Ninive ſtand. Diarbekhr (das ehemalige Amid) iſt die Hauptſtadt des heutigen Paſchaliks Diarbekhr oder Diarbekir, und liegt am Tigris. Sie enthalt mehr denn 20,000 Chriſten. Es wird daſelbſt ein großer Handel mit rother Leinwand, mit Baumwolle und Saffian von derſelben Farbe, die nach Europa ausgeführt werden, getrieben. G.

S. 142. Ommiaden heißen die Chalyfen von Damaſk, nach Ommiah, einem ihrer Ahnen. G. Vergl. Anmerk. 1. zu Bd. II.

S. 145. Da die Muſelmänner ſich vor den fünf Gebeten jedesmal waſchen." (vergl. Anmerk. 13a. Bd. I), ſo halten ſie es für unnöthig, ſich vor dem Eſſen zu waſchen; ſie thun es aber nachher, weil ſie ohne Gabel eſſen. — Durch Schnee kühlt man im ganzen Morgenlande, wo er zu haben iſt, das Getrank ſehr ſchnell ab. G.

S. 147. Den Namen Schaban geben die Morgenländer gewöhnlich den ſchwarzen Verſchnittenen. G.

S. 169. Kaſchghar iſt ein Aſiatiſches Königreich in der Tatarei, das ungefähr 160 Franz. Meilen lang und 100 breit iſt. Gegenwärtig iſt es in Gewalt der Kalmucken, unter Hoheit des Kaiſers von China, der es im Jahre 1759 eroberte. Die Hauptſtadt führt den Namen des Königreichs. G.

19) Auf dieſem Eſel ritt, nach der Meinung der Muhammedaner, Esdras, als er aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft nach Jeruſalem kam. G.

20) In faſt allen Stadten des Orients ſind die Dächer der Häuſer terraſſenförmig und mit einander zuſammenhangend. Die Bewohner ſchlafen oft auf ihnen wahrend der Sommernachte. E. G.

21) Kophten oder Kopten, ein Name, welchen man den in Aegypten eingebornen Chriſten gibt. Sie ſind Griechiſcher Religion von der Eutychianiſchen oder Jakobitiſchen Sekte. G.

22) Befaſthan bedeutet Seidenſtoff-Markt. E. G. ſchreibt Bezeſtin, und G. Bezeſtein, wo auch andere koſtbare Waaren verkauft werden.

S. 218. Kali heißt eine am Meere wachſende Pflanze, die man ſammelt und grün verbrennt; ihre Aſche heißt Soda, wie auch die Pflanze ſelbſt genannt wird. G. — Daher al-Kali der Chemiker. E. G.

23) Samarkand, eine alte große Stadt Aſiens, im Lande der Usbeken, Hauptſtadt des Königreichs deſſelben Namens, mit einer berühmten Akademie, und einem Schloſſe, welches der gewöhnliche Sitz Tamerlans war. Sie treibt einen großen Handel, beſonders mit Früchten, die auf ihrem Gebiete ausnehmend gedeihen. Sie hat eine ſchöne Lage am Sogd-Fluſſe, ziemlich nah an der Perſiſchen Granze. G.

24) Scherif iſt ſo viel als Zechine. Das Wort findet ſich auch in Altfranz. Schriften. G. Daher unſer Scherflein.

25) Der Freitag iſt der Feiertag der Muſelmanner. An dieſem Tage dürfen die Glaubigen die gemeinſchaftlichen Gebete in der Moſchee nicht verſaumen. E. G.

26) Der Monat Safar (der Reiſemonat) iſt der zweite des muſelmanniſchen Jahres. E. G. — Das Jahr 653 der Hedſchra iſt das Jahr 1255 nach Chriſti Geburt. Man kann hieraus ſchließen, daß dieſe Erzahlungen um dieſe Zeit im Arabiſchen gedichtet, oder doch aus Perſien, welches damals durch die Einfalle der Mongolen verwüſtet wurde, gekommen ſind. G.

27) Dieſe Flucht heißt auf Arabiſch Hegra oder Hedſchra. E. G.

28) Was das Jahr 7320 betrifft, ſo hat der Verfaſſer ſich in dieſer Behauptung geirrt. Das J. 653 der Hedſchra und 1255 n. Ch. G. fallt erſt auf das Jahr 1557 der Aera der Seleuciden oder Alexanders des Großen, welcher hier, nach dem Ausdrucke der Araber, der zweihörnige Iskender heißt. G.

29) Bedeutet: der Stumme, Schweigſame.

30) Bed.: Das Glucken einer Flüſſigkeit aus einer Flaſche mit enger Oeffnung.

31) Bed.: Der ungeſtraft Blut vergießen darf, alſo ein Wundarzt.

32) Bed.: Das Glucken einer Flüſſigkeit aus einer Flaſche mit weiter Oeffnung.

33) Bed.: Der Sineſiſche oder porzelanene Becher.

34) Bed.: Der Sager.

35) Bed.: Die Anemone.

36) Die Bäder der Morgenländer gleichen den unſrigen gar nicht. Man badet gemeinſchaftlich in einem großen Gemache. Die Frauen kommen daſelbſt zuſammen, und bleiben ſtundenlang bei einander. Es iſt gebräuchlich, ſich den Leib von Sklaven maſſieren (gleichſam durchkneten) zu laſſen. Die Hitze wird in dieſen Bädern auf einen faſt unbegreiflichen Grad geſteigert. E. G.

37) Es ſind die Müeſſins, welche von der Höhe der Minarets (Moſcheen-Thürme) die Gläubigen zum Gebete rufen. Sie ſingen dann mit lauter Stimme einen Geſang, welchen ſie Edſan nennen, und worin das muſelmänniſche Glaubensbekenntnis vorkömmt: La Ilah ill' Allah wa Muhammed rassul allah! (Nur Allah iſt Gott und Muhammed iſt ſein Prophet.) E. G.

Inhalt des dritten Bändchens.

Seite
86ſte Nacht. 3
Fünfte Reiſe Sindbads des Seefahrers, nach den Sondiſchen Inſeln. 4
87ſte Nacht. 5
88ſte Nacht. 8
89ſte Nacht. 12
Sechſte Reiſe Sindbads des Seefahrers, nach Zeilan. 15
90ſte Nacht. 19
91ſte Nacht. 23
92ſte Nacht. 28
Siebente und letzte Reiſe Sindbads des Seefahrers. 32
93ſte Nacht. 36
94ſte Nacht. 42
Die drei Aepfel. 46
95ſte Nacht. 48
96ſte Nacht: Geſchichte der zerſtückten Frau. . . . 55
97ſte Nacht. 61
Geſchichte des Nureddin Aly und Bedreddin Haſſan. 66
98ſte Nacht. 75
99ſte Nacht. 80
100ſte Nacht. 86
101ſte Nacht. 88
102te Nacht. 93
103te Nacht. 95
104te Nacht. 99
105te und 106te Nacht. 101

Seite
107te Nacht. 102
108te Nacht. 106
109te Nacht. 112
110te Nacht. 115
111te Nacht. 116
112te Nacht. 119
113te Nacht. 121
114te Nacht. 124
115te Nacht. 127
116te Nacht. 131
117te Nacht. 134
118te Nacht. 136
119te Nacht. 140
120ſte Nacht. 143
121ſte Nacht. 146
122ſte Nacht. 150
123ſte Nacht. 154
124ſte Nacht. 156
125ſte Nacht. 160
126ſte Nacht. 164
127ſte Nacht. 168
Geſchichte des kleinen Buckligen. 169
128ſte Nacht. 172
129ſte Nacht. 175
130ſte Nacht. 178
131ſte Nacht. 180
132ſte Nacht. 182
Erzählung des Chriſtlichen Kaufmanns. 185
133ſte Nacht. 186
134ſte Nacht. 188
135ſte Nacht. 189
136ſte Nacht. 192
137ſte Nacht. 195
138ſte Nacht. 199
139ſte Nacht. 201

Seite.
140ſte Nacht. 203
141ſte Nacht. 205
142ſte Nacht. 208
143ſte Nacht. 212
144ſte Nacht. 214
Erzählung des Lieferanten des Sultans. 217
145ſte Nacht. 219
146ſte Nacht. 221
147ſte Nacht. 223
148ſte Nacht. 227
149ſte Nacht. 230
150ſte Nacht. 233
151ſte Nacht. 237
152ſte Nacht. 240
153ſte Nacht. 243
154ſte Nacht. 246
Erzählung des Jüdiſchen Arztes 247
155ſte Nacht. 250
156ſte Nacht. 253
157ſte Nacht. 256
158ſte Nacht. 259
159ſte Nacht. 262
160ſte Nacht. 268
161ſte Nacht. 271
Erzählung des Schneiders. 275
162ſte Nacht. 276
163ſte Nacht. 281
164ſte Nacht. 285
165ſte Nacht. 288
166ſte Nacht. 291
167ſte Nacht. 293
168ſte Nacht. 296
169ſte Nacht. 299
170ſte Nacht. 305

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Viertes Bändchen.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tuneſiſchen Handſchrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Viertes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geſchichte des Barbiers.

"Unter der Regierung des Moſtanſer Billah [1], eines Fürſten, der durch ſeine Freigebigkeit gegen die Armen ſo berühmt geworden, machten zehn Räuber die Straßen um Bagdad unſicher. Der Chalyf ließ einige Tage vor dem Baïramfeſte den Polizeirichter kommen, und befahl ihm bei Lebensſtrafe, ſie ihm alle zehn herbeizuſchaffen. . . . ."

Scheheraſade hörte bei dieſer Stelle auf, um dem Sultan von Indien anzuzeigen, daß der Tag bereits anbreche. Der Sultan ſtand auf, und in der folgenden Nacht nahm die Sultaninn ihre Erzählung wieder folgendermaßen auf:

Hundert und ein und ſiebzigſte Nacht.

"Der Polizeirichter, fuhr der Barbier fort, ſäumte nicht, ſondern ſchickte ſo viele Leute aus, daß die zehn

Räuber noch am Baïramstage ſelber verhaftet wurden. Ich ging gerade an den Ufern des Tigris ſpazieren, und erblickte zehn reichgekleidete Männer, die ſich in ein Fahrzeug einſchifften. Ich hätte ſogleich merken können, daß es Räuber wären, wofern ich nur auf die Wachen Acht gehabt hätte, welche ſie begleiteten; allein ich ſah bloß auf ſie, und in der Ueberzeugung, daß es Leute wären, welche bloß darauf ausgingen, ſich zu vergnügen und das Feſt fröhlich hinzubringen, trat ich, ohne ein Wort zu ſagen, mit ihnen in das Fahrzeug, in der Hoffnung, daß ſie mich wohl in ihrer Geſellſchaft dulden würden. Wir fuhren den Tigris hinab, und man ließ uns vor dem Palaſte des Chalyfen ausſteigen. Ich hatte unterdeß Zeit, zur Beſinnung zu kommen und wahrzunehmen, daß ich dieſe Leute ganz falſch beurtheilt hatte. Beim Heraustreten aus dem Fahrzeuge wurden wir von einer neuen Schaar Wache umringt, welche uns banden und vor den Chalyfen führten. Ich ließ mich gleich den andern binden, ohne ein Wort zu ſagen. Was hätte es mir auch geholfen, wenn ich hätte reden oder Widerſtand leiſten wollen? Es hätte mir höchſtens Mishandlungen von Seiten der Wache zugezogen, die mich ja doch nicht angehört haben würde; denn das ſind rohe Menſchen, die auf vernünftige Gründe gar nicht hören. Ich war einmal mit Räubern zuſammen, und dieß war Grund genug für ſie, um mich ebenfalls für einen zu halten.

Sobald wir dem Chalyfen vorgeſtellt wurden, befahl dieſer die Beſtrafung dieſer zehn Miſſethäter. »Man ſchneide dieſen zehn Räubern, ſagte er, die Köpfe ab.« Sogleich ſtellte der Scharfrichter uns in eine Reihe, wie es ihm gerade bequem war, und ich war zu meinem Glück der letzte darin. Er hieb, vom erſten anfangend, allen zehn Räubern die Köpfe ab, und als er bis an mich kam, hielt er inne. Als der Chalyf ſah, daß der Scharfrichter nicht auf mich hieb, gerieth er in Zorn. »Habe ich dir nicht befohlen, rief er ihm zu, allen zehn Räubern die Köpfe abzuhauen? warum haſt Du es denn bloß Neunen gethan? — »Beherrſcher der Gläubigen, antwortete der Scharfrichter, Gott behüte, daß ich nicht die Befehle Eurer Majeſtät vollziehen ſollte; hier liegen zehn Körper und eben ſo viele Köpfe, die ich abgehauen habe, am Boden. Ihr könnt ſie zählen laſſen.« Als der Chalyf ſich ſelber überzeugt hatte, daß der Scharfrichter wahr geſprochen, ſah er mich voll Erſtaunen an, und da er an mir keinen Geſichtszug eines Räubers fand, ſagte er zu mir: »Lieber Alter, durch welchen Zufall biſt du unter dieſe Elenden gerathen, welche tauſendfach den Tod verdient haben?« Ich antwortete ihm: »Beherrſcher der Gläubigen, ich will dir nur die Wahrheit geſtehen. Ich ſah heute früh dieſe zehn Männer, deren Beſtrafung ein herrlicher Beweis von der Gerechtigkeitspflege Euer Majeſtät iſt, in ein Fahrzeug ſteigen, und ſchiffte mich mit ihnen ein, in der Ueberzeugung, daß ſie zu irgend einem fröhlichen Schmauſe gingen, um den heutigen groſſen Feſttag dadurch zu feiern.«

Der Chalyf konnte nicht umhin, über mein Abenteuer zu lachen, und anſtatt jenem jungen Hinkenden nachzuahmen, der mich als einen Schwätzer behandelt, bewunderte er meine Verſchwiegenheit und meine Standhaftigkeit im Schweigen. »Beherrſcher der Gläubigen, ſagte ich zu ihm, Eure Majeſtät wird ſich nicht wundern, daß ich bei einer Gelegenheit ſchwieg, welche jeden andern zum Reden aufgefordert haben würde. Ich mache nämlich aus der Verſchwiegenheit ein förmliches Gewerbe, und habe mir durch dieſe Tugend den ehrenvollen Beinamen des Schweigenden erworben. Man nennt mich nämlich ſo, zum Unterſchiede von meinen übrigen ſechs Brüdern, die ich hatte. Es iſt die Frucht meiner Lebensweisheit, und dieſe Tugend macht zugleich meinen Ruhm und mein Glück aus.« — »Ich freue mich, ſagte der Chalyf lächelnd, daß man dir dieſen Beinamen gegeben, deſſen du dich ſo würdig beweiſeſt. Aber ſage mir, was ſind deine Brüder für Leute? ſind ſie dir ähnlich?« — »Ganz und gar nicht, erwiederte ich; ſie waren alle mehr oder weniger ſchwatzhaft, und was ihr Aeußeres anbetrifft, ſo iſt die Verſchiedenheit zwiſchen mir und ihnen noch größer. Der erſte war bucklig, der zweite zahnſüchtig, der dritte einäugig, der vierte blind, der fünfte hatte abgeſtumpfte Ohren, und der ſechſte geſpaltene Lippen. Dieſen ſechſen ſind Abenteuer begegnet, die euch leicht würden auf ihren Charakter einen Schluß machen laſſen, wenn ich ſie Euer Majeſtät erzählen dürfte.» Da es mir ſchien, daß der Chalyf ſie zu hören wünſchte, ſo fuhr ich fort, ohne erſt ſeinen Befehl abzuwarten.

Geſchichte
des erſten Bruders des Barbiers.

Herr, fing ich an, mein älteſter Bruder, welcher Bakbuk [2], der Bucklige, hieß, war ſeinem Gewerbe nach ein Schneider. Nach Vollendung ſeiner Lehrjahre miethete er ſich einen Laden, einer Mühle gegenüber, und da er noch keine Kunden hatte, ſo konnte er ſich mit ſeiner Arbeit nur mühſam nähren. Der Müller dagegen lebte ganz bequem und hatte eine ſehr ſchöne Frau. Eines Tages hob mein Bruder, als er eben in ſeinem Laden arbeitete, den Kopf in die Höhe, und erblickte an einem Fenſter der Mühle die Müllerinn, welche in die Straße hinunter ſah. Er fand ſie ſo ſchön, daß er von ihr ganz bezaubert wurde. Die Müllerinn dagegen beachtete ihn nicht weiter, ſie machte das Fenſter zu, und ließ ſich den ganzen Tag über nicht mehr ſehen. Der arme Schneider indeß hob ſeitdem während ſeiner Arbeit beſtändig die Augen nach dem Mühlfenſter empor, ſtach ſich mehr als einmal in die Finger, und arbeitete ſeitdem gar nicht mehr ſo ſorgfältig wie ſonſt. Als er am Abend ſeinen Laden zumachen mußte, konnte er ſich gar nicht dazu entſchließen, weil er immer noch hoffte, die Müllerinn würde ſich zeigen; allein endlich mußte er ihn doch ſchließen und ſich nach ſeinem kleinen Häuschen begeben, wo er die Nacht ſehr traurig zubrachte. Freilich ſtand er dafür auch weit früher auf und eilte, von Ungeduld, ſeine Geliebte wiederzuſehen, beflügelt, nach ſeinem Laden. Er war indeß nicht glücklicher als am vorigen Tage; die Müllerinn zeigte ſich den ganzen Tag nur einen Augenblick. Aber eben dieſer Augenblick machte ihn vollends zum verliebteſten aller Männer. Den dritten Tag war er zufriedener als die beiden vorigen. Die Müllerinn warf zufällig einen Blick auf ihn und überraſchte ihn, als er ſie gerade anſah; ſie wußte nun ſogleich, was in ſeinem Herzen vorging. . . . . »

Der anbrechende Tag nöthigte Scheheraſaden, ihre Erzählung an dieſer Stelle abzubrechen. Die folgende Nacht nahm ſie den Faden wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und zwei und ſiebzigſte Nacht.

"Die Müllerinn hatte kaum die Gefühle meines Bruders erkannt, als ſie auch, anſtatt darüber böſe zu zu werden, beſchloß, ihren Scherz damit zu treiben. Sie ſah ihn mit einer lächelnden Miene an; mein Bruder ſah ſie gleichfalls an, aber mit einer ſo poſſirlichen Gebärde, daß die Müllerinn ſchnell das Fenſter zumachte, aus Furcht, darüber laut auflachen zu müſſen, und dadurch meinem Bruder zu erkennen zu geben, daß ſie ihn höchſt lächerlich finde. Der gutmüthige Bakbuk legte dieß indeß zu ſeinem Vortheil aus und unterließ nicht, ſich zu ſchmeicheln, daß man ihn mit Vergnügen betrachtet habe.

Die Müllerinn faßte nun den Entſchluß, mit meinem Bruder ihren Scherz zu treiben. Sie hatte ein Stück ſchönen Seidenſtoff, woraus ſie ſich ſchon längſt hatte ein Kleid machen laſſen wollen. Sie wickelte dieß nun in ein ſchön geſticktes Tuch ein, und ſchickte es ihm durch eine junge Sklawinn zu, die ſie im Hauſe hatte. Die Sklawinn, welche von allem gut unterrichtet war, kam zu dem Laden des Schneiders, und ſagte zu ihm: "Meine Gebieterinn läßt dich grüßen und bittet dich, ihr aus dem Stück Stoff, welches ich dir hier bringe, ein Kleid zu machen, und zwar nach dem beifolgenden Muſter. Sie wechſelt oft mit den Kleidern, und ſie iſt überhaupt ein Kunde, mit welchem ihr ſehr zufrieden ſein werdet.« Mein Bruder zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß die Müllerinn wirklich in ihn verliebt ſei. Er glaubte, daß ſie bloß darum ſo unmittelbar nach dem neueſten Vorfalle ihm Arbeit ſende, um ihm zu zeigen, daß ſie im Innern ſeines Herzens geleſen, und ihn von dem Glück zu verſichern, welches er in ihrem Herzen gemacht habe. Von dieſer günſtigen Meinung befangen, trug er der Sklawinn auf, ihrer Gebieterinn zu ſagen, daß er um ihrentwillen alles übrige liegen laſſen und daß das Kleid den folgenden Morgen fertig ſein würde. Auch arbeitete er wirklich ſo emſig, daß er das Kleid noch denſelben Tag fertig machte.

Den folgenden Tag kam die junge Sklawinn, um nachzuſehen, ob das Kleid fertig ſei. Bakbuk gab es ihr gut zuſammengelegt mit den Worten: »Es liegt mir zu viel daran, deiner Gebieterinn Genüge zu leiſten, als daß ich ihr Kleid nachläßig gemacht haben ſollte; ich möchte ſie gern durch meine Sorgfalt einladen, künftig bloß bei mir arbeiten zu laſſen.« Die junge Sklawinn that einige Schritte, um wegzugehen, drehte ſich dann um und ſagte ganz leiſe zu meinem Bruder: »Ach, ich hätte beinahe vergeſſen, einen Auftrag auszurichten; meine Gebieterinn läßt dich grüßen und fragen, wie du die vergangene Nacht geſchlafen haſt; die arme Frau liebt dich ſo unausſprechlich, daß ſie kein Auge hat zuthun können.« — »Sag ihr nur — erwiederte mein einfältiger Bruder — ich hätte zu ihr eine ſo heftige Zuneigung gefaßt, daß ich ſchon ſeit vier Nächten kein Auge zugeſchloſſen.» Nach dieſem Gruß von Seiten der Müllerinn, glaubte er hoffen zu dürfen, daß ſie ihn nicht lange mehr nach ihren Gunſtbezeigungen würde ſchmachten laſſen.

Es war kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, daß die Sklawinn meinen Bruder verlaſſen hatte, als er ſie ſchon wieder mit einem Stück Atlas kommen ſah. »Meine Gebieterinn, ſagte ſie zu ihm, iſt mit dem Kleide ſehr zufrieden; es ſteht ihr ganz vortrefflich. Allein, da es ſo ſchön iſt, und da ſie es nur mit neuen Unterbeinkleidern tragen will, ſo läßt ſie dich bitten, ihr wenigſtens ein Paar von dieſem Stück Atlas zu machen.» — »Ganz wohl, antwortete Bakbuk, es wird heute noch fertig gemacht werden, ehe ich aus meinem Laden fortgehe; du darfſt es nur gegen den Abend abholen.» Die Müllerinn zeigte ſich oft am Fenſter, und verſchwendete alle ihren Liebreiz, um meinem Bruder Muth zu machen. Es war ein angenehmer Anblick, ihn arbeiten zu ſehen. Die Unterbeinkleider waren ſehr bald gemacht. Die Sklawinn holte ſie ab, brachte ihm aber weder Geld für die gemachten Auslagen zum Kleide und zu den Unterbeinkleidern, noch das Macherlohn für ſeine Arbeit. Unterdeß hatte dieſer unglückliche Liebhaber, mit dem man, ohne daß er es merkte, einen Scherz trieb, den ganzen Tag über nichts gegeſſen, und mußte ſich endlich etwas Geld borgen, um zu Abend eſſen zu können. Als er am folgenden Tage eben ſeinen Laden geöffnet hatte, meldete ihm die junge Sklawinn, daß der Müller ihn zu ſprechen wünſche. »Meine Gebieterinn, fügte ſie hinzu, hat ihm deine Arbeit gezeigt und ſo viel Gutes von dir geſagt, daß er jetzt auch bei dir arbeiten laſſen will. Sie hat dieß abſichtlich gethan, damit die Verbindung, welche ſie zwiſchen dir und ihm einzuleiten gedenkt, auch zu Erreichung des Zieles beitrage, wonach ihr beide gleich ſehnlich trachtet.« Mein Bruder ließ ſich überreden und ging mit der Sklawinn in die Mühle. Der Müller empfing ihn ſehr gut, und überreichte ihm ein Stück Leinwand, indem er ſagte: "Ich brauche Hemden, hier iſt Leinwand dazu; ich wünſchte, daß du mir zwanzig Stück machteſt. Sollte etwas davon übrig ſein, ſo kannſt du mir es ja zurückgeben. . . . . »

Bei dieſen Worten wurde Scheherasade durch die Tageshelle überraſcht, welche in das Zimmer Schachriars hineinzuleuchten begann, und ſchwieg daher plötzlich ſtill. In der folgenden Nacht fuhr ſie in der Geſchichte Bakbuk's folgendermaßen fort:

Hundert und drei und ſiebzigſte Nacht.

Mein Bruder, fuhr der Barbier fort, hatte fünf bis ſechs Tage an dieſen zwanzig Hemden für den Müller zu arbeiten, der ihm hierauf ein anderes Stück Leinwand gab, um ihm daraus eben ſo viel Unterbeinkleider zu machen. Sobald ſie fertig waren, trug ſie Bakbuk zu dem Müller, der ihn fragte, was er ihm für ſeine Mühe ſchuldig ſei? Mein Bruder ſagte, daß er ſich mit zwanzig Silberdrachmen begnügen würde. Der Müller rief ſogleich ſeine junge Sklawinn, und befahl ihr, ihm die Goldwage zu bringen, um nachzuſehen, ob das Geld, welches er ihm geben wollte, auch wohl vollwichtig ſei. Die Sklawinn, welche in die Verabredung eingeweiht war, ſah meinen Bruder zornig an, um ihm anzudeuten, das er alles verderben würde, wenn er Geld nähme. Er nahm die Sache nun für entſchieden an, und weigerte ſich, etwas anzunehmen, obwohl er gar ſehr Geld bedurfte, und ſich ſogar das Geld zu dem Zwirn hatte borgen müſſen, womit er die Hemden und Unterbeinkleider genäht hatte. Beim Weggehen aus dem Hauſe des Müllers kam er zu mir und bat mich, ich möchte ihm doch etwas zu ſeinem Lebensunterhalt leihen, wobei er mir zugleich erzählte, daß man ihn gar nicht bezahle. Ich gab ihm etwas Geld, das ich grade bei mir hatte, und davon lebte er denn einige Tage hindurch. Freilich lebte er da bloß von Brei und aß ſich ſelbſt daran nicht einmal ſatt.

Eines Tages kam er in das Haus des Müllers, welcher eben damit beſchäftigt war, ſeine Mühle in Gang zu bringen, und in der Meinung, er komme ſich das Geld holen, ihm ſofort Bezahlung anbot. Doch die junge Sklawinn, welche zugegen war, gab ihm nochmals ein Zeichen, welches ihn bewog, nichts anzunehmen, ſondern dem Müller zu ſagen, er komme nicht deshalb, ſondern bloß, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Der Müller dankte ihm dafür, und gab ihm noch obendrein ein Kleid zu machen. Bakbuk brachte es ihm ſchon den folgenden Tag. Der Müller zog ſeinen Geldbeutel; die junge Sklawinn ſah in dieſem Augenblick meinen Bruder bloß an. "Lieber Nachbar, ſagte dieſer ſogleich zu dem Müller, es drängt ja nicht; wir können uns ein andermal berechnen." — Somit ging denn der arme Narr mit drei großen Krankheiten behaftet nach ſeinem Laden zurück, nämlich mit Liebe, Hunger, und Armuth.

Die Müllerinn war geizig und boshaft. Es war ihr nicht genug, daß ſie meinen Bruder um die ſchuldige Bezahlung gebracht hatte, ſondern ſie reizte auch ihren Mann noch auf, Rache zu nehmen für die Liebe, die er zu ihr hegte. Sie thaten demnach folgendes. Eines Abends lud der Müller meinen Bruder zum Abendeſſen ein, und nachdem er ihn ſehr ſchlecht bewirthet hatte, ſagte er zu ihm: »Lieber Bruder, es iſt für dich zu ſpät, um nach Hauſe zu gehen; bleibe nur hier.« Mit dieſen Worten führte er ihn an einen Ort, wo ein Bett ſtand. Dort verließ er ihn und begab ſich mit ſeiner Frau nach ihrem gewöhnlichen Schlafgemache. Um Mitternacht kam der Müller und ſuchte meinen Bruder auf. »Lieber Nachbar, ſagte er zu ihm, ſchläfſt du? Meine Mauleſelinn iſt krank, und ich habe ſehr viel Getraide zu mahlen; du würdeſt mir einen großen Gefallen thun, wenn du anſtatt ihrer die Mühle drehen wollteſt.« Bakbuk, um ſich ihm als einen gefälligen Mann zu zeigen, antwortete ihm: er ſei bereit, ihm dieſen Dienſt zu leiſten, wofern er ihm nur zeigen wolle, wie er die Sache anzugreifen habe. Der Müller band ihn hierauf mitten um den Leib wie eine Mauleſelinn, um die Mühle in Umſchwung zu bringen; gab ihm hierauf einen tüchtigen Peitſchenhieb über die Lenden und rief ihm dabei zu: »Vorwärts, lieber Nachbar!« — »Ei, was ſchlägſt du mich denn?« erwiederte ihm mein Bruder. »Je nun, um dich anzuſpornen, antwortete der Müller; denn ohne dergleichen mag mein Eſel niemals recht gehen.« Bakbuk war von dieſer Behandlung ſehr überraſcht, gleichwohl wagte er nicht, ſich darüber zu beklagen. Als er etwa fünf bis ſechsmal die Runde gemacht hatte, wollte er ausruhen; allein der Müller gab ihm ein Dutzend derbe Peitſchenhiebe und rief ihm zu: "Immer raſch und munter, lieber Nachbar, bleibe ja nicht ſtehen, ich bitte dich, du mußt immerfort gehen, ohne dich zu verſchnaufen, ſonſt verdirbt mir ja das Mehl . . . ."

Scheherafade hielt bei dieſer Stille inne, da ſie ſah, daß es bereits Tag war. Die folgende Nacht nahm ſie ihre Rede folgendermaßen auf:

Hundert und vier und ſiebzigſte Nacht.

Der Müller zwang auf dieſe Weiſe meinen Bruder, die ganze Nacht hindurch die Mühle herumzudrehen. Bei Tagesanbruch verließ er ihn, ohne ihn loszumachen und begab ſich in das Schlafgemach ſeiner Frau. Bakbuk blieb eine ganze Weile in dieſem Zuſtande. Endlich kam die junge Sklawinn und machte ihn los. "Ach, wie haben wir beide, meine gute Gebieterinn und ich, dich beklagt! rief dieſe Treuloſe. Wir haben nicht den mindeſten Antheil an dem böſen Streich, den ihr Mann dir geſpielt hat?" Der unglückliche Bakbuk antwortete ihr nichts, ſo ſehr war er von den Hieben zerbläut und abgemattet; allein als er ſein Haus erreicht hatte, faßte er den feſten Entſchluß, nie mehr an die Müllerinn zu denken.

Die Erzählung dieſer Geſchichte, fuhr der Barbier fort, machte den Chalyſen zu lachen. »Geh, ſagte er zu mir, und kehre nach Hauſe zurück; man wird dir in meinem Namen etwas verabreichen, um dich zu tröſten, daß du den Schmaus, auf den du dich gefaßt gemacht hatteſt, verſäumteſt.« — »Beherrſcher der Gläubigen, erwiederte ich, ich bitte Euer Majeſtät es nicht übel zu nehmen, wenn ich nicht eher etwas annehme, als bis ich euch auch die Geſchichte meiner übrigen Brüder erzählt haben werde.« Da der Chalyf mir durch ſein Stillſchweigen andeutete, daß er mich anzuhören geneigt ſei, fuhr ich in folgender Weiſe fort:

Geſchichte
des zweiten Bruders des Barbiers.

”Mein zweiter Bruder, welcher **Alkedar**, der Zahnlückige, hieß, ging einſt durch die Stadt und begegnete in einer entlegenen Straße einer alten Frau. Sie redete ihn mit den Worten an: »Ich habe ein Wort mit dir zu ſprechen; ich bitte dich, bleibe etwas bei mir ſtehen.« Er blieb ſtehen und fragte ſie, was ſie von ihm wolle. »Wenn du Zeit haſt, mit mir zu kommen, antwortete ſie, ſo will ich dich in einen prächtigen Palaſt führen, worin du eine Frau ſehen wirſt, die ſchöner iſt als der Tag. Sie wird dich mit vielem Vergnügen empfangen und dich mit einem Imbiß und köſtlichem Weine bewirthen; weiter darf ich dir wohl nichts hierüber ſagen.« »Iſt das aber auch wahr, was du mir da ſagſt?« fragte hierauf mein Bruder. »Ich bin keine Lügnerin, erwiederte die Alte; ich werde dir nicht vorreden, was nicht wahr iſt. Aber höre, was ich von dir fodere: Du mußt dich verſtändig benehmen, wenig ſprechen, und überaus artig und höflich ſein." Als Alkedar dieſe Bedingung eingegangen war, ging ſie voran und er folgte. Sie kamen an die Thür eines großen Palaſtes, wo ſehr viele Diener und Aufwärter ſtanden. Einige derſelben wollten meinen Bruder anhalten, aber kaum hatte die Alte mit ihnen geſprochen, ſo ließen ſie ihn auch gehen. Sie wendete ſich hierauf zu meinem Bruder und ſagte zu ihm: "Vergiß nicht, daß die junge Frau, zu der ich dich führe, die Freundlichkeit und Zurückhaltung liebt und keinen Widerſpruch verträgt. Wenn du ihr hierin Genüge leiſteſt, ſo kannſt du darauf rechnen, daß du von ihr alles erlangen wirſt, was du nur irgend wünſcheſt." Alkedar dankte ihr für dieſen guten Rath, und verſprach, ihn zu benutzen.

Hierauf ließ ſie ihn in eine Reihe ſchöner Zimmer treten. Sie bildeten ein großes Viereck, welches der Pracht des Palaſtes vollkommen entſprach. Eine Gallerie lief rings herum, und in der Mitte ſah man einen ſehr ſchönen Garten. Die Alte hieß ihn auf einem ſehr ſchön überzogenen Sofa Platz zu nehmen und ſagte ihm, er möchte einen Augenblick warten, bis ſie die junge Dame von ſeiner Ankunft benachrichtigt haben würde.

Mein Bruder, der noch niemals einen ſo glänzenden Ort betreten hatte, fing jetzt an, alle die

Schönheiten, die ſich ſeinem Auge darboten, zu betrachten, und indem er von der Pracht, die er da ſah, auf großen Reichthum ſchloß, hatte er Mühe, ſeine Freude zu unterdrücken. Er hörte alsbald ein großes Geräuſch, welches von einem Trupp luſtiger Sklawinnen herrührte, die mit lautem Gelächter auf ihn zukamen. In ihrer Mitte bemerkte er eine junge Frau von außerordentlicher Schönheit, die durch die Achtung, die man ihr erwies, ſich als ihre Gebieterinn leicht kenntlich machte. Alkedar, der ſich auf eine Privatunterhaltung mit der Schönen gefaßt gemacht hatte, war außerordentlich überraſcht, als er ſie in ſo zahlreicher Geſellſchaft kommen ſah. Indeß die Sklvwinnen, als ſie ſich ihm näherten, nahmen eine ernſthafte Miene an, und ſobald die junge Schöne dem Sofa nahe gekommen war, ſtand mein Bruder auf und machte ihr eine tiefe Verbeugung. Sie nahm den Ehrenplatz ein, bat ihn dann, ſich auf ſeinen Ort zu ſetzen, und ſagte lächelnd zu ihm: "Es freut mich, dich zu ſehen, und ich wünſche dir alles mögliche Gute, was du dir nur ſelber wünſchen magſt." — "Gnädige Frau, erwiederte Alkedar, ich kann mir wohl nichts Größeres wünſchen, als die Ehre, die ich heute habe, vor euch zu erſcheinen." — "Ihr ſcheint mir guter Laune zu ſein, erwiederte ſie, und zu wünſchen, daß wir die Zeit mit einander angenehm hinbringen."

Sie befahl einen Imbiß aufzutragen. Augenblicklich beſetzte man eine Tafel mit mehreren Körbchen voll Früchte und Konfekt, und ſie nahm mit meinem Bruder und ihren Sklawinnen daran Platz. Da er ihr gegenüber ſaß, ſo bemerkte ſie, als er den Mund beim Eſſen öffnete, daß er Zahnlücken habe, und machte ſogleich auch ihre Sklawinnen darauf aufmerkſam, welche nebſt ihr von Herzen darüber lachten. Alkedar, der von Zeit zu Zeit den Kopf emporhob, um ſie anzuſehen, und ſie lachen ſah, dachte, dieß geſchähe vor Freuden über ſeine Ankunft, und ſchmeichelte ſich, mit der Hoffnung, daß ſie ſehr bald ihre Sklawinnen entfernen würde, um mit ihm ohne Zeugen zu ſein. Sie merkte, daß er dieſen Gedanken hatte, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ihn in einer ſo angenehmen Täuſchung zu erhalten; ſie ſagte ihm viele Artigkeiten und legte ihm eigenhändig von dem Beſten vor, was es da gab.

Als der Imbiß genoſſen war, ſtand man von Tiſche auf. Zehn Sklawinnen nahmen Inſtrumente und fingen an zu ſpielen und zu ſingen, während andere ſich zum Tanz anſchickten. Mein Bruder tanzte, um ſich angenehm zu machen, ebenfalls mit, und ſelbſt die junge Schöne miſchte ſich da hinein. Nachdem man eine Weile getanzt hatte, ſetzte man ſich, um wieder zu Athem zu kommen. Die junge Dame ließ ſich ein Glas Wein geben und ſah meinen Bruder lächelnd an, als deutete ſie ihm an, daß ſie jetzt ſeine Geſundheit trinken würde. Dieſer ſtand ſogleich auf und blieb, während ſie trank, in ſeiner ſtehenden Stellung. Als ſie getrunken hatte, ließ ſie, anſtatt das Glas zurückzugeben, es wieder füllen, und reichte es ſodann meinem Bruder, damit er ihr Beſcheid thun möchte.

Scheheraſade wollte in ihrer Erzählung fortfahren, da ſie indeß bemerkte, daß es ſchon Tag ſei, ſo hörte ſie auf. Die folgende Nacht nahm ſie wieder das Wort und ſagte zu dem Sultan von Indien.

Hundert und fünf und ſiebzigſte Nacht.

Herr, der Barbier fuhr in der Geſchichte ſeines Bruders folgendermaßen fort:

Mein Bruder nahm das Glas aus der Hand der ſchönen jungen Frau, küßte ihr die Hand, und trank es ſtehend, zur Dankſagung für die ihm erwieſene Gunſt. Hierauf hieß ihn die junge Schöne neben ſich ſetzen und fing an, ihn zu liebkoſen. Sie langte mit ihrer Hand hinter ſeinem Kopfe herum und gab ihm von Zeit zu Zeit kleine Ohrfeigen. Im Entzücken über dieſe Gunſtbezeigungen hielt er ſich für den glücklichſten Mann auf Erden; er kam in Verſuchung, mit dem reizenden Mädchen ebenfalls zu ſcherzen, aber er wagte es nicht, ſich dieſe Freiheit in Gegenwart ſo vieler Sklawinnen zu nehmen, welche beſtändig die Augen auf ihn gerichtet hatten, und über dieſen Scherz ohn Unterlaß lachten. Die junge Schöne fuhr fort, ihm kleine Ohrfeigen zu geben, und zuletzt gab ſie ihm eine ſo heftige, daß er dadurch ſich ſchwer gekränkt fühlte. Er wurde roth und ſtand auf, um ſich von einer ſo groben Spielerinn zu entfernen. Die Alte indeß, die ihn hergeführt hatte, ſah ihn an, gleichſam um ihm anzudeuten, wie unrecht er thue, daß er ſich nicht mehr an jenen guten Rath, den ſie ihm in Hinſicht der Artigkeit gegeben, erinnern wolle. Er erkannte ſeinen Fehler, und um ihn wieder gut zu machen, näherte er ſich der jungen Dame wieder und ſtellte ſich, als habe er ſich keinesweges aus Misvergnügen entfernt. Sie zog ihn beim Arme näher, hieß ihn neben ihr Platz zu nehmen und fuhr fort, mit ihm tauſend boshafte Liebkoſungen zu treiben. Ihre Sklawinnen, die blos auf ihre Unterhaltung dachten, gingen auf dieß Spiel ebenfalls ein; die eine gab dem armen Alkedar aus allen Kräften Naſenſtüber, eine andere zog ihn an den Ohrläppchen, als wollte ſie ihm dieſelben abreißen, und noch andere endlich gaben ihm Ohrfeigen, welche die Grenzen des Scherzes überſchritten. Mein Bruder ertrug dieß alles mit bewundernswürdiger Geduld; er nahm ſogar eine heitre Miene an, ſah mit erzwungenem Lächeln auf die Alte und ſagte zu ihr: »Du haſt ſehr Recht gehabt, als du mich verſicherteſt, ich würde eine überaus gute, angenehme und reizende Gebieterinn hier finden; ich bin dir dafür ſehr verbunden!« — »O, das iſt noch gar nichts, erwiederte die Alte; laß ſie nur machen, du wirſt bald noch ganz andere Dinge ſehen.« — Die junge Schöne nahm hierauf das Wort und ſagte zu meinem Bruder: »Du biſt ein wackerer Mann; ich freue mich, in dir ſo viel Freundlichkeit und Artigkeit gegen meine kleinen Launen und eine mit der meinigen ſo ganz übereinſtimmende Gemüthsſtimmung zu finden.« — »Gnädige Frau,« erwiederte Alkedar, den dieſe Rede ganz entzückte, »ich gehöre nicht mehr mir ſelber an, ſondern ganz und gar euch; und ihr könnt ganz nach euerem Belieben über meine Perſon verfügen.« — »Wie viel Vergnügen machſt du mir dadurch, daß du mir eine ſolche Ergebenheit beweiſeſt,« erwiederte die junge Schöne. »Ich bin mit dir zufrieden, und ich wünſche, daß du es auch mit mir werden mögeſt. Man bringe, fügte ſie hinzu, ihm wohlriechende Sachen und Roſenwaſſer.« Bei dieſen Worten entfernten ſich zwei Sklavinnen und kamen ſogleich wieder, die eine mit einem ſilbernen Räucherpfännchen, voll des trefflichſten Aloëholzes, womit ſie ihn durchräucherte, und die andere mit Roſenwaſſer, welches ſie ihm auf das Geſicht und die Hände ſprengte. Mein Bruder war ganz außer ſich, ſo vergnügt war er über dieſe ehrende Behandlung.

Nach dieſer Zeremonie befahl die junge Schöne den Sklawinnen, welche bereits geſungen und geſpielt hatten, ihr Konzert wieder anzufangen. Sie gehorchten, und während dieſer Zeit rief die ſchöne Frau eine andere Sklawinn, und befahl ihr, meinen Bruder abzuführen, indem ſie zu ihr ſagte: »Thue ihm das, was du ſchon weißt, und wenn du fertig biſt, ſo führe ihn wieder zu mir her.» Alkedar, welcher dieſen Befehl vernahm, ſtand ſchnell auf, näherte ſich der Alten, die ebenfalls aufgeſtanden war, um ihn zu begleiten, und bat ſie, ihm zu ſagen, was man mit ihm vorhabe. »Unſere Gebieterinn thut das bloß aus Neugierde,» erwiederte ihm die Alte ganz leiſe; »ſie möchte nämlich gern wiſſen, wie du wohl als Frau verkleidet ausſehen würdeſt, und dieſe Sklawinn, welche dich fortführen ſoll, wird dir die Augenbraunen ſchminken, dir den Knebelbart abſcheren und dich als Frau anziehen.» — »Die Augenbraunen mag man mir ſchminken, ſo viel man nur Luſt hat,» antwortete mein Bruder, »ich gebe es gern zu, da ich mir es ja hernach wieder abwaſchen kann; aber was das Abſcheeren meines Bartes betrifft, ſo ſieheſt du wohl ein, daß ich das nicht zugeben kann. Wie dürfte ich es nachher wagen, mich ohne Knebelbart öffentlich zu zeigen.» — »Weigere dich ja nicht, das zu thun, was man von dir verlangt,» erwiederte darauf die Alte, »du würdeſt dir das ganze Spiel verderben, was jetzt ſo ſchön ſteht. Man liebt dich, man will dich glücklich machen, darf man wohl um eines elenden Knebelbartes willen die koſtbarſte Gunſt verſcherzen, die ein Mann nur irgend zu erlangen vermag?» Alkedar gab den Gründen der Alten nach, und ließ ſich, ohne ein Wort zu reden, von der Sklavinn in ein Zimmer führen, wo man ihm die Augenbraunen roth ſchminkte; ſodann ſchor man ihm den Knebelbart ab und ſchickte ſich an, ihm auch den Bart abzuſcheeren. Die Willfährigkeit meines Bruders hatte jetzt ihre äußerſten Grenzen erreicht. »Oh, rief er aus, was meinen Bart betrifft, ſo laſſe ich mir ihn durchaus nicht abſchneiden.» Die Sklavinn ſtellte ihm vor: er hätte ja dann ganz zwecklos ſeinen Knebelbart eingebüßt, wenn er ſich nicht auch den Bart abſcheeren laſſen wolle; ein bärtiges Geſicht paſſe nicht zu Frauenkleidung, und ſie müſſe ſich wundern, daß ein Mann, der auf dem Punkte ſtehe, das ſchönſte Mädchen in ganz Bagdad zu beſitzen, noch die mindeſte Rückſicht auf ſeinen Bart nehmen könne. Die Alte fügte zu dieſen Aeußerungen der Sklavinn neue Gründe hinzu, und drohte meinem Bruder mit der Ungnade der jungen und ſchönen Frau; kurz ſie redete ihm ſo viel vor, daß er endlich alles, was man wollte, mit ſich vornehmen ließ.

Sobald er als Frau angezogen war, führte man ihn wieder vor die ſchöne junge Dame, welche ſo heftig zu lachen begann, daß ſie auf dem Sofa, worauf ſie ſaß, völlig umfiel. Die Sklawinnen thaten daſſelbe, indem ſie in die Hände klatſchten, ſo daß mein Bruder in die höchſte Verlegenheit gerieth. Die junge Schöne ſtand auf, und ſagte unter fortwährendem Lachen zu ihm: »Nach der großen Gefälligkeit, die du für mich gehabt haſt, würde ich ſehr unrecht thun, wenn ich dich nicht von ganzem Herzen liebte; aber du mußt mir zu Liebe noch etwas thun, nämlich ſo, wie du da biſt, tanzen.« Er gehorchte, und die ſchöne junge Frau nebſt ihren Sklawinnen tanzten mit ihm, indem ſie ſämmtlich wie Närrinnen lachten. Nachdem ſie eine Weile getanzt hatten, ſtürzten ſie ſich alle auf den Unglücklichen, und gaben ihm ſo viele Ohrfeigen, ſo viele Fauſtſchläge und Fußtritte, daß er davon faſt ohne Beſinnung zu Boden fiel. Die Alte half ihm wieder auf, um ihm nicht Zeit zu laſſen, über die ſchlechte Behandlung, die er ſo eben erfahren, böſe zu werden. »Tröſte dich, flüſterte ſie ihm ins Ohr, du biſt endlich an das Ziel deiner Leiden gelangt, und wirſt nun den Lohn dafür empfangen. . . .«

Der anbrechende Tag gebot der Sultaninn Scheheraſade* bei dieſer Stelle Stillſchweigen. In der nächſtfolgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Hundert und ſechs und ſiebzigſte Nacht.

»Jetzt bleibt dir, fügte die Alte hinzu, nur noch eine einzige Sache zu thun übrig, und dieß iſt eine bloße Kleinigkeit. Du wirſt wiſſen, daß meine Gebieterinn, wenn ſie, wie heute, etwas getrunken hat, keinen von allen denen, die ſie liebt, ſich nahe kommen läßt, außer wenn er nackend und im Hemde iſt. Wenn ſie dann in dieſem Zuſtande ſich befinden, ſo nimmt ſie einen kleinen Vorſprung, und läuft vor ihnen her, die Gallerie entlang und von Zimmer zu Zimmer, bis ſie ſie eingeholt haben. Dieß iſt nun einmal eine von ihren ſeltſamen Grillen. Indeß, welchen Vorſprung ſie auch immer nehmen mag, du wirſt ſie bei deiner Leichtigkeit und Behendigkeit ſchnell erhaſcht haben. Entkleide dich alſo nur ohne weitere Umſtände bis aufs Hemde.»

Mein guter Bruder hatte ſchon zu viele Schritte vorwärts gethan, als daß er jetzt noch hätte zurückgehen können. Er kleidete ſich alſo aus, und unterdeß ließ ſich die junge Schöne ebenfalls ihr Kleid ausziehen und blieb in ihrem Unterröckchen, um deſto leichter laufen zu können. Als ſie alle beide ſo weit waren, um ihren Lauf beginnen zu können, nahm die ſchöne junge Frau einen Vorſprung von etwa zwanzig Schritten, und fing an, mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit zu laufen. Mein Bruder folgte ihr aus Leibeskräften, nicht ohne das Gelächter aller Sklawinnen, die in die Hände klatſchten. Die junge Schöne, anſtatt allmählig etwas von ihrem anfänglichen Vortheil einzubüßen, gewann einen immer größeren Vorſprung vor meinem Bruder. Sie ließ ihn zwei bis dreimal um die Gallerie die Runde machen, und ſchlug dann einen langen dunkeln Baumgang ein, aus welchem ſie durch einen geheimen Ausweg entſchlüpfte. Alkedar, der ihr immerfort folgte, hatte ſie in der Baumallee aus dem Geſicht verloren, und mußte wegen der darin herrſchenden Dunkelheit etwas langſamer laufen. Endlich erblickte er ein Licht. Als er ſeinen Lauf darnach hinlenkte, kam er plötzlich durch eine Thür, die ſogleich hinter ihm verſchloſſen wurde. Man denke ſich ſein Erſtaunen, als er ſich mitten auf einer Straße befand, wo Ledergärber wohnten. Dieſe waren ihrerſeits nicht minder erſtaunt, ihn ſo im Hemde, mit rothgeſchminkten Augen, ohne Bart und Knebelbart zu erblicken. Sie fingen an in die Hände zu klatſchen, ihn auszupfeifen, einige liefen hinter ihm her, und hieben ihn mit Fellen auf den Hintern. Sie hielten ihn ſogar an, ſetzten ihn auf einen Eſel, dem ſie zufällig begegneten, und führten ihn zur großen Kurzweil des Pöbels durch die Stadt.

Zum Uebermaaß ſeines Unglücks mußte er zufällig vor dem Hauſe des Polizeirichters vorbeikommen, welcher die Urſache dieſes Auflaufs zu wiſſen verlangte.

Die Ledergärber ſagten ihm, ſie hätten meinen Bruder in dem Zuſtande, worin er ſich eben befand, aus einer Thür des Frauenhauſes des Großweſyrs nach der Straße herauskommen geſehen. Der Polizeirichter ließ deshalb dem unglücklichen Alkedar hundert Stockſchläge auf die Fußſohlen geben, ihn aus der Stadt führen, und ihm verbieten, ſich je wieder darin blicken zu laſſen.

Dieß, o Beherrſcher der Gläubigen — ſagte ich zu dem Chalyfen Moſtanſer Billah — iſt das Abenteuer meines zweiten Bruders, welches ich Eure Majeſtät erzählen wollte. Er wußte nicht, daß die Frauen unſerer großen Herrn ſich bisweilen damit beluſtigen, Streiche der Art jungen Leuten zu ſpielen, welche einfältig genug ſind, um in dieſe Schlingen einzugehen . . . . "

Scheheraſade war genöthigt, bei dieſer Stelle inne zu halten, weil ſie den Tag anbrechen ſah. Die folgende Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf und ſagte dem Sultan von Indien:

Hundert und ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Der Barbier ging, ohne ſich in ſeiner Rede zu unterbrechen, zu der Geſchichte ſeines dritten Bruders über.

Geſchichte

des dritten Bruders des Barbiers.

Beherrſcher der Gläubigen — ſagte er zu dem Chalyfen — mein dritter Bruder, welcher Bukeibik hieß, war blind, und nachdem ihn ſein Mißgeſchick bis an den Bettelſtab gebracht hatte, ging er von Thür zu Thür, um Almoſen betteln. Er hatte ſich nun ſchon ſo lange daran gewöhnt, in den Straßen allein zu gehen, daß er keines Führers mehr bedurfte. Er pflegte an die Thüren zu klopfen und nicht eher zu antworten, als bis man ihm aufgemacht hatte. Eines Tages klopfte er an eine Hausthür. Der Herr des Hauſes, welcher ganz allein war, rief: Wer iſt da? Mein Bruder antwortete auf dieß gar nichts, und klopfte zum zweitenmal. Der Herr des Hauſes mochte fragen, wie er wollte, wer an der Thür ſei, niemand antwortete. Er geht hinunter, öffnet und fragt meinen Bruder, was er wolle. "Reicht mir doch um Gotteswillen irgend eine Gabe! ſagte Bukeibik zu ihm. Du biſt, wie mich dünkt, blind? fragte hierauf der Hausherr. Ach, leider! antwortete mein Bruder. Reiche mir die Hand! ſagte hierauf der Herr zu ihm. Mein Bruder reichte ſie ihm, indem er ein Almoſen zu empfangen vermeinte, allein der Herr faßte ſie, um ihn die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer zu führen. Bukeibik dachte, es geſchähe dieß, um ihn miteſſen zu laſſen, wie ihm dieß ſonſt zu begegnen pflegte. Sobald ſie beide im Zimmer angelangt waren, ließ der Herr ſeine Hand los, ſetzte ſich nieder, und fragte ihn abermals, was er denn wünſche. "Ich habe dir ſchon geſagt, erwiederte Bukeibik, daß ich dich um Gotteswillen um eine kleine Gabe bat." — "Guter Blinder, antwortete der Herr, alles, was ich für dich thun kann, beſteht darin, dir zu wünſchen, daß Gott dir dein Geſicht wiedergebe." — "Das hätteſt du mir wohl an der Thür ſagen, und mir die Mühe des Heraufſteigens erſparen können, ſagte hierauf mein Bruder." — "Und warum, du einfältiger Menſch, antworteſt du dann nicht gleich beim erſtenmal, wenn du anklopfſt, und wenn man dich fragt, wer da ſei? Woher kommt es, daß du den Leuten erſt noch die Mühe machſt, dir zu öffnen, wenn man zu dir ſpricht?" — "Was willſt du nun mit mir machen?" ſagte mein Bruder. — "Ich wiederhole dir es nochmals, antwortete der Herr; ich kann dir nichts geben." — "So hilf mir denn wieder hinunterſteigen, ſo wie du mir beim Heraufſteigen geholfen haſt;" ſagte Bukeibik. — Du haſt ja die Treppe vor dir, erwiederte der Herr, ſteige allein hinunter, wenn du Luſt haſt." Mein Bruder fing an hinabzuſteigen, aber da er mitten auf der Treppe einen Fehltritt that, rollte er alle Stufen hinunter, und beſchädigte ſich den Kopf und die Lenden. Mit vieler Mühe raffte er ſich endlich auf, und ging hinaus, indem er über den Herrn des Hauſes klagte und murrte, der über ſeinen Fall bloß lachte.

Wie er eben aus dem Hauſe herauskam, erkannten ihn zwei Blinde, welche vorübergingen, an der Stimme. Sie blieben ſtehen und fragten, was ihm denn wäre. Er erzählte ſeinen Unfall, ſagte ihnen, daß er den ganzen Tag nichts empfangen, und fügte dann hinzu: Ich beſchwöre euch, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, damit ich in eurer Gegenwart etwas von dem Gelde wegnehmen kann, welches wir alle drei gemeinſchaftlich beſitzen, um mir etwas zum Abendeſſen zu kaufen. Die beiden Blinden willigten ein, und er führte ſie zu ſich nach Hauſe.

Es iſt hier noch zu bemerken, daß der Herr des Hauſes, wo mein Bruder eine ſo üble Behandlung erlitten, ein Dieb und dabei von Haus aus ein verſchmitzter und boshafter Menſch war. Er hörte durchs

Fenſter, was Bukeibik ſeinen beiden Genoſſen geſagt hatte; er ging ſogleich hinunter, folgte hinter ihnen drein und trat mit ihnen in ein ſchlechtes Häuschen, worin mein Bruder wohnte. Als die Blinden ſich geſetzt hatten, ſagte Bukeibik: Brüder, wir müſſen, wenn es euch anders ſo beliebt, die Thür verſchließen und Acht geben, ob ſich etwa ein Fremder unter uns eingeſchlichen hat. Bei dieſen Worten gerieth der Dieb in die größte Verlegenheit; aber da er glücklicher Weiſe einen Strick bemerkte, der von der Decke des Zimmers herabhing, ſo faßte er dieſen und hielt ſich daran in der Luft ſchwebend, während die Blinden die Thür verſchloſſen und im Zimmer die Runde machten und überall mit ihren Stöcken herumfühlten. Als dieß geſchehen war, und ſie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, verließ er den Strick und ſetzte ſich ganz leiſe neben meinen Bruder, welcher in der Meinung, er ſei mit den Blinden allein, zu ihnen ſagte: "Brüder, da ihr mich zum Verwahrer des Geldes gemacht habt, welches wir alle drei ſeither eingenommen haben, ſo will ich euch zeigen, daß ich des in mich geſetzten Vertrauens nicht unwürdig bin. Ihr wiſſt, daß wir bei dem letzten Zuſammenrechnen zehntauſend Drachmen hatten und ſie in zehn Säcke vertheilten; ich werde euch jetzt zeigen, daß ich nicht das mindeſte davon angerührt habe." Indem er dies ſagte, fuhr er mit der Hand ſeitwärts unter den alten Lumpenkram, zog einen Sack nach dem andern hervor, gab ſie ſeinen Mitgenoſſen, und fuhr dann fort: "Da ſind ſie; ihr könnt aus ihrer Schwere ſchließen, daß ſie noch ganz voll ſind, oder wenn ihr wollt, ſo wollen wir es nachzählen." Da ſeine Kameraden ihm antworteten, daß ſie ſich völlig auf ihn verließen, öffnete er einen von den Säcken und zog zehn Drachmen heraus, die beiden übrigen Blinden zogen ein jeder eben ſo viel heraus.

Mein Bruder ſtellte hierauf die zehn Säcke an ihren Ort; worauf einer der Blinden zu ihm ſagte, es ſei gar nicht nöthig, daß er an dem heutigen Tage noch etwas auf Abendeſſen ausgebe, da er durch die Mildthätigkeit guter Leute für ſie alle drei genug zu eſſen bekommen hätte. Zugleich zog er aus ſeinem Bettelſack Brot, Käſe und einige Früchte hervor, legte dieß alles auf den Tiſch, und ſie fingen ſodann an zu eſſen. Der Dieb, welcher meinem Bruder zur Rechten ſaß, ſuchte ſich das Beſte aus und aß mit ihnen; allein, wie behutſam er auch immer war, um kein Geräuſch zu machen, ſo hörte ihn Bukeibik dennoch kauen, und rief ſogleich aus: "Wir ſind verloren! ein Fremder iſt unter uns." Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand aus, ergriff den Dieb beim Arme, und warf ſich auf ihn, indem er: Dieb! Dieb! rief, und ihm derbe Schläge mit der Fauſt verſetzte. Die andern Blinden fingen ebenfalls an zu ſchreien und auf den Dieb loszuſchlagen, der ſeinerſeits ſich auf die beſtmöglichſte Art vertheidigte. Da er ſehr ſtark und beherzt war, und den Vortheil hatte, ſehen zu können, wohin er ſeine Schläge richtete, ſo theilte er bald dem einen, bald dem andern, ſehr derbe aus, ſo oft es nur anging, und rief dabei noch lauter als ſeine Feinde: Dieb! Dieb! Die Nachbarn liefen auf den Lärm herbei, ſchlugen die Thür ein, und hatten viele Mühe, die Streitenden auseinander zu bringen. Als es ihnen endlich gelungen war, fragten ſie nach der Urſache ihres Zankes. "Ihr Herren," rief mein Bruder, der den Dieb nicht aus den Händen gelaſſen hatte, "dieſer Menſch, den ich hier feſthalte, iſt ein Dieb, der mit uns herein geſchlüpft iſt, um uns das wenige Geld, das wir haben, wegzunehmen. Der Dieb, welcher gleich beim erſten Erſcheinen der Nachbarn die Augen zugemacht hatte, ſtellte ſich blind und ſagte: "Ihr Herren, dieß iſt ein Lügner; ich ſchwöre euch bei dem Namen Gottes und bei dem Leben des Chalyfen, daß ich hier Mitgenoß bin, und daß ſie mir meinen rechtmäßigen Antheil auszuliefern ſich weigern. Sie haben ſich alle drei gegen mich vereinigt, und ich verlange Gerechtigkeit." Die Nachbarn wollten ſich nicht in ihren Streit einmiſchen, und führten ſie alle vier vor den Polizeirichter.

Als ſie vor dieſem ſtanden, fing der Dieb, ohne erſt die Frage deſſelben abzuwarten, indem er ſich immer noch blind ſtellte, folgendermaßen an zu ſprechen: "Herr, da ihr von Seiten des Chalyfen, deſſen Macht Gott gedeihen laſſen wolle, zu Handhabung der Gerechtigkeitspflege eingeſetzt ſeid, ſo muß ich euch nur erklären, daß wir alle vier, meine Kameraden ſo wie ich, gleich ſtrafbar ſind. Aber da wir uns durch einen Eidſchwur verpflichtet haben, nichts zu geſtehen, außer auf Stockſchläge, ſo dürft ihr, wofern ihr unſer Vergehen zu wiſſen begehrt, nur befehlen, daß man uns dergleichen gebe, und zwar mir zuerſt." Mein Bruder wollte ſprechen; aber man gebot ihm Stillſchweigen. Der Dieb kam nun unter den Stock . .

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherazade, daß es ſchon Tag ſei, und brach ihre Erzählung ab. Erſt in der folgenden Nacht fuhr ſie darin alſo fort:

Hundert und acht und ſiebzigſte Nacht.

Der Dieb war ſo ſtandhaft, daß er zwanzig bis dreißig Hiebe aushielt; aber dann ſtellte er ſich, wie vom Schmerz überwältigt, öffnete zuerſt das eine Auge, und ſodann auch das andere, indem er um Gnade flehte, und den Polizeirichter bat, mit den Stockſchlägen aufhören zu laſſen. Als der Richter ſah, daß der Dieb ihn mit offenen Augen anblickte, wunderte er ſich darüber. "Du Böſewicht, ſagte er zu ihm, was ſoll denn dies Wunder bedeuten?" — "Herr, erwiederte der Dieb, ich will euch ein wichtiges Geheimniß entdecken, wenn ihr mir Gnade widerfahren laſſen und mir zum Unterpfande, daß ihr mir Wort halten werdet, dieſen Ring, den ihr da am Finger habt und der euch als Petſchaft dient, geben wollt."

Der Richter ließ ſogleich mit den Stockſchlägen aufhören, übergab ihm ſeinen Ring, und verſprach, ihm Gnade widerfahren zu laſſen. "Im Vertrauen auf dieſe Verſicherung," erwiederte der Dieb, "will ich euch, Herr, geſtehen, daß wir alle vier, ſowohl ich als meine Kameraden, ſehr gut ſehen können. Wir ſtellen uns bloß blind, um frei in die Häuſer zu kommen und bis in die Gemächer der Frauen vordringen zu können, deren Schwäche wir dann mißbrauchen. Ich geſtehe euch ferner, daß wir durch dieſen Kunſtgriff gemeinſchaftlich zehntauſend Drachmen gewonnen haben. Ich verlangte heute von meinen Mitgeſellen die zweitauſend fünfhundert Drachmen, die mir als mein Antheil zukommen; ſie wollten mir ſie indeß nicht herausgeben, weil ich ihnen erklärt hatte, ich wolle mich von ihnen zurückziehen, und weil ſie fürchteten, ich würde ſie verklagen. Als ich nun von ihnen dringend meinen Antheil forderte, ſtürzten ſie auf mich los und mißhandelten mich ſo, wie alle die, welche uns hierher vor dich geführt, bezeugen können. Ich erwarte jetzt von euerer Gerechtigkeit, Herr, daß ihr mir die mir zukommenden zweitauſend fünfhundert Drachmen werdet ausliefern laſſen. Wenn ihr wollt, daß euch meine Kameraden die Wahrheit deſſen, was ich behaupte, eingeſtehen ſollen, ſo laſſt ihnen dreimal ſo viel Stockſchläge geben, als ich empfangen habe; ihr werdet ſehen, ſie werden die Augen öffnen, ſo gut wie ich.«

Mein Bruder und die beiden andern Blinden wollten ſich gegen eine ſo abſcheuliche Verleumdung rechtfertigen, aber der Richter gab ihnen kein Gehör. »Schurken,« rief er ihnen zu, »alſo darum ſtellt ihr euch blind — um die Leute durch Erregung des Mitleids zu täuſchen und die böſeſten Handlungen zu begehen?« — »Es iſt bloße Verleumdung,« rief mein Bruder, »es iſt unwahr, daß einer von uns gut ſehen könne. Wir können deshalb Gott zum Zeugen anrufen!«

Alles, was mein Bruder nur ſagen mochte, blieb fruchtlos; ſeine Kameraden und er empfingen jeder hundert Stockſchläge. Der Richter wartete immerfort, daß ſie die Augen öffnen würden, und ſchrieb das einer verſtockten Hartnäckigkeit zu, was doch bloß Folge der Unmöglichkeit war. Während dieſer Zeit ſagte der Dieb zu den Blinden: »Ihr armen Leute, ſo macht doch die Augen auf und wartet nicht, bis man euch zu Tode ſchlägt.« Sodann wendete er ſich zu dem Polizeirichter und ſagte zu ihm: »Herr, ich ſehe ſchon, daß ſie ihre Bosheit bis aufs Aeußerſte treiben und die Augen gar nicht öffnen werden. Sie wollen ohne Zweifel der Beſchämung entgehen, ihr Verdammungsurtheil in den Augen aller Umſtehenden zu leſen. Es iſt am beſten, wenn ihr ſie begnadigt, und einen mit mir ſchickt, um die zehntauſend Drachmen, die ſie bei ſich zu Hauſe verſteckt haben, abzuholen."

Der Richter unterließ dieß nicht zu thun. Er ließ den Dieb durch einen ſeiner Leute begleiten, der ihm die zehn Säcke überbrachte. Davon ließ er dem Diebe zweitauſend fünfhundert Drachmen auszahlen, das übrige behielt er für ſich. Mit meinem Bruder und ſeinen Gefährten hatte er wenigſtens ſo viel Mitleid, daß er ſie bloß aus der Stadt verwies. Ich hatte kaum erfahren, was meinem Bruder begegnet war, als ich ihm ſofort nacheilte. Er erzählte mir ſein Unglück und ich führte ihn heimlich in die Stadt zurück. Ich hätte ihn vielleicht bei dem Polizeirichter rechtfertigen und auf die verdiente Beſtrafung des Diebes dringen können; allein ich wagte es nicht, aus Furcht, mir dadurch irgend einen ſchlimmen Handel zuzuziehen.

Somit endigte ich denn die Erzählung von dem Abenteuer meines guten blinden Bruders. Der Chalyf lachte darüber nicht minder als über die, welche er vorher vernommen hatte. Er befahl von Neuem, daß man mir etwas verabreichen ſollte; aber ohne die Vollziehung ſeines Befehls abzuwarten, begann ich die Geſchichte meines vierten Bruders.

Geſchichte

des vierten Bruders des Barbiers.

Der Name meines vierten Bruders war Alkus. Er war ſeinem Gewerbe nach ein Fleiſcher, und beſaß das beſondere Talent, Schaafwidder zum Kampf abzurichten, wodurch er ſich denn die Bekanntſchaft und Freundſchaft aller der groſſen Herren erworben hatte, welche dieſer Art von Kämpfen gern zuſchauen und ſich deshalb Widder in ihrem Hauſe eigens halten. Außerdem hatte er viele Kundſchaft; in ſeinem Laden hatte er ſtets das ſchönſte Fleiſch, das nur irgend zu bekommen, weil er ſehr reich war und keine Koſten ſcheute, um ſich das beſte zu verſchaffen.

Als er eines Tages in ſeinem Laden ſaß, kam ein Greis mit langem weißem Barte, kaufte ſechs Pfund Fleiſch, gab ihm das Geld dafür und ging weg. Mein Bruder fand dieß Geld ſo ſchön, ſo blank und ſo gut geprägt, daß er es in einen Kaſten an einen beſonderen Ort beiſeit legte. Derſelbe Greis verſäumte nun fünf Monate hindurch keinen Tag, wo er nicht eben ſo viel Fleiſch genommen und es mit gleicher Münze bezahlt hätte, die mein Bruder fortwährend bei Seite legte.

Nach Verlauf von fünf Monaten wollte Alkus eine Anzahl von Hammeln einkaufen und ſie mit dieſer ſchönen Münze bezahlen. Er öffnete daher den Kaſten, — allein, wie groß war ſein Erſtaunen, als er an ihrer Stelle bloß rundgeſchnittene Papierblättchen liegen ſah. Er ſchlug ſich wiederholt an den Kopf und erhob ein ſo großes Geſchrei, daß die Nachbarn herbeigelaufen kamen, deren Erſtaunen ſo groß war als das ſeinige, daß ſie vernommen hatten, wovon hier die Rede ſei. »Wollte Gott,« rief mein Bruder mit Thränen in den Augen, »daß dieſer alte Betrüger mit ſeinem heuchleriſchen Geſicht jetzt käme!« Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er ihn von weiten kommen ſah. Er lief ihm heftig entgegen, packte ihn an und ſchrie aus Leibeskräften: »Muſelmänner, kommt mir zu Hülfe! Hört den Schelmſtreich, den mir dieſer böſe Menſch geſpielt hat!« Zugleich erzählte er einem Pöbelſchwarme, der ſich um ihn geſammelt hatte, daſſelbe, was er bereits ſeinen Nachbarn erzählt hatte. Als er ausgeſprochen hatte, ſagte der Alte ganz kalt und ohne in Hitze zu gerathen: "Du wirſt gut thun, wenn du mich gehen läſſeſt und dadurch den Schimpf, den du mir vor aller Welt anthuſt, wieder gutmacheſt, damit ich nicht genöthigt werde, dir eine weit empfindlichere Schmach anzuthun, was mir ſehr leid thun würde." — "Ei, was kannſt du denn gegen mich reden?" rief mein Bruder. "Ich bin in meinem Gewerbe ein ehrlicher Mann und fürchte dich nicht." — "Du willſt alſo, daß ich es bekannt mache?" erwiederte der Alte in demſelben Tone. "So wiſſet denn," fuhr er zum Volke ſich wendend fort, "daß er, anſtatt Hammelfleiſch zu verkaufen, Menſchenfleiſch verkauft." — "Du biſt ein Verleumder," antwortete mein Bruder. — "Mit nichten!" fuhr der Greis fort, "in dieſem Augenblick, wo ich mit dir rede, hängt ein abgeſchlachteter Menſch auswendig an deinem Laden, wie ein Hammel; es kann jeder hingehen und ſehen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht."

Mein Bruder hatte, bevor er den Kaſten, worin die Blätter lagen, öffnete, denſelben Tag einen Hammel geſchlachtet, ihn zurechtgemacht und nach ſeiner Gewohnheit auswendig an ſeinem Laden aufgehängt. Er betheuerte, daß das, was der Alte ſagte, unwahr ſei; indeß, ungeachtet ſeiner Verſicherungen, ließ der leichtgläubige Pöbel ſich gegen einen Mann, der eines ſo abſcheulichen Verbrechens angeklagt wurde, einnehmen und wollte ſich auf der Stelle Gewißheit verſchaffen. Der Pöbel zwang meinen Bruder, den Alten loszulaſſen, verſicherte ſich ſeiner Perſon, und lief wüthend nach dem Laden, wo man wirklich, ganz ſo wie der Ankläger geſagt hatte, einen abgeſchlachteten Menſchen hängen ſah. Der Greis nämlich, welcher ein Zauberer war, hatte die Augen der Menge verblendet, ſo wie er zuvor meinen Bruder verblendet hatte, daß er die Papierblättchen, die er ihm gab, für gutes Geld nahm.

Bei dieſem Anblick gab einer von denen, welche meinen Bruder Alkus feſthielten, ihm einen heftigen Schlag mit der Fauſt und ſagte dabei: »So alſo, du Böſewicht, gibſt du uns Menſchenfleiſch zu eſſen?« Und der Greis, der ihn noch immer nicht verlaſſen hatte, gab ihm einen zweiten, wodurch er ihm das eine Auge ausſchlug. Auch von allen übrigen ſchonte ihn keiner, der ihm nur irgend nahe kommen konnte. Man begnügte ſich nicht damit, ihn zu mißhandeln, ſondern man führte ihn auch noch vor den Polizeirichter, welchem man zugleich den angeblichen Leichnam überbrachte, den man zum Zeugniß gegen den Angeklagten von dem Laden herabgenommen hatte. »Herr, ſagte der Zauberer zu ihm, ihr ſehet hier einen Mann, welcher barbariſch genug iſt, um Menſchen zu ſchlachten und ihr Fleiſch für Hammelfleiſch zu verkaufen. Das Volk erwartet, daß ihr an ihm ein Strafbeiſpiel aufſtellt.« Der Polizeirichter hörte meinen Bruder ruhig an; allein die Erzählung von dem in Papierblättchen verwandelten Gelde ſchien ihm ſo wenig Glauben zu verdienen, daß er meinen Bruder als einen Betrüger behandelte, und indem er ſich auf den Beweis des Augenſcheines berief, ihm fünfhundert Stockſchläge geben ließ.

Nachdem er ihn ſodann gezwungen hatte, ihm zu ſagen, wo er ſein Geld habe, nahm er ihm alles, was er hatte, und verbannte ihn für immer aus dem Lande, nachdem er ihn auf einem Kameele drei Tage nach einander den Augen des Volks blosgeſtellt hatte . . . . .“

Allein, Herr, — ſagte Scheheraſade bei dieſer Stelle zu Schachriar — die Tageshelle, die ich anbrechen ſehe, legt mir Stillſchweigen auf. Sie ſchwieg alſo ſtill, und in der folgenden Nacht fuhr ſie fort, den Sultan zu unterhalten, wie folget:

Hundert und neun und ſiebzigſte Nacht.

Als dieſes traurige Abenteuer meinem vierten Bruder begegnete, war ich nicht in Bagdad. Er begab ſich nach einer entfernten Gegend, wo er ſo lange im Verborgenen lebte, bis er von den Stockſchlägen, wovon ſein Rücken gebläut worden, geheilt war. Sebald er wieder zu gehen im Stande war, begab er ſich des Nachts auf Umwegen nach einer Stadt, wo er von niemanden gekannt war, und miethete ſich da eine Wohnung, die er faſt nie verließ. Endlich ward er dieſer eingeſchloſſenen Lebensweiſe überdrüßig, und ging einſt in eine Vorſtadt hinaus ſpazieren, als er plötzlich einen großen Lärm von Reitern vernahm, die hinter ihn her geritten kamen. Er befand ſich in dieſem Augenblick gerade an der Thür eines großen Hauſes, und da er ſeit dem letzten Begegniß alles mögliche befürchtete, ſo beſorgte er denn auch, daß dieſe Reiter vielleicht ihn verfolgten, um ihn zu verhaften. Er öffnete alſo die Thür, um ſich zu verbergen, und nachdem er ſie hinter ſich verſchloſſen, gelangte er in einen großen Hof, wo er ſich kaum zeigte, als auch ſchon zwei Bedienten auf ihn los kamen, und ihn beim Kragen faßten, und zu ihm ſagten: „Gott ſei gelobt, daß du dich uns ſelber in die Hände lieferſt! Du haſt uns in den drei verfloſſenen Nächten ſo viel zu ſchaffen gemacht, daß wir nicht haben ſchlafen können, und du hätteſt unſer Leben gewiß nicht geſchont, wofern wir uns nicht gegen deinen böſen Anſchlag zu ſichern gewußt hätten."

Ihr könnt leicht denken, wie ſehr mein Bruder über dieſe Begrüßung erſchrack. „Lieben Leute, ſagte er zu ihnen, ich weiß gar nicht, was ihr von mir haben wollet, und ihr haltet mich gewiß für einen andern." — "Nein, nein!" erwiederten ſie; "wir wiſſen recht gut, daß du und deine Spießgeſellen echte Spitzbuben ſeid. Ihr begnüget euch nicht damit, unſerem Herren alles das Seinige weggenommen und ihn an den Bettelſtab gebracht zu haben, ſondern ihr wollet auch noch an ſein Leben. Wir wollen doch einmal nachſehen, ob du nicht noch das Meſſer bei dir haſt, welches du in der Hand hatteſt, als du uns geſtern Nacht verfolgteſt." Indem ſie dies ſagten, durchſuchten ſie ihn, und fanden, daß er ein Meſſer bei ſich hatte. "Oh," riefen ſie jetzt, indem ſie ihn feſthielten, "wagſt du jetzt noch zu ſagen, daß du kein Dieb ſeieſt?" — "Je nun," erwiederte mein Bruder, "kann man denn nicht ein Meſſer bei ſich führen, ohne deshalb gerade ein Räuber zu ſein? Höret nur meine Geſchichte an," fuhr er fort," und anſtatt eine ſchlechte Meinung von mir zu faſſen, werdet ihr von meinen Unfällen gerührt werden." Allein, anſtatt ihn anzuhören, ſtürzten ſie auf ihn los, traten ihn mit Füßen, riſſen ihm die Kleider herunter und zerriſſen ihm das Hemde. Als ſie nun auf ſeinem Rücken die Narben erblickten, riefen ſie aus, indem ſie ihre Schläge verdoppelten:" Ach, du Hund, du willſt uns überreden, du ſeieſt ein rechtlicher Mann, während dein Rücken das Gegentheil verräth?" — "Ach, rief mein Bruder, die Zahl meiner Sünden muß ſehr groß ſein, da ich jetzt, nachdem ich ſchon einmal ſo ungerechter Weiſe gemißhandelt worden bin, noch einmal daſſelbe erfahren muß, ohne im mindeſten ſtrafbar zu ſein.«

Die beiden Bedienten ließen ſich indeß durch ſeine Klagen nicht rühren, ſondern führten ihn vor den Polizeirichter, welcher zu ihm ſagte: »Warum warſt du ſo keck, in ihr Haus einzudringen und ſie mit dem Meſſer in der Hand zu verfolgen?« — »Herr, erwiederte der arme Alkus, ich bin der unſchuldigſte Menſch von der Welt, und ich bin verloren, wenn ihr nicht die Gnade habt, mich geduldig anzuhören; niemand iſt bemitleidenswerther als ich.« — »Herr, unterbrach ihn ſofort einer der Bedienten, wollt ihr noch einen Räuber anhören, der in die Häuſer eindringt, um zu plündern und die Leute zu morden? Wenn ihr uns nicht Glauben beimeſſen wollt, ſo dürft ihr nur ſeinen Rücken anſehen.« Mit dieſen Worten entblößte er den Rücken meines Bruders und zeigte ihn dem Richter, der nun ohne weitere Unterſuchung auf der Stelle ihm hundert Hiebe mit dem Ochſenziemer auf die Schultern zu geben befahl; ſodann ließ er ihn auf einem Kameel durch die ganze Stadt führen und vor ihm her ausrufen: »So beſtraft man die, welche mit Gewalt in die Häuſer einbrechen!«

Nachdem dieſer Umherzug geſchehen war, ſchaffte man ihn aus der Stadt, und verbot ihm, jemals wieder dahin zurückzukehren. Gewiſſe Perſonen, die ihm nach dieſem zweiten Unfall begegnet waren, benachrichtigten mich von ſeinem Aufenthaltsorte. Ich ſuchte ihn auf und führte ihn heimlich nach Bagdad zurück, wo ich ihn nach Kräften unterſtützte.

Der Chalyf Moſtanſer Billah, fuhr der Barbier fort, lachte über dieſe Geſchichte nicht ſo wie über die vorigen, ſondern war ſo gütig, den unglücklichen Alkus zu bedauern. Er geruhte ſodann, mir etwas verabreichen laſſen und mich zu entlaſſen; doch ohne ihm Friſt zur Vollziehung ſeines Befehls zu laſſen, nahm ich wieder das Wort und ſagte zu ihm: "Erhabener Herr und Gebieter, ihr ſehet wohl, daß ich wenig ſpreche, und da Euere Majeſtät ſo gnädig geweſen iſt, mich bis hieher anzuhören, ſo werdet ihr wohl auch die Güte haben, die Abenteuer meiner zwei andern Brüder zu vernehmen, die, wie ich hoffe, euch nicht minder beluſtigen werden als die vorhergehenden. Ihr könnt dann davon eine vollſtändige Geſchichte abfaſſen laſſen, die der Aufnahme in euere Büchersammlung nicht unwerth ſein wird: Ich habe alſo die Ehre, euch zu ſagen, daß mein fünfter Bruder Annaſchar hieß . . . ."

Aber ich bemerke, daß es bereits Tag iſt, ſagte Scheherazade. Sie ſchwieg ſtill und nahm ihre Erzählung in der folgenden Nacht alſo wieder auf:

Hundert und achtzigſte Nacht.

Geſchichte

des fünften Bruders des Barbiers.

Annaſchar war, ſo lange unſer Vater lebte, ein ſehr fauler Menſch. Anſtatt zu arbeiten, um ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ſchämte er ſich nicht, am Abend zu betteln, und den folgenden Tag von den empfangenen Almoſen zu leben. Unſer Vater ſtarb vor Altersſchwäche, und hinterließ uns im Ganzen nur ſiebenhundert Silberdrachmen. Wir theilten dieß gleichmäßig unter uns, ſo daß jeder hundert bekam. Annaſchar, der niemals ſo viel Geld auf einmal beſeſſen hatte, gerieth in große Verlegenheit darüber, was er wohl damit anfangen ſollte. Nachdem er die Sache lange Zeit bei ſich hin und her überlegt hatte, entſchloß er ſich endlich, das Geld auf Gläſer, Flaſchen und andere Glaswaaren anzulegen, die er ſich ſofort in dem Laden eines großen Kaufmanns ausſuchte. Er that ſodann alles zuſammen in einen durchſichtig geflochtenen Korb, und wählte ſich einen ganz kleinen Laden, worin er ſich hinſetzte, den Korb vor ſich, und mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, indem er erwartete, daß man kommen und von ſeinen Waaren kaufen würde. In dieſer Stellung und die Augen auf den Korb geheftet, fing er an, ſeinen Gedanken nachzuhängen, und in dieſe Träumerei verſunken, führte er folgende Reden, und zwar ſo laut, daß ſie ſein Nachbar, ein Schneider, hören konnte:

»Dieſer Korb, ſprach er, koſtet mich hundert Drachmen, und das iſt alles, was ich auf der Welt habe. Wenn ich die Waaren einzeln verkaufe, werde ich wohl zweihundert Drachmen daraus löſen, und mit dieſen zweihundert Drachmen, die ich wieder auf Glaswaaren anlegen will, werde ich vierhundert erwerben. So werde ich denn mit der Zeit mir viertauſend Drachmen ſammeln. Von dieſen viertauſend Drachmen werde ich es leicht bis zu achttauſend bringen. Habe ich dann erſt zehntauſend, ſo gebe ich den Glaswaarenhandel auf, werde Juwelenhändler, und lege einen Handel mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelſteinen an. Beſitze ich dann ſo viele Reichthümer, als mein Herz wünſcht, ſo kaufe ich mir ein ſchönes Haus, große Landgüter, Sklaven, Verſchnittene, Pferde; ich führe dann einen guten Tiſch, mache Aufſehn in der

Welt, und laſſe alles, was nur irgend an guten Tonſpielern, Tänzern und Tänzerinnen in der Stadt zu haben iſt, in mein Haus kommen. Uebrigens werde ich es dabei nicht bewenden laſſen, ſondern, ſo Gott will, es bis auf hunderttauſend Drachmen bringen. Bin ich dann ein reicher Mann von hunderttauſend Drachmen, ſo werde ich mich als ein Fürſt dünken, werde um die Hand der Tochter des Großweſyrs anhalten und dieſem Miniſter vorſtellen laſſen, ich hätte von der Wunderſchönheit, von der Klugheit, dem Verſtande und allen übrigen ſeltenen Eigenſchaften ſeiner Tochter gehört, und würde ihm für die Hochzeitnacht tauſend Goldſtücke ſchenken. Sollte der Weſyr ſo unhöflich ſein — was aber gar nicht möglich iſt — mir ſeine Tochter zu verweigern, ſo werde ich ſelber zu ihm hingehen, ſie ihm gradezu entführen und ihm zum Trotz in mein Haus bringen. Sobald ich die Tochter des Großweſyrs geheirathet habe, werde ich ihr zehn ſchwarze Verſchnittene, und zwar recht junge und ſchöne, kaufen; ich ſelber werde mich wie ein Fürſt kleiden, und auf einem ſchönen Pferde, deſſen Sattel vom feinſten Golde und deſſen Decke von Goldſtoff und mit Diamanten und Perlen beſetzt ſein wird, durch die Stadt reiten, mit einem Gefolge von Sklaven, die theils vor, theils hinter mir einherziehen, und ſo vor den Augen aller Welt, vor Jung und Alt, die ſich tief vor mir bücken werden, mich nach dem

Hauſe des Großweſyrs begeben. Bin ich dann beim Großweſyr abgeſtiegen, ſo ſteige ich dann durch eine zwiefache, zu beiden Seiten aufgeſtellte Reihe meiner Leute die Treppe hinauf, und der Großweſyr empfängt mich als ſeinen Schwiegerſohn, und wird mir dann gewiß ſeinen Platz abtreten und ſich, um mich zu ehren, tief unter mich ſetzen. Wenn dieß nun alles ſo geſchieht, wie ich hoffe, ſo ſollen dann zwei meiner Leute, jeder mit einem Beutel von tauſend Goldſtücken, den ich ihnen ſelber zu tragen gegeben, daſtehen. Den einen Beutel werde ich ſodann nehmen und ihn dem Großweſyr mit den Worten überreichen: "Hier ſind die tauſend Goldſtücke, die ich für die erſte Nacht in meiner Ehe verſprochen habe." Hierauf überreiche ich ihm auch noch den andern und füge hinzu: "Da habt ihr; ich gebe euch noch einmal ſo viel, um euch zu zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin, und noch mehr gebe, als ich verſprochen." Nach einer ſolchen Handlung wird die Welt von nichts, als nur immer von meiner Großmuth ſprechen. Nachher werde ich mit demſelben Pompe nach meiner Wohnung zurückkehren. Meine Frau wird ihrerſeits auf den Beſuch, den ich ihrem Vater, dem Großweſyr, gemacht, mir einen ihrer Diener entgegenſchicken, um mich zu bewillkommen; ich werde dieſem Diener ein ſchönes Kleid verehren, und ihn mit einem reichen Geſchenke zurückſenden; ſollte ſie es ſich einfallen laſſen, mir ebenfalls eines zu ſchicken, ſo werde ich es nicht annehmen, und den Ueberbringer ſogleich aus meinen Dienſten entlaſſen. Ich werde ihr übrigens nie geſtatten, unter irgend einem Vorwande ihr Zimmer zu verlaſſen, ohne daß ſie mir es zuvor angezeigt hat, und wenn mir es gefällig ſein ſollte, auf ihr Zimmer zu kommen, ſo wird dieß auf eine Weiſe geſchehen, die ihr Ehrfurcht vor mir einflößen wird. Ueberhaupt ſoll es dann kein beſſer eingerichtetes Haus geben, als das meinige. Ich werde ſtets ſehr reich gekleidet ſein. Wenn ich am Abend mich mit ihr zurückziehe, ſo werde ich mich auf den Ehrenplatz des Sofa's ſetzen und daſelbſt eine ernſthafte Miene annehmen, ohne den Kopf links oder rechts hin zu wenden. Ich werde wenig ſprechen, und während meine Gemahlinn, ſchön wie der Vollmond, mit ihrem ganzen Staat ſich vor mich hinſtellen wird, werde ich thun, als ſähe ich ſie nicht. Die Frauen ihrer Umgebung werden dann zu mir ſagen: "Verehrteſter Herr und Gebieter, hier ſteht eure Gemahlinn, eure demüthige Sklawinn vor euch; ſie erwartet, daß ihr ſie liebkoſen werdet, und es ſchmerzt ſie ſehr, daß ihr ſie auch nicht eines einzigen Blickes würdiget; ſie iſt von dem langen Stehen ſo müde, ſaget ihr doch, daß ſie ſich ſetzen dürfe." Ich werde auf dieſe Reden gar nichts antworten, und das wird denn ihr Erſtaunen und ihre Betrübniß vermehren. Sie werden dann zu meinen Füßen ſtürzen, und nachdem ſie da eine lange Zeit auf den Knieen gelegen und mich gebeten haben, ich möchte mich doch erweichen laſſen, ſo werde ich endlich den Kopf aufheben, einen flüchtigen Blick auf ſie werfen, und dann ſogleich wieder meine vorige Stellung annehmen. In der Meinung, meine Frau ſei mir vielleicht nicht gut noch reich genug gekleidet, werden ſie dieſelbe in ihr Gemach fortführen, um ſie da die Kleider wechſeln zu laſſen, und ich werde unterdeß ebenfalls aufſtehen und werde ein noch prächtigeres Kleid anlegen, als ich ſchon zuvor anhatte. Sie werden dann noch einmal wiederkommen, und dieſelben Reden gegen mich führen, und ich werde mir das Vergnügen machen, meine Frau nicht anzuſehen, nachdem ich mich habe eben ſo lange und ſo dringend bitten laſſen, als das erſtemal. Gleich am erſten Hochzeittage werde ich anfangen ihr begreiflich zu machen, auf welche Weiſe ich ſie ihr ganzes Leben hindurch zu behandeln gedenke.....“

Bei dieſen Worten ſchwieg die Sultaninn Scheherasade, wegen des anbrechenden Tages. In der folgenden Nacht fuhr ſie in ihrer Erzählung fort, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und ein und achtzigſte Nacht.

»Nach Endigung der Hochzeltszeremonien, fuhr Annaſchar fort, werde ich aus der Hand eines meiner zunächſt ſtehenden Diener einen Beutel mit fünfhundert Goldſtücken nehmen und ihn den Putzmacherinnen geben, damit ſie mich mit meiner Gemahlinn allein laſſen. Sobald ſie ſich dann entfernt haben werden, wird ſich meine Frau zuerſt ins Bette legen; ich werde mich neben ſie legen, aber ihr den Rücken kehrend, und werde ſo die ganze Nacht, ohne ein Wort zu reden, hingehen laſſen. Den folgenden Morgen wird ſie nicht unterlaſſen, ſich bei ihrer Mutter, der Gemahlinn des Großweſyrs, über meinen Stolz und über meine Verachtung zu beklagen, und ich werde mich darüber im Innern der Seele freuen. Ihre Mutter wird dann zu mir kommen, mir ehrerbietig die Hände küſſen und zu mir ſagen: »Herr,« — denn ſie wird es nicht wagen, mich ihren Schwiegerſohn zu nennen, aus Furcht, mir durch eine ſo vertrauliche Anrede zu misfallen, — »ich bitte euch, geruhet doch, meine Tochter anzuſehen und euch ihr zu nähern; ich kann euch verſichern, daß ſie bloß euch zu gefallen ſucht und euch von ganzer Seele liebt.« Allein meine Schwiegermutter mag dann ſagen, was ſie will, ich werde ihr auch nicht eine Sylbe antworten, und werde feſt in meinem Ernſt verharren. Sie wird mir hierauf zu Füßen fallen, mir ſie mehrmals küſſen und ſprechen: "Herr, ſollte es möglich ſein, daß ihr wegen der Klugheit meiner Tochter irgend einen Verdacht gefaßt hättet? Ich verſichere euch, ich habe ſie ſtets unter meinen Augen gehabt, und ihr ſeid der erſte Mann, der ſie von Geſicht geſehen hat. Höret auf, ihr eine ſolche Kränkung zu verurſachen, erweiſet ihr die Gnade, ſie anzuſehen, mit ihr zu ſprechen, ſie in der guten Abſicht, die ſie hat, euch nämlich in allen Dingen zu genügen, zu beſtärken." Das alles ſoll mich indeß nicht rühren. Meine Schwiegermutter wird das bemerken, ein Glas Wein nehmen, es ihrer Tochter in die Hand geben und zu ihr ſagen: "Gehe hin und überreiche ihm ſelber dieß Weinglas; er wird vielleicht nicht ſo grauſam ſein, es von einer ſo ſchönen Hand zu verſchmähen." Meine Frau wird mit dem Glaſe kommen und am ganzen Körper zitternd vor mir ſtehen bleiben. Wenn ſie nun ſehen wird, daß ich mein Geſicht gar nicht nach ihr hinwende und ſie fortwährend verſchmähe, wird ſie mit Thränen in den Augen zu mir ſprechen: "Mein Herz, meine theure Seele, mein liebenswürdiger Herr, ich beſchwöre euch bei der Gunſt des Himmels, erweiſet mir die Gnade, dieß Glas Wein aus der Hand eurer ergebenſten Dienerinn anzunehmen." Ich werde mich gleichwohl hüten, ſie anzuſehen und ihr zu antworten. "Mein reizender Gemahl, wird ſie dann fortfahren, indem ſie ihre Thränen verdoppeln und das Weinglas meinem Munde nähern wird, „ich werde nicht ablaſſen, bis ich es erlangt habe, daß ihr trinket.“ Von ihren Bitten ermüdet, werde ich ihr hierauf einen fürchterlichen Blick zuwerfen, ihr eine derbe Ohrfeige auf die Wange geben, und ſie mit dem Fuße ſo heftig zurückſtoßen, daß ſie weit ab vom Sofa zu Boden ſinken wird.“

Mein Bruder war ſo ſehr in ſeine Hirngeſpinnſte und Einbildungen verſunken, daß er die Handlung mit ſeinem Fuße ſo lebendig darſtellte, als ob alles wirklich ſo wäre; allein zum Unglück ſtieß er ſo heftig an ſeinen Korb mit Glaswaaren, daß er ihn aus ſeinem Laden in die Straße hinab warf, und daß alle Glasſachen darin in tauſend Stücke zertrümmert wurden.

Sein Nachbar, ein Schneider, der ſeine albernen Reden angehört hatte, lachte laut auf, als er den Korb fallen ſah. „O, was biſt du doch für ein nichtswürdiger Menſch!“ rief er meinem Bruder zu. „Sollteſt du dich nicht tief in die Seele hinein ſchämen, eine junge Gemahlinn, die dir nichts zu leide gethan, ſo zu mishandeln? Du mußt doch ſehr roh ſein, um die Thränen und die Reize einer ſo liebenswürdigen Perſon zu verachten. Wenn ich an des Großweſyrs Stelle wäre, ſo würde ich dir hundert Hiebe mit dem Ochſenziemer geben, und dich mit dem verdienten Lobſpruch durch die Stadt führen laſſen.“

Mein Bruder kam durch den Anblick dieſes traurigen Vorfalls wieder zur Beſinnung, und da er ſah, daß ihm dieß bloß um ſeines unerträglichen Stolzes willen begegnet war, ſchlug er ſich ins Geſicht, zerriß ſeine Kleider, und fing ſo laut an zu weinen und zu heulen, daß die Nachbarn herbeiliefen und die Leute auf der Straße, die ſo eben zum mittäglichen Gebete gingen, ſtehen blieben. Da es nämlich gerade Freitag war, ſo gingen mehr Leute als ſonſt vorüber. Einige hatten Mitleid mit Annaſchar, andere lachten über ſeine Narrheit. Unterdeß war ſeine Eitelkeit mit ſeiner Habe zu gleicher Zeit verſchwunden, und er beweinte noch immer bitterlich ſein Schickſal, als eine vornehme Frau auf einer reichgeſchmückten Mauleſelinn vorüberritt. Der Zuſtand, worin ſie meinen Bruder ſah, erregte ihr Mitleid. Sie fragte, wer er ſei und worüber er weinte. Man ſagte ihr nichts weiter als, er ſei ein armer Mann, der ſein weniges Geld auf den Ankauf eines Korbes voll Glaswaaren verwendet habe, dieſer Korb ſei nun herabgefallen und alle Gläſer ſeien in Trümmern. Die Dame wandte ſich ſogleich zu einem ſie begleitenden Verſchnittenen und ſagte zu ihm: »Gib ihm doch alles, was du bei dir haſt.« Der Verſchnittene gehorchte, und händigte meinem Bruder einen Beutel mit fünfhundert Goldſtücken ein. Mein Bruder freute ſich beim Empfang derſelben faſt zu Tode. Er gab der edlen Frau tauſendfache Segenswünſche auf den Weg, verſchloß dann ſeinen Laden, wo ſeine Gegenwart nicht mehr nöthig war, und ging nach Hauſe.

Er ſtellte eben über das große Glück, welches ihm begegnet war, tiefe Betrachtungen an, als er an die Thür klopfen hörte. Bevor er öffnete, fragte er, wer da anklopfe, und nachdem er an der Stimme erkannt hatte, daß es eine Frau ſei, öffnete er die Thür. »Mein Sohn, ſagte ſie zu ihm, ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten. Es iſt jetzt eben die Zeit des Gebets, und ich möchte mich gern waſchen, um daſſelbe ſodann verrichten zu können. Laß mich doch, wenn es dir angenehm iſt, in deine Wohnung eintreten, und gib mir ein Gefäß mit Waſſer.« Mein Bruder ſah die Frau an, und bemerkte, daß ſie bereits hoch in Jahren war. Obwohl er ſie nicht kannte, ſo unterließ er doch nicht, ihr ihre Bitte zu gewähren. Er reichte ihr ein Gefäß voll Waſſer, und ſetzte ſich dann wieder an ſeinen vorigen Platz, immer noch mit ſeinem letzten Abenteuer beſchäftigt, und legte ſein Geld in eine Art langen und ſchmalen Beutel, um ihn an ſeinen Gürtel befeſtigen zu können. Die Alte verrichtete während dieſer Zeit ihr Gebet; als ſie fertig war, kam ſie zu meinem Bruder hin, warf ſich zweimal mit ihrem Angeſicht zur Erde, gleichſam als wollte ſie Gott bitten; dann ſtand ſie wieder auf und wünſchte ihm alles Gute. . . . .«

Die Morgenröthe, welche zu ſcheinen begann, nöthigte Scheheraſaden, bei dieſer Stelle inne zu halten. Die Nacht darauf fuhr ſie in ihrer Erzählung fort, indem ſie den Barbier immer noch fort reden ließ:

Hundert und zwei und achtzigſte Nacht.

Die Alte dankte hierauf meinem Bruder für ſeine Gefälligkeit. Da ſie ſehr armſelig gekleidet war und ſich vor ihm ſo ſehr demüthigte, glaubte er, ſie verlange von ihm ein Almoſen, und überreichte ihr daher zwei Goldſtücke. Sie trat überraſcht zurück, gleichſam als hätte ihr mein Bruder eine Beleidigung angethan. »Großer Gott!« ſagte ſie zu ihm, »was ſoll das bedeuten? Iſt es möglich, Herr, das ihr mich für eine jener Elenden haltet, welche ein Gewerbe daraus machen, dreiſt zu den Leuten in die Häuſer zu gehen und von ihnen ein Almoſen zu erbetteln? Nehmet euer Geld zurück, ich bedarf deſſen, Gott ſei Dank, nicht; ich gehöre einer jungen Dame dieſer Stadt an, die eben ſo reizend als reich iſt, und die es mir an nichts fehlen läßt.«

Mein Bruder war nicht fein genug, um die Liſt der Alten zu merken, welche die beiden Goldſtücke bloß darum ablehnte, um noch mehr zu erſchnappen. Er fragte ſie, ob ſie ihm nicht die Ehre verſchaffen könne, dieſe Dame zu ſehen. "Sehr gern," erwiederte ſie: "ſie wird euch gewiß gern heirathen und euch neben dem Beſitz ihrer Perſon auch noch den ihres ganzen Vermögens überlaſſen. Nehmet euer Geld und folget mir." Ganz entzückt darüber, daß er zu gleicher Zeit eine ſo große Summe Geldes und eine reiche und ſchöne Frau gefunden, verſchloß er gegen jede andere Rückſicht die Augen. Er nahm die fünfhundert Goldſtücke und ließ ſich von der Alten führen.

Sie ging voran und er folgte ihr von weiten bis an die Thür eines großen Hauſes, wo ſie anklopfte. Er hatte ſie eben eingeholt, als eine junge griechiſche Sklawinn öffnete. Die Alte hieß ihn voran hinein treten und über einen ſchön gepflaſterten Hof gehen; dann führte ſie ihn in einen Saal, deſſen Ausſchmükkung ihn in der guten Meinung beſtätigte, die man ihm von der Beſitzerin des Hauſes beigebracht hatte. Während die Alte ihn bei der jungen Dame anmelden ging, ſetzte er ſich nieder, und da ihm ſehr warm war, nahm er den Turban ab und legte ihn neben ſich. Alsbald ſah er auch die junge Dame hereintreten, die ihn noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihren reichen Anzug in Staunen ſetzte. Sobald er ſie erblickte, ſtand er auf. Die Dame bat ihn mit vieler Artigkeit, ſeinen Platz wieder einzunehmen und ſetzte ſich neben ihn. Sie bezeigte viele Freude, ihn zu ſehen, und nachdem ſie ihm allerlei Angenehmes geſagt hatte, fügte ſie hinzu: "Wir ſind hier nicht ganz in unſerer Bequemlichkeit, komm, gib mir die Hand." Mit dieſen Worten überreichte ſie ihm die ihrige, und führte ihn in ein abgelegenes Zimmer, wo ſie ſich noch eine Weile mit ihm unterhielt, worauf ſie ihn mit den Worten verließ: "Bleibe hier, ich bin in einem Augenblick wieder bei dir." Er wartete; allein ſtatt der Dame trat ein großer ſchwarzer Sklawe mit dem Säbel in der Hand herein, ſah meinen Bruder mit wilden Blicken an und ſagte ſtolz zu ihm. "Was machſt du hier?" Annaſchar ward bei dieſem Anblick ſo von Schrecken ergriffen, daß er gar nicht zu antworten vermochte. Der Sklawe beraubte ihn nun, nahm ihm alles Gold weg, das er bei ſich trug, und verſetzte ihm mehrere Säbelhiebe, doch bloß in das Fleiſch. Der Unglückliche fiel zu Boden und blieb regungslos liegen, obwohl er noch ſeine Beſinnung hatte. Der Schwarze, der ihn für todt hielt, verlangte nun Salz; die griechiſche Sklawinn brachte ein großes Becken voll herein. Sie rieben damit die Wunden meines Bruders ein, welcher doch noch ſo viel Gegenwart des Geiſtes hatte, daß er, ungeachtet des brennenden Schmerzes, den er empfand, dennoch kein Zeichen des Lebens von ſich gab. Nachdem der Schwarze und die griechiſche Sklawinn ſich entfernt hatten, kam die Alte wieder, welche meinen Bruder in die Falle gelockt hatte, faßte ihn bei den

Füßen und ſchleppte ihn zu einer Fallthür, die ſie öffnete. Sie warf ihn da hinunter, und er fiel in ein unterirdiſches Gewölbe auf einen Haufen ermordeter Leichname. Er wurde dieß erſt gewahr, als er wieder zu ſich kam, denn die Heftigkeit des Falles hatte ihm alle Beſinnung geraubt. Das Salz, womit ſeine Wunden eingerieben worden waren, retteten ihm das Leben. Er erlangte allmählig wieder ſo viel Kräfte, daß er ſich aufrichten konnte, und nach Verlauf von zwei Tagen öffnete er bei Nacht die Fallthüre, entdeckte im Hofe einen Ort, wo er ſich verſtecken konnte, und blieb an demſelben bis zu Tages Anbruch. Da ſah er denn die abſcheuliche Alte wieder erſcheinen, welche die Thür nach der Straße zu öffnete und hinausging, um eine neue Beute aufzuſpüren. Damit ſie ihn nicht erblicken möchte, ging er aus dieſer Mördergrube erſt einige Augenblicke nachher heraus, und flüchtete ſich in meine Wohnung, wo er mir alle die Abenteuer mittheilte, die ihm in ſo kurzer Zeit begegnet waren.

Nach Verlauf eines Monats war er durch die Mittel, die ich ihm verordnete, von ſeinen Wunden völlig wieder geheilt, und er beſchloß, ſich an der Alten zu rächen, die ihn ſo grauſam betrogen hatte. Zu dieſem Zweck machte er ſich einen Beutel von ſolcher Größe, daß wohl fünfhundert Goldſtücke hineingingen; aber anſtatt des Goldes füllte er bloß Glasſcherben hinein...»

Bei dieſen letzten Worten bemerkte Scheherasade, daß es bereits Tag war. Sie ſprach daher dieſe Nacht kein Wort weiter, und erſt in der folgenden fuhr ſie in der Geſchichte Alnaſchar's folgendermaßen fort:

Hundert und drei und achtzigſte Nacht.

Mein Bruder band den Beutel mit Glasſcherben um ſeinen Gürtel, verkleidete ſich als alte Frau, und nahm einen Säbel, den er unter ſeinen Rock verſteckte. Eines Morgens begegnete er wieder jener Alten, welche bereits die Stadt durchſtreifte und Gelegenheit ſuchte, irgend jemandem einen ſchlimmen Streich zu ſpielen. Er redete ſie mit einer verſtellten Weiberſtimme an, und ſagte zu ihr: "Könnt ihr mir nicht eine Goldwage leihen? Ich bin ſo eben aus Perſien hier angekommen, und habe aus meiner Heimat fünfhundert Goldſtücke mitgebracht; ich möchte nun gern ſehen, ob ſie auch vollwichtig ſind." — "Liebe Frau," antwortete ihm die Alte, "ihr konntet euch an keinen Menſchen beſſer wenden, als an mich. Kommt nur mit, ich werde euch zu meinem Sohne führen, der ein Wechsler iſt, und dieſer wird ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie euch ſelber zu wiegen, und euch die Mühe zu erſparen. Wir wollen keine Zeit verlieren, damit wir ihn noch treffen, ehe er in ſeinen Laden geht.“ Mein Bruder folgte ihr bis zu dem Hauſe, wo ſie ihn ſchon einmal hineingeführt hatte, und die Thür ward ihnen von der griechiſchen Sklawinn geöffnet.

Die Alte führte meinen Bruder in den Saal, wo ſie ihn einen Augenblick warten hieß, um ihren Sohn rufen zu können. Der angebliche Sohn erſchien auch wirklich in der Perſon jenes nichtswürdigen ſchwarzen Sklawen. „Verwünſchte Alte,“ ſagte er zu meinem Bruder, „ſteh auf und folge mir.“ Mit dieſen Worten ging er vor ihr her, um ſie an den Ort hinzuführen, wo er ſie umbringen wollte. Annaſchar ſtand auf, ging hinter ihm drein, zog ſeinen Säbel unter dem Kleide hervor, und führte ihn von hinten ſo geſchickt nach ſeinem Halſe, daß er ihm den Kopf abhieb. Sodann faßte er dieſen mit der einen Hand, und ſchleppte mit der andern die Leiche bis zu dem unterirdiſchen Gewölbe, wo er ſie mit dem Kopfe hinunter warf. Die griechiſche Sklawinn, die an ein ſolches Verfahren ſchon gewöhnt war, erſchien alsbald mit dem Becken voll Salz; aber als ſie den Annaſchar, der unterdeß den Schleier abgeworfen, mit dem Säbel in der Hand erblickte, ließ ſie das Becken fallen und entfloh. Mein Bruder indeß, welcher ſtärker lief als ſie, holte ſie bald ein, und ihr Kopf flog von den Schultern. Die böſe Alte lief jetzt auf den Lärm herbei; mein Bruder ergriff ſie, ehe ſie noch entrinnen konnte, und rief ihr zu: "Treuloſe, kennſt du mich noch?" — "Ach, Herr," antwortete ſie zitternd; "wer ſeid ihr? ich erinnere mich nicht, euch jemals geſehen zu haben." — "Ich bin," ſagte er hierauf, "derjenige, zu dem du neulich ins Haus kamſt, um dich zu baden und dein heuchleriſches Gebet zu verrichten. Erinnerſt du dich wohl noch?" Sie warf ſich jetzt auf die Kniee, und bat um Gnade; aber er zerhieb ſie in vier Stücke.

Jetzt war nur noch die junge Dame übrig, welche nichts von alle dem wußte, was in ihrem Hauſe ſo eben vorgefallen war. Er ſuchte ſie auf, und fand ſie in einem Zimmer, wo ſie bei ſeinem Eintritt faſt in Ohnmacht fiel. Sie bat um ihr Leben, und er war edelmüthig genug, es ihr zu ſchenken. "Gnädige Frau," ſagte er zu ihr, "wie könnt ihr mit ſo böſen Menſchen zuſammenleben, als die ſind, an denen ich ſo eben gerechte Rache genommen habe?" — "Ich war," erwiederte ſie, "die Frau eines ſehr rechtſchaffenen Kaufmannes, und die verwünſchte Alte, deren Bösartigkeit ich nicht kannte, beſuchte mich einigemal. "Verehrteſte Frau," ſagte ſie eines Tages zu mir, "wir haben heute eine ſehr ſchöne Hochzeit in unſerem Hauſe; ihr würdet gewiß ſehr viel Vergnügen haben, wenn ihr uns die Ehre erzeigen wolltet, euch dabei einzufinden." Ich ließ mich überreden, zog mein ſchönſtes Kleid an, nahm einen Beutel mit hundert Goldſtücken mit, und folgte ihr. Sie führte mich in dieß Haus, wo ich dieſen Schwarzen fand, der mich gewaltſamer Weiſe hier behielt. Ich bin nun ſchon drei Jahre hier und dulde das Grauſamſte." — "Bei dem Gewerbe, welches dieſer abſcheuliche Schwarze trieb," erwiederte mein Bruder, "muß er wohl viele Reichthümer zuſammengebracht haben?" — "So viele," antwortete ſie, "daß ihr zeitlebens daran genug habt, wenn ihr ſie forttragen könnt. Kommt mit mir, und ihr werdet es ſelber ſehen." Sie führte nun den Annaſchar in ein Zimmer, wo ſie ihm wirklich mehrere Kaſten voll Gold zeigte, die er mit einem Staunen betrachtete, wovon er ſich gar nicht zu erholen vermochte. "Jetzt geh, ſagte ſie zu ihm, und hole dir Leute genug herzu, um dieß alles fortſchaffen zu können." Mein Bruder ließ ſich das nicht zweimal ſagen; er ging fort und ſuchte zehn Männer aufzutreiben, die er ſofort mit ſich nahm. Als er an das Haus gelangte, fand er zu ſeinem Erſtaunen die Thür offen; ſein Staunen ſtieg, als er in das Zimmer, worin er die Kaſten geſehen, eintrat, und auch nicht einen einzigen mehr darin fand. Die Dame, welche liſtiger und behender als er war, hatte ſie fortſchaffen laſſen, und war ſelber mit verſchwunden. In Ermangelung der Kaſten, und weil er nicht mit leeren Händen wieder weggehen wollte, ließ er alles forttragen, was er nur irgend an Meublen in den Zimmern und in den Geräthkammern vorfand, wo es weit mehr dergleichen gab, als nöthig war, um ihn für die fünfhundert Goldſtücke zu entſchädigen, die ihm geſtohlen worden waren. Aber als er aus dem Hauſe fortging, vergaß er die Thür zuzuſchließen. Die Nachbarn, welche meinen Bruder erkannt hatten, und die Packträger gehn und kommen ſahen, liefen zum Polizeirichter und zeigten ihm dieſes Ausräumen an, welches ihnen ſehr verdächtig ſchien. Annaſchar ſchlief die Nacht hindurch ſehr ruhig; aber als er am folgenden Morgen ausgehen wollte, traf er an ſeiner Thür zwanzig Leute des Polizeirichters, die ihn anhielten. "Komm mit uns," ſagten ſie zu ihm, "unſer Herr will dich ſprechen." Mein Bruder bat ſie, einen Augenblick zu warten, und bot ihnen eine Summe Geldes, damit ſie ihn gehen laſſen möchten. Doch anſtatt auf ihn zu hören, banden ſie und zwangen ſie ihn, mit ihnen zu gehen. Auf der Straße begegneten ſie einem alten Freunde meines Bruders, der ſie anhielt und fragte, warum ſie ihn ſo geführt brächten. Er bot ihnen ſogar eine bedeutende Summe an, damit ſie ihn loslaſſen und dem Polizeirichter melden möchten, daß ſie ihn nicht gefunden; doch er konnte bei ihnen nichts ausrichten, und ſie führten Annaſchar vor ihren Herrn...."

Scheheraſade hörte bei dieſer Stelle auf zu reden, weil ſie den anbrechenden Tag bemerkte. Die folgende Nacht nahm ſie den Faden der Erzählung wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und vier und achtzigſte Nacht.

Als die Gerichtsdiener meinen Bruder vor den Polizeirichter geführt hatten, ſprach dieſer zu ihm: "Ich frage dich, wo du alle die Meubles her haſt, die du geſtern in deine Wohnung tragen ließeſt?" — "Herr," erwiederte Annaſchar, "ich bin bereit, euch die Wahrheit zu ſagen." Hierauf erzählte ihm mein Bruder ohne Hehl alles, was ihm begegnet war. In Hinſicht auf das, was er hatte in ſeine Wohnung tragen laſſen, bat er den Richter, ihm wenigſtens einen Theil zur Entſchädigung für die ihm entwendeten fünfhundert Goldſtücke zu laſſen.

Der Richter ſchickte, ohne meinem Bruder das mindeſte zu verſprechen, einige von ſeinen Leuten nach deſſen Wohnung, um alles, was da war, in Beſchlag zu nehmen, und als man ihm gemeldet hatte, daß nichts mehr da wäre, und daß alles in ſeine Geräthkammer gebracht worden ſei, befahl er meinem Bruder, ſogleich die Stadt zu verlaſſen, und in ſeinem Leben nie mehr zurückzukehren, aus Beſorgniß, daß, wenn er darin bliebe, er zum Chalyfen hingehen und über dieſe Ungerechtigkeit Beſchwerde führen könnte.

Annaſchar gehorchte indeß ohne Murren, und ging aus der Stadt, um ſich in eine andere zu flüchten. Unterwegens traf er Spitzbuben, die ihn ausplünderten und nakt und bloß machten. Ich hatte kaum dieſe traurige Nachricht erfahren, als ich ſogleich ein Kleid nahm und ihn aufſuchen ging. Nachdem ich ihn ſo gut als möglich getröſtet hatte, führte ich ihn zurück und brachte ihn heimlich in die Stadt, wo ich von nun an eben ſo für ihn ſorgte, als für meine andern Brüder.«

Geſchichte
des ſechsten Bruders des Barbiers.

Jezt bleibt mir nichts weiter übrig, als die Geſchichte meines ſechſten Bruders zu erzählen, welcher Schakaïk mit der geſpaltenen Lippe hieß. Er war anfänglich ſo betriebſam geweſen, die hundert Silberdrachmen, die er als ſeinen Erbtheil empfangen hatte, ſo gut anzulegen, daß er ſich ſehr bald in einer bequemen Lage befunden hatte; allein ein Unfall, der ihn traf, verſetzte ihn bald in die Nothwendigkeit, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erbetteln. Er betrieb dieß Geſchäft mit vieler Geſchicklichkeit, und bemühte ſich beſonders durch Vermittelung der Diener und Aufwärter ſich Eintritt in die großen Häuſer und Zutritt zu den Herrn ſelber zu verſchaffen, und ihr Mitleid zu erregen.

Als er eines Tages vor einem prachtvollen Gebäude vorbeiging, durch deſſen hohe Pforte man in einen geräumigen Hof ſehen konnte, der von Bedienten wimmelte, wandte er ſich an einen derſelben und fragte ihn, wem dieß Haus gehöre? "Lieber Freund," erwiederte ihm der Bediente, "aus welchem fernen Lande kommſt du, daß du eine ſolche Frage an mich thuſt? Kannſt du nicht aus allem, was du hier ſiehſt, ſchließen, daß es das Haus eines Barmekyden[3] iſt?" Mein Bruder, dem die Freigebigkeit und Großmuth der Barmekyden gar wohl bekannt war, wandte ſich an die Pförtner — denn es gab da mehr als einen — und bat ſie um ein Almoſen." Geh hinein, ſagten ſie zu ihm, "niemand hindert dich daran, und wende dich ſelbſt an den Herren des Hauſes; er wird dich gewiß zu deiner vollen Befriedigung entlaſſen."

Mein Bruder hatte eine ſolche Höflichkeit gar nicht erwartet. Er dankte den Pförtnern dafür und trat mit ihrer Erlaubniß in das Schloß, welches ſo weitläuftig war, daß er ſehr viele Zeit brauchte, ehe er an die Wohnzimmer des Barmekyden gelangte. Er kam endlich an ein viereckiges, im ſchönſten Stil aufgeführtes Gebäude, und trat durch eine Vorhalle hinein, aus welcher er einen ſehr ſchönen Garten mit Gängen von buntfarbigen Kieſeln, die das Auge ergötzten, ſehen konnte. Die unteren Zimmer, welche rings um denſelben herumliefen, waren faſt alle durchſichtig gebaut. Sie waren gegen die Sonnenſtrahlen durch groſe Vorhänge geſchirmt, welche man öffnete, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſobald die Hitze des Tages vorüber war.

Ein ſo angenehmer Ort würde die Bewunderung meines Bruders erregt haben, wenn ſein Gemüth ruhiger und zufriedener geweſen wäre. Er ſchritt vorwärts und trat in einen reich verzierten Saal, der mit Malereien von goldnem und himmelblauen Laubwerk geſchmückt war. Er ſah darin einen ehrwürdigen Mann mit weißem Barte auf dem Ehrenplatze des Sofas ſitzen, woraus er ſchloß, daß es der Beſitzer des Hauſes ſelber war. In der That war es auch wirklich der Barmekyde ſelber, der ihn auf eine ſehr verbindliche Weiſe willkommen hieß und ihn fragte, was er wünſche. "Gnädiger Herr," antwortete ihm mein Bruder mit einer Miene, welche Mitleid zu erwecken geeignet war, "ich bin ein armer Mann, welcher die Unterſtützung ſo großer und mächtiger Herren, wie ihr ſeid, bedarf." Er konnte ſich wirklich an keinen beſſeren wenden, als an dieſen vornehmen Mann, der ſich durch tauſend herrliche Eigenſchaften empfahl.

Der Barmekyde ſchien über die Antwort meines Bruders erſtaunt zu ſein. Er fuhr mit ſeinen beiden Händen nach der Bruſt, gleichſam als wollte er zum Zeichen der Betrübniß ſein Kleid zerreißen. "Iſt es möglich," rief er aus, "daß ein Mann wie du in Noth iſt, während ich in Bagdad bin? Das kann ich nicht dulden!" Auf dieſe Aeußerungen hoffte mein Bruder einen ganz beſonderen Beweis von Freigebigkeit zu empfangen, er überhäufte ihn daher mit Segensſprüchen und wünſchte ihm alles mögliche Gute. "Es ſoll niemand ſagen können," fuhr der Barmekyde fort," daß ich euch verlaſſen hätte, und ich verlange eben ſo wenig, daß ihr mich verlaſſet." — "Herr," erwiederte mein Bruder, "ich ſchwöre euch, daß ich heute noch nicht das mindeſte gegeſſen habe." — "Alſo wirklich," rief der Barmekyde, "du biſt jetzt um dieſe Stunde noch nüchtern? Ach, der arme Mann! er iſt gewiß ſchon halb verhungert! He da, Burſche," rief er mit lauterer Stimme, "bringe raſch ein Waſſerbecken, damit wir uns die Hände waſchen!" Obwohl niemand erſchien und mein Bruder weder ein Becken noch Waſſer ſah, ſo unterließ der Barmekyde doch nicht, ſich die Hände zu reiben, wie wenn jemand Waſſer darüber hin göſſe, und während er dieß that, ſagte er zu meinem Bruder: "Komm doch her und waſche dich mit mir!" Schakaïk merkte daraus wohl, daß der Herr Barmekyde etwas zu lachen haben wolle, und da er ſelber Scherz verſtand und recht gut wußte, welche artige Rückſicht die Armen gegen die Reichen nehmen müſſen, wenn ſie davon Vortheil ziehen wollen, ſo trat er näher und machte es eben ſo wie jener.

"Wohlan," ſagte hierauf der Barmekyde, "man bringe uns jetzt etwas zu eſſen, und laſſe uns nicht darauf warten!" Als er dieſe Worte geſprochen, fing er an — obwohl man gar nichts hereingebracht hatte — ſo zu thun, als hätte er etwas in einer Schüſſel vor ſich, langte zu, fuhr nach dem Munde und kaute, indem er zu meinem Bruder ſagte: "Iß, lieber Gaſt, ich bitte dich darum, verfahre ganz ſo zwanglos, als ob du bei dir zu Hauſe wäreſt. Lange doch immer zu, für einen Mann, der ſo ausgehungert iſt, läſſeſt du dich viel zu ſehr nöthigen." — "Verzeihet, Herr," antwortete Schakaïk, indem er genau alle ſeine Gebärden nachmachte, "ihr ſehet, daß ich keine Zeit verliere, und daß ich völlig meine Schuldigkeit thue." — "Was ſagſt du zu dieſem Brot," fuhr hierauf der Barmekyde fort, "findeſt du es nicht ganz vortrefflich?" — "Ach, gnädiger Herr," erwiederte mein Bruder, der weder Brot noch Fleiſch vor ſich ſah, "ich habe niemals ſo weiſſes und wohlſchmeckendes gegeſſen." — "So iß dich nur recht ſatt," ſagte hierauf der Herr Barmekyde, ich verſichere dich, die Bäckerinn, welche mir ſo gutes Brot bäckt, habe ich mit fünfhundert Goldſtücken bezahlen müſſen . . . ."

Scheheraſade wollte fortfahren, aber der anbrechende Tag nöthigte ſie, hier inne zu halten. In der folgenden Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung alſo fort:

Hundert und fünf und achtzigſte Nacht.

Nachdem der Barmekyde von ſeiner Bäckerin geſprochen und ihr ſchönes Brot gelobt hatte, welches mein Bruder bloß in der Einbildung ſpeiſte, rief er: "Burſche, bringe uns eine andere Schüſſel! Mein wackerer Gaſt," fuhr er hierauf zu meinem Bruder fort, — obwohl kein Burſche ſich ſehen ließ — "koſte jetzt von dieſen neuen Speiſen und ſage mir, ob du jemals Hammelfleiſch mit geſchältem Korn gegeſſen haſt, welches beſſer zugerichtet geweſen wäre als dieß hier?" — "Es iſt ganz bewundernswürdig ſchön," antwortete mein Bruder, "ich laſſe es mir auch ganz gehörig ſchmecken." — "Das iſt mir ſehr angenehm," erwiederte der Barmekyde; „ich beſchwöre dich bei dem Vergnügen, welches ich daran habe, dich ſo fröhlich eſſen zu ſehen, daß du nichts von dieſen Speiſen übrig läſſeſt, da du ſie ſo ganz nach deinem Geſchmack findeſt.“ Bald darauf verlangte er eine Gans mit ſüßer Brühe, aus Weineſſig, Honig, Roſinen, Kichererbſen und trockenen Feigen bereitet; die ihm denn auch eben ſo wie die Schüſſel mit Hammelfleiſch gebracht wurde. „Die Gans iſt ſehr fett,“ ſagte der Barmekyde, „iß davon bloß einen Schenkel und einen Flügel. Du mußt dir ſchon noch etwas Appetit übrig laſſen, denn es kommen noch verſchiedene andere Sachen.“ Auch ließ er wirklich noch verſchiedene andere Schüſſeln mit allerlei

Gerichten bringen, die mein Bruder, der vor Hunger faſt ſtarb, mitzuſpeiſen ſich ſtellte. Aber was der Wirth mehr als alles übrige pries, war ein mit Piſtazien gefüttertes Lämmchen, welches er ſich geben ließ und welches ſo wie die übrigen Gerichte aufgetragen wurde. „Ach ein ſolches Gericht wie dieſes,“ ſagte der Barmekyde, „kann man ſonſt nirgends als bei mir ſpeiſen. Ich wünſche daher, daß du dich recht ſatt daran eſſen magſt.“ Indem er dieß ſagte, that er, als hätte er ein Stück in der Hand, näherte es dem Munde meines Bruders, und ſagte: „Da nimm und ſchlucke es hinunter; du wirſt bald ſehen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich dir dieß Gericht herauspries.“ Mein Bruder ſtreckte den Kopf vorwärts, öffnete den Mund, und ſtellte ſich, als nähme er das Stück, kaute es und ſchluckte es mit unbeſchreiblichem Vergnügen hinunter. „Ich wußte ſchon, ſagte der Barmekyde, daß du es ſehr gut finden würdeſt.“ — „Es gibt auf der Welt keine auserleſenere Speiſe, erwiederte mein Bruder; ganz offen geſprochen, der Tiſch, den ihr führet, iſt etwas ganz köſtliches.“ — „Man bringe jetzt das Ragout!“ rief der Barmekyde; „ich denke, du wirſt damit nicht minder zufrieden ſein als mit dem Lämmchen. Nun, was meinſt du dazu?“ — „O, es iſt wunderſchön!“ erwiederte Schakaïk; „man ſchmeckt darin zugleich den Ambra, die Gewürznelken, die Muskatennüſſe, den Ingwer, den Pfeffer und die wohlriechendſten Kräuter; und alle dieſe Gewürze ſind in ſo gehörigem Maaße angewendet, daß man eines neben dem andern immer noch hervorſchmeckt. Welcher Wohlgeſchmack!“ — „Drum lange zu und iß,“ antwortete der Barmekyde, „ich bitte dich darum. He da, Burſche,“ fügte er mit lauter Stimme hinzu, „man bringe uns noch ein neues Ragout.“ — „Ach, nein, wenn ihr es erlaubt!“ unterbrach ihn mein Bruder; „in der That, Herr, es iſt nicht möglich, daß ich noch mehr eſſe; ich kann nicht mehr.“

"Man trage alſo das Eſſen ab," rief nunmehr der Barmekyde, "und bringe die Früchte!" Er wartete einen Augenblick, gleichſam um der Dienerſchaft Zeit zu laſſen, die Tafel abzuräumen; dann fuhr er fort: "Koſte doch von dieſen Mandeln; ſie ſind gut und friſch gepflückt." Sie thaten nun beide ſo, als ob ſie die Mandeln ausſchälten und äßen. Hierauf lud der Barmekyde meinen Bruder ein, auch von dem übrigen zuzulangen, und ſagte zu ihm: "Da ſind noch verſchiedene Arten von Früchten, Kuchen, trockenem Konfekt und Eingemachtes. Wähle dir nach Belieben davon aus." Sodann ſtreckte er die Hand aus, als ob er ihm etwas überreichte, und ſagte: "Da nimm dieß wohlſchmeckende Täfelchen, das dir die Verdauung befördern wird." Schakaïk ſtellte ſich, als nähme und äße er, und ſagte hernach: "Herr, der Biſam iſt darin nicht geſchont." — "Dieſe Art Täfelchen," erwiederte der Barmekyde, "wird bei mir im Hauſe zubereitet, und es wird darin, ſo wie bei allem übrigen, was bei mir bereitet wird, freilich nichts geſpart." Er forderte jetzt meinen Bruder nochmals auf, zu eſſen, und äußerte: "Für einen Mann, der bei ſeinem Eintritt bei mir noch ganz nüchtern war, ſcheinſt du mir eben nicht viel gegeſſen zu haben." — "Herr," antwortete mein Bruder, dem von dem Kauen bei leerem Munde ſchon die Kinnbacken wehthaten, "ich verſichere euch, daß ich ſo voll bin, daß ich auch nicht einen Biſſen mehr zu eſſen im Stande wäre."

"Lieber Gaſt," fuhr jetzt der Barmekyde fort, nachdem wir ſo gut gegeſſen haben, müſſen wir auch etwas trinken." 4 — "Herr," ſagte mein Bruder zu ihm, "wenn ihr erlaubt, ſo werde ich keinen Wein trinken, denn er iſt mir verboten." — "Ihr ſeid zu ängſtlich," erwiederte der Barmekyde, "macht es ſo wie ich." — "So werde ich denn bloß aus Höflichkeit mittrinken," antwortete Schakaïk. "Ihr wollt, wie ich ſehe, daß bei eurem Gaſtmahl nichts fehlen ſoll; allein, da ich an das Weintrinken nicht gewöhnt bin, ſo fürchte ich, irgend einen Fehler gegen den Wohlſtand und gegen die euch ſchuldige Ehrerbietung zu begehen; ich bitte euch daher nochmals, mir das Weintrinken zu erlaſſen, ich werde mich damit begnügen, Waſſer zu trinken." — "Nein, nein," ſagte der Barmekyde, "du wirſt Wein trinken.” Zugleich befahl er, welchen zu bringen; aber der Wein war eben ſo wenig wirklich, als früher das Fleiſch und die Früchte. Er that, als ſchenkte er ſich Wein ein und tränke zuerſt; dann that er, als ob er auch meinem Bruder zu trinken einſchenkte und ihm das Glas darreichte: ”Da, trinke auf meine Geſundheit,” ſagte er zu ihm; ”wir wollen doch einmal ſehen, ob er dir ſchmecken wird.” Mein Bruder ſtellte ſich, als nähme er das Glas in die Hand, betrachtete es in der Nähe, um zu ſehen, ob der Wein eine ſchöne Farbe habe, brachte es dann an die Naſe, um den Duft des Weines einzuſchlürfen, machte ſodann mit dem Kopf eine tiefe Verbeugung gegen den Barmekyden, zum Zeichen, daß er ſich die Freiheit nähme, ſeine Geſundheit zu trinken, und that dann, als tränke er, und zwar mit der Gebärde eines Mannes, dem der Wein ſehr gut ſchmeckt. „Herr,“ ſagte er hierauf zu ihm, „ich finde dieſen Wein köſtlich; allein, wie es mir vorkommt, iſt er nicht ſehr ſtark.“ — „Wenn du ſtärkeren wünſcheſt,“ ſagte der Barmekyde, „ſo darfſt du es nur ſagen; in meinem Keller habe ich mehrere Sorten. Sieh einmal zu, ob dir dieſer hier behagt.“ Bei dieſen Worten ſtellte er ſich, als ſchenkte er zuerſt ſich ſelber, ſodann meinem Bruder, anderen Wein ein. Er that dieß ſo oft, daß Schakaïk ſich ſtellte, als ſteige ihm der Wein in den Kopf, und zuletzt ſich berauſcht ſtellend, ſchlug er den Barmekyden ſo derb an den Kopf, daß er ihn zu Boden warf. Er wollte ihm noch einen Schlag verſetzen, aber der Barmekyde hielt die Hand vor und rief ihm zu: „Biſt du toll?“ Da hielt mein Bruder ein, und ſagte zu ihm: „Herr, ihr hattet die Güte, euren Sklaven in eurem Hauſe aufzunehmen, und ihm einen großen Schmaus zu geben. Ihr hättet euch nun damit begnügen ſollen, mir zu eſſen zu geben, aber mir nicht Wein vorſetzen ſollen, denn ich ſagte euch voraus, daß ich leicht die Ehrerbietung gegen euch dabei verletzen könnte. Uebrigens thut es mir ſehr leid, und ich bitte euch tauſendmal um Vergebung.“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Barmekyde, anſtatt in Zorn zu gerathen, aus vollem Halſe zu lachen anfing. „Schon lange,“ ſagte er zu ihm, „ſuche ich einen Mann von eurem Charakter...“

„Jedoch, Herr,“ ſagte Scheheraſade zum Sultan von Indien, ich habe gar nicht darauf Acht gegeben, daß es ſchon Tag iſt.“ Schachriar ſtand ſogleich auf; in der nächſten Nacht fuhr die Sultaninn in ihrer Erzählung fort, wie folget:

Hundert und ſechs und achtzigſte Nacht.

Der Barmekyde erwies nun meinem Bruder unzählige Liebkoſungen. „Ich verzeihe dir,“ ſagte er zu ihm, „nicht bloß den Schlag, den du mir gegeben haſt, ſondern ich will ſelbſt, daß wir von nun an Freunde ſeien, und daß du kein anderes Haus habeſt, als das meinige. Du haſt die Gefälligkeit gehabt, dich in meine Laune zu ſchicken, und zugleich die Geduld, den Scherz bis ans Ende auszuhalten; wir wollen jetzt indeß im Ernſte eſſen.“ Bei dieſen Worten ſchlug er in die Hände, und befahl mehreren Bedienten, die ſogleich erſchienen, den Tiſch herbeizubringen und aufzutragen. Man gehorchte auf der Stelle, und mein Bruder wurde nun mit denſelben Gerichten bewirthet, die er bisher bloß in der Einbildung genoſſen hatte. Als man die Speiſen abgeräumt hatte, brachte man Wein, und zugleich trat eine große Anzahl ſchöner und reich gekleideter Sklavinnen herein, welche zum Klange von Inſtrumenten einige anmuthige Lieder ſangen. Kurz, Schakaïl hate alle Urſache, mit der Güte und Artigkeit des Barmekyden, deſſen Wohlgefallen er ſich erworben, zufrieden zu ſein. Dieſer Herr ging nun mit ihm ganz freundſchaftlich um, und ließ ihm ein Kleid aus ſeiner Kleiderkammer geben.

Der Barmekyde fand in meinem Bruder ſo viel Verſtand und Einſicht, daß er ihm wenige Tage nachher die Beſorgung ſeines ganzen Hausweſens und aller ſeiner Angelegenheiten übertrug. Mein Bruder verwaltete dieß Amt zwanzig Jahre hindurch ſehr glücklich. Nach Verlauf dieſer Zeit ſtarb der edelmüthige Barmekyde vor Altersſchwäche, und da er keine Erben hinterließ, ſo nahm man ſein ganzes Vermögen für den Sultan des Landes in Beſchlag [5]. Man nahm meinem Bruder alles das Geld, welches er geſammelt hatte, ſo daß er ſich bald wieder in ſeine frühere Lage verſetzt ſah, und ſich endlich an eine Karawane, die nach Mekka wallfahrtete, anſchloß, in der Abſicht, dieſe Wallfahrt von den milden Almoſen der Pilger beſtreiten zu können. Unglücklicher Weiſe ward die Karawane von einer Schaar Beduinen [6] angefallen und geplündert, und mein Bruder wurde Sklawe eines Beduinen; der ihm mehrere Tage hindurch Stockſchläge gab, um ihn zu zwingen, ſich loszukaufen. Schakaïk verſicherte ihn, daß er ganz unnützer Weiſe ihn mishandle. „Ich bin dein Sklawe,“ ſagte er zu ihm, „und du kannſt mit mir nach Belieben ſchalten; aber ich verſichere dich, daß ich mich in der tiefſten Armuth befinde, und daß ich durchaus nicht im Stande bin, mich loszukaufen.“ Doch mein Bruder mochte ihm ſeine Dürftigkeit auseinander ſetzen, wie er nur immer wollte, und ihn durch ſeine Thränen zu rühren ſuchen, der Beduine blieb unerbittlich, und aus Verdruß darüber, daß ihm eine ſo bedeutende Summe, auf die er gerechnet hatte, nun entgehe, nahm er ſein Meſſer und ſchlitzte ihm die Lippen auf, um ſich durch dieſe Unmenſchlichkeit für den Verluſt zu rächen, den er erlitten zu haben glaubte.

Der Beduine hatte eine ſehr hübſche Frau, und oft, wenn er auf ſeine Streiferien ausging, ließ er meinen Bruder mit ihr allein. Dann unterließ die Frau nichts, was ihn nur irgend über die Härte ſeines Sklavenlooſes zu tröſten vermochte. Sie ließ ihm ſogar merken, daß ſie ihn liebe; aber er wagte, aus Furcht vor der Reue, nicht, ihre Leidenſchaft zu erwiedern, und vermied eben ſo ſehr alle Gelegenheit, mit ihr allein zu ſein, als ſie dieſe Gelegenheit ſuchte. Sie hatte es ſich ſo ſehr angewöhnt, mit dem grauſamen Schakaïk, ſo oft ſie ihn nur ſah, zu ſcherzen und ihre Neckerei zu treiben, daß ſie es einſt ſogar in Gegenwart ihres Mannes that. Mein Bruder, der nicht Acht gegeben, daß er ſie beobachtete, ließ ſich zur Strafe ſeiner Sünden einfallen, ihren Scherz zu erwiedern. Der Beduine bildete ſich nun ſogleich ein, daß ſie beide in einem ſtrafbaren Einverſtändniß lebten, und dieſer Argwohn machte ihn ſo wüthend, daß er auf meinen Bruder losſtürzte, ihn auf eine grauſame Weiſe verſtümmelte, und ihn dann auf einem Kameel auf die Spitze eines Berges führte, wo er ihn liegen ließ. Der Berg lag an der Straße nach Bagdad, ſo daß die Vorüberreiſenden, die ihn da ſahen, mir von ſeinem Aufenthaltsorte Nachricht gaben. Ich begab mich in Eile dahin, und fand den unglücklichen Schakaïk in einem beklagenswerthen Zuſtande. Ich verſchaffte ihm die nöthige Hülfe, und führte ihn in die Stadt zurück.“

„Das war es, was ich dem Chalyfen Moſtanſer

Billah erzählte,“ fügte der Barbier hinzu. „Der Chalyf gab mir wiederum durch lautes Lachen ſeinen Beifall zu erkennen, und ſagte: „Ich kann jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß man dir den Beinamen des Verſchwiegenen mit vollem Recht gegeben; niemand kann das Gegentheil ſagen. Indeß befehle ich dir aus gewiſſen Gründen, eiligſt die Stadt zu verlaſſen. Geh, und laß nichts mehr von dir hören.“ Ich mußte der Nothwendigkeit weichen, und reiſte mehrere Jahre hindurch in entfernten Ländern umher. Endlich erfuhr ich, daß der Chalyf geſtorben ſei, und kehrte nach Bagdad zurück, wo ich aber nur noch einen einzigen meiner Brüder am Leben fand. Bei meiner Rückkehr in dieſe Stadt war es, wo ich dem jungen Hinkenden den wichtigen Dienſt leiſtete, von dem ihr gehört habt. Indeß ihr ſeid Zeugen ſeiner Undankbarkeit und der ſchmachvollen Art und Weiſe, wie er mich behandelt hat. Anſtatt mir Erkenntlichkeit zu bezeigen, hat er es vorgezogen, mich zu fliehen und ſich aus ſeiner Heimat zu entfernen. Sobald ich erfuhr, daß er nicht mehr in Bagdad ſei, obwohl niemand mir ſagen konnte, wohin er ſeinen Weg genommen, unterließ ich doch nicht, mich aufzumachen und ihn aufzuſuchen. Schon ſeit langer Zeit wandere ich von Land zu Land, und heute, wo ich es am wenigſten dachte, habe ich ihn endlich getroffen. Doch war ich gar nicht darauf gefaßt, ihn ſo erbittert gegen mich zu finden.“

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle, daß es ſchon Tag war, und ſchwieg ſtill; erſt in der nächſtfolgenden Nacht nahm ſie den Faden ihrer Erzählung wieder auf:

Hundert und ſieben und achtzigſte Nacht.

„Herr, der Schneider erzählte dem Sultan von Kaſchgar nun vollends die Geſchichte des jungen Hinkenden und des Barbiers von Bagdad, ganz ſo, wie ich ſie geſtern Euer Majeſtät zu erzählen die Ehre hatte:“

„Als der Barbier — fuhr er fort — ſeine Geſchichte geendigt hatte, fanden wir, daß der junge Menſch nicht ſo ganz Unrecht gehabt hatte, ihn einer großen Geſchwätzigkeit zu beſchuldigen. Gleichwohl wünſchten wir, daß er bei uns bleiben und an der Mahlzeit theilnehmen möchte, die der Herr des Hauſes für uns bereiten ließ. Wir ſetzten uns zu Tiſche und erquickten uns bis zum nachmittägigen Gebete. Dann trennte ſich die ganze Geſellſchaft, und ich ging in meinen Laden, um da zu arbeiten, bis es Zeit zum Nachhauſegehen ſein würde.

In dieſer Zwiſchenzeit war es, wo der kleine Bucklige ſich halb berauſcht bei mir einfand, und auf ſeiner Schellentrommel ſpielte und dazu ſang. Ich glaubte, wenn ich ihn mit in meine Wohnung nähme, würde ich meiner Frau dadurch eine kleine Beluſtigung verſchaffen, und ich nahm ihn daher wirklich mit. Meine Frau ſetzte uns ein Gericht Fiſche auf und ich legte dem Buckligen ein Stück davon vor, welcher es verzehrte, ohne auf die Gräten darin zu achten. Auf einmal fiel er vor uns beſinnungslos zur Erde. Nachdem wir alle Mittel, ihn wieder zum Leben zu bringen, vergebens verſucht hatten, nahmen wir in der Angſt und Verlegenheit, welche uns ein ſo trauriger Vorfall verurſachte, keinen Anſtand, die Leiche aus unſerer Wohnung fortzuſchaffen, und wir wußten es ſo geſchickt anzuſtellen, daß der jüdiſche Arzt ihn in ſein Haus aufnahm. Der jüdiſche Arzt ließ ihn ſodann in das Zimmer des Lieferanten hinunter, und der Lieferant trug ihn auf die Straße hinaus, wo man glaubte, daß ihn der Kaufmann erſchlagen habe. Dieß war es, Herr, — fügte der Schneider hinzu — was ich euch zu ſagen hatte, um Euere Majeſtät zu befriedigen. Ihr habt jetzt den Ausſpruch zu thun, ob wir euere Gnade oder euren Zorn, das Leben oder den Tod verdient haben.“

Der Sultan von Kaſchgar ließ in ſeinen Mienen eine Zufriedenheit blicken, welche dem Schneider und ſeinen Gefährten das Leben wiedergab. „Ich kann nicht leugnen,“ ſagte er, „daß ich von der Geſchichte des jungen Hinkenden, von der des Barbiers und von den Abenteuern ſeiner Brüder mehr überraſcht worden bin, als von der meines Narren. Aber bevor ich euch alle vier entlaſſe, und den Körper des Buckligen zur Beerdigung gebe, möchte ich wohl noch jenen Barbier ſehen, welcher die Urſache euerer Begnadigung iſt. Da er ſich in meiner Hauptſtadt aufhält, ſo iſt es ja ſehr leicht, meine Neugierde zu befriedigen.“ In dieſem Augenblick fertigte er einen ſeiner Diener ab, um ihn in Begleitung des Schneiders, welcher ſeinen Aufenthaltsort ohngefähr wußte, aufzuſuchen.

Der Diener nebſt dem Schneider kehrte ſehr bald wieder zurück, und ſie brachten den Barbier vor den Sultan geführt. Der Barbier war ein Greis von etwa neunzig Jahren, der einen ſchneeweißen Bart, eben ſolche Augenbraunen, herunterhängende Ohren und eine ſehr lange Naſe hatte. Der Sultan konnte ſich nicht enthalten, bei ſeinem Anblick zu lachen. „Verſchwiegener Mann,“ ſagte er zu ihm, „ich habe gehört, daß ihr ſo herrliche Geſchichten wißt, wolltet ihr mir wohl einige dergleichen erzählen?“ — “Euer Majeſtät,“ erwiederte der Barbier, „wenn ihr es genehmigt, ſo wollen wir für den Augenblick die Geſchichten, die ich etwa wiſſen mag, ſein laſſen. Ich bitte dagegen Eure Majeſtät ganz unterthänigſt um die Erlaubniß zu fragen, was dieſer Chriſt, dieſer Jude, dieſer Muſelmann, und dieſer todte Bucklige, den ich hier vor euch liegen ſehe, eigentlich hier machen?“

Der Sultan lächelte über die Dreiſtigkeit des Barbiers und antwortete ihm: „Was geht dich das an?“ — „Herr,“ erwiederte der Barbier, „es liegt mir ſehr viel daran, dieſe Frage zu thun, damit Euere Majeſtät ſich überzeuge, daß ich kein Schwätzer bin, wie manche Leute behaupten, ſondern ein Mann, der mit Recht der Verſchwiegene genannt wird . . . .“

Scheheraſade, überraſcht von der Tageshelle, welche in das Zimmer des Sultans von Indien hereinzuſcheinen begann, ſchwieg hier ſtill, und nahm erſt in der nächſten Nacht ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf.

Hundert und acht und achtzigſte Nacht.

Der Sultan von Kaſchgar hatte die Güte, die Neugier des Barbiers zu befriedigen. Er befahl, daß man ihm die Geſchichte des kleinen Buckligen erzählen möchte, da er es ſo eifrig zu wünſchen ſchien. Als der Barbier ſie angehört hatte, bewegte er den Kopf, gleichſam als wollte er damit andeuten, daß es dabei etwas Verborgenes gäbe, was er nicht ganz begreifen könnte. „Gewiß,“ rief er aus, „dieſe Geſchichte iſt ſehr überraſchend; indeß wünſchte ich doch dieſen Buckligen etwas näher zu unterſuchen.“ Er näherte ſich ihm nun, ſetzte ſich neben ihn hin auf die Erde, nahm den Kopf auf ſeinen Schooß, und nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet hatte, lachte er auf einmal ſo laut und ſo unmäßig auf, daß er rücklings umfiel, ohne zu überlegen, daß er ſich vor dem Sultan von Kaſchgar befand. Dann ſtand er unter fortwährendem Lachen auf und rief: „Wohl ſagt man mit Recht, der Tod will ſeine Urſach' haben. Wenn je eine Geſchichte es verdient hat, mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet zu werden, ſo iſt es die des Buckligen.“

Bei dieſen Worten betrachteten alle den Barbier wie einen Narren, oder wie einen wahnſinnigen Greis. „Verſchwiegener Mann,“ ſagte der Sultan zu ihm, „worüber lachſt du denn ſo gewaltig?“ — „Herr,“ antwortete der Barbier, „ich ſchwöre bei der wohlthätigen Sinnesart Euer Majeſtät, daß dieſer Bucklige nicht todt iſt; er iſt noch lebendig, und ich will für einen Thoren gelten, wenn ich es euch nicht augenblicklich beweiſe.“ Mit dieſen Worten nahm er eine Büchſe hervor, worin er mehrere Heilmittel hatte, und die er ſtäts bei ſich trug, um ſie gelegentlich zur Hand zu haben, und zog daraus ein kleines Balſamfläſchchen, womit er lange Zeit den Hals des Buckligen einrieb. Hierauf nahm er aus einem Beſteck ein ſehr feines Brecheiſen, ſchob es zwiſchen die Zähne deſſelben, öffnete ihm den Mund, fuhr ihm dann mit kleinen Zängelchen in den Schlund hinab, und zog damit das Stück Fleiſch nebſt der Gräte heraus, welches er nun allen zeigte. Sogleich nieſte der Bucklige, ſtreckte die Arme und Beine aus, ſchlug die Augen auf, und gab noch andere Zeichen des Lebens von ſich.

Der Sultan von Kaſchgar und alle die, welche Zeugen dieſer ſchönen Operation waren, waren weniger darüber erſtaunt, den Buckligen wieder neu aufleben zu ſehen, nachdem er eine ganze Nacht und den größten Theil des Tages ohne Regung da gelegen hatte, als vielmehr über das Verdienſt und die Geſchicklichkeit des Barbiers, den man, ungeachtet ſeiner Fehler, jetzt als einen ausgezeichneten Mann zu betrachten anfing. Der Sultan befahl, von Freude und Bewunderung ergriffen, daß man die Geſchichte des Buckligen nebſt der des Barbiers ſchriftlich aufzeichnen ſolle. Dabei ließ er es aber nicht bewenden. Damit der Schneider, der jüdiſche Arzt, der Lieferant und der chriſtliche Kaufmann ſich ſtäts mit Vergnügen an das Abenteuer, das der Zufall des Buckligen ihnen veranlaßt hatte, zurückerinnern möchten, entließ er ſie nicht eher, als bis er einem jeden von ihnen ein ſehr reiches Kleid geſchenkt, das ſie in ſeiner Gegenwart anziehen mußten. Dem Barbier dagegen ſetzte er ein anſehnliches Jahrgehalt aus, und behielt ihn in ſeiner Umgebung.“

So endigte denn die Sultaninn Scheheraſade die lange Reihe von Abenteuern, welche der angebliche Tod des Buckligen veranlaßt hatte. Da der Tag bereits anbrach, ſo ſchwieg ſie ſtill. Als ihre Schweſter Dinarſade ſah, daß ſie nicht mehr ſprach, ſagte ſie zu ihr: „Meine Sultaninn, ich bin von der Geſchichte, die du ſo eben vollendet haſt, um ſo mehr erfreut, da ſie auf eine Weiſe ſchließt, wie ich gar nicht erwartet hatte. Ich glaubte, der Bucklige ſei wirklich todt geweſen.“ — „Dieſe Ueberraſchung,“ ſagte Schachriar, „hat mir eben ſo viel Vergnügen gemacht, als die Abenteuer der Brüder des Barbiers.“ — „Auch die Geſchichte des jungen Hinkenden von Bagdad hat mich ſehr beluſtigt,“ äußerte Dinarſade. „Ich freue mich darüber, liebe Schweſter,“ ſagte die Sultaninn, „und da ich das Glück habe, den Sultan, unſeren Herrn und Gebieter, nicht zu langweilen, ſo würde ich, wenn Seine Majeſtät mich noch länger leben ließe, ihm morgen die Geſchichte der ſeltſamen Abenteuer des angeblichen Chalyfen Aly Schach und des Chalyfen Harun Arreſchyd erzählen, welche ſeiner und deiner Aufmerkſamkeit nicht minder würdig iſt, als die Geſchichte des Buckligen.“ Der Sultan von Indien, der mit alle dem, womit Scheheraſade ihn bisher unterhalten hatte, ſehr zufrieden war, überließ ſich ganz dem Vergnügen, auch noch die Geſchichte zu hören, welche ſie ihm verſprach.

Er ſtand ſodann auf, um ſein Gebet zu verrichten, und die Rathsverſammlung zu halten.

Hundert und neun und achtzigſte Nacht.

Geſchichte
des Aly Schach
oder
# der angebliche Chalyf [7].

Scheheraſade begann in der nächſten Nacht die Geſchichte des angeblichen Chalyfen folgendermaßen.

Harun Arreſchyd, der Chalyf von Bagdad, hatte eines Abends in einem Saale ſeines Palaſtes vier und zwanzig ſeiner ausgezeichnetſten Hofleute verſammelt, worunter ſich der Miniſter Ybrahym Iſhâk el Nedym, der Dichter Abul Newas, der Großweſyr Giafar der Barmekyde, und Mesrur, der Vollſtrecker ſeiner erhabenen Befehle, befanden. Die Unterhaltung begann und handelte dießmal von der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. Jeder erzählte eine Geſchichte, ſagte Verſe her, gab Räthſel auf, ſang Lieder, und ſo war die Mitternacht herangekommen, ohne daß man den Flug der Zeit bemerkt hatte. Sie baten jetzt den Chalyfen um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen, und er gewährte ſie ihnen. Der Weſyr Giafar und Mesrur blieben bis zuletzt, und ſchickten ſich ebenfalls an, nach Hauſe zu gehen; doch der Chalyf hielt ſie zurück, und ſagte: "Giafar, ſetze dich." Giafar gehorchte. „Weißt du wohl,“ fuhr der Chalyf fort, „warum ich dich dieſe Nacht bei mir behalte?“ — „Gott allein kennt das Verborgene!“ rief Giafar. — „Nun gut, ich habe da einen Einfall, daß wir uns nämlich alle drei verkleiden und bis zu Anbruch des Tages auf dem Tigris zu Schiffe ſpazieren fahren. Die Langweile drückt mich, es liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ungeachtet ſo viel Anziehendes und Intereſſantes in unſerer Unterhaltung vorgekommen iſt, ſo habe ich doch keine Freude daran gefunden. Vielleicht gelingt es mir jetzt, mich zu zerſtreuen. Wir ſind ja eben in der Jahreszeit, wo man dergleichen nächtliche Luſtfahrten auf dem Tigris unternimmt, und du weißt, daß die Armen wie die Reichen da ſpazieren fahren.“ — „Mächtiger Fürſt“ erwiederte der Großweſyr, „es ſteht ganz in deinem Belieben; und wenn du bei Tag oder Nacht auf dem Tigris fahren willſt, wer könnte dich daran hindern?“ — „Nun gut, ſo wollen wir fort!" — Sogleich legten der Chalyf, Giafar und Mesrur ihre Kleider ab, verkleideten ſich als Kaufleute, und gingen durch eine verborgene Thür, die ſie nach den Ufern des Tigris führte. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie niemanden da ſahen, obgleich gerade um dieſe Zeit mehr als hundert Gondeln daſelbſt hätten ſein müſſen. Alljährlich haben nämlich die Bewohner Bagdads während des Sommers die Gewohnheit, einen Theil der Nacht auf dem Tigris hinzubringen. Jeder hat da nach ſeinem Vermögen eine mehr oder minder ſtattliche Barke oder Gondel.

Der Chalyf, der ſich von ſeinem Staunen gar nicht erholen konnte, ſagte zum Großweſyr: "Warum iſt der Fluß denn ſo einſam und öde? Wer hindert denn die Einwohner Bagdads hier ſpazieren zu fahren?" — "Die Menſchen," ſagte Mesrur, "ſind nicht zu allen Zeiten froh und vergnügt, großer König, und gerade dieſer Zeitvertreib ſagt nur denjenigen zu, die nach ihrer Bequemlichkeit leben können, weil nur ſie, wenn ſie die Nacht durchwacht haben, den folgenden Morgen ſchlafen können, ohne daß ihre Gelegenheiten darunter leiden. Doch der Arme, der ſich durch ſeine Arbeit ſeinen Lebensunterhalt verdienen muß, und der in der That den ganzen Tag lang arbeitet, iſt bei Anbruch der Nacht müde und denkt nicht leicht an Spazierfahrten auf dem Tigris, und geſeʒt, er käme hierher, würde er dann wohl den folgenden Morgen wieder an ſein Tagewerk gehen können, um für ſich und die Seinigen das Brot zu verdienen? Das iſt ohne Zweifel der Grund, warum wir niemanden hier antreffen.«

»Dieſer Grund iſt ganz richtig in Hinſicht auf die arbeitende Klaſſe; allein welcher Urſache ſoll man das Ausbleiben der Kaufleute, der Reichen, der Beamten beimeſſen?« — »Ich geſtehe, das iſt mir ein Räthſel,« antwortete Giafar. — »So wollen wir wenigſtens ein Fahrzeug zu bekommen ſuchen, um darauf zu fahren.« — Unter dieſen Geſprächen gingen ſie die Ufer des Tigris entlang. Auf einmal bemerkten ſie einen alten Mann, der in ſeinem Kahne eingeſchlafen war. Der Chalyf ſchickte Mesrur mit dem Befehl hin, ihn zu wecken und herbeizuführen. Der Schiffer kam heran und fragte, was ſie wollten. Harun ſagte ihm, er möchte die Hand herreichen; er that es. Der Chalyf legte ihm zwanzig Goldſtücke hinein und ſagte: »Da haſt du; jeʒt mußt du uns aber auch in deiner Barke einige Stunden ſpazieren fahren.« — »Tritt herein; Gott behüte uns vor Unglück!« Sie traten in das Schiff, ohne den Sinn dieſes Ausrufes zu verſtehen.

Der Schiffer gewann bald die Mitte der Strömung und fing an, ſie den Tigris hinunter zu fahren. Auf einmal bemerkte man eine Gondel, welche immer näher kam; ſie war von vergoldeten Fackeln erleuchtet, in welchen harzreiches Holz brannte, und die von zwei Männern in Atlaskleidern getragen wurden. Bei dieſem Anblick rief der Fährmann erſchrocken aus: »Großer Gott, behüte uns vor dem Unglück, das uns droht; unſere letzte Stunde iſt da! Verwünſcht ſei die Habſucht! denn ſie hat mich ins Verderben gelockt und verleitet, euere zwanzig Goldſtücke anzunehmen.« Und in dieſer Art fuhr er weinend in ſeinen Verwünſchungen gegen den Chalyfen und ſeine Begleiter fort, die er für bloße Kaufleute hielt. Der Chalyf lachte aus vollem Halſe und ſagte: »Mein lieber Fährmann, warum überhäufſt du uns ſo mit Schmähungen?« — »Und warum ſollte ich euch nicht verwünſchen, da ihr mich in den Abgrund des Unglücks geſtürzt habt!« — »Fürchte nichts; es ſoll dir nicht mehr zu Leide geſchehen, als uns.« — »Das glaube ich; man wird euch den Kopf abſchneiden, wie mir, und zwar in wenigen Augenblicken, und dann werden wir freilich ein gleiches Loos haben.« — »Und wer wird uns denn den Kopf abſchneiden?« — »Sehet ihr denn nicht jene Gondel, die uns zur Seite fährt? Der Herr dieſer Gondel wird uns das anthun laſſen.« — »Wer iſt es denn?« — »Es iſt der Chalyf Harun. Er hat bekannt machen laſſen, daß demjenigen, der des Nachts auf dem Tigris ſpazieren fahren würde, der Kopf abgeſchnitten werden ſolle, und er wird es uns gewiß nicht ſchenken.“ — Harun Arreſchyd antwortete ihm: „Da du dieß Verbot kannteſt, warum haſt du uns denn nicht davon benachrichtigt, ſo würden wir uns keiner ſolchen Gefahr ausgeſetzt haben.“ — „Als ihr mir die zwanzig Goldſtücke überreichtet, bewog mich mein Elend, zu ſchweigen. Allein warum habt ihr nicht beim Eintritt in mein Boot auf meinen Ausruf gehört: Gott behüte uns vor Unglück!“ — Der Chalyf ſagte darauf: „Wie ſollen wir uns jetzt aus dieſem Handel herausziehen?“ — „Wir haben jetzt keine Hoffnung mehr, außer auf Gott allein;“ fuhr er fort, fing an zu weinen, und ſagte einige Gebete her, um ſich zum Tode vorzubereiten.

Die Verzweiflung dieſes Unglücklichen rührte den Chalyfen, und um ihn zu tröſten, bot er ihm noch zwanzig Goldſtücke mit den Worten an: „Lieber Freund, führe uns in jene dunkle Bucht, damit wir die Gondel des Chalyfen vorbeifahren laſſen; vielleicht entgehen wir ſeinen Blicken.“ Der Fährmann nahm die zwanzig Zeckinen an.

Zufällig waren ſie nicht weit von einem Luſthauſe entfernt, welches auf hohe Grundpfähle gebaut war. Dieß war für ſie ein wahrhaft gefundener Zufluchtsort, und zwei Barken hätten ſich da ganz bequem verbergen können. Der Fährmann war ſo glücklich da hinein zu ſchlüpfen, ehe die andere Gondel ſie bemerkte.

Als ſie vorübergeſegelt war, fingen Harun, Giafar und Mesrur an, ſie aufmerkſam zu betrachten. Dieſe Gondel war prächtig zu nennen; von allen Ecken und Enden blinkte Gold, mit den zierlichſten Malereien untermiſcht. Beim Scheine zweier goldnen Fackeln ſah man Waffen von allen Gattungen, Schwerter, Säbel, Lanzen und Köcher von bewundernswürdiger Arbeit, blitzen. Das Hintertheil des Schiffes war mit koſtbaren Teppichen bedeckt und mit einem Sofa, das mit Sammetkiſſen belegt war, die mit Gold, Perlen und Korallen beſetzt waren. In der Mitte erhob ſich ein goldener, mit Perlen und Edelſteinen beſetzter Thron, auf welchem ein junger Mann von der ſchönſten Geſtalt, in koſtbaren Kleidern, nachläſſig hingelehnt ſaß. Auf ſeiner Stirn ſchimmerte eine königliche Binde, reich mit koſtbaren Steinen geſchmückt. Zu ſeiner Rechten ſaß ein Mann, der dem Weſyr Giafar dem Barmekyden glich, und zu ſeiner Linken ein anderer, der die Rolle des Iſhaak el Nedym ſpielte. Mesrur ſtand vor ihm, und hinter ihnen ſtanden reihenweiſe zwanzig junge Sklawen, deren Geſichter ſo rund und glänzend waren wie der Vollmond. Dieſer Theil der Gondel war mit einem Sammetſtoffe überdeckt, an welchem man weder Gold noch Edelſteine geſpart hatte, ſo daß er mit den Sternen, die bereits am Himmel funkelten, wetteifern konnte.

Der junge Mann hatte einen mit Blumen geſchmückten Tiſch vor ſich, den zwei maſſivgoldene Leuchter, auf denen Wachskerzen brannten, erleuchteten; zu ſeinen Füßen dampften vier Räucherpfännchen, voll der auserleſenſten Wohlgerüche. Zwanzig Ruderer, die eben ſo ſchön als kraftvoll und mit einer erſtaunlichen Pracht gekleidet waren, beflügelten die Gondel auf der Stromfläche hin.

Harun, der ſelber von der Schönheit dieſes Schauſpiels überraſcht war, konnte ſich von ſeinem Staunen gar nicht erholen. Seine Verwunderung verdoppelte ſich, als er einen Mann vom Vordertheil des Schiffes herab rufen hörte? "Alles Volk, Reiche und Arme, Freie und Sklawen, Eingeborne und Fremde, gehorcht dem erhabenen Befehl des Fürſten der Gläubigen, der da iſt der Schatten Gottes auf Erden, der König der Könige, der Schatz der Genaden, die Stütze der Unglücklichen, der Gegenſtand des Lobes der Weiſen und Dichter, die unverſiegbare Quelle der Macht und des Ruhms, der erhabene Geiſt, der Chalyf Harun Arreſchyd. Er verbietet euch auf dem Tigris ſpazieren zu fahren und euere Fenſter zu öffnen; der Ungehorſam wird mit dem Tode und mit Beſchlagnahme des Vermögens beſtraft werden!"

Während dieſes ganzen Ausrufes hatte Harun ſeine Augen beſtändig auf dem angeblichen Chalyfen gehabt. Je mehr er ihn betrachtete, deſto mehr Anmuth, Adel und Schönheit fand er an ihm, und zu Giafar ſich wendend, fragte er dieſen, ob er dieſe Perſon kenne. "Nein, ich kenne ihn gar nicht;" erwiederte der Weſyr. — "Meiner Treu," fuhr der Chalyf fort, "er verſteht ſich vollkommen auf das Hofzeremoniell, denn er hat nichts vergeſſen, was irgend zur äußern Darſtellung des Chalyfen gehört. Was mich aber am meiſten überraſcht, iſt die Aehnlichkeit, die ich zwiſchen dir und demjenigen finde, der zu ſeiner Rechten iſt; die Perſon, die vor ihm ſteht, gleicht nicht minder dem Mesrur, und ſeine Hofleute ſpielen die Rolle der meinigen nicht übel. In der That, ich kann mich von meinem Staunen gar nicht erholen."

Sie verloren ihn nicht aus dem Geſicht, bis er an dem benachbarten Ufer anlandete. Der falſche Chalyf ſtieg nun ans Land, und ſetzte ſich auf ein prächtiges Pferd, während eine Menge von Bedienten mit Fackeln und eine zahlreiche Schaar von Sklawen paarweis vor ihm hergingen. Vor dem ganzen Staatsgefolge zog ein Herold voran, der das Lob des Herrſchers verkündigte.

Als Harun bemerkte, daß niemand mehr am Ufer ſei, forderte er den Fährmann auf, ſie ans Land zu bringen. Sie wollten dem jungen Abenteurer nachgehn, aber, da ſie nicht wußten, wohin er ſeinen Weg genommen, ſo kehrt der Chalyf und ſeine Begleiter nach dem Palaſte zurück. Harun hatte das Fahrzeug an derſelben Stelle wieder verlaſſen, wo er es zuerſt angetroffen, und dem Fährmann noch zwanzig Zeckienen gegeben und zu ihm geſagt: "Wir rechnen auf deine Willfährigkeit. Morgen Abend erwarte uns hier; wir ſind Fremde, die in einem Karawanſeraï wohnen; wir lieben die Freude und wünſchten gern einige Stunden auf dem Fluß angenehm hinzubringen. Du kannſt übrigens auf unſere Großmuth rechnen."

Hundert und neunzigſte Nacht.

Das ſeltſame Zuſammentreffen in dieſer Nacht ließ den Chalyfen kein Auge ſchließen: alles, was er geſehen hatte, dünkte ihm ein unauflösliches Räthſel. Sobald der Tag anbrach, verrichtete er ſein Morgengebet, rief den Propheten an, und ließ ſich das Frühſtück bringen. Bald erſchien auch Mesrur, und ſagte zu ihm: "Stellvertreter Gottes, die Miniſter und Staatsbeamten, welche den Saal der Rathsverſammlung erfüllen, bieten einen wahrhaft ſtattlichen Anblick dar; bloß du fehlſt noch; komm und verſchönere ihn durch deine Gegenwart, zeige dich den Kriegern, die dich lieben, ſprich deinen Unterthanen, die dich anbeten, Recht, und verbreite deine Wohlthaten über alle Geſchöpfe Gottes." Der Chalyf ſtand auf, legte ſeinen Mantel und alle den Schmuck an, der die höchſte Herrſchergewalt ankündigt und ehrwürdig macht, trat in den Diwan, und beſtieg den Thron. Sogleich reihten ſich um ihn her — und zwar jeder nach ſeinem Range — die Großen, die Feldherrn, die Miniſter, die Weiſen, die Dichter, mit einem Wort alle die Perſonen, welche den Staatsrath bilden. Nun that der Oberthürſteher mit lauter Stimme die gewöhnlichen Wünſche für das Wohl des Chalyfen, und alle Anweſenden antworteten im Chor. Hierauf trat ein anderer Staatsbeamter auf, wendete ſich zu dem Chalyfen und ſagte: "O du, der du den Gipfel der Macht und des Ruhmes erreicht haſt, hüte dich vor der Trunkenheit des Stolzes, morgen geht deine Herrſchaft ſchon zu Ende. Ewige Dauer der Herrſchaft iſt bei Gott allein. Wie oft hat nicht die Welt ihre Geſtalt und ihren Gebieter vertauſcht? Sprich mit mir: Ehre und Herrlichkeit dem, deſſen Herrſchaft keinem Wechſel unterliegt!"

Nach dieſem las der Vorleſer Sprüche der Religion und der Sittenlehre vor.

Der Chalyf gab hierauf dem Vorleſer das Zeichen zu ſchweigen, und ging an Abfertigung ſeiner Regierungsgeſchäfte, ohne von ſeinem Abenteuer gegen irgend jemanden ein Wort zu erwähnen. Zur gewöhnlichen Stunde ſtand der Diwan von ſeinen Sitzen auf, die Kriegerſchaaren entfernten ſich und Harun ging in den Saal der Privat-Audienzen, worin er bis gegen

Abend blieb, indem er den Anbruch der Nacht mit der größten Ungeduld erwartete. Endlich zeigten ſich die erſten Sterne, und man vernahm den Hahnenruf, welcher verkündete: »Ihr Trägen, die ihr ſchlafet, bezeuget die Einheit und Größe deſſen, der da nimmer ſchläft.« Harun wendete ſich jetzt an Giafar und ſagte: »Weſyr, wir wollen uns jetzt den neuen Chalyfen anſehen gehn.« Giafar fing an zu lachen und fragte ihn, ob es denn einen alten und einen neuen Chalyfen gäbe. »Ganz gewiß,« erwiederte Harun; »ich bin der alte Chalyf, und unſer junger Mann iſt der neue. Dieß iſt ein gewaltiger Vorzug, den er vor mir voraus hat; denn du kennſt ja die Worte des Dichters:

»Die Neuheit hat ſtäts einen großen Reiz; doch finde ich keinen in der Erſcheinung der Vorboten des Alters.«

»Unnütze Klage! Jugend, die du dich ſo herrlich ankündigſt, warum endeſt du ſo traurig?«

»Giafar, man wird alles deſſen, was alt iſt, endlich müde, und die Einwohner von Bagdad könnten auch wohl meiner Herrſchaft überdrüßig geworden ſein.« — »Du täuſcheſt dich, Fürſt der Gläubigen,« antwortete ihm der Weſyr; »du biſt und wirſt ſtäts der mächtigſte und geliebteſte der Herrſcher bleiben, und wir werden nie aufhören, deine treuen Unterthanen zu ſein.« Harun brach das Geſpräch ab, und ließ die

Verkleidung herbeibringen, die ihnen zu ihrem heutigen Vorhaben dienen ſollte. Sie traten drauf, als Kaufleute verkleidet, durch die geheime Thür des Palaſtes, und begaben ſich raſchen und munteren Schrittes nach den Ufern des Tigris, wo der Fährmann ſie erwartete. „Gott ſegne dich!“ rief Harun, als er ihn von weitem bemerkte. „Hier ſind zwanzig Zeckienen zum Lohn für deine Pünktlichkeit.“ Zugleich ſtiegen ſie in das Schiff, und begannen ihre Luſtfahrt. Alsbald entdeckte man auch die Gondel des neuen Chalyfen, welche ſich näherte. Der Fährmann erreichte ſchnell den Zufluchtsort, wohin er ſich bereits in der vorigen Nacht geflüchtet hatte, und von da aus konnten ſie mit Muße ſie vorüberſchiffen ſehen. Vor dem Chalyfen ſtanden sechzig Mameluken, noch ſchöner als die vorigen, und auch noch prächtiger gekleidet.

Die Gondel landete nicht weit von ihrem Zufluchtsorte, und der falſche Chalyf ſtieg mit ſeinem ganzen Gefolge ans Land. Harun bat gleichfalls den Fährmann, ihn ans Ufer zu bringen, weil er dieſem Abenteurer folgen wollte. Dieſer gehorchte, und ſie holten jenen bald ſo weit ein, daß er ihnen nicht mehr aus dem Geſicht entſchwinden konnte. Sie folgten ihm nun Schritt vor Schritt, ohne daß man ſie bemerken konnte. denn ſie waren im Dunkeln, und konnten beim Lichte der zahlreichen Fackeln, welche dieſen Zug erhellten, alles genau unterſcheiden.

Der falſche Chalyf hatte ein prächtiges arabiſches Pferd beſtiegen, welches mit einem koſtbaren Geſchirr angethan war, nach Art der Abbaſyden. Vor ihm her zogen alle ſeine Mameluken in der ſchönſten Ordnung, und ein Diener eröffnete den Zug, der auf Befehl des Fürſten der Gläubigen mit lauter Stimme rief: "Wer irgend aus ſeinem Hauſe gehen oder aus dem Fenſter ſehen wird, deſſen Vermögen wird in Beſchlag genommen und er ſelbſt mit dem Tode beſtraft werden. Gott bewahre uns vor dem Zorn der Könige!"

Dieſer Ausruf brachte Harun zum Lachen, welcher zu Giafar ſagte: "Hörſt du die Drohungen, die er gegen ſeine Unterthanen ausſtößt?" — "Glücklicher Weiſe," erwiederte Giafar, "ſind wir es nicht, und überhaupt nicht Willens, ſeinen Befehlen zu gehorchen. Gott erhalte uns den Chalyfen Harun Arreſchyd!" — "Weſyr, nimm dich in Acht," erwiederte Harun, "jener da iſt der wahre Chalyf." — "In der That, wenn ihr nicht bei uns wäret, ſo könnten wir uns dadurch leicht täuſchen laſſen. Allein, mächtigſter Fürſt, wohin wollt ihr uns denn führen?" — "In ſein Gefolge. Ich bin entſchloſſen, ihm überall hin zu folgen, wohin er ſich nur wenden mag, und, wenn es ſein muß, die ganze Nacht ſo hinzubringen, um das Ende des Abenteuers zu ſehen." Sie gingen nun hinter ihm her, und gelangten nach einem ſehr langen Gange an die äußerſten Gärten der Stadt. Allmählig kamen ſie ſo nahe, daß ſie ſich unter das Gefolge miſchten. Doch ſie wurden hier bald entdeckt; man hielt ſie für Kaufleute und verhaftete ſie.

Als man ſie feſtgenommen hatte, gereuete den Weſyr ſeine Nachgiebigkeit, und er ſagte ganz leiſe zu dem Chalyfen: "Du haſt uns an den Abgrund des Verderbens geführt; es iſt ſehr möglich, daß dieſer Menſch auf uns zornig wird, und uns das Leben nehmen läßt." — "Bewaffne dich mit Geduld," ſagte Harun, "Gott verläßt die Geduldigen nicht."

Unterdeß führten die Trabanten, die ſich ihrer bemächtigt hatten, ſie vor den neuen Chalyfen, und ſagten zu ihm: "Stellvertreter Gottes, hier ſind drei Männer, welche mitten unter uns einhergingen; es ſind Fremde, wir haben ſie angehalten und führen ſie vor dich. Du haſt jetzt über ihr Schickſal zu entſcheiden."

Als der falſche Chalyf ſie erblickte, ſtieß er einen entſetzlichen Schrei aus und ſprach zu ihnen: "Elende! wer ſeid ihr? wer hat euch hieher geführt? habt ihr nicht die öffentliche Bekanntmachung vernommen? Bei meinen erhabenen Vorfahren ſchwöre ich, wofern ihr mir die Wahrheit verhehlt, ſo will ich euch Hände und Beine abhauen laſſen! Solltet ihr die Abſicht gehabt haben, mir zu trotzen, meine Würde zu beleidigen, und euch gegen meine erhabenen Befehle zu empören?"

„Chalyf, mächtiger Herr der Erde, beruhige dich,“

erwiederte Harun, „bis wir uns werden näher erklärt haben. Wenn du unſere Entſchuldigungsgründe genehmigſt, ſo wird dieß ein Beweis von deiner Güte ſein; und wofern du uns das Leben nimmſt, ſo werden wir deine Gerechtigkeit nicht tadeln können.“

„Wir wollen ſehen. Was könnt ihr zu eurer Entſchuldigung anführen?“ — „Wir ſind Fremde, die heute zum erſtenmal nach Bagdad gekommen ſind. Wir durchſtreiften die Straßen und Märkte, und da wir zu unſerer Verwunderung ſie menſchenleer fanden, fragten wir, wo denn die Bewohner einer ſo volkreichen Stadt alle geblieben wären; man antwortete uns, daß jetzt alle an den Ufern des Tigris luſtwandelten, oder auf ſeiner Stromfläche ſpazieren führen; denn dieß ſei jetzt das Vergnügen der Jahrszeit. Wir, meine Gefährten und ich, lieben die Fröhlichkeit; wir begaben uns daher auf dieſe Nachricht nach dem Ufer des Fluſſes, welcher mit einer unermeßlichen Menſchenmenge bedeckt war, die ſich hier beluſtigte. Es wurde da gegeſſen und getrunken, und wir folgten dieſem ſchönen Beiſpiel. Sodann fanden wir einen Kahn; der Schiffer nahm uns ein, und führte uns ohne Schwierigkeit an das jenſeitige Ufer, wo wir ausſtiegen und uns eine lange Weile beluſtigten. Unſer Fährmann hatte Luſt zu ſchlafen; er ſtreckte ſich alſo in ſeiner Barke hin, und empfahl uns dringend, ihn noch vor Abend zu wecken, damit er uns in die Stadt zurückfahren könne. Wir ſelber, nachdem wir einen weiten Spaziergang gemacht, ſchlieſen ein, und erwachten ſpäter als der Fährmann, als es ſchon ſehr dunkel geworden war. Dieſer machte uns jetzt wegen unſerer Unachtſamkeit Vorwürfe. „Hatte ich euch nicht gebeten, mich noch vor Abend zu wecken?“ — „Der Schlaf hat uns ebenfalls beſchlichen, wie konnten wir dich da wecken? Allein, was iſt es weiter? wir werden die Nacht hier zubringen.“ — „Aber wir ſind hier ja nicht vor Räubern ſicher; ich fürchte für euch und mich.“

Mit dieſen Worten ſteuerte unſer Schiffer in die offene Strömung hinein. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt. Er führte uns an dieß Ufer. Zufällig bemerkte er einen ſehr hellen Schein und ſagte zu uns: »Seht ihr jene Fackeln dort? Es iſt ein Neuvermählter, der jetzt ſo eben heimfährt. Folget ihm nach, ſo werdet ihr dann dem Hochzeitsſchmauſe beiwohnen können. Seine Sklawinnen ſpielen geſchickt alle Inſtrumente; ihr werdet euch da bis zu Tagesanbruch beluſtigen können und nach eingenommenem Frühſtück thun können, was euch beliebt, und hingehen, wohin ihr wollt; denn hier zu Lande iſt alles ſicher und ruhig, und ihr habt nichts zu fürchten.« — Dieß, Herr, bewog uns, euch zu folgen, in der Meinung, wir würden an einem Hochzeitmahle theilnehmen können. So miſchten wir uns denn unter euer Gefolge, wo man uns anhielt, und die öffentliche Bekanntmachung, wovon ihr ſprechet, haben wir gar nicht gehört." — "Es iſt ein Glück für euch," erwiederte der falſche Chalyf, "daß ihr nicht Einwohner von Bagdad ſeid; ihr würdet ſonſt der gerechten Strafe nicht entgangen ſein. Da ihr indeß Fremde ſeid, ſo ſeid mir willkommen, beruhigt euch und fürchtet nichts. Ich lade euch ein, den noch übrigen Theil der Nacht hindurch meine Gäſte zu ſein." — "Ihr erweiſet uns ſehr viel Ehre," antwortete Harun, "und wir bitten euch, o Fürſt der Gläubigen, unſeren Dank anzunehmen." Giafar näherte ſich hierauf dem Harun und ſagte ganz leiſe zu ihm: "Stellvertreter Gottes, du biſt ſehr fein." — "Schweige ſtill."

Sie zogen nun mit dem übrigen Gefolge bis zu dem Palaſte des falſchen Chalyfen fort, der am hinterſten Ende der Gärten lag. Die Stockwerke dieſes Palaſtes wurden von Säulen getragen, die einen herrlichen Anblick darboten. Die Hauptthür war von Ebenholz, mit Riegeln und Beſchlägen von gediegenem Golde und von der glänzendſten Politur . . . . .

Hundert und ein und neunzigſte Nacht.

Der angebliche Chalyf ſtieg ans Land, und ließ Harun nebſt ſeinen Gefährten hineintreten. Man führte ſie in einen geräumigen Saal, in deſſen Mitte ein großes Becken mit einem prächtigen Springbrunnen war. Ringsherum lief eine Erhöhung, die mit einem Teppich und reich geſtickten Kiſſen bedeckt war. Ueber der Thür des Saales las man folgende Verſe:

"Heil und Friede möge an dieſem Orte wohnen, der mit allen Segnungen des Glücks überſchüttet iſt. Er ſchließt Wunder in ſich, welche die beredteſte Feder nicht zu ſchildern vermöchte."

Er ſetzte ſich ſodann auf einen Thron von gediegenem Golde, der mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt war, und über welchem ein grünſeidener Thronhimmel mit goldenen Troddeln ſchwebte, dergleichen man noch nie in den Paläſten der mächtigſten Fürſten geſehen hat. Er ward durch Kloben von Sandelholz feſtgehalten, welche einen köſtlichen Geruch verbreiteten. Seine Hofleute reiheten ſich ehrfurchtsvoll um ihn her; Harun und ſeine Begleiter erhielten ebenfalls Erlaubniß, ſich zu ſetzen.

Der angebliche Chalyf gab nun dem Haushofmeiſter und den Mundſchenken ein Zeichen. Augenblicklich wurden die Tiſche gedeckt und mit den auserleſenſten Speiſen und den köſtlichſten Weinen beſetzt. Eine junge Sklawinn füllte eine Schale und ſang folgende Verſe:

"Ueberlaſſe die Moſchee den Frömmlern, die darin ihren beſtändigen Aufenthalt nehmen; und komm mit uns, guten Wein zu koſten."

"Der Koran ſagt nicht: Wehe den Trunkenen! aber wohl: Wehe den Heuchlern!"

Hierauf überreichte der Mundſchenk dem neuen Chalyſen die Schale, der ſie austrank. Sie ging ſofort die Reihe herum, und kam bis zu Harun, der ſo wie ſeine Begleiter ſich weigerte zu trinken.

"Meine Gäſte," ſagte der neue Chalyf," warum wollt ihr es nicht machen wie wir?" — "Herr," erwiederte Harun, "wir haben alle drei bei Gelegenheit eines ſchrecklichen Ereigniſſes, das uns zuſtieß, das Gelübde gethan, niemals Wein zu trinken." — "Gott behüte mich, daß ich euch ein Verbrechen daraus machen ſollte." Und augenblicklich ließ er ihnen ein anderes Getränk bringen, indem er zu ihnen ſagte: "So verſucht denn anſtatt des Weins dieſen Schorbet; kein König hat beſſeren als dieſer hier iſt."

Die Mahlzeit dauerte lange, und Harun, der über alles, was er da ſah, erſtaunt war, ſagte zu Giafar: "Ich bin außer mir vor Verlangen, zu wiſſen, wer dieſer junge Mann wohl ſein mag. Welche glänzende Tafel! ich habe niemals etwas ähnliches geſehen und nie beſſer geſpeiſt."

Der neue Chalyf bemerkte dieſe Zwieſprache zwiſchen beiden und fragte: „Welche Geheimniſſe theilt ihr euch da mit?“ — „Verzeihet, Fürſt der Gläudigen,“ antwortete Harun. „Wir haben nicht die Abſicht, dich zu beleidigen. Mein Begleiter, der ſchon ſehr hoch an Jahren und die Welt durchreiſt iſt, theilte mir ſeine Ueberraſchung mit. Er hat nie etwas geſehen, was der Pracht und dem Aufwande gleich käme, den du hier zeigſt, und es würde, wie er meint, nicht das mindeſte fehlen, wenn noch Muſik dabei wäre, denn eine Mahlzeit ohne Muſik iſt wie ein Baum ohne Frucht. Wie kann doch der Chalyf bei einem ſolchem Feſtmahle die Muſik miſſen? Dieß waren die einzigen Bemerkungen, die wir ganz leiſe für uns machten; und du weißt jetzt unſer Geheimniß.“

Der Wein fing bereits an, ſeine Wirkung auf die Gäſte zu äußern, und der Kopf des angeblichen Chalyfen war ſchon ſehr warm geworden. Die vertrauliche Eröffnung Harun's entlockte ihm ein Lächeln. Er ſchlug in die Hände; ſogleich öffnete ſich eine Thür, und man ſah einen kleinen ſchwarzen, prachtvoll gekleideten Sklawen erſcheinen, der einen goldenen Seſſel trug. Ihm folgte eine junge Sklawinn, nicht minder reizend als jene, die der Dichter in folgenden Verſen ſchildert:

„Sieheſt du jene entzückende Schönheit, die auf uns zu kommt? ſieheſt du jene beiden Granatäpfel auf jener Alabaſterbruſt, und jene reizende Geſtalt, welche die Herzen feſſelt? Ach, bedarf es noch weiter etwas, um vor Liebe zu ſterben?“

Beim Hereintreten warf ſie ſich vor dem neuen Chalyſen nieder; und Harun rief bei dem Anblick ſo vieler Reize: „Dank ſei dem Urheber einer ſo vollkommenen Schönheit!“ und ſogleich fühlte er, daß ſein Herz für ſie von Liebe entbrannt war.

Ihr Herr indeß befahl ihr, ſich zu ſetzen. Sie nahm nun auf dem Seſſel Platz, der für ſie hingeſtellt war, und der kleine Neger überreichte ihr eine kunſtreich gearbeitete Laute. Sie legte dieſe an ihren Buſen, fing an zu ſtimmen, durchlief die vier und zwanzig Töne der Muſik, und ſpielte darauf mehrere Lieder, eines immer wollüſtiger als das andere. Alle Zuhörer waren von Vergnügen und Bewunderung hingeriſſen, und auch nicht ein einziger blieb bei kaltem Blute und bei ruhigem Verſtande, als ſie folgendes Lied zur Laute ſang:

„Meine Augen ſind die Dollmetſcher meiner Gefühle; ſie haben dir längſt die Liebe verrathen müſſen, die du mir eingeflößt haſt.“

„Ihr Schmachten bezeugt die Quaal, die ich empfinde; bei dem bloßen Gedanken an deine Entfernung ſeufzt mein tiefverwundetes Herz.“

„Wie lange werde ich die Liebe verhehlen müſſen, die mich verzehrt? unwillkührliche Thränen verrathen mich unaufhörlich.“

„Ich kannte bisher die bezwingende Gewalt der

Liebe nicht; doch wer kann dem unbezwinglichen Arm des Schickſals widerſtehen?“

Kaum war dieſer Geſang geendigt, als der neue Chalyf einen durchdringenden Schrei ausſtieß und ſein Kleid zerriß; ſeine Kräfte verließen ihn, er fiel in Ohnmacht. Seine Diener waren um ihn her geſchäftig, ſie zogen die Vorhänge des Thronhimmels zu, und legten ihm ein anderes Kleid an. Sobald er wieder zu ſich gekommen war, bemerkte er wohl, daß die Sängerinn ſich entfernt hatte, aber er fragte nicht mehr nach ihr. Ein junger Mundſchenk füllte ihm die Schaale und überreichte ſie ihm; er trank, und dann machte ſie die Runde durch die ganze Geſellſchaft. Harun und ſeine beiden Begleiter, die über alles, was ſie da ſahen, erſtaunt waren, verloren ſich immer mehr in dieſen Anblick.

Bald darauf nahm der neue Chalyf einen Stab in die Hand, und ſchlug mit demſelben an eine benachbarte Thür, welche ſich augenblicklich aufthat. Ein junger Neger trat aus derſelben, der einen vergoldeten Seſſel, noch ſchöner als die vorigen, trug. Hinter ihm folgte ein junges Mädchen, noch reizender und noch reicher gekleidet, als die vorige Sängerinn. Nachdem ſie ſich vor dem Throne niedergeworfen, blieb ſie in einer ehrerbietigen Stellung ſtehen. Harun empfand bei ihrem Anblick eine noch lebhaftere Herzensregung, als bei der vorigen. Sie erhielt Befehl, ſich zu ſetzen, und ſie legte auf ihre Schooß einen Pſalter, der von Ebenholz und mit Gold verziert war; an den vier Ecken waren vier Perlen, ſo groß wie Taubeneier, eingelegt. Nachdem ſie ihr Inſtrument geſtimmt hatte, ſchlug ſie daſſelbe mit einer Leichtigkeit, daß es den Zuhörern war, als ſähen ſie das ganze Zimmer um ſich her tanzen. Sie entzückte ſie zuletzt vollends durch folgendes Lied:

„Wie ſollte ich nicht die Geduld verlieren, da ein loderndes Feuer mein Herz verzehrt? da aus meinen Augen Thränen ſtrömen, wie ein unverſiegbarer Gießbach?“

„Die Welt hat für mich allen Reiz verloren, und wenn ich nicht den Gegenſtand meiner Wünſche erlange, ſo wird der Tod meine einzige Zuflucht ſein.“

Am Ende dieſes Liedes ſtieß der neue Chalyf wieder einen durchdringenden Schrei aus, zerriß ſeine Kleider, und fiel rücklings um. Seine Diener liefen herbei, ließen die Vorhänge nieder, und warfen ihm ein noch prächtigeres Kleid über, als das vorige war. Als er ſich von ſeiner Ohnmacht erholt hatte, fing er an zu eſſen und zu trinken, wie zuvor, und nachdem ſeine Schale zwei bis dreimal die Runde durch die ganze Geſellſchaft gemacht hatte, ſchlug er in die Hände. Eine Thür that ſich auf, und man ſah einen kleinen ſchwarzen Sklaven und eine junge Sängerinn, noch ſchöner und geſchmückter als die vorigen, hereintreten.

Harun glaubte die Mittagsſonne am wolkenloſen Himmel zu erblicken, und ſagte ganz leiſe zu ſeinem Weſyr: „Ich habe wahrhaftig kein ſo ſchönes Geſchöpf in meinem ganzen Harem.“ Sie warf ſich vor ihrem Gebieter nieder, der ihr ein Zeichen gab, ſich zu ſetzen; dann nahm ſie die Gitarre und ſang nach einem harmoniſchen Vorſpiel folgendes:

„Wo wird das Ziel ſeiner Kälte und unſerer langen Trennung ſein? Werden jene ſchönen, zu ſchnell verfloſſenen Tage je wiederkehren? jene Tage, die uns an einem und demſelben Zufluchtsorte, im Schooße des Glücks, in Sicherheit vor den Neidern, vereinigt ſahen? Ein grauſames Schickſal hat uns getrennt, und wir mußten jenen köſtlichen Aufenthalt verlaſſen.“

„O du, der du meine Beſtändigkeit tadelſt, was forderſt du von mir? Nie werde ich ihn vergeſſen, nie wird mein Herz deinen Rathſchlägen folgen; ſie ſind überflüßig. Laß mir meine Liebe, laß mir den Troſt, über die Grauſamkeit meiner Freundinn zu ſeufzen.“

„Mag ſie mich meiden, mag ſie mich verabſcheuen; ich werde doch nie aufhören, ſie anzubeten, ſelbſt mit Gefahr meines Lebens. Sie hat ſich geändert, ſie hat ihre Schwüre gebrochen; doch ich werde mich nie ändern, ich werde nie die meinigen brechen.“

Dieſes Lied machte auf das Gemüth des neuen Chalyfen keinen geringeren Eindruck als die vorigen.

Aber während man ſeine Kleider wechſelte, enthüllte das zufällige Wegſchieben eines Stücks vom Vorhange den Augen der Zuſchauer ein ganz einziges Schauſpiel. Sein Körper war mit friſchen Wunden bedeckt, welche die Folge einer harten Mishandlung zu ſein ſchienen. Harun, der ihn aufmerkſam beobachtete, ſagte ganz leiſe zu Giafar: „Das iſt doch ein ſchöner junger Mann; aber ich vermuthe jetzt, daß er nichts weiter als ein großer Räuber iſt.“ — „Und warum das?“ fragte Giafar. — „Haſt du nicht bemerkt, daß ſein Körper voll Narben iſt, die ihn ſogar zwingen, ſich vor Schmerz zu krümmen?“ —

Während ſie ſo ſprachen, hatten die Diener des vermeintlichen Chalyfen den Vorhang feſt zugezogen, und kleideten ihren Herrn an. Er ſetzte ſich drauf wieder an den Tiſch, und man fing wieder an, zu trinken.

Harun fuhr fort, ganz leiſe mit Giafar zu reden. Ihr Wirth hatte kaum dieſes verſtohlene Flüſtern bemerkt, als er ſie anredete: „Meine lieben Gäſte, habe ich euch nicht ſchon einmal bemerkt, wie unſchicklich dieſe leiſen Geſpräche ſind?“

„Herr,“ erwiederte Harun, „der Mann, der hier zu meiner Rechten ſitzt, iſt ein ſehr großer Kaufmann; er hat viele Reiſen in die verſchiedenſten Theile der Welt gemacht, er hat Fürſtenhöfe, Reiche und Arme, beſucht; und doch geſtand er mir, nie etwas dem ähnliches erlebt zu haben, was er heute geſehen. Du haſt ſo eben mehrere prachtvolle Kleider zerriſſen, die ſehr bedeutende Summen koſten müſſen; dergleichen kommt einem doch nicht alle Tage vor, und wir wünſchten daher wohl die Urſache davon zu wiſſen. Sind wir dereinſt einmal zu unſerem Hauſe und Heerde heimgekehrt, ſo werden wir nicht unterlaſſen, deine Pracht und Herrlichkeit zu rühmen, und alles zu erzählen, was wir an deinem Hofe geſehen haben. Man wird uns dann gewiß fragen, welche Gründe du wohl gehabt haben magſt, ſo koſtbare Kleider zu zerreißen; für uns iſt dieß ein Räthſel, welches du allein löſen kannſt.“

Der neue Chalyf antwortete ihm: „Gute Fremde, alle dieſe Reichthümer gehören mir, ſo wie meine Kleider, und dieſe deine Frage könnte meine Diener und Sklaven beunruhigen, denn die Kleider, die ich zerreiſſe, fallen ihnen zu, und ich bezahle ihnen auch noch den Werth derſelben, das Stück zu fünfhundert Zecchinen.“

Harun antwortete ihm durch folgende Verſe:

„Die Freigebigkeit hat ihren Sitz in deinen Händen aufgeſchlagen; du läuterſt deinen Reichthum durch den Gebrauch, den du davon machſt; und wenn die Wohlthätigkeit ihren Tempel auf Erden verſchlöſſe, ſo würdeſt du ſeine Pforten wieder öffnen.“

Geſchmeichelt durch ein ſo prächtig klingendes Lob, befahl der neue Chalyf, ihm tauſend Zechinen auszuzahlen. Harun bat lächelnd ſeinen Begleiter Giafar, ſie in Empfang zu nehmen. Dieſer nahm ſie und ſagte: „Wir ſind Dichter geworden, wir empfangen Wohlthaten von Königen.“

Die Trinkſchale fing wieder an, unter den Gäſten umherzukreiſen; alle überließen ſich ohne Rückhalt der Fröhlichkeit, und der Wein verbannte jede Art des Zwanges. Harun benutzte die Freiheit, welche dieſer Augenblick zu geſtatten ſchien, um ihn wegen der Narben zu fragen, womit ſein Körper bedeckt war; da er indeß keine Antwort erhielt, ſo ſagte er zu Giafar, er möchte dieſelbe Frage thun. Dieſer gab vor, daß der gegenwärtige Augenblick hiezu nicht günſtig genug ſei, und daß man ſich noch etwas gedulden müſſe. Harun beſtand aber darauf und drohte, ihm den Kopf abhauen zu laſſen.

Der neue Chalyf, der ihre geheime Zwieſprache bemerkte, rief aus: „Wie oft ſoll ich es euch wiederholen, daß nichts unſchicklicher iſt, als dieſe geheimen Unterredungen mitten in einer Geſellſchaft? ich will wiſſen, was ihr mit einander habt, aber hütet euch ja, mir die Wahrheit zu verhehlen.“

Giafar nahm das Wort und ſagte zu ihm: „Herr, wir haben an deinem Körper Spuren von Schlägen bemerkt, die uns ſehr in Verwunderung geſetzt haben;

Univ.Bibl. München

und wir beſprechen uns ſo eben, dich um die Urſache davon zu befragen.“

Der neue Chalyf lächelte bei dieſer Frage und ſprach: „Da ihr neugierig ſeid, meine Geſchichte zu wiſſen, ſo will ich ſie euch ſehr gern erzählen; ſie iſt wirklich von außerordentlicher Art.“ Nachdem er ſo geſprochen, ſtieß er einen Seufzer aus, ließ einige Thränen ſeinem Auge entſchlüpfen, und ſagte folgende Verſe her:

„Es iſt ein Gewebe ſeltſamer Abenteuer, und ihr ſelber mögt entſcheiden, ob ihr mir einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollt. Ich verſpreche, euch einen treuen Bericht davon zu geben, woraus ihr einigen Vortheil ſchöpfen könnt. Ihr ſehet hier ein trauriges Opfer der Liebe vor euch. Die, welche mein Herz verwundet hat, iſt über jeden Lobſpruch erhaben; ihre ſchönen ſchwarzen Augen, ihre roſigen Lippen, ihre hochgewölbten Augenbraunen, ſind die Waffen, die ſie zu meiner Beſiegung gebraucht hat. Doch, wenn ich mich nicht täuſche, ſo erzähle ich meine Leiden dem unumſchränkten Herrn, dem Chalyfen der Welt. Er iſt hier mit ſeinem Großweſyr Giafar, der mir oft Beweiſe der zärtlichſten Freundſchaft gegeben, und mit Mesrur, dem Vollſtrecker ſeiner erhabenen Befehle. Wenn meine Vermuthung zutrifft, ſo bin ich am Ziele meiner Leiden; der Stern des Glücks wird dann für mich aufgehen, und ich überlaſſe ſchon mein Herz dieſer ſüßen Hoffnung.“

Dieſe Verſe kündigten deutlich genug an, daß unſer Abenteurer ſeine Gäſte erkannt hatte. Doch Giafar, um ihn wieder irre zu machen, ſagte zu ihm: „Stellvertreter Gottes, es befindet ſich unter uns keiner von denen, die du ſo eben genannt haſt.“ — „Höre auf, mich Stellvertreter Gottes oder Fürſt der Gläubigen zu nennen,“ ſagte lächelnd der falſche Chalyf, „denn ich bin es nicht. Ich habe dieſen Titel bloß in der Hoffnung angenommen, daß er unter dem Volke Aufſehn erregen, und daß der Chalyf Harun Arreſchyd, davon benachrichtigt, mich vor ſich rufen laſſen würde, daß ich ihm dann meine Leiden erzählen könnte, die unfehlbar ſein Mitleid erregen würden, ſo daß mir vielleicht noch einige glückliche Tage zu Theil werden könnten.“

Harun nahm das Wort und ſagte: „Deine Aufrichtigkeit verdient, daß man ſie erwiedert. Wir wollen dir alſo nur geſtehen, daß wir keine Kaufleute, ſondern Leute von der Hofdienerſchaft des Chalyfen ſind; wir haben einigen Zutritt bei ihm, und wir werden unſeren ganzen Einfluß anwenden, um dir zu dienen. Erzähle uns daher dein Abenteuer, damit wir es ihm mittheilen und dir den gewünſchten Zutritt zu ſeiner Perſon verſchaffen können; übrigens ſei unbeſorgt, es wird ſich alles zu deiner völligen Zufriedenheit endigen.“

Hundert und zwei und neunzigſte Nacht.

Der falſche Chalyf begann nun ſeine Erzählung, wie folget:

„Mein Vater hieß Mohammed und ich heiße Aly Schach. Mein Vater hinterließ bei ſeinem Tode ein ſeltenes Vermögen: eine Million Zeckinen in baarem Golde, zwanzig Gärten, zehn Dampfbäder, zwanzig Gaſthäuſer, vierzig Häuſer, funfzehn Mühlen, zwölf Märkte, jeden zu vierundzwanzig Kaufläden; außerdem noch eine Menge von Edelſteinen aller Art. Nachdem ich ihm die letzten Pflichten erzeigt, Almoſen an die Armen vertheilt und Schulden bezahlt hatte, trat ich ſeinen Handel an; ich beſchäftigte mich nämlich mit Einkauf und Verkauf von Edelſteinen.

Als ich eines Tages ganz ruhig in meinem Laden ſaß, umgeben von meinen Sklaven und Bedienten, kam auf einmal ein junges Mädchen von hoher Schönheit auf mich zu. Du haſt eine treue Schilderung von ihr in folgenden Verſen:

„Der Mond in der Mitte des Nachthimmels iſt nicht ſo glänzend als ſie. Ihr halbgeöffneter Schleier ließ prachtvolle Haarlocken durchblicken. Ich fragte ſie nach ihrem Namen.“ Ich bin die, antwortete ſie, welche die Herzen aller derer entflammt, die mich anblicken. Ich ſuchte ihr meine Liebe und meine Wünſche zu ſchildern; ſie begnügte ſich, mir zu ſagen: „Du merkſt wohl nicht, daß du zu einem Steinfelſen ſprichſt.“ — „Wenn du ein Steinfelſen biſt, erwiederte ich, ſo weiß ich wenigſtens, daß Gott auch Felſen zu erweichen verſteht, und Waſſer aus ihnen hervorquellen läßt.“

Je näher ſie kam, ein deſto tieferen Eindruck machte der Anblick ihrer Reize auf mein Gemüth; ich wurde leidenſchaftlich für ſie eingenommen, und meine Augen hafteten ſtarr auf ihr. Sie ſaß auf einer ſtattlichen Mauleſelinn, begleitet von drei Sklawen von der ſeltenſten Schönheit; ſie ſtieg an der Thür meines Ladens ab und ſetzte ſich in demſelben nieder, während ihre Sklawen in der ehrerbietigſten Stellung neben ihr ſtehen blieben. In dem Augenblick, wo ihr Fuß meine Schwelle berührte, richtete ich folgende Verſe an ſie:

„Sei gegrüßet, o Frühling, der bei mir einkehrt, bekränzt mit Anemonen, Narziſſen, Perlen und Roſen!“

Sie grüßte mich voll Huld und ich erwiederte ihren Gruß mit den Worten: „Edle Frau, euere Gegenwart iſt ein Zeichen von der glücklichſten Vorbedeutung; bedürft ihr vielleicht meiner Dienſte?“ —

„O ja, gar ſehr, und in einer ſehr wichtigen Sache; denn, wenn du mir verſchaffſt, was ich wünſche, ſo werde ich dir dafür zu großem Dank verpflichtet ſein.“ — „Was ſteht euch zu Dienſten?“ — „Ich wünſchte ein ſchönes Diamanten-Halsband.“ — „Ich kann euch mehrere dergleichen zeigen.“ Ich legte ihr hierauf ein Halsband zu dem Preiſe von zweihundert Zeckinen hin. „Ich wünſchte ein noch koſtbareres.“ Ich zeigte ihr eines von vierhundert Zeckinen; ſie nahm es auch noch nicht an. So machte ſie es mit mehreren andern, bis ich ihr endlich eines von ſiebzigtauſend Zeckinen wies. Bei dem Anblick deſſelben rief ſie: „Das iſts, was ich ſchon ſo lange ſuchte; wie viel willſt du dafür?“ — „Ich habe bereits den Preis aufs genaueſte geſagt, erwiederte ich; ſo viel koſtet es mich ſelber.“ — „Da es ſo iſt, ſo werde ich dir tauſend Zeckinen als Profit obendrein geben.“ — „Ich mag von euch keinen Profit nehmen.“ — „Das iſt nicht Recht; du biſt Kaufmann, und mußt von deinem Handel leben.“ Sie ſtand ſodann auf, beſtieg ihre Mauleſelinn wieder, und ſagte mir, ich möchte mitkommen, um mein Geld in Empfang zu nehmen. Ich verſchloß meinen Laden und ſie führte mich nach einem großen Gebäude, über deſſen Eingang folgende Verſe mit goldenen Buchſtaben geſchrieben waren:

Friedliche Wohnung, möge nie der Unmuth und die ſchwarze Sorge in deinen Umkreis bringen, und möge dein Beſitzer ſtets hier vor den Streichen des Schickſals geſichert leben! Das ſchönſte Haus iſt dasjenige, welches, wie du, jedermann offen ſteht, und worin die Gäſte nach Bequemlichkeit Platz finden.“

Beim Eintritt in dieß Gebäude, fuhr Aly Schach fort, wurde ich von der Pracht und dem Aufwand überraſcht, der ſich da zur Schau bot, und ich war darüber ganz in Gedanken vertieft, als eine Sklavinn zu mir trat und ſagte: „Meine Gebieterinn ſendet mich, um dir zu ſagen, es zieme ſich nicht für dich, ſo dazuſtehen; ſie läßt dich einladen, in den Saal hereinzutreten und da auszuruhen, bis zu der Ankunft Ihres Zahlmeiſters, der dir die verabredete Summe auszahlen wird.“ Ich folgte ihr; ſie hieß mich auf einem prachtvollen Sofa Platz nehmen, und meine Augen waren ganz geblendet, von dem Reichthum der Teppiche und von der Schönheit der Gemälde und Inſchriften, womit der Saal verziert war. Ich hatte mich kaum geſetzt, als eine andere Sklavinn erſchien und mich bat, in das innere Zimmer einzutreten. Ich glaubte in einem Zauberpalaſt verſetzt zu ſein; aber was mich am meiſten überraſchte, war ein goldener Thron, über welchem ein Thronhimmel hing, mit zwei ſeidenen Vorhängen, die zu beiden Seiten emporgezogen waren und durch welche man ein junges Mädchen daſitzen ſah. Ich erkannte in ihr ſehr bald diejenige, welche mein

Halsband gekauft hatte; es war um ihren Hals befeſtigt, und glänzte wie die Sterne im Nachtdunkel. Ihr entſchleiertes Geſicht hatte den Glanz des Vollmonds.

Bei dem Anblick ſo vieler Reize wurde ich ganz betäubt, ein verzehrendes Feuer durchloderte mein Herz, und ich war faſt nicht mehr Herr meines Entzückens. Sobald ſie mich erblickte, ſtand ſie auf, kam mir entgegen, und ſagte: "Der ſchönſte der Liebenden fliegt ſonſt gewöhnlich ſeiner Geliebten entgegen, und ich mache es umgekehrt." — „Einziges und vollkommenſtes Ideal der Schönheit," antwortete ich, „alle meine Huldigungen gebühren dir allein; der geringſte deiner Reize wäre hinlänglich, eine Sterbliche ſchön zu machen." — „Aly Schach," ſagte ſie zu mir, „ich kann dir nicht länger die Liebe verhehlen, die ich zu dir gefaßt habe, lange ſchon ſehnte ich mich nach dem Glück, dich zu ſehen." Indem ſie ſo ſprach, ſtürzte ſie in meine Arme, umſchlang mich und drückte mich feſt an ihre Bruſt. Ich wollte den günſtigen Augenblick benutzen; indeß ſie bemerkte ſogleich meine Abſicht und ſagte zu mir: „Aly Schach, ſollteſt du wohl die Rechte, die ich dir über mein Herz eingeräumt, auf die ſtrafbarſte Weiſe mißbrauchen wollen? Merke dir wohl, daß ich aus einer berühmten Familie ſtamme, und daß ich die Geſetze der Schamhaftigkeit und die Pflichten, die mir meine Geburt auflegt, wohl zu achten weiß. Weißt du nicht, wer ich bin?" — „Nein, ſchöne Frau!" — „Du hältſt in deinen Armen Sytt ad dunya,[8] die Tochter eines Barmekyden und die Schweſter des Großweſyr Giafar." Bei dieſen Worten ward ich von Entſetzen ergriffen, meine Augen hefteten ſich an den Boden, und mit einer zitternden Stimme ſagte ich: „Edle Frau, die Schuld lag nicht an mir, ſondern an der Allgewalt euerer Reize." — „Fürchte nichts," ſagte ſie hierauf, „wir werden bald durch ein rechtmäßiges Band vereinigt ſein, ich darf über meine Hand frei verfügen. Der Kadi von Bagdad iſt mein Vormund, und du kannſt mich von dieſem Augenblick an als deine Gemahlinn betrachten." Sogleich ließ ſie den Kadi und Zeugen holen, und ſagte zu dem erſteren: »Hier iſt der Juwelenhändler Aly Schach, der mich zur Ehe begehrt, und mir dieß Halsband, welches ich trage, zum Brautgeſchenk gegeben hat. Ich habe ſeinen Antrag genehmigt, und will ihn zu meinem Ehegatten.« Der Kadi machte keine Schwierigkeit, er faßte unſern Ehevertrag ab, und er empfing, ſo wie auch die Zeugen, reiche Geſchenke. Als ſie alle entlaſſen waren, befahl Sytt ad dunya ihren Sklawen das Hochzeitmahl anzurichten. Man trug uns die ausgeſuchteſten Speiſen und die auserleſenſten Weine auf. Von dem herrlichen Schmauſe erhitzt, legten wir diejenigen unſerer

Kleider ab, die uns unbequem waren. Eine junge Sängerinn kam, um uns durch ihr Lautenſpiel zu erheitern, und entfaltete den ganzen Zauber ihrer Stimme u. dem Liede:

"Freund, ich beſchwöre dich bei dem Namen des Höchſten, eile zu meiner Gebieterinn, und unterlaß nichts, um ſie zu bewegen, mich zu ſprechen. Stelle Ihr die Ungerechtigkeit ihrer Sprödigkeit vor. Vielleicht werden deine zarten Vorwürfe ſie ſanfter machen. Scheint ſie deinen Reden einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo ſage ihr im Lauf des Geſprächs: Warum willſt du den, der dich anbetet, zur Verzweiflung bringen? Sollte ihr ein Lächeln entſchlüpfen, ſo fahre du mit derſelben Sanftheit fort, und erdreiſte dich, ihr zu ſagen: Wie wenig würde es dich koſten, ihn glücklich zu machen, wenn du ihm auch nur eine einzige Zuſammenkunft bewilligteſt? — Bemerkſt du dann die geringſte Veränderung in ihren Mienen oder irgend ein Zeichen von Zorn, ſo ſuche ſie zu beruhigen, und, wofern es nöthig iſt, ſage ſogar: Ich kenne ihn nicht."

Die Muſik nebſt der melodiſchen Stimme entflammte meine Sinne und erfüllte meine Seele mit Luſt. Zehn Sängerinnen ſangen drauf nach einander die anmuthigſten Lieder. Endlich ergriff meine Neuvermählte ſelber eine Laute, ſtimmte ſie, ſpielte dann noch weit vorzüglicher als alle vorigen und ſang dazu folgenden Geſang:

"Das Antlitz meines Geliebten hat den Glanz des Mondes; aber das Nachtgeſtirn hat nicht jenes anmuthige Lächeln, das mich bezaubert. Wie ſchlank und dünn iſt ſein Wuchs! Jener Binſenſtengel darf ſich mit ihm an Zierlichkeit und Geſchmeidigkeit meſſen! Der dunkle Streif ſeiner Oberlippe, macht mich eiferſüchtig; doch was mich tröſtet, iſt, zu ſehen, wie der Kriſtall gegen die Perlen ſeiner Zähne weit zurückſteht. Wenn ich ihn in meinen Armen halte, ſo fühle ich die Luſt durch meine Adern rollen, und doch wünſchte ich, mich ihm noch enger anſchließen zu können. Ich ſauge an ſeinen Lippen, um die Glut zu löſchen, die mich verzehrt, und mein inneres Feuer nimmt immer mehr überhand. Nein, ich werde nicht eher völlige Befriedigung fühlen, als bis ich meine Seele in die ſeinige verſchmolzen ſehe."

Von Bewunderung und Entzücken hingeriſſen, rief ich aus: "Wiederhole dieß letzte Lied, meine Vielgeliebte, wiederhole es, ich beſchwöre dich!" Sie lächelte und ſagte zu mir: "Ja, aber unter der Bedingung, daß du nachher auch ſingeſt." — "Ich verſpreche dir es." —, Sie wiederholte es, indem ſie fortwährend ihre ſchönen ſchmachtenden Augen auf mich heftete. Als ſie geendigt hatte, richtete ich folgende Verſe an ſie:

"Dank dem Höchſten, der an dich alle nur alle erſinnlichen Reize verſchwendet hat, ich reihe mich mit Vergnügen unter die Zahl deiner Sklaven. O du, die du durch einen Blick deines Auges die Herzen der Sterblichen feſſelſt, wie konnte ich mich ſichern vor dem mächtigen Zauber deiner Blicke! Deine Geſichtsfarbe iſt ſo klar und ſo friſch wie das Waſſer der Springquellen, und Roſen blühen auf deinen Wangen. Du biſt zu gleicher Zeit die Qual und die Wonne meines Lebens. Welche Freudigkeit flößt mir deine Perſon ein! Habe Mitleid mit einem Unglücklichen, den alle Flammen der Liebe verzehren; ich kann nirgend anders das Glück finden, als in deinem Beſitze.»

"Wie viel Süßigkeit auch immer die von dir geſungenen Verſe für mich haben mögen," fuhr ich fort, ſo würde ich doch deſſen weit mehr von deinen Lippen koſten.»

Dieſer ſinnreiche Einfall brachte die junge Prinzeſſinn zum Lachen. » Ich werde mich wohl hüten, dir zu widerſprechen," rief ſie aus; "es iſt Zeit, uns zurückzuziehen, um andere Genüſſe zu koſten. Sklavinnen, entfernt euch, ihr werdet jetzt Ruhe nöthig haben.» Wir waren ſehr bald allein; ſie nahm mich nun bei der Hand und führte mich in das Zimmer, wo das Hochzeitbette bereitet war. Das Bettgeſtell war von Ebenholz und mit Gold überzogen.

Meine junge Gemahlinn war ſo gefällig, mich auszukleiden; jeden Augenblick unterbrach ſie ihr Geſchäft dadurch, daß ſie mich an ihren Buſen drückte, der von Moſchus und Ambra duftete. Kaum war ſie im Bette, als ich auch ſchon ihre ſüßeſte Gunſtbezeigung zu erlangen trachtete; aber ſie vertheidigte ſich, verhüllte ihr Geſicht, und entſchlüpfte meinen Armen wie eine ſchüchterne Gaſelle.

Betroffen über ihren Widerſtand, rief ich: "Geliebte, was ſoll ich von dieſem ſeltſamen Benehmen denken? ich bin nun in Hinſicht deiner Geſinnungen zweifelhaft und weiß nicht, ob ich dir Liebe oder Haß eingeflößt habe." — "Höre, Aly," ſagte ſie zu mir, "wünſcheſt du mich wohl zu beſitzen." — "Ganz gewiß, und um jeden Preis." — "Nun, ſo habe ich dir bloß eine einzige Bedingung zu machen; wenn du du dieſe erfüllſt, ſo wirſt du der geliebteſte, der glücklichſte der Sterblichen ſein: ſollteſt du ſie aber verletzen, ſo kannſt du auf meinen Zorn und auf meine Rache rechnen." Ich ging alle Bedingungen, die ſie etwa machen würde, im voraus ein. "Nun gut," fuhr ſie fort, "ich verlange, daß du nie ein anderes Weib erkenneſt außer mir." — "Ich ſchwöre es dir," rief ich. — Nun überließ ſie, mit vollem Vertrauen auf meinen Schwur, ſich ganz meinem Ungeſtüm, und wir brachten die ganze Nacht in Wonnen hin, wie ſie jener Dichter ſo ſchön ſchildert:

"Köſtliche Nacht, im Schooße der Wolluſt verlebt! der Nachhall deiner Wonne wird mein ganzes Leben lang dauern. Eine junge Schöne, munter und lebhaft wie eine Gaſelle, reichte mir meinen Becher, gefüllt mit funkelndem Trank. Ihr Wuchs iſt ſo zart wie der Tag, und ihre harmoniſche Stimme weckt Sehnſucht in jedermanns Herzen. Beim Anblick ſo vieler Reize entbrannte ein verzehrendes Feuer in meinen Adern. Ihr Lächeln erregte es nur noch mehr. Ein Duft, ſüßer als Ambra, wehte aus ihrem Munde. Zähne, oder vielmehr Perlen von blendender Weiße, ſchmückten ihn. Die ſüßen Töne ihrer Stimme machten mich vollends trunken. Aber wie ward mir, als ſie damit noch den Klang eines melodiſchen Inſtruments vereinigte! Bald darauf ſtand ſie auf, und ahmte in ihrem leicht hinſchwebenden Gange das Schwanken der vom Morgenlüftchen bewegten Cypreſſe nach. Ich war nicht mehr Herr meiner ſelbſt. Zu ihr hinfliegen, ſie in meine Arme ſchließen, ſie mit tauſend feurigen Küſſen bedecken, war für mich nur Eins. Allmächtiger Gott, welche reizende Schätze entdeckte ich! Meine Geliebte theilte meinen Rauſch. Wir waren allein, und vor allen Zudringlichen und Misgünſtigen ſicher. Hütet euch wohl, Neugierige, in die Geheimniſſe der Liebe eindringen zu wollen!“ —

Als die Morgenröthe anbrach — fuhr Aly Schach fort — fand ſie uns beide noch einander in den Armen liegend. Die ganze Nacht war vergangen, ohne daß wir auch nur ein Auge geſchloſſen hätten; indeß, dem Uebermaaß von Luſt und Ermattung erliegend, überließ ich mich endlich dem Schlaf. Ich ſchlief noch ganz feſt, als eine leichte Hand über meine Schenkel und Füße hinfuhr und mich aus meiner Schlaſtrunkenheit weckte; ich öffnete die Augen und erblickte eine junge Sklawinn damit beſchäftigt, mich zu krauen. Meine Blicke hefteten ſich unwillkührlich auf ſie; ich empfand das heftigſte Verlangen; der Teufel führte mich in Verſuchung, und gewiß war er es ſelber, der ſich unter der Geſtalt dieſes jungen Mädchens zu mir hereingeſchlichen hatte; denn ſie war von hinreißender Schönheit. „Mein Kind,“ ſagte ich zu ihr, „woher kommſt du? wer biſt du?“ — „Ihr ſehet hier eine eurer Sklawinnen vor euch, die ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, wenn ſie euch zu gefallen im Stande wäre, und deren Gefühle nur zu ſehr mit ihren Pflichten übereinſtimmen.“ — „Aber ich erblicke ja nicht Sytt a dunya; wo iſt ſie geblieben?“ — „Sie befindet ſich im Bade, und hat mir befohlen, euch zu wecken, damit ihr zu ihr nachkommen könntet; allein, liebenswürdigſter Gebieter, dürfte ich nicht in dieſem Augenblick bei euch Sytt a dunya's Stelle vertreten? vielleicht würdet ihr in meinen Armen nicht weniger Genuß und Vergnügen finden, als in den ihrigen.“ — „Kann ich auf deine Verſchwiegenheit rechnen?“ — „Ich muß euch darum bitten.“ — Ihre zärtlichen Geſtändniſſe entflammten meine Einbildungskraft; ich ergriff ſie, um ſie an meine Bruſt zu drücken. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich ſah, daß ſie ſich ſträubte. „Warum denn dieſer Widerſtand?“ rief ich aus.

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als Sytt a dunya mit zornfunkelnden Augen und mit einer Peitſche hereintrat. „Verräther,“ rief ſie, „wo ſind deine Schwüre? Kaum haſt du ſie gethan, ſo ſind ſie auch ſchon gebrochen. Dieſe Sklawinn hat bei dir bereits den Vorzug vor mir. Aber vernimm jetzt, daß ich ſie ſelber zu dir geſchickt habe, um deine Geſinnungen zu prüfen. Ich habe alles geſehen, alles gehört, und darf jetzt an deiner Untreue nicht mehr zweifeln. Ungeheuer, wie du, verdienen nicht zu leben.“

In dieſem Augenblick rief ſie ihre Sklawinnen. Zwanzig Frauen ergriffen und banden mich, und man ſchickte ſodann nach dem Polizeirichter. Sobald er kam, übergab man mich an ihn, und Sytt a dunya ſagte zu ihm: „Hier iſt ein Räuber, der auf friſcher That ertappt worden; er hat uns verſchiedene Sachen von Werth geſtohlen. Laß ihn mit Ruthen hauen, bis er ſeinen Diebſtahl eingeſteht; vor allen Dingen aber ſetze ihn ja nicht in Freiheit, ohne meine Genehmigung.“

Nach dieſer Anempfehlung verhüllte man mir den Kopf, und führte mich in das Haus des Polizeirichters. Ueberall, auf meinem ganzen Wege, rief man: „Ein Dieb! ein Dieb!“ Bei meiner Ankunft befahl der Polizeibeamte ſeinen Leuten, mir Stockſchläge zu geben, bis ich das Verbrechen, deſſen ich angeklagt war, eingeſtanden haben würde. Auf der Stelle fing man an, mich zu entkleiden und mit verdoppelten Hieben mich auf den Rücken zu ſchlagen, indem man immerfort rief: „Wo ſind die Sachen, die du genommen haſt?“ Ich mochte zu ihnen immerhin ſagen: „Ich habe ja gar nichts genommen; ich bin unſchuldig;“ alle meine Betheuerungen halfen nichts, und ſie ſchlugen immerfort auf mich los, bis ich die Beſinnung verlor. Als der Beamte mich in dieſem Zuſtande ſah, ließ er mich in ein finſteres Loch werfen. Die Nacht kam heran, und meine ſich abkühlenden Wunden verurſachten mir brennende Schmerzen, welche mir dumpfe Seufzer entlockten. Während ich mich ſo beklagte, öffnete ſich auf einmal die Mauer, und ein junges Mädchen, glänzend wie die Sonne nach einem Ungewitter, trat daraus hervor, näherte ſich mir und ſagte: „Junger Mann, du haſt mir dieſe Nacht viel Unruhe gemacht. Seit langer Zeit habe ich hier meinen Aufenthalt, ich habe ſchon viele Gefangene hier geſehen, aber keiner hat ſo bittere Klagen geführt als du.“ — „Schöne Unbekannte,“ ſagte ich zu ihr; „ſollteſt du die Urſache meiner Klagen wiſſen, ſo würdeſt du, anſtatt ſie zu tadeln, ihnen dein Mitleid ſchenken. Sieh einmal die ſchreckliche Behandlung an, die ich hier erfahren habe.“ Zugleich zeigte ich ihr die Wunden, womit ich bedeckt war. Sie konnte ſich beim Anblick derſelben einer Anwandlung von Mitleid nicht erwehren, und ſagte: „Sollteſt du bloß durch Zufall ein Dieb geweſen ſein?“ — „Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete ich, „ich ſchwöre es bei dem Allmächtigen, nie habe ich etwas entwendet, nie einem etwas zu Leide gethan; meine Leiden ſind einzig und allein das Werk eines feindſeligen Geſchicks.“ Die Unbefangenheit meiner Antwort überzeugte ſie; ich erregte ſogar ihre Neugierde und Theilnahme, und ſie bat mich, ihr meine Abenteuer zu erzählen. Ich ſuchte ihren Wunſch mit der größten Aufrichtigkeit zu befriedigen. Nachdem ſie meine Erzählung angehört hatte, ſagte ſie zu mir: „Würdeſt du wohl dich zu rächen wünſchen? Wenn du willſt, ſo werde ich zu der grauſamen Sytt a dunya einen meiner Diener ſenden, der ſie quälen und ſie ſogar verhindern wird, Nahrung zu ſich zu nehmen.“ — „Gott behüte,“ erwiederte ich, „daß ich je einwillige, ihr den geringſten Schmerz zu verurſachen. Sie iſt immer noch meine Heißgeliebte, und mein Herz gehört ihr; ich werde ſelbſt ihre Ungerechtigkeiten ſtets verehren.“

„Junger Mann, ich begreiſe dich nicht. Die Grauſame hat dich in die Hände des Polizeirichters gebracht, der an dir eine eben ſo ſtrenge als ungerechte Strafe vollzogen hat, und jetzt, wo Gelegenheit iſt, dich zu rächen, verſchmäheſt du meine Anträge.“ — „Erinnere dich,“ ſagte ich drauf zu ihr, „jenes alten Sprichwortes: Die Schläge von der Hand einer Freundinn ſcheinen ſo ſüß wie Weintrauben, und die Steine, die ſie auf uns wirft, ſind Granatapfelkörner.“ Zugleich zerfloß ich in Thränen, und ſagte folgende Verſe:

„Lebe glücklich, meine zarte Freundinn, laß mich ſeufzen und im Stillen dich anbeten. Ich werde ſtäts alles lieben, was von dir kommt, und ſelbſt deine Härte wird mir eine Wohlthat dünken.“

Die ſchöne Unbekannte lächelte. „Junger Mann,“ ſagte ſie zu mir, „dieſe Geſinnungen gefallen mir, denn ſie zeigen die Reinheit deines Herzens an. Es würde nur von dir abhängen, augenblicklich aus dieſem Gefängniß herauszukommen; ich würde dich in einen prächtigen Palaſt führen, deine Vielgeliebte würdeſt du da in tiefem Schlummer antreffen, und ſie würde nicht eher erwachen, als bis du ſie in deine Arme ſchließen würdeſt. Aber ich fürchte bloß, daß ſie, anſtatt über die Aufrichtigkeit deiner Rückkehr erfreut zu ſein, immerfort noch böſe ſein und dich fragen könnte, wer denn dein Befreier geweſen? Du würdeſt ihr dann antworten: Es war eine Frau, die ich nicht kenne. Da ſie nun mich noch viel weniger kennen und nicht wiſſen würde, wie gefährlich es iſt, mir zu misfallen, ſo wäre es möglich, daß ſie dich wieder in die Hände des Polizeirichters ablieferte, der dann nicht unterlaſſen würde, dir, bevor ich es noch erführe, den Kopf abſchlagen zu laſſen. Um für eine ſolche Ungerechtigkeit Rache zu nehmen, müßte ich dann einen meiner Diener zu ihr mit dem Auftrage abſenden, ſie zu mishandeln und bis auf den Tod zu peitſchen; allein du haſt mir zu viel Freundſchaft eingeflößt, als daß ich dich einer ſo großen Gefahr ausſetzen könnte. Ich habe ein ſicheres Mittel, das mit keiner Gefahr verknüpft iſt. Ich werde dir nämlich einen Talisman geben, der dir nichts zu wünſchen übrig laſſen wird; du wirſt dann keine Macht der Erde fürchten dürfen, und nichts wird dir unmöglich ſein; deine Heißgeliebte wird ganz von deiner Willkühr abhangen, du wirſt ſie nach deinem Gutdünken verderben oder begnadigen können, du wirſt unumſchränkt in der Stadt Bagdad gebieten können, und wirſt von keiner Seite her den mindeſten Widerſtand finden; es wird bloß von dir abhangen, den Chalyfen abzuſetzen, ihn umbringen zu laſſen, und ſogar dieſe Hauptſtadt von Grund aus zu zerſtören. Mit dieſen Worten zog ſie einen Ring aus ihrem Buſen, den ſie mir an den Finger ſteckte, und dabei ſagte: „Sobald du etwas wünſchen ſollteſt, darfſt du nur den Kaſten dieſes Ringes drehen, und ſogleich wirſt du vor dir meinen vertrauten Diener erſcheinen ſehen, deſſen Macht, ſo zu ſagen, unbeſchränkt iſt. Es iſt einer von jenen Geiſtern, die ſich gegen Salomon empörten, und wird pünktlich alle deine Befehle vollziehen. Probire in meiner Gegenwart die Eigenſchaft des Ringes.“

Hundert und drei und neunzigſte Nacht.

Ich drehte ſogleich den Kaſten des Ringes, und ſah ſogleich die Geſtalt erſcheinen, wovon meine Befreierinn mir geſagt hatte. „Hier bin ich, Herr,“ ſagte die Geſtalt zu mir; „was verlangſt du?“ — „Wie iſt dein Name?“ — „Ich heiße Heilfus.“ — Er hatte ein fürchterliches Ausſehn; zwei ungeheure Zähne, ſo groß wie Mühlſteine, ragten aus ſeinem Munde hervor. »Könnteſt du mir wohl,« ſagte ich zu ihm, »einen Palaſt mit einem ſehr hohen Saale bauen?« — »Sehr gern; ich mache mich ſogar anheiſchig, ihn aufs prächtigſte zu meubliren, und ihn mit alle den Dienern und Sklawen anfüllen, die zu deinen Dienſten erforderlich ſind, und wenn du dich darin eingerichtet haben wirſt, ſo darfſt du bloß deine Wünſche äußern, und du wirſt ſie augenblicklich erfüllt ſehen.« — »Wie viel Monate werden erforderlich ſein, ehe ich dieſen Palaſt beziehen kann?« — »O, wer wird da von Monaten reden?« — »Oder wie viel Wochen?« — »Du darfſt da weder eine Woche, noch auch einen einzigen Tag warten; noch in dieſer Nacht ſoll alles angeordnet werden. Sage mir bloß, welcher Platz dir am beſten gefallen würde; iſt er zufällig etwa ſchon beſetzt, ſo werde ich die Bewohner deſſelben vertilgen. Dein Palaſt ſoll noch vor Sonnenaufgang fertig gebaut ſein, und ich hoffe ſogar, er wird deine Erwartung übertreffen.« — »Gott bewahre mich,« ſagte ich hierauf, »daß ich je einem ſeiner Geſchöpfe ein Leides zufügen, oder die Ruhe deſſelben ſtören ſollte.« — „Willſt du lieber, daß ich deinen Palaſt auf den Ruinen des Schloſſes des Chalyſen, oder auf denen ſeines Weſyrs Giafar aufführen ſoll? Du darfſt es bloß ſagen.“ — „Heïlfus,“ antwortete ich ihm, „ich habe mich weder über den Chalyfen, noch über ſeinen Weſyr zu beklagen, und ich werde niemals ein Glück auf Koſten des ihrigen annehmen. Wenn es in deiner Macht ſteht, mir einen Palaſt zu verſchaffen, ſo erbaue ihn an irgend einem äußerſten Ende der Stadt, an einem Orte, wo er niemandem ſchadet.“ — „Folge mir,“ ſagte drauf die Geſtalt. Er führte mich nun aus der Stadt hinaus, errichtete mir auf einer kleinen Anhöhe ein Zelt, und brachte mir dahin die köſtlichſten Stärkungsmittel. Nachdem ich gegeſſen und getrunken hatte, überließ ich mich dem Schlafe, und die Morgenröthe begann eben anzubrechen, als ich meine Augen aufſchlug. Ich befand mich in einem Palaſte, der bereits mit aller Pracht meublirt war, ganz ſo, wie du ihn hier ſieheſt. Ein zahlreiche Schaar von Sklawen und Sklawinnen umgab mich. „Wem gehört dieſer Palaſt?“ fragte ich Heïlfus. — „Er gehört dir, und alle Sklawen, die du da ſieheſt, ſtehen zu deinen Befehlen.“ — „Woher kommt dieß alles?“ — „Herr, wir gehören zu der Zahl jener Geiſter, denen nichts unmöglich iſt, und ich habe eine Menge geringerer Geiſter zu meinen Befehlen. Einigen gab ich den Auftrag, mir einen Knaben und ein Mädchen zu verſchaffen, und ſie haben dergleichen unter den Kindern der Fürſten und Großen dieſer Erde ausgeſucht; andere waren mit dem Bau des Gebäudes beſchäftigt, und ein jeder von ihnen durfte bloß einen einzigen Stein oder ein einziges Meuble zu dieſem Palaſte herbeibringen. Uebrigens ſind keinesweges alle meine Diener dabei beſchäftigt geweſen, denn ich habe bloß den zehnten Theil derſelben dazu gebraucht; ſollteſt du noch etwas wünſchen, ſo wird dein Wunſch ſchnell erfüllt ſein.“ Ich nahm jezt von meiner neuen Wohnung Beſitz; die Sklawen traten rings um mich her, und erwarteten ſchweigend meine Befehle. Ich verlangte von meinem Geiſte eine Gondel, und augenblicklich verſchaffte er mir die, welche du geſehen haſt; ich bediente mich derſelben zu Lustfahrten auf dem Tigris, indem ich vor mir her das Verbot ausrufen ließ, daß ſich niemand auf dem Strom, ja nicht einmal am Fenſter blicken laſſen ſolle. Zugleich nahm ich den Chalyfentitel an, damit dieſe Neuigkeit von Mund zu Mund gehen und endlich bis vor die Ohren Harun Arreſchyd's kommen möchte; ich hatte dabei keine andere Abſicht, als die, ſeine Neugier zu reizen und ſeinen Argwohn rege zu machen. Er wird mich ohne Zweifel augenblicklich holen laſſen, und ich werde ihm dann mein Abenteuer erzählen. Es iſt unmöglich, daß er nicht meinem Schickſale irgend einige Theilnahme ſchenken ſollte. Er allein kann mich von den Verfolgungen Sytt a dunya's befreien, wenn er ihrem Bruder Giafar befiehlt, mich mit ihr auszuſöhnen; alle ihre Ungerechtigkeiten haben meine Liebe zu ihr nicht zu ſchwächen vermocht; der Schlaf flieht fern von meinen Augen hinweg, und mein Daſein iſt mir läſtig. Dieſe Frau iſt mir übrigens zu theuer, als daß ich je daran denken könnte, mich für ihre Grauſamkeit an ihr zu rächen, und wie könnte ich überhaupt gegen ihren Bruder Giafar irgend Haß faſſen? Er weiß ja nicht, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Sie war es, welche unſere Verbindung wünſchte, ſie warf in mein Herz die erſten Funken jenes verzehrenden Feuers, ſie hat mich in den Abgrund der Leiden geſtürzt, worin du mich ſieheſt. Doch alle dieſe Ereigniſſe waren ohne Zweifel im Buch der Schickſale geſchrieben, und wenn denn einmal der Wille des Höchſten ſo iſt, ſo können ſie auch wohl noch einen glücklichen Ausgang nehmen."

Die Erzählung aller dieſer ſeltſamen Abenteuer verſetzte den Chalyfen in das größte Staunen; nicht ohne einen geheimen Schauder ſah er die faſt unbegrenzte Macht Aly Schach's. "Junger Mann," ſagte er zu ihm, "haſt du je Urſache gehabt, dich über den Chalyfen zu beklagen?" — "Nein," antwortete dieſer, "Harun Arreſchyd iſt ein Fürſt, der eben ſo groß als gerecht iſt; er kennt mich nicht, und er hat wohl nie von mir reden hören; doch wofern ihr einigen Zutritt bei ihm habt, ſo ſeid ſo gefällig, meine Vermittler zu ſein und ihn zu veranlaſſen, daß er meinen Quaalen ein Ende macht und mich mit Sytt a dunya ausſöhnet.“ — „Aly Schach,“ erwiederte Harun,“ wie ſollteſt du bei dem Beſitz ſo vieler Mittel noch des Chalyfen oder irgend eines andern bedürfen? Vermagſt du nicht die Ereigniſſe nach deinem Belieben zu lenken?“ — „Wenn ich meine Macht anwenden wollte, ſo würden daraus unvermeidliche Unannehmlichkeiten entſtehen. Da meine Untreue das Herz meiner Gemahlinn von mir entfremdet hat, ſo müßte ich fürchten, daß jeder Schritt der Annäherung von meiner Seite ihr nur noch mehr Stolz einflößen würde. Sie würde nicht unterlaſſen, das Unrecht, welches ich ihr gethan, zum Anlaß zu nehmen, um mich noch einmal mit derſelben Härte zu behandeln; ich würde dann meinen Zorn nicht mehr unterdrücken können; ſie würde ſich gewiß dafür zu rächen ſuchen, denn ſie iſt Frau; endlich wäre es ſogar möglich, daß der Chalyf, für welchen ich die aufrichtigſten Wünſche hege, über meine unkluge Verwegenheit ergrimmt, mir es niemals verzeihen würde, daß ich mir ſeinen Titel und ſeine Rechte angemaßt.“ — ”Je nun, was würdeſt du dir aus ſeinem Zorne machen, da ſeine Rache dich ja nicht erreichen kann? Du beſitzeſt einen Talisman, der eine Macht gibt, die weder der Chalyf noch ſeine Vorfahren jemals beſeſſen haben, und die dich vor allen ſeinen Verfolgungen ſicher ſtellt.“ — ”Du haſt Recht;

aber Gott ſelbſt beſchützt die Majeſtät des Thrones, und es würde die höchſte Ruchloſigkeit ſein, gegen denjenigen ſich aufzulehnen, der im Beſitz der höchſten Gewalt iſt; denn der Höchſte ſagt ſelber in ſeinem Koran: "Seid den Gewaltigen der Erde unterthan!"

Dieſe Antwort befriedigte und beruhigte den Chalyfen. "Deiner Hochachtung gegen die heiligen Rechte des Fürſten zufolge, werden wir uns beeifern, deine Angelegenheit dem Chalyfen vorzutragen, und wir hoffen, daß uns alles nach Wunſche gelingen wird."

Nach dieſer Unterredung bat Harun nebſt ſeinen Begleitern um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen. Aly Schach wollte ſie noch aufhalten und lud ſie ein, noch eine Nacht bei ihm zuzubringen; allein ſie entſchuldigten ſich damit, daß ſie ſagten: "Wir fürchten, daß der Chalyf nach uns fragen und uns dann finden könnte; auch können wir uns nicht auf ſo lange entfernen. Indeß rechne auf unſere Pünktlichkeit. Morgen wird er einige Beamte ſeines Hofes, ein Muſikchor, und ein Ehrenkleid an dich ſchicken, nebſt der Einladung, daß du in den Diwan kommen und dort deine Angelegenheit zu Ende bringen möchteſt." — "Es iſt meine Pflicht," antwortete Aly Schach, "ihm ein Geſchenk zu ſchicken; ich hoffe, daß ihr gefälligſt es übernehmen werdet, um es ihm in meinem Namen zu überreichen und ihn zur Annahme deſſelben zu bewegen.“ Zugleich nahm er aus einem Schmuckkäſtchen zwei Diamanten-Halsbänder. Harun weigerte ſich, ſie anzunehmen, wegen ihres unermeßlichen Werthes; doch Aly Schach beſtand darauf, und übergab ſie, bei der hartnäckigen Weigerung Harun's, an den Weſyr Giafar, der ſie auch übernahm.

Der Tag begann ſchon anzubrechen, als ſie nach dem Palaſte des Chalyfen zurückkehrten. Der Chalyf hatte, bevor er im großen Sitzungsſaale den Thron beſtieg, noch eine geheime Unterredung mit dem Großweſyr. “Deine Schweſter alſo,“ ſagte er zu ihm, “iſt die Haupturſache der Abenteuer, die wir ſo eben vernommen haben, ſo wie auch derer, die uns ſelber begegnet ſind.“ — “Herr, ich wußte nichts von alle dem.“ — “Ich will es wohl glauben,“ erwiederte der Chalyf: “doch ich befehle dir, deine Schweſter aufzuſuchen und ſie zu bewegen, daß ſie ſich mit ihrem Manne ausſöhnt; ihre Weigerung würde dein und ihr Verderben nach ſich ziehen.“ — “Ich eile, um deinen hohen Befehlen zu gehorchen, Fürſt der Gläubigen,“ antwortete der Weſyr. Zitternd ging er aus dem kaiſerlichen Palaſte fort. Beim Eintritt in ſein Haus, fand er ſeine Schweſter in Thränen ſchwimmen; denn ſie liebte den Aly Schach faſt mehr noch, als ſie von ihm geliebt wurde. Die Rache, die ſie an dieſem Ungetreuen genommen, war bloß eine natürliche Folge ihrer heftigen Liebe geweſen; doch kaum hatte ſie ihn dem Polizeibeamten überliefert, ſo machte der Zorn bei ihr dem Mitleid Platz, und ſie hatte ſehr bald ihre Grauſamkeit bereut. Den folgenden Tag ſchon hatte ſie den Befehl hingeſchickt, ihn aus dem Gefängniß herauszulaſſen und in ihr Haus zu führen; aber er war verſchwunden. Bei dieſer ſchrecklichen Nachricht hatte ſie ſich ganz der Verzweiflung überlaſſen, der Schlaf war von ihren Augen geflohen, Ströme von Thränen entrollten ihr Tag und Nacht, und in dieſem Zuſtande befand ſie ſich noch, als ihr Bruder ſie aufzuſuchen kam. "Warum vergießeſt du Thränen, meine theure Sytt a dunya?" fragte er ſie. Sie wollte ihm anfangs die Urſache ihrer Betrübniß verhehlen; doch, wie vielen Zwang ſie ſich auch anthat, der Name Aly Schach, welcher ihr mitten unter ihren Seufzern entſchlüpfte, verrieth ihr Geheimniß. "Wer iſt denn dieſer Aly Schach, deſſen Namen du ſo oft ausſprichſt?" fragte ſie ihr Bruder. — Nachdem die junge Prinzeſſinn ſich wieder gefaßt hatte, erzählte ſie ihre Geſchichte ganz treu. "Wie?" rief Giafar; "das alles iſt vorgefallen, ohne daß ich darum wußte?" — "Ich fürchtete, deinen Beifall nicht zu erhalten; denn du würdeſt mir unfehlbar vorgeſtellt haben, wie tief die Tochter und Schweſter eines Weſyrs unter ihrem Stande heirathe, wenn ſie ſich mit dem Sohne eines Kaufmanns vermähle, und die Liebe, die er mir eingeflößt, zwang mich nun, vor dem theuerſten Bruder ein Geheimniß zu haben."

Giafar wollte ſich nicht länger verſtellen: er erzählte ihr die Reihe von Abenteuern, die ihrem Gemahl begegnet waren, und fügte dann hinzu: "Wenn der Chalyf mir nicht aufgetragen hätte, euch zu verſöhnen, ſo würde ich dich in dieſem Augenblick erdolcht haben; indeß laß alle Furcht fahren, du wirſt den, welchen du ſo zärtlich liebſt, wiederſehen, ſuche ihm die ſchlechte Behandlung, die er auf deinen Befehl erlitten, vergeſſen zu machen."

Als Giafar nach dem kaiſerlichen Palaſte zurückkehrte, waren ſchon die Hofbeamten nebſt dem Muſikchor abgegangen, um en Aly Schach das Ehrenkleid zu überbringen. Bald darauf kam dieſer ſelbſt. Als er erſchien, ſtand Harun auf, that ihm einige Schritte entgegen, und geruhte, ihn neben ſich Platz nehmen zu laſſen. Unter andern angenehmen Sachen ſagte er ihm auch: "Du hatteſt geſtern an deiner Tafel drey Gäſte, die dich aufrichtig lieben; nämlich mich, den Weſyr Giafar und Mesrur. Ich will dich nicht länger aufhalten. Mein Weſyr iſt beauftragt, dich zu deiner Gemahlinn zu führen; ich wünſche, daß du ihre Entſchuldigungen nicht zurückweiſen und ihr dein Herz wiederſchenken magſt, ich hoffe, ſie wird von nun an minder ſtreng ſein, und diejenige Achtung gegen dich beweiſen, die einem Ehegatten und beſonders einem

Manne, wie du biſt, gebührt.“ Giafar führte ihn auch wirklich in ſeinen Palaſt, wo Sytt a dunya ſie erwartete. Als er hineintrat, ſtand ſie auf, entſchuldigte ſich gegen ihn, und ihre Verſöhnung ward durch gegenſeitige Umarmungen beſiegelt. Aly Schach brachte den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht bei ihr, in dem Schooße der ſüßeſten Vergnügungen, hin.

Den folgenden Tag ging er nach dem Diwan. Der Chalyf ließ ihn nochmals neben ſich Platz nehmen und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Aly Schach verwendete die übernatürliche Macht, womit er begabt war, dazu, um die Unternehmungen Harun's zu unterſtützen und ſeinen Ruhm zu vermehren. So verlebten ſie denn ein ganzes Jahr in der innigſten Freundſchaft.

Als er eines Tages in ſeinen Palaſt zurückkehrte, fand er ſeine geliebte Sytt a dunya von einer tödtlichen Krankheit befallen. Er ſetzte ſich neben ſie und verließ ſie nicht, während der ganzen Krankheit, die bloß drei Tage dauerte; am vierten ſtarb ſie. Dieſer Verluſt verurſachte ihm eine ſo tiefe Betrübniß, daß er jede Art von Troſt verſchmähte, und bald darauf ſelber ſtarb. Man beerdigte beide in demſelben Sarge und in demſelben Grabe, nachdem man ihre Körper ſorgfältig gewaſchen hatte. Harun war ſelber bei dem Leichenbegängniß zugegen und beweinte lange Zeit Aly Schach; denn er liebte ihn ſehr. Indeß, da die Könige nie ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, ſo befahl er dem Giafar, jenen Zauberring zu ſuchen; allein, wie ſehr man auch nachſuchte, es war nicht möglich, ihn zu finden.

Als Scheheraſade dieſe Geſchichte vollendet hatte, bezeugte ihr der Sultan, wie viel Vergnügen ſie ihm dadurch gemacht habe; und da der Tag noch nicht anbrach, ſo genehmigte er gern, noch folgendes Abenteuer anzuhören:

Frauenliſt.

Man erzählt, daß in der Stadt Bagdad einſt ein liebenswürdiger Jüngling von der anmuthigſten Geſtalt und dem zierlichſten Wuchs gelebt habe; es war dieß der ausgezeichnetſte unter allen Kaufmannsſöhnen. Als er eines Tages in ſeinem Laden ſaß, ging ein reizendes Mädchen vorüber. Sie ſchlug die Augen empor, ſah ihn an, und bemerkte über der Thür ſeines Ladens in ſehr ſchönen Zügen folgende Worte geſchrieben: Es gibt keine Liſt außer der Männerliſt; denn ſie übertrifft noch die Liſt der Frauen. Sie ärgerte ſich darüber, und nachdem ſie eine Weile nachgedacht, ſagte ſie: „Ich ſchwöre es bei meinem Schleier, er ſoll ein Spiel der Frauenliſt werden, und dieſe Inſchrift ändern!“

Hundert und vier und neunzigſte Nacht.

Den folgenden Tag kam ſie wieder. Sie hatte das zierlichſte Gewand an, war mit den koſtbarſten Juwelen geſchmückt, ihre Hände mit Henné gefärbt, und ihre Haarflechten rollten auf ihre Schultern herab. In ihrem Gange ſchwebte ſie voll Adel und Leichtigkeit dahin, ihre Sklawinnen folgten ihr, bis ſie ſich endlich in den Laden dieſes Kaufmanns hinſetzte, unter dem Vorwand, nach allerlei Waaren zu fragen. Nachdem ſie ihn gegrüßt hatte, knüpfte ſie das Geſpräch mit ihm an. „Seht doch einmal,“ ſagte ſie zu ihm, „meinen ſchönen Wuchs an, und wie gerade gewachſen ich bin; iſt es wohl erlaubt, ſich über mich aufzuhalten und zu ſagen, ich ſei bucklig?“ Zugleich enthüllte ſie einen Theil ihrer Bruſt. Bei dem Anblick dieſes blendendweißen Buſens wurden dem Kaufmann alle Sinne betäubt, er verlor alle Faſſung und rief: „Gott verhülle dich mit einem Schleier!“ — „Kann man ſich wohl erlauben,“ erwiederte ſie, „zu ſagen, daß ich eine gemeine Figur habe?“ Zugleich zeigte ſie ihm ihren entblößten Vorderarm, den man für Kriſtall gehalten haben würde; ſie entſchleierte ihr Geſicht, welches dem Vollmonde glich, wenn er ſeiner vierzehnten Nacht entgegengeht, und ſagte drauf zu ihm: „Wer kann wagen zu behaupten, daß mein Geſicht durch Blattern entſtellt ſei, und daß ich bloß auf ein Auge ſehe?“ Der

Kaufmann geſtand, daß ſie Recht habe. „Aber, edles Fräulein, welcher Grund hat euch denn bewogen, mir die Theile eures Körpers enthüllt zu zeigen, die ſonſt gewöhnlich durch einen Schleier verhüllt ſind?“ — „Ihr werdet wiſſen, Herr,“ erwiederte ſie, „daß ich die unglückliche Tochter eines Vaters bin, welcher der ärgſte Tyrann und der verächtlichſte Geizhals iſt, der die geringſte Ausgabe ſcheut, und keine Aufopferung machen will, um mich zu verſorgen, ungeachtet der Wohlthaten, womit der Höchſte ihn geſegnet hat; er iſt zugleich einer der mächtigſten Männer dieſer Zeit, und mit allen Vorzügen und Glücksgütern dieſer Welt reichlich ausgeſtattet.“ — „Wer iſt denn dein Vater, und welches iſt denn ſein Stand?“ — „Mein Vater iſt Groß-Kadi bei dem Gerichtshofe, zu welchem alle Beamten in der Stadt gehören.“ Mit dieſen Worten verließ ſie ihn und ging hinweg. Der troſtloſe Kaufmann, der von Liebe und Staunen hingeriſſen war, wußte nicht, ob er lebendig oder todt ſei. Augenblicklich verſchloß er ſeinen Laden, und eilte nach dem Gerichtshofe, zu dem von ihr bezeichneten Staatsbeamten. Er tritt ein, begrüßt ihn, ſetzt ſich nieder und ſagt zu ihm: „Ich komme mit einem Geſuche zu euch; ich bin nämlich leidenſchaftlich für eure geliebte Tochter eingenommen.“ — „Freund,“ erwiederte der Richter, „meine Tochter paßt nicht für euch. Sie iſt weder einen ſo jungen Mann werth, noch eurer liebenswürdigen Eigenſchaften und eurer freundlichen Bewerbung würdig.“ — „Dieſe Reden ziemen ſich nicht wohl für euch; eure Tochter gefällt mir; warum wollt ihr meiner Abſicht entgegen ſein?“

Sie wurden endlich eins, und ſetzten in dem Ehevertrag feſt, daß der zukünftige Ehemann fünf Beutel vor der Hochzeitfeierlichkeit, und funfzehn Beutel nachher, als Witthum, und um einer etwanigen Eheſcheidung vorzubeugen, zahlen ſolle. Der Vater ließ es nicht an Vorſtellungen bei ihm fehlen, doch dieſer achtete nicht darauf, und verlangte ſchon für die nächſte Nacht Zutritt bei ihr. Als ſie nun wirklich in der folgenden Nacht zuſammenzukommen im Begriff waren, und der künftige Ehemann ſein Abendgebet verrichtet hatte, trat er in das Zimmer, welches für ihn bereitet war. Er zog den Schleier von dem Geſicht ſeiner Verlobten, betrachtete ſie aufmerkſam, und erblickte . . . . ein Ungeheuer von Misgeſtalt. Man fand in dieſem Mädchen alles vereinigt, was zur vollſtändigſten Häßlichkeit gehört. Er brachte alſo die Nacht mit ihr ſo zu, als ob er ſich in den Gefängniſſen des Deylem befunden hätte. Er ſehnte ſich bloß nach dem Anbruch des Morgens, um ſie zu verlaſſen, und in ein Bad gehen zu können.

Er ſchlummerte da eine Weile, verrichtete ſeine Abwaſchungen, begab ſich dann in ſeinen Laden, öffnete ihn, und trank ſeinen Kaffeh. Die Leute vom Hafen, die Kaufleute und die angeſehenſten Privatperſonen fingen an, ſich bei ihm einzufinden, einige einzeln, andere in zahlreicher Geſellſchaft beiſammen. Sie ſcherzten mit ihm und ſagten: „Du haſt uns alſo nicht für würdig geachtet, uns eine Schale Kaffeh bei dir einnehmen zu laſſen? Die Reize deiner jungen Gattinn haben dir vermuthlich den ganzen Kopf und Verſtand eingenommen. Der Höchſte mache euch recht glücklich!“

Als der Tag ſchon etwas weiter vorgerückt war, kam auch die Urheberinn dieſes Scherzes gegangen. Sie neigte ſich und ſchwebte ſanft daher, wie ein junger Zweig in einem Garten. Sie war noch zierlicher gekleidet und noch wollüſtiger geſchmückt, als den vorigen Tag, und zwar ſo, daß die Vorübergehenden ſich in zwei Reihen ſtellten, um ſie zu ſehen. Sie ſetzte ſich in den Laden, und wünſchte ihm einen guten Tag, mit den Worten: „Möge dieſer Tag für dich glücklich ſein, mein lieber Ola ed dyn! Gott beſchütze dich, er mache dich fröhlich und über alle Maßen zufrieden!“ Auf dem Geſicht des Kaufmanns ſpiegelte ſich ſeine Traurigkeit ab, er runzelte die Stirn, ehe er antwortete, und ſagte dann zu ihr: „Erkläre mir, was ich dir gethan habe, daß du ſo gegen mich gehandelt haſt?“ — „Du haſt mir nichts gethan,“ erwiederte ſie, „aber jene Inſchrift über der Thür deines Ladens hat mich beleidigt. Kannſt du ſie ändern und das Gegentheil hinſchreiben laſſen, ſo will ich dich aus dieſem ſchlimmen Handel ziehen.“

Augenblicklich zog der Kaufmann ein Goldſtück hervor, gab es einem Sklawen und ſagte zu ihm: „Geh zu dem und dem Schreiber, und ſage ihm, er ſolle mit den ſchönſten Buchſtaben blau und golden die Worte hinſchreiben: „Es gibt keine Liſt außer der Frauenliſt; denn ſie übertrifft noch die Männerliſt.“ — „Laufe nur augenblicklich,“ rief das junge Mädchen.

Der Sklawe ſuchte den Schreiber auf, der ſofort die Inſchrift hinzeichnete. Der Sklawe brachte ſie ſeinem Herren, und dieſer brachte ſie über ſeinem Laden an. Das junge Mädchen ſagte hierauf zu ihm: „Stehe jetzt auf, gehe nach der Gegend der Zitadelle, triff da mit den Poſſenreißern, den Affen- und Bärenführern eine Verabredung, und befiehl ihnen, morgen früh dich im Juſtizpalaſte aufzuſuchen. Du wirſt alsdann da ſitzen und bei deinem Schwiegervater, dem Kadi, Kaffeh trinken. Sie werden dir dann Glück wünſchen, dich mit Segenswünſchen überhäufen, und ausrufen: „Deine Tage mögen recht glücklich ſein, lieber Vaker, o du, unſer Augapfel! Sollteſt du dich unſer auch ſchämen, ſo werden wir uns doch eine Ehre daraus machen, mit dir verwandt zu ſein; ſelbſt wenn du uns fortjagen und von dir weiſen ſollteſt, wir werden dich dennoch nicht verlaſſen; denn du biſt ja der Sohn unſeres Oheims.“ Dann mußt du anfangen, Geld und allerlei Münze unter ſie auszuſtreuen. Der Kadi wird dich darüber befragen, und du mußt ihm dann antworten: „Mein Vater war eigentlich ein Affenführer, und dieß iſt mein Familiengewerbe; indeß, da uns Gott wohlhabend gemacht hat, ſo haben wir uns als Handelsleute bei dem Aufſeher des Hafens in einige Achtung geſetzt.“

Er that es, und alles kam ſo, wie es das junge Mädchen voraus geſehen hatte.

"Du biſt alſo," ſagte der Oberrichter zu ſeinem neuen Schwiegerſohne, ein Herumführer von Affen und gehörſt alſo zu der Poſſenreißer-Truppe?" — "Ich kann," erwiederte der Kaufmann, "deiner Tochter zu Liebe nicht meine Familie verleugnen." — "Aber deshalb ziemt es immer nicht," fuhr der Richter fort," daß die Tochter eines Rechtsgelehrten, der auf dem Teppich ſitzt, wo die Urtheilsſprüche gefällt werden, und deſſen Geſchlecht bis zu den Verwandten des Propheten Gottes hinaufſteigt, dir zur Frau gegeben werde; es ziemt ſich nicht, daß die Tochter eines ſolchen Mannes einem Affenführer oder Taſchenſpieler preisgegeben werde." — "Allein," ſagte der Kaufmann zu ihm, "ehrwürdiger Geſetzlehrer, bedenket, daß es jetzt meine rechtmäßige Frau iſt; jedes ihrer Haare wiegt tauſend Leben auf, und ich würde mich von ihr nicht trennen, auch wenn ihr mir alle Reiche der Welt geben wolltet."

Endlich kam man doch zu dem Entſchluſſe, die Eheſcheidungsformel auszuſprechen; die Ehe wurde aufgelöſt und man befreite den einen von dem andern.

Der Kaufmann kehrte jetzt zu der Urheberinn des Scherzes zurück. Sie war die Tochter des Aelteſten der Schmiedezunft. Er hielt bei ihrem Vater um ſie an, und heirathete ſie. Sie blieben von nun an beiſammen, und lebten in Wohlſtand, Zufriedenheit und Lebensgenuß, der bis an ihr Ende fortdauerte.

Der Sultan hatte ſich an der gutherzigen Einfalt des Richters und an der Gewandtheit des Mädchens ſehr beluſtigt. „Herr," ſagte Scheheraſade, „wenn Eure Majeſtät mich noch länger leben laſſen wollte, ſo würde ich euch morgen die Geſchichte der Liebſchaften des Aly Ebn Bekar und der Schems el Nihar, der Favoritinn des Chalyfen Harun Arreſchyd erzählen." Der Sultan von Indien genehmigte es, auch noch die Geſchichte anzuhören, und ſtand auf, um ſich in in die Rathsverſammlung zu begeben.

Hundert und fünf und neunzigſte Nacht.

Dinarſade, die nie verſäumte, ihre Schweſter zu wecken, rief ſie dieſe Nacht zur gewöhnlichen Stunde:

„Meine liebe Schweſter,“ ſagte ſie zu ihr, „der Tag wird bald anbrechen; ich bitte dich, uns bis dahin noch eine der anmuthigen Geſchichten zu erzählen, die du weißt.“ „Du brauchſt keine andere zu wählen, als die von der Liebe des Abulhaſſan Aly Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreſchyd.“

„Herr,“ ſagte Scheheraſade, „ich will ſogleich eure Neugier befriedigen.“ Zu gleicher Zeit begann ſie folgendermaßen:

Geſchichte

des Abulhaſſan Aly Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreſchyd.

"Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreſchyd lebte zu Bagdad ein Spezereihändler, Namens Abulhaſſan Ebn Thaher, ein Mann von großem Reichthume, wohlgebildet nnd von ſehr angenehmer Perſönlichkeit. Er hatte mehr Geiſt und Feinheit, als gewöhnlich die Leute ſeines Gewerbes haben; ſeine Rechtlichkeit, ſeine Aufrichtigkeit, und ſeine heitere Laune machten ihn beliebt und gern geſehen bei aller Welt. Der Chalyf, der ſeinen Werth kannte, ſetzte in ihn ein blindes Vertrauen. Er ſchätzte ihn ſo hoch, daß er ihm ganz die Sorge überließ, ſeine Favoritinnen mit allem zu verſehen, deſſen ſie nöthig haben möchten. Er war es alſo, der für ſie die Kleider, das

Hausgeräth und den Schmuck auswählte, und that dieſes mit bewundernswürdigem Geſchmacke.

Seine guten Eigenſchaften und die Gunſt des Chalyfen, zogen die Söhne der Emire und der andern Beamten vom erſten Range in ſein Haus, und dieſes war der Sammelplatz des ganzen Hofadels.

Aber unter den jungen Herren, die ihn täglich beſuchten, war einer, den er höher achtete, als alle die andern, und mit dem er eine beſondere Freundſchaft geſtiftet hatte. Dieſer Herr nannte ſich Abulhaſſan Aly Ebn Bekar, und ſtammte aus einem alten Perſiſchen Königshauſe, welches noch zu Bagdad beſtand, nachdem die Muſelmänner Perſien durch Gewalt der Waffen erobert hatten. Die Natur ſchien ein Vergnügen daran gefunden zu haben, in dieſem Prinzen alle ſeltenen Eigenſchaften des Leibes und des Geiſtes zu vereinigen. Sein Geſicht war von vollendeter Schönheit, ſein Wuchs ſchlank, ſein Anſtand leicht, und ſeine Miene ſo einnehmend, daß man ihn nicht anſehen konnte, ohne ihn ſogleich zu lieben. Wenn er ſprach, ſo geſchah es immer in treffenden und gewählten Ausdrücken, mit anmuthiger und neuer Wendung; ſelbſt der Ton ſeiner Stimme hatte etwas, das Alle bezauberte, die ihn hörten. Dabei hatte er viel Geiſt und Scharfſinn, und dachte und ſprach über alle Dinge mit bewundernswürdiger Angemeſſenheit. Er war ſo zurückhaltend und beſcheiden, daß er nie etwas behauptete, ohne mit aller möglichen Vorſicht den Verdacht abzuwenden, als ob er ſeine Meinung Andern aufdringen wollte. Bei ſolchen Eigenſchaften, wie ich eben an ihm gerühmt habe, darf man ſich nicht wundern, daß Ebn Thaher ihn vor den übrigen jungen Herren des Hofes auszeichnete, die meiſtentheils ſeinen Tugenden entgegengeſetzte Laſter hatten.

Eines Tages, als dieſer Prinz bei Ebn Thaher war, erſchien eine Frau auf einem ſchwarz und weißgefleckten Maulthier, in der Mitte von zehn Sklavinnen, welche ſie zu Fuße begleiteten, und alle ſehr ſchön waren, ſo viel man aus ihrer Haltung und durch den Schleier erkennen konnte, der ihr Geſicht bedeckte. Die Frau trug einen roſenfarbenen vier Finger breiten Gürtel, auf welchem Perlen und Diamanten von außerordentlicher Größe glänzten; und in Anſehung ihrer Schönheit, war leicht zu bemerken, übertraf ſie ihre Frauen ſo weit, als der Vollmond den zweitägigen Neumond. Sie hatte irgend einen Einkauf gemacht, und da ſie mit Ebn Thaher zu ſprechen hatte, ſo trat ſie in ſeinen Laden, der ſauber und geräumig war, und er empfing ſie mit allen Zeichen der tiefſten Ehrerbietung, und bat ſie, ſich zu ſetzen, indem er ihr mit der Hand den Ehrenplatz anwies.

Der Prinz von Perſien, der eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſeine Feinheit und Höflichkeit zu zeigen, nicht wollte vorübergehen laſſen, legte das Kiſſen von Goldſtoff zurecht, welches der Frau zur Lehne dienen ſollte, und zog ſich dann eilig zurück, damit ſie ſich niederſetzen könnte. Hierauf begrüßte er ſie, indem er den Teppich zu ihren Füßen küßte, erhob ſich wieder und blieb am Ende des Sofas vor ihr ſtehen. Da ſie mit Ebn Thaher auf vertrautem Fuße ſtand, ſo nahm ſie ihren Schleier ab, und ließ den Augen des Prinzen von Perſien eine ſo außerordentliche Schönheit entgegen ſtralen, das er davon bis ins Herz getroffen wurde. Die Frau ihrerſeits konnte ſich auch nicht enthalten, den Prinzen zu betrachten, deſſen Anblick auf ſie denſelben Eindruck machte.

"Herr," ſagte ſie zu ihm mit freundlicher Miene, "ich bitte euch, ſetzet euch."

Der Prinz von Perſien gehorchte, und ſetzte ſich auf den Rand des Sofa's. Seine Augen blieben ſtäts auf ſie geheftet, und er verſchlang in langen Zügen das ſüße Gift der Liebe. Denn ihre Schönheit war ſo groß, dß man folgende Verſe eines Dichters auf ſie anwenden konnte:

"Sie iſt die Sonne, und ihr Wohnſitz iſt der Himmel: tröſte alſo dein Herz mit dem beſten Troſte;

Denn zu ihr vermag man nicht hinauf zu ſteigen, und ſie kann nicht zu dir herab."

Sie bemerkte bald, was in ſeiner Seele vorging; und dieſe Entdeckung mußte ſie vollends ſie für ihn entflammen. Sie ſtand auf, näherte ſich Ebn Thaher, und nachdem ſie ihm ganz leiſe die Abſicht ihres Beſuchs geſagt hatte, fragte ſie ihn nach dem Namen und Vaterlande des Prinzen von Perſien. "Herrinn," antwortete ihr Ebn Thaher, "dieſer junge Herr, von dem ihr redet, nennt ſich Abulhaſſan Aly Ebn Bekar, und iſt ein Prinz von königlichem Geblüte."

Die Frau war erfreut, zu vernehmen, daß derjenige, den ſie ſchon ſo leidenſchaftlich liebte, von ſo hohem Stande war. "Ihr wollt ohne Zweifel ſagen," begann ſie wieder, "daß er von den Königen von Perſien abſtammt?" — "Ja, Herrinn," erwiederte Ebn Thaher, "die letzten Könige von Perſien ſind ſeine Ahnen. Seit der Eroberung dieſes Königreichs, haben die Prinzen ſeines Hauſes ſich am Hofe unſerer Chalyfen ſtäts hervorgethan." — "Ihr macht mir ein großes Vergnügen," ſagte ſie darauf, "mich mit dieſem jungen Herrn bekannt zu machen. Sobald ich dieſe Frau ſende," fügte ſie hinzu, indem ſie auf eine ihrer Sklawinnen zeigte, "um euch zu mir zu entbieten, ſo bitte ich euch, ihn mit zu bringen. Ich möchte ihm gern die Pracht meines Hauſes zeigen, damit er rühmen könne, daß bei den vornehmen Leuten zu Bagdad der Geiz nicht herrſchet. Ihr verſteht wohl, was ich ſagen will. Vergeßt es nicht; ſonſt bin ich ſehr böſe auf euch, und komme in meinem Leben nicht wieder hieher."

Ebn Thaher hatte zu viel Scharfſinn, um aus dieſen Worten nicht die Empfindungen der Frau zu erkennen. "Meine Fürſtinn, meine Königinn," erwiederte er, "Gott bewahre mich, euch jemals einen Anlaß zum Zorne gegen mich zu geben. Ich werde es mir ſtäts zum Geſetze machen, eure Befehle zu vollziehen."

Auf dieſe Antwort nahm die Frau Abſchied von Ebn Thaher, indem ſie ihm eine Verneigung mit dem Kopfe machte; und nachdem ſie dem Prinzen von Perſien einen freundlichen Blick zugeworfen hatte, beſtieg ſie wieder ihr Maulthier und ritt weg . . ."

Bei dieſer Stelle ſchwieg die Sultaninn Scheherasade, zum großen Mißvergnügen des Sultans von Indien, welcher aufſtehen mußte, weil der Tag ſchon anbrach.

Sie ſetzte in der folgenden Nacht dieſe Geſchichte fort, und ſagte zu Schachriar:

Hundert und sechs und neunzigſte Nacht.

"Herr, der Prinz von Perſien, ſterblich verliebt in die ſchöne Frau, begleitete ſie mit den Augen, ſo lange er ſie ſehen konnte; und als ſie ſchon längſt ſeinen Blicken entſchwunden war, hielt er dennoch die Augen auf den Weg gerichtet, welchen ſie genommen hatte.

Ebn Thaher machte ihm bemerklich, daß einige Leute ihn beobachteten und anfingen über ſeine Stellung zu lachen. "Ach," ſagte der Prinz zu ihm, "die Leute und ihr würdet Mitleid mit mir haben, wenn ihr wüßtet, daß die ſchöne Frau, die eben von euch gegangen iſt, den beſſeren Theil meiner ſelbſt mit ſich hinweg führt, und daß der übrige Theil nicht davon getrennt zu bleiben ſtrebt! Saget mir, ich beſchwöre euch darum," fügte er hinzu, "wer iſt dieſe Frau, welche die Leute zur Liebe zwingt, ohne ihnen Zeit zur Beſinnung zu laſſen."

"Herr," antwortete ihm Ebn Thaher, "es iſt die berühmte Schemselnihar *), die erſte Favoritinn des Chalyfen, unſers Herrn."

"Mit Recht führt ſie dieſen Namen, unterbrach ihn der Prinz, "denn ſie iſt ſchöner, als die Sonne an einem wolkenloſen Tage." — "Das iſt wahr;" erwiederte Ebn Thahar, "auch liebt ſie der Beherrſcher der Gläubigen ſehr, oder vielmehr, er betet ſie an. Er hat mir ausdrücklich befohlen, ihr alles zu liefern, was ſie von mir fordert, und ſelbſt, ſo viel es mir immer möglich iſt, allen ihren Wünſchen zuvorkommen."

Er ſprach alſo zu ihm, um ihn abzuhalten, ſich in eine Liebe zu verſtricken, welche nur unglücklich ſein konnte: aber dies diente nur dazu, ihn noch mehr zu entflammen. "Es ahnete mir wohl, reizende

Schemselnihar," rief er aus, "daß es mir nicht erlaubt ſein würde, meine Gedanken bis zu euch zu erheben, dennoch fühle ich, obwohl ohne Hoffnung von euch geliebt zu werden, daß es nicht in meiner Gewalt ſteht, aufzuhören euch zu lieben. Ich werde euch alſo ewig lieben, und mein Geſchick ſegnen, der Sklave des ſchönſten Weſens zu ſein, das die Sonne beſcheint."

Während der Prinz von Perſien alſo ſein Herz der ſchönen Schemselnihar weihte, ſann dieſe, indem ſie heimkehrte, auf Mittel und Wege, den Prinzen zu ſehen und ſich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten.

Sie war kaum wieder in ihrem Palaſt angekommen, als ſie zu Ebn Thaher diejenige von ihren Frauen ſandte, die ſie ihm gezeigt und in die ſie ihr ganzes Vertrauen geſetzt hatte, um ihm zu ſagen, daß er ohne Aufſchub mit dem Prinzen von Perſien zu ihr kommen möchte.

Die Sklavinn kam in Ebn Thahers Laden, in dem Augenblicke, als derſelbe noch mit dem Prinzen von Perſien ſprach und ſich bemühte, durch die ſtärkſten Gründe ihm die Liebe zu der Favoritinn des Chalyfen auszureden. Als ſie beide beiſammen ſah, ſagte ſie zu ihnen: "Ihr Herren, meine verehrte Herrinn Schemselnihar, die erſte Favoritinn des Beherrſchers der Gläubigen, bittet euch in ihren Palaſt zu kommen, wo ſie euch erwartet."

Ebn Thaher, um ſeinen ſchleunigen Gehorſam zu bezeigen, ſtand ſogleich auf, und ohne der Sklawinn etwas zu antworten, folgte er ihr, nicht ohne einiges Widerſtreben. Der Prinz dagegen folgte ihr, ohne an die Gefahr zu denken, welche mit dieſem Beſuche verbunden war. Die Gegenwart Ebn Thahers, der freien Zutritt bei der Favoritinn hatte, überhob ihn aller Unruhe. Beide folgten alſo der Sklawinn, die etwas voraus ging, in den Palaſt des Chalyfen, und gelangten mit ihr an die Thüre des kleinen Palaſtes der Schemselnihar, welcher ſchon eröffnet war. Sie führten beide in einen großen Saal, und bat ſie ſich zu ſetzen.

Der Prinz glaubte ſich in einen jener wonnevollen Paläſte verſetzt, welche man uns in jener Welt verheißt. Er hatte noch nichts geſehen, was mit der Pracht des Ortes zu vergleichen war, wo er ſich jetzo befand. Die Fußteppiche, die Lehnkiſſen und der übrige Zubehör des Sofa's, das Zimmergeräthe, die Zieraten der Baukunſt, waren von einer Schönheit und einem Reichthum, die in Erſtaunen ſetzten.

Bald nachdem er ſich mit Ebn Thaher geſetzt hatte, brachte ihnen eine ſehr ſaubere ſchwarze Sklawinn einen mit den erleſenſten Speiſen beſetzten Tiſch, deren köſtlicher Geruch die Feinheit ihrer Zurichtung ankündigte.

Während ſie aßen, verließ die Sklawinn, welche ſie hergeführt hatte, ſie nicht; ſie war ſehr bemüht, ihnen die Gerichte zu empfehlen, welche ſie als die beßten kannte; andere Sklawinnen ſchenkten ihnen gegen das Ende der Mahlzeit trefflichen Wein ein. Als ſie fertig waren, reichte man jedem beſonders ein Becken mit einem goldnen Gefäße voll Waſſer, um ſich die Hände zu waſchen; und hierauf brachte man ihnen ein goldenes Rauchfaß, mit brennendem Aloeholz, womit ſie ſich den Bart und die Kleider durchräucherten. Auch wohlriechende Waſſer wurden nicht vergeſſen: es war in einem goldenen, mit Diamanten und Rubinen beſetzten, eigens dafür beſtimmten Gefäße, und wurde ihnen in beide Hände geſprengt, womit ſie ſich, der Gewohnheit gemäß, den Bart und das Geſicht benetzten.

Sie nahmen nun ihren Platz wieder ein; aber kaum hatten ſie ſich geſetzt, ſo bat die Sklawinn ſie, aufzuſtehen und ihr zu folgen. Sie öffnete ihnen eine Thüre des Saales, darin ſie waren, und ſie traten in einen größeren Saal von bewundernswürdiger Bauart: er hatte eine Kuppel von zierlicher Geſtalt, getragen von hundert Säulen aus ſchönem alabaſterweißem Marmor. Die Knäufe und Füße dieſer Säulen waren mit vergoldetem Bildwerke von vierfüßigen Thieren und Vögeln mannigfaltiger Art geziert. Der Fußteppich dieſes außerordentlichen Saales beſtand aus einem einzigen Stücke Goldſtoff, geſtickt mit Roſenſträußen von rother und weißer Seide, und gewährte, mit der ebenſo mit Arabesken bemahlten Kuppel, einen reizenden Anblick. Zwiſchen jedem Säulenpaare ſtand ein auf dieſelbe Art verzierter kleiner Sofa, nebſt großen Gefäßen von Porzelan, Jaspis, Gagath, Porphyr, Achat, nnd anderen koſtbaren Geſteinen, geſchmückt mit Gold und Juwelen. Die Zwiſchenräume der Säulen waren eben ſo viele große Fenſter mit vorſpringendem, gleich den Sofa's verziertem Geländer, und gaben die Ausſicht auf den reizendſten Garten von der Welt. Seine Gänge bildeten durch kleine Steine von verſchiedenen Farben den Fußteppich des Saales nach, ſo daß, wenn man nach innen und außen blickte, es ſchien, als wenn der Saal und der Garten mit allen ſeinen Reizen auf einem und demſelben Teppiche ſtänden. Der Blick war ringsum, längs der Gänge hin, durch zwei Kanäle mit kriſtallhellem Waſſer begränzt, die im gleichen Kreiſe mit dem runden Saale liefen, und von welchen der eine etwas höhere wie eine ausgebreitete Silberdecke in den unteren herabfiel. Schöne Vaſen von vergoldetem Erze, worin Geſträuche und Blumen ſtanden, waren in gewiſſen Entfernungen aufgeſtellt. Dieſe Gränze durchſchnitten große mit ſchlanken und laubigen Bäumen beſetzte Räume, wo tauſend Vögel ein klangvolles Konzert anſtimmten, und das Auge durch Hin- und Herfliegen ergötzten, ſo wie durch ihre bald unſchuldigen, bald blutigen Kämpfe, welche ſie ſich in der Luft lieferten.

Der Prinz und Ebn Thaher verweilten lange bei der Betrachtung dieſer großen Pracht. Bei jedem Gegenſtande, der ihnen auffiel, brachen ſie in lautes Erſtaunen und Bewunderung aus; beſonders der Prinz von Perſien, der niemals etwas geſehen hatte, das mit dem zu vergleichen war, was er jetzo ſah. Und Ebn Thaher, obwohl er ſchon einigemal dieſen prächtigen Ort betreten hatte, entdeckte darin noch Schönheiten, welche ihm ganz neu erſchienen. Kurz beide wurden nicht müde, ſo viel seltene Gegenſtände zu bewundern, und ſie waren noch angenehm damit beſchäftigt, als ſie eine Geſellſchaft reichgekleideter Frauen erblickten. Sie ſaßen alle draußen, in einiger Entfernung von dem Saale, jede auf einem Stuhl von Indiſchem, mit Silberdraht ausgeziertem Platanenholze, mit einem Muſikinſtrument in der Hand; und ſie erwarteten nur den Befehl, um darauf zu ſpielen.

Sie ſtellten ſich beide an das Geländer, wo man das Geſicht dieſer Sklawinnen ſehen konnte; und indem ſie von hier zur Rechten ſchauten, ſahen ſie einen großen Hof, aus welchem Stufen in den Garten herauf führten, und der von ſehr ſchönen Gemächern umgeben war.

Die Sklawinn hatte ſie verlaſſen, und als ſie ſo allein waren, unterhielten ſie ſich eine Zeitlang. „Ihr als ein kluger Mann,“ ſagte der Prinz von Perſien, „betrachtet ohne Zweifel auch mit großer Zufriedenheit dieſe Zeichen von Größe und Macht. Ich, für mein Theil, glaube, daß es nichts Erſtaunlicheres auf der Welt gibt; aber wenn ich daran denke, daß dieſes die glänzende Wohnung der nur zu liebenswürdigen Schemselnihar, und daß es der erſte Monarch der Erde iſt, welcher ſie hier gefangen hält, ſo geſtehe ich euch, daß ich mich als den unglücklichſten aller Menſchen fühle. Mich dünkt, daß es keine grauſamere Beſtimmung gibt, als die meinige, einen Gegenſtand zu lieben, der in der Gewalt meines Nebenbuhlers iſt, und zwar an einem Orte, wo dieſer Nebenbuhler ſo mächtig iſt, daß ich dieſen Augenblick ſelbſt meines Lebens nicht ſicher bin.“

Scheheraſade erzählte dieſe Nacht nicht weiter, weil ſie den Tag anbrechen ſah. In der folgenden Nacht nahm ſie den Faden wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und ſieben und neunzigſte Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher den Prinzen von Perſien alſo reden hörte, antwortete er ihm: „Herr, wollte Gott, daß ich euch eben ſo gewiſſe Verſicherungen über den glücklichen Erfolg eurer Liebe geben könnte, als über die Sicherheit eures Lebens! Obgleich dieſer prächtige Palaſt dem Chalyfen gehört, der ihn eigens für Schemselnihar hat bauen laſſen, unter dem Namen: Palaſt der ewigen Freuden, als einen Theil ſeines eigenen Palaſtes, nichts deſtoweniger müßt ihr wiſſen, daß dieſe Frau darin in vollkommener Freiheit lebt. Sie iſt nicht von Verſchnittenen umgeben, die über alle ihre Handlungen wachen. Sie hat ihr eigenes Hausgeſinde, worüber ſie unbeſchränkt ſchaltet. Sie geht aus in die Stadt, ohne jemand um Erlaubniß zu fragen; ſie kömmt wieder, wann es ihr beliebt; und niemals beſucht ſie der Chalyf, ohne Mesrur, das Oberhaupt ſeiner Verſchnittenen, vorauszuſenden, ſie davon zu benachrichtigen, um ſich auf ſeinen Empfang vorzubereiten. Alſo dürft ihr ganz ruhig ſein, und alle eure Aufmerkſamkeit auf das Konzert richten, womit, wie ich ſehe, Schemselnihar euch beehren will.“

Indem Ebn Thaher dieſe Rede endigte, ſahe ſie die vertraute Sklawinn der Favoritinn kommen, die den vor ihnen ſitzenden Frauen den Befehl ertheilte, zu ſingen und ihre Inſtrumente zu ſpielen. Sogleich ſpielten alle zuſammen, wie zum Eingange; und nachdem ſie eine Weile ſo geſpielt hatten, fing eine allein an zu ſingen, und begleitete ihre Stimme mit einer Laute, welche ſie bewundernswürdig ſchön ſpielte. Sie ſang mit wohllautender Stimme folgende Verſe:

„O Schönheit, zu welcher die Liebe in meinem Herzen mit jedem Augenblicke wächſt, herrſche über mich, wie dir es beliebt;

Und kühle durch deine Annäherung die Flammen meines Herzens, welches deine Entfernung aufzehrt.

Nimm zum Lohne dahin, was du immer willſt: — doch keinen andern Lohn kann ich dir bieten, als meinen Märtyrer-Tod!“

Da ſie angewieſen war, über welchen Gegenſtand ſie ſingen ſollte, ſo waren ihre Worte ſo übereinſtimmend mit den Empfindungen des Prinzen von Perſien, daß er ſich nicht enthalten konnte, am Ende des Geſanges ſeinen Beifall auszudrücken. „Iſt es möglich,“ rief er aus, „daß ihr die Gabe habt, in die Herzen einzudringen, und daß eure Kunde von dem, was in dem meinen vorgeht, euch veranlaßt habe, uns eure reizende Stimme in dieſem Geſange hören zu laſſen? Ich vermöchte mich ſelber nicht anders auszudrücken.“

Die Sängerinn antwortete nichts auf dieſe Anrede. Sie fuhr fort, und ſang noch folgende Verſe:

„Ich bin von Liebe für ſie entbrannt, ohne je gewußt zu haben, was Liebe iſt.

In meinem Herzen und Buſen wüthet eine Flamme, die mich wahnſinnig macht.

Thränen-vergießen iſt mir zur heiligen Pflicht geworden; und wider meinen Willen zu ſeufzen, kann ich nicht mehr unterlaſſen.“

Der Prinz wurde hiedurch ſo gerührt, daß er die Worte mit Thränen in den Augen wiederholte; was genugſam zu erkennen gab, daß er den Sinn derſelben auf ſich anwendete. Als ſie alle ihre Verſe geſungen hatte, ſtand ſie mit ihren Begleiterinnen auf, und alle zuſammen ſtimmten folgenden Geſang an: „Der Vollmond in all ſeinem Glanze ſteigt jetzt empor, und bald wird man ihn der Sonne ſich nähern ſehen.“

Das bedeutete, daß Schemselnihar nun erſcheinen, und der Prinz von Perſien alsbald das Vergnügen haben würde, ſie zu ſehen.

In der That bemerkten Ebn Thaher und der Prinz von Perſien, indem ſie nach der Seite des Hofes hinblickten, daß die vertraute Sklawinn ſich näherte, in Begleitung von zehn ſchwarzen Frauen, die mit vieler Mühe einen großen, bewundernswürdig gearbeiteten Thron von gediegenem Silber trugen, welchen ſie in einer gewiſſen Entfernung vor ihnen hinſetzen ließ; worauf die ſchwarzen Sklawinnen ſich hinter die Bäume am Anfange eines Ganges zurückzogen.

Demnächſt kamen zwanzig, ſämmtlich ſchöne und ſehr reich und auf gleiche Weiſe gekleidete Frauen, in zwei Reihen daher, jede mit einem Inſtrument, auf welchem ſie ſpielten und dazu ſangen, und ſtellten ſich ſo zu beiden Seiten des Thrones.

Alle dieſe Dinge feſſelten die Aufmerkſamkeit des

Prinzen von Perſien und Ebn Thaher's um ſo mehr, als beide begierig waren, zu ſehen, womit ſie beſchließen würden.

Endlich ſahen ſie an derſelben Thüre, aus welcher die zehn ſchwarzen Weiber mit dem ſilbernen Throne, und die folgenden zwanzig Sängerinnen gekommen waren, zehn andere gleich ſchöne und reich gekleidete Frauen erſcheinen, welche einige Augenblicke dort ſtille ſtanden. Sie erwarteten ihre Herrinn, die endlich erſchien und in ihre Mitte trat . . . . "

Der Tag, welcher ſchon das Gemach Schachriars zu erhellen begann, legte Scheheraſade'n Stillſchweigen auf. In der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Hundert und acht und neunzigſte Nacht.

„Schemselnihar trat alſo in die Mitte der zehn Frauen, die ſie an der Thür erwartet hatten. Sie war leicht unter ihnen zu erkennen, ſowohl durch ihren Wuchs und ihre majeſtätiſche Haltung, als durch eine Art Mantel von einem ſehr leichten himmelblauen mit Gold durchwirkten Stoffe; ſie trug dieſen auf den Schultern befeſtigt, über ihrem Kleide, welches das ſauberſte, geſchmackvollſte und prächtigſte war, das man ſich nur denken kann. Die Perlen, Diamanten und

Rubinen, welche ihr zum Schmucke dienten, waren nicht in Ueberladung ausgeſtreuet: alles war nur in kleiner Anzahl da, aber auserleſen und von unſchätzbarem Werthe. Sie trat mit einer Majeſtät daher, wie die Sonne in ihrem Laufe mitten durch das Gewölk, welches ihren Glanz aufnimmt, ohne ihn zu verhüllen, und ſetzte ſich auf den ſilbernen Thron, der für ſie hergebracht war.

Sobald der Prinz von Perſien Schemſelnihar erblickte, hatte er nur Augen für ſie. „Man erkundigt ſich nicht mehr nach dem, das man ſucht., ſobald man es erblickt,“ ſprach er zu Ebn Thaher; „und aller Zweifel ſchwindet, ſobald die Wahrheit ſich offenbart. Seht ihr dieſe bezaubernde Schönheit? Sie iſt die Urſache meiner Leiden; Leiden, die ich ſegne, und nicht aufhören werde zu ſegnen, wie hart und wie langwierig ſie auch ſein mögen! Bei dieſem Anblicke bin ich meiner ſelbſt nicht mehr mächtig; meine Seele geräth in Unruhe, und Empörung, und ich fühle, daß ſie mich verlaſſen will. So gehe denn hin, o meine Seele, ich erlaube es dir! Aber thue es zum Wohle und zur Erhaltung dieſes gebrechlichen Leibes. Ihr ſeid es, grauſamer Ebn Thaher, der dieſe Verwirrung veranlaßt hat: ihr wähntet mir ein großes Vergnügen zu machen, indem ihr mich hieher führtet; und ich ſehe, daß ich zur Vollendung meines Verderbens her gekommen bin. — Verzeihet mir,“ fuhr er fort, indem er ſich wieder faßte, „ich täuſche mich, gern bin ich her gekommen, und ich habe nur mich anzuklagen.“ Bei dieſen Worten zerfloß er in Thränen.

„Es freut mich,“ ſagte Ebn Thaher darauf, „daß ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laßt. Als ich euch ſagte, daß Schemselnihar die Favoritinn des Chalyfen wäre, that ich es ausdrücklich deshalb, um dieſer unſeligen Leidenſchaft zuvorzukommen, welche ihr mit Wohlgefallen in eurem Herzen nähret. Alles, was ihr hier ſehet, muß euch davon abwenden, und ihr dürft nur noch den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben, für die Ehre, welche Schemselnihar euch erweiſet, indem ſie mir befahl, euch mit mir zu bringen. Rufet alſo eure verwirrte Vernunft zurück, und ſetzet euch in den Stand, vor ihr zu erſcheinen, wie der Wohlſtand es erfordert. Sehet, da kömmt ſie. Wäre es nicht ſchon ſo weit gediehen, ſo würde ich andere Maaßregeln nehmen; weil aber die Sache nun einmal geſchehen iſt, ſo bitte ich Gott, daß es uns nicht gereuen möge. — Was ich euch noch einzuſchärfen habe,“ fuhr er fort, „iſt, daß die Liebe eine Verrätherinn iſt, und euch in einen Abgrund ſtürzen kann, aus welchem ihr euch nie wieder befreiet.“

Ebn Thaher hatte nicht Zeit, noch mehr zu ſagen, weil Schemselnihar heran kam. Sie ſetzte ſich auf ihren Thron, und grüßte ſie beide durch eine Neigung des Hauptes. Aber ihre Augen verweilten auf dem

Prinzen von Perſien, und beide unterredeten ſich mit einander in einer ſtummen, mit Seufzern untermiſchten Sprache, durch welche ſie ſich in wenigen Augenblicken mehr faßten, als ſie in langer Zeit durch Worte vermocht hätten. Je länger Schemselnihar den Prinzen anſah, je mehr beſtärkten ihre Blicke ſie in dem Gedanken, daß er gegen ſie nicht gleichgültig wäre; und ſchon überzeugt von der Gegenliebe des Prinzen, fühlte ſie ſich die glücklichſte Perſon auf der Welt. Sie wandte endlich ihre Augen von ihm, und befahl den Frauen, die zuerſt geſungen hatten, ſich zu nähern. Dieſe ſtanden auf, und während ſie herantraten, kamen die ſchwarzen Weiber aus dem Baumgange wieder hervor, trugen ihnen die Stühle nach, und ſtellten ſie nahe an das vorſpringende Fenſter des Saales, wo Ebn Thaher und der Prinz von Perſien ſaßen, dergeſtalt, daß die Stühle mit dem Throne der Favoritinn und den Frauen zu ihren Seiten, einen Halbkreis vor ihnen bildeten.

Als die Frauen, welche zuvor auf den Stühlen ſaßen, auf einen Wink Schemselnihars, alle ihren Platz wieder eingenommen hatten, wählte ihre reizende Herrinn eine von ihnen aus, zu ſingen. Nachdem dieſe Frau ihre Laute geſtimmt hatte, ſang ſie folgendes Lied:

»Zwei Liebende, die wahrhaft ſich lieben, hägen gränzenloſe Zärtlichkeit für einander; Ihre Herzen in zwei getrennten Leibern, ſind jedoch nur eins; und wenn ein Hinderniß ſich ihrem Verlangen entgegenſtellt, ſo könnten ſie mit Thränen im Auge ſich ſagen:" Wenn wir uns lieben, weil wir uns liebenswürdig finden, darf man uns deshalb ſchelten? Man ſchelte vielmehr das Schickſal."

Schemselnihar deutete durch ihre Blicke und Gebärden dieſe Worte ſo ſichtlich auf ſich und den Prinzen von Perſien, daß dieſer ſich nicht länger halten konnte. Er ſtand halb auf, lehnte ſich über die Fenſterbrüſtung hinaus, und bat eine von den nächſten Geſpielinnen der Frau, die eben geſungen hatte, heran, und ſagte zu ihr: "höret auf mich, und erzeiget mir die Gefälligkeit, mit eurer Laute den Geſang zu begleiten, den ich anſtimmen werde." Und nun ſang er ein Lied, deſſen zärtliche und leidenſchaftliche Worte vollkommen die Heftigkeit ſeiner Liebe ausdrückten.

Sobald er geendigt hatte, folgte Schemselnihar ſeinem Beiſpiele, und ſagte zu einer ihrer Frauen: „Höre auf mich, und begleite meine Stimme." Zu gleicher Zeit ſang ſie ein Lied, welches das Herz des Prinzen nur noch mehr in Flammen ſetzte; und dieſer antwortete ihr wieder durch einen Geſang, der noch leidenſchaftlicher war, als der zuerſt geſungene.

Als die beiden Liebenden alſo durch ihre Geſänge ihre wechſelſeitige Zärtlichkeit erklärt hatten, vermochte Schemselnihar nicht länger der Gewalt der ihrigen zu widerſtehen. Ganz außer ſich erhob ſie ſich von ihrem Throne, und näherte ſich der Thüre des Saales. Der Prinz, ihre Abſicht verſtehend, erhob ſich auch ſogleich und eilte ihr entgegen. Beide begegneten ſich unter der Thüre, wo ſie einander die Hände entgegenſtreckten, und ſich mit ſolcher Inbrunſt umarmten, daß ſie ohnmächtig wurden. Sie wären umgeſunken, wenn die Frauen, welche Schemselnihar gefolgt waren, es nicht verhindert hätten; dieſe hielten ſie aufrecht, und trugen ſie auf ein Sofa, wo ſie ſie wieder zu ſich brachten, indem ſie ihnen wohlriechendes Waſſer ins Geſicht ſpritzten und ſie mehrere andere Wohlgerüche einziehen ließen.

Als beide wieder zur Beſinnung gekommen waren, war das erſte, was Schemselnihar that, daß ſie nach allen Seiten um ſich blickte; und als ſie Ebn Thaher nicht ſah, fragte ſie haſtig, wo er wäre. Ebn Thaher hatte ſich aus Ehrerbietigkeit entfernt, während die Frauen um ihre Gebieterinn beſchäftigt waren, und fürchtete mit Recht üble Folgen von dem, was er eben geſehen hatte. Sobald er hörte, daß Schemselnihar nach ihm fragte, näherte er ſich, und trat vor ſie hin, . . .“

Bei dieſer Stelle hörte die Sultaninn Scheherasade auf zu erzählen, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Hundert und neun und neunzigſte Nacht.

„Schemſelnihar war erfreut, Ebn Thaher zu ſehen, und bezeugte ihm ihre Freude in folgenden verbindlichen Worten:“ Ebn Thaher, ich weiß nicht, wie ich für die unendlichen Verpflichtungen, welche ich gegen euch habe, meine Erkenntlichkeit bezeigen ſoll. Ohne euch hätte ich den Prinzen von Perſien nie kennen gelernt und das Liebenswürdigſte, das es auf der Welt gibt, nie geliebt. Seid indeß überzeugt, daß ich nicht undankbar ſterben werde, ſondern daß meine Erkenntlichkeit, wo möglich, dem Dienſt entſprechen ſoll, den ich euch verdanke.“

Ebn Thaher antwortete auf dieſe höfliche Anrede nur durch eine tiefe Verbeugung, und wünſchte Schemſelnihar die Erfüllung aller ihrer Wünſche.

Schemſelnihar wandte ſich nun zu dem Prinzen von Perſien, der neben ihr ſaß, und indem ſie ihn mit einer Art von Verwirrung über das zwiſchen ihnen Vorgefallene anblickte, ſprach ſie zu ihm: „Mein Theurer, ich bin verſichert, daß ihr mich liebt; und mit welcher Glut ihr mich auch liebt, ihr könnt nicht zweifeln, daß meine Liebe eben ſo heftig ſei, als die eure. Aber verhehlen wir es uns nicht: wie ſehr auch eure Gefühle mit den meinen übereinſtimmen, ſo ſehe ich doch auch für euch wie für mich nichts als Sorgen, Sehnſucht und tödtliches Weh. Es gibt kein anderes Mittel gegen unſere Leiden, als uns immerdar zu lieben, uns in den Willen des Himmels zu ergeben, und zu erwarten, was er über uns verhängt.“ — „Herrinn,“ antwortete ihr der Prinz von Perſien, „ihr würdet mir das größte Unrecht von der Welt thun, wenn ihr nur einen Augenblick an der Dauer meiner Liebe zweifeltet: ſie iſt mit meiner Seele dergeſtalt vereinigt, daß ſie den beſſeren Theil derſelben ausmacht, und daß ich ſie ſelbſt nach meinem Tode noch bewahren werde. Leiden, Qualen, Martern, nichts vermag mich zu hindern, euch zu lieben.“ Indem er dieſe Worte ausſprach, floſſen ſeine Augen von Thränen über; und Schemselnihar konnte die ihrigen nicht zurückhalten.

Ebn Thaher nahm dieſe Zeit wahr, zu reden: „Herrinn,“ ſagte er zu ihr, „erlaubt mir, euch zu erinnern, daß ihr, anſtatt in Thränen zu zerfließen, lieber euch freuen ſolltet, euch ſo vereint zu ſehen. Ich begreife nicht euren Schmerz. Wie wird es erſt ſein, wenn die Nothwendigkeit euch zwingt, euch zu trennen? Wir ſind ſchon lange hier; und ihr wiſſt, Herrinn, daß es Zeit iſt, uns zurückzuziehen.“ — „Ach, wie grauſam ihr ſeid!“ erwiederte Schemselnihar. „Ihr, der die Urſache meiner Thränen kennt, ſolltet ihr nicht Mitleid mit dem unglücklichen Zuſtande haben, worin ihr mich ſehet? Traurige Nothwendigkeit! Was habe ich denn verbrochen, um dem grauſamen Geſetz unterworfen zu ſein, welches euch verhindert, mich deſſen zu erfreuen, das ich einzig liebe?“

Da ſie überzeugt war, daß Ebn Thaher nur aus Freundſchaft zu ihr geſprochen, ſo nahm ſie ihm nicht übel, was er zu ihr geſagt hatte, vielmehr benutzte ſie es. In der That gab ſie der vertrauten Sklavinn einen Wink, und dieſe ging ſogleich hinaus, und brachte bald darauf einen kleinen ſilbernen mit Früchten beſetzten Tiſch, welchen ſie zwiſchen ihre Gebieterinn und den Prinzen von Perſien hinſtellte. Schemselnihar wählte das beſte darunter aus, reichte es dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe davon zu eſſen. Er nahm es, und brachte die Stelle an ſeinen Mund, welche ſie berührt hatte. Er reichte ſeinerſeits einige Früchte an Schemselnihar, die ſie auch nahm und auf dieſelbe Weiſe aß. Sie vergaß auch nicht Ebn Thaher einzuladen mit ihnen zu eſſen; dieſer aber, der ſich an einem Orte ſah, wo er ſich nicht in Sicherheit glaubte, wäre lieber zu Hauſe geweſen, und aß nur aus Gefälligkeit mit. Nachdem abgetragen war, brachte man ein ſilbernes Becken mit Waſſer in einem goldenen Gefäße, und ſie wuſchen ſich ſämmtlich die Hände. Hierauf nahmen ſie ihre Plätze wieder ein, und drei von den zehn Frauen brachten jede eine Schale von Bergkriſtall voll köſtlichen Weines, auf einer goldenen Unterſchale, und ſetzten ſie vor Schemselnihar, den Prinzen von Perſien und Ebn Thaher hin.

Um mehr allein zu ſein, behielt Schemſelnihar nur die zehn ſchwarzen Frauen, die ſingen und ſpielen konnten, bei ſich; und nachdem ſie alle übrigen weggeſchickt hatte, nahm ſie eine der Trinkſchalen, und dieſelbe in der Hand haltend, ſang ſie folgende zärtliche Worte, welche eine der Frauen mit ihrer Laute begleitete:

»Mein Leben gebe ich preis für denjenigen, der meinen Gruß ſo freundlich erwiederte; er hat meine Luſt zur Liebe wieder erneuert, nachdem ich ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatte.

So oft er erſcheinet, ſo verräth bei mir die Sehnſucht meine Geheimniſſe, und offenbaret dem, der mich darum beneidet, was in meinem Innerſten vorgeht.

Er weinet vor Neid, ich vor Liebesfreude. Jeder, der es ſiehet, ſollte glauben, wir weinen beide vor Liebe zu ihm.«

Als ſie dieß geſungen hatte, trank ſie, hierauf nahm ſie eine der beiden andern Schalen, reichte ſie dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe zu trinken. Er nahm ſie mit freudigem Entzücken der Liebe; aber bevor er trank, ſang er auch folgendes Lied, welches eine andere der Frauen mit ihrem Saitenſpiele begleitete:

»Es fließen meine Thränen, ſie gleichen meinem Weine und vermiſchen ſich mit ihm: wer hat je, wie ich, das Auge zum Becher gehabt?

Und wahrlich, ich weiß nicht, ob Wein aus meinen Augen quillt, oder ob ich von meinen Thränen trinke.«

Und indem er ſo ſang, floſſen ſeine Augen von Thränen über.

Schemselnihar reichte endlich die dritte Schale an Ebn Thaher, der ihr für ihre Güte und die ihm erwieſene Ehre höflich dankte; und eine andere Sklavinn nahm die Laute, und ſang für ihn folgende Verſe:

"Die Thränen verdrängen einander auf ſeinen Wangen, wegen des Liebesbrandes, der in ſeiner Bruſt wüthet.

Er weint in der Geliebten Nähe, aus Furcht vor ihrer Entfernung. Ferne und nahe ſtrömen die Thränen gleich ſtark."

Hierauf nahm Schemselnihar einer ihrer Frauen die Laute aus der Hand, und begleitete ſie mit ihrer Stimme auf eine ſo leidenſchaftliche Weiſe, daß ſie ganz außer ſich ſchien; und der Prinz von Perſien, mit feſt auf ſie gehefteten Augen, ſaß unbeweglich, als wenn er verzaubert wäre.

Mittlerweile trat die vertraute Sklavinn ganz verſtört herein, und ſagte zu ihrer Herrinn: "Gnädige Frau, Mesrur und zwei andere Hofbediente, in Begleitung mehrerer Verſchnittenen, ſind an der Thüre, und verlangen im Namen des Chalyfen mit euch zu ſprechen." Als der Prinz von Perſien und Ebn Thaher dieſe Worte vernahmen, veränderten ſie die Farbe, und fingen an zu zittern, als wenn ihr Untergang ſchon gewiß wäre. Aber Schemselnihar, die es bemerkte, beruhigte ſie durch einen Seufzer . . . "

Das anbrechende Tageslicht nöthigte Scheheraſaden, hier ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie nahm ſie in der folgenden Nacht wieder auf:

Zwei hundertſte Nacht.

Nachdem Schemselnihar den Prinzen von Perſien und Ebn Thaher beruhigt hatte, trug ſie ihrer vertrauten Sklavinn auf, hinzugehen, und Mesrur und die beiden andern Hofbedienten des Chalyfen ſo lange zu unterhalten, bis ſie ſelber ſich in den Stand geſetzt hätte, ſie zu empfangen, und ihr ſagen ließe, ſie herein zu führen.

Sogleich befahl ſie, alle Fenſter des Saales zu ſchließen, und die gemalten Vorhänge auf der Gartenſeite niederzulaſſen. Und nachdem ſie den Prinzen und Ebn Thaher verſichert hatte, daß ſie ohne Furcht dort bleiben könnten, ging ſie aus der Thüre, die nach dem Garten führte, und ſchloß ſie hinter ſich zu. Aber wie ſehr ſie ihnen auch ihre Sicherheit verbürgte, ſo empfanden beide gleichwohl die lebhafteſte Unruhe, während der ganzen Zeit, daß ſie allein waren.

Sobald Schemselnihar mit ihrem Gefolge im Garten war, ließ ſie die Stühle, auf welchem die Frauen nahe am Fenſter vor dem Prinzen von Perſien und Ebn Thaher geſeſſen und geſpielt hatten, wieder wegtragen; und als ſie alles angeordnet ſah, wie ſie verlangte, ſetzte ſie ſich auf ihren ſilbernen Thron. Hierauf ließ ſie der vertrauten Sklavinn befehlen, das Oberhaupt der Verſchnittenen und die beiden Unterbeamten hereinzuführen.

Dieſe erſchienen in Begleitung von zwanzig ſchwarzen Verſchnittenen, alle reich gekleidet, den Säbel an der Seite, mit einem vier Finger breiten goldenen Gürtel. Sobald ſie in der Ferne die Favoritinn erblickten, machten ſie ihr eine tiefe Ehrenbezeigung, welche ſie auf ihrem Throne erwiederte. Als ſie näher kamen, ſtand ſie auf, und ging Mesrur, der an der Spitze war, entgegen. Sie fragte ihn, was er Neues brächte; er antwortete ihr: "Gebieterinn, der Beherrſcher der Gläubigen, der mich zu euch ſendet, hat mir aufgetragen, euch zu bezeugen, daß er nicht länger ohne euren Anblick leben kann. Er hat die Abſicht, euch dieſe Nacht zu beſuchen; ich komme, euch davon zu benachrichtigen, damit ihr euch auf ſeinen Empfang vorbereitet. Er hofft, Herrinn, daß ihr ihn mit eben ſo viel Vergnügen ſehet, als er voll Ungeduld iſt, bei euch zu ſein."

Auf dieſe Anrede Mesrurs warf Schemſelnihar ſich zur Erde, um ihre Ergebung in den Befehl des Chalyſen zu bezeigen. Als ſie wieder aufgeſtanden war, ſagte ſie zu ihm: "Ich bitte euch, dem Beherrſcher der Gläubigen zu ſagen, daß ich es mir immer zum Ruhme ſchätzen werde, die Befehle Seiner Majeſtät zu vollziehen, und daß ſeine Sklawinn ſich beſtreben wird, ihn mit aller ihm gebürenden Ehrfurcht zu empfangen.“

Zu gleicher Zeit befahl ſie ihrer vertrauten Sklawinn, den Palaſt durch die zu ſolchem Dienſte beſtellten ſchwarzen Sklawinnen zum Empfange des Chalyfen in den Stand ſetzen zu laſſen. Hierauf entließ ſie das Oberhaupt der Verſchnittenen mit folgenden Worten: „Ihr ſehet, daß einige Zeit erfordert wird, um alles vorzubereiten. Macht alſo, ich bitte euch recht ſehr, daß er ſich ein wenig gedulde, damit er bei ſeiner Ankunft uns nicht in der Unordnung finde.“

Als das Oberhaupt der Verſchnittenen und ſein Gefolge ſich entfernt hatten, kehrte Schemſelnihar in den Saal zurück, äußerſt betrübt, daß ſie ſich genöthigt ſah, den Prinzen von Perſien früher zu entlaſſen, als ſie erwartet hatte. Sie nahte ſich ihm wieder, mit Thränen in den Augen; was noch den Schreck Ebn Thahers vermehrte, der daraus eine üble Vorbedeutung zog.

„Herrinn,“ ſagte der Prinz zu ihr, „ich ſehe wohl, ihr kommt, mir anzukündigen, daß wir uns trennen müſſen. Wenn ich nur nichts Schlimmeres zu befürchten habe, ſo hoffe ich, daß der Himmel mir die Geduld verleihen wird, deren ich bedarf, um eure Abweſenheit zu ertragen.“ — „Ach, mein liebes Herz, meine liebe Seele,“ unterbrach ihn die überzärtliche Schemselnihar, „wie glücklich ſeid ihr, und wie unglücklich fühle ich mich, wenn ich euer Loos mit meinem traurigen Schickſale vergleiche! Ihr werdet ohne Zweifel leiden, wenn ihr mich nicht ſehet; aber das wird all eure Pein ſein, und ihr könnt euch mit der Hoffnung tröſten, mich wiederzuſehen. Ich dagegen, gerechter Himmel, auf welche harte Probe werde ich geſtellt! Ich werde nicht nur des Anblicks deſſen, das ich einzig liebe, beraubt, ſondern muß auch noch den eines Gegenſtandes ertragen, den ihr mir verhaßt gemacht habt! Wird die Ankunft des Chalyſen mir nicht eure Entfernung ins Gedächtniß zurück rufen? Und wie könnte ich, mit eurem Bilde beſchäftigt, dieſem Fürſten die Freude zeigen, welche er bisher in meinen Augen bemerkte, ſo oft er mich zu beſuchen kam? Mein Geiſt wird zerſtreut ſein, indem ich mit ihm ſpreche; und die geringſten Gefälligkeiten, die ich ſeiner Liebe gewähre, werden eben ſo viel Dolchſtiche ſein, die mir das Herz durchbohren. Wie können ſeine Schmeicheleien und Liebkoſungen mir noch gefallen? Sehet, Prinz, welchen Quaalen ich ausgeſetzt bin, ſobald ich ich euch nicht mehr ſehe!“ Die

Thränen, welche ihr hierauf entfloſſen, und die Seufzer verhinderten ſie, noch mehr zu ſagen. Der Prinz von Perſien wollte ihr antworten; aber er hatte nicht die Kraft dazu: ſein eigener Schmerz, und der, welchen ſeine Geliebte ihn ſehen ließ, hatten ihm die Sprache benommen.

Ebn Thaher, der nur darauf bedacht war, aus dem Palaſte zu kommen, war genöthigt, beide zu tröſten, indem er ſie zur Geduld ermahnte. Aber die vertraute Sklawinn trat herein, und unterbrach ihn: „Gebieterinn,“ ſagte ſie zu Schemſelnihar, „es iſt keine Zeit zu verlieren: Die Verſchnittenen kommen ſchon an, und ihr wiſſt, der Chalyf erſcheint bald darnach.“ — „O Himmel, wie grauſam iſt dieſe Trennung!“ rief die Favoritinn aus. „Eile dich,“ ſagte ſie dann zu ihrer Vertrauten, und führe dieſe beiden in die Gallerie, die auf der einen Seite nach dem Garten, und auf der andern nach dem Tigris ſieht, und wenn die Nacht ihre tiefſte Dunkelheit über die Erde verbreitet, ſo entlaß ſie aus der Hinterthüre, damit ſie ſicher heimkommen.

Mit dieſen Worten umarmte ſie zärtlich den Prinzen von Perſien, ohne ihm ein einziges Wort ſagen zu können, und ging dem Chalyfen entgegen, in einer Verwirrung die man ſich leicht denken kann.

Unterdeſſen führte die vertraute Sklawinn den

Prinzen und Ebn Thaher in die Gallerie, die Schemſeinihar ihr bezeichnet hatte; hier ließ ſie beide allein, ſchloß die Thüre hinter ihnen zu, und entfernte ſich, nachdem ſie ſie nochmals verſichert hatte, daß ſie nichts zu fürchten hätten, und daß ſie kommen und ſie herauslaſſen würde, wenn es Zeit wäre. . . .»

Aber, Herr, »ſagte Scheheraſade bei dieſer Stelle, »der Tag, den ich anbrechen ſehe, legt mir Stillſchweigen auf.« Damit ſchwieg ſie; und in der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf und fuhr fort:

Zwei hundert und eine Nacht.

»Herr, als die vertraute Sklawinn der Schemſelnihar ſich entfernt hatte, vergaßen der Prinz von Perſien und Ebn Thaher ihre Verſicherung, daß ſie nichts zu fürchten hätten. Sie unterſuchten die ganze Gallerie, und wurden von äußerſter Furcht ergriffen, als ſie keinen Ausweg ſahen, durch welchen ſie entſchlüpfen konnten, wenn es etwa dem Chalyfen oder einigen ſeiner Leute einfiele, dorthin zu kommen.

Ein heller Schein, den ſie plötzlich von der Gartenſeite durch die Gitter-Fenſter erblickten, veranlaßte ſie, näher zu treten, um zu ſehen, woher er käme. Er entſtand von hundert weißen Wachsfackeln, welche eben ſo viel junge ſchwarze Verſchnittene in der Hand trugen. Dieſen Jünglingen folgten mehr als hundert ältere Verſchnittene, ſämmtlich von der Frauenwache im Palaſte des Chalyfen, und eben ſo gekleidet und mit einem Säbel bewaffnet, wie diejenigen, von denen ich ſchon erzählt habe. Hinter ihnen ging der Chalyf zwiſchen Mesrur, ihrem Oberhaupte; zu ſeiner Rechten, und Waſſif, ihrem zweiten Befehlshaber, zu ſeiner Linken.

Schemſelnihar erwartete den Chalyfen am Anfange eines Baumganges, in Begleitung von zwanzig Frauen, ſämmtlich von auffallender Schönheit und geſchmückt mit Halsbändern und Ohrgehängen von großen Diamanten, ſo wie ihr ganzer Kopf mit andern kleineren Diamanten bedeckt war. Sie ſangen im Schall ihrer Inſtrumente, und machten ein herrliches Konzert. Sobald Schemſelnihar den Fürſten erblickte, näherte ſie ſich ihm und warf ſich zu ſeinen Füßen. Aber indem ſie dieſe Gebärde machte, ſagte ſie bei ſich ſelber: „Ach, Prinz von Perſien, wenn eure betrübten Augen Zeugen ſind von dem, was ich thue, ſo ermeſſet die Härte meines Schickſals! Ja, vor euch wollte ich mich gern alſo demüthigen: mein Herz würde kein Widerſtreben dabei empfinden.“

Der Chalyf war ſehr erfreut, Schemſelnihar zu ſehen: „Stehet auf, Herrin,“ ſagte er zu ihr, und tretet näher. „Ich mache mir ſelber Vorwürfe, daß ich mich ſo lange des Vergnügens, euch zu ſehen, beraubt habe.“ Mit dieſen Worten faßte er ſie bei der Hand; und indem er ihr ohne Aufhören verbindliche Sachen ſagte, ging er hin und ſetzte ſich auf den ſilbernen Thron, welchen Schemselnihar für ihn hatte bringen laſſen. Sie ſelber ſetzte ſich auf einen Stuhl vor ihm, und die zwanzig Frauen, auf ihren Stühlen ſchloſſen einen Kreis um ſie, während die jungen Verſchnittenen mit den Fackeln ſich in gewiſſer Entfernung von einander im Garten zerſtreuten, damit der Chalyf deſto bequemer der Friſche des Abends genießen könnte.

Als der Chalyf ſich geſetzt hatte, ſchaute er um ſich her, und ſah mit großer Zufriedenheit den Garten von unzähligen Lichtern erleuchtet, außer den Fackeln der jungen Verſchnittenen. Er bemerkte aber, daß der Saal verſchloſſen war; er verwunderte ſich darüber und fragte nach der Urſache. Es war abſichtlich geſchehen, um ihn zu überraſchen. Denn kaum hatte er davon geſprochen, ſo öffneten die Fenſter ſich alle auf einmal, und er ſah den Saal von innen und von außen ſo glänzend und geſchmackvoll erleuchtet, als er es noch nie geſehen hatte.

„Reizende Schemselnihar,“ rief er bei dieſem Schauſpiele aus, „ich verſtehe euch. Ihr wolltet mir zu erkennen geben, daß es eben ſo ſchöne Nächte gibt, als die ſchönſten Tage. Nach dem, was ich hier ſehe, kann ich es nicht läugnen.“

Aber wir kommen wieder zu dem Prinzen von Perſien und Ebn Thaher, die wir in der Gallerie gelaſſen haben. Ebn Thaher konnte nicht genug alles bewundern, was ſeinen Blicken ſich darbot. "Ich bin nicht mehr jung," ſagte er, "und ich habe manche große Feſte in meinem Leben geſehen: aber ich glaube nicht, daß man noch etwas ſo Erſtaunliches ſehen kann, und das von ſo viel Größe zeuget. Alles, was man uns von bezauberten Schlöſſern erzählt, iſt nicht mit dem wunderbaren Schauſpiele zu vergleichen, welches wir hier vor Augen haben. Welcher Reichthum, und zugleich welche Pracht!"

Der Prinz von Perſien blieb ungerührt von allen dieſen glänzenden Erſcheinungen, welche Ebn Thaher ſo viel Vergnügen machten. Er hatte nur Augen für Schemselnihar, und die Gegenwart des Chalyfen verſenkte ihn in eine unbeſchreibliche Traurigkeit. "Theurer Ebn Thaher," ſagte er, "wollte Gott, daß mein Geiſt leicht genug wäre, um, wie ihr, nur bei dem zu verweilen, was meine Bewunderung erregen muß! Aber, ach! ich bin in einem ganz anderen Zuſtande. Alle dieſe Gegenſtände dienen nur dazu, meine Qual zu vermehren. Kann ich den Chalyfen bei derjenigen ſehen, die ich liebe, ohne vor Verzweiflung zu ſterben? Ach, daß mir eine ſo zärtliche Liebe, wie die meine, durch einen ſo mächtigen Nebenbuhler getrübt werden muß? O Himmel, wie ſeltſam und grauſam iſt mein Schickſal! Vor einem Augenblick noch war ich der glücklichſte Liebende von der Welt, und jetzo fühle ich mein Herz von einem Stoße verwundet, der mir den Tod gibt. Ich kann nicht länger widerſtehen, mein theurer Ebn Thaher, meine Geduld iſt am Ende; mein Schmerz überwältigt mich, und mein Muth erliegt." Indem er dieſe letzten Worte ausſprach, ſah er im Garten etwas vorgehen, das ihn unterbrach und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Der Chalyf hatte einer der Frauen in ſeiner Nähe befohlen, zu ihrer Laute zu ſingen, und ſie hob ihren Geſang an. Die Worte, welche ſie ſang, waren ſehr leidenſchaftlich; und der Chalyf, in der Meinung, daß ſie dieſelben auf Befehl Schemselnihars ſänge, die ihm oft ähnliche Zärtlichkeitsbezeigungen gegeben hatte, legte ſie zu ſeinen Gunſten aus. Das war aber diesmal nicht Schemselnihars Abſicht. Sie bezog ſie auf ihren geliebten Aly Ebn Bekar, und ſie wurde durch den Anblick eines Gegenſtandes, deſſen Gegenwart ſie nicht länger aushalten konnte, von einem ſo heftigen Schmerz durchdrungen, daß ſie in Ohnmacht fiel. Sie ſank zurück auf ihrem Stuhle, der keine Armlehnen hatte, und ſie würde herunter gefallen ſein, wenn nicht einige ihrer Treuen ihr ſchleunig beigeſprungen wären. Sie hoben ſie auf, und trugen ſie in den Saal. Ebn Thaher, in der Gallerie, erſchrack über dieſen Vorfall, und drehte den Kopf nach dem Prinzen, aber anſtatt ihn an das Gitter gelehnt zu ſehen, um hindurch zu ſchauen, wie er, ſah er ihn zu ſeinem größten Erſtaunen bewegungslos zu ſeinen Füßen hingeſtreckt liegen. Er erkannte darin die Stärke der Liebe, von welcher dieſer Prinz für Schemſelnihar ergriffen war; und er bewunderte dieſe ſeltſame Wirkung der Sympathie, die ihn aber, wegen des Ortes, wo ſie ſich befanden, in tödtliche Angſt verſetzte. Er that unterdeſſen, was er vermochte, um den Prinzen wieder zu ſich ſelber zu bringen; aber alles war vergeblich. Noch war Ebn Thaher in dieſer Verlegenheit, als die Thüre der Gallerie ſich öffnete, und Schemſelnihars Vertraute außer Athem und wie eine Perſon, die nicht mehr wußte wo ſie war, hereintrat. "Kommet ſchleunig," rief ſie ihnen zu, "daß ich euch hinauslaſſe. Alles iſt hier in Verwirrung, und ich fürchte, dieß hier iſt unſer letzter Tag." — "Ja, wie ſollen wir denn von hier wegkommen?" antwortete Ebn Thaher mit einem Tone, der ſeine ganze Traurigkeit ausdrückte. "Ich bitte euch, tretet näher, und ſehet, in welchem Zuſtande der Prinz von Perſien ſich befindet." Als die Sklawinn ihn ohnmächtig ſah, lief ſie, ohne die Zeit mit Reden zu verlieren, nach Waſſer, und kam in wenig Augenblicken wieder zurück.

Endlich erholte ſich der Prinz von Perſien wieder, nachdem man ihm Waſſer ins Geſicht geſpritzt hatte. „Prinz,“ ſagte nun Ebn Thaher zu ihm, „wir laufen Gefahr, beide umzukommen, ihr und ich, wenn wir noch länger hier verweilen; raffet euch alſo zuſammen, und laßt uns ſchleunigſt entfliehen.“

Der Prinz war ſo ſchwach, daß er nicht allein aufſtehen konnte. Ebn Thaher und die Vertraute halfen ihm auf, faßten ihn unter beiden Armen, und gingen ſo mit ihm bis zu einer kleinen eiſernen Thüre, die nach dem Tigris führte. Sie gingen hinaus, bis an das Ufer eines kleinen Kanals, der mit dem Fluſſe in Verbindung ſtand. Die Vertraute klatſchte mit den Händen, und ſogleich erſchien ein kleines Boot, und nahte ſich ihnen mit einem einzigen Ruderer. Aly Ebn Bekar und ſein Gefährte ſtiegen ein, und die vertraute Sklavinn blieb am Ufer des Kanals.

Sobald der Prinz ſich in dem Boote niedergeſetzt hatte, ſtreckte er die eine Hand nach dem Palaſt hin, legte die andere auf ſein Herz, und rief mit ſchwacher Stimme aus:

„Zum Abſchiede ſtrecke ich meine ſchwache Hand aus, und decke die andere auf den Brand, der in meinem Herzen wüthet.

Möchte doch dieſer Beſuch nicht der letzte bei dir geweſen, und dieſer Abſchied nicht der letzte von dir ſein!

Theures Kleinod meiner Seele, nimm mein Gelübde von dieſer Hand, während ich dich mit der andern verſichere, daß mein Herz immerdar die Glut bewahren wird, von welcher es für dich entbrannt iſt! . . .“

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheherasade, daß es ſchon Tag war. Sie ſchwieg alſo, und in der nächſten Nacht begann ſie wieder folgendermaßen:

Zweihundert und zweite Nacht.

„Unterdeſſen ruderte der Bootsmann aus aller Macht, und die vertraute Sklawinn Schemselnihars begleitete den Prinzen von Perſien und Ebn Thaher, indem ſie am Ufer des Kanals hin ging, bis ſie den Tigris-Strom erreichten. Hier konnte ſie nicht weiter mit gehen, nahm Abſchied von ihnen, und kehrte zurück.

Der Prinz von Perſien war noch immer in großer Niedergeſchlagenheit. Ebn Thaher tröſtete ihn, und ſprach ihm Muth ein. „Bedenket,“ ſagte er zu ihm, „daß, wenn wir ans Land ſteigen, wir noch einen weiten Weg bis zu meinem Hauſe zu machen haben; denn ich finde es nicht rathſam, euch in dieſer Stunde und in ſolchem Zuſtande nach eurer Wohnung zu führen, die weit entfernter iſt, als die meine; wir würden ſelbſt Gefahr laufen, der Wache in die Hände zu fallen.“

Sie ſtiegen endlich aus dem Boote; aber der Prinz war ſo kraftlos, daß er nicht gehen konnte. In dieſer großen Verlegenheit erinnerte ſich Ebn Thaher, daß er einen Freund in der Nachbarſchaft hatte, und ſchleppte den Prinzen mit vieler Mühe bis dahin. Der Freund empfing ſie mit großer Freude; und nachdem er ſie zum Sitzen genöthigt hatte, fragte er ſie, woher ſie ſo ſpät noch kämen. Ebn Thaher antwortete ihm: "Ich vernahm dieſen Abend, daß ein Mann, der mir eine anſehnliche Summe Geldes ſchuldig iſt, die Abſicht hätte, eine weite Reiſe anzutreten; ich verlor alſo keine Zeit, und ging, ihn aufzuſuchen; unterwegens begegnete ich dieſem jungen Herrn, den ihr hier ſehet, und dem ich tauſend Verpflichtungen habe; da er meinen Schuldner kennt, hatte er die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Wir haben viel Mühe gehabt, unſern Mann zur Vernunft zu bringen; endlich ſind wir jedoch zum Ziele gelangt: und das iſt die Urſache, daß wir erſt ſehr ſpät von ihm gegangen ſind. Auf dem Rückwege, einige Schritte von hier, fühlte dieſer Herr, dem ich alle mögliche Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſich plötzlich von einer Uebelkeit befallen; weshalb ich mir die Freiheit nahm, an eure Thüre zu klopfen. Ich ſchmeichelte mir, daß ihr uns wohl die Gefälligkeit erzeigen würdet, uns für dieſe Nacht ein Obdach zu geben."

Der Freund Ebn Thahers begnügte ſich mit dieſem Mährchen, hieß ſie willkommen, und erbot dem Prinzen von Perſien, den er nicht kannte, allen Beiſtand, den er nur verlangte. Aber Ebn Thaher nahm für den Prinzen das Wort, und ſagte, ſein Uebel wäre von ſolcher Art, daß er nur Ruhe nöthig hätte. Der Freund ſah wohl, daß beide ſich zur Ruhe zu begeben wünſchten: er führte ſie alſo in ein Gemach, und ließ ihnen Freiheit, ſich niederzulegen.

Wenn der Prinz von Perſien auch ſchlief, ſo war es doch ein unruhiger Schlummer, voll ängſtlicher Träume, welche ihm Schemselnihar ohnmächtig zu den Füßen des Chalyfen vorſtellten, und ihn in ſeiner Betrübniß erhielten. Ebn Thaher, voll Ungeduld, wieder zu Hauſe zu ſein, weil er nicht zweifelte, daß die Seinigen daheim in tödtlicher Unruhe ſein würden (denn es war noch nie vorgekommen, daß er außer dem Hauſe geſchlafen hätte), ſtand ſehr früh auf, und ging heim, nachdem er von ſeinem Freunde Abſchied genommen hatte, der auch mit Tagesanbruch aufgeſtanden war, um ſein Gebet zu verrichten.

Endlich kam er mit dem Prinzen von Perſien nach Hauſe; und das erſte, was dieſer that, nachdem er zu dem Gange alle ſeine Kräfte angeſtrengt hatte, war, ſich auf ein Sofa zu werfen, ſo ermüdet, als wenn er eine lange Reiſe gemacht hätte. Da er nicht im Stande war, ſich nach ſeinem Hauſe zu begeben, ließ Ebn Thaher ihm ein Zimmer bereiten; und damit man ſeinetwegen nicht in Sorgen wäre, ließ er ſeinen Leuten den Zuſtand und Aufenthalt des Prinzen melden. Er bat dieſen unterdeſſen, ſich zu beruhigen, in ſeinem Hauſe zu befehlen und über alle Dinge nach Gefallen zu ſchalten. »Ich nehme gern eure freundlichen Erbietungen an,« antwortete der Prinz, »aber es muß euch durchaus nicht beſchwerlich fallen, ich bitte euch, zu thun, als wenn ich gar nicht hier wäre. Ich würde nicht einen Augenblick bleiben, wenn ich wüßte, daß meine Gegenwart euch im geringſten hinderlich wäre.«

Sobald Ebn Thaher einen Augenblick Zeit hatte, ſich zu beſinnen, erzählte er den Seinigen alles, was in Schemſelnihars Palaſt vorgegangen war, und am Ende ſeiner Erzählung dankte er Gott, daß er ihn aus einer ſo großen Gefahr befreit hatte.

Die vornehmſten Hausbedienten des Prinzen von Perſien kamen nach Ebn Thahers Hauſe, ſeine Befehle zu empfangen; und bald beſuchten ihn dort auch mehrere ſeiner Freunde, welche ſie von ſeiner Unpäßlichkeit benachrichtigt hatten. Sie blieben alle den größten Theil des Tages bei ihm; und wenn ihre Unterhaltung auch die traurigen Vorſtellungen, welche ſeine Krankheit verurſachten, nicht vertilgen konnten, ſo gewährten ſie ihm wenigſtens doch einige Zerſtreuung. Gegen Abend wollte er von Ebn Thaher Abſchied nehmen; aber dieſer treue Freund ſah ihn noch in ſolcher Kraftloſigkeit, daß er ihn nöthigte, den folgenden Tag abzuwarten. Und um zu ſeiner Erheiterung beizutragen, gab er ihm am Abend ein Konzert von Geſang und Saitenſpiel.

Aber dies diente nur dazu, dem Prinzen das Konzert von geſtern Abend ins Gedächtniß zurückzurufen, und erneute ſeine Leiden, anſtatt ſie zu ſtillen, ſo daß am folgenden Tage ſein Uebel ſich verſchlimmert zu haben ſchien.

Jetzo widerſetzte ſich Ebn Thaher nicht länger dem Willen des Prinzen, in ſein Haus zurückzukehren. Er beſorgte es ſelbſt, ihn dahin tragen zu laſſen, und begleitete ihn. Und als er ſich mit ihm in ſeinem Zimmer allein ſah, ſtellte er ihm nochmals vor, wie rathſam es wäre, durch einen edelmüthigen Zwang eine Leidenſchaft zu beſiegen, die weder für ihn, noch für Schemselnihar ein glückliches Ende nehmen könnte. »Ach, theurer Ebn Thaher,« rief der Prinz aus, »wie leicht iſt es euch, dieſen Rath zu geben; aber wie ſchwer iſt es mir, ihn zu befolgen! Ich erkenne ſeine ganze Wichtigkeit, ohne ihn jedoch benutzen zu können. Ich habe es ſchon geſagt: ich werde meine Liebe zu Schemselnihar mit mir ins Grab nehmen.« Als Ebn Thaher ſah, daß er bei dem Prinzen nichts ausrichten konnte, nahm er Abſchied von ihm, und wollte ſich entfernen . . . «

Scheheraſade ſah bei dieſer Stelle den Tag anbrechen, und ſchwieg ſtill. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung alſo wieder auf:

Zwei hundert und dritte Nacht.

Der Prinz von Perſien hielt ihn zurück. „Edler Freund,“ ſagte er zu ihm, „wenn ich euch erklärt habe, daß es nicht in meiner Gewalt ſteht, euren weiſen Rath zu befolgen, ſo bitte ich euch, es mir jedoch nicht zum Verbrechen zu machen, und mir deshalb eure Freundſchaft nicht zu entziehen. Ihr könntet mir keinen größeren Beweis derſelben geben, als mich von dem Schickſale meiner geliebten Schemselnihar zu unterrichten, wenn ihr etwas davon vernehmet. Die Ungewißheit, worin ich ihrentwegen bin, die tödtlichen Beſorgniſſe, welche ihre Ohnmacht mir erregt, erhalten mich in der Muthloſigkeit, die ihr mir vorwerft.“ — „Herr,“ antwortete ihm Ebn Thaher, ihr dürft hoffen, daß ihre Ohnmacht keine üble Folgen gehabt hat, und daß ihre Vertraute unverzüglich kommen wird, mich zu benachrichtigen, wie alles zugegangen iſt. Und ſobald ich es weiß, werde ich nicht ſäumen, es euch mitzutheilen.

Ebn Thaher ließ den Prinzen in dieſer Hoffnung, und kehrte nach ſeiner Wohnung zurück, wo er den ganzen übrigen Tag die Vertraute der Schemselnihar vergeblich erwartete. Er ſah ſie ſogar auch den folgenden Tag nicht. Seine Unruhe über den Geſundheitszuſtand des Prinzen von Perſien erlaubte ihm nicht länger, von ihm entfernt zu bleiben. Er ging zu ihm, um ihn zur Geduld zu ermahnen. Er fand ihn im Bette, noch eben ſo krank, als zuvor, und umgeben von Freunden und einigen Aerzten, die alle Mittel ihrer Kunſt anwandten, um die Urſache ſeiner Krankheit zu entdecken. Sobald er Ebn Thaher erblickte, ſah er ihn lächelnd an, ſowohl aus Freude über ſeine Ankunft, als um ihm zu erkennen zu geben, wie ſehr ſeine Aerzte, die den Grund ſeiner Krankheit nicht errathen konnten, ſich in ihren Beobachtungen täuſchten.

Die Freunde und Aerzte entfernten ſich, einer nach dem andern, ſo daß Ebn Thaher mit dem Kranken allein blieb. Er näherte ſich ſeinem Bette, und fragte ihn, wie er ſich befände, ſeitdem er ihn nicht geſehen hätte. „Ich muß euch ſagen,“ antwortete der Prinz, „daß meine Liebe, die fortwährend ſtärker wird, und die Ungewißheit über das Schickſal der liebenswürdigen Schemselnihar mein Uebel mit jedem Augenblicke vermehren, und mich in einen Zuſtand verſetzen, der meine Verwandten und meine Freunde bekümmert, und meine Aerzte, die es nicht begreifen können, irre macht. Ihr könnt nicht glauben,“ fügte er hinzu, wie ſehr die Zudringlichkeit ſo vieler Leute mich beläſtigt, und die ich doch mit Ehren nicht fortjagen kann. Ihr ſeid der einzige, deſſen Geſellſchaft mich erquickt: aber nun verhehlet mir auch nichts, ich beſchwöre euch darum. Welche Neuigkeiten bringt ihr mir von meiner Vielgeliebten? Habt ihr ihre Vertraute geſehen? Was hat ſie euch geſagt?“

Ebn Thaher antwortete, daß er ſie nicht geſehen hätte, und er hatte nicht ſobald dieſe traurige Nachricht dem Prinzen mitgetheilt, als dieſem die Thränen in die Augen traten, und er folgende Verſe ausſprach:

„Ich verbarg die Liebe, bis ſie mich ſchmerzte, und ſie den höchſten Grad erreichte; da leider offenbarten die Thränen, was ich verheimlichte.

Als aber dieſelben mein Geheimniß kund gemacht hatten, wollte ich fliehen: ja nur in der Flucht wäre Heil geweſen.

Wohl verkünden die Thränen die Liebe, die mich quält: aber was ich in mir verberge, iſt dennoch weit mehr.“

Mehr konnte er nicht ſagen, ſo ſehr war das Herz ihm beklommen. „Prinz,“ fuhr darauf Ebn Thaher fort, “erlaubet mir, euch zu bemerken, daß ihr zu erfinderiſch ſeid, euch ſelber zu quälen. Um Gottes willen, trocknet eure Thränen: einer von euren Leuten könnte dieſen Augenblick hereintreten, und ihr wiſſt, wie ſorgfältig ihr eure Empfindungen verbergen müßt.“ Was aber dieſer verſtändige Freund auch ſagen mochte, es war dem Prinzen nicht möglich, ſeine Thränen zurückzuhalten.

„Weiſer Ebn Thaher,“ rief er aus, als er wieder zum Gebrauch der Sprache gekommen war,“ ich kann wohl meine Zunge verhindern, das Geheimniß meines Herzens zu entdecken: aber ich habe keine Gewalt über meine Thränen in einem Augenblicke, wo ich ſo große Urſache habe, für Schemſelnihar zu fürchten. Wenn dieſer anbetungswürdige und einzige Gegenſtand meiner Wünſche nicht mehr auf der Welt iſt, ſo werde ich ihn keinen Augenblick überleben.“ — „Verbannet einen ſo traurigen Gedanken,“ erwiederte Ebn Thaher: „Schemſelnihar lebt noch, ihr dürft nicht daran zweifeln. Wenn ſie euch keine Nachricht von ſich gegeben hat, ſo hat ſie nur keine Gelegenheit dazu finden können; und ich hoffe, dieſer Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß ihr etwas von ihr erfahret.“ Er fügte noch andere tröſtliche Worte hinzu, und entfernte ſich dann.

Kaum war Ebn Thaher wieder in ſeinem Hauſe, als die Vertraute des Chalyfen ankam. Ihre traurige Miene war ihm eine üble Vorbedeutung. Er fragte ſie nach ihrer Gebieterinn. „Saget mir zuvor von euch,“ antwortete ihm die Vertraute; „denn ich bin in großer Angſt geweſen, euch mit dem Prinzen von Perſien in dem Zuſtande, worin er ſich befand, abfahren zu ſehen.“

Ebn Thaher erzählte ihr, was ſie wiſſen wollte, und als er geendigt hatte, nahm die Sklawinn das

Wort, und ſagte zu ihm: „Wenn der Prinz von Perſien für meine Gebieterinn gelitten hat, und noch leidet, ſo hat ſie nicht weniger Leid, als er. Nachdem ich euch verlaſſen hatte,“ fuhr ſie fort, „kehrte ich in den Saal zurück, wo Schemſelnihar noch immer in Ohnmacht lag, wie ſehr man ſich auch bemühet hatte, ihr zu Hülfe zu kommen. Der Chalyf ſaß bei ihr, mit allen Zeichen eines wahrhaften Schmerzes; er fragte alle Frauen, und inſonderheit mich, ob wir keine Kenntniß von der Urſache ihres Uebels hätten; wir aber bewahrten das Geheimniß, und ſagten ihm ganz etwas anderes, als das, was uns nicht unbekannt war. Wir waren indeſſen alle in Thränen, ſie ſo lange leiden zu ſehen, und thaten alles, was wir erdenken konnten, ihr zu helfen. Es war wohl ſchon Mitternacht, als ſie endlich wieder zu ſich kam. Der Chalyf, der die Geduld gehabt hatte, dieſen Augenblick abzuwarten, bezeigte große Freude darüber, und fragte Schemſelnihar, woher ihr dieſes Uebel zugeſtoßen ſein möchte. Sobald ſie ſeine Stimme hörte, ſtrengte ſie ſich an, und richtete ſich auf; und nachdem ſie ihm die Füße geküßt hatte, ehe er ſie daran verhindern konnte, ſprach ſie: „Herr, ich muß den Himmel anklagen, daß er mir nicht die Gnade gewährt hat, zu den Füßen Euer Majeſtät zu ſterben, um dadurch auszudrücken, in welchem Grade ich von eurer Güte durchdrungen bin.“ — „Ich bin überzeugt, daß ihr mich liebt,“ ſagte der Chalyf zu ihr; „aber ich befehle euch, aus Liebe zu mir, für eure Erhaltung zu ſorgen. Ihr habt heute vermuthlich irgend eine Unregelmäßigkeit begangen, welche euch dieſe Unpäßlichkeit zugezogen hat; nehmet euch in Acht, ich bitte euch, und enthaltet euch dergleichen ein andermal. Es freut mich, euch wieder in einem beſſeren Zuſtande zu ſehen, und ich rathe euch, die Nacht hier zu bleiben, anſtatt in euer Zimmer zurückzukehren, ich fürchte, daß die Bewegung euch ſchädlich ſein möchte.“ Nach dieſen Worten befahl er, ein wenig Wein zu bringen, welchen er ihr zur Stärkung eingab. Hierauf nahm er Abſchied von ihr, und begab ſich wieder nach ſeinem Palaſt.

Sobald der Chalyf ſich entfernt hatte, gab meine Gebieterinn mir einen Wink, und ich näherte mich. Voll Unruhe fragte ſie mich nach euch. Ich verſicherte ſie, daß ihr ſchon längſt nicht mehr in dem Palaſte wäret, und beruhigte ſie von dieſer Seite. Ich hütete mich wohl, von der Ohnmacht des Prinzen von Perſien etwas zu ſagen, aus Furcht, ſie wieder in denſelben Zuſtand zu ſtürzen, aus welchen unſere Bemühungen ſie mit ſo viel Mühe gezogen hatten. Ich begnügte mich, ihr die von dem Prinzen ausgeſprochenen Verſe zu wiederholen; worauf ſie eine Sklawinn mit Namen Lehaſuluſchak [10] zu ſich rief, und ihr befahl, folgendes Lied mit ihr zu ſingen:

„So wahr ich lebe, das Leben hat keinen Reiz für mich, getrennt von dir. Ach, warum iſt es mir nicht vergönnt zu wiſſen, wie dein Zuſtand iſt in der Entfernung von mir.

Wohl geziemt es mir als Pflicht, Blut zu weinen, daß ich dein entbehren muß, da du Thränen vergoſſen haſt, daß du mein entbehren mußteſt."

Meine Vorſicht war vergeblich, wie ihr ſogleich hören werdet. "Prinz," rief ſie jetzt aus, "ich entſage von nun an jedem Vergnügen, ſo lange ich deines Anblicks beraubt bin. Wenn ich dein Herz recht erkannt habe, ſo folge ich nur deinem Beiſpiele. Du wirſt nicht aufhören, Thränen zu vergießen, bis du mich wiedergefunden haſt; und es gebürt ſich, daß ich weine und traure, bis du meinen Wünſchen wiedergeſchenkt biſt."

Mit dieſen Worten, welche ſie mit aller Heftigkeit ihrer Leidenſchaft ausſprach, ſank ſie abermals ohnmächtig in meine Arme . . . ."

Bei dieſer Stelle ſah Scheheraſade den Tag anbrechen, und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Zweihundert und vierte Nacht.

"Die Vertraute Schemſelnihars fuhr fort, Ebn Thaher alles zu erzählen, was mit ihrer Gebieterinn ſeit ihrer erſten Ohnmacht vorgegangen war:

»Wir, meine Genoſſen und ich, waren abermals lange beſchäftigt, ſie wieder zu ſich zu bringen. Als ſie ſich endlich wieder erholte, ſagte ich zu ihr: »Gebieterinn, ſeid ihr denn entſchloſſen, euch zu tödten, und uns alle mit euch ſterben zu laſſen? Ich flehe euch, im Namen des Prinzen von Perſien, für welchen ihr zu leben wünſchen müßt, für eure Erhaltung zu ſorgen. Um Gottes willen, laſſet euch bewegen, und thut, was ihr euch ſelber, der Liebe des Prinzen und unſerer Anhänglichkeit an euch ſchuldig ſeid.« — »Ich bin euch ſehr dankbar,« erwiederte ſie, »für eure Sorgfalt, euren Eifer und guten Rath: aber ach! kann er mir nützen? Wir dürfen uns mit keiner Hoffnung ſchmeicheln, und nur im Grabe müſſen wir das Ende unſerer Leiden erwarten.«

Eine meiner Gefährtinnen, mit Namen Zululmaghur[11], wollte ſie von dieſen traurigen Gedanken ablenken, indem ſie zu ihrer Laute folgendes Lied ſang:

»»Man ſagte mir: »vielleicht verſchafft die Geduld dir Beruhigung.« Allein wie iſt Geduld möglich, wenn man von ihm getrennt iſt?

Nur immer feſter hat ſich das Bündniß zwiſchen ihm und mir geknüpft, ſeitdem mir alle Hoffnung ſchwand, als ich ihn zum letztenmale küßte.«

Aber Schemſelnihar gebot ihr zu ſchweigen, und ſammt allen übrigen hinauszugehen. Mich allein behielt ſie für die Nacht bei ſich. Welche Nacht, o Himmel! Sie brachte ſie in Thränen und Seufzern zu; und unaufhörlich nannte ſie den Namen des Prinzen von Perſien, und beklagte ſich über ihr Schickſal, das ſie dem Chalyfen beſtimmt hätte, den ſie nicht lieben könne, und nicht dem, den ſie bis in den Tod liebte.

Am folgenden Morgen brachte ich ſie aus dem Saale, wo ſie nicht ihre Bequemlichkeit hatte, in ihr Gemach. Hier war ſie nicht kaum angelangt, als alle Aerzte des Hofes, auf Befehl des Chalyfen, ſie zu beſuchen kamen; und dieſer Fürſt ſelber blieb nicht lange aus. Die Mittel, welche die Aerzte Schemselnihar verordneten, thaten um ſo weniger Wirkung, als ihnen die Urſache ihrer Krankheit verborgen war; und der Zwang, welchen die Gegenwart des Chalyfen ihr auflegte, vermehrte dieſelbe nur. Sie hat gleichwohl dieſe Nacht ein wenig geruhet; und ſobald ſie aufgewacht iſt, hat ſie mir aufgetragen, zu euch zu gehen, um mich nach dem Prinzen von Perſien zu erkundigen.“

„Ich habe euch ſchon von dem Zuſtande unterrichtet, worin er ſich befindet,“ ſagte Ebn Thaher zu ihr; „drum kehret zu eurer Gebieterinn zurück, und verſichert ſie, daß der Prinz von Perſien mit derſelben Sehnſucht Nachricht von ihr erwartet, als ſie von ihm. Ermahnet ſie vor allem, ſich zu mäßigen und ſich zu überwinden, damit ihr in Gegenwart des Chalyfen nicht ein Wort entſchlüpfe, welches uns mit ihr zu Grunde richten könnte.“ — „Was mich betrifft,“ erwiederte die

Vertraute, „ſo fürchte ich alles von ihrer Leidenſchaft. Ich habe mir die Freiheit genommen, ihr zu ſagen, wie ich darüber denke; und ich bin überzeugt, ſie wird es nicht übel nehmen, daß ich nochmals von eurentwegen mit ihr davon rede.“

Ebn Thaher, der eben erſt von dem Prinzen von Perſien gekommen, war es nicht gelegen, ſogleich wieder dahin zurückzukehren, weil er wichtige Geſchäfte zu beſorgen hatte, welche ihn bei ſeiner Heimkehr erwarteten; erſt gegen Abend ging er hin.

Der Prinz war allein, und befand ſich nicht beſſer, als am Morgen. "Ebn Thaher," rief er ihm entgegen, als er ihn kommen ſah, „ihr habt ohne Zweifel viele Freunde, aber dieſe kennen gewiß nicht euern Werth, ſo wie ihr ihn mir zu erkennen gebt, durch euren Eifer, eure Sorgfalt, und die Mühe, die ihr anwendet, wenn es darauf ankömmt, einen Dienſt zu leiſten. Ich bin beſchämt über alles, was ihr mit ſo viel Hingebung für mich thut, und ich weiß nicht, wie ich es euch vergelten kann.“ — „Prinz,“ antwortete ihm Ebn Thaher, „ich bitte euch, reden wir nicht weiter davon: ich bin bereit, nicht nur allein eins meiner Augen hinzugeben, um euch eins der eurigen zu erhalten, ſondern ſelbſt mein Leben für das eurige aufzuopfern. Davon iſt aber jetzo nicht die Rede. Ich komme, euch zu ſagen, daß Schemselnihar ihre Vertraute zu mir geſchickt hat, um Nachricht von auch zu holen, und zugleich von ihr zu bringen. Ihr zwar wohl denken, daß ich ihr nichts geſagt habe, als aus das Uebermaaß eurer Liebe zu ihrer Gebieterinn und die Standhaftigkeit, mit welcher ihr ſie liebt, beſtätigt.“ Ebn Thaher machte ihm hierauf einen genauen und umſtändlichen Bericht von allem, was die vertraute Sklawinn ihm geſagt hatte. Der Prinz hörte ihn an, mit allen den abwechſelnden Bewegungen der Furcht, der Eiferſucht, der Zärtlichkeit und des Mitleidens, welche ſeine Erzählung ihm einflößte, indem er über jeden Umſtand, den er vernahm, alle die betrübenden oder tröſtenden Betrachtungen anſtellte, deren ein ſo leidenſchaftlich Liebender, wie er, nur fähig iſt.

Ihr Geſpräch verzog ſich bis tief in der Nacht, ſo daß der Prinz von Perſien Ebn Thaher nöthigte, bei ihm zu bleiben.

Am folgenden Morgen, als dieſer treue Freund nach Hauſe ging, ſah er eine Frau auf ſich zukommen, welche er für die Vertraute Schemselnihars erkannte. Als ſie ihn erreicht hatte, ſagte ſie zu ihm: „Meine Gebieterinn grüßt euch, und läßt euch bitten, dem Prinzen von Perſien dieſen Brief zuzuſtellen:“ Der treue Ebn Thaher nahm den Brief, und kehrte zu dem Prinzen zurück, in Begleitung der vertrauten Sklawinn . . . .“

Scheheraſade hörte bei dieſer Stelle auf zu reden, weil ſie den Tag anbrechen ſah. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zwei hundert und fünfte Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher mit der Vertrauten der Schemselnihar in das Haus des Prinzen von Perſien trat, bat er ſie, einen Augenblick im Vorzimmer zu bleiben und ihn zu erwarten. Sobald der Prinz ihn erblickte, fragte er ihn mit Ungeduld, welche Neuigkeit er ihm brächte. „Die beſte, die ihr hören könnt,“ antwortete ihm Ebn Thaher: „ihr werdet eben ſo zärtlich geliebt, als ihr liebt. Schemselnihars Vertraute iſt in eurem Vorzimmer; ſie bringt euch einen Brief von ihrer Gebieterinn, und erwartet nur euern Befehl, um einzutreten.“ — „Laßt ſie ſogleich herein!“ rief der Prinz voll Entzücken aus. Und indem er dies ſagte, richtete er ſich im Bette auf, um ſie zu empfangen.

Da die Leute des Prinzen, ſobald ſie Ebn Thaher kommen ſahen, aus dem Zimmer gegangen waren, um ihn mit ihrem Herren allein zu laſſen, ſo ging Ebn Thaher ſelber hin, die Thüre zu öffnen, und ließ die Vertraute eintreten. Der Prinz erkannte ſie, und empfing ſie auf eine ſehr freundliche Weiſe. „Herr,“

ſagte ſie zu ihm, „ich weiß alle die Leiden, die ihr erduldet habt, ſeitdem ich die Ehre hatte, euch zu dem Boote zu führen, welches euch zur Rückfahrt erwartete; aber ich hoffte, daß der Brief, welchen ich euch bringe, zu eurer Geneſung beitragen wird.“ Mit dieſen Worten überreichte ſie ihm den Brief. Er nahm ihn, und nachdem er ihn nochmals geküßt hatte, öffnete er ihn, und las folgende Worte:

Brief:

von Schemselnihar an den Prinzen von Persien Aly Ebn Bekar.

"Die Ueberbringerinn dieſes Briefes wird euch beſſer von mir Nachricht geben, als ich ſelber; denn ich kenne mich nicht mehr, ſeitdem ich euch nicht mehr ſehe. Eurer Gegenwart beraubt, ſuche ich mich zu täuſchen, indem ich mich durch dieſe übelgeſchriebenen Zeilen mit euch unterhalte, mit demſelben Vergnügen, als wenn ich das Glück hätte, mit euch zu reden.

Man ſagt, die Geduld ſei ein Mittel gegen alle Leiden: gleichwohl verſchärft ſie die meinen nur, anſtatt ſie zu lindern. Ob ſchon euer Bild tief in mein Herz gegraben iſt, ſo begehren meine Augen doch unaufhörlich das Urbild davon zu ſehen; und ſie werden all ihren Glanz verlieren, wenn ſie noch lange deſſelben beraubt ſein müſſen. Darf ich mir ſchmeicheln, daß die euren dieſelbe Sehnſucht haben mich zu ſehen? Ja, ich darf es: ſie haben es mir durch zärtliche Blicke genugſam zu erkennen gegeben. Wie glücklich würde Schemselnihar, und wie glücklich würdet ihr, Prinz, ſein, wenn meinen mit den euren übereinſtimmenden Wünſchen nicht unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege ſtänden! Dieſe Hinderniſſe betrüben mich um ſo lebhafter, als auch euch ſie betrüben.

Dieſe Empfindungen, die meine Hand nachzeichnet, und die ich mit unglaublichem Vergnügen in Worten ausdrücke, indem ich ſie oft wiederhole, ſtrömen aus dem tiefſten Grunde meines Herzens, und aus der unheilbaren Wunde, die ihr darin gemacht habt; eine Wunde, die ich tauſendmal ſegne, ungeachtet des tödtlichen Wehes, welches eure Abweſenheit mir verurſacht. Ich würde alles für nichts achten, was ſich unſerer Liebe entgegenſtellt, wenn es mir nur vergönnt wäre, euch manchmal ungeſtört zu ſehen: ſo lange würde ich euch doch beſitzen; und was könnte ich mehr wünſchen?

Wähnet nicht, daß meine Worte mehr ſagen, als ich denke. Ach! welcher Ausdrücke ich mich auch bedienen mag, ich fühle gleichwohl, daß ich noch mehr denke, als ich euch ſage. Meine Augen, die ſtäts wachen und unaufhörlich Thränen vergießen, bis ſie euch wiederſehen; mein betrübtes Herz, das nur nach euch allein verlangt; die Seufzer, die mir immer entſchlüpfen, ſo oft ich an euch denke, das heißt, jeden Augenblick; meine Einbildungskraft, die mir keinen andern Gegenſtand mehr vorſtellt, als meinen geliebten Prinzen; meine Klagen zum Himmel, über die Härte meines Schickſals; endlich, meine Traurigkeit, meine Unruhe, meine Qualen, die nicht nachlaſſen, ſeit ich euren Anblick verloren habe: alles dieſes iſt Bürge deſſen, was ich euch ſchreibe.

Bin ich nicht recht unglücklich, geboren zu ſein, zu lieben, ohne Hoffnung mich des Geliebten zu erfreuen? Dieſer troſtloſe Gedanke drückt mich ſo darnieder, daß ich ſterben würde, wenn ich nicht wüßte, daß ihr mich liebt. Aber ein ſo ſüßer Troſt beſchwichtigt meine Verzweiflung und feſſelt mich an das Leben. Schreibet mir doch, daß ihr mich immerdar liebt; ich werde euren Brief wie ein Kleinod bewahren; ich werde ihn des Tages tauſendmal leſen; ich werde meine Leiden mit weniger Ungeduld tragen. Ich wünſche, daß der Himmel aufhöre, gegen uns zu zürnen, und uns Gelegenheit finden laſſe, uns ohne Zwang zu ſagen, daß wir uns lieben, und daß wir nie aufhören werden, uns zu lieben. Lebet wohl; ich grüße Ebn Thaher, dem wir beide ſo viel Verpflichtungen haben.«

Zwei hundert und ſechſte Nacht.

Der Prinz von Perſien begnügte ſich nicht, dieſen Brief Einmal zu leſen; ihn däuchte, daß er ihn mit zu wenig Aufmerkſamkeit geleſen hätte. Er las ihn nochmals langſamer; und während des Leſens, ſtieß er bald klägliche Seufzer aus, bald vergoß er Thränen, und bald brach er in Entzückungen der Freude und der Zärtlichkeit aus, je nachdem er von dem, was er las, angeregt wurde. Kurz, er ward nicht müde mit den Augen dieſe Züge einer ſo geliebten Hand zu durchlaufen; und er war im Begriff, ſie zum drittenmale zu leſen, als Ebn Thaher ihm vorſtellte, daß die Vertraute keine Zeit zu verlieren hätte, und daß er daran denken müßte, zu antworten.

„Ach,“ rief der Prinz aus, „wie ſoll ich auf einen ſo hinreißenden Brief antworten? In welchen Worten ſoll ich, in der Verwirrung, worin ich bin, mich ausdrücken? Mein Geiſt iſt von tauſend quaalvollen Gedanken beſtürmt, und meine Empfindungen verſchwinden in dem Augenblicke wo ſie entſtehen, um neuen Platz zu machen. Während mein Leib noch die Eindrücke meiner Seele nachzittert, wie konnte ich da das Papier halten, und dem Kalam [12] führen, um Buchſtaben zu zeichnen?“

Indem er alſo ſprach, zog er aus einem kleinen

Schranke neben ihm, Papier, einen geſchnittenen Kalam, und ein Dintenfaß . . . . "

Scheheraſade bemerkte bei dieſer Stelle, das es Tag war, und unterbrach ihre Erzählung. Sie nahm den Verfolg derſelben in der nächſten Nacht wieder auf, und ſagte zu Schachriar:

Zwei hundert und ſiebente Nacht.

„Der Prinz von Perſien gab, bevor er anfing zu ſchreiben, Schemſelnihars Brief an Ebn Thaher, mit der Bitte, ihm, denſelben offen vorzuhalten, damit er beim Schreiben hineinblicken, und beſſer ſehen könnte, was er darauf antworten ſollte.

Er fing nun an zu ſchreiben; aber die Thränen, die ihm aus den Augen auf das Papier fielen, nöthigten ihn mehrmals innezuhalten, um ſie frei ſtrömen zu laſſen.

Er ward endlich mit dem Briefe fertig, reichte ihn Ebn Thaher, und ſagte zu ihm: „Leſet ihn, ich bitte euch, und ſehet, ob auch die Verwirrung meines Geiſtes, mir erlaubt hat, geziemende Antwort zu geben:

Ebn Thaher nahm ihn, und las, wie folget:

Antwort

des Prinzen von Perſien an Schemselnihar.

„Ich war in tödtliche Betrübniß verſunken, als euer Brief mir gebracht wurde. Sobald ich ihn ſah, wurde ich von unausſprechlicher Freude ergriffen; und bei dem Anblicke der von eurer ſchönen Hand gebildeten Züge, empfingen meine Augen ein neues und lebhafteres Licht, als ſie damals verloren, da die eurigen ſich ſo plötzlich zu den Füßen meines Nebenbuhlers ſchloſſen. Die Worte dieſes entzückenden Briefes ſind eben ſo viel leuchtende Stralen, die das Dunkel zerſtreut haben, von welchem meine Seele umnachtet war. Sie verkünden mir, wie viel ihr aus Liebe zu mir leidet; zugleich ſagen ſie mir, daß ihr auch wohl wiſſet, was ich für euch leide, und tröſten mich dadurch in meinem Kummer. Auf der einen Seite laſſen ſie mich einen Strom von Thränen vergießen, auf der andern fachen ſie in meinem Herzen eine Glut an, welche ihm wohlthut, und verhindert, daß ich vor Schmerz den Geiſt aufgebe. Seit unſerer grauſamen Trennung habe ich keinen Augenblick Ruhe gehabt. Euer Brief allein brachte meiner Pein einige Linderung. Ich habe bis zum Augenblicke ſeines Empfanges ein düſteres Stillſchweigen beobachtet: er hat mir die Sprache wiedergegeben. Ich war in eine tiefe Schwermuth begraben: er hat mich mit einer Freude belebt, die alsbald aus meinen Augen und auf meinem Geſichte hervorleuchtete. Aber meine Ueberraſchung durch eine Gunſtbezeigung, welche ich noch nicht verdient habe, war ſo groß, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen ſollte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Endlich, nachdem ich ihn, als ein koſtbares Pfand eurer Huld, mehrmals geküßt, habe ich ihn geleſen und wieder geleſen, und bin durch das Uebermaaß meines Glücks ganz verwirrt worden. Ihr verlangt die Verſicherung, daß ich euch immerdar liebe. Ach! wenn ich euch nicht ſchon ſo vollkommen liebte, als ich euch liebe, ſo könnte ich doch, nach ſo vielen Beweiſen, die ihr mir von einer ſo ſeltenen Liebe gebt, nicht widerſtehen, euch anzubeten. Ja, ich liebe euch, meine theure Seele, und es ſoll mein Ruhm ſein, mein Lebelang in dem Feuer zu brennen, welches ihr in meinem Herzen entzündet habt. Ich werde mich niemals über die heftige Glut beklagen, womit ich mich von demſelben verzehrt fühle:

und wie hart auch die Leiden ſein mögen, welche eure Abweſenheit mir verurſacht, ich werde ſie jedoch ſtandhaft ertragen, in der Hoffnung, euch eines Tages wiederzuſehen. Wollte Gott, daß es heute noch geſchähe, und daß es mir, anſtatt euch dieſen Brief zu ſenden, vergönnt wäre, ſelber zu kommen, und euch zu verſichern, daß ich aus Liebe für euch ſterbe. Meine Thränen verhindern mich, euch mehr zu ſagen. Lebet wohl!“

Ebn Thaher konnte dieſe letzten Zeilen nicht leſen, ohne ſelber zu weinen. Er gab dem Prinzen von Perſien den Brief zurück, und verſicherte ihn, daß er nichts daran zu beſſern wüßte. Der Prinz legte ihn zuſammen; und als er ihn verſiegelt hatte, ſagte er zu der Vertrauten Schemſelnihars, die etwas entfernt von ihm ſtand: „Ich bitte euch, tretet näher: hier iſt meine Antwort auf den Brief eurer theuren gegeliebten Herrinn. Ich beſchwöre euch, ſie ihr zu überbringen, und ſie von mir zu grüßen.“

Die Sklavinn nahm den Brief, und entfernte ſich mit Ebn Thaher . . .“

Bei dieſen Worten ſah die Sultaninn von Indien den Tag anbrechen, und ſchwieg. Und in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Zwei hundert und achte Nacht.

„Nachdem Ebn Thaher eine Strecke mit der vertrauten Sklawinn gegangen war, verließ er ſie, und kehrte nach ſeinem Hauſe zurück, wo er in tiefe Gedanken verſank über die geheime Liebesgeſchichte, in welche er ſich unglücklicherweiſe verwickelt ſah. Er bedachte, daß der Prinz von Perſien und Schemſelnihar, ſo ſehr ihnen daran gelegen ſein mußte, ihr Einverſtändniß zu verbergen, ſich jedoch mit ſo weniger Mäßigung betrugen, daß es wohl nicht lange geheim bleiben konnte. Er zog daraus alle Folgen, welche ein Mann von geſundem Verſtande daraus ziehen mußte.

„Wenn Schemſelnihar,“ ſagte er bei ſich ſelber, „eine Frau von gemeinem Stande wäre, ſo würde ich gern alles Mögliche dazu beitragen, ſie mit ihrem Geliebten glücklich zu machen: aber ſie iſt die Favoritinn des Chalyfen, und niemand darf ungeſtraft ſich unterfangen, der zu gefallen, die er liebt. Sein Zorn wird ſogleich auf Schemſelnihar fallen; es wird dem Prinzen von Perſien das Leben koſten, und ich werde mit in ſein Unglück verſchlungen. Gleichwohl habe ich für die Erhaltung meiner Ehre, meiner Familie und meiner Habe zu ſorgen; ich muß alſo, weil ich es noch kann, mich von einer ſo großen Gefahr befreien.“

Er war den ganzen Tag hindurch mit dieſen Gedanken beſchäftigt. Am folgenden Morgen ging er zu dem Prinzen von Perſien, in der Abſicht, noch einen letzten Verſuch zu wagen, um ihn zur Beſiegung ſeiner Leidenſchaft zu bewegen. Er ſtellte ihm nochmals vor, was er ihm ſchon oft vergeblich vorgeſtellt hatte, daß er viel beſſer thun würde, alle ſeine Kraft anzuwenden, die Neigung für Schemſelnihar zu unterdrücken, als ſich von ihr hinreißen zu laſſen; daß dieſe Neigung um ſo gefährlicher, je mächtiger ſein Nebenbuhler wäre. „Kurz, Herr,“ fügte er hinzu, „wenn ihr mir folgen wollt, ſo ſeid nur darauf bedacht, eure Liebe zu beſiegen. Sonſt lauft ihr Gefahr, euch zu verderben, mit Schemſelnihar, deren Leben euch doch theurer ſein muß, als das eurige. Ich gebe euch dieſen Rath als Freund, und ihr werdet mir eines Tages dafür danken.“

Der Prinz hörte Ebn Thaher ziemlich ungeduldig an. Dennoch ließ er ihn ausreden; dann aber nahm er das Wort, und erwiederte: „Ebn Thaher, glaubt ihr wirklich, daß ich aufhören könnte, Schemſelnihar zu lieben, die mich mit ſolcher Zärtlichkeit liebt? Sie fürchtet nicht, ihr Leben für mich in Gefahr zu ſetzen: und ihr verlangt, daß die Sorge für das meinige mich beſchäftigen ſoll. Nein, welches Unglück mir auch begegnen mag, ich will ſie lieben bis zum letzten Athemzuge.“

Ebn Thaher, beleidigt durch die Härtlichkeit des Prinzen, verließ ihn ziemlich ungeſtüm, und begab ſich nach Hauſe, wo er die geſtrigen Betrachtungen wieder vornahm, und ernſthaft überlegte, welchen Entſchluß er faſſen ſollte.

Indem kam ein Juwelier, einer von ſeinen vertrauteſten Freunden, ihn zu beſuchen. Dieſer Juwelier hatte wahrgenommen, daß Schemſelnihars Vertraute öfter zu Ebn Thaher kam, als gewöhnlich, und daß Ebn Thaher faſt beſtändig bei dem Prinzen von Perſien war, deſſen Krankheit aller Welt bekannt war, obwohl niemand ihre Urſache wußte: alles dieſes hatte Verdacht bei ihm erregt. Da er nun Ebn Thaher ſo in Gedanken vertieft fand, erkannte er wohl, daß irgend eine wichtige Angelegenheit ihm zu ſchaffen machte; und ſeiner Sache ziemlich gewiß, fragte er ihn, was die vertraute Sklavinn Schemſelnihars bei ihm wollte. Ebn Thaher, etwas betroffen über dieſe Frage, wollte ausweichen, und ſagte ihm, es wäre eine geringfügige Sache, weshalb ſie ſo oft zu ihm käme. „Ihr redet nicht aufrichtig mit mir,“ verſetzte der Juwelier; „und ihr überzeugt mich eben durch eure Verſtellung, daß dieſe Geringfügigkeit viel wichtiger iſt, als ich anfangs glaubte.“

Als Ebn Thaher ſah, daß ſein Freund ſo ſehr in ihn drang, geſtand er ihm: „Es iſt wahr, daß dieſe Sache von der höchſten Wichtigkeit iſt. Ich hatte beſchloſſen, ſie geheim zu halten; da ich aber weiß, welchen Antheil ihr an allem nehmt, was mich betrifft, ſo will ich ſie euch lieber anvertrauen, als euch etwas davon denken laſſen, das nicht wahr iſt. Ich empfehle euch nicht erſt Verſchwiegenheit; ihr werdet aus der Sache ſchon erkennen, wie wichtig es iſt, ſie geheim zu halten.“

Nach dieſem Eingange, erzählte er ihm die Liebesgeſchichte Schemselnihars und des Prinzen von Perſien. „Ihr wißt,“ fügte er hinzu, „in welchem Anſehen ich am Hofe und in der Stadt bei den größten Herren und den vornehmſten Frauen ſtehe. Welche Schande nun für mich, wenn dieſe verwegene Liebesgeſchichte entdeckt würde! Aber was ſag' ich? Wären wir nicht verloren, ich ſammt allen den Meinigen? Das iſt es, was mich ſo nachdenklich macht: aber ich habe ſchon meinen Entſchluß gefaßt. — Man iſt mir ſchuldig, und ich bin ſchuldig: ich gehe unverzüglich hin, meine Gläubiger zu befriedigen und meine Schulden einzuziehen; und ſobald ich all meine Habe in Sicherheit gebracht habe, werde ich mich nach Balſora [12] zurückziehen, und ſo lange dort bleiben, bis der Sturm, welchen ich vorausſehe, vorüber iſt. Meine Freundſchaft für Schemselnihar und den Prinzen von Perſien läßt mich herzlich bedauern, was ihnen Uebles begegnen kann; ich bitte Gott, daß er ſie die Gefahr einſehen laſſe, der ſie ſich ausſetzen, und ſie in ſeine Obhut nehme: wenn aber ihr böſes Schickſal will, daß ihre Liebe zur Kenntniß des Chalyſen gelangt, ſo bin ich wenigſtens vor ſeinem Zorne geborgen; denn ich halte ſie nicht für ſo boshaft, um mich in ihr Unglück zu verwickeln. Es wäre die größte Undankbarkeit von ihnen, wenn das geſchähe; das wäre eine üble Vergeltung der Dienſte, die ich ihnen geleiſtet, und der guten Rathſchläge, die ich ihnen gegeben habe, beſonders dem Prinzen von Perſien. Dieſer könnte ſich, und zugleich ſeine Geliebte, noch aus dem Abgrunde retten, wenn er wollte. Er dürfte nur Bagdad verlaſſen, ſo wie ich, und die Abweſenheit würde ihn unvermerkt ſeine Leidenſchaft vergeſſen laſſen, welche dagegen nur zunehmen wird, ſo lange er darauf beharrt, in dieſer Stadt zu bleiben.“

Der Juwelier hörte mit äußerſtem Erſtaunen den Bericht Ebn Thahers an. „Was ihr mir da erzählt,“ ſagte er darauf, iſt von ſo hoher Wichtigkeit, daß ich nicht begreife, wie Schemſelnihar und der Prinz von Perſien ſich einer ſo heftigen Liebe hingeben konnten. Welche Neigung ſie auch zu einander hinziehen mochte, ſo hätten ſie doch, anſtatt ihr weichlich nachzugeben, ihr widerſtehen und einen beſſern Gebrauch von ihrer Vernunft machen müſſen. Wie konnten ſie ſich über die verderblichen Folgen ihres Einverſtändniſſes täuſchen? Wie beklagenswerth iſt ihre Verblendung! Ich ſehe, wie ihr, alle Folgen davon voraus. Aber ihr ſeid klug und vorſichtig, und ich billige den Entſchluß, den ihr gefaßt habt. Dadurch könnt ihr allein euch den traurigen Ereigniſſen entziehen, welche ihr zu fürchten habt.“

"Nach dieſer Unterredung ſtand der Juwelier auf, und nahm Abſchied von Ebn Thaher . . . "

„Herr,“ ſagte Scheherazade bei dieſer Stelle, „der Tag, den ich anbrechen ſehe, verhindert mich, Euer Majeſtät jetzt länger zu unterhalten.“ Damit ſchwieg ſie; und in der nächſten Nacht nahm ſie ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf:

Zweihundert und neunte Nacht.

"Bevor der Juwelier ſich entfernte, unterließ Ebn Thaher nicht, ihn bei ihrer beider Freundſchaft zu beſchwören, an niemand etwas von allem dem zu ſagen, was er ihm mitgetheilt hatte. "Seid ganz ruhig deshalb," antwortete ihm der Juwelier, "ich werde euer Geheimniß auf Gefahr meines Lebens bewahren."

Zwei Tage nach dieſer Unterredung ging der Juwelier an Ebn Thahers Laden vorbei; und als er ihn geſchloſſen ſah, zweifelte er nicht, daß er ſeinen Vorſatz ausgeführt, von welchem er ihm geſagt hatte. Um darüber gewiß zu ſein, fragte er einen Nachbar, ob er nicht wüßte, warum der Laden nicht offen wäre. Der Nachbar antwortete ihm, er wüßte nichts weiter, als daß Ebn Thaher eine Reiſe angetreten hätte. Der Juwelier brauchte nicht mehr zu wiſſen, und er dachte ſogleich an den Prinzen von Perſien.

»Unglücklicher Prinz,« ſagte er bei ſich ſelber, »welchen Schmerz wird euch dieſe Neuigkeit verurſachen! Durch welche Vermittelung werdet ihr nun eure Verbindung mit Schemſelnihar unterhalten? Ich fühle Mitleid mit euch; ich muß euch für den Verluſt eines zu furchtſamen Vertrauten entſchädigen.«

Das Geſchäft, deswegen er ausgegangen, war nicht ſehr wichtig; er verſchob es alſo, und obſchon er den Prinzen von Perſien nicht weiter kannte, als daß er ihm einige Juwelen verkauft hatte, ſo ging er gleichwohl zu ihm hin. Er wandte ſich an einen ſeiner Leute, und bat ihn, ſeinem Herrn zu melden, daß er ihn wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſchte.

Der Bediente kam bald wieder zurück, und führte den Juwelier in das Zimmer des Prinzen, der auf dem Sofa halb ausgeſtreckt lag, das Haupt auf ein Kiſſen geſtützt. Da er ſich erinnerte, ihn ſchon geſehen zu haben, richtete er ſich auf, ihn zu empfangen, und hieß ihn willkommen; und nachdem er ihn eingeladen hatte, ſich zu ſetzen, fragte er ihn, ob er ihm irgend einen Dienſt leiſten könnte, oder ob er ihm etwa eine Neuigkeit brächte, die ihn ſelber beträfe.

»Prinz,« antwortete ihm der Juwelier, »obwohl ich nicht die Ehre habe, euch näher bekannt zu ſein, ſo hat doch das Verlangen, euch meinen Dienſteifer zu beweiſen, mich ſo dreiſt gemacht, zu euch zu kommen, um euch eine Neuigkeit mitzutheilen, die euch betrifft; ich hoffe, daß ihr meine Dreiſtigkeit durch meine gute Abſicht entſchuldigen werdet.“

Nach dieſem Eingange kam der Juwelier zur Sache, und fuhr alſo fort: „Prinz, ich habe die Ehre, euch zu ſagen, daß ſchon ſeit langer Zeit Uebereinſtimmung der Gemüther und einige gemeinſame Geſchäfte mich mit Ebn Thaher zu einer engen Freundſchaft verbunden haben. Ich weiß, daß ihr ihn kennt, und daß er ſich bisher bemüht hat, euch in allem, was er vermochte, gefällig zu ſein; ich habe das von ihm ſelber vernommen, denn er hat nie ein Geheimniß für mich gehabt. Nun kam ich eben an ſeinem Laden vorbei, und war ſehr verwundert, dieſen verſchloſſen zu ſehen. Ich wandte mich an einen ſeiner Nachbarn, und fragte nach der Urſache davon; und der antwortete mir, daß Ebn Thaher ſchon vor zwei Tagen Abſchied von ihm und den andern Nachbaren genommen, und ihnen ſeine Dienſte in Balſora angeboten hätte, wohin er, wie er ſagte, wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit reiſete. Dieſe Antwort genügte mir nicht; und meine Theilnahme an allem was ihn angeht, hat mich beſtimmt, hieher zu kommen, um euch zu fragen, ob ihr nichts näheres von einer ſo plötzlichen Abreiſe wißt.“

Auf dieſe Rede, welche der Juwelier alſo gewendet hatte, um leichter zum Ziele zu gelangen, verwandelte der Prinz ſeine Farbe, und ſah den Juwelier mit einer Miene an, welche ihm deutlich zu erkennen gab, wie betrübt er über dieſe Neuigkeit war.

„Was ihr mir da ſagt, überraſcht mich,“ antwortete er ihm; „es konnte mir kein größeres Unglück begegnen. Ja,“ rief er aus, mit Thränen in den Augen, „es iſt um mich geſchehen, wenn das wahr iſt, was ihr mir ſagt! Ebn Thaher, der mein ganzer Troſt war, auf den ich alle meine Hoffnung ſetzte, verläßt mich! Nach einem ſo harten Schlage darf ich nicht mehr ans Leben denken.“

Der Juwelier brauchte nicht mehr zu hören, um von der heftigen Leidenſchaft des Prinzen, von welcher Ebn Thaher ihm geſagt hatte, völlig überzeugt zu ſein. „Die bloße Freundſchaft,“ ſagte er bei ſich ſelber, „redet nicht dieſe Sprache: nur die Liebe iſt im Stande, ſolche Gefühle hervorzubringen.“

Der Prinz blieb einige Augenblicke in die traurigſten Gedanken verſunken. Endlich erhob er wieder das Haupt, und ſagte zu einem ſeiner Leute: „Geh nach Ebn Thahers Hauſe, und erkundige dich bei einem von ſeinem Geſinde, ob er wirklich nach Balſora verreiſt iſt. Lauf, und komm ſchleunig wieder, mir Beſcheid zu bringen.“

Bis zur Rückkehr des Bedienten, bemühte ſich der Juwelier, den Prinzen von gleichgültigen Dingen zu unterhalten; aber dieſer gab ſonſt nicht Acht darauf: er war der Raub einer tödtlichen Unruhe. Bald konnte er nicht glauben, daß Ebn Thaher weggereiſt wäre; bald zweifelte er nicht mehr daran, wenn er an die Vorſtellungen dachte, welche dieſer Vertraute ihm bei ſeinem letzten Beſuche gemacht, und an das ungeſtüme Weſen, womit er ihn verlaſſen hatte.

Endlich kam der Bediente des Prinzen zurück, und meldete, er hätte mit einem von Ebn Thahers Leuten geſprochen, der ihn verſichert, daß er nicht in Bagdad, ſondern ſchon ſeit zwei Tagen nach Balſora verreiſt wäre. „Als ich aus Ebn Thahers Hauſe trat,“ fügte der Bediente hinzu, kam eine wohlgebildete Sklawinn auf mich zu, und nachdem ſie mich gefragt, ob ich nicht die Ehre hätte, euch anzugehören, ſagte ſie mir, daß ſie euch zu ſprechen wünſchte, und bat mich zugleich ſie mitzunehmen. Sie iſt in dem Vorzimmer, und ich glaube, daß ſie euch einen Brief von irgend einer vornehmen Perſon zu übergeben hat.“

Der Prinz befahl ſogleich, ſie herein zu laſſen; er zweifelte nicht, daß es die vertraute Sklawinn Schemselnihars wäre; und in der That war ſie es. Der Juwelier erkannte ſie auch, weil er ſie einigemal bei Ebn Thaher geſehen, und dieſer ihm geſagt hatte, wer ſie wäre. Sie konnte nicht gelegener kommen, um die Verzweiflung des Prinzen zu verhindern. Sie grüßte ihn . . . .

"Aber, Herr," ſagte Scheheraſade bei dieſer Stelle, „ich ſehe, daß es ſchon Tag iſt.“ Sie ſchwieg, und in der folgenden Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Zweihundert und zehnte Nacht.

"Der Prinz von Perſien erwiederte den Gruß der Vertrauten Schemselnihars. Der Juwelier war ſogleich bei ihrem Eintritt aufgeſtanden, und beiſeite getreten, damit beide ſich ungehindert beſprechen könnten. Nachdem ſie einige Zeit mit dem Prinzen geredet hatte, nahm ſie Abſchied, und ging wieder hinaus. Dieſer war auf einmal ganz verändert: ſeine Augen erſchienen glänzender, und ſein Geſicht froher als zuvor, woraus der Juwelier erkannte, daß die gute Sklawinn ihm günſtige Nachrichten für ſeine Liebe gebracht hatte.

Als der Juwelier ſeinen Platz bei dem Prinzen wieder eingenommen hatte, ſagte er lächelnd zu ihm: "Wie ich ſehe, Prinz, ſo habt ihr wichtige Geſchäfte im Palaſte des Chalyfen."

Der Prinz von Perſien, ſehr erſtaunt und beunruhigt durch dieſe Anrede, antwortete dem Juwelier: "Woraus ſchließt ihr, daß ich wichtige Geſchäfte im

Palaſte des Chalyfen habe?" — "Ich ſchließe es aus der Sklawinn, welche eben hinausgegangen iſt." — "Und wem, glaubt ihr, daß dieſe Sklawinn angehört?" fragte der Prinz weiter. — "Schemselnihar, der Favoritinn des Chalyfen," antwortete der Juwelier. "Ich kenne," fuhr er fort, "dieſe Sklawinn, und ſelbſt ihre Gebieterinn, die mir einigemal die Ehre erzeigt hat, mich zu beſuchen und Juwelen zu kaufen. Ich weiß noch mehr, daß Schemselnihar kein Geheimniß für dieſe Sklawinn hat, welche ich ſeit einigen Tagen ſehr verlegen, wie es mir ſcheint, durch die Straßen hin und hergehen ſehe. Ich ſtelle mir vor, daß es irgend eine wichtige Angelegenheit ihrer Gebieterinn betrifft."

Dieſe Worte des Juweliers beunruhigten den Prinzen von Perſien gar ſehr. "Er würde nicht ſo zu mir reden," ſagte er bei ſich ſelber, wenn er keinen Verdacht hätte, oder vielmehr, wenn er mein Geheimniß nicht wüßte." Er ſchwieg einige Augenblicke, unſchlüſſig, wie er ſich verhalten ſollte. Endlich nahm er wieder das Wort, und ſagte zu dem Juwelier: "Ihr ſagt mir da Dinge, nach welchen ich glauben muß, daß ihr noch mehr davon wißt, als ihr ſagt. Es iſt wichtig für meine Ruhe, völlig darüber im Klaren zu ſein: und ich beſchwöre euch, nicht zurückzuhalten."

Der Juwelier, der nichts anders gewünſcht hatte, machte ihm hierauf einen genauen Bericht von ſeiner Unterhaltung mit Ebn Thaher. Dadurch gab er ihm zu erkennen, daß er von ſeinen Verhältniſſen zu Schemselnihar unterrichtet war; und er vergaß nicht, ihm zu ſagen, daß Ebn Thaher, aus Furcht vor der Gefahr, worin er als Vertrauter ſchwebte, den Entſchluß gefaßt hätte, ſich nach Balſora zurückzuziehen, und dort zu bleiben, bis das von ihm befürchtete Ungewitter ſich zerſtreut haben würde. "Und das hat er ausgeführt," fügte der Juwelier hinzu, "und ich bin verwundert, daß er ſich hat entſchließen können, euch in einem Zuſtande zu verlaſſen, wie er mir ihn beſchrieben hat. Was mich betrifft, Prinz, ſo geſtehe ich euch, daß ich von Mitleid mit euch gerührt wurde: ich komme, euch meine Dienſte anzubieten; und wenn ihr mir die Gnade erzeigt, ſie anzunehmen, ſo verpflichte ich mich, euch dieſelbe Treue zu leiſten, wie Ebn Thaher. Ich verſpreche euch überdem mehr Standhaftigkeit: ich bin bereit meine Ehre und mein Leben für euch aufzuopfern; und damit ihr an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifelt, ſo ſchwöre ich bei dem Allerheiligſten unſerer Religion, euer Geheimniß unverletzlich zu bewahren. Seid alſo überzeugt, Prinz, daß ihr in mir den Freund wiederfindet, den ihr verloren habt."

Dieſe Rede beruhigte den Prinzen, und tröſtete ihn über die Entfernung Ebn Thahers. "Ich bin hoch erfreut," ſagte er zu dem Juwelier, "durch euch meinen Verluſt wieder erſetzt zu ſehen. Ich weiß nicht genugſam euch meine Erkenntlichkeit auszudrücken. —

Ach," fügte er hinzu, indem er folgende Verſe ausſprach:

"Ach, wenn ich behaupten wollte, daß ich auch dieſe Trennung mit Geduld ertrage, ſo würden doch meine Thränen und meine Seufzer mich Lügen ſtrafen.

Nunmehr weiß ich wahrlich nicht, ob meine Thränen, die ohne Unterlaß fließen, wegen der Trennung von meiner Geliebten, oder wegen der Entfernung meines Freundes ſtrömen.

Mein Auge iſt ſtäts in Thränen verſunken, um die getrennte Geliebte und um den entfernten Freund. —

Ich bitte Gott, euren Edelmuth zu belohnen, und nehme willig euer freundſchaftliches Anerbieten an. Solltet ihr wohl glauben, daß Schemselnihars Vertraute eben von euch zu mir geſprochen hat? Sie behauptet, ihr ſeid es, der Ebn Thaher gerathen hat, ſich von Bagdad zu entfernen. Das waren ihre letzten Worte beim Weggehen, und ſie ſchien mir feſt überzeugt davon. Aber man thut euch Unrecht, nach allem, was ihr mir geſagt habt, zweifle ich nicht, daß ſie ſich täuſcht."

"Prinz," erwiederte ihm der Juwelier, "ich habe die Ehre gehabt, euch einen treuen Bericht von der Unterredung zu geben, welche ich mit Ebn Thaher gehabt habe. Es iſt wahr, als er mir erklärte, daß er ſich nach Balſora zurückziehen wollte, ſo tadelte ich ſein Vorhaben nicht, ſondern nannte ihn einen klugen und vorſichtigen Mann: aber dieß darf euch nicht abhalten, mir euer Vertrauen zu ſchenken; ich erbiete mich, euch mit allem nur erdenklichen Eifer zu dienen. Und wenn ihr auch keinen Gebrauch davon macht, ſo ſoll das mich doch nicht abhalten, euer Geheimniß ſo heilig zu bewahren, als ich durch meinen Eid mich verpflichtet habe." — "Ich habe euch ſchon geſagt," erwiederte der Prinz, "daß ich den Worten der Vertrauten keinen Glauben beimeſſe. Ihr Dienſteifer hat ihr dieſen ungegründeten Verdacht eingegeben; und ihr müßt ſie entſchuldigen, wie ich ſie entſchuldige."

Sie ſetzten ihre Unterhaltung noch eine Zeitlang fort, und beriethen ſich über die füglichſten Mittel, die Verbindung des Prinzen mit Schemselnihar zu unterhalten. Sie vereinigten ſich darin, daß man vor allen Dingen die Vertraute enttäuſchen müßte, die ſo ungerechterweiſe gegen den Juwelier eingenommen war. Der Prinz übernahm es, ſie beim erſten Wiederſehen aus ihrem Irrthume zu ziehen, und ſie zu bitten, ſich an den Juwelier zu wenden, wenn ſie ihm Briefe zu bringen, oder ſonſt etwas von ihrer Gebieterinn an ihn zu beſtellen hätte. Denn ſie hielten es für rathſam, daß dieſelbe nicht ſo oft bei dem Prinzen erſchiene, weil ſie dadurch Anlaß zur Entdeckung deſſen geben könnte, was ſo wichtig war zu verbergen.

Endlich ſtand der Juwelier auf; und nachdem er den Prinzen von Perſien abermals gebeten hatte, ihm ſein ganzes Vertrauen zu ſchenken, entfernte er ſich . . . . "

Die Sultaninn Scheheraſade hielt bei dieſer Stelle inne, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht nahm ſie den Faden ihrer Erzählung wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und elfte Nacht.

"Herr, der Juwelier ſah auf dem Wege nach ſeinem Hauſe auf der Gaſſe einen Brief liegen, den jemand verloren hatte. Er hob ihn auf; und da er nicht verſiegelt war, öffnete er ihn, und las Folgendes:

Brief

von Schemselnihar an den Prinzen von Perſien.

"Ich erfahre ſo eben durch meine Vertraute eine Neuigkeit, die mir nicht weniger Betrübniß verurſacht, als ihr darüber haben müßt. Indem wir Ebn Thaher verlieren, verlieren wir in der That viel; aber das muß euch nicht muthlos machen, theurer Prinz, für eure Erhaltung zu ſorgen. Wenn unſer Vertrauter aus übertriebener Furcht uns verläßt, ſo laßt es uns als ein unvermeidliches Uebel betrachten: wir müſſen uns darüber tröſten. Ich bekenne, daß Ebn Thaher uns gerade in einem Augenblicke abgeht, da wir ſeiner Hülfe am meiſten bedürften: aber waffnen wir uns mit Geduld gegen dieſen unvorgeſehenen Schlag, und laſſen wir nicht ab, uns ſtandhaft zu lieben. Stählet euer Herz gegen dieſen Unfall: man erreicht nicht ohne Mühe, was man wünſcht. Laſſen wir uns nicht abſchrecken: hoffen wir, daß der Himmel uns günſtig ſein wird, und daß wir, nach ſo viel Leiden, die glückliche Erfüllung unſerer Wünſche erleben werden. Lebet wohl.“

Während der Juwelier ſich mit dem Prinzen von Perſien unterredete, hatte die Vertraute Zeit gehabt, nach dem Palaſt zurückzukehren, und ihrer Gebieterinn die unangenehme Neuigkeit von der Abreiſe Ebn Thahers zu verkünden. Schemselnihar hatte ſogleich dieſen Brief geſchrieben und ihre Vertraute damit zu dem Prinzen von Perſien zurückgeſchickt; und dieſe hatte ihn aus Unachtſamkeit fallen laſſen.

Der Juwelier war froh, ihn gefunden zu haben; denn er verſchaffte ihm ein gutes Mittel, ſich bei der Vertrauten zu rechtfertigen, und ſie ſo zu ſtimmen, wie er wünſchte. Als er ihn ausgeleſen hatte, erblickte er die Sklavinn, die ihn mit großer Unruhe ſuchte, indem ſie ſich nach allen Seiten umſah. Er faltete ihn ſchleunig wieder zuſammen, und ſchob ihn in ſeinen Buſen; aber die Sklavinn hatte ſeine Bewegung wahrgenommen, und lief auf ihn zu: "Herr," ſagte ſie zu ihm, „ich habe den Brief fallen laſſen, den ihr jetzt eben in der Hand hieltet; ich bitte euch, habt die Güte, und gebt ihn mir wieder.“ Der

Juwelier that, als hörte er's nicht, und ſetzte, ohne zu antworten, ſeinen Weg bis zu ſeinem Hauſe fort. Er ließ die Thüre offen, damit die Vertraute, die ihm folgte, auch eintreten konnte.

Sie blieb auch nicht zurück; und als ſie in ſein Zimmer kam, ſagte ſie zu ihm: „Herr, der Brief, den ihr gefunden habt, kann euch keinen Nutzen gewähren; und ihr würdet keine Schwierigkeit machen, mir ihn wiederzugeben, wenn ihr wüßtet, von wem er kömmt, und an wen er gerichtet iſt; übrigens, erlaubet mir, euch zu ſagen, daß ihr ihn anſtändigerweiſe nicht wohl behalten könnt.“

Bevor er der Vertrauten antwortete, ließ der Juwelier ſie niederſetzen, und ſagte dann zu ihr: „Nicht wahr, der Brief von dem die Rede, iſt von der Hand Schemselnihars, und iſt an den Prinzen von Perſien gerichtet?“ Die Sklawinn, die ſich dieſer Frage nicht verſah, entfärbte ſich. „Die Frage macht euch verlegen,“ fuhr er fort; “aber wiſſet, daß ich ſie an euch nicht aus Unbeſcheidenheit thue: ich hätte euch den Brief auf der Straße wiedergeben können; aber ich wollte euch hieher locken, weil ich mich mit euch zu verſtändigen wünſche. Iſt es billig, ſagt mir, ein widriges Ereigniß Leuten aufzubürden, die gar nichts dazu beigetragen haben? Das aber habt ihr gethan, als ihr dem Prinzen von Perſien geſagt, daß ich Ebn Thaher gerathen habe, ſeiner Sicherheit wegen, Bagdad zu verlaſſen. Ich will nicht die Zeit damit verlieren, mich bei euch zu entſchuldigen: genug, daß der Prinz von Perſien völlig von meiner Unſchuld hierin überzeugt iſt. Ich will euch nur ſagen, daß, anſtatt zur Abreiſe Ebn Thahers beigetragen zu haben, ich äußerſt bekümmert darüber war, nicht ſo ſehr aus Freundſchaft zu ihm, als aus Mitleid mit dem Zuſtande, in welchem er den Prinzen verließ, deſſen Verbindung mit Schemselnihar er mir entdeckt hatte. Sobald ich gewiß wußte, daß Ebn Thaher nicht mehr in Bagdad war, eilte ich, mich dem Prinzen, bei dem ihr mich gefunden habt, vorzuſtellen, und ihm dieſe Neuigkeit kund zu thun, und ihm dieſelben Dienſte anzubieten, welche jener ihm geleiſtet hatte. Meine Abſicht gelang mir; und ſofern ihr zu mir daſſelbe Vertrauen habt, das ihr zu Ebn Thaher hattet, ſo kommt es nur auf euch an, euch meiner Vermittelung mit Nutzen zu bedienen. Unterrichtet eure Gebieterinn von dem, was ich euch eben geſagt habe, und verſichert ſie völlig, daß wenn ich durch die Verwickelung in ein ſo gefährliches Geheimniß auch umkommen ſollte, es mich jedoch nicht gereuen würde, mich für zwei einander ſo würdige Liebende aufgeopfert zu haben."

Die Vertraute hörte den Juwelier mit großer Zufriedenheit an, und bat ihn dann, die üble Meinung, welche ſie von ihm gefaßt hatte, ihrem Eifer für das Wohl ihrer Gebieterinn beizumeſſen. „Ich bin unendlich erfreut darüber, fügte ſie hinzu, „daß Schemselnihar und der Prinz in euch einen Mann wiederfinden, welcher ſo geſchickt Ebn Thahers Stelle erſetzt. Ich werde nicht verfehlen, meiner Gebieterinn den guten Willen zu rühmen, welchen ihr für ſie bezeiget . . . .“

Scheherasade bemerkte bei dieſer Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu reden. In der folgenden Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung alſo fort:

Zwei hundert und zwölfte Nacht.

„Nachdem die Vertraute dem Juwelier geſagt hatte, wie erfreut ſie wäre, ihn ſo dienſtwillig für Schemselnihar und den Prinzen von Perſien zu finden, zog der Juwelier den Brief aus ſeinem Buſen und gab ihn ihr wieder, mit den Worten: „Nehmet, und traget ihn ſchleunig zum Prinzen von Perſien, und auf dem Rückwege kommt wieder her, damit ich ſehe, was er darauf antwortet. Vergeſſet nicht, ihm unſere Unterredung mitzutheilen.“

Die Vertraute nahm den Brief, und trug ihn zu dem Prinzen, der auf der Stelle darauf antwortete. Sie kam zu dem Juwelier zurück, und zeigte ihm die Antwort, welche folgendermaßen lautete:

Antwort
des Prinzen von Perſien an Schemselnihar.

"Euer theurer Brief macht auf mich eine große Wirkung; jedoch keine ſo große, als ich wünſchte. Ihr bemühet euch, mich über den Verluſt Ebn Thahers zu tröſten. Ach, wie empfindlich mir derſelbe auch iſt, ſo iſt das doch nur das kleinſte meiner Leiden! Ihr kennt dieſe Leiden, und ihr wißt, daß nur eure Gegenwart im Stande iſt, ſie zu heilen. Wann wird die Zeit kommen, daß ich derſelben, ohne Furcht ihrer wieder beraubt zu werden, genießen kann? Wie entfernt ſcheint ſie mir noch! oder vielmehr, dürfen wir uns ſchmeicheln, ſie je zu erleben? Ihr gebietet mir, für meine Erhaltung zu ſorgen: ich werde euch gehorchen, weil ich ganz auf meinen eigenen Willen verzichtet habe, um nur den euren zu befolgen. Lebet wohl."

Nachdem der Juwelier dieſen Brief geleſen hatte, gab er ihn der Vertrauten wieder, die im Weggehen zu ihm ſagte: „Herr, ich werde es ſchon dahin bringen, daß meine Gebieterinn auf euch daſſelbe Vertrauen ſetze, wie ſie auf Ebn Thaher hatte. Ihr ſollt morgen wieder Nachricht von mir erhalten."

In der That, ſah er ſie am folgenden Tage mit vergnügtem Geſichte daherkommen. „Euer bloßer Anblick," ſagte er zu ihr, „gibt mir zu erkennen, daß ihr Schemselnihar in die Stimmung verſetzt habt, welche ihr wünſchtet." „Es iſt wahr," antwortete die Vertraute, "und ihr ſollt ſogleich hören, auf welche Weiſe ich zum Ziele gelangt bin. Ich fand geſtern," fuhr ſie fort, "Schemselnihar in ungeduldiger Erwartung; ich gab ihr den Brief des Prinzen; ſie las ihn mit Thränen in den Augen; und als ſie ihn durchgeleſen hatte, ſah ich ſie wieder ihrem gewöhnlichen Kummer ſich hingeben, und ſagte zu ihr: "Gebieterinn, es iſt ohne Zweifel die Entfernung Ebn Thahers, die euch bekümmert; aber erlaubet mir, daß ich euch im Namen Gottes beſchwöre, euch hierüber nicht mehr zu beunruhigen. Wir haben einen andern Mann gefunden, der ſich erbietet, euch mit eben ſo viel Eifer zu dienen, und was ſehr wichtig iſt, mit noch mehr Muth." Hierauf ſagte ich ihr von euch," fuhr die Sklavinn fort, und erzählte ihr die Veranlaſſung, die euch zu dem Prinzen von Perſien führte. Kurz, ich verſicherte ſie, daß ihr unverletzlich ihr und des Prinzen von Perſien Geheimniß bewahren würdet, und daß ihr entſchloſſen wäret, ihre Liebe aus allen euren Kräften zu begünſtigen. Sie ſchien mir durch dieſe Nachricht ſehr getröſtet, und rief aus: Ach, welche Verpflichtung, haben wir, der Prinz von Perſien, und ich, dem braven Manne, von dem du mir ſagſt? Ich will ihn kennen lernen, ihn ſehen, um aus ſeinem eigenen Munde alles zu vernehmen, was du mir eben geſagt haſt, und ihm für eine ſo unerhörte Großmuth gegen Perſonen zu danken, an deren Schickſal mit ſo viel Wärme Theil zu nehmen, nichts ihn verpflichtet. Sein Anblick wird mir Vergnügen gewähren, und ich werde nicht unterlaſſen, ihn in ſo guten Geſinnungen zu beſtärken. Vergiß nicht, morgen hinzugehen, und ihn zu mir zu führen.“ Und darum, lieber Herr, bemühet euch mit mir nach ihrem Palaſte.“

Dieſe Rede der Vertrauten ſetzte den Juwelier in Verlegenheit. „Eure Gebieterinn,“ erwiederte er, „erlaube mir, zu bemerken, daß ſie nicht wohl bedacht hat, was ſie da von mir fordert. Das Anſehen, in welchem Ebn Thaher bei dem Chalyfen ſtand, gab ihm überall freien Zutritt, und die Hausbeamten, die ihn kannten, ließen ihn ungehindert in Schemselnihars Palaſt kommen und gehen: aber ich, wie dürfte ich wagen ihn zu betreten? Ihr ſehet ſelber wohl ein, daß das unmöglich iſt. Ich bitte euch alſo, Schemselnihar die Gründe vorzuſtellen, die mich verhindern, ihr hierin zu genügen, ſammt allen unangenehmen Folgen, welche daraus entſtehen könnten. Wenn ſie dieſes nur ein wenig erwägt, ſo wird ſie finden, daß ſie mich unnützerweiſe einer großen Gefahr ausſetzen würde.“

Die Vertraute bemühte ſich, den Juwelier zu beruhigen, und ſagte zu ihm: „Glaubt ihr denn, daß Schemselnihar ſo unbeſonnen iſt, euch der geringſten Gefahr auszuſetzen, indem ſie euch zu ſich entbietet? euch, von welchem ſie ſo wichtige Dienſte erwartet? Seid verſichert, daß kein Anſchein von Gefahr für euch dabei iſt. Es iſt zu ſehr unſer, meiner Gebieterinn und mein eigener Vortheil, als daß wir euch zur Unzeit, darin verwickeln ſollten. Ihr könnt deshalb auf mich vertrauen, hinterher werdet ihr mir ſelber eingeſtehen, daß eure Furcht ungegründet war.“

Der Juwelier ließ ſich durch die Rede der Vertrauten bewegen, und ſtand auf, ihr zu folgen; aber welche Feſtigkeit er ſich auch von Natur zutraute, die Furcht hatte ſich ſeiner dermaßen bemächtigt, daß er am ganzen Leibe zitterte. Da ſagte die Vertraute zu ihm: In ſolchem Zuſtande, ſehe ich wohl, iſt es beſſer, daß ihr zu Hauſe bleibet, und daß Schemselnihar ein anderes Mittel erwähle, euch zu ſehen; und ihr dürft nicht zweifeln, daß ſie um dieſen ihren Wunſch zu befriedigen, ſelber her komme, euch zu beſuchen.

Demnach, lieber Herr, bleibet zu Hauſe: ich bin verſichert, es wird nicht lange währen, ſo ſehet ihr ſie kommen."

Die Vertraute hatte richtig geweiſſagt: ſie hatte nicht ſobald Schemselnihar die Furcht des Juweliers kund gethan, als dieſe ſich zu ihm begab.

Er empfing ſie mit allen Zeichen einer tiefen Ehrfurcht. Als ſie, von dem zurückgeſetzten Wege etwas ermüdet, ſich geſetzt hatte, entſchleierte ſie ſich, und ließ den Juwelier eine Schönheit ſehen, welche den Prinzen völlig bei ihm entſchuldigte, ſein Herz der Geliebten des Chalyfen geſchenkt zu haben. Hierauf grüßte ſie den Juwelier mit anmuthiger Miene und ſagte zu ihm? "Ich habe unmöglich hören können, mit welchem Eifer ihr euch meiner und des Prinzen von Perſien annehmet, ohne ſogleich den Vorſatz zu faſſen, euch ſelber dafür zu danken. Ich danke dem Himmel, daß er uns ſo bald für den Verluſt Ebn Thahers entſchädigt hat . . ."

Scheherasade war genöthigt, an dieſer Stelle inne zu halten, weil ſie den Tag anbrechen ſah. In der nächſten Nacht fuhr ſie in ihrer Erzählung fort:

Zweihundert und dreizehnte Nacht.

"Schemselnihar ſagte dem Juwelier noch mehrere verbindliche Sachen, und begab ſich dann nach ihrem Palaſt zurück.

Der Juwelier ging ſogleich hin, dem Prinzen von Perſien von dieſem Beſuche Nachricht zu geben. Dieſer ſagte zu ihm, als er ihn erblickte: "Ich erwartete euch mit Ungeduld. Die vertraute Sklawinn hat mir einen Brief von ihrer Gebieterinn gebracht; aber dieſer Brief hat mich keinesweges getröſtet. Was auch die liebenswürdige Schemselnihar mir entbieten mag, ich wage nicht, etwas zu hoffen, und meine Geduld iſt am Ende. Ich weiß keinen Rath mehr; die Abreiſe Ebn Thahers bringt mich zur Verzweiflung. Er war meine Stütze; mit ihm habe ich alles verloren. Durch den Zutritt, welchen er bei Schemselnihar hatte, konnte ich mich noch mit einiger Hoffnung ſchmeicheln."

Auf dieſe Worte, welche der Prinz mit ſolcher Lebhaftigkeit ausſprach, daß er dem Juwelier keine Zeit ließ, zu Worte zu kommen, konnte dieſer ein ſanftes Lächeln nicht unterdrücken; was den Prinzen veranlaßte, folgende Verſe auszuſprechen:

"Wenn derjenige, der bei meinem Anblick über meine Betrübniß lachen kann, das erfahren hätte, was mich betroffen hat, ſo würde es ihn zum Weinen bringen.

Denn nur der Mann, der ähnliche Trübſale erduldet hat, kann Mitleid empfinden mit dem, der unter denſelben Unglücksfällen leidet."

Der Juwelier bemühte ſich nun, den Prinzen zu verſichern, daß niemand aufrichtigeren Theil nehmen könnte an ſeinen Leiden, als er; und wenn er nur die Geduld haben wollte, ihn anzuhören, ſo würde er ſehen, daß er ihm Linderung verſchaffen könnte.

Auf dieſe Rede ſchwieg der Prinz und hörte ihn an. "Ich ſehe wohl," fuhr nun der Juwelier fort, das einzige Mittel euch zu frieden zu ſtellen, iſt, zu bewirken, daß ihr ungehindert euch mit Schemselnihar unterhalten könnt. Dieſe Genugthuung will ich euch verſchaffen, und gleich morgen dazu thun. Ihr dürft es nicht wagen, den Palaſt Schemselnihars zu betreten: ihr wißt aus Erfahrung, daß das ein ſehr gefährlicher Schritt iſt. Ich weiß einen gelegeneren Ort für dieſe Zuſammenkunft, wo ihr in Sicherheit ſeid."

Als der Juwelier dieſe Worte ausſprach, umarmte ihn der Prinz mit Entzücken, und ſagte: „Ihr erweckt durch dieſes reizende Verſprechen einen unglücklichen Liebenden vom Tode, zu welchem er ſich ſchon verurtheilt hatte. Wie ich ſehe, ſo iſt mir der Verluſt

Ebn Thahers völlig erſetzt. Alles was ihr thut, iſt wohlgethan: ich überlaſſe mich euch gänzlich.“

Nachdem der Prinz dem Juwelier für den Eifer gedankt hatte, welchen er ihm bezeigte, ging der Juwelier nach Hauſe:

Gleich am folgenden Morgen kam die Vertraute wieder zu ihm. Er ſagte ihr, daß er dem Prinzen von Perſien, Hoffnung gemacht hätte, recht bald Schemselnihar zu ſehen. „Ich komme gerade deshalb, antwortete ſie ihm, „um die Maaßregeln dazu mit euch zu verabreden. Mir ſcheint,“ fuhr ſie fort, „dieſes Haus ſehr bequem für ihre Zuſammenkunft.“ — „Ich könnte wohl,“ ſagte er darauf, „ſie beide hieher kommen laſſen; aber ich habe bedacht, daß ſie in einem andern Hauſe, das mir gehört, und wo gegenwärtig niemand wohnt, noch ungeſtörter ſind. Ich werde es alsbald zu ihrem Empfange einrichten laſſen.“ — „Unter dieſen Umſtänden,“ erwiederte die Vertraute, „kömmt es nur noch auf Schemselnihars Einwilligung an. Ich gehe, ihr davon zu ſagen, und ich werde euch in kurzer Zeit ihre Antwort bringen.“

In der That war ſie ſehr geſchwinde; ſie kam bald wieder, und meldete dem Juwelier, daß ihre Gebieterinn nicht verfehlen würde, ſich gegen Abend am verabredeten Orte einzuſtellen. Zu gleicher Zeit übergab ſie ihm eine Börſe, mit dem Auftrage, dafür ein Mal bereiten zu laſſen.

Er führte ſie ſogleich nach dem Hauſe, wo die Liebenden zuſammenkommen ſollten, damit ſie den Ort wüßte, und ihre Gebieterinn dahin führen könnte. Und ſobald ſie weg war, ging er hin zu ſeinen Freunden, und borgte von ihnen goldenes und ſilbernes Geſchirre, Teppiche, reiche Kiſſen und anderes Hausgeräth, womit er dieſes Haus ſehr prächtig ausſchmückte. Als er alles darin angeordnet hatte, begab er ſich zu dem Prinzen von Perſien.

Stellt euch die Freude des Prinzen vor, als der Juwelier ihm ſagte, er käme, um ihn in das Haus zu führen, welches er zu ſeinem und Schemſelnihars Empfang in Bereitſchaft geſetzt hatte. Dieſe Nachricht ließ ihn all ſeiner Sorgen und Leiden vergeſſen. Er legte ein prächtiges Kleid an, und ging ohne Gefolge mit dem Juwelier, der ihn durch mehrere abgelegene Gaſſen führte, damit niemand ſie beobachtete, und ihn endlich in das Haus brachte, wo ſie ſich bis zur Ankunft Schemſelnihars mit einander unterhielten.

Dieſe leidenſchaftlich Liebende ließ ſie nicht zu lange warten. Sie kam gleich nach dem Abendgebete, mit ihrer Vertrauten und zwei andern Sklavinnen. Ich kann euch das Uebermaaß der Freude nicht ausdrücken, von welchem die beiden Liebenden ergriffen wurden, als ſie einander erblickten, ſie ſetzten ſich auf das Sofa, und ſahen ſich einige Zeit an, ohne ſprechen zu können, ſo ſehr waren ſie außer ſich. Aber als ſie den Gebrauch der Sprache wieder erlangt hatten, entſchädigten ſie ſich hinlänglich für dieſes Stillſchweigen. Sie ſagten ſich ſo zärtliche Dinge, daß der Juwelier, die Vertraute und die beiden Sklawinnen darüber weinten.

Der Juwelier trocknete jedoch ſeine Thränen, um das Mahl zu beſorgen, welches er ſelber auftrug.

Die Liebenden aßen und tranken wenig, und ſetzten ſich darnach beide auf das Sofa. Schemselnihar fragte den Juwelier, ob er nicht eine Laute oder irgend ein anderes Saitenſpiel hätte. Der Juwelier, der für alles geſorgt hatte, was ihr Vergnügen machen könnte, brachte ihr eine Laute. Sie ſtimmte dieſelbe, und ſang . . . . " 14.

Hier hielt Scheheraſade inne, weil der Tag eben anbrach. In der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Zwei hundert und vierzehnte Nacht.

»Indem Schemselnihar den Prinzen von Perſien bezauberte, und ihm ihre Leidenſchaft durch Worte ausdrückte, welche ſie auf der Stelle erfand, ließ ſich ein lautes Geräuſch hören, und ein Sklawe, den der

Juwelier mitgebracht hatte, trat plötzlich ganz erſchrocken herein, und meldete, daß man die Thür einſtieße; er hätte gefragt, wer anklopfte, aber, anſtatt der Antwort, wären die Schläge verdoppelt worden.

Der aufgeſchreckte Juwelier verließ Schemſelnihar und den Prinzen, und ging ſelber hin, um ſich von dieſer unangenehmen Neuigkeit zu überzeugen. Er war ſchon in dem Hofe, als er in der Dunkelheit eine Schaar mit Aexten und Säbeln bewaffneter Leute erblickte, welche die Thür eingeſchlagen hatten und gerade auf ihn zu kamen. Er drückte ſich ſchleunigſt an eine Mauer; und ohne bemerkt zu werden, ſah er ſie, zehn an der Zahl, vorbeigehen.

Da er dem Prinzen von Perſien und Schemſelnihar nicht ſonderliche Hülfe leiſten konnte, ſo begnügte er ſich, ſie bei ſich ſelber zu beklagen, und beſchloß zu fliehen. Er ſchlüpfte aus dem Hauſe, und flüchtete ſich zu einem Nachbar, der noch nicht zu Bette war; denn er war überzeugt, daß dieſe unvorſehene Gewaltthätigkeit auf Befehl des Chalyfen geſchähe, dem ohne Zweifel die Zuſammenkunſt ſeiner Favoritinn mit dem Prinzen von Perſien wäre verrathen worden. In dem Hauſe, wo er ſich gerettet hatte, hörte er noch den großen Lärm, welchen man in dem ſeinigen machte; und dieſer Lärm dauerte bis um Mitternacht.

Hierauf, als ihm alles wieder darin ſtille ſchien, bat er ſeinen Nachbar, ihm einen Säbel zu leihen:

und hiermit bewaffnet ging er wieder hin, näherte ſich der Thüre des Hauſes, und trat in den Hof, wo er mit Schrecken einen Mann erblickte, der ihn fragte, wer er wäre. An der Stimme erkannte er, daß es ſein Sklawe war. "Wie haſt du es gemacht," fragte er ihn, "daß dich die Wache nicht ergriffen hat?" — "Herr," antwortete ihm der Sklawe, "ich habe mich in einem Winkel des Hofes verſteckt, und bin wieder hervorgekommen, als ich keinen Lärm mehr hörte. Aber es war nicht die Wache, welche in euer Haus eingebrochen iſt, es ſind Räuber, die in dieſen letzten Tagen ſchon ein Haus dieſes Stadtviertels geplündert haben. Ohne Zweifel haben ſie den Reichthum des Geräthes bemerkt, welches ihr habt hieher bringen laſſen, und das hat ihnen in die Augen geſtochen."

Der Juwelier fand die Vermuthung ſeines Sklawen ſehr wahrſcheinlich. Er durchſuchte ſein Haus, und ſah in der That, daß die Räuber all das prächtige Geräth des Zimmers, worin er Schemſelnihar und ihren Geliebten empfangen, ausgeräumt, das Gold, und Silbergeſchirr weggetragen, kurz, nicht das Geringſte darin gelaſſen hatten. Er war troſtlos darüber. "O Himmel," rief er aus, "ich bin ohne Rettung verloren! Was werden meine Freunde ſagen, und welche Entſchuldigung bringe ich ihnen, wenn ich ihnen ſage, daß Räuber mein Haus erbrochen und geſtohlen haben, was ſie mir ſo großmüthig geliehen? Muß ich ſie nicht für den Verluſt entſchädigen, den ich ihnen verurſacht habe? — Und dann, was iſt aus Schemſelnihar und dem Prinzen von Perſien geworden? Dieſer Vorfall wird ein ſo großes Aufſehen machen, daß er unausbleiblich dem Chalyfen zu Ohren kommen muß. Er wird dieſe Zuſammenkunft erfahren, und ich werde ein Opfer ſeines Zornes ſein.«

Der Sklawe, der ihm ſehr zugethan war, bemühte ſich, ihn zu tröſten, und ſagte: »Schemſelnihar betreffend, ſo werden die Räuber ſich wahrſcheinlich begnügt haben, ſie auszuplündern, und ſie wird dann mit ihren Sklawen in ihren Palaſt zurückgekehrt ſein; und der Prinz von Perſien wird daſſelbe Schickſal gehabt haben. Alſo, dürft ihr hoffen, daß der Chalyf dieſes Abenteuer nie erfahren wird. Was den Verluſt eurer Freunde anlangt, ſo iſt das ein Unglück, welches ihr nicht vermeiden konntet. Sie wiſſen wohl, daß die Räuber ſo überhand genommen und ſo verwegen geworden, daß ſie nicht allein das Haus, von welchem ich euch geſagt habe, ſondern auch mehrere andere Häuſer der vornehmſten Herren des Hofes ausgeplündert haben; und ihnen iſt nicht unbekannt, daß, trotz den ergangenen Befehlen ſie einzufangen, man noch keinen von ihnen hat ergreifen können, wie viel Mühe man auch angewendet hat. Ihr werdet alſo damit davon kommen, daß ihr euren Freunden den Werth der geraubten Sachen erſetzet, und es wird euch, Gott ſei Dank, noch Vermögen genug übrig bleiben.

Wie der Tag anbrach, ließ der Juwelier durch ſeinen Sklawen, ſo gut es möglich war, die eingeſchlagene Thüre nach der Gaſſe wieder herſtellen, und kehrte dann mit demſelben nach ſeinem Wohnhauſe zurück, unter traurigen Betrachtungen über das Vorgefallene: "Ebn Thaher," ſagte er bei ſich ſelber, "war wohl klüger, als ich; er hatte das Unglück vorausgeſehen, in welches ich mich blindlings geſtürzt habe. Wollte Gott, daß ich mich nie in einen Liebeshandel gemiſcht hätte, der mir vielleicht das Leben koſtet."

Kaum war es Tag, ſo verbreitete ſich das Gerüchte von der Plünderung ſeines Hauſes in der Stadt, und zog einen Schwarm von Freunden und Nachbaren herbei, von welchen die meiſten unter dem Vorwande, ihm ihr Beileid zu bezeigen, nur zu ihm kamen, um die Sache umſtändlich zu erfahren. Er unterließ nicht, ihnen für die ihm bezeigte Theilnahme zu danken, und hatte wenigſtens den Troſt, zu hören, daß niemand weder von Schemſelnihar noch von dem Prinzen von Perſien zu ihm ſprach; woraus er ſchloß, daß beide zu Hauſe, oder doch an irgend einem ſicheren Orte wären.

Als der Juwelier wieder allein war, brachten ſeine Leute ihm zu eſſen; aber er aß faſt gar nichts. Es war gegen Mittag, als einer ſeiner Sklawen hereintrat und ihm meldete, daß ein unbekannter Mann an der Thüre ſtände, und ihn zu ſprechen verlangte. Der Juwelier, der keinen Unbekannten zu ſich hereinlaſſen wollte, ſtand auf und ging hin, mit ihm an der Thüre zu reden. "Obwohl ihr mich nicht kennet," ſagte der Mann zu ihm, ſo kenne ich doch euch, und ich komme, von einer wichtigen Angelegenheit mit euch zu reden." Auf dieſe Worte bat der Juwelier ihn, einzutreten. "Nein," fuhr der Unbekannte fort, "bemühet euch vielmehr, wenn's euch beliebt, mit mir nach eurem andern Hauſe." — "Wie wißt ihr," verſetzte der Juwelier, "daß ich noch ein anderes Haus habe, als dieſes hier?" — "Ich weiß es," erwiederte der Unbekannte. "Ich bitte euch nur, mir zu folgen; und fürchtet nichts, ich habe euch etwas mitzutheilen, das euch Vergnügen machen wird."

Der Juwelier ging ſogleich mit ihm hin, und erzählte ihm unterweges, auf welche Weiſe das Haus, wohin ſie gingen, beraubt worden und nicht in dem Zuſtande wäre, ihn darin zu empfangen.

Als ſie vor dem Hauſe ſtanden, und der Unbekannte die Thüre halb zerbrochen ſah, ſagte er zu dem Juwelier: "Gehen wir fürder, ich ſehe wohl, daß ihr mir die Wahrheit geſagt habt. Ich will euch an einen Ort führen, wo wir bequemer ſind."

Indem er dieß ſagte, ſetzten ſie ihren Weg fort, und gingen ſo den ganzen übrigen Tag, ohne ſich aufzuhalten. Der Juwelier war ermüdet von dem langen Wege, und ängſtlich, als er die Nacht herannehen, und den Unbekannten noch immer fortſchreiten ſah, ohne ihm zu ſagen, wohin er ihn zu führen gedächte, fing ſchon an die Geduld zu verlieren, als ſie auf einen Platz gelangten, der nach dem Tiger führte. Sie gingen ans Ufer des Fluſſes hinab, beſtiegen ein kleines Boot und ſetzten auf die andere Seite über.

Nun führte der Unbekannte den Juwelier durch eine lange Gaſſe, wo dieſer in ſeinem Leben nicht geweſen war; und nachdem er ihn noch, ich weiß nicht, wie viel abgelegene Gaſſen hatte durchwandern laſſen, ſtand er endlich vor einer Thüre ſtill, und öffnete ſie. Er ließ den Juwelier eintreten, ſchloß die Thüre wieder zu, verriegelte ſie mit einer ſtarken Eiſenſtange, und führte ihn in ein Zimmer, wo ſich zehn andere Männer befanden, welche dem Juwelier eben ſo unbekannt waren, als derjenige, der ihn hergeführt hatte.

Dieſe zehn Männer empfingen den Juwelier ohne ſonderliche Höflichkeitsbezeigungen. Sie hießen ihn ſich ſetzen; und er that es. Er hatte es auch ſehr nöthig; denn er war nicht allein von dem langen Marſch außer Athem, ſondern auch die Furcht, die ihn ergriff, als er ſich unter Leuten ſah, die ſo geeignet waren, ihm ſolche zu erregen, hätte ihm nicht verſtattet, ſich aufrecht zu erhalten. Da ſie mit dem Abendeſſen auf ihr Oberhaupt gewartet hatten, ſo wurde gleich bei ſeiner Ankunft aufgetragen. Sie wuſchen ſich die Hände, und nöthigten den Juwelier, daſſelbe zu thun, und ſich mit ihnen an den Tiſch zu ſetzen.

Nach der Mahlzeit fragten die Männer ihn, ob er wüßte, mit wem er ſpräche. Er antwortete: Nein, und daß er ſelbſt nicht das Stadtviertel und den Ort kennte, wo er wäre. "Erzählet uns euer Abenteuer von der letzten Nacht," ſagten ſie zu ihm, "und verſchweiget uns nichts." Der Juwelier, ſtutzig über dieſe Rede, antwortete ihnen: "Meine Herren, dem Anſcheine nach ſeid ihr davon ſchon unterrichtet?" — "Es iſt wahr," erwiederten ſie, "der junge Mann und die junge Frau, die geſtern Abend bei euch waren, haben uns davon geſagt; aber wir wollen es aus eurem eigenen Munde hören."

Es bedurfte nicht mehr, um den Juwelier zu überzeugen, daß er mit den Räubern ſpräche, die ſein Haus erbrochen und geplündert hatten. "Meine Herren," rief er aus, "ich bin ſehr in Sorgen wegen dieſes jungen Mannes und dieſer jungen Frau: könntet ihr mir nicht Nachricht von ihnen geben?"

Scheheraſade unterbrach ſich bei dieſer Stelle, um den Sultan von Indien zu erinnern, daß der Tag anbräche, und ſchwieg alsdann. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung alſo wieder auf:

Zwei hundert und funfzehnte Nacht.

"Herr, auf die Frage des Juweliers an die Räuber, ob ſie ihm keine Nachricht von dem jungen Manne und der jungen Frau geben könnten; antworteten ſie: "Seid ihretwegen unbeſorgt, ſie ſind an einem ſicheren Orte und befinden ſich wohl." Indem ſie dieſes ſagten, zeigten ſie ihm zwei Gemächer, und verſicherten, daß beide, von einander abgeſondert, darin wären. "Sie haben uns geſagt," fügten ſie hinzu, "daß allein ihr Kunde von ihren Angelegenheiten habe. Sobald wir dies vernommen, haben wir, in Rückſicht auf euch, ſie mit aller möglichen Achtung behandelt. Weit entfernt, die mindeſte Gewalt zu gebrauchen, haben wir im Gegentheil ihnen alles Gute erzeigt, und keiner von uns möchte ihnen das geringſte Leid zufügen. Wir verſichern euch daſſelbe in Anſehung eurer Perſon, und ihr könnt volles Vertrauen zu uns faſſen."

Der Juwelier, durch dieſe Rede beruhigt, und erfreut, daß der Prinz von Perſien und Schemſelnihar geborgen waren, beſchloß, die Räuber in ihrem guten Willen noch zu beſtärken. Er lobte ſie, ſchmeichelte ihnen, und wünſchte ihnen tauſend Segen. "Ihr Herren," ſagte er zu ihnen, "ich geſtehe, daß ich nicht die Ehre habe, euch zu kennen; aber es iſt ein großes Glück für mich, euch nicht unbekannt zu ſein, und ich kann euch nicht genug danken für die Güte, welche dieſe Bekanntſchaft mir von euch zuwege gebracht hat. Einer ſo menſchenfreundlichen Handlung zu geſchweigen, ſehe ich wohl, daß nur Menſchen eurer Art im Stande ſind, ein Geheimniß ſo treulich zu bewahren, daß man deſſen Entdeckung nie fürchten darf: und wenn es auf eine gefährliche Unternehmung ankömmt, ſo darf man ſie euch nur auftragen; ihr wißt durch euern Eifer, euern Muth, und eure Unerſchrockenheit ſie befriedigend hinauszuführen. Im Vertrauen auf Eigenſchaften, welche euch mit ſo großem Rechte beigelegt werden, trage ich kein Bedenken, euch meine und der beiden von euch bei mir angetroffenen Perſonen Geſchichte mit aller Aufrichtigkeit zu erzählen, die ihr von mir verlangt."

Nachdem der vorſichtige Juwelier auf ſolche Weiſe die Theilnahme der Räuber für dasjenige gewonnen hatte, was er ihnen in vollem Vertrauen entdecken wollte, ſo daß es, ſeiner Beurtheilung nach, nur einen guten Eindruck hervorbringen konnte, erzählte er ihnen umſtändlich, ohne etwas zu übergehen, die Liebesgeſchichte des Prinzen von Perſien mit Schemſelnihar, von Anfang an, bis zu der Zuſammenkunft, die er ihnen in ſeinem Hauſe verſchafft hatte.

Die Räuber geriethen in großes Erſtaunen über all die Umſtände, welche ſie hier vernahmen. "Wie," riefen ſie aus, als der Juwelier geendigt hatte, "iſt es möglich, daß der junge Mann der erlauchte Prinz von Perſien, Aly Ebn Bekar, und die junge Frau die ſchöne und berühmte Schemselnihar iſt?" Der Juwelier ſchwur ihnen, daß nichts gewiſſer wäre, als was er ihnen geſagt hätte; und er fügte hinzu, es dürfte ſie nicht befremden, daß ſo vornehme Perſonen ſich geſträubt hätten, ſich zu erkennen zu geben.

Auf dieſe Verſicherung, gingen die Räuber hin, und warfen ſich, einer nach dem andern, dem Prinzen und Schemselnihar zu Füßen, und baten ſie um Verzeihung, indem ſie betheuerten, daß nichts von dem Vorgefallenen geſchehen ſein würde, wenn ſie vor dem Einbruche in das Haus des Juweliers von ihrem Stande unterrichtet geweſen wären. "Wir werden uns bemühen," fügten ſie hinzu, "den Fehler wieder gut zu machen, den wir begangen haben."

Hierauf kamen ſie wieder zu dem Juwelier, und ſagten zu ihm: "Es thut uns ſehr leid, euch nicht alles erſtatten zu können, was euch aus dem Hauſe entführet worden iſt: ein Theil davon iſt nicht mehr in unſerer Gewalt. Wir bitten euch, mit dem Silberzeuge zufrieden zu ſein, welches wir euch ſogleich wiedergeben werden."

Der Juwelier ſchätzte ſich überglücklich durch die Gnade, die ihm erwieſen wurde. Als die Räuber ihm das Silberzeug überliefert hatten, ließen ſie den

Prinzen von Perſien und Schemſelnihar hervortreten, und ſagten ihnen und dem Juwelier, ſie würden ſie an einen Ort bringen, von wo jeder von ihnen ſich heim begeben könnte; zuvor aber müßten ſie durch einen Eid ſich verbinden, ſie nicht zu verrathen.

Der Prinz von Perſien, Schemſelnihar und der Juwelier antworteten, ſie könnten auf ihr Wort ſchon vertrauen; weil ſie es aber wünſchten, ſo wollten ſie ihnen feierlich unverbrüchliches Stillſchweigen beſchwören. Durch dieſen Eid zufrieden geſtellt, gingen die Räuber ſogleich mit ihnen hinaus.

Unterweges beunruhigte den Juwelier, daß er die Vertraute und die beiden Sklavinnen nicht ſah, er nahte ſich Schemſelnihar, und bat ſie, ihm zu ſagen, was aus ihnen geworden ſei. "Ich weiß nichts von ihnen," antwortete ſie. "Ich kann nichts weiter ſagen, als daß man uns aus eurem Hauſe wegführte, mit uns übers Waſſer ſetzte, und uns in das Haus brachte, wo wir jetzo herkommen.

Damit endigte die Unterredung zwiſchen Schemſelnihar und dem Juwelier; ſie ließen ſich mit dem Prinzen von den Räubern führen, und gelangten an das Ufer des Fluſſes. Die Räuber nahmen ein Boot, ſtiegen mit ihnen ein, und ſetzten ſie ans jenſeitige Ufer über.

Indem der Prinz von Perſien, Schemſelnihar und der Juwelier ans Land ſtiegen, hörte man ein lautes Geräuſch von der Wache zu Pferde, welche daher ritt, und in dem Augenblick ankam, als das Boot eben wieder abgeſtoßen war, und die Räuber ruderten aus aller Macht von hinnen.

Der Befehlshaber der Wache fragte den Prinzen, Schemselnihar und den Juwelier, woher ſie ſo ſpät kämen und wer ſie wären. Von Schreck ergriffen und aus Furcht, etwas zu ſagen, das ihnen nachtheilig ſein könnte, ſchwiegen ſie beſtürzt. Gleichwohl mußte man antworten; und das that der Juwelier, der etwas mehr Faſſung behielt: "Herr," antwortete er, "ich kann euch zuvörderſt verſichern, daß wir rechtliche Leute aus der Stadt ſind. Die Leute dort in dem Boote, die uns ſo eben ausgeſetzt haben, und wieder auf die andere Seite überfahren, ſind Räuber, die in der letzten Nacht das Haus, worin wir waren, erbrachen, es plünderten und uns nach ihrer Wohnung führten. Nachdem es dort durch alle erdenkliche Mittel der Begütigung uns gelungen, ſie für uns einzunehmen, haben ſie uns endlich in Freiheit geſetzt, und bis hieher geführt. Sie haben uns ſogar einen guten Theil ihrer gemachten Beute wieder gegeben, wie ihr hier ſehet." Indem er dieß ſagte, zeigte er dem Befehlshaber das Silberzeug, das er trug.

Der Befehlshaber begnügte ſich nicht mit dieſer Antwort des Juweliers; er näherte ſich ihm und dem Prinzen von Perſien, und betrachtete einen nach dem andern. "Saget mir aufrichtig," fragte er ſie, "wer iſt dieſe Frau, woher kennt ihr ſie, und in welchem Stadtviertel wohnt ihr?«

Dieſe Frage machte ſie ſehr verlegen, und ſie wußten nicht, was ſie antworten ſollten. Schemselnihar machte dieſer Verlegenheit ein Ende. Sie zog den Befehlshaber beiſeite; und ſie hatte nicht ſobald mit ihm geſprochen, als er mit großen Zeichen der Ehrerbietung und Höflichkeit vom Pferde ſtieg. Er befahl ſogleich ſeinen Leuten, zwei Boote herbeizuſchaffen.

Als die Boote gekommen waren, ließ der Befehlshaber Schemselnihar in das eine ſteigen, und den Prinzen von Perſien und den Juwelier in das andere, und gab jedem Boote zwei von ſeinen Leuten, mit dem Befehle, ſie bis zu ihrer Beſtimmung zu begleiten. Die beiden Boote fuhren in verſchiedener Richtung ab. Wir begleiten gegenwärtig das Boot, worin ſich der Prinz von Perſien und der Juwelier befanden.

Der Prinz von Perſien wollte den ihm mitgegebenen Begleitern und dem Juwelier die Mühe erſparen, und ſagte zu jenen, er wollte den Juwelier mit in ſein Haus führen, und nannte ihnen das Stadtviertel, darin er wohnte. Auf dieſe Anzeige ließen die Begleiter das Boot vor dem Palaſte des Chalyfen anlegen. Der Prinz von Perſien und der Juwelier geriethen in großen Schrecken darüber, wagten aber nicht, ihn laut werden zu laſſen. Obwohl ſie den Befehl gehört hatten, welchen der Anführer der Wache ertheilt hatte, ſo bildeten ſie ſich nichts deſto weniger ein, daß man ſie nach dem Wachthauſe brächte, um ſie am folgenden Morgen dem Chalyfen vorzuſtellen.

Das war indeſſen nicht die Abſicht ihrer Begleiter. Als ſie ſie ans Land geſetzt hatten, kehrten ſie zu ihrer Schaar zurück, nachdem ſie ſie einem Offizier von der Leibwache des Chalyfen, befohlen hatten; und dieſer gab ihnen zwei von ſeinen Soldaten mit, um ſie nach der Wohnung des Prinzen von Perſien zu begleiten, die ziemlich weit vom Fluſſe entfernt war. So gelangten ſie endlich dorthin, aber ſo matt und müde, daß ſie kaum ſich regen konnten.

Bei dieſer großen Müdigkeit, war der Prinz von Perſien überdieß noch ſo niedergeſchlagen durch den unglücklichen Vorfall, der ihm und Schemſelnihar begegnet war, und ihn fortan aller Hoffnung zu einer neuen Zuſammenkunft beraubte, daß er in Ohnmacht ſank, indem er ſich auf ein Sofa niederließ. Während der größte Theil ſeiner Leute um ihn beſchäftigt war, ihn wieder zu ſich zu bringen, drängten ſich die andern um den Juwelier, und baten ihn, ihnen zu ſagen, was dem Prinzen begegnet wäre, deſſen Abweſenheit ſie in unausſprechliche Unruhe verſetzt hatte."

Bei dieſen letzten Worten unterbrach ſich Scheherasade, weil das Licht des Tages ſich ſchon blicken ließ. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zwei hundert und ſechzehnte Nacht.

»Herr, ich erzählte geſtern Euer Majeſtät, daß während man beſchäftigt war, den Prinzen aus ſeiner Ohnmacht wieder zu ſich zu bringen, andere von ſeinen Leuten den Juwelier fragten, was ihrem Herrn begegnet wäre. Der Juwelier, der ſich wohl hütete, ihnen irgend etwas zu entdecken, das ihnen nicht gebührte zu wiſſen, antwortete ihnen, es wäre eine außerordentliche Sache, aber jetzo nicht die Zeit, davon zu erzählen; ſie ſollten lieber darauf bedacht ſein, dem Prinzen Hülfe zu leiſten. Zum Glück erholte ſich der Prinz von Perſien in dieſem Augenblicke wieder, und diejenigen, die ſo dringlich dieſe Frage gethan hatten, traten nun ehrerbietig zurück, und waren ſehr erfreut, daß die Ohnmacht des Prinzen nicht länger gedauert hatte.

Obgleich der Prinz von Perſien das Bewußtſein wieder erlangt hatte, blieb er dennoch ſo ſchwach, daß er den Mund nicht zum ſprechen öffnen konnte. Er antwortete nur durch Zeichen, ſelbſt ſeinen Verwandten, die ihm zuſprachen.

Er war in dieſem Zuſtande noch am folgenden Morgen, als der Juwelier Abſchied von ihm nahm. Der Prinz antwortete ihm nur durch Zuwinken, indem er ihm die Hand reichte; und als er ihn mit Silberzeuge beladen ſah, das die Räuber ihm wiedergegeben hatten, gab er einem ſeiner Leute ein Zeichen, es zu nehmen und ihm nach Hauſe zu tragen.

Die Familie des Juweliers hatte ihn indeſſen mit großer Ungeduld erwartet, ſeitdem er mit dem unbekannten Manne, der ihn zu ſprechen gekommen, weggegangen war; und man hatte nicht gezweifelt, daß etwas anderes noch ärgeres als zuvor begegnet wäre, nachdem die Zeit verfloſſen war, da er wieder zurückkommen mußte. Seine Frau und Kinder und ſein Hauptgeſinde waren in großer Unruhe, und ſie weinten noch, als er anlangte. Sie hatten große Freude, ihn wiederzuſehen, waren aber bekümmert, als ſie ihn in der kurzen Zeit, daß ſie ihn nicht geſehen hatten, ſo auffallend verändert fanden. Die große Ermüdung vom vorigen Tage, und die in großer Beängſtigung und ſchlaflos zugebrachte Nacht, waren die Urſache dieſer Veränderung, welche ihn faſt unkenntlich gemacht hatte. Da er ſelber ſich ſehr entkräftet fühlte, ſo hütete er zwei Tage das Haus, um ſich herzuſtellen, und nahm nur den Beſuch von einigen ſeiner vertrauteſten Freunde an.

Am dritten Tage fühlte der Juwelier ſeine Kräfte wieder ein wenig hergeſtellt, und glaubte, ſie würden zunehmen, wenn er wieder ausginge, friſche Luft zu ſchöpfen. Er ging alſo zu einem ſeiner Freunde, einem reichen Kaufmanne, in den Laden, und unterhielt ſich ziemlich lange mit ihm. Als er aufſtand, von ſeinem Freunde Abſchied zu nehmen und ſich zu entfernen, erblickte er eine Frau, die ihm einen Wink gab, und erkannte ſie für die Vertraute Schemſelnihars. Zwiſchen Furcht und Freude darüber, entfernte er ſich um ſo ſchleuniger, ohne ſie anzuſehen. Sie folgte ihm, wie er wohl wußte, daß ſie thun würde, weil der Ort, wo er ſich befand, nicht gelegen war, ſich mit ihr zu beſprechen. Da er ſo raſch ging, rief die Vertraute, die nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte, ihm von Zeit zu Zeit zu, er ſollte doch auf ſie warten. Er hörte es wohl; aber nach dem, was ihm begegnet war, durfte er nicht öffentlich mit ihr ſprechen, aus Furcht den Verdacht zu erregen, daß er mit Schemſelnihar Verkehr hätte. In der That, wußte man in ganz Bagdad, daß ſie dieſer Favoritinn angehörte, und alle Einkäufe derſelben beſorgte. Er blieb alſo in ſeinem Schritte, bis er eine wenig beſuchte Moſchee erreichte, in welcher er wohl wußte daß niemand wäre. Sie folgte ihm hinein, und beide hatten hier volle Freiheit, ohne Zeugen mit einander zu reden.

Der Juwelier und die Vertraute Schemſelnihars bezeigten ſich gegenſeitig ihre Freude, ſich nach dem ſeltſamen, durch die Räuber verurſachten Abenteuer, wiederzuſehen.

Der Juwelier verlangte, die Vertraute ſollte ihm erſt erzählen, wie ſie mit den beiden Sklawinnen entkommen wäre, und Schemselnihar ſich befände, ſeitdem er ſie nicht geſehen hatte. Aber die Vertraute bezeigte ihm ein ſo dringendes Verlangen, zuvor zu erfahren, was ihm ſeit ihrer unverſehenen Trennung begegnet wäre, daß er genöthigt war, ihre Neugier zu befriedigen. »Da habt ihr,« ſagte er am Schluſſe ſeiner Erzählung, »was ihr von mir zu wiſſen verlangtet: ſaget mir nun, ich bitte euch, auch eurerſeits, das, darum ich euch ſchon erſucht habe.«

»Sobald ich die Räuber erſcheinen ſah,« erzählte nun die Vertraute, »bildete ich mir ein, ohne ſie recht genau zu betrachten, daß es Soldaten von der Leibwache des Chalyfen wären; daß der Chalyf von dieſem Schritte Schemselnihars unterrichtet worden, und jene abgeſchickt hätte, ihr und dem Prinzen von Perſien, und uns allen, das Leben zu nehmen. In dieſem Wahne ſtieg ich ſogleich auf das flache Dach eures Hauſes, während die Räuber zu dem Prinzen von Perſien und Schemselnihar in das Zimmer drangen. Die beiden Sklawinnen Schemselnihars ſäumten nicht, mir zu folgen. Von Dache zu Dache gelangten wir endlich zu dem Hauſe braver Leute, die uns ſehr freundlich aufnahmen und bei denen wir die Nacht zubrachten.

Am folgenden Morgen früh, nachdem wir dem Herrn des Hauſes für die uns bewieſene Gefälligkeit gedankt hatten, kehrten wir nach Schemselnihars Palaſt zurück. In großer Verwirrung traten wir hinein, und waren um ſo bekümmerter, als wir nicht wußten, welches Schickſal die beiden unglücklichen Liebenden getroffen hatte. Die übrigen Frauen Schemselnihars waren verwundert, uns ohne ſie zurückkommen zu ſehen. Wir ſagten ihnen, wie wir uns zuvor verabredet hatten, ſie wäre bei einer ihrer Freundinnen geblieben, und würde uns rufen laſſen, ſie abzuholen, wenn ſie zurückkommen wollte; und ſie begnügten ſich mit dieſer Ausrede.

Ich brachte indeſſen den Tag in großer Unruhe hin. Als die Nacht kam, öffnete ich die kleine Hinterthüre, trat hinaus, und ſah ein kleines Boot auf dem Kanale, der in den Fluß ausläuft. Ich rief den Schiffmann, und bat ihn, auf beiden Seiten den Fluß entlang hin zu fahren, um zu ſehen, ob er nicht eine vornehme Frau erblickte, und wenn er ſie anträfe, ſie hieher zu führen.

Ich erwartete ſeine Rückkehr, mit den beiden Sklavinnen, die in derſelben Unruhe waren, wie ich; und es war ſchon nahe an Mitternacht, als daſſelbe Boot anlangte, mit zwei Männern und einer im Hinterraume ruhenden Frau. Sobald er das Boot angelegt hatte, halfen die beiden Männer der Frau aufſtehen und ausſteigen, und ich erkannte ſie für Schemselnihar, mit unausſprechlicher Freude ſie wiederzuſehen und wiedergefunden zu haben . . . .«

Scheherasade endigte hier ihre Erzählung für dieſe Nacht. Sie nahm dieſelbe in der folgenden Nacht wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zwei hundert und ſiebzehnte Nacht.

»Herr, wir verließen geſtern die Vertraute Schemselnihars in der Moſchee, wo ſie dem Juwelier erzählte, was ihr, ſeitdem ſie ſich nicht geſehen hatten, begegnet war, und die Umſtände von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palaſt. Sie fuhr alſo fort:«

»Ich reichte Schemselnihar die Hand, um ihr ans Land zu helfen. Sie hatte dieſer Hülfe ſehr nöthig, denn ſie konnte ſich kaum aufrecht erhalten. Als ſie ausgeſtiegen war, ſagte ſie mir ins Ohr, mit einem Tone, der ihre Betrübniß ausdrückte, ich ſollte hingehen, einen Beutel von tauſend Goldſtücken holen, und ihn den beiden Soldaten geben, die ſie begleitet hatten.

Ich überließ ſie den Händen der beiden Sklavinnen zur Unterſtützung; und nachdem ich den beiden Soldaten geſagt hatte, ſie möchten einen Augenblick warten, lief ich hin, die Börſe zu holen, und kam ſchleunig zurück. Ich gab ſie den beiden Soldaten, bezahlte den Schiffmann, und verſchloß die Thüre.

Dann eilte ich wieder zu Schemselnihar, die noch nicht in ihr Zimmer gelangt war. Wir verloren keine Zeit, ſondern brachten ſie hinein, entkleideten ſie, und legten ſie in ihr Bette, wo ſie ſogleich und die ganze übrige Nacht in einem Zuſtande lag, als wenn ſie im Begriff wäre den Geiſt aufzugeben.

Am folgenden Tage bezeigten ihre übrigen Frauen großes Verlangen, ſie zu ſehen; aber ich ſagte ihnen, ſie wäre äußerſt ermüdet zurückgekommen, und bedürfte Ruhe, um ſich herzuſtellen. Wir, die beiden andern Frauen und ich, leiſteten ihr unterdeſſen alle mögliche Hülfe, die wir nur erdenken und ſie von unſerm Eifer erwarten konnte. Sie weigerte ſich anfangs, irgend etwas zu ſich zu nehmen; und wir mußten an ihrem Leben verzweifeln, wenn wir nicht bemerkt hätten, daß der Wein, welchen wir ihr von Zeit zu Zeit einflößten, ihr wieder Kräfte gab. Endlich, durch anhaltendes Bitten, gelang es uns, ihre Hartnäckigkeit zu überwinden, und wir nöthigten ſie zu eſſen. Als ich ſah, daß ſie wieder im Stande war zu reden (denn ſie hatte bis dahin nichts gethan, als weinen, ſtöhnen und ſeufzen), bat ich ſie um die Gnade, mir doch zu ſagen, durch welches Glück ſie den Räubern entkommen wäre. „Warum verlangſt du von mir," antwortete ſie mir mit einem tiefen Seufzer, „daß ich einen ſolchen Gegenſtand der Betrübniß erneue? Wollte Gott, die Räuber hätten mir das Leben genommen, anſtatt es mir zu erhalten! meine Leiden hätten ein Ende; jetzt lebe ich nur, um noch mehr zu leiden."

„Herrinn," erwiederte ich, „ich flehe euch, es mir nicht zu verſagen. Ihr wißt wohl, daß die Unglücklichen eine Art von Troſt darin finden, ihre Begegniſſe, auch die widerwärtigſten, zu erzählen. Es wird alſo euern Schmerz lindern, wenn ihr die Güte habt, mir meine Bitte zu gewähren."

„So höre denn," ſagte ſie darauf, „die troſtloſeſte Begebenheit, welche einer ſo leidenſchaftlich Liebenden, als ich, die ſich ſchon am Ziel ihrer Wünſche wähnte, begegnen konnte. Als ich die Räuber mit Säbel und Dolch in der Hand hereintreten ſah, glaubte ich, daß der letzte Augenblick unſers Lebens, für den Prinzen von Perſien und für mich, gekommen wäre; und ich beklagte meinen Tod nicht, in dem Gedanken, mit ihm zu ſterben. Aber anſtatt auf uns los zu ſtürzen und uns das Herz zu durchbohren, wie ich erwartete, wurden zwei Räuber befehligt uns zu bewachen; und die übrigen packten unterdeſſen alles zuſammen, was in dem Zimmer und in den Seitengemächern ſich befand. Als ſie damit fertig waren und die Ballen auf ihre

Schultern geladen hatten, gingen ſie weg und führten uns mit ſich.

Unterweges fragte mich einer von unſern Begleitern, wer ich wäre? und ich antwortete ihm: "eine Tänzerinn." Er that dem Prinzen dieſelbe Frage; und dieſer gab ſich nur für einen Bürger aus.

Als wir in ihrer Wohnung angelangt waren, wo uns neue Schrecken erwarteten, verſammelten ſich alle um mich; und nachdem ſie meine Kleidung und meinen reichen Juwelenſchmuck betrachtet, hatten ſie Verdacht, daß ich meinen Stand verleugnet hätte. "Eine Tänzerinn ſieht nicht aus, wie ihr," ſagten ſie zu mir. "Saget uns aufrichtig, wer ihr ſeid."

Als ſie ſahen, daß ich nicht antwortete, fragten ſie den Prinzen von Perſien: "Und auch ihr, wer ſeid ihr eigentlich? Wir ſehen wohl, daß ihr kein bloßer Bürger ſeid, wie ihr geſagt habt."

Er befriedigte eben ſo wenig, als ich, ihre Neugier, ſondern ſagte ihnen bloß, er wäre bei dem Juwelier, den er nannte, zum Beſuch geweſen, um ſich mit ihm zu ergötzen, und demſelben gehörte das Haus, wo ſie uns gefunden hätten.

"Ich kenne dieſen Juwelier," ſagte ſogleich einer der Räuber, der unter ihnen das meiſte Anſehn zu haben ſchien; "ich habe ihm einige Verpflichtung, obwohl er nichts davon weiß, und ich weiß, daß er noch ein anderes Haus hat; ich nehme es auf mich, ihn morgen herzubringen. Wir werden euch nicht eher loslaſſen," fuhr er fort, "als bis wir wiſſen, wer ihr ſeid. Es wird euch indeſſen kein Leides geſchehen."

Der Juwelier wurde am folgenden Tage gebracht; und dieſer brave Mann, in der Abſicht uns einen Dienſt zu leiſten, wie er auch wirklich that, entdeckte den Räubern, wer wir eigentlich wären. Die Räuber kamen nun, mich um Verzeihung zu bitten; und ich glaube, ſie thaten daſſelbe bei dem Prinzen von Perſien, der in einem andern Zimmer war; ſie betheuerten mir, ſie würden in das Haus, worin ſie uns gefunden, nicht eingebrochen ſein, wenn ſie gewußt hätten, daß es dem Juwelier gehörte.

Sie nahmen uns ſogleich, den Prinzen von Perſien, den Juwelier und mich, und führten uns an das Ufer des Fluſſes, ließen uns in ein Boot ſteigen, und ſetzten uns auf dieſe Seite über; aber kaum waren wir ans Land getreten, als eine Schaar von der Wache zu Pferde auf uns zukam.

Ich nahm den Anführer derſelben bei Seite, nannte mich, und ſagte ihm, die Räuber, die wieder auf jene Seite hinüberruderten, hätten mich am vorigen Abend auf dem Rückwege von einer Freundinn, angehalten und nach ihrer Wohnung geführt; aber als ich mich ihnen zu erkennen gegeben, hätten ſie mich wieder losgelaſſen, und in Rückſicht auf mich, den beiden Perſonen, die er hier ſähe, dieſelbe Gnade erwieſen, nachdem ich verſichert, daß ſie zu meiner Bekanntſchaft gehörten. Er ſtieg ſogleich vom Pferde, mir ſeine Ehrerbietung zu bezeigen; und nachdem er mir ſeine Freude bezeigt hatte, mir einen Dienſt leiſten zu können, befahl er, zwei Boote herbeizuſchaffen, und ließ mich das eine beſteigen, mit zweien ſeiner Leute, die wie du geſehen haſt, mich hieher begleitet haben. Ebenſo ließ er den Prinzen von Perſien und den Juwelier in dem andern Boote durch zwei ſeiner Leute ſicher nach Hauſe geleiten.

"Ich hoffte," fügte ſie zum Schluſſe hinzu, indem ſie in Thränen zerfloß, "daß ihnen ſeit unſerer Trennung kein Unfall wird begegnet ſein, und ich zweifle nicht, daß der Schmerz des Prinzen dem meinen gleich ſei. Der Juwelier, der uns mit ſo viel Bereitwilligkeit gedient hat, verdient, für den Verluſt belohnt zu werden, welchen er um unſertwillen erlitten hat. Vergiß nicht morgen früh, zwei Börſen, jede von tauſend Goldſtücken, zu nehmen, ſie ihm in meinem Namen zu überbringen, und dich bei ihm nach dem Prinzen von Perſien zu erkundigen."

Als meine gute Gebieterinn ſo ihre Erzählung geendigt hatte, bemühte ich mich, in Betreff des letzten mir ertheilten Befehls, der Erkundigung nach dem Prinzen von Perſien, ſie zu bereden, ſie möchte doch alle ihre Kräfte aufbieten, um ſich ſelber zu beſiegen, nachdem ſie in einer ſolchen Gefahr geſchwebt hätte, der ſie nur eben durch ein Wunder entronnen wäre. "Mache mir keine Einwendungen," ſagte ſie hierauf, „ſondern thu, was ich dich heiße.“

Ich mußte alſo ſchweigen, und ich komme, um Ihr zu gehorchen; ich war in eurem Hauſe, wo ich euch nicht fand; und aus Furcht, euch dort nicht anzutreffen, wo man mir ſagte, daß ihr wohl ſein könntet, war ich ſchon im Begriff, zu dem Prinzen von Perſien zu gehen; jedoch wagte ich es nicht. Ich habe die beiden Börſen im Vorbeigehen bei einem von meinen Bekannten gelaſſen: erwartet mich hier, ich will ſie euch ungeſäumt holen . . .“

Scheherazade bemerkte, nach dieſen letzten Worten, daß der Tag anbrach, und ſchwieg. Sie ſetzte ihre Erzählung in der folgenden Nacht fort, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zwei hundert und achtzehnte Nacht.

„Herr, die Vertraute kam bald wieder zu dem Juwelier in die Moſchee, wo ſie ihn verlaſſen hatte; ſie gab ihm die beiden Börſen, und ſagte: „Nehmet, und befriedigt eure Freunde.“ — „Hierin iſt viel mehr,“ erwiederte der Juwelier, „als dazu nöthig; aber ich wage nicht die Gnade auszuſchlagen, welche eine ſo großmüthige Frau ihrem Diener zu erzeigen geruhet. Ich bitte euch, ſie zu verſichern, daß ich immerdar das Andenken ihrer Güte bewahren werde.“

Er verabredete mit der Vertrauten, daß ſie ihn in dem Hauſe aufſuchen ſollte, wo ſie ihn zum erſtenmale geſehen hatte, wenn ſie ihm von Seiten Schemselnihars etwas mitzutheilen hätte, und Nachrichten von dem Prinzen von Perſien einziehen wollte. Hierauf trennten ſie ſich.

Der Juwelier ging nach Hauſe, ſehr vergnügt, nicht allein darüber, daß er nun die Mittel in Händen hatte, ſeine Freunde völlig zu befriedigen, ſondern auch, weil er ſah, daß niemand in Bagdad wußte, daß der Prinz von Perſien und Schemselnihar ſich in ſeinem Hauſe befunden hatten, als daſſelbe geplündert wurde. Freilich hatte er den Räubern das Geheimniß entdeckt, aber er vertraute auf ihre Verſchwiegenheit. Sie hatten überdieß auch nicht ſo viel Verkehr mit der Welt, daß von ihrer Seite Gefahr zu befürchten geweſen wäre, wenn ſie es auch verbreitet hätten.

Gleich am folgenden Morgen ging er zu den Freunden, die ihm gefällig geweſen waren; und es koſtete ihn keine Mühe, ſie zu befriedigen. Er behielt ſogar noch Geld genug übrig, um ſein anderes Haus ſehr anſtändig mit Geräth zu verſehen, welches er nun von einigen ſeiner Leute bewohnen ließ. Auf ſolche Weiſe vergaß er bald der Gefahr, der er entronnen war, und ging gegen Abend zu dem Prinzen von Perſien.

Die Bedienten des Prinzen, die den Juwelier empfingen, ſagten ihm, er käme zur rechten Zeit, der Prinz wäre, ſeitdem er ihn nicht geſehen, in einem Zuſtande, der für ſein Leben fürchten ließe, und man könnte kein einziges Wort aus ihm heraus bringen.

Sie führten ihn, ohne Geräuſch zu machen, in ſein Zimmer; und er fand ihn in ſeinem Bette liegen, mit geſchloſſenen Augen, und in einem Zuſtande, der ſein Mitleid erregte. Er grüßte ihn, indem er ſeine Hand berührte, und ermahnte ihn, Muth zu faſſen.

Der Prinz von Perſien erkannte die Stimme des Juweliers. Er öffnete die Augen, in denen ſich ſeine ganze Betrübniß malte, die noch viel ſtärker war, als jene, die er bei der erſten Zuſammenkunft mit Schemſelnihar empfunden hatte. Er faßte ſeine Hand und drückte ſie, um ihm ſeine Freundſchaft zu bezeigen, und dankte ihm mit ſchwacher Stimme, daß er ſich die Mühe gäbe, einen ſo unglücklichen und ſo betrübten Prinzen, als ihn, zu beſuchen.

„Prinz,“ erwiederte der Juwelier, „ich bitte euch, ſchweigen wir von dem Danke, welchen ihr mir ſchuldig ſein könntet: ich wünſche nur, daß die guten

Dienſte, welche euch zu leiſten ich mich bemühte, einen beſſern Erfolg gehabt hätten. Reden wir vielmehr von eurer Geſundheit: nach dem Zuſtande, worin ich euch ſehe, fürchte ich ſehr, daß ihr euch ſelber ſinken laſſet, und daß ihr nicht die nöthige Nahrung zu euch nehmet.“

Die Leute, welche um den Prinzen, ihren Herren, waren, ergriffen dieſe Gelegenheit, dem Juwelier zu ſagen, daß ſie alle erſinnliche Mühe anwendeten, den Prinzen zu bewegen, etwas zu genießen, daß er aber alle Hülfe verſchmähe, und ſchon lange Zeit nichts genoſſen hätte. Dieſes bewog den Juwelier, den Prinzen zu bitten, daß er ſich von ſeinen Leuten Speiſe bringen ließe und davon genöſſe; und er erreichte es durch anhaltendes Bitten.

Nachdem der Prinz von Perſien, auf Zureden des Juweliers, reichlicher gegeſſen, als bisher, befahl er ſeinen Leuten, ihn mit demſelben allein zu laſſen, und als ſie hinaus gegangen waren, ſagte er zu ihm: "Neben dem Unglücke, das mich niederbeugt, bin ich noch äußerſt betrübt über den Verluſt, welchen ihr um meinetwillen erlitten habt, und es iſt billig, daß ich daran denke, ihn euch zu vergütigen; aber zuvor bitte ich euch, mir zu ſagen, ob ihr nichts von Schemselnihar vernommen habt, ſeitdem ich mich von ihr trennen mußte?"

Der Juwelier erzählte ihm alles, was er aus dem

Berichte der Vertrauten wußte von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palaſt, und von dem Zubeſſer ſtande, worin ſie ſeitdem geweſen, bis ſie ſich wieder befunden und die Vertraute abgeſchickt hatte, ſich nach ihm zu erkundigen.

Der Prinz von Perſien antwortete auf die Erzählung des Juweliers nur durch Seufzer und Thränen; dann ſtand er mit Anſtrengung auf, ließ ſeine Leute rufen, und ging ſelber nach ſeiner Vorrathskammer, die er ſich öffnen ließ: hier ließ er mehrere Ballen von reichem Zimmergeräthe und Silberzeuge zuſammen machen, und gab Befehl, ſie nach dem Hauſe des Juweliers zu tragen.

Der Juwelier wollte ſich weigern, das Geſchenk anzunehmen, welches der Prinz ihm machte; aber, obgleich er dieſem vorſtellte, daß Schemselnihar ihm ſchon mehr geſchickt hätte, als er nöthig gehabt, um den Verluſt ſeiner Freunde zu erſetzen, dennoch wollte der Prinz ſich nicht abweiſen laſſen. Dem Juwelier blieb alſo nichts übrig, als ihm zu bezeigen, wie ſehr er durch ſeine Freigebigkeit beſchämt wäre, und daß er ihm nicht genug dafür danken könnte. Er wollte nun Abſchied nehmen; aber der Prinz bat ihn, noch zu bleiben, und ſie unterhielten ſich einen guten Theil der Nacht mit einander.

Am folgenden Morgen beſuchte der Juwelier vor dem Weggehen noch den Prinzen, und dieſer ließ ihn neben ſeinem Bette niederſitzen, und ſagte zu ihm: „Ihr wißt, daß es bei allen Dingen ein Ziel gibt; das Ziel eines Liebenden iſt, den Gegenſtand ſeiner Liebe ungeſtört zu beſitzen; wenn er einmal dieſe Hoffnung verliert, ſo darf er auch gewiß nicht mehr ans Leben denken. Ihr begreift wohl, daß dieſes die traurige Lage iſt, in welcher ich mich befinde. In der That, während ich mich zweimal auf dem Gipfel meiner Wünſche wähnte, gerade da wurde ich von dem, was ich liebe, auf die grauſamſte Weiſe hinweggeriſſen. Demnach bleibt mir nichts mehr übrig, als an den Tod zu denken: ich würde ihn mir ſchon ſelber gegeben haben, wenn meine Religion mir nicht den Selbſtmord verböte; aber ich habe nicht nöthig, ihm vorzugreifen: ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr auf ihn warten darf.“

Nach dieſen Worten ſchwieg er, unter Seufzen Schluchzen und Thränen, die er in Ueberfluß vergoß.

Der Juwelier, der kein anderes Mittel wußte, ihn von dieſem verzweiflungsvollen Gedanken abzulenken, als daß er ihn an Schemselnihar erinnerte, um ihm wenigſtens einen Schatten von Hoffnung zu geben, ſagte zu ihm, er fürchtete, die Vertraute wäre ſchon bei ihm geweſen, es würde alſo gut ſein, daß er ohne Zeitverluſt nach Hauſe ginge. „Ich laſſe euch gehen,“ ſagte der Prinz darauf; „aber wenn ihr ſie ſehet, ſo bitte ich euch, ſchärfet ihr wohl ein, Schemselnihar zu verſichern, daß, wenn ich auch bald ſterbe, wie ich erwartete, ich ſie jedoch bis zum letzten Seufzer, ja bis ins Grab, lieben werde.“

Der Juwelier ging nach Hauſe, und blieb dort, in der Hoffnung, daß die Vertraute kommen würde. Sie kam auch einige Stunden darnach, aber ganz in Thränen und in großer Verwirrung. Der Juwelier, dadurch beunruhigt, fragte ſie haſtig, was ihr fehlte.

„Schemselnihar, der Prinz von Perſien, ihr und ich, antwortete die Vertraute, „wir alle ſind verloren. Höret die traurige Neuigkeit, welche ich geſtern, nachdem ich euch verlaſſen hatte, beim Eintritt in den Palaſt vernahm. Schemselnihar hatte, eines Vergehens wegen, eine der beiden Sklawinnen, die ihr am Tage der Zuſammenkunft in euerem andern Hauſe bei ihr ſahet, beſtrafen laſſen. Die über dieſe üble Behandlung erboſte Sklawinn fand die Thüre des Palaſtes offen, und ſchlüpfte hinaus: und wir zweifeln nicht, daß ſie einem der Verſchnittenen von unſerer Wache, der ihr eine Zuflucht gegeben, alles verrathen hat. Das iſt noch nicht alles: Die andere Sklawinn, ihre Gefährtinn, iſt auch entflohen, und hat ſich in den Palaſt des Chalyfen geflüchtet, und wir haben Urſache zu glauben, daß ſie ihm alles entdeckt hat. Höret, weshalb: heute eben ließ der Chalyf durch zwanzig Verſchnittene Schemselnihar holen und nach ſeinem Palaſt führen. Ich habe Mittel gefunden, mich wegzuſtehlen und zu kommen, um euch von allem dieſem zu benachrichtigen. Ich weiß nicht, was vorgegangen ſein mag, aber ich weiſſage hieraus nichts Gutes. Wie dem nun ſei, ich beſchwöre euch, das Geheimniß gut zu bewahren.

Der Tag, deſſen Licht ſich ſchon blicken ließ, nöthigte die Sultaninn Scheheraſade, bei dieſen letzten Worten ſelber zu ſchweigen. Sie fuhr in der folgenden Nacht fort, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zwei hundert und neunzehnte Nacht.

»Herr, die Vertraute fügte dem, was ſie dem Juwelier ſagte, noch hinzu, es wäre gut, daß er, ohne Zeitverluſt, zu dem Prinzen von Perſien ginge, und ihn von dem Vorgange benachrichtigte, damit er ſich auf jeden Fall gefaßt machte, und empfahl ihm, der gemeinſamen Sache getreu zu bleiben. Mehr ſagte ſie ihm nicht, ſondern entfernte ſich plötzlich, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

Was hätte auch der Juwelier in dem Zuſtande, worin er ſich befand, antworten können? Er ſtand unbeweglich und wie vom Schlage gerührt. Er erkannte nichts deſto weniger, wie dringend die Sache war: er raffte ſich alſo zuſammen, und ging ſchleunig zu dem Prinzen von Perſien.

Er nahte ſich ihm mit einer Miene, welche ſchon die üble Botſchaft ankündigte, die er ihm zu bringen kam, und ſprach zu ihm: »Prinz, waffnet euch mit Geduld, mit Standhaftigkeit und Muth, und bereitet euch auf den furchtbarſten Sturm, den ihr in eurem ganzen Leben zu beſtehen habt.«

»Saget mir mit zwei Worten, was es gibt,« ſagte hierauf der Prinz, »und laßt mich nicht in der quälenden Ungewißheit: ich bin bereit zu ſterben, wenn es ſein muß.«

Der Juwelier erzählte ihm nun, was er ſo eben von der Vertrauten vernommen hatte. »Ihr ſehet wohl,« fügte er hinzu, »daß euer Untergang gewiß iſt. Stehet auf, und rettet euch ſchleunigſt: die Zeit iſt koſtbar. Ihr dürft euch dem Zorne des Chalyfen nicht ausſetzen, noch weniger der Gefahr, auf der Folter etwas bekennen zu müſſen.«

Wenig fehlte, ſo hätte der Prinz in dieſem Augenblicke vor Schmerz und Schreck den Geiſt aufgegeben. Er erholte ſich jedoch wieder, und bat den Juwelier ihm zu rathen, welchen Entſchluß er unter dieſen Umſtänden faſſen ſollte, wo er keinen Augenblick unbenutzt laſſen durfte. »Es bleibt nichts anders übrig,« antwortete der Juwelier, »als eiligſt zu Pferde zu ſteigen und den Weg nach Anbar 15 einzuzuſchlagen, um noch morgen vor Tage dorthin zu gelangen. Nehmet von euren Leuten, ſo viel euch dazu gut dünkt, und gute Pferde und vergönnt mir, mit euch zu entfliehen.“

Da der Prinz von Perſien ſah, daß ihm nichts anderes übrig blieb, ſo gab er Befehl nur zu den nöthigſten Zurüſtungen, verſah ſich mit Geld und Juwelen; und nachdem er von ſeiner Mutter Abſchied genommen hatte, reiſte er ab, und ritt mit dem Juwelier und ſeinen dazu erwählten Leuten eiligſt aus Bagdad.

Sie reiſten den übrigen Tag und die ganze Nacht, ohne ſich irgendwo aufzuhalten, bis zwei oder drei Stunden vor Anbruch des folgenden Tages, wo ſie, ermüdet von einem ſo langen Ritte, und weil ihre Pferde nicht mehr fort konnten, abſtiegen, um ſich auszuruhen.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, zu verſchnaufen, als ſie ſich plötzlich von einer großen Räuberbande angefallen ſahen. Sie vertheidigten ſich eine Zeitlang ſehr tapfer; aber die Leute des Prinzen wurden getödtet. Das nöthigte den Prinzen und den Juwelier, die Waffen zu ſtrecken, und ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Räuber ſchenkten ihnen das Leben; aber nachdem ſie ſich der Pferde und des Gepäckes bemächtigt hatten, plünderten ſie ſie aus, zogen dann mit ihrer Beute ab, und ließen beide dort zurück.

Als die Räuber ſich entfernt hatten, ſagte der Prinz von Perſien troſtlos zu dem Juwelier: »Wohlan, was ſagt ihr zu unſerm Abenteuer und dem Zuſtande, worin wir uns hier befinden? Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn ich in Bagdad geblieben, und dort den Tod erwartet hätte, auf welche Weiſe ich ihn auch empfangen mußte?«

»Prinz,« verſetzte der Juwelier, »dies iſt ein Rathſchluß Gottes: es gefällt ihm, uns durch Leiden über Leiden zu prüfen. Wir müſſen nicht darüber murren, ſondern dieſe Widerwärtigkeiten aus ſeiner Hand in völliger Unterwerfung hinnehmen. Laßt uns aber nicht länger hier verweilen, ſondern irgend einen Zufluchtsort ſuchen, wo mitleidige Menſchen uns in unſerm Unglücke helfen.«

»Laßt mich hier ſterben,« erwiederte der Prinz; »es iſt gleichviel, ob ich hier oder anderswo ſterbe. Vielleicht iſt ſelbſt in dieſem Augenblicke, da wir mit einander ſprechen, Schemſelnihar nicht mehr, und ich darf ſie nicht überleben.«

Der Juwelier überredete ihn endlich durch anhaltendes Bitten. Sie gingen eine Strecke fort, und fanden eine offenſtehende Moskee, traten hinein, und brachten den übrigen Theil der Nacht darin zu.

Mit Anbruch des Tages kam ein einzelner Mann in dieſe Moskee. Er verrichtete hier ſein Gebet; und als er es geendigt hatte, erblickte er, indem er ſich wieder umdrehte, den Prinzen von Perſien und den Juwelier, die in einen Winkel ſaßen. Er näherte ſich ihnen, grüßte ſie ſehr höflich, und ſagte zu ihnen: „Wie es ſcheint, ſeid ihr Fremdlinge.“

Der Juwelier nahm das Wort, und erwiederte: „Ihr irret euch nicht: wir ſind dieſe Nacht auf dem Wege von Bagdad beraubt worden, wie ihr wohl an unſerm Zuſtande ſehen könnt, und wir haben Hülfe nöthig; aber wir wiſſen nicht, an wen wir uns wenden ſollen.“ „Wenn ihr euch bemühen wollt, in mein Haus zu kommen,“ verſetzte der Mann, „ſo will ich euch gern helfen ſo viel ich vermag.“

Auf dieſes freundliche Erbieten, wandte ſich der Juwelier zu dem Prinzen von Perſien und ſagte ihm ins Ohr: „Prinz, dieſer Mann kennt uns nicht, wie ihr ſehet, und wir müſſen befürchten, daß irgend ein anderer kömmt, der uns kennt. Wir dürfen alſo, wie mich dünkt, den Dienſt nicht verſchmähen, welchen er uns ſo willig erbietet.“ „Thut nach eurem Gefallen erwiederte der Prinz, „ich willige in alles, was ihr wollt,“

Als der Mann ſah, daß der Juwelier und der Prinz ſich mit einander beriethen, dachte er wohl, daß ſie Bedenken fänden, ſein Erbieten anzunehmen; er fragte ſie alſo, was ſie beſchloſſen hätten. „Wir ſind bereit, euch zu folgen,“ antwortete der Juwelier. „Was uns aber verlegen macht, iſt, daß wir nackt ſind, und wir ſchämen uns, in dieſem Zuſtande zu erſcheinen.“

Glücklicherweiſe hatte der Mann ſo viel Kleidung bei ſich, daß er jedem etwas geben, und damit ihre Blöße bedecken konnte, um ſie in ſein Haus zu führen. Sobald ſie hier angekommen waren, ließ ihr Wirth jedem ein anſtändiges Kleid bringen; und da er nicht zweifelte, daß ſie Hunger hätten und gern allein ſein möchten, ſo ließ er ihnen durch ſeine Sklavinnen mehrere Speiſen auftragen. Aber ſie aßen faſt gar nichts; der Prinz von Perſien beſonders war in einer Betrübniß und Niedergeſchlagenheit, welche den Juwelier alles für ſein Leben fürchten ließ.

Ihr Wirth beſuchte ſie mehrmals während des Tages, und gegen Abend verließ er ſie bei guter Zeit, da er wohl wußte, daß ſie der Ruhe bedürften. Aber bald darauf war der Juwelier genöthigt, ihn zu Hülfe zu rufen, bei dem Tode des Prinzen von Perſien. Er bemerkte, daß der Prinz ſtark und gewaltſam Athem holte, und ſchloß daraus, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Er nahte ſich, und der Prinz ſagte zu ihm: „Es iſt, wie ihr ſehet, um mich geſchehen, und ich bin froh, daß ihr Zeuge von dem letzten Seufzer meines Lebens ſeid. Ich gebe es willig hin, und ich brauche euch nicht zu ſagen, warum, ihr wiſſt es. Das einzige was ich bedaure, iſt, daß ich nicht in den Armen meiner Mutter ſterbe, die mich immer ſo zärtlich geliebt hat, und für die ich immer die gebührende Ehrfurcht gehabt habe. Sie wird auch ſehr beklagen, daß ſie nicht den traurigen Troſt gehabt hat, mir die Augen zu ſchließen, und mich mit ihren eigenen Händen einzukleiden. Bezeuget ihr ja den Schmerz, den ich deswegen habe, und bittet ſie in meinem Namen, meinen Leichnam nach Bagdad bringen zu laſſen, damit ſie mit ihren Thränen mein Grab bethaue und durch ihr Gebet dort mir hülfreich ſei. „Er vergaß auch nicht den Wirth des Hauſes; er dankte ihm für ſeine edelmüthige Aufnahme, und bat ihn um die Gefälligkeit, ſeinen Leichnam ſo lange in Verwahrung zu behalten, bis man ihn abzuholen käme.

In dieſem Augenblicke verſank der Prinz in eine tiefe Ohnmacht, während welcher ſich die Stimme eines Mädchens hören ließ, die folgendes Lied ſang:

„Beſchleunigt hat ſich der Tag der Trennung, um uns zu ſcheiden, nach einer kurzen Dauer unſerer Liebe, Freundſchaft und gegenſeitigen Zuneigung.

Was iſt bitterer, als Trennung, nach innig beſtandener Trennung! Möchte doch nie mehr einem Liebenden Trennung bevorſtehen!

Der Todeskampf währet nur eine kurze Zeit, dann endet er: aber der Schmerz der Trennung zweier Liebenden bleibet im Herzen.

Vereinige, o Gott! alle Liebenden, und beginne mit mir; denn ich ſehne mich nach ihm!“

Hier ſchwieg die Stimme, in demſelben Augenblicke verſchied der Prinz von Perſien . . .“

Bisher war Scheheraſade in ihrer Erzählung gekommen, als ſie bemerkte, daß der Tag anbrach. Sie ſchwieg alſo; aber in der folgenden Nacht nahm ſie den Faden wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und zwanzigſte Nacht.

„Herr, gleich am folgenden Tage nach dem Tode des Prinzen von Perſien, benutzte der Juwelier die Gelegenheit einer zahlreichen Karawane, die nach Bagdad zog, und langte wohlbehalten wieder dort an. Er trat nur in ſein Haus, um ſeine Kleider zu wechſeln, und begab ſich ſogleich nach der Wohnung des verſtorbenen Prinzen von Perſien, wo alles in Unruhe gerieth, als man den Prinzen nicht bei ihm ſah. Er bat, der Mutter des Prinzen zu ſagen, daß er ſie zu ſprechen wünſchte, und es währte nicht lange, ſo wurde er in einen Saal geführt, wo ſie mit mehreren ihrer Frauen war.

„Gnädige Frau,“ ſagte der Juwelier zu ihr, mit einer Miene und einem Tone, welche ſchon die traurige Botſchaft ankündigten, die er ihr zu bringen hatte. „Gott erhalte euch, und überhäufe euch mit ſeinem Segen. Ihr wißt wohl, daß Gott mit uns ſchaltet, wie es ihm gefällt . . . .“

Die Mutter ließ dem Juwelier nicht Zeit, noch mehr zu ſagen. „Wehe!“ rief ſie aus, „ihr verkündigt mir den Tod meines Sohnes!“ Zugleich ſtieß ſie ein entſetzliches Jammer-Geſchrei aus, welches, vermiſcht mit dem ihrer Frauen, die Thränen des Juweliers erneuete. Sie quälte ſich und jammerte lange, ehe ſie ihn ſeine Botſchaft ausſagen ließ. Endlich unterbrach ſie ihre Thränen und Seufzer, und bat ihn, fortzufahren, und ihr keinen Umſtand einer ſo traurigen Trennung zu verhehlen. Er that, was ſie verlangte; und als er geendigt hatte, fragte ſie ihn, ob der Prinz, ihr Sohn, ihm nicht noch etwas beſonderes an ſie aufgetragen hätte. Er verſicherte ſie, daß er nichts ſtärker beklagt hätte, als von ihr entfernt zu ſterben, und es wäre ſein einziger Wunſch geweſen, daß ſie dafür ſorgen möchte, ſeinen Leichnam nach Bagdad bringen zu laſſen.

Gleich am folgenden Morgen, in aller Frühe, machte ſie ſich auf den Weg in Begleitung ihrer Frauen und des größten Theils ihrer Sklavinnen.

Als der Juwelier, den die Mutter des Prinzen von Perſien ſich ihr zurückgehalten hatte, ſie abreiſen ſah, ging er wieder nach Hauſe, mit niedergeſchlagenen Augen, voll tiefer Trauer über den Tod eines ſo vollkommenen und liebenswürdigen Prinzen in der Blüte ſeiner Jahre.

Als er ſo in ſich gekehrt hinging, trat eine Frau heran, und blieb vor ihm ſtehn. Er ſchlug die Augen auf und erkannte in ihr Schemſelnihars Vertraute, die in Trauer gekleidet war, und weinte. Bei dieſem Anblick erneuten ſich abermals ſeine Thränen, ohne daß er den Mund öffnete mit ihr zu reden, und ſo ging er ohne Aufenthalt fort bis in ſein Haus, wohin die Vertraute ihm folgte und mit ihm hinein trat.

Sie ſetzten ſich; und der Juwelier nahm zuerſt das Wort, und fragte die Vertraute, mit einem tiefen Seufzer, ob ſie ſchon den Tod des Prinzen von Perſien erfahren hätte und ihn beweinte. "Wie, dieſer liebenswürdige Prinz iſt todt? Er hat nicht lange ſeine geliebte Schemſelnihar überlebt. — Schöne Seelen," fügte ſie hinzu, "wo ihr jetzt auch ſein möget, ihr werdet zufrieden ſein, euch fortan ungeſtört lieben zu können. Eure Leiber waren das Hinderniß eurer Wünſche, und der Himmel hat euch davon befreiet, um euch zu vereinigen.

Der Juwelier, der von Schemſelnihars Tode nichts wußte, und noch nicht beachtet hatte, daß die

Vertraute, die mit ihm ſprach, in Trauer gekleidet war, fühlte bei dieſer Neuigkeit neuen Schmerz. Schemselnihar iſt alſo todt?“ rief er aus. „Sie iſt todt,“ wiederholte die Vertraute weinend, und ſie iſt es, um die ich in Trauer gehe! Die Umſtände ihres Todes ſind ſonderbar, und verdienen, daß ihr ſie vernehmet. Aber bevor ich euch Bericht davon gebe, bitte ich euch, mir die Umſtände von dem Tode des Prinzen von Perſien mitzutheilen, welchen ich mein lebelang beweinen werde, zugleich mit dem Tode Schemselnihars, meiner theuern und verehrten Herrinn.“

Der Juwelier erfüllte das Begehren der Vertrauten; und als er ihr alles erzählt hatte, bis zur Abreiſe der Mutter des Prinzen, die ſich eben auf den Weg gemacht hatte, um den Leichnam deſſelben nach Bagdad bringen zu laſſen, ſagte ſie zu ihm:

„Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch ſchon erzählt habe, daß der Chalyf Schemselnihar nach ſeinem Palaſte holen ließ; es war richtig, wie wir allen Grund gehabt hatten zu fürchten, daß der Chalyf von der Liebe Schemselnihars und des Prinzen von Perſien durch die beiden Sklawinnen unterrichtet worden, die er, jede beſonders, verhört hatte. Ihr werdet euch nun vorſtellen, daß er gegen Schemselnihar in Zorn gerieth, und daß er von Eiferſucht und ſchleuniger Rache gegen den Prinzen tobte. Keinesweges: er dachte nicht einen Augenblick an den Prinzen von Perſien; er beklagte nur Schemselnihar, und es iſt glaublich, daß er ſich ſelber beimaß, was vorgegangen war, weil er ihr die Erlaubniß gegeben, frei in der Stadt umher zu gehen, ohne Begleitung von Verſchnittenen. Es läßt ſich nichts anderes vermuthen, nach der außerordentlichen Weiſe, auf welche er mit ihr verfuhr; wie ihr ſogleich hören werdet.

Der Chalyf empfing ſie mit heiterem Antlitz; und als er die Traurigkeit bemerkte, welche ſie niederbeugte, jedoch ihre Schönheit keineswegs verringerte, (denn ſie erſchien vor ihm ohne ein Zeichen von Ueberraſchung und Schreck), ſprach er zu ihr, mit einer ſeiner würdigen Güte:“ Schemselnihar, ich kann nicht ertragen, daß ihr vor mir mit einer Miene erſcheint, welche mich unendlich betrübt. Ihr wißt, mit welcher Leidenſchaft ich euch ſtets geliebt habe: ihr müßt davon überzeugt ſein, durch alle die Beweiſe, welche ich euch davon gegeben habe. Ich verändere mich nicht, und ich liebe euch mehr als jemals. Ihr habt Feinde, und dieſe Feinde haben mir nachtheilige Berichte von euerm Wandel hinterbracht; aber alles, was ſie mir ſagen mochten, hat nicht den geringſten Eindruck auf mich gemacht. Leget alſo dieſe Schwermuth ab, und ſchicket euch an, mich dieſen Abend durch irgend etwas Angenehmes und Ergötzliches zu erfreuen, wie ihr ſonſt pflegtet.“ Er ſagte ihr noch mehrere andere ſehr verbindliche Sachen, und ließ ſie in ein prächtiges

Zimmer, neben dem ſeinigen, eintreten, mit der Bitte, ihn darin zu erwarten.

Die troſtloſe Schemſelnihar war innig gerührt durch die große Hochachtung, welche der Chalyf ihrer Perſon bezeigte, aber je mehr ſie erkannte, welche Verpflichtungen ſie ihm hatte, je tiefer war ſie von dem Schmerze durchdrungen, vielleicht für immer von dem Prinzen von Perſien getrennt zu werden, ohne welchen ſie nicht mehr leben konnte.

„Dieſes ging zwiſchen dem Chalyfen und Schemſelnihar vor,‘ fuhr die Vertraute fort, „während ich zu euch gekommen war, um mich mit euch zu beſprechen, und ich habe die einzelnen Umſtände davon durch meine Gefährtinnen erfahren, die zugegen waren. Aber ſobald ich euch verlaſſen hatte, ging ich wieder zu Schemſelnihar, und ich war Zeuge von dem, was am Abend vorging.

Ich fand ſie in dem Zimmer, wovon ich geſagt habe; und da ſie vermuthete, daß ich von euch käme, ließ ſie mich nahe zu ſich heran treten, und ohne daß ſonſt jemand es hörte, ſagte ſie zu mir: „Ich danke dir ſehr für den Dienſt, welchen du mir eben geleiſtet haſt; ich fühle wohl, daß es der letzte iſt.“

Mehr ſagte ſie mir nicht; und es war nicht der Ort, daß ich ihr mehr hätte ſagen können, um ſie zu tröſten.

Am Abend trat der Chalyf, unter dem Schalle der Inſtrumente, welche Schemselnihars Frauen ſpielten, herein, und das Mahl wurde ſogleich aufgetragen. Der Chalyf faßte Schemselnihar bei der Hand, und ließ ſie neben ſich auf dem Sofa niederſitzen. Sie that ſich ſo große Gewalt an, ſich ihm gefällig zu bezeigen, daß wir ſie wenige Augenblicke darauf den Geiſt aufgeben ſahen. Denn kaum hatte ſie ſich niedergeſetzt, als ſie rücklings hin ſank. Der Chalyf wähnte, es wäre nur eine Ohnmacht, und wir alle hatten denſelben Gedanken. Wir bemühten uns, ſie wieder zu ſich zu bringen: aber ſie kehrte nicht wieder ins Leben zurück; und auf dieſe Weiſe haben wir ſie verloren.

Der Chalyf ehrte ſie durch ſeine Thränen, die er nicht zurückhalten konnte; und bevor er ſich in ſein Zimmer begab, befahl er, alle die Inſtrumente zu zerbrechen; was auch geſchah.

Er ließ ſie hernach in ſein Zimmer bringen, wo er die ganze Nacht bei ihr zubrachte; und am folgenden Morgen gab er die nöthigen Befehle zum Waſchen ihres Leichnams, zur Einkleidung und zur Beſtattung, in einem prächtigen Grabmale. Er enthielt ſich ſeitdem aller Nachforſchungen über die traurigen Verhältniſſe, welche die Urſache ihres Todes waren. — Da ihr nun ſagt,“ fügte ſie hinzu, „daß die Leiche des Prinzen von Perſien nach Bagdad gebracht werden ſoll, ſo bin ich entſchloſſen, es dahin zu bringen, daß man ihn in demſelben Grabmale beiſetze.“

Der Juwelier war ſehr erſtaunt über dieſen Entſchluß der Vertrauten, und wandte ein: „Ihr bedenkt nicht, daß der Chalyf das nimmer zugeben wird.“ — „Ihr haltet die Sache für unmöglich,“ erwiederte die Vertraute: „ſie iſt es keineswegs, und ihr werdet es ſelber zugeben, wenn ich euch ſage, daß der Chalyf allen Sklawinnen Schemselnihars die Freiheit und eine hinlängliche Verſorgung geſchenkt, und daß er mir die Pflege und Aufſicht ihres Grabmals übertragen hat, mit einem anſehnlichen Einkommen zur Unterhaltung deſſelben und zu meinem eigenen Unterhalt. Uebrigens wird der Chalyf, dem die Liebesgeſchichte des Prinzen von Perſien und Schemselnihars nicht unbekannt iſt, wie ich euch ſchon geſagt habe, und der daran keinen Anſtoß genommen hat, keinesweges unzufrieden hiemit ſein.“

Der Juwelier hatte hierauf nichts mehr zu ſagen; er bat nur noch die Vertraute, ihn nach dem Grabmale zu führen, um dort ſein Gebet zu verrichten.

Groß war ſein Erſtaunen, als er dort anlangte, und eine große Volksmenge beiderlei Geſchlechts von allen Seiten aus Bagdad dahin ſtrömen ſah. Er mußte von Ferne ſtehen bleiben; und nachdem er ſein Gebet verrichtet hatte, ging er wieder zu der Vertrauten, und ſagte zu ihr: „Ich hatte es nicht mehr für unmöglich, das auszuführen, was ihr im Sinne habt. Wir, ihr und ich, dürfen nur kund machen, was wir von der Liebesgeschichte beider wiſſen, und beſonders, daß der Tod des Prinzen von Perſien faſt in demſelben Augenblicke mit dem Tode Schemselnihars erfolgt iſt. Bevor noch ſein Leichnam ankömmt, wird ganz Bagdad zuſammenlaufen, und verlangen, daß er nicht von Schemselnihars Leiche getrennt werde.“

Der Plan gelang; und an dem Tage, wo man wußte, daß der Leichnam ankommen würde, ging eine zahlloſe Volksmenge über zwanzig Meilen weit entgegen.

Die Vertraute wartete am Stadtthore, wo ſie ſich der Mutter des Prinzen darſtellte, und ſie im Namen der ganzen Stadt bat, ihnen den ſehnlichen Wunſch zu gewähren, daß die Leiber der beiden Liebenden, die vom Beginn ihrer Liebe bis zu ihrem Tode nur Ein Herz gehabt hatten, auch nur Ein und daſſelbe Grab hätten . . . »

Die Mutter willigte drein; und im Geleit einer zahlloſen Volksmenge von allen Ständen, wurde der Leichnam des Prinzen von Perſien in das Grabmahl Schemselnihars getragen, und an ihre Seite beigeſetzt.

Seit dieſer Zeit haben die Einwohner von Bagdad und ſelbſt die Fremden aus allen Weltgegenden, wo es Muſelmänner giebt, ſtäts eine groſſe Verehrung für dieſes Grabmahl gehabt, und gehen noch immer dorthin, ihr Gebet zu verrichten.

„Dieß iſt es Herr,“ ſagte Scheherasade, die zu gleicher Zeit bemerkte, das es Tag war, „was ich Euer Majeſtät von der Liebesgeſchichte der ſchönen Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreſchyd, und des Aly Ebn Bekar, Prinzen von Perſien, zu erzählen hatte.“

Als Dinarſade ſah, daß die Sultaninn, ihr Schweſter ſchwieg, dankte ſie ihr aufs verbindlichſte für das Vergnügen, welches ſie ihr durch die Erzählung einer ſo anziehenden Geſchichte gemacht hatte.

„Wenn der Sultan geruhet, mich noch bis morgen zu friſten,“ fuhr Scheherasade fort, ſo will ich dir die Geſchichte des Prinzen Kamaralſaman zu erzählen, die du noch viel anmuthiger finden wirſt.“

Hiemit ſchwieg ſie; und der Sultan, der ſich noch nicht entſchlieſſen konnte, ſie tödten zu laſſen, willigte ein, ſie in der folgenden Nacht zu hören.

Anmerkungen.

1) Der ſechs und dreiſſigſte Chalyf aus dem Hauſe der Abaſſiden, um das Jahr 623 d. H. (1226 nach Chr.) E. G.

2) Die Namen der Brüder geben wir genau nach der Tuneſiſchen Handſchrift.

3) Barmekyde iſt die richtige Schreibart, denn der Name dieſer Familie lautet im Arabiſchen: Barmeky.

4) Die Morgenländer und beſonders die Mohamedaner trinken immer erſt nach der Mahlzeit. G.

5) Das Vermögen aller Staatsbeamten, auch wenn ſie Erben hinterlaſſen, fällt dem Sultan anheim. E. G.

6) Die Beduinen ſind bekanntlich Araber, welche in den Wüſten umherſtreifen und zum Theil von Beraubung der Karawanen leben.

7) Dieſe und die nächſtfolgende Geſchichte fehlt bei Galland (die erſtere auch in unſerer Tuneſiſchen Handſchrift). Der neueſte franzöſiſche Herausgeber der Tauſend und Eine Nacht, Eduard Gauttier, hat beide aus arabiſchen Handſchriften nach der Ueberſetzung von Langles in ſeine Ausgabe aufgenommen.

8) Dieſen Namen, welcher ſo viel als Gebieterinn der Welt bedeutet, hatte wirklich eine Prinzeſſinn aus dem erlauchten und unglücklichen Hauſe der Barmekyden. E. G.

9) Schems el nihar bedeutet im Arabiſchen: Sonne des Tages. G.

10) Lebaſukuſchâk bedeutet: Augenwink der Liebenden.

11) Fulquimaghur bedeutet die unverſchleierte Morgenröthe.

12) Die Araber, Perſer und Türken halten beim Schreiben das Papier mit der linken Hand gewöhnlich auf das Knie geſtützt, und ſchreiben mit der Rechten mit einem kleinen, gleich unſeren Federkielen geſchnittenen und geſpitzten Rohre (Kalam). Dieſe Rohrart iſt hohl und gleicht unſerem Schilfrohr, iſt aber feſter. G.

13) Balſora oder Baſſora, große Stadt unweit des Ausfluſſes des vereinten Tigris und Euphrates in den perſiſchen Meerbuſen.

14) Die Tuneſiſche Handſchrift hat hier folgendes, aber nicht eben paſſendes Lied:

"O mein Bote, enthalte dich aller Zuſätze, um deine Sendung zu verſchönern, wenn du nämlich ein Abgeſandter biſt; ſage nicht mehr, als was dir aufgetragen iſt, gib die lautere Wahrheit von dir."

"Jedoch iſt es eine abſchlägige Antwort, ſo verbirg das Schlimmſte, obgleich die Geduld zu üben etwas Schönes iſt; betrifft es aber etwas Gutes, ſo thuſt du wohl, dabei zu verweilen."

15) Anbar war eine Stadt am Tiger, zwanzig Stunden unterhalb Bagdad. G.

16) Kamar al ſaman heißt wörtlich im Arabiſchen: Mond der Zeit; Mond bedeutet nämlich Schönheit. G.

Inhalt

des vierten Bändchens.

Seite
Geſchichte des Barbiers 3
Geſchichte des erſten Bruders des Barbiers 8
Geſchichte des zweiten Bruders des Barbiers 19
Geſchichte des dritten Bruders des Barbiers 32
Geſchichte des vierten Bruders des Barbiers 42
Geſchichte des fünften Bruders des Barbiers 51
Geſchichte des ſechſten Bruders des Barbiers 73
Geſchichte des Aly Schach oder der angebliche Chalyf . . 95
Frauenliſt 133
Geſchichte des Abul Haſſan Aly Ebn Bekar und der Schems el nihar 126

Brief der Schemſelnihar an den Prinzen von Perſien Aly Ebn Bekar 229
Antwort des Prinzen von Perſien auf dieſen Brief 231
Brief Schemſelnihars an denſelben 243
Antwort deſſelben an Schemſelnihar 246

Druckfehler.

Seite 19. u. f. Der Name des zweiten Bruders des Barbiers muß durchaus heiſſen: Alhedar, und nicht Alkedar, wie im Texte überall gedruckt ſteht.

Literariſche Anzeigen.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geſchichten, die, des Herodotos überſetzt von Fr. Lange. 2te verbeſſerte Auflage. 2 Theile. gr. 8. 1824. 3 Rthlr. 16 Gr.

Manſo, J. L. F. Geſchichte des Oſt-Gothiſchen Reiches in Italien. gr. 8. 1824. 2 Rthlr. 16 Gr.

Memoiren des Hauptmanns Rock. Ueber die Verhältniſſe des Staats, der Kirche und des Volkes in Irland. Mit geſchichtlichen Erläuterungen und Belägen herausgegeben von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen überſetzt. 8. cartonirt. 1815.

Hagen, Fried. H. v. d. Briefe in die Heimat, aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. 4 Bände, mit Kupf. 8. 1818 — 21. Geheftet. 6 Rthlr. 20 Gr.

Hagen, Fr. H. von der, Nordiſche Heldenromane. 1ſter bis 3ter Band. Wilkina- und Niflunga-Sage, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. 1814. geh. 4 Rthlr.

Deſſen: Nordiſche Helden-Romane. 4ter Bd. Volſunga-Saga, oder Sigurd der Faſnirstödter und die Niflungen. 8. 1815. 2 Rthlr. 4 Gr.

Hagen, Fr. H. v. d. Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen. Einleitung zu Vorleſungen über altdeutſche und altnordiſche Götterlehre. gr. 8. 1817. 12 Gr.

Hagen, Fr. H. v. der. Der Nibelungen Lied. Zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Urſchrift, mit Vergleichungen aller übrigen Handſchriften. 3te, berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Schulausgabe. gr. 8. 1820. 1 Rthlr. 18 Gr. Velin-Papier und cartonnirt 2 Rthlr. 18 Gr.

— — Daſſelbe. Große Ausgabe. Mit den Lesarten aller Handſchriften unter dem Texte, und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geſchichte. 1ſter Band. Auch unter dem Titel: der Nibelungen Noth. 3te, berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. caronnirt [illegible] Rthlr. 16 Gr. Velinpapier und kartonirt. 4 Rthlr. 20 Gr.

Hagen, Fr. H. v. d. Die Nibelungen: ihre Bedeutnng für die Gegenwart und für immer. 8. 1819. Geheftet. 4 Rthlr. 4 Gr.

Steffens, H. Anthropologie. 2 Bände. gr 8. 1822.
Druckpapier 4 Rthlr. 18 Gr.
Velin-Papier 6 Rthlr.

Steffens, H., Schriften. Alt und Neu. 2 Bände. gr. 8. 1821.
Druckpapier 3 Rthlr. 6 Gr.
Velin-Papier 4 Rthlr. 8 Gr.

Voß, J. v. Satiriſche Zeitbilder in ſcharſen Umriſſen nach dem Leben oder Erzählungen Schwänke und Poſſen aus der neuen und neueſten Zeit; kurzweilig und erbaulich. 2 Bände. 8 Geheftet. 1 Rthlr. 18 Gr.

Wenzel, Fr. A., Leonte, der ſchöne Fackelträger, oder: Glück durch Frauengunſt. Roman in 2 Theilen. Mit 1 Kupfer 8. Geheftet. 1 Rthlr. 18 Gr.
Ausgabe ohne Kupfer 1 Rthlr. 6 Gr.

— — Matthias Korvinus und Maria die Konſuls-Tochter von Breslau. Ein romantiſches Gemälde, Mit 1 Kupfer gr. 8. Geheftet. 1 Rthlr.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Fünftes Bändchen.

V. 1

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Fünftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Vorbericht*).

Die Leſer der beiden erſten Bände dieſer Erzählungen fanden ſich durch die Unterbrechung, welche Dinarſade ihnen machte, geſtört. Dieſem Uebelſtande iſt in den folgenden Bänden abgeholfen.**) Ohne Zweifel werden ſie mit dieſem hier noch mehr zufrieden ſein, wo ſie auch durch die übrigen Unterbrechungen in jeder Nacht nicht mehr aufgehalten werden. Ihnen genügt, die Anlage des Arabiſchen Verfaſſers zu wiſſen, welcher dieſe Sammlung gemacht hat.

Man findet auch theilweiſe dieſe Erzählungen im Arabiſchen, wo weder von Scheheraſade'n, noch vom Sultan Schachriar, noch von Eintheilung in Nächte die Rede iſt. Dieſes beweiſt, daß nicht alle Araber die Einfaſſung anerkennen, welche dieſer Bearbeiter ihnen gegeben hat, und daß Viele dieſe Wiederholungen gelangweilt haben, die in Wahrheit auch ſehr unnütz ſind. Man wollte ſich anfangs in dieſer Ueberſetzung nach derſelben bequemen; aber, abgeſehen von andern Gründen, hat man ſo große Schwierigkeiten dabei gefunden, daß man genöthigt worden iſt, ſie aufzugeben.

---

*) Dieſer Vorbericht Galland's ſtand vor dem ſiebenten Theile ſeiner erſten Ausgabe, unmittelbar vor der Geſchichte Nureddins, welche in unſerer Ausgabe in dieſem Bande (Nacht 250) folgt.

**) Vergl. die Vorreden zu Bd. I. S. XXXVIII.

Man freut ſich indeſſen noch die Leſer zu benachrichtigen, daß Scheheraſade, ohne unterbrochen zu werden, immerfort erzählt.

Mit Nureddins Geſchichte hört bei Galland überhaupt auch die Abtheilung der Nächte auf. Dieſe iſt in der neuen Gauttier'ſchen Ausgabe nachgeholt, und daraus in unſere Verdeutſchung übergegangen. Zur Ausgleichung der bis dahin in beiden beſtehenden Abweichung von Galland, indem deſſen letzte, 236ſte Nacht, dort und bei uns die 248ſte iſt, ſind hier vorläufig folgende Einſchaltungen und neue Abtheilungen bei Gauttier und uns zu bemerken:

Ganz neu eingeführt ſind die 15te, 16te, 17te und 18te Nacht (die 14te und 19te nur vermehrt): ſo daß bis zu Ende der 188ſten Nacht nur vier Nächte mehr ſind. Die folgenden ſechs Nächte (189—194) ſind wieder ganz neu: ſo daß bis zu Ende der 240ſten Nacht zehn Nächte mehr gezählt werden. Die 231ſte Nacht (bei Galland) iſt mit Seite 167 in zwei Nächte getheilt (241—42), desgleichen die 233ſte (bei uns 244—45.) Mit der 236ſten Nacht (bei uns 248) hört bei Galland die Eintheilung in Nächte ganz auf: wir geben ſie aber auch hier nach Gauttier's Ausgabe.

Für die folgenden Bände iſt hier zugleich noch zu bemerken, daß bei Galland die Geſchichte Ghanem's (Nacht 348, Bd. VIII.) ſchon dicht hinter der Geſchichte Beder's (Nacht 261, Bd. VI.) ſteht.

Zweihundert und ein und zwanzigſte Nacht.

In der folgenden Nacht, ſobald die Sultaninn Scheheraſade von ihrer geſchäftigen Schweſter Dinarſade geweckt worden war, erzählte ſie dem Sultan von Indien die Geſchichte Kamaralſamans, wie ſie verſprochen hatte, und begann:

Geſchichte
der Liebe des Prinzen Kamaralſaman von der Inſel Chaledan und der Prinzeſſin Badur von China.

„Herr, ungefähr zwanzig Tagereiſen von der Perſiſchen Küſte, liegt in dem großen Meere eine Inſel, welche die Inſel Chaledan[1] heißt. Dieſe Inſel iſt in mehrere große Landſchaften getheilt, die alle durch blühende und ſtark bevölkerte Städte ſich auszeichnen, und ein mächtiges Königreich bilden. Hier herrſchte einſt ein König Namens Schachſaman[2], der vier Frauen, ſämmtlich Königstöchter, in rechtmäßiger Ehe, und ſechzig Beiſchläferinnen hatte.

Schachſaman ſchätzte ſich für den glücklichſten Herrſcher auf der ganzen Erde, wegen der Ruhe und Wohlfahrt ſeines Reiches. Nur ein einziger Umſtand trübte ſein Glück, daß er nämlich ſchon hochbejahrt und noch kinderlos war, obwohl er eine ſo große Menge Weiber hatte. Er wußte nicht, wem er dieſe Unfruchtbarkeit beimeſſen ſollte; und in ſeiner Betrübnis betrachtete er es als das größte Unglück, das ihm begegnen könnte, wenn er ſtürbe, ohne einen Erben von ſeinem Stamme zu hinterlaſſen.

Lange verläugnete er den heißen Schmerz, der ihn quälte, und er litt um ſo mehr, als er ſich Gewalt anthat, ſeinen Kummer nicht ſehen zu laſſen. Endlich brach er das Schweigen; und eines Tages, nachdem er ſich gegen ſeinen Groß-Weſyr unter vier Augen über ſein Unglück bitter beklagt hatte, fragte er ihn, ob er nicht ein Mittel wüßte, demſelben abzuhelfen.

„Wenn das, was Euer Majeſtät mich frägt,“ antwortete dieſer weiſe Miniſter, „von den gewöhnlichen Vorſchriften der menſchlichen Weisheit abhinge, ſo würdet ihr bald der Erfüllung eures heißen Wunſches theilhaftig ſein; aber ich bekenne, daß dieſe Frage über meine Erfahrung und Kenntniſſe geht: in dergleichen Anliegen kann man allein zu Gott ſeine Zuflucht nehmen. Mitten in unſerm Glücke, das uns oft ſeiner vergeſſen läßt, gefällt es ihm, uns an irgend einer Stelle zu kränken, damit wir wieder an ihn denken, ſeine Allmacht erkennen, und von ihm bitten, was wir nur allein von ihm erwarten dürfen. Ihr habt Unterthanen, die es ſich beſonders angelegen ſein laſſen, ihn zu verehren, ihm zu dienen und um ſeinetwillen ein ſtrenges Leben zu führen: mein Rath wäre alſo, daß Euer Majeſtät ihnen Almoſen austheilte, und ſie aufforderte, ihre Gebete mit den eurigen zu vereinigen. Vielleicht wird unter der großen Menge einer rein und angenehm genug vor Gott erfunden, um die Erhörung eurer Wünſche zu erlangen.“

Der König Schachſaman billigte dieſen Rath ſehr, und dankte dem Groß-Weſyr dafür. Er ließ jeder Brüderſchaft dieſer gottgeweihten Leute reiche Almoſen austheilen: er berief ſelbſt die Vorſteher derſelben, und nachdem er ſie mit einem ſchlichten Mahle bewirthet hatte, erklärte er ihnen ſeine Abſicht, und bat ſie, ihre frommen Brüder davon zu unterrichten.

Schachſaman erlangte von dem Himmel, was er begehrte; das zeigte ſich bald an der Schwangerſchaft einer von ſeinen Frauen, die ihm nach Verlauf von neun Monaten einen Sohn gab. Zum Danke dafür ſandte er den Brüderſchaften der frommen Muſelmänner neue, ſeiner Größe und Macht würdige Almoſen: und man feierte die Geburt des Prinzen nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern auch im ganzen Umfange ſeines Reiches, durch öffentliche Freudenfeſte, eine ganze Woche lang.

Man brachte ihm den Prinzen, ſobald er geboren war, und er fand ihn ſo ſchön, daß er ihm den Namen Kamaralſaman, (Mond oder Schönheit der Zeit) gab.

Und als der Knabe vier Jahr alt war, beſaß er ſo viel Anmuth und Schönheit, daß ein Dichter folgende Verſe auf ihn dichtete:

„Sobald man ihn ſieht, ſpricht man: Geprieſen ſei Gott, der ihn geſtaltete und bildete!
Er iſt aller aller ſchönen Menſchen Fürſt, und Alle müſſen bekennen, daß ſie ſeine Unterthanen ſind.“

Der Prinz Kamaralſaman wurde mit aller erdenklichen Sorgfalt erzogen; und ſobald er das gehörige Alter erreicht hatte, gab der Sultan Schachſaman ſein Vater, ihm einen weiſen Hofmeiſter und geſchickte Lehrer. Dieſe, durch ihre Fähigkeiten ausgezeichneten Männer fanden in ihm einen leichten, gelehrigen, und für alle ihre Unterweiſungen fähigen Geiſt, ſo wohl in Betreff der Sitten als der Wiſſenſchaften, die einem Prinzen geziemten. Im reiferen Alter erlernte er ebenſo alle Leibesübungen, und er zeigte dabei ſo viel Anmuth und ſo bewundernswürdige Geſchicklichkeit, daß er alle Welt entzückte, und vor allen den Sultan, ſeinen Vater.

Als der Prinz das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, entwickelte ſich ſeine Schönheit im höchſten Grade, ſo daß folgende Verſe auch von ihm galten:

„Er war ſchlankes Wuchſes, ſeine Haare waren ſo ſchwarz und ſeine Stirn ſo glänzend weiß, daß, je nachdem man dieſe oder jene betrachtete, man in die dunkle Nacht oder in den hellen Tag zu ſehen glaubte.

Misbilliget aber nicht das Mal auf ſeiner Wange: Iſt denn das herrliche Anemonenblatt wegen ſeiner ſchwarzen Punkte minder ſchön?“ [3]

Der Sultan, der ihn zärtlich liebte, beſchloß jetzt, ihm den höchſten Beweis davon zu geben, nämlich, vom Throne zu ſteigen und ihn ſelber darauf zu ſetzen. Er ſprach darüber mit ſeinem Groß-Weſyr, und ſagte zu ihm: „Ich fürchte, daß mein Sohn in der Müßigkeit der Jugend nicht allein alle Vorzüge einbüße, womit die Natur ihn überhäuft hat, ſondern auch die, welche er durch die gute Erziehung, die ich ihm zu geben mich bemüht habe, ſich erworben hat. Da ich jetzo in einem Alter bin, daß ich daran denken muß, mich zurückzuziehen, ſo bin ich faſt entſchloſſen, ihm die Regierung zu übergeben, und möchte mich für meine übrigen Tage damit begnügen, ihn regieren zu ſehen. Lange ſchon habe ich gearbeitet, und ich bedarf der Ruhe.“

Der Groß-Weſyr wollte den Sultan nicht alle die Gründe vorſtellen, welche ihn hätten bewegen können, von ſeinem Entſchluſſe abzuſtehen; im Gegentheile, ging er auf ſeine Abſicht ein, und antwortete ihm: „Herr, der Prinz iſt, wie mir ſcheint, noch zu jung, um ihn ſo früh mit einer ſo ſchweren Bürde zu beladen, als die Regierung eines mächtigen Staates iſt. Euer Majeſtät fürchtet mit gutem Grunde, daß er durch die Müßigkeit ſich ſchade: aber um dem vorzubeugen, ſollte Euer Majeſtät es nicht gerathen finden, ihn zuvor zu vermählen? Die Ehe feſſelt und bewahrt einen jungen Prinzen vor Zerſtreuung. Dabei könnte Euer Majeſtät ihm Zutritt zum Staatsrathe geben, wo er allmählich lernen würde, den Glanz und das Gewicht einer Krone würdig aufrecht zu erhalten, deren ihr euch mit der Zeit zu ſeinen Gunſten entäußern könnt, ſobald ihr ihn durch eigene Erfahrung dazu fähig erkennet.

Schachſaman fand den Rath ſeines erſten Miniſters ſehr vernünftig. Und ſobald er ihn entlaſſen hatte, ließ er den Prinzen Kamaralſaman rufen.

Der Prinz, der bisher täglich zu beſtimmten Stunden den Sultan, ſeinen Vater, beſucht hatte, ohne dazu gerufen zu werden, war etwas überraſcht durch dieſen Befehl. Anſtatt mit der gewohnlichen Unbefangenheit vor ihm zu erſcheinen, grüßte er ihn mit großer Ehrfurcht, und ſtand vor ihm mit niedergeſchlagenen Augen.

Der Sultan bemerkte das Gezwungene des Prinzen, und ſagte zu ihm mit beruhigendem Tone: „Mein Sohn, weißt du, warum ich dich habe rufen laſſen?“ — „Herr,“ antwortete der Prinz mit Beſcheidenheit, „Gott allein dringt bis in die Herzen: ich werde es mit Vergnügen von Euer Majeſtät vernehmen.“ — „Es geſchieht, fuhr der Sultan fort, „um dir zu ſagen, daß ich dich vermählen will. Was dünkt dich dazu?“

Der Prinz Kamaralſaman hörte dieſe Worte mit großem Misvergnügen. Sie machten ihn verwirrt, der Schweiß trat ihm vor die Stirn, und er wußte nicht, was er antworten ſollte. Er ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete er: „Herr, ich bitte euch um Verzeihung, wenn ich über die Erklärung Euer Majeſtät beſtürzt erſchien: bei meiner großen Jugend verſah ich mich deſſen noch nicht. Ich weiß ſogar nicht, ob ich mich jemals zum Bande der Ehe werde entſchließen können; nicht allein wegen der Unruhe, welche die Frauen erregen, wie ich ſehr wohl einſehe, ſondern auch, wie ich in unſern Schriftſtellern geleſen habe, wegen ihrer Ränke, ihrer Bosheit und ihrer Treuloſigkeit:

> „Fragt ihr mich über die Weiber, ſo weiß ich euch Beſcheid zu geben; ich kenne ihre Fehler:
> Wenn des Mannes Haupt weiß wird, oder ſein Reichthum ſich vermindert, ſo hat er keinen Theil mehr an ihrer Liebe.“

Vielleicht werde ich nicht immer ſo geſonnen ſein: nichtsdeſtoweniger fühle ich, daß ich Zeit bedarf, bevor ich mich zu dem entſchließe, was Euer Majeſtät von mir fordert.“

Scheheraſade wollte fortfahren; aber ſie ſah, daß der Sultan von Indien, der den anbrechenden Tag bemerkt hatte, ſchon aufſtand, und alſo hörte ſie auf zu reden. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſprach zu ihm:

Zweihundert und zwei und zwanzigſte Nacht.

„Herr, die Antwort des Prinzen Kamaralſaman betrübte den Sultan, ſeinen Vater, ſehr. Dieſer Fürſt empfand einen wahrhaften Schmerz, bei ihm einen ſo großen Widerwillen gegen den Eheſtand zu finden. Er wollte denſelben gleichwohl nicht als Ungehorſam anſehen, noch von ſeiner väterlichen Gewalt Gebrauch machen, ſondern er begnügte ſich, ihm zu ſagen: „Ich will dich nicht zwingen; ich gebe dir Zeit zur Ueberlegung, und zu erwägen, daß ein Prinz, wie du, der zur Regierung eines großen Reiches beſtimmt iſt, zuvörderſt darauf bedacht ſein muß, ſich einen Nachfolger zu verſchaffen. Indem du dir ſelber dieſe Befriedigung gewährſt, gewährſt du ſie zugleich mir, der ich mich freue, mich in deinen Kindern wieder aufleben zu ſehen.“

Mehr ſagte Schachſaman dem Prinzen Kamaralſaman nicht. Er gab ihm Zutritt zu dem Staatsrath, und verſäumte nichts, ihn glücklich zu machen.

Nach Verlauf eines Jahres berief er ihn wieder zu ſich allein, und ſprach zu ihm: „Nun, mein Sohn, haſt du dich meiner Abſicht vom vergangenen Jahre, dich zu verheiraten, erinnert und darüber nachgedacht? Willſt du mir noch die Freude verſagen, die ich von deinem Gehorſam erwarte, und mich ſterben laſſen, ohne mir dieſe Genugthuung zu gewähren?“

Der Prinz erſchien weniger beſtürzt, als das erſtemal, er ſtockte nicht lange, ſondern antwortete mit Feſtigkeit folgendermaßen: „Herr, ich habe nicht ermangelt, ernſtlich darüber nachzudenken; aber nachdem ich es reiflich überlegt, habe ich mich noch mehr in dem Entſchluſſe beſtärkt, unverheiratet zu bleiben. Denn die zahlloſen Uebel, welche die Weiber zu aller Zeit in der Welt verurſacht haben, wie ich in unſern Geſchichtbüchern geleſen, und was ich noch täglich von ihrer Bosheit ſagen höre, ſind hinreichende Gründe für mich, mein Lebelang keine Verbindung mit ihnen einzugehen. Alſo wird Euer Majeſtät mir verzeihen, wenn ich euch vorzuſtellen wage, daß es vergeblich ſein würde, noch fürder von meiner Verheiratung zu reden.“

Dabei verharrte er, und verließ ungeſtüm den Sultan, ſeinen Vater, ohne eine Antwort von ihm abzuwarten.

Jeder andere Fürſt, als Schachſaman, würde ſich bei der Kühnheit, mit welcher der Prinz ſein Sohn, zu ihm ſprach, kaum enthalten haben zu zürnen und es ihn bereuen zu laſſen: aber er liebte ihn zärtlich, und wollte erſt alle Wege der Güte verſuchen, bevor er ihn zwänge.

Er theilte ſeinem erſten Miniſter den neuen Verdruß mit, welchen Kamaralſaman ihm verurſachte, und ſagte zu ihm: „Ich habe deinen Rath befolgt; aber Kamaralſaman iſt jetzt noch weiter davon entfernt ſich zu verheiraten, als da ich ihm das erſtemal davon ſprach: und er hat ſich in ſo kühnen Ausdrücken darüber erklärt, daß ich alle meine Vernunft und alle Mäßigung nöthig hatte, um nicht in Zorn gegen ihn zu gerathen. Die Väter, die ſo inbrünſtig um Kinder bitten, als ich um dieſes hier gebeten habe, ſind allzumal thöricht und ſtreben, ſich der Ruhe zu berauben, deren ungeſtörter Genuß nur von ihnen abhängt. Sage mir, ich bitte dich, durch welche Mittel ſoll ich einen ſo aufſätzigen Geiſt zu meinen Willen bringen?“

„Herr,“ antwortete der Groß-Weſyr, „mit Geduld kömmt man in vielen Dingen zum Ziele; vielleicht iſt dieſer Fall nicht von der Art, auf ſolchem Wege zum Ziele zu gelangen: aber Euer Majeſtät wird ſich keine Uebereilung vorzuwerfen haben, wenn ihr dem Prinzen noch ein Jahr Friſt gebet, ſich zu beſinnen. Kehrt er in dieſer Zeit zu ſeiner Pflicht zurück, ſo werdet ihr um ſo größere Genugthuung davon haben, da ihr nur die väterliche Güte angewandt habt, um ihn dahin zu bringen. Wenn er aber in ſeiner Hartnäckigkeit verharrt, nachdem das Jahr verfloſſen iſt, ſo dünkt mich, kann Euer Majeſtät mit Fug ihm im vollen Rath erklären, das Wohl des Staats fordere, daß er ſich vermähle. Es iſt nicht glaublich, daß er vor einer ſo glänzenden Verſammlung, die ihr durch eure Gegenwart beehrt, euch den Gehorſam verſage.“

Der Sultan wünſchte ſo ſehnlich, den Prinzen, ſeinen Sohn, vermählt zu ſehen, daß die Augenblicke eines ſo langen Aufſchubes ihm Jahre däuchten, und nur mit Mühe konnte er ſich entſchließen, ſo lange zu warten. Gleichwohl gab er den Gründen ſeines Groß-Weſyrs nach, die er nicht misbilligen konnte.“

Der ſchon angebrochene Tag legte Sheherasade'n bei dieſer Stelle Stillſchweigen auf. In der folgenden Nacht nahm ſie die Erzählung wieder auf, und ſprach zum Sultan Schachriar:

Zweihundert und drei und zwanzigſte Nacht.

„Herr, nachdem der Groß-Weſyr ſich entfernt hatte, ging der Sultan Schachſaman zu der Mutter des Prinzen Kamaralſaman, der er ſchon lange ſein ſehnliches Verlangen mitgetheilt hatte, ihn zu vermählen. Als er ihr mit Schmerz erzählt, auf welche Weiſe derſelbe es ihm abermals verſagt hatte, und die Nachſicht, die er ihm noch wollte angedeihen laſſen, fügte er hinzu: „Herrinn, ich weiß, daß er mehr Zutrauen zu euch hat, als zu mir, und daß er euern Worten zutraulicher Gehör gibt; darum bitte ich euch, die Zeit wahrzunehmen, und ernſthaft mit ihm davon zu ſprechen; und gebet ihm wohl zu bedenken, daß wenn er in ſeinem Starrſinne beharret, er mich am Ende zwingen wird, zum äußerſten zu ſchreiten, was ſehr ſchmerzlich für mich ſein, ihn aber auch ſeinen Ungehorſam bereuen laſſen würde.“

Fatime,“ ſo hieß die Mutter Kamaralſamans, bezeugte dem Prinzen ihrem Sohne beim nächſten Beſuche ſie wüßte, daß er dem Sultan, ſeinem Vater, abermals abgeſchlagen hätte, ſich zu vermählen, und wie bekümmert ſie darüber wäre, ihm einen ſo großen Anlaß des Zornes gegeben zu haben. „Meine Mutter,“ erwiederte Kamaralſaman, ich bitte euch, meinen Verdruß über dieſe Angelegenheit nicht zu erneuen: ich fürchte zu ſehr, daß in meinem Aerger darüber, mir etwas gegen die euch ſchuldige Ehrfurcht entfahren möchte.“

Fatime ſah aus dieſer Antwort wohl, daß die Wunde noch zu friſch war, und ſprach für diesmal nicht weiter davon.

Lange Zeit darauf glaubte Fatime Gelegenheit gefunden zu haben, mit mehr Hoffnung, gehört zu werden, über denſelben Gegenſtand mit ihm zu ſprechen. „Mein Sohn,“ ſagte ſie, „ich bitte dich, wenn es dir nicht zuwider iſt, mir doch die Gründe zu ſagen, welche dir einen ſo großen Abſcheu gegen die Ehe einflößen. Wenn du keine anderen haſt, als die von der Schlechtigkeit und Bosheit der Weiber, ſo gibt es keine ſchwächeren, noch unbilligeren. Ich will nicht die Vertheidigung der böſen Weiber übernehmen; es gibt deren eine große Menge, ich bin ganz überzeugt davon: aber es iſt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, alle dafür zu erklären. Wie, mein Sohn, willſt du bei einigen von jenen ſtehen bleiben, von welchen eure Bücher erzählen, die allerdings groſe Verwirrungen angerichtet haben, und die ich nicht entſchuldigen will? Aber warum denkſt du nicht auch an ſo viele Könige, Sultane, und andere Fürſten, deren Gewaltthaten, Unmenſchlichkeiten und Grauſamkeiten, in den Geſchichtbüchern, die ich geleſen habe wie du, mit Entſetzen erfüllen? Gegen eine Frau wirſt du tauſend ſolcher Wüthriche und Unmenſchen finden. Und glaubſt du, daß die ehrbaren und verſtändigen Frauen, die das Unglück haben, mit dieſen Scheuſalen vermählt zu ſein, ſehr glücklich ſind?“

„Meine Mutter,“ erwiederte Kamaralſaman, „ich zweifle nicht, daß es eine groſe Menge verſtändiger, tugendhafter, guter, ſanfter und ſittſamer Frauen gibt: wollte Gott, daß ſie alle euch glichen! Was mich empört, iſt die zweifelhafte Wahl, der ein Mann bei ſeiner Vermählung ausgeſetzt iſt, oder vielmehr daß man ihm oft nicht die Freiheit läßt, nach ſeinem Willen zu wählen. Geſetzt, ich hätte mich entſchloſſen, mich zu vermählen, wie der Sultan, mein Vater, es ſo ungeduldig wünſcht: welche Frau wird er mir geben? Wahrſcheinlich eine Prinzeſſinn, um welche er bei einem benachbarten Fürſten werben, und welche ihm zu ſenden dieſer ſich zur Ehre machen wird. Sei ſie ſchön oder häßlich, ich muß ſie nehmen. Geſetzt auch, daß keine andere Prinzeſſinn ihr an Schönheit zu vergleichen wäre: wer kann mich verſichern, daß ſie auch Geiſt hat, daß ſie gefällig, zuvorkommend, ſanft und freundlich, daß ihre Unterhaltung anziehend iſt, und nicht bloß Kleider, Anzug, Putz, und tauſend andere Kleinigkeiten betrifft, die ein verſtändiger Mann bemitleiden muß; mit einem Worte, daß ſie nicht ſtolz, hochmüthig, zänkiſch und höhniſch iſt, und daß ſie nicht durch ihre Verſchwendung für Kleider, Juweelen, Schmuck, und andern thörichten Aufwand den ganzen Staat erſchöpft? Wie ihr ſeht, meine Mut [illegible] ſo gibt es ſchon in einer Rückſicht unzählige Beweg [illegible] e, die mir jede Heirat verleiden müſſen. Mag ent [illegible] der auch dieſe Prinzeſſinn vollkommen und unta [illegible] allen dieſen Beziehungen ſein, ſo habe ich doch n [illegible] große Menge viel ſtärkerer Gründe, auf meiner [illegible] g und meinem Entſchluſſe zu beſtehen.“

[illegible] e, mein Sohn,“ erwiederte Fatime, „du haſt noch andere Gründe, außer denen, die du mir ſo eben geſagt haſt? Dieſe wollte ich dir übrigens wohl beantworten, und mit Einem Worte dir den Mund ſchließen.“

„Laßt euch nicht davon abhalten, meine Mutter,“ verſetzte der Prinz; „ich habe vielleicht auch noch etwas auf eure Antwort zu erwiedern.“

„Ich wollte ſagen, mein Sohn,“ fuhr Fatime fort, „daß es einem Prinzen, wenn er das Unglück hat, eine ſolche Prinzeſſin zu heiraten, wie du ſie hier beſchrieben haſt, leicht iſt, ſie zu verſtoßen, und ſo das Verderben des Staates abzuwenden.

„Aber liebe Mutter,“ erwiederte der Prinz Kamaralſaman, „ſehet ihr nicht, wie widerwärtig es für einen Prinzen iſt, zu ſolch einem Schritte gezwungen zu ſein? Iſt es nicht beſſer für ſeinen Ruhm und für ſeine Ruhe, ſich dem lieber gar nicht auszuſetzen?“

„Aber mein Sohn,“ ſagte Fatime noch, „nach deiner Vorſtellungsweiſe, ſehe ich wohl, willſt du der letzte von den Königen deines Stammes ſein, welche die Inſel Chaledan ſo ruhmvoll beherrſcht haben.“

„Liebe Mutter,“ antwortete der Prinz Kamaralſaman, „ich wünſche nicht, den König meinen Vater zu überleben. Und wenn ich vor ihm ſterbe, ſo darf man ſich darüber nicht wundern, da ſo viele Kinder vor ihren Aeltern ſterben. Es iſt aber immer ruhmvoll für einen Königſtamm, mit einem großen Fürſten zu enden: ich werde mich bemühen, mich meiner Ahnherren, und vor allem des erſten Königes meines Stammes, würdig zu machen.“ —

Seit dieſer Zeit hatte Fatime ſehr häufig ähnliche Unterhaltungen mit dem Prinzen Kamaralſaman, und ſie wandte alle mögliche Mittel an, ſeine Abneigung zu beſiegen. Er aber widerlegte alle Gründe, die ſie aufbringen konnte, durch Gegengründe, auf welche ſie nichts zu antworten wußte, und ſo blieb er unerſchütterlich.

Das Jahr verfloß, und zum groſsen Leidweſen des Sultans Schachſaman, gab der Prinz Kamaralſaman nicht das geringſte Zeichen von einer Sinnes-Aenderung.

Endlich, in einem feierlichen Staatsrathe, wo der Groß-Weſyr, die übrigen Weſyre, die vornehmſten Kron-Beamten und die Feldherren verſammelt waren, nahm der Sultan das Wort, und ſprach zu dem Prinzen:

„Mein Sohn, ſchon längſt habe ich dir mein lebhaftes Verlangen bezeugt, dich vermählt zu ſehen, uud ich erwartete von dir mehr Gefälligkeit für einen Vater, der nichts Unbilliges von dir forderte. Nach einem ſo langen Widerſtande, der meine Geduld erſchöpft, wiederhole ich dir dieſelbe Angelegenheit hier in meinem Reichsrathe. Es gilt jetzo nicht mehr bloß, einem Vater zu gewähren, was du ihm nicht verſagt haben ſollteſt: die Wohlfahrt meiner Staaten erfordert es, und alle dieſe Herren bitten mit mir darum. Erkläre dich alſo, damit ich, nach deiner Antwort die Maaßregeln nehme, welche ich nehmen muß.“

Der Prinz Kamaralſaman antwortete hierauf mit ſolcher Heftigkeit, daß der Sultan, in gerechtem Zorn über die Beſchämung, welche ihm im vollen Staatsrathe von einem Sohne widerfuhr, ausrief: „Wie, du entarteter Sohn! du haſt die Unverſchämtheit, alſo zu deinem Vater und Sultan zu ſprechen!“

Hierauf ließ er ihn durch die Wache feſtnehmen, und nach einem alten, längſt unbewohnten Thurme führen, wo er, mit einem Bette, etlichen Büchern und einem einzigen Sklaven zur Bedienung, eingeſperrt wurde.

Kamaralſaman, zufrieden, ſich ungeſtört mit ſeinen Büchern unterhalten zu können, betrachtete ſein Gefängnis mit Gleichgültigkeit. Gegen Abend ſtand er von ihnen auf und verrichtete ſein Gebet, und nachdem er einige Kapitel des Korans mit derſelben Ruhe geleſen hatte, als wenn er in ſeinem Zimmer, im Palaſte des Sultans ſeines Vaters, geweſen wäre, legte er ſich nieder, ohne die Lampe neben ſeinem Bette auszulöſchen, und ſchlief ein.

In dieſem Thurme befand ſich ein Brunnen, welcher einer Fee, Namens Maimune,[5] Tochter Damriats, des Königs einer Legion Geiſter, während des Tages zum Aufenthalt diente. Es war um Mitternacht, als Maimune ſich leicht aus dem Brunnen emporſchwang, um, nach ihrer Gewohnheit, die Welt zu durchſtreifen, wohin etwa die Neugier ſie führen möchte. Sie war ſehr verwundert, Licht in dem Zimmer des Prinzen Kamaralſaman zu ſehen; ſie ſchwebte hinein, und ohne ſich bei dem Sklaven aufzuhalten, der an der Thüre ſchlief, näherte ſie ſich dem Bette, deſſen Pracht ſie anzog; und ſie erſtaunte noch mehr, als ſie jemand darin ſchlafen ſah.

Der Prinz Kamaralſaman hatte das Geſicht halb unter der Decke verhüllt. Maimune hob ſie ein wenig auf, und erblickte den ſchönſten Jüngling, den ſie jemals auf dem bewohnten Theile der Erde, welche ſie ſo oft durchſtreifte, geſehen hatte. „Welch ein Glanz,“ ſagte ſie bei ſich ſelber, „oder vielmehr welch ein Wunder von Schönheit muß dieß nicht ſein, wenn die Augen, welche durch dieſe ſo wohlgebildeten Augenlieder bedeckt ſind, ſich öffnen! Welchen Anlaß kann er gegeben haben zu einer ſeines hohen Ranges ſo unwürdigen Behandlung?“ — Denn ſie hatte ſchon von ſeiner Geſchichte gehört, und ahnte den Zuſammenhang. —

Maimune konnte nicht müde werden, den Prinzen Kamaralſaman zu bewundern; doch endlich, nachdem ſie ihn auf beide Wangen und mitten auf die Stirne geküßt hatte, ohne ihn aufzuwecken, legte ſie die Decke wieder, wie zuvor, und ſchwang ſich in die Lüfte empor.

Als ſie ſich wohl bis zur mittleren Region erhoben hatte, vernahm ſie einen Flügelſchlag, der ſie nach derſelben Richtung hinzog. Als ſie näher kam, erkannte ſie, daß es auch ein Geiſt war, der dieſes Geräuſch machte, aber einer jener von Gott abtrünnigen Geiſter. Maimune dagegen war eine von den Geiſtern die der große Salomon zur Erkenntnis Gottes zwang.[6]

Dieſer Geiſt, der Dachneſch hieß und ein Sohn des Schamburaſch[7] war, erkannte auch Maimune'n, aber mit großem Schrecken. Denn er wußte wohl, daß ſie eine große Gewalt über ihn hatte, durch ihre Unterwerfung an Gott. Er hätte gern ihre Begegnung vermieden, aber er befand ſich ſo nahe bei ihr, daß er ſich ſchlagen oder unterwerfen mußte.

Dachneſch kam Maimune'n zuvor, und ſagte zu ihr mit bittendem Tone: „Schwöret mir bei dem hohen Namen Gottes, daß ihr mir kein Leid thun wollet, und ich verſpreche euch von meiner Seite daſſelbe.“

„Verfluchter Geiſt,“ erwiederte Maimune, „welches Leid kannſt du mir thun? Ich fürchte dich nicht. Ich will dir wohl dieſe Gnade gewähren, und leiſte dir den Eid, welchen du verlangſt. — Sage mir nun, woher du kömmſt, und was du dieſe Nacht geſehen und gethan haſt?“

„Schöne Fee,“ antwortete Dachneſch, ihr begegnet mir zur gelegenen Zeit, um etwas Wunderbares zu vernehmen.“

Die Sultaninn konnte ihre Erzählung nicht weiter fortſetzen, weil das Tageslicht ſich ſchon blicken ließ. Sie ſchwieg alſo; und in der folgenden Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Zweihundert und vier und zwanzigſte Nacht.

„Herr, Dachneſch der von Gott abtrünnige Geiſt, ſprach alſo zu Maimune'n:

„Weil ihr es wünſchet, ſo will ich euch ſagen, daß ich von der äußerſten Küſte China's, den letzten Inſeln dieſer Halbkugel gegenüber, herkomme. . . .

Aber, reizende Maimune," unterbrach ſich hier Dachneſch, der aus Furcht vor der Nähe dieſer Fee zitterte, und kaum ſprechen konnte, „ihr verſprechet mir doch, mir zu verzeihen, und mich in Freiheit zu laſſen, wenn ich eure Neugier befriedigt habe?"

„Fahre fort, fahre fort, Verfluchter," erwiederte Maimune, „und fürchte nichts. Denkſt du, daß ich ſo treulos bin, wie du, und daß ich den hohen Eid, den ich dir geſchworen habe, verletzen könnte? Hüte dich nur, mir irgend etwas Unwahres zu ſagen: ſonſt werde ich dir die Flügel abſchneiden, und dich behandeln, wie du es verdieneſt."

Dachneſch, etwas beruhigt durch dieſe Worte Maimune's, fuhr fort:

„Verehrte Herrinn, ich will euch nichts als die lautere Wahrheit ſagen, habet nur die Güte mich anzuhören. Das Land China, woher ich komme, iſt eins der größten und mächtigſten Königreiche der Erde, zu welchem die äußerſten Inſeln dieſer Halbkugel gehören, von welchen ich euch ſchon ſagte. Der jetzige König nennt ſich Ghaïur,[8] und dieſer König hat eine Tochter von ſolcher Schönheit, wie man noch keine auf Erden geſehen hat, ſo lange die Welt ſteht. Weder ihr, noch ich, noch alle Geiſter deiner und meiner Art, noch die Menſchen allzumal, wir alle haben keine entſprechenden Worte, keine ſo lebhaften Ausdrücke, noch Beredſamkeit genug, um eine Schilderung von ihr zu entwerfen, welche ſich der Wirklichkeit nur annähert. Sie hat braune Haare von ſolcher Länge, daß ſie ihr bis über die Füße herabreichen, und in ſolcher Fülle, daß wenn ſie um ihren Kopf in Locken gelegt ſind, ſie wohl mit einer jener ſchönen Trauben zu vergleichen iſt, deren Beeren von außerordentlicher Größe ſind. Aus dieſen Haaren glänzt eine ſchön gebildete Stirn, ſo glatt, wie ein hell geſchliffener Spiegel; die ſchwarzen Augen, auf der Höhe des Angeſichts, ſtrahlen voll Feuer; die Naſe iſt weder zu lang noch zu kurz; der Mund klein und roth; die Zähne ſind wie zwei Reihen Perlen und übertreffen die ſchönſten von dieſen an Weiße; und wenn ſie die Zunge zum Sprechen bewegt, ſo ertönt eine ſüße und anmuthige Stimme, und ſie drückt ſich in Worten aus, welche die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes bezeichnen; der ſchönſte Alabaſter iſt nicht weißer, als ihr Buſen. Kurz, aus dieſem ſchwachen Umriſſe werdet ihr ſchon ermeſſen, daß es keine vollkommenere Schönheit auf der Welt gibt.

Wer den König, den Vater dieſer Prinzeſſinn, nicht kennet, würde nach dem Ausdrucke ſeiner väterlichen Zärtlichkeit urtheilen, daß er verliebt in ſie iſt. Niemals hat ein Liebender für ſeine zärtlichſte Geliebte gethan, was er für ſie bewieſen hat. Denn die allerheftigſte Eiferſucht hat niemals erdenken können, was die Sorgfalt, ſie jedem andern als ihren künftigen Gatten unzugänglich zu machen, ihn hat erfinden und ausführen laſſen. Damit ſie in der Abſonderung, zu welcher er ſie beſtimmt hatte, ſich nicht langweilete, hat er ihr ſieben Paläſte bauen laſſen, wie man nie etwas ähnliches weder geſehen noch gehört hat.

Der erſte Palaſt iſt von Bergkriſtall, der zweite von Erz, der dritte von feinem Stahle, der vierte von einer andern Art Erz, die koſtbarer iſt, als die erſte und als der Stahl; der fünfte iſt von Probierſtein, der ſechste von Silber, der ſiebente von gediegenem Golde. Alle ſind mit unerhörter Pracht ausgeſchmückt; jeder dem Stoffe gemäß, woraus er gebaut iſt. In den Gärten, welche ſie umgeben, fehlt es nicht an Raſenplätzen, Blumenſtücken, Teichen, Springbrunnen, Kanälen, Waſſerfällen, Gebüſchen und Baumgruppen, welche die Sonne niemals durchdringt; und alles dieß iſt in jedem Garten von verſchiedener Anordnung.

Auf den Ruf der unvergleichlichen Schönheit dieſer Prinzeſſinn, ließen bald die mächtigſten der benachbarten Könige durch feierliche Geſandtſchaften um ſie werben. Der König von China empfing alle gleich freundlich; da er aber ſeine Tochter nur mit ihrer Einwilligung vermählen wollte, und der Prinzeſſinn keine von den angetragenen Verbindungen gefiel, ſo kehrten die Geſandten wieder heim, zwar misvergnügt in Anſehung des Gegenſtandes ihrer Geſandtſchaft, jedoch ſehr zufrieden mit der Höflichkeit und der Ehre, die ihnen zu Theil geworden war.

„Herr Vater,“ ſprach die Prinzeſſinn zum Könige von China, „ihr wollt mich vermählen, und wähnt, mir dadurch ein groſſes Vergnügen zu machen. Ich bin davon überzeugt, und euch ſehr dankbar dafür. Aber wo könnte ich anderswo, als bei Euer Majeſtät ſo prächtige Paläſte und ſo reizende Gärten finden? Ich füge hinzu, daß ich mit eurer Vergünſtigung ohne allen Zwang lebe, und daß man mir dieſelbe Ehre erzeigt, wie eurer eigenen Perſon. Das ſind Vorzüge, die ich an keinem andern Orte in der Welt finden würde, welchen Gemahl ich auch nehmen möchte. Die Männer wollen immer die Herren ſein, und ich habe nicht Luſt mich beherrſchen zu laſſen."

Nach mehreren Geſandtſchaften, kam eine von einem reicheren und mächtigeren Könige, als alle die bisherigen geweſen waren. Der König von China ſprach darüber mit ſeiner Tochter, und pries ihr an, wie vortheilhaft es für ſie ſein würde, ihn zum Gemahle zu nehmen. Die Prinzeſſinn bat ihn, ſie damit zu verſchonen, und führte ihm wieder dieſelben Gründe an. Er drang in ſie; die Prinzeſſinn aber, anſtatt ſich zu ergeben, vergaß die Ehrfurcht, welche ſie dem König ihrem Vater ſchuldig war, und ſprach zornig zu ihm: „Herr, redet mir nicht mehr von dieſer Vermählung, noch von irgend einer anderen; oder ich werde mir den Dolch in die Bruſt ſtoßen, und mich ſo von eurer Ueberläſtigkeit befreien."

Der gegen die Prinzeſſinn aufgebrachte König von China erwiederte ihr: „Meine Tochter, du biſt eine Närrinn, und ich werde dich wie eine Närrinn behandeln."

In der That ließ er ſie in ein einzeles Gemach in einem ſeiner Paläſte einſperren, und gab ihr nur zehn alte Weiber zur Geſellſchaft und Bedienung, unter welchen die vornehmſte ihre Amme war.

Damit die benachbarten Könige, welche Geſandtſchaften zu ihm geſchickt hatten, nicht ferner an ſie dächten, ſchickte er Geſandte zu ihnen, um ſie von ihrer Abneigung von jeder Vermählung zu benachrichtigen. Und da er nicht zweifelte, daß ſie wirklich toll wäre, beauftragte er dieſelben Geſandten, an allen Höfen kund zu thun, wenn ſich irgend ein ſo geſchickter Arzt fände, ſie zu heilen, ſo möchte er nur kommen, und er würde ſie ihm, zum Lohne dafür, zur Frau geben.

Schöne Maimune,“ fuhr Dachneſch fort, „ſo ſtehen dort die Sachen, und ich verfehle nicht, regelmäßig jeden Tag dieſe unvergleichliche Schönheit zu betrachten, der ich ungern das geringſte Leid zufügen möchte, ungeachtet meiner natürlichen Bosheit. Kommet, ſie zu ſehen, ich beſchwöre euch darum: es iſt der Mühe werth. Wenn ihr euch ſelber überzeugt habt, daß ich nicht gelogen habe, ſo hoffe ich, ihr werdet es mir Dank wiſſen, daß ich euch eine Prinzeſſinn habe ſehen laſſen, deren Schönheit nicht ihresgleichen hat. Ich bin bereit, euch zum Führer zu dienen; ihr habt nur zu befehlen.“

Anſtatt Dachneſch zu antworten, brach Maimune in ein lautes Gelächter aus, das lange anhielt; und Dachneſch der ſich daſſelbe nicht zu erklären wußte, war in großer Verwunderung. Nachdem ſie zu wiederholtenmalen ſich ſatt gelacht hatte, ſagte ſie zu ihm: „Poſſen, Poſſen! du willſt mir etwas aufheften! Ich dachte, du würdeſt mir etwas Erſtaunliches und Außerordentliches erzählen, und du unterhältſt mich von einer Meerkatze! Pfui, ſchäme dich! Was würdeſt du Verfluchter erſt ſagen, wenn du den ſchönen Prinzen geſehen hätteſt, von welchem ich ſo eben her komme, und den ich ſo liebe, wie er es verdient? Fürwahr, das iſt ganz etwas anderes: du würdeſt närriſch darüber werden.“

„Reizende Maimune,“ erwiederte Dachneſch, „darf ich euch fragen, wer dieſer Prinz iſt, von dem ihr ſprechet?“ — „Wiſſe,“ antwortete ihm Maimune, „daß ihm beinahe daſſelbe begegnet iſt, wie der Prinzeſſinn, von welcher du mich hier unterhalten haſt. Der König, ſein Vater wollte ihn mit aller Gewalt vermählen: nach langen und ſchweren Beſtürmungen, hat er endlich frank und frei erklärt, daß er nicht will; und das iſt die Urſache, daß er in dieſem Augenblicke, da ich zu dir rede, in einem alten Thurme gefangen ſitzt, der meine Wohnung iſt, und wo ich ihn ſo eben bewundert habe.“

„Ich will euch nicht geradezu widerſprechen,“ verſetzte Dachneſch; „aber meine ſchöne Herrinn, ihr werdet mir doch erlauben, bis ich euern Prinzen geſehen habe, zu glauben, daß kein Sterblicher, noch eine Sterbliche, an

Schönheit mit meiner Prinzeſſinn zu vergleichen iſt.“ — „Schweig, Verfluchter,“ erwiederte Maimune, „ich ſage dir noch einmal, daß das unmöglich iſt.“ — „Ich will nicht mit euch zanken,“ fügte Dachneſch hinzu; „aber um euch zu überzeugen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht, dürft ihr nur den Vorſchlag annehmen, den ich euch gethan habe, nämlich, mit mir zu kommen um meine Prinzeſſinn zu ſehen, und darauf mir euern Prinzen zu zeigen.“

Dagegen befahl Maimune dem Dachneſch, mit ihr zu kommen. Dieſer erſuchte ſie zwar, lieber mit ihm nach China zu fliegen, weil ſie dieſem Lande nunmehr näher wären; ſie aber verweigerte ihm ſolches, und ſprach: „Bei der Inſchrift, die auf dem Siegelringe Salomons, des Sohnes Davids, eingegraben iſt,[9] wenn du nicht ſogleich die Chineſiſche Prinzeſſinn hieher bringeſt, damit wir ſie neben den Prinzen hinlegen und beide vergleichen können, ſo vernichte ich dich.“

Dachneſch gehorchte nun; Maimune begleitete ihn: und ſie fanden die Prinzeſſinn in einem Hemde von Leinwand aus Dabick,[10] das am Saume, am Halſe und an der Nath der beiden Aermel mit goldenen Borten beſetzt war, an denen Franzen und Goldzieraten hingen. In den Borten waren folgende Verſe geſtickt:

„Ein linnen Gewand um den anmuthigſten Leib, beſetzt mit Borten am Halſe, am Saume und an den Aermeln,

> Glänzt an der Geſtalt dieſer Schönen, und übertrifft den Schein der Sonne an dem Gewölbe des Himmels.“

So bekleidet brachten ſie die ſchlafende Prinzeſſinn hin, und legten ſie neben dem Prinzen Kamaralſaman aufs Bette, wo ſie zwei leuchtenden Vollmonden glichen, wie der Dichter ſagt:

> „Mit meinen Augen ſah ich zwei Schlafende auf der Erde; wohl wünſchte ich, ich könnte ihnen meine Augenlieder zum Bette anweiſen.
>
> Sie ſind wie zwei Halbmonde am Himmel, wie zwei Sonnen in der Mittagſtunde, wie zwei Vollmonde in der finſteren Nacht, wie zwei herrliche Gaſellen, in welche ſich die Schönheit getheilt hat.“

Der ſchon hell hereinſcheinende Tag nöthigte Scheherazade'n abzubrechen. Sie nahm in der folgenden Nacht den Faden wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und fünf und zwanzigſte Nacht.

„Herr, als der Prinz und die Prinzeſſinn alſo neben einander lagen, erhob ſich zwiſchen dem Geiſt und der Fee ein großer Zwiſt über den Vorzug ihrer Schönheit. Sie bewunderten und verglichen beide eine Zeitlang ſchweigend.

Dachneſch unterbrach das Schweigen zuerſt und ſagte zu Maimune'n: „nun, ſeht ihr, ich hatte es euch wohl geſagt, daß meine Prinzeſſinn ſchöner iſt, als euer Prinz. Zweifelt ihr noch daran?"

„Was, ob ich daran zweifle?" erwiederte Maimune. „Ja, wahrlich zweifle ich daran. Du mußt blind ſein, wenn du nicht ſiehſt, daß mein Prinz deine Prinzeſſinn weit übertrifft. Deine Prinzeſſinn iſt ſchön, ich läugne es nicht; aber übereile dich nicht, ſondern vergleiche ſie ohne Vorliebe genau mit einander, und du wirſt ſehen, daß es ſich verhält, wie ich ſage."

„Wenn ich auch noch ſo viel Zeit darauf verwendete, beide zu vergleichen, ſo würde ich doch nicht anders darüber denken, als jetzo. Ich ſehe, was ich bei dem erſten Blicke ſah, und die Folge würde mich nichts anders ſehen laſſen, als was ich jetzo ſehe. Das ſoll mich jedoch nicht hindern, reizende Maimune, euch nachzugeben, wenn ihr es wünſchet." — „Nicht alſo," erwiederte Maimune: „ich will nicht, daß ein verfluchter Geiſt, wie du, mir eine Gnade anthue. Ich berufe mich über dieſe Sache auf einen Schiedsrichter; und wenn du nicht darein willigeſt, ſo nehme ich deine Weigerung für Bekenntnis an, daß ich gewonnen habe."

Dachneſch, der zu jeder Gefälligkeit gegen Maimune'n bereit war, hatte nicht ſobald ſeine Einwilligung gegeben, als Maimune mit dem Fuße auf die Erde ſtampfte. Sogleich that die Erde ſich auf, und daraus hervor ſtieg ein ſcheuslicher Geiſt, bucklig, einäugig und lahm, mit ſechs Hörnern auf dem Kopfe, und gekrümmten Händen und Füßen. Sobald er herauf war und die Erde ſich wieder zugeſchloſſen hatte, und er Maimune'n erblickte, warf er ſich ihr zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde fragte er ſie, was ſie von ihrem gehorſamſten Diener verlangte.

„Steh auf, Kaſchkaſch, [11] (ſo hieß der Geiſt) ſagte ſie zu ihm, „ich ließ dich herkommen, um einen Streit zu entſcheiden, den ich mit dieſem verfluchten Dachneſch habe. Wirf deinen Blick auf das Bette, und ſage mir unparteiſch, wer dir ſchöner dünkt, der Jüngling oder die Jungfrau?“

Kaſchkaſch betrachtete den Prinzen und die Prinzeſſinn mit den Zeichen des höchſten Erſtaunens und der Bewunderung. Nachdem er beide lange verglichen hatte, ohne ſich entſcheiden zu können, ſagte er zu Maimune'n: „Herrinn, ich bekenne, ich würde euch täuſchen und mich ſelber hintergehen, wenn ich euch ſagte, daß ich eins von ihnen ſchöner fände, als das andere. Je mehr ich unterſuche, deſto mehr ſcheint mir, daß jedes den höchſten Grad der Schönheit beſitzt, welche ſie mit einander theilen, ſo viel ich davon verſtehe, und keins hat den mindeſten Fehl, ſo daß man dem andern darin einen Vorzug ertheilen könnte. Wenn aber eins oder das andere dergleichen haben ſollte, ſo gibt es, meiner Meinung nach, nur Ein Mittel ſich darüber aufzuklären. Das iſt, ſie nach einander aufzuwecken, und anzunehmen, daß, wer für den andern mehr Liebe bezeugt, durch ſeine Glut und Heftigkeit, und ſelbſt durch ſein Entzücken, gewiſſermaßen auch weniger Schönheit habe."

Der Rath des Kaſchkaſch gefiel Maimune'n und Dachneſch. Maimune verwandelte ſich in einen Floh, und ſprang auf Kamaralſamans Hals. Sie ſtach ihn ſo heftig, daß er aufwachte, und mit der Hand nach der Stelle hin fuhr; aber er fing nichts. Maimune war ſchleunig zurück geſprungen und hatte ihre gewöhnliche Geſtalt wieder angenommen, zwar unſichtbar, wie die andern beiden Geiſter, um Zeuge zu ſein, was er thun würde.

Als der Prinz die Hand zurückzog, ließ er ſie auf die Hand der Prinzeſſinn von China fallen. Er ſchlug die Augen auf, und war höchſt erſtaunt, neben ihm ein Fräulein von ſo großer Schönheit liegen zu ſehen. Er hob das Haupt empor und ſtützte ſich auf den Ellenbogen, um ſie beſſer zu betrachten. Die blühende Jugend der Prinzeſſinn und ihre unvergleichliche Schönheit entzündeten in einem Augenblicke in ihm ein Feuer, für welches er noch immer unempfindlich geweſen war, und wovor er ſich bisher mit ſo viel Scheu gehütet hatte.

Die Liebe bemächtigte ſich ſeines Herzens auf die lebhafteſte Weiſe, und er konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Welche Schönheit! welche Reize! Mein Herz! meine Seele!“ Und indem er dieß ſagte, küßte er ſie auf die Stirn, auf beide Wangen und auf den Mund, mit ſo wenig Vorſicht, daß ſie aufgewacht ſein würde, wenn ſie nicht durch die Bezauberung des Dachneſch feſter geſchlafen hätte, als gewöhnlich.

„Wie mein ſchönes Fräulein,“ fuhr der Prinz fort, „ihr erwachet nicht von dieſen Liebeszeichen des Prinzen Kamaralſaman! Wer ihr auch ſeid, er iſt eurer Liebe nicht unwürdig.“

Er war im Begriffe, ſie in allem Ernſt aufzuwecken; aber er beſann ſich plötzlich. „Sollte es nicht,“ ſagte er bei ſich ſelber, „diejenige ſein, welche der Sultan, mein Vater, mir zur Gattinn geben wollte? Er hat ſehr Unrecht, daß er ſie mich nicht eher ſehen ließ. Ich würde ihn nicht durch meinen Ungehorſam und meine öffentliche Widerſetzlichkeit ſo beleidigt, und er würde ſich die Beſchämung erſpart haben, welche ich ihm verurſacht habe.“

Der Prinz Kamaralſaman bereute aufrichtig den Fehler, den er begangen hatte, und er war nochmals im Begriff, die Prinzeſſinn von China zu wecken; aber indem er ſich wieder anhielt, ſprach er: „Vielleicht will mein Vater mich überraſchen: ohne Zweifel hat er dieſes junge Fräulein abgeſchickt, um mich zu verſuchen, ob ich wirklich ſo großen Abſcheu vor dem Eheſtande trage, als ich ihm bezeigt habe. Wer weiß, ob er ſelber ſie nicht hergebracht, und ob er ſich nicht verſteckt hat, um hervorzutreten und mich über meine Verſtellung zu beſchämen. Dieſer zweite Fehl würde noch weit größer ſein, als der erſte. Auf jeden Fall will ich mich mit dieſem Ringe begnügen, um ein Andenken von ihr zu bewahren.“

Dieß war ein ſehr ſchöner Ring, auf welchem folgende Verſe eingegraben ſtanden:

„Glaube nicht, daß ich ihn vergeſſen habe, den Eid, den du mir geleiſtet haſt;
Mein Herz iſt auf glühenden Kohlen, ſeit dem Augenblicke, wo du mich verließeſt.“

Er zog dieſen Ring der Prinzeſſin behende vom Finger, und ſteckte ihr den ſeinigen dafür an. Hierauf kehrte er ihr den Rücken zu, und es währte nicht lange, ſo ſchlief er, durch Bezauberung des Geiſtes, wieder eben ſo feſt, als zuvor.

Sobald der Prinz Kamaralſaman eingeſchlafen war, verwandelte ſich Dachneſch ebenfalls in einen Floh, ſprang hin und ſtach die Prinzeſſinn unter der Lippe. Sie wachte auf, und richtete ſich empor; und als ſie die Augen öffnete, war ſie ſehr erſtaunt, ſich neben einem Manne liegen zu ſehen. Von dem Erſtaunen ging ſie zur Bewunderung über, und von der Bewunderung zum Uebermaße der Freude, welche ſie blicken ließ, ſobald ſie ſah, daß es ein ſo wohlgebildeter Jüngling war.

„Wie!“ rief ſie aus, „ſeid ihr es, den der König, mein Vater mir zum Gemahle beſtimmt hat? Es thut mir ſehr leid, das nicht gewußt zu haben: ich würde ihn nicht gegen mich in Zorn verſetzt haben, und nicht ſo lange eines Gemahls beraubt geweſen ſein, den ich mich nicht enthalten kann, von ganzem Herzen zu lieben. — Wachet auf, wachet auf! es ſteht einem Bräutigam nicht fein, in der Brautnacht ſo viel zu ſchlafen.“

Indem ſie dieſes ſprach, faßte ſie den Prinzen Kamaralſaman beim Arm und ſchüttelte ihn ſo ſtark, daß er aufgewacht wäre, wenn die Fee Maimune nicht in dem Augenblick durch ihre Bezauberung ſeinen Schlaf vermehrt hätte. Sie ſchüttelte ihn ebenſo zu wiederholten Malen, und als ſie ſah, daß er nicht aufwachte, fuhr ſie fort: „Ei, was iſt euch denn zugeſtoßen? Sollte ein auf euer und mein Glück neidiſcher Nebenbuhler euch behext und in dieſen unüberwindlichen Schlaf verſenkt haben, jetzt, wo ihr munterer als jemals ſein ſolltet?“

Sie faßte nun ſeine Hand, und indem ſie ſie zärtlich küßte, bemerkte ſie den Ring an ſeinem Finger. Sie fand ihn dem ihrigen ſo ähnlich, daß ſie ihn unbedenklich für den ihrigen hielt, als ſie ſah, daß ſie einen andern dafür trug. Sie begriff nicht, wie dieſer Tauſch geſchehen war, aber ſie zweifelte nicht, daß es das gewiſſe Zeichen ihrer Vermählung wäre. Müde der vergeblichen Mühe, welche ſie ſich gab, ihn zu wecken, und verſichert, wie ſie wähnte, daß er ihr nicht entgehen würde, ſagte ſie: „Da ich es nicht dahin bringen kann, euch zu erwecken, ſo will ich mich nicht mehr abmühen, euern Schlaf zu unterbrechen: auf Wiederſehen!“

Nachdem ſie ihm mit dieſen Worten einen Kuß auf die Wange gedrückt hatte, legte ſie ſich wieder nieder und brauchte nur ſehr wenig Zeit, um wieder einzuſchlafen.

Als Maimune ſah, daß ſie, ohne Furcht die Prinzeſſinn von China zu wecken, ſprechen konnte, ſagte ſie zu Dachneſch: „Nun, du Verfluchter, haſt du's geſehen? biſt du nun überzeugt, daß deine Prinzeſſinn nicht ſo ſchön iſt, als mein Prinz? Geh, ich will dir die Wette, die du mir ſchuldig biſt, ſchenken. Ein andermal glaube mir, wenn ich dich etwas verſichere.“ Und indem ſie ſich zu Kaſchkaſch wandte, fügte ſie hinzu: „Was dich betrifft, ſo danke ich dir. Nimm mit Dachneſch die Prinzeſſinn, und traget ſie zuſammen in ihr Bette, wohin er dich weiſen wird.“

Dachneſch und Kaſchkaſch vollzogen den Befehl Maimune's, und Maimune begab ſich wieder in ihren Brunnen.“

Der anbrechende Tag gebot der Sultaninn Scheheraſade Stillſchweigen, und der Sultan von Indien ſtand auf. In der folgenden Nacht fuhr die Sultaninn in der Erzählung dieſer Geſchichte alſo fort:

Zweihundert und ſechs und zwanzigſte Nacht.

„Herr, als der Prinz Kamaralſaman am folgenden Morgen erwachte, blickte er ſich um, ob das Fräulein, die er in der Nacht an ſeiner Seite geſehen hatte, noch da wäre. Als er ſie nicht mehr ſah, ſagte er bei ſich ſelber: „Ich hatte es wohl gedacht, daß es eine Ueberraſchung wäre, welche der König mein Vater, mir machen wollte: es iſt mir ſehr lieb, daß ich mich davor in Acht genommen habe."

Er weckte den Sklaven, der noch ſchlief, und hieß ihn eilig kommen, ihn anzukleiden, ohne ihm etwas davon zu ſagen. Der Sklave brachte ihm das Waſchbecken und Waſſer: er ſtand auf, und nachdem er ſein Gebet verrichtet hatte, nahm er ein Buch und las eine Zeitlang.

Nach ſeinen gewöhnlichen Uebungen, rief Kamaralſaman den Sklaven, und ſprach zu ihm: „Komm her, und belüge mich nicht. Sage mir, wie iſt das Fräulein hereingekommen, die dieſe Nacht bei mir geſchlafen hat, und wer hat ſie hergebracht?"

„Prinz," antwortete der Sklave mit großem Erſtaunen, „von welchem Fräulein redet ihr?" — „Von der, ſage ich dir," erwiederte der Prinz, „die dieſe Nacht hieher gekommen oder geführt iſt, und bei mir geſchlafen hat."

„Prinz,“ verſetzte der Sklave, „ich ſchwöre euch, daß ich nichts davon weiß. Wie ſollte dieß Fräulein herein gekommen ſein, da ich an der Thüre ſchlafe?“

„Du lügſt, Schurke,“ erwiederte der Prinz, „und du biſt mit ihnen im Einverſtändnis, um mich noch mehr zu quälen und toll zu machen.“

Indem er dieß ſagte, gab er ihm eine Ohrfeige, daß er zu Boden ſtürzte; und nachdem er ihn genug mit Füßen getreten hatte, band er ihm das Brunnenſeil unter die Arme, ließ ihn daran hinab, und tauchte ihn mehrmals mit dem Kopf unters Waſſer. „Ich erſäufe dich,“ rief er ihm zu, „wenn du mir nicht ſchleunig ſageſt, wer das Fräulein iſt, und wer ſie hergebracht hat.“

Der Sklave, in dieſer grimmigen Noth, halb im Waſſer, halb draußen, ſagte bei ſich ſelber: „Ohne Zweifel hat der Prinz vor Leid den Verſtand verloren, und ich kann nur durch eine Lüge mich retten.“ — „Prinz,“ ſagte er hierauf mit bittendem Tone, „ſchenket mir das Leben, ich beſchwöre euch darum: ich verſpreche, euch den Zuſammenhang der Sache zu ſagen.“

Der Prinz zog nun den Sklaven wieder herauf, und drängte ihn zu reden. Sobald der Sklave aus dem Brunnen war, ſagte er zitternd zu ihm: „Prinz, ihr ſeht wohl, daß ich in dieſem Zuſtande euch nicht genugthun kann; laſſet mir ſo viel Zeit, zuvor mein Kleid zu wechſeln.“ — „Ich gewähre es dir,“ erwiederte der Prinz; aber mach' geſchwinde, und hüte dich wohl, mir die Wahrheit zu verbergen."

Der Sklave ging hinaus, ſchloß aber den Prinzen ein, und lief, wie er war, in den Palaſt.

Der König unterhielt ſich eben mit ſeinem Groß-Weſyr, und beklagte ſich bei ihm über die üble Nacht, welche ihm der Ungehorſam und die ſträfliche Widerſetzlichkeit ſeines Sohnes zugezogen hätte.

Der Miniſter bemühte ſich, ihn zu tröſten, und ihm begreiflich zu machen, daß der Prinz ſelber ihm Gelegenheit gegeben hätte, ihn zu ſeiner Pflicht zurück zu führen. „Herr," ſagte er zu ihm, „Euer Majeſtät darf es nicht bereuen, ihn gefangen geſetzt zu haben. Sofern ihr nur die Geduld habt, ihn eine Weile in ſeinem Gefängniſſe zu laſſen, ſo dürft ihr überzeugt ſein, daß dieſe jugendliche Hitze verrauchen, und er endlich ſich allem unterwerfen wird, was ihr von ihm fordert."

Der Groß-Weſir endigte ſo eben dieſe Rede, als der Sklave vor den König Schachſaman trat: „Herr," ſprach er zu ihm, „es thut mir ſehr leid, Euer Majeſtät eine Neuigkeit bringen zu müſſen, welche ihr nur mit großem Misvergnügen hören werdet. Was der Prinz von einem Fräulein erzählt, welche die Nacht bei ihm geſchlafen habe, und der Zuſtand, in welchen er mich verſetzt hat, wie Euer Majeſtät ſehen kann, geben nur zu ſehr zu erkennen, daß er nicht mehr recht bei Sinnen iſt."

Hierauf erzählte er alles, was der Prinz geſagt, und auf welche Weiſe er ihn mishandelt hatte, mit Ausdrücken, die ſeine Erzählung deſto wahrſcheinlicher machten.

Der König, der ſich dieſes neuen Gegenſtandes der Bekümmernis nicht verſah, ſagte zu ſeinem erſten Miniſter: „Da iſt wieder ein höchſt verdrießlicher Vorfall, ſehr entfernt von der Hoffnung, welche du mir jetzt eben machteſt. Geh und verliere keine Zeit: erforſche ſelber, was es iſt, und bringe mir Beſcheid.“

Der Groß-Weſyr gehorchte auf der Stelle, und beim Eintritt in das Zimmer des Prinzen fand er ihn ſehr ruhig, mit einem Buche in der Hand, ſitzend und leſend. Er begrüßte ihn, und nachdem er ſich neben ihn geſetzt hatte, ſagte er zu ihm: „Ich verwünſche euern Sklaven, daß er zu dem König eurem Vater, gekommen iſt, und ihn durch die überbrachte Neuigkeit erſchreckt hat.“

„Welche Neuigkeit,“ erwiederte der Prinz, „kann ihn ſo erſchreckt haben? Ich habe weit mehr Urſache, mich über meinen Sklaven zu beklagen.“

„Prinz,“ verſetzte der Weſyr, „verhüte Gott, daß dasjenige, was er von euch berichtet hat, wahr ſei! Der gute Zuſtand, in welchem ich Gott bitte, euch zu erhalten, gibt mir zu erkennen, daß nichts daran iſt.“

„Vielleicht,“ erwiederte der Prinz, „hat er ſich nicht recht verſtändlich gemacht. Da ihr nun gekommen ſeid, ſo iſt es mir lieb, einen Mann, wie euch, befragen zu können, der ihr doch etwas davon wiſſen müßt, wo das Fräulein iſt, welche dieſe Nacht bei mir geſchlafen hat.“

Bei dieſer Frage fuhr der Groß-Weſyr zurück. „Prinz,“ antwortete er, „verwundert euch nicht über mein Erſtaunen bei dieſer eurer Frage. Wie wäre es möglich, daß, ich ſage nicht eine Frau, ſondern überhaupt ein Menſch auf der Welt, bei Nacht hier herein gedrungen ſein ſollte, wo man nur durch die Thüre, und über den Leib eures Sklaven hinweg eintreten kann? Ich bitte euch, beſinnet euch, und ihr werdet finden, daß ihr einen Traum gehabt, der euch dieſen lebhaften Eindruck zurückgelaſſen hat.“

„Ich beruhige mich nicht bei dieſer Ausrede,“ fuhr der Prinz im höheren Tone fort: „ich will durchaus wiſſen, was aus dieſem Fräulein geworden iſt; und ich bin hier an einem Orte, wo ich mir Gehorſam zu verſchaffen weiß.“

Bei dieſen nachdrücklichen Worten gerieth der Groß-Weſyr in unbeſchreibliche Verlegenheit, und er dachte auf Mittel, ſich ſo gut als möglich heraus zu ziehen. Er verſuchte es bei dem Prinzen mit Güte, und fragte ihn in den unterthänigſten und behutſamſten Ausdrücken, ob er denn ſelber dieſes Fräulein geſehen hätte.

„Ja, ja,“ antwortete der Prinz, „ich habe ſie geſehen, und habe ſehr wohl gemerkt, daß ihr ſie abgeſchickt habt, mich zu verſuchen. Sie hat die von euch ihr vorgeſchriebene Rolle ſehr gut geſpielt, indem ſie kein Wort geſprochen, ſondern ſich ſchlafend geſtellt, und ſich entfernt hat, ſobald ich wieder eingeſchlafen war. Ihr wißt das ohne Zweifel, und ſie wird nicht verfehlt haben, euch Bericht davon abzuſtatten.“

„Prinz,“ verſetzte der Groß-Weſyr, „ich ſchwöre euch, daß nichts an allem dem iſt, was ich hier aus eurem Munde vernehme; und der König, euer Vater, und ich, wir haben das Fräulein, von welchem ihr redet, nicht abgeſchickt, ja wir haben nicht einmal den Gedanken daran gehabt. Erlaubet mir, euch noch einmal zu ſagen, ihr habt dieſes Fräulein nur im Traume geſehen.“

„Ihr kommt alſo nur auch, um mich zu verſpotten,“ erwiederte zornig der Prinz, „und um mir ins Geſicht zu ſagen, daß dasjenige, was ich euch erzähle, ein Traum iſt.“ Und ſogleich ergriff er ihn beim Barte, und bearbeitete ihn ſo lange mit Schlägen, als er die Hand rühren konnte.

Der arme Groß-Weſyr ertrug geduldig den ganzen Zorn des Prinzen Kamaralſaman. „Da bin ich nun,“ ſagte er bei ſich, „in demſelben Falle, wie der Sklave; ich habe von Glück zu ſagen, wenn ich ſo wie er, einer ſo großen Gefahr entgehe.“ Und mitten unter den Schlägen, womit der Prinz ihn noch immer belud, rief er aus: „O Prinz, ich flehe euch, mir nur einen Augenblick Gehör zu ſchenken.“ Der Prinz, endlich ermüdet vom Schlagen, ließ ihn reden.

„Ich bekenne euch, Prinz,“ ſagte nun der Groß-Weſyr mit Verſtellung, „daß etwas an eurer Vermuthung iſt. Aber euch iſt nicht unbekannt, daß ein Miniſter gezwungen iſt, die Befehle des Königs, ſeines Herrn, zu vollziehen. Wenn ihr die Güte habt, es mir zu erlauben, ſo will ich ſogleich hingehen und ihm alles ſagen, was ihr mir befehlet.“

„Ich erlaube es,“ ſagte darauf der Prinz, „gehet, und ſaget ihm, daß ich das Fräulein heiraten will, die er mir geſchickt oder gebracht hat. Machet geſchwinde, und bringet mir Antwort.“

Der Groß-Weſyr machte ihn beim Weggehen eine tiefe Verbeugung, und glaubte ſich nicht eher in Sicherheit, als bis er aus dem Thurme war und die Thüre hinter dem Prinzen verſchloſſen hatte.

Der Groß-Weſyr erſchien vor dem Könige Schachſaman mit einer Niedergeſchlagenheit, die dieſen zum Voraus bekümmerte.

„Wohlan,“ fragte ihn der Fürſt, „in welchem Zuſtande haſt du meinen Sohn gefunden?“ — „Herr,“ antwortete der Miniſter, „was der Sklave Euer Majeſtät berichtet hat, iſt nur zu wahr.“ Hierauf erzählte er ihm ſeine Unterhaltung mit dem Prinzen, wie derſelbe ſich entrüſtet, ſobald er es gewagt, ihm vorzuſtellen, es wäre unmöglich, daß jenes Fräulein von welchem er ſpräche, bei ihm geſchlafen hätte; welche Mishandlung er von ihm erlitten, und welcher Liſt er ſich bedient hatte, um ſeinen Händen zu entkommen.

Schachſaman, um ſo bekümmerter, weil er den Prinzen ſtäts mit Zärtlichkeit liebte, wollte ſich ſelber von der Wahrheit überzeugen; er ging alſo zu ihm in den Thurm und nahm den Groß-Weſyr mit ſich. . . .

Aber Herr,“ ſagte hier die Sultaninn Scheheraſade, indem ſie ſich unterbrach, „ich gewahre, daß der Tag ſchon anbricht:“ Damit ſchwieg ſie. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und ſieben und zwanzigſte Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralſaman empfing den König, ſeinen Vater, in dem Thurme ſeines Gefängniſſes mit großer Ehrerbietung. Der König ſetzte ſich; und nachdem er den Prinzen neben ſich ſitzen laſſen, that er ihm mehrere Fragen, auf welche derſelbe ganz vernünftig antwortete. Und von Zeit zu Zeit blickte er den Groß-Weſyr an, als wenn er ihm ſagen wollte, er fände nicht, daß der Prinz, ſein Sohn, den Verſtand verloren, wie er verſichert hatte, und daß er wohl ſelber ihn verloren haben müßte.

Endlich ſprach der König auch von dem Fräulein zu dem Prinzen, und ſagte: „Mein Sohn, ich bitte dich, mir zu ſagen, was es mit dem Fräulein für eine Bewandtnis hat, welche dieſe Nacht bei dir geſchlafen haben ſoll.“

„Herr,“ antwortete Kamaralſaman, „ich bitte Euer Majeſtät, meinen Verdruß über dieſen Gegenſtand nicht noch zu vermehren: erzeiget mir lieber die Gnade, ſie mir zur Gattinn zu geben. Welche Abneigung ich auch bisher gegen die Frauen bezeugt habe, ſo hat jedoch dieſe junge Schönheit mich dermaßen bezaubert, daß ich keinen Anſtand nehme, euch meine Schwachheit zu bekennen. Ich bin bereit, ſie mit dem höchſten Danke von eurer Hand zu empfangen.“

Der König Schachſaman ward ganz beſtürzt über dieſe Antwort des Prinzen, welche dem bisher gezeigten geſunden Verſtande ſo ſehr zu widerſprechen ſchien. „Mein Sohn,“ erwiederte er, „du ſagſt mir da etwas, das mich in das größte Erſtaunen verſetzt, von welchem ich mich kaum erholen kann. Ich ſchwöre dir bei der Krone, die einſt von mir auf dich übergehen ſoll, daß ich nicht das geringſte von dem Fräulein weiß, von welchem du redeſt. Wenn irgend eine hieher gekommen iſt, ſo habe ich jedoch keinen Theil daran. Wie aber hätte ſie ohne meine Bewilligung in dieſen Thurm gelangen können? Denn was mein Groß-Weſyr dir auch geſagt haben mag, er hat es nur gethan, um dich zu beſänftigen. Es muß ein Traum ſein; ſieh wohl zu, ich bitte dich, und beſinne dich.“

„Herr Vater.“ verſetzte der Prinz, „ich würde für immer der Güte Euer Majeſtät unwürdig ſein, wenn ich der mir gegebenen Verſicherung nicht Glauben beimäße. Aber ich bitte euch, die Geduld zu haben, mich anzuhören, und ſelber zu urtheilen, ob das, was ich die Ehre habe euch zu erzählen, ein Traum iſt.“

Hierauf erzählte der Prinz Kamaralſaman dem Könige, ſeinem Vater, alle Umſtände bei ſeinem Erwachen. Er ſchilderte ihm mit Begeiſterung die Schönheit und die Reize des Fräuleins, die er an ſeiner Seite gefunden, die Liebe die er in einem Augenblicke für ſie gefaßt hatte, und ſein vergebliches Bemühen, ſie aufzuwecken. Er verſchwieg ihm ſelbſt nicht, was ihn bewogen, wieder einzuſchlafen, nachdem er ſeinen Ring mit dem des Fräuleins vertauſcht hatte. Er beſchloß endlich damit, daß er den Ring vom Finger zog und ihm denſelben überreichte, mit den Worten: „Herr, der meine iſt euch nicht unbekannt, ihr habt ihn mehrmals geſehen. Demnach hoffe ich, ihr werdet überzeugt ſein, daß ich nicht den Verſtand verloren habe, wie man euch eingebildet hat.“

Der König Schachſaman erkannte ſo deutlich die Wahrheit deſſen, was ſein Sohn ihm erzählte, daß er nichts darauf zu erwiedern hatte. Ja er gerieth darüber in ſo großes Erſtaunen, daß er lange Zeit da ſaß, ohne ein Wort zu ſagen.

Der Prinz benutzte dieſen Augenblick, und ſprach noch zu ihm: „Herr, die Leidenſchaft, welche ich für dieſes reizende Weſen empfinde, deſſen theures Bild ich in meinem Herzen bewahre, iſt ſchon ſo heftig, daß ich mich nicht ſtark genug fühle, ihr zu widerſtehen. Ich flehe euch, habet Mitleid mit mir, und verſchaffet mir das Glück ihres Beſitzes.“

„Nach dem, was ich von dir höre, mein Sohn, und nach dem Anblicke dieſes Ringes,“ erwiederte der König, „kann ich nicht daran zweifeln, daß deine Leidenſchaft wahrhaft ſei, und daß du wirklich das Fräulein geſehen haſt, welche ſie erzeugt hat. Wollte Gott, daß ich dieſes Fräulein kennte! du ſollteſt heute noch befriedigt, und ich würde der glücklichſte Vater von der Welt ſein. Aber wo ſie ſuchen? Wie, und auf welchem Wege iſt ſie hier herein gekommen? ohne mein Wiſſen und Willen? Weshalb iſt ſie gekommen, bloß um bei dir zu ſchlafen, dir ihre Schönheit zu zeigen, Liebe in dir zu entzünden, während ſie ſchlief, und wieder zu verſchwinden, während du ſchliefſt? Ich begreife dies Abenteuer nicht, mein Sohn; und wenn der Himmel uns nicht günſtig iſt, ſo wird es uns wohl beide ins Grab bringen.“

Indem er dieſes ſprach, faßte er den Prinzen bei der Hand, und fügte hinzu: „Komm, laß uns gemeinſam Leid tragen, du, weil du hoffnungslos liebſt, und ich, weil ich dich ſo betrübt ſehe, ohne dein Uebel heilen zu können."

Der König Schachſaman führte den Prinzeen wieder aus dem Thurme in den Palaſt, wo derſelbe, aus Verzweiflung, eine Unbekannte zu lieben, ſich alsbald zu Bette begab. Der König ſchloß ſich ein, und trauerte mehrere Tage mit ihm, ohne ſich im geringſten um die Angelegenheiten ſeines Reichs bekümmern zu wollen.

Sein erſter Miniſter, dem er allein den Zutritt zu ihm verſtattet hatte, kam eines Tages und ſtellte ihm vor, daß ſein ganzer Hof, und ſelbſt ſein Volk, anfinge zu murren, weil ſie ihn nicht mehr ſähen, und er nicht täglich Gerechtigkeit pflegte, wie ſonſt, und daß er nicht für die Unordnungen ſtände, welche daraus entſpringen könnten. Ich flehe Euer Majeſtät," fuhr er fort, „hierauf Rückſicht zu nehmen. Ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart den Schmerz des Prinzen, und ſeine den eurigen gegenſeitig lindert: aber ihr müßt doch daran denken, daß nicht alles zu Grunde gehe. Erlaubet, daß ich euch vorſchlage, den Prinzen nach dem Schloſſe auf der kleinen Inſel nahe am Hafen zu bringen, und nur zweimal wöchentlich Audienz zu geben. Während der Abweſenheit, zu welcher dieſe Verrichtung euch nöthigt, wird die bezaubernde Schönheit des Ortes, die friſche Luft und die wundervolle Ausſicht von dort, dem Prinzen eure kurze Entfernung erträglicher machen.“

Der König Schachſaman billigte dieſen Rath; und ſobald jenes Schloß, welches er lange nicht beſucht hatte, eingerichtet war, begab er ſich mit dem Prinzen dahin, und verließ ihn hier nur, um pünktlich die beiden Audienzen zu geben. Die übrige Zeit brachte er an ſeinem Bette zu, und bald bemühte er ſich, ihn zu tröſten, bald wehklagte er mit ihm.

Fortſetzung der Geſchichte der Prinzeſſinn von China.

Während dieſe Dinge in der Hauptſtadt des Königs Schachſaman vorgingen, hatten die beiden Geiſter Dachneſch und Kaſchkaſch die Prinzeſſinn von China nach dem Palaſte zurückgebracht, wo der König, ihr Vater, ſie eingeſchloſſen hielt, und ſie wieder in ihr Bette gelegt.

Am Morgen beim Erwachen blickte die Prinzeſſinn von China zur Rechten und zur Linken; und als ſie ſah, daß der Prinz Kamaralſaman nicht mehr bei ihr war, rief ſie ihren Frauen mit ſo lauter Stimme, daß ſie ſchleunig herbei liefen und ihr Bette umgaben. Die Amme trat zu ihren Häupten, und fragte ſie, was ſie verlangte, und ob ihr etwas zugeſtoßen wäre.

„Saget mir,“ ſprach die Prinzeſſinn, wo iſt der Jüngling hingekommen, den ich von ganzem Herzen liebe, und der dieſe Nacht bei mir geſchlafen hat?“ — „Prinzeſſinn,“ antwortete die Amme, „wir verſtehen nichts von eurer Rede, wenn ihr euch nicht deutlicher erklärt.“

„Wiſſet,“ fuhr die Prinzeſſinn fort, „der ſchönſte und liebenswürdigſte Jüngling, den man ſich nur denken kann, hat dieſe Nacht bei mir geſchlafen; lange habe ich ihm geliebkoſet, und alles Mögliche angewendet ihn aufzuwecken, ohne es zu bewirken: ich frage euch, wo iſt er?“

„Prinzeſſinn,“ antwortete die Amme, „ohne Zweifel wollt ihr uns nur zum beſten haben. Beliebt es euch nicht aufzuſtehen?“

„Ich ſpreche ſehr ernſtlich,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „und ich ich will wiſſen, wo er iſt.“

„Aber, Prinzeſſinn,“ verſetzte die Amme, „ihr waret doch allein, als wir euch geſtern Abend zu Bette brachten, und niemand iſt herein gekommen um bei euch zu ſchlafen, ſo viel wir wiſſen, alle eure Frauen und ich.“

Die Prinzeſſinn von China verlor die Geduld; ſie ergriff ihre Amme beim Kopf und gab ihr Ohrfeigen und derbe Fauſtſchläge. „Du ſollſt es mir ſagen, alte Hexe,“ ſprach ſie, „oder ich bringe dich um.“

Die Amme machte alle Anſtrengungen, ſich ihren Händen zu entziehen. Endlich riß ſie ſich los, und ging auf der Stelle zu der Königinn von China, der Prinzeſſinn Mutter. Mit Thränen in den Augen und ganz zerbläutem Geſichte erſchien ſie vor der Königinn, die mit großem Erſtaunen ſie fragte, wer ſie in dieſen Zuſtand verſetzt hätte.

„Gebieterinn,“ ſagte die Amme, „ihr ſehet, wie die Prinzeſſinn mich zugerichtet hat; ſie hätte mich umgebracht, wenn ich mich nicht ihren Händen entwunden hätte.“ Hierauf erzählte ſie ihr den Anlaß ihres Zorns und Ungeſtüms; worüber die Königinn nicht minder bekümmert, als verwundert war. „Ihr ſeht, Gebieterinn,“ fügte ſie zum Schluſſe hinzu, „daß die Prinzeſſinn den Verſtand verlohren hat. Ihr könnt ſelber darüber urtheilen, wenn ihr euch zu ihr hin bemühet.“

Die Königinn von China, welche ihre Tochter zärtlich liebte, war über dieſe Nachricht ſehr beunruhigt; ſie ließ ſich von der Amme begleiten und eilte hin zu der Prinzeſſinn, ihrer Tochter. . . .“

Die Sultaninn Scheheraſade wollte fortfahren; aber ſie bemerkte, daß der Tag ſchon anbrach: ſie ſchwieg alſo. In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und acht und zwanzigſte Nacht.

„Herr, als die Königinn von China in das Gemach trat, worin die Prinzeſſin, ihre Tochter, verſperrt war, ſetzte ſie ſich neben ſie; und nachdem ſie ſich nach ihrer Geſundheit erkundigt hatte, fragte ſie ſie, welche Urſache ſie zur Unzufriedenheit mit ihrer Amme hätte, die ſie ſo mishandelt. „Meine Tochter, ſagte ſie, „das iſt nicht anſtändig; und niemals muß eine hohe Prinzeſſinn, wie du, ſich zu ſolchen Ausbrüchen hinreißen laſſen.“

„Frau Mutter,“ antwortete die Prinzeſſinn, „ich ſehe wohl, daß Euer Majeſtät mich auch verſpotten will; aber ich erkläre, daß ich eher keine Ruhe haben werde, als bis der liebenswürdige Jüngling, der dieſe Nacht bei mir geſchlafen hat, mein Gemahl iſt. Ihr müßt wiſſen, wo er iſt; ich bitte euch inſtändig, ihn wiederkommen zu laſſen.“

Zugleich ſprach ſie folgende Verſe aus:

„Ach, wie groß war ſeine Schönheit! — Doch Schönheit iſt nur ein geringer Theil ſeiner Eigenſchaften.
Sein ſchlanker Wuchs, gleich einem ſchwanken Zweige, iſt nicht weniger reizend, als die friſchen Roſen ſeiner Wangen.
Dieſe Wangen ſind roſenfarbene Blätter, auf den die Male (welche ihm ſo ſchön ſtehen) als die Punkte erſcheinen zu den Nunen [12] ſeiner Augenbrauen, die mit Dinten-Schwärze darauf gezeichnet ſind.

Ich hörte nicht auf, von der Zeit ſeine Rückkehr zu erbitten: — möchte er doch kommen! Allein ſich fern zu halten, ſcheint ihm eigen zu ſein. —

Gern würde ich der Zeit alsdann ihre Ungerechtigkeit verzeihen, und einen dichten Schleier darüber decken. —

Uns umarmend haben wir die Nacht zugebracht; Umarmung war unſer Mitgenoſſe: er war freudetrunken von meiner Gaſellen-Geſtalt, nnd ich von dem Becher ſeines Mundes.

Ich drückte ihn feſt an mich, wie ein Geiziger ſeinen Reichthum feſthält, aus Furcht, es möchte mir eine von ſeinen Schönheiten geraubt werden.

Ich hielt ihn in meinen Armen, als ob er eine Gaſelle wäre, vor dem Eindrucke deren Blicke ich mich fürchtete.“ —

„Meine Tochter,“ erwiederte die Königinn, „du ſetzeſt mich in Erſtaunen, und ich verſtehe deine Reden nicht.“

Jetzo vergaß die Prinzeſſinn die Ehrfurcht, und verſetzte: „Frau Mutter, der König mein Vater und ihr, habt mir zugeſetzt, um mich zur Vermählung zu bewegen, als ich keine Luſt dazu hatte; dieſe Luſt iſt mir jetzo gekommen, und ich will durchaus den Jüngling, von welchem ich ich euch geſagt habe, zum Gatten haben, oder ich bringe mich um.“

Die Königinn verſuchte es bei der Prinzeſſinn mit Güte, und ſagte zu ihr: „Meine Tochter, du weißt ſelber recht wohl, daß du in deinem Gemache allein biſt und kein Mann herein kommen kann.“

Die Prinzeſſinn aber, anſtatt ſie anzuhören, unterbrach ſie und bezeigte ſich ſo ungebärdig, daß die Königinn genöthigt war, ſich mit großer Betrübnis zu entfernen und hin zu gehen, um den König von allem zu benachrichtigen.

Der König von China wollte ſelber die Sache ergründen: er kam in das Zimmer der Prinzeſſinn ſeiner Tochter, und fragte ſie, ob es wahr wäre, was er vernommen hätte? — „Herr Vater,“ antwortete ſie, „reden wir nicht davon; erzeiget mir nur die Gnade, mir den Gatten wiederzugeben, der dieſe Nacht bei mir geſchlafen hat.“

„Was, meine Tochter,“ verſetzte der König, „hat jemand dieſe Nacht bei dir geſchlafen?“

„Wie, Herr Vater,“ erwiederte die Prinzeſſinn, ohne ihm Zeit zu laſſen, fortzufahren, „ihr fraget mich, ob jemand bei mir geſchlafen hat? Euer Majeſtät iſt es nicht unbekannt. Es iſt der ſchönſte Jüngling, den je die Sonne beſchienen hat. Damit Euer Majeſtät nicht zweifle,“ fuhr ſie fort, „daß ich ihn geſehen, er bei mir geſchlafen, ich ihm geliebkoſet und alle Mühe angewendet habe, ihn aufzuwecken, ohne es zu bewirken, ſo beliebet hier dieſen Ring anzuſehen.“

„Sie ſtreckte die Hand hin; und der König von China wußte nicht, was er ſagen ſollte, als er ſah, daß es ein Mannesring war. Weil er aber ihre ganze Erzählung nicht begreifen konnte, und er ſie als eine Wahnſinnige hatte einſperren laſſen, ſo hielt er ſie noch für eben ſo toll, als zuvor. Und aus Furcht, ſie möchte ſich an ihm ſelber, oder von andern ihr Nahenden vergreifen, ließ er ihr, ohne weiter mit ihr zu reden, Feſſeln anlegen und ſie noch enger einſperren, und gab ihr nur ihre Amme zur Bedienung, mit einer ſtarken Wache an der Thüre.

Der König von China war untröſtlich über das Unglück, das der Prinzeſſinn ſeiner Tochter zugeſtoßen war, indem ſie, wie er wähnte, den Verſtand verloren hätte, und dachte auf Mittel ihrer Heilung. Er verſammelte ſeinen Rath; und nachdem er ihren Zuſtand geſchildert hatte, fügte er hinzu: „Wenn jemand unter euch ſo geſchickt iſt, ihre Heilung zu unternehmen und zu bewirken, ſo will ich ſie ihm zur Frau geben, und ihn zum Erben meines Reiches und meiner Krone einſetzen.“

Der Wunſch, eine ſo ſchöne Prinzeſſinn zu beſitzen, und die Hoffnung, einſt ein ſo mächtiges Königreich zu beherrſchen, wie das von China, machten großen Eindruck auf einen ſchon bejahrten Emir, der mit im Rathe ſaß. Da er der Zauberei kundig war, ſo ſchmeichelte er ſich mit einem glücklichen Erfolg, und bot ſich dem Könige an.

„Ich bewillige es,“ fuhr der König fort; „aber ich ſage dir zum voraus, es geſchieht nur unter der Bedingung, dir den Kopf abhauen zu laſſen, wenn es dir nicht gelingt: es wäre unbillig, einen ſo großen Preis davon zu tragen, ohne von deiner Seite etwas dafür zu wagen. Und was ich dir ſage, ſage ich zugleich allen andern, die nach dir ſich anbieten werden, im Falle du die Bedingung nicht annimmſt, oder es dir mislingt.“

Der Emir nahm die Bedingung an, und der König ſelber führte ihn zu der Prinzeſſinn.

Dieſe verhüllte ihr Geſicht, ſobald ſie den Emir kommen ſah, und ſprach: „Herr Vater, Euer Majeſtät überraſcht mich durch die Zuführung eines Mannes, den ich nicht kenne, und von dem mein Antlitz ſehen zu laſſen, die Religion verbietet.“ — „Meine Tochter,“ erwiederte der König, „ſeine Gegenwart darf dir keinen Anſtoß geben; es iſt einer meiner Emire, der dich zur Gattinn begehrt.“ — „Herr Vater,“ verſetzte die Prinzeſſinn, „es iſt nicht derjenige, den ihr mir ſchon gegeben habt, und von dem ich den Verlobungsring empfangen habe und hier trage: ihr werdet nicht übel deuten, wenn ich keinen andern annehme.“

Der Emir hatte erwartet, daß die Prinzeſſinn ausſchweifende Dinge thun oder ſagen würde, und war ſehr erſtaunt, als er ſie ſo ruhig ſah und ſo verſtändig reden hörte. Er erkannte wohl, daß ihr Wahnſinn nichts anders, als eine heftige Liebe wäre, die ihren guten Grund haben müßte. Er wagte es nicht, ſich gegen den König hierüber zu erklären. Dieſer hätte es nicht dulden können, daß die Prinzeſſinn ihr Herz einem andern geſchenkt, als dem, den ſie von ſeiner Hand empfangen ſollte. Aber, indem er ſich zu ſeinen Füßen warf, ſagte er: „Herr, nach dem, was ich ſo eben gehört habe, würde es unnütz ſein, wenn ich die Heilung der Prinzeſſinn unternähme; ich weiß kein Mittel gegen ihr Uebel, und mein Leben iſt Euer Majeſtät verfallen.“

Der König, erzürnt über die Unfähigkeit des Emirs, und über die Mühe, die er ihm verurſacht hatte, ließ ihm den Kopf abhauen.

Einige Tage darauf ließ der König, um ſich nicht vorzuwerfen, etwas zur Heilung der Prinzeſſinn verabſäumt zu haben, in ſeiner Hauptſtadt öffentlich kund machen: wenn ein Arzt, Sterndeuter, oder Zauberer, ſo geſchickt wäre, die Prinzeſſinn wieder zu Verſtande zu bringen, ſo möchte er nur kommen, jedoch unter der Bedingung den Kopf zu verlieren, wenn er ſie nicht heilete. Er ließ dieſelbe Kundmachung in den vorzüglichſten Städten ſeines Reichs und an den Höfen der benachbarten Fürſten ergehen.

Der erſte, der ſich nun dazu erbot, war ein Sterndeuter und Zauberer: und der König ließ ihn durch einen Verſchnittenen nach dem Gefängniſſe ſeiner Tochter führen. Der Sterndeuter zog aus ſeinem Sack unterm Arme ein Aſtrolabium, eine kleine Himmelskugel, ein Kohlenbecken, mehrere Spezereien zum Räuchern, ein kupfernes Gefäß, und verſchiedene andere Dinge, und befahl, ihm Feuer zu bringen.

Die Prinzeſſinn von China fragte, was alle dieſe Anſtalten bedeuteten. „Prinzeſſinn,“ antwortete der Sterndeuter, „ſie dienen dazu, den böſen Geiſt zu beſchwören, von welchem ihr beſeſſen ſeid, ihn in dieß Gefäß, das ihr hier ſehet, zu verſchließen, und ihn auf den Grund des Meeres zu werfen.“

„Verfluchter Sterngucker,“ rief die Prinzeſſinn aus, „wiſſe, daß ich aller dieſer Vorrichtungen nicht bedarf, daß ich meinen geſunden Verſtand habe, und daß du ſelber ein Unſinniger biſt. Wenn deine Macht ſo weit reicht, ſo bringe mir nur den her, den ich liebe; das iſt der beßte Dienſt, den du mir leiſten kannſt.“

„Prinzeſſinn,“ erwiederte der Sterndeuter, „wenn es ſich ſo verhält, ſo dürft ihr ihn nicht von mir, ſondern einzig von dem König euerm Vater erwarten.“

Hierauf ſteckte er alles wieder in ſeinen Sack, was er daraus hervorgezogen hatte, ſehr verdrüßlich, daß er ſich ſo leicht auf die Heilung einer eingebildeten Kranken eingelaſſen hatte.

Als der Sterndeuter von dem Verſchnittenen wieder vor den König von China geführt wurde, ließ er jenen nicht zu Worte kommen, ſondern ſprach ſelber ſogleich zu dem Könige mit Dreiſtigkeit: „Herr, laut der Bekann:

machung, die Euer Majeſtät ergehen ließ, und ſelber mir beſtätigte, hielt ich die Prinzeſſinn für wahnſinnig, und ich war gewis, ſie durch die mir bekannten Geheimniſſe wieder zu Verſtande zu bringen: aber ich habe bald erkannt, daß ſie keine andere Krankheit hat, als die Liebe, und meine Kunſt erſtreckt ſich nicht bis zur Heilung dieſes Uebels. Euer Majeſtät kann es beſſer heilen, als irgend jemand, wenn ſie ihr den verlangten Gemahl gibt.“

Der König ergrimmte über dieſe Unverſchämtheit des Sterndeuters, wofür er es hielt, und ließ ihm den Kopf abhauen.

Um Euer Majeſtät nicht durch Wiederholungen zu ermüden,“ fuhr Scheheraſade fort, „ſage ich nur, daß ſich hundert und funfzig, ſo wohl Sterndeuter, als Aerzte und Zauberer, zur Heilung erboten, die alle daſſelbe Schickſal hatten; und ihre Köpfe wurden über allen Thoren der Stadt aufgeſteckt.

Geſchichte
Marſawans,
und
Fortſetzung der Geſchichte Kamaralſamans.

Die Amme der Prinzeſſinn von China hatte einen Sohn, Namens Marſawan, Milchbruder der Prinzeſſinn, den ſie mit ihr geſäugt und aufgezogen hatte. Beider Freundſchaft war während ihrer Kindheit, ſo lange ſie beiſammen waren, ſo groß geweſen, daß ſie ſich wie Bruder und Schweſter behandelten, ſelbſt nachdem ihr vorgerücktes Alter ihre Trennung nothwendig gemacht hatte.

Unter mehreren Wiſſenſchaften, wodurch Marſawan ſeit ſeiner frühſten Jugend ſeinen Geiſt gebildet, hatte ſeine Neigung ihn beſonders zum Studium der Aſtrologie und Geomantie[13] und anderer geheimer Wiſſenſchaften hingezogen, und er hatte ſich darin ſehr geſchickt gemacht. Nicht zufrieden mit dem, was er von ſeinen Lehrmeiſtern gelernt, hatte er ſich, ſobald er ſich ſtark genug für die Beſchwerden fühlte, auf Reiſen begeben. Es war kein berühmter Mann in irgend einer Kunſt und Wiſſenſchaft, den er nicht in den entfernteſten Städten aufgeſucht und ſich lange genug bei ihm aufgehalten hätte, um von ihm alles zu lernen, was ihm zuſagte.

Nach einer Abweſenheit von mehreren Jahren, kam Marſawan endlich nach der Hauptſtadt von China zurück; wo die über dem Stadtthore, durch welches er hereinkam, aufgeſteckten Köpfe ihn höchlich erſtaunten. Sobald er wieder zu Hauſe war, fragte er, was dieſelben bedeuteten; und vor allen Dingen erkundigte er ſich nach der Prinzeſſinn, ſeiner Milchſchweſter, die er nicht vergeſſen hatte. Da man ſeine erſte Frage nicht beantworten konnte, ohne die zweite, ſo vernahm er, was er verlangte, mit großem Schmerze, in Erwartung, daß ſeine Mutter, die Amme der Prinzeſſinn, ihm mehr davon ſagen würde."

Scheherazade endigte hier für dieſe Nacht ihre Erzählung. Sie nahm dieſelbe in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder auf, indem ſie ſich zu dem Sultan von Indien wandte:

Zweihundert und neun und zwanzigſte Nacht.

„Herr, obwohl die Amme, Marſawans Mutter, ſehr beſchäftigt bei der Prinzeſſinn von China war, ſo hatte ſie doch nicht ſobald vernommen, daß ihr lieber Sohn wieder daheim wäre, als ſie die Zeit wahrnahm hin zu gehen, ihn zu umarmen und ſich einige Augenblicke mit ihm zu unterhalten.

Nachdem ſie ihm, mit Thränen in den Augen, den kläglichen Zuſtand der Prinzeſſinn, und die Urſache, daß der König von China ihr Vater ſie alſo behandelte, erzählt hatte, fragte Marſawan, ob ſie ihn nicht dazu verhelfen könnte, ſie heimlich zu ſehen, ohne daß der König etwas davon erführe. Nachdem die Amme einige Augenblicke darüber nachgedacht hatte, ſagte ſie zu ihm:

„Mein Sohn, ich kann dir jetzo darüber nichts beſtimmtes ſagen; aber erwarte mich morgen um dieſelbe Stunde, und ich werde die Antwort bringen.“

Da nun, außer der Amme, niemand ſich der Prinzeſſinn nähern durfte, ohne Erlaubnis des Verſchnittenen, der die Wache an der Thüre befehligte, und die Amme wohl wußte, daß dieſer erſt kurze Zeit im Dienſte, und ihm noch unbekannt war, was am Hofe des Königs von China vorgegangen, ſo wandte ſie ſich an dieſen, und ſprach zu ihm:

„Ihr wißt, daß ich die Prinzeſſinn geſäugt und aufgezogen habe; aber vielleicht wißt ihr nicht, daß ich ſie zugleich mit einer Tochter von gleichem Alter geſäugt, die ich kürzlich verheiratet habe. Die Prinzeſſinn, welche ſie noch immer mit ihrer Liebe beehrt, möchte ſie gern ſehen;

aber ſie wünſcht es auf ſolche Weiſe, daß niemand ſie weder herein noch hinaus gehen ſehe.“

Die Amme wollte noch weiter reden; aber der Verſchnittene unterbrach ſie, und ſagte zu ihr: „Schon genug; ich werde immer mit Vergnügen alles Mögliche thun, der Prinzeſſinn gefällig zu ſein: laſt eure Tochter kommen, oder holet ſie ſelber, wenn es Nacht iſt, und führet ſie herein, nachdem der König ſich entfernt hat; die Thüre ſoll ihr offen ſtehen.“

Sobald die Nacht anbrach, ging die Amme zu ihrem Sohne Marſawan. Sie ſelber verkleidete ihn als eine Frau, dergeſtalt, daß niemand ihn für einen Mann erkennen konnte, und führte ihn nach dem Palaſt. Der Verſchnittene, der nicht zweifelte, es wäre ihre Tochter, öffnete die Thüre, und ließ ſie beide eintreten.

Bevor die Amme den Marſawan vorſtellte, näherte ſie ſich der Prinzeſſinn, und ſagte zu ihr: „Gebieterinn, es iſt nicht eine Frau, die ihr hier ſehet: es iſt mein Sohn Marſawan, der neulich von ſeinen Reiſen heimgekehrt iſt, und den ich unter dieſer Verkleidung herein geführt habe. Ich hoffe, ihr werdet ihm die Ehre vergönnen, euch ſeine Ehrfurcht zu bezeigen.“

Bei Marſawans Namen äußerte die Prinzeſſinn große Freude. „Kommet näher, mein Bruder,“ ſagte ſie ſogleich zu Marſawan, „und nehmet den Schleier ab:

einem Bruder und einer Schweſter iſt es nicht verboten, ſich mit unverhülltem Angeſichte zu ſehen.[14]“

Marſawan begrüßte ſie mit großer Ehrerbietung; aber ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, fuhr die Prinzeſſinn fort: „Ich bin erfreut, euch ſo geſund wiederzuſehen, nach dem ihr ſo viele Jahre entfernt geweſen, ohne durch ein einziges Wort Nachricht von euch zu geben, ſelbſt nicht an eure gute Mutter.“

„Prinzeſſinn,“ erwiederte Marſawan, „ich bin euch unendlich verbunden für eure Güte. Ich erwartete aber bei meiner Heimkehr beſſere Nachricht von euch, als die mir mitgetheilte, welche ich mit der innigſten Betrübnis beſtätigt ſehe. Ich bin indeſſen ſehr erfreut, noch zeitig genug angekommen zu ſein, um nach ſo vielen andern, denen es mislungen iſt, euch die ſo nöthige Heilung zu bringen. Wenn dieſe auch nur die einzige Frucht meines Fleißes und meiner Reiſen wäre, ſo würde ich mich ſchon für hinlänglich belohnt halten.“

Indem Marſawan dieſe Worte ausſprach, zog er ein Buch hervor, nebſt andern Dingen, mit denen er ſich verſehen, und die er, auf den Bericht ſeiner Mutter von der Krankheit der Prinzeſſinn, für nöthig erachtet hatte

Dieſe aber, als ſie ſolche Zurüſtungen ſah, rief aus: „Wie, mein Bruder, ihr ſeid alſo auch einer von denjenigen, die ſich einbilden, daß ich toll bin? Enttäuſchet euch, und höret mich an.“

Und ſie fuhr fort, indem ſie folgende Verſe ausſprach:

„Sie ſagen: Liebe habe meinen Verſtand verrückt; ich aber antworte ihnen: „Iſt das nicht die wahre Wonne des Lebens, der Zuſtand, wo Liebe den Verſtand raubet?“

„Beweiſet mir meinen Wahnſinn, und bringet mir den, der mich meines Verſtandes beraubet hat. Theilet er meinen Wahnſinn, o! ſo ſcheltet mich nicht allein!“

Hierauf erzählte die Prinzeſſinn dem Marſawan ihre ganze Geſchichte, ohne den geringſten Umſtand zu vergeſſen, bis auf den verwechſelten Ring, welchen ſie ihm zeigte.

„Ich habe euch alles,“ fügte ſie hinzu, „ohne Entſtellung erzählt. Es iſt wahr, es liegt darin etwas, das ich nicht begreiſe, und das Anlaß zu wähnen gibt, ich ſei nicht recht bei Sinnen: aber man achtet nicht auf das Uebrige, welches ſich ſo verhält, wie ich ſage.“

Als die Prinzeſſinn geendigt hatte, ſtand Marſawan, voll Verwunderung und Erſtaunen, eine Zeitlang mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ein Wort zu ſagen. Endlich erhob er den Kopf, nahm das Wort, und ſprach:

„Prinzeſſinn, wenn das, was ihr mir erzählt habt wahr iſt, wie ich davon überzeugt bin, ſo verzweifle ich nicht, euch die Genugthuung zu verſchaffen, die ihr verlangt. Ich bitte euch nur, noch einige Zeit euch mit Geduld zu waffnen, bis ich einige Königreiche durchreiſet, die ich noch nicht beſucht habe; und ſobald ihr meine Heimkehr vernehmet, ſo ſeid ihr verſichert, daß derjenige, nach dem ihr ſo inbrünſtig ſeufzet, nicht weit von euch iſt.“

Nach dieſen Worten, nahm Marſawan Abſchied von der Prinzeſſinn; und bei ſeinem Weggehen hörte er ſie noch folgende Verſe ſagen:

„Meine Sehnſucht malet dein Bild in meinem Innerſten, obgleich es ſchon lange iſt, das wir uns beſuchten. — War es denn nur ein Beſuch im Traume?
Zuweilen bringt die Hoffnung dich mir nahe: gleich einem Blitze, der in die Augen dringt.
O, zögere nicht länger! du biſt ja das Licht meiner Augen: ſo lange du dich entfernt hältſt, wird nichts um mich her helle werden!“

Gleich am folgenden Morgen reiſte Marſawan ab. Er zog von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Inſel zu Inſel, und überall, wo er hinkam, hörte er nur von der Prinzeſſinn Badur (ſo hieß nämlich die Peinzeſſinn von China) und von ihrer Geſchichte.

Nach Verlauf von vier Monaten gelangte unſer Reiſender nach Torf[15], einer großen volkreichen Seeſtadt, wo er nicht mehr von der Prinzeſſinn Badur, ſondern von dem Prinzen Kamaralſaman und ſeiner Krankheit ſprechen hörte, deſſen Geſchichte man faſt auf ähnliche Weiſe erzählte, wie jene der Prinzeſſinn Badur.

Marſawan hatte hierüber eine unbeſchreibliche Freude: er erkundigte ſich, in welcher Gegend der Erde dieſer Prinz lebte, und erfuhr es. Es gab dahin zwei Wege, der eine theils zu Lande und theils zur See, und der andere, kürzere, ganz zur See.

Marſawan wählte dieſen letzten Weg, und ſchiffte ſich auf einen Kauffahrer ein, der eine ſehr glückliche Fahrt hatte, bis im Angeſicht der Hauptſtadt von Schachſamans Königreich. Aber vor der Einfahrt in den Hafen, ſtieß durch Ungeſchicklichkeit des Lootſen das Schiff unglücklicherweiſe auf einen Felſen. Es ſcheiterte und ging zu Grunde, im Angeſicht und in der Nähe des Schloſſes, das der Prinz Kamaralſaman bewohnte, und wo damals auch der König Schachſaman ſein Vater mit ſeinem Groß-Weſyr ſich befand.

Marſawan konnte meiſterlich ſchwimmen; er ſäumte nicht, ins Meer zu ſpringen, und erreichte das Ufer, am Fuße des königlichen Schloſſes, wo er auf Befehl des Groß-Weſyrs, nach dem Willen des Königs, aufgenommen und ihm Hülfe gereicht wurde. Man gab ihm trockene Kleider, und bewirthete ihn wohl; und als er ſich wieder erholt hatte, führte man ihn vor den Groß-Weſyr, der befohlen hatte, ihn zu ihm zu bringen.

Da Marſawan ein ſehr wohlgebildeter junger Mann von gutem Ausſehen war, ſo nahm der Miniſter ihn freundlich auf, und faßte, nach ſeinen angemeſſenen und geiſtvollen Antworten auf alle Fragen, die er ihm that, eine große Hochachtung für ihn; er bemerkte ſelbſt allmählich, daß er tauſend ſchöne Kenntniſſe beſaß. Dieß bewog ihn zu ſagen:

„Aus euren Reden erſehe ich, daß ihr kein gemeiner Menſch ſeid. Wollte Gott, daß ihr auf euern Reiſen irgend ein Mittel gelernt hättet, einen Kranken zu heilen, der ſchon lange Zeit dieſen Hof in große Betrübnis verſetzt.“

Marſawan antwortete, wenn er die Krankheit wüßte, von welcher dieſe Perſon befallen wäre, ſo fände er vielleicht ein Mittel dagegen.

Der Groß-Weſyr beſchrieb ihm nun den Zuſtand, worin der Prinz ſich befand, und erzählte die Sache von Anfang her. Er verſchwieg ihm nichts, von ſeiner ſo heiß erſehnten Geburt, ſeiner Erziehung, dem Wunſche des Königs ihn frühzeitig zu vermählen, ſeinem Ungehorſam in der Rathsverſammlung, ſeiner Gefangenſchaft, ſeinen ausſchweifenden Behauptungen darin, die ſich in eine heftige Leidenſchaft für ein unbekanntes Fräulein verwandelt, die keinen andern Grund hätte, als einen Ring, den der Prinz für den Ring dieſes Fräuleins ausgäbe, welche vielleicht gar nicht in der Welt wäre.

Bei dieſer Erzählung des Groß-Weſyrs freute Marſawan ſich unendlich, daß das Unglück ſeines Schiffbruches ihn glücklicherweiſe dorthin geführt hatte, wo der ſich befand, den er ſuchte. Er erkannte, außer allem Zweifel, daß der Prinz Kamaralſaman derjenige wäre, für den die Prinzeſſinn von China in Liebe brannte, und daß dieſe Prinzeſſinn der Gegenſtand der heißen Sehnſucht des Prinzen wäre. Er äußerte ſich darüber nicht gegen den Groß-Weſyr; er ſagte ihm nur, wenn er den Prinzen ſähe, ſo würde er beſſer beurtheilen können, wie ihm zu helfen wäre.

„Folget mir,“ ſagte hierauf der Groß-Weſyr, „ihr werdet bei ihm den König finden, der mir ſchon angedeutet hat, daß er euch ſehen will.“

Das erſte, was Marſawan beim Eintritte in das Zimmer auffiel, war der Anblick des Prinzen in ſeinem Bette, hinſterbend mit geſchloſſenen Augen. Obwohl derſelbe in ſolchem Zuſtande war, konnte ſich Marſawan doch nicht enthalten, ohne Rückſicht auf den König Schachſaman, des Prinzen Vater, der neben ſeinem Bette ſaß, noch auf den Prinzen ſelber, den dieſe Freiheit ſtören konnte, auszurufen: „Beim Himmel, nichts auf der Welt kann ähnlicher ſein!“ Er wollte ſagen, daß er ihn der Prinzeſſinn von China ähnlich fände. Und in der That hatten beide viel Aehnlichkeit in den Geſichtzügen.

Dieſe Worte Marſawans erregten die Neugier des Prinzen Kamaralſaman, er ſchlug die Augen auf und ſah ihn an. Marſawan, der ungemein viel Geiſt hatte, benutzte dieſen Augenblick, und begrüßte ihn auf der Stelle in Verſen, aber auf eine ſo verſteckte Weiſe, daß der König und der Groß-Weſyr nichts davon verſtanden. Seine Worte waren folgende:

„Ich ſehe dich in Kummer vergraben, und Seufzer des Grames höre ich von dir!

Hat Liebe ſich deiner bemächtigt, oder biſt du von Pfeilen (der Augen) getroffen worden? Denn der Schmerz, den ich an dir bemerke, hat nur in Sehnſucht ſeinen Grund. —

Erwähne mir ja nichts von nächtlichen Beſuchen: denn der Mund des mir Erzählenden würde mich ſchon eiferſüchtig machen.

Denn ſchon ihre Kleider beneide ich, weil ſie ihren ſchönen Leib umgeben, und den Becher mit Getränk, wenn ſie ihn an ihren Mund bringt. —

Verwundet bin ich, doch nicht von einem Schwerte, ſondern von Blicken, die gleich Pfeilen in mich drangen.

Als wir endlich, nach langer Trennung, uns wiederſahen, war ich erſtaunt, ihre Fingerſpitzen mit dem Safte des Drachenblutes gefärbt zu ſehen. 16

„Ach,“ ſagte ich zu ihr, „wie kannſt du, wenn ich ferne von dir bin, deine Hände noch färben? Iſt das der Lohn eines von Kummer bedrängten, gepeinigten Liebenden?“ —

„Bei deinem Leben,“ antwortete ſie mir, „das iſt nicht Farbe, womit ich meine Finger gefärbt habe; laß dich durch dieſen Schein nicht trügen und in noch größeren Kummer verſetzen;
Wiſſe, als ich dich ferne von mir ſah, der du doch mein Alles wareſt, ſo iſt heute, — da ich keine Thränen mehr hatte, — Blut meinen Augen entquollen: und als ich dieſe Thränen mit meiner Hand abwiſchte, da fand ich meine Fingerſpitzen vom Blute gefärbt.“ —
O, ſchilt mich nicht, daß ich ſie liebe; denn dieſe Liebe verurſacht mir viel Schmerzen;
Denn Schönheit ſonder gleichen hat ihr Antlitz geſchmückt, und in keinem Lande haben meine Augen etwas Aehnliches geſehen.
Schön geſtaltet und anmuthig iſt ſie: ihre Wangen ſind Roſen, und ihr Mund iſt Wohlgeruch;
Sie hat die Schönheit Joſephs und die Weisheit Lokmans [17], den Scharfſinn Davids, und die Keuſchheit Maria's.
Ich aber empfinde den Schmerz Jakobs, die Angſt des Jonas, die Qualen Hiobs, und die Reue Adams!“

So ſchilderte Marſawan dem Prinzen ſo deutlich, was dieſem mit der Prinzeſſinn von China begegnet war, daß er ihm keinen Zweifel übrig ließ, er kennete ſie und könnte ihm von ihr Nachricht geben. Er empfand darüber eine Freude, die er ſogleich in ſeinen Augen und auf ſeinem Antlitze ſichtbar werden ließ....“

Die Sultaninn Scheheraſade hatte nicht Zeit, in dieſer Nacht noch mehr davon zu erzählen. Der Sultan aber ließ ſie in der folgenden Nacht ihre Erzählung wieder aufnehmen, und alſo zu ihm ſprechen:

Zweihundert und dreißigſte Nacht.

„Herr, als Marſawan ſeine poetiſche Anrede geendigt hatte, die den Prinzen Kamaralſaman ſo angenehm überraſchte, nahm der Prinz ſich die Freiheit, dem Könige, ſeinem Vater, ein Zeichen zu geben, er möchte doch ſeinen Platz verlaſſen, und erlauben, daß Marſawan ihn einnähme.

Der König, voller Freuden, in dem Prinzen, ſeinem Sohn, eine Veränderung wahrzunehmen, welche ihm gute Hoffnung gab, ſtand auf, faßte Marſawan bei der Hand, und nöthigte ihn, dieſelbe Stelle einzunehmen, welche er ſo eben verlaſſen hatte. Er fragte ihn, wer er wäre, und woher er käme; und nachdem Marſawan ihm geantwortet hatte, er wäre ein Unterthan des Königs von China und käme aus deſſen Staaten, ſagte er:

„Wollte Gott, daß du meinen Sohn von der Schwermuth befreiteſt; ich würde dir dafür unendlich verpflichtet ſein, und die Beweiſe meiner Dankbarkeit ſollten ſo auffallend ſein, daß alle Welt erkennen würde, nie wäre ein Dienſt beſſer belohnt worden.“

Nach dieſen Worten ließ er den Prinzen, ſeinen Sohn, ſich ungehindert mit Marſawan unterhalten, und freute ſich unterdeſſen mit ſeinem Großweſyr über ein ſo glückliches Begegnis.

Marſawan näherte ſich dem Ohre des Prinzen Kamaralſaman, und ſprach leiſe zu ihm: „Prinz, es iſt endlich Zeit, daß ihr aufhöret, euch ſo jämmerlich zu betrüben. Die Schöne, für welche ihr leidet, iſt mir bekannt: es iſt die Prinzeſſin **Badur**, Tochter des Königs von China, der **Ghaïur** heißt. Ich kann euch verſichern, nach dem, was ſie ſelber mir von ihrem Abenteuer erzählt hat, und nach dem, was ich ſchon von dem euern vernommen habe, die Prinzeſſinn leidet nicht weniger aus Liebe für euch, als ihr aus Liebe für ſie leidet.“

Er erzählte ihm hierauf alles, was er von der Geſchichte der Prinzeſſinn wußte, ſeit der verhängnisvollen Nacht, in welcher ſie ſich auf eine ſo außerordentliche Weiſe geſehen hatten. Er vergaß nicht, wie der König von China diejenigen behandelte, die vergeblich die Heilung der Prinzeſſin Badur von ihrer vermeintlichen Tollheit unternahmen. „Ihr ſeid der einzige,“ ſetzte er hinzu, „der ſie vollkommen heilen und ſich ohne Furcht dazu erbieten kann. Aber, bevor ihr eine ſo weite Reiſe unternehmet, müßt ihr wieder geſund ſein: alsdann wollen wir die nöthigen Maaßregeln ergreifen. Denket alſo unverzüglich auf die Herſtellung eurer Geſundheit.“

Die Worte Marſawans thaten eine mächtige Wirkung; der Prinz Kamaralſaman wurde durch die daraus geſchöpfte Hoffnung dermaßen getröſtet, daß er ſich ſtark genug fühlte, aufzuſtehen, und den König, ſeinen Vater, um die Erlaubnis ſich anzukleiden bat, mit einer ſolchen Miene, die dieſen in unbeſchreibliche Freude verſetzte.

Der König umarmte Marſawan zum Danke dafür, und ohne ſich nach dem Mittel zu erkundigen, deſſen er ſich zu einer ſo überraſchenden Wirkung bedient hatte, ging er ſogleich mit dem Groß-Weſyr aus dem Zimmer des Prinzen, um dieſe erfreuliche Neuigkeit kund zu machen. Er ſtellte mehrtägige Freudenfeſte an; er gab ſeinen Beamten und dem Volke reiche Geſchenke, und Almoſen den Armen, und ließ alle Gefangenen frei. Kurz, die ganze Hauptſtadt erſcholl von Freuden und Fröhlichkeit, und bald auch das ganze Reich des Königs Schachſaman.

Der Prinz Kamaralſaman, ſo äußerſt entkräftet er durch das ſtäte Wachen und durch die lange Enthaltung faſt aller Nahrungsmittel war, erlangte jedoch bald ſeine vorige Geſundheit wieder.

Als er ſich genugſam hergeſtellt fühlte, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe zu ertragen, nahm er Marſawan beiſeite und ſagte zu ihm: „Lieber Marſawan, es iſt Zeit, das Verſprechen auszuführen, das ihr mir gethan habt. Bei meiner Ungeduld, die reizende Prinzeſſinn zu ſehen und ihre unerhörten Leiden zu enden, welche ſie aus Liebe zu mir duldet, fühle ich wohl, daß ich in denſelben Zuſtand zurückfallen werde, worin ihr mich gefunden habt, wenn wir nicht ſofort abreiſen. Eins nur bekümmert mich und läßt mich Aufſchub fürchten. Das iſt die ungeſtüme Zärtlichkeit des Königs, meines Vaters, der ſich niemals wird entſchließen können, mir die Erlaubnis zur Entfernung von ihm zu geben. Das wird mich untröſtlich machen, wenn ihr nicht ein Mittel dafür findet. Ihr ſeht ſelber, daß er mich faſt nicht aus den Augen läßt.“ Bei dieſen Worten konnte der Prinz ſeine Thränen nicht zurückhalten.

„Prinz,“ antwortete Marſawan, „ich habe das große Hindernis, von dem ihr ſprecht, ſchon vorausgeſehen: es iſt meine Sache, es ſo einzurichten, daß es uns nicht aufhalte. Die vornehmſte Abſicht meiner Reiſe war, die Prinzeſſinn von China von ihren Leiden zu befreien; dazu bewog mich die gegenſeitige Freundſchaft, die wir faſt ſeit unſerer Geburt für einander hegen, und der Dienſteifer und die Ergebenheit, die ich ihr ſonſt ſchuldig bin. Ich würde meine Pflicht verletzen, wenn ich nicht, zu ihrem Troſte und zugleich zu dem eurigen, dieſe Gelegenheit dazu benutzte, und nicht alle Geſchicklichkeit anwendete, die ich beſitze. Höret alſo, was ich erſonnen habe, zur Wegräumung der Schwierigkeit, die Erlaubnis des Königs, eures Vaters, zu erhalten, ſo wie wir beide ſie wünſchen. Ihr ſeid, ſo lange ich hier bin, noch nicht ausgegangen: äußert eurem Vater den Wunſch, friſche Luft zu ſchöpfen, und bittet ihn um die Erlaubnis zu einer Jagd von zwei oder drei Tagen mit mir: es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er ſie euch verſagen wird. Wenn er ſie euch bewilligt, ſo gebet Befehl, für jeden von uns zwei gute Pferde bereit zu halten, eins zum Reiten, das andere zum Unterlegen; und laßt mich für das Uebrige ſorgen.“

Am folgenden Morgen nahm der Prinz Kamaralſaman ſeine Zeit wahr: er bezeugte ſeinem Vater ſeine Luſt der friſchen Luft zu genieſſen, und bat ihn um die Erlaubnis, einen Tag, oder zwei, mit Marſawan auf die Jagd zu reiten. „Ich bewillige es gern,“ antwortete der König, „jedoch nur unter der Bedingung, daß du nicht mehr als eine Nacht ausbleibeſt. Zu viel Anſtrengung gleich anfangs möchte dir ſchaden, und eine längere Abweſenheit würde mir Sorge machen. Denn ich befinde mich in dem Zuſtande, den der Dichter beſchreibt:

„Wenn ich mit aller Glückſeligkeit umgeben wäre, und
beſäße das Reich der Chosroën, ja die ganze Welt:
doch würde dieß alles in meinen Augen nicht den
Werth der Flügel einer Mücke haben, wenn ich dich
nicht ſähe.“ 18

Der König befahl, die beſten Pferde für ihn auszuſuchen, und ſorgte ſelber dafür, daß ihm nichts fehlte. Als alles bereit war, umarmte er ihn, und nachdem er ihn in Marſawans beſondere Obhut befohlen, ließ er ihn reiten.

Als der Prinz Kamaralſaman und Marſawan ins Freie kamen, ſtellten ſie, zum Scheine für die beiden Reitknechte, die ihre Handpferde führten, eine Jagd an, und entfernten ſich von der Stadt ſo weit als möglich.

Beim Anbruche der Nacht kehrten ſie in eine Karawanſerei ein, wo ſie zu Abend ſpeiſten und ungefähr bis Mitternacht ſchliefen. Marſawan, der zuerſt erwachte, weckte auch den Prinzen Kamaralſaman, nicht aber die Reitknechte. Er bat den Prinzen, ihm ſein Kleid zu geben, und ein anderes anzuziehen, das einer der Reitknechte getragen hatte. Sie beſtiegen beide die mitgebrachten Handpferde; und nachdem Marſawan noch eins von den Pferden der Knechte beim Zaume genommen hatte, machten ſie ſich auf den Weg, und jagten in vollem Laufe davon.

Beim Anbruche des Tages befanden die beiden Reiter ſich in̄ einem Walde, auf einem Kreuzwege. An dieſer Stelle bat Marſawan den Prinzen, ihn einen Augenblick zu erwarten, und ritt in den Wald hinein. Hier tödtete er das Pferd des Reitknechts, zerriß das Kleid, welches der Prinz abgelegt hatte, und färbte es mit Blut;

und als er zu dem Prinzen zurückkam, warf er es mitten hin auf den Kreuzweg.

Der Prinz Kamaralſaman fragte Marſawan, was er damit beabſichtigte. „Prinz,“ antwortete Marſawan, „ſobald der König, euer Vater, euch dieſen Abend nicht zurückkommen ſieht, oder von den Reitknechten erfährt, daß wir ſie verlaſſen haben, während ſie ſchliefen, ſo wird er nicht unterlaſſen, Leute auszuſenden, um uns aufzuſuchen. Die nun hieher kommen und dieſes blutige Kleid finden, werden nicht zweifeln, das ein wildes Thier euch erwürgt habe, und daß ich aus Furcht vor ſeinem Zorn entflohen ſei. Der König, nach ihrem Berichte, euch nicht mehr am Leben wähnend, wird bald aufhören, euch ſuchen zu laſſen, und ſo uns Zeit geben, unſere Reiſe fortzuſetzen, ohne Furcht vor Verfolgung. Die Vorkehrung iſt freilich hart, einen Vater, der ſeinen Sohn ſo zärtlich liebt, auf einmal durch die Nachricht ſeines Todes ſo grauſam zu erſchrecken: aber die Freude des Königs, eures Vaters, wird um ſo größer ſein, wenn er vernimmt, daß ihr noch am Leben und glücklich ſeid.“

„Braver Marſawan,“ erwiederte der Prinz Kamaralſaman: „ich kann deine ſinnreiche Erfindung nicht anders als billigen, und bin dir dafür aufs neue verpflichtet.“

Der Prinz und Marſawan, die ſich mit koſtbaren Juweelen für ihre Ausgaben verſehen hatten, ſetzten nun ihre Reiſe zu Lande und zu Waſſer fort, und fanden keinen anderen Aufhalt, als die Länge der Zeit, die ſie dazu anwenden mußten.

Endlich erreichten ſie die Hauptſtadt von China, wo Marſawan mit dem Prinzen, anſtatt ihn in ſein Haus zu führen, in einem öffentlichen Gaſthauſe abſtieg. Sie blieben hier drei Tage, um ſich von den Anſtrengungen der Reiſe auszuruhen; und während dieſer Zeit ließ Marſawan zur Verkleidung des Prinzen ein Sterndeuterkleid machen. Nach Verlaufe der drei Tage gingen beide zuſammen ins Bad, wo Marſawan den Prinzen das Sterndeuterkleid anlegen ließ. So ging er mit ihm aus dem Bade, und führte ihn bis an den Palaſt des Königs von China, wo er ihn verließ, um hin zu gehen und ſeiner Mutter, der Amme der Prinzeſſinn Badur, ſeine Ankunft zu melden, damit ſie die Prinzeſſinn davon benachrichtigte..."

Bis hieher war die Sultaninn Scheherazade gekommen, als ſie bemerkte, daß der Tag ſchon angebrochen war; ſie hörte ſogleich auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr ſie fort, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und ein und dreißigſte Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralſaman, durch Marſawan von allem unterrichtet, was er thun ſollte, und mit allem verſehen, was zu einem Sterndeuter und deſſen Kleidung gehörte, ging bis an das Thor des Palaſtes des Königs von China, hier ſtand er ſtill, und rief, in Gegenwart der Wache und der Thürhüter, mit lauter Stimme aus:

„Ich bin ein Sterndeuter, und komme zur Heilung der erhabenen Prinzeſſinn Badur, Tochter des großmächtigen Herrſchers Ghaïur, Königs von China, unter den von Seiner Majeſtät beſtimmten Bedingungen, nämlich, ſie zu heiraten, wenn es mir gelingt, oder das Leben zu verlieren, wenn es mir mislingt.“

Außer der Wache und den Thürhütern des Königs, verſammelte dieſe Neuigkeit auch in einem Augenblick eine unzählige Volksmenge um den Prinzen Kamaralſaman. Denn es war ſchon lange Zeit vergangen, daß ſich weder Arzt, noch Sterndeuter, noch Zauberer gemeldet hatten, nachdem ſo viele in dieſer Unternehmung verunglückt waren, und durch ihr tragiſches Beiſpiel abſchreckten. Man glaubte, es gäbe nicht mehr dergleichen Leute in der Welt, oder doch nicht ſo thörichte.

Bei dem guten Ausſehen des Prinzen, ſeinem edlen Anſtande, und der großen Jugend, die ſein Antlitz verrieth, war keiner, deſſen Mitleid er nicht erregte. „Wo denkt ihr hin, Herr?“ ſagten die ihm zunächſt ſtehenden zu ihm. „Welche Raſerei treibt euch, ein Leben, das ſo ſchöne Hoffnungen verheißt, einem gewiſſen Tode auszuſetzen? Die abgehauenen Häupter, die ihr über den Thoren geſehen, haben ſie euch nicht abgeſchreckt? Um Gotteswillen, gebet dieſen verzweifelten Vorſatz auf, und entfernet euch.“

Der Prinz Kamaralſaman blieb ſtandhaft bei allen dieſen Vorſtellungen; und als er niemand kommen ſah, ihn hinein zu führen, ſo wiederholte er, anſtatt auf dieſe Ermahnungen zu achten, denſelben Ausruf, mit einer Zuverſicht, die Alle mit Grauen erfüllte; und Alle riefen nun aus: „Er iſt entſchloſſen zu ſterben: Gott erbarme ſich ſeiner Jugend und ſeiner Seele!“

Er rief mit lauter Stimme zum drittenmale, und endlich kam der Groß-Weſyr ſelber im Namen des Königs von China.

Dieſer Miniſter führte Kamaralſaman vor den König. Sobald der Prinz dieſen, auf ſeinem Throne ſitzend, erblickte, warf er ſich nieder und küßte den Boden vor ihm. Der König, der unter allen, deren übermäßiger Ehrgeiz ihre Häupter zu ſeinen Füßen brachte, noch keinen ſeiner Aufmerkſamkeit würdig befunden, hatte ein wahrhaftes Mitleid mit Kamaralſaman. Er erzeigte ihm auch mehr Ehre, ließ ihn näher treten und ſich neben ihm ſetzen: „Jüngling,“ ſagte er zu ihm, „ich kann kaum glauben, daß du in deinem Alter dir ſchon Erfahrung genug erworben habeſt, um es zu wagen, die Heilung meiner Tochter zu unternehmen. Ich wünſchte, daß es dir gelänge, und würde ſie dir nicht allein ohne Widerwillen, ſondern ſogar mit der größten Freude von der Welt zur Gemahlinn geben; anſtatt daß ich ſie einem jeglichen von denen, die vor dir hergekommen ſind, nur mit großem Misvergnügen gegeben hätte. Aber ich erkläre dir, mit großem Schmerze, daß, wenn es dir fehlſchlägt, deine große Jugend und dein edles Weſen mich doch nicht abhalten ſollen, dir den Kopf abhauen zu laſſen.“

„Herr,“ erwiederte Kamaralſaman, „ich danke Euer Majeſtät unendlich für die mir erwieſene Ehre und für ſo viel Güte gegen einen Unbekannten. Ich bin aber aus einem ſo weit entlegenen Lande, daß vielleicht ſein Name nicht einmal in eurem Reiche bekannt iſt, nicht gekommen, um die Abſicht, die mich hergebracht hat, unausgeführt zu laſſen. Was würde man von meinem Leichtſinne ſagen, wenn ich, nach ſo viel überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren, ein ſo ruhmwürdiges Unternehmen aufgäbe? Würde Euer Majeſtät ſelber nicht die Achtung verlieren, die ſie jetzo für mich gefaßt hat? Wenn ich ſterben muß, Herr, ſo ſterbe ich doch mit der Genugthuung, dieſe mir erworbene Achtung nicht wieder verloren zu haben. Ich flehe euch alſo, laſſet mich nicht länger in der Ungeduld, die Sicherheit meiner Kunſt durch einen Beweis darzuthun, den ich bereit bin davon abzulegen.“

Der König von China befahl nun dem die Prinzeſſinn Badur bewachenden Verſchnittenen, der gegenwärtig war, den Prinzen Kamaralſaman zu der Prinzeſſinn, ſeiner

Tochter, zu führen. Bevor er ihn weggehen ließ, ſagte er ihm, daß es ihm noch freiſtände, die Unternehmung aufzugeben. Aber der Prinz hörte nicht darauf, ſondern folgte dem Verſchnittenen mit einer erſtaunlichen Entſchloſſenheit, oder vielmehr Hitze.

Der Verſchnittene führte den Prinzen Kamaralſaman hin; und als ſie in eine lange Galerie kamen, an deren Ende das Gemach der Prinzeſſinn war, und der Prinz ſich derjenigen ſo nahe ſah, die ihm ſo viel Thränen gekoſtet, und nach welcher er ſo lange unaufhörlich geſeufzt hatte, da beſchleunigte er ſeine Schritte und eilte dem Verſchnittenen zuvor.

Der Verſchnittene eilte ihm nach, und konnte ihn kaum wieder einholen. „Wo lauft ihr denn ſo eilig hin?“ ſprach er zu ihm, indem er ihn beim Arme feſthielt. „Ihr könnt doch ohne mich nicht hinein. Ihr müßt wohl große Luſt zu ſterben haben, da ihr ſo eilig in den Tod rennet. Nicht einer von ſo vielen Sterndeutern, die ich hier geſehen und dahin geführt habe, wo ihr nur zu früh hinkommen werdet, hat eine ſolche Eile bezeigt.“

Der Prinz Kamaralſaman ſah den Verſchnittenen an, und ſprach folgende Verſe aus, indem er ſeine Gedanken auf die Prinzeſſinn Badur richtete:

„Ich kenne alle deine Schönheiten, ſie haben mich faſt des Verſtandes beraubt, mich ganz bezaubert, und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Wenn ich dich Vollmond (Beder) nenne, ſo iſt der Ausdruck unrichtig; denn die Vollmonde (Badur[19]) ſind dem Abnehmen unterworfen, deine Schönheit aber bleibt ſtäts unvermindert.

Nenne ich dich Sonne? ſo weiß ich, daß deine Schönheit nie von meinen Augen weicht, während die Sonne ſich bei Sonnenfinſterniſſen meinen Blicken entzieht.

Vollkommen, ohne Mangel, ſind deine Schönheiten: ſie zu beſchreiben iſt der Beredſamſte unfähig, und der Verſtändigſte zu ſchwach!“ —

„Mein Freund,“ fuhr der Prinz fort, indem er ſich zu dem Verſchnittenen wandte, und in ſeinem Schritte fortging, „die Sterndeuter, von denen du redeſt, waren ihrer Kunſt nicht gewis, wie ich es der meinigen bin. Sie wußten wohl mit Gewisheit, daß ſie das Leben verlieren würden, wenn es ihnen mislänge, aber nicht, daß es ihnen gelingen würde. Deshalb hatten ſie Urſache zu zittern, indem ſie dem Orte naheten, wohin ich jetzo gehe, und wo ich gewis bin, mein Glück zu finden.“

Bei dieſen Worten erreichten ſie die Thüre. Der Verſchnittene öffnete ſie und führte den Prinzen in einen großen Saal, von wo man in das Zimmer der Prinzeſſinn trat, welches nur durch einen Thürvorhang geſchloſſen war.

Der Prinz Kamaralſaman ſtand hier, bevor er eintrat, noch ſtill, und indem er etwas leiſer ſprach, als bisher, damit er im Zimmer der Prinzeſſinn nicht gehört würde, ſagte er zu dem Verſchnittenen: „Um dich zu überzeugen, daß weder Anmaßung, noch Eigenſinn, noch jugendliche Hitze bei meinem Unternehmen obwalten, ſo laſſe ich dir die Wahl: willſt du lieber, daß ich die Prinzeſſinn in deiner Gegenwart heile, oder von hier aus, ohne weiter zu gehen und ohne ſie zu ſehen?“

Der Verſchnittene war höchſt erſtaunt über die Zuverſicht, mit welcher der Prinz zu ihm ſprach. Er hörte auf, ihn zu verſpotten, und ſagte ernſthaft zu ihm: „Es iſt gleichviel, ob hier oder dort. Auf welche Weiſe es auch geſchehe, ihr werdet euch einen unſterblichen Ruhm erwerben, nicht allein an dieſem Hofe, ſondern ſogar auf der ganzen bewohnten Erde.“

„Es iſt alſo beſſer,“ fuhr der Prinz fort, „wenn ich die Prinzeſſinn heile, ohne ſie zu ſehen, damit du von meiner Geſchicklichkeit Zeugnis ablegeſt. Wie groß auch meine Ungeduld iſt, eine ſo erhabene Prinzeſſinn zu ſehen, die mir zur Gemahlinn beſtimmt iſt, dennoch will ich um deinetwillen mich noch einige Augenblicke dieſes Vergnügens berauben.“

Da er mit allem verſehen war, was zu einem Sterndeuter gehört, zog er ſein Schreibzeug hervor, und ſchrieb folgenden Brief an die Prinzeſſinn von China:

Brief

des Prinzen Kamaralſaman
an
die Prinzeſſinn Badur.

„Gegenwärtiges iſt der Brief eines Menſchen, den Unglück verfolgt, den unglückliche Liebe verzehret, den Troſtloſigkeit und Kummer vor Sehnſucht vernichtet: am Leben möchte er verzweifeln und den Tod für gewis halten! Für ſein betrübtes Herz iſt keine Hülfe, wegen des allzugroßen Grames, und für ſein ſtäts wachendes Auge iſt keine Ruhe, wegen des übergroßen Kummers; den Tag über iſt er in Flammen, während der Nacht in Qualen. Sein Unglück flößt ihm folgende Worte ein:

> Ich ſchreibe dir mit einem Herzen, welches von deinem Andenken ſchmerzlich erfüllt iſt, und mit Augen, welche die Sehnſucht ausgetrocknet hat, denn ſonſt würden ſie weinen können;
>
> Mit einem Leibe, deſſen tägliches Gewand der Schmerz der heftigſten Liebe geworden iſt[*], ſo daß meine gewöhnlichen Kleider mir nicht mehr anpaſſen[**].

---

[*] Nämlich Magerkeit.

[**] Weil ſie zu weit geworden ſind.

Die Liebe ſelbſt klage ich an wegen deſſen, was ſie mir gethan hat; denn länger kann ich ihre Schläge nicht mehr ertragen.

Sei doch endlich geneigt gegen mich, erbarme dich mein, ſei mir günſtig, nimm in deinen Schutz einen Jüngling, deſſen Innerſtes ſchon ganz zerſtört iſt.“

Unter dieſen Brief ſchrieb er noch Folgendes:

„Heilung der Herzen iſt nur bei Wiedervereinigung der Geliebten, und die ſchrecklichſte der Qualen iſt die Trennung der Liebenden. Wer ſeinen Geliebten hintergeht, von dem wird Gott Rechenſchaft fordern; und wer von uns beiden ſein Gelübde nicht hält, möge der nie ſeine Wünſche erreichen! — Von dem erhältſt du dieſen Brief, der ſich nicht zu nennen braucht, um erkannt zu werden; an die Schönſte und Lieblichſte der Mädchen iſt er gerichtet, vom treuen Liebenden an die Perle der Jungfrauen. Ihr ſende ich einen Gruß; ihr wünſche ich Heil und Segen aus den unerſchöpflichen Quellen der Wohlthaten Gottes; ihr, bei der mein Herz und meine Seele iſt!“

Von außen ſchrieb er auf dieſen Brief noch folgende Verſe:

„Forſche in meinem Briefe und in meinen Schriftzügen nach; ſie werden dich von meinem Zuſtande und meinen Leiden benachrichtigen.

Während meine Hand ſchrieb, ronnen die Thränen
aus meinen Augen auf das Papier, wo meine
Feder dieſe Spuren meines Schmerzes antraf.
Sei mir alſo huldreich, gewogen und günſtig! Ich
ſende dir hiemit deinen Ring, ſende du mir auch
den meinigen.“

Als der Prinz Kamaralſaman den Brief vollendet hatte, machte er daraus ein Päckchen mit dem Ringe der Prinzeſſinn, welchen er darein wickelte, ohne den Verſchnittenen ſehen zu laſſen, was es wäre, und indem er es ihm übergab, ſagte er zu ihm: „Hier, Freund, nimm dieß Päckchen und bringe es deiner Gebieterinn. Wenn ſie nicht augenblicklich geheilt iſt, ſobald ſie dieſen Brief geleſen, und geſehen hat, was darin liegt, ſo erlaube ich dir, öffentlich kund zu machen, daß ich der nichtswürdigſte und unverſchämteſte aller Sterndeuter bin, die je geweſen ſind, noch ſind, und ſein werden…“

Der Tag, den die Sultaninn Scheheraſade bei dieſen Worten anbrechen ſah, nöthigte ſie, hier ſtehen zu bleiben. Sie fuhr in der folgenden Nacht fort, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und zwei und dreißigſte Nacht.

„Herr, der Verſchnittene trat in das Zimmer der Prinzeſſinn von China, und indem er ihr das Päckchen überreichte, welches der Prinz Kamaralſaman ihr ſandte, ſagte er: „Prinzeſſinn, ein Sterndeuter, der verwegener iſt, als alle andere, wenn ich mich nicht irre, kömmt ſo eben an, und behauptet, ihr werdet geheilt ſein, ſobald ihr dieſen Brief geleſen, und geſehen habt, was darin iſt. Ich wünſchte, daß er weder ein Lügner noch ein Betrüger ſein möchte.“

Die Prinzeſſinn Badur nahm den Brief, und öffnete ihn mit großer Gleichgültigkeit; aber ſobald ſie ihren Ring erblickte, ſo nahm ſie ſich kaum noch die Zeit, ihn durchzuleſen. Sie ſprang mit Ungeſtüm auf, zerriß die Kette, die ſie feſthielt, lief nach der Thüre und öffnete den Vorhang. Sie erkannte den Prinzen, der Prinz erkannte ſie, und beide ſtürzten auf einander zu und umarmten ſich zärtlich; und im Uebermaaße der Freude keiner Worte fähig, blickten ſie ſich lange ſchweigend an, voll Verwunderung, wie ſie ſich nun nach ihrer erſten Zuſammenkunft wiederſähen, von welcher ſie nichts begreifen konnten.

Die Amme, die mit der Prinzeſſinn herbei gelaufen war, ließ beide in das Zimmer treten, wo Badur dem Prinzen ihren Ring zurückgab, und dabei ſagte: „Nehmet ihn wieder hin, ich könnte ihn nicht behalten, ohne euch den eurigen zurückzugeben, den ich mein Lebelang behalten will: weder der eine noch der andere kann in beſſeren Händen ſein.“

Der Verſchnittene war unterdeſſen eilig hingegangen, dem Könige von China den neuen Vorgang zu melden. „Herr,“ ſagte er zu ihm, „alle Sterndeuter, Aerzte und Andere, die bisher die Heilung der Prinzeſſinn unternommen haben, waren nur Unwiſſende. Der zuletzt angekommene hat ſich weder eines Zauberbuches bedient, noch Geiſterbeſchwörungen, noch Räucherwerks und anderer Dinge: er hat ſie geheilt, ohne ſie zu ſehen.“

Hierauf erzählte er ihm die Art und Weiſe; und der König, ſo angenehm überraſcht, kam ſogleich in das Zimmer der Prinzeſſinn, und umarmte ſie; desgleichen umarmte er den Prinzen, nahm deſſen Hand, und indem er ſie in die Hand ſeiner Tochter legte, ſagte er zu ihm: „Glücklicher Fremdling, wer du auch ſeiſt, ich halte mein Verſprechen und gebe dir meine Tochter zur Gemahlinn. Aber ſchon bei deinem bloſen Anblicke kann ich mich nicht überreden, daß du biſt, was du ſcheinen wollteſt.“

Der Prinz Kamaralſaman dankte dem König in den demüthigſten Ausdrücken, um ihm ſeine innige Erkenntlichkeit zu bezeugen. „Was meine Perſon betrifft,“ fuhr er fort, „ſo iſt es wahr, daß ich kein Sterndeuter bin, wie Euer Majeſtät richtig geurtheilt hat. Ich habe dieſe Verkleidung mir angenommen, um leichter zu der hohen

Verbindung mit dem mächtigſten Herrſcher der Erde zu gelangen. Ich bin ein geborener Prinz, Sohn eines Königs und einer Königinn: mein Name iſt Kamaralſaman, mein Vater heißt Schachſaman, und beherrſcht die genugſam bekannten Inſeln Chaledan.“

Hierauf erzählte er ihm ſeine Geſchichte, und machte ihm bemerklich, wie wunderbar der Urſprung ſeiner Liebe wäre, daß die Liebe der Prinzeſſinn denſelben Urſprung hätte, und ſolches durch den Wechſel der beiden Ringe bewährt würde.

Als der Prinz Kamaralſaman geendigt hatte, rief der König aus: „Eine ſo außerordentliche Geſchichte verdient der Nachwelt überliefert zu werden. Ich will ſie aufſchreiben laſſen: und nachdem die Urſchrift davon in den Archiven meines Reichs niedergelegt worden, will ich ſie öffentlich bekannt machen, damit ſie aus meinen Staaten ſich auch in andere verbreite.“

Die Hochzeit wurde noch an demſelben Tage gefeiert, und in ganz China wurden Freudenfeſte deshalb angeſtellt.

Marſawans wurde nicht vergeſſen: der König nahm ihn an ſeinen Hof und beehrte ihn mit einer Stelle, mit dem Verſprechen, ihn in der Folge zu anderen anſehnlicheren Stellen zu erheben.

Der Prinz Kamaralſaman und die Prinzeſſinn Badur waren nun beide am Ziele ihrer Wünſche, und erfreuten ſich der Seligkeit ihrer Vereinigung; und mehrere Monate hindurch hörte der König von China nicht auf, durch ſtäte Feſte ſeine Freude zu bezeugen.

Mitten unter dieſen Vergnügungen hatte der Prinz Kamaralſaman eines Nachts einen Traum, in welchem er den König Schachſaman, ſeinen Vater, im Bette liegen ſah, wie er eben den Geiſt aufgab und ſagte: „Dieſer Sohn, den ich das Leben gegeben und ihn ſo zärtlich geliebt habe, dieſer Sohn hat mich verlaſſen, und er ſelber iſt die Urſache meines Todes.“ Er wachte auf, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß, ſo daß auch die Prinzeſſinn Badur erwachte, und ihn fragte, worüber er ſeufzete.

„Ach!“ rief der Prinz aus, „vielleicht in dieſem Augenblicke, da ich davon rede, iſt mein Vater nicht mehr am Leben!“ Und er erzählte ihr die Urſache, weshalb ein ſo trauriger Gedanke ihn beunruhigte.

Die Prinzeſſinn, die nur ihm zu gefallen ſtrebte, und erkannte, daß das Verlangen, den König, ſeinen Vater, wiederzuſehen, ſein Vergnügen bei ihr in einem ſo entfernten Lande vermindern könnte, ſagte ihm nichts von ihrer Abſicht; aber noch denſelben Tag ergriff ſie die Gelegenheit, die ſich ihr darbot, mit ihrem Vater allein zu reden, und ſprach zu ihm, indem ſie ihm die Hand küßte: „Herr, ich habe Euer Majeſtät um eine Gnade zu bitten, und ich flehe, ſie mir nicht abzuſchlagen. Damit ihr aber nicht glaubet, ich thue ſie auf Antrieb des Prinzen, meines Gemahls, ſo verſichere ich zum voraus, daß er gar nicht darum weiß. Sie beſteht darin, zu genehmigen, daß ich mit ihm hinreiſe, den König Schachſaman, meinen Schwiegervater, zu beſuchen.“

„Meine Tochter,“ antwortete der König, „wie unlieb mir deine Entfernung auch ſein muß, ſo kann ich jedoch dieſen Vorſatz nicht misbilligen: er iſt deiner würdig, ungeachtet der Mühſeligkeiten einer ſo weiten Fahrt. Reiſe hin, ich erlaube es gern; doch unter der Bedingung, daß du nicht länger, als ein Jahr, am Hofe des Königs Schachſaman bleibeſt. Dieſer wird gern einwilligen, wie ich hoffe, daß wir es ſo einrichten, und wechſelsweiſe, er ſeinen Sohn mit ſeiner Schwiegertochter, und ich meine Tochter mit meinem Schwiegerſohne, wiederſehen.“

Die Prinzeſſinn verkündigte dieſe Einwilligung des Vaters ihrem Gemahle, der darüber ſehr erfreuet war, und ihr für dieſen neuen Beweis ihrer Liebe herzlich dankte.

Der König von China gab Befehl zu den Anſtalten der Reiſe; und als alles bereit war, reiſte er mit ihnen ab, und begleitete ſie einige Tagereiſen. Die Trennung geſchah unter vielen Thränen auf beiden Seiten. Der König umarmte ſeine Kinder zärtlich, und nachdem er den Prinzen gebeten, die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, immerdar zu lieben, ließ er beide ihre Reiſe fortſetzen, und kehrte nach ſeiner Hauptſtadt zurück, indem er ſich unterweges auf der Jagd zerſtreute.

Der Prinz Kamaralſaman und die Prinzeſſinn Badur hatten nicht ſobald ihre Thränen getrocknet, als ſie nur an die Freude dachten, welche der König Schachſaman haben würde, ſie zu ſehen und zu umarmen, ſo wie an ihre eigene Freude darüber.

Ungefähr nach Verlauf eines Monats ihrer Fahrt, kamen ſie eines Tages auf eine Wieſe von weitem Umfange und in Zwiſchenräumen mit großen Bäumen bewachſen, die einen ſehr angenehmen Schatten verbreiteten. Da die Hitze an dieſem Tage übermäßig war, fand der Prinz Kamaralſaman es räthlich, hier zu lagern, und ſprach davon mit der Prinzeſſinn Badur, welche um ſo lieber darein willigte, als ſie ihm ſelber dieſen Vorſchlag machen wollte.

An einer ſchönen Stelle ſtiegen ſie ab; und ſobald das Zelt aufgeſchlagen war, trat die Prinzeſſinn Badur, die unterdeſſen im Schatten ſaß, hinein, während der Prinz Kamaralſaman noch für das übrige Lager ſeine Befehle ertheilte. Um es ſich bequemer zu machen, ließ ſie ſich den Gürtel abnehmen, welchen ihre Frauen neben ihr hinlegten; worauf ſie, da ſie ermüdet war, einſchlief, und ihre Frauen ſie allein ließen.

Als alles im Lager angeordnet war, ging auch der Prinz Kamaralſaman nach dem Zelte; und als er ſah, daß die Prinzeſſinn ſchlief, trat er leiſe hinein und ſetzte ſich. In Erwartung vielleicht ſelber bald einzuſchlafen, nahm er den

Gürtel der Prinzeſſinn in die Hand; er betrachtete die Diamanten und Rubinen, womit er geſchmückt war, einen nach dem andern, und bemerkte einen kleinen Beutel, der ſehr geſchickt an das Zeug genähet und mit einer Schnur zugezogen war. Er faßte ihn an und fühlte, daß etwas Hartes darin war. Neugierig, zu ſehen, was es wäre, öffnete er den Beutel, und zog einen Karniol heraus, auf welchem Bilder und ihm unbekannte Schriftzeichen eingegraben waren.

„Dieſer Stein,“ ſagte er bei ſich ſelber, „muß etwas ſehr Koſtbares ſein, ſonſt würde meine Gattinn ihn nicht ſo ſorgfältig bei ſich tragen.“

In der That war es ein Talisman, welchen die Königinn von China ihrer Tochter geſchenkt hatte, und wodurch, wie ſie ſagte, ſie glücklich ſein würde, ſo lange ſie ihn bei ſich trüge.

Um dieſen Talisman beſſer zu betrachten, trat der Prinz Kamaralſaman aus dem Zelte, worin es dunkel war, und wollte ihn beim hellen Tage beſehen. Indem er ihn nun mitten auf der Hand hielt, ſchoß plötzlich ein Vogel aus der Luft nieder, ergriff ihn und flog damit weg. . .“ [20]

Schon ließ der Tag ſich blicken, als die Sultaninn Scheherafade dieſe letzten Worte ausſprach. Sie bemerkte es, und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht nahm ſie dieſelbe Geſchichte wieder auf, und ſprach zu dem Sultan Schachriar:

Zweihundert und drei und dreißigſte Nacht.

„Herr, Euer Majeſtät kann ſich die Beſtürzung und den Schmerz Kamaralſamans, als der Vogel ihm den Talisman aus der Hand geriſſen hatte, beſſer vorſtellen, als ich ihn zu beſchreiben vermag. Er ſtand bei dieſem höchſt traurigen Zufalle, der die Folge ſeiner unzeitigen Neugier war, und die Prinzeſſinn eines Kleinods beraubte, einige Augenblicke unbeweglich.

Trennung
des Prinzen Kamaralſaman
von
der Prinzeſſinn Badur.

Der Vogel hatte ſich, nach ſeinem Raube, in geringer Entfernung auf die Erde geſetzt, mit dem Talisman im Schnabel. Der Prinz Kamaralſaman näherte ſich, in der Hoffnung, er würde ihn fallen laſſen; ſobald er aber heran kam, flog der Vogel auf, und ſetzte ſich abermals auf die Erde. Der Prinz verfolgte ihn wieder, und der Vogel, nachdem er den Talisman verſchluckt hatte, flog weiter. Der Prinz, der ſehr gewandt war, hoffte, ihn durch einen Steinwurf zu tödten, und verfolgte ihn nochmals. Je mehr der Vogel ſich von ihm entfernte, je hitziger ward der Prinz, ihn zu verfolgen, um ihn nicht aus dem Geſichte zu verlieren.

Ueber Thäler und Hügel, bergauf bergab, lockte der Vogel ſo den ganzen Tag den Prinzen hinter ſich her, indem er ihn immer weiter von der Wieſe und der Prinzeſſinn Badur entfernte; und anſtatt am Abend ſich in ein Geſträuch zu duken, wo Kamaralſaman ihn in der Dunkelheit hätte erhaſchen können, ſchwang er ſich auf den Gipfel eines hohen Baumes, wo er in Sicherheit war.

Der Prinz war in Verzweiflung über ſo viele vergebene Mühe, und überlegte, ob er nach ſeinem Lager zurückkehren ſollte. „Aber," ſprach er bei ſich ſelber, „auf welchem Wege? Werde ich mich in der Dunkelheit nicht verirren? Werden meine Kräfte es mir zulaſſen? Und wenn ich es vermöchte, wie dürfte ich vor der Prinzeſſinn erſcheinen, ohne ihr ihren Talisman wieder zu bringen?"

In dieſe troſtloſen Gedanken verſunken, und überwältigt von Müdigkeit, Hunger, Durſt und Schlaf, legte er ſich nieder, und brachte die Nacht am Fuße des Baumes zu.

Am folgenden Morgen erwachte Kamaralſaman, bevor der Vogel den Baum verlaſſen hatte; und ſobald er ihn wegfliegen ſah, beobachtete er ihn, und lief ihm wieder den ganzen Tag nach, mit eben ſo wenig Erfolg, als den vorhergehenden Tag, indem er ſich von Kräutern und Früchten nährte, die er auf ſeinem Wege fand.

Und ſo trieb er es bis zum zehnten Tage, indem er den Vogel vom Morgen bis zum Abend mit den Augen und Füßen verfolgte, und die Nacht am Fuße des Baumes zubrachte, wo der Vogel ſich immer auf den höchſten Gipfel ſchwang.

Den eilften Tag gelangte Kamaralſaman ſo mit dem Vogel, der immer weiter flog, und den er nicht abließ zu verfolgen, an eine große Stadt. Als der Vogel an die Mauer kam, ſchwang er ſich hinüber, flog jenſeits weiter, und entſchwand gänzlich Kamaralſamans Blicken, der ſo die Hoffnung verlor, ihn wiederzuſehen und den Talisman der Prinzeſſinn jemals wieder zu erlangen.

Unbeſchreiblich bekümmert hierüber ging Kamaralſaman in die Stadt, welche am Ufer des Meeres lag und einen ſehr ſchönen Hafen hatte. Er wanderte lange durch die Straßen, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden oder wo er bleiben ſollte, und gelangte ſo an den Hafen.

Noch ungewiſſer, was er thun ſollte, wanderte er längs des Ufers hin, bis an die Thür eines Gartens, der offen ſtand, und ſchaute hinein. Der Gärtner, der ein guter Greis und bei der Arbeit beſchäftigt war, hob in demſelben Augenblicke den Kopf in die Höhe, und ſobald er den jungen Prinzen erblickte, und erkannte, daß er fremd und ein Muſelmann war, ſo bat er ihn, ſchleunig einzutreten und die Thüre zu verſchließen.

Kamaralſaman trat ein und verſchloß die Thüre; und indem er ſich dem Gärtner näherte, fragte er ihn, weshalb er ihn dieſe Vorſicht gebrauchen ließe. „Es geſchieht,“ antwortete der Gärtner, „weil ich wohl ſehe, daß ihr ein Muſelmann und hier eben erſt angekommen ſeid: dieſe Stadt iſt nämlich größtentheils von Götzendienern bewohnt, die alle Muſelmänner tödtlich haſſen, und uns wenige hier von der Religion des Propheten ſogar mishandeln. Dieß muß euch unbekannt ſein, und ich betrachte es als ein Wunder, daß ihr ohne eine üble Begegnung bis hieher gekommen ſeid. Denn dieſe Götzendiener ſind vor allem aufmerkſam auf die fremden Muſelmänner, und beobachten ſie bei ihrer Ankunft, um ſie in irgend einer Schlinge zu fangen, wenn ſie gegen ihre Argliſt nicht auf ihrer Hut ſind. Ich preiſe Gott, daß er euch an einen ſicheren Ort geführt hat.“

Kamaralſaman dankte dem guten Alten recht herzlich für die Zuflucht, die er ihm ſo edelmüthig anbot, um ihn gegen jede Beleidigung ſicher zu ſtellen. Er wollte noch mehr darüber ſagen, aber der Gärtner unterbrach ihn, und ſagte: „Laſſen wir dieſe Höflichkeiten beiſeite; kommet und ruhet euch aus.“

Er führte ihn in ſein kleines Haus, und nachdem der Prinz zur Genüge von dem gegeſſen hatte, was er ihm mit einnehmender Herzlichkeit darbot, bat er ihn, ihm die Urſache ſeiner Ankunft mitzutheilen.

Kamaralſaman erfüllte die Bitte des Gärtners; und als er ſeine Geſchichte geendigt hatte, ohne ihm etwas zu verſchweigen, fragte er ſeinerſeits ihn, welchen Weg er nach dem Reiche ſeines Vaters zu nehmen hätte. „Denn,“ fügte er hinzu, „an meine Rückkehr zu der Prinzeſſinn darf ich nicht mehr denken. Wo ſollte ich ſie, nach eilf Tagen, ſeitdem ein ſo außerordentliches Abenteuer mich von ihr getrennt hat, wiederfinden? Ja, wie weiß ich denn, ob ſie gar noch auf der Welt iſt?“ Bei dieſer traurigen Erinnerung, konnte er ſich nicht enthalten Thränen zu vergießen.

Der Gärtner antwortete ihm, daß er von der Stadt, wo er ſich gegenwärtig befände, bis zu den von Muſelmännern bewohnten und von Fürſten ihres Glaubens beherrſchten Ländern, ein volles Jahr zu reiſen hätte; daß man aber zur See in viel kürzerer Zeit zur Ebenholz-Inſel [21] gelangen, und von dort leichter nach den Inſeln Chaledan kommen könnte; daß jedes Jahr ein Kauffahrteiſchiff nach der Ebenholz-Inſel ginge, und er alſo dieſen Weg zur Rückkehr in ſein Vaterland nehmen könnte. „Wäret ihr etliche Tage früher gekommen,“ ſetzte er hinzu, „ſo hättet ihr euch auf dem dieſes Jahr abgeſegelten Schiffe einſchiffen können. Wenn ihr indeſſen, bis im nächſten Jahre wieder ein Schiff abfährt, bei mir bleiben wollt, ſo erbiete ich euch von Herzen gern mein Haus, ſo wie es da iſt.“

Der Prinz ſchätzte ſich glücklich, dieſe Zuflucht an einem Orte zu finden, wo er keine Bekanntſchaft hatte, auch keine Luſt, welche zu machen. Er nahm alſo das Erbieten an, und blieb bei dem Gärtner. Während er nun die Abfahrt des Kauffahrteiſchiffes nach der Ebenholz-Inſel erwartete, beſchäftigte er ſich den Tag über mit Gartenarbeiten; und die Nacht, wo nichts ſeine Gedanken von ſeiner geliebten Prinzeſſinn Badur abzog, brachte er unter Seufzen, Klagen und Weinen hin.

Wir laſſen ihn hier, um zur Prinzeſſinn Badur zurückzukehren, welche wir unter ihrem Zelte ſchlafend verlaſſen haben.

Geſchichte

der Prinzeſſinn Badur, nach ihrer Trennung von dem Prinzen Kamaralſaman.

Die Prinzeſſinn ſchlief ziemlich lange, und als ſie erwachte, verwunderte ſie ſich, daß der Prinz Kamaralſaman nicht bei ihr war. Sie rief ihren Frauen, und fragte ſie, ob ſie nicht wüßten, wo er wäre. Während dieſe ſie verſicherten, ſie hätten ihn wohl hereintreten, aber nicht hinausgehen geſehen, bemerkte ſie, als ſie ihren Gürtel wieder nahm, daß der kleine Beutel daran offen und ihr Talisman nicht mehr darin war. Sie zweifelte nicht, daß Kamaralſaman ihn genommen hätte, um zu ſehen, was es wäre, und daß er ihn ihr wiederbringen würde.

Sie erwartete ihn bis zum Abend mit der größten Ungeduld, und konnte nicht begreifen, was ihn nöthigte, ſo lange von ihr entfernt zu bleiben. Als ſie ſah, daß es ſchon dunkle Nacht war, und er immer noch nicht wiederkam, gerieth ſie in unausſprechliche Betrübnis. Sie verfluchte tauſendmal den Talisman, und den, der ihn gemacht hatte; und wenn die Ehrfurcht ſie nicht zurückgehalten hätte, ſo würde ſie die Königinn, ihre Mutter, verwünſcht haben, die ihr ein ſo unſeliges Geſchenk gemacht hatte.

Höchſt troſtlos über dieſes Ereignis, das um ſo ſchmerzlicher war, als ſie nicht wiſſen konnte, wie der Talisman die Entfernung des Prinzen verurſacht hatte, verlor ſie jedoch nicht die Beſinnung, vielmehr faßte ſie einen herzhaften Entſchluß, wie wenigen ihres Geſchlechtes eigen iſt.

Es wußte im Lager niemand, als die Prinzeſſinn und ihre Frauen, daß Kamaralſaman verſchwunden war; denn ſeine Leute ruhten ſich oder ſchliefen damals ſchon unter ihren Zelten. Da ſie nun eine Meuterei fürchtete, wenn ſie Kunde davon bekämen, ſo mäßigte ſie zuvörderſt ihren Schmerz, und verbot ihren Frauen, irgend etwas zu ſagen oder kund zu geben, das den geringſten Verdacht davon erwecken könnte. Hierauf legte ſie ihr Kleid ab, und zog eins von den Kleidern Kamaralſamans an, mit dem ſie viel Aehnlichkeit hatte, dergeſtalt, daß ihre Leute ſie am folgenden Morgen für ihn hielten, als ſie hervortrat und ihnen befahl, zuſammenzupacken und aufzubrechen.

Als alles bereit war, ließ ſie eine ihrer Frauen in ihre Sänfte ſteigen, ſie ſelber beſtieg ein Pferd, und ſo ging der Zug vorwärts.

Nach einer Reiſe von mehreren Monaten zu Lande und zur See, gelangte die Prinzeſſinn, welche unter dem Namen des Prinzen Kamaralſaman die Fahrt nach den Inſeln Chaledan fortgeſetzt hatte, nach der Hauptſtadt des Reichs der Ebenholz-Inſel, deren damaliger König Armanos [22] hieß.

Diejenigen ihrer Leute, welche zuerſt ans Land ſtiegen, um ihr eine Wohnung zu ſuchen, verbreiteten, daß das neu angekommene Schiff den Prinzen Kamaralſaman brächte, der von einer langen Reiſe zurückkäme, und den das Unwetter genöthigt hätte hier anzulegen; und das Gerücht davon erſcholl bald bis in den Palaſt des Königs.

Der König Armanos ging ſogleich mit einem großen Theil ſeines Hofſtaats der Prinzeſſinn entgegen, und traf ſie, da ſie eben ausgeſtiegen und auf dem Wege nach der für ſie beſtellten Wohnung war. Er empfing ſie, wie den Sohn eines ihm befreundeten Königs, mit welchem er ſtäts in gutem Einverſtändniſſe gelebt hatte, und führte ſie in ſeinen Palaſt, wo er ſie nebſt allen ihren Leuten aufnahm. Er erzeigte ihr alle erdenkliche Ehre, und bewirthete ſie drei Tage hindurch mit außerordentlicher Pracht.

Als die drei Tage verfloſſen waren und der König Armanos die Prinzeſſinn, die er ſtäts für den Prinzen Kamaralſaman hielt, von ihrer Wiedereinſchiffung und Fortſetzung ihrer Reiſe reden hörte, er aber große Freude hatte, einen ſo wohlgebildeten, anmuthigen und geiſtvollen Prinzen bei ſich zu ſehen, ſo nahm er ſie beiſeite, und ſprach zu ihr: „Prinz, bei dem hohen Alter, worin ihr mich ſehet, und bei der geringen Hoffnung, noch lange zu leben, habe ich den Kummer, keinem Sohne mein Reich hinterlaſſen zu können. Der Himmel hat mir nur eine einzige Tochter geſchenkt, deren hohe Schönheit nicht beſſer berathen ſein könnte, als mit einem ſo wohlgebildeten, ſo hochgebornen und ſo vollkommenen Prinzen, wie ihr. Statt alſo an die Rückkehr in die Heimat zu denken, ſo nehmet ſie von meiner Hand, nebſt meiner Krone, die ich ſogleich zu euern Gunſten niederlegen will, und bleibet bei uns. Es iſt wohl Zeit, daß ich mich in Ruhe ſetze, nachdem ich die Laſt der Krone ſo lange Jahre getragen habe; und ich kann es mit keiner größeren Zufriedenheit thun, als wenn ich meine Staaten durch einen ſo würdigen Nachfolger beherrſcht ſehe...“

Die Sultaninn Scheharaſade wollte fortfahren; aber der ſchon anbrechende Tag verhinderte ſie daran. Sie nahm dieſelbe Erzählung in der folgenden Nacht wieder auf, und ſprach zum Sultan von Indien:

Zweihundert und vier und dreißigſte Nacht.

„Herr, das edelmüthige Anerbieten des Königs der Ebenholz-Inſel, ſeine einzige Tochter der Prinzeſſinn Badur zur Gattinn zu geben und ihr zugleich ſein Reich zu überlaſſen, ſetzten dieſe in eine unerwartete Verlegenheit. Sie konnte die Heirat nicht annehmen, da ſie ſelber eine Frau war. Jedoch wagte ſie nicht, zu entdecken, daß ſie nicht der Prinz Kamaralſaman, ſondern ſeine Gattinn wäre; denn es ſchien unziemlich für eine Prinzeſſinn, wie ſie, den König zu enttäuſchen, nachdem ſie ihn verſichert hatte, daß ſie ſelber dieſer Prinz wäre, und bisher ſeine Rolle ſo gut behauptet hatte. Von der andern Seite konnte ſie es auch nicht füglich ausſchlagen; denn, bei dem großen Eifer mit welchem der König dieſe Vermählung betrieb, fürchtete ſie mit Recht, ſein Wohlwollen möchte ſich in Haß und Abſcheu verwandeln, und er ihr ſogar nach dem Leben trachten. Ueberdieß wußte ſie nicht, ob ſie auch den Prinzen Kamaralſaman bei ſeinem Vater, dem König Schachſaman, antreffen würde.

Dieſe Betrachtungen und das Verlangen, für den Prinzen, ihren Gemahl, ein Königreich zu erwerben, falls ſie ihn wiederfände, beſtimmten die Prinzeſſinn, den Heirats-Antrag des Königs Armanos anzunehmen. Nachdem ſie alſo einige Augenblicke geſchwiegen hatte, antwortete ſie erröthend: „Herr, ich bin Euer Majeſtät unendlich verpflichtet für die gute Meinung von mir, für die mir erbotene Ehre, und für eine ſo große Gunſt, die ich nicht verdiene, und nicht auszuſchlagen wage. Aber ich nehme dieſe hohe Verbindung nur an, unter dem Verſprechen Euer Majeſtät, mir mit euerm Rathe beizuſtehen, und ich werde nichts thun, was ihr nicht zuvor gebilligt habt.“

Nachdem die Heirat auf ſolche Weiſe geſchloſſen und beſtimmt war, wurde die Feier derſelben auf den folgenden Tag angeſetzt; und die Prinzeſſinn Badur benutzte dieſe Zeit um ihre Bedienten, die ſie auch fortwährend für den Prinzen Kamaralſaman hielten, von dem zu unterrichten, was geſchehen würde, damit ſie ſich nicht verwunderten; und ſie verſicherte ſie, daß die Prinzeſſinn Badur ihre Einwilligung dazu gegeben hätte. Sie ſprach ebenfalls mit ihren Frauen davon, und gebot ihnen, auch fernerhin das Geheimnis zu bewahren.

Der König der Ebenholz-Inſel, voll Freuden, einen ſo erwünſchten Schwiegerſohn erworben zu haben, verſammelte am folgenden Morgen ſeinen Rath, und erklärte, daß er die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, dem Prinzen Kamaralſaman, den er herein geführt und neben ſich geſetzt hatte, zur Gemahlinn gäbe, und daß er ihm ſeine Krone abträte, und forderte Alle auf, ihn als ihren König anzuerkennen und ihm die Huldigung zu leiſten. Zum Schluſſe ſtieg er vom Throne, und ließ die Prinzeſſinn Badur hinaufſteigen; und nachdem ſie ſeine Stelle eingenommen hatte, empfing die Prinzeſſinn den Eid der Treue und die Huldigung der mächtigſten Herren der Ebenholz-Inſel, die alle gegenwärtig waren.

Nach der Rathsverſammlung wurde der neue König feierlich durch die ganze Stadt ausgerufen; mehrtägige Freudenfeſte wurden angeſagt, und Eilboten durch das ganze Reich geſandt, um überall dieſelben Feierlichkeiten und Freudenbezeigungen anzuordnen.

Am Abend war der ganze Palaſt in feſtlicher Freude, und die Prinzeſſinn Haïat-al-nefus[23], (ſo hieß die Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel) wurde in wahrhaft königlichem Aufzuge der Prinzeſſinn Badur zugeführt, die jeder für einen Mann hielt. Nachdem die Feierlichkeiten vollzogen waren, ließ man beide allein, und ſie legten ſich zu Bette.

Am folgenden Morgen, während die Prinzeſſinn Badur in einer öffentlichen Verſammlung die Glückwünſche des ganzen Hofes zu ihrer Vermählung und zum Antritte der Regierung empfing, begab ſich der König Armanos und die Königinn in das Gemach der neuen Königinn, ihrer Tochter, und erkundigten ſich, wie ſie die Nacht zugebracht hätte. Anſtatt zu antworten, ſchlug ſie die Augen nieder, und die auf ihrem Geſichte erſcheinende Traurigkeit gab genugſam zu erkennen, daß ſie nicht zufrieden war.

Um die Prinzeſſinn Haïat-al-nefus zu tröſten, ſagte der König Armanos zu ihr: „Meine Tochter, das muß dir keinen Kummer machen; der Prinz Kamaralſaman dachte bei ſeiner Ankunft hier nur daran, ſich baldmöglichſt zum Könige Schachſaman, ſeinem Vater, zu begeben. Obſchon wir ihn nun durch ein Mittel zurückgehalten haben, welches ihm genügen muß, ſo iſt doch wohl begreiflich, daß es ihn ſehr betrübt, plötzlich der Hoffnung beraubt zu ſein, jemals ſeinen Vater, oder jemand von den Seinigen wiederzuſehen. Du darfſt alſo erwarten, daß, wenn ſein durch die kindliche Zärtlichkeit verurſachter Kummer ſich etwas gelegt hat, er ſich wie ein guter Ehemann gegen dich betragen wird.“

Die Prinzeſſinn Badur, unter dem Namen Kamaralſaman, nunmehr König der Ebenholz-Inſel, beſchäftigte ſich den Tag hindurch nicht bloß mit Annahme der Glückwünſche ihres Hofes, ſondern hielt auch Heerſchau über die regelmäßigen Haustruppen, und verrichtete mehrere königliche Berufsgeſchäfte, mit einer Würde und Geſchicklichkeit, welche ihr den Beifall Aller erwarben, die Zeugen davon waren.

Es war ſchon Nacht, als ſie in das Zimmer der Königinn Haïat-al-neſus trat, und ſie erkannte wohl an dem Zwange, womit die Prinzeſſinn ihn empfing, daß ſie der vergangenen Nacht gedachte. Sie bemühte ſich, dieſen Verdruß durch eine lange Unterhaltung mit ihr zu zerſtreuen, in welcher ſie allen ihren Witz aufbot (und ſie war überſchwänglich damit begabt), ſie von ihrer großen

Liebe zu überzeugen. Sie ließ ihr endlich Zeit, ſich niederzulegen, und während dieſer Zeit begann ſie, ihr Gebet zu verrichten; aber ſie machte es ſo lang, daß die Königinn Haïat-al-nefus darüber einſchlief. Jetzt hörte ſie auf zu beten, und legte ſich neben ſie, ohne ſie aufzuwecken; eben ſo betrübt, eine Rolle zu ſpielen, die ihr nicht ziemte, als über den Verluſt, ihres geliebten Kamaralſaman, nach welchem ſie unaufhörlich ſeufzte.

Am folgenden Morgen ſtand ſie mit Anbruche des Tages auf, bevor Haïat-al-nefus erwachte, und ging im königlichen Staate zur Rathsverſammlung.

Der König Armanos ermangelte auch dieſen Morgen nicht, die Königinn, ſeine Tochter, zu beſuchen, und fand ſie in Thränen. Es bedurfte nicht mehr, um ihm den Gegenſtand ihrer Betrübnis zu erkennen zu geben. Entrüſtet über dieſe offenbare Verſchmähung, deren Urſache er nicht begreifen konnte, ſagte er zu ihr: „Meine Tochter, habe noch Geduld bis zur nächſten Nacht; ich habe deinen Gemahl auf den Thron erhoben, ich will ihn auch wieder abſetzen und mit Schimpf und Schanden davon jagen, wenn er dir nicht die ſchuldige Genugthuung gibt. Ja, in meinem Zorn über deine ſo unwürdige Behandlung, weiß ich nicht, ob ich mich mit einer ſo gelinden Strafe begnügen werde. Nicht allein dir, ſondern auch mir ſelber thut er einen ſo blutigen Schimpf an.“

Denſelben Tag kam die Prinzeſſinn Badur wieder ſehr ſpät zu Haïat-al-nefus, unterhielt ſich mit ihr, und wollte abermals ihr Gebet verrichten, während jene ſich niederlegte; aber Haïat-al-nefus hielt ſie zurück, und nöthigte ſie, ſich wieder zu ſetzen: „Wie," ſprach ſie, „ihr gedenkt alſo, wie ich ſehe, mich dieſe Nacht abermals ſo zu behandeln, wie die beiden letzten? Saget mir, ich bitte euch, was kann euch an einer Prinzeſſinn, wie ich bin, misfallen, welche euch nicht nur liebt, ſondern euch anbetet, und ſich für die glücklichſte aller Prinzeſſinnen ſchätzt, einen ſo liebenswürdigen Prinzen zum Gemahle zu haben? Eine andere als ich, wenn ſie durch eine ſo grauſame Verſchmähung, ich will nicht ſagen beleidigt, ſondern beſchimpft wäre, hätte jetzt eine gute Gelegenheit ſich zu rächen, indem ſie euch nur eurem böſen Schickſale überlaſſen dürfte; aber ich, wenn ich euch auch nicht ſo ſehr liebte, als ich euch liebe, würde dennoch, gutmüthig und gerührt wie ich bin, von dem Unglücke, ſelbſt mir ganz gleichgültiger Perſonen, nicht unterlaſſen, euch zu warnen, daß der König mein Vater ſehr aufgebracht über euer Betragen iſt, und nur noch Morgen abwartet, um euch ſeinen gerechten Zorn empfinden zu laſſen, wenn ihr ſo fortfahret. Habet Mitleid mit mir, und bringet eine Prinzeſſinn nicht zur Verzweiflung, welche ſich nicht erwehren kann, euch zu lieben."

Dieſe Rede ſetzte die Prinzeſſinn Badur in unbeſchreibliche Verlegenheit. Sie zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit der Haïat-al-nefus: die Kälte, welche Armanos dieſen Tag gegen ſie gezeigt, hatte ihr nur zu ſehr ſein höchſtes Misvergnügen zu erkennen gegeben. Das einzige Mittel, ihr Betragen zu rechtfertigen, war, Haïat-al-nefus das Geheimnis ihres Geſchlechts zu entdecken. Aber, obſchon ſie vorausgeſehen hatte, daß ſie endlich zu dieſer Erklärung genöthigt ſein würde, ſo machte jedoch die Ungewisheit, worin ſie war, ob die Prinzeſſinn es gut oder übel aufnehmen würde, ſie zittern. Nachdem ſie endlich wohl überlegt hatte, daß der Prinz Kamaralſam, wenn er noch am Leben wäre, auf dem Wege nach dem Reiche des Königs Schachſaman, nothwendig zu der Ebenholz-Inſel kommen mußte; daß ſie verpflichtet wäre, ſich für ihn zu erhalten, und daß ſie dieſes nicht vermöchte, wenn ſie ſich der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus nicht entdeckete: ſo wagte ſie dieſes Mittel.

Als die Prinzeſſinn Badur ſo betroffen ſchwieg, wollte Haïat-al-nefus voll Ungeduld fortfahren zu reden; aber Badur kam ihr zuvor und ſprach zu ihr: „Liebenswürdige und reizendſte Prinzeſſinn, ich habe Unrecht, ich geſtehe es, und ich verurtheile mich ſelbſt; aber ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen und mein Geheimnis bewahren, das ich euch zu meiner Rechtfertigung entdecken muß.“

Zu gleicher Zeit entblößte die Prinzeſſinn Badur ihren Buſen, und fuhr fort: „Sehet, Prinzeſſinn, ob eine

Prinzeſſinn, ein Weib wie ihr, nicht eure Verzeihung verdient; ich bin überzeugt, ihr werdet ſie mir von Herzen gern gewähren, wenn ich euch meine Geſchichte erzählt habe, und vor allem das traurige Misgeſchick, das mich gezwungen hat, die Rolle zu ſpielen, die ich noch ſpiele.“

Nachdem hierauf die Prinzeſſinn Badur ſich der Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel gänzlich entdeckt hatte, ſo bat ſie dieſelbe nochmals, ihr Geheimnis zu bewahren, und dieſe Liſt zu unterſtützen, und ſich zu ſtellen, als wenn ſie wirklich ihr Gemahl wäre, bis zur Ankunft des Prinzen Kamaralſaman, welchen ſie bald wiederzuſehen hoffte.

„Prinzeſſinn,“ erwiederte die Prinzeſſinn von der Ebenholz-Inſel, „es wäre ein hartes Schickſal, wenn eine ſo glückliche Ehe, wie die eurige, bei ſo wundervoller gegenſeitiger Liebe, von ſo kurzer Dauer ſein ſollte. Ich wünſche mit euch, daß der Himmel euch beide bald wieder vereinige. Seid unterdeſſen verſichert, daß ich euer Geheimnis, das ihr mir eben anvertraut habt, gewiſſenhaft bewahren werde. Es wird mir das größte Vergnügen machen, die einzige zu ſein in dem großen Königreiche der Ebenholz-Inſel, die euch für das erkennt, was ihr ſeid, während ihr ſo würdig zu regieren fortfahret, als ihr angefangen habt. Ich bat euch um Liebe, und gegenwärtig erkläre ich euch, daß ich höchſt vergnügt ſein werde, wenn ihr mich eurer Freundſchaft würdiget.“

Nach dieſen Worten, umarmten die beiden Prinzeſſinnen ſich zärtlich; und noch tauſend gegenſeitigen Freundſchaftsbezeugungen, legten ſie ſich nieder.

Nach der Sitte des Landes, mußten die Zeichen der vollzogenen Ehe öffentlich ausgeſtellt werden. 24 Die beiden Prinzeſſinnen fanden Mittel, dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen. So wurden die Frauen der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus am folgenden Morgen getäuſcht, und täuſchten wieder den König Armanos, die Königinn, ſeine Gemahlinn, und das ganze Königreich.

Auf ſolche Weiſe fuhr die Prinzeſſinn Badur ruhig fort zu regieren, zur Zufriedenheit des Königs und des ganzen Reiches.“

Die Sultaninn Scheherasade erzählte dieſe Nacht nicht weiter, weil ſchon der helle Tag ſich blicken ließ. In der folgenden Nacht fuhr ſie fort, und ſagte zum Sultan von Indien:

Zweihundert und fünf und dreißigſte Nacht.

Fortſetzung
der Geſchichte des Prinzen Kamaralſaman ſeit ſeiner Trennung von der Prinzeſſinn Badur.

„Herr, während dieſe Dinge auf der Ebenholz-Inſel zwiſchen der Prinzeſſinn Badur, der Prinzeſſinn Haïat-al-neſus und dem König Armanos, der Königinn, dem Hofe und dem ganzen Königreiche vorgingen, war der Prinz Kamaralſaman noch immer in der Stadt der Götzendiener bei dem Gärtner, der ihm einen Aufenthalt gegeben hatte.

Eines Tages, frühmorgens, als der Prinz ſich anſchickte, ſeiner Gewohnheit nach, im Garten zu arbeiten, hielt der Gärtner ihn davon ab. „Die Götzendiener,“ ſagte er zu ihm, „haben heute ein großes Feſt; und da ſie ſich aller Arbeit enthalten, um es mit geſelligen und öffentlichen Ergötzlichkeiten zu begehen, ſo wollen ſie, daß auch die Muſelmänner nicht arbeiten; und dieſe, um ſich in ihrer Freundſchaft zu erhalten, machen ſich eine Luſtbarkeit daraus, ihren Schauſpielen beizuwohnen, welche ſehenswerth ſind. Deshalb müßt ihr heute feiern. Ich laſſe euch hier; und da die Zeit herannaht, daß das Schiff, von welchem ich euch geſagt habe, die Fahrt nach der Ebenholz-Inſel machen wird, ſo gehe ich zu einigen Freunden, um mich bei ihnen nach dem Tage ſeiner Abfahrt erkundigen, und zu gleicher Zeit will ich eure Mitfahrt beſorgen.“ Der Gärtner legte ſein beßtes Kleid an, und ging aus.

Als der Prinz Kamaralſaman ſich allein ſah, ſo rief die Müßigkeit, worin er ſich befand, anſtatt ihn an der allgemeinen Freude, die in der ganzen Stadt herrſchte, theilnehmen zu laſſen, das traurige Andenken an ſeine geliebte Prinzeſſinn ſtärker als jemals zurück. In ſich gekehrt wandelte er ſeufzend durch den Garten: das Geſchrei zweier Vögel auf einem Baume bewog ihn endlich das Haupt emporzuheben und ſtill zu ſtehen.

Kamaralſaman ſah mit Erſtaunen, wie die beiden Vögel ſich greulich mit ihren Schnäbeln hackten, ſo daß in wenig Augenblicken der eine von ihnen todt vom Baume herab fiel. Der Vogel, der geſiegt hatte, ſchwang ſich wieder empor und verſchwand.

Im Augenblick kamen von einer andern Seite zwei größere Vögel, die den Kampf von ferne geſehen hatten, daher, ſetzten ſich, der eine zu den Häupten, der andere zu den Füßen des todten, betrachteten ihn eine Weile, indem ſie den Kopf auf eine Weiſe bewegten, die ihre Trauer ausdrückte, dann kratzten ſie ihm mit ihren Klauen ein Grab, und beerdigten ihn darin.

Sobald die beiden Vögel das Grab wieder mit der Erde gefüllt, welche ſie daraus hervorgeſcharrt hatten, flogen ſie weg; bald darauf kamen ſie wieder, und hielten mit ihren Schnäbeln, der eine bei einem Flügel, der andere bei einem Fuße, den mörderiſchen Vogel, der fürchterlich ſchrie und ſich gewaltig anſtrengte zu entkommen. Sie ſchleppten ihn auf das Grab des Vogels, den er ſeiner Wuth aufgeopfert hatte; und hier opferten ſie ihn der gerechten Rache für den begangenen Mord, und zerhackten ihn mit ihren Schnäbeln, bis er ſtarb. Zuletzt riſſen ſie ihm den Bauch auf, zogen die Eingeweide heraus, ließen ſie den Leichnam auf dem Platze liegen, und flogen davon.

Kamaralſaman ſtand die ganze Zeit über, daß dieſes überraſchende Schauſpiel dauerte, in großer Verwunderung. Er näherte ſich dem Baume, wo der Auftritt vorgegangen war, und indem er die Augen auf die zerſtreuten Eingeweide warf, ſah er etwas Rothes aus dem Magen hervorragen, welchen die rächeriſchen Vögel zerriſſen hatten. Er hob den Magen auf, zog das bemerkte Rothe heraus, und fand, daß es der Talisman ſeiner vielgeliebten Prinzeſſinn Badur war, der ihn ſo viel Kummer, Thränen und Seufzer gekoſtet hatte, ſeitdem dieſer Vogel ihm denſelben entführt hatte. „Grauſamer,“ rief er ſogleich aus, indem er den Vogel betrachtete, „es war deine Luſt Böſes zu thun! Aber, ſo viel Böſes du mir gethan haſt, ſo viel Gutes wünſche ich denjenigen, die mich an dir gerächt haben, indem ſie den Tod ihres Genoſſen rächten.“

Es iſt nicht möglich, die überſchwängliche Freude des Prinzen Kamaralſaman auszudrücken. „Theure Prinzeſſinn,“ rief er aus, „dieſer glückſelige Augenblick, der mir wiedergibt, was dir ſo theuer war, iſt ohne Zweifel ein Vorbote, der mir verkündigt, daß ich dich ebenfalls wiederſehen werde, und vielleicht eher, als ich denke! Dem Himmel ſei Dank, der mir dieſes Glück ſendet, und zugleich mir die Hoffnung des höchſten Glückes gibt, das ich nur wünſchen kann!“

Nach dieſen Worten, küßte Kamaralſaman den Talisman, wickelte ihn ein, und band ihn ſorgfältig um ſeinen Arm.

In ſeiner tiefen Betrübnis hatte er faſt alle Nächte in quälenden Gedanken, ohne ein Auge zu ſchließen, hingebracht: dieſe aber, die auf ein ſo glückliches Abenteuer folgte, ſchlief er ſanft, und am folgenden Morgen als er ſein Arbeitskleid angelegt hatte, ging er zum Gärtner, und fragte ihn, was es zu thun gäbe; und dieſer bat ihn, einen alten Baum, der keine Früchte mehr trug, umzuhauen und zu entwurzeln.

Kamaralſaman nahm eine Axt, und ging, Hand ans Werk zu legen. Als er nun einen Aſt der Wurzel durchhieb, traf er auf etwas, das Widerſtand leiſtete und einen hellen Klang gab. Er räumte die Erde weg, und entdeckte eine große eherne Platte, unter welcher er eine Treppe von zehn Stufen fand. Er ſtieg ſogleich hinab, und als er unten war, ſah er ein Gewölbe von zwei bis drei Klafftern ins Gevierte, worin er funfzig große eherne Gefäße zählte, die rings umher ſtanden, jedes mit einem Deckel. Er öffnete ſie alle, eins nach dem andern, und es war keins, das nicht voll Goldſtaub geweſen wäre. Aeußerſt vergnügt über die Entdeckung eines ſo reichen Schatzes, ſtieg er aus dem Gewölbe, deckte die Platte wieder auf die Treppe, und entwurzelte vollends den Baum, indem er die Rückkunft des Gärtners erwartete.

Der Gärtner hatte den vorigen Tag erfahren, daß das Schiff, welches alljährlich die Fahrt nach der Ebenholz-Inſel machte, binnen ſehr wenigen Tagen abgehen würde; doch hatte man ihm nicht genau den Tag ſagen können, und ihn deshalb auf den andern Morgen beſchieden. Er war dahin gegangen, und kam nun mit einem Geſichte zurück, welches ſchon die gute Nachricht verkündigte, die er Kamaralſaman zu bringen hatte. „Mein Sohn,“ ſagte er zu ihm (denn vermöge des Vorrechts ſeines hohen Alters, pflegte er ihn ſo zu nennen), freue dich, und mache dich bereit, in drei Tagen abzureiſen; das Schiff wird unfehlbar dann abreiſen, und ich bin wegen deiner Einſchiffung und Ueberfahrt mit dem Schiffshauptmanne ſchon einig geworden.“

„In dem Zuſtande, worin ich mich befinde,“ erwiederte Kamaralſaman, „könnt ihr mir nichts angenehmeres ankündigen. Zur Vergeltung habe ich auch eine Neuigkeit euch mitzutheilen, die euch erfreuen wird. Bemühet euch, mit mir zu kommen, und ihr werdet das gute Glück ſehen, welches der Himmel euch beſchert hat.“

Kamaralſaman führte den Gärtner nach dem Orte, wo er den Baum entwurzelt hatte, und ließ ihn in das Gewölbe hinabſteigen; hier zeigte er ihm die Menge der mit Goldſtaub gefüllten Gefäße, und bezeugte ihm ſeine

Freude, daß Gott endlich ſeine Tugend und all die Mühſeligkeiten belohnete, die er ſeit ſo langen Jahren beſtanden hätte.

„Wie meinſt du das?“ erwiederte der Gärtner. „Denkſt du denn, daß ich mir dieſen Schatz zueignen werde? er iſt ganz dein, und ich habe keinen Anſpruch daran. Seit achtzig Jahren, daß mein Vater todt iſt, habe ich nichts anderes gethan, als die Erde dieſes Gartens umwühlen ohne ihn entdeckt zu haben. Das iſt ein Beweis, daß er dir beſtimmt war, da Gott vergönnte, daß du ihn fändeſt; er ziemt einem Prinzen, wie du biſt, auch beſſer, als mir, der ich am Rande des Grabes ſtehe, und nichts mehr brauche. Gott beſchert ihn dir zur rechten Zeit, gerade da du in das Reich zurückkehrſt, welches dir einſt gehört, und wo du einen guten Gebrauch davon machen wirſt.“

Der Prinz Kamaralſaman wollte dem Gärtner an Edelmuth nicht nachſtehen, und beide hatten einen großen Wettſtreit darüber. Der Prinz betheuerte endlich, daß er durchaus nichts davon nehmen würde, wenn der Gärtner nicht die Hälfte für ſein Antheil behielte. Der Gärtner gab nach, und ſie theilten ſich jeder fünf und zwanzig Gefäße zu.

Nach geſchehener Theilung, ſagte der Gärtner zu Kamaralſaman: „Mein Sohn, damit iſt's noch nicht abgethan; es kömmt gegenwärtig darauf an, dieſe Reichthümer einzuſchiffen, und ſie ſo heimlich mit dir zu führen, daß niemand Kunde davon habe; ſonſt läufſt du Gefahr ſie zu verlieren. Es gibt auf der Ebenholz-Inſel keine Oliven, und die von hier dorthin gebrachten ſind ſehr geſucht: wie du weißt, habe ich einen guten Vorrath davon aus meinem Garten geſammelt: du mußt alſo funfzig Krüge nehmen, ſie zur Hälfte mit Goldſtaub füllen, und den übrigen Raum mit Oliven oben drauf: und ſo wollen wir ſie aufs Schiff bringen laſſen, wenn du dich einſchiffſt."

Kamaralſaman folgte dieſem guten Rath, und verwandte den übrigen Theil des Tages darauf, die funfzig Krüge zu verpacken *): und weil er fürchtete, daß der Talisman der Prinzeſſinn Badur, den er am Arme trug, ihm entgleiten möchte, ſo gebrauchte er die Vorſicht, ihn in einen der Krüge zu thun, und daran ein Kennzeichen zu machen.

Als er die Arbeit vollendet und die Krüge ſo weit fertig gemacht hatte, daß ſie fortgebracht werden konnten, und die Nacht herannahte, ſo begab er ſich mit dem Gärtner zur Ruhe: und in ihrer Unterhaltung mit einander erzählte er ihm den Kampf der beiden Vögel und die Umſtände dieſes Abenteuers, welches ihn den Talisman der Prinzeſſinn Badur wiederfinden ließ: was ihm nicht weniger Freude als Verwunderung erregte.

Sei es nun wegen ſeines hohen Alters, oder weil er ſich dieſen Tag zu ſehr angeſtrengt hatte, genug, der Gärtner hatte eine böſe Nacht: ſein Uebel vermehrte ſich den

Univ. Bibl. München

folgenden Tag, und am nächſten Morgen befand er ſich noch ſchlechter.

Mit Anbruche des Tages kam der Schiffshauptmann ſelber mit mehreren Matroſen und klopfte an die Gartenthüre. Sie fragten Kamaralſaman, der ihnen öffnete, wo der Mann wäre, der ſich mit einſchiffen wollte. „Ich bin es ſelber,“ antwortete er. „Der Gärtner, der die Ueberfahrt für mich bedungen hat, liegt krank und kann euch nicht ſprechen; kommet nur herein, ich bitte euch, und traget dieſe Krüge mit Oliven nebſt meinem Gepäcke voraus: ich folge euch, ſobald ich Abſchied von ihm genommen habe.“

Die Matroſen trugen die Krüge und das Gepäck fort, und der Hauptmann ſagte beim Weggehen zu Kamaralſaman: „Verfehlet nicht, unverzüglich nachzukommen; der Wind iſt günſtig, und ich warte nur noch auf euch, um unter Segel zu gehen.“

Sobald der Hauptmann und die Matroſen weg waren, ging Kamaralſaman wieder zu dem Gärtner hinein, um Abſchied von ihm zu nehmen und ihm für alle die Liebesdienſte zu danken, die er ihm geleiſtet hatte: aber er fand ihn in den letzten Zügen, und kaum hatte er ihn noch, nach Weiſe der frommen Muſelmänner in der Todesſtunde, ſein Glaubensbekenntnis herſagen laſſen, ſo ſah er ihn verſcheiden.

Da der Prinz Kamaralſaman ſich alsbald einſchiffen ſollte, ſo beeilte er ſich ſo viel als möglich, dem Verſtorbenen die letzte Pflicht zu erweiſen. Er wuſch den Leichnam, kleidete ihn ein, und nachdem er im Garten eine Grube gemacht hatte (denn weil die Mahomedaner in dieſer Stadt der Götzendiener nur geduldet waren, ſo hatten ſie keinen öffentlichen Begräbnisort), ſo beerdigte er allein ihn: und erſt gegen Abend war er damit fertig.

Er ging nun ohne Zeitverluſt hin, ſich einzuſchiffen; er nahm in der Eile ſelbſt den Gartenſchlüſſel mit, in der Abſicht, ihn dem Eigenthümer zu überbringen, wenn er noch Zeit dazu hätte, oder ihn irgend einem ſicheren Menſchen in Gegenwart von Zeugen zu geben, der ihn überliefern ſollte.

Aber als er an den Hafen kam, vernahm er, daß das Schiff längſt abgeſegelt und ſogar ſchon aus dem Geſichte war. Man fügte hinzu, daß es erſt unter Segel gegangen wäre, nachdem es drei volle Stunden auf ihn gewartet hätte.“

Scheheraſade wollte fortfahren: aber das Tageslicht das ſie erblickte, nöthigte ſie, aufzuhören. Sie nahm die Geſchichte Kamaralſamans in der folgenden Nacht wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien.

Zweihundert und ſechs und dreißigſte Nacht.

„Herr, der Prinz Kamaralſaman war, wie man denken kann, in der äußerſten Betrübnis, als er ſich gezwungen ſah, noch länger in einem Lande zu bleiben, wo er keinen Umgang hatte, noch haben wollte, und abermals ein Jahr auf die Gelegenheit zu warten, welche er jetzo verſäumt hatte. Noch troſtloſer war für ihn, daß er den Talisman der Prinzeſſinn Badur wieder aus den Händen gegeben hatte, den er nun für verloren hielt.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach dem Garten, den er verlaſſen hatte, zurückzukehren, ihn von dem Eigenthümer zu miethen, und fortzufahren denſelben zu bauen, unter Thränen über ſein Unglück und Misgeſchick. Da er allein nicht den Anbau zu beſtreiten vermochte, ſo nahm er einen Burſchen in Dienſt. Und um auch den andern Theil des Schatzes, welcher durch den Tod des Gärtners ihm zugefallen war, in Sicherheit zu bringen, that er den Goldſtaub in funfzig andere Krüge, die er oben mit Oliven füllte, um ſie zu ſeiner Zeit mit ſich einzuſchiffen.

Während der Prinz Kamaralſaman ein neues Jahr des Kummers, des Schmerzes und der Sehnſucht begann, ſetzte das Schiff ſeine Fahrt mit ſehr günſtigem Winde fort, und langte glücklich in der Hauptſtadt der Ebenholz-Inſel an.

Da der Palaſt am Ufer des Meeres ſtand, ſo erblickte der neue König, oder vielmehr die Prinzeſſinn Badur, das Schiff, als es mit wehenden Flaggen in den Hafen einlief, und fragte, was für ein Schiff es wäre: worauf man ihr ſagte: daß es alljährlich in derſelben Jahreszeit von der Stadt der Götzendiener käme und gewöhnlich mit reichen Waaren beladen wäre.

Die Prinzeſſinn, mitten in dem ſie umgebenden Glanze doch immer mit dem Andenken Kamaralſamans beſchäftigt, gedachte, daß Kamaralſaman ſich darauf eingeſchifft haben könnte, und es fiel ihr ein, ihm zuvorzukommen und entgegen zu gehen, nicht, um ſich zu erkennen zu geben (denn ſie war wohl ſicher, daß er ſie nicht erkennen würde), ſondern um ſich ſeiner zu verſichern, und darnach die beſten Maaßregeln zu ihrer Wiedervereinigung zu nehmen.

Unter dem Vorwande, ſich ſelber nach den Waaren zu erkundigen, ſie zuerſt zu ſehen und die ihr anſtehenden auszuwählen, befahl ſie, ihr ein Pferd vorzuführen. Sie begab ſich nach dem Hafen, in Begleitung mehrerer Beamten, die bei ihr waren, und kam gerade dort an, als der Hauptmann ans Land getreten war. Sie ließ ihn vor ſich kommen, und fragte: woher er käme, wie lange er unterweges geweſen, was für gute oder ſchlimme Abenteuer ihm auf der Fahrt zugeſtoßen, ob er nicht einen oder andern ausgezeichneten Fremden mitbrächte, und vor allem, womit ſein Schiff beladen wäre.

Der Schiffshauptmann beantwortete alle ihre Fragen: und in Betreff der Fremden verſicherte er, es wären nur Kaufleute, die gewöhnlich herkämen, und ſehr reiche Stoffe aus verſchiedenen Ländern mitbrächten, desgleichen feine Leinwand, gemalte und ungemalte, Juweelen, Moſchus, grauen Ambra, Kampfer, Zibeth, Gewürze, Arzeney-Waaren, Oliven und mehrere andere Waaren.

Die Prinzeſſinn Badur liebte leidenſchaftlich die Oliven. Sobald ſie dieſe nennen hörte, ſagte ſie zu dem Hauptmann: „Ich nehme alle in Beſchlag, die ihr habt; laſſet ſie unverzüglich ausſchiffen, um den Handel abzuſchließen. Was die übrigen Waaren betrifft, ſo ſaget den Kaufleuten, ſie ſollen das Schönſte davon mir bringen, bevor ſie es jemand anders zeigen.“

„Herr,“ erwiederte der Hauptmann, „es ſind funfzig ſehr groſſe Krüge; aber ſie gehören einem Kaufmanne, der zurückgeblieben iſt. Ich ſelber hatte ihn von der Abfahrt des Schiffes benachrichtigt, und wartete lange auf ihn. Da ich aber ſah, daß er nicht kam, und ſeine Zögerung mich verhinderte, den günſtigen Wind zu benutzen, ſo verlor ich die Geduld, und ging unter Segel.“

„Laſſet ſie gleichwohl ausſchiffen,“ ſagte die Prinzeſſinn, „das ſoll uns nicht hindern, den Handel darüber abzuſchließen.“

Der Hauptmann ſchickte ſein Boot nach dem Schiffe, und es kam alsbald mit den Oliven beladen wieder. Die

Prinzeſſinn fragte, was die funfzig Krüge auf der Ebenholz-Inſel gelten könnten.

„Herr," antwortete der Hauptmann, „der Kaufmann iſt ſehr arm: Eure Majeſtät wird ihm keine ſonderliche Gnade anthun, wenn ſie ihm tauſend Silberſtücke gibt."

„Damit er zufrieden ſei," erwiederte die Prinzeſſinn, „und in Betracht deſſen, was ihr mir von ſeiner Armut ſagt, ſoll man euch tauſend Goldſtücke auszahlen, die ihr ihm überliefern werdet."

Sie ertheilte ihre Befehle wegen der Auszahlung, und nachdem ſie in ihrer Gegenwart die Krüge hatte wegtragen laſſen, kehrte ſie nach dem Palaſte zurück.

Da die Nacht herannahte, begab ſich die Prinzeſſinn Badur in den innern Palaſt, ging in das Zimmer der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus, und ließ ſich die funfzig Oliven-Krüge bringen. Sie öffnete einen, um ſie davon koſten zu laſſen und ſelber davon zu koſten, und ſchüttete ſie in eine Schüſſel. Ihr Erſtaunen konnte nicht größer ſein, als ſie die Oliven mit Goldſtaub vermiſcht ſah. „Welch wunderbares Abenteuer!" rief ſie aus. Sie ließ ſogleich alle die andern Krüge in ihrer Gegenwart durch die Frauen der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus öffnen; und ihr Erſtaunen wuchs in demſelben Maße, wie ſie ſah, daß in jedem Kruge die Oliven mit Goldſtaub vermiſcht waren. Aber als man auch an den Krug kam, in welchen Kamaralſaman ihren Talismann gelegt hatte, ihn ausleerte, und ſie denſelben erblickte, war ſie ſo überraſcht, daß ſie in Ohnmacht ſank.

Die Prinzeſſinn Haïat-al-nefus und ihre Frauen eilten der Prinzeſſinn Badur zu Hülfe, ſpritzten ihr Waſſer ins Geſicht und brachten ſie dadurch wieder zu ſich. Als ſie wieder all ihrer Sinne mächtig war, nahm ſie den Talisman und küßte ihn zu wiederholten Malen. Da ſie aber vor den Frauen der Prinzeſſinn, denen ihre Verkleidung unbekannt war, nichts davon ſagen wollte, und es auch Zeit zum Schlafengehen war, ſo entließ ſie dieſelben.

„Prinzeſſinn,“ ſprach ſie zu Haïat-al-nefus, ſobald beide allein waren, „nach dem, was ich euch von meiner Geſchichte erzählt, werdet ihr ohne Zweifel erkannt haben, daß der Anblick dieſes Talismans die Urſache meiner Ohnmacht war. Es iſt der meine, es iſt derſelbe, der uns beide, den Prinzen Kamaralſaman meinen theuren Gatten und mich, einander entriſſen hat. Er iſt die Urſache einer für uns beide ſo ſchmerzlichen Trennung geweſen: er wird nun auch, wie ich überzeugt bin, unſere baldige Wiedervereinigung bewirken.“

Am folgenden Morgen, ſobald es Tag war, ſchickte die Prinzeſſinn Badur hin und ließ den Schiffshauptmann rufen. Als er gekommen war, ſprach ſie zu ihm: „Gebet mir noch weitere Aufklärungen über den Kaufmann, dem die Oliven gehörten, welche ich geſtern kaufte.

Ihr ſagtet mir, wie mich dünkt, ihr hättet ihn in der Stadt der Götzendiener zurückgelaſſen: könnt ihr mir nicht ſagen, was er dort machte?“

„Herr,“ antwortete der Hauptmann, „ich kann Euer Majeſtät davon ſichere Kunde geben, als von einer Sache, die ich ſelber weiß. Ich war wegen ſeiner Ueberfahrt mit einem ſehr alten Gärtner einig geworden, der mir ſagte, ich würde ihn in ſeinem Garten finden, wo er bei ihm arbeitete und den er mir bezeichnete: und deshalb ſagte ich Euer Majeſtät, daß er arm wäre. Ich bin ſelber nach dieſem Garten hingegangen, um ihn zu benachrichtigen, daß er an Bord kommen ſolle, und ich habe mit ihm geſprochen.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte die Prinzeſſinn Badur hierauf, „ſo müßt ihr heute noch wieder unter Segel gehen, nach der Stadt der Götzendiener zurückfahren, und mir dieſen Gärtnergeſellen herbringen, der mein Schuldner iſt; wo nicht, ſo erkläre ich euch, daß ich nicht allein die euch gehörenden Waaren und die der mit eurem Schiffe gekommenen Kaufleute in Beſchlag nehmen werde, ſondern daß auch euer Leben und das der Kaufleute mir dafür haften ſoll. Jetzt eben wird auf meinen Befehl das Siegel an ihr Waarenlager gelegt, und es ſoll nicht eher abgenommen werden, als bis ihr mir den Menſchen, den ich von euch fordere, überliefert habt. Das iſt es, was ich euch zu ſagen hatte: eilet, und thut, was ich euch heiße."

Der Schiffshauptmann hatte auf dieſen Befehl, deſſen Nichtausführung für ſeine und der Kaufleute Geſchäfte ſo nachtheilig werden ſollte, nichts zu erwiedern. Er zeigte es ihnen an, und ſie beeilten ſich nicht minder als er, ihm unverzüglich Lebensmittel und Waſſer an Bord zu ſchaffen, ſo viel er zur Reiſe nöthig hatte. Dieß wurde mit ſolchem Eifer betrieben, daß er noch denſelben Tag unter Segel ging.

Das Schiff hatte eine ſehr glückliche Fahrt, und der Hauptmann nahm ſeine Maaßregeln ſo gut, daß er bei Nacht vor der Stadt der Götzendiener anlangte. Als er ſo nahe heran gekommen war, wie er für gut hielt, ließ er keine Anker auswerfen, ſondern die Segel beilegen, beſtieg ſein Boot, und ging in einiger Entfernung vom Hafen ans Land; von wo er ſich mit ſechs der entſchloſſenſten Matroſen nach Kamaralſamans Garten begab.

Kamaralſaman ſchlief noch nicht; ſeine Trennung von der Prinzeſſinn von China, ſeiner Gattinn, betrübte ihn, wie gewöhnlich, und er verwünſchte den Augenblick, wo er ſich von ſeiner Neugier hatte verleiten laſſen, ihren Gürtel auch nur zu berühren, geſchweige zu unterſuchen. Auf ſolche Weiſe brachte er die zur Ruhe beſtimmten Stunden hin, als er an der Gartenthüre pochen hörte. Er ging hurtig, halbangekleidet, hin; und kaum hatte er die Thüre geöffnet, ſo bemächtigten der Hauptmann und die Matroſen ſich ſeiner, ohne ein Wort zu ſagen, ſchleppten ihn in das Boot, und führten ihn nach dem Schiffe, welches ſogleich wieder unter Segel ging.

Kamaralſaman, der bisher, wie der Hauptmann und die Matroſen, Stillſchweigen beobachtet hatte, fragte jetzo den Hauptmann, den er erkannte, welche Urſache er hätte, ihn ſo mit Gewalt zu entführen. „Seid ihr nicht Schuldner des Königs der Ebenholz-Inſel?“ fragte ihn dagegen der Hauptmann. „Ich, Schuldner des Königs der Ebenholz-Inſel?“ verſetzte Kamaralſaman mit Verwundrung. „Ich kenne ihn ja nicht, niemals habe ich mit ihm etwas zu ſchaffen gehabt, und niemals habe ich einen Fuß in ſein Reich geſetzt.“ — „Das müßt ihr beſſer wiſſen, als ich,“ erwiederte der Hauptmann. „Ihr mögt ſelber mit ihm ſprechen; unterdeſſen bleibet hier, und faſſet euch in Geduld.“ ....

Bei dieſer Stelle war Scheheraſade genöthigt, ihre Erzählung abzubrechen, um den Sultan von Indien aufſtehen und an ſeine gewöhnlichen Geſchäfte gehen zu laſſen. Sie nahm in der folgenden Nacht den Faden wieder auf, und ſprach alſo zu ihm:

Zweihundert und ſieben und dreißigſte Nacht.

„Herr, das Schiff war nicht minder glücklich bei der Ueberfahrt mit dem Prinzen nach der Ebenholz-Inſel, als es bei der Ausfahrt geweſen war, um ihn aus der Stadt der Götzendiener zu holen. Obwohl es ſchon Nacht war, als der Hauptmann in dem Hafen anlegte, ſo unterließ er jedoch nicht, ſogleich ans Land zu gehen und Kamaralſaman nach dem Palaſte zu führen, wo er dem Könige vorgeſtellt zu werden verlangte.

Die Prinzeſſinn Badur, die ſich ſchon in den innern Palaſt zurückgezogen hatte, war nicht ſo bald von ſeiner Wiederkehr und Kamaralſamans Ankunft benachrichtigt, als ſie heraus kam, mit ihm zu ſprechen. Zuerſt warf ſie die Augen auf den Prinzen, ihren Gemahl, um welchen ſie ſeit ihrer Trennung ſo viele Thränen vergoſſen hatte, und erkannte ihn ſogleich unter ſeinem ſchlechten Kleide. Der Prinz dagegen, der vor einem Könige zitterte, dem er von einer eingebildeten Schuld Rechenſchaft geben ſollte, hatte nicht einmal einen Gedanken daran, daß es diejenige wäre, die er ſo ſehnlich wiederzufinden wünſchte. Hätte die Prinzeſſinn ihrer Neigung folgen dürfen, ſo wäre ſie auf ihn zugeſtürzt, und hätte ſich durch eine Umarmung zu erkennen gegeben; aber ſie glaubte, es wäre für ſie beide räthlich, noch eine Weile die Rolle des Königs fortzuſpielen, bevor ſie ſich zu erkennen gäbe. Sie begnügte ſich alſo damit, daß ſie einem gegenwärtigen Beamten befahl, Sorge für ihn zu tragen, und ihn bis Morgen wohl zu pflegen.

Nachdem die Prinzeſſinn Badur für den Prinzen Kamaralſaman geſorgt hatte, belohnte ſie auch den wichtigen Dienſt, welchen der Schiffshauptmann ihr geleiſtet hatte: ſie befahl einem andern Beamten, auf der Stelle hin zu gehen und die an ſeine Waaren gelegten Siegel abzunehmen, und entließ ihn mit einem koſtbaren Diamante, der ihn für die gemachte Fahrt weit über die Unkoſten derſelben belohnte. Ja, ſie ſagte ihm noch, daß er die für die Oliven-Krüge bezahlten tauſend Goldſtücke nur behalten möchte; ſie würde ſich ſchon mit dem von ihm hergeführten Kaufmann abfinden.

Endlich begab ſie ſich wieder in das Zimmer der Prinzeſſinn der Ebenholz-Inſel, der ſie ihre Freude mittheilte, dabei jedoch ſie bat, ihr Geheimnis noch zu bewahren, und ihr die Maaßregeln vertraute, welche ſie für dienlich hielt zu beobachten, bevor ſie ſich dem Prinzen Kamaralſaman und ihn ſelber für das zu erkennen gäbe, was er wäre. „Es iſt,“ fügte ſie hinzu, „ein ſo großer Abſtand von einen Gärtner zu einem hohen Fürſten, daß es gefährlich wäre, ihn in einem Augenblick aus dem niedrigſten Stande des Volkes zur höchſten Stufe hinüberſpringen zu laſſen, ſo gerecht es auch wäre.“

Die Prinzeſſinn der Ebenholz-Inſel, weit entfernt treubrüchig zu werden, ging gern in ihren Plan ein, und verſicherte ſie, daß ſie ſelber mit größtem Vergnügen alles thun würde, was ſie wünſchte.

Am folgenden Morgen, nachdem die Prinzeſſinn von China, unter dem Namen, Kleide und Anſehen eines Königs der Ebenholz-Inſel, dafür geſorgt hatte, daß der Prinz Kamaralſaman frühzeitig in ein Bad war geführt worden und das Kleid eines Emirs oder Statthalters angelegt hatte, ließ ſie ihn in die Rathsverſammlung einführen, wo er durch ſein ſchönes Ausſehen und durch das königliche Weſen ſeiner ganzen Perſon die Augen aller gegenwärtigen Herren auf ſich zog.

Die Prinzeſſinn Badur ſelber war bezaubert, ihn ſo liebenswürdig wieder zu ſehen, wie ſie ihn ſonſt ſo oft geſehen hatte, und dieß ermuthigte ſie noch mehr, in der vollen Verſammlung ſein Lob zu erheben. Nachdem er, auf ihren Befehl, ſeinen Sitz im Range der Emire eingenommen hatte, ſprach ſie, indem ſie ſich zu den übrigen Emiren wandte: „Ihr Herren, Kamaralſaman, den ich euch heute zum Genoſſen gebe, iſt der Stelle nicht unwürdig, welche er unter euch einnimmt: ich kenne ihn hinlänglich von meinen Reiſen her, um für ihn Bürge zu ſein; und ich kann verſichern, daß er ſich ſowohl durch ſeine Tapferkeit und tauſend andere gute Eigenſchaften, als durch die Größe ſeines Geiſtes, auszeichnen wird.“

Kamaralſaman war höchſt erſtaunt, als er den König der Ebenholz-Inſel, den er weit entfernt war für eine Frau, geſchweige für ſeine geliebte Prinzeſſinn zu halten, ſich nennen, und ihn verſichern hörte, daß er ihn kennte; und da er gewis war, daß er nirgendwo mit ihm zuſammengekommen, ſo war er noch erſtaunter über die unmäßigen Lobſprüche, welche er hier von ihm empfing.

Dieſe zwar mit vieler Würde ausgeſprochenen Lobeserhebungen brachten ihn jedoch nicht außer Faſſung; er empfing ſie mit einer Beſcheidenheit, die genugſam bezeugte, daß er ſie verdiente, aber daß ſie ihn nicht eitel machten. Er warf ſich vor dem Throne des Königs nieder, und indem er ſich wieder erhob, ſprach er:

„Herr, ich habe keine Worte, um Euer Majeſtät für die große Ehre zu danken, die ſie mir erweiſet; noch weniger vermag ich es für ſo viel Güte. Ich werde alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um mich derſelben würdig zu machen.“

Von der Rathsverſammlung wurde der Prinz durch einen Beamten in einen Palaſt geführt, welchen die Prinzeſſinn Badur ſchon eigens für ihn hatte einrichten laſſen. Hier fand er Hausbeamte und Geſinde, ſeiner Befehle gewärtig, und einen Marſtall voll ſehr ſchöner Pferde. Die Prinzeſſinn hatte dafür geſorgt, daß er die Emirswürde auch behaupten könnte, womit er ſo eben war beehrt worden; und als er in ſeine Zimmer getreten war, überreichte ſein Haushofmeiſter ihm eine Kaſſe voll Goldſtücke. Je weniger er begreifen konnte, woher dieſes große Glück ihm käme, um ſo mehr war er in Verwunderung darüber; und nimmermehr hatte er einen Gedanken daran, daß die Prinzeſſinn von China die Urſache deſſelben wäre.

Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen, wollte die Prinzeſſinn Badur den Prinzen Kamaralſaman noch mehr Zutritt bei ihr geben und zugleich ihn noch mehr auszeichnen, ſie begnadigte ihn alſo mit der Stelle des Großſchatzmeiſters, die eben erledigt war. Er verwaltete dieſes Amt mit der höchſten Strenge, und verpflichtete ſich dabei gleichwohl alle Welt, ſo daß er ſich durch ſeine Gerechtigkeit und Freigebigkeit nicht allein die Freundſchaft aller Herren des Hofes erwarb, ſondern ſelbſt das Herz des ganzen Volks gewann.

Kamaralſaman wäre der glücklichſte aller Menſchen geweſen, weil er ſich in ſo hoher Gunſt bei einem fremden Könige ſah, und bei allen Leuten einer Achtung genoß, die noch täglich zunahm, wenn er nur ſeine Prinzeſſinn gehabt hätte. Mitten in ſeinem Glücke ließ er nicht ab, ſich zu härmen, da er keine Kunde von ihr in einem Lande vernahm, durch welches ſie, wie es ſchien, hätte kommen müſſen, nachdem ſie auf eine für beide ſo ſchmerzliche Weiſe getrennt worden waren.

Er hätte auf die Spur kommen können, wenn die Prinzeſſinn den Namen Kamaralſaman, welchen ſie mit ſeinem Kleide angenommen, behalten hätte; aber ſie hatte denſelben bei ihrer Thronbeſteigung abgelegt und zu Ehren des alten Königs, ihres Schwähers, den Namen Armanos angenommen. Solchergeſtalt kannte man ſie nicht anders als unter dem Namen Königs Armanos des Jungen; und nur einige Hofleute erinnerten ſich noch des Namens Kamaralſaman, wie ſie ſich bei ihrer Ankunft auf der Ebenholz-Inſel nennen ließ. Kamaralſaman war noch nicht vertraut genug mit ihnen geworden, um dieſes zu wiſſen; aber endlich konnte er es wohl erfahren.

Da nun die Prinzeſſinn Badur fürchtete, daß dieß geſchähe, aber wünſchte, daß Kamaralſaman ihre Wiedererkennung nur ihr allein verdanken ſollte, ſo beſchloß ſie, ihrer eigenen Quaal und zugleich den Leiden Kamaralſamans ein Ende zu machen. Denn ſie hatte bemerkt, ſo oft ſie ſich von ſeinen Amtsgeſchäften mit ihm unterhielt, daß er von Zeit zu Zeit Seufzer ausſtieß, die nur ihr gelten konnten. Und ſie ſelber lebte in einem Zwange, von welchem ſie ſich nunmehr befreien wollte. Die Freundſchaft der Großen, die Gunſt und die Liebe des Volks, alles trug übrigens dazu bei, ſie der Krone der Ebenholz-Inſel ohne Hindernis zu verſichern.

Sobald die Prinzeſſinn Badur, im Einverſtändniſſe mit der Prinzeſſinn Haiat-al-nefus, dieſen Entſchluß gefaßt hatte, zog ſie den Prinzen Kamaralſaman beiſeite, und ſprach zu ihm:

„Kamaralſaman, ich habe mit euch von einer weitläuftigen Angelegenheit zu reden, in welcher ich eures Rathes bedarf. Da ich es nicht bequemer zu thun weiß, als bei der Nacht, ſo kommet dieſen Abend her, und beſtellet zu Hauſe, daß man nicht auf euch warte: ich werde euch ein Bette beſorgen.“

Kamaralſaman verfehlte nicht, ſich zu der von der Prinzeſſinn Badur ihm beſtimmten Stunde in dem Palaſt einzufinden. Sie nahm ihn mit ſich in die inneren Gemächer; und nach dem ſie dem Oberhaupte der Verſchnittenen, der ſich anſchickte ihr zu folgen, angedeutet hatte, daß ſie ſeiner Dienſte nicht weiter bedürfte und er nur die Thüre verſchloſſen halten ſollte, ſo führte ſie den Prinzen in ein anderes Zimmer, als das, wo ſie mit der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus zu ſchlafen pflegte.

Als der Prinz und die Prinzeſſinn in dieſem Gemache waren, wo ein Bette ſtand, und die Thür verſchloſſen war, zog die Prinzeſſinn aus einer kleinen Büchſe den Talisman, zeigte ihn Kamaralſaman, und ſprach dabei zu ihm: „Unlängſt hat ein Sterndeuter mir dieſen Talisman zum Geſchenke gemacht: da ihr nun bewandert in allen Dingen ſeid, ſo könnt ihr mir wohl ſagen, welche Kraft er hat.“

Kamaralſaman nahm den Talisman, und näherte ſich damit einer Kerze, um ihn zu betrachten. Mit einer Ueberraſchung, welche die Prinzeſſinn höchlich erfreute, erkannte er ihn alsbald, und rief aus: „Herr, Euer Majeſtät frägt mich, welche Kraft dieſer Talisman hat? Ach! er hat die Kraft, mich durch Schmerz und Kummer zu tödten, wenn ich nicht bald die reizendſte und liebenswürdigſte Prinzeſſinn, die je unter der Sonne erſchienen iſt, wiederfinde, der er gehört und deren Verluſt er mir verurſacht hat! Dieß iſt ein ſeltſames Abenteuer deſſen Erzählung Euer Majeſtät zum Mitleid mit einem unglücklichen Gatten und Liebenden bewegen würde, wenn ſie Geduld haben wollte, daſſelbe anzuhören.“

„Ihr ſollt es mir ein andermal erzählen,“ erwiederte die Prinzeſſinn; „aber ich freue mich, euch ſagen zu können, daß ich ſchon etwas davon weiß: ich komme gleich wieder zu euch, erwartet mich nur einen Augenblick.“

Mit dieſen Worten trat die Prinzeſſinn Badur in ein Seitengemach, wo ſie den königlichen Turban ablegte, und nachdem ſie eilig einen andern Hauptſchmuck und ein Frauenkleid angelegt hatte, nebſt dem Gürtel, welchen ſie am Tage ihrer Trennung trug, kam ſie in das Zimmer zurück.

Der Prinz Kamaralſaman erkannte ſogleich ſeine theure Prinzeſſinn, lief auf ſie zu, und umarmte ſie zärtlich, mit dem Ausrufe: „Ach, wie danke ich dem Könige für dieſe wonnevolle Ueberraſchung!“ — „Erwarte nicht, den König wiederzuſehen,“ antwortete die Prinzeſſinn, indem ſie ſeine Umarmung mit Thränen im Auge erwiederte: „in mir ſiehſt du ihn ſelber. Setzen wir uns, damit ich dir dieß Räthſel auflöſe.“

Hierauf erzählte die Prinzeſſinn dem Prinzen, welchen Entſchluß ſie auf der Wieſe, wo ſie zuletzt ihr Lager aufgeſchlagen, gefaßt hatte, nachdem ſie eingeſehen, daß ſie ihn vergeblich erwartete; ſie berichtete ihn, auf welche Weiſe ſie denſelben bis zu ihrer Ankunft auf der Ebenholz-Inſel ausgeführt, wo ſie genöthigt worden Haïat-alnefus zu heiraten und die Krone anzunehmen, welche der König Armanos ihr in Folge dieſer Vermählung dargeboten hätte; wie die Prinzeſſinn, deren Vorzüge ſie erhob, die Entdeckung ihres Geſchlechts aufgenommen; und endlich das Abenteuer, wie ſie in einem der gekauften Krüge voll Oliven und Goldſtaub ihren Talisman wiedergefunden, der ihr ein Mittel gewährt hätte, ihn aus der Stadt der Götzendiener entführen zu laſſen.

Als die Prinzeſſinn Badur geendigt hatte, ſollte der Prinz ihr auch erzählen, durch welches Abenteuer der Talisman die Urſache ihrer Trennung geweſen wäre. Er that es, und am Schluſſe beklagte er ſich auf liebevolle Weiſe über ihre Grauſamkeit, ihn ſo lange ſchmachten zu laſſen. Sie theilte ihm die Gründe mit, die wir ſchon wiſſen; worauf ſie, da es ſchon ſehr ſpät war, ſich zu Bette legten...“

Scheheraſade brach mit dieſen letzten Worten ab, weil ſie den Tag anbrechen ſah. In der folgenden Nacht fuhr ſie fort, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und acht und dreißigſte Nacht.

„Herr, die Prinzeſſinn Badur und der Prinz Kamaralſaman ſtanden am folgenden Morgen, ſobald es Tag war, auf. Aber die Prinzeſſinn zog nicht mehr den Königsſtaat, ſondern ein Frauenkleid an; und als ſie angekleidet war, ſchickte ſie das Oberhaupt der Verſchnittenen zum König Armanos, ihrem Schwäher, und ließ ihn bitten, ſich in ihr Zimmer zu bemühen.

Als der König Armanos hinkam, war er ſehr überraſcht, eine Frau zu ſehen, die ihm unbekannt war, und bei ihr den Groß-Schatzmeiſter, dem es nicht zuſtand, den inneren Palaſt zu betreten, ſo wenig als irgend einem anderen Herrn des Hofes. Er ſetzte ſich, und fragte nach dem Könige.

„Herr,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „geſtern war ich König, heute bin ich nur die Prinzeſſinn von China, Gemahlinn des wirklichen Prinzen Kamaralſaman, des Königs Schachſamans Sohnes. Wenn Euer Majeſtät geruhet, mit Geduld unſere Geſchichte anzuhören, ſo hoffe ich, ihr werdet mich nicht verdammen, euch durch eine ſo verzeihliche Liſt getäuſcht zu haben.“

Der König Armanos gab ihr Gehör, und vernahm ihre Geſchichte mit Erſtaunen von Anfang bis zu Ende.

„Herr,“ fügte die Prinzeſſinn am Schluſſe hinzu, „obwohl in unſerer Religion die Frauen ſich wenig nach der Freiheit der Männer mehre Frauen zu nehmen, bequemen, ſo will ich gleichwohl, wenn Euer Majeſtät in die Vermählung der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus, eurer Tochter, mit dem Prinzen Kamaralſaman willigt, ihr herzlich gern den Rang und Stand einer Königinn abtreten, der ihr mit Recht gebührt, und mich mit dem zweiten Range begnügen. Ja, wenn dieſer Vorzug ihr auch nicht gebürte, ſo würde ich doch nicht unterlaſſen, ihr denſelben einzuräumen, zum ſchuldigen Danke, daß ſie mein Geheimnis ſo edelmüthig bewahrt hat. Will Euer Majeſtät es auf ihre Einwilligung ankommen laſſen, ſo habe ich ſie ſchon darauf vorbereitet, und bin gewis, daß ſie ſehr zufrieden damit ſein wird.“

Der König hörte die Rede der Prinzeſſinn Badur mit Bewunderung an; und als ſie geendigt hatte, wandte er ſich zum Prinzen Kamaralſaman, und ſprach: „Mein Sohn, da die Prinzeſſinn Badur, eure Gemahlinn, die ich bisher durch eine Täuſchung, über welche ich mich nicht beklagen kann, für meinen Schwiegerſohn hielt, mich verſichert, daß ſie gern euer Bette mit meiner Tochter theilen will, ſo wünſche ich nur noch zu wiſſen, ob ihr auch ſie heiraten und die Krone annehmen wollt, welche die Prinzeſſinn Badur ihr lebelang zu tragen verdiente, wenn ſie nicht vorzöge, dieſelbe euch zu Liebe niederzulegen.“

„Herr,“ antwortete der Prinz Kamaralſaman, „wie groß meine Sehnſucht iſt, meinen Vater wiederzuſehen, ſo ſind jedoch meine Verpflichtungen gegen Euer Majeſtät und die Prinzeſſinn Haïat-al-nefus ſo ſtark, daß ich euch nichts abſchlagen kann.“

Kamaralſaman wurde alſo als König ausgerufen, an demſelben Tage mit großer Pracht vermählt, und war durch die Schönheit, den Geiſt und die Liebe der Prinzeſſinn Haïat-al-nefus ſehr befriedigt.

In der Folge lebten die beiden Königinnen fortwährend in derſelben Freundſchaft und Eintracht, wie zuvor, und waren ſehr zufrieden, mit der Gleichheit, die Kamaralſaman gegen ſie beobachtete, indem er abwechſelnd ſein Bette mit ihnen theilte.

Sie gebaren ihm in demſelben Jahre jede einen Sohn, faſt zu gleicher Zeit; und die Geburt der beiden Prinzen wurde mit großen Freudenfeſten gefeiert.

Kamaralſaman gab dem älteſten, den die Königinn Badur geboren hatte, den Namen Amgiad[31], und den von der Königinn Haïat-al-nefus gebornen Sohn nannte er Aſſad.[32]

Geſchichte
der Prinzen Amgiad und Aſſad.

Die beiden Prinzen wurden mit großer Sorgfalt auferzogen, und als ſie zu reiferen Jahren kamen, hatten ſie beide dieſelben Hofmeiſter und dieſelben Lehrer in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, worin Kamaralſaman ſie unterrichten laſſen wollte, und dieſelben Lehrmeiſter in allen Uebungen. Die innige Freundſchaft zwiſchen beiden von ihrer Kindheit an, erzeugte dieſe Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Studien, die ſich ſtäts vermehrte.

In der That, als ſie zu dem Alter kamen, daß jeder ein beſonderes Haus haben ſollte, waren ſie ſo innig verbunden, daß ſie den König Kamaralſaman, ihren Vater, baten, ihnen nur Ein Haus für ſie beide zu bewilligen Sie erhielten es, und ſo hatten ſie dieſelben Hausbeamten, dieſelben Bedienten, denſelben Marſtall, daſſelbe Wohnzimmer und denſelben Tiſch.

Allmählich hatte Kamaralſaman ſo großes Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit und Gradheit, daß er, als ſie das Alter von achtzehn Jahren erreicht hatten, keinen Anſtand nahm, ihnen abwechſelnd den Vorſitz im Staatsrathe zu übertragen, ſo oft er Jagden von mehreren Tagen anſtellte.

Da die beiden Prinzen gleich ſchön und wohlgebildet waren, ſo hatten von ihrer Kindheit an die beiden Königinnen eine unglaubliche Zärtlichkeit für ſie, dergeſtalt zwar, daß die Königinn Badur mehr Zuneigung für Aſſad, den Sohn der Königinn Haïat-al-nefus, empfand, als für ihren eigenen Sohn Amgiad, und die Königinn Haïat-al-nefus wiederum mehr für Amgiad, als für Aſſad, ihren Sohn.

Die Königinnen hielten anfangs dieſe Zuneigung für eine Folge ihrer eigenen gegenſeitigen Freundſchaft. Aber in dem Maße als die Prinzen älter würden, ward daraus unvermerkt eine heftige Liebe, und dieſe Liebe ſtieg bald zur glühendſten Leidenſchaft, als die beiden Prinzen ihren Augen in einer Anmuth erſchienen, welche ihre Verblendung vollendete. Die ganze Abſcheulichkeit ihrer Leidenſchaft war ihnen bekannt, und ſie ſtrengten alle Kraft an, ihr zu widerſtehen; aber die Vertraulichkeit, mit welcher ſie die Jünglinge täglich ſahen, und die Gewohnheit, von der ſie ſich nicht mehr losreißen konnten, ſie von ihrer Kindheit an zu bewundern und ihnen zu liebkoſen, entzündeten ihre Liebe zu einem Grade, daß ſie Schlaf und

Eßluſt verloren. Zu ihrem Unglück, und zum Unglücke der Prinzen ſelber, hatten dieſe, an ihre Zärtlichkeit gewöhnt, nicht den geringſten Verdacht von dieſer abſcheulichen Flamme.

Da die beiden Königinnen einander kein Geheimnis aus ihrer Leidenſchaft gemacht, jedoch nicht die Schamloſigkeit hatten, ſie mündlich dem Prinzen, welchen jede von ihnen beſonders liebte, zu erklären, ſo kamen ſie überein, es ſchriftlich zu thun; und zur Ausführung dieſes unſeligen Vorſatzes benutzten ſie die Abweſenheit des Königs Kamaralſaman auf einer drei- oder viertägigen Jagd.

Am Tage der Abreiſe des Königs hatte Amgiad den Vorſitz im Rathe, und hielt Gericht bis zwei oder drei Uhr Nachmittag. Als er, nach der Sitzung, in den Palaſt zurückkam, zog ein Verſchnittener ihn beiſeite und überreichte ihm einen Zettel von der Königinn Haïat-al-nefus. Amgiad nahm und las ihn mit Entſetzen. „Wie, Verräther,“ ſagte er hierauf zu dem Verſchnittenen, indem er den Säbel zog, „iſt das die Treue, welche du deinem Herrn und Könige ſchuldig biſt?“ Und mit dieſen Worten hieb er ihm den Kopf ab.

Nach dieſer That, ging Amgiad, außer ſich vor Zorn, zu der Königinn Badur ſeiner Mutter; mit einer Miene die genugſam ſeinen Unwillen ausdrückte, zeigte er ihr den Brief, und unterrichtete ſie von deſſen Inhalte, nachdem er ihr geſagt hatte, von wem er käme.

Anſtatt ihn anzuhören, gerieth die Königinn Badur ſelber in Zorn. „Mein Sohn,“ erwiederte ſie, „was du mir da ſagſt iſt eine Verläumdung und Erdichtung: die Königinn Haïat-al-nefus iſt viel zu vernünftig; und ich finde es ſehr verwegen von dir, mit ſolcher Unverſchämtheit von ihr zu mir zu ſprechen.“

Der Prinz entrüſtete ſich bei dieſen Worten gegen die Königinn, ſeine Mutter, und rief aus: „Ihr alle ſeid, die eine noch ſchändlicher als die andere! Wenn mich die Ehrfurcht nicht zurückhielte, welche ich dem Könige, meinem Vater, ſchuldig bin, ſo ſollte dieß der letzte Tag für Haïat-al-nefus ſein.“

Die Königinn Badur konnte aus dem Beiſpiel ihres Sohnes Amgiad wohl ermeſſen, daß der Prinz Aſſad, der nicht minder tugendhaft war, die ähnliche Erklärung, die ſie ihm zu machen vorhatte, nicht günſtiger aufnehmen würde. Das verhinderte ſie jedoch nicht, in einem ſo abſcheulichen Vorſatze zu beharren, und ſie ſchrieb ihm am folgenden Morgen ebenfalls einen Brief, welchen ſie einer Alten, die Zutritt im Palaſt hatte, anvertraute.

Die Alte nahm auch die Gelegenheit wahr, dem Prinzen Aſſad beim Ausgange aus dem Rathe, worin er an ſeinem Tage den Vorſitz gehabt hatte, den Zettel zu übergeben. Der Prinz nahm ihn, und las, und ließ ſich vom Zorne dergeſtalt hinreißen, daß er, ohne ſich die Mühe zu geben zu Ende zu leſen, ſeinen Säbel zog und die Alte beſtrafte, wie ſie es verdiente. Er rannte nach dem Zimmer der Königinn Haïat-al-nefus, ſeiner Mutter, mit den Briefe in der Hand; er wollte ihr denſelben zeigen: aber ſie ließ ihm nicht Zeit dazu, ja ihn nicht einmal zu Worte kommen. „Ich weiß, was du mir ſagen willſt,“ rief ſie aus, „und du biſt eben ſo unverſchämt, als dein Bruder Amgiad. Hebe dich weg, und komm mir nie mehr vor die Augen.“

Aſſad ſtand beſtürzt bei dieſen Worten, deren er ſich nicht verſehen hatte, und ſie verſetzten ihn in einen Zorn, welchen er ſchon auf unſelige Weiſe zu äußern im Begriff war; aber er hielt ſich zurück, und ging weg, ohne ein Wort zu erwiedern, aus Furcht, etwas ſeiner edlen Seele unwürdiges zu ſagen. Da der Prinz Amgiad ſo beſcheiden geweſen war, ihm nichts von dem am vorigen Tag empfangenen Briefe zu ſagen, er nun aber aus den Worten ſeiner Mutter erſah, daß ſie nicht minder ſchuldig war, als die Königinn Badur, ſo ging er zu ihm, machte ihm freundſchaftliche Vorwürfe über ſein Schweigen, und vermiſchte ſeinen Schmerz mit dem ſeinigen.

Die beiden Königinnen, voll Verzweiflung, in ihren beiden Söhnen eine Tugend gefunden zu haben, welche ſie ſelber hätte zur Beſinnung bringen ſollen, entſagten allen natürlichen Gefühlen, und trachteten vereint, ſie zu verderben.

Sie bildeten ihren Frauen ein, daß jene ihnen hätten Gewalt anthun wollen, ſie ſtellten ſich auch ganz ſo an, durch Weinen und Schreien und Verwünſchungen die ſie gegen ſie ausſtießen, und legten ſich beide in Ein Bette, als wenn der Widerſtand, den ſie ihnen entgegengeſetzt haben wollten, ſie aufs äußerſte gebracht hätte....

Aber Herr," ſagte hier Scheheraſade, „der Tag bricht an und legt mir Stillſchweigen auf." Sie ſchwieg, und in der folgenden Nacht ſetzte ſie dieſelbe Geſchichte fort, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und neun und dreißigſte Nacht.

„Herr, wir ließen geſtern die beiden unnatürlichen Königinnen in dem abſcheulichen Vorſatze, die beiden Prinzen, ihre Söhne, zu verderben.

Als am folgenden Morgen der König Kamaralſaman von der Jagd zurückkam, war er ſehr erſtaunt, ſie in Einem Bette liegen zu finden, ganz verweint, und in einem ſo gut verſtellten Zuſtande, daß er zum Mitleide bewegt wurde. Er fragte ſie haſtig, was ihnen geſchehen wäre.

Auf dieſe Frage verdoppelten die treuloſen Königinnen ihr Seufzen und Schluchzen; und nachdem ſie ſich genug hatten bitten laſſen, nahm endlich die Königinn Ba=

dur das Wort. „Herr,“ ſagte ſie, „der gerechte Schmerz, der uns ergriffen hat, iſt ſo groß, daß wir das Tageslicht nicht mehr erblicken ſollten, nach der Schmach, welche die Prinzen, eure Söhne, uns durch eine Zügelloſigkeit ohnegleichen angethan haben. In Gemeinſchaft haben ſie, ihrer Geburt unwürdig, in eurer Abweſenheit die Frechheit und Schamloſigkeit gehabt, unſere Ehre anzutaſten. Euer Majeſtät erlaſſe uns, mehr davon zu ſagen: unſere Betrübnis wird euch genugſam das Uebrige errathen laſſen.“

Der König ließ ſogleich die beiden Prinzen rufen, und er hätte ihnen mit ſeiner eigenen Hand das Leben genommen, wenn der alte König Armanos, ſein Schwäher, der gegenwärtig war, ſeinen Arm nicht zurückgehalten hätte. „Mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „was willſt du thun? Willſt du deine Hände und deinen Palaſt mit deinem eigenen Blute beflecken? Es gibt ja noch andere Mittel, ſie zu beſtrafen, wenn ſie wirklich ſchuldig ſind.“ Er bemühte ſich, ihn zu beſänftigen, und bat ihn, ja genau zu unterſuchen, ob ſie wirklich das Verbrechen begangen hätten, deſſen man ſie anklagte.“

Kamaralſaman konnte es wohl über ſich gewinnen, nicht ſelber der Scharfrichter ſeiner Kinder zu ſein; aber, nachdem er ſie hatte verhaften laſſen, ließ er am Abend einen Emir Namens Giandar kommen, und trug ihm auf, ihnen außerhalb der Stadt, auf welcher Seite und ſo weit ab, als er wollte, das Leben zu nehmen, und nicht ohne ihren Kleider, zum Zeugniſſe des vollzogenen Befehls, zurückzukommen.

Giandar ritt die ganze Nacht hindurch mit den beiden Prinzen fort: am Morgen früh ſtieg er ab, und machte ihnen, mit Thränen in den Augen, den erhaltenen Befehl bekannt. „Prinzen,“ ſagte er zu ihnen, „dieſer Befehl iſt ſehr hart, und es iſt für mich ein grauſamer Schmerz, zum Vollſtrecker deſſelben erwählt zu ſein: wollte Gott, daß ich mich deſſen überheben könnte!“ — „Thut eure Pflicht,“ erwiederten die Prinzen; „wir wiſſen, daß ihr nicht die Urſache unſers Todes ſeid: wir verzeihen ihn euch von ganzem Herzen.“

Mit dieſen Worten umarmten ſich die Prinzen und ſagten ſich das letzte Lebewohl mit ſolcher Zärtlichkeit, daß ſie ſich lange nicht von einander losreißen konnten. Der Prinz Aſſad bot ſich zuerſt dar, den Todesſtreich zu empfangen. „Beginne mit mir,“ ſprach er zu Giandar, „damit ich nicht den Schmerz habe, meinen lieben Bruder Amgiad ſterben zu ſehen.“ Amgiad wollte es nicht zugeben, und Giandar konnte nicht, ohne noch mehr Thränen zu vergießen, als zuvor, Zeuge ihres Wettſtreites ſein, welcher bewies, wie aufrichtig und vollkommen ihre Freundſchaft war.

Sie ſchlichteten endlich dieſen rührenden Streit, und baten Giandar, ſie zuſammen zu binden und ſie in die bequemſte Lage zu ſetzen, daß er ihnen beiden zugleich den

den Todesſtreich geben könnte. „Verweigert nicht,“ fügten ſie hinzu, „dieſen Troſt zuſammen zu ſterben zwei unglücklichen Brüdern, welche, auch bis auf ihre Unſchuld, alles gemein gehabt haben, ſo lange ſie auf der Welt ſind.“

Giandar gewährte den beiden Prinzen ihren Wunſch: er band ſie, und als er ihnen die, wie er glaubte, angemeſſenſte Stellung gegeben hatte, um ihnen, ohne zu fehlen, mit Einem Streiche das Haupt abzuſchlagen, fragte er ſie, ob ſie vor ihrem Tode ihm noch etwas aufzutragen hätten.

„Wir bitten euch nur um eins,“ antworteten die beiden Prinzen, „nämlich, bei eurer Rückkehr den König, unſern Vater, feſt zu verſichern, daß wir unſchuldig ſterben, ihm jedoch nicht die Vergießung unſers Blutes zurechnen. Denn wir wiſſen, daß er von der Wahrheit des uns angeſchuldigten Verbrechens nicht recht unterrichtet iſt.“

Giandar verſprach ihnen, es nicht zu unterlaſſen, und zog zugleich ſeinen Säbel. Sein an einen Baum neben ihm gebundenes Pferd ward von dieſer Bewegung und dem Blinken des Säbels ſcheu, zerriß den Zaum, ſprang fort, und lief, was es laufen konnte, über das Feld dahin. Es war ein koſtbares und reich aufgeſchirrtes Roſs, welches Giandar ungern verlieren wollte. Verwirrt durch dieſen Zufall warf er, anſtatt den Prinzen den Kopf abzuhauen, den Säbel weg, und lief ſeinem Pferde nach, um es wiederzufangen.

Daß muthige Roſs machte vor Giandar mehrere Seitenſprünge, führte ihn ſo bis zu einem Walde, und lief hinein. Giandar folgte ihm auch hier: das Wiehern des Roſſes erweckte einen ſchlafenden Löwen, der Löwe lief hervor, und anſtatt auf das Roß loszugehen, kam er gerade auf Giandar zu, ſobald er ihn erblickte.

Giandar dachte nun nicht mehr an ſein Roſs: er war jetzt in größerer Sorge für die Erhaltung ſeines Lebens, und mußte dem Angriffe des Löwen ausweichen, der ihn nicht aus dem Geſichte verlor, ſondern ihn durch die Bäume nahe verfolgte. In dieſer höchſten Noth, ſprach er bei ſich ſelber: „Gott würde mir nicht dieſe Strafe zuſchicken, wenn die Prinzen, deren Tod mir befohlen iſt, nicht unſchuldig wären: zu meinem Unglücke habe ich nicht einmal meinen Säbel mich zu vertheidigen.“

Während Giandars Entfernung empfanden die beiden Prinzen einen gleich brennenden Durſt, den die Todesangſt ihnen verurſachte, ungeachtet ihrer edelmüthigen Ergebung in den grauſamen Befehl ihres Vaters. Der Prinz Amgiad machte ſeinen Bruder Amgiad bemerklich, daß nicht weit von ihnen eine Quelle wäre, und ſchlug ihm vor, ſich loszubinden, um hinzugehen und zu trinken. „Mein Bruder,“ erwiederte der Prinz Aſſ[illegible], „für die kurze Zeit, die wir noch zu leben haben, verlohnt es ſich nicht der Mühe unſern Durſt zu ſtillen: wir können ihn wohl noch einige Augenblicke aushalten.“

Ungeachtet dieſer Einwendung, band Amgiad ſich los, und auch ſeinen Bruder wider deſſen Willen; ſie gingen zu der Quelle; und nachdem ſie ſich erfriſcht hatten, hörten ſie in dem Walde, wohin Giandar ſeinem Roſſe gefolgt war, das Gebrüll des Löwen und lautes Geſchrei. Amgiad ergriff ſogleich den Säbel, den Giandar weggeworfen hatte, und ſagte zu Aſſad: „Mein Bruder, laß uns dem unglücklichen Giandar zu Hülfe eilen; vielleicht kommen wir noch zeitig genug, ihn aus der Gefahr, worin er iſt, zu befreien.“

Die beiden Prinzen verloren keine Zeit, und kamen in demſelben Augenblicke an, da der Löwe den Giandar niedergeworfen hatte. Als der Löwe den Prinzen Amgiad mit geſchwungenem Säbel auf ſich zukommen ſah, ließ er ſeine Beute fahren, und ſprang wüthend gerade auf ihn los; der Prinz erwartete ihn unerſchrocken, und verſetzte ihm einen ſo gewaltigen und geſchickten Schlag, daß er todt niederſtürzte.

Sobald Giandar erkannte, daß er den beiden Prinzen das Leben verdankte, warf er ſich ihnen zu Füßen, und dankte ihnen für die große Verpflichtung, die er ihnen hatte, in Ausdrücken die ſeine vollkommne Erkenntlichkeit bezeigten. „Prinzen,“ ſprach er zu ihnen, indem er wieder aufſtand und ihnen mit Thränen in den Augen die Hand küßte, „Gott behüte mich, daß ich noch euer Leben fordern ſollte, nach einer ſo großen und ſo glänzenden Hülfe, als ihr mir jetzo geleiſtet habt! Nimmer ſoll man dem Emir Giandar vorwerfen, daß er einer ſo großen Undankbarkeit fähig geweſen ſei.“

„Der Dienſt, den wir euch geleiſtet haben,“ erwiederten die Prinzen, „darf euch nicht abhalten, euern Befehl zu vollziehen. Wir wollen erſt euer Pferd wieder fangen, und dann nach dem Orte zurückkehren, wo ihr uns verlaſſen hattet.“

Sie hatten nicht viel Mühe, das Roſs wiederzufangen, nachdem ſeine Wildheit vergangen und es ſtehen geblieben war.

Aber als ſie wieder bei der Quelle waren, konnten ſie durch all ihr Bitten und Zureden den Emir Giandar doch nimmer dahin bringen, ſie zu tödten. „Das Einzige, was ich mir die Freiheit nehme, von euch zu fordern,“ ſagte er zu ihnen, „und um deſſen Bewilligung ich euch bitte, iſt, daß ihr euch mit dem behelfet, was ich euch von meinem Kleide anbieten kann, mir dagegen die eurigen gebet, und ſo weit weg gehet, daß der König, euer Vater, nimmer von euch reden höre.“

Die Prinzen waren gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen; und nachdem ſie ihm ihre Kleider gegeben, und ſich mit dem bedeckt hatten, was er ihnen von dem ſeinigen gab, nöthigte ſie der Emir Giandar, alles anzunehmen, was er an Gold und Silber bei ſich hatte, und nahm Abſchied von ihnen.

Als der Emir Giandar ſich von den Prinzen getrennt hatte, ritt er durch den Wald, färbte dort ihre Kleider mit dem Blute des Löwen, und ſetzte ſeinen Weg nach der Hauptſtadt der Ebenholz-Inſel fort.

Bei ſeiner Ankunft fragte ihn der König Kamaralſaman, ob er treulich den ihm gegebenen Befehl vollzogen hätte. „Herr,“ antwortete Giandar, indem er ihm die Kleider der beiden Prinzen überreichte, „hier ſind die Zeugniſſe davon.“

„Sage mir,“ fragte der König weiter, „auf welche Weiſe empfingen ſie die Strafe, die ich ihnen anthun ließ?“

„Herr,“ erwiederte Giandar, „ſie empfingen ſie mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, und mit einer Hingebung in den Willen Gottes, welche die Aufrichtigkeit ihres Glaubensbekenntniſſes[34] bezeugte; vorzüglich aber mit großer Ehrfurcht für Euer Majeſtät, und mit einer unbegreiflichen Unterwerfung bei ihrem Todesurtheil. „Wir ſterben unſchuldig,“ ſagten ſie, „aber wir murren deshalb nicht. Wir empfangen unſern Tod von der Hand Gottes, und verzeihen ihn dem König, unſerm Vater: wir wiſſen ſehr wohl, daß er nicht recht von der Wahrheit unterrichtet iſt.“

Kamaralſaman, innig gerührt über dieſen Bericht des Emirs Giandar, fiel darauf, die Taſchen in den Kleidern der beiden Prinzen zu durchſuchen, und begann bei denen Amgiads. Er fand darin einen Brief, öffnete ihn und las ihn. Er erkannte bald, daß die Königinn Haiatalnefus ihn geſchrieben hatte, nicht allein an der Handſchrift, ſondern auch an einer kleinen darin liegenden Haarlocke, und ſchauderte. Zitternd unterſuchte er auch Aſſads Taſchen, und der Brief der Königinn Badur, den er darin fand, traf ihn mit einem ſo plötzlichen und gewaltigen Schlage, daß er in Ohnmacht fiel. . . .“

Die Sultaninn Scheheraſade bemerkte bei dieſen letzten Worten, daß der Tag anbrach, hielt inne, und ſchwieg. In der folgenden Nacht nahm ſie den Faden der Geſchichte wieder auf, und ſagte zum Sultan von Indien:

Zweihundert und vierzigſte Nacht.

„Herr, nimmer glich ein Schmerz demjenigen, den Kamaralſaman bezeigte, ſobald er aus der Ohnmacht wieder zu ſich kam. „Was haſt du gethan, grauſamer Vater?“ rief er aus, „du haſt deine eigenen Kinder gemordet! Meine armen Söhne! Ihre Weisheit, ihre Beſcheidenheit, ihr Gehorſam, ihre Unterwerfung unter jeglichen deinen Willen, ihre Tugenden, ſprachen ſie bei dir nicht laut genug zu ihrer Vertheidigung? Verdienſt du wohl, daß die Erde dich noch trägt, nach einem ſo ſcheußlichen Verbrechen? — Ich habe mich ſelber in dieſe Schmach geſtürzt, und es iſt die Strafe Gottes, die mich trifft, daß ich nicht in dem Abſcheu gegen die Weiber beharrete, mit welchem ich geboren wurde. Ich will euer Verbrechen nicht durch euer Blut abwaſchen, ihr abſcheulichen Weiber! nein, ihr ſeid meines Zornes nicht würdig. Aber der Zorn des Himmels möge mich treffen, wenn ich euch jemals wiederſehe!“

Der König Kamaralſaman hielt ſeinen Eid gewiſſenhaft. Er ließ denſelben Tag noch die beiden Königinnen jede in ein abgeſondertes Zimmer bringen, worin ſie unter ſtrenger Aufſicht blieben, und ſein Lebelang nahte er ſich ihnen nicht mehr.

Während der König Kamaralſaman ſich ſo über den Verluſt der beiden Prinzen, ſeiner Söhne, betrübte, irrten dieſe in den Wüſten umher, indem ſie vermieden, bewohnten Gegenden zu nahen und irgend einem Menſchen zu begegnen; ſie lebten nur von Kräutern und wilden Früchten, und tranken nur trübes Regenwaſſer, das ſie in den Felſenhöhlungen fanden. Während der Nacht ſchliefen und wachten ſie wechſelsweiſe, um ſich vor den wilden Thieren zu ſchützen.

Nach Verlauf eines Monats gelangten ſie an den Fuß eines furchtbaren Berges, ganz von ſchwarzem Geſtein, und wie es ſchien, unerſteiglich. Sie bemerkten dennoch einen betretenen Weg; aber er war ſo ſchmal und ſteil, daß ſie nicht wagten ſich darauf einzulaſſen. In der Hoffnung, einen minder rauhen Weg zu finden, gingen ſie am Fuße des Berges hin, und wanderten ſo fünf Tage lang fort: aber ihre Mühe war vergeblich: ſie waren genöthigt, zu dem vorher verſchmähten Wege zurückzukehren. Sie fanden ihn ſo wenig gangbar, daß ſie lange Ueberlegungen anſtellten, ehe ſie ſich entſchloſſen, ihn zu betreten. Endlich ermuthigten ſie ſich, und ſtiegen hinauf.

Je weiter die beiden Prinzen kamen, je höher und ſchroffer ſchien ihnen der Berg, und ſie waren mehrmals in Verſuchung, ihr Unternehmen aufzugeben. Wenn der eine müde war, und der andere es bemerkte, ſo ſtand er ſtill, und beide ſchöpften wieder Athem. Manchmal waren alle beide ſo ermüdet, daß ihnen die Kräfte verſagten: dann gedachten ſie nicht weiter ſteigen zu können, ſondern vor Mattigkeit und Erſchöpfung zu ſterben. Wenn ſie aber, nach einigen Augenblicken ihre Kräfte ein wenig zurückkehren fühlten, faßten ſie wieder Muth und ſetzten ihren Weg fort.

Trotz ihrer Arbeit, ihrer Beharrlichkeit und ihren Anſtrengungen, war es ihnen doch nicht möglich, mit dem Ende des Tages den Gipfel zu erreichen. Die Nacht überfiel ſie, und der Prinz Aſſad fühlte ſich ſo ermüdet und ſeine Kräfte ſo erſchöpft, daß er ſtehen blieb: „Mein Bruder,“ ſagte er zum Prinzen Amgiad, „ich kann nicht mehr, ich muß den Geiſt aufgeben.“ — „Wir wollen uns ausruhen, ſo lange es dir gefällt,“ erwiederte Amgiad, indem er mit ihm ſtehen blieb, „und laß den Muth nicht ſinken. Du ſiehſt, wir haben nicht mehr viel zu ſteigen, und der Mond iſt uns günſtig.“

Nach einer guten halben Stunde Ruhe, machte Aſſad einen neuen Anſatz; und endlich erreichten ſie den Gipfel des Berges, wo ſie abermals ausruhten.

Amgiad ſtand zuerſt wieder auf, und ſah vor ſich in geringer Entfernung einen Baum. Er ging bis dahin, und fand einen Granatbaum mit reifen Früchten beladen, und am Fuße deſſelben eine Quelle. Er lief zurück zu Aſſad, verkündigte ihm die gute Neuigkeit, und führte ihn unter den Baum bei der Quelle. Sie erquickten ſich, aßen jeder eine Granate, und ſchliefen dann ein.

Als am folgenden Morgen die Prinzen erwacht waren, ſagte Amgiad zu Aſſad: „Auf, mein Bruder, laß uns unſern Weg fortſetzen, ich ſehe, daß der Berg auf dieſer Seite viel gemächlicher iſt, als auf der andern, und wir dürfen nur hinabſteigen.“

Aber Aſſad war von der Anſtrengung des vorigen Tages dermaßen ermüdet, daß er nicht weniger als drei Tage bedurfte, um ſich völlig herzuſtellen. Sie unterhielten ſich, wie ſie ſchon mehrmals gethan hatten, von der unnatürlichen Liebe ihrer Mütter, welche ſie in dieſen bejammernswürdigen Zuſtand verſetzt hatte. „Aber,“ ſagten ſie, „da Gott ſich auf ſo ſichtbare Weiſe unſer angenommen hat, ſo müſſen wir alle unſere Leiden mit Geduld ertragen, und uns mit der Hoffnung tröſten, daß er ihnen endlich ein Ziel ſetzen wird.“

Nach Verlauf der drei Tage machten die beiden Brüder ſich wieder auf den Weg; und da das Gebirge von dieſer Seite ſich in mehreren weiten Gefilden abſtufte, ſo gebrauchten ſie fünf Tage, bevor ſie in die Ebene kamen. Endlich entdeckten ſie mit viel Freude eine große Stadt. „Mein Bruder,“ ſagte hierauf Amgiad zu Aſſad, „biſt du mit mir derſelben Meinung, ſo bleib hier außerhalb der Stadt an irgend einem Orte, wo ich dich wiederfinde, während ich auf Kundſchaft hineingehe, um zu erfahren, wie die Stadt heißt, und in welchem Lande wir ſind; auch werde ich dafür ſorgen, Lebensmittel mitzubringen. Es iſt rathſam, daß wir nicht ſogleich alle beide hineingehen, wenn etwa Gefahr zu fürchten wäre.“

„Mein Bruder,“ verſetzte Aſſad, „ich billige ganz deinen Rath, er iſt weiſe und vorſichtig; wenn aber einer von uns beiden allein hinein gehen ſoll, ſo werde ich nie zugeben, daß du es biſt, ſondern du wirſt erlauben, daß ich es übernehme. Welcher Schmerz würde es für mich ſein, wenn dir ein Unglück begegnete.“

„Aber mein Bruder,“ entgegnete Amgiad, „daſſelbe was du für mich fürchteſt, muß ich für dich fürchten; ich bitte dich, mich gewähren zu laſſen, und mich mit Geduld zu erwarten.“ — „Ich werde es nie zugeben,“ erwie derte Aſſad: „und wenn mir etwas zuſtößt, ſo habe ich doch den Troſt zu wiſſen, daß du in Sicherheit biſt.“

Amgiad war genöthigt nachzugeben, und blieb unter den Bäumen am Fuße des Berges.

Zweihundert und ein und vierzigſte Nacht.

Der Prinz Aſſad in der Stadt der Magier.

Der Prinz Aſſad nahm Geld aus dem Beutel, welchen Amgiad trug, und ſetzte ſeinen Weg bis in die Stadt fort. Er hatte kaum einige Schritte in der erſten Straße gethan, als er einen ehrwürdigen Greis antraf, der wohlgekleidet war, und ein Rohr in der Hand trug. Da er ihn unbedenklich für einen bedeutenden Mann hielt, der ihn nicht täuſchen würde, ſo nahte er ſich ihm, und redete ihn an: „Herr, ich bitte euch, mir den Weg nach dem öffentlichen Platze zu zeigen.“

Der Greis betrachtete den Prinzen lächelnd, und ſagte zu ihm: „Mein Sohn, vermuthlich biſt du ein Fremder? du würdeſt mir nicht dieſe Frage thun, wenn dem nicht ſo wäre.“ — „Ja, Herr,“ antwortete Aſſad, „ich bin ein Fremder.“ — „Sei willkommen,“ ſagte der Greis hierauf; „unſer Land iſt ſehr geehrt, daß ein ſo wohlgebildeter Jüngling, wie du, ſich bemüht.

es zu beſuchen. Sage mir, was du auf dem öffentlichen Platze zu thun haſt.“

„Herr,“ antwortete Aſſad, „es ſind beinahe zwei Monate, daß ich mit meinem Bruder aus einem ſehr weit von hier entlegenen Lande abreiſten. Während dieſer Zeit ſind wir unaufhörlich fortgewandert, und wir kommen eben heute erſt an. Mein Bruder, von der ſo langen Reiſe ermüdet, iſt am Fuße des Berges geblieben, und ich komme, Lebensmittel für ihn und für mich zu holen.“

„Mein Sohn,“ ſagte hierauf wieder der Greis, „du biſt gerade zur gelegenſten Zeit gekommen, und ich freue mich für dich und deinen Bruder darüber. Ich habe heute mehreren meiner Freunde ein großes Gaſtmahl gegeben, von welchem eine Menge Gerichte, noch unberührt, übrig geblieben ſind. Komm mit mir, ich will dir davon zu eſſen geben; und wenn du geſättigt biſt, will ich dir davon noch für dich und deinen Bruder auf mehrere Tage Vorrath geben. Du haſt alſo nicht nöthig, dein Geld auf dem Markte auszugeben: Reiſende haben nie zu viel Geld. Zugleich kann ich dich, während du iſſeſt, von den Beſonderheiten unſerer Stadt beſſer unterrichten, als irgend jemand. Ein Mann wie ich, der die höchſten Aemter mit Ehren bekleidet hat, muß ſie wohl kennen. Du darfſt dich auch wohl freuen, daß du dich eher an mich, als an jemand anders gewandt haſt; denn ich muß dir im Vorbeigehen ſagen, daß nicht alle unſere Bürger ſo geſonnen ſind, wie ich; ich verſichere dich, es gibt darunter recht boshafte. Komm alſo; ich will dich kennen lehren, welch ein Unterſchied iſt zwiſchen einem ehrlichen Manne, wie ich bin, und ſo vielen Leuten, die ſich deſſen rühmen, aber es nicht ſind.“

„Ich bin euch unendlich verpflichtet,“ erwiederte der Prinz Aſſad, „für den guten Willen, welchen ihr mir bezeuget: ich überlaſſe mich ganz euch, und bin bereit, euch zu folgen, wohin es euch beliebt.“

Der Greis, der nun mit Aſſad an ſeiner Seite weiter ging, lachte in ſeinen Bart, und aus Furcht, daß Aſſad es bemerkte, unterhielt er ihn von mancherlei Dingen, damit er die gute Meinung behielte, welche er von ihm gefaßt hatte. „Man muß geſtehen,“ ſagte er zu ihm, „du haſt groſſes Glück, daß du dich früher an mich als an einen andern gewandt haſt. Ich preiſe Gott dafür, daß du mir begegnet biſt: du wirſt erfahren, warum ich dieß ſage, wenn du in mein Haus kömmſt.“

Der Greis erreichte endlich ſein Haus, und führte Aſſad in einen groſſen Saal, wo er vierzig Greiſe ſah, welche im Kreiſe um ein Feuer ſaßen, das ſie anbeteten.

Bei dieſem Schauſpiel empfand Aſſad nicht minder Abſcheu vor dem Anblicke ſo ſinnloſer Menſchen, daß ſie dem Geſchöpf, anſtatt dem Schöpfer ſelber, ihre Verehrung widmeten, als er von Schreck ergriffen wurde, ſo betrogen zu ſein und ſich an einem ſo ſcheuslichen Orte zu befinden.

Während Aſſad noch erſtarrt daſtand, grüßte der argliſtige Greis die vierzig Greiſe und ſprach zu ihnen: „Andächtige Verehrer des Feuers, heute iſt ein glücklicher Tag für uns. — Wo iſt Gasban?“[35] ſetzte er hinzu, „man rufe ihn her.“

Auf dieſe laut genug ausgeſprochenen Worte erſchien ein Schwarzer, der ſie unter dem Saale gehört hatte; und kaum hatte dieſer Schwarze, der Gasban war, den troſtloſen Aſſad erblickt, ſo verſtand er, weshalb er gerufen war. Er lief auf ihn zu, ſtürzte ihn durch eine Maulſchelle zu Boden, und band ihm die Arme mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit. Als er fertig war, befahl ihm der Greis: „Führ' ihn hinunter, und vergiß nicht, meinen Töchtern Boſtane und Kavame[36] zu ſagen, daß ſie ihm alle Tage tüchtig die Baſtonnade geben, dabei ein Brot am Morgen, und eins am Abend, zur ganzen Nahrung: das reicht hin, um ihn am Leben zu erhalten, bis zur Abfahrt des Schiffes nach dem Blauen Meere und dem Feuer-Berge: wir wollen ihn unſerer Gottheit zum angenehmen Opfer bringen....“

Die Sultaninn Scheherafade erzählte dieſe Nacht nicht weiter, weil der Tag ſchon anbrach. In der folgenden Nacht fuhr ſie fort, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und zwei und vierzigſte Nacht.

„Herr, ſobald der Greis den grauſamen Befehl ertheilt hatte, bemächtigte ſich Gasban Aſſads, unter Mishandlungen ließ er ihn unter den Saal hinabſteigen, und nachdem er ihn durch mehrere Thüren geführt hatte, bis in ein Loch, in welches man zwanzig Stufen hinabſtieg, feſſelte er ihn mit den Füßen an eine ſehr ſtarke und ſchwere Kette.

Sobald er damit fertig war, ging er hin, die Töchter des Greiſes zu benachrichtigen; aber der Alte war ſchon ſelber dort und ſprach zu ihnen: „Meine Töchter, ſteiget hinunter und gebet dem Muſelmann, den ich eben gefangen habe, die Baſtonnade, ſo wie ihr wohl wißt, und ſchonet ihn nicht: ihr könnt es nicht beſſer bezeigen, daß ihr gute Feueranbeterinnen ſeid.“

Boſtane und Kavame, auferzogen im Haſſe gegen alle Muſelmänner, empfingen dieſen Befehl mit Freuden. Sie ſtiegen augenblicklich in das Loch hinab, zogen Aſſad aus, und ſchlugen ihn unbarmherzig bis aufs Blut und bis er ohne Bewußtſein da lag. Nach dieſer grauſamen Mishandlung ſtellten ſie einen Krug voll Waſſers mit einem Brote neben ihn hin, und entfernten ſich.

Aſſad kam erſt lange Zeit nachher wieder zu ſich; und dieß geſchah nur, um Ströme von Thränen zu vergießen, indem er ſein Elend beweinte, jedoch mit dem Troſte, daß dieſes Unglück nicht ſeinem Bruder Amgiad begegnet wäre.

Der Prinz Amgiad erwartete am Fuße des Berges ſeinen Bruder Aſſad bis auf den Abend mit großer Ungeduld. Als er ſah, daß die Sonne ſchon längſt untergegangen war und ſein Bruder noch nicht zurückkam, gerieth er ſchier in Verzweiflung. Er brachte die Nacht in dieſer troſtloſen Unruhe hin; und ſobald der Tag anbrach, machte er ſich auf den Weg nach der Stadt.

Er war ſogleich ſehr verwundert, nur ſehr wenige Muſelmänner darin zu ſehen. Er ſprach den erſten, der ihm begegnete, an, und bat, ihm zu ſagen, wie die Stadt hieße. Er vernahm, daß es die Stadt der Magier war, ſo genannt, weil die Magier oder Feueranbeter darin die Ueberzahl, dagegen nur ſehr wenig Muſelmänner dort ſind. Er fragte auch, wie weit man von hier nach der Ebenholz-Inſel rechnete; und die Antwort war, man gebrauchte zur See vier Monate, und zu Lande ein Jahr zu der Reiſe. Der, an den er ſich gewandt hatte, verließ ihn plötzlich, nachdem er ihm dieſe beiden Fragen beantwortet hatte, und ſetzte ſeinen Weg fort, weil er dringende Geſchäfte hatte.

Amgiad, der mit ſeinem Bruder Aſſad nur in ſechs Wochen ungefähr von der Ebenholz-Inſel hergekommen war, konnte nicht begreifen, wie ſie einen ſo langen Weg in ſo kurzer Zeit gemacht hätten, wenn es nicht durch

Bezauberung geſchehen, oder der Weg über das Gebirge, den ſie gekommen, nicht um ſo viel kürzer, und nur wegen ſeiner Schwierigkeit nicht gebräuchlich wäre.

Indem er nun die Stadt durchwanderte, blieb er am Laden eines Schneiders ſtehen, den er an ſeiner Kleidung für einen Muſelmann erkannte, ſo wie er ſchon den erſten, mit dem er geſprochen, daran erkannt hatte.[36] Er ſetzte ſich, nachdem er ihn gegrüßt hatte, bei ihm nieder, und erzählte ihm den Gegenſtand ſeiner Bekümmernis.

Als der Prinz Amgiad geendigt hatte, erwiederte der Schneider: „Wenn euer Bruder einem Magier in die Hände gefallen iſt, ſo müßt ihr fürchten, ihn nie wiederzuſehen. Er iſt ohne Rettung verloren; und ich rathe euch, euch darüber zu tröſten und daran zu denken, euch ſelber vor einem ähnlichen Unfalle zu bewahren. Drum, wenn ihr mir folgen wollt, ſo bleibet bei mir, und ich will euch von allen Argliſten dieſer Magier unterrichten, damit ihr euch, beim Ausgehen, vor ihnen hüten könnet.“

Amgiad, ſehr betrübt über den Verluſt ſeines Bruders Aſſad, nahm das Erbieten an, und dankte dem Schneider tauſendmal für die ihm bewieſene Güte.

Geſchichte des Prinzen Amgiad mit einem Fräulein in der Stadt der Magier.

Der Prinz Amgiad ging einen ganzen Monat lang nicht anders durch die Stadt, als in Geſellſchaft des

Schneiders. Endlich wagte er es, allein ins Bad zu gehen. Auf dem Rückwege begegnete er in einer Straße, worin ſonſt niemand ging, einer Frau, die auf ihn zu kam.

Als die Frau einen ſo wohlgebildeten Jüngling friſch aus dem Bade kommen ſah, lüftete ſie ihren Schleier, und fragte ihn mit lächelnder Miene und freundlichen Augen, wohin er ginge. Amgiad konnte den Reizen, die ſie ihn ſehen ließ, nicht widerſtehen, und antwortete: „Schöne Frau, ich gehe nach Hauſe, oder mit euch, nach eurem Belieben.“

„Herr,“ erwiederte die Frau mit anmuthigem Lächeln, „Frauen meiner Art führen nicht die Männer in ihr Haus, ſondern gehen zu ihnen.“

Amgiad gerieth über dieſe unerwartete Antwort in große Verlegenheit. Er wagte es nicht, ſie zu ſeinem Wirthe zu führen, der daran Anſtoß genommen hätte; und er wäre in Gefahr geweſen, dadurch den Schutz zu verlieren, deſſen er in einer Stadt, wo man ſo vorſichtig ſein mußte, ſo ſehr bedurfte. Seine wenige Bekanntſchaft hier machte, daß er ſonſt keinen Ort wußte, wohin er die Schöne führen ſollte: und doch konnte er ſich nicht entſchließen, eine ſo ſchöne Gelegenheit entſchlüpfen zu laſſen. In dieſer Ungewißheit beſchloß er, ſich dem Zufalle zu überlaſſen: und ohne der Frau zu antworten, ging er vor ihr her, und ſie folgte ihm.

Der Prinz Amgiad führte ſie lange von Straße zu Straße, von Ecke zu Ecke, von Platz zu Platz; und beide waren ſchon vom Wandern ermüdet, als er eine Straße einſchlug, an deren Ende ein Haus von recht ſchönem Anſehen ſtand, deſſen ſehr hohe Pforte verſchloſſen war; an jeder Seite derſelben ſtand eine Bank: Amgiad ſetzte ſich auf die eine, um Athem zu ſchöpfen; und die Frau, noch müder als er, ſetzte ſich auf die andere.

Als die Schöne da ſaß, ſprach ſie zum Prinzen Amgiad: „Das hier iſt alſo euer Haus?“ — „Wie ihr ſeht, ſchöne Frau,“ antwortete der Prinz. „Warum öffnet ihr nicht?“ verſetzte ſie; „was wartet ihr noch?“ — „Schöne Frau,“ antwortete Amgiad, „ich habe den Schlüſſel nicht; ich habe ihn meinem Sklaven zurückgelaſſen, dem ich einen Auftrag gegeben, von welchem er noch nicht zurück ſein kann. Und da ich ihm noch befohlen habe, nach Ausrichtung dieſes Auftrages, mir Vorrath zu einem guten Mittagseſſen einzukaufen, ſo fürchte ich, wir werden noch lange auf ihn warten müſſen.“

Die Schwierigkeit, welche der Prinz fand, ſein Gelüſt zu befriedigen, das ihn ſchon anfing zu gereuen, hatte ihm dieſe Ausflucht eingegeben, in der Hoffnung, die Schöne würde ihn verlaſſen, um anderswo ihr Glück zu verſuchen: aber er täuſchte ſich.

„Das iſt doch ein nichtswürdiger Sklave, ſo lange auf ſich warten zu laſſen!“ verſetzte die Schöne; „ſobald er kömmt, will ich ſelber ihn abſtrafen, wie er es verdient, wenn ihr es nicht gehörig thut. Es iſt unterdeſſen nicht wohlanſtändig, daß ich mit einem Manne allein an der Thüre bleibe.“

Indem ſie dieß ſagte, ſtand ſie auf und ergriff einen Stein, um das Schloß zu zerſchlagen, welches nur von Holz und ſehr ſchwach war, nach Landes Art.

Amgiad, in Verzweiflung über dieſen Vorſatz, wollte ihn verhindern und ſagte zu ihr: „Schöne Frau, was wollt ihr thun? Ich bitte euch, habet nur noch einige Augenblicke Geduld.“

„Was habt ihr zu fürchten?“ verſetzte ſie: „iſt das Haus nicht euer? es iſt kein großer Schade um ein zerbrochenes Schloß von Holz; es iſt leicht durch ein anderes zu erſetzen.“

Sie zerſchlug alſo das Schloß: und als die Thüre geöffnet war, trat ſie hinein, und ging voran.

Als Amgiad die Thüre des Hauſes erbrochen ſah, hielt er ſich für verloren. Er ſchwankte, ob er eintreten oder entſchlüpfen und ſich der, wie er glaubte, unvermeidlichen Gefahr entziehen ſollte; und er war ſchon im Begriffe das letzte zu thun, als die Schöne ſich umdrehte und ſah, daß er ihr nicht folgete.

„Was iſt euch? warum tretet ihr nicht in euer Haus?“ fragte ſie ihn. „Schöne Frau,“ antwortete er, „ich wollte mich nur umſchauen, ob mein Sklave noch nicht zurückkäme, weil ich fürchte, daß noch nichts bereit iſt." — „Kommet, kommet," fuhr ſie fort, „wir können beſſer drinnen warten, als hier außen, bis er kömmt."

Der Prinz Amgiad trat alſo wider ſeinen Willen in einen geräumigen und reinlich gepflaſterten Hof. Von hier ſtieg er mit der Schönen einige Stufen hinauf in eine große Vorhalle, wo beide einen offenen, ſchön eingerichteten Saal erblickten, und in dem Saale eine Tafel mit auserleſenen Gerichten, eine andere mit verſchiedenen Arten ſchöner Früchte, und einen Schenktiſch mit Weinflaſchen beſetzt.

Als Amgiad dieſe Zurichtungen ſah, zweifelte er nicht mehr an ſeinem Verderben. „Es iſt um dich geſchehen, armer Amgiad," ſprach er zu ſich ſelber, „du wirſt deinen geliebten Bruder Aſſad nicht lange überleben!"

Die Schöne dagegen, erfreut über dieß angenehme Schauſpiel, rief aus: „Wie nun, Herr? ihr fürchtetet, daß nichts bereit wäre: ihr ſeht indeſſen, daß euer Sklave fleißiger geweſen iſt, als ihr glaubtet. Zwar, wenn ich mich nicht täuſche, ſo ſind dieß Vorbereitungen für eine andere Frau, als mich: aber das thut nichts; mag dieſe Frau kommen, ich verſpreche euch, nicht eiferſüchtig darüber zu ſein. Ich bitte euch nur um die Gnade, mir zu erlauben, daß ich ſie und auch euch bediene."

Amgiad konnte ſich nicht enthalten, über den Scherz der Schönen zu lachen, ſo bekümmert er auch war. „Schöne

Frau," erwiederte er, obwohl er im Herzen ganz andere troſtloſe Gedanken hegte, „ich verſichere euch, daß nichts weniger ſtatt findet, als was ihr euch einbildet: dieß iſt nur meine gewöhnliche einfache Lebensweiſe."

Da er ſich nicht entſchließen konnte, ſich an eine Tafel zu ſetzen, die nicht für ihn bereitet war, ſo wollte er ſich auf das Sofa ſetzen; aber die Schöne verhinderte ihn daran, und ſprach zu ihm: „Was wollt ihr thun? nach dem Bade müßt ihr Hunger haben: drum wollen wir uns zu Tiſche ſetzen, eſſen und fröhlich ſein."

Amgiad war genöthigt zu thun, was die Schöne wollte: ſie ſetzten ſich zu Tiſche und aßen. Nach den erſten Biſſen nahm die Schöne eine Flaſche und ein Glas, ſchenkte ſich ein, und trank zuerſt auf Amgiads Geſundheit. Als ſie ausgetrunken hatte, füllte ſie daſſelbe Glas, und reichte es Amgiad, der ihr auch Beſcheid that.

Je mehr Amgiad über ſein Abenteuer nachdachte, je mehr war er in Verwunderung, daß der Herr des Hauſes nicht erſchien, und daß ein ſo ſauberes und reichlich verſehenes Haus ſogar ohne einen einzigen Bedienten war. „Mein Glück wäre außerordentlich," ſagte er bei ſich ſelber, „wenn der Herr nicht eher kommen könnte, als bis ich mich aus dieſem Handel gewickelt hätte."

Während er ſich mit dieſen Gedanken, und anderen, noch verdrießlicheren beſchäftigte, fuhr die Schöne fort zu eſſen, trank auch von Zeit zu Zeit, und nöthigte ihn, daſſelbe zu thun.

Sie waren bald bei den Früchten, als der Herr des Hauſes ankam.

Dieß war aber der Ober-Stallmeiſter des Königs der Magier, und ſein Name war Bahader.[37] Das Haus gehörte ihm; er hatte aber noch ein anderes, worin er eigentlich wohnte. Dieſes hier bediente er ſich nur, um inſonderheit drei oder vier erwählte Freunde bei ſich zu bewirthen; er ließ alles dazu von ſeinem Wohnhauſe hieher bringen; und das hatte er auch dieſen Tag durch einige ſeiner Leute thun laſſen, die kurz vor Amgiads Ankunft mit ſeiner Schönen, wieder weggegangen waren.

Bahader kam ohne Gefolge und verkleidet, wie gewöhnlich. Er kam etwas vor der ſeinen Freunden beſtimmten Stunde, und war nicht wenig überraſcht, die Thüre ſeines Hauſes erbrochen zu ſehen. Er trat ohne Geräuſch ein; und als er hörte, daß in dem Saale geſprochen wurde und man ſich luſtig machte, ſchlich er ſich längs der Mauer hin und ſteckte den Kopf halb in die Thüre, um zu ſehen, was für Leute es wären. Als er ſah, daß es ein junger Mann mit einer jungen Frau war, die an der Tafel ſpeiſten, welche nur für ſeine Gäſte und für ihn bereitet worden, und daß alſo das Unglück nicht ſo groß war, als er ſich anfangs eingebildet hatte, ſo beſchloß er, ſich damit eine Luſt zu machen.

Die Schöne, welche den Rücken nach der Thüre gewandt hatte, konnte den Ober-Stallmeiſter nicht ſehen; aber Amgiad erblickte ihn ſogleich, als er gerade das Glas in der Hand hatte. Er verwandelte bei dieſem Anblicke die Farbe, und blickte ſtarr nach Bahader, der ihm ein Zeichen gab, zu ſchweigen und zu ihm zu kommen.

Amgiad trank und ſtand auf. „Wo wollt ihr hin?“ fragte ihn die Schöne. „Edle Frau,“ antwortete er ihr, „bleibet, ich bitte euch, ich bin ſogleich wieder bei euch: ich muß einen Augenblick hinausgehen.“

Er ging zu Bahader, der ihn in der Vorhalle erwartete und ihn in den Hof führte, um mit ihm zu reden, ohne daß die Frau es hörte …“

Scheheraſade bemerkte bei dieſen letzten Worten, daß es für den Sultan von Indien Zeit wäre aufzuſtehen, und ſchwieg. In der folgenden Nacht aber hatte ſie Zeit, fortzufahren, und alſo zu ihm zu ſprechen:

Zweihundert und drei und vierzigſte Nacht.

„Herr, als Bahader und der Prinz Amgiad in dem Hofe waren, fragte Bahader den Prinzen, durch welches Abenteuer er ſich mit dem Fräulein in ſeinem Hauſe befände, und warum ſie die Thüre deſſelben erbrochen hätten?

„Herr,“ antwortete Amgiad, „ich muß euch ſehr ſtrafbar erſcheinen, aber wenn ihr die Gütigkeit haben wollt, mich anzuhören, ſo hoffe ich, ihr werdet mich entſchuldigen.“ Er fuhr hierauf fort, und erzählte ihm in wenig Worten, wie die Sache zuſammenhinge, ohne etwas zu verſchweigen; und um ihn völlig zu überzeugen, daß er einer ſolchen unwürdigen Handlung, wie die Erbrechung eines Hauſes, nicht fähig wäre, verhehlte er ihm auch nicht, daß er ein Prinz wäre, und ſagte ihm die Urſache, warum er ſich in der Stadt der Magier befände.

Bahader, der von Natur ein Freund der Fremden war, freute ſich über die Gelegenheit, einem von dem Stande und Range Amgiads zu dienen. Denn nach ſeinem Weſen, ſeinem edlen Anſtande, ſeinen Reden und gewählten und feinen Ausdrücken, zweifelte er keinesweges an ſeiner Aufrichtigkeit.

„Prinz,“ ſprach er zu ihm, „ich bin äußerſt erfreut, Gelegenheit gefunden zu haben, euch in einem ſo luſtigen Abenteuer, wie das mir von euch erzählte iſt, zu dienen. Weit entfernt, euer Feſt zu ſtören, mache ich mir ein großes Vergnügen daraus, zu eurer Luſt beizutragen Ich bin der Ober-Stallmeiſter des Königs, und heiße Bahader. Ich habe einen Palaſt zu meiner eigentlichen Wohnung, und dieſes Haus habe ich dazu, um manchmal mit meinen Freunden gemächlicher zuſammenzukommen. Ihr habt eurer Schönen eingebildet, ihr habet einen Sklaven, obwohl ihr keinen habt. Ich will dieſer Sklave ſein; und damit ihr euch darüber kein Bedenken machet und euch nicht entſchuldiget, ſo wiederhole ich euch, daß ich es durchaus ſein will; und ihr ſollt bald die Urſache davon hören. Gehet alſo und ſetzet euch wieder auf euern Platz; fahret fort euch zu erluſtigen: und wenn ich nach einiger Zeit hereinkomme und im Sklavenkleide vor euch trete, ſo ſcheltet mich tüchtig aus; ja ſcheuet euch ſelbſt nicht, mich zu ſchlagen: ich werde euch bedienen, ſo lange ihr bei Tiſche ſitzet, bis in die Nacht. Ihr ſchlaft mit der Schönen hier, und morgen früh entlaſſe ich euch mit Ehren. Darnach werde ich mich bemühen, euch noch andere wichtigere Dienſte zu leiſten. Gehet alſo, und verlieret keine Zeit."

Amgiad wollte etwas einwenden, aber der Ober-Stallmeiſter ließ es nicht zu, ſondern zwang ihn, zu dem Fräulein zurückzukehren.

Kaum war Amgiad wieder in den Saal gegangen, als die eingeladenen Freunde des Ober-Stallmeiſters ankamen. Er bat ſie freundlich, ihn zu entſchuldigen, daß er ſie dieſen Tag nicht bewirthete, indem er ihnen zu verſtehen gab, ſie würden gewis die Urſache davon billigen, wenn er ſie ihnen am nächſten Tage ſagen würde. Sobald ſie ſich wieder entfernt hatten, ging er hin und legte ein Sklavenkleid an.

Der Prinz Amgiad kam wieder zu der Schönen, ſehr vergnügten Herzens, daß der Zufall ihn in ein Haus geführt hatte, deſſen Herr ein ſo ausgezeichneter Mann war, und ſich ſo artig gegen ihn benahm. Indem er ſich wieder an den Tiſch ſetzte, ſagte er zu ihr: „Schöne Frau, ich bitte euch tauſendmal um Vergebung wegen meiner Unhöflichkeit und wegen meiner verdrießlichen Laune, worin die Abweſenheit meines Sklaven mich verſetzt: der Schlingel ſoll's mir bezahlen; ich will ihm zeigen, ob er ſo lange ausbleiben darf.“

„Laſſet euch das nicht beunruhigen,“ verſetzte die Schöne; „deſto ſchlimmer für ihn: macht er Streiche ſo ſoll er ſie büßen. Denken wir nicht mehr daran, ſondern nur, uns zu erfreuen.“

Sie fuhren nun fort zu tafeln, und mit deſto mehr Annehmlichkeit, da Amgiad nicht mehr, wie bisher, beſorgt war, was aus dem Uebermuthe der Schönen entſtehen würde, welche die Thüre des Hauſes doch nicht hätte erbrechen ſollen, wenn ſelbſt das Haus Amgiad gehört hätte. Sie war in der heiterſten Laune, und beide wechſelten tauſend Scherzreden, indem ſie mehr tranken als aßen, bis Bahader, als Sklave verkleidet, ankam.

Der Sklave war ſehr betreten, als er ſeinen Herrn ſchon in Geſellſchaft ſah, und daß er ſo ſpät zurückkam. Er warf ſich ihm zu Füßen und küßte den Boden, um ſeine Gnade anzuflehen; und als er ſich wieder aufgerichtet hatte, ſtand er mit niedergeſchlagenen Augen und gekreuzten Armen und erwartete ſeine Befehle.

„Nichtswürdiger Sklave,“ ſprach Amgiad zu ihm, mit

Zorn im Auge und im Tone, „ſage mir, gibt's noch einen ſchändlicheren Sklaven, als du biſt! Wo biſt du geweſen? Was haſt du gemacht, daß du jetzt erſt zurückkömmſt?“

„Herr,“ antwortete Bahader, „ich bitte euch um Verzeihung: ich habe die mir von euch gegebenen Aufträge ausgerichtet; ich glaubte nicht, daß ihr ſo bald zurückkommen würdet.“

„Du biſt ein Taugenichts,“ fuhr Amgiad fort, „und mit tüchtigen Prügeln will ich dich lügen und deine Schuldigkeit verſäumen lehren.“

Zugleich ſtand er auf, ergriff einen Stock und gab ihm damit zwei oder drei ziemlich leichte Schläge; worauf er ſich wieder an den Tiſch ſetzte.

Die Schöne war aber mit dieſer Strafe nicht zufrieden; ſie ſtand ebenfalls auf, nahm den Stock und bedeckte Bahader ſchonungslos mit ſo viel Schlägen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Amgiad, äußerſt betreten über die Freiheit, welche ſie ſich nahm, und einen königlichen Beamten von dieſer Bedeutung ſo mishandelte, mochte ſchreien was er wollte, daß es genug wäre, ſie ſchlug immer zu. „Laſſet mich gewähren,“ ſagte ſie, „ich will mir Genugthuung verſchaffen, und ihn lehren, ein andermal ſo lange ausbleiben.“ Sie fuhr fort mit ſolcher Wuth zu ſchlagen, daß er genöthigt war, aufzuſtehen und ihr den Stock zu entreißen, den ſie nur nach heftigem Widerſtande fahren ließ. Und als ſie nun den Bahader nicht mehr ſchlagen konnte, ſetzte ſie ſich wieder auf ihren Platz und ſchimpfte ihn noch tüchtig aus.

Bahader trocknete ſeine Thränen, bediente ſie dann, und ſchenkte ihnen ein. Als er ſah, daß ſie nicht mehr tranken und aßen, deckte er ab, ſäuberte den Saal, ſtellte alles wieder an ſeinen Platz, und als es Nacht ward, zündete er die Wachskerzen an. So oft er hinausging oder herein kam, unterließ die Schöne nicht, auf ihn zu grollen, ihm zu drohen und ihn zu ſchimpfen; zum großen Misvergnügen Amgiads, der ihn gern ſchonen wollte und ihm nichts zu ſagen wagte.

Als es Zeit war, ſich niederzulegen, bereitete Bahader ihnen ein Bette auf dem Sofa, und zog ſich in ein Gemach zurück, wo er, nach einer ſo langen Anſtrengung, bald einſchlief.

Amgiad und die Schöne unterhielten ſich noch eine ſtarke halbe Stunde; und die Schöne mußte, bevor ſie ſich niederlegte, noch einmal hinausgehen. Da ſie auf dem Gange durch die Vorhalle Bahader ſchon ſchnarchen gehört, und im Saal einen Säbel bemerkt hatte, ſo ſprach ſie, als ſie wieder hereinkam, zu Amgiad: „Herr, ich bitte euch, mir zu Liebe ein Ding zu thun.“ — „Was ſteht zu euern Dienſten?“ fragte Amgiad. „Thut mir den Gefallen,“ fuhr ſie fort, „nehmet dieſen Säbel, und gehet hin und hauet euerm Sklaven den Kopf ab.“

Amgiad war höchſt erſtaunt über dieſe Anmuthung, welche, wie er nicht zweifelte, der Wein dem Weibe eingab. „Schöne Frau,“ ſagte er darauf, „laſſen wir den Sklaven in Ruhe; er verdient nicht, daß ihr an ihn noch denket: ich habe ihn beſtraft, und ihr ſelber habt ihn gezüchtigt, das iſt genug; übrigens bin ich ſehr zufrieden mit ihm und er iſt ſonſt frei von dieſem Fehler.“

„Ich begnüge mich nicht damit,“ verſetzte das wüthende Weib; „ich will den Tod dieſes Spitzbuben; und wenn er nicht von eurer Hand ſtirbt, ſo ſoll er von der meinen ſterben.“

Mit dieſen Worten ergreift ſie den Säbel, zieht ihn aus der Scheide, und ſchlüpft hinaus, ihren mörderiſchen Vorſatz zu vollbringen.

Amgiad ereilte ſie in der Vorhalle, trat ihr in den Weg, und ſagte zu ihr: „Schöne Frau, ich muß euch ſchon genugthun, weil ihr es durchaus wollt: es würde mir leid thun, wenn ein anderer als ich, meinem Sklaven das Leben nähme.“

Als ſie ihm hierauf den Säbel gegeben hatte, fuhr er fort: „Kommet, folget mir, und machet kein Geräuſch, damit er nicht aufwache.“

Sie traten nun in das Zimmer, wo Bahader ſchlief: aber anſtatt ihn zu tödten, ſchwang Amgiad den Säbel gegen das Weib, und ſchlug ihr den Kopf ab, der auf Bahader hin flog ...“

Der Tag war ſchon angebrochen, als Scheheraſade dieſe Worte ausſprach: ſie bemerkte es, und ſchwieg.

In der folgenden Nacht nahm ſie ihre Erzählung wieder auf, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und vier und vierzigſte Nacht.

„Herr, der Kopf des Weibes, der auf den Oberſtallmeiſter fiel, würde ſeinen Schlaf unterbrochen haben, wenn ihn auch der Klang des Säbelhiebes nicht aufgeweckt hätte. Erſtaunt, Amgiad mit dem blutigen Säbel, und den Leichnam des Weibes ohne Kopf am Boden liegen zu ſehen, fragte er ihn, was dieß bedeutete.

Amgiad erzählte ihm alles, wie es zugegangen war, und ſagte zum Schluſſe: „Um dieſe Wüthende abzuhalten euch das Leben zu nehmen, ſah ich kein anderes Mittel, als es ihr ſelber zu rauben.“

„Herr,“ ſagte hierauf Bahader, voll Erkenntlichkeit, „Perſonen eures Geblütes und von ſolchem Edelmuthe ſind nicht im Stande, ſo nichtswürdige Handlungen zu begünſtigen. Ihr ſeid mein Befreier, und ich kann euch nicht genug dafür danken.“

Nachdem er ihn umarmt hatte, um ihm noch ſtärker auszudrücken, wie ſehr er ihm verpflichtet wäre, ſagte er: „Vor Anbruche des Tages muß der Leichnam hier weggeſchafft werden, und das will ich thun.“ Amgiad wollte es nicht zugeben, und ſagte, er würde ihn ſelber wegtragen, weil er den Streich gethan hätte. „Einem neuen Ankömmling in dieſer Stadt, wie ihr ſeid, würde es nicht gelingen,“ entgegnete Bahader. „Laſſet mich nur machen, und bleibet ruhig hier. Wenn ich vor Tages nicht zurückkomme, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Wache mich ergriffen hat. Auf dieſen Fall laſſe ich euch hier eine ſchriftliche Schenkung dieſes Hauſes mit allem Geräthe, ſo daß ihr es ohne weiteres bewohnen könnt.“

Als Bahader die Schenkung niedergeſchrieben und dem Prinzen Amgiad überliefert hatte, ſteckte er den Rumpf des Weibes ſammt dem Kopfe in einen Sack, lud dieſen auf ſeine Schultern, und wanderte von Straße zu Straße dem Meere zu. Er war aber noch nicht weit, als er dem Polizeirichter begegnete, der in Perſon die Runde machte. Die Leute des Richters hielten ihn an, öffneten den Sack, und fanden darin den Leichnam des ermordeten Weibes ſammt ihrem Kopfe.

Der Richter erkannte den Ober-Stallmeiſter, ungeachtet ſeiner Verkleidung, und führte ihn in ſein Haus; und da er ihn, ſeiner Würde wegen, nicht hinrichten zu laſſen wagte, ohne dem Könige davon zu berichten, ſo führte er ihn am folgenden Morgen vor den König. Als dieſer aus dem Berichte des Richters das Verbrechen des Ober-Stallmeiſters vernommen hatte, und ihn, den Anzeigen nach, für ſchuldig hielt, ſo überhäufte er ihn mit Schmähungen, und rief aus: „So alſo ermordeſt du meine Unterthanen, um ſie zu berauben, und wirfſt ihre Leichen ins Meer, um deinen Frevel zu verbergen! Man befreie ſie von ihm, und hänge ihn auf!“

Wie unſchuldig Bahader war, er empfing dieſes Todesurtheil mit völliger Ergebung, und ſagte nicht ein Wort zu ſeiner Vertheidigung.

Der Richter führte ihn wieder ab, und während der Galgen aufgerichtet wurde, ließ er durch die ganze Stadt ausrufen, wie am Mittage der Ober-Stallmeiſter für einen begangenen Mord beſtraft werden ſollte.

Der Prinz Amgiad, der den Ober-Stallmeiſter vergeblich erwartet hatte, gerieth in unglaubliche Beſtürzung, als er auch in dem Hauſe, wo er geblieben war, dieſen Ausruf vernahm. „Wenn einer für den Tod dieſes ſo ſchändlichen Weibes ſterben ſoll,“ ſagte er bei ſich ſelber, „ſo iſt es nicht der Ober-Stallmeiſter, ſondern ich bin es; und ich will nicht zulaſſen, daß der Unſchuldige anſtatt des Schuldigen beſtraft werde.“

Ohne weiter zu überlegen, ging er hinaus, und begab ſich nach dem Platze, wo die Hinrichtung vor ſich gehen ſollte, und wohin das Volk von allen Seiten zuſammenlief.

Sobald Amgiad den Richter erſcheinen und Bahader nach dem Galgen führen ſah, drängte er ſich vor ihn hin und ſagte zu ihm: „Herr, ich komme, euch zu erklären und zu verſichern, daß der Ober-Stallmeiſter, den ihr zum Tode führen wollt, ganz unſchuldig an dem Morde dieſer Frau iſt. Ich bin es, der dieſes Verbrechen begangen hat; wenn es eins iſt, einem abſcheulichen Weibe das Leben zu nehmen, welche ihm ſelber es rauben wollte. Höret, den ganzen Verlauf der Sache.“

Als der Prinz Amgiad dem Richter bekannt hatte, auf welche Weiſe ihn beim Ausgange aus dem Bade die Frau angelockt, wie ſie veranlaßt, daß er in das Haus des Ober-Stallmeiſters gedrungen, und alles was darin vorgegangen, bis zu dem Augenblicke, daß er ihr den Kopf abhauen mußte, um das Leben des Ober-Stallmeiſters zu retten, ſo ſtellte der Richter die Hinrichtung ein, und führte den Prinzen mit dem Ober-Stallmeiſter zum Könige.

Der König wollte von Amgiad ſelber die Sache vernehmen; und Amgiad, um ſeine und des Ober-Stallmeiſters Unſchuld noch eindringlicher zu machen, benutzte dieſe Gelegenheit, dem Könige zugleich ſeine und ſeines Bruders Aſſad Geſchichte zu erzählen, von Anfang her bis zu ihrer Ankunft, und bis zu dem Augenblicke, da er hier vor ihm redete.

Als der Prinz geendigt hatte, ſprach der König zu ihm: „Prinz, ich bin erfreut, daß dieſer Vorfall mir Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen: ich ſchenke euch nicht allein das Leben, ſo wie meinem Ober-Stallmeiſter, den ich dafür lobe, daß er es mit euch ſo gut gemeint hat, und ihn in ſein Amt wieder einſetze; ſondern ernenne euch ſelbſt zu meinem Groß-Weſyr, um euch für die ungerechte, obwohl zu entſchuldigende Behandlung des Königs, euers Vaters, zu entſchädigen. In Betreff des Prinzen Aſſad, ſo erlaube ich euch, all euer von mir verliehenes Anſehen zu gebrauchen, um ihn wiederzufinden.“

Nachdem Amgiad dem Könige der Stadt und des Landes der Magier gedankt, und die Stelle des Groß-Weſyrs eingenommen hatte, ſo wandte er alle erſinnliche Mittel an, um den Prinzen, ſeinen Bruder, wiederzufinden. Er ließ durch die öffentlichen Ausrufer in allen Stadt-Vierteln, denjenigen eine große Belohnung bieten, die ihn ſelber brächten oder auch nur irgend eine Nachricht von ihm mittheileten; er ſandte Leute darnach umher: aber, welche Mühe er ſich auch gab, er konnte nicht das geringſte von ihm erfahren.

Zweihundert und fünf und vierzigſte Nacht.

Fortſetzung der Geſchichte des Prinzen Aſſad.

Aſſad war unterdeſſen ſtäts in dem Loche gefeſſelt, worin er durch die Gewandtheit des argliſtigen Greiſes verſperrt worden; und Boſtane und Kavame, die Töchter des Alten, mishandelten ihn fortwährend mit derſelben Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit.

So nahte das große Feſt der Feueranbeter heran. Man rüſtete das Schiff aus, welches gewöhnlich die Fahrt nach dem Feuerberge machte; man belud es mit Waaren, unter der Leitung eines Hauptmanns, Namens Behram [38], eines großen Eiferers für die Religion der Magier. Als es in Bereitſchaft war unter Segel zu gehen, ließ Behram auch Aſſad einſchiffen, und zwar in einer halb mit Waaren angefüllten Kiſte, deren Bretter Oeffnungen genug hatten, um die ihm zum Athemholen nöthige Luft einzulaſſen; und ſo ließ er die Kiſte in den unterſten Schiffsraum hinabſenken.

Ehe das Schiff unter Segel ging, wollte der Groß-Weſyr Amgiad, Aſſads Bruder, es unterſuchen, weil er Kunde hatte, daß die Feueranbeter jedes Jahr einen Muſelmann auf dem Feuerberge zu opfern pflegten, und daß Aſſad, der vielleicht in ihre Hände gefallen war, wohl zu dieſer blutigen Feier beſtimmt ſein könnte. Er ging alſo ſelber hin, ließ alle Matroſen und Reiſenden auf das Verdeck treten, während ſeine Leute das ganze Schiff durchſuchten: aber Aſſad wurde nicht gefunden, er war zu gut verſteckt.

Nach geſchehener Durchſuchung, verließ das Schiff den Hafen; und als es auf offener See war, befahl Behram, den Prinzen Aſſad aus der Kiſte zu ziehen, und ließ ihn an eine Kette legen, um ſich ſeiner zu verſichern, aus

Furcht, er möchte ſich, weil er wohl wußte, daß man ihn opfern wollte, verzweiflungsvoll ins Meer ſtürzen.

Nach einigen Tagen ward der günſtige Wind, der bisher das Schiff begleitet hatte, plötzlich widrig, und zwar auf eine Weiſe, daß er zum wüthendſten Sturm anwuchs. Das Schiff verlor nicht allein ganz ſeine Richtung, ſondern Behram und ſein Steuermann wußten auch ſelbſt nicht mehr, wo ſie waren, und ſie fürchteten, jeden Augenblick auf eine Klippe zu ſtoßen, und daran zu ſcheitern. Als der Sturm am heftigſten war, entdeckten ſie Land, und Behram erkannte es für die Gegend, wo der Hafen und die Hauptſtadt der Königinn **Margiane**[39] lag, und war darüber ſehr beſtürzt.

Denn die Königinn Margiane war Muſelmann, und tödtliche Feindinn der Feueranbeter. Nicht allein duldete ſie keinen in ihren Staaten, ſondern ſie erlaubte ſogar keinem ihrer Schiffe, darin zu landen.

Unterdeſſen ſtand es nicht mehr in Behrams Gewalt, den Hafen ihrer Hauptſtadt zu vermeiden, wenn er nicht gegen die Küſte laufen und daran zerſchellen wollte, da ſie von furchtbaren Felſen umſtarrt war. In dieſer äußerſten Noth ging er mit ſeinem Steuermann und ſeinen Matroſen zu Rathe. „Kinder,“ ſprach er, „ihr ſeht die Noth, worin wir uns befinden. Wir haben nur zwiſchen zwei Dingen zu wählen: entweder müſſen wir uns von den Wellen verſchlingen laſſen, oder uns bei der Königinn

Margiane retten. Aber ihr unverſöhnlicher Haß gegen unſere Religion und alle Bekenner derſelben iſt euch bekannt. Sie wird nicht verfehlen, ſich unſers Schiffes zu bemächtigen und uns alle erbarmungslos umbringen zu laſſen. Ich ſehe nur ein einziges Mittel, das uns vielleicht retten kann. Ich meine, daß wir den Muſelmann, den wir hier an der Kette haben, losmachen und ihn als Sklaven ankleiden. Wenn nun die Königinn Margiane mich vor ſich kommen läßt und mich nach meinen Gewerbe fragt, ſo will ich ihr antworten, ich ſei ein Sklavenhändler und habe ſchon alle verkauft, die ich gehabt, bis auf einen, deſſen ich mich als Schreiber bediene, weil er leſen und ſchreiben könne. Sie wird ihn ſehen wollen: und da er wohlgebildet und überdieß von ihrer Religion iſt, ſo wird ſie, von Mitleid gerührt, nicht unterlaſſen mir anzumuthen, daß ich ihn ihr verkaufe, und ſich dafür erbieten, uns in ihrem Hafen zu dulden, bis zum nächſten günſtigen Wetter. Wißt ihr etwas Beſſeres, ſo ſaget es mir, ich werde es gern hören.“

Der Steuermann und die Matroſen ſtimmten ſeinem Vorſchlage bei, der auch ſogleich ausgeführt wurde....“

Die Sultaninn Scheherafade war genöthigt, bei dieſen letzten Worten ſtehen zu bleiben, weil der Tag ſich ſchon blicken ließ.

Sie nahm dieſelbe Erzählung in der folgenden Nacht wieder auf, und ſprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und ſechs und vierzigſte Nacht.

„Herr, Behram ließ den Prinzen Aſſad von der Kette losmachen, ihn ſehr ſauber in Sklaventracht kleiden, wie es ſeinem Schiffſchreiber geziemte, als welchen er ihn der Königinn Margiane vorſtellen wollte. Er hatte kaum alles ſo eingerichtet, wie er wünſchte, als das Schiff in den Hafen einlief, wo er Anker werfen ließ.

Sobald die Königinn Margiane, deren Palaſt am Meere gelegen war, ſo daß der Garten ſich bis ans Geſtade erſtreckte, das Schiff anlegen ſah, ſandte ſie nach dem Hauptmanne, daß er zu ihr kommen ſollte, und um deſto eher ihre Neugier zu befriedigen, ging ſie in den Garten, ihn dort zu erwarten.

Behram, der ſich dieſes Rufes wohl verſehen hatte, ſchiffte ſich mit dem Prinzen Aſſad aus, nachdem er ihm eingeſchärft hatte, zu beſtätigen, daß er ſein Sklave und Schreiber wäre, und wurde vor die Königinn Margiane geführt.

Er warf ſich ihr zu Füßen; und nachdem er ihr die Nothwendigkeit vorgeſtellt hatte, die ihn gezwungen, in ihrem Hafen eine Zuflucht zu ſuchen, ſagte er ihr, er wäre ein Sklavenhändler, und Aſſad, den er mitgebracht, wäre der einzige ihm noch übrige Sklave, den er behielte, um ſich ſeiner als Schreiber zu bedienen.

Aſſad hatte der Königinn Margiane gleich beim erſen Anblicke gefallen, und ſie freute ſich zu vernehmen, daß er ein Sklave wäre. Entſchloſſen, ihn für jeden Preis zu kaufen, fragte ſie Aſſad, wie er hieße?

„Erhabene Königinn,“ antwortete Aſſad, mit Thränen im Auge, „fragt Euer Majeſtät nach dem Namen, den ich vormals führte, oder nach dem, den ich jetzo führe?“ — „Wie!“ verſetzte die Königinn, „habt ihr denn zwei Namen?“

„Ach leider verhält es ſich ſo!“ antwortete Aſſad. „Ehemals hieß ich Aſſad, jetzt aber heiße ich Motar.“ *)

Margiane, die den wahren Sinn dieſer Antwort nicht durchſchauen konnte, bezog ihn auf ſeinen Sklavenſtand, und erkannte zugleich, daß er viel Geiſt hatte.

„Da ihr Schreiber ſeid,“ ſagte ſie hierauf zu ihm, „ſo werdet ihr ohne Zweifel gut ſchreiben können: laſſet mich eure Handſchrift ſehen.“

Aſſad war mit Papier und einem Schreibzeuge an ſeinem Gürtel durch Behrams Sorgfalt verſehen, der dieſen Zubehör nicht vergeſſen hatte, um die Königinn von ſeinem Vorgeben zu überzeugen, — und ſchrieb ſogleich folgende Sprüche:

„Oft entgeht der Blinde einer Grube, in welche der Hellſehende hinab ſtürzt.

Oft gereicht ein Wort dem Thoren zum Gewinne, welches den Weiſen in Unglück bringt.

Oft wird der Rechtgläubige in ſeinem Lebensunterhalte beengt, während der Ungläubige im Ueberfluſſe ſchwelget.
Der Klügſte kann in ſolchen Lagen ſich nicht helfen; denn der Allmächtige hat dieſes alles ſo geordnet.“

Aſſad überreichte das Blatt der Königinn Margiane, die nicht weniger das Sinnvolle der Sprüche, als die Schönheit der Schriftzüge bewunderte; und es bedurfte nichts mehr, um ihr Herz vollends zu entzünden und ſie zum innigen Mitleid mit ihm zu rühren.

Sobald ſie alles geleſen hatte, wandte ſie ſich zu Behram und ſprach: „Ihr habt die Wahl, mir dieſen Sklaven zu verkaufen, oder mir ein Geſchenk damit zu machen; vielleicht werdet ihr beſſer eure Rechnung dabei finden, wenn ihr das letzte wählet.“

Behram erwiederte unverſchämt genug, daß er hier nicht zu wählen hätte, ſondern ſeinen Sklaven ſelber gebrauchte, und ihn alſo behalten wollte.

Die Königinn Margiane, erzürnt über dieſe Dreiſtigkeit, wollte nicht weiter mit Behram ſprechen; ſie nahm den Prinzen Aſſad beim Arme, ließ ihn vor ſich hergehen und führte ihn in ihren Palaſt; an Behram aber ließ ſie ſagen: ſie würde alle ſeine Waaren in Beſchlag nehmen und ſein Schiff mitten im Hafen in Brand ſtecken laſſen, wenn er die Nacht dort bliebe.

Behram war genöthigt, ſehr verdrießlich nach ſeinem Schiffe zurückzukehren, und alle Vorbereitungen zu treffen, um wieder unter Segel zu gehen, obgleich der Sturm ſich noch nicht völlig gelegt hatte.

Die Königinn Margiane, die beim Eintritt in ihren Palaſt befohlen hatte, ſchleunig das Abendeſſen aufzutragen, führte Aſſad in ihr Zimmer, wo ſie ihn neben ſich ſitzen ließ. Aſſad ſträubte ſich, indem er ſagte, daß dieſe Ehre einem Sklaven nicht gebürete.

„Einem Sklaven!“ erwiederte die Königinn; „vor einem Augenblicke noch waret ihr es, aber jetzt ſeid ihr es nicht mehr. Setzet euch neben mich, ſage ich, und erzählet mir eure Geſchichte; denn was ihr mir da geſchrieben habt, um mir eure Handſchrift zu zeigen, und die Unverſchämtheit dieſes Sklavenhändlers, gibt mir zu erkennen, daß ſie außerordentlich ſein muß.

Der Prinz Aſſad gehorchte; und als er ſich geſetzt hatte, ſagte er: „Mächtige Königinn, Euer Majeſtät täuſchet ſich nicht; meine Geſchichte iſt in der That außerordentlich, und mehr als man ſich vorſtellen kann. Die Leiden, die unglaublichen Qualen, die ich ausgeſtanden habe, und die Todesart, zu welcher ich beſtimmt war, und wovon eure wahrhaft königliche Großmuth mich befreit hat, werden euch die Größe einer Wohlthat ermeſſen laſſen, die ich niemals vergeſſen werde. Aber bevor ich auf dieſe ſchauderhafte Erzählung komme, muß ich vom Urſprunge meines Unglücks weiter ausholen.“

Nach dieſem Eingange, welcher die Neugier der Königinn Margiane noch vermehrte, begann Aſſad und erzählte ihr von ſeiner und ſeines Bruders Amgiad königlicher Geburt, von ihrer gegenſeitigen Freundſchaft, von der ſträflichen Liebe ihrer Stiefmütter, die ſich in den wüthendſten Haß verwandelte und die Quelle ihres ſeltſamen Schickſals war. Er kam dann auf den Zorn des Königs ſeines Vaters, auf die faſt wunderbare Weiſe ihrer Lebensrettung, und endlich auf den Verluſt ſeines Bruders, und auf ſein ſo langes und quaalvolles Gefängnis, aus welchen man ihn nur gezogen hatte, um ihn auf dem Feuerberge zu opfern.

Als Aſſad ſeine Erzählung geendigt hatte, ſagte die Königinn Margiane, dadurch noch mehr als jemals gegen die Feueranbeter aufgeregt: „Prinz, ungeachtet des Abſcheus, den ich ſtäts gegen die Feueranbeter gehabt, habe ich ihnen doch immer noch viel Menſchlichkeit bewieſen: aber nach der unmenſchlichen Behandlung, die ihr von ihnen erlitten habt, und der abſcheulichen Abſicht, euch ſelber zum Schlachtopfer darzubringen, erkläre ich ihnen von nun an eine unverſöhnliche Feindſchaft.“

Sie wollte ſich noch weiter hierüber verbreiten: aber es wurde aufgetragen, und ſie ſetzte ſich mit dem Prinzen Aſſad zu Tiſche, bezaubert von ſeinem Anblick und von ſeinen Reden, und ſchon durch eine Leidenſchaft für ihn eingenommen, zu deren Mittheilung ſie bald eine Gelegenheit zu finden hoffte.

„Prinz," ſprach ſie zu ihm, „man muß euch die langen Faſten und die böſen Mahlzeiten, zu welchen die erbarmungsloſen Feueranbeter euch genöthigt haben, vergüten: nach ſo langen Leiden bedürft ihr der Erquickung." Und mit dieſen und mehreren ähnlichen Worten legte ſie ihm zu eſſen vor, und ließ ihm eine Schale nach der andern einſchenken. Die Mahlzeit dauerte lange, und der Prinz trank etwas mehr, als er vertragen konnte.

Als die Tafel aufgehoben war, hatte Aſſad nöthig hinaus zu gehen, und nahm die Zeit ſo gut wahr, daß es die Königinn nicht bemerkte. Er ſtieg in den Hof hinab, und da er die Gartenthüre offen ſah, trat er hinein. Angezogen durch die mannigfaltigen Schönheiten des Gartens, wandelte er darin eine Weile umher, und ging endlich zu einem Springbrunnen, der den Garten höchſt anmuthig machte; hier wuſch er ſich die Hände und das Geſicht, um ſich zu erfriſchen, und indem er ſich auf dem Raſen, der das Waſſerbecken umgab, ausruhen wollte, ſchlief er ein.

Die Nacht brach jetzt an, und Behram, der die Drohung der Königinn Margiane nicht wollte zur Vollſtreckung kommen laſſen, hatte ſchon die Anker gelichtet, ſehr verdrießlich über den Verluſt Aſſads und über die getäuſchte Hoffnung, ihn zum Schlachtopfer darzubringen. Er ſuchte ſich gleichwohl zu tröſten, da der Sturm ſich gelegt hatte und ein Wind vom Lande her ſeine Abfahrt begünſtigte.

Sobald er ſich mit Hülfe ſeines Bootes aus dem Hafen boogſiert hatte, ſagte er, bevor er es in das Schiff hinaufziehen ließ, zu den Matroſen darin: „Kinder, ſteiget noch nicht herauf, ich will euch Fäſſer geben laſſen, um Waſſer einzunehmen, und euch hier an der Küſte erwarten.“ Die Matroſen wußten nicht, wo ſie Waſſer ſchöpfen könnten, und machten Schwierigkeit. Aber da Behram bei dem Geſpräche mit der Königinn im Garten den Springbrunnen bemerkt hatte, ſo fuhr er fort: „Landet nur bei dem Garten am Palaſte, ſteiget über die Mauer, die nur ſo hoch als eine Lehne iſt, und ihr werdet Waſſer genug in dem Waſſerbecken mitten im Garten finden.“

Die Matroſen ruderten hin und landeten, wo Behram ſie angewieſen hatte; und nachdem jeder beim Ausſteigen ein Faß auf die Schulter genommen, ſtiegen ſie gemächlich über die Mauer. Indem ſie ſich dem Waſſerbecken näherten, ſahen ſie am Rande deſſelben einen Mann liegen und ſchlafen, traten heran, und erkannten ihn für Aſſad. Sie theilten ſich ſogleich; und während die einen ihre Waſſerfäſſer mit ſo wenig Geräuſch als möglich füllten, umringten die andern Aſſad, und beobachteten ihn, um ihn feſtzuhalten, wenn er etwa erwachete. Er ließ ihnen volle Zeit zu allem; und ſobald jene die Fäſſer gefüllt und wieder auf die Schultern geladen hatten, bemächtigten die andern ſich ſeiner, und ſchleppten ihn, ohne ihm Zeit zur Beſinnung zu laſſen, mit fort; ſie ſtiegen mit ihm über die Mauer, ſchifften ihn mit ihren Tonnen ein, und ruderten mit aller Macht nach dem Schiffe. Als ſie nahe am Bord waren, riefen ſie mit Freudengeſchrei aus: „Hauptmann, laſſet eure Pfeifen und Trommeln aufſpielen, wir bringen euch euern Sklaven wieder!“

Behram, der nicht begreifen konnte, wie ſeine Matroſen den Aſſad wiederfinden und fangen konnten, und ihn wegen der Dunkelheit der Nacht auch nicht in dem Boote ſehen konnte, erwartete mit Ungeduld, bis ſie wieder aufs Schiff geſtiegen wären, um ſie zu fragen, was ſie damit meineten. Aber als er ihn vor ſeinen Augen ſah, konnte er ſich vor Freuden nicht halten; und ohne ſich zu erkundigen, wie ſie es angeſtellt hätten, einen ſo guten Fang zu thun, ließ er ihn wieder an die Kette legen. Und nachdem ſie das Boot eilig wieder ins Schiff gezogen hatten, ließ er alle Segel aufſpannen, und ſteuerte wieder nach dem Feuerberge zu …“

Die Sultaninn Scheheraſade erzählte dieſe Nacht nicht weiter; in der folgenden fuhr ſie aber fort, und ſagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und ſieben und vierzigſte Nacht.

„Herr, ich ſchloß geſtern damit, daß ich Euer Majeſtät erzählte, wie Behram wieder dem Feuerberge zuſteuerte, ſehr vergnügt, daß ſeine Matroſe ihm den Prinzen Aſſad wiedergebracht hatten.

Die Königinn Margiane war unterdeſſen in großer Beſorgnis. Anfangs beunruhigte ſie ſich nicht, als ſie gewahrte, daß Aſſad hinaus gegangen war; da ſie nicht zweifelte, daß er bald zurückkommen würde, ſo erwartete ſie ihn mit Geduld. Als ſie aber nach einiger Zeit ſah, daß er nicht wieder erſchien, fing ſie an unruhig zu werden. Sie befahl ihren Frauen, zu ſehen, wo er wäre. Dieſe ſuchten ihn, brachten ihr aber keine Kunde von ihm. Sie ließ ihn nun mit Lichtern ſuchen, aber eben ſo vergeblich.

In ihrer Ungeduld und Beſorgnis ging die Königinn Margiane ſelber hin und ſuchte beim Fackelſcheine; und da ſie die Gartenthüre offen ſah, trat ſie hinein und durchſtreifte ihn mit ihren Frauen. Im Vorbeigehen ſah ſie an dem Waſſerbecken auf dem Raſen einen Schuh, ließ ihn aufheben, und erkannte ihn für einen von den Babuſchen[41] des Prinzen. Dieß, in Verbindung mit dem am Rande des Beckens verſchütteten Waſſer, brachte ſie auf den Gedanken, daß Behram ihn wohl entführt haben könnte.

Sie ſchickte auf der Stelle hin, zu erfahren, ob er noch im Hafen wäre; und als ſie vernahm, daß er kurz vor Nachts unter Segel gegangen, ſich noch eine Weile an der Küſte aufgehalten, und ſein Boot nach dem Garten gerudert und Waſſer eingenommen hätte, ſandte ſie dem Befehlshaber der zehn Kriegsſchiffe, welche in ihrem Hafen ſtäts ausgerüſtet und auf den erſten Wink zur Abfahrt bereit lagen, die Weiſung, daß ſie ſich am nächſten Morgen, früh um ein Uhr, ſelber einſchiffen würde.

Der Befehlshaber machte ſich ſchleunig fertig; er rief die Hauptleute und übrigen Offiziere, die Matroſen und Soldaten zuſammen; und alles war zu der beſtimmten Stunde eingeſchifft.

Die Königinn ſchiffte ſich nun auch ein; und als ihr Geſchwader aus dem Hafen und unter Segel war, eröffnete ſie dem Anführer ihre Abſicht. „Ich will,“ ſagte ſie, „daß du alle Segel aufſpanneſt und dem Kauffahrer nachjageſt, der geſtern Abend dieſen Hafen verließ. Ich gebe ihn dir preis, wenn du ihn fängſt: fängſt du ihn aber nicht, ſo mußt du mir's mit dem Leben bezahlen.“

Die zehn Schiffe jagten nun dem Schiffe Behrams zwei volle Tage nach, und ſahen nichts. Endlich, am dritten, mit Anbruche des Tages, entdeckten ſie es, und gegen Mittag umringten ſie es dergeſtalt, daß es nicht mehr entſchlüpfen konnte.

Sobald der grauſame Behram die zehn Schiffe bemerkte, zweifelte er nicht, daß es das Geſchwader der Königinn Margiane wäre, die ihn verfolgete: zur ſelbigen Stunde gab er dem Aſſad die Baſtonnade; denn ſeit ſeiner Einſchiffung im Hafen der Stadt der Magier, hatte er keinen Tag ermangelt ihm dieſe Behandlung widerfahren zu laſſen: dieß bewirkte nun, daß er ihn mehr als ſonſt mishandelte.

Er war aber in großer Verlegenheit, als er ſah, daß er bald umringt ſein würde. Wenn er Aſſad bewahrte, ſo hätte er ſich für ſchuldig erklärt; wenn er ihn tödtete, ſo fürchtete er, daß irgend Spuren davon nachblieben. Er ließ ihn alſo loskettten: und als man ihn aus dem unterſten Schiffsraume, wo er lag, herauf geholt und ihm vorgeführt hatte, ſprach er zu ihm: „Du biſt Schuld, daß man uns verfolgt.“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er ihn ins Meer.

Der Prinz Aſſad konnte ſchwimmen, und gebrauchte ſeiner Hände und Füße ſo rüſtig, daß er mit Hülfe der Wogen, die ihn forttrugen, ſich über dem Waſſer zu erhalten vermochte und das Ufer erreichte. Hier am Lande war das erſte was er that, daß er Gott dankte, ihn aus einer ſo großen Gefahr befreiet und noch einmal den Händen der Feueranbeter entriſſen zu haben. Hierauf zog er ſich aus; und nachdem er das Waſſer aus ſeinen Kleidern gedrückt hatte, breitete er ſie auf einem Felſen aus, wo ſie von den Stralen der Sonne und dem dadurch erhitzten Felſen bald trocken wurden.

Unterdeſſen ruhte er ſich aus, und beweinte ſein Schickſal: er wußte weder, in welchem Lande er war, noch, wohin er ſich wenden ſollte. Er legte endlich ſeine Kleider wieder an, und wanderte fort, ohne ſich zu weit von dem Meere zu entfernen, bis er einen Weg fand, welchen er einſchlug. Er wanderte mehr als zehn Tage durch ein ganz unbewohntes Land, wo er nichts als wilde Früchte und an den Bächen einige Kräuter fand, von denen er lebte.

Er gelangte endlich an eine Stadt, welche er für jene der Magier erkannte, wo er ſo ſehr mishandelt worden und ſein Bruder Groß-Weſyr war. Er freute ſich darüber, aber er nahm ſich feſt vor, keinem der Feueranbeter zu nahen, ſondern nur den Muſelmännern; denn er erinnerte ſich, einige von dieſen bemerkt zu haben, als er das erſtemal in die Stadt kam. Da es ſpät war, und er wohl wußte, daß die Läden ſchon geſchloſſen wären, und daß er nur noch wenig Leute in den Straßen antreffen würde, faßte er den Entſchluß, auf dem Begräbnisplatze vor der Stadt zu bleiben, wo mehrere Grabmäler mit Kuppeln ſtanden. Er ſuchte, bis er eins fand, deſſen Thür offen war, und trat hinein, um die Nacht darin zuzubringen.

Wir wollen jetzo wieder auf Behrams Schiff zurückkommen.

Es währte nicht lange, nachdem er den Prinzen Aſſad ins Meer geſtürzt hatte, ſo war er auf allen Seiten von den Schiffen der Königinn Margiane umringt. Das Schiff, auf welchem die Königinn ſich befand, nahte ſich ihm, und da er nicht im Stande war, Widerſtand zu leiſten, ſo ließ er die Segel einziehen, zum Zeichen, daß er ſich ergäbe.

Die Königinn Margiane beſtieg ſelber ſein Schiff, und fragte Behram, wo der Schreiber wäre, welchen er die Verwegenheit gehabt hätte aus ihrem Palaſte zu entführen oder entführen zu laſſen. „Königinn,“ antwortete Behram, „ich ſchwöre Euer Majeſtät, daß er nicht in meinem Schiffe iſt; ihr mögt es durchſuchen laſſen und euch von meiner Unſchuld überzeugen.“

Margiane ließ die Durchſuchung des Schiffes mit aller möglichen Genauigkeit vornehmen: aber man fand denjenigen nicht, den zu finden ſie ſo ſehnlich wünſchte, ſo wohl weil ſie ihn liebte, als aus angeborenem Edelmuthe.

Sie war ſchon im Begriffe, dem Behram mit eigenen Händen das Leben zu nehmen; aber ſie hielt ſich zurück, und begnügte ſich, ſein Schiff und ſeine ganze Ladung in Beſchlag zu nehmen, und ihn mit allen ſeinen Matroſen zu Lande heimzuſchicken, indem ſie ihm das Boot zur Ueberfahrt bis ans Ufer ließ.

Behram, in Begleitung ſeiner Matroſen, erreichte die Stadt der Magier in derſelben Nacht, da Aſſad auf dem Begräbnisplatze geblieben, und ſich in das Grabmal begeben hatte. Weil das Thor ſchon geſchloſſen war, ſo ſah er ſich ebenfalls genöthigt, auf dem Begräbnisplatze ein Grabmal zu ſuchen, um darin den Tag und die Eröffnung des Thores zu erwarten.

Unglücklicherweiſe kam Behram an daſſelbe Grabmal, worin Aſſad war. Er trat hinein, und ſah einen Mann, der ſchlief und ſein Haupt mit ſeinem Kleide verhüllt hatte. Aſſad erwachte von dem Geräuſche, hob den Kopf empor, und fragte, wer da wäre.

Behram erkannte ihn ſogleich: „Ha, ha!“ rief er aus, „da biſt du ja, der Schuld iſt, daß ich für mein ganzes übriges Leben zu Grunde gerichtet bin! Du biſt dieſes Jahr nicht geopfert worden, aber du ſollſt das nächſte Jahr nicht wieder ebenſo entſchlüpfen.“

Mit dieſen Worten warf er ſich über ihn her, ſtopfte ihm ſein Schnupftuch in den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern, und ließ ihn durch ſeine Matroſe binden.

Am folgenden Morgen früh, ſobald das Thor geöffnet war, ward es Behram leicht, durch abgelegene Straßen, wo noch niemand aufgeſtanden war, Aſſad wieder zu dem Alten zu bringen, der ihn ſo boshaft überliſtet hatte. Sobald er hier eintraf, ließ er ihn wieder in daſſelbe Loch werfen, aus welchem er ihn herausgezogen hatte, und unterrichtete den Alten von der traurigen Urſache ſeiner Rückkehr und dem unglücklichen Erfolge ſeiner Fahrt. Der boshafte Alte vergaß nicht, ſeinen Töchtern einzuſchärfen, daß ſie den unglücklichen Prinzen wo möglich noch mehr als zuvor mishandeln ſollten.

Aſſad war äußerſt beſtürzt, ſich wieder an demſelben Orte zu befinden, wo er ſchon ſo viel gelitten hatte; und in Erwartung derſelben Qualen, von welchen er für immer befreit zu ſein gewähnt hatte, beweinte er die Härte ſeines Schickſals, als er Boſtane'n mit einem Stocke, einem Brote und einem Kruge Waſſer eintreten ſah. Ihn ſchauderte bei dem Anblicke dieſer Erbarmungsloſen, und bei dem bloßen Gedanken an die täglichen Martern, welche er noch ein ganzes Jahr auszuſtehen hatte, um am Ende auf eine grauenvolle Weiſe zu ſterben ....“

Aber der Tag, welchen die Sultaninn Scheheraſade bei dieſen letzten Worten anbrechen ſah, nöthigte ſie, abzubrechen. Sie nahm dieſelbe Erzählung in der folgenden Nacht wieder auf, und ſprach zum Sultan von Indien:

Zweihundert und acht und vierzigſte Nacht.

„Herr, Boſtane behandelte dem unglücklichen Prinzen Aſſad eben ſo grauſam, als bei ſeiner erſten Gefangenſchaft. Das Jammern, die Klagen, die dringenden Bitten

Aſſads, doch ſeiner zu ſchonen, verbunden mit ſeinen Thränen, waren aber ſo rührend, daß Boſtane ſich nicht erwehren konnte, davon erweicht zu werden und mit ihm Thränen zu vergießen.

„Herr,“ ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm die Schultern wieder bedeckte, „ich bitte euch tauſendmal um Verzeihung für die Grauſamkeit, mit welcher ich euch vormals behandelt, und deren Wirkungen ich euch jetzt eben noch habe empfinden laſſen. Bisher habe ich nicht vermocht, einem Vater ungehorſam zu ſein, der ſo ungerecht gegen euch erbittert und auf euern Untergang ergrimmt iſt: aber endlich verabſcheue ich dieſe Unmenſchlichkeit. Tröſtet euch: eure Leiden ſind zu Ende; und ich will alle meine Verſchuldungen, deren ungeheure Größe ich erkenne, durch beſſere Behandlung wieder gut machen. Ihr habt mich bis heute als eine Ungläubige betrachtet, gegenwärtig betrachtet mich als eine Gläubige. Ich habe ſchon einigen Unterricht, welchen mir eine meiner Sklavinnen von eurer Religion ertheilt hat; ich hoffe, ihr werdet gern vollenden, was ſie begonnen hat. Um euch meine gute Geſinnung zu bezeugen, ſo bitte ich den wahren Gott um Vergebung, daß ich ihn durch die euch angethanen Mishandlungen ſo beleidigt habe; und ich lebe des Vertrauens, daß er mir wird ein Mittel finden laſſen, euch gänzlich in Freiheit zu ſetzen.“

Dieſe Rede gewährte dem Prinzen Aſſad einen großen

Troſt; er dankte Gott, daß er das Herz Boſtanens gerührt hatte; und nachdem er dieſer auch herzlich für ihre freundliche Geſinnung gegen ihn gedankt hatte, vergaß er nichts, ſie darin zu beſtärken, nicht allein, indem er ſie in der muſelmänniſchen Religion vollends unterrichtete, ſondern ihr ſogar ſeine Geſchichte erzählte, mit allen den Unfällen, welche ihn ungeachtet ſeiner hohen Geburt betroffen hatten. Als er gänzlich der Feſtigkeit ihres guten Vorſatzes verſichert war, fragte er ſie, wie ſie es anſtellen wollte, daß ihre Schweſter Kavame nichts davon erführe und auch ihrerſeits nicht ihn zu mishandeln käme. „Laſſet euch das nicht bekümmern,“ antwortete Boſtane, „ich werde es ſchon ſo einrichten, daß ſie ſich nicht mehr damit befaßt, euch heimzuſuchen.“

In der That wußte Boſtane Kavame'n immer zuvorzukommen, ſo oft ſie in das Loch hinabſteigen wollte. Sie unterdeſſen beſuchte den Prinzen Aſſad ſehr häufig; und anſtatt ihm nur Brot und Waſſer zu bringen, brachte ſie ihm Wein und gute Gerichte, welche ſie durch zwölf ihr dienende muſelmänniſche Sklavinnen zubereiten ließ. Sie aaß ſelbſt von Zeit zu Zeit mit ihm, und that alles, was in ihrer Macht ſtand, ihn zu tröſten.

Einige Tage nach dieſer Veränderung, ſtand Boſtane an der Hausthüre, als ſie einen öffentlichen Ausrufer etwas bekannt machen hörte. Da ſie nicht verſtand, was es war, weil der Ausrufer zu entfernt ſtand, ſich dann aber ihrem Hauſe näherte, trat ſie zurück, hielt die Thüre halb offen, und ſah, daß er vor dem Groß-Weſyr Amgiad, Bruder des Prinzen Aſſad, einher ging, der von mehreren Beamten und vielen ſeiner Leute, vor und hinter ihm, begleitet war.

Der Ausrufer blieb nur einige Schritte von der Thüre ſtehen und wiederholte folgende Kundmachung mit lauter Stimme:

„Seine Exzellenz der erlauchte Groß-Weſyr, der ſelber hier gegenwärtig iſt, ſucht ſeinen geliebten Bruder, der ſchon länger als ein Jahr ſich von ihm verloren hat. Er iſt ſo und ſo geſtaltet. Wenn jemand ihn bei ſich verwahrt, oder weiß, wo er iſt, ſo befiehlt Seine Exzellenz, ihm denſelben zu bringen oder Nachricht von ihm zu geben, unter Verſprechen einer großen Belohnung. Wenn aber jemand ihn verhehlt und man ihn entdeckt, ſo droht Seine Exzellenz ihn mit dem Tode zu beſtrafen, ihn, ſein Weib, ſeine Kinder und alle die Seinigen, und ſein Haus ſchleifen zu laſſen.“

Boſtane hatte nicht ſobald dieſe Worte vernommen, als ſie eiligſt die Thüre zumachte und zu Aſſad in das Loch hinabſtieg: „Prinz,“ ſprach ſie zu ihm mit Freuden, „das Ende eurer Leiden iſt da; folget mir und kommet ſchleunig!“

Aſſad, dem ſie gleich am erſten Tage, wo er in das Loch zurückgebracht war, die Kette abgenommen hatte, folgte ihr auf die Straße hinaus, wo ſie ausrief: „Hier iſt er, hier iſt er!“

Der Groß-Weſyr, der noch nicht weit entfernt war, drehte ſich um. Aſſad erkannte in ihm ſeinen Bruder, lief auf ihn zu und umarmte ihn. Amgiad, der ihn auch ſogleich erkannte, umarmte ihn ebenfalls ſehr herzlich, ließ ihn das Pferd eines ſeiner Beamten, der abſaß, beſteigen, und führte ihn im Triumphe nach dem Palaſt, wo er ihn dem Könige vorſtellte, der ihn zu einem ſeiner Weſyre machte.

Boſtane, die nicht in das Haus ihres Vaters, das noch denſelben Tag geſchleift wurde, zurückkehren wollte und den Prinzen Aſſad bis zum Palaſte nicht aus den Augen verloren hatte, wurde zu der Königinn gebracht. Der Alte, ihr Vater, und Behram, mit den Ihrigen wurden vor den König geführt und verurtheilt den Kopf zu verlieren. Sie warfen ſich zu ſeinen Füßen und flehten um Gnade. „Es gibt keine Gnade für euch,“ erwiederte der König, „wenn ihr nicht dem Feuerdienſt entſaget und die muſelmänniſche Religion annehmet.“ Sie retteten ihr Leben, indem ſie ſich hiezu bequemten, eben ſo wie Kavame, Boſtanens Schweſter, ſammt den Ihrigen.

In Rückſicht darauf, daß Behram Muſelmann geworden war, machte ihn Amgiad, der ihm ſeinen vor der Begnadigung erlittenen Verluſt vergüten wollte, zu einem ſeiner vornehmſten Beamten, und ließ ihn bei ſich wohnen.

Behram, in wenigen Tagen von der Geſchichte Amgiads ſeines Wohlthäters, und deſſen Bruders Aſſad unterrichtet, machte ihnen den Vorſchlag ein Schiff auszurüſten und ſie zum Könige Kamaralſaman, ihrem Vater zurückzuführen. „Vermuthlich,“ ſprach er zu ihnen, „wird er eure Unſchuld erkannt haben und ungeduldig euch wiederzuſehen verlangen. Und ſollte dieß nicht ſein, ſo wird es jedoch nicht ſchwer halten, ihn vor eurer Ausſchiffung davon zu überzeugen; wenn er aber in ſeinem ungerechten Wahne beharret, ſo habt ihr nur die Mühe wieder hieher zurückzukehren.“

Die beiden Brüder nahmen Behrams Erbieten an; ſie ſprachen von ihrer Abſicht mit dem Könige, der ſie billigte, und gaben Befehl, ein Schiff auszurüſten. Behram war mit allem möglichen Eifer dabei geſchäftig, und als er fertig war unter Segel zu gehen, gingen die Prinzen eines Morgens hin, vom König Abſchied zu nehmen.

In der Zeit, daß ſie ſich von ihm beurlaubten, und ihm für ſeine Güte dankten, hörte man durch die ganze Stadt einen großen Lärm, und zugleich erſchien ein Offizier mit der Nachricht, daß ein großes Kriegsheer heranzöge, und niemand wüßte, was für eins es wäre.

Bei der Unruhe, in welche dieſe verdrießliche Neuigkeit den König verſetzte, nahm Amgiad das Wort, und ſprach zu ihm: „Herr, obwohl ich ſo eben in die Hände Euer Majeſtät die Würde eures erſten Miniſters, womit ihr mich beehrt hattet, zurückgeſtellt habe, ſo bin ich nichts deſto weniger bereit, euch noch zu dienen; und ich bitte euch um die Erlaubniß, hinzugehen, und zu ſehen, wer dieſer Feind iſt, der euch in eurer Hauptſtadt anzugreifen kömmt, ohne euch zuvor den Krieg erklärt zu haben.“ Der König bat ihn darum, und er machte ſich ſogleich mit einem kleinen Gefolge auf.

Der Prinz Amgiad entdeckte bald das Kriegsheer, welches ihm mächtig ſchien, und immer weiter vorrückte. Der Vortrab, der ſeine Befehle hatte, nahm ihn freundlich in Empfang, und führte ihn vor ihre Fürſtinn, die mit ihrem ganzen Heere anhielt, um mit ihm zu reden. Der Prinz Amgiad machte ihr eine tiefe Verbeugung, und fragte ſie, ob ſie als Freundinn oder Feindinn käme; und wenn ſie als Feindinn käme, worüber ſie ſich gegen König, ſeinen Herrn, zu beklagen hätte.

„Ich komme als Freundinn,“ antwortete die Fürſtinn, „und habe keine Urſache zum Misvergnügen gegen den König der Magier. Seine und meine Staaten haben eine ſolche Lage, daß wir ſchwerlich einen Zwiſt mit einander haben können. Ich komme nur, um einen Sklaven Namens Aſſad, zurückzufordern, der mir durch einen Schiffshauptmann aus dieſer Stadt, Namens Behram, den unverſchämteſten aller Menſchen, iſt entführt worden; und ich hoffe, euer König wird mir Genugthuung gewähren, wenn er erfährt, daß ich Margiane bin.“

„Großmächtige Königinn,“ erwiederte der Prinz Amgiad, „ich bin der Bruder dieſes Sklaven, den ihr mit ſo viel Mühe ſuchet. Ich hatte ihn verloren, und habe ihn wiedergefunden. Kommet, ich ſelber will ihn euch ausliefern, und werde die Ehre haben, euch von allem Uebrigen zu unterrichten. Der König, mein Herr, wird ſehr erfreut ſein, euch zu ſehen.“

Während das Heer der Königinn, nach ihrem Befehle, dort auf der Stelle lagerte, begleitete der Prinz Amgiad ſie in die Stadt und den Palaſt, wo er ſie dem Könige vorſtellte. Und nachdem der König, ſie nach Würden empfangen hatte, begrüßte ſie der Prinz Aſſad, der gegenwärtig war, und ſie ſogleich bei ihrem Erſcheinen erkannt hatte. Sie bezeugte ihm ihre Freude, ihn wiederzuſehen, als dem König eine neue Botſchaft kam, daß ein anderes noch furchtbareres Heer auf der andern Seite der Stadt erſchiene.

Der König der Magier, noch mehr erſchrocken, als das erſtemal, über die Ankunft eines zweiten noch zahlreicheren Heeres, als das vorhergehende, wie er ſelber aus dem Staubwolken erkannte, die deſſen Annäherung aufregte, und die ſchon den ganzen Himmel bedeckten, rief aus: „Amgiad, was ſoll aus uns werden? Da iſt abermals ein Kriegsheer, daß uns überzieht…“

Zweihundert und neun und vierzigſte Nacht.

Amgiad verſtand den Wink des Königs: er ſtieg zu Pferde, und ſprengte mit verhängten Zügeln dieſem neuen Heer entgegen. Er ſagte zu den erſten, denen er begegnete, daß er mit ihrem Anführer zu ſprechen verlangte, und man führte ihn vor einen König, wie er an der Krone, die er auf dem Haupte trug, erkannte. Sobald er ihn in der Ferne erblickte, ſtieg er ab, und als er in ſeiner Nähe war, und ſich mit dem Angeſichte zur Erde geworfen hatte, fragte er ihn, was er von dem Könige, ſeinem Herrn, verlangete.

„Ich heiße Ghïaur," erwiederte der König, „und bin König von China. Das Verlangen nach Kunde von meiner Tochter, Namens Badur, die ich vor langen Jahren dem Prinzen Kamaralſaman, Sohn Schachſamans des Königs der Inſeln Chaledan, hat mich bewogen, meine Staaten zu verlaſſen. Ich hatte dieſem Prinzen erlaubt, ſeinen Vater zu beſuchen, unter der Bedingung, von Jahr zu Jahr mit meiner Tochter wieder zu mir zu kommen. Seit ſo langer Zeit habe ich indeſſen nichts wieder von ihnen vernommen. Euer König würde einen bekümmerten Vater ſehr verpflichten, wenn er ihm mittheilete, was er etwa davon weiß."

Der Prinz Amgiad, der an dieſer Rede ſeinen Großvater erkannte, küßte ihm zärtlich die Hand, und ſprach:

. Herr, Eure Majeſtät verzeihe mir dieſe Freiheit, die ich mir nehme, um euch meine Ehrfurcht zu bezeigen, als meinem Großvater. Ich bin ein Sohn Kamaralſamans, gegenwärtig Königs der Ebenholz-Inſel, und der Königinn Badur; und ich zweifle nicht, daß beide im vollkommenen Wohlſein in ihrem Reiche ſind.“

Der König von China, entzückt, ſeinen Enkel zu ſehen, umarmte ihn ſogleich ſehr zärtlich; und dieſes ſo glückliche und ſo unerwartete Zuſammentreffen entlockte ihnen von beiden Seiten Thränen.

Auf die Frage, welcher Anlaß ihn in dieſes fremde Lande geführt hätte, erzählte ihm der Prinz Amgiad ſeine und ſeines Bruders Aſſad Geſchichte. Als er geendigt hatte, ſagte der König von China: „Es iſt nicht recht, daß zwei ſo unſchuldige Prinzen, wie ihr, noch länger im Elende ſeien. Tröſte dich, ich werde dich und deinen Bruder heimführen und Sühne ſtiften. Eile jetzt zurück, und melde deinem Bruder meine Ankunft.“

Während der König von China auf der Stelle lagerte, wo der Prinz Amgiad ihn getroffen hatte, kehrte dieſer zurück, um dem Könige der Magier, der ihn mit großer Ungeduld erwartete, Antwort zu bringen. Der König war höchſt überraſcht, zu vernehmen, daß ein ſo mächtiger König, als der von China, eine ſo lange und mühſelige Reiſe unternommen hatte, aus Verlangen ſeine Tochter wiederzuſehen, und daß er ſo nahe bei ſeiner

Hauptſtadt war. Er gab ſogleich Befehle, zu ſeinem würdigen Empfange, und bereitete ſich, ihm entgegen zu gehen.

In dieſer Zwiſchenzeit ſah man aber von einer andern Seite der Stadt abermals einen großen Staub aufſteigen, und man vernahm bald, daß es ein drittes Heer war, welches heranzog. Dieß nöthigte den König zu bleiben, und den Prinzen Amgiad zu bitten, daß er noch einmal hinginge zu ſehen, was das Heer wollte.

Amgiad ritt hinaus, und der Prinz Aſſad begleitete ihn dießmal. Sie fanden, daß es das Heer Kamaralſamans, ihres Vaters, war, der ſie zu ſuchen kam. Er hatte über ihren Verluſt einen ſo großen Schmerz bezeigt, daß der Emir Giandar ihm endlich entdeckt, auf welche Weiſe er ihnen das Leben erhalten hatte; was ihn zu dem Entſchluſſe gebracht hatte, ſie aufzuſuchen, in welchem Lande ſie auch ſein möchten.

Dieſer bekümmerte Vater umarmte ſeine beiden Söhne mit Freudenthränen, welche nun die ſo lange vergoſſenen Thränen der Trauer angenehm beendigten.

Sobald die Prinzen ihn benachrichtigt hatten, daß auch der König von China, ſein Schwiegervater, eben denſelben Tag angekommen wäre, ſo machte er ſich mit ihnen und einem kleinen Gefolge auf, um ihn in ſeinem Lager zu beſuchen.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als ſie ein viertes Heer erblickten, welches in ſchönſter Ordnung anrückte und von der Seite von Perſien her zu ziehen ſchien.

Kamaralſaman hieß die Prinzen, ſeine Söhne, hinreiten, zu ſehen, was für ein Heer es wäre, und wollte ſie dort erwarten.

Beide ritten ſogleich hin, und bei ihrer Ankunft, wurden ſie dem Könige, dem das Heer gehörte, vorgeſtellt. Nachdem ſie ihn ehrerbietig begrüßt hatten, fragten ſie ihn, in welcher Abſicht er ſo nahe gegen die Hauptſtadt des Königs der Magier heranzöge.

Der Groß-Weſyr, der gegenwärtig war, nahm das Wort, und ſagte ihnen: „Der König, zu dem ihr redet, iſt Schachſaman, König der Inſeln Chaledan, der ſchon lange in dem Aufzuge, den ihr hier ſeht, umher reiſet, um den Prinzen Kamaralſaman, ſeinen Sohn, zu ſuchen, der vor langen Jahren ſeine Staaten verlaſſen hat; wenn ihr irgend etwas von ihm wiſſet, ſo werdet ihr ihm das größte Vergnügen von der Welt machen, es ihm mitzutheilen.“

Die Prinzen antworteten nichts weiter, als daß ſie binnen kurzer Zeit Antwort bringen würden; und ſprengten mit verhängten Zügeln zurück, um Kamaralſaman die Nachricht zu bringen, das zuletzt angekommene Heer wäre das des Königs Schachſaman, und der König, ſein Vater, ſelber dabei.

Das Erſtaunen, die Ueberraſchung, die Freude, und das Leid, ſeinen Vater ohne Abſchied verlaſſen zu haben, machten einen ſo gewaltigen Eindruck auf den König Kamaralſaman, daß er in Ohnmacht ſank, ſobald er vernahm, daß er ihm ſo nahe wäre. Er kam endlich durch die Sorgfalt und Hülfe der Prinzen Amgiad und Aſſad wieder zu ſich, und ſobald er ſich ſtark genug fühlte, eilte er hin, ſich dem Könige Schachſaman zu Füßen zu werfen.

In langer Zeit war kein ſo zärtliches Wiederſehen zwiſchen einem Vater und einem Sohn erfolgt. Schachſaman machte dem König Kamaralſaman zärtliche Vorwürfe über ſeine Grauſamkeit, ihn auf eine ſo ſchmerzliche Weiſe zu verlaſſen; und Kamaralſaman bezeugte ihm ſeine innige Reue über das Vergehen, zu welchem die Liebe ihn verleitet hatte.

Die drei Könige und die Königinn Margiane blieben drei Tage am Hofe des Königs der Magier, welcher ſie prachtvoll bewirthete. Dieſe drei Tage waren auch ſehr ausgezeichnet durch die Vermählung des Prinzen Aſſad mit der Königinn Margiane, und des Prinzen Amgiad mit Boſtane, zur Belohnung des Dienſtes, welchen ſie dem Prinzen Aſſad geleiſtet hatte.

Endlich begaben die drei Könige und die Königinn Margiane ſich wieder jeder nach ſeinem Reiche. Was Amgiad betrifft, ſo ſetzte ihm der König der Magier, der ihn ſehr lieb gewonnen hatte und ſchon ſehr bejahrt war, ſeine Krone auf das Haupt: und Amgiad wandte all ſeinen Fleiß daran, den Feuerdienſt zu zerſtören und die muſelmänniſche Religion in ſeine Staaten einzuführen.

Zweihundert und funfzigſte Nacht.

Geſchichte Nureddins und der ſchönen Perſerinn.

Die Stadt Balſora war lange Zeit die Hauptſtadt eines den Chalyfen zinspflichtigen Reiches. Der König, der zur Zeit des Chalyfen Harun Arreſchyd in demſelben herrſchte, hieß Muhammed Sulyman Arruſſy[42]; und beide waren Vettern, Söhne zweier Brüder.

„Es war ein König, der, wenn die feindliche Reiterei
gegen ihn eindrang, ſie mit jeder Art ſchneidender
oder ſtechender Waffen befriedigte *).
Wenn er Schlachten lieferte, ſchien er zu ſchreiben, indem er auf die Linien **) der Feinde Vokale ***)
und Punkte hinzufügte.

---

*) D. h. bekämpfte.

**) Reihen.

***) Die im Arabiſchen nur wie ein Komma (Strich, Streich) ausſehen.

Die Vokale ſchrieb er auf die Feinde mit Säbelhieben, die Punkte mit Lanzenſtichen oder mit Pfeilſchüſſen.

In einem Meere von Blut, entquollen den Kopfwunden der Feinde, ſchwimmt ſeine Reiterei.

Dieſes Meer von weitem anzuſehen ſcheint mit Schiffen überſaet: aber, was man für Maſtbäume hält, ſind ſeine Lanzen; was man für Segel anſieht, ſind ſeine Fahnen; und die kleinen Wellen ſind die Helme ſeiner Krieger.

Die Zeit hatte ſich verpflichtet, einen ähnlichen König hervorzubringen: allein, o Zeit! du wirſt deinen Schwur nicht halten können; bereue es nur, ihn gethan zu haben!“

Muhammed hatte es nicht für räthlich erachtet, die Verwaltung ſeiner Staaten einem einzigen Weſyr anzuvertrauen; er hatte ſich deren zwei erwählt, nämlich Chakan und Saouy. *)

Chakan war ſanft, zuvorkommend, freigebig und machte ſich ein Vergnügen daraus, denjenigen, die mit ihm zu thun hatten, gefällig zu ſein, in allem, was von ſeiner Macht abhing, ohne der Gerechtigkeit Eintracht zu thun, welche er pflichtmäßig handhaben mußte. Es war auch niemand, weder am Hofe zu Balſora, noch in der Stadt, noch in dem ganzen Königreiche, der ihn nicht verehrte und ſein verdientes Lob verkündigte:

„Er war redlicher Freund; ſein Gewand war Gottesfurcht und Hoheit: unter ſeinem Einfluſſe genoß man des Lebens mit Frohſinn und Behaglichkeit.
Nie nahte ſich ihm ein Unglücklicher mit ſeinen Seufzern oder Bitten, der nicht an den Pforten ſeines Palaſtes Erhörung fand.“

Saouy war von einer ganz andern Gemüthsart: er war ſtäts mürriſch, und ſcheuchte alle auf gleiche Weiſe zurück, ohne Unterſchied des Ranges und Standes. Dabei war er, weit entfernt, ſich der großen Reichthümer, die er beſaß, würdig zu machen, von dem ſchmutzigſten Geize, ſo daß er ſogar ſich ſelber die nöthigſten Dinge verſagte Niemand konnte ihn leiden, und niemals hatte man ihn etwas anders als Böſes ſagen gehört. Was ihn noch verhaßter machte, war ſein großer Abſcheu gegen Chakan, und daß er, indem er alle guten Handlungen dieſes würdigen Miniſters übel auslegte, nicht aufhörte, ihm bei dem Könige ſchlechte Dienſte zu leiſten.

Von ihm galten die Verſe:

„Sohn eines Geizhalſes, eines, an dem kein Gutes war, eines auf der Straße Gefundenen, eines Herumläufers, eines Landſtreichers!
Kein Haar war an ſeinem Leibe, welches nicht Spuren von einer dieſer Eigenſchaften trug.“

Eines Tages, nach der Rathsverſammlung, unterhielt ſich der König von Balſora, zur Gemüthsergötzung, mit ſeinen beiden Weſyren und mehreren andern Rathsmitgliedern. Das Geſpräch fiel auf die gekauften Sklavinnen, die bei uns faſt denſelben Rang einnehmen, wie die rechtmäßigen Ehe-Frauen. Einige behaupteten, eine ſolche Sklavinn brauchte nur ſchön und wohlgeſtalt zu ſein, um über die Frauen zu tröſten, welche man wegen Verbindungen oder Familien-Verhältniſſe genöthigt iſt zu nehmen, und die oft weder mit großer Schönheit noch mit andern Vollkommenheiten des Leibes ausgeſtattet ſind.

Andere behaupteten, und Chakan war dieſer Meinung, die Schönheit und alle ſchöne Eigenſchaften des Leibes wären nicht die einzigen Dinge, welche an einer Sklavinn erforderlich wären, ſondern dieſelben müßten auch mit viel Geiſt, Klugheit, Beſcheidenheit, Anmuth, und wenn es ſein könnte, mit mehreren ſchönen Kenntniſſen begleitet ſein. Der Grund, den ſie dafür anführten, war folgender: „Es geziemt,“ ſagten ſie, „Männern, die große Geſchäfte zu verwalten haben, nichts mehr, als am Ende eines ſo mühſeligen Tagewerkes daheim eine Gefährtinn zu finden, deren Unterhaltung gleich lehrreich, anmuthig und ergötzlich iſt: denn am Ende,“ fügten ſie hinzu, „unterſcheidet man ſich nicht von den Thieren, wenn man eine Sklavinn bloß dazu hat, ſie anzuſehen und einen Trieb zu befriedigen, welchen wir mit den Thieren gemein haben.“

Der König trat dieſer Meinung bei, und gab es dadurch zu erkennen, daß er Chakan befahl, ihm eine Sklavinn zu kaufen, von vollkommener Schönheit und mit allen den Eigenſchaften begabt, die man ſo eben genannt hatte, und vor allen ſollte ſie höchſt gebildet ſein.

Saouy war eiferſüchtig auf die Ehre, welche der König Chakan erzeigte. Da er der entgegengeſetzten Meinung geweſen war, ſo wandte er ein: „Herr, es wird ſehr ſchwer halten, eine ſo vollkommene Sklavinn zu finden, wie Euer Majeſtät ſie verlangt. Findet ſich aber auch eine ſolche, wie ich kaum glaube, ſo wird man noch einen wohlfeilen Kauf thun, wenn ſie nicht mehr als zehntauſend Goldſtücke koſtet.“

„Saouy,“ erwiederte der König, „ihr findet vermuthlich die Summe zu hoch: für euch mag ſie es ſein, ſie iſt es aber nicht für mich.“ Zu gleicher Zeit befahl der König ſeinem Groß-Schatzmeiſter, die zehntauſend Goldſtücke Chakan ins Haus zu ſchicken.

Sobald Chakan nach Hauſe kaum, ließ er alle Unterhändler rufen, die ſich mit den Sklavinnen-Handel befaſten, und trug ihnen auf, ſobald ſie eine ſolche Sklavinn fänden, wie er ſie ihnen beſchrieb, ihm davon Nachricht zu geben.

Die Unterhändler, ſo wohl um ſich den Weſyr Chakan zu verbinden, als ihres eigenen Vortheils wegen, verſprachen ihm, all ihre Sorgfalt anzuwenden, um eine ſolche aufzufinden, wie er ſie wünſchte.

Es vergieng nun faſt kein Tag, daß ihm nicht eine zugeführt wurde: aber er fand immer einen oder den andern Fehler an ihnen.

Eines Tages, früh Morgens, als Chakan nach dem Palaſte des Königs ritt, trat ein Unterhändler mit großer Haſt an den Steigbügel ſeines Pferdes, und verkündigte ihm, ein Perſiſcher Kaufmann, der geſtern ſehr ſpät angekommen, hätte eine Sklavinn zu verkaufen von vollendeter Schönheit, weit über alle, die er noch geſehen haben möchte. „In Anſehung ihres Geiſtes und ihrer Kenntniſſe,“ fügte er hinzu, „ſo verbürgt er ſich, daß ſie es mit allem aufnehmen könnte, was es von ſchönen Geiſtern und Gelehrten auf der Welt gibt.“

Chakan, erfreut über dieſe Neuigkeit, welche ihm Hoffnung gab, ſich dem Könige gefällig zu machen, trug dem Unterhändler auf, ihm nach der Rückkehr aus dem Palaſte die Sklavinn zuzuführen, und ſetzte ſeinen Weg fort.

Der Unterhändler verfehlte nicht, ſich zur beſtimmten Stunde bei dem Weſyr einzuſtellen; und Chakan fand die Sklavinn ſo ſchön und ſo weit über ſeiner Erwartung, daß er ihr von Stund an den Namen der Schönen Perſerinn beilegte. Ein Dichter der ſie beſchreibt, ſagt Folgendes von ihr:

„Sie war ein Wunder der Schönheit; ihr Antlitz glich dem Vollmonde; ſie war ihrem Stamme werth und theuer, wie es ein Kind ſeiner Mutter iſt.

Der Beſitzer des Himmelsthrones hatte ihr Adel und Würde des Gemüths zugetheilt, aber auch zugleich Anmuth im Ausdruck und im Betragen, ſo wie einen ſchönen Wuchs.

An dem Himmel ihres Antlitzes glänzten ſieben Geſtirne *), gleich Schutzengeln ihrer Wangen gegen jeden Verwegenen.

Wenn ein Menſch durch ſehnſüchtiges Anſchauen ihr einen Blick ablocken wollte, ſo verbrannte ſie ihn mit Liebesfeuer durch eins dieſer Geſtirne.“

Da der Weſyr ſelber viel Geiſt hatte und ſehr gelehrt war, ſo erkannte er aus der Unterhaltung mit ihr ſehr bald, daß er vergeblich noch eine andere Sklavinn ſuchen würde, welche ſie in irgend einer der vom Könige gewünſchten Eigenſchaften überträfe. Er fragte den Unterhändler, welchen Preis der Perſiſche Kaufmann auf ſie geſetzt hätte.

„Herr,“ antwortete der Unterhändler, „es iſt ein Mann, der nicht vorſchlägt: er betheuert, daß er ſie, mit Einem Worte, nicht geringer laſſen kann, als für zehntauſend Goldſtücke. Er hat mir ſelbſt zugeſchworen, daß,

---

*) Dieſe ſieben Geſtirne ſind: die Augen, die Augenbrauen, die Sterne in den Augen, und der Mund.

ungerechnet ſeine Sorgfalt, Mühe und Zeit, die er auf ihre Erziehung verwandt, er beinahe dieſelbe Summe für ſie ausgegeben habe, theils an Lehrmeiſter in den Leibesübungen und in geiſtigem Unterricht und Bildung, theils für Kleidung und Unterhalt. Da er ſie, gleich beim Kauf in ihrer frühſten Kindheit, eines Königs würdig erkannte, ſo hat er nichts geſpart, was dazu beitragen kann, ſie zu dieſem hohen Range emporzuheben. Sie ſpielt allerlei Inſtrumente, ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſchreibt ſchöner, als die geſchickteſten Schreibmeiſter; ſie macht Verſe; und, es gibt keine Bücher, die ſie nicht geleſen hat. Kurz, man hat noch niemals gehört, daß irgend eine Sklavinn ſo viele Dinge gewußt, als ſie weiß."

Der Weſyr Chakan, der den Werth der ſchönen Perſerinn viel beſſer erkannte, als der Unterhändler, der nur nachſprach, was der Kaufmann ihm von ihr geſagt hatte, wollte den Handel nicht aufſchieben, und ließ ſogleich den Kaufmann rufen.

Dieſer kam; er war ſchon hochbejahrt, und es galten von ihm folgende Worte eines Dichters, der von ſich ſelber ſpricht:

„Die Zeit hat mich gewaltig mitgenommen und zitternd gemacht; ſie iſt es, die Kräfte gibt, aber auch raubet.
Einſt ſprang und lief ich, ohne zu ermüden: heute bin ich müde, ohne mich vom Flecke gerührt zu haben."

Der Weſyr Chakan ſprach zu ihm: „Nicht für mich will ich dieſe Sklavinn kaufen, ſondern für den König; aber ihr müßt ſie ihm für einen billigeren Preis laſſen, als der, welchen ihr auf ſie geſetzt habt.“

„Herr,“ antwortete der Kaufmann, „ich würde mir eine große Ehre daraus machen, ſie Seiner Majeſtät zum Geſchenke darzubieten, wenn es einem Kaufmanne, wie ich bin, anſtände, Geſchenke von ſolchem Werthe zu machen. Ich verlange nur das Geld, welches ich aufgewendet habe, ſie zu erziehen und ſo auszuſtatten, wie ſie da iſt. So viel kann ich ſagen, daß Seine Majeſtät einen Kauf macht, womit ſie ſehr zufrieden ſein wird.“

Chakan wollte nicht markten, und ließ dem Kaufmann die Summe auszahlen. Vor dem Weggehen ſagte der Kaufmann noch zu dem Weſyr: „Herr, da die Sklavinn für den König beſtimmt iſt, ſo vergönnet, daß ich die Ehre habe, euch zu ſagen, daß ſie von der langen Reiſe, die ich mit ihr, um ſie hieher zu führen, gemacht habe, äußerſt ermüdet iſt. Obwohl ſie eine Schönheit ohnegleichen iſt, ſo wird ſie dennoch ganz anders erſcheinen, wenn ihr ſie nur eine vierzehn Tage bei euch behaltet, und dafür Sorge tragt, ſie gut pflegen zu laſſen. Wenn ihr ſie nach Verlauf dieſer Zeit dem Könige vorſtellt, ſo wird ſie euch eine ſolche Ehre und ein ſolches Verdienſt bei ihm machen, daß ich hoffe, ihr werdet es mir einigen Dank wiſſen. Ihr ſeht ſelbſt, daß die Sonne ihr ein wenig die Haut verdorben hat; ſobald ſie aber zwei oder dreimal im Bade geweſen iſt und ihr ſie ſo habt kleiden laſſen, wie ihr es für anſtändig erachtet, ſo wird ſie dergeſtalt verändert ſein, daß ihr ſie noch unendlich viel ſchöner finden werdet.“

Chakan nahm den Rath des Kaufmanns mit Dank an, und beſchloß, ihn zu befolgen. Er gab der ſchönen Perſerinn ein beſonderes Zimmer, neben dem ſeiner Gemahlinn, die er bat, ſie mit ihr eſſen zu laſſen und ſie als eine Frau anzuſehen, welche dem Könige gehörte. Er bat ſie ferner, ihr verſchiedene Kleider machen zu laſſen, ſo prächtig als möglich, und wie ſie ihr am ſchönſten ſtänden.

Bevor er hier die ſchöne Perſerinn verließ, ſagte er zu ihr: „Es kann kein größeres Glück für euch geben, als das, welches ich euch verſchaffen will. Urtheilet ſelber davon: es iſt für den König, daß ich euch gekauft habe, und ich hoffe, er wird noch viel zufriedener ſein, euch zu beſitzen, als ich es bin, mich des Auftrages entledigt zu haben, welchen er mir ertheilt hatte. Demnach muß ich euch noch benachrichtigen, daß ich einen Sohn habe, dem es nicht an Geiſt fehlt, der aber jung, flatterhaft und unternehmend iſt: hütet euch ſorgfältig vor ihm, wenn er euch nahet.“

Die ſchöne Perſerinn dankte ihm für dieſe Weiſung;

und nachdem ſie ihn feſt verſichert hatte, daß ſie dieſelbe benutzen würde, verließ er ſie.

Zweihundert und ein und funfzigſte Nacht.

Nureddin [43], ſo hieß nämlich der Sohn des Weſyrs Chakan, hatte freien Zutritt ins Zimmer ſeiner Mutter, mit welcher er zu ſpeiſen pflegte. Er war ſehr wohlgebildet von Geſtalt, jung, anmuthig und kühn; und da er ungemein viel Geiſt hatte und ſich mit Leichtigkeit ausdrückte, ſo hatte er die beſondere Gabe, alle zu überreden, wozu er wollte.

Er ſah die ſchöne Perſerinn; und obgleich er wußte, daß ſein Vater ſie für den König gekauft, und ſein Vater ſelber es ihm erklärt hatte, ſo that er ſich dennoch gleich bei der erſten Zuſammenkunft mit ihr keinen Zwang an, ſeine Liebe für ſie zu unterdrücken. Er ließ ſich vielmehr durch ihre Reize, die ihn ſogleich bezauberten, hinreißen; und die Unterhaltung, welche er mit ihr hatte, beſtimmte ihn zu dem Entſchluſſe, alle Mittel anzuwenden, um ſie dem Fürſten zu entführen.

Die ſchöne Perſerinn ihrerſeits fand auch Nureddin ſehr liebenswürdig. „Der Weſyr erzeigt mir eine große Ehre,“ ſagte ſie bei ſich ſelber, „daß er mich zum Geſchenke für den König von Balſora gekauft hat: ich würde mich jedoch ſehr glücklich ſchätzen, wenn er ſich begnügete, mich ſeinem Sohne zu ſchenken.“

Nureddin benutzte ſehr eifrig den Vortheil, den er hatte, eine Schönheit, in welche er ſo verliebt war, zu beſuchen und ſich mit ihr zu unterhalten. Niemals verließ er ſie eher, als bis ſeine Mutter ihn dazu gezwungen hatte. „Mein Sohn,“ ſagte dieſe, „es iſt nicht wohlanſtändig für einen jungen Mann, wie du biſt, ſtäts in dem Frauen-Zimmer zu weilen. Geh, begieb dich in dein Zimmer, und arbeite, um dich würdig zu machen, dereinſt der Nachfolger in der Würde deines Vaters zu werden.“

Weil die ſchöne Perſerinn wegen der weiten Reiſe, welche ſie eben gemacht hatte, lange nicht ins Bad gegangen war, ſo beſorgte die Gemahlinn des Groß-Weſyrs Chakan, fünf oder ſechs Tage nachdem ſie gekauft war, daß eigens für ſie das Bad geheizt wurde, welches der Weſyr im Hauſe hatte. Sie ließ ſie von mehreren ihrer Sklavinnen dahin begleiten, und befahl dieſen, ſie ebenſo zu bedienen, wie ſie ſelber, und ihr nach dem Bade ein ſehr prächtiges Kleid anzulegen, welches ſie ihr ſchon hatte machen laſſen. Sie hatte um ſo mehr Sorgfalt hierauf verwendet, als ſie ſich bei dem Weſyr, ihrem Gemahle, dadurch ein Verdienſt erwerben, und ihm zu erkennen geben wollte, wie ſehr ſie ſich alles angelegen ſein ließe, was ihm Vergnügen machen könnte.

Aus dem Bade ging die ſchöne Perſerinn noch tauſendmal ſchöner hervor, als ſie Chakan bei dem Kauf erſchienen war, und zeigte ſich der Gemahlinn des Weſyrs, welche Mühe hatte, ſie wieder zuerkennen.

Die ſchöne Perſerinn küßte ihr mit Anmuth die Hand, und ſagte zu ihr: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wie ihr in dieſem Kleide mich findet, welches ihr die Güte gehabt habt mir machen laſſen. Eure Frauen, die mich verſichern, es kleide mich ſo gut, daß ſie mich kaum wieder erkennen, ſind vielleicht nur Schmeichlerinnen: ich berufe mich auf euer Urtheil darüber. Sollten ſie gleichwohl die Wahrheit ſagen, ſo ſeid doch ihr es, gnädige Frau, der allein ich dieſen Vortheil verdanke.“

„Meine Tochter,“ erwiederte die Gemahlinn des Weſyrs mit großer Freude, „ihr dürft es nicht für Schmeichelei halten, was meine Frauen euch geſagt haben: ich verſtehe mich beſſer darauf, als ſie; und abgeſehen von eurem Gewande, welches euch bewundernswürdig kleidet, bringt ihr aus dem Bade eine Schönheit mit, die ſo weit über dem ſteht, was ihr zu vor ſchienet, daß ich ſelber euch nicht mehr erkenne. Wenn ich wüßte, daß das Bad noch gut genug wäre, ſo würde ich es mir auch zu Nutze machen: ich bin ſchon in einem Alter, welches erfordert, daß ich mich öfters deſſelben bediene.“ — „Gnädige Frau,“ erwiederte die ſchöne Perſerinn, „ich weiß auf die unverdiente Ehre, die ihr mir erweiſet, nichts zu antworten.

Was das Bad anlangt, ſo iſt es bewundernswürdig, und wenn ihr Luſt habt, in daſſelbe zu gehen, ſo dürft ihr keine Zeit verlieren. Eure Frauen werden euch daſſelbe ſagen.“

Die Gemahlinn des Weſyrs bedachte, daß ſie ſeit mehreren Tage nicht im Bade geweſen war, und wollte die Gelegenheit benutzen. Sie ſagte es ihren Frauen; und dieſe verſahen ſich ſogleich mit allem, was dazu nöthig war.

Die ſchöne Perſerinn begab ſich nach ihrem Zimmer; und die Gemahlinn des Weſyrs gebot, bevor ſie ins Bad ging, zwei kleinen Sklavinnen, bei ihr zu bleiben, mit dem Befehle, Nureddin nicht hereinzulaſſen, wenn er käme.

Während nun die Gemahlinn des Weſyrs im Bade, und die ſchöne Perſerinn allein war, kam Nureddin; und als er ſeine Mutter nicht in ihrem Zimmer traf, ging er in das der ſchönen Perſerinn, wo er die beiden kleinen Sklavinnen im Vorzimmer fand. Er fragte dieſe nach ſeiner Mutter; worauf ſie antworteten, ſie wäre im Bade. „Und die ſchöne Perſerinn,“ fuhr Nureddin fort, „iſt ſie auch im Bade?“ — „Sie iſt ſchon daraus zurückgekommen und in ihrem Zimmer; aber wir haben Befehl von eurer Frau Mutter, euch nicht hinein zu laſſen.

Das Zimmer der ſchönen Perſerinn war nur durch einen Thürvorhang geſchloſſen. Nureddin ſchritt vorwärts um hinein zu treten, und die beiden Sklavinnen ſtellten ſich davor, um ihn daran zu verhindern. Er aber nahm eine wie die andere beim Arme, ſchob ſie aus dem Vorzimmer, und ſchloß die Thüre vor ihnen zu.

Da liefen ſie mit großem Geſchrei nach dem Bade, und verkündigten weinend ihrer Gebieterinn, daß Nureddin trotz ihnen in das Zimmer der ſchönen Perſerinn gedrungen wäre und ſie verjagt hätte.

Die Nachricht von einer ſo großen Kühnheit verurſachte der guten Frau die empfindlichſte Kränkung. Sie unterbrach ihr Bad und kleidete ſich aufs ſchleunigſte an. Aber ehe ſie fertig war, und in das Zimmer der ſchönen Perſerinn kam, war Nureddin ſchon wieder hinausgegangen, und hatte die Flucht ergriffen.

Die ſchöne Perſerinn war äußerſt erſtaunt, die Gemahlinn des Weſyrs ganz in Thränen hereintreten zu ſehen, wie eine Frau, die außer ſich war. „Gnädige Frau," ſagte ſie zu ihr, „darf ich euch fragen, weshalb ihr ſo betrübt ſeid? Welcher Unfall iſt euch im Bade begegnet und hat euch genöthigt, es ſo bald zu verlaſſen?"

„Wie!" rief die Gemahlinn des Weſyrs aus, „ihr thut mir dieſe Frage mit ſo ruhigem Gemüthe, nachdem mein Sohn Nureddin in euer Zimmer gedrungen und allein bei euch geblieben iſt! Konnte uns, ihm und mir, ein größeres Unglück begegnen?"

„Um Verzeihung, gnädige Frau," verſetzte die ſchöne Perſerinn, „welches Unglück kann für euch und Nureddin bei dem ſein, was er gethan hat?“ — „Wie!“ erwiederte die Gemahlinn des Weſyrs, „hat euch mein Mann nicht geſagt, daß er euch für den König gekauft hat? Und hatte er euch nicht gewarnt, euch zu hüten, daß Nureddin euch nicht nahete?“

„Ich habe es nicht vergeſſen, gnädige Frau,“ erwiederte nochmals die ſchöne Perſerinn; „aber Nureddin kam, mir zu ſagen, ſein Vater hätte ſeinen Sinn geändert, und anſtatt mich für den König aufzubewahren, wie ſeine Abſicht geweſen, ihm ſelber mit meiner Perſon ein Geſchenk gemacht. Ich glaubte es, gnädige Frau; und da ich eine Sklavinn, und ſeit meiner zarteſten Jugend an ſtrengen Gehorſam gewöhnt bin, ſo könnt ihr wohl denken, daß ich mich ſeinem Willen nicht widerſetzen konnte, noch durfte. Ich geſtehe ſelbſt, daß ich es um ſo weniger mit Widerwillen gethan habe, als ich, bei der Freiheit die wir hatten uns zu ſehen, eine ſtarke Neigung für ihn gefaßt hatte. Ich verzichte ohne Bedauern auf die Hoffnung, dem König anzuhören, und werde mich ſehr glücklich ſchätzen, mein ganzes Leben mit Nureddin zuzubringen.“

Auf dieſe Rede ſagte die Gemahlinn des Weſyrs: „Wollte Gott, daß es wahr wäre, was ihr ſagt! ich würde mich ſehr darüber freuen. Aber, glaubet mir, Nureddin iſt ein Betrüger: er hat euch getäuſcht, und unmöglich hat ſein Vater ihm dieß Geſchenk gemacht, wie er euch geſagt hat. Ach, der Unglückliche! und wie unglücklich bin ich, und wie viel mehr iſt es noch ſein Vater durch die traurigen Folgen, welche er fürchten muß, und wir mit ihm fürchten müſſen! Weder meine Thränen noch meine Bitten ſind im Stande, ihn zu erweichen und ſeine Verzeihung zu erflehen. Sein Vater wird ihn ſeinem gerechten Zorn aufopfern, ſobald er die Gewaltthat erfährt, welche er gegen euch verübt hat.“

Nach dieſen Worten fing ſie bitterlich an zu weinen; und ihre Sklavinnen, die nicht weniger, als ſie, für Nureddins Leben fürchteten, folgten ihrem Beiſpiele.

Der Weſyr Chakan kam einige Augenblicke ſpäter dazu, und war höchſt erſtaunt, ſeine Frau und die Sklavinnen in Thränen und die ſchöne Perſerinnen ſo niederſchlagen zu ſehen. Er fragte nach der Urſache; und ſeine Gemahlinn und die Sklavinnen verdoppelten ihr Geſchrei und ihre Thränen, anſtatt ihm zu antworten. Ihr Schweigen erſtaunte ihn noch mehr, er wandte ſich an ſeine Frau und ſagte zu ihr: „Ich will durchaus, daß ihr mir erkläret, was ihr zu weinen habt, und daß ihr mir die Wahrheit ſaget.“

Die troſtloſe Frau konnte nicht länger umhin, ihren Mann zu befriedigen. „Verſprechet mir, Herr,“ begann ſie, „daß ihr es mich nicht wollet entgelten laſſen, was ich euch ſage: ich verſichere euch zum voraus, daß ich nicht Schuld daran habe.“ Und ohne ſeine Antwort abzuwarten, fuhr ſie fort: „Während ich mit meinen Frauen im Bade war, iſt euer Sohn gekommen und hat dieſe unglückliche Zeit benutzt, um der ſchönen Perſerinn einzubilden, daß ihr ſie nicht mehr dem Könige geben wollt, ſondern ihm ein Geſchenk mit ihr gemacht habet. Ich ſage euch nicht, was er, nach dieſer argen Vorſpiegelung, weiter gethan hat: ich überlaſſe es euch ſelber zu ermeſſen. Das iſt der Grund meiner Betrübnis um euch und um meinen Sohn, für welchen ich nicht wage euch um Verzeihung anzuflehen.“

Es iſt nicht möglich, den Aerger des Weſyrs auszudrücken, als er die Unverſchämtheit ſeines Sohnes Nureddin vernommen hatte. „Ha,“ rief er aus, indem er ſich an die Bruſt ſchlug, die Hände biß, und den Bart ausraufte, „auf ſolche Weiſe alſo, unſeliger Sohn, unwürdig das Tageslicht zu ſchauen, ſtürzeſt du deinen Vater von der höchſten Stufe ſeines Glücks in den Abgrund! ſo richteſt du ihn zu Grunde, und dich mit ihm! Der König wird ſich nicht mit deinem, noch mit meinem Blute begnügen, um dieſe Beleidigung zu rächen, die ſeine Perſon ſelber betrifft.“

Seine Gemahlinn bemühte ſich, ihn zu tröſten, und ſprach zu ihm: „Betrübet euch nicht zu ſehr; ich kann leicht zehn tauſend Goldſtücke aus einem Theile meiner Juwelen löſen: ihr kauft dafür eine andere Sklavinn, die noch ſchöner und des Königs noch würdiger iſt!“

„He! denkt ihr denn,“ erwiederte der Weſyr, „daß ich mich über den Verluſt von zehn tauſend Goldſtücken ſo betrüben könnte? Es iſt hier nicht die Rede von dieſem Verluſte, ja nicht von dem Verluſt aller meiner Güter: der ſollte mich wenig kümmern. Es gilt hier den Verluſt meiner Ehre, die mir theurer iſt, als alle Güter der Welt.“

„Mich dünkt gleichwohl, Herr,“ verſetzte die Frau, „daß, was man mit Gelde wieder gut machen kann, nicht von ſo großer Erheblichkeit iſt.“

„Ei ja!“ erwiederte der Weſyr, „wißt ihr nicht, daß Saouy mein Todfeind iſt? Glaubt ihr denn nicht, daß er, ſobald er dieſen Handel erfährt, hingehen und bei dem König über mich triumphieren wird? „Euer Majeſtät,“ wird er zu ihm ſagen, „ſpricht ſtäts von der Hingebung und dem Dienſteifer Chakans; er zeigt jedoch jetzt eben, wie wenig er einer ſo großen Auszeichnung würdig iſt. Er hat zehntauſend Goldſtücke empfangen, um euch eine Sklavinn zu kaufen. Er hat ſich eines ſo ehrenvollen Auftrages wirklich entledigt, und noch niemals hat man eine ſo ſchöne Sklavinn geſehen: aber anſtatt ſie Euer Majeſtät zuzuführen, hat er es für räthlicher erachtet, ſeinem Sohn ein Geſchenk damit zu machen. „Mein Sohn,“ hat er zu ihm geſagt, „nimm dieſe Sklavinn, ſie iſt dein; du verdienſt ſie mehr, als der König.“ — Sein Sohn,“ wird er mit ſeiner gewöhnlichen Bosheit fortfahren, „hat ſie genommen, und ergötzt ſich nun täglich mit ihr. Die

Sache verhält ſich, wie ich die Ehre habe Euer Majeſtät zu verſichern; und Euer Majeſtät kann ſich ſelber davon überzeugen.“ — Meinet ihr nun nicht, daß, auf eine ſolche Anklage, die Leute des Königs jeden Augenblick kommen können, um in mein Haus zu dringen und die Sklavinn weg zu führen? Ich geſchweige aller übrigen unvermeidlichen Uebel, die darauf folgen werden.“

„Herr,“ antwortete die Frau auf dieſe Rede des Weſyrs, ihres Mannes, „ich geſtehe, daß die Bosheit Saouy's ſehr groß iſt, und daß er im Stande iſt, der Sache die argliſtige Deutung zu geben, die ihr hier vorausſagt, wenn er die mindeſte Kunde davon hätte. Aber kann er, oder irgend jemand wiſſen, was im Innern eures Hauſes vorgeht? Wenn man es auch argwähnte, und der König mit euch davon ſpräche, könnt ihr nicht ſagen, daß ihr, nachdem ihr die Sklavinn recht geprüft, ſie Seiner Majeſtät nicht ſo würdig befunden habet, als ſie euch anfangs geſchienen; daß der Kaufmann euch betrogen habe; daß ſie allerdings von unvergleichlicher Schönheit ſei, aber viel daran fehle, daß ſie eben ſo viel Geiſt habe und ſo geſchickt ſei, als ſie euch gerühmt worden. Der König wird es euch aufs Wort glauben, und Saouy wird die Beſchämung haben, wieder eben ſo mit ſeinem verderblichen Anſchlage verunglückt zu ſein, wie ſo manches andere Mal, wo er vergeblich verſucht hat, euch zu verderben. Beruhiget euch alſo; und wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, ſo laſſet die Unterhändler rufen, bedeutet ſie, daß ihr mit der ſchönen Perſerinn nicht zufrieden ſeid, und traget ihnen auf, euch eine andere Sklavinn zu verſchaffen.“

Da dieſer Rath dem Weſyr Chakan vernünftig ſchien, ſo beruhigte er ſich ein wenig, und entſchloß ſich, ihn zu befolgen; jedoch verminderte dieß in nichts ſeinen Zorn gegen ſeinen Sohn Nureddin.

Zweihundert und zwei und funfzigſte Nacht.

Nureddin ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen; er wagte es ſelbſt nicht, bei einem der jungen Leute ſeines Alters, mit denen er umging, eine Zuflucht zu ſuchen, aus Furcht, ſein Vater ließe ihm dort nachſpüren. Er ging aus der Stadt, und flüchtete ſich in einen Garten, wo er ſonſt nie hingegangen und nicht bekannt war. Erſt ſehr ſpät kam er nach Hauſe, als er wußte, daß ſein Vater ſich ſchon in ſein Zimmer begeben hatte, und ließ ſich durch die Frauen ſeiner Mutter öffnen, welche ihn ohne Geräuſch einließen. Am folgenden Morgen ging er wieder aus, ehe ſein Vater aufgeſtanden war; und ſo war er genöthigt, einen ganzen Monat dieſelbe Vorſicht zu gebrauchen, zu ſeiner empfindlichſten Kränkung. Denn die Frauen ſchmeichelten ihm nicht, ſondern erklärten ihm gerade heraus, daß der Weſyr ſein Vater in demſelben Zorne verharrete und betheurete, daß er ihn tödten würde, wenn er ihm vor Augen käme.

Die Gemahlinn des Weſyrs wußte durch ihre Frauen, daß Nureddin jeden Tag nach Hauſe kam; ſie wagte es aber nicht, ihren Gemahl um Verzeihung für ihn zu bitten. Endlich faßte ſie ſich ein Herz, und ſprach eines Tages zu ihm: „Herr, ich habe es bisher nicht gewagt, mir die Freiheit zu nehmen, mit euch von eurem Sohne zu ſprechen. Jetzo bitte ich euch um die Erlaubniß, euch zu fragen, was ihr mit ihm zu machen gedenkt. Kein Sohn kann ſchuldiger gegen einen Vater ſein, als es Nureddin gegen euch iſt. Er hat euch der großen Ehre und Genugthuung beraubt, dem König eine ſo vollkommene Sklavinn, wie die ſchöne Perſerinn, darzubringen, ich geſtehe es: aber was iſt nach dem allen eure Abſicht? Wollt ihr ihn durchaus umbringen? Anſtatt eines Unglücks, woran ihr nicht mehr denken ſolltet, würdet ihr euch ein anderes, viel größeres zuziehen, woran ihr vielleicht nicht denkt. Fürchtet ihr nicht, daß die Welt, die böſe iſt, bei der Nachforſchung, warum euer Sohn vor euch flieht, die wahre Urſache errathe, welche ihr ſo verborgen halten wollt? Wenn das geſchähe, ſo würdet ihr gerade in das Unglück ſtürzen, welches ihr ſo angelegentlich zu vermeiden ſtrebt.“

„Liebe Frau," erwiederte der Weſyr, „was ihr da ſagt, iſt verſtändig; aber ich kann mich nicht entſchließen Nureddin zu verzeihen, ohne ihn nach Verdienſt beſtraft zu haben." — „Er wird genugſam beſtraft," verſetzte die Frau, „wenn ihr thut, was mir eben einfällt. Euer Sohn kömmt jede Nacht zu Hauſe, wenn ihr ſchon in eurem Schlafgemache ſeid; er ſchläft hier, und geht wieder aus, ehe ihr aufgeſtanden ſeid. Ergreifet ihn dieſen Abend bei ſeiner Ankunft, und ſtellet euch, als wenn ihr ihn tödten wollet: ich werde ihm zu Hülfe kommen; und indem ihr ihm, wie auf meine Bitte, das Leben ſchenkt, nöthiget ihn, die ſchöne Perſerinn auf ſolche Bedingungen zu nehmen, wie es euch gefällt. Er liebt ſie, und ich weiß, daß die ſchöne Perſerinn ihn nicht haßt."

Chakan befolgte gern dieſen Rath; demnach, ſtellte er er ſich hinter die Thüre, bevor man ſie Nureddin bei ſeiner Ankunft zur gewöhnlichen Stunde öffnete, und ſobald dieſer eintrat, fiel er über ihn her und warf ihn unter ſeine Füße. Nureddin drehte den Kopf um, und erkannte ſeinen Vater mit dem Dolche in der Hand, im Begriff ihm das Leben zu nehmen.

In dieſem Augenblicke kam Nureddins Mutter dazu, und indem ſie den Arm des Weſyrs zurückhielt, rief ſie aus: „Was wollt ihr thun, Herr?" — „Laſſet mich los," entgegnete der Weſyr, „damit ich dieſen unwürdigen Sohn tödte!" — „Ach, Herr," fuhr die Mutter fort, „tödtet lieber mich ſelber: ich werde niemals zugeben, daß ihr eure Hand in euer eigenes Blut tauchet!"

Nureddin benutzte dieſen Augenblick, und mit Thränen in den Augen rief er aus: „Mein Vater, ich flehe eure Gnade und euer Erbarmen an; gewähret mir die Verzeihung, um welche ich euch im Namen desjenigen bitte, von dem ihr ſie an dem Tage erwartet, wo wir einſt alle vor ihm erſcheinen werden."

Er fügte noch folgende Verſe hinzu:

„Erlaß mir meine Schuld; denn die Langmüthigen vergeben den Verbrechern ihr Vergehen.
Ich geſtehe wohl, mehrere Untugenden zu beſitzen: möchteſt du aber auch die ſchöne Tugend der Langmuth an mir ausüben!
Bedenke, daß derjenige, der da Verzeihung hofft von dem, der über ihm iſt, auch denjenigen ihre Schuld verzeihen muß, die unter ihm ſind."

Chakan ließ ſich den Dolch aus der Hand winden; und ſobald er ihn losgelaſſen hatte, warf ſich Nureddin zu ſeinen Füßen und küßte ſie ihm, zum Zeichen wie ſehr es ihn gereute, ihn beleidigt zu haben.

„Nureddin," ſprach der Vater zu ihm, „danke deiner Mutter; ich verzeihe dir ihr zu Liebe. Ich will dir ſogar die ſchöne Perſerinn geben, aber unter der Bedingung, daß du mir eidlich verſprichſt, ſie nicht als eine

Sklavinn, ſondern als deine Gemahlinn anzuſehen, das heißt, daß du ſie niemals verkaufeſt und ſelbſt auch nicht verſtoßeſt. Da ſie Verſtand und Geiſt und Lebensart hat, unendlich viel mehr, als du, ſo bin ich überzeugt, daß ſie dieſen jugendlichen Ungeſtüm mäßigen wird, der dich zu Grunde richten kann.“

Nureddin hatte nicht gewagt zu hoffen, daß er mit ſolcher Milde behandelt würde. Er dankte ſeinem Vater mit aller erſinnlichen Erkenntlichkeit, und leiſtete ihm von Herzen gern den Eid, welchen er von ihm verlangte.

Beide, die ſchöne Perſerinn und er, waren ſehr zufrieden mit einander; und der Vater war ſehr vergnügt über ihre herzliche Einigkeit.

Der Weſyr Chakan wartete nicht ab, bis der König von dem ihm ertheilten Auftrage mit ihm ſpräche; er war ſehr befliſſen ſelber ihn öfter davon zu unterhalten und ihm die Schwierigkeiten bemerklich zu machen, welche er fände, ſich deſſelben zur Zufriedenheit Seiner Majeſtät zu entledigen; kurz, er wußte es ſo geſchickt einzurichten, daß der König unvermerkt nicht mehr daran dachte.

Saouy hatte gleichwohl etwas von dem erfahren, was vorgegangen war; aber Chakan war ſo weit in der Gunſt des Königs voraus, daß er nicht davon zu ſprechen wagte.

Es war über ein Jahr, daß dieſer ſo kitzliche Handel glücklicher abgelaufen war, als der Weſyr anfangs geglaubt hatte, als er ins Bad ging, und ein dringendes Geſchäft ihn nöthigte, es noch ganz erhitzt zu verlaſſen; die etwas kalte Luft ſchlug ihm auf die Bruſt und verurſachte ihm ein heftiges Flußfieber, das ihn zwang, ſich zu Bette zu legen. Die Krankheit nahm zu; und als er fühlte, daß der letzte Augenblick ſeines Lebens nicht mehr fern wäre, ſprach er folgendermaßen zu Nureddin, der ſein Bette nicht verließ:

„Mein Sohn, ich weiß nicht, ob ich den rechten Gebrauch von den großen Reichthümern gemacht habe, die Gott mir verliehen hat; du ſiehſt, ſie helfen mir nichts, um mich von dem Tode zu befreien. Das einzige, warum ich ſterbend dich noch bitte, iſt, daß du dein mir gegebenes Verſprechen in Betreff der ſchönen Perſerinn halteſt. Ich ſterbe zufrieden, mit dem Vertrauen, daß du es nicht vergeſſen wirſt.“ — Zuletzt ſprach er noch:

„Ich gedenke folgender Verſe eines Dichters, der da ſagt:

„Ich fühle meinen Tod: geprieſen ſei der, der nie ſtirbt! ich kann dem Tode nicht entgehen.
Wahrlich derjenige iſt kein Herr, über den der Tod Herrſchaft ausübt: aber der iſt der Herr aller Herren, der nie ſtirbt!“

Dieß waren die letzten Worte, welche der Weſyr Chakan ſprach. Er verſchied wenige Augenblicke darnach, und verſetzte ſein Haus, den Hof und die Stadt in unausſprechliche Trauer. Der König betrauerte ihn, als einen weiſen, eifrigen und treuen Miniſter; und die ganze Stadt beweinte ihn als ihren Beſchützer und Wohlthäter. Niemals ward in Balſora ein ehrenvolleres Leichenbegängnis geſehen. Die Weſyre, die Emire und alle Großen des Hofes insgeſammt, beeiferten ſich, einer nach dem andern ſeinen Sarg auf den Schultern bis zur Begräbnisſtätte zu tragen; und alle Bewohner der Stadt, von den Reichſten bis zu den Aermſten, gaben ihm mit Thränen das Geleit.

Als der Leichnam mit Erde bedeckt war, ſprach einer der Begleitenden folgende Verſe aus:

„Am Donnerstage verließ ich meine Freunde, und man wuſch mich auf dem Waſchgerüſte;
Nachdem man mir meine Kleider, mit denen ich bedeckt war, ausgezogen hatte, legte man mir ein Gewand an, welches nicht das meinige war.
Auf den Nacken von vier Leuten wurde ich zum Gebets-Orte getragen, woſelbſt Einige für mich beteten. — Ja, betet für mich, ihr alle, die ihr meine Freunde waret! —
Endlich brachten ſie mich in ein gewölbtes Gemäuer an welchem die Zeit vorübergeht, und deſſen Thüre nicht mehr geöffnet wird.“

Als ſich die Begleitung entfernt, und Nureddin ſich nach Hauſe begeben hatte, gedachte er folgender Verſe eines Dichters:

„An einem Donnerstage abends iſt er für immer geſchieden, und ich habe ihn begleitet.
Auch ſein Geiſt folgte ihm nach; dieſem rief ich zu: „Kehre in ihn zurück, o theure Seele!“ —
„Wie ſoll ich,“ wurde mir geantwortet, „in meinen Leib zurückkehren, an dem kein Fleiſch und Blut iſt, an dem ſich nichts als trockene Gebeine finden?
Deſſen Augen häufige Thränen blind gemacht haben, und deſſen nunmehr taube Ohren einſt ſo viel Tadel hören mußten?“

Nureddin gab auch auf alle Weiſe die tiefe Betrübnis zu erkennen, welche dieſer Verluſt ihm verurſachen mußte; er ließ ſich lange Zeit von niemand ſehen.

Eines Tages endlich erlaubte er, einen von ſeinen vertrauten Freunden hereinzulaſſen. Dieſer Freund bemühte ſich, ihn zu tröſten; und da er ihn geneigt fand, ihn anzuhören, ſo ſtellte er ihm vor: nachdem er dem Andenken ſeines Vaters alle ſchuldige Ehre erwieſen, und vollſtändig alles erfüllt hätte, was der Wohlſtand erheiſchte, ſo wäre es nunmehr Zeit, daß er wieder in der Welt erſchiene, ſeine Freunde beſuchete, und den Rang behauptete, welchen ſeine Geburt und ſeine Verdienſte ihm erworben hätten. „Wir würden,“ fügte er hinzu, „gegen die Geſetze der Natur, und ſelbſt gegen die bürgerlichen Geſetze ſündigen, wenn wir unſern Vätern nach ihrem Tode nicht die Pflichten der kindlichen Zärtlichkeit leiſteten, und man würde uns für gefühllos halten. Aber wenn wir uns derſelben entledigt haben und man uns deshalb keinen Vorwurf mehr machen kann, ſo ſind wir verpflichtet, die vorige Lebensweiſe wieder anzufangen und in der Welt zu leben, wie man eben darin lebt. Trocknet alſo eure Thränen, und nehmet wieder dieß fröhliche Weſen an, welches ſtäts überall Freude verbreitet hat, wo ihr hingekommen ſeid.“

Der Rath dieſes Freundes war ſehr vernünftig; und Nureddin würde alle Unglücksfälle vermieden haben, wenn er ihn ganz ſo regelmäßig, wie er erforderte, befolgt hätte. Er ließ ſich ohne Mühe bereden; er bewirthete ſogar ſeinen Freund; und als dieſer ſich entfernen wollte, bat er ihn, den folgenden Tag wiederzukommen, und drei oder vier ihrer gemeinſchaftlichen Freunde mitzubringen.

Allmählich bildete er ſich eine Geſellſchaft von zehn Freunden, alle ungefähr von demſelben Alter, und verlebte mit ihnen die Zeit in ſtäten Feſten und Luſtbarkeiten. Es verging ſogar kein Tag, an welchem er nicht jeden mit einem Geſchenke heimgehen ließ.

Manchmal, um ſeinen Freunden mehr Vergnügen zu machen, ließ Nureddin die ſchöne Perſerinn kommen. Sie hatte die Gefälligkeit, ihm zu gehorchen; aber ſie billigte nicht dieſe übermäßige Verſchwendung. Sie ſagte ihm hierüber ihre Meinung frei heraus: „Ich zweifle nicht,“ ſprach ſie, „daß der Weſyr, euer Vater, euch große Reichthümer hinterlaſſen hat: aber wie groß ſie auch ſein mögen, nehmet nicht übel, wenn eine Sklavinn euch vorſtellt, daß ihr bald das Ende davon ſehen werdet, wenn ihr fortfahret, dieſes Leben zu führen. Man kann manchmal ſeine Freunde bewirthen und ſich mit ihnen erluſtigen; aber eine tägliche Gewohnheit daraus machen, heißt die breite Heerſtraße in das tiefſte Elend hinab rennen. Für eure Ehre und für euren Ruf würdet ihr viel beſſer thun, den Fußtapfen eures ſeligen Vaters zu folgen, und euch in den Stand zu ſetzen, um auch zu den Würden zu gelangen, welche ihm ſo viel Ehre erworben haben.“

Nureddin hörte die ſchöne Perſerinn lächelnd an; und als ſie geendigt hatte, entgegnete er, indem er fortfuhr zu lächeln: „Meine Schöne, laſſen wir dieß Geſpräch beiſeite; reden wir nur davon, wie wir uns ergötzen wollen. Mein ſeliger Vater hat mich ſtäts in großem Zwange gehalten: ich freue mich, endlich der Freiheit zu genießen, nach welcher ich vor ſeinem Tode ſo lange geſchmachtet habe. Ich habe noch immer Zeit genug, mich zu einem regelmäßigen Leben zu bequemen, wie ihr mir rathet; ein Menſch meines Alters muß ſich Zeit nehmen, die Freuden der Jugend zu genießen.“

Zweihundert und drei und funfzigſte Nacht.

Was noch viel mehr dazu beitrug, die Vermögensumſtände Nureddins zu zerrütten, war, daß er niemals von Berechnung mit ſeinem Haushofmeiſter hören wollte. Er ſchickte ihn jedesmal, wenn er mit ſeinem Buche erſchien, wieder fort, indem er zu ihm ſagte: „Geh, geh, ich verlaſſe mich ganz auf dich; ſorge nur dafür, daß ich alle Tage vollauf habe.“

„Ihr habt zu gebieten, Herr,“ erwiederte der Haushofmeiſter. „Erlaubet jedoch, daß ich euch an das Sprichwort erinnere, welches ſagt: wer großen Aufwand macht und nicht rechnet, befindet ſich endlich am Bettelſtabe, ehe er es gewahr wird. Ihr begnügt euch nicht mit dem ſo verſchwenderiſchen Aufwande eurer Tafel, ihr ſchenkt auch noch mit vollen Händen weg. Eure Schätze können das nicht aushalten, und wären ſie auch ſo groß, wie Berge.“

„Geh, ſage ich dir,“ wiederholte ihm Nureddin; „ich bedarf deiner Lehren nicht: fahre fort, mir zu eſſen zu ſchaffen, und bekümmere dich nicht um das Uebrige.“ Er fügte noch folgende Verſe hinzu:

„Wenn meine Hand Reichthümer beſitzt, warum ſollte ich nicht freigebig ſein; warum ſie nicht öffnen, um zu ſpenden?

Haſt du je von einem Geizhalſe gehört, daß er Ruhm erworben habe, oder von einem Freigebigen daß er in Verachtung geſtorben ſei?“

Nureddins Freunde waren unterdeſſen ſehr fleißig an ſeiner Tafel, und verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Willfährigkeit zu benutzen. Sie ſchmeichelten ihm, ſie lobten ihn, und erhoben alles, auch das geringſte und unbedeutendſte, was er that. Vor allem vergaßen ſie nicht, alles übermäßig zu preiſen, was ihm gehörte, und fanden dabei ihre Rechnung.

„Herr,“ ſprach zu ihm der eine, „ich kam geſtern an dem Landgut vorbei, das ihr in jener Gegend habt: nichts iſt prächtiger, noch ſchöner eingerichtet, als das Haus; und der Garten dabei iſt ein wahres Paradies.“ — „Es freut mich, daß es euch gefällt,“ erwiederte Nureddin: „man bringe mir Feder, Dinte und Papier, und ich will nicht weiter davon reden hören; er iſt euer, ich ſchenke ihn euch.“

Andere hatten ihm nicht ſobald eins von den Häuſern, Bädern, und öffentlichen Gaſtherbergen, die ihm gehörten und große Einkünfte brachten, gerühmt, als er ihnen ebenſo ein Geſchenk damit machte.

Die ſchöne Perſerinn ſtellte ihm den Schaden vor, den er ſich thäte; und um ihn auf beſſere Entſchlüſſe zu bringen, ſang ſie ihm folgende Strophen eines Liedes vor:

„Dein Gemüth iſt fröhlich, wenn die Tage heiter ſind,
und du fürchteſt nicht das Böſe, womit das Geſchick dich bedrohet.

Das Glück hat dich unbeſorgt gemacht und irre geleitet: aber, bedenke, während des ſchönſten Wetters
entſteht oft plötzlich ein Ungewitter!“

Aber Nureddin, anſtatt auf ſie zu hören, fuhr fort bei der nächſten Gelegenheit zu verſchwenden, was ihm übrig blieb.

Kurz, Nureddin that ein ganzes Jahr lang nichts anderes, als wohlleben, ſich gütlich thun, und ſich vergnügen, indem er die großen Güter vergeudete, welche ſeine Vorfahren und der Weſyr, ſein Vater, mit ſo viel Sorge und Mühe erworben oder erhalten hatten.

Das Jahr war eben abgelaufen, als es eines Tages an die Thüre des Saales klopfte, wo er zu Tiſche ſaß. Er hatte ſeine Sklaven hinausgeſchickt und ſich mit ſeinen Freunden eingeſchloſſen, um in voller Freiheit zu ſein.

Einer von Nureddins Freunden wollte aufſtehen; aber Nureddin kam ihm zuvor, und ging ſelber hin, zu öffnen. Es war ſein Haushofmeiſter; und Nureddin, um zu hören, was er wollte, trat etwas aus dem Saale, und machte die Thüre halb zu.

Jener Freund, der auch aufgeſtanden war, und den Haushofmeiſter bemerkt hatte, war neugierig zu wiſſen, was er Nureddin zu ſagen hätte, und ſtellte ſich zwiſchen den Vorhang und die Thüre, und hörte folgende Rede des Haushofmeiſters:

„Herr,“ ſprach dieſer zu ſeinem Herrn, „ich bitte euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich euch mitten in euren Vergnügungen zu unterbrechen komme. Was ich euch mitzutheilen habe, iſt aber, wie mich dünkt, für euch von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es nicht aufſchieben durfte, mir dieſe Freiheit zu nehmen. Ich komme, meine letzte Rechnung abzulegen; und was ich ſeit langer Zeit vorausſah, und wovor ich euch mehrmals warnte, iſt eingetroffen, das heißt, Herr, ich habe nicht mehr einen Heller von allen den Summen, die ihr mir übergeben habt, eure Haushaltung zu beſtreiten. Die übrigen Einkünfte, die ihr mir angewieſen habt, ſind auch erſchöpft; und eure Pächter, und alle die euch Zinſen zahlen mußten, haben mir ſo deutlich die Uebertragung eurer Forderungen auf Andere dargethan, daß ich in eurem Namen nichts mehr von ihnen einziehen kann. Hier ſind meine Rechnungen; prüfet ſie: und wenn ihr wünſcht, daß ich euch fernerhin dienen ſoll, ſo weiſet mir andere Hebungen an; wo nicht, ſo erlaubet, daß ich Abſchied nehme.“

Nureddin war ſo betroffen von dieſer Rede, daß er kein Wort darauf antworten konnte. Der Freund, der auf der Lauſche ſtand und alles gehört hatte, trat ſogleich wieder herein, und theilte ſeine Entdeckung den übrigen Freunden mit. „Es ſteht bei euch,“ ſagte er zu ihnen,

„dieſe Nachricht zu benutzen; ich für mein Theil erkläre, es iſt heute das letztemal, daß ihr mich bei Nureddin ſehet.“ — „Wenn das iſt,“ erwiederten ſie, „ſo haben wir nicht mehr bei ihm zu thun, als ihr; er wird uns hier nicht mehr wiederſehen.“

Nureddin kam in dieſem Augenblicke zurück; und welche heiter Miene er auch annahm, um ſeine Geſellen wieder in den Zug zu bringen, ſo konnte er ſich doch nicht ſo gut verſtellen, daß ſie nicht deutlich genug beſtätigt geſehen hätten, was ſie eben vernommen hatten. Er hatte ſich kaum wieder auf ſeinen Platz geſetzt, als einer der Freunde von dem ſeinen aufſtand und zu ihm ſagte: „Herr, es thut mir ſehr leid, euch nicht länger Geſellſchaft leiſten zu können: ich bitte euch, nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne.“ — „Welches Geſchäft nöthigt euch, uns ſo bald zu verlaſſen?“ fragte Nureddin. — „Herr,“ antwortete er, „meine Frau iſt heute niedergekommen; ihr wißt wohl, daß in ſolchen Fällen die Gegenwart des Mannes immer nothwendig iſt.“ Er machte eine tiefe Verbeugung, und ging weg.

Einen Augenblick darnach beurlaubte ſich ein anderer, unter einem andern Vorwande. Die übrigen thaten desgleichen, einer nach dem andern, bis kein einziger von den zehn Freunden übrig blieb, welche bis zu dieſer Stunde Nureddin ſo gute Geſellſchaft geleiſtet hatten.

Nureddin argwöhnte nichts von dem Entſchluſſe, den ſeine Freunde gefaßt hatten, ihn nicht wiederzuſehen. Er ging in das Zimmer der ſchönen Perſerinn und unterhielt ſich mit ihr bloß von der Erklärung ſeines Haushofmeiſters, in ſtarken Ausdrücken einer wahrhaften Reue über die Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände.

„Herr,“ ſprach zu ihm die ſchöne Perſerinn, „erlaubet mir, euch zu erinnern, ihr habt hierin nur euern eigenen Sinnen trauen wollen: ihr ſeht nun, was euch widerfahren iſt. Ich täuſchte mich nicht, als ich das traurige Ende verkündigte, welches ihr erwarten müßtet. Was mich dabei noch bekümmert, iſt, daß ihr noch nicht alle traurige Folgen deſſelben einſehet. Wenn ich euch darüber Vorſtellungen machen wollte, ſo war eure Antwort. „Ergötzen wir uns, und genießen wir der guten Zeit, welche das Glück uns bietet, ſo lange es uns günſtig iſt; vielleicht iſt es nicht immer ſo guter Laune.“ Aber ich hatte nicht Unrecht, wenn ich euch erwiederte, daß wir ſelber durch eine verſtändige Lebensweiſe die Schöpfer unſers Glückes ſind. Ihr wolltet mich nicht hören, ſondern gabet mir oft folgende Verſe zur Antwort:

„Wenn das Glück dir günſtig iſt, ſo theile davon allen
Menſchen mit, bevor es fliehet.
Deine Freigebigkeit wird es nicht erſchöpfen, wenn es
dir wohlwill; und dein Geiz wird dich nicht
ſchützen, wenn es ſich wegwendet.“

Und ſo war ich genöthigt, euch gewähren zu laſſen.“
„Ich bekenne,“ verſetzte Nureddin, „daß ich Unrecht hatte, den heilſamen Rath, welchen eure bewundernswürdige Klugheit mir ertheilte, nicht zu befolgen; aber ihr bedenkt nicht, daß, wenn ich auch all mein Gut verzehrt habe, ſolches mit auserwählten Freunden geſchehen iſt, welche ich von langer Zeit her kenne. Es ſind Männer von Ehrgefühl und voll Erkenntlichkeit; und ich bin ſicher, daß ſie mich nicht verlaſſen werden.“

„Herr,“ verſetzte die ſchöne Perſerinn, „wenn ihr keine andere Hülfsmittel habt, als die Erkenntlichkeit eurer Freunde, glaubet mir, ſo iſt eure Hoffnung ſchlecht begründet, und ihr werdet mir nächſtens etwas davon zu erzählen wiſſen.“

„Reizende Perſerinn,“ ſagte Nureddin hierauf, „Ich habe beſſere Meinung, als ihr, von der Hülfe, welche ſie mir leiſten werden. Ich will ſie gleich morgen alle beſuchen, bevor ſie, wie gewöhnlich, ſich zu mir bemühen, und ihr werdet mich mit einer guten Summe Geldes zurückkommen ſehen, womit ſie insgeſammt mich unterſtützt haben werden. Ich werde, wie ich beſchloſſen habe, mein Leben ändern, und dieſes Geld in irgend einem Handel vortheilhaft anlegen.“

Nureddin ermangelte nicht, am folgenden Morgen zu ſeinen zehn Freunden zu gehen, die in einer und derſelben Gaſſe wohnten. Er klopfte an die nächſte Thüre, wo einer der reichſten wohnte. Eine Sklavinn erſchien, und fragte, bevor ſie öffnete, wer da klopfete. „Sage deinem Herrn,“ antwortete Nureddin, „es iſt Nureddin, der Sohn des verſtorbenen Weſyrs Chakan.“

Die Sklavinn öffnete, führte ihn in einen Saal, und ging in das Zimmer ihres Herrn, dem ſie Nureddin anmeldete. „Nureddin!“ antwortete der Herr, mit verächtlichem Ton, und ſo laut, daß Nureddin, mit großem Erſtaunen, es hörte; „geh, ſag' ihm, ich bin nicht zu Hauſe; und ſo oft er wiederkömmt, ſag' ihm daſſelbe.“

Die Sklavinn kam zurück, und gab Nureddin zur Antwort, ſie hätte geglaubt, daß ihr Herr zu Hauſe wäre, ſie hätte ſich aber geirrt.

Nureddin ging voll Beſchämung weg: „Ha, der treuloſe, der ſchändliche Menſch!“ rief er aus; „geſtern betheuerte er mir, ich hätte keinen beſſern Freund als ihn, und heute behandelt er mich ſo unwürdig!“

Er ging weiter und klopfte an die Thüre eines andern Freundes: und dieſer Freund ließ ihm daſſelbe ſagen, wie der erſte. Er bekam dieſelbe Antwort bei dem dritten, und ebenſo bei den folgenden, bis zum zehnten, obwohl alle zu Hauſe waren.

Jetzt erſt ging Nureddin wieder in ſich und erkannte ſeine Thorheit, auf die feſte Anhänglichkeit dieſer falſchen Freunde zu vertrauen, und auf ihre Freundſchaftsbetheurungen, ſo lange er im Stande geweſen war, ſie verſchwenderiſch zu bewirthen und ſie mit Geſchenken und Wohlthaten zu überſchütten. „Es iſt wohl wahr,“ ſagte er bei ſich ſelber, mit Thränen in den Augen:

„Die Menſchen, ſo lange ſie glücklich ſind, gleichen
Bäumen, um welche die Leute ſo lange beſchäftigt
ſind, als ſie Früchte haben.
Sind aber dieſe ihnen alle abgenommen, ſo gehen dieſelben Leute davon, und geben ſie den Stürmen
und dem Staube preis.
Pfui den Menſchen dieſer Zeit! auch nicht einer unter
zehnen *) iſt gut!“

Er hielt noch an ſich, ſo lange er außer ſeinem Hauſe war; ſobald er aber heim kam, überließ er ſich ganz und gar ſeiner Betrübnis, und ging hin, ſie der ſchönen Perſerinn mitzutheilen.

Sobald die ſchöne Perſerinn den traurigen Nureddin kommen ſah, erkannte ſie gleich, daß er bei ſeinen Freunden nicht die erwartete Hülfe gefunden hatte. „Nun Herr,“ ſprach ſie zu ihm, „ſeid ihr gegenwärtig von der Wahrheit deſſen überzeugt, was ich euch voraus ſagte?“

„Ach, meine Theure,“ rief er aus, „ihr habt nur zu wahr geſagt! Nicht einer hat mich erkennen, mich ſehen, mich ſprechen wollen! Niemals hätte ich geglaubt, von Leuten ſo grauſam behandelt zu werden, die mir ſo viel Dank ſchul-

---

*) Daſſelbe Wort bedeutet im Arabiſchen auch Alle.

dig ſind, und für welche ich mich ſelber erſchöpft habe! Ich kann mich nicht mehr halten, und ich fürchte in dieſem jammervollen Zuſtande und in der Verzweiflung, worin ich bin, irgend eine meiner unwürdige Handlung zu begehen, wenn ihr durch euren weiſen Rath mir nicht beiſteht.“ — „Herr,“ erwiederte die ſchöne Perſerinn, „ich ſehe kein anderes Mittel in eurem Unglücke, als eure Sklaven und euer Hausgeräth zu verkaufen, und ſo lange davon zu leben, bis der Himmel euch irgend einen andern Weg zeigt, um euch aus dem Elende zu ziehen.“

Zweihundert und vier und funfzigſte Nacht.

Dieſes Mittel ſchien Nureddin äußerſt hart; aber was ſollte er thun in ſeiner Lage? Er verkaufte zuerſt ſeine Sklaven, jetzt unnütze Miteſſer für ihn, welche ihm eine viel größere Ausgabe verurſacht hätten, als er noch zu beſtreiten im Stande war.

Er lebte einige Zeit von dem daraus gelöſten Gelde; und als dieſes ihm ausging, ließ er ſein Hausgeräth auf den Markt bringen, wo es weit unter dem wahren Werthe verkauft wurde, obgleich ſehr koſtbare Stücke darunter waren, welche ungeheure Summen gekoſtet hatten.

Hievon konnte er wieder eine gute Zeitlang leben; aber endlich verſiegte auch dieſe Hülfsquelle, und er beſaß nun nichts mehr, was er zu Gelde machen konnte: er theilte der ſchönen Perſerinn ſeinen tiefen Schmerz darüber mit.

Nureddin verſah ſich nicht der Antwort, welche dieſe verſtändige Frau ihm gab. „Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „ich bin eure Sklavinn, und ihr wißt, daß der ſelige Weſyr, euer Vater, mich für zehn tauſend Goldſtücke gekauft hat. Ich weiß wohl, daß ich nicht mehr ſo viel werth bin, als damals; jedoch bin ich überzeugt, daß ich noch immer für eine ziemlich ſtarke Summe verkauft werden kann. Folget meinen Rath, und ſäumet nicht, mich auf den Markt zu führen und zu verkaufen; mit dem anſehnlichen Gelde, das ihr für mich löſet, begebet euch nach irgend einer Stadt, wo ihr unbekannt ſeid, dort Handel zu treiben; und dadurch werdet ihr Mittel finden, wenn auch nicht in großem Ueberfluſſe, jedoch glücklich und zufrieden zu leben.“

„Ach, reizende und ſchöne Perſerinn!“ rief Nureddin aus, „iſt es möglich, daß ihr dieſen Gedanken habt faſſen können? Habe ich euch ſo wenig Beweiſe meiner Liebe gegeben, daß ihr mich dieſer Nichtswürdigkeit fähig wähnet? Könnte ich es thun, ohne meineidig zu ſein, nachdem ich meinem ſeligen Vater geſchworen, euch nie zu verkaufen? Ich will lieber ſterben, als dem zuwider handeln und mich von euch trennen, die ich, ich ſage nicht eben ſo ſehr, ſondern mehr, als mich ſelbſt, liebe. Indem ihr mir einen ſo unannehmlichen Vorſchlag macht, gebt ihr mir zu erkennen, es fehle ſehr viel daran, daß ihr mich eben ſo ſehr liebet, als ich euch liebe.“

„Herr,“ erwiederte die ſchöne Perſerinn, „ich bin überzeugt, daß ihr mich ſo ſehr liebet, wie ihr ſagt; und Gott weiß, ob die Leidenſchaft, welche ich für euch empfinde geringer iſt, als die eurige, und wie viel Ueberwindung es mich koſtet, euch den Vorſchlag zu machen, der euch ſo ſehr gegen mich empört. Zur Vernichtung des Einwandes, den ihr mir dagegen macht, darf ich euch nur an den Spruch erinnern: Noth hat kein Gebot. Ich liebe euch in einem Grade, daß ihr mich unmöglich mehr lieben könnet, und ich kann euch verſichern, daß ich nie aufhören werde, euch ebenſo zu lieben, welchem Herrn ich auch angehören mag. Ja, es wird für mich die größte Freude auf der Welt ſein, mich wieder mit euch zu vereinigen, ſobald eure Umſtände erlauben, mich wiederzukaufen, wie ich hoffe. Es iſt freilich, ich bekenne es, eine ſehr grauſame Nothwendigkeit für euch und für mich, aber, nach allem, ſehe ich kein anderes Mittel, uns beide aus dem Elende zu ziehen.“

Nureddin, der ſehr wohl die Wahrheit deſſen einſah, was die ſchöne Perſerinn ihm hier vorſtellte, und keine andere Hülfsquelle hatte, eine ſchmähliche Armut zu vermeiden, war gezwungen, das Mittel zu ergreifen, welches ſie ihm vorgeſchlagen hatte. Er führte ſie alſo, mit unausſprechlichem Schmerze, auf den Markt, wo die Sklavinnen verkauft wurden.

Hier ſah er ſie mit innigſt betrübtem Herzen an, und ſprach folgende Verſe zu ihr:

„Noch einmal, ehe du dich trenneſt, beglücke mich mit
einem Blicke von dir, um mein Herz zu ſtärken,
welches deine Entfernung dem Tode nahe bringt.

Doch ſollte dieß zu ſehr dich ſchmerzen, ſo unterlaß es:
gern will ich ſterben, wenn ich dir dadurch dieſen
Schmerz erſparen kann.“

Er wandte ſich hierauf an einen Unterhändler, Namens Hadſchi-Haſſan, und ſprach zu ihm: „Hadſchi-Haſſan, hier iſt eine Sklavinn, die ich verkaufen will, ſieh zu, wie viel man dafür bietet.“

Hadſchi-Haſſan ließ Nureddin und die ſchöne Perſerinn in ein Gemach treten; und ſobald ſie den Schleier, der ihr Geſicht verhüllte, abgenommen hatte, ſagte Hadſchi-Haſſan mit Verwunderung zu Nureddin: „Wie, Herr, täuſche ich mich nicht? iſt dieß nicht die Sklavinn, welche der ſelige Weſyr euer Vater, für zehn tauſend Goldſtücke kaufte?“ Nureddin verſicherte ihn, es wäre dieſelbe; und Hadſchi-Haſſan machte ihm nun Hoffnung, daß er eine bedeutende Summe für ſie löſen würde, und verſprach ihm, all ſeinen Fleiß anzuwenden, ſie zum höchſtmöglichen Preiſe zu verkaufen.

Hadſchi-Haſſan verließ mit Nureddin das Gemach, und verſchloß die ſchöne Perſerinn darin. Er ging hierauf, die Kaufleute einzuladen; aber alle waren eben beſchäftigt, Griechiſche, Afrikaniſche, Tatariſche und andere Sklavinnen einzukaufen, und er war genöthigt zu warten, bis ſie ihren Handel geſchloſſen hatten.

Als ſie dieß abgethan, und ſich faſt alle verſammelt hatten, ſprach er zu ihnen, mit fröhlichem Geſicht und luſtigen Gebärden: „Meine guten Herren, alles was rund, iſt darum noch keine Nuß, und alles was lang iſt, noch keine Feige; alles was roth, iſt noch kein Fleiſch; und nicht alle Eier ſind friſch. Ich will ſagen, ihr habt in eurem Leben wohl manche Sklavinn geſehen und gekauft: aber niemals habt ihr eine einzige geſehen, welche mit dieſer zu vergleichen wäre, die ich euch jetzt anbiete. Es iſt die Perle der Sklavinnen: kommet und folget mir, ich will ſie euch zeigen. Ihr ſelber ſollt mir beſtimmen, zu welchem Preiſe ich ſie zuerſt ausrufen ſoll.“

Die Kaufleute folgten Hadſchi-Haſſan, der ihnen die Thüre des Gemaches öffnete, worin die ſchöne Perſerinn war. Sie betrachteten ſie mit Bewunderung, und Alle waren einſtimmig der Meinung, daß das Ausgebot nicht geringer als viertauſend Goldſtücke ſein könnte.

Hierauf verließen ſie das Zimmer; und Hadſchi-Haſſan, der mit ihnen hinausging, ſchloß die Thüre wieder zu, und rief vor derſelben mit lauter Stimme aus:

„Für die Perſiſche Sklavinn, viertauſend Goldſtücke, zum erſten!“

Keiner der Kaufleute hatte noch ein Gebot gethan, und ſie gingen noch mit ſich ſelber zu Rathe, wie hoch ſie ſie hinauf treiben ſollten, als der Weſyr Saouy ankam.

Als er Nureddin auf dem Marktplatz erblickte, ſagte er bei ſich ſelber: „Vermuthlich macht Nureddin wieder einiges Hausgeräthe zu Gelde (denn er wußte, daß er dergleichen verkauft hatte), und will ſich eine Sklavinn kaufen.“ Er näherte ſich, und Hadſchi-Haſſan rief zum zweitenmale: „Für die Perſiſche Sklavinn, viertauſend Goldſtücke, zum erſten!“

Aus dieſem hohen Preiſe ſchloß Saouy, die Sklavinn müßte von ganz beſonderer Schönheit ſein, und ſogleich bekam er große Luſt, ſie zu ſehen. Er ſpornte ſein Pferd gerade auf Hadſchi-Haſſan zu, der von den Kaufleuten umringt ſtand, und ſagte zu ihm: „Oeffne die Thüre, und laß mich die Sklavinn ſehen.“

Nun war es nicht Gebrauch, ſobald die Kaufleute eine Sklavinn geſehen hatten und darum handelten, ſie ſonſt jemand ſehen zu laſſen. Aber die Kaufleute hatten nicht den Muth, ihr Recht gegen das Anſehen des Weſyrs geltend zu machen; und Hadſchi-Haſſan konnte nicht umhin, die Thüre zu öffnen, und der ſchönen Perſerinn ein Zeichen zu geben, hervor zu treten, damit Saouy ſie ſehen könnte, ohne von ſeinem Pferde zu ſteigen.

Saouy gerieth in ſtaunende Bewunderung, als er eine Sklavinn von ſo außerordentlicher Schönheit ſah. Er hatte mit dem Mäkler ſonſt ſchon zu thun gehabt, und deſſen Name war ihm nicht unbekannt: „Hadſchi-Haſſan,“ ſprach er zu ihm, „ſind es nicht viertauſend Goldſtücke, wofür du ſie ausrufeſt?“ — „Ja, Herr,“ antwortete dieſer: „die Kaufleute, die ihr hier ſehet, ſind kurz vorher erſt übereingekommen, daß ich ſie für dieſen Preis ausrufen ſolle. Ich erwarte, daß ſie mehr bieten und ſie bis zum höchſten Preiſe hinauftreiben.“ — „Ich will das Geld geben,“ fuhr Saouy fort, „wenn niemand mehr bietet.“ Zugleich ſah er die Kaufleute mit einem Blicke an, der genugſam zu erkennen gab, er erwartete, daß ſie ihn nicht ſteigern würden. Er war von aller Welt ſo gefürchtet, daß ſie ſich wohl hüteten, den Mund aufzuthun, ſelbſt nicht einmal, um ſich zu beklagen, daß er ihr Vorrecht verletzete.

Als der Weſyr Saouy einige Zeit gewartet hatte, und ſah, daß keiner der Kaufleute ihn überbot, ſagte er zu Hadſchi-Haſſan: „Nun, was warteſt du noch? Geh zu dem Verkäufer, und ſchließ den Handel mit ihm für die viertauſend Goldſtücke ab, oder höre, was er ſonſt thun will.“ Noch wußte er nicht, daß die Sklavinn Nureddin gehörte.

Hadſchi-Haſſan, der ſchon die Thüre des Gemaches wieder verſchloſſen hatte, ging hin, ſich mit Nureddin deshalb zu beſprechen. „Herr,“ ſagte er zu ihm, „es thut mir ſehr leid, daß ich euch böſe Nachricht bringen muß: eure Sklavinn ſoll für ein Spottgeld verkauft werden.“ — „Wie ſo?“ fragte Nureddin. „Herr,“ fuhr Hadſchi-Haſſan fort, „die Sache war anfangs im beſten Zuge: ſobald die Kaufleute eure Sklavinn geſehen hatten, ermächtigten ſie mich ohne Umſtände, ſie für viertauſend Goldſtücke auszurufen. Ich rief ſie auch für dieſen Preis aus: da kam gerade der Weſyr Saouy dazu, und ſeine Gegenwart ſtopfte den Kaufleuten den Mund, die ich ſchon geneigt ſah, ſie bis zu demſelben Preiſe hinaufzutreiben, welchen ſie den ſeligen Weſyr, euern Vater, koſtete. Saouy will nicht mehr als die viertauſend Goldſtücke geben: und ganz wider meinen Willen komme ich, euch ein ſo unannehmliches Gebot zu bringen. Die Sklavinn gehört euch, aber ich würde euch nimmer rathen, ſie für dieſen Preis zu laſſen. Ihr kennt den Weſyr, Herr, und alle Welt kennt ihn. Ueberdem, daß eure Sklavinn unendlich viel mehr werth iſt, iſt er boshaft genug, irgend einen Vorwand zu erſinnen, um euch die Summe nicht zu zahlen.“

„Hadſchi-Haſſan,“ erwiederte Nureddin, „ich danke dir für deinen Rath; fürchte nicht, daß ich meine Sklavinn an den Feind meines Hauſes verkaufen laſſe. Ich habe das Geld ſehr nöthig; aber ich will lieber in der äußerſten Armut ſterben, als zugeben, daß ſie ihm überliefert werde. Ich frage dich nur eins: da du alle Gebräuche und alle Auswege kennſt, ſo ſage mir nur, was ich thun muß, um dieſes zu verhindern.“

„Herr,“ antwortete Hadſchi-Haſſan, „nichts iſt leichter. Stellet euch, als hättet ihr im Zorn auf eure Sklavinn geſchworen, ſie auf den Markt zu führen, aber nicht die Abſicht gehabt, ſie zu verkaufen, ſondern dieſen Schritt nur gethan, um euch eures Eides zu entledigen. Das wird aller Welt genügen, und Saouy wird euch nichts einwenden können. Kommet denn; und in dem Augenblicke, wo ich ſie Saouy zuführe, als wenn es mit eurer Einwilligung geſchähe und der Handel geſchloſſen wäre, reißet ſie zurück, indem ihr ihr einige Streiche gebt, und führet ſie wieder nach Hauſe.“ — „Ich danke dir,“ ſagte hierauf Nureddin, „du wirſt ſehen, wie ich deinen Rath befolge.“

Hadſchi-Haſſan kehrte nach der Bude zurück, öffnete ſie, und trat hinein; und nachdem er die ſchöne Perſerinn mit zwei Worten verſtändigt hatte, nicht über das zu erſchrecken, was vorgehen würde, nahm er ſie beim Arme und führte ſie zu dem Weſyr Saouy, der immer noch vor der Thüre hielt, und ſagte zu ihm, indem er ſie ihm übergab: „Herr, hier iſt die Sklavinn, ſie iſt die eure, nehmet ſie.“

Hadſchi-Haſſan hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Nureddin hervortrat, die ſchöne Perſerinn ergriff, und ſie an ſich riß, indem er ihr einen Backenſtreich gab: „Hieher, du Unverſchämte,“ ſprach er zu ihr, ſo laut, daß alle Leute es hören konnten, „komm wieder mit mir. Deine boshaften Launen hatten mich zwar genöthigt, einen Schwur zu thun, dich auf den Markt zu führen, aber nicht, dich zu verkaufen. Ich brauche dich noch, und es iſt Zeit, zu dieſem Aeußerſten zu ſchreiten, wenn mir nichts anderes mehr übrig bleibt.“

Der Weſyr Saouy gerieth über dieſe Handlung Nureddins in großen Zorn: „Elender Wüſtling,“ rief er aus, „willſt du mir einbilden, daß dir noch etwas anderes zu verkaufen übrig bleibt, als deine Sklavinn?“ Zugleich ſpornte er ſein Pferd gerade auf ihn zu, um ihm die ſchöne Perſerinn zu entreißen. Nureddin, höchſt erbittert durch den Schimpf, welchen der Weſyr ihm anthat, ließ die ſchöne Perſerinn los, indem er ſie auf ihn warten hieß, ergriff das Pferd beim Zaume, ſtieß es drei oder vier Schritte zurück, und ſprach dann zu dem Weſyr: „Graubärtiger Schurke, ich würde dir auf der Stelle das Leben rauben, wenn mich die Achtung für dieſe Leute hier nicht zurückhielte.“

Da der Weſyr Saouy von niemand geliebt, im Gegentheile von aller Welt gehaßt war, ſo war keiner unter den Gegenwärtigen, der ſich nicht gefreut hätte, daß Nureddin ihn etwas demüthigte. Sie winkten ihm und gaben ihm durch Zeichen zu verſtehen, er könnte ſich nach Gefallen rächen, es würde ſich niemand in ihren Streit miſchen.

Saouy ſtrengte ſich an, Nureddin den Zaum ſeines Pferdes aus der Hand zu reißen; Nureddin aber, der ein ſtarker und kräftiger junger Mann, und durch den Beifall der Umſtehenden ermuthigt war, zog ihn ſelber vom Pferde mitten in die Goſſe herunter, gab ihm tauſend Schläge, und ſtieß ihm den Kopf auf das Pflaſter blutig.

Zehn Sklaven, die Saouy begleiteten, wollten mit gezogenem Säbel über Nureddin herfallen; die Kaufleute aber traten dazwiſchen, und verhinderten ſie daran. „Was wollt ihr thun?“ ſagten ſie zu ihnen. „Seht ihr nicht, daß, wenn der eine Weſyr, der andere Sohn eines Weſyrs iſt? Laſſet ſie ihren Streit unter einander ausmachen. Vielleicht vertragen ſie ſich nach einigen Tagen wieder; und wenn ihr Nureddin getödtet hättet, glaubt ihr, daß euer Herr, wie mächtig er ſei, euch vor der Gerechtigkeit ſchützen könnte?“

Nureddin ward endlich müde, auf den Weſyr Saouy zu ſchlagen; er ließ ihn mitten in der Goſſe liegen, nahm die ſchöne Perſerinn, und kehrte mit ihr, unter freudigem Zurufe und lauten Lobpreiſungen des Volks, nach ſeinem Hauſe zurück.

Zweihundert und fünf und funfzigſte Nacht.

Der zerſchlagene Saouy raffte ſich mit großer Mühe und Hülfe ſeiner Leute wieder auf, und hatte die tödtliche Schmach, ſich ganz von Koth und Blut beſudelt zu ſehen. Er ſtützte ſich auf die Schulter zweier ſeiner Sklaven, und in dieſem Zuſtande ging er gerade nach dem königlichen Palaſt, im Angeſicht aller Leute, und mit um ſo größerer Beſchämung, als niemand ihn beklagte.

Als er unter dem Zimmer des Königs war, fing er erbärmlich an zu ſchreien und ſeine Gerechtigkeit anzurufen:

„Soll in der Zeit mich Unglück treffen, in welcher du lebſt? Sollen mich Wölfe freſſen, während du ein Löwe biſt?
Soll ich, während in den Quellen deiner Wohlthaten jeder Durſtige Erholung ſchöpfet, unter deinem Schutze verſchmachten, da du doch einem wohlthätigen Regen gleicheſt?“

Der König ließ ihn vor ſich kommen, und ſobald er eintrat, fragte er ihn, wer ihn mishandelt und in dieſen Zuſtand verſetzt hätte. „Herr,“ rief Saouy aus, „man darf nur recht in der Gunſt Euer Majeſtät ſtehen und Theil an eurem geheiligten Rathe haben, um auf ſo unwürdige Weiſe behandelt zu werden, wie ihr ſehet, daß man mich ſo eben behandelt hat.“ — „Laſſen wir das jetzo beiſeite,“ fuhr der König fort; „ſage mir nur die

Sache, wie ſie iſt, und wer der Schuldige iſt. Ich will es ihn ſchon bereuen laſſen, wenn er Unrecht hat.“

„Herr,“ ſagte nun Saouy, indem er die Sache ganz zu ſeinem Vortheil erzählte, „ich ritt auf den Sklavinnen-Markt, um mir ſelber eine Köchinn zu kaufen, die ich brauche; als ich dahin kam, hörte ich eine Sklavinn für viertauſend Goldſtücke ausrufen. Ich ließ mir die Sklavinn vorführen, und es war die ſchönſte, die man noch je geſehen hat und jemals ſehen kann. Sobald ich ſie mit höchſtem Wohlgefallen betrachtet hatte, fragte ich, wem ſie gehörete, und vernahm, daß Nureddin, der Sohn des Weſyrs Chakan, ſie verkaufen wollte. Euer Majeſtät wird ſich erinnern, daß ihr dieſem Weſyr, vor zwei oder drei Jahren, zehntauſend Goldſtücke auszahlen ließet, mit dem Auftrage, euch für dieſe Summe eine Sklavinn zu kaufen. Er kaufte dafür eben dieſe: aber anſtatt ſie Euer Majeſtät zuzuführen, achtete er euch derſelben nicht würdig, ſondern machte ſeinem Sohn ein Geſchenk damit. Seit dem Tode des Vaters hat nun der Sohn all ſeine Habe verſoffen, verfreſſen und vergeudet, und es blieb ihm nichts übrig, als dieſe Sklavinn, welche er ſich endlich auch zu verkaufen entſchloſſen hatte und die man wirklich in ſeinem Namen verkaufte. Ich ließ ihn kommen, und ohne ihm die Veruntreuung oder vielmehr die Treuloſigkeit ſeines Vaters gegen Euer Majeſtät vorzuwerfen, ſagte ich zu ihm auf die höflichſte Weiſe von der Welt: „Nureddin, die Kaufleute haben, wie ich höre, eure Sklavinn auf das Ausgebot von viertauſend Goldſtücken geſetzt. Ich zweifle nicht, daß ſie, einander überbietend, dieſelbe zu einem weit höherem Preiſe hinauf treiben werden: aber folget meinem Rathe, überlaſſet ſie mir für die viertauſend Goldſtücke; ich will ſie kaufen, um dem König, unſerm Herrn und Meiſter, ein Geſchenk damit zu machen, dem ich euch ſehr dabei empfehlen werde. Das wird euch unendlich viel mehr eintragen, als was die Kaufleute euch dafür geben könnten.“ Anſtatt mir zu antworten und Höflichkeit mit Höflichkeit zu vergelten, blickte der Unverſchämte mich ſtolz an, und ſprach zu mir: „Nichtswürdiger Alter, ich wollte meine Sklavinn lieber einem Juden ſchenken, als ſie dir verkaufen.“ — „Aber, Nureddin,“ fuhr ich fort, ohne mich zu erhitzen, obwohl ich groß Urſach dazu hatte, „ihr bedenkt nicht, daß ihr durch ſolche Reden den König beleidigt, der doch euern Vater zu dem gemacht hat, was er war, ſo wie er mich zu dem gemacht hat, was ich bin.“ — Dieſe Vorſtellung, anſtatt ihn zu beſänftigen, reizte ihn nur noch mehr: er ſtürzte ſogleich, wie ein Raſender, auf mich los, und ohne einige Achtung für mein Alter, noch weniger für meine Würde, riß er mich von meinem Pferde herunter, ſchlug mich, ſo lange es ihm gefiel, und verſetzte mich in den Zuſtand, worin Euer Majeſtät mich hier ſieht. Ich flehe euch nun an, zu erwägen, daß ich wegen meines Dienſteifers für euch ſo abſcheuliche Beſchimpfung erlitten habe.“

Mit dieſen Worten ſenkte er das Haupt und drehte ſich auf die Seite, um ſeine Thränen in Ueberfluß laufen zu laſſen.

Der König, durch dieſe trugvolle Darſtellung getäuſcht, und eingenommen gegen Nureddin, ließ auf ſeinem Geſichte den Ausdruck eines heftigen Zornes blicken; er wandte ſich zu dem Hauptmann der Leibwache, der zugegen war, und ſprach zu ihm: „Nimm vierzig Mann von meiner Wache, und nachdem du Nureddins Haus der Plünderung preisgegeben, und Befehl ertheilt haſt, es zu ſchleifen, ſo bringe ihn mir mit ſeiner Sklavinn her.“

Der Hauptmann der Wache war noch nicht aus dem Zimmer des Königs, als ein Thürhüter, der dieſen Befehl gehört hatte, ihm zuvoreilte. Er hieß Sandſchiar und war vormals Sklave des Weſyrs Chakan geweſen, der ihn in das Haus des Königs gebracht hatte, wo er allmählich ſo emporgeſtiegen war.

Sandſchiar, voll Erkenntlichkeit gegen ſeinen alten Herrn und voll Eifers für Nureddin, den er hatte aufwachſen ſehen, und ſeit lange wohl bekannt mit dem Haſſe Saouy's gegen das Haus Chakans, konnte dieſen Befehl nicht ohne Schauder anhören. „Nureddins Handlung,“ ſagte er bei ſich ſelber, „kann ſo ſchwarz nicht ſein, als Saouy ſie vorſtellt; er hat den König eingenommen, und der König wird Nureddin hinrichten laſſen, ohne ihm Zeit zu geben, ſich zu rechtfertigen.“

Er ſputete ſich ſo ſehr, daß er noch zeitig genug ankam, um Nureddin zu benachrichtigen, was ſo eben bei dem Könige vorgegangen war, und daß Nureddin ſich mit der ſchönen Perſerinn noch retten konnte.

Er klopfte ſo ſtark an die Thüre, daß Nureddin, der ſchon ſeit langer Zeit keine Bedienten mehr hatte, ungeſäumt ſelber kam und öffnete. „Mein lieber Herr,“ ſprach Sandſchiar zu ihm, „ihr ſeid nicht mehr ſicher in Balſora; fliehet und rettet euch, ohne einen Augenblick zu verlieren.“

„Warum das?“ fragte Nureddin; „was gibt es denn, das mich zwingt, ſo eilig abzureiſen?“ — „Fliehet, ſage ich euch,“ verſetzte Sandſchiar, „und nehmet eure Sklavinn mit euch. Mit zwei Worten: Saouy hat dem König ſo eben, nach ſeinem Belieben erzählt, was zwiſchen ihm und euch vorgefallen iſt; und der Hauptmann der Wache mit vierzig Soldaten folgt mir auf dem Fuße, ſich euer und ihrer zu bemächtigen.“

Zugleich erinnerte er ihn an die wohlbekannten Verſe eines Dichters: „

„Rette dich ſelbſt, wenn du eine Verfolgung erleideſt, und laß dein Haus die Abweſenheit ſeines Erbauers beſeufzen.

Du findeſt ſtäts ein anderes Land für dasjenige, welches du verläßeſt: aber dein Leben, wenn es dir genommen würde, wie könnteſt du das erſetzen?

Nur das was man ſelber betreibt, hat guten Fortgang; darum ſende keinen Geſandten in irgend einer ſchwierigen Angelegenheit.

Nur daher kömmt es, daß des Löwen Hals ſo überaus ſtark iſt, weil er ſelber ſeine Angelegenheiten betreibt. *)‘

Hierauf ſagte er noch: „Nehmet dieſe funfzig Goldſtücke, um euch einen Zufluchtsort zu ſuchen: ich würde euch mehr geben, wenn ich es vermöchte. Entſchuldiget mich, wenn ich mich nicht länger aufhalte; ich verlaſſe euch ungern, aber zu euerm und meinem Beßten, damit der Hauptmann der Wache mich nicht erblicke.“

Sandſchiar ließ Nureddin kaum ſo viel Zeit, ihm zu danken, und machte ſich fort.

Nureddin eilte zu der ſchönen Perſerinn und benachrichtigte ſie von der Nothwendigkeit für ſie beide, augenblicks zu entfliehen. Sie warf nur ihren Schleier über, und beide verließen das Haus.

Sie hatten das Glück, nicht nur aus der Stadt zu kommen, ohne daß jemand ihre Flucht gewahrte, ſondern ſelbſt auch an die Mündung des nicht ſehr entfernten

---

*) d. h. ſeine Nahrung ſucht.

Euphrats zu gelangen, und ſich auf ein Fahrzeug einzuſchiffen, welches im Begriffe war die Anker zu lichten.

Denn gerade als ſie anlangten, ſtand der Schiffshauptmann auf dem Verdeck, in der Mitte der Reiſenden, und fragte ſie: „Kinder, ſeid ihr alle hier?“ Hat jemand von euch noch etwas in der Stadt zu thun oder vergeſſen?“ Worauf jeder antwortete, ſie wären alle da, und er könnte unter Segel gehen, wenn er wollte.

Sobald Nureddin ſich eingeſchifft hatte, fragte er, wohin das Schiff ginge, und war erfreut, zu vernehmen, daß es nach Bagdad ginge. Der Hauptmann ließ die Anker lichten, ſpannte Segel, und mit einem ſehr günſtigen Winde entfernte ſich das Schiff von Balſora.

Hier in Balſora ging aber Folgendes vor, während Nureddin mit der ſchönen Perſerinn dem Zorne des Königs entfloh.

Der Hauptmann der Wache kam an Nureddins Haus und pochte an die Thüre. Da niemand öffnete, ließ er ſie einſchlagen, und alsbald drangen ſeine Soldaten hauſenweiſe hinein: ſie durchſuchten alles, fanden aber weder Nureddin noch ſeine Sklavinn. Der Hauptmann ließ die Nachbaren fragen, und fragte ſie ſelber, ob keiner ſie geſehen hätte. Aber wenn dieſe ſie auch geſehen hätten, ſo war Nureddin doch bei Allen ſo beliebt, daß keiner etwas geſagt haben würde, daß ihm hätte nachtheilig ſein können.

Während man nun das Haus plünderte und ſchleifte, ging der Hauptmann hin und brachte dem Könige dieſe Nachricht. „Man ſuche ſie überall, wo ſie ſich auch verſteckt haben,“ ſagte der König, „ich will ſie durchaus haben.“

Der Hauptmann der Wache ging auf neue Nachforſchungen aus, und der König entließ den Weſyr Saouy mit Ehren. „Geh,“ ſagte er zu ihm, „kehre zurück in dein Haus, und ſei unbeſorgt wegen Nureddins Beſtrafung: ich ſelber will dich wegen ſeiner Unverſchämtheit rächen.“

Kurz, um alles aufzubieten, ließ der König durch die öffentlichen Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt machen: er würde demjenigen tauſend Goldſtücke geben, der ihm Nureddin mit ſeiner Sklavinn brächte; denjenigen dagegen ſtrenge beſtrafen, der ſie etwa verborgen hielte.

Aber welche Mühe er ſich auch gab, und welche Sorgfalt er auch anwenden ließ, es war ihm nicht möglich, irgend eine Kunde von ihnen zu erhalten; und der Weſyr Saouy hatte nur den Troſt, zu ſehen, daß der König ſich ſeiner Sache angenommen hatte.

Nureddin und die ſchöne Perſerinn ſchifften unterdeſſen weiter, und vollendeten ihre Fahrt mit allem möglichen Glücke. Sie erreichten endlich Bagdad; und ſobald der Schiffshauptmann die Stadt erblickte, rief er, voll Freuden über die glücklich vollbrachte Fahrt, den Reiſenden zu: „Kinder, freuet euch: da iſt ſie, dieſe groſſe und wundervolle Stadt, der allgemeine und unaufhörliche Zuſammenfluß aus allen Weltgegenden! Ihr werdet darin eine zahlloſe Volksmenge finden, und dort weder die unerträgliche Kälte des Winters, noch die übermäßige Hitze des Sommers ausſtehen, ſondern euch eines ſtäten Frühlings mit ſeinen Blumen und zugleich mit den köſtlichſten Früchten des Herbſtes, erfreuen.“

Als das Schiff ein wenig unterhalb der Stadt angelegt hatte, ſtiegen die Reiſenden ans Land, und begaben ſich jeder nach ſeiner Herberge.

Nureddin bezahlte fünf Goldſtücke für ſeine Ueberfahrt, und ſtieg ebenfalls mit der ſchönen Perſerinn aus. Er war aber noch niemals in Bagdad geweſen, und wußte nicht, wo er einkehren ſollte. Beide gingen lange neben Gärten hin, die ans Ufer des Tigers ſtießen, und kamen auch an einen, welcher von einer ſchönen und langen Mauer eingeſchloſſen war. Am Ende derſelben wandten ſie ſich in eine lange wohlgepflaſterte Straße, wo ſie das Thor des Gartens und dabei einen ſchönen Springbrunnen erblickten.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Anmerkungen.

1) Chaledan (nicht der Kinder Chaledan, wie Galland hat) ſind die Kanarinen oder glückſeligen Inſeln.

2) Schach-ſamän heißt im Perſiſchen König der Zeit oder der Welt. G. Vergl. Anmerk. 3. zu Bd. I.

3) Denſelben Inhalt hatten die Verſe Bd. I. S. 283.

4) Fatime bedeutet im Arabiſchen die Geſpante, d. i. die von der Muttermilch entwöhnte, abgeſetzte Tochter.

5) Maimune heißt die Treue. Damriat hat keine Bedeutung.

6) Vergl. Anmerk. 21. zu Bd. I.

7) Dachneſch (nicht Danhaſch, wie die Franzöſiſchen Ueberſetzer ſchreiben) hat keine Bedeutung; eben ſo wenig Schamburaſch.

8) Ghaiur heißt ein auf ſeine Macht und Gewalt eiferſüchtiger Fürſt.

9) Vergl. Bd. I. S. 91.

10) Dabick iſt eine Stadt in Aegypten, in der Provinz Gharbye gelegen, und berühmt durch die vorzügliche Leinwand, die daſelbſt gewoben wird.

11) Kaſchkaſch iſt nicht recht überſetzbar; das Wurzelwort heißt: von einer Hautkrankheit wieder hergeſtellt ſein.

12) Nun iſt der Name des Buchſtaben N, über den ein Punkt gehört, um ihn von andern ähnlich geſtalteten Buchſtaben zu unterſcheiden; das N, wenn es einzeln ſteht, hat die Geſtalt der umgekehrten Augenbrauen.

13) Geomantie iſt die Weiſſagekunſt aus Punkten, die man zufällig auf die Erde oder auch auf Papier einſticht, und daraus Li-

nien bildet, deren Zahl und Lage man beobachtet und daraus gewiſſe Folgerungen zieht. G. — Marſawan bedeutet, Perſiſch, Markgraf.

14) Die Muſelmänner erkennen eine Verwandtſchaft an zwiſchen den Kindern, die Eine Milch geſogen haben. E. G.

15) Torf bedeutet Glückſeligkeit.

16) Es iſt in Arabien Gebrauch beim ſchönen Geſchlechte, ſich die Nägel und Fingerſpitzen zu färben: es deutet den Wunſch an, zu gefallen.

17) Lokman, der bekannte Arabiſche Aeſop.

18) Dieſelben Verſe ſtanden ſchon Bd. I. S. 297. (Nacht 28.)

19) Badúr iſt die Mehrzahl von Beder, und bedeutet Vollmond.

20) Dieſer Brief iſt in gereimter Proſa und abwechſelnd in wirklichen Verſen. Galland liefert ihn nur ſehr abgekürzt.

20a) In dem Roman von Peter von Provence und der ſchönen Magelone findet ſich ein ähnliches Abenteuer, welches aus dieſem hier entnommen iſt. G. — Außer dieſem, ſeit dem 16ten Jahrhundert, in Veit Warbeck's Verdeutſchung der im Jahr 1453 verfaßten Franzöſiſchen Proſa, und durch Tiecks Bearbeitung, in den Volksmährchen (wie aus dem Don Quixote), auch der übrigen Leſewelt bekannten Romane, findet ſich dieſelbe Geſchichte auch in dem alten Meiſtergeſange vom Grafen von Savoyen, im langen Tone Meiſter Regenbogens; neugedruckt in Eſchenburgs Denkmälern Altdeutſcher Dichtkunſt

21) Vergl. Nacht 47. (Bd. II. S. 78.)

22) Armanos bedeutet der Armenier.

23) Haïat-al-nefus bedeutet im Arabiſchen Leben der Seelen. G.

24) Man findet dieſen Gebrauch bei verſchiedenen Völkern des Morgenlandes, und ſelbſt bei den Ruſſen. E. G.

25) Auch dieſer Umſtand findet ſich faſt ebenſo in dem Romane von Peter von Provence und der ſchönen Magelone. G.

26) Dieſes Glaubensbekenntnis beſteht in den Worten: „la allah il allah, even, Muhammed réſul allah,“ d. h. es iſt kein anderer Gott, als Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet. E. G.

31) Umgiad bedeutet ſehr ruhmvoll. G.

32) Aſſad bedeutet ſehr glücklich. G.

33) Giandar bedeutet?

34) Bekanntlich iſt die Ergebung in den Rathſchluß der Vorſehung eine der Haupteigenthümlichkeiten des Islamismus. E. G.

35) Gasban bedeutet der Gezwungene.

36 a) Vergl. Anmerk. 69. zu Bd. I.

36) Boſtane und Kavame bedeuten Garten und ſchlanke Geſtalt.

37) Bahader bedeutet ſtämmig.

38) Behram heißt der Perſiſche Mars.

39) Margiane bedeutet Perlen.

40) Mötar heißt zum Opfer beſtimmt; Aſſad dagegen ſehr glücklich. G.

41) Babuſchen ſind die Morgenländiſchen Schuhe, unſern Schuh-Pantoffeln ähnlich. Das Wort iſt Türkiſch.

41 a) Chákán iſt Königsname, beſonders Türkiſcher; und Sawy bedeutet ſchlecht, bös.

42) Bei Galland heißt er Sineby.

43) Nur-eddin bedeutet das Licht der Religion, wie Bd. I. Anmerk. 13.

44) Dieſelben Verſe kommen auch ſchon in der 42. Nacht (Bd. II. S. 55) vor.

Inhalt des fünften Bändchens.

Seite
221ſte Nacht. Liebesgeſchichte des Prinzen Kamaralſaman und der Prinzeſſinn Badur. 3
222ſte Nacht. 11
223ſte Nacht. 14
224ſte Nacht. 22
225ſte Nacht. 30
226ſte Nacht: Fortſetzung der Geſchichte Kamaralſamans. 38
227ſte Nacht. 45
Fortſetzung der Geſchichte der Prinzeſſinn Badur. . 50
228ſte Nacht. 53
Geſchichte Marſawans, und Fortſetzung der Geſchichte Kamaralſamans. 61
229ſte Nacht. 62
230ſte Nacht. 73
231ſte Nacht. 80
Brief Kamaralſamans an Badur. 87
232ſte Nacht. 90
233ſte Nacht: Trennung Kamaralſamans von Badur. 97
Geſchichte der Prinzeſſinn Badur ſeit der Trennung. 103
234ſte Nacht. 106
235ſte Nacht: Geſchichte Kamaralſamans ſeit der Trennung. 115
236ſte Nacht. 126
237ſte Nacht. 133

	Seite.
238ſte Nacht.	142
Geſchichte der Prinzen Amgiad und Aſſad.	145
239ſte Nacht.	150
240ſte Nacht.	158
241ſte Nacht: Aſſad in der Stadt der Magier.	163
242ſte Nacht.	167
Geſchichte Amgiads mit einem Fräulein in der Stadt der Magier.	169
243ſte Nacht.	176
244ſte Nacht.	183
245ſte Nacht: Fortſetzung der Geſchichte Aſſads.	187
246ſte Nacht.	191
247ſte Nacht.	199
248ſte Nacht.	205
249ſte Nacht.	213
250ſte Nacht: Geſchichte Nureddins und der ſchönen Perſerinn.	219
251ſte Nacht.	229
252ſte Nacht.	239
253ſte Nacht.	249
254ſte Nacht.	258
255ſte Nacht.	269

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Im erſten Bändchen.

Seite V. Zeile 6 von oben lis bereiteten für bereitetem.

— VII. Z. 8. 9. v. o. l. eines f. einem. (die Schreibung ou für das lange u iſt nicht ſchicklich, deshalb auch nicht durchgeführt, und gelegentlich, in den Anmerkungen, lieber û dafür geſetzt. In der Geſchichte Nureddins, Bd. V. VI., ſollte für Saouy beſſer Sawy ſtehen).

— X. Z. 11 v. u. l. Grundlage f. Grund.

— XI. Z. 6. v. o. l. enden f. reden.

— XIV. Z. 7. v. o. l. Name f. Namen.

— XVI. Z. 3. v. o. l. Giocondo's f. Gioconde's.

— XVII. Z. 6. v. o. l. aufgelöſt f. aufgelößt.

— XVIII. Z. 7. v. o. l. überkamen f. übernamen.

— XIX. Z. 7. v. o. l. gewiſſer f. zwiſchen.

— XXI. Z. 9. v. o. hinter eine fehlt Nacht.

— XXIV. Z. 10. v. u. l. ſtammt f. ſtammen. — Die Abhandlung S. de Sacy's ſteht in den Notices et extr. de la bibl. du roi. T. IX. p. 397.

— XXV. Z. 9. v. o. l. (Nacht 14.) f. 5.)

— XXVI. iſt die Verdeutſchung des fünften Verſes ausgefallen:
Und ungezwungen ſich für meine Verſe beut.

— XXXI. Z. 4. v. u. l. demnach f. daher.

— XXXIII. Z. 8. v. o. l. mit Einem Worte, ſie überhäufen ſie.

Seite 129 Z. 7. v. o. l. kömmt ſ. kommt. (ſo immer im Präſ. Sing.)
— 130 Z. 3. v. o. l. ich fürchte ſ. aus Furcht.
— 131 Z. 6. v. u. fehlt ein vor ſo.
— 133 Z. 14. v. u. fehlt dafür hinter Vergeltung.
— 138 Z. 5. v. u. l. auf ſ. auch.
— 140 Z. 12. v. o. l. welcher ſ. welchen.
— 146 Z. 4. v. u. l. erlaube ſ. erlauben.
— 148 Z. 12. v. u. l. im ſ. ein.
— 153 Z. 5. v. u. l. könnte ſ. können.
— 158 Z. 8. v. u. l. einen ſ. einem.
— 160 Z. 10. v. u. hinter Hauſen (beſſer Hauſe) fehlt: Goldes; in dem andern ein Hauſe.
— 169 Z. 5. v. o. l. treten ſ. traten.
— 175 Z. 5. v. u. l. Säcke ſ. Säcken.
— 176 Z. 4. v. o. l. hülfe ſ. hölfe.
— 176 Z. 1. v. u. l. verſtoßene ſ. verſchmähte.
— 184 Z. 12. v. o. l. Herrinn ſ. Herren.
— 186 Z. 4. v. o. l. ſich ſ. ſie.
— 186 Z. 8. v. o. l. Edelſteine ſ. Edelſtelſteine.
— 188 Z. 13. v. o. l. nachgeben ſ. zu weichen.
— 192 Z. 13. v. o. hinter Vergnügen fehlt für dich.
— 196 Z. 9. v. u. hinter will fehlt lieber.
— 197 Z. 13. v. o. fehlt und vor genöthigt.
— 199 Z. 11. v. o. l. Moslemim für Moslemin.
— 206 Z. 5. v. u. l. goldene ſ. goldenen.
— 208 Z. 12. v. o. l. langweilen ſ. langeweilen.
— 209 Z. 1. v. u. l. baten ſ. bäten.
— 215 Z. 5. v. o. hinter berühmteſte fehlt nicht.
— 215 Z. 7. v. o. l. dem ſ. den.
— 219 Z. 5. v. u. l. ihn ſ. ihm.
— 220 Z. 9. v. o. l. eurer Vermuthung ſ. eurem Urtheil.
— 223 Z. 12. v. u. l. deine ſ. eure.
— 236 Z. 11. v. o. l. mit nichten ſ. keinesweges.
— 239 Z. 13. v. u. l. euern ſ. deinen.

Seite 253 Z. 13. v. o. l. eines gewiſſen ſ. irgend eines.
— 257 Z. 2 v. o. l. gefordert habe ſ. forderte.
— 267 Z. 8. v. o. l. farben ſ. Farbe.
— 270 Z. 13. v. o. l. Aegyptiſchem geblümtem Atlas ſ. Aegyptiſcher geblümter Seide.
— 275 Z. 4. v. u. l. jenſeit ſ. jenſeits.
— 279 Z. 7. v. o. hinter als fehlt er.
— 281 Z. 7. v. u. l. einem offenen ſ. ein offenes.
— 288 Z. 9. v. o. l. Häupten ſ. Häuptern.
— 288 Z. 11—13. v. u. l. „Hat die Königinn nicht ſehr Unrecht — den unſern, ſ. „Iſt es wohl wahr, daß die Königinn ſehr Unrecht hat, — der unſere.
— 295 Z. 2. v. u. l. gab ſ. hatte.
— 297 Z. 5. v. u. l. verringere ſ. verringert.
— 298 Z. 6. v. u. hinter ſolcher fehlt wie ihr euch wohl einbilden könntet.
— 299 Z. 12. v. o. l. in Verzweiflung zu verhöhnen ſ. bis zur Verzweiflung zu beleidigen.
— 301 Z. 13. v. o. fehlt das Zeichen der Anmerkung 69).
— 306 Z. 6 — 7. v. o. l. ſetzte — fort ſ. faßte — wieder auf.
— 307 Z. 5. v. u. l. verhindern ſ. verhindert.
— 308 Z. 9. v. o. l. ſieden ſ. ſiedend.
— 313 Z. 3. v. u. l. warauf ſ. worauf.
— 314 Z. 3 — 4. v. u. des Königs — an Kindesſtatt ſ. an Kindesſtatt in dem König.
— 317 Z. 3. 4. v. u. l. Sarbazes ſ. Sarbages.
— 318 Z. 8. v. o. l. Tartarus ſ. Tartagus.
— 318 Z. 15. v. o. l. ob ſ. auf.
— 327 Z. 4. v. o. l. Schahabeddin ſ. Schababeddin.
— 327 Z. 3. v. u. l. Muhammed ſ. Mohamed.
— 328 Z. 4. v. o. fehlt die Zahl der Anmerkung 31).
— 330 Z. 7. v. o. fehlt die Anmerknng: 66) Auch dieſe Geſchichte von Imma und Ateka kömmt nicht weiter vor,

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Sechstes Bändchen.

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Sechſtes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbericht.

Galland bemerkt vor ſeinem neunten Bande, daß die beiden letzten Erzählungen des achten Bandes wider ſein Wiſſen und Willen eingeſchaltet und gedruckt, und ihm ſolche Einſchwärzung nicht eher bekannt worden, als bis dieſer Band ſchon im Buchhandel geweſen ſei; daher ſich der Leſer nicht verwundern dürfe, wenn Scheheraſade die Geſchichte des erwachten Schläfers (bei uns Nacht 292.) als unmittelbare Folge der Geſchichte Ghanems (Nacht 348. bei uns) und in Beziehung darauf erzähle.

Dieſe untergeſchobenen, und nach Cauſſin's Anzeige vor ſeinem fünften Bande, in Galland's Handſchrift nicht befindlichen beiden Erzählungen ſind die Geſchichte des Königs Seyn Alasnam (bei uns Nacht 281.) und die Geſchichte Chodadads und ſeiner Brüder und der Prinzeſſinn von Deryabar (bei uns Nacht 286. 288). Obgleich noch nähere Aufklärung hierüber abgeht, ſo fließen doch beide Erzählungen auch wohl aus Arabiſchen oder verwandten morgenländiſchen Quellen, und ſind nicht fremdartig. Daher ſtehen ſie auch in allen Ausgaben der Galland'ſchen Ueberſetzung, und auch Cauſſin hat ſie in die ſeinige aufgenommen, obwohl der von Galland bemerkte Widerſpruch in der Reihenfolge der Erzählungen überall ſtehen geblieben iſt*). Erſt Gauttier hat dieſem Uebelſtande abgeholfen und die Erzählungen ſo an einander geknüpft, wie hier in unſerer Ueberſetzung. Er bemerkt ebenfalls bei beiden Erzählungen, daß ſie nicht zur 1001 Nacht gehören und ſich in Galland's Handſchrift nicht finden: dennoch geht die Eintheilung der Nächte auch durch ſie hin. — Daß übrigens die Geſchichte Ghanems bei Gauttier und bei uns erſt auf die Geſchichte Aladdins folgt, iſt ſchon vor dem fünften Bande näher angegeben.

---

*) Bei Galland lautet dieſe Stelle: „Die Sultaninn Scheheraſade hatte die Geſchichte Ghanem's mit ſo viel Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, ſich nicht enthalten konnte, ihr abermals das große Vergnügen zu bezeugen, mit welcher er ſie gehört hatte.

„Herr," ſagte hierauf die Sultaninn, „ich zweifle nicht, daß es Euer Majeſtät ſehr befriedigt hat, den Chalifen Harun Alraſchid ſeine Geſinnung zu Gunſten Ghanem's, ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter Herzenzwang, ändern zu ſehen, und ich glaube, daß euch das Unglück der Einen und die Mißhandlungen der Andern innig gerührt haben; aber ich bin überzeugt, wenn Euer Majeſtät die Geſchichte des erwachten Schläfers anzuhören geruhete, daß, anſtatt all der Bewegungen des Unwillens und des Mitleids, welche die Geſchichte Ghanem's euerm Herzen mittheilen mußte, und wovon ihr noch aufgeregt ſeid, dieſe Erzählung euch im Gegentheile nur Freude und Vergnügen erwecken würde."

Schon nach dem bloßen Inhalte dieſer Geſchichte u. ſ. w. Vergl. bei uns S. 279.

Zweihundert und ſechs und funfzigſte Nacht.

Das Thor war ſehr prächtig, und mit einer Vorhalle geziert, worin ein Sofa auf jeder Seite ſtand.

„Hier iſt eine ſehr bequeme Stelle,“ ſagte Nureddin zu der ſchönen Perſerinn; „die Nacht kömmt heran, und da wir auf dem Schiffe ſchon geſpeiſt haben, ſo bin ich der Meinung, daß wir hier die Nacht zubringen. Morgen früh haben wir Zeit genug, uns nach einer Wohnung umzuſehen. Was meinet ihr dazu?“

„Ihr wißt, Herr,“ antwortete die ſchöne Perſerinn, „daß euer Wille der meinige iſt; bleiben wir hier, wenn es euch ſo beliebt.“

Sie nahmen jeder einen Trunk aus dem Springbrunnen, und legten ſich dann auf einen der beiden Sofa's, wo ſie ſich noch einige Zeit unterhielten. Der Schlaf befiel ſie endlich, und ſie entſchlummerten bei dem angenehmen Geplätſcher des Waſſers.

Der Garten gehörte dem Chalyfen, und in der Mitte deſſelben ſtand ein großer Saal, welcher der Gemälde-Saal hieß, weil ſeine Hauptzierde aus Gemälden nach Perſiſcher Art beſtand, von der Hand mehrerer Perſiſchen Maler, welche der Chalyf eigens hatte kommen laſſen. Dieſer große und prächtige Saal hatte vier und zwanzig Fenſter, mit einem Kronleuchter an jedem; und dieſe vier und zwanzig Kronleuchter wurden nur angezündet, wenn der Chalyf hier den Abend zubrachte, und das Wetter ſo ſtille war, daß auch nicht ein Lüftchen wehte. Sie machten alsdann eine ſehr ſchöne Erleuchtung, welche von der einen Seite ſehr weit in der Gegend, und von einem großen Theile der Stadt aus, zu ſehen war.

Es wohnte in dieſem Garten nur ein Aufſeher, und ein alter hochbejahrter Offizier Namens Scheich-Ibrahim verſah dieſe Stelle, welche der Chalyf ſelber ihm zur Belohnung ſeiner Dienſte ertheilt hatte. Der Chalyf hatte ihm ſtreng anbefohlen, nicht allerlei Leute in den Garten einzulaſſen, und vor allem nicht zu leiden, daß man ſich auf die beiden Sofa's außen am Thore ſetzte oder legte, damit ſie immer reinlich blieben, und diejenigen zu beſtrafen, die er darauf beträfe.

Ein Geſchäft hatte den Aufſeher genöthigt auszugehen, und er war noch nicht wieder zurückgekehrt. Endlich kam er, und es war noch hell genug, daß er die beiden Perſonen erblickte, die auf dem einen Sofa ſchliefen, und jede den Kopf mit einem Leintuche verhüllt hatten, zum Schutze gegen die Mücken.

„Schön,“ ſagte Scheich-Ibrahim bei ſich ſelber, „da ſind Leute, die das Verbot des Chalyfen übertreten; ich will ſie lehren, welche Ehrfurcht ſie dem Chalyfen ſchuldig ſind.“

Er öffnete leiſe die Thür; und einen Augenblick darnach kam er wieder mit einem dicken Stock in der Hand und mit aufgeſtreiften Aermeln. Er wollte ſchon aus aller Macht auf einen wie den andern losſchlagen, aber er hielt noch inne und ſprach bei ſich ſelber:

„Scheich-Ibrahim, du willſt ſie ſchlagen, und bedenkſt nicht, daß es vielleicht Fremdlinge ſind, die nicht wiſſen, wo ſie unterkommen ſollen, und den Befehl des Chalyfen nicht kennen; es iſt beſſer, daß du zuvor zuſiehſt, wer ſie ſind.“

Er hob alſo die Leintücher, die ihren Kopf bedeckten, mit großer Vorſicht auf, und gerieth in die höchſte Verwunderung, als er einen ſo wohlgebildeten Jüngling und ein ſo ſchönes Fräulein erblickte. Er weckte Nureddin auf, indem er ihn ſanft an den Füßen zog.

Nureddin erhob ſogleich das Haupt, und als er einen Greis mit langem weißem Barte an ſeinen Füßen ſah, richtete er ſich empor, ſchob ſich auf den Knien hin, und indem er die Hand des Greiſes faßte und küßte, ſagte er zu ihm: „Gott erhalte euch, guter Vater! wünſcht ihr etwas?“

„Mein Sohn,“ erwiederte Scheich-Ibrahim, „wer ſeid ihr? wo kommt ihr her?“

„Wir ſind Fremde, die eben hier angekommen,“ antwortete Nureddin, „und wollten hier die Nacht zubringen bis morgen.“

„Ihr würdet euch hier ſchlecht befinden,“ verſetzte Scheich-Ibrahim; „kommet herein, ich will euch ein bequemeres Nachtlager geben; und der Anblick des Gartens, der ſehr ſchön iſt, wird euch erfreuen, ſo lange es noch dämmert.“

„Und gehört dieſer Garten euch?“ fragte Nureddin.

„Allerdings gehört er mir,“ antwortete Scheich-Ibrahim lächelnd; „es iſt ein Erbtheil meines Vater; kommet nur herein, es wird euch nicht gereuen, ihn zu ſehen.“

Nureddin ſtand auf, indem er Scheich-Ibrahim bezeugte, wie ſehr er ihm für ſeine Höflichkeit verpflichtet wäre, und trat mit der ſchönen Perſerinn in ſeinen Garten. Scheich-Ibrahim verſchloß die Thüre, ging dann vor ihnen her, und führte ſie auf eine Stelle, wo ſie faſt mit Einem Blicke die Anlage, die Größe und Schönheit des Gartens überſahen.

Nureddin hatte zu Balſora viel ſchöne Gärten geſehen, aber noch keinen, der dieſem zu vergleichen wäre.

Als er alles aufmerkſam betrachtet und einige Baumgänge durchwandelt hatte, wandte er ſich zu dem Aufſeher, der ihn begleitete, und fragte ihn, wie er hieße? Und als dieſer ihm geantwortet hatte, daß er ſich Scheich-Ibrahim nennete, ſagte er zu ihm: „Scheich-Ibrahim, ich muß geſtehen, dieß iſt ein wundervoller Garten; Gott erhalte euch lange darin! Wir können euch nicht genug für die Güte danken, daß ihr uns einen ſo ſehenswürdigen Ort ſehen laſſet; es iſt billig, daß wir euch auf irgend eine Weiſe unſere Erkenntlichkeit dafür bezeigen. Nehmet, da ſind zwei Goldſtücke; ich bitte euch, uns etwas zu eſſen zu verſchaffen, damit wir uns zuſammen erfreuen.“

Bei dem Anblicke der beiden Goldſtücke ſchmunzelte Scheich-Ibrahim, der dieſes Metall ſehr liebte, in ſeinen Bart; er nahm ſie; und indem er Nureddin und die ſchöne Perſerinn verließ, um ſeinen Auftrag auszurichten (denn er war allein), ſprach er ſehr vergnüglich bei ſich ſelber: „Das ſind doch brave Leute; ich würde mir ſelber großen Schaden gethan haben, wenn ich die Unbeſonnenheit gehabt hätte, ſie zu mishandeln und wegzujagen. Ich will ſie mit dem zehnten Theile dieſes Goldes fürſtlich bewirthen, und das Uebrige bleibt mir für meine Mühe.“

Während Scheich-Ibrahim ausging, etwas zum Abendeſſen einzukaufen, ſowohl für ſich, als für ſeine Gäſte, luſtwandelten Nureddin und die ſchöne Perſerinn in dem Garten, und gelangten zu dem Saale der Gemälde, welcher in der Mitte ſtand. Sie ſtanden ſtill und betrachteten ſeinen bewundernswürdigen Bau, ſeine Größe und Höhe; und nachdem ſie ringsumher gegangen waren, um ihn von allen Seiten zu beſchauen, ſtiegen ſie über eine große Treppe von weißem Marmor zu der Thüre des Saales hinauf; aber ſie fanden ſie verſchloſſen.

Nureddin und die ſchöne Perſerinn ſtiegen eben die Treppe wieder herunter, als Scheich-Ibrahim, mit Lebensmitteln beladen, ankam.

„Scheich-Ibrahim,“ ſagte Nureddin zu ihm, mit Verwunderung, „habt ihr uns nicht geſagt, daß der Garten euch gehört?“

„Ich habe es geſagt,“ antwortete Scheich-Ibrahim, „und ich wiederhole es nochmals. Weshalb thut ihr mir dieſe Frage?“

„Und dieſer prächtige Saal,“ fuhr Nureddin fort, „gehört der euch auch?“

Scheich-Ibrahim verſah ſich dieſer zweiten Frage nicht, und ſchien ein wenig verwirrt. „Wenn ich ſage, daß er mir nicht gehört,“ ſprach er bei ſich ſelber, „ſo werden ſie mich alsbald fragen, wie ich der Herr des Gartens ſein könne, ohne zugleich der des Saales zu ſein!“ Da er nun gern vorgeben wollte, daß der Garten ſein wäre, ſo behauptete er auch daſſelbe von dem Saale. „Mein Sohn,“ antwortete er,“ der Saal iſt nicht ohne den Garten; einer wie der andere gehören mir.“

„Wenn das iſt,“ fuhr hierauf Nureddin fort, „und ihr uns dieſe Nacht gern zu Gäſten haben wollt, ſo bitte ich euch, machet uns das Vergnügen, uns das Innere davon ſehen zu laſſen; nach dem Aeußern zu urtheilen, muß es von außerordentlicher Pracht ſein.“

Es wäre unhöflich von Scheich-Ibrahim geweſen, wenn er Nureddin dieſe Bitte verſagt hätte, nachdem er ſchon ſo zuvorkommend gegen ihn geweſen war. Er bedachte überdieß, daß der Chalyf ihn nicht von ſeiner Ankunft benachrichtigt hatte, wie er doch zu thun pflegte, daß er alſo dieſen Abend nicht kommen würde, und daß er mithin ſeine Gäſte darin bewirthen und ſelber mit ihnen eſſen könnte.

Er ſetzte die mitgebrachten Speiſen auf die erſte Treppenſtufe, und ging nach ſeiner Wohnung, um den Schlüſſel zu holen. Er kam mit einem Lichte zurück, und öffnete die Thüre.

Nureddin und die ſchöne Perſerinn traten in den Saal, und fanden ihn ſo überraſchend, daß ſie nicht müde werden konnten, die Schönheit und den Reichthum deſſelben zu bewundern. Denn, der Gemälde zu geſchweigen, ſo waren die Sofa's höchſt prächtig; und außer den Kronleuchtern, die in jedem Fenſter hingen, war noch an jeder Wand zwiſchen ihnen ein ſilberner Armleuchter mit einer Wachskerze. Nureddin konnte alle dieſe Dinge nicht betrachten, ohne ſich des Glanzes zu erinnern, in welchem er gelebt hatte, und darüber zu ſeufzen.

Scheich-Ibrahim brachte unterdeſſen die Speiſen herein, und bereitete den Tiſch vor einem Sofa, und als alles bereit war, ſetzten ſich Nureddin, die ſchöne Perſerinn und er zu Tiſche, und aßen zuſammen.

Als ſie fertig waren, und ihre Hände gewaſchen hatten, öffnete Nureddin ein Fenſter, und rief der ſchönen Perſerinn: „Kommet her, und bewundert mit mir die herrliche Ausſicht und die Schönheit des Gartens im Mondſcheine; es gibt nichts reizenderes.“

Sie trat zu ihm hin, und beide genoſſen mit einander des ſchönen Schauſpiels, während Scheich-Ibrahim den Tiſch abräumte.

Als Scheich-Ibrahim dieß abgethan hatte, und wieder zu ſeinen Gäſten kam, fragte ihn Nureddin, ob er ihnen nicht auch etwas zu trinken vorzuſetzen hätte. „Was für ein Getränk möchtet ihr wohl?“ verſetzte Scheich-Ibrahim. „Wollt ihr Sorbet? Ich habe den köſtlichſten; aber ihr wißt wohl, mein Sohn, daß man den Sorbet nicht nach dem Abendeſſen trinkt.“

„Ich weiß es wohl,“ erwiederte Nureddin; „es iſt auch nicht Sorbet, darum wir euch bitten; es iſt ein anderes Getränk; ich wundere mich, daß ihr mich nicht verſtehet.“

„Ah, es iſt alſo Wein, was ihr meinet?“ verſetzte Scheich-Ibrahim. „Ihr habt's errathen,“ antwortete ihm Nureddin: „wenn ihr welchen habt, ſo thut uns den Gefallen, uns eine Flaſche davon zu bringen. Ihr wißt, daß man ihn nach dem Abendeſſen trinkt, um ſich bis zum Schlafengehen die Zeit zu vertreiben.“

„Gott bewahre, daß ich Wein im Hauſe haben ſollte,“ rief Scheich-Ibrahim aus, „ja, daß ich auch nur einem Orte nahen ſollte, wo er zu haben iſt! Ein Mann, wie ich, der viermal die Wallfahrt nach Mekka gemacht, hat für ſein ganzes Leben auf den Wein Verzicht gethan.“

„Ihr würdet uns gleichwohl einen großen Gefallen thun, uns welchen zu verſchaffen,“ fuhr Nureddin fort; „und wenn euch nicht die Mühe verdrießt, ſo will ich euch ein Mittel dazu lehren, ohne daß ihr in die Schenke tretet, oder die Hand an das leget, was es darin gibt.“

„Unter dieſer Bedingung will ich es wohl thun,“ antwortete Scheich-Ibrahim; „ſaget mir nur, was ich thun ſoll.“

„Wir haben am Eingange eines Gartens einen Eſel angebunden geſehen,“ fuhr nun Nureddin fort; „vermuthlich gehört er euch, und dient zu eurem nöthigen Gebrauche. Hier habt ihr noch zwei Goldſtücke: nehmet den Eſel mit ſeinen Körben und gehet zu der erſten beßten Schenke, ohne euch weiter ihr zu nähern, als euch beliebt; gebet einem Vorübergehenden eine Kleinigkeit, und bittet ihn, mit dem Eſel zur Schenke zu gehen, dort zwei Krüge Wein zu kaufen, in jeden Korb einen zu ſetzen, und euch den Eſel zurückzubringen, nachdem er den Wein von dem Gelde bezahlt hat, das ihr ihm dazu mitgeben müßt. Dann dürft ihr nur den Eſel vor euch hertreiben bis zu uns, und wir wollen ſchon ſelber die Krüge aus den Körben nehmen. Auf ſolche Weiſe thut ihr nichts, was euch das geringſte Bedenken erregen könnte."

Die beiden neuen Goldſtücke, die Scheich-Ibrahim eben empfing, machten einen ſtarken Eindruck auf ſein Gemüth. „Ah, mein Sohn," rief er aus, als Nureddin geendigt hatte, „was ihr es gut verſteht! Ohne euch würde ich nie auf dieſes Mittel gefallen ſein, euch, ohne mein Gewiſſen zu beſchweren, Wein zu verſchaffen."

Er verließ ſie, um ſeinen Auftrag auszurichten; und er entledigte ſich deſſelben in kurzer Zeit.

Sobald er zurückkam, ſtieg Nureddin hinab, hob die beiden Krüge aus den Körben, und trug ſie in den Saal.

Scheich-Ibrahim führte den Eſel wieder dahin, wo er ihn geholt hatte; und als er zurückkam, ſagte Nureddin zu ihm: „Wir können euch nicht genug für die Mühe danken, welche ihr euch gegeben habt; aber es fehlt uns noch etwas." — „Nun was denn?" fragte Scheich-Ibrahim; „was kann ich noch thun, euch zu dienen?" — „Wir haben keine Trinkſchalen," fuhr Nureddin fort; „und einige Früchte würden uns ſehr wohl thun, wenn ihr welche hättet." — „Ihr habt nur zubefehlen," erwiederte Scheich-Ibrahim, „es ſoll euch an nichts fehlen, was ihr nur immer wünſchen möget."

Scheich-Ibrahim ſtieg hinab, und in kurzer Zeit bereitete er ihnen einen Nachtiſch, beſetzt mit mehreren Arten von Früchten in ſchönen Porzelangefäßen, und mit Schalen von Gold und Silber, nach Belieben; und nachdem er ſie gefragt hatte, ob ſie noch irgend etwas bedürften, entfernte er ſich, und wollte durchaus nicht bleiben, ſo dringend ſie ihn auch darum baten.

Nureddin und die ſchöne Perſerinn ſetzten ſich nun wieder an den Tiſch, und fingen damit an, einen Trunk zu thun: ſie fanden den Wein vortrefflich.

„Nun, meine Schöne," ſagte Nureddin zu der ſchönen Perſerinn, „ſind wir nicht die glücklichſten Leute von der Welt, daß der Zufall uns an einen ſo angenehmen und reizenden Ort geführt hat? Laſſet uns fröhlich ſein und uns von der Unluſt unſerer Reiſe erholen. Kann mein Glück größer ſein, wenn ich auf der einen Seite euch habe, und auf der andern die Trinkſchale?"

Sie tranken zu wiederholten Malen, unterhielten ſich vergnüglich, und ſangen abwechſelnd ihr Lied.

Da ſie beide eine vollkommen ſchöne Stimme hatten, beſonders die ſchöne Perſerinn, ſo zog ihr Geſang den Scheich-Ibrahim an, und er hörte ihnen lange mit Vergnügen von der Treppe zu, ohne ſich ſehen zu laſſen

Endlich kam er hervor, und indem er den Kopf durch die Thüre ſteckte, rief er dem Nureddin zu, den er ſchon berauſcht wähnte: „Bravo, Herr! ich bin erfreut, euch ſo luſtig zu ſehen.“

„Ah, Scheich-Ibrahim!“ rief Nureddin, indem er ſich nach ihm umdrehte, „was ihr für ein wackerer Mann ſeid, und wie wir euch verbunden ſind! Wir dürfen euch nicht bitten, eins mit uns zu trinken; aber tretet doch nur herein. Kommet näher, und erzeiget uns wenigſtens die Ehre, uns Geſellſchaft zu leiſten.“

„Fahret fort, fahret fort,“ erwiederte Scheich-Ibrahim; „ich habe genug an dem Vergnügen, eure ſchönen Geſänge zu hören.“

Und mit dieſen Worten verſchwand er wieder.

Zweihundert und ſieben und funfzigſte Nacht.

Die ſchöne Perſerinn bemerkte, daß Scheich-Ibrahim auf der Treppe ſtehen blieb, und benachrichtigte Nureddin davon. „Herr,“ ſetzte ſie hinzu, „ihr ſeht, daß er einen Abſcheu vor dem Weine bezeugt: gleichwohl zweifle ich nicht, ihn zum Trinken zu bringen, wenn ihr thun wollt, was ich euch ſage.“ — „Und was denn?“ fragte Nureddin; „ihr dürft nur befehlen, ich thue alles, was ihr wollt.“

„Beredet ihn nur, herein zu treten und bei uns zu bleiben,“ ſagte ſie: „ein Weilchen darnach ſchenket zu Trinken ein, und bietet ihm die Schale dar; wenn er es euch verſagt, ſo trinket, und darauf thut, als wenn ihr einſchliefet: für das Uebrige laſſet mich ſorgen.“

Nureddin verſtand die Abſicht der ſchönen Perſerinn; er rief Scheich-Ibrahim, der gleich wieder an der Thüre erſchien. „Scheich-Ibrahim,“ ſagte er zu ihm, „wir ſind eure Gäſte, und ihr habt uns auf die höflichſte Weiſe von der Welt aufgenommen: warum wolltet ihr uns nun die Bitte abſchlagen, uns mit eurer Geſellſchaft zu beehren. Wir verlangen von euch nicht, daß ihr trinken ſollt, ſondern nur das Vergnügen euch zu ſehen.“

Scheich-Ibrahim ließ ſich bereden: er trat herein und ſetzte ſich auf den Rand des zunächſt an der Thüre ſteſtenden Sofa’s. „Ihr ſitzt da nicht gut, und wir können ſo nicht die Ehre haben, euch zu ſehen,“ ſagte darauf Nureddin: „kommet näher, ich bitte euch darum, und ſetzet euch neben meine Frau: ſie wird es gern ſehen.“

„So thue ich denn, was ihr befehlet,“ ſagte Scheich-Ibrahim. Er näherte ſich, und indem er vor Vergnügen ſchmunzelte, bei einer ſo reizenden Frau zu ſein, ſetzte er ſich in einiger Entfernung von der ſchönen Perſerinn.

Nureddin bat ſie, zum Danke für die Ehre, welche Scheich-Ibrahim ihnen erzeigte, ein Lied zu ſingen; und ſie ſang eins, das ihn zum Entzücken hinriß.

Als die ſchöne Perſerinn ausgeſungen hatte, ſchenkte Nureddin Wein in eine Schale, und bot ſie Scheich-Ibrahim dar, mit den Worten: „Scheich-Ibrahim, trinket einmal auf unſere Geſundheit, ich bitte euch darum.“

„Herr,“ erwiederte er, indem er zurückſchauderte, als wenn der bloße Anblick des Weines ihm ſchon ein Gräuel wäre, „ich bitte euch, mich zu entſchuldigen; ich habe euch ſchon geſagt, daß ich vorlängſt den Wein abgelobt habe.“

„Weil ihr denn durchaus nicht auf unſere Geſundheit trinken wollt,“ ſagte Nureddin, „ſo werdet ihr doch vergönnen, daß ich auf die eurige trinke.“

Während Nureddin trank, durchſchnitt die ſchöne Perſerinn einen Apfel, und bot die eine Hälfte dem Scheich-Ibrahim dar, indem ſie zu ihm ſagte: „Ihr habt nicht trinken wollen; aber ich glaube nicht, daß ihr eben ſo viel Schwierigkeit machen werdet, von dieſem Apfel zu koſten, der vortrefflich iſt.“

Scheich-Ibrahim konnte es einer ſo ſchönen Hand nicht abſchlagen; er nahm mit einer Verneigung des Hauptes den Apfel und führte ihn an den Mund. Sie ſagte ihm darüber einige Schmeicheleien, während Nureddin ſich über den Sofa zurücklehnte und ſich ſtellte, als wenn er ſchliefe. Sogleich rückte die ſchöne Perſerinn näher zu Scheich-Ibrahim, und ſagte leiſe zu ihm: „Da ſeht ihr es; ſo macht er es immer, ſo oft wir uns zuſammen erluſtigen: kaum hat er zwei Züge getrunken, ſo ſchläft er ein, und läßt mich allein. Aber ich glaube, ihr werdet mir gern Geſellſchaft leiſten, während er ſchläft.“

Die ſchöne Perſerinn nahm eine Schale, füllte ſie mit Wein, und bot ſie Scheich-Ibrahim, indem ſie zu ihm ſagte: „Nehmet und trinket auf meine Geſundheit; ich will euch Beſcheid thun.“

Scheich-Ibrahim machte noch große Schwierigkeiten, er bat ſie ſehr dringend, es ihm zu erlaſſen; ſie aber ſetzte ihm ſo lebhaft zu, daß er, überwunden von ihren Reizen und Zureden, die Schale nahm und ſie rein austrank.

Der gute Greis liebte wohl ein Schlückchen; aber er ſcheute ſich, es vor Leuten zu thun, die er nicht kannte. Er ging heimlich, wie ſo viele andere, in die Schenke, und er hatte keinesweges die Vorſicht gebraucht, welche Nureddin ihn zum Einkaufe des Weines gelehrt hatte. Er hatte ihn ohne Umſtände bei dem Schenkwirthe gekauft, wo er wohl bekannt war; die Nacht hatte ihn zum Deckmantel gedient, und er hatte ſo das Geld geſpart, welches er dem hätte geben müſſen, dem er, nach Nureddins Anleitung, den Auftrag zum Einkaufe geben ſollte.

Während Scheich-Ibrahim, nachdem er getrunken hatte, die Hälfte des Apfels aufaaß, ſchenkte die ſchöne Perſerinn ihm eine andere Schale voll Weins, die er ſchön mit weniger Schwierigkeit annahm; und er machte gar keine mehr bei der dritten. Er trank endlich die vierte; wobei Nureddin that, als wenn er aus dem Schlaf erwachte: er richtete ſich auf, und indem er ihn mit lautem Lachen anſah, rief er ihm zu:

„Ha, ha, Scheich-Ibrahim, ich ertappe euch; ihr habt mir geſagt, ihr habet den Wein abgelobt, und gleichwohl trinkt ihr ihn!“

Scheich-Ibrahim verſah ſich dieſer Ueberraſchung nicht, und die Röthe ſtieg im etwas ins Angeſicht. Jedoch hinderte ihn dieß nicht, die Schale zu leeren, und als er es gethan hatte, ſagte er lächelnd: „Herr, wenn es Sünde iſt, was ich gethan habe, ſo fällt ſie nicht auf mich, ſondern auf eure Frau: wie vermöchte man ſo vielen Reizen zu widerſtehen!“

Die ſchöne Perſerinn, die ſich mit Nureddin verſtand, vertheidigte Scheich-Ibrahim, und ſagte zu ihm: „Scheich-Ibrahim, laſſet ihn reden, und thut euch keinen Zwang an; fahret fort, mit uns zu trinken, und ſeid fröhlich.“

Bald darauf ſchenkte Nureddin ſich und dann der ſchönen Perſerinn ein. Als Scheich-Ibrahim ſah, daß Nureddin ihn überging, nahm er eine Schale und hielt ſie ihm hin, indem er ſagte: „Und ich, ſoll ich nicht eben ſo gut trinken, als ihr?“

Bei dieſen Worten Scheich-Ibrahims brachen Nureddin und die ſchöne Perſerinn in ein lautes Lachen aus. Nureddin ſchenkte ihm ein, und ſie fuhren fort zu ſcherzen, zu lachen und zu trinken, bis gegen Mitternacht.

Um dieſe Zeit ungefähr bemerkte die ſchöne Perſerinn, daß der Tiſch nur von Einer Kerze erleuchtet war.

„Scheich-Ibrahim,“ ſagte ſie zu dem guten alten Aufſeher, „ihr habt uns nur Ein Licht gebracht, und da ſind ſo viele ſchöne Wachskerzen! Ich bitte euch, machet uns das Vergnügen, ſie anzuzünden, damit wir heller ſehen.“

Scheich-Ibrahim bediente ſich der Freiheit, welche der Wein gibt, wenn der Kopf erhitzt iſt; und um nicht eine Erzählung zu unterbrechen, womit er Nureddin unterhielt, ſagte er zu der Schönen: „Zündet ſie ſelber an; das geziemt euch auch beſſer, da ihr noch ſo jung ſeid: aber hütet euch wohl, aus guten Gründen, mehr als fünf oder ſechs anzuzünden; das genügt.“

Die ſchöne Perſerinn ſtand auf, nahm eine Kerze, ſetzte ſie an dem Lichte, das auf dem Tiſche ſtand, in Brand, und zündete alle vier und zwanzig Wachskerzen an, ohne ſich daran zu kehren, was Scheich-Ibrahim ihr geſagt hatte.

Einige Zeit darauf, während Scheich-Ibrahim die ſchöne Perſerinn von einem andern Gegenſtande unterhielt, bat ihn wieder Nureddin, auch einige Kronleuchter anſtecken zu laſſen. Ohne wahrzunehmen, daß ſchon alle Kerzen der Armleuchter brannten, erwiederte Scheich-Ibrahim: „Ihr müßt wohl ſehr träge ſein, und nicht ſo rüſtig als ich, daß ihr ſie nicht ſelber anzünden könnt. Gehet und ſtecket ſie an, aber nicht mehr als drei.“

Anſtatt nur ſo viele anzuzünden, zündete Nureddin ſie alle an, und öffnete die vier und zwanzig Fenſter; worauf Scheich-Ibrahim, von der Unterhaltung der ſchönen Perſerinn feſtgehalten, auch nicht Acht gab. —

Der Chalyf Harun Arreſchyd hatte ſich um dieſe Zeit noch nicht zur Ruhe begeben; er war in einem Saale ſeines Palaſtes, der an den Tiger ſtieß und die Ausſicht nach dem Garten und dem Saale der Gemälde hatte. Zufällig öffnete er ein Fenſter nach dieſer Seite hin, und war höchſt erſtaunt, den Saal ganz erleuchtet zu ſehen, und um ſo mehr, als der helle Schein ihn anfangs verleitete, zu glauben, daß in der Stadt Feuer wäre.

Der Großweſyr Giafar war noch bei ihm, und erwartete nur den Augenblick, daß der Chalyf zu Ruhe ginge, um ſich nach Hauſe zu begeben. Der Chalyf rief ihm in großem Zorne, und ſprach zu ihm: „Komm, nachläſſiger Weſyr, tritt her, und betrachtete den Saal der Gemälde, und ſage mir, warum iſt er zu dieſer Stunde erleuchtet, ohne daß ich dort bin?“

Der Großweſyr zitterte bei dieſer Neuigkeit ſchon vor Furcht, daß dem ſo ſein könnte. Er näherte ſich, und er zitterte noch mehr, als er ſah, daß es wirklich ſo war, wie der Chalyf geſagt hatte. Der Chalyf mußte indeſſen durch einen Vorwand beſänftigt werden. „Beherrſcher der Gläubigen,“ ſprach er zu ihm, „ich kann Euer Majeſtät nichts anderes hierüber ſagen, als daß vor vier oder fünf Tagen Scheich-Ibrahim zu mir kam, und mir ſeine Abſicht bezeugte, eine Verſammlung der Geiſtlichen ſeiner Moſchee anzuſtellen, zu einer gewiſſen Feier, welche er ſich freute, unter der glücklichen Regierung Euer Majeſtät zu begehen. Ich fragte ihn, was er wünſchte, daß ich bei dieſer Gelegenheit für ihn thun ſollte: worauf er mich bat, ihm von Euer Majeſtät die Erlaubnis auszuwirken, daß er die Verſammlung und Feier in dem Gartenſaale anſtellen dürfte. Ich entließ ihn mit der Erlaubnis, es zu thun, und ſagte ihm, daß ich nicht verfehlen würde, mit Euer Majeſtät davon zu ſprechen: und ich bitte nun um Verzeihung, daß ich es vergeſſen habe. — Scheich-Ibrahim,“ fuhr er fort, „hat vermuthlich dieſen Tag zu der Feierlichkeit gewählt, und bei der Bewirthung der Geiſtlichen ſeiner Moſchee, hat er ihnen ohne Zweifel das Vergnügen dieſer Erleuchtung gewähren wollen.“

„Giafar,“ erwiederte der Chalyf mit einem Tone, der anzeigte, daß er etwas beſänftigt war, „nach dem, was du mir da geſagt, haſt du drei unverzeihliche Fehler begangen. Erſtens, daß du dem Scheich-Ibrahim die Erlaubnis gegeben haſt, dieſe Feier in meinem Saale anzuſtellen: ein bloßer Aufſeher iſt kein ſo bedeutender Beamter, daß ihm eine ſolche Ehre gebürte. Zweitens, daß du mir nichts davon geſagt haſt; und der dritte iſt, daß du nicht die wahre Abſicht des guten Alten errathen haſt. Denn, ich bin überzeugt, daß er keine andere gehabt hat, als zu ſehen, ob er nicht eine Beiſteuer zu den Koſten dieſes Feſtes erlangen könnte. Du haſt nicht daran gedacht, und ich nehme es ihm nicht übel, ſich durch dieſe große Erleuchtung dafür zu rächen, daß er ſie nicht erhalten hat.“

Der Großweſyr war froh, daß der Chalyf die Sache auf dieſe Weiſe nahm; er nahm gern die Fehler auf ſich, welche der Chalyf ihm vorwarf, und geſtand freimüthig ſein Unrecht, daß er Scheich-Ibrahim nicht etliche Goldſtücke gegeben hätte.

„Weil dem alſo iſt,“ fügte der Chalyf lächelnd hinzu, „ſo iſt es billig, daß du für deine Fehler beſtraft werdeſt: aber die Strafe ſoll nur leicht ſein, nämlich, du ſollſt mit mir den übrigen Theil der Nacht in Geſellſchaft dieſer guten Leute zubringen, die ich gern ſehen will. Während ich ein bürgerliches Kleid anlege, ſo geh und verkleide dich mit Meſrur ebenſo, und kommet beide mit mir.“

Der Weſyr Giafar ſtellte ihm vor, daß es ſchon ſpät wäre, und daß die Geſellſchaft ſchon aus einander gegangen ſein würde, bevor er hinkäme; der Chalyf aber erwiederte, daß er durchaus hingehen wollte. Da alles, was der Weſyr ihm geſagt hatte, erſonnen war, ſo war derſelbe in Verzweiflung über dieſen Entſchluß; jedoch mußte er ohne Widerrede gehorchen.

Zweihundert und acht und funfzigſte Nacht.

Der Chalyf verließ alſo, als Bürger verkleidet, mit dem Großweſyr Giafar, und Meſrur, dem Oberhaupte der Verſchnittenen, ſeinen Palaſt, und ging durch die Straßen von Bagdad nach dem Garten. Das Thor ſtand offen, durch Scheich-Ibrahims Nachläſſigkeit, der bei der Rückkehr von der Weinſchenke vergeſſen hatte, es zuzuſchließen. Der Chalyf war darüber ärgerlich, und ſagte zu dem Großweſyr: „Giafar, was ſagſt du, daß das Thor ſo ſpät offen ſteht? Sollte das Scheich-Ibrahims Gewohnheit ſein, es ſo die Nacht hindurch offen zu laſſen? Ich will lieber glauben, daß die Verwirrung des Feſtes ihn zu dieſem Fehler verleitet hat.“

Der Chalyf trat in den Garten, und ging nach dem Saale. Da er nicht zu demſelben hinaufſteigen wollte, bevor er wüßte, was darin vorginge, berieth er ſich mit dem Großweſyr, ob er nicht auf einen der zunächſt daran ſtehenden Bäume ſteigen ſollte, um hinein zu ſchauen. Der Großweſyr aber bemerkte, daß die Saalthüre halb offen ſtand, und ſagte es ihm. Scheich-Ibrahim hatte ſie ſo offen gelaſſen, als er ſich hatte überreden laſſen, hineinzugehen und Nureddin und der ſchönen Perſerinn Geſellſchaft zu leiſten.

Der Chalyf gab alſo ſeinen erſten Vorſatz auf, und ſtieg ohne Geräuſch bis zur Saalthüre hinan. Dieſe ſtand nur ſo weit offen, daß er die da drinnen waren, ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Seine Ueberraſchung konnte nicht größer ſein, als er eine Frau von einer Schönheit ohne gleichen, und einen der wohlgebildeteſten jungen Männer, und Scheich-Ibrahim mit ihnen am Tiſche ſitzen ſah.

Scheich-Ibrahim hielt eben die Schale in der Hand, und ſagte zu der ſchönen Perſerinn: „Meine ſchöne Herrinn, ein guter Trinker muß niemals trinken, ohne zuvor ſein Liedchen zu ſingen. Gebet mir die Ehre und höret mir zu, es iſt eins der artigſten Lieder.“

Scheich-Ibrahim ſang nun, und der Chalyf war darüber um ſo mehr erſtaunt, als es ihm bis jetzt unbekannt geweſen, daß der Alte Wein tränke, und da er ihn für einen weiſen und geſetzten Mann gehalten hatte, wie er ihm bisher immer erſchienen war.

Er entfernte ſich von der Thüre wieder mit derſelben Vorſicht, wie er ſich genähert hatte, und kam zu dem Großweſyr Giafar, der etliche Stufen tiefer auf der Treppe ſtehen geblieben war. „Steig hinauf,“ ſagte er zu ihm,

„und ſieh zu, ob die da drinnen Geiſtliche der Moſchee ſind, wie du mir haſt einbilden wollen.“

An dem Tone, womit der Chalyf dieſe Worte ausſprach, erkannte der Großweſyr gar wohl, daß die Sache übel abliefe. Er ſtieg hinauf, und als er durch die Oeffnung der Thüre hinein ſah, zitterte er vor Furcht für ſich ſelber, da er eben dieſe drei Perſonen erblickte, und die Verfaſſung, worin ſie ſich befanden.

Er kam ganz verwirrt wieder zu dem Chalyfen, und wußte nicht, was er ihm ſagen ſollte. „Welche Unordnung,“ ſprach der Chalyf zu ihm, „daß Leute die Dreiſtigkeit haben, in meinen Garten und Saal zu kommen, und ſich darin zu erluſtigen, und daß Scheich-Ibrahim ſie herein läßt, ſie duldet, ja ſich mit ihnen luſtig macht! Bei alle dem glaube ich kaum, daß man ein ſchöneres und ſtattlicheres junges Paar ſehen kann. Bevor ich meinen Zorn ausbrechen laſſe, will ich mich noch näher unterrichten und wiſſen, wer ſie ſind, und welcher Anlaß ſie hieher führt.“

Er trat wieder an die Thüre, um ſie weiter zu beobachten, und der Weſyr, der ihm folgte, blieb hinter ihm ſtehen, während er hinein ſchaute. Sie hörten beide, daß Scheich-Ibrahim zu der ſchönen Perſerinn ſagte: „Liebenswürdige Frau, habt ihr noch irgend etwas zu wünſchen, was die Freude dieſes Abends erhöhen könnte.“ — „Mich dünkt,“ erwiederte die ſchöne Perſerinn, „alles wäre vollkommen, wenn ihr noch ein Saitenſpiel hättet und es mir bringen wolltet.“ — „Herrinn,“ antwortete Scheich-Ibrahim, „könnt ihr die Laute ſpielen?“ — „Bringet eine her,“ antwortete die ſchöne Perſerinn, „ihr ſollt es hören.“

Ohne weit von ſeinem Platze zu gehen, nahm Scheich-Ibrahim eine Laute aus einem Schranke, und überreichte ſie der ſchönen Perſerinn, die ſogleich anfing, ſie zu ſtimmen.

Der Chalyf drehte ſich unterdeſſen nach dem Großweſyr um, und ſagte zu ihm: „Giafar, die junge Frau wird auf der Laute ſpielen; ſpielt ſie gut, ſo will ich ihr verzeihen, desgleichen dem jungen Manne um ihretwillen; dich aber laſſe ich ſicherlich aufhängen.“ — „Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte der Großweſyr, „wenn dem ſo iſt, ſo bitte ich Gott, daß ſie ſchlecht ſpielen möge.“ — „Warum das?“ fragte der Chalyf. „Je mehr wir unſer ſind,“ antwortete der Großweſyr, „deſto leichter werden wir uns tröſten können, in ſchöner und guter Geſellſchaft zu ſterben.“

Der Chalyf, der gute Einfälle liebte, lachte über dieſe Antwort, dann drehte er ſich wieder nach der Oeffnung der Thüre und horchte, um die ſchöne Perſerinn ſpielen zu hören.

Das Vorſpiel der ſchönen Perſerinn ließ den Chalyfen alsbald erkennen, daß ſie meiſterhaft ſpielte. Hierauf fing ſie ein Lied an zu ſingen, und begleitete ihre wundervolle Stimme mit der Laute: ſie that dieß mit ſolcher Kunſt und Vollendung, daß der Chalyf davon bezaubert wurde.

Sobald die ſchöne Perſerinn aufgehört hatte zu ſingen, ſtieg der Chalyf die Treppe hinab, und der Weſyr Giafar folgte. Als er unten war, ſagte er zu dem Weſyr: „Zeit meines Lebens habe ich keine ſchönere Stimme, noch beſſer die Laute ſpielen gehört; Iſaak, den ich für den geſchickteſten Lautenſpieler auf der Welt hielt, kömmt ihr nicht gleich. Ich bin damit ſo zufrieden, daß ich hineingehen will, um ſie in meiner Gegenwart ſpielen zu hören: es frägt ſich nur, wie ich dieß anſtellen ſoll.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte der Großweſyr, „wenn ihr hineingeht und Scheich-Ibrahim euch erkennt, ſo iſt er vor Schrecken des Todes.“ — „Das iſt es auch, was ich beſorge,“ verſetzte der Chalyf, „und es ſollte mir Leid thun, die Urſache ſeines Todes zu ſein, nachdem er mir ſo lange gedient hat. Mir fällt etwas ein, wodurch es wohl gelingen kann; bleib du mit Meſrur hier, und erwartet in dem nächſten Baumgange meine Rückkunft.“

Zweihundert und neun und funfzigſte Nacht.

Die Nähe des Tigers hatte den Chalyfen veranlaßt, Waſſer daraus in ein feſtausgemauertes Becken zu leiten, welches einen ſchönen Teich bildete, wo die beßten Fiſche des Tigers ſich hineingezogen hatten. Die Fiſcher wußten dieß wohl, und ſie hätten ſehr gern die Freiheit gehabt, darin zu fiſchen; aber der Chalyf hatte es Scheich-Ibrahim ausdrücklich verboten, jemand dorthin zu laſſen. Eben dieſe Nacht hatte gleichwohl ein Fiſcher, der an dem Gartenthore vorbeiging, nachdem der Chalyf hinein getreten war und es offen gelaſſen, wie er es gefunden hatte, die Gelegenheit benutzt, und ſich in den Garten nach dem Teiche geſchlichen.

Dieſer Fiſcher hatte ſeine Netze ausgeworfen, und war eben im Begriffe, ſie ans Land zu ziehen, als der Chalyf, der aus der Nachläſſigkeit Scheich-Ibrahims wohl vermuthete, was geſchehen war, und dieſen Umſtand zu ſeinem Zwecke benutzen wollte, eben dorthin kam. Ungeachtet ſeiner Verkleidung erkannte der Fiſcher ihn doch, warf ſich ſogleich zu ſeinen Füßen und bat um Verzeihung, indem er ſich durch ſeine Armut entſchuldigte.

„Steh auf, und fürchte nichts,“ erwiederte der Chalyf; „zieh nur dein Netz heraus, damit ich ſehe, was für Fiſche darin ſind.“

Der beruhigte Fiſcher gehorchte ſofort dem Befehle des Chalyfen, und zog fünf oder ſechs ſchöne Fiſche heraus, von welchen der Chalyf die beiden größten auswählte und ſie mit einer Ruthe bei den Kiefern zuſammen binden ließ. Hierauf ſagte er zu dem Fiſcher: „Gib mir dein Kleid, und nimm das meine.“

Der Tauſch geſchah in wenig Augenblicken; und nachdem der Chalyf von den Schuhen bis zum Turban als Fiſcher verkleidet war, ſagte er zu dem Fiſcher: „Nimm dein Netz, und geh deinem Gewerbe nach.“

Als der Fiſcher, ſehr zufrieden mit ſeinem guten Glücke, weggegangen war, nahm der Chalyf die beiden Fiſche in die Hand, und ging wieder zu dem Großweſyr Giafar und Meſrur. Er ſtand vor dem Großweſyr ſtill, und dieſer erkannte ihn nicht. „Was willſt du?“ ſagte er zu ihm; „geh deines Weges.“ Der Chalyf fing ſogleich an zu lachen, und nun erkannte ihn der Großweſyr: „Beherrſcher der Gläubigen,“ rief er aus, „iſt es möglich, ſeid ihr es? Ich erkannte euch nicht, und ich bitte euch tauſendmal um Verzeihung wegen meiner Unhöflichkeit. Ihr könnt jetzt in den Saal gehen, ohne Furcht, daß Scheich-Ibrahim euch erkennen werde.“ — „Bleibet alſo noch hier,“ ſagte er, „während ich meine Rolle ſpiele.“

Der Chalyf ſtieg nun nach dem Saale hinauf, und klopfte an die Thüre. Nureddin, der es zuerſt hörte, ſagte es Scheich-Ibrahim; und Scheich-Ibrahim fragte, wer da wäre. Der Chalyf öffnete die Thüre, und indem er nur einen Schritt in den Saal hinein that, um ſich zu zeigen, antwortete er: „Scheich Ibrahim, ich bin der Fiſcher Kerim[2]: da ich vernommen, daß ihr eure Freunde bewirthet, und jetzt eben zwei ſchöne Fiſche gefangen habe, ſo komme ich euch zu fragen, ob ihr ſie nicht gebrauchen könnt.“

Nureddin und die ſchöne Perſerinn freuten ſich, als ſie von Fiſchen reden hörten, und die ſchöne Perſerinn ſagte ſogleich: „Scheich-Ibrahim, ich bitte euch, gewähret uns das Vergnügen, ihn herein kommen und uns ſeine Fiſche ſehen zu laſſen.“

Scheich-Ibrahim war nicht mehr im Stande, den vorgeblichen Fiſcher zu fragen, wie oder wo er herein gekommen wäre; er dachte nur daran, der ſchönen Perſerinn zu gefallen. Er drehte alſo den Kopf mit ziemlicher Mühe, — ſoviel hatte er getrunken, — nach der Thüre, und ſagte lallend zu dem Chalyfen, den er für einen Fiſcher hielt: „Komm näher, du braver Nachtdieb, komm näher und laß dich ſehen.“

Der Chalyf trat herein, indem er vollkommen alle Gebärden eines Fiſchers nachmachte, und zeigte die beiden Fiſche vor.

„Das ſind ſehr ſchöne Fiſche,“ ſagte die ſchöne Perſerinn; „ich möchte gern davon eſſen, wenn ſie nur gekocht und gut zugerichtet wären.“

„Die gnädige Frau hat Recht:“ ſprach Scheich-Ibrahim; „was ſollen wir mit deinen Fiſchen, wenn ſie nicht zugerichtet ſind? Geh, richte ſie ſelber zu, und bringe ſie uns: du findeſt alles dazu in meiner Küche.“

Der Chalyf ging wieder zu dem Großweſyr Giafar, und ſagte zu ihm: „Giafar, ich bin ſehr wohl aufgenommen worden; aber ſie verlangen die Fiſche zugerichtet.“ — „Ich will ſie zurichten,“ ſagte der Großweſyr, „es ſoll im Augenblicke gethan ſein.“ — „Mir liegt die Ausführung meines Plans ſo ſehr am Herzen,“ fuhr der Chalyf fort, „daß ich gern ſelber die Mühe übernehmen will. Da ich ſo gut den Fiſcher ſpiele, ſo kann ich auch wohl den Koch machen: ich habe mich in meiner Jugend mit der Küche abgegeben, und meine Sache nicht übel gemacht.“

Mit dieſen Worten nahm er den Weg nach Scheich-Ibrahims Wohnung, und der Großweſyr und Meſrur folgten ihm dahin.

Sie legten alle drei Hand ans Werk, und obgleich die Küche Scheich-Ibrahims nicht groß war, ſo fehlte doch nichts von allem, was ſie gebrauchten, und in kurzer Zeit hatten ſie die Schüſſel Fiſche zugerichtet.

Der Chalyf trug ſie auf, und legte dabei jedem eine Zitrone hin, ſich nach Belieben davon zu bedienen. Sie aßen mit großer Luſt, beſonders Nureddin und die ſchöne Perſerinn; und der Chalyf wartete ihnen auf.

Als ſie fertig waren, betrachtete Nureddin den Chalyfen, und ſprach zu ihm: „Fiſcher, man kann keine trefflicheren Fiſche eſſen, und du haſt uns das gröſste Vergnügen von der Welt gemacht.“

Zu gleicher Zeit fuhr er mit der Hand in ſeinen Buſen und zog ſeine Börſe hervor, in welcher ſich dreißig Goldſtücke befanden, der Reſt von den vierzigen, die Sandſchiar, der Thürhüter des Königs von Balſora, ihm vor ſeiner Abreiſe geſchenkt hatte. „Nimm,“ ſagte er zu ihm, „ich würde dir mehr geben, wenn ich mehr hätte; ja ich würde dich aus der Armut geriſſen haben, wenn ich dich gekannt hätte, bevor ich mein Erbtheil verzehrte; nimm es indeſſen eben ſo gutwillig an, als wenn es ein anſehnlicheres Geſchenk wäre.“

Der Chalyf nahm die Börſe, dankte Nureddin dafür, und als er fühlte, daß Gold darin war, ſagte er zu ihm: „Herr, ich kann euch nicht genug für eure Freigebigkeit danken. Es iſt ein großes Glück, mit ſo edlen Männern zu thun zu haben, wie ihr ſeid; aber ehe ich mich entferne, habe ich noch eine Bitte an euch, welche ihr mir ja gewähren müßt. Da ſehe ich eine Laute, woraus ich ſchließe, daß die gnädige Frau darauf ſpielen kann. Wenn ihr ſie dazu bewegen könntet, mir die Gnade zu erzeigen, und ein Stück darauf zu ſpielen, ſo würde ich als der vergnügteſte Menſch von der Welt heimgehen: die Laute iſt ein Saitenſpiel, welches ich leidenſchaftlich liebe.“

„Schöne Perſerinn,“ ſagte ſogleich Nureddin, indem er ſich zu ihr wandte, „ich bitte euch um dieſe Gnade, und hoffe, ihr werdet ſie nicht verſagen.“

Sie nahm die Laute, und nachdem ſie dieſelbe in wenig Augenblicken geſtimmt hatte, ſpielte und ſang ſie ein Lied, daß den Chalyfen bezauberte. Zuletzt ſpielte ſie ohne dazu zu ſingen, und ſie that dieß mit ſolcher Kraft und Anmuth, daß er davon zum Entzücken hingeriſſen wurde.

Als die ſchöne Perſerinn aufhörte zu ſpielen, rief der Chalyf aus: „Welche Stimme, welche Hand und welches Spiel! Kann man beſſer ſingen, beſſer die Laute ſpielen! Nimmer hat man desgleichen geſehen, noch gehört!“

Nureddin, gewohnt alles was ihm gehörte denjenigen zu ſchenken, die es lobten, erwiederte: „Fiſcher, ich ſehe wohl, daß du dich darauf verſteheſt: da ſie dir ſo ſehr gefällt, ſo iſt ſie dein, ich mache dir ein Geſchenk damit.“

Zu gleicher Zeit ſtand er auf, nahm ſeinen Rock, den er abgelegt hatte, und wollte weggehen, um den Chalyfen, den er nur für einen Fiſcher hielt, im Beſitze der ſchönen Perſerinn zu laſſen.

Die ſchöne Perſerinn, höchſt erſtaunt über Nureddins Freigebigkeit, hielt ihn zurück, und ſagte zu ihm, ihn zärtlich anblickend: „Herr, wo wollt ihr denn hin? Ich bitte euch, ſetzet euch wieder auf euern Platz, und höret, was ich euch ſpielen und ſingen will.“

Er that, was ſie wünſchte; und nun rührte ſie die Saiten, und mit Thränen in den Augen ihn anblickend, ſang ſie dazu aus dem Stegereiſe von ihr gedichtete Verſe, worin ſie ihm lebhaft ſeine geringe Liebe zu ihr vorwarf, weil er ſie ſo leicht und mit ſolcher Kälte dem Kerim überließ. Sie meinte, ohne ſich weiter darüber zu erklären, einem Fiſcher, wie Kerim, welchen ſie eben ſo wenig, als er, für den Chalyfen erkannte. Als ſie geendigt hatte, legte ſie die Laute neben ſich hin, und hielt ihr Schnupftuch vor das Geſicht, um ihre Thränen zu verbergen, die ſie nicht zurückhalten konnte.

Nureddin erwiederte kein Wort auf ihre Vorwürfe, und ſein Schweigen bezeugte, daß ſein Geſchenk ihn nicht gereute.

Aber der Chalyf voll Verwunderung über das, was er hier hörte, ſprach zu ihm: „Herr, ſo wie ich ſehe, ſo iſt dieſe ſo ſchöne, ſo ſeltene, ſo bewundernswürdige Frau, welche ihr mir mit ſolcher Großmuth zum Geſchenke gemacht habt, eure Sklavinn, und ihr ſeid ihr Herr?“

„Allerdings, Kerim,“ erwiederte Nureddin, „und du würdeſt noch weit mehr erſtaunt ſein, als du es jetzo ſcheinſt, wenn ich dir alle die Unglücksfälle erzählete, welche mir in Betreff ihrer begegnet ſind.“ — „O, ich bitte euch, Herr,“ verſetzte der Chalyf, immer ſehr gut die Rolle des Fiſchers ſpielend, „erzeiget mir den Gefallen, und erzählet mir ihre Geſchichte.“

Nureddin, der ihm eben ſchon etwas viel Wichtigeres gewährt hatte, obwohl er ihn nur für einen Fiſcher hielt, wollte ihm auch gern noch dieſen Gefallen thun. Er erzählte ihm alſo ſeine ganze Geſchichte, von Anfang her, wie der Weſyr, ſein Vater, die ſchöne Perſerinn für den König von Balſora gekauft hatte, und verſchwieg nichts von allem, was er gethan, und was ihm begegnet war, bis zu ſeiner Ankunft in Bagdad mit ihr, und bis zu dieſem Augenblicke, da er mit ihm ſprach.

Als Nureddin geendigt hatte, fragte ihn der Chalyf: „und wohin wollt ihr jetzt gehen?“ — „Wohin ich gehen will?“ antwortete er: „wohin Gott mich führt.“ — „Wollt ihr mir folgen,“ fuhr der Chalyf fort, „ſo gehet nicht weiter: ihr müßt im Gegentheile nach Balſora zurückkehren. Ich will euch ein Paar Zeilen an den König mitgeben; ihr werdet ſehen, er wird euch gut aufnehmen, ſobald er ſie geleſen hat, und niemand wird euch auch nur mit einem Worte Leides thun.“

„Kerim,“ entgegnete Nureddin, „was du mir da ſagſt, klingt ſehr wunderbar: wo hat man je gehört, daß ein Fiſcher, wie du, mit einem König in Briefwechſel ſtehet.“ — „Das darf euch nicht verwundern,“ erwiederte der Chalyf, „wir ſind zuſammen bei demſelben Lehrmeiſter in die Schule gegangen, und ſind immer die beßten Freunde von der Welt geweſen. Zwar hat das Glück uns nicht auf gleiche Weiſe begünſtigt; es hat ihm zum König, und mich zum Fiſcher gemacht: aber dieſe Ungleichheit hat unſere Freundſchaft nicht vermindert. Er hat ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, mich aus meinem Stande empor zu ziehen: ich aber habe mich immer damit begnügt, die Achtung, welche er für mich hat, mir nichts abzuſchlagen, zu Gunſten meiner Freunde zu benutzen. Drum laſſet mich nur machen: ihr werdet den Erfolg davon ſehen.“ —

Nureddin ließ ſich den Vorſchlag des Chalyfen gefallen. Da im Saale alles zum Schreiben Nothwendige vorhanden war, ſo ſchrieb der Chalyf an den König von Balſora folgenden Brief, über welchen er, faſt am äußerſten Rande des Papiers, in ſehr kleinen Schriftzügen, die Formel ſetzte:

„Im **Namen** des allbarmherzigen Gottes.“ um dadurch anzudeuten, daß er unbedingten Gehorſam forderte.

Brief
des Chalyfen Harun Arreſchyd
an
den König von Balſora.

„Harun Arreſchyd, Mahdi's Sohn, ſendet dieſen Brief an Muhammed ſeinen Vetter.

Sobald Nureddin, des Weſyrs Chakan Sohn, der Ueberbringer dieſes Briefes, dir denſelben übergeben und du ihn geleſen haſt, ſo lege auf der Stelle den königlichen Mantel ab, bekleide ihn damit, und räume ihm deine Stelle ein. Gott befohlen.“

Der Chalyf faltete und verſiegelte den Brief, und ohne Nureddin deſſen Inhalt zu ſagen, ſprach er zu ihm: „Nimm und geh unverzüglich hin, und beſteig ein Boot, das bald abgehen wird, ſo wie alle Tage eins zu derſelben Stunde abgeht; du kannſt auf dem Schiffe ſchlafen.“

Nureddin nahm den Brief, und reiſte mit dem wenigen Gelde ab, das er bei ſich hatte, als Sandſchiar ihm ſeine Börſe gab.

Die ſchöne Perſerinn war untröſtlich über ſeine Abreiſe, drückte ſich in eine Ecke des Sofa’s, und zerfloß in Thränen.

Kaum hatte Nureddin den Saal verlaſſen, als Scheich Ibrahim, der bisher alles, was vorging, mit Stillſchweigen beobachtet hatte, den Chalyfen anſah, den er noch immer für den Fiſcher Kerim hielt, und zu ihm ſagte: „Höre, Kerim, du biſt hergekommen und haſt zwei Fiſche gebracht, die höchſtens zwanzig Kupfermünzen werth ſind, und haſt dafür eine Börſe und eine Sklavinn zum Geſchenk erhalten: denkſt du das alles für dich zu behalten? Ich erkläre dir, daß ich für mein Halbtheil die Sklavinn haben will. Was die Börſe betrifft, ſo laß ſehen, was darinnen iſt: iſt es Silbergeld, ſo magſt du ein Stück für dich behalten; iſt es aber Gold, ſo nehme ich alles, und gebe dir etliche Kupferſtücke, die ich noch im Beutel habe.“ —

Um recht zu verſtehen, was nun folgt,“ unterbrach ſich hier Scheheraſade, iſt zu bemerken, daß der Chalyf, bevor er die zugerichtete Schüſſel mit den Fiſchen in den Saal trug, dem Großweſyr Giafar befohlen hatte, eilig nach dem Palaſte zu gehen, um ihm vier Kammerdiener und ein Kleid zu holen, und damit auf der andern Seite des Saals zu warten, bis er aus einem der Fenſter in dio Hände klatſchte. Der Großweſyr hatte dieſen Befehl vollzogen, und er und Meſrur, mit den vier Kammerdienern erwarteten an dem beſtimmten Orte das verabredete Zeichen.

Ich komme nun zu meiner Erzählung zurück,“ fuhr die Sultaninn fort.

„Der Chalyf, noch immer in der Verkleidung als Fiſcher, antwortete kühnlich dem Scheich-Ibrahim: „Scheich-Ibrahim, ich weiß nicht, was in der Börſe iſt: ſei's Gold oder Silber, ich will es von Herzen gern mit euch theilen: was aber die Sklavinn betrifft, die will ich für mich allein behalten. Wenn ihr euch mit dem, was ich euch anbiete, nicht begnügen wollt, ſo kriegt ihr nichts.“

Scheich-Ibrahim, von Zorn entbrannt über ſolche Unverſchämtheit, wofür er dieſe Rede eines Fiſchers gegen ſich betrachtete, nahm eines von den Porzelangefäßen, die auf dem Tiſche ſtanden, und warf es dem Chalyfen nach dem Kopfe. Der Chalyf wich leicht dem Wurfe eines vom Weine berauſchten Mannes aus; das Gefäß flog gegen die Wand, und zerbrach in tauſend Stücke.

Scheich-Ibrahim, durch den Fehlwurf noch mehr erzürnt als zuvor, nimmt nun das auf dem Tiſche ſtehende Licht, ſteht taumelnd auf, und ſteigt eine verborgene Treppe hinab, um einen Stock zu holen.

Zweihundert und ſechzigſte Nacht.

Der Chalyf benutzte dieſe Zeit, und klatſchte zum Fenſter hinaus in die Hände. Der Großweſyr, Meſrur und die vier Kammerdiener waren im Augenblicke bei ihm, und die letzten zogen ihm alsbald das Fiſcherkleid aus und legten ihm das mitgebrachte Kleid an. Sie waren noch nicht ganz fertig und noch um den Chalyfen beſchäftigt, der ſich auf den im Saale für ihn ſtehenden Throne geſetzt hatte, als Scheich-Ibrahim, von Habgier beſeelt, mit einem großen Stock in der Hand herein trat, womit er dem vermeinten Fiſcher derbe aufzuwichſen gedachte. Anſtatt aber dieſen wieder zu erblicken, ſah er deſſen Kleid mitten im Saale liegen, und den Chalyfen auf ſeinem Thone ſitzen mit dem Großweſyr und Meſrur an ſeiner

Seite. Er ſtutzte bei dieſem Schauſpiel, und zweifelte, ob er wachte oder träumte.

Der Chalyf lachte über ſein Erſtaunen, und fragte ihn: „Scheich-Ibrahim, was willſt du? was ſuchſt du?“

Scheich-Ibrahim, der nun nicht mehr zweifeln konnte, daß es wirklich der Chalyf wäre, warf ſich ſogleich zu ſeinen Füßen, mit dem Antlitze und dem langen Barte den Boden bedeckend, und rief aus: „Beherrſcher der Gläubigen, euer elender Sklave hat euch beleidigt; er fleht eure Gnade an, und bittet euch tauſendmal um Verzeihung.“

Da die Kammerdiener den Chalyfen in dieſem Augenblicke fertig angekleidet hatten, ſtieg er herab von ſeinem Throne, und ſagte zu ihm: „Steh auf, ich verzeihe dir.“

Der Chalyf wandte ſich hierauf zu der ſchönen Perſerinn, die ihren Schmerz gehemmt hatte, ſobald ſie vernommen, daß der Garten und der Saal dieſem Fürſten gehörten, und nicht Scheich-Ibrahim, wie derſelbe vorgegeben, und daß er ſelber es war, der ſich als Fiſcher verkleidet hatte. „Schöne Perſerinn,“ ſprach er zu ihr, „ſtehet auf und folget mir. Nach dem, was ihr eben geſehen habt, werdet ihr erkennen, wer ich bin, und daß es nicht meinem Range gemäß iſt, von dem Geſchenke, welches Nureddin durch eine Großmuth ohne gleichen mit eurer Perſon mir gemacht hat, Vortheil zu ziehen. Ich habe ihn nach Balſora geſchickt, dort König zu ſein, und ich will euch als Königinn ebendorthin ſenden, ſobald ich die nöthigen Verfügungen zu ſeiner Einſetzung getroffen habe. Unterdeſſen will ich euch eine Wohnung in meinem Palaſte geben, wo ihr eurer Würdigkeit gemäß behandelt werden ſollt.“

Dieſe Rede beruhigte und tröſtete die ſchöne Perſerinn über einen ſo empfindlichen Verluſt; und ſie entſchädigte ſich nach ihrer Traurigkeit völlig durch die Freude, zu vernehmen, daß Nureddin, den ſie leidenſchaftlich liebte, zu einer ſo hohen Würde war erhoben worden.

Der Chalyf erfüllte das ihr gegebene Verſprechen: er empfahl ſie ſelbſt ſeiner Gemahlinn Sobeïde, nachdem er ihr die große Achtung mitgetheilt, welche er für Nureddin gefaßt hatte. —

Nureddins Rückkehr nach Balſora war glücklicher und einige Tage früher, als für ſeine Wohlfahrt zu wünſchen geweſen wäre. Er beſuchte bei der Ankunft weder Freunde, noch Verwandte, ſondern ging gerade nach dem Palaſte des Königs, der eben Audienz gab. Er arbeitete ſich durch das Gedränge, indem er den Brief mit der Hand emporhielt; man machte ihm Platz, und er überreichte denſelben.

Der König empfing ihn, öffnete ihn, und erbleichte beim Leſen. Er küßte ihn dreimal, und er ſtand ſchon im Begriffe, den Befehl des Chalyfen zu erfüllen, als er ſich bedachte, und ihn dem Weſyr Saouy zeigte, Nureddins unverſöhnlichem Feinde.

Saouy, der Nureddin gleich erkannt hatte, und mit großer Unruhe bei ſich ſelber bedachte, weshalb er wohl gekommen ſein möchte, war nicht minder als der König über den Befehl des Chalyfen erſtaunt, welchen der Brief enthielt. Da er nicht minder dabei betheiligt war, ſo ſann er ſogleich auf ein Mittel, ihn zu vereiteln. Er that, als hätte er ihn noch nicht recht geleſen, und drehte ſich, um ihn nochmals zu leſen, ein wenig auf die Seite, als ob er ein beſſeres Licht ſuchte; und ohne daß es jemand bemerkte, und es an dem Blatte zu ſehen war, wenn man es nicht recht nahe beſchaute, riß er ganz behende oben von dem Briefe die Formel ab, durch welche der Chalyf andeutete, daß er unbedingten Gehorſam forderte, ſteckte ſie in den Mund und verſchluckte ſie.

Nach einer ſo boshaften That, wandte ſich Saouy wieder zu dem Könige, gab ihm den Brief zurück, und nnd fragte ihn leiſe: „Nun wohl, Herr, was gedenkt Euer Majeſtät zu thun?“ — „Was der Chalyf mir befiehlt,“ antwortete der König. — „Nehmet euch wohl dabei in Acht,“ antwortete der argliſtige Weſyr: „das hier iſt freilich wohl die Handſchrift des Chalyfen, aber die Formel fehlt dabei.“

Der König hatte ſie ſehr wohl bemerkt, aber in der Verwirrung, worin er war, wähnte er, ſich getäuſcht zu haben, als er ſie nicht mehr ſah.

„Herr,“ fuhr der Weſyr fort, „ihr dürft nicht zweifeln, daß der Chalyf dieſen Brief dem Nureddin, auf ſeine gegen Euer Majeſtät und gegen mich angebrachte Klagen, bewilligt hat, um ihn los zu werden, aber er hat nicht gemeint, daß ihr vollziehen ſollt, was er enthält. Ueberdieß iſt zu erwägen, daß er keinen beſonderen Boten mit dieſem Befehle geſandt hat, ohne welches er unwirkſam iſt. Man ſetzt keinen König, wie ihr ſeid, ab, ohne dieſe Förmlichkeit; jeder andere wie Nureddin könnte ja ebenſo mit einem falſchen Briefe kommen; jenes iſt noch nie geſchehen. Herr, Euer Majeſtät kann ſich hierüber auf mein Wort verlaſſen, und ich nehme alle üblen Folgen auf mich, die daraus entſtehen können.“

Der König Muhammed ließ ſich bereden, und übergab Nureddin der Willkür des Weſyrs Saouy, der ihn mit gewaffneter Hand in ſein Haus führte. Dort angelangt, ließ er ihm die Baſtonnade geben, bis er für todt da lag, und in dieſem Zuſtande ließ er ihn in das Gefängnis tragen, und ihn hier in das dunkelſte und tiefſte Loch werfen, mit dem Befehl an den Gefangenwärter, ihm nichts als Waſſer und Brot zu geben.

Als Nureddin, ganz zerſchlagen, wieder zu ſich kam, und ſich in dieſem Loche ſah, ſtieß er ein klägliches Geſchrei aus und beweinte ſein unglückliches Schickſal. „Ach, Fiſcher," rief er aus, „wie haſt du mich betrogen, und wie leichtgläubig bin ich geweſen! Konnte ich eine ſo grauſame Behandlung erwarten, nachdem ich dir ſo viel Gutes erzeigt habe! Der Himmel ſegne dich gleichwohl: ich kann nicht glauben, daß deine Abſicht böſe geweſen iſt, und ich will Geduld haben bis ans Ende meiner Leiden."

Der unglückliche Nureddin blieb zehn volle Tage in dieſem Zuſtande, und der Weſyr Saouy vergaß nicht, daß er ihn darin verſetzt hatte. Entſchloſſen, ihn ſchmählich ums Leben zu bringen, wagte er es jedoch nicht auf ſeine Gefahr. Zur Vollführung ſeines verderblichen Anſchlages, belud er mehrere ſeiner Sklaven mit reichen Geſchenken, und ſtellte ſich an ihrer Spitze dem Könige dar. „Herr," ſprach er zu ihm mit ſchwarzer Bosheit, „der neue König bittet Euer Majeſtät, dieſe Geſchenke bei ſeiner Thronbeſteigung freundlich aufzunehmen."

Der König verſtand, was Saouy ſagen wollte. „Wie!" antwortete er, „der Elende lebt noch? Ich glaubte, du hätteſt ihn tödten laſſen." — „Herr," verſetzte Saouy, „es ſteht mir nicht zu, jemand das Leben nehmen zu laſſen; das gebürt Euer Majeſtät." — „Geh," erwiederte der König, „und laß ihm den Kopf abhauen, ich gebe dir die Vollmacht dazu."

„Herr," ſagte hierauf Saouy, „ich bin Euer Majeſtät unendlich verbunden für die Gerechtigkeit, die ſie mir angedeihen läßt. Aber da Nureddin mich ſo öffentlich beſchimpft hat, wie ihr wißt, ſo bitte ich um die Gnade, daß die Hinrichtung auch vor dem Palaſte geſchehe, und daß die Ausrufer es durch alle Stadttheile verkünden, damit es niemand unbekannt bleibe, daß die mir von ihm angethane Beleidigung vollſtändig gerochen werden ſoll.“

Der König bewilligte ihm ſeine Bitte, und die Ausrufer thaten ihre Schuldigkeit, und verbreiteten durch die ganze Stadt eine allgemeine Traurigkeit. Das noch friſche Andenken der Tugenden des Vaters ließ überall nur mit Unwillen vernehmen, daß der Sohn ſo ſchmählich ſollte hingerichtet werden, auf den Betrieb und durch die Bosheit des Großweſyrs Saouy.

Saouy ging ſelber in das Gefängnis, begleitet von zwanzig ſeiner Sklaven und Vollſtrecker ſeiner Grauſamkeit. Man führte ihm Nureddin vor, und er ließ ihn ein elendes Pferd ohne Sattel beſteigen.

Als Nureddin ſich den Händen ſeines Feindes überliefert ſah, ſagte er zu ihm: „Du triumphiereſt jetzt, und misbraucheſt deine Gewalt, aber ich vertraue auf die Wahrheit folgender Worte eines unſerer Bücher: „Du richteſt ungerecht, und über ein kleines wirſt du ſelber gerichtet werden.“

Der Weſyr Saouy, der allerdings bei ſich triumphierte, erwiederte: „Wie, du Unverſchämter, du wagſt es noch, mich zu beſchimpfen! Geh, ich verzeihe es dir;

mag doch geſchehen, was da will, wenn ich nur im Angeſichte von ganz Balſora deinen Kopf habe abhauen laſſen. Du mußt auch wiſſen, was ein anderes unſerer Bücher ſagt: „Was ſchadet es, am Tage nach dem Tode ſeines Feindes zu ſterben?“

Dieſer in ſeinem Haß und in ſeiner Feindſchaft unverſöhnliche Miniſter, umgeben von einem Theile ſeiner bewaffneten Sklaven, ließ durch die übrigen Nureddin vor ſich herführen, und nahm den Weg nach dem Palaſt. Das Volk war im Begriff, über ihn herzufallen, und würde ihn geſteinigt haben, wenn jemand den Anfang gemacht hätte. Als er ihn auf den Platz vor dem Palaſte, dem Zimmer des Königs gegenüber, gebracht hatte, ließ er ihn unter den Händen des Scharfrichters, und begab ſich zu dem Könige, der ſchon am Fenſter ſtand, um ſeine Augen an dem blutigen Schauſpiele, das ſich vorbereitete, zu weiden.

Die Wache des Königs und die Sklaven des Weſyrs Saouy, die einen groſſen Kreis um Nureddin geſchloſſen, hatten viel Mühe, das Volk zurück zu halten, welches, zwar vergeblich, alle mögliche Anſtrengungen machte, um ſie zu überwältigen, durchzubrechen, und ihn zu befreien.

Der Scharfrichter näherte ſich ihm, und ſprach: „Herr, ich bitte euch, mir euern Tod zu verzeihen: ich bin nur ein Sklave und kann mich der Ausübung meiner Pflicht nicht entziehen, wenn ihr nicht noch etwas verlangt, ſo ſeid ſo gut und machet euch bereit; der König wird mir gleich befehlen, den Streich zu thun."

Da ſprach der unglückliche Nureddin, indem er das Haupt zur Rechten und zur Linken drehte: „Will in dieſem furchtbaren Augenblicke kein mitleidiger Menſch mir die Liebe thun und mir Waſſer reichen, um meinen Durſt zu löſchen?"

Man brachte ſogleich ein Gefäß mit Waſſer, welches man von Hand zu Hand bis zu ihm gehen ließ.

Der Weſyr Saouy, der dieſe Verzögerung bemerkte, rief dem Scharfrichter aus dem Fenſter des königlichen Zimmers zu: „Was zauderſt du? hau zu ..."

Zweihundert und ein und ſechzigſte Nacht.

Auf dieſe grauſamen und unmenſchlichen Worte ertönte der ganze Platz von lauten Verwünſchungen gegen den Weſyr, und der auf ſein Anſehn eiferſüchtige König misbilligte dieſe Kühnheit in ſeiner Gegenwart, und gab es dadurch zu erkennen, daß er rief, man ſollte noch warten.

Er hatte noch einen andern Grund dazu: nämlich, als er zu gleicher Zeit die Augen nach einer großen Straße richtete, die ihm gegenüber in den großen Platz auslief, erblickte er mitten in derſelben einen Trupp Reiter, die mit verhängten Zügeln daher ſprengten. „Weſyr,“ ſprach er ſogleich zu Saouy, „was bedeutet das? Schau her.“

Saouy, der wohl ahnte, was es ſein könnte, drang in den König, dem Scharfrichter das Zeichen zu geben. „Nein,“ erwiederte der König, „zuvor will ich wiſſen, wer dieſe Reiter ſind.“

Es war der Großweſyr Giafar mit ſeinem Gefolge, der ſelber im Namen des Chalyfen von Bagdad kam. —

Zum Verſtändniſſe, warum dieſer Miniſter nach Balſora kam, iſt zu bemerken, daß nach Nureddins Abreiſe mit dem Briefe des Chalyfen, dieſer am folgenden Morgen, und ſelbſt mehrere Tage darauf, nicht daran gedacht hatte, einen beſonderen Boten mit der Kundmachung abzuſenden, von welcher er der ſchönen Perſerinn geſagt hatte.

Er befand ſich in dem inneren Palaſte der Frauen, als er, im Vorbeigehen an einem Zimmer, eine ſehr ſchöne Stimme hörte; er blieb ſtehen, und kaum hatte er einige Worte vernommen, die den Schmerz der Trennung ausdrückten, ſo fragte er einen der ihm folgenden Verſchnittenen, wer die Frau wäre, die in dieſem Zimmer wohnte. Der Bediente antwortete, es wäre die Sklavinn des jungen Herrn, welchen er nach Bagdad geſandt hätte, um an Muhammeds Statt König zu ſein.

„Ach, armer Nureddin, Chakans Sohn!“ rief ſogleich der Chalyf aus, „ich habe dich ganz vergeſſen! — Eile,“ fügte er hinzu, „und laß mir unverzüglich Giafar kommen.“

Dieſer Miniſter kam, und der Chalyf ſprach zu ihm: „Giafar, ich habe nicht daran gedacht, die Kundmachung hinzuſenden, damit Nureddin zum König von Balſora anerkannt werde. Es iſt keine Zeit mehr, ſie ausfertigen zu laſſen; nimm Leute zu Pferde mit dir, und eile nach Balſora. Iſt Nureddin nicht mehr am Leben und hingerichtet, ſo laß den Weſyr Saouy aufhängen; iſt er noch nicht todt, ſo führe ihn mir her, ſammt dem König und dem Weſyr.“

Der Großweſyr Giafar nahm ſich nur ſo viel Zeit, als er brauchte um zu Pferde zu ſteigen, und reiſte ſogleich ab, mit einer guten Anzahl ſeiner Hausbedienten. So kam er in dieſem Aufzuge und zur angegebenen Zeit in Balſora an.

Sobald er auf dem Platze anlangte, wichen Alle zurück und machten ihm Platz, indem ſie laut um Gnade für Nureddin riefen; und mit ſolchem Geleite kam er bis an die Treppe in dem Palaſte, wo er abſtieg.

Der König von Balſora, der den erſten Miniſter des Chalyfen erkannt hatte, ging ihm entgegen, und empfing ihn am Eingange ſeines Zimmers.

Der Großweſyr fragte ſogleich, ob Nureddin noch lebte, und gebot, wenn er noch lebte, ihn kommen zu laſſen.

Als derſelbe, bald darauf, zwar gebunden und geknebelt, erſchien, ließ er ihn losbinden und in Freiheit ſetzen, und gebot dagegen, ſich des Weſyrs Saouy zu verſichern und ihn mit denſelben Stricken zu binden.

Der Großweſyr Giafar blieb nur eine Nacht zu Balſora; am folgenden Morgen ſchon reiſte er wieder zurück, und führte, dem ihm ertheilten Befehle zufolge, Saouy, den König von Balſora, und Nureddin, mit ſich.

Als er in Bagdad ankam, ſtellte er ſie dem Chalyfen vor, und nachdem er von ſeiner Reiſe Rechenſchaft abgelegt hatte, beſonders von dem Zuſtande, worin er Nureddin gefunden, und von der Behandlung, welche derſelbe durch den Rath und den Haß Saouy's erduldet hatte, erbot der Chalyf dem Nureddin, ſelber dem Weſyr Saouy den Kopf abzuhauen.

Nureddin aber erwiederte: „Beherrſcher der Gläubigen, wie viel Böſes dieſer Boshafte mir auch gethan, und ſchon meinem ſeligen Vater zu thun ſich bemüht hat, ſo würde ich mich jedoch für den verruchteſten aller Menſchen achten, wenn ich meine Hände mit ſeinem Blute befleckt hätte.“

Der Chalyf lobte ihn für dieſen Edelmuth, und ließ daſſelbe Urtheil durch die Hand des Scharfrichters vollſtrecken.

Der Chalyf wollte Nureddin wieder nach Balſora ſchicken, dort zu regieren; aber Nureddin bat ihn, er möchte ihn davon entbinden, indem er vorſtellte: „Beherrſcher der Gläubigen, die Stadt Balſora würde mir nach dem, was mir darin widerfahren iſt, fortan ſolchen Abſcheu erregen, daß ich Euer Majeſtät inſtändig zu bitten wage, zu vergönnen, daß ich den Schwur halte, welchen ich gethan habe, mein lebelang nicht wieder dahin zu kommen. Ich würde meinen höchſten Ruhm darin ſetzen, der Perſon Euer Majeſtät meine Dienſte zu widmen, wenn dieſelbe die Güte hätte, mir dieſe Gnade zu bewilligen.“

Der Chalyf nahm ihn alſo unter die Zahl ſeiner vertrauteſten Hofleute auf, gab ihm die ſchöne Perſerinn wieder, und that ihm ſo viel Gutes, daß ſie zuſammen bis an ihren Tod in aller Glückſeligkeit lebten, die ſie nur wünſchen konnten.

Anlangend den König von Balſora, ſo begnügte ſich der Chalyf, ihm eingeſchärft zu haben, wie vorſichtig er bei der Wahl der Weſyre ſein müßte, und ſchickte ihn in ſein Königreich zurück.“

Da der Tag noch nicht anbrach, ſo begann Scheherafade, mit Genehmigung des Sultans, folgende Geſchichte:

Geſchichte
des Prinzen Beder von Perſien
und
der Prinzeſſinn Giohare von Samandal.

„Perſien iſt ein ſo umfaſſender Theil der Erde, daß die alten Könige dieſes Reichs nicht ohne Grund den ſtolzen Titel König der Könige geführt haben. So viel Provinzen es hatte, abgeſehen von allen den andern eroberten Reichen, ſo viel waren auch der Könige. Dieſe Könige zahlten nicht nur einen ſtarken Zins, ſondern waren ſelbſt eben ſo dienſtpflichtig, als es die Statthalter in allen anderen Königreichen ſind.

Einer dieſer alten Könige, der ſeine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrſchte lange Jahre her mit einem Glück und einer Ruhe, welche ihn zu dem zufriedenſten aller Monarchen machten. Es war nur ein einziger Punkt, in welchem er ſich unglücklich fühlte, nämlich, daß er ſchon ſehr bejahrt war und von allen ſeinen Frauen ihm keine einen Prinzen und Nachfolger gebören hatte.

Er hatte ihrer mehr als hundert, alle in prächtigen und abgeſonderten Wohnungen, mit Sklavinnen zu ihrem Dienſt und Verſchnittenen zu ihrer Wache. Ungeachtet aller ſeiner Sorgfalt, ſie zufrieden zu ſtellen und ihren Wünſchen zuvorzukommen, erfüllte jedoch keine ſeine Hoffnung. Man führte ihn manche aus den entfernteſten Ländern zu, und er bezahlte ſie nicht nur, wenn ſie ihm gefielen, ohne den Preis zu achten, ſondern überhäufte die Verkäufer auch mit Ehren, Wohlthaten und Danksagungen, um dadurch noch Andere zu ermuntern, in der Hoffnung, doch endlich eine Frau zu finden, von welcher er einen Sohn erhielte. Er unterließ auch keine gute Werke, um den Himmel zu bewegen. Er gab den Armen Almoſen ohne Maaß, den andächtigen Brüderſchaften ſeiner Religion reiche Spenden, und machte neue, durchaus königliche Stiftungen zu ihren Gunſten, um durch ihre Gebete zu erhalten, was er ſo heiß wünſchte.

Eines Tages hielt er, nach der täglichen Gewohnheit ſeiner königlichen Vorfahren, wenn ſie ſich in ihrer Hauptſtadt befanden, einen öffentlichen Hof, bei welchem ſich alle Geſandten und alle vornehmen Fremden einfanden, und man unterhielt ſich nicht von Staatsneuigkeiten, ſondern über Wiſſenſchaften, Geſchichte, Literatur, Dichtkunſt andere Gegenſtände, welche den Geiſt angenehm zu beſchäftigen und zu erheitern vermögen. An dieſem Tage nun meldete ein Verſchnittener ihm einen Kaufmann an, der aus einem ſehr entfernten Lande ihm eine Sklavinn zuführte, und um die Erlaubnis bat, ſie ihm zu zeigen. „Man laſſe ihn herein, und weiſe ihm eine Stelle an,“ ſprach der König, „nach der Verſammlung will ich mit ihm reden.“

Man führte den Kaufmann herein, und brachte ihn an eine Stelle, wo er den König bequemlich ſehen und ihn vertraulich mit den nächſten Perſonen reden hören konnte.

Dieſen Gebrauch beobachtete der König gegen alle Fremden, die mit ihm ſprechen ſollten; er that es abſichtlich, damit ſie ſich an ſeinen Anblick gewöhneten, und indem ſie ihn mit Andern freundlich und gütig ſprechen ſähen, Vertrauen zu ihm faſſeten, ebenſo mit ihm zu ſprechen, ohne ſich durch den Glanz und die Größe, welche ihn umringten und die nicht daran Gewöhnten ſprachlos machen konnten, verwirren zu laſſen. Er beobachtete dieß ſelbſt bei den Geſandten: zuerſt ſpeiſte er mit ihnen, und über Tiſche erkundigte er ſich nach ihrer Geſundheit, ihrer Reiſe und den Beſonderheiten ihres Landes. Dieß machte ſie dreiſt in ſeiner Gegenwart, und hierauf ertheilte er ihnen Audienz.

Als die Hofgeſellſchaft geendigt war, und Alle ſich zurückgezogen hatten, ſo daß nur der Kaufmann noch übrig blieb, warf dieſer ſich vor dem Throne des Königs mit dem Geſicht auf den Boden, und wünſchte ihm die Erfüllung aller ſeiner Wünſche. Als er wieder aufgeſtanden war, fragte ihn der König, ob es wahr wäre, daß er ihm eine Sklavinn gebracht, wie man ihm geſagt hätte, und ob ſie ſchön wäre.

„Herr,“ antwortete der Kaufmann, „ich zweifle nicht, daß Euer Majeſtät ſehr ſchöne Sklavinnen hat, weil man ſie in allen Weltgegenden mit ſo viel Fleiß für euch aufſucht, aber ich darf verſichern, ohne Furcht, meine Waare zu überpreiſen, daß ihr noch keine geſehen habt, welche mit dieſer einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres ſchönen Wuchſes, ihrer Anmuth und aller der Vollkommenheiten, womit ſie ausgeſtattet iſt.“ —

„Wo iſt ſie?“ fragte der König, „bringe ſie mir her.“ — „Herr,“ verſetzte der Kaufmann, „ich habe ſie bei einem Befehlshaber eurer Verſchnittenen in Verwahrung gelaſſen. Euer Majeſtät darf nur befehlen, ſie her zu führen..“

Man brachte die Sklavinn: und ſobald ſie der König ſie erblickte, war er bezaubert, ſchon allein von ihrem ſchönen freien Wuchſe. Er trat ſogleich in ein Gemach, wohin der Kaufmann mit etlichen Verſchnittenen ihm folgte. Die Sklavinn trug einen Schleier von rothem Sammt mit goldenen Streifen, der ihr Geſicht verhüllte. Der Kaufmann nahm ihr denſelben ab, und der König von Perſien ſah eine Frau, die alle, welche er damals beſaß und welche er jemals geſehen hatte, an Schönheit übertraf. Er ward von dieſem Augenblick an leidenſchaftlich verliebt in ſie, und fragte den Kaufmann, wie theuer er ſie verkaufen wollte.

„Herr,“ antwortete der Kaufmann, „ich habe demjenigen, der ſie mir verkauft hat, tauſend Goldſtücke dafür gegeben, und ich rechne, daß ich eben ſo viel während der drei Jahre ausgegeben, die ich auf Reiſen bin, um an euern Hof zu gelangen. Ich werde mich aber wohl hüten, einem ſo großen König einen Preis für ſie zu beſtimmen: ich bitte Euer Majeſtät, ſie als ein Geſchenk anzunehmen, wenn ſie euch gefällig iſt.“ —

„Ich danke dir,“ erwiederte der König: „es iſt aber nicht meine Gewohnheit, ſo mit Kaufleuten zu verfahren, die ſo weit herkommen, in der Abſicht, mir Vergnügen zu machen: ich werde dir zehntauſend Goldſtücke auszahlen laſſen. Biſt du damit zufrieden?“

„Herr,“ antwortete der Kaufmann, „ich würde mich ſehr glücklich geſchätzt haben, wenn Euer Majeſtät ſie unentgeltlich hätte annehmen wollen, aber ich wage nicht, eine ſo große Freigebigkeit auszuſchlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieſelbe in meinem Vaterlande und aller Orten, wo ich hinkomme, zu rühmen.“

Die Summe wurde ihm ausgezahlt, und bevor er ſich entfernte, ließ ihn der König noch in ſeiner Gegenwart mit einem Rocke von Goldbrokat bekleiden.

Der König räumte der ſchönen Sklavinn die prächtigſte Wohnung nächſt der ſeinigen ein, und gab ihr mehrere Weiber und andere Sklavinnen zur Bedienung, mit dem Befehle, ſie ins Bad zu führen, ſie mit dem prächtigſten Gewande, ſo zu finden wäre, zu bekleiden, und ihr die ſchönſten Halsbänder von Perlen und von den feinſten Diamanten, und ſonſt die koſtbarſten Edelgeſteine zu bringen, damit ſie ſelber auswählete, was ihr am beßten gefiele.

Die geſchäftigen Weiber, die nur darauf bedacht waren, dem Könige zu gefallen, waren ſelber von der Schönheit der Sklavinn entzückt. Da ſie ſich vollkommen darauf verſtanden, ſagten ſie zu ihm: „Herr, wenn Euer Majeſtät die Geduld hat, uns nur drei Tage Zeit zu geben, ſo verbürgen wir uns, ſie euch um ſo viel reizender vorzuführen, daß ihr ſie nicht wiedererkennen werdet.“

Der König konnte ſich mit Mühe ſo lange noch ihres vollſtändigen Beſitzes enthalten, antwortete jedoch:

„Ich bin es zufrieden, aber unter der Bedingung, daß ihr euer Verſprechen haltet.“

Zweihundert und zwei und ſechzigſte Nacht.

Die Hauptſtadt des Königs von Perſien lag auf einer Inſel, und ſein prächtiger Palaſt war am Ufer des Meeres erbauet. Da ſeine Wohnung die Ausſicht auf die See hatte, ſo hatte auch die Wohnung der ſchönen Sklavinn, d. von der ſeinigen nicht entfernt war, dieſelbe Ausſicht; und ſie war um ſo angenehmer, da die Wogen faſt den Fuß der Mauern beſpülten.

Nach Verlauf der drei Tage ſaß die ſchöne Sklavinn, prächtig geputzt und geſchmückt, allein in ihrem Zimmer auf dem Sofa und an eins der Fenſter gelehnt, die auf das Meer hinaus ſchauten, als der König, auf die Nachricht, daß er ſie nun beſuchen könnte, herein trat. Die Sklavinn, welche einen andern Tritt, als den bisherigen der dienenden Frauen hörte, wandte ſogleich den Kopf, um zu ſehen, wer es wäre. Sie erkannte den König; aber ohne die geringſte Ueberraſchung deshalb zu bezeigen, ja ohne ſich zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, nahm ſie ihre vorige Stellung am Fenſter wieder ein, als wenn er die gleichgültigſte Perſon von der Welt wäre.

Der König von Perſien war äußerſt erſtaunt, zu ſehen, daß eine ſo ſchöne und wohlgebildete Sklavinn ſo wenig Lebensart verſtände. Er ſchob dieſen Mangel auf die ſchlechte Erziehung, welche ſie erhalten, und auf die geringe Sorgfalt, die man angewendet hätte, ihr die erſten Regeln der Wohlanſtändigkeit beizubringen.

Er trat zu ihr ans Fenſter, wo ſie, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte, womit ſie ihn empfangen hatte, ſich von ihm anſchauen, bewundern und ſelbſt liebkoſen und umarmen ließ, ſo viel er wollte.

Unter dieſen Liebkoſungen und Umarmungen hielt der König inne, um ſie anzuſchauen, oder vielmehr mit den Augen zu verſchlingen. „Meine allerſchönſte, meine reizende, meine bezaubernde,“ rief er aus, „ſaget mir, ich bitte euch, wo ſtammt ihr her, und wo und wer ſind der glückliche Vater und die glückliche Mutter, die ein ſo vollendetes Meiſterſtück der Natur, wie ihr ſeid, auf die Welt geſetzt haben? Wie liebe ich euch, und wie will ich euch lieben! Niemals habe ich für eine Frau empfunden, was ich für euch empfinde. Ich habe zwar viele Frauen geſehen, und ſehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber niemals habe ich ſo viel Reize geſehen, die mich mir ſelber entführen, um mich ganz euch hinzugeben. — Mein liebes Herz,“ fügte er hinzu, „ihr antwortet mir nichts; ihr gebt mir ſelbſt durch keine Zeichen zu erkennen, daß ihr für ſo viel Zeichen meiner Liebe, die ich euch gebe, empfindlich ſeid: ja ihr wendet nicht einmal eure Augen her, um den meinigen das Vergnügen zu gewähren, ihnen zu begegnen, und euch zu überzeugen, daß man euch nicht mehr lieben kann, als ich euch liebe. Warum beharret ihr in dieſem Stillſchweigen, das mich erſtarret? Woher kömmt dieſer Ernſt oder vielmehr dieſe Trauer, die mich betrübt? Sehnet ihr euch nach eurem Vaterlande, euren Verwandten, euren Freunden? Wie aber! vermag denn ein König von Perſien, der euch anbetet, nicht euch zu tröſten und alle andere Dinge auf der Welt zu erſetzen?“

Welche Betheurungen ſeiner Liebe aber der König von Perſien auch der Sklavinn machte, und was er auch ſagen mochte, um ſie zu bewegen, den Mund zu öffnen und zu reden, die Sklavinn blieb auffallend kalt, mit ſtäts niedergeſchlagenen Augen, ohne ſie aufzuheben, um ihn anzublicken, und ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Der König von Perſien, gleichwohl erfreut, einen Kauf gemacht zu haben, womit er ſo zufrieden war, drang nicht weiter in ſie, in der Hoffnung, daß die gute Behandlung, die er ihr angedeihen ließe, ſie ſchon verändern würde. Er klatſchte in die Hände, und ſogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befahl, das Abendeſſen aufzutragen.

Als aufgetragen war, ſagte er zu der Sklavinn: „Kommet her, mein Herz, und ſetzet euch mit mir zu Tiſche.“ Sie ſtand auf von ihrem Sitze, und als ſie dem

Könige gegenüber ſaß, legte dieſer ihr vor, ehe er ſelber aaß, und bediente ſie ebenſo bei jeder Schüſſel, während der Mahlzeit. Die Sklavinn aaß mit ihm, aber ſtäts mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, ſo oft er ſie auch fragte, ob die Speiſen nach ihrem Geſchmacke wären.

Um das Geſpräch zu verändern, fragte der König ſie: wie ſie hieße; ob ſie mit ihrer Kleidung und den Juwelen ihres Schmuckes zufrieden wäre; wie ihre Wohnung und das Geräth darin ihr gefielen; und ob die Ausſicht auf das Meer ſie ergötzete: aber auf alle dieſe Fragen, beobachtete ſie daſſelbe Stillſchweigen, ſo daß er nicht mehr wußte, was er davon denken ſollte. Er kam auf den Gedanken, daß ſie wohl ſtumm ſein könnte. „Aber,“ ſagte er bei ſich ſelber, „wäre es möglich, daß Gott ein ſo ſchönes, ſo vollkommenes und vollendetes Geſchöpf hervorgebracht, das einen ſo großen Mangel hätte? das wäre ſehr ſchade! Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, ſie zu lieben, wie ich ſie liebe.“

Als der König von Tiſche aufgeſtanden war, wuſch er ſich die Hände auf der einen Seite, und die Sklavinn that desgleichen auf der andern. Er nahm dieſe Zeit wahr, die Weiber, welche ihm das Waſchbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob ſie mit ihnen geſprochen hätte. Die eine nahm das Wort und antwortete ihm: „Herr, wir haben ſie eben ſo wenig ſprechen gehört, als Euer Majeſtät. Wir haben ſie im Bade bedient, ſie in ihrem Zimmer gekämmt, ihr den Kopfputz aufgeſetzt und ſie gekleidet, aber nicht einmal hat ſie den Mund geöffnet, uns zu ſagen: „das ſteht gut, das gefällt mir.“ Wir fragten ſie: „Gebieterinn, habt ihr noch etwas nöthig? wünſcht ihr irgend etwas? Fordert nur, befehlet uns.“ Wir wiſſen nicht, iſt es Verachtung, Betrübnis, Stumpfſinn, oder iſt ſie gar ſtumm: genug, wir haben nicht ein einziges Wort von ihr herausbringen können. Das iſt alles, was wir Euer Majeſtät ſagen können.“

Die Verwunderung des Königs von Perſien wurde durch das, was er hier hörte, noch vermehrt. Da er glaubte, daß die Sklavinn irgend einen Grund zur Betrübnis haben könnte, ſo wollte er verſuchen ſie aufzuheitern; deshalb ließ er alle Frauen ſeines Palaſtes zuſammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die ſich auf Saitenſpiel verſtanden, ſpielten, die andern ſangen oder tanzten, oder thaten beides zugleich: zuletzt führten ſie verſchiedene Spiele aus, welche den König ergötzten. Die Sklavinn allein nahm keinen Theil an allen dieſen Ergötzlichkeiten; ſie blieb auf ihrem Sitze ſtäts mit geſenkten Augen, und mit einer Gleichgültigkeit, worüber alle die andern Frauen nicht weniger erſtaunt waren, als der König.

Alle begaben ſich endlich wieder in ihre Zimmer, und der König, der allein zurückblieb, ging mit der ſchönen Sklavinn zu Bette.

Am folgenden Morgen ſtand der König von Perſien ſo zufrieden auf, als er es noch mit keiner von allen den Frauen geweſen war, die er jemals geſehen hatte, keine ausgenommen, und noch verliebter in die ſchöne Sklavinn, als den vorigen Tag. Er gab dieß wohl zu erkennen: denn er beſchloß, ſich einzig und allein ihr zu widmen, und führte dieſen Entſchluß aus. Noch denſelben Tag entließ er alle ſeine anderen Frauen, mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Kleinoden, welche ſie zu ihrem Gebrauche hatten, und gab jeder eine ſtarke Geldſumme und die Freiheit, ſich nach Gefallen zu verheiraten, und er behielt nur die Matronen und andern bejahrten Frauen, die zur Umgebung der ſchönen Sklavinn dienten. Dieſe gewährte ihm zwar ein ganzes Jahr hindurch nicht den Troſt, ihm nur ein einziges Wort zu ſagen. Er unterließ indeſſen nicht, ſtäts mit allen erſinnlichen Gefälligkeiten um ſie bemüht zu ſein, und ihr die ausgezeichneteſten Beweiſe einer ſehr heftigen Leidenſchaft zu geben.

Das Jahr war verfloſſen, und eines Tages ſaß der König bei ſeiner Schönen, und betheuerte ihr, daß ſeine Liebe, anſtatt ſich zu vermindern, ſtäts an Gewalt zunähme: „Meine Königinn,“ ſagte er zu ihr, „ich kann zwar nicht errathen, wie ihr darüber denkt, nichts iſt jedoch wahrer, und ich ſchwöre es euch zu, daß ich nichts weiter wünſche, ſeitdem ich das Glück habe, euch zu beſitzen. Ich achte mein Königreich, ſo groß es auch iſt, geringer als ein Sonnenſtäubchen, ſobald ich euch ſehe und euch tauſendmal ſagen kann, daß ich euch liebe. Ich verlange nicht, daß ihr bloß meinen Worten glauben ſollt: ihr könnt aber nicht daran zweifeln, nach dem Opfer, welches ich durch die Entfernung der großen Anzahl Frauen, die ich in meinem Palaſte hatte, eurer Schönheit gebracht habe. Ihr werdet euch erinnern: es iſt ein Jahr vergangen, ſeit ich ſie alle entließ, es gereut mich in dieſem Augenblicke, da ich davon ſpreche, ſo wenig, als da ich ſie zum letztenmale ſah: und es wird mich niemals gereuen. Nichts würde an meinem Glücke, an meiner Zufriedenheit und Freude fehlen, wenn ihr nur ein Wort ſagtet, um auszudrücken, daß ihr mir dafür einigen Dank wiſſet. Aber wie könntet ihr mir es ſagen, wenn ihr ſtumm ſeid! Und welcher Grund iſt, dieß nicht zu fürchten? Seit einem vollen Jahre bitte ich euch täglich tauſendmal, mit mir zu ſprechen: ihr aber beobachtet ein für mich ſo trauriges Stillſchweigen. Wenn es unmöglich iſt, daß dieſer Troſt mir von euch zu Theil werde, ſo gebe der Himmel wenigſtens, daß ihr mir einen Sohn ſchenket, der nach meinem Tode mein Thronerbe ſei! Ich fühle mein Alter täglich immer mehr, und jetzo ſchon bedürfte ich ſeiner, um mir die ſchwere Laſt meiner

Krone tragen zu helfen. — Ich komme auf mein herzliches Verlangen zurück, euch ſprechen zu hören: es ſagt etwas in mir, daß ihr nicht ſtumm ſeid. Ich flehe euch, theure Frau, ich beſchwöre euch, brechet dieſes lange beharrliche Stillſchweigen; ſaget mir nur ein einziges Wort, darnach will ich gerne ſterben.“

Die ſchöne Sklavinn, die nach ihrer Gewohnheit, den König ſtäts mit geſenkten Augen angehört, und ihn dadurch veranlaßt hatte, nicht allein zu glauben, daß ſie ſtumm wäre, ſondern auch, daß ſie in ihrem Leben nicht gelacht hätte, begann auf dieſe Rede zu lächeln. Der König von Perſien gewahrte es mit einer ſolchen Ueberraſchung, daß er einen lauten Freudenruf that; und da er nicht zweifelte, daß ſie auch ſprechen wollte, ſo erwartete er dieſen Augenblick mit unbeſchreiblicher Ungeduld.

Zweihundert und drei und ſechzigſte Nacht.

Die ſchöne Sklavinn brach endlich das Stillſchweigen, und ſprach alſo: „Herr, ich habe Euer Majeſtät ſo viel zu ſagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Ich halte es aber zunächſt für meine Pflicht, euch für alle die Gnade und Ehre, womit ihr mich überhäuft habt, zu danken, und den Himmel zu bitten, daß er euch ſegne, alle böſe Anſchläge eurer Feinde vereitele, und euch nicht ſterben laſſe, nachdem ihr mich ſprechen gehört habt, ſondern euch ein langes Leben ſchenke. Demnächſt, Herr, kann ich euch wohl keine größere Freude gewähren, als, wenn ich euch ankündige, daß ich ſchwanger bin: und ich wünſche mit euch, daß es ein Sohn ſei! — Aber, Herr," fügte ſie hinzu, „ohne dieſe Schwangerſchaft, (und ich bitte Euer Majeſtät, meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten,) war ich entſchloſſen, euch nie zu lieben, ſo wie ein beſtändiges Stillſchweigen zu beobachten. Gegenwärtig habe ich euch ſo lieb, wie es meine Pflicht iſt."

Der König von Perſien, voll Freuden, daß er die ſchöne Sklavinn ſprechen und eine ihm ſo wichtige Neuigkeit verkündigen gehört hatte, umarmte ſie zärtlich, und ſagte zu ihr: „Licht meiner Augen, es gibt keine größere Freude für mich, als die, womit ihr mich erfüllet. Ihr habt geſprochen, und habt mir eure Schwangerſchaft angekündigt: ich bin überglücklich durch dieſe beiden erfreulichen Begebenheiten, die ich nicht erwartete."

Im Rauſche der Freude, welche den König von Perſien erfüllte, ſagte er nichts weiter zu der ſchönen Sklavinn, ſondern verließ ſie, aber auf eine Weiſe, die zu erkennen gab, daß er bald zurückkommen würde. Da er den Gegenſtand ſeiner Freude offenkundig machen wollte, ſo verkündigte er ihn ſeinen Beamten, und ließ ſeinen Großweſyr rufen.

Sobald dieſer kam, trug er ihm auf, hundert tauſend Goldſtücke an diejenigen Diener ſeiner Religion, welche das Gelübde der Armut gethan hatten, an die milden Stiftungen, und an die Armen zu vertheilen, um Gott dafür zu danken; und ſein Wille wurde vollzogen.

Nach Ertheilung dieſes Befehls, kam der König von Perſien wieder zu der ſchönen Sklavinn: „Theure Frau,“ ſagte er zu ihr, „entſchuldiget mich, wenn ich euch ſo plötzlich verlaſſen habe: ihr ſelber habt mir Anlaß dazu gegeben; aber erlaubet, daß ich ein andermal mehr davon ſage: mich verlangt jetzo, viel wichtigere Dinge von euch zu vernehmen. Saget mir, ich bitte euch, meine geliebte Seele, welchen ſo trifftigen Grund ihr hattet, mich zu ſehen, mich reden zu hören, mit mir täglich zu eſſen und zu ſchlafen, ein ganzes Jahr hindurch, und dieſe unerſchütterliche Standhaftigkeit zu haben, nicht nur den Mund nicht zu öffnen, um mit mir zu ſprechen, ſondern auch nicht einmal zu verſtehen zu geben, daß ihr ſehr wohl alles verſtändet, was ich zu euch ſagte. Das geht über meinen Verſtand, und ich begreife nicht; wie ihr euch ſo viel Gewalt anthun konntet; die Urſache davon muß ſehr außerordentlich ſein.“

Um die Neugier des Königs von Perſien zu befriedigen, antwortete die ſchöne Sklavinn: „Herr, Sklavinn zu ſein und entfernt von dem Vaterlande, ohne Hoffnung, jemals dahin zurückzukommen, das Herz durchdrungen von dem Schmerze, mich für immer von meiner Mutter, meinem Bruder und unſern Verwandten getrennt zu ſehen, — ſind das nicht zureichende Beweggründe, ſo lange ein Stillſchweigen zu beobachten, welches Euer Majeſtät ſo befremdet? Die Vaterlandsliebe iſt nicht minder natürlich, als die Aelternliebe, und der Verluſt der Freiheit iſt jedem unerträglich, der nicht von geſundem Sinne ſo entblößt iſt, um den Werth derſelben nicht zu erkennen. Der Leib kann wohl dem Gebot eines Herrn unterworfen ſein, der die Macht und Gewalt in Händen hat, aber der Wille kann nicht beherrſcht werden, er bleibt immer ſein eigener Herr. Euer Majeſtät hat an mir ein Beiſpiel davon geſehen. Es iſt viel, daß ich nicht einer Menge von Unglücklichen nachgeahmt habe, welche die Freiheitsliebe zu dem traurigen Entſchluſſe gebracht hat, ſich den Tod zu geben.“

„Theure Frau,“ erwiederte der König von Perſien, „ich bin überzeugt von dem, was ihr mir da ſagt, aber es hat mir bisher immer geſchienen, als müſſe eine ſchöne, wohlgebildete, verſtändige und geiſtvolle Frau, wie ihr, welche ihr Misgeſchick zur Sklavinn beſtimmt hat, ſich glücklich ſchätzen, einen König zum Herrn zu erhalten.“

„Herr,“ verſetzte die ſchöne Sklavinn, „ich wiederhole Euer Majeſtät, ſelbſt ein König kann ihren Willen nicht beherrſchen, welche Sklavinn es auch ſei. Iſt indeſſen, wie Euer Majeſtät meint, eine Sklavinn auch im Stande, einem Könige zu gefallen und ſich ſeine Liebe zu erwerben, ſo will ich wohl glauben, daß ſie in ihrem Unglücke ſich glücklich ſchätzen kann, wenn ſie von unverhältnismäßig niedrigerem Stande iſt. Welches Glück gleichwohl! Entriſſen den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, und vielleicht eines Geliebten, welchen ſie ihr lebelang nicht aufhören kann zu lieben! Aber wenn ſie nun gar in keiner Hinſicht dem Könige nachſteht, der ſie erworben hat, ſo möge Euer Majeſtät ſelber die Härte ihres Schickſals ermeſſen, ihr Elend, ihre Betrübnis, ihren Schmerz, und was ſie zu thun im Stande iſt.“

Der König von Perſien, erſtaunt über dieſe Rede, erwiederte: „Wie, theure Frau, iſt es möglich, wie ihr mir zu verſtehen gebt, das ihr von königlichem Geblüte ſeid? Ich bitte euch, kläret mich darüber auf, und vermehret nicht noch meine Ungeduld. Unterrichtet mich, wer iſt der Vater und die glückliche Mutter eines ſo hohen Wunders der Schönheit, wer ſind eure Brüder, eure Schweſtern, eure Verwandten, und vor allen, wie heißt ihr?“

Zweihundert und vier und ſechzigſte Nacht.

„Herr,“ ſagte hierauf die ſchöne Sklavinn, „mein Name iſt Gülnare3) vom Meere; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigſten Könige des Meeres, und bei ſeinem Tode hinterließ er ſein Reich meinem Bruder, Namens Saleh4), und der Königinn, meiner Mutter. Dieſe iſt ebenfalls die Tochter eines andern ſehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unſerm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unſer Glück neidiſcher Feind mit einem gewaltigen Heer in unſere Staaten einfiel, bis zu unſerer Hauptſtadt vordrang, ſich derſelben bemächtigte, und uns nur ſo viel Zeit ließ, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, nach einem unzugänglichen und unbezwinglichen Orte zu retten.

In dieſem Zufluchtsorte verſäumte mein Bruder nicht, auf Mittel zu ſinnen, um den ungerechten Beſitzer unſerer Staaten wieder zu vertreiben; und während dieſer Zeit nahm er mich eines Tages beiſeite und ſprach zu mir: „Liebe Schweſter, der Erfolg der geringſten Unternehmung iſt immer ſehr ungewis; ich kann in derjenigen erliegen, welche ich zur Rückkehr in meine Staaten vorhabe: aber ich bin dabei weniger um mein Unglück bekümmert, als um das, was euch alsdann betreffen könnte. Um dem zuvor zu kommen und euch davor zu behüten, möchte ich dich zuvor gern vermählen; aber bei dem bedrängten Zuſtande unſerer Angelegenheiten ſehe ich nicht, wie du dich mit irgend einem unſerer Prinzen des Meeres verbinden könnteſt. Ich wünſchte alſo, daß du dich zu meinem Vorſchlage entſchließen möchteſt, nämlich, einen Prinzen des Landes zu heiraten; ich bin bereit, alle Mittel dazu anzuwenden. Bei deiner Schönheit, bin ich ſicher, es iſt keiner, wie mächtig er auch ſei, der nicht mit Freuden ſeine Krone mit dir theilen möchte.“

Dieſe Rede meines Bruders brachte mich ſehr auf gegen ihn. „Mein Bruder,“ ſagte ich zu ihm, „von Seiten meines Vaters und meiner Mutter ſtamme ich, wie du, von Königen und Königinnen des Meeres, ohne alle Vermiſchung mit den Königen des Landes: ich mag ſo wenig als ſie eine Misheirat eingehen, und habe darauf einen Schwur gethan, ſobald ich Einſicht genug hatte, den Adel und das Alterthum unſers Hauſes zu erkennen. Der Zuſtand, in welchen wir verſetzt ſind, wird mich nicht dahinbringen, dieſen Entſchluß zu verändern, und wenn du in der Ausführung deines Unternehmens umkommen ſollteſt, ſo will ich lieber mit dir ſterben, als einen Rath befolgen, welchen ich von deiner Seite nicht erwartete.“

Mein Bruder, von dieſer Heirat eingenommen, die meiner Meinung nach eine Misheirat war, ſtellte mir vor, daß es Landkönige gäbe, welche den Meerkönigen nicht nachſtänden. Dieſes verſetzte mich in ſolchen Zorn und Ungeſtüm gegen ihn, daß es mir harte Reden von ihm zuzog, welche mich aufs empfindlichſte verletzten. Er verließ mich, eben ſo unzufrieden mit mir, als ich mit ihm. In dem Aerger, worin ich war, ſchwang ich mich aus der Tiefe des Meeres, und begab mich nach der Mond-Inſel.

Ungeachtet des gerechten Misvergnügens, welches mich genöthigt hatte, mich auf dieſe Inſel zurückzuziehen, lebte ich dort jedoch ziemlich zufrieden, und ich hielt mich an abgelegenen Orten auf, wo ich ſicher war. Meine Vorſicht verhinderte jedoch nicht, daß ein Mann von einiger Bedeutung mit ſeinen Leuten mich im Schlaf überfiel und mit ſich heimführte. Er bezeugte mir ſeine groſſe Liebe, und unterließ nichts, mich zu bereden, ſie zu erwiedern. Als er ſah, daß er mit Güte nichts ausrichtete, wähnte er, durch Gewalt beſſer zum Ziele zu gelangen; ich aber ließ ihn ſeine Unverſchämtheit ſo ſehr bereuen, daß er mich zu verkaufen beſchloß: und ſo verkaufte er mich an den Kaufmann, der mich Euer Majeſtät zugeführt hat. Dieß war ein verſtändiger, ſanfter und freundlicher Mann, und auf der langen Reiſe, welche er mit mir machte, hat er mir nur Anlaß gegeben, ihn zu rühmen. —

Was Euer Majeſtät betrifft,“ fuhr die Prinzeſſinn Gülnare fort, „wenn ihr für mich nicht alle die Aufmerkſamkeit gehabt hättet, wofür ich euch dankbar bin; wenn ihr mir nicht ſo viel aufrichtige Zeichen der Liebe gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte; wenn ihr nicht, ohne Zaudern alle eure Frauen entlaſſen hättet: ſo, ſcheue ich mich nicht, zu ſagen, wäre ich nimmer bei euch geblieben. Ich hätte mich durch dieſes Fenſter, wo ihr zuerſt in dieſem Zimmer mir nahtet, ins Meer geſtürzt, und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandten wieder aufgeſucht. Ich wäre ſogar in dieſer Abſicht beharret, und hätte ſie ausgeführt, wenn ich nach einer gewiſſen Zeit die Hoffnung der Schwangerſchaft verloren hätte. Ich werde mich aber wohl hüten, es in dem Zuſtande zu thun, worin ich mich nun befinde. Denn, was ich auch meiner Mutter und meinem Bruder ſagen möchte, nimmer würden ſie glauben wollen, daß ich die Sklavinn eines Königs, wie Euer Majeſtät, geweſen, und nimmer würden ſie mir auch den Fehltritt verzeihen, welchen ich wiſſentlich gegen meine Ehre begangen habe. Demnach Herr, ſei es nun ein Prinz oder eine Prinzeſſinn, ſo ich zur Welt bringe, wird dieſes ein Pfand ſein, welches mich nöthigt, mich nimmer von Euer Majeſtät zu trennen. Ich hoffe auch, daß ihr mich nicht mehr als eine Sklavinn, ſondern als eine Fürſtinn behandeln werdet, die eurer Verbindung nicht unwürdig iſt."

Auf ſolche Weiſe gab die Prinzeſſinn Gülnare ſich dem Könige von Perſien zu erkennen, und endigte die

Erzählung ihrer Geſchichte. „Meine anbetungswürdige Fürſtinn,“ rief jetzo der König aus, „welche Wunder höre ich da von euch! Welche Fülle der Gegenſtände für meine Neugier, um euch über ſo unerhörte Dinge zu befragen! Aber zuvor muß ich euch für eure Güte und Geduld danken, mit welcher ihr die Aufrichtigkeit und Beſtändigkeit meiner Liebe geprüft habt. Ich glaubte, nicht mehr lieben zu können, als ich euch ſchon liebte. Seitdem ich indeſſen weiß, daß ihr eine hohe Prinzeſſinn ſeid, liebe ich euch noch tauſendmal mehr. Was ſage ich, Prinzeſſinn? Meine Gemahlinn, ihr ſeid es nicht mehr, ihr ſeid meine Königinn und Königinn von Perſien, ſo wie ich König von Perſien bin, und dieſer Name ſoll alsbald in meinem ganzen Königreiche widerhallen. Gleich morgen ſoll er meine Hauptſtadt erfüllen, zugleich mit noch nie geſehenen Freudenfeſten, welche kund geben ſollen, daß ihr meine rechtmäßige Gemahlinn ſeid. Solches wäre ſchon längſt geſchehen, wenn ihr mich früher aus meinem Irrthume gezogen hättet, weil ich von dem erſten Augenblick an, wo ich euch ſah, dieſelbe Geſinnung hegte, wie heute, nämlich, euch immer zu lieben, und keine andere zu lieben, als euch.

Unterdeſſen, bis ich mir völlig genugthue und euch alles wiedergebe, was euch gebürt, bitte ich euch, theure Frau, mich genauer von dieſen mir unbekannten Staaten und Völkern des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meermenſchen gehört, aber was man mir davon erzählt hat, immer nur für Märchen und Fabeln gehalten. Gleichwohl iſt, nach dem was ihr mir davon ſagt, nichts wahrhafter; und ich habe einen ſicheren Beweis davon in eurer Perſon ſelber, die ihr dorther ſtammet und meine Gemahlinn zu ſein mich durch einen Vorzug würdiget, deſſen kein anderer Erdbewohner, außer mir, ſich rühmen kann. Eins nur macht mir dabei Bedenken, und ich bitte euch, mich darüber aufzuklären: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Waſſer leben und euch regen und bewegen könnt, ohne zu ertrinken. Es verſtehen wohl einige Leute bei uns die Kunſt, unter dem Waſſer zu bleiben: ſie würden aber nichts deſto weniger umkommen, wenn ſie nicht nach Verlauf einer gewiſſen, durch die Geſchicklichkeit und Kraft eines jeden bedingten Zeit wieder auftaucheten.“

„Herr,“ antwortete die Königinn Gülnare, „mit vielem Vergnügen will ich Euer Majeſtät hierüber befriedigen. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres ebenſo, wie auf dem Lande, und athmen im Waſſer, wie in der Luft, ſo daß es, anſtatt uns zu erſticken, wie es euch erſtickt, es vielmehr zu unſerm Leben beiträgt. Was dabei noch ſehr merkwürdig iſt, daß es unſere Kleider nicht benetzt, und wenn wir ans Land kommen, wir nicht nöthig haben, uns zu trocknen. Unſere gewöhnliche Sprache iſt eben dieſelbe, in welcher die auf dem Siegelringe des großen Propheten Salomon eingegrabene Inſchrift verfaßt iſt 5).

Ich darf nicht vergeſſen, daß das Waſſer uns auch nicht hindert, im Meere zu ſehen; wir haben darin die Augen offen, ohne irgend eine Unbequemlichkeit davon zu ſpüren. Da unſere Augen ſehr ſcharf ſind, ſo vermögen wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin eben ſo deutlich zu ſehen, als man auf dem Lande ſieht. Es verhält ſich ebenſo in der Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Geſtirne ſind uns nicht unſichtbar. Von unſern Königreichen habe ich ſchon geredet: da das Meer viel geräumiger iſt, als das Land, ſo gibt es darin auch deren viel mehre und viel größere; ſie beſtehen aus Provinzen, und in jeder Provinz ſind mehrere große ſehr volkreiche Städte. Endlich gibt es hier eine große Menge an Sitten und Gewohnheiten unterſchiedener Völkerſchaften, wie auf dem Lande.

Die Paläſte der Könige ſind herrlich und prächtig: ſie ſind theils von Marmor von verſchiedenen Farben, von Bergkriſtall, woran das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch koſtbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelſteinen ſind hier in viel größerer Fülle, als auf der Erde. Ich geſchweige der Perlen: die größten, die man auf dem Lande kennt, achtet man bei uns gar nicht; es ſind nur die geringſten Bürgerinnen, die ſich damit ſchmücken.

Da wir eine wunderbare und unglaubliche Geſchwindigkeit haben, uns in weniger als nichts dahin zu bewegen, wo wir wollen, ſo bedürfen wir weder Wagen noch Reitzeug. Gleichwohl iſt kein König, der nicht ſeine Marſtälle und Stutereien von Seepferden hätte; aber ſie bedienen ſich derſelben nur zum Vergnügen bei Feſten und öffentlichen Luſtbarkeiten. Manche, nachdem ſie ſie wohl abgerichtet haben, gefallen ſich, ſie zu reiten und ihre Geſchicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere ſpannen ſie an Wagen von Perlenmuſcheln, geſchmückt mit tauſenderlei Muſchelwerk von den mannigfaltigſten und lebhafteſten Farben. Dieſe Wagen ſind offen, mit einem Throne, auf welchem die Könige ſitzen, wenn ſie ſich ihren Unterthanen zeigen. Sie ſind ſelber geſchickt, ſie zu lenken, und bedürfen keines Kutſchers.

Ich übergehe mit Stillſchweigen,“ ſetzte die Königinn Gülnare hinzu, „eine Anzahl anderer ſehr merkwürdiger Beſonderheiten der Meerländer, welche Euer Majeſtät ſehr großes Vergnügen machen würden; aber erlaubet, daß ich euch ein andermal bei mehr Muße davon unterhalte, um von etwas anderem mit euch zu reden, das gegenwärtig von mehr Wichtigkeit iſt. Ich muß euch nämlich ſagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verſchieden iſt, und ich habe Grund zu fürchten, daß die Hebammen dieſes Landes mich nicht gut entbinden. Da Euer Majeſtät nicht minder als mir daran gelegen iſt, ſo halte ich es, mit eurer Genehmigung, für rathſam, zur Sicherung meiner Niederkunft, die Königinn meine Mutter mit meinen Nichten kommen zu laſſen, und zugleich auch meinen Bruder, mit welchem ich mich gern wieder ausſöhnen möchte. Sie werden erfreut ſein, mich wieder zu ſehen, ſobald ich ihnen meine Geſchichte erzählt habe und ſie vernehmen, daß ich die Gattinn des mächtigen Königs von Perſien bin. Ich bitte Euer Majeſtät, es mir zu erlauben; ſie werden ſich auch freuen, euch ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ich kann euch verſprechen, daß ihre Geſellſchaft euch vergnügen wird.“

„Theure Frau,“ erwiederte der König von Perſien, „ihr habt zu gebieten; thut, was euch gefällt; ich werde mich bemühen, ſie mit allen gebürenden Ehren zu empfangen. Aber ich möchte wohl wiſſen, auf welche Weiſe ihr ihnen euern Wunſch kund thun wollt, und wann ſie etwa ankommen werden, damit ich Befehl zu den Anſtalten ihres Empfanges gebe und ſelber ihnen entgegen gehe.“

„Herr,“ antwortete die Königinn Gülnare, „es bedarf nicht dieſer Feierlichkeiten; ſie werden in einem Augenblicke hier ſein, und Euer Majeſtät wird ſehen, auf welche Weiſe ſie ankommen: ihr dürft nur in dieſes kleine Gemach treten, und durch das Gitterfenſter ſchauen.“

Zweihundert und fünf und ſechzigſte Nacht.

Als der König von Perſien in das Gemach getreten war, ließ die Königinn Gülnare ſich durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen, und hieß die Frau wieder hinausgehen und die Thüre zuſchließen. Als ſie allein war, nahm ſie ein Stück Aloeholz, that es in das Rauchfaß, und ſobald ſie den Rauch aufſteigen ſah, ſprach ſie einige dem Könige von Perſien, der all ihr Thun mit großer Aufmerkſamkeit beobachtete, unverſtändliche Worte aus; und ſie hatte noch nicht geendigt, als das Waſſer des Meeres unruhig ward. Das Gemach, worin der König ſich befand, war ſo gelegen, daß er dieß durch das Gitterfenſter gewahrte, indem er nach dem Meere hinausblickte.

Das Meer that ſich endlich in einiger Entfernung auf: und alsbald ſtieg ein junger wohlgebildeter und ſchöngewachſener Mann, mit einem meergrünen Knebelbarte, daraus empor. Eine ſchon bejahrte Frau von königlichem Anſehen, ſtieg ebenſo bald nach ihm auf, mit fünf Meerfräulein, die keinesweges der Königinn Gülnare an Schönheit nachſtanden.

Die Königinn Gülnare trat ſogleich an eins der Fenſter, und erkannte den König ihren Bruder, die Königinn ihre Mutter und ihre Nichten, welche auch ſie erkannten. Die Geſellſchaft ſchwebte auf der Oberfläche des Waſſers daher, ohne ſichtlich zu ſchreiten; und als ſie alle am Ufer waren, ſchwangen ſie ſich leicht, eins nach dem andern, zum Fenſter hinein, wo die Königinn Gülnare erſchienen, und zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königinn Mutter, und ihre Nichten, umarmten ſie zärtlich und mit Thränen in den Augen, ſo wie ſie nach einander herein kamen.

Als Gülnare ſie mit allen möglichen Ehren empfangen und ſie auf dem Sofa hatte Platz nehmen laſſen, nahm die Königinn, ihre Mutter, das Wort. „Meine Tochter,“ ſprach ſie zu ihr, „ich habe große Freude, dich nach ſo langer Abweſenheit wiederzuſehen, und ich bin gewis, daß dein Bruder und deine Nichten ſich nicht weniger darüber freuen. Deine heimliche Entfernung hat uns in unglaubliche Betrübnis verſetzt, und wir können dir nicht ſagen, wie viel Thränen wir darüber vergoſſen haben. Wir wiſſen nichts weiter von der Urſache, welche dich bewogen haben kann, einen ſo unerwarteten Entſchluß zu faſſen, als was dein Bruder uns von ſeiner Unterredung mit dir berichtet hat. Der Rath, welchen er dir gab, ſchien ihm in unſern damaligen Umſtänden vortheilhaft für deine Wohlfahrt. Du durfteſt dich deshalb nicht ſo ſehr beunruhigen, wenn er dir misfiel, und du wirſt mir erlauben, dir zu ſagen, daß du die Sache ganz anders genommen haſt, als du ſollteſt. Aber ſchweigen wir jetzo von dem, was nur deinen Schmerz und Verdruß erneuen würde, die du mit uns vergeſſen ſollſt: theile uns nun alles mit, was dir ſeit ſo langer Zeit, daß wir dich nicht geſehen haben, begegnet iſt; vor allen Dingen ſage uns, ob du glücklich biſt.“

Die Königinn Gülnare warf ſich ſogleich ihrer Mutter zu Füßen: und nachdem ſie ihr die Hand geküßt und wieder aufgeſtanden war, antwortete ſie: „Frau Mutter, ich habe einen großen Fehler begangen, ich bekenne es, und nur eurer Güte verdanke ich die Verzeihung, welche ihr mir anbietet. Was ich euch zu erzählen habe, wird euch zu erkennen geben, daß es oft vergeblich iſt, ſich gegen gewiſſe Dinge zu ſträuben. Ich habe es an mir ſelber erfahren, da dasjenige, dem mein Wille am meiſten widerſtrebte, gerade das iſt, dem mein Schickſal mich entgegen geführt hat.“

Sie erzählte ihnen nun alles, was ihr begegnet war. Als ſie damit geendigt hatte, daß ſie zuletzt an den König von Perſien verkauft worden, bei welchem ſie noch wäre, ſprach der König, ihr Bruder, zu ihr: „Meine Schweſter, du haſt ſehr Unrecht, daß du ſo viel Unwürdiges erduldet, und kannſt nur dich ſelber anklagen. Es ſtand in deiner Macht, dich davon zu befreien, und ich erſtaune über deine Geduld, ſo lange in der Sklaverei zu bleiben: ſteh auf, und komm wieder mit uns in unſer Königreich, welches ich von unſerm ſtolzen Feinde, der ſich deſſen bemächtigt hatte, wiedererobert habe.“

Der König von Perſien, der in ſeinem Verſtecke dieſe Worte hörte, war darüber höchſt beunruhigt: „Ach,“ ſprach er bei ſich ſelber, „ich bin verloren, und mein Tod iſt gewis, wenn meine geliebte Gülnare auf einen ſo unſeligen Rath hört! Ich kann nicht mehr ohne ſie leben, und man will ſie mir entreiſſen!“

Die Königinn Gülnare ließ ihn nicht lange in dieſer Furcht. „Mein Bruder,“ erwiederte ſie lächelnd, „was ich da von dir höre, läßt mich mehr als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Liebe für mich iſt. Der Rath, den du mir gabeſt, einen Fürſten des Landes zu heiraten, war mir damals unerträglich: und gegenwärtig fehlt wenig, daß ich über den Rath in Zorn gerathe, den du mir hier gibſt, meine Verbindung mit dem mächtigſten und berühmteſten aller Fürſten aufzugeben.’ Ich rede nicht von der Verpflichtung einer Sklavinn gegen ihren Herrn: es würde uns leicht ſein, ihm die zehn tauſend Goldſtücke wiederzugeben, welche ich ihn gekoſtet habe. Ich rede von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl, und zwar einer Frau, welche durchaus keine Urſache zur Unzufriedenheit mit ihm hat. Er iſt ein frommer, weiſer und gemäßigter Fürſt, der mir die unzweideutigſten Zeichen ſeiner Liebe gegeben hat. Er konnte ſie mir wohl nicht ſtärker beweiſen, als dadurch, daß er gleich in den erſten

Tagen meines Beſitzes die ganze große Anzahl ſeiner Frauen verabſchiedete, um ſich allein mir zu widmen. Ich bin ſeine Gemahlinn; er hat mich ſo eben als Königinn von Perſien erklärt, und an ſeinem Rathe Theil gegeben. Noch mehr, ich bin ſchwanger, und wenn ich das Glück habe, unter Vergünſtigung des Himmels, ihm einen Sohn zu geben, ſo iſt dieſes ein neues Band, welches mich unzertrennlich an ihn feſſelt. Alſo, mein Bruder,“ fuhr die Königinn Gülnare fort, „weit entfernt, deinem Rathe zu folgen, verpflichten dieſe Rückſichten, wie du ſiehſt, mich nicht nur, den König von Perſien eben ſo zu lieben, wie er mich liebt, ſondern auch bei ihm zu bleiben und mein Leben mit ihm zu theilen, mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Pflicht. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du, noch meine lieben Nichten meinen Entſchluß misbilligen werden, ſo wenig als die Verbindung, welche ich eingegangen, ohne ſie geſucht zu haben; eine Verbindung, welche gleich ehrenvoll für die Fürſten des Meeres, wie des Landes iſt. Verzeihet mir, wenn ich euch aus den Tiefen der Wogen hieher bemüht habe, um euch dieſes mitzutheilen und das Glück zu haben, nach einer ſo langen Trennung, euch wiederzuſehen.“

„Meine Schweſter,“ ſagte hierauf der König Saleh, „der Vorſchlag, welchen ich dir, auf die Erzählung deiner Abenteuer, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte, gethan habe, mit uns heimzukehren, ſollte dir nur beweiſen, wie ſehr wir alle dich lieben, wie ſehr insbeſondere ich dich achte, und daß nichts uns mehr am Herzen liegt, als alles, was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus denſelben Beweggründen, kann ich meinerſeits einen ſo vernünftigen und deiner ſo würdigen Entſchluß nicht anders als billigen, nach dem was du uns von der Perſon des Königs von Perſien und deinen groſſen Verpflichtungen gegen ihn, erzählt haſt. Was die Königinn, deine und meine Mutter, betrifft, ſo bin ich überzeugt, daß ſie derſelben Meinung iſt.“

Dieſe Fürſtinn beſtätigte dieſe Vorausſetzung des Königs, ihres Sohnes, und ſprach, indem ſie ſich auch zu der Königinn Gülnare wandte: „Meine Tochter, ich bin erfreut, daß du zufrieden biſt, und ich habe dem, was der König dein Bruder dir geſagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich würde die erſte ſein, die dich tadelte, wenn du nicht einem Fürſten, der dich ſo leidenſchaftlich liebt und ſo Groſſes für dich gethan hat, alle ihm ſchuldige Dankbarkeit erzeigteſt.“

So ſehr der König von Perſien, in dem Gemache, durch die Furcht bekümmert geweſen war, die Königinn Gülnare zu verlieren, ſo viel Freude hatte er, zu ſehen, daß ſie entſchloſſen war, ihn nicht zu verlaſſen. Da er, nach einer ſo beſtimmten Erklärung, nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, ſo liebte er ſie nun noch tauſendmal mehr, und er gelobte, ihr ſeine Erkenntlichkeit dafür auf alle ihm nur mögliche Weiſe zu bezeigen.

Während der König von Perſien alſo mit ſich ſelber redete, hatte Gülnare in die Hände geklatſcht, und den ſogleich eingetretenen Sklavinnen befohlen, einen Imbiß aufzuſetzen. Als aufgetragen war, lud ſie die Königinn ihre Mutter, den König ihren Bruder, und ihre Nichten zum eſſen ein. Aber alle hatten denſelben Gedanken, daß ſie, ohne um die Erlaubnis gebeten zu haben, ſich in dem Palaſt eines mächtigen Königs befanden, den ſie nie geſehen hatten, und der ſie nicht kannte; daß es alſo eine groſſe Unhöflichkeit ſein würde, an ſeinem Tiſche ohne ihn zu eſſen. Die Röthe ſtieg ihnen darüber ins Geſicht, und von der inneren Aufwallung fuhren ihnen Flammen aus den Nüſtern und aus dem Munde, und ihre Augen funkelten.

Der König von Perſien gerieth in unſägliches Schrekken über dieſes unerwartete Schauſpiel, deſſen Urſache er nicht wußte. Gülnare, welche die Abſicht ihrer Verwandten verſtand, deutete ihnen nur an, indem ſie ſich von ihrem Sitz erhob, daß ſie ſogleich wiederkommen würde. Sie ging in das Gemach, wo ſie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. „Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „ich zweifle nicht, daß Euer Majeſtät mit dem Zeugniſſe zufrieden iſt, welches ich ſo eben von meinen groſſen Verpflichtungen gegen euch abgelegt habe. Es ſtand nur bei mir, ihrem Verlangen nachzugeben, und mit ihnen in unſer Reich zurück zu kehren: das aber wäre eine Undankbarkeit, wofür ich mich ſelber zuerſt verdammen würde.“

„Ach,“ rief der König von Perſien aus, „redet nicht mehr von den Verpflichtungen, die ihr gegen mich habt: ich ſelber bin euch ſo ſehr verpflichtet, daß ich euch meine Erkenntlichkeit nicht genugſam bezeugen kann. Ich hatte nicht geglaubt, daß ihr mich ſo ſehr liebtet, als ich jetzt ſehe: ihr habt mir ſo eben den ſchönſten Beweis davon gegeben.“

„Wie, Herr,“ erwiederte Gülnare, „könnte ich weniger thun, als ich thue? Ich thue noch nicht genug, nach allen den Ehren, die mir zu Theil geworden ſind, nach ſo viel Wohlthaten, womit ihr mich überhäuſt habt, nach ſo viel Beweiſen der Liebe, für welche ich unmöglich unempfindlich ſein könnte. Aber, Herr,“ ſetzte die Königinn hinzu, „ſchweigen wir jetzo davon, und überzeuget euch von der aufrichtigen Freundſchaft, mit welcher meine Mutter und mein Bruder euch verehren. Sie brennen vor Verlangen, euch zu ſehen, und es euch ſelber zu verſichern. Ich beſorgte ſogar, mir einen Handel mit ihnen zuzuziehen, als ich ihnen einen Imbiß geben wollte, bevor ich ihnen dieſe Ehre verſchafft hatte. Ich bitte alſo Euer Majeſtät geruhe herein zu treten, und ſie mit eurer Gegenwart zu beehren.“

„Theure Frau,“ erwiederte der König von Perſien, „es würde mir ein großes Vergnügen machen, dieſe euch ſo nahe angehörigen Perſonen zu begrüßen; aber die Flammen erſchrecken mich, welche ich aus ihren Nüſtern und ihrem Munde fahren ſehe.“

„Herr,“ verſetzte die Königinn lächelnd, „dieſe Flammen dürfen Euer Majeſtät nicht die geringſte Furcht machen; ſie bedeuten nichts anders, als ihren Widerwillen, in euerm Palaſte zu eſſen, ohne daß ihr ſie mit eurer Gegenwart beehret.“

Zweihundert und ſechs und ſechzigſte Nacht.

Der König von Perſien, durch dieſe Worte beruhigt, ſtand auf von ſeinem Sitze, und trat mit der Königinn Gülnare in das Zimmer. Die junge Königinn ſtellte ihn ihrer Mutter, dem König ihrem Bruder, und ihren Nichten vor, die ſich ſogleich vor ihm mit dem Angeſicht auf den Boden warfen. Der König lief alsbald hin zu ihnen, nöthigte ſie, aufzuſtehen, und umarmte ſie nach einander.

Nachdem ſich alle geſetzt hatten, nahm der König Saleh das Wort und ſprach zu dem Könige von Perſien: „Herr, wir können Euer Majeſtät nicht genug unſere Freude darüber bezeugen, daß Gülnare, meine Schweſter, in ihrem Misgeſchicke das Glück gehabt hat, den Schutz eines ſo mächtigen Monarchen zu finden. Wir können euch verſichern, daß ſie des hohen Ranges, zu welchem ihr ſie erhoben habt, nicht unwürdig iſt. Wir haben ſtäts ſo große Liebe und Zärtlichkeit für ſie gehabt, daß wir uns nicht entſchließen konnten, ſie einem jener mächtigen Fürſten des Meeres zu geben, welche ſelbſt vor ihrer Mannbarkeit ſchon bei uns um ſie warben. Der Himmel hat ſie für euch, Herr, aufbewahrt, und wir können ihm nicht beſſer für die euch erzeigte Gunſt danken, als wenn wir ihn bitten, Euer Majeſtät die Gnade zu gewähren, daß ihr noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glückes lebet."

„Es muß wohl ſo ſein," erwiederte der König von Perſien, „wie ihr bemerket, daß der Himmel ſie für mich aufbewahrt hat. Die Leidenſchaft, die ich für ſie fühle, läßt mich erkennen, daß ich noch gar nicht geliebt hatte, bevor ich ſie ſah. Ich kann der Königinn Mutter und euch, mein Fürſt, nicht dankbar genug ſein für den Edelmuth, mit welchem ihr einwilligt, mich in eine mir ſo ehrenvolle Verwandtſchaft aufzunehmen."

Nach dieſen Worten lud er ſie ein, ſich zu Tiſche zu ſetzen, und ſetzte ſich auch nebſt Gülnare'n mit ihnen.

Nach dem Imbiß unterhielt ſich der König von Perſien mit ihnen bis tief in die Nacht; und als es Zeit war, ſchlafen zu gehen, führte er ſie ſelber nach den für ſie bereiteten Zimmern.

Der König von Perſien bewirthete ſeine erlauchten Gäſte mit ununterbrochenen Feſten, bei welchen er nichts vergaß, was ſeine Größe und Herrlichkeit zeigen konnte, und unvermerkt bewog er ſie ſo, bis zur Niederkunft der Königinn an ſeinem Hofe zu bleiben.

Sie kam endlich nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königinn, ihrer Mutter, welche ihn dem Könige darbrachte, ſobald ihm die erſten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Perſien empfing dieſes Geſchenk mit einer Freude, die man ſich leichter denken, als beſchreiben kann. Da das Antlitz des kleinen Prinzen, ſeines Sohnes, voll und von glänzender Schönheit war, ſo glaubte er ihm keinen paſſenderen Namen geben zu können, als Beder 6). Um dem Himmel dafür zu danken, ertheilte er den Armen reichliche Almoſen, ließ die Gefangenen los, ſchenkte allen ſeinen Sklaven beiderlei Geſchlechts die Freiheit, und ließ große Summen unter die Geiſtlichen und andächtigen Brüder ſeiner Religion vertheilen. Er ſpendete auch reichliche Gaben an ſeinem Hofe und unter das Volk, und ließ durch die ganze Stadt mehrtägige Freudenfeſte verkündigen.

Nachdem die Königinn Gülnare von ihrem Wochenbette wieder aufgeſtanden war, und ſie ſich eines Tages in ihrem Zimmer mit dem Könige von Perſien, der Königinn ihrer Mutter, dem Könige Saleh, und den Prinzeſſinnen ihren Nichten, unterhielt, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Saleh ſtand ſogleich auf von ſeinem Sitze, lief zu dem kleinen Prinzen, und nachdem er ihn der Amme vom Arme genommen, begann er ihn mit großer Zärtlichkeit zu küſſen und zu herzen. Er ging mit ihm mehrmals im Zimmer umher, indem er ihn ſpielend auf ſeinen Armen wiegte; und plötzlich, im Entzücken ſeiner Freude, ſchwang er ſich aus einem offen ſtehenden Fenſter, und ſchoß mit dem Prinzen ins Meer hinab.

Der König von Perſien, der ſich dieſes Schauſpiels nicht verſah, ſtieß ein entſetzliches Geſchrei aus, im Wahne, daß er den Prinzen, ſeinen geliebten Sohn, nie, oder doch nur todt wiederſehen würde. Es fehlte nicht viel, daß er, übermannt von ſeiner Betrübnis, ſeinem Schmerz und ſeinen Thränen, den Geiſt aufgab. „Herr,“ ſprach aber Gülnare zu ihm, mit einem Geſicht und in einem Tone, welcher ihn wohl beruhigen konnte, „fürchte Euer Majeſtät nichts. Der kleine Prinz iſt auch mein Sohn, und ich liebe ihn nicht weniger als ihr: ihr ſeht gleichwohl, daß ich darüber nicht unruhig bin: in der That, er läuft keine Gefahr, und ihr werdet bald den König, ſeinen Oheim, wieder erſcheinen und ihn geſund und unverſehrt zurückbringen ſehen. Obſchon er aus eurem Blute entſproſſen iſt, ſo hat er doch nicht minder von mir den Vorzug geerbt, eben ſo wohl im Meere, als auf dem Lande leben zu können.“

Die Königinn ihre Mutter und die Prinzeſſinnen ihre Nichten, bekräftigten dieſes dem Könige von Perſien; aber ihr Zureden machte doch nicht ſo große Wirkung, um ihn von ſeiner Furcht zu befreien: es war ihm unmöglich, ſie abzulegen, ſo lange der Prinz Beder ſeinen Augen entrückt blieb.

Das Meer ward endlich wieder unruhig, und bald ſah man den König Saleh, welcher, mit dem kleinen Prinzen Beder im Arme, daraus emporſtieg, und ſich durch die Luft ſchwingend in daſſelbe Fenſter wieder hereinſchwebte, durch welches er entſchwunden war. Der König von Perſien war froh, und in großer Verwunderung, als er den Prinzen Beder ſo ruhig als zuvor ſah. Der König Saleh fragte ihn: „Herr, Euer Majeſtät war wohl ſehr bange, als ihr mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, ins Meer tauchen ſahet?“

„Ach, mein Fürſt,“ antwortete der König von Perſien, „ich kann euch nicht ausdrücken, wie: ich hielt ihn für verloren, und ihr habt mir das Leben wiedergegeben, indem ihr ihn mir wiederbringet.“

„Herr,“ verſetzte der König Saleh, „ich habe es wohl gedacht: aber es war nicht das geringſte zu fürchten. Bevor ich hinabtauchte, hatte ich über ihn die geheimnisvollen Worte ausgeſprochen, welche auf dem Siegelringe des großen Königs Salomon, Davids Sohnes, eingegraben waren. Wir thun daſſelbe mit allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden; und durch die Kraft dieſer Worte erhalten ſie dieſelbe Eigenſchaft, welche wir vor den Menſchen, die auf dem Lande wohnen, voraus haben.

Hienach kann Euer Majeſtät beurtheilen, welchen Vorzug der Prinz Beder durch ſeine Geburt von Seiten der Königinn Gülnare, meiner Schweſter, empfangen hat. So lange er lebt, und ſo oft er will, ſteht es ihm frei, ins Meer hinab zu tauchen und die weiten Reiche zu durchlaufen, welche ſein Schooß verſchließt.“

Nach dieſen Worten öffnete der König Saleh, der ſchon den kleinen Prinzen Beder den Armen der Amme wieder überliefert hatte, ein Käſtchen, welches er während der kurzen Zeit ſeines Entſchwindens aus ſeinem Palaſte geholt und mitgebracht hatte, und welches angefüllt war mit dreihundert Diamanten, ſo groß wie Taubeneier, mit einer gleichen Anzahl Rubinen von außerordentlicher Größe, mit eben ſo viel Smaragdſtangen von der Länge eines halben Fußes, und mit dreißig Schnüren oder Halsbändern von Perlen, jedes von zehn Stück.

„Herr,“ ſprach er zu dem Könige von Perſien, indem er ihm dieſes Käſtchen zum Geſchenk überreichte, „als wir von der Königinn, meiner Schweſter, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde ſie war, und daß ſie die Ehre hatte, die Gemahlinn eines ſo mächtigen Königs zu ſein: das iſt Schuld, daß wir mit leeren Händen gekommen ſind. Da wir nun Euer Majeſtät unſere Erkenntlichkeit nicht anders bezeugen können, ſo bitten wir euch, dieſes geringe Zeichen derſelben anzunehmen, in Betracht der ausgezeichneten Güte, welche ihr meiner Schweſter bewieſen habt, und an welcher wir nicht minder Theil nehmen, als ſie ſelber.“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie groß das Erſtaunen des Königs von Perſien war, als er ſo viel Reichthümer in einen ſo kleinen Raum eingeſchloſſen ſah.

„Ei wie, mein Prinz!“ rief er aus, „ein Geſchenk von unſchätzbarem Werthe nennet ihr ein geringes Zeichen eurer Erkenntlichkeit? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr mir gar keinen Dank ſchuldig ſeid, weder die Königinn eure Mutter, noch ihr ſelber. Ich ſchätze mich überglücklich durch eure Beiſtimmung zu der Verbindung, welche ich mit euch geſtiftet habe. — Theure Frau,“ ſprach er, ſich zu der Königinn Gülnare wendend, „der König euer Bruder verſetzt mich in eine Beſchämung, aus welcher ich mich noch nicht wieder finden kann; und ich würde ihn um die Erlaubnis bitten, ſein Geſchenk abzulehnen, wenn ich ihn nicht dadurch zu beleidigen fürchtete. Bittet ihr ihn, daß er mir gütig erlaſſe, es anzunehmen.“

„Herr,“ entgegnete der König Saleh, „ich bin nicht verwundert, daß Euer Majeſtät dieſes Geſchenk außerordentlich findet; ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt iſt, Edelgeſteine von dieſer Güte und in ſo großer Menge beiſammen zu ſehen. Aber wenn ihr wüßtet, daß mir die Gruben, wo ſie gefunden werden, bekannt ſind, und daß es in meiner Macht ſteht, von dergleichen einen viel reicheren Schatz zu ſammeln, als alles, was in den Schatzkammern der Landkönige iſt, ſo würdet ihr euch verwundern, daß wir die Dreiſtigkeit gehabt haben, euch ein ſo unbedeutendes Geſchenk zu machen. Auch bitten wir euch, es nicht hienach, ſondern nach der aufrichtigen Freundſchaft zu ſchätzen, mit welcher wir es euch darbieten, und uns nicht durch die Ablehnung deſſelben zu beſchämen.“

So höfliche Wendungen nöthigten den König von Perſien es anzunehmen, und er machte ihm und der Königinn Mutter große Dankſagungen dafür.

Einige Tage darnach bezeugte der König Saleh dem Könige von Perſien, daß die Königinn ſeine Mutter, die Prinzeſſinnen ſeine Nichten, und er ſelber zwar kein größeres Vergnügen haben könnten, als ihr ganzes übriges Leben an ſeinem Hofe zuzubringen; da ſie aber ſchon lange aus ihrem Reiche abweſend und ihre Gegenwart daſelbſt nöthig wäre: ſo bäten ſie ihn um die Erlaubnis, von ihm und der Königinn Gülnare Abſchied zu nehmen.

Der König von Perſien antwortete ihnen, es thäte ihm ſehr leid, daß es nicht in ſeiner Macht ſtände, ihre Höflichkeit zu erwiedern, und ſie in ihrem Reiche zu beſuchen. „Da ich aber überzeugt bin,“ fügte er hinzu, „daß ihr die Königinn Gülnare nicht vergeſſen, ſondern ſie von Zeit zu Zeit beſuchen werdet, ſo hoffe ich, ich werde die Ehre haben, euch noch öfter als einmal zu ſehen.“

Bei der Trennung wurden auf beiden Seiten viele Thränen vergoſſen. Der König Saleh ſchied zuerſt; aber die alte Königinn und die Prinzeſſinnen mußten ſich, um ihm zu folgen, faſt mit Gewalt aus den Umarmungen der Königinn Gülnare losreißen, welche ſich nicht entſchließen konnte, ſie fahren zu laſſen.

Als dieſe königliche Geſellſchaft entſchwunden war, konnte der König von Perſien ſich nicht enthalten, zu der Königinn Gülnare zu ſagen: „Theure Frau, ich würde denjenigen für einen meine Leichtgläubigkeit misbrauchenden Menſchen gehalten haben, der ſich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge für Wahrheit auszugeben, von welchen ich Zeuge geweſen bin, ſeit dem Augenblicke, wo eure erlauchte Verwandtſchaft meinen Palaſt mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen ſtrafen: ich werde mich zeitlebens daran erinnern, und nicht aufhoren dem Himmel dafür zu danken, daß er euch mir vor allen anderen Fürſten zugedacht hat.“

Der kleine Prinz Beder wurde in dem Palaſte geſäugt und aufgezogen, unter den Augen des Königs und der Königinn von Perſien, die ihn mit großem Vergnügen aufwachſen und an Schönheit zunehmen ſahen. Er gewährte ihnen immer mehr Freude, in dem Maße, wie er im Alter vorrückte, durch ſeine ſtäte Heiterkeit, ſeine Anmuth in allem was er that, und durch die Kennzeichen ſeines richtigen und lebhaften Verſtandes in allem was er ſagte. Und dieſe ihre Freude wurde dadurch noch erhöhet, daß der König Saleh ſein Oheim, die Königinn ſeine Großmutter, und die Prinzeſſinnen ſeine Muhmen, oft hinkamen, um Theil daran zu nehmen. Man hatte keine Mühe, ihn leſen und ſchreiben zu lehren, und mit derſelben Leichtigkeit unterrichtete man ihn in allen Wiſſenſchaften, welche einem Prinzen ſeines Ranges angemeſſen waren.

Zweihundert und ſieben und ſechzigſte Nacht.

Als der Prinz von Perſien das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, übertraf er ſchon in allen ſeinen Uebungen ſeine Lehrmeiſter unendlich an Geſchicklichkeit und Anmuth. Dabei zeigte er eine bewundernswürdige Einſicht und Klugheit.

Der König von Perſien, der an ihm, faſt von ſeiner Geburt an, dieſe einem Fürſten ſo nöthigen Tugenden erkannte, und ihn fortwährend darin ſich beſtärken ſah, und zugleich die große Schwachheit ſeines Alters täglich mehr fühlte, wollte nicht abwarten, bis ſein Tod erſt ihn in den Beſitz ſeines Reichs ſetzete. Er hatte keine Mühe, ſeinen Reichsrath mit ſeinem Wunſche hierüber einſtimmig zu machen; und das Volk vernahm ſeinen Entſchluß mit um ſo mehr Freude, als der Prinz Beder würdig war, ſie zu beherrſchen. Denn da er ſchon ſeit langer Zeit öffentlich erſchien, ſo hatten alle nach Gefallen bemerken können, daß er nicht jenes ſtolze, verächtliche und zurückſtoßende Weſen hatte, welches bei den meiſten anderen Prinzen ſo gewöhnlich iſt, die auf alles, was unter ihnen iſt, mit unerträglichem Hochmuth und Verachtung herabblicken. Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit anſah, welche einlud, ſich ihm zu nahen; daß er huldreich alle anhörte, die ihm etwas zu ſagen hatten; daß er ihnen mit einem ihm eigenen Wohlwollen antwortete, und daß er niemand etwas abſchlug, ſofern die Bitte nur irgend ſtatthaft war.

Der Tag der Feierlichkeit wurde angeſetzt; und an dieſem Tage, mitten in dem zahlreicher als gewöhnlich verſammelten Reichsrathe, ſtieg der König von Perſien, der ſich anfangs auf ſeinen Thron geſetzt hatte, von demſelben herab, nahm die Krone von ſeinem Haupte, und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen Beder; und nachdem er ihn ſelbſt auf ſeinen Platz hinaufgeführt hatte, küßte er ihm die Hand, zum Zeichen, daß er ihm ſein ganzes Anſehen und alle ſeine Macht übergäbe; worauf er ſich unter ihm, in dem Range der Weſyre und Emire, ſetzte.

Alsbald traten die Weſyre, die Emire, and alle die erſten Beamten hervor, warfen ſich dem neuen Könige zu Füßen, und leiſteteten ihm den Eid der Treue, ein jeder nach ſeinem Range.

Der Großweſyr trug nun mehrere wichtige Staatsſachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entſchied, die die ganze Verſammlung in Bewunderung ſetzte. Er entſetzte hierauf mehrere der Untreue überwieſene Staathalter ab, und ſetzte andere an ihre Stelle, mit einer ſo richtigen und billigen Beurtheilung, daß er ſich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um ſo ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte.

Er verließ endlich die Rathsverſammlung, und begab ſich in Begleitung des Königs ſeines Vaters nach der Wohnung der Königinn Gülnare. Dieſe ſah ihn nicht ſobald mit der Krone auf dem Haupte, als ſie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte, und ſeiner Regierung eine lange Dauer wünſchte.

Das erſte Jahr ſeiner Regierung verwaltete der König Beder ſein königliches Amt mit großer Emſigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er ſich ſorgfältig von den Staatsangelegenheiten, und von allem, was zur Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen beitragen konnte.

Im folgenden Jahre übertrug er, mit Genehmigung des alten Königs ſeines Vaters, dem Rathe die Verwaltung der Staatsgeſchäfte, und verließ die Hauptſtadt, unter dem Vorwande einer Jagdluſt: aber es geſchah, um alle Provinzen ſeines Reiches zu durchreiſen, und darin die Misbräuche abzuſchaffen, überall Ordnung und Zucht herzuſtellen, und indem er ſich an den Gränzen zeigte, den benachbarten übelgeſinnten Fürſten die Luſt zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe ſeiner Staaten zu unternehmen.

Nicht weniger als die Zeit eines Jahres, bedurfte dieſer junge König, um einen ſeiner ſo würdigen Vorſatz auszuführen.

Noch nicht lange war er wieder zurück, als der König ſein Vater ſo gefährlich erkrankte, daß er ſogleich ſelber fühlte, er würde nicht wieder aufſtehen. Er erwartete den letzten Augenblick ſeines Lebens mit großer Ruhe; und ſeine einzige Sorge war, den Miniſtern und den Großen des Hofes ſeines Sohnes zu empfehlen, die ihm geſchworene Treue zu bewahren: und es war keiner, der nicht ſeinen Eid eben ſo aufrichtig erneuete, als das erſte Mal. Er ſtarb endlich, zur innigſten Betrübnis des jungen Königs Beder und der Königinn Gülnare, die ſeine Leiche in einem prächtigen Grabmale beiſetzen ließen.

Nach Beendigung der Leichenfeier, war es für den König Beder kein Zwang, die Perſiſche Sitte zu beobachten, nämlich, die Todten einen vollen Monat zu beweinen, und während dieſer ganzen Zeit ſich von niemand ſehen zu laſſen. Er hätte ſeinen Vater ſein lebelang beweint, wenn er dem Uebermaaße ſeiner Betrübnis gefolgt, und es einem großen König verſtattet wäre, ſich ihr ganz hinzugeben. In dieſer Zwiſchenzeit kamen auch die Königinn, Gülnare's Mutter, und der König Saleh, mit den Prinzeſſinnen ihren Nichten, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, bevor ſie ihnen Troſt zuſprachen.

Als der Monat verfloſſen war, konnte der König nicht umhin, ſeinen Großweſyr und alle die Großen ſeines Hofes vorzulaſſen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, ſich ſeinen Unterthanen zu zeigen, und wieder die Beſorgung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen, wie zuvor. Er bezeugte anfangs einen ſo großen Widerwillen, ſie anzuhören, daß der Großweſyr genöthigt war, das Wort zu nehmen und zu ihm zu ſagen:

„Herr, ich brauche Euer Majeſtät nicht vorzuſtellen, daß es nur den Frauen zuſteht, in einer ſtäten Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht, daß ihr ebendavon überzeugt ſeid, und daß es nicht eure Abſicht iſt, ihrem Beiſpiele zu folgen. Weder unſere Thränen noch die eurigen ſind im Stande, dem König euren Vater das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unſer lebelang nicht aufhöreten zu weinen. Er hat das allgemeine Schickſal der Menſchen erfüllt, welches ſie dem unablöslichen Zins des Todes unterwirft. Wir können gleichwohl nicht ſagen, daß er durchaus todt ſei, weil wir ihn in eurer geheiligten Perſon wiederſehen. Er ſelber hat ſterbend nicht daran gezweifelt, daß er in euch wieder auflebe: es iſt nun an Euer Majeſtät, zu zeigen, daß er ſich nicht getäuſcht hat.“

Der König Beder konnte ſo dringenden Vorſtellungen nicht widerſtehen: er legte von Stund an das Trauergewand ab; und nachdem er das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder angelegt hatte, begann er der Pflege ſeines Reichs und ſeiner Unterthanen mit derſelben Aufmerkſamkeit wahrzunehmen, wie vor dem Tode des Königs ſeines Vaters. Er that dieß mit allgemeinem Beifalle; und da er genau die Beobachtung der Verordnungen ſeiner Vorfahren handhabte, ſo bemerkten die Völker kaum, daß ſie einen neuen Herrn hatten.

Der König Saleh, der mit der Königinn ſeiner Mutter und den Prinzeſſinnen wieder in ſeine Meerländer heimgekehrt war, ſobald er geſehen, daß der König Beder die Regierung wieder übernommen hatte, kam nach Verlauf eines Jahres allein zurück; und der König Beder und die Königinn Gülnare freuten ſich ihn wiederzuſehen.

Eines Abends, nach Tiſche, als man abgedeckt und ſie allein gelaſſen hatte, unterhielten ſie ſich über mancherlei Dinge.

Unvermerkt kam der König Saleh auf das Lob des Königs, ſeines Neffen, und bezeugte der Königinn, ſeiner Schweſter, wie ſehr er mit der Weisheit ſeiner Regierung zufrieden wäre, welche ihm einen ſo groſſen Ruhm, nicht allein bei den benachbarten Königen, ſondern ſelbſt bis in die entfernteſten Königreiche, erworben hätte. Der König Beder, der ſich ſelber nicht ſo rühmen hören mochte, aber auch aus Wohlanſtändigkeit dem Könige ſeinem Oheime, nicht Stillſchweigen auferlegen wollte, wandte ſich auf die Seite, und ſtellte ſich, als ob er ſchliefe, indem er den Kopf an ein Kiſſen hinter ihm lehnte.

Von den Lobeserhebnngen des bewundernswürdigen Benehmens und des in allen Dingen überlegenen Geiſtes des Königs Beder, ging der König Saleh zu denen ſeiner Geſtalt über, und er ſprach davon, wie von einem Wunder, welches nicht ſeinesgleichen auf Erden, noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluten des Meeres hätte. „Meine Schweſter,“ rief er plötzlich aus, „ſo wie er gebildet iſt, und wie du ſelber ihn ſiehſt, wundere ich mich, daß du noch nicht daran gedacht haſt, ihn zu vermählen.

Gleichwohl, wenn ich mich nicht irre, iſt er ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre; und in ſolchem Alter ziemt es einem Fürſten, wie er iſt, nicht mehr ohne eine Frau zu ſein. Ich will ſelber darauf bedacht ſein, weil du nicht daran denkſt, und ihm eine Gemahlinn aus unſern Reichen geben, die ſeiner würdig iſt.“

„Mein Bruder,“ erwiederte die Königinn Gülnare, „du erinnerſt mich an eine Sache, an welche ich bisher nicht im mindeſten gedacht habe. Weil er noch gar keine Neigung für den Eheſtand bezeugt hat, ſo habe ich ſelber auch nicht Acht darauf gehabt, und es iſt mir lieb, daß es dir eingefallen iſt, mit mir davon zu reden. Da ich es ſehr billige, ihm eine von unſern Prinzeſſinnen zu geben, ſo bitte ich dich, mir eine herzuführen, aber eine ſo ſchöne und vollkommene, daß der König mein Sohn gezwungen iſt, ſie zu lieben.“

„Ich weiß eine ſolche,“ verſetzte der König Saleh, indem er leiſer redete, „aber bevor ich dir ſage, wer ſie iſt, bitte ich dich, zu ſehen, ob der König mein Neffe auch ſchläft; ich werde dir ſagen, weshalb dieſe Vorſicht gut iſt.“

Die Königinn Gülnare drehte ſich um, und da ſie ihren Sohn ſo liegen ſah, wie geſagt iſt, ſo zweifelte ſie keineswegs, daß er feſt ſchliefe. Der König Beder indeſſen, weit entfernt zu ſchlafen, verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, um kein Wort von dem zu verlieren, was der König ſein Oheim ſo geheim zu ſagen hätte.

„Du brauchſt dir keinen Zwang anzuthun,“ ſagte die Königinn zu ihrem Bruder, „du kannſt frei reden, ohne Furcht gehört zu werden.“

Zweihundert und acht und ſechzigſte Nacht.

„Es iſt nicht rathſam,“ fuhr nun der König Saleh fort, „daß der König mein Neffe ſobald Kenntnis von dem erlange, was ich dir zu ſagen habe. Die Liebe, wie du weißt, ſchlüpft manchmal durch das Ohr ins Herz, und es iſt nicht räthlich, daß er etwa auf dieſe Weiſe ſchon zum voraus diejenige liebe, welche ich dir nennen will. Denn ich ſehe große Schwierigkeiten zu überſteigen, nicht ſo wohl von Seiten der Prinzeſſinn, wie ich hoffe, als von Seiten des Königs, ihres Vaters. Ich darf dir nur die Prinzeſſinn Giäuhare[7]) und den König von Samandal nennen.‘

„Was ſagſt du, mein Bruder?“ verſetzte die Königinn Gülnare, „die Prinzeſſinn Giäuhare iſt noch unvermählt? Ich erinnere mich, ſie kurz vor meiner Trennung von dir geſehen zu haben: ſie war ungefähr achtzehn Monat alt, und damals ſchon von erſtaunlicher Schönheit. Sie muß gegenwärtig ein Wunder der Welt ſein, wenn ihre Schönheit ſeitdem immer zugenommen hat. Der geringe Unterſchied des Alters zwiſchen ihr und dem Könige meinem Sohne, darf uns nicht abhalten, alle unſere Kräfte aufzubieten, um ihm eine ſo vortheilhafte Heirat zu verſchaffen. Es kömmt nur darauf an, die Schwierigkeiten zu kennen, welche du dabei findeſt, und ſie zu überwinden.“

„Meine Schweſter,“ fuhr der König Saleh fort, „ſie beſtehen darin, daß der König von Samandal einen unerträglichen Dünkel hat, daß er ſich über alle andere Könige erhaben wähnt, und daß alſo wenig Anſchein iſt, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieſer Verbindung anknüpfen zu können. Nichtsdeſtoweniger will ich ſelber hingehen und um die Prinzeſſinn ſeine Tochter bei ihm anhalten; und wenn er ſie uns abſchlägt, ſo wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir günſtigeres Gehör finden werden. — Deshalb iſt es gut, wie du ſiehſt,“ fügte er hinzu, „daß der König mein Neffe nichts von unſerer Abſicht erfahre, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal gewiß ſind, damit nicht etwa die Liebe zu der Prinzeſſinn Giàuhare ſich ſeines Herzens bemächtige, ohne daß wir im Stande ſind, ſie ihm zu verſchaffen.“

Sie unterhielten ſich noch einige Zeit über denſelben Gegenſtand; und bevor ſie ſich trennten, kamen ſie darin überein, daß der König Saleh unverzüglich in ſein Reich zurückkehren und bei dem Könige von Samandal um die Prinzeſſinn Giàuhare für den König von Perſien anhalten ſollte.

Da die Königinn Gülnare und der König Saleh wähnten, daß der König Beder wirklich ſchliefe, ſo weckten ſie ihn auf, als ſie ſchlafen gehen wollten, und Beder wußte ſich ſehr gut zu verſtellen, als wenn er aus einem tiefen Schlaf aufwachete. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterredung verloren, und das Bild, welches ſie von der Prinzeſſinn Giauhare entworfen, hatte in ſeinem Herzen eine Leidenſchaft angefacht, welche ihm ganz neu war. Er machte ſich von ihrer Schönheit eine ſo reizende Vorſtellung, daß das Verlangen, ſie zu beſitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe verſetzte, welche ihn kein Auge zuſchließen ließ.

Am folgenden Morgen wollte der König Saleh von der Königinn Gülnare und ſeinem Neffen Abſchied nehmen. Der junge König von Perſien, der wohl wußte, daß ſein Oheim nur deshalb ſobald abreiſen wollte, um ohne Zeitverluſt an ſeinem Glücke zu arbeiten, konnte dieß nicht hören, ohne die Farbe zu wechſeln. Seine Leidenſchaft war ſchon ſo ſtark, daß ſie ihm nicht mehr erlaubte, auf den Anblick ihres Gegenſtandes noch ſo lange zu warten, als er zu den Unterhandlungen über ſeine Vermählung erforderlich glaubte. Er faßte alſo den Entſchluß, ſeinen Oheim zu bitten, daß er ihn mitnähme. Da er aber die Königinn ſeine Mutter nichts davon wiſſen laſſen, und Gelegenheit haben wollte, mit ihm allein davon zu ſprechen, ſo nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um den folgenden Tag an einer Jagdluſt mit ihm Theil zu nehmen, mit dem Vorſatze, dieſe Gelegenheit zu benutzen und ihm ſeine Abſicht zu erklären.

Die Jagd wurde angeſtellt, und der König Beder befand ſich mehrmals mit ſeinem Oheim allein; aber er hatte nicht das Herz, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von ſeinem Anliegen zu ſagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh ſich von ihm getrennt hatte, und auch keiner von ſeinen Offizieren noch von ſeinen Leuten bei ihm geblieben war, ſtieg er an einem Bache ab, und nachdem er ſein Pferd an einen Baum gebunden hatte, der einen ſchönen Schatten gab, ſtreckte er ſich auf den Raſen hin, und ließ ſeinen Thränen freien Lauf, welche im Ueberfluſſe, mit Seufzern und Schluchzen vermiſcht, dahin ſtrömten. Er blieb lange ſo in ſeinen Gedanken verſunken, ohne ein einziges Wort vorzubringen.

Unterdeſſen war der König Saleh, als er ſeinen Neffen nicht mehr ſah, in großer Sorge, und forſchte nach, wo er wäre, fand aber niemand, der ihm etwas von ihm ſagen konnte. Er trennte ſich von den übrigen Jägern, ſuchte ihn ſelber, und erblickte ihn von weiten. Er hatte ſchon geſtern bemerkt, daß er nicht ſeine gewöhnliche Munterkeit hatte, daß er, gegen ſeine Weiſe, nachdenklich war, und nicht ſogleich, oder doch nicht angemeſſen, auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete. Aber er hatte nicht den geringſten Verdacht über die Urſache dieſer Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieſer Lage ſah, zweifelte er nicht mehr, daß er ſeine Unterredung mit der Königinn Gülnare gehört und ſich verliebt hätte. Er ſtieg ziemlich weit von ihm ab, und nachdem er ſein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg, und trat ganz leiſe ſo nahe heran, daß er ihn folgende Worte ausſprechen hörte:

„Liebenswürdige Prinzeſſinn des Königreichs Samandal!“ rief Beder aus, „man hat mir ohne Zweifel nur einen ſchwachen Umriß von eurer unvergleichlichen Schönheit gemacht. Ihr ſeid gewis noch viel ſchöner und übertrefft alle Prinzeſſinnen der Welt, wie die Sonne den Mond und alle anderen Geſtirne mit einander überſtralt! Ich würde auf der Stelle hingehen, euch mein Herz darzubieten, wenn ich euch zu finden wüßte: es gehört euch an, und nie ſoll es eine andere Prinzeſſinn als ihr beſitzen!“

Saleh mochte nicht mehr hören: er trat hervor, ſo daß der König Beder ihn ſah, und ſprach zu ihm: „Wie ich ſehe, lieber Neffe, ſo haſt du gehört, was ich mit der Königinn, deiner Mutter, vorgeſtern von der Prinzeſſinn Gäuhare geredet habe. Das war nicht unſere Abſicht, und wir wähnten, du ſchliefeſt.“

„Mein lieber Oheim,“ antwortete Beder, „ich habe kein Wort verloren, und die Wirkung davon empfunden, welche ihr vorausgeſehen habt, ohne ſie vermeiden zu können. Ich habe euch beſonders in der Abſicht noch aufgehalten, um vor eurer Abreiſe mit euch von meiner Liebe zu ſprechen: aber die Scham, euch meine Schwäche zu bekennen, — wenn es eine Schwäche iſt, eine ſo liebenswürdige Prinzeſſinn zu lieben, — hat mir den Mund geſchloſſen. Ich flehe euch nun bei eurer Freundſchaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, euer ſo naher Verwandter zu ſein, habet Mitleid mit mir, und laſſet mich nicht ſo lange auf den Anblick der göttlichen Giäuhare warten, bis ihr die Einwilligung des Königs, ihres Vaters, zu unſerer Vermählung erhalten habt, wenn ihr nicht wollt, daß ich aus Liebe zu ihr ſterbe, bevor ich ſie geſehen habe.“

Dieſe Rede des Königs von Perſien ſetzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er ſtellte ihm vor, wie ſchwer es wäre, ihm hierin zu genügen; daß es nicht anders geſchehen könnte, als wenn er ihn mitnähme: weil aber ſeine Gegenwart in ſeinem Reiche nothwendig, und alles zu fürchten wäre, wenn er ſich entfernete, ſo beſchwur er ihn, ſeine Leidenſchaft zu mäßigen, bis er die Sache ſo weit gebracht hätte, daß er ihn befriedigen könnte, und verſicherte ihn, daß er alles möglichſt beſchleunigen, und in wenigen Tagen wiederkommen würde, um ihm Nachricht zu bringen.

Der König von Perſien hörte aber nicht auf dieſe Gründe. „Grauſamer Oheim,“ entgegnete er, „ich ſehe wohl, daß ihr mich nicht ſo ſehr liebt, als ich glaubte, und daß ihr mich lieber wollt ſterben laſſen, als mir die erſte Bitte zu gewähren, welche ich euch in meinem Leben gethan habe.“

„Ich bin bereit, dir zu beweiſen,“ verſetzte der König Saleh, „daß es nichts auf der Welt gibt, was ich dir nicht zu gefallen thun wollte; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter davon geſprochen haſt. Was würde ſie von dir und von mir denken? Wenn ſie einwilligt, will ich es wohl thun, und ich werde ſie mit dir darum bitten.“

„Ihr wißt recht wohl,“ erwiederte der König von Perſien, daß die Königinn, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich ſie verlaſſe; und dieſe Entſchuldigung beweiſet mir nur noch mehr eure Härte gegen mich. Wenn ihr mich ſo ſehr liebt, wie ihr mich überreden wollt, ſo müßt ihr auf der Stelle in euer Reich zurückkehren und mich mitnehmen.“

Zweihundert und neun und ſechzigſte Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Perſien nachzugeben, zog Saleh von ſeinem Finger einen Ring, auf welchem dieſelben geheimnisvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelringe des Propheten Salomon, und deren Kraft ſo viele Wunder gewirkt hatten. Dieſen überreichte er ihm, und ſprach dabei:

„Nimm dieſen Ring, ſtecke ihn an deinen Finger, und fürchte weder die Fluten noch die Tiefe des Meeres.“

Der König von Perſien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger geſteckt hatte, fuhr der König Saleh fort: „Mach' es, wie ich!“

Zu gleicher Zeit erhoben ſich beide leicht in die Luft, ſchwebten dem nahen Meere zu, und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem Könige ſeinem Neffen in ſeinen Palaſt zu kommen; er führte ihn zuerſt in die Wohnung der alten Königinn, der er ihn vorſtellte. Der König von Perſien küßte die Hand der Königinn, ſeiner Großmutter, und dieſe umarmte ihn mit herzlicher Freude. „Ich frage dich nicht nach deinem Befinden,“ ſprach ſie zu ihm, „ich ſehe, daß du wohlauf biſt, und bin erfreut darüber; aber ich bitte dich, ſage mir, was macht die Königinn Gülnare, deine Mutter und meine Tochter?“

Der König von Perſien hütete ſich wohl, ihr zu ſagen, daß er abgereiſt wäre, ohne Abſchied von ihr zu nehmen; er verſicherte ſie im Gegentheile, daß er ſie bei vollkommener Geſundheit verlaſſen, und ſie ihm viele Grüße an ſie aufgetragen hätte.

Die Königinn ſtellte ihm hierauf die Prinzeſſinnen vor, und während ſie ihm Zeit ließ, ſich mit ihnen zu unterhalten, ging ſie mit dem Könige Saleh in ein anderes

Zimmer, und dieſer erzählte ihr die Liebe des Königs von Perſien zu der Prinzeſſinn Giäuhare, auf das bloße Hörenſagen von ihrer Schönheit, und wider ſeine (Saleh's) Abſicht; er fügte hinzu, daß er ihn mitgebracht, weil er es ſich nicht hätte erwehren können, und daß er eben auf Mittel ſänne, um ſie ihm zur Gemahlinn zu verſchaffen.

Obwohl der König Saleh, eigentlich geſprochen, unſchuldig an der Leidenſchaft des Königs von Perſien war, ſo wußte gleichwohl die Königinn es ihm wenig Dank, daß er von der Prinzeſſinn Giäuhare in ſeiner Gegenwart mit ſo wenig Vorſicht geſprochen hätte. „Deine Unbeſonnenheit,“ ſprach ſie zu ihm, „iſt unverzeihlich. Machſt du dir Hoffnung, daß der König von Samandal, deſſen Gemüthsart dir ſo bekannt iſt, mehr Achtung für dich haben wird, als für ſo viel andere Könige, denen er ſeine Tochter mit ſo auffallender Verachtung abgeſchlagen hat? Willſt du dich von ihm mit derſelben Beſchämung heimſchicken laſſen?“

„Frau Mutter,“ erwiederte der König Saleh, „ich habe euch ſchon bemerklich gemacht, daß der König, mein Neffe, wider meine Abſicht gehört hat, was ich meiner Schweſter von der Schönheit der Prinzeſſinn Giäuhare erzählte. Das Verſehen iſt nun einmal geſchehen, und wir müſſen jetzo nur bedenken, daß er ſie leidenſchaftlich liebt, und daß er vor Betrübnis und Schmerz ſterben wird, wenn wir ſie ihm nicht verſchaffen, auf welche Weiſe es nun auch ſei. Ich darf nichts hiebei verſäumen, weil ich es bin, der, obgleich unſchuldig, dieſes Uebel geſtiftet hat, und ich werde alles, was in meiner Macht ſteht, anwenden, um ein Mittel dafür zu finden. Ich hoffe, Frau Mutter, ihr werdet meinen Entſchluß billigen, ſelber mit einem reichen Geſchenke von Edelgeſteinen zu dem Könige von Samandal zu gehen und um die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, für den König von Perſien, euern Enkel, anzuhalten. Ich habe einiges Vertrauen, daß er ſie mir nicht abſchlagen, ſondern es annehmlich finden wird, mit einem der mächtigſten Monarchen der Erde in Verbindung zu treten.“

„Es wäre zu wünſchen,“ entgegnete die Königinn, „daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, dieſen Antrag zu machen, von welchem wir keines ſo glücklichen Erfolges, als wir ihn wünſchen, verſichert ſind; da es aber die Ruhe und Zufriedenheit des Königs, meines Enkels, gilt, ſo gebe ich dazu meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, weil du die Denkungsart des Königs von Samandal kennſt, ſei auf deiner Hut, und ſprich zu ihm mit aller ihm gebürenden Achtung und auf eine ſo verbindliche Weiſe, daß er ſich nicht darüber beleidigt dünke.“

Die Königinn bereitete ſelber das Geſchenk, ſetzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlenſchnüren zuſammen, und that es in ein ſehr reiches und zierliches Käſtchen.

Am folgenden Morgen beurlaubte ſich Saleh von ihr und dem Könige von Perſien, und reiſte ab mit einem nicht zahlreichen Gefolge ſeiner Offiziere und Leute. Bald erreichte er das Königreich, die Hauptſtadt und den Palaſt des Königs von Samandal; und dieſer ſäumte nicht, ihn vor ſich zu laſſen, ſobald er ſeine Ankunft vernommen hatte. Er erhob ſich, als er ihn eintreten ſah, von ſeinem Throne; und der König Saleh, der gern auf einige Augenblicke vergeſſen wollte, wer er war, warf ſich ihm zu Füßen, indem er ihm die Erfüllung alles deſſen wünſchte, was ſein Herz nur begehrete.

Der König von Samandal bückte ſich alsbald, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben ſich hatte Platz nehmen laſſen, hieß er ihn willkommen, und fragte ihn, ob er ihm in irgend etwas dienen könnte.

„Herr,“ antwortete der König Saleh, „wenn mein Beſuch auch keinen andern Beweggrund hätte, als um einem der mächtigſten Fürſten der Welt, der ſich durch ſeine Weisheit und Tapferkeit ſo glänzend auszeichnet, meine Ehrfurcht zu bezeigen, ſo würde dieß jedoch immer nur ein ſehr ſchwacher Ausdruck derſelben für Euer Majeſtät ſein. Könntet ihr aber bis auf den Grund meines Herzens ſchauen, ſo würdet ihr die große Verehrung erkennen, von welcher es für euch erfüllt iſt, und das heiße Verlangen, welches ich hege, euch meine Ergebenheit zu bezeugen.“

Mit dieſen Worten nahm er das Käſtchen aus den Händen eines ſeiner Leute, öffnete es, und bat den König, indem er es ihm darbot, es freundlich anzunehmen.

„Prinz,“ erwiederte der König von Samandal, ihr macht mir nicht ein ſo bedeutendes Geſchenk, ohne ein demſelben entſprechendes Geſuch an mich zu haben. Iſt es etwas, das von meiner Macht abhängt, ſo werde ich mir ein großes Vergnügen daraus machen, es euch zu bewilligen. Redet, und ſaget mir frei heraus, worin ich euch dienen kann.“

„Es iſt wahr, Herr,“ fuhr der König Saleh fort, „daß ich Euer Majeſtät um eine Gnade anzuſprechen habe, und ich würde mich wohl hüten, dieſe Bitte zu thun, wenn ihre Gewährung nicht in eurer Macht ſtände. Ja, ſie hängt ſo gänzlich von euch allein ab, daß ich jeden andern vergeblich darum anſprechen würde. Ich bitte euch alſo aufs inſtändigſte darum, und flehe euch, ſie mir nicht abzuſchlagen.“

„Wenn dem ſo iſt,“ erwiederte der König von Samandal, „ſo habt ihr mir nur zu eröffnen, was es iſt, und ihr ſollt ſehen, wie dienſtfertig ich ſein kann, wenn ich es vermag.“

„Herr,“ ſagte nun der König Saleh, „nach dem Vertrauen, welches Euer Majeſtät mir auf euer Wohlwollen zu geben geruhet, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, uns durch eine Vermählung der Prinzeſſinn Giäuhare, eurer verehrten Tochter, mit eurer Verbindung zu ehren, und dadurch das gute Einverſtändnis zu befeſtigen, welches die beiden Reiche ſeit ſo langer Zeit vereinigt.“

Bei dieſer Rede brach der König von Samandal in ein lautes Gelächter aus, indem er ſich auf das Kiſſen, woran er den Rücken lehnte, zurück ſinken ließ, auf eine für den König Saleh höchſt beleidigende Weiſe. „König Saleh,“ ſprach er zu ihm mit verächtlichem Tone, „ich hatte mir eingebildet, ihr wäret ein Fürſt von geſundem Verſtande, klug und bedachtſam, aber eure Rede gibt mir zu erkennen, wie ſehr ich mich betrogen habe. Saget mir, ich bitte euch, wo hattet ihr eure Beſinnung, als ihr euch ein ſolches Hirngeſpinſt in den Kopf ſetztet, wie das iſt, wovon ihr eben zu mir geredet habt? Wie hat es euch nur im Traume einfallen können, an die Vermählung mit der Prinzeſſinn Tochter eines ſo großen und mächtigen Königs zu denken, als ich bin? Ihr hättet zuvor beſſer den großen Abſtand zwiſchen euch und mir ermeſſen, und nicht in einem Augenblicke die Achtung wieder vernichten ſollen, welche ich für euch hegte.“

Der König Saleh ward durch eine ſo ſchimpfliche Antwort äußerſt beleidigt, und er hatte viel Mühe ſeinen gerechten Zorn zurückzuhalten. „Möge Gott, Herr,“ antwortete er mit aller möglichen Mäßigung, „Euer Majeſtät nach Verdienſt vergelten!

Ich muß aber die Ehre haben, euch zu ſagen, daß ich die eure Prinzeſſinn Tochter nicht für mich zur Ehe begehre. Wäre dieß, ſo würde ich, weit entfernt, daß Euer Majeſtät oder die Prinzeſſinn ſelber ſich dadurch beleidigt wähnen durfte, dem einen wie der andern viel Ehre zu erweiſen glauben. Euer Majeſtät weiß recht wohl, daß ich einer der Meerkönige bin, wie ihr; daß die Könige meine Ahnherren keinem der übrigen Königsgeſchlechter an Alter weichen; und daß mein von ihnen ererbtes Königreich nicht minder blühend und mächtig iſt, als zu ihren Zeiten. Wenn ihr mich nicht unterbrochen hättet, ſo würdet ihr bald vernommen haben, daß die Gnade, warum ich euch bitte, nicht mich betrifft, ſondern den jungen König von Perſien, meinen Neffen, deſſen Macht und Größe ſo wohl, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften, euch nicht unbekannt ſein können. Alle Welt erkennt an, daß die Prinzeſſinn Giáuhare die ſchönſte Jungfrau unter dem Himmel iſt; aber nicht minder wahr iſt, daß der junge König von Perſien der wohlgebildeteſte und vollkommenſte Prinz auf Erden und in allen Reichen des Meeres iſt: darüber ſind die Stimmen durchaus nicht getheilt. Da alſo mein Antrag, nur zum groſſen Ruhm Euer Majeſtät und der Prinzeſſinn Giäuhare gereichen kann, ſo dürft ihr nicht zweifeln, daß eure Einwilligung in eine ſo angemeſſene Verbindung allgemeiner Beifall begleiten werde. Die Prinzeſſinn iſt des Königs von Perſien würdig, und der König von Perſien iſt nicht minder ihrer würdig: es gibt keinen König, noch Fürſten auf der Welt, welcher ihm ſolches ſtreitig machen könnte.“

Der König von Samandal würde dem Könige Saleh nicht Muße gegeben haben, ſo lange zu reden, wenn die Wuth, worin er dadurch verſetzt wurde, es ihm verſtattet hätte. Er ſaß noch eine Weile, nachdem Saleh ſchon geendigt hatte, ohne ein Wort hervorzubringen, ſo ſehr war er außer ſich ſelber. Endlich brach er in wilde und eines ſo groſſen Königs unwürdige Schimpfreden aus. „Du Hund,“ ſchrie er, „du wagſt es, dieſe Rede gegen mich zu führen und den Namen meiner Tochter vor mir auch nur auszuſprechen? Wer biſt du denn? Wer war dein Vater? Wer iſt deine Schweſter, und wer iſt dein Neffe? War ſein Vater nicht ein Hund, und eines Hundes Sohn, wie du? Man ergreife den Unverſchämten und haue ihm den Kopf ab.“

Die kleine Anzahl von Offizieren, die um den König von Samandal waren, ſetzten ſich ſogleich in Bereitſchaft, zu gehorchen; aber da der König Saleh in voller Kraft ſeines Alters, raſch und gewandt war, ſo entkam er, bevor ſie den Säbel gezogen hatten, und gewann die Thüre des Palaſtes, wo er tauſend wohlbewaffnete und berittene Mann ſeiner Verwandten und ſeines Hauſes fand, die ſo eben angekommen waren.

Die Königinn, ſeine Mutter, hatte bedacht, daß er nur ſo wenig Leute mit ſich genommen hätte; und da ihr der üble Empfang ahnte, welchen der König von Samandal ihm bereiten könnte, ſo hatte ſie dieſe Schaar geſendet und ihr große Eile empfohlen. Diejenigen ſeiner Verwandten, die an der Spitze ſtanden, waren ſehr froh, noch zur rechten Zeit angelangt zu ſein, als ſie ihn ſo mit ſeinen Leuten in großer Verwirrung herauskommen und verfolgt ſahen.

„Herr,“ riefen ſie, ſobald er bei ihnen war, „was gibt es? Wir ſind bereit, euch zu rächen: ihr dürft nur befehlen!“

Der König Saleh erzählte ihnen in wenig Worten den Vorgang, ſtellte ſich an die Spitze einer ſtarken Schaar, während die übrigen an der Thüre blieben, deren ſie ſich bemächtigten, und kehrte auf der Stelle wieder um. Da die wenigen Offiziere und Wachen, die ihn verfolgt, ſich zerſtreut hatten, trat er wieder in das Zimmer des Königs von Samandal, der alsbald von den Seinen verlaſſen, und nun feſtgenommen wurde. Der König Saleh ließ Mannſchaft genug bei ihm, um ſich ſeiner Perſon zu verſichern, und ging von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzeſſinn Giauhare zu ſuchen.

Aber gleich auf den erſten Lärm hatte ſich dieſe Prinzeſſinn mit den Frauen, die um ſie waren, auf die Oberfläche des Meeres emporgeſchwungen, und ſich auf eine wüſte Inſel geflüchtet.

Während dieſe Dinge im Palaſte des Königs von Samandal vorgingen, ſetzten diejenigen von des Königs Saleh Gefolge, welche gleich bei den erſten Drohungen die Flucht ergriffen hatten, die Königinn Mutter in große Unruhe, indem ſie ihr die Gefahr verkündigten, in welcher ſie ihn verlaſſen hatten.

Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft gegenwärtig war, wurde um ſo mehr dadurch beunruhigt, da er ſich als die erſte Urſache alles des Uebels anſah, welches daraus entſtehen konnte. Er hatte nicht Muth genug, den Anblick der Königinn ſeiner Großmutter zu ertragen, weil er den König Saleh ſeinetwegen in ſo großer Gefahr wußte. Während er ſie beſchäftigt ſah, die Befehle zu ertheilen, welche ſie unter dieſen Umſtänden für nöthig erachtete, ſchwang er ſich aus der Tiefe des Meeres empor; und da er nicht wußte, auf welchem Wege er nach dem Königreiche Perſien heimkehren ſollte, ſo flüchtete er ſich auf dieſelbe Inſel, auf welche die Prinzeſinn Giauhare ſich gerettet hatte.

Ganz außer ſich, ſetzte er ſich am Fuße eines großen Baumes nieder, welcher von mehreren kleineren umgeben war. Indem er ſich hier wieder ſammelte, hörte er ſprechen: er horchte ſogleich hin: weil er aber ein wenig zu entfernt war, um etwas von dem zu verſtehen, was geſprochen wurde, ſo ſtand er auf und näherte ſich ohne Geräuſch dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von welcher er ganz geblendet wurde.

„Ohne Zweifel,“ ſagte er bei ſich ſelber, indem er ſtille ſtand, und ſie mit Bewunderung betrachtete, „iſt dieß die Prinzeſſinn Giáuhare, welche vielleicht der Schreck gezwungen hat, den Palaſt des Königs ihres Vaters zu verlaſſen; und wenn ſie es nicht iſt, ſo verdient dieſe doch nicht minder, daß ich ſie von ganzem Herzen liebe.“

Er weilte nicht länger, ſondern trat hervor, und indem er ſich der Prinzeſſinn mit tiefer Ehrerbietung näherte, ſprach er zu ihr: „Edles Fräulein, ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gunſt, welche er mir heute erzeigt, indem er meinen Augen das Schönſte darbietet, auf welches er niederblickt.

Es könnte mir kein größeres Glück begegnen, als die Gelegenheit, euch meine Dienſte darzubieten. Ich bitte euch, edles Fräulein, ſie anzunehmen: eine Perſon, wie ihr, befände ſich nicht in dieſer Einöde, wenn ſie keiner Hülfe bedürfte.“

„Es iſt wahr, mein Herr,“ „antwortete die Prinzeſſinn Giäuhare mit trauriger Miene, „daß es ſehr ungewöhnlich für eine Frau meines Standes iſt, ſich in einer ſolchen Lage zu befinden. Ich bin eine Prinzeſſinn, Tochter des Königs von Samandal, und nenne mich Giäuhare. Ich ſaß ruhig in meiner Wohnung, als ich plötzlich einen erſchrecklichen Lärm hörte. Man kam, mir zu verkündigen, daß der König Saleh, ich weiß nicht aus welchem Grunde, den Palaſt geſtürmt und ſich meines Vaters bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von ſeiner Wache, welche ihm Widerſtand geleiſtet, niedergemacht hätte. Ich hatte nur noch ſo viel Zeit, zu entfliehen und hier einen Zufluchtsort vor ſeiner Gewaltthätigkeit zu ſuchen.“

Bei der Erzählung der Prinzeſſinn gerieth der König Beder in Verwirrung, daß er die Königinn ſeine Großmutter, ſo voreilig verlaſſen hatte, ohne über die gebrachte Nachricht nähere Aufklärung abzuwarten. Er freute ſich aber, daß der König ſein Oheim ſich der Perſon des Königs von Samandal bemeiſtert hatte: denn er zweifelte nicht, daß dieſer ihm nun für ſeine Freiheit die Prinzeſſinn bewilligen würde.

„Anbetungswürdige Prinzeſſinn,“ erwiederte er, „euer Schmerz iſt ſehr gerecht; aber es iſt leicht, ihn, zugleich mit der Gefangenſchaft euers Vaters, zu heben. Ihr wer-

Univ. Bibl.
München

det mir beiſtimmen, wenn ihr erfahret, daß ich mich Beder nenne, König von Perſien bin, und der König Saleh mein Oheim iſt. Ich kann euch wohl verſichern, daß dieſer keinesweges die Abſicht hat, ſich der Staaten eures Vaters zu bemächtigen. Er hat keinen andern Zweck, als mir das Glück zu verſchaffen, daß ich ſein Eidam werde, indem ich euch aus ſeiner Hand zur Gemahlinn empfange. Ich hatte ſchon, auf die bloße Schilderung von eurer Schönheit und euern Reizen, euch mein Herz gewidmet. Weit entfernt, daß es mich gereue, bitte ich euch nun, es anzunehmen und überzeugt zu ſein, daß es immer nur für euch brennen wird. Ich wage zu hoffen, ihr werdet es nicht ausſchlagen, ſondern bedenken, daß ein König, der ſein Reich einzig deshalb verlaſſen hat, um es euch darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdiene. Erlaubet alſo, ſchönſte Prinzeſſinn, daß ich die Ehre habe, euch meinem Oheime vorzuſtellen. Der König, euer Vater, wird nicht ſobald ſeine Einwilligung zu unſerer Vermählung gegeben haben, als er ihn wieder ſeine Staaten beherrſchen laſſen wird, wie zuvor.“

Die Erklärung des Königs Beder brachte nicht die Wirkung hervor, welche er davon erwartet hatte. Als die Prinzeſſinn ihn erblickte, hatte er ihr, bei ſeiner guten Miene, ſeiner Bildung, und dem edlen Anſtande, womit er ſich ihr nahte, anfangs nicht misfallen. Aber ſobald ſie von ihm ſelber vernommen, daß er die Urſache der üblen Behandlung wäre, welche ihr Vater jetzt eben erfahren hatte, ſo ließ ſie ihr Schmerz darüber, und die Furcht, welche ſie gezwungen hatte die Flucht zu ergreifen, ihn als einen Feind betrachten, mit welchem ſie keine Gemeinſchaft haben dürfte. Ueberdieß, wie geneigt ſie ſelber auch ſein mochte, in die von ihm gewünſchte Vermählung zu willigen, ſo erkannte ſie doch wohl, daß ihr Vater dieſe Verbindung unter andern auch aus dem Grunde verwürfe, weil der König Beder von einem Landkönig abſtammte, und war entſchloſſen, ſich in dieſem Stücke gänzlich ſeinem Willen zu unterwerfen. Gleichwohl wollte ſie nichts von ihrem Unmuthe merken laſſen; ſie ſann nur auf ein Mittel, ſich geſchickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien; und indem ſie ſich ſtellte, als ob ſie ihn mit Vergnügen anſähe, ſprach ſie zu ihm, mit aller möglichen Höflichkeit:

„Herr, ihr ſeid alſo ein Sohn der durch ihre außerordentliche Schönheit ſo berühmten Königinn Gülnare? Ich freue mich ſehr, in euch einen ihrer ſo würdigen Prinzen zu ſehen. Der König mein Vater hat ſehr Unrecht, ſich ſo heftig unſerer gegenſeitigen Verbindung zu widerſetzen. So bald er euch aber nur ſieht, wird er nicht länger anſtehen, uns beide glücklich zu machen.“ Indem ſie dieſe Worte ſagte, reichte ſie ihm die Hand.

Der König Beder wähnte ſich ſchon auf dem Gipfel ſeines Glücks; er ſtreckte ſeine Hand aus, faßte die Hand der Prinzeſſinn, und bückte ſich, um ſie ehrfurchtsvoll zu küſſen.

Die Prinzeſſinn ließ ihm aber nicht Zeit dazu. „Verwegener,“ ſprach ſie zu ihm, indem ſie ihn zurückſtieß und ihm ins Geſicht ſpie, weil ſie kein Waſſer bei der Hand hatte, „verlaß dieſe Menſchengeſtalt, und nimm die Geſtalt eines weißen Vogels an, mit rothem Schnabel und rothen Füßen!“

Zweihundert und ſiebzigſte Nacht.

Sobald ſie dieſe Worte ausgeſprochen hatte, verwandelte ſich der König Beder, mit eben ſo viel Verdruß als Erſtaunen, in einen Vogel von dieſer Geſtalt. „Nimm ihn,“ ſagte ſie ſogleich zu einer ihrer Frauen, und trag ihn auf das Dürre Eiland.“

Dieſe Inſel war nichts als ein ſcheuslicher Fels, wo es keinen Tropfen Waſſer gab.

Die Frau nahm den Vogel, und indem ſie den Befehl der Prinzeſſinn Glanhare vollzog, hatte ſie jedoch Mitleid mit dem Schickſale des Königs Beder. „Es wäre doch Schade,“ ſprach ſie bei ſich ſelber, „daß ein des Lebens ſo würdiger Prinz vor Hunger und Durſt verſchmachten ſollte. Die Prinzeſſinn, ſonſt ſo gut und ſanft, bereuet vielleicht noch ſelber einen ſo grauſamen Befehl, wenn ſich ihr heftiger Zorn gelegt hat; es iſt beſſer, daß ich ihn nach einem Orte trage, wo er vergnügter ſterben kann.“

Sie trug ihn alſo auf eine wohlbevölkerte Inſel, und ließ ihn auf einem ſehr angenehmen Gefilde, das mit Fruchtbäumen aller Art beſetzt und von mehreren Bächen bewäſſert war. —

Aber kehren wir jetzo wieder zum Könige Saleh zurück.

Nachdem er ſelber die Prinzeſſinn Giäuhare geſucht, und ſie überall im Palaſte hatte ſuchen laſſen, ohne ſie zu finden, ließ er den König von Samandal in ſeinen eigenen Palaſt, unter guter Bewachung, einſperren; und als er die nöthigen Befehle zur Regierung des Reichs während ſeiner Abweſenheit, ertheilt hatte, begab er ſich zu der Königinn ſeiner Mutter, um ihr von dem Erfolg ſeiner Unternehmung Bericht abzuſtatten.

Er fragte gleich bei ſeiner Ankunft nach ſeinem Neffen, und vernahm mit großer Verwunderung und Verdruß, daß er verſchwunden war. „Man brachte uns die Nachricht,“ ſagte ihm die Königinn, „von der großen Gefahr, in welcher du im Palaſte des Königs von Samandal ſchwebteſt, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfe zu ſenden oder dich zu rächen, verſchwand er

Er muß über die Nachricht von deiner Gefahr erſchrocken ſein, und ſich bei uns nicht mehr ſicher geglaubt haben.“

Dieſe Neuigkeit betrübte ſehr den König Saleh, der nun die zu große Willfährigkeit bereute, mit welcher er dem Verlangen des jungen Königs Beder nachgegeben hatte, ohne zuvor mit der Königinn Gülnare deshalb zu ſprechen. Er ſandte auf allen Seiten nach ihm aus, aber welche Mühe er ſich auch gab, er bekam keine Kunde von ihm; und anſtatt der Freude, daß er eine Heirat, die er als ſein Werk anſah, ſchon ſo weit gefördert hatte, war das Leid über dieſen unvermutheten Unfall um ſo kränkender. In Erwartung guter oder ſchlimmer Nachrichten von ſeinem Neffen, ließ er ſein Königreich unter der Verwaltung ſeiner Mutter, und ging hin und regierte das Reich des Königs von Samandal, welchen er fortwährend mit großer Vorſicht, obwohl mit allen ſeinem Range gebürenden Rückſichten, bewachen ließ.

Denſelben Tag, wo der König Saleh nach dem Königreiche Samandal zurückgekehrt war, kam die Königinn Gülnare, Mutter des Königs Beder, zu der Königinn, ihrer Mutter. Sie hatte ſich nicht gewundert, den König, ihren Sohn, am Tage ſeiner Abreiſe nicht zurückkommen zu ſehen. Sie hatte ſich eingebildet, daß die Hitze der Jagd, wie ihm das ſchon einigemal begegnet war, ihn weiter geführt, als er ſich vorgeſetzt hatte. Als ſie ihn aber am andern Morgen und auch den folgenden

Tag nicht zurückkommen ſah, ſo gerieth ſie darüber in eine Unruhe, welche man leicht nach ihrer Zärtlichkeit für ihn ermeſſen konnte. Dieſe Unruhe ward noch viel größer, als ſie von den Offizieren, die ihn begleitet hatten und genöthigt waren heim zu kommen, nachdem ſie ihn und Saleh lange vergeblich geſucht hatten, vernahm, daß beiden etwas Widriges begegnet, oder ſie beiſammen an irgend einem Orte ſein müßten, den ſie nicht erforſchen könnten; daß ſie wohl ihre Pferde gefunden, aber von ihnen ſelber keine Kunde erlangen können, wie viele Mühe ſie ſich auch deshalb gegeben hätten.

Auf dieſen Bericht hatte die Königinn Gülnare beſchloſſen, ſich zu verſtellen und ihre Betrübnis zu verbergen, und den Boten aufgetragen, ſogleich wieder umzukehren und neue Nachſuchungen anzuſtellen. Während dieſer Zeit hatte ſie ihren Entſchluß gefaßt, und, nachdem ſie ihren Frauen geſagt, daß ſie allein ſein wollte, ſich ins Meer geſtürzt, um ſich über ihren Verdacht aufzuklären, daß wohl der König Saleh den König von Perſien mit ſich geführt haben könnte.

Dieſe große Königinn wäre von der Königinn ihrer Mutter mit großem Vergnügen empfangen worden, wenn dieſe nicht ſogleich bei ihrem Anblicke den Beweggrund ihres Kommens gemerkt hätte. „Meine Tochter,“ ſprach ſie zu ihr, „du kömmſt nicht, mich zu beſuchen, ich ſehe es wohl, ſondern du kömmſt, um dich bei mir nach dei:

nem Sohne zu erkundigen. Aber was ich dir davon zu ſagen weiß, kann nur deine Betrübnis noch vermehren, ſo wohl wie die meinige. Ich hatte eine große Freude, ihn mit ſeinem Oheime herkommen zu ſehen; aber ich hatte nicht ſobald vernommen, daß er, ohne dir etwas zu ſagen, abgereiſet wäre, als ich den Kummer theilte, welchen du darüber empfinden mußteſt.“

Sie erzählte ihr hierauf, mit welchem Eifer der König Saleh ſelber hingegangen wäre, um die Prinzeſſinn Giauhare zu werben, und was darauf erfolgt, bis zu dem Augenblicke, wo der König Beder verſchwunden war.

„Ich habe Leute nach ihm ausgeſchickt,“ fügte ſie hinzu, „und der König mein Sohn, welcher ſo eben abgereiſt iſt, um das Königreich Samandal zu regieren, hat ſeinerſeits auch alle Mühe angewendet: alles iſt bis jetzo vergeblich geweſen; aber wir müſſen hoffen, daß wir ihn wiederſehen werden, wenn wir es am wenigſten vermuthen.“

Die troſtloſe Gülnare beruhigte ſich nicht ſogleich bei dieſer Hoffnung; ſie hielt ihren lieben Sohn für verloren, und weinte bitterlich, indem ſie alle Schuld auf ihren Bruder ſchob.

Die Königinn ihre Mutter gab ihr zu bedenken, daß ſie ſich einigen Zwang anthun müßte, um nicht ihrem Schmerze zu erliegen. „Es iſt wahr,“ ſprach ſie zu ihr, der König dein Bruder hätte nicht ſo unvorſichtig von dieſer Heirat mit dir reden, noch darein willigen ſollen, den König meinen Enkel mitzunehmen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es aber keinesweges gewis iſt, daß der König von Perſien umgekommen, ſo darfſt du nichts verabſäumen, ihm ſein Königreich zu erhalten. Verlier alſo keine Zeit, ſondern kehre nach deiner Hauptſtadt zurück. Deine Gegenwart iſt dort nothwendig, und es wird dir nicht ſchwer fallen, alles in dem friedlichen Stande zu erhalten, worin es ſich befindet, indem du bekannt machen läßt, daß es dem König von Perſien gefallen hat, uns zu beſuchen."

Es bedurfte nicht weniger, als eines ſo ſtarken Antriebes, wie dieſer war, um die Königinn Gülnare zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Sie nahm Abſchied von der Königinn ihrer Mutter, und war ſchon wieder im Palaſte der Hauptſtadt von Perſien, bevor man ihre Abweſenheit bemerkt hatte.

Sie fertigte ſogleich Boten ab, um die Leute, welche ſie zur Aufſuchung ihres Sohnes ausgeſchickt hatte, zurück zu rufen, und ihnen zu ſagen, ſie wüßte ſchon, wo er wäre, und man würde ihn bald wiederſehen. Sie ließ das Gerücht davon auch durch die ganze Stadt verbreiten, und führte unterdeſſen die Regierung mit dem erſten Miniſter und dem Staatsrathe, eben ſo ruhig, als wenn der König Beder gegenwärtig geweſen wäre.

Um nun auf den König Beder zurück zu kommen, welchen eine Frau der Prinzeſſinn Giäuhare auf die Inſel getragen und dort gelaſſen hatte, wie ich geſagt habe, ſo war dieſer Fürſt in großer Beſtürzung, als er ſich allein und in der Geſtalt eines Vogels ſah. Er fühlte ſich in dieſem Zuſtande um ſo unglücklicher, als er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Weltgegend das Königreich Perſien lag. Und wenn er dieß auch gewußt und ſeinen Flügeln Stärke genug zugetraut hätte, ſich über ſo viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er anderes damit gewonnen, als dieſelbe Mühe und dieſelbe Schwierigkeit, wie hier, nämlich, auch nur für einen Menſchen erkannt zu werden, geſchweige für den König von Perſien? Er war alſo gezwungen zu bleiben, wo er war, von der Nahrung der Vögel ſeiner Gattung zu leben, und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf etlicher Tage kam ein Bauer, der ſehr geſchickt im Vogelſtellen war, in die Gegend ſeines Aufenthalts, und hatte eine große Freude, als er einen ſo ſchönen Vogel erblickte, von einer ihm noch unbekannten Gattung, obwohl er ſchon lange Jahre den Vogelfang trieb. Er wandte alle ihm mögliche Geſchicklichkeit an, und ſtellte ſeine Netze ſo gut, daß er den Vogel fing. Erfreut über einen ſo guten Fang, welcher, ſeiner Schätzung nach, der Seltenheit wegen, ihm mehr einbringen mußte, als viele andere Vögel zuſammen, wie er ſie gewöhnlich fing, ſetzte er ihn in einen Käfig, und trug ihn nach der Stadt.

Sobald er damit auf den Markt kam, hielt ein Bürger ihn an, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte.

Anſtatt auf dieſe Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel zu machen gedächte, wenn er ihn gekauft hätte.

„Guter Freund,“ erwiederte der Bürger, „was meinſt du, daß ich ſonſt mit ihm thun ſoll, als ihn braten laſſen, um ihn zu eſſen.“

„Demnach,“ verſetzte der Bauer, „gedächtet ihr ihn wohl gut bezahlt zu haben, wenn ihr mir die kleinſte Silbermünze für ihn gäbet. Ich halte ihn weit höher, und es wäre nicht euer Handel, mir ein Goldſtück dafür zu geben. Ich bin doch ſchon alt, aber ſo lange ich denken kann, habe ich noch nie ſeinesgleichen geſehen. Ich will dem König ein Geſchenk damit machen; er wird ſich beſſer auf den Werth deſſelben verſtehen, als ihr.“

Anſtatt auf dem Markte ſich aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palaſt, und blieb vor der Wohnung des Königs ſtehen. Der König ſtand an einem Fenſter, wo er alles ſah, was auf dem Platze vorging. Als er den ſchönen Vogel erblickte, ſandte er einen Befehlshaber der Verſchnittenen hin, mit dem Auftrage, ihm denſelben zu kaufen.

Der Verſchnittene kam zu dem Bauern, und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wollte. „Wenn es für Seine Majeſtät iſt," antwortete der Bauer, „ſo bitte ich ſie, zu genehmigen, daß ich ihr ein Geſchenk damit mache, und erſuche euch, ihn hinzutragen."

Der Verſchnittene trug den Vogel zu dem Könige, und der König fand ihn ſo ſonderbar, daß er dem Verſchnittenen befahl, dem Bauern zehn Goldſtücke hinzutragen; mit welchen dieſer ſehr vergnügt nach Hauſe ging. Hierauf ſetzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig, und gab ihm Körner und Waſſer in koſtbaren Gefäßen.

Der König, der gerade im Begriffe war, zu Pferde zu ſteigen, um auf die Jagd zu reiten, ſo daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ ihn ſich gleich bei ſeiner Heimkunft bringen.

Der Verſchnittene brachte den Käfig; und um ihn beſſer zu betrachten, öffnete der König ſelber die Thüre, und nahm den Vogel auf ſeine Hand. Indem er ihn mit großer Bewunderung anſah, fragte er den Verſchnittenen, ob er gefreſſen hätte. „Herr," antwortete dieſer, „Euer Majeſtät kann ſehen, daß ſein Futtergefäß noch voll iſt, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat." Der König befahl, ihm Futter verſchiedener Art zu geben, damit er ſich ausſuchen könnte, was ihm ſchmeckete.

Da der Tiſch ſchon gedeckt war, ſo wurde aufgetragen, während der König dieſe Vorſchrift ertheilte. Sobald die Schüſſeln aufgeſetzt waren, ſchlug der Vogel mit den Flügeln, entſchlüpfte der Hand des Königs, flog auf den Tiſch, und begann das Brot und die Speiſen anzupicken, bald die eine, bald die andere Schüſſel.

Der König war ſo erſtaunt hierüber, daß er den Befehlshaber der Verſchnittenen zu der Königinn ſchickte, damit ſie dieſes Wunder zu ſchauen käme. Der Verſchnittene erzählte der Königinn mit wenigen Worten die Sache, und die Königinn kam ſogleich. Aber ſobald ſie den Vogel erblickte, bedeckte ſie ihr Antlitz mit dem Schleier, und wollte wieder weggehen. Der König, über dieſe Handlung um ſo mehr verwundert, als nur Verſchnittene, und die Frauen ihres Gefolges im Zimmer waren, fragte ſie, warum ſie ſich ſo gebärdete.

„Herr,“ antwortete die Königinn, „Euer Majeſtät wird nicht verwundert darüber ſein, wenn ihr vernehmet, daß dieſer Vogel nicht ein Vogel iſt, wie ihr euch einbildet, ſondern ein Mann.“

„Herrinn,“ erwiederte der König noch erſtaunter als zuvor, „ihr wollt ohne Zweifel euern Scherz mit mir treiben; ihr werdet mich nimmer überreden, daß dieſer Vogel ein Mann iſt.“ —

„Herr, Gott verhüte, daß ich mit Euer Majeſtät Scherz treibe! Nichts iſt wahrhafter, als was ich die Ehre habe euch zu ſagen: und ich verſichere euch, es iſt der König von Perſien, Namens Beder, Sohn der berühmten

Gülnare, der Prinzeſſinn eines der größten Königreiche des Meeres, und Enkel der Königinn Faraſche, der Mutter Gülnare's und Saleh's; und es iſt die Prinzeſſinn Giauhare, Tochter des Königs von Samandal, welche ihn ſo verwandelt hat."

Kurz, damit der König nicht mehr daran zweifeln konnte, ſo erzählte ſie ihm, wie und warum die Prinzeſſinn Giauhare alſo die üble Behandlung gerächt hatte, welche ihrem Vater, dem Könige von Samandal, von dem Könige Saleh widerfahren war.

Der König glaubte um ſo leichter alles, was die Königinn ihm von dieſer Geſchichte erzählte, da er ſie als eine der zauberkundigſten Frauen kannte, die es jemals auf der Welt gab, und da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, ſo daß er durch ihre Vermittlung von den böſen Abſichten ſeiner Nachbarkönige gegen ihn alsbald unterrichtet war, und ihnen zuvorkam. Er hatte Mitleid mit dem Könige von Perſien, und bat die Königinn inſtändig, die Bezauberung aufzulöſen, welche ihn in dieſer Geſtalt feſthielt.

Die Königinn bewilligte es mit vielem Vergnügen. „Herr," ſagte ſie zu dem Könige, „Euer Majeſtät geruhe mit dem Vogel in ihr Gemach zu treten, und ich will euch in wenig Augenblicken einen König ſehen laſſen, welcher der Achtung würdig iſt, welche ihr für ihn heget."

Der Vogel, welcher aufgehört hatte zu eſſen, um auf die Unterredung des Königs und der Königinn zu merken, machte dem Könige nicht die Mühe, ihn erſt zu fangen; er flog voran in das Gemach, und die Königinn kam bald darnach hinein, mit einem Gefäße voll Waſſers in der Hand. Sie ſprach über das Gefäß einige, dem König unverſtändliche Worte, bis das Waſſer anfing zu ſieden; ſogleich nahm ſie etwas davon in die Hand, beſpritzte damit den Vogel, indem ſie ſprach:

„Durch die Kraft der heiligen und geheimnisvollen Worte, welche ich ſo eben ausgeſprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erden, welcher die Todten auferweckt und das Weltall in ſeinem Stande erhält, verlaß dieſe Vogelgeſtalt, und nimm die Geſtalt wieder an, welche du von deinem Schöpfer empfangen haſt.“

Kaum hatte die Königinn dieſe Worte ausgeſprochen, als der König, anſtatt des Vogels, einen jungen ſchön gewachſenen Prinzen erſcheinen ſah, deſſen edler Anſtand und herrliche Miene ihn bezauberte.

Der König Beder warf ſich ſogleich auf die Knie und dankte Gott für die erzeigte Gnade. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufſtand, die Hand des Königs und küßte ſie, um ihm ſeine innige Erkenntlichkeit auszudrücken. Aber der König umarmte ihn mit großer Freude, und bezeugte ihm, wie viel Vergnügen es ihm machte, ihn zu ſehen. Beder wollte auch der Königinn danken, aber ſie hatte ſich ſchon in ihr Gemach zurückgezogen.

Der König ſetzte ſich mit ihm zu Tiſche, und nach der Mahlzeit bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzeſſinn Giäuhare ſo unmenſchlich hätte ſein können, einen ſo liebenswürdigen Prinzen, wie er wäre, in einen Vogel zu verwandeln; und der König von Perſien befriedigte ſogleich ſeine Neugier.

Als er geendigt hatte, konnte der König, voll Unwillens über das Verfahren der Prinzeſſinn, ſich nicht enthalten, ſie zu tadeln. „Es war löblich von der Prinzeſſinn von Samandal,“ ſprach er, „daß ſie bei der Behandlung ihres Vaters nicht gleichgültig blieb; daß ſie aber die Rache ſo weit trieb, gegen einen Prinzen, der daran unſchuldig war, das iſt etwas, das ſie nimmer verantworten kann. Aber laſſen wir dieß jetzo beiſeite, und ſaget mir, worin ich euch ſonſt noch dienen kann.“

„Herr,“ antwortete der König Beder, „meine Verpflichtung gegen Euer Majeſtät iſt ſo groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei euch bleiben müßte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen; da ihr aber eurer Großmuth keine Schranken ſetzet, ſo bitte ich euch, mir gütigſt eins eurer Schiffe zu bewilligen, um mich nach Perſien zurückzuführen, wo ich fürchten muß, daß meine nur ſchon zu lange Abweſenheit Verwirrung angerichtet hat, und wohl gar die Königinn, meine Mutter, der ich meine Abreiſe verborgen habe, in der Ungewißheit über mein Schickſal, vor Schmerz geſtorben ſein mag.“

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt ſeine Bitte, und ohne Aufſchub gab er Befehl zur Ausrüſtung eines der ſtärkſten Schiffe und der ſchnellſten Segler von ſeiner zahlreichen Flotte.

Das Schiff wurde alsbald mit allem Nöthigen verſehen, mit Matroſen, Soldaten, Lebensmitteln und Kriegsvorrath; und ſobald der Wind günſtig war, ſchiffte ſich Beder darauf ein, nachdem er vom König Abſchied genommen, und ihm für alle die Wohlthaten gedankt hatte, welche er ihm ſchuldig war.

Das Schiff ging unter Segel, in welche der Wind blies und es bald auf ſeiner Fahrt beträchtlich vorwärts trieb. Am elften Tage ward er etwas widrig; er nahm zu, und ward zuletzt ſo heftig, daß er zum wüthenden Sturm anwuchs. Das Schiff kam nicht allein von ſeinem Wege ab, ſondern es wurde auch ſo ſtark hin und hergeworfen, daß alle ſeine Maſten zerbrachen, und es ſo, ein Spiel der Wellen, auf eine Klippe ſtieß und ſcheiterte.

Der größte Theil der Mannſchaft ertrank ſogleich; einige vertrauten der Kraft ihrer Arme, um ſich durch Schwimmen zu retten, und andere hielten ſich an ein Stück Holz oder an ein Brett.

Beder war unter dieſen letzten: und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgeriſſen, war er in großer Ungewißheit über ſein Schickſal; endlich gewahrte er, daß er dem Lande nahe war, und unweit einer anſehnlich erſcheinenden Stadt. Er wandte alle ihm übrige Kraft an, das Land zu erreichen, und kam endlich ſo nahe ans Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Sogleich ließ er das Stück Holz fahren, welches ihm ſo große Hülfe gewährt hatte.

Aber indem er aus dem Waſſer vorſchritt, das Trockene zu erreichen, war er ſehr verwundert, als er von allen Seiten Pferde, Kameele, Mauleſel, Eſel, Ochſen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer ſtanden, herbeilaufen ſah, um ihn zu hindern, daſſelbe zu betreten. Er hatte alle Mühe von der Welt, ihre Abwehr zu überwinden, und ſich einen Weg durch ſie hin zu bahnen. Als er endlich zum Ziele kam, ſetzte er ſich auf einen Felſen in Sicherheit, bis er ſich etwas erholt und ſeine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als er hierauf weiter in die Stadt gehen wollte, fand er abermals dieſelbe Schwierigkeit mit denſelben Thieren, als wenn ſie ihn von ſeinem Vorhaben abermals abwendig machen und ihm zu verſtehen geben wollten, daß Gefahr für ihn dabei wäre.

Der König Beder trat in die Stadt, und ſah hier viele ſchöne und breite Straßen, aber, zu ſeiner großen Verwunderung, begegnete er keinem einzigen Menſchen. Dieſe große Einſamkeit ließ ihn ahnen, daß die vielen Thiere nicht ohne Grund alles Mögliche gethan hätten, um ihn von dem Eintritte in die Stadt abzuhalten. Gleichwohl ſchritt er weiter, und bemerkte mehrere offene Läden, welche ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht ſo unbewohnt war, als er gedacht hatte. Er näherte ſich einem dieſer Läden, wo verſchiedene Arten Früchte auf ſehr einladende Weiſe zum Verkauf ausgeſtellt waren, und grüßte den Greis, der darin ſaß.

Zweihundert und ein und ſiebzigſte Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beſchäftigt war, hob den Kopf auf; und als er einen jungen Mann von edlem und ſtattlichem Anſehen erblickte, fragte er ihn mit einem Ausdrucke großer Verwunderung, wo er herkäme, und was für ein Angelegenheit ihn herführete.

Der König Beder befriedigte in wenig Worten ſeine Neugier, und der Greis fragte ihn weiter, ob er auf ſeinem Wege niemand begegnet wäre.

„Ihr ſeid der erſte, den ich hier geſehen habe,“ antwortete der König, „und ich begreife nicht, wie eine ſo ſchöne und anſehnliche Stadt ſo öde ſein kann, wie ſie iſt.“

„Kommet herein, und bleibet nicht länger vor der Thüre,“ verſetzte der Greis: „es möchte euch ſonſt etwas übles begegnen. Ich will nachher eure Neugier befriedigen, und euch die Urſache ſagen, warum dieſe Vorſicht nöthig iſt.“

Der König Beder ließ es ſich nicht zweimal ſagen: er trat herein, und ſetzte ſich neben den Greis. Weil dieſer aber aus der Erzählung ſeines Misgeſchicks vernommen hatte, daß er Nahrung bedurfte, ſo reichte er ihm zuvörderſt etwas, um ſeine Kräfte wieder zu ſtärken; und obwohl der König Beder ihn um die Mittheilung der Urſache bat, warum er die Vorſicht gebrauchte, ihn herein treten zu laſſen, ſo wollte er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er ſich ſatt gegeſſen hatte. Er fürchtete nämlich, daß die ſchlimme Neuigkeit, welche er ihm zu ſagen hatte, ihn am ruhigen Eſſen hindern möchte. Jetzt, als er ſah, daß er ſeine Mahlzeit vollendet hatte, ſprach er zu ihm:

„Ihr möget Gott danken, daß ihr ohne einen Unfall bis zu mir gekommen ſeid.“

„Nun, wie ſo?“ fragte der König Beder, beunruhigt und erſchrocken.

„Ihr müßt wiſſen,“ fuhr der Greis fort, „daß dieſe Stadt die Zauberſtadt heißt, und nicht von einem Könige, ſondern von einer Königinn beherrſcht wird. Dieſe Königinn, welche die ſchönſte aller Weiber, iſt auch eine Zauberinn, aber die berüchtigſte und gefährlichſte, die man kennt. Ihr werdet davon überzeugt ſein, wenn ihr erfahret, daß alle dieſe Pferde, Mauleſel und andere Thiere, die ihr geſehen habt, ſämmtlich Menſchen ſind, wie ihr und ich, welche ſie durch ihre hölliſchen Künſte ſo verwandelt hat. Alle wohlgebildete junge Leute, wie ihr, welche in die Stadt kommen, werden von ihren dazu ausgeſtellten Sklaven angehalten, und mit Güte oder mit Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt ſie aufs freundlichſte; ſie liebkoſet ihnen, bewirthet ſie, und herberget ſie prächtig, kurz, gibt ihnen ſo viel Gelegenheit, um ſie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne Mühe gelingt: aber ſie läßt ſie nicht lange dieſes vermeinten Glückes genießen; da iſt keiner, den ſie nicht, nach Verlauf von vierzig Tagen, in irgend ein vierfüßiges Thier oder in einen Vogel, wie ſie es für gut findet, verwandelt hätte. Ihr habt mir von den vielen Thieren erzählt, welche euch verhindern wollten, ans Land zu kommen und in die Stadt zu gehen: das waren ſie; und weil ſie euch auf keine andere Weiſe die Gefahr zu erkennen geben konnten, welcher ihr euch ausſetztet, ſo thaten ſie, was in ihrem Vermögen ſtand, um euch davon abzuhalten.“

Dieſe Rede bekümmerte den jungen König von Perſien gar ſehr. „Ach,“ rief er aus, „welchen Unfällen bin ich durch mein Misgeſchick preisgegeben! Kaum bin ich von einer Bezauberung, die mich noch mit Grauen erfüllt, befreit, ſo ſehe ich mich ſchon wieder einer anderen, noch ſchrecklicheren ausgeſetzt.“

Dieß gab ihm Anlaß, dem Greiſe umſtändlicher ſeine Geſchichte zu erzählen, von ſeiner Geburt, ſeinem Stande, ſeiner Liebe zu der Prinzeſſinn von Samandal, und von ihrer Grauſamkeit, ſo daß ſie ihn in einen Vogel verwandelt, in dem Augenblicke, wo er ſie eben erſt geſehen und ihr ſeine Liebe erklärt hatte.

Als der König ſeine Erzählung geendigt hatte, bezeugte er ſeine Furcht, in ein noch größeres Unglück zu gerathen. Der Greis ſuchte ihn zu beruhigen und ſprach: „So wahr es iſt, was ich euch von der Zauberköniginn und ihrer Bosheit geſagt habe, ſo darf es euch jedoch nicht in die Unruhe verſetzen, welche ihr zu fühlen ſcheint. Ich bin in der großen Stadt beliebt; ſelbſt der Königinn bin ich nicht unbekannt, und ich darf wohl ſagen, daß ſie viel auf mich hält. Es iſt alſo ein großes Glück für euch, daß euer guter Stern euch eher zu mir als zu irgend einem andern geführt hat. Ihr ſeid in Sicherheit in meinem Hauſe, wo ich euch zu bleiben rathe, wenn es euch ſo gefällt. Sofern ihr euch nicht daraus entfernet, verbürge ich euch, daß euch nichts begegnen ſoll, was euch

Anlaß geben könnte, euch über meine Unredlichkeit zu beklagen. Alſo dürft ihr euch ſonſt in keiner Rückſicht Zwang anthun.“

Zweihundert und zwei und ſiebzigſte Nacht.

Der König Beder dankte dem Greiſe für die Gaſtfreundſchaft und den Schutz, welchen er ihm ſo gutherzig gewährte. Er ſetzte ſich an den Eingang des Ladens; und kaum erſchien er hier, als ſeine Jugend und ſein ſchönes Anſehen die Augen aller Vorübergehenden auf ſich zog. Mehrere blieben ſogar ſtehen, und wünſchten dem Alten Glück, daß er einen ſo wohlgebildeten Sklaven, wofür ſie ihn hielten, erworben hatte; und ſie ſchienen um ſo mehr darüber verwundert, als ſie nicht begreifen konnten, wie ein ſo ſchöner junger Mann den Nachſtellungen der Königinn hatte entgehen können.

„Wähnet nicht, daß es ein Sklave iſt,“ ſagte der Alte zu ihnen; „ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen Sklaven von ſolcher Schönheit zu haben. Es iſt mein Neffe, der Sohn meines verſtorbenen Bruders; und da ich kinderlos bin, ſo habe ich ihn kommen laſſen, um mir Geſellſchaft zu leiſten.“

Alle erfreuten ſich mit ihm über die Zufriedenheit, welche deſſen Ankunft ihm gewähren mußte; aber zugleich konnten ſie ſich nicht enthalten, ihm ihre Furcht zu äußern, daß die Königinn ihm denſelben entführen möchte.

„Ihr kennet ſie,“ ſagten ſie zu ihm, „und euch kann, nach ſo vielen Beiſpielen davon, die Gefahr nicht verborgen ſein, welcher ihr ausgeſetzt ſeid. Wie groß würde euer Schmerz ſein, wenn ſie ihm dieſelbe Behandlung erfahren ließe, wie ſo vielen anderen, die wir kennen!“

„Ich bin euch ſehr verbunden,“ erwiederte der Greis, „für die herzliche Freundſchaft, welche ihr mir bezeuget, und für die Theilnahme an meinen Angelegenheiten; ich danke euch dafür mit aller möglichen Erkenntlichkeit. Aber ich darf nicht fürchten, daß die Königinn mir das geringſte Leid anthun werde, nachdem ſie mir immerdar ſo viel Güte erzeigt hat. Falls ſie etwas davon vernimmt und mit mir davon redet, ſo hoffe ich, wird ſie doch nicht weiter an ihn denken, ſobald ich ihr ſage, daß er mein Neffe iſt.“

Der Greis freute ſich über die Lobſprüche, welche man dem jungen Könige von Perſien ertheilte; er nahm ſolchen Theil daran, als wenn er wirklich ſein eigener Sohn geweſen wäre; er faßte zu ihm eine herzliche Liebe, welche in dem Maaße zunahm, wie ſein Aufenthalt bei ihm, ihm Gelegenheit gab, ihn immer beſſer kennen zu lernen.

Es war ungefähr ein Monat, daß ſie ſo zuſammen lebten, als eines Tages der König Beder, wie gewöhnlich, am Eingange des Ladens ſaß, und die Königinn Labe (ſo nannte ſich die Zauberköniginn) mit großem Gepränge am Hauſe des Greiſes vorüber zog. Der König Beder hatte nicht ſobald die Spitze der voranreitenden Leibwache erblickt, als er aufſtand, in den Laden zurücktrat, und den Greis, ſeinen Wirth, fragte, was das bedeutete? „Das iſt die Königinn, die hier vorbeikommen wird,“ antwortete er; „aber bleibet nur, und fürchtet nichts.“

Die Leibwache der Königinn Labe, ſämmtlich purpurfarbig gekleidet, wohl beritten und ausgerüſtet, zog mit blankem Säbel, in vier Reihen, tauſend an der Zahl, einher; und es war keiner von den Offizieren, welcher nicht im Vorbeireiten an dem Laden des Greiſes, dieſen begrüßete. Ihnen folgte eine gleiche Anzahl von Verſchnittenen, in Brokat gekleidet und noch beſſer beritten; und ihre Offiziere erwieſen ihm dieſelbe Ehre. Nach ihnen kamen eben ſo viele junge Mädchen; faſt alle gleich ſchön, reich gekleidet und mit Edelſteinen geſchmückt, ſchritten ſie feierlich einher, mit einer kleinen Pike in der Hand: und in ihrer Mitte erſchien die Königinn Labe, auf einem Roſſe, welches ganz von Diamanten ſtralte, mit einem goldenen Sattel nnd einer Schabracke von unſchätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten ebenfalls den Greis, ſo wie ſie an ihm vorbei kamen; und die Königinn, getroffen von der Schönheit des Königs Beder, hielt vor dem Laden ſtill, und ſprach zu dem Alten:

„Abdallah,“ (ſo hieß er) „ſage mir, ich bitte dich, gehört dir dieſer ſo wohlgebildete und reizende Sklave? Haſt du ihn ſchon lange?“

Abdallah warf ſich vor der Königinn auf die Erde, und antwortete ihr, indem er wieder aufſtand:

„Königinn, es iſt mein Neffe, der Sohn meines unlängſt verſtorbenen Bruders. Da ich keine Kinder habe, ſo betrachte ich ihn, wie meinen Sohn, und ich habe ihn zum Troſte meines Alters kommen laſſen, und damit er nach meinem Tode das Wenige, was ich hinterlaſſen werde, in Beſitz nehme.

Zweihundert und drei und ſiebzigſte Nacht.

Die Königinn, die noch keinen ſo ſchönen Jüngling geſehen hatte, wie den König Beder, und in eine heftige Leidenſchaft für ihn entbrannte, ſuchte es auf dieſe Erklärung dahin zu bringen, daß der Greis ihn ihr überließe. „Guter Vater,“ fuhr ſie fort, „willſt du mir nicht die Liebe thun und mir ein Geſchenk mit ihm machen? Schlag es mir nicht ab, ich bitte dich. Ich ſchwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn ſo groß und ſo gewaltig machen, daß noch niemals einer ſeinesgleichen ein ſo hohes

Glück soll gemacht haben. Wenn ich auch die Abſicht hätte, dem ganzen Menſchengeſchlechte Böſes zu thun, ſo ſollte doch er der einzige ſein, bei dem ich mich wohl davor hüten würde. Ich vertraue, daß du mir meine Bitte gewähreſt, und ich gründe dieſes Vertrauen noch mehr auf die Liebe, welche du, wie ich weiß, zu mir haſt, als auf die Hochachtung, welche ich ſtäts für dich gehegt habe und noch hege."

„Herrinn," erwiederte der gute Abdallah, „ich bin Euer Majeſtät unendlich verpflichtet für alle die Güte, welche ihr mir erzeigt, und für die Ehre, welche ihr meinem Neffen anthun wollet. Er iſt nicht würdig, einer ſo großen Königinn zu nahen: ich bitte alſo Euer Majeſtät, ihn gütigſt davon zu entbinden."

„Abdallah," verſetzte die Königinn, „ich hatte mir geſchmeichelt, daß du mich mehr liebteſt; und ich hätte niemals geglaubt, daß meine Bitte ſo wenig Gewicht bei dir haben könnte. Aber ich ſchwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja ſelbſt bei dem Allerheiligſten meiner Religion, daß ich nicht von dannen gehe, als bis ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife ſehr wohl, was dir Sorge macht; aber ich verſpreche dir, du ſollſt nicht die geringſte Urſache haben, es zu bereuen, daß du mich ſo höchlich verpflichtet haſt."

Dem alten Abdallah that es unausſprechlich weh, ſowohl für ihn ſelbſt als für den König Beder, als er ſich gezwungen ſah, dem Willen der Königinn nachzugeben. „Herrinn,“ erwiederte er, „ich kann es nicht zugeben, daß Euer Majeſtät eine ſo ſchlechte Meinung habe von meiner Ehrfurcht für euch, und von meinem Eifer, zu allem, was euch nur Vergnügen machen kann, beizutragen. Ich ſetze volles Vertrauen in euer Wort, und zweifle nicht, daß ihr es mir halten werdet. Ich bitte euch nur, die große, meinem Neffen zugedachte Ehre noch bis zum nächſten Male zu verſchieben, wo ihr wieder hier vorbei kommet.“

„Das iſt alſo bis morgen,“ verſetzte die Königinn. Und mit dieſen Worten neigte ſie das Haupt, ihm zu danken, und ſetzte ihren Weg nach dem Palaſte fort.

Als die Königinn Labe mit ihrem Prunkgefolge vorüber gezogen war, ſprach der gute Abdallah zu dem Könige Beder: „Mein Sohn,“ (ſo pflegte er ihn zu nennen, um ihn nicht im öffentlichen Geſpräche zu erkennen zu geben,) „ich habe, wie ihr ſelber geſehen, der Königinn ihre ſo dringende Bitte nicht abſchlagen können, um ſie nicht zu reitzen, gegen euch öffentlich, oder heimlich durch ihre Zauberkunſt, Gewalt zu brauchen, und euch im Grimme gegen uns beide eine noch grauſamere und auffallendere Behandlung zu bereiten, als allen denen, welche bis jetzt in ihre Gewalt gerathen ſind, wie ich euch ſchon geſagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß ſie ſo freundlich mit euch verfahren wird, wie ſie mir verſprochen hat, in Betracht der beſonderen Achtung, welche ſie für mich hegt. Ihr habt ſelbſt davon urtheilen können, nach dem Benehmen ihres ganzen Hofes und nach der Ehre, welche man mir erzeigt hat. Sie wäre verflucht von Gott, wenn ſie mich betröge; aber ſie ſollte mich nicht ungeſtraft betrügen, und ich würde mich dafür zu rächen wiſſen.“

Dieſe Verſicherungen, die ſehr ungewis erſchienen, machten auf den König Beder keinen ſonderlichen Eindruck. „Nach allem, was ihr mir von der Bosheit dieſer Königinn erzählt habt,“ ſagte er hierauf, „verhehle ich euch nicht, daß ich mich ſcheue, ihr zu nahen. Ich würde vielleicht alles, was ihr mir von ihr geſagt habt, verachten, und mich von dem Glanze der Herrlichkeit, welche ſie umgibt, blenden laſſen, wenn ich nicht ſchon aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der Gewalt einer Zauberinn ſein. Der Zuſtand, in welchem ich mich durch die Bezauberung der Prinzeſſinn Giäuhare befand, aus welcher ich, wie es ſcheint, nur deshalb befreiet bin, um ſogleich wieder in eine andere zu gerathen, erfüllt mich mit Entſetzen vor ihr.“

Seine Thränen hinderten ihn, mehr hierüber zu ſagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er ſich in der verhängnisvollen Nothwendigkeit ſah, der Königinn Labe überliefert zu werden.

„Mein Sohn,“ fuhr der alte Abdallah fort, „betrübe dich nicht; ich geſtehe, daß man eben nicht ſehr auf die Verſprechungen und ſelbſt auf die Schwüre einer ſo argliſtigen Königinn bauen darf. Ich will euch aber wohl ſagen, daß all ihre Macht ſich nicht bis auf mich erſtreckt. Dieß iſt ihr nicht unbekannt, und deshalb beſonders hat ſie ſo viel Rückſicht für mich. Ich will ſie ſchon verhindern, euch das mindeſte Leid anzuthun, wenn ſie auch treulos genug wäre, es ſich zu unterfangen. Ihr könnt euch deshalb auf mich verlaſſen; und ſofern ihr genau die Weiſung befolgt, welche ich euch geben werde, bevor ich euch ihr überliefere, ſo bin ich euch Bürge, daß ſie nicht mehr Gewalt über euch haben wird, als über mich.“

Die Zauberköniginn ermangelte nicht, den folgenden Tag an dem Laden des Alten Abdallah vorbei zu kommen, in demſelben prächtigen Aufzuge, wie am vorigen Tage, und der Greis erwartete ſie mit großer Ehrfurcht.

„Guter Vater,“ ſprach ſie zu ihm, indem ſie anhielt, „aus der Eilfertigkeit, mit welcher ich komme, dich an dein Verſprechen zu erinnern, kannſt du auf meine Ungeduld ſchließen, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du biſt ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert habeſt.“

Abdallah, der ſich ſogleich bei der Annäherung der Königinn niedergeworfen, ſtand wieder auf, als ſie ausgeredet hatte; und da er niemand wollte hören laſſen, was er ihr zu ſagen hatte, trat er ehrerbietig bis zu dem Kopf ihres Roſſes hin, und ſagte leiſe zu ihr: „Mächtige Königinn, ich weiß, Euer Majeſtät wird die Schwierigkeit nicht übel nehmen, welche ich geſtern machte, euch meinen Neffen anzuvertrauen; ihr ſelber müßt meine Beweggründe erkannt haben. Ich will ihn euch heute wohl übergeben, aber ich bitte euch, in Anſehung ſeiner, aller Geheimniſſe dieſer wunderbaren Kunſt, welche ihr in ſo hohem Grade beſitzt, zu vergeſſen. Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn; und Euer Majeſtät würde mich in Verzweiflung ſtürzen, wenn ihr mit ihm anders verführet, als wie ihr die Güte gehabt habt, mir zu verſprechen.“

„Ich verſpreche es dir noch einmal,“ verſetzte die Königinn, „und ich wiederhole dir mit demſelben Schwure, wie geſtern, daß du und er alle Urſache haben ſollt, mit mir zufrieden zu ſein. Ich ſehe wohl, du kennſt mich noch nicht recht,“ fügte ſie hinzu, „du haſt mich bisher nur mit verſchleiertem Antlitze geſehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundſchaft würdig finde, ſo will ich dich ſehen laſſen, daß ich auch der ſeinigen nicht unwürdig bin.“

Bei dieſen Worten ließ ſie den König Beder, der ſich mit Abdallah genähert hatte, eine vollendete Schönheit ſehen.

„Es iſt nicht genug, ſchön zu ſein,“ ſprach er bei ſich ſelber, „die Handlungen müſſen auch eben ſo regelmäßig ſein, als die Schönheit vollkommen iſt.“

Zweihundert und vier und ſiebzigſte Nacht.

Indem der König Beder, die Augen auf die Königinn Labe geheftet, dieſe Betrachtungen anſtellte, drehte ſich Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand, und ſtellte ihn ihr vor, mit den Worten: „Hier iſt er, Herrinn; ich flehe Euer Majeſtät noch einmal, zu bedenken, daß er mein Neffe iſt, und ihm zu erlauben, daß er mich manchmal beſuche.“

Die Königinn verſprach es ihm, und ließ ihm, zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, einen Beutel mit tauſend Goldſtücken geben, welchen ſie hatte mitbringen laſſen. Er weigerte ſich anfangs, ihn anzunehmen; ſie aber wollte es durchaus, und er konnte es nicht abſchlagen.

Sie hatte ein eben ſo reich aufgeſchirrtes Roſs, als das ihrige, für den König von Perſien herführen laſſen. Man bot es ihm dar; und während er den Fuß in den Steigbügel ſetzte, ſagte die Königinn noch zu Abdallah: „Ich habe vergeſſen, dich zu fragen, wie dein Neffe heißt.“ Auf ſeine Antwort, daß er Beder (Vollmond) hieße, fuhr ſie fort: „Man hat ſich verſehen: er ſollte vielmehr Schems (Sonne) heißen.“

Als der König Beder zu Pferde geſtiegen war, wollte er hinter der Königinn reiten: ſie aber nahm ihn zu ihrer Linken, und ließ ihn neben ihr reiten. Sie ſah Abdallah an, und nachdem ſie ihm eine Verneigung gemacht, ſetzte ſie ihren Weg fort.

Anſtatt auf dem Geſichte des Volks eine gewiſſe Zufriedenheit, von Ehrfurcht begleitet, bei dem Anblick ihrer Königinn zu ſehen, bemerkte der König Beder im Gegentheile, daß man ſie mit Verachtung anſah, und daß Mehrere ſogar tauſend Verwünſchungen gegen ſie ausſtießen. „Die Zauberinn,“ ſprachen Einige, „hat wieder einen neuen Gegenſtand für ihre Bosheit gefunden. Wird denn der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien!“ — „Armer Fremdling,“ riefen Andere aus, „du biſt ſehr betrogen, wenn du wähneſt, daß dein Glück lange dauern wird: man erhebt dich nur ſo hoch, damit dein Fall deſto furchtbarer ſei!“

Aus dieſen Reden erkannte er wohl, daß der alte Abdallah ihm die Königinn Labe ſo geſchildert hatte, wie ſie wirklich war; da es aber nicht mehr von ihm abhing, ſich der Gefahr, worin er ſchwebte, zu entziehen, ſo überließ er ſich der Vorſehung und dem, was dem Himmel gefiele, über ſein Schickſal zu beſtimmen.

Die Zauberköniginn kam nach ihrem Palaſt, und als ſie abgeſtiegen war, ließ ſie ſich vom Könige Beder die Hand reichen, und trat, in Begleitung ihrer Frauen und der Offiziere ihrer Verſchnittenen, mit ihm hinein. Sie ſelber zeigte ihm darin alle Zimmer, wo man lauter gediegenes Gold, Edelgeſteine und Geräth von ungemeiner Pracht ſah. Als ſie ihn in ihr Wohnzimmer geführt hatte, trat ſie mit ihm auf einen Altan hinaus, und zeigte ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit. Der König Beder lobte alles was er ſah, mit vieler Feinheit, doch keinesweges ſo, daß ſie hätte muthmaaßen können, er wäre etwas anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten ſich von verſchiedenen gleichgültigen Dingen, bis man der Königinn zu melden kam, daß aufgetragen wäre.

Die Königinn und der König Beder ſtanden auf, gingen hin und ſetzten ſich zu Tiſche. Der Tiſch war von gediegenem Golde, und die Schüſſeln desgleichen. Sie aßen ohne faſt zu trinken bis zum Nachtiſche; jetzt aber ließ die Königinn ihre Schale voll köſtlichen Weines ſchenken, und nachdem ſie auf die Geſundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ ſie dieſelbe, ſie in ihrer Hand behaltend, wieder füllen, und bot ſie ihm dar. Der König Beder nahm ſie mit großer Ehrerbietung, und mit einer tiefen Verneigung des Hauptes bezeigte er ihr, daß er zur Erwiederung auf ihre Geſundheit tränke.

Zu gleicher Zeit traten zehn von den Frauen der Königinn Labe mit Inſtrumenten herein, und machten, durch Begleitung derſelben mit ihren Stimmen, ein angenehmes Konzert, während beide fortfuhren zu trinken bis tief in die Nacht. Dieß ſtarke Trinken erhitzte ſie mit einander endlich ſo ſehr, daß der König Beder allmählich bei der Königinn die Zauberinn vergaß, und ſie nur für die ſchönſte Königinn auf der Welt anſah.

Sobald die Königinn gewahrte, daß ſie ihn ſo weit gebracht hatte, wie ſie wünſchte, gab ſie den Verſchnittenen ein Zeichen, ſich zu entfernen. Sie gehorchten, und der König Beder legte ſich mit ihr zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufſtehen, gingen die Königinn und der König Beder ins Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, welche den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäſche und ein höchſt prächtiges Kleid. Die Königinn, welche auch ein reicheres Kleid als geſtern angelegt hatte, kam, ihn abzuholen, und ſie gingen zuſammen in ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, nach welchem ſie den Tag mit Luſtwandeln im Garten und verſchiedenen andern Ergötzlichkeiten angenehm zubrachten.

Auf dieſe Weiſe behandelte und bewirthete die Königinn Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie ſie mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte.

Als in der Nacht des vierzigſten Tages beide ſich niedergelegt hatten, und die Königinn wähnte, daß der König Beder ſchliefe, ſtand ſie leiſe wieder auf. Der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß ſie etwas vorhatte, ſtellte ſich, als wenn er ſchliefe, und gab auf alle ihre Handlungen Acht.

Als ſie aufgeſtanden war, öffnete ſie ein Käſtchen, und zog daraus eine Schachtel mit einem gewiſſen gelben Pulver hervor. Dieſes Pulver nahm ſie, und ſtreute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte ſich dieſer Strich in einen Bach ſehr klaren Waſſers, zum großen Erſtaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that aber, als wenn er noch feſter ſchliefe, um der Zauberinn nicht zu verrathen, daß er wachete.

Zweihundert und fünf und ſiebzigſte Nacht.

Die Königinn Labe ſchöpfte in einem Gefäße Waſſer aus dem Bache, goß davon in ein Becken, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, welchen ſie ſehr lange knätete. Sie that zuletzt noch gewiſſe Spezereien hinein, welche ſie aus verſchiedenen Schachteln nahm, und machte ſo daraus einen Kuchen, welchen ſie in eine bedeckte Tortenpfanne that. Da ſie vor allen Dingen ein groſſes Feuer angezündet hatte, ſcharrte ſie Kohlen daraus hervor, und ſetzte die Pfanne darauf; und während der Kuchen buk, ſetzte ſie die Gefäſſe und Schachteln, die ſie gebraucht hatte, wieder an ihre Stelle; und auf gewiſſe Worte, welche ſie ausſprach, verſchwand der Bach wieder, welcher mitten im Zimmer rieſelte. Als der Kuchen gahr war, nahm ſie ihn von den Kohlen, und trug ihn in ein Gemach; worauf ſie ſich wieder zu dem Könige Beder ins Bette legte, welcher ſich ſo gut verſtellte, daß ſie nicht den geringſten Verdacht ſchöpfte, er könnte etwas von dem geſehen haben, was ſie eben vorgenommen hatte.

Der König Beder, der über alle die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, des guten alten Abdallah, ſeines Wirthes, ſeit er ihn verlaſſen, gänzlich vergeſſen hatte, erinnerte ſich jetzt wieder ſeiner, und glaubte nach dem, was er die Königinn Labe in der Nacht hatte thun ſehen, ſeines Rathes zu bedürfen.

Als er aufgeſtanden war, äuſſerte er der Königinn ſein Verlangen, ihn zu beſuchen, und bat ſie um die Erlaubnis dazu.

„Ei wie, mein lieber Beder,“ erwiederte die Königinn, „langweilt es euch ſchon, ich will nicht ſagen, in einem ſo prächtigen Palaſte zu wohnen, worin ihr ſo viel Annehmlichkeiten findet, ſondern in der Geſellſchaft einer

Königinn, die euch ſo leidenſchaftlich liebt, und euch ſo viele Beweiſe davon gibt?“

„Große Königinn,“ antwortete der König Beder, „wie könnte ich mich langweilen bei ſo viel Anmuth und unter ſolchen Gunſtbezeigungen, womit Euer Majeſtät mich gütigſt überſchüttet? Weit entfernt davon, Herrinn, begehre ich dieſe Erlaubnis nur, um meinen Oheim Rechenſchaft von den unendlichen Verbindlichkeiten abzulegen, welche ich gegen Euer Majeſtät habe, und um ihm zu erkennen zu geben, daß ich ihn nicht vergeſſe. Ich verhehle indeſſen nicht, daß es beſonders aus dieſem Grunde geſchieht: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt, und es ſchon vierzig Tage ſind, daß er mich nicht geſehen hat, ſo will ich ihm durch mein längeres Ausbleiben nicht Anlaß zu dem Gedanken geben, daß ich ſeine Geſinnungen für mich nicht erwiedere.“ — „Gehet hin,“ ſagte hierauf die Königinn, „ich erlaube es gern; ihr werdet aber nicht lange ausbleiben, wenn ihr euch erinnert, daß ich ohne euch nicht leben kann.“

Sie ließ ihm ein reich aufgeſchirrtes Roſs vorführen, und er ritt hin.

Der alte Abdallah war erfreut, den König Beder wiederzuſehen. Ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder erwiederte es ebenſo, damit niemand daran zweifelte, daß er ſein Neffe wäre.

Als ſie ſich geſetzt hatten, fragte Abdallah den König: „Wie habt ihr euch bei dieſer Treuloſen, dieſer Zauberinn, befunden, und wie befindet ihr euch noch bei ihr?“

„Bisher,“ antwortete der König Beder, „kann ich ſagen, hat ſie alle nur erdenkliche Rückſichten für mich gehabt, und mir alle mögliche Achtung und Aufmerkſamkeit bewieſen, um mich recht zu überzeugen, daß ſie mich vollkommen liebe. Aber dieſe Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründeten Verdacht gibt, daß alles, was ſie gethan hat, nur Verſtellung iſt. Während ſie wähnte, daß ich feſt ſchliefe, obwohl ich aufgewacht war, bemerkte ich, daß ſie ſehr behutſam von mir wegrückte und aufſtand. Dieſe Vorſicht bewirkte, daß ich, anſtatt wieder einzuſchlafen, ſie genau beobachtete, indeß ich mich ſtellte, als wenn ich immerfort ſchliefe.“ Und ſo erzählte er ihm weiter, wie und unter welchen Umſtänden er ſie den Kuchen backen ſah, und ſchloß mit den Worten: „Bis dahin, ich bekenne es, hatte ich euch faſt vergeſſen, ſammt allen Weiſungen, welche ihr mir über ihre Bosheit gegeben habt: aber dieſe Handlung läßt mich fürchten, daß ſie weder die Verſprechungen, noch die feierlichen Schwüre halten will, welche ſie euch gethan hat. Da habe ich ſogleich an euch gedacht; und ich ſchätze mich glücklich, daß ſie willfähriger, als ich erwartete, mir erlaubt hat, euch zu beſuchen.“

„Ihr habt euch nicht getäuſcht,“ erwiederte der alte Abdallah mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er ſelber wohl gedacht hätte, ſie würde nicht anders verfahren; „nichts iſt im Stande, die Treuloſe zur Beſſerung zu vermögen. Aber fürchtet nichts, ich weiß ein Mittel, daß das Uebel, welches ſie euch anthun will, auf ſie ſelbſt zurückfalle. Ihr habt noch zur rechten Zeit Verdacht geſchöpft, und konntet nichts beſſeres thun, als euch wieder an mich wenden. Da ſie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält, und ſie, anſtatt ſie anſtändig zu entlaſſen, jeden in ein Thier verwandelt, mit welchen ſie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, ſo nahm ich geſtern gleich meine Maaßregeln, um zu verhindern, daß ſie euch nicht daſſelbe Schickſal bereite. Schon zu lange trägt die Erde dieß Ungeheuer; ſie ſoll endlich ſelber behandelt werden, wie ſie es verdient.“

Zweihundert und ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Mit dieſen Worten gab Abdallah dem Könige Beder zwei Kuchen in die Hand, und hieß ihn ſie bewahren, um folgenden Gebrauch davon zu machen. „Ihr habt mir geſagt,“ fuhr er fort, „daß die Zauberinn dieſe Nacht einen Kuchen gebacken hat: es geſchah, um euch davon eſſen zu laſſen, zweifelt nicht daran; aber hütet euch wohl, ihn zu koſten. Unterlaſſet zwar nicht, es anzunehmen, wenn ſie euch etwas davon darbietet, aber anſtatt es in den Mund zu ſtecken, eſſet dafür einen von den beiden Kuchen, die ich euch gebe, ohne daß ſie es gewahre. Wenn ſie nun glaubt, daß ihr von dem ihrigen gegeſſen habt, ſo wird ſie nicht ermangeln, euch in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und nun wird ſie einen Spaß daraus machen, als ob ſie es nur zur Beluſtigung gethan, und euch einen kleinen Schreck hätte einjagen wollen, obſchon ſie ſich in der Seele darüber ärgern und ſich einbilden wird, ſie habe bei der Zubereitung des Kuchens etwas verſehen. Hierauf machet ihr mit dem andern Kuchen ein Geſchenk, und dringet in ſie, davon zu eſſen. Sie wird davon eſſen, und wäre es auch nur, um euch zu zeigen, daß ſie euch nicht mistraue, nachdem ſie euch Anlaß zum Mistrauen gegen ſie gegeben hat. Sobald ſie davon gegeſſen, ſo nehmet ein wenig Waſſer in die hohle Hand, und indem ihr es ihr ins Geſicht ſpritzet, ſprechet zu ihr:

„Verlaß dieſe Geſtalt, und nimm die Geſtalt dieſes oder jenes Thieres (welches ihr wollt) an!“

Kommet dann mit dem Thiere hieher, und ich werde euch ſagen, was ihr weiter thun müſſet.“

Der König Beder bezeugte dem alten Abdallah in den lebhafteſten Ausdrücken, wie ſehr er ihm dafür verbunden wäre, daß er es ſich ſo angelegen ſein ließe, eine ſo gefährliche Zauberinn an der Ausübung ihrer Bosheit gegen ihn zu verhindern; und nachdem er ſich noch einige Zeit mit ihm unterredet hatte, verließ er ihn, und kehrte nach dem Palaſt zurück.

Bei ſeiner Ankunft vernahm er, daß die Zauberinn ihn im Garten mit großer Ungeduld erwartete. Er ging hin, ſie aufzuſuchen, und die Königinn Labe hatte ihn nicht ſobald bemerkt, als ſie mit großer Haſt auf ihn zukam.

„Lieber Beder," ſprach ſie zu ihm, „mit großem Rechte ſagt man, daß nichts beſſer die Stärke und das Uebermaaß der Liebe erkennen läßt, als die Entfernung des geliebten Gegenſtandes. Ich habe keine Ruhe gehabt, ſeitdem ich euch aus den Augen verloren, und es dünken mich Jahre zu ſein, daß ich euch nicht geſehen habe. Wäret ihr nur noch ein wenig länger ausgeblieben, ſo wäre ich ſelber gekommen, euch aufzuſuchen."

„Herrinn," erwiederte der König Beder, „ich kann Euer Majeſtät verſichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfunden habe, wieder bei euch zu ſein; aber ich habe einem Oheime, den ich liebe, und der mich ſo lange nicht geſehen hat, eine kurze Unterhaltung nicht verſagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich ſeiner Zärtlichkeit entriſſen, um dahin zu eilen, wohin die Liebe mich rief; und von dem Mahle, welches er mir bereitet, habe ich mich mit einem Kuchen begnügt, welchen ich euch mitbringe.“

Der König Beder, welcher einen der beiden Kuchen in ein ſehr ſauberes Tuch gewickelt hatte, zog ihn hervor, und bot ihn ihr dar mit den Worten:

„Da iſt er, Herrinn, ich bitte euch, ihn freundlich anzunehmen.“

„Ich nehme ihn herzlich gern an,“ verſetzte die Königinn, indem ſie ihn nahm, „und ich werde euch zu Liebe davon eſſen; aber zuvor verlange ich, daß ihr mir zu Liebe auch von dieſem hier eſſet, den ich während eurer Abweſenheit gebacken habe.“

„Schöne Königinn,“ ſagte hierauf der König Beder, indem er ihn ehrerbietig annahm, „ſolche Hände, wie die Euer Majeſtät, können nur Vortreffliches machen, und ihr erweiſet mir eine Gnade, wofür ich euch meine Dankbarkeit nicht genug bezeugen kann.“

Der König Beder vertauſchte geſchickt den Kuchen der Königinn mit dem, welchen der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab, und ſteckte es in den Mund. „Ah, Herrinn,“ rief er aus, indem er es aß, „ich habe niemals etwas Köſtlicheres gegeſſen!“

Da ſie nahe bei einem Springbrunnen waren, und die Zauberinn bemerkte, daß er den Biſſen verſchluckt hatte, und eben noch einen eſſen wollte, ſo ſchöpfte ſie mit der hohlen Hand Waſſer aus dem Becken, und ſpritzte es ihm ins Geſicht, mit den Worten:

„Elender, verlaß dieſe Menſchengeſtalt, und nimm die Geſtalt einer einäugigen und hinkenden Schindmähre an!“

Zweihundert und ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Dieſe Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberinn war äußerſt betroffen, den König Beder unverwandelt, und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm zu ſehen. Die Röthe ſtieg ihr darüber ins Geſicht, und als ſie nun ſah, daß es ihr fehlgeſchlagen war, ſprach ſie zu ihm: „Lieber Beder, es iſt nichts, beruhiget euch, ich habe euch kein Leid zufügen wollen, ich habe es bloß gethan, um zu ſehen, was ihr dazu ſagen würdet. Fürwahr, ich müßte die elendſte und abſcheulichſte aller Weiber ſein, wenn ich, nach den Schwüren nicht nur, die ich gethan, ſondern ſelbſt nach den Beweiſen der Liebe, welche ich euch gegeben habe, eine ſo ſchwarze Handlung begehen könnte.“

„Mächtige Königinn,“ verſetzte der König Beder, „wie ſehr ich überzeugt bin, daß Euer Majeſtät es nur gethan hat, um ſich zu beluſtigen, ſo konnte ich mich dennoch der Ueberraſchung nicht erwehren. Wie ſollte man auch nicht wenigſtens eine Erſchütterung ſpüren, wenn man Worte hört, welche im Stande ſind, eine ſo ſeltſame Verwandelung zu bewirken? Aber, Herrinn, laſſen wir dieß jetzo beruhen: und da ich von euerm Kuchen gegeſſen habe, ſo erzeiget mir die Gnade, auch den meinen zu koſten.“

Die Königinn Labe, die ſich nicht beſſer rechtfertigen konnte, als wenn ſie dem Könige von Perſien dieſen Beweis ihres Vertrauens gewährte, brach ein Stück von dem Kuchen ab, und aaß es. Sobald ſie es hinunter geſchluckt hatte, ſchien ſie ganz verwirrt, und ſtand wie unbeweglich da.

Der König Beder verlor keine Zeit, er ſchöpfte Waſſer aus demſelben Becken, und ſpritzte es ihr ins Geſicht, indem er dabei ausrief:

„Verfluchte Hexe, verlaß dieſe Geſtalt, und verwandle dich in eine Stute!“

In demſelben Augenblicke wurde die Königinn Labe in eine ſehr ſchöne Stute verwandelt; und ihre Beſtürzung über dieſe Verwandlung war ſo groß, daß ſie Thränen im Ueberfluß vergoß. Sie ſenkte das Haupt auf die Füße des Königs Beder, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Aber wenn er ſich auch hätte erweichen laſſen, ſo ſtand es jedoch nicht in ſeiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, was er gethan hatte.

Er führte die Stute zu dem königlichen Marſtalle, wo er ſie einem Reitknecht übergab, ſie aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, welche der Reitknecht ihr anlegte, paßte keiner recht. Beder ließ noch zwei Pferde ſatteln, und zäumen, eins für ſich, das andere für den Reitknecht, und ritt, mit der Stute an der Hand, zum alten Abdallah.

Als Abdallah den König Beder mit der Stute von weiten kommen ſah, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. „Verfluchte Hexe,“ ſprach er ſogleich bei ſich, voll Freuden, „endlich hat der Himmel dich beſtraft, wie du es verdieneſt!“

Der König Beder ſtieg bei Abdallahs Laden ab, trat hinein, und umarmte ihn unter Dankſagungen für alle ihm geleiſtete Dienſte. Er erzählte ihm, wie alles zugegangen war, und ſagte ihm, er hätte keinen paſſenden Zaum für die Stute finden können. Abdallah, der einen für jedes Pferd paſſenden Zaum hatte, zäumte ſelber die Stute damit auf; und als der König Beder den Reitknecht mit den beiden Pferden zurück geſchickt hatte, ſprach er zu ihm: „Herr, ihr brauchet euch nun nicht länger in dieſer Stadt aufzuhalten, beſteiget die Stute und kehret heim in euer Königreich. Das einzige, was ich euch empfehle, iſt dieſes: wenn ihr einmal die Stute veräußert, ſo hütet euch wohl, ſie mit dem Zaume wegzugeben.“

Der König Beder verſprach ihm, es nicht zu vergeſſen; und nachdem er ihm Lebewohl geſagt hatte, ritt er fort.

Der junge König von Perſien war nicht ſobald außerhalb der Stadt, als er ſich kaum fühlte vor Freuden, aus einer ſo großen Gefahr befreit zu ſein, und die Zauberinn in ſeiner Gewalt zu haben, welche er ſo ſehr Urſache hatte zu fürchten.

Drei Tage nach ſeiner Abreiſe kam er an eine große Stadt. In der Vorſtadt begegnete ihm ein Greis von einigem Anſehen, der zu Fuße nach einem Luſthauſe ging, welches er dort hatte.

„Herr,“ redete der Greis ihn an, indem er ſtehen blieb, „darf ich euch fragen, woher ihr kommet?“

Beder hielt ſogleich an, und befriedigte ſeine Neugier; und während der Greis ihm noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, ſtand ebenfalls ſtill, und fing an zu weinen, indem ſie mit tiefen Seufzern die Stute betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Geſpräch, um die Alte zu betrachten, und der König Beder fragte ſie, warum ſie ſo weinete? „Ach, Herr,“ antwortete ſie, „weil eure Stute einer Stute meines Sohnes, welche ich noch immer, ihm zu Liebe, bedaure, ſo vollkommen gleicht, daß ich ſie für ebendieſelbe halten würde, wenn ſie nicht todt wäre. Verkaufet ſie mir, ich flehe euch darum, ich will ſie euch nach ihrem vollen Werthe bezahlen, und dabei werde ich euch noch immer großen Dank ſchuldig bleiben.“

„Gute Mutter,“ entgegnete der König Beder; „es thut mir leid, euch eure Bitte nicht gewähren zu können: meine Stute iſt nicht zu verkaufen.“

„Ach, Herr,“ fuhr die Alte dringend fort, „ich beſchwöre euch im Namen Gottes darum! Wir müſſen vor Gram ſterben, mein Sohn und ich, wenn ihr uns dieſe Gnade nicht gewähret.“

„Gute Mutter,“ verſetzte der König Beder, „ich würde ſie euch ſehr gern gewähren, wenn ich im Sinne hätte, eine ſo gute Stute zu veräußern: aber wenn dieß auch wäre, ſo glaube ich doch nicht, daß ihr tauſend Goldſtücke dafür geben möchtet: denn in dieſem Falle würde ich den Preis doch nicht geringer ſetzen.“

„Warum ſollte ich die nicht geben?“ erwiederte die Alte; „ihr dürft nur den Handel richtig machen, ich will ſie euch ſogleich aufzählen.“

Der König Beder, welcher die Alte ſo armſelig gekleidet ſah, konnte ſich nicht einbilden, daß ſie im Stande wäre, eine ſo große Summe aufzubringen. Um zu ſehen, ob ſie den Handel halten würde, ſprach er zu ihr: „Gebet mir das Geld, und die Stute iſt euer.“

Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los, und bot ihm denſelben dar, mit den Worten:

„Bemühet euch abzuſteigen, damit wir zählen, ob die Summe darin iſt; falls etwas daran fehlt, ſo will ich es alsbald herbeiſchaffen; mein Haus iſt nicht weit.“

Der König Beder war äußerſt erſtaunt, als er die Börſe ſah. „Gute Mutter,“ ſprach er darauf, „ihr ſeht wohl, daß ich euch das nur zum Scherze geſagt habe: ich wiederhole euch, meine Stute iſt nicht zu verkaufen.“

Der Greis, welcher Zeuge dieſes Geſprächs geweſen war, nahm hierauf das Wort, und ſprach zu dem Könige Beder: „Mein Sohn, ihr müßt wiſſen, was, wie ich ſehe, euch unbekannt iſt, nämlich, daß es in dieſer Stadt durchaus nicht erlaubt iſt, zu lügen, bei Todesſtrafe. Demnach könnt ihr euch nicht entbinden, von dieſer guten Frau das Geld anzunehmen, und ihr eure Stute zu überliefern, weil ſie euch die Summe dafür bezahlt, welche ihr gefordert habt. Ihr werdet beſſer thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als euch dem Unglück auszuſetzen, welches für euch daraus entſtehen könnte.“

Zweihundert und acht und ſiebzigſte Nacht.

Der König Beder war ſehr ärgerlich, ſich ſo unbeſonnen in dieſen böſen Handel verwickelt zu haben, und ſtieg mit großem Widerwillen ab.

Die Alte war hurtig darüber her, ſich des Zaumes zu bemächtigen und die Stute abzuzäumen, und noch mehr, mit der Hand Waſſer aus einem mitten in der Straße fließenden Bache zu ſchöpfen, und die Stute damit zu beſpritzen, indem ſie folgende Worte ausſprach:

„Meine Tochter, verlaß dieſe fremde Geſtalt, und nimm deine eigene wieder an!“

Die Verwandlung geſchah augenblicklich; und der König Beder, der bei der Erſcheinung der Königinn Labe vor ihm, ohnmächtig ward, würde zu Boden geſunken ſein, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königinn Labe war, und ſie in alle Geheimniſſe der Zauberei eingeweihet, hatte nicht ſobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre Freude bezeugt, als plötzlich auf ihr Pfeifen ein ſcheuslicher Geiſt erſchien, von rieſenhafter Geſtalt und Größe. Dieſer Geiſt nahm ſogleich den König Beder auf einen Arm, umfaßte die Alte und die Zauberköniginn mit dem andern, und verſetzte ſie in wenig Augenblicken nach dem Palaſt in der Stadt der Bezauberungen.

„Als die Zauberköniginn nun wieder in ihrem Palaſte war, machte ſie in ihrer Wuth, dem Könige Beder heftige Vorwürfe: „Undankbarer,“ ſprach ſie zu ihm, „auf ſolche Weiſe alſo gibſt du mit deinem nichtswürdigen Oheime mir deine Dankbarkeit zu erkennen, nachdem ich ſo viel für dich gethan habe: ihr ſollt es einer wie der andere nach Verdienſt empfinden.“

Mehr ſagte ſie darüber nicht; aber ſie nahm Waſſer und ſpritzte es ihm ins Geſicht, mit den Worten:

„Verlaß dieſe Geſtalt, und nimm die Geſtalt eines garſtigen Uhu's an!“

Dieſen Worten folgte ſogleich die Wirkung: und ſie befahl einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu ſperren, und ihm weder Speiſe noch Trank zu geben.

Die Frau trug den Käfig weg; und ohne auf das Verbot der Königinn zu achten, ſetzte ſie etwas Futter und Waſſer hinein. Zugleich ſchickte ſie heimlich zu dem alten Abdallah, deſſen Freundinn ſie war, und ließ ihn davon unterrichten, wie die Königinn ſeinen Neffen behandelt hätte, und geſonnen wäre, ſie beide zu verderben: damit er es noch verhindern und auf ſeine eigene Rettung denken könnte.

Abdallah ſah wohl, daß gegen die Königinn Labe keine Schonung mehr zu gebrauchen war. Er pfiff nur auf eine gewiſſe Weiſe, und alsbald erſchien vor ihm ein großer Geiſt mit vier Flügeln, und fragte, weshalb er ihn gerufen hätte?

„Blitz,“ ſprach er zu ihm, (ſo hieß nämlich dieſer Geiſt) „es kömmt darauf an, dem König Beder, Sohn der Königinn Gülnare, das Leben zu retten. Eile nach dem Palaſt der Zauberinn, und verſetze unverzüglich die mitleidige Frau, der ſie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptſtadt von Perſien, damit ſie die Königinn Gülnare von der Gefahr unterrichte, in welcher der König ihr Sohn ſchwebt, und wie nöthig ihm die Hülfe iſt. Nimm dich in Acht, daß du ſie nicht erſchreckeſt, indem du vor ihr erſcheinſt, und ſage ihr von meinetwegen, was ſie thun ſoll.“

Bliß verſchwand, und erſchien augenblicklich im Palaſte der Zauberinn. Er unterrichtete die Frau, ſchwang ſich mit ihr in die Luft, und führte ſie ſo nach der Hauptſtadt von Perſien, wo er ſie auf das flache Dach niederſetzte, welches mit der Wohnung der Königinn Gülnare in Verbindung ſtand.

Die Frau ſtieg die Treppe hinab, und fand die Königinn Gülnare und die Königinn Faraſche ihre Mutter beiſammen, welche ſich eben von dem traurigen Gegenſtand ihrer gemeinſamen Betrübnis unterhielten. Sie machte ihnen eine tiefe Verneigung; und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie nöthig dem Könige Beder eine ſchleunige Hülfe wäre.

Dieſe Nachricht verſetzte die Königinn Gülnare in entzückende Freude, ſo daß ſie von ihrem Sitz aufſprang, und die gefällige Frau umarmte, um ihr ihre Erkenntlichkeit für den ihr ſo eben geleiſteten Dienſt auszudrücken.

Sie ging ſogleich hinaus, und befahl, im Palaſte die Trompeten zu blaſen und die Pauken und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt die baldige Zurückkunft des Königs von Perſien anzukündigen.

Als ſie ins Zimmer zurückkam, fand ſie den König Saleh ihren Bruder, welchen die Königinn Faraſche ſchon durch eine gewiſſe Räucherung herbeigerufen hatte.

„Mein Bruder,“ ſprach ſie zu ihm, „der König Beder, dein Neffe und mein lieber Sohn, iſt in der Stadt der Bezauberungen in der Gewalt der Königinn Labe. Es iſt eure, es iſt meine Pflicht, hin zu eilen und ihn zu befreien: es iſt keine Zeit dabei zu verlieren!“

Zweihundert und neun und ſiebzigſte Nacht.

Der König Saleh verſammelte in ſeinen Waſſerreichen ein mächtiges Heer, welches ſich alsbald aus dem Meere erhob. Er rief ſelbſt die ihm verbündeten Geiſter zu Hülfe, welche mit einem noch zahlreicheren Heer als das ſeinige erſchienen. Als die beiden Heere zuſammengeſtoſſen waren, ſtellte er ſich an die Spitze, mit der Königinn Faraſche, der Königinn Gülnare und den Prinzeſſinnen, die auch an dem Feldzuge theilnehmen wollten.

Sie erhoben ſich alle in die Luft, und ſtürzten alsbald über den Plalaſt und die Stadt der Bezauberungen her, wo die Zauberköniginn, ihre Mutter und alle Feuer-Anbeter in einem Augenblicke vertilgt wurden.

Die Königinn Gülnare hatte die Frau der Königinn Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verwandlung und der Gefangenſchaft des Königs ihres Sohnes gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts anderes bedacht zu ſein, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieſer Auftrag wurde nach Wunſch ausgeführt. Sie zog den Uhu hervor, beſpritzte ihn mit Waſſer, welches ſie ſich bringen ließ, und ſprach dabei:

„Mein lieber Sohn, verlaß dieſe fremde Geſtalt, und nimm wieder Menſchengeſtalt an, welche die deinige iſt.“

Im Augenblicke ſah die Königinn Gülnare nicht mehr den garſtigen Uhu: ſie ſah den König Beder ihren Sohn; ſie umarmte ihn ſogleich mit überſchwänglicher Freude. Was ſie in ihrem Entzücken nicht durch Worte auszuſprechen vermochte, ergänzten ihre Thränen auf die ausdrucksvollſte Weiſe.

Die erſte Sorge der Königinn Gülnare war, den alten Abdallah aufſuchen zu laſſen, dem ſie die Rettung des Königs von Perſien verdankte. Als er ihr vorgeführt wurde, ſprach ſie zu ihm: „Meine Verpflichtung gegen euch iſt ſo groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um euch meine Erkenntlichkeit zu bezeigen: beſtimmet ſelber, wodurch ich es vermag, und ihr ſollt befriedigt werden.“

„Große Königinn,“ erwiederte er, „wenn die Frau, welche ich zu euch geſandt habe, gern in die Heirat williget, welche ich ihr hiemit anbiete, und wenn der König von Perſien mich an ſeinem Hofe zu dulden geruhet, ſo weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage ſeinem Dienſte.“

Die Königinn Gülnare wandte ſich ſogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da dieſe, indem ſie erröthete, eben keine Abneigung gegen dieſe Heirat blicken ließ, ſo fügte die Königinn beider Hände in einander, und übernahm mit dem Könige von Perſien die Sorge für ihr Glück.

Dieſe Heirat gab dem Könige von Perſien Anlaß, das Wort zu nehmen, und lächelnd zu der Königinn ſeiner Mutter zu ſagen: „Frau Mutter,“ ich bin erfreut über die Heirat, welche ihr hier geſtiftet habt: es iſt aber noch eine andere übrig, an welche ihr auch wohl denken ſolltet.“

Die Königinn Gülnare verſtand nicht ſogleich, welche Heirat er meinete: ſie beſann ſich einen Augenblick: ſobald es ihr aber einfiel, antwortete ſie ihm: „Du meinſt deine eigene Vermählung; ich willige herzlich gern darein.“

Sie wandte ſich alsbald zu den Meervölkern des Königs Saleh ihres Bruders, und zu den Geiſtern, die gegenwärtig waren, und ſprach:

„Eilet und durchlaufet alle Paläſte des Meeres und der Erde, und bringet uns Kunde von der ſchönſten und meines Sohnes würdigſten Prinzeſſinn, die ihr findet.“

„Frau Mutter,“ verſetzte der König Beder, „alle dieſe Mühe iſt unnöthig. Ihr wißt ohne Zweifel wohl, daß ich der Prinzeſſinn von Samandal, auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit, mein Herz geſchenkt habe; ich habe ſie ſeitdem geſehen, und das Geſchenk nicht bereuet, welches ich ihr gemacht. In der That, es kann weder auf Erden noch unter den Waſſern eine Prinzeſſinn geben, welche ihr zu vergleichen wäre. Zwar hat ſie mich, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weiſe behandelt, welche die Flamme jedes andern, minder entbrannten Liebhabers hätte auslöſchen können; aber ſie iſt zu entſchuldigen, und ſie konnte mich nicht minder ſtrenge behandeln, nach der Gefangennehmung des Königs ihres Vaters, von welcher ich doch immer, wenn auch unſchuldig, die Urſache war. Vielleicht hat jetzo der König von Samandal ſeine Geſinnung geändert, und hat auch ſie keine Abneigung mehr, mich zu lieben und mir ihre Hand zu geben, ſobald er darein willigt.“

Zweihundert und achtzigſte Nacht.

„Mein Sohn,“ antwortete die Königinn Gülnare, „wenn die Prinzeſſinn Giäuhare allein auf der Welt im Stande iſt, dich glücklich zu machen, ſo will ich mich keinesweges eurer Vereinigung widerſetzen, wenn ſie möglich zu machen iſt. Der König dein Oheim darf nur den König von Samandal herkommen laſſen, und wir werden alsbald vernehmen, ob er noch immer ſo unbeugſam iſt, als bisher.“

Wie eng auch der König von Samandal bis jetzo, ſeit ſeiner Gefangennehmung auf Befehl des Königs Saleh, bewacht worden, nichts deſto weniger war er immer mit vieler Achtung behandelt worden, und er hatte ſich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß geſetzt.

Der König Saleh ließ nun ein Feuerbecken bringen, warf eine gewiſſe Miſchung hinein, und ſprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfing emporzuſteigen, erſchütterte der Palaſt, und man ſah alsbald den König von Samandal, in Begleitung der Offiziere des Königs Saleh, erſcheinen.

Der König von Perſien warf ſich ſogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde, ſprach er zu ihm: „Herr, es iſt nicht mehr der König Saleh, der Euer Majeſtät um die Ehre einer Verbindung mit euch für den

König von Perſien bittet: es iſt dieſer König von Perſien ſelber, der euch um dieſe Gnade anflehet. Ich kann mich nicht überzeugen, daß ihr den Tod eines Königs wollet, der nicht mehr leben kann, ohne die liebenswürdige Prinzeſſinn Giäuhare.“

Der König von Samandal duldete den König von Perſien nicht länger zu ſeinen Füßen; er umarte ihn, und nöthigte ihn aufzuſtehen.

„Herr,“ ſprach er darauf, „es ſollte mir ſehr leid thun, irgend etwas zu dem Tode eines Königs beigetragen zu haben, der ſo würdig iſt zu leben. Iſt es wahr, daß ein ſo koſtbares Leben nicht ohne den Beſitz meiner Tochter kann erhalten werden, ſo lebet, Herr, ſie iſt die eurige. Sie iſt immer meinem Willen ſehr gehorſam geweſen, und ich glaube nicht, daß ſie ſich dießmal widerſetzen wird.“

Nach dieſen Worten, befahl er einem ſeiner Offiziere, welche der König Saleh ihm gelaſſen hatte, die Prinzeſſinn Giänhare aufzuſuchen, und ſie unverzüglich herzuführen.

Die Prinzeſſinn Giäuhare war ſtäts an demſelben Orte geblieben, wo der König von Perſien ſie angetroffen hatte. Der Offizier fand ſie dort, und bald ſah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen.

Der König von Samandal umarmte die Prinzeſſinn, und ſprach zu ihr: „Meine Tochter, ich habe dir einen

Gemahl erwählt: es iſt der König von Perſien, den du hier ſiehſt, der vollkommenſte Fürſt, welcher gegenwärtig in der ganzen Welt zu finden iſt. Der Vorzug, welchen er dir vor allen andern Prinzeſſinnen gegeben hat, verpflichtet mich und dich, ihm dafür unſere Erkenntlichkeit zu beweiſen.“

„Herr Vater,“ antwortete die Prinzeſſinn Giäuhare, „Euer Majeſtät weiß wohl, daß ich es niemals an dem ſchuldigen Gehorſam habe fehlen laſſen, in allem, was ihr von mir gefordert habt. Ich bin auch jetzo bereit, euch zu gehorchen; und ich hoffe, der König von Perſien wird mir gern die üble Behandlung verzeihen, welche ihm von mir widerfahren iſt; ich glaube, er iſt billig genug, um ſie nur dem Drange meiner kindlichen Pflicht zuzurechnen.“

Die Hochzeit wurde in dem Palaſt der Zauberſtadt mit um ſo größerer Feſtlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberköniginn im Augenblicke ihres Todes ihre erſte Geſtalt wieder angenommen hatten und gekommen waren, dem Könige von Perſien, der Königinn Gülnare und dem Könige Saleh dafür zu danken, und nun an dem Feſte theilnahmen. Es waren ſämmtlich Königſöhne und Prinzen, oder doch ſonſt von vornehmem Stande.

Der König Saleh endlich führte den König von Samandal nach ſeinem Königreiche zurück, und ſetzte ihn wieder auf den Thron. Der König von Perſien, der jetzt auf dem Gipfel ſeiner Wünſche war, kehrte mit ſeiner Gemahlinn und der Königinn Gülnare nach der Hauptſtadt von Perſien zurück. Die Königinn Faraſche und die Prinzeſſinnen begleiteten ſie, und blieben dort, bis der König Saleh ſie abzuholen kam, und ſie in ſein Reich unter den Fluten des Meeres heimführte.

Zweihundert und ein und achtzigſte Nacht.

Geſchichte
des Prinzen Seyn Alasnam
und
des Königs der Geiſter9).

Ein König von Balſora beſaß große Reichthümer, und war von ſeinen Unterthanen geliebt; aber er hatte keine Kinder, und das betrübte ihn ſehr. Indeſſen bewog er durch anſehnliche Geſchenke alle heilige Männer ſeines Reiches, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Bitten waren nicht fruchtlos: die Königinn ward ſchwanger und kam glücklich mit einem Sohne nieder, welcher Seyn Alasnam, das heißt Zierde der Standbilder, genannt wurde.

Der König ließ alle Sterndeuter ſeines Reiches zuſammenrufen, und befahl ihnen, dem Kinde das Horoſkop zu ſtellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er lange leben, und muthvoll ſein würde, daß er aber ſeines Muthes auch bedürfte, um ſtandhaft all das Unglück auszuhalten, welches ihn bedrohete.

Der König war über dieſe Weiſſagung nicht erſchrocken. „Mein Sohn,“ ſprach er, „iſt nicht zu beklagen, weil er Muth haben ſoll: es frommt den Prinzen, Unglück zu erfahren; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend; ſie lernen dadurch beſſer regieren.“

Er belohnte die Sterndeuter und ſchickte ſie heim. Seinem Sohne ließ er nun mit aller erdenklichen Sorgfalt aufziehen. Er gab ihm Lehrmeiſter, ſobald er ihn in einem für ihren Unterricht empfänglichen Alter ſah. Kurz, er nahm ſich vor, aus ihm einen vollkommenen Prinzen zu machen, als plötzlich dieſer gute König von einer Krankheit befallen wurde, welche ſeine Aerzte nicht zu heilen vermochten.

Als er ſich auf dem Todbette ſah, berief er ſeinen Sohn, und empfahl ihm unter andern Lehren, dahin zu trachten, daß er von ſeinem Volke vielmehr geliebt als gefürchtet werde; den Schmeichlern nicht ſein Ohr zu leihen; und eben ſo langſam mit der Belohnung als mit der Beſtrafung zu ſein, weil es oft geſchähe, daß die Könige, durch falſchen Anſchein verführt, die Böſen mit Wohlthaten überhäufeten und die Unſchuld unterdrücketen.

Sobald der König verſchieden war, legte der Prinz Seyn die Trauer an, und trug ſie ſieben Tage lang. Am achten beſtieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatze das Siegel ſeines Vaters, legte das ſeinige daran[10]), und begann nun die Süßigkeit des Herrſchens zu koſten. Das Vergnügen, daß alle Hofleute ſich vor ihm beugten, und einzig darauf ſannen, ihm ihren Gehorſam und Eifer zu bezeugen, mit einem Worte, die unumſchränkte Herrſchergewalt, hatte zu großen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten ſeiner Unterthanen, und nicht an das, was er ſelber ihnen ſchuldig war, und kümmerte ſich wenig um die Regierung. Er ſtürzte ſich in alle Arten von Ausſchweifungen mit jungen Wollüſtlingen, welche er mit den höchſten Würden des Staates bekleidete. Da er von Natur freigebig war, ſo war er jetzo zügellos im Verſchwenden, und unvermerkt hatten ſeine Weiber und ſeine Günſtlinge ſeine Schätze erſchöpft.

Die Königinn ſeine Mutter lebte noch. Sie war eine weiſe und verſtändige Fürſtinn, und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verſchwendung und der Ausſchweifungen des Königs ihres Sohnes Einhalt zu thun verſucht, indem ſie ihm vorgeſtellt, daß, wenn er nicht bald ſeine Lebensweiſe änderte, er nicht allein ſeine Reichthümer verſchwenden, ſondern ſogar ſeine Unterthanen von ſich entfremden und eine Umwälzung veranlaſſen würde, die ihm vielleicht die Krone und das Leben koſtete.

Es fehlte nicht viel, daß ihre Weiſſagung in Erfüllung ging: das Volk fing an, gegen die Regierung zu murren; und dieſe Unzufriedenheit hätte unfehlbar eine allgemeine Empörung herbeigeführt, wenn die Königinn nicht die Geſchicklichkeit gehabt hätte, dem zuvorzukommen. Unterrichtet von dem üblen Stande der Dinge, benachrichtigte ſie den König davon, welcher ſich endlich überreden ließ. Er vertraute die Miniſterſtellen weiſen Greiſen, welche die Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückzuführen wußten.

Indeſſen bereute Seyn, als er alle ſeine Reichthümer verſchwunden ſah, daß er keinen beſſeren Gebrauch davon gemacht hatte. Er verſank darüber in eine tödtliche Schwermuth, und nichts vermochte ihn zu tröſten.

Eines Nachts ſah er im Traume einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zukam und mit lächelnder Miene zu ihm ſprach:

„O Seyn, wiſſe, daß es kein Leid gibt, auf welches nicht Freude folgete, kein Unglück, welches nicht irgend ein Glück nach ſich zöge. Willſt du das Ende deiner Betrübnis ſehen, ſo ſteh auf, reiſe nach Aegypten, und zwar nach Kahiro: ein großes Glück erwartet dich dort!“

Der Fürſt war bei ſeinem Erwachen über dieſen Traum betroffen. Er ſprach ſehr ernſthaft davon zu der Königinn Mutter, welche nur darüber lachte.

„Mein Sohn,“ ſprach ſie zu ihm, „willſt du nicht etwa, auf dieſen ſchönen Traum hin, nach Aegypten reiſen?“

„Warum nicht, Frau Mutter?“ antwortete Seyn, „haltet ihr denn alle Träume für leere Hirngeſpinſte? Nein, nein, es gibt ſehr geheimnißvolle darunter. Meine Lehrmeiſter haben mir tauſend Geſchichten davon erzählt, welche das nicht bezweifeln laſſen.11) Wenn ich übrigens auch nicht hievon überzeugt wäre, ſo könnte ich mich doch nicht erwehren, auf dieſen meinen Traum zu achten. Der Greis, der mir erſchienen iſt, hatte etwas übernatürliches an ſich. Es iſt nicht einer von jenen Menſchen, welche das bloße Alter ehrwürdig macht; ich weiß nicht, welches göttliche Weſen über ſeine Geſtalt verbreitet war. Kurz, er erſchien ſo, wie man uns den großen Propheten vorſtellt; und wenn ich es euch aufrichtig bekennen ſoll, ich glaube, daß er ſelber es iſt, welcher, von meinen Leiden gerührt, ſie lindern will. Ich gebe mich dem Vertrauen hin, welches er mir eingeflößt hat; ich bin von ſeinen Verſprechungen erfüllt, und habe beſchloſſen, ſeinem Rufe zu folgen.“

Die Königinn bemühte ſich, ihn davon abzulenken, aber ſie konnte es nicht dahin bringen. Der Fürſt übertrug ihr die Regierung des Reichs, verließ in einer Nacht ganz heimlich den Palaſt, und begab ſich auf den Weg nach Kahiro, ohne jemand zur Begleitung mitzunehmen.

Nach vielen Beſchwerden und Mühſeligkeiten, langte er in dieſer berühmten Stadt an, welche wenige ihresgleichen hat, ſowohl in Anſehung der Größe als der Schönheit. Er ſtieg an der Pforte einer Moſchee ab, wo er, von Müdigkeit überwältigt, ſich niederlegte.

Kaum war er eingeſchlafen, als ihm derſelbe Greis erſchien und zu ihm ſprach:

„O mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du haſt meinen Worten Glauben beigemeſſen. Du biſt hieher gekommen, ohne dich von der Länge und Beſchwerlichkeit des Weges abſchrecken zu laſſen: aber wiſſe, daß ich dich eine ſo lange Reiſe nur deshalb machen ließ, um dich auf die Probe zu ſtellen. Ich ſehe, daß du Muth und Standhaftigkeit haſt. Du verdienſt, daß ich dich zum reichſten und glücklichſten Fürſten auf Erden mache. Kehre nach Balſora zurück: du wirſt in deinem Palaſt unermeßliche Reichthümer finden. Niemals hat ein König ihrer ſo viel beſeſſen, als dort ſind.“

Der Fürſt war nicht erbaut von dieſem Traume. „Ach!“ ſprach er bei ſich ſelber, nachdem er erwacht war, „in welchem Irrthume war ich befangen! Dieſer Greis, welchen ich für unſern großen Propheten hielt, iſt nichts als ein bloßes Erzeugnis meiner aufgeregten Einbildungskraft. Ich hatte den Kopf ſo voll davon, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ich zum zweitenmale davon geträumt habe. Auf, zurück nach Balſora! Was ſoll ich länger hier machen? Es iſt mir ſehr lieb, daß ich allein meiner Mutter den Beweggrund meiner Reiſe vertrauet habe; ich würde das Märchen meines Volkes, wenn ſie ihn wüßten.“

Er kehrte alſo nach ſeinem Königreiche zurück, und ſobald er hier angelangt war, fragte ihn die Königinn, ob er zufrieden heimkäme. Er erzählte ihr alles, was vorgegangen war, und ſchien über ſeine zu groſſe Leichtgläubigkeit ſo gekränkt, daß dieſe Fürſtinn, anſtatt durch Vorwürfe oder Spottreden ſeinen Verdruß zu vermehren, ihn tröſtete. „Betrübe dich nicht länger, mein Sohn,“ ſprach ſie zu ihm, „wenn Gott dir Reichthümer beſtimmt hat, ſo wirſt du ſie ohne Mühe bekommen. Sei ruhig; alles was ich dir empfehlen kann, iſt, tugendhaft zu ſein. Entſage den Vergnügungen des Tanzes, der Flöte und des purpurfarbigen Weines; fliehe alle dieſe Lüſte; ſie waren ſchon nahe daran, dich zu Grunde zu richten. Bemühe dich, deine Unterthanen zu beglücken; indem du ihr Glück macheſt, ſicherſt du zugleich das deine.“

Der König Seyn gelobte, fortan allen Rathſchlägen ſeiner Mutter und ſeiner weiſen Weſyre, welchen ſie die Laſt der Regierung mit übertragen hatte, zu folgen. Aber gleich in der erſten Nacht nach der Rückkehr in ſeinem Palaſt, ſah er im Traume zum dritten male den Greis, welcher zu ihm ſprach:

„O muthvoller Seyn, der Augenblick deines Glücks iſt endlich gekommen. Morgen früh, ſobald du aufgeſtanden biſt, nimm eine Haue, und geh hin und durchſuche das Kabinet des ſeligen Königs: du wirſt darin einen großen Schatz finden.“

Sobald der Fürſt erwacht war, ſtand er auf. Er lief nach dem Zimmer der Königinn und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit den neuen Traum, welchen er ſo eben gehabt hatte.

„Fürwahr, mein Sohn,“ erwiederte lächelnd die Königinn, „das iſt ein recht beharrlicher Greis: er begnügt ſich nicht damit, dich zweimal betrogen zu haben; biſt du geſonnen, ihm nochmals zu trauen?“

„Nein, Frau Mutter,“ antwortete Seyn, „ich glaube keinesweges, was er mir geſagt hat; aber ich will doch zum Spaße das Kabinet meines Vaters durchſuchen.“

„Oh, ich dachte es wohl,“ rief die Königinn mit lautem Gelächter aus; „geh hin, mein Sohn, und befriedige dich. Was mich dabei tröſtet, iſt, daß die Sache nicht ſo ermüdend iſt, als die Reiſe nach Aegypten.“

„Nun, ja, liebe Mutter,“ erwiederte der König, „ich will es bekennen, dieſer dritte Traum hat mir wieder Vertrauen gegeben: er hängt mit den beiden vorigen zuſammen. Denn erwägen wir nur alle Worte des Greiſes, ſo hat er zuerſt mir befohlen, nach Aegypten zu gehen. dort hat er mir geſagt, daß er mich dieſe Reiſe nur machen laſſen, um mich auf die Probe zu ſtellen.

„Kehre nach Balſora zurück,“ ſagte er hierauf; „dort ſollſt du Schätze finden.“

Dieſe Nacht endlich hat er mir genau den Ort angezeigt, wo dieſelben ſind.

Dieſe drei Träume, wie mich dünkt, hangen zuſammen; ſie haben nichts Zweideutiges, keinen Umſtand der in Verlegenheit ſetzt. Bei alle dem können es Hirngeſpinſte ſein: aber ich will lieber eine vergebliche Unterſuchung anſtellen, als mir mein lebelang vorzuwerfen haben, daß ich vielleicht große Reichthümer verſcherzt habe, indem ich zur Unzeit den Freigeiſt ſpielte.

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer der Königinn, ließ ſich eine Haue geben, und ging allein in das Gemach des Königs. Er fing an zu wühlen, und hob mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens auf, ohne den geringſten Anſchein eines Schatzes zu gewahren.“ Er ließ ab von der Arbeit, um ein wenig auszuruhen, und ſprach bei ſich ſelber: „ich fürchte ſehr, meine Mutter hat Recht, mich zu verſpotten.“

Nichtsdeſtoweniger faßte er wieder Muth, und ſetzte ſeine Arbeit fort. Er hatte nicht Urſache es zu bereuen, denn er entdeckte auf einmal einen weißen Stein, welchen er aufhob, und darunter fand er eine verſchloſſene Thür, mit einem ſtählernen Vorlegeſchloſſe.

Zweihundert und zwei und achtzigſte Nacht.

Er zerſchlug es mit der Haue, und öffnete die Thüre, welche eine Treppe von weißem Marmor verdeckte. Sogleich zündete er eine Wachskerze an, und ſtieg dieſe Treppe hinab in ein mit Chineſiſchem Porzelan gepflaſtertes Gemach, deſſen Wände und Decke von Kriſtall waren. Aber ſeine Aufmerkſamkeit heftete ſich beſonders auf vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyr-Urnen ſtanden. Er wähnte, ſie wären voller Wein, und ſprach: „Auch gut, dieſer Wein muß recht alt ſein; ich zweifle nicht, daß er vortrefflich ſei.“

Er näherte ſich einer der Urnen, nahm den Deckel ab, und ſah mit eben ſo viel Ueberraſchung als Freude, daß ſie voll Goldſtücke waren. Er unterſuchte nun auch die übrigen, eine nach der andern, und fand ſie alle voll Zeckienen. Er nahm davon eine Handvoll und trug ſie ſeiner Mutter hin.

Man kann ſich vorſtellen, in welches Erſtaunen dieſe Fürſtinn gerieth, als der König ihr alles erzählte, was er geſehen hatte. „O mein Sohn,“ rief ſie aus, „hüte dich wohl, auch alle dieſe Reichthümer ſo thöricht zu verſchwenden, wie du es mit dem königlichen Schatze gemacht haſt! Gib deinen Feinden nicht einen ſo trifftigen Grund zur Schadenfreude.“

„Nein, liebe Mutter,“ antwortete Seyn, „ich werde von nun an auf eine Weiſe leben, die euch völlig genugthun ſoll.“

Die Königinn bat den König ihren Sohn, ſie in das wundervolle Gemach zu führen, welches der König ihr Gemahl ſo heimlich hatte machen laſſen, daß ſie nie davon reden gehört hatte.

Seyn führte ſie in das Kabinet, half ihr die Marmortreppe hinabſteigen, und ließ ſie in das Zimmer mit den Urnen treten. Sie betrachtete alle Dinge darin mit forſchenden Blicken, und gewahrte in einem Winkel noch eine kleine Urne, ebenfalls von Porphyr, welche der Prinz noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieſelbe, öffnete ſie, und fand darin einen goldenen Schlüſſel.

„Mein Sohn,“ ſagte hierauf die Königinn, „dieſer Schlüſſel verſchließt ohne Zweifel noch einen andern Schatz. Laß uns überall ſuchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er beſtimmt iſt.“

Sie unterſuchten das Gemach mit der höchſten Aufmerkſamkeit, und fanden endlich mitten in der Wandbekleidung ein Schloß. Sie hielten es für das, zu welchem ſie den Schlüſſel gefunden hatten; und der König verſuchte ihn auf der Stelle. Sogleich öffnete ſich die Thüre und zeigte ihnen ein anderes Gemach, in deren Mitte neun Fußgeſtelle von gediegenem Golde ſtanden, von welchen achte jedes ein Standbild aus einem einzigen Diamante trugen, und dieſe Standbilder ſtralten ſolchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„O Himmel,“ rief Zeyn ganz erſtaunt aus, „wo hat mein Vater ſo köſtliche Sachen erhalten?“

Das neunte Fußgeſtell verdoppelte ſein Erſtaunen; denn auf demſelben lag ein Stück weißer Atlas, auf welchem folgende Worte geſchrieben ſtanden:

„O mein lieber Sohn, dieſe acht Bildſäulen haben mir viel Mühe gekoſtet zu erwerben! Aber obgleich ſie von großer Schönheit ſind, ſo wiſſe, daß es noch eine neunte auf der Welt gibt, welche ſie übertrifft; ſie allein iſt mehr werth, als tauſend ſolche, wie du hier ſiehſt. Willſt du Beſitzer derſelben werden, ſo geh nach Kahiro in Aegypten. Dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Mobarek[12]; der erſte, dem du begegneſt, wird dir ſeine Wohnung zeigen. Geh, ſuche ihn auf; ſage ihm alles, was dir begegnet iſt. Er wird dich für meinen Sohn erkennen, und dich nach dem Orte führen, wo dieſes wunderbare Bild iſt welches du zu deinem Heile gewinnen wirſt.“

Nachdem der König dieſe Worte geleſen hatte, ſprach er zu der Königinn: „Ich will dieſes neunte Standbild nicht miſſen: es muß ein ſehr ſeltenes Stück ſein, weil dieſe hier alle mit einander nicht ſo viel werth ſind. Ich reiſe alsbald nach Groß-Kahiro. Ich glaube nicht, liebe Mutter, daß ihr meinen Entſchluß tadeln werdet.“

„Nein, mein Sohn,“ antwortete die Königinn, „ich widerſetze mich dem nicht. Du ſtehſt ohne Zweifel unter der Obhut unſers großen Propheten; er wird nicht zulaſſen, daß du auf dieſer Reiſe umkommeſt. Reiſe, wann es dir gefällt. Deine Weſyre und ich, wir wollen ſchon während deiner Abweſenheit den Staat regieren.“

Der König ließ ſogleich alles zur Reiſe in den Stand ſetzen; aber er wollte nur eine kleine Anzahl Sklaven zum Gefolge mitnehmen.

Zweihundert und drei und achtzigſte Nacht.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Fahrt. Er kam nach Kahiro, wo er ſich nach Mobarek erkundigte. Man ſagte ihm, er wäre einer der reichſten Bürger in der Stadt, er lebete als ein großer Herr, und ſein Haus ſtände beſonders den Fremden offen.

Seyn ließ ſich dahin führen. Er klopfte an die Thüre. Ein Sklave öffnet, und frägt: „Was wünſchet ihr, und wer ſeid ihr?“ — „Ich bin ein Fremder,“ antwortete der Prinz. „Ich habe von der Großmuth des Herrn Mobarek gehört, und komme bei ihm zu wohnen.“

Der Sklave bat Seyn, einen Augenblick zu warten; dann ging er hin und meldete es ſeinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu laſſen. Der Sklave kam wieder an die Thüre, und ſagte dem Prinzen, er wäre willkommen.

Hierauf trat Seyn hinein, ging durch einen großen Hof, und gelangte in einen prächtig verzierten Saal, wo Mobarek ihn erwartete, ihn ſehr höflich empfing, und ihm für die Ehre dankte, welche er ihm dadurch erzeigete, daß er eine Wohnung bei ihm vorlieb nehmen wollte.

Der König erwiederte dieſe Höflichkeit, und ſprach dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verſtorbenen Königs von Balſora, und nenne mich Seyn Alasnam.“

„Dieſer König,“ ſagte Mobarek, „iſt einſt mein Herr geweſen; aber, Herr, ich weiß nicht, daß er einen Sohn gehabt hat. Wie alt ſeid ihr?“

„Ich bin zwanzig Jahr alt,“ antwortete der Fürſt. „Wie lange iſt es her, daß ihr den Hof meines Vaters verlaſſen habt?“

„Es ſind beinahe zwei und zwanzig Jahre,“ antwortete Mobarek. „Aber wodurch wollt ihr mich überzeugen, daß ihr ſein Sohn ſeid?“

„Mein Vater,“ verſetzte Seyn, „hatte unter ſeinem Kabinet ein unterirdiſches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyr-Urnen, alle voll Goldes, gefunden habe.“

„Und was befindet ſich dort ſonſt noch?“ fragte Mobarek weiter.

„Es ſind dort noch,“ antwortete der Fürſt, „neun Fußgeſtelle von gediegenem Golde, von welchen achte Standbilder aus Diamanten tragen, und auf dem neunten liegt ein Stück weiſſer Atlas, auf welches mein Vater geſchrieben hat, was ich thun ſoll, um das neunte Bild zu erlangen, welches noch köſtlicher iſt, als die übrigen mit einander. Ihr wiſſet den Ort, wo dieſes Bild ſich befindet, weil auf dem Atlas geſchrieben ſteht, daß ihr mich dahin führen werdet.“

Er hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Mobarek ſich ihm zu Füßen warf; und indem er ihm die Hand zu wiederholten Malen küßte, rief er aus: „Ich danke Gott, daß er euch hieher geſandt hat. Ich erkenne euch für den Sohn des Königs von Balſora. Wenn ihr nach dem Orte wollt, wo dieß wunderbare Standbild ſich befindet, ſo will ich euch dahin führen. Aber ihr müßt euch hier zuvor einige Tage ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kahiro ein Feſt. Wir waren gerade bei

Tiſche, als man mir eure Ankunft meldete. Würdet ihr es wohl verſchmähen, Herr, herein zu kommen und euch mit uns zu erfreuen?“

„Nein,“ antwortete Seyn, „ich werde mich freuen, an eurem Feſte theilzunehmen.“

Sogleich führte Mobarek ihn in einen Kuppelſaal, worin die Geſellſchaft war. Er führte ihn zum Sitz an der Tafel, und begann, ihn knieend zu bedienen. Die Großen von Kahiro waren darüber verwundert, und ſprachen leiſe unter einander: „Ei, wer iſt doch dieſer Fremde, den Mobarek mit ſolcher Ehrfurcht bedient?“

Nachdem ſie gegeſſen hatten, nahm Mobarek das Wort: „Meine Herren,“ ſprach er, „verwundert euch nicht, daß ihr mich auf ſolche Weiſe dieſen jungen Fremden bedienen ſahet. Wiſſet, er iſt der Sohn des Königs von Balſora, meines Herrn. Sein Vater kaufte mich für ſein eigenes Geld; er iſt geſtorben, ohne mir die Freiheit zu ſchenken: alſo bin ich annoch Sklave, und folglich gehört all mein Habe und Gut von rechtswegen dieſem jungen Fürſten, ſeinem einzigen Erben[13].

Seyn unterbrach ihn an dieſer Stelle und ſprach zu ihm: „O Mobarek, ich erkläre vor allen dieſen Herren, daß ich euch von dieſem Augenblick an freigebe, und daß ich euch ſelbſt und alles, was ihr beſitzt, von meinem Eigenthume abſondere; überdieß beſinnet euch, was ich euch ſonſt noch geben ſoll.“

Mobarek küßte auf dieſe Rede den Boden, und machte dem Fürſten groſe Dankſagungen.

Hierauf ſetzte man den Wein auf: ſie tranken den ganzen übrigen Tag; und am Abend wurden Geſchenke unter den Gäſten vertheilt, welche heimgingen.

Am folgenden Morgen ſprach Seyn zu Mobarek: Ich habe mich genug ausgeruhet. Ich bin nicht nach Kahiro gekommen, um luſtig zu leben. Ich will das neunte Standbild haben, und es iſt Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, es zu erobern.“

„Herr,“ antwortete Mobarek, „ich bin bereit, eurem Verlangen nachzugeben; aber ihr kennt nicht alle Gefahren, die mit dieſer koſtbaren Eroberung verknüpft ſind.“

„Welche Gefahr auch dabei ſei,“ entgegnete der Fürſt, „ich habe beſchloſſen, ſie zu beſtehen. Ich komme dabei um, oder gelange zum Ziele. Alles was geſchieht, kömmt von Gott. Begleitet mich nur, und ſeid eben ſo ſtandhaft wie ich.“

Als Mobarek ihn zur Abreiſe entſchloſſen ſah, rief er ſeinem Geſinde und befahl ihnen, alles zur Fahrt in den Stand zu ſetzen. Demnächſt verrichteten der Fürſt und er die vorgeſchriebene Abwaſchung und das Gebet Fars[14]); worauf ſie ſich auf den Weg machten.

Sie bemerkten auf ihrem Wege zahlloſe ſeltene und wunderbare Dinge. So ritten ſie mehrere Tage fort, bis ſie auf ein ſehr anmuthiges Gefilde kamen, wo ſie vom

Pferde ſtiegen. Hier nun ſprach Mobarek zu ſeinem ganzen Gefolge: „Bleibet an dieſem Orte, und bewahret ſorgfältig unſer Reiſezeug bis zu unſerer Rückkehr.“ Dann ſagte er zu Seyn: „Kommet, Herr, laßt uns allein fürder gehen; wir ſind nahe an dem ſchrecklichen Orte, wo das neunte Standbild bewahrt wird: ihr bedürft nun eures ganzen Standmuthes.“

Sie kamen bald ans Ufer eines großen Sees. Mobarek ſetzte ſich hier nieder, und ſprach zu dem Fürſten: „Wir müſſen über dieſes Meer.“

„Ei, wie kämen wir denn hinüber?“ fragte Seyn. „Wir haben ja kein Schiff.“

„Ihr werdet im Augenblick eins erſcheinen ſehen,“ fuhr Mobarek fort, „die Zauberbarke des Königs der Geiſter wird kommen, uns abzuholen; aber merket wohl, was ich euch ſage: man muß ein tiefes Stillſchweigen beobachten; ſprechet alſo nicht mit dem Schiffmanne: wie ſeltſam euch ſeine Geſtalt auch vorkomme, und was ihr euch Außerordentliches gewahret, ſaget gar nichts; denn ich warne euch, wenn ihr auf der Barke ein einziges Wort ausſprechet, ſo verſinkt die Barke in die Fluten.“

„Ich will ſchon ſchweigen,“ ſagte der Prinz. „Ihr dürft mir nur vorſchreiben, was ich thun ſoll, und ich werde es ganz genau erfüllen.“

Indem er alſo ſprach, bemerkte er plötzlich auf dem See eine Barke von rothem Sandelholze; ſie hatte einen

Maſt von feinem Ambra mit einer Flagge von blauem Atlas. Drinnen war allein der Schiffmann, deſſen Kopf einem Elephantenkopfe glich, ſo wie der Leib die Geſtalt eines Tigers hatte.

Als das Fahrzeug ſich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Schiffmann einen nach dem andern mit ſeinem Rüſſel, und ſetzte ſie in ſein Schiff. Sodann fuhr er ſie in einem Augenblicke nach der andern Seite des Sees über. Hier ſetzte er ſie wieder mit ſeinem Rüſſel ans Land, und verſchwand alsbald ſammt der Barke.

Zweihundert und vier und achtzigſte Nacht.

„Jetzo können wir ſprechen,“ ſagte Mobarek. „Wir ſind hier auf der Inſel des Königs der Geiſter; es gibt keine ähnliche auf der ganzen übrigen Welt. Blicket nach allen Seiten, mein Fürſt, gibt es einen reizenderen Ort? Dieß iſt, ohne Zweifel ein wahrhaftes Abbild des entzückenden Aufenthalts, welchen Gott den gläubigen Beobachtern unſers Geſetzes verheißen hat. Sehet hier die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geſchmückt. Bewundert dieſe ſchönen Bäume, deren köſtliche Früchte die Zweige bis zur Erde herabbeugen.

Erfreuet euch des vielſtimmigen und wohllautigen Geſanges, womit zahlloſe Vögel von tauſend, in andern Ländern unbekannten Gattungen, die Luft erfüllen!“

Seyn konnte nicht müde werden, die Schönheiten aller ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und er bemerkte immer neue, je weiter er auf der Inſel fortging.

Endlich gelangten ſie zu einem Palaſte von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf deſſen Rande in abgemeſſenen Zwiſchenräumen ſo hohe Bäume ſtanden, daß ihr Schatten den ganzen Palaſt bedeckte. Der Thüre gegenüber, welche von gediegenem Golde war, ſtand eine Brücke aus einer einzigen Fiſchſchuppe, obgleich ſie wenigſtens ſechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke ſah man eine Schaar Geiſter von ungeheurer Größe, welche den Eingang des Schloſſes mit dicken Kolben von Chineſiſchem Stahle vertheidigten.

„Gehen wir nicht von dannen,“ ſprach Mobarek, „dieſe Geiſter würden uns erſchlagen; und wenn wir ſie verhindern wollen, zu uns zu kommen, ſo muß eine magiſche Vorrichtung gemacht werden.“

Zu gleicher Zeit zog er aus einem Beutel unter ſeinem Rocke vier Streifen gelben Tafts hervor. Mit dem einen umwand er ſeinen Gürtel, und den andern heftete er auf ſeinen Rücken; die beiden übrigen gab er dem Fürſten, welcher damit daſſelbe vornahm. Darnach breitete

Mobarek zwei große Tiſchtücher auf der Erde aus, auf deren Rand er einige Edelgeſteine mit Moſchus und Ambra legte. Er ſetzte ſich dann auf eins dieſer Tücher, und Seyn auf das andere. Hierauf ſprach Mobarek folgendermaßen zu dem Fürſten:

„Herr, ich werde jetzo den König der Geiſter beſchwören, welcher den uns vor Augen ſtehenden Palaſt bewohnt: möchte er ohne Zorn zu uns kommen! Ich bekenne euch, daß ich nicht ohne Unruhe über den Empfang bin, welchen er uns bereiten wird. Wenn unſere Ankunft auf ſeiner Inſel ihm misfällt, ſo wird er uns unter der Geſtalt eines entſetzlichen Ungeheuers erſcheinen; wenn er dagegen unſere Abſicht gut heißt, wird er ſich in der Geſtalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns ſteht, müßt ihr aufſtehen und ihn begrüßen, ohne jedoch von eurem Tuche zu treten, weil ihr unfehlbar des Todes wäret, wenn ihr es verließet. Sprechet zu ihm:

„Unumſchränkter Meiſter der Geiſter, mein Vater, der euer Diener war, iſt durch den Engel des Todes hinweggeführt: möchte Euer Majeſtät mich beſchützen, wie ihr immerdar meinen Vater beſchützt habt!

Und “wenn nun der Geiſterkönig,“ fügte Mobarek hinzu, „euch fragt, welche Gnade ihr euch von ihm erbittet, ſo antwortet ihm:

„Herr, es iſt das neunte Standbild, welches ich euch unterthänigſt bitte mir zu ſchenken.“

Nachdem Mobarek auf ſolche Weiſe den König Seyn unterrichtet hatte, fing er die Beſchwörungen an.

Alsbald wurden ihre Augen von einem langen Wetterſtrahle geblendet, auf welchen ein Donnerſchlag folgte. Die ganze Inſel bedeckte plötzlich dicke Finſternis; es erhob ſich ein wüthender Sturm, und hierauf hörte man einen entſetzlichen Schrei: der Boden ſchütterte, und man ſpürte ein Erdbeben, wie es einſt Arafyel[18]) am Tage des jüngſten Gerichts erregen wird.

Seyn ſpürte einige Bewegung, und wollte ſchon aus dieſem Getöſe eine üble Vorbedeutung ziehen, als Mobarek, der beſſer wußte, was davon zu halten war, anfing zu lächeln, und zu ihm ſagte:

„Beruhiget euch, mein Fürſt, alles geht gut."

In der That erſchien in demſelben Augenblicke der Geiſterkönig in der Geſtalt eines ſchönen Mannes. Gleichwohl hatte er in ſeinem Weſen immer etwas Furchtbares.

Sobald der König Seyn ihn erblickte, redete er ihn ſo höflich an, wie Mobarek ihn gelehrt hatte. Der König der Geiſter lächelte darüber, und antwortete: „O mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und ſo oft er herkam, mir ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, machte ich ihm ein Standbild zum Geſchenke, welches er mitnahm. Ich habe nicht minder Liebe zu dir. Ich nöthigte deinen Vater, einige Tage vor ſeinem Tode, das zu ſchreiben, was du auf dem weißen Atlas geleſen haſt! Ich verſprach ihm, dich unter meine Obhut zu nehmen, und dir das neunte Standbild zu geben, deſſen Schönheit diejenigen übertrifft, welche du ſchon haſt. Ich habe angefangen, mein Verſprechen zu erfüllen: ich bin es, den du im Traume unter der Geſtalt eines Greiſes geſehen haſt. Ich habe dich die unterirdiſchen Gemächer mit den Urnen und Standbildern finden laſſen. Ich habe großen Theil an allem, was dir begegnet iſt, oder vielmehr ich bin die Urſache davon. Ich weiß, was dich hieher führt. Du ſollſt erhalten, was du verlangſt. Wenn ich auch deinem Vater nicht verſprochen hätte, es dir zu geben, ſo würde ich es dir dennoch gern bewilligen. Aber du mußt mir zuvor bei allem, was einen Eid unverletzlich macht, ſchwören, wieder nach dieſer Inſel zu kommen, und mir eine Jungfrau zu bringen, die in ihrem funfzehnten Jahre iſt, und niemals weder einen Mann erkannt, noch gewünſcht hat, einen zu erkennen. Sie muß überdieß von vollkommener Schönheit ſein, und du mußt dich dergeſtalt ſelbſt beherrſchen, daß du nicht das Verlangen ihres Beſitzes aufkommen läßt, indem du ſie hieher führſt.“

Seyn leiſtete kühnlich den von ihm geforderten Eid. „Aber, Herr,“ fragte er hierauf, „wenn ich nun auch glücklich genug bin, eine ſolche Jungfrau zu finden, wie ihr ſie von mir verlangt, woran ſoll ich erkennen, daß ich ſie gefunden habe?“

„Ich geſtehe," antwortete lächelnd der Geiſterkönig, „daß dich der Anſchein täuſchen könnte. Dieß geht über die Kenntnis der Kinder Adams[10]; auch habe ich nicht die Abſicht, mich darüber auf dich zu verlaſſen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der ſicherer iſt, als alle Vermuthungen. Sobald du eine vollkommen ſchöne funfzehnjährige Jungfrau findeſt, darfſt du nur in deinen Spiegel ſchauen: du wirſt darin das Bild dieſer Jungfrau ſehen, und das Glas wird rein und klar bleiben, wenn die Jungfrau keuſch iſt; wenn dagegen das Glas ſich trübt, ſo iſt das ein ſicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer ſittſam geweſen iſt, oder wenigſtens doch den Wunſch gehegt hat, es nicht länger zu bleiben. Vergiß nur nicht den Eid, welchen du mir geleiſtet haſt, halte ihn als Mann von Ehre: ſonſt nehme ich dir das Leben, wie lieb ich dich auch habe."

Der König Seyn betheuerte von neuem, daß er gewiſſenhaft ſein Wort halten würde.

Alsdann gab der Geiſterkönig ihm einen Spiegel in die Hand, mit den Worten: „O mein Sohn, du kannſt wiederkommen, wenn du willſt: hier iſt der Spiegel, deſſen du dich bedienen mußt."

Seyn und Mobarek nahmen Abſchied von dem Geiſterkönig und wanderten dem See zu. Der elephantenköpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen, und ſetzte ſie auf dieſelbe Weiſe wieder hinüber, wie er ſie hergebracht hatte. Sie begaben ſich wieder zu ihrem Gefolge, mit welchem ſie nach Kahiro zurückkehrten.

Der König Alasnam ruhte ſich einige Tage bei Mobarek. Darnach ſprach er zu ihm: „Laß uns nach Bagdad reiſen, und dort eine Jungfrau für den König der Geiſter ſuchen.“

„Ei, ſind wir denn nicht in Groß-Kahiro?“ antwortete Mobarek, „ſollten nicht auch hier ſchöne Jungfrauen zu finden ſein?

„Ihr habt Recht,“ erwiederte der Fürſt, „aber wie ſollen wir ſie auffinden?“

„Seid deshalb unbeſorgt, Herr,“ verſetzte Mobarek, „ich kenne ein ſehr gewandtes altes Weib, der will ich dieſes Geſchäft auftragen: ſie wird es ſehr gut ausrichten.“

Wirklich hatte die Alte die Geſchicklichkeit, den König eine große Menge ſehr ſchöner funfzehnjähriger Mädchen ſehen zu laſſen; aber wenn er, nach ihrer Beſchauung, ſeinen Spiegel befragte, ſo trübte der fatale Probierſtein ihrer Tugend, das Glas, ſich bei jeder. Alle funfzehnjährige Jungfrauen des Hofes und der Stadt wurden, eine nach der andern, geprüft: und bei keiner blieb das Glas rein und hell.

Als ſie nun ſahen, daß in Groß-Kahiro keine keuſche Jungfrau zu finden war, reiſten ſie nach Bagdad. Sie mietheten einen prächtigen Palaſt in einem der ſchönſten Stadtviertel. Hier fingen ſie an herrlich zu leben: ſie hielten offene Tafel; und nachdem alle Gäſte im Palaſte gegeſſen hatten, wurde das Uebrige den Derwiſchen hingetragen, welche bequemlich davon lebten.

Nun wohnte in dieſem Stadtviertel ein Imam namens Bubekir[17]) Müeſſin. Dieß war ein eitler, ſtolzer und neidiſcher Mann. Er haßte alle reiche Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend erbitterte ihn gegen die Wohlfahrt ſeines Nächſten. Er hörte von Seyn Alasnam und von dem Ueberfluſſe reden, welcher bei ihm herrſchte. Mehr bedurfte es nicht für ihn, um dieſen Fürſten zu verabſcheuen. Er trieb die Sache ſogar ſo weit, daß er eines Tages in der Moſchee, nach dem Abendgebete, zu dem Volke ſprach: „O meine Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder in unſer Stadtviertel gezogen iſt, welcher täglich ungeheure Summen verzehrt. Wer weiß? dieſer Unbekannte iſt vielleicht ein Verbrecher, der in ſeinem Lande ſo viel zuſammengeſtolen hat, und in dieſe groſſe Stadt kömmt, um ſich hier gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut ſein, meine Brüder: wenn der Chalyf erfährt, daß ein ſolcher Mann in unſerm Viertel wohnt, ſo iſt zu fürchten, er werde uns beſtrafen, daß wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für mein Theil erkläre euch, ich waſche meine Hände in Unſchuld; und wenn daraus ein Unglück entſteht, ſo iſt es nicht meine Schuld.“

Das Volk, welches ſich leicht bereden läßt, rief einſtimmig Bubekir zu:

„Das iſt eure Sache, Imam, zeiget es dem Staatsrathe an!“

Hierauf ging der Imam[18] vergnügt nach Hauſe, und ſchickte ſich an, eine Denkſchrift aufzuſetzen, welche er am nächſten Morgen dem Chalyfen überreichen wollte.

Zweihundert und fünf und achtzigſte Nacht.

Aber Mobarek, der dem Gebete beigewohnt, und mit den Andern die Rede des Geiſtlichen gehört hatte, band fünf hundert Goldſtücke in ein Tuch, machte ein Päckchen von mehreren Seidenſtoffen, und ging damit zu Bubekir.

Der Imam fragte ihn mit barſchem Tone, was er wollte. „O weiſer Lehrer,“ antwortete ihm Mobarek freundlich, indem er ihm das Gold und das Seidenzeug in die Hand drückte, „ich bin euer Nachbar und ergebener Diener: ich komme von Seiten des Fürſten Alasnam, welcher in dieſem Viertel wohnt. Er hat von euern Verdienſten gehört, und mir aufgetragen, euch zu ſagen, daß er eure Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Unterdeſſen bittet er euch, dieß kleine Geſchenk anzunehmen.“

Bubekir war entzückt vor Freuden, und antwortete Mobarek: „Ich erſuche euch, Herr, bittet den Fürſten recht ſehr um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beſchämt, ihn noch nicht beſucht zu haben: aber ich will meinen Fehler wieder gut machen, und gleich morgen hingehen, und meine Schuldigkeit thun.“

In der That, ſchon am folgenden Tage ſprach er, nach dem Morgengebete, zu dem Volke: „Wiſſet, meine Brüder, kein Menſch iſt ohne Feinde. Der Neid greift vor allen diejenigen an, die große Güter haben. Der Fremde, von welchem ich geſtern Abend euch ſagte, iſt kein Böſewicht, wie etliche übelwollende Leute mir einbilden wollten; es iſt ein junger Fürſt, der tauſend Tugenden beſitzt. Hüten wir uns wohl, dem Chalyſen irgend einen böſen Bericht von ihm zu machen.“

Nachdem Bubekir durch dieſe Rede die üble Meinung von Seyn wieder vertilgt, welche er am vorigen Abend den Leuten beigebracht hatte, ging er wieder nach Hauſe. Er legte ſeine Feierkleider an, und ging hin, den jungen Fürſten zu beſuchen, welcher ihn ſehr freundlich empfing. Nach mehreren Höflichkeiten von beiden Seiten, ſprach Bubekir zu dem Fürſten:

„Herr, gedenkt ihr lange in Bagdad zu verweilen?“

„Ich werde hier bleiben,“ antwortete ihm Seyn, „bis ich eine funfzehnjährige, vo kommen ſchöne und ſo keuſche Jungfrau finde, daß ſie nie einen Mann erkannt, noch gewünſcht hat einen zu erkennen.“

„Da ſucht ihr ein gar ſeltenes Ding,“ verſetzte der Imam, „und ich würde ſehr fürchten, daß euer Suchen fruchtlos wäre, wenn ich nicht wüßte, wo es eine Jungfrau dieſer Art gibt. Ihr Vater war ehemals Weſyr; aber er hat den Hof verlaſſen, und lebt ſeit langer Zeit in einem abgelegenen Hauſe, wo er ſich gänzlich der Erziehung ſeiner Tochter widmet. Wenn ihr wollt, Herr, ſo will ich hingehen, und für euch um ſie anhalten: ich zweifle nicht, daß er ſich ſehr freuen wird, einen Schwiegerſohn von eurer Geburt zu erhalten.“

„Nicht ſo raſch,“ verſetzte der Fürſt: „ich will dieſe Jungfrau nicht heiraten, bevor ich nicht weiß, ob ſie mir anſteht. In Betreff ihrer Schönheit kann ich mich wohl auf euch verlaſſen; aber in Rückſicht ihrer Tugend, welche Gewährleiſtung könnet ihr mir darüber geben?“

„Ei nun, welche Gewährleiſtung verlangt ihr?“ fragte Bubekir.

„Ich muß ſie von Angeſicht ſehen,“ antwortete Seyn: „mehr begehre ich nicht, um mich zu beſtimmen.“

„Ihr verſteht euch alſo auf die Geſichtzüge?“ verſetzte lächelnd der Imam. „Nun gut: kommet mit mir zu ihrem Vater; ich will ihn bitten, ſie euch auf einen Augenblick in ſeiner Gegenwart ſehen zu laſſen.“

Der Müeſſin führte den Fürſten zu dem Vater, der nicht ſobald von der Geburt und der Abſicht Seyns unterrichtet war, als er ſeine Tochter kommen ließ, und ihr gebot, den Schleier abzunehmen.

Niemals hatte ſich eine ſo vollkommene und ſo anziehende Schönheit den Augen des jungen Königs von Balſora dargeboten; er war ganz erſtaunt darüber. Und ſobald er nur die Probe anſtellen konnte, ob dieſe Jungfrau eben ſo keuſch als ſchön wäre, zog er ſeinen Spiegel hervor: und ſiehe, das Glas blieb rein und hell.

Als er nun ſah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden hatte, wie er ſie wünſchte, ſo hielt er bei dem Weſyr um ſie an. Sogleich wurde nach dem Kadi geſchickt: er kam, und der Heiratsvertrag wurde gemacht, und das Gebet dabei geſprochen[19]).

Nach dieſer Feierlichkeit, führte Seyn den Weſyr in ſein Haus, wo er ihn prächtig bewirthete, und ihm anſehnliche Geſchenke machte. Demnächſt ſandte er der Braut durch Mobarek eine Anzahl von Juwelen; und dieſer führte ſie ihm in ſein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Seyns angemeſſenen Pracht gefeiert wurde.

Als alle Gäſte heimgegangen waren, ſprach Mobarek zu ſeinem Herrn: „Auf Herr! laſſet uns nicht länger in Bagdad verweilen, ſondern nach Kahiro zurückkehren. Gedenket des Verſprechens, welches ihr dem Könige der Geiſter gethan habt.“

„Laßt uns reiſen,“ antwortete der Fürſt, „ich will es treulich erfüllen. Ich bekenne euch indeſſen, mein lieber Mobarek, daß wenn ich auch dem Könige der Geiſter gehorche, ich es jedoch nur mit Zwang thue. Das Fräulein, welches ich eben geheiratet habe, iſt bezaubernd, und ich gerathe in Verſuchung, ſie nach Balſora zu führen und auf den Thron zu ſetzen.“

„Ach, Herr,“ entgegnete Mobarek, „hütet euch wohl, eurem Gelüſte zu folgen. Beherrſchet eure Leidenſchaft; und was es euch auch für Ueberwindung koſten mag, haltet dem Könige der Geiſter euer Wort.“

„Wohlan, Mobarek,“ ſagte der Fürſt, „ſorget nur dafür, mir dieſe liebenswürdige Jungfrau zu verbergen, daß ſie nimmermehr meinen Augen begegne! Vielleicht habe ich ſie nur ſchon zu viel geſehen!“

Mobarek ließ nun die Anſtalten zur Abreiſe machen. Sie kehrten nach Kahiro zurück, und nahmen von dort den Weg nach der Inſel des Königs der Geiſter.

Als ſie dort anlangten, ſprach die Braut, welche die Reiſe in der Sänfte gemacht, und den Prinzen ſeit dem Hochzeittage nicht wieder geſehen hatte, zu Mobarek: „Wo ſind wir denn? Werden wir nicht bald in das Reich des Königs meines Gemahls kommen?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Mobarek, „es iſt Zeit, euch zu enttäuſchen. Der König Seyn hat euch nur ge heiratet, um euch aus dem Hauſe eures Vaters zu bekommen. Nicht um euch zur Königinn von Balſora zu machen, hat er ſich mit euch vermählt, ſondern um euch dem Könige der Geiſter zu überliefern, welcher eine ſolche Jungfrau, wie ihr ſeid, von ihm gefordert hat.“

Auf dieſe Erklärung fing ſie bitterlich an zu weinen, ſo daß der Fürſt und Mobarek ſehr erweicht wurden. „Habet Mitleid mit mir,“ ſprach ſie zu ihnen. „Ich bin eine Fremde: ihr müßt die an mir begangene Verrätherei vor Gott verantworten.“

Ihre Thränen und ihre Klagen waren fruchtlos. Man ſtellte ſie dem Könige der Geiſter vor, welcher, nachdem er ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, zu Seyn ſprach: „Fürſt, ich bin zufrieden mit dir. Die Jungfrau, welche du mir hergeführt haſt, iſt reizeind und keuſch: und deine Selbſtüberwindung, um mir Wort zu halten, iſt mir angenehm. Kehre heim in dein Reich. Wenn du in das unterirdiſche Gemach der acht Standbilder trittſt, ſo wirſt du darin das neunte finden, welches ich dir verſprochen habe: ich werde ſie durch meine Geiſter dorthin bringen laſſen.“

Seyn dankte dem Könige der Geiſter, und reiſte mit Mobarek wieder nach Kahiro. Aber er blieb nicht lange in dieſer Stadt: die Ungeduld nach dem neunten Standbilde beſchleunigte ſeine Abreiſe. Indeſſen unterließ er nicht, häufig an ſeine geweſene Braut zu denken; er machte ſich Vorwürfe über den gegen ſie verübten Betrug, und betrachtete ſich als die einzige Urſache ihres Unglücks. „Weh mir!“ ſprach er bei ſich ſelber, „ich habe ſie der Zärtlichkeit eines Vaters entzogen, um ſie einem Geiſte zu opfern. O unvergleichliche Schönheit, du verdienteſt ein beſſeres Schickſal!“

Erfüllt von dieſen Gedanken, kam der König Seyn endlich wieder in Balſora an, wo ſeine Unterthanen, entzückt über ſeine Heimkehr, große Freudenfeſte anſtellten. Er begab ſich ſogleich zur Königinn Mutter, um ihr von ſeiner Reiſe Bericht abzuſtatten; und dieſe freute ſich ſehr, zu vernehmen, daß er das neunte Standbild erhalten hatte.

„Komm, mein Sohn,“ ſprach ſie, „laß es uns ſehen; denn ohne Zweifel iſt ſie ſchon in dem unterirdiſchen Gemache, weil der König der Geiſter dir verheißen hat, daß du ſie darin finden würdeſt.“

Der junge König und ſeine Mutter, beide voll Ungeduld, dieſes wunderbare Standbild zu ſchauen, ſtiegen in das unterirdiſche Gemach hinab, und traten in das Zimmer der Standbilder. Aber wie groß war ihre Ueberraſchung, als ſie, anſtatt eines diamantenen Standbildes, auf dem neunten Fußgeſtelle eine wunderſchöne Jungfrau erblickten, welche der König ſogleich für diejenige erkannte, die er nach der Geiſterinſel geführt hatte.

„Mein König,“ ſprach zu ihm die Jungfrau, „ihr ſeid ſehr verwundert, mich hier zu ſehen! Ihr erwartet, etwas viel köſtlicheres zu finden, als mich, und ich zweifle nicht, daß es in dieſem Augenblick euch gereuet, euch ſo viel Mühe gegeben zu haben. Ihr verſprachet euch eine ſchönere Belohnung.“

„Nein, geliebte Frau,“ antwortete Seyn, „der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mehr als einmal daran dachte, dem Geiſterkönig mein Wort zu brechen, und euch für mich zu erhalten. Wie koſtbar auch ein diamantenes Standbild ſei, kann es die Wonne aufwiegen, euch zu beſitzen? Ich liebe euch mehr, als alle Diamanten und alle Reichthümer der Welt.“

Indem er dieſe Worte ausſprach, hörte man einen Donnerſchlag, von welchem das unterirdiſche Gemach erbebte.

Die Mutter Seyns war darüber erſchrocken; aber der König der Geiſter, welcher plötzlich erſchien, zerſtreute ihre Furcht. „Königinn,“ ſprach er zu ihr, „ich beſchütze und liebe euren Sohn. Ich wollte ſehen, ob er in ſeinem Alter im Stande wäre, ſeine Leidenſchaft zu bezähmen. Ich weiß wohl, daß die Reize dieſer jungen Schönen ihn verſucht haben, und daß er ſein mir gegebenes Verſprechen, ihren Beſitz nicht zu wünſchen, nicht genau gehalten hat; aber ich kenne zu gut die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, um darüber zu zürnen, und ich bewundere, ſeine Zurückhaltung. Hier iſt nun dieſes neunte Standbild, welches ich ihm beſtimmt hatte: es iſt viel ſeltener und viel köſtlicher, als alle die andern! — König Seyn," fuhr er fort, indem er ſich zu ihm wandte, „lebe glücklich mit dieſer jungen Frau, ſie iſt deine Gemahlinn; und willſt du, daß ſie dir treu und beſtändig ſei, ſo liebe ſie immerdar; aber liebe nur ſie allein: gib ihr keine Nebenbulerinn, und ich verbürge dir ihre Treue."

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſterkönig; und Seyn, entzückt über ſeine Braut, feierte denſelben Tag noch ſeine Hochzeit, und ließ ſie als Königinn von Balſora ausrufen: und dieſe beiden ſtäts treuen und liebevollen Gatten verlebten mit einander eine lange Reihe von Jahren."

Die Sultaninn von Indien hatte kaum die Geſchichte des Königs Seyn Alasnam vollendet, als ſie ſchon um die Erlaubnis bat, eine andere anzufangen. Schachriar bewilligte ſie ihr für die folgende Nacht, weil der Tag ſchon anbrechen wollte.

Zweihundert und ſechs und achtzigſte Nacht.

Geſchichte Chodadads und ſeiner Brüder[20]).

Die Geſchichtſchreiber des Königreichs Dyarbekir[21]) erzählen von einem ſehr mächtigen und reichen Könige, welcher in der Stadt Harran herrſchte. Er liebte ſeine Unterthanen nicht weniger, als er von ihnen geliebt wurde. Er beſaß tauſend Tugenden, und es fehlte ihm nichts zu ſeinem vollkommenen Glücke, als ein Erbe.

Obwohl er in ſeinem Seraï[22]) die ſchönſten Weiber von der Welt hatte, ſo konnte er doch keine Kinder von ihnen erhalten. Er bat unaufhörlich den Himmel darum; endlich, in einer Nacht, da er im ſüßen Schlafe lag, erſchien ihm ein freundlicher Mann, oder vielmehr ein Prophet, und ſprach zu ihm:

„Deine Bitte iſt erhört; dir iſt endlich gewährt, was du verlangteſt. Sobald du erwachſt, ſteh auf, verrichte dein Gebet und mache zwei Kniebeugungen; hierauf geh in den Garten deines Palaſtes, rufe deinem Gärtner, und laß dir von ihm eine Granate bringen: iß davon ſo viele Körner, als dir beliebt, und deine Wünſche werden erfüllt werden.“

Der König erinnerte ſich beim Erwachen dieſes Traumes, und dankte dem Himmel dafür. Er ſtand auf, verrichtete ſein Gebet, und machte zwei Kniebeugungen; dann ging er in den Garten, wo er von einer Granate funfzig Körner genau abzählte und dieſelben aaß.

Er hatte funfzig Weiber, die ſein Bette theilten, und alle wurden ſchwanger. Nur eine war darunter, namens Piruſé, deren Schwangerſchaft nicht ſichtbar ward. Der König hatte deshalb einen ſolchen Abſcheu vor ihr, daß er ſie wollte tödten laſſen.“

„Ihre Unfruchtbarkeit,“ ſprach er, „iſt ein ſicheres Zeichen, daß der Himmel ſie nicht für würdig achtet, Mutter eines Prinzen zu werden. Ich muß die Welt von einem dem Herrn ſo verhaßten Weſen reinigen.“

Er hatte ſchon dieſen grauſamen Entſchluß gefaßt; aber ſein Weſyr lenkte ihn davon ab, indem er ihm vorſtellte, daß nicht alle Frauen gleich geartet wären, und daß Piruſé doch wohl ſchwanger ſein könnte, wenn ihre Schwangerſchaft ſich auch noch nicht deutlich zeigete.

„Nun wohl,“ erwiederte der Kønig, „ſo mag ſie leben: aber ſie ſoll ſogleich meinen Hof verlaſſen, denn ich kann ſie hier nicht länger dulden.“

„Euer Majeſtät kønnte ſie,“ verſetzte der Weſyr, „zu dem Prinzen Samer, eurem Vetter, ſchicken.“

Dem Kønige gefiel dieſer Rath, und er ſandte Piruſé nach Samarien, mit einem Briefe, worin er ſeinem Vetter befahl, ſie gut zu behandeln, und wenn ſie ſchwanger wäre, ihm von ihrer Niederkunft Nachricht zu geben.

Kaum war Piruſé in dieſem Lande angekommen, als ſie ihre Schwangerſchaft ſpůrte; und am Ende derſelben gebar ſie einen Prinzen, ſchøner als der Tag.

Der Fůrſt von Samarien ſchrieb ſogleich an den Kønig von Harran, meldete ihm die glůckliche Geburt dieſes Sohnes, und wůnſchte ihm Glůck dazu.

Der Kønig hatte große Freude darůber, und antwortete dem Fůrſten Samer folgendermaßen:

„Lieber Vetter, alle meine andern Frauen haben ebenfalls jede einen Prinzen geboren, ſo daß ich hier eine große Menge Kinder habe. Ich bitte euch, den Sohn der Piruſé aufzuziehen, ihn Chodadad zu nennen, und ihn mir zu ſenden, wenn ich ihn von euch fordere.“

Der Fůrſt von Samarien ſparte nichts bei der Erziehung ſeines Neffen. Er ließ ihn reiten lernen, mit dem Bogen ſchießen, und alle andere einem Kønigsſohn angemeſſene Dinge, ſo vollkommen, daß Chodadad im achtzehnjährigen Alter für ein Wunder gelten konnte.

Dieſer junge Prinz, im Gefühl eines ſeiner Geburt würdigen Muthes, ſprach eines Tages zu ſeiner Mutter: „Ich fange an mich in Samarien zu langweilen; ich fühle Begierde nach Ruhm in mir, erlaubet mir alſo, auszuziehen und Gelegenheiten aufzuſuchen, ihn in den Gefahren des Krieges zu erwerben. Der König von Harran mein Vater hat Feinde. Einige benachbarte Fürſten wollen ſeine Ruhe ſtören. Warum ruft er mich nicht zu Hülfe? Warum läßt er mich ſo lange in der Kindheit? Sollte ich nicht jetzo ſchon an ſeinem Hofe ſein? Während alle meine Brüder das Glück haben, an ſeiner Seite zu fechten, ſoll ich hier mein Leben in Müßiggang verbringen?“

„Mein Sohn,“ antwortete ihm Piruſé, „ich habe nicht weniger Ungeduld als du, deinen Namen berühmt zu ſehen. Ich wollte, daß du dich ſchon gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet hätteſt: aber du mußt abwarten, bis er dich auffordert.“

„Nein, Frau Mutter,“ erwiederte Chodadad, „ich habe nur zu lange gewartet. Ich brenne vor Begierde, den König zu ſehen, und ich bin in Verſuchung, hinzuziehen, und als ein junger Unbekannter ihm meine Dienſte anzubieten. Er wird ſie ohne Zweifel annehmen, und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tauſend ruhmvolle Thaten vollbracht habe; ich will ſeine Hochachtung erwerben, bevor er mich erkennt.“

Piruſé billigte dieſen hochherzigen Entſchluß; und aus Furcht, daß der Fürſt von Samarien ſich dem wiederſetzen möchte, verließ Chodadad, ohne ihm denſelben mitzutheilen, eines Tages Samarien, wie wenn er auf die Jagd reiten wollte.

Er ritt ein weißes Roſs, mit goldenem Zügel und Hufbeſchlag, Sattel und Schabracke von blauem Atlas mit Perlen beſäet. Der Griff ſeines Säbels war ein einziger Diamant, und die Scheide von Sandelholze, ganz mit Smaragden und Rubinen beſetzt. Ueber ſeine Schultern hing ein Köcher und ſein Bogen. In dieſem Aufzuge, welcher ſeine herrliche Bildung wunderbarlich erhöhte, kam er in der Stadt Harran an.

Er fand bald Mittel, ſich dem Könige vorſtellen zu laſſen, welcher, entzückt von ſeiner Schönheit, ſeinem ſtattlichen Wuchſe, oder vielleicht auch von der Macht des Blutes hingezogen, ihn ſehr huldreich empfing, und ihn nach ſeinem Namen und Stande fragte.

„Herr,“ antwortete Chodadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kahiro. Die Luſt zu reiſen trieb mich aus meinem Vaterlande, und da ich auf der Fahrt durch eure Staaten vernahm, daß ihr mit einigen eurer Nachbaren im Kriege wäret, ſo bin ich an euern Hof gekommen, um Euer Majeſtät meinen Arm anzubieten.“

Der König überſchüttete ihn hierauf mit Liebkoſungen, und gab ihm eine Anſtellung in ſeinem Heere.

Der junge Prinz ſäumte nicht, ſeine Tapferkeit zu zeigen. Er erwarb ſich die Hochachtung der Offiziere, und erregte die Bewunderung der Soldaten; und da er nicht weniger Einſicht als Muth beſaß, ſo gewann er ſo ſehr die Gnade des Königs, daß er bald ſein Günſtling ward. Die Miniſter und anderen Hofleute verſäumten nicht, täglich Chodadad zu beſuchen; und ſie bewarben ſich eben ſo eifrig um ſeine Freundſchaft, als ſie die übrigen Söhne des Königs vernachläſſigten.

Dieſe jungen Prinzen konnten ſolches nicht ohne Verdruß bemerken; und da ſie dem Fremdling die Schuld gaben, ſo hatten ſie einen heftigen Haß auf ihn.

Unterdeſſen gewann der König ihn je länger je lieber, und ward nicht müde, ihm Beweiſe ſeiner Zuneigung zu geben. Er wollte ihn ſtäts um ſich haben. Er bewunderte ſeine geiſtvollen und klugen Reden; und um zu zeigen, in welchem Grade er ihn für weiſe und verſtändig hielt, ſo vertraute er ihm die Aufſicht der übrigen Prinzen, obwohl er mit ihnen nur von gleichem Alter war; ſo daß Chodadad der Hofmeiſter ſeiner Brüder ward.

Dieß reizte nur noch mehr ihren Haß. „Wie!“ ſprachen ſie, „der König begnügt ſich nicht, einen Fremdling mehr zu lieben, als uns, er macht ihn auch noch zu unſerm Hofmeiſter, ſo daß wir nichts ohne ſeine Erlaubnis thun ſollen? Das dürfen wir nicht leiden. Wir müſſen uns von dieſem Fremdling befreien.“

„Wir brauchen nur,“ ſprach einer von ihnen, „allesammt über ihn herzufallen und ihn unter unſern Streichen zu Boden zu ſchlagen.“

„Nein, nein,“ ſprach ein anderer, „hüten wir uns wohl, ihn ſelber umzubringen; ſein Mord würde uns dem Könige verhaßt machen, welcher uns, zur Strafe dafür, alle der Nachfolge für unwürdig erklären würde. Laſſet uns den Fremdling mit Liſt aus dem Wege räumen. Bitten wir ihn um die Erlaubnis, auf die Jagd zu reiten; und wenn wir weit genug vom Palaſte ſind, ſo nehmen wir den Weg nach einer anderen Stadt, wo wir uns einige Zeit verſteckt halten wollen. Unſere Abweſenheit wird den König verwundern, wenn er uns nicht wiederkommen ſieht, er wird die Geduld verlieren, und den Fremdling vielleicht tödten laſſen: wenigſtens wird er ihn von ſeinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, allein den Palaſt zu verlaſſen.“

Alle die Prinzen ſtimmten dieſem Anſchlage bei. Sie gingen zu Chodadad, und baten ihn um die Erlaubnis zu einer Jagdluſt, mit dem Verſprechen, denſelben Tag noch zurück zu kommen.

Der Sohn der Piruſé ging in die Schlinge: er gab ſeinen Brüdern die erbetene Erlaubnis. Sie ritten weg, und kamen nicht wieder.

Schon drei Tage waren ſie abweſend, als der König Chodadad fragte: „Wo ſind denn die Prinzen? Ich habe ſie ja lange nicht geſehen.“

„Herr,“ antwortete Chodadad mit einer tiefen Verneigung, „ſie ſind ſeit drei Tagen auf der Jagd; ſie hatten mir indeſſen verſprochen, eher zurück zu kommen.“

Der König ward unruhig, und ſeine Unruhe vermehrte ſich, als auch am folgenden Tage die Prinzen noch nicht erſchienen. Er konnte ſeinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorſichtiger Fremdling,“ ſprach er zu Chodadad, „wie konnteſt du meine Söhne wegreiten laſſen, ohne ſie zu begleiten? Verſiehſt du ſo das Amt, welches ich dir aufgetragen habe? Geh auf der Stelle, ſie zu ſuchen, und bringe ſie mir her, oder dein Tod iſt gewiſs.“

Dieſe Worte erfüllten den unglücklichen Sohn der Piruſé mit Entſetzen. Er legte ſeine Rüſtung an, und beſtieg ſchleunig ſein Roſs.

Er verläſst die Stadt, und wie ein Hirte, der ſeine Heerde verloren hat, ſucht er überall im Gefilde ſeine Brüder: er erkundigt ſich in allen Dörfern, ob man ſie nirgends geſehen hat; und da er keine Kunde von ihnen bekommen kann, ſo gibt er ſich dem heftigſten Schmerze hin. „Ach, meine Brüder,“ ruft er aus, „was iſt aus euch geworden? Solltet ihr unſerm Feinde in die Hände gefallen ſein? Sollte ich nur deshalb an den Hof zu Harran gekommen ſein, um dem König ein ſo grauſames Herzeleid zu bereiten?“

Er war untröſtlich, den Prinzen die Jagd erlaubt, oder ſie nicht begleitet zu haben.

Nach einigen Tagen vergeblicher Nachforſchung, gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palaſt von ſchwarzem Marmor ſtand. Er nähert ſich demſelben, und ſieht an einem Fenſter ein wunderſchönes Fräulein, aber bloß mit ihrer Schönheit geſchmückt; denn ihre Haare waren zerſtreuet und ihre Kleider zerriſſen, und man bemerkte auf ihrem Geſichte den Ausdruck der tiefſten Betrübnis.

Sobald ſie Chodadad erblickte, und meinte, daß er ſie wohl hören könnte, ſo redete ſie ihn mit folgenden Worten an: „O Jüngling! entferne dich von dieſem unſeligen Palaſt, wo du dich bald in der Gewalt des Ungeheuers ſehen wirſt, welches ihn bewohnt. Ein Schwarzer, der ſich von Menſchenblut nährt, hauſet hier; er ergreift alle Leute, welche ihr böſes Glück durch dieſe Ebene führt, und verſperrt ſie in dunkle Löcher, aus welchen er ſie nur hervorzieht, um ſie zu verſchlingen.“

„Schönes Fräulein,“ antwortete ihr Chodadad, „ſaget mir, wer ihr ſeid, und ſeid wegen des Uebrigen unbeſorgt.“

„Ich bin aus Kahiro gebürtig, von vornehmem Geſchlechte,“ antwortete das Fräulein, „und kam auf der Reiſe nach Bagdad nahe an dieſem Palaſte vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tödtete und mich hieher führte. Ich glaubte nichts anders befürchten zu dürfen, als den Tod: aber zum Uebermaaße des Unglücks, verlangt dieſes Ungeheuer gar Gefälligkeit von mir; und wenn ich mich morgen nicht gutwillig ſeiner viehiſchen Luſt preisgebe, ſo muß ich auf die äußerſte Gewaltthat gefaßt ſein. — Noch einmal,“ fuhr ſie fort, „rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen; er iſt ausgegangen, um einige Reiſende zu verfolgen, welche er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du haſt keine Zeit zu verlieren, und ich weiß ſelbſt nicht, ob du noch durch eine ſchleunige Flucht ihm entrinnen kannſt.“

Sie hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als der Schwarze erſchien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ausſehn. Er ritt ein großes Tatariſches Pferd, und führte ein ſo breites und ſo ſchweres Schwert, daß er nur allein es handhaben konnte.

Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er ſich über die ungeheure Geſtalt. Er empfahl ſich dem Himmel, und bat ihn um ſeinen Schutz; dann zog er den Säbel, und erwartete feſten Fußes den Schwarzen, welcher, einen ſo ſchwachen Feind verachtend, ihn aufforderte, ſich ohne Schwertſchlag zu ergeben.

Zweihundert und ſieben und achtzigſte Nacht.

Chodadad aber zeigte durch ſein Standhalten, daß er ſein Leben vertheidigen wollte; er näherte ſich ihm, und hieb ihn kräftig in das Knie. Als der Schwarze ſich verwundet fühlte, ſtieß er ein ſo entſetzliches Geſchrei aus, daß die ganze Ebene davon wiederhallte. Er wird raſend und ſchäumt vor Wuth, hebt ſich in den Steigbügeln empor, und will mit ſeinem furchtbarem Schwerte Chodadads Schlag erwiedern. Der Streich wurde ſo jählings geführt, daß es um den jungen Prinzen geſchehen war, wenn er ihm nicht durch eine geſchickte Schwenkung ſeines Roſſes ausgewichen wäre. Das Schwert fuhr mit grauenvollem Sauſen durch die Luft. Jetzt aber, bevor der Schwarze einen zweiten Streich ausholen konnte, gab ihm Chodadad einen ſo kräftigen Schlag auf den rechten Arm, daß er ihn abhieb. Das ſchreckbare Schwert fiel zugleich mit der Hand, die es hielt, zu Boden; und der Schwarze, von der Gewalt des Schlages getroffen, ſank alsbald aus den Bügeln, und von ſeinem Falle erdröhnte die Erde. Hierauf ſtieg der Prinz von ſeinem Roſſe, warf ſich über ſeinen Feind her, und hieb ihm den Kopfe ab.

In dieſem Augenblicke that das Fräulein, deren Augen Zeugen dieſes Kampfes geweſen waren und die für den jungen von ihr bewunderten Helden heiße Gebete gen Himmel ſandte, einen Freudenſchrei, und ſprach zu Chodadad:

„Prinz, (denn der ſchwere Sieg, welchen ihr hier errungen habt, überzeugt mich, ſo wohl als euer edles Weſen, daß ihr nicht von gemeinem Stande ſeid,) vollendet euer Werk: der Schwarze trägt die Schlüſſel dieſes Schloſſes bei ſich, nehmet ſie, und kommet, mich aus dieſem Gefängniſſe zu befreien.“

Der Prinz durchſuchte die Taſchen des elenden, der im Staube dahingeſtreckt lag, und fand darin mehrere Schlüſſel.

Er öffnete die erſte Pforte, und trat in einen großen Hof, wo er das Fräulein antraf, die ihm entgegen kam. Sie wollte ſich, zum Zeichen ihrer tiefen Dankbarkeit, ihm zu Füßen werfen; er aber verhinderte ſie daran. Sie pries ſeine Tapferkeit und erhob ihn über alle Helden der Welt.

Er erwiederte ihre Höflichkeiten; und da ſie ihm in der Nähe noch ſchöner erſchien, als von ferne, ſo weiß ich nicht, ob ſie über ihre Befreiung aus einer ſo furchtbaren Gefahr mehr Freude fühlte, als er darüber, daß er einem ſo ſchönen Fräulein einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet hatte.

Ihre Unterredung wurde durch Geſchrei und Geſtöhn unterbrochen. „Was höre ich?“ rief Chodadad, „woher kommen dieſe kläglichen Töne, die an mein Ohr ſchlagen?“

„Herr,“ antwortete das Fräulein, indem ſie ihm eine niedrige Thüre innerhalb des Hofes zeigte, „ſie kommen von dort her: es ſtecken da, ich weiß nicht wie viel Unglückliche, welche ihr Unſtern in die Hände des Schwarzen fallen ließ; ſie liegen alle in Ketten, und jeden Tag zog dieſes Ungeheuer einen hervor, um ihn zu freſſen.“

„Es erhöht meine Freude noch mehr,“ fuhr der junge Prinz fort, „zu vernehmen, daß mein Sieg dieſen Unglücklichen das Leben rettet. Kommet, edles Fräulein, und theilet mit mir das Vergnügen, ſie in Freiheit zu ſetzen; ihr könnt an euch ſelber die Freude ermeſſen, welche wir ihnen machen werden.“

Mit dieſen Worten näherten ſie ſich der Thüre des Gefängniſſes. Je näher ſie kamen, je deutlicher konnten ſie das Wehklagen der Gefangenen vernehmen. Chodadad ward davon tief gerührt: ungeduldig, ihre Leiden zu endigen, ſtieß er ſchleunig einen Schlüſſel in das Schloß. Er traf anfangs nicht den rechten, und nahm einen andern: bei dieſem Geräuſche wähnten alle die Unglücklichen, es wäre der Schwarze, der, wie gewöhnlich, ihnen zu eſſen bringen und zugleich einen der Unglücks-Gefährten zu ſeinem Fraße holen wollte, und verdoppelten ihr Angſtgeſchrei: ſo klägliche Stimmen ließen ſich hören, als wenn ſie aus dem Mittelpunkte der Erde herauf tönten.

Unterdeſſen öffnete der Prinz die Thüre, und fand eine ſehr ſteile Treppe, auf welcher er in ein tiefes und weites Gewölbe hinabſtieg, das durch ein Luftloch ſchwach erhellet war, und worin mehr als hundert Menſchen mit gefeſſelten Händen an Pfähle gebunden waren.

„Unglückliche Reiſende,“ ſprach er zu ihnen, „unſelige Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grauſamen Todes erwartet, danket dem Himmel, welcher euch heute vermittelſt meines Armes befreiet! Ich habe den furchtbaren Schwarzen, deſſen Beute ihr waret, getödtet, und ich komme, eure Ketten zu zerbrechen.“

Die Gefangenen hatten nicht ſo bald dieſe Worte gehört, als ſie alle zuſammen ein Geſchrei des Erſtaunens und der Freude ausſtießen. Chodadad und das Fräulein fingen an, ſie loszubinden; und ſo wie welche von ihren Ketten befreiet waren, ſo halfen ſie den andern aus den ihrigen, ſo daß binnen kurzer Zeit alle in Freiheit waren.

Jetzt warfen ſie ſich zu Chodadads Füßen, und nachdem ſie ihm für ihre Befreiung gedankt hatten, verließen ſie das Gewölbe. Und als ſie nun auf dem Hofe waren, wie groß war da das Erſtaunen des Prinzen, unter den Gefangenen auch ſeine Brüder zu treffen, welche er ſo lange ſuchte und nicht mehr zu finden hoffte.

„Ah, Prinzen,“ rief er aus, als er ſie erblickte, „täuſche ich mich nicht? Seid ihr es wirklich? Darf ich mir ſchmeicheln, daß ich euch dem König eurem Vater wiedergeben kann, der über euern Verluſt untröſtlich iſt? Aber ſollte nicht auch einer von euch zu beweinen ſein? Seid ihr alle am Leben? Ach! der Tod eines einzigen reicht hin, die Freude zu vergiften, welche ich darüber empfinde, euch gerettet zu haben!“

Die neun und vierzig Prinzen gaben ſich ſämmtlich Chodadad zu erkennen, der ſie einen nach dem andern umarmte, und ihnen die Unruhe mittheilte, in welche ihre Abweſenheit den König verſetzte. Sie ertheilten ihrem Befreier alle Lobſprüche, die er verdiente: daſſelbe thaten die übrigen Gefangenen, die keine Ausdrücke ſtark genug finden konnten, um ganz die Dankbarkeit zu bezeugen, von welcher ſie ſich durchdrungen fühlten.

Chodadad durchſuchte hierauf mit ihnen das Schloß, und fand darin unermeßliche Reichthümer, feine Leinwand, Goldbrokate, Perſiſche Teppiche, Chineſiſchen Atlas, und eine Menge anderer Waaren, welche der Schwarze den geplünderten Karawanen abgenommen hatte, und wovon der größte Theil den von Chodadad ſo eben befreiten Gefangenen gehörte. Jeder erkannte ſein Gut, und nahm es in Anſpruch. Der Prinz ließ ſie ihre Ballen nehmen, und vertheilte ſelbſt noch die übrigbleibenden Waaren unter ihnen.

Hierauf ſprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Ballen fortbringen? Wir ſind in einer Wüſte, und es hat keinen Anſchein, daß ihr hier Pferde finden werdet.“

„Herr,“ antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat mit unſern Waaren auch unſere Kameele geraubt: vielleicht ſtehen ſie noch in den Ställen dieſes Schloſſes.“

„Das iſt nicht unmöglich,“ verſetzte Chodadad, „wir müſſen nachforſchen.“

Zu gleicher Zeit ging er mit ihnen in die Ställe, wo ſie nicht nur die Kameele der Kaufleute, ſondern auch die Pferde der Söhne des Königs von Harran fanden; was alle mit Freuden erfüllte.

In den Ställen befanden ſich auch einige ſchwarze Sklaven, welche, als ſie alle die Gefangenen befreiet ſahen und daraus auf den Tod des Schwarzen ſchloſſen, in Schreck geriethen und auf ihnen bekannten Auswegen entflohen. Man dachte nicht daran, ſie zu verfolgen. Die Kaufleute, voller Freuden, mit ihrer Freiheit auch ihre Waaren und Kameele wieder erhalten zu haben, rüſteten ſich zur Heimkehr: aber vor ihrer Abreiſe dankten ſie nochmals ihrem Befreier.

Als ſie weg waren, wandte ſich Chodadad zu dem Fräulein, und fragte ſie: „Wohin, edles Fräulein, wünſcht ihr euch zu begeben? Wohin wolltet ihr reiſen, als ihr von dem Schwarzen überfallen wurdet? Ich will euch nach dem Orte führen, welchen ihr als Zuflucht erwählt habt, und ich zweifle nicht, daß dieſe Prinzen ſämmtlich ebenſo geſonnen ſind.“ Die Söhne des Königs von Harran betheuerten dem Fräulein, ſie würden ſie nicht eher verlaſſen, als bis ſie ſie ihren Aeltern wiedergegeben hätten

„Prinzen,“ ſprach ſie hierauf zu ihnen, „ich bin aus einem von hier zu weit entfernten Lande; es hieße eure Großmuth misbrauchen, wenn ich euch einen ſo weiten Weg machen ließe: übrigens muß ich euch auch bekennen, daß ich von meinem Vaterlande für immer geſchieden bin. Ich habe euch vorhin geſagt, ich ſei ein Fräulein aus Kahiro; aber nach der mir von euch bewieſenen Güte, und nach der Verpflichtung, welche ich gegen euch habe, Herr,“ fügte ſie hinzu, indem ſie Chodadad anſah, „würde ich ſehr undankbar ſein, wenn ich euch länger die Wahrheit verhehlete. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein Kronenräuber hat ſich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; um nun das meinige zu retten, war ich genöthigt, die Flucht zu ergreifen.“

Nach dieſem Bekenntnis, bat Chodadad mit ſeinen Brüdern die Prinzeſſinn, ihnen ihre Geſchichte zu erzählen, indem ſie ſie verſicherten, daß ſie allen möglichen Theil an ihrem Unglücke nähmen, und bereit wären, nichts zu ſparen, um ſie wieder glücklich zu machen.

Nachdem ſie ihnen für dieſe neuen Betheurungen ihrer Dienſtwilligkeit gedankt hatte, konnte ſie nicht umhin, ihre Neugier zu befriedigen, und ſie begann folgendermaßen die Erzählung ihrer Abenteuer:

Zweihundert und acht und achtzigſte Nacht.

Geſchichte der Prinzeſſinn von Deryabar.

„Auf einer Inſel liegt eine Stadt namens Deryabar. Lange Zeit herrſchte hier ein mächtiger, reicher und tugendhafter König. Dieſer Fürſt hatte keine Kinder, und dieß allein mangelte noch an ſeinem Glücke. Er bat unabläſſig den Himmel darum; dieſer aber erhörte ihn nur halb, denn, nach langem Harren, brachte die Königinn, ſeine Gattinn, nur eine Tochter zur Welt.

Ich bin dieſe unglückliche Prinzeſſinn. Mein Vater hatte mehr Verdruß als Freude über meine Geburt; jedoch unterwarf er ſich dem Willen Gottes. Er ließ mich mit aller erdenklicher Sorgfalt erziehen, in der Abſicht, da er keinen Sohn hatte, mich die Regierungskunſt zu lehren, damit ich einſt ſeine Stelle nach ihm einnähme.

Eines Tages, als er ſich auf der Jagd erluſtigte, erblickte er einen wilden Eſel. Er verfolgte ihn, und kam dadurch von ſeinem Jagdgefolge ab; ſeine Hitze verleitete ihn ſo weit, daß er, ohne an ſein Verirren zu denken, ihm bis in die Nacht nachjagte. Jetzo ſtieg er vom Pferde, und ſetzte ſich am Eingange eines Gehölzes nieder, in welches er den Eſel ſich verſtecken geſehen hatte.

Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwiſchen den Bäumen ein Licht erblickte, woraus er ſchloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt wäre. Er freute ſich darüber, in der Hoffnung, dort die Nacht bleiben zu können, und jemand zu finden, den er zu ſeinem Gefolge ſchicken könnte, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er ſtand alſo auf, und ging dem Lichte nach, welches ihm zum Leiter diente.

Er erkannte bald, daß er ſich getäuſcht hatte: dieſes Licht war nichts anderes, als ein in einer Hütte brennendes Feuer. Er näherte ſich derſelben, und ſah mit Erſtaunen einen großen ſchwarzen Kerl, oder vielmehr einen furchtbaren Rieſen, der auf einem Sofa ſaß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor ſich ſtehen, und briet auf den Kohlen einen Ochſen, welchen er eben abgehäutet hatte. Abwechſelnd ſetzte er bald den

Krug an den Mund, bald zerſtückte er den Ochſen und fraß davon.

Aber was am meiſten die Aufmerkſamkeit des Königs, meines Vaters, auf ſich zog, war eine ſehr ſchöne Frau, welche er in der Hütte erblickte. Sie ſchien in tiefe Traurigkeit verſunken; ihre Hände waren gebunden, und an ihren Knien ſtand ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, welches, als wenn es ſchon das Unglück der Mutter mitfühlte, ohne Unterlaß weinte und die Luft mit ſeinem Geſchrei erfüllte.

Mein Vater, gerührt von dieſem jammervollen Anblicke, war anfangs in Verſuchung, in die Höhle zu ſtürzen und den Rieſen anzugreifen; aber, bedenkend, daß der Kampf ungleich wäre, hielt er ſich zurück, und beſchloß, da ſeine Stärke nicht ausreichte, ihn aus dem Hinterhalte zu beſiegen.

Unterdeſſen hatte der Rieſe den Weinkrug geleert und mehr als die Hälfte des Ochſen aufgefreſſen, und wandte ſich nun zu der Frau, mit den Worten:

„Schöne Prinzeſſinn, warum zwingt ihr mich durch eure Hartnäckigkeit, euch mit Strenge zu behandeln? Es ſteht nur bei euch, glücklich zu ſein: ihr dürft euch nur entſchließen, mich zu lieben und mir treu zu bleiben, und ich werde mit euch viel ſanfter umgehen.“

„O ſcheuslicher Waldteufel,“ antwortete die Frau, „hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abſcheu vor dir vermindere! Du wirſt in meinen Augen immerdar ein Ungeheuer bleiben!“ Dieſe Worte wurden mit ſo viel Schimpfreden begleitet, daß der Rieſe davon erzürnt wurde.

„Das iſt zu viel!“ rief er mit Wuth aus; „meine Liebe verwandelt ſich in Abſcheu; dein Haß erregt endlich den meinigen, ich fühle es, daß er meine Begier beſiegt, und ich wünſche jetzt noch heißer deinen Tod, als ich deinen Beſitz begehrt habe.“

Mit dieſen Worten ergreift er die unglückliche Frau bei den Haaren, hebt ſie mit der einen Hand in die Luft empor, und iſt ſchon im Begriff, ihr den Kopf abzuhauen, als mein Vater einen Pfeil abdrückt, welcher den Rieſen in den Bauch fährt, ſo daß er taumelt und alsbald todt niederſtürzt.

Mein Vater trat nun in die Hütte, er band die Hände der Frau los, und fragte ſie, wer ſie wäre, und durch welches Abenteuer ſie ſich hier befände? „Herr,“ antwortete ſie ihm, „an der Küſte des Meeres wohnen einige Sarrazeniſche Stämme, deren Oberhaupt und Fürſt mein Gemahl iſt. Dieſer Rieſe, den ihr eben getödtet habt, war einer ſeiner vornehmſten Offiziere. Der Elende faßte zu mir eine ſo heftige Leidenſchaft, daß er ſie ſehr ſorgfältig verbarg, bis er eine günſtige Gelegenheit fände, zur Ausführung ſeines Anſchlages, mich zu entführen. Das Glück begünſtigt öfter die böſen Unternehmungen, als die guten Vorſätze. Eines Tages überfiel der

Rieſe mich mit meinem Kinde an einem abgelegenen Orte; er entführte uns beide; und um alle Nachforſchungen zu vereiteln, welche, wie er wohl wußte, mein Gemahl anſtellen würde, brachte er uns in dieſes Gehölz, wo er uns ſeit einigen Tagen feſthält. Wie bejammernswürdig auch mein Schickſal iſt, ſo fühle ich jedoch einen geheimen Troſt, wenn ich bedenke, daß dieſer Rieſe, ſo viehiſch ſeine Brunſt war, doch nicht Gewalt gebraucht hat, um das zu erlangen, was ich ſeinen Bitten ſtäts verſagte. Damit iſt nicht geſagt, daß er mir nicht hundertmal gedroht hätte, er würde zu den äußerſten Zwangsmitteln ſchreiten, wenn er nicht anders meinen Widerſtand beſiegen könnte; und ich bekenne euch, daß ich jetzt eben, als ich durch meine Reden ſeinen Zorn reizte, weniger um mein Leben als um meine Ehre beſorgt war. Da habt ihr, Herr,“ fuhr die Gemahlinn des Sarrazeniſchen Fürſten fort, „meine Geſchichte; und ich zweifle nicht, ihr werdet ſie mitleidswürdig genug finden, um nicht zu bereuen, daß ihr mir ſo großmüthig zu Hülfe gekommen ſeid.“

„Ja, edle Frau,“ antwortete ihr mein Vater, „euer Unglück hat mich innigſt gerührt; aber es ſoll nicht an mir liegen, daß euer Schickſal nicht wieder beſſer werde. Morgen, ſobald der Tag die Schatten der Nacht zerſtreuet hat, wollen wir dieß Gehölz verlaſſen und den Weg nach der großen Stadt Deryabar ſuchen, deren König ich bin; und wenn es euch annehmlich iſt, ſo wohnt ihr ſo lange in meinem Palaſte, bis der Fürſt, euer Gemahl, euch abholt.“

Zweihundert und neun und achtzigſte Nacht.

Die Sarrazeniſche Fürſtinn nahm das Erbieten an, und am folgenden Morgen begleitete ſie den König, meinen Vater, welcher am Ausgange des Gehölzes alle ſeine Leute traf, welche ihn die ganze Nacht geſucht hatten und ſehr um ihn in Sorgen waren. Sie waren eben ſo erfreut, ihn wiederzufinden, als verwundert, ihn in Begleitung einer Frau zu ſehen, deren Schänheit ſie in Erſtaunen ſetzte. Er erzählte ihnen, wie er ſie gefunden und welche Gefahr er gelaufen hätte, als er ſich der Hütte genähert, wo er ohne Zweifel das Leben verloren, wenn der Rieſe ihn erblickt hätte.

Einer der Offiziere nahm die Fürſtinn hinter ſich auf ſein Roſs, und ein anderer trug das Kind.

In dieſem Aufzuge erreichten ſie den Palaſt des Königs, meines Vaters, welcher der ſchönen Sarrazeninn eine Wohnung einräumte, und ihr Kind mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Die Fürſtinn war nicht unempfindlich für die Güte des Königs: ſie bewies ſich ihm ſo erkenntlich, wie er nur wünſchen mochte. Anfangs ſchien ſie ziemlich unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl ſie nicht heimholte; aber nach und nach verlor ſich ihre Unruhe: die Aufmerkſamkeit, welche mein Vater für ſie hatte, beſchwichtigten ihre Ungeduld; kurz, ich glaube, daß ſie es dem Schickſale weniger Dank gewußt, wenn es ſie wieder den Ihrigen zugeführt hätte, als daß es ſie von denſelben entfernt hatte.

Unterdeſſen wuchs ihr Sohn auf: er war ſehr wohlgebildet; und da es ihm nicht an Verſtand fehlte, ſo ward es ihm leicht, meinem Vater zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Hofleute bemerkten dieß, und meinten, daß dieſer Jüngling mich wohl heiraten könnte. In ſolcher Vorausſetzung betrachteten ſie ihn ſchon als den Thronerben, machten ihm den Hof, und beeiferten ſich ſämmtlich, ſein Vertrauen zu gewinnen. Er durchſchaute den Beweggrund ihrer Anhänglichkeit, freute ſich darüber, und den Abſtand zwiſchen uns vergeſſend, ſchmeichelte er ſich mit der Hoffnung, daß mein Vater ihn wirklich ſo ſehr liebte, um ihn bei dieſer Verbindung allen Prinzen der Welt vorzuziehen. Er that noch mehr: da für ſeine Wünſche der König zu lange ſäumte, ihm meine Hand anzubieten, ſo hatte er die Kühnheit, ihn ſelber darum zu bitten. Welche Strafe ſeine Dreiſtigkeit auch verdient hätte, doch begnügte mein Vater ſich damit, ihm zu antworten, daß er andere Abſichten mit mir hätte, und ſah ihn darum nicht ſcheel an. Den jungen Mann aber erbitterte dieſe abſchlägliche Antwort; und in ſeinem Hochmuthe fand er ſich über dieſe Verſchmähung ſeiner Bewerbung ſo beleidigt, als wenn er um ein Mädchen aus dem gemeinen Volke geworben hätte, oder als wenn er von gleicher Geburt mir mir geweſen wäre. Er blieb dabei nicht ſtehen: er beſchloß, ſich an dem Könige zu rächen; und mit einer Undankbarkeit, von welcher es wenig Beiſpiele gibt, ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ihn, erdolchte ihn, und ließ ſich zum König von Deryabar ausrufen, unterſtützt durch eine groſe Anzahl von Misvergnügten, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wuſte.

Nachdem er meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war ſeine erſte Sorge, ſelber an der Spitze eines Theils der Verſchworenen in mein Zimmer zu dringen. Seine Abſicht war, mir das Leben zu nehmen, oder mich mit Gewalt zu zwingen, ihn zu heiraten. Aber ich hatte gerade noch Zeit, ihm zu entrinnen: während er damit beſchäftigt war, meinen Vater zu ermorden, kam der Großweſyr, der ſeinem Herrn ſtäts treu geblieben war, entführte mich aus dem Palaſte, und brachte mich in dem Hauſe eines ſeiner Freunde in Sicherheit, wo er mich verborgen hielt, bis ein heimlich durch ſeine Vorſorge ausgerüſtetes Schiff im Stande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Inſel, allein in Begleitung einer Hofmeiſterinn und dieſes edelmüthigen Miniſters, der es vorzog, der Tochter ſeines Herrn zu folgen, und ihr Unglück zu theilen, als dem Thronräuber zu gehorchen.

Der Großweſyr hatte die Abſicht, mich an die Höfe der benachbarten Könige zu führen, um ihren Beiſtand anzuflehen, und ſie zur Rache meines Vaters zu bewegen; aber der Himmel begünſtigte nicht einen uns ſo vernünftig ſcheinenden Vorſatz. Nachdem wir einige Tage fortgeſchifft waren, erhob ſich ein ſo wüthender Sturm, daß, ungeachtet der Geſchicklichkeit unſerer Matroſen, unſer Schiff durch die Gewalt der Winde und der Wogen an einen Felſen geſchleudert wurde und ſcheiterte. Ich halte mich nicht bei einer Beſchreibung unſers Schiffbruches auf; ich könnte euch ſchlecht ſchildern, auf welche Weiſe meine Hofmeiſterinn, der Großweſyr und meine ganze Begleitung in den Abgrund des Meeres verſchlungen wurden; der Schreck, der mich ergriffen hatte, erlaubte mir nicht, unſer ganzes grauenvolles Schickſal zu erkennen. Ich verlor das Bewußtſein; und ſei es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich ans Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich noch zu anderen Unglücksfällen aufſparte, mich durch ein

Wunder rettete, genug als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich am Geſtade.

Oft macht das Unglück uns ungerecht: anſtatt Gott für die beſondere Gnade zu danken, welche mir zu Theil ward, erhob ich die Augen nur gen Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Weit entfernt, den Weſyr und meine Hofmeiſterinn zu beweinen, beneidete ich vielmehr ihr Schickſal: und nach und nach wurde meine Vernunft von den furchtbaren Vorſtellungen, welche mich beunruhigten, ſo verwirrt, daß ich den Entſchluß faßte, mich ins Meer zu ſtürzen.

Ich war ſchon im Begriff, hinein zu ſpringen, als ich hinter mir ein lautes Getöſe von Menſchen und Pferden hörte. Ich drehte mich ſogleich um, zu ſehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter welchen einer ein Arabiſches Pferd ritt. Dieſer trug einen ſilbergeſtickten Rock, mit einem Edelſtein-Gürtel, und hatte eine Krone auf dem Haupte. Hätte ich auch nicht an ſeiner Kleidung ihn für den Herrn der Uebrigen erkannt, ſo würde ich es aus dem edlen Weſen geſchloſſen haben, welches über ſeine ganze Perſon verbreitet war. Es war ein vollkommen wohlgebildeter Mann, ſchöner wie der Tag. Verwundert, an dieſem Orte ein Fräulein ſo allein zu ſehen, ſandte er einige ſeiner Offiziere ab, mich zu fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Thränen. Da das Ufer mit den Trümmern unſers Schiffes bedeckt war, ſo erkannten ſie wohl, daß eben ein Schiff an der Küſte geſcheitert wäre und ich mich ohne Zweifel aus dem Schiffbruche gerettet hätte. Dieſe Vermuthung und der lebhafte Schmerz, den ſie an mir ſahen, erregte die Neugier der Offiziere, welche mir nun tauſend Fragen thaten, und mich dabei verſicherten, ihr König wäre ein großmüthiger Fürſt, und an ſeinem Hofe würde ich Troſt finden.

Ihr König war ungeduldig, zu vernehmen, wer ich wäre, und die Rückkunft ſeiner Offiziere währte ihm zu lange: er näherte ſich mir, und betrachtete mich mit vieler Aufmerkſamkeit; und da ich nicht aufhörte zu weinen und zu jammern, ohne denen antworten zu können, die mich befragten, ſo verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu beläſtigen; hierauf wandte er ſelber ſich zu mir mit den Worten:

„Mein Fräulein, ich beſchwöre euch, eure überſchwängliche Betrübnis zu mäßigen. Wenn der Himmel, in ſeinem Zorne, euch ſeine Härte empfinden läßt, dürft ihr euch deshalb der Verzweiflung hingeben? Ja, ich wage es, euch zu verſichern, daß, wenn euer Unglück vergütet werden kann, dieß in meinem Reiche geſchehen ſoll. Ich biete euch meinen Palaſt an: ihr könnt darin bei der Königinn, meiner Mutter, wohnen, welche ſich bemühen wird, durch eine freundliche Behandlung eure Leiden zu lindern. Ich weiß noch nicht, wer ihr ſeid, aber ich fühle ſchon, daß ich herzlichen Theil an euch nehme.“

Ich dankte dem jungen Könige für ſeine Gütigkeit; ich nahm ſein freundliches Erbieten an; und um ihm zu zeigen, daß ich deſſelben nicht unwürdig wäre, entdeckte ich ihm meine Herkunft. Ich ſchilderte ihm die Frechheit des jungen Sarrazenen, und ich durfte ihm nur ganz einfach meine Unglücksfälle erzählen, um ſein und all ſeiner Offiziere Mitleid zu erregen.

Als ich meine Erzählung geendigt hatte, nahm der Prinz wieder das Wort, und verſicherte mich von neuem, daß er großen Theil an meinem Unglücke nähme.

Er führte mich hierauf in ſeinen Palaſt, wo er mich der Königinn, ſeiner Mutter, vorſtellte. Dort mußte ich die Erzählung meiner Abenteuer wiederholen, was nicht ohne neue Thränen geſchah. Die Königinn bezeigte auch große Theilnahme an meinen Leiden, und hatte für mich die größte Zärtlichkeit. Der König, ihr Sohn, ward ſogar ſterblich verliebt in mich, und bot mir bald ſeine Hand und Krone dar. Ich war noch zu ſehr mit meinem Unglücke beſchäftigt, daß der junge Fürſt, ſo liebenswürdig er war, auf mich nicht den ganzen Eindruck machte, welchen er zu einer anderen Zeit gemacht haben würde. Indeſſen, von Dankbarkeit durchdrungen, verſagte ich es nicht, ſein Glück zu machen: unſere Hochzeit wurde mit aller erſinnlichen Pracht vollzogen.

Während alle Welt mit den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs beſchäftigt war, überfiel in einer Nacht ein benachbarter feindlicher Fürſt die Inſel mit einem anſehnlichen Kriegsheere. Dieſer furchtbare Feind war der König von Sangebar; er fiel über alles her, und hieb alle Unterthanen meines Gemahls in Stücken.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſelbſt uns beide gefangen; denn er war ſchon mit einem Theil ſeiner Leute in den Palaſt gedrungen; aber wir fanden noch Mittel und Wege, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu gewinnen, wo wir uns in eine Fiſcherbarke warfen, welche wir glücklicherweiſe dort antrafen.

Wir ſchwammen, ein Spiel der Winde und Wogen, zwei Tage lang dahin, ohne zu wiſſen, was aus uns werden ſollte; am dritten erblickten wir ein Schiff, welches mit vollen Segeln auf uns zuſteuerte. Wir freuten uns anfangs darüber, weil wir es für einen Kauffahrer hielten, welcher uns aufnehmen könnte; aber ich kann euch unſere Beſtürzung nicht ausdrücken, als das Schiff herankam und auf dem Verdecke zehn bis zwölf bewaffnete Seeräuber erſchienen. Sie kamen, uns aufzunehmen; fünfe oder ſechſe warfen ſich in ein Boot, bemächtigten ſich unſer beider, banden den Fürſten, meinen Gemahl, und brachten uns auf ihr Schiff, wo ſie mir erſt den Schleier abnahmen.

Meine Jugend und meine Züge verblendeten ſie: alle dieſe Seeräuber erklären mir, daß ſie bezaubert von meinem Anblicke ſind. Anſtatt zu looſen, will jeder den Vorzug und mich zur Beute haben. Sie erhitzen ſich, werden handgemein, und ſchlagen wie Raſende auf einander los. In einem Augenblick iſt das Verdeck mit Leichen bedeckt. Kurz, ſie erſchlagen einander alle, bis auf einen, der ſich nun im Beſitze meiner Perſon ſah, und zu mir ſprach:

„Du gehörſt mir: ich werde dich nach Kahiro führen, um dich einem meiner Freunde zu überliefern, dem ich eine ſchöne Sklavinn verſprochen habe. — Aber,“ fügte er hinzu, indem er den König meinen Gemahl anblickte, „wer iſt dieſer Mann da? Welche Bande verknüpfen ihn mit dir? Sind es Bande des Blutes oder der Liebe?“ — „Herr,“ antwortete ich, „es iſt mein Gemahl.“ — „Wenn das iſt,“ fuhr der Seeräuber fort, „ſo muß ich aus Erbarmen mich ſeiner entledigen: er würde zu viel leiden, wenn er euch in den Armen meines Freundes ſähe.“ Mit dieſen Worten ergriff er den unglücklichen gefeſſelten Fürſten, und ſtürzte ihn ins Meer, trotz allen Anſtrengungen die ich machen konnte, ihn daran zu verhindern.

Ich ſtieß bei dieſer grauſamen That ein Geſchrei des Entſetzens aus, und ich hätte mich ohne Zweifel in die Fluten geſtürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er ſah wohl, daß dieſes mein einziger Wunſch war; deshalb band er mich mit Stricken an den großen Maſtbaum.

Sodann ſpannte er die Segel auf, und ſegelte ans Land, wo er ausſteigen wollte. Er band mich los, führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kameele, Zelte und Sklaven kaufte, und nahm dann ſeinen Weg nach Kahiro, in der Abſicht, wie er immer wiederholte, mich ſeinem Freunde zu bringen und ſo ſein Wort zu löſen.

Wir waren ſchon mehrere Tage unterweges, als wir geſtern durch dieſe Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der dieſes Schloß bewohnte. Wir hielten ihn von ferne für einen Thurm; und noch als er uns nahe kam, konnten wir kaum glauben, daß es ein Menſch wäre. Er zog ſein breites Schlachtſchwert, und forderte den Seeräuber auf, ſich zu ergeben, ſammt allen ſeinen Sklaven und dem Fräulein, die er mit ſich führte. Der Seeräuber war beherzt, und in Beiſtand all ſeiner Sklaven, welche ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange; aber endlich fiel der Seeräuber unter den Streichen ſeines Feindes, eben ſo wohl wie alle ſeine Sklaven, die lieber ſterben, als ihn verlaſſen wollten.

Darnach führte der Schwarze mich in dieſes Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, welchen er zum Abendbrot aaß. Am Ende dieſer gräßlichen Mahlzeit ſprach er zu mir:

„Fräulein, bequeme dich lieber, meine Begierde zu ſtillen, anſtatt dich ſo ſehr zu betrüben. Weiche gutwillig der Nothwendigkeit: ich gebe dir bis morgen Zeit, es zu überlegen. Ich möchte dich ganz getröſtet über dein Unglück ſehen; und du ſollteſt dich freuen, für mein Bette aufgehoben zu ſein.“

Mit dieſen Worten führte er mich in ein beſonderes Zimmer, und legte ſich in dem ſeinen zu Bette, nachdem er ſelber alle Thüren des Schloſſes verſchloſſen hatte.

Er öffnete dieſelben auch dieſen Morgen, und ſchloß ſie wieder hinter ſich zu, um einigen Reiſenden nachzuſetzen, welche er von ferne bemerkte; aber ſie müſſen ihm entwiſcht ſein, weil er allein und ohne Beute zurückkam, als ihr ihn angegriffen habt.«

Zweihundert und neunzigſte Nacht.

Als die Prinzeſſinn die Erzählung ihrer Abenteuer geendigt hatte, bezeugte ihr Chodadad, wie innig gerührt er von ihren Unglücksfällen wäre. „Aber, meine Fürſtinn,“ fugte er hinzu, „es ſteht nur bei euch, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran erbieten euch eine Zuflucht an dem Hofe ihres Vaters: nehmet ſie an, ich bitte euch! Ihr werdet dort dieſem Fürſten willkommen und von aller Welt geehrt ſein; und wenn ihr die Bewerbung eures Befreiers nicht verſchmähet, ſo erlaubet, daß ich euch meine Hand anbiete, und daß ich mich mit euch, in Gegenwart aller dieſer Prinzen vermähle; laſſet ſie Zeugen unſerer Verlöbnis ſein.“

Die Prinzeſſinn willigte ein; und denſelben Tag noch wurde die Hochzeit in dem Schloſſe gefeiert, wo ſich Vorräthe aller Art befanden: die Küche war voller Speiſen und ſolcher Gerichte, welche der Schwarze zu ſich zu nehmen pflegte, wenn er vom Menſchenfleiſche geſättigt war. Dort waren auch viele vortreffliche Früchte, und zur Vollſtändigkeit des Feſtes, eine große Fülle von gebrannten Waſſern und köſtlichen Weinen.

Sie ſetzten ſich alle zu Tiſche; und nachdem ſie gut gegeſſen und getrunken hatten, trugen ſie alle übrige Vorräthe heraus, und verließen das Schloß, um ſich an den Hof des Königs von Harran zu begeben.

Sie zogen mehrere Tage fort, und lagerten nachts an den angenehmſten Stellen, welche ſie finden konnten; ſie waren nur noch eine Tagereiſe von Harran entfernt, als ſie anhielten und allen übrigen Wein austranken, weil ſie nun nichts mehr aufzuſparen brauchten.

Hier nahm Chodadad das Wort und ſprach: „Prinzen, ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin: ihr ſeht in mir euern Bruder Chodadad; ich verdanke eben ſo wohl, als ihr, mein Leben dem Könige von Harran. Der Fürſt von Samarien hat mich erzogen, und die Prinzeſſinn Piruſé iſt meine Mutter. — Theure Frau,“ fügte er hinzu, indem er ſich zu der Prinzeſſinn von Deryabar wandte, „verzeihet mir, wenn ich auch euch aus meiner Geburt ein Geheimnis gemacht habe. Vielleicht würde ich durch frühere Entdeckung deſſelben euch einige unangenehme Gedanken erſpart haben, welche eine euch ungleich erſcheinende Vermählung euch erregen konnte.“

„Nein, Herr,“ antwortete ihm die Prinzeſſinn, „die Empfindungen, welche ihr mir im erſten Augenblick eingeflößt, haben ſich fortwährend verſtärkt; und ihr bedurftet nicht eurer hohen Geburt, um mein Glück zu machen."

Die Prinzen wünſchten Chodadad Glück zu ſeiner Abkunft, und bezeugten ihm große Freude; aber im Grunde ihres Herzens vermehrte ſich nur ihr Haß gegen einen ſo liebenswürdigen Bruder. Sie verſammelten ſich in der Nacht an einem abgelegenen Orte, während Chodadad mit ſeiner Gattinn in ihrem Zelte der Süßigkeit des Schlafes genoß. Dieſe undankbaren und neidiſchen Brüder vergaßen, daß ſie, ohne den muthvollen Sohn der Piruſé, ſämmtlich die Beute des Schwarzen geworden wären, und beſchloſſen unter ſich, ihn zu ermorden. „Es bleibt uns nichts anderes übrig," ſprach einer dieſer Böſewichter; „ſobald der König erfährt, daß dieſer Fremdling, den er ſo ſehr liebt, ſein Sohn iſt, und daß derſelbe allein im Stande war, einen Rieſen zu Boden zu ſtrecken, welcher uns alle zuſammen beſiegt hatte, ſo wird er ihn mit Liebkoſungen überhäufen, ihm tauſend Lobſprüche ertheilen, und ihn zum Thronerben erklären, mit Hintanſetzung all ſeiner übrigen Söhne, welche gezwungen ſind, ſich vor ihrem Bruder zu beugen und ihm zu gehorchen."

Zu dieſen Worten fügte er noch andere, welche auf alle dieſe neidiſchen Gemüther ſolchen Eindruck machten, daß ſie auf der Stelle hingingen, Chodadad im Schlafe überfielen, und ihn mit tauſend Dolchſtichen durchbohrten; ſie ließen ihn für todt in den Armen der Gattinn, und eilten nach der Stadt Harran, wo ſie den folgenden Tag anlangten.

Ihre Ankunft verurſachte dem Könige um ſo größere Freude, als er ſchon verzweifelte, ſie je wiederzuſehen. Er fragte ſie nach der Urſache ihres Ausbleibens; aber ſie hüteten ſich wohl, ſie ihm zu ſagen: ſie erwähnten gar nichts von dem Schwarzen, noch von Chodadad, und ſagten bloß, ſie hätten der Neugier nicht widerſtehen können, das Land zu beſehen, und ſich in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Unterdeſſen lag Chodadad in ſeinem Blute und halb todt unter ſeinem Zelte mit der Prinzeſſinn, ſeiner Gattinn, welche nicht minder beklagenswürdig war, als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeſchrei; ſie riß ſich die Haare aus, und badete den Leichnam ihres Mannes mit ihren Thränen, indem ſie unaufhörlich ausrief: „Ach Chodadad, mein theurer Chodadad, muß ich dich unaufhaltſam zu den Todten hinabſinken ſehen? Welche grauſamen Hände haben dich in dieſen traurigen Zuſtand verſetzt? Soll ich glauben, daß es deine eigenen Brüder ſind, die dich ſo erbarmungslos zerfleiſcht haben? Dieſe Brüder, welche dein tapferer Arm gerettet hat? Nein, es ſind vielmehr Teufel, welche unter ſo freundlicher Larve gekommen ſind, dir das Leben zu entreißen. Ha, ihr Unmenſchen! wer ihr auch ſeid, konntet ihr denn mit ſo ſchwarzem Undanke den Dienſt vergelten, welchen er euch geleiſtet hat? Aber was klage ich deine Brüder an, unglücklicher Chodadad? Mir allein muß ich deinen Tod beimeſſen: du haſt dein Schickſal an das meine knüpfen wollen; und alles das Unglück, welches mich verfolgt, ſeitdem ich den Palaſt meines Vaters verlaſſen habe, hat ſich auch auf dich geworfen. O Himmel, der du mich zu einem unſtäten und unglückſeligen Leben verdammt haſt, wenn du mir keinen Gatten vergönnſt, warum läßt du mich denn noch einen finden? Dieſer iſt ſchon der zweite, den du mir im Augenblicke unſerer innigeren Verbindung wieder entreißeſt!“

In ſolchen Wehklagen ergoß ſich die beweinenswürdige Prinzeſſinn von Deryabar über den unglücklichen Chodadad gebeugt, welcher nichts davon hören konnte.

Er war gleichwohl noch nicht todt; und als ſeine Gattinn bemerkte, daß er noch athmete, ſo lief ſie nach einem großen Flecken, welchen ſie in der Ebene erblickte, um

von dort einen Wundarzt zu holen. Man wies ſie zu
einem hin, der auf der Stelle mit ihr ging. Aber als beide
zu dem Zelte kamen, fanden ſie Chodadad nicht mehr
darin; woraus ſie ſchloſſen, daß irgend ein wildes Thier
hn weggetragen hätte, um ihn zu verſchlingen. Die
Prinzeſſinn begann von neuem ihr Wehklagen auf die
ammervollſte Weiſe von der Welt. Der Wundarzt ward
avon gerührt; er wollte ſie in dieſem fürchterlichen Zu-
ande nicht verlaſſen, und ſchlug ihr vor, mit ihm nach
em Flecken zurückzukehren, und erbot ihr ſein Haus und
ine Dienſte.

Sie ließ ſich bereden; der Wundarzt führte ſie in
in Haus, und ohne noch zu wiſſen, wer ſie wäre, be-
ndelte er ſie mit aller erdenklicher Achtung und Ehrer-
tung. Er bemühte ſich, ihr Troſt einzuſprechen; aber
geblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur
h mehr, anſtatt ihn zu lindern.

„Edle Frau," ſprach er eines Tages zu ihr, „erzäh-
mir, ich bitte euch darum, alle eure Unglücksfälle; ſa-
mir, aus welchem Lande und von welchem Stande
ſeid. Vielleicht kann ich euch einen guten Rath ge-
, wenn ich von allen Umſtänden eures Misgeſchicks

unterrichtet bin. Ihr laßt nicht ab, euch zu betrüben, ohne zu bedenken, daß auch gegen die verzweifeltſten Uebel Mittel zu finden ſind.“

Der Wundarzt ſprach mit ſolcher Beredtſamkeit, daß er die Prinzeſſinn bewog, ihm alle ihre Abenteuer zu erzählen; und als ſie den Bericht davon geendigt hatte, nahm der Wundarzt wieder das Wort und ſprach:

„Herrinn, weil es ſich alſo verhält, ſo erlaubet mir, euch vorzuſtellen, daß ihr euch eurer Betrübnis nicht hingeben müßt; ihr müßt euch vielmehr mit Standhaftigkeit waffnen, und thun, was der Name und die Pflicht einer Gattinn von euch fordern: ihr müßt euern Gatten rächen. Ich will euch, wenn ihr es wünſcht, als Begleiter dienen. Laſſet uns an den Hof des Königs von Harran ziehen; dieſer Fürſt iſt gut und ſehr gerecht: ihr dürft ihn nur mit lebhaften Farben die Behandlung ſchildern, welche Chodadad von ſeinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er euch Gerechtigkeit verſchaffen wird.“

„Ich gebe euern Vorſtellungen nach,“ antwortete die Prinzeſſinn, „ja, ich will Chodadads Rache unternehmen; und da ihr ſo gefällig und edelmüthig ſeid, mich begleiten

vollen, ſo bin ich bereit hin zu reiſen.“ Sobald ſie
n Entſchluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Ka-
e bereiten, auf welchen die Prinzeſſinn und er ſich
den Weg machten und ſich nach der Stadt Harran
ben.

Sie ſtiegen in der erſten beßten Karavanſerei ab, und
ten den Wirth nach Neuigkeiten vom Hofe. „Er iſt,“
vortete er ihnen, „in großer Unruhe. Der König
e einen Sohn, der ſich lange Zeit als ein Unbekann-
bei ihm aufgehalten hat, und man weiß nicht, was
dieſem jungen Prinzen geworden iſt. Eine der Frauen
Königs, namens Piruſé, iſt ſeine Mutter, und ſie hat
tauſend vergebliche Nachforſchungen anſtellen laſſen.
Welt bedauert den Verluſt dieſes Prinzen, denn er
e hohe Verdienſte. Der König hat noch neun und
zig andere Söhne, alle von verſchiedenen Müttern;
es iſt kein einziger darunter, deſſen Tugenden den
ig über Chodadads Tod zu tröſten vermöchten. Ich
, über ſeinen Tod, weil er unmöglich noch lebt, da
ihn, aller angeſtellten Nachforſchungen ungeachtet,
hat finden können.“

Auf dieſen Bericht des Wirthes erachtete der Wund-
es für die Prinzeſſinn von Deryabar am rathſam-

ſten, hinzugehen, und ſich der Mutter Chodadads zu entdecken. Aber dieſer Schritt war nicht ohne Gefahr, und erforderte große Vorſicht. Es war zu fürchten, wenn die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Abſicht ihrer Schwägerinn erführen, daß ſie dieſe aufheben ließen, bevor ſie mit Chodadads Mutter reden könnte. Der Wundarzt überlegte dieß alles, und bedachte ſeine eigne Gefahr dabei; deshalb wollte er in dieſer Sache behutſam zu Werke gehen, und bat die Prinzeſſinn, in der Karavanſerei zu bleiben, während er nach dem Palaſte ginge, um auszuſpüren, auf welchem Wege er ſie ſicher zu Piruſé bringen könnte.

Er ging alſo in die Stadt, und näherte ſich dem Palaſte, wie einer, den bloß die Neugier, den Hof zu ſehen, dahinzieht, als er eine Frau auf einem reich geſchmückten Maulthier erblickte; ſie war von mehreren Fräulein, ebenfalls auf Maulthieren, und von einer ſtarken Wache ſchwarzer Sklaven begleitet. Alle Leute ſtellten ſich in Reihen, um ſie vorbeiziehen zu ſehen, und begrüßten ſie, mit dem Geſicht auf den Boden fallend.

Der Wundarzt begrüßte ſie ebenſo, und fragte darauf einen neben ihm ſtehenden Kalender, ob dieß eine von den Frauen des Königs wäre. „Ja, Bruder,“ ant-

ortete ihm der Kalender, „es iſt eine von ſeinen Frauen,
nd zwar die bei dem Volke am meiſten beliebte und ge-
hrte, weil ſie die Mutter des Prinzen Chodadad iſt, von
elchem ihr wohl gehört haben werdet.“

Mehr wollte der Wundarzt nicht wiſſen: er folgte
iruſé bis in eine Moſchee, welche ſie betrat, um Almo-
n zu vertheilen und dem öffentlichen Gebete beizuwoh-
en, welches der König für die Rückkehr Chodadads an-
ellen ließ. Das Volk, welches an dem Schickſale dieſes
ngen Prinzen außerordentlich Theil nahm, lief haufen-
eiſe herbei, um ſein Gebet mit dem der Prieſter zu ver-
nigen, ſo daß die Moſchee voller Menſchen war. Der
Bundarzt arbeitete ſich durch das Gedränge, und gelangte
s zu Piruſé's Wache. Er hörte alle Gebete mit an,
nd als die Prinzeſſinn wieder hinaus ging, näherte er
h einem der Sklaven, und flüſterte ihm ins Ohr: „Bru-
r, ich habe der Prinzeſſinn Piruſé ein wichtiges Ge-
imnis zu entdecken: könnte ich nicht durch deine Ver-
ittelung in ihr Zimmer geführt werden?“ — Wenn die-
s Geheimnis,“ antwortete der Sklave, „den Prinzen
hodadad betrifft, ſo kann ich dir wohl verſprechen, daß
 heute noch bei ihr das erwünſchte Gehör findeſt; aber
enn dieſes Geheimnis ihn nicht betrifft, ſo bemüheſt du
ch vergeblich, dich der Prinzeſſinn vorſtellen zu laſſen;

denn ſie iſt einzig mit ihrem Sohne beſchäftigt, und will von nichts anderem reden hören.“ — „Eben nur von dieſem geliebten Sohne will ich mit ihr reden,“ fuhr der Wundarzt fort. „Wenn das iſt,“ ſagte der Sklave, „ſo darfſt du uns nur nach dem Palaſte folgen, und du wirſt bald mit ihr reden können.“

In der That, als Piruſé in ihr Zimmer zurückgekommen war, meldete ihr dieſer Sklave, daß ein unbekannter Mann ihr etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, und daß es den Prinzen Chodadad beträfe. Er hatte nicht ſobald dieſe Worte ausgeſprochen, als Piruſé eine lebhafte Ungeduld bezeugte, dieſen Unbekannten zu ſehen. Der Sklave ließ ihn ſogleich in das Gemach der Prinzeſſinn treten, welche alle ihre Frauen daraus entfernte, mit Ausnahme von zweien, für welche ſie kein Geheimnis hatte. Sobald ſie den Wundarzt erblickte, fragte ſie ihn haſtig, welche Nachricht er ihr von Chodadad zu bringen hätte. „Herrinn,“ antwortete ihr der Wundarzt, nachdem er ſich mit dem Geſicht auf den Boden geworfen hatte, „ich habe euch eine lange Geſchichte zu erzählen, und Dinge, welche euch ohne Zweifel in Erſtaunen ſetzen werden.“

Hierauf erzählte er ihr umſtändlich alles, was zwiſchen Chodadad und ſeinen Brüdern vorgegangen war;

elches ſie mit gieriger Aufmerkſamkeit anhörte; als er aber
n den Meuchelmord kam, ſank die zärtliche Mutter, gleich
ls ob ſie von denſelben Stichen, wie ihr Sohn, durch-
ohrt würde, in Ohnmacht auf ein Sofa. Die beiden
rauen kamen ihr ſchleunig zu Hülfe, und brachten ſie
ieder zu ſich. Der Wundarzt fuhr nun in ſeinem Be-
chte fort, und als er geendigt hatte, ſprach die Für-
inn zu ihm: „Eilet zu der Prinzeſſinn von Deryabar,
nd verkündiget ihr in meinem Namen, daß der König ſie
lsbald als ſeine Schwiegertochter anerkennen wird; und
as euch betrifft, ſo ſeid verſichert, daß eure Dienſte gut
elohnt werden ſollen.“

Nachdem der Wundarzt ſich entfernt hatte, blieb Pi-
uſe auf dem Sofa in einem Zuſtande, den man ſich den-
en kann; durchdrungen von der Erinnerung an Chodadad,
ief ſie aus: „O mein Sohn, ſo bin ich denn für immer
eines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien an
ieſen Hof reiſen ließ, und du mir Lebewohl ſagteſt, ach!
a wähnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von
ir dich erwartete! O unglücklicher Chodadad, warum
aſt du mich verlaſſen? Du hätteſt dir freilich nicht ſo
ohen Ruhm erworben; aber du lebeteſt noch, und würdeſt
einer Mutter nicht ſo viel Thränen koſten.“ Bei dieſen
Worten weinte ſie bitterlich, und ihre beiden Vertrauten,

gerührt von ihrem Schmerze, vermiſchten ihre Thränen mit den ihrigen.

Während ſie alle drei ſich ſo, wie um die Wette, betrübten, trat der König ins Zimmer; und als er ſie in dieſem Zuſtande ſah, fragte er Piruſé, ob ſie etwa traurige Neuigkeiten über Chodadad erhalten hätte. „Ach, Herr,“ antwortete ſie ihm, „es iſt um ihn geſchehen, mein Sohn hat das Leben verloren! Und zum Uebermaaße des Leides, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbniſſes erzeigen; denn allem Anſcheine nach haben ihn wilde Thiere verſchlungen.“

Zu gleicher Zeit erzählte ſie ihm alles, was ſie von dem Wundarzte vernommen hatte; und ſie ermangelte nicht, dabei zu verweilen, auf welche grauſame Art Chodadad von ſeinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ ihr nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte ſich von Zorn entbrannt, und in ſeiner Entrüſtung, ſprach er zu der Fürſtinn: „Theure Frau, die Treuloſen, die Schuld ſind, daß eure Thränen fließen, und die ihrem Vater einen tödtlichen Schmerz verurſachen, ſollen ihre gerechte Strafe erleiden.“

Mit dieſen Worten und wuthfunkelnden Augen tritt der Fürſt in den Audienzſaal, wo die Hofleute und diejenigen von dem Volke, die etwas bei ihm zu bitten hatten, verſammelt waren. Alle ſind erſtaunt, ihn in ſo wüthender Gebärde erſcheinen zu ſehen; ſie fürchten, er ſei im Zorne gegen ſein Volk, und ihre Herzen erſtarren vor Schreck. Er beſteigt den Thron, befiehlt dem Großweſyr zu nahen, und ſpricht zu ihm: „Haſſan, ich habe dir einen Befehl zu geben: geh auf der Stelle hin, nimm tauſend Mann von meiner Wache, und verhafte alle die Prinzen, meine Söhne, ſperre ſie in den für Meuchelmörder beſtimmten Gefängnisthurm; und vollziehe dieß alles augenblicklich.“

Bei dieſem unerwarteten Befehl erzitterten alle Gegenwärtigen; der Großweſyr legte, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, die Hand auf ſeinen Kopf, um ſeinen unbedingten Gehorſam anzudeuten, und verließ den Saal, um einen Befehl zu vollziehen, der ihn ſo ſehr überraſchte.

Unterdeſſen entließ der König alle Perſonen, die Gehör bei ihm verlangten, und erklärte, daß er binnen eines Monats von keinen Geſchäften etwas hören wollte.

Er war noch in dem Saale, als der Weſyr zurückkam. „Nun, Weſyr,“ fragte ihn der Fürſt, „ſind alle meine Söhne in dem Thurme?“ — „Ja, Herr,“ antwortete der Miniſter, „euer Befehl iſt erfüllt.“ — „Das iſt noch nicht alles,“ fuhr der König fort, „ich habe dir noch einen anderen Befehl zu ertheilen.“

Mit dieſen Worten verließ er den Saal, und ging wieder in das Zimmer der Prinzeſſinn Piruſé, wohin der Weſyr ihm folgte. Er fragte dieſe, wo die Witwe Chodadads wohnete. Ihre Frauen ſagten es ihm; denn der Wundarzt hatte dieß bei ſeinem Berichte nicht vergeſſen. Hierauf wandte ſich der König zu ſeinem Miniſter, und ſprach: „Geh in dieſe Karavanſerei, und führe eine junge Prinzeſſinn, die darin wohnt, hieher; aber behandle ſie mit aller einer Frau von ihrem Range gebürenden Ehrfurcht.“

Der Weſyr ſäumte nicht, auch dieſen Befehl zu vollziehen: er ſtieg zu Pferde, ſammt allen Emiren und den übrigen Hofleuten, und begab ſich nach der Karavanſerei, wo die Prinzeſſinn von Deryabar ſich aufhielt, eröffnete ihr ſeinen Befehl, und führte ihr im Namen des Königs ein ſchönes weißes Maulthier vor, deſſen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden beſäet war. Sie beſtieg es, und in der Mitte all dieſer Herren, ritt ſie nach dem Palaſte. Der Wundarzt begleitete ſie auch auf einem ſchönen Tatariſchen Roſſe, welches der Weſyr ihm hatte geben laſſen.

Alle Leute ſtanden an den Fenſtern oder auf den Gaſſen, um einen ſo prächtigen Aufzug vorbeireiten zu ſehen; und da es bald überall umlief, daß dieſe Prinzeſſinn, die ſo feierlich nach Hofe geführt wurde, die Gemahlinn Chodadads wäre, ſo war es ein allgemeiner Jubel. Die Luft erſcholl von tauſendfältigem Freudengeſchrei; welches ſich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn man das traurige Ende dieſes Prinzen gewußt: ſo beliebt war er bei aller Welt.

Zweihundert und ein und neunzigſte Nacht.

Die Prinzeſſinn von Deryabar traf den König an der Thüre des Palaſtes, wo er ſie erwartete und empfing. Er führte ſie in das Zimmer der Piruſé, wo ein höchſt rührender Auftritt vorging. Die Gattinn Chodadads fühlte bei dem Anblicke der Mutter ihres Gemahls ihre Betrübnis ſich erneuen; ſo wie ſein Vater und ſeine Mutter die Gemahlinn ihres Sohnes nicht ohne innige Bewegung anſehen konnten. Sie warf ſich dem Könige zu Füßen, badete ſie mit ihren Thränen, und war von ſo heftigem Schmerz ergriffen, daß ſie nicht die Kraft hatte, ein Wort hervorzubringen. Piruſe befand ſich in einem nicht minder beweinenswürdigen Zuſtande: ſie ſchien von ihrem Wehe ganz durchdrungen; und der König, bewegt von dieſem rührenden Anblicke, überließ ſich ſeiner eigenen Wehmuth. Dieſe drei Perſonen blieben einige Zeit in einem eben ſo zärtlichen als ſchmerzlichen Schweigen, während ſie ihre Seufzer und Thränen mit einander vermiſchten.

Endlich erholte ſich die Prinzeſſinn von Deryabar aus ihrer Erſtarrung, und erzählte das Abenteuer im Schloſſe und das Unglück Chodadads, und bat hierauf um Gerechtigkeit für den Meuchelmord der Prinzen.

„Ja, meine Tochter,“ antwortete ihr der König, „dieſe Undankbaren ſollen ſterben; aber zuvor müſſen wir den Tod Chodadads kund machen laſſen, damit die Todesſtrafe dieſer Brüder meine Unterthanen nicht empöre. Uebrigens, obwohl wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben, wollen wir jedoch nicht unterlaſſen, ihm die letzte Pflicht zu erweiſen.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich zu ſeinem Weſir, und befahl ihm, auf der ſchönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran ſteht, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu laſſen; und unterdeſſen gab er der Prinzeſſinn von Deryabar, welche er als ſeine Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in ſeinem Palaſte.

Haſſan ließ mit ſolcher Emſigkeit arbeiten, und ſtellte ſo viel Werkleute dabei an, daß in wenig Tagen das Kuppelgebäude vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet, und darauf Chodadads Standbild geſetzt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzuſtellen, und beſtimmte einen Tag zu der Todtenfeier ſeines Sohnes.

Als dieſer Tag erſchien, verſammelten ſich alle Einwohner der Stadt Harran in der Ebene, um der Feierlichkeit beizuwohnen, welche auf folgende Weiſe geſchah:

Der König, in Begleitung des Großweſyrs und der vornehmſten Herren ſeines Hofes, zog nach dem Grabmale; und als er hier ankam, trat er hinein, und ſetzte ſich mit ihnen auf goldgeblümte Atlas-Teppiche. Hierauf nahte ſich eine zahlreiche Schaar der Leibwache zu Pferde, mit geſenktem Haupt und halbgeſchloſſenen Augen, dem Gebäude. Sie ritten zweimal mit tiefem Schweigen rings umher; aber beim dritten Male hielten ſie an der Thüre ſtill, und ſprachen, einer nach dem andern, mit lauter Stimme folgende Worte aus:

„O Prinz, Sohn des Königs! wenn wir durch die Schärfe unſers Schwertes und durch menſchliche Tapferkeit, dein Misgeſchick irgend erleichtern könnten, ſo ſollteſt du bald das Licht wieder ſchauen: aber der König der Könige hat geboten, und der Engel des Todes hat gehorcht!“

Nach dieſen Worten zogen ſie ſich zurück, um hundert Greiſen Platz zu machen, die alle mit langen weißen Bärten auf ſchwarzen Maulthieren ritten.

Dieß waren Einſiedler, die ihr lebelang ſich in Höhlen verborgen hielten, und ſich niemals den Augen der Menſchen zeigten, außer bei den Leichenbegängniſſen der Könige von Harran und der Prinzen ihres Hauſes. Dieſe ehrwürdigen Männer trugen auf ihrem Kopfe jeder ein dickes Buch, welches ſie mit einer Hand feſthielten. Sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, ohne etwas zu ſagen; hierauf hielten ſie an der Thüre ſtill, und einer von ihnen ſprach folgende Worte aus:

„O Prinz! Was können wir für dich thun? Wenn man durch Gebet oder durch Wiſſenſchaft dir das Leben wiedergeben könnte, ſo würden wir unſere weißen Bärte an deinen Füßen reiben und Gebete herſagen: aber der König des Weltalls hat dich für immer hinweg genommen!“

Nachdem dieſe Greiſe alſo geſprochen hatten, entfernten ſie ſich von dem Grabmale; und alsbald näherten ſich funfzig Fräulein von vollkommener Schönheit: ſie ritten jede ein kleines weißes Pferd, waren ohne Schleier, und trugen goldene Körbe voll Edelgeſteine aller Art. Sie ritten auch dreimal um das Gebäude, hielten dann an derſelben Stelle, wie die vorigen, und die jüngſte von ihnen führte das Wort und ſagte:

„O Prinz, einſt ſo ſchön! welche Hülfe kannſt du von uns erwarten? Könnten wir durch unſere Reize dich wieder beleben, ſo wollten wir alle deine Sklavinnen ſein: aber du biſt nicht mehr empfindlich für die Schönheit, und bedarfſt unſer nicht mehr?“

Als die jungen Mädchen ſich entfernt hatten, ſtand der König mit ſeinem Hofſtaat auf, machte auch dreimal die Runde um das Gebäude, nahm dann ſelber das Wort und ſprach:

„O mein lieber Sohn! Licht meiner Augen, ich habe dich alſo für immer verloren!“

Er begleitete dieſe Worte mit Seufzern und benetzte das Grab mit ſeinen Thränen; und die Hofleute folgten ſeinem Beiſpiele.

Hierauf verſchloß man die Thüre des Grabmals, und Alle kehrten nach der Stadt zurück. Am folgenden Morgen wurden in den Moſcheen öffentliche Gebete gehalten, und dieſelben acht Tage hinter einander fortgeſetzt.

Am neunten Tage wollte der König die Prinzen ſeine Söhne enthaupten laſſen. Das ganze Volk war empört über ihre Miſſethat an dem Prinzen Chodadad, ihrem Bruder, und ſchien mit Ungeduld ihre Beſtrafung zu erwarten. Man fing ſchon an, das Schafot zu errichten, aber man war genöthigt, die Hinrichtung auf einen andern Tag zu verſchieben, weil plötzlich die Botſchaft kam, daß die benachbarten Fürſten, die früher ſchon den König von Harran bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren heranrückten, als vormals, und daß ſie ſogar nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären. Man wußte zwar ſchon längſt, daß ſie ſich zum Kriege rüſteten, hatte ſich aber über ihre Zurüſtungen nicht beunruhigt. Dieſe Neuigkeit verbreitete eine allgemeine Beſtürzung, und gab neuen Anlaß, Chodadads Tod zu bedauern, weil dieſer Prinz ſich in dem früheren Kriege gegen ebendieſe Feinde ausgezeichnet hatte. „Ach!“ ſagte man, „wenn der hochherzige Chodadad noch lebte, ſo dürften wir in geringer Sorge vor dieſen Fürſten ſein, die uns jetzt überfallen.“

Unterdeſſen hebt der König, anſtatt ſich der Furcht hinzugeben, ſchleunigſt Mannſchaft aus, bildet ein ziemlich anſehnliches Kriegsheer, und zu beherzt, um die Feinde hinter den Mauern zu erwarten, rückt er aus und zieht ihnen entgegen. Als die Feinde durch ihren Vortrab vernahmen, daß der König von Harran heranrückte, um ihnen die Spitze zu bieten, machten ſie in einer Ebene Halt, und ſtellten ihr Heer in Schlachtordnung.

Sobald der König ſie hier erblickte, ſtellte er ſeine Truppen ebenfalls in Schlachtordnung; er läßt zum Angriffe blaſen, und greift ſie mit großer Tapferkeit an: man leiſtet ihm ebenſo Widerſtand. Von beiden Seiten wird viel Blut vergoſſen, und der Sieg bleibt lange ſchwankend. Endlich aber erklärt er ſich für die Feinde des Königs von Harran, welche in überlegener Anzahl ihn ſchon umringten, als man plötzlich in der Ebene eine große Schaar

Reiter in ſchönſter Ordnung gegen das Schlachtfeld daherſprengen ſah. Der Anblick dieſer neuen Streiter machte beide Heere ſtutzig, die nicht wußten, was ſie davon denken ſollten. Aber ſie blieben nicht lange in der Ungewißheit: dieſe Reiter fielen die Feinde des Königs von Harran von der Seite an, und warfen ſie mit ſolcher Wuth, daß ſie ſie bald in Unordnung brachten und in die Flucht ſchlugen. Sie begnügten ſich damit noch nicht, ſondern verfolgten ſie ungeſtüm und hieben ſie faſt alle in Stücken.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerkſamkeit den ganzen Vorgang beobachtet, und die Kühnheit dieſer Reiter bewundert, deren unverhoffte Hülfe den Sieg zu ſeinen Gunſten entſchieden. Er war beſonders über ihren Anführer entzückt, welchen er mit der größten Tapferkeit fechten geſehen hatte, und wünſchte den Namen dieſes jungen Helden zu wiſſen. Voll Ungeduld, ihn zu ſehen und ihm zu danken, nahet er ſich ihm; aber jener eilt, ihm zuvorzukommen. Beide begegnen ſich, und der König von Harran erkennt ſeinen Sohn Chodadad in dieſem tapfern Krieger, der ihm zu Hülfe gekommen oder vielmehr ſeine Feinde geſchlagen hatte: er ſtand unbeweglich vor Erſtaunen und Freude.

„Herr,“ ſprach Chodadad zu ihm, „ihr müßt ohne Zweifel erſtaunt ſein, plötzlich wieder vor Euer Majeſtät einen Menſchen erſcheinen zu ſehen, welchen ihr vielleicht todt wähntet. Ich wäre auch todt, wenn der Himmel mich nicht erhalten hätte, um euch noch gegen eure Feinde zu dienen.“

„O, mein Sohn,“ rief der König aus, „iſt's möglich, daß du mir wiedergeſchenkt biſt? Ach, ich verzweifelte ſchon, dich je wiederzuſehen.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er die Arme dem jungen Prinzen entgegen, der ſich einer ſo ſüßen Umarmung freudig hingab.

„Ich weiß alles, mein Sohn,“ hub der König wieder an, nachdem er ihn lange in ſeinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir den Dienſt vergolten haben, welchen du ihnen durch ihre Befreiung aus den Händen des Schwarzen geleiſtet haſt: aber du ſollſt morgen ſchon gerächt werden. Unterdeſſen laß uns in den Palaſt gehen; deine Mutter, die du ſo viel Thränen gekoſtet haſt, erwartet mich, um ſich mit mir über die Niederlage unſerer Feinde zu freuen. Welche Freude werden wir ihr bringen, wenn ſie erfährt, daß mein Sieg dein Werk iſt!“

„Herr,“ ſprach Chodadad, „erlaubet mir, euch zu fragen, wie ihr von den Abenteuern des Schloſſes etwas erfahren habt. Sollte einer meiner Brüder, von Gewiſſensbiſſen gequält, es euch bekannt haben?“

„Nein,“ antwortete der König, „es iſt die Prinzeſſinn von Deryabar, welche uns von allem unterrichtet hat; denn ſie befindet ſich in meinem Palaſte, wohin ſie nur gekommen iſt, um mich um Gerechtigkeit für das Verbrechen deiner Brüder zu bitten.“

Chodadad war außer ſich vor Freuden, als er vernahm, daß ſeine Gattinn hier am Hofe war, und rief mit Entzücken aus: „Laßt uns eilen, Vater, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Thränen, und die der Prinzeſſinn von Deryabar zu trocknen.“

Der König kehrte alsbald mit ſeinem Heere nach der Stadt zurück, und entließ es; er zog ſiegreich in ſeinen Palaſt ein, unter dem Zujauchzen des Volkes, welches ihm haufenweiſe folgte, den Himmel um die Verlängerung ſeiner Jahre anrief, und tauſendmal den Namen Chodadad wiederholte.

Beide Prinzen fanden Piruſé und ihre Schwiegertochter beiſammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünſchen: aber es iſt unmöglich, ihr freudiges

Entzücken zu beſchreiben, als ſie den jungen Prinzen neben ihm erblickten. Die Thränen, welche auch dieſe Umarmungen begleiteten, waren ſehr verſchieden von denen, welche ſie bisher um ihn vergoſſen hatten.

Nachdem dieſe vier Glücklichen allen Forderungen des Blutes und der Liebe genügt hatten, fragte man den Sohn der Piruſe, durch welches Wunder er noch am Leben wäre?

Er antwortete, ein Bauer auf einem Mauleſel wäre zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn ſo verlaſſen und von Stichen durchbohrt geſehen, hätte er ihn auf ſein Thier gelegt und in ſein Haus gebracht, wo er auf ſeine Wunden gewiſſe gekaute Kräuter gelegt, wodurch ſie in wenig Tagen geheilt wären. „Als ich mich hergeſtellt fühlte,“ fuhr er fort, „dankte ich dem Bauern, und gab ihm alle Diamanten, welche ich bei mir hatte. Ich näherte mich hierauf der Stadt Harran; aber da ich unterweges vernommen hatte, daß einige benachbarte Fürſten Truppen verſammelt hatten, um die Länder des Königs zu überfallen, ſo gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen, und ermunterte den Eifer des Volks, ſich zur Vertheidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, ſetzte mich an ihre Spitze, und langte in dem Augenblick an, als die beiden Heere handgemein waren.“

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, ſprach der König: „Laſſet uns Gott danken, daß er uns Chodadad erhalten hat! Aber die Böſewichter, die ihn ermorden wollten, müſſen heute noch ſterben.“

„Herr,“ entgegnete der edelmüthige Sohn der Piruſé, „wie undankbar und boshaft ſie ſein mögen, ſo bedenket doch, daß ſie aus eurem Blut entſprungen: es ſind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen, und ich bitte euch um Gnade für ſie.“

Dieſe edle Geſinnung entlockte dem Könige Thränen; er ließ ſein Volk zuſammenrufen, und erklärte Chodadad für ſeinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren ſchweren Ketten vorführen. Der Sohn der Piruſé nahm ihnen die Feſſeln ab und umarmte ſie, einen nach dem andern, eben ſo herzlich, wie er es im Schloſhofe des Schwarzen gethan hatte. Das Volk war entzückt über Chodadads Edelmuth, und gab ihm tauſend Beifallsbezeigungen. Endlich, ward auch der Wundarzt reichlich für die Dienſte belohnt, welche er der Prinzeſſinn von Deryabar geleiſtet hatte.“

Die Sultaninn Scheherazade hatte dieſe Geſchichte mit ſolcher Anmuth erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, ſich nicht enthalten konnte, ihr ſein groſſes Vergnügen zu bezeugen, mit welchem er ſie angehört hatte.

„Herr,“ ſagte hierauf die Sultaninn, „ich bin überzeugt, wenn Euer Majeſtät noch die Geſchichte von dem erwachten Schläfer hören wollte, dieſelbe euch nur Freude und Vergnügen machen würde.“

Schon nach dem bloßen Inhalte der Geſchichte, welchen die Sultaninn ihm andeutete, verſprach ſich der Sultan davon ganz neue und ergötzliche Abenteuer, und hätte gern noch in derſelben Nacht die Erzählung derſelben gehört: aber es war Zeit aufzuſtehen, weshalb er ſie auf die folgende Nacht verſchob.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Anmerkungen.

1) Iſaak war ein berühmter Lautenſpieler zu Bagdad unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreſchyd. G.

2) Kerim bedeutet der Großmüthige, Freigebige.

3) Gülnare bedeutet im Perſiſchen Roſe oder Blüte des Granatenbaums. G.

4) Saleh bedeutet im Arabiſchen Gut. G.

5) Vergl. Anmerkung 21. zu Bd. I.

6) Beder bedeutet im Arabiſchen Vollmond. G. Vergl. Anmerkung 12. zu Bd. V.

7) Giauhare bedeutet im Arabiſchen Edelſtein. G.

Faraſche, Arabiſch Faradſch, heißt Freude, Ergötzen. — (Schmetterling?)

8) Abdallah heißt im Arabiſchen Diener Gottes. E G.

Labe, vielleicht vom Arabiſchen Laba, liebende Gattinn, oder, mit etwas anderer Ausſprache, Löwinn.

9) Dieſe Geſchichte gehört eigentlich nicht zur 1001 Nacht, und findet ſich nicht in den Handſchriften Gallands; ſ. den Vorbericht.

10) Das königliche Siegel verändert ſich mit der Thronbeſteigung jedes Sultans; es wird durch Verſchlingung der Namensbuchſtaben des regierenden Fürſten gebildet. E. G.

11) Die Morgenländer glauben ſtark an Träume, und ihre Litteratur enthält eine große Menge von Abhandlungen über die Traumdeutung. E. G.

12) Mobarek bedeutet Geſegnet. E. G.

13) Nach dem Muſelmänniſchen Geſetzen gehören alle Güter des Sklaven ſeinem Herrn. E. G.

14) Es gibt kein beſonderes Fars genanntes Gebet. Die Muſelmänner begreifen unter dieſem Namen alle Religionspflichten, welche zum Wohlgefallen vor Gott und ſeinem Propheten unerläßlich ſind, wie das Gebet, die Almoſen, die Faſten, die Wallfahrt u. ſ. w. G.

15) Asrafyel oder Asrafil iſt, zufolge den Muhamedanern, der Engel, welcher am Tage des jüngſten Gerichts die Poſaune zur Auferweckung der Todten bläſet. G.

16) Adam bedeutet im Arabiſchen Menſch. E. G.

17) Bubekir oder Abubekr iſt der Name von Mahomeds Schwiegervater. Müeſſin heißen die Ausrufer der Moſcheen. E. G.

18) Die Imam's der Moſcheen haben ungefähr dieſelben amtlichen Verrichtungen, wie die Pfarrer (curés) in Frankreich. E. G.

19) Der Kadi iſt zugleich bürgerlicher und geiſtlicher Beamter; bei einer Vermählung ſetzt er ſelber den Heiratsvertrag auf. E. G.

20) Dieſe Erzählung gehört auch nicht zur 1001 Nacht und findet ſich nicht in Galland's Handſchriften; vergl. den Vorbericht.

Ueber Dyarbekir vergl. Anmerkung 18. zu Bd. III.

21) Serai (franzöſiert Sérail) nennen die Morgenländer jeden Palaſt oder großes Wohngebäude. Der Ort darin, wo die Frauen verſperrt ſind (das Frauenzimmer) heißt Harem. E. G.

22) Chodadad iſt Perſiſch, und zuſammengeſetzt aus Choda, Gott, und dadan geben: entſprechend dem Franzöſiſchen Vornamen Dieudonné. G. (Dem Griechiſchen Theodor, umgekehrt Dorotheus, nachgebildet.)

23) Deryabar bedeutet im Arabiſchen Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.

Inhalt des ſechsten Bändchens.

Seite.
256ſte Nacht: Geſchichte Nureddins und der ſchönen Perſerinn (Schluß). 3
257ſte Nacht. 14
258ſte Nacht. 23
259ſte Nacht. 28
Brief des Chalyfen Harun Arreſchyd an den König von Balſora. 36
260ſte Nacht 39
261ſte Nacht. 47
Geſchichte des Prinzen Beder von Perſien und der Prinzeſſinn Giduhare von Samandal. 52
262ſte Nacht. 58
263ſte Nacht. 65
264ſte Nacht. 70
265ſte Nacht. 79
266ſte Nacht. 87
267ſte Nacht. 96
268ſte Nacht. 104
269ſte Nacht. 110
270ſte Nacht. 125

Seite.
271ſte Nacht . . . 140
272ſte Nacht . . . 144
273ſte Nacht . . . 147
274ſte Nacht . . . 153
275ſte Nacht . . . 157
276ſte Nacht . . . 161
277ſte Nacht . . . 165
278ſte Nacht . . . 170
279ſte Nacht . . . 174
280ſte Nacht . . . 178
281ſte Nacht: Geſchichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Königs der Geiſter . . . 182
282ſte Nacht . . . 191
283ſte Nacht . . . 194
284ſte Nacht . . . 200
285ſte Nacht . . . 209
286ſte Nacht: Geſchichte Chodadads und ſeiner Brüder . . . 217
287ſte Nacht . . . 227
288ſte Nacht: Geſchichte der Prinzeſſinn von Deryabar 235
289ſte Nacht . . . 240
290ſte Nacht . . . 252
291ſte Nacht . . . 267

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Im zweiten Bändchen.

Seite 7 Zeile 9. von unten lies eine f. deine.
— 8 Z. 13. v. o. l. Atlas f. Seide.
— 10 Z. 5. v. u. l. bliebe f. blieb.
— 11 Z. 8. v. o. l. drei f. den.
— 11 Z. 1. v. u. l. eure f. nur.
— 13 Z. 6. v. o. l. Thüre f. Thiere.
— 14 Z. 9. v. o. l. ihr f. ihn.
— 16 Z. 3. v. u. l. hätte f. hatte.
— 18 Z. 12. v. o. fehlt zu vor neugierig.
— 18 Z. 11. v. u. fehlt euch vor über.
— 19 Z. 10. v. o. l. Vertrag f. Vortrag.
— 19 Z. 13. v. o. ſtreiche und vor einen.
— 19 Z. 2. v. u. l. werden f. haben.
— 20 Z. 6. v. u. l. nun f. nur.
— 21 Z. 6. v. u. fehlt nur vor ein.
— 22 Z. 1. v. o. l. erlangen f. verlangen.
— 22 Z. 2. v. u. l. Ah f. Ach.
— 25 Z. 13. v. u. l. hinein- f. hin-.
— 25 Z. 3. v. u. hinter Frauen fehlt klopfte.
— 26 Z. 11. v. o. l. verſetzt f. geſetzt.
— 26 Z. 8. v. u. l. Wache f. Nacht.
— 28 Z. 9. v. u. l. würdigem f. würdigen.
— 35 Z. 2. v. o. l. hervor f. heraus.
— 37 Z. 7. v. o. ſtreiche wir.
— 41 Z. 9. v. o. l. mißhandelt f. gemißhandelt.
— 42 Z. 3. 13. v. u. l. abzuhauen f. abzunehmen.
— 43 Z. 8. v. o. l. von f. vor.
— 43 Z. 3. v. u. l. unendlich f. und endlich.
— 45 Z. 2. v. o. l. brauen f. braunen.
— 45 Z. 3. v. o. ſtreiche hier vor dieſes.

Seite 47 Z. 9. v. u. fehlt auch vor das.
— 48 Zeile 10. von unten lies Staate f. Saale.
— 48 Z. 7. v. u. l. demſelben f. denſelben.
— 48 Z. 5. v. u. l. anſtändige f. vollſtändige.
— 48 Z. 3. v. u. l. meinen f. meiner.
— 50 Z. 6. v. o. l. vollen f. allen.
— 53—65. in der Ueberſchrift ſtreiche der.
— 55—56. die Verſe ſind Bd. V. S. 273 wiederholt.
— 57 Z. 3. v. u. l. kannte f. erkannte.
— 58 Z. 4. v. o. l. hoben f. haben.
— 60 Z. 1. v. o. ſtreiche mich.
— 60 Z. 5—4. v. u. l. weis — Leidenſchaft f. Verweis — Leidenſchaft.
— 61. Z. 6. v. u. l. dieſe Worte f. dies Wort.
— 61. Z. 2. v. u. l. unwürdigen f. ehrwürdigen.
— 62. Z. 8. v. u. hinter ſich ſtreiche nun.
— 63. Z. 7—5. v. u. l. Gläubigen — wo meine Furcht aufhörte f. Gläubigent — ich aufhörte zu fürchten.
— 64. Z. 9—11. v. o. l. verweile — ſoll f. verweilte — ſollte.
— 64. Z. 8. v. u. l. zu f. an.
— 67. Z. 4. v. u. l. Werke f. Worte.
— 70. Z. 2—1. v. u. l. du — kannſt f. ihr — könnt.
— 72. Z. 1. v. o. l. welche f. welches.
— 72. Z. 12. v. o. ſtreiche mir.
— 72. Z. 5. v. u. l. niederſitzen f. niederſetzen.
— 76. Z. 1. v. u. ſtreiche es.
— 80. Z. 5. v. u. ſtreiche einmal mit.
— 87. Z. 9. v. o. l. ebenſo f. eben.
— 91. Z. 4. v. u. l. Hau f. Hauet.
— 92. Z. 12. v. o. l. mäßige deinen K. f. mäßiget euren K.
— 295. Z. 17. v. o. hinter Stammes fehlt Ommiaden (Vergl. Bd. III. S. 142.).
— 297. Z. 2. v. o. ſtreiche (über Harun Arreſchyd)

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Siebentes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

[illegible]

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Siebentes Bändchen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Zweihundert zwei und neunzigſte Nacht.

In der folgenden Nacht begann die Sultaninn Scheherasade, nachdem ſie von ihrer Schweſter Dinarſade geweckt worden, ihre Erzählung folgendermaßen:

Geſchichte
des erwachten Schläfers.

Unter der Regierung des Chalyfen **Harun Arreſchyd** lebte zu Bagdad ein ſehr reicher Kaufmann, deſſen Frau ſchon alt war. Sie hatten einen einzigen Sohn, Namens **Abu Haſſan**, der etwa dreißig Jahr alt und in der tiefſten Eingezogenheit auferzogen war.

Der Kaufmann ſtarb, und Abu Haſſan nahm, als einziger Erbe, die großen Reichthümer in Beſitz, die ſein Vater bei ſeinen Lebzeiten durch große Sparſamkeit und durch ſeine Betriebſamkeit im Handel aufgehäuft hatte. Der Sohn, der in ſeinen Anſichten und Neigungen ganz verſchieden von ſeinem Vater war, handelte auch ganz anders als dieſer. Da dieſer ihm nämlich in ſeiner Jugend immer bloß ſo viel Geld gegeben hatte, als zu ſeinem Lebensunterhalte gerade hinreichte, und er daher immer die jungen Leute ſeines Alters beneidet hatte, denen es daran nicht fehlte, und die ſich keine von den Vergnügungen verſagten, deren ſich die Jugend ſo leicht hingibt, ſo beſchloß er, ſich jetzt ſeinerſeits durch einen Aufwand auszuzeichnen, der dem Vermögen, das er ſo eben ererbt hatte, angemeſſen wäre. Zu dieſem Zweck theilte er ſein Vermögen in zwei Hälften. Die eine verwendete er zum Ankaufe von Landgütern und von Häuſern in der Stadt, die ihm ſo viel einbrachten, daß er davon ſehr bequem hätte leben können; allein er gelobte es ſich, nie etwas von dieſen Einkünften anzurühren, ſondern die von daher einlaufenden Summen jedesmal aufzuheben. Die andere Hälfte, die in einer bedeutenden Summe baaren Geldes beſtand, beſtimmte er zu Wiedereinbringung aller der Zeit, die er unter dem ſtrengen Zwange, worin ihn ſein Vater bis an ſeinen Tod gehalten, verloren zu haben glaubte: zugleich aber machte er es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze, während dieſes ausgelaſſenen Lebens, das er ſich zu führen vorgenommen, nicht das geringſte über dieſe Summe auszugeben.

Dieſem Plane zufolge verſammelte er binnen wenigen Tagen einen Kreis von jungen Leuten ſeines Alters und Standes um ſich, und dachte von nun an bloß darauf, dieſen die Zeit angenehm zu vertreiben. Zu dieſem Zweck begnügte er ſich nicht, ſie bei Tag und Nacht gut zu bewirthen, und ihnen die glänzendſten Gaſtmahle zu geben, wo die köſtlichſten Speiſen und die ausgeſuchteſten Weine in Fülle aufgetragen wurden, ſondern er fügte dazu auch noch muſikaliſche Unterhaltungen, indem er die beſten Sänger und Sängerinnen dazu einlud. Die junge Geſellſchaft ſtimmte ihrerſeits bisweilen, mit dem Glaſe in der Hand, in die Muſik ein, und alle zuſammen ſchienen mit den ſie begleitenden Muſik-Inſtrumenten einen harmoniſchen Einklang zu bilden. Dieſe Gaſtmahle endigten ſich dann gewöhnlich mit Bällen, wozu die beſten Tänzer und Tänzerinnen aus ganz Bagdad gerufen wurden. Alle dieſe Beluſtigungen, die täglich durch andere erneuert wurden, ſtürzten Abu Haſſan in ſo ungeheure Ausgaben, daß er einen ſo großen Aufwand nicht über ein Jahr fortſetzen konnte. Die bedeutende Summe, die er für dieſes verſchwenderiſche Leben beſtimmt hatte, ging mit dem Jahre zugleich zu Ende. Sobald er nicht mehr offene Tafel hielt, verſchwanden auch ſeine bisherigen Freunde, und er konnte ſie nirgends mehr antreffen, wohin er auch immer gehen mochte. In der That flohen ſie vor ihm, wo ſie ihn nur erblickten, und wenn er zufällig einem begegnete und mit ihm reden wollte, ſo entſchuldigte ſich dieſer ſtets mit allerlei Ausflüchten.

Abu Haſſan empfand das ſeltſame Betragen ſeiner Freunde, die ihn nach ſo vielen Bezeigungen und Verſicherungen von Freundſchaft, die ſie ihm gegeben, jetzt auf eine ſo unwürdige und undankbare Weiſe verließen, weit tiefer als den Verluſt des ganzen Geldes, das er mit ihnen ſo unzweckmäßig vergeudet hatte. Traurig, nachdenkend, mit geſenktem Haupt und mit einem Geſichte, das düſtern Kummer verrieth, trat er in das Zimmer ſeiner Mutter, und ſetzte ſich ziemlich fern von ihr an das Ende des Sofa's.

„Was iſt dir denn, mein Sohn?“ fragte ihn ſeine Mutter, als ſie ihn in dieſem Zuſtande ſah. „Warum biſt du ſo verändert, ſo niedergeſchlagen, ſo gar nicht mehr dir ähnlich? Wenn du alles, was du auf der Welt nur irgend haſt, verloren hätteſt, ſo könnteſt du faſt nicht anders ausſehen. Ich weiß von dem entſetzlichen Aufwande, den du gemacht haſt, und ſeitdem du dich ihm ganz hingegeben, magſt du wohl nicht gar ſo viel Geld mehr übrig haben. Du warſt übrigens Herr deines Vermögens, und wenn ich nie gegen deine unordentliche Lebensweiſe geſprochen habe, ſo geſchah es darum, weil ich wußte, mit welcher weiſen Vorſicht du dir die Hälfte deines Reichthums aufgehoben haſt. Bei alle dem ſehe ich nicht ab, was dich in eine ſo tiefe Schwermuth verſenkt haben kann.“

Abu Haſſan brach bei dieſen Worten in Thränen aus, und mitten unter Thränen und Schluchzen rief er: „Meine Mutter, endlich habe ich durch eine ſehr ſchmerzliche Erfahrung einſehen gelernt, wie unerträglich die Armut iſt. Ja, ich fühle es lebhaft, daß, ſo wie der Untergang der Sonne uns den Glanz dieſes Himmelskörpers entzieht, eben ſo auch die Armut uns jeder Freude beraubt. Sie macht, daß man alle die Lobſprüche und alles das Gute, das man uns vor unſerm Verfalle ſagte, gänzlich vergißt; ſie bringt uns dahin, daß wir nicht mehr ausgehen können, ohne Furcht, bemerkt zu werden, und daß wir die Nächte hindurch blutige Thränen vergießen; mit einem Worte, wer arm iſt, wird ſelbſt von ſeinen Verwandten und Freunden nur wie ein Fremder betrachtet. Du weißt, meine Mutter," fuhr er fort, „wie ich ſeit Jahr und Tag gegen meine Freunde geweſen bin. Ich habe ſie immer ſo gut bewirthet, daß ich dadurch faſt meine Mittel erſchöpft habe; und nun, da ich das nicht mehr ſo fortſetzen kann, muß ich ſehen, daß ſie mich alle verlaſſen haben. Ich ſpreche hier nur von dem Gelde, welches ich für den Gebrauch, den ich davon gemacht, mir bei Seite gelegt hatte; denn was das übrige betrifft, das ich angelegt habe, ſo danke ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingegeben, es mir aufzuheben, unter der Bedingung und dem Gelübde, es nie zum Behuf einer ſo thörichten Verſchwendung anzugreifen. Ich will dies Gelübde halten, und ich weiß ſchon, welchen guten Gebrauch ich von dem, was mir ſo glücklicher Weiſe übrig geblieben, machen werde. Aber zuvor will ich noch eine Probe machen, wie weit wohl meine Freunde, wofern ſie anders dieſen Namen verdienen, ihre Undankbarkeit treiben werden. Ich will ſie nach einander beſuchen, und wenn ich ihnen das Aeußerſte, das ich für ſie gethan, werde vorgeſtellt haben, will ich ſie bitten, unter ſich eine Summe Geldes für mich zuſammenzuſchießen, wodurch ich mir einigermaßen aus dem unglücklichen Zuſtande, worin ich mich ihnen zu Liebe geſtürzt, wieder aufhelfen könnte. Indeß will ich, wie geſagt, dieſen Schritt bloß thun, um zu ſehen, ob ich in ihnen irgend eine Spur von Dankbarkeit finden werde.“

„Mein Sohn,“ erwiederte Abu Haſſan's Mutter, „ich mag dir nicht von der Ausführung deines Vorhabens abreden; aber ich kann dir im voraus ſagen, daß du dich in deiner Hoffnung täuſchen wirſt. Glaube mir, was du auch immer thun magſt, es bedarf dieſer Probe gar nicht erſt; du wirſt nirgends Unterſtützung finden, als in dem, was du dir ſelber aufgehoben haſt. Ich ſehe wohl, daß du noch nicht dieſe Freunde kennſt, die man unter Leuten deines Standes gewöhnlich ſo nennt; aber du wirſt ſie noch kennen lernen. Gebe Gott, daß es auf die Weiſe geſchehe, wie ich es wünſche, das heißt, zu deinem Beſten.“ — „Meine Mutter,“ antwortete Abu Haſſan, „ich bin von der Wahrheit deſſen, was du mir ſagſt, überzeugt; aber ich werde dieſer Sache, die mich ſo nahe angeht, um ſo gewiſſer ſein, wenn ich mich perſönlich von ihrer Niederträchtigkeit und Gefühlloſigkeit überzeugt habe.“

Abu Haſſan ging nun ſogleich fort, und nahm ſo gut die Zeit wahr, daß er alle ſeine Freunde zu Hauſe traf. Er ſtellte ihnen die große Noth vor, in welcher er ſich befände, und bat ſie, ihm zu einer kräftigen Unterſtützung ihre Börſe zu öffnen. Er machte ſich ſogar gegen einen jeden von ihnen insbeſondere anheiſchig, die Geldſummen, die ſie ihm leihen würden, wieder zurückzuzahlen, ſobald nur ſeine Umſtände ſich gebeſſert haben würden, ohne jedoch zu erwähnen, daß er hauptſächlich um ihretwillen ſo in der Klemme ſei, um ſie deſto mehr zur Großmuth anzuſpornen. Auch vergaß er nicht, ſie mit der frohen Hoffnung zu locken, daß er wohl noch dereinſt das frohe Schmauſen mit ihnen wieder anfangen würde, das ſie bei ihm früher genoſſen hätten.

Keiner von ſeinen Tafelfreunden ließ ſich durch die lebhaften Schilderungen rühren, wodurch der unglückliche Abu Haſſan ſie zu bewegen ſuchte. Er erfuhr ſogar die Kränkung, hören zu müſſen, daß mehrere derſelben ihm rund heraus erklärten, daß ſie ihn gar nicht kennten und ſich gar nicht beſinnen könnten, ihn je geſehen zu haben. Mit einem Herzen voll Unwillen und Betrübniß kehrte er nach Hauſe zurück. „Ach, meine Mutter,“ rief er aus, indem er in ihr Zimmer trat, „du haſt wohl Recht gehabt; anſtatt Freunde zu finden, habe ich bloß Treuloſe, Undankbare und Schurken gefunden! Es iſt jetzt aus, ich ſage mich von ihnen los, und verſpreche dir, ſie nie wiederzuſehen.“

Abu Haſſan blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe. Er nahm zu dieſem Zwecke die angemeſſenſten Vorſichtsmaaßregeln, um alle Gelegenheiten, wo er demſelben untreu werden könnte, zu vermeiden; und um nie mehr in dieſen Fall zu kommen, that er den Schwur, daß er nie mehr in ſeinem Leben irgend jemand aus Bagdad bei ſich bewirthen wollte. Hierauf zog er den Geldkaſten, worin er ſeine Einkünfte niedergelegt hatte, aus ſeinem Verwahrungsorte hervor, und ſtellte ihn an den Platz deſſen, der ſo eben leer geworden war. Er beſchloß, für ſeine tägliche Ausgabe immer nur eine beſtimmte Summe herauszunehmen, die hinlänglich wäre, um eine einzige Perſon bei ſich zu Abend zu bewirthen. Doch ſchwur er, daß dieſe Perſon nicht aus Bagdad ſein dürfte, ſondern ein Fremder ſein müßte, der an demſelben Tage erſt angekommen, und daß er ihn ſchon am folgenden Morgen wieder entlaſſen wollte, nachdem er ihm eine einzige Abendmahlzeit gereicht hätte.

Dieſem Plane zufolge beſorgte Haſſan jeden Morgen den zu dieſer Mahlzeit nöthigen Speiſevorrath. Gegen Abend ging er jedesmal und ſetzte ſich an das Ende der Brücke von Bagdad, und wenn er einen Fremden erblickte, von welchem Stand oder Herkommen er auch immer ſein mochte, ſo redete er ihn höflich an und lud ihn ſofort ein, ein Abendbrot und Nachtherberge für die erſte Nacht ſeines Hierſeins bei ihm anzunehmen; und nachdem er ihn von dem, was er ſich bei ſeiner Gaſtfreundlichkeit zum Geſetz und zur Bedingung gemacht, unterrichtet hatte, führte er ihn nach ſeiner Wohnung.

Die Mahlzeit, womit Abu Haſſan ſeinen Gaſt bewirthete, war nicht prächtig, doch konnte man damit ſehr wohl zufrieden ſein. Beſonders fehlte es dabei nicht an gutem Weine. Die Mahlzeit dauerte übrigens bis tief in die Nacht, und anſtatt ſeinen Gaſt, wie man ſonſt wohl zu thun pflegt, von Angelegenheiten des Staats, der Familie, oder des Handels zu unterhalten, ſuchte er im Gegentheil bloß von gleichgültigen, angenehmen und ergötzlichen Dingen zu reden. Ueberhaupt war er von Natur ſcherzhaft, unterhaltend und von guter Laune, und, wovon auch immer die Rede war, er wußte ſeinem Geſpräche ſtets eine Wendung zu geben, die auch den Traurigſten aufzuheitern vermochte.

Wenn Abu Haſſan am folgenden Morgen ſeinen Gaſt entließ, ſagte er zu dieſem: „Wohin du auch immer geheſt, möge Gott dich vor jeder Unannehmlichkeit bewahren! Als ich dich geſtern Abend in mein Haus auf eine Mahlzeit einlud, erzählte ich dir zugleich auch, welches Geſetz ich mir auferlegt habe: du wirſt es daher nicht übel nehmen, wenn ich dir ſage, daß wir nie mehr mit einander trinken, ja daß wir uns ſogar nie mehr wiederſehen werden, weder bei mir, noch anderswo. Ich habe meine guten Gründe, um ſo zu handeln. Gott geleite dich!“

Abu Haſſan war in Befolgung dieſer Regel ſehr pünktlich. Die Fremden, welche er einmal bei ſich aufgenommen, beachtete er nicht weiter, und redete auch mit ihnen nicht mehr. Wenn er ihnen auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen begegnete, ſo that er, als ſähe er ſie nicht, und drehte ſich wohl ſelbſt hinweg, um zu vermeiden, daß ſie ihn nicht anredeten. Mit einem Wort, er brach alle Gemeinſchaft mit ihnen ab.

Er hatte dieſe Weiſe lange Zeit fortgeſezt, als eines Tags kurz vor Sonnenuntergang, da er eben wieder auf ſeinem gewöhnlichen Plaze am Ende der Brücke ſaß, der Chalyf Harun Arreſchyd gegangen kam, aber ſo verkleidet, daß er nicht zu erkennen war.

Obwohl dieſer Herrſcher ſehr treue Diener und gewiſſenhafte Rechtspfleger hatte, ſo wollte er dennoch ſich von allem perſönlich unterrichten, und durchſtreifte ſehr oft, wie wir bereits geſehen haben, in allerlei Verkleidungen die Stadt Bagdad. Sogar die nächſte Umgegend der Stadt ließ er nicht unbeachtet, und er pflegte zu dieſem Zweck am erſten Tage eines jeden Monats auf die Heerſtraßen hinauszugehen, die von den verſchiedenen Seiten her nach Bagdad führten. Dieſen Tag — es war gerade der Erſte — erſchien er als Kaufmann von Muſſul verkleidet, der ſo eben an der andern Seite der Brücke ans Land geſtiegen war, und dem ein großer und ſtarker Sklave folgte.

Zwei hundert drei und neunzigſte Nacht.

Da der Chalyf, ungeachtet ſeiner Verkleidung, ein ſehr ernſtes und ehrwürdiges Ausſehen hatte, ſo ſtand Abu Haſſan, der ihn für einen Kaufmann von Muſſul hielt, von ſeinem Platze auf, begrüßte ihn freundlich, küßte ihm die Hand, und ſagte dann zu ihm: „Herr, ich wünſche euch zu eurer glücklichen Ankunft Glück, und bitte euch, mir die Ehre zu erzeigen, bei mir zu Abend zu ſpeiſen und dieſe Nacht in meinem Hauſe zuzubringen, um euch von den Beſchwerden der Reiſe etwas zu erholen.“ Und um ihn noch mehr dazu zu bewegen, daß er ihm dieſe Gefälligkeit nicht abſchlagen möchte, erzählte er ihm mit wenigen Worten, wie er es ſich zur Gewohnheit gemacht habe, jeden Tag den erſten Fremden, der ſich ihm zeigen würde, auf eine Nacht bei ſich aufzunehmen und zu bewirthen.

Der Chalyf fand in dem ſeltſamen Geſchmack Abu Haſſan's ſo viel Sonderbares, daß er neugierig wurde, ihn näher kennen zu lernen. Ohne indeß aus der angenommenen Rolle eines Kaufmanns herauszutreten, ſagte er zu ihm, er glaubte einer ſo großen Artigkeit, die er bei ſeiner Ankunft in Bagdad gar nicht erwartet hätte, nicht beſſer entſprechen zu können, als wenn er dies höfliche Anerbieten annähme, und er möchte ihm daher nur den Weg zeigen, er würde ihm dann ſogleich folgen.

Abu Haſſan, der nicht wußte, daß der Gaſt, welchen der Zufall ihm zugeführt hatte, ſo unendlich hoch über ihm ſtände, behandelte den Chalyfen ganz wie ſeinesgleichen. Er führte ihn in ſein Haus, und ließ ihn in ein ſehr reinlich ausgeſchmücktes Zimmer treten, wo er ihn auf dem Sofa obenan Platz nehmen ließ. Das Abendeſſen war ſchon bereit, und der Tiſch gedeckt. Abu Haſſan's Mutter, die ſich auf die Küche ſehr gut verſtand, hatte dr [illegible] chüſſeln aufgeſetzt: mitten nämlich eine mit einem gr [illegible] Kapaun, umgeben von vier gemäſteten Hühnchen; [illegible] nks und rechts noch zwei Schüſſeln, die als Vor- [illegible] dienen ſollten: nämlich eine mit einer fetten Gans, [illegible] nn noch eine mit jungen Tauben in einer Gewürz- [illegible] Weiter gab es diesmal nichts, aber das Fleiſch [illegible] ſehr gut und von einem köſtlichen Geſchmack.

Abu Haſſan ſetzte ſich bei Tiſche ſeinem Gaſte gegenüber, und er und der Chalyf fingen an, ſich es ſchmecken zu laſſen, indem jeder nach ſeinem Belieben zulangte, ohne ein Wort zu reden und ſelbſt ohne zu trinken, nach der Sitte des Landes. Als ſie abgegeſſen hatten, reichte ihnen der Sklave des Chalyfen Waſſer zum Waſchen, und unterdeſſen räumte Abu Haſſans Mutter ab, und ſetzte den Nachtiſch auf, der aus verſchiedenen Arten von Früchten, wie ſie die Jahreszeit gerade mit ſich brachte, beſtand, nämlich aus Weintrauben, Pfirſichen, Aepfeln, Birnen, und mehreren Arten gebackenem Mandelteig. Bei Anbruch der Nacht wurden Wachslichter angezündet, worauf Abu Haſſan einige Flaſchen Wein nebſt Schalen neben ſich ſetzen ließ, und ſeiner Mutter einen Wink gab, daß ſie dem Sklaven des Chalyfen zu eſſen geben möchte.

Als der angebliche Kaufmann aus Muſſul, nämlich der Chalyf, und Abu Haſſan ſich wieder zu Tiſche geſetzt hatten, nahm Abu Haſſan, ehe er noch das Obſt berührt hatte, eine Schale, ſchenkte ſich zuerſt darin ein, und ſagte dann, die Schale in der Hand haltend, zum Chalyfen, der ſeiner Meinung nach ein bloßer Kaufmann aus Muſſul war: „Herr, ihr wiſſt ſo gut wie ich, daß die Henne nie trinkt, ohne ihre Hühnchen zu rufen, um mit ihr zu trinken; ich lade euch daher ebenfalls ein, meinem Beiſpiele zu folgen. Ich weiß zwar nicht, wie ihr hierüber denkt; allein, was mich betrifft, ſo dünkt mich, daß ein Mann, der den Wein haßt und den Weiſen ſpielen will, es gewiß nicht iſt. Wir wollen dieſe Art von Leuten mit ihrer finſtern und verdrießlichen Laune ſich ſelber überlaſſen, und lieber die Freude aufſuchen; ſie iſt in der Schale allein zu finden, und die Schale theilt ſie allen denen mit, „die ſie austrinken.“

Während Abu Haſſan trank, ſagte der Chalyf, indem er die Schale ergriff, die für ihn daſtand: „Das gefällt mir, und das nenne ich mir einen wackern Mann. Ich ſchätze dieſe heitere Laune an euch, und erwarte bei dieſer Fröhlichkeit, daß ihr mir ebenfalls einſchenkt.“

Abu Haſſan hatte kaum getrunken, als er auch ſchon die Schale, die ihm der Chalyf hinreichte, vollſchenkte, und zu ihm ſagte: „Herr, koſtet nur, ihr werdet ihn recht gut finden.“

„Davon bin ich überzeugt,“ erwiederte der Chalyf mit lächelnder Miene; „ein Mann wie ihr, kann bei der Auswahl ſolcher Sachen keinen andern als den beſten Geſchmack haben.“

Während der Chalyf trank, äußerte Abu Haſſan: „Man darf euch nur anſehen, um gleich beim erſten Blicke zu wiſſen, daß ihr ein Mann ſeid, der die Welt geſehen hat, und der zu leben weiß.“

„Wenn mein Haus“ — fügte er in Arabiſchen Verſen hinzu — „Empfindung hätte, und die Freude über das Glück, euch zu beſitzen, fühlen könnte, ſo würde es ſolche laut an den Tag legen, und vor euch niederfallend ausrufen: „Ach, welche Luſt, welches Glück, daß mich ein ſo edler und gefälliger Mann mit ſeiner Gegenwart beehrt, und es nicht verſchmäht, bei mir Nachtherberge zu nehmen!“

„Mit einem Worte, Herr, ich bin ſeelenvergnügt, daß ich heute einen Mann von eurem Werth angetroffen habe.“

Die ſinnreichen Einfälle Abu Haſſan's machten dem Chalyfen viel Vergnügen, der von Natur ſehr heiter geſtimmt war, und der ſich ein Vergnügen daraus machte, ſeinen Wirth dadurch, daß er ihm häufig ſeine Schale zum Einſchenken überreichte, zum Trinken aufzuforden, um ihn bei der Fröhlichkeit der Unterhaltung, die der Wein immer mehr weckte, noch beſſer kennen zu lernen. Um ein Geſpräch einzuleiten, fragte er ihn, wie er hieße, womit er ſich beſchäftigte, und auf welche Weiſe er ſein Leben hinbrächte? „Herr," erwiederte jener, „mein Name iſt Abu Haſſan. Ich habe durch den Tod meinen Vater verloren, welcher Kaufmann war, wenn auch nicht gerade einer von den reichſten, doch wenigſtens einer von denen, die in Bagdad am bequemſten leben. Als er ſtarb, hinterließ er mir eine Erbſchaft, die mehr als hinlänglich war, um ohne Ehrgeiz meinem Stande gemäß leben zu können. Da ſein Betragen gegen mich immer ſehr ſtreng geweſen war, und ich daher den größten Theil meiner Jugend unter einem drückenden Zwange verlebt hatte, ſo wollte ich die ſchöne Zeit, die ich verloren zu haben glaubte, wieder einzubringen ſuchen. Indeß," fuhr Abu Haſſan fort, „benahm ich mich in dieſem Punkte etwas anders, als ſonſt gewöhnlich junge Leute zu thun pflegen. Dieſe überlaſſen ſich nämlich ohne Maaß den Ausſchweifungen, und zwar ſo weit, bis ſie zur tiefſten Armut herabgekommen, und ihr ganzes übriges Leben Buße zu thun nothgedrungen ſind. Um nun nicht in daſſelbe Elend zu gerathen, theilte ich mein ganzes Vermögen in zwei Hälften; die eine legte ich auf Zinſen, die andere behielt ich in baarem Gelde.

Das baare Geld beſtimmte ich zu den Ausgaben, die ich vorhatte, und faßte zugleich den feſten Entſchluß, meine andern Einkünfte nie anzugreifen. Ich bildete mir einen Geſellſchaftskreis von Leuten meiner Bekanntſchaft und meines Alters, und für das baare Geld, das ich mit vollen Händen ausgab, bewirthete ich ſie täglich ſehr glänzend und dergeſtalt, daß uns zu unſerer Beluſtigung nichts fehlte. Aber dies dauerte nicht lange ſo fort. Am Ende des Jahres fand ich nichts mehr in meinem Geldkaſten, und zu gleicher Zeit verſchwanden auch alle meine Tiſchfreunde. Ich beſuchte ſie, einen nach dem andern; ich ſtellte ihnen meine traurige Lage vor: aber keiner bot mir irgend eine Unterſtützung an. Ich leiſtete alſo auf ihre Freundſchaft Verzicht, beſchränkte von nun an meine Ausgaben bloß auf meine Einkünfte, und nahm mir vor, niemand weiter zur Geſellſchaft zu haben, als den erſten Fremden, der mir jeden Tag bei ſeiner Ankunft in Bagdad aufſtoßen würde; doch mit der Bedingung, daß ich ihn bloß dieſen Tag bei mir bewirthen wollte. Das Uebrige wißt ihr, und ich danke meinem guten Glücke, daß es mir heute einen Fremdling von eurem Werthe zugeführt hat."

Der Chalyf war mit der erhaltenen Aufklärung ſehr zufrieden, und ſagte zu Abu Haſſan: „Ich kann euch wegen des Entſchluſſes, den ihr gefaßt habt, nicht genug loben, daß ihr nämlich, als ihr das ausſchweifende Leben anfinget, mit ſo viel Klugheit handeltet und euch auf eine Weiſe benahmt, die der Jugend ſonſt nicht eigen iſt; ferner achte ich euch, daß ihr ſelbſt auf dem Punkte, auf welchem ihr ſtandet, euch noch treu geblieben ſeid. Die Bahn war wenigſtens ſehr ſchlüpfrig, und ich kann mich nicht genug wundern, daß ihr, als ihr euer baares Geld zu Ende gehen ſahet, euch noch ſo weit mäßigen konntet, um nicht auch eure Einkünfte und ſelbſt eure Kapitale zu vergeuden. Um euch offen meine Meinung zu ſagen, ich glaube, ihr ſeid der einzige Schwelger, dem dergleichen begegnet iſt und überhaupt jemals begegnen kann. Mit einem Wort, ich geſtehe es, ich beneide euch um euer Glück. Ihr ſeid der glücklichſte Sterbliche, den es auf Erden gibt, da ihr jeden Tag die Geſellſchaft eines Mannes habt, mit dem ihr euch angenehm unterhalten könnt, und dem ihr Anlaß gebt, überall die gute Aufnahme zu rühmen, die ihr ihm erzeigt. Aber wir bemerken beide nicht, daß wir ſchon zu lange mit einander geſprochen haben, ohne zu trinken. Trinket alſo, und ſchenket mir dann auch ein."

Der Chalyf und Abu Haſſan tranken noch lange fort, indem ſie ſich auf das angenehmſte unterhielten.

Unterdeſſen war die Nacht ſchon weit vorgerückt, und der Chalyf, der ſich von den Beſchwerden der zurückgelegten Reiſe ſehr ermüdet ſtellte, ſagte zu Abu Haſſan, daß er der Ruhe bedürfe. „Ich meinerſeits," fuhr er fort,

„will zugleich nicht, daß ihr euch aus Liebe zu mir irgend der eurigen beraubet. Ehe wir uns nun trennen — denn ich werde morgen früh, wenn ihr aufſtehet, vielleicht ſchon fort ſein — iſt es mir ſehr angenehm, euch an den Tag legen zu können, wie ſehr ich für eure Höflichkeit, gute Bewirthung und Gaſtfreundlichkeit, die ihr auf eine ſo zuvorkommende Weiſe mir erzeigt habt, mich euch verpflichtet fühle. Das einzige, was mich bekümmert, iſt, daß ich nicht weiß, wie ich euch meine Dankbarkeit bethätigen kann. Ich bitte euch, mich dies wiſſen zu laſſen, und ihr werdet ſehen, daß ich kein Undankbarer bin. Es iſt unmöglich, daß ein Mann, wie ihr, nicht irgend ein Geſchäft, irgend ein Bedürfniß haben, oder nicht wenigſtens ſich etwas wünſchen ſollte, das ihm Vergnügen machen würde. Oeffnet mir euer Herz und ſprechet offen mit mir. Wenn ich gleich nur ein Kaufmann bin, ſo bin ich deshalb doch nicht außer Stande, entweder perſönlich oder durch Vermittelung meiner Freunde, jemand Gefälligkeiten zu erzeigen.“

Zweihundert vier und neunzigſte Nacht.

„Herr,“ erwiederte Abu Haſſan, nachdem er die Anerbietungen des Chalyfen angehört hatte, „ich bin vollkommen überzeugt, daß ihr nicht aus bloßer Höflichkeit mir ſo großmüthige Anträge macht. Allein, ſo wahr ich ehrlich bin, ich kann euch verſichern, daß ich weder irgend einen Kummer, noch irgend einen Rechtshandel, noch irgend einen Wunſch habe, und daß ich überhaupt von niemand etwas verlange. Ich habe, wie ich euch ſchon geſagt, auch nicht den mindeſten Ehrgeiz, und bin mit meinem Schickſale völlig zufrieden. Indeß muß ich euch doch ſagen,“ fuhr er fort, „daß eine einzige Sache mich verdrießt, ohne aber deshalb meine Ruhe zu trüben. Ihr werdet nämlich wiſſen, daß die Stadt Bagdad in mehrere Viertel eingetheilt iſt, und daß es in einem jeden Viertel eine Moſchee und einen Imam gibt, der zu den gehörigen Stunden an der Spitze der verſammelten Bezirksbewohner das Gebet verrichtet. Unſer Imam iſt ein Greis von hoher Geſtalt und von einer ſtrengen Miene, und dabei ein ſo vollendeter Heuchler, dergleichen nur je in der Welt exiſtirt haben mag. Als ſeine Rathgeber hat er ſich noch vier andere mürriſche Greiſe, die ungefähr von ſeinem Schlage ſind, aus der Zahl meiner Nachbaren zugeſellt; dieſe kommen nun regelmäßig jeden Tag zuſammen, und es gibt keine Verleumdung, üble Nachrede oder Bosheit, die ſie nicht von dieſen Winkel-Zuſammenkünften aus gegen mich und gegen das ganze Stadtviertel in Bewegung ſetzen, um die Ruhe deſſelben zu ſtören und Zwietracht darin auszuſtreuen. Einigen jagen ſie Furcht ein, andern drohen ſie, mit einem Worte, ſie wollen die

Herren ſpielen und es durchſetzen, daß jeder ihren Launen gemäß lebe, obwohl ſie ſelber nicht zu leben wiſſen. Um euch die Wahrheit zu geſtehen, es ärgert mich, wenn ich ſehe, daß ſie ſich eher um alles andere kümmern, als um ihren Koran, und daß ſie niemand in Frieden leben laſſen.“

„Nun gut,“ erwiederte der Chalyf, „ihr wünſchtet alſo wohl ein Mittel oder einen Weg zu finden, um dieſen Unordnungen ein Ziel zu ſetzen?“ — „Ja wohl,“ antwortete Abu Haſſan, und das einzige, um was ich Gott bitten möchte, wäre, nur einen einzigen Tag an der Stelle unſers Herrn und Gebieters, des Beherrſchers der Gläubigen, Harun Arreſchyd, Chalyf ſein zu können.“ — „Und was würdet ihr thun, wenn ihr je einmal in dieſen Fall kämet?“ fragte der Chalyf. „Ich würde ein Beiſpiel aufſtellen,“ erwiederte Abu Haſſan, „das alle ehrlichen Leute zufrieden ſtellen ſollte. Ich würde nämlich einem jeden der vier Alten hundert Stockſchläge auf die Fußſohlen geben laſſen, dem Imam aber vierhundert, damit er ſie lehre, wie unſchicklich es ſei, ihre Nachbaren ſo zu beunruhigen und zu ärgern.“

Der Chalyf fand den Einfall Abu Haſſan's ganz artig, und da er von Natur zu ſeltſamen Abenteuern geneigt war, ſo bekam er Luſt, darauf einen ganz einzigen Scherz zu gründen. „Euer Wunſch gefällt mir um ſo mehr,“ ſagte hierauf der Chalyf, „da ich ſehe, daß er aus einem aufrichtigen Herzen und von einem Manne herkömmt, der es nicht leiden mag, daß die Bosheit der Böſen unbeſtraft bleibe. Es würde mir viel Vergnügen machen, die Erfüllung deſſelben zu ſehen, und vielleicht iſt dieſe ſo unmöglich nicht, als ihr denkt. Ich bin überzeugt, daß der Chalyf recht gern ſeine Herrſchergewalt auf vier und zwanzig Stunden in eure Hände niederlegen würde, wenn er von eurer guten Abſicht und von dem Gebrauche wüßte, den ihr davon machen wollt. Obwohl ich nur ein fremder Kaufmann bin, ſo habe ich dennoch Einfluß genug, um dazu etwas beitragen zu können."

„Ich ſehe wohl," erwiederte Abu Haſſan, „daß ihr euch über meinen närriſchen Einfall luſtig macht, und der Chalyf würde ſich ebenfalls darüber luſtig machen, wenn er dieſe Narrheit erführe. Vielleicht würde es indeß die Folge haben, daß er über das Betragen des Imams und ſeiner Rathgeber Erkundigung einziehen und ſie beſtrafen ließe."

„Ich mache mich durchaus nicht über euch luſtig," antwortete hierauf der Chalyf; „Gott behüte mich, daß ich einen ſo unziemlichen Gedanken gegen einen Mann, wie ihr ſeid, hegen ſollte, der mich, wie unbekannt ich ihm auch war, ſo gut bewirthet hat; zugleich verſichere ich euch, daß auch der Chalyf ſich darüber nicht luſtig machen würde. Aber laſſen wir dies Geſpräch fallen; es fehlt nicht mehr viel zu Mitternacht, und es iſt Zeit, daß wir uns ſchlafen legen.“

„So wollen wir denn damit unſere Unterhaltung abbrechen,“ ſagte Abu Haſſan, „ich will euch nicht länger vom Schlaf abhalten. Allein, da noch etwas Wein in der Flaſche übrig iſt, ſo wollen wir zuvor, wenn's euch gefällt, dieſelbe ausleeren, und uns nachher ſchlafen legen. Das einzige, was ich euch anempfehle, iſt, daß ihr morgen früh beim Weggehen, im Fall ich noch nicht auf ſein ſollte, ja nicht die Thüre offen laſſet, ſondern ſie ſorgfältig verſchließet.“ Der Chalyf verſprach, dieß pünktlich zu thun.

Während Abu Haſſan noch ſprach, hatte der Chalyf die Flaſche und die beiden Schalen ergriffen. Zuerſt ſchenkte er ſich ſelber Wein ein, um ſich, wie er zu Abu Haſſan ſagte, zu bedanken. Als er getrunken hatte, warf er unvermerkt in Abu Haſſan's Schale ein Paar Finger voll von einem Pulver, das er bei ſich führte, und goß darauf den Reſt Wein aus der Flaſche. Indem er ſie Abu Haſſan überreichte, ſagte er: „Ihr ſeid den ganzen Abend hindurch bemüht geweſen, mir einzuſchenken, und ich darf nun wohl das letztemal wenigſtens euch dieſe Mühe erſparen. Ich bitte euch alſo, dieſe Schale von meiner Hand anzunehmen, und dieß mir zu Liebe auszutrinken.“

Abu Haſſan nahm die Schale, und um ſeinem Gaſte noch mehr zu zeigen, mit wie viel Vergnügen er die ihm erwieſene Ehre aufnähme, trank er, und leerte ſie faſt in einem Zuge aus. Aber kaum hatte er die Schale wieder auf den Tiſch hingeſetzt, ſo äußerte das Pulver ſeine Wirkung. Er fiel in einen ſo tiefen Schlaf, daß ihm das Haupt faſt bis auf die Knie herabſank, und zwar ſo plötzlich, daß der Chalyf ſich des Lachens nicht enthalten konnte. Der Sklave, der ihn begleitete, war gleich nach dem Abendeſſen wieder ins Zimmer getreten, und ſtand ſchon ſeit einiger Zeit zu ſeinen Befehlen bereit. „Lade dieſen Mann hier auf deine Schultern,“ ſagte der Chalyf zu ihm; „aber merke dir genau den Ort, wo dieß Haus liegt, damit du ihn, ſobald ich es dir befehle, wieder hieher bringen kannſt.“

Zweihundert fünf und neunzigſte Nacht.

Der Chalyf ging in Begleitung des Sklaven, welcher den Abu Haſſan trug, aus dem Hauſe, jedoch ohne, wie Abu Haſſan ihn gebeten, die Thür zu ſchließen. Er that dies abſichtlich. Sobald er an ſeinem Palaſt angelangt war, trat er durch eine geheime Thür hinein, und der Sklave mußte ihn bis in ſein Zimmer begleiten, wo ſeine Diener ihn erwarteten. „Kleidet dieſen Menſchen aus,“ ſagte er zu ihnen, „und leget ihn in mein Bette; das Uebrige werde ich euch dann ſchon ſagen.“

Die Diener kleideten Abu Haſſan aus, legten ihm das Nachtgewand des Chalyfen an, und brachten ihn ſeinem Befehle gemäß zu Bette. Im Palaſte war noch niemand ſchlafen gegangen. Der Chalyf ließ nun alle ſeine übrigen Diener und alle Frauen kommen; und als ſie vor ihm erſchienen, ſagte er zu ihnen: „Ich will, daß alle die, welche mir des Morgens früh bei meinem Aufſtehen die Aufwartung zu machen pflegen, ſich morgen früh zu dieſem Manne, der hier in meinem Bette liegt, hinbegeben, und daß ein jeder ihm bei ſeinem Erwachen dieſelbe Aufmerkſamkeit erweiſe, die man mir gewöhnlich zu erweiſen pflegt. Ferner will ich, daß man ihm ganz dieſelbe Achtung erweiſe, wie meiner eigenen Perſon, und ihm in allem gehorche, was er irgend befehlen mag. Man ſoll ihm nichts verweigern, was er irgend verlangen, noch in irgend etwas ihm widerſprechen, was er nur ſagen oder wünſchen mag. Bei allen Gelegenheiten, wo zu ihm geredet oder ihm geantwortet werden ſoll, wird man nicht unterlaſſen, ihn durchaus als Beherrſcher der Gläubigen zu behandeln. Mit einem Wort, ich verlange, daß ihr die ganze Zeit über, wo ihr um ihn ſeid, ſo wenig an meine Perſon denket, als ob er das wäre, was ich bin, nämlich Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen. Vor allen Dingen aber nehmet euch in Acht, daß ihr euch nicht irgend einmal vergeſſet.“

Die Diener und Frauen, welche ſogleich merkten, daß ſich der Chalyf einen Scherz machen wollte, antworteten bloß durch eine tiefe Verbeugung, und jeder bereitete ſich von nun an vor, ſeine Rolle gut zu ſpielen.

Der Chalyf hatte bei ſeiner Rückkehr in den Palaſt durch den erſten Diener, der ihm begegnete, den Großweſyr Giafar rufen laſſen, und dieſer kam jetzt eben. „Giafar,“ ſagte der Chalyf zu ihm, „ich habe dich kommen laſſen, um dir zu ſagen, daß du dich nicht wundern darfſt, wenn du morgen früh beim Eintritt in mein Empfang-Zimmer dieſen Mann, der da im Bette liegt, in meinem Staatskleide auf dem Throne ſitzen ſehen wirſt. Rede ihn mit derſelben Achtung und Ehrerbietung an, die du mir gewöhnlich zu erweiſen pflegſt, und behandle ihn ganz als den Beherrſcher der Gläubigen. Alles, was er dir befehlen wird, höre du ſo an und vollziehe es ſo pünktlich, als ob ich es dir befohlen hätte. Auch wenn er bedeutende Geſchenke machen und dir die Austheilung derſelben übertragen ſollte, ſo thu du alles, was er dir in dieſem Punkte befehlen wird, und wenn auch alle meine baaren Geldvorräthe dadurch erſchöpft werden ſollten. Ferner vergiß nicht, meinen Emiren, Thürſtehern und allen denjenigen meiner Diener, die nicht zum innern Dienſte des Palaſtes gehören, einen Wink zu geben, daß ſie ihm morgen bei dem öffentlichen Zutritt dieſelbe Ehre erweiſen, wie mir ſelber, und zwar ſo ganz im Ernſte, daß er auch nicht das mindeſte merkt, was den luſtigen Scherz, den ich mir machen will, ſtören könnte. Jetzt geh und entferne dich, ich habe dir nichts weiter aufzutragen; und verſchaffe mir das Vergnügen, das ich wünſche."

Nachdem ſich der Groß-Weſyr entfernt hatte, ging der Chalyf in ein anderes Zimmer, und gab, während er ſich zu Bette legte, Meſrur, dem Oberhaupt der Verſchnittenen, ebenfalls die nöthigen Befehle, damit alles ſo von ſtatten gehen möchte, als er es beabſichtigte, um Abu Haſſan's Wunſch zu erfüllen, und zu ſehen, wie er in der kurzen Friſt, die er ſich gewünſcht hatte, die Gewalt und das Anſehn eines Chalyfen gebrauchen würde. Vor allen Dingen ſchärfte er ihm ein, ihn zur gewohnten Stunde zu wecken, und zwar früher als den Abu Haſſan, weil er hiebei durchaus zugegen ſein wollte.

Meſrur unterließ nicht, den Chalyfen zur beſtimmten Stunde zu wecken. Der Chalyf ging ſofort in das Zimmer, worin Abu Haſſan ſchlief, und trat da in ein kleines erhöhtes Seitenkabinet, von wo er durch eine Vergitterung alles ſehen konnte, was vorging, ohne ſelber bemerkt zu werden. In derſelben Zeit traten auch alle die Diener und Frauen herein, die beim Aufſtehen Abu Haſſan's zugegen ſein ſollten, und ſtellten ſich der Reihe nach, im tiefſten Schweigen, jeder an ſeinen beſtimmten Ort, ganz ſo, als ob der Chalyf ſelber aufſtehen würde, und jeder ſchickte ſich zu der ihm zugetheilten Verrichtung an.

Da der Tag bereits anzubrechen begann und es Zeit war, aufzuſtehen und das vor Sonnenaufgang übliche Gebet zu verrichten, hielt derjenige Diener, welcher dem Kopfende des Bettes am nächſten ſtand, einen in Weineſſig getauchten Schwamm an Abu Haſſan's Naſe. Dieſer drehte ſogleich, ohne die Augen zu öffnen, den Kopf, nieſte, und warf etwas wie Schleim aus, das man ſogleich in einem goldenen Becken auffing, damit es nicht auf den Fußteppich fallen und dieſen verunreinigen möchte. Es iſt dieß die gewöhnliche Wirkung dieſes Pulvers, welches der Chalyf ihm eingegeben, ſobald nach Maßgabe der Doſis die einſchläfernde Wirkung deſſelben zu Ende geht.

Abu Haſſan lehnte das Haupt auf das Kopfkiſſen zurück, ſchlug die Augen auf, und ſah ſich, inſoweit die anbrechende Morgendämmerung es geſtattete, mitten in einem großen, prächtigen, reich ausgeſchmückten Zimmer, deſſen Decke mit allerlei Figuren in erhobener Arbeit bedeckt und im Arabiſchen Style gemalt, und das überdies mit großen Vaſen von gediegenem Golde, und mit golddurchwirkten ſeidenen Vorhängen und Fußteppichen verziert war. Er fand ſich in einem Kreiſe junger, reizender Schönen, die zum Theil allerlei Muſikinſtrumente in den Händen hielten, und ſchwarzer Verſchnittenen, die ſehr reich gekleidet waren und in einer äußerſt demüthigen Stellung da ſtanden. Als er ſeine Augen auf die Bettdecke warf, ſah er, daß ſie von Goldbrokat mit rothem

Grunde und mit Perlen und Diamanten beſetzt war; neben dem Bette gewahrte er ein Kleid von demſelben Stoff und Ausſchmuck, und daneben auf einem Kiſſen eine Chalyfenmütze.

Zweihundert ſechs und neunzigſte Nacht.

Bei dieſen ſchönen Sachen gerieth Abu Haſſan in Erſtaunen und in eine unbeſchreibliche Verwirrung. Er betrachtete alles, wie in einem tiefen Traume, und doch erſchien ihm dieſer Traum wiederum ſo wahrſcheinlich, daß er wünſchte, es möchte keiner ſein. „Gut,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſo bin ich denn alſo wirklich Chalyf! — aber nein,“ fuhr er nach einer Pauſe des Nachdenkens fort, „ich täuſche mich bloß, es iſt ein Traum, die Wirkung des Wunſches, den ich geſtern meinem Gaſt äußerte.“ Und ſo ſchloß er wieder die Augen, um zu ſchlafen.

In dieſem Augenblicke näherte ſich ein Verſchnittener und redete ihn ehrfurchtsvoll an: „Beherrſcher der Gläubigen, möchte Euer Majeſtät nur nicht wieder einſchlafen; es iſt Zeit aufzuſtehen und das Gebet zu verrichten; die Morgenröthe zeigt ſich ſchon.“

Bei dieſen Worten, welche Abu Haſſan erſtaunlich überraſchten, ſagte er wiederum bei ſich ſelber: „Wache ich, oder ſchlafe ich? Doch nein, ich ſchlafe,“ fuhr er fort, indem er die Augen immer noch feſt zuhielt; „ich darf daran nicht zweifeln.“

Einen Augenblick darauf begann der Verſchnittene, welcher ſah, daß er gar nicht antwortete und auch keine Miene machte aufzuſtehen, von neuem: „Beherrſcher der Gläubigen! Euer Majeſtät wird es gnädigſt erlauben, daß ich noch einmal wiederhole, daß es Zeit aufzuſtehen iſt, damit ihr nicht den gehörigen Zeitpunkt verfehlet, um euer Gebet zu verrichten. Die Sonne wird bald aufgehen, und Euer Majeſtät pflegt dieß nie zu verſäumen.“

„Ich täuſchte mich alſo,“ ſprach ſogleich Abu Haſſan; „ich ſchlafe nicht, ſondern ich wache. Die, welche ſchlafen, hören ja nicht, und ich höre doch, daß man zu mir redet.“ Er ſchlug die Augen wieder auf, und da es ſchon heller Tag geworden war, ſo ſah er jetzt ganz deutlich das, was er zuvor nur undeutlich wahrgenommen hatte. Mit lächelnder Miene ſetzte er ſich im Bette auf, wie ein Mann, der ſich freut, ſich ſo hoch über ſeinen Stand erhöht zu ſehen. Der Chalyf, der ihn ungeſehen beobachtete, las mit vielem Vergnügen, was in ſeinem Innern vorging.

Hierauf warfen ſich die jungen Schönen des Palaſtes vor Abu Haſſan auf ihr Angeſicht, und die, welche Muſik-Inſtrumente hatten, begrüßten ihn mit einem Konzert von ſanften Flöten, 3 von Hoboen, Theorben, und andern harmoniſchen Inſtrumenten, wovon er ſo bezaubert und entzückt wurde, daß er gar nicht wußte, wo er war und überhaupt ganz außer ſich gerieth. Gleichwohl kam er wieder auf ſeinen vorigen Gedanken, und zweifelte noch immer, ob alles das, was er ſah und hörte, ein Traum oder Wirklichkeit wäre. Er hielt ſich die Hände vor die Augen, ſenkte den Kopf niederwärts, und ſagte bei ſich ſelbſt: „Was bedeutet dieß alles? wo bin ich? was iſt mir begegnet? was iſt dieß für ein Palaſt? was bedeuten dieſe Verſchnittenen, dieſe ſo wohlgeſtalten und gut gekleideten Diener? dieſe ſchönen Frauen und dieſe bezaubernden Tonſpielerinnen? iſt es möglich, daß ich gar nicht unterſcheiden kann, ob ich träume, oder ob ich bei vollem Verſtande bin?“ Endlich nimmt er ſeine Hände von den Augen hinweg, öffnet dieſe, hebt den Kopf in die Höhe und ſieht, daß die Sonne bereits ihre erſten Strahlen durch die Fenſter des Zimmers wirft, worin er ſich befand.

In dieſem Augenblicke trat Meſrur, das Oberhaupt der Verſchnittenen, herein, warf ſich vor Abu Haſſan nieder und ſagte dann beim Aufſtehen: „Beherrſcher der Gläubigen, Euer Majeſtät wird mir erlauben, euch aufmerkſam zu machen, daß ihr ſonſt nie ſo ſpät aufzuſtehen pfleget und daß ihr die Stunde des Gebets verſäumt habt. Wofern ihr nicht etwa eine üble Nacht gehabt oder ſonſt unpäßlich ſeid, ſo iſt es jetzo Zeit, daß ihr auf den Thron ſteiget, um die Rathsverſammlung zu halten und euch wie gewöhnlich zu zeigen. Die Befehlshaber eurer Heere, die Statthalter eurer Provinzen, und die übrigen hohen Beamten des Hofes warten nur auf den Augenblick, wo die Thüre des Rathssaales ſich öffnen wird.“

Bei dieſen Worten Meſrurs wurde Abu Haſſan einigermaßen überzeugt, daß er nicht ſchliefe und daß der Zuſtand, worin er ſich befand, kein Traum wäre. Er fühlte ſich indeß eben ſo verwirrt als verlegen, bei der Ungewißheit, welchen Entſchluß er jetzt faſſen ſollte. Endlich ſah er dem Meſrur ſcharf ins Geſicht und fragte ihn im ernſthaften Tone: „Zu wem redet ihr, und wer iſt der, den ihr Unbekannter, Beherrſcher der Gläubigen nennt? Ihr müßt mich gewiß verkennen.“

Jeder andere als Meſrur würde durch Abu Haſſan's Frage aus der Faſſung gebracht worden ſein; allein er ſpielte ſeine Rolle, wie ſie ihm der Chalyf vorgeſchrieben hatte, außerordentlich gut. „Mein verehrungswürdiger Herr und Gebieter,“ rief er aus; „Euer Majeſtät ſpricht heute offenbar bloß darum ſo, um mich auf die Probe zu ſtellen. Iſt Euer Majeſtät denn nicht Beherrſcher der Gläubigen, Gebieter der Welt, des Oſtens und Weſtens, und Stellvertreter des Propheten, den Gott, der Herr des Himmels und der Erde, geſandt hat? Meſrur, euer geringer Sklave, hat es ſeit ſo vielen Jahren her nicht vergeſſen, in denen er das Glück und die Ehre hatte, Euer Majeſtät ſeine Ehrfurcht und ſeine Dienſte zu erweiſen. Er würde ſich für den unglücklichſten aller Sterblichen achten, wenn er ſich eure Ungnade zugezogen haben ſollte, und er bittet euch daher demüthigſt, daß ihr ihn huldreichſt beruhiget, indem er lieber glauben will, daß ein unangenehmer Traum eure Ruhe in dieſer Nacht geſtört habe.“

Abu Haſſan lachte bei dieſen Worten Meſrur's ſo mächtig auf, daß er rücklings auf das Kopfkiſſen zurückſank, — zum großen Vergnügen des Chalyfen, welcher ſelber gelacht haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der luſtigen Scene, die er hier eingeleitet hatte, dadurch gleich anfangs ein Ende zu machen.

Nachdem Abu Haſſan in dieſer Lage lange Zeit ſo fortgelacht hatte, ſetzte er ſich wieder auf, und wandte ſich an einen kleinen ſchwarzen Verſchnittenen mit der Frage: „Höre einmal, ſage du mir, wer bin ich?“ — „Herr,“ erwiederte der kleine Verſchnittene mit einer ehrerbietigen Miene, „Euer Majeſtät iſt Beherrſcher der Gläubigen und irdiſcher Stellvertreter des Herrn der beiden Welten.“ „Du biſt ein kleiner Lügner, du ſchwarzes Pechgeſicht!“ antwortete ihm Abu Haſſan.

Abu Haſſan rief hierauf eine von den Frauen, die ihm gerade näher ſtand als die anderen, hielt ihr die Hand hin und ſagte: „Tritt näher, meine Schöne, und beiße mich hier in die Fingerſpitze, damit ich fühle, ob ich ſchlafe oder wache.“

Das Mädchen, welche wußte, daß der Chalyf alles ſähe, was im Zimmer vorging, freute ſich, Gelegenheit zu haben, zu zeigen, was ſie zu thun im Stande wäre, wenn es ihm zur Beluſtigung gereichen könnte. Sie näherte ſich alſo Abu Haſſan mit dem möglichſten Ernſt, und klemmte ſeine ihr dargereichte Fingerſpitze ſo zwiſchen ihre Zähne, daß es ihm einigen Schmerz verurſachte.

Abu Haſſan zog ſchnell ſeine Hand zurück und rief ſogleich: „Nein, ich ſchlafe nicht, ich ſchlafe gewiß nicht. Durch welches Wunder bin ich denn aber in einer Nacht Chalyf geworden? das iſt doch etwas höchſt merkwürdiges und erſtaunliches!“ Hierauf wandte er ſich wieder an dieſelbe Schöne und ſagte zu ihr: „Verhehle mir die Wahrheit nicht; ich beſchwöre dich beim Schutz Gottes, auf den du ſo gut vertraueſt, wie ich. Iſt es wirklich wahr, daß ich Beherrſcher der Gläubigen bin?“ — „Es iſt ſo gewiß wahr,“ erwiederte dieſe, „daß wir uns alle wundern müſſen, daß ihr uns das Gegentheil glauben machen wollt.‘ — „Du biſt eine Lügnerinn,“ antwortete Abu Haſſan; „ich weiß recht gut, wer ich bin.“

Zweihundert ſieben und neunzigſte Nacht.

Als das Oberhaupt der Verſchnittenen bemerkte, daß Abu Haſſan aufſtehen wollte, reichte er ihm ſeine Hand und half ihm aus dem Bette ſteigen. Sobald er auf den Füßen war, hallte das ganze Zimmer von dem Morgengruße wieder, den ihm die ſämmtlichen Diener und jungen Frauen mit dieſen Worten zuriefen: „Beherrſcher der Gläubigen, Gott verleihe Euer Majeſtät einen glücklichen Tag!“

„Himmel, welches Wunder!“ rief Abu Haſſan. „Geſtern Abend war ich noch Abu Haſſan, und dieſen Morgen bin ich Beherrſcher der Gläubigen? Ich begreife dieſe ſchnelle und überraſchende Veränderung nicht.“ Die hiezu beſtimmten Diener kleideten ihn hierauf ſchnell an. Als ſie fertig waren, hatten ſich unterdeß die übrigen Diener, die Verſchnittenen und die Frauen, in zwei Reihen bis zu der Thüre hin aufgeſtellt, durch welche er in den Rathsverſammlungsſaal eintreten ſollte. Meſrur ging jetzt voran, und Abu Haſſan hinter ihm her. Der Thürvorhang ward in die Höhe gezogen, und die Thür durch einen Thürſteher geöffnet. Meſrur trat in den Rathsverſammlungsſaal und ging ſo vor ihm her bis an den Fuß des Thrones, woſelbſt er ſtehen blieb, um ihn beim Hinaufſteigen zu unterſtützen, indem er ihn auf der einen Seite unter dem Arme faßte, während ein anderer Diener, der ihm folgte, ihn eben ſo auf der andern Seite beim Hinaufſteigen unterſtützte.

Abu Haſſan ſetzte ſich unter dem Zurufe der Thürſteher, die ihm alles Glück und allen Segen wünſchten, und indem er ſeine Augen links und rechts hin wendete, ſah er die Befehlshaber der Leibwache in der ſchönſten Ordnung und in der beſten Haltung aufgeſtellt.

Der Chalyf war unterdeß aus dem Kabinet, worin er ſich bisher verborgen gehalten, in ein anderes getreten, welches die Ausſicht nach dem Saale hatte, und von wo aus er alles ſehen und hören konnte, was in der Rathsſammlung vorging, wenn er einmal Unpäßlichkeit halben nicht zugegen ſein konnte und ſein Groß-Weſyr darin an ſeiner Statt den Vorſitz führte. Was ihm gleich anfangs ſehr gut gefiel, war, daß Abu Haſſan auf ſeinem Throne ſich faſt mit eben ſo vieler Würde benahm, als er ſelber.

Sobald als Abu Haſſan Platz genommen hatte, trat der Groß-Weſyr herein, warf ſich am Fuße des Thrones nieder, ſtand wieder auf, und redete ihn mit den Worten an: „Beherrſcher der Gläubigen, Gott möge Euer Majeſtät mit ſeiner Gunſt in dieſem Leben überhäufen, euch ſodann im andern Leben in ſein Paradies aufnehmen, und eure Feinde in die Flammen der Hölle ſtürzen!“

Abu Haſſan konnte nach dem, was ihm ſeit ſeinem Erwachen begegnet war, und was er aus dem Munde des Groß-Weſyrs vernommen hatte, nicht mehr zweifeln, daß er wirklich Chalyf ſei, ſo wie er ſich es immer gewünſcht hatte. Ohne daher erſt lange zu fragen, wie oder durch welchen Zufall eine ſo unerwartete Glücksveränderung mit ihm vorgegangen, faßte er auf der Stelle den

Entſchluß, von ſeiner Macht Gebrauch zu machen. Er ſah alſo den Groß-Weſyr mit einer würdevollen Miene an und fragte ihn, ob er ihm etwas zu ſagen hätte.

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte der Groß-Weſyr, „die Emire, die Weſyre, und die übrigen Staatsdiener, welche Sitz und Stimme in der Rathsverſammlung Euer Majeſtät haben, ſind vor der Thüre, und warten bloß auf den Augenblick, wo Euer Majeſtät ihnen erlauben wird, hereinzutreten und euch die gewöhnliche Ehrfurcht zu bezeigen.“ Abu Haſſan befahl ſogleich, daß man ihnen öffnen ſollte. Der Groß-Weſyr drehte ſich um und wandte ſich an den Ober-Thürſteher, der bloß auf Befehle wartete. „Ober-Thürſteher,“ ſagte er zu ihm, „der Beherrſcher der Gläubigen befiehlt dir, deine Pflicht zu thun.“

Die Thüre wurde geöffnet, und in dieſem Augenblick traten die Emire und höchſten Beamten des Hofes, alle in prächtigen Staatskleidern und in der ſchönſten Ordnung, herein, näherten ſich dem Fuße des Thrones, und bezeigten, jeder nach der Reihe, Abu Haſſan ihre Ehrfurcht, indem ſie, wie vor der Perſon des Chalyfen, ein Knie zur Erde und ihre Stirn gegen den Fußteppich neigten, und ihn, der Anweiſung des Groß-Weſyrs zufolge, mit dem Namen „Beherrſcher der Gläubigen“ begrüßten. Worauf jeder den ihm zugehörigen Platz einnahm.

Als dieſe Zeremonie geendigt war und ſie ſich alle geſetzt hatten, erfolgte eine tiefe Stille.

Nun begann der Groß-Weſyr, der immer noch vor dem Throne ſtand, ſeinen Bericht über verſchiedene Angelegenheiten, wie er ſie der Reihe nach auf ſeinem Blatte ſtehen hatte. Dieſe Angelegenheiten waren freilich ſehr alltäglich und von geringer Bedeutung. Gleichwohl benahm ſich Abu Haſſan bewunderswürdig. In der That, er ſtockte auch nicht einmal, und gerieth bei keiner in die mindeſte Verlegenheit. Er erklärte ſich über alles, den Eingebungen des geſunden Menſchenverſtandes gemäß, ſehr richtig; mochte es nun der Fall ſein, daß etwas zu bewilligen, oder daß etwas abzuſchlagen war.

Ehe noch der Groß-Weſyr ſeinen Bericht geendet hatte, bemerkte Abu Haſſan den Polizeirichter, den er von Geſicht kannte, auf ſeinem Platze. „Warte einen Augenblick,“ unterbrach er den Groß-Weſyr, „ich habe dem Polizeirichter einen dringenden Befehl zu ertheilen.“

Der Polizeirichter, der ſeine Augen auf Abu Haſſan gerichtet hatte und bemerkte, daß ihn Abu Haſſan beſonders anſah, hörte kaum ſeinen Namen nennen, als er ſofort von ſeinem Platz aufſtand, ſich ehrerbietig dem Throne näherte, und ſich am Fuße deſſelben mit dem Angeſicht zur Erde warf. „Polizeirichter,“ ſagte Abu Haſſan zu ihm, nachdem er wieder aufgeſtanden war, „geh augenblicklich und unverzüglich in das und das Viertel und in die und die Straße. In dieſer Straße ſteht eine Moſchee, worin du einen Imam und vier Greiſe mit ſilberweißen

Bärten antreffen wirſt. Bemächtige dich dieſer Perſonen, und laß jedem der vier Greiſe hundert, dagegen dem Imam vierhundert Schläge mit dem Ochſenziemer geben. Sodann laß ſie alle fünf, jeden auf ein Kameel ſetzen, und zwar in Lumpen gekleidet und mit dem Geſichte nach dem Schweife des Kameels hingewendet. In dieſem Aufzuge laß ſie durch alle Viertel der Stadt führen, und einen Ausrufer vor ihnen her mit lauter Stimme ausrufen: Dies iſt die Strafe derer, die ſich in Anderer Angelegenheiten miſchen, die ſie nichts angehen, und die ſich ein Geſchäft daraus machen, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen und unter ihnen alles mögliche Unheil zu ſtiften!“

„Außerdem will ich auch noch, daß du ihnen ja einſchärfeſt, in ein anderes Stadtviertel zu ziehen, mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß in dasjenige zu ſetzen, aus dem ſie fortgewieſen worden. Während nun dein Unter-Aufſeher ſie in dem erwähnten Zuge herumführt, kannſt du hieher zurückkommen und mir von der Vollziehung meiner Befehle Bericht abſtatten.“

Der Polizeirichter legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er bei Strafe des Verluſts deſſelben den ſo eben erhaltenen Befehl vollziehen werde. Dann warf er ſich nochmals vor dem Throne nieder, ſtand wieder auf und entfernte ſich.

Dieſer mit ſo viel Feſtigkeit ertheilte Befehl machte dem Chalyfen ein um ſo größeres Vergnügen, weil er daraus erſah, daß Abu Haſſan ohne Verzug die Gelegenheit, den Imam und jene Greiſe ſeines Viertels zu beſtrafen, benutzte, indem ihre Beſtrafung das erſte war, woran er in ſeiner neuen Würde eines Chalyfen gedacht hatte.

Zweihundert acht und neunzigſte Nacht.

Unterdeſſen fuhr der Groß-Weſyr in ſeinem Berichte fort, und war beinahe damit fertig, als der zurückkehrende Polizeirichter erſchien, um von ſeinem Auftrage Bericht abzuſtatten. Er näherte ſich dem Throne, und ſagte zu Abu Haſſan, nachdem er ſich dem üblichen Brauche gemäß niedergeworfen hatte: „Beherrſcher der Gläubigen! ich habe den Imam und die vier Alten in der Moſchee getroffen, welche Euer Majeſtät mir bezeichnete; und zum Beweiſe, daß ich den von Euer Majeſtät empfangenen Befehl treulich vollführt habe, überreiche ich euch hier das von mehreren Aelteſten des Viertels als Zeugen unterſchriebene Protokoll.“ Zugleich zog er vorn aus dem Buſen ein Papier, und überreichte es dem angeblichen Chalyfen.

Abu Haſſan nahm das Protokoll, las es ganz durch, ſelbſt bis auf die Namen der Zeugen, die ihm ſehr wohl bekannt waren. Als er fertig war, ſagte er lächelnd zum Polizeirichter: „Ganz gut; ich bin zufrieden und du haſt es mir zu Danke gemacht; nimm jetzt wieder deinen Platz ein.“ — „Solche Scheinheilige,“ ſagte er dann mit zufriedener Miene zu ſich ſelbſt, „die ſich einfallen ließen, ſich über meine Handlungen aufzuhalten, und die es ſchlecht fanden, daß ich ehrliche Leute bei mir aufnahm und bewirthete, verdienten wohl dieſe Strafe und Beſchimpfung.“ Der Chalyf, der ihn beobachtete, las in ſeinem Innern, und fühlte ſelber eine unbeſchreibliche Freude über eine ſo gute Abfertigung.

Abu Haſſan wandte ſich hierauf an den Groß-Weſyr. „Laß dir,“ ſagte er zu ihm, „vom Oberſchatzmeiſter einen Beutel mit tauſend Goldſtücken geben, geh damit in das Stadtviertel, in welches ich ſo eben den Polizeirichter ſchickte, nnd übergib ihn der Mutter eines gewiſſen Abu Haſſan, welcher den Beinamen des Liederlichen führt. Den Mann kennt unter dieſem Namen das ganze Viertel; und jeder wird dir ſein Haus weiſen. Jetzt geh, und komm bald wieder.“

Der Groß-Weſyr Giafar legte ſeine Hand auf ſeinen Kopf, zum Zeichen, daß er gehorchen werde, und nachdem er ſich vor dem Throne niedergeworfen, ging er fort und begab ſich zum Oberſchatzmeiſter, der ihm den Beutel gab. Er ließ ihn durch einen der Sklaven, die ihm folgten, in Empfang nehmen, und ging dann zur

Mutter Abu Haſſan's. Er traf ſie zu Hauſe, und ſagte ihr, der Chalyf ſendete ihr dieß Geſchenk, ohne ſich weiter darüber zu äußern. Sie empfing es mit um ſo größerer Ueberraſchung, da ſie gar nicht ahnen konnte, was den Chalyfen zu einem bedeutenden Geſchenk an ſie veranlaßt haben könnte, und da ſie nicht wußte, was im Innern des Palaſtes vorging.

Während der Abweſenheit des Groß-Weſyrs ſtattete der Polizeirichter über mehrere Angelegenheiten, die in ſeinen Geſchäftskreis einſchlugen, Bericht ab, und dieſer dauerte bis zur Rückkehr des Weſyrs. Sobald dieſer wieder in den Verſammlungsſaal eingetreten war und Abu Haſſan verſichert hatte, daß er ſich des erhaltenen Auftrags entledigt habe, kam Meſrur, das Oberhaupt der Verſchnittenen, der ſich unterdeß in das Innere des Palaſtes zurückbegeben hatte, wieder herein, und gab den Weſyren, Emiren, und allen übrigen Hofbeamten ein Zeichen, daß die Rathsverſammlung geendigt wäre und daß jeder ſich entfernen könnte. Dies thaten ſie denn auch, nachdem ſie durch eine tiefe Verbeugung am Fuße des Thrones ſich beurlaubt, und zwar in derſelben Ordnung, wie ſie hereingetreten waren. Bei Abu Haſſan blieb niemand zurück, als die Befehlshaber der Leibwache des Chalyfen und der Groß-Weſyr.

Abu Haſſan blieb nun nicht länger auf dem Throne des Chalyfen. Er ſtieg auf dieſelbe Weiſe, wie er hinaufgeſtiegen war, wieder herunter, das heißt, unterſtützt von Meſrur und einem andern angeſehenen Verſchnittenen, die ihn unter dem Arme anfaßten und ihn bis an das Zimmer begleiteten, aus dem er herausgekommen war. Er trat hinein, und der Groß-Weſyr ging voran. Doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er andeutete, daß ihn ein dringendes Bedürfniß anwandelte. Sogleich öffnete man ihm ein ſehr reinliches, mit Marmor gepflaſtertes Kabinet. Zugleich überreichte man ihm ein Paar ſeidene, mit Gold durchwirkte Pantoffeln, die man gewöhnlich anzog, ehe man in dies Kabinet eintrat. Er nahm ſie, und da er den Gebrauch derſelben nicht kannte, ſo ſteckte er ſie in einen ſeiner Aermel, die ziemlich weit waren.

Da man ſehr häufig wohl eher über eine Kleinigkeit als über etwas Wichtiges zu lachen pflegt, ſo fehlte diesmal wenig, daß nicht der Groß-Weſyr, Meſrur und alle übrigen Diener des Palaſtes, die in der Nähe waren, laut auflachten und den ganzen Scherz verdarben. Indeß ſie unterdrückten dieſe Anwandlung, und der Groß-Weſyr mußte ihm endlich erklären, daß er die Pantoffeln vor dem Eintritt in das Kabinet anziehen möchte.

Während Abu Haſſan im Kabinet war, ſuchte der Groß-Weſyr den Chalyfen auf, der ſich bereits wieder an einen andern Ort begeben hatte, um fortwährend Abu Haſſan ungeſehen beobachten zu können, und erzählte ihm, was ſo eben vorgefallen war; was dem Chalyfen ein neues Vergnügen gewährte.

Abu Haſſan trat wieder aus dem Kabinet. Meſrur ging vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen, und führte ihm nach dem inneren Zimmer, wo die Tafel bereits gedeckt war. Die Thür, die in daſſelbe führte, ward geöffnet, und mehrere Verſchnittene eilten voraus, um den Sängerinnen einen Wink zu geben, daß der angebliche Chalyf ſich näherte. Sogleich begannen dieſe ein Konzert von melodiſchen Stimmen und Inſtrumenten, welches Abu Haſſan ſo anmuthig dünkte, daß er ganz von Freude und Entzücken hingeriſſen wurde und gar nicht wußte, was er von dem Allen denken ſollte. „Wenn dieß ein Traum iſt,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „ſo dauert dieſer Traum ziemlich lange. Doch nein, es iſt kein Traum,“ fuhr er fort; „ich fühle ja, ich denke, ich ſehe, ich gehe, ich höre. Wie dem auch ſein mag, ich will mich darin ganz auf Gott verlaſſen. Gleichwohl kann ich nicht zweifeln, daß ich wirklich Beherrſcher der Gläubigen bin. Es gibt ja doch nur einen Beherrſcher der Gläubigen, den der Glanz umgeben kann, der mich umgibt. Die Ehre und die Ehrfurchtsbezeigungen, die man mir erwieſen hat und noch erweiſet, die Befehle, die ich ertheilt habe, und die vollzogen worden ſind, — alles dieß beweiſet es ja hinlänglich.“

Endlich hielt es Abu Haſſan für gewiß, daß er Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen wäre, und er ward völlig davon überzeugt, als er ſich in einem prächtigen und weiten Saale erblickte. Von allen Seiten ſtrahlte ihm Gold und der lebhafteſte Farbenglanz entgegen. Sieben Chöre von Sängerinnen, eine immer ſchöner als die andere, umgaben dieſen Saal, und ſieben goldene Kronleuchter hingen an verſchiedenen Stellen von der Decke herab, an welcher Gold und Azur ſo kunſtreich angebracht war, daß es eine wundervolle Wirkung machte. In der Mitte ſtand eine Tafel, beſetzt mit großen Schüſſeln von gediegenem Golde, welche den Saal mit dem Dufte von Gewürzen und Ambra erfüllten, womit das Fleiſch gewürzt war. Sieben junge Mädchen von hinreißender Schönheit und in den reichſten und glänzendſten Gewändern, ſtanden um die Tafel her. Jede derſelben hatte einen Fächer in der Hand, womit ſie dem Abu Haſſan, während er bei Tafel ſaß, Luft zufächeln ſollten.

Wenn jemals ein Sterblicher entzückt geweſen iſt, ſo war es Abu Haſſan, als er in dieſen prächtigen Saal trat. Bei jedem Schritte blieb er ſtehen, um alle die ſchönen Sachen, die ſich ſeinem Blicke darboten, mit Muße zu betrachten. Er wandte ſich jeden Augenblick, bald rechts, bald links, — zum großen Behagen des Chalyfen, der ihn ſehr aufmerkſam beobachtete. Endlich trat er bis in die Mitte vor, und ſetzte ſich zur Tafel. Sogleich ſetzten die ſieben ſchönen Mädchen, die umherſtanden, ſämmtlich mit ihren Fächern die Luft in Bewegung, um ihm Kühlung zuzuwehen. Er betrachtete eine nach der andern, und nachdem er bewundert hatte, mit welcher Anmuth ſie dieß Geſchäft verrichteten, ſagte er zu ihnen mit einem huldvollen Lächeln, er glaube, daß eine einzige von ihnen hinreichend ſein würde, um ihm ſo viel friſche Luft zuzufächeln, als er nur irgend bedürfte, und er wünſche, daß die ſechs übrigen ſich mit ihm zu Tafel ſetzen möchten, drei zu ſeiner Rechten, und drei zu ſeiner Linken, um ihm Geſellſchaft zu leiſten. Die Tafel war rund, und Abu Haſſan hieß ſie rings umher Platz nehmen, damit er, wohin er auch immer den Blick wenden möchte, nur angenehmen und anziehenden Gegenſtänden begegnete.

Die ſechs Mädchen gehorchten und ſetzten ſich an die Tafel. Allein Abu Haſſan bemerkte ſehr bald, daß ſie aus Ehrerbietung vor ihm nicht aßen. Dieß gab ihm denn Anlaß, ihnen ſelber vorzulegen und ſie in den verbindlichſten Ausdrücken zum Eſſen einzuladen und zu nöthigen. Er fragte ſie hierauf, wie ſie denn hießen; und eine jede befriedigte ſeine Neugier. Ihre Namen waren: Alabaſterhals, Korallenmund, Mondgeſicht, Sonnenglanz, Augenweide, Herzensluſt. Dieſelbe Frage that er auch an die ſiebente, welche den Fächer hielt, und ſie antwortete ihm, ſie hieße: Zuckerrohr.

Die Artigkeiten, die er einer jeden über ihren Namen ſagte, bewieſen, daß er ſehr viel Verſtand hatte; und man kann ſich nicht vorſtellen, wie ſehr dieß die Achtung erhöhte, welche der Chalyf, dem nichts von allem dem entging, was geſprochen wurde, bereits für ihn empfand.

Als die ſchönen Frauen ſahen, daß Abu Haſſan nicht mehr aaß, ſagte die eine von ihnen zu den Verſchnittenen, welche bei Tafel aufwarteten: „Der Beherrſcher der Gläubigen will in den Saal des Nachtiſches gehen; man bringe ein Handbecken.“ Zugleich ſtanden ſie alle von der Tafel auf, und nahmen aus den Händen der Verſchnittenen, die eine eine goldene Schale, die andere ein Handbecken von demſelben Metall, und die dritte ein Handtuch. Sie ließen ſich dann vor Abu Haſſan, der noch daſaß, auf ein Knie nieder, und reichten ihm das Waſchwaſſer. Als er ſich gewaſchen hatte, ſtand er auf, und in dieſem Augenblick zog ein Verſchnittener den Thürvorhang auf und öffnete die Thür eines andern Saales, in den er eintreten ſollte.

Zwei hundert neun und neunzigſte Nacht.

Meſrur, der Abu Haſſan keinen Augenblick verlaſſen hatte, ging vor ihm her und führte ihn in einen Saal, der ganz ſo geräumig wie der vorige, aber mit verſchiedenen Gemälden großer Meiſter und mit Vaſen von allerlei Metall, mit Fußteppichen und koſtbarem Geräth auf eine ganz andere Weiſe ausgeſchmückt war. Es ſtanden in dieſem Saale ſieben ganz andere Chöre von Sängerinnen, die, ſobald als Abu Haſſan erſchien, ein neues Konzert begannen. Der Saal war übrigens mit ſieben anderen großen Kronleuchtern geziert, und die Tafel in der Mitte war mit ſieben andern großen goldenen Schalen beſetzt, auf welchen alle Arten der ſchönſten und auserleſenſten Früchte der Jahrszeit in Pyramidenform aufgethürmt waren; und rings umher ſtanden ſieben andere junge Mädchen, mit Fächern in den Händen, welche die vorigen an Schönheit noch übertrafen.

Dieſe ganz neuen Gegenſtände ſetzten Abu Haſſan in eine noch größere Verwunderung als vorher, und bewirkten, daß er ſtehen blieb und alle Zeichen des Staunens und der Ueberraſchung von ſich gab. Er trat endlich an die Tafel, und nachdem er ſich daran hingeſetzt und die ſieben Mädchen eine nach der andern betrachtet hatte, ohne zu wiſſen, welcher von ihnen er den Vorzug geben ſolle, befahl er ihnen, daß eine jede ihren Fächer hinlegen, ſich mit an die Tafel ſetzen und mit ihm eſſen ſollte, indem er meinte, die Hitze wäre nicht ſo groß, daß er ihres Dienſtes bedürfte.

Als die ſchönen Frauen ſich zur Rechten und Linken Abu Haſſan's hingeſetzt hatten, wollte er vor allen Dingen wiſſen, wie ſie hießen: und er erfuhr, daß ſie ganz andere Namen als die ſieben Schönen im vorigen Saale hatten, und daß jeder dieſer Namen irgend eine Gemüths- oder Geiſteseigenſchaft bezeichnete, wodurch ſich eine von der andern unterſchied. Dies gefiel ihm außerordentlich, und er gab dieß durch ſinnreiche Bemerkungen zu erkennen, die er bei dieſer Gelegenheit machte, indem er ihnen nach der Reihe aus jeder Schale Früchte überreichte Der Chalyf, der auf alle ſeine Handlungen und Aeußerungen genau Acht gab, war immer mehr vergnügt darüber, daß er in ihm einen Mann gefunden hatte, der ihn beluſtigte und ſo viel Gelegenheit gab, ihn genau kennen zu lernen.

Als Abu Haſſan von allen Früchten in den Schalen nach Belieben gegeſſen hatte, ſtand er auf. Meſrur, der ihn nicht verlaſſen hatte, ging ſogleich vor ihm her und führte ihn in einen dritten Saal, der eben ſo prachtvoll verziert, ausgeſchmückt und meublirt war, als die beiden vorigen.

Abu Haſſan fand darin ſieben andere Muſikchöre und ſieben andere Schönen um eine Tafel herum ſtehend, die mit ſieben goldenen Schalen beſetzt war, welche mit eingemachten Sachen von den mannigfaltigſten Farben und Formen angefüllt waren. Nachdem er mit neuer Verwunderung ſeine Augen nach allen Seiten hin geworfen hatte, näherte er ſich der Tafel beim harmoniſchen Klange der ſieben Muſikchöre, welche ſogleich ſchwiegen, als er ſich geſetzt hatte. Die ſieben Mädchen ſetzten ſich auf ſeinen Befehl ebenfalls an ſeine Seite, und da er ihnen nicht dieſelbe Artigkeit erzeigen konnte, wie den vorigen, nämlich ihnen ſelber vorzulegen, ſo bat er ſie, daß ſie von dieſem Eingemachten ſich ſelber nach ihrem Geſchmack auswählen möchten. Auch erkundigte er ſich nach ihren Namen, die ihm um ihrer Mannigfaltigkeit willen nicht minder gefielen, als die der übrigen Schönen, und die ihm zugleich neuen Stoff an die Hand gaben, um ſich mit ihnen zu unterhalten und ihnen Artigkeiten zu ſagen, die ihnen eben ſo viel Vergnügen machten, als dem Chalyfen, dem nichts von allem, was geſprochen wurde, entging.

Der Tag neigte ſich bereits zu Ende, als Abu Haſſan in den vierten Saal geführt wurde. Er war wie die vorigen, mit dem prächtigſten und koſtbarſten Geräth ausgeſchmückt. Auch befanden ſich darin ſieben große goldene Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen, und der ganze Saal war durch eine erſtaunliche Menge von Lichtern erhellt, die eine wundervolle und überraſchende Wirkung hervorbrachten. In den drei vorigen hatte man nichts Aehnliches der Art geſehen, weil dergleichen nicht nöthig geweſen war. Abu Haſſan fand ferner in dieſem letzten Saale, ſo wie in den drei früheren, ſieben neue Muſikchöre, die noch anmuthiger ſangen und ſpielten als die vorigen und eine noch größere Heiterkeit einzuflößen ſchienen. Auch ſah er da ſieben andere Mädchen, die um eine

Tafel herum ſtanden, die mit ſieben goldenen Schalen beſetzt war, worin ſich Blätterkuchen, trockenes Konfekt von allen Gattungen und noch andere Sachen befanden, die zum Trinken reizen. Indeß Eines ſah hier Abu Haſſan, was er in den übrigen Sälen nicht geſehen hatte: nämlich einen Tafelaufſatz von ſieben großen ſilbernen Flaſchen, voll des köſtlichſten Weines, und ſieben kriſtallenen Trinkgläſern von der ſchönſten Arbeit neben jeder Flaſche.

Bis dahin, das heißt in den drei erſten Sälen, hatte Abu Haſſan bloß Waſſer getrunken — gemäß der Sitte, die zu Bagdad eben ſowohl unter dem Volk und in den höheren Ständen beobachtet wird, als am Hofe des Chalyfen, wo man in der Regel nur des Abends Wein trinkt. Alle diejenigen, welche es anders halten, gelten für Schwelger und wagen ſich nicht bei hellem Tage zu zeigen. Dieſer Brauch iſt um ſo löblicher, da man den Tag über ſeinen vollen Verſtand nöthig hat, um ſeinen Geſchäften nachgehen zu können, und da, wenn bloß des Abends Wein getrunken wird, man bei hellem Tage nie auf den Straßen der Stadt Berauſchte erblickt, welche Unordnungen verurſachen.

Abu Haſſan trat alſo in den vierten Saal und näherte ſich der Tafel. Als er ſich daran hingeſetzt hatte, blieb er eine lange Zeit in Entzücken verſenkt und in Bewunderung der ſieben Mädchen, die um ihn ſtanden, und die er noch weit ſchöner fand, als die in den vorigen

Sälen. Er war neugierig, den Namen einer jeden einzelen zu wiſſen. Allein der laute Klang der Muſik und beſonders die Handtrommel, die man bei jedem Chore ſchlug, geſtatteten ihm nicht, ſich vernehmlich zu machen: er ſchlug daher mit den Händen zuſammen, um ein Zeichen zum Aufhören zu geben; und ſogleich entſtand eine tiefe Stille.

Jetzt nahm er die Schöne, die ihm rechts am nächſten ſtand, bei der Hand, ließ ſie neben ihn ſich ſetzen, überreichte ihr etwas Blätterkuchen, und fragte ſie dann, wie ſie hieße? „Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte die Schöne, „mein Name iſt Perlenſtrauß.“ — „Man konnte in der That,“ antwortete Abu Haſſan, „dir keinen paſſenderen und deinem Werth entſprechenderen Namen geben. Ohne indeß dem, der ihn dir gegeben, im mindeſten zu nahe zu treten, finde ich doch, daß deine ſchönen Zähne alle Perlen der Welt, auch die vom ſchönſten Waſſer, weit hinter ſich laſſen. Perlenſtrauß,“ fuhr er fort, „da du denn ſo heißeſt, ſei ſo gefällig, ein Glas dort zu nehmen und mir mit deiner ſchönen Hand zu trinken zu reichen.“

Die Schöne trat ſogleich zu dem Tafelaufſatze hin, und kam mit einem vollen Glaſe Wein zurück, welches ſie Abu Haſſan mit dem feinſten Anſtand überreichte. Er nahm es mit vielem Vergnügen, ſah ſie voll Zärtlichkeit an, und ſagte dann zu ihr: „Perlenſtrauß, ich trinke jetzt auf deine Geſundheit, und bitte, daß du dir ebenfalls einſchenkeſt und mir Beſcheid thueſt.“ Sie eilte ſchnell zum Tafelaufſatze hin, und kam mit einem Glaſe in der Hand zurück: allein ehe ſie trank, ſang ſie ein Lied, welches ihn eben ſo ſehr durch die Neuheit des Inhalts, als durch den Zauber der Stimme, womit ſie es abſang, entzückte.

Nachdem Abu Haſſan getrunken hatte, wählte er aus den Schalen einiges aus und überreichte es einer anderen von dieſen Schönen, die er ebenfalls ſich neben ihn ſetzen hieß. Er fragte ſie ebenfalls nach ihrem Namen. Sie hieß, wie ſie ſagte, Morgenſtern. „Deine ſchönen Augen,“ erwiederte er, „haben mehr Glanz und Feuer als der Stern, deſſen Namen du führeſt. Geh und mache mir das Vergnügen, mir zu trinken zu bringen.“ Sie that dies auf der Stelle und zwar auf die artigſte Weiſe von der Welt. Er benahm ſich nun ebenſo gegen die dritte, welche Tageslicht hieß, und ſo fort bis zur ſiebenten, die ihm alle, zur großen Beluſtigung des Chalyfen, zu trinken einſchenkten.

Nachdem Abu Haſſan ſo viel Gläſer getrunken hatte, als junge Mädchen da ſtanden, ging die erſte von ihnen, Namens Perlenſtrauß, zum Tafelaufſatz, nahm ein Glas, ſchenkte es voll Wein, warf einige Finger voll von dem Pulver hinein, deſſen ſich der Chalyf am geſtrigen Tage bedient hatte, und überreichte es dann Abu Haſſan mit den Worten: „Beherrſcher der Gläubigen, ich bitte Euer Majeſtät um eurer Geſundheit willen noch dies Glas anzunehmen und noch vor dem Trinken ein Lied gnädigſt anzuhören, welches, wie ich mir ſchmeichle, euch nicht mißfallen wird. Ich habe es wenigſtens erſt heute fertig gedichtet und es noch niemand vorgeſungen.“

„Ich bewillige dir dieſe Gnade ſehr gern,“ ſagte zu ihr Abu Haſſan, indem er das Glas aus ihrer Hand nahm, „und ich befehle, als Beherrſcher der Gläubigen, in der Ueberzeugung, daß ein ſo ſchönes Mädchen, wie du, nur ſehr angenehme und ſinnreiche Lieder dichten kann, daß du mir es ſingeſt.“ Die Schöne nahm eine Laute, ſpielte und ſang zu dem Inſtrument mit ſo viel Richtigkeit, Anmuth und Ausdruck, daß ſie Abu Haſſan von Anfang bis zu Ende in Entzücken erhielt. Er fand es ſo ſchön, daß er es ſich von ihr noch einmal wiederholen ließ, und es mit eben ſo viel Vergnügen als das erſtemal hörte.

Als die Schöne geendigt hatte, leerte Abu Haſſan, der ſie nach Verdienſt loben wollte, zuvor das Glas mit einem Zuge aus. Sodann wandte er das Geſicht nach dem Mädchen hin, um mit ihr zu ſprechen, ward aber durch das eingenommene Pulver daran verhindert, welches ſo plötzlich wirkte, daß er ſeinen Mund bloß lallend öffnete. Sogleich ſchloſſen ſich auch ſeine Augen, er ließ den Kopf wie ein Schlaftrunkener auf die Tafel herabſinken, und ſchlief ſo feſt ein, als er den Tag zuvor um dieſelbe Stunde gethan hatte, wo der Chalyf ihm daſſelbe Pulver eingegeben. In dieſem Augenblicke fing eines von den Mädchen, die neben ihm ſtanden, ſorgfältig das Glas auf, das er aus der Hand fallen ließ. Der Chalyf, welcher an dieſem ganzen Scherze mehr Vergnügen gefunden, als er je gehofft, und der auch dieſe letzte Scene mit angeſehen hatte, ſo wie alle früheren, trat jetzt aus ſeinem verborgenen Orte hervor und erſchien im Saale, ganz vergnügt darüber, daß ihm ſein Einfall ſo gut geglückt war. Er befahl zuerſt, dem Abu Haſſan das Gewand auszuziehen, womit man ihn dieſen Morgen bekleidet hatte, und ihm dafür wieder das anzulegen, was er vor vier und zwanzig Stunden angehabt hatte, als der ihn begleitende Sklave ihn nach dem Palaſte trug. Er ließ ſogleich denſelben Sklaven rufen, und ſagte zu ihm, als er kam: „Da, nimm dieſen Mann, und trag ihn in der Stille in ſein Haus und auf ſein Sofa zurück, und laß beim Weggehen die Thür offen ſtehen.“

Dreihundertſte Nacht.

Der Sklave ergriff Abu Haſſan, trug ihn durch die verborgene Thür aus dem Palaſte, legte ihn, wie der Chalyf befohlen, in ſeinem Hauſe nieder, und kehrte ſodann eilfertig zurück, um ihm von dem, was er gethan, Rechenſchaft abzuſtatten. „Abu Haſſan,“ ſagte hierauf Harun, „hatte ſich gewünſcht, bloß einen Tag lang Chalyf ſein zu können, um den Imam der Moſchee ſeines Viertels und die vier Scheich's [4] oder Greiſe, deren Betragen ihm nicht gefiel, beſtrafen zu können. Ich habe ihm dieſe Gelegenheit verſchafft, und er kann damit zufrieden ſein.“

Abu Haſſan ſchlief auf ſeinem Sofa, auf welchen ihn der Sklave niedergelegt, bis tief in den folgenden Tag hinein, und erwachte nicht eher, als bis das Pulver, welches man ihm in das letzte Glas geworfen, ſeine Wirkung gethan hatte. Da nun ſchlug er die Augen auf und war nicht wenig überraſcht, ſich wieder auf ſeinem Zimmer zu ſehen. „Perlenſtrauß, Morgenſtern, Korallenmund, Morgenröthe, Mondgeſicht!“ rief er ganz laut, indem er eine jede von den Schönen des Palaſtes, die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatte, ſo weit er ſich ihrer noch erinnern konnte, bei ihrem Namen rief. „Wo ſeid ihr? Kommt doch hieher!“

Abu Haſſan ſchrie aus allen Kräften. Seine Mutter, die ihn auf ihrem Zimmer hörte, lief auf das Rufen ſogleich herbei, trat in ſein Zimmer, und fragte ihn: „Was iſt dir denn, mein Sohn? was iſt dir zugeſtoßen?“

Bei dieſen Worten hob Abu Haſſan den Kopf in die Höhe, ſah ſeine Mutter ſtolz und verächtlich an, und fragte ſie: „Gute Frau, wen nennſt du denn deinen Sohn?“

„Dich!“ erwiederte die Mutter mit vieler Freundlichkeit. „Biſt du nicht Abu Haſſan, mein Sohn? Das wäre doch höchſt ſeltſam, wenn du es in ſo kurzer Zeit vergeſſen haben ſollteſt.“

„Ich, dein Sohn? Abſcheuliche Alte,“ antwortete Abu Haſſan, „du weißt nicht, was du redeſt, du biſt eine Lügnerinn! Ich bin nicht Abu Haſſan, von dem du da ſprichſt; ich bin der Beherrſcher der Gläubigen.“

„Sei doch ſtill, mein Sohn!“ fuhr die Alte fort; „du biſt nicht klug; man könnte dich für einen Narren halten, wenn es jemand hörte.“

„Du biſt ſelber eine alte Närrinn,“ erwiederte Abu Haſſan; „ich aber bin kein Narr, wie du behaupteſt. Ich wiederhole dir nochmals, daß ich der Beherrſcher der Gläubigen und der irdiſche Stellvertreter des Herrn der beiden Welten [5] bin.“

„Ach, mein Sohn!“ rief die Mutter aus. „Iſt es möglich, daß ich ſolche Worte von dir höre, die eine ſo große Geiſtesabweſenheit verrathen? Welcher böſe Geiſt hält dich beſeſſen, und läßt dich ſolche Reden führen? Gottes Gnade komme über dich, und befreie dich von der Macht des Satans. Du biſt mein Sohn Abu Haſſan, und ich bin deine Mutter.“

Nachdem ſie ihm alles mögliche, was ihr nur irgend einfiel, geſagt hatte, um ihn wieder zu ſich zu bringen und ihm zu zeigen, daß er im Irrthume wäre, fuhr ſie weiter fort: „Siehſt du nicht, daß dieß Zimmer, worin du dich befindeſt, das deinige iſt, und nicht das Zimmer eines Palaſtes, wie es ſich für einen Beherrſcher der Gläubigen ziemen würde, und daß du es, ſeitdem du auf der Welt biſt, nie vertauſcht, ſondern immer bei mir gewohnt haſt? Ueberlege alles wohl, was ich dir ſage, und bilde dir nicht Dinge ein, die nicht ſind und die auch gar nicht ſein können. Noch einmal, mein Sohn, denke ernſthaft darüber nach.“

Abu Haſſan hörte dieſe Ermahnungen ſeiner Mutter ruhig an, ſchlug die Augen nieder, und ſtützte ſich die Hand unter das Geſicht, wie einer, der in ſich geht, um die Wahrheit deſſen, was er ſieht und hört, zu prüfen. „Ich glaube, du haſt Recht,“ ſagte er einige Augenblicke nachher, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, doch ohne ſeine Stellung zu ändern; „es kömmt mir ſelbſt ſo vor, daß ich Abu Haſſan bin, und du meine Mutter, und dieß mein Zimmer. Noch einmal,“ fuhr er fort, indem er die Augen auf ſie und auf alles warf, was ſich ſeinen Blicken darbot, „ich bin Abu Haſſan, ich zweifle nicht mehr daran, und begreife nicht, wie ich mir dieſe Einbildung in den Kopf ſetzen konnte.“

Die Mutter glaubte nun wirklich, daß ihr Sohn von ſeiner Geiſtesverwirrung, die ſie einem Traume zuſchrieb, geheilt wäre; ſie war ſogar ſchon im Begriff, mit ihm darüber zu lachen und ihn über den Traum zu befragen, als er ſich plötzlich aufſetzte, ſie von der Seite anſah und ausrief: „Alte Hexe, alte Zauberinn, du weißt nicht, was du redeſt; ich bin weder dein Sohn, noch biſt du meine Mutter. Du täuſcheſt dich ſelber, und willſt mich es ebenfalls überreden. Ich ſage dir, ich bin Beherrſcher der Gläubigen, und du wirſt mir nicht das Gegentheil weißmachen.“

„Ich bitte dich, mein Sohn, befiehl dich Gott, und enthalte dich ſolcher Reden, damit dich nicht der Himmel ſtrafe. Laß uns lieber von etwas anderem reden. Ich will dir erzählen, was geſtern in unſerem Viertel dem Imam unſerer Moſchee und vier Scheich's unter unſeren Nachbaren begegnet iſt. Der Polizeirichter ließ ſie verhaften, und nachdem er ihnen vor ſeinen Augen einem jeden, ich weiß nicht, wie viel Schläge mit dem Ochſenziemer hatte geben laſſen, ließ er durch einen Ausrufer bekannt machen, dieß ſei die Strafe für diejenigen, die ſich in Angelegenheiten miſchten, die ſie nichts angingen und die es ſich zum Geſchäfte machten, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen. Endlich ließ er ſie unter demſelben Ausrufe durch alle Stadtviertel führen und verbot ihnen, jemals wieder einen Fuß in unſer Stadtviertel zu ſetzen.“

Die Mutter Abu Haſſan's, die ſich nicht einbilden konnte, daß ihr Sohn an dem Abenteuer, welches ſie erzählte, irgend Antheil gehabt, hatte abſichtlich das Geſpräch auf etwas anderes geleitet, und betrachtete die Erzählung dieſes Vorfalls als ein Mittel, ihn aus dem Irrthume zu reißen, worin er ſich befand.

Dreihundert und erſte Nacht.

Allein es erfolgte gerade das Gegentheil. Anſtatt in ihm den Gedanken, daß er Beherrſcher der Gläubigen ſei, auszulöſchen, diente dieſe Erzählung gerade dazu, denſelben wieder zurückzurufen und nur noch tiefer ſeiner Einbildungskraft einzuprägen, ſo daß er ihm zur völligen Gewißheit ward.

Sobald daher Abu Haſſan dieſe Erzählung angehört hatte, antwortete er: „Ich bin alſo weder dein Sohn, noch Abu Haſſan, ſondern gewiß der Beherrſcher der Gläubigen; nach dem, was du mir ſelber da erzählt haſt, kann ich nicht mehr daran zweifeln. Vernimm nun, daß der Imam und die vier Scheich's auf meinen Befehl ſo beſtraft worden ſind, wie du eben ſagteſt. Ich bin daher, ſage ich dir, wahrhaftig der Beherrſcher der Gläubigen; und höre deshalb auf, mir vorzureden, daß es ein bloßer Traum ſei. Ich ſchlafe nicht, auch war ich damals ſo wach, als ich es in dieſem Augenblicke bin, wo ich mit dir rede. Es iſt mir ſehr angenehm, daß du mir beſtätigeſt, was der Polizeirichter, dem ich die Sache übertragen, mir darüber berichtet hat, das heißt, daß mein Befehl pünktlich vollzogen worden iſt, und ich freue mich um ſo mehr darüber, da dieſer Imam und die vier Scheich's offenbare Heuchler ſind. Ich möchte nur wiſſen, wer mich an dieſen Ort hieher gebracht hat. Indeß, Gott ſei gelobt! ſo viel iſt gewiß, daß ich wirklich Beherrſcher der Gläubigen bin, und alle Gründe ſollen mich nicht vom Gegentheil überreden."

Die Mutter, welche weder ahnen noch ſich denken konnte, warum ihr Sohn ſo feſt und zuverſichtlich behauptete, daß er Beherrſcher der Gläubigen wäre, zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß er den Verſtand verloren, da ſie ihn Dinge reden hörte, die ihrem Verſtande ganz unglaublich vorkamen, obwohl ſie Abu Haſſan gar wohl begründet ſchienen. In dieſer Meinung ſagte ſie zu ihm: „Mein Sohn, ich bitte Gott, daß er ſich deiner erbarme. Höre auf, ſolche Reden zu führen, die ſo ganz ohne allen Menſchenverſtand ſind. Wende dich an Gott, und bitte ihn, daß er dir vergebe und dir die Gnade widerfahren laſſe, daß du wieder wie ein vernünftiger Menſch reden könneſt. Was würde man von dir ſprechen, wenn man dich ſo reden hörte? weißt du nicht, daß die Wände Ohren haben?"

Anſtatt daß ſo ſchöne Ermahnungen das Gemüth Abu Haſſan's hätten beruhigen ſollen, erbitterten ſie ihn nur noch mehr. Er fuhr heftig gegen ſeine Mutter auf und ſagte zu ihr: „Alte, ich habe dir ſchon einmal Stillſchweigen geboten; wenn du jetzo noch ein Wort weiter ſprichſt, ſo werde ich aufſtehen und dich ſo behandeln, daß du es dein Lebelang fühlen ſollſt. Ich bin Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen, und du mußt mir es glauben, wenn ich dir es ſage.“

Die gute Frau, welche ſah, daß ihr Sohn, anſtatt wieder zur Beſinnung zu kommen, dieſelbe vielmehr nur noch mehr verlor, überließ ſich jetzt ganz ihren Thränen und Wehklagen, ſchlug ſich ins Geſicht und an die Bruſt, und that Aeußerungen, die ihre Beſtürzung und ihre tiefe Betrübniß über die Geiſtesabweſenheit ihres Sohnes verriethen.

Abu Haſſan, anſtatt ſich zu beruhigen und ſich durch die Thränen ſeiner Mutter rühren zu laſſen, vergaß im Gegentheile ſich ſo weit, daß er ſogar die natürliche Achtung gegen ſie aus den Augen ſetzte. Er ſprang mit Ungeſtüm auf, ergriff einen Stock, und drang mit emporgehobenem Arme wie ein Raſender auf ſie ein. „Verwünſchte Alte,“ rief er ihr in ſeiner Narrheit in einem Tone zu, der jeden andern außer ſeiner Mutter erſchreckt haben würde; „ſage mir auf der Stelle, wer ich bin?“

„Mein Sohn,“ antwortete die Mutter, ohne zu erſchrecken, indem ſie ihn zärtlich anſah, „ich glaube nicht, daß Gott dich ſo ſehr verlaſſen hat, daß du diejenige, welche dich geboren hat, und dich ſelber nicht mehr kennen ſollteſt. Ich täuſche dich nicht, wenn ich dir ſage, daß du mein Sohn Abu Haſſan biſt, und daß du ſehr Unrecht daran thuſt, dir einen Titel anzumaßen, der bloß deinem und meinem Herrn und Gebieter, dem Chalyfen Harun Arreſchyd, zukömmt, der noch dazu uns beide, mich und dich, mit Wohlthaten überhäuft, wie das Geſchenk beweiſet, welches er mir geſtern überſandt hat. Denn du mußt nur wiſſen, daß der Großweſyr Giafar geſtern perſönlich ſich bemühte, mich aufzuſuchen, mir einen Beutel mit tauſend Goldſtücken einhändigte, und mir zugleich ſagte, ich möchte für den Beherrſcher der Gläubigen, der mir dieß Geſchenk ſendete, zu Gott beten. Und iſt dieß Geſchenk nicht weit mehr für dich, als für mich, die ich nur noch ein Paar Tage zu leben habe?“

Bei dieſen Worten konnte ſich Abu Haſſan nicht länger halten. Die näheren Umſtände des Geſchenks vom Chalyfen, die ihm ſeine Mutter ſo eben mitgetheilt hatte, zeigten ihm, daß er ſich nicht täuſchte, und überredeten ihn nur noch mehr, daß er wirklich der Chalyf wäre, da der Weſyr den Beutel ja nur auf ſeinen Befehl gebracht hatte. „Wohlan denn, alte Hexe!“ rief er aus; „wirſt du dich endlich überzeugen, wenn ich dir ſage, daß ich es war, der dir durch den Großweſyr Giafar die tauſend Goldſtücke überbringen ließ, welcher letztere bloß meinen ihm gegebenen Befehl vollzog? Indeß, anſtatt mir zu glauben, ſuchſt du bloß durch Widerſprechen und durch hartnäckiges Behaupten, als ſei ich dein Sohn, mich verwirrt zu machen. Allein ich werde deine Bosheit nicht lange mehr unbeſtraft laſſen.“ Als er dieſe Worte geſprochen, war er im Uebermaße ſeiner Raſerei ſo unmenſchlich, ſie mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, auf das unbarmherzigſte zu mishandeln.

Dreihundert und zweite Nacht.

Die arme Mutter, welche nicht geglaubt hatte, daß ihr Sohn ſo ſchnell von Drohungen zu Thätlichkeiten übergehen würde, fing beim erſten Schlage an, aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen. Doch Abu Haſſan hörte, bis die Nachbaren herbeigelaufen kamen, nicht auf, ſie zu ſchlagen, indem er ſie bei jedem Schlage fragte: „Bin ich Beherrſcher der Gläubigen?“ worauf die Mutter denn jedesmal ſehr liebevoll antwortete: „Du biſt mein Sohn.“

Die Wuth Abu Haſſan's begann ein wenig nachzulaſſen, als die Nachbaren in ſein Zimmer geeilt kamen. Der erſte, welcher hereintrat, warf ſich ſogleich zwiſchen ſeine Mutter und ihn, riß ihm den Stock aus der Hand, und ſagte zu ihm: „Was thuſt du, Abu Haſſan? Haſt du deine Vernunft und alle Furcht vor Gott verloren? Hat es wohl je ein wohlgezogener Sohn, wie du biſt, gewagt, ſeine Hand gegen ſeine Mutter aufzuheben, und ſchämſt du dich nicht, die deinige, welche dich ſo zärtlich liebt, ſo zu behandeln?“

Abu Haſſan, der noch ganz voll Wuth war, ſah denjenigen, der mit ihm redete, ſtillſchweigend an, und fragte hierauf, indem er auf die übrigen mitgekommenen Nachbaren unſtäte Blicke warf: „Wer iſt dieſer Abu Haſſan, von dem ihr ſprecht? Meint ihr mich mit dieſem Namen?“

Dieſe Frage brachte die Nachbaren etwas aus der Faſſung. „Wie?“ erwiederte derſelbe, der zuerſt geſprochen; „du willſt dieſe Frau da nicht mehr für diejenige anerkennen, die dich erzogen hat und bei der du ſeither fortwährend gewohnt haſt, mit einem Worte, nicht für deine Mutter?“ — „Du biſt ein Unverſchämter,“ antwortete Abu Haſſan; „ich kenne ſie ſo wenig, als dich, und ich mag ſie auch nicht kennen. Ich bin nicht Abu Haſſan, ſondern der Beherrſcher der Gläubigen, und wenn ihr das noch nicht wißt, ſo werde ich es euch auf eure Unkoſten lehren laſſen.“

Bei dieſen Reden Abu Haſſan's zweifelten die Nachbaren nicht mehr an ſeiner Geiſtesabweſenheit, und um zu verhindern, daß er ſich nicht noch einmal wieder an ſeine Mutter vergreifen möchte, packten ſie ihn ungeachtet ſeines Widerſtrebens ganz feſt und banden ihm Arme, Hände und Füße. Obwohl er nun in einem Zuſtande war, wo er nicht mehr ſchaden zu können ſchien, hielten ſie es gleichwohl nicht für angemeſſen, ihn mit ſeiner Mutter allein zu laſſen. Zwei von der Geſellſchaft entfernten ſich, gingen ſchleunigſt nach dem Narrenhauſe, und gaben dem Aufſeher deſſelben einen Wink von dem, was da vorging. Dieſer begab ſich ſogleich mit den Nachbaren und in zahlreicher Begleitung ſeiner Leute mit Ketten, Handſchellen und einem Ochſenziemer dahin.

Abu Haſſan, der auf nichts weniger als auf ſo ſchreckliche Anſtalten gefaßt war, ſtrengte ſich bei Ankunft dieſer Leute aufs äußerſte an, um ſich ſeiner Bande zu entledigen; allein der Narrenwärter ließ ſich den Ochſenziemer reichen und brachte ihn durch zwei bis drei tüchtige Hiebe, die er ihm auf die Schultern gab, ſehr bald wieder zur Vernunft. Dieſe Behandlung wirkte auf Abu Haſſan ſo gut, daß er ſich mäßigte, und daß der Narrenhaus-Aufſeher und ſeine Leute mit ihm machen konnten, was ſie wollten. Sie banden ihn mit Ketten, legten ihm Hand- und Fußſchellen an, und als ſie fertig waren, ſchleppten ſie ihn aus ſeiner Wohnung und führten ins Narrenhaus.

Abu Haſſan war kaum auf der Straße, als er ſich auch ſchon von einer Menge Volks umringt ſah. Der eine gab ihm einen Fauſtſchlag, ein anderer eine Ohrfeige, noch andere überhäuften ihn mit Schmähworten, indem ſie ihn als einen Unſinnigen, Narren und Verrückten behandelten.

Bei all dieſer ſchlechten Behandlung ſagte er: „Es gibt keine Größe und keine Kraft, als in dem höchſten und allmächtigen Gott! Man will mich zum Narren machen, obwohl ich bei geſundem Verſtande bin; ich erdulde indeß dieſe Schmach und dieſe Beſchimpfungen um Gottes Barmherzigkeit willen.“

Abu Haſſan wurde nun auf dieſe Weiſe ins Narrenhaus geführt. Man brachte ihn da unter, und ſperrte ihn in einen eiſernen Kafig. Ehe er indeß da hinein verſchloſſen wurde, begrüßte ihn der Narrenwärter, der zu dergleichen gewaltſamen Verfahren ſchon ganz abgehärtet war, ganz unbarmherzig mit funfzig Hieben mit dem Ochſenziemer auf die Schultern und den Rücken, und fuhr länger als drei Wochen lang ſo fort, daß er ihm täglich dieſelbe Tracht Schläge ertheilte und ihm jedesmal die Worte wiederholte: „Komm wieder zu Verſtande, und ſage, ob du noch Beherrſcher der Gläubigen biſt.“

„Ich brauche deinen guten Rath nicht,“ erwiederte Abu Haſſan; „ich bin kein Narr; aber wenn ich es werden ſollte, ſo würde nichts ſo ſehr im Stande ſein, mich in dieſes Unglück zu ſtürzen, als die Schläge, womit du mich mishandelſt.“

Die Mutter Abu Haſſan's beſuchte unterdeß ihren Sohn regelmäßig jeden Tag. Sie konnte ſich der Thränen nicht enthalten, wenn ſie ſeine Leibesfülle und ſeine Kräfte ſo hinſchwinden ſah und ihn über die Schmerzen, die er empfand, klagen und ſeufzen hörte. In der That waren ſeine Schultern, Seiten und Rücken braun und blau geſchlagen, und er wußte nicht, auf welche Seite er ſich wenden und legen ſollte, um Ruhe zu finden; auch ſchälte ſich ihm während ſeiner Verhaftung in dieſem abſcheulichen Aufenthaltsorte mehrerenmale die Haut ab. Seine Mutter wollte ihm Troſt zuſprechen und ihn auszuforſchen ſuchen, ob er in Hinſicht ſeiner angeblichen Chalyfenwürde noch immer in derſelben Geiſtesſtimmung ſich befände; allein ſo oft ſie den Mund öffnete, um etwas der Art zu berühren, wies er ſie mit ſo viel Ungeſtüm zurück, daß ſie ſich genöthigt ſah, ihn zu laſſen und untröſtlich über eine ſolche Hartnäckigkeit heimzukehren.

Die tiefen und mächtigen Eindrücke, welche in Abu Haſſan's Seele von jenem Tage zurückgeblieben waren, wo er ſich im Staatskleide des Chalyfen geſehen, alle Geſchäfte deſſelben verrichtet, die Gewalt deſſelben ausgeübt und ganz ſo wie ein Chalyf Gehorſam gefunden hatte, dieſe Eindrücke, die ihm bei ſeinem Erwachen vorgeſpiegelt hatten, er wäre es wirklich, und die ihn ſo lange Zeit in dieſem Irrthume feſtgehalten hatten, fingen allmählich an, in ſeiner Seele zu erlöſchen.

„Wenn ich wirklich Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen wäre," ſprach er bisweilen zu ſich ſelbſt, „warum befand ich mich denn bei meinem Erwachen auf meinem Zimmer und in meiner gewöhnlichen Kleidung? warum ſah ich nicht mehr das Oberhaupt der Verſchnittenen, alle die übrigen Verſchnittenen und jene Menge von ſchönen Frauen um mich? warum ſollten der Großweſyr Giafar, den ich zu meinen Füßen ſah, ſo viele Emire, ſo viele Statthalter der Provinzen, und ſo viele andere Hofbeamte, von denen ich mich umgeben ſah, mich auf einmal verlaſſen haben? Gewiß, wenn ich die mindeſte Gewalt über ſie hätte, würden ſie mich längſt aus dem jämmerlichen Zuſtande, worin ich mich befinde, befreit haben. Aber alles war bloßer Traum, ich muß mich ſchon dazu bequemen, es zu glauben. Freilich habe ich wohl dem Polizeirichter befohlen, den Imam und die vier Greiſe, die ſeine Rathgeber ſind, zu beſtrafen; ich habe ferner dem Großweſyr Giafar aufgetragen, meiner Mutter tauſend Goldſtücke zu überbringen: und meine Befehle ſind vollzogen worden. Dieß macht mich wieder ſtutzig, und ich kann es nicht begreifen. Aber wie viele andere Dinge gibt es nicht, die ich ebenfalls nicht begreife, und nie begreifen werde? Ich will mich alſo hierin der Hand Gottes übergeben, der alles weiß und alles kennt.“

Dreihundert und dritte Nacht.

Abu Haſſan war noch ganz in dieſe Betrachtungen und Gedanken vertieft, als ſeine Mutter hereintrat. Als ſie ihn ſo mager und abgezehrt ſah, floſſen ihre Thränen reichlicher, als es bis dahin der Fall geweſen war. Mitten unter ihrem Schluchzen begrüßte ſie ihn mit dem gewöhnlichen Gruße, und Abu Haſſan erwiederte ihn, ganz gegen ſeine bisherige Gewohnheit, zum erſtenmale wieder. Sie nahm dieß für eine günſtige Vorbedeutung, trocknete ſich die Thränen aus den Augen, und ſagte zu ihm: „Nun, mein Sohn, wie geht es dir? in welcher Gemüthsſtimmung befindeſt du dich? haſt du die Einbildungen und Reden, welche der böſe Geiſt dir eingegeben hat, wieder fahren laſſen?“

„Meine Mutter,“ erwiederte Abu Haſſan mit einer ruhigen und geſetzten Stimmung und in einem Tone, worin der tiefe Schmerz über das, was er gegen ſie begangen, ſich ausdrückte, „ich erkenne meine Verirrung; aber ich bitte dich, mir jenes abſcheuliche und verruchte Verbrechen zu verzeihen, deſſen ich mich gegen dich ſchuldig gemacht habe. Ein Gleiches bitte ich von meinen Nachbaren, wegen des Aergerniſſes, das ich ihnen gegeben habe. Ich bin durch einen Traum verführt worden, aber durch einen ſo außerordentlichen und wahrſcheinlichen, daß ich für gewiß behaupten kann, jeder andere, dem er begegnet wäre, würde davon nicht minder ergriffen worden ſein, und würde vielleicht noch größere Narrheiten, als ihr von geſehen habt, begangen haben. Selbſt in dem gegenwärtigen Augenblicke bin ich noch ſo verwirrt davon, daß ich mich kaum überreden kann, es ſei ein Traum geweſen, ſo viel Aehnlichkeit hat er mit dem, was unter Leuten, die wach ſind, vorgeht. Wie dem auch ſein mag, ich halte es für einen Traum und für eine Täuſchung, und will es fortwährend dafür halten. Ich bin ſelbſt überzengt, daß ich nicht jene Traumgeſtalt von Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen, ſondern dein Sohn Abu Haſſan bin. Ja, ich bin der Sohn einer Mutter, die ich ſtäts geehrt habe, bis zu jenem unglücklichen Tage, deſſen Andenken mich mit Beſchämung erfüllt, einer Mutter, die ich ehre, und mein ganzes Leben hindurch ehren werde, wie ſich's gebührt."

Bei dieſen verſtändigen und vernünftigen Aeußerungen verwandelten ſich die Thränen der Betrübnis, des Mitleids und der Bekümmernis, welche Abu Haſſan's Mutter ſeit langer Zeit geweint hatte, in Thränen der Freude, des Troſtes, und der Zärtlichkeit für ihren theuern Sohn, den ſie wiedergefunden hatte. „Mein Sohn," rief ſie ganz außer ſich, „indem ich dich, nach dem allen, was vorgegangen iſt, wieder ſo vernünftig reden höre, fühle ich mich faſt eben ſo vergnügt und entzückt, als ob ich dich noch einmal zur Welt geboren hätte. Ich muß dir jetzt nur meine Anſicht über dein Abenteuer aus einander ſetzen und dich auf einen Umſtand aufmerkſam machen, den du bis jetzo vielleicht nicht beachtet haſt. Der Fremde, den du eines Abends zum Abendeſſen mitbrachteſt, ging fort, ohne daß er, wie du es ihm doch anempfahlſt, die Thür deines Gemachs zuſchloß, und dieß, glaube ich, gab dem böſen Geiſte Gelegenheit, in daſſelbe hinein zu gelangen und dich in die entſetzliche Täuſchung zu verſetzen, worin du dich befandeſt. Du mußt daher, mein Sohn, Gott danken, daß er dich davon befreit hat, und ihn bitten, daß er dich ins künftige vor den Fallſtricken des böſen Geiſtes bewahre.“

„Du haſt die Quelle meines Unglücks richtig entdeckt,“ antwortete Abu Haſſan, „gerade die Nacht war es, wo ich dieſen Traum hatte, der mein Gehirn ſo zerrüttete. Ich hatte dem fremden Kaufmann ausdrücklich den Wink gegeben, daß er die Thüre hinter ſich zumachen möchte, und ich merke jetzt, daß er es nicht gethan hat. Ich bin nun mit dir davon überzeugt, daß der böſe Geiſt die Thür offen gefunden hat, hereingedrungen iſt, und mir alle dieſe Einbildungen in den Kopf geſetzt hat. Man mag vermuthlich zu Muſſul, wo dieſer Kaufmann her war, das nicht wiſſen, was uns hier in Bagdad nur zu wohl bekannt iſt, daß nämlich der böſe Geiſt alle die böſen Träume veranlaßt, die uns des Nachts beunruhigen, wenn man die Thüre des Schlafzimmers offen gelaſſen hat. Da ich nun durch Gottes Gnade von der Geiſtesverwirrung, worin ich mich befand, völlig wieder hergeſtellt bin, ſo bitte ich dich um Gottes willen und ſo inſtändig, als nur ein Sohn eine ſo gute Mutter, wie du biſt, bitten kann, bringe mich ſo ſchnell als möglich aus dieſer Hölle und befreie mich aus den Händen dieſes Henkers, der, wenn ich noch länger hier bleibe, mein Leben unfehlbar abkürzen wird.“

Abu Haſſan's Mutter, die jetzt völlig getröſtet und gerührt darüber war, als ſie ihren Sohn von ſeiner thörichten Einbildung gänzlich hergeſtellt ſah, ging auf der Stelle hin und ſuchte den Aufſeher des Hauſes auf, der ihn dahin gebracht und bisher unter ſeiner Leitung gehabt hatte. Sobald ſie dieſen verſichert hatte, daß ihr Sohn jetzt wieder ganz bei Verſtande wäre, kam er herein, unterſuchte ihn, und ſetzte ihn vor ihren Augen in Freiheit.

Abu Haſſan kehrte in ſeine Wohnung zurück, und blieb mehrere Tage zu Hauſe, um ſeine Geſundheit durch kräftigere Nahrungsmittel, als er bisher im Narrenhauſe genoſſen hatte, wieder zu ſtärken. Indeß, ſobald er wieder zu ſeinen Kräften gelangt war, und von der in ſeiner Gefangenſchaft erlittenen ſchlechten Behandlung keine Beſchwerden mehr empfand, fing es an, ihm langweilig zu werden, die Abende ſo ganz ohne Geſellſchaft hinzubringen. Daher ſäumte er denn nicht, ſeine vorige Lebensweiſe wieder anzufangen, das heißt, ſich täglich einen hinreichenden Speiſevorrath zu beſorgen, um des Abends einen neuen Gaſt bewirthen zu können.

Der Tag, wo er ſeine alte Weiſe wieder anfing, nämlich gegen Sonnenuntergang an das Ende der Brücke von

Bagdad zu gehen, und den erſten Fremden, dem er begegnete, anzureden, und zur Abendmahlzeit einzuladen, war gerade der Erſte des Monats, an welchem Tage, wie ſchon geſagt, der Chalyf jedesmal zum Zeitvertreib verkleidet, zu einem der Thore hinaus zu gehen pflegte, um perſönlich nachzuſehen, ob irgend etwas vorginge, was der guten Ordnung zuwider liefe, die er gleich zu Anfang ſeiner Regierung eingeführt hatte.

Dreihundert und vierte Nacht.

Abu Haſſan war kaum dort angelangt und hatte ſich auf eine Bank am Brückengelender geſetzt, als er auch ſchon vom andern Ende der Brücke her den Chalyfen, wie das erſtemal, als Kaufmann von Muſſul verkleidet und in Begleitung deſſelben Sklaven, wieder auf ſich zu kommen ſah. In der Ueberzeugung, daß all das Unglück, welches er erlitten, einzig davon hergekommen wäre, daß dieſer angebliche Kaufmann von Muſſul beim Weggehen die Thüre des Zimmers offen gelaſſen, überlief ihn beim Anblicke deſſelben ein kalter Schauder. „Gott behüte mich!“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „da kömmt ja, wo ich nicht irre, der Zauberer wieder, der mich neulich ſo behexte!“ Er lehnte ſich daher über das Brückengelender und wandte das Geſicht nach dem Strome des Fluſſes hin, um ihn nicht anſehen zu dürfen, bis er vorüber gegangen wäre.

Der Chalyf, der den Scherz, den er ſich mit Abu Haſſan gemacht, noch weiter treiben wollte, hatte ſich ſorgfältig nach allem erkundigen laſſen, was er den folgenden Tag bei ſeinem Erwachen geſagt und gethan, und was ihm überhaupt nach ſeiner Rückkunft nach Hauſe begegnet wäre. Das, was er über ihn vernommen, ſo wie auch die ſchlimme Behandlung, die er im Narrenhauſe erfahren, hatten ihn ſehr beluſtigt. Da er indeß ein ſehr großmüthiger und gerechtigkeitsliebender Fürſt war, und an Abu Haſſan einen Mann gefunden zu haben glaubte, der ihm noch viel Unterhaltung gewähren könnte, und da er ferner zweifelte, ob wohl Abu Haſſan nach Niederlegung ſeiner angeblichen Chalyfen-Würde ſeine gewohnte Lebensweiſe noch fortſetzen würde, ſo hielt er es, um ihn wieder an ſich zu ziehen, am angemeſſenſten, ſich am Erſten des Monats wieder in einen Kaufmann von Muſſul zu verkleiden, um ſeinen gefaßten Entſchluß beſſer ausführen zu können. Er erblickte alſo Abu Haſſan faſt in demſelben Augenblick, als er von ihm erblickt wurde, merkte aber ſehr bald aus ſeinem Benehmen, daß er mit ihm unzufrieden wäre, und daß er die Abſicht hätte, ihm auszuweichen. Demzufolge ging er an der Seite des Brückengeländers hin, wo Abu Haſſan ſaß. Als er ihm ganz nahe gekommen war, neigte er den Kopf und ſah ihm ins Geſicht. „Biſt du es, mein Bruder Haſſan?“ rief er aus. „Sei mir gegrüßt! und erlaube mir, daß ich dich umarme.“

„Und ich,“ erwiederte Abu Haſſan ganz kalt, ohne den angeblichen Kaufmann aus Muſſul anzuſehen, „ich grüße dich nicht. Ich brauche weder deinen Gruß, noch deine Umarmungen. Geh deines Weges.“

„Ei, wie?“ fragte ihn hierauf der Chalyf; „kennſt du mich denn nicht? Erinnerſt du dich nicht mehr jenes Abends, den wir heute vor einem Monat auf deinem Zimmer zubrachten, wo du mir die Ehre erzeigteſt, mich ſo freigebig zu bewirthen?“ — „Nein,“ erwiederte Abu Haſſan in dem nämlichen Tone wie zuvor; „ich kenne dich nicht, und weiß nicht, wovon du da mit mir ſprechen willſt. Fort, ich ſag' es dir noch einmal, geh deines Weges!“

Der Chalyf ließ ſich durch die Unhöflichkeit Abu Haſſan's nicht abſchrecken. Er wußte wohl, daß es ſich Abu Haſſan unter andern zum Geſetze gemacht hatte, mit keinem der Fremden, die er einmal bewirthet hatte, noch irgend weiter Gemeinſchaft zu haben, Abu Haſſan hatte es ihm ſelbſt geſagt; allein er wollte ſich ſtellen, als wüßte er es nicht. „Ich kann es gar nicht glauben,“ fuhr er fort, „daß du mich nicht mehr wiederkennen ſollteſt; es iſt noch gar nicht ſo lange her, daß wir uns geſehen, und es iſt nicht möglich, daß du mich ſo leicht vergeſſen haben ſollteſt. Es muß dir irgend etwas begegnet ſein, was in dir dieſe Abneigung gegen mich erweckt hat. Du wirſt dich indeß erinnern, daß ich dir meine Dankbarkeit durch die beſten Wünſche an den Tag gelegt, und dir ſogar in Hinſicht eines gewiſſen Punktes, der dir ſehr am Herzen lag, meinen Einfluß anbot, der gar nicht zu verachten iſt.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Abu Haſſan, „von welcher Art dein Einfluß ſein mag, und ich habe auch nicht die mindeſte Luſt, ihn auf die Probe zu ſtellen; ich weiß bloß ſo viel, daß deine guten Wünſche weiter keinen Erfolg gehabt haben, als den, daß ich beinahe ein Narr geworden wäre. Ich bitte dich daher nochmals um Gottes willen, geh deine Straße und ärgere mich nicht weiter.“

„Ach, mein Bruder Haſſan,“ erwiederte der Chalyf und umarmte ihn, „ich möchte nicht gern auf dieſe Art von dir ſcheiden! Da mein Glücksſtern gewollt hat, daß ich dich noch einmal treffen ſollte, ſo mußt du mir ſchon noch einmal dieſelbe Gaſtfreundſchaft erzeigen, wie heute vor einem Monat, und mich noch eine Flaſche Wein mit dir trinken laſſen.“

„Davor werde ich mich gar ſehr hüten,“ antwortete Abu Haſſan. „Ich habe ſchon noch ſo viel Gewalt über mich, um jedes fernere Zuſammenſein mit einem Manne, wie du biſt, zu vermeiden, der einem nur Unglück ins Haus bringt. Du kennſt ja wohl das Sprichwort: Nimm deine Trommel auf die Schultern und packe dich! Wende es jetzt auf dich an. Soll ich dir es denn ſo oft wiederholen? Gott geleite dich! du haſt mir Unheil genug zu:

wegs gebracht, ich mag mich dergleichen nicht ferner ausſetzen."

„Mein guter Freund Abu Haſſan," fuhr der Chalyf fort, und umarmte ihn nochmals, „du behandelſt mich mit einer Härte, die ich mir nicht erwartet hätte. Ich bitte dich, nicht länger ſo beleidigende Reden gegen mich zu führen, ſondern im Gegentheile von meiner Freundſchaft überzeugt zu ſein. Thu mir den Gefallen und erzähle mir, was dir begegnet iſt, — mir, der ich dir bloß Gutes gewünſcht habe, und noch wünſche, und der ich gern eine Gelegenheit finden möchte, dir es durch die That zu erzeigen, um einigermaßen das Unheil wieder gut zu machen, was ich dir, wie du ſagſt, zugezogen habe, wofern es anders wirklich meine Schuld iſt." Abu Haſſan gab endlich den inſtändigen Bitten des Chalyfen nach, und nachdem er ihn neben ſich ſitzen geheißen, ſagte er zu ihm: „Deine Ungläubigkeit und Zudringlichkeit haben meine Geduld aufs äuſſerſte gebracht. Was ich dir jetzt erzählen werde, wird dir leicht begreiflich machen, ob ich Unrecht habe, wenn ich mich über dich beklage."

Der Chalyf ſetzte ſich neben Abu Haſſan, und dieſer erzählte ihm nun alle die Abenteuer, die ihm, von ſeinem Erwachen im Palaſte an bis zu ſeinem zweiten Erwachen in ſeinem Gemache, begegnet waren, und zwar erzählte er ihm dieß alles, als ob es ein lebhafter Traum geweſen, mit einer Menge von einzelen Umſtänden, die der Chalyf eben ſo gut wußte, wie er, und die das Vergnügen jenes Scherzes in ihm erneuerten. Er ſchilderte ihm ſodann auf eine übertriebene Weiſe den Eindruck, den dieſer Traum in ſeiner Seele zurückgelaſſen, daß er Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen wäre. „Dieſer Eindruck,“ fuhr er fort, „ſtürzte mich in ſo große Narrheiten, daß meine Nachbaren genöthigt waren, mich wie einen Wüthenden zu binden und mich ins Narrenhaus zu führen, wo man mich auf eine Art behandelt hat, die wahrhaft grauſam, barbariſch und unmenſchlich zu nennen iſt. Aber was dich am meiſten überraſchen wird und worauf du gewiß nicht gefaßt biſt, iſt, daß mir das alles bloß durch deine Schuld begegnet iſt. Du erinnerſt dich wohl noch der Bitte, die ich damals an dich that, daß du doch beim Weggehen von mir die Thüre des Gemachs gut zuſchließen möchteſt. Du haſt es indeß nicht gethan, ſondern im Gegentheile ſie offen gelaſſen, und ſo iſt denn der böſe Geiſt hereingekommen und hat mir jenen Traum in den Kopf geſetzt, der, ſo angenehm er mir auch vorkam, mir doch alle die Leiden zugezogen hat, über die ich mich beklage. Du biſt alſo durch deine Nachläßigkeit ſchuld und verantwortlich für jenes abſcheuliche und verrüchte Verbrechen, welches ich beging, indem ich nicht bloß die Hand gegen meine Mutter erhob, ſondern es beinahe dahin brachte, daß ſie zu meinen Füßen den Geiſt aufgegeben und ich einen Muttermord begangen hätte, und das alles um einer Urſache willen, über die ich, ſo oft ich daran denke, erröthen muß, weil ſie mich nämlich ihren Sohn nannte, der ich wirklich bin, und mich nicht für den Beherrſcher der Gläubigen anerkennen wollte, wofür ich mich gegen ſie ausgab. Du biſt ferner ſchuld an dem Aergernis, das ich meinen Nachbaren gegeben, als ſie auf das Geſchrei meiner armen Mutter herbeiliefen und mich im Begriff fanden, ſie halbtodt zu ſchlagen; welches alles gar nicht vorgefallen wäre, wenn du beim Weggehen die Thüre meines Zimmers, ſo wie ich dich gebeten, ſorgfältig verſchloſſen hätteſt. Sie hätten dann ohne meine Erlaubnis gar nicht in mein Haus kommen können, und wären dann alſo auch nicht, was mich am meiſten verdrießt, Zeugen meiner Narrheit geweſen. Ich hätte ſie ferner in meiner Gegenwehr dann nicht geſchlagen, und ſie hätten mich nicht mishandelt und gebunden, um mich ins Narrenhaus zu führen und einzuſperren, wo man mir, wie ich dich verſichern kann, die ganze Zeit über, die ich darin war, täglich eine tüchtige Tracht Hiebe mit dem Ochſenziemer zu geben nicht unterlaſſen hat."

Abu Haſſan erzählte dieſe Anläſſe zu Beſchwerden dem Chalyfen mit vieler Wärme und Heftigkeit. Der Chalyf wußte beſſer als er, was mit ihm vorgegangen war, und freute ſich im Stillen über das Gelingen ſeines luſtigen Einfalls und der Täuſchung, indeß konnte er die unbefangene Erzählung des ganzen Vorfalls nicht anhören, ohne laut aufzulachen.

Abu Haſſan, welcher glaubte, daß ſeine Geſchichte wohl Mitleid verdiente, und daß jedermann ſo viel Antheil daran nehmen müßte, als er ſelber, ärgerte ſich ſehr über dies laute Auflachen des angeblichen Kaufmanns von Muſſul. „Du machſt dich wohl über mich luſtig?“ ſagte er zu ihm, „da du mir ſo geradezu ins Geſicht lachſt; oder denkſt du etwa, ich ſcherze, wenn ich ganz ernſthaft mit dir rede? Willſt du augenſcheinliche Beweiſe von dem, was ich dir ſage? Da, ſieh einmal her, und ſage dann ſelbſt, ob ich bloß ſcherze.“ Bei dieſen Worten bückte er ſich, entblößte ſich die Schultern und die Bruſt, und zeigte dem Chalyfen die Narben und die blauen Flecke, welche ihm die erhaltenen Schläge verurſacht hatten.

Der Chalyf konnte dieß nicht ohne Entſetzen anſehen. Er fühlte Mitleid gegen den armen Abu Haſſan, und es that ihm ſehr leid, ſeinen Scherz ſo weit getrieben zu haben. Er ging ſofort in ſich, umarmte Abu Haſſan herzlich, und ſagte zu ihm ganz ernſthaft: „Steh auf, mein Bruder, ich bitte dich; komm, laß uns nach deiner Wohnung gehen. Ich möchte gern noch das Vergnügen haben, dieſen Abend angenehm mit dir hinzubringen. Morgen wirſt du, ſo Gott will, ſehen, daß alles recht gut gehen wird.“

Abu Haſſan, ungeachtet ſeines Entſchluſſes und ſeines gethanen Gelübdes, keinen Fremden öfter als einmal bei ſich zu bewirthen, konnte dennoch dem einſchmeichelnden Zureden des Chalyfen, den er immer noch für einen Kaufmann aus Muſſul hielt, nicht widerſtehen. „Ich will es wohl thun,“ ſagte er zu ihm: „aber nur unter der Bedingung, daß ihr mir mit einem Eidſchwure verſprechet, beim Weggehen aus meiner Wohnung die Thüre gefälligſt zu verſchließen, damit der böſe Geiſt nicht wieder kömmt und mein Gehirn zerrüttet, wie er es ſchon einmal gethan hat.“ Der angebliche Kaufmann verſprach alles. Sie ſtanden nun beide auf und nahmen den Weg nach der Stadt. Um ſich den Abu Haſſan noch mehr zu verbinden, ſagte der Chalyf zu ihm: „Faſſe Zutrauen zu mir: ich werde mich gewiß nicht treulos beweiſen; ich verſpreche es dir als ehrlicher Mann. Demnach darfſt du keinen Anſtand nehmen, dein Zutrauen einem Manne zu ſchenken, der dir alles mögliche Glück und Wohl wünſcht, wovon du den Erfolg bald ſehen wirſt.“

„Ich verlange dergleichen gar nicht von dir,“ erwiederte Abu Haſſan ganz kurz; „ich gebe gern deinem Andringen nach, aber ich erlaſſe dir alle guten Wünſche, und bitte dich um Gottes willen, keinen dergleichen zu äußern. Alles Unheil, was mir bisher begegnet iſt, rührt bloß von dem Offenlaſſen der Thür und von de

Wünſchen her, die du ſchon früher gegen mich geäuſert haſt.“

„Nun gut,“ antwortete der Chalyf, indem er bei ſich ſelbſt über die noch immer kranke Einbildungskraft Abu Haſſan's lächelte, „da du es wünſcheſt, ſo will ich dir gehorchen, und verſpreche, dir nie etwas zu wünſchen.“ — „Wenn du ſo ſprichſt, ſo freue ich mich,“ ſagte hierauf Abu Haſſan: „ich verlange von dir nichts weiter, und bin zufrieden, wenn du Wort hältſt; das übrige erlaſſe ich dir gern.“

Während Abu Haſſan und der Chalyf, den ſein Sklave begleitete, ſich ſo unterhielten, näherten ſie ſich unvermerkt dem Orte ihrer Beſtimmung. Der Tag fing bereits an ſich zu neigen, als ſie bei Abu Haſſan's Hauſe anlangten. Dieſer rief ſogleich ſeine Mutter, und ließ Licht bringen. Dann bat er den Chalyfen auf dem Sofa Platz zu nehmen und ſetzte ſich neben ihn. Binnen kurzer Zeit ward hierauf das Abendeſſen aufgetragen, nachdem man den Tiſch vor ſie hin geſtellt hatte. Sie aßen ohne alle Umſtände. Als ſie abgegeſſen hatten, trug Abu Haſſan's Mutter alles vom Tiſche ab, ſetzte Früchte auf, und ſtellte Wein mit Schalen neben ihren Sohn; dann entfernte ſie ſich und erſchien nicht weiter.

Dreihundert und fünfte Nacht.

Abu Haſſan ſchenkte zuerſt ſich ſelber und ſodann dem Chalyfen Wein ein. Sie tranken jeder etwa fünf bis ſechs Becher, und unterhielten ſich dabei von gleichgültigen Sachen. Als der Chalyf bemerkte, daß Abu Haſſan anfing vom Weine erhitzt zu werden, ſo brachte er das Geſpräch auf Liebesgeſchichten und fragte ihn, ob er wohl jemals geliebt habe.

„Mein Bruder,“ erwiederte ganz zutraulich Abu Haſſan, der bloß mit einem ſeinesgleichen zu reden wähnte, „ich habe die Liebe oder — wenn ihr es ſo nennen wollt — die Ehe immer nur wie ein Joch betrachtet, dem ich mich zu unterwerfen niemals Luſt gehabt habe. Bis dieſen Augenblick, muß ich euch geſtehen, habe ich ſtäts nur die Freuden der Tafel, gutes Eſſen, und beſonders guten Wein, mit einem Wort, angenehme Unterhaltungen und Zuſammenkünfte mit guten Freunden geliebt. Gleichwohl kann ich euch verſichern, daß ich weder gegen die Ehe gleichgültig noch für Zuneigung unempfänglich ſein würde, ſobald ich nur eine Frau fände, die ſo ſchön und ſo liebenswürdig als die wäre, die ich jene Nacht im Traume geſehen, wo ich euch hier zum erſtenmal aufnahm und wo ihr zu meinem Unglücke die Thüre des Zimmers offen ließet, — eine Frau, die mit mir die Abende beim Weine hinbrächte, zu ſingen verſtände, ein oder mehrere Inſtrumente ſpielte, und mich angenehm zu unterhalten wüßte, mit einem Worte, die bloß darauf dächte, mir zu gefallen und mich zu erheitern. Ich glaube ſogar, daß ſich meine Gleichgültigkeit in die höchſte Anhänglichkeit an eine ſolche Perſon verwandeln und daß ich mit ihr ſehr glücklich leben würde. Aber wo ſollte ich eine Frau der Art, wie ich ſie ſo eben geſchildert habe, wohl in aller Welt finden können, außer in dem Palaſte des Beherrſchers der Gläubigen, oder im Hauſe des Großweſyrs Giafar, oder bei den mächtigſten Großen des Hofes, welche Gold und Silber genug haben, um ſich dergleichen verſchaffen zu können?“ Ich will mich alſo nur lieber an die Weinflaſche halten; dieß iſt ein Vergnügen, das mich wenig koſtet, und das ich ſo gut haben kann, wie jene.“ Bei dieſen Worten ergriff er die Schale, ſchenkte ſich Wein ein, und ſagte zum Chalyfen: „Nehmet nur eure Schale, damit ich euch ebenfalls einſchenken kann; wir wollen im Genuß eines ſo angenehmen Vergnügens nicht läſſig ſein.“

Als der Chalyf und Abu Haſſan getrunken hatten, fuhr der erſtere wieder fort: „Es iſt doch recht Schade, daß ein ſo artiger Mann, wie ihr, der gegen die Liebe nicht gleichgültig iſt, ein ſo einſames und zurückgezogenes Leben führe.“

„Es iſt für mich keine Aufopferung,“ erwiederte Abu Haſſan, „dieß ruhige Leben, welches ich, wie ihr ſehet, führe, der Geſellſchaft einer Frau vorzuziehen, die vielleicht nicht einmal ſchön genug wäre, um mir zu gefallen, und die außerdem durch ihre Fehler und ihre üble Laune mir tauſend Verdrießlichkeiten verurſachen könnte."

Sie führten ihr Geſpräch über dieſen Gegenſtand ziemlich weit, und als der Chalyf den Abu Haſſan auf dem Punkt erblickte, wo er ihn wünſchte, ſagte er zu ihm: „Laß mich nur machen; da du den richtigen Geſchmack haſt, wie ihn alle rechtſchaffene Männer haben, ſo will ich dir ſchon, was du wünſcheſt, ausfindig machen, ohne daß es dir etwas koſten ſoll." Zugleich nahm er die Weinflaſche und Abu Haſſan's Schale, in welche er ſehr geſchickt zwei Finger voll von dem Pulver, das er ſonſt ſchon gebraucht hatte, hineinwarf, ſchenkte ſie ihm bis oben voll, überreichte ſie ihm und ſagte: „Da nimm und trink im voraus auf die Geſundheit der Schönen, die das Glück deines Lebens vollenden ſoll; ich denke, du wirſt zufrieden ſein."

Abu Haſſan nahm lächelnd die Schale, ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Nun aufs Gerathewohl, da du es denn einmal ſo willſt! Ich möchte nicht gern gegen dich eine Unhöflichkeit begehen, noch auch einen ſo ſchätzbaren Gaſt, wie du biſt, um einer ſolchen Kleinigkeit willen vor den Kopf ſtoßen. Ich will alſo auf die Geſundheit der Schönen trinken, die du mir verheiſſeſt, obwohl ich mit meinem Schickſale ganz zufrieden bin und auf dein Verſprechen gar keine Hoffnung weiter gründe."

Abu Haſſan hatte kaum den vollen Becher getrunken, als auch ſchon eine tiefe Schläfrigkeit, wie die beiden vorigen male, ſeine Sinne umnebelte und dem Chalyfen Gelegenheit gab, über ihn ganz nach ſeinem Belieben zu verfügen. Dieſer befahl daher ſogleich dem Sklaven, den er mitgebracht hatte, Abu Haſſan zu nehmen, und ihn nach dem Palaſte zu tragen. Der Sklave hob ihn auf ſeine Schultern, und der Chalyf, der nicht die Abſicht hatte, den Abu Haſſan wie das erſtemal zurückzuſchicken, ſchloß beim Weggehen die Thüre des Zimmers zu.

Der Sklave ging mit ſeiner Bürde hinter ihm her, und als der Chalyf im Palaſt angekommen war, ließ er den Abu Haſſan auf ein Sofa im vierten Saale legen, aus welchem er ihn vor einem Monat im tiefſten Schlafe hatte in ſeine Wohnung zurücktragen laſſen. Ehe man ihn da ruhig fortſchlummern ließ, befahl er, daß man ihm wieder daſſelbe Kleid anziehen ſollte, welches er damals als angeblicher Chalyf getragen hatte. Sodann befahl er, daß jeder ſchlafen gehen ſollte, und dem Aufſeher und der Dienerſchaft des Innern des Palaſtes, den Sängerinnen und allen den Mädchen, welche ſich damals im Saal befunden, als er das letzte Glas Wein mit dem Schlaftrunke zu ſich genommen, trug er auf, den andern Tag ganz früh bei ſeinem Erwachen unfehlbar gegenwärtig zu ſein, und ſchärfte noch einem jeden ein, ſeine Rolle gut zu ſpielen.

Der Chalyf legte ſich jetzt auch zu Bette, nachdem er an Meſrur hatte melden laſſen, daß er ihn etwas früher wecken möchte, ehe noch die andern in den Saal träten.

Meſrur unterließ nicht, den Chalyfen pünktlich zu der Stunde zu wecken, die er ihm bezeichnet hatte. Dieſer ließ ſich ſchnell ankleiden, und begab ſich in den Saal, wo Abu Haſſan noch ſchlief. Er traf da die Verſchnittenen, die Diener des innern Palaſts, die Frauen und die Sängerinnen bereits an der Thüre ſtehend und auf ſeine Ankunft wartend. Nachdem er ihnen ganz kurz angedeutet, welches eigentlich ſeine Abſicht ſei, ging er hinein und ſetzte ſich in das dichtvergitterte Kabinet. Meſrur, die Palaſtdienerſchaft, die Frauen und die Sängerinnen traten nach ihm hinein und reiheten ſich um das Sofa, auf welchem Abu Haſſan lag, doch ſo, daß der Chalyf dadurch nicht verhindert wurde, ihn zu ſehen und alle ſeine Handlungen zu beobachten.

Nachdem alles ſo angeordnet und die Wirkung des Schlafpulvers vorüber war, erwachte Abu Haſſan, ohne die Augen aufzuſchlagen, und warf etwas Schleim aus, welches wie das erſte Mal in einem kleinen goldenen Becken aufgefangen wurde. In dieſem Augenblick ließen die ſieben Chöre von Sängerinnen ihre reizenden Stimmen zum Klange der Hoboen, Flöten und anderen Inſtrumente ertönen, und machten das angenehmſte Konzert.

Das Erſtaunen Abu Haſſan's war außerordentlich, als er eine ſo harmoniſche Muſik hörte. Er ſchlug die Augen auf, und ſein Erſtaunen verdoppelte ſich, als er die Frauen und Hofdiener bemerkte, welche um ihn her ſtanden und die er zu kennen glaubte. Der Saal, worin er ſich befand, ſchien ganz der nämliche zu ſein, den er in ſeinem früheren Traume geſehen hatte, auch fand er ihn ganz eben ſo erleuchtet, ausmeublirt und verziert.

Das Konzert hörte auf, damit der Chalyf auf die ganze Haltung ſeines Gaſtfreundes und auf alles, was er etwa in der Ueberraſchung ſagen möchte, aufmerkſam ſein konnte. Die Frauen, Meſrur und alle Diener der inneren Gemächer beobachteten das tiefſte Stillſchweigen und blieben ein jeder voll Ehrerbietung auf ſeinem Platze. „Ach!“ rief Abu Haſſan, indem er ſich in die Finger biß, mit lauter Stimme, daß es der Chalyf hören konnte, „da bin ich ſchon wieder in denſelben Traum und in dieſelbe Täuſchung, wie vor einem Monat, verfallen. Jetzt kann ich mich nur wieder auf die Schläge mit dem Ochſenziemer, auf das Narrenhaus und auf den eiſernen Käfig gefaßt halten. „Allmächtiger Gott,“ fügte er hinzu, „ich übergebe mich in die Hände deiner göttlichen Vorſehung! Es war ein höchſt unredlicher Mann, den ich geſtern Abend in meinem Hauſe aufnahm und der mir wiederum dieſe Täuſchung und die davon zu erwartenden Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Dieſer Treuloſe und Verräther hatte mir mit einem Eidſchwure verſprochen, daß er beim Weggehen die Thüre meines Gemachs zuſchließen wollte; aber er hat es nicht gethan, und ſo iſt denn der Teufel hereingedrungen, der mir jetzo den Kopf ganz zerrüttet durch dieſen verwünſchten Traum von einem Beherrſcher der Gläubigen und durch ſo viele andere Hirngeſpinſte, womit er meine Augen verblendet und bezaubert. Gott mache dich zu Schanden, Satan, und möchte doch ein großer Berg von Steinen auf dich geſchüttet werden!“

Dreihundert und ſechste Nacht.

Nach dieſen Worten ſchloß Abu Haſſan wieder die Augen und blieb ganz in ſich gekehrt und in der größten Verwirrung des Geiſtes. Einen Augenblick nachher ſchlug er ſie wieder auf, und warf ſie links und rechts auf alle die Gegenſtände, die ſich ſeinem Blicke darboten. „Großer Gott!“ rief er noch einmal, obwohl mit geringerem Erſtaunen und lächelnd aus; „ich übergebe mich ganz in die Hände deiner Vorſehung, beſchütze mich vor den Anfechtungen des Satans!“ Dann ſchloß er wieder die Augen und fuhr fort: „ich weiß ſchon, was ich thun werde. Ich will ſchlafen, bis der Satan mich verläßt und wieder dahin fährt, woher er gekommen iſt, und ſollte ich auch bis zum Mittage ſo liegen bleiben müſſen.“

Man ließ ihm indeß nicht Zeit, um, wie er es ſich vorgenommen, wieder einzuſchlafen. Herzensnahrung? — ſo hieß nämlich eine von den Frauen, die er ſchon das erſte Mal geſehen hatte — näherte ſich ihm und ſagte zu ihm ehrfurchtsvoll: „Beherrſcher der Gläubigen, ich bitte Euer Majeſtät um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, euch zu erinnern, daß ihr doch ja nicht wieder einſchlafen, ſondern wo möglich erwachen und aufſtehen möchtet, weil der Tag ſchon anzubrechen beginnt.“ — „Hebe dich weg, Satan!“ erwiederte Abu Haſſan, als er dieſe Stimme vernahm. Dann ſah er das Mädchen an und ſagte: „Nennſt du mich Beherrſcher der Gläubigen? Du verkennſt mich gewiß.“

„Ich gebe Euer Majeſtät,“ antwortete das Mädchen, „dieſen Titel, der euch gebührt, als dem erhabenen Gebieter aller Moslemin, deſſen niedrigſte Sklavinn ich bin und mit dem ich zu reden mich unterſtehe. Euer Majeſtät will ſich vielleicht einen Scherz machen,“ fügte ſie hinzu, „und ſich ſtellen, als vergäße ſie ſich ſelber; wofern es nicht etwa die Folge irgend eines böſen Traumes iſt. Allein, wenn ihr nur die Augen öffnen wollt, werden die Wolken, die eure Einbildungskraft vielleicht trüben, verſchwinden, und ihr werdet ſehen, daß ihr in euerm Palaſt, und von euern Dienern und Sklaven umgeben ſeid, die bereit ſind, euch die gewöhnlichen Dienſte zu erzeigen. Uebrigens darf Euer Majeſtät ſich nicht darüber wundern, daß ſie ſich in dieſem Saale und nicht in ihrem Bette befindet. Ihr ſchlieſt nämlich geſtern ſo plötzlich ein, daß wir euch nicht erſt wecken und in euer Schlafgemach bringen wollten, ſondern wir begnügten uns damit, euch ganz bequem auf dieſes Sofa hinzulegen.“

Das Mädchen ſagte Abu Haſſan noch vieles andere, das ihm wahrſcheinlich vorkam, ſo daß er ſich endlich aufſetzte. Er ſchlug die Augen auf, und erkannte ſowohl ſie, die ſprechende, als auch die ſchöne Perlenſtrauß und alle die andern Schönen, die er bereits geſehen hatte. Nun näherten ſie ſich ihm ſämmtlich, und die ſchöne Herzensnahrung nahm wieder das Wort und ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen und Stellvertreter des Propheten auf Erden! Euer Majeſtät wird es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir euch aufmerkſam machen, daß es Zeit zum Aufſtehen iſt; ſchon bricht der Tag an.“

„Was ſeid ihr doch für wunderliche und zudringliche Leute,“ erwiederte Abu Haſſan, indem er ſich die Augen rieb, „ich bin nicht der Beherrſcher der Gläubigen, ich bin Abu Haſſan, ich weiß es recht gut, und ihr werdet mir nie das Gegentheil einreden.“ — „Wir kennen den Abu Haſſan gar nicht, von welchem Euer Majeſtät redet,“ antwortete Herzensnahrung, „wir wollen ihn auch gar nicht erſt kennen lernen. Wir erkennen Euer Majeſtät für den Beherrſcher der Gläubigen, und ihr werdet uns niemals überreden können, daß ihr es nicht ſeid.“

Abu Haſſan warf ſeine Augen nach allen Seiten hin, und war ganz entzückt, ſich in demſelben Saale wieder zu ſehen, worin er ſich früher bereits befunden hatte; aber er ſchrieb dieß alles wieder einem Traume zu, wie der war, den er ſchon früher gehabt, und deſſen ſchlimme Folgen er fürchtete. „Gott ſei mir gnädig!“ rief er mit emporgehobenen Augen und Händen aus, gleich einem Menſchen, der nicht weiß, wo er iſt; „ich gebe mich ganz in deine Hand! Nach dem allen, was ich da ſehe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß der Teufel, der in mein Gemach gedrungen iſt, mich beſitzt und meine Phantaſie mit dieſen Traumgeſichten beunruhigt.“ Der Chalyf, der ihn betrachtete und alle ſeine Ausrufungen hörte, fing ſo herzlich an zu lachen, daß er Mühe hatte, den lauten Ausbruch deſſelben zu unterdrücken.

Abu Haſſan hatte ſich indeß wieder gelegt und die Augen geſchloſſen. Sogleich ſagte Herzensnahrung zu ihm: „Beherrſcher der Gläubigen! Da Euer Majeſtät, obwohl wir, unſerer Pflicht gemäß, ſie benachrichtigt haben, daß es Tag iſt, noch nicht aufſteht, und da es durchaus nöthig iſt, daß ihr den Regierungsgeſchäften oblieget, ſo werden wir uns der Erlaubniß bedienen, die ihr uns für Fälle der Art ertheilt habt.“ Zugleich faßte ſie ihn bei dem einen Arm, und rief die andern Mädchen herbei, die ihn aus dem Bette heben halfen und ihn, ſo zu ſagen, bis in die Mitte des Saales trugen, wo ſie ihn dann hinſetzten. Hierauf faßten ſie ſich bei den Händen, und tanzten und hüpften um ihn herum, beim Klange aller Inſtrumente und Handtrommeln, die man über ſeinem Kopfe und vor ſeinen Ohren erſchallen ließ.

Abu Haſſan befand ſich in einer unbeſchreiblichen Verlegenheit. „Sollte ich wirklich Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen ſein?“ ſagte er bei ſich ſelbſt. Endlich wollte er in der Ungewißheit, worin er ſich befand, etwas ſprechen; allein der laute Schall aller der Inſtrumente hinderte ihn, ſich verſtändlich zu machen. Er gab alſo den Schönen Perlenſtrauß und Morgenſtern, die um ihn herum tanzend ſich bei den Händen gefaßt hielten, einen Wink, daß er ſprechen wollte. Sogleich ließen ſie den Tanz und daß Spiel der Inſtrumente einſtellen, und näherten ſich ihm. „Lüget ja nicht,“ ſagte er ganz offen zu ihnen, „und ſaget mir die Wahrheit, wer ich eigentlich bin.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte die ſchöne Morgenſtern, „Euer Majeſtät will uns gewiß durch dieſe Frage bloß überraſchen, als ob ihr nicht ſelber wüßtet, daß ihr der Beherrſcher der Gläubigen ſeid, und der irdiſche Stellvertreter des Propheten Gottes, des Herrn beider Welten, ſowohl der dieſſeitigen, worin wir leben, als auch der jenſeitigen nach dem Tode. Wo nicht, ſo muß ein ganz beſonderer Traum euch haben vergeſſen laſſen, was ihr ſeid. Es kann dieß vielleicht nicht ganz ohne

Grund ſein, wenn man bedenkt, daß Euer Majeſtät dieſe Nacht länger, als gewöhnlich, geſchlafen hat; gleichwohl, wenn ihr es mir erlauben wollet, ſo werde ich euch an alles erinnern, was ihr geſtern den ganzen Tag gethan habt.“ Sie erzählte ihm nun ſeinen Gang in die Rathsverſammlung, die Beſtrafung des Imam's und der vier Greiſe durch den Polizeirichter, die Schenkung von tauſend Goldſtücken, welche durch den Großweſyr der Mutter eines gewiſſen Abu Haſſan überbracht worden, ferner, was im Innern des Palaſtes vorgegangen, und bei den drei Mahlzeiten, die ihm in den drei Sälen vorgeſetzt worden, bis zuletzt. „In dieſem Saale,“ fuhr ſie fort, war es, wo Euer Majeſtät uns an ihrer Seite bei Tafel Platz nehmen ließ, und uns die Ehre erwies, unſern Geſang anzuhören und aus unſern Händen Wein anzunehmen, bis Euer Majeſtät auf die von meiner Vorgängerinn erzählte Weiſe einſchlief. Seitdem habt ihr wider eure Gewohnheit ununterbrochen in einem tiefen Schlafe gelegen, bis dieſen Augenblick, wo es ſchon Tag iſt. Perlenſtrauß nebſt allen übrigen Sklavinnen und Dienern, die hier zugegen ſind, werden dieß beſtätigen. Möge daher Euer Majeſtät ſich in den Stand ſetzen, das Gebet zu verrichten; denn es iſt bereits Zeit dazu.“

„Gut, gut,“ erwiederte Abu Haſſan, indem er den Kopf ſchüttelte,“ ihr würdet mich es zuletzt wohl noch überreden, wenn ich euch anhören wollte. Was mich indeß betrifft, ſo ſage ich euch, daß ihr Thörinnen ſeid und euren Verſtand verloren habt; was freilich ſehr ſchade iſt, da ihr ſo hübſche Mädchen ſeid. Ihr müßt wiſſen, daß ich, ſeitdem ich euch nicht geſehen, zu Hauſe geweſen bin, meine Mutter daſelbſt ſchlecht behandelt habe, darauf ins Narrenhaus geführt worden und darin wider meinen Willen länger als drei Wochen geblieben bin, während welcher der Aufſeher des Hauſes nicht unterlaſſen hat, mir täglich eine Tracht von funfzig Hieben mit dem Ochſenziemer geben zu laſſen. Und ihr meint dennoch, daß dieß alles nur ein Traum geweſen ſei? Ihr ſpottet meiner bloß.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Morgenſtern, „wir alle, ſo viel unſer hier ſind, erbieten uns, bei allem, was euch irgend theuer iſt, zu ſchwören, daß alles, was Euer Majeſtät da erzählt, bloß ein Traum iſt. Seit geſtern ſeid ihr nicht aus dieſem Saale gekommen und ihr habt die ganze Nacht bis dieſen Augenblick ohn Unterlaß geſchlafen.“

Die Zuverſichtlichkeit, womit das Mädchen betheuerte, daß alles, was ſie ihm ſagte, wahr wäre, und daß er gar nicht aus dem Saale herausgekommen, verſetzte ihn nochmals in einen ſolchen Zuſtand, daß er nicht wußte, was er von ſich und von dem, was er ſah, glauben ſollte. Er blieb eine Weile in Gedanken verſenkt. „O Himmel,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „bin ich Abu Haſſan? Bin ich

Beherrſcher der Gläubigen? Allmächtiger Gott, kläre meinen Verſtand auf; laß mich die Wahrheit erkennen, damit ich weiß, woran ich mich halten ſoll.“ Er entblößte hierauf ſeine Schultern, die von den empfangenen Schlägen noch ganz braun und blau waren, zeigte ſie den Mädchen, und ſagte: „Da ſehet und urtheilet, ob ſolche Wunden einem im Traum oder im Schlafe kommen können. Ich meinerſeits kann euch verſichern, daß ſie nur zu wirklich ſind, und der Schmerz, den ich noch jetzt davon empfinde, iſt mir ein ſicherer Bürge, der mich nicht daran zweifeln läßt. Wenn dieß dennoch mir im Schlafe begegnet ſein ſollte, ſo wäre das die ſeltſamſte und erſtaunenswürdigſte Sache von der Welt, und ich geſtehe es, das überſteigt meine Begriffe.“

In der Ungewißheit, worin ſich Abu Haſſan hinſichtlich ſeines Zuſtandes befand, rief er einen von den Dienern des Chalyfen, die gerade in ſeiner Nähe ſtanden, herbei, und ſagte zu ihm: „Komm her und beiße mich ins Ohrläppchen, damit ich daraus abnehmen kann, ob ich ſchlafe oder wache.“ Der Diener näherte ſich, faßte das Ohrläppchen mit den Zähnen, nud kniff ihn ſo ſtark, daß Abu Haſſan laut aufſchrie.

Bei dieſem Schrei ſpielten auf einmal wieder alle Inſtrumente, und die Mädchen und Diener des Hofes fingen an, um Abu Haſſan herum ſo rauſchend zu tanzen, zu ſingen und zu hüpfen, daß er in eine Art von Entzückung gerieth, die ihn zu tauſend Thorheiten verleitete. Er fing an zu ſingen, wie die andern; er riß ſich das Chalyfenkleid ab, das man ihm angelegt hatte, warf die Mütze zu Boden, die er auf dem Kopf hatte, und im bloßen Hemde und in Unterbeinkleidern ſprang er ungeſtüm auf, warf ſich zwiſchen zwei Mädchen, die er bei den Händen faßte, und fing an, mit einem ſo lebhaften Gebärdenſpiel und mit ſo luſtigen und poſſenhaften Verdrehungen des Leibes zu tanzen und zu ſpringen, daß der Chalyf an dem Orte, wo er ſich befand, ſich nicht mehr halten konnte. Die plötzliche Luſtigkeit Abu Haſſan's brachte ihn zu einem ſo lauten Lachen, daß er ganz außer ſich gerieth, und den Klang der Inſtrumente und Handtrommeln weit übertönte. Es dauerte lange, ehe er wieder zu ſich kommen konnte, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er Beſchwerde davon empfunden. Endlich ermannte er ſich, öffnete das Gitterfenſter, ſtreckte den Kopf hervor, und rief, noch immerfort lachend: „Abu Haſſan, Abu Haſſan, willſt du denn, daß ich vor Lachen ſterben ſoll?“

Auf dieſen Ruf des Chalyfen ſchwieg alles, und der Lärm hörte auf. Abu Haſſan blieb gleich den übrigen ſtehen, und wandte ſein Geſicht nach der Seite hin, wo die Stimme herkam. Er erkannte in dem Chalyfen den Kaufmann von Muſſul. Dieß brachte ihn indeß nicht aus der Faſſung. Im Gegentheil ſah er jetzt ein, daß er wach ſei und daß alles, was ihm begegnet war, kein

Traum, ſondern Wirklichkeit war. Er ging alſo auf den Scherz des Chalyfen ein, ſah ihn dreiſt an und rief:„ Ah, da biſt du ja wieder, mein guter Kaufmann von Muſſul! Wie? du beklagſt dich, daß du wegen meiner dich zu Tode lachen müßteſt, du, der du allein ſchuld biſt an der ſchlechten Behandlung, die ich meiner Mutter angethan, und an jener, die ich während meines langen Aufenthalts im Narrenhauſe erfahren, du, der den Imam der Moſchee meines Stadtviertels und die vier Scheichs, meine Nachbaren, ſo ſehr hat mishandeln laſſen, — denn ich bin es nicht geweſen, ſondern ich waſche meine Hände in Unſchuld, — der du ferner mir ſo viele Leiden der Seele und ſo viele widrige Zufälle verurſacht haſt? Mit einem Worte, biſt du nicht der angreifende Theil und ich der beleidigte?“

„Du haſt Recht, Abu Haſſan,“ antwortete der Chalyf unter fortwährendem Lachen; „aber um dich für alle deine Leiden zu tröſten und zu entſchädigen, bin ich bereit, und nehme Gott dabei zum Zeugen, daß ich dir ganz nach deinem Belieben jede Genugthuung geben will, die du nur irgend verlangen kannſt.“

Der Chalyf ſtieg nach dieſen Worten aus dem Kabinet herab, und trat in den Saal. Hierauf ließ er eines ſeiner ſchönſten Kleider bringen und befahl den Mädchen, die Dienſte von Kammerdienern zu verrichten und dieß Kleid Abu Haſſan anzuziehen. Als ſie ihn angekleidet hatten, umarmte ihn der Chalyf, und ſagte zu ihm: „Du biſt mein Bruder; verlange von mir alles, was dir nur irgend Vergnügen machen kann, ich werde dir es gewähren.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte Abu Haſſan, „ich bitte Euer Maieſtät um die Gnade, mir mitzutheilen, was ihr gethan habt, um mir meinen Kopf ſo zu verwirren, und welches eure Abſicht dabei geweſen iſt. Daran liegt mir gegenwärtig mehr, als an allem anderem, um meinen Verſtand wieder in die gewohnte Ordnung zu bringen.“

Der Chalyf war ſo gütig, ihm dieß zu gewähren. „Erſtlich mußt du nur wiſſen,“ begann der Chalyf, „daß ich mich ſehr oft verkleide, beſonders während der Nachtzeit, um perſönlich nachzuſehen, ob auch wohl in der Stadt Bagdad alles in beſter Ordnung iſt; und da ich ferner auch gern wiſſen möchte, was in der Umgegend vorgeht, ſo habe ich mir einen Tag feſtgeſetzt, und zwar den Erſten eines jeden Monats, um außer der Stadt, bald auf dieſer, bald auf jener Seite, die Runde zu machen, und ich kehre dann jedesmal über die Brücke zurück. An dem Abende, wo du mich zur Abendmalzeit in dein Haus einludeſt, kam ich gerade von einem ſolchen Spaziergange zurück. In unſerer Unterhaltung äußerteſt du, dein einziger Wunſch wäre, bloß auf vier und zwanzig Stunden einmal Chalyf und Beherrſcher der Gläubigen zu ſein, um den Imam der Moſchee deines Stadtviertels und die vier Scheichs, ſeine Rathgeber, zur Vernunft bringen zu können. Dein Wunſch ſchien mir ſehr dazu geeignet, mir eine angenehme Beluſtigung zu verſchaffen, und mir fiel ſogleich ein Mittel ein, dir ihn zu erfüllen. Ich hatte etwas von dem Pulver bei mir, das einen in dem Augenblick, wo man es eingenommen, ſogleich in einen feſten Schlaf verſenkt, von welchem man erſt nach Ablauf einer gewiſſen Friſt wieder erwacht. Ich warf, ohne daß du es bemerkteſt, etwas davon in die letzte Schale Wein, die ich dir überreichte, und du trankſt es. Augenblicklich befiel dich der Schlaf, und ich ließ dich durch meinen Sklaven aufheben, und nach meinem Palaſte tragen, indem ich beim Weggehen die Thüre deines Gemachs offen ließ. Ich darf dir wohl nicht erſt ſagen, was in meinem Palaſte, bei deinem Erwachen, und den ganzen Tag hindurch, mit dir vorging, bis am Abend, nach vollendeter Malzeit, eine meiner Sklavinnen, die dir aufwartete, auf meinen Befehl wieder etwas von dem Pulver in das letzte Glas, das ſie dir reichte, hineinwarf, und du es trankſt. Sogleich fielſt du in einen tiefen Schlaf, und ich ließ dich durch denſelben Sklaven, der dich hergetragen hatte, wieder in deine Wohnung zurücktragen, mit dem Befehle, daß er beim Weggehen die Thüre deines Zimmers offen laſſen möchte. Was dir den Tag darauf und die folgenden Tage begegnet iſt, haſt du mir ſelber erzählt. Ich hatte nicht gedacht, daß du ſo viel deshalb leiden würdeſt, als du bei dieſer Gelegenheit wirklich gelitten haſt; allein, wie ich dir bereits mein Wort darauf gegeben habe, ich werde alles mögliche thun, um dich zu tröſten, und dich alle Leiden vergeſſen zu laſſen. Ueberlege nun wohl, wodurch ich dir irgend eine Freude machen kann, und verlange dreiſt, was du dir wünſcheſt.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Abu Haſſan, „wie groß auch immer die Leiden geweſen ſein mögen, die ich ausgeſtanden, ſo ſind ſie doch in dem Augenblick aus meinem Gedächtniſſe vertilgt, wo ich erfahre, daß ſie mir von Seiten meines erhabenen Herrn und Gebieters veranlaßt ſind. Was übrigens das großmüthige und gütige Anerbieten Euer Majeſtät anbetrifft, ſo zweifle ich nicht im mindeſten an der Unwiderruflichkeit eures Wortes; allein, da der Eigennutz nie über mich irgend eine Gewalt gehabt hat, ſo wage ich, da ihr mir dieſe Freiheit geſtattet, bloß um die Gnade zu bitten, daß ich ſtäts Zutritt zu eurer Perſon haben, und mein ganzes Leben hindurch Bewunderer eurer Größe ſein darf.“

Dreihundert und ſiebente Nacht.

Dieſer letztere Beweis von Abu Haſſans Uneigennützigkeit gewann ihm vollends die Hochachtung des Chalyſen. „Ich weiß dir vielen Dank für deine Bitte,“ ſagte der Chalyf zu ihm; ich gewähre ſie dir, nebſt dem freien Eintritt in meinen Palaſt zu jeder Stunde, wo ich mich auch immer gerade befinden mag.“ Zugleich wies er ihm eine Wohnung in dem Palaſt an. In Hinſicht auf ſeine künftige Beſoldung ſagte er ihm, daß er nichts mit ſeinen Schatzmeiſtern, ſondern bloß mit ihm perſönlich zu thun haben ſollte, und er ließ ihm auf der Stelle durch den Aufſeher ſeines Privatſchatzes einen Beutel mit tauſend Goldſtücken auszahlen. Abu Haſſan ſtattete dafür dem Chalyfen ſeinen ehrerbietigſten Dank ab; worauf ihn dieſer verließ, um ſich, ſeiner Gewohnheit nach, in die Rathsverſammlung zu begeben.

Abu Haſſan benutzte dieſe Zeit, um aufs ſchleunigſte ſeine Mutter von allem, was vorgefallen war, zu unterrichten, und ihr ſein großes Glück zu melden.

Er zeigte ihr, daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, ſondern daß er wirklich Chalyf geweſen, und einen ganzen Tag lang die Geſchäfte deſſelben verrichtet und die demſelben gebührenden Ehrenbezeigungen genoſſen und daß ſie daran nicht mehr zweifeln dürfte, da der Chalyf ſelber ihn perſönlich deſſen verſichert hätte.

Die Nachricht von dem Glück Abu Haſſans verbreitete ſich ſehr bald in ganz Bagdad, in die benachbarten Provinzen, und ſelbſt bis in die entfernteſten, nebſt allen den ſeltſamen und ergötzlichen Einzelheiten, die dabei im Spiele geweſen waren.

Die neue Gunſt, zu welcher Abu Haſſan emporgeſtiegen, machte, daß er ſehr häufig bei dem Chalyfen war. Da er von Natur ſehr heiterer Laune war, und durch ſeine Einfälle und Scherze überall, wo er war, die Freude weckte, ſo konnte der Chalyf faſt gar nicht gut ohne ihn ſein, und machte ſich nie ein Vergnügen, wozu er ihn nicht eingeladen hätte. Er nahm ihn ſogar bisweilen zu ſeiner Gemahlinn Sobeide mit, welcher er ſeine Geſchichte erzählt, und die ſie ſehr ergötzlich gefunden hatte. Sobeide ſah ihn ſehr gern; indeß bemerkte ſie jedesmal, wenn er den Chalyfen zu ihr begleitete, daß er ſeine Augen unverwandt auf eine ihrer Sclavinnen, Namens Nushatulawadat[8] richtete. Sie beſchloß, dem Chalyfen darüber einen Wink zu geben. „Beherrſcher der Gläubigen,“ ſagte die Fürſtinn eines Tages zu dem Chalyfen, „ihr habt es vielleicht nicht ſo bemerkt, wie ich, daß jedesmal, wenn Abu Haſſan euch hieher begleitet, ſeine Augen unverwendet auf Nushatulawadat ruhen, und daß ſie jedesmal darüber roth wird. Ihr zweifelt gewiß nicht, daß dieß ein ſicheres Zeichen ſei, daß ſie ihm nicht gram iſt, und wenn ihr mir hierin beipflichten wollt, ſo werden wir zwiſchen beiden eine Heirat ſtiften können.“

„Meine Gemahlinn,“ erwiederte der Chalyf, „ihr erinnert mich an etwas, das ich längſt ſchon gethan haben ſollte. Ich kenne den Geſchmack Abu Haſſans im Punkte des Heiratens, und zwar aus ſeinem eigenen Munde, und ich habe ihm verſprochen, ihm eine Frau zu verſchaffen, womit er alle Urſache haben ſolle, zufrieden zu ſein. Ich bin ſehr froh, daß ihr mir das geſagt habt, und ich begreife nicht, wie mir die Sache ſo ganz entfallen konnte. Allein es iſt beſſer, daß Abu Haſſan ſeiner Neigung gefolgt iſt, und ſelbſt gewählt hat. Uebrigens müſſen wir, damit Nushatulawadat nicht etwa ihm wieder abgeneigt werde, mit dieſer Verbindung nicht lange zögern. Doch, da ſind ſie ja beide; es fehlt jetzt bloß, daß ſie ihre Einwilligung dazu geben.“

Abu Haſſan warf ſich zu den Füßen des Chalyfen und Sobeïdens, um ihnen an den Tag zu legen, wie ſehr er ihre Güte gegen ihn anerkenne. „Ich kann,“ fuhr er fort, indem er aufſtand, „niemals eine Gattinn aus beſſeren Händen empfangen; allein ich darf nicht hoffen, daß Nushatulawadat mir eben ſo gern ihre Hand geben wird, als ich ihr die meinige anzubieten bereit bin.“ Bei dieſen Worten ſah er die ſchöne Sklavinn der Fürſtinn an, die ihrerſeits durch ihr ehrerbietiges Schweigen und durch das Erröthen ihres Geſichts hinlänglich an den Tag legte, wie ſehr ſie geneigt wäre, dem Willen des Chalyfen und ihrer Gebieterinn Sobeïde zu willfahren.

Die Heirat kam zu Stande, und die Hochzeit wurde in dem Palaſte mit den größten Luſtbarkeiten begangen, die mehrere Tage lang währten. Sobeïde machte ihrer Sklavinn, dem Chalyfen zu Gefallen, ſehr reiche Geſchenke, und der Chalyf handelte ſeinerſeits, aus Rückſicht auf Sobeïde, eben ſo freigebig gegen Abu Haſſan.

Die Neuvermählte wurde nach der Wohnung geführt, welche der Chalyf ihrem Manne Abu Haſſan, der ſie mit Ungeduld erwartete, angewieſen hatte. Er empfing ſie beim Klange aller Inſtrumente und der Chöre der Sänger und Sängerinnen des Palaſtes, welche die Luft mit der Harmonie ihrer Stimmen und ihres Tonſpiels erfüllten.

Mehrere Tage verſtrichen unter Feſten und Luſtbarkeiten, die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſind, worauf man die Neuvermählten dem ungeſtörten Genuß ihrer Liebe überließ. Abu Haſſan und ſeine junge Gattinn waren gegenſeitig von einander bezaubert. Sie lebten in einer ſo vollkommenen Eintracht, daß ſie, mit Ausnahme der Zeit, wo ſie dem Chalyfen und der Fürſtinn Sobeïde ihre Aufwartung machten, ſtäts bei einander waren, und ſich nie einen Augenblick verließen. Freilich beſaß aber auch Nushatulawadat alle Eigenſchaften einer Frau, welche Abu Haſſan Liebe und Zuneigung einzuflößen vermochte, da ſie, wie er gegen den Chalyfen gewünſcht hatte, ihm bei Tafel die Spitze zu bieten im Stande war. Bei ſolchen Eigenſchaften konnte es nicht fehlen, daß ſie ihre Zeit mit einander ſehr angenehm hinbrachten. Auch war ihre Tafel jedesmal mit den köſtlichſten und leckerhafteſten Speiſen beſetzt, die ihnen ein Speiſewirth ſorgfältig bereitete und lieferte, und der Schenktiſch ſtäts mit den auserleſenſten Weinen verſehen, und ſo eingerichtet, daß er ihnen beiden ſehr bequem zur Hand war. So genoſſen ſie denn da eines traulichen Beiſammenſeins und unterhielten ſich mit tauſend heiteren Scherzen. Beſonders war die Abendmalzeit dem Vergnügen gewidmet. Sie ließen ſich da bloß ſeltene Früchte, Kuchen und Mandelgebackenes vorſetzen, und bei jedem Becher Wein, den ſie tranken, ermunterten ſie ſich gegenſeitig durch neue Lieder, die oft aus dem Stegereiſe auf die Gegenſtände ihres Geſpräches gedichtet waren. Bisweilen wurden dieſe Lieder auch mit der Laute oder mit irgend einem anderen Inſtrument begleitet, welches ſie beide zu ſpielen verſtanden.

Abu Haſſan und Nushatulawadat verlebten ſo eine ziemlich lange Zeit unter guten Malzeiten und Vergnügungen. Um die Ausgaben für ihre Mundküche hatten ſie ſich nie gekümmert, und der Speiſewirth, den ſie dafür gewählt hatten, hatte alle Vorſchüſſe gemacht. Es war billig, daß er endlich etwas Geld in die Hände bekam, und er überreichte ihnen zu dieſem Zweck eine Berechnung alles deſſen, was er ihnen vorgeſchoſſen hatte. Die Summe war, wie ſich ergab, ſehr bedeutend. Dazu kamen nun noch die Ausgaben für die beiderſeitigen Hochzeitkleider, von den reichſten Stoffen und für das koſtbare Geſchmeide der Neuvermählten. Die Summe ward ſo ungeheuer groß befunden, daß ſie nur zu ſpät bemerkten, von dem ganzen Gelde, welches ſie bei Gelegenheit ihrer Vermählung von dem Chalyfen und von Sobeide zum Geſchenk erhalten, bliebe ihnen gerade nur ſo viel übrig, um dieſe Vorſchüſſe decken zu können. Dieß brachte ſie denn zu ſehr ernſthaften Betrachtungen über das Vergangene, die indeß der gegenwärtigen Verlegenheit nicht abhalfen. Abu Haſſan war der Meinung, den Speiſewirth zu bezahlen, und ſeiner Frauen Anſicht ſtimmte damit überein. Sie ließen ihn alſo kommen, und bezahlten ihm alles, was ſie ihm ſchuldig waren, ohne die mindeſte Verlegenheit darüber zu verrathen, was ſie nach dieſer geleiſteten Zahlung beginnen ſollten.

Der Speiſewirth entfernte ſich, ſehr vergnügt darüber, daß er ſeine Bezahlung in ſchönen blanken Goldſtücken — man ſah keine andere Münze im Palaſt des Chalyfen — erhalten hatte; Abu Haſſan und Nushatulawadat dagegen waren es nicht im geringſten, daß ſie in ihrem Geldbeutel bis auf den Boden ſahen. Sie blieben in tiefes Schweigen verſenkt, mit niedergeſchlagenen Augen, und in der höchſten Verlegenheit über die Lage, worein ſie ſich gleich im erſten Jahr ihrer Ehe verſetzt ſahen.

Dreihundert und achte Nacht.

Abu Haſſan erinnerte ſich recht wohl, daß der Chalyf, als er ihn in den Palaſt aufnahm, ihm verſprochen hatte, er wollte es ihm an nichts fehlen laſſen. Allein, wenn er überlegte, in wie kurzer Zeit er die Schenkungen ſeiner freigebigen Hand vergeudet, ſo hatte er einerſeits nicht Luſt zu bitten, andererſeits wollte er ſich nicht der Schande ausſetzen, dem Chalyfen den ſchlechten Gebrauch, den er von ſeinen Gaben gemacht und das Bedürfnis, neue Gaben anzunehmen, an den Tag zu legen. Sein Erbtheil hatte er übrigens von dem Augenblick an, wo ihn der Chalyf in ſeine Umgebung aufgenommen hatte, ſeiner Mutter überlaſſen, und er war weit entfernt, zu dem Geldbeutel derſelben ſeine Zuflucht zu nehmen, wodurch er zu erkennen gegeben hatte, daß er wieder in daſſelbe unordentliche Leben verfallen ſei, wie nach dem Tode ſeines Vaters.

Nushatulawadat, welche die Geſchenke Sobeïdens, und die Freiheit, die ſie ihr bei ihrer Vermählung ertheilt hatte, als eine mehr als hinreichende Belohnung für ihre Dienſte und Anhänglichkeit betrachtete, glaubte ihrerſeits ebenfalls kein Recht zu haben, ſie noch um irgend etwas zu bitten.

Endlich unterbrach Abu Haſſan dieß Schweigen, ſah Nushatulawadat mit aufgeheiterter Miene an, und ſagte zu ihr: „Ich ſehe wohl, daß du in derſelben Verlegenheit biſt, wie ich, und daß du nachſinneſt, was wir in einer ſo traurigen Lage, wie dieſe, wo uns auf einmal, ohne daß wir es vorhergeſehen, das Geld ausgeht, für einen Entſchluß faſſen ſollen. Ich weiß zwar nicht, was du für eine Anſicht haſt; allein ich für mein Theil bin der Meinung, es komme, wie es wolle, in unſerer täglichen Ausgabe auch nicht die mindeſte Einſchränkung zu treffen, und ich glaube, daß du deinerſeits mir darin nicht entgegen ſein wirſt. Es kömmt hiebei bloß darauf an, uns die Mittel dazu zu verſchaffen, ohne uns etwas zu vergeben und den Chalyfen oder Sobeiden irgend anſprechen zu dürfen; und ich glaube, einen Weg gefunden zu haben. Allein wir müſſen dabei uns beide gegenſeitig unterſtützen.“

Dieſe Aeußerung Abu Haſſans gefiel Nushatulawadat gar ſehr, und ſie ſchöpfte daraus einige Hoffnung. „Ich war nicht minder, als du,“ ſagte ſie zu ihm, „mit dieſem Gedanken beſchäftigt, und wenn ich nichts äußerte, ſo war es bloß darum, weil ich kein Auskunftsmittel ſah. Ich muß geſtehen, die Eröffnung, die du mir ſo eben gethan haſt, macht mir die größte Freude von der Welt; allein, da du ein Mittel gefunden zu haben verſicherſt, wozu du meiner Hülfe bedarfſt, ſo darfſt du nur ſagen, was ich thun ſoll, und du wirſt ſehen, wie gut ich mich dazu anſtellen werde.“

„Ich hatte es wohl erwartet,“ erwiederte Abu Haſſan, „daß du dieſer Sache, die dich eben ſo nahe angeht, als mich, dich nicht entziehen würdeſt. Das Mittel, welches ich mir ausgeſonnen habe, um zu bewirken, daß es uns in dieſer gegenwärtigen Verlegenheit, wenigſtens einige Zeit hindurch, nicht an Gelde fehle, iſt folgendes. Es beruht nämlich auf einem kleinen Betruge, den wir beide — ich gegen den Chalyfen, du gegen Sobeïde — ſpielen müſſen, und der, wie ich gewiß überzeugt bin, ſie beluſtigen und für uns nicht ohne Vortheil ſein wird. Dieſer Betrug beſteht darin, daß wir alle beide ſterben.“

„Daß wir alle beide ſterben?“ unterbrach ihn Nushatulawadat. „Stirb, wenn du Luſt haſt, ganz allein; was mich betrifft, ſo bin ich des Lebens gar nicht überdrüſſig, und mag auch nicht, nimm mir es nicht übel, ſo gar bald ſterben. Wenn du mir kein anderes Mittel vorzuſchlagen haſt, als dieſes, ſo magſt du es nur ſelber anwenden, denn ich verſichere dich, daß ich mich nicht damit befaſſen will.“

„Du biſt eine Frau,“ antwortete Abu Haſſan, „das heißt, eine Perſon von erſtaunlicher Lebhaftigkeit und Uebereilung, und läſſeſt mir kaum Zeit, mich zu erklären. Höre mich nur einen Augenblick mit Geduld an, und du wirſt ſehen, daß du wohl ſelber gern den Tod wirſt ſterben wollen den ich ſterben will. Du kannſt dir wohl denken, daß ich hier nicht einen wirklichen, ſondern bloß einen Scheintod meine.“

„Ah, ſehr ſchön!“ unterbrach ihn wiederum Muſhatulawadat; „wenn es hier bloß auf einen Scheintod ankömmt, ſo bin ich gern dabei. Du kannſt jetzt ganz auf mich rechnen, und du wirſt Zeuge ſein, mit welchem Eifer ich dich in dieſer Art des Sterbens unterſtützen werde; denn, um es dir offen zu geſtehen, ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen davor, jetzt augenblicklich auf die Art zu ſterben, wie ich es vorhin verſtand.“

„Nun gut!“ erwiederte Abu Haſſan; „du ſollſt ſchon damit zufrieden ſein. Ich meine die Sache ſo. Ich werde mich todt ſtellen, und du wirſt ein Leichentuch nehmen, und mich ganz ſo beſtatten, als ob ich es wirklich wäre. Du wirſt mich nach dem herkömmlichen Brauch in die Mitte des Zimmers legen, mit dem Turban auf dem Geſicht, und die Füße nach Mekka hingekehrt, ganz ſo, als ob ich auf den Begräbnisplatz hinausgetragen werden ſollte[9]. Sobald alles ſo angeordnet iſt, ſo fang an zu weinen, das übliche Klagegeſchrei zu erheben, deine Kleider zu zerreißen, und dir die Haare auszuraufen, oder ſtelle dich wenigſtens ſo, als thäteſt du es, und geh dann ganz in Thränen und mit fliegenden Haaren zu Soběide'n. Die Fürſtinn wird nach der Urſache deiner Thränen fragen, und ſobald du es ihr unter Schluchzen entdeckt haſt, ſo wird ſie dich gewis beklagen, und dir eine Summe Geldes zu den Koſten meines Begräbniſſes, und ein Stück Brokat, theils zum Leichentuche für mich, theils zum Kleide für dich, an die Stelle des zerriſſenen ſchenken. Sobald du nun mit dieſem Gelde und dem Stück Brokat zurückgekehrt biſt, werde ich von meinem Lager in der Mitte des Zimmers aufſtehen, und du wirſt dich an meine Stelle hinlegen, und dich todt ſtellen. Ich werde dich dann als Leiche ankleiden, und hierauf meinerſeits zum Chalyfen hingehen, um bei ihm dieſelbe Rolle zu ſpielen, die du bei Sobeïde'n geſpielt haſt, und ich darf wohl hoffen, daß der Chalyf gegen mich nicht minder freigebig ſein wird, als es Sobeïde gegen dich geweſen iſt."

Nachdem Abu Haſſan ſeine Anſicht über den von ihm entworfenen Plan auseinander geſetzt hatte, erwiederte ſogleich Nushatulawadat: „Ich glaube, daß dieſe Täuſchung ſehr beluſtigend ſein wird, und ich müßte mich ſehr irren, wenn der Chalyf und Sobeïde uns nicht dafür Dank wiſſen ſollten. Es kömmt jetzt bloß darauf an, die Sache gut auszuführen. Was mich betrifft, ſo laß mich nur machen; ich werde mich meiner Rolle zum wenigſten eben ſo gut entledigen, als ich es von dir erwarte, und zwar mit um ſo mehr Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, je größer der Vortheil iſt, den ich und du davon einärnten müſſen. Laß uns daher keine Zeit verlieren. Während ich das Leichentuch nehme, entkleide dich bis aufs Hemde und die Unterbeinkleider; ich verſtehe es ſo gut, wie irgend einer, jemand als Leiche anzukleiden.“

Dreihundert und neunte Nacht.

Abu Haſſan ſäumte nicht, das zu thun, was ihm Nushatulawadat geſagt hatte. Er ſtreckte ſich rücklings die Länge lang auf das Leichentuch hin, welches mitten im Zimmer auf den Fußteppich hingebreitet war, kreuzte die Beine, und ließ ſich ſo einhüllen, daß es ſchien, als dürfte man ihn bloß noch auf die Todtenbahre legen und zur Beerdigung forttragen. Seine Frau kehrte ſeine Füße nach Mekka hin, bedeckte ihm das Geſicht mit einem ſehr feinen Muſſelin-Schleier, und legte ihm ſeinen Turban oben darüber, doch ſo, daß er frei athmen konnte. Hierauf legte ſie ihren Kopfputz ab, und mit Thränen in den Augen und mit aufgelöſtem und fliegendem Haare, welches ſie ſich unter lautem Geſchrei ſcheinbar ausraufte, ſchlug ſie ſich auf Wangen und Bruſt, und gab alle übrigen Zeichen eines heftigen Schmerzes von ſich. In dieſem Aufzuge eilte ſie fort, und flog über den ſehr geräumigen Hof des Palaſtes, um ſich nach den Zimmern der Fürſtinn Sobeïde zu begeben.

Nushatulawadat ſtieß ein ſo durchdringendes Geſchrei aus, daß Sobeïde es auf ihrem Zimmer hören konnte. Sie befahl ihren Sklavinnen, die um ſie waren, nachzuſehen, woher denn dieß Wehklagen und dieß Schreien käme. Dieſe eilten ſchnell an die Fenſtergitter, und meldeten Sobeïde'n, es wäre Nushatulawadat, die ganz in Thränen ſich näherte. Die Fürſtinn, voll Ungeduld, zu wiſſen, was ihr begegnet wäre, ſtand ſogleich auf, und ging ihr bis an die Thür ihres Vorzimmers entgegen.

Nushatulawadat ſpielte hier ihre Rolle ganz vortrefflich. Sobald ſie Sobeïde'n erblickte, welche ſelber den Thürvorhang ihres Vorzimmers geöffnet in der Hand hielt, und ſie erwartete, verdoppelte ſie ihr Geſchrei und ihre Schritte, raufte ſich mit den Händen die Haare aus, ſchlug ſich heftiger an Bruſt und Wangen, und warf ſich ihr ſodann zu Füßen, und benetzte dieſelben mit Thränen.

Sobeïde, die ganz überraſcht war, ihre Sklavinn in ſo tiefer Betrübnis zu erblicken, fragte ſie, was es denn gäbe, und welcher Unfall ihr begegnet wäre?

Anſtatt zu antworten, fuhr die fälſchlich Betrübte noch einige Zeit zu ſchluchzen fort, indem ſie ſich ſcheinbar Gewalt anthat, es zu unterdrücken. „Ach, meine theure Gebieterinn,“ rief ſie endlich, immer noch von Schluchzen unterbrochen, aus: „welches größere und traurigere Unglück konnte mir begegnen, als das, welches mich jetzt nöthigt, mich in meiner höchſt traurigen Lage zu den Füßen

Euer Majeſtät zu werfen? Gott verlängere eure Tage, meine verehrungswürdigſte Fürſtinn, bei der vollkommenſten Geſundheit, und ſchenke euch noch lange und glückliche Jahre! Abu Haſſan, der arme Abu Haſſan, den ihr mit eurer Gnade beehrtet, den ihr und der Beherrſcher der Gläubigen mir zum Ehegatten gabet, iſt nicht mehr!“

Bei dieſen letzten Worten verdoppelte Nushatulawadat ihre Thränen und ihr Schluchzen, und warf ſich noch einmal zu den Füßen der Fürſtinn. Sobeide erſchrak über dieſe Nachricht außerordentlich. „Alſo Abu Haſſan iſt todt?“ rief ſie aus; „dieſer ſo geſunde, ſo angenehme und unterhaltende Mann? In der That, ich hätte es nicht erwartet, ſo ſchnell den Tod eines ſolchen Mannes vernehmen zu müſſen, der ein längeres Leben verhieß, und es ſo ſehr verdient hatte.“ Sie konnte ſich nicht enthalten, ihrem Schmerze durch Thränen Luft zu machen. Ihre Sklavinnen, die ſie begleiteten, und mehrmals an den Scherzen Abu Haſſans theilgenommen hatten, wenn er zu den vertraulichen Unterhaltungen Sobeidens und des Chalifen zugelaſſen worden war, legten ebenfalls durch ihre Thränen ihren Antheil und ihr Bedauern über ſeinen Verluſt an den Tag.

Sobeide, ihre Sklavinnen und Nushatulawadat weinten eine ganze Weile lang über dieſen Todesfall. Endlich unterbrach die Fürſtinn Sobeide das Schweigen, und rief, zu der angeblichen Wittwe gewendet, aus: „Du Böſe, vielleicht biſt du ſelber die Urſache ſeines Todes! Du haſt ihm vielleicht durch deine üble Laune ſo viel Verdruß gemacht, daß du ihn endlich dadurch bis ans Grab gebracht haſt.“

Nushatulawadat ſchien über den Vorwurf, den Sobeïde ihr machte, ſehr gekränkt. „Ach, Euer Majeſtät,“ rief ſie aus; ich glaube euch nie, während der ganzen Zeit, wo ich eure Sklavinn zu ſein das Glück hatte, Anlaß gegeben zu haben zu einer ſo unvortheilhaften Meinung über mein Betragen gegen einen ſo geliebten Gatten. Ich würde mich für die unglückſeligſte aller Frauen halten, wenn ihr dieß glaubtet. Ich habe Abu Haſſan ſo unausſprechlich lieb gehabt, als eine Frau ihren Mann, den ſie leidenſchaftlich anbetet, nur irgend haben kann, und ich kann ſagen, daß ich für ihn alle die Zärtlichkeit empfunden habe, die ſeine zuvorkommende Gefälligkeit, womit er mir ſeine zärtliche Liebe an den Tag legte, nur irgend verdiente. Ich bin überzeugt, wenn er noch lebte, ſo würde er mich vor Euer Majeſtät deshalb vollkommen rechtfertigen; aber, ach!“ fuhr ſie mit einem neuen Strome von Thränen fort, „ſeine Stunde iſt gekommen, und dieß iſt die einzige Urſache ſeines Todes.“

Sobeïde hatte wirklich ſtäts an ihrer Sklavinn eine immer gleiche Laune, eine unveränderliche Sanftheit, eine groſſe Folgſamkeit, und einen Eifer in allen ihren Dienſtleiſtungen bemerkt, welcher anzeigte, daß ſie mehr aus

Neigung, als aus Pflichtzwang handelte. Daher nahm ſie keinen Anſtand, ihr aufs Wort zu glauben, und befahl ihrer Schatzmeiſterinn, aus ihrem Schatze einen Beutel mit hundert Goldſtücken und ein Stück Brokat zu holen.

Die Schatzmeiſterinn kam bald mit dem Beutel und dem Stücke Brokat zurück, und händigte es, auf Sobeidens Befehl, Nushatulawadat ein.

Dieſe warf ſich beim Empfange dieſes ſchönen Geſchenks, zu den Füßen der Fürſtinn, und ſagte ihr den ehrerbietigſten Dank, indem ſie über den glücklichen Erfolg innerlich ſehr vergnügt war. „Geh,“ ſagte Sobeide zu ihr, „laß aus dem Stück Brokat ein Leichentuch über die Bahre deines Mannes machen, und verwende das Geld dazu, ihm ein ehrenvolles und ſeiner würdiges Leichenbegängnis zu veranſtalten. Sodann mäßige deine Betrübnis; ich werde für dich ſorgen.“

Nushatulawadat war kaum aus den Augen Sobeidens, als ſie auch ſchon ihre Thränen freudig abtrocknete, und eiligſt zurückkehrte, um Abu Haſſan von dem Gelingen ihrer Rolle Bericht abzuſtatten.

Als ſie in ihr Zimmer trat, lachte ſie laut auf, als ſie Abu Haſſan noch in derſelben Lage antraf, in der ſie ihn verlaſſen hatte, das heißt, mitten im Zimmer im Sterbekleide. „Steh auf,“ ſagte ſie lachend zu ihm, „und ſieh hier die Früchte meiner Lüge gegen Sobeide. Wir werden heute noch nicht Hungers ſterben.“

Abu Haſſan ſtand ſchnell auf, und freute ſich ſehr nebſt ſeiner Frau über den Anblick des Geldbeutels und des Stückes Brokat.

Nuzhatulawadat war über das glückliche Gelingen der Täuſchung, die ſie an der Fürſtinn begangen hatte, ſo vergnügt, daß ſie ihre Freude nicht zurückhalten konnte. „Das iſt noch nicht genug,“ ſagte ſie lachend zu ihrem Manne; jetzt werde ich meinerſeits ebenfalls die Todte ſpielen, und zuſehen, ob du auch ſo geſchickt ſein wirſt, eben ſo viel vom Chalyfen zu bekommen.“

„Daran erkenne ich recht den Charakter der Frauen,“ erwiederte Abu Haſſan; „man hat wohl Recht, wenn man ſagt, daß ſie beſtändig die Eitelkeit haben, zu glauben, daß ſie mehr als die Männer vermögen, obwohl ſie meiſt nur auf Eingeben derſelben, etwas Gutes leiſten. Das wäre ſchön, wenn ich nicht wenigſtens eben ſo viel, als du, bei dem Chalyfen ausrichten ſollte, ich, der ich der Erfinder dieſes Betruges bin! Doch, wir wollen nicht die Zeit mit unnützen Reden verlieren. Spiele du die Todte, wie ich, und du wirſt ſehen, ob ich nicht daſſelbe Glück haben werde.“

Abu Haſſan zog ſeine Frau als Leiche an, legte ſie auf dieſelbe Stelle, wo er gelegen hatte, kehrte ihre Füße nach Mekka hin, und ging ganz verſtört, mit verkehrt aufgeſeztem Turban, wie ein Menſch, der in der höchſten Betrübnis iſt, aus dem Zimmer. In dieſem Zuſtande begab er ſich nach den Zimmern des Chalyfen, der ſo eben mit dem Großweſyr Giafer und mit andern Weſyren, auf die er großes Vertrauen ſezte, eine geheime Berathung hielt. Er zeigte ſich an der Thüre, und der Thürſteher, welcher wußte, daß er freien Zutritt hatte, öffnete ſie ihm. Er trat alſo hinein, das Schnupftuch mit einer Hand vor die Augen haltend, um die verſtellten Thränen zu verbergen, die er reichlich fließen ließ, während er ſich mit der andern Hand heftig vor die Bruſt ſchlug, unter Ausrufungen, die das Uebermaaß des höchſten Schmerzes ausdrückten.

Dreihundert und zehnte Nacht.

Der Chalyf, welcher gewohnt war, Abu Haſſan ſtäts mit einer heiteren Miene, welche nur Frohſinn erweckte, zu erblicken, war ſehr überraſcht, als er ihn in einem ſo traurigen Zuſtande vor ſich ſah. Er unterbrach die Aufmerkſamkeit, womit er das in der Berathung verhandelte anhörte, und fragte ihn um die Urſache ſeines Schmerzes.

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Abu Haſſan unter Schluchzen und wiederholtem Seufzen, „es hätte mir kein größeres Unglück begegnen können, als das

Univ. Bibl.

iſt, welches gegenwärtig meine Betrübnis veranlaßt. Gott laſſe Euer Majeſtät noch lange auf dem Throne leben, den ihr ſo glorreich ausfüllt! Nushatulawadat, die ihr mir gnädigſt zur Ehe gegeben habt, um meine noch übrigen Tage mit ihr zu verleben, ach!“ — —

Bei dieſem Ausrufe ſtellte ſich Abu Haſſan, als wäre ſein Herz ſo beklommen, daß er nicht weiter ſprechen könnte, und brach in Thränen aus.

Der Chalyf, welcher merkte, daß Abu Haſſan ihm den Tod ſeiner Frau zu melden kam, ſchien darüber außerordentlich gerührt zu ſein. „Gott ſei ihrer Seele barmherzig!“ ſagte er mit einer Miene, welche ſein Bedauern deutlich verrieth „Sie war eine gute Sklavinn, und wir, Sobeide und ich, gaben ſie dir, um dich zu erfreuen; ſie hätte es verdient, noch länger zu leben.“ Thränen floſſen hierauf aus ſeinen Augen, und er mußte ſein Schnupftuch nehmen, um ſie zu trocknen.

Der Schmerz Abu Haſſans und des Chalyfen Thränen erweckten die des Großweſyrs Giafar und der übrigen Weſyre. Sie beweinten ſämmtlich den Tod der Nushatulawadat, die ihrerſeits in der höchſten Ungeduld ſchwebte, zu erfahren, in wiefern es Abu Haſſan geglückt wäre.

Uebrigens hatte der Chalyf denſelben Gedanken, den ſeine Frau gehabt, und bildete ſich ein, daß er vielleicht die Urſache ihres Todes geweſen wäre. „Unglücklicher,“

ſagte er daher zu ihm, im Tone des Unwillens, „warſt du es nicht, der deiner Frau durch ſeine ſchlechte Behandlung den Tod zuzog? Ach, ich zweifle daran faſt nicht. Du hätteſt wenigſtens auf meine Gemahlinn Sobeïde einige Rückſicht nehmen ſollen, die ſie mehr liebte, als alle ihre übrige Sklavinnen, und die aus Güte ſich ihrer beraubte, um ſie dir zu überlaſſen.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Abu Haſſan, indem er ſich ſtellte, als weinte er noch bitterer, als zuvor, „kann Euer Majeſtät auch nur einen Augenblick den Gedanken hegen, daß Abu Haſſan, den ihr mit Gnadenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft, und dem ihr Ehrenbezeigungen erwieſen habt, die er kaum zu hoffen gewagt, einer ſolchen Undankbarkeit fähig ſein ſollte? Ich liebte meine Gattinn Nushatulawadat ſowohl um deſwillen, als auch um ihrer vielen andern liebenswürdigen Eigenſchaften willen, welche bewirkten, daß ich für ſie ſtäts alle die Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Liebe empfand, die ſie verdiente. Allein, Herr,“ fuhr er fort, “ſie hat nun einmal ſterben ſollen, und Gott hat nicht gewollt, daß ich ein ſolches Glück, das ich durch die Güte Euer Majeſtät und eurer Gemahlinn Sobeide beſaß, länger genießen ſollte.“

Mit einem Worte, Abu Haſſan wußte durch alle mögliche Zeichen einer wirklichen Betrübnis ſo gut den Schmerz zu erheucheln, daß der Chalyf, der übrigens nie gehört hatte, daß ſie mit einander übel gelebt hätten, allem dem, was er ſagte, Glauben beimaaß, und nicht mehr an ſeiner Aufrichtigkeit zweifelte. Der Schatzmeiſter des Palaſtes war eben zugegen, und der Chalyf befahl ihm, nach dem Schatze zu gehen, und Abu Haſſan einen Beutel mit hundert Goldſtücken nebſt einem Stück Brokat zu reichen. Abu Haſſan warf ſich ſogleich zu den Füßen des Chalyfen, um ihm ſeine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für das Geſchenk an den Tag zu legen. „Folge meinem Schatzmeiſter,“ ſagte der Chalyf zu ihm; „das Stück Brokat ſoll für die Todte zum Leichentuche, und das Geld dazu, um ihr ein würdiges Leichenbegängnis zu veranſtalten. Ich erwarte gewis, daß du ihr dieſen letzten Beweis deiner Liebe nicht verſagen wirſt.“

Abu Haſſan beantwortete dieſe verbindlichen Worte des Chalyfen durch eine tiefe Verneigung, und entfernte ſich. Er folgte dem Schatzmeiſter, und ſobald dieſer ihm den Beutel und das Stück Brokat eingehändigt hatte, kehrte er nach Hauſe zurück, zufrieden und in ſich vergnügt darüber, daß er ſo ſchnell und ſo leicht ein Mittel gefunden hatte, um der Verlegenheit, worin er ſich befand, und die ihm ſo viel Unruhe gemacht, abzuhelfen.

Nushatulawadat, die des langen Zwanges ſchon ganz müde war, wartete bloß, bis Abu Haſſan ihr ſagen würde, ſie ſollte ihre traurige Lage wieder verlaſſen. Sobald ſie daher die Thür öffnen hörte, lief ſie ihm entgegen, und fragte ihn: „Nun, hat der Chalyf ſich eben ſo leicht täuſchen laſſen, als Sobeide?“

„Du ſiehſt,“ antwortete Abu Haſſan ſcherzend, indem er ihr den Beutel und das Stück Brokat zeigte, „daß ich es nicht minder gut verſtehe, den Betrübten um den Tod einer Frau, die ganz wohl iſt, zu ſpielen, als du die Trauernde um den Tod eines Mannes, der noch ganz friſch und geſund iſt.“

Indeß zweifelte Abu Haſſan, daß dieſe doppelte Täuſchung ohne Folgen bleiben würde. Daher gab er ſeiner Frau vorläufig einen Wink über alles, was etwa vorfallen könnte, um mit ihr deſto beſſer im Einverſtändniſſe handeln zu können. „Je beſſer es uns gelingt,“ fügte er hinzu, „den Chalyſen und Sobeiden in eine Art von Verlegenheit zu ſetzen, deſto mehr Vergnügen werden ſie am Ende darüber empfinden, und vielleicht werden ſie uns ihre Zufriedenheit darüber durch neue Beweiſe ihrer Freigebigkeit bezeigen.“ Dieſe letzte Rückſicht ermunterte ſie mehr, als irgend eine andere, die Verſtellung ſo weit. als möglich zu treiben.

Dreihundert und elfte Nacht.

Obwohl es in der gegenwärtigen Sitzung noch Mehreres anzuordnen und zu berathen gab, ſo ſtand dennoch bald nach Abu Haſſans Weggange, der Chalyf, voll Ungeduld, zu Sobeïden hinzugehen und ihr ſeinen Beileidsbeſuch wegen des Todes ihrer Sklavinn abzuſtatten, von ſeinem Sitze auf, und verſchob die weitere Berathung auf den folgenden Tag. Der Großweſyr und die übrigen Weſyre nahmen Abſchied von ihm, und entfernten ſich.

Sobald ſie weggegangen waren, ſagte der Chalyf zu Meſrur, dem Oberhaupte der Verſchnittenen ſeines Palaſtes, der von ſeiner Perſon faſt unzertrennlich war, und außerdem an allen ſeinen Berathungen Theil hatte: „Folge mir, und bezeige gleich mir, der Fürſtinn deine Theilnahme über den Tod ihrer Sklavinn.“

Sie gingen nun mit einander zu den Zimmern Sobeïdens. Als der Chalyf an der Thür war, öffnete er den Thürvorhang, und ſah die Fürſtinn in der tiefſten Betrübnis, und die Augen voll Thränen, auf dem Sofa ſitzen.

Der Chalyf trat hinein, näherte ſich ihr, und ſagte: „Meine Gemahlinn, ich darf euch wohl nicht erſt ſagen, wie großen Antheil ich an eurer Betrübnis nehme, da euch nicht unbekannt iſt, wie ſehr ich alles das mitfühle, was euch Schmerz oder Freude verurſacht; aber wir ſind alle ſterblich, und müſſen Gott das Leben, das er uns verliehen hat, zurückgeben, ſobald er es verlangt. Nushatulawadat, eure treue Sklavinn, beſaß in der That Eigenſchaften, die ſie eurer Achtung würdig machten, und ich billige es ſehr, daß ihr noch nach ihrem Tode ihr Beweiſe davon gebt. Ueberlegt indeß, daß euer Schmerz ihr das Leben nicht wiedergibt. Darum, meine Gemahlinn, wenn ihr mir glaubet und mich liebt, werdet ihr euch über dieſen Verluſt tröſten, und mehr Sorge für ein Leben tragen, das, wie ihr wißt, mir unendlich theuer iſt, und das ganze Glück des meinigen ausmacht.“

Wenn die Fürſtinn auch von den zärtlichen Geſinnungen, wovon der Beſuch des Chalyfen begleitet war, ſehr entzückt wurde, ſo war ſie doch übrigens außerordentlich überraſcht, den Tod der Nushatulawadat zu vernehmen, worauf ſie ſich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Dieſe Nachricht verſetzte ſie in ein ſolches Staunen, daß ſie lange Zeit nichts zu antworten vermochte. Ihre Ueberraſchung ward dadurch noch verdoppelt, daß dieſe Nachricht zugleich der ſo eben vernommenen ganz entgegengeſetzt war, und ſie wurde völlig ſprachlos. Endlich faßte ſie ſich wieder, und ſagte mit einer Miene und mit einem Tone, die noch ganz ihr Befremden verriethen: „Beherrſcher der Gläubigen, ich fühle die zärtlichen Geſinnungen, die ihr mir an den Tag leget, ſehr tief; aber erlaubet mir, euch zu ſagen, daß ich die Nachricht, die ihr mir von dem Tode meiner Sklavinn gegeben, nicht begreife, da ſie ſich vollkommen wohl und geſund befindet Gott bewahre euch und mich, o Herr! Wenn ihr mich betrübt ſehet, ſo iſt es bloß wegen des Todes ihres Mannes Abu Haſſan, eures Lieblings, den ich eben ſo ſehr um der Achtung willen, die ihr für ihn hegtet, hochſchätzte, als auch deswegen, weil ihr ſo gütig waret, ihn mit mir bekannt zu machen, und weil er mich bisweilen ſehr angenehm unterhalten hat. Allein, Herr, die Theilnahmloſigkeit, die ich an euch in Betreff ſeines Todes bemerke, und euer gänzliches Vergeſſen des Mannes, den ihr ſonſt immer ſo gern um euch hattet, ſetzen mich in Staunen und Ueberraſchung. Und dieſe eure Theilnahmloſigkeit wird um ſo mehr in die Augen fallend durch die Art und Weiſe, wie ihr mich davon ablenken wollt, indem ihr mir den Tod meiner Sklavinn ſtatt des ſeinigen anmeldet."

Der Chalyf, welcher von dem Tode der Sklavinn vollkommen unterrichtet zu ſein glaubte, und der nach dem, was er geſehen und gehört, auch wohl Urſache dazu hatte, fing an zu lachen und mit den Achſeln zu zucken, als er Sobeiden ſo reden hörte. „Meſrur," ſagte er, indem er ſich nach ihm umdrehte und ihn anredete, „was ſagſt du zu der Rede meiner Gemahlinn? Iſt es nicht wahr, daß die Frauen bisweilen Geiſtesabweſenheiten haben, die man ihnen nur ſehr ſchwer vergeben kann? Mit einem Worte, du haſt es ja doch wohl ſo gut wie ich geſehen und gehört.“ Hierauf wandte er ſich wieder zu Sobeiden, und ſagte zu ihr: „Meine Gemahlinn, vergießet keine Thräne mehr um den Tod Abu Haſſans; er befindet ſich ganz wohl. Beweinet vielmehr den Tod eurer lieben Sklavinn. Erſt vor wenigen Momenten kam ihr Mann ganz in Thränen und in einer mitleiderweckenden Betrübnis in mein Zimmer, um mir den Tod ſeiner Frau zu melden. Ich habe ihm einen Beutel mit hundert Goldſtücken und ein Stück Brokat geben laſſen, zum Troſt und zur Unterſtützung bei der Leichenfeier der Verſtorbenen. Meſrur hier iſt von allem Augen- und Ohrenzeuge geweſen, und wird dir daſſelbe ſagen.“

Die Fürſtinn hielt dieſe Aeußerungen des Chalyfen nicht für Ernſt, ſondern glaubte, er wollte ihr etwas weismachen. „Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiderte ſie, „obwohl ihr ſonſt zu ſcherzen pfleget, ſo muß ich euch doch ſagen, daß hier nicht der Ort dazu iſt; was ich euch ſage, iſt mein völliger Ernſt. Es iſt hier nicht von dem Tode meiner Sklavinn die Rede, ſondern von dem Tode ihres Mannes Abu Haſſan, deſſen Loos ich beklage, und den ihr mit mir beklagen müſſet.“

„Und ich,“ fuhr der Chalyf im tiefſten Ernſte fort, „ſage euch ohne Scherz, daß ihr euch täuſchet, Nushatulawadat iſt todt, und Abu Haſſan lebend und geſund.“

Sobeïde fühlte ſich durch die trockene Antwort des Chalyfen beleidigt. „Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte ſie in einem lebhaften Tone, „Gott bewahre euch, daß ihr länger in dieſem Irrthume verharret: ihr könntet ſonſt in mir den Glauben erwecken, daß euer Geiſt nicht ganz in ſeiner gewohnten Faſſung iſt. Erlaubet mir, euch noch einmal zu wiederholen, daß Abu Haſſan todt, und Nushatulawadat, meine Sklavinn, die Wittwe des Verſtorbenen, lebend und geſund iſt. Es iſt noch nicht eine Stunde her, daß ſie von hier weggegangen iſt. Sie kam hieher ganz troſtlos und in einem Zuſtande, der allein ſchon im Stande geweſen wäre, mir Thränen zu entlocken, ſelbſt wenn ſie mir nicht unter Schluchzen die gerechte Urſache ihrer Betrübnis entdeckt hätte. Alle meine dienende Frauen haben mit mir darüber geweint, und ſie können euch ein zuverläſſiges Zeugnis hierüber ablegen. Dieſe werden euch auch ſagen, daß ich ihr einen Beutel mit hundert Goldſtücken und ein Stück Brokat zum Geſchenke gemacht habe. Der Schmerz, den ihr beim Eintreten auf meinem Geſichte bemerktet, war eben ſo ſehr durch den Tod ihres Mannes, als durch die Troſtloſigkeit, worin ich ſie ſah, veranlaßt worden, und ich war, als ihr hereintratet, eben im Begriff, zu euch zu ſchicken, und euch mein Beileid bezeigen zu laſſen.“

Bei dieſen Worten Sobeïdens rief der Chalyf, laut auflachend: „Meine Gemahlinn, das iſt denn doch eine seltſame Hartnäckigkeit! Und ich ſage euch dagegen," fuhr er in dem ernſthafteſten Tone weiter fort, „daß Nushatulawadat todt iſt." — „Nein, Herr," erwiederte Sobeïde augenblicklich ganz ernſthaft, „ich ſage euch, Abu Haſſan iſt todt. Ihr werdet nie bewirken können, daß ich das Gegentheil glaube."

Dem Chalyfen ſtieg jetzt die Glut ins Geſicht. Er ſetzte ſich ziemlich fern von der Fürſtinn auf das Sofa, und ſagte, zu Meſrur ſich wendend: „Geh auf der Stelle und ſieh, wer von beiden geſtorben iſt, und melde mir dann unverzüglich, was an der Sache iſt. Obwohl ich ſehr verſichert bin, daß es Nushatulawadat iſt, welche geſtorben, ſo will ich doch lieber dieſen Weg einſchlagen, als noch länger eine Sache behaupten, die mir ſo gut bekannt iſt."

Der Chalyf hatte kaum ausgeſprochen, als Meſrur ſich auch ſchon entfernt hatte. „Ihr werdet," fuhr er zu Sobeïden gewendet fort, „augenblicklich ſehen, wer von uns beiden Recht hat."

„Was mich betrifft," antwortete Sobeïde, „ſo weiß ich ſchon, daß das Recht auf meiner Seite iſt, und ihr ſelber werdet ſehen, daß, wie ich geſagt habe, Abu Haſſan todt iſt."

„Und ich," erwiederte der Chalyf, „bin deſſen ſo gewis, das es Nushatulawadat iſt, daß ich bereit bin, mit euch zu wetten, um was ihr nur wollt, daß ſie nicht mehr am Leben iſt, und daß Abu Haſſan ſich ganz wohl befindet.“

„Denket ja nicht,“ antwortete Sobeïde, „mich dadurch zu beſiegen; ich nehme die Wette an. Ich bin von dem Tode Abu Haſſans ſo gewis überzeugt, daß ich gern das Liebſte, was ich nur habe, gegen das, was ihr Luſt habt, wie gering es auch an Werthe ſein mag, verwetten will. Ihr wißt recht gut, was ich beſitze, und was ich meinem Geſchmacke zufolge, am liebſten habe; ihr dürft alſo nur wählen und vorſchlagen, ich werde darauf eingehen, wie auch immer die Sache für mich ausſchlagen mag.“

„Da es ſo weit gekommen iſt,“ ſagte jetzt der Chalyf, „ſo wette ich meinen Luſtgarten gegen euren Gemälde-Palaſt; eins iſt wohl des andern werth.“ — „Es kömmt hier gar nicht darauf an,“ erwiederte Sobeïde, „ob euer Garten mehr werth iſt, als mein Palaſt, — wir ſind darüber hinweg; — ſondern es handelt ſich hier bloß darum, daß ihr dasjenige, was euch unter allen meinen Beſitzthümern am meiſten gefällt, ausgewählt habet, als Gegeneinſatz gegen das, was ihr von eurer Seite wettet. Ich gehe alſo darauf ein, und die Wette ſteht feſt. Gott ſei mein Zeuge, ich werde nicht die erſte ſein, die ihr Wort zurücknimmt.“ Der Chalyf that denſelben Schwur, und ſo blieben ſie, die Rückkehr Meſrurs erwartend.

Während der Chalyf und Sobeïde über den Tod Abu Haſſans oder Nushatulawadats einen ſo lebhaften und hitzigen Wortwechſel hatten, war Abu Haſſan, der ihren Streit über dieſen Punkt vorausgeſehen, ſehr aufmerkſam auf alles, was daraus irgend erfolgen könnte. Sobald er daher durch das Gitterfenſter, welchem er im Geſpräche mit ſeiner Frau gegenüber ſaß, Meſrur von fern erblickte, und ihn gerade auf ſeine Wohnung zukommen ſah, merkte er ſogleich, zu welchem Zweck er geſchickt wäre. Er ſagte alſo zu ſeiner Frau, ſie möchte ſich noch einmal todt ſtellen, wie ſie es mit einander verabredet hätten, und dabei keine Zeit verlieren.

Dreihundert und zwölfte Nacht.

Der Augenblick war wirklich dringend, und alles, was Abu Haſſan vor Meſrurs Ankunft thun konnte, war, ſeine Frau als Leiche anzuziehen, und das Stück Brokat, welches der Chalyf ihm geſchenkt, über ſie auszubreiten. Hierauf öffnete er die Thüre ſeiner Wohnung, und mit einem traurigen und niedergeſchlagenen Geſicht, und das Schnupftuch vor die Augen haltend, ſetzte er ſich der angeblich Verſtorbenen zu Häupten.

Kaum war er fertig, als auch ſchon Meſrur ins Zimmer trat. Das traurige Schauſpiel, das ſich ihm darbot, erregte in ihm eine geheime Freude, in Beziehung auf den vom Chalyfen erhaltenen Auftrag. Sobald Abu Haſſan ihn bemerkte, ging er ihm entgegen, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, und ſagte ſeufzend zu ihm: „Herr, ihr ſehet mich in der größten Betrübnis, die mich nur je treffen konnte, durch den Tod meiner theuern Gattinn Nushatulawadat, die ihr mit eurer Güte beehrtet.“

Meſrur ward von dieſen Reden gerührt, und es war ihm unmöglich, dem Andenken der Verſtorbenen einige Thränen zu verſagen. Er hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes etwas in die Höhe, um ihr ins Geſicht zu ſehen, und ließ es dann wieder fallen, als er einen halben Blick darauf geworfen hatte, indem er mit einem tiefen Seufzer ſagte: „Es gibt keinen andern Gott außer Gott! Wir müſſen alle uns ſeinem Willen unterwerfen, und jede Kreatur muß zurückkehren zu ihm![10]) Nushatulawadat, meine gute Schweſter,“ fügte er ſeufzend hinzu, „dein Lebensloos war von ſehr kurzer Dauer! Gott laſſe dir Barmherzigkeit widerfahren!“ Hierauf wendete er ſich wieder zu Abu Haſſan, der in Thränen zerſchmolz, und ſagte zu ihm: „Nicht mit Unrecht behauptet man, die Frauen haben bisweilen Geiſtesabweſenheiten, die kaum verzeihlich ſind. Sobeïde, meine gute Gebieterinn, befindet ſich in dieſem Falle. Sie geruhte gegen den Chalyfen zu behaupten, du wäreſt geſtorben, und nicht deine Frau; und was auch immer der Chalyf dagegen ſagen mochte, um ſie vom Gegentheile zu überzeugen, ſelbſt ſeine ernſthafteſten Verſicherungen, alles war fruchtlos. Er hat ſogar mich zum Zeugen aufgerufen, um ihr die Wahrheit dieſer Sache zu beſtätigen, da ich, wie du weißt, zugegen war, als du kamſt und ihm die betrübende Nachricht brachteſt; aber alles hat nichts geholfen. Es kam zu gegenſeitigen hartnäckigen Behauptungen, die kein Ende genommen hätten, wenn nicht der Chalyf, um Sobeïden zu überzeugen, auf den Einfall gekommen wäre, mich zu dir zu ſchicken, um ſich noch einmal von der Wahrheit der Sache zu unterrichten. Allein ich fürchte ſehr, daß auch dieß nichts fruchten wird; denn, von welcher Seite man auch immer heut zu Tage den Frauen beizukommen ſuchen mag, um ihnen irgend etwas begreiflich zu machen, ſie haben eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, ſobald ſie einmal von der entgegengeſetzten Anſicht eingenommen ſind.“

„Gott erhalte den Beherrſcher der Gläubigen ſtäts im Beſitz und im beſten Gebrauche ſeines ſeltenen Verſtandes!“ erwiederte Abu Haſſan, die Augen immer noch voll Thränen, und beſtändig vom Schluchzen unterbrochen. „Ihr ſehet, wie die Sache ſteht, und daß ich Seine Majeſtät hierin nicht hintergangen habe. Wollte Gott,“ rief er ferner, um die Verſtellung noch weiter zu treiben, „daß ich nicht Urſache gehabt hätte, ihm eine ſo traurige und niederſchlagende Nachricht zu hinterbringen! Ach,“ fuhr er fort, „ich kann den unerſetzlichen Verluſt, den ich erlitten habe, nicht mit Worten beſchreiben!“ — „Dieß iſt freilich wahr,“ antwortete Meſrur, „und ich kann dich verſichern, daß ich vielen Antheil an deiner Betrübnis nehme; indeß mußt du dich dennoch tröſten und dich nicht ſo ganz deinem Schmerz überlaſſen. Ich verlaſſe dich jetzt, obwohl höchſt ungern, um zu dem Chalyfen zurückzukehren; aber ich bitte mir es als Gefälligkeit aus,“ fuhr er fort, „daß du die Leiche nicht eher forttragen laſſeſt, als bis ich wiedergekommen bin, denn ich möchte gern ihrer Beerdigung beiwohnen und ſie mit meinem Gebete begleiten.“

Meſrur war bereits aus dem Zimmer fortgegangen, um von ſeiner Botſchaft Bericht abzuſtatten, als Abu Haſſan, der ihn bis an die Hausthüre begleitete, ihm zu erkennen gab, er verdiente die Ehre gar nicht, die er ihm erzeigen wollte. Aus Beſorgnis, Meſrur möchte augenblicklich wieder zurückkehren, verfolgte er ihn eine Weile mit den Augen, und als er ihn weit genug entfernt ſah, kehrte er in ſeine Wohnung zurück, befreite Nushatulawadat von allen ihren Hüllen, und ſagte zu ihr: „Da iſt ſchon wieder eine neue Scene geſpielt, aber ich denke, es wird keinesweges die letzte ſein; beſonders wird die Fürſtinn Sobeide es gewis nicht bei dem Berichte Meſrurs bewenden laſſen, ſondern im Gegentheile ſich darüber luſtig machen; auch hat ſie zu gute Gründe für ſich, als daß ſie ihm glauben ſollte. Wir müſſen uns daher auf einen nenen Auftritt gefaßt machen.“ Während dieſer Reden Abu Haſſans hatte Nushatulawadat Zeit genug, ihre Kleider wieder anzulegen; worauf ſie beide ſich dem Gitterfenſter gegenüber aufs Sofa ſetzten, um alles zu beobachten, was draußen etwa vorging.

Unterdeſſen kam Meſrur zu Sobeïden. Er trat lächelnd in ihr Gemach und ſchlug in die Hände, wie ein Menſch, der etwas ſehr angenehmes zu melden hätte.

Der Chalyf war natürlich ſehr ungeduldig und wollte ſogleich über dieſe Sache Aufſchluß haben. Uebrigens war er durch das Mistrauen Sobeïdens empfindlich gekränkt, weshalb er, ſobald er Meſrur erblickte, ausrief: „Böſer Sklave, es iſt jetzt nicht Zeit zu lachen. Du ſagſt kein Wort? Sprich frei heraus; wer iſt todt, der Mann oder die Frau?“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte ſogleich Meſrur in ernſthaftem Tone, „Nushatulawadat iſt todt, und Abu Haſſan iſt darüber noch immer ſo betrübt, wie damals, als er vor Euer Majeſtät erſchien.“

Ohne ihm Zeit zu laſſen, weiter fortzuſprechen, unterbrach ihn der Chalyf, indem er laut lachend rief: „Gute Nachricht! noch vor einem Augenblicke beſaß deine Gebieterinn Sobeïde den Gemälde-Palaſt; jetzt gehört er mir. Sie hat ihn, als du fortgegangen warſt, gegen meinen Luſtgarten verwettet. Daher konnteſt du mir kein größeres Vergnügen machen, als dieſes; ich werde dich dafür auch belohnen. Doch laſſen wir das. Erzähle mir jetzt Punkt für Punkt, was du geſehen haſt."

„Beherrſcher der Gläubigen," fuhr Meſrur fort, „als ich in Abu Haſſans Wohnung anlangte, trat ich in ſein Zimmer, welches offen war. Ich fand ihn noch immer ſehr betrübt, und den Tod ſeiner Frau Nushatulawadat beweinend. Er ſaß zu Häupten der Verſtorbenen, welche mitten im Zimmer lag, mit den Füßen nach Mekka hingewendet, und mit dem Stücke Brokat bedeckt, welches Euer Majeſtät ſo eben dem Abu Haſſan geſchenkt hat. Nachdem ich ihm meine Theilnahme an ſeiner Betrübnis bezeigt hatte, näherte ich mich, hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes in die Höhe, und erkannte Nushatulawadat, deren Geſicht ſchon ganz aufgedunſen und verändert war. Ich ermahnte Abu Haſſan auf das beſte, daß er ſich tröſten möchte, und ſagte ihm beim Weggehen, daß ich mich bei der Beerdigung ſeiner Frau einfinden würde; zugleich bat ich ihn, er möchte mit Aufhebung der Leiche ſo lange warten, bis ich käme. Das iſt alles, was ich Euer Majeſtät in Bezug auf den mir ertheilten Auftrag zu berichten im Stande bin."

Als Meſrur ſeinen Bericht geendigt hatte, ſagte der Chalyf herzlich lachend zu ihm: „Ich verlange nichts weiter von dir, und bin mit deiner Pünktlichkeit ſehr zufrieden." Hierauf wandte er ſich zu Sobeiden, und ſagte zu ihr: „Nun, meine Gemahlinn, haſt du gegen eine ſo ausgemachte Wahrheit noch etwas einzuwenden? Glaubſt du immer noch, daß Nushatulawadat am Leben und Abu Haſſan todt iſt, und geſteheſt du nicht ein, daß du die Wette verloren haſt?"

Sobeide wollte durchaus nicht zugeben, daß Meſrur die Wahrheit berichtet hätte. „Wie, Herr," erwiederte ſie, „ihr bildet euch alſo ein, daß ich es auf den Bericht dieſes Sklaven werde ankommen laſſen? Dieß iſt ein unverſchämter Menſch, der nicht weiß, was er ſpricht. Ich bin weder blind noch unſinnig; ich habe mit meinen eigenen Augen Nushatulawadat in ihrer größten Betrübnis geſehen, ich habe mit ihr ſelber geredet, und habe ſehr deutlich gehört, was ſie mir über den Tod ihres Mannes ſagte."

„Euer Majeſtät," antwortete Meſrur, „ich ſchwöre euch bei eurem Leben und bei dem Leben des Beherrſchers der Gläubigen, alſo bei dem, was mir am allertheuerſten iſt, daß Nushatulawadat todt und Abu Haſſan am Leben iſt." — „Du lügſt, elender und verächtlicher Sklave," erwiederte Sobeide ihm voll Zorn, „und ich will dich auf der Stelle beſchämen." Sogleich rief ſie ihre dienenden Frauen, indem ſie in die Hände klatſchte. Sie traten augenblicklich in großer Anzahl herein. „Tretet näher," ſagte die Fürſtinn zu ihnen, „und ſaget mir die Wahrheit. Wer war denn die Perſon, die kurz vor dem Eintritte des Beherrſchers der Gläubigen hieher kam und mit mir redete?“ Die Frauen antworteten ſämmtlich, es wäre die arme betrübte Nushatulawadat geweſen. „Und du,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich an ihre Schatzmeiſterinn wendete, „was habe ich dir denn befohlen, ihr beim Weggehen zu geben?“ — „Euer Majeſtät,“ erwiederte die Schatzmeiſterinn, „ich habe Nushatulawadat auf euern Befehl einen Beutel mit hundert Goldſtücken und ein Stück Brokat gegeben, welches ſie mit ſich genommen hat.“ — „Nun, elender und unwürdiger Sklave,“ ſagte hierauf Sobeide im höchſten Unwillen zu Meſrur, „was ſagſt du zu dem allen, was du da gehört haſt? Wem, meinſt du wohl, daß ich mehr glauben ſoll, etwa dir allein, oder meiner Schatzmeiſterinn, meinen übrigen Frauen und mir ſelber?“

Meſrur unterließ nicht, dieſen Aeußerungen der Fürſtinn Gründe entgegen zu ſtellen; da er indeß ſie noch mehr zu erbittern fürchtete, beſchloß er innezuhalten, und ſchwieg ſofort ſtill, obwohl er allen den erhaltenen Beweiſen zufolge überzeugt blieb, daß Nushatulawadat todt wäre, und nicht Abu Haſſan.

Dreihundert und dreizehnte Nacht.

Während dieſes Wortwechſels zwiſchen Sobeïden und Meſrur mußte der Chalyf, welcher die von beiden Seiten beigebrachten Beweiſe geſehen, und immer noch vom Gegentheil deſſen, was die Fürſtinn behauptete, überzeugt war, ſowohl durch das, was er im Geſpräche mit Abu Haſſan ſelber geſehen, als durch das, was ihm Meſrur ſo eben gemeldet hatte, — herzlich darüber lachen, daß Sobeïde gegen Meſrur ſo heftig erzürnt war. „Meine Gemahlinn,“ ſagte er zu ihr, „um es noch einmal zu wiederholen, ich weiß nicht, wer es geſagt hat, daß die Frauen bisweilen Geiſtesabweſenheiten haben; allein, nehmet mir es nicht übel, ihr zeiget ſelber, daß er keine größere Wahrheit ſagen konnte, als dieſe iſt. Meſrur kömmt in dieſem Augenblick aus Abu Haſſans Wohnung; er ſagt euch, daß er mit ſeinen eigenen Augen Nushatulawadat in der Mitte des Zimmers todt daliegen und Abu Haſſan lebend zu Häupten der Verſtorbenen daſitzen geſehen hat: und ungeachtet ſeines Zeugniſſes, das man vernünftiger Weiſe nicht verwerfen kann, wollt ihr es doch nicht glauben. Ich kann ſo etwas nicht begreifen!“

Ohne auf das zu hören, was der Chalyf ihr vorſtellte, erwiederte Sobeïde: „Beherrſcher der Gläubigen, verzeihet mir, wenn ich gegen euch Argwohn ſchöpfe. Ich ſehe wohl, daß ihr mit Meſrur einverſtanden ſeid, um mich zu kränken und meine Geduld auf die äußerſte Probe zu ſtellen, und da ich merke, daß der von Meſrur an euch abgeſtattete Bericht etwas Verabredetes iſt, ſo bitte ich mir es aus, daß ich ebenfalls von meiner Seite jemand in

Abu Haſſans Wohnung ſchicken darf, um zu erfahren ob ich mich irre oder nicht.

Der Chalyf genehmigte es, und die Fürſtinn übertrug dieſe wichtige Sendung ihrer Amme. Dieß war eine ſchon ſehr bejahrte Frau, die ſeit Sobeïdens Kindheit immer um ſie geweſen, und die gegenwärtig nebſt den übrigen Frauen gleichfalls da zugegen war. „Liebe Amme,“ ſagte ſie zu ihr, „höre einmal! Geh du doch in die Wohnung Abu Haſſans, oder vielmehr Nushatulawadats — denn Abu Haſſan iſt ja todt. Du ſiehſt, was für einen Streit ich mit dem Beherrſcher der Gläubigen und mit Meſrur habe, weiter darf ich dir nichts ſagen. Verſchaffe mir über dieß alles Aufſchluß, und wenn du mir eine gute Nachricht bringeſt, ſo haſt du ein ſchönes Geſchenk zu erwarten. Geh recht ſchnell, und komm unverzüglich wieder.“

Die Amme entfernte ſich, zur großen Freude des Chalyfen, dem es Vergnügen machte, Sobeïden in einer ſolchen Verlegenheit zu ſehen. Meſrur dagegen, der ſich ſehr darüber kränkte, daß die Fürſtinn ſo heftig gegen ihn erbittert war, ſuchte alles mögliche auf, um ſie zu beſänftigen, und zu bewirken, daß der Chalyf und Sobeïde gleich zufrieden mit ihm wären. Daher war es ihm ſehr lieb, als er ſah, daß Sobeïde ſich entſchloß, ihre Amme in die Wohnung Abu Haſſans zu ſchicken, weil er überzeugt war, der Bericht, den ſie abſtatten würde, müßte unfehlbar mit dem ſeinigen übereinſtimmen, und dazu dienen, ihn zu rechtfertigen, und ihn wieder in die vorige Gunſt zu ſetzen.

Unterdeß hatte Abu Haſſan, der beſtändig an ſeinem Gitterfenſter Schildwache ſtand, die Amme ſchon von ferne bemerkt, und ahnte ſogleich, daß dieß eine Sendung von Seiten Sobeïdens wäre. Er rief ſeiner Frau, und ohne über den zu faſſenden Entſchluß einen Augenblick zu zögern, ſagte er zu ihr: „Da kömmt ſo eben die Amme der Fürſtinn, um ſich von der Wahrheit zu unterrichten; ich werde jetzt meinerſeits mich noch einmal todt ſtellen.“

Alles wurde nun vorbereitet. Nushatulawadat zog den Abu Haſſan ſchnell als Leiche an, breitete das Stück Brokat, welches Sobeïde ihr gegeben, über ihn hin, und legte ihm den Turban auf das Geſicht. Unterdeß hatte die Amme, voll Eifers, ſich des erhaltenen Auftrags zu entledigen, ſich mit ziemlich raſchen Schritten genähert. Beim Eintritt in das Zimmer ſah ſie Nushatulawadat mit aufgelöſtem Haar und ganz in Thränen zu Häupten Abu Haſſans ſitzen, indem ſie ſich an Bruſt und Wangen ſchlug und ein lautes Geſchrei ausſtieß.

Sie näherte ſich der angeblichen Wittwe, und ſagte zu ihr mit theilnehmender Miene: „Meine liebe Nushatulawadat, ich komme nicht hieher, um dich in deiner Trauer zu ſtören, oder dich zu hindern, einen Mann, der dich ſo zärtlich liebte, mit Thränen zu betrauern.“ — „Ach, gute Mutter!“ unterbrach ſie ganz kläglich die angebliche Wittwe, „du ſieheſt, wie groß mein Leid iſt, und von welchem Unglück ich heute durch den Tod meines lieben Abu Haſſans betroffen bin, den mir meine und deine Gebieterinn Sobeïde und der Beherrſcher der Gläubigen zum Manne gegeben hatte. — Abu Haſſan, mein theurer Gatte,“ rief ſie noch einmal aus, „was habe ich dir gethan, daß du mich ſo bald verließeſt! Bin ich nicht ſtäts deinem Willen mehr gefolgt, als dem meinigen? Ach, was wird aus der armen Nushatulawadat werden?“

Die Amme war außerordentlich überraſcht, das Gegentheil von dem zu erblicken, was das Oberhaupt der Verſchnittenen dem Chalyfen gemeldet hatte. „Dieß ſchwarze Geſicht Mesrurs,“ rief ſie ganz laut mit emporgehobenen Händen aus, „verdiente wohl, daß Gott es dafür ſtrafte, daß es durch eine ſo entſetzliche Lüge einen ſo heftigen Zwieſpalt zwiſchen meiner guten Gebieterinn und dem Beherrſcher der Gläubigen erregt hat. Ich muß dir nur, meine Tochter,“ ſagte ſie hierauf zu Nushatulawadat, „die Bosheit und den Betrug dieſes nichtswürdigen Mesrur entdecken, der mit einer unbegreiflichen Unverſchämtheit gegen unſere gute Gebieterinn behauptet hat, du ſeieſt todt, und Abu Haſſan am Leben.“

„Ach, meine gute Mutter,“ rief Nushatulawadat aus, „wollte Gott, er hätte wahr geſprochen! Ich wäre dann nicht in der Betrübnis, in welcher du mich ſieheſt, und ich würde nicht den Tod eines ſo lieben Gatten beweinen.“ Bei dieſen letzten Worten brach ſie in Thränen aus, und bezeigte durch die Verdoppelung ihres Weinens und Klagens eine noch größere Troſtloſigkeit.

Die Amme ward von den Thränen Nushatulawadats gerührt. Sie ſetzte ſich neben ſie, weinte mit ihr, näherte ſich ganz leiſe dem Kopfe Abu Haſſans, hob ein wenig ſeinen Turban in die Höhe, und deckte ihm das Geſicht auf, um ihn zu erkennen. „Ach, armer Abu Haſſan,“ ſagte ſie dann, indem ſie ihn alsbald wieder zudeckte, „ich bitte Gott, daß er dir Barmherzigkeit widerfahren laſſe! — Lebe wohl, meine Tochter,“ ſagte ſie hierauf zu Nushatulawadat, „wenn ich dir länger Geſellſchaft leiſten könnte, ſo würde ich es herzlich gern thun, aber ich kann mich nicht länger aufhalten. Meine Pflicht drängt mich, unverzüglich fortzueilen, und unſere gute Gebieterinn von der betrübenden Unruhe zu befreien, worein dieſer nichtswürdige Schwarze ſie durch ſeine unverſchämte Lüge verſetzt hat, indem er ihr mit einem Schwure verſicherte, du wäreſt todt.“

Kaum hatte die Amme Sobeidens im Weggehen die Thüre geſchloſſen, als auch ſchon Nushatulawadat, welche wohl merkte, daß ſie bei ihrer Eilfertigkeit nicht noch einmal umkehren würde, ihre Thränen trocknete, Abu Haſſan aufs ſchnellſte von ſeiner Umhüllung befreite, und mit ihm ſodann ihren vorigen Platz auf dem Sofa, dem Gitterfenſter gegenüber, einnahm, indem beide ganz ruhig das Ende dieſes Betrugs abwarteten, und ſtäts bereit waren, ſich aus dem Handel herauszuziehen, von welcher Seite her man ſie auch immer zu faſſen ſuchen würde.

Die Amme Sobeïdens hatte unterdeß auf ihrem Rückwege, ungeachtet ihres Alters, ihre Schritte noch mehr beſchleunigt, als auf dem Hinwege. Die Freude, der Fürſtinn eine gute Nachricht zu bringen, und mehr noch die Hoffnung auf eine gute Belohnung, beſchleunigten ihre Rückkunft. Sie trat, faſt außer Athem, in das Zimmer der Fürſtinn, und indem ſie ihr von ihrer Sendung Bericht abſtattete, erzählte ſie Sobeïden ganz unbefangen alles, was ſie ſo eben geſehen hatte.

Sobeïde hörte den Bericht ihrer Amme mit lebhafter Freude an, und legte es auch deutlich an den Tag. Denn ſobald dieſe zu Ende geſprochen hatte, ſagte ſie zur Amme mit einem Tone, der gewonnenes Spiel verkündigte: „Erzähle doch daſſelbe dem Beherrſcher der Gläubigen, der uns als Unſinnige betrachtet, und der uns daneben gern überreden möchte, als hätten wir kein Gefühl für Religion und keine Furcht vor Gott mehr. Sage es ferner dieſem böſen Schwarzen, der die Unverſchämtheit beſitzt, mir eine Sache ins Geſicht zu behaupten, die nicht iſt, und die ich beſſer weiß, als er.“

Dreihundert und vierzehnte Nacht.

Meſrur, der erwartet hatte, daß die Sendung und der Bericht der Amme zu ſeinen Gunſten ausfallen würde, kränkte ſich ſchwer darüber, daß alles ſo ganz zum Gegentheil ausgeſchlagen war; außerdem ſchmerzte es ihn tief, daß Sobeïde um einer Thatſache willen, die er zuverläſſiger als irgend ein anderer zu wiſſen vermeinte, gegen ihn ſo heftig erzürnt war. Es war ihm daher ſehr angenehm, einen Anlaß zu haben, ſich hierüber ganz offen gegen die Amme erklären zu können, und zwar weit lieber gegen ſie, als gegen die Fürſtinn, welcher er nicht zu widerſprechen wagte, aus Furcht, die ſchuldige Ehrerbietung zu verletzen. „Zahnloſe Alte,“ ſagte er ohne Schonung zur Amme, „du biſt eine Lügnerinn; von alle dem, was du da ſagſt, iſt nichts wahr; ich habe mit eigenen Augen Nußhatulawadat als Leiche in der Mitte ihres Zimmers ausgeſtreckt geſehen.“

„Du biſt ſelber ein Lügner, und zwar ein recht arger Lügner,“ erwiederte die Amme in einem beleidigenden Tone, „daß du es wagſt, eine ſolche Unwahrheit gegen mich zu behaupten, die ich ſo eben aus Abu Haſſans Wohnung komme, den ich darin als Leiche ausgeſtreckt geſehen, — gegen mich, die ich ſo eben ſeine Frau lebend und geſund verlaſſen habe.“

„Ich bin kein Betrüger,“ antwortete Meſrur, „ſondern du vielmehr ſuchſt uns in Irrthum zu verſetzen.“

„Das iſt doch eine entſetzliche Unverſchämtheit,“ erwiederte die Amme, „mich in Gegenwart beider Majeſtäten Lügen zu ſtrafen, — mich, die ich ſo eben mit eigenen Augen die Wahrheit deſſen geſehen habe, was ich hier behauptete.“

„Amme,“ antwortete Meſrur noch einmal, „du würdeſt beſſer thun, wenn du gar nicht redeteſt; du faſelſt bloß abgeſchmacktes Zeug.“

Sobeïde konnte dieſe Verletzung der Ehrerbietung nicht länger an Meſrur ertragen, der ohne Rückſicht ihre Amme in ihrer Gegenwart ſo ehrenrührig behandelte. Ohne daher ihrer Amme erſt Zeit zu laſſen, auf eine ſo abſcheuliche Beſchimpfung zu antworten, ſagte ſie zu dem Chalyfen: „Beherrſcher der Gläubigen, ich verlange von euch Gerechtigkeit gegen dieſe Unverſchämtheit, die eben ſo wenig auf euch, als auf mich Rückſicht nimmt.“ Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen, ſo ſehr war ſie von innerem Aerger ergriffen; ihre Thränen erſtickten ihre übrigen Worte.

Der Chalyf, welcher dieſen ganzen Streit angehört hatte, fand die Sache höchſt verwickelt. Er mochte hin und her ſinnen; er wußte nicht, was er von dieſen Widerſprüchen denken ſollte. Andrerſeits wußte die Fürſtinn, ſo wohl als Meſrur, die Amme und die anweſenden Dienerinnen ebenfalls nicht, was ſie von dieſem Abenteuer denken ſollten, und ſchwiegen ſtill. Endlich nahm der Chalyf das Wort. „Meine Gemahlinn,“ ſagte er, zu Sobeïden ſich wendend, „ich ſehe wohl, daß wir alle zuſammen Lügner ſind, zuerſt ich, dann du Meſrur, und du Amme; wenigſtens ſcheint es nicht, als ob einer von uns glaubwürdiger ſein ſollte, als der andere. Wir wollen uns daher aufmachen, und ſelber an Ort und Stelle hingehen, um nachzuſehen, auf weſſen Seite die Wahrheit iſt. Ich ſehe kein anderes Mittel, um uns über dieſe Zweifel aufzuklären und unſere Gemüther zu beruhigen.“

Mit dieſen Worten ſtand der Chalyf auf, die Fürſtinn folgte, und Meſrur, der vor ihnen herging, um den Thürvorhang zu öffnen, ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen, ich freue mich ſehr, daß Euer Majeſtät dieſen Entſchluß gefaßt hat, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn ich der Amme gezeigt habe, nicht, daß ſie aberwitziges Zeug faſelt — denn dieſes Wort hat meiner guten Gebieterinn zu mißfallen das Unglück gehabt — ſondern, daß ihr Bericht nicht wahr geweſen iſt.“

Die Amme blieb nicht die Antwort ſchuldig. „Schweig, du ſchwarzes Geſicht,“ antwortete ſie, „es gibt hier niemand, der aberwitziges Zeug faſeln könnte, außer dir.“

Sobeïde, die gegen Meſrur aufs äußerſte aufgebracht war, konnte es nicht leiden, daß er wieder auf ihre Amme ſchmähte, und nahm daher noch einmal für ſie das Wort. „Boshafter Sklave,“ ſagte ſie zu ihm, „was du auch immer ſagen magſt, ich behaupte dennoch, daß meine Amme die Wahrheit geſagt hat; was dich aber betrifft, ſo betrachte ich dich bloß als einen Lügner.“

„Euer Majeſtät,“ erwiederte Meſrur, „wenn die Amme ſo feſt überzeugt iſt, daß Nushatulawadat am Leben, und Abu Haſſan todt iſt, ſo mag ſie gegen mich eine Wette eingehen; ſie wird dazu gewis keine Luſt haben.“

Die Amme war ſchnell mit der Gegenantwort da. „Ich habe ſo viel Luſt dazu,“ ſagte ſie, „daß ich dich beim Worte halte. Wir wollen ſehen, ob du es wagen wirſt, dein Wort zurückzunehmen.“

Meſrur trat nicht zurück. Er und die Amme wetteten in Gegenwart des Chalyfen und der Fürſtinn um ein Stück Goldbrokat mit ſilbernen Blumen, das ſich jeder von ihnen nach Belieben auswählen könnte.

Die Zimmer, aus welchen der Chalyf und Sobeïde herauskamen, waren, obwohl in ziemlich weiter Entfernung, der Wohnung Abu Haſſans und Nushatulawadats gerade gegenüber. Abu Haſſan, der ſie kommen ſah, vor ihnen Meſrur, und hinter ihnen her die Amme und die ſämmtlichen dienenden Frauen Sobeïdens, ſagte ſogleich zu ſeiner Frau, wofern er ſich nicht aufs äußerſte täuſchte, ſo gölte dieſer Beſuch ihnen. Nushatulawadat ſah ebenfalls durchs Gitterfenſter und bemerkte daſſelbe. Obwohl ihr Mann ſie im voraus auf dieſen möglichen Fall gefaßt gemacht hatte, ſo war ſie doch deshalb nicht wenig erſchrocken. „Was wollen wir machen?“ rief ſie aus, „wir ſind verloren!“

„Ganz und gar nicht, fürchte nichts,“ erwiederte Abu Haſſan mit kaltem und ruhigem Blute, „haſt du denn ſchon vergeſſen, was wir hierüber beſprochen haben? Wir wollen uns beide jetzt todtſtellen, wie wir es ſchon früher einzeln gethan, und wie wir uns verabredet haben, und du wirſt ſehen, es wird alles gut gehen. Bei ihrem langſamen Gange werden wir, noch ehe ſie an der Thüre ſind, in gehöriger Lage ſein.‘

Abu Haſſan und ſeine Frau entſchloſſen ſich wirklich, ſich ſo gut als möglich zu verhüllen; und in dieſem Zuſtande, neben einander mitten im Zimmer liegend, jeder mit ſeinem Stücke Brokat bedeckt, erwarteten ſie ruhig die zahlreiche Geſellſchaft, die ihnen einen Beſuch abzuſtatten kam.

Dreihundert und funfzehnte Nacht.

Die glänzende Geſellſchaft langte endlich an. Meſrur öffnete die Thür und der Chalyf und Sobeide traten mit ihrem ganzen Gefolge ins Zimmer. Sie wurden ſehr überraſcht, und blieben bei dem Anblicke des traurigen Schauſpiels, das ſich ihren Augen hier darbot, wie ſtarr und unbeweglich. Keiner wußte, was er von dieſem Ereignis denken ſollte. Endlich unterbrach Sobeïde das Stillſchweigen. „Ach,“ ſprach ſie zum Chalyfen, „ſo ſind ſie denn alſo alle beide todt! So habt ihr — hier ſah ſie den Chalyfen und Meſrur an — es denn durch euer hartnäckiges Vorſpiegeln, als ſei meine theure Sklavinn geſtorben, dahin gebracht, daß ſie es wirklich iſt, und ohne Zweifel vor Betrübnis über den Tod ihres Mannes.“ — „Meine Gemahlinn,“ antwortete der Chalyf, der von der entgegengeſetzten Anſicht eingenommen war, „ſaget lieber, daß Nushatulawadat zuerſt geſtorben iſt, und daß der arme Abu Haſſan ſeiner Betrübnis über den Tod ſeiner Frau hat unterliegen müſſen; ſo werdet ihr denn auch zugeben, daß ihr die Wette verloren habt, und daß euer Gemäldepallaſt in allem Ernſte mir gehört.“

„Und ich,“ erwiederte Sobeïde, welche durch den Widerſpruch des Chalyfen gereizt war, „ich behaupte, daß ihr ſelber verloren habt, und daß euer Luſtgarten mir gehört. Abu Haſſan iſt zuerſt geſtorben, da meine Amme euch und mich verſichert hat, daß ſie ſeine Frau lebend und über ihren todten Mann weinend geſehen.“

Dieſer Streit zwiſchen dem Chalyfen und Sobeïden erregte einen zweiten. Meſrur und die Amme waren nämlich in gleichem Falle: ſie hatten ebenfalls gewettet, und jeder behauptete, gewonnen zu haben. Der Wortwechſel wurde etwas ſcharf und hitzig, und das Oberhaupt der Verſchnittenen ſtand mit der Amme auf dem Punkte, zu den gröbſten Beleidigungen überzugehen.

Der Chalyf, der alles, was vorgefallen war, bei ſich erwog, räumte endlich ſtillſchweigend ein, daß Sobeïde mit eben ſo vielem Rechte, als er, behaupten könnte, daß ſie gewonnen hätte. In dem Verdruſſe, den er darüber empfand, daß er die Wahrheit bei dieſem Abenteuer nicht auszumitteln vermochte, näherte er ſich den beiden Leichen, ſetzte ſich ihnen zu Häupten, und ſann auf irgend ein Auskunftsmittel, das ihm den Sieg über Sobeïden verſchaffen könnte. „Ja,“ rief er einen Augenblick nachher, „ich ſchwöre bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich tauſend Goldſtücke von meinem eigenen Gepräge demjenigen geben will, der mir ſagt, wer von dieſen beiden zuerſt geſtorben ſei.“

Kaum hatte der Chalyf dieſe letzten Worte geſprochen, als er unter dem Stück Brokat, welches Abu Haſſan bedeckte, eine Stimme hervorkommen hörte, die ihm zurief: „Beherrſcher der Gläubigen, ich bin zuerſt geſtorben; gebet mir die tauſend Goldſtücke!“ Zugleich ſah er Abu Haſſan aus dem Stücke Brokat, das ihn bedeckte, ſich hervorarbeiten und zu ſeinen Füßen ſtürzen. Seine Frau warf ebenfalls ihre Umhüllung ab, und warf ſich zu Sobeïdens Füßen, indem ſie, des Wohlſtands halben, ſich in das Stück Brokat hüllte. Doch Sobeïde ſtieß einen heftigen Schrei aus, der das Entſetzen der Umſtehenden noch vermehrte. Endlich erholte ſich die Fürſtinn von ihrer Furcht, und fühlte nun eine unausſprechliche Freude darüber, daß ihre theure Sklavinn faſt in demſelben Augenblicke, wo ſie über den Anblick ihrer Leiche untröſtlich war, wieder von den Todten auferſtand. „Ach, du böſe Perſon,“ rief ſie aus, „du biſt ſchuld, daß ich dir zu Liebe ſo viel gelitten habe. Indeß verzeihe ich dir herzlich gern, da es doch wahr iſt, daß du nicht geſtorben biſt.“

Der Chalyf hatte ſich ſeinerſeits die Sache nicht ſo zu Herzen genommen. Anſtatt über die Stimme Abu Haſſans zu erſchrecken, glaubte er im Gegentheil vor Lachen zu erſticken, als er ſie beide ſich ihrer Umhüllungen entledigen ſah, und Abu Haſſan in allem Ernſte ſich die tauſend Goldſtücke ausbitten hörte, die er demjenigen verſprochen, der ihm ſagen würde, welcher von beiden zuerſt geſtorben wäre. „Ei, Abu Haſſan,“ ſagte der Chalyf immer noch fortlachend zu ihm, „haſt du denn geſchworen, daß ich mich wegen deiner zu Tode lachen ſoll? und wie biſt du denn auf den Einfall gekommen, Sobeïden und mich durch eine Liſt zu fangen, vor welcher wir gar nicht auf der Hut waren?“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Abu Haſſan, „ich werde es ſogleich ohne Rückhalt entdecken. Euer

Majeſtät erinnert ſich wohl noch, daß ich ſtäts ſehr viel auf eine gutbeſetzte Tafel gehalten habe. Die Frau, welche ihr mir zur Ehe gabet, hat dieſe Leidenſchaft nicht vermindert, ſondern im Gegentheil mußten die Neigungen, die ich in ihr fand, ſie nur noch vermehren. Euer Majeſtät wird nun leicht ermeſſen, daß wenn wir bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung auch einen Schatz, ſo groß wie das Meer, nebſt allen Schätzen Euer Majeſtät obendrein beſeſſen hätten, wir dennoch ſehr bald damit zu Ende gekommen ſein würden. Dies iſt denn wirklich geſchehen. Seitdem wir beiſammen ſind, haben wir nichts geſpart, um uns von den Geſchenken Euer Majeſtät gütlich zu thun. Als wir dieſen Morgen mit unſerem Speiſewirth abrechneten, fanden wir, daß, wenn wir ihn befriedigten, und unſere übrigen Schulden bezahlten, uns von dem ganzen Gelde, das wir beſaßen, nichts übrig blieb. Betrachtungen über das Vergangene, und gute Vorſätze für die Zukunft, drängten ſich nun haufenweiſe unſerem Gemüth und unſeren Gedanken auf. Wir entwarfen tauſend Pläne, die wir aber immer ſogleich wieder aufgaben. Endlich gab uns die Scham, uns in einem ſo traurigen Zuſtande zu befinden, den wir Euer Majeſtät nicht zu entdecken wagten, dieß Mittel ein, um unſeren Bedürfniſſen abzuhelfen, und euch zugleich durch dieſen kleinen Betrug zu beluſtigen, wegen deſſen wir Euer Majeſtät um gütige Verzeihung bitten."

Der Chalyf und Sobeïde waren mit der Aufrichtigkeit Abu Haſſans ſehr zufrieden, und ſchienen über das, was vorgefallen, gar nicht böſe zu ſein; im Gegentheile vermochte Sobeïde, welche die Sache immer ſehr ernſt genommen, ſich ihrerſeits nicht des Lachens zu enthalten, wenn ſie an alles das dachte, was Abu Haſſan erſonnen hatte, um ſeinen Plan glücklich auszuführen. Der Chalyf hatte faſt noch gar nicht zu lachen aufgehört, ſo einzig ſchien ihm dieſer Einfall zu ſein. Er ſtand auf, und ſagte zu Abu Haſſan und deſſen Frau: „Folget mir beide; ich will euch die verſprochenen tauſend Goldſtücke auszahlen laſſen, für die Freude, die ich darüber habe, daß ihr nicht geſtorben ſeid."

„Beherrſcher der Gläubigen," ſagte Sobeïde, „ich bitte euch, begnüget euch damit, die tauſend Goldſtücke an Abu Haſſan zu zahlen; ihr ſeid ſie ihm einzig und allein ſchuldig. Was ſeine Frau anbetrifft, ſo laßt mich nur machen." Zugleich befahl ſie ihrer Schatzmeiſterinn, die ſie begleitete, an Nushatulawadat ebenfalls tauſend Goldſtücke auszahlen zu laſſen, um ihr auch von ihrer Seite die Freude an den Tag zu legen, die ſie darüber empfand, daß dieſelbe noch am Leben war.

Durch dieß Mittel erhielten ſich Abu Haſſan und ſeine Gattinn Nushatulawadat noch lange in der Gunſt des Chalyfen Harun Arreſchyd und ſeiner Gemahlinn Sobeïde, und erlangten von der Freigebigkeit derſelben ſo viel, daß ſie für ihr ganzes übriges Leben alle ihre Bedürfniſſe im reichſten Maße befriedigen konnten.“

Dreihundert und ſechzehnte Nacht.

Die Sultaninn Scheherazade hatte bei Endigung der Geſchichte Abu Haſſans dem Sultan Schachriar verſprechen müſſen, ihm den folgenden Tag eine andere zu erzählen, die für ihn nicht minder unterhaltend ſein würde. Ihre Schweſter Dinarſade unterließ daher nicht, ſie noch vor Tage zu erinnern, daß ſie es verſprochen, und daß der Sultan ſich zu Anhörung derſelben bereit gezeigt habe. Scheherazade erzählte daher ſogleich und ohne auf ſich lange warten zu laſſen, folgende Geſchichte:

Geſchichte
von Aladdin, oder die Wunderlampe.

In einer ſehr großen und reichen Hauptſtadt China's, deren Name mir gegenwärtig entfallen iſt, lebte ein Schneider Namens Muſtafa, der außer ſeinem Gewerbe ſich durch nichts weiter von andern unterſchied. Dieſer Schneider Muſtafa war ſehr arm, und ſeine Arbeit brachte ihm kaum ſo viel ein, daß er, ſeine Frau und ein Sohn, den ihnen Gott geſchenkt hatte, davon leben konnte.

Die Erziehung dieſes Sohnes, welcher Aladdin**) hieß, war ſehr vernachläſſigt worden, und dieß war denn ſchuld, daß er ſich ſehr laſterhafte Neigungen angewöhnt hatte. Er war boshaft, halsſtarrig und gegen Vater und Mutter ungehorſam. Sobald er ein wenig herangewachſen war, konnten ihn ſeine Aeltern nicht mehr zu Hauſe halten. Er ging ſchon am frühen Morgen aus, und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er auf den Straſſen und öffentlichen Plätzen mit Gaſſenjungen ſpielte, die weit unter ſeinem Alter waren.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen ſollte, nahm ihn ſein Vater, der ihn kein anderes Gewerbe lernen laſſen konnte, als das ſeinige, in ſeine Bude, und fing an, ihn zu unterweiſen, wie er die Nadel führen ſollte. Allein weder durch Güte noch durch Furcht vor Strafe vermochte der Vater die Flatterhaftigkeit ſeines Sohnes zu feſſeln; er vermochte ihn nicht anzuhalten oder zu zwingen, daß er, wie er es wünſchte, emſig und anhaltend bei der Arbeit geblieben wäre. Sobald nur Muſtafa den Rücken wendete, ſchlüpfte Aladdin fort, und kam den ganzen Tag nicht wieder. Der Vater züchtigte ihn; allein Aladdin war nicht zu beſſern, und Muſtafa mußte ihn zuletzt, zu ſeinem großen Bedauern, ſeinem liederlichen Leben überlaſſen. Dieß machte ihm viel Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er ſeinen Sohn nicht zu ſeiner Pflicht zurückführen konnte, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, an welcher er nach einigen Monaten ſtarb.

Aladdins Mutter, welche ſah, daß ihr Sohn niemals das Gewerbe des Vaters erlernen würde, ſchloß den Laden, und machte all ihr Handwerksgeräth zu Gelde, um ſowohl davon, als auch von dem wenigen, was ſie vom

Baumwolleſpinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor ſeinem Vater in Schranken gehalten wurde, und der ſich um ſeine Mutter ſo wenig kümmerte, daß er dreiſt genug war, ihr bei den geringſten Vorſtellungen, die ſie ihm machte, zu drohen, überließ ſich nun ganz der Liederlichkeit. Er ſuchte immer mehr junge Leute ſeines Alters auf und ſpielte mit ihnen ohne Unterlaß und leidenſchaftlicher als jemals. Dieſe Lebensweiſe ſetzte er bis zu einem Alter von funfzehn Jahren fort, ohne zu irgend etwas Luſt oder Neigung zu verrathen, und ohne zu überlegen, was aus ihm werden ſollte. Einſt ſpielte er ſo nach ſeiner Gewohnheit mit einem Schwarme von Gaſſenjungen auf einem freien Platze, als ein Fremder vorüberging, welcher ſtehen blieb und ihn anſah.

Dreihundert und ſiebzehnte Nacht.

Dieſer Fremde war ein berühmter Zauberer. Die Geſchichtſchreiber, welche dieſe Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den Afrikaniſchen Zauberer, und wir wollen ihn daher ebenſo nennen, und zwar um ſo lieber, da er wirklich aus Afrika, und erſt ſeit zwei Tagen angelangt war.

Sei es nun, daß der Afrikaniſche Zauberer, der ſich auf Geſichtsbildungen verſtand, in dem Geſicht Aladdins alles das geleſen hatte, was zur Ausführung deſſen, weshalb er dieſe weite Reiſe unternommen, erforderlich war, oder mochte er einen andern Grund haben, genug, er erkundigte ſich genau nach ſeiner Familie und was er wäre. Als er ſich über alles, was er nur wünſchte, unterrichtet hatte, näherte er ſich dem jungen Menſchen, zog ihn einige Schritte von ſeinen Spielgeſellen bei Seite, und fragte ihn: „Mein Sohn, iſt dein Vater nicht der Schneider Muſtafa?“ — „Ja;“ erwiederte Aladdin, „aber er iſt ſchon lange todt.“

Bei dieſen Worten fiel der Afrikaniſche Zauberer dem Aladdin um den Hals, umarmte ihn, und küßte ihn wiederholt mit Thränen in den Augen und ſeufzend. Aladdin bemerkte ſeine Thränen, und fragte ihn, was denn die Urſache derſelben wäre. „Ach, mein Sohn!“ rief der Afrikaniſche Zauberer, „wie könnte ich mich des Weinens enthalten? ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter Bruder. Ich bin ſchon mehrere Jahre lang auf Reiſen, und in dem Augenblicke, wo ich hier anlange, in der Hoffnung, ihn wiederzuſehen und ihn durch meine Rückkehr zu erfreuen, meldeſt du mir, daß er todt iſt. Ich kann dich verſichern, es iſt für mich ein empfindlicher

Schmerz, mich ſo desjenigen Troſtes beraubt zu ſehen, worauf ich mir Rechnung gemacht hatte Indeß, was einigermaßen meine Betrübnis mildert, iſt, daß ich, ſo weit ich mich noch zurückerinnern kann, ſeine Züge auf deinem Geſichte wieder entdecke, und ich ſehe, daß ich mich nicht getäuſcht habe, indem ich mich an dich gewendet.“ Er fragte darauf Aladdin, indem er in ſeinen Geldbeutel hineingriff, wo denn ſeine Mutter wohnte? Aladdin gab ihm ſogleich Auskunft auf ſeine Frage, und der Afrikaniſche Zauberer gab ihm in dieſem Augenblick eine Handvoll Kleingeld, indem er hinzufügte: „Mein Sohn, geh jetzt eilig zu deiner Mutter, grüße ſie von mir, und ſage ihr, ich werde morgen, wofern es mir die Zeit erlaubt, ſie beſuchen, um mir den Troſt zu verſchaffen, den Ort und die Stelle zu ſehen, wo mein guter Bruder ſo lange gelebt hat und wo er geſtorben iſt.“

Sobald als der Afrikaniſche Zauberer ſeinen Neffen — den er ſo eben erſt dazu gemacht — verlaſſen hatte, lief Aladdin, höchſt erfreut über das Geld, welches ſein Oheim ihm geſchenkt, zu ſeiner Mutter, und ſagte zu ihr beim Eintreten: „Liebe Mutter, ich bitte dich, ſage mir, ob ich noch einen Oheim habe.“ — „Nein, mein Sohn,“ erwiederte die Mutter, „du haſt keinen Oheim, weder von Seiten deines verſtorbenen Vaters, noch von meiner Seite.“ — „Und doch,“ fuhr Aladdin fort, „habe ich jetzt eben einen Mann geſprochen, der ſich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgibt, und mich verſichert hat, er ſei meines Vaters Bruder. Um euch zu beweiſen, daß ich die Wahrheit rede," fuhr er fort, indem er das empfangene Geld zeigte, „da ſehet einmal, was er mir geſchenkt hat. Er hat mir auch aufgetragen, euch von ihm zu grüßen, und euch zu ſagen, daß er morgen, wofern es ſeine Zeit erlaubt, euch beſuchen wird, um zugleich das Haus zu ſehen, worin mein Vater gelebt hat und geſtorben iſt." — „Mein Sohn," erwiederte die Mutter, „es iſt wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er iſt ſchon längſt todt; und ich habe nie von ihm gehört, daß er noch einen anderen hätte." Weiter ſprachen ſie nichts über den Afrikaniſchen Zauberer.

Den folgenden Tag redete der Afrikaniſche Zauberer den Aladdin noch einmal an, als dieſer eben an einem anderen Orte der Stadt mit anderen Kindern ſpielte. Er umarmte ihn, wie er den Tag zuvor gethan, drückte ihm zwei Goldſtücke in die Hand, und ſagte zu ihm: „Mein Sohn, trag dieß deiner Mutter hin, und ſage ihr, ich werde ſie dieſen Abend beſuchen, und ſie möge dafür zum Abendeſſen einkaufen, damit wir zuſammen ſpeiſen können; doch zuvor bezeichne mir das Haus, wo ſie wohnt." Er bezeichnete es ihm, und der Afrikaniſche Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die beiden Goldſtücke ſeiner Mutter. Sobald er ihr erzählt hatte, was der Oheim zu thun

Willens wäre, ging ſie aus, um das Geld zu verwenden, und kam mit reichlichen Speiſevorräthen zurück; bei den Nachbaren borgte ſie ſich das erforderliche Tiſchgeſchirr, welches ihr fehlte, und ſo brachte ſie den ganzen Tag mit Anſtalten zur Abendmahlzeit hin. Am Abend, als alles fertig war, ſagte ſie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht nicht, wo unſer Haus iſt; geh ihm daher entgegen, und führe ihn hieher, wenn du ihn ſieheſt.“

Obwohl Aladdin dem Afrikaniſchen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, ſo wollte er ihm doch ſogleich entgegen gehen, als man an die Thüre klopfte. Aladdin öffnete, und erkannte ſogleich den Afrikaniſchen Zauberer, der mit Weinflaſchen und Früchten von allerlei Gattungen für das Abendeſſen beladen hereintrat.

Nachdem der Afrikaniſche Zauberer das, was er trug, dem Aladdin übergeben hatte, begrüßte er die Mutter desſelben und bat ſie, ihm die Stelle auf dem Sofa zu zeigen, wo ſein Bruder Muſtafa gewöhnlich geſeſſen hatte. Sie zeigte ſie ihm. Sogleich warf er ſich nieder, küßte wiederholt dieſe Stelle mit Thränen in den Augen, und rief: „Mein armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zur rechten Zeit eingetroffen, um dich vor deinem Tode noch einmal umarmen zu können!“ Ungeachtet die Mutter Aladdins ihn darum bat, wollte er doch nicht auf dieſen Platz ſich ſetzen. „Nein,“ ſagte er, „ich werde mich wohl hüten; aber erlaubet mir, hier gegenüber zu ſitzen, damit, wenn ich auch des Vergnügens beraubt bin, ihn als Familienvater perſönlich anweſend zu erblicken, ich mir doch wenigſtens einbilden kann, als ſäße er da.“ Die Mutter Aladdins drang nun nicht weiter in ihn, ſondern ließ ihn Platz nehmen, wo er Luſt hatte.

Als der Afrikaniſche Zauberer ſich geſetzt hatte, fing er an, ſich mit Aladdins Mutter zu unterhalten. „Meine gute Schweſter, ſagte er zu ihr, wundre dich nicht, daß du mich während der ganzen Zeit, wo du mit meinem Bruder Muſtafa ſeligen Andenkens verheiratet warſt, nie geſehen haſt. Es iſt gerade vierzig Jahre her, daß ich aus dieſem Lande, welches mein und meines verſtorbenen Bruders Vaterland iſt, fortreiſte. Seitdem habe ich Reiſen nach Indien, Perſien, Arabien, Syrien und Aegypten gemacht, habe mich in den ſchönſten Städten dieſer Länder aufgehalten, und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt genommen. Da es indeß dem Menſchen von Natur angeboren iſt, wie weit er auch von ſeiner Heimat entfernt ſein mag, doch nie das Andenken an dieſelbe, an ſeine Aeltern, Verwandten und Jugendgeſpielen ganz zu vergeſſen, ſo ergriff auch mich am Ende ein ſo heißes Verlangen, jetzt, da ich noch Muth und Kräfte zu einer ſo weiten Reiſe in mir fühlte, meine Heimat wiederzuſehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, daß ich auf der Stelle meine Vorbereitungen traf, und mich auf den Weg machte. Ich ſage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu gebraucht, noch von den mir aufgeſtoßenen Hinderniſſen, noch von den Beſchwerden und Mühſalen, die ich ausgeſtanden habe, um hieher zu gelangen, — ich will dir bloß ſagen, daß mich auf allen meinen Reiſen nichts ſo ſehr geſchmerzt und betrübt hat, als da ich jetzt den Tod meines Bruders vernahm, den ich immer ſo lieb gehabt, und für den ich eine wahrhaft brüderliche Zuneigung gehegt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Geſichte meines Neffen, deines Sohnes, und dieß machte, daß ich ihn unter allen den übrigen Kindern, mit denen er zuſammen war, herausfand. Er wird dir vielleicht erzählt haben, welchen Eindruck die traurige Nachricht von dem Tode meines Bruders auf mich gemacht hat. Indeß — Gott ſei allewege gelobt! Ich tröſte mich, daß ich ihn in ſeinem Sohne wiedergefunden habe, der mir ſeine Geſichtzüge ſo lebendig vergegenwärtigt.“

Der Afrikaniſche Zauberer bemerkte, daß Aladdins Mutter bei dem Andenken an ihren Mann, das ihren Schmerz erneuerte, gerührt wurde, und lenkte daher das Geſpräch auf etwas anderes. Er wandte ſich zu Aladdin, und fragte ihn, wie er hieße. „Ich heiße Aladdin,“ antwortete dieſer. „Nun, Aladdin,“ fuhr der Zauberer fort, womit beſchäftigſt du dich? verſteheſt du irgend ein Gewerbe?“

Bei dieſer Frage ſchlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in Verlegenheit. Seine Mutter nahm indeß das Wort, und ſagte: „Aladdin iſt ein Faulenzer. Sein Vater that bei ſeinen Lebzeiten alles mögliche, um ihn ſein Gewerbe zu lehren, konnte aber ſeinen Zweck nicht erreichen; jetzt da dieſer todt iſt, mag ich ihm täglich ſagen und vorreden, was ich will, er treibt keine andere Lebensweiſe, als die eines Herumſtreichers, und bringt ſeine ganze Zeit, wie ihr geſehen habt, unter anderen Kindern mit Spielen hin, ohne zu bedenken, daß er ſelber kein Kind mehr iſt; und wenn ihr ihn heute nicht deshalb beſchämt, und er ſich dieſe Warnung nicht zu Nutze macht, ſo verzweifle ich ganz, daß je aus ihm etwas Tüchtiges werde. Er weiß, daß ſein Vater kein Vermögen hinterlaſſen hat, und ſieht ſelber, daß ich mit meinem Baumwolleſpinnen den ganzen Tag über kaum ſo viel verdienen kann, daß wir Brot haben. Was mich betrifft, ſo habe ich den Beſchluß gefaßt, ihm eheſter Tage meine Thüre zu verſchlieſſen, und ihn fortzuſchicken, um ſich ſein Brot anderswo zu ſuchen.“

Als die Mutter Aladdins unter vielen Thränen ſo geſprochen hatte, ſagte der Afrikaniſche Zauberer zu Aladdin: „Das iſt nicht gut, mein lieber Neffe, du mußt darauf denken, dir ſelber fortzuhelfen, und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Es gibt ja ſo verſchiedene Gewerbe in der Welt; ſollte denn nicht eins darunter ſein, wozu du vorzugsweiſe Luſt und Neigung hätteſt. Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht, und du würdeſt dich eher zu einem anderen bequemen; verhehle mir nicht deine Geſinnungen hierüber, ich will ja bloß dein Beſtes.“ Da er ſah, daß Aladdin nichts antwortete, ſo fuhr er fort: „Haſt du vielleicht überhaupt Abneigung gegen die Erlernung irgend eines Gewerbes, und willſt du als ein gebildeter Mann in der Welt leben, ſo will ich dir einen Laden, voll der reichſten Stoffe und des feinſten Linnenzeuges, eingeben; du kannſt dich dann mit dem Verkaufe dieſer Sachen befaſſen, mit dem Gelde, welches du daraus löſeſt, andere Waaren einkaufen, und auf dieſe Weiſe ein anſtändiges Auskommen finden. Frage dich ſelbſt, und ſage mir offen, was du denkſt; du wirſt mich ſtäts bereit finden, mein Verſprechen zu halten.“

Dieſes Anerbieten ſchmeichelte dem Aladdin ſehr, den jede Handarbeit anekelte, und zwar um ſo mehr, da er bemerkt hatte, daß die Läden dieſer Art, wie ihm vorgeſchlagen worden, immer ſehr reinlich und ſtarkbeſucht, und daß die Kaufleute darin ſehr gut gekleidet und ſehr geachtet waren. Er ſagte daher zu dem Afrikaniſchen Zauberer, den er als ſeinen Oheim betrachtete, daß ſeine Neigung mehr nach dieſer Seite, als nach jeder andern, hin gerichtet wäre, und daß er ihm für die Wohlthat, die er ihm zugedacht, ſein ganzes Leben hindurch verpflichtet ſein würde. „Da dieß Gewerbe dir gefällt,“ erwiederte der

Afrikaniſche Zauberer, ſo werde ich dich morgen mitnehmen, und dich ſo reich und nett kleiden laſſen, wie es ſich für einen der erſten Kaufleute dieſer Stadt ſchickt, und übermorgen wollen wir darauf denken, für dich einen Laden zu errichten, wie ich ihn im Sinne habe.“

Aladdins Mutter, die bis dahin gar nicht geglaubt hatte, daß der Afrikaniſche Zauberer ein Bruder ihres Mannes wäre, zweifelte jetzt, nach den Verſprechungen, die er ihrem Sohne machte, keinen Augenblick mehr daran. Sie dankte ihm für ſeine guten Abſichten, und nachdem ſie den Aladdin ermuntert hatte, ſich der Wohlthaten, wozu ihm ſein Oheim Hoffnung machte, würdig zu zeigen, trug ſie die Abendmahlzeit auf. Die Unterhaltung während des Abendeſſens betraf noch immer denſelben Gegenſtand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht ſchon weit vorgerückt war; worauf er von Mutter und Sohn Abſchied nahm und ſich entfernte.

Am folgenden Morgen früh unterließ der Afrikaniſche Zauberer nicht, ſeinem Verſprechen gemäß, zu Muſtafa's Wittwe wiederzukommen. Er nahm ſodann Aladdin mit ſich, und führte ihn zu einem großen Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen Gattungen der ſchönſten Stoffe für Perſonen jedes Alters und Standes zu verkaufen hatte. Er ließ ſich mehrere zeigen, die der Größe Aladdins angemeſſen waren, und nachdem er die, welche ihm am beſten gefielen, ausgeſucht, und alle andern, die nicht ſo ſchön waren, als er wünſchte, wieder zurückgelegt hatte, ſagte er zu Aladdin: „Lieber Neffe, wähle dir unter allen dieſen Kleidern dasjenige aus, welches dir am beſten gefällt.“ Aladdin, der über die Freigebigkeit ſeines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eins aus. Der Zauberer kaufte es mit allem, was dazu gehörte, und bezahlte es baar, ohne zu handeln.

Dreihundert und achtzehnte Nacht.

Als Aladdin ſich ſo prächtig von Kopfe bis zu Füßen gekleidet ſah, ſtattete er ſeinem Oheim alle nur erdenklichen Dankſagungen ab; und der Zauberer verſprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlaſſen, ſondern ihn ſtäts bei ſich zu behalten. Auch führte er ihn wirklich in die beſuchteſten Gegenden der Stadt, beſonders in diejenigen, wo die Läden der reichſten Kaufleute waren; und als er mit ihm in die Straße gekommen war, wo die Läden mit den ſchönſten Stoffen und der feinſten Schleierleinwand ſich befanden, ſagte er zu Aladdin: „Da du bald ein eben ſolcher Kaufmann, wie dieſe da, ſein wirſt, ſo iſt es gut, daß du ſie beſucheſt und daß ſie dich kennen lernen.“ Er zeigte ihm ferner auch die ſchönſten und größten Moſcheen, führte ihn in die Chane, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaſte des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem ſie die ſchönſten Gegenden der Stadt mit einander durchſtreift hatten, gelangten ſie in den Chan, worin der Zauberer ſeine Wohnung genommen hatte. Es fanden ſich da noch einige andere Kaufleute ein, deren Bekanntſchaft er ſeit ſeiner Ankunft gemacht, und die er dießmal abſichtlich verſammelt hatte, um ſie gut zu bewirthen und um ihnen ſeinen angeblichen Neffen vorzuſtellen.

Das Gaſtmahl endigte nicht eher als am Abend. Aladdin wollte von ſeinem Oheim Abſchied nehmen, um nach Hauſe zurück zu kehren; allein der Afrikaniſche Zauberer wollte ihn nicht allein gehen laſſen, ſondern geleitete ihn ſelber bis in die Wohnung ſeiner Mutter zurück. Als dieſe ihren Sohn ſo gut gekleidet erblickte, war ſie vor Freuden außer ſich, und konnte gar nicht aufhören, den Zauberer, der für ihren Sohn ſo viel Geld ausgegeben, mit allen möglichen Segenswünſchen zu überhäufen. „Großmüthiger Anverwandter,“ ſagte ſie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich euch für eure Freigebigkeit genugſam danken ſoll. Ich weiß, daß mein Sohn das Gute, welches ihr ihm erzeiget, nicht verdient, und er würde deſſen gänzlich unwerth ſein, wenn er es nicht erkennen oder nicht euern guten Abſichten entſprechen ſollte, die ihr mit ihm vorhabt, indem ihr ihm eine ſo glänzende Einrichtung geben wollet. Ich für meine Perſon,“ fügte ſie hinzu, „danke euch von ganzem Herzen dafür, und wünſche euch ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes ſein zu können, der euch dieſelbe nicht beſſer an den Tag legen kann, als wenn er ganz euern guten Rathſchlägen folgt.“

„Aladdin,“ erwiederte der Afrikaniſche Zauberer, „iſt ein guter Junge; er hört auf mich, und ich denke, daß wir noch etwas recht Gutes aus ihm machen werden. Es thut mir übrigens leid, daß ich morgen noch nicht das ausführen kann, was ich ihm verſprochen habe. Es iſt nämlich Freitag[12], die Läden werden da geſchloſſen ſein, und es iſt alſo nicht daran zu denken, einen zu miethen und mit Waaren zu verſehen, da die Kaufleute an dieſem Tage nur auf ihr Vergnügen und ihre Zerſtreuung denken. Wir werden alſo die Sache auf Sonnabend verſchieben müſſen. Indeß werde ich ihn morgen wieder mitnehmen, und ihn in die Gärten ſpazieren führen, wo ſich gewöhnlich die ſchöne Welt einzufinden pflegt. Er hat vielleicht noch nie etwas von den Vergnügungen geſehen, die man da genießt. Bisher war er immer nur mit Kindern zuſammen, er muß jetzt auch einmal erwachſene Menſchen ſehen.“ Der Afrikaniſche Zauberer nahm endlich von Mutter und Sohn Abſchied, und entfernte ſich. Aladdin indeß, der ſchon hoch erfreut darüber war, ſich ſo gut gekleidet zu ſehen, freute ſich jetzt auch noch im voraus auf den Spaziergang nach den Gärten außerhalb der Stadt. In der That war er noch nie vor die Thore gekommen, und er hatte noch nie die Umgebungen geſehen, welche überaus ſchön waren.

Aladdin ſtand den folgenden Tag ſehr früh auf und kleidete ſich an, um zum Mitgehen bereit zu ſein, ſobald ſein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, ſehr lange gewartet hatte, bewirkte die Ungeduld, daß er die Thür öffnete und häufig hinausging, um zu ſehen, ob er denn nicht käme. Sobald er ihn von fern erblickte, gab er ſeiner Mutter davon Nachricht, nahm hierauf von ihr Abſchied, ſchloß die Thüre zu und eilte ihm entgegen.

Der Afrikaniſche Zauberer erzeigte dem Aladdin, als er ihn wiederſah, viele Liebkoſungen. „Wohlan nun, lieber Junge,“ ſagte er mit lächelnder Miene zu ihm, „ich werde dir heute ſchöne Sachen zeigen.“ Hierauf führte er ihn durch ein Thor, welches zu groſſen und ſchönen Häuſern oder vielmehr zu prächtigen Paläſten hinaus führte, deren jeder einen ſehr ſchönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaſte, an welchem ſie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihn ſchön fände; und Aladdin, der ihm immer zuvorkam, ſagte bei jedem neuen, der ſich ihrem Anblicke darbot: „Lieber Oheim, da iſt ein noch weit ſchönerer, als alle die, welche wir bisher geſehen haben.“ Unterdeſſen waren ſie immer weiter ins Freie vorgeſchritten, und der liſtige Zauberer, der gern noch weiter gehen wollte, um den Plan, den er im Kopfe hatte, auszuführen, nahm Anlaß, in einen dieſer Gärten hineinzutreten. Er ſetzte ſich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen ſilberhelles Waſſer ſprudelte, und ſtellte ſich ermüdet, damit Aladdin ſich ebenfalls ſetzen möchte. „Lieber Neffe,“ ſagte er zu ihm, „du wirſt eben ſo müde ſein, wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um friſche Kräfte zu ſammeln; wir werden dann mehr Muth haben, unſern Spaziergang zu verfolgen.“

Als ſie ſich geſetzt hatten, zog der Afrikaniſche Zauberer aus einem Tuche, das an ſeinem Gürtel befeſtigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten, die er zum Vorrathe mitgenommen, hervor, und breitete ſie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin, und ließ in Hinſicht der Früchte demſelben freie Auswahl unter denen, die ihm am beſten ſchmeckten. Während dieſer kleinen Mahlzeit ermahnte er ſeinen angeblichen Neffen, ſich von dem Umgange mit Knaben los zu machen, ſich lieber an kluge und verſtändige Männer anzuſchließen, ihnen zuzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. „Du wirſt,“ ſagte er, „ſehr bald ein Mann wie ſie ſein, und du kannſt dich nicht früh genug gewöhnen, nach ihrem Beiſpiele, verſtändige Reden zu führen.“ Als ſie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, ſtanden ſie auf, und verfolgten ihren Weg queer durch die Gärten, die von einander bloß durch ſchmale Gräben geſchieden waren, welche die Gränzſcheide bildeten, ohne deshalb die Verbindung zu hemmen. Das gegenſeitige Zutrauen machte, daß die Bürger dieſer Hauptſtadt weiter keine Vorſichtsmaaßregel brauchten, um gegenſeitigen Schaden zu verhüten. Unvermerkt führte der Afrikaniſche Zauberer den Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus, und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählich in die Nähe von Bergen leitete.

Aladdin, der in ſeinem ganzen Leben noch keinen ſo weiten Weg gemacht hatte, fühlte ſich durch den weiten Gang ſehr ermüdet. „Lieber Oheim,“ ſagte er zu dem Afrikaniſchen Zauberer, „wohin gehen wir denn? wir haben die Gärten ſchon ſehr weit hinter uns, und ich ſehe nichts als Berge vor mir. Wenn wir noch weiter vorwärts gehen, ſo weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um wieder nach der Stadt zurückzukehren.“ — „Faſſe nur Muth, lieber Neffe,“ ſagte der vermeintliche Oheim zu ihm, „ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der nicht mehr weit von hier iſt, nur noch ein Paar Schritte; und wenn wir dahin gekommen ſein werden, ſollſt du mir einmal ſagen, ob es dir nicht leid geweſen wäre, wenn du ihn nicht geſehen hätteſt, nachdem du ſchon ſo nahe daran geweſen.“ Aladdin ließ ſich überreden, und der Zauberer führte ihn noch weiter, indem er ihm verſchiedene anmuthige Geſchichten erzählte, um ihm den Weg minder langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich kamen ſie zwiſchen zwei mäßig hohe Berge, die ſich ziemlich gleich, und nur durch ein ſchmales Thal geſchieden waren. Dieß war eben die merkwürdige Stelle, wohin der Afrikaniſche Zauberer den Aladdin hatte führen wollen, um mit ihm einen großen Plan auszuführen, um deſſentwillen er von dem äußerſten Ende Afrika's bis nach China gereiſt war. „Wir ſind jetzt an Ort und Stelle,“ ſagte er zu Aladdin; „ich werde dir hier Dinge zeigen, die ganz außerordentlich und allen übrigen Sterblichen unbekannt ſind. Wenn du ſie geſehen haben wirſt, ſo wirſt du mir gewis Dank dafür wiſſen, das ich dich zum Augenzeugen ſo vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch niemand geſehen hat. Während ich jetzo mit dem Stahle Feuer ſchlagen, häufe du hier ſo viel trocknes Reiſig zuſammen, als du nur auftreiben kannſt, um Feuer anzumachen.“

Es war an dem Orte eine ſolche Menge Reiſig vorhanden, daß Aladdin ſehr bald einen mehr als hinlänglichen Haufen davon beiſammen hatte, während der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun Feuer an, und während das Reiſig aufloderte, warf der Afrikaniſche Zauberer Räucherwerk hinein, welches er ſchon in Bereitſchaft hatte. Ein dicker Rauch ſtieg empor, den er bald auf dieſe, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte murmelte, von denen Aladdin nichts verſtand.

Dreihundert und neunzehnte Nacht.

In dieſem Augenblick erbebte die Erde ein wenig, öffnete ſich an der Stelle vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein hervorſcheinen, welcher anderthalb Fuß ins Gevierte hatte, einen Fuß dick, und wagerecht hingelegt war, mit einem bronzenen Ringe, der in der Mitte verſiegelt war. Aladdin, der über das, was hier vor ſeinen Augen vorging, erſchrak, ward von Furcht befallen, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieſer geheimnisvollen Handlung nothwendig; darum hielt ihn der Zauberer zurück, fuhr ihn heftig an, und gab ihm eine ſo ſtarke Ohrfeige, daß er davon zu Boden fiel, und beinahe ſeine Vorderzähne im Munde eingebüßt hätte, welcher ſehr blutete. Der arme Aladdin rief zitternd und weinend: „Lieber Oheim, was habe ich denn gethan, daß ihr mich ſo heftig ſchlaget?“ — „Ich habe meine Gründe dazu,“ erwiederte der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der bei dir jetzt Vaterſtelle vertritt, und du darfſt dich daher gar nicht verantworten. Indeß, liebes Kind,“ fuhr er etwas beſänftigt fort, „du darfſt dich gar nicht fürchten. Ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorcheſt, wofern du dir ſelber nützen und dich der großen Vortheile, die ich dir zu verſchaffen gedenke, würdig machen willſt.“ Dieſe ſchönen Verſprechungen des Zauberers beruhigten etwas die Furcht und das aufgeregte Gefühl Aladdins, und ſobald ihn der Zauberer wieder ganz beruhigt ſah, fuhr er fort: „Du haſt geſehen, was ich durch die Kraft meines Räucherwerks und der von mir ausgeſprochenen Worte bewirkt habe. Vernimm jetzo noch, daß ſich unter dieſem Steine, den du da ſieheſt, ein verborgener Schatz befindet, der für dich beſtimmt iſt, und der dich einſt reicher machen wird, als die reichſten Könige der Erde. Dieß iſt ſo gewis wahr, daß es außer dir niemand auf der Welt gibt, dem es erlaubt wäre, dieſen Stein anzurühren oder wegzuheben. Selbſt ich darf ihn nicht einmal berühren, oder auch nur einen Fuß in dieß Schatzgewölbe ſetzen, wenn es geöffnet ſein wird. Deshalb mußt du pünktlich thun, was ich dir ſagen werde, ohne etwas dabei zu verſehen. Die Sache iſt für mich und dich von großer Wichtigkeit.“

Aladdin, der noch immer voll Staunen war über das, was er ſah und was er ſo eben den Zauberer von dem Schatze ſagen hörte, der ihn auf immer glücklich machen ſollte, vergaß alles, was vorgefallen war. „Nun wohl, lieber Oheim,“ ſagte er zu dem Zauberer, indem er ſich von der Erde aufraffte, „worauf kömmt es denn hiebei an? Befehlet nur, ich bin bereit zu gehorchen.“ — „Ich freue mich, liebes Kind," ſprach der Afrikaniſche Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du dieſen Entſchluß gefaßt haſt. Komm her, faſſe dieſen Ring an, und hebe den Stein in die Höhe." — „Aber, lieber Oheim," erwiederte Aladdin, „ich bin ja nicht ſtark genug, um ihn in die Höhe zu heben; ihr müßt mir ſchon dabei helfen." — „Nein" antwortete der Afrikaniſche Zauberer, „du haſt meine Hülfe nicht nöthig, und ich und du würden beide nichts ausrichten, wenn ich dir hülfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Faſſe nur den Ring an, nenne den Namen deines Vaters und deines Großvaters, und hebe ihn in die Höhe; du wirſt ſehen, er wird ſich dir ohne Schwierigkeit fügen." Aladdin that, wie der Afrikaniſche Zauberer ihn geheißen hatte; er hob den Stein mit leichter Mühe empor, und legte ihn bei Seite.

Als der Stein weggenommen war, ſah er eine Höhle von drei bis vier Fuß Tiefe, mit einer kleinen Thür und Stufen, um noch weiter hinab zu ſteigen. „Mein Sohn," ſagte hierauf der Afrikaniſche Zauberer zu Aladdin, „beobachte genau, was ich dir jetzt ſagen werde. Steig in dieſe Höhle hinab, und wenn du unten auf der letzten Stufe biſt, ſo wirſt du eine offene Thür finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, der aus drei großen, an einander ſtoßenden Sälen beſteht. In einem jeden derſelben wirſt du links und rechts vier bronzene Vaſen, groß wie Kufen, und mit Gold und Silber angefüllt, ſtehen ſehen; aber hüte dich, etwas davon anzurühren. Ehe du in den erſten Saal eintrittſt, hebe dein Kleid in die Höhe und ſchließ es eng um deinen Leib. Wenn du hinein gekommen biſt, ſo geh, ohne ſtillzuſtehen, nach dem zweiten, und aus dieſem in den dritten, ebenfalls ohne ſtillzuſtehen. Vor allen Dingen hüte dich, den Wänden zu nahe zu kommen oder ſie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du ſie berührteſt, würdeſt du auf der Stelle des Todes ſein. Darum ſage ich dir, halt dein Kleid eng und knapp an dich. Am Ende des dritten Saales iſt eine Thüre, die dich in einen Garten hinaus führt, der voll ſchöner, mit Obſt beladener Bäume gepflanzt iſt. Geh nur immer gerade aus, und ein Weg wird dich quer durch den Garten zu einer Treppe von funfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Teraſſe emporſteigen kannſt. Sobald du oben auf der Teraſſe biſt, wirſt du eine Niſche vor dir ſehen, und in der Niſche eine brennende Lampe. Dieſe Lampe nimm du, löſche ſie aus, und wenn du den Docht herausgeworfen und die brennbare Flüſſigkeit ausgegoſſen haſt, ſo ſtecke ſie vorn in deine Bruſt und bringe ſie mir. Du darfſt nicht fürchten, daß du dir dein Kleid verderben wirſt; die Flüſſigkeit iſt nämlich kein Oel, und die Lampe wird ſogleich trocken ſein, ſobald du ſie ausgegoſſen haſt. Wenn die Früchte im Garten deine Eßluſt reizen, ſo kannſt du ſo viel davon abpflücken, als du nur willſt; es iſt dir unverboten.“

Nachdem der Afrikaniſche Zauberer dieſe Worte geſprochen hatte, zog er einen Ring von ſeinem Finger, und ſteckte ihn an einen Finger Aladdins, indem er ihm ſagte, es wäre dieß ein Verwahrungsmittel gegen alles Böſe, was ihm etwa begegnen könnte, wofern er nur dasjenige genau beobachten wollte, was er ihm ſo eben vorgeſchrieben hatte. „Jetzt geh, mein Kind,“ ſagte er nach dieſer Vermahnung zu ihm, „ſteig dreiſt hinunter, wir werden beide für unſer ganzes Leben ſteinreich werden.“

Dreihundert und zwanzigſte Nacht.

Aladdin ſprang mit leichten Füßen in die Höhlung hinein, und ſtieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der Zauberer beſchrieben hatte, und ging um ſo behutſamer durch ſie hin, da er zu ſterben gefaßt ſein mußte, wofern er nicht ſorgfältig das beobachtete, was ihm vorgeſchrieben war. Sodann ging er, ohne zu verweilen, durch den Garten, ſtieg die Terraſſe hinan, nahm die brennende Lampe aus der Niſche, warf den Docht und die Flüſſigkeit heraus, und ſteckte ſie hierauf, da er ſie ganz trocken ſah, in den Buſen, und ſtieg ſodann die Terraſſe wieder hinunter. Im Garten verweilte er beim Anſchauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorbeigehen geſehen hatte. Die Bäume dieſes Gartens waren alle mit ganz vorzüglichem Obſte belaſtet, und zwar trug jeder Baum Früchte von den verſchiedenſten Farben. Es gab da weiße, helleuchtende und durchſichtige wie Kriſtall, rothe, theils dunkler, theils heller, grüne, blaue, violette, gelbliche, und ſo von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die helleuchtenden und durchſichtigen dagegen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballasrubine, die grünen Smaragde, die blauen Türkiſſe, die violetten Amethyſte, die, welche ins Gelbliche ſpielten, Saphire, und ſo fort. Alle dieſe Früchte waren von einer Größe und Vollkommenheit, welche alles weit übertraf, was man der Art auf Erden geſehen. Aladdin indeß, der weder ihren Werth noch ihren Preis kannte, wurde vom Anblicke dieſer Früchte, die nicht nach ſeinem Geſchmacke waren, gar nicht angezogen; ihm wären Feigen, Weintrauben und andere edele Obſtarten, die in China gewöhnlich ſind, lieber geweſen. Ueberhaupt war er noch nicht in dem Alter, wo man den Werth von dergleichen kennt; daher bildete er ſich ein, alle dieſe Früchte wären bloß von buntfarbigem Glaſe, und hätten auch weiter keinen andern Werth. Gleichwohl erregte die Mannigfaltigkeit ſo vieler ſchönen Farben, ſo wie die außerordentliche Größe und Schönheit einer jeden Frucht, in ihm die Luſt, einige abzupflücken. Er nahm von jeder Farbe einige, füllte damit ſeine beiden Taſchen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer ihm zugleich mit dem Kleide, welches er ihm geſchenkt, gekauft hatte, damit er nichts als Neues um und an ſich hätte; und da die beiden Beutel in ſeinen Taſchen, die ohnehin ſchon ganz voll waren, nicht mehr Platz hatten, ſo band er ſie auf jeder Seite an ſeinen Gürtel an. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten ſeines Gürtels, der von dickem Seidenſtoffe gemacht war, und befeſtigte ſie ſo, daß ſie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, einige in den Buſen, zwiſchen das Kleid und das Hemde zu ſtecken.

Aladdin, der jetzt mit ſo vielen Reichthümern beladen war, deren Werth er gar nicht kannte, trat hierauf ſorgfältig ſeinen Rückweg durch die drei Säle an, um den Afrikaniſchen Zauberer nicht zu lange warten zu laſſen; und nachdem er mit derſelben Vorſicht, wie zuvor, quer durch dieſelben hin gegangen, ſtieg er wieder da hinauf, wo er herunter geſtiegen war, und zeigte ſich am Eingange der Höhle, wo der Afrikaniſche Zauberer ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte euch, reichet mir die Hand und helfet mir heraus.“ — „Mein Sohn,“ ſagte der Afrikaniſche Zauberer, „gib mir zuvor die Lampe, ſie könnte dir hinderlich ſein.“ — „Verzeihet, lieber Oheim,“ erwiederte Aladdin, „ſie iſt mir gar nicht hinderlich; ich werde ſie euch geben, ſobald ich herausgeſtiegen ſein werde.“

Der Afrikaniſche Zauberer beſtand darauf, daß ihm Aladdin die Lampe in die Hand geben ſollte, ehe er ihn aus der Vertiefung herauszöge, und Aladdin, der dieſe Lampe mit alle den Früchten, die er zu ſich geſteckt, verpackt hatte, weigerte ſich durchaus, ſie ihm eher zu geben, als bis er heraus ſein würde. Da gerieth der Afrikaniſche Zauberer vor Verzweiflung über die Widerſpenſtigkeit des jungen Menſchen in eine fürchterliche Wuth; er warf etwas von ſeinem Räucherwerk in das Feuer, welches er ſorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte geſprochen, als der Stein, welcher als Deckel zu der Eingangsöffnung der Höhle diente, ſich von ſelbſt wieder an ſeine Stelle rückte, nebſt der Erde, die oben darauf lag, ſo daß alles wieder in den Stand kam, wie es bei des Zauberers und Aladdins Ankunft geweſen war.

Dreihundert und ein und zwanzigſte Nacht.

Der Afrikaniſche Zauberer war in der That weder ein Bruder des Schneiders Muſtafa, wie er vorgegeben hatte, noch auch Aladdins Oheim. Dagegen war er wirklich aus Afrika, und da Afrika ein Land iſt, wo man für die Zauberei mehr eingenommen iſt, als irgend anderswo, ſo hatte er ſich von Jugend an darauf gelegt; und nachdem er ſich vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktierkunſt, mit Räucherungen und Leſung von Zauberbüchern beſchäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es in der Welt eine Wunderlampe gäbe, deren Beſitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er derſelben je habhaft werden könnte. Durch ſeinen letzten Verſuch in der Punktierkunſt hatte er ausgemittelt, daß dieſe Lampe ſich an einem unterirdiſchen Orte mitten in China befände, und zwar in einer Gegend und unter allen den Umſtänden, die wir bereits wiſſen. Von der Richtigkeit dieſer Entdeckung überzeugt, war er von dem äußerſten Ende Afrika's ausgereiſt und nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe, in die Stadt gekommen, welche in der Nähe dieſes koſtbaren Schatzes gelegen war. Allein, obwohl die Lampe ſich ganz gewis an dem bewußten Orte befand, ſo war es ihm doch nicht geſtattet, ſie ſelber wegzunehmen oder perſönlich in das unterirdiſche Gewölbe einzutreten, worin ſie ſich befand. Es mußte durchaus ein anderer da hinabſteigen, ſie abholen und ſie ihm ſodann einhändigen. Daher hatte er ſich an Aladdin gewandt, den er für einen jungen unbedeutenden Menſchen und für ſehr geeignet hielt, ihm dieſen erforderlichen Dienſt zu leiſten, mit dem feſten Vorſatze, ſobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte, ſchon erwähnte Räucherung zu thun, die beiden Zauberworte auszuſprechen, welche die bereits erzählte Wirkung hatten, und ſo den armen Aladdin ſeiner Habſucht und Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen dieſer Sache zu haben. Die Ohrfeige, welche er dem Aladdin gegeben, und das Anſehen, welches er ſich über ihn angemaaßt hatte, ſollten dieſen bloß daran gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit, wenn er dieſe berühmte Zauberlampe von ihm fordern würde, dieſer ſie ihm ſogleich übergäbe. Indeß erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabſichtigt hatte. Am Ende verfuhr der Boshafte bloß darum ſo eilig, um den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, daß, wenn er ſich länger mit ihm herumzankte, irgend ein anderer es hören und ſein Geheimnis offenbaren möchte.

Als der Afrikaniſche Zauberer ſeine großen und ſchönen Hoffnungen auf immer verſchwunden ſah, blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Afrika zurück zu kehren; was er denn auch an demſelben Tage noch that. Auf der Heimreiſe machte er einige Umwege, um nicht mehr die Stadt betreten zu dürfen, aus welcher er ſich mit Aladdin entfernt hatte. Auch mußte er wirklich fürchten, daß ihn da mehrere Perſonen beobachten könnten, die ihn mit Aladdin hatten gehen ſehen, und ihn jetzt ohne ihn zurückkommen ſähen.

Allem Anſcheine nach mußte es jetzt mit Aladdin aus ſein. Allein gerade der, welcher ihn auf immer zu vernichten geglaubt, hatte nicht beachtet, daß er ihm einen Ring an den Finger geſteckt, der zu ſeiner Rettung dienen könnte. In der That, eben dieſer Ring ward Anlaß zu der Rettung des jungen Menſchen, der die Kräfte deſſelben gar nicht kannte; und es iſt zu verwundern, daß dieſer Verluſt nebſt dem der Lampe den Zauberer nicht in die tiefſte Verzweiflung ſtürzte. Indeß die Zauberer ſind ſo ſehr an Unfälle und Fehlſchlagen ihrer Wünſche gewöhnt, daß ſie, ſo lange ſie leben, nicht aufhören ſich am Rauch und Dunſt, an Luftſchlöſſern und Einbildungen zu ergötzen.

Aladdin, der nach allen dieſen Liebkoſungen und empfangenen Wohlthaten gar nicht auf dieſe Bosheit ſeines angeblichen Oheims gefaßt war, befand ſich in einer Beſtürzung, die ſich leichter denken als beſchreiben läßt. Als er ſich ſo lebendig begraben ſah, rief er tauſendmal ſeinen Oheim bei Namen, und erklärte, daß er bereit wäre, ihm die Lampe zu geben; aber ſein Rufen war fruchtlos und konnte auch gar nicht gehört werden. Er mußte daher ſo im Finſtern und Dunkeln bleiben. Endlich, nachdem er ſeine Thränen getrocknet hatte, ſtieg er wieder die Treppe der Höhle hinunter, um nach dem Garten, den er ſchon einmal durchgangen, und ins helle Tageslicht zu kommen; aber die Mauer, die ſich ihm früher geöffnet, hatte ſich ſchon wieder durch einen neuen Zauber geſchloſſen und zuſammengefügt. Er tappte mehrmals links und rechts vor ſich hin, ohne eine Thüre zu finden; er verdoppelte ſein Schreien und Weinen, und ſetzte ſich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wieherzuſehen, und in der traurigen Gewißheit eines nahen Todes.

Aladdin blieb in dieſem Zuſtande zwei Tage, ohne zu eſſen und zu trinken. Am dritten Tage endlich, da er ſeinen Tod als unvermeidlich betrachtete, faltete und hob er ſeine Hände empor, und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus:

„Es gibt keine Macht und Kraft, als in Gott, dem Allerhöchſten und Größten!“

Dreihundert und zwei und zwanzigſte Nacht.

In dieſer Stellung rieb er, ohne daran zu denken, den Ring, den ihm der Afrikaniſche Zauberer an den Finger geſteckt hatte, und deſſen geheime Kraft er noch nicht kannte. Sogleich ſtieg vor ihm ein Geiſt von ungeheurer Geſtalt und fürchterlichem Anſehen empor, der vom Boden bis an die oberſte Spitze des Gewölbes reichte, und ſprach zu Aladdin folgende Worte:

„Was verlangſt du? Hier bin ich, bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave derer, welche den Ring am Finger haben, ſowohl ich, als alle übrige Sklaven des Ringes.“

Zu jeder andern Zeit, und bei jeder andern Gelegenheit würde Aladdin, der an ſolche Erſcheinungen nicht ge wöhnt war, beim Anblick einer ſo ungeheuren Geſtalt von Schreck ergriffen worden ſein und die Sprache verloren haben; allein jetzt, da er einzig und allein an die Gefahr dachte, worin er ſchwebte, antwortete er ohne zu ſtocken: „Wer du auch ſein magſt, bringe mich aus dieſem Orte fort, wofern du es vermagſt.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Erde ſich öffnete und er ſich außer der Höhle befand, und zwar gerade an der Stelle, wohin ihn der Zauberer geführt hatte.

Niemand wird es befremdlich finden, daß Aladdin, der ſo lange Zeit in der dichteſten Finſternis geweſen war, anfänglich kaum das Tageslicht zu ertragen vermochte. Er gewöhnte ſeine Augen erſt nach und nach daran, und indem er allmählich um ſich ſchaute, war er ſehr überraſcht, keine Oeffnung in der Erde mehr zu erblicken. Er konnte gar nicht begreifen, wie er ſo plötzlich aus dem Schooße der Erde herausgekommen war; bloß an dem Flecke, wo das Reiſig verbrannt worden, konnte er die Stelle wiedererkennen, wo die Höhle war. Als er ſich hierauf nach der Stadt wandte, erblickte er ſie mitten unter den ſie umgebenden Luſtgärten; auch erkannte er den Weg, auf welchem ihn der Zauberer hergeführt hatte. Indem er dieſen Weg wieder zurückwandelte, dankte er Gott, daß er noch einmal der Welt wiedergegeben ſei, nachdem er bereits daran verzweifelt hatte, ſie je wiederzuſehen. So gelangte er zur Stadt, und ſchleppte ſich mit vieler Mühe bis in ſeine

Wohnung. Als er in das Zimmer ſeiner Mutter trat, verurſachte die Freude des Wiederſehens, verbunden mit der von ſeinem dreitägigen Faſten herrührenden Schwäche, ihm eine Ohnmacht, welche eine Weile anhielt. Seine Mutter, die ihn bereits als todt beweint hatte, unterließ jetzo, da ſie ihn in dieſem Zuſtande erblickte, keine Pflege und kein Mittel, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er ſich von ſeiner Ohnmacht, und ſeine erſten Worte waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gib mir zu eſſen; ſeit drei Tagen habe ich noch nicht das mindeſte zu mir genommen.“ Seine Mutter brachte ihm, was ſie gerade vorräthig hatte, ſetzte es vor ihn hin, und ſagte: „Lieber Sohn, übereile dich nur nicht, denn das könnte dir ſchaden; ſondern iß ganz langſam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich bei deiner ſtarken Eßluſt möglichſt in Acht. Ich wünſche nicht einmal, daß du jetzt mit mir redeſt; wenn du wieder hergeſtellt ſein wirſt, ſo wirſt du Zeit genug haben, um mir zu erzählen, was dir begegnet iſt. Nach meiner großen Betrübnis, worin ich mich ſeit Freitag befunden, und nach all der unſäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, zu erfahren, was aus dir geworden wäre, da du bei anbrechender Nacht nicht nach Hauſe kamſt, bin ich jetzt vollkommen getröſtet, da ich dich wieder habe.“

„Aladdin folgte dem Rathe ſeiner Mutter; er aaß gemach und allmählich, und trank im Verhältnis dazu. Als er damit fertig war, ſagte er: „Liebe Mutter, ich ſollte mich eigentlich gar ſehr über dich beſchweren, daß du mich ſo leicht der Willkür eines Mannes anvertrauteſt, der den Plan hatte, mich ins Verderben zu ſtürzen, und der in dieſem Augenblick meinen Tod für unzweifelhaft und gewis hält: allein du glaubteſt, er wäre mein Oheim, und ich war derſelben Meinung, wie du. Und konnten wir denn auch wohl eine andere Meinung von einem Mannne hegen, der mich mit Liebkoſungen und Wohlthaten überhäufte, und der mir ſo viele vortheilhafte Verſprechungen machte? Allein du mußt nur wiſſen, liebe Mutter, daß es nichts als ein Verräther, ein Böſewicht, ein Betrüger war. Er hat mir dieſe Wohlthaten und dieſe Verſprechungen nur darum gethan, um, wie ſchon geſagt, ſeinen Zweck zu erreichen, mich nämlich zu verderben, ohne daß ich oder du die Urſache davon zu errathen im Stande ſind. Ich meinerſeits kann verſichern, daß ich ihm nie den mindeſten Anlaß zu einer ſo ſchlechten Behandlung gegen mich gegeben habe. Du wirſt dieß ſelber aus dem treuen Berichte abnehmen können, den ich dir über alles das, was ſeit meiner Trennung von dir bis zur Ausführung ſeines verderblichen Plans vorgegangen iſt, abſtatten werde.“

Aladdin begann nun ſeiner Mutter alles das zu erzählen, was ihm ſeit dem Freitage, wo ihn der Zauberer nach den umliegenden Gärten vor der Stadt führte, begegnet war; ferner, was ihm unterweges bis zu dem Orte wo das große Zauberwerk vor ſich gehen ſollte, zugeſtoßen; ſodann erzählte er von der Räucherung, den Zauberworten, der plötzlich erſchienenen Oeffnung der Erdhöhle; auch der empfangenen Ohrfeige vergaß er nicht, und wie ihm der Zauberer den Ring an den Finger geſteckt und ihn durch große Verheißungen in die Höhle hinabzuſteigen vermocht; er verſchwieg nichts von allem dem, was er auf ſeinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terraſſe geſehen, wo er die Wunderlampe weggenommen, welche er ihr bei dieſer Gelegenheit vorzeigte, nebſt den durchſichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückgange durch den Garten abgepflückt hatte. Er fügte hiezu noch zwei volle Beutel derſelben, die er ſeiner Mutter gab, welche ſich aber wenig daraus machte. Gleichwohl waren dieſe Früchte ſammt und ſonders koſtbare Edelſteine. Der ſonnenhelle Glanz, den ſie beim Scheine der Lampe, die das Zimmer erhellte, von ſich gaben, hätte allein ſchon auf ihren Werth aufmerkſam machen müſſen; allein die Mutter Aladdins verſtand davon eben ſo wenig, als ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit auferzogen worden, und ihr Mann war nicht ſo vermögend geweſen, um ihr dergleichen koſtbare Steine zum Schmucke zu kaufen; außerdem hatte ſie auch nie dergleichen bei irgend einer ihrer Verwandtinnen oder Nachbarinnen geſehen. Man darf ſich daher nicht wundern, daß ſie dieſelben als werthloſe Dinge betrachtete, die höchſtens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; weshalb denn auch Aladdin ſie hinter eines von den Polſtern des Sofas ſchob, auf welchem er ſaß. Er vollendete ſodann die Erzählung ſeines Abenteuers, und ſagte ihr, wie er aus der Höhle wieder hatte herausſteigen wollen, wie ihm da der Zauberer die Lampe abgefordert, und auf ſeine Weigerung die Oeffnung der Höhle durch ſeine Zauberei wieder verſchloſſen hatte. Nicht ohne Thränen vermochte er das übrige zu erzählen, indem er ihr den unglücklichen Zuſtand ſchilderte, worin er ſich von dem Augenblick an befunden, wo er in der Unglückshöhle lebendig begraben worden, bis dahin, wo er aus derſelben wieder ans Tageslicht hervorgekommen, durch die Berührung des Ringes, deſſen Eigenſchaft er noch nicht kannte. Als er die Erzählung geendigt hatte, ſagte er zu ſeiner Mutter: „Das übrige darf ich dir nicht erſt ſagen; du weißt es ja ſelber. Da ſiehſt du nun, was ich in der Zeit meiner Abweſenheit für Abenteuer und Gefahr beſtanden habe.“

Aladdins Mutter hatte dieſe wunderbare und ſeltſame Geſchichte, welche für ſie, die ihren Sohn ungeachtet ſeiner Fehler zärtlich liebte, höchſt ſchmerzlich ſein mußte, ruhig und ohne Unterbrechung angehört; nur bei den rührendſten Stellen, wo die Treuloſigkeit des Afrikaniſchen Zauberers recht ſichtbar wurde, konnte ſie ihren Unwillen nicht unterdrücken. Doch jetzt, da Aladdin geendigt hatte, brach ſie in tauſend Schmähworte gegen den Betrüger aus; ſie nannte ihn einen Verräther, einen Treuloſen, Barbaren, Meuchelmörder, Betrüger, Zauberer, einen Feind und Verderber des menſchlichen Geſchlechts. „Ja, mein Sohn,“ fügte ſie hinzu, „es iſt ein Zauberer, und die Zauberer ſind eine wahre Peſt für die Menſchheit; ſie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien mit den böſen Geiſtern Verkehr. Gott ſei geprieſen, der nicht gewollt hat, daß ſeine entſetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichen ſollte! Du biſt ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank ſchuldig. Dein Tod war unvermeidlich, wenn du dich nicht ſeiner erinnert und ſeinen Beiſtand angefleht hätteſt.“ So ſagte ſie noch vieles andere, doch während des Sprechens bemerkte ſie, daß Aladdin, der ſeit drei Tagen nicht geſchlaſen hatte, der Ruhe bedürfte. Sie brachte ihn daher zu Bette, und legte ſich bald darauf ebenfalls nieder.

Dreihundert und drei und zwanzigſte Nacht.

Aladdin, der an dem unterirdiſchen Orte, worin er begraben geweſen, keine Ruhe genoſſen hatte, ſchlief die ganze Nacht ſehr feſt, und erwachte am andern Morgen erſt ſehr ſpät. Er ſtand auf, und das erſte, was er ſeiner Mutter ſagte, war, daß er Hunger hätte, und daß ſie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn ſie ihm ein Frühſtück gäbe. „Ach, mein Sohn,“ antwortete ſie ihm“, ich habe auch nicht einmal ein Stück Brot, daß ich dir geben könnte; denn den wenigen Vorrath, den ich zu Hauſe hatte, haſt du geſtern Abend aufgegeſſen: aber gedulde dich nur ein Bischen, es wird nicht lange dauern, ſo werde ich dir etwas bringen. Ich habe hier etwas Baumwolle, die ich geſponnen, und die ich jetzt verkaufen werde, um für dich Brot und etwas zum Mittageſſen zu kaufen.“ — „Liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „hebe dir nur deine Baumwolle für ein andermal auf, und gib mir die Lampe, die ich geſtern mitbrachte. Ich werde gehen und ſie verkaufen, und das Geld, das ich dafür löſe, wird hinlänglich ſein, um uns Frühſtück, Mittageſſen und vielleicht auch etwas zum Abend zu verſchaffen.“

Die Mutter holte die Lampe hervor, und ſagte: „Da haſt du ſie; aber ſie iſt ſehr ſchmutzig. Wenn ſie nur ein wenig geputzt wird, ſo wird ſie dadurch bald etwas mehr gelten.“ Sie nahm ſodann Waſſer und etwas feinen Sand, um ſie blank zu putzen; aber kaum hatte ſie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein gräßlicher und rieſenhafter Geiſt emporſtieg, ſich ihr zeigte, und mit einer Donnerſtimme zu ihr ſprach:

„Was willſt du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich, als die übrigen Sklaven der Lampe!“

Aladdins Mutter war nicht im Stande zu antworten. Ihr Auge vermochte nicht, die ſcheußliche und entſetzliche Geſtalt des Geiſtes zu ertragen, und ihr Schrekken war gleich bei den erſten Worten, die er ausſprach, ſo groß geweſen, daß ſie in Ohnmacht gefallen war.

Aladdin, welcher bereits in der Höhle eine ähnliche Erſcheinung gehabt hatte, ergriff, ohne irgend Zeit oder Beſinnung zu verlieren, ſchnell die Lampe, und antwortete während des Stillſchweigens ſeiner Mutter an ihrer Statt mit feſtem Tone: „Ich habe Hunger, bringe mir etwas zu eſſen.“ Der Geiſt verſchwand, und einen Augenblick drauf kam er wieder, beladen mit einem großen ſilbernen Becken, welches er auf dem Kopfe trug, mit zwölf verdeckten Schüſſeln von demſelben Metall, voll der trefflichſten Speiſen, nebſt ſechs großen Broten, weiß wie Schnee, zwei Flaſchen des köſtlichſten Weines und zwei ſilbernen Schalen in der Hand. Er ſetzte alles zuſammen auf das Sofa, und verſchwand ſogleich.

Dieß geſchah in ſo kurzer Zeit, daß ſich Aladdins Mutter noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geiſt zum zweitenmal erſchien. Aladdin, der ihr bereits, aber ohne Erfolg, kaltes Waſſer ins Geſicht geſpritzt hatte, wollte dieß ſo eben noch einmal wiederholen; allein, ſei es, daß ihre entflohenen Lebensgeiſter ſich wieder geſammelt hatten, oder daß der Duft von den Speiſen, die der Geiſt gebracht, etwas dazu beitrug, ſie kam augenblicklich wieder zu ſich. „Liebe Mutter,“ ſagte Aladdin zu ihr, „es iſt weiter nichts; ſteh auf und iß. Hievon kannſt du dich ſtärken, und auch ich kann meinen ſtarken Hunger befriedigen. Wir wollen ſo gute Speiſen nicht kalt werden laſſen, ſondern eſſen.“

Die Mutter Aladdins war erſtaunlich überraſcht, als ſie das große Becken, die zwölf Schüſſeln, die ſechs Brote, die beiden Flaſchen und die zwei Schalen erblickte, und den köſtlichen Duft einathmete, der aus allen dieſen Schüſſeln emporſtieg. „Mein Sohn,“ ſagte ſie zu Aladdin, „woher kömmt uns dieſer Ueberfluß, und wem verdanken wir ein ſo reichliches Geſchenk? Sollte vielleicht der Sultan von unſerer Armut gehört und Mitleid mit uns gehabt haben?“ — „Liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „wir wollen uns jetzt zu Tiſche ſetzen und eſſen, du bedarfſt deſſen eben ſo ſehr, als ich. Deine Frage werde ich dir übrigens beantworten, wenn wir gefrühſtückt haben.“ Sie ſetzten ſich zu Tiſche und ſpeiſten mit um ſo größerer Eßluſt, da Mutter und Sohn ſich noch nie an einer ſo gut beſetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter gar nicht aufhören, das Becken und die Schüſſeln zu betrachten und zu bewundern, obwohl ſie nicht recht wußte, ob ſie von Silber oder aus anderem Metalle wären, ſo wenig war ſie den Anblick ſolcher Dinge gewohnt. Eigentlich war es bloß die Neuheit, die ſie in ſolche Bewunderung verſetzte, und auch ihr Sohn Aladdin hatte von dem Werthe dieſer koſtbaren Sachen nicht mehr Kenntnis als ſie.

Aladdin und ſeine Mutter, welche bloß ein einfaches Frühſtück einzunehmen gedacht hatten, befanden ſich um die Stunde des Mittageſſens noch bei Tafel. Die trefflichen Speiſen hatten ihre Eßluſt noch mehr geweckt, und da ſie noch ganz warm waren, ſo glaubten ſie nicht übel zu thun, wenn ſie nicht erſt zweimal tafelten, ſondern beide Mahlzeiten ſogleich mit einemmal abmachten. Nachdem ſie beide Mahlzeiten geendigt hatten, blieb ihnen noch ſo viel übrig, daß ſie davon nicht nur zu Abend eſſen, ſondern auch noch den folgenden Tag zwei Mahlzeiten davon halten konnten.

Als Aladdins Mutter den Tiſch abgedeckt und das Fleiſch, welches unberührt geblieben, aufgehoben hatte, ſetzte ſie ſich neben ihren Sohn auf das Sofa, und ſagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte, daß du jetzt meine Neugierde in Hinſicht deſſen befriedigeſt, worüber du mir Auskunft zu geben verſprochen haſt.“ Aladdin erzählte ihr umſtändlich alles, was ſich während ihrer Ohnmacht zwiſchen ihm und dem Geiſte zugetragen hatte.

Die Mutter war voll Verwunderung über die Reden ihres Sohnes und über die Erſcheinung des Geiſtes. „Aber, mein Sohn,“ erwiederte ſie, „was willſt du denn eigentlich damit ſagen? So lange ich lebe, habe ich nie unter allen meinen Bekannten jemand ſagen gehört, daß er einen Geiſt geſehen? Durch welchen Zufall hat ſich nun dieſer häßliche Geiſt gerade mir vor Augen geſtellt? Warum hat er ſich an mich gewendet, und nicht an dich, dem er doch ſchon einmal in der Schatzhöhle erſchienen war?“

„Liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „der Geiſt, welcher dir erſchienen, iſt nicht derſelbe, der mir erſchien. Sie ſind ſich freilich in Hinſicht auf ihre Rieſengröße gewiſſermaßen ähnlich, aber an Geſichtsbildung und Kleidung ſind ſie gar ſehr von einander verſchieden, auch gehören ſie verſchiedenen Herren an. Wenn du dich noch erinnerſt, derjenige, den ich ſah, nannte ſich einen Sklaven des Ringes, den ich am Finger habe, und der, den du ſaheſt, nannte ſich einen Sklaven der Lampe, die du in der Hand hatteſt. Aber ich glaube nicht, daß du es gehört haſt, denn, wie mich dünkt, fielſt du ſogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.“

„Wie?“ rief die Mutter aus, „alſo deine Lampe iſt Urſache, daß dieſer häßliche Geiſt ſich lieber an mich, als an dich wandte? Ach, lieber Sohn, da ſchaffe mir ſie nur aus den Augen und hebe ſie auf, wo es dir gefällt; ich mag ſie nicht mehr anrühren. Meinethalben mag ſie lieber weggeworfen oder verkauft werden, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührnng derſelben vor Schrecken zu ſterben. Wenn du mir folgſt, ſo wirſt du auch den Ring von dir thun. Man muß keinen Verkehr mit Geiſtern haben; es ſind Unholde, wie ſchon unſer Prophet geſagt hat.“

„Mit deiner Erlaubnis, liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „ich werde mich jetzo wohl hüten, das zu thun, was ich vor kurzem wollte, nämlich eine Lampe zu verkaufen, welche dir und mir ſo viel Nutzen ſchaffen wird. Siehſt du nicht, was ſie uns ſo eben verſchafft hat? Sie ſoll uns jetzo fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt verſchaffen. Du kannſt, wie ich, wohl leicht erachten, daß mein fälſchlicher und böſer Oheim ſich nicht ohne Grund ſo viel Mühe gegeben, und eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe unternommen hat, um ſich in den Beſitz dieſer Wunderlampe zu ſetzen, welche er all dem Golde und Silber vorzog, das, wie er wußte, in den drei Sälen vorhanden war, und das ich ſelber ganz ſo, wie er es mir beſchrieben, da geſehen habe. Er kannte nur zu wohl den Preis und den Werth dieſer Lampe, als daß er ſich von jenem übrigen reichen Schatze noch irgend etwas gewünſcht hätte. Da uns nun der Zufall die geheime Kraft derſelben entdeckt hat, ſo wollen wir den möglichſt vortheilhaften Gebrauch davon machen, aber ganz ohne den Neid und die Misgunſt unſerer Nachbaren zu erregen. Ich will ſie dir übrigens ſchon aus den Augen ſchaffen, und ſie an einem Orte aufheben, wo ich ſie finde, im Fall ich ihrer bedarf, da du nun einmal ſolche Furcht vor Geiſtern haſt. Was den Ring betrifft, ſo möchte ich mich übrigens eben ſo wenig entſchließen können, ihn wegzuwerfen; denn ohne ihn würdeſt du mich nie wiedergeſehen haben, ja ich würde vielleicht jetzt nicht einmal mehr leben. Du wirſt mir alſo wohl erlauben müſſen, daß ich ihn behalte und ihn ſtäts am Finger trage. Wer weiß, ob nicht noch einmal irgend eine andere Gefahr mir zuſtößt, die wir beide nicht vorausſehen können, und wovon er mich dann befreien kann.“ Da dieſe Bemerkung Aladdins ziemlich richtig zu ſein ſchien, ſo hatte ſeine Mutter nichts dagegen. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie zu ihm, „du kannſt ſo handeln, wie du denkſt; ich für mein Theil mag mit Geiſtern nichts zu ſchaffen haben. Ich erkläre dir hiemit, daß ich meine Hände in Unſchuld waſche, und mit dir nie ein Wort weiter deshalb reden werde.“

Dreihundert und vier und zwanzigſte Nacht.

Den folgenden Tag nach dem Abendeſſen war nichts mehr von den ſchönen Speiſen übrig, die der Geiſt gebracht hatte. Aladdin, der nicht ſo lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm den Morgen darauf eine von den ſilbernen Schüſſeln unter das Kleid, und ging aus, um ſie zu verkaufen. Er wandte ſich unterweges an einen Juden, der ihm begegnete, zog ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüſſel, und fragte ihn, ob er ſie wohl kaufen wollte.

Der Jude, der ein ſchlauer und verſchmitzter Mann war, nahm die Schüſſel und unterſuchte ſie, und als er erkannte, daß ſie von echtem Silber war, fragte er Aladdin, wie hoch er ſie böte. Aladdin, der den Werth derſelben gar nicht kannte, und nie mit dergleichen Sachen Handel getrieben hatte, begnügte ſich damit, ihm zu ſagen, er würde wohl ſelber am beſten wiſſen, was die Schüſſel werth wäre, und er verließe ſich hierin ganz auf ſeine Ehrlichkeit. Der Jude war durch die Offenherzigkeit Aladdins in Verlegenheit geſetzt. In der Ungewisheit darüber, ob Aladdin auch wohl das Material und den Werth deſſelben kennete, zog er aus ſeinem Geldbeutel ein Goldſtück, welches höchſtens den zweiundſechzigſten Theils des Werths der Schüſſel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldſtück mit großer Haſt an ſich, und ſobald er es in der Hand hatte, entfernte er ſich ſo eilig, daß der Jude, nicht zufrieden mit dem ungeheuern Gewinn, den er bei dieſem Kaufe gemacht, ſehr betrübt darüber war, daß er nicht ſogleich Aladdins Unbekanntſchaft mit dem Werthe des verkäuflichen Stückes errathen, und ihm nicht noch weniger geboten hatte. Er war im Begriffe, dem jungen Menſchen nachzulaufen, und zu verſuchen, ob er nicht noch etwas von dem Goldſtücke zurückbekommen könnte; aber Aladdin lief ſchnell, und war ſchon ſo weit entfernt, daß er ihn ſchwerlich eingeholt haben würde.

Auf dem Heimwege zu der Wohnung ſeiner Mutter blieb Aladdin bei einem Bäckerladen ſtehen, wo er ſich einen Vorrath von Brot kaufte, den er auf der Stelle von dem Goldſtücke bezahlte, welches der Bäcker ihm umwechſelte. Als er nach Hauſe kam, gab er das übrige Geld ſeiner Mutter, welche auf den Markt ging, um für ſie beide die nöthigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

Sie ſetzten ihre Lebensweiſe ſo fort, das heißt, Aladdin verkaufte alle zwölf Schüſſeln eine nach der andern an den Juden, je nachdem ſie wieder Geld brauchten. Der Jude, der ihm für die erſte Schüſſel ein Goldſtück gegeben hatte, wagte nicht, ihm für die übrigen weniger zu bieten, aus Furcht, daß ihm ein ſo vortheilhafter Handel entgehen könnte; er bezahlte ſie daher alle nach demſelben Preiſe. Als das Geld von der letzten Schüſſel ausgegeben war, nahm Aladdin ſeine Zuflucht zu dem Becken, welches allein zehnmal ſo viel wog, als jede Schüſſel. Er wollte es zu ſeinem gewöhnlichen Kaufmanne tragen, aber die große Schwere deſſelben hinderte ihn daran. Er mußte alſo den Juden aufſuchen, den er in das Haus ſeiner Mutter führte; und dieſer, nachdem er das Gewicht des Beckens unterſucht hatte, zahlte ihm aufſ der Stelle zehn Goldſtücke: womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die zehn Goldſtücke dauerten, wurden ſie auf die täglichen Ausgaben der Hauswirthſchaft verwendet. Aladdin, obwohl er an ein müßiges Leben gewöhnt war, ſpielte unterdeß, ſeit ſeinem Abenteuer mit dem Afrikaniſchen Zauberer, nicht mehr mit jungen Leuten ſeines Alters, ſondern brachte den Tag mit Spaziergängen oder in Unterhaltungen mit ſolchen Perſonen hin, die er kennen gelernt hatte. Oft auch blieb er bei den Läden der großen Kaufleute ſtehen, und horchte da den Geſprächen angeſehener Männer zu, die darin einen Augenblick verweilten, oder ſich wie zu einer Art von Zuſammenkunft daſelbſt einfanden; und dieſe Geſpräche brachten ihm allmählich etwas Weltkenntnis bei.

Als von den zehn Goldſtücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin ſeine Zuflucht zu der Lampe. Er nahm ſie in die Hand, ſuchte die Stelle, welche ſeine Mutter berührt hatte, und ſobald er dieſe an den Spuren, welche der Sand daran zurückgelaſſen, erkannt hatte, rieb er ſie gerade ſo, wie ſie es gethan. Sogleich erſchien ihm wieder derſelbe Geiſt, der ihm ſchon einmal erſchienen war. Allein da Aladdin die Lampe ſanfter gerieben hatte, als ſeine Mutter, ſo ſprach er dießmal auch in einem milderen Tone zu ihm:

„Was verlangſt du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich als alle die übrigen Sklaven der Lampe!“

Aladdin ſagte zu ihm: „Mich hungert, bringe mir etwas zu eſſen.“ Der Rieſe verſchwand, und einen Augenblick darauf erſchien er wieder, mit einem ähnlichen Tafelgeräthe beladen, wie das erſtemal, ſetzte es auf das Sofa hin, und verſchwand wieder.

Aladdins Mutter war, ſobald ſie das Vorhaben ihres Sohnes merkte, unter irgend einem Vorwande ausgegangen, um ſich bei der Erſcheinung des Geiſtes nicht zu Hauſe zu befinden. Sie kam bald darauf wieder nach Hauſe, und war, als ſie die Tafel und den Schenktiſch ſo reichbeſetzt erblickte, über die wunderbare Wirkung der Lampe faſt eben ſo erſtaunt, als das erſtemal. Aladdin und ſeine Mutter ſetzten ſich zu Tiſche, und nach der Mahlzeit blieb ihnen noch ſo viel übrig, um die beiden folgenden Tage reichlich davon leben zu können.

Sobald Aladdin wieder ſah, daß weder Brot, noch Lebensmittel, noch Geld zu Hauſe war, nahm er wiederum eine ſilberne Schüſſel, und ſuchte den Juden auf, um ſie ihm zu verkaufen. Auf dem Hinwege ging er bei dem Laden eines Goldſchmids vorüber, der ein ehrwürdiger

Greis und zugleich ein ſehr rechtſchaffener Mann war. Der Goldſchmid ſah ihn, rief ihn an, und bat ihn, zu ihm herein zu treten. „Mein Sohn,“ ſagte er ſodann zu ihm, ich habe dich ſchon mehrere Male, eben ſo beladen wie jetzt, vorbeigehen, und den und den Juden aufſuchen, und ſodann mit leeren Händen zurückkehren ſehen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß du ihm das, was du trägſt, jedesmal verkaufſt. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieſer Jude ein Betrüger, und zwar ein ärgerer Betrüger als alle andern Juden iſt, und daß keiner von denen, die ihn kennen, mit ihm etwas zu ſchaffen haben will. Uebrigens ſage ich dir das bloß zu deinem Vortheile. Wenn du mir zeigen willſt, was du jetzt eben trägſt, und wofern du es verkaufen willſt, ſo werde ich dir treulich, wofern es mir anſteht, den Preis dafür zahlen; wo nicht, ſo werde ich dich wenigſtens an andere Kaufleute weiſen, die dich nicht betrügen werden.“

Die Hoffnung, noch mehr Geld aus der Schüſſel zu löſen, bewirkte, daß Aladdin ſie unter dem Kleide hervorzog und dem Goldſchmid zeigte. Der alte Mann, welcher ſogleich erkannte, daß die Schüſſel von dem feinſten Silber war, fragte ihn, ob er wohl ſchon dergleichen an den Juden verkauft, und wie hoch ſie ihm dieſer bezahlt hätte. Aladdin geſtand ihm ganz offen, daß er deren ſchon zwölfe verkauft, und für eine jede von dem Juden bloß ein Goldſtück erhalten habe. „O, dieſer Spitzbube!“

rief der Goldſchmid. „Mein Sohn,“ fuhr er ſodann fort, „was geſchehn iſt, iſt geſchehn! man muß daran nicht weiter denken; allein, wenn du erfahren wirſt, was deine Schüſſel, die vom feinſten Silber iſt, das nur irgend von uns verarbeitet wird, werth iſt, dann wirſt du einſehen, wie ſehr der Jude dich betrogen hat.“

Der Goldſchmid nahm die Wage, wog die Schüſſel, und nachdem er dem Aladdin erklärt hatte, was eine Mark Silber wäre, wieviel ſie gölte, und ihre Unterabtheilungen, ſo machte er ihm begreiflich, daß die Schüſſel ihrem Gewichte nach zweiundſiebzig Goldſtücke werth ſei, die er ihm auf der Stelle baar hinzählte. „Da haſt du,“ ſagte er, „den vollen Werth deiner Schüſſel. Wenn du im mindeſten zweifelſt, ſo kannſt du dich nach Belieben an jeden andern der hieſigen Goldſchmiede wenden, und wenn er dir ſagt, daß ſie mehr werth iſt, ſo will ich dir das Doppelte zahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts als die Arbeit und die Form, und damit begnügt ſich kein Jude, ſelbſt der ehrlichſte nicht.“

Aladdin dankte dem Goldſchmid für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und von welchem er bereits ſo großen Vortheil zog. In der Folge wandte er ſich bloß an ihn, in Hinſicht des Verkaufs der übrigen Schüſſeln ſo wie des Beckens, deſſen voller Werth ihm nach Maaßgabe des Gewichts bezahlt wurde. Obwohl Aladdin und ſeine Mutter eine unverſiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, ſo lebten ſie dennoch fortwährend mit derſelben Mäßigkeit, wie zuvor, mit Ausnahme deſſen, was Aladdin davon bei Seite legte, um ſich anſtändig zu unterhalten und verſchiedene Bedürfniſſe für ihre kleine Wirthſchaft anſchaffen zu können. Seine Mutter dagegen nahm zur Ausgabe auf ihre Kleider bloß das, was ihr das Baumwolleſpinnen einbrachte. Man kann leicht erachten, wie lange bei einer ſo ordentlichen Lebensweiſe das Geld, welches Aladdin für die zwölf Schüſſeln und das Becken von dem Goldſchmid erhalten hatte, gereicht haben mag. So lebten ſie denn mehrere Jahre lang von Unterſtützung der Lampe, welche Aladdin von Zeit zu Zeit rieb.

Dreihundert und fünf und zwanzigſte Nacht.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte Aladdin, welcher nicht unterließ, ſehr fleißig bei den Zuſammenkünften angeſehener Perſonen in den Läden der größten Kaufleute, die mit Gold-, Silber- und Seidenſtoffen, den feinſten Schleiertüchern und Juweelen handelten, ſich einzufinden und bisweilen ſelbſt an ihren Unterhaltungen theilzunehmen, ſich vollends ausgebildet und allmählich alle Manieren der feinen Weltleute angenommen. Bei den Juweelenhändlern beſonders war es, wo ihm die Täuſchung benommen wurde, als wären dieſe durchſichtigen Früchte, die er in jenem unterirdiſchen Garten gepflückt hatte, bloß von buntfarbigem Glaſe: er erfuhr da, daß es ſehr koſtbare Edelſteine wären. Dadurch nämlich, daß er in dieſen Läden alle Arten von Edelſteinen verkaufen ſah, lernte er ſie nach ihrem Werthe kennen und ſchätzen; und da er nirgends welche ſah, die den ſeinigen an Schönheit oder an Größe gleichgekommen wären, ſo begriff er wohl, daß er anſtatt dieſer angeblichen Glasſtücke, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, unſchätzbare Kleinode beſäße. Er war indeß ſo klug, niemand etwas davon zu ſagen, ſelbſt nicht einmal ſeiner Mutter; und dieſem Stillſchweigen eben verdankte er jenes hohe Glück, zu welchem er, wie wir ſehen werden, in der Folge emporſtieg.

Als Aladdin eines Tages in einer Gegend der Stadt ſpazieren ging, hörte er mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, jeder ſolle ſeinen Laden und ſeine Hausthüre ſchließen, und ſich in das Innere ſeiner Wohnung zurückziehen, bis die Tochter des Sultans, die Prinzeſſinn Badrulbudur[13]), nach dem Bade vorüber gegangen und wieder zurückgekehrt ſein würde.

Dieſer öffentliche Ausruf weckte in Aladdin die Neugierde, die Prinzeſſinn entſchleiert zu ſehen; aber er konnte dieß nicht wohl anders, als wenn er ſich in das Haus eines Bekannten begab, und da durchs Gitterfenſter ſah; was ihn indeß noch immer nicht befriedigte, da die Prinzeſſinn, dem Brauche zufolge, auf ihrem Wege nach dem Bade einen Schleier auf dem Geſichte haben mußte. Um ſeine Neugierde zu befriedigen, erſann er endlich ein Mittel, welches glückte; er verſteckte ſich nämlich hinter die Thüre des Bades, welches ſo eingerichtet war, daß er ſie unfehlbar von Angeſicht ſehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten; die Prinzeſſinn erſchien, und er betrachtete ſie durch einen Ritz, welcher groß genug war, um ſie in Augenſchein zu nehmen, ohne ſelber geſehen zu werden. Sie kam in Begleitung einer großen Anzahl von dienenden Frauen und von Verſchnittenen, welche theils neben ihr, theils hinter ihr hergingen. Als ſie etwa drei bis vier Schritte von der Thüre des Bades entfernt war, nahm ſie den Schleier ab, der ihr Geſicht bedeckte, und der ihr ſehr unbequem war, und Aladdin ſah ſie nun um ſo bequemer, da ſie gerade auf ihn los kam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine Frau mit entſchleiertem Geſichte geſehen, als ſeine Mutter. Dieſe gute Frau war indeß ſehr alt, und war niemals ſo hübſch geweſen, daß er von ihr auf die Schönheit der Frauen überhaupt hätte einen Schluß machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von hoher Schönheit gäbe; allein mit welchen Ausdrücken man auch immer Schönheiten ſchildern mag, ſo machen ſie doch nie den Eindruck, den die Schönheit ſelber macht.

Sobald Aladdin die Prinzeſſinn Badrulbudur geſehen hatte, ſo gab er ſeine bisherige Meinung auf, als glichen alle Frauen mehr oder weniger ſeiner Mutter; ſeine ganzen Gefühle wurden plötzlich umgewandelt, und ſein Herz konnte dem reizenden Mädchen ſeine höchſte Zuneigung nicht verſagen. Die Prinzeſſinn war in der That die ſchönſte Brünette, die es auf der Welt nur geben kann; ſie hatte große, mit der Stirn gleichſtehende, lebhafte und feurige Augen, einen ſanften und beſcheidenen Blick, eine Naſe von richtigem Verhältnis und ohne Tadel, einen kleinen Mund, roſige und reizende Lippen; mit einem Wort, alle Züge und Theile ihres Geſichts waren von der vollendetſten Regelmäßigkeit. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn Aladdin durch den Anblick eines ſo ſeltenen Vereins des Schönſten und Wunderbarſten geblendet und faſt außer ſich geſetzt wurde. Außer allen dieſen Vollkommenheiten beſaß die Prinzeſſinn auch noch einen ſehr vollen Wuchs und eine majeſtätiſche Haltung, deren Anblick allein ſchon Ehrfurcht gebot.

Als die Prinzeſſinn ins Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie in Entzückung ſtehen, indem er ſich unaufhörlich das reizende Bild vor die Seele rief. Endlich kam er wieder zur Beſinnung, und indem er bedachte, daß die Prinzeſſinn bereits vorüber war, und daß er ganz zwecklos ſeine Stellung länger behalten würde, weil ſie beim Herausgehen aus dem Bade ihm ja den Rücken kehren und verſchleiert ſein würde, ſo faßte er den Entſchluß, ſeinen Ort zu verlaſſen und ſich zu entfernen.

Aladdin konnte bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe ſeine Verwirrung und Unruhe nicht ſo verbergen, daß es ſeine Mutter nicht gemerkt hätte. Sie war erſtaunt, ihn ſo ganz wider ſeine Gewohnheit traurig und nachdenkend zu erblicken, und fragte ihn daher, ob ihm etwas begegnet wäre, oder ob er ſich unpäßlich befände. Doch Aladdin antwortete nichts, ſondern warf ſich nachläſſig aufs Sofa hin, wo er unverändert in einer und derſelben Lage blieb, und ſich fortwährend damit beſchäftigte, ſich das Bild der reizenden Prinzeſſinn zu vergegenwärtigen. Seine Mutter, die das Abendeſſen zubereitete, drang nicht weiter in ihn. Als es fertig war, ſtellte ſie es neben ihn auf das Sofa und ſetzte ſich zu Tiſche. Da ſie indeß bemerkte, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, erinnerte ſie ihn, daß er doch eſſen möchte, und erſt durch viele Bemühungen vermochte ſie ihn, ſeine Lage zu ändern. Er aaß indes weit weniger als gewöhnlich, mit niedergeſchlagenen Augen und mit einem ſo tiefen Stillſchweigen, daß es ſeiner Mutter nicht möglich war, durch alle ihre Fragen über den Anlaß einer ſo ungewöhnlichen Veränderung ihm irgend ein Wort zu entlocken.

Nach dem Abendeſſen wollte ſie von neuem anfangen ihn zu fragen, woher denn ſeine tiefe Schwermuth rührete; allein ſie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne ſeine Mutter im mindeſten zufriedengeſtellt zu haben.

Den folgenden Tag ſetzte er ſich wieder auf das Sofa, ſeiner Mutter gegenüber, welche, ihrer Gewohnheit zufolge, Baumwolle ſpann, und fing mit ihr auf folgende Weiſe an zu ſprechen: „Ich muß das Stillſchweigen brechen, das ich ſeit meiner geſtrigen Nachhauſekunft beobachtet habe, und das dich, wie ich bemerken konnte, ſehr bekümmert hat. Ich war nicht krank, wie du glaubteſt, und ich bin es auch jetzo nicht; aber ich kann dir nicht ſagen, was ich empfand, und was ich noch immerfort empfinde, — es iſt etwas weit ſchlimmeres, als Krankheit. Ich weiß nicht, was es eigentlich iſt; aber aus dem, was du von mir vernehmen wirſt, wirſt du es vielleicht erkennen. Es iſt in dieſem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und ſo kannſt du es denn auch nicht wiſſen, daß die Tochter des Sultans, die Prinzeſſinn Badrulbudur, ſich geſtern Nachmittag ins Bad begeben hat. Ich erfuhr es geſtern, als ich in der Stadt umher ſpazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geſchloſſen werden, und daß jeder ſich in ſein Haus begeben ſollte, um der Prinzeſſinn die gebührende Ehre zu erzeigen, und ihr auf den Straßen, durch welche ſie käme, einen freien Durchgang zu laſſen. Da ich von dem Bade nicht weit entfernt war, brachte die Neugier, ſie bei entſchleiertem

Geſichte zu ſehen, mich auf den Gedanken, mich hinter die Thüre des Bades zu verſtecken, indem ich dachte, es könnte wohl möglich ſein, daß ſie ihren Schleier vor dem Eintritt ins Bad abnähme. Du kennſt die Lage der Thür, und wirſt daher leicht abnehmen können, daß ich ſie ſehr bequem da ſehen mußte, wofern alles ſo kam, wie ich vermuthete. Sie nahm auch wirklich beim Eintritt ihren Schleier ab, und ich hatte das Glück, dieſe liebenswürdige Prinzeſſinn zu meinem unausſprechlichen Vergnügen von Angeſicht zu ſehen. Dieß iſt nun, liebe Mutter, die Urſache jenes Zuſtandes, worin du mich geſtern bei meiner Nachhauſekunft erblickteſt, und zugleich der Grund jenes Stillſchweigens, welches ich beobachtet habe. Ich liebe die Prinzeſſinn mit einer unausſprechlichen Leidenſchaft, und da dieſe mit jedem Augenblicke ſteigt, ſo fühle ich wohl, daß ſie nur durch den Beſitz der liebenswürdigen Prinzeſſinn geſtillt werden kann; weshalb ich denn entſchloſſen bin, ſie mir vom Sultan zur Frau zu erbitten."

Dreihundert und ſechs und zwanzigſte Nacht.

Die Mutter Aladdins hatte die Rede ihres Sohnes bis gegen das Ende mit vieler Aufmerkſamkeit angehört; aber als ſie am Schluß vernahm, daß er die Abſicht hatte, um die Hand der Prinzeſſinn Badrulbudur anzuhalten, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihn durch ein lautes Lachen zu unterbrechen. Aladdin wollte weiter ſprechen, aber ſie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen und ſagte: „Ach, mein Sohn, woran denkſt du? Du mußt wohl deinen Verſtand verloren haben, daß du ſolche Reden führen kannſt!“

„Liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „ich kann dich verſichern, daß ich nicht meinen Verſtand verloren habe, ſondern bei völliger Beſinnung bin. Ich habe alle die Vorwürfe von Thorheit und Albernheit, die du mir machſt und noch machen wirſt, vorausgeſehen; aber das alles ſoll mich nicht abhalten, dir nochmals zu ſagen, daß mein Entſchluß feſt ſteht, den Sultan um die Hand ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Badrulbudur, zu bitten.“

„In der That, mein Sohn,“ antwortete hierauf die Mutter ganz ernſtlich, „ich kann nicht umhin, dir zu ſagen, daß du dich ganz vergiſſeſt; und ſelbſt wenn du dieſen Entſchluß ausführen wollteſt, ſo ſehe ich gar nicht ab, durch wen du dieſe Bitte an den Sultan gelangen laſſen wollteſt.“ — „Durch dich ſelber,“ antwortete ſogleich der Sohn, ohne zu zögern. „Durch mich?“ rief die Mutter voll Staunen und Ueberraſchung, „und an den Sultan? Ach, ich werde mich wohl ſehr hüten, mich in eine Unternehmung der Art einzulaſſen! Und überhaupt, mein Sohn,“ fuhr ſie fort, „wer biſt du denn, daß du ſo dreiſt biſt, an die Tochter des Sultans zu denken? Haſt du vergeſſen, daß du der Sohn eines der geringſten Schneider der Hauptſtadt, und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft biſt? Weißt du denn nicht, daß Sultane ihre Töchter nicht leicht jemand zur Ehe geben, ſelbſt nicht einmal denjenigen Sultansſöhnen, die keine Hoffnung haben, einſt zur Regierung zu gelangen?“

„Liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „ich habe dir ſchon geſagt, daß ich alles, was du mir ſo eben geſagt haſt, vorausgeſehen habe, und ich ſage daſſelbe von allem dem, was du etwa noch hinzufügen magſt; weder deine Reden noch deine Vorſtellungen werden meinen Entſchluß ändern. Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich durch dich um die Hand der Prinzeſſinn anhalten will; dieß iſt die einzige Gefälligkeit, die ich von dir verlange, und die ich mir nicht abzuſchlagen bitte, wofern du nicht etwa lieber mich ſterben ſehen, als mir zum zweitenmale das Leben ſchenken willſt.“

Aladdins Mutter befand ſich in der größten Verlegenheit, als ſie die Hartnäckigkeit ſah, womit er auf ſeinem närriſchen Plane beſtand. „Mein Sohn,“ ſagte ſie nochmals zu ihm, „ich bin deine Mutter, und als eine rechtſchaffene und leibliche Mutter von dir, bin ich bereit, dir zu Liebe alles zu thun, was irgend vernünftig iſt oder ſich für meinen und deinen Stand ſchickt. Wenn es darauf ankäme, für dich um die Tochter eines unſerer

Nachbaren, der mit dir von gleichem oder doch nicht viel höhern Standes wäre, anzuhalten, ſo würde ich alles mögliche aufbieten, was nur irgend in meiner Macht ſteht; aber auch dann müßteſt du doch wenigſtens etwas Vermögen, oder einige Einkünfte, oder wenigſtens irgend ein Gewerbe erlernt haben, um hierin deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heiraten wollen, ſo müſſen ſie vor allen Dingen darauf denken, ob ſie auch wohl zu leben haben. Aber ohne deine niedrige Herkunft in Erwägung zu ziehen, ſtrebſt du bei deinem geringen Stand und Vermögen nach dem höchſten Gipfel des Glücks, und beabſichtigſt nichts geringeres, als eine Vermählung mit der Tochter deines Herrn und Gebieters, der bloß ein Wort ſagen darf, um dich zu verderben und zu vernichten. Ich will hier gar nicht einmal das erwähnen, was deine Perſon und dich ſelber betrifft; denn das mußt du bei dir ſelber überlegen, wofern du deine Beſinnung haſt: ich ſpreche hier bloß von dem, was mich insbeſondere angeht. Wie hat wohl ein ſo ſeltſamer Gedanke dir in den Kopf kommen können, daß ich hingehen und dem Sultan den Antrag machen ſoll, dir ſeine Tochter, die Prinzeſſinn, zur Ehe zu geben? Geſetzt, ich hätte nun auch, ich will nicht ſagen die Dreiſtigkeit, ſondern die Unverſchämtheit, mich Seiner Majeſtät vorzuſtellen, um an ihn eine ſo ungereimte Bitte zu thun, an wen ſollte ich mich denn wenden, um mich da einführen zu laſſen? Glaubſt du denn nicht, daß der erſte, mit dem ich davon ſpräche, mich als eine Närrinn behandeln, und mich auf eine meiner unwürdige Weiſe fortjagen würde? Geſetzt nun aber auch, ich würde dem Sultan ohne Schwierigkeit vorgeſtellt, — wie es wohl der Fall iſt, wenn man ihn um Gerechtigkeit anfleht, die er ſeinen Unterthanen ſtäts gern gewährt, oder wenn man ihn um eine Gnade bittet, die er mit Vergnügen bewilligt, ſobald er ſieht, daß man ſie verdient und derſelben würdig iſt, — biſt du denn wohl in einem ſolchen Falle? und glaubſt du denn die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten ſoll? Welchen Dienſt haſt du denn dem Sultan oder dem ganzen Lande erwieſen, und wodurch haſt du dich denn ausgezeichnet? Wenn du nun nichts gethan haſt, um eine ſolche Gnade zu verdienen, und auch übrigens derſelben nicht würdig biſt, mit welcher Stirne könnte ich denn darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan einen Antrag der Art zu machen? Das Majeſtätiſche ſeiner Perſon und der Glanz ſeines Hofes würde mich ſogleich ſtumm und ſtill machen, mich, die ich ſchon zitterte, wenn ich meinen verſtorbenen Mann, deinen Vater, um irgend etwas zu bitten hatte. Auch iſt noch ein anderer Grund vorhanden, mein Sohn, an den du nicht gedacht haſt, nämlich der, daß man vor dem Sultan, wenn man ihn um eine Gnade zu bitten hat, nicht wohl erſcheinen kann, ohne ein Geſchenk in der Hand zu haben. Dieſe Geſchenke haben wenigſtens das Gute, daß, wenn er auch aus irgend einem Grunde die Bitte abſchlägt, er wenigſtens das Geſuch und den Bittſteller ohne Weigerung anhört. Aber welches Geſchenk haſt du ihm anzubieten? Und wenn du auch etwas hätteſt, das der Beachtung eines ſo großen Fürſten irgend werth ſchiene, in welchem Verhältnis würde denn das Geſchenk zu der Bitte ſtehen, die du an ihn thun willſt? Geh in dich und bedenke, daß du nach etwas trachteſt, was zu erreichen für dich unmöglich iſt.“

Aladdin hörte alles, was ihm ſeine Mutter nur irgend ſagen mochte, um ihn von ſeinem Plane abzubringen, ruhig an, und nachdem er ihre Vorſtellungen Punkt für Punkt überlegt hatte, nahm er endlich das Wort und ſagte: „Ich geſtehe es, liebe Mutter, es iſt eine große Verwegenheit von mir, daß ich es wage, meine Anſprüche ſo weit zu treiben, und zugleich eine große Unbeſonnenheit, daß ich von dir mit ſolcher Hitze und Eilfertigkeit verlangte, daß du hingehen und dem Sultan meinen Heiratsantrag vortragen ſollteſt, ohne zuvor die gehörigen Maaßregeln ergriffen zu haben, um dir Zutritt und eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen. Ich bitte dich deshalb um Verzeihung. Allein bei der Heftigkeit der Leidenſchaft, die mich ergriffen hat, darfſt du dich nicht wundern, wenn ich anfangs nicht ſogleich alles das überſah, was dazu erforderlich iſt, um mir die Ruhe, die ich ſuche, zu verſchafſen. Ich liebe die Prinzeſſinn Badrulbudur mehr, als als du dir irgend einbilden kannſt, und ich beharre immer noch auf dem Entſchluſſe, ſie zu heiraten; dieß ſteht bei mir entſchieden feſt. Uebrigens bin ich dir für die Eröffnung, die du mir gemacht haſt, ſehr dankbar; ich betrachte ſie als den erſten Schritt, um mir den glücklichen Erfolg, den ich mir verſpreche, näher zu führen. Du ſagſt mir, es ſei nicht Sitte, vor dem Sultan ohne ein Geſchenk in der Hand zu erſcheinen, und ich habe nichts, was des Sultans würdig ſei. Ich bin, was das Geſchenk betrifft, deiner Meinung, und geſtehe, daß ich daran nicht gedacht hatte. Allein, wenn du ſagſt, ich beſitze nichts, was ihm überreicht werden könne, ſo glaubſt du wohl nicht, liebe Mutter, daß das, was ich dir an dem Tage, wo ich, wie du weißt, von einer unvermeidlichen Todesgefahr befreit wurde, heimbrachte, würdig genug iſt, um dem Sultan damit ein ſehr angenehmes Geſchenk zu machen? Ich ſpreche nämlich von dem, was ich in den zwei Beuteln und in meinem Gürtel mitgebracht, und was du und ich für farbiges Glas gehalten haben; indeß iſt mir gegenwärtig mein Irrthum benommen, und ich muß dir nur ſagen, liebe Mutter, daß es Edelſteine von unſchätzbarem Werthe ſind, die bloß für groſe Fürſten paſſen. Ich habe ihren Werth ſchätzen gelernt, indem ich die Läden der Juweelenhändler beſuchte, und du kannſt es mir auf mein Wort glauben. Alle die, welche ich bei unſeren Juweelenhändlern geſehen habe, ſind gar nicht mit denen, welche wir beſitzen, zu vergleichen, und doch bieten ſie dieſelben zu unbeſchreiblich hohen Preiſen aus. Du und ich wir kennen gar nicht den Preis der unſrigen. Wie dem aber auch ſei, ſo viel ich davon verſtehe, vermöge der wenigen Erfahrung, die ich darin habe, ſo bin ich überzeugt, daß das Geſchenk dem Sultan nicht anders als höchſt angenehm ſein muß. Du haſt da eine Porzelan-Vaſe, die ziemlich groß und von einer ſehr paſſenden Form iſt, um ſie da hinein zu thun; bringe dieſe einmal her, und wir wollen ſehen, welche Wirkung ſie auf das Auge machen werden, wenn wir ſie alle nach ihren verſchiedenen Farben geordnet haben.“

Dreihundert und ſieben und zwanzigſte Nacht.

Die Mutter Aladdins brachte die Vaſe, und Aladdin zog die Edelſteine aus den Beuteln, und legte ſie in der beſten Ordnung hinein. Die Wirkung, welche ſie bei hellem Tageslichte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch ihren Glanz und durch ihr Feuer hervorbrachten, war von der Art, daß Mutter und Sohn davon faſt geblendet wurden. Sie waren ganz erſtaunt; denn beide hatten dieſelben immer nur bei Lampenſchein beſehen. Freilich hatte Aladdin ſie auch noch auf ihren Bäumen geſehen, wo ſie als Früchte erſchienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals faſt noch Kind, und hatte dieſe Edelſteine nur wie Spielſachen betrachtet, und ſie auch bloß darum, ohne weitere Kenntnis davon zu haben, eingeſteckt.

Nachdem ſie eine Weile die Schönheit des Geſchenks bewundert hatten, nahm Aladdin wieder das Wort. „Liebe Mutter,“ ſagte er zu ihr, „du wirſt nun wohl den Gang zum Sultan nicht länger unter dem Vorwande ablehnen, daß du ihm kein Geſchenk anzubieten habeſt; mich dünkt, hier haſt du eins, welches dir einen ſehr günſtigen Empfang bewirken wird.“

Obwohl Aladdins Mutter, ungeachtet der Schönheit und des Glanzes dieſes Geſchenks, es nicht von ſo hohem Werthe hielt, als ihr Sohn es ſchätzte, ſo glaubte ſie dennoch wohl, daß es der Sultan genehmigen könnte, auch fühlte ſie, daß in dieſer Hinſicht nichts weiter einzuwenden wäre. Allein ſie kam immer wieder auf den Antrag zurück, den ſie unter Begünſtigung des Geſchenks an den Sultan machen ſollte, und dieß machte ihr viel Unruhe. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie zu ihm, „ich begreife wohl, daß das Geſchenk eine gute Wirkung machen, und daß der Sultan mich mit gnädigen Augen anſehen wird; allein, was das Geſuch betrifft, das ich bei ihm anbringen ſoll, ſo fühle ich wohl, daß ich dazu nicht die Kraft haben, ſondern ſtumm bleiben werde. So wird dann nicht nur mein Gang, ſondern auch das Geſchenk — das, wie du ſagſt, von ſo außerordentlicher Koſtbarkeit iſt, — verloren ſein, und ich werde voll Beſtürzung zurückkommen, und dir melden, daß du dich in deiner Hoffnung getäuſcht haſt. Ich habe dir es ſchon einmal geſagt, und du wirſt ſehen, daß es ſo kommen wird. Aber,“ fuhr ſie fort, „geſetzt auch, daß ich mir Gewalt anthäte, um mich deinem Wunſche zu fügen, und geſetzt, ich hätte Kraft genug, um ein ſolches Geſuch, wie du willſt, zu wagen, ſo wird doch der Sultan ſicherlich ſich entweder über mich luſtig machen, und mich wie eine Närrinn fortſchicken, oder in einen gerechten Zorn gerathen, wovon du und ich unfehlbar das Opfer ſein werden.“

Aladdins Mutter führte ihrem Sohne noch mehrere andere Gründe an, um ihn, wo möglich, umzuſtimmen; aber die Reize der Prinzeſſinn Badrulbudur hatten einen zu tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht, als daß er ſich von ſeinem Plane hätte abwendig machen laſſen. Er verlangte fortwährend von ſeiner Mutter, daß ſie ſeinen Entſchluß doch ausführen möchte; und theils aus Zärtlichkeit gegen ihn, theils aus Furcht, daß er irgend ein Aeußerſtes wagen könnte, überwand ſie ihre Abneigung und gab dem Willen ihres Sohnes nach.

Da es ſchon zu ſpät, und die Zeit, wo man nach dem Palaſte gehen und ſich dem Sultan darſtellen konnte, an dieſem Tage ſchon vorbei war, ſo ward die Sache bis auf den folgenden Tag verſchoben. Die Mutter und der Sohn unterhielten ſich den noch übrigen Theil des Tages von nichts anderem als davon, und Aladdin brachte ſeiner Mutter mit vieler Sorgfalt alles das bei, was ihm irgend nur einfiel, um ſie in dem Entſchluſſe, den ſie endlich genehmigt hatte, ſich nämlich dem Sultan vorzuſtellen, noch mehr zu beſtärken. Ungeachtet aller Ueberredungsgründe des Sohnes konnte ſich indeß die Mutter nicht überzeugen, daß ihr dieſe Unternehmung irgend gelingen könnte; auch muß man wirklich geſtehen, daß ſie alle Urſache hatte, daran zu zweifeln. „Mein Sohn,“ ſagte ſie zu Aladdin, „wenn der Sultan mich ſo günſtig aufnimmt, als ich es dir zu Liebe wünſche, wenn er ferner den Antrag, den ich ihm von deinetwegen machen ſoll, ruhig anhört, aber nach dieſem guten Empfange ſich einfallen läßt, mich zu fragen, wo dein Vermögen, deine Reichthümer, deine Beſitzungen ſind, — denn darnach wird er ſich vor allen Dingen, und zwar eher als nach deiner Perſon, erkundigen, — wenn er mich nun, ſag' ich, darnach fragt, was ſoll ich ihm darauf antworten?“

„Liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin, „wir wollen uns nicht im voraus um etwas kümmern, das vielleicht gar nicht erfolgen wird. Wir wollen jetzt erſt abwarten, welche Aufnahme du beim Sultan finden, und welche Antwort du von ihm erhalten wirſt. Sollte es ſich ereignen, daß er über das, was du da ſagſt, Auskunft haben will, ſo werde ich dann ſchon ſehen, welche Antwort ich ihm darüber geben ſoll. Ich habe das Vertrauen, daß die Lampe, vermöge welcher wir ſchon ſeit einigen Jahren unſeren Unterhalt haben, mich in der Noth nicht im Stiche laſſen wird.“

Die Mutter Aladdins wußte auf das, was ihr Sohn ſo eben geſagt hatte, nichts zu erwiedern. Sie bedachte nämlich, daß die Lampe, von welcher er ſprach, wohl noch größere Wunder zuwege bringen könnte, als bisher, wo ſie ihnen bloß ihren Lebensunterhalt herbeigeſchafft hatte. Dieß ſtellte ſie zufrieden, und hob zugleich alle Schwierigkeiten, die ſie etwa hätten von dem Dienſte abhalten können, den ſie ihrem Sohne bei dem Sultan zu leiſten verſprochen hatte. Aladdin, welcher die Gedanken ſeiner Mutter errieth, ſagte zu ihr: „Liebe Mutter, vergiß wenigſtens nicht, die Sache verſchwiegen zu halten; es hängt davon der ganze glückliche Erfolg ab, den ich und du von dieſer Angelegenheit erwarten können.“ Hierauf trennten ſich Mutter und Sohn, um ſich zur Ruhe zu legen; doch die heftige Liebe und die großen Entwürfe eines unermeßlichen Glücks, welche das Gemüth des Sohnes erfüllten, hinderten ihn, die Nacht ſo ruhig hinzubringen, als er es gewünſcht hätte. Er ſtand noch vor Anbruche des Tages auf und weckte ſeine Mutter. Er drang in ſie, daß ſie ſich aufs ſchleunigſte ankleiden, ſich dann nach dem Thore des Palaſtes begeben, und gleich bei Eröffnung deſſelben hineintreten möchte, und zwar in dem Augenblicke, wo der Großweſyr, die Weſyre, und alle übrigen hohen Staatsbeamten zu der Sitzung des Diwans hineingingen, welcher der Sultan ſtäts in Perſon beizuwohnen pflegte.

Aladdins Mutter that alles, was ihr Sohn wünſchte. Sie nahm das Porzelangefäß, worin ſich das Geſchenk von Edelſteinen befand, hüllte es in ein doppeltes Leinwandtuch, zuerſt in ein ſehr feines und weiſſes, ſodann in ein minder feines, welches letztere ſie an den vier Zipfeln zuſammenband, um es deſto leichter forttragen zu können. Endlich ging ſie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaſte des Sultans. Der Großweſyr nebſt den übrigen Weſyren und die angeſehenſten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als ſie an der Thür anlangte. Die Zahl derer, welche beim Diwan etwas zu ſuchen hatten, war ſehr groß. Man öffnete endlich und ſie ging mit ihnen allen bis in den Diwan hinein. Dieß war ein ſchöner, tiefer und geräumiger Saal, deſſen Eingang groß und prächtig war. Sie ſtellte ſich ſo, daß ſie den Sultan, den Großweſyr und die übrigen Herren, welche links und rechts im Diwan ihren Sitz hatten, gerade ſich gegenüber hatte. Man rief die verſchiedenen Parteien nach einander vor, und zwar in der Ordnung, wie ſie ihre Bittſchriften eingereicht hatten.

ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entſchieden, bis zu dem Augenblick, wo der Diwan gewöhnlich geſchloſſen wurde. Dann ſtand der Sultan auf, entließ die verſammelten Mitglieder, und ging in ſeine Zimmer zurück, wohin ihm der Großweſyr folgte. Die übrigen Weſyre und die Mitglieder des Staatsraths entfernten ſich. Alle die, welche ſich wegen Privatangelegenheiten daſelbſt eingefunden hatten, thaten daſſelbe; einige zufrieden mit den Gewinn ihres Rechtshandels, andere unzufrieden über das gegen ſie gefällte Urtheil, und noch andere endlich in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer anderen Sitzung entſchieden würde.

Dreihundert und acht und zwanzigſte Nacht.

Aladdins Mutter, welche geſehen hatte, wie der Sultan aufſtand und ſich entfernte, ſchloß ſehr richtig, daß er denſelben Tag nicht wieder erſcheinen würde, da ſie alle weggehen ſah. Sie faßte daher den Entſchluß, ebenfalls nach Hauſe zurückzukehren. Aladdin, der ſie mit dem für den Sultan beſtimmten Geſchenke zurückkommen ſah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolge ſeiner Sendung denken ſollte. In der Angſt, worin er ſich befand, daß ſie ihm eine ſchlimme Botſchaft bringen würde, vermochte er nicht den Mund zu öffnen, um ſie zu fragen, welche Nachricht ſie ihm brächte. Die gute Mutter, welche nie einen Fuß in den Palaſt des Sultans geſetzt hatte, und die nicht die mindeſte Kenntnis von dem hatte, was da täglich vorzugehen pflegte, zog ihren Sohn aus der Unruhe, worin er ſich befand, indem ſie ihm höchſt naiv Folgendes erzählte: „Lieber Sohn, ich habe den Sultan geſehen und bin feſt überzeugt, daß er mich ebenfalls geſehen hat. Ich ſtand vor ihm, und niemand hinderte mich, ihn zu ſehen; aber er war ſo ſehr mit denen beſchäftigt, welche links und rechts mit ihm ſprachen, daß es mir leid that, wenn ich die Geduld und Mühe ſah, die es ihn koſtete, ſie anzuhören. Dieß dauerte ſo lange, daß er ſich zuletzt, glaub' ich, langweilen mochte; denn er ſtand ganz unerwartet auf, und entfernte ſich ziemlich eilig, ohne eine Menge anderer Leute, die noch mit ihm ſprechen wollten, anzuhören. Gleichwohl war ich darüber ſehr froh, denn ich fing wirklich ſchon an, die Geduld zu verlieren, und war von dem langen Stehen außerordentlich müde. Indeß iſt bei der Sache nichts verdorben. Ich werde nämlich nicht unterlaſſen, morgen wieder hinzugehen; der Sultan wird da vielleicht nicht ſo beſchäftigt ſein."

Wie ſehr Aladdin auch von Liebe entbrannt war, ſo mußte er ſich doch mit dieſer Entſchuldigung begnügen und ſich mit Geduld waffnen. Er ſah wenigſtens mit Vergnügen, daß ſeine Mutter den ſchwerſten Schritt bereits gethan hatte, nämlich den, den Anblick des Sultans auszuhalten, und hoffte nun, daß ſie, nach dem Beiſpiele derer, die in ihrer Gegenwart mit ihm geſprochen hatten, ebenfalls nicht anſtehen würde, ſich ihres Auftrags zu entledigen, ſobald der günſtige Augenblick zum Sprechen eintreten würde.

Den folgenden Morgen ging Aladdins Mutter wieder eben ſo früh mit dem Geſchenke von Edelſteinen nach dem Palaſte des Sultans; doch ihr Gang war vergeblich; ſie fand die Thür des Diwans verſchloſſen, und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung wäre, und daß ſie alſo den folgenden Tag wiederkommen müßte. Sie brachte ſofort dieſe Nachricht ihrem Sohne, der ſeine Geduld nun verdoppeln mußte. Sie ging noch ſechsmal an den ihr bezeichneten Tagen hin, und ſtellte ſich immer dem Sultan gegenüber, aber mit ſo wenigem Erfolge, als das erſtemal; und vielleicht würde ſie noch hundertmal unverrichteter Sache zurückgekehrt ſein, wenn nicht der Sultan, der ſie bei jeder Sitzung ſich gegenüber ſtehen ſah, ſie endlich beachtet hätte. Dieß iſt um ſo wahrſcheinlicher, da nur ſolche, welche dem Sultan Bittſchriften zu überreichen hatten, ſich nach der Reihe demſelben näherten, um ihre Sache verhandelt zu ſehen, in welchem Falle aber ſich Aladdins Mutter nicht befand.

An dieſem Tage endlich ſagte der Sultan, als er nach Aufhebung der Sitzung in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, zu ſeinem Großweſyr: „Schon ſeit einiger Zeit bemerke ich eine gewiſſe Frau, welche regelmäßig jeden Tag, wo ich öffentlich Sitzung halte, ſich einſtellt, und etwas in einem Leinwandtuche eingehüllt trägt; ſie bleibt von Anfang bis zu Ende der Sitzung ſtehen, und zwar immer mir gerade gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr iſt?“

Der Großweſyr, der ſo wenig davon wußte, als der Sultan, wollte indeß nicht gern eine Antwort ſchuldig bleiben, und antwortete daher: „Herr, Euer Majeſtät weiß vielleicht nicht, daß die Frauen oft über ſehr unbedeutende Dinge Beſchwerde führen. Dieſe da kömmt offenbar, um ſich bei Euer Majeſtät darüber zu beſchweren, daß man ihr ſchlechtes Mehl verkauft, oder irgend ein anderes unbedeutendes Unrecht zugefügt hat.“ Der Sultan begnügte ſich indeß nicht mit dieſer Antwort, ſondern ſagte: „Wenn dieſe Frau bei der nächſten Sitzung wiederkömmt, ſo vergiß ja nicht, ſie rufen zu laſſen, damit ich ſie anhöre.“ Der Großweſyr antwortete nichts, ſondern küßte die Hand des Sultans und legte ſie auf ſeinen Kopf, zum Zeichen, daß er denſelben zu verlieren bereit wäre, wenn er den Befehl des Sultans zu vollziehen unterließe.

Aladdins Mutter war ſchon ſo daran gewöhnt, im Diwan vor dem Sultan zu erſcheinen, daß ſie ihre Mühe für nichts achtete, wofern ſie nur ihrem Sohne zeigen konnte, daß ſie in allem dem, was von ihr abhinge, nichts unterließe, um ſich ihm gefällig zu beweiſen. Sie ging alſo am Tage der Sitzung wieder nach dem Palaſt, und ſtellte ſich am Eingange des Diwans wie gewöhnlich dem Sultan gegenüber.

Der Großweſyr hatte noch keine Angelegenheit vorzutragen angefangen, als der Sultan die Mutter Aladdins bemerkte. Voll Mitleid über ihr geduldiges Ausharren, wovon er ſelber Zeuge geweſen war, ſagte er zum Großweſyr: „Vor allen Dingen, damit du es nicht etwa vergeſſeſt, dort iſt wieder die Frau, von der ich neulich mit dir ſprach; laß ſie hieher treten, und wir wollen zuerſt ſie anhören und ihre Angelegenheit abfertigen. Sogleich bezeichnete der Großweſyr dieſe Frau dem Ober-Thürſteher, welcher zu ſeinen Befehlen bereit ſtand, und befahl ihm, ſie näher heran zu führen.

Der Ober-Thürſteher kam zur Mutter Aladdins und gab ihr ein Zeichen; ſie folgte ihm bis an den Fuß des Thrones, wo er ſie verließ, um ſich wieder an ſeinen Platz neben den Großweſyr hinzuſtellen.

Aladdins Mutter, welche ſich nach dem Beiſpiele der vielen andern, die ſie den Sultan anreden geſehen hatte, richtete, berührte mit ihrer Stirne den Teppich, der die Stufen des Throns bedeckte, und blieb in dieſer Stellung, bis der Sultan ihr aufzuſtehen befahl. Sie ſtand auf, und er ſprach zu ihr: „Gute Frau, ich ſehe dich ſchon ſeit ſehr langer Zeit in meinen Diwan kommen, und von

Anfang bis zu Ende am Eingange ſtehen; welche Angelegenheit führt dich hieher?“

Die Mutter Aladdins warf ſich, nachdem ſie dieſe Worte vernommen hatte, noch einmal nieder, und ſagte dann, als ſie wieder aufgeſtanden war: „Erhabenſter Beherrſcher des Erdkreiſes, bevor ich Euer Majeſtät die außerordentliche und faſt unglaubliche Sache, die mich vor euern erhabenen Thron führt, auseinanderſetze, bitte ich euch, mir das dreiſte, ich möchte faſt ſagen unverſchämte Anſuchen zu verzeihen, welches ich an euch zu thun im Begriff bin; es iſt ſo ungewöhnlich, daß ich zittre und mich ſchäme, es meinem Sultan vorzutragen.“ Um ihr volle Freiheit zu geben, ſich zu äußern, befahl der Sultan, daß ſich alle Anweſenden aus dem Diwan entfernen und ihn mit dem Großweſyr allein laſſen möchten. Hierauf ſagte er ihr, ſie könnte jetzt ohne Furcht reden und ſich erklären.

Die Mutter Aladdins begnügte ſich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr ſo eben die Verlegenheit, vor der ganzen Verſammlung ſprechen zu müſſen, erſpart hatte, ſondern ſie wollte ſich auch vor ſeinem Zorne ſicher ſtellen, den ſie bei dem ihm zu machenden Antrage zu fürchten hatte, und worauf ſie gar nicht gefaßt war. „Herr,“ fuhr ſie fort, „ich wage auch noch Euer Majeſtät zu bitten, mir im voraus eure Gnade und Verzeihung zuzuſichern, im Fall ihr das Geſuch, welches ich bei euch anzubringen habe, im mindeſten anſtößig oder beleidigend finden ſolltet.“ — „Was es auch immer ſein mag,“ erwiederte der Sultan, „ich verzeihe es dir jetzo ſchon, und es wird für dich daraus nicht die mindeſte ſchlimme Folge entſpringen; rede ganz ohne Scheu.“

Als die Mutter Aladdins alle dieſe Vorſichtsmaaßregeln genommen hatte, wie eine Frau, welche den Zorn des Sultans in Betreff des ihm zu machenden Antrags fürchten zu müſſen glaubte, erzählte ſie ihm nun ganz treu, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzeſſinn Badrulbudur geſehen, welche heftige Liebe ihm dieſer Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr hierüber gemacht, und was ſie ihm alles vorgeſtellt hätte, um ihn von einer Leidenſchaft abzulenken, die eben ſo beleidigend für den Sultan als für die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, ſein müßte. „Indeß,“ fuhr ſie fort, „mein Sohn, anſtatt dieſe Ermahnungen zu beherzigen, und ſeine Kühnheit einzuſehen, beharrte hartnäckig bei der Sache, und zwar bis zu dem Grade, daß er mir mit irgend einem Schritte der Verzweiflung drohte, wenn ich mich weigerte, zu Euer Majeſtät hinzugehen und für ihn um die Hand der Prinzeſſinn anzuhalten. Gleichwohl hat es mich viel Ueberwindung gekoſtet, ehe ich mich entſchloß, ihm hierin zu willfahren, und ich bitte daher nochmals Euer Majeſtät, nicht allein mir zu verzeihen, ſondern auch meinem

Sohne Aladdin, daß er den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer ſo erhabenen Verbindung zu trachten.“

Dreihundert und neun und zwanzigſte Nacht.

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne irgend ein Zeichen von Zorn oder Unwillen zu äußern, und ſelbſt ohne dieß Geſuch ſcherzhaft zu nehmen.

Doch ehe er noch der guten Frau eine Antwort ertheilte, fragte er ſie, was ſie denn da in dem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm ſie die Vaſe von Porzelan, die ſie, bevor ſie ſich niederwarf, an den Fuß des Throns hingeſetzt hatte, enthüllte ſie und überreichte ſie dem Sultan.

Es iſt unmöglich, die Ueberraſchung und das Erſtaunen des Sultans zu beſchreiben, als er in dieſer Vaſe ſo viel anſehnliche, koſtbare, vollkommene und in die Augen fallende Edelſteine beiſammen ſah, und zwar alle von einer ſolchen Größe, dergleichen er noch nie geſehen hatte. Er blieb eine Weile in einer ſolchen Verwunderung, daß er faſt ganz regungslos daſtand. Nachdem er endlich wieder zu ſich gekommen war, nahm er das Geſchenk aus den Händen der Mutter Aladdins in Empfang, indem er ganz außer ſich vor Freuden rief: „Ah, wie ſchön! wie koſtbar!“

Nachdem er die Edelſteine einen nach dem andern bewundert, in die Hand genommen, und nach ihren hervorſtechendſten Eigenſchaften geprieſen hatte, wandte er ſich zu ſeinem Großweſyr, zeigte ihm die Vaſe und ſagte zu ihm: „Sieh einmal an, und du wirſt geſtehen, daß man auf der Welt nichts koſtbareres und vollkommneres ſehen kann.“ Der Weſyr war ganz bezaubert davon. „Nun,“ fuhr der Sultan fort, „was ſagſt du zu einem Geſchenke der Art? Iſt es nicht meiner Tochter würdig, und kann ich ſie nicht um dieſen Preis demjenigen geben, der um ſie anhalten läßt?“

Dieſe Worte verſetzten den Großweſyr in eine ſeltſame Unruhe. Vor einiger Zeit hatte nämlich der Sultan ihm angedeutet, daß er ſeine Tochter, die Prinzeſſinn, ſeinem Sohne zur Ehe zu geben gedächte. Er fürchtete jetzt, und nicht ohne Grund, daß der Sultan, durch ein ſo reiches und außerordentliches Geſchenk verblendet, ſeine Geſinnung ändern könnte. Er näherte ſich alſo dem Sultan und ſagte ihm ins Ohr: „Herr, man muß geſtehen, daß dieß Geſchenk der Prinzeſſinn würdig iſt; allein ich bitte Euer Majeſtät, die Entſcheidung hierüber noch drei Monate aufzuſchieben; ich hoffe, daß bis dahin mein Sohn, auf welchen ihr früher eure Augen zu werfen geruhtet, im Stande ſein wird, euch ein noch koſtbareres Geſchenk zu machen, als Aladdin, den Euer Majeſtät noch nicht kennt.“ Der Sultan, obwohl er überzeugt war, es wäre unmöglich, daß der Großweſyr für ſeinen Sohn etwas ausmitteln könnte, womit er der Prinzeſſinn ein Geſchenk von gleichem Werthe zu machen im Stande wäre, unterließ dennoch nicht, auf ihn zu hören, und ihm dieſe Gnade zu bewilligen. Er wandte ſich alſo zu Aladdins Mutter und ſagte zu ihr: „Geh nach Hauſe, gute Frau, und ſage deinem Sohne, daß ich den Vorſchlag, den du mir in ſeinem Namen gemacht haſt, genehmige; daß ich aber meine Tochter, die Prinzeſſinn, nicht eher verheiraten könne, als bis ich ihre Ausſtattung beſorgt habe, die erſt in drei Monaten fertig werden kann. Um dieſe Zeit kannſt du dann wiederkommen.“

Aladdins Mutter kehrte mit einer um ſo größeren Freude zurück, da ſie hinſichtlich ihres Standes es anfangs für unmöglich gehalten, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun überdieß einen ſo günſtigen Beſcheid erhalten, anſtatt daß ſie eine beſchämende abſchlägige Antwort erwartet hatte. Aus zwei Umſtänden ſchloß Aladdin bei dem Eintritte ſeiner Mutter, daß ſie ihm eine gute Nachricht brächte, erſtens, weil ſie früher als gewöhnlich heimkam, und zweitens, weil ſie ein frohes und aufgeheitertes Geſicht hatte. „Nun, liebe Mutter,“ ſagte er zu ihr, „darf ich hoffen? oder ſoll ich vor Verzweiflung ſterben?“ Sobald ſie ihren Schleier abgelegt, und ſich neben ihn aufs Sofa geſetzt hatte, ſprach ſie zu ihm: „Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewisheit zu laſſen, will ich dir gleich vorn herein ſagen, daß du, anſtatt an den Tod zu denken, alle Urſache haſt, gutes Muthes zu ſein.“ Im ferneren Verlaufe des Geſprächs erzählte ſie ihm dann, wie ſie vor allen Anderen Zutritt erhalten, welches denn auch die Urſache ihrer frühen Rückkunft wäre; ferner, welche Vorſichtsmaaßregeln ſie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu beleidigen, den Antrag einer Heirat zwiſchen ihm und der Prinzeſſinn Badrulbudur zu machen, ſodann die günſtige Antwort, die ſie aus dem eigenen Munde des Sultans erhalten hatte. Sie fügte hinzu, daß das Geſchenk, ſo viel ſie aus dem Benehmen des Sultans ſchließen können, vor allen andern Dingen auf ſein Gemüth einen mächtigen Eindruck gemacht, und ihn zu der günſtigen Antwort, die ſie empfangen, bewogen hätte. „Ich verſah mich deſſen um ſo weniger,“ fuhr ſie fort, „da der Großweſyr noch kurz vorher ihm etwas ins Ohr geſagt hatte, und da ich fürchtete, er möchte ihn von der günſtigen Geſinnung, die er für dich etwa hegte, abbringen.“

Aladdin hielt ſich bei Empfange dieſer Nachricht für den glückſeligſten aller Sterblichen. Er dankte ſeiner Mutter für alle die Mühe, die ſie ſich im Verfolg dieſer Angelegenheit gegeben, deren Gelingen für ſeine Lebensruhe ſo wichtig war. Und obwohl ihn, bei ſeiner ungeduldigen Sehnſucht nach dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft, drei Monate faſt eine Ewigkeit zu ſein dünkten, ſo ſchickte er ſich doch an, in Geduld zu warten, geſtützt auf das Wort des Sultans, welches er für unverbrüchlich hielt. Während er nicht bloß die Stunden, Tage und Wochen, ſondern ſogar die Augenblicke zählte, in Erwartung des erſehnten Ziels, waren bereits zwei Monate verfloſſen, als die Mutter eines Abends beim Anzünden der Lampe gewahr wurde, daß kein Oel mehr zu Hauſe war. Sie ging alſo aus, um welches einzukaufen, und als ſie in die Stadt hineinkam, ſah ſie, daß alles feſtlich geſchmückt war. Wirklich waren die Kaufläden, anſtatt verſchloſſen zu ſein, geöffnet, man ſchmückte ſie mit Laub und machte Anſtalt zu feſtlichen Erleuchtungen; jeder ſuchte es dem andern hierin an Pracht und Glanz zuvorzuthun, um dadurch ſeinen Eifer an den Tag zu legen. Ueberhaupt bezeigte alles ſeine Freude und Fröhlichkeit. Sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Gallakleidern angefüllt, die auf reichgeſchmückten Pferden ſaßen, und von einer großen Menge von Bedienten umgeben waren, welche gingen und kamen. Sie fragte den Kaufmann, bei welchem ſie ihr Oel kaufte, was dieß alles bedeuten ſollte. „Wo ſeid ihr her, liebe Frau?“ erwiederte dieſer. „Wißt ihr denn nicht, daß der Sohn des Großweſyrs dieſen Abend ſich mit der Prinzeſſinn Badrulbudur, der Tochter des Sultans, vermählt? Sie wird jetzt bald aus dem Bade kommen, und die Hofbeamten, die ihr da ſehet, verſammeln ſich ſo eben, um ſie als Gefolge bis zu dem Palaſte zu begleiten, wo die Vermählungsfeierlichkeit vor ſich gehen ſoll.“

Die Mutter Aladdins wollte nichts weiter hören. Sie kehrte ſo eilfertig heim, daß ſie beim Eintritt in ihre Wohnung faſt außer Athem war. Sie traf ihren Sohn, der auf nichts weniger, als auf die ſchlimme Nachricht, die ſie ihm brachte, gefaßt war. „Lieber Sohn,“ rief ſie aus, „für dich iſt alles verloren! Du rechneteſt auf das ſchöne Verſprechen des Sultans; aber es wird nichts daraus.“ Aladdin, der durch dieſe Aeußerungen beunruhigt wurde, antwortete: „Liebe Mutter, warum ſollte denn der Sultan ſein Wort nicht halten?“ — „Dieſen Abend noch,“ fuhr die Mutter fort, „vermählt ſich der Sohn des Großweſyrs mit der Prinzeſſinn Badrulbudur im Palaſte des Sultans.“ Sie erzählte ihm nun, auf welche Weiſe ſie es erfahren hatte, und theilte ihm ſo genau die einzelen Umſtände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte.

Bei dieſer Nachricht erſtarrte Aladdin, wie vom Blitze getroffen. Jeder andere als er würde dieſem Schrecken erlegen haben; doch eine geheime Eiferſucht hinderte ihn, länger in dieſem Zuſtande zu bleiben. Augenblicklich erinnerte er ſich an die Lampe, die ihm bisher ſo gute Dienſte geleiſtet hatte, und ohne die geringſte hitzige Aufwallung gegen den Sultan, den Großweſyr oder ſeinen Sohn, ſagte er nur: „Liebe Mutter, der Sohn des Großweſyrs wird dieſe

Nacht vielleicht nicht ſo glücklich ſein, als er es hofft. Während ich auf einen Augenblick nach meinem Zimmer gehe, bereite du das Abendeſſen für uns.“

Die Mutter Aladdins merkte wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um, wo möglich, zu verhindern, daß die Heirat des Sohnes des Großwezyrs mit der Prinzeſſinn nicht ganz vollzogen würde, und ſie täuſchte ſich hierin nicht. Aladdin nahm wirklich, ſobald er auf ſeinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er ſeit jener Erſcheinung des Geiſtes aus den Augen ſeiner Mutter entfernt und dorthin getragen hatte, und rieb ſie an derſelben Stelle, wie früher. Augenblicklich erſchien der Geiſt und ſagte:

„Was verlangſt du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!“

„Höre,“ ſagte Aladdin, „du haſt mir bisher immer zu eſſen gebracht, ſo oft ich deſſen bedurfte, jetzt indeß iſt von einem Auftrage von ganz anderer Wichtigkeit die Rede. Ich habe bei dem Sultan um die Hand ſeiner Tochter, der Prinzeſſinn Badrulbudur, anhalten laſſen. Er hat mir ſie zugeſagt und bloß einen Aufſchub von drei Monaten ſich ausbedungen. Anſtatt aber Wort zu halten, vermählt er ſie dieſen Abend, noch vor Ablaufe der

Friſt, mit dem Sohne des Großweſyrs. Ich habe es ſo eben erfahren, und die Sache iſt ganz gewis. Ich verlange nun von dir, daß du die Neuvermählten, ſobald ſie ſich zu Bette gelegt haben, fortführeſt, und alle beide in ihren Betten hieher bringeſt.“

„Mein Gebieter,“ erwiederte der Geiſt, „ich werde dir auf der Stelle Folge leiſten. Haſt du mir noch etwas anderes zu befehlen?“

„Für den Augenblick weiter nichts,“ antwortete Aladdin; und ſogleich verſchwand der Geiſt.

Aladdin kam wieder zu ſeiner Mutter zurück, und ſpeiſte mit ihr zu Abend, und zwar ſo ruhig, wie ſonſt. Nach dem Abendeſſen unterhielt er ſich eine Weile mit ihr von der Vermählung der Prinzeſſinn, wie von einer ihm ganz gleichgültigen Sache. Er ging ſodann wieder auf ſein Zimmer, damit ſeine Mutter ſich ungeſtört ſchlafen legen konnte. Er ſelbſt indeß legte ſich nicht, ſondern erwartete die Rückkunft des Geiſtes und die Vollziehung des an ihn erlaſſenen Befehls.

Unterdeſſen waren im Palaſt des Sultans mit der größten Pracht alle Anſtalten zu der Vermählungsfeier der Prinzeſſinn getroffen worden, und der Abend verging unter Zeremonien und Luſtbarkeiten bis tief in die Nacht. Als alles geendigt war, gab der Ober-Thürſteher der Prinzeſſinn dem Sohne des Großweſyrs ein Zeichen; dieſer entfernte ſich unvermerkt, und derſelbe Hofbeamte führte ihn nach den Zimmern der Prinzeſſinn, bis in das Gemach, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Er legte ſich zuerſt nieder. Kurze Zeit darauf brachte die Sultaninn, in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter, die Neuvermählte hereingeführt. Nach der Sitte der Neuvermählten ſträubte ſie ſich heftig[14]). Die Sultaninn half ſie auskleiden, legte ſie dann wie mit Gewalt ins Bette, umarmte ſie, und wünſchte ihr eine gute Nacht, und entfernte ſich dann mit allen ihren Frauen. Die letzte derſelben ſchloß die Thüre des Gemachs zu.

Kaum war die Thüre des Gemachs verſchloſſen, als der Geiſt, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher der Befehle ihrer Beſitzer, ohne dem jungen Gatten Zeit zu laſſen, ſeiner Neuvermählten die mindeſte Liebkoſung zu erzeigen, zum großen Erſtaunen beider, das Bette nahm, und es in einem Augenblick nach dem Zimmer Aladdins fortführte, wo er es niederſetzte.

Dreihundert und dreißigſte Nacht.

Aladdin, welcher dieſen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großweſyrs bei der Prinzeſſinn liegen bliebe. „Nimm dieſen jungen Ehemann," ſagte er zu dem Geiſte, „ſperre ihn ins heimliche Gemach, und komm morgen früh bald nach Tagesanbruche wieder." Der Geiſt führte ſogleich den Sohn des Großweſyrs im bloßen Hemde aus dem Bette fort, brachte ihn nach dem bezeichneten Orte, und ließ ihn daſelbſt, nachdem er einen Dunſt auf ihn gehaucht hatte, den er vom Kopf bis zu den Zehen hinab fühlte, und der ihn die ganze Nacht hindurch betäubte.

Wie groß auch immer die Liebe Aladdins zu der Prinzeſſinn war, ſo führte er doch, ſobald er ſich mit ihr allein befand, keine langen Reden mit ihr, ſondern ſagte zu ihr bloß in einem ſehr zärtlichen Tone: „Fürchtet nichts, anbetungswürdige Prinzeſſinn, ihr ſeid hier in Sicherheit, und wie heftig auch die Liebe iſt, die ich für eure Schönheit und Reize empfinde, ſo wird ſie mich doch nie verleiten können, die Schranken der tiefen Ehrerbietung, die ich euch ſchuldig bin, zu überſchreiten. Wenn ich — fuhr er fort — gezwungen worden bin, zu dieſen äußerſten Maaßregeln zu greifen, ſo geſchah dies nicht in der Abſicht, euch zu beleidigen, ſondern ich wollte bloß verhindern, daß ein ungerechter Nebenbuhler euch gegen das von euerm Vater mir gegebene Wort in Beſitz nehmen möchte."

Die Prinzeſſinn hörte wenig auf das, was er ihr etwa ſagen mochte; auch war ſie ganz außer Stande, ihm zu antworten. Das Schrecken und das Erſtaunen, welches ihr dieſes ſo überraſchende und unerwartete Abenteuer eingeflößt, hatten ſie in einen Zuſtand verſetzt, daß Aladdin auch nicht ein Wort aus ihr herausbringen konnte. Aladdin ließ es indeß dabei nicht bewenden; er entkleidete ſich, und legte ſich an die Stelle des Sohnes des Großweſyrs, der Prinzeſſinn den Rücken kehrend, nachdem er die Vorſicht gebraucht hatte, zwiſchen ſie beide einen Säbel zu legen, zum Zeichen, daß er damit beſtraft zu werden verdiente, wofern er ſich gegen ihre Ehre vergehen ſollte.

Voll Zufriedenheit darüber, daß er ſeinen Nebenbuhler ſo des Glücks beraubt hatte, das er dieſe Nacht zu genießen gehofft, ſchlief Aladdin ganz ruhig ein. Nicht ſo war es mit der Prinzeſſinn Badrulbudur der Fall. In ihrem ganzen Leben hatte ſie noch keine Nacht ſo traurig und unangenehm zugebracht, als dieſe; und wenn man den Ort und die Lage bedenkt, worin der Geiſt den Sohn des Großweſyrs verlaſſen hatte, ſo wird man leicht erachten können, daß der junge Ehemann ſie noch weit betrübter zubrachte.

Den folgenden Tag hatte Aladdin nicht erſt nöthig, die Lampe zu reiben, um den Geiſt zu rufen. Er kam zu der bezeichneten Stunde wieder, und ſagte zu Aladdin, während dieſer ſich ankleidete:

„Hier bin ich! was haſt du mir noch zu befehlen?“

„Geh,“ ſagte Aladdin, „und hole den Sohn des Großweſyrs von da wieder ab, wo du ihn hingebracht haſt, lege ihn wieder hier in dieß Bette, und trag ihn nach dem Palaſt des Sultans an denſelben Ort wieder hin, wo du ihn weggenommen.“ Der Geiſt löſte nun den Sohn des Großweſyrs von ſeinem Poſten ab, und Aladdin nahm, als er zurückkam, ſeinen Säbel wieder an ſich. Er legte den jungen Ehemann neben die Prinzeſſinn, und trug in einem Augenblicke das Brautlager in daſſelbe Gemach des Palaſtes des Sultans zurück, woraus er es früher weggeführt hatte.

Bei alle dem wurde der Geiſt weder von der Prinzeſſinn, noch von dem Sohne des Großweſyrs bemerkt. Seine entſetzliche Geſtalt wäre im Stande geweſen, ſie bis auf den Tod zu erſchrecken. Sie vernahmen ſogar nichts von dem Geſpräche zwiſchen ihm und Aladdin, und bemerkten bloß die Erſchütterung des Bettes und ihre Verſetzung von einem Orte zum andern. Dieß allein war ſchon hinlänglich, um ihnen einen Schrecken einzujagen, der ſich leicht denken läßt.

Der Geiſt hatte das Brautbette wieder an ſeinen Ort hingeſtellt, als der Sultan, welcher gern wiſſen wollte, wie die Prinzeſſinn die Hochzeitnacht zugebracht, in das Zimmer hereintrat, um ihr einen guten Morgen zu wünſchen. Der Sohn des Großweſyrs, der von der verfloſſenen Nacht noch ganz durchkältet war, und noch nicht Zeit gehabt hatte, ſich zu erwärmen, hatte kaum gehört, das jemand die Thür öffnete, als er aufſprang, und in die Kleiderkammer ging, wo er ſich den Abend zuvor ausgekleidet hatte.

Der Sultan näherte ſich dem Bette der Prinzeſſinn, küßte ſie, der Sitte gemäß, zwiſchen die Augen, wünſchte ihr einen guten Morgen, und fragte ſie lächelnd, wie ihr dieſe Nacht bekommen wäre; aber als er den Kopf aufhob und ſie aufmerkſamer betrachtete, fand er ſie zu ſeinem großen Erſtaunen in tiefe Schwermuth verſenkt. Sie warf ihm bloß einen ſehr traurigen Blick zu, der eine große Betrübnis oder großes Misvergnügen verrieth. Er ſprach noch einige Worte zu ihr; da er aber ſah, daß er aus ihr nichts herausbringen konnte, glaubte er, ſie thäte dieß aus Schamhaftigkeit, und entfernte ſich. Gleichwohl muthmaaßte er, ihr Schweigen müßte noch eine andere ungewöhnliche Urſache haben. Dieß veranlaßte ihn, ſich auf der Stelle nach den Zimmern der Sultaninn zu begeben, welcher er den Zuſtand, worin er die Prinzeſſinn gefunden, und die Art, wie ſie ihn empfangen hatte, ſchilderte. „Herr," ſagte die Sultaninn, „dieß darf Euer Majeſtät nicht befremden; es gibt keine Neuvermählte, die nicht am Morgen nach der Hochzeit eine Zurückhaltung der Art äußerte. In zwei bis drei Tagen wird dieß anders ſein; ſie wird dann ihren Vater, wie ſich's gebührt, empfangen. Ich werde jetzt," fuhr ſie fort, „ſogleich zu ihr hingehen, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ſie mich eben ſo empfangen ſollte.“

Als die Sultaninn angekleidet war, begab ſie ſich nach den Zimmern der Prinzeſſinn, welche noch nicht aufgeſtanden war. Sie näherte ſich ihrem Bette, küßte ſie, und bot ihr den Morgengruß; aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, ſondern auch bei näherer Betrachtung an ihr eine tiefe Niedergeſchlagenheit entdeckte, welche ſchließen ließ, daß ihr irgend etwas begegnet ſein müßte, was ſie nicht zu errathen vermochte. „Liebe Tochter,“ ſagte die Sultaninn zu ihr, „woher kömmt es denn, daß du mir auf meine Liebkoſungen gar nicht antworteſt? Sollteſt du gegen deine Mutter dergleichen Förmlichkeiten annehmen? Ich will gern glauben, daß dir dieß nicht in den Sinn gekommen ſei; aber dann muß dir etwas anderes begegnet ſein. Geſteh es mir nur frei heraus, und laß mich nicht länger in einer ſo drückenden Ungewisheit.“

Die Prinzeſſinn Badrulbudur unterbrach endlich ihr Stillſchweigen durch einen tiefen Seufzer: „Ach, verehrte Mutter,“ rief ſie aus, „verzeihet mir, wenn ich es an der gebührenden Ehrerbietung gegen euch habe fehlen laſſen. Mein Gemüth iſt ſo lebhaft mit den außerordentlichen Dingen beſchäftigt, die mir dieſe Nacht begegnet ſind, daß ich mich von meinem Staunen und Entſetzen noch nicht erholt, ja ſogar Mühe habe, mich ſelber wiederzuerkennen.“

Sie ſchilderte ihr nun mit den lebhafteſten Farben, wie gleich nach ihrem beiderſeitigen Niederlegen ihr Bette aufgehoben und in einem Augenblick in ein düſteres und dumpfiges Gemach verſetzt worden, wo ſie ſich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt geſehen hätte, ohne zu wiſſen, was aus ihm geworden wäre. Sie fügte dann hinzu, daß ſie da einen jungen Mann geſehen, der ihr zuerſt einige Worte geſagt, welche ſie vor Schrecken aber nicht verſtanden, und der ſich ſodann an die Stelle ihres Gemahls neben ſie hingeſtreckt hätte, nachdem er einen Säbel zwiſchen ſie und ſich gelegt; ſie erzählte auch, wie ihr Gemahl ihr endlich wiedergegeben, und das Bette in eben ſo kurzer Zeit wieder an ſeine vorige Stelle zurückgetragen worden. „Dieß alles,“ fuhr ſie fort, „war ſo eben geſchehen, als mein Vater, der Sultan, in mein Zimmer trat. Ich war ſo von Traurigkeit niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm auch nur ein einziges Wort zu antworten. Vielleicht mag er auch die Art und Weiſe übel aufgenommen haben, wie ich die, mir von ihm erzeigte Ehre aufnahm; aber ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn er mein ſeltſames Abenteuer und den beklagenswerthen Zuſtand, worin ich mich jetzt noch befinde, erfahren haben wird.“

Dreihundert und ein und dreißigſte Nacht.

Die Sultaninn hörte die Erzählung der Prinzeſſinn ganz ruhig an, wollte ihr aber keinen Glauben beimeſſen. „Liebe Tochter,“ ſagte ſie zu ihr, „du haſt wohl gethan, daß du deinem Vater, dem Sultan, nichts davon geſagt haſt. Hüte dich nur ja, irgend jemand etwas davon zu ſagen; wenn man dich ſo ſprechen hörte, ſo könnte man dich leicht für wahnſinnig halten.“ — „Verehrungswürdigſte Mutter,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „ich kann euch verſichern, daß ich dieß alles bei vollem Verſtande rede; ihr könnt euch bei meinem Gemahl erkundigen; er wird euch daſſelbe ſagen.“ — „Ich werde mich bei ihm erkundigen,“ antwortete die Sultaninn; „aber wenn er auch daſſelbe ſagte, wie du, ich würde deshalb noch immer nicht überzeugt ſein. Steh nur auf und ſchlag dir dieſe Gedanken aus dem Sinne. Das wäre was Schönes, wenn du durch eine ſolche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranſtalteten Feierlichkeiten ſtören wollteſt, die in dieſem Palaſte, wie im ganzen Reiche, noch mehrere Tage lang fortdauern ſollen! Hörſt du nicht ſchon die Trompetenſtöße blaſen, und den Einklang der Trompeten, Pauken und Trommeln? Dieß alles ſollte dir Vergnügen und Fröhlichkeit erwecken, und dich alle die Einbildungen, wovon du ſo eben geſprochen haſt, vergeſſen laſſen.“ Zu gleicher Zeit rief die Sultaninn die Frauen der Prinzeſſinn, und nachdem ſie dieſelbe zum Aufſtehen bewogen hatte, und ſah, daß ſie ſich zu ſchmücken begann, begab ſie ſich nach den Zimmern des Sultans, und ſagte dieſem, es wäre wirklich ihrer Tochter etwas durch den Kopf gegangen, doch nun ſchon wieder beſeitigt. Sie ließ hierauf den Sohn des Großweſyrs kommen, um von ihm etwas über das, wovon die Prinzeſſinn geſprochen hatte, zu erfahren; doch dieſer, welcher ſich durch die Verwandtſchaft mit dem Sultan unendlich geehrt fühlte, hatte beſchloſſen, die Sache zu verheimlichen. „Lieber Schwiegerſohn,“ ſagte die Sultaninn zu ihm, „ſage mir doch, haſt du dieſelbe Einbildung dir in den Kopf geſetzt, wie deine Frau?“ — „Euer Majeſtät,“ erwiederte der Sohn des Weſyrs, „dürfte ich euch wohl fragen, worauf eure Frage hinzielt?“ — Dieß iſt mir genug,“ antwortete die Sultaninn, „ich will nicht mehr wiſſen; du biſt klüger, als ſie.“

Die Luſtbarkeiten im Palaſte dauerten den ganzen Tag fort; und die Sultaninn, welche der Prinzeſſinn nicht von der Seite wich, unterließ nichts, was ihr irgend Freude machen oder in ihr irgend Theilnahme an den Vergnügungen und Schauſpielen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, erwecken konnte; allein das Begebnis der verfloſſenen Nacht hatte auf ſie einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß man leicht ſehen konnte, daß ſie bloß damit beſchäftigt war. Der Sohn des Großweſyrs fühlte ſich von der Nacht, die er ſo ſchlimm zugebracht hatte, nicht min der niedergedrückt; allein ſein Ehrgeiz bewog ihn, dieß zu verhehlen, und wer ihn nur ſah, zweifelte nicht, daß er ein ſehr glücklicher Ehemann wäre.

Aladdin, der von allem, was im Palaſte vorging, ſehr wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten, ungeachtet des verdrießlichen Abenteuers, welches ihnen in der vorigen Nacht begegnet war, wieder beiſammen ſchlafen würden, und hatte nicht Luſt, ſie in Ruhe zu laſſen. Sobald daher die Nacht etwas vorgerückt war, nahm er wieder ſeine Zuflucht zu der Lampe. Augenblicklich erſchien der Geiſt, begrüßte Aladdin eben ſo wie zuvor, und bot ihm ſeine Dienſte an. „Der Sohn des Großweſyrs und die Prinzeſſinn Badrulbudur,“ ſagte Aladdin zu ihm, „werden dieſe Nacht wieder beiſammen ſchlafen; geh du nun hin, und bringe mir in dem Augenblicke, wo ſie ſich gelegt haben, das Bette, wie geſtern, hieher.“

Der Geiſt diente dem Aladdin mit eben ſo viel Treue und Pünktlichkeit, als den vorigen Tag; der Sohn des Großweſyrs brachte die Nacht wieder ſo kalt und ſo unangenehm zu, wie die erſte, und die Prinzeſſinn mußte zu ihrem Verdruſſe wieder den Aladdin zu ihrem Lagergenoſſen haben, während zwiſchen ihr und ihm ein Säbel lag. Der Geiſt kam, dem Befehl Aladdins zufolge, den folgenden Morgen wieder, legte den Gatten neben ſeine Gemahlinn, hob das Bette mit den Neuvermählten auf, und trug es in das Zimmer des Palaſtes zurück, wo er es weggenommen hatte.

Der Sultan, welcher nach dem Empfange, den er am vorigen Morgen bei der Prinzeſſinn Badrulbudur gefunden, ungeduldig war, zu wiſſen, wie ſie die zweite Nacht zugebracht hatte, und ob ſie ihn eben ſo, wie das erſtemal, empfangen würde, begab ſich wieder, und zwar eben ſo früh, nach ihrem Zimmer, um ſich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großweſyrs, welcher ſich über den ſchlechten Ausgang dieſer Nacht noch mehr ſchämte und ärgerte, als über den der erſten, hatte kaum gehört, daß der Sultan käme, als er auch ſchon eilig aufſtand und in die Kleiderkammer ſtürzte.

Der Sultan näherte ſich dem Bette der Prinzeſſinn, wünſchte ihr einen guten Morgen, und ſagte dann, nachdem er ihr dieſelben Liebkoſungen, wie am vorigen Tage, erzeigt hatte: „Nun, meine Tochter, biſt du dieſen Morgen eben ſo übel geſtimmt, wie geſtern? Wirſt du mir wohl ſagen, wie du die Nacht zugebracht haſt?“ Die Prinzeſſinn beobachtete daſſelbe Stillſchweigen, und der Sultan bemerkte, daß ihr Gemüth noch weit unruhiger und niedergeſchlagener war, als das erſtemal. Er zweifelte jetzo nicht mehr, daß ihr etwas außerordentliches begegnet ſein müßte, und über ihr Geheimhalten erbittert, rief er ihr im höchſten Zorne und mit gezücktem Säbel zu: „Meine

Tochter, entweder geſteh mir, was du mir verhehlſt, oder ich haue dir augenblicklich den Kopf ab.“

Die Prinzeſſinn, mehr über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans, als über den Anblick des blanken Säbels erſchrocken, brach endlich ihr Stillſchweigen, und rief mit Thränen in den Augen: „Mein theurer Vater und Gebieter, ich bitte Euer Majeſtät um Verzeihung, wofern ich euch beleidigt habe. Ich hoffe von eurer Güte und Gnade, daß an die Stelle des Zornes bei euch Mitleid treten wird, wenn ich euch den traurigen und kläglichen Zuſtand, worin ich mich dieſe und die ganze vorige Nacht befunden, treu geſchildert habe.“

Nach dieſer Einleitung, welche den Sultan ein wenig beſänftigte und rührte, erzählte ſie ihm ganz treu alles, was ihr während dieſer zwei böſen Nächte begegnet war, aber auf eine ſo rührende Weiſe, daß er davon tief betrübt wurde. Sie ſchloß mit den Worten: „Wenn Euer Majeſtät an der Wahrheit meiner Erzählung auch nur im mindeſten zweifelt, ſo könnt ihr euch bei dem Gemahle, den ihr mir gegeben habt, darnach erkundigen. Ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache eben ſo bezeugen wird, wie ich.“

Der Sultan ging ganz auf die tiefe Bekümmernis ein, welche ein ſo überraſchendes Abenteuer der Prinzeſſinn verurſacht haben mußte. „Meine Tochter,“ ſagte er zu ihr, „du haſt ſehr unrecht gethan, daß du nicht geſtern bereits dich gegen mich über einen ſo ſeltſamen Vorfall erklärt haſt, wie dieſer iſt, an dem ich nicht geringeren Antheil nehme, als du ſelber. Ich habe dich nicht in der Abſicht verheiratet, um dich unglücklich zu machen, ſondern vielmehr in der Abſicht, dich zufrieden zu machen, und in den Beſitz alles des Glücks zu ſetzen, das du verdienſt, und das du in den Armen eines Gemahls, der für dich zu paſſen ſchien, hoffen konnteſt. Verſcheuche aus deinem Gemüthe die traurigen Gedanken an das, was du mir ſo eben erzählt haſt. Ich werde ſogleich Befehle ertheilen, damit du von nun an nie wieder eine Nacht ſo unangenehm und unerträglich zubringen darfſt, wie die bisherigen."

Sobald der Sultan in ſeine Zimmer zurückgekehrt war, ließ er ſeinen Großweſyr rufen. „Weſyr," ſagte er zu ihm, „haſt du deinen Sohn ſchon geſprochen, und hat er dir nichts geſagt?" Als der Großweſyr antwortete, er hätte ihn noch nicht geſehen, ſo theilte ihm der Sultan alles das mit, was die Prinzeſſinn Badrulbudur ihm ſo eben erzählt hatte. „Ich zweifle nicht," fügte er hinzu, „daß meine Tochter mir die Wahrheit geſagt hat, indeß würde es mir ſehr lieb ſein, es durch deinen Sohn beſtätigen zu hören; geh daher zu ihm, und frage ihn, was an der Sache iſt."

Der Großweſyr begab ſich ſogleich zu ſeinem Sohne, meldete ihm, was der Sultan ihm ſo eben mitgetheilt hatte, und ſchärfte ihm ein, ihm ja nichts zu verhehlen, und ihm zu ſagen, ob dieß wahr wäre. „Ich kann dir nicht verhehlen, mein Vater,“ erwiederte der Sohn, „daß alles, was die Prinzeſſinn dem Sultan geſagt hat, völlig wahr iſt; aber ſie konnte nicht zugleich auch die ſchlechte Behandlung erzählen, die ich insbeſondere erfahren habe. Die Sache verhält ſich nämlich alſo: Seit meiner Vermählung habe ich zwei Nächte ſo ſchrecklich hingebracht, als man ſich es nur denken kann, und Leiden ausgeſtanden, für deren umſtändliche und genaue Schilderung ich keinen Ausdruck habe. Ich will hier nicht erſt von dem Entſetzen reden, welches ich empfand, als ich viermal nach einander in meinem Bette emporgehoben wurde, ohne daß ich ſehen konnte, wer denn das Bette aufhob und von einem Orte nach dem andern verſetzte, und ohne daß ich begriff, wie dieß möglich wäre. Du kannſt dir meinen traurigen Zuſtand leicht denken, wenn ich dir ſage, daß ich zwei ganze Nächte, ſtehend und im bloßen Hemde, in einer Art von engem Abtritte zugebracht habe, ohne im Stande zu ſein, mich von der Stelle zu rühren oder die geringſte Bewegung zu machen, obwohl ich kein Hindernis vor mir ſah, welches mich davon hätte abhalten können. Wie viel ich dabei gelitten habe, darf ich dir wohl nicht erſt bis ins Einzele ausmalen. Ich will dir nicht verhehlen, daß dieß alles mich nicht abgehalten hat, gegen die Prinzeſſinn, als meine Gemahlinn, alle Gefühle der Liebe, der Ehrerbietung und der Dankbarkeit zu hegen, die ſie verdient allein ich kann dir bei meiner Treue verſichern, daß, ungeachtet aller der Ehre und des Glanzes, welcher aus der Vermählung mit der Tochter des Sultans für mich entſpringt, ich gleichwohl lieber ſterben, als länger in einer ſo glänzenden Verbindung leben will, wenn ich immer eine ſo unangenehme Behandlung, wie die bisherige, erfahren ſoll. Ich zweifle nicht, daß die Prinzeſſinn eben ſo denken wird, wie ich, und ſie wird leicht zugeben, daß unſere Trennung eben ſo nöthig für ihre Ruhe, als für die meinige iſt. Darum bitte ich, lieber Vater, bei der Liebe, die dich bewog, mir eine ſo hohe Ehre zu verſchaffen, jetzo den Sultan dahin zu vermögen, daß er unſere Ehe für null und nichtig erklärt.“

Wie groß auch immer der Ehrgeiz des Großweſyrs war, ſeinen Sohn als Schwiegerſohn des Sultans zu ſehen, ſo bewirkte doch der feſte Entſchluß deſſelben in Hinſicht einer Scheidung von der Prinzeſſinn, daß er es nicht für gut fand, ihn noch für einige Tage zur Geduld zu ermahnen, um abzuwarten, ob dieſe Widerwärtigkeit nicht vorübergehen würde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Beſcheid zu bringen, welchen er feierlich verſicherte, daß nach dem, was er ſo eben von ſeinem Sohne erfahren, die Sache wirklich ſich ſo verhielte. Ohne erſt abzuwarten, bis der Sultan von einer Eheſcheidung zu reden anfinge, wofür er ihn nur zu ſehr geſtimmt ſah, bat er ihn ſelber um die Erlaubnis, daß ſein Sohn ſich aus dem Palaſt entfernen und in ſein Haus zurückkehren dürfte, indem er vorgab, es wäre nicht billig, daß die Prinzeſſinn wegen ihrer Liebe zu ſeinem Sohne auch nur einen Augenblick länger einer ſo ſchrecklichen Plage ausgeſetzt würde.

Es koſtete den Großweſyr nicht viel Mühe, die Gewährung ſeines Geſuchs zu erlangen. Augenblicklich gab der Sultan, der bereits denſelben Entſchluß gefaßt hatte; ſeine Befehle wegen Einſtellung der Luſtbarkeiten in ſeinem Palaſt, in der Hauptſtadt, ja im ganzen Gebiete ſeines Königreiches, wohin er ſofort Gegenbefehle abfertigte; und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Luſtbarkeiten auf.

Dreihundert und zwei und dreißigſte Nacht.

Dieſe plötzliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Man fragte ſich, wodurch dieſer

Querſtrich wohl veranlaßt ſein könnte, und man wußte ſich nichts weiter zu ſagen, als daß man den Großweſyr mit ſeinem Sohne, beide mit ſehr traurigem Angeſicht, aus dem Palaſte weggehen und ſich nach ihrer Behauſung begeben geſehen hatte. Aladdin allein wußte um dieß Geheimnis, und freute ſich im Herzen über den glücklichen Erfolg, den der Gebrauch der Lampe ihm zuſicherte. Als er daher mit Gewisheit erfahren hatte, daß ſein Nebenbuhler den Palaſt verlaſſen, und daß die Ehe zwiſchen ihm und der Prinzeſſinn völlig aufgelöſt war, ſo hatte er nicht weiter nöthig, die Lampe zu reiben und den Geiſt zu rufen, um die Vollziehung derſelben zu hindern. Das merkwürdigſte bei der Sache war, daß weder der Sultan noch der Großweſyr, welche längſt auf Aladdin und ſeinen Antrag vergeſſen hatten, auch nicht im geringſten daran dachten, daß er an dieſer Zauberei, welche die Auflöſung der Ehe der Prinzeſſinn herbeigeführt hatte, irgend Antheil haben könnte.

Aladdin ließ unterdeß die drei Monate vollends verſtreichen, welche der Sultan als Friſt für ſeine Vermählung mit der Prinzeſſinn Badrulbudur feſtgeſetzt hatte. Er hatte ſorgfältig jeden Tag gezählt, und als ſie vorüber waren, ſchickte er ſchon am folgenden Morgen ſeine Mutter nach dem Palaſt, um den Sultan an ſein gegebenes Wort zu erinnern.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaſte, wie ihr Sohn ihr geſagt hatte, und ſtellte ſich am Eingange des Diwans an denſelben Ort hin, wo ſie früher immer geſtanden hatte. Der Sultan hatte kaum einen Blick auf ſie geworfen, als er ſie auch ſchon wiedererkannte, und ſich zugleich der von ihr gethanen Bitte erinnerte, und der Zeit, worauf er ſie vertröſtet hatte. Der Großweſyr machte ihm ſo eben einen Vortrag. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Weſyr, ich bemerke da die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein ſo ſchönes Geſchenk machte. Laß ſie hieher treten; du kannſt ja deinen Bericht fortſetzen, wenn ich ſie angehört habe.“ Der Großweſyr warf einen Blick nach dem Eingange des Diwans und erkannte ebenfalls die Mutter Aladdins. Sogleich rief er dem Ober-Thürſteher, zeigte ſie ihm, und befahl ihm, ſie näher treten zu laſſen.

Die Mutter Aladdins näherte ſich dem Fuße des Thrones, wo ſie ſich, der beſtehenden Sitte zufolge, niederwarf. Nachdem ſie wieder aufgeſtanden war, fragte ſie der Sultan, was ſie wünſchte. „Herr,“ erwiederte ſie, „ich erſcheine nochmals vor dem Throne Euer Majeſtät, um in dem Namen meines Sohnes Aladdin euch in Erinnerung zu bringen, daß die Friſt von drei Monaten verſtrichen iſt, worauf ihr ihn bei dem Geſuche, welches ich an euch zu thun die Ehre hatte, vertröſtet habt.“

Der Sultan, welcher das erſtemal, wo er die Frau geſprochen, ſich für ſeine Antwort auf ihr Geſuch einen Aufſchub von drei Monaten genommen, hatte geglaubt, daß gar nicht mehr die Rede ſein würde von einer Heirat, die er für ſeine Tochter, die Prinzeſſinn, eben nicht angemeſſen fand, indem er die Niedrigkeit und Armut der Mutter Aladdins erwog, die in einem ſehr gemeinen Anzuge vor ihm erſchien, Gleichwohl ſetzte ihn ihre Mahnung an ſein gegebenes Wort in einige Verlegenheit. Er hielt es nicht für gut, ihr auf der Stelle zu antworten, ſondern zog ſeinen Großweſyr zu Rathe, und bezeigte ihm ſeine Abneigung gegen eine Vermählung ſeiner Tochter mit einem Unbekannten, deſſen Stand, wie zu vermuthen war, tief unter der Mittelmäßigkeit ſein müßte.

Der Großweſyr nahm keinen Anſtand, dem Sultan das, was er hierüber dachte, auseinander zu ſetzen. „Herr,“ ſagte er zu ihm, „es gibt, wie mich dünkt, nur ein einziges unfehlbares Mittel, um einer ſo unpaſſenden Verheiratung auszuweichen, ohne daß Aladdin, ſelbſt wenn er Euer Majeſtät bekannt wäre, ſich darüber zu beklagen Urſache hätte: nämlich dieß, auf die Prinzeſſinn einen ſo hohen Preis zu ſetzen, daß ſeine Reichthümer, wie groß ſie auch immer ſein mögen, nicht zureichen. Dieß wird ein gutes Mittel ſein, um ihn von einer ſo kühnen, ich möchte ſagen, verwegenen Bewerbung abzubringen, die er ſich offenbar nicht gehörig überlegt hat.“

Der Sultan billigte den Rath des Großweſyrs. Er wandte ſich zu Aladdins Mutter, und ſagte nach einigem Nachdenken zu ihr: „Gute Frau, ein Sultan muß ſein gegebenes Wort halten, drum bin ich auch bereit, das meinige zu halten, und deinen Sohn durch die Hand meiner Tochter zu beglücken. Allein, da ich ſie nicht wohl verheiraten kann, ohne zu wiſſen, welche Vortheile ſie davon haben wird, ſo kannſt du deinem Sohne ſagen, daß ich mein Wort erfüllen werde, ſobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, ganz mit dergleichen Koſtbarkeiten angefüllt, wie du mir früher einmal in ſeinem Namen überreicht haſt, überſchickt, und zwar durch eben ſo viele ſchwarze Sklaven, die von vierzig andern weißen und jungen Sklaven, alle ſehr wohlgebildet, vom ſchönſten Wuchs und in der prächtigſten Kleidung, geführt ſein müſſen. Dieß ſind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm meine Tochter, die Prinzeſſinn, zu geben. Geh nun, gute Frau; ich werde ſeine Antwort erwarten.“

Aladdins Mutter warf ſich nochmals vor dem Throne des Sultans nieder, und entfernte ſich. Unterweges lachte ſie bei ſich ſelbſt über die närriſche Grille ihres Sohnes. „Wahrhaftig,“ ſagte ſie, „wo wird er ſo viele goldene Becken und eine ſo große Menge ſolcher farbigen Gläſer hernehmen, um ſie anzufüllen? Wird er wieder in jenes unterirdiſche Gewölbe, deſſen Eingang verſchloſſen iſt, hinabſteigen? Und wo wird er ferner alle dieſe Sklaven, wie ſie der Sultan haben will, hernehmen? Da iſt er nun freilich von ſeinen Anſprüchen weit entfernt, und ich glaube, er wird mit meiner Sendung ſchwerlich zufrieden ſein.“ Als ſie nun mit dieſen Gedanken, die ihr alle Ausſichten für Aladdin zu benehmen ſchienen, nach Hauſe kam, ſagte ſie zu ihm: „Mein Sohn, ich rathe dir, nicht weiter an eine Vermählung mit der Prinzeſſinn Badrulbudur zu denken. Der Sultan hat mich wirklich mit vieler Güte empfangen, und ich glaube, daß er ganz gut gegen dich geſinnt iſt; allein der Großweſyr hat ihn, wenn ich mich nicht irre, auf andere Gedanken gebracht, und du wirſt das, ſo wie ich, aus dem, was ich dir ſagen werde, abnehmen können. Nachdem ich dem Sultan vorgeſtellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen ſeien, und nachdem ich ihn in deinem Namen gebeten, ſich an ſein Verſprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er erſt mit dem Großweſyr eine Weile ganz leiſe ſprach, und mir dann erſt die Antwort gab, die ich dir melden werde.“ Die Mutter Aladdins ſtattete nun ihrem Sohne über das, was der Sultan ihr geſagt hatte, und über die Bedingungen; unter denen er in eine Verbindung der Prinzeſſinn mit ihm einwilligen würde, einen ſehr genauen Bericht ab, und ſchloß mit den Worten: „Mein Sohn, er erwartet deine Antwort; allein, unter uns geſagt,“ fuhr ſie lächelnd fort, „ich glaube, er wird da lange warten müſſen.“

„Nicht ſo lange, als du vielleicht glaubſt, liebe Mutter,“ erwiederte Aladdin; „und der Sultan täuſcht ſich ſelber, wenn er denkt, mich durch ſeine ungeheuern Forderungen außer Stand zu ſetzen, an die Prinzeſſinn Badrulbudur zu denken. Ich hatte andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder daß er auf meine unvergleichliche Prinzeſſinn einen noch höheren Preis ſetzen würde. Doch jetzo bin ich ſchon zufrieden, und das, was er verlangt, iſt eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ich im Stande wäre, ihm für den Beſitz derſelben zu bieten. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, geh du und beſorge uns etwas zum Mittageſſen, und laß mich nur machen.“

Sobald die Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb ſie. Augenblicklich erſchien ihm der Geiſt, und fragte ihn in den Ausdrücken, die wir ſchon kennen, was er beföhle. Aladdin ſprach: „Der Sultan gibt mir ſeine Tochter, die Prinzeſſinn, zur Frau; aber er verlangt zuvor von mir vierzig große und ſchwere Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Früchten aus jenem Garten, wo ich die Lampe holte, deren Sklave du biſt. Auch verlangt er von mir, daß dieſe vierzig Becken von eben ſo vielen ſchwarzen Sklaven getragen werden ſollen, vor welchen vierzig weiße, junge und wohlgebildete Sklaven vom ſchönſten Wuchs und in der prächtigſten Kleidung, hergehen müſſen. Geh, und ſchaffe mir dieß Geſchenk aufs ſchnellſte herbei, damit ich es dem Sultan ſenden kann, bevor er die Sitzung des Diwans ſchließt.“ Der Geiſt erwiederte, ſein Befehl ſollte unverzüglich vollzogen werden, und verſchwand.

Kurze Zeit darauf ließ ſich der Geiſt wieder ſehen, begleitet von vierzig ſchwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark ſchweres Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, an Schönheit und Größe noch auserleſener als die vorigen, auf dem Kopfe trug; jedes Becken war mit goldgeblümtem Silberſtoff überdeckt. Alle dieſe Sklaven, ſowohl die weißen, als die ſchwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten faſt das ganze Haus, welches ziemlich klein war, nebſt dem kleinen Hofe an der Vorder-, und dem Gärtchen an der Hinterſeite. Der Geiſt fragte hierauf Aladdin, ob er zufrieden wäre, und ob er ihm noch etwas anderes aufzutragen hätte. Aladdin erwiederte, daß er nichts weiter verlangte, und ſo verſchwand denn der Geiſt auf der Stelle.

Aladdins Mutter kam vom Markte zurück, und war beim Eintritte ganz erſtaunt, als ſie ſo viele Menſchen und Koſtbarkeiten erblickte. Als ſie die Nahrungsmittel, welche ſie mitbrachte, niedergelegt hatte, wollte ſie den Schleier, der ihr Geſicht verhüllte, ablegen; doch Aladdin hinderte ſie daran. „Liebe Mutter,“ ſagte er zu ihr, „es iſt jetzt keine Zeit zu verlieren. Es kömmt ſehr viel darauf an, daß du, noch ehe der Sultan ſeinen Diwan ſchließt, nach dem Palaſte zurückkehreſt, und das Geſchenk und die Morgengabe, die er für die Prinzeſſinn Badrulbudur verlangt hat, hinbringeſt, damit er aus meiner Emſigkeit und Pünktlichkeit auf das heiße und aufrichtige Verlangen ſchließen kann, womit ich nach der Ehre einer Heiratsverbindung mit ſeinem Hauſe trachte.“

Dreihundert und drei und dreißigſte Nacht.

Ohne erſt die Antwort ſeiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thür nach der Straße, und ließ alle ſeine Sklaven, paarweiſe nach einander, immer einen weißen und einen ſchwarzen Sklaven mit einem goldenen Becken auf dem Kopfe, und ſofort bis zum letzten, hindurchgehen. Nachdem auch ſeine Mutter hinter dem letzten ſchwarzen Sklaven hinausgegangen war, verſchloß er die Thüre, und wartete ruhig in ſeinem Zimmer, in der Hoffnung, daß der Sultan nach dieſem Geſchenke, welches er gefordert hatte, ihn endlich zum Schwiegerſohne annehmen würde.

So wie der erſte weiße Sklave aus Aladdins Hauſe hervortrat, blieben alle Vorübergehenden, die ihn ſahen, ſtillſtehen, und ehe die achtzig weißen und ſchwarzen Sklaven alle heraus waren, wimmelte die Straße von Volk, welches von allen Seiten herbeiſtrömte, um ein ſo prachtvolles und außerordentliches Schauſpiel anzuſehen. Die Kleidung eines jeden Sklaven war ſo reich an Stoff und Edelgeſtein, daß die beſten Kenner nicht zu fehlen glaubten, wenn ſie jeden Anzug auf mehr als eine Million ſchätzten. Die Nettigkeit und das genaue Anpaſſen eines jeden Kleides, der Anſtand, das angenehme Weſen, der ebenmäßige und ſtattliche Wuchs eines jeden Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemeſſenen Zwiſchenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelſteine, die in der ſchönſten Anordnung rings um ihre Gürtel in echtes Gold gefaßt waren, und die ebenfalls aus Edelſteinen zuſammengeſetzten Roſen an ihren Turbanen, die in einem ganz eigenthümlichen Geſchmacke gearbeitet waren, ſetzten dieſe ganze Menge von Zuſchauern in eine ſolche Verwunderung, daß ſie nicht müde wurden, ſie anzuſehen, und ſie mit den Augen ſo weit als möglich zu verfolgen. Die Straßen waren ſo mit Menſchen eingefaßt, daß jeder genöthigt war, an der Stelle zu bleiben, wo er ſtand.

Da man mehrere Straßen entlang gehen mußte, ehe man zum Palaſte gelangte, ſo machte dieß, daß ein guter Theil der Stadt, Perſonen aus allen Klaſſen und Ständen, Augenzeugen dieſes bezaubernden Aufzuges waren. Endlich langte der erſte dieſer achtzig Sklaven an der Pforte des erſten Schloßhofes an. Die Pförtner, welche gleich bei Annäherung dieſes wundervollen Zuges ſich in zwei Reihen aufgeſtellt hatten, hielten ihn für einen König, ſo reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten ſich ihm, um den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Doch der Sklave, vom Geiſt unterwieſen, hielt ſie zurück, und ſprach zu ihnen ganz ernſt: „Wir ſind bloß

Sklaven; unſer Herr wird erſt erſcheinen, wenn es Zeit ſein wird.“

Der erſte Sklave kam an der Spitze des ganzen Zuges hierauf in den zweiten Hof, der ſehr geräumig, und worin der Hofſtaat des Sultans während der Sitzung des Diwans aufgeſtellt war. Die Anführer eines jeden dieſer Trupps waren ſehr prächtig gekleidet, aber ſie wurden weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erſchienen und Aladdins Geſchenk brachten, wozu ſie ſelber mitgehörten. Im ganzen Hofſtaate des Sultans gab es nichts ſo glänzendes zu ſehen, und der geſammte Schimmer und Glanz der ihn umgebenden Herren vom Hofe war nichts im Vergleiche mit dem, was ſich hier ihren Blicken darbot.

Sobald dem Sultan der Zug und die Ankunft dieſer Sklaven gemeldet worden war, hatte er Befehl gegeben, ſie hereintreten zu laſſen. Als ſie nun erſchienen, fanden ſie den Eingang zum Diwan frei und offen, und ſie traten daher in der vollkommenſten Ordnung hinein, ein Theil zur Rechten, ein anderer Theil zur Linken. Nachdem ſie alle herein waren, und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, ſetzte ein jeder der ſchwarzen Sklaven das Becken, welches er trug, auf den Fußteppich nieder. Sie warfen ſich ſämmtlich nieder, und berührten mit ihrer Stirne den Teppich. Die weißen Sklaven thaten daſſelbe zu gleicher Zeit. Sie ſtanden dann alle wieder auf, und die ſchwarzen enthüllten ſehr geſchickt die Becken, welche vor ihnen ſtanden, und alle blieben dann, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, mit der größten Ehrerbietung ſtehen.

Aladdins Mutter, welche unterdeſſen bis zum Fuße des Thrones vorgeſchritten war, ſagte zu dem Sultan, nachdem ſie ſich niedergeworfen hatte: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß dieſes Geſchenk, welches er Euer Majeſtät ſendet, weit unter dem ſteht, was die Prinzeſſinn Badrulbudur verdienen würde. Gleichwohl hofft er, daß Euer Majeſtät, ſo wie die Prinzeſſinn, es genehmigen und es anzunehmen geruhen werden, und zwar mit um ſo mehr Zuverſicht, da er der Bedingung, die ihr ihm vorzuſchreiben beliebtet, nachzukommen geſucht hat.“

Der Sultan war gar nicht im Stande, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerkſam anzuhören. Der erſte Blick, den er auf die vierzig goldenen, mit den glänzendſten und koſtbarſten Kleinoden angefüllten Becken und auf die achtzig Sklaven warf, welche ſowohl ihren Mienen nach, als wegen der erſtaunlichen Pracht und Koſtbarkeit ihrer Kleidung, Könige zu ſein ſchienen, hatte ihn gleich ſo überraſcht, daß er ſich von ſeiner Verwunderung gar nicht erholen konnte. Anſtatt auf die Anrede der Mutter Aladdins zu antworten, wandte er ſich an den Großweſyr, der ſelber nicht begreifen konnte, wo ein ſolcher Ueberfluß von Reichthum wohl hergekommen ſein möchte. „Nun, Weſyr,“ ſagte er jetzt ganz öffentlich, „was denkſt du von dem, wer er auch ſein mag, der mir ein ſo reiches und außerordentliches Geſchenk ſchickt, und den wir beide nicht kennen? Hältſt du ihn wohl für unwürdig, die Prinzeſſinn Badrulbudur, meine Tochter, zu heiraten?“

Wie viel Eiferſucht und Betrübnis der Weſyr auch darüber empfand, zu ſehen, daß ein Unbekannter vorzugsweiſe vor ſeinem Sohne der Schwiegerſohn des Sultans werden ſollte, ſo wagte er doch nicht, ſeine wahre Meinung zu verhehlen. Es war zu augenſcheinlich, daß das Geſchenk Aladdins mehr als hinreichend war, um ihn zu der Aufnahme in eine ſo hohe Verbindung würdig zu machen. Er antwortete alſo dem Sultan, indem er ganz auf deſſen Anſicht einging: „Herr, ich bin ſo weit entfernt zu denken, als ſei derjenige, der Euer Majeſtät ein ſo würdiges Geſchenk dargebracht hat, der ihm zugedachten Ehre unwürdig, daß ich vielmehr wagen würde, zu behaupten, er verdiente noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der Welt keinen Schatz gibt, der die Prinzeſſinn, Tochter Euer Majeſtät, an Werth aufwiegen könnte.“ Die Herren vom Hofe, welche dieſer Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeigungen zu erkennen, daß ihre Meinungen von der des Großweſyrs nicht verſchieden waren.

Der Sultan verſchob jetzt die Sache nicht länger, und dachte ſelbſt nicht einmal daran, ſich zu erkundigen, ob Aladdin auch wohl die übrigen erforderlichen Eigenſchaften beſäße, um ſein Schwiegerſohn werden zu können. Der bloße Anblick dieſer unermeßlichen Reichthümer, und die Emſigkeit, womit Aladdin ſeine Forderungen erfüllt hatte, ohne wegen der ungeheuern Bedingungen, die ihm vorgeſchrieben worden, die mindeſte Schwierigkeit zu machen, überredete ihn leicht, daß ihm nichts fehlte, um ihn zu einem ganz vollkommenen Manne, und zu einem ſolchen zu machen, wie er ihn wünſchte. Um daher Aladdins Mutter ſo befriedigt zu entlaſſen, als ſie es nur irgend wünſchen konnte, ſagte er zu ihr: „Gute Frau, geh und ſage deinem Sohne, daß ich ihn mit offenen Armen erwarte, und daß, je balder er kommen wird, um aus meiner Hand die Prinzeſſinn, meine Tochter, zu empfangen, um ſo mehr Vergnügen es mir machen wird.“

Sobald Aladdins Mutter ſich mit jener Freude, deren eine Frau von dieſem Stande, wenn ſie ihren Sohn unerwartet auf eine ſo hohe Stufe gelangt ſieht, nur irgend fähig ſein kann, ſich entfernt hatte, hob der Sultan die Sitzung dieſes Tages auf, ſtand vom Throne auf und befahl, daß die zum Dienſte der Prinzeſſinn verordneten Verſchnittenen herbeikommen, die goldenen Becken aufheben und ſie nach den Zimmern ihrer Gebieterinn tragen ſollten, wo er dieſelben mit Muße näher betrachten wollte. Dieſer Befehl wurde durch die Fürſorge des Oberhaupts der Verſchnittenen auf der Stelle vollzogen.

Die achtzig weißen und ſchwarzen Sklaven wurden nicht vergeſſen. Man ließ ſie in das Innere des Palaſtes hineinkommen, und kurze Zeit darauf befahl der Sultan, der von ihrer prächtigen Kleidung mit der Prinzeſſinn Badrulbudur geſprochen hatte, daß man ſie vor ihren Zimmern aufſtellen ſollte, damit ſie dieſelben durch die Gitterfenſter betrachten und ſich überzeugen könnte, daß er, weit entfernt in ſeiner Beſchreibung irgend etwas übertrieben zu haben, vielmehr ihr weit weniger geſagt hatte, als an der Sache wirklich war.

Aladdins Mutter kam unterdeß nach Hauſe, und zwar mit einer Miene, welche die gute Nachricht, die ſie ihrem Sohne brachte, genugſam ankündigte. „Mein Sohn,“

ſagte ſie zu ihm, „du haſt alle Urſache vergnügt zu ſein; du biſt, wider meine Erwartung, zur Erfüllung deiner Wünſche gelangt, und du weißt, was ich dir hierüber geſagt habe. Um dich nicht zu lange in geſpannter Erwartung zu halten, will ich dir nur ſagen, daß der Sultan, mit Zuſtimmung ſeines ganzen Hofes, dich für würdig erklärt hat, die Prinzeſſinn Badrulbudur zu beſitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und die Heirat abzuſchließen. Denke jetzt nur darauf, dich auf dieſe Zuſammenkunft vorzubereiten, damit ſie der hohen Meinung, die er von dir gefaßt hat, entſpreche; allein nach den Wundern, die ich dich bisher habe vollführen ſehen, bin ich feſt überzeugt, daß du es hierin an nichts fehlen laſſen wirſt. Ich darf indeß nicht vergeſſen, dir zu ſagen, daß der Sultan voll Ungeduld auf dich wartet. Verlier daher keine Zeit, um dich zu ihm zu begeben.“

Dreihundert und vier und dreißigſte Nacht.

Aladdin, der über dieſe Nachricht höchſt erfreut und ganz von dem Gegenſtande, der ihn bezaubert hatte, eingenommen war, ſagte zu ſeiner Mutter bloß einige Worte und entfernte ſich in ſein Zimmer. Hier nahm er die Lampe, die ihm bisher in allen ſeinen Bedürfniſſen und bei allen ſeinen Wünſchen ſo hülfreich geweſen war, und hatte ſie kaum gerieben, als auch ſchon der Geiſt durch ſein unverzügliches Erſcheinen ſeinen Gehorſam an den Tag legte. „Geiſt,“ ſagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir ſchnell ein Bad zurechtmachen ſolleſt, und ſobald ich es genommen habe, will ich, daß du für mich die reichſte und prachtvollſte Kleidung, die nur jemals ein Fürſt getragen, in Bereitſchaft hältſt.“ Er hatte dieß kaum geſprochen, als der Geiſt ihn, ſo wie ſich ſelbſt, unſichtbar machte, ihn aufhob und in ein Bad trug, welches von dem feinſten buntgeſtreiften Marmor gebaut war. Ohne daß er ſehen konnte, wer ihn bediente, ward er in einem ſehr geräumigen und ſaubern Saale ausgekleidet; aus dem Saale ließ man ihn dann in ein Bad treten, welches eine mäßige Wärme hatte, und worin er gerieben und in verſchiedenen wohlriechenden Waſſern gebadet wurde. Nachdem er in den verſchiedenen Badegemächern alle Grade der Wärme durchgegangen, ging er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingekommen war. Seine Geſichtsfarbe war friſch, weiß und roſig geworden, und ſein ganzer Leib viel leichter und behender, als zuvor. Er ging in den Saal zurück, und fand darin nicht mehr die Kleidung, welche er darin zurückgelaſſen: der Geiſt hatte an die Stelle derſelben diejenige gelegt, welche er verlangt hatte. Aladdin war ganz erſtaunt, als er die Pracht des Anzuges betrachtete, welcher für ihn hingelegt war. Er kleidete ſich mit Hülfe des Geiſtes an, indem er jedes Stück, ſo wie er es anzog, bewunderte; ſo ſehr übertraf alles ſeine höchſten Erwartungen! Als er fertig war, trug ihn der Geiſt nach ſeiner Wohnung zurück, und zwar in daſſelbe Zimmer, woraus er ihn weggeführt hatte, und fragte ihn dann, ob er ihm noch etwas aufzutragen hätte. „Ja," erwiederte Aladdin, „ich erwarte von dir, daß du mir auf der Stelle ein Pferd herbeiführeſt, welches an Schönheit und Trefflichkeit das koſtbarſte Pferd in dem Marſtalle des Sultans übertrifft, und deſſen Decke, Sattel, Zaum und Zeug über eine Million werth ſein muß. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeiſchaffeſt, ganz eben ſo reich und ſo zierlich gekleidet wie die, welche das Geſchenk trugen, damit ſie mir zur Seite und als mein Gefolge einher gehen können, ferner zwanzig andere der Art, um in zwei Reihen vor mir her zu ziehen. Auch meiner Mutter bringe ſechs Sklavinnen zur Aufwartung, jede wenigſtens eben ſo reich gekleidet, als die Sklavinnen der Prinzeſſinn Badrulbudur, und jede einen vollſtändigen Anzug auf dem Kopfe tragend, der eben ſo prächtig und ſo ſtattlich ſein muß, als wäre er für die Sultaninn. Ferner bedarf ich noch zehntauſend Goldſtücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch anzubefehlen hatte. Geh, und beeile dich.“

Sobald Aladdin dem Geiſte ſeine Befehle gegeben hatte, verſchwand der Geiſt, und erſchien bald nachher mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn ein jeder einen Beutel mit zehntauſend Goldſtücken trug, und mit ſechs Sklavinnen, wovon jede auf ihrem Kopfe einen verſchiedenen Anzug für Aladdins Mutter, in Silberſtoff eingewickelt, trug. Der Geiſt übergab dieß alles an Aladdin.

Von den zehn Beuteln nahm Aladdin bloß vier, welche er ſeiner Mutter mit den Worten gab, ſie möchte ſich derſelben in Nothfällen bedienen. Die ſechs übrigen ließ er in den Händen der Sklaven, welche ſie trugen, mit dem Befehle, ſie zu bewahren, und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaſte des Sultans dieſelben handvollweiſe unter das

Volk ausſtreuen. Auch befahl er ihnen, ſie ſollten nebſt den übrigen dicht vor ihm, und zwar drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Zugleich ſtellte er ſeiner Mutter die ſechs Sklavinnen vor, indem er ihr ſagte, daß ſie ihr gehörten und daß ſie ganz als Gebieterinn über dieſelben verfügen könnte, ferner auch, daß die Kleider, welche ſie trügen, für ſie beſtimmt wären.

Als Aladdin alle ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geiſt, und ſagte ihm, daß er ihn rufen würde, ſobald er ſeiner bedürfte; der Geiſt verſchwand augenblicklich. Jetzt dachte Aladdin bloß daran, dem Wunſche des Sultans, der ihn gern ſehen wollte, zu entſprechen. Er fertigte einen von den vierzig Sklaven, — ich will nicht ſagen den ſchönſten, denn ſie waren alle gleich, — nach dem Palaſt ab, mit dem Befehle, ſich an das Oberhaupt der Thürſteher zu wenden, und ihn zu fragen, wann er wohl die Ehre haben könnte, ſich dem Sultane zu Füßen zu werfen. Der Sklave hatte die Bothſchaft ſehr ſchnell ausgerichtet, und brachte die Antwort zurück, daß der Sulten ihn voll Ungeduld erwartete.

Aladdin ſtieg nun unverzüglich zu Pferde und ſetzte den ganzen Zug in der ſchon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er noch nie zuvor zu Pferde geſeſſen hatte, ſo benahm er ſich dennoch auf demſelben mit ſo viel Anſtand, daß ſelbſt der erfahrenſte Reiter ihn nicht für einen Neuling gehalten haben würde. Die Straßen, durch welche er zog, waren faſt in einem Augenblicke mit einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, welche die Luft von ihrem Beifallruf, ihrer Bewunderung und ihren Lobpreiſungen wiederhallen ließen, beſonders jedesmal, wenn die ſechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldſtücke links und rechts in die Luft warfen. Der Beifallruf kam indeß nicht von denen her, welche ſich drängten und niederbückten, um einige Goldſtücke aufzuleſen, ſondern von Perſonen aus dem Mittelſtande, die ſich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu ſpenden. Nicht bloß die, welche ihn in der Jugend als Gaſſenjungen auf der Straße ſpielen geſehen hatten, erkannten ihn nicht wieder, ſondern ſelbſt die, welche ihn noch vor kurzem geſehen, hatten Mühe, ihn zu kennen; ſo ſehr hatten ſich ſeine Geſichtzüge verändert. Dieß kam daher, daß die Lampe die Eigenſchaft hatte, ihren Beſitzern allmählich alle die Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Range, zu dem ſie durch Hülfe der Lampe gelangten, angemeſſen waren. Man ſchenkte nun Aladdins Perſon weit mehr Aufmerkſamkeit, als dem ganzen ihn begleitenden Aufzug; auch hatten die Meiſten an demſelben Tage bereits das nämliche geſehen, als der Zug von Sklaven dem Sultan die Geſchenke überbrachte. Indeß wurde beſonders das Pferd von den Kennern bewundert, welche die Schönheit deſſelben gar wohl zu unterſcheiden wußten, ohne von dem Reichthum oder dem Schimmer der Diamanten und Edelſteine, womit es bedeckt war, ſich im geringſten blenden zu laſſen. Da das Gerücht ſich verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzeſſinn Badrulbudur zur Ehe gäbe, ſo war doch niemand, der in Hinſicht auf ſeine Herkunft ihm ſein Glück oder ſeine Standeserhöhung im mindeſten beneidet hätte, ſo ſehr ſchien er deſſen würdig ſein.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Anmerkungen.

1) Obwohl der Koran den Wein verbietet, ſo machen ſich doch viele Muſelmänner kein Gewiſſen daraus, dieß Geſetz des Propheten zu übertreten, und ſogar mehrere Sultane ſind wegen ihrer Trunkliebe berüchtigt geweſen. Vergl. Mouradgea d'Osson Vol. I. E. G.

2) Stockſchläge ſind eine ſehr gewöhnliche Strafe im Morgenlande. Man legt den Sträfling auf den Rücken, ſteckt ſeine Füße in eine Schlinge, die an einer langen Stange befeſtigt iſt, hebt ſie damit empor, bis ſie die Fußſohlen darbieten, und dann ſchlagen vier tüchtige Kerle abwechſelnd darauf. E. G.

3) Es iſt hier die ſogenannte Derwyſch-Flöte gemeint, die einen weit ſanfteren Ton hat, als die Querflöte. E. G.

4) Scheich's heißen nicht bloß die Lehrer und Erklärer des Geſetzes (Anmerk. 26. a. zu Bd. I.), ſondern auch insbeſondere gewiſſe Geiſtliche, die in den Moſcheen predigen müſſen. E. G.

5) Chalyf heißt, wie ſchon (Anmerk. 1. zu Bd. II.) bemerkt worden iſt, ſo viel als: Stellvertreter. E. G.

6) Die Frauen im Morgenlande werden gewöhnlich in beſonderen Baſar's verkauft. Gewöhnlich ſind es junge Mädchen, die in Georgien und Circaſſien aufgekauft worden, woſelbſt ein ſehr ſchöner Menſchenſchlag iſt, und wo ſie von den Aeltern gewöhnlich ſchon in einem Alter von zwölf Jahren verhandelt werden. Seitdem Rußland im Beſitze dieſer Länder iſt, iſt die Ausfuhr verboten; allein ein Reiſender (Drouville), der kürzlich erſt Perſien durchreiſte, verſichert, daß der Schleichhandel die Märkte von Erivan, Kars und Erſerum noch eben ſo reichlich mit Mädchen verſorgt, als ehedem. Man findet in dieſen Baſar's ſehr ſchöne Jungfrauen, das Stück zu 60 bis 100 Tumans (etwa 1200 bis 2000 Franken). E. G.

7) Galland überſetzt den Namen des Mädchens fälſchlich durch: Force des coeurs; wir ſind in unſerer Ueberſetzung der Arabiſchen Urſchrift gefolgt.

8) Nuſhatul-awadat heißt ſoviel als: Reiz der Erinnerung. G.

9) Wenn ein Muſelmann ſich, nach dem Ausdrucke des Morgenländers, „mit ſeinem Kopfe aufs Sterbekiſſen hingelegt hat,“ ſo kömmt der Imam der Moſchee, um neben ihm das ſechs und dreißigſte Kapitel des Korans und das Glaubensbekenntnis herzubeten. Er läßt die Leiche ſo legen, daß ihr Geſicht nach Mekka gewendet iſt, und man ſtellt einen kleinen Heerd daneben, auf welchem man wohlriechendes Räucherwerk anzündet. Dann legt man einen Säbel auf den Todten, reibt ſeine Stirn, Naſe, Hände und Kniee mit Kampfer, und den Kopf und Bart mit Seife ein. Hierauf bindet man den Bart zuſammen, der nächſte Anverwandte drückt ihm die Augen zu, und umhüllt ihn mit dem Leichentuche.

Sobald die Zeit der Beerdigung gekommen iſt, trägt man die Leiche ohne alle Zeremonie auf den Begräbnisplatz hinaus. Bloß nach der Beerdigung knieet der Imam nieder und ruft dreimal dem Todten nach ſeinem mütterlichen Geſchlechtsnamen. E. G.

10) Dieſe aus dem Koran entlehnte Formel kömmt ſehr häufig in den Gebeten der Muſelmänner vor. E. G.

11) Genauer A'la-ed-dyn, heißt im Arabiſchen wörtlich: Erhebung der Religion, Adel der Religion. E. G.

12) Es darf wohl nicht erſt bemerkt werden, daß der Islam niemals in China als Religion eingeführt geweſen iſt. E. G.

13) Badrulbudur heißt wörtlich: Vollmond der Vollmonde. G.

14) Im ganzen Morgenland iſt es Sitte, daß die Neuvermählte ſich aus allen Kräften gegen diejenigen ſträubt, die ſie ihrem Gatten zuführen wollen, und daß ſie den heftigſten Widerſtand leiſtet, wenn man ſie zwingen will, das eheliche Lager mit ihm zu theilen. Bisweilen pflegen junge Frauen ſich ganze Monate hindurch dagegen zu ſträuben. E. G.

Inhalt des ſiebenten Bändchens.

Seite

292ſte Nacht Geſchichte des erwachten Schläfers. 3
293ſte Nacht. 14
294ſte Nacht. 21
295ſte Nacht. 26
296ſte Nacht. 31
297ſte Nacht. 36
298ſte Nacht. 42
299ſte Nacht. 49
300ſte Nacht. 57
301ſte Nacht. 62
302te Nacht. 66
303te Nacht. 71
304te Nacht. 76
305te Nacht. 86
306te Nacht. 92
307te Nacht. 104
308te Nacht. 111
309te Nacht. 116
310te Nacht. 122
311te Nacht. 127
312te Nacht. 134
313te Nacht. 141
314te Nacht. 148
315te Nacht. 152

Seite.
316te Nacht. Geſchichte Aladdins, oder die Wunderlampe. 159
317te Nacht. 161
318te Nacht. 171
319te Nacht. 178
320ſte Nacht. 182
321ſte Nacht. 185
322ſte Nacht. 189
323ſte Nacht. 195
324ſte Nacht. 202
325ſte Nacht. 209
326ſte Nacht. 215
327ſte Nacht. 222
328ſte Nacht. 228
329ſte Nacht. 235
330ſte Nacht. 243
331ſte Nacht. 250
332ſte Nacht. 258
333ſte Nacht. 267
334ſte Nacht. 275

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tuneſiſchen Handſchrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Achtes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

GESCH
FRESENIU

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Achtes Bändchen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Aladdin oder die Wunderlampe.

(Fortſetzung.)

Drei hundert und fünf und dreißigſte Nacht.

„Aladdin langte beim Palaſte an, wo alles zu ſeinem Empfange in Bereitſchaft geſetzt war. Als er zu dem zweiten Schloßthore kam, wollte er der Sitte gemäß, welche der Groß-Weſyr, die Oberfeldherrn und Oberſtatthalter der Provinzen zu beobachten pflegen, vom Pferde ſteigen; doch der Ober-Thürſteher, der ihn, auf Befehl des Sultans, daſelbſt erwartete, ließ es nicht zu, und begleitete ihn bis an den großen Verſammlungs- oder Empfang-Saal, wo er ihm vom Pferde herunterſteigen half; obwohl Aladdin ſich ſehr dagegen ſträubte und es von ihm nicht annehmen wollte, ſo konnte er es doch nicht hindern. Unterdeß bildeten die Thürſteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberhaupt ging zur Linken Aladdins, und führte ihn mitten durch ſie hindurch bis zu dem Throne des Sultans.

Als der Sultan den Aladdin erblickte, war er eben ſo ſehr erfreut, ihn reicher und prächtiger gekleidet zu ſehen, als er ſelber es jemals geweſen, als auch überraſcht von ſeinem ſchönen Wuchs und von ſeiner würdevollen Haltung, die himmelweit von jenem niedrigen Aufzuge entfernt war, worin ſeine Mutter vor ihm erſchienen war. Sein Erſtaunen und ſeine Ueberraſchung hinderten ihn indeß nicht, aufzuſtehen und zwei bis drei Stufen des Thrones eiligſt herabzuſteigen, um Aladdin zu verhindern, daß er ſich nicht zu ſeinen Füßen würfe, und ihn mit allen Zeichen der Freundſchaft zu umarmen. Nach dieſer artigen Begrüßung wollte Aladdin ſich gleichwohl noch zu ſeinen Füßen werfen; doch der Sultan hielt ihn eigenhändig davon zurück, und nöthigte ihn, heraufzuſteigen und ſich zwiſchen ihn und den Groß-Weſyr zu ſetzen.

Aladdin nahm nun das Wort und ſagte: „Herr, ich nehme die Ehre, die Euer Majeſtät mir erzeigt, an, weil ihr mir ſie huldvoll zu erweiſen geruhet, doch erlaubt mir, euch zu ſagen, daß ich keinesweges vergeſſen habe, daß ich meiner Geburt nach euer Sklave bin, daß ich den Umfang euerer Macht kenne, und daß ich ſehr wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges ſtellt, in welchem ihr ſtehet. Wenn ich irgend einen günſtigen Empfang verdient haben ſollte, ſo geſtehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen bloßen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünſche zu jener himmliſchen Prinzeſſinn zu erheben, welche der Gegenſtand aller meiner Wünſche iſt. Ich bitte Euer Majeſtät, wegen dieſer Verwegenheit um Verzeihung; aber ich kann es nicht verhehlen, daß ich vor Betrübniß ſterben wurde, wenn ich die Hoffnung auf Erfüllung dieſes Wunſches verlieren ſollte.“

„Mein Sohn,“ erwiederte der Sultan, indem er ihn nochmals umarmte, „du würdeſt ſehr unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines gegebenen Wortes zweifeln wollteſt. Dein Leben iſt mir von nun an zu theuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, das in meiner Gewalt ſteht, dir zu erhalten ſuchen ſollte. Das Vergnügen, dich zu ſehen und zu hören, ziehe ich allen meinen und deinen Schätzen zuſammen vor.“

Bei dieſen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und ſogleich hörte man den Klang von Trompeten, Hoboen und Pauken, und zugleich führte der Sultan den Aladdin in einen prachtvollen Saal, worin man ein koſtbares Feſtmahl auftrug. Der Sultan ſpeiſte mit Aladdin ganz allein. Der Groß-Weſyr und die Großen des Hofes waren — ein jeder nach ſeinem Rang und Würden — während der Mahlzeit ihnen zur Seite. Der Sultan, welcher ſeine Augen immerfort auf Aladdin gerichtet hatte, — ſo viel Vergnügen machte ihm der Anblick deſſelben — lenkte das Geſpräch auf verſchiedene Gegenſtände. Doch während der ganzen Unterhaltung, die ſie unter dem Eſſen zuſammen führten, und auf welchen Gegenſtand auch immer die Rede kam, ſprach Aladdin mit ſo viel Kenntniß und Verſtand, daß er den Sultan in der guten Meinung, welche dieſer gleich anfangs von ihm gefaßt hatte, vollends beſtärkte.

Nach Endigung der Mahlzeit ließ der Sultan den Oberrichter ſeiner Hauptſtadt rufen und befahl ihm, auf der Stelle den Ehevertrag zwiſchen der Prinzeſſinn Badrulbudur, ſeiner Tochter, und Aladdin, zu entwerfen und ins Reine zu bringen. Während dieſer Zeit unterhielt ſich der Sultan mit Aladdin über verſchiedene gleichgültige Dinge, in Gegenwart des Groß-Weſirs und der Herren vom Hofe, welche ſeinen gründlichen Verſtand, ſeine große Gewandtheit in der Rede und im Ausdruck, und die feinen und ſinnreichen Bemerkungen, womit er ſeine Unterhaltung würzte, bewunderten.

Als der Richter den Ehevertrag nach allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan den Aladdin, ob er in dem Palaſte bleiben und noch an demſelben Tage die Hochzeits-Zeremonie vollziehen laſſen wolle. „Herr,“ erwiederte Aladdin, „wie groß auch meine Sehnſucht iſt nach dem vollen Genuß deſſen, was Euer Majeſtät Huld mir gewährt, ſo muß ich doch bitten, daß ihr mir ſo lange noch Friſt geſtattet, bis ich einen Palaſt habe erbauen laſſen, um die Prinzeſſinn darin nach Würden empfangen zu können. Ich bitte mir daher von euch einen angemeſſenen Platz in der Nähe des eurigen aus, damit ich es möglichſt nahe und bequem habe, um euch meine Aufwartung machen zu können. Ich werde nichts unterlaſſen, damit er möglichſt bald fertig wird.“ — „Mein Sohn,“ ſagte der Sultan zu ihm, „wähle dir jede beliebige Stelle aus, die du für dich paſſend findeſt. Der leere Raum vor meinem Palaſte iſt groß genug, und ich habe wohl ſchon ſelber daran gedacht, ihn auszufüllen. Doch vergiß dabei nicht, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter verbunden zu ſehen wünſche, um das volle Maaß der Freude zu genießen.“ Nachdem er dieſe Worte geſprochen, umarmte er nochmals Aladdin, welcher vom Sultan ganz mit eben der Artigkeit Abſchied nahm, als ob er von jeher am Hofe geweſen und daran erzogen worden wäre.

Aladdin ſetzte ſich wieder zu Pferde und kehrte wieder mit demſelben Zuge, womit er gekommen war, durch daſſelbe Volksgewühl und unter dem Beifallruf der Menge, welche ihm alles mögliche Glück und Heil wünſchte, nach Hauſe zurück. Sobald er an ſeiner Wohnung abgeſtiegen war, begab er ſich ganz allein in ſein Zimmer, nahm die Lampe, und rief auf die gewöhnliche Weiſe den Geiſt. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten, ſondern erſchien ſogleich und bot ihm ſeine

Dienſte an. „Geiſt,“ ſagte Aladdin zu ihm, „ich habe alle Urſache, deine Pünktlichkeit in Vollziehung aller der Befehle, die ich dir bisher kraft dieſer Lampe, welcher du dienſt, gegeben, zu rühmen. Gegenwärtig kommt es darauf an, daß du, wo möglich, noch mehr Eifer und Sorgfalt als bisher an den Tag legeſt. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichſt kurzer Zeit dem Palaſte des Sultans gegenüber, jedoch in gehöriger Entfernung, einen Palaſt erbauen läſſeſt, welcher würdig genug iſt, um die Prinzeſſinn Badrulbudur, meine Gemahlinn, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, ob aus Porphyr, oder Jaſpis, oder Achat, oder Laſurſtein, oder buntgeſtreiftem Marmor, ſo wie auch die ganze übrige Einrichtung des Baues, überlaſſe ich ganz dir; allein ich erwarte, daß du mir oben darauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier ganz gleichen Schauſeiten baueſt, deſſen Wände aus wechſelnden Schichten von Gold und Silber aufgeführt ſein müſſen, mit ſechs Fenſtern auf jeder Seite, deren Vergitterung ſämmtlich — mit Ausnahme eines einzigen, welches unvollendet bleiben ſoll — mit Diamanten, Rubinen und Smaragden kunſtreich und ſymmetriſch geſchmückt ſein muß, und zwar ſo, daß man dergleichen noch nie in der Welt geſehen hat. Ferner will ich, daß ſich bei dieſem Palaſte ein Hof, ein Vorhof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber an einem beſtimmten Orte ein Schatz voll gemünzten Goldes und

Silbers; außerdem müſſen im Palaſte Küchen, Speiſekammern, Vorrathsgewölbe und Geräthkammern, voll der koſtbarſten Geräthe für jede Jahreszeit und der übrigen Pracht des Palaſtes angemeſſen, vorhanden ſein, ferner Marſtälle, voll der ſchönſten Pferde, mit ihren Stallmeiſtern und Stallknechten; außerdem auch noch eine hinlängliche Dienerſchaft für die Küche und Aufwartung, nebſt den für den Dienſt der Prinzeſſinn nöthigen Sklawinnen. Du wirſt jezt begreifen, wie ich es haben will. Geh nun alſo, und komm wieder, wenn alles fertig iſt.“

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiſte wegen Erbauung des Palaſtes, den er ſich ausgeſonnen, ſeine Aufträge gab. Bei Anbruch des folgenden Tages war Aladdin, den ſeine Liebe zur Prinzeſſinn nicht ruhig ſchlafen ließ, kaum aufgeſtanden, als auch ſchon der Geiſt erſchien und zu ihm ſagte: „Herr, dein Palaſt iſt fertig; komm und ſiehe, ob du damit zufrieden biſt.“ Aladdin hatte kaum ſich geäußert, daß er es wolle, als ihn auch ſchon der Geiſt in einem Augenblick hinverſetzte. Aladdin fand alles ſo weit über ſeiner Erwartung, daß er ſich nicht genug darüber wundern konnte. Der Geiſt führte ihn überall herum, und überall fand er Reichthum, Sauberkeit und Pracht, dazu Diener und Sklawen, alle nach ihrem Range und dem Dienſte gemäß gekleidet, wozu ſie beſtimmt waren. Auch unterließ er nicht, ihm die Hauptſache, nämlich den Schatz zu zeigen, deſſen Thür vom Schatzmeiſter geöffnet wurde; Aladdin ſah hier ganze Haufen von Goldſäcken von verſchiedener Größe, je nach den Summen, die ſie enthielten, bis an das Gewölbe emporgethürmt, und zwar in ſo ſchöner Anordnung, daß man ſie mit Vergnügen anſah. Beim Herausgehen verſicherte ihn der Geiſt von der vollkommenen Treue des Schatzaufſehers. Hierauf führte er ihn in die Marſtälle und zeigte ihm hier die ſchönſten Pferde von der Welt und die Stallknechte, welche eifrig mit der Pflege und Wartung derſelben beſchäftigt waren. Sodann durchging er mit ihm die Vorrathskammern, welche mit allen Arten von Vorräthen, ſowohl von Nahrungsmitteln als von Pferdeſchmuck und Geſchirren, angefüllt waren.

Nachdem Aladdin ſo den ganzen Palaſt von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, von oben biß unten, beſonders den groſſen Saal mit den vier und zwanzig Fenſtern, durchgemuſtert und darin mehr Reichthum und Pracht, als er nur je gehofft, angetroffen hatte, ſagte er zu dem Geiſte: „Geiſt, es kann niemand zufriedener ſein als ich es bin, und ich würde ſehr unrecht handeln, wenn ich mich im geringſten beſchweren wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon ich dir nichts geſagt habe, weil es mir damals nicht einfiel; es muß nämlich von dem Palaſtthore des Sultans bis an den Eingang der Zimmer, die in dieſem

Palaſte für die Prinzeſſinn beſtimmt ſind, ein Teppich von dem ſchönſten Sammet ausgebreitet werden, damit ſie, wenn ſie aus dem Palaſte des Sultans kommt, darüber hinweg gehen kann.“ — „Ich komme in einem Augenblick wieder,“ ſagte der Geiſt. Und kurze Zeit nach ſeinem Verſchwinden ſah Aladdin zu ſeinem Erſtaunen ſeinen Wunſch vollzogen, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geiſt erſchien dann wieder und trug Aladdin in ſeine Wohnung zurück, während man eben die Palaſtpforte des Sultans aufthat.

Die Pförtner des Palaſtes, die das Thor öffneten und ſonſt immer nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Palaſt ſtand, eine freie Ausſicht gehabt hatten, waren ſehr überraſcht, als ſie dieſe Ausſicht verbaut und von dort her bis an die Palaſtpforte des Sultans einen Sammetteppich herüber gebreitet ſahen. Sie konnten anfangs nicht unterſcheiden, was es wäre, doch ihr Erſtaunen wuchs, als ſie ganz deutlich den ſtolzen Palaſt Aladdins daſtehen ſahen. Die Nachricht von dieſem ſeltſamen Wunder verbreitete ſich binnen Kurzem im Palaſte. Der Groß-Weſyr, der ſich gleich nach Oeffnung der Pforte im Palaſte einfand, war von dieſer Neuigkeit nicht weniger überraſcht als die andern; er theilte es zuerſt dem Sultan mit, ſuchte ihm aber die Sache als ein bloßes Blendwerk vorzuſtellen. „Weſyr,“ erwiederte der Sultan, “warum willſt du dieß für ein bloßes Blendwerk halten? Du weißt ſo gut wie ich, daß es der Palaſt iſt, den Aladdin vermöge der Erlaubniß, die ich ihm in deiner Gegenwart ertheilte, zur Wohnung für meine Prinzeſſinn Tochter hat erbauen laſſen; und können wir nach den Proben, die er uns von ſeinem Reichthume gegeben, es wohl noch befremdend finden, daß er denſelben in ſo kurzer Zeit vollendet hat? Er hat uns damit überraſchen und uns zeigen wollen, daß man mit baarem Gelde von einem Tage bis zum andern Wunder thun kann. Geſtehe nur mit mir, daß jene Reden von Blendwerken, die du ſo eben äußerſt, bloß von etwas Eiferſucht herrühreten. »Da unterdeß der Augenblick herangekommen war, wo er in die Rathsverſammlung gehen mußte, ſo konnte er dieß Geſpräch nicht länger fortſetzen.

Dreihundert und ſechs und dreißigſte Nacht.

Als Aladdin in ſeine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geiſt entlaſſen hatte, fand er ſeine Mutter bereits aufgeſtanden und mit dem Anlegen eines der Kleider beſchäftigt, die er ihr geſchenkt hatte. Um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Rathsverſammlung zu kommen pflegte, bewog Aladdin ſeine Mutter, in Begleitung der Sklavinnen, die ihr der Geiſt zugeführt, ſich nach dem Palaſte zu verfügen. Zugleich bat er ſie, wenn ſie den Sultan ſähe, demſelben zu ſagen, ſie käme, um die Ehre zu haben, die Prinzeſſinn gegen den Abend, wenn ſie ſich nach ihrem neuen Palaſte begeben würde, dahin zu begleiten. Sie ging demnach fort; allein, obſchon ſie und ihre ſie begleitenden Sklawinnen wie Sultaninnen gekleidet waren, ſo war doch die Volksmenge, die ſich zum Zuſchauen drängte, weit geringer an Zahl, weil ſie verſchleiert waren, und weil ein angemeſſener Ueberwurf den Reichthum und die Pracht ihrer Kleidung überdeckte. Was Aladdin anbetrifft, ſo ſetzte ſich dieſer zu Pferde, und nachdem er ſein väterliches Haus verlaſſen hatte, um nie mehr in daſſelbe zurückzukehren, — doch ohne die Wunderlampe zu vergeſſen, die ihm zu Erlangung ſeines Glückes ſo gute Dienſte geleiſtet hatte, — ſo zog er öffentlich nach ſeinem Palaſte, und zwar mit demſelben Pompe, womit er an dem vorhergehenden Tage ſich dem Sultan vorgeſtellt hatte.

Sobald die Pförtner des Palaſtes des Sultans die Mutter Aladdins erblickten, benachrichtigten ſie den Sultan davon. Sogleich ward nun den Chören von Trompetern, Pauken- und Trommelſchlägern, Querpfeifern und Hoboenbläſern, welche bereits auf den Terraſſen des Palaſtes an verſchiedenen Punkten aufgeſtellt waren, ein Zeichen gegeben, worauf ſogleich

Trompeten- und Paukenſchall und Konzerte ertönten, welche der ganzen Stadt die Freude verkündigten. Die Kaufleute fingen an, ihre Läden mit ſchönen Teppichen und Laubwerk zu ſchmücken, und für die Nacht Anſtalten zur Erleuchtung zu treffen. Die Handwerksleute verließen ihre Arbeit, und das Volk begab ſich ſchaarenweiſe nach dem großen Platze, der zwiſchen des Sultans und Aladdins Palaſte lag. Der letztere zog gleichfalls ihre Bewunderung auf ſich, nicht etwa wegen ſeiner Verſchiedenheit von dem des Sultans, ſondern ſie erſtaunten, einen ſo prächtigen Palaſt auf einer Stelle zu erblicken, wo man am vorigen Tage weder den Grund legen noch Baumaterialien geſehen hatte.

Aladdins Mutter wurde in dem Palaſte ſehr ehrenvoll empfangen und von dem Oberhaupt der Verſchnittenen in die Zimmer der Prinzeſſinn Badrulbudur eingeführt. Sobald die Prinzeſſinn ſie erblickte, ging ſie auf ſie zu, umarmte ſie, und ließ ſie auf ihrem Sofa Platz nehmen; und während ihre Frauen ſie vollends ankleideten und mit den koſtbarſten Juwelen, die ihr Aladdin geſchenkt, ausſchmückten, ließ ſie ihr unterdeß einen köſtlichen Imbiß vorſetzen. Der Sultan, welcher kam, um noch ſo lange als möglich mit ſeiner Tochter zuſammen ſein zu können, ehe ſie ſich von ihm trennte und den Palaſt Aladdins bezöge, erwies ihr ebenfalls große Ehre. Aladdins Mutter hatte mit dem Sultan ſchon mehrmals vor dem verſammelten Hofe geſprochen, aber er hatte ſie noch nie ohne Schleier geſehen, wie an dem Tage. Obwohl ſie an Jahren ziemlich weit vorgerückt war, ſo entdeckte man auf ihrem Geſicht doch noch viele Züge, welche ſchließen ließen, daß ſie in ihrer Jugend einſt ſehr ſchön geweſen ſein müſſe. Der Sultan, welcher ſie immer nur ſehr einfach — man möchte ſagen armſeelig — gekleidet geſehen hatte, war voll Verwunderung, als er ſie ſo eben ſo reich und prachtvoll als die Prinzeſſin angezogen erblickte. Auch dieß brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß Aladdin in allen Dingen gleich erfahren, verſtändig und einſichtsvoll ſein müſſe.

Als die Nacht anbrach, nahm die Prinzeſſinn von ihrem Vater Abſchied. Dieſer Abſchied war höchſt rührend und thränenreich. Sie umarmten ſich mehrmals, ohne ein Wort zu reden, und endlich ging die Prinzeſſinn aus ihren Zimmern und trat den Zug an, während Aladdins Mutter ihr zur Linken einherſchritt, und hundert Sklawinnen in der prachtvollſten Kleidung ihr folgten. Alle die Muſikchöre, die ſeit Ankunft der Mutter Aladdins nicht aufgehört hatten zu ſpielen, hatten ſich jetzt vereinigt und gingen dem Zuge voran, ihnen folgten hundert Trabanten [1] und eine eben ſo große Anzahl ſchwarzer Verſchnittenen in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Zügen auf beiden Seiten einhergingen und Fackeln trugen, verbreiteten einen Lichtglanz, der im Verein mit der Erleuchtung der beiden Paläſte des Sultans und Aladdins den Mangel des Tageslichts auf eine wunderbare Weiſe erſetzte.

In dieſer Ordnung zog nun die Prinzeſſinn den Teppich entlang von dem Palaſte des Sultans bis zu dem Palaſte Aladdins, und je weiter ſie vorwärts kam, deſto mehr miſchte und vereinigte ſich das Spiel ihres Muſikchores mit dem Klange deſſen, welches ſich von den Terraſſen an Aladdins Palaſte herab hören ließ, und bildete ſo mit dieſem ein Konzert, welches, ſo ſeltſam und verwirrt es auch ſchien, dennoch die allgemeine Freude vermehrte, nicht bloß auf dem großen Platze, der von Menſchen wimmelte, ſondern auch in den beiden Paläſten, in der ganzen Stadt und in der Umgegend.

Endlich langte die Prinzeſſinn bei dem neuen Palaſte an, und Aladdin eilte mit einer Freude, die ſich leicht denken läßt, an den Eingang der für ſie beſtimmten Zimmer, um ſie daſelbſt zu empfangen. Aladdins Mutter hatte die Prinzeſſinn bereits mit vieler Sorgfalt auf ihren Sohn, der in der Mitte ſeiner umgebenden Palaſtdienerſchaft ſtand, aufmerkſam gemacht, und die Prinzeſſinn fand ihn beim erſten Anblick ſo ſchön, daß ſie von ihm ganz bezaubert wurde. "Anbetungswürdige Prinzeſſinn," ſagte Aladdin zu ihr, indem er ſie voll Ehrerbietung anredete und begrüßte, "ſollte ich das Unglück gehabt haben, euch um der Verwegenheit willen, womit ich nach dem Beſitz einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſinn und der Tochter meines Sultans getrachtet, zu mißfallen, ſo würdet ihr eueren ſchönen Augen und der Macht eurer Reize die Schuld davon beizumeſſen haben, aber nicht mir." — "Mein Prinz," erwiederte die Prinzeſſinn, "ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und es iſt für mich genug, euch geſehen zu haben, um euch zu ſagen, daß ich ihm ohne Widerwillen und gern gehorche."

Aladdin, welcher von einer ſo angenehmen Antwort ganz bezaubert war, ließ die Prinzeſſinn nach einem ſo weiten und ungewohnten Wege, den ſie zurückgelegt, nicht länger ſtehen, ſondern nahm ihre Hand, die er mit vieler Zärtlichkeit küßte, und führte ſie in einen groſſen Saal, der von einer Menge von Wachskerzen erleuchtet war und worin auf Veranſtaltung des Geiſtes ein herrliches Mahl aufgetragen war. Die Schüſſeln waren von gediegenem Golde und mit dem köſtlichſten Fleiſche angefüllt. Die Vaſen, die Becken und die Becher, womit der Tafelaufſatz reichlich beſetzt war, waren ebenfalls von Gold und von auserleſener Arbeit; auch die übrigen Verzierungen und der ganze Ausſchmuck des Saales entſprachen dieſer hohen Pracht. Die Prinzeſſinn, welche ganz bezaubert war, ſo viel

Reichthum an einem einzigen Orte beiſammen zu ſehen, ſagte zu Aladdin: "Prinz, ich glaubte ſonſt immer, daß es auf der Welt nichts ſchöneres gäbe als der Palaſt meines Vaters, des Sultans, aber beim Anblick dieſes Saales ſehe ich allein ſchon, daß ich mich getäuſcht habe."

Die Prinzeſſinn Badrulbudur, Aladdin und ſeine Mutter ſetzten ſich jetzt zu Tiſche, und ſogleich begann ein ſehr harmoniſches Muſikchor, von den ſchönſten Mädchenſtimmen begleitet, ein Konzert, welches ohne Unterbrechung bis ans Ende der Mahlzeit dauerte. Die Prinzeſſinn war ſo entzückt davon, daß ſie verſicherte, noch nie etwas ſo Schönes in dem Palaſte des Sultans, ihres Vaters, gehört zu haben. Aber ſie wußte nicht, daß dieſe Sängerinnen ſämmtlich Feen waren, die der Geiſt hinzu ausgewählt hatte.

Dreihundert und ſieben und dreißigſte Nacht.

Als das Abendeſſen vorüber war und man ſchnell abgeräumt hatte, ſo trat an die Stelle des Muſikchores ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen. Sie führten nach der Landesſitte allerlei Arten von figurirten Tänzen auf; zuletzt tanzten ein Tänzer und eine Tänzerinn ganz allein mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit, und jeder von ihnen entwickelte alle den Anſtand und die Gewandheit, deren ſie nur irgend fähig waren. Es war nahe an Mitternacht, als Aladdin — der damals in China beſtehenden Sitte zufolge — aufſtand und der Prinzeſſinn Badrulbudur die Hand bot, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitfeierlichkeiten zu beſchließen. Sie tanzten ſo ſchön, daß ſie die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft erregten. Nach Endigung des Tanzes behielt Aladdin die Prinzeſſinn an der Hand und ſie gingen mit einander in das Zimmer, wo das hochzeitliche Lager für ſie bereitet war. Die Frauen der Prinzeſſinn kleideten ſie aus und brachten ſie zu Bette; Aladdins Diener thaten ihm ein gleiches, und alle entfernten ſich ſodann. So endigten die Feierlichkeiten und Luſtbarkeiten der Hochzeit Aladdins und der Prinzeſſinn Badrulbudur.

Als Aladdin am folgenden Morgen erwachte, erſchienen ſeine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein ganz anderes, aber nicht minder reiches und prächtiges Kleid an als am Hochzeittage. Hierauf ließ er ſich eines von ſeinen Leibpferden vorführen, beſtieg es, und begab ſich, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Sklawen, welche vor ihm, hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palaſte des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit denſelben Ehrenbezeigungen wie das erſtemal, er umarmte ihn, ließ ihn neben ſich auf dem Throne ſitzen und befahl, daß man ein Frühmahl auftragen ſolle. "Herr," erwiederte Aladdin, "ich bitte Euer Majeſtät, mich für heute wegen dieſer mir zugedachten Ehre zu entſchuldigen, ich komme ſo eben euch zu bitten, daß ihr mir mir die Ehre erzeigen möchtet, in dem Palaſte der Prinzeſſinn nebſt eurem Groß-Weſyr und den Großen eures Hofes ein Mittagsmahl einzunehmen." Der Sultan genehmigte dieß mit vielem Vergnügen. Er ſtand ſogleich auf, und da der Weg nicht weit war, ſo geruhte er, ſich zu Fuße dahin zu begeben. Er brach alſo auf, während Aladdin zu ſeiner Rechten, der Groß-Weſyr zu ſeiner Linken, die Großen des Hofes hinter ihm als Gefolge, und vor ihm her die Trabanten und ſeine vornehmſten Hausbeamten gingen.

Je näher der Sultan dem Palaſte Aladdins kam, deſto mehr erſtaunte er über die Schönheit deſſelben. Dieſe Verwunderung ſtieg bei ſeinem Eintritt noch höher; bei jedem Zimmer, welches er ſah, brach er in neue Beifallsbezeigungen aus. Aber als ſie nun in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern, wohin Aladdin ſie eingeladen, hinaufgelangt waren, und er die Verzierungen desſelben, beſonders aber die mit den ſchönſten und größten Diamanten, Rubinen und Smaragden beſetzten Gitterfenſter betrachtet hatte, wurde er davon ſo überraſcht, daß er ganz regungslos ſtehen blieb. Nachdem er eine Weile ſo da geſtanden, ſagte er zu dem neben ihm ſtehenden Groß-Weſyr: "Weſyr, iſt es möglich, daß es in meinem Königreiche und ſo nahe an meinem Palaſte einen ſo prächtigen Palaſt geben konnte, von welchem ich bis jetzt nichts wußte?“ — „Euer Majeſtät,“ erwiederte der Groß-Weſyr, „wird ſich vielleicht erinnern, daß ihr vorgeſtern dem Aladdin, als ihr ihn für eueren Schwiegerſohn anerkannt hattet, die Erlaubniß ertheiltet, einen Palaſt dem eurigen gegenüber aufzuführen. An demſelben Tage war bei Sonnenuntergang an dieſer Stelle noch kein Palaſt vorhanden, und geſtern hatte ich die Ehre, euch zuerſt zu melden, daß der Palaſt fertig gebaut ſei.“ — „Ich erinnere mich wohl daran,“ antwortete der Sultan, „aber ich hatte mir nicht eingebildet, daß dieſer Palaſt ein Wunder der Welt ſein würde. Wo in aller Welt findet man denn Bauwerke, die, ſtatt aus Stein- oder Marmorſchichten, aus Gold- und Silberſchichten aufgeführt ſind, und wo die Fenſter Vergitterungen haben, die mit Diamanten, Rubinen und Smaragden beſetzt wären? Dergleichen iſt auf Erden nie geſehen worden.“

Der Sultan beſah und bewunderte die Schönheit der vier und zwanzig Gitterfenſter. Doch indem er ſie zählte, fand er, daß bloß drei und zwanzig ſo reich geſchmückt waren, und wunderte ſich nicht wenig, daß das vier und zwanzigſte unvollendet geblieben war. „Weſyr,“ rief er, — denn der Groß-Weſyr machte es ſich zur Pflicht, nicht von ſeiner Seite zu weichen, — ich bin ſehr erſtaunt, daß ein Saal von ſolcher Pracht an dieſer Stelle unvollendet geblieben iſt.“ — „Herr,“ erwiederte der Groß-Weſyr, „Aladdin war offenbar zu ſehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dieß Fenſter den übrigen gleich machen zu laſſen; aber es läßt ſich denken, daß er die erforderlichen Edelſteine beſitzt, und daß er eheſtens daran arbeiten laſſen wird.“

Aladdin, welcher den Sultan verlaſſen hatte, um einige Befehle zu geben, hatte ſich mittlererweile wieder zu ihm gefunden. „Mein Sohn,“ ſagte der Sultan zu ihm; „dieſer Saal iſt unter allen, die in der Welt ſind, der bewunderungswürdigſte. Bloß etwas ſetzt mich in Erſtaunen, — daß nämlich dieß eine Gitterfenſter unvollendet geblieben iſt. Iſt dieß aus Vergeſſenheit geſchehen, oder aus Nachläßigkeit, oder weil die Werkleute nicht Zeit hatten, die letzte Hand an ein ſo ſchönes Denkmal der Baukunſt zu legen?“ — „Herr,“ antwortete Aladdin, das Gitterfenſter iſt aus keinem dieſer Gründe ſo unvollendet geblieben, als ihr es da ſehet; ſondern es iſt abſichtlich geſchehen und die Werkleute haben es auf meinen ausdrücklichen Befehl nicht angerührt. Ich wünſchte nämlich, daß Euere Majeſtät den Ruhm haben ſollte, dieſen Saal und Palaſt vollenden zu laſſen; und bitte euch, dieſe meine gute Abſicht zu genehmigen, damit ich mich dieſer von euch empfangenen Gunſt und Gnade einſt rühmen und erinnern kann.“ — „Wenn ihr es in dieſer Abſicht gethan habt,“ erwiederte der Sultan, „ſo weiß ich euch vielen Dank dafür, und werde augenblicklich die nöthigen Befehle hiezu ertheilen.“ Auch ließ er wirklich die Juwelenhändler, welche am reichſten mit Edelſteinen verſehen waren, und die geſchickteſten Goldarbeiter einer Hauptſtadt kommen.

Der Sultan ſtieg unterdeß aus dem Saale wieder herab und Aladdin führte ihn in denjenigen, worin er die Prinzeſſinn Badrulbudur am Hochzeittage bewirthet hatte. Die Prinzeſſinn erſchien einen Augenblick ſpäter, und empfing den Sultan, ihren Vater, mit Mienen, welche deutlich erriethen, wie zufrieden ſie mit ihrer Ehe ſei. Zwei Tafeln ſtanden da, mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt, und mit Tiſchgeſchirren, die ſämmtlich von Gold waren. Der Sultan ſetzte ſich an die erſte Tafel, und ſpeiſte mit der Prinzeſſinn, mit Aladdin und dem Groß-Weſyr; alle Großen des Hofes wurden an der andern Tafel bewirthet. Der Sultan fand die Speiſen ſehr wohlſchmeckend und geſtand, daß er noch nie herrlicher geſpeiſt habe; daſſelbe ſagte er von dem Weine, welcher in der That ganz köſtlich war. Was er ferner bewunderte, waren vier große Tafelaufſätze, die im Ueberfluß mit Flaſchen, Schalen und Bechern, alle von gediegenem Gold und mit Edelſteinen geſchmückt, verſehen und beſetzt waren. Auch war er über die Muſik-Chöre ganz entzückt, welche im Saale vertheilt waren, während das Geſchmetter der Trompeten, Pauken und Trommeln in angemeſſenen Pauſen von draußen her ertönte.

Als der Sultan von Tiſche aufgeſtanden war, meldete man ihm, daß die Juwelenhändler und Goldarbeiter, die auf ſeinen Befehl gerufen worden, da wären. Er ſtieg zum Saale von vier und zwanzig Fenſtern hinauf, und als er oben angelangt war, zeigte er den Juwelieren und Goldarbeitern, die ihm gefolgt waren, das Fenſter, welches noch unvollendet war. „Ich habe euch kommen laſſen,“ ſagte er zu ihnen, „damit ihr mir dieſes Fenſter zurecht machet und ihm denſelben Grad von Vollendung gebet, als die übrigen haben. Beſichtiget die andern, und verlieret keine Zeit, um mir dieſes ganz eben ſo zu machen.“

Die Juweliere und Goldſchmiede beſahen ſich die drei und zwanzig übrigen Fenſter ſehr aufmerkſam, und nachdem ſie ſich mit einander berathen und darüber eins geworden waren, was jeder ſeinerſeits hiezu beitragen könne, erſchienen ſie wiederum vor dem Sultan, und der Hofjuwelier nahm das Wort und ſagte: „Herr, wir ſind bereit, unſeren Fleiß und unſere Sorgfalt anzuwenden, um Euer Majeſtät zu gehorchen; allein wir alle, ſo viel wir unſer hier ſind, haben nicht ſo koſtbare noch auch ſo unendlich viele Edelſteine, als zu einer ſo bedeutenden Arbeit erforderlich ſind.“ — „Ich habe deren,“ ſagte hierauf der Sultan, „und zwar mehr als nöthig ſein werden; kommt nach meinem Palaſte, ich werde ſie euch zu euerer Auswahl und Benutzung überlaſſen.“

Als der Sultan nach ſeinem Palaſte zurückgekehrt war, ließ er alle ſeine Edelſteine bringen, und die Juweliere nahmen eine große Anzahl derſelben, hauptſächlich von denen, welche Aladdin geſchenkt hatte. Sie brachten ſie an dem Fenſter an, ohne daß man ſonderlich die Fortſchritte ihrer Arbeit merkte; ſie holten ſich zu wiederholtenmalen noch mehrere, und binnen einem Monat hatten ſie kaum die Hälfte des Werks vollendet. Sie benutzten endlich alle Edelſteine des Sultans nebſt denen, welche der Groß-Weſyr von den ſeinigen dazu hergab, aber alles, was ſie davon möglich machen konnten, war, daß das Fenſter höchſtens zur Hälfte vollendet wurde.

Drei hundert und acht und dreißigſte Nacht.

Aladdin, welcher wohl ſah, daß der Sultan ſich vergeblich bemühte, das eine Gitterfenſter den übrigen gleich zu machen, und daß er dabei dennoch nicht viel Ehre einlegen würde, ließ die Goldſchmiede kommen, und ſagte ihnen, daß ſie nicht nur ihre Arbeit einſtellen, ſondern ſogar alles das, was ſie bisher daran gearbeitet, wieder auseinander nehmen und dem Sultan alle ſeine Edelſteine nebſt denen, die ihm der Groß-Weſyr geliehen, wieder zuſtellen ſollten.

Die Arbeit, zu welcher die Juweliere und Goldſchmiede mehr als ſechs Wochen gebraucht hatten, wurde nun binnen wenigen Stunden zerſtört. Sie entfernten ſich dann und ließen Aladdin allein im Saale. Er zog nun die Lampe heraus, die er bei ſich hatte, und rieb ſie. Sogleich erſchien der Geiſt. „Geiſt,“ ſagte Aladdin zu ihm, „ich hatte dir befohlen, eines von den vier und zwanzig Fenſtern dieſes Saales unvollendet zu laſſen, und du haſt dieſen Befehl befolgt. Gegenwärtig habe ich dich kommen laſſen, um dir zu ſagen, daß du es den übrigen gleich macheſt.“ Der Geiſt verſchwand, und Aladdin ging aus dem Saale herunter. Als er nach einigen Augenblicken wieder hinauf ging, fand er das Gitterfenſter in dem Zuſtande, wie er es gewünſcht hatte, und den übrigen ganz gleich.

Unterdeß kamen die Juweliere und Goldarbeiter in den Palaſt des Sultans, wurden hineingeführt und dem Sultan in ſeinem Zimmer vorgeſtellt. Der erſte Juwelier überreichte ihm die ſämmtlichen Edelſteine, welche ſie wiederbrachten und ſagte im Namen der übrigen: „Euer Majeſtät weiß, wie lange Zeit wir bereits mit Anſtrengung unſerer ganzen Kunſt an der Vollendung des Werkes gearbeitet haben, welches ihr uns auftrugt. Es war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als Aladdin uns nöthigte, nicht bloß unſere Arbeit einzuſtellen, ſondern ſogar alles wieder zu zerſtören, was wir bisher gearbeitet hatten, und euch euere Edelſteine und die des Groß-Weſyrs wieder zurückzubringen.“ Der Sultan fragte ſie, ob Aladdin ihnen nicht die Urſache geſagt hätte, und da ſie ihm dieſe Frage verneinend beantworteten, gab er auf der Stelle Befehl, daß man ihm ein Pferd vorführen ſolle. Man führte es vor, er beſtieg es und ritt fort, ohne alles Gefolge, außer einigen ſeiner Leute, die ihn zu Fuß begleiteten. Er gelangt zu Aladdins Palaſte, und ſteigt unten an der Treppe ab, die zu dem Saale von vier und zwanzig Fenſtern hinaufführte. Ohne Aladdin einen Wink geben zu laſſen, geht er hinauf; doch Aladdin kam noch zu rechter Zeit, um den Sultan wenigſtens noch an der Thür des Saales zu empfangen.

Der Sultan ließ Aladdin gar nicht Zeit, ſich höflichſt darüber zu beklagen, daß Seine Majeſtät ihm keinen Wink geben laſſen und ihn in die Nothwendigkeit verſetzt habe, ſeine ſchuldige Pflicht zu unterlaſſen, ſondern ſagte zu ihm: „Mein Sohn, ich komme um dich ſelber zu fragen, aus welchem Grunde du denn einen ſo prächtigen und ſo einzigen Saal, wie der in deinem Palaſte iſt, unvollendet laſſen willſt.“

Aladdin verhehlte ihm den wahren Grund, nämlich den, daß der Sultan nicht reich genug an Edelſteinen ſei, um einen ſolchen Aufwand beſtreiten zu können. Indeß um ihm zu zeigen, wie weit dieſer Palaſt, ſo wie er da war, nicht bloß den ſeinigen, ſondern auch jeden andern in der Welt weit überträfe, da er nicht einmal den kleinſten Theil deſſelben hatte vollenden können, antwortete er ihm: „Herr, es iſt wahr, ihr habt dieſen Saal unvollendet geſehen, doch ſehet jetzt einmal — ich bitte euch — zu, ob noch etwas daran fehlt.“

Der Sultan ging gerades Weges nach dem Fenſter hin, deſſen Vergitterung er unvollendet geſehen hatte, und als er bemerkte, daß es den übrigen gleich war, ſo meinte er, daß er ſich getäuſcht hätte. Er beſichtigte nicht bloß die Fenſter auf beiden Seiten daneben, ſondern beſah ſie auch noch eines nach dem andern; und als er ſich überzeugt hatte, daß das Gitterfenſter, woran er ſo lange hatte arbeiten laſſen, und das den Werkleuten ſo viele Tage gekoſtet hatte, in ſo kurzer Zeit, als er wußte, vollendet worden ſei, umarmte er Aladdin, küßte ihn zwiſchen ſeine beiden Augen auf die Stirn, und ſagte zu ihm voll Verwunderung: „Mein Sohn, was für ein Mann biſt du, daß du ſo erſtaunliche Dinge und zwar in einem Augenblick auszurichten vermagſt. Du haſt auf der ganzen Welt nicht deines gleichen, und je mehr ich dich kennen lerne, deſto bewundernswürdiger finde ich dich.“

Aladdin nahm die Lobſprüche des Sultans mit vieler Beſcheidenheit auf, und antwortete ihm in folgenden Ausdrücken: „Herr, es iſt ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen und den Beifall Euer Majeſtät zu verdienen; ich verſichere euch, daß ich nichts unterlaſſen werde, um beides immer mehr zu verdienen.“

Der Sultan kehrte nach ſeinem Palaſte auf die Weiſe zurück, wie er gekommen war, ohne daß er Aladdins Begleitung annahm. Bei ſeiner Ankunft fand er den Groß-Weſyr, der ihn erwartete. Der Sultan, der noch ganz voll von Staunen über das Wunder war, wovon er Augenzeuge geweſen, erzählte ihm die ganze Sache in Ausdrücken, die den Miniſter nicht zweifeln ließen, daß die Sache wirklich ſo ſei, die aber den Groß-Weſyr in dem Glauben beſtärkten, daß Aladdins Palaſt ein Werk der Zauberei ſei, — eine Meinung, die er dem Sultan gleich anfangs geäußert hatte, als der Palaſt erſchienen war. Er wollte ihm dieſelbe jetzt noch einmal wiederholen. Doch der Sultan unterbrach ihn und ſagte: „Weſyr, du haſt mir das ſchon einmal geſagt; aber ich ſehe wohl, daß du noch immer die Vermählung meiner Tochter mit deinem Sohne nicht vergeſſen haſt.“

Der Groß-Weſyr ſah wohl, daß der Sultan eine vorgefaßte Meinung hatte; er ließ ihn denn auch dabei, um nicht mit ihm in Streit zu gerathen. Der Sultan pflegte regelmäßig alle Tage, wenn er aufgeſtanden war, ſich in ein Kabinett zu begeben, von wo aus man den Palaſt Aladdins ſehen konnte, und ging auch wohl den Tag über mehrmals dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin blieb indeß nicht in ſeinem Palaſte verſchloſſen. Jede Woche ließ er ſich mehr als einmal in der Stadt ſehen; ſei es, daß er in dieſe oder jene Moſchee ging, um ſein Gebet zu verrichten, oder daß er bisweilen dem Groß-Weſyr ſeinen Beſuch abſtattete, der ſich beeiferte, ihm an beſtimmten Tagen ſeine Aufwartung zu machen, oder daß er einigen Großen, die er öfter in ſeinem Palaſte bewirthete, die Ehre erzeigte, ſie zu Hauſe zu beſuchen. Jedesmal, wenn er ausging, ließ er durch zwei ſeiner Sklawen, die neben ſeinem Pferde hergingen, auf den Straßen und Plätzen, über die er kam, ganze Handvoll Goldſtücke unter das zahlreich verſammelte Volk ausſtreuen.

Uebrigens, jeder Arme, der an der Thür ſeines Palaſtes erſchien, kehrte voll Zufriedenheit über die Gaben, die auf Aladdins Befehl daſelbſt vertheilt wurden, heim.

Da Aladdin ſeine Zeit ſo eingetheilt hatte, daß nicht leicht eine Woche verging, wo er nicht wenigſtens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächſten Umgebungen der Stadt, bald in größere Ferne, ſo übte er auf den Landſtraßen und in den Dörfern dieſelbe Freigebigkeit. Dieſer Hang zur Großmuth erwarb ihm bei dem ganzen Volke tauſend Segenswünſche, und es war zuletzt gewöhnlich, daß man ſtäts bei ſeinem Kopfe ſchwor. Mit einem Wort, ohne den Sultan gerade ſtelle Schatten zu ſtelln, dem er regelmäßig ſeine Aufwartung machte, kann man doch geſtehen, daß Aladdin durch ſein leutſeliges und menſchenfreundliches Betragen ſich die Zuneigung des ganzen Volks erworben hatte, und daß er im Allgemeinen mehr geliebt wurde, als der Sultan ſelber. Mit allen dieſen ſchönen Eigenſchaften verband er nun noch eine Bravheit und einen Eifer für das allgemeine Beſte, die man nicht genug loben konnte. Beweiſe davon gab er bei Gelegenheit eines Aufruhrs an den Grenzen des Reichs. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüſtete, um ihn zu dämpfen, als er ihn bat, ihm den Oberbefehl darüber anzuvertrauen. Er erlangte dieß ohne Mühe. Sobald er ſich an der Spitze des Heeres befand, ließ er es gegen die Empörer vorrücken, und führte dieſe Unternehmung mit ſo vielem Eifer aus, daß der Sultan die Niederlage und Beſtrafung der Aufrührer faſt früher vernahm, als Aladdins Ankunft beim Heere. Dieſe That, welche ſeinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, änderte gleichwohl ſein Herz nicht. Er kehrte ſiegreich zurück, war aber immer noch ſo leutſelig wie zuvor.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf dieſe Weiſe gelebt, als der Zauberer, der ihm, ohne daran zu denken, das Mittel zu ſeiner bedeutenden Standeserhöhung in die Hand gegeben, ſich in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, ſeiner erinnerte. Obwohl er ſich bisher überredet hatte, Aladdin ſei in dem unterirdiſchen Gewölbe, worin er ihn gelaſſen, elend umgekommen, ſo kam es ihm dennoch in den Sinn, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Da er ein großer Meiſter in dieſer Punktirkunſt war, ſo zog er aus ſeinem Schranken ein Viereck in Form einer verſchloſſenen Schachtel hervor, deſſen er ſich bei ſeinen Beobachtungen in der Punktirkunſt bediente. Er ſetzte ſich auf ſein Sofa, nahm das Viereck vor, nahm den Deckel ab, und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdiſchen Höhle geſtorben, machte er ſeine Punkte, zog ſeine Linien, und ſtellte ihm die Nativität. Indem er nun die Nativitätſtellung in Augenſchein nahm, um ſie zu beurtheilen, entdeckte er, daß Aladdin, anſtatt in dem unterirdiſchen Gewölbe geſtorben zu ſein, ſich daraus gerettet habe und auf Erden in großem Glanze und gewaltigem Reichthum, vermählt mit einer Prinzeſſinn, und geehrt und geachtet lebe.

Kaum hatte der Zauberer vermittelſt ſeiner teufliſchen Kunſt in Erfahrung gebracht, daß Aladdin ſich auf dieſem hohen Standpunkt befände, als ihm auch ſchon das Blut ins Geſicht ſtieg. Voll Wuth ſagte er zu ſich ſelbſt: "Dieſer elende Schneiderſohn hat alſo das Geheimniß und die Eigenſchaft der Lampe entdeckt! Ich hielt ſeinen Tod für gewiß, und nun genießt er die Frucht meiner Mühen und Nachtwachen! Indeß ich will es wohl zu hindern wiſſen, daß er ſie nicht länger mehr genießen ſoll, oder ich will des Todes ſein. "Er überlegte nicht erſt lange, welcher Entſchluß zu faſſen ſei. Gleich am folgenden Morgen beſtieg er einen Berber-Hengſt [2], den er in ſeinem Stalle hatte, und machte ſich auf den Weg. So kam er denn von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, ohne ſich unterweges länger aufzuhalten, als ſein Pferd zum Ausruhen Zeit bedurfte, bis nach China, und bis in die Hauptſtadt des Sultans, deſſen Tochter Aladdin geheirathet hatte. Er ſtieg in einem Chan ab, wo er ſich ein Zimmer miethete. Er blieb darin den noch übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht, um ſich von den Beſchwerden der Reiſe zu erholen.

Den folgenden Tag wünſchte der afrikaniſche Zauberer vor allen Dingen zu wiſſen, was man von Aladdin ſpräche. Indem er durch die Stadt ſpazierte, trat er in einen ſehr berühmten und von vornehmen Leuten ſtark beſuchten Ort, wo man zuſammenkam, um ein gewiſſes warmes Getränk *) zu ſich zu nehmen, und den er noch von ſeiner erſten Reiſe her kannte. Er hatte kaum Platz genommen, als man ihm von dieſem Getränk in eine Schale einſchenkte und ſie ihm überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links hin, und hörte, daß man von Aladdins Palaſte ſprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er ſich einem von

---

*) Thee

denen, die ſich darüber unterhielten, nahm den Augenblick wahr, und fragte ihn beiſeit, was denn das für ein Palaſt wäre, von dem man ſo rühmend ſpräche? »Woher ſeid ihr denn?« erwiederte ihm der, an den er ſich gewendet hatte. »Ihr müßt erſt ganz kürzlich hier angekommen ſein, wenn ihr den Palaſt des Prinzen Aladdin noch nicht geſehen oder gar nicht davon reden gehört habt.« Man nannte nämlich Aladdin, ſeitdem er die Prinzeſſinn Badrulbudur geheirathet hatte, nicht anders als mit dieſem Titel. »Ich ſage nicht," fuhr derſelbe Mann fort, »daß er eines von den Wunderwerken der Welt iſt, ſondern ich behaupte vielmehr, daß es das einzige Wunderwerk in ſeiner Art auf der ganzen Welt iſt; denn noch nie iſt etwas ſo Großes, ſo Koſtbares und Prächtiges geſehen worden. Ihr müßt ſehr weit herkommen, da ihr davon noch nicht habt ſprechen hören; in der That, man muß, dünkt mich, ſeit ſeiner Erbauung auf der ganzen Erde von ihm ſprechen. Sehet ihn euch ſelber an, und ihr mögt dann urtheilen, ob ich euch etwas davon übertrieben habe.« — »Entſchuldigt meine Unwiſſenheit,« erwiederte der afrikaniſche Zauberer; »ich bin erſt geſtern hier angelangt, und komme wirklich ſo weit her, ich kann ſagen, vom äußerſten Ende Afrika's, daß der Ruf davon bei meiner Abreiſe noch nicht bis dahin gedrungen war. Und da ich wegen des dringenden Geſchäfts, welches mich hieher führt, auf meiner Reiſe immer nur den Zweck vor Augen hatte, möglichſt bald hierher zu gelangen, ohne mich unterweges aufzuhalten oder irgend eine Bekanntſchaft zu machen, ſo weiß ich von der Sache nichts weiter, als was ich ſo eben von euch erfahren habe. Indeß ich werde nicht unterlaſſen, mir ihn anſehen zu gehen; meine Sehnſucht darnach iſt ſo groß, daß ich Luſt hätte, meine Neugier jetzt augenblicklich zu befriedigen, wenn ihr mir gefälligſt den Weg dahin bezeichnen wolltet.»

Derjenige, an welchen ſich der afrikaniſche Zauberer gewandt hatte, machte ſich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg zu beſchreiben, den er nehmen müßte, um zu der Anſicht des Palaſts von Aladdin zu gelangen; und der afrikaniſche Zauberer ſtand nun ſogleich auf und ging hin. Als er hingekommen war, und den Palaſt in der Nähe von allen Seiten betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß ſich Aladdin zu Erbauung deſſelben der Lampe bedient habe. Ohne weiter das Unvermögen Aladdins, als eines bloßen Schneiderſohnes, in Anſchlag zu bringen, wußte er recht gut, daß dergleichen Wunderwerke nur von den Geiſtern der Lampe, deren Beſitz ihm entgangen war, geſchaffen werden könnten. Tief ſich kränkend über das Glück und die Größe Aladdins, welche faſt der des Sultans gleich kam, kehrte er nach dem Chan zurück, in welchen er eingekehrt war.

Dreihundert und neun und dreißigſte Nacht.

Es kam jetzt darauf an, zu wiſſen, wo die Lampe ſei; ob Aladdin ſie bei ſich trüge, oder wo er ſie aufbewahrte, und dieß mußte der Zauberer vermittelſt der Punktirkunſt entdecken. Sobald er in ſeiner Wohnung angekommen war, nahm er ſein Viereck nebſt dem Sande wieder vor, welches beides er auf allen ſeinen Reiſen bei ſich führte. Nachdem er damit die gewöhnlichen Verſuche vorgenommen, erfuhr er, daß die Lampe ſich in Aladdins Palaſte befände, und er war über dieſe Endeckung ſo erfreut, daß er ganz außer ſich war. "So werde ich denn alſo zum Beſitz dieſer Lampe gelangen," ſagte er bei ſich ſelbſt; "und Trotz ſei Aladdin geboten, wenn er mich hindern wollte, ſie ihm zu entreißen und ihn wieder in den niedrigen Stand hinabzudrücken, aus dem er ſo hoch emporgeſtiegen iſt."

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade auf acht Tage auf die Jagd gegangen und erſt ſeit drei Tagen fort war. Der afrikaniſche Zauberer erfuhr dieß auf folgende Weiſe. Sobald er durch ſein Punktirverfahren die frohe Kunde bekommen, ging er zu dem Aufſeher des Chans, unter dem Vorwande, ſich mit ihm zu unterhalten, und dieſer hatte dazu einen ſolchen Hang, daß es nicht erſt nöthig war, weit auszuholen. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palaſt beſehen, und nachdem er ihm alles herausgeprieſen, was er daran bewunderungswerthes entdeckt hatte, fuhr er fort: »Meine Neugierde geht noch weiter, und ich werde nicht eher befriedigt ſein, als bis ich den Herrn dieſes wundervollen Gebäudes ſelber geſehen haben werde.» — »Dieſen zu ſehen,» erwiederte der Aufſeher des Chans, »wird nicht ſchwer halten, da faſt jeden Tag Gelegenheit dazu iſt, ſobald er ſich in der Stadt aufhält; doch ſeit drei Tagen befindet er ſich auf der Jagd, welche acht Tage dauern wird.»

Mehr wollte der afrikaniſche Zauberer nicht wiſſen. Er nahm von dem Manne Abſchied, entfernte ſich, und ſagte bei ſich ſelbſt: »Dieß iſt ein günſtiger Augenblick zum Handeln, ich darf mir ihn nicht entgehen laſſen.» Er ging hierauf in den Laden eines Mannes, welcher Lampen zum Verkauf machte, und ſagte zu dieſem: »Meiſter, ich brauche ein Duzend kupferne Lampen; könnt ihr mir ſie wohl ablaſſen?» Der Lampenverkäufer antwortete, daß ihm zwar einige zum vollen Duzend fehlten, doch wenn er ſich bis morgen gedulden wolle, ſo könne er ihm die volle Anzahl bis zu jeder beliebigen Stunde ſchaffen. Der Zauberer nahm dieß an, nur empfahl er ihm, daß ſie ſauber und blank ſein müßten, und nachdem er ihm eine gute Bezahlung verſprochen, ging er in ſeinen Chan zurück.

Den folgenden Tag wurde das Duzend Lampen dem Zauberer abgeliefert, welcher ſie nach dem Preiſe, der verlangt wurde, bezahlte, ohne das mindeſte davon abzuhandeln. Er legte ſie in einen Korb, womit er ſich zu dieſem Behuf verſehen hatte, und mit dieſem Korbe am Arm ging er nach Aladdins Palaſte, und fing, als er ſich demſelben näherte, zu rufen an:

„Wer will alte Lampen gegen neue eintauſchen?"

Je näher er kam, kamen die kleinen Kinder, die auf dem Platze ſpielten, ſo wie ſie ihn nur hörten, herbeigelaufen, verſammelten ſich mit lautem Hohngelächter um ihn her und betrachteten ihn wie einen Narren. Selbſt die Vorübergehenden lachten über ſeine Dummheit, wofür ſie es hielten. „Er muß wohl," ſagten ſie, „den Verſtand verloren haben, daß er alte Lampen zum Tauſch gegen neue anbietet."

Der afrikaniſche Zauberer wunderte ſich weder über das Auspfeifen und Ausziſchen von Seiten der Kinder, noch über das, was man etwa über ihn reden mochte; ſondern, um ſeine Waaren loszuwerden, fuhr er fort zu ſchreien:

„Wer will alte Lampen gegen neue vertauſchen?"

Er wiederholte dieſen Ruf ſo oft, im Auf- und Niedergehen auf dem Platze, vor dem Palaſte und neben demſelben, daß die Prinzeſſinn Badrulbudur, welche damals eben in dem Saale von vier und zwanzig Fenſtern war, die Stimme des Mannes hörte; da ſie indeß nicht verſtehen konnte, was er ausrief, wegen des

Pfeifens und Ziſchens der ihn begleitenden Kinder, deren Menge jeden Augenblick größer wurde, ſo ſchickte ſie eine ihrer Sklawinnen, die ihr am nächſten ſtand, hinunter, um zu ſehen, was denn dieſer Lärm zu bedeuten habe.

Die Sklawinn kam bald wieder, und trat mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte ſo herzlich, daß die Prinzeſſinn nicht umhin konnte, bei ihrem Anblick mitzulachen. "Nun, du Närrin," ſagte die Prinzeſſinn, "willſt du mir nicht ſagen, warum du ſo lachſt?" — "Prinzeſſinn," erwiederte die Sklavinn, indem ſie noch immer fort lachte, "wer wollte nicht lachen, wenn man einen Narren ſieht, mit einem Korbe voll ſchöner neuer Lampen am Arm, der ſie nicht etwa verkaufen, ſondern ſie gegen alte eintauſchen will? Den Lärm aber, den man hört, machen die Kinder, die ihn in ſolcher Menge umringen, daß er kaum von der Stelle gehen kann, und die ihn zum beſten haben."

Auf dieſe Nachricht nahm eine andere Sklawinn das Wort und ſagte: "Da von alten Lampen die Rede iſt, ſo weiß ich nicht, ob die Prinzeſſinn ſchon bemerkt hat, daß da eine auf dem Kranzgeſims ſteht. Der, dem ſie gehört, wird es nicht übel nehmen, wenn er ſtatt der alten eine neue findet. Wenn die Prinzeſſinn es genehmigt, ſo kann ſie das Vergnügen haben zu erfahren, ob dieſer Narr wirklich ſo verrückt iſt, eine neue Lampe für eine alte hinzugeben, ohne Geld dazu zu verlangen."

Die Lampe, wovon die Sklawinn ſprach, war die Wunderlampe, deren ſich Aladdin bedient hatte, um ſich zu dieſer hohen Stufe auf der er ſtand, zu erheben. Er ſelber hatte ſie, bevor er auf die Jagd ging, auf jenes Kranzgeſims geſtellt, aus Furcht ſie zu verlieren, und er hatte dieſe Vorſichtsmaßregel jedesmal angewendet, ſo oft er ſich von Hauſe entfernte; doch weder die Sklawinnen, noch die Verſchnittenen, noch die Prinzeſſinn ſelber, hatten jemals während ſeiner Abweſenheit dieſelbe bemerkt. Außer der Zeit, wo er ſich auf der Jagd befand, trug er ſie beſtändig bei ſich. Man wird vielleicht hiebei bemerken, die Vorſicht Aladdins ſei recht gut geweſen, doch hätte er wenigſtens die Lampe wohin verſchließen ſollen. Dieß iſt freilich wahr, doch dergleichen Verſehen ſind zu allen Zeiten begangen worden, ſie fallen heut zu Tage noch vor, und ſie werden auch in Zukunft nicht ausbleiben.

Die Prinzeſſinn Badrulbudur, welche den Werth der Lampe nicht kannte und nicht wußte, wie viel ihr und dem Aladdin darin liegen müſſe, daß dieſelbe niemand anrühre und daß ſie aufbewahrt werde, ging auf den Scherz ein, und befahl einem der Verſchnittenen, ſie zu nehmen und einzutauſchen. Der Verſchnittene gehorchte, ging die Treppe hinunter, und war kaum aus der Thür des Palaſtes getreten, als er auch ſchon den afrikaniſchen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm getreten war, zeigte er ihm die alte Lampe und ſagte: "Gib mir eine neue Lampe für dieſe da."

Der afrikaniſche Zauberer zweifelte nicht, daß es die Lampe ſei, die er ſuchte; auch konnte es in Aladdins Palaſte, wo alles Tiſchgeſchirr nur von Silber oder Gold war, nicht füglich eine andere außer dieſer noch geben. Er nahm ſie daher ſchnell aus der Hand des Verſchnittenen, und nachdem er ſie zuvor in ſeinen Buſen geſchoben, überreichte er ihm ſeinen Handkorb, und ließ ihn daraus nach Belieben eine auswählen. Der Verſchnittene wählte ſich eine aus, verließ den Zauberer, und brachte die neue Lampe der Prinzeſſinn Badrulbudur. Doch kaum war der Tauſch geſchehen, als auch ſchon die Kinder auf dem Platze ein lautes Gelächter erhoben und ſich über die Dummheit des Zauberers luſtig machten.

Doch dieſer ließ ſie ſchreien, ſo viel ſie wollten, und ohne ſich länger in der Nähe von Aladdins Palaſte zu verweilen, entfernte er ſich unvermerkt und ohne alles Geräuſch, das heißt ohne weiter zu ſchreien und ohne weiter neue Lampen gegen alte zum Tauſch anzubieten. Er wollte ja auch keine andere mehr, als die er jetzt eben empfangen hatte, und ſein Stillſchweigen bewirkte, daß die Kinder ſich entfernten und ihn gehen ließen.

Sobald er von dem Platze, der zwiſchen den beiden Paläſten lag, herunter war, entſchlüpfte er durch einige unbeſuchte Straßen, und — da er jetzt weder die übrigen Lampen noch den Korb weiter bedurfte, — ſetzte er den Korb mit den Lampen mitten auf einer Straße hin, wo gerade niemand vorüber ging. Hierauf ſchlug er eine andere Straße ein, und ſchritt haſtig fort, bis er eines von den Stadtthoren erreichte; ſodann ſetzte er ſeinen Weg durch die Vorſtadt, die ſehr lang war, fort, und kaufte ſich einige Lebensmittel ein, ehe er aus derſelben hinaus war. So wie er auf freiem Felde war, lenkte er von der großen Straße ab, nach einem abgelegenen Platze hin, wo er von niemanden bemerkt werden konnte, und wo er den günſtigen Augenblick abwartete, um ſeinen Plan vollends auszuführen. Er bedauerte jetzt nicht weiter den Verluſt des Berberhengſtes, den er in dem Chan, wo er abgeſtiegen, zurückgelaſſen hatte; ſondern hielt ſich durch den ſo eben erworbenen Schatz hinlänglich dafür entſchädigt.

Der afrikaniſche Zauberer brachte den übrigen Theil des Tages an dieſem Orte zu, bis um Ein Uhr Nachts, wo die Finſterniß am größten war. Da erſt zog er die Lampe aus ſeinem Buſen und rieb ſie. Auf dieſen Ruf erſchien der Geiſt ſogleich.

"Was willſt du?" fragte ihn der Geiſt. "Hier bin ich, als dein Sklawe und als Sklawe aller derer, welche die Lampe in der Hand haben!"

"Ich befehle dir," erwiederte der afrikaniſche Zauberer, "daß du augenblicklich den Palaſt, den du oder die übrigen Sklawen der Lampe in dieſer Stadt erbaut haben, ſo wie er da iſt, mit allen ſeinen lebenden Bewohnern aufhebſt und ihn zugleich mit mir an den und den Ort nach Afrika führeſt." Ohne etwas zu antworten, ſchaffte der Geiſt mit Hilfe der übrigen, der Lampe dienſtbaren Geiſter in ſehr kurzer Zeit ihn ſelber und den ganzen Palaſt nach Afrika an den von ihm bezeichneten Ort. Wir wollen indeß den afrikaniſchen Zauberer und den Palaſt nebſt der Prinzeſſinn Badrulbudur in Afrika laſſen, und jetzt bloß von dem Erſtaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgeſtanden war, unterließ er nicht, ſeiner Gewohnheit zufolge, ſich nach dem offenen Erker zu begeben, um das Vergnügen zu haben, den Palaſt Aladdins zu betrachten und zu bewundern. Er richtete ſeinen Blick nach der Gegend hin, wo er ſonſt dieſen Palaſt zu ſehen gewohnt war, und erblickte bloß einen leeren Platz, ganz ſo wie er früher war, ehe noch das Gebäude darauf errichtet worden. Er glaubte anfangs, daß er ſich täuſche, und rieb ſich die Augen; doch er ſah eben ſo wenig etwas als früher, obwohl das Wetter ſehr heiter, der Himmel rein, und die Morgenröthe, die bereits im Aufgehen war, alle Gegenſtände ſehr deutlich zeigte. Er blickte links und rechts durch die beiden Oeffnungen, und ſah noch immer nichts. Sein Erſtaunen war ſo groß, daß er eine Zeit lang auf derſelben Stelle ſtehen blieb, die Augen nach dem Platze hingewendet, wo bisher der Palaſt geweſen, aber jetzt nicht mehr zu finden war, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich ſei, daß ein ſo großer und anſehnlicher Palaſt wie der des Aladdin, den er ſeit jenem Tage, wo er mit ſeiner Erlaubniß erbaut worden, tagtäglich und ſelbſt geſtern noch geſehen hatte, auf einmal ſo ſpurlos verſchwunden ſein könne. "Ich täuſche mich nicht," ſprach er bei ſich ſelbſt, "er ſtand wirklich auf jenem Platze; wäre er zuſammengeſtürzt, ſo würden ſich doch Haufen von Trümmern noch zeigen, und hätte die Erde ihn verſchlungen, ſo müßte man doch noch einige Spur davon ſehen." Obwohl er nun überzeugt war, daß der Palaſt nicht mehr da ſei, ſo unterließ er doch nicht, noch eine Weile zu warten, um zu ſehen, ob er ſich wirklich nicht täuſche. Endlich entfernte er ſich, und nachdem er noch einmal zurückgeblickt, kehrte er in ſein Zimmer zurück, und befahl, daß man in aller Eil den Groß-Weſyr rufen möchte. Unterdeß ſetzte er ſich nieder, während ſein Geiſt von ſo verſchiedenartigen Gedanken beſtürmt wurde, daß er nicht wußte, welchen Entſchluß er faſſen ſolle.

Drei hundert und vierzigſte Nacht.

Der Groß-Weſyr ließ den Sultan nicht lange auf ſich warten. Er kam in ſolcher Eil, daß weder er noch ſeine Leute im Vorübergehen darauf Acht hatten, daß Aladdins Palaſt nicht mehr an ſeiner Stelle ſtand. Selbſt die Pförtner, als ſie die Pforte des Palaſtes öffneten, hatten es nicht einmal bemerkt.

Der Groß-Weſyr redete den Sultan mit den Worten an: "Herr, die Eile, womit Euer Majeſtät mich hat rufen laſſen, läßt mich ſchließen, daß irgend etwas außerordentliches vorgefallen ſei, da euch ja nicht unbekannt iſt, daß heute Sitzung der Rathsverſammlung iſt, und daß ich folglich meiner Pflicht gemäß mich ohnehin bald eingeſtellt haben würde." — "Das, was vorgefallen, iſt wirklich etwas außerordentliches, wie du geſagt haſt, und du wirſt mir es bald zugeben. Sage mir, wo iſt der Palaſt Aladdins?" — "Der Palaſt Aladdins?" erwiederte der Groß-Weſyr ganz erſtaunt. "Ich ging ſo eben an demſelben vorbei, und er war, wie mich dünkt, noch an ſeiner Stelle. Gebäude, die ſo feſt und dauerhaft als dieſes da aufgeführt ſind, ändern nicht ſo leicht ihre Stelle." — "Geh einmal in dieß Kabinett und ſieh hin," antwortete der Chalyf, "und du wirſt mir bald etwas Neues davon melden."

Der Groß-Weſyr begab ſich in den offenen Erker und es ging ihm wie dem Sultan. Als er ſich völlig verſichert hatte, daß Aladdins Palaſt nicht mehr da ſtehe, wo er geſtanden, und daß keine Spur mehr davon vorhanden ſei, ſo trat er wieder zu dem Sultan. »Nun, haſt du Aladdins Palaſt geſehen?« fragte ihn dieſer. — »Herr,« erwiederte der Groß-Weſyr, »Euer Majeſtät wird ſich erinnern, daß ich früher immer ſagte, daß dieſer Palaſt, der durch ſeinen ungeheuern Reichthum euere Bewunderung auf ſich zog, bloß ein Werk der Zauberei ſei; doch Euere Majeſtät wollte nicht darauf achten.«

Der Sultan, welcher das, was der Groß-Weſyr ihm in Erinnerung brachte, nicht abzuleugnen vermochte, gerieth in einen um ſo größeren Zorn, da er ſeinen früheren Unglauben nicht in Abrede ſtellen konnte. »Wo iſt,« rief er, »dieſer Betrüger, dieſer Verbrecher, damit ich ihm den Kopf abſchneiden laſſen kann?« — »Herr,« antwortete der Groß-Weſyr, »er hat ſich vor einigen Tagen bei Euer Majeſtät beurlaubt. Man muß ihn fragen laſſen, wo ſein Palaſt hingekommen iſt; er muß es wiſſen.« — »Das hieße ihn mit zu viel Schonung behandeln,« erwiederte der Sultan; »geh du und gib dreißig meiner Reiter den Befehl, ihn gefeſſelt vor mich zu führen.« Der Groß-Weſyr ging und überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans, und unterrichtete den Befehlshaber derſelben, wie ſie ſich dabei benehmen ſollten, damit er ihnen nicht entſchlüpfte. Sie gingen ab und trafen Aladdin etwa fünf bis ſechs Stunden von der Stadt auf der Heimkehr von der Jagd. Der Anführer ritt an ihn hinan und ſagte zu ihm, der Sultan habe große Sehnſucht ihn wieder zu ſehen und habe ſie daher abgeſchickt, um es ihm anzuzeigen und ihn auf dem Rückwege zu begleiten.

Aladdin ahnte nicht das mindeſte von dem wirklichen Anlaß, der dieſe Abtheilung der Leibwache des Sultans zu ihm geführt hatte, und ſetzte ſeinen Rückweg fort. Doch als er etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterſchaar und der Anführer derſelben nahm das Wort und ſagte zu ihm: "Prinz Aladdin, zu unſerem großen Bedauern müſſen wir euch erklären, daß wir vom Sultan den Befehl haben, euch zu verhaften und euch als einen Staatsverbrecher zu ihm zu führen; wir bitten euch zugleich, es nicht übel aufzunehmen, daß wir unſere Pflicht erfüllen, und es uns zu verzeihen."

Dieſe Erklärung war eine große Ueberraſchung für Aladdin, der ſich unſchuldig fühlte. Er fragte den Anführer, ob er wohl wiſſe, welches Verbrechens man ihn angeklagt habe; doch dieſer antwortete, daß weder er noch ſeine Leute das geringſte davon wüßten.

Als Aladdin ſah, daß ſeine Leute der Reiterſchaar nicht gewachſen waren und ihn ſogar verließen, ſo ſtieg er vom Pferde ab und ſagte: "Hier bin ich; vollziehet den Befehl, der euch aufgetragen iſt. Gleichwohl kann ich verſichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Perſon des Sultans noch gegen den Staat." Man warf ihm ſogleich eine dicke und lange Kette um den Hals, womit man ihn auch mitten um den Körper band, ſo daß er die Hände nicht frei hatte. Als der Anführer ſich an die Spitze der Reiterſchaar geſtellt hatte, faßte ein Reiter das Ende der Kette, und führte ſo, hinter dem Anführer her reitend, Aladdin, der zu Fuß ihm folgen mußte und in dieſem Zuſtande in die Stadt hineingebracht wurde.

Als die Reiter in die Vorſtadt kamen, zweifelten die erſten, welche Aladdin als Staatsverbrecher daher geführt ſahen, keinen Augenblick, daß es ihm den Kopf koſten würde. Da er allgemein beliebt war, ſo ergriffen einige Säbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten ſich mit Steinen und folgten hinter den Reitern drein. Einige derſelben, die ſich im Nachtrab befanden, ſchwenkten um und machten Miene, ſie aus einander zu ſprengen; doch die Anzahl der letzteren nahm ſo ſehr zu, daß die Reiter beſchloſſen, es ſich nicht weiter merken zu laſſen und zufrieden zu ſein, wenn ſie den Palaſt des Sultans erreichten, ohne daß man ihnen den Aladdin entriſſe. Um dieß zu bewerkſtelligen, trugen ſie große Sorge, die ganze Breite der Straße, je nachdem ſie weiter oder enger war, einzunehmen, und ſo gelangten ſie denn an den Platz vor dem Palaſte, wo ſie ſich in einer Linie aufſtellten und gegen die bewaffnete Volksmaſſe Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palaſt eingetreten waren und die Pförtner das Thor hinter ihnen geſchloſſen hatten; um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde vor den Sultan geführt, der in Begleitung des Groß-Weſyrs ihn auf dem Balcon erwartete. Sobald er ihn erblickte, befahl er dem Scharfrichter, welcher dazu hinbeſtellt worden war, ihm den Kopf abzuſchneiden, ohne daß er ihn weiter anhören oder irgend einigen Aufſchluß von ihm haben wollte.

Als der Scharfrichter ſich Aladdins bemächtigt hatte, nahm er ihm die Kette ab, die um ſeinen Hals und Leib geſchlungen war, und nachdem er ein Leder, das mit dem Blut von unzähligen hingerichteten Verbrechern befleckt war, auf die Erde hingebreitet hatte, ließ er ihn darauf niederknieen und verband ihm die Augen. Hierauf zog er ſein Schwert heraus, und ſchickte ſich an, den tödtlichen Strich zu führen, indem er ausholte, und den Säbel dreimal in der Luft herum ſchwang, auf das Zeichen des Sultans wartend, um Aladdin den Kopf abzuhauen.

In dieſem Augenblick bemerkte der Groß-Weſyr, daß der Pöbel, der die Reiter überwältigt und den

Platz erfüllt hatte, anfing, die Mauern des Palaſtes an mehreren Stellen mit Leitern zu erſteigen und ſie ſogar niederzureißen, um eine Oeffnung zu machen. Er ſagte daher zu dem Sultan, noch ehe dieſer das Zeichen gab: "Herr, ich bitte Euer Majeſtät, den Schritt, den ihr zu thun im Begriff ſeid, reiflich zu überlegen. Ihr lauft Gefahr, euern Palaſt erſtürmt zu ſehen, und wenn dieß Unglück geſchähe, ſo könnten die Folgen davon ſehr unheilbringend ſein." — "Meinen Palaſt erſtürmt?" erwiederte der Sultan. "Wer dürfte ſich dieß erkühnen?" — "Herr," antwortete der Groß-Weſyr, "Euer Majeſtät darf nur einen Blick auf die Mauern ihres Palaſtes und auf den Platz werfen, um die Wahrheit meiner Behauptung einzuſehen."

Als der Sultan den lebhaften und heftigen Volksaufſtand gewahrte, war ſein Schrecken ſo groß, daß er augenblicklich dem Scharfrichter befahl, ſein Schwert wieder in die Scheide zu ſtecken, die Binde von Aladdins Augen zu nehmen und ihn freizulaſſen. Zugleich befahl er ſeinen Trabanten auszurufen, daß der Sultan ihm Gnade widerfahren laſſe, und daß jeder ſich nur entfernen möge.

Nunmehr gaben alle die, welche bereits die Mauern des Palaſtes erſtiegen hatten, und Zeugen von dem waren, was da vorging, ihr Vorhaben auf. Sie ſtiegen in kurzer Zeit wieder hinab,, und voll Freude darüber, einem Manne, den ſie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, theilten ſie dieſe Neuigkeit allen Umſtehenden mit, ſie verbreitete ſich ſehr bald unter der ganzen Volksmaſſe, die den Platz des Palaſtes erfüllte, und das Ausrufen der Trabanten, welche oben von den Teraſſen herab daſſelbe verkündigten, machte ſie vollends allgemein bekannt. Die Gerechtigkeit, welche der Sultan durch Aladdins Begnadigung demſelben erwieſen hatte, entwaffnete den Pöbel und dämpfte den Aufruhr, und nach und nach ging jeder von dannen nach Hauſe.

Sobald Aladdin ſich wieder freien Fußes ſah, hob er ſein Haupt nach dem Balcon empor, und als er auf demſelben den Sultan erblickte, rief er in einem rührenden Tone: "Herr, ich bitte Euer Majeſtät, mir zu der ſchon erwieſenen Gnade noch eine neue hinzuzufügen und mich gnädigſt wiſſen zu laſſen, welches denn eigentlich mein Verbrechen iſt." — "Was dein Verbrechen iſt, Treuloſer?" erwiederte der Sultan; "weißt du das noch nicht einmal? Steige hier herauf, ich werde dir es zeigen."

Aladdin ſtieg hinauf und nachdem er ſich dem Sultan vorgeſtellt, ſagte dieſer zu ihm: "Folge mir!" und ging vor ihm her, ohne ihn weiter anzuſehen. Er führte ihn bis zu dem offenen Erker, und ſagte, als er an der Thür war, zu ihm: "Tritt hier hinein. Du mußt ja wohl noch wiſſen, wo dein Palaſt ſtand; ſieh dich hier nach allen Seiten um und ſage mir dann, was aus ihm geworden iſt."

Aladdin ſah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den ſein Palaſt ſonſt eingenommen; aber da er gar nicht errathen konnte, wie er ſo ganz habe verſchwinden können, ſo ſetzte ihn dieß ſeltſame und überraſchende Ereigniß in ein Staunen und in eine Beſtürzung, die ihn hinderten, dem Sultan auch nur ein einziges Wort zu antworten.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: "Sage mir doch, wo dein Palaſt und wo meine Tochter iſt?" Aladdin brach nun ſein Schweigen und ſagte: "Herr, ich ſehe wohl und geſtehe es ein, daß der Palaſt, den ich habe erbauen laſſen, nicht mehr auf ſeiner Stelle ſteht; ich ſehe, daß er verſchwunden iſt, und ich kann Euer Majeſtät nicht ſagen, wo er ſein mag. Indeß kann ich euch verſichern, daß ich keinen Antheil an dieſem Ereigniß habe."

"Was aus deinem Palaſt geworden iſt," fuhr der Sultan fort, "kümmert mich eben nicht ſehr; meine Tochter iſt mir millionenmal mehr werth als jener. Darum verlange ich, daß du mir ſie wiederſchaffſt, ſonſt laſſe ich dir ohne weitere Rückſicht den Kopf abſchneiden."

"Herr," erwiederte Aladdin, "ich bitte Euer Majeſtät um vierzig Tage Friſt, um die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, und wenn ich binnen dieſer Zeit meinen Zweck nicht erreiche, ſo gebe ich euch mein Wort, daß ich ſelber meinen Kopf zu den Füßen eures Thrones niederlegen will, damit ihr nach eurem Belieben darüber verfügen könnet." — "Ich bewillige dir die Friſt von vierzig Tagen, welche du verlangſt," ſagte hierauf der Sultan; "doch denke ja nicht etwa, dieſe meine Gnade zu misbrauchen und meinem Zorn entfliehen zu können. In welchem Winkel der Erde du auch ſein magſt, ich werde dich ſchon zu finden wiſſen."

Dreihundert und ein und vierzigſte Nacht.

Aladdin entfernte ſich tief gedemüthigt und in einem mitleiderregenden Zuſtande aus dem Angeſicht des Sultans. Er ging mit geſenktem Haupte über die Höfe des Palaſtes, ohne daß er in ſeiner Niedergeſchlagenheit die Augen aufzuheben wagte. Die oberſten Hofbeamten, die er nie im geringſten beleidigt hatte und die ſeine Freunde waren, kehrten gleichwohl, anſtatt ſich ihm zu nähern, ihn zu tröſten oder ihm einen Zufluchtsort in ihrem Hauſe anzubieten, vielmehr den Rücken, ſowohl um ihn nicht zu ſehen, als auch, damit er ſie nicht erkennen möchte. Aber hätten ſie ſich auch ihm genähert, um ihm Troſt zuzuſprechen oder ihm ihre Dienſte anzubieten, ſie hätten Aladdin nicht wieder erkannt. Kannte er ſich doch ſelbſt nicht mehr, und war ſeines Verſtandes nicht mehr mächtig. Dieß zeigte er, ſobald er aus dem Palaſte hinaus getreten war; denn, ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thür zu Thür und alle, denen er begegnete, ob man nicht ſeinen Palaſt geſehen habe oder ihm davon Nachricht geben könne.

Dieſe Fragen brachten jedermann auf den Gedanken, daß Aladdin ſeinen Verſtand verloren habe. Einige lachten daüber, doch die Vernünftigen und hauptſächlich alle die, welche in irgend einer Freundſchafts-Verbindung oder in irgend einem Verkehr mit ihm geſtanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er ſich bald nach dieſer bald nach jener Seite hin wendete, und nichts aß, als was man ihm aus Mitleid reichte, und ohne übrigens irgend einen Entſchluß zu faſſen.

Endlich, da er in einer Stadt, wo er einſt mit ſo viel Glanz aufgetreten war, in ſeinem unglücklichen Zuſtande nicht länger verweilen konnte, ſo entfernte er ſich aus derſelben und ſchlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerſtraßen; und nachdem er mehrere Felder in einer ſchrecklichen Ungewißheit durchirrt hatte, kam er bei Anbruch der Nacht an das Ufer eines Stromes. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. "Wo ſoll ich meinen Palaſt jetzt ſuchen?" ſagte er bei ſich ſelbſt, "in welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Theile der Welt werde ich ihn nebſt meiner theuern Prinzeſſinn, welche der Sultan von mir fordert, wiederfinden? Es wird gelingen. Es iſt folglich beſſer, daß ich mich von ſo vielen Beſchwerden, die zu nichts führen, und von alle den ſchmerzlichen Bekümmerniſſen, die an mir nagen, auf immer befreie." Seinem nunmehr gefaßten Entſchluſſe gemäß, wollte er ſich in den Strom ſtürzen; doch als guter und religiöſer Muſelmann glaubte er es nicht eher thun zu dürfen, als bis er ſein Gebet verrichtet hätte. Indem er ſich dazu anſchicken wollte, näherte er ſich dem Rande des Gewäſſers, um ſich, der Landesſitte gemäß, die Hände und das Geſicht zu waſchen; allein, da die Stelle etwas abſchüſſig und von dem anſpülenden Waſſer feucht war, ſo glitt er aus und würde in den Strom gefallen ſein, wenn er ſich nicht noch an einem kleinen, etwa zwei Fuß aus dem Erdreich hervorragenden Felsſtück feſtgehalten hätte. Glücklicher Weiſe trug er noch den Ring, den der afrikaniſche Zauberer ihm an den Finger geſteckt, bevor er in das unterirdiſche Gewölbe hinabſtieg, um die koſtbare Lampe zu holen, die ihm jetzt ſo eben entriſſen worden war. Beim Anhalten rieb er dieſen Ring ſehr heftig gegen den Felſen, und augenblicklich erſchien ihm wieder der Geiſt, der ihm in jenem unterirdiſchen

Gewölbe, worin der afrikaniſche Zauberer ihn eingeſchloſſen, erſchienen war.

"Was verlangſt du?" ſagte der Geiſt zu ihm. "Hier bin ich, dir zu gehorchen bereit, als dein Sklawe und als Sklawe aller derer, die den Ring am Finger tragen, ſowohl ich als die übrigen Sklawen des Ringes."

Aladdin, der durch eine ſo unerwartete Erſcheinung in ſeiner Verzweiflung höchſt angenehm überraſcht wurde, antwortete: "Geiſt, rette mir zum zweitenmal das Leben, dadurch, daß du mir anzeigſt, wo der Palaſt iſt, den ich erbauen ließ, oder daß du mir unverzüglich ihn wieder auf die vorige Stelle zurücktragen läſſeſt." — "Was du von mir verlangſt," erwiederte der Geiſt, "liegt außer meinem Wirkungskreiſe. Ich bin bloß Sklawe des Ringes, wende dich deshalb an den Sklawen der Lampe." — "Wenn das iſt," antwortete Aladdin, "ſo befehle ich dir vermöge des Ringes, mich an den Ort hinzubringen, wo mein Palaſt ſich befindet, — an welchem Ort der Erde er auch ſein mag — und mich unter die Fenſter der Prinzeſſinn Badrulbudur hinzuſetzen." Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Geiſt ihn nach Afrika mitten auf eine Wieſe, auf welcher der Palaſt unweit von einer großen Stadt ſtand, hintrug, ihn dicht unter die Fenſter der Prinzeſſinn Badrulbudur niederſetzte, und ihn da verließ. Alles dieß geſchah binnen einem Augenblick.

Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin recht gut ſeinen Palaſt und die Zimmer der Prinzeſſinn Badrulbudur; da indeß die Nacht ſchon weit vorgerückt und im Palaſte alles ruhig war, ſo entfernte er ſich etwas abſeits, und ſetzte ſich unter einen Baum. Hier, voll guter Hoffnung und in Betrachtungen über ſein Glück, das er einem bloßen Zufall verdankte, fühlte er ſich ſeit jenem Augenblick, wo er verhaftet, vor den Sultan geführt, und in augenſcheinlicher Lebensgefahr geweſen, zum erſtenmal wieder in einem ruhigeren Gemüthszuſtande. Er hing eine Weile dieſen angenehmen Gedanken nach; doch endlich, da er ſeit fünf bis ſechs Tagen gar nicht geſchlafen hatte, konnte er ſich zuletzt nicht mehr des Schlafes enthalten, der ihn überfiel, und ſo ſchlummerte er am Fuß des Baumes ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröthe anbrach, wurde Aladdin durch den Geſang der Vögel, die theils auf dem Baume über ihm, theils auf den dickbelaubten Bäumen im Garten ſeines Palaſtes die Nacht zugebracht hatten, ſehr angenehm geweckt. Er warf ſogleich ſeine Augen auf dieſen wundervollen Bau und fühlte eine unausſprechliche Freude darüber, daß er jetzt auf dem Punkte ſtand, wieder Herr deſſelben zu werden und noch einmal zum Beſitz ſeiner geliebten Prinzeſſinn Badrulbudur zu gelangen. Er ſtand auf und näherte ſich den Zimmern der Prinzeſſinn. Er ſpazierte eine Weile unter ihren Fenſtern auf und nieder, wartend, bis ſie wach ſein und ſich ſehen laſſen würde. Unter dieſem Warten dachte er bei ſich ſelbſt darüber nach, woher wohl die Urſache ſeines Unglücks gekommen, und nach langem Hin- und Herdenken zweifelte er nicht mehr, daß ſein ganzes Misgeſchick bloß davon herrühre, daß er ſeine Lampe aus den Augen verloren. Er klagte ſich ſelber der Nachläßigkeit und der Sorgloſigkeit an, daß er dieſelbe habe je aus den Händen geben können. Was ihn aber noch weit mehr beunruhigte, war, daß er gar nicht errathen konnte, wer denn derjenige ſei, der auf ſein Glück ſo neidiſch geweſen. Er hätte es früher begriffen, wenn er gewußt hätte, daß er und ſein Palaſt ſich jetzt in Afrika befänden; doch der dienſtbare Geiſt des Ringes hatte ihm nichts davon geſagt, und er ſelbſt hatte ſich nicht davon unterrichten können. Die bloße Nennung des Namens Afrika hätte ihn ſogleich an den afrikaniſchen Zauberer, ſeinen abgeſagten Feind, erinnert.

Die Prinzeſſinn Badrulbudur ſtand früher als gewöhnlich auf, und zwar erſt ſeit ihrer Entführung und ihrer Verſetzung nach Afrika durch die Künſte des afrikaniſchen Zauberers, deſſen Anblick ſie bisher täglich einmal hatte ertragen müſſen, weil er Herr des Palaſtes war; jedoch ſie hatte ihn jedesmal ſo ſpröde behandelt, daß er noch nicht gewagt hatte, ſeinen Wohnſitz darin aufzuſchlagen. Als ſie angekleidet war, ſah eine von ihren Frauen zufällig durchs Gitterfenſter und bemerkte Aladdin. Sie eilte ſogleich zu ihrer Gebieterinn und meldete es ihr. Die Prinzeſſinn, welche dieſe Nachricht gar nicht glauben konnte, ſtellte ſich ſchnell ans Fenſter, bemerkte ebenfalls Aladdin, und öffnete das Gitter. Bei dem Geräuſch, welches die Prinzeſſinn durch Oeffnung des Fenſtergitters machte, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte ſie und begrüßte ſie mit einer Miene, worin ſich ſeine grenzenloſe Freude abſpiegelte. "Um keine Zeit zu verlieren," ſagte die Prinzeſſinn zu ihm, "habe ich dir die geheime Thür öffnen laſſen; geh durch dieſelbe herein und komme herauf."

Die geheime Thür befand ſich unter den Zimmern der Prinzeſſinn. Aladdin fand ſie offen, und ging raſch die Treppe hinauf. Es iſt unmöglich, die Freude zu ſchildern, welche beide Ehegatten empfanden, als ſie ſich nach einer Trennung, die ſie für ewig geglaubt hatten, endlich wiederſahen. Sie umarmten ſich mehreremal und gaben ſich alle möglichen Beweiſe von Liebe und Zärtlichkeit, die man ſich nach einer ſo traurigen und unerwarteten Trennung, als die ihrige war, nur denken kann. Nach dieſen Umarmungen, unter die ſich Thränen der Freude miſchten, ſetzten ſie ſich, und Aladdin nahm das Wort und ſagte: "Prinzeſſinn, bevor wir von etwas anderem reden, bitte ich euch um Gottes willen ſo wie auch um euerer ſelbſt, eueres verehrungswürdigen Vaters und meiner ſelbſt willen, mir zu ſagen, was aus einer alten Lampe geworden iſt, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in dem Saale von vier und zwanzig Fenſtern auf den Kranzſims geſtellt hatte."

»Ach, theurer Gemahl,« antwortete die Prinzeſſinn, »ich darf nicht mehr daran zweifeln, daß unſer beiderſeitiges Misgeſchick von dieſer Lampe herrührt, und was mich troſtlos macht, iſt, daß ich ſelber die Urſache bin.« — »Prinzeſſinn,« erwiederte Aladdin, »meſſet euch nicht die Schuld davon bei, ſie iſt ganz mein, denn ich hätte in Aufbewahrung derſelben ſorgſamer ſein ſollen. Wir wollen jetzt bloß darauf denken, unſern Schaden wieder gut zu machen, und daher erweiſet mir die Gefälligkeit und erzählt mir, wie die Sache zuging, und in weſſen Hände ſie gerathen iſt.«

Nun erzählte die Prinzeſſinn Badrulbudur an Aladdin, wie es mit dem Umtauſch der alten Lampe gegen die neue, welche ſie ihm zur Anſicht herbeibringen ließ, ergangen war, und wie ſie in der folgenden Nacht die Verſetzung des Palaſtes bemerkt und ſich am Morgen in einem unbekannten Lande, wo ſie jetzt beide wären, und welches Afrika ſei, befunden habe. Den letzteren Umſtand hatte ſie aus dem Munde des Verräthers ſelber erfahren, der ſie durch ſeine Zauberkünſte dahin gebracht hatte.

"Prinzeſſinn," unterbrach ſie Aladdin, "ihr habt mir den Verräther dadurch genug bezeichnet, daß ihr mir ſagt, daß ich mit euch in Afrika bin. Es iſt der treuloſeſte aller Menſchen. Doch es iſt hier weder Zeit noch Ort, euch eine ausführliche Schilderung von ſeinen Bosheiten zu entwerfen; ich bitte euch bloß, mir zu ſagen, was er mit der Lampe gemacht hat und wo er ſie hingethan hat?" — "Er trägt ſie wohl eingehüllt in ſeinem Buſen," erwiederte die Prinzeſſinn, "und ich kann dieß um ſo mehr bezeugen, da er ſie in meiner Gegenwart herausgezogen und enthüllt hat, um ſich damit gegen mich zu brüſten."

"Geliebte Prinzeſſinn," ſagte hierauf Aladdin, "verdenket mir nur ja nicht die vielen Fragen, womit ich euch ermüde, ſie ſind für mich und euch von gleicher Wichtigkeit. Doch um auf das zu kommen, was mich ganz beſonders intereſſirt, ſagt mir doch, ich beſchwöre euch, welche Behandlung ihr bei dieſem böſen und treuloſen Manne erlitten habt?" — "Seitdem ich hier bin," erwiederte die Prinzeſſinn, "hat er ſich täglich mir bloß einmal gezeigt, und ich bin überzeugt, daß er mich darum nicht öfter beläſtigt, weil er durch ſeine Beſuche ſo wenig ausrichtet. Alle ſeine Reden, die er bei dieſer Gelegenheit gegen mich führt, zielen bloß dahin, daß ich das euch gegebene Wort brechen und ihn zum Manne nehmen ſoll; indem er mir immer begreiflich zu machen ſucht, daß ich nimmermehr hoffen darf, euch jemals wieder zu ſehen, daß ihr nicht mehr am Leben ſeid, und daß mein Vater, der Sultan, euch habe den Kopf abhauen laſſen. Um ſich zu rechtfertigen, fügt er dann noch hinzu, ihr wäret ein Undankbarer, all euer Glück ſei bloß von ihm hergekommen, und ſo noch tauſend anderes, was ich ihn immerhin reden laſſe. Da er von mir nichts zur Antwort bekommt, als ſchmerzliche Klagen und Thränen, ſo muß er ſich jedesmal ſo unbefriedigt wieder entfernen, als er gekommen iſt. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß ſeine Abſicht iſt, meinen lebhafteſten Schmerz erſt vorüber gehen zu laſſen, in der Hoffnung, daß ich meine Geſinnung ändern würde, und am Ende Gewalt zu brauchen, wenn ich auf meiner Widerſetzlichkeit beharren ſollte. Indeß, theurer Gemahl, euere Gegenwart hat bereits alle meine Beſorgniſſe verſcheucht."

"Prinzeſſinn," unterbrach ſie Aladdin, "ich habe die Zuverſicht, daß ich euere Beſorgniſſe nicht vergebens verſcheucht, ſondern ein Mittel gefunden habe, euch von meinem und eurem Feinde zu befreien. Zu dieſem Behuf iſt es indeß nöthig, daß ich in die Stadt gehe; ich werde gegen Mittag von da wieder zurückkehren und euch dann meinen Plan mittheilen und was ihr zu Ausführung deſſelben beitragen ſollt. Doch, um es euch gleich im voraus anzukündigen, wundert euch nicht, wenn ihr mich in einer andern Kleidung zurückkehren ſehet, und gebt Befehl, daß man mich an der verborgenen Thür, ſobald ich klopfe, nicht lange warten läßt."

Die Prinzeſſinn verſprach, daß man ihn an der Thür erwarten und ihm ſchnell öffnen würde.

Drei hundert und zwei und vierzigſte Nacht.

Als Aladdin aus den Zimmern der Prinzeſſinn hinuntergegangen und durch dieſelbe Thür wieder hinausgetreten war, ſah er ſich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauer, der ins Feld ging.

Da der Bauer jenſeit des Palaſtes ging und ein wenig entfernt war, ſo ſchritt Aladdin raſch zu, und machte ihm, ſobald er ihn eingeholt hatte, den Antrag, die Kleidung mit ihm zu wechſeln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtauſch geſchah hinter einem Gebüſch, und als ſie ſich getrennt hatten, ſchlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er hineingekommen war, ſchlug er die Straße ein, die vom Thore auslief, lenkte dann durch die beſuchteſten Straßen, und kam endlich dahin, wo die Verkäufer und Handwerker von allen Gattungen ihre beſondere Gaſſe hatten. Er trat nun in die Gaſſe der Spezereihändler, wendete ſich an den größten und waarenreichſten Laden, und fragte den Kaufmann, ob er ein gewiſſes Pulver vorräthig habe, welches er ihm nannte.

Der Kaufmann, welcher aus Aladdins Kleidung ſchloß, daß er ſehr arm ſei, und wohl nicht Geld genug habe, um bezahlen zu können, ſagte zu ihm, er habe dergleichen wohl, aber es ſei ſehr theuer. Aladdin errieth die Gedanken des Kaufmanns, zog ſeinen Geldbeutel, ließ einige Goldſtücke hervor blinken, und verlangte eine halbe Drachme von dieſem Pulver. Der Kaufmann wog ſo viel ab, packte es ein, überreichte es an Aladdin und verlangte ein Goldſtück dafür. Aladdin händigte es ihm, und ohne ſich in der Stadt länger aufzuhalten als nöthig war, um etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, kehrte er nach ſeinem Palaſte zurück. Er durfte an der verborgenen Thür nicht lange warten; ſie wurde ihm ſogleich geöffnet und er ging in das Zimmer der Prinzeſſinn Badrulbudur hinauf. "Prinzeſſinn," ſagte er zu ihr, "die Abneigung, die ihr, wie ihr mir geſagt, gegen euren Entführer hegt, wird es euch vielleicht ſchwer machen, den Rath, den ich euch geben werde, zu befolgen; indeß erlaubt mir, euch zu ſagen, daß es nöthig iſt, euch zu verſtellen und ſogar euch Gewalt anzuthun, wofern ihr euch von ſeinen Nachſtellungen befreien und eurem Vater, dem Sultan, die Freude machen wollt, euch wieder zu ſehen. Wenn ihr alſo meinem Rathe folgen wollt," fuhr Aladdin fort, "ſo würdet ihr jetzt augenblicklich eines der ſchönſten

Kleider anziehen müſſen; ſobald der afrikaniſche Zauberer dann kommt, ſo ſcheuet euch nicht, ihn auf die möglichſt beſte Weiſe zu empfangen, und zwar ohne allen Zwang und Befangenheit, mit heiterer Miene, und ſo, daß, wenn ja ein Wölkchen von Trübſinn auf eurem Geſicht zurückbleiben ſollte, dieß von nicht langer Dauer zu ſein ſcheine. Im Geſpräch gebt ihm ſodann zu erkennen, daß ihr euch bemühtet, mich zu vergeſſen, und um ihn ganz von eurer Aufrichtigkeit zu überzeugen, ſo ladet ihn zum Abendeſſen mit euch ein und zeigt ihm an, daß ihr gern den beſten Wein ſeines Landes koſten möchtet. Er wird dann nicht unterlaſſen wegzugehen, um dergleichen zu holen. Während ihr dann auf ſeine Wiederkunft wartet und die Tafel ſchon in Bereitſchaft geſetzt iſt, ſo ſchüttet in einen dieſer Becher, aus denen ihr zu trinken pfleget, dieß Pulver hier, ſetzt ihn dann beiſeit, und gebt dann derjenigen von euern Frauen, die euch zu trinken bringt, die Anweiſung, daß ſie auf ein verabredetes Zeichen ihn euch voll Wein bringe, und ſich in Acht nehme, daß nicht etwa ein Irrthum dabei vorfällt. Wenn der Zauberer zurückgekehrt ſein wird und ihr bei Tafel ſitzen und ſo viel gegeſſen und getrunken haben werdet, als euch gut dünkt, ſo laßt den Becher mit dem Pulver bringen, und vertauſchet euern Becher mit dem ſeinigen. Er wird die Gunſt, die ihr ihm dadurch erzeiget, ſo hoch aufnehmen, daß er es nicht ablehnen, ſondern ſogar den Becher recht austrinken wird; und kaum wird er ihn geleert haben, ſo werdet ihr ihn rücklings hinſinken ſehen. Sollte euch ekeln, aus ſeinem Becher zu trinken, ſo dürft ihr euch bloß ſo ſtellen, als tränket ihr, und zwar ganz ohne Furcht; denn die Wirkung des Pulvers wird ſo ſchnell erfolgen, daß er gar nicht Zeit haben wird zu bemerken, ob ihr trinket oder nicht trinket."

Als Aladdin dieß geſagt hatte, ſprach die Prinzeſſinn: "Ich geſtehe euch, daß es mir viel Ueberwindung koſten wird, dem Zaubrer dieſe Schritte entgegen zu thun, die, wie ich ſehe, durchaus nothwendig ſind; aber welcher Entſchließungen iſt man nicht fähig gegen einen ſo grauſamen Feind? Ich werde alſo thun, was ihr mir darathet, da hievon eben ſo ſehr meine als eure Ruhe abhängt." Nachdem Aladdin dieſe Maßregeln mit der Prinzeſſinn verabredet hatte, nahm er Abſchied von ihr, um den übrigen Theil des Tages in den Umgebungen des Palaſtes zuzubringen und die Nacht zu erwarten.

Die Prinzeſſinn Badrulbudur, welche untröſtlich darüber war, nicht bloß von ihrem theuern Gemahl Aladdin, den ſie immer noch mehr aus Neigung denn aus Pflicht liebte, ſondern auch von ihrem Vater, dem Sultan, der ſo zärtlich an ihr hing, getrennt zu ſein, hatte ſeit dem Moment jener ſchmerzlichen Trennung ihr Aeußeres ſehr vernachläſſigt. Sie hatte ſogar — ſo zu ſagen — jene Reinlichkeit aus den Augen geſetzt, welche Perſonen ihres Geſchlechts ſo wohl anſteht, beſonders ſeitdem der afrikaniſche Zauberer ſich ihr zum erſtenmal vorgeſtellt, und ſie durch ihre Frauen, die ihn wiedererkannten, erfahren hatte, daß er es geweſen, der die alte Lampe gegen eine neue durch Tauſch an ſich genommen, durch welchen entſetzlichen Betrug er ihr zum Abſcheu geworden war. Indeß die ſich darbietende Gelegenheit, ſich an ihm zu rächen, wie er es verdiente, und zwar früher, als ſie es zu hoffen gewagt, machte, daß ſie ſich entſchloß, Aladdins Wunſche zu willfahren. Sobald er ſich daher entfernt hatte, ſetzte ſie ſich an ihren Putztiſch, ließ ſich durch ihre Frauen auf die vortheilhafteſte Weiſe ſchmücken, und legte das reichſte und ihrem Vorhaben angemeſſenſte Kleid an. Der Gürtel, den ſie ſich anlegte, war von Gold und mit den größten und auserleſenſten Diamanten ausgelegt; außer dem Gürtel machte ſie ſich bloß ein Perlenhalsband um, an welchem die ſechs Seiten-Perlen zu der mittleren, welche die größte und koſtbarſte war, in einem ſolchen Verhältniß ſtanden, daß die größten Sultaninnen und Königinnen ſich glücklich geſchätzt haben würden, wenn ſie eine vollſtändige Schnur von der Größe der zwei kleinſten Perlen im Halsbande der Prinzeſſinn beſeſſen hätten. Die Armbänder, welche abwechſelnd mit Diamanten und Rubinen beſetzt waren, entſprachen wunderbar dem Reichthum des Gürtels und des Halsbandes.

Als die Prinzeſſinn Badrulbudur völlig angekleidet war, zog ſie ihren Spiegel zu Rathe, holte die Meinung ihrer Frauen über ihren ganzen Anzug ein, und nachdem ſie geſehen, daß ihr keiner von jenen Reizen fehle, welche der thörichten Leidenſchaft des afrikaniſchen Zauberers ſchmeicheln konnten, ſetzte ſie ſich auf ihr Sofa und erwartete ſeine Ankunft.

Der afrikaniſche Zauberer unterließ nicht, ſich zur gewohnten Stunde einzuſtellen. Sobald die Prinzeſſinn ihn in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern, worin ſie ihn erwartete, eintreten ſah, ſtand ſie im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer Reize auf, und bezeichnete ihm mit der Hand den Ehrenplatz, den er ihrem Wunſch zufolge einnehmen ſollte, um ſich mit ihm zugleich ſetzen zu können, — eine ausgezeichnete Artigkeit, die ſie ihm bis hieher noch nie erwieſen hatte.

Der afrikaniſche Zauberer, mehr von dem Glanz der ſchönen Augen der Prinzeſſinn als von dem Schimmer der ſie umgebenden Edelſteine geblendet, war davon ſehr überraſcht. Ihre majeſtätiſche Haltung und ein gewiſſer Ton von Anmuth, womit ſie ihn empfing und der mit ihrer bisherigen zurückweiſenden Art ſo ſehr kontraſtirte, machte ihn ganz verwirrt. Anfangs wollte er am äußerſten Rande des Sofas Platz nehmen, doch da er ſah, daß die Prinzeſſinn ihren Platz nicht eher einnehmen wollte, als bis er ſich dahin geſetzt, wohin ſie wünſchte, ſo gehorchte er.

Als der afrikaniſche Zauberer ſich geſetzt hatte, nahm die Prinzeſſinn, um ihn aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem ſie ihn auf eine Weiſe anblickte, die in ihm den Glauben erweckte, er ſei ihr nicht mehr ſo verhaßt wie zuvor, ſagte ſie zu Ihm: »Ihr werdet euch ohne Zweifel wundern, daß ihr mich heute ganz anders findet, als ihr mich bisher gefunden habt; doch ihr werdet nicht weiter darüber erſtaunen, wenn ich euch ſage, daß meiner inneren Gemüthsſtimmung alle Traurigkeit, Schwermuth, Betrübniß und Kummer zuwider iſt, daß ich ſie ſobald als möglich los zu werden ſuche, wenn der Anlaß dazu vorüber iſt. Ich habe mir das, was ihr mir von Aladdins Schickſal ſagtet, wohl überlegt, und bei der bekannten Gemüthsart meines Vaters bin ich mit euch überzeugt, daß er dem furchtbaren Ausbruch ſeines Zornes nicht hat entgehen können. Wenn ich daher auch hartnäckig darauf beharren wollte, ihn mein Leben lang zu beweinen, ſo ſehe ich doch, daß ihn meine Thränen nicht wieder lebendig machen würden. Nachdem ich ihm nun bis ins Grab alle Pflichten erwieſen habe, welche die Liebe von mir forderte, ſcheint es mir gleichwohl, daß ich alle Mittel, um mich zu tröſten, aufbieten müſſe. Dieß ſind nun die Beweggründe zu der Veränderung, die ihr an mir wahrnehmet. Um jeden Anlaß zur Traurigkeit, die ich ganz zu verbannen entſchloſſen bin, zu entfernen, und in der Meinung, daß ihr mir wohl Geſellſchaft leiſten würdet, habe ich befohlen, daß man uns eine Abendmahlzeit bereiten ſoll. Allein, da ich bloß chineſiſchen Wein vorräthig habe, und ich mich doch in Afrika befinde, ſo habe ich Luſt bekommen, den hier zu Lande wachſenden zu koſten, und ich glaubte, daß, wenn dergleichen hier wächſt, ihr wohl den beſten herausfinden würdet.“

Drei hundert und drei und vierzigſte Nacht.

Der afrikaniſche Zauberer, der das Glück, ſo ſchnell und ſo leicht zu der Gunſt der Prinzeſſinn Badrulbudur zu gelangen, für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, ſagte zu ihr, er könne nicht Ausdrücke finden, um ihr genugſam an den Tag zu legen, wie tief er ihre Güte fühle; und um ſich möglichſt bald aus dieſem Geſpräch herauszuziehen, lenkte er ſchnell auf den afrikaniſchen Wein, von dem ſie geſprochen, und ſagte ihr, daß unter allen Vorzügen, deren ſich Afrika nur irgend rühmen könne, die Hervorbringung eines trefflichen Weines einer der hauptſächlichſten ſei, er habe ein Faß, das ſchon ſieben Jahre alt und noch nicht angebohrt ſei, und dieß ſei, ohne Uebertreibung, ein Wein, der an Güte die vortrefflichſten Weine der Welt übertreffe. "Wenn meine Prinzeſſinn," fuhr er fort, "mir es erlauben will, ſo werde ich zwei Flaſchen davon holen und unverzüglich wieder da ſein." — "Es würde mir leid thun, euch dieſe Mühe zu machen," ſagte die Prinzeſſinn; "es wäre wohl beſſer, wenn ihr jemandes danach ſchicktet." — „Es iſt durchaus nothwendig, daß ich ſelber danach gehe," erwiederte der afrikaniſche Zauberer, „niemand außer mir weiß nämlich, wo der Schlüſſel zu dem Weinkeller liegt, und ſo weiß auch niemand außer mir das Geheimniß, wie man ihn aufſchließt." — „Wenn es ſo iſt," ſagte die Prinzeſſinn, „ſo gehet dann nur ſelber, und kommt bald wieder. Je länger ihr wegbleibet, je größer wird meine Ungeduld ſein, euch wiederzuſehen, und bedenket zugleich, daß wir ſogleich, wenn ihr wiederkommt, uns zu Tiſche ſetzen werden."

Der afrikaniſche Zauberer, der nun voll guter Hoffnung auf ſein vermeintliches Glück war, lief nicht etwa, um ſeinen ſiebenjährigen Wein zu holen, ſondern er flog darnach, und kam ſchnell wieder. Die Prinzeſſinn, die nicht daran gezweifelt hatte, daß er ſich ſehr beeilen würde, hatte ſelber das Pulver, welches Aladdin ihr gebracht, in einen Becher geworfen, den ſie bei Seite geſetzt hatte, und ließ jetzt auftragen.

Sie ſetzten ſich zu Tafel, und zwar einander gegenüber, ſo daß der Zauberer dem Schenktiſch den Rücken kehrte. Indem die Prinzeſſinn ihm nun von dem beſten verlegte, ſagte ſie zu ihm: „Wenn ihr wollt, ſo will ich euch das Vergnügen eines Konzerts verſchaffen, doch da wir beide hier allein ſitzen, ſo ſcheint es mir, daß die Unterhaltung uns noch mehr Vergnügen gewähren wird.“ Der Zauberer betrachtete dieſe Wahl der Prinzeſſinn als eine neue Gunſt.

Nachdem ſie einige Biſſen gegeſſen hatten, verlangte die Prinzeſſinn zu trinken. Sie trank auf die Geſundheit des Zauberers, und als ſie getrunken hatte, ſagte ſie: „Ihr hattet ſehr Recht, euern Wein zu loben, ich habe noch nie ſo köſtlichen getrunken.“ — „Reizende Prinzeſſinn,“ erwiederte er, indem er den Becher, den man ihm dargereicht hatte, in der Hand hielt, „mein Wein erhielt durch den Beifall, den ihr ihm gebet, eine neue Güte.“ — „Trinket auf meine Geſundheit,“ fuhr die Prinzeſſinn fort, „ihr werdet ſelber finden, daß ich mich ſehr gut auf dergleichen verſtehe.“ Er trank auf die Geſundheit der Prinzeſſinn, und ſagte dann, indem er den Becher zurückgab: „Prinzeſſinn, ich fühle mich glücklich, daß ich dieß Faß für eine gute Gelegenheit aufgeſpart habe; ich geſtehe ſelber, daß ich noch nie in meinem Leben ſo vortrefflichen getrunken habe.“

Als ſie weiter gegeſſen und noch drei Trünke gethan hatten, gab endlich die Prinzeſſinn, welche den Zauberer durch ihre Höflichkeiten und artige Manieren vollends bezaubert hatte, der Dienerinn, welche ihr zu trinken brachte, das Zeichen, und während man ihr ihren Becher voll Wein brachte, ſagte ſie zugleich, daß man den des afrikaniſchen Zauberers ebenfalls vollſchenken und ihm überreichen möchte. Als nun jeder von beiden ſeinen Becher in der Hand hatte, ſagte ſie zu dem afrikaniſchen Zauberer: „Ich weiß nicht, wie es bei euch zu Lande unter Liebenden, die zuſammen trinken, Sitte iſt; bei uns in China überreichen ſich die Geliebte und der Liebende einander gegenſeitig ihre Becher, und trinken ſo einer auf des andern Geſundheit.“ Zugleich überreichte ſie ihm den Becher, den ſie in der Hand hielt, und ſtreckte ihre Hand aus, um den ſeinigen in Empfang zu nehmen. Der afrikaniſche Zauberer beeilte ſich um ſo freudiger, dieſen Tauſch vorzunehmen, da er dieſen als das ſicherſte Zeichen betrachtete, daß er das Herz der Prinzeſſinn völlig erobert habe, was ihn denn auf den Gipfel des Glücks erhob. Ehe er trank, ſagte er mit dem Becher in der Hand: „Prinzeſſinn, es fehlt viel, daß wir Afrikaner in der Kunſt, die Liebe durch alle mögliche Annehmlichkeiten zu verſüßen, ſo weit wären als man in China iſt, und indem ich hier etwas lerne, das ich noch nicht wußte, fühle ich zugleich, wie hoch ich dieſe mir erzeigte Begünſtigung aufnehmen muß. Ich werde das nie vergeſſen, meine liebenswürdige Prinzeſſinn; indem ich aus eurem Becher trank, fand ich ein Leben wieder, worauf ich, wenn eure Grauſamkeit fortgedauert hätte, hätte verzichten müſſen."

Die Prinzeſſinn Badrulbudur, welche ſich bei dem leeren Geſchwätz des afrikaniſchen Zauberers langweilte, unterbrach ihn und ſagte: „Laßt uns jetzt trinken, ihr könnt ja nachher das hinzufügen, was ihr mir nachher ſagen wolltet." Zugleich ſetzte ſie den Becher an den Mund, berührte ihn aber bloß mit den Lippen, während der afrikaniſche Zauberer ſich ſo ſehr beeilte, ihr es zuvorzuthun, daß er den ſeinigen ausleerte, ohne einen Tropfen darin zu laſſen. Da er beim Austrinken ſeinen Kopf etwas rückwärts geneigt hatte, um ſeinen Eifer zu zeigen, ſo blieb er noch eine Weile in dieſer Stellung, bis die Prinzeſſinn, welche noch immer den Rand der Schale an ihre Lippen hielt, ſah, daß ſeine Augen ſich verdrehten und er ohne Beſinnung rücklings zu Boden fiel.

Die Prinzeſſinn hatte nicht erſt nöthig zu befehlen, daß man die geheime Thür für Aladdin aufſchließen ſolle. Ihre Frauen, die mit ihr im Einverſtändniß waren, hatten ſich in gehörigen Zwiſchenräumen vom Saale bis unten an die Treppe herab aufgeſtellt, ſo daß faſt in demſelben Augenblick, wo der afrikaniſche Zauberer rücklings hinſank, auch ſchon unten die verborgene Thür geöffnet wurde.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal ein. Als er den afrikaniſchen Zauberer auf dem Sofa ausgeſtreckt liegen ſah, hielt er die Prinzeſſinn Badrulbudur, welche aufgeſtanden war und ihm mit offenen Armen entgegeneilte, zurück und ſagte: „Prinzeſſinn, noch iſt es nicht Zeit; ſeid ſo gefällig, euch in euer Zimmer zu begeben und dafür zu ſorgen, daß man mich allein läßt, während ich daran arbeite, euch eben ſo ſchnell wieder nach China zurückzuſchaffen, als ihr daraus entfernt worden ſeid.“

Sobald die Prinzeſſinn mit ihren Frauen und Verſchnittenen aus dem Saal gegangen war, verſchloß Aladdin die Thür, näherte ſich dem entſeelten Leichnam des Zauberers, öffnete deſſen Kleid, und zog die Lampe heraus, welche noch ſo verhüllt war, als die Prinzeſſinn es ihm beſchrieben hatte. Er enthüllte ſie und rieb ſie. Sogleich erſchien der Geiſt mit der gewöhnlichen Begrüßung. „Geiſt,“ ſagte Aladdin zu ihm „ich habe dich gerufen, um dir im Namen dieſer Lampe zu befehlen, daß du dieſen Palaſt unverzüglich wieder nach China zurücktragen läſſeſt, und zwar an denſelben Ort und dieſelbe Stelle, von wo er weggenommen worden.“ Der Geiſt, nachdem er durch ein Kopfneigen angedeutet hatte, daß er gehorchen werde, verſchwand. Die Verſetzung ging wirklich vor ſich, und man bemerkte ſie bloß an zwei ſehr leichten Erſchütterungen, die eine, beim Emporheben des Palaſtes von ſeiner Stelle in Afrika, die andere bei Niederſetzung deſſelben in China neben dem Palaſt des Sultans, — welches alles in höchſt kurzer Zeit geſchah.

Aladdin ging nun in das Zimmer der Prinzeſſinn hinab, umarmte ſie und ſagte zu ihr: „Prinzeſſinn, ich kann euch verſichern, daß meine und euere Freude morgen früh vollkommen ſein wird.“ Da die Prinzeſſinn noch nicht völlig zu Abend gegeſſen hatte und Aladdin zu eſſen verlangte, ſo ließ die Prinzeſſinn aus dem Saal von vier und zwanzig Fenſtern die Speiſen, die dort aufgetragen, aber kaum berührt worden waren, auf ihr Zimmer bringen. Die Prinzeſſinn und Aladdin ſpeiſten zuſammen und tranken von dem guten alten Weine des afrikaniſchen Zauberers. Um von ihrer Unterhaltung, die nicht anders als höchſt vergnügt ſein konnte, zu ſchweigen, füge ich bloß ſo viel hinzu, daß ſie ſich hierauf nach ihrem Schlafgemach begaben.

Seit der Entführung des Palaſtes Aladdins und der Prinzeſſinn Badrulbudur war ihr Vater, der Sultan, über ihren Verluſt untröſtlich. Er konnte weder bei Nacht noch bei Tage ſchlafen, und anſtatt alles zu vermeiden, was ſeiner Betrübniß Nahrung geben konnte, ſuchte er im Gegentheil alles dergleichen auf. So zum Beiſpiel, während er zuvor alle Morgen nach dem offenen Erker ſeines Palaſtes gegangen war, um ſich an dem angenehmen Anblick, deſſen er gar nicht ſatt werden konnte, zu letzen, ging er jetzt mehrmals des Tages dahin, um ſeine Thränen zu erneuen, und um durch den Gedanken, daß er das, was ihm ſo wohl gefallen, nie mehr wiederſehen würde, und daß er zugleich ſein Liebſtes auf der Welt verloren habe, ſich immer tiefer in ſeine Betrübniß zu verſenken. An demſelben Morgen, wo Aladdins Palaſt wieder an ſeine vorige Stelle zurückgebracht worden war, ging der Sultan, als kaum die Morgenröthe aufgegangen war, wieder in dieſen Erker. Beim Eintritt in denſelben war er ſo in ſich gekehrt, und ſo von Betrübniß durchdrungen, daß er ſeine Augen ganz traurig nach der Seite hinwendete, wo er bloß den leeren Raum und keinen Palaſt mehr zu erblicken vermeinte. Allein, als er auf einmal dieſe Leere ausgefüllt ſah, hielt er es für die Wirkung eines Nebels. Er betrachtete es aufmerkſamer und er erkannte nun unzweifelhaft, daß es Aladdins Palaſt ſei. Freude und Luſt traten nun bei ihm an die Stelle des Kummers und der Traurigkeit. Eilig kehrte er nach ſeinem Zimmer zurück und befahl, daß man ihm ein Pferd ſatteln und vorführen ſolle. Man führte ihm eins vor, er ſtieg auf, ritt fort, und ihm war, als könne er nicht ſchnell genug zu Aladdins Palaſte kommen.

Drei hundert und vier und vierzigſte Nacht.

Aladdin welcher vorausgeſehen hatte, was kommen könnte, war mit Tagesanbruch aufgeſtanden, und nachdem er ſich eines ſeiner prächtigſten Kleider angelegt, war er in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern hinaufgegangen, von wo aus er den Sultan kommen ſah. Er eilte hinunter, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferde herabſteigen zu helfen. „Aladdin,“ ſagte der Sultan zu ihm, „ich kann mit dir kein Wort ſprechen, bevor ich nicht meine Tochter geſehen und umarmt habe.“

Aladdin führte den Sultan nach den Zimmern der Prinzeſſinn Badrulbudur, und dieſe, welche beim Aufſtehen durch Aladdin erinnert worden war, daß ſie ſich nicht mehr in Afrika, ſondern in China und in der Hauptſtadt ihres Vaters und zwar dicht an ſeinem Palaſt befände, war ſo eben mit ihrem Ankleiden fertig. Der Sultan umarmte ſie mehreremal, das Geſicht voll Freudenthränen, und die Prinzeſſinn gab ihm ihrerſeits alle möglichen Beweiſe der Freude, die ſie darüber empfand, ihn wiederzuſehen.

Der Sultan war eine Weile völlig ſprachlos vor Rührung, daß er ſeine geliebte Tochter, die er ſo lange als verloren beweint hatte, wiedergefunden habe, und die Prinzeſſinn vergoß ihrerſeits ebenfalls Thränen vor Freude, daß ſie ihren Vater, den Sultan, wiederſah.

Endlich nahm der Sultan das Wort und ſagte: »Meine Tochter, ich muß annehmen, daß die Freude, mich wiederzuſehen, macht, daß du mir ſo wenig verändert vorkommſt, als ob dir nichts unangenehmes begegnet wäre; und doch bin ich überzeugt, daß du viel ausgeſtanden haben magſt. Man kann mit einem ganzen Palaſte ſo plötzlich, wie du, nicht leicht fortgebracht werden, ohne daß es dabei große Unruhe und ſchreckliche Angſt geben ſollte. Erzähle mir alles, und verhehle mir nichts.

Die Prinzeſſinn machte ſich ein Vergnügen daraus, dem Sultan, ihrem Vater, dieß Verlangen zu gewähren. »Euer Majeſtät," ſagte ſie, „wenn ich euch ſo wenig verändert vorkomme, ſo bitte ich euch, zu erwägen, daß ich bereits geſtern ganz früh wieder aufzuleben anfing, durch die Gegenwart meines theuern Gemahls und Befreiers Aladdin, den ich bereits als für mich verloren betrachtet und beweint hatte, und daß das Glück, welches ich ſo eben gehabt, euch zu umarmen, mich ganz wieder in denſelben Zuſtand verſetzt, wie zuvor. Um es frei heraus zu ſagen, — mein ganzes Leiden beſtand darin, mich Euer Majeſtät und meinem theuern Gemahl entriſſen zu ſehen, und zwar nicht bloß hinſichtlich meiner Liebe zu meinem Gemahl, ſondern auch in Beſorgniß wegen der traurigen Ausbrüche des Zornes Euer Majeſtät, denen er, ſo unſchuldig er war, ohne Zweifel ausgeſetzt ſein mußte. Minder habe ich von der Unverſchämtheit meines Entführers zu leiden gehabt, welcher gegen mich Reden führte, die mir nicht gefallen konnten; doch wußte ich vermöge des Uebergewichts, das ich mir über ihn verſchaffte, denſelben ein Ziel ſetzen. Uebrigens that man mir ſo wenig Zwang an, als es in dieſem Augenblick der Fall iſt. Was aber meine Entführung anbetrifft, ſo hat Aladdin daran gar keinen Antheil; ſondern ich bin die einzige, obwohl unſchuldige, Urſache davon."

Um den Sultan zu überzeugen, daß ſie die Wahrheit rede, erzählte ſie ihm umſtändlich, wie ſich der afrikaniſche Zauberer in einen Lampenhändler verkleidet habe, um neue Lampen gegen alte einzutauſchen, wie ſie zur Kurzweil die Lampe Aladdins, deren geheime Kraft und Wichtigkeit ſie nicht gekannt, gegen eine neue von ihm eingetauſcht habe: ferner, wie nach dieſem Tauſch ſie und ihr Palaſt aufgehoben und nach Afrika verſetzt worden ſei, nebſt dem afrikaniſchen Zauberer, welcher von zweien ihrer Dienerinnen und von dem Verſchnittenen, welcher den Umtauſch gemacht hatte, ſogleich wieder erkannt worden ſei, als er nach dem glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens ſich ihr das erſtemal vorzuſtellen und um ihre Hand anzuhalten wagte: endlich, die Anfechtungen, die ſie bis zu Aladdins Ankunft zu erleiden gehabt, welche Maaßregeln ſie gemeinſchaftlich ergriffen hatten, um ihm die Lampe, welche er bei ſich trug, zu entreißen: wie ihnen dieß geglückt ſei, indem ſie ſich gegen ihn verſtellt und ihn zum Abendeſſen auf ihr Zimmer geladen, und ſo fort, bis zum gemiſchten Becher, den ſie ihm dargereicht hatte. »Was das übrige betrifft,» fuhr ſie fort, "ſo überlaſſe ich es meinem Gemahl, euch davon Rechenſchaft abzulegen."

Aladdin hatte nur weniges noch hinzuzufügen. »Als man mir,» erzählte er weiter, »die verborgene Thür geöffnet hatte, und ich zum Saal von vier und zwanzig Fenſtern hinaufgeſtiegen war und den Verräther durch die Kraft des Pulvers todt auf dem Sofa liegen ſah, ſo bat ich die Prinzeſſinn, da ein längeres Verweilen ihr nicht wohl geziemt hätte, ſich mit ihren Frauen und Verſchnittenen nach ihrem Zimmer zu begeben. Ich blieb allein zurück, und nachdem ich dem Zauberer die Lampe aus dem Buſen gezogen, bediente ich mich derſelben geheimen Kraft, deren er ſich bedient hatte, um dieſen Palaſt nebſt der Prinzeſſinn zu entführen. Ich habe nun bewirkt, daß der Palaſt ſich wieder an ſeiner Stelle befindet, und habe das Glück gehabt, Euer Majeſtät, wie mir befohlen, die Prinzeſſinn wieder zuzuführen. Uebrigens täuſche ich Euer Majeſtät gewiß nicht, und wenn ihr euch bis in den Saal hinauf bemühen wollt, ſo werdet ihr ſehen, wie der Zauberer nach Gebühr beſtraft worden."

Um ſich ganz von der Wahrheit zu verſichern, ſtand der Sultan auf und ging hinauf, und als er den afrikaniſchen Zauberer todt und im Geſicht ganz ſchwarzblau vom Gifte daliegen geſehen hatte, umarmte er Aladdin ſehr zärtlich und ſagte zu ihm: „Mein Sohn, nimm mir die Maaßregeln, die ich gegen dich ergriffen, nicht übel; meine väterliche Liebe zwang mich dazu, und ich verdiene es, daß du mir dieſen übereilten Schritt, zu welchem ich mich hinreißen ließ, verzeiheſt.“ — „Herr,“ erwiederte Aladdin, „ich habe nicht die mindeſte Urſache, mich über das Verfahren Euer Majeſtät zu beklagen; ihr thatet bloß, was ihr thun mußtet. Dieſer Zauberer, dieſer Schändlichſte, dieſer Nichtswürdige war die einzige Urſache, daß ich in euere Ungnade fiel. Wenn Euer Majeſtät einmal Muße haben wird, ſo werde ich euch einen andern boshaften Streich erzählen, den er mir geſpielt hat, und der nicht minder ſchwarz iſt als dieſer, vor welchem mich noch Gottes beſondere Gnade behütet hat.“ — „Ich werde ſelber,“ erwiederte der Sultan, „dir eine gewiſſe Stunde dazu beſtimmen, und das recht bald. Doch laß uns jetzt darauf denken, uns zu erholen, und laß dieſen verhaßten Gegenſtand fortſchaffen.“

Aladdin ließ den Leichnam des afrikaniſchen Zauberers hinwegnehmen und befahl ihn auf den Schindanger zum Fraß für Thiere und Vögel hinzuwerfen. Der Sultan befahl unterdeß, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Inſtrumente ein Zeichen zur allgemeinen und öffentlichen Freude zu geben, und ließ zur Feier der Rückkehr der Prinzeſſinn Badrulbudur und Aladdins ein zehntägiges Feſt ankündigen.

So entkam denn Aladdin zum zweitenmal einer faſt unvermeidlichen Lebensgefahr; aber es war noch nicht die letzte, ſondern er kam noch zum drittenmal in eine ſolche, die wir hier umſtändlich erzählen wollen.

Der afrikaniſche Zauberer hatte noch einen jüngeren Bruder, der in der Zauberkunſt nicht minder erfahren war als er, ja man kann ſagen, daß er an Bösartigkeit und verderblichen Ränken ihn noch übertraf. Da ſie nicht immer beiſammen, noch auch in einer und derſelben Stadt lebten, und da oft der eine im Oſten, der andere im Weſten ſich befand, ſo unterließen ſie nicht, mit Hülfe der Punktirkunſt gegenſeitig alle Jahre auszumitteln, in welchem Theile der Welt ein jedes von ihnen lebe, wie jeder ſich befände, und ob er nicht die Hülfe des andern bedürfe.

Kurze Zeit nachher, als der afrikaniſche Zauberer in ſeiner Unternehmung gegen Aladdins Glück ſeinen Tod gefunden, wollte ſein jüngerer Bruder, der ſeit Jahr und Tag nichts von ihm erfahren, und ſich nicht in Afrika, ſondern in einem ſehr entfernten Lande aufhielt, gern wiſſen, an welchem Orte der Erde jener lebe, wie er ſich befinde, und was er mache. Wo er nur ging und ſtand, hatte er ſo wie ſein Bruder ſtäts ſein Punktirviereck bei ſich. Er nahm jetzt dieſes vor, ordnete den Sand, machte ſeine Punkte, zog Figuren und Linien und ſtellte die Nativität. Indem er alle die Figuren durchlief, fand er, daß ſein Bruder nicht mehr auf der Welt, ſondern vergiftet und plötzlich geſtorben ſei, und das in der Hauptſtadt China's, an dem und dem Orte, und zwar ſei er durch einen Mann von niederer Herkunft, welcher des Sultans Prinzeſſinn geheirathet, vergiftet worden.

Drei hundert und fünf und vierzigſte Nacht.

Als der Zauberer auf dieſe Weiſe das traurige Schickſal ſeines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit fruchtloſem Bedauern; ſondern faßte auf der Stelle den Entſchluß, ſeinen Tod zu rächen, ſetzte ſich zu Pferde und machte ſich auf den Weg nach China. Die Reiſe ging über Ebenen, Ströme, Gebirge, Wüſten, eine lange Strecke fort, ohne unterweges irgendwo anzuhalten, und ſo kam er denn unter unglaublichen Beſchwerden nach China und ſofort in die Hauptſtadt des Landes. In der Gewißheit, daß er ſich nicht getäuſcht und nicht dieß Reich mit einem andern verwechſelt habe, machte er in dieſer Hauptſtadt Halt und nahm da ſeine Wohnung.

Den Tag nach ſeiner Ankunft ging der Zauberer aus, und indem er durch die Stadt ſpazierte, nicht etwa um die Schönheiten derſelben zu beſehen, die ihm ſehr gleichgültig waren, ſondern in der Abſicht, die Maßregeln zu Vollführung ſeines verderblichen Anſchlages einzuleiten, ging er in die beſuchteſten Orte hin und horchte auf das, was man da ſprach. An dem einen dieſer Orte, wo man ſich die Zeit mit allerlei Arten von Spielen vertrieb, und wo, während die einen ſpielten, ſich die andern von den Neuigkeiten und Angelegenheiten des Tages unterhielten, hörte er ſeltſame Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit und ſelbſt von den Wunderthaten einer von der Welt abgeſchiedenen Frau, Namens Fatime. In der Meinung, daß ihm dieſe Frau in irgend etwas bei ſeinem Vorhaben behülflich ſein könne, zog er einen von der Geſellſchaft bei Seite und bat ihn, ihm doch etwas genaueres über dieſe heilige Frau und über die Wunder, die ſie verrichte, zu ſagen.

»Wie,« ſagte dieſer Mann, »ihr habt dieſe Frau noch nie geſehen, noch auch jemals von ihr reden gehört? Durch ihr Faſten, durch ihre ſtrenge Lebensweiſe und durch das gute Beiſpiel, das ſie gibt, iſt ſie Gegenſtand der Bewunderung der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht ſie nie aus ihrer kleinen Einſiedelei heraus, und an den Tagen, wo ſie ſich in der Stadt ſehen läßt, thut ſie unendlich viel Gutes, und jeden, der mit Kopfſchmerz behaftet iſt, heilt ſie durch das Auflegen ihrer Hände.“

Der Zauberer verlangte über dieſen Punkt nichts weiter zu wiſſen, und fragte den Mann bloß noch, in welcher Gegend der Stadt die Einſiedelei dieſer heiligen Frau ſich befände. Der Mann beſchrieb ihm genau die Stelle. Nachdem er dieſe Erkundigung eingezogen und den ruchloſen Plan, von dem wir bald ſprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete er, um ſeiner Sache noch gewiſſer zu ſein, gleich an dem nächſten Tage, wo ſie ausging, alle ihre Schritte, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, bis er ſie am Abend in ihre Einſiedelei zurückkehren ſah. Als er ſich den Ort gut gemerkt hatte, begab er ſich an einen der ſchon erwähnten Orte, wo man ein gewiſſes warmes Getränk zu ſich nahm, und wo man die ganze Nacht zubringen konnte, wenn man Luſt hatte, beſonders bei großer Hitze, wo man in dieſem Lande lieber auf Matten als in Betten ſchläft.

Nachdem der Zauberer dem Wirth das wenige, was er ſich da hatte geben laſſen, bezahlt hatte, ging er um Mitternacht fort und gerades Weges nach der Einſiedelei der heiligen Frau Fatime, — unter dieſem

Namen war ſie nämlich in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die Thür, denn ſie war mit einer bloßen Klinke verſehen. Als er eingetreten war und die Thür ganz leiſe wieder zugemacht hatte, ſah er Fatimen bei hellem Mondſchein an freier Luft ſchlafend auf einem Sofa, das mit einer ſchlechten Matte überdeckt war, und gegen ihre Zelle hingelehnt daliegen. Er näherte ſich ihr, zog einen Dolch, den er an ſeiner Seite trug, und weckte ſie.

Als die arme Fatime die Augen aufſchlug, erſchrack ſie nicht wenig darüber, einen Mann zu erblicken, der im Begriff war, ſie zu erdolchen. Er ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt und ſagte zu ihr: „Wenn du ſchreieſt oder nur das mindeſte Geräuſch machſt, ſo biſt du des Todes; aber ſtehe auf und thue, was ich dir ſage.“

Fatime, welche angekleidet ſchlief, ſtand vor Schrecken zitternd auf. „Fürchte dich nicht,“ ſagte der Zauberer zu ihr, „ich will bloß dein Kleid haben; gib es mir her und nimm dir dafür das meinige.“ Sie vertauſchten ihre Kleider, und nachdem ſich der Zauberer das Kleid Fatimens angezogen, ſagte er zu ihr: “Jetzt färbe mir dein Geſicht gleich dem deinigen, und zwar ſo, daß ich dir ähnlich ſehe, und daß die Farbe nicht ausgeht.“ Da er ſah, daß ſie noch immer zitterte, ſo ſagte er, um ſie zu beruhigen und zu bewegen, das, was er verlangte, mit größerer Zuverſicht zu thun: „Fürchte dich nicht, ſage ich dir noch einmal: ich ſchwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich dir das Leben laſſe.“ Fatime ließ ihn in ihre Zelle eintreten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinſel und einen gewiſſen Saft, den ſie in einem Gefäß ſtehen hatte, rieb ihm damit das Geſicht ein und verſicherte ihn, daß die Farbe nicht ausgehen, und daß ſein Geſicht ganz wie das ihrige ausſehen würde, ohne den mindeſten Unterſchied. Sodann ſetzte ſie ihm ihre eigene Kopfbedeckung aufs Haupt, nebſt einem Schleier, und zeigte ihm, wie er ſich mit demſelben auf dem Gange durch die Stadt das Geſicht verhüllen müßte. Endlich, nachdem ſie ihm einen großen Roſenkranz, der ihm vorn bis auf den Gürtel herabhing, um den Hals geſchlungen, gab ſie ihm denſelben Stab in die Hand, den ſie gewöhnlich zu führen pflegte, hielt ihm zugleich einen Spiegel vor und ſagte: „Da blicket einmal hinein, und ihr werdet ſehen, daß ihr mir auf das vollkommenſte ähnlich ſeid.“ Der Zauberer fand alles nach Wunſch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr ſo feierlich geleiſtet hatte. Damit man nicht, wenn er ſie erſtäche, Blutſpuren ſehen möchte, ſo erwürgte er ſie, und als er ſah, daß ſie ihren Geiſt aufgegeben, ſchleppte er ihre Leiche bei den Füßen zu dem Waſſerbehälter der Einſiedelei, und warf ſie da hinein.

Der ſo als heilige Fatime verkleidete Zauberer brachte nach Vollführung dieſer verruchten Mordthat den übrigen Theil der Nacht in der Einſiedelei zu. Den folgenden Tag früh um ein oder zwei Uhr, obwohl die heilige Frau an dieſem Tage gerade nicht auszugehen pflegte, unterließ er doch nicht das Ausgehen, in der Ueberzeugung, daß ihn niemand deshalb fragen würde, und im Fall ihn jemand früge, wollte er ſchon darauf antworten. Da er bei ſeiner Ankunft ſich vor allen Dingen nach Aladdins Palaſte erkundigt und ihn ſich angeſehen hatte, und da er dort ſeine Rolle zu ſpielen Willens war, ſo nahm er ſogleich ſeinen Weg dahin.

Sobald man die heilige Frau erblickte, — als wofür den Zauberer das Volk hielt — ſo ward ſie ſogleich von einer großen Menge Menſchen umringt. Einige empfahlen ſich ihrem Gebet, andere küßten ihr die Hand, andere, die beſcheidener waren, küßten ihr bloß den Saum ihres Gewandes, und noch andere — ſei es nun, daß ſie wirklich Kopfſchmerzen hatten, oder daß ſie ſich bloß dagegen verwahren wollten — neigten ſich vor ihr, damit ſie ihnen die Hände auflegen möchte, welches er denn auch that, indem er über ſie einige Worte nach Art eines Gebets murmelte; kurz er ahmte die heilige Frau ſo gut nach, daß alle Leute ihn dafür hielten. Nachdem er mehreremal unterweges ſtehen geblieben war, um den Leuten zu genügen, die von dieſer Art Händeauflegen weder eine gute noch ſchlimme Wirkung empfanden, kam er endlich auf den Platz vor Aladdins Palaſt, wo es, da das Herbeiſtrömen der Menſchen immer größer wurde, jedem noch mehr erſchwert wurde, ihr nahe zu kommen. Die ſtärkſten und eifrigſten drängten ſich mit Gewalt durch den Haufen, darüber erhoben ſich denn Klagen, die man bis in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern, worin die Prinzeſſinn Badrulbudur war, hören konnte.

Die Prinzeſſinn fragte, was das für ein Lärm ſey, und da es ihr niemand ſagen konnte, befahl ſie, daß jemand hingehen und ihr darüber Nachricht bringen ſolle. Eine ihrer Frauen ſah, ohne den Saal zu verlaſſen, durch ein Gitterfenſter, und meldete ihr ſodann, der Lärm rühre von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umringe, um ſich durch ihr Händeauflegen vom Kopfweh heilen zu laſſen.

Die Prinzeſſinn, welche ſchon ſehr lange viel Gutes von der heiligen Frau hatte erzählen hören, ſie aber noch nie geſehen hatte, war neugierig, ſie zu ſehen und zu ſprechen. So wie ſie etwas davon verlauten ließ, ſagte das Oberhaupt der Verſchnittenen, welches zugegen war, zu ihr: wenn ſie es wünſche, ſo wolle er ſie mit Vergnügen heraufholen laſſen, und ſie dürfe bloß befehlen. Die Prinzeſſinn genehmigte es, und ſogleich fertigte er vier Verſchnittene ab, mit dem Befehl, die angebliche Heilige heraufzuholen.

Sobald man die Verſchnittenen aus dem Palaſte heraustreten und nach dem Punkte, wo der verkleidete Zauberer ſtand, hingehen ſah, ſo wich das Volk auseinander; und als jener ſich nun frei und die viere auf ſich zu kommen ſah, ging er ihnen um ſo freudiger entgegen, da er jetzt ſeine Betrügerei einen guten Gang nehmen ſah. Einer von den Verſchnittenen nahm das Wort und ſagte: „Heilige Frau, die Prinzeſſinn wünſcht euch zu ſprechen; kommt und folget uns.“ — Die Prinzeſſinn erzeigt mir viel Ehre,“ antwortete die angebliche Fatime, „ich bin bereit, ihr zu gehorchen.“ Mit dieſen Worten folgte ſie den Verſchnittenen, die ſchon auf dem Rückwege nach dem Palaſte waren.

Als der Zauberer, der unter dem Heiligenkleide ein teufliſches Herz verbarg, in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern eintrat und die Prinzeſſinn bemerkte, begann er mit einem Gebet, welches eine lange Reihe von Wünſchen für ihr Glück, ihr Wohlbefinden, und für die Erfüllung alles deſſen, was ſie irgend wünſchen könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all ſeine betrügeriſche und heuchleriſche Beredſamkeit, um ſich unter dem Mantel der Frömmigkeit bei der Prinzeſſinn einzuſchmeicheln, was ihm um ſo leichter gelang, da die Prinzeſſinn von Natur gutherzig und der Meinung war, alle Leute wären ſo geſinnt als ſie, beſonders alle diejenigen, welche es ſich zur Pflicht machten, Gott in der Zurückgezogenheit zu dienen.

Dreihundert und ſechs und vierzigſte Nacht.

Sobald die falſche Fatime ihre lange Anrede geendigt hatte, ſagte die Prinzeſſinn zu ihr: "Meine gute Mutter, ich danke euch für eure ſchönen Gebete; ich habe groſſes Vertrauen dazu, und hoffe, daß Gott ſie erhören wird. Tretet näher, und ſetzet euch zu mir.“ Die falſche Fatime ſetzte ſich mit verſtellter Beſcheidenheit nieder. Die Prinzeſſinn nahm hierauf wieder das Wort und ſagte: "Meine gute Mutter, ich bitte euch bloß um etwas, das ihr mir aber bewilligen und ja nicht abſchlagen müßt, nämlich darum, daß ihr bei mir bleibet, mir euer Leben erzählet, und mich durch euer gutes Beiſpiel lehret, wie ich Gott dienen ſoll.“

"Prinzeſſinn,“ ſagte hierauf die vermeintliche Fatime, "ich bitte euch, von mir nicht etwas zu verlangen, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz von meinen Gebeten und erbaulichen Uebungen abzulenken und zu zerſtreuen.“ — "Das darf euch nicht beunruhigen,“ erwiederte die Prinzeſſinn, "ich habe mehrere Zimmer, die nicht beſetzt ſind, unter dieſen könnt ihr euch das auswählen, was euch am beſten zuſagen wird, und darin alle euere Uebungen eben ſo ungeſtört verrichten als in euerer Einſiedelei.“

Der Zauberer, welcher keinen anderen Zweck hatte, als ſich in den Palaſt Aladdins einzuführen, wo es ihm viel leichter ſein mußte, den böſen Streich, den er vorhatte, auszuführen, wenn er darin unter Begünſtigung und Schutz der Prinzeſſinn wohnen bliebe, als wenn er immer von der Einſiedelei nach dem Palaſt und von da wieder zurück hätte gehen müſſen, machte keine großen Einwendungen und Entſchuldigungen gegen das gefällige Anerbieten der Prinzeſſinn. „Prinzeſſinn,“ ſagte er, “wie ſehr auch immer eine arme und elende Frau, wie ich bin, entſchloſſen ſein mag, der Welt und ihrer Pracht und Herrlichkeit zu entſagen, ſo wage ich doch nicht, dem Wunſche und Befehl einer ſo frommen und mildthätigen Prinzeſſinn zu widerſtreben.“

Auf dieſe Rede des Zauberers, ſtand die Prinzeſſinn auf und ſagte zu ihm: “Stehet auf und kommet mit mir, damit ich euch die leeren Zimmer, die ich habe, zeige und euch darunter wählen laſſe.“ Er folgte der Prinzeſſinn Badrulbudur, und wählte unter allen den ſaubern und ſchöngeſchmückten Zimmern, die ſie ihm zeigte, ſich dasjenige aus, was am wenigſten ſchön war, indem er aus Heuchelei hinzufügte, es ſei noch zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzeſſinn zu gefallen.

Die Prinzeſſinn wollte den Betrüger in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern zurückführen und ihn mit ſich zum Mittage ſpeiſen laſſen; allein da er beim Eſſen ſein bis jetzt immer noch verſchleiertes Geſicht hätte enthüllen müſſen, und da er fürchtete, die Prinzeſſinn möchte es merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime ſei, ſo bat er ſie ſo inſtändig, ihm dieß zu erlaſſen, — indem er, wie er meinte, bloß Brot und trockene Früchte äße — und ihm zu erlauben, ſeine kleine Mahlzeit auf ſeinem Zimmer zu ſich zu nehmen, daß ſie es ihm bewilligte. „Meine gute Mutter,“ ſagte ſie zu ihm, „ihr ſeid frei, thuet als ob ihr in euerer Einſiedelei wäret; ich werde euch zu eſſen bringen; aber vergeſſet nicht, daß ich euch zurückerwarte, ſobald ihr euere Mahlzeit eingenommen haben werdet.“

Die Prinzeſſinn ſpeiſte zu Mittag, und die falſche Fatime unterließ nicht, ſich wieder einzufinden, ſobald ſie durch einen Verſchnittenen erfahren hatte, daß ſie von Tafel aufgeſtanden ſei. „Meine gute Mutter,“ ſagte die Prinzeſſinn, „ich freue mich, eine ſo heilige Frau, wie ihr ſeid, zu beſitzen, welche dieſem Palaſte Segen bringen wird. Beiläufig, wie gefällt euch der Palaſt? Doch, ehe ich euch denſelben Zimmer vor Zimmer zeige, ſo ſagt mir zuvor, was ihr zu dieſem Saale meint?“

Die falſche Fatime, welche, um ihre Rolle beſſer ſpielen zu können, bisher immer nur mit geſenktem Haupte dageſtanden und den Kopf weder links noch rechts hin gewendet hatte, hob ihn bei dieſer Frage empor, durchlief mit ihren Blicken den Saal von einem Ende bis zum andern, und als ſie ihn genugſam betrachtet hatte, ſagte ſie: »Prinzeſſinn, dieſer Saal iſt wirklich bewundernswürdig und ſehr ſchön. Indeß, ſo viel eine Einſiedlerin, die ſich auf das, was in der Welt für ſchön gilt, nicht verſteht, hievon urtheilen kann, ſo ſcheint mir bloß eine einzige Sache zu fehlen.“ — »Was denn, meine gute Mutter?“ fragte die Prinzeſſin. »Saget es mir, ich beſchwöre euch darum. Ich für mein Theil hatte immer geglaubt und auch ſogar ſagen hören, daß nichts daran fehle. Wenn indeß noch irgend etwas daran fehlt, ſo werde ich der Sache abhelfen laſſen.“

»Prinzeſſinn,“ erwiederte die falſche Fatime mit vieler Verſtellung, »verzeihet mir die Freiheit, die ich mir nehme. Meine Meinung — wenn euch an dieſer nämlich etwas liegen kann, — würde ſein, daß, wenn oben von der Mitte dieſer Kuppel ein Roch-Ei herabhinge, dieſer Saal nicht ſeines gleichen auf Erden haben und dieſer Palaſt ein Wunder der Welt ſein würde.“

»Meine gute Mutter,“ fragte die Prinzeſſinn, »was iſt denn das für ein Vogel der Roch, und wo könnte man wohl ein Ei von ihm herbekommen?“ — »Prinzeſſinn,“ erwiederte die falſche Fatime, »es iſt dieß ein Vogel von bewundernswürdiger Größe, der auf der höchſten Spitze des Berges Kaukaſus wohnt. Der Erbauer eures Palaſtes wird euch ſchon eines verſchaffen.“

Die Prinzeſſinn Badrulbudur, nachdem ſie der falſchen Fatime für ihren vermeintlichen guten Rath gedankt hatte, fuhr fort, ſich mit ihr über andere Gegenſtände zu unterhalten; doch vergaß ſie das Roch-Ei nicht, und nahm ſich vor, ſobald Aladdin von der Jagd wiederkäme, mit ihm davon zu reden. Seit ſechs Tagen war er nämlich fort, und der Zauberer, der es recht gut wußte, hatte dieſe ſeine Abweſenheit benutzen wollen. Aladdin kam noch denſelben Tag des Abends zurück, während die falſche Fatime ſo eben von der Prinzeſſinn ſich beurlaubt und ſich nach ihrem Zimmer begeben hatte. Er ſtieg in das Zimmer der Prinzeſſinn hinauf, welche ſo eben in daſſelbe zurückkehrte, er begrüßte ſie und umarmte ſie; doch ſchien es ihm, als ob ſie ihn etwas kälter empfinge. „Theure Prinzeſſinn,“ ſagte er zu ihr, „ich finde euch nicht ſo heiter als ſonſt. Iſt in meiner Abweſenheit etwas vorgefallen, das euch misfallen oder euch Verdruß und Misvergnügen verurſacht hat? Beim Himmel, verhehlet es mir nicht, ich werde alles aufbieten, um es von euch zu entfernen, wofern es in meiner Macht ſteht.“ — „Es iſt bloß eine Kleinigkeit,“ antwortete die Prinzeſſinn, und es kümmert mich ſo wenig, daß ich gar nicht geglaubt habe, daß ihr auf meinem Geſicht eine Spur davon bemerken würdet. Indeß, da ihr wider mein Erwarten eine Veränderung auf demſelben wahrgenommen, ſo will ich euch die Urſache nicht verhehlen, obwohl ſie von geringer Bedeutung iſt. Ich hatte, ſo wie ihr, immer geglaubt, "fuhr die Prinzeſſinn fort," daß unſer Palaſt der herrlichſte, prachtvollſte und vollendetſte auf der Welt wäre. Indeß muß ich euch doch ſagen, was mir bei genauer Beſichtigung des Saales mit den vier und zwanzig Fenſtern in den Sinn gekommen iſt. Meinet ihr nicht auch, daß nichts übrig zu wünſchen ſein würde, wenn in der Mitte des Kuppelgewölbes ein Roch-Ei ſchwebend hinge?" — "Prinzeſſinn," antwortete Aladdin, "wenn ihr findet, daß ein Roch-Ei noch daran fehlt, ſo iſt das für mich hinlänglich, um denſelben Mangel zu empfinden, und aus der Emſigkeit, womit ich dieſem Mangel abhelfen werde, werdet ihr euch überzeugen, daß ich euch zu Liebe alles mögliche thue."

Dreihundert und ſieben und vierzigſte Nacht.

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzeſſinn, ſtieg in den Saal von vier und zwanzig Fenſtern hinauf, zog dort aus ſeinem Buſen die Lampe, die er ſeit jener Gefahr, in die er durch Vernachläſſigung derſelben gerathen, überall bei ſich trug, und rieb ſie. Sogleich erſchien ihm der Geiſt. "Geiſt," ſagte Aladdin zu ihm, "es fehlt dieſem Kuppelgewölbe noch ein Roch-Ei, welches mitten in der Vertiefung deſſelben aufgehangen ſein müßte; ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du dieſem Mangel abhelfeſt."

Kaum hatte Aladdin dieſe Worte ausgeſprochen, als der Geiſt einen ſo lauten und entſetzlichen Schrek ausſtieß, daß der Saal davon erbebte, und daß Aladdin taumelte, und faſt umzufallen in Gefahr war. "Wie, Elender," ſagte der Geiſt in einem Tone zu ihm, der auch dem unerſchrockenſten Manne Furcht eingeflößt haben würde, "iſt es dir nicht genug, daß ich und meine Gefährten aus Rückſicht gegen dich alles mögliche gethan haben, daß du mir jetzt vermöge einer Undankbarkeit, die ihres gleichen nicht hat, befiehlſt, dir meinen Vater zu bringen und ihn mitten in dieſer Kuppelwölbung aufzuhängen? Dieſer Frevel verdiente, daß du nebſt deiner Frau und deinem Palaſte auf der Stelle in Staub und Aſche verwandelt würdeſt; indeß zu deinem Glücke geht dieſer Wunſch nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nämlich wiſſen, daß der Bruder des afrikaniſchen Zauberers, deines Feindes, den du verdientermaßen vertilgt haſt, der eigentliche Urheber davon iſt. Er befindet ſich in deinem Palaſte, verkleidet in den Anzug der heiligen Frau Fatime, die er ermordet hat, und er iſt es, der deiner Frau das verderbliche Verlangen eingab, das du gegen mich geäußert haſt. Seine Abſicht iſt, dich umzubringen; du magſt dich alſo in Acht nehmen." Mit dieſen Worten verſchwand er.

Aladdin verlor keines von den letzten Worten des Geiſtes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime reden hören, und ihm war nicht unbekannt, auf welche Weiſe ſie, wie vorgegeben wurde, das Kopfweh heilte. Er kehrte demnach in das Zimmer der Prinzeſſinn zurück, und ohne ein Wort von dem, was ihm begegnet war, zu reden, ſetzte er ſich nieder, ſtützte ſeine Stirn auf die Hand, und ſagte, daß ihn plötzlich ein heftiges Kopfweh befallen habe. Die Prinzeſſinn befahl ſogleich die heilige Frau zu rufen, und während ſie geholt wurde, erzählte ſie Aladdin, bei welcher Gelegenheit ſie in den Palaſt gekommen und wie ſie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falſche Fatime kam. Sobald ſie hineingetreten war, ſagte Aladdin zu ihr: "Kommt her, meine gute Mutter, es freut mich euch zu ſehen und daß ihr gerade zu meinem guten Glücke hier ſeid. Ich werde von einem heftigen Kopfſchmerz geplagt, der mich ſo eben befallen hat. Im Vertrauen auf euere Gebete verlange ich von euch Hilfe und hoffe, daß ihr die Wohlthat, die ihr ſo vielen mit dieſer Krankheit behafteten erzeiget, mir nicht abſchlagen werdet." Mit dieſen Worten ſtand er auf, indem er den Kopf niederbückte. Die falſche Fatime näherte ſich ihm, doch mit der Hand an einen Dolch faſſend, den ſie unter ihrem Kleide am Gürtel ſtecken hatte. Aladdin, der ihn immerfort beobachtete, hielt jenem plötzlich die Hand feſt, noch ehe er den Dolch gezückt hatte, durchbohrte ihm mit ſeinem Dolche das Herz, und warf ihn auf den Fußboden hin.

"Mein theurer Gemahl, was habt ihr gethan?" rief die Prinzeſſinn voll Schrecken aus. "Ihr habt ja die heilige Frau umgebracht!" — "Nein, geliebte Prinzeſſinn," erwiederte Aladdin ganz ruhig, "nicht Fatimen habe ich getödtet, ſondern einen Schurken, der mich umgebracht haben würde, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Dieſer Böſewicht, den ihr hier ſehet," fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, "war es, der Fatimen ermordete und ſich in ihren Anzug verkleidete, um mich zu erdolchen; und damit ihr es nur wißt, er war ein Bruder des afrikaniſchen Zauberers, eures Entführers." Aladdin erzählte ihr hierauf, wie er dieſe einzelnen Umſtände erfahren habe, und ließ ſodann den Leichnam wegſchaffen.

Auf dieſe Art wurde alſo Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüderten Zauberer befreit. Wenige Jahre nachher ſtarb der Sultan in hohem Alter. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, ſo folgte ihm die Prinzeſſinn Badrulbudur, als geſetzmäßige Erbinn, auf dem Throne, und theilte ihre Herrſchaft mit Aladdin. Sie regierten mit einander lange Jahre, und hinterließen eine berühmte Nachkommenſchaft.

"Herr," ſagte die Sultaninn Scheheraſade, als ſie die Geſchichte von der Wunderlampe vollendet hatte, "Euer Majeſtät wird ohne Zweifel bemerkt haben, daß in der Perſon des afrikaniſchen Zauberers ein Mann dargeſtellt iſt, den eine unmäßige Begier ergriffen hat, ſich Schätze auf ſtrafbarem Wege zu erwerben, die er auch wirklich entdeckt, doch zu deren Beſitz er nie gelangt, weil er ſich deſſen unwürdig gemacht hat. In Aladdin ſehet ihr im Gegentheil einen Mann, der ſich von niederer Herkunft bis zur Königswürde erhebt, und zwar durch den Gebrauch derſelben Schätze, die ihm in die Hände fallen, ohne daß er ſie ſucht, und bloß in dem Maaße, als er ſie zu Erreichung ſeines jedesmaligen Zweckes nöthig hat. An dem Sultan könnt ihr abnehmen, wie leicht ſelbſt ein guter, gerechter und gütiger Monarch Gefahr läuft, entthront zu werden, wenn er vermöge einer ſchreienden Ungerechtigkeit und gegen alle Vorſchriften der Billigkeit es wagt, aus Uebereilung einen Unſchuldigen zu verdammen, ohne ſeine Rechtfertigung zu hören. Endlich werdet ihr die Schandthaten der beiden verbrecheriſchen Zauberer verabſcheuen, wovon der eine ſein Leben opfert, um Schätze zu gewinnen, und der andere Leben und Religion zugleich, um einen Frevler, wie er ſelber, zu rächen, und der gleich jenem die verdiente Strafe ſeiner Bosheit empfängt.“

Der Sultan von Indien verſicherte ſeine Gemahlinn, die Sultaninn Scheheraſade, daß ihn die Abenteuer mit der Wunderlampe ſehr befriedigt hätten, und daß ihre nächtlichen Erzählungen ihm viel Vergnügen gewährten. Er ſah recht gut, daß die Sultaninn ſehr geſchickt eine an die andere knüpfte; indeß war er gar nicht böſe darüber, daß ſie ihm dadurch Gelegenheit gab, die Vollziehung ſeines Schwures, keine Frau länger als eine Nacht zu behalten und ſie am folgenden Morgen dann hinrichten zu laſſen, in Hinſicht ihrer noch auszuſetzen. Er war faſt auf nichts ſo neugierig als darauf, ob er es nicht endlich dahin bringen würde, daß ihr der Stoff ausginge.

Drei hundert und acht und vierzigſte Nacht.

Als er daher die Geſchichte von Aladdin und Badrulbudur bis zu Ende gehört hatte, und zwar ganz anders, als ſie ihm bisher immer erzählt worden war, ſo kam er am folgenden Morgen beim Erwachen Dinarſaden zuvor, weckte die Sultaninn ſelber, und fragte ſie, ob ſie nun mit ihren Geſchichten zu Ende ſei?

"Mit meinen Geſchichten zu Ende?" rief die Sultaninn ganz erſtaunt aus. "Da fehlt noch viel, Euer Majeſtät; ihre Zahl iſt ſo groß, daß es mir ſelber nicht möglich ſein würde, ſie vollſtändig anzugeben. Ich fürchte bloß, daß Euer Majeſtät zuletzt beim Zuhören ſich langweile und deſſen müde werde, ehe mir noch der Stoff zu dieſen Erzählungen ausgeht."

"Dieſe Beſorgniß kannſt du dir immer aus dem Sinn ſchlagen," erwiederte der Sultan. "Doch wir wollen ſehen, was du mir Neues zu erzählen haſt."

Die Sultaninn Scheheraſade, durch dieſe Worte des Sultans von Indien aufgemuntert, begann folgende neue Geſchichte:

Geſchichte

Ganem's, des Sohnes von Abu Aibu.

Es war einmal in Damask ein Kaufmann, der durch ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Fleiß ein großes Vermögen geſammelt hatte, wovon er ſehr anſtändig lebte. Abu Aibu — ſo hieß dieſer Kaufmann — hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn bekam anfänglich den Namen Ganem, ſpäter den Beinamen: der Liebesſklawe. Er war von ſchöner Leibesgeſtalt, und ſein Geiſt, der von Natur herrliche Anlagen hatte, war durch geſchickte Lehrer, die ihm ſein Vater hielt, ſehr gut ausgebildet worden. Die Tochter bekam den Namen Herzensmacht, weil ſie von einer ſo vollkommenen Schönheit war, daß ſie jeder, der ſie ſah, lieben mußte.

Abu Aibu ſtarb, und hinterließ unermeßliche Reichthümer. Hundert Ladungen an Brokat und andern Seidenſtoffen, die ſich in ſeinen Waaren- und Lagerhäuſern vorfanden, machten bloß den kleinſten Theil davon aus. Die Ladungen waren alle ſchon fertig gepackt, und auf jedem Ballen las man mit großen Buchſtaben geſchrieben: »Nach Bagdad."

Um dieſelbe Zeit herrſchte in Damask, der Hauptſtadt Syriens, Mohamed, der Sohn Soliman's, mit dem Beinamen Sinebi. Harun Arreſchyd, mit dem er verwandt war, und der ſeinen Sitz zu Bagdad hatte, hatte ihm dieſes Reich mit Vorbehalt der Zinsbarkeit überlaſſen.

Nicht lange nach Abu Aibu's Tode unterhielt ſich einſt Ganem mit ſeiner Mutter von Familienangelegenheiten, und in Bezug auf die Waarenladungen, die ſich in dem Lagerhauſe befanden, fragte er ſie, was denn die Aufſchrift auf jedem Ballen bedeuten ſolle. "Mein Sohn," erwiederte die Mutter, »dein Vater reiſte bald in dieſes bald in jenes Land, und pflegte vor ſeiner Abreiſe jedesmal den Namen der Stadt, wo er hin wollte, auf jeden Ballen zu ſchreiben. Er hatte eben alles in Stand geſetzt, um eine Reiſe nach Bagdad zu machen, und war im Begriff, dahin abzureiſen, als er ſtarb . . . . »Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen, das noch friſche Andenken an den Tod ihres Mannes hemmte ihre Rede und entlockte ihr einen Strom von Thränen.

Ganem konnte die tiefe Rührung ſeiner Mutter nicht ſehen, ohne ſelber gerührt zu werden. Sie blieben eine Weile ſtumm nnd ſprachlos. Endlich faßte er ſich wieder, und als er ſeine Mutter wieder im Stande ſah, ihn anzuhören, nahm er das Wort und ſagte: „Da mein Vater dieſe Waaren für Bagdad beſtimmt hat, und ſelber nicht mehr im Stande iſt, dieſen Plan auszuführen, ſo werde ich mich anſchicken, dieſe Reiſe zu machen. Ich glaube ſelber, daß es nothwendig iſt, meine Abreiſe zu beſchleunigen, damit dieſe Waaren nicht etwa zu Grunde gehen oder damit wir nicht die Gelegenheit verlieren, ſie vortheilhaft abzuſetzen."

Die Wittwe Abu Aibu's, die ihren Sohn zärtlich liebte, ward über dieſen ſeinen Entſchluß ſehr betrübt. „Mein Sohn," erwiederte ſie, "ich muß dich loben, daß du in die Fußtapſen deines Vaters treten willſt; aber bedenke, daß du noch zu jung, ohne Erfahrung, und keineswegs an die Beſchwerden einer Reiſe gewöhnt biſt. Ueberdieß, willſt du mich denn verlaſſen, und zu dem Schmerz, unter dem ich erliege, noch einen neuen hinzufügen? Iſt es nicht beſſer, dieſe Waaren an Kaufleute von Damask zu verkaufen und mit einem mäßigen Gewinn vorlieb zu nehmen, als dein Leben der Gefahr ausſetzen?"

Sie mochte immerhin das Vorhaben Ganem's durch die triftigſten Gründe beſtreiten, er hatte kein Ohr dafür. Die Luſt zu reiſen und ſeinen Geiſt durch eine ausgebreitete Kenntniß der Welt zu vervollkommnen, trieb ihn zur Abreiſe an, und überwog die Vorſtellungen, Bitten, ja Thränen ſeiner Mutter. Er ging auf den Sklawenmarkt, kaufte ſich mehrere recht handfeſte Sklawen, miethete hundert Kameele, und nachdem er ſich mit allem zur Reiſe Nöthigen verſehen hatte, machte er ſich mit fünf bis ſechs Kaufleuten von Damask, welche Handelsgeſchäfte zu Bagdad hatten, auf den Weg.

Dieſe Kaufleute, die alle ihre Sklawen und noch mehrere andere Reiſende zur Begleitung bei ſich hatten, machten eine ſo anſehnliche Karawane aus, daß ſie nichts von den Beduinen zu fürchten hatten, das heißt, von denjenigen Arabern, die kein anderes Gewerbe treiben, als die Ebene zu durchſtreifen, und die Karawanen anzufallen und zu plündern, wenn ſie nicht ſtark genug ſind, ihre Angriffe zurückzuweiſen. Sie hatten alſo bloß die gewöhnlichen Beſchwerden einer weiten Reiſe zu beſtehen, die ſie gern beim Anblick von Bagdad vergaßen, wo ſie glücklich anlangten.

Sie ſtiegen in dem prächtigſten und beſuchteſten Chan der Stadt ab. Doch Ganem, der gern bequem und für ſich allein wohnen wollte, nahm darin nicht Herberge, ſondern begnügte ſich, ſeine Waaren daſelbſt im Lagerhauſe zu laſſen, damit ſie in Sicherheit wären. Er miethete ſich in der Nachbarſchaft ein ſchönes, koſtbar meublirtes Haus, wobei ein Garten ſich befand, der durch die Menge ſeiner Springbrunnen und Baumgruppen ſehr angenehm war.

Einige Tage drauf, als der junge Kaufmann in dieß Haus eingezogen war und ſich von den Beſchwerden der Reiſe völlig erholt hatte, kleidete er ſich ſehr gut an und begab ſich an den öffentlichen Ort, wo ſich die Kaufleute verſammelten, um Waaren einzukaufen oder zu verkaufen. Ihm folgte ein Sklawe, der einen ganzen Ballen von verſchiedenen Arten von Stoffen und feinen Schleiertüchern trug.

Die Kaufleute empfingen Ganem ſehr höflich, und ihr Vorſteher, an den er ſich zuerſt wendete, nahm und kaufte den ganzen Ballen nach dem Preiſe, der auf dem Zettel angegeben war, welcher an jedem Stück befeſtigt war. Ganem ſetzte dieß Geſchäft mit ſo viel Glück fort, daß er die Waaren, die er jeden Tag hintragen ließ, immer alle verkaufte.

Er hatte bloß noch einen einzigen Ballen übrig, den er aus dem Lagerhauſe nach ſeiner Wohnung hatte bringen laſſen, als er einſt wieder nach dem öffentlichen Verſammlungsplatze der Kaufleute ausging. Er fand da alle Kaufläden verſchloſſen. Die Sache ſchien ihm ſo ſeltſam, daß er ſich nach der Urſache erkundigte, wo er denn erfuhr, daß einer der erſten Kaufleute, der ihm aber nicht weiter bekannt war, geſtorben ſei und daß ſeine ſämmtlichen Handelsfreunde und Mitkaufleute der Sitte gemäß zu ſeinem Begräbniß mitgegangen wären.

Ganem erkundigte ſich nach der Moſchee, wo das Gebet für ihn gehalten werden und von wo aus die Leiche nach dem Begräbnißplatze getragen werden ſollte, und als man ihm dieſelbe bezeichnet hatte, ſchickte er ſeinen Sklawen mit dem Pack Waaren wieder zurück und nahm ſeinen Weg nach der Moſchee. Er kam dort an, ehe noch das Gebet ganz geendigt war, welches man in einem ganz mit ſchwarzen Atlas ausgeſchlagenen Saale hielt. Hierauf hob man die Leiche auf, und die ganze Verwandtſchaft nebſt Ganem und den übrigen Kaufleuten folgte ihr bis zum Begräbnißorte, welcher außerhalb der Stadt und ſehr weit entfernt war. Es war dieß ein ſteinernes, oben kuppelförmiges Gebäude, welches zur Aufnahme der Leichen der geſammten Familie des Verſtorbenen beſtimmt war; da es ſehr klein war, ſo hatte man rings umher Zelte aufgeſchlagen, damit das ganze Leichengefolge ſich während der Zeremonieen darunter aufhalten könnte. Man öffnete das Grab, legte die Leiche hinein, und verſchloß es dann wieder. Hierauf ſetzte ſich der Imam und die übrigen Diener der Moſchee in einem Kreiſe auf die Teppiche unter dem Hauptzelte, und ſagten die übrigen Gebete her; auch laſen ſie die für Todtenbeſtattung vorgeſchriebenen Kapitel des Korans her. Die

Verwandten und die Kaufleute folgten ihrem Beiſpiele und ſetzten ſich rings im Kreiſe hinter ſie.

Es war beinahe Nacht geworden, alles geendigt war. Ganem, der ſich auf eine ſo lange Feierlichkeit nicht gefaßt gemacht hatte, fing an unruhig zu werden, und ſeine Unruhe ſtieg, als er ſah, daß man der in Bagdad beſtehenden Sitte zufolge ein Mahl zu Ehren des Verſtorbenen auftrug. Man ſagte ihm zugleich, daß die Zelte nicht bloß gegen die Sonnenglut ausgeſpannt worden wären, ſondern auch gegen den Nachtthau, weil man erſt gegen den Morgen nach der Stadt zurückkehren würde. Dieſe Nachricht beunruhigte Ganem. "Ich bin hier ein Fremder," dachte er bei ſich ſelber, "und gelte für einen reichen Kaufmann. Es können Diebe meine Abweſenheit benutzen und mein Haus plündern; ſelbſt meine Sklaven können ſich durch eine ſo ſchöne Gelegenheit reizen laſſen, ſie dürfen bloß mit dem Gelde, das ich für die Waaren empfangen, die Flucht ergreifen, und wo ſoll ich ſie dann ſuchen?" Lebhaft mit dieſen Gedanken beſchäftigt, aß er ganz flüchtig einige Biſſen, und ſtahl ſich dann unvermerkt aus der Geſellſchaft hinweg.

Um raſcher fortzukommen, beſchleunigte er ſeine Schritte, indeß, wie es oft wohl zu gehen pflegt, daß man um ſo weniger vorwärts kommt, je eilfertiger man iſt, ſo ging es auch dießmal; er ſchlug einen falſchen Weg ein und verirrte ſich im Finſtern, ſo daß es faſt ſchon Mitternacht war, als er am Stadtthor ankam. Zum größten Unglück fand er es verſchloſſen. Dieſer widerwärtige Zufall ſetzte ihn von neuem in Verlegenheit und nöthigte ihn, einen Ort aufzuſuchen, wo er den noch übrigen Theil der Nacht zubringen könnte, und zu warten, bis man das Thor öffnen würde. Er trat in einen Begräbnißplatz ein, der ſo groß war, daß er ſich von der Stadt bis dahin erſtreckte, wo er eben herkam. Hier ging er vorwärts bis an einen kleinen von einer hohen Mauer umgebenen Platz, welcher der Privatbegräbnißort einer Familie war und auf welchem ein Palmbaum ſtand. Es gab außerdem da noch eine Menge anderer Privatbegräbniſſe, deren Thüren nicht immer feſtzugeſchloſſen waren. Da nun Ganem gerade den Platz, wo der Palmbaum ſtand, offen fand, ſo ging er hinein und ſchloß die Thür hinter ſich zu, legte ſich dann aufs Gras und that alles mögliche, um einſchlafen zu können, doch ſeine Unruhe, ſich außer ſeiner Wohnung zu ſehen, hinderte ihn daran. Er ſtand auf, ſpazierte einigemal nach der Thür hin auf und nieder, und öffnete ſie endlich, ohne zu wiſſen, warum. In dieſem Augenblick ſah er von weitem ein Licht, daß auf ihn zu zu kommen ſchien. Bei dieſem Anblick ward er von Furcht ergriffen, er ſchlug die Thür wieder zu, die nur durch eine Klinke ſich ſchloß, und ſtieg geſchwind auf den Palmbaum, der ihm in der Angſt der ſicherſte Zufluchtsort zu ſein ſchien.

Er war kaum oben, als er beim Scheine des Lichts, das ihn ſo erſchreckt hatte, ganz deutlich drei Männer, die der Kleidung nach Sklawen zu ſein ſchienen, in den Begräbnißplatz, worin er ſich befand, hereintreten ſah. Der eine ging mit einer Laterne voran, und die beiden andern gingen hinter ihm her, mit einem Kaſten von fünf bis ſechs Fuß Länge, den ſie auf ihren Schultern trugen. Sie ſetzten ihn nieder, und einer von den drei Sklawen ſagte hierauf zu ſeinen beiden Gefährten: "Bruder, wenn ihr mir folgt, ſo laſſen wir den Kaſten hier, und nehmen unſern Weg nach der Stadt zurück." — "Nein, nein," antwortete ein anderer, „wir dürfen die Befehle unſerer Gebieterinn nicht ſo ſchlecht vollziehen, es könnte uns einſt reuen, ſie ſo vernachläſſigt zu haben, wir wollen lieber dieſen Kaſten vergraben, wie uns befohlen iſt.“ Die bei andern Sklawen traten dieſer Anſicht bei. Sie fingen nun an mit Werkzeugen, die ſie zu dieſem Zweck mitgebracht, die Erde aufzuwühlen, und als ſie eine tiefe Grube gemacht hatten, ſetzten ſie den Kaſten hinein, und bedeckten ihn mit der Erde, die ſie aufgewühlt hatten. Hierauf gingen ſie aus dem Begräbnißplatze fort und wieder nach Hauſe.

Drei hundert und neun und vierzigſte Nacht.

Ganem, der oben auf dem Palmbaum alles, was die Sklawen ſprachen, gehört hatte, wußte nicht, was er von dieſem Abenteuer denken ſollte. Er muthmaßte, der Kaſten müſſe wohl etwas koſtbares enthalten, und die Perſon, welcher er gehöre, müſſe ihre Gründe haben, ihn auf dem Todtenacker verſtecken zu laſſen. Er beſchloß, ſich auf der Stelle hierüber Aufklärung zu verſchaffen, und ſtieg vom Palmbaum herab. Der Weggang der Sklawen hatte ihm jede Furcht benommen. Er fing an, an dem Grabhügel zu arbeiten, und wußte ſo gut ſeine Hände und Füße zu benutzen, daß er in kurzer Zeit den Kaſten von der Erde entblößt hatte; indeß er fand ihn durch ein großes Vorlegeſchloß verſchloſſen. Er ärgerte ſich außerordentlich über dieß neue Hinderniß, welches ihn abhielt, ſeine Neugierde zu befriedigen. Indeß er verlor den Muth nicht, und als unterdeſſen der Tag anbrach, ſo entdeckte er auf dem Begräbnißplatze mehrere große Kieſelſteine. Er ſuchte ſich einen derſelben aus und zerſprengte ohne ſonderliche Mühe das Vorlegeſchloß; hierauf öffnete er voll Ungeduld den Kaſten. Allein, wie groß war Ganem's Erſtaunen, als er, anſtatt, wie er erwartet hatte, Geld darin zu finden, ein junges Mädchen von unvergleichlicher Schönheit darin antraf. An ihrer friſchen und roſigen Geſichtsfarbe, und mehr noch an ihrem ſanften und regelmäßigen Athemholen erkannte er, daß ſie noch voll Leben ſei; nur konnte er nicht begreifen, warum ſie doch, im Fall ſie bloß ſchlief, bei dem Geräuſch, das er beim Aufſprengen des Vorlegeſchloſſes gemacht hatte, nicht erwacht war. Sie hatte ein ſo prächtiges Kleid, diamantene Armbänder und Ohrgehänge, nebſt einem Halsbande von ſo großen und feinen Perlen, daß er keinen Augenblick zweifelte, es müſſe eine von den vornehmſten Frauen des Hofes ſein. Beim Anblick einer ſolchen Schönheit ward Ganem nicht bloß von Mitleid und jener natürlichen Neigung, andern in Gefahr beizuſtehen, ſondern von einem noch ſtärkeren Gefühl, welches er ſich nicht erklären konnte, angetrieben, dieſer jungen Schönen alle die Hilfe zu leiſten, die in ſeiner Macht ſtand.

Vor allen Dingen verſchloß er die Thür des Begräbnißortes, welche die Sklawen offen gelaſſen hatten. Sodann kehrte er zurück, faßte die Dame unter den Armen, zog ſie aus dem Kaſten heraus und legte ſie auf die friſch aufgewühlte Erde hin. Sie war kaum in dieſe Lage gebracht und der friſchen Luft ausgeſetzt, als ſie nieſte und, nach einer kleinen Anſtrengung mit dem Kopfe, durch den Mund eine Flüſſigkeit von ſich gab, die ihr, wie es ſchien, bisher den Magen beſchwert hatte. Sodann blinzelte ſie, rieb ſich die Augen, und rief mit einer Stimme, wovon Ganem, den ſie nicht ſehen konnte, ganz bezaubert wurde: »Gartenblume, Korallenzweig, Zuckerrohr, Tageslicht, Morgenſtern, Zeitvertreib, ſo redet doch, wo ſeid ihr?» Dieß waren nämlich die Namen von Sklawinnen, die ihr gewöhnlich aufwarteten. Sie rief nach ihnen, und wunderte ſich ſehr, daß niemand antwortete. Endlich ſchlug ſie die Augen auf, und als ſie ſich auf einem Todtenacker erblickte, wurde ſie von Furcht ergriffen. „Was iſt das?“ rief ſie, noch ſtärker als zuvor; »ſtehen die Todten auf? ſind wir ſchon am jüngſten Tage? Welch eine ſeltſame Veränderung ſeit geſtern Abend!”

Ganem wollte die junge Schöne nicht länger in dieſer Unruhe laſſen. Er trat mit aller nur möglichen Ehrerbietung und auf die artigſte Weiſe vor ſie hin und ſagte zu ihr: „Edle Frau, ich kann euch nur ſehr ſchwach die Freude ſchildern, die ich darüber empfinde, daß ich hier zugegen war und euch dieſen Dienſt leiſten konnte, und daß ich euch alle die Hilfe anbieten kann, deren ihr in eurem jetzigen Zuſtande bedürfet.“

Um der ſchönen Frau Zutrauen zu ſich einzuflößen, ſagte er ihr zuerſt, wer er wäre, und durch welchen Zufall er auf dieſen Begräbnißort gerathen ſei; ſodann erzählte er ihr die Ankunft der drei Sklawen und wie ſie den Kaſten vergraben hätten. Die Frau welche ſich beim Anblick Ganem's das Geſicht mit ihrem Schleier verhüllt hatte, wurde von lebhaftem Dankgefühl gegen ihn ergriffen, und ſagte: „Ich danke Gott, daß er mir einen ſo wackern Mann, wie ihr ſeid, zugeſandt hat, um mich vom Tode zu befreien. Doch da ihr ein ſo mildthätiges Werk einmal angefangen habt, ſo beſchwöre ich euch, es nicht unvollendet zu laſſen. Gehet, ich bitte euch darum, in die Stadt und holet einen Mauleſeltreiber, der mich hier weghole und in demſelben Kaſten nach eurer Wohnung führe. Denn wenn ich mit euch zu Fuß von hier wegginge, ſo könnte jemandem unterweges meine Kleidung, die ſich von der Kleidung der übrigen Frauen in der Stadt unterſcheidet, auffallen und ihn bewegen, mir nachzugehen, was ich aber um äußerſt wichtiger Gründe willen zu vermeiden ſuchen muß. Sobald ich in eurem Hauſe bin, werdet ihr aus der Erzählung meiner Geſchichte erfahren, wer ich bin; unterdeß aber ſeid verſichert, daß ihr nicht eine Undankbare zu Dank verpflichtet habt.“

Der junge Kaufmann zog, bevor er die ſchöne Frau verließ, den Kaſten aus der Grube heraus, ſchüttete dieſe mit Erde wieder zu, legte die Frau dann wieder in den Kaſten, und machte dieſen wieder ſo zu, daß man nicht merkte, daß das Schloß daran zerſprengt ſei; damit indeß die Frau nicht erſticken möchte, ließ er einen kleinen Ritz offen, durch welchen ſie friſche

Luft ſchöpfen konnte. Beim Weggehen aus dem Begräbnißplatze zog er die Thür hinter ſich zu, und da das Stadtthor bereits offen war, ſo fand er bald, was er ſuchte. Er kehrte nun nach dem Todtenacker zurück; half dem Maulthiertreiber den Kaſten auf ſeinen Mauleſel laden, und ſagte, um ihm jeden Verdacht zu benehmen: er ſei in der Nacht mit einem andern Maulthiertreiber hier angekommen, und dieſer hätte in der Eil, um ſchnell umkehren zu können, den Kaſten auf dem Begräbnißplatze abgeladen.

Ganem, der ſeit ſeiner Ankunft in Bagdad ſich nur mit ſeinem Handel beſchäftigt hatte, hatte noch nie die Macht der Liebe empfunden; jetzt fühlte er ſie zum erſtenmal. Er hatte die junge Schöne nicht anſehen können, ohne von ihrer Schönheit ganz geblendet zu werden, und die Unruhe, die er empfand, als er von fern dem Maulthiertreiber folgte, ſo wie die Beſorgniß, daß unterweges irgend etwas zuſtoßen könnte, was ihm ſeine Eroberung entreißen könnte, gaben ihm über ſeinen inneren Zuſtand Aufſchluß. Seine Freude war unbeſchreiblich, als er glücklich bei ſeiner Wohnung angelangt war und den Kaſten abladen ſah. Nachdem er den Maulthiertreiber entlaſſen, und durch einen ſeiner Sklawen die Hausthür hatte verſchließen laſſen, öffnete er den Kaſten, half der jungen Schönen herausſteigen, bot ihr die Hand, und führte ſie nach ſeinem Zimmer, indem er ſie wegen deſſen bedauerte, was ſie in dieſem engen Verſchluß ausgeſtanden habe.

"Wenn ich etwas ausgeſtanden habe," ſagte ſie hierauf, "ſo bin ich durch das, was ihr für mich gethan, und durch das Vergnügen, das ich empfinde, mich in Sicherheit zu ſehen, hinlänglich dafür entſchädigt."

Das Zimmer Ganem's, ſo reich meublirt es auch war, zog minder die Aufmerkſamkeit der Schönen auf ſich, als der ſchlanke Wuchs und der edle Anſtand ihres Befreiers, deſſen Artigkeit und verbindliches Weſen ihr das lebhafteſte Dankgefühl einflößten. Sie ſetzte ſich auf ein Sofa, und um dem Kaufmann an den Tag zu legen, wie ſehr ſie den ihr geleiſteten Dienſt anerkenne, nahm ſie ihren Schleier ab. Ganem fühlte ſeinerſeits die Gunſt, die eine ſo liebenswürdige Dame ihm dadurch erzeigte, daß ſie ihn ihr entſchleiertes Geſicht ſehen ließ, in ihrer ganzen Größe, oder vielmehr er fühlte, daß er für ſie bereits die leidenſchaftlichſte Zuneigung hegte. Wie viel Verbindlichkeiten ſie ihm auch ſchuldig ſein mochte, er fühlte ſich durch eine ſo köſtliche Gunſtbezeigung nur zu ſehr belohnt.

Die Schöne errieth Ganem's Geſinnungen, ward aber darüber nicht unruhig, weil er ſich in ehrerbietiger Ferne hielt. Da er muthmaßte, daß ſie wohl zu eſſen wünſchen möge, und keinem andern das Geſchäft übertragen wollte, einen ſo reizenden Gaſt zu bewirthen, ſo ging er in Begleitung eines Sklawens zu einem Speiſewirth und beſtellte eine Mahlzeit. Von dem Speiſewirth begab er ſich dann zu einem Obſthändler, wo er ſich die ſchönſten und vortrefflichſten Früchte auslas; eben ſo kaufte er ſich von dem köſtlichſten Wein und von demſelben Brote, das der Chalyf auf ſeiner Tafel ſpeiſte.

Sobald er in ſeine Wohnung zurückgekehrt war, errichtete er mit eigener Hand von den eingekauften Früchten eine Piramyde, und ſetzte dieſe ſelber in einer Schüſſel von dem feinſten Porzellan vor ſie hin, indem er zu ihr ſagte: "Edle Frau, unterdeß, bis eine nahrhaftere und eurer würdige Mahlzeit bereitet ſein wird; wählet und nehmet, ich bitte euch, einige von dieſen Früchten hier." Er wollte vor ihr ſtehen bleiben, doch ſie erklärte, daß ſie nicht eher etwas anrühren würde, als bis er ſich geſetzt haben und mit ihr eſſen würde. Er gehorchte, und als ſie einige Stücke geſpeiſt hatten, bemerkte Ganem, daß der Schleier, den die Dame neben ſich aufs Sofa hingelegt, mit einem Saume von goldgeſtickten Buchſtaben eingefaßt war, und bat um die Erlaubniß, dieſe Stickerei beſehen zu dürfen. Die ſchöne Frau nahm und überreichte ihm den Schleier, mit der Frage, ob er auch wohl leſen könne? "Verehrungswürdige Frau," erwiederte er mit Beſcheidenheit, "ein Kaufmann, der nicht wenigſtens leſen und ſchreiben könnte, würde ſehr ſchlecht ſeine Geſchäfte betreiben." — "Nun gut," erwiederte ſie, "ſo leſet die Worte, die hier in den Schleier geſtickt ſind; es iſt dieß zugleich ein Anlaß für mich, euch meine Geſchichte zu erzählen."

Ganem nahm den Schleier und las folgende Worte: „Ich gehöre dir und du gehörſt mir, o Abkömmling des Oheims des Propheten!" Dieſer Abkömmling von dem Oheim des Propheten war der Chalyf Harun Arreſchyd, der damals regierte und von Abbas, dem Oheim Mohammed's, abſtammte.

Als Ganem den Sinn dieſer Worte begriffen hatte, rief er traurig aus: "Ach, gnädige Frau, ich habe euch ſo eben das Leben wieder gegeben, und dieſe Schrift gibt mir den Tod! Ich verſtehe die geheime Bedeutung derſelben zwar nicht ganz, doch ſehe ich nur zu wohl ein, daß ich der unglückſeligſte aller Menſchen bin. Verzeihet mir, edle Frau, die Freiheit, die ich mir nehme, es euch zu ſagen: ich konnte euch nicht ſehen, ohne euch mein Herz zu ſchenken, ihr ſelber wißt, wie wenig es in meiner Macht ſtand, es euch zu verſagen, und das iſt es, was meiner Verwegenheit zur Entſchuldigung gereichen wird. Ich nahm mir vor, das eurige durch meine Verehrung, meine Sorgfalt, meine Gefälligkeiten, meinen Eifer, meine Unterwürfigkeit und meine Beharrlichkeit zu rühren, und kaum habe ich dieſen ſchmeichelhaften Plan gefaßt, als ich auch ſchon meine Hoffnungen wieder dahin ſinken ſehe. Ich kann nicht dafür ſtehen, daß ich ein ſo großes Unglück lange zu ertragen im Stande ſein werde; allein, was auch immer daraus entſtehen mag, ich werde wenigſtens den Troſt haben, für euch zu ſterben.

Gebt mir, [illegible] Frau, ich beſchwöre euch, völlige Aufklärung über mein trauriges Schickſal."

Er konnte dieſe letzten Worte nicht ohne Thränen ausſprechen. Die ſchöne Frau ward davon gerührt. Anſtatt über die Erklärung, die ſie ſo eben vernommen, ſich zu beklagen, empfand ſie vielmehr eine geheime Freude darüber; denn ihr Herz hatte ſich bereits von ihm einnehmen laſſen. Jedoch verhehlte ſie es, und als ob ſie auf Ganem's Rede gar nicht Acht gegeben, antwortete ſie ihm: "Ich hätte mich wohl gehütet, euch meinen Schleier zu zeigen, wenn ich geglaubt hätte, daß er euch ſo großes Misvergnügen machen würde, und ich ſehe nicht ab, wie das, was ich euch geſagt, euer Loos ſo beklagenswerth machen könne, als ihr euch einbildet. Ihr müßt nämlich wiſſen, "fuhr ſie fort," um euch meine Geſchichte zu erzählen, daß ich Herzenspein[3] heiße, — ein Name, der mir bei meiner Geburt gegeben wurde, weil man glaubte, daß mein Anblick dereinſt viel Leid verurſachen würde. Er wird euch nicht unbekannt ſein, da in ganz Bagdad niemand iſt, der nicht wüßte daß der Chalyf Harun Arreſchyd eine Favoritinn hat, die ſo heißt. Man brachte mich ſchon in meiner früh ſten Jugend in ſeinen Palaſt, und erzog mich mit aller Sorgfalt, die man nur irgend auf Perſonen meines Geſchlechts, die darin zu bleiben beſtimmt ſind, zu verwenden pflegt. Ich machte in alle dem, was man mich lehrte, nicht üble Fortſchritte, und dieß, nebſt einem Zuge von Schönheit, erwarb mir die Freundſchaft des Chalyfen, der mir ein beſonderes Zimmer neben dem ſeinigen einräumte. Der Chalyf ließ es bei dieſer Auszeichnung nicht bewenden. Er ernennte zwanzig Frauen mir zur Aufwartung, nebſt eben ſo vielen Verſchnittenen, und machte mir ſeitdem ſo anſehnliche Geſchenke, daß ich mich bald reicher ſah, als irgend eine Königinn auf der Welt. Ihr könnt leicht denken, daß Sobeïde, die Gemahlinn und Verwandte des Chalyfen, mein Glück nicht ohne Eiferſucht anſehen konnte. Obwohl Harun ihr alle mögliche Achtung erzeigte, ſo ſuchte ſie doch jede Gelegenheit auf, mich ins Verderben zu ſtürzen. Bisher hatte ich mich immer vor ihren Fallſtricken zu hüten gewußt, doch endlich unterlag ich dem letzten Anſchlage ihrer Eiferſucht, und ohne euch würde ich in dieſem Augenblick meinem unvermeidlichen Tode entgegen ſehen. Es iſt mir unzweifelhaft, daß ſie eine meiner Sklawinnen beſtochen hat, die mir geſtern Abend im Zitronenwaſſer ein Pulver beibrachte, welches einen ſo tiefen Schlaf verurſacht, daß man mit denen, die es zu ſich genommen, nach Belieben ſchalten kann, und zwar iſt dieſer Schlaf von der Art, daß ſieben bis acht Stunden hindurch nichts ihn zu verſcheuchen im Stande iſt. Ich habe um ſo mehr Grund, dieß zu vermuthen, da ich von Natur einen ſo leichten Schlaf habe und bei dem geringſten

Geräuſch erwache. Sobeïde hat zu Ausführung ihres boshaften Planes die Abweſenheit des Chalyfen benutzt, der vor einigen Tagen an der Spitze ſeines Heeres ins Feld gezogen iſt, um die Kühnheit einiger benachbarten Könige zu beſtrafen, die ſich zum Kriege gegen ihn verbunden haben. Ohne dieſen günſtigen Zufall würde meine Nebenbuhlerinn, ſo wüthend ſie ſein mag, dennoch nichts gegen mein Leben zu unternehmen gewagt haben. Ich weiß nicht, was ſie thun wird, um dem Chalyfen die Kenntniß von dieſem ihrem Verfahren zu entziehen; indeß ihr ſehet wenigſtens, wie wichtig es für mich iſt, daß ihr die Sache als Geheimniß bewahret. Mein Leben ſteht auf dem Spiele, und ſo lange der Chalyf von Bagdad abweſend iſt, werde ich in euerer Wohnung nicht ſicher ſein. Euch ſelbſt muß daran liegen, mein Abenteuer geheim zu halten; denn wenn Sobeïde erführe, welche Verpflichtung ich gegen euch habe, ſie würde euch ſelber für meine Lebensrettung beſtrafen. Nach der Rückkehr des Chalyfen werde ich weniger Vorſichtsmaßregeln zu beobachten haben. Ich werde dann ſchon Mittel und Wege finden, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und ich bin überzeugt, daß er eifriger als ich ſelber bemühet ſein wird, einen Dienſt zu vergelten, der mich ſeiner Liebe wiederſchenkt.

Als die ſchöne Favoritinn Harun Arreſchyd's ausgeſprochen hatte, nahm Ganem das Wort und ſagte:

„Gnädige Frau, ich ſage euch tauſendfachen Dank für die Aufklärung, die ihr mir auf meine Bitte gegeben, und ich bitte euch zu glauben, daß ihr hier völlig in Sicherheit ſeid. Die Gefühle, die ihr mir eingeflößt, bürgen euch für meine Verſchwiegenheit; indeß was die meiner Sklawen betrifft, ſo geſtehe ich euch, daß man ſich nicht ganz darauf verlaſſen kann. Sie könnten leicht die mir ſchuldige Treue aus den Augen ſetzen, wenn ſie wüßten, durch welchen Zufall und an welchem Orte ich euch zu treffen das Glück gehabt; indeß dieß können ſie unmöglich ahnden, ja ich glaube euch ſogar verſichern zu können, daß ſie nicht die mindeſte Neugier haben werden, darnach zu forſchen. Es iſt etwas ſo gewöhnliches an jungen Männern, daß ſie ſich ſchöne Sklawinnen zu verſchaffen ſuchen, daß ſie ſich gar nicht wundern werden, euch hier zu ſehen, in der Meinung, ihr wäret eine ſolche Sklawinn, die ich eben erſt gekauft hätte; auch werden ſie denken, ich hätte meine Gründe gehabt, um euch auf die Art und Weiſe, als es geſchehen iſt, in meine Wohnung zu bringen. Seid alſo darüber ganz ruhig und verſichert, daß man euch mit all' der Ehrerbietung dienen wird, die der Favoritinn eines ſo mächtigen Fürſten gebührt. Indeß auf welchem hohen Standpunkt der Größe er auch ſtehen mag, ſo werdet ihr mir dennoch erlauben, euch, edle Frau, zu verſichern, daß nichts mich je dazu vermögen wird, das Geſchenk zu widerrufen, welches ich euch mit meinem Herzen gemacht habe. Ich weiß wohl, daß ich nie jene Vorſchrift vergeſſen darf: „was dem Herrn gehört, iſt dem Sklawen verwehrt;“ jedoch ich liebte euch, bevor ihr mir noch geſagt hattet, daß ihr bereits an den Chalyfen verſagt wäret, und es hängt nicht mehr von mir ab, eine Leidenſchaft zu unterdrücken, die in ihrem Aufkeimen bereits alle die Stärke einer durch die vollkommenſte Gegenliebe erhöhten Neigung hat. Ich wünſche, daß euer erhabener und nur zu glücklicher Geliebter für euch an der Bosheit Sobeïdens dadurch Rache nehme, daß er euch an ſeine Seite zurückrufe, und wenn ihr euch dann ſeinen Wünſchen wiedergegeben ſehen werdet, ſo wünſche ich, daß ihr euch bisweilen des unglücklichen Ganem erinnern möget, deſſen Herz ihr eben ſo wohl erobert habet als das des Chalyfen. So mächtig dieſer Fürſt auch iſt, ſo wird er doch — wofern ihr anders Gefühl für zärtliche Liebe habet — mich, wie ich hoffe, nicht ganz aus euerem Gedächtniß verdrängen können. Er kann euch nicht feuriger lieben, als ich euch liebe, und ich werde nicht aufhören für euch zu erglühen, in welchen Winkel der Erde ich auch nach eurem Verluſte hingehen mag, um zu ſterben.“

Herzenspein bemerkte, daß Ganem vom tiefſten Schmerz durchdrungen war, und ward davon gerührt; doch da ſie die Verlegenheit voraus ſah, worein ſie gerathen würde, wenn ſie die Unterhaltung über dieſen

Gegenſtand fortſetzte, die ſie leicht dahin führen könnte, ihre Neigung, die ſie für ihn fühlte, zu verrathen, ſo ſagte ſie zu ihm: "Ich ſehe wohl, daß dieß Geſpräch euch zu ſehr betrübt; wir wollen es daher laſſen, und von der unendlichen Verpflichtung ſprechen, die ich zu euch habe. Ich kann euch nicht meine Freude beſchreiben, wenn ich daran denke, daß ich ohne eure Hülfe jetzt das Tageslicht nicht mehr ſehen würde."

Zum Glück für beide klopfte man in dieſem Augenblick an die Thür. Ganem ſtand auf, um zu ſehen, was es wäre, und es fand ſich, daß es einer von den Sklawen war, der ihm die Ankunft des Speiſewirths meldete. Ganem, der zu größerer Vorſicht ſeine Sklawen nicht in das Zimmer, worin Herzenspein war, eintreten laſſen wollte, nahm dem Speiſewirth ſeine Speiſen ab und ſetzte ſie ſelber ſeinem ſchönen Gaſte vor, die im Herzen von ſeiner zuvorkommenden Sorgfalt gegen ſie entzückt war.

Nach der Mahlzeit trug Ganem die Speiſen wieder ab, ſo wie er ſie aufgetragen, und als er ſie an der Thür des Zimmers dem Sklawen übergeben hatte, ſagte er zu Herzenspein: "Gnädige Frau, ihr werdet jetzt vielleicht gern ruhen wollen; ich verlaſſe euch daher, und ſobald ihr etwas Ruhe genoſſen habt, werdet ihr mich wieder zu euren Befehlen bereit ſehen." Nachdem er dieß geſprochen, ging er fort und kaufte zwei Sklawinnen, ferner auch zwei Päckchen, wovon das eine die feinſte Leinwand, das andere alles das enthielt, was irgend zum Putz für eine Favoritinn des Chalyfen erforderlich war. Er führte die beiden Sklawinnen nach ſeiner Wohnung, und ſtellte ſie der ſchönen Herzenspein mit den Worten vor: "Edle Frau, eine Perſon eueres Standes bedarf zum wenigſten zwei Sklawinnen zur Bedienung, genehmiget alſo, daß ich euch dieſe beiden hier übergebe."

Herzenspein bewunderte Ganem's zarte Aufmerkſamkeit und ſagte zu ihm: "Herr, ich ſehe wohl, daß ihr nicht der Mann ſeid, der etwas bloß halb zu thun pflegt. Ihr vermehrt durch euer gegenwärtiges Benehmen die Verbindlichkeiten, die ich euch ſchuldig bin; indeß hoffe ich, daß ich nicht als eine Undankbare ſterben werde, und daß der Himmel mich bald in den Stand ſetzen wird, euch alle eure großmüthigen Handlungen vergelten zu können."

Drei hundert und funfzigſte Nacht.

Sobald die beiden Sklawinnen ſich in ein benachbartes Zimmer, wohin der junge Kaufmann ſie gewieſen, begeben hatten, ſetzte er ſich zu Herzenspein aufs Sofa, jedoch in gehöriger Entfernung von ihr, um ihr ſeine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Er brachte das Geſpräch wieder auf ſeine Liebe und ſagte ihr die rührendſten Dinge in Beziehung auf die unüberwindlichen Hinderniſſe, die ihm jede Hoffnung benähmen. »Ich wage ſelbſt nicht einmal zu hoffen,“ fuhr er fort, »durch alle meine Zärtlichkeit auch nur den ſchwächſten Funken von Theilnahme in euerem Herzen zu wecken, welches für den mächtigſten Fürſten der Erde beſtimmt iſt. Ach, in meinem Unglück würde es ein Troſt für mich ſein, wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, daß ihr meine unendliche Liebe zu euch nicht mit gleichgültigen Augen angeſehen hättet!“ — »Herr,“ erwiederte Herzenspein . . . . . . »Ach, gnädige Frau,“ unterbrach ſie Ganem bei dieſem Worte, ihr erweiſet nun ſchon zum zweitenmal mir die Ehre, mich mit dem Worte Herr anzureden. Beim erſtenmale hinderte mich die Anweſenheit der Sklawinnen, euch meine Gedanken hierüber zu ſagen; allein, um Gottes willen, edle Frau, gebet mir nicht mehr dieſen Ehrentitel, der mir nicht zukommt. Behandelt mich, ich bitte euch darum, ganz wie eueren Sklawen; ich bin es ja, und werde nie aufhören, es zu ſein.“

»Nein, nein,“ unterbrach ihn jetzt Herzenspein, »ich werde mich wohl hüten, einen Mann, dem ich mein Leben verdanke, ſo zu behandeln. Ich wäre undankbar, wenn ich etwas ſpräche oder thäte, was für euch nicht angemeſſen wäre. Laſſet mich alſo den Gefühlen meiner Dankbarkeit folgen und fordert nicht von mir, daß ich zum Lohne für eure Wohlthaten unhöflich mit euch umgehe. Ich werde dieß niemals thun; ich bin zu ſehr von eurem ehrerbietigen Betragen gerührt, als daß ich es je misbrauchen könnte, und ich geſtehe euch, daß ich eure zarte Sorgfalt keinesweges mit gleichgültigen Augen anſehe. Mehr kann ich euch nicht ſagen; ihr kennt ja die Gründe, welche mir zu ſchweigen gebieten."

Ganem ward von dieſen Aeußerungen ganz bezaubert; er weinte vor Freude darüber, und da er nicht Worte finden konnte, um ihr ſeinen Dank genugſam ausdrücken zu können, ſo begnügte er ſich, ihr zu ſagen: wenn ſie wiſſe, was ſie dem Chalyfen ſchuldig ſei, ſo wiſſe er ſeinerſeits ebenfalls, daß, "was dem Herrn gehöre, dem Sklawen verboten ſei."

Da er die Annäherung der Nacht bemerkte, ſtand er auf, um Licht zu holen. Er brachte es ſelber und zugleich einen kleinen Imbiß, der zu Bagdad beſtehenden Sitte gemäß, wo man, nachdem man eine gute Mittagsmahlzeit genoſſen, des Abends bloß etwas Wein und Früchte zu ſich nimmt, und ſich bis zum Schlafengehen mit angenehmen Geſprächen unterhält.

Sie ſetzten ſich nun beide zu Tafel. Anfangs ſagten ſie einander in Bezug auf die Früchte, die ſie ſich gegenſeitig darreichten, allerlei Artigkeiten; hierauf ladete die Vortrefflichkeit des Weines ſie allmählig zum Trinken ein, und kaum hatten ſie zwei bis dreimal getrunken, als ſie es ſich auch ſchon zum Geſetz machten, nicht mehr zu trinken, ohne zuvor ein Lied geſungen zu haben. Ganem ſang einige Verſe, die er aus dem Stegreif dichtete und welche die Stärke ſeiner Liebe ausdrückten; Herzenspein, durch ſein Beiſpiel aufgemuntert, dichtete und ſang ebenfalls Lieder, die auf ihr Abenteuer Bezug nahmen und in denen ſtäts etwas lag, das Ganem zu ſeinen Gunſten auslegen konnte. Uebrigens wurde — dieß einzige abgerechnet — die Treue, zu der ſie gegen den Chalyfen verpflichtet war, ſorgfältig darin beobachtet. Der Imbiß dauerte ſehr lange, und die Nacht war ſchon ſehr weit vorgerückt, ehe ſie daran dachten, ſich zu trennen. Zuletzt zog ſich jedoch Ganem auf ſein Zimmer zurück, und ließ die ſchöne Herzenspein in dem ihrigen, in welches die neugekauften Sklawinnen ſofort eintraten und ſie auskleideten.

So lebten ſie mit einander mehrere Tage lang. Der junge Kaufmann ging bloß aus, wenn ihn Geſchäfte von der äußerſten Wichtigkeit fortriefen; außerdem benutzte er auch noch die Zeit, wo die ſchöne Frau ſchlummerte, denn er konnte es nicht über das Herz bringen, auch nur einen einzigen von den Augenblicken zu verlieren, die er bei ihr zubringen durfte. Er war ſtäts bloß mit ſeiner lieben Herzenspein beſchäftigt, welche ihrerſeits, von ihrer Neigung fortgeriſſen, ihm geſtand, daß ſie nicht geringere Liebe für ihn empfinde, als er für ſie. Indeß, wie ſehr ſie auch in einander verliebt waren, ſo war doch der bloße Gedanke an den Chalyfen im Stande, ſie in den gehörigen Schranken zu halten; was denn ihre Leidenſchaft noch mehr erregte.

Während Herzenspein, ſo zu ſagen, aus den Händen des Todes entriſſen worden war, und ihre Zeit bei Ganem ſo angenehm hinbrachte, war Sobeïde im Palaſte Harun Arreſchyd's nicht ohne einige Verlegenheit.

Die drei Sklawen, welche ſie zu Werkzeugen ihrer Rache gebrauchte, hatten kaum den Kaſten — ohne zu wiſſen, was darin ſei, und ohne ſich auch nur darum zu kümmern — als Leute, die blindlings ihre Befehle zu erfüllen gewohnt waren, fortgetragen, als ſie auch ſchon von der grauſamſten Unruhe ergriffen wurde. Tauſend ängſtliche Gedanken ſtörten ihre Ruhe. Sie konnte auch nicht einen Augenblick des Schlummers genießen, und die ganze Nacht dachte ſie nur auf Mittel und Wege, ihr Verbrechen zu verbergen. »Mein Gemahl,« ſagte ſie bei ſich ſelbſt, »liebt die Herzenspein mehr, als er jemals eine ſeiner Favoritinnen geliebt hat. Was ſoll ich ihm nun bei ſeiner Rückkehr antworten, wenn er ſich bei mir nach ihr erkundigt?« Zwar fielen ihr mehrere liſtige Auswege bei, doch keiner genügte ihr; immer fand ſie einige Schwierigkeiten dabei, und ſo wußte ſie nicht, wozu ſie ſich entſcheiden ſollte. Sie hatte in ihrer Umgebung eine bejahrte Frau, die ſie von früher Kindheit an erzogen hatte. Dieſe ließ ſie bei Tagesanbruch zu ſich kommen, entdeckte ihr das Geheimniß und ſagte dann zu ihr: „Meine gute Mutter, du haſt mich immer mit deinen guten Rathſchlägen unterſtützt; doch jezt in dieſem Falle bedarf ich derſelben gerade am meiſten, da es hier darauf ankommt, meinen Geiſt, der von einer tödtlichen Unruhe erfüllt iſt, zu beruhigen, und mir ein Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Chalyfen zufrieden ſtellen ſoll.“

„Meine theure Gebieterinn,“ erwiederte die alte Dame, „es wäre viel beſſer geweſen, wenn du dich in dieſe Verlegenheit gar nicht erſt geſetzt hätteſt; doch da die Sache einmal geſchehen iſt, ſo iſt darüber weiter nichts zu ſagen. Man muß jetzt bloß darauf denken, wie wir den Beherrſcher der Gläubigen täuſchen können, und mein Rath iſt, daß du ein Stück Holz in Geſtalt eines Leichnams ausſchnitzen läſſeſt; wir hüllen dieß dann in alte Leinwand ein, legen es in einen Sarg, und laſſen es an irgend einer Stelle im Palaſte begraben; ſodann mußt du unverzüglich ein kuppelförmiges Grabdenkmal von Marmor über die Begräbnißſtäte erbauen, und ein Leichengerüſt errichten laſſen, das mit ſchwarzem Tuche überhangen und mit großen Leuchtern und dicken Wachskerzen rings umſtellt ſein muß. Auch mußt du nicht vergeſſen," fuhr die bejahrte Frau fort, „ſowohl ſelber Trauer anzulegen, als auch deine Frauen und die der Favoritinn, ſo wie auch deine Verſchnittenen und alle Palaſtbeamten Trauerkleider anlegen zu laſſen. Wenn dann der Chalyf zurückkehren und ſeinen ganzen Palaſt, ſo wie auch dich, in Trauer ſehen wird, wird er nicht unterlaſſen, nach der Urſache davon zu fragen. Dann wirſt du eine gute Gelegenheit haben, dir bei ihm ein Verdienſt zu erwerben, wenn du ihm ſageſt, daß du um ſeinetwillen der ſchönen Herzenspein, die eines plötzlichen Todes geſtorben, dieſen letzten Dienſt erwieſen. Du mußt ihm dann erzählen, daß du der Favoritinn hätteſt ein Grabmal erbauen und ihr alle die Ehre erzeigen laſſen, die er ihr ſelbſt, wäre er zugegen geweſen, nur irgend hätte anthun können. Da ſeine Liebe zu ihr ſo groß geweſen iſt, ſo wird er gewiß hingehen, und an ihrem Grabe Thränen vergießen; vielleicht auch wird er gar nicht glauben wollen, daß ſie wirklich geſtorben ſei, ſondern wohl gar argwöhnen, du hätteſt ſie aus Eiferſucht aus dem Palaſte fortgeſchafft, und dieſe Trauer ſei ein bloßer Kunſtgriff, um ihn zu täuſchen und an allen Nachforſchungen zu hindern. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er ſie aufgraben und den Sarg öffnen laſſen wird; wenn er dann aber das hölzerne Leichenbild erblickt, ſo wird er von ihrem Tode ſicher überzeugt zu ſein glauben, und dir zugleich für alles das, was du gethan, großen Dank wiſſen. Was das Holzbild betrifft, ſo nehme ich es auf mich, ein ſolches durch einen Bildhauer hieſiger Stadt, der nie erfahren ſoll, zu welchem Zweck, ausſchnitzen zu laſſen. Du aber mußt der Dienerinn, welche geſtern Abend der Herzenspein das Zitronenwaſſer gereicht hat, anbefehlen, daß ſie ihren Mitdienerinnen melde, ſie habe ſo eben ihre Gebieterinn todt im Bette gefunden, ſie habe dir bereits davon Anzeige gemacht, und du hätteſt bereits an Mesrur die nöthigen Befehle zu ihrer Ankleidung und Beerdigung erlaſſen.“

Als die alte Dame ihren Vortrag geendigt, zog Sobeïde aus ihrem Schmuckkäſtchen einen koſtbaren Demantring, ſteckte ihn derſelben an den Finger, umarmte ſie, und ſagte voll Freude zu ihr: „Ach, meine gute Mutter, wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig! mir wäre ein ſo ſinnreiches Auskunftsmittel nie eingefallen. Es muß dieß durchaus gelingen, und ich fühle, daß ich mich wieder zu beruhigen anfange; ich verlaſſe mich alſo wegen der Beſtellung des Holzbildes ganz auf dich, und das übrige werde ich ſelber jetzt ſogleich anordnen.“

Das Holzbild wurde mit aller nur möglichen Sorgfalt fertig gemacht, und hierauf von der alten Dame ſelber in Herzenspein's Zimmer getragen, wo ſie es wie einen Todten einhüllte und in einen Sarg legte.

Hierauf ließ Mesrur, welcher ſelber im Irrthum war, den Sarg mit der Scheinleiche aufheben, und dieſe wurde ſodann mit allen üblichen Zeremonieen beerdigt, und zwar unter lautem Weinen der Frauen der Favoritinn, unter denen gerade die, welche ihr das Zitronenwaſſer gereicht, die übrigen durch ihr Geſchrei und ihr Wehklagen noch mehr anfeuerte.

Noch an demſelben Tage ließ Sobeïde den Hofbaumeiſter des Chalyfen kommen, und den Befehlen zufolge, die ſie ihm ertheilte, wurde das Grabdenkmal in ſehr kurzer Zeit fertig. Fürſtinnen von ſolcher Macht, wie die Gemahlinn des Fürſten, deſſen Herrſchaft von Oſten bis nach Weſten reichte, finden ſtäts in Hinſicht der Vollziehung ihrer Befehle pünktlichen Gehorſam. Auch hatte ſie ſogleich nebſt ihrem ganzen Hofe Trauer angelegt, was denn bewirkte, daß die Nachricht von ihrem Tode ſich in der ganzen Stadt verbreitete.

Ganem war einer der letzten, der es erfuhr; denn er ging, wie ſchon geſagt, faſt gar nicht aus. Indeß erfuhr er es dennoch eines Tages. „Edle Frau,“ ſagte er zu der ſchönen Favoritinn des Chalyfen, „man hält euch in ganz Bagdad für todt, und ich zweifle nicht, daß Sobeïde ſelber es glaubt. Ich preiſe den Himmel, daß ich die Urſache und der glückliche Augenzeuge davon bin, daß ihr noch lebet; und wollte Gott, daß ihr dieß falſche Gerücht benutzen, euer Loos an das meinige knüpfen, und euch mit mir weit von hier weg entfernen möchtet, um hinfort über mein Herz zu herrſchen! Doch, wohin führt mich mein ſüßer Phantaſietraum? Ich vergeſſe, daß ihr dazu geboren ſeid, um das Glück des mächtigſten Fürſten der Erde auszumachen, und daß Harun Arreſchyd allein euer würdig iſt. Selbſt, wenn ihr ihn mir zum Opfer bringen, wenn ihr mir folgen wolltet, dürfte ich dieß Opfer annehmen? Nein, ich muß vielmehr ſtäts daran denken, daß, was dem Herrn gehört, dem Sklawen verwehrt iſt.“

Obwohl die liebenswürdige Herzenspein gegen die zärtlichen Regungen, die ſie ſelber geweckt hatte, nicht unempfindlich war, ſo gewann ſie es doch über ſich, dieſelben nicht zu erwiedern. „Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „wir können Sobeïdens Triumpf nicht hindern; indeß laſſen wir ſie nur machen, ich hoffe, auf dieſen Triumpf wird bald große Betrübniß folgen. Der Chalyf wird zurückkehren, und wir werden Mittel und Wege finden, ihn insgeheim von allem, was vorgefallen, zu unterrichten. Gleichwohl wollen wir größere Vorſichtsmaßregeln, als je, anwenden, daß ſie nicht erfährt, daß ich am Leben bin: was dann die Folgen ſein würden, habe ich euch ſchon geſagt.“

Nach Verlauf von drei Monaten kehrte der Chalyf glorreich und als Sieger nach Bagdad zurück. Voll Sehnſucht, Herzenspein zu ſehen und ihr ſeine neuen Lorbeeren darzubringen, tritt er in ſeinen Palaſt. Er wundert ſich, alle ſeine Hausbeamten, die er da zurückgelaſſen, in Trauerkleidern zu ſehen; er erſchrickt, ohne zu wiſſen, warum, und ſeine Unruhe verdoppelt ſich, als er zu den Zimmern Sobeïdens kommt, und dieſe Fürſtinn mit allen Frauen ihres Gefolges in Trauerkleidern ſich entgegen kommen ſieht. Er fragte ſie ſehr ängſtlich nach dem Anlaß dieſer Trauer, und Sobeïde erwiederte: „Beherrſcher der Gläubigen, ich habe ſie für eure Sklavinn Herzenspein angelegt, die ſo plötzlich geſtorben iſt, daß kein Heilmittel gegen ihr Uebel angewendet werden konnte.“ Sie wollte weiter ſprechen, doch der Chalyf ließ ihr keine Zeit dazu. Er ward von dieſer Nachricht ſo ergriffen, daß er einen lauten Schrei ausſtieß, und ohnmächtig in die Arme Giafar's, ſeines Weſyr's, fiel, welcher ihn begleitete. Endlich erholte er ſich von dieſer Ohnmacht wieder, und fragte mit einer Stimme, welche ſeine tiefe Betrübniß ausdrückte, wo ſeine geliebte Herzenspein denn begraben worden ſei. „Herr,“ ſagte Sobeïde zu ihm, „ich ſelber habe ihre Leichenfeier beſorgt, und nichts geſpart, um ſie ſo prächtig als möglich zu machen; auch habe ich über ihrer Begräbnißſtäte ein marmornes Grabdenkmal errichten laſſen, und werde euch, wenn ihr es wünſcht, hinführen.“

Der Chalyf wollte nicht, daß Sobeide ſich ſelber damit bemühen möchte, ſondern ließ ſich durch Mesrur hinführen. Er ging hin, ſo wie er war, das heißt in ſeinem Kriegskleide. Als er das mit ſchwarzem Tuch überhangene Leichengerüſt, und die umher geſtellten Wachskerzen, und die ganze Pracht des Grabdenkmals ſah, wunderte er ſich, daß Sobeïde die Todtenfeier ihrer Nebenbuhlerinn mit ſo viel Pomp hatte begehen laſſen, und da er von Natur ſehr argwöhniſch war, ſo traute er dieſer Großmuth ſeiner Gemahlinn nicht, und dachte, ſeine Geliebte möge wohl nicht todt ſein, ſondern Sobeïde habe vielleicht ſeine lange Abweſenheit benutzt, und ſie aus dem Palaſt verwieſen, und denen, welche ſie abführen ſollten, anbefohlen, ſie ſo weit hinweg zu bringen, daß man nie mehr von ihr das geringſte hörte. Weiter hatte er keinen Verdacht; denn er glaubte nicht, daß Sobeïde ſo bösartig ſei, daß ſie auf das Leben ſeiner Favoritinn einen Anſchlag gemacht haben ſollte.

Um ſich über den wahren Beſtand der Sache Aufſchluß zu verſchaffen, ließ der Fürſt das Leichengerüſt wegnehmen, und das Grab und den Sarg in ſeiner Gegenwart öffnen. Doch als er das Linnentuch erblickte, worein das Holzbild gehüllt war, ſo wagte er nicht weiter vorzudringen. Der religiöſe Chalyf fürchtete die Vorſchriften der Religion zu verletzen, wenn er es zugäbe, daß man den Körper der Verſtorbenen anrührte, und dieſe gewiſſenhafte Bedenklichkeit überwog bei ihm die Liebe und die Neugierde. Er zweifelte jetzt nicht mehr an Herzenpein's Tode, er ließ den

Sarg verſchlieſſen, das Grab wieder zuſchütten, und das Leichengerüſt wieder in den vorigen Zuſtand ſetzen.

Der Chalyf, welcher dem Grabe ſeiner Favoritina einige Aufmerkſamkeit ſchenken zu müſſen glaubte, ſchickte nach den Dienern der Religion, nach den Palaſtbeamten und den Vorleſern des Koran's, und während man ſie zuſammenholte, blieb er im Grabdenkmale, und benetzte mit ſeinen Thränen die Erde, welche das Scheinbild ſeiner Geliebten bedeckte. Als die ſämmtlichen Diener, die er hatte berufen laſſen, verſammelt waren, trat er an ihre Spitze; ſie reiheten ſich um ihn her, und ſagten lange Gebete, worauf die Vorleſer mehrere Kapitel des Korans vorlaſen.

Dieſe Feierlichkeit wurde einen ganzen Monat hindurch tagtäglich des Morgens und des Nachmittags wiederholt, und zwar immer in Gegenwart des Chalyfen, des Groß-Weſyr's Giafar und der Oberhofbeamten, die ſämmtlich in Trauer erſchienen, ſo wie der Chalyf, der während dieſer Zeit nicht aufhörte, das Andenken ſeiner Favoritinn mit Thränen zu ehren, und der von nichts anderem etwas hören wollte.

Drei hundert und ein und funfzigſte Nacht.

An dem letzten Tage des Monats dauerten die Gebete und das Vorleſen aus dem Koran von früh an bis zum Anbruch des folgenden Tages, und nachdem alles geendigt war, ging jeder nach Hauſe. Harun Arreſchyd, der von einem ſo langen Nachtwachen ſehr ermüdet war, ging in ſein Zimmer, um auszuruhen, und ſchlummerte auf einem Sofa zwiſchen zwei Frauen ſeines Palaſtes ein, wovon die eine ihm zu Häupten, die andere ihm zu Füßen ſaß, und die beide während ſeines Schlummers ſich mit Stickerei beſchäftigten, und ein tiefes Schweigen beobachteten.

Die, welche zu Häupten ſaß und Morgendämmerung *) hieß, ſagte, als ſie den Chalyſen eingeſchlafen ſah, zu der andern: „Morgenſtern **), — denn ſo hieß dieſe — es gibt etwas Neues. Der Beherrſcher der Gläubigen, unſer Herr und Gebieter, wird bei ſeinem Erwachen eine große Freude empfinden, wenn er erfahren wird, was ich ihm zu ſagen habe. Herzenspein iſt nicht todt; ſie iſt friſch und geſund.“ — „O Himmel,“ rief Morgenſtern voll Entzücken aus, „ſollte es möglich ſein, daß die ſchöne, reizende und unvergleichliche Herzenspein noch auf der Welt wäre?“ Morgenſtern ſprach dieſe Worte mit einer ſo lebhaften und ſo lauten Stimme, daß der Chalyf erwachte. Er fragte, warum man ihn im Schlafe geſtört. „Ach, Herr,“ erwiederte Morgenſtern,

---

*) Nuronnihar. **) Nagmatoſſebah.

„verzeihet mir dieſe Unbedachtſamkeit! Ich konnte nicht mit Ruhe die Nachricht anhören, daß Herzenspein noch lebe; ich ward von ſolchem Entzücken hingeriſſen, daß ich mich nicht halten konnte.“ — „Nun, was iſt denn aus ihr geworden,“ ſagte der Chalyf, „wenn es wahr iſt, daß ſie nicht todt iſt?“ — „Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Morgendämmerung, „ich habe dieſen Abend durch einen Unbekannten einen Brief ohne Unterſchrift, doch von Herzenspein's eigener Hand geſchrieben, erhalten, worin ſie mir ihr trauriges Abenteuer meldet, und mir aufträgt, euch davon zu unterrichten. Bevor ich mich meines Auftrags entledigte, wollte ich bloß warten, bis ihr einige Ruhe genoſſen hättet, deren ihr nach einer ſolchen Anſtrengung ſehr zu bedürfen ſchienet, und . . . . .“ — „Gib mir dieſen Brief her,“ unterbrach ſie haſtig der Chalyf, „du haſt nicht gut gethan, daß du die Abgabe deſſelben aufſchobſt.“

Morgendämmerung überreichte ihm ſogleich den Brief; er öffnete ihn voll Ungeduld. Herzenspein gab hier einen ausführlichen Bericht von allem, was vorgefallen war, aber ſie ließ ſich etwas zu ſehr über die zuvorkommende Sorgfalt aus, welche Ganem gegen ſie gezeigt hatte. Der Chalyf, der von Natur eiferſüchtig war, wurde, anſtatt von der Grauſamkeit Sobeïdens gerührt zu werden, bloß über die Untreue erbittert, welche Herzenspein, wie er meinte, an ihm begangen habe. „Ei, was iſt das?“ rief er aus, nachdem er den Brief geleſen; „die Treuloſe lebt ſeit vier Monaten bei einem jungen Kaufmann, deſſen aufmerkſame Sorgfalt ſie noch gegen mich herauszupreiſen wagt! Seit dreißig Tagen bin ich bereits wieder in Bagdad, und erſt heute fällt ihr ein, mir Nachricht von ſich zu geben? Während ich alle meine Tage unter Thränen um ſie hinbringe, verbringt ſie die ihrigen in Untreue gegen mich! Wohlan, ich will an der Treuloſen und an dem jungen Kaufmann, der mich ſo keck zu beleidigen gewagt, Rache nehmen.“ Mit dieſen Worten ſtand der Fürſt auf und ging in einen großen Saal, worin er gewöhnlich die Großen ſeines Hofes zu ſprechen und zu empfangen pflegte. Die vordere Thür deſſelben ward geöffnet, und ſogleich traten die Hofleute herein, die auf dieſen Augenblick bloß gewartet hatten. Der Groß-Weſyr Giafar erſchien, und warf ſich vor dem Throne nieder, worauf der Chalyf ſaß; hierauf ſtand er auf und ſtellte ſich vor ſeinen Herrn hin, welcher mit einer Miene, die augenblicklichen Gehorſam verlangte, zu ihm ſprach: „Giafar, deine Gegenwart iſt erforderlich zu Vollziehung eines höchſt wichtigen Befehls, den ich dir jezt ertheilen werde. Nimm vierhundert Leute von meiner Leibwache mit dir, und erkundige dich zuerſt, wo ein gewiſſer Kaufmann von Damask, Namens Ganem, der Sohn des Abu Aibu, wohnt. Sobald du es erfahren haſt, begib dich nach ſeinem Hauſe und laß es dem Boden gleich machen, doch zuvor bemächtige dich der Perſon Ganem's, und führe ihn hierher, nebſt meiner Sklavinn Herzenspein, die ſeit vier Monaten bei ihm wohnt. Ich will ſie züchtigen und zugleich an dem Verwegenen, der die Ehrerbietung gegen mich aus den Augen zu ſetzen gewagt hat, ein Beiſpiel aufſtellen.“

Der Groß-Weſyr, nachdem er dieſen beſtimmten Befehl empfangen, verneigte er ſich tief gegen den Chalyfen, und legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er lieber dieſen verlieren als ungehorſam ſein wolle, und entfernte ſich ſodann. Das erſte, was er that, war, daß er bei dem Vorſteher oder Aelteſten der Seiden- und Schleier-Händler ſich nach Ganem, hauptſächlich nach der Straße und dem Hauſe, worin er wohnte, erkundigen ließ. Der Hofbeamte, dem er dieß aufgetragen, meldete ihm ſehr bald, daß er ſeit einigen Monaten ſich gar nicht mehr ſehen laſſe, ohne daß man wiſſe, welche Urſache ihn zu Hauſe zurückhalte, wofern er nämlich noch am Orte ſei. Derſelbe Beamte bezeichnete auch dem Groß-Weſyr den Ort, wo Ganem wohnte, und ſogar den Namen der Wittwe, die ihm ihr Haus vermiethet hatte.

Auf dieſen Bericht, worauf man ſich verlaſſen konnte, brach der Groß-Weſyr unverzüglich mit den Soldaten, die ihm der Chalyf beigegeben, auf und begab ſich zu dem Polizeirichter, den er zum Mitgehen aufforderte; und von einer großen Menge von Maurern und Zimmerleuten begleitet, die mit allen zur Abbrechung eines Hauſes nöthigen Werkzeugen verſehen waren, gelangte er vor Ganem's Wohnung an. Da das Haus einzeln lag, ſo vertheilte er die Soldaten rings umher ſo, daß der junge Kaufmann ihm nicht wohl entſchlüpfen konnte.

Herzenspein und Ganem waren ſo eben mit der Mittagsmahlzeit fertig, und die erſtere hatte ſich gerade an ein Fenſter geſetzt, welches nach der Straße hinausging. Sie hört plötzlich einen Lärm, blickt durchs Fenſter, und da ſie den Groß-Weſyr mit ſeinem ganzen Gefolge herannahen ſieht, ſo ſchließt ſie ſogleich, daß es auf ſie und auf Ganem abgeſehen ſei. Si merkte jetzt, daß ihr Briefchen an Ort und Stelle angelangt ſei; allein ſie hatte ſich auf eine ſolche Antwort nicht gefaßt gemacht, ſondern gehofft, daß de Chalyf die Sache ganz anders aufnehmen werde. Si wußte nämlich nicht, ſeit wie lange dieſer Fürſt ſcho wieder zurück war, und obwohl ſie an ihm einen Han zur Eiferſucht kannte, ſo hatte ſie doch von dieſer Seite her nichts gefürchtet. Indeß der Anblick des Groß Weſyrs und der Soldaten flößte ihr Furcht ein, un zwar nicht für ihre Perſon, ſondern für Ganem Was ihre Perſon betraf, ſo zweifelte ſie nicht, daß ſich würde rechtfertigen können, wofern der Chalyf nur würde anhören wollen; doch was Ganem betra den ſie minder aus Dankbarkeit als aus Neigung liebte, ſo ſah ſie voraus, daß ſein erzürnter Nebenbuhler ihn zu ſehen verlangen und ihn wegen ſeiner Jugend und guten Geſichtsbildung verdammen würde. Ganz von dieſem Gedanken eingenommen, wendete ſie ſich zu dem jungen Kaufmann und ſagte: "Ach, Ganem, wir ſind verloren; man will euch und mich verhaften." Er blickte ſogleich durchs Gitterfenſter und erſchrack, als er die Wache des Chalyfen mit blanken Säbeln und den Groß-Weſyr nebſt dem Polizeirichter an ihrer Spitze erblickte. Bei dieſem Anblick erſtarrte er, und vermochte kaum ein einziges Wort hervorzubringen. „Ganem,“ ſagte die Favoritinn, "wir dürfen jetzt keinen Augenblick verlieren. Wenn ihr mich liebt, ſo leget ſchnell die Kleidung eines eurer Sklaven an, reibt euch das Geſicht und die Hände mit Kaminruß ſchwarz, und nehmet dann einige von dieſen Schüſſeln auf den Kopf; man wird euch dann vielleicht für einen Burſchen des Speiſewirths halten und euch hindurchlaſſen. Sollte man euch fragen, wo der Herr des Hauſes ſei, ſo ſprechet nur ganz dreiſt, er ſei drinnen.“ — „Ach, gnädige Frau,“ ſprach Ganem, der minder für ſich als für Herzenspein beſorgt war, "ihr denket bloß an mich; aber, ach, was ſoll aus euch werden?" — "Darum kümmert euch nur nicht," erwiederte ſie; "dafür werde ich ſchon ſorgen. Für das, was ihr in dieſem Hauſe zurücklaſſet, werde ich Sorge tragen, und ich hoffe, daß euch dereinſt alles treulich wiedererſtattet werden wird, wenn der Zorn des Chalyfen ſich gelegt hat; doch vermeidet die erſte Heftigkeit deſſelben. Die Befehle, die er in der erſten Aufwallung gibt, ſind immer unheilvoll.“ Die Betrübniß des jungen Kaufmanns war ſo groß, daß er nicht wußte, wozu er ſich entſchließen ſollte, und er würde ſich ohne Zweifel von den Soldaten des Chalyfen haben überraſchen laſſen, wenn Herzenspein ihn nicht gedrängt hätte, daß er ſich verkleiden ſolle. Er gab endlich ihren inſtändigen Bitten nach, zog ein Sklawenkleid an und ſchwärzte ſich mit Ruß. Es war auch gerade Zeit; denn ſchon pochte man an die Thür und ſie hatten nur noch ſo viel Zeit, ſich zärtlich zu umarmen. Beide waren ſo von Schmerz durchdrungen, daß ſie kein Wort zu einander zu ſprechen vermochten; ſo war ihr Abſchied. Ganem ging endlich mit einigen Schüſſeln auf dem Kopfe hinaus. Man hielt ihn wirklich für einen Speiſewirths-Burſchen und hielt ihn nicht an; ſondern im Gegentheil, der Großweſyr, der ihm zuerſt begegnete, und ſich gar nicht träumen ließ, daß er eben der ſei, den er ſuchte, trat bei Seite und ließ ihn vorbei, und eben ſo machten auch die andern, die hinter dem Groß-Weſyr her gingen, ihm Platz und begünſtigten ſeine Flucht. In größter Eil erreichte er nun eines von den Stadtthoren und flüchtete ſich hinaus.

Während er ſich nun den Verfolgungen des Groß-Weſyrs entzog, trat dieſer in das Zimmer, wo Herzenspein auf dem Sofa ſaß, und worin eine große Menge von Kaſten ſtand, die mit den Sachen Ganem's und mit dem Gelde, das er aus ſeinen Waaren gelöſt hatte, angefüllt waren.

Als Herzenspein den Groß-Weſyr hereintreten ſah, warf ſie ſich mit ihrem Geſicht zur Erde und blieb in dieſer Lage, gleichſam als ſei ſie den Tod zu erleiden bereit, indem ſie zu ihm ſagte: "Herr, ich bin bereit, mich dem Urtheilsſpruch zu unterwerfen, den der Beherrſcher der Gläubigen über mich ausgeſprochen hat; ihr dürft mir ihn bloß ankündigen." — "Gnädige Frau," antwortete Giafar, indem er ſich ebenfalls ſo lange niederwarf, bis ſie wieder aufgeſtanden war, „Gott behüte, daß irgend jemand an euch ſeine Hand legen ſollte! Ich habe nicht die Abſicht, euch das mindeſte Misvergnügen zu machen; ſondern ich habe bloß den Befehl, euch zu bitten, daß ihr gefälligſt euch mit mir nach dem Palaſt verfügen möchtet, und zugleich den Kaufmann, der in dieſem Hauſe wohnt, mit euch dahin zu bringen.“ — "Herr," erwiederte die Favoritinn, indem ſie aufſtand, "laßt uns gehen, ich bin bereit euch zu folgen. Was indeß den jungen Kaufmann betrifft, dem ich das Leben verdanke, ſo iſt er nicht mehr hier, ſondern beinahe ſeit einem Monat nach Damask abgereiſt, wohin ihn ſeine Geſchäfte riefen, und er hat mir bis zu ſeiner Rückkehr dieſe Kaſten, welche ihr hier ſehet, zur Aufſicht übergeben. Ich beſchwöre euch, ſie gefälligſt nach dem Palaſt ſchaffen zu laſſen und Befehl zu geben, daß ſie in Sicherheit gebracht werden, damit ich das Verſprechen halte, welches ich ihm gethan, daß ich nämlich dafür alle mögliche Sorge tragen würde."

„Es ſoll ſogleich geſchehen, gnädige Frau;“ erwiederte Giafar. Und augenblicklich ließ er Träger kommen und befahl ihnen, die Kaſten zu nehmen und zu Mesrur zu tragen.

Als die Träger wegegangen waren, ſagte er dem Polizeirichter etwas ins Ohr, und gab ihm den Auftrag, das Haus der Erde gleich zu machen und zuvor überall darin Ganem aufſuchen zu laſſen, den er noch irgendwo verſteckt glaubte, obwohl Herzenspein ihm das Gegentheil verſichert hatte. Sodann ging er fort, und führte die junge Schöne nebſt ihren beiden Sklavinnen fort. Auf die Sklaven Ganem's nahm man keine Rückſicht weiter; ſie miſchten ſich daher unter die Menge, und man weiß nicht, was aus ihnen geworden iſt.

Giafar hatte kaum das Haus verlaſſen, als die Maurer und Zimmerleute es abzubrechen anfingen, und ſie thaten ſo eifrig ihre Schuldigkeit, daß binnen einer Stunde keine Spur mehr davon zu ſehen war. Unterdeß ließ der Polizeirichter, welcher aller Nachforſchungen ungeachtet Ganem nicht hatte finden können, dem Groß-Weſyr, noch ehe er den Palaſt erreicht hatte, Nachricht davon geben. „Nun,“ ſagte Harun Arreſchyd, als er ihn in ſein Gemach hereintreten ſah, "haſt du meine Befehle vollzogen?“ — "Ja, Herr," erwiederte Giafar, "das Haus, worin Ganem wohnte, iſt bis auf den Grund zerſtört, und ich bringe euch hier Herzenspein, eure Favoritinn; ſie ſteht vor der Thür eures Gemaches, und ich werde ſie hereintreten laſſen, ſobald ihr es befehlet. Was den jungen Kaufmann anbetrifft, ſo hat man ihn nirgends finden können, obwohl man ihn überall geſucht hat. Herzenspein verſichert, daß er bereits ſeit einem Monat nach Damask abgereiſt iſt.“

Nie glich ein Zorn demjenigen, den der Chalyf äußerte, als er erfuhr, daß Ganem ſei. Was ſeine Favoritinn betrifft, ſo war er ſo ſehr von dem Gedanken, daß ſie ihm untreu geweſen, eingenommen, daß er ſie weder ſehen noch ſprechen wollte. "Mesrur," ſagte er zu dem Oberhaupt der Verſchnittenen, welcher zugegen war, „nimm dieſe Undankbare, die treuloſe Herzenspein, und ſperre ſie in den finſtern Thurm.“ Dieſer Thurm lag innerhalb der Ringmauern des Palaſtes, und diente gewöhnlich als Kerker für die Favoritinnen, die dem Chalyfen irgend Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben.

Mesrur, welcher gewohnt war, die Befehle ſeines Herrn, wie hart ſie auch ſein mochten, ohne Widerrede zu vollziehen, gehorchte dieſem nur höchſt ungern. Er gab der Herzenspein ſein Bedauern deshalb zu erkennen, die ſich um ſo mehr darüber betrübte, da ſie gehofft hatte, der Chalyf würde ſich nicht weigern, mit ihr zu reden. Indeß mußte ſie ihrem traurigen Schickſale nachgeben und Mesrur folgen, der ſie in den finſtern Thurm führte, und dort verließ.

Unterdeß hatte der erbitterte Chalyf ſeinen Groß-Weſyr entlaſſen, und ſchrieb, bloß ſeiner Leidenſchaft Gehör gebend, eigenhändig folgenden Brief an ſeinen Vetter und zinspflichtigen Vaſallen, den König von Syrien, der zu Damask ſeinen Sitz hatte:

Brief

des Chalyfen Harun Arreſchyd an den König von Syrien, Mohammed Sinebi.

"Lieber Vetter! ich ſchreibe dieſen Brief, um euch zu melden, daß ein Kaufmann von Damask, Namens Ganem, der Sohn des Abu Aibu, die liebenswürdigſte meiner Sklawinnen, genannt Herzenspein, verführt und die Flucht ergriffen hat. Mein Wunſch iſt, daß ihr nach Empfang dieſes Briefes Ganem aufſuchen und verhaften laſſet. Sobald ihr ſeiner habhaft geworden ſein werdet, ſo laſſet ihn mit Ketten belaſten, ihm drei Tage hinter einander funfzig Hiebe mit dem Ochſenziemer geben, und ihn ſodann durch alle Stadtviertel führen, mit einem Ausrufer, der vor ihm her ausrufe: Dieß iſt die leichteſte Strafe, welche der Beherrſcher der Gläubigen demjenigen auflegt, der ſeinen Herrn beleidigt und eine ſeiner Sklawinnen verführt. Hierauf möget ihr mir ihn unter ſicherer Bedeckung zuſchicken. Doch dieß iſt noch nicht alles. Ich wünſche, daß ihr ſein Haus plündern, es abbrechen und die Materialien aus der Stadt mitten aufs Feld hinaus ſchaffen laſſet. Außerdem, wenn er Vater, Mutter, Schweſtern, Frauen, Töchter oder andere Angehörige hat, ſo laßt dieſe nackt und bloß auskleiden, und ſtellet ſie ſo drei Tage hinter einander der ganzen Stadt zur Schau aus, mit dem Verbot, daß niemand bei Lebensſtrafe ſie bei ſich aufnehmen ſolle. Ich hoffe, daß ihr meinen Auftrag ohne Verzug vollziehen werdet.“

„Harun Arreſchyd.“

Nachdem der Chalyf dieſen Brief geſchrieben, übergab er ihn einem reitenden Boten, mit dem Befehl, zu eilen und Tauben mitzunehmen, damit er um ſo ſchneller Nachricht erhielte, was Mohammed Sinebi gethan habe.

Die Tauben zu Bagdad haben nämlich das Eigenthümliche, daß ſie, wie weit man ſie auch in die Ferne mitgenommen, doch immer wieder nach Bagdad zurückkehren, ſobald man ſie fliegen läßt, zumal wenn ſie Junge haben. Man bindet ihnen dann einen zuſammengerollten Brief unter den Flügel, und erhält dadurch von alle den Orten her Nachricht, von woher man dergleichen zu haben wünſcht.

Der Eilbote des Chalyfen reiſte, um der Ungeduld ſeines Herrn zu genügen, Tag und Nacht, und begab ſich bei ſeiner Ankunft zu Damask, gerades Weges nach dem Palaſte des Königs Sinebi, der ſich ſofort auf ſeinen Thron ſetzte, um den Brief des Chalyfen zu empfangen. Nachdem ihm der Eilbote denſelben überreicht hatte, nahm Mohammed ihn in die Hand, und als er die Handſchrift erkannt hatte, ſtand er ehrerbietig auf, küßte den Brief und legte ihn auf ſeinen Kopf, zum Zeichen, daß er bereit ſei, die Befehle, welche er irgend enthalten konnte, mit Gehorſam zu vollziehen. Sodann öffnete er ihn, und als er ihn geleſen, ſtieg er von ſeinem Throne herab, und ſetzte ſich in Begleitung ſeiner vornehmſten Hausbeamten zu Pferde; zugleich ließ er den Polizeirichter zu ſich rufen, und von ſeiner ganzen Leibwache begleitet, begab er ſich dann nach Ganem's Hauſe.

Seitdem der junge Kaufmann von Damask abgereiſt war, hatte ſeine Mutter keinen Brief von ihm erhalten. Unterdeß waren die andern Kaufleute, in deren Geſellſchaft er die Reiſe nach Bagdad unternommen hatte, ſämmtlich zurückgekehrt, und dieſe ſagten ihr alle, daß ſie ihren Sohn in der beſten Geſundheit verlaſſen hätten. Da er indeß nicht wiederkam und auch keine Nachricht von ſich gab, ſo bedurfte es nichts weiter, um dieſe zärtliche Mutter zu überzeugen, daß er todt ſei. Sie glaubte dieß ſo feſt, daß ſie Trauer anlegte und Ganem ganz ſo beweinte, als ob ſie ihn ſterben geſehen und ihm die Augen zugedrückt hätte. Nie zeigte eine Mutter größere Betrübniß als ſie, und anſtatt Troſt zu ſuchen, fand ſie Luſt daran, ihrem Schmerz Nahrung zu geben. Sie ließ mitten im Hofe ihres Hauſes eine kuppelförmige Kapelle aufführen, unter welche ſie ein Bild legte, das ihren Sohn vorſtellen ſollte, und das ſie förmlich in ein Leichentuch hüllte. Sie brachte faſt alle Tage und Nächte unter Thränen in dieſer Kapelle zu, ganz ſo, als ob der Köper ihres Sohnes wirklich da beerdigt wäre; die ſchöne Herzensmacht, ihre Tochter, leiſtete ihr darin Geſellſchaft, und vermiſchte ihre Thränen mit denen ihrer Mutter.

So hatten ſie ſchon lange Zeit in ihrer Betrübniß zugebracht, und die Nachbarſchaft, welche ihren Jammer und ihr Wehklagen hörte, beklagte innig eine ſo zärtliche Familie: als eines Tages Mohammed Sinebi an die Thür pochte. Nachdem eine Sklavinn ihm geöffnet hatte, trat er ungeſtüm herein und fragte, wo Ganem, der Sohn des Abu Aibu, ſei?

Dreihundert und zwei und funfzigſte Nacht.

Obwohl die Sklavinn noch nie den König Sinebi geſehen hatte, ſo ſchloß ſie doch aus ſeinem zahlreichen Gefolge, daß er einer der angeſehenſten Großen von Damask ſein müſſe. „Herr,“ erwiederte ſie ihm, "dieſer Ganem, den ihr ſuchet, iſt todt. Meine Gebieterinn, ſeine Mutter, befindet ſich dort in jenem Grabmal, wo ſie ſo eben ſeinen Verluſt beweint." Der König ließ nun, ohne ſich an den Bericht der Sklavinn zu kehren, durch ſeine Leibwache eine genaue Nachforſchung nach Ganem in allen Winkeln des Hauſes anſtellen; endlich näherte er ſich dem Grabmal, worin er Mutter und Tochter auf einem einfachen Teppich in Thränen ſchwimmend neben der Figur, welche Ganem vorſtellte, ſitzen ſah. Die beiden armen Frauen bedeckten ſogleich ihr Geſicht mit dem Schleier, als ſie einen Mann an die Thür der Grabkapelle treten ſahen; doch die Mutter, welche den König von Damask erkannte, ſtand auf und warf ſich ihm zu Füßen. „Gute Frau,“ ſagte der Fürſt zu ihr, "ich ſuche eigentlich euren Sohn Ganem; iſt er hier?" — "Ach, Herr," rief ſie aus," der iſt längſt nicht mehr am Leben. Wollte Gott, daß ich ihn mit meinen eigenen Händen beſtattet und den Troſt hätte, ſeine Gebeine in dieſem Grabmal zu haben. Ach, mein Sohn, mein theurer Sohn! . . . .“ Sie wollte weiter ſprechen, wurde aber von einem ſo heftigen Schmerz ergriffen, daß ſie es nicht vermochte.

Sinebi ward davon gerührt. Er war ein Fürſt von ſanfter Gemüthsart und voll Mitleid gegen die Leiden Unglücklicher. "Wenn Ganem allein der Schuldige iſt," ſprach er bei ſich ſelbſt, "warum ſollen da erſt ſeine Mutter und Schweſter beſtraft werden, die doch ganz unſchuldig ſind? Ach, grauſamer Harun Arreſchyd, in welche äußerſte Verlegenheit verſetzeſt du mich, indem du mich zum Werkzeuge deiner Rache machſt und mich zwingſt, Perſonen zu verfolgen, die dir nichts zu Leide gethan haben!"

Die Leibwache, welcher der König die Aufſuchung Ganem's aufgetragen hatte, meldete ihm, daß ihr Nachforſchen vergebens geweſen ſei; er glaubte es auch, denn die Trauer der beiden Frauen ließ ihm keinen Zweifel mehr übrig. Er war nun voll Verzweiflung, als er ſich in der Nothwendigkeit ſah, die Befehle des Chalyfen zu vollziehen; doch, wie groß auch ſein Mitleiden war, ſo wagte er doch nicht den Zorn Harun's zu hintergehen. "Gute Frau," ſagte er zu Ganem's Mutter, "gehet mit eurer Tochter aus dieſer Grabkapelle, denn ihr ſeid hier nicht mehr ſicher." Sie gingen heraus, und um ſie vor Mishandlungen zu ſchützen, nahm er ſein weites Oberkleid ab, deckte es über ſie beide, und befahl ihnen, ſich nicht von ſeiner Seite zu entfernen. Als dieß geſchehen war, befahl er den Pöbel hereinzulaſſen, um die Plünderung anzufangen, welche denn auch mit ſolcher Gier und mit einem ſolchen Geſchrei vollzogen wurde, daß die Mutter und die Schweſter Ganem's, welche die Urſache nicht wußten, außerordentlich darüber erſchracken. Man ſchleppte die koſtbarſten Geräthe, reichgefüllte Kaſten, perſiſche und indiſche Teppiche, Ruhepolſter, mit Gold- und Silberſtoff beſetzt, Porzellangefäße, kurz alles fort, und ließ bloß die Mauern des Hauſes ſtehen; und für die beiden unglücklichen Frauen war es ein höchſt betrübendes Schauſpiel, all ihr Hab und Gut plündern zu ſehen, ohne zu wiſſen, wodurch ſie dieſe grauſame Behandlung verdient hätten.

Nach geſchehener Plünderung des Hauſes gab Mohammed dem Polizeirichter Befehl, daſſelbe nebſt dem Grabmal niederreiſſen zu laſſen, und während man damit beſchäftigt war, führte er Herzensmacht nebſt ihrer Mutter in ſeinen Palaſt. Hier verdoppelte er ihre Betrübniß, indem er ihnen den Willen des Chalyſen kund that. „Er will,“ ſprach er zu ihnen, „daß ich euch entkleiden und euch drei Tage lang nackt den Augen des Volkes bloßſtellen laſſe. Nur mit dem größten Widerwillen laſſe ich dieſen grauſamen und ſchimpflichen Befehl vollziehen.“ Der König ſagte dieß in einem Tone, der genug verrieth, wie ſehr er von Schmerz und Mitleiden durchdrungen war. Obwohl die Furcht, ſeinen Thron zu verlieren, ihn den Regungen ſeines Gefühls zu folgen hinderte, ſo milderte er doch die Strenge der Befehle Harun Arreſchyd's einigermaßen dadurch, daß er für Ganem's Mutter und für Herzensmacht weite Hemden ohne Aermel von grobem Zeuge aus Pferdehaaren machen ließ.

Den folgenden Tag wurden dieſe beiden Opfer des Zornes des Chalyfen entkleidet und man zog ihnen die härenen Hemden an; auch nahm man ihren Kopfſchmuck ab, ſo daß ihre Haare zerſtreut um die Schultern flatterten, Herzensmacht hatte Haare vom ſchönſten Blond, die bis auf die Erde herab wallten. In dieſem Aufzuge zeigte man ſie beide dem Volke. Der Polizeirichter mit allen ſeinen Leuten begleitete ſie, und ſo führte man ſie durch die Stadt. Vor ihnen her ging ein Ausrufer, der von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme ausrief: "Dieß iſt die Züchtigung derer, welche ſich den Zorn des Beherrſchers der Gläubigen zugezogen haben!"

Während ſie nun ſo, an Armen und Füßen entblößt, in einer ſo ſeltſamen Kleidung, und ihre Beſchämung hinter ihrem fliegenden Haar, womit ſie ſich das Geſicht verdeckten, zu verbergen ſuchend, durch die Straßen von Damask zogen, brach alles Volk in Thränen aus.

Beſonders die Frauen, welche durch ihre Gitterfenſter auf die beiden Unſchuldigen herabſahen, und von der Schönheit und Jugend der liebenswürdigen Herzensmacht gerührt wurden, ließen laut ihre Wehklage erſchallen, indem ſie unter ihren Fenſtern vorüberzogen. Selbſt die kleinen Kinder, durch dieß Geſchrei und dieſen Anblick erſchreckt, ließen ihr Weinen in dieſe allgemeine Betrübniß hinein ertönen, und machten ſie noch gräßlicher. Mit einem Wort, ſelbſt wenn die Feinde in Damask eingedrungen wären, und die ganze Stadt mit Feuer und Schwert verwüſtet hätten, die Beſtürzung hätte nicht größer ſein können.

Es war beinahe Nacht geworden, als dieſe grauenvolle Scene endigte, und man führte nun die Mutter und die Tochter in den Palaſt Mohammed's zurück. Da ſie nicht daran gewöhnt waren, baarfuß zu gehen, ſo fühlten ſie ſich bei ihrer Ankunft daſelbſt ſo ermüdet, daß ſie in Ohnmacht fielen, und eine Weile darin verblieben. Die Königinn von Damask, welche von ihrem Unglück lebhaft gerührt war, ſchickte ungeachtet des Verbotes, welches Harun Arreſchyd gethan, einige Frauen an ſie ab, um ſie zu tröſten, nebſt Wein und allerlei Erfriſchungen zu ihrer Stärkung.

Die Frauen der Königinn trafen ſie noch in Ohnmacht liegend und faſt außer Stande, von ihrem Beiſtande Gebrauch zu machen. Indeß durch Anwendung der ſorgfältigſten Mittel brachte man ſie wieder zum Leben, und Ganem's Mutter dankte ihnen nun für ihre Gefälligkeit. „Meine gute Frau,“ ſagte eine von den Frauen der Königinn zu ihr, „wir fühlen nur zu ſehr euer Leiden, und die Königinn von Syrien, unſere Gebieterinn, hat uns durch den Auftrag, euch beizuſtehen, viel Vergnügen gemacht. Wir können euch zugleich verſichern, daß dieſe Fürſtinn, ſo wie der König, ihr Gemahl, vielen Antheil an euern Leiden nimmt.“ Die Mutter Gänem's bat die Frauen der Königinn, ihrer Fürſtinn in ihrem und ihrer Tochter Namen tauſendfachen Dank abzuſtatten, und ſagte dann zu derjenigen, welche ſo eben geſprochen hatte: „Edle Frau, der König hat mir nicht geſagt, warum der Beherrſcher der Gläubigen uns dieſen Schimpf anthun läßt; ich bitte euch daher, mir anzuzeigen, welches Verbrechen wir begangen haben.“ — „Gute Frau,“ erwiederte die Kammerfrau der Königinn, „euer Unglück iſt durch Ganem veranlaßt. Er iſt nicht todt, wie ihr es geglaubt habt; ſondern er iſt angeklagt, die liebſte Favoritinn des Chalyfen entführt zu haben, und da er ſich durch eine ſchnelle Flucht dem Zorn dieſes Fürſten entzogen hat, ſo iſt die Strafe auf euch gefallen. Jedermann verwünſcht das Nachgefühl des Chalyfen, doch jeder fürchtet ihn auch, und ihr ſehet, daß ſelbſt der König Zinebi ſeinen Befehlen nicht entgegen zu handeln wagt, aus Furcht, ihm zu misfallen. Alles, was wir alſo thun können, iſt, euch zu beklagen und euch zur Geduld zu ermahnen.“

„Ich kenne meinen Sohn," erwiederte Ganem's Mutter; „ich habe ihn ſehr ſorgfältig und in jener Ehrerbietung gegen den Beherrſcher der Gläubigen erzogen, welche dieſem zukommt. Er hat das Verbrechen, deſſen man ihn beſchuldigt, gewiß nicht begangen, und ich verbürge mich für ſeine Unſchuld. Ich höre jetzt indeß auf zu murren und mich zu beklagen, da ich für ihn leide, und da er alſo nicht todt iſt. Ach, Ganem," fuhr ſie in einer frohen und zärtlichen Herzensbewegung fort, „mein geliebter Sohn Ganem, iſt es möglich, daß du noch lebſt? Ich bedaure jetzt nicht mehr den Verluſt meines Vermögens, und wie weit auch immer die Befehle des Chalyfen gehen mögen, ich verzeihe ihm ſeine Strenge, wofern nur der Himmel meinen Sohn erhalten hat. Bloß meine Tochter thut mir leid; ihre Leiden ſind mein einziger Schmerz. Indeß halte ich ſie für eine zu gute Schweſter, als daß ſie nicht meinem Beiſpiel folgen ſollte."

Bei dieſen Worten wendete ſich Herzensmacht, die bisher ganz gleichgültig geſchienen hatte, zu ihrer Mutter, umſchlang mit ihren Armen ihren Hals und ſagte zu ihr: „Ja, meine theure Mutter, ich werde ſtäts deinem Beiſpiel folgen, wie weit dich auch immer deine Liebe zu meinem Bruder treiben mag."

Mutter und Tochter vereinigten auf dieſe Weiſe ihre Seufzer und ihre Thränen, und blieben eine lange

Weile einander in den Armen liegen. Unterdeß boten die Frauen der Königinn, von dieſem Schauſpiel gerührt, alles auf, um die Mutter Ganem's zu bewegen, einige Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen. Um ihnen zu willfahren, aß ſie etwas, eben ſo Herzensmacht.

Da der Befehl des Chalyfen es ſo mit ſich brachte, daß die Angehörigen Ganem's drei Tage nach einander in dem erwähnten Aufzuge dem Volke gezeigt werden ſollten, ſo mußte Herzensmacht nebſt ihrer Mutter den folgenden Tag zum andernmal von früh bis Abend zur Schau ſtehn. Doch dieſen und den folgenden Tag ging es nicht ſo wie früher. Die Straßen, welche anfangs mit Menſchen angefüllt geweſen waren, wurden leer und öde; alle Kaufleute ſchloſſen im Unwillen über die Behandlung, welche man der Wittwe und Tochter Abu Aibu's anthat, ihre Läden und blieben bei ſich zu Hauſe; die Frauen, anſtatt durch die Gitterfenſter zu ſehen, zogen ſich in die Hintergemächer ihrer Häuſer zurück; kurz, es fand ſich keine Seele auf den öffentlichen Plätzen, über welche man dieſe beiden Unglücklichen führte, und es ſchien, als ob alle Einwohner von Damask die Stadt verlaſſen hätten.

Am vierten Tage ſchickte der König Mohammed Sinebi, der die Befehle des Chalyfen pünktlich vollziehen wollte, obwohl er ſie nicht billigte, in alle Stadtviertel Ausrufer und ließ allen Einheimiſchen und Fremden in Damask, von welchem Stande ſie auch ſein mochten, bei Strafe ihres Lebens und bei Strafe, nach ihrem Tode den Hunden zum Fraß vorgeworfen zu werden, ſtreng verbieten, der Mutter und Schweſter Ganem's ein Obdach anzubieten oder ihnen auch nur einen Biſſen Brot, einen Tropfen Waſſer, kurz die mindeſte Unterſtützung zu reichen oder die geringſte Gemeinſchaft mit ihnen zu haben.

Nachdem die Ausrufer gethan hatten, was ihnen der König anbefohlen, befahl dieſer Fürſt, daß man Mutter und Tochter aus dem Palaſte herauslaſſen und ihnen die Freiheit geſtatten ſollte, hinzugehen, wohin ſie wollten. Kaum ſah man ſie öffentlich erſcheinen, als ſich alle Leute von ihnen entfernten; einen ſo großen Eindruck hatte das ſo eben verlaſſene Verbot auf die Gemüther gemacht. Sie bemerkten ſehr bald, daß man ſie zu meiden ſuchte, indeß, da ihnen die Urſache unbekannt war, ſo waren ſie darüber ſehr verwundert, und ihr Erſtaunen ſtieg, als ſie bei ihrem Eintritt in die Straße unter andern einige ihrer beſten Freunde erkannten, die bei ihrer Erſcheinung eben ſo eilig als die andern davonflohen. »Was iſt denn das?« ſagte Ganem's Mutter; »ſind wir denn verpeſtet? Muß denn die ungerechte und grauſame Behandlung, die man uns angethan, uns auch noch allen unſern Mitbürgern verhaßt machen? Wohlan denn, meine Tochter, »fuhr ſie fort,« wir wollen ſo ſchnell als möglich

Damaſk verlaſſen, und nicht länger in einer Stadt verweilen, wo wir ſogar unſern Freunden ein Greuel ſind.“

Unter ſolchen Geſprächen erreichten die beiden unglücklichen Frauen das eine Ende der Stadt und begaben ſich in ein altes verfallenes Gemäuer, um darin die Nacht zuzubringen. Hier ſuchten einige von Mitleid bewegte Muſelmänner ſie bald nach Sonnenuntergang auf, und brachten ihnen Lebensmittel, wagten aber nicht, ſtehen zu bleiben und ſie zu tröſten, aus Furcht, entdeckt und als Uebertreter der Befehle des Chalyfen beſtraft zu werden.

Unterdeß hatte der König Sinebi die Taube fliegen laſſen, um Harun Arreſchyd von der pünktlichen Vollziehung ſeines Befehls zu benachrichtigen. Er meldete ihm alles, was geſchehen war, und beſchwor ihn, ihn doch wiſſen zu laſſen, was er über die Mutter und Schweſter Ganem's verfügen wollte. Er empfing ſehr bald auf demſelben Wege die Antwort des Chalyfen, der ihm ſchrieb, daß er ſie für immer aus Damaſk verbannen ſolle. Sogleich ſchickte der König von Syrien Leute nach dem Gemäuer, mit dem Befehl, Mutter und Tochter feſtzunehmen und ſie drei Tagereiſen von Damaſk weg zu führen und dort zu laſſen, mit dem Verbot, daß ſie nie mehr in die Stadt zurückkehren ſollten.

Sinebi's Leute entledigten ſich ihres Auftrages; doch in Vollziehung der Befehle des Chalyfen minder genau als ihr Herr, gaben ſie der Mutter wie der Tochter aus Mitleid etwas Scheidemünze, um dafür Lebensmittel zu kaufen, und hingen einer jeden einen Sack um den Hals, damit ſie die Lebensmittel hineinſtecken könnten.

In dieſer beklagenswerthen Lage erreichten ſie das nächſte Dorf. Die Bäuerinnen verſammelten ſich hier um ſie her, und da man ungeachtet ihrer Verkleidung dennoch bemerkte, daß es Perſonen von höherem Stande wären, ſo fragte man ſie, aus welchem Grunde ſie denn in einer Kleidung zu reiſen genöthiget wären, die ihnen nicht angemeſſen zu ſein ſchien. Anſtatt auf dieſe Frage zu antworten, fingen ſie an zu weinen, was denn bloß die Neugierde der Bäuerinnen vermehrte und ihnen Mitleid einflößte. Ganem's Mutter erzählte ihnen, was ſie und ihre Tochter ausgeſtanden hätten. Die guten Landfrauen wurden davon gerührt und ſuchten ſie zu tröſten. Sie bewirtheten ſie, ſo gut es ihre Armuth geſtattete, bewogen ſie, ihre pferdehaarenen Hemden, die ihnen ſo unbequem waren, gegen andere zu vertauſchen, die ſie ihnen ſchenkten, nebſt Schuhen und Kopfbedeckungen zu Schonung ihrer Haare.

Nachdem Herzensmacht und ihre Mutter ſich bei den mildthätigen Landfrauen bedankt hatten, gingen ſie in kleinen Tagereiſen weiter nach Halep zu. Sie gewöhnten ſich, in der Nähe von Moſcheen oder in den Moſcheen ſelber Nachtherberge zu nehmen, wo ſie die Nacht auf dem Teppich des Fußbodens oder — wenn kein Teppich da war — auf dem bloßen Steinpflaſter zubrachten, oder ſie ſuchten an den öffentlichen Orten, die zur Aufnahme der Reiſenden beſtimmt ſind, unterzukommen. An Lebensmitteln fehlte es ihnen niemals; denn ſie trafen auf ihrem Wege ſehr oft Orte an, wo Brot, gekochter Reis und andere Lebensmittel unentgeldlich an bedürftige Reiſende vertheilt wurden.

Endlich gelangten ſie nach Halep. Sie wollten ſich indeß daſelbſt nicht verweilen, ſondern ſetzten ihre Reiſe nach dem Euphrat fort, ſetzten über dieſen Strom, und gingen dann durch Meſopotamien bis nach Muſſul. Von da begaben ſie ſich, wie viele Beſchwerden ſie auch ſchon ausgeſtanden hatten, bis nach Bagdad. Dahin ſtrebten nämlich ihre Wünſche, in der Hoffnung, Ganem dort zu finden; obwohl ſie nicht hätten glauben ſollen, ihn in einer Stadt anzutreffen, wo der Chalyf ſeinen Sitz hatte, ſo hofften ſie es doch, weil ſie es wünſchten. Ihre Liebe zu ihm war ungeachtet ſo vieler Leiden, ſtatt abzunehmen, nur noch mehr geſtiegen, und ihre Geſpräche hatten gewöhnlich ihn zum Gegenſtande, ja ſie erkundigten ſich bei allen, die ihnen begegneten, nach ihm.

Doch laſſen wir jetzt Herzensmacht und ihre Mutter, und wenden uns zu Herzenspein zurück.

Dieſe war ſeit jenem Unglückstage immer noch in dem finſtern Thurm ſehr feſt verſchloſſen. Indeß wie unangenehm auch ihre Gefangenſchaft war, ſo war ſie doch weit minder darüber betrübt, als über das Unglück Ganem's, deſſen Loos ſie in eine tödtliche Ungewißheit und Unruhe verſetzte; es gab faſt keinen Augenblick, wo ſie ihn nicht bejammerte.

In der einen Nacht, wo der Chalyf ganz allein innerhalb der Ringmauern ſeines Palaſtes umher ſpazierte — was bei ihm ſehr häufig vorkam, denn er war der neugierigſte Fürſt von der Welt, auch erfuhr er auf dieſen nächtlichen Spaziergängen oft Dinge, die in ſeinem Palaſte vorgingen, und die ſonſt nie zu ſeinen Ohren gelangt ſein würden, — in der einen Nacht alſo ſpazierte er an dem finſtern Thurme vorüber, und da er darin reden zu hören glaubte, ſo blieb er ſtehen. Um alles beſſer vernehmen zu können, näherte er ſich der Thür, und hörte ganz deutlich folgende Worte, welche die noch immer vom Andenken an Ganem erfüllte Herzenspein ganz deutlich und mit ziemlich lauter Stimme ſprach: „O Ganem, zu unglücklicher Ganem, wo biſt du jetzt? An welchen Ort hat dich dein beklagenswerthes Schickſal hingeführt? Ach, ich war es, die dich unglücklich machte! Warum ließeſt du mich nicht lieber elend umkommen, anſtatt mir ſo edelmüthig Hilfe zu leiſten? Welche traurige Frucht haſt du von deiner Sorgfalt und ehrerbietigen Achtung geerntet?

Der Beherrſcher der Gläubigen, der dir doch hätte Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſollen, verfolgt dich, zum Lohne dafür, daß du mich ſtäts als eine ihm geheiligte Perſon behandelteſt; du büßeſt dein ganzes Vermögen ein und ſieheſt dich genöthigt, dein Heil in der Flucht zu ſuchen. Ach, Chalyf, barbariſcher Chalyf, was wirſt du zu deiner Entſchuldigung vorbringen können, wenn du einſt mit Ganem vor dem Richterſtuhl des Ewigen ſtehen wirſt, und die Engel in deiner Gegenwart die Wahrheit bezeugen werden? Alle deine gegenwärtige Macht, vor welcher faſt der ganze Erdkreis zittert, wird dich nicht ſchützen können, daß du nicht verdammt und für deine ungerechte Gewaltthätigkeit beſtraft werdeſt.“ Herzenspein brach bei dieſen Worten ab; denn ihre Seufzer und Thränen hinderten ſie, weiter zu ſprechen.

Es bedurfte nicht mehr, um den Chalyfen wieder zur Beſinnung zu bringen. Er ſah wohl, daß, wenn das, was er ſo eben gehört hatte, wahr wäre, ſeine Favoritinn unſchuldig ſein würde, und daß er ſich mit ſeinen gegen Ganem und deſſen Familie erlaſſenen Befehlen übereilt habe. Um dieſe Sache, wobei ſeine ſonſt ſo geprieſene Gerechtigkeitsliebe ins Spiel kam, gründlich zu unterſuchen, kehrte er ſogleich in ſeine Zimmer zurück, und ſobald er in denſelben angelangt war, trug er Mesrur auf, nach dem finſtern Thurme hinzugehen und Herzenspein zu ihm her zu führen.

Das Oberhaupt der Verſchnittenen ſchloß aus dieſem Befehl und noch mehr aus der Miene des Chalyfen, daß er ſeiner Favoritinn zu verzeihen und ſie wieder an ſeine Seite zu berufen Willens ſei. Er war darüber ſehr erfreut, denn er liebte Herzenspein, und hatte, als ſie in Ungnade fiel, vielen Antheil an ihrem Schickſale genommen. Augenblicklich flog er nun zum Thurme, und ſagte in freudigem Tone zu der Favoritinn: „Gnädige Frau, bemühet euch doch, mir alsbald zu folgen; ich hoffe, daß ihr in dieſen häßlichen finſtern Thurm nicht mehr zurückkehren werdet. Der Beherrſcher der Gläubigen will mit euch ſprechen, und ich ſchöpfe daraus eine günſtige Vorbedeutung.“

Herzenspein folgte dem Mesrur, der ſie in das Gemach des Chalyfen einführte. Gleich beim Eintreten warf ſie ſich vor dem Fürſten nieder, und blieb in dieſer Lage, die Augen voll Thränen. „Herzenspein,“ ſagte der Chalyf zu ihr, ohne ſie zu heißen aufzuſtehen, „es ſcheint, daß du mich der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit beſchuldigeſt. Wer iſt denn nun derjenige, der ungeachtet ſeiner Achtung und ſeiner Rückſichten, die er gegen mich bewieſen, ſich in einer unglücklichen Lage befindet? Rede, du weißt, wie gutmüthig ich von Natur bin, und wie gern ich jedem Gerechtigkeit widerfahren laſſe.“

Die Favoritinn merkte aus dieſer Rede, daß der Chalyf ſie behorcht habe, und ſuchte nun dieſe gute

Gelegenheit zu benutzen, um ihren geliebten Ganem zu rechtfertigen. „Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete ſie, „wenn mir irgend ein Wort entſchlüpft ſein ſollte, welches Euer Majeſtät nicht genehm iſt, ſo bitte ich demüthigſt, mir es zu verzeihen. Doch derjenige, deſſen Unſchuld und Elend ihr kennen zu lernen wünſchet, iſt Ganem, der unglückliche Sohn Abu Aibu's, der Kaufmann von Damask. Er rettete mir das Leben und gab mir einen Zufluchtsort in ſeinem Hauſe. Ich geſtehe, daß in ihm vielleicht bei meinem erſten Anblick der Gedanke aufgeſtiegen ſein mag, ſich mir ganz zu widmen, und vielleicht auch die Hoffnung, daß ich mir ſeine zarte Aufmerkſamkeit gefallen laſſen würde: — ich ſchloß dieß wenigſtens aus der zuvorkommenden Sorgfalt, womit er mich bewirthete und mir alle Dienſtleiſtungen erwies, die mir in meiner damaligen Lage nur irgend wünſchenswerth ſein konnten. Doch kaum hatte er vernommen, daß ich die Ehre hätte, euch anzugehören, als er zu mir ſagte: „Ach, gnädige Frau, was dem Herrn gehört, iſt dem Sklaven verwehrt.“ Von dieſem Augenblick an — ich muß ſeiner Tugend dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen — war ſein Betragen nie mit ſeinen Worten im Widerſpruch. Indeß ihr wiſſet, Beherrſcher der Gläubigen, mit welcher Strenge ihr ihn behandelt habt, und ihr werdet einſt vor Gottes Richterſtuhl Rechenſchaft davon geben müſſen.“

Der Chalyf nahm ſeiner Favoritinn dieſe freimüthige Rede gar nicht übel. „Allein," fuhr er fort, „kann ich mich denn auf deine Verſicherungen in Hinſicht der Enthaltſamkeit Ganem's verlaſſen?" — „Ja," antwortete ſie, „ihr könnt es; ich möchte um alles in der Welt nicht euch die Wahrheit verhehlen; und um euch einen Beweis von meiner Aufrichtigkeit zu geben, muß ich euch ein Geſtändniß ablegen, das euch misfallen wird, wofür ich aber Euer Majeſtät im voraus um Verzeihung bitte." — „Rede, meine Tochter," ſagte hierauf Harun Arreſchyd; „ich verzeihe dir alles, wofern du mir nur nichts verheimlichſt." — „Nun gut," erwiederte Herzenspein, „ſo wiſſet, daß die ehrerbietige Aufmerkſamkeit Ganem's, nebſt den Gefälligkeiten, die er mir erwies, mir Achtung gegen ihn einflößten. Ja, noch mehr; — ihr kennet die zwingende Gewalt der Liebe — ich fühlte in meinem Herzen die zarteſte Neigung aufkeimen. Er bemerkte es; doch anſtatt meine Schwachheit zu benutzen, und ungeachtet der Glut, die in ihm ſelber aufflammte, blieb er fortwährend ſeiner Pflicht getreu, und alles, was ſeine Leidenſchaft ihm zu entlocken vermochte, waren die Worte, die ich Euer Majeſtät bereits wiederholt habe: „Was dem Herrn gehört, iſt dem Sklaven verwehrt!"

Dieſes offene Geſtändniß würde vielleicht jeden andern erbittert haben, doch den Chalyfen beſänftigte dieß gerade noch vollends. Er befahl der Herzenspein aufzuſtehen, ließ ſie neben ſich niederſetzen und ſagte zu ihr: „Erzähle mir deine Geſchichte von Anfang bis zu Ende.“ Sie that dieß mit viel Verſtand und Gewandtheit. Ueber das, was Sobeïde betraf, ging ſie ſchnell hinweg, und verbreitete ſich mehr über die Verpflichtungen, die ſie gegen Ganem hätte, und über die Koſten, die er ſich ihretwegen gemacht; beſonders rühmte ſie ſehr ſeine Verſchwiegenheit, indem ſie dadurch dem Chalyfen begreiflich machen wollte, wie nothwendig es für ſie geweſen ſei, im Hauſe Ganem's ſich verborgen zu halten, um Sobeïden zu täuſchen. Zuletzt ſchloß ſie mit der Flucht des jungen Kaufmanns, wobei ſie ohne Hehl dem Chalyfen geſtand, daß ſie ihn ſelber dazu gedrungen habe, um ihn ſeinem Zorne zu entziehen.

Als ſie geendet hatte, ſagte der Chalyf zu ihr: „Ich glaube alles, was du mir da erzählt haſt; aber warum haſt du ſo lange geſäumt, mir Nachricht von dir zu geben? Mußteſt du denn einen ganzen Monat nach meiner Rückkehr warten, bevor du mich wiſſen ließeſt, wo du wäreſt?“ — „Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Herzenspein, „Ganem ging ſo ſelten aus, daß ihr euch nicht wundern dürft, wenn wir eure Ankunft nicht gleich anfangs erfuhren. Außerdem hat Ganem, dem ich dieß Briefchen an Morgendämmerung zu eigenhändiger Abgabe übergeben hatte, lange Zeit auf den günſtigen Augenblick warten müſſen, wo er es ihr überreichen konnte.“

„Es iſt genug, Herzenspein,“ erwiederte der Chalyf, „ich erkenne meinen Fehler, und wünſchte ihn wieder gut zu machen, und den jungen Kaufmann von Damask mit Wohlthaten zu überhäufen. Ueberlege alſo, was ich wohl für ihn thun könnte; verlange von mir, was du willſt, ich werde es dir gewähren.“ Bei dieſen Worten warf ſich die Favoritinn zu den Füßen des Chalyfen, das Geſicht gegen den Boden gekehrt, und ſagte dann wieder aufſtehend: „Beherrſcher der Gläubigen, nachdem ich Euer Majeſtät für Ganem gedankt habe, bitte ich euch unterthänigſt, in euern Staaten bekannt machen zu laſſen, daß ihr dem Sohne des Abu Aibu verzeihet, und daß er ſich bei euch einfinden möchte.“ — „Ich will noch mehr thun,“ ſagte der Chalyf, „dafür, daß er dir das Leben gerettet, ferner um ſeine gegen mich bewieſene Achtung zu belohnen, um ihn für den Verluſt ſeines Vermögens zu entſchädigen, und endlich um das Unrecht, das ich ſeiner Familie zugefügt, wieder gut zu machen, gebe ich dich ihm zur Gemahlinn.“ Herzenspein konnte nicht Ausdrücke genug finden, um dem Chalyfen für ſeine Großmuth zu danken, ſodann begab ſie ſich nach ihrem Zimmer, das ſie ſchon vor ihrem traurigen Abenteuer bewohnt hatte. Es war noch ganz in ſeinem vorigen Zuſtande, und ganz unberührt geblieben; doch was ihr am meiſten Freude machte, war, die Kaſten und Ballen Ganem's da zu erblicken, welche Mesrur dahin hatte bringen laſſen.

Drei hundert und drei und funfzigſte Nacht.

Den folgenden Tag gab Harun Arreſchyd dem Groß-Weſyr Befehl, in allen Städten des Reiches bekannt machen zu laſſen, daß er Ganem, dem Sohne des Abu Aibu verzeihe; doch dieſe Bekanntmachung war fruchtlos, denn es verging eine geraume Zeit, ohne daß man von dem jungen Kaufmann das mindeſte vernahm. Herzenspein glaubte, daß er gewiß den Schmerz über ihren Verluſt nicht habe überleben können, und eine quälende Unruhe ergriff ihr Gemüth. Da indeß die Hoffnung immer das letzte iſt, was die Liebenden verläßt, ſo bat ſie den Chalyfen, ihr zu erlauben, daß ſie ſelber Nachforſchungen wegen Ganem anſtellen könnte. Nachdem ihr der Chalyf Erlaubniß gegeben, nahm ſie aus ihrer Schatulle einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, und ritt eines Morgens auf einer reich geſchmückten Mauleſelinn ſitzend aus dem Palaſte. Zwei ſchwarze Verſchnittene, welche von beiden Seiten her ihre Hand auf dem Bug des Mauleſels liegen hatten, begleiteten ſie.

Sie ritt von Moſchee zu Moſchee, um Schenkungen an fromme Muſelmänner zu machen, und ihre Gebete für die Vollführung einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu Hülfe zu rufen, von der, wie ſie ſagte, die Ruhe zweier Perſonen abhinge. Sie verwendete den ganzen Tag und den ganzen Beutel mit tauſend Goldſtücken, um Almoſen in den Moſcheen zu geben, und kehrte am Abend nach dem Palaſte zurück.

Den folgenden Tag nahm ſie einen Beutel mit eben ſo vielen Goldſtücken, und begab ſich in demſelben Aufzuge nach dem Juwelierplatze.[4] Sie hielt am Eingange ſtill, und ohne abzuſteigen, ließ ſie durch einen ihrer ſchwarzen Verſchnittenen den Vorſteher oder Aelteſten rufen. Dieſer, der ein ſehr mildthätiger Mann war, und mehr als zwei Drittheil ſeiner Einnahme zu Unterſtützung armer Fremden — ſie mochten nun krank oder in üblen Umſtänden ſein — verwendete, ließ Herzenspein nicht lange warten, die er an ihrer Kleidung für eine Dame des Hofes erkannte. „Ich wende mich an euch," ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm den Beutel einhändigte, "als an einen Mann, deſſen Frömmigkeit die ganze Stadt rühmt. Ich bitte euch, dieſe Goldſtücke unter die armen Fremden, denen ihr beiſtehet, zu vertheilen; denn ich weiß recht gut, daß ihr zu euerem täglichen Geſchäft machet, die Fremden, die ſich an euere Mildthätigkeit wenden, zu unterſtützen. Ich weiß auch, daß ihr ihren Bedürfniſſen zuvorkommt, und daß für euch nichts angenehmer iſt, als eine Gelegenheit zu finden, ihr Elend zu mildern." — »Gnädige Frau," antwortete ihr der Vorſteher, "mit Vergnügen werde ich euern Befehl vollziehen; doch, wenn ihr wünſchet, eure Wohlthaten perſönlich auszuſpenden, ſo bemühet euch bis in meine Wohnung, und ihr werdet da zwei Frauen finden, die eures Mitleids würdig ſind. Ich traf ſie geſtern, als ſie eben hier in der Stadt anlangten. Sie waren in einem beklagenswerthen Zuſtande, und ich wurde um ſo mehr davon gerührt, da es mir vorkam, als ſeien es Perſonen von Stande. Mitten durch die Lumpen, womit ſie bedeckt waren, und ungeachtet der Wirkung, welche die Sonnenglut auf ihr Geſicht gemacht hatte, entdeckte ich an ihnen einen edeln Anſtand, der ſonſt Armen, die ich unterſtützte, eben nicht eigen zu ſein pflegt. Ich führte ſie beide in mein Haus, und übergab ſie den Händen meiner Frau, welche von ihnen daſſelbe urtheilte, wie ich. Sie ließ ihnen von unſern Sklawinnen eine gute Lagerſtatt bereiten, während ſie ſelber ihnen das Geſicht wuſch und ihnen friſche und reine Wäſche anziehen half. Wir wiſſen noch immer nicht, wer ſie ſind, weil wir ſie erſt etwas ausruhen laſſen, ehe wir ſie mit unſeren Fragen ermüden."

Herzenspein empfand, ohne recht zu wiſſen, warum, einige Neugierde, ſie zu ſehen. Der Vorſteher wollte ſie nach ſeiner Wohnung führen; doch ſie nahm dieß von ihm nicht an, und ließ ſich durch einen Sklawen dahin geleiten, den er ihr mitgab. Als ſie an der Hausthür angelangt war, ſtieg ſie ab, und folgte dem Sklawen, welcher vorausgeeilt war, um ſeine Gebieterinn, welche ſo eben bei Herzensmacht und ihrer Mutter — denn dieſe beiden waren es ſelber — im Gemache war, davon zu benachrichtigen.

Als die Frau des Vorſtehers durch ihren Sklawen erfuhr, daß eine Frau vom Hofe in ihrem Hauſe ſei, ſo ging ſie aus dem Zimmer, worin ſie eben war, hinaus, um ſie zu empfangen; doch Herzenspein, welche dem Sklawen auf dem Fuße folgte, ließ ihr nicht Zeit dazu, ſondern trat ins Zimmer. Die Frau des Vorſtehers warf ſich vor ihr nieder, um ihre Ehrerbietung gegen alles, was zum Hofſtaat des Chalyfen gehätte, zu bezeigen. Herzenspein hob ſie auf und ſagte zu ihr: „Meine gute Frau, ich bitte euch, mich mit den beiden fremden Frauen ſprechen zu laſſen, die geſtern Abend hier in Bagdad eingetroffen ſind.“ — „Gnädige Frau,“ erwiederte die Gattinn des Vorſtehers, "ſie liegen hier in dieſen beiden kleinen Betten, die ihr hier neben einander ſehet". Sogleich näherte ſich die Favoritinn dem Bette der Mutter, betrachtete ſie aufmerkſam und ſagte dann: „Meine gute Frau, ich komme, um euch meine Unterſtützung anzubieten. Ich bin nicht ohne Einfluß in dieſer Stadt, und werde vielleicht euch und eurer Gefährtinn nützlich ſein können." — "Gnädige Frau," erwiederte die Mutter Ganem's, "an den gefälligen Anerbietungen, die ihr uns machet, ſehe ich, daß der Himmel uns noch nicht ganz verlaſſen hat. Wir hatten indeß nach den Unfällen, die uns betroffen, wohl Urſache, es zu glauben." Bei dieſen Worten fing ſie ſo bitterlich an zu weinen, daß Herzenspein und die Frau des Vorſtehers ebenfalls ihre Thränen nicht zurückhalten konnten.

Die Favoritinn des Chalyfen ſagte hierauf, nachdem ſie ihre eigenen Thränen getrocknet, zu Ganem's Mutter: Theilet uns, ich bitte euch darum, eure Leiden mit, und erzählet uns eure Geſchichte. Ihr werdet niemanden finden, der mehr geneigt wäre als wir, alles mögliche zu eurem Troſte aufzubieten." — "Gnädige Frau," antwortete die unglückliche Wittwe des Abu Aibu, "eine Favoritinn des Beherrſchers der Gläubigen, eine Frau Namens Herzenspein, iſt Urheberinn meines ganzen Unglücks." Bei dieſen Worten fühlte ſich die Favoritinn wie vom Blitz getroffen; ſie verhehlte indeß ihre Verlegenheit und innere Bewegung, und ließ Ganem's Mutter weiter reden, welche alſo fortfuhr: "Ich bin die Wittwe des Abu Aibu, Kaufmanns zu Damaſk. Ich hatte einen Sohn, Namens Ganem, der eine Handelsreiſe nach Bagdad machte, und hier beſchuldigt wurde, dieſe Herzenspein entführt zu haben. Der Chalyf ließ ihn überall ſuchen, um ihn umbringen zu laſſen, und da er ihn nicht finden konnte, ſchrieb er an den König von Damask, daß er unſer Haus plündern und niederreißen, uns beide, meine Tochter und mich, drei Tage nach einander ganz nackt den Augen des Volkes bloßſtellen und uns ſodann für immer aus Syrien verbannen ſolle. Doch, wie unwürdig man uns auch immer behandelt haben mag, ich würde mich gleichwohl noch tröſten, wenn mein Sohn noch lebte, und ich ihn irgendwo treffen könnte. Welche Freude würde es für ſeine Schweſter und für mich ſein, ihn wiederzuſehen! In ſeiner Umarmung würden wir den Verluſt unſeres Vermögens und alle Leiden vergeſſen, die wir für ihn erduldet haben. Ach, ich bin überzeugt, daß er ſich gegen den Chalyfen eben ſo wenig vergangen hat, als ſeine Schweſter und ich." — »Nein,« unterbrach ſie Herzenspein» er iſt wirklich eben ſo wenig ſtrafbar als ihr. Ich kann euch von ſeiner Unſchuld verſichern, da ich ſelber jene Herzenspein bin, über die ihr euch ſo ſehr zu beklagen habt, ich bin es, die durch das Verhängniß der Sterne euch alle eure Leiden veranlaßt habe, und mir müßt ihr den Verluſt eures Sohnes beimeſſen, wenn er nicht mehr auf der Welt iſt. Doch wenn ich euer Unglück herbeigeführt habe, ſo vermag ich auch wieder es zu lindern. Ich habe Ganem vor dem Chalyfen gerechtfertigt, dieſer Fürſt hat in ſeinem ganzen Reiche ausrufen laſſen, daß er dem Sohe des Abu Aibu verzeihe, und ihr dürft nicht zweifeln, daß er euch nicht eben ſo viel Gutes erzeigen wird, als er euch Böſes zugefügt hat. Ihr ſeid nicht mehr ſeine Feinde; er erwartet Ganem, um ihn für den mir erwieſenen Dienſt dadurch zu belohnen, daß er uns vereinige; er gibt mich ihm zur Gemahlinn. So betrachtet mich denn nun als eure Tochter und erlaubt mir, euch ewige Freundſchaft zu geloben." Mit dieſen Worten neigte ſie ſich zu Ganem's Mutter herab, die darauf nichts zu antworten vermochte, ſo ſehr hatte dieſe Rede ſie in Staunen geſetzt. Herzenspein hielt ſie lange Zeit umarmt, und verließ ſie bloß, um zu dem anderen Bette hinzueilten und Herzensmacht umarmen zu können, welche ſich zu ihrem Empfange aufgeſetzt hatte und ihr die Arme entgegenſtreckte.

Nachdem die reizende Favoritinn der Mutter und der Tochter alle mögliche Beweiſe von Wohlwollen gegeben, die ſie nur irgend von der Gemahlinn Ganem's erwarten konnten, ſprach ſie zu ihnen: „Höret beide auf, euch zu betrüben; die Reichthümer, welche Ganem in dieſer Stadt beſaß, ſind nicht verloren, ſie befinden ſich im Palaſte des Chalyfen, und zwar in meinen Zimmern. Ich weiß übrigens wohl, daß alle Reichthümer der Welt ohne Ganem euch nicht zu tröſten im Stande ſein würden; ich kann mir dieß von Ganem's

Mutter und Schweſter recht gut denken, wenn ich von mir ſelber auf euch ſchließe, denn die Bande des Bluts haben in edlen Herzen nicht mindere Gewalt als die Liebe. Indeß, warum wollt ihr daran verzweifeln, euren Sohn jemals wiederzuſehen? Wir werden ihn gewiß noch wiederfinden; mein glückliches Zuſammentreffen mit euch gibt mir Hoffnung. Vielleicht iſt ſogar ſchon heute der letzte Tag eurer Trübſale und der Anfang eines größeren Glücks, als ihr nur je zu Damask damals genoſſen habet, als ihr Ganem noch bei euch hattet.“

Herzenspein wollte noch weiter reden, als der Vorſteher der Juweliere hereintrat und ſagte: „Gnädige Frau, ich habe jezt ſo eben ein ſehr rührendes Schauſpiel geſehen. Es war dieß nemlich ein junger Mann, welcher auf einem Kameel in das Hoſpital hieſiger Stadt gebracht wurde; er war mit Stricken auf das Kameel gebunden; weil er nicht die Kraft hatte, ſich auf demſelben ſitzend zu erhalten. Man hat ſo eben die Stricke aufgebunden, und wollte ihn in das Hoſpital hinein tragen, als ich da vorüber ging. Ich näherte mich dem jungen Manne, betrachtete ihn mit Aufmerkſamkeit, und es kam mir vor, als ob ſein Geſicht mir nicht ganz unbekannt wäre. Ich that an ihn verſchiedene Fragen über ſeine Familie, doch ſtatt aller Antwort entlockte ich ihm bloß Thränen und Seufzer. Er that mir leid, und da ich aus meiner täglichen Erfahrung erkannte, daß er der ſorgfältigſten Pflege bedürfte, ſo wollte ich ihn nicht in das Hoſpital bringen laſſen, weil ich nur zu wohl weiß, wie man da mit den Kranken umgeht, und wie ungeſchickt die Aerzte darin ſind. Ich habe ihn alſo durch meine Sklawen hierher in meine Wohnung bringen laſſen; dieſe haben ihn in ein beſonderes Gemach gebracht, geben ihm auf meinen Befehl reines Linnenzeug von mir, und bedienen ihn ganz ſo wie mich ſelber.“

Herzenspein zitterte bei dieſer Rede des Juweliers, und fühlte in ſich eine Regung, wovon ſie ſich keinen Grund anzugeben vermochte. „Führet mich doch,“ ſagte ſie zu dem Vorſteher, „in das Zimmer dieſes Kranken, ich wünſchte ihn zu ſehen.“ Der Mann führte ſie ſogleich hin, und während ſie hinging, ſagte Ganem's Mutter zu Herzensmacht: „Ach, meine Tochter, wie beklagenswerth auch immer dieſer kranke Fremde ſein mag, dein Bruder, wofern er noch lebt, befindet ſich ſchwerlich in einer glücklicheren Lage als er.“

Als die Favoritinn des Chalyfen in das Zimmer, worin der Kranke lag, eingetreten war, näherte ſie ſich dem Bette, worein ihn die Sklawen des Hausherrn gebracht hatten. Sie erblickte hier einen jungen Mann mit geſchloſſenen Augen, und einem blaſſen, abgezehrten und verweinten Angeſicht; ſie betrachtet ihn aufmerkſamer, ihr Herz klopft, ſie glaubt Ganem zu erkennen, Doch bald mistraut ſie wieder dem Zeugniß ihrer Augen. Wenn ſie auch einerſeits in dem Angeſicht des Kranken einen ähnlichen Zug entdeckt, ſo erſcheint er ihr doch im übrigen ſo verſchieden von jenem, daß ſie es nicht zu glauben wagt, daß er es wirklich ſei. Da ſie indeß der Neugier, ſich genau darüber zu unterrichten, nicht widerſtehen kann, ſo ſagt ſie mit zitternder Stimme: „Ganem, biſt du es, den ich hier vor mir ſehe?“ Bei dieſen Worten hielt ſie inne, um dem jungen Manne Zeit zur Antwort zu laſſen; doch da er darauf nicht zu achten ſchien, fuhr ſie fort: „Ach, Ganem, du biſt es nicht. Bloß meine Einbildungskraft, die nur immer an deinem Bilde hängt, hat dieſem Fremden eine täuſchende Aehnlichkeit geliehen. Der Sohn des Abu Aibu, wie krank er auch ſein möchte, würde auf die Stimme ſeiner Herzenspein hören.“ Bei dem Namen Herzenspein ſchlug Ganem — denn er war es wirklich — die Augen auf, wendete den Kopf nach der Seite hin, wo die Stimme herkam, und ſagte, als er die Favoritinn des Chalyfen wiedererkannte: „Ach, gnädige Frau, ſeid ihr es? Durch welches Wunder ......?“ Er vermochte nicht auszureden, ſondern wurde von einem ſo plötzlichen Freudentaumel überwältigt, daß er in Ohnmacht fiel. Herzenspein und der Herr des Hauſes eilten ihm zu Hilfe; doch ſobald ſie wieder einige Zeichen des Lebens an ihm entdeckten, bat der Vorſteher die Dame, ſich zu entfernen, damit ihr Anblick nicht einen neuen Rückfall herbeiführen möge.

Nachdem der junge Mann wieder zur Beſinnung gekommen war, ſah er ſich nach allen Seiten um, und da er nicht mehr ſah, was er ſuchte, rief er aus: „Schöne Herzenspein, was iſt aus dir geworden? Standſt du wirklich vor meinen Augen, oder war es bloß eine täuſchende Erſcheinung?“ — „Nein, Herr,“ ſagte der Vorſteher zu ihm; ich habe dieſe Dame hinauszugehen veranlaßt; indeß werdet ihr ſie wiederſehen, ſobald ihr im Stande ſein werdet, ihren Anblick zu ertragen. Ihr habt jezt Ruhe nöthig, und nichts muß euch daran hindern. Da ihr, wie es mir vorkommt, jener Ganem ſeid, dem der Beherrſcher der Gläubigen öffentlich in Bagdad hat Verzeihung verkündigen laſſen, ſo muß ich euch nur ſagen, daß eure Angelegenheiten eine ganz andere Geſtalt gewonnen haben; dieß zu wiſſen, ſei euch für den Augenblick genug. Die Dame, welche ſo eben mit euch geſprochen, wird euch ausführlicher davon unterrichten. Denket alſo bloß daran, eure Geſundheit wieder herzuſtellen; was mich betrifft, ſo werde ich ſo viel dazu beitragen, als nur irgend in meinen Kräften ſteht.“ Nachdem er dieß geſprochen, ließ er Ganem in Ruhe, und ging fort, um ihm die Arzneimittel bereiten zu laſſen, die er zur Wiederherſtellung ſeiner durch Faſten und Beſchwerde erſchöpften Kräfte für nöthig erachtete.

Während dieſer Zeit befand ſich Herzenspein in dem Zimmer der Mutter Ganem's und der Herzensmacht, wo ſich faſt dieſelbe Scene wiederholte. Denn als Ganem's Mutter erfuhr, daß jener kranke Fremde, den der Vorſteher in ſein Haus hatte bringen laſſen, Ganem ſei, fiel ſie vor Freuden darüber in Ohnmacht; und als ſie ſich durch die ſorgfältige Pflege der Frau des Vorſtehers und Herzenspeins wieder erholt hatte, wollte ſie aufſtehen und ihren Sohn beſuchen. Doch der Vorſteher, der mittlerweile hereingetreten war, verhinderte ſie daran, und ſtellte ihr vor, Ganem ſei ſo ſchwach und entkräftet, daß man nicht ohne Gefahr ſeines Lebens Gemüthsbewegungen, wie ſie der unvermuthete Anblick einer geliebten Mutter hervorbringen müſſe, hervorrufen dürfe. Der Vorſteher hatte keine lange Rede nöthig, um Ganem's Mutter zu überzeugen. Sobald man ihr geſagt hatte, daß ſie mit ihrem Sohne nicht ſprechen könne, ohne ſein Leben zu gefährden, drang ſie nicht weiter darauf, ihn zu ſehen. Jezt nahm Herzenspein das Wort, und ſagte zu ihr: „Wir wollen dem Himmel danken, daß er uns alle an einen und denſelben Ort zuſammengeführt hat. Ich will jezt nach dem Palaſt zurückkehren, um dem Chalyfen von allen dieſen Abenteuern Nachricht zu geben, und morgen früh komme ich wieder zu euch.“ Mit dieſen Worten umarmte ſie Mutter und Tochter, und ging fort. Als ſie im Palaſte angekommen war, ließ ſie den Chalyfen um eine geheime Unterredung bitten. Dieſe ward ihr augenblicklich gewährt; man führte ſie in das Kabinett des Fürſten, worinn dieſer ſich ganz allein befand. Sie warf ſich zuvörderſt, der Landesſitte gemäß, mit ihrem Angeſicht vor ihm zur Erde nieder. Er hieß ſie aufſtehen und ſich ſetzen, und fragte ſie ſodann, ob ſie von Ganem Nachricht hätte? „Beherrſcher der Gläubigen,“ ſagte ſie hierauf, „ich bin ſo glücklich geweſen, ihn nebſt ſeiner Mutter und Schweſter aufzufinden.“ Der Chalyf war neugierig zu erfahren, wie ſie in ſo kurzer Zeit dieß möglich gemacht habe. Sie befriedigte ſeine Neugier, und ſagte ihm von Ganem's Mutter und Schweſter ſo viel Gutes, daß er Luſt bekam, ſie beide nebſt dem jungen Kaufmann zu ſehen.

Drei hundert und vier und funfzigſte Nacht.

Wenn Harun Arreſchyd auch aufbrauſend war, und ſich in ſeiner Uebereilung bisweilen zu grauſamen Handlungen hinreißen ließ, ſo war er dagegen wieder der gerechteſte und großmüthigſte Fürſt von der Welt, ſobald ſein Zorn vorüber war und man ihn zur Einſicht ſeiner Ungerechtigkeit gebracht hatte. Da er nun nicht mehr daran zweifeln konnte, daß er Ganem und ſeine

Familie ungerechter Weiſe verfolgt und ſie öffentlich gemishandelt habe, beſchloß er, ihnen eine öffentliche Genugthuung zu geben. „Ich freue mich,“ ſagte er zu Herzenspein, „über den glücklichen Erfolg deiner Nachforſchungen; und zwar freut es mich weniger um deinet, als um meinetwillen. Ich werde das Verſprechen, das ich dir gethan, halten; du ſollſt Ganem heirathen, und ich erkläre hiemit, daß du von nun an nicht mehr meine Sklawinn, ſondern ganz frei biſt. Geh jezt wieder zu dem jungen Kaufmann, und ſobald ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt ſein wird, kannſt du ihn nebſt ſeiner Mutter und Schweſter zu mir führen.“

Den folgenden Morgen früh unterließ Herzenspein nicht, ſich zu dem Vorſteher der Juweliere hinzubegeben, voll Ungeduld, ſich nach dem Geſundheitszuſtand Ganem's zu erkundigen, und der Mutter und Schweſter deſſelben die guten Nachrichten, die ſie ihnen zu melden hatte, mitzutheilen. Der erſte, der ihr begegnete, war der Vorſteher, der ihr erzählte, Ganem habe die Nacht ſehr gut zugebracht, und da ſeine Krankheit bloß aus Schwermuth entſtanden ſei, ſo würde er, wenn die Urſache gehoben, ſehr bald wieder geheilt ſein.

In der That befand ſich der Sohn Abu Aibu's um vieles beſſer. Die Ruhe und die wirkſamen Heilmittel, die er zu ſich genommen, und mehr als dieß alles, ſeine gegenwärtige Gemüthsſtimmung, hatten eine ſo gute Wirkung hervorgebracht, daß der Vorſteher meinte, er könne jetzt ohne Gefahr ſeine Mutter, Schweſter und Geliebte ſehen, woſern man ihn nur auf ihren Empfang vorbereitete; denn ſonſt, wenn er noch nicht wüßte, daß ſeine Mutter und Schweſter in Bagdad ſeien, müſſe man fürchten, daß ihr Anblick ihm eine zu große Freude und Ueberraſchung verurſachen könnte. Es ward daher beſchloſſen, daß zuerſt Herzenspein ganz allein in Ganem's Zimmer treten und ſodann, wenn es Zeit wäre, den beiden andern Frauen das Zeichen zum Eintritt geben ſollte.

Nachdem alles ſo angeordnet war, ward Herzenspein durch den Vorſteher dem Kranken angemeldet, welcher ſo ſehr über ihr Wiederſehen erfreut war, daß wenig fehlte, daß er nicht abermals ohnmächtig wurde. "Nun, Ganem," ſagte ſie zu ihm, indem ſie ſich ſeinem Bette näherte, "da haſt du deine Herzenspein wieder, die du für immer verloren zu haben glaubteſt." — "Ach, gnädige Frau," unterbrach er ſie haſtig, "durch welches Wunder kommt ihr vor meine Augen! Ich glaubte, ihr wäret im Palaſte des Chalyfen. Ganz gewiß hat dieſer Fürſt euch Gehör gegeben, ihr habt ſeinen Argwohn verſcheucht, und er hat euch ſeine Liebe wiedergeſchenkt." — „Ja, mein theurer Ganem," erwiederte Herzenspein, "ich habe mich in den Augen des Beherrſchers der Gläubigen gerechtfertiget, welcher nun, um die Leiden, die er euch verurſacht hat, wieder gut zu machen, mich euch zur Gemahlinn gibt.“ Dieſe letzten Worte erregten bei Ganem eine ſo lebhafte Freude, daß er durch nichts darauf zu antworten wußte, als durch jenes beredte Schweigen der Liebenden. Endlich unterbrach er daſſelbe und rief: "Ach, ſchöne Herzenspein, kann ich eurer Rede Glauben beimeſſen? Darf ich wirklich glauben, daß der Chalyf euch dem Sohne Abu Aibu's überläßt." — „Nichts iſt gewiſſer als dieß,“ erwiederte die Schöne; "dieſer Fürſt, der euch vor Kurzem noch aufſuchen ließ, um euch das Leben zu nehmen, und der in ſeiner Wuth euerer Mutter und Schweſter tauſend Beſchimpfungen zufügen ließ, wünſcht euch jetzt zu ſehen, um euch für die Ehrerbietung, die ihr gegen ihn bewieſen, zu belohnen, und es iſt unzweifelhaft, daß er euere ganze Familie mit Wohlthaten überhäufen wird."

Ganem fragte, wie denn der Chalyf ſeine Mutter und Schweſter habe behandeln laſſen. Herzenspein erzählte es ihm. Er konnte dieſe Erzählung nicht ohne Thränen anzuhören, ungeachtet der frohen Stimmung worein ihn die Nachricht von ſeiner Vermählung mit ſeiner Geliebten verſetzt hatte. Doch, als Herzenspein ihm ſagte, ſie wären gegenwärtig zu Bagdad, und zwar in einem und demſelben Hauſe mit ihm, ſo ſchien ſeine Sehnſucht, ſie zu ſehen, ſo groß, daß die Favoritinn ſie unverzüglich befriedigen zu müſſen glaubte. Sie rief ſie alſo. Dieſe ſtanden bereits an der Thür und warteten bloß auf dieſen Wink; ſie traten nun hinein, gingen auf Ganem zu, umarmten ihn nach einander und küßten ihn wiederholt. Wie viel Thränen floſſen bei dieſer Umarmung! Ganem's Geſicht war ganz davon überſtrömt, eben ſo auch das ſeiner Mutter und Schweſter. Auch Herzenspein vergoß viele Thränen. Selbſt der Vorſteher und ſeine Frau, welche dieß Schauſpiel tief rührte, konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, noch auch müde werden, die geheimen Wege der Vorſehung zu bewundern, welche in ihrem Hauſe vier Perſonen zuſammengeführt, die das Schickſal ſo grauſam getrennt hatte.

Nachdem ſich alle ihre Thränen abgetrocknet hatten, entlockte ihnen Ganem von neuem welche, indem er ihnen alles erzählte, was er von jenem Tage, an welchem er Herzenspein verlaſſen, bis zu dem Augenblick, wo ihn der Vorſteher in ſein Haus aufnahm, gelitten hatte. Er ſagte ihnen nämlich, wie er ſich in ein nahes Dorf geflüchtet habe, wie er da krank geworden ſei, wie er endlich, da es mit ihm beſſer geworden, einen Kameeltreiber gebeten habe, ihn ins Hoſpital nach Bagdad zu führen. Herzenspein erzählte ihnen ebenfalls die Unannehmlichkeiten ihrer Gefangenſchaft, wie der Chalyf ſie im Thurme habe reden gehört, ſie ſodann in ſein Kabinett habe rufen laſſen, und wodurch ſie ſich bei ihm gerechtfertigt habe. Endlich nachdem ſie ſich einander ihre Begegniſſe mitgetheilt hatten, ſagte

Herzenspein: »Laßt uns den Himmel ſegnen, der uns alle vereinigt hat, und laßt uns jetzt nur noch an das Glück denken, das uns erwartet. Sobald die Geſundheit Ganem's wieder hergeſtellt ſein wird, wird er nebſt ſeiner Mutter und Schweſter vor dem Chalyfen erſcheinen müſſen; da ſie indeß nicht in dem Zuſtande ſind, um ſich zeigen zu können, ſo will ich jetzt die nöthigen Vorkehrungen deshalb treffen; ich bitte euch, bloß einen einzigen Augenblick zu warten.“

Mit dieſen Worten ging ſie fort und nach dem Palaſte, und kehrte bald darauf in das Haus des Vorſtehers mit einem Beutel von tauſend Goldſtücken zurück. Sie gab dieſen dem Vorſteher, mit der Bitte, für Herzensmacht und ihre Mutter Kleider zu kaufen. Der Vorſteher, der ein Mann von Geſchmack war, wählte ſehr ſchöne aus und ließ ſie ſchnell zurecht machen. Nach Verlauf von drei Tagen waren ſie fertig, und da Ganem ſich zum Ausgehen ſtark genug fühlte, ſo ſchickte er ſich dazu an. Doch an demſelben Tage, wo er dem Chalyfen ſeine Aufwartung machen wollte, und ſich nebſt ſeiner Mutter und Herzensmacht bereits dazu anſchickte, ſah man den Groß-Weſyr Giafar in das Haus des Vorſtehers hereintreten.

Dieſer Miniſter, welcher zu Pferde und mit einem zahlreichen Gefolge angekommen war, ſagte beim Eintreten zu Ganem: „Herr, ich komme hier im Namen des Beherrſchers der Gläubigen, meines und eures Herrn. Der Auftrag, den ich habe, iſt ſehr verſchieden von jenem, deſſen Andenken ich bei euch nicht erſt erneuern will: ich ſoll euch nämlich begleiten und dem Chalyfen vorſtellen, der euch zu ſehen wünſcht.“ Ganem antwortete auf dieſe Anrede des Groß-Weſyrs bloß durch eine tiefe Verneigung, und beſtieg ein Pferd aus dem Marſtall des Chalyfen, das man ihm darbot, und das er mit vielem Anſtand lenkte. Mutter und Tochter mußten Mauleſelinnen beſteigen, und während Herzenspein, die ebenfalls eine Mauleſelinn beſtiegen, ſie durch einen Nebenweg zu dem Fürſten hinführte, führte Giafar den Ganem auf einem andern Wege bis in den Empfangſaal hinein. Der Chalyf ſaß darin auf einem Throne, umgeben von den Emiren, Weſyren, dem Oberhaupt der Trabanten, und andern Hofleuten aus Arabien, Perſien, Aegypten, Afrika, Syrien und ſeinen übrigen Beſitzungen, der Fremden zu geſchweigen.

Als der Groß-Weſyr den Ganem bis an den Fuß des Thrones geführt hatte, warf ſich dieſer junge Kaufmann mit dem Angeſicht zur Erde, ſtand dann wieder auf und dichtete aus dem Stegreif eine ſchöne Anrede in Verſen, die ihm den Beifall des ganzen Hofes verſchaffte. Nach dieſer Anrede ließ der Chalyf ihn näher treten und ſagte zu ihm: „Es freut mich, dich zu ſehen und aus deinem Munde zu erfahren, wo du meine Favoritinn gefunden und was du alles für ſie gethan haſt.“ Ganem gehorchte und zwar auf eine ſo offene und unbefangene Weiſe, daß der Chalyf von ſeiner Aufrichtigkeit überzeugt wurde. Der Fürſt ließ ihm hierauf ein ſehr reiches Kleid geben, wie es Sitte iſt, allen denen zu reichen, die der Landesfürſt bei ſich empfängt, und ſagte ſodann zu ihm: „Ganem, ich will, daß du an meinem Hofe bleibeſt.“ — „Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte der junge Kaufmann, „ein Sklawe hat keinen andern Willen, als den ſeines Herrn, von welchem ſein Gut und Leben abhängt.“ Der Chalyf war durch Ganem's Antwort ſehr befriedigt, und wies ihm einen ſehr bedeutenden Jahrgehalt an. Sodann ſtieg er vom Throne, winkte dem Groß-Weſyr und Ganem, ihm ganz allein zu folgen, und trat ſo in ſein Zimmer.

Da er nicht zweifelte, Herzenspein nebſt der Wittwe und Tochter des Abu Aibu würde wohl ebenfalls in der Nähe ſein, ſo ließ er dieſelben vor ſich kommen. Sie warfen ſich vor ihm nieder. Er hieß ſie aufſtehen und fand Herzensmacht ſo ſchön, daß er, nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet hatte, zu ihr ſagte: „Es thut mir ſo leid, eine ſo liebenswürdige Perſon ſo unwürdig behandelt zu haben, daß ich dir eine Genugthuung ſchuldig zu ſein glaube, welche die angethane Beleidigung weit überwiegt. Ich mache dich zu meiner Gemahlinn, und dieß mag zugleich die Strafe Sobeïdens ſein, welche ſomit die Urheberinn deines Glückes wird, ſo wie ſie der erſte Anlaß deiner erlittenen Leiden geweſen iſt. Doch das iſt noch nicht genug,“ fuhr er zu Ganem's Mutter ſich wendend fort; „ihr, o Frau, ſeid noch jung, und ich glaube, daß ihr eine eheliche Verbindung mit meinem Groß-Weſyr nicht verſchmähen werdet. Ich gebe euch Giafar zum Gemahl, und euch, Herzenspein, den Ganem; man laſſe einen Kadi und Zeugen kommen, damit die drei Eheverträge augenblicklich entworfen und unterzeichnet werden können.“ Ganem wollte dem Chalyfen vorſtellen, daß ſeine Schweſter ſich ſchon genug geehrt fühlen würde, wenn er ſie unter die Zahl ſeiner Favoritinnen aufnähme; doch der Fürſt wollte Herzensmacht durchaus heirathen.

Er fand übrigens dieſe Geſchichte ſo außerordentlich, daß er einem berühmten Geſchichtſchreiber Befehl gab, ſie umſtändlich aufzuſetzen. Sie wurde hernach in ſeine Schatzkammer niedergelegt, von wo aus ſie hernach durch mehrere Abſchriften der Welt bekannt geworden iſt.

Als Scheheraſade die Geſchichte Ganem's, des Sohnes Abu Aibu, zu Ende erzählt hatte, bezeigte ihr der Sultan von Indien, daß ſie ihm viel Vergnügen gemacht habe. „Herr,“ ſagte hierauf die Sultaninn, „da dieſe Geſchichte euch Unterhaltung gewährt hat, ſo bitte ich unterthänigſt Euere Majeſtät, auch noch die von den Abenteuern Harun Arreſchyd's gnädigſt anzuhören; ſie wird euch nicht minder befriedigen.“

Schachriar genehmigte es; doch da der Tag bereits anzubrechen begann, ſo verſchob man es bis auf die folgende Nacht. Die Sultaninn begann ſodann folgendermaßen:

Die Abenteuer
des Chalyfen Harun Arreſchyd.

Euer Majeſtät wird wiſſen und es vielleicht an ſich ſelber ſchon erfahren haben, daß man ſich bisweilen in einer ſo außerordentlich fröhlichen Gemüthsſtimmung befindet, daß man ſie jedem, der uns nahe kommt, mittheilt, oder an der ſeinigen gern theilnimmt. Dagegen fühlt man ſich bisweilen von einer ſo tiefen Schwermuth befallen, daß man ſich ſelber zur Laſt iſt, und zwar ſo, daß, wenn man uns nach der Urſache hievon fragte, wir ſie weder anzugeben noch mit aller aufgewandten Mühe zu entdecken im Stande wären.

In dieſer leztgenannten Gemüthsſtimmung befand ſich einſt, der Chalyf, als Giafar, ſein treuer Groß-Weſyr, vor ihm erſchien. Der Miniſter fand ihn ganz allein, was höchſt ſelten vorkam, und da er beim Nähertreten bemerkte, daß er in eine düſtere Laune verſenkt war und nicht einmal die Augen aufhob, um ihn anzuſehen, ſo blieb er ſo lange wartend ſtehen, bis er ihn eines Blickes würdigte.

Der Chalyf hob endlich die Augen empor und ſah Giafar an; doch er ſchlug ſie ſogleich wieder nieder und blieb in der vorigen Stellung, und zwar ſo ſtarr wie zuvor.

Da der Groß-Weſyr in den Augen des Chalyfen keinen Unwillen gewahrte, der ihn perſönlich anginge, ſo nahm er endlich das Wort und ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen, erlaubt mir Euer Majeſtät wohl die Frage, woher dieſe Schwermuth rühret, die ihr heute blicken laſſet, und von der ihr ſonſt immer ſo weit entfernt zu ſein ſchienet?“

„Es iſt wahr, Weſyr,“ erwiederte der Chalyf, indem er ſeine Stellung änderte, „daß ich ſonſt eben nicht dazu geneigt bin, und wenn du nicht gekommen wäreſt, ſo hätte ich meinen gegenwärtigen Trübſinn gar nicht bemerkt, in welchem ich nun aber auch keinen Augenblick länger verharren will. Wenn dich nicht etwa etwas Beſonderes zu mir führt, ſo wäre mir es lieb, wenn du irgend etwas erfändeſt, um mich zu zerſtreuen.“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete hierauf der Groß-Weſyr Giafar, „bloß meine Pflicht führt mich hierher zu euch, und ich bin ſo frei, euch zu erinnern, daß ihr euch ſelber die Verpflichtung aufgelegt habet, auf die gute Ordnung in eurer Hauptſtadt und deren Umgegend perſönlich ein wachſames Auge zu haben. Heute iſt gerade der Tag, den ihr euch dazu vorgeſetzt hattet, und es iſt dieß zugleich die beſte Gelegenheit, die ſich euch darbietet, um die Wolken, welche eure ſonſtige Heiterkeit trüben, zu verſcheuchen.“

„Ich hatte es ganz vergeſſen,“ ſagte der Chalyf, „und du erinnerſt mich recht zur gelegenen Stunde daran. Geh alſo, und kleide dich um, während ich meinerſeits daſſelbe thun werde.“

Sie legten jeder Kaufmannstracht an, und gingen in dieſer Verkleidung ganz allein mit einander durch eine geheime Gartenthür des Palaſtes, welche aufs freie Feld hinausging. Sie machten in ziemlich weiter Entfernung von den Thoren die Runde auswendig um die Stadt, bis an die Ufer des Euphrats *), ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung geweſen wäre. Sie ſetzten ſodann auf dem erſten Boot, das ſie antrafen, über den Strom, machten auch um die entgegengeſetzte Seite der Stadt auswendig die Runde, und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt in Verbindung ſetzte.

Bei ihrem Gange über die Brücke trafen ſie am Ende derſelben einen alten blinden Mann, der ſie um

---

*) Soll wohl heißen: des Tigris.

ein Almoſen anſprach. Der Chalyf wendete ſich zu ihm hin, und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand.

Der Blinde faßte ihn augenblicklich bei der Hand, hielt ihn an und ſagte:

„Mildthätiger Mann, wer ihr auch immer ſein möget, welchem Gott eingegeben hat, mir dieß Almoſen zu reichen, verſaget mir die Gnade nicht, um die ich euch bitte, daß ihr mir nämlich eine Ohrfeige gebet. Ich habe ſie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung."

Bei dieſen Worten ließ er die Hand des Chalyfen los, um ihm die Freiheit zu laſſen, ihm eine Ohrfeige zu geben; indeß aus Beſorgniß, daß er nicht etwa vorüber gehen möchte, ohne es zu thun, faßte er ihn am Kleide.

Der Chalyf, der über die Bitte und das Benehmen des Blinden ganz erſtaunt war, ſagte zu ihm: „Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren. Ich werde mich wohl hüten, das Verdienſtliche meines Almoſens durch eine ſo ſchlechte Behandlung, als du von mir verlangſt, wieder aufzuheben." Und mit dieſen Worten ſuchte er ſich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde, welcher vermöge der Erfahrungen, die er ſeit langer Zeit über dieſen Punkt gemacht, eine Weigerung von Seiten ſeines Wohlthäters vermuthet hatte, wendete eine noch größere Kraft an, um ihn feſtzuhalten, und fügte zugleich hinzu: „Herr, vergebet mir meine Kühnheit und Zudringlichkeit. Gebet mir entweder die Ohrfeige, oder nehmet euer Almoſen wieder zurück; ich kann es nur unter dieſer Bedingung annehmen, wofern ich nicht einem feierlichen Schwur, denn ich zu Gott gethan, zuwider handeln ſoll, und wenn ihr den Grund davon wüßtet, ſo würdet ihr mit mir übereinſtimmen, daß dieſe Strafe ſehr gering ſei.“

Dreihundert und fünf und funfzigſte Nacht.

Der Chalyf, der ſich nicht länger wollte aufhalten laſſen, gab der Zudringlichkeit des Blinden nach, und verſetzte ihm eine leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle los, indem er ihm dankte und ihn ſegnete. Der Chalyf ſetzte ſeinen Weg mit dem Groß-Weſyr fort; doch kaum waren ſie einige Schritte weiter gegangen, als er zum Weſyr ſagte: „Die Urſache, welche dieſen Blinden zu einem ſolchen Benehmen gegen alle, die ihm ein Almoſen geben, antreibt, muß von ſehr wichtiger Art ſein. Ich wünſchte wohl das Nähere hierüber zu wiſſen. Kehre daher raſch um, ſage ihm, wer ich bin, und daß er ja nicht unterlaſſen ſoll, morgen um die Zeit des Nachmittags-

Gebetes ſich im Palaſte einzufinden, weil ich ihn zu ſprechen wünſche."

Der Groß-Weſyr ging auf der Stelle zurück, gab dem Blinden ein Almoſen und hernach eine Ohrfeige, und nachdem er den Befehl an ihn ausgerichtet, eilte er wieder zu dem Chalyfen.

Sie kehrten in die Stadt zurück und trafen, als ſie über einen öffentlichen Platz gingen, eine große Menge von Zuſchauern, welche einem jungen und wohlgekleideten Manne zuſahen, der auf einer Stute ſaß, die er mit verhängtem Zügel um den Platz in die Runde herum trieb und ſie ohne Unterlaß mit Sporn und Peitſche ſo grauſam mishandelte, daß ſie ganz mit Schaum und Blut bedeckt war.

Der Chalyf, welcher über die Unmenſchlichkeit des jungen Mannes ganz erſtaunt war, blieb ſtehen, um zu fragen, aus welcher Urſache er denn ſeine Stute ſo mishandle, und erfuhr, daß es niemand wiſſe, daß er indeß ſchon ſeit längerer Zeit täglich zu derſelben Stunde dieſe grauſame Uebung mit ihr vornähme.

Sie gingen weiter, und der Chalyf ſagte dem Groß-Weſyr, er möchte ſich dieſen Platz merken und ja nicht vergeſſen, morgen dieſen jungen Mann um dieſelbe Stunde wie den Blinden zu ihm zu beſtellen.

Ehe noch der Chalyf ſeinen Palaſt erreicht hatte, erblickte er in einer Straße, durch die er ſchon lange nicht gegangen war, ein neu aufgeführtes Gebäude, welches ihm das Haus irgend eines Großen des Hofes zu ſein ſchien. Er fragte den Groß-Weſyr, ob er wüßte, wem es angehöre. Dieſer antwortete, er wiſſe es zwar nicht, werde ſich aber darnach erkundigen.

Er fragte auch wirklich einen Nachbar, der ihm ſagte, dieſes Haus gehöre dem Kodjah Haſſan, genannt Alhabbal, wegen ſeines Seilerhandwerks, das er ihn ſelber noch in großer Armuth treiben geſehen, indeß ſei er, — ohne daß man wiſſe, wie — zu ſo großem Vermögen gekommen, daß er die Koſten dieſes ſtattlichen Baues ſehr gut aushalten könne.

Der Groß-Weſyr eilte jetzt dem Chalyfen nach und ſtattete ihm von dem, was er erfahren, Bericht ab. "Ich will doch dieſen Kodjah Haſſan Alhabbal ſprechen," ſagte der Chalyf; "geh und ſage ihm, daß er ſich morgen um dieſelbe Stunde wie die beiden andern in meinem Palaſte einfinden ſolle." Der Groß-Weſyr unterließ nicht, den Befehl des Chalyfen auszurichten.

Den folgenden Tag nach dem Nachmittags-Gebet trat der Chalyf in ſein Zimmer, und der Groß-Weſyr führte ſogleich die drei erwähnten Perſonen zu ihm hinein und ſtellte ſie ihm vor.

Sie warfen ſich alle drei vor ſeinem Throne nieder, und als ſie wieder aufgeſtanden waren, fragte der Chalyf den Blinden, wie er denn heiße?

"Ich heiße Baba Abdallah," antwortete der Blinde.

„Baba Abdallah," fuhr der Chalyf fort, "deine Art und Weiſe um ein Almoſen zu bitten, erſchien mir geſtern ſo ſeltſam, daß wenn mich nicht gewiſſe Rückſichten zurückgehalten hätten, ich mich wohl gehütet haben würde, dir dieſen Gefallen zu thun, ſondern dich vielmehr von dem Augenblick an gehindert haben würde, der Welt noch fernerhin ein ſo anſtößiges Benehmen zu zeigen. Ich habe dich deshalb hieher kommen laſſen, um von dir den Grund zu erfahren, warum du einen ſo unbeſonnenen Schwur gethan haſt, und erſt aus dem, was du mir hierüber mittheilen wirſt, werde ich beurtheilen können, ob du daran wohl gethan haſt, und ob ich dir noch länger ein Verfahren geſtatten kann, was ein ſo übles Beiſpiel zu geben ſcheint. Sage mir alſo ohne Hehl, woher dir dieſe tolle Einfall gekommen iſt; verſchweige mir nichts, denn ich will es durchaus wiſſen."

Baba Abdallah, welcher durch dieſen Verweis eingeſchüchtert worden war, warf ſich abermals vor dem Throne des Chalyfen auf ſein Angeſicht, und als er wieder aufgeſtanden, ſagte er zu ihm folgendes: "Beherrſcher der Gläubigen, ich bitte Euer Majeſtät demüthigſt um Verzeihung, wegen der Kühnheit, womit ich von euch eine Sache zu verlangen und zu erzwingen gewagt habe, die mit der geſunden Vernunft zu ſtreiten ſcheint. Ich erkenne meine Strafbarkeit; indeß da ich damals Euer Majeſtät noch nicht kannte, ſo flehe ich eure Gnade an und hoffe, daß ihr meine Unkunde berückſichtigen werdet. Was jenes Benehmen betrifft, das ihr als eine Narrheit zu betrachten geruhet, ſo geſtehe ich, daß es wirklich eine iſt, und daß mein Verfahren vor den Augen der Welt als eine ſolche erſcheinen muß; indeß in den Augen Gottes iſt es eine nur ſehr mäßige Buße für eine ungeheure Sünde, deren ich mich ſtrafbar gemacht, und die ich nicht abbüßen werde, wenn auch alle Sterblichen einer nach dem andern mir eine Ohrfeige gäbe. Euer Majeſtät wird ſelber hierüber urtheilen können, wenn ich durch Erzählung meiner Geſchichte euch gezeigt haben werde, worin dieſes ungeheuere Vergehen beſteht."

Dreihundert und ſechs und funfzigſte Nacht.

Geſchichte
des blinden Baba Abdallah.

"Beherrſcher der Gläubigen," fuhr Baba Abdallah fort, „ich wurde zu Bagdad geboren. Von meinem Vater und meiner Mutter, welche beide binnen wenigen Tagen nach einander ſtarben, erbte ich ein kleines Vermögen. Obwohl ich an Jahren noch nicht weit vorgerückt war, ſo verwendete ich es doch nicht nach der gewöhnlichen Weiſe junger Leute, die dergleichen binnen kurzer Zeit durch unnützen Aufwand oder in Ueppigkeit verſchwenden; ſondern im Gegentheil unterließ ich nichts, um durch meine Betriebſamkeit, und durch alle mögliche Sorge und Mühe, die ich mir gab, es zu vermehren. Auf dieſe Weiſe wurde ich denn endlich ſo reich, daß ich für mich allein achtzig Kameele beſaß, die ich an Karawanen-Kaufleute vermiethete, und die mir bei jeder Reiſe, die ich mit ihnen in die verſchiedenen Provinzen eueres Reiches machte, große Summen einbrachten.

Als ich einſt während der Blüthe dieſes meines Glücks und mit dem brennendſten Verlangen, noch reicher zu werden, von Balſora leer mit meinen Kameelen zurückkehrte, die ich auf dem Hinwege mit Waaren, die nach Indien verſchifft werden ſollten, bepackt gehabt hatte, und die ich jezt in einer menſchenleeren Einöde, wo die gute Weide mich anzuhalten bewog, eben weiden ließ, redete ein Derwyſch, der zu Fuß nach Balſora wanderte, mich an und ſetzte ſich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge? Er that dieſelben Fragen an mich, und nachdem wir unſere Neugierde gegenſeitig befriedigt hatten, theilten wir unſern Mundvorrath mit einander und ſpeiſten zuſammen.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns von verſchiedenen gleichgültigen Dingen, und der Derwyſch erzählte mir unter andern auch, er wüßte an einem Orte, der nicht gar weit von unſerem Ruheplatze entfernt ſei, einen Schatz von ſo unermeßlichen Reichthümern, daß wenn ich auch davon ſo viel wegnähme, als meine achtzig Kameele tragen könnten, man doch nichts merken würde, daß etwas davon weggenommen worden ſei.

Dieſe gute Nachricht überraſchte und erfreute mich zugleich. Die Freude, die ich in meinem Innerſten darüber empfand, machte, daß ich ganz außer mir war. Ich hielt den Derwyſch nicht für fähig, daß er mir da bloß etwas vorſpiegeln wolle; ich warf mich ihm daher um den Hals und ſagte zu ihm: „Guter Derwyſch, ich ſehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieſer Welt kümmerſt, wozu kann dir alſo deine Kenntniß von dieſem Schatze nützen? Du biſt allein, und kannſt alſo doch nur ſehr wenig davon mitnehmen. Zeige mir daher, wo er liegt, ich will dann meine achtzig Kameele davon beladen und werde dir ſelber eins davon ſchenken, zum Dank für das Gute und für das Vergnügen, das du mir dadurch erzeigſt.“

Freilich war es nur ſehr wenig, was ich ihm anbot, mir indeß ſchien es ſehr viel zu ſein, vermöge des unmäßigen Geldgeizes, der ſich ſeit dieſer mir gemachten Eröffnung meiner bemächtigt hatte, und mir dünkten die neun und ſiebzig Kameel-Laſten, die mir noch übrig blieben, ſo viel wie gar nichts, im Vergleich mit derjenigen, deren ich mich berauben und die ich ihm überlaſſen ſollte.

Der Derwyſch, welcher meine leidenſchaftliche Gier nach den Reichthümern bemerkte, nahm gleichwohl keinen Anſtoß an einem ſo wenig angemeſſenen Anerbieten, als ich ihm ſo eben gemacht hatte, ſondern ſagte ganz ruhig zu mir: „Mein Bruder, du ſiehſt, wie wenig dein Anerbieten im Verhältniß zu der Wohlthat ſteht, die du von mir verlangſt. Ich konnte mir es ja ganz erſparen, von dem Schatze zu reden, und lieber mein Geheimniß für mich behalten; indeß das, was ich dir gutwillig darüber mitgetheilt habe, wird dir wenigſtens die gute Abſicht zeigen, die ich hatte, dir gefällig zu ſein, und dadurch, daß ich dein und mein Glück machte, mir ein gutes Andenken bei dir zu ſtiften. Ich habe dir nun alſo einen gerechteren und billigeren Vorſchlag zu machen, und du magſt ſelber ſehen, ob er dir genehm iſt. Du ſagſt," fuhr der Derwyſch fort, „du habeſt achtzig Kameele. Ich bin demnach bereit, dich zu dem Schatze hinzuführen, und dort mit dir ihnen ſo viel an Gold und Edelſteinen, als ſie nur immer zu tragen vermögen, aufzupacken, unter der Bedingung, daß, wenn wir ſie gehörig bepackt haben werden, du mir die Hälfte derſelben nebſt ihrer Laſt abtrittſt und dir bloß die andere Hälfte behältſt, worauf wir uns dann trennen wollen, ſo daß jeder von uns die ſeinigen hinführen kann, wohin er nur immer will. Du ſiehſt, daß dieſe Theilung ganz der Billigkeit angemeſſen iſt, und wenn du mir vierzig Kameele ſchenkſt, ſo erhältſt du dagegen durch mich ſo viel, daß du dir tauſend andere dafür kaufen kannſt."

Ich konnte nicht leugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwyſch machte, höchſt billig war. Indeß, ohne auf die großen Reichthümer zu achten, die mir durch Annahme derſelben zu Theil werden konnten, betrachtete ich die Abtretung der Hälfte meiner Kameele als einen großen Verluſt, beſonders wenn ich erwog, daß der Derwyſch dann eben ſo reich als ich werden würde. Kurz ich bezahlte bereits eine Wohlthat mit Undank, die rein freiwillig war, und die ich vom Derwyſch noch nicht einmal erhalten hatte. Allein es war hier nicht lange zu überlegen. Entweder mußte ich die Bedingung eingehen, oder mich gefaßt machen, mein Leben lang Reue darüber zu fühlen, daß ich durch meine Schuld mir eine Gelegenheit, zu bedeutendem Vermögen zu kommen, habe entſchlüpfen laſſen.

Ich verſammelte alſo augenblicklich meine Kameele, und wir zogen mit einander fort. Nachdem wir eine Weile ſo fortgezogen waren, gelangten wir an ein ſehr weites Thal, deſſen Eingang aber ſehr eng und ſchmal war. Meine Kameele konnten bloß einzeln nach einander hindurch gehen; ſo wie die Gegend ſich erweiterte, ward es ihnen wieder möglich, in der beſten Ordnung zuſammenzuhalten. Die beiden Berge, welche das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis ſchloſſen, waren übrigens ſo hoch, ſteil und unzugänglich, daß wir nicht fürchten durften, daß irgend ein Sterblicher uns da ſehen könnte.

Als wir zwiſchen den beiden Bergen angelangt waren, ſagte der Derwyſch zu mir: „Wir wollen jezt nicht weiter vorwärts gehen; halte du deine Kameele an, und laß ſie auf dem Platze, den du da vor dir ſiehſt, ſich auf den Bauch niederlegen, damit wir ſie ohne Mühe beladen können, und wenn du das gethan haben wirſt, ſo werde ich zu Oeffnung des Schatzes ſchreiten.“

Ich that, was der Derwyſch mir geſagt hatte, und eilte ihm ſodann nach. Ich fand ihn, wie er mit einem Feuerzeuge in der Hand etwas dürres Holz, um Feuer anzumachen, zuſammentrug. Sobald er es angemacht hatte, warf er etwas Räucherwerk hinein, indem er einige Worte dazu ſprach, die ich nicht verſtand. Augenblicklich ſtieg ein dicker Rauch davon auf. Er zertheilte dieſen Rauch, und in dieſem Augenblick entſtand in dem Felſen, der zwiſchen den beiden Bergen lag und in ſenkrechter Linie ſehr hoch emporſtieg, obwohl er gar keine Spur von irgend einer Oeffnung zeigte, dennoch eine ſehr groſſe, in Geſtalt eines Thores mit zwei Thürflügeln, das mit bewundernswürdiger Kunſt in den Felſen hineingearbeitet war.

Dieſe Oeffnung zeigte unſern Blicken in einer großen, in den Felſen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palaſt, der mehr ein Werk von Geiſtern als von Menſchenhänden zu ſein ſchien, denn es ſchien nicht möglich, daß ſich Menſchen ein ſo kühnes und erſtaunenswürdiges Unternehmen auch nur hätten einfallen laſſen können.

Indeß, o Beherrſcher der Gläubigen, dieſe Bemerkung mache ich erſt jetzt vor Euer Majeſtät, und ich machte ſie nicht gleich damals. Ich bewunderte ſelbſt nicht einmal die unermeßlichen Reichthümer, die ich da auf allen Seiten erblickte, ſondern, ohne mich bei Betrachtung der zweckmäßigen Anordnung dieſer bedeutenden Schätze lange aufzuhalten, warf ich mich, wie der Adler auf ſeine Beute herabſchießt, auf den erſten beſten Haufen von Goldſtücken, den ich zunächſt vor mir ſah, und fing an, ſoviel davon in einen Sack, den ich eben ergriſſen hatte, hineinzuraffen, als ich forttragen zu können glaubte. Die Säcke waren ſehr groß, und ich hätte ſie gern bis oben vollgefüllt, allein ich mußte ſie mit den Kräften meiner Kameele doch in einiges Verhältniß ſetzen.

Der Derwyſch machte es eben ſo wie ich; doch bemerkte ich, daß er ſich mehr an die Edelſteine hielt, und als er mir den Grund davon geſagt hatte, folgte ich ſeinem Beiſpiel, und wir nahmen weit mehr Edelſteine mit, als gemünztes Gold. Endlich hatten wir alle Säcke angefüllt und ladeten ſie auf die Kameele, und es blieb uns nichts weiter zu thun übrig, als den Schatz zu verſchließen und wegzugehen.

Drei hundert und ſieben und funfzigſte Nacht.

Ehe wir weggingen, ging der Derwyſch noch einmal in den Schatz hinein, und da ſich in demſelben mehrere Vaſen von kunſtreicher goldner Arbeit und aus anderm koſtbaren Stoff befanden, ſo bemerkte ich, daß er aus einer dieſer Vaſen eine kleine Büchſe, aus einem mir unbekannten Holze verfertigt, herauszog und in ſeinen Buſen ſteckte, nachdem er mir gezeigt hatte, daß darin nichts weiter war, als eine Art von Haarſalbe.

Der Derwyſch verrichtete hierauf dieſelbe Zeremonie, um den Schatz zu verſchließen, die er bei der Oeffnung derſelben angewendet hatte, und nachdem er gewiſſe Worte geſprochen, ſchloß ſich das Schatzgewölbe wieder, und der Felſen erſchien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kameele mit ihrer Laſt aufſtehen und theilten ſie unter uns. Ich ſtellte mich an die Spitze der vierzig, welche ich mir vorbehalten hatte, und der Derwyſch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten.

Wir zogen ſodann wieder durch den engen Weg hindurch, durch welchen wir hereingekommen, und ſo gingen wir denn mit einander bis zu der großen Heerſtraße fort, wo wir uns trennen wollten, der Derwyſch nämlich, um ſeine Reiſe nach Balſora fortzuſetzen, und ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Um ihm für eine ſo große Wohlthat zu danken, wählte ich die ſtärkſten Ausdrücke und die höchſten Verſicherungen meiner Erkenntlichkeit dafür, daß er mich jedem andern Sterblichen vorgezogen, um mir einen Theil von dieſen ungeheuern Reichthümern zukommen zu laſſen. Wir umarmten uns ſodann ſehr herzlich, und nachdem wir einander Lebewohl geſagt, zog jeder ſeine Straße von dannen.

Ich hatte kaum einige Schritte gethan, um meine Kameele, welche unterdeß auf dem ihnen angewieſenen Wege vorausgegangen, wieder einzuholen, als der böſe Geiſt des Undanks und des Neides ſich meines Herzens bemächtigte. Ich bejammerte den Verluſt meiner vierzig Kameele und noch mehr die Reichthümer, womit ſie beladen waren. „Der Derwyſch,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „braucht ja alle dieſe Reichthümer gar nicht; er kann ja über den ganzen Schatz nach Belieben ſchalten und davon ſo viel wegnehmen, als er nur will.“ Ich überließ mich alſo dem ſchwärzeſten Undank und entſchloß mich auf einmal, ihm ſeine Kameele mit ihren Ladungen wegzunehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich zuerſt meine Kameele anhalten, und lief dann hinter dem Derwyſch her, dem ich aus Leibeskräften nachrief, als hätte ich ihm noch etwas zu ſagen; zugleich gab ich ihm ein Zeichen, daß er auch ſeine Kameele anhalten und auf mich warten ſollte. Er hörte mein Rufen und ſtand ſtill.

Als ich ihn eingeholt hatte, ſagte ich zu ihm: „Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlaſſen, als ich mir etwas überlegte, woran ich zuvor nicht gedacht hatte, und woran du ſelber vielleicht nicht einmal gedacht haben wirſt. Du biſt ein guter Derwyſch, und daran gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen, entbunden von allen irdiſchen Sorgen und ohne alle weiteren Geſchäfte, außer demjenigen, Gott zu dienen. Du weißt aber wohl nicht, welche Laſt du dir aufgebürdet haſt, indem du eine ſo große Anzahl von Kameelen übernahmſt. Wenn du mir folgen wollteſt, ſo würdeſt du dir bloß dreißig mitnehmen, und ich glaube, daß du ſelbſt mit der Führung dieſer noch Mühe genug haben wirſt. Du kannſt dich hierin auf mich verlaſſen, denn ich habe in dieſem Punkte Erfahrung."

"Ich glaube, daß du Recht haſt," erwiederte der Derwyſch, der ſich außer Stande ſah, mir irgend etwas ſtreitig machen zu können; „und ich geſtehe," fuhr er fort, "daß ich daran wirklich nicht gedacht hatte. Ich fing auch bereits an, in Hinſicht deſſen, was du mir da vorſtellſt, unruhig zu werden. Wähle dir alſo nach deinem Belieben zehne davon aus und führe ſie in Gottes Namen fort."

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ ſie umdrehen und meinen übrigen Kameelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Derwyſch ſich ſo leicht überreden laſſen würde; dieß ſteigerte nun meine Gier noch mehr, und ich ſchmeichelte mir, daß ich wohl noch zehn andere ohne Schwierigkeit von ihm erhalten würde.

Anſtatt ihm alſo für das reiche Geſchenk, das er mir ſo eben gemacht hatte, zu danken, ſagte ich zu ihm weiter: „Mein Bruder, aus jener Theilnahme, die ich für deine Ruhe hege, kann ich mich nicht entſchließen, von dir zu ſcheiden, ohne dich zu bitten, daß du noch einmal überlegen mögeſt, wie ſchwer dreißig Kameele zu leiten ſind, beſonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geſchäfte gar nicht gewöhnt iſt. Du würdeſt dich weit wohler fühlen, wenn du mir noch ein ſolches Geſchenk machen wollteſt, als du mir ſo eben gemacht haſt. Ich ſage dir das, wie du leicht ſiehſt, nicht ſowohl mir und meinem eigenen Vortheil zu Liebe, als vielmehr, um dir ein größeres Vergnügen zu verſchaffen. Erleichtere dir alſo deine Laſt um noch zehn andre Kameele, und übergib ſie mir auch noch, als einem Manne, dem es nicht mehr Mühe macht, für hundert Kameele zu ſorgen, als für ein einziges.“

Meine Rede machte den gewünſchten Eindruck, und der Derwyſch trat mir ohne Weigern die zehn Kameele ab, die ich abermals von ihm verlangt hatte, ſo daß ihm nicht mehr als zwanzig übrig blieben. Ich ſah mich nun im Beſitz von ſechzig Kameelladungen, deren Werth die Reichthümer vieler Fürſten weit überſtieg, und man hätte demnach denken ſollen, daß ich jezt endlich zufrieden geweſen ſein müßte.

Allein, o Beherrſcher der Gläubigen, gleich einem Waſſerſüchtigen, der, je mehr er trinkt, nur noch mehr Durſt bekommt, fühlte ich in mir eine nur noch heftigere Begierde als zuvor, mir auch die übrigen zwanzig Kameele, die dem Derwyſch geblieben, noch dazu zu verſchaffen.

Ich verdoppelte alſo mein inſtändiges Bitten, Anliegen und Andringen, um den Derwyſch zu bewegen, daß er mir noch zehne von den zwanzigen ſchenken möchte, und er willfahrte mir endlich. Was nun noch die übrigen zehn Kameele betrifft, die er noch hatte, ſo umarmte ich ihn, küßte ihn, und erzeigte ihm ſo viele Liebkoſungen, indem ich ihn beſchwor, mir es ja nicht abzuſchlagen, und dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben würde, die Krone aufzuſetzen, daß er endlich durch die Erklärung, er bewillige mir alles, meine Freude vollkommen machte.

„Mache indeß einen guten Gebrauch davon, Bruder,“ fuhr er fort, „und erinnere dich ſtäts, daß Gott uns eben ſo leicht die Reichthümer wieder nehmen kann, als er ſie uns gibt, wenn wir ſie nicht zu Unterſtützung der Armen anwenden, die er bloß deshalb in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, ſich durch ihre Almoſen einen größeren Lohn in jener Welt zu verdienen.“

Meine Verblendung war ſo groß, daß ich nicht im Stande war, einen ſo heilſamen Rath zu benutzen. Ja ich begnügte mich nicht einmal damit, mich im Beſitz meiner achtzig Kameele zu ſehen, und zu wiſſen, daß ſie mit einem Schatze beladen waren, der mich zum glücklichſten aller Menſchen machen mußte; ſondern es kam mir in den Sinn, daß das kleine Büchschen mit Salbe, in deſſen Beſitz ſich der Derwyſch geſetzt und das er mir gezeigt hatte, wohl noch etwas weit koſtbareres ſein könne, als alle dieſe Reichthümer, die ich ihm verdankte.

„Der Ort, wo der Derwyſch es wegnahm,“ ſprach ich bei mir ſelber, „und die Sorgfalt, womit er nach dem Beſitz deſſelben trachtete, läßt mich glauben, daß es etwas geheimnißvolles in ſich ſchließt.“

Dieß bewog mich denn, folgendes zu thun, um mir es zu verſchaffen. Ich hatte ihn ſo eben umarmt und von ihm Abſchied genommen. Ich drehte mich indeß noch einmal zu ihm um und ſagte: „Noch eins, was willſt du denn mit dem kleinen Salbenbüchschen machen? Es ſcheint mir ſo werthlos,“ fuhr ich fort, „daß es nicht der Mühe werth iſt, daß du es mitnimmſt; ich bitte dich alſo, mir es zu ſchenken. Ueberhaupt braucht ja ein Derwyſch, wie du, der den Eitelkeiten der Welt ſo ganz entſagt hat, keine Haarſalbe.“

Wollte Gott, er hätte mir dieß Büchschen zu geben abgeſchlagen! Doch, wenn er es hätte thun wollen, ſo wäre ich meiner Sinne nicht mehr mächtig geweſen, auch war ich ja ſtärker als er, und zugleich feſt entſchloſſen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, damit ich die Befriedigung hätte, daß niemand ſagen könne, jener habe auch nur das geringſte von dem Schatze bekommen, — wie viele Verpflichtungen ich ihm auch immer ſchuldig ſein mochte.

Der Derwyſch indeß, anſtatt mir es zu verweigern, zog es ſogleich aus ſeinem Buſen, und überreichte mir es auf die artigſte Weiſe von der Welt, indem er ſagte: „Da haſt du es, Bruder, damit nicht dieß eine noch zu deiner völligen Zufriedenheit mangele. Wenn ich ſonſt noch etwas für dich thun kann, ſo darfſt du es nur ſagen; ich bin bereit, dir zu willfahren.“

Drei hundert und acht und funfzigſte Nacht.

Als ich die Büchſe in meinen Händen hatte, öffnete ich ſie, betrachtete die Salbe und ſagte zu ihm: „Da du ſo gutwillig biſt und nicht müde wirſt, dich mir gefällig zu beweiſen, ſo bitte ich dich, daß du mir gefälligſt ſageſt, welchen beſonderen Gebrauch man von dieſer Salbe machen kann.“

„Einen höchſt merkwürdigen und wunderbaren,“ erwiederte der Derwyſch. „Wenn du nämlich etwas weniges davon um das linke Auge und auf das Augenlied ſtreichſt, ſo werden vor deinen Augen alle Schätze erſcheinen, die im Schooß der Erde verborgen ſind; ſtreichſt du aber etwas davon auf das rechte Auge, ſo macht es dich blind.“

Ich wünſchte dieſe wunderbare Wirkung an mir ſelber zu erfahren, und ſagte zu dem Derwyſch, indem ich ihm die Büchſe reichte: „Hier nimm und ſtreiche mir etwas von der Salbe um das linke Auge; du verſtehſt es beſſer als ich. Ich bin voll Ungeduld, etwas an mir ſelber zu erfahren, das mir unglaublich ſcheint.“

Der Derwyſch war ſo gefällig, ſich dieſer Mühe zu unterziehen. Ich mußte das linke Auge ſchließen und er brachte etwas von der Salbe darauf. Als es geſchehen war, öffnete ich das Auge und ſah, daß er mir die Wahrheit geſagt hatte. Ich erblickte wirklich eine unendliche Menge von Schatzgewölben, mit ſo ungeheuern und mannigfaltigen Reichthümern angefüllt, daß es mir unmöglich ſein würde, ſie alle einzeln genau anzugeben. Da ich jedoch während deſſen das rechte Auge mir mit der Hand feſt zuhalten mußte und ich deſſen müde wurde, ſo bat ich den Derwyſch, mir von dieſer Salbe auch etwas auf das rechte Auge zu ſtreichen.

„Das will ich dir wohl thun,“ ſagte der Derwyſch,

„doch darfſt du nicht vergeſſen, was ich dir bereits geſagt habe, daß, wenn du etwas davon auf das rechte Auge bringſt, du augenblicklich davon blind werden wirſt. Die Salbe hat nun einmal dieſe Kraft, und du mußt dich darnach richten.“

Anſtatt zu glauben, daß der Derwyſch die Wahrheit rede, bildete ich mir vielmehr ein, daß es dabei noch ein anderes Geheimniß gäbe, das er mir verbergen wolle.

„Bruder,“ erwiederte ich lächelnd, ich ſehe wohl, daß du mich etwas überreden willſt; es wäre ja widernatürlich, wenn eine und dieſelbe Salbe zwei ſo durchaus entgegengeſetzte Wirkungen hervorbringen ſollte.“

„Und doch iſt die Sache ganz ſo, wie ich es dir ſage,“ antwortete der Derwyſch, indem er den Namen Gottes zum Zeugen anrief, „und du kannſt mir es auf mein Wort glauben, denn ich vermag nie die Wahrheit zu verhehlen.“

Ich wollte auf das Wort des Derwyſches, der als rechtlicher Mann mit mir redete, nicht trauen; die unüberwindliche Begierde, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde zu betrachten, und vielleicht dieſelben, ſo oft ich nur Luſt hätte, genießen zu können, bewirkte, daß ich weder auf ſeine Warnungen hören noch eine Sache glauben wollte, die — wie ich es bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr — nur zu gewiß war.

In dem Vorurtheil, das ich gefaßt hatte, bildete ich mir ein, daß, wenn dieſe Salbe, auf das linke Auge geſtrichen, die Kraft habe, mich alle Schätze der Erde ſehen zu laſſen, ſo möge ſie, auf das rechte Auge angewendet, vielleicht die Kraft haben, dieſelben ſofort zu meiner Verfügung zu ſtellen. In dieſem Gedanken drang ich hartnäckig in den Derwyſch, mir etwas davon ſelber um das rechte Auge zu ſtreichen; jedoch er weigerte ſich ſtandhaft, es zu thun.

„Nachdem ich dir ſo viel Gutes erzeigt, mein Bruder,“ ſagte er zu mir, „kann ich mich nicht entſchließen, dir ein ſo großes Unheil zuzufügen. Bedenke ſelber, was für ein Unglück es iſt, ſeines Geſichts beraubt zu ſein, und verſetze mich nicht in die traurige Nothwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein ganzes Leben lang bereuen würdeſt.“

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis aufs äußerſte. „Bruder,“ ſagte ich ziemlich feſt zu ihm, „ich bitte dich, alle dieſe Schwierigkeiten, die du mir da machſt, zu beſeitigen; du haſt mir auf eine großmüthige Weiſe alles gewährt, um was ich dich bisher bat, willſt du nun, daß ich mich wegen einer ſo unbedeutenden Kleinigkeit unzufrieden von dir trennen ſoll? Im Namen Gottes, bewillige mir auch dieſe letzte Gunſt noch. Was auch daraus hervorgehen mag, ich werde mich nie an dich halten, ſondern die Schuld davon wird ſtäts mein ſein.“

Der Derwyſch bot allen nur möglichen Widerſtand auf, doch da er ſah, daß ich im Stande ſei, ihn zu zwingen, ſagte er: „Da du es denn durchaus haben willſt, ſo werde ich dir den Willen thun.“

Er nahm nun etwas von dieſer unheilbringenden Salbe und ſtrich mir es auf das rechte Auge, das ich feſt zu hielt. Aber, ach, als ich es wieder öffnete, ſah ich bloß dichte Finſterniß vor meinen Augen und blieb fortan blind, wie du ſieheſt.“

„Ach, unglücklicher Derwyſch,“ rief ich augenblicklich aus, „was du mir ſagteſt, iſt nur zu wahr! Unſelige Neugierde,“ fügte ich hinzu, „unerſättliches Verlangen nach Reichthümern, in welchen Abgrund von Unglück habt ihr mich geſtürzt! Ich fühle freilich, daß ich mir das alles ſelber zugezogen; jedoch, liebſter Bruder,“ rief ich, zu dem Derwyſch mich wendend, „der du ſo mildthätig und wohlthuend biſt, beſitzeſt du denn unter ſo vielen wunderbaren Geheimniſſen, um die du weißt, nicht auch eines, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?“

„Unglücklicher,“ antwortete mir hierauf der Derwyſch, „daß du dieß Unglück nicht vermiedeſt, lag gewiß nicht an mir; aber du haſt jezt bloß, was du verdieneſt, und deine Herzensverblendung hat dir die Blindheit deines Körpers zugezogen. Freilich bin ich im Beſitze von Geheimniſſen; du haſt dieß in der kurzen Zeit, wo ich bei dir war, leicht merken können;

doch weiß ich kein einziges, wodurch ich dir das Geſicht wiedergeben könnte. Glaubſt du, daß es noch eines dergleichen gibt, ſo wende dich an Gott; bloß er kann dir es wiedergeben. Er hatte dir Reichthümer verliehen, deren du nicht werth wareſt; er hat dir ſie jezt wieder genommen, und wird ſie durch meine Hände an Menſchen gelangen laſſen, die nicht ſo undankbar ſein werden als du.“

Der Derwyſch ſagte kein Wort weiter, und ich wußte ihm auch nichts zu erwiedern. Er ließ mich nun in meiner Beſtürzung und in einen unbeſchreiblich tiefen Schmerz verſenkt ſtehen, und nachdem er meine achtzig Kameele verſammelt hatte, trieb er ſie vor ſich her und ſetzte ſeine Reiſe nach Balſora fort.

Dreihundert und neun und funfzigſte Nacht.

Ich bat ihn, mich doch nicht in dieſem unglücklichen Zuſtande zu verlaſſen, und mich wenigſtens bis zu der nächſten Karawane zu geleiten; aber er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf dieſe Weiſe meines Augenlichts und alles deſſen beraubt, was ich auf der Welt beſaß, würde ich vor Hunger und Betrübniß geſtorben ſein, wenn nicht eine Karawane, die von Balſora kam, mich mitleidig aufgenommen und nach Bagdad geführt hätte.

Aus einer Lage, die, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch gewiß an Reichthum und Pracht, mich den Fürſten gleich ſtellte, ſah ich mich jetzt hilflos an den Bettelſtab gebracht. Ich mußte mich alſo entſchließen, um Almoſen zu betteln, was ich denn auch bisher gethan habe; doch um mein Vergehen gegen Gott abzubüſſen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von der Hand einer jeden mildthätigen Perſon, die mein Elend bemitleiden würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Dieß iſt nun, o Beherrſcher der Gläubigen, der Grund jenes Benehmens, das Euer Majeſtät geſtern ſo ſeltſam vorkam und mir vielleicht euern Zorn zugezogen hat. Ich bitte euch nochmals als euer Sklave um Verzeihung, und unterwerfe mich gern jeder Strafe, die ich verdient habe. Solltet ihr indeß über die Buße, die ich mir aufgelegt, ein Urtheil zu fällen geruhen, ſo bin ich überzeugt, daß ihr ſie viel zu leicht und weit unter meinem Vergehen finden werdet.

Als der Blinde ſeine Geſchichte erzählt hatte, ſagte der Chalyf zu ihm: „Baba Abdallah, deine Sünde iſt groß; doch, Gott ſei gelobt, daß du die Größe derſelben eingeſehen und dir dieſe öffentliche Buße deshalb aufgelegt haſt. Es iſt jetzt damit genug: Von nun an ſetze du dieſe Bußübung für dich fort und höre nicht auf, in jedem Gebet, was du aus Pflichten der Religion jeden Tag an ihn richteſt, ihn um Vergebung zu bitten; und damit du nicht durch die Sorge um deinen Lebensunterhalt davon abgezogen werden magſt, ſetze ich dir für dein ganzes Leben ein Almoſen aus, nämlich jeden Tag vier Drachmen meines Geldes, welche dir mein Groß-Weſyr verabreichen laſſen wird. Gehe daher nicht weg, und warte, bis er meinen Befehl vollzogen haben wird."

Bei dieſen Worten warf ſich Baba Abdallah vor dem Throne des Chalyfen nieder, und beim Aufſtehen dankte er ihm ſodann und wünſchte ihm alles mögliche Glück und Heil.

Der Chalyf Harun Arreſchyd, zufrieden mit der Geſchichte Baba Abdallah's und des Derwyſches, wendete ſich jetzt an den jungen Mann, den er ſeine Stute ſo übel behandeln geſehen hatte, und fragte ihn um ſeinen Namen, wie er es bei dem Blinden gemacht hatte. Der junge Mann ſagte ihm, er heiße Sidi Numan.

"Sidi Numan," ſagte hierauf der Chalyf zu ihm, "ich habe in meinem Leben ſchon viele Pferde zureiten geſehen und oft ſelber welche zugeritten, aber noch nie habe ich eines ſo grauſam ſtoßen und ſchlagen geſehen, als du geſtern auf freier Straße und zum großen Aergerniß aller Zuſchauenden, die darüber laut murrten, gegen deine Stute gethan haſt. Ich ärgerte mich eben ſo ſehr darüber als die Umſtehenden, und es fehlte wenig, daß ich mich nicht — ganz gegen meine ſonſtige Weiſe — zu erkennen gab, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Gleichwohl kündigt dein Aeußeres gar nicht einen grauſamen und barbariſchen Menſchen an. Ich will ſogar glauben, daß du ſie nicht ganz ohne Urſache ſo behandelſt. Da ich weiß, daß es nicht das erſtemal iſt, und daß du ſchon ſeit langer Zeit täglich deine Stute ſo mishandelſt, ſo wünſchte ich wohl den Grund davon zu erfahren, und ich habe dich daher hierher kommen laſſen, um ihn von dir zu vernehmen. Sage mir daher die Sache ganz ſo, wie ſie wirklich iſt, und verhehle mir nichts.“

Sidi Numan begriff leicht, was der Chalyf von ihm verlangte; doch dieſen Bericht zu geben, ſetzte ihn in die peinlichſte Verlegenheit. Er änderte mehrmals die Farbe und ließ unwillkührlich die große Verwirrung blicken, worin er ſich befand. Indeß mußte er ſich entſchließen, den Grund davon anzugeben. Er warf ſich daher, bevor er zu ſprechen anfing, vor dem Throne des Chalyfen nieder, und nachdem er wieder aufgeſtanden, wollte er beginnen, um die Neugier des Chalyfen zu befriedigen; doch er blieb voll Beſtürzung ſtill, minder von der Majeſtät des Chalyfen, vor welchem er erſchien, betroffen, als von dem Inhalt der Erzählung, die er ihm machen ſollte.

Wie ungeduldig auch immer der Chalyf von Natur war, ſeinen Willen erfüllt zu ſehen, ließ er dennoch keinen Unwillen über Sidi Numan's Stillſchweigen blicken; er dachte nämlich, daß es ihm vielleicht an Dreiſtigkeit, vor ihm zu reden, fehle, oder daß er durch den Ton, worin er zu ihm geſprochen, eingeſchüchtert worden ſei, oder endlich, daß in dem, was er ihm ſagen ſollte, Dinge vorkämen, die er lieber zu verſchweigen wünſchte.

„Sidi Numan," ſagte der Chalyf zu ihm, um ihn zu beruhigen," faſſe dich, und ſtelle dir vor, als ob du das, was ich verlange, nicht mir, ſondern irgend einem Freunde, der dich darum bäte, erzählen ſollteſt. Sollte übrigens in dieſer Erzählung irgend etwas enthalten ſein, was dich in Verlegenheit ſetzt, oder wovon du glaubſt, daß es mich beleidigen könnte, ſo verzeihe ich dir es im voraus. Laß alſo alle deine Unruhe fahren, rede frei heraus und verhehle mir nichts, ganz ſo, als ob du deinen beſten Freund vor dir hätteſt."

Sidi Numan, den die letzten Aeußerungen des Chalyfen beruhigt hatten, nahm endlich das Wort und ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen, wie groß auch immer die Beſtürzung ſein mag, von welcher jeder Sterbliche in der Nähe Euer Majeſtät und vor dem Glanze eueres Thrones befallen werden muß, ſo fühle ich mich doch ſtark genug, um zu glauben, daß dieſe ehrfurchtsvolle Scheu mir bis zu dem Grade den Mund verſchließen könnte, daß ich gegen den euch ſchuldigen Gehorſam fehlen und euch über irgend etwas, das ihr von mir verlangt, keine Auskunft geben ſollte. Wenn ich mich auch nicht für den vollkommenſten Menſchen ausgeben darf, ſo bin ich doch auch anderſeits nicht ſo bösartig, daß ich je den Willen gehabt hätte, irgend etwas gegen die Geſetze zu begehen, das mir Furcht vor ihrer ſtrengen Ahndung einflößen könnte. Indeß wie gut auch immer mein Wille geweſen iſt, ſo erkenne ich doch, daß ich nicht von Fehlern, die man aus Unwiſſenheit begeht, frei geblieben bin. Dieß iſt nun mein Fall. Ich ſage gleichwohl nicht, daß ich auf die Vergebung baue, welche Euer Majeſtät, ohne mich angehört zu haben, gnädigſt mir ertheilt hat; ſondern im Gegentheil unterwerfe ich mich euerem gerechten Urtheil und ſelbſt der Strafe, wenn ich ſie verdient habe. Ich geſtehe, daß die Art und Weiſe, wie ich meine Stute ſeit einiger Zeit behandelt habe, ſeltſam, grauſam und nicht nachzuahmen iſt, aber ich hoffe, daß ihr die Urſache hievon ſehr wohl begründet und mich ſelber mehr des Mitleids als der Strafe würdig finden werdet. Jedoch ich darf euch nicht länger durch eine langweilige Vorrede in geſpannter Erwartung halten. Höret denn alſo meine Geſchichte.“

Drei hundert und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte
des Sidi Numan.

"Beherrſcher der Gläubigen," fuhr Sidi Numan fort, "meine Herkunft übergehe ich, denn ſie iſt nicht ſo glänzend, daß ſie irgend einige Erwähnung verdiente. Was Glücksgüter betrifft, ſo hatten meine Vorfahren durch ihre gute Wirthſchaft mir ſo viel hinterlaſſen, als ich mir nur wünſchen konnte, um als rechtſchaffener Mann ohne Anſprüche und ohne jemandem zur Laſt zu fallen, davon leben zu können.

Unter ſolchen Umſtänden war das einzige, was ich mir zu Vollendung meines Glücks noch wünſchen konnte, eine liebenswürdige Frau zu finden, die meine ganze Liebe und Zärtlichkeit hätte, und mich eben ſo wahr und zärtlich wieder liebte. Indeß es hat Gott nicht gefallen, mir eine ſolche zu gewähren. Im Gegentheil gab er mir eine, die gleich vom erſten Tage meiner Ehe an meine Geduld auf ſolche Proben zu ſtellen begann, daß nur ſolche, welche ähnliche auszuſtehen gehabt haben, ſich einen Begriff davon machen können.

Da unſerer Landesſitte gemäß alle Heirathen ſo abgeſchloſſen werden, daß man diejenige, welche man heirathet, zuvor weder ſieht noch kennen lernt, ſo wird Euer Majeſtät nicht unbekannt ſein, daß kein Ehemann ſich eben zu beklagen Urſache hat, wenn ſeine Anvermählte nur nicht abſchreckend häßlich oder misgeſtaltet iſt, und wenn nur ihre guten Sitten, ihr Verſtand und ihr gutes Benehmen die kleinen Unvollkommenheiten des Körpers, die ſie etwa haben mag, wieder gut macht.

Als ich meine Frau zum erſtenmal mit entſchleiertem Geſichte ſah, — damals nämlich, als ſie nach den gewöhnlichen Zeremonieen ſo eben in mein Haus gebracht worden war, freute ich mich, daß man mich in der Schilderung, die man mir von ihrer Schönheit gemacht, nicht getäuſcht hatte; ich fand ſie ganz nach meinem Geſchmack und ſie gefiel mir.

Den Tag nach unſerer Hochzeit trug man uns eine Mittagsmahlzeit von mehreren Speiſen auf. Ich begab mich in das Zimmer, wo die Tafel gedeckt war, und da ich meine Frau daſelbſt nicht fand, ſo ließ ich ſie rufen. Nachdem ſie mich lange Zeit hatte warten laſſen, kam ſie endlich. Ich verbarg meine Ungeduld, und wir ſetzten uns zu Tiſche.

Ich aß zuerſt von dem Reis, den ich, wie gewöhnlich, mit einem Löffel nahm. Meine Frau dagegen, anſtatt ſich wie andre Leute eines Löffels zu bedienen, zog aus einem kleinen Beſteck, das ſie in der Taſche bei ſich trug, eine Art von kleinem Ohrlöffelchen heraus, womit ſie anfing Reis zuzulangen und ihn in einzelnen Körnchen — denn mehr konnte ſie nicht darin faſſen — zum Munde zu führen.

Ueber dieſe Art zu eſſen erſtaunt, ſagte ich zu ihr: »Amine — denn ſo hieß ſie — haſt du in deiner Familie den Reis auf dieſe Weiſe eſſen gelernt? Thueſt du es etwa darum, weil du keine groſe Eſſerinn biſt, oder willſt du die Körner zählen, um nicht das eine mal mehr als das andere zu eſſen? Wenn du bloß aus Sparſamkeit ſo thuſt und um mich zu lehren, daß ich kein Verſchwender ſein ſoll, ſo haſt du von dieſer Seite nichts zu fürchten, und ich kann dich verſichern, daß wir uns dadurch nie zu Grunde richten werden. Wir haben, Gott ſei Dank, ſo viel, um davon bequem leben zu können, ohne uns das Nöthige zu verſagen. Thue dir alſo keinen Zwang an, meine theure Amine, und iß ſo, wie du mich eſſen ſiehſt.«

Um der freundlichen Art und Weiſe willen, womit ich ihr dieſe Vorſtellungen machte, hoffte ich von ihr eine artige Antwort zu erhalten; allein, ohne ein Wort zu erwiedern, fuhr ſie fort, auf dieſe Art zu eſſen, und um mich noch mehr zu ärgern, aß ſie von dem Reis nur noch in langen Zwiſchenpauſen, und anſtatt auch von den übrigen Speiſen mit mir zu genießen, begnügte ſie ſich, von Zeit zu Zeit etwas zerkrümeltes Brot in ihren Mund zu thun, etwa ſo viel, als ein Sperling aufgepickt haben würde.

Ihre Hartnäckigkeit ärgerte mich. Indeß, um ihr Vergnügen zu machen, und ſie zu entſchuldigen, bildete ich mir ein, ſie ſei nicht daran gewöhnt, mit Männern zuſammen zu ſpeiſen, und noch weniger mit einem Ehemanne, in deſſen Gegenwart man ſie vielleicht eine Zurückhaltung zu beobachten gelehrt hatte, die ſie aus Einfalt zu weit trieb. Auch glaubte ich, daß ſie vielleicht ſchon gefrühſtückt haben möge, oder wenn ſie es noch nicht gethan, daß ſie ſich noch etwas Eßluſt übrig lieſſe, um dann für ſich allein nach Belieben ſpeiſen zu können. Dieſe Betrachtungen hielten mich ab, ihr irgend etwas weiter zu ſagen, das ſie hätte abſchrecken können, oder ihr irgend ein Zeichen des Misvergnügens zu geben. Nach dem Mittagsmahl verließ ich ſie ganz eben ſo freundlich, als ob ſie mir nicht den mindeſten Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihrem ſeltſamen Betragen gegeben hätte, und ließ ſie allein.

Bei dem Abendeſſen ging es wieder ſo, und auch den folgenden Tag, und überhaupt, ſo oft wir mit einander ſpeiſten, betrug ſie ſich ganz auf dieſelbe Weiſe. Ich ſah wohl, es ſei nicht möglich, daß eine Frau von ſo wenig Nahrung, als ſie zu ſich nahm, leben könne, und es müſſe alſo dahinter irgend ein mir unbekanntes Geheimniß ſtecken. Dieß bewog mich denn zu dem Entſchluß, mich zu verſtellen. Ich that demnach, als ob ich auf ihre Handlungen gar nicht Acht gäbe, in der Hoffnung, daß ſie ſich mit der Zeit gewöhnen würde, mit mir zu leben, wie ich es wünſchte; allein meine Hoffnung war fruchtlos, wie ich mich ſehr bald überzeugen ſollte.

In der einen Nacht, wo Amine mich im tiefſten Schlafe glaubte, ſtand ſie ganz leiſe auf, und ich bemerkte, daß ſie ſich mit großer Behutſamkeit, um kein Geräuſch zu machen und mich nicht zu wecken, ankleidete. Ich konnte gar nicht begreifen, zu welchem Zwecke ſie ſich ſo in ihrer Ruhe ſtörte, und die Neugier, zu erfahren, was ſie vorhabe, bewog mich, mich feſt ſchlummernd zu ſtellen. Sie kleidete ſich völlig an und ging darauf ganz leiſe aus dem Zimmer.

Sobald ſie hinausgegangen war, ſtand ich auf, und warf mir mein Kleid um. Durch ein Fenſter, welches nach dem Hofe hinausging, vermochte ich wahrzunehmen, daß ſie die Thür nach der Straße hin öffnete und hinausging.

Ich eilte ſogleich nach der Thür, die ſie halb offen gelaſſen hatte, und folgte ihr im Mondſchein nach, bis ich ſie in einen Begräbnißplatz, der in der Nähe unſeres Hauſes lag, hineingehen ſah. Sogleich ſchwang ich mich nun auf eine Mauer, die an den Begräbnißplatz ſtieß, und nachdem ich mich gehörig vorgeſehen hatte, daß mich niemand bemerken konnte, erblickte ich Aminen mit einer Gule *).

Euer Majeſtät wird wiſſen, daß die Gulen beiderlei Geſchlechts böſe Geiſter ſind, die auf den Feldern umherſchweifen. Sie bewohnen gewöhnlich altes verfallenes Gemäuer, von wo aus ſie die Wanderer überfallen, ſie tödten und das Fleiſch derſelben verzehren. Treffen ſie keine Wanderer an, ſo begeben ſie ſich des Nachts auf Begräbnißplätze, wo ſie das Fleiſch der Leichen freſſen, die ſie da aufwühlen.

Ich gerieth in das größte Entſetzen, als ich meine Frau mit dieſer Gule gehen ſah. Sie wühlten eine Leiche auf, die man denſelben Tag beerdigt hatte, und die Gule ſchnitt zu wiederholten malen Stücke Fleiſch davon ab, welches ſie, auf dem Rande des Grabes ſitzend, mit einander verzehrten. Während ſie ein ſo gräuliches und unmenſchliches Mahl einnahmen, unterhielten ſie ſich ganz ruhig mit einander; doch ich war zu weit entfernt, als daß es mir möglich geweſen wäre, etwas von ihrem Geſpräch zu verſtehen, welches eben ſo ſeltſam geweſen ſein mag als ihre Mahlzeit, an welche ich noch jezt nicht ohne Schauder zurückdenken kann.

Als ſie die gräßliche Mahlzeit zu ſich genommen hatten, warfen ſie die Leiche wieder in das Grab hinein, welches ſie mit der aufgewühlten Erde wieder zufüllten. Ich ließ ſie machen, und ſuchte eilig mein Haus wieder zu erreichen. Beim Hereintreten ließ ich die Thür nach der Straße zu halb offen, und nachdem ich mich in mein Schlafzimmer begeben, legte ich mich wieder nieder und that, als ſchliefe ich.

Amine kam bald darauf ganz leiſe zur Thür herein, kleidete ſich aus und legte ſich wieder nieder, voll Freude — wie es mir vorkam — daß alles ſo gut abgelaufen war, ohne daß ich etwas bemerkt hatte.

Dreihundert und ein und ſechzigſte Nacht.

Voll von dem Gedanken an eine ſo unmenſchliche und abſcheuliche Handlung wie die war, von welcher ich ſo eben Augenzeuge geweſen, und zugleich voll Widerwillen, in der Nähe derjenigen zu liegen, welche dieſe Handlung begangen hatte, dauerte es ſehr lange, ehe ich einſchlafen konnte. Endlich ſchlief ich doch ein, aber nur ſo leicht, daß die erſte Stimme, die ſich hören ließ, um zum öffentlichen Gebete bei Tagesanbruch zu rufen, mich aufweckte. Ich kleidete mich an, und begab mich in die Moſchee.

Nach dem Gebete ging ich aus der Stadt hinaus, und brachte den Morgen mit Spaziergängen in den Gärten und mit Betrachtungen zu, welchen Entſchluß ich wohl faſſen ſolle, um meine Frau zu einer Aenderung ihrer Lebensweiſe zu vermögen. Ich verſchmähte alle gewaltſamen Wege, die ſich meinem Geiſte darboten, und entſchloß mich, bloß gelinde Mittel anzuwenden, um ſie von ihrer unglücklichen Neigung abzuziehen. Unter dieſen Betrachtungen war ich unvermerkt bis an meine Wohnung gelangt, in die ich gerade um die Mittageſſensſtunde wieder eintrat.

Sobald Amine mich erblickte, ließ ſie das Eſſen auftragen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Da ich ſah, daß ſie noch immer dabei blieb, den Reis körnchenweiſe zu eſſen, ſo ſagte ich zu ihr mit aller nur möglichen Mäßigung: „Amine, du weißt, wie ſehr ich Urſache hatte, den Tag nach unſerer Hochzeit mich darüber zu wundern, als ich ſah, daß du bloß von dem Reis aßeſt, und zwar ſo wenig und auf eine ſolche Art und Weiſe, daß jeder andere Ehemann ſich dadurch beleidigt gefühlt hätte; du weißt ferner, daß ich mich begnügte, dir den Verdruß anzudeuten, den ich darüber empfand, und dich bloß bat, doch auch von den übrigen Fleiſchſpeiſen zu eſſen, die uns vorgeſetzt, und die auf die verſchiedenartigſte Weiſe zubereitet werden, um wo möglich deinem Geſchmack zu behagen. Seit jener Zeit haſt du unſere Tafel immer auf dieſelbe Weiſe beſetzt geſehen, bloß mit einigen Abwechſelungen in den Speiſen, damit wir nicht immer daſſelbe eſſen dürfen. Meine Erinnerungen ſind indeß fruchtlos geblieben, und bis auf dieſen Tag haſt du nicht aufgehört, immerfort ſo zu handeln, und mir denſelben Verdruß zu machen. Ich habe geſchwiegen, weil ich dir nicht Zwang anthun wollte, und es würde mir leid thun, wenn das, was ich dir gegenwärtig ſage, dich im mindeſten kränken ſollte; indeß, Amine, ſage mir, ich beſchwöre dich deshalb, iſt das Fleiſch, das man uns hier vorſetzt, denn nicht beſſer als Todtenfleiſch?“

Ich hatte kaum dieſe letzten Worte geſprochen, als Amine, welche recht gut merkte, daß ich ſie in der Nacht beobachtet hatte, in eine Wuth gerieth, die alle Begriffe überſteigt; ihr Geſicht erglühte, ihre Augen traten ihr faſt aus dem Kopfe heraus, und ſie ſchäumte vor Wuth.

Dieſer gräßliche Zuſtand, worin ich ſie ſah, erfüllte mich mit Entſetzen; ich erſtarrte, und war ganz außer Stande, mich gegen die ſchreckliche Bosheit zu ſchützen, die ſie gegen mich im Schilde führte, und worüber Euer Majeſtät erſtaunen wird.

In ihrer heftigen Aufwallung nahm ſie hierauf ein Waſſerbecken, das ihr zur Hand war, tauchte ihre Fingerſpitzen hinein, murmelte zwiſchen den Zähnen einige

Worte, die ich nicht verſtand, ſprizte mir etwas von dieſem Waſſer ins Geſicht, und rief mir in einem wüthenden Tone zu:

„Unglücklicher, empfange die Strafe deiner Neugierde, und werde ein Hund!“

Kaum hatte Amine, die ich noch gar nicht als Zauberinn kennen gelernt hatte, dieſe teufliſchen Worte ausgeſtoßen, als ich mich auf einmal in einen Hund verwandelt ſah. Das Staunen und die Ueberraſchung, worein ich über dieſe plötzliche Veränderung gerieth, hinderten mich gleich anfangs auf meine Flucht zu denken, und ſo hatte ſie denn Zeit, einen Stock zu ergreifen und mich zu mishandeln. In der That, ſie verſetzte mir damit ſo gewaltige Schläge, daß ich nicht begreife, warum ich nicht auf der Stelle todt liegen blieb. Ich glaubte ihrer Wuth zu entgehen, wenn ich mich in den Hof flüchtete, doch auch dahin verfolgte ſie mich mit derſelben Wuth, und mit welcher Gewandtheit ich auch immer von einer Seite zur andern hinüber ſchlüpfte, um den Schlägen auszuweichen, ſo war ich doch nicht gewandt genug, um mich dagegen zu ſchützen, und ich mußte noch viele andere aushalten. Als ſie endlich müde geworden war, mich zu ſchlagen und zu verfolgen, und voll Verzweiflung darüber, daß ſie nicht, wie ſie es gewollt, mich hatte todtſchlagen können, erſann ſie ein neues Mittel, um dieß zu Stande zu bringen. Sie öffnete nämlich die Thür nach der Straße zu ein wenig, um in dem Augenblick, wo ich durch dieſelbe zu ſchlüpfen verſuchen würde, mich zu zerquetſchen. So ſehr ich auch zum Hunde geworden war, ſo merkte ich doch ſehr bald ihren verderblichen Plan, und da die Gefahr des Augenblicks uns oft Verſtand eingibt, um uns zu retten, ſo paßte ich meine Zeit ſo gut ab, indem ich ihre ganze Haltung und ihre Gebärden beobachtete, daß ich ihre Wachſamkeit täuſchte und ſchnell hindurch ſchlüpfte, um mein Leben zu retten, und ihre boshafte Abſicht zu vereiteln. Ich kam auch wirklich noch ſo ohne Schaden davon, außer daß mir das Ende meines Schweifes etwas eingeklemmt wurde.

Vor Schmerz darüber ſchrie und bellte ich die ganze Straße entlang, was mir denn einige andere Hunde auf den Hals zog, die mich biſſen. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, ſprang ich in den Laden eines Mannes, der gekochte Köpfe, Zungen, und Füße von Hammeln verkaufte, wo ich denn auch ſicher war.

Der Mann nahm anfangs voll Mitleid meine Parthei, und jagte die Hunde weg, die mich verfolgten und bis in ſein Haus eindringen wollten. Was mich betrifft, ſo war meine erſte Sorge, mich in einen Winkel zu verſtecken, wo ich ihrem Anblick entzogen war. Indeß auch hier fand ich nicht den gehofften Schutz und Zufluchtsort. Der Mann war einer von jenen übertrieben abergläubiſchen Leuten, die in der Meinung, daß die Hunde unrein ſeien, nicht genug Waſſer und Seife bekommen können, um ihre Kleider zu waſchen, ſobald einmal ein Hund im Vorbeiſtreifen ſie berührt hat *). Nachdem ſich alſo die Hunde, die mich verfolgten, entfernt hatten, bot er zu wiederholten malen alles mögliche auf, um mich noch an demſelben Tage wieder fortzujagen; aber ich war verſteckt und vor ſeinen Nachforſchungen ſicher. So brachte ich denn wider ſeinen Willen die Nacht in ſeinem Laden zu, und ich hatte auch dieſe Ruhe wirklich nöthig, um mich von der ſchlechten Behandlung, die mir Amine angethan, zu erholen.

Um Euer Majeſtät nicht mit Herzählung unbedeutender Dinge zu langweilen, will ich von den traurigen Betrachtungen ſchweigen, die ich damals über meine Verwandlung anſtellte, und will bloß ſo viel bemerken, daß am folgenden Tage, als mein Wirth, der ganz früh auf friſchen Einkauf ausgegangen war, mit Köpfen, Zungen und Füßen von Hammeln beladen wiederkam, ſeinen Laden öffnete und ſeine Waaren auslegte, ich aus meinem Winkel hervorkroch, und da ich eben mehrere Hunde aus der Nachbarſchaft, die der Fleiſchgeruch herbeigelockt, um ſeinen Laden herum verſammelt ſah, ſo miſchte ich mich in der Erwartung, daß er ihnen etwas zuwerfen würde, unter ſie, und nahm eine bittende Stellung ein.

Mein Wirth ſchien Rückſicht darauf zu nehmen, daß ich, ſeitdem ich zu ihm geflüchtet, noch nichts gegeſſen hatte, und zeichnete mich dadurch aus, daß er mir öfter und auch größere Stücke zuwarf, als den andern Hunden. Als ſeine Austheilung vorbei war, wollte ich in ſeinen Laden zurückkehren, indem ich ihn anſah und mit dem Schweif freundlich wedelte, um ihm dadurch anzudeuten, daß ich ihn bäte, mir noch einmal dieſe Vergünſtigung zu gewähren; doch er war unbiegſam und widerſetzte ſich meiner Abſicht mit dem Stocke in der Hand und mit einer ſo unbarmherzigen Miene, daß ich genöthigt war, mich zu entfernen.

Einige Häuſer weiter blieb ich vor dem Laden eines Bäckers ſtehen, der ganz im Widerſpiel mit jenem melankoliſchen Hammelsköpfe-Verkäufer mir ein heiterer und gutgelaunter Mann zu ſein ſchien und es auch wirklich war. Er frühſtückte eben, und obwohl ich ihm noch gar nicht hatte merken laſſen, daß mich hungere, ſo unterließ er doch nicht, mir ein Stück Brot zu geben. Bevor ich nach Art anderer Hunde gierig darüber her fiel, machte ich gegen ihn ein Zeichen mit dem Kopfe und wedelte mit dem Schweif, als wollte ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen. Er wußte mir für dieſe Art von Höflichkeit Dank und lächelte. Ich hatte keinen Hunger; indeß, um ihm Vergnügen zu machen, nahm ich das Stück Brot und aß es, und zwar recht langſam, damit er abnehmen konnte, ich äße bloß ihm zu Gefallen. Er bemerkte dieß alles und war ſo gefällig, mich in der Nähe ſeines Ladens zu dulden. Ich blieb daher da ſitzen und zwar mit dem Geſicht nach der Straße hingekehrt, um ihm anzudeuten, daß ich für jetzt um nichts weiter als um ſeinen Schutz bäte.

Er bewilligte mir dieſen nicht bloß, ſondern ſtreichelte mich auch, ſo daß ich darin ein ſicheres Zeichen ſah, daß ich in ſein Haus eintreten dürfe. Ich that es auf eine Weiſe, die ihm andeutete, daß ich es bloß mit ſeiner Erlaubniß thäte. Er nahm es nicht übel, ſondern wies mir ſogar noch eine Stelle an, wo ich mich hinlegen könnte, ohne ihm im Wege zu ſein; und ich nahm ſogleich dieſen Platz ein, und verließ ihn nicht, ſo lange ich in ſeinem Hauſe war.

Ich wurde da durchaus gut behandelt, und er konnte nie frühſtücken, zu Mittag oder zu Abend ſpeiſen, ohne daß ich meinen hinreichenden Antheil davon erhielt. Ich meinerſeits bezeigte ihm dafür alle mögliche Anhänglichkeit und Treue, die er nur irgend von meiner Dankbarkeit verlangen konnte.

Meine Augen waren ſtäts auf ihn gerichtet, und er that in ſeinem Hauſe keinen Schritt, wo ich nicht hinter ihm her ging. Ein gleiches that ich, wenn ſeine Zeit es ihm geſtattete, ſeiner Geſchäfte halben irgend einen Gang in die Stadt zu machen. Ich war hierin um ſo pünktlicher, da ich bemerkte, daß meine Aufmerkſamkeit ihm gefiel und daß er oft, wenn er Luſt auszugehen hatte und ich es nicht gerade bemerkt hatte, mich bei dem Namen Rothbacke rief, den er mir gegeben hatte.

Drei hundert und zwei und ſechzigſte Nacht.

Bei dieſem Ruf flog ich jedesmal von meinem Plätzchen nach der Straße hinaus, ich ſprang, hüpfte und lief vor der Thür hin und her. Mit dieſen Freudenbezeigungen hörte ich erſt auf, wenn er herausgetreten war, und dann begleitete ich ihn treulich, indem ich hinter oder vor ihm her lief und ihn von Zeit zu Zeit anſah, um ihm meine Freude zu bezeigen.

Ich war ſchon einige Zeit in dieſem Hauſe, als eines Tages eine Frau Brot zu kaufen kam. Als ſie es meinem Wirth bezahlte, gab ſie ihm unter anderem guten Gelde auch ein falſches Geldſtück. Der Becker, der das falſche Stück erkannte, gab es der Frau zurück und verlangte dafür ein anderes.

Die Frau weigerte ſich, es wiederzunehmen, und behauptete, es ſei gut. Mein Wirth behauptete das Gegentheil und ſagte im Wortwechſel unter andern zu der Frau: „Dieß Stück iſt ſo augenſcheinlich falſch, daß ich verſichert bin, mein Hund, der doch bloß ein unvernünftiges Thier iſt, würde ſich damit nicht täuſchen laſſen. Komm her, Rothbacke!“ fuhr er fort, indem er mich beim Namen rief. Auf ſeinen Ruf ſprang ich behende auf den Zähltiſch. Der Bäcker warf die Geldſtücke vor mich hin und ſagte: „Sieh einmal zu, iſt darunter nicht ein falſches Stück?“ Ich ſah mir alle Stücke an, legte dann die Pfote auf das falſche, und ſchob es beiſeite, indem ich meinen Herrn anſah, als wollte ich es ihm zeigen.

Der Bäcker, der ſich bloß beiläufig und zum Scherz auf mein Urtheil berufen hatte, war nicht wenig überraſcht, als er ſah, daß ich es ſo richtig und ohne zu zaudern getroffen hatte. Die Frau, welche nun von der Falſchheit ihres Geldſtückes überführt war, wußte nichts weiter zu ſagen, und mußte dafür ein anderes gutes geben. Als ſie fort war, rief mein Herr ſeine Nachbarn zuſammen, und pries vor ihnen auf eine übertriebene Weiſe meine Fähigkeit, indem er ihnen erzählte, was vorgefallen.

Die Nachbarn wollten ſich ſelber davon überzeugen, und unter allen den falſchen Münzen, die ſie mir unter andere gute gemiſcht vorlegten, war auch nicht eine einzige, auf die ich nicht meine Pfote gelegt und ſie von den übrigen guten abgeſondert hätte.

Die Frau unterließ ihrerſeits ebenfalls nicht, allen Perſonen ihrer Bekanntſchaft, die ſie unterweges antraf, zu erzählen, was ihr begegnet ſei. Das Gerücht von meiner Geſchicklichkeit, das falſche Geld zu erkennen, verbreitete ſich in kurzer Zeit nicht bloß in der Nachbarſchaft, ſondern ſogar im ganzen Viertel, und zuletzt allmählig in der ganzen Stadt.

Es fehlte mir nun den ganzen Tag über nicht an Beſchäftigung. Ich mußte die Neugier aller derer, die bei meinem Herrn Brot kauften, befriedigen und ihnen meine Geſchicklichkeit zeigen. Dieß lockte nun alle Welt herbei, man kam aus den entfernteſten Stadtvierteln, um meine Fähigkeit zu erproben, und mein Ruf verſchaffte meinem Herrn ſo viele Kunden, daß er ſie alle befriedigen konnte. Dieß dauerte lange Zeit, und mein Herr konnte ſich nicht enthalten, meinen Nachbaren und Freunden zu geſtehen, daß ich für ihn ein wahrer Schatz wäre.

Mein bischen Geſchicklichkeit zog ihm indeß bald Neider zu. Man ſtellte mir nach, um mich ihm zu rauben, und er war genöthigt, ein wachſames Auge auf mich zu haben. Eines Tages kam eine Frau, die wie andere durch den Reiz der Neuheit herbeigelockt war, und kaufte Brot. Mein gewöhnlicher Platz war auf dem Zähltiſche. Sie warf mir ſechs Geldſtücke hin und darunter auch ein falſches. Ich ſuchte es unter den übrigen hervor, legte die Pfote auf das falſche Geldſtück und ſah ſie dabei an, als wollte ich ſie fragen, ob es nicht das rechte ſei.

„Ja,“ ſagte die Frau, indem ſie mich ebenfalls anſah, „es iſt das falſche, du haſt dich nicht geirrt.“

Sie betrachtete mich dann fortwährend voll Verwunderung, während ich ſie ebenfalls anſah. Hierauf bezahlte ſie das Brot, welches ſie gekauft hatte, und als ſie wegzugehen im Begriff war, gab ſie mir einen Wink mitzukommen, ohne daß es der Bäcker merkte.

Ich war ſtäts auf Mittel bedacht, mich von einer ſo ſeltſamen Verwandelung, als die meinige war, zu befreien. Mir war die Aufmerkſamkeit nicht entgangen, womit die Frau mich ins Auge gefaßt hatte, und ich bildete mir nun ein, daß ſie vielleicht etwas von meinem Misgeſchick und von meinem unglücklichen Zuſtande gemerkt haben möge; worin ich mich denn auch nicht täuſchte. Gleichwohl ließ ich ſie fortgehen und begnügte mich, ihr nachzuſehen. Nachdem ſie indeß zwei bis drei Schritte gegangen war, drehte ſie ſich um und da ſie ſah, daß ich ihr, ohne mich von der Stelle zu rühren, nachſah, gab ſie mir nochmals einen Wink, ihr zu folgen.

Jetzt ſchwankte ich nicht länger, ſondern da ich ſah, daß der Bäcker ſo eben damit beſchäftigt war, ſeinen Backofen für ein neues Gebäck zu reinigen, und nicht auf mich achtete, ſo ſprang ich vom Zähltiſch herab und lief hinter der Frau drein, die darüber ſehr erfreut zu ſein ſchien.

Nachdem ſie eine Strecke gegangen war, kam ſie bei ihrem Hauſe an, öffnete die Thür deſſelben, ging hinein und ſagte dann zu mir: "Komm herein; es wird dich nicht gereuen, daß du mir nachgekommen biſt." Als ich hineingegangen war und ſie die Thür hinter mir wieder zugemacht hatte, führte ſie mich in ihr Zimmer, worin ich ein junges Mädchen von ſeltner Schönheit daſitzen und ſticken ſah. Es war die Tochter der mildthätigen Frau, die mich mit ſich genommen hatte, und die, wie ich bald nachher merkte, in der Zauberkunſt ſehr geſchickt und erfahren war.

"Meine Tochter," ſagte die Mutter zu ihr: „ich bringe dir hier den berühmten Hund des Bäckers, der ſo gut das falſche Geld von dem echten zu unterſcheiden verſteht. Du weißt, was ich dir gleich beim erſten Gerücht, das ſich davon verbreitete, geſagt habe, indem ich äußerte, es könne dieß wohl ein Menſch ſein, der irgendwie boshafter Weiſe in einen Hund verwandelt werden. Heute fiel es mir ein, zu dem Bäcker hinzugehen und Brot bei ihm zu kaufen. Ich überzeugte mich von der Wahrheit des Gerüchts und war ſo geſchickt, dieſen ſeltenen Hund, der die Bewunderung von ganz Bagdad iſt, hinter mir her zu locken. Was ſagſt du dazu, meine Tochter? habe ich mich in meiner Vermuthung etwa getäuſcht?“

„Du haſt dich nicht getäuſcht, liebe Mutter,“ antwortete die Tochter, „und ich werde dir es ſogleich zeigen.“

Das Mädchen ſtand auf, nahm ein Gefäß voll Waſſer, tauchte die Hand hinein, beſpritzte mich damit und ſagte:

„Wenn du von Natur ein Hund biſt, ſo bleibe Hund; biſt du aber von Geburt ein Menſch, ſo nimm kraft dieſes Waſſers wieder menſchliche Geſtalt an.“

Augenblicklich war nun der Zauber gelöſt; ich verlor die Geſtalt eines Hundes und war wieder Menſch wie zuvor.

Drei hundert und drei und ſechzigſte Nacht.

Durchdrungen von der Größe dieſer Wohlthat, warf ich mich dem Mädchen zu Füßen, und nachdem ich den Saum ihres Gewandes geküßt hatte, ſagte ich zu ihr: „Meine theure Befreierinn, ich fühle ſo tief das Uebermaaß eurer beiſpielloſen Güte gegen einen Unbekannten, wie ich bin, daß ich euch bitte, mir ſelber zu ſagen, was ich für euch thun kann, um euch meine Dankbarkeit dafür auf eine würdige Weiſe an den Tag zu legen, oder vielmehr ſchaltet und verfüget über mich, wie über einen Sklaven, der euch mit vollem Rechte angehört. Ich gehöre nicht mehr mir an, ſondern euch; und damit ihr denjenigen näher kennen lernet, den ihr euch zum Eigenthum erworben, ſo will ich euch meine Geſchichte mit kurzen Worten erzählen.“

Hierauf ſagte ich ihr, wer ich wäre, und erzählte ihr ſodann von meiner Vermählung mit Amine, von meiner Gefälligkeit und Geduld, womit ich ihre Launen ertragen, ferner von ihrem ſeltſamen Benehmen, und von der unwürdigen Art und Weiſe, womit ſie mich aus einer unbegreiflichen Bosheit gemishandelt habe, und ich ſchloß zulezt mit einer Dankſagung an die Mutter, für das unausſprechliche Glück, das ſie mir ſo eben verſchafft habe.

„Sidi Numan,“ ſagte die Tochter zu mir, „laß uns nicht weiter von der Verbindlichkeit ſprechen, die du mir ſchuldig zu ſein meinſt. Das bloße Bewußtſein, einem wackern Manne, wie du biſt, Vergnügen gemacht zu haben, vertritt bei mir die Stelle jedes Dankes. Laß uns lieber von deiner Frau Amine reden. Ich habe ſie noch vor deiner Heirath gekannt, und ſo wie ich wußte, daß ſie eine Zauberinn ſei, ſo war auch ihr nicht unbekannt, daß ich etwas von dieſer Kunſt verſtände, da wir bei einer und derſelben Lehrerinn Unterricht darin gehabt hatten. Wir trafen uns oft im Bade. Doch da unſere Gemüther nicht mit einander ſtimmten, ſo vermied ich ſorgfältig jede Gelegenheit, mit ihr irgend in Verbindung zu kommen, was mir um ſo leichter gelang, da ſie auch ihrerſeits aus demſelben Grunde jeden Verkehr mit mir zu vermeiden ſuchte. Ich wundere mich alſo gar nicht über ihre Bosheit. Um indeß wieder auf dich zu kommen, ſo iſt das, was ich jezt eben für dich gethan, keinesweges ſchon genug; ich will, was ich angefangen habe, auch vollenden. Es iſt in der That noch nicht genug, daß ich den Zauber, wodurch du ſo boshafter Weiſe von aller menſchlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen worden wareſt, gelöſt habe, du mußt ſie jezt auch noch, wie ſich es gebührt, beſtrafen, indem du in dein Haus zurückkehrſt, und darin das Anſehen, welches dir zukommt, wieder geltend machſt, wozu ich dir die Mittel und Wege an die Hand geben will. Unterhalte dich jezt einen Augenblick mit meiner Mutter, ich komme ſogleich wieder.“

Meine Befreierinn ging jezt in ein kleines Nebengemach, und während ſie darin verweilte, hatte ich nochmals Gelegenheit, der Mutter an den Tag zu legen, wie ſehr ich ihr und der Tochter zu Dank verpflichtet ſei.

„Meine Tochter,“ ſagte ſie zu mir, „iſt, wie du ſieheſt, in der Zauberkunſt nicht minder erfahren als Amine, aber ſie macht einen ſo guten Gebrauch davon, daß du dich wundern würdeſt, wenn du wüßteſt, wie viel Gutes ſie vermöge dieſer ihrer Wiſſenſchaft ſchon gethan hat und noch täglich thut. Darum habe ich ſie von jeher immer machen laſſen, und ſo auch jezt noch. Wenn ich wahrnähme, daß ſie ihre Kenntniß im mindeſten misbrauchte, ſo würde ich es nicht dulden.“

Die Mutter hatte eben angefangen, mir einige dieſer wunderbaren Begebenheiten, bei denen ſie ſelber Augenzeuge geweſen, zu erzählen, als die Tochter mit einer kleinen Flaſche in der Hand wieder hereintrat.

„Sidi Numan,“ ſagte ſie zu mir, „meine Bücher, die ich ſo eben nachgeſchlagen, ſagen mir, daß Amine in dieſem Augenblick nicht bei dir zu Hauſe iſt, aber daß ſie unverzüglich nach Hauſe zurückkehren wird. Sie ſagen mir ferner, daß die Treuloſe ſich vor deinen Dienern ſo ſtellt, als wäre ſie über deine Abweſenheit in großer Unruhe, und daß ſie dieſelben überredet hat, dir ſei beim Mittageſſen irgend ein Geſchäft eingefallen, welches dich genöthigt habe, unverzüglich auszugehen, beim Weggehen habeſt du die Thür offen gelaſſen, darauf ſei ein Hund hereingekommen und bis in den Saal gelaufen, wo ſie gegeſſen, den ſie mit Stockſchlägen habe wegjagen müſſen. Kehre alſo, ohne Zeit zu verlieren, mit dieſem kleinen Fläſchchen, welches ich dir hiemit übergebe, in dein Haus zurück. Wenn man dir die Thür geöffnet haben wird, ſo warte in deinem Zimmer ſo lange, bis Amine zurückkommt; ſie wird nicht lange ausbleiben. Sobald ſie kommt, ſo gehe bis in den Hof hinunter ihr entgegen, und ſtelle dich ihr Stirn gegen Stirn gegenüber. In der Beſtürzung, dich ſo unerwartet wiederzuſehen, wird ſie dir den Rücken zuwenden, um die Flucht zu ergreifen; ſpritze du dann etwas von dem Waſſer aus dieſem Fläſchchen, das du in Bereitſchaft halten mußt, auf ſie hin, und ſag dabei ganz dreiſt folgende Worte:

„Empfange hiemit die Strafe fü deine Bosheit!“

Weiter ſage ich dir nichts; die Wirkung wirſt d ſchon ſehen.“

Nach dieſen mir unvergeßlichen Worten meine Wohlthäterinn, nahm ich, da nichts mich mehr hinderte von ihr und ihrer Mutter Abſchied, mit den Ausdrücken der vollkommenſten Dankbarkeit, und mit der aufrichtigen Verſicherung, daß ich ewig der ihnen ſchuldigen Verpflichtung eingedenk ſein würde und kehrte ſodann nach Hauſe zurück.

Alles ging ſo, wie die junge Zauberinn mir es vorausgeſagt hatte. Amine blieb nicht lange aus. Al ſie ſich näherte, trat ich ihr mit dem Waſſer in de Hand entgegen, um ſie damit zu beſpritzen. Sie the einen lauten Schrei, und als ſie ſich umdrehte, um di Thür wieder zu erreichen, beſpritzte ich ſie mit dem Waſſer, und ſprach die Worte, welche die Zauberin mich gelehrt hatte. Sie ward ſogleich in eine Stu verwandelt, und zwar in dieſelbe, welche Euer Majeſtät geſtern ſah.

Augenblicklich und noch mitten in der Ueberraſchung, in der ſie ſich befand, faßte ich ſie bei den Kammhaaren, zog ſie ungeachtet ihres Sträubens in meinen Stall, warf ihr eine Halfter über, und nachdem ich ſie unter den härteſten Vorwürfen über ihr Verbrechen und ihre Bosheit angebunden, züchtigte ich ſie mit Peitſchenhieben ſo lange, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte; doch behielt ich mir für jeden der folgenden Tage eine ähnliche Züchtigung an ihr zu vollziehen vor.

Beherrſcher der Gläubigen — fuhr Sidi Numan fort, indem er ſeine Erzählung ſchloß — ich wage zu hoffen, daß Euer Majeſtät mein Betragen nicht misbilligen, ſondern finden wird, daß eine ſo bösartige und ſo gefährliche Frau mit mehr Nachſicht behandelt worden iſt, als ſie verdiente.“

Dreihundert und vier und ſechzigſte Nacht.

Als der Chalyf ſah, daß Sidi Numan nichts weiter zu ſagen hatte, ſagte er zu ihm: „Deine Geſchichte iſt einzig in ihrer Art, und die Bosheit deiner Frau iſt unverzeihlich. Auch verdamme ich nicht ganz die

Züchtigung, die du ſie bisher haſt empfinden laſſen. Indeß wünſche ich, daß du überlegeſt, welch eine große Strafe es für ſie iſt, zu einem Thiere erniedrigt worden zu ſein, und daß du dich damit begnügeſt, ſie in dieſem Zuſtande büßen zu laſſen. Ich würde dir ſogar befehlen, dich an die junge Zauberinn, welche dieſe Verwandelung hervorgebracht hat, zu wenden, und von ihr eine Löſung dieſes Zaubers zu bewirken, wenn mir nicht die Halsſtarrigkeit und die nie zu beſſernde Verſtocktheit ſolcher Zauberer und Zauberinnen, die ihre Kunſt misbrauchen, bekannt wäre, und wenn ich nicht von ihrer Seite irgend eine Wirkung ihrer Rache gegen dich befürchtete, welche noch ſchlimmer ſein könnte als die frühere.“

Der Chalyf, der von Natur ſanft und mitleidig gegen Leidende war, ſelbſt wenn ſie es verdienten, wendete ſich, nachdem er dem Sidi Numan ſeine Willensmeinung erklärt hatte, an den dritten von den dreien, welche der Groß-Weſyr Giafar hatte kommen laſſen.

„Kodjah Haſſan,“ ſagte er zu dieſem, „als ich geſtern an deinem Hauſe vorüber ging, ſchien es mir ſo prächtig zu ſein, daß ich zu wiſſen wünſchte, wem es gehörte. Ich erfuhr, daß du es habeſt erbauen laſſen, nachdem du früher ein Gewerbe getrieben, welches dir kaum ſo viel einbrachte, um davon leben zu können. Man ſagte mir zugleich, daß du dich nicht verkenneſt, daß du einen guten Gebrauch von den

Reichthümern machſt, die dir Gott gegeben, und daß deine Nachbaren tauſenderlei Gutes von dir erzählen. Alles dieſes, „fuhr der Chalyf fort,“ hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf welchen es der Vorſehung gefallen hat, dir ihre Gaben zuzufließen zu laſſen, von ganz außerordentlicher Art ſein müſſen. Ich bin neugierig, ſie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und mir dieſe Befriedigung zu verſchaffen, habe ich dich kommen laſſen. Rede alſo ganz offen mit mir, damit ich mit deſto mehr Vergnügen und Einſicht an deinem Glück theilnehmen kann. Damit aber dir meine Neugierde nicht Argwohn errege, und damit du nicht etwa glaubſt, daß ich noch einen anderen eigennützigeren Antheil an deinem Glücke nehme, ſo erkläre ich dir hiemit, daß ich, anſtatt irgend einen Anſpruch darauf zu machen, dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um es in ungeſtörter Sicherheit genießen zu können.“

Nach dieſen Verſicherungen des Chalyfen warf ſich Kodjah Haſſan vor dem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darauf gelegt war, und ſagte dann, nachdem er wieder aufgeſtanden: „Beherrſcher der Gläubigen, jeder andere als ich, der ſein Gewiſſen nicht ſo rein und unbefleckt fühlte, als ich es fühle, hätte bei Empfang des Befehls, vor dem Throne Euer Majeſtät zu erſcheinen, erſchrecken können. Doch da ich gegen euch niemals andere Geſinnung n gehegt habe, als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung, und da ich nie etwas gegen den euch ſchuldigen Gehorſam, noch gegen die Geſetze gethan habe, was mir euren Unwillen irgend hätte zuziehen können, ſo war das einzige, was mich bekümmerte, die Beſorgniß, daß ich den Glanz eurer Majeſtät nicht würde ertragen können. Indeß da dem allgemeinen Rufe zufolge Euer Majeſtät mit ſo viel Güte den geringſten Unterthan annimmt und anhört, ſo habe ich mich wieder beruhigt und nicht gezweifelt, daß ihr mir ſelber den Muth und die Zuverſicht einflößen würdet, euch die verlangte Auskunft zu geben. Dieß hat nun Euer Majeſtät ſo eben gethan, indem ihr mir euern mächtigen Schutz zuſichert, ohne daß ihr wiſſet, ob ich ihn verdiene. Gleichwohl hoffe ich, daß ihr dieſe mir ſo werthen Geſinnungen nicht zurücknehmen werdet, wenn ich, um euerem Befehl zu genügen, von meinen Abenteuern Bericht abgeſtattet haben werde.“

Nach dieſer höflichen Anrede, wodurch er ſich das Wohlwollen und die Aufmerkſamkeit des Chalyfen zu ſichern wollte, und nachdem er ſich einige Augenblicke auf das, was er ſagen wollte, beſonnen hatte, begann Kodjah Haſſan in folgenden Worten ſeine Erzählung:

Geſchichte
von Kodjah Haſſan Alhabbal.

"Beherrſcher der Gläubigen — fing er an — um Euer Majeſtät beſſer zeigen zu können, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glück, deſſen ich gegenwärtig genieße, gelangt bin, muß ich vor allen Dingen von zwei vertrauten Freunden reden, welche Bürger dieſer Stadt Bagdad und noch am Leben ſind, und die von der Wahrheit meiner Ausſage Zeugniß ablegen können. Ihnen, nächſt Gott, dem Urheber alles Guten, verdanke ich hauptſächlich mein Glück.

Von dieſen beiden Freunden heißt der eine Saadi, der andere Saad. Saadi, welcher gewaltig reich iſt, war ſtäts der Meinung, auf dieſer Welt könne man nur inſofern glücklich ſein, als man große Reichthümer beſitze, um von jedermann unabhängig leben zu können.

Saad hat eine andere Anſicht. Er gibt zwar zu, daß man freilich Reichthümer beſitzen müſſe, inſofern ſie zum Leben nothwendig ſind; doch er behauptet, daß die Tugend das Glück der Menſchen machen müſſe, ohne daß dieſe ſich weiter an die Güter dieſer Welt hängen ſollen, als inſofern ſie davon ihre Bedürfniſſe befriedigen und Wohlthaten an andere ſpenden können. Saad gehört zu dieſer Zahl von Menſchen, und er lebt in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen ſehr glücklich und zufrieden. Obwohl Saadi, ſo zu ſagen, unendlich reicher als er iſt, ſo iſt ihre Freundſchaft deſſen ungeachtet ſehr aufrichtig und herzlich, und der reichere ſchätzt ſich ſelber nicht höher als den andern. Sie haben nie einen Streit unter ſich gehabt, außer über dieſen einzigen Punkt, und in allen übrigen Stücken war ihre Eintracht ſtäts ſich gleich.

Eines Tages behauptete Saadi in einem Geſpräche über dieſen Gegenſtand — wie ſie mir beide ſelber nachher erzählt haben, — daß die Armen bloß darum arm wären, weil ſie entweder in Armuth geboren worden, oder weil, wenn ſie auch in Reichthum geboren worden, ſie denſelben durch Liederlichkeit oder durch einen jener unvorhergeſehenen Zufälle, die nicht ſo gar ſelten ſind, verloren hätten. „Meine Meinung iſt,“ fuhr er fort, „daß dieſe Armen es nur darum ſind, weil ſie nicht dazu gelangen können, eine Geldſumme zuſammenzubringen, die groß genug wäre, um ſich durch ſorgfältige Anlegung derſelben aus ihrem Elend zu ziehen, und ich bin der Anſicht, daß, wenn ſie je auf dieſen Punkt gelangten und einen angemeſſenen Gebrauch von dieſer Summe machten, ſie mit der Zeit nicht bloß reich, ſondern ſehr vermögend werden würden.“

Saad wollte den von Sadi aufgeſtellten Satz nicht zugeben. „Das Mittel, welches du vorſchlägſt,“ erwiederte er, „um einen Armen reich zu machen, ſcheint mir nicht ſo ſicher, als du glaubſt. Deine Anſicht hievon iſt nicht begründet genug, und ich könnte dagegen die meinige mit mehreren ſehr guten Gründen unterſtützen, die uns aber zu weit führen würden. Ich glaube, und zum wenigſten mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit, daß ein Armer durch jedes andere Mittel eher reich werden kann als gerade durch eine Summe Geldes; man macht oft durch Zufall ein größeres und überraſchenderes Glück als mit einer Summe Geldes, wie du behaupteſt — wie viel Sparſamkeit und gute Wirthſchaft man auch dabei anwenden mag, um ſie durch ein gut geführtes Geſchäft zu vervielfältigen.“

Drei hundert und fünf und ſechzigſte Nacht.

„Saad,“ antwortete Sadi, „Ich ſehe wohl, daß ich bei dir nichts ausrichten würde, wenn ich auch darauf beharrte, meine Meinung gegen die deinige zu vertheidigen; ich will daher lieber ſelber einen Verſuch machen, um dich zu überzeugen, und zum Beiſpiel eine Summe, ſo groß als mir hinlänglich ſcheint, einem jener Handwerker zum Geſchenk geben, der von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienſte-leben, und in derſelben Armſeligkeit ſterben, in welcher ſie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, ſo wollen wir dann ſehen, ob es dir auf dem Wege, den du meinſt, beſſer gelingen wird.“

Einige Tage nach dieſem Wortwechſel traf es ſich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange durch das Stadtviertel kamen, wo ich mein Seilerhandwerk trieb, welches ich von meinem Vater erlernt, der es wiederum von meinem Großvater, dem Stammvater unſerer Familie, erlernt hatte. Wer meinen Aufzug und meine Kleidung anſah, konnte daraus ſehr leicht meine Armuth abnehmen.

Saad, der ſich an Saadi's gegebenes Wort erinnerte, ſagte zu dieſem: „Wenn du nicht etwa vergeſſen haſt, wozu du dich gegen mich verbindlich gemacht haſt, ſo haſt du hier einen Mann — hiemit wies er auf mich hin, — den ich ſchon ſehr lange ſein Seilerhandwerk treiben ſehe, und immer in derſelben Dürftigkeit. Es iſt dieß ein Gegenſtand, der deiner Freigebigkeit durchaus würdig und zu einem Verſuche der Art, als du neulich ſagteſt, ganz geeignet iſt.«

»Ich erinnere mich noch ſo gut daran,« erwiederte Saadi, »daß ich ſeitdem immer ſo viel Geld bei mir trage, als zu einem Verſuche der Art nöthig iſt, und daß ich bloß auf einen gelegenen Anlaß wartete, wo du zugegen wäreſt und Augenzeuge ſein könnteſt. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren ſuchen, ob er wirklich Geld nöthig hat.«

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich ſah, daß ſie mit mir reden wollten, ſo hielt ich in meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide auf die gewöhnliche Weiſe, indem ſie mir allen Frieden wünſchten, und Saadi nahm hierauf das Wort und fragte mich, wie ich denn hieße.

Ich erwiederte ihnen denſelben Gruß, und ſagte, um auf Saadi's Frage zu antworten: »Herr, mein Name iſt Haſſan, und wegen meines Gewerbes bin ich allgemein unter dem Namen Haſſan Alhabbal bekannt.«

»Haſſan,« ſagte hierauf Saadi, »da es kein Gewerbe gibt, das nicht ſeinen Meiſter nährt, ſo zweifle ich nicht, daß nicht auch das eurige euch ſo viel einträgt, um bequem davon leben zu können, und ich wundere mich ſelbſt, daß, ſeitdem ihr es treibet, ihr euch nicht etwas erſpart und einen bedeutenden Vorrath von Hanf gekauft habt, um noch mehr Arbeit fertigen zu können, ſowohl ſelber, als auch durch angenommene Geſellen, und um euch euer Leben bequemer machen zu können."

"Herr," erwiederte ich ihm, "ihr würdet aufhören, euch darüber zu wundern, daß ich nichts erſpare, und daß ich nicht den von euch bezeichneten Weg einſchlage, um reich zu werden, wenn ihr wüßtet, daß ich mit all der Arbeit, die ich von früh bis Abend zu fertigen im Stande bin, mir kaum ſo viel erwerben kann, als nöthig iſt, um mich und meine Familie mit Brot und Gemüſe nähren zu können. Ich habe eine Frau und fünf Kinder, von denen noch kein einziges ſo alt iſt, um mich im mindeſten unterſtützen zu können; ſie brauchen Unterhalt und Kleidung, und in einer Wirthſchaft, ſei ſie auch noch ſo klein, gibt es immer tauſenderlei Bedürfniſſe, die man nicht wohl beſeitigen kann. Obwohl der Hanf nicht theuer iſt, ſo iſt doch Geld zum Einkauf deſſelben nöthig, und das iſt immer das erſte, was ich von dem Erlös meiner Arbeit bei Seite legen muß, ſonſt würde es mir nicht möglich ſein, ſo viel als meine Haushaltung erfordert, zu verdienen. Ihr könnt nun leicht urtheilen, Herr," fuhr er fort, "ob es mir möglich iſt, ſo viel zu erſparen, um mich und meine Familie auf einen größeren und bequemeren Fuß einzurichten. Es iſt für uns genug, daß wir mit dem wenigen, was Gott uns gibt, zufrieden ſind, und daß er uns die Kenntniß und das Verlangen nach dem, was uns etwa fehlt, nicht erſt erregt hat; ſondern wir finden vielmehr immer, daß uns nichts fehlt, ſobald wir nur unſer tägliches Auskommen haben, und niemanden darum anſprechen dürfen.«

Als ich dieß alles an Saadi ſo umſtändlich geſagt hatte, ſprach er zu mir: »Haſſan, ich wundere mich jezt nicht mehr, und begreiſe recht wohl, warum du mit deiner gegenwärtigen Lage zufrieden ſein mußt. Doch wenn ich dir einen Beutel mit zweihundert Goldſtücken zum Geſchenk machte, würdeſt du wohl einen guten Gebrauch davon machen, und glaubſt du nicht, daß du vermittelſt dieſer Summe ſehr bald wenigſtens eben ſo reich werden könnteſt, als die angeſehenſten Männer deines Gewerbes?«

»Herr,« antwortete ich, »ihr ſcheint mir ein ſo wackrer Mann zu ſein, daß ich überzeugt bin, ihr treibt nicht etwa euren Scherz mit mir, ſondern euer Anerbieten iſt ernſtlich gemeint. Ich bin daher ſo dreiſt, euch zu ſagen, daß eine weit geringere Summe für mich hinreichen würde, nicht bloß um eben ſo reich zu werden als die Erſten meines Standes, ſondern auch, um in kurzer Zeit reicher zu werden, als alle zuſammen in dieſer großen Stadt Bagdad, ſo groß und ſo bevölkert ſie auch iſt.«

Der großmüthige Saadi zeigte mir ſehr bald, daß er im vollen Ernſt geſprochen habe. Er zog den Beutel aus ſeinem Buſen, gab mir ihn in die Hand und ſagte: "Da nimm dieſen Beutel, du wirſt darin die zweihundert Goldſtücke baar finden. Ich bitte Gott, daß er ſeinen Segen dazu geben und dir die Gnade verleihen möge, ſie gut anzuwenden. Zugleich ſei überzeugt, daß wir beide, mein Freund Saad hier und ich, uns ſehr freuen werden, wenn wir hören werden, daß ſie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen, als du jezt biſt."

Als ich, o Beherrſcher der Gläubigen, den Beutel empfangen und ihn in meinen Buſen geſteckt hatte, war ich ſo voll Entzücken und ſo von Dankgefühl durchdrungen, daß die Sprache mir verſagte, und daß es mir nicht möglich war, meinem Wohlthäter irgend ein anderes Zeichen zu geben, als daß ich die Hand nach dem Saume ſeines Gewandes ausſtreckte, um es zu küſſen; aber er wich vor mir zurück und entfernte ſich, indem er mit ſeinem Freunde ſeinen Weg fortſezte.

Dreihundert und ſechs und ſechzigſte Nacht.

Als ich nach ihrem Weggange wieder an meine Arbeit ging, war der erſte Gedanke, der mir einfiel, der, daß ich auf einen ſichern Ort denken müßte, wo ich den Beutel aufheben könnte. Ich hatte nämlich in meinem kleinen, armſeligen Häuschen weder einen Kaſten noch einen Schrank, der verſchloſſen werden konnte, noch irgend einen andern Ort, wo ich ſicher war, daß er nicht alsbald entdeckt würde, wenn ich ihn dahin verſteckte.

Da ich wie andere arme Leute meines Standes die Gewohnheit hatte, das wenige Geld, das ich beſaß, in die Falten meines Turbans zu ſtecken, ſo verließ ich in dieſer Verlegenheit meine Arbeit und ging nach Hauſe, unter dem Vorwande, meinen Turban wieder etwas in Ordnung zu bringen. Ich nahm meine Vorſichtsmaßregeln ſo gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder etwas davon merkten, zehn Goldſtücke aus dem Beutel zog, und ſie für die dringendſten Ausgaben bei Seite legte, das übrige aber in die Falten der Leinwand einhüllte, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Die erſte Ausgabe, die ich noch an demſelben Tage machte, beſtand darin, daß ich mir einen bedeutenden Vorrath von Hanf einkaufte; ſodann — da ſchon ſeit langer Zeit kein Fleiſch auf meinen Tiſch gekommen war — ging ich nach der Fleiſchbank, und kaufte Fleiſch zum Abendeſſen.

Auf dem Rückwege trug ich mein Fleiſch in der Hand, als plötzlich ein hungriger Hühnergeier, ohne daß ich mich vertheidigen konnte, auf mich herabſchoß, und mir es gewiß aus der Hand geriſſen haben würde, wenn ich es nicht ſehr feſt gehalten hätte. Doch, ach, ich hätte beſſer gethan, es ihn mir nehmen zu laſſen, um nur nicht meinen Geldbeutel einzubüßen. Je mehr er von meiner Seite Widerſtand fand, deſto hartnäckiger beſtand er darauf, mir es zu entreißen; er zog mich herüber und hinüber, während er ſelber in der Luft ſchwebte, ohne ſeine Beute fahren zu laſſen. Unglücklicher Weiſe fiel mir unter dieſen Anſtrengungen, die ich machte, mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier ſeine Beute fahren, ſtürzte auf meinen Turban los, und führte ihn in die Luft empor, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde aufzuraffen. Ich ſtieß ein ſo durchdringendes Geſchrei aus, daß die Männer, Weiber und Kinder der Nachbarſchaft darüber erſchracken, und ihr Geſchrei mit dem meinen vereinigten, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, ſeinen Raub fallen zu laſſen.

Es gelingt bisweilen durch dieſes Mittel dieſe Art von Raubvögeln zu vermögen, ihre Beute wieder fahren zu laſſen; doch dießmal ſchüchterte das Geſchrei den Hühnergeier nicht ein, ſondern er führte meinen Turban ſo weit weg, daß wir ihn aus dem Geſicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es würde daher auch ganz fruchtlos geweſen ſein, mir noch die Mühe und Anſtrengung zu machen, ihm nachzulaufen, um ihn wiederzubekommen.

Traurig über den Verluſt meines Geldes und meines Turbans kehrte ich nach Hauſe zurück. Indeß mußte ich mir einen andern kaufen, wodurch die Summ.

von zehn Goldſtücken, die ich aus dem Beutel genommen, abermals geſchmälert wurde. Ich hatte davon bereits den Einkauf des Hanfes beſtritten, und was mir nun noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die ſchönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meiſten peinigte, war, daß mein Wohlthäter, wenn er das mir zugeſtoßene Unglück erfuhr, das ihm vielleicht ganz unglaublich und folglich als eine leere Entſchuldigung erſcheinen konnte, ſehr unzufrieden darüber ſein mußte, daß ſeine Freigebigkeit ſo übel angebracht geweſen.

So lange die wenigen Goldſtücke, die mir übrig geblieben, noch währten, ließen wir, meine kleine Familie und ich, uns davon wohlſein; indeß ich gerieth ſehr bald wieder in dieſelbe Lage und in dieſelbe Unmöglichkeit, mich aus meinem Elend herauszureißen, wie zuvor. Gleichwohl murrte ich nicht darüber. »Gott,« dachte ich, »hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigſten erwartete, Vermögen in die Hände gab; er hat mir es augenblicklich wieder entzogen, weil es ihm ſo gefallen und in ſeiner Macht geſtanden hat. Er ſei deshalb gelobt, ſo wie ich ihn bisher ſtäts für die Wohlthaten geprieſen habe, die er mir zu verleihen für gut fand. Ich unterwerfe mich ſeinem göttlichen Willen!«

Dieſe Betrachtungen ſtellte ich an, während meine Frau, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen erlittenen Verluſt und die Urſache deſſelben mitzutheilen, ganz untröſtlich war. Auch war mir in meiner Beſtürzung die Aeußerung gegen meine Nachbaren entſchlüpft, daß ich in meinem Turban zugleich einen Beutel von hundert und neunzig Goldſtücken verlöre. Da ihnen indeß meine Armuth bekannt war und da ſie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine ſo große Summe Geldes habe verdienen können, ſo lachten ſie bloß darüber, und die Kinder noch mehr als ſie.

Es waren etwa ſechs Monate ſeit jenem Unglück, welches mir der Hühnergeier angerichtet hatte, vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nachbarſchaft machte, daß Saad ſich meiner erinnerte. Er ſagte zu Saadi: „Wir ſind hier nicht weit von der Straße, worin Haſſan Alhabbal wohnt; laß uns durch dieſelbe gehen und zuſehen, ob die zweihundert Goldſtücke, die du ihm gegeben, etwas dazu beigetragen haben, ihm den Weg zu einer beſſeren Lage zu bahnen, als die war, worin wir ihn trafen."

„Es iſt mir ganz recht,“ antwortete Saadi; „ſchon vor einigen Tagen dachte ich an ihn und freute mich im voraus über das Vergnügen, welches ich haben würde, dich zum Zeugen des Erfolgs zu machen, den ich bei meinem Verſuche gehabt. Du wirſt ſehen, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen iſt, und ich mache mich darauf gefaßt, daß wir Mühe haben werden, ihn wiederzuerkennen.“

Die beiden Freunde hatten in dieſem Augenblick, wo Saadi noch redete, bereits in die Straße eingelenkt. Saad, der mich zuerſt und ſchon von fern gewahr wurde, ſagte zu ſeinem Freunde: "Es kommt mir vor, als hättet ihr den Prozeß ſchon ſehr zeitig gewonnen. Ich ſehe zwar Haſſan Alhabbal, aber ich entdecke an ſeiner Perſon auch nicht die mindeſte Veränderung. Er iſt eben ſo ſchlecht gekleidet, als damals, wo wir beide mit ihm ſprachen. Die einzige Veränderung, die ich an ihm bemerkte, beſteht darin, daß ſein Turban etwas neuer und reinlicher ausſieht. Ueberzeuge dich ſelber, ob ich mich irre oder nicht."

Beim Näherkommen bemerkte Saadi, der mich nun ebenfalls ins Auge gefaßt hatte, recht gut, daß Saad Recht habe, und er wußte nicht, welcher Urſache er die geringe Veränderung, die er an mir wahrnahm, beimeſſen ſollte. Er war darüber ſo ſehr erſtaunt, daß er kein Wort zu mir ſprach; Saad dagegen begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und ſagte dann zu mir: „Nun, Haſſan, wir dürfen wohl nicht erſt fragen, wie deine kleinen Angelegenheiten ſeit unſerm letzten Zuſammentreffen gehen. Sie haben ohne Zweifel einen beſſeren Gang genommen, und die zweihundert

Goldſtücke müſſen dazu bedeutend beigetragen haben.“

„Edle Herren,“ antwortete ich, indem ich mich an alle beide wendete, „zu meinem großen Leidweſen muß ich euch ſagen, daß eure guten Wünſche und Hoffnungen, ſo wie die meinigen, nicht den Erfolg gehabt haben, den ihr zu erwarten Urſache hattet, und den ich mir ſelber davon verſprochen. Ihr werdet das ſeltſame Abenteuer, daß mich betroffen, kaum glauben wollen. Gleichwohl verſichere ich euch als rechtlicher Mann, dem ihr trauen könnt, daß nichts ſo gewiß wahr iſt als das, was ihr ſogleich hören werdet.“

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit allen den einzelnen Umſtänden, die ich ſo eben Euer Majeſtät mitzutheilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. „Haſſan,“ ſagte er zu mir, „du willſt mich zum beſten haben und mich hintergehen. Was du da ſagſt, iſt ganz unglaublich. Die Hühnergeier machen nicht auf Turbane Jagd, ſie ſuchen bloß das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du haſt es indeß gemacht, wie es alle Leute deines Standes zu machen pflegen. Wenn ſie nämlich irgend einen außerordentlichen Gewinn machen oder wenn ihnen irgend ein unerwartetes Glück zu Theil wird, ſo laſſen ſie ihre Arbeit, gehen ihrem Vergnügen nach, bewirthen einander, und führen einen guten Tiſch, ſo lange das Geld währt, und wenn ſie dann alles verzehrt haben, befinden ſie ſich wieder in derſelben Noth und in derſelben Dürftigkeit wie zuvor. Ihr bleibet bloß darum in eurem Elend ſtecken, weil ihr es verdient, und weil ihr euch ſelber der Wohlthaten, die man euch erzeigt, unwürdig machet."

Drei hundert und ſieben und ſechzigſte Nacht.

„Herr," erwiederte ich, „ich ertrage gern dieſe Vorwürfe und bin bereit, noch weit heftigere zu erdulden; ich ertrage ſie um ſo geduldiger, da ich auch nicht einen einzigen verdient zu haben glaube. Die Sache iſt im ganzen Stadtviertel ſo allgemein bekannt, daß mir jeder dieß bezeugen wird. Erkundigt euch ſelber, und ihr werdet finden, daß ich euch nicht hintergehe. Ich geſtehe es, ich ſelber habe noch nie gehört, daß Hühnergeier auch Turbane entführten, allein die Sache iſt mir begegnet, ſo gut wie unzählige Dinge, die ſonſt noch nie vorgefallen ſind, und gleichwohl tagtäglich ſich ereignen."

Saad nahm meine Parthei, und erzählte Saadi ſo viele andere, nicht minder überraſchende Geſchichten von Hühnergeiern, die er wußte, daß dieſer zuletzt ſeinen Geldbeutel aus dem Buſen zog. Er zählte mir zweihundert Goldſtücke in die Hand, und in Ermangelung eines Beutels ſteckte ich es demgemäß ebenfalls in meinen Buſen. Als Haſſan dieſe Summe mir zugezählt hatte, ſagte er zu mir: "Haſſan, ich will dir noch dieſe zweihundert Goldſtücke ſchenken; aber verwahre ſie ja an einem ſichern Orte, damit du nicht etwa wieder ſo unglücklich biſt, ſo wie die vorigen zu verlieren, und denke zugleich darauf, dir durch ſie denſelben Vortheil zu verſchaffen, den dir eigentlich ſchon die früheren hätten verſchaffen ſollen.“

Ich verſicherte ihn, daß die Dankverpflichtung, die ich um dieſer zweiten Gnade willen gegen ihn fühlte, um ſo größer ſei, da ich ſie nach meinem letzten Begebniß eigentlich nicht verdiente, und daß ich nicht unterlaſſen würde, ſeinen guten Rath zu benutzen. Ich wollte noch weiter reden, aber er ließ mir nicht Zeit dazu, ſondern verließ mich, indem er mit ſeinem Freunde ſeinen Spaziergang fortſetzte.

Ich ging nach ihrem Weggange nicht wieder an meine Arbeit, ſondern kehrte nach meiner Wohnung zurück, wo ich weder meine Frau noch meine Kinder anweſend fand. Ich legte nun von den zweihundert Goldſtücken zehne beiſeit; und hüllte die übrigen in ein Tuch, welches ich mit Knoten zuknüpfte. Es kam nun darauf an, das Tuch an einem ſichern Orte zu verbergen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes, mit Kleien angefülltes Gefäß, das in einem Winkel ſtand, unten auf den Boden zu legen, da ich nicht glauben konnte, daß meine Frau oder meine Kinder es darin ſuchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hauſe, und da ich nur noch ſehr wenig Hanf in Vorrath hatte, ſagte ich zu ihr — ohne die beiden Freunde zu erwähnen, — daß ich welchen einkaufen ginge.

Ich ging fort; doch während ich dieſen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Waſch-Thon, wie ihn die Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Straße gegangen, und rief ſeine Waare aus.

Meine Frau, die von dieſem Thone nichts mehr vorräthig hatte, rief den Verkäufer an, und da ſie nicht bei Gelde war, ſo fragte ſie ihn, ob er ihr wohl etwas von ſeinem Thone durch Austauſch gegen Kleien ablaſſen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleien zu ſehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß, worin ſie waren, und der Handel wurde abgeſchloſſen. Sie empfing den Waſch-Thon, und der Händler nahm ſich das Gefäß mit den Kleien.

Ich kam zurück, mit einer ſolchen Menge von Hanf bepackt, als ich nur immer fortbringen konnte, hinter mir her folgten fünf Packträger, die gleich mir mit derſelben Waare beladen waren, womit ich einen hölzernen Verſchlag anfüllte, den ich in meinem Hauſe angebracht hatte. Ich bezahlte die Laſtträger für ihre Mühe, und als ſie fortgegangen waren, wendete ich einige Augenblicke dazu an, um mich von meiner Müdigkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das irdene Kleiengefäß zuvor gelaſſen hatte, und ſah es jetzt nicht mehr.

Es iſt unmöglich, Euer Majeſtät die Größe meines Erſtaunens, noch die Wirkung deſſelben auf mein Gemüth zu ſchildern. Ich fragte haſtig meine Frau, wo es denn hingekommen ſei, und ſie erzählte mir den Tauſchhandel, den ſie damit getroffen, als wobei ſie ſehr viel gewonnen zu haben glaubte.

„Ach, unglückliches Weib,“ „rief ich aus,“ du weißt nicht, welches Unheil du mir, dir und deinen Kindern durch dieſen Handel, der uns rettungslos zu Grunde richtet, zugefügt haſt. Du glaubteſt bloß Kleien zu verkaufen, und haſt durch dieſe Kleien deinen Waſchthon-Händler um hundert und neunzig Goldſtücke reicher gemacht, womit Saadi in Begleitung ſeines Freundes mich zum zweitenmale beſchenkt hatte.“

Es fehlte wenig, ſo wäre meine Frau in Verzweiflung gerathen, als ſie erfuhr, welch einen großen Fehler ſie in der Unwiſſenheit begangen hatte. Sie jammerte, zerſchlug ſich die Bruſt, raufte ſich die Haare aus, und zerriß ſich das Kleid, das ſie anhatte. „Wie unglücklich bin ich,“ rief ſie aus, „verdiene ich nach einem ſo ſchrecklichen Misgriff wohl noch zu leben? wo ſoll ich dieſen Waſchthon-Verkäufer ſuchen? ich kenne ihn ja nicht, er iſt bloß dieß einzige mal durch unſere Straße gekommen, und vielleicht werde ich ihn nie mehr wiederſehen. „Ach, lieber Mann,“ fuhr ſie fort, „du haſt ſehr unrecht gehandelt, daß du in einer ſo wichtigen Sache gegen mich ſo zurückhaltend geweſen biſt. Dieß alles wäre gar nicht geſchehen, wenn du mir dein Geheimniß mitgetheilt hätteſt.“

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Euer Majeſtät alles das wiederſagen wollte, was der Schmerz ihr damals in den Mund legte. Ihr wiſſt ja, wie redſelig die Frauen in ihren Trübſalen zu ſein pflegen.

„Liebe Frau,“ ſagte ich zu ihr, „mäßige dich; du bedenkſt gar nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien alle Nachbaren herbeilocken wirſt, und was brauchen dieſe denn um unſeren Unfall zu wiſſen. Anſtatt an unſerem Misgeſchick theilzunehmen oder uns Troſt zuzuſprechen, würden ſie ſich ein Vergnügen daraus machen, über deine und meine Einfalt zu ſpotten. Der beſte Entſchluß, der hiebei zu nehmen, iſt noch der, daß wir unſeren Verluſt verſchweigen, ihn geduldig ertragen, ſo daß niemand das mindeſte davon merkt, und uns in den Willen Gottes fügen. Zugleich wollen wir denſelben preiſen, daß er von den zweihundert Goldſtücken, die er uns verliehen, uns bloß hundert und neunzig wieder genommen, und uns vermöge ſeiner Güte wenigſtens noch zehne gelaſſen hat, deren Anwendung uns doch immer noch einige Unterſtützung gewähren wird.“

Wie richtig auch meine Gründe waren, ſo ward es mir dennoch ſehr ſchwer, denſelben bei meiner Frau Eingang zu verſchaffen. Doch die Zeit, welche die größten und unerträglich ſcheinendſten Leiden mildert, bewirkte zuletzt, daß ſie ſich darein ergab.

„Wir leben freilich arm,“ ſagte ich zu ihr, „indeß was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Athmen wir nicht dieſelbe Luft? genießen wir nicht daſſelbe Sonnenlicht und dieſelbe Sonnenwärme? Die Bequemlichkeiten des Lebens, die ſie etwa vor uns voraus haben, könnten uns ihr Loos beneidenswerth erſcheinen laſſen, wenn ſie nicht eben ſo ſterben müßten wie wir. Genau genommen, iſt der Vorzug, den ſie vor uns voraus haben, ſo unbedeutend, daß wir ihn gar nicht erſt in Betracht ziehen ſollten.“

Das einzige, was mich — und zwar nicht ſelten — ärgerte, war, wenn ich mich fragte, wie ich denn wohl den Anblick Saadi's zu ertragen im Stande ſein würde, wenn er nun von mir über die Verwendung der zweihundert Goldſtücke, und wie ich vermittelſt ſeines Geſchenks meine Lage verbeſſert hätte, Rechenſchaft verlangen würde, und ich ſah dann keinen anderen Ausweg vor mir, als Verlegenheit und Beſchämung, obwohl ich dieß zweite mal ſo wenig als das erſte mal durch meine Schuld zu dieſem Unglück beigetragen hatte.

Drei hundert und acht und ſechzigſte Nacht.

Es dauerte dießmal länger als das erſte mal, ehe die beiden Freunde kamen, und über meine Lage Erkundigung einzogen. Saad hatte oft mit Saadi davon geſprochen, doch dieſer hatte es immer aufgeſchoben.

„Je länger wir es verſchieben,“ ſagte er, „deſto reicher wird Haſſan werden, und deſto größer wird das Vergnügen ſein, das ich darüber empfinden werde.“

Saad hatte von der Wirkung des Geſchenks ſeines Freundes nicht dieſelbe Anſicht. „Glaubſt du denn,“ äußerte er, „daß Haſſan dein Geſchenk dießmal beſſer als das erſtemal angewendet haben wird? Ich rathe dir, nicht zu ſehr darauf zu rechnen, damit dein Aerger, wenn du das Gegentheil davon finden wirſt, nicht zu groß iſt.“

„Allein,“ fuhr Saadi fort, „es kommt ja doch nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban entführt. Haſſan iſt von dieſem Unfall einmal betroffen worden, und wird ſich nun wohl vorgeſehen haben, daß es ihm nicht noch einmal ſo gegangen iſt.«

»Ich zweifle daran gar nicht,« erwiederte Saad; »allein jeder andere Zufall, an den wir beide gerade nicht denken konnten, kann ſich eben ſo gut ereignet haben. Ich ſage dir es nochmals, mäßige deine Freude, und mache dich auf Haſſans Unglück nicht minder gefaßt, als auf ſein Glück. Um dir zu ſagen, was ich denke, und was ich von jeher gedacht habe, — wie ſchlechten Dank du mir auch für dieſen Glauben wiſſen wirſt — ich habe eine Vorahndung, daß es dir nicht gelungen iſt, und daß es mir beſſer gelingen wird als dir, zu zeigen, daß ein Armer auf jedem anderen Wege eher reich werden kann, als durch Geld.«

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war, und ſie ſich lange mit einander geſtritten hatten, ſagte Saadi: »Es iſt genug; ich will mir heute noch Aufſchluß darüber zu verſchaffen ſuchen, wie es mit der Sache ſteht. Es iſt jezt gerade die Zeit, wo man ſpazieren geht, laß ſie uns nicht verſäumen, ſondern hingehen und uns erkundigen, wer von uns beiden die Wette gewonnen haben wird.«

Die beiden Freunde gingen aus, und ich ſah ſie von weitem kommen. Ich wurde ganz beſtürzt und war auf dem Punkte, meine Arbeit zu laſſen, und mich irgendwo zu verſtecken, um ihnen nur nicht unter die Augen zu kommen. Indeß ich blieb bei meiner Arbeit, und that, als ſähe ich ſie nicht; und ſo ſchlug ich denn meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis ſie mir ſo nahe waren, daß ſie mich grüßten und ich den Gruß nicht füglich unerwiedert laſſen konnte. Ich ſchlug jedoch meine Augen ſogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum ſie mich noch immer in derſelben Armuth fänden als damals, wo ſie mich zum erſten mal geſehen.

Als ich damit zu Ende war, fuhr ich fort: "Ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß ich die hundert und neunzig Goldſtücke hätte anderswo aufheben ſollen, als in einem irdenen Gefäß, welches noch an demſelben Tage aus meinem Hauſe fortgeſchafft wurde. Allein ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſtand das Gefäß immer auf derſelben Stelle, und ſo oft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleien verkauft hatte, ſo war doch das Gefäß immer ſtehen geblieben. Konnte ich mir nun träumen laſſen, daß gerade an demſelben Tage in meiner Abweſenheit ein Waſchthon-Verkäufer da vorbeigehen, und daß meine Frau ohne Geld ſein und mit ihm dieſen Tauſchhandel abſchließen würde? Ihr könntet mir freilich einwerfen, daß ich meiner Frau etwas davon hätte ſagen ſollen; indeß Perſonen von ſo klugem Verſtande, als ich bei euch vorausſetzen muß, würden mir einen Rath von der Art gewiß nie geben. Was aber den Punkt betrifft, daß ich ſie nicht anderswo verſteckt habe, ſo frage ich euch, wer bürgt mir dafür, daß ich ſie da ſichrer gehabt hätte? — Herr," fuhr ich dann fort, indem ich mich an Saadi wendete, "es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch eure Freigebigkeit reich werden ſollte. Es gehört mit zu ſeinen unerforſchlichen Geheimniſſen, die wir nicht ergründen können, daß ich arm und nicht reich ſein ſoll. Deshalb werde ich doch nie aufhören, gegen euch dieſelbe Dankbarkeit zu fühlen, als wenn eure Freigebigkeit, wie ihr gewünſcht, ihren Zweck völlig erreicht hätte."

Ich ſchwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und ſagte: „Haſſan, wenn ich mich auch überreden wollte, daß alles das, was du mir da ſagſt, ſo gewiß wahr iſt, als du es uns gern glauben machen möchteſt, und daß es kein bloßer Deckmantel iſt, um deine Liederlichkeit oder deine ſchlechte Wirthſchaft zu beſchönigen, ſo würde ich mich dennoch ſehr hüten, irgend einen Schritt weiter zu thun, und hartnäckig in Verſuchen fortzufahren, die mich am Ende zu Grunde richten würden. Mich dauern die vierhundert Goldſtücke nicht, deren ich mich beraubt habe, um einen Verſuch zu machen, dich aus deiner Dürftigkeit zu ziehen; ich that es dem Himmel zu gefallen, und erwartete von dir keinen Dank, ſondern bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwieſen zu haben. Wenn mich irgend etwas dabei reuen könnte, ſo wäre es bloß das, daß ich mich an dich und nicht lieber an einen andern gewendet habe, der dieß vielleicht beſſer benutzt haben würde." Nach dieſen Worten wendete er ſich zu ſeinem Freunde und fuhr fort: „Saad, du kannſt aus dem, was ich ſo eben geſprochen, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl ſteht es dir frei, die Wahrheit deiner bisherigen Behauptung ebenfalls durch einen Verſuch zu erproben. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege gibt, um das Glück eines Armen — in dem Sinne, wie ich und du es meinen — zu gründen, und ſuche dir keinen andern dazu aus, als Haſſan. Was du ihm auch immer geben magſt, ich kann mich nicht überreden, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldſtücke hätte werden können."

Saad hatte ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Saadi. „Du haſt geſehen," ſagte er dann zu dieſem, „wie ich dieß Stück Blei zu meinen Füßen aufraffte; ich werde es jezt Haſſan ſchenken, und du wirſt ſehen, wie viel es ihm einbringen wird."

Saadi lachte laut auf, und machte ſich über Saad luſtig. „Ein Stück Blei?" rief er aus; „nun was kann das dem Haſſan weiter einbringen, als einen Heller, und was wird er mit einem Heller anfangen?"

Saad überreichte mir indeß das Stück Blei und ſagte: „Laß jenen da immer lachen, und nimm du es nur. Du wirſt uns dereinſt von dem Glück, das es dir ins Haus gebracht, viel zu ſagen haben.“

Ich glaubte, Saad meinte dieß nicht im Ernſt; ſondern wolle bloß ſeinen Scherz treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm ſeinen Willen zu thun, ſteckte ich es zum Schein in meine Weſte. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang fortzuſetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Dreihundert und neun und ſechzigſte Nacht.

Als ich mich am Abend auskleidete, um ſchlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das mir Saad gegeben und woran ich nicht weiter gedacht hatte, auf die Erde. Ich hob es von der Erde auf, und legte es an den erſten beſten Ort, den ich gerade fand.

Dieſelbe Nacht traf es ſich, daß einer meiner Nachbaren, ein Fiſcher, bei Zubereitung ſeiner Netze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keines, um es an die Stelle zu ſetzen, auch war es nicht mehr an der Zeit, um ſich welches zu kaufen, da die Kaufläden alle verſchloſſen waren. Gleichwohl mußte er, wofern er mit den Seinen für den folgenden Tag Lebensunterhalt haben wollte, zwei Stunden vor Tage auf den Fiſchfang ausgehen. Er gab daher ſeiner

Frau ſeinen Verdruß zu erkennen und ſchickte ſie aus, um in der Nachbarſchaft für dieſen Nothfall irgend etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, und ging von Thür zu Thür auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends etwas. Sie brachte dieſe Antwort ihrem Manne, der ihr mehrere ſeiner Nachbarsleute nannte, und zugleich fragte: ob ſie an deren Thür auch ſchon angeklopft habe. Sie antwortete: ja. „Und auch bei Haſſan Alhabbal?“ fuhr er fort, „ich wette, du biſt bei dem nicht geweſen.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte die Frau, „ich bin nicht bis da geweſen,“ denn es war mir zu weit, aber wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen laſſen, glaubſt du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu dem muß man nur hingehen, wenn man nichts nöthig hat; ich weiß das aus Erfahrung.“

„Das thut nichts zur Sache,“ ſagte darauf der Fiſcher, „du biſt bloß faul, und ich will, daß du dahin geheſt. Du biſt hundertmal bei ihm geweſen, ohne das zu finden, was du ſuchteſt, vielleicht aber wirſt du gerade heute das Blei da finden, deſſen ich bedarf; noch einmal, ich will, daß du dahin geheſt.“

Die Frau des Fiſchers ging murrend und brummend fort und klopfte an meine Thür. Ich ſchlief bereits, wachte aber auf und fragte, was es gäbe.

„Haſſan Alhabbal,“ ſagte die Frau mit verſtärkter Stimme, „mein Mann bedarf etwas Blei, um ſeine Netze zurecht zu machen; ſolltet ihr etwas dergleichen haben, ſo läßt er euch darum bitten.“

Die Erinnerung an das Stück Blei, welches mir Saad gegeben, war mir, beſonders nach dem, was mir beim Auskleiden begegnet war, noch in ſo friſchem Andenken, daß ich es nicht vergeſſen haben konnte. Ich antwortete alſo der Nachbarinn, ich hätte etwas, und ſie möchte nur einen Augenblick warten, ſo würde meine Frau ihr ein Stück geben.

Meine Frau, welche bei dem Lärm ebenfalls aufgewacht war, ſteht auf, findet im Dunkeln tappend das Blei an der Stelle, wo ich es ihr bezeichnet hatte, öffnet die Thüre ein wenig und reicht es der Nachbarinn hinaus.

Die Frau des Fiſchers war ganz entzückt darüber, daß ſie nicht vergebens gekommen war, und ſagte zu meiner Frau: »Nachbarinn, die Freude, die ihr mir und meinem Manne damit machet, iſt ſo groß, daß ich euch alle die Fiſche verſpreche, welche mein Mann beim erſten Wurf ſeiner Netze fangen wird; ich weiß, er wird mein gegebenes Wort nicht zurücknehmen.«

Der Fiſcher, voll Freude, daß er wider Erwarten das ihm fehlende Blei noch bekommen, billigte das Verſprechen, das ſeine Frau uns gethan hatte. „Ich weiß dir vielen Dank dafür,“ ſagte er, „daß du hierin meiner Abſicht nachgekommen biſt.“

Er ſetzte nun die Netze vollends in Stand und ging, ſeiner Gewohnheit gemäß, zwei Stunden vor Tage auf den Fiſchfang aus. Er zog beim erſten Wurf ſeiner Netze bloß einen einzigen Fiſch herauf, der aber über eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war. Hierauf machte er mehrere andere Würfe, die alle ſehr glücklich ausfielen, doch fehlte viel, daß unter alle den Fiſchen, die er fing, auch nur ein einziger dem erſten gleichgekommen wäre.

Als der Fiſcher ſeinen Fiſchzug vollendet und ſeine Wohnung wieder erreicht hatte, ſo war ſeine erſte Sorge, an mich zu denken, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fiſche beladen vor mich hintreten ſah.

»Nachbar,« ſagte er zu mir, „meine Frau hat euch in der verfloſſenen Nacht zum Dank für eure mir erzeigte Gefälligkeit den Fiſch verſprochen, den ich beim erſten Auswurf meiner Netze fangen würde, und ich habe ihr Verſprechen gebilligt. Gott hat mir für euch bloß dieſen einzigen beſcheert, und ich bitte euch, ihn von mir anzunehmen. Hätte er mir mein Netz voll Fiſche gegeben, ſo würden ſie ebenfalls euer geweſen ſein. Nehmet ihn daher, ich bitte euch, ſo wie er nun da iſt, an, und nehmet damit vorlieb.“

„Nachbar,“ antwortete ich, „das Stück Blei, das ich euch geſchickt habe, iſt eine ſolche Kleinigkeit, daß es gar nicht werth iſt, von euch ſo hoch angeſchlagen zu werden. Nachbarsleute müſſen ſich in ihren kleinen Bedürfniſſen aushelfen, und ich habe bloß das für euch gethan, was ich in einem ähnlichen Falle ebenfalls von euch erwartet haben würde. Ich würde daher euer Geſchenk ausſchlagen, wenn ich nicht wüßte, daß ihr mir es aus gutem Herzen gebet, und daß ich euch ſogar beleidigen würde, wenn ich es thäte. Ich nehme es folglich an, da ihr es ſo wollet, und ſage euch dafür meinen beſten Dank.“

Damit hatten unſere gegenſeitigen Artigkeiten ein Ende und ich trug den Fiſch meiner Frau.

„Da nimm,“ ſagte ich zu ihr, »dieſen Fiſch, den unſer Nachbar, der Fiſcher, mir ſo eben zum Dank für das Stück Blei, um welches er uns verfloſſene Nacht bitten ließ, gebracht hat. Es iſt dieß denke ich alles, was wir von dieſem Geſchenke hoffen dürfen, welches mir Saad geſtern mit der Verheißung machte, es werde mir Glück bringen.»

Zugleich erzählte ich ihr bei dieſer Gelegenheit von der Rückkehr der beiden Freunde, und was zwiſchen ihnen und mir vorgegangen.

Meine Frau gerieth beim Anblick dieſes großen und dicken Fiſches in Verlegenheit. »Was meinſt du denn,“ ſagte ſie, „daß wir damit anfangen ſollen? Unſer eiſerner Brat-Roſt iſt nicht rein und auch nur für kleine Fiſche geeignet, und um ihn mit einer kurzen Brühe zu kochen, haben wir keinen Topf, der groß genug wäre.“

„Das iſt deine Sache,“ ſagte ich zu ihr, „richte ihn nach deinem Belieben zu; ſei er gebraten oder gekocht, ich werde ſchon damit zufrieden ſein.“ Nachdem ich dieß geſprochen, kehrte ich zu meiner Arbeit zurück.

Während der Zubereitung des Fiſches zog meine Frau mit den Eingeweiden einen großen Diamant heraus, den ſie, nachdem ſie ihn rein abgeſpült, für bloßes Glas hielt. Sie hatte wohl ſchon von Diamanten reden hören, aber wenn ſie auch deren welche ſchon geſehen oder in den Händen gehabt hätte, ſo war ſie doch nicht Kennerinn genug, um ſie genau unterſcheiden zu können. Sie gab ihn alſo unſerem jüngſten Kinde, auf daß es mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern damit ſpielen möchte, die ihn alle nach der Reihe ſehen und betaſten wollten, und ſich ihn einander wechſelsweiſe in die Hände gaben, um ſeine Schönheit, ſeinen Glanz und ſein Feuer zu bewundern.

Als des Abends die Lampe angezündet worden war, bemerkten unſere Kinder, die noch immer ihr Spiel fortſetzten und ſich ihn einander zureichten, um ihn zu betrachten, daß er, je nachdem meine Frau bei Zubereitung des Abendeſſens zufällig vor der Lampe vorbeiging und Schatten machte, einen Schein von ſich gab, und dieß bewog denn die Kinder, ſich ihn einander aus den Händen zu reißen, um Verſuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die größeren ihnen denſelben nicht ſo lange laſſen wollten, als ſie es wünſchten, und dieſe waren dann gezwungen, ihnen den Stein wiederzugeben, um ſie nur zu beſänftigen.

Da oft eine Kleinigkeit hinlänglich iſt, um Kinder zu unterhalten oder Streit unter ihnen zu erregen, und da dieß ſehr häufig bei ihnen der Fall iſt, ſo gab weder ich noch meine Frau darauf Acht, was wohl Anlaß zu dieſem Lärm und Getümmel gäbe, womit ſie unſere Ohren betäubten. Endlich hörte es auf, als die größeren ſich mit uns an den Tiſch geſetzt hatten, um zu Abend zu eſſen, und meine Frau den kleineren jedem ſeinen Theil gegeben hatte.

Nach dem Abendeſſen verſammelten ſich die Kinder wieder, und der vorige Lärm begann aufs neue. Ich wollte jetzt die Urſache ihres Streites ausmitteln, rief dem älteſten, und fragte ihn, warum ſie denn einen ſo großen Lärm machten? Er antwortete: „Lieber Vater, die Urſache iſt ein Stück Glas, das einen Schein von ſich gibt, wenn wir es mit dem Rücken gegen die Lampe gekehrt betrachten.“ Ich ließ mir es bringen, und machte ſelber damit den Verſuch.

Die Sache ſchien mir ſeltſam, und veranlaßte mich, meine Frau zu fragen, was denn das für ein Stück Glas wäre. »Ich weiß nicht,« antwortete ſie,

„es iſt ein Stück Glas, das ich aus dem Bauche des Fiſches, als ich ihn zubereitete, herausgezogen habe.“

Mir fiel ſo wenig als ihr ein, daß es etwas anderes als Glas ſein könnte; doch trieb ich meine Verſuche noch weiter. Ich ſagte meiner Frau, ſie möchte doch einmal die Lampe in den Kamin verſtecken. Sie that es, und ich ſah nun, daß das vermeintliche Stück Glas einen ſo hellen Schein verbreitete, daß wir keine Lampe bedurften, um uns zu Bette zu legen. Ich ließ ſie daher auslöſchen, und ich ſelber legte das Stück Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchtete.

„Das iſt,“ ſagte ich, „nun ſchon ein zweiter Vortheil, den das Stück Blei, das der Freund Saadi's uns gegeben, verſchafft, daß wir uns nämlich die Ausgabe auf Oel erſparen können.“

Als meine Kinder ſahen, daß ich die Lampe hatte auslöſchen laſſen, und daß das Stück Glas die Stelle derſelben vertrat, ſo ſtießen ſie über dieſes Wunder ein ſo lautes und ſo gellendes Geſchrei aus, daß man es weit umher in der Nachbarſchaft hören konnte.

Meine Frau und ich vermehrten den Lärm, indem wir ihnen zuſchrieen, ſie ſollten ſchweigen; doch konnten wir unſern Zweck nicht eher erreichen, als bis ſie zu Bette gegangen und eingeſchlafen waren, nachdem ſie ſich zuvor noch eine lange Weile nach ihrer Weiſe von dem wunderbaren Schein des Glasſtückes unterhalten hatten.

Meine Frau und ich legten uns darauf auch nieder. An dem folgenden Morgen, als es heller Tag war, ging ich, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine gewöhnliche Arbeit. Es wird niemanden befremden, daß dies einem Manne, wie ich war, begegnen konnte, der in ſeinem Leben bloß Glas, aber niemals Diamanten geſehen, und der, hätte er auch je dergleichen vor die Augen bekommen, ſich doch nie um ihren Werth oder Preis bekümmert hatte.

Ich muß Euer Majeſtät bei dieſer Stelle bemerklich machen, daß zwiſchen meinem Hauſe und dem meines nächſten Nachbars bloß eine mit Ziegeln ausgeſetzte Wand von Bindwerk ſich befand, die noch dazu ſehr dünn war. Dieß Haus gehörte einem ſehr reichen Juden, der ſeinem Gewerbe nach ein Juwelier war, und das Zimmer, worin er und ſeine Frau ſchliefen, ſtieß an die Scheidewand. Sie waren ſchon zu Bette und eingeſchlafen geweſen, als meine Kinder den ärgſten Lärm gemacht hatten; ſie waren davon aufgeweckt worden, und es hatte lange Zeit gedauert, ehe ſie wieder einſchlafen konnten.

Den folgenden Morgen kam die Frau des Juden in ihrem und ihres Mannes Namen, und beſchwerte ſich bei meiner Frau darüber, daß ſie bei Nacht in ihrem erſten Schlafe geſtört worden wären.

„Meine liebe Rachel,“ — ſo hieß nämlich die Jüdinn — ſagte meine Frau zu ihr, „es thut mir ſehr leid, daß dieß vorgefallen iſt und ich bitte deshalb um Entſchuldigung. Ihr wiſſet ja, wie es mit Kindern iſt; ſie lachen oft über eine Kleinigkeit, und weinen dann wieder über eine Kleinigkeit. Tretet herein, ſo werde ich euch die Urſache zeigen, die eure Beſchwerden veranlaſſt hat.“

Die Jüdinn trat herein, und meine Frau nahm den Diamanten, — denn es war wirklich einer und zwar ein ſehr ausgezeichneter — der noch auf dem Kaminrande lag, zeigte ihr denſelben und ſagte: "Da ſehet, dieß Stück Glas war die Urſache des ganzen Lärms, den ihr geſtern Abend hörtet." Während die Jüdinn, die eine ſehr gute Kenntniß von allen Arten von Edelſteinen hatte, den Diamanten voll Bewunderung beſichtigte, erzählte ſie ihr, wie ſie denſelben in dem Bauche des Fiſches gefunden, und wie alles gekommen war.

Als meine Frau ausgeredet hatte, ſagte die Jüdinn zu ihr, indem ſie ihr den Diamanten wieder einhändigte: „Aïſcha — ſo hieß nämlich meine Frau — ich halte es ſo wie ihr für bloßes Glas, da es indeß ſchöner als das gewöhnliche Glas iſt, und da ich ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hauſe habe, womit ich mich zuweilen ſchmücke, und wozu es ſchön paſſen würde, ſo würde ich es kaufen, wenn ihr mir es ablaſſen wolltet.“

Meine Kinder, die von dem Verkauf ihres Spielwerks reden hörten, unterbrachen das Geſpräch, indem ſie dagegen ein Geſchrei erhoben und ihre Mutter baten, es ihnen zu laſſen, ſo daß ſie es ihnen zu verſprechen genöthigt war, um ſie nur wieder zu beruhigen.

Die Jüdinn, welche wieder nach Hauſe gehen mußte, entfernte ſich, nnd bat meine Mutter, die ſie bis an die Hausthür geleitete, beim Abſchied noch ganz leiſe, wofern ſie dieß Stück Glas zu verkaufen Luſt hätte, ſo möchte ſie es ja niemandem zeigen, ohne daß ſie es ihr zuvor ſagen ließe.

Dreihundert und ſiebzigſte Nacht.

Der Jude war ſehr früh ſchon nach dem Juwelierplatze in ſeinen Laden gegangen. Die Jüdinn eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die ſie gemacht hatte; zugleich beſchrieb ſie ihm die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit, den Glanz und das ſchöne Waſſer des Diamanten, und vor allen Dingen ſeine Eigenſchaft, bei Nacht zu leuchten, wie meine Frau in ihrer naïven Erzählung ihr verſichert hatte.

Der Jude ſchickte ſeine Frau ſogleich zurück, mit dem Befehl, mit der meinigen zu unterhandeln, ihr anfangs nur wenig darauf zu bieten, ſodann, je nachdem ſie größere Schwierigkeit fände, immer höher zu gehen, und endlich den Handel um jeden Preis abzuſchließen.

Die Jüdinn ſprach dem Befehle ihres Mannes zufolge mit meiner Frau bei Seite, ohne zu erwarten, daß ſie ſich zum Verkauf des Diamanten entſchloſſen haben würde, und fragte ſie, ob ſie zwanzig Goldſtücke dafür haben wolle? Für ein Stück Glas — denn dafür hielt ſie es — fand meine Frau die gebotene Summe ſehr anſehnlich; doch wollte ſie weder Ja noch Nein ſagen, ſondern äußerte bloß gegen die Jüdinn, daß ſie darauf nicht eher hören könnte, als bis ſie mit mir zuvor geſprochen haben würde.

Mittlerweile kam ich eben von meiner Arbeit, und wollte in meiner Wohnung zu Mittag eſſen, als die beiden noch immer an der Thür mit einander ſprachen. Meine Frau rief mich an und fragte mich, ob ich es wohl genehmigte, wenn ſie das Glasſtück, das ſie im Bauche des Fiſches gefunden, für zwanzig Goldſtücke verkaufte, die unſere Nachbarinn, die Jüdinn, ſo eben darauf geboten habe.

Ich gab nicht ſogleich eine entſcheidende Antwort, ſondern dachte an die Zuverſicht, womit Saadi bei Ueberreichung des Stückes Blei mir verſprochen hatte, daß es dereinſt mein Glück machen würde. Die Jüdinn glaubte, ich antwortete bloß darum nicht, weil ich ihr Gebot verſchmähte, und ſagte daher: „Nachbar, ich werde euch funfzig dafür geben; ſeid ihr damit zufrieden?“

Da ich ſah, daß die Jüdinn von zwanzig Goldſtücken ſo ſchnell auf funfzig ſtieg, ſo hielt ich feſt darauf, und ſagte ihr, ſie ſei noch ſehr weit von dem Preiſe entfernt, um welchen ich es zu verkaufen geſonnen ſei.

„Nachbar,“ ſagte ſie hierauf, „nehmet hundert Goldſtücke dafür; das iſt gewiß ſehr viel, und ich weiß ſelbſt nicht einmal, ob mein Mann es gutheißen wird.“

Bei dieſer neuen Steigerung ſagte ich zu ihr, daß ich hundert tauſend Goldſtücke dafür haben wollte, obwohl ich recht gut wüßte, daß der Diamant weit mehr werth ſei; indeß um ihr und ihrem Manne, als Nachbarsleuten, gefällig zu ſein, ſo wolle ich mich auf dieſe Summe beſchränken, die ich aber durchaus haben müſſe, und wenn ſie ihn um dieſen Preis nicht möchten, ſo würden mir andere Juweliere ſchon noch mehr dafür geben.

Die Jüdinn beſtärkte mich noch mehr in meinem gefaßten Entſchluſſe, durch den Eifer, womit ſie den Handel abzuſchließen ſuchte, indem ſie mir zu wiederholten malen bis zu funfzig tauſend Goldſtücken bot, die ich aber nicht annahm.

„Ich kann,“ ſagte ſie, „ohne Zuſtimmung meines Mannes nicht mehr bieten. Er wird erſt dieſen Abend heimkommen, und die einzige Gefälligkeit, die ich mir von euch ausbitte, iſt die, daß ihr ſo lange Geduld habet, bis er mit euch geſprochen und den Diamanten geſehen haben wird.“ Was ich ihr denn auch verſprach.

Als der Jude des Abends heimkam, erfuhr er von ſeiner Frau, daß ſie in ihrer Unterhandlung mit mir und meiner Frau noch nicht zum Ziele gelangt ſei, daß ſie mir funfzig tauſend Goldſtücke geboten, und um welche Gefälligkeit ſie mich erſucht habe.

Der Jude gab auf die Zeit Acht, wo ich meine Arbeit verließ und nach Hauſe zurückkehrte. „Nachbar Haſſan,“ rief er mich unterweges an, „ich bitte euch, zeigt mir doch den Diamanten, den eure Frau der meinigen gewieſen.“ Ich forderte ihn auf, hereinzutreten, und zeigte ihm denſelben.

Da es bereits dämmerte und die Lampe noch nicht angezündet war, ſo erkannte er ſogleich aus dem Scheine, den der Diamant von ſich ſtrahlte, und aus ſeinem gewaltigen Glanze, wovon meine Hand ganz erleuchtet war, daß ſeine Frau ihm eine ſehr richtige Schilderung davon gemacht hatte. Er nahm ihn in die Hand, beſichtigte ihn eine lange Weile, und konnte gar nicht aufhören, ihn zu bewundern. „Nun, lieber Nachbar,“ ſagte er drauf, „meine Frau hat, wie ſie mir geſagt hat, euch funfzig tauſend Goldſtücke geboten, damit ihr nun zufrieden ſeid, biete ich euch noch zwanzig tauſend mehr.“

„Nachbar,“ antwortete ich, „eure Frau wird euch vielleicht geſagt haben, daß ich ihn auf hundert tauſend Goldſtücke geſetzt habe; entweder gebt mir nun ſo viel, oder der Diamant bleibt in meinen Händen; hier iſt kein Mittelweg weiter.“

Er handelte noch eine Weiſe, in der Hoffnung, daß ich ihm noch etwas davon herunterlaſſen würde; indeß richtete er bei mir nichts aus, und aus Furcht, daß ich den Diamanten nicht etwa andern Juwelieren zeigen möchte, — was ich auch wirklich gethan haben würde — verließ er mich nicht eher, als bis er den Handel um den verlangten Preis abgeſchloſſen hatte. Zugleich ſagte er mir, er habe zwar die hundert tauſend Goldſtücke nicht baar bei ſich zu Hauſe, er werde mir aber den folgenden Tag um dieſelbe Stunde und noch früher die ganze Summe übermachen, und damit der Kauf ganz feſt ſtände, brachte er mir noch an demſelben Abend zwei Beutel, jeden von tauſend Goldſtücken.

Als nun ſo der Verkauf des Diamanten geſchehen und ich über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für ſeine an mir bewieſene Güte und Milde, und ich würde jezt zu Saad hingeeilt ſein, und mich ihm aus Dankbarkeit zu Füßen geworfen haben, wenn ich gewußt hätte, wo er wohnte. Ein gleiches hätte ich gegen Saadi gethan, dem ich die erſte Verpflichtung für mein Glück ſchuldig war, obſchon ihm ſein guter Plan, den er mit mir vorhatte, nicht gelungen war.

Ich dachte nun daran, wie ich eine ſo bedeutende Summe am beſten anwenden könnte. Meine Frau, deren Kopf von der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geſchlechts erfüllt war, ſchlug mir ſogleich vor, koſtbare Kleider für ſie und ihre Kinder, ferner ein Haus zu kaufen und es reich auszuſchmücken.

„Liebe Frau,“ ſagte ich zu ihr, „wir müſſen nicht mit ſolchem Aufwande anfangen. Verlaſſe dich auf mich; was du da verlangſt, wird mit der Zeit auch ſchon kommen. Obwohl das Geld bloß dazu da iſt, um es auszugeben, ſo muß man dabei doch ſo verfahren, daß davon ein Kapital gebildet werde, deſſen Ertrag man genießen kann, ohne vom Ganzen zu zehren. Daran denke ich nun jezt, und von morgen an werde ich anfangen, dieſes Kapital anzulegen.“

Den folgenden Tag wendete ich ganz dazu an, daß ich zu einer ziemlichen Anzahl von Leuten meines Gewerbes, die in keinen beſſern Umſtänden waren, als ich bisher geweſen war, ging, und indem ich ihnen Geld vorſchoß, verpflichtete ich ſie, jeden nach ſeiner Geſchicklichkeit und Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeit für mich zu arbeiten, mit dem Verſprechen, daß ich ſie nicht warten laſſen, ſondern, ſo wie ſie mir ihre Arbeit bringen würden, ſie pünktlich und gut dafür bezahlen würde. Den nächſtfolgenden Tag forderte ich vollends die noch übrigen Seiler dieſer Klaſſe auf, für mich zu arbeiten, und ſeitdem ſind alle Leute dieſes Gewerbes in ganz Bagdad für mich in Arbeit, und ſehr zufrieden mit der Pünktlichkeit, womit ich mein ihnen gegebenes Wort zu erfüllen pflege.

Da eine ſo große Zahl von Handwerksleuten eine verhältnißmäßig bedeutende Menge von Arbeit fertig machen mußte, ſo miethete ich mir an verſchiedenen Orten Lagerhäuſer, und in jedes derſelben ſetzte ich einen Faktor, ſowohl für den Empfang der angefertigten Arbeit, als auch für den Verkauf im Ganzen wie im Einzelnen; durch welche Einrichtung ich mir ſehr bald einen bedeutenden Gewinn und eine anſehnliche Einnahme verſchaffte.

In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerſtreuten Waarenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das ſehr weitläuftig, aber höchſt baufällig war. Ich ließ es niederreißen, und an der Stelle deſſelben das aufführen, welches Euer Majeſtät geſtern ſah. Doch wie ſtattlich auch immer das Aeußere deſſelben ausſehen mag, ſo beſteht es doch nur aus großen Waarenböden, die ich bedarf, und aus

Wohnzimmern, die ich für mich und meine Familie brauche.

Dreihundert und ein und ſiebzigſte Nacht.

Es war ſchon einige Zeit vergangen, ſeit ich mein ehemaliges kleines Häuschen verlaſſen und dieß neue und große bezogen hatte, als Saadi und Saad, die gar nicht mehr an mich gedacht hatten, ſich auf einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten eines Tages einen Spaziergang, und indem ſie durch die Straße gingen, wo ſie mich ſonſt immer geſehen hatten, wunderten ſie ſich außerordentlich, als ſie mich da nicht mehr wie ſonſt an meinem kleinen Seilergeſtell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden, und ob ich noch am Leben oder todt ſei? Ihr Erſtaunen ſtieg, als ſie vernahmen, daß der, nach dem ſie fragten, ein großer Kaufmannn geworden ſei, und nicht mehr ſchlechthin Haſſan, ſondern Kodjah[7] Haſſan Alhabbal, d. h. „der Kaufmann Haſſan der Seiler“ heiße, und ſich in der und der Straße ein Haus habe erbauen laſſen, das von außen wie ein Palaſt ausſehe.

Die beiden Freunde gingen und ſuchten mich nun in der ihnen bezeichneten Straße auf, und unterwegs ſagte Saadi, der ſich gar nicht denken konnte, daß das

Stück Blei, welches mir Saad gegeben, Urſache eines ſo großen Glücks für mich geworden ſein ſollte, zu Saad:

„Meine Freude iſt vollkommen, daß ich das Glück Haſſan Alhabbal's gegründet habe; allein ich kann es doch nicht billigen, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Goldſtücke, ſtatt zweihundert, abzulocken; denn ſein Glück dem Stück Blei zuzuſchreiben, welches du ihm gegeben, ſcheint mir ganz undenkbar, und niemand würde auf einen Gedanken der Art verfallen können.“

„So denkſt du freilich, „erwiederte Saad, „aber nicht ich; und ich ſehe nicht ein, warum du gegen Kodjah Haſſan ſo ungerecht ſein willſt, ihn für einen Lügner zu halten. Laß mich vielmehr glauben, daß er uns die Wahrheit geſagt und an nichts weniger gedacht hat, als ſie uns zu verhehlen, und daß gerade das Stück Blei, das ich ihm gegeben, die einzige Urſache ſeines Glückes iſt. Kodjah Haſſan wird uns beiden ſehr bald hierüber Aufſchluß geben.

Unter ſolchen Geſprächen hatten die beiden Freunde die Straße, wo mein Haus liegt, erreicht. Sie fragten nach demſelben, und man zeigte es ihnen. Als ſie die Vorderſeite deſſelben betrachteten, wollten ſie kaum glauben, daß es daſſelbe ſein könne; dennoch klopften ſie ans Thor, und mein Pförtner öffnete es ihnen.

Saadi, welcher eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, welches er ſuchte, mit dem irgend eines bedeutenden Mannes verwechſelte, ſagte zu dem Pförtner: „Man hat uns dieß Haus als das des Kodjah Haſſan Alhabbal bezeichnet, ſaget uns daher, ob wir uns irren oder nicht.“

„Nein, Herr, ihr irret euch gar nicht,“ antwortete der Pförtner, indem er die Pforte noch weiter aufthat, „es iſt daſſelbe. Tretet nur herein; er befindet ſich ſo eben im Saale, und ihr werdet ſchon einen unter den Sklawen finden, der euch anmeldet.“

Die beiden Freunde ließen ſich bei mir anmelden und ich erkannte ſie ſogleich. Als ich ſie hereintreten ſah, ſtand ich von meinem Sitze auf, eilte ihnen entgegen, und wollte den Saum ihres Kleides faſſen, um ihn zu küſſen. Sie lehnten dieß aber ab, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen laſſen, daß ſie mich umarmten. Ich lud ſie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung heraufzutreten, und bot ihnen da ein Sofa an, welches die Ausſicht nach dem Garten hatte. Ich bat ſie, Platz zu nehmen, ſie verlangten aber, daß ich mich oben an ſetzen ſollte.

„Edle Herren,“ ſagte ich zu ihnen, „ich habe keineswegs vergeſſen, daß ich der arme Haſſan bin, und wäre ich auch ein ganz anderer als ich bin, und hätte ich auch nicht die Verpflichtungen gegen euch, die ich wirklich habe, ſo weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch alſo, mich nicht länger zu beſchämen.“

Sie nahmen jezt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich ſetzte mich ihnen gegenüber.

Saadi nahm nun das Wort, und ſagte zu mir ſich wendend: „Kodjah Haſſan, ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr es mich freut, dich in der Lage zu ſehen, wie ich ſie dir damals wünſchte, als ich dir zweimal nach einander jenes Geſchenk von zwei hundert Goldſtücken machte, und ich bin überzeugt, daß jene vierhundert Goldſtücke dieſe wunderbare Veränderung deiner Lage, die mich ſo ſehr erfreut, hervorgebracht haben. Bloß eins macht mir Kopfzerbrechen. Ich kann nämlich gar nicht begreifen, welchen Grund du haben mochteſt, mir zweimal die Wahrheit zu verhehlen, und mir Verluſte vorzuſpiegeln, deren Veranlaſſung mir heute noch ſo unglaublich erſcheint, wie damals. War es nicht das leztemal, als wir dich ſahen, wo du deine Angelegenheiten weder mit Hilfe der erſten zweihundert Goldſtücke, noch mit Hilfe der lezteren hatteſt verbeſſern können, ſo daß du dich ſchämteſt, es uns zu geſtehen? Ich will dieß wenigſtens zum voraus annehmen, und ich erwarte, daß du meine Meinung beſtätigen wirſt.“

Saad hörte dieſe Rede Saadi's mit großer Ungeduld, um nicht zu ſagen mit Unwillen, an, und gab dieß durch Niederſenken ſeiner Augen und durch Kopfſchütteln zu verſtehen. Gleichwohl ließ er ihn bis zu Ende reden, ohne den Mund zu öffnen. Als jener ausgeredet hatte, nahm er das Wort, und ſagte: „Saadi, verzeihe, wenn ich noch vor Haſſan dir antworte; ich komme ihm zuvor, um dir zu erklären, daß ich mich wundere, ſowohl über dein Vorurtheil gegen ſeine Aufrichtigkeit, als auch, daß du fortwährend den Verſicherungen, die er dir vor dieſem gegeben, keinen Glauben beimiſſeſt. Ich habe dir es ſchon einmal geſagt, und wiederhole es noch einmal, daß ich es ihm gleich anfangs auf den bloßen Bericht von dieſen ſeinen Begegniſſen geglaubt habe, und was du auch immer dazu ſagen magſt, ich bin überzeugt, daß alles wirklich ſich ſo verhält. Doch, [illegible]ſſen wir ihn ſelber reden, er wird uns den beſten [illegible]luß geben, wer von uns beiden ihm Recht oder [illegible]ht gethan hat.“

Drei[illegible] und zwei und ſiebzigſte Nacht.

Nachdem die beiden Freunde ſo geſprochen, nahm ich das Wort, und ſagte zu allen beiden mich wendend: „Edle Herren, ich würde mich in Hinſicht auf die von mir verlangte Aufklärung zu einem ewigen Stillſchweigen verdammen, wofern ich nicht gewiß wäre, daß der Streit, den ihr meinetwegen führet, nicht im Stande ſein wird, das Freundſchaftsband, welches eure Herzen verknüpft, zu zerſprengen. Ich werde mich denn alſo, da ihr es verlanget, näher erklären. Zuvor aber betheuere ich euch, daß es mit derſelben Aufrichtigkeit geſchehen wird, womit ich euch früherhin das, was mir begegnet war, darlegte.“

Hierauf erzählte ich ihnen die ganze Geſchichte Punkt für Punkt, wie es Euer Majeſtät ſo eben gehört hat, ohne den kleinſten Umſtand zu vergeſſen.

Meine Betheuerungen machten indeß nicht ſo viel Eindruck auf Saadi, daß er von ſeinem Vorurtheil geheilt worden wäre. Als ich daher mit meiner Erzählung zu Ende war, ſagte er: „Kodjah Haſſan, das Abenteuer mit dem Fiſche und dem in ſeinem Bauche gefundenen Diamanten kommt mir eben ſo unglaublich vor, als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier, und der Umtauſch des Kleiengefäßes gegen Waſchthon. Wie indeß die Sache auch immer ſich verhalten mag, ſo bin ich doch davon überzeugt, daß du nicht mehr arm, ſondern ein reicher Mann biſt, wozu dich zu machen gleich anfangs meine Abſicht war, und ſo freue ich mich denn recht herzlich darüber.“

Da es ſchon ſpät war, ſo ſtand er auf, um Abſchied zu nehmen, und Saad zugleich mit ihm. Ich ſtand ebenfalls auf, hielt ſie zurück und ſagte: „Meine Herren, erlaubet, daß ich von euch eine Gefälligkeit verlange und euch bitte, mir ſie nicht abzuſchlagen. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Waſſer nach einem kleinen Landhauſe führen kann, welches ich mir gekauft habe, um daſelbſt von Zeit zu Zeit die friſche Luft zu genießen; ich werde euch noch denſelben Tag von da zu Lande wieder zurückführen, und zwar jeden auf einem Pferde aus meinem Stalle.“

„Wenn Saad nicht etwa Geſchäfte hat, die ihn abrufen,“ ſagte Sadi, „ſo nehme ich es herzlich gern an.“

„Ich habe nie Geſchäfte,“ antwortete Saadi, „wenn davon die Rede iſt, eure Geſellſchaft zu genießen. Wir werden aber,“ fuhr er fort, „in deine und meine Wohnung ſchicken und ſagen laſſen müſſen, daß man uns heute nicht erwarten ſoll.“

Ich ließ ihnen einen meiner Sklaven kommen, und während ſie ihm dieſe Sendung auftrugen, benutzte ich den Augenblick, um Befehle zur Anrichtung des Abendeſſens zu geben.

Bis die Stunde des Abendeſſens herangekommen war, zeigte ich unterdeß meinen Wohlthätern mein ganzes Haus mit allem Zubehör, und ſie fanden es in Bezug auf meinen Stand ſehr gut angelegt. Ich nannte ſie beide ohne Unterſchied meine Wohlthäter, weil ohne Saadi, Saad mir das Stück Blei nicht gegeben haben würde, und weil ohne Saad ſich Saadi ſchwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldſtücke zu geben, bis zu welchen ich den Urſprung meines Glücks zurückführen muß. Ich führte ſie hierauf in den Saal zurück, wo ſie über die Einzelheiten meines Geſchäfts allerlei Fragen an mich thaten, die ich ihnen zu ihrer völligen Zufriedenheit beantwortete.

Endlich zeigte man mir an, das Abendeſſen ſei aufgetragen. Da die Tafel in einem anderen Saale gedeckt war, ſo ladete ich ſie ein, ſich in denſelben zu begeben. Die beiden Freunde waren über die glänzende Beleuchtung, über die Nettigkeit des Saales über den Tafelaufſatz und über die Speiſen, die ſie ganz nach ihrem Geſchmacke fanden, außer ſich. Während der Mahlzeit unterhielt ich ſie durch ein Konzert von Inſtrumenten und Singſtimmen, und nach der Mahlzeit durch einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen und durch andere Ergötzlichkeiten, um ihnen ſo viel als möglich meine Dankbarkeit gegen ſie an den Tag zu legen.

Den folgenden Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, ſehr früh aufzubrechen, um die Morgenkühle zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Stromes. Wir ſtiegen da in ein ſehr bequemes und mit Teppichen ausgelegtes Fahrzeug ein, das für uns bereit gehalten wurde, und vermittelſt ſechs tüchtiger Ruderer und der Strömung des Fluſſes landeten wi etwa nach anderthalb Stunden an meinem Landhauſe.

Als wir ausſtiegen, blieben beide Freunde ſtehen, weniger um das ſchöne Aeußere zu betrachten, als um die vortrefflichſte Lage deſſelben, und die ſchönen Ausſichten zu bewundern, die weder zu beſchränkt noch zu weit ausgedehnt waren und es von allen Seiten her ſehr angenehm machten. Ich führte ſie in die Zimmer, ich machte ſie auf den Ausſchmuck derſelben, auf den An- und Zubehör, ſelbſt auf die dabei angelegten Bequemlichkeiten aufmerkſam, und ſie fanden alles ſehr ſchön.

Endlich traten wir in den Garten, wo ihnen ein Wäldchen von Citronen- und Pomeranzenbäumen am beſten gefiel, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten, und die in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immerfließendes Bächlein von lebendigen Waſſer vom Strome her bewäſſert waren. Der Schatten, die Kühlung während der brennendſten Sonnenglut, das ſanfte Gemurmel des Waſſers, der harmoniſche Waldgeſang unzähliger Vögel und mehrere andere Annehmlichkeiten überraſchten ſie ſo, daß ſie faſt bei jedem Schritte ſtehen blieben, bald, um mir ihren Dank dafür an den Tag zu legen, daß ich ſie an einen ſo lieblichen Ort geführt, bald, um mir zu einem ſolchen Beſitz Glück zu wünſchen, und mir andere Verbindlichkeiten der Art zu ſagen.

Ich führete ſie bis an das Ende dieſes Waldes, der ſehr lang und breit iſt, und machte ſie da auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerkſam, welches meinen Garten begrenzt. Dort führte ich ſie in ein nach allen Seiten hin offenes Kabinett, das von einer Gruppe von Palmbäumen, die aber nach keiner Seite hin die freie Ausſicht benahmen, überſchattet wurde, und ladete ſie ein, da hinein zu treten und auf einem mit Teppichen und Polſtern verſehenen Sofa auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die wir im Hauſe vorgefunden hatten, weil ich ſie ſeit einiger Zeit mit ihrem Lehrer dahin geſchickt hatte, um der friſchen Luft zu genießen, hatten uns verlaſſen, um tiefer in das Gehölz einzudringen, und da ſie zufällig Vogelneſter ſuchten, bemerkten ſie eines zwiſchen den Zweigen eines großen Baumes. Sie verſuchten anfangs hinaufzuklettern, da ſie indeß weder die Kraft noch die Gewandtheit dazu hatten, ſo zeigten ſie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben und der nie von ihnen wich, und hießen ihn, das Vogelneſt auszunehmen.

Der Sklave ſtieg auf den Baum, und als er bis an das Neſt gelangt war, wunderte er ſich ſehr, als er ſah, daß es in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Neſt, ſo wie es da war, ſtieg vom Baume herunter und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indeß nicht zweifelte, daß dieß etwas ſei, das ich wohl ſelber gern ſehen würde, ſo machte er ſie darauf aufmerkſam, und übergab ſie dem älteſten, um mir es zu bringen.

Ich ſah ihn ſchon von weitem mit jener Freude kommen, welche Kindern gewöhnlich eigen iſt, wenn ſie ein Neſt gefunden haben. Indem er mir es überreichte, ſagte er zu mir: „Lieber Vater, ſiehſt du dieß Neſt hier im Turban.“

Dreihundert und drei und ſiebzigſte Nacht.

Saadi und Saad waren über dieſe neue Erſcheinung nicht minder überraſcht als ich; doch war ich es weit mehr als ſie, da ich den Turban als denjenigen wiedererkannte, den mir der Hühnergeier entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung näher beſichtigt und ihn auf alle Seiten gedreht hatte, fragte ich meine beiden Freunde: »Meine Herren, iſt euer Gedächtniß wohl gut genug, um euch zu erinnern, daß dieß hier der Turban iſt, den ich an dem Tage trug, wo ihr mir die Ehre erzeigtet, mich zum erſtenmal anzureden?«

»Ich glaube nicht,« erwiederte Saad, »daß Saadi beſſer als ich darauf geachtet haben wird, allein weder er noch ich können daran zweifeln, wenn die hundert und neunzig Goldſtücke ſich darin finden.«

„Herr,“ antwortete ich, "ihr dürft nicht zweifeln, daß es wirklich derſelbe Turban iſt; denn außer, daß ich ihn ſehr gut kenne, ſo bemerke ich auch an der Schwere, daß es kein anderer iſt, und ihr werdet es ſelber bemerken, wenn ihr euch die Mühe nehmen wollt, ihn in die Hand zu nehmen.“

Ich überreichte ihm ſodann denſelben, nachdem ich die Vögel herausgenommen hatte, die ich meinen Kindern gab; er nahm ihn in die Hände, und überreichte ihn dann an Saadi, damit dieſer es aus der Schwere deſſelben abnehmen könnte.

"Ich will es glauben, daß es dein Turban iſt," ſagte Saadi zu mir, „gleichwohl werde ich noch mehr davon überzeugt ſein, wenn ich die hundert und neunzig Goldſtücke baar vor mir ſehen werde."

Als ich den Turban wieder in die Hand genommen hatte, fuhr ich fort: "Meine Herren, bemerket wenigſtens, ich bitte euch darum, bevor ich ihn anrühre, daß er ſich nicht erſt ſeit heute auf dem Baume befindet, und daß der Zuſtand, worin er iſt, und das Neſt, welches darin ſo bequem angelegt iſt, ohne daß eine menſchliche Hand es berührt hat, ſichere Zeichen ſind, daß er ſich ſeit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet, und daß er ihn auf dieſen Baum gelegt oder fallen gelaſſen hat, deſſen Aeſte ihn auf die Erde herabzuſtürzen hinderten. Nehmet es nicht übel, daß ich euch darauf aufmerkſam mache, es liegt mir zu viel daran, daß ich euch jeden Argwohn von Betrug von meiner Seite benehme."

Saad unterſtützte mich in meiner Abſicht. „Saadi," fing er an, „das geht auf dich und nicht auf mich, der ich immer überzeugt geweſen bin, daß Haſſan uns nicht täuſche."

Während Saad ſo ſprach, nahm ich das Tuch weg, welches mehrfach um die innere Kopfmütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus, den Saadi ſofort für denjenigen erkannte, den er mir gegeben hatte. Ich ſchüttete ihn vor ihren Augen auf dem Teppich aus und ſagte zu ihnen: "Meine Herren, hier ſind die Goldſtücke, zählet ſie ſelber, und ſehet zu, ob die Zahl richtig iſt."

Saad zählte ſie in Reihen zu zehnen auf, bis alle hundert und neunzig voll waren, und nun nahm Saadi, der eine ſo augenſcheinliche Wahrheit nicht mehr ableugnen konnte. das Wort und wendete ſich an mich: "Haſſan," ſagte er, "ich gebe zu, daß dieſe hundert und neunzig Goldſtücke nicht haben dazu beitragen können, dich zu bereichern. Allein die hundert und neunzig andern Goldſtücke, welche du in ein Kleingefäß verſtecktest, wie du mir vorſpiegeln willſt, haben wenigſtens dazu dienen können."

"Herr," erwiederte ich, "ich habe dir in Hinſicht dieſer letzten Summe eben ſo gut die Wahrheit geſagt, wie in Hinſicht der erſteren. Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich mein Wort widerrufe, um euch eine Lüge zu ſagen.“

„Haſſan,“ ſagte Saad zu mir: „laß den Saadi bei ſeiner Meinung. Ich gebe es herzlich gern zu, daß er denkt, du verdankteſt ihm vermöge der letzteren Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit, wofern er nur zugibt, daß ich in Betreff der anderen Hälfte durch das Stück Blei, das ich dir gab, ebenfalls beigetragen habe, und wenn er nur nicht die Findung des koſtbaren Diamanten im Fiſchbauche in Zweifel zieht.“

„Saad,“ antwortete Saadi, „ich will alles, was du willſt, wenn du mir nur die Freiheit läſſeſt zu glauben, daß man Geld nur durch Geld zuſammenhäufen kann.“

„Wie?“ erwiederte Saad; „wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamant, der funfzigtauſend Goldſtücke werth wäre, fände, und auch wirklich die Summe dafür erhielte, hätte ich dann dieſe Summe durch Geld erworben?“

Dabei hatte der Streit ſein Bewenden. Wir ſtanden auf, kehrten in das Haus zurück, und da das Mittagmahl ſchon aufgetragen war, ſo ſetzten wir uns zu Tiſche. Nach dem Mittageſſen ließ ich meinen Gäſten die Freiheit, die größte Hitze des Tages vorübergehen zu laſſen und ihre Gemüther unterdeß zu beruhigen, während ich fortging und meinem Kaſtellan wie auch meinem Gärtner die nöthigen Befehle gab. Ich kam dann wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von gleichgültigen Dingen, bis die größte Hitze vorüber war. Sodann kehrten wir in den Garten zurück, wo wir in der Kühlung bis zu Sonnenuntergang blieben. Hierauf ſtiegen die beiden Freunde nebſt mir zu Pferde, und in Begleitung eines Sklaven gelangten wir etwa um die zweite Stunde der Nacht bei dem ſchönſten Mondſchein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachläſſigkeit meiner Leute es gekommen war, daß es in meinem Hauſe an Gerſte für meine Pferde fehlte. Die Getreideſpeicher waren verſchloſſen und auch weit entfernt, um ſo ſpät noch dahin zu ſchicken.

Einer meiner Sklaven ſuchte in der Nachbarſchaft umher, und fand in einem Laden doch noch ein Gefäß voll Kleien. Er kaufte die Kleien und brachte ſie im Gefäß herbei, unter der Bedingung, daß er das Gefäß den folgenden Tag wiederbringen müſſe. Der Sklave ſchüttete die Kleien in die Krippe aus, und als er ſie auseinander ſchürte, damit jedes von den Pferden ſeinen Antheil bekommen möchte, fühlte er unter den Händen ein Tuch, welches zuſammengebunden und ſehr ſchwer war. Er brachte mir das Tuch, ohne es anzurühren und ganz ſo, wie er es gefunden hatte, und ſagte mir bei Ueberreichung deſſelben, daß dieß vielleicht das Leinentuch ſein könnte, wovon er mich ſo oft habe ſprechen hören, wenn ich die Geſchichte meinen Freunden erzählte.

Voll Freude ſagte ich zu meinen Wohlthätern: „Meine Herren, der Himmel will nicht, daß ihr von mir ſcheidet, ohne daß ihr von der Wahrheit der Sache, die ich euch ohn' Unterlaß verſichert habe, überzeugt würdet. Hier ſind,“ fuhr ich fort, indem ich mich an Saadi wendete, “die andern hundert und neunzig Goldſtücke, die ich von eurer Hand empfangen, ich erkenne ſie an dieſem Leinentuche hier.“

Ich band das Linnentuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen. Ich erkannte es wieder, und ſchickte es an meine Frau mit der Frage, ob ſie es kenne, doch zugleich mit dem Befehl, daß ihr niemand etwas von dem, was vorgefallen, ſagen möchte. Sie erkannte es ſogleich, und ließ mir ſagen, es wäre daſſelbe Gefäß, welches ſie mit Kleien angefüllt gegen Waſchthon vertauſcht habe.

Saadi ergab ſich nun auf Treu und Glauben, und von ſeinem Unglauben zurückkommend ſagte er zu Saad: „Ich gebe dir jezt nach und erkenne wie du, daß das Geld nicht immer ein ſicheres Mittel iſt, um mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden.“

Als Saadi ausgeredet hatte, ſagte ich zu ihm: „Herr, ich wage nicht euch vorzuſchlagen, daß ihr die dreihundert und achtzig Goldſtücke, die der Himmel heute wieder zum Vorſchein gebracht hat, um euere ſchlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen, wieder zurücknehmen möchtet. Ich bin überzeugt, daß ihr mir ſie nicht in der Abſicht geſchenkt, um ſie einſt von mir wieder zurückzubekommen. Ich für mein Theil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderweitig her beſcheert hat, und mache keinen Anſpruch auf dieß Geld; indeß hoffe ich, daß ihr es nicht misbilligen werdet, wenn ich dieß Geld morgen unter die Armen vertheile, damit Gott es mir und euch einſt vergelte.“

Die beiden Freunde brachten dieſe Nacht noch in meinem Hauſe zu. Den folgenden Morgen umarmten ſie mich, und kehrten ein jeder in ſeine Behauſung zurück, vergnügt über die Aufnahme, die ſie bei mir gefunden, und darüber, daß ich, wie ſie geſehen hatten, das Glück, das ich ihnen nächſt Gott verdankte, nicht übel anwendete. Ich unterließ nicht, zu einem jeden von ihnen perſönlich hinzugehen, und mich noch beſonders zu bedanken. Seitdem ſchätze ich mir es zur großen Ehre, daß ſie mir erlaubt haben, mit ihnen Freundſchaft zu halten und ſie häufig zu ſehen und zu ſprechen.“

Der Chalyf Harun Arreſchyd ſchenkte dem Kodjah Haſſan eine ſo große Aufmerkſamkeit, daß er erſt aus ſeinem Stillſchweigen gewahr wurde, die Geſchichte ſei zu Ende. Er ſagte hierauf zu ihm: „Haſſan, ſeit langer Zeit habe ich nichts erzählen hören, was mir ſo viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, wodurch es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieſer Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm dafür fortwährend durch gute Anwendung ſeiner Wohlthaten dich dankbar bezeigen. Ich will dir zugleich ſagen, daß der Diamant, welcher dein Glück gemacht hat, ſich gegenwärtig in meinem Schatze befindet, und es freut mich, zu erfahren, wie er dahin gekommen iſt. Da indeß in dem Herzen Saadi's doch noch vielleicht ein Zweifel über die ganz einzige Vorzüglichkeit dieſes Diamanten obwaltet, den ich für das koſtbarſte und bewundernswürdigſte aller meiner Beſitzthümer halte, ſo will ich, daß du ihn nebſt Saad hierher führeſt damit mein Schatzaufſeher ihm denſelben zeige, und ſollte er auch nur einigermaßen noch ungläubig ſein, ſo ſoll er hier erkennen, daß das Geld nicht immer ein ſicheres Mittel iſt, um einem Armen in kurzer Zeit und ohne ſonderliche Mühe Reichthümer zu verſchaffen. Auch will ich, daß du dieſe Geſchichte meinem Schatzaufſeher erzähleſt, damit er ſie ſchriftlich aufſetzen laſſe und ſie in meinem Schatze neben dem Diamanten aufbewahre."

Als nach dieſen Worten der Chalyf dem Kodjah Haſſan, Sidi Numan und Baba Abdallah durch Kopfnicken zu verſtehen gegeben hatte, daß er mit ihnen zufrieden ſei, nahmen ſie Abſchied, indem ſie ſich vor ſeinem Throne niederwarfen, und entfernten ſich ſodann.

Die Sultaninn Scheheraſade wollte eine andere Erzählung beginnen, doch der Sultan von Indien, welcher den Anbruch der Morgenröthe bemerkte, verſchob die Anhörung derſelben bis auf den folgenden Tag.

Anmerkungen.

1. Im arabiſchen Texte ſteht hier das ſehr dunkle Wort: Tſchuouch.

2) Die Pferde aus der Berberei ſind bekanntlich nebſt den arabiſchen die vorzüglichſten in der Welt.

3) Der Name der Schönen heißt im Arabiſchen Fitnat, d. i. Verſuchung, Anfechtung, überhaupt alles, wodurch der Menſch zu etwas gereizt oder verführt wird.

4) In den meiſten Städten des Morgenlandes bewohnen die Kaufleute gleichen Gewerbes immer eine und dieſelbe Straße mit einander. E. G.

5) Gulen ſind nach dem Glauben der Mohammedaner eine Art von Geſpenſtern oder Hexen, und zwar meiſt immer weiblichen Geſchlechts. Eine Gule unterſcheidet ſich dadurch von den Wampyren, daß ſie ſich angeblich vom Fleiſch der Leichen nährt, während die letzteren ſich mit dem bloßen Ausſaugen des Blutes begnügen. E. G.

6) Der mohammedaniſchen Glaubenslehre zufolge ſind alle fleiſchfreſſenden Thiere unrein. E. G.

7) Der Titel Kodjah bedeutet zugleich: Herr, Greis, und Verſchnittener. Man gibt ihn auch wohl großen Kaufleuten. E. G.

Inhalt des achten Bändchens.

Seite

335ſte Nacht: Aladdin oder die Wunderlampe.
(Fortſetzung) 3
336ſte Nacht. 12
337ſte Nacht. 18
338ſte Nacht. 25
339ſte Nacht. 36
340ſte Nacht. 45
341ſte Nacht. 53
342ſte Nacht. 63
343ſte Nacht. 70
344ſte Nacht. 78
345ſte Nacht. 84
346ſte Nacht. 92
347ſte Nacht. 97
348ſte Nacht. 102
* Geſchichte Ganem's, des Sohnes Abu Aibu. . 104
349ſte Nacht. 113
350ſte Nacht. 127
351ſte Nacht. 139
352ſte Nacht. 155
353ſte Nacht. 174
354ſte Nacht. 186

		Seite
Die Abenteuer des Chalyfen Harun Arreſchyd.		196
355ſte Nacht.		200
356ſte Nacht.	Geſchichte des blinden Baba Abdallah.	205
357ſte Nacht.		212
358ſte Nacht.		218
359ſte Nacht.		223
360ſte Nacht.	Geſchichte des Sidi Numan.	229
361ſte Nacht.		235
362ſte Nacht.		243
363ſte Nacht.		248
364ſte Nacht.		253
Geſchichte des Kodjah Haſſan Alhabbal.		257
365ſte Nacht.		260
366ſte Nacht.		264
367ſte Nacht.		271
368ſte Nacht.		277
369ſte Nacht.		282
370ſte Nacht.		292
371ſte Nacht.		299
372ſte Nacht.		303
373ſte Nacht.		309

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Neuntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

BA E
STAA
BIBLIO
MUEN

GESCHENK
FIR US

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Neuntes Bändchen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Drei hundert und vier und ſiebzigſte Nacht.

Geſchichte
des Aly Baba und der vierzig Räuber.

Die Sultaninn Scheheraſade, welche durch die Wachſamkeit ihrer Schweſter Dinarſade geweckt worden war, erzählte ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geſchichte, worauf er ſich ſchon Rechnung gemacht hatte:

„Mächtiger Sultan,“ begann ſie, „in einer Stadt Perſiens an den Grenzen eures Reiches lebten zwei Brüder, von denen der eine Kaſſim und der andern Aly Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlaſſen hatte, und ſie es gleichmäßig unter ſich vertheilt hatten, ſo ſollte man denken, ihre äußere Lage hätte ſich ziemlich gleich ſein müſſen. Doch der Zufall wollte es anders.

Kaſſim heirathete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit Erbinn eines ſehr wohlverſehenen Kaufladens, eines reich angefüllten Waarenlagern, und von liegenden Gründen wurden, die ihn auf einmal in Wohlſtand verſetzten und ihn zu einem der reichſten Kaufleute in der Stadt machten.

Aly Baba dagegen, der eine eben ſo arme Frau, als er ſelber war, geheirathet hatte, wohnte ſehr armſelig, und hatte keinen andern Erwerb, um ſich ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen und ſich und die Seinigen zu ernähren, als daß er in einen benachbarten Wald Holz fällen ging, und es auf drei Eſeln, die ſein einziges Beſitzthum waren, nach der Stadt führte und verkaufte.

Einſt war Aly Baba ebenfalls wieder im Walde und hatte eben ſo viel Holz abgehauen, als zur Beladung ſeiner Eſel hinlänglich war, als er von fern eine gewaltige Staubwolke aufſteigen ſah, welche ſich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er ſich ſo eben befand. Er gab genau darauf Acht, und konnte bald einen zahlreichen Trupp von Reitern unterſcheiden, der in der beſten Ordnung daher geritten kam.

Obwohl in der Gegend nie von Räubern die Rede geweſen war, ſo kam doch Aly Baba auf den Gedanken, daß dieſe Reiter dergleichen ſein könnten, und ohne daran zu denken, was aus ſeinen Eſeln werden würde, dachte er bloß auf Rettung ſeiner Perſon.

Er ſtieg auf einen Baum, deſſen Aeſte in geringer Höhe außerordentlich dicht belaubt waren, und ſetzte ſich mitten auf denſelben mit um ſo größerer Zuverſicht hin, da er von da aus alles ſehen konnte, ohne ſelber geſehen zu werden.

Die Reiter, welche ſämmtlich ſehr groß, gewaltig, wohl bekleidet und wohl bewaffnet waren, näherten ſich dem Felſen, wo ſie von den Pferden ſtiegen, und Aly Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte ihren Mienen und ihrer Rüſtung zufolge nicht mehr zweifeln, daß es wirklich Räuber wären. Er täuſchte ſich auch nicht. Es waren wirklich Räuber, die, ohne der Umgegend das mindeſte zu Leide zu thun, ihre Räubereien in weiter Ferne trieben, und da bloß ihre Zuſammenkünfte hatten. Was er ſie da thun ſah, beſtärkte ihn in dieſer Meinung.

Jeder Reiter zäumte ſein Pferd ab, band es an, warf ihm über den Kopf einen Sack voll Gerſte, den er hinter ſich auf dem Pferde gehabt hatte, und packte das Felleiſen ab. Die meiſten dieſer Felleiſen ſchienen Aly Baba ſo ſchwer zu ſein, daß er ſchloß, ſie müßten voll Gold und Silbergeld ſein.

Der ſtattlichſte unter ihnen, den Aly Baba für den Hauptmann der Räuber hielt, näherte ſich mit ſeinem Felleiſen beladen dem Felſen, der ſich dicht neben dem großen Baume befand, worauf Aly Baba ſich geflüchtet hatte, und nachdem er ſich durch einige Sträuche den Weg gebahnt, ſprach er die Worte: Seſam, öffne dich! und zwar ſo laut, daß Aly Baba es hörte. Sobald der Räuberhauptmann ſie ausgeſprochen hatte, öffnete ſich eine Thür, und nachdem er alle ſeine Leute vor ſich her hatte durch dieſelbe eintreten laſſen, ging er ebenfalls hinein und die Pforte ſchloß ſich.

Die Räuber blieben lange Zeit in dem Felſen, und Aly Baba, welcher fürchtete, daß einer von ihnen oder alle zuſammen in dem Augenblick, wo er ſeinen Platz verließe, um ſich zu retten, herauskommen könnten, war genöthigt, auf dem Baume zu bleiben und geduldig zu warten. Gleichwohl gerieth er in Verſuchung, herunter zu ſteigen, ſich der beiden Pferde zu bemächtigen, eines zu beſteigen, das andere am Zügel neben ſich her zu führen, und die drei Eſel vor ſich her jagend, die Stadt zu erreichen; allein die Unſicherheit des Ausgangs dieſes Unternehmens machte, daß er lieber das Sicherſte wählte.

Endlich öffnete ſich die Thür wieder, die vierzig Räuber traten heraus, und zwar der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen, kam jezt zuerſt heraus und ließ die übrigen an ſich vorüber ziehen. Aly Baba hörte, daß er die Worte ſprach: Seſam, ſchließe dich! worauf die Thür ſich wieder ſchloß. Jeder kehrte zu ſeinem Pferde zurück, zäumte es wieder, band ſein Felleiſen wieder auf und ſchwang ſich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich ſah, daß ſie alle zum Fortreiten bereit waren, ſetzte er ſich an ihre Spitze und ritt mit ihnen denſelben Weg wieder zurück, den ſie gekommen waren.

Aly Baba ſtieg nicht ſogleich vom Baume herunter. "Sie können," ſprach er bei ſich ſelbſt, „irgend etwas vergeſſen haben, das ſie wieder umzukehren nöthigt, und ich würde, wenn dieſer Fall einträte, dann von ihnen ertappt werden.“ Er verfolgte ſie mit den Augen, bis er ſie aus dem Geſicht verloren hatte, und ſtieg zur größeren Sicherheit erſt lange nachher herunter. Da er ſich die Worte behalten hatte, wodurch der Hauptmann der Räuber die Thür geöffnet und geſchloſſen hatte, ſo war er neugierig, zu verſuchen, ob wohl dieſe Worte, wenn er ſie ausſpräche, dieſelbe Wirkung haben würden. Er drängte ſich daher durch das Geräuſch, und gewahrte bald die Thür, welche dahinter verſteckt war; dann ſtellte er ſich vor ſie hin, ſprach die Worte: Seſam, öffne dich! und augenblicklich that ſich die Thür angelweit auf.

Drei hundert und fünf und ſiebzigſte Nacht.

Aly Baba hatte erwartet, einen dunkeln und finſtern Ort zu erblicken, aber wie erſtaunte er, als er einen ſehr hellen, weiten und geräumigen erblickte, der von Menſchenhänden in Form eines hohen Gewölbes, das oben vom Felſen herab durch eine angebrachte Oeffnung ſein Licht empfing, ausgehöhlt war. Er ſah da große Mundvorräthe, Ballen von reichen Kaufmannswaaren in Haufen gethürmt, Stoffe von Seide und Brokat, Tapeten von großem Werth, und beſonders viele Gold- und Silbermünzen, die theils in Haufen aufgeſchüttet, theils in ledernen Säcken oder Beuteln über einander lagen. Beim Anblick aller dieſer Dinge kam es ihm vor, als ob dieſe Felſenhöhle nicht bloß ſeit Jahren, ſondern ſeit Jahrhunderten ſchon Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müſſe.

Aly Baba ſchwankte nicht, welcher Entſchluß hier zu faſſen ſei. Er trat in die Höhle, und kaum war er hinein, ſo ſchloß ſie ſich wieder; doch beunruhigte ihn das nicht; er wußte ja das Geheimniß, ſie wieder zu öffnen. Er machte ſich hier nicht an das Silbergeld, ſondern an das gemünzte Gold, und beſonders an das, welches in Säcken war. Von dieſem nahm er zu wiederholten malen ſo viel, als er wegtragen konnte, und als hinreichend war, um ſeine drei Eſel, welche ſich unterdeß zerſtreut hatten, zu beladen. Als er ſie wieder an den Felſen zuſammengetrieben hatte, bepackte er ſie mit den Säcken, und um dieſe etwas zu verſtecken, belegte er ſie oben mit Holz, ſo daß niemand etwas davon gewahr werden konnte. Als er fertig war, ſtellte er ſich vor die Thür, und kaum hatte er die Worte: **Seſam, ſchließe dich!** ausgeſprochen, als ſie ſich auch wieder ſchloß; — ſie hatte ſich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von ſelber geſchloſſen, und war jedesmal, wenn er herausgegangen war, offen geblieben.

Sobald dieß geſchehen war, nahm Aly Baba ſeinen Weg nach der Stadt zurück, und als er bei ſeiner Behauſung anlangte, ließ er ſeine drei Eſel in einen kleinen Hof treten und ſchloß die Thür hinter ſich ſorgfältig zu. Dann ladete er das wenige Holz das ſeinen Schatz bedeckte, ab, und trug die Säcke in ſein Haus, die er vor ſeiner Frau, die auf dem Sofa ſaß, hinlegte, und in Ordnung ſetzte.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und da ſie fühlte, daß ſie voll Geld wären, argwöhnte ſie, ihr Mann habe ſie geſtohlen, ſo daß, als er ſie alle hereingetragen hatte, ſie ſich nichts enthalten konnte, zu ihm zu ſagen:

„Aly Baba, ſollteſt du ſo elend geweſen ſein, dieſe Säcke zu . . . . .“ Aly Baba unterbrach ſie mit den Worten: „Ruhig, liebe Frau, mache dir keine Sorge darum; ich bin kein Dieb, es müßte denn etwa Diebſtahl heißen, wenn man Räubern etwas nimmt. Du wirſt aufhören, dieſe ſchlimme Meinung von mir zu hegen, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.“

Er ſchüttete die Säcke aus, ſo daß daraus ein großer Haufen Goldes wurde, wovon ſeine Frau ganz geblendet wurde. Hierauf erzählte er ihr ſein Abenteuer von Anfang bis zu Ende, und zuletzt empfahl er ihr vor allen Dingen, die Sache als ein Geheimniß zu behandeln.

Als die Frau von ihrem Erſtaunen ſich etwas erholt hatte, freute ſie ſich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen zu Theil geworden, und wollte das ganze Gold, das vor ihr aufgeſchüttet war, Stück für Stück zählen.

„Liebe Frau,“ ſagte Aly Baba zu ihr, „du biſt nicht recht klug; was nimmſt du dir da vor? wenn würdeſt du mit dem Zählen fertig werden? Ich werde eine Grube machen, und es da hinein vergraben; denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Es wäre doch gut,“ erwiederte die Frau, „wenn wir wenigſtens ohngefähr wüßten, wie viel es iſt. Ich werde gehen und mir in der Nachbarſchaft ein kleines Maaß borgen, und es damit meſſen, während du die Grube höhlen wirſt.“

„Liebe Frau,“ ſagte darauf Aly Baba, „was du da thun willſt, nützt zu gar nichts, und wenn du mir folgen wollteſt, ſo würdeſt es ſein laſſen. Indeß thue, was du Luſt haſt; nur vergiß nicht, die Sache verſchwiegen zu halten.“

Um ihren Wunſch zu befriedigen, ging die Frau Aly Baba's fort und zu ihrem Schwager Kaſſim, der nicht fern wohnte. Kaſſim war nicht zu Hauſe, und ſie wendete ſich daher an deſſen Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maaß zu leihen. Die Schwägerinn fragte ſie, ob ſie ein großes oder ein kleines wollte, und Aly Baba's Frau bat ſich ein kleines aus.

„Sehr gern,“ ſagte die Schwägerinn, „wartet nur ein wenig, ich werde es euch ſogleich bringen.“

Die Schwägerinn ſuchte das Maaß und fand es; da ſie indeß Aly Baba's Armuth kannte, ſo war ſie neugierig zu wiſſen, was für Getraide deſſen Frau damit meſſen wolle, und ihr fiel ein, unten an das Maaß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Drauf kehrte ſie zurück, überreichte Aly Baba's Frau das Maaß, und entſchuldigte ſich wegen ihres langen Wartenlaſſens damit, daß ſie es erſt mühſam habe ſuchen müſſen.

Aly Baba's Frau kehrte nach Hauſe zurück, ſetzte das Maaß auf den Goldhaufen, füllte es an und ſchüttete es in einiger Entfernung davon auf das Sofa, bis alles gemeſſen war, und ſie war mit der anſehnlichen Anzahl der Maaße ſehr zufrieden.

Während Aly Baba das Gold vergrub, trug ſeine Frau, um ihrer Schwägerinn ihre Ordnung und Pünktlichkeit zu zeigen, derſelben das Maaß zurück, doch ohne darauf Acht zu haben, daß ein Goldſtück unten daran klebte.

»Schwägerinn,« ſagte ſie zu ihr, indem ſie ihr es zurückgab, »ihr ſehet, daß ich euer Maaß nicht allzu lange bei mir behalten habe; ich bin euch ſehr dafür verbunden, hier habt ihr es wieder.“

Aly Baba's Frau hatte kaum den Rücken gekehrt, als Kaſſim's Frau das Maaß unten beſah, und ſie war nicht wenig erſtaunt, als ſie da ein Geldſtück kleben fand. Augenblicklich bemächtigte ſich ihres Herzens der Neid gegen ihre Schweſter.

„Wie?“ ſagte ſie; „Aly Baba hat ſo viel Gold, um es meſſen zu können? Und wo hat dieſer Elende das Gold denn her?“

Kaſſim, ihr Mann, war nicht zu Hauſe, wie wir ſchon geſagt haben; ſondern befand ſich in ſeinem Laden, von woher er vor Abend nicht zurückkehren ſollte. Die Zeit bis zu ſeiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, ſo groß war ihre Ungeduld, ihm eine Neuigkeit mitzutheilen, wovon er nicht minder überraſcht ſein mußte, als ſie.

Drei hundert und ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Bei Kaſſim's Heimkehr ſagte ſeine Frau zu ihm: „Kaſſim, du denkſt ein reicher Mann zu ſein, allein du irreſt dich; Aly Baba iſt unendlich reicher als du, er zählt ſein Gold nicht etwa wie du, ſondern mißt es mit Maaßen.“

Kaſſim verlangte eine Erklärung dieſes Räthſels. Sie gab ihm dieſelbe, indem ſie ihm erzählte, auf welche geſchickte Weiſe ſie dieſe Entdeckung gemacht habe, zugleich zeigte ſie ihm das Goldſtück, das ſie unten am Boden kleben gefunden hatte, und das ſo alt war, daß der Name des Fürſten, der darauf geprägt war, ihr gänzlich unbekannt war.

Anſtatt an dem Glück, welches ſeinem Bruder begegnet ſeyn könne, innigen Antheil zu nehmen, fühlte Kaſſim einen tödtlichen Neid über daſſelbe, und brachte faſt die ganze Nacht ſchlaflos zu. Den folgenden Tag ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er ſeit ſeiner Verheirathung mit der reichen Wittwe ihn gar nicht mehr als Bruder behandelte, und dieſen Namen faſt vergeſſen zu haben ſchien, ſo redete er ihn mit folgenden Worten an:

»Aly Baba, du biſt doch recht zurückhaltend in deinen Angelegenheiten; du ſpielſt den Armen, den Elenden, den Bettler, und miſſeſt das Gold mit Maßen.«

»Lieber Bruder,« antwortete Aly Baba, »ich weiß nicht, wovon du da mit mir ſprichſt; erkläre dich näher.«

»Stelle dich nur nicht ſo ganz unwiſſend,« erwiederte Kaſſim. Mit dieſen Worten zeigte er ihm das Goldſtück, welches ſeine Frau ihm in die Hände gegeben, und fragte: »Wie viel Stücke haſt du von der Art wie dieß hier, welches meine Frau unten an dem Maaß klebend gefunden hat, welches die deinige geſtern von ihr borgte?"

Aus dieſer Rede ſah Aly Baba, daß Kaſſim und deſſen Frau durch den Eigenſinn ſeiner Gattinn bereits das erfahren hätten, was er als ein tiefes Geheimniß bewahren zu müſſen geglaubt hatte. Doch der Fehler war einmal gemacht, und ließ ſich nicht wieder gut machen. Ohne ſeinem Bruder das geringſte Zeichen von Staunen oder Verdruß zu geben, erzählte er ihm, durch welchen Zufall er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt habe, und an welchem Orte, und bot ihm, wenn er es recht geheim halten wolle, einen Antheil an dieſem Schatze an.

"Den verlange ich ohnehin," antwortete Kaſſim mit ſtolzer Miene; "allein," fuhr er fort, "ich will auch noch ganz genau wiſſen, wo dieſer Schatz liegt, ferner die näheren Merkmahle und Kennzeichen, und wie ich wohl ſelber da hinein kommen könnte, wenn ich Luſt hätte; ſonſt werde ich dich der Gerichtsbehörde anzeigen. Wenn du mir es verweigerſt, ſo wirſt du nicht nur nichts mehr zu hoffen haben, ſondern du wirſt auch das, was du dir genommen haſt, verlieren, während ich dafür, daß ich dich anzeige, meinen Antheil davon bekommen werde."

Aly Baba gab mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als durch die übermüthigen Drohungen ſeines grauſamen Bruders eingeſchüchtert, ihm vollſtändige Auskunft über alles, was er wünſchte, und ſelbſt über die Worte, deren er ſich bedienen ſollte, um in die Felſengrotte hinein und wieder heraus zu kommen.

Kaſſim wollte von Aly Baba weiter nichts wiſſen. Er verließ ihn, mit dem Entſchluſſe, ihm zuvor zu kommen. In der Hoffnung, ſich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er den folgenden Tag früh vor Tagesanbruch mit zehn Mauleſeln auf, die mit großen Kaſten bepackt waren, die er anzufüllen ſich vornahm, mit dem Vorbehalt, bei einer zweiten Reiſe eine noch größere Anzahl mitzunehmen, nach Verhältniß der Ladungen, die er in der Felſenhöhle finden würde. Er ſchlägt den Weg ein, den Aly Baba ihm bezeichnete, gelangt bis in die Nähe des Felſens, erkennt die Merkmahle und den Baum, auf welchem Aly Baba verſteckt geweſen. Er ſucht dann die Thür, findet ſie, und ſpricht die Worte: Seſam, öffne dich! Die Thür öffnet ſich, er tritt hinein, und ſogleich ſchließt ſie ſich wieder. Bei Beſichtigung der Grotte erſtaunt er, darin weit mehr Reichthümer anzutreffen, als er nach der Erzählung Aly Baba's vermuthet hatte, und ſein Erſtaunen ſteigt in dem Maße, als er jede Sache einzeln beſieht. Als ein geiziger Mann und Liebhaber von Reichthümern — dieß war er wirklich — hätte er den ganzen Tag damit zugebracht, ſeine Augen an dem Anblick dieſer Menge Goldes zu weiden, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er doch eigentlich gekommen ſei, um Gold davon wegzunehmen und auf ſeine zehn Mauleſel zu laden. Er nimmt daher eine Anzahl von Säcken davon hinweg, ſo viel er nur tragen kann, und indem er bis an die Thür kommt, um ſie zu öffnen, und den Kopf voll von anderen Gedanken hat, findet ſich's, daß er das erforderliche Wort vergeſſen hat, und anſtatt Seſam ſagt er Gerſte, öffne dich! Er wundert ſich, als er ſieht, daß die Thür, anſtatt ſich zu öffnen, verſchloſſen bleibt; er nennt mehrere andere Namen von Getreidearten, und die Thür öffnet ſich noch immer nicht.

Auf dieſen Zufall war Kaſſim nicht gefaßt. In der großen Gefahr, worin er ſich erblickt, ergreift ihn Entſetzen, und je mehr er ſich anſtrengt, um ſich an das Wort Seſam zu erinnern, deſto mehr verwirrt er ſein Gedächtniß, und bald iſt dieß Wort für ihn ganz ſo, als ob er es nie hätte nennen hören. Er wirft die Säcke, mit denen er ſich beladen hat, zu Boden, er geht mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichthümer, von denen er ſich umgeben ſieht, rühren ihn nicht mehr. Doch laſſen wir Kaſſim ſein Schickſal beweinen, er verdient unſer Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen den Mittag zu ihrer Grotte zurück. Als ſie nicht mehr weit entfernt waren und die mit Kaſten beladenen Mauleſel Kaſſim's um den Felſen her erblickt hatten, ſo wurden ſie wegen dieſer neuen Erſcheinung unruhig, ſprengten mit verhängtem Zügel heran, und jagten die zehn Mauleſel, welche Kaſſim anzubinden vergeſſen hatte und die frei und frank weideten, in die Flucht, ſo daß ſie ſich dahin und dorthin in den Wald zerſtreuten, und ihnen bald aus dem Geſicht entſchwanden.

Die Räuber gaben ſich nicht die Mühe, den Mauleſeln nachzulaufen; es lag ihnen mehr daran, denjenigen aufzuſpüren, dem ſie gehörten. Während einige um den Felſen herum die Runde machten, um ihn aufzuſuchen, ſtieg der Hauptmann nebſt den übrigen vom Pferde, und ging mit blankem Säbel grade auf die Thür los; er ſprach die Worte, und die Thür öffnete ſich.

Kaſſim, welcher mitten in der Grotte das Roßgetrappe hörte, zweifelte nicht mehr, daß die Räuber angekommen ſeien, und daß ſein Untergang vor der Thür ſei. Indeß entſchloſſen, wenigſtens einen Verſuch zu machen, um ihren Händen zu entrinnen und ſich zu retten, hielt er ſich bereit, hinaus zu ſtürzen, ſobald die Thür ſich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Seſam, das ihm entfallen war, ausſprechen und die Thür aufgehen, als er ſo ungeſtüm hinausſtürmte, daß er den Räuberhauptmann zu Boden warf. Doch den andern Räubern entſchlüpfte er nicht, welche ebenfalls die blanken Säbel in der Hand hielten und ihm auf der Stelle das Leben nahmen.

Dreihundert und ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Die erſte Sorge der Räuber nach dieſer Beſtrafung war, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe an der Thür die Säcke, welche Kaſſim angefangen hatte fortzutragen, um ſie mitzunehmen und ſeine Mauleſel damit zu beladen, und ſie legten dieſelben wieder auf ihren vorigen Platz, ohne die fehlenden zu bemerken, welche Aly Baba zuvor ſchon weggenommen hatte. Indem ſie nun über dieſe Erſcheinung gemeinſchaftliche Berathung und Ueberlegung anſtellten, begriffen ſie wohl dieß eine, wie Kaſſim aus der Grotte habe herauskommen können; allein, wie er hinein gekommen, konnten ſie durchaus nicht begreifen. Es fiel ihnen wohl ein, daß er von oben herunter geſtiegen ſein könne; allein die Oeffnung, durch welche das Licht einfiel, war ſo hoch, und der Gipfel des Felſen von außen ſo unzugänglich, daß ſie einſtimmig dieß für etwas unbegreifliches erklärten. Daß er durch die Thür hinein gekommen ſein könne, konnten ſie nicht glauben, wenn er nicht wenigſtens das Geheimniß, ſie zu öffnen, gewußt habe; doch gerade dieß, glaubten ſie, beſäße niemand außer ihnen.

Indeß, wie die Sache auch immer gekommen ſein mochte, da es hier darauf ankam, ihre gemeinſchaftlichen Reichthümer ſicher zu ſtellen, ſo kamen ſie überein, die Leiche Kaſſim's in vier Viertheile zu theilen, und ſie innerhalb der Grotte nicht weit von der Thür, zwei zur Linken und zwei zur Rechten, hinzuhängen, um jeden, der die Dreiſtigkeit haben würde, ein ähnliches Unternehmen zu wagen, davon abzuſchrecken, während ſie ſelber ſich es vorbehielten, erſt nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Verweſungsduft der Leiche ſich gelegt haben würde, in die Felſenhöhle wieder zurückzukehren. Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, ſo vollführten ſie Ihn auch, und da ſie nichts weiter zurückhielt, ſo verließen ſie ihren Zufluchtsort, nachdem ſie ihn wohl verſchloſſen, beſtiegen wieder ihre Pferde, und durchſtreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die beſuchteſten Karawanenſtraßen gingen, um die Karawanen anzugreifen und ihre gewohnten Räubereien zu treiben.

Unterdeß war Kaſſim's Frau in großer Unruhe, als ſie es ſtockfinſter werden und ihren Mann noch immer nicht wiederkommen ſah. Voll Bekümmerniß ging ſie zu Aly Baba und ſagte zu ihm: „Lieber Schwager, es wird euch, denk' ich, nicht unbekannt ſein, daß euer Bruder Kaſſim in den Wald gegangen iſt, und zu welchem Zweck. Er iſt noch nicht zurück, und doch iſt es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, daß ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſein mag.“

Aly Baba hatte dem letzten, zwiſchen ihnen ſtattgehabten Geſpräch zufolge dieſe Reiſe ſeines Bruders vermuthet, und hatte daher unterlaſſen, denſelben Tag in den Wald zu gehen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der ſie oder ihren Mann, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, ſagte er zu ihr, ſie ſollte ſich nur noch keinen Kummer deshalb machen, Kaſſim habe offenbar es für angemeſſen erachtet, erſt ſpät in der Nacht nach der Stadt zurückzukehren.

Kaſſim's Frau glaubte dieß gleichfalls, und zwar um ſo leichter, da ſie überlegte, wie viel ihrem Manne daran liegen müſſe, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte alſo wieder nach Hauſe zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Aber nach dieſem verdoppelte ſich ihre Beſorgniß und wurde für ſie um ſo peinlicher, da ſie dieſelbe nicht äußern, noch auch ſich durch Schreien und Weinen Erleichterung verſchaffen konnte, da der Anlaß, wie ſie wohl einſah, der Nachbarſchaft ein Geheimniß bleiben mußte. Nun erſt, wo ihr Fehler nicht mehr wieder gutzumachen war, gereuete ſie ihre tolle Neugierde, daß ſie aus einem ſträflichen Neide in die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerinn hatte eindringen wollen. Sie brachte die Nacht unter Thränen zu, und bei Tagesanbruch lief ſie wieder zu den beiden hin, und meldete ihnen mehr durch Thränen als durch Worte, warum ſie zu ihnen komme.

Aly Baba wartete nicht erſt, bis ſeine Schwägerinn ihn bat, daß er hingehen und nachſehen möchte, was aus Kaſſim geworden ſei; ſondern er machte ſich auf der Stelle mit ſeinen drei Eſeln auf, und begab ſich in den Wald, nachdem er ihr zuvor anempfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er ſich dem Felſen näherte, ohne unterweges weder ſeinen Bruder noch die zehn Mauleſel angetroffen zu haben, wunderte er ſich über das Blut, welches dicht am Eingange vergoſſen war, und nahm dieß für eine üble Vorbedeutung. Er trat dann vor die Thür, ſprach die Worte, und ſie öffnete ſich. Der traurige Anblick der geviertheilten Leiche ſeines Bruders überraſchte ihn gleich beim Eintritt. Er ſchwankte nicht lange über den Entſchluß, den er hier faſſen müſſe, um ihm, ungeachtet ſeiner unbrüderlichen Geſinnung, die letzte Ehre zu erzeigen. In der Höhle fand ſich allerlei Zeug, um darin die Viertheile ſeines Bruders in zwei verſchiedene Ballen zu packen, womit er einen ſeiner Eſel beladete, und oben drüber Holz, damit es niemand merkte. Die beiden andern Eſel bepackte er unverzüglich mit Säcken voll Gold, und oben darüber Holz, wie das erſtemal, und ſobald er fertig war und der Pforte befohlen hatte, ſich zu ſchließen, nahm er wieder ſeinen Weg nach der Stadt zurück. Doch war er ſo vorſichtig, am Ausgange des Waldes ſo lange zu warten, daß er nicht vor Anbruche der Nacht die Stadt erreichte. Bei ſeiner Heimkunft ließ er bloß die zwei mit Gold beladenen Eſel in ſein Haus eintreten, den dritten führte er, nachdem er ſeiner Frau das Geſchäft des

Abladens überlaſſen und ihr mit wenigen Worten das Schickſal Kaſſims mitgetheilt hatte, zu ſeiner Schwägerinn.

Aly Baba klopfte an die Thür, und dieſe wurde durch eine gewiſſe Morgiane geöffnet. Dieſe Morgiane war eine gewandte, erfahrene und erfinderiſche Sklawinn, die bei den ſchwierigſten Angelegenheiten zu gebrauchen war, und Aly Baba kannte ſie als eine ſolche. Als er daher in den Hof eingetreten war, und das Holz nebſt den beiden Päckchen von den Eſeln abgeladen hatte, nahm er Morgianen bei Seite und ſagte zu ihr: „Morgiane, das erſte, was ich jezt von dir verlange, iſt eine unverbrüchliche Verſchwiegenheit, du wirſt bald ſehen, wie viel deiner Gebieterinn und mir daran liegen muß. In dieſen zwei Ballen iſt die Leiche deines Herrn enthalten, es kommt nun darauf an, ſie zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes geſtorben wäre. Laß mich zuvörderſt mit deiner Gebieterinn reden, und ſei aufmerkſam auf das, was ich dir ſagen werde.“

Morgiane meldete es ihrer Gebieterinn, und Aly Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, ward eingelaſſen.

„Nun, Schwager, fragte ihn die Schwägerinn voll Ungeduld, was für Nachricht bringt ihr mir von meinem Manne? Auf eurem Geſicht leſe ich eben nichts tröſtliches.“

„Schwägerinn,“ antwortete Aly Baba, „ich kann euch nichts ſagen, bevor ihr mir nicht verſprochen habt, mich von Anfang bis zu Ende anzuhören, ohne den Mund aufzuthun. Bei dem, was vorgefallen iſt, muß euch eben ſo ſehr als mir daran liegen, um eurer Ruhe und um eueres Wohles willen die tiefſte Verſchwiegeheit zu beobachten.“

„Ach,“ rief die Schwägerinn halblaut aus, „dieſe Einleitung gibt mir zu erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben iſt; doch zugleich ſehe ich auch die Nothwendigkeit jener Verſchwiegenheit ein, die ihr von mir fordert. Ich muß mir denn alſo freilich Gewalt anthun; ſprecht, ich werde hören.“

Aly Baba erzählte ſeiner Schwägerinn den ganzen Erfolg ſeiner Reiſe bis zu ſeiner Heimkehr mit der Leiche Kaſſim's.

„Schwägerinn,“ fügte er zuletzt hinzu, „ihr habt nun alſo freilich hier großen Anlaß zur Betrübniß, und zwar um ſo mehr, je weniger ihr es erwartet hattet. Dieſem Unglück läßt ſich nun nicht mehr abhelfen, doch, wenn irgend etwas euch zu tröſten im Stande iſt, ſo mache ich euch den Antrag, durch eine Verheirathung mit mir das wenige Vermögen, das mir Gott beſcheert hat, mit dem eurigen zu verbinden, wobei ich euch die Verſicherung gebe, daß meine Frau darüber gar nicht eiferſüchtig ſein wird, und daß ihr euch recht gut mit einander vertragen werdet. Gefällt euch mein Vorſchlag, ſo müſſen wir vor allen Dingen darauf denken, ſo zu thun, als wäre mein Bruder eines natürlichen Todes geſtorben, — eine Sache, worin ihr euch, wie ich denke, auf eure Sklavinn Morgiane und auf mich verlaſſen könnt.“

Welchen beſſeren Entſchluß konnte Kaſſim's Wittwe faſſen, als der war, den Aly Baba ihr vorſchlug? Neben dem Vermögen, welches ihr durch den Tod ihres erſten Mannes zufiel, bekam ſie einen zweiten Mann, der reicher war und noch weit reicher werden konnte. Sie lehnte alſo den Antrag gar nicht ab, ſondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen ſehr vernünftigen Troſtgrund. Indem ſie ihre Thränen abtrocknete, welche bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und indem ſie jenem durchdringenden Klagegeſchrei, welches Frauen bei dem Verluſt ihrer Männer zu erheben pflegen, Einhalt that, bewies ſie dem Aly Baba hinlänglich, daß ſie ſein Anerbieten annähme.

In dieſer Stimmung verließ Aly Baba die Wittwe Kaſſim's, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu ſpielen, kehrte er mit ſeinem Eſel nach Hauſe zurück.

Morgiane ging in demſelben Augenblicke ebenfalls fort und zu einem benachbarten Apotheker. Sie klopft an den Laden deſſelben, man öffnet, ſie verlangt eine gewiſſe Art von Arzenei-Täfelchen, die in gefährlichen Krankheiten ſehr heilſam ſind. Der Apotheker gibt ihr einige für das Geld, welches ſie ihm hingelegt hatte, und fragt ſie, wer denn im Hauſe ihres Herrn krank ſei?

„Ach,“ erwiedert ſie mit einem tiefen Seufzer, „es iſt Kaſſim ſelber, mein guter Herr! Man kann aus ſeiner Krankheit nicht klug werden; er ſpricht nicht, und mag nicht eſſen“

Mit dieſen Worten nimmt ſie die Arzeneitäfelchen fort, von denen freilich Kaſſim keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Drei hundert und acht und ſiebzigſte Nacht.

Den folgenden Tag kommt Morgiane wieder zu demſelben Apotheker, und fordert mit Thränen in den Augen eine Eſſenz, die man Kranken nur in der äußerſten Lebensgefahr einzugeben pflegt.

"Ach," ſagt ſie voll tiefer Betrübniß, als ſie dieſelbe aus den Händen des Apothekers empfängt, "ich fürchte ſehr, daß dieß Mittel eben ſo wenig anſchlagen wird, als die Arzeneitäfelchen! Ach, was für einen guten Herrn verliere ich!"

Als man nun auch noch von der andern Seite den Aly Baba und ſeine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Geſicht zu Kaſſim's Hauſe hin und her laufen ſah, ſo wunderte man ſich um ſo weniger, als man des Abends das Jammergeſchrei von Kaſſim's Frau und beſonders das von Morgiane hörte, welches ankündigte, daß Kaſſim geſtorben ſei.

Den nächſtfolgenden Tag ſehr früh, als kaum der Morgen angebrochen, ging Morgiane, welche wußte, daß auf dem Platze da ein alter ehrlicher Schuhflicker zu finden ſei, der alle Morgen ſeinen Laden zuerſt und lange vor den andern öffnete, aus dem Hauſe und ſuchte ihn auf. Bei dem erſten Gruß und der erſten Anrede drückte ſie ihm ein Goldſtück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Muſtafa bekannt war, und der zugleich von ſehr fröhlicher Gemüthsart und voll luſtiger Einfälle war, ſah das Stück an und da er bemerkte, es ſei Gold, ſo ſagte er: „Ein ſchönes Handgeld! was ſteht zu Befehl? ich bin bereit, alles zu thun.“

»Baba Muſtafa,« ſagte Morgiane zu ihm, „nehmet alles Handwerkszeug, das zum Flicken nöthig iſt, mit euch und kommt eilig mit mir; doch unter der Bedingung, daß ich euch, wenn wir an dem und dem Orte ſein werden, die Augen verbinden darf?«

Bei dieſen Worten ſtellte ſich Baba Muſtafa etwas ſchwierig.

„Ach,“ ſagte er; „da ſoll ich euch etwas thun, was wider Gewiſſen und Ehre iſt?“

„Gott behüte,“ erwiederte Morgiane, indem ſie ihm ein zweites Goldſtück in die Hand drückte, „ich fordere nichts von euch, was ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur, und fürchtet nichts.“

Baba Muſtafa ließ ſich führen, und Morgiane, nachdem ſie ihm an der bezeichneten Stelle ein Schnupftuch vor die Augen gebunden, führte ihn in das Haus ihres verſtorbenen Herrn, und nahm ihm das Schnupftuch erſt in dem Zimmer ab, wo ſie die Leiche aus den vier Stücken zuſammengeſetzt hatte. Als ſie ihm das Schnupftuch abgenommen, ſagte ſie zu ihm: „Baba Muſtafa, ich habe euch hierher geführt, damit ihr dieſe vier Stücke hier an einander nähen ſollt. Verlieret keine Zeit, und wenn ihr fertig ſeid, ſo werde ich euch noch ein Goldſtück geben.“

Als Baba Muſtafa fertig war, verband ihm Morgiane in demſelben Zimmer wieder die Augen, und nachdem ſie ihm das dritte Goldſtück, das ſie ihm verſprochen, gegeben und ihm Verſchwiegenheit anempfohlen hatte, führte ſie ihn bis zu dem Orte zurück, wo ſie ihm beim Herführen die Augen verbunden hatte, und von da ließ ſie ihn, nachdem ſie ihm das Schnupftuch wieder abgenommen, nach Hauſe zurückkehren, indem ſie, ſo weit ſie nur konnte, ihn mit den Augen verfolgte, um ihm die Neugierde zu vertreiben, daß er nicht etwa hinter ihr her kommen und ſie ſelber beobachten möchte.

Morgiane hatte heißes Waſſer bereiten laſſen, um Kaſſim's Leiche zu waſchen. So konnte denn Aly Baba, der ſo eben hereintrat, ihn waſchen, mit Weihrauch durchräuchern und mit den gewöhnlichen Zeremonieen ins Leichengewand hüllen. Zugleich brachte der Tiſchler den Sarg, den Aly Baba bereits beſtellt hatte.

Damit der Tiſchler nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thür in Empfang, und nachdem ſie ihn bezahlt und weggeſchickt hatte, legte ſie mit Aly Baba's Beihülfe die Leiche hinein. Sobald Aly Baba den Deckel darauf genagelt hatte, ging ſie nach der Moſchee und meldete, daß alles zur Beerdigung bereit ſei. Die Leute der Moſchee, die zum Waſchen der Leichen beſtimmt ſind, boten ihre Dienſte zu dieſem Geſchäft an; doch ſie ſagte ihnen, daß es ſchon geſchehen ſei.

Als Morgiane kaum zurück war, kam auch ſchon der Imam mit den übrigen Dienern der Moſchee. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn, hinter dem vorangehenden Imam, welcher fortwährend Gebete herſagte, dem Begräbnißplatze zu. Morgiane, als die Sklavinn des Verſtorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, während ſie ein klägliches Geſchrei erhob, ſich heftig an die Bruſt ſchlug und ſich die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Aly Baba, begleitet von den Nachbaren, welche von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die andern Nachbaren, welche den Sarg trugen, ablöſten, bis man allmählig den Begräbnißplatz erreicht hatte.

Was Kaſſim's Frau betrifft, ſo war dieſe zu Hauſe geblieben, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und laut zu jammern, im Verein mit den Frauen der Nachbarſchaft, die der beſtehenden Sitte zufolge während der Begräbnißfeierlichkeit herbeigeeilt waren, und ihre Wehklagen, mit denen der Wittwe vereinigend, das ganze Stadtviertel weit umher mit Trauer erfüllten.

Auf dieſe Art wurde Kaſſim's trauriges Ende von Aly Baba, deſſen Frau, Kaſſim's Wittwe und Morgianen verhehlt und verheimlicht, und zwar mit einer ſolchen Behutſamkeit, daß kein Menſch in der Stadt darüber etwas argwöhnte, geſchweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach der Beerdigung Kaſſim's ſchaffte Aly Baba das wenige Geräth, das er beſaß, nebſt dem Gelde, das er aus der Schatzhöhle der Räuber genommen, bei Nacht in das Haus der Wittwe ſeines Bruders, um fortan da zu wohnen, wodurch er zugleich ſeine Verheirathung mit ſeiner Schwägerinn zur öffentlichen Kunde brachte. Da dieſe Art von Heirathen in unſerer Religion nicht ungewöhnlich ſind, ſo wunderte ſich auch niemand weiter darüber.

Was den Laden Kaſſim's betrifft, ſo hatte Aly Baba einen Sohn, der ſeit einiger Zeit ſeine Lehrjahre bei einem andern großen Kaufmann vollendet hatte, der ihm ſtäts das beſte Zeugniß wegen ſeiner Aufführung gegeben, — dieſem übergab er nun den Laden mit dem Verſprechen, daß, wenn er ſich fortwährend gut aufführte, er ihn mit der Zeit ſeinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen würde.

Dreihundert und neun und ſiebzigſte Nacht.

Wir wollen nun Aly Baba ſeines neubeginnenden Glückes genießen laſſen und von den vierzig Räubern reden. Dieſe kehrten nach der beſtimmten Friſt in ihren waldigen Schlupfwinkel zurück; doch wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie die Leiche Kaſſim's nicht mehr fanden, und ihr Erſtaunen ſtieg, als ſie die Verminderung ihrer Goldſäcke bemerkten.

„Wir ſind entdeckt und verloren, wenn wir uns hier nicht ſehr in Acht nehmen. Und wenn wir nicht ſchnell Maßregeln dagegen zu ergreifen ſuchen, ſo werden wir allmählig viel von jenen Reichthümern verlieren, welche von unſeren Vorfahren und von uns ſelber mit ſo vieler Mühe und Beſchwerde geſammelt wurden. Alles, was wir aus dem Schaden, der uns angerichtet worden, abnehmen können, iſt, daß der Dieb, den wir ertappen, das Geheimniß, die Thür zu öffnen, gewußt hat, und daß wir glücklicher Weiſe gerade in dem Augenblick dazu kamen, als er wieder herauszugehen im Begriff war. Aber er war es nicht allein, ſondern noch ein anderer muß ebenfalls darum wiſſen. Die Fortſchaffung ſeiner Leiche und die Verminderung unſeres Schatzes ſind die augenſcheinlichen Beweiſe davon. Und da es nun nicht den Anſchein hat, daß mehr als zwei Perſonen um das Geheimniß wüßten, ſo müſſen wir, nachdem wir den erſten umgebracht, auch noch den andern ebenfalls aus dem Wege räumen. Was ſagt ihr dazu, brave Leute, ſeid ihr nicht derſelben Meinung?»

Der Vorſchlag des Hauptmanns ward von der ganzen Bande ſo vernünftig gefunden, daß ſie ihn alle billigten und darüber eins wurden, man müſſe vor der Hand jede andere Unternehmung bei Seite ſetzen, um ſich bloß mit dieſer beſchäftigen zu können, und nicht eher davon abgehen, bis man den Zweck erreicht habe.

„Ich erwartete in der That nichts geringeres von von euerem Muth und euerer Tapferkeit,“ fuhr der Hauptmann jezt fort, „doch vor allen Dingen muß einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend iſt, ohne Waffen und in der Tracht eines Reiſenden und Fremden nach der Stadt gehen und ſeine ganze Geſchicklichkeit aufbieten, um auszumitteln, ob man da nicht von dem ſeltſamen Tode deſſen ſpricht, den wir verdientermaßen umgebracht haben, ferner, wer er geweſen ſei und in welchem Hauſe er gewohnt habe. Dieß zu wiſſen, iſt uns vor allen Dingen von Wichtigkeit, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Urſach hätten, oder uns wohl gar in einem Lande verrathen, worin wir ſeit ſo langer Zeit ungekannt geweſen, und es auch noch fernerhin um unſeres eigenen Intereſſe's willen zu bleiben ſuchen müſſen. Indeß um denjenigen von euch, der ſich zu dieſer Sendung erbieten wird, anzufeuern und zu verhindern, daß er uns nicht etwa täuſcht, und uns ſtatt eines wahrhaften Berichtes einen falſchen, der unſer aller Verderben nach ſich ziehen könnte, abſtattet, ſo frage ich euch, ob ihr es nicht für angemeſſen haltet, daß er ſich in dieſem Falle der Todesſtrafe unterwerfe."

Ohne erſt das Abſtimmen der übrigen abzuwarten, ſagte einer von den Räubern: „Ich unterwerfe mich dieſer Bedingung und ſetze eine Ehre darein, durch Uebernahme dieſer Sendung mein Leben aufs Spiel zu ſetzen. Wenn es mir nicht gelingen ſollte, ſo werdet ihr wenigſtens glauben, daß ich es weder an gutem Willen, noch an Muth für das gemeinſame Beſte unſeres Vereins habe mangeln laſſen."

Dieſer Räuber, nachdem er die größten Lobſprüche von dem Hauptmann und ſeinen Spießgeſellen erhalten hatte, verkleidete ſich ſo, daß ihn niemand dafür halten konnte, was er wirklich war. Bei ſeinem Abgange brach er des Nachts auf, und nahm ſeine Maßregeln ſo gut, daß er grade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfängt, in der Stadt ankam. Er ging vor bis auf den großen Platz, wo er nur einen einzigen Laden offen ſah, nämlich den des Baba Muſtafa.

Baba Muſtafa ſaß auf ſeinem Seſſel, den Schuſterpfriemen in der Hand, und bereit, in ſeinem Gewerbe zu arbeiten. Der Räuber redete ihn an, indem er ihm einen guten Morgen bot, und da er ſein hohes Alter bemerkte, fügte er hinzu: „Guter Alter, ihr fangt ſehr früh an zu arbeiten; es iſt nicht möglich, daß ihr zu eurer Arbeit bei euern Jahren noch klar ſehen könnt, und wenn es auch noch heller wäre, ſo zweifle ich dennoch, daß eure Augen zum Flicken noch ſcharf genug ſind.“

„Wer ihr auch immer ſein möget,“ erwiederte Baba Muſtafa, „ihr müßt mich wahrſcheinlich nicht kennen. So alt ich auch ſchon bin, ſo habe ich doch noch ſehr gute Augen, und ihr werdet daran nicht mehr zweifeln, wenn ich euch ſage, daß ich vor noch nicht gar langer Zeit einen Todten an einem Orte zuſammengeflickt habe, wo es um nichts heller war, als es jezt hier iſt.“

Der Räuber freute ſich außerordentlich, daß er ſich bei ſeiner Ankunft an einen Mann gewendet hatte, der ihm gleich vorn herein und ohne darum befragt zu ſein, von ſelber darüber Auskunft gäbe, um deſſentwillen er eigentlich bloß hergekommen war.

„Einen Todten?“ fragte er ganz verwundert; und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Wozu denn einen Todten zuſammenflicken? ihr habt offenbar ſagen wollen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war.“

„Nein, nein!“ erwiederte Aly Baba; „ich weiß recht gut, was ich habe ſagen wollen. Ihr möchtet mich gern aushorchen, aber ihr ſollt nichts weiter erfahren.“

Der Räuber bedurfte keiner Aufklärung weiter, um überzeugt zu ſein, daß er denjenigen entdeckt habe, um deſſentwillen er abgeſendet war. Er zog daher ein Goldſtück heraus, drückte es dem Baba Muſtafa in die Hand, und ſagte zu ihm:

„Ich bin gar nicht Willens, in euer Geheimniß einzudringen, obwohl ich euch verſichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn ihr mir es auch anvertrautet. Das einzige, um was ich euch bitte, iſt, daß ihr ſo gefällig ſein möget, mir das Haus zu bezeichnen, oder wohl ſelber mich bis dahin zu begleiten, wo ihr die Leiche zuſammengenäht habt.“

„Wenn ich auch Luſt hätte, euch dieſes Verlangen zu erfüllen,“ erwiederte Baba Muſtafa, indem er Miene machte, ihm das Goldſtück wieder zurückzugeben, „ſo verſichere ich euch gleichwohl, daß ich es nicht im Stande ſein würde; ihr könnt mir es auf mein Wort glauben. Der Grund davon iſt der, daß man mich bis auf einen gewiſſen Ort führte, mir da die Augen verband, mich ſodann bis in das Haus hinein geleitete, und mich von da, nach Vollendung meines Geſchäfts, auf dieſelbe Weiſe bis an denſelben Ort wieder zurückführte. Ihr ſehet alſo, wie unmöglich es mir iſt, euch dieſen Dienſt zu erzeigen.“

„Zum wenigſten,“ begann der Räuber von neuem, „müßt ihr euch doch ohngefähr des Weges erinnern, den man euch mit verbundenen Augen geführt hat. Kommt daher, ich bitte euch, mit mir; ich werde euch an derſelben Stelle die Augen verbinden, und wir wollen dann mit einander denſelben Weg und dieſelben Kreuz- und Queerwege gehen, die ihr euch damals gegangen zu ſein erinnert; und da jede Mühe ihres Lohnes werth iſt, ſo habt ihr hier noch ein zweites Goldſtück. Kommet nun und erzeiget mir den Gefallen, um welchen ich euch bitte.“ Mit dieſen Worten drückte er ihm abermals ein Goldſtück in die Hand.

Die beiden Goldſtücke reizten Baba Muſtafa. Er betrachtete ſie eine Zeit lang ſtillſchweigend in ſeiner Hand, gleichſam als überlegte er, was er thun ſolle. Endlich zog er ſeinen Geldbeutel aus dem Buſen, ſteckte ſie hinein, und ſagte dann zu dem Räuber: „Ich kann euch nicht dafür ſtehen, daß ich mich noch ganz genau auf den Weg erinnere, den man mich damals führte; doch, weil ihr es einmal ſo wollet, wohlan, ſo werde ich mein möglichſtes thun, um mich darauf zu beſinnen.“

Dreihundert und achtzigſte Nacht.

Baba Muſtafa machte ſich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne ſeinen Laden zu verſchließen, worin er nichts bedeutendes zu verlieren hatte, führte er den Räuber bis zu dem Orte hin, wo ihm Morgiane die Augen verbunden. Als ſie auf der Stelle angekommen waren, ſagte Baba Muſtafa: „Hier war es, wo man mir die Augen verband, und ich war gerade mit dem Geſichte nach der Seite hin gekehrt wie jezt.“ Der Räuber, der ſein Schnupftuch ſchon in Bereitſchaft hielt, befeſtigte es ihm vor die Augen, und ging dann neben ihm her, theils ihn führend, theils ſich von ihm führen laſſend, bis er endlich ſtehen blieb. „Mich dünkt,“ ſagte nun Baba Muſtafa, „daß ich nicht weiter damals gekommen bin.“ Und wirklich befand er ſich vor Kaſſim's Hauſe, worin jezt Aly Baba wohnte. Der Räuber machte, bevor er ihm das Schnupftuch abnahm, ſchnell ein Zeichen mit Kreide an die Hausthür; ſodann nahm er ihm das Tuch ab und fragte ihn, ob er wiſſe, wem dieß Haus gehöre? Baba Muſtafa antwortete, er gehöre nicht in dieſes Viertel, und ſo könne er ihm auch nichts darüber ſagen.

Da der Räuber ſah, er könne von Baba Muſtafa nichts weiter herausbringen, ſo dankte er ihm für ſeine Bemühung, und nachdem er ihn verlaſſen und in ſeinen Laden zurückkehren gelaſſen hatte, nahm er wieder ſeinen Weg nach dem Walde zurück, in der Ueberzeugung, daß er da gut aufgenommen werden würde.

Kurze Zeit nachher, als der Räuber und Baba Muſtafa ſich getrennt hatten, kam Morgiane in irgend einer Verrichtung aus dem Hauſe Aly Baba's heraus, und als ſie wieder dahin zurückkehrte, bemerkte ſie das Zeichen, welches der Räuber an die Thür gemacht hatte. Sie blieb ſtehen und betrachtete es aufmerkſam.

„Was ſoll dieß Zeichen bedeuten?“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt. „Will jemand meinem Herrn ein Leides zufügen, oder hat man es bloß zum Scherz gemacht? Indeß aus welcher Abſicht man es auch immer gemacht haben mag,“ fuhr ſie fort, „es iſt gut, ſich für jeden Fall ſicher zu ſtellen.“

Sie nahm nun ſogleich Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinter folgenden Thüren faſt ganz eben ſo ausſahen, ſo bezeichnete ſie dieſelben an eben der Stelle, und ging ſodann in das

Haus hinein, ohne weder ihrem Herrn noch ihrer Gebieterinn das mindeſte davon zu ſagen.

Der Räuber ſetzte unterdeß ſeinen Weg nach dem Walde fort, und kam ſehr zeitig wieder bei der übrigen Geſellſchaft an. Bei ſeiner Ankunft ſtattete er von dem glücklichen Erfolg ſeiner Sendung Bericht ab, indem er über die Maaßen das Glück pries, welches er gehabt habe, daß er gleich Anfangs den Mann gefunden, von dem er die Thatſache erfahren, nach welcher er ſich hatte erkundigen ſollen. Man hörte ihn mit Vergnügen an. Sodann nahm der Hauptmann das Wort, lobte ſeinen Eifer und ſagte hierauf zu der ganzen Bande ſich wendend: „Kameraden, wir haben jezt keine Zeit zu verlieren; laßt uns bewaffnet aufbrechen, doch ohne daß man es uns anmerkt; und wenn wir dann einzeln einer nach dem andern, um keinen Verdacht zu erwecken, in die Stadt eingedrungen ſind, ſo möget ihr von den verſchiedenen Seiten her auf dem großen Platze zuſammentreffen, während ich mit unſerem Kameraden, der uns ſo eben dieſe gute Nachricht gebracht hat, das Haus auszukundſchaften ſuche, um darnach die für uns zweckmäßigſten Maßregeln nehmen zu können.“

Die Rede des Hauptmanns ward mit lautem Beifall aufgenommen, und ſie waren bald reiſefertig. Sie zogen nun zu zweien und dreien von dannen, und da ſie ſich immer in gehörigen Entfernungen von einander hielten, ſo gelangten ſie, ohne Verdacht zu erregen, in die Stadt. Der Hauptmann und der, welcher erſt dieſen Morgen wieder zurückgekehrt war, trafen zulezt daſelbſt ein. Dieſer führte den Hauptmann in die Straße, wo er das Haus Aly Baba's mit Kreide bezeichnet hatte, und als er an der einen Hausthür war, welche von Morgiane weiß bezeichnet war, machte er ihn darauf aufmerkſam und ſagte, dieß ſei die rechte. Doch als ſie ihren Weg, um ſich nicht verdächtig zu machen, ohne Aufenthalt fortſezten, und der Hauptmann bemerkte, daß die folgende Thür mit demſelben Merkzeichen und zwar an eben der Stelle verſehen war, machte er ſeinen Führer darauf aufmerkſam und fragte ihn: ob es dieß oder das vorige wäre? Der Führer wurde verwirrt und wußte gar nicht zu antworten, beſonders als er nebſt dem Hauptmann ſah, daß die vier oder fünf folgenden Thüren daſſelbe Zeichen hatten. Er verſicherte den Hauptmann mit einem Schwure, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe. „Ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „wer die übrigen auf eine ſo ähnliche Weiſe bezeichnet haben mag; doch in dieſer Verwirrung muß ich geſtehen, daß ich dasjenige, welches ich bezeichnet habe, nicht mehr heraus finden kann.“

Der Hauptmann, der ſeinen Plan vereitelt ſah, begab ſich nach dem großen Platze, wo er ſeinen Leuten durch den erſten beſten, der ihm begegnete, ſagen ließ, daß dießmal ihre Mühe vergebens und ihre ganze Reiſe fruchtlos unternommen worden ſei, und daß jezt kein anderer Entſchluß zu faſſen ſei als der, den Rückweg nach ihrem gemeinſchaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er ſelbſt ging ihnen mit dieſem Beiſpiel voran, und ſie folgten ihm alle in derſelben Ordnung, in welcher ſie gekommen waren.

Dreihundert und ein achtzigſte Nacht.

Als die Bande ſich im Walde wieder verſammelt hatte, ſetzte ihnen der Hauptmann die Gründe aus einander, um derentwillen er ſie hatte wieder zurückkehren laſſen. Sogleich wurde der Führer des Todes ſchuldig erklärt, und zwar einſtimmig. Er ſelber erklärte ſich für ſchuldig, indem er anerkannte, daß er hätte beſſere Vorſichtsmaßregeln nehmen ſollen, und ſomit reichte er gefaßt demjenigen ſeinen Hals dar, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennen ſollte.

Da um der Erhaltung der ganzen Bande willen ſehr viel daran lag, daß der Streich, welcher ihr ſo eben geſpielt worden war, nicht ungerächt bliebe, ſo trat ein anderer Räuber auf, welcher verſprach, daß es ihm beſſer gelingen würde als dem vorigen, und ſich die Uebertragung dieſes Geſchäfts als einen Vorzug ausbat. Die Sache wird genehmigt. Er macht ſich nun auf, beſticht den Baba Muſtafa, ſo wie es der erſte gethan, und Baba Muſtafa führt ihn mit verbundenen Augen wiederum vor Aly Baba's Haus. Er bezeichnete ſofort daſſelbe an einer minder bemerkbaren Stelle mit Roth, in der Meinung, er werde es dadurch um ſo ſicherer von den weißbezeichneten unterſcheiden können.

Doch bald darauf trat Morgiane aus dem Hauſe, ganz ſo wie den vorigen Tag, und bei ihrer Nachhauſekunft entging das rothe Merkzeichen ihren ſcharfſehenden Augen nicht. Sie ſtellte dieſelben Betrachtungen an, wie früher, und unterließ nicht, daſſelbe Zeichen mit Röthel an die benachbarten Thüren und zwar an dieſelbe Stelle hin zu machen.

Der Räuber unterließ nicht bei ſeiner Rückkehr in den Wald ſeine genommene Maßregel vor der ganzen Bande als eine untrügliche auszugeben, ſo daß man das bezeichnete Haus jezt gar nicht mehr verfehlen könne. Der Hauptmann und ſeine Leute glaubten mit ihm, daß die Sache nun durchaus gelingen müſſe. Sie begaben ſich daher in derſelben Ordnung und mit derſelben Sorgfalt wie früher, auch ganz eben ſo bewaffnet, in die Stadt, um den Streich, den ſie vorhatten, auszuführen, und der Hauptmann nebſt dem Räuber ging gleich bei ſeiner Ankunft in die Straße Aly Baba's, fand aber dieſelbe Schwierigkeit wie das erſtemal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt und der Räuber gerieth in dieſelbe Beſtürzung wie derjenige, welcher zuvor denſelben Auftrag gehabt.

So war denn der Hauptmann gezwungen, ſich noch denſelben Tag mit ſeinen Leuten zurückzuziehen, und zwar eben ſo wenig befriedigt als den vorigen Tag. Der Räuber unterzog ſich, als Urheber dieſes Mißgriffs, auf gleiche Weiſe der Strafe, welcher er ſich freiwillig unterworfen hatte.

Der Hauptmann, welcher ſeine Bande um zwei brave Leute vermindert ſah, fürchtete eine noch größere Verminderung, wenn er fortführe, bei Erkundigung nach Aly Baba's Hauſe ſich auf andere zu verlaſſen. Ihr Beiſpiel belehrte ihn, daß ſie mehr zu kühnen Gewaltſtreichen geeignet wären, als zu ſolchen Dingen, wo Kopf nöthig ſei. Er übernahm daher die Sache ſelber, ging nach der Stadt, und geleitet von Baba Muſtafa, der ihm denſelben Dienſt leiſtete, wie den beiden vorigen Abgeordneten ſeiner Bande, gab er ſich nicht erſt damit ab, irgend ein Merkzeichen an Aly Baba's Haus zu machen, ſondern er beſichtigte es genau, indem er es nicht bloß aufmerkſam betrachtete, ſondern auch verſchiedene male vorüber ging, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Der Räuberhauptmann kehrte nun, zufrieden mit ſeiner Reiſe und von allem, was er nur wünſchte, unterrichtet, nach dem Walde zurück, und als er nun in die Felſenhöhle, wo die Räubertruppe ihn erwartete, eingetreten war, ſprach er zu ihnen: „Kameraden, jezt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für den

Schaden zu nehmen, der uns zugefügt worden iſt; denn ich kenne nun mit Gewißheit das Haus des Straſbaren, auf den die Rache fallen muß. Unterweges habe ich auf Mittel und Wege gedacht, dieſelbe ſo geſchickt zu vollziehen, daß niemand von unſerm Zufluchtsorte, noch weniger von unſerm Schatze Kunde erhält; denn dieß iſt das Ziel, was wir bei unſerer Unternehmung im Auge behalten müſſen, ſonſt könnte ſie, anſtatt zu nützen, ſehr verderblich werden. Um dieſes Ziel zu erreichen,“ fuhr der Hauptmann fort, „habe ich mir folgendes ausgeſonnen. Wenn ich es euch werde aus einander geſetzt haben, und irgend einem von euch fällt ein noch beſſeres Auskunftsmittel ein, ſo mag er es uns mittheilen.“

Nun erklärte er ihnen, wie er ſich dabei zu benehmen gedenke, und als ſie ihm alle ihren Beifall zu erkennen gegeben hatten, trug er ihnen auf, ſich in die umliegenden Dörfer, Flecken und Städte zu zertheilen, neunzehn Mauleſel zu kaufen, und acht und dreißig große Lederſchläuche, um Oel darin fortzuſchaffen, und zwar den einen voll, die andern aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber alles beiſammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für ſeinen Zweck etwas zu eng waren, ſo ließ der Hauptmann ſie ein wenig weiter machen, und nachdem er in jeden Schlauch einen ſeiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte hineinkriechen laſſen, und um des freien Athemholens willen bloß einen aufgetrennten Ritz offen gelaſſen hatte, verſchloß er ſie ſo, daß es ausſah, als wäre Oel drinnen, und um die Täuſchung noch größer zu machen, befeuchtete er ſie auswendig mit Oel, welches er aus dem vollen Schlauche nahm.

Nachdem die Sachen alle angeordnet und die ſieben und dreißig Räuber, jeder in einem Schlauche ſteckend, nebſt dem vollen Oelſchlauche auf die Maulesel geladen worden waren, nahm der Hauptmann, als Führer derſelben, um die feſtgeſetzte Stunde ſeinen Weg nach der Stadt, und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, wie er ſich es vorgenommen hatte, daſelbſt an. Kaum war er angelangt, ſo ging er gerades Weges nach dem Hauſe Aly Baba's, in der Abſicht, da anzuklopfen und ſich da von der Gefälligkeit des Hausherrn ein Nachtlager für ſich und ſeine Mauleſel auszubitten. Er durfte nicht erſt anklopfen, ſondern fand Aly Baba ſchon an der Thür, der nach dem Abendeſſen die Abendkühlung genoß. Er ließ ſogleich ſeine Mauleſel halten, wendete ſich an Aly Baba, und ſagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Oel, welches ihr hier ſehet, ſehr weit her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, und weiß bei dieſer ſpäten Abendſtunde nicht, wo ich ein Unterkommen finden ſoll. Wenn es euch nicht etwa unbequem iſt, ſo erzeigt mir die Gefälligkeit, mich für dieſe Nacht in eurem Hauſe aufzunehmen; ich werde euch dafür vielen Dank wiſſen."

Obwohl Aly Baba den Mann, der jetzt mit ihm ſprach, bereits im Walde geſehen und ſogar reden gehört hatte, ſo konnte er ihn doch unter dieſer Verkleidung eines Oelhändlers unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wiedererkennen.

„Seid ſchön willkommen," ſagte er zu ihm, "tretet herein." Und mit dieſen Worten machte er ihm Platz, daß er mit ſeinen Mauleſein hineingehen konnte. Zugleich rief Aly Baba ſeinem Sklawen und befahl ihm, ſobald die Mauleſel abgepackt ſein würden, ſie nicht bloß in den Stall unter Dach und Fach zu bringen, ſondern ihnen auch noch Heu und Gerſte zu reichen. Auch nahm er ſich die Mühe, ſelbſt in die Küche zu gehen, und Morgianen zu befehlen, ſie möge nur ſchnell für den neuangekommenen Gaſt ein gutes Abendbrot bereiten und in einem Zimmer ein Bette für ihn aufſchlagen.

Aly Baba that noch mehr, um ſeinen Gaſt aufs beſte aufzunehmen. Als er nämlich ſah, daß der Räuberhauptmann ſeine Mauleſel abgepackt habe, daß dieſe ferner, wie er es befohlen, in den Stall geführt worden ſeien, und daß er einen Ort ſuche, um die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, ſo ging er hin und faßte ihn bei der Hand, um ihn in den Saal herein zu führen in welchem er ſeine Beſuche zu empfangen pflegte, indem er ihm ſagte, daß er es nicht zugeben würde, daß er im Hofe übernachtete. Der Räuberhauptmann machte indeß die größten Entſchuldigungen, dem Vorgeben nach, weil er nicht gern zur Laſt fallen wollte, in der That aber, um in Ausführung deſſen, was er im Schilde führte, freieres Spiel zu haben, und gab erſt auf die inſtändigſten Bitten dem höflichen Andringen Aly Baba's nach.

Aly Baba begnügte ſich nicht, dem, der ihm nach dem Leben trachtete, ſo lange Geſellſchaft zu leiſten, bis Morgiane ihm das Abendeſſen auftrug, ſondern unterhielt ſich auch noch fortwährend mit ihm über allerlei Dinge, von denen er glaubte, daß ſie ihm Vergnügen machen könnten, und verließ ihn nicht eher, als bis er die Mahlzeit, womit er ihn bewirthete, verzehrt hatte.

„Ich überlaſſe dir nun die freie Wahl,“ fuhr er fort, „du darfſt alles das, was du etwa verlangſt, bloß ſagen, in meinem ganzen Hauſe ſteht alles dir zu Dienſten.“

Dreihundert und zwei und achtzigſte Nacht.

Der Räuberhauptmann ſtand mit Aly Baba zugleich auf und begleitete ihn bis an die Thür. Während nun Aly Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu reden, ging jener in den Hof, unter dem Vorwande, er wolle in den Stall ſehen, ob es ſeinen Mauleſeln an etwas fehle.

Nachdem Aly Baba von neuem Morgianen anempfohlen hatte, für ſeinen Gaſt aufs beſte zu ſorgen und es ihm an nichts fehlen zu laſſen, fügte er hinzu: »Morgiane, ich will dir zugleich noch ſagen, daß ich morgen früh vor Tage ins Bad gehen will. Sorge daher, daß meine Badewäſche in Bereitſchaft ſei, übergab ſie an Abdallah — ſo hieß nämlich ſein Sklave — und mache mir eine gute Fleiſchbrühe zurecht, damit ich ſie bei meiner Rückkehr zu mir nehmen kann.«

Nachdem er ihr dieſe Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Der Räuberhauptmann indeß gab beim Herausgehen aus dem Stalle ſeinen Leuten Befehl, was ſie thun ſollten. Vom erſten Schlauche an bis zum letzten, ſagte er zu einem jeden:

„Wenn ich aus meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfen werde, ſo unterlaſſet nicht, mit dem Meſſer, das ihr bei euch habt, den Schlauch von oben bis unten aufzuſchneiden und aus der Oeffnung herauszukriechen; ich werde dann ſchon bald bei euch ſein.“

Das Meſſer, wovon er ſprach, war für dieſen Zweck eigens geſpitzt und geſchliffen.

Nachdem dieß geſchehen war, kehrte er zurück, und ſo wie er an der Küchenthür ſich zeigte, nahm Morgiane ein Licht und führte ihn nach dem Zimmer, das für ihn eingerichtet war, worin ſie ihn dann allein ließ, nachdem ſie ihn gefragt hatte, ob er noch etwas bedürfe. Um keinen Argwohn zu erregen, löſchte er bald darauf das Licht aus, und legte ſich ganz angekleidet nieder, um gleich nach dem erſten Schlafe wieder aufſtehen zu können.

Morgiane vergaß nicht Aly Baba's Befehle. Sie legte ſeine Badewäſche zurecht, übergab ſie an Abdallah, der noch nicht ſchlafen gegangen war, und ſetzte den Topf zu der Fleiſchbrühe ans Feuer. Während ſie nun den Topf abſchäumte, löſchte plötzlich die Lampe aus. Es war gerade kein Oel mehr im Hauſe, auch waren zufällig keine Lichtkerzen vorräthig. Was war hier nun zu thun? Sie mußte durchaus hell ſehen, um den Topf abſchäumen zu können. Sie entdeckte ihre Verlegenheit dem Abdallah.

„Da iſt freilich guter Rath theuer!“ erwiederte Abdallah. „Doch geh nur und hole dir Oel aus einem jener Schläuche, die da im Hofe liegen.“

Morgiane dankte dem Abdallah für dieſen Rath, und während er ſich neben Aly Baba's Gemache legte, um ihn ins Bad begleiten zu können, nahm ſie den Oelkrug und ging in den Hof. Als ſie ſich dem erſten beſtem Schlauche näherte, fragte der Räuber, welcher darin ſteckte, ganz leiſe: „Iſt es Zeit?“

Obwohl der Räuber ganz leiſe geſprochen hatte, ſo wurde doch Morgiane über dieſe Stimme ſehr ſtutzig, und zwar um ſo eher, da der Räuberhauptmann, ſobald er ſeinen Mauleſeln die Laſt abgeladen, nicht bloß dieſen Schlauch, ſondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um ſeinen Leuten friſche Luft zu verſchaffen, die ohnehin darin eine ſehr üble Lage hatten, obwohl ſie freilich wohl etwas Athem holen konnten.

Jede andere Sklavinn als Morgiane — obwohl ſie freilich ſelber nicht wenig überraſcht war, in einem Schlauche, woraus ſie Oel holen wollte, einen Menſchen anzutreffen — hätte darüber einen Lärm angefangen, der viel Unheil hätte anrichten können. Doch Morgiane war über dergleichen hinweg. Sie bemerkte augenblicklich, wie viel hier darauf ankomme, die Sache geheim zu halten, ferner die dringende Gefahr, worin Aly Baba und ſeine Familie und ſie ſelber ſchwebte, und die Nothwendigkeit, ſo ſchnell als möglich und ohne viel Geräuſch Maßregeln dagegen zu ergreifen, und ihr fähiger Kopf zeigte ihr bald die Mittel und Wege dazu. Sie beſann ſich alſo augenblicklich, und ohne irgend einen Schrecken blicken zu laſſen, antwortete ſie, als ob ſie der Räuberhauptmann wäre, auf die Frage mit den Worten: „Noch nicht;

aber bald!“ Drauf näherte ſie ſich dem folgenden Schlauche. Dieſelbe Frage erfolgte wieder, und ſo fort bis zum letzten, der voll Oel war, und auf jede Frage gab ſie immer dieſelbe Antwort.

Morgiane erfuhr dadurch, daß ihr Herr Aly Baba, anſtatt — wie er glaubte — einen bloßen Oelhändler bei ſich aufzunehmen, acht und dreißig Räuber nebſt ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in ſeinem Hauſe beherberge. Sie füllte alſo geſchwind ihren Krug mit Oel, das ſie aus dem letzten Schlauche nahm. Drauf kehrte ſie in die Küche zurück, wo ſie zuerſt Oel in die Lampe goß und ſie wieder anzündete, und dann einen großen Keſſel nahm, mit dieſem in den Hof zurückging und ihn aus dem Schlauche ganz mit Oel füllte. Sodann trug ſie ihn wieder zurück, ſetzte ihn über das Feuer, und legte Stammholz darunter, weil ſie, je eher das Oel ins Sieden kam, deſto eher auch ihren Entwurf für das gemeinſame Wohl des Hauſes, der keinen Aufſchub litt, auszuführen vermochte. Endlich war das Oel im Sieden. Sie nahm nun den Keſſel, und goß in jeden Schlauch, vom erſten bis zum letzten, ſo viel ſiedendes Oel als hinreichend war, um ſie zu erſticken und zu tödten, welches denn auch wirklich der Fall war.

Nachdem Morgiane dieſen Streich, der ihres Muthes würdig war, eben ſo geräuſchlos, als ſie ihn entworfen, ausgeführt hatte, kehrte ſie mit dem leeren

Keſſel in die Küche zurück und verſchloß ſie. Dann löſchte ſie das große Feuer aus, das ſie angezündet hatte, und ließ bloß ſo viel übrig als nöthig war, um den Topf mit Fleiſchbrühe für Aly Baba zu kochen. Zuletzt blies ſie auch die Lampe aus und verhielt ſich ganz ſtill, in der Abſicht, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis ſie durch ein Küchenfenſter, das nach dem Hauſe hinaus ging, ſo weit die Dunkelheit der Nacht es geſtattete, beobachtet haben würde, was etwa vorgehen möchte.

Morgiane hatte noch nicht eine Viertelſtunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er ſteht auf, öffnet das Fenſter, ſieht hinaus, und da er nirgends mehr Licht, ſondern im Hauſe überall die tiefſte Ruhe und Stille herrſchen ſieht, ſo gibt er das Zeichen, indem er kleine Steine hinunter wirft, von denen mehrere, wie er aus dem Schalle hören konnte, auf die ledernen Schläuche fielen. Er horcht, bemerkt und hört aber nichts, woraus er etwa ſchließen könnte, daß ſeine Leute ſich in Bewegung ſetzten. Dieß beunruhigt ihn, er wirft zum zweiten und dritten mal kleine Steinchen hinunter, ſie fallen auf die Schläuche, doch keiner von den Räubern gibt das geringſte Lebenszeichen von ſich. Da er den Grund davon gar nicht begreifen kann, ſo ſteigt er voll Unruhe, doch mit ſo wenig Geräuſch als möglich, in den Hof hinunter, nähert ſich dem erſten Schlauche, und als er eben den Räuber fragen will, ob er ſchlafe, riecht er einen Geruch von heißem Oel und von Verbranntem, der aus dem Schlauche emporſteigt, woraus er denn abnehmen kann, daß ſein Plan, Aly Baba umzubringen, das Haus deſſelben zu plündern, und das ſeiner Geſellſchaft geraubte Gold wo möglich wieder mit fortzunehmen, fehlgeſchlagen ſei. Von da geht er nun zum folgenden Schlauche und ſo fort bis zum letzten, und er findet durchaus, daß alle ſeine Leute daſſelbe Loos getroffen hat. Die Verminderung des Oels im dem vollen Oelſchlauche zeigte ihm übrigens, welcher Mittel und Wege man ſich bedient hatte, um ihn des Beiſtandes, den er ſich von ihnen verſprochen, zu berauben. In der Verzweiflung über den mislungenen Streich brach er durch die Thür, welche aus dem Hofe in den Garten Aly Baba's führte, und ſo flüchtete er, indem er über die Zwiſchenmauern hinwegſprang, von einem Garten zum andern.

Als Morgiane kein Geräuſch mehr hörte und den Räuberhauptmann, nachdem ſie eine Weile gewartet, nicht mehr wiederkommen ſah, ſo zweifelte ſie nicht mehr, welchen Entſchluß er gefaßt haben möge, da die Hausthür doppelt verſchloſſen war. Zufrieden und erfreut, daß ihr die Rettung des ganzen Hauſes ſ gut gelungen war, legte ſie ſich endlich zu Bette und ſchlief ein.

Aly Baba ſtand unterdeß vor Tage auf, und ging, von ſeinem Sklaven begleitet, ins Bad, ohne von der entſetzlichen Begebenheit, die während der Nacht in ſeinem Hauſe vorgefallen, das geringſte zu wiſſen, weil Morgiane aus guten Gründen es nicht für angemeſſen erachtet hatte, ihn zu wecken, indem ſie im Augenblick der Gefahr keine Zeit zu verlieren gehabt, und nach Abwendung derſelben ſeine Ruhe zu ſtören für zwecklos gehalten hatte.

Dreihundert und drei und achtzigſte Nacht.

Als Aly Baba aus dem Bade in ſein Zimmer zurückkam, war die Sonne bereits aufgegangen. Er wunderte ſich, daß die Oelſchläuche noch auf ihrer Stelle lagen, und daß der Kaufmann ſie mit ſeinen Eſeln noch nicht auf den Markt geführt hatte, und fragte deshalb Morgiane, die ihm die Thür öffnete und alles ſo ſtehen und liegen gelaſſen hatte, um ihm den vollſtändigen Anblick zu verſchaffen und ihm um ſo mehr deutlich machen zu können, was ſie für ſeine Lebensrettung gethan habe.

„Mein guter Herr!“ antwortete ihm Morgiane. „Gott erhalte euch und euer ganzes Haus! Ihr werdet das, was ihr zu wiſſen wünſchet, um ſo beſſer einſehen, wenn ihr das, was ich euch zeigen will, in

Augenſchein genommen haben werdet. Bemühet euch jezt nur, mit mir zu kommen.“

Aly Baba folgte Morgianen. Sobald dieſe die Thür verſchloſſen hatte, führte ſie ihn zum erſten Schlauche und ſagte: „Da ſehet einmal in dieſen Schlauch hinein, und ſehet zu, ob es Oel darin gibt!“

Aly Baba blickte hinein, und als er einen Mann in dem Schlauche gewahrte, fuhr er mit einem lauten Schrei erſchrocken zurück.

„Fürchtet nichts,“ ſagte Morgiane zu ihm, „der Mann, den ihr da ſehet, wird euch nichts zu Leide thun; er hat wohl manches gethan, doch jezt iſt er nicht mehr im Stande, weder euch noch irgend jemandem etwas zu thun; er iſt todt.“

„Morgiane,“ rief Aly Baba, „was ſoll das bedeuten, was du mir da zeigſt? Erkläre es mir.“

„Ich werde euch erklären,“ erwiederte Morgiane; „doch mäßiget eure Verwunderung, und macht nicht die Neugierde der Nachbaren auf einen Gegenſtand rege, den euer eigenes Intereſſe geheim zu halten erfordert. Doch beſehet euch zuvor die andern Schläuche.“

Aly Baba ſah in die anderen Schläuche nach der Reihe hinein, von dem erſten bis zum lezten, worin Oel war, das aber augenſcheinlich vermindert war. Als er dieß gethan hatte, blieb er ſtarr und unbeweglich ſtehen, indem er ſeine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgianen richtete, und zwar ohne ein Wort zu reden, ſo groß war ſein Erſtaunen. Endlich bekam er gleichſam die Sprache wieder und fragte: „Was iſt denn nun aber aus dem Kaufmann geworden?

„Der Kaufmann,“ erwiederte Morgiane, „iſt eben ſo wenig ein Kaufmann als ich es bin. Ich werde euch erzählen, wer er iſt und was aus ihm geworden. Doch, ihr werdet die ganze Geſchichte bequemer auf eurem Zimmer hören, denn es iſt nach gerade Zeit, daß ihr jezt nach dem Bade um euerer Geſundheit willen eine gute Fleiſchbrühe zu euch nehmet.“

Während Aly Baba ſich in ſein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleiſchbrühe aus der Küche, und reichte ſie ihm; doch Aly Baba ſagte, bevor er ſie zu ſich nahm:

„Fange nur immer an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir eine ſo ſeltſame Geſchichte mit allen einzelnen Umſtänden.“

Morgiane fing daher, um Aly Baba zu gehorchen, folgendermaßen an:

„Herr, geſtern Abend, als ihr bereits zu Bette gegangen waret, ſetzte ich, wie ihr mir befohlen, eure Badewäſche in Stand und übergab ſie an Abdallah. Hierauf ſetzte ich den Topf mit Fleiſchbrühe ans Feuer, und während ich dieſe ſchäumte, erloſch plötzlich aus Mangel an Oel die Lampe. Ich fand auch nicht einen Tropfen mehr im Kruge; ich ſuchte daher einige Enden Licht, fand aber auch kein einziges. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die Oelſchläuche im Hofe, wofür er ſie nämlich hielt, wie denn auch ich und ihr ſelber dieß geglaubt habet. Ich nahm alſo den Oelkrug und lief zu dem nächſten Schlauche. Doch als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demſelben, die mich fragte: „Iſt es Zeit?“ Ich erſchrack nicht, ſondern merkte auf der Stelle die Bosheit des angeblichen Kaufmanns, und antwortete ohne Zögern: „Noch nicht, aber bald!“ Ich trat zum folgenden Schlauche, und eine andere Stimme that an mich dieſelbe Frage, und ich gab dieſelbe Antwort. So ging ich denn von einem Schlauche zum andern, immer dieſelbe Frage und dieſelbe Antwort, und erſt im letzten Schlauche fand ich Oel, womit ich meinen Krug anfüllte. Als ich nun überlegte, daß ſich mitten in eurem Hofe acht und dreißig Räuber befänden, die bloß auf das Zeichen oder den Befehl ihres Anführers warteten, — den ihr für einen Kaufmann gehalten und ſo gut aufgenommen — und die im Begriff waren, das ganze Haus anzuzünden, ſo verlor ich keine Zeit, ſondern trug den Krug zurück, zündete die Lampe an, und nahm den größten Küchenkeſſel und füllte ihn mit Oel an. Dieſen ſetzte ich dann über das Feuer, und als er im Sieden war, ſo goß ich in jeden Schlach, worin ein Räuber ſteckte, ſo viel als hinlänglich war, um ſie zu hindern, den verderblichen Plan auszuführen, um deſſentwillen ſie gekommen waren. Nachdem nun die

Sache ein ſolches Ende genommen, wie ich mir es ausgedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löſchte die Lampe aus, und bevor ich zu Bette ging, fing ich an, durchs Fenſter ganz ruhig zu beobachten, welchen Entſchluß der vermeintliche Oelhändler nehmen würde. Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen kleine Steine aus dem Fenſter warf, welche auf die Schläuche herabfielen. Er warf dergleichen zum zweiten und dritten mal, und da er nichts ſich regen und bewegen hörte, kam er herunter, und ich ſah ihn von einem Schlauche zum andern gehen, worauf ich ihn aber wegen der Dunkelheit der Nacht aus dem Geſicht verlor. Ich gab noch einige Zeit Acht und da ich ihn nicht wieder zurückkommen ſah, ſo zweifelte ich nicht, daß er aus Verzweiflung über das Mislingen durch den Garten entflohen ſei. In der Ueberzeugung, daß das Haus nunmehr ganz ſicher ſei, legte ich mich zu Bette."

„Dieß iſt nun," fügte Morgiane am Schluſſe hinzu, „die Geſchichte, um die ihr mich befragt habt, und ich bin überzeugt, daß dieß alles die Folge einer Beobachtung iſt, die ich vor zwei oder drei Tagen gemacht habe, und die ich euch nicht erſt mittheilen zu dürfen glaubte. Als ich das einemal ſehr früh von einem Gange in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Thür nach der Straße weiß bezeichnet ſei, und den Tag drauf bemerkte ich ein rothes Zeichen. Ohne zu wiſſen, zu welchem Zwecke dieß geſchehen ſei, bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Hausthüren unſerer Nachbarn, ſowohl vor als hinter uns in der Reihe, eben ſo und an derſelben Stelle. Wenn ihr nun dieß mit dem, was ſo eben geſchehen, zuſammenhaltet, ſo werdet ihr finden, daß dieß alles durch jene Räuber im Walde angezettelt worden iſt, deren Zahl indeß — ohne daß ich begreifen kann, wie — um zwei verringert worden iſt. Wie dem aber auch ſein mag, ſo ſind ihrer höchſtens nur noch drei davon übrig. Uebrigens beweiſt dieß alles, daß ſie euch den Untergang geſchworen hatten, und daß es gut wäre, wenn ihr euch ſo lange, als nur noch einer derſelben am Leben iſt, in Acht nähmet. Was mich betrifft, ſo werde ich nichts unterlaſſen, um meiner Pflicht gemäß für die Erhaltung eueres Lebens zu wachen.“

Als Morgiane ausgeredet hatte, ſagte Aly Baba, durchdrungen von der höchſten Dankbarkeit gegen ſie:

„Ich will nicht eher ſterben, als bis ich dich nach Verdienſt belohnt habe. Ich verdanke dir das Leben, und um dir gleich vorläufig ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu geben, ſo ſchenke ich dir von nun an die Freiheit, bis ich das, was ich mir vorgenommen, werde ausführen können. Uebrigens bin ich wie du der Ueberzeugung, daß die vierzig Räuber mir dieſe Falle gelegt haben. Gott hat mich durch deine Hand von ihnen befreit, und ich hoffe, daß er auch fernerhin mich vor ihrer Bosheit bewahren, ſie vollends von meinem

Haupte abwenden, und die Welt von ihren Nachſtellungen und von dieſer verruchten Brut befreien wird. Was wir jezt zu thun haben, iſt, die Leichen dieſer Peſt des menſchlichen Geſchlechts unverzüglich und ſo insgeheim zu beerdigen, daß niemand von ihrem Schickſal das mindeſte ahnen kann, und daran will ich denn jezt mit Abdallah arbeiten.“

Dreihundert und vier und achtzigſte Nacht.

Der Garten Aly Baba's war ſehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu ſäumen, ging er nun mit ſeinem Sklaven unter dieſe Bäume, um da eine lange und breite Grube zu machen, nach Verhältniß der Leichen, die in dieſelbe hinein kommen ſollten. Der Boden war leicht aufzugraben, und ſie wurden binnen kurzer Zeit fertig. Sie zogen nun die Leichen aus den Lederſchläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber ausgerüſtet geweſen, bei Seite, ſchleppten dann die Leichen an das Ende des Gartens, legten ſie nach der Reihe in die Grube, und nachdem ſie die aufgewühlte Erde drüber hin geſchüttet, zerſtreuten ſie die übrige Erde in die Runde umher, ſo daß das Erdreich wieder ſo gleichmäßig wurde wie zuvor. Aly Baba ließ nun die Oelſchläuche und die Waffen ſorgfältig verbergen, die Mauleſel dagegen, die er gerade nicht brauchen konnte, ſchickte er zu verſchiedenen malen auf den Markt, wo er ſie durch ſeinen Sklawen verkaufen ließ.

Während Aly Baba alle dieſe Maßregeln nahm, um das Mittel und den Weg, wodurch er reich geworden, der Kunde der Leute zu entziehen, war der Räuberhauptmann mit unbeſchreiblichem Aerger in den Wald zurückgekehrt, und in der heftigen Bewegung oder vielmehr in der Beſtürzung über den unglücklichen und widrigen Erfolg war er in die Felſenhöhle hineingetreten, ohne unterweges irgend einen Entſchluß in Hinſicht deſſen faſſen zu können, was er gegen Aly Baba thun oder nicht thun ſollte. Die Einſamkeit dieſes düſtern Aufenthaltsortes dünkte ihm entſetzlich.

„Brave Leute,“ rief er aus, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und Anſtrengungen, wo ſeid ihr? Was kann ich thun ohne euch? Alſo bloß darum hatte ich euch verſammelt und mir auserleſen, um euch auf einmal durch ein ſo unſeliges und eures Muthes ſo unwürdiges Loos umkommen zu ſehen? Ich würde euch minder betrauern, wenn ihr als tapfre Männer mit dem Säbel in der Fauſt gefallen wäret. Wenn werde ich je wieder eine ſolche Schaar von handfeſten Leuten, wie ihr waret, zuſammenbringen können? Und wenn ich es auch wollte, würde ich es wohl unternehmen können, ohne dieſe Menge von

Gold, Silber und Reichthümern demjenigen zur Beute werden zu laſſen, der ſich ſchon mit einem Theile derſelben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Was ich mit einem ſo mächtigen Beiſtande nicht auszuführen vermochte; werde ich jezt allein vollbringen, und wenn ich nun ſo dafür geſorgt haben werde, daß der Schatz nicht mehr der Plünderung ausgeſetzt iſt, ſo werde ich darauf hinarbeiten, daß es nach mir ihm weder an einem Nachfolger noch an einem Herrn mangeln, und daß er ſich bis auf die ſpäteſten Nachkommen erhalten und vermehren ſoll."

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, war er nicht weiter verlegen um die Mittel ihn auszuführen. Voll Hoffnung und Seelenruhe ſchlief er nun ein, und brachte die Nacht ruhig zu.

Als er den folgenden Morgen, wie er ſich vorgenommen, ſehr früh aufgeſtanden war, legte er ſeinem Plan gemäß ein ſehr ſtattliches Kleid an, und ging nach der Stadt, wo er in einen Chan einkehrte. Da er erwartete, daß das, was in Aly Baba's Hauſe vorgegangen, Aufſehen gemacht haben könne, ſo fragte er den Aufſeher des Chans gelegentlich im Geſpräch, ob es etwas Neues in der Stadt gäbe? worauf aber der Aufſeher eher von jeder andern Sache ſprach, als von der, die er zu wiſſen wünſchte. Er ſchloß daraus, daß Aly Baba bloß darum ein Geheimniß aus der Sache mache, weil er nicht haben wolle, daß ſeine Kunde von dem Schatze und dem Mittel, ihn zu öffnen, ſich weiter verbreiten möchte, und weil er wohl wiſſe, daß man ihm bloß um dieſer Urſach willen nach dem Leben trachte. Dieß feuerte ihn noch mehr an, ſich ſeiner auf dieſelbe geheime Weiſe zu entledigen.

Der Räuberhauptmann ſchaffte ſich ein Pferd an, welches er dazu brauchte, um mehrere Gattungen reicher Seidenſtoffe und feiner Schleiertücher in ſeine Wohnung zu führen, indem er mehrere Reiſen in den Wald machte, und zwar mit der nöthigen Vorſicht, um den Ort zu verhehlen, wo er ſie herholte. Als er von dieſen Waaren ſo viel aufgehäuft hatte, als ihm hinlänglich ſchien, ſo ſuchte er, um ſie abzuſetzen, ſich einen Laden. Er fand auch einen, und nachdem er ihn von dem Beſitzer deſſelben gemiethet hatte, ſo ſtaffirte er ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand ſich der Laden, der ehemals Kaſſim gehört hatte, und gegenwärtig ſeit kurzer Zeit von Aly Baba's Sohne in Beſitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Kodjah Huſſain angenommen, unterließ als neuer Ankömmling nicht, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die ſeine Nachbaren waren, alle mögliche Höflichkeit zu erzeigen. Indeß da der Sohn Aly Baba's noch jung, wohlgebildet, und nicht ohne Geiſt war, und da er mit ihm öfter als mit den andern Kaufleuten zu ſprechen Gelegenheit hatte, ſo hatte er ſehr bald mit ihm Freundſchaft geſchloſſen. Ja er ſuchte ſogar ſeinen Umgang bald noch mehr und noch eifriger, als er drei bis vier Tage nach ſeiner neuen Einrichtung den Aly Baba wiedererkannt hatte, der ſeinen Sohn zu beſuchen kam, wie er es wohl von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, und er nach Aly Baba's Weggange von dem Sohne erfahren hatte, es ſei ſein Vater. Jezt verdoppelte er ſeine Gefälligkeit gegen ihn, liebkoſte ihn, machte ihn kleine Geſchenke, ja er bewirthete ihn ſogar, und ließ ihn mehrere male bei ſich mitſpeiſen.

Aly Baba's Sohn wollte dem Kodjah Huſſain nicht ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig bleiben, ohne ihm ein gleiches zu erwiedern. Indeß er wohnte ſehr eng, und war nicht ſo bequem eingerichtet, wie jener, um ihn ſo bewirthen zu können, als er es wünſchte. Er ſprach daher einſt mit ſeinem Vater Aly Baba darüber, und äußerte, es würde wohl nicht ſchicklich ſein, wenn er länger ſo bliebe, ohne ſich dem Kodjah Huſſain für ſeine Höflichkeiten erkenntlich zu beweiſen.

Aly Baba nahm mit Vergnügen die Bewirthung über ſich.

„Mein Sohn,“ ſagte er, „morgen iſt Freitag. Da dieß nun ein Tag iſt, wo die großen Kaufleute, wie Kodjah Huſſain und du ſelber, ihre Laden geſchloſſen halten, ſo mache des Nachmittags mit ihm einen Spaziergang, und richte es auf dem Rückwege ſo ein, daß du ihn an meiner Wohnung vorbeiführſt und ihn herein nöthigeſt. Es iſt beſſer, die Sache macht ſich ſo, als daß du ihn förmlich einladeſt. Ich werde jezt Morgianen befehlen, eine Abendmahlzeit zuzurichten, und dieſelbe in Bereitſchaft zu halten."

Freitags fanden ſich Aly Baba's Sohn und Huſſain des Nachmittags an dem Orte ein, wo ſie ſich hinbeſtellt hatten, und machten ihren Spaziergang mit einander. Auf dem Rückwege ſuchte Aly Baba's Sohn den Huſſain durch die Straße zu führen, wo ſein Vater wohnte, und als ſie dicht an der Hausthür waren, hielt er ihn an, klopfte und ſagte: „Dieß iſt das Haus meines Vaters, welcher auf meine Aeußerungen über die Freundſchaft, die ihr mir beweiſet, mir aufgetragen hat, ihm die Ehre eurer Bekanntſchaft zu verſchaffen. Ich bitte euch demnach, auch dieſe Gefälligkeit noch zu denen, die ihr mir bisher erwieſen habt, hinzuzufügen."

Obwohl nun Kodjah Haſſan zu dem Ziele gelangt war, wonach er ſtrebte, nämlich Eintritt in Aly Baba's Haus zu erhalten und ihn umzubringen, ohne das eigene Leben aufs Spiel zu ſetzen, ſo unterließ er doch nicht, Entſchuldigungen zu machen und ſich zu ſtellen, als wolle er von dem Sohne Abſchied nehmen; doch da ſo eben der Sklawe Aly Baba's öffnete, ſo faßte ihn der Sohn mit Artigkeit bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewiſſermaßen, mit ihm hereinzutreten.

Dreihundert und fünf und achtzigſte Nacht.

Aly Baba empfing den Kodjah Huſſain ſo freundlich und ſo gut, als er es nur wünſchen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen ſeinen Sohn bewieſen. "Die Verbindlichkeit, die er euch dafür ſchuldig iſt, und die ich euch ſelber dafür ſchuldig bin," fuhr er fort, "iſt um ſo größer, da er noch ein junger Menſch und ohne Weltkenntniß iſt, zu deſſen Bildung mitzuwirken ihr ſo gütig ſeid."

Kodjah Huſſain erwiederte Aly Baba's Höflichkeiten durch ähnliche, indem er ihn verſicherte, daß, wenn ſein Sohn auch noch nicht die Erfahrung mancher Greiſe ſich erworben habe, ſo habe er doch einen ſehr geſunden Verſtand, der bei ihm die Erfahrung vieler andern Menſchen verträte.

Nach einem kurzen Geſpräch über andere gleichgültige Gegenſtände wollte Huſſain Abſchied nehmen; doch Aly Baba ließ ihn nicht fort.

„Herr,“ ſagte er zu ihm, „wohin wollt ihr gehen? Ich bitte euch, mir die Ehre zu erzeigen, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Das Mahl, womit ich euch zu bewirthen gedenke, iſt freilich nicht ſo glänzend, als ihr es verdientet, doch, wie es auch immer ſein mag, ich hoffe, daß ihr es eben ſo gutherzig aufnehmen werdet, als ich es euch gebe.“

„Herr Aly Baba,“ erwiederte Kodjah Huſſain, „ich bin von eurer guten Geſinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich mir es von euch ausbitte, es nicht übel zu nehmen, wenn ich mich entferne, ohne euer höfliches Anerbieten anzunehmen, ſo bitte ich euch, zu glauben, daß dieß weder aus Geringſchätzung noch aus Unhöflichkeit geſchieht, ſondern weil ich einen beſonderen Grund dazu habe, den ihr ſelber billigen würdet, wenn er euch bekannt wäre.“

„Und was kann dieß für ein Grund ſein?“ fiel hier Aly Baba ein; darf man euch wohl darnach fragen?“

„Ich kann es euch ſagen,“ antwortete Kodjah Huſſain; „darum, weil ich weder Fleiſch noch andere Zugemüſe eſſe, worin irgend Salz iſt. Ihr könnt nun ſelbſt ermeſſen, welche Rolle ich bei eurer Tafel ſpielen würde.“

„Wenn ihr bloß dieſen Grund habt,“ fuhr Aly Baba dringender fort, “ſo ſoll er mich gewiß nicht der Ehre berauben, euch dieſen Abend bei Tiſche zu haben, außer ihr hättet etwas anderes vor. Erſtens iſt in dem Brote, das in meinem Hauſe geſpeiſt wird, kein Salz; und was das Fleiſch und die Zugemüſe und Brühen betrifft, ſo verſpreche ich euch, daß in dem, was euch heute vorgeſetzt werden wird, ebenfalls kein Salz ſein ſoll; ich werde ſogleich die nöthigen Befehle dazu geben. Erweiſet mir daher die Gefälligkeit zu bleiben, ich werde binnen einem Augenblicke wieder bei euch ſein.“

Aly Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, in das Fleiſch, welches ſie heute auftragen würde, kein Salz zu thun, und außer den Nebengerichten, die er bei ihr beſtellt habe, ſchnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz wäre.

Morgiane, die ſo eben aufzutragen im Begriff war, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über dieſen neuen Befehl an den Tag zu legen und ſich deshalb gegen Aly Baba zu erklären.

„Wer iſt denn,“ fragte ſie, „dieſer eigenſinnige Menſch, der kein Salz eſſen mag? Euer Abendeſſen wird nicht mehr ſo gut ſein, wenn ich es ſpäter auftrage.“

„Werde nur nicht böſe, Morgiane,“ ſagte hierauf Aly Baba, „es iſt ein ſehr wackrer Mann; und thue du nur, was ich dir ſage.“

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen. Sie war neugierig, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz äße. Als ſie fertig war, und Abdallah den Tiſch gedeckt hatte, half ſie ihm die Speiſen hereintragen. Indem ſie den Huſſain anſah, erkannte ſie in ihm ungeachtet ſeiner Verkleidung ſogleich den Räuberhauptmann, und indem ſie ihn aufmerkſam ins Auge faßte, bemerkte ſie, daß er einen Dolch unter dem Kleide verſteckt trage.

„Ich wundere mich jezt nicht mehr,“ ſagte ſie bei ſich ſelber, "daß dieſer Schurke kein Salz mit meinem Herrn eſſen will; er iſt ſein ärgſter Feind, und will ihn umbringen, doch ich werde es ſchon zu hintertreiben wiſſen.“

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen beſorgt hatte, benutzte ſie die Zeit, während ſie aßen, um die nöthigen Vorbereitungen zu Ausführung eines der kühnſten Streiche zu treffen, und ſie war gerade damit fertig, als Abdallah ihr meldete, daß es jezt Zeit ſei, die Früchte aufzutragen. Sie brachte die Früchte, und trug ſie auf, ſobald als Abdallah den Tiſch abgeräumt hatte. Hierauf ſezte ſie neben Aly Baba ein kleines Tiſchchen, worauf ſie den Wein mit drei Schalen ſtellte, und beim Herausgehen zog ſie den Abdallah mit ſich fort, als wollte ſie mit ihm auf den Abend eſſen und ihrem Herrn, der beſtehenden Sitte zufolge, volle Freiheit laſſen, ſich mit ſeinem Gaſte zu unterhalten, ſich angenehm die Zeit zu vertreiben, und ihn zum Trinken zu nöthigen.

Jezt glaubte Huſſain, oder vielmehr der verkleidete Räuberhauptmann, ſei der günſtige Augenblick da, um Aly Baba umzubringen.

„Ich will jezt,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „Vater und Sohn berauſcht machen. Der Sohn, dem ich gern das Leben ſchenken will, wird mich nicht hindern, ſeinem Vater den Dolch ins Herz zu ſtoßen, und ich werde mich dann, wie ich ſchon früher einmal gethan, durch den Garten flüchten, während die Köchinn und der Sklawe noch über ihrem Abendeſſen oder in der Küche eingeſchlafen ſind.“

Doch Morgiane, welche die Abſicht des angeblichen Kodjah Huſſain errathen hatte, ließ ihm nicht Zeit, ſeinen boshaften Plan auszuführen. Anſtatt auf den Abend zu eſſen, zog ſie ein ſehr niedliches Tänzerinnkleid an, wählte einen paſſenden Kopfputz dazu, legte ſich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befeſtigte daran einen Dolch, deſſen Scheide und Heft von demſelben Metall waren; daneben legte ſie eine ſehr ſchöne Maske über ihr Geſicht. Als ſie ſich nun ſo verkleidet hatte, ſagte ſie zu Abdallah:

„Abdallah, nimm deine Schellentrommel, und laß uns hineingehen, um dem Gaſte unſeres Herrn und dem Freunde ſeines Sohnes jene Unterhaltung zu verſchaffen, die wir ihm bisweilen zu machen pflegen.“

Abdallah nahm die Handtrommel, fing, vor Morgiane her gehend, darauf zu ſpielen an, und trat ſo in den Saal. Morgiane trat nach ihm herein, und machte eine tiefe Verneigung, und zwar auf eine ſo ungezwungene und Aufſehn erregende Weiſe, als bäte ſie um Erlaubniß, ihre Geſchicklichkeit zeigen zu dürfen.

Als Abdallah ſah, daß Aly Baba ſprechen wollte, ſo hörte er auf, die Schellentrommel zu ſchlagen.

"Nur herein, Morgiane, nur herein," ſagte Aly Baba. "Huſſain ſoll einmal ſehen, was du kannſt, und er mag uns nachher ſagen, was er darüber urtheilt. Wenigſtens werdet ihr nicht denken, Herr," ſagte er zu Kodjah Huſſain ſich wendend, ,,daß ich mich, um euch dieſe Beluſtigung zu gewähren, in große Unkoſten geſetzt habe. Ich habe das alles zu Hauſe, und ihr ſehet, daß das mein Sklawe und meine Köchinn und Ausgeberinn iſt, die mir dieß Vergnügen machen. Ich hoffe, es wird euch nicht unangenehm ſein."

Kodjah Huſſain war gar nicht darauf gefaßt, daß Aly Baba auf die Abendmahlzeit dieſe Beluſtigung folgen laſſen würde. Er fing nun an fürchten, daß er die Gelegenheit, die er ſo eben gefunden zu haben glaubte, nicht weiter würde benutzen können. Für dieſen Fall tröſtete er ſich mit der Hoffnung, daß er wohl noch einmal eine andere finden würde, wenn er fortführe, ,mit Vater und Sohn Freundſchaft zu halten. Deshalb nun — obwohl er es freilich lieber geſehen haben würde, wenn Aly Baba ihn mit dieſer Beluſtigung verſchont hätte — ſtellte er ſich gleichwohl, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich ſo artig, ihn zu verſichern, daß alles, was ihm irgend Vergnügen mache, unfehlbar auch ihm ſelber dergleichen gewähren müſſe.

Als Abdallah ſah, daß Aly Baba und Huſſain zu reden aufgehört hatten, fing er wieder an, ſeine Schellentrommel zu ſchlagen, und ſang mit eigener Stimme ein Tanzlied dazu. Morgiane, die auch der geübteſten Tänzerinn nichts nachgab, tanzte auf eine Weiſe, welche auch bei jeder andern Geſellſchaft, als die gegenwärtige war — in welcher bloß der angebliche Huſſain ihr wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte — Bewunderung erregt haben würde.

Nachdem ſie mehrere Tänze mit derſelben Kraft und Anmuth getanzt hatte, zog ſie endlich den Dolch, und tanzte, dieſen in der Hand haltend, einen neuen, worin ſie ſich ſelbſt übertraf, ſowohl durch die mannigfaltigen Figuren, als durch die leichten Bewegungen, die kühnen Luftſprünge, und durch die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die ſie dabei vornahm, indem ſie bald den Dolch wie zum Stoße ausſtreckte, bald wieder that, als bohrte ſie ihn in ihre eigene Bruſt.

Als ſie ſich endlich außer Athem getanzt hatte, entriß ſie mit der linken Hand die Schellentrommel den Händen Abdallahs, und den Dolch in der rechten haltend, reichte ſie die Schellentrommel von der hohlen Seite dem Aly Baba, nach Art der Tänzer und

Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunſt machen und auf dieſe Weiſe die Freigebigkeit ihrer Zuſchauer anſprechen.

Aly Baba warf in Morgianens Schellentrommel ein Goldſtück. Morgiane wendete ſich hierauf an Aly Baba's Sohn, und dieſer folgte dem Beiſpiel ſeines Vaters. Huſſain, welcher ſah, daß ſie auch zu ihm kommen würde, hatte ſchon den Beutel aus ſeinem Buſen gezogen, um ihr ein Geſchenk zu machen, und griff mit der Hand in denſelben; als plötzlich Morgiane mit einem Muth, der ihrer bisher bewieſenen Feſtigkeit und Entſchloſſenheit würdig war, ihm den Dolch ſo tief ins Herz bohrte, daß er davon ſtarb.

Drei hundert und ſechs und achtzigſte Nacht.

Aly Baba und ſein Sohn ſtießen voll Schrecken über dieſe Handlung einen lauten Schrei aus.

„Ach, Unglückliche,“ rief Aly Baba, „was haſt du gethan? Willſt du mich und meine Familie zu Grunde richten?“

„Nicht um euch zu Grunde zu richten,“ erwiederte Morgiane, „ſondern um euch zu retten, habe ich es gethan.“

Nun öffnete ſie Huſſains Kleid, zeigte ihrem Herrn den Dolch, womit jener bewaffnet war, und ſagte: „Da ſehet einmal, mit welchem kühnen Feinde ihr zu thun hattet, und faſſet ihn nur ja gut ins Auge, ihr werdet in ihm den angeblichen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber wiedererkennen. Iſt es euch nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit euch eſſen wollte? Verlangt ihr noch mehr Beweiſe, um euch von ſeinem verderblichen Anſchlage zu überzeugen? Noch ehe ich ihn geſehen, hatte ich ſchon Argwohn geſchöpft, von dem Augenblick an, wo ihr mir anzeigtet, daß ihr den und den Gaſt hättet. Ich ſah ihn dann ſelber, und ihr ſehet nun, daß mein Verdacht nicht unbegründet geweſen iſt.“

Aly Baba, welcher die neue Verbindlichkeit, welche er Morgianen für die abermalige Rettung ſeines Lebens ſchuldig war, anerkannte, umarmte ſie und ſagte:

»Morgiane, ich habe dir die Freiheit geſchenkt und dir ſodann verſprochen, daß meine Erkenntlichkeit es nicht dabei bewenden laſſen würde, und daß ich bald auch noch das lezte an dir thun würde. Dieſer Augenblick iſt nun da, und ich mache dich hiemit zu meiner Schwiegertochter.«

Hierauf wendete er ſich an ſeinen Sohn und ſagte: »Mein Sohn, ich denke, du biſt ein zu guter Sohn, als daß du es befremdlich finden könnteſt, daß ich dir Morgianen zur Frau gebe, ohne dich zuvor befragt zu haben. Du biſt ihr nicht weniger Dank als ich ſchuldig. Du ſiehſt, daß Huſſain deine Freundſchaft bloß darum geſucht hatte, um mit deſto gewiſſerem Erfolg mir meuchleriſcher Weiſe das Leben zu rauben, und wenn es ihm gelungen wäre, ſo darfſt du nicht zweifeln, daß er dich ebenfalls ſeiner Rache zum Opfer gebracht haben würde. Ueberlege ferner, daß, indem du Morgianen heirateſt, du in ihr die Stütze meiner Familie, ſo lange ich noch leben werde, und die Stütze der Deinigen bis an das Ende deines Lebens beſitzen wirſt.“

Der Sohn, anſtatt die mindeſte Unzufriedenheit zu äußern, verſicherte, daß er zu dieſer ſeiner Verheirathung nicht bloß aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, ſondern auch aus eigener Neigung ſeine Zuſtimmung gäbe.

Man dachte nun in Aly Baba's Hauſe darauf, die Leiche des Hauptmanns neben den übrigen Räubern zu begraben, und dieß geſchah ſo insgeheim, daß die Sache erſt nach langen Jahren auskam, als niemand mehr am Leben war, der bei der Bekanntwerdung dieſer denkwürdigen Geſchichte perſönlich intereſſirt geweſen wäre.

Wenige Tage nachher feierte Aly Baba die Hochzeit ſeines Sohnes und Morgianens mit vielem Glanze und durch ein prächtiges Gaſtmahl, welches von Tänzen, Schauſpielen und den gewöhnlichen Luſtbarkeiten begleitet war. Er hatte das Vergnügen, zu ſehen, daß ſeine Freunde und Nachbaren, die dazu eingeladen waren, und die zwar nicht die eigentlichen Beweggründe zu dieſer Heirath, wohl aber von ſonſt her die guten und ſchönen Eigenſchaften Morgianens kannten, ſie ganz laut wegen ihrer edeln Geſinnung und ihres guten Herzens lobten.

Nach der Heirath hütete ſich Aly Baba, welcher ſeit jener Abholung der Leiche ſeines Bruders Kaſſim und des Goldes ſich aus Furcht vor den Räubern enthalten hatte, in die Felſengrotte zurückzukehren, auch noch ferner davor, obwohl neun und dreißig Räuber mit Inbegriff des Hauptmanns todt waren, weil er vermuthete, daß die beiden andern, deren Schickſal ihm nicht bekannt geworden, noch am Leben wären.

Indeß als er nach Verlauf eines Jahres geſehen hatte, daß nichts gegen ſeine Ruhe unternommen worden war, ſo befiel ihn die Neugierde, eine Reiſe dahin zu machen, wobei er denn freilich die nöthigen Vorſichtsmaßregeln für ſeine Sicherheit nahm. Er ſetzte ſich zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, hielt er es für ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menſchen noch von Pferden bemerkte. Er ſtieg ab, band ſein Pferd an, trat vor die Thür und ſprach die Worte: Seſam, öffne dich! die er noch nicht vergeſſen hatte. Die Thür öffnete ſich, er ging hinein, und aus dem Zuſtande, worin er alles in der Grotte fand, konnte er abnehmen, daß ſeit jener Zeit ungefähr, wo der angebliche Kodjah Huſſain ſeinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, niemand darin geweſen, und daß die Bande von vierzig Räubern ſeitdem gänzlich zerſtreut und ausgerottet worden ſei. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er der einzige ſei, der um das Geheimniß, die Schatzhöhle zu öffnen, wiſſe, und daß er über den darin befindlichen Schatz frei ſchalten könne. Er hatte ſich mit einem Felleiſen verſehen; dieß füllte er nun ſo weit mit Golde an, als ſein Pferd nur zu tragen vermochte, und kehrte ſodann in die Stadt zurück.

Seitdem lebten Aly Baba und ſein Sohn, den er nach der Felſengrotte führte, und dem er das Geheimniß, ſie zu öffnen, lehrte, desgleichen ihre Nachkommen, auf die ſie dieß Geheimniß vererbten, durch weiſe Benutzung ihres Glückes in hohem Glanze und geehrt von den erſten Männern der Stadt.

Als Scheheraſade dem Sultan Schachriar dieſe Geſchichte bis zu Ende erzählt hatte und ſah, daß es noch nicht Tag war, ſo begann ſie die Erzählung der folgenden.

Geſchichte
des Aly Kodjah,
Kaufmanns zu Bagdad.

Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreſchÿd lebte zu Bagdad ein Kaufmann, Namens Aly Kodjah, der weder zu den reichſten noch zu den ärmſten gehörte, und der ohne Frau und ohne Kinder in ſeinem väterlichen Hauſe lebte. In der Zeit, wo er frei von anderweitigen Geſchäften, mit dem Ertrage ſeines Handels zufrieden lebte, hatte er drei Tage nach einander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit ſtrengem Blick erſchien und ihm einen Verweis darüber gab, daß er noch nicht die ſchuldige Wallfahrt nach Mekka [1] gemacht habe.

Dieſer Traum beunruhigte Aly Kodjah, und ſetzte ihn in die größte Verlegenheit. Ihm war, als einem guten Muſelmanne, die Verpflichtung zu dieſer Wallfahrt keineswegeſ unbekannt; allein da er ein Haus, Meublen und einen Laden beſaß, ſo hatte er immer geglaubt, dieß ſeien hinlängliche Gründe, um jene Reiſe zu unterlaſſen, und dafür lieber Almoſen und andere gute Werke zu ſtiften. Doch ſeit dem Traume peinigte ihn ſein Gewiſſen ſo ſehr, daß die Furcht, es könne ihn irgend ein Unfall treffen, ihn zu dem Entſchluſſe bewog, dieſe Wallfahrt nicht länger zu verſchieben.

Um ſich in gehörigen Stand zu ſetzen, ſeinen Vorſatz noch im laufenden Jahre auszuführen, fing Aly zuerſt an, ſeine Geräthſchaften zu verkaufen, ſodann verkaufte er ſeinen Laden und den größten Theil der Waaren, womit derſelbe verſehen war, indem er bloß diejenigen zurückbehielt, die in Mekka Abſatz finden konnten; was ſein Haus betrifft, ſo fand er einen Miether, an den er es verpachtete. Nachdem er alles ſo angeordnet hatte, war er um die Zeit, wo die Karawane von Bagdad nach Mekka aufbrechen ſollte, mitzureiſen bereit. Das einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, war, eine Summe von tauſend Goldſtücken, die ihn unterweges doch bloß beläſtiget haben würde, in Sicherheit zu bringen, nachdem er ſich das Geld, welches er zu ſeinen Ausgaben und für andere Bedürfniſſe mitzunehmen gedachte, bei Seite gelegt hatte.

Dreihundert und ſieben und achtzigſte Nacht.

Aly Kodjah ſuchte ſich ein Gefäß aus, das geräumig genug war, darein legte er die tauſend Goldſtücke und oben darüber Oliven. Nachdem er das Gefäß oben gut verſchloſſen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der ſein guter Freund war, und ſagte zu dieſem: »Bruder, du weißt, daß ich binnen wenigen Tagen mit der Karawane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Ich bitte dich nun um die Gefälligkeit, dieſes Olivengefäß in Verwahrung zu nehmen und es mir bis zu meiner Wiederkunft aufzuheben.«

Der Kaufmann ſagte zu ihm ſehr höflich: »Da haſt du den Schlüſſel zu meinem Speicher; trage dein Gefäß ſelber dahin und ſetze es, wohin es dir gefällt, ich verſpreche dir, du wirſt es da unverſehrt wiederfinden.«

Als der Tag des Abgangs der Karawane von Bagdad herangekommen war, ſchloß ſich Aly Kodjah mit einem Kameel, das er mit auserleſenen Waaren bepackt hatte, und das ihm zugleich zum Reiten diente, an dieſelbe an, und gelangte ſo glücklich bis nach Mekka. Er beſuchte daſelbſt nebſt anderen Wallfahrern jenen berühmten Tempel, der alljährlich von ſo vielen Muſelmännern aus allen Nationen beſucht wird, welche, um die von der Religion ihnen vorgeſchriebenen Zeremonien zu erfüllen, von allen Enden der Erde daſelbſt anlangen.

Als er ſeine Pflichten als Wallfahrer erfüllt hatte, ſtellte er ſeine mitgebrachten Waaren aus, um ſie zu verkaufen und umzutauſchen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und die Waaren Aly's erblickten, fanden dieſelben ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben und ſie in Augenſchein nahmen, obwohl ſie derſelben nicht benöthigt waren. Als ſie ihre Neugierde befriedigt hatten, ſagte der eine zu dem andern lächelnd im Weggehen: "Wenn dieſer Kaufmann wüßte, welchen Gewinn er zu Kahiro mit dieſen Waaren machen könnte, ſo würde er ſie dahin führen, anſtatt ſie hier zu verkaufen, wo ſie ſo wenig gelten."

Aly hörte dieſe Worte, und da er ſchon unzähligemal von Aegypten reden gehört hatte, ſo beſchloß er auf der Stelle, die Gelegenheit wahrzunehmen und dahin abzureiſen. Nachdem er daher ſeine Waaren wieder eingepackt hatte, nahm er, anſtatt nach Bagdad zurückzukehren, ſeinen Weg nach Aegypten, indem er ſich an die Karawane von Kahiro anſchloß. Als er in Kahiro angelangt war, hatte er eben nicht Urſache, ſeinen gefaßten Entſchluß zu bereuen; ſondern er fand da ſo gut ſeine Rechnung, daß er binnen wenigen Tagen alle ſeine Waaren verkauft hatte, und zwar mit einem weit größeren Vortheil, als er gehofft hatte. Er kaufte nun andere Waaren dafür ein, um mit dieſen ſodann nach Damask zu gehen. Während er nun um der beſſeren Bequemlichkeit willen auf den Abgang einer Karawane wartete, die in ſechs Wochen dahin aufbrechen ſollte, ſo begnügte er ſich nicht bloß, alles Sehenswerthe in Kahiro zu beſichtigen, ſondern er machte ſich ſogar nach den Pyramiden auf, fuhr den Nil eine ziemliche Strecke hinauf und beſah die berühmteſten Städte, die an den Ufern dieſes Stroms lagen.

Drei hundert und acht und achtzigſte Nacht.

Da auf der Reiſe nach Damask die Karawane ihren Weg über Jeruſalem nahm, ſo benutzte unſer Kaufmann von Bagdad die Gelegenheit, um den Tempel zu beſuchen, der von den Muſelmännern nächſt dem Tempel von Mekka für den heiligſten gehalten wird, wovon denn auch Jeruſalem ſelber den Namen der heiligen Stadt erhalten hat.

Aly Kodjah fand die Stadt Damask wegen ihres Ueberfluſſes an lebendigem Waſſer, und wegen ihrer grünen Wieſen und bezaubernden Gärten, ſo unbeſchreiblich angenehm, daß alles, was er bisher von ihren Annehmlichkeiten in den Geſchichtsbüchern geleſen, ihm tief unter der Wahrheit zu ſtehen ſchien, und daß er ſich ſehr lange daſelbſt aufhielt. Da er indeß doch nicht vergeſſen konnte, daß er in Bagdad zu Hauſe ſei, ſo brach er endlich dahin auf und gelangte nach Halep, wo er ſich ebenfalls wieder einige Zeit aufhielt; von da ſetzte er über den Euphrat und ſchlug die Straße nach Muſſul ein, in der Abſicht, ſeinen Rückweg von da den Tigris hinab zu beſchleunigen.

Doch als Aly bis nach Muſſul gekommen war, ſo hatten unterdeß die perſiſchen Kaufleute, mit denen er von Halep gekommen und in ſehr freundſchaftliche Verhältniſſe getreten war, vermöge ihrer Artigkeiten und ihrer angenehmen Unterhaltungen ſo viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß es ihnen leicht war, ihn zu bereden, daß er noch ferner bis Schiras ihnen Geſellſchaft leiſten möchte, von wo er dann ſehr bequem und mit einem bedeutenden Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So nahmen ſie ihn denn mit ſich durch die Städte Sultanieh, Reï, Koam, Kaſchan, Ispahan und bis nach Schiras [2], von wo er ſie dann aus Gefälligkeit noch weiter bis nach Indien begleitete und dann wieder mit ihnen nach Schiras zurückkehrte.

Auf dieſe Weiſe waren, mit Inbegriff ſeines Aufenthalts in jeder dieſer Städte, ſeit Aly's Abreiſe von Bagdad bereits ſieben Jahre verfloſſen, als er ſich endlich wieder dahin zurückzukehren entſchloß. Der Freund, dem er vor ſeiner Abreiſe das Gefäß mit Oliven zur Aufbewahrung übergeben, hatte bisher weder an ihn noch an das Gefäß mehr gedacht. Doch gerade jezt, wo Aly mit einer Karawane von Schiras her unterweges war, ſpeiſte eines Abends dieſer Kaufmann, ſein Freund, im Kreiſe der Seinigen; das Geſpräch kam unter andern auf Oliven, und ſeine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu eſſen, indem ſie meinte, es ſeien ſchon ſeit langer Zeit keine bei ihnen vorgekommen.

»Bei dem Worte Oliven fällt mir ein,« begann der Kaufmann, »daß Aly Kodjah mir vor ſieben Jahren bei ſeiner Abreiſe nach Mekka ein mit dergleichen angefülltes Gefäß hinterlaſſen hat, das er ſelber in meinen Speicher trug, um es bei ſeiner Wiederkunft wieder von da abzuholen. Aber wo mag Aly geblieben ſein? Freilich ſagte mir einer bei Rückkehr derſelben Karawane, er ſei nach Aegypten gegangen. Er muß indeß wohl da geſtorben ſein, da er ſeit ſo vielen Jahren nicht heimgekehrt iſt, und wir können wohl von nun an die Oliven eſſen, wenn ſie noch gut ſind. Gebt mir eine Schüſſel und ein Licht, ich werde ſogleich welche davon holen, und wir wollen ſie koſten.«

»Lieber Mann,« nahm nun die Frau das Wort, »begehe um Gottes willen keine ſo ſchändliche Handlung. Du weißt ja, daß nichts heiliger iſt, als anvertrautes Gut. Du ſagſt freilich, es ſeien ſchon ſieben Jahre her, daß Aly Kodjah nach Mekka gegangen und nicht mehr wiedergekommen iſt; allein man hat dir ja ſelber geſagt, daß er nach Aegypten gegangen, und wer weiß, ob er nicht von da noch weiter gegangen iſt? Es kann dir genug ſein, daß du von ſeinem Tode noch keine Nachricht erhalten haſt: er kann folglich ſchon morgen oder übermorgen wieder eintreffen. Welche Schande würde es dann für dich und für deine ganze Familie ſein, wenn er wiederkäme und du ihm ſein Gefäß nicht in demſelben Zuſtande zurückgeben könnteſt, als er dir es übergab! Ich erkläre dir, daß ich auf dieſe Oliven gar keinen Appetit habe und ich auch nicht davon eſſen werde. Wenn ich auch davon ſprach, ſo geſchah es bloß geſprächsweiſe. Ueberhaupt, glaubſt du denn, daß die Oliven nach ſo langer Zeit noch gut ſein werden? Sie ſind gewiß alle ſchon verfault und verdorben. Und wenn nun Ali, wie es mir ahndet, wiederkäme und bemerkte, daß du ſie angerührt habeſt, was würde er dann von deiner Freundſchaft und Treue halten können? Gib daher deine Abſicht auf, ich beſchwöre dich darum.“

Die Frau führte bloß darum ſo lange Reden mit ihrem Manne, weil ſie ſeine Hartnäckigkeit auf ſeinem Geſichte las. Er hörte wirklich auf ihr gutes Zureden nicht, ſondern ſtand auf und ging mit einem Licht und einer Schüſſel in ſeinen Speicher.

„Nun, ſo vergiß wenigſtens nicht,“ rief ihm die Frau nach, „daß ich an dem Schritte, den du jezt thuſt, keinen Theil habe, damit du mir nicht dereinſt die Schuld beimiſſeſt, wenn du ihn je zu bereuen Urſache haben ſollteſt.“

Der Kaufmann blieb indeß auch dagegen taub und beharrte bei ſeinem Vorſatze. Als er in den Speicher hinein getreten war, nahm er das Gefäß, riß den Deckel ab, und fand die Oliven alle verfault. Um ſich zu überzeugen, ob die unteren eben ſo verdorben wären wie die oberen, ſchüttete er einige davon in die Schüſſel, und durch den Stoß, womit er ſie ausſchüttete, fielen auch einige Goldſtücke klirrend mit hinein.

Bei Erblickung dieſer Goldſtücke ſah der von Natur habſüchtige Kaufmann geſchwind in das Gefäß hinein, und bemerkte, daß er faſt alle Oliven in die Schüſſel ausgeſchüttet hatte, und daß das übrige ſämmtlich Goldſtücke von dem ſchönſten Gepräge waren. Er ſchüttete nun die Oliven wieder in das Gefäß hinein, deckte es zu, und kehrte zu ſeiner Familie zurück.

"Liebe Frau," ſagte er, als er zur Thür hereintrat, "du hatteſt Recht; die Oliven ſind verfault, und ich habe das Gefäß wieder ſo verſchloſſen, daß Aly, wenn er je wiederkommen ſollte, es nicht merken wird, daß ich es angerühret habe."

"Du hätteſt beſſer gethan, mir zu folgen," erwiederte die Frau, "und es gar nicht erſt anzurühren. Gott gebe, daß uns nie ein Unheil daraus erwachſe!"

Auf den Kaufmann machten dieſe letzten Worte ſeiner Frau eben ſo wenig Eindruck, als ihre vorhergegangenen Ermahnungen. Er brachte faſt die ganze Nacht damit zu, daß er auf Mittel dachte, ſich das Gold Aly Kodjah's zuzueignen, und dabei ſo zu verfahren, daß es ihm auch in dem Falle bliebe, wenn jener wiederkäme und ſein Gefäß zurückverlangte. Den folgenden Tag ging er ſchon ſehr früh aus und kaufte friſche Oliven vom Jahre. Als er damit zurückgekehrt war, warf er die alten Oliven aus dem Gefäß des Aly heraus, nahm das Gold an ſich und brachte es in Sicherheit, und nachdem er es mit den friſchgekauften Oliven bis oben an gefüllt hatte, deckte er es mit demſelben Deckel wieder zu, und ſtellte es an denſelben Ort, wohin es Aly geſetzt hatte.

Dreihundert und neun und achtzigſte Nacht.

Etwa einen Monat nachher, als der Kaufmann dieſe niederträchtige Handlung, die ihm ſo übel bekommen konnte, begangen hatte, traf Aly wieder in Bagdad ein. Da er vor ſeiner Abreiſe ſein Haus vermiethet hatte, ſo ſtieg er in einem Chan ab, wo er auf ſo lange ein Zimmer bezog, bis er ſeinem Miethsmann ſeine Ankunft angezeigt und dieſer ſich anderswo eine Wohnung beſorgt haben würde.

Den folgenden Tag ſuchte Aly Kodjah ſeinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommte, und ihm ſeine Freude auszudrücken ſuchte über ſeine endliche Rückkehr nach einer ſo vieljährigen

Abweſenheit, die ihm — wie er äußerte — beinahe ſchon alle Hoffnung benommen habe, ihn jemals wiederzuſehen.

Nach den bei einem ſolchen Wiederſehen üblichen Begrüßungen bat Aly Kodjah den Kaufmann, ihm doch gefälligſt das Olivengefäß, das er ſeiner Obhut anvertrauet, zurückzugeben und ihn zu entſchuldigen, daß er ſo frei geweſen, ihn damit zu beläſtigen.

"Mein theurer Freund Aly," erwiederte der Kaufmann, "du thuſt ſehr unrecht, dich deshalb erſt lange zu entſchuldigen; denn dein Gefäß hat mir erſtlich nicht die mindeſte Laſt gemacht, und dann hätte ich ja in einem ähnlichen Falle eine gleiche Gefälligkeit von dir angenommen, wie du nun von mir. Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Speicher, geh ſelber hin und hole es dir, du wirſt es noch auf derſelben Stelle finden, wo du es damals hingeſtellt haſt."

Aly Kodjah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte ſich ſein Gefäß ab, und nachdem er ihm den Schlüſſel wieder eingehändigt und ihm für die erzeigte Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Chan zurück, wo er ſeine Wohnung hatte. Er machte hierauf das Gefäß auf, ſteckte die Hand ſo tief hinein, als die tauſend Goldſtücke, welche er hinein verſteckt hatte, liegen mußten, und war nicht wenig verwundert, als er ſie nicht fand. Er glaubte ſich zu täuſchen, und um ſchnell jedem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüſſeln und anderen Geſchirren von ſeiner Reiſeküche, und ſchüttete die ſämmtlichen Oliven aus dem Gefäß hinein, doch ohne ein einziges Goldſtück darunter zu finden. Er erſtarrte vor Beſtürzung, hob dann ſeine Hände und Augen gen Himmel und rief: "Iſt es möglich, daß ein Mann, den ich für meinen beſten Freund hielt, eine ſo beiſpielloſe Untreue an mir begangen haben ſollte!"

Aly ging voll Beſorgniß, einen ſo bedeutenden Verluſt erlitten zu haben, zu dem Kaufmann zurück, und ſagte zu ihm:

"Lieber Freund, wundere dich nicht, daß ich ſchon ſo bald wiederkomme. Ich muß dir nur geſtehen, daß ich das Olivengefäß, welches ich aus deinem Speicher abgeholt, zwar für dasjenige wiedererkannt habe, welches ich dahin gebracht, allein außer den Oliven hatte ich auch noch tauſend Goldſtücke hinein gelegt, die ich jezt nicht mehr darin finde. Vielleicht haſt du ſie gebraucht und in deinem Handel angelegt? Wenn dieß der Fall iſt, ſo ſtehen ſie dir auch ferner noch zu Dienſten; nur bitte ich dich, daß du mich dann von meiner Unruhe befreieſt, und mir darüber einen Schuldſchein gibſt, wonach du ſie dann nach deiner Bequemlichkeit mir zurückzahlen mögſt."

Der Kaufmann, welcher auf eine ſolche Anrede ſich ſchon gefaßt gemacht hatte, hatte ſich auch ſchon eine Antwort darauf ausgeſonnen.

"Lieber Freund Aly," erwiederte er, "habe ich denn damals, wo du mir dein Olivengefäß brachteſt, es auch nur im mindeſten angerühret? Habe ich dir denn nicht den Schlüſſel zu meinem Speicher gegeben? Haſt du es nicht ſelber dahin getragen, und haſt du es nicht an derſelben Stelle, wo du es hingeſetzt, wiedergefunden, und zwar noch ganz in demſelben Zuſtande und ganz eben ſo verwahrt? Wenn du Gold hinein gethan haſt, ſo mußt du es auch darin wiedergefunden haben. Du ſagteſt mir bloß, es wären Oliven darin, und ich habe es daher auch gedacht, weiter weiß ich nichts von der Sache. Du magſt übrigens davon denken, was du willſt, ich habe dir nichts angerühret."

Aly Kodjah wandte alle nur möglichen Mittel der Güte an, um zu bewirken, daß der Kaufmann ſein Unrecht anerkennen möchte.

"Ich liebe," ſagte er zu ihm, "den Frieden, und es würde mir leid thun, wenn ich hiebei zu den äußerſten Maßregeln ſchreiten müßte, die dir vor der Welt wenig Ehre machen, und die ich nur mit dem größten Bedauern ergreifen würde. Bedenke, daß Kaufleute, wie wir beide ſind, jedes andere Intereſſe fahren laſſen müſſen, wenn es darauf ankommt, ihren guten Ruf zu bewahren. Noch einmal ſage ich es daher: ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn deine Hartnäckigkeit mich nöthigen ſollte, den Weg Rechtens einzuſchlagen, ich, der ich ſonſt lieber etwas von meinem Rechte aufopferte, als daß ich meine Zuflucht zur Rechtsbehörde genommen hätte."

"Aly," erwiederte der Kaufmann, "du geſtehſt doch ein, daß du bei mir bloß ein Olivengefäß zur Verwahrung niedergelegt haſt; du haſt dir es wiedergenommen, haſt es ſelber weggetragen, und kommſt nun, um mir tauſend Goldſtücke abzufordern. Haſt du mir denn geſagt, daß ſie in dem Gefäß drin wären? Ich weiß ja nicht einmal, daß Oliven darin waren, denn du haſt mir ſie ja nicht gezeigt. Ich wundere mich, daß du mir nicht lieber gar Perlen und Diamanten abforderſt. Glaube mir nur, und entferne dich von hier, damit nicht zulezt noch das Volk vor meinem Laden zuſammenläuft."

Einige Perſonen waren wirklich ſchon ſtehen geblieben, und dieſe lezten Worte des Kaufmanns, welche in einem Tone geſprochen wurden, der über die Grenzen der Mäßigung hinauszugehen ſchien, bewirkten, daß ſich nicht bloß eine größere Anzahl von Menſchen verſammelte, ſondern daß ſogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden heraustraten und herbeikamen, um die Urſache des Streits zu erfahren, und beide Männer wieder mit einander auszugleichen. Als Aly ihnen die Sache auseinander geſezt hatte, fragten einige der angeſehenſten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe.

Der Kaufmann geſtand, daß er das Gefäß Aly's in ſeinem Speicher aufbewahrt habe, doch leugnete er, daß er es je angerührt, und ſchwor, er wiſſe bloß von daher, daß Oliven darin geweſen, weil Aly Kodjah es ihm geſagt, zugleich nahm er ſie alle zu Zeugen des Schimpfs und der Beleidigung, die jener ihm in ſeiner eigenen Behauſung angethan.

"Du ziehſt dir den Schimpf ſelber zu," ſagte jezt Aly, indem er den Kaufmann beim Arme nahm; "doch da du ſo boshaft handelſt, so fordere ich dich vor das Geſetz Gottes. Wir wollen ſehen, ob du die Frechheit haben wirſt, daſſelbe vor dem Kadi zu äußern." 3

Gegen dieſe Vorladung, welcher jeder gute Muſelmann Folge leiſten muß, wofern er nicht gegen ſeine Religion widerſpenſtig erſcheinen will, wagte der Kaufmann es nicht, ſich zu ſträuben; ſondern ſagte: "Gut, das wollte ich eben von dir. Wir werden nun bald ſehen, wer von uns beiden Unrecht hat."

Aly führte den Kaufmann vor den Richterſtuhl des Kadi, wo er ihn anklagte, daß er ihm eine anvertraute Summe von tauſend Goldſtücken entwendet habe, indem er die ganze Sache ſo aus einander ſetzte, als wir bereits wiſſen. Der Kadi fragte ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, dieſe Vorſichtsmaßregel habe er nicht einmal genommen, weil er geglaubt, derjenige, dem er dieſes Geld anvertraute, wäre ſein Freund, und weil er ihn bis dahin als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann ſagte zu ſeiner Vertheidigung weiter nichts, als was er bereits dem Aly Kodjah in Gegenwart der Nachbaren geſagt hatte, und ſchloß mit der Erklärung: er ſei bereit, durch einen Schwur zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage, als habe er die tauſend Goldſtücke genommen, falſch ſei, ſondern daß er ſogar nicht das geringſte davon gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Schwur ab, und entließ ihn ſodann völlig freigeſprochen.

Aly, der ſich außerordentlich darüber ärgerte, ſich zu einer ſo bedeutenden Einbuße verurtheilt zu ſehen, proteſtirte gegen dieſe richterliche Entſcheidung, indem er dem Kadi erklärte, er werde ſeine Beſchwerde bis vor den Chalyfen Harun Arreſchyd bringen, der ihm dann ſchon zu ſeinem Recht verhelfen würde. Doch der Kadi wunderte ſich über dieſe Widerſetzlichkeit nicht im mindeſten, ſondern betrachtete ſie als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben, und glaubte vollkommen ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, daß er einen Angeklagten freigeſprochen, gegen den man keine Zeugen aufzuſtellen vermocht hatte.

Während der Kaufmann triumphirend und voll Freude darüber, daß er ſo wohlfeilen Kaufs zu den tauſend Goldſtücken gekommen war, nach Hauſe zurückkehrte, ging Aly Kodjah hin und verfaßte eine Bittſchrift. Und ſchon am folgenden Tage, ſobald er die

Zeit wahrgenommen hatte, wo der Chalyf nach dem Mittagsgebete aus der Moſchee zurückkehren mußte, ſtellte er ſich in eine Straße ihm in den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüber ging, erhob er den Arm, und hielt die Bittſchrift hoch empor; worauf einer von den Beamten, der dieß Geſchäft über ſich hatte und dicht vor dem Chalyfen herging, aus dem Zuge heraustrat und ihm die Bittſchrift abnahm, um ſie jenem ſodann zu überreichen.

Da Aly wußte, der Chalyf Harun Arreſchyd habe die Gewohnheit, bei der Rückkehr in ſeinen Palaſt die Bittſchriften, die man ihm auf dieſe Weiſe überreichte, ſelber zu leſen, ſo folgte er dem Zuge, trat in den Palaſt hinein, und wartete, bis der Hofbeamte, der ihm die Bittſchrift abgenommen, aus den Zimmern des Chalyfen wieder herauskam. Beim Heraustreten ſagte der Palaſtbeamte zu ihm, der Chalyf habe ſeine Bittſchrift geleſen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, wo er ihm am folgenden Tage Gehör geben würde; ſodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns, und ſchickte auch zu dieſem hin, um ihn für den folgenden Tag um dieſelbe Stunde hinzubeſtellen.

An dem Abend deſſelben Tages machte der Chalyf mit dem Groß-Weſyr Giafar und dem Oberhaupte der Verſchnittenen Mesrur, und zwar alle drei verkleidet, wieder ſeine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie ich Euer Majeſtät bereits geſagt habe, daß er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem der Chalyf durch eine Straße ging, hörte er einigen Lärm. Er beſchleunigte ſeine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder, die noch nicht ſchlafen gegangen waren, im Mondſchein ſpielten, — wie er durch eine Ritze ſchauend wahrnehmen konnte.

Der Chalyf, welcher neugierig war zu wiſſen, welches Spiel die Kinder da ſpielten, ſetzte ſich auf eine ſteinerne Bank, die ſich gerade vor der Thür befand, und als er fortwährend durch die Ritze ſchauete, hörte er das eine Kind, welches das lebhafteſte und aufgewеckteſte unter allen war, zu den andern ſagen: „Wir wollen Kadi ſpielen. Ich bin der Kadi, und ihr mögt mir den Aly Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tauſend Goldſtücke geſtohlen, vorführen.“

Bei dieſen Worten des Kindes erinnerte ſich der Chalyf an die Bittſchrift, die ihm an demſelben Tage erſt überreicht worden war, und die er ſo eben geleſen hatte. Dieß machte, daß er ſeine Aufmerkſamkeit verdoppelte, um zu ſehen, wie der Urtheilsſpruch ausfallen würde.

Da der Streithandel zwiſchen Aly und dem Kaufmann etwas ganz Neues war, und in der ganzen Stadt Bagdad viel Aufſehen machte, ſogar unter den Kindern: ſo nahmen die übrigen Kinder den Vorſchlag mit Vergnügen an und kamen über die Rolle überein, die jeder übernehmen ſollte. Niemand hinderte den, der ſich zu der Rolle des Kadi erboten, dieſelbe zu übernehmen. Als er nun mit der Amtsmiene eines Kadi ſich hingeſetzt hatte, führte ein anderer, gleichſam als ein zur Gerichtsbehörde gehörender Beamter, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen Aly nannte und den andern als den Kaufmann bezeichnete, gegen den Aly Beſchwerde führte.

Jetzt nahm der angebliche Kadi das Wort und fragte in gewichtvollem Ton den angeblichen Aly Kodjah: „Aly, was iſt dein Begehr gegen dieſen Kaufmann?“

Der angebliche Aly trug nach einer tiefen Verbeugung dem Kadi die Sache Punkt für Punkt vor, und bat ihn am Schluſſe, daß er mit ſeinem richterlichen Anſehen gütigſt dazwiſchen treten möchte, um zu verhindern, daß er nicht eine ſo bedeutende Summe einbüßen dürfte.

Nachdem der angebliche Kadi den Aly Kodjaß angehört hatte, wendete er ſich zu dem vermeintlichen Kaufmann und fragte ihn, warum er denn dem Aly nicht die Summe zurückgäbe, welche dieſer von ihm verlangte.

Der angebliche Kaufmann brachte dieſelben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, daß er die

Wahrheit ſeiner Ausſage durch einen Schwur beſtätigen dürfe.

„Wir wollen uns nicht übereilen,“ erwiederte der angebliche Kadi, „bevor wir zu deinem Schwure kommen, habe ich Luſt, das Olivengefäß ſelber in Augenſchein zu nehmen. Aly Kodjah,“ fuhr er dann fort, indem er ſich an den Knaben wandte, der die Rolle deſſelben übernommen hatte, „haſt du das Gefäß mitgebracht?“

Als dieſer antwortete, er habe es nicht bei ſich, ſo fuhr er fort: „So gehe und hole es.“

Der angebliche Aly Kodjah verſchwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den vermeintlichen Kadi ein Gefäß hinſtellte, indem er erklärte, es ſei dieß daſſelbe Gefäß, welches er im Hauſe des Angeklagten eingeſetzt und von da wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehörte, zu unterlaſſen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann: ob er es auch wohl für daſſelbe Gefäß erkenne? Und als der Kaufmann durch ſein Stillſchweigen zu erkennen gegeben hatte, daß er es nicht ableugnen könne, befahl er es zu öffnen. Aly Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi that dagegen, als ſähe er in das Gefäß hinein und ſagte: „Das ſind ſchöne Oliven, ich muß ſie doch koſten.“ Drauf ſtellte er ſich, als nähme er eine, um ſie zu koſten, und fuhr dann fort: „Sie ſind ganz vortrefflich.

Indeß,“ fügte er darauf hinzu, „mich dünkt Oliven, die ſieben Jahre lang aufgehoben worden, könnten nicht mehr ſo gut ſein. Man laſſe mir einige Olivenhändler kommen, dieſe mögen dann zuſehen, was an der Sache iſt.“

Es wurden ihm zwei Kinder als Olivenhändler vorgeſtellt.

Der angebliche Kadi fragte ſie: „Seid ihr Olivenhändler?“ und als ſie ihm geantwortet hatten, dieß ſei ihr Gewerbe, ſo fuhr er fort: „So ſagt mir denn, wiſſet ihr wohl, wie lange Oliven, wenn ſie von ſachverſtändigen Leuten eingelegt worden ſind, ſich gut und genießbar erhalten können?“

„Herr,“ erwiederten die angeblichen Olivenhändler, welche Sorgfalt man auch immer bei Aufbewahrung derſelben anwenden mag, ſo taugen ſie doch ſchon im dritten Jahre nichts mehr; ſie haben dann weder Farbe noch Wohlgeſchmack mehr, und ſind bloß gut zum Wegwerfen.“

„Wenn das der Fall iſt,“ nahm jezt wieder der Kadi das Wort, „ſo ſehet einmal dieß Gefäß an und ſaget mir, wie lange es wohl her ſein mag, daß man die Oliven darin eingelegt hat.“

Die Kaufleute thaten, als ob ſie die Oliven unterſuchten und koſteten, und ſagten dann dem Kadi, daß ſie noch ganz friſch und gut wären.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„Ihr irrt euch,“ erwiederte darauf der angebliche Kadi; „Aly Kodjah hier ſagt ausdrücklich, daß er ſie vor ſieben Jahren hineingethan.“

„Herr,“ antworteten die Knaben, welche die Rolle ſachverſtändiger Kaufleute ſpielten, „wir können bloß betheuern, daß es Oliven von dieſem Jahre ſind, und wir behaupten zugleich, daß unter allen Kaufleuten zu Bagdad auch nicht ein einziger ſein wird, der nicht daſſelbe Zeugniß wie wir vor euch ablegen ſollte.“

Der von dem angeblichen Aly Kodjah angeklagte Kaufmann wollte gegen dieß Zeugniß ſachverſtändiger Kaufleute den Mund aufthun; doch der angebliche Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, ſondern ſagte zu ihm: „Schweig, du biſt ein Dieb. Henkt ihn ſofort auf.“

So endigten nun die Kinder ihr Spiel mit vieler Freude, indem ſie in die Hände klatſchten und auf den angeblichen Verbrecher losſtürzten, als wollten ſie ihn zum Henkerstode führen.

Dreihundert und neunzigſte Nacht.

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſehr der Chalyf Harun Arreſchyd die Klugheit und den Verſtand des Kindes bewunderte, welches ſo eben ein ſo richtiges Urtheil über die Angelegenheit gefällt hatte, die den folgenden Tag vor ihm verhandelt werden ſollte. Indem er ſich von der Ritze entfernte und aufſtand, fragte er ſeinen Groß-Weſyr, welcher gleichfalls auf das, was da vorgegangen, aufmerkſam geweſen war, ob er wohl das von dem Kinde gefällte Urtheil gehört habe, und was er dazu meine?

„Beherrſcher der Gläubigen,“ erwiederte der Groß-Weſyr Giafar, „es kann niemand mehr über eine ſo ſeltene Klugheit in ſo zartem Alter überraſcht ſein, als ich es bin.“

»Aber,« fuhr der Chalyf fort, „weißt du wohl, daß ich morgen über dieſelbe Sache zu entſcheiden habe, und daß der wirkliche Aly Kodjah mir heute ſeine Bittſchrift deshalb überreicht hat?“

„Ich erfahre es erſt in dieſem Augenblick von Euer Majeſtät,“ antwortete der Groß-Weſyr.

„Glaubſt du,“ fing der Chalyf noch einmal an, „daß ich darüber ein anderes Urtheil fällen könnte, als das, was wir ſo eben gehört haben?“

„Wenn der Fall derſelbe iſt,“ erwiederte der Groß-Weſyr, „ſo ſcheint es mir unmöglich, daß Euer Majeſtät in der Sache anders verfahren oder einen anderen Ausſpruch darin thun könnte.“

»Merke dir dieß Haus wohl,« ſagte der Chalyf weiter, „und führe morgen früh das Kind zu mir, damit es in meiner Gegenwart dieſelbe Angelegenheit wieder entſcheide. Melde auch dem Kadi, welcher den diebiſchen Kaufmann freigeſprochen, daß er ſich dabei einfinde und aus dem Beiſpiel des Kindes erkenne, was ſeine Pflicht ſei, und daß er ſich künftig beſſere. Ferner will ich, daß du dem Aly Kodjah einen Wink geben läſſeſt, er möge ſein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler zu der Verhandlung mit beſtellt werden.“

Der Chalyf gab ihm dieſen Befehl, indem er ſeine Runde fortſetzte, die er denn auch dießmal vollendete, ohne weiter auf etwas der Betrachtung werthes zu ſtoßen.

Den folgenden Tag ging der Groß-Weſyr Giafar in das Haus, wo der Chalyf Zeuge von dem Spiel der Kinder geweſen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauſes zu ſprechen. Da dieſer eben ausgegangen war, ſo wies man ihn an die Frau. Er fragte nun dieſe, ob ſie Kinder habe? Sie antwortete: drei, und ließ ſie alle vor ihn hereintreten.

„Meine Kinder,“ fragte ſie der Groß-Weſyr, „wer von euch ſtellte denn geſtern Abend, als ihr mit einander ſpieltet, den Kadi vor?“

Der größeſte, welcher zugleich der älteſte war, antwortete, er ſei es geweſen, änderte aber dabei die Farbe, da er nicht wußte, warum dieſe Frage an ihn geſchähe.

„Mein Sohn,“ ſagte der Groß-Weſyr hierauf zu ihm, „komm mit mir, der Beherrſcher der Gläubigen möchte dich gern ſehen und ſprechen.“

Die Mutter gerieth in die größte Beſtürzung, als ſie ſah, daß der Groß-Weſyr ihren Sohn mitnehmen wolle, und fragte ihn: „Herr, verlangt der Beherrſcher der Gläubigen etwa darum meinen Sohn, um mir ihn zu entreißen?“

Der Groß-Weſyr beruhigte ſie, indem er ihr verſprach, daß ſie ihren Sohn ſpäteſtens binnen einer Stunde wieder zurückerhalten und dann bei ſeiner Rückkehr ſchon den Grund erfahren würde, warum er hinberufen worden.

„Wenn dieß, Herr, wirklich ſo iſt,“ erwiederte die Mutter, „ſo erlaubt mir wenigſtens, daß ich ihm zuvor ein beſſeres Kleid anziehe, damit er vor dem Beherrſcher der Gläubigen auf eine anſtändigere Art erſcheinen kann.“ Zugleich zog ſie ihm ohne Säumniß ein dergleichen Kleid an.

Der Groß-Weſyr führte nun das Kind fort und ſtellte es dem Chalyfen zu derſelben Stunde vor, zu welcher er den Aly Kodjah und den Kaufmann hinbeſchieden hatte.

Der Chalyf bemerkte, daß das Kind etwas beſtürzt war, und ſagte daher, um es auf das, was er von demſelben erwartete, vorzubereiten: „Komm her, mein Sohn, tritt näher. Du warſt es alſo, der geſtern Abend den Streithandel zwiſchen Aly Kodjah und dem

Kaufmann, der ihm ſein Gold geſtohlen, entſchied? Ich habe dich geſehen und dir zugehört, und bin ſehr zufrieden mit dir."

Der Knabe ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, ſondern antwortete ganz beſcheiden, daß er es geweſen ſei.

"Mein Sohn," fuhr jezt der Chalyf fort, "ich werde dir heute den wirklichen Aly Kodjah und den wirklichen Kaufmann zeigen. Komm her und ſeze dich neben mich."

Mit dieſen Worten faßte der Chalyf das Kind bei der Hand, ſtieg hinauf und ſetzte ſich auf ſeinen Thron, und als er das Kind neben ſich geſetzt hatte, fragte er ſogleich, wo die Partheien wären. Man ließ ſie vortreten und nannte ſie ihm, während ſie ſich vor ihm niederwarfen und mit ihrer Stirn den Teppich berührten, der den Thron überdeckte. Als ſie wieder aufgeſtanden waren, ſagte der Chalyf zu ihnen:

„Jetzt trage jeder von euch ſeine Sache vor. Dieß Kind hier wird euch anhören und euch Recht ſprechen, und ſollte es in irgend einem Punkte etwas verfehlen, ſo werde ich ſchon ins Mittel treten."

Aly Kodjah und der Kaufmann ſprachen nach einander. Als aber der Kaufmann verlangte, wieder denſelben Eidſchwur abzulegen, den er ſchon einmal vor dem früheren Richter abgelegt hatte, ſo ſagte das

Kind, daß es noch nicht ſo weit ſei, und daß man billiger Weiſe zuvor das Olivengefäß ſehen müſſe.

Bei dieſen Worten brachte Aly Kodjah das Gefäß hervor, ſetzte es zu den Füßen des Chalyfen hin und nahm den Deckel ab. Der Chalyf beſah ſich die Oliven, nahm eine und koſtete ſie. Das Gefäß ward hierauf den ſachverſtändigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Unterſuchung übergeben, und dieſe gaben den Beſcheid, daß die Oliven gut und noch von dieſem Jahre wären. Das Kind ſagte ihnen, Aly Kodjah verſichere, ſie ſeien bereits vor ſieben Jahren hineingelegt worden; worauf ſie daſſelbe erwiederten, was jene Kinder, welche die Rolle ſachverſtändiger Kaufleute geſpielt, zur Antwort gegeben hatten.

Obwohl nun der angeklagte Kaufmann recht wohl einſah, daß die beiden ſachverſtändigen Kaufleute ſein Verdammungsurtheil ausgeſprochen hatten, ſo wollte er doch noch allerlei zu ſeiner Rechtfertigung anführen. Das Kind hütete ſich indeß, ihn zum Aufhenken zu verurtheilen, ſondern ſah den Chalyfen an und ſagte:

„Dieß, Beherrſcher der Gläubigen, iſt nun kein Spiel mehr; ſondern Euer Majeſtät kommt es zu, im Ernſt zum Tode zu verurtheilen; nicht aber mir, der ich es geſtern bloß zum Scherze that.“

Der Chalyf, der nun von der Unredlichkeit des Kaufmanns völlig überzeugt war, übergab ihn ſofort den Gerichtsdienern, um ihn aufzuhenken. Was denn auch geſchah, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tauſend Goldſtücke verſteckt hatte, die nun dem Aly Kodjah zurückgegeben wurden. Der Fürſt, der ſo gerecht und billig dachte, gab jezt dem Kadi, der den früheren Urtheilsſpruch gefällt und jezt auch zugegen war, einen Wink, daß er von dieſem Kinde lernen ſolle, künftig in ſeiner Amtsverwaltung genauer zu verfahren, ſodann umarmte er das Kind und entließ es mit einem Beutel von hundert Goldſtücken, den er ihm zum Zeichen ſeiner Freigebigkeit einhändigen ließ.

Dreihundert und ein und neunzigſte Nacht.

Das Zauberpferd.

Scheheraſade fuhr fort, dem Sultan von Indien ihre angenehmen Geſchichten, an denen er ſo viel Gefallen fand, zu erzählen, und erzählte ihm nun auch die vom Zauberpferde.

„Herr,“ fing ſie an, „der Nurus, das heißt der neue Tag, der zugleich der erſte Tag des Jahres und des Frühlings iſt, iſt — wie Euer Majeſtät weiß — ein ſo feierliches und uraltes Feſt in ganz Perſien, noch von den erſten Zeiten ihres Götzendienſtes her, daß die Religionslehre unſeres Propheten, ſo rein und wahrhaft ſie auch iſt, ungeachtet ihrer Einführung daſelbſt bis auf dieſen Tag es noch nicht ganz abzuſchaffen vermocht hat, obwohl man ſagen kann, das es durchaus heidniſch iſt, und daß die dabei beobachteten Zeremonieen höchſt abergläubiſch ſind. Um von den großen Städten zu ſchweigen, — es gibt da kein Städtchen, keinen Marktflecken, kein Dorf, keinen Weiler, wo es nicht mit allen nur möglichen Luſtbarkeiten begangen würde.

Doch die Luſtbarkeiten, die dann am Hofe gefeiert werden, übertreffen alle übrigen durch die Mannigfaltigkeit der neuen und überraſchenden Schauſpiele, und aus den benachbarten Ländern nicht bloß, ſondern auch aus den entfernteſten, werden Fremde herbeigelockt durch die Belohnungen und durch die Freigebigkeit der Könige gegen diejenigen, welche ſich durch ihre Erfindungen und durch ihre Betriebſamkeit auszeichnen, ſo daß man in allen übrigen Theilen der Welt nichts zu ſehen bekommt, was dieſer Pracht und Herrlichkeit gleichkäme.

Bei einem dieſen Feſte war es, wo der König, nachdem die geſchickteſten und ſinnreichſten Männer des Inlands und Auslands zu Schiras, wo der Hof damals ſich aufhielt, den König und den Hof mit den ergötzlichſten Schauſpielen unterhalten hatten, einen jeden nach ſeinem Verdienſt und je nachdem er mehr oder weniger ſeltſame, wunderbare oder befriedigende Dinge hatte ſehen laſſen, beſchenkte, ſo daß kein einziger ohne eine angemeſſene Belohnung blieb. Während er nun ſchon im Begriff war, ſich zu entfernen, und die zahlreiche Verſammlung zu entlaſſen, erſchien ein Indianer am Fuße ſeines Thrones und führte ein geſatteltes, gezäumtes und reich angeſchirrtes Pferd vor, welches mit vieler Kunſt verfertigt und gebildet war, ſo daß man beim erſten Anblick es für ein wirkliches und natürliches Pferd gehalten haben würde.

Der Indianer warf ſich vor dem Throne nieder, und als er wieder aufgeſtanden war, zeigte er dem Könige das Pferd mit folgenden Worten:

„Herr, obwohl ich vor Euer Majeſtät ganz zulezt erſcheine, um mit den übrigen zu wetteifern, ſo kann ich gleichwohl verſichern, daß ihr an dieſem Feſttage gewiß nichts ſo wunderbares und erſtaunliches geſehen haben werdet, als das Pferd iſt, das ich euch hier in Augenſchein zu nehmen bitte.“

„Ich ſehe,“ erwiederte der König, „an dieſem nichts als die Kunſt und die Geſchicklichkeit, womit der Verfertiger demſelben die täuſchende Aehnlichkeit eines lebendigen zu geben gewußt hat. Indeß ein anderer Künſtler könnte vielleicht ein ähnliches verfertigen, welches daſſelbe an Vollkommenheit wohl noch übertreffen könnte.“

„Herr,“ antwortete drauf der Indianer, „es iſt nicht ſowohl der Bau noch das äußere Anſehen deſſelben, warum ich mein Pferd vor Euer Majeſtät als ein Wunder ausgebe; ſondern der Gebrauch, den ich davon zu machen weiß, und den jeder andere, ſo gut wie ich, wenn er von mir das Geheimniß erfahren, davon zu machen im Stande iſt. Wenn ich mich nämlich hinauf ſetze, ſo kann ich in ſehr kurzer Zeit mich an jeden beliebigen Ort auf der Erde, und wäre er auch noch ſo weit entfernt, hinverſetzen. Mit einem Wort, o Herr, darin beſteht eben die wunderbare Eigenſchaft meines Pferdes, — eine Eigenſchaft, die noch nie erhört worden, und wovon ich vor Euer Majeſtät eine Probe abzulegen mich erbiete, wofern ihr es befehlt.“

Der König von Perſien, der auf alles, was ans Wunderbare grenzte, ſehr neugierig war, und der nach ſo vielen Dingen dieſer Art, die er theils ſchon geſehen, theils zu ſehen geſucht und gewünſcht hatte, noch nie etwas geſehen oder davon reden gehört hatte, das dieſem nahe gekommen wäre, ſagte zu dem Indianer, nur ein Verſuch der Art, wie er ihm vorgeſchlagen, könne ihn von der Vorzüglichkeit ſeines Pferdes überzeugen, und er ſei bereit, einen ſolchen zu ſehen.

Der Indianer ſetzte ſogleich ſeinen Fuß in den Steigbügel, ſchwang ſich mit großer Leichtigkeit aufs Pferd, und als er auch in den andern Steigbügel den Fuß geſetzt und ſich auf dem Sattel recht befeſtigt hatte, fragte er den König von Perſien, wohin es ihn zu ſchicken ihm gefällig ſei.

Etwa drei Stunden von Schiras lag ein hoher Berg, den man von dem großen Platze vor dem königlichen Schloſſe, wo der König von Perſien ſich damals gerade befand, ſehr gut ſehen konnte. „Siehſt du jenen Berg,“ ſagte der König zu dem Indianer, indem er auf denſelben hinwies, „dorthin will ich, daß du reiten ſollſt. Die Entfernung iſt nicht groß, doch iſt ſie hinlänglich, um die Schnelligkeit, womit du hin und wieder zurück reiten wirſt, abnehmen zu können. Und da es nicht möglich iſt, dich mit den Augen bis dahin zu verfolgen, ſo will ich, daß du mir zum ſichern Beweiſe deines Dageweſenſeins einen Zweig von einem Palmbaum, der am Fuß des Berges ſteht, mitbringeſt.“

Kaum hatte der König ſeine Willensmeinung in dieſen Worten ausgeſprochen, als der Indianer einen hölzernen Wirbel, der an der Stelle des Nackens am Pferde befeſtiget war, herumdrehte und ihn dem Sattelknopfe näher brachte. Augenblicklich erhob ſich nun das Pferd, und entführte mit Blitzesſchnelle den Reiter in die Lüfte, und zwar ſo hoch, daß ihn binnen wenigen Augenblicken ſelbſt die ſcharfſehendſten aus den Augen verloren, zur großen Verwunderung des Königs und ſeiner Hofleute, und unter lautem Geſchrei des Erſtaunens von Seiten aller verſammelten Zuſchauer.

Der Indianer war noch keine Viertelſtunde fort, als man ihn in der Luft mit dem Palmzweige in der Hand zurückkehren ſah. Endlich ſah man ihn oberhalb des Platzes anlangen, wo er ſein Pferd unter dem freudigen Beifallruf der Zuſchauer einigemal im Kreiſe herumtummelte, bis er ſich vor dem Throne des Königs auf dieſelbe Stelle wieder niederließ, von welcher er ausgeritten war, und zwar ohne die mindeſte unangenehme Erſchütterung. Er ſtieg nun ab, warf ſich vor dem Throne nieder, und legte den Palmzweig dem Könige zu Füßen.

Der König von Perſien, der mit eben ſo großer Verwunderung als Erſtaunen Zeuge dieſes unerhörten Schauſpiels war, welches der Indianer ihm gegeben, ward auf einmal von einer heftigen Begierde ergriffen, dieß Pferd zu beſitzen. Und in der Meinung, er werde bei der Unterhandlung mit dem Indianer wenig Schwierigkeiten finden, zumal da er entſchloſſen war, ihm jede Summe, die er nur irgend fordern könnte, dafür zu geben, ſo betrachtete er es bereits als das koſtbarſte Stück ſeines Schatzes.

„Nach dem äußeren Anſehn deines Pferdes,“ ſagte er zu dem Indianer, „hätte ich nie geglaubt, daß es ſo hoch geſchätzt werden müſſe, als es wirklich verdient, wie du mir ſo eben bewieſen haſt. Ich danke dir, daß du mich eines Beſſeren belehrt haſt, und um dir zu zeigen, wie hoch ich es aufnehme, ſo bin ich bereit, es zu kaufen, wofern es dir feil ſteht.“

„Herr,“ erwiederte der Indianer, „ich zweifelte nicht, daß Euere Majeſtät, die unter allen gegenwärtigen Königen, die auf Erden ſind, dafür gilt, daß ſie alle Dinge am beſten zu beurtheilen und nach ihrem richtigen Werth zu ſchätzen wiſſe, meinem Pferde dieſe

Gerechtigkeit widerfahren laſſen würde, ſobald ich euch gezeigt haben würde, wie ſehr es euerer Aufmerkſamkeit würdig iſt. Ich hatte ſogar vorausgeſehen, daß ihr euch nicht damit begnügen würdet, es zu bewundern und zu loben, ſondern daß ihr auch es zu beſitzen wünſchen würdet, wie ihr mir ſo eben angedeutet habt. Ich meinerſeits, obwohl ich den Werth deſſelben ſo gut kenne, wie nur irgend einer, und recht gut weiß, daß ſein Beſitz mir die Mittel gibt, mich in der Welt unſterblich zu machen, hänge gleichwohl nicht ſo daran, daß ich nicht, um die edele Begierde Euer Majeſtät zu befriedigen, mich deſſelben zu berauben entſchließen könnte. Indeß mit dieſer Erklärung muß ich zugleich noch eine andere verbinden, welche ſich auf die Bedingung bezieht, ohne welche ich es nicht wohl ablaſſen kann, — eine Bedingung, die ihr freilich wohl nicht gut aufnehmen werdet. Euer Majeſtät wird daher wohl es genehm finden, „fuhr der Indianer fort,“ wenn ich geſtehe, daß ich dieß Pferd nicht gekauft, ſondern von dem Erfinder und Verfertiger es nur dadurch bekam, daß ich ihm meine einzige Tochter, die er verlangte, zur Ehe gab, wobei er zugleich die Forderung an mich machte, daß ich es nie verkaufen ſolle, ſondern daß, wenn ich es je an einen anderen Beſitzer abließe, dieß nur durch einen Tauſch, wie ich ihn für gemeſſen erachtete, ſtatt finden könne.“

Der Indianer wollte noch weiter ſprechen, doch bei dem Worte Tauſch unterbrach ihn der König von Perſien dadurch, daß er ſagte:

"Ich bin bereit, einen ſolchen Tauſch, wie du ihn nur verlangen wirſt, einzugehen. Du weißt, mein Reich iſt groß und voll großer, mächtiger, wohlhabenden und volkreicher Städte. Ich laſſe dir nun die Wahl, dir eine derſelben zu deinem vollen und unbeſchränkten Beſitz auf Lebenszeit auszuſuchen."

Dreihundert und zwei und neunzigſte Nacht.

Dieſer Tauſch ſchien dem ganzen perſiſchen Hofe wahrhaft königlich; gleichwohl war er noch weit unter dem, den der Indianer in Gedanken hatte. Bei ihm war es auf etwas weit höheres abgeſehen, und er antwortete dem Könige:

"Herr, ich bin Euer Majeſtät für das mir gemachte Anerbieten unendlich verbunden, und ich kann euch für euere Großmuth nicht genug danken. Gleichwohl bitte ich euch, es nicht übel zu nehmen, wenn ich ſo dreiſt bin, euch anzuzeigen, daß ich mein Pferd bloß dann zu eurem Beſitz ablaſſen kann, wenn ich von euerer Hand euere Prinzeſſinn Tochter zur Gemahlinn erhalte. Ich bin entſchloſſen, nur um dieſen Preis mein Eigenthumsrecht aufzugeben."

Die Hofleute, welche um den König von Perſien herumſtanden, konnten ſich nicht enthalten, bei dieſer überſpannten Forderung des Indianers ein lautes Gelächter aufzuſchlagen. Indeß der Prinz Firus Schach, der älteſte Sohn des Königs und künftige Thronerbe, hörte ihn nur mit Unwillen an. Doch der König dachte ganz anders, und glaubte, die Prinzeſſinn von Perſien dem Indianer aufopfern zu dürfen, um ſeine Neugierde zu befriedigen. Gleichwohl ſchwankte er lange hin und her, ehe er ſich zu dieſer Wahl entſchloß.

Der Prinz Firus Schach, welcher ſah, daß ſein königlicher Vater wegen der dem Indianer zu ertheilenden Antwort ſchwankte, fürchtete, er möchte die Forderung deſſelben bewilligen, — was er als den ärgſten Schimpf für die königliche Würde, für ſeine Schweſter, und für ſeine eigene Perſon betrachtete. Er nahm alſo das Wort, und ſagte, ihm zuvorkommend:

„Herr, Euer Majeſtät verzeihe, wenn ich frage, ob es möglich iſt, daß ihr auch nur einen Augenblick euch wegen der abſchlägigen Antwort bedenket, welche auf dieſe unverſchämte Forderung eines nichtswürdigen Menſchen und Taſchenſpielers zu ertheilen iſt, und daß ihr ihm auch nur einen Augenblick Friſt geſtattet, ſich mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, er werde mit einem der mächtigſten Fürſten der Erde in eine ſolche Verbindung treten können. Ich bitte euch, doch zu überlegen, was ihr nicht bloß euch ſelber, ſondern auch eurem Stande und dem hohen Range eurer Ahnen ſchuldig ſeid.“

„Mein Sohn,“ erwiederte der König von Perſien, „ich nehme dir deine Erinnerung gar nicht übel, und weiß dir vielmehr vielen Dank für den Eifer, den du bezeigſt, deine Abkunft in demſelben Glanze zu erhalten, wie ſie bisher geweſen iſt, doch du überlegſt nicht genug die Vortrefflichkeit dieſes Pferdes, noch auch, daß der Indianer, der mir dieſen Weg zu Erlangung deſſelben vorſchlägt, wofern ich ihn zurückweiſe, denſelben Vorſchlag anderswo machen wird, wo man ſich über dieſen Punkt vielleicht hinwegſetzt. Ich würde dann in Verzweiflung ſein, wenn ein anderer Fürſt ſich rühmen könnte, er habe mich an Großmuth übertroffen und mich des Ruhmes beraubt, das Pferd zu beſitzen, welches ich für die einzigſte und bewundernswürdigſte Sache halte, die es auf der Welt gibt. Gleichwohl will ich nicht ſagen, daß ich ihm dieſe Forderung zu billigen gedenke. Vielleicht iſt er noch nicht mit ſich ſelber eins über ſeine überſpannten Anſprüche, und wenn er nur erſt meine Tochter, die Prinzeſſinn, aus dem Spiele läßt, ſo will ich gern jedes andere Abkommen mit ihm treffen, das er nur wünſchen mag. Doch bevor ich in dieſem Handel den äußerſten Schritt thue, wäre es mir lieb, wenn du das Pferd beſichtigteſt und ſelber einen Verſuch damit machteſt, damit du mir dann deine Anſicht hierüber ſagen könnteſt. Ich zweifle nicht, daß er dir es erlauben wird.“

Da man natürlicher Weiſe das hofft, was man wünſcht, ſo war der Indianer, welcher aus dem angehörten Geſpräch muthmaßen zu können glaubte, daß der König von Perſien nicht ganz abgeneigt ſei, ihn für Ueberlaſſung des Pferdes in ſeine Familienverbindung aufzunehmen, und daß der Prinz, anſtatt, wie er bisher hatte merken laſſen, ihm entgegen zu ſein, ihm vielleicht ſogar ſehr günſtig werden könnte, weit entfernt, ſich dem Wunſche des Königs zu widerſetzen, ja er bezeigte ſogar Freude darüber, und zum Zeichen, daß er mit Vergnügen darein willige, kam er dem Prinzen zuvor, indem er dem Pferde ſich näherte, um ihm hinaufſteigen zu helfen, und ihm ſodann die nöthige Anweiſung zu geben, um es gut lenken zu können.

Der Prinz Firus Schach ſtieg indeß mit bewunderswürdiger Gewandtheit und ohne Beihilfe des Indianers auf das Pferd hinauf, und kaum hatte er den Fuß in beiden Steigebügeln befeſtigt, als er auch ſchon, ohne erſt auf die Anweiſung des Indianers zu warten, den Wirbel ganz eben ſo herumdrehte, wie er es zuvor von jenem geſehen hatte. Augenblicklich führte ihn nun das Pferd mit der Schnelligkeit eines Pfeiles empor, der vom ſtärkſten und gewandteſten Bogenſchützen emporgeſchoſſen iſt, ſo daß binnen wenigen Augenblicken der König, der ganze Hof, und die ganze zahlreiche Verſammlung ihn aus dem Geſicht verlor.

Weder das Pferd noch der Prinz waren mehr in der Luft zu erblicken, und der König von Perſien ſtrengte ſeine Augen vergeblich an, um ihn noch zu entdecken, als der Indianer, über das, was ſo eben vorgegangen, beunruhigt, ſich vor dem Throne niederwarf und den König nöthigte, die Augen auf ihn zu richten und ſeiner Rede einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die er mit folgenden Worten begann:

„Herr, Euer Majeſtät hat ſelber geſehen, daß der Prinz mir vermöge ſeiner Schnelligkeit gar nicht Zeit gelaſſen hat, ihm die nöthige Anleitung zu geben, um mein Pferd regieren zu können. Nachdem er mir zugeſehen, wollte er zeigen, daß er meiner Belehrung nicht weiter bedürfe, um fortzureiten und ſich in die Luft zu erheben; allein er weiß nicht, daß ich ihm Anleitung geben wollte, wie er das Pferd umlenken und mit ihm wieder auf denſelben Fleck zurückkehren könne, von wo er ausgeritten iſt. Ich bitte daher Euer Majeſtät um die Gnade, mich nicht für das verantwortlich zu machen, was etwa ſeiner Perſon zuſtoßen mag. Ihr ſeid. zu gerecht und billig, als daß ihr das Unglück, das unvermuthet etwa ſich ereignen könnte, mir zurechnen ſolltet.“

Die Aeußerungen des Indianers betrübten den König von Perſien, welcher wohl einſah, daß die Gefahr, worin ſein Sohn ſchwebe, unvermeidlich ſei, wenn es wirklich noch ein Geheimniß dabei gäbe, um das Pferd zur Umkehr zu zwingen, und zwar ein ganz verſchiedenes von dem, wodurch es zum Aufſchwung in die Luft gebracht werden könne. Er fragte ihn daher, warum er ihn nicht in dem Augenblick zurückgerufen, als er ihn fortreiten geſehen.

„Herr,“ antwortete der Indianer, „Euer Majeſtät war ſelber Zeuge von der reißenden Schnelligkeit, womit das Pferd und der Prinz davon flog; die Beſtürzung, die mich ergriff und noch ergriffen hat, raubte mir anfangs den Gebrauch der Sprache, und als ich ſie wiedererhielt, war er ſchon ſo weit entfernt, daß er meine Stimme nicht mehr gehört haben würde, und hätte er ſie auch noch gehört, ſo würde er doch das Pferd nicht haben umlenken können, da er das Geheimniß nicht wußte und auch nicht ſo viel Geduld hatte, um es von mir zu lernen. Indeß, Herr,“ fuhr er fort, „es ſteht zu hoffen, das der Prinz in der Verlegenheit vielleicht den andern Wirbel bemerken und durch Umdrehung deſſelben bewirken wird, daß das Pferd ſogleich emporzuſteigen aufhört und ſich nach der Erde zu herabſenke, ſo daß er es dann mit dem Zügel lenken und ſich auf jeden beliebigen Ort niederlaſſen kann.“

Ungeachtet dieſer ganz richtigen Schlußfolgerung des Indianers, erwiederte der König von Perſien voll

Unruhe über die augenſcheinliche Gefahr ſeines Sohnes: „Geſetzt auch, wiewohl die Sache noch ſehr unſicher iſt, daß mein Sohn den andern Wirbel bemerken und davon den erwähnten Gebrauch machen ſollte, ſo könnte ja aber das Pferd, anſtatt ſich auf die Erde niederzulaſſen, auf Felſen herabfallen, oder ſich mit ihm in den tiefſten Abgrund des Meeres ſtürzen.“

„Herr,“ nahm hierauf der Indianer wieder das Wort, „von dieſer Beſorgniß kann ich Euer Majeſtät durch die Verſicherung befreien, daß das Pferd über die Meere ſetzt, ohne je hinein zu fallen, und daß es ſeinen Reiter ſtäts dahin trägt, wohin er zu gelangen Willens iſt, und Euer Majeſtät kann verſichert ſein, daß, wofern nur der Prinz den andern, ſchon erwähnten Wirbel bemerkt, das Pferd ihn bloß dahin tragen wird, wohin er will, und es iſt nicht zu glauben, daß er ſich anderswohin begeben wird, als an einen Ort, wo er Hilfe finden und ſich zu erkennen geben kann.“

Auf dieſe Worte des Indianers antwortete der König von Perſien: „Wie dem auch ſein mag, ich kann den Verſicherungen, die du mir gibſt, nicht trauen, ſondern dein Kopf ſoll mir für das Leben meines Sohnes haften, wofern ich binnen drei Monaten ihn nicht geſund und lebend zurückkehren ſehe oder ſichere Nachricht vernehme, daß er noch am Leben iſt.“

Dreihundert und drei und neunzigſte Nacht.

Er befahl nun, daß man ſich ſeiner Perſon verſichern und ihn in ein enges Gefängniß verſchließen ſolle, worauf er ſich in ſeinen Palaſt zurückbegab, voll Betrübniß darüber, daß das Nurus-Feſt, welches in ganz Perſien ſo feierlich iſt, für ihn und ſeinen Hof ſo traurig geendet habe.

Der Prinz Firus Schach war unterdeß, wie ſchon geſagt, mit Blitzesſchnelle in die Luft emporgeführt worden, und ſah ſich binnen einer Stunde ſo hoch erhoben, daß er auf der Erde nichts mehr zu unterſcheiden vermochte, und daß ihm die Berge, Ebenen und Thäler in einander zu verlaufen ſchienen. Jezt dachte er erſt daran, nach demſelben Orte wieder zurückzukehren, von welchem er ausgeritten war. Um dieß zu bewerkſtelligen, glaubte er bloß denſelben Wirbel nach der verkehrten Seite umdrehen und zugleich den Zügel umlenken zu dürfen; doch wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſah, daß das Pferd ihn deſſenungeachtet immer höher trug. Er drehte den Wirbel hin und her, doch alles war fruchtlos. Nun erkannte er den großen Fehler, den er dadurch begangen, daß er ſich nicht, bevor er das Pferd beſtiegen, von dem Indianer die nöthige Anweiſung zu Lenkung deſſelben hatte geben laſſen. Zugleich überſah er die Größe der Gefahr, worin er ſchwebte, doch dieſe Einſicht raubte ihm keineswegs ſeine

Beſinnung. Vielmehr ſammelte er ſich jezt, und nahm ſo viel als möglich ſeinen ganzen Verſtand zuſammen, unterſuchte aufmerkſam den Kopf und den Hals des Pferdes, und entdeckte bei dieſer Gelegenheit neben dem rechten Ohre des Pferdes einen anderen kleineren und minder in die Augen fallenden Wirbel. Er drehte dieſen Wirbel, und augenblicklich bemerkte er, daß es ſich in derſelben Linie, in welcher es emporgeſtiegen war, jedoch minder ſchnell, zur Erde herabſenkte.

An der Stelle des Erdbodens, über welcher der Prinz Firus Schach in ſenkrechter Linie ſchwebte, war es bereits ſeit einer halben Stunde Nacht, als er den Wirbel am Pferde drehte. So wie nun das Pferd ſich herabſenkte, ging auch für ihn allmählig die Sonne unter, bis er ſich mitten in der Dunkelheit der Nacht befand. So daß er, anſtatt ſich nach Bequemlichkeit einen Ort zum Abſteigen ausſuchen zu können, er den Zügel auf den Nacken des Pferdes legte und ſich geduldig vollends zur Erde herabtragen ließ, obwohl nicht ohne Beſorgniß, ob die Stelle, wo er ankommen würde, eine bewohnte Gegend, eine Wüſte, ein Fluß oder das Meer ſein würde.

Endlich hielt das Pferd an und ſtellte ſich auf den Boden auf. Es war ſchon über Mitternacht hinaus. Der Prinz Firus Schach ſtieg nun ab, jedoch ſehr ſchwach; denn er hatte ſeit dem Morgen des verfloſſenen Tages, wo er mit ſeinem königlichen Vater, um den feſtlichen Schauſpielen beizuwohnen, aus dem Palaſt gegangen war, nichts zu ſich genommen. Das erſte, was er in der nächtlichen Dunkelheit that, war, daß er den Ort kennen zu lernen ſuchte, wo er ſich befände, und da fand ſich denn, daß er auf dem ſtufenförmigen Dache eines prächtigen Palaſtes ſtand, welches mit einem marmornen Geländer rings eingefaßt war. Indem er die Terraſſe oben unterſuchte, entdeckte er eine Treppe, auf welcher man vom Palaſte herabſteigen konnte; die Thür dazu war nicht verſchloſſen, ſondern halb offen.

Jeder andere als der Prinz Firus Schach würde es vielleicht nicht gewagt haben, in das tiefe Dunkel, welches auf dieſer Treppe herrſchte, hinabzuſteigen, abgeſehen von der Ungewißheit, worin er ſchwebte, ob er da Freunde oder Feinde finden würde. Indeß dieſe Rückſicht konnte ihn nicht zurückhalten.

"Ich komme ja nicht, um jemandem hier etwas zu Leide zu thun," ſprach er bei ſich ſelbſt, "und offenbar werden diejenigen, die auf mich zuerſt ſehen, und keine Waffen in meiner Hand erblicken werden, wenigſtens ſo menſchlich ſein, mich zuvor anzuhören, ehe ſie nach meinem Leben trachten."

Er öffnete die Thür noch weiter, ohne Geräuſch zu machen, und ſtieg dann nun ſo vorſichtig herunter, um nur ja keinen Fehltritt zu thun, deſſen Geräuſch irgend jemanden hätte aus dem Schlafe wecken können. Dieß gelang ihm denn auch, und an der einen Stelle der Treppe fand er eine offene Thür, die in einen Saal ging, worin Licht war.

Der Prinz Firus Schach blieb an der Thür ſtehen, und indem er horchte, hörte er Leute, die im tiefem Schlummer lagen, laut ſchnarchen. Er trat einige Schritte weit in den Saal hinein, und ſah beim Schein einer Laterne, daß die Schlafenden ſämmtlich ſchwarze Verſchnittene waren, deren jeder einen blanken Säbel neben ſich hatte, woraus er ſchloß, daß es die Wache in dem Vorzimmer einer Königinn oder Prinzeſſinn ſein müſſe, welche Vermuthung, wie ſich nachher fand, auch ganz richtig war.

Das Zimmer, worin die Prinzeſſinn ſchlief, folgte gleich hinter dem Saale, wie man aus dem hellen Lichtſchimmer abnehmen konnte, der aus jenem durch einen Thürvorhang von leichtem Seidenſtoff hervordrang.

Der Prinz Firus Schach näherte ſich ganz leiſe dem Thürvorhange, ohne die Verſchnittenen aufzuwecken, öffnete ihn, und als er hineingetreten war, wendete er, ohne ſich bei Betrachtung der Pracht des Zimmers, die wahrhaft königlich war, ihn aber in ſeiner dermaligen Lage wenig rührte, im mindeſten aufzuhalten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf etwas, das ihn weit mehr intereſſirte. Er ſah nämlich darin mehrere Betten ſtehen, und zwar ein einziges auf der mit Teppichen belegten Erhöhung des Zimmers, die übrigen unten auf dem Fußboden des Gemaches. Zu den lezteren ſchliefen Kammerfrauen der Prinzeſſinn, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und ihr bei ihren verſchiedenen Bedürfniſſen hilfreiche Hand zu leiſten, in dem erſteren ſchlief die Prinzeſſinn.

Bei dieſer Unterſcheidung konnte der Prinz Firus Schach ſich nicht weiter in der Wahl irren, die er zu treffen hatte, wenn er ſich an die Prinzeſſinn ſelber wenden wollte. Er näherte ſich nun ihrem Bett, ohne ſie oder eine von ihren Kammerfrauen zu wecken. Als er nahe genug war, da erblickte er eine ſo ſeltene und überraſchende Schönheit, daß er gleich beim erſten Anblick von ihr ganz entzückt wurde.

„O Himmel,“ rief er in ſeinem Herzen aus, „hat mich mein Schickſal bloß darum hieher geführt, damit ich meine Freiheit einbüßen ſoll, die ich ſo lange und bis dieſen Augenblick mir bewahrt habe! Muß ich mich nicht auf eine unvermeidliche Sklaverei gefaßt machen, ſobald ſie die Augen aufſchlägt, — wofern nämlich dieſe Augen, wie ſich erwarten läßt, dieſem Verein der ſeltenſten Reize und Schönheiten den höchſten Glanz und die höchſte Vollendung geben! Gleichwohl muß ich mich dazu entſchließen, weil ich jezt nicht mehr zurückgehen kann, ohne mein eigener Mörder zu werden, und weil es die Nothwendigkeit nun einmal ſo gefügt hat.“

Nach dieſen Betrachtungen ließ ſich der Prinz Firus auf ſeine beiden Kniee nieder, faßte den äußerſten Rand des herabhangenden Hemdeärmels der Prinzeſſinn, aus welchem ein ſchöngerundeter, ſchneeweißer Arm hervorblickte, und zupfte ſie ganz leiſe.

Drei hundert und vier und neunzigſte Nacht.

Die Prinzeſſinn ſchlug die Augen auf, und in der erſten Ueberraſchung, einen wohlgebildeten, wohlgekleideten und anſtandsvollen Mann vor ihrem Bette zu erblicken, blieb ſie eine Weile ganz beſtürzt, ohne indeß irgend ein Zeichen des Schreckens oder des Entſetzens von ſich zu geben.

Der Prinz benutzte dieſen günſtigen Augenblick, neigte ſein Haupt faſt bis auf den Fußteppich hinab, und ſagte, als er es wieder emporhob:

„Verehrungswürdigſte Prinzeſſinn, vermittelſt eines höchſt ſeltſamen, ja des wunderbarſten Abenteuers, das ſich nur denken läßt, ſehet ihr hier zu euren Füßen flehend einen Prinzen und zwar den Sohn des Königs von Perſien, der ſich noch geſtern früh bei ſeinem königlichen Vater mitten unter den Luſtbarkeiten eines feierlichen Feſtes befand, und der ſich jezt in dieſem Augenblicke in einem unbekannten Lande befindet, wo er in Lebensgefahr ſchwebt, wofern ihr nicht die Güte und Großmuth habt, ihm euren Beiſtand und euern Schutz zu gewähren. Ich flehe dieſen euern Schutz an, verehrungswürdige Prinzeſſinn, in dem Vertrauen, daß ihr mir ihn nicht verſagen werdet. Es iſt unmöglich, daß mit ſo viel Schönheit, Reiz und Majeſtät eine grauſame Geſinnung gepaart ſein könnte."

Die Prinzeſſinn, an welche ſich der Prinz Firus Schach zu ſeinem großen Glück gewendet hatte, war die Prinzeſſinn von Bengalen, die älteſte Tochter des Königs dieſes Reiches, der ihr dieſen Palaſt nicht weit von ſeiner Hauptſtadt hatte erbauen laſſen, wo ſie zuweilen hinkam, um die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Nachdem ſie ihn mit all der Güte, die er nur irgend wünſchen konnte, angehört hatte, antwortete ſie ihm mit demſelben Wohlwollen:

"Prinz, beruhigt euch; ihr befindet euch nicht in einem Barbaren-Lande. Gaſtfreundlichkeit, Menſchenfreundlichkeit und Geſittung ſind in dem Königreich Bengalen nicht minder einheimiſch, als in Perſien. Uebrigens bewillige nicht bloß ich etwa euch den verlangten Schutz, ſondern ihr habt ihn bereits in dieſem Palaſte, ja im ganzen Reiche gefunden; wie ihr mir hierin glauben und euch auf mein Wort verlaſſen könnt."

Der Prinz von Perſien wollte der Prinzeſſinn für die Güte und Gnade, die ſie ihm erwieſen, danken und hatte ſich bereits tief vor ihr verneigt, doch ſie ließ ſie ihn nicht zu Worte kommen und ſagte:

„Wie groß auch meine Neugier iſt, von euch zu erfahren, durch welches Wunder ihr in ſo kurzer Zeit von der Hauptſtadt Perſiens bis hieher gekommen, und durch welche Zauberei ihr ſo insgeheim bis vor mein Bette habt gelangen und die Wachſamkeit meiner Leibwache habt täuſchen können, ſo werdet ihr gleichwohl der Speiſe und der Nahrung ſehr bedürftig ſein, und da ich euch ganz wie einen willkommenen Gaſt betrachte, ſo will ich lieber bis morgen früh warten und für jezt meinen Frauen befehlen, euch eines von meinen Zimmern anzuweiſen, euch darin zu bewirthen und euch darin ſo lange ausruhen zu laſſen, bis ihr im Stande ſein werdet, meine Neugierde zu befriedigen.“

Die Frauen der Prinzeſſinn, die bei den erſten Worten, die der Prinz Firus Schach zu ihrer Gebieterinn ſprach, aufgewacht waren und ihn zu ihrer großen Verwunderung zu Häupten des Bettes der Prinzeſſinn erblickten, indem ſie gar nicht begreifen konnten, wie er habe dahin kommen können, ohne ſie oder die Verſchnittenen im Schlafe zu ſtören, — dieſe Frauen, ſag' ich, hatten kaum die Willensmeinung der Prinzeſſinn vernommen, als ſie ſich eiligſt ankleideten und ſich augenblicklich zu Vollziehung der ihnen gegebenen Befehle anſchickten. Jede von ihnen nahm eine von den vielen Wachskerzen, welche das Zimmer der

Prinzeſſinn erhellten, und nachdem der Prinz ehrerbietigſt Abſchied genommen, gingen ſie vor ihm her und führten ihn in ein ſehr ſchönes Gemach, wo die einen ihm eine Lagerſtäte bereiteten, während die andern in die Küche und in die Speiſekammer gingen.

Obwohl es zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde war, ſo ließen doch die Frauen der Prinzeſſinn von Bengalen den Prinzen Firus Schach nicht lange warten. Sie trugen ihm verſchiedene Arten von Speiſen in reichlichem Ueberfluſſe auf; er wählte ſich nach Belieben aus, und als er ſo viel als hinlänglich war, um ſeinen Hunger zu ſtillen, gegeſſen hatte, trugen ſie die Speiſen wieder ab, und ließen ihn allein, um ſich ſchlafen legen zu können, nachdem ſie ihm mehrere Schränke gezeigt hatten, worin er alles, was er irgend bedürfte, vorräthig finden würde.

Die Prinzeſſinn von Bengalen, die von der reizenden Schönheit, dem Verſtande, der Artigkeit und den liebenswürdigen Manieren des Prinzen von Perſien, die ſie in der kurzen Unterredung mit ihm bemerkt hatte, ganz eingenommen war, hatte noch nicht einſchlafen können, als ihre Frauen wieder in ihr Zimmer zurückkehrten, um ſich zu legen. Sie fragte dieſelben, ob ſie die gehörige Sorge für ihn getragen, ob ſie ihn befriedigt verlaſſen hätten, ob ihm noch irgend etwas mangelte, und vor allen Dingen, was ſie von ihm dächten.

Die Frauen, nachdem ſie die erſten Punkte beantwortet hatten, erwiederten auf die letzte Frage:

„Prinzeſſinn, wir wiſſen nicht, was ihr ſelber von ihm denken möget. Was uns betrifft, ſo würden wir euch ſehr glücklich preiſen, wenn der König, euer Vater, euch einen ſo liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl gäbe. Am ganzen Hofe von Bengalen gibt es keinen einzigen, der mit ihm verglichen werden könnte, und wir glauben nicht, daß es in den benachbarten Ländern einen geben möchte, der eurer würdiger wäre.“

Dieſe ſchmeichelhaften Aeußerungen mißfielen der Prinzeſſinn von Bengalen nicht, indeß, da ſie ihre Geſinnungen nicht an den Tag legen wollte, ſo gebot ſie ihnen Stillſchweigen.

„Ihr ſeid alberne Schwätzerinnen,“ ſagte ſie zu ihnen, „legt euch wieder nieder und laßt mich ebenfalls wieder einſchlafen.“

Dreihundert und fünf und neunzigſte Nacht.

Den folgenden Morgen war das erſte, was die Prinzeſſinn nach ihrem Erwachen that, daß ſie ſich an ihren Putztiſch ſetzte. Sie hatte bisher noch nie ſo große Sorgfalt auf ihren Kopfſchmuck und Putz verwendet, als ſie dieſen Tag mit Hilfe ihres Spiegels anwendete, und noch nie hatten ihre Frauen ſo viel Geduld nöthig gehabt, um eine und dieſelbe Sache wiederholt zu machen, bis ſie damit zufrieden war.

„Ich habe, wie ich wohl bemerken konnte, dem Prinzen von Perſien in meinem Nachtkleide nicht mißfallen,“ ſagte ſie bei ſich ſelbſt, „was wird er ſich erſt wundern, wenn er mich in meinem vollen Staate ſehen wird?“

Sie legte nun einen Kopfſchmuck von den größten Brillianten, desgleichen ein Halsband, Armbänder, und einen Gürtel von eben denſelben Edelſteinen an, — alles Stücke von unſchätzbarem Werthe. Das Kleid, welches ſie anzog, war von dem reichſten indiſchen Stoffe, wie man ihn nur für Könige, Prinzen und Prinzeſſinnen verfertigt, und von einer Farbe, welche ihre Reize vollends auf das vortheilhafteſte erhöhte. Nachdem ſie noch ihren Spiegel wiederholt zu Rathe gezogen und ihre Frauen einzeln befragt hatte, ob ihr irgend etwas zu ihrem vollſtändigen Putze fehle, ließ ſie ſich erkundigen, ob der Prinz von Perſien ſchon wach ſei, und da ſie nicht zweifelte, daß er ſich ihr vorzuſtellen wünſchen würde, ſo ließ ſie ihm melden, daß ſie ſelber kommen würde, und daß ſie ihre Gründe habe, um ſo zu handeln.

Der Prinz von Perſien, der ſo tief in den Tag hineingeſchlafen hatte, als ihm vom Nachtſchlaf entzogen worden war, und der ſich von ſeiner beſchwerlichen Reiſe vollkommen erholt hatte, war ſo eben mit dem Ankleiden fertig, als er den Morgengruß der Prinzeſſinn durch eine ihrer Frauen empfing.

Der Prinz ließ der Kammerfrau gar nicht erſt Zeit, ihm das mitzutheilen, was ſie an ihn auszurichten hatte, ſondern fragte ſie ſogleich, ob die Prinzeſſinn ihm wohl erlauben wolle, ihr ſeine Aufwartung zu machen und ihr ſeine Ehrerbietung an den Tag zu legen. Doch als die Kammerfrau ihren Auftrag ausgerichtet hatte, erwiederte er:

„Die Prinzeſſinn darf bloß befehlen, und ich bin bloß hier, um ihre Befehle zu vollziehen.“

Die Prinzeſſinn von Bengalen hatte kaum erfahren, daß der Prinz von Perſien ſie erwarte, als ſie ihm auch ſchon ihren Beſuch abſtattete. Nach den erſten gegenſeitigen Begrüßungen, nachdem nämlich der Prinz ſeinerſeits tauſendmal um Entſchuldigung gebeten, daß er ſie im erſten Schlaf geſtört habe, die Prinzeſſinn dagegen ihn gefragt hatte, wie er die Nacht zugebracht und wie er ſich befinde, ſetzte ſich die Prinzeſſinn auf das Sofa, und der Prinz ebenfalls, jedoch in einer ehrerbietigen Ferne von ihr.

Die Prinzeſſinn nahm nun das Wort und ſagte: „Prinz, ich hätte euch in dem Zimmer empfangen können, worin ihr mich dieſe Nacht ſchlafen ſahet; doch da der Aufſeher meiner Verſchnittenen dorthin freien

Zutritt hat, in dieſes Zimmer aber bloß mit meiner Erlaubniß kommen darf, ſo habe ich aus ungeduldiger Neugier, um von euch das ſeltſame Abenteuer zu erfahren, welches mir das Glück eurer Bekanntſchaft verſchafft hat, vorgezogen, zu euch zu kommen, als an einen Ort, wo uns beide niemand leicht ſtören wird. Erweiſet mir alſo, ich beſchwöre euch darum, die Gefälligkeit, um die ich euch bitte.»

Um der Prinzeſſinn von Bengalen zu willfahren, begann nun der Prinz Firus Schach ſeine Erzählung mit dem feierlichen und alljährigen Nurusfeſte in Perſien und mit den merkwürdigen Schauſpielen, die den Hof von Perſien und faſt die ganze Stadt Schiras ergötzt hatten; ſodann kam er auf das Zauberpferd, welches er ihr beſchrieb. Die Erzählung von den Wundern, welche der darauf ſitzende Indianer vor einer ſo glänzenden Verſammlung gezeigt hatte, überzeugte die Prinzeſſinn, daß man ſich in dieſer Art auf der Welt nichts erſtaunenswürdigeres denken könne.

»Prinzeſſinn,» fuhr hierauf der Prinz von Perſien fort, „ihr könnt leicht erachten, daß mein königlicher Vater, der keine Ausgabe ſcheut, um ſeine Schatzkammer mit den ſeltenſten und merkwürdigſten Sachen, die nur irgend zu ſeiner Kenntniß gelangen, zu bereichern, von dem lebhafteſten Verlangen entflammt werden mußte, ein Pferd dieſer Art dazu zu bekommen. Dieß war denn auch der Fall, und er fragte ohne Bedenken den Indianer, wie hoch er es biete.“

„Die Antwort des Indianers war höchſt überſpannt. Er ſagte nämlich, er habe das Pferd nicht gekauft, ſondern es bloß durch Tauſch für ſeine einzige Tochter erhalten, und da er ſich nur unter einer ähnlichen Bedingung deſſelben entäußern könne, ſo könne er es ihm nur dann abtreten, wenn er ihm erlaube, die Prinzeſſinn, meine Schweſter, zu heirathen.“

„Die ſämmtlichen Hofleute, welche den Thron des Königs, meines Vaters, umgeben, lachten ganz auf, als ſie dieſen überſpannten Vorſchlag vernahmen, und ich insbeſondere empfand einen ſo heftigen Unwillen darüber, daß ich ihn nicht verhehlen konnte, und zwar um ſo weniger, da ich bemerkte, daß mein Vater wegen der zu ertheilenden Antwort zweifelhaft war. Ich glaubte wirklich ſchon den Augenblick vor mir zu ſehen, wo er ihm das, was er wünſchte, gewähren würde, wenn ich ihm nicht lebhaft den Nachtheil vorſtellte, der daraus für ſeinen Ruhm erwachſen würde. Meine Gegenvorſtellungen waren indeß nicht im Stande, ihn ganz von dem Gedanken abzubringen, meine Schweſter, die Prinzeſſinn, einem ſo verächtlichen Menſchen aufzuopfern. Er glaubte, ich würde vielleicht auf ſeine Anſicht noch eingehen, wenn ich mich nur, wie er, davon überzeugen könnte, wie unſchätzbar das Pferd wegen ſeiner ganz einzigen Eigenſchaft ſei. Aus dieſer Rückſicht wünſchte er, daß ich es in Anſchein nehmen, es beſteigen und ſelber einen Verſuch damit machen möchte.«

»Meinem Vater zu gefallen, ſtieg ich auf das Pferd, und ſobald ich darauf war, ſo machte ich es ganz ſo, wie ich es den Indianer hatte machen ſehen, um ſich mit dem Pferde emporzuſchwingen, ohne weiter mir irgend eine Anweiſung von ihm geben zu laſſen, und augenblicklich ward ich in die Lüfte mit einer Schnelligkeit emporgeführt, die weit größer war als die eines Pfeiles, der von dem ſtärkſten und geübteſten Bogenſchützen emporgeſchnellt wird.«

Dreihundert und ſechs und neunzigſte Nacht.

Binnen kurzer Zeit war ich ſo weit von der Erde entfernt, daß ich keinen Gegenſtand mehr zu unterſcheiden vermochte, und es kam mir vor, als wäre ich ſchon ſo nahe am Himmelsgewölbe, daß ich bereits fürchtete, ich würde mir den Kopf daran zerſtoßen.

Bei der reißend ſchnellen Bewegung, womit ich emporgeführt wurde, war ich lange Zeit wie außer mir und außer Stande, auf die gegenwärtige Gefahr zu achten, welcher ich in mehr als einer Hinſicht ausgeſetzt war. Ich wollte den Wirbel, den ich anfangs gedreht, wieder rückwärts drehen, aber ich ſah davon nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte. Das Pferd fuhr noch immer fort, mich zum Himmel empor zu tragen und mich ſo immer mehr von der Erde zu entfernen. Ich bemerkte endlich einen andern Wirbel, und drehte ihn, und das Pferd begann nun, anſtatt noch mehr zu ſteigen, ſich zur Erde herabzuſenken, und da ich mich ſehr bald im Dunkel der Nacht befand, und es unmöglich war, das Pferd ſo zu lenken, daß es mich an einen Ort niederſetzte, wo für mich keine Gefahr vorhanden war, ſo hielt ich den Zügel ganz locker und ſtellte mein Schickſal ganz dem Willen Gottes anheim.«

»Das Pferd erreichte endlich den Boden, ich ſtieg ab, unterſuchte den Ort, und befand mich auf dem Stufendache dieſes Palaſtes. Ich bemerkte die Thür zu einer Treppe, welche halb offen ſtand, ich ſtieg ohne Geräuſch hinab, und eine offene Thür mit einem matten Lichtſchimmer war vor mir. Ich ſteckte den Kopf hinein, und da ich ſchlafende Verſchnittene darin ſah und dahinter ein helles Licht, welches durch einen Thürvorhang ſchimmerte, ſo gab mir die dringende Noth, worin ich mich befand, ungeachtet der unvermeidlichen Gefahr, die mir bevorſtand, wenn die Verſchnittenen erwachten, die Kühnheit, ich möchte ſagen die Verwegenheit ein, ganz leiſe vorwärts zu gehen und den Thürvorhang zu öffnen.«

„Es iſt nicht nöthig, Prinzeſſinn, euch noch das übrige zu erzählen; ihr wißt es ja ſelber. Es bleibt mir bloß noch übrig, euch für eure Güte und Großmuth zu danken und euch zu bitten, mir anzuzeigen, wodurch ich euch meine Erkenntlichkeit für eine ſo große Wohlthat dergeſtalt an den Tag legen kann, daß ihr damit zufrieden ſeid. Da ich dem Völkerrecht zufolge ohnehin bereits euer Sklawe bin, und da ich euch alſo meine Perſon nicht mehr anbieten kann, ſo bleibt mir nur noch mein Herz euch anzubieten übrig. Doch was ſage ich? mein Herz gehört mir ja nicht mehr, ihr habt mir es bereits durch eure bezaubernden Reize entriſſen, und anſtatt es von euch zurückzuverlangen, überlaſſe ich es euch mit Freuden. Erlaubet mir daher, euch zu erklären, daß ich euch eben ſo ſehr für die Gebieterinn meines Herzens als meines Willens anerkenne.“

Dieſe letzten Worte ſprach der Prinz mit einem Ton und mit einer Miene, welche die Prinzeſſinn von Bengalen über die Wirkung, welche ihre Reize hervorgebracht, keinen Augenblick in Zweifel ließen. Sie nahm übrigens an der Erklärung des Prinzen, als zu übereilt, keinen Anſtoß, und die Röthe, die ihr darüber ins Geſicht ſtieg, machte ſie in den Augen des Prinzen nur noch ſchöner und liebenswürdiger.

Als der Prinz von Perſien ſeine Rede geendigt hatte, nahm die Prinzeſſinn von Bengalen das Wort und ſprach:

„Prinz, wenn ihr mir einerſeits durch Erzählung der ſeltſamen und wunderbaren Dinge, die ich ſo eben vernommen, viel Vergnügen gemacht habt, ſo konnte ich anderſeits nicht ohne Entſetzen euch in der höchſten Region der Luft ſchwebend denken, und obwohl ich ſo glücklich bin, euch geſund und lebend vor mir zu ſehen, ſo habe ich doch nicht eher zu zittern aufgehört, als bis ihr mir erzähltet, daß das Pferd des Indianers euch ſo glücklicher Weiſe auf das Terraſſendach meines Palaſtes niedergeſetzt habe. Daſſelbe konnte ja eben ſo gut an tauſend anderen Orten geſchehen; indeß ich freue mich, daß der Zufall mir den Vorzug und die Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen. Derſelbe Zufall hätte euch leicht anderswohin führen können, allein nirgends würdet ihr lieber und gerner geſehen ſein als hier."

„Darum, mein Prinz, würde ich mich für ſehr empfindlich beleidigt halten müſſen, wenn ich glauben könnte, daß ihr den Gedanken, als wäret ihr mein Sklawe, im Ernſt geäußert hättet, und wenn ich ihn nicht vielmehr eurer Höflichkeit, als eurer innern aufrichtigen Geſinnung zuſchreiben müßte. Die Aufnahme, die ihr geſtern bei mir fandet, wird euch hinlänglich gezeigt haben, daß ihr hier eben ſo frei ſeid, als mitten am Hofe von Perſien."

»Was euer Herz betrifft,« fuhr die Prinzeſſinn von Bengalen in einem Tone fort, worin eben nichts Zurückweiſendes lag,“ ſo bin ich überzeugt, daß ihr nicht bis jezt gewartet haben werdet, um darüber zu verfügen, und daß eure Wahl gewiß nur auf eine ſolche Prinzeſſinn gefallen iſt, die es verdient; es würde mir daher ſehr leid thun, wenn ich euch Anlaß geben ſollte, eine Untreue an ihr zu begehen.“

Der Prinz Firus Schach wollte der Prinzeſſinn betheuern, daß er mit noch freiem Herzen von Perſien hierher gekommen ſei; allein in dem Augenblick, wo er das Wort nehmen wollte, meldete eine von den Frauen der Prinzeſſinn, daß das Mittageſſen aufgetragen ſei.

Dieſe Unterbrechung befreite den Prinzen und die Prinzeſſinn von einer Erklärung, die beide auf gleiche Weiſe in Verlegenheit geſetzt haben würde, und die ſie doch nicht weiter bedurften. Die Prinzeſſinn von Bengalen war nämlich von der Aufrichtigkeit des Prinzen von Perſien vollkommen überzeugt, und was den Prinzen betrifft, ſo ſchloß er, ob wehl die Prinzeſſinn ſich nicht weiter erklärt hatte, dennoch aus ihren Worten und aus dem geneigten Weſen, womit ſie ihn angehört hatte, daß er alle Urſach habe, mit ſeinem Glück zufrieden zu ſein.

Da die Kammerfrau der Prinzeſſinn bereits den Thürvorhang offen hielt, ſo ſagte die Prinzeſſinn von

Bengalen, indem ſie aufſtand, zu dem Prinzen von Perſien, der daſſelbe that: ſie pflege ſonſt nicht ſo frühzeitig zu Mittag zu ſpeiſen, indeß, da ſie befürchte, daß man ihm geſtern eine ſehr ſchlechte Abendmahlzeit vorgeſetzt, ſo habe ſie das Mittageſſen früher als gewöhnlich auftragen laſſen. Mit dieſen Worten führte ſie ihn in einen prächtigen Saal, wo die Tafel gedeckt und mit einer Fülle der trefflichſten Speiſen beſetzt war. Sie ſetzten ſich zu Tafel, und ſobald ſie Platz genommen hatten, begannen die Sklawinnen der Prinzeſſinn, die in großer Zahl, alle ſehr ſchön und reichgekleidet, da ſtanden, ein anmuthiges Konzert von Singſtimmen und Inſtrumenten, das die ganze Mahlzeit über dauerte.

Da das Konzert ſehr mild und ſanft und überhaupt ſo ausgeführt wurde, daß es den Prinzen und die Prinzeſſinn nicht weiter an der Unterhaltung hinderte, ſo ging ein großer Theil der Zeit damit hin, daß die Prinzeſſinn dem Prinzen vorlegte und ihn zum Eſſen aufforderte, während anderſeits der Prinz der Prinzeſſinn immer das Beſte vorzulegen ſuchte, um ihr in Worten und Manieren zuvorzukommen, welches ihm denn neue Artigkeiten und Verbindlichkeiten von Seiten der Prinzeſſinn zuzog, und in dieſem gegenſeitigen Austauſch von Artigkeiten und Aufmerkſamkeiten machte die Liebe nach beiden Seiten hin größere

Fortſchritte, als es bei einer abſichtlichen Zuſammenkunft unter vier Augen der Fall geweſen ſein würde.

Endlich ſtanden beide von der Tafel auf. Die Prinzeſſinn führte den Prinzen von Perſien in ein großes, prächtig gebautes, mit Gold und Himmelblau ſymmetriſch verziertes und reich ausgeſchmücktes Gemach. Sie ſetzten ſich darin aufs Sofa, welches eine ſehr anmuthige Ausſicht nach dem Garten des Palaſtes hatte, den der Prinz Firus Schach um der mannigfaltigen Blumen, Gebüſche und Bäume willen bewunderte, die von den in Perſien gewöhnlichen ganz verſchieden waren und ihnen an Schönheit nichts nachgaben.

»Prinzeſſinn,« ſagte der Prinz, »ich glaubte ſonſt, es gäbe auf der Welt nirgends außer Perſien prächtige Paläſte und bewundernswürdige Gärten, die der Majeſtät von Königen würdig wären, indeß ich ſehe, daß überall, wo große Könige ſind, ſie ſich Wohnungen zu erbauen wiſſen, die ihrer Größe und Macht angemeſſen ſind, und wenn auch in der Bauart derſelben und in anderen Nebenſachen einige Verſchiedenheit obwalter, ſo ſind ſie doch in der Größe und in der Pracht einander ähnlich.“

„Prinz,“ erwiederte die Prinzeſſinn von Bengalen, »da ich von den Paläſten Perſiens keinen Begriff habe, ſo kann ich auch nicht über eure Vergleichung derſelben mit dem meinigen urtheilen und euch meine

Anſicht darüber ſagen, allein, wie aufrichtig ihr auch immer ſein möget, ſo kann ich mich doch kaum überreden, daß dieſe Vergleichung ganz richtig iſt. Erlaubt mir daher zu glauben, daß eure Höflichkeit einen groſſen Antheil daran hat. Gleichwohl will ich meinen Palaſt vor euch nicht gerade verachten, denn ihr habt einen zu guten Geſchmack, als daß ihr nicht ein richtiges Urtheil darüber fällen ſolltet; allein ich verſichere euch, daß ich ihn nur höchſt mittelmäſſig finde, wenn ich ihn mit dem Palaſte des Königs, meines Vaters, vergleiche, welcher dieſen hier an Gröſſe, Schönheit und Reichthum weit übertrifft. Ihr ſelbſt mögt mir ſagen, was ihr davon denkt, wenn ihr denſelben geſehen haben werdet. Denn da der Zufall euch einmal in die Hauptſtadt dieſes Reichs geführt hat, ſo zweifle ich nicht, daß ihr nicht auch den König, meinen Vater, gern ſehen und begrüſſen möchtet, damit er euch die Ehre erweiſet, die einem Prinzen von eurem Range und Verdienſt gebühren."

Dreihundert und ſieben und neunzigſte Nacht.

Indem die Prinzeſſinn in dem Prinzen von Perſien die Neugierde rege machte, den Königspalaſt von Bengalen zu ſehen und darin den König, ihren Vater, zu begrüßen, ſo hoffte ſie, daß, wenn es ihr gelänge, ihr Vater beim Anblick eines ſo wohlgebildeten, klugen, vollkommenen und mit den vorzüglichſten Eigenſchaften ausgeſtatteten Prinzen ſich vielleicht entſchließen würde, ihm eine Heirathsverbindung anzutragen und ihm ſie ſelber zur Gemahlinn vorzuſchlagen; und da ſie außerdem überzeugt war, daß ſie dem Prinzen von Perſien nicht gleichgültig ſei und daß dieſer eine ſolche Verbindung nicht ablehnen würde, ſo hoffte ſie auf dieſem Wege zum Ziel ihrer Wünſche zu gelangen, und dabei zugleich jenen Wohlſtand zu beobachten, der einer Prinzeſſinn, die in allem ganz von dem Willen ihres königlichen Vaters abhängig erſcheinen wollte, zu beobachten geziemt. Doch der Prinz von Perſien antwortete ihr über dieſen Punkt nicht ganz ſo, wie ſie es erwartet hatte.

„Prinzeſſinn,“ erwiederte er, »eurer Verſicherung zufolge zweifele ich keinen Augenblick, daß der Palaſt des Königs von Bengalen den Vorzug vor dem eurigen verdient. Was euren Vorſchlag betrifft, daß ich eurem königlichen Vater meine Aufwartung machen ſolle, ſo würde ich mir nicht bloß ein Vergnügen, ſondern ſelbſt eine große Ehre daraus machen, ihn in Ausführung zu bringen. Indeß, Prinzeſſinn, ihr möget hierin ſelber entſcheiden. Würdet ihr mir wohl rathen, vor der Majeſtät eines ſo großen Fürſten wie ein bloßer Abenteurer ohne Gefolge und die für meinen Stand erforderliche Begleitung zu erſcheinen?“

„Prinz,“ antwortete die Prinzeſſinn, „das darf euch keine Unruhe machen, ihr dürft hier bloß wollen, und es wird euch nicht an Gelde fehlen, um euch ein ſo großes Gefolge anzuſchaffen, als euch beliebt; ich ſelbſt will es euch herbeiſchaffen. Wir haben hier Kaufleute von eurer Nation in ſehr großer Anzahl, und ihr dürft bloß beſtimmen, wie viel euch erforderlich ſcheint, um euch einen ſehr anſtändigen Hofſtaat zu bilden.“

Der Prinz Firus Schach errieth die Abſicht der Prinzeſſinn von Bengalen, und der ſichtbare Beweis, den ſie ihm von ihrer Liebe gab, erhöhte die Leidenſchaft, die er bereits für ſie gefaßt hatte; indeß, wie heftig dieſe auch war, ſo ließ ſie ihn doch nicht ſeine Pflicht vergeſſen. Er antwortete ihr alſo ohne Bedenken:

„Prinzeſſinn, ich würde euer höfliches Anerbieten, wofür ich euch nicht genug danken kann, herzlich gern annehmen, wofern die Unruhe, worin ſich mein königlicher Vater wegen meiner Entfernung befinden muß, mich nicht daran durchaus hinderte. Ich würde der Güte und Zärtlichkeit, die er ſtäts gegen mich bewieſen, unwürdig ſein, wenn ich nicht ſogleich zurückkehrte und mich zu ihm begäbe, um ſeine Unruhe zu ſtillen. Ich kenne ihn, und bin überzeugt, daß, während ich das Glück gehabt, der Unterhaltung mit einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſinn zu genießen, er in die tödtlichſte Betrübniß verſenkt iſt und jede Hoffnung mich wiederzuſehen aufgegeben hat. Ich hoffe, ihr werdet ſo gerecht ſein, von mir zu glauben, daß ich nicht wohl, ohne undankbar und ſtrafbar zu ſein, es aufſchieben kann, ihm durch meine Wiedererſcheinung das Leben wiederzugeben, welches ein längerer Aufſchub meiner Rückkehr ihm leicht für immer rauben könnte.“

Nachdem dieß geſchehen ſein wird, Prinzeſſinn,“ fuhr der Prinz von Perſien fort, "und ihr mich dann noch für würdig achtet, um nach dem Glück einer Verbindung mit euch ſtreben zu können, ſo werde ich, da mein Vater mich ſtäts verſichert hat, er werde mich in der Wahl einer Gemahlinn nie zwingen, ohne Mühe von ihm die Erlaubniß erhalten, hierher zurückzukehren, nicht als Unbekannter, ſondern als Prinz, und in ſeinem Namen den König von Bengalen zu bitten, durch eine Heirathsverbindung zwiſchen uns ein Bündniß mit ihm zu ſchließen. Ich bin überzeugt, daß er ſelber den erſten Schritt dazu thun wird, ſobald ich ihm die Großmuth gemeldet haben werde, womit ihr mich in meinem Unfall aufgenommen habt."

Bei der Art und Weiſe, womit ſich der Prinz von Perſien hierüber erklärte, war die Prinzeſſin von

Bengalen zu vernünftig, um noch weiter in ihn zu dringen, daß er ſich dem Könige von Bengalen zeigen oder irgend etwas, das ſeiner Ehre und Pflicht zuwiderlieſe, thun möchte, allein ſie war wegen ſeiner baldigen Abreiſe, die er vorhatte, ſehr bekümmert, und ſie fürchtete, daß, wenn er ſobald wieder von ihr Abſchied nähme, er, anſtatt ſein ihr gethanes Verſprechen zu halten, es vielmehr, ſobald er ſie nicht mehr ſähe, gänzlich vergeſſen würde. Um ihn davon abzubringen, ſagte ſie zu ihm:

"Prinz, indem ich euch den Vorſchlag machte, euch in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen, um den König, meinen Vater ſehen und ſprechen zu können, war es nicht meine Abſicht, einer ſo begründeten Einwendung, als ihr mir ſo eben machtet, und die ich nicht vorausſehen konnte, zu widerſprechen. Ich würde mich ſelber an dem Vergehen mitſchuldig machen, das ihr dann begehen würdet, wofern ich auch nur den geringſten Gedanken daran gehabt hätte; indeß ich kann es nicht billigen, daß ihr ſo bald ſchon an eure Rückreiſe denket, wie es doch der Fall zu ſein ſcheint. Erweiſet mir auf meine Bitte wenigſtens den Gefallen, euch noch ſo viel Friſt zu geſtatten, um euch hier umſehen zu können, und da einmal mein Glücksſtern gewollt hat, daß ihr gerade in das Königreich Bengalen, und nicht mitten in eine Wüſte oder auf den Gipfel eines ſteilen Gebirges, von wo kein Hinabweg möglich, gelangt ſeid, ſo fordere ich euch auf, euch doch wenigſtens hier ſo lange aufzuhalten, um von hier einige umſtändlichere Nachrichten an den perſiſchen Hof zurückzubringen."

Dieſe Aeußerungen der Prinzeſſinn von Bengalen bezweckten weiter nichts, als daß der Prinz Firus dadurch, daß er ſich etwas länger in ihrer Umgebung aufhielte, allmählig für ihre Reize noch leidenſchaftlicher eingenommen würde. Sie hoffte zugleich, daß dadurch ſein brennendes Verlangen, nach Perſien zurückzukehren, ſich etwas abkühlen und er ſich zuletzt entſchließen würde, öffentlich zu erſcheinen und ſich dem Könige von Bengalen vorzuſtellen. Der Prinz von Perſien konnte nach dem günſtigen Empfange und der Aufnahme, die er bei ihr gefunden, ihr nicht füglich die Gefälligkeit, die ſie von ihm verlangte, abſchlagen. Er war ſo artig, ihr dieß zu bewilligen, und die Prinzeſſinn dachte von nun an bloß darauf, ihm ſeinen Aufenthalt durch alle nur erdenklichen Vergnügungen ſo angenehm als möglich zu machen.

Mehrere Tage nach einander gab es nun nichts als Feſte, Bälle, Konzerte, glänzende Gaſtmahle oder köſtliche Zwiſchenmahlzeiten, oder Jagden im Thiergarten des Schloſſes, worin es alle Arten von Rothwild, Hirſche, Hinden, Dammhirſche, Rehböcke und dergleichen in Bengalen einheimiſche Thiere gab, deren Jagd gefahrlos war und der Prinzeſſinn beſonders zuſagte.

Am Schluß jeder Jagd pflegten der Prinz und die Prinzeſſinn an irgend einer Stelle des Thiergartens zuſammenzutreffen, wo man für ſie einen großen Teppich mit Polſterkiſſen ausbreitete, damit ſie deſto bequemer ſitzen konnten. Während ſie nun hier ihre Lebensgeiſter erfriſchten und ſich von der heftigen Anſtrengung, die ſie gehabt, wieder zu erholen ſuchten, unterhielten ſie ſich über allerlei Gegenſtände. Vor allen Dingen ſuchte die Prinzeſſinn gefliſſentlich das Geſpräch auf die Größe, die Macht, die Reichthümer und die Regierung Perſiens hinzulenken, damit ſie von den Aeußerungen des Prinzen ihrerſeits Anlaß nehmen könnte, mit ihm von dem Königreich Bengalen und deſſen Vorzügen zu ſprechen und dadurch ihn zu einem längeren Verweilen darin zu bewegen; allein es erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſich vorgeſetzt hatte.

Der Prinz von Perſien machte ihr wirklich ohne alle Uebertreibung eine ſo vortheilhafte Schilderung von der Größe des perſiſchen Reiches, von deſſen Pracht und Ueberfluß, von deſſen Kriegsmacht und Land- und Seehandel bis in die entfernteſten und unbekannteſten Länder, und von der Menge der großen Städte darin, die faſt eben ſo bevölkert waren, als ſeine Reſidenzſtadt, wo er ſelber vollſtändig eingerichtete Paläſte beſaß, die er je nach den verſchiedenen Jahreszeiten bewohnen und ſomit eines ewigen Frühlings genießen konnte, daß die Prinzeſſinn, noch ehe er ſeine Schilderung geendigt hatte, das Königreich Bengalen als dem perſiſchen Reiche weit nachſtehend betrachtete. Dieß ging ſo weit, daß, als er nach Endigung ſeiner Erzählung ſie um eine Schilderung der Vorzüge des Reiches von Bengalen bat, ſie ſich erſt nach inſtändigem Bitten von Seiten des Prinzen dazu entſchließen konnte.

Die Prinzeſſinn erfüllte alſo dem Prinzen dieſen Wunſch, allein, indem ſie mehrere entſchiedene Vorzüge, die das Königreich Bengalen vor dem perſiſchen Reiche offenbar voraus hatte, in Schatten zu ſtellen ſuchte, ließ ſie ihn ſo deutlich ihre Neigung merken, ihn dahin zu begleiten, daß er wohl abnehmen konnte, ſie würde gleich bei dem erſten Antrage, den er ihr in dieſer Hinſicht machen würde, ſogleich einwilligen. Indeß er hielt es nicht für angemeſſen, dieß früher zu thun, als bis er aus Gefälligkeit ſo lange bei ihr geweſen ſein würde, daß ſie nicht wohl, ohne das größte Unrecht zu begehen, ihn noch länger bei ſich feſthalten oder hindern konnte, ſeiner unerläßlichen Pflicht Genüge zu leiſten und ſich zu ſeinem königlichen Vater zurückzubegeben.

Dreihundert und acht und neunzigſte Nacht.

Zwei volle Monate hindurch überließ ſich der Prinz Firus Schach ganz dem Willen der Prinzeſſinn von Bengalen, indem er bei allen Luſtbarkeiten erſchien, die ſie nur irgend erſann und ihm zu Ehren geben mochte, als hätte er hinfort nichts weiter zu thun, als mit ihr auf dieſe Weiſe ſein Leben hinzubringen. Sobald indeß dieſe Zeitfriſt verſtrichen war, erklärte er ihr ganz ernſthaft, daß er ſchon zu lange ſeine Pflicht verſäumt habe und ſie nunmehr um die Erlaubniß bitten müſſe, dieſelbe erfüllen zu dürfen, indem er ihr nochmals das Verſprechen wiederholte, daß er unverzüglich, und zwar in einem ihrer und ſeiner würdigen Aufzuge, wiederkommen und bei dem Könige von Bengalen um ihre Hand anhalten würde.

»Prinzeſſinn,“ fügte der Prinz hinzu, »meine Worte mögen euch vielleicht Verdacht erregen, und auf meine Bitte um die erwähnte Erlaubniß mögt ihr mich vielleicht ſchon in die Reihe jener treuloſen Liebenden geſtellt haben, die den Gegenſtand ihrer Liebe vergeſſen, ſobald ſie von ihm entfernt ſind; indeß zum Beweiſe der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſinn, als ihr ſeid, die mich, wie ich nicht mehr zweifeln darf, wieder liebt würde ich es wagen, um die Erlaubniß zu bitten, euch mitnehmen zu dürfen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß ihr mein Begehren als eine Beleidigung aufnehmen könntet.“

Da der Prinz Firus Schach bemerkte, daß die Prinzeſſinn bei dieſen letzten Worten erröthete und ohne das mindeſte Zeichen von Unwillen bei ſich hin und her ſchwankte, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollte, ſo fuhr er fort:

„Prinzeſſinn, was die Einwilligung des Königs, meines Vaters, und den Empfang, womit er euch in ſeine Familienverbindung aufnehmen wird, anbetrifft, ſo kann ich euch darüber vollkommen beruhigen. Was aber den König von Bengalen betrifft, ſo müßte er nach alle den Beweiſen von Zärtlichkeit, Freundſchaft und Achtung, die er euch ſtäts erwieſen und noch erweiſet, ein ganz anderer ſein, als ihr mir ihn geſchildert habt, das heißt, er müßte ein Feind eurer Ruhe und eures Glücks ſein, wenn er die Geſandſchaft, die mein königlicher Vater an ihn ſenden wird, um ſeine Genehmigung zu unſerer Vermählung zu erhalten, nicht wohlwollend aufnehmen ſollte.“

Die Prinzeſſinn von Bengalen antwortete auf dieſe Aeußerung des Prinzen weiter nichts; doch ihr Stillſchweigen und ihre zur Erde geſenkten Augen verriethen deutlicher als jede Erklärung, daß ſie keine Abneigung dagegen habe, ihn nach Perſien zu begleiten, und daß ſie darein willige. Die einzige Schwierigkeit, die ſie noch an der Sache zu finden ſchien, beſtand darin, daß der Prinz von Perſien noch nicht genug geübt ſei, um das Pferd lenken zu können, und daß ſie fürchtete, mit ihm wieder in dieſelbe Verlegenheit zu gerathen, als die war, da er allein den Verſuch gemacht hatte. Indeß der Prinz Firus Schach wußte ihr ſo gut dieſe Furcht zu benehmen, indem er ſie überzeugte, daß ſie ſich ihm ganz anvertrauen und daß er ſeit dem letzten Vorfalle es mit dem Indianer ſelber in Lenkung des Pferdes aufnehmen könne, ſo daß ſie von nun an bloß darauf dachte, mit ihm ſo geheime Maßregeln für ihre Abreiſe zu treffen, daß niemand von ihrem Plane das mindeſte ahnen könnte.

Es gelang, und ſchon am folgenden Morgen kurz vor Tagesanbruch, während ihr ganzer Palaſt noch im tiefſten Schlafe lag, begab ſie ſich mit dem Prinzen auf die Terraſſe, und dieſer wendete das Pferd nach der Gegend von Perſien hin und ſtellte es ſo, daß die Prinzeſſinn ſich mit Leichtigkeit auf das Hinterkreuz deſſelben ſetzen konnte. So ſtieg er zuerſt hinauf, und nachdem die Prinzeſſinn zu größerer Sicherheit ſeine Hand angefaßt und ſich mit aller Bequemlichkeit hinter ihn geſetzt und ihm angezeigt hatte, daß er jezt aufbrechen könnte, drehte er denſelben Wirbel, den er vormals in der Hauptſtadt von Perſien herumgedreht, und das Pferd führte ſie in die Lüfte empor.

Das Pferd eilte mit der gewohnten Schnelligkeit, und der Prinz Firus Schach lenkte es ſo, daß er etwa binnen drittehalb Stunden die Hauptſtadt Perſiens erblickte. Er ſtieg weder auf dem großen Platze, von wo er abgegangen war, noch in dem Palaſte des Sultans, ſondern in einem Luſtſchloſſe ab, das nicht weit von der Stadt entfernt war. Hier führte er die Prinzeſſinn in das ſchönſte Zimmer, und ſagte ihr, daß er, um ihr die gebührenden Ehrenbezeigungen zu verſchaffen, den Sultan, ſeinen Vater, von ihrer Ankunft benachrichtigen gehen und daß ſie ihn nach kurzer Friſt wiederſehen würde, unterdeß aber gebe er dem Kaſtellan des Schloſſes, der zugegen war, Befehl, es ihr an keiner Sache, die ſie irgend bedürfen würde, fehlen zu laſſen.

Nachdem der Prinz die Prinzeſſinn in ihrem Zimmer verlaſſen hatte, befahl er dem Kaſtellan, ihm ein Pferd ſatteln zu laſſen. Das Pferd wurde ihm herbeigeführt, er ſchwang ſich hinauf, und nachdem er den Kaſtellan zur Prinzeſſinn zurückgeſchickt hatte, mit dem Befehl, ihr vor allen Dingen aufs ſchleunigſte ein Frühſtück vorſehen zu laſſen, ritt er von dannen. Unterweges und in den Straßen der Stadt, durch die er reiten mußte, um nach dem Palaſte zu gelangen, wurde er von dem Volke, das ſeit ſeinem Verſchwinden bereits verzweifelt hatte, ihn je wiederzuſehen, und deſſen Traurigkeit ſich jezt in Freude vewandelte, mit lautem Beifallruf begrüßt. Der Sultan, ſein Vater, hielt eben eine öffentliche Sitzung, als er in der Mitte der ganzen Rathsverſammlung, die ſo wie der Sultan ſeit jenem Tage ſeines Verſchwindens Trauer angelegt hatte, plötzlich erſchien. Der Sultan umarmte ihn beim Empfange mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit, und fragte ihn neugierig, was aus dem Pferde des Indianers geworden ſei.

Dieſe Frage veranlaßte den Prinzen, dem Sultan, ſeinem Vater, die Verlegenheit und Gefahr, worin er ſich befunden, als ihn das Pferd in die Lüfte geführt hatte, zu erzählen, ferner, wie er ſich aus derſelben gezogen, und ſodann in das Schloß der Prinzeſſinn von Bengalen gelangt ſei, welche gute Aufnahme er daſelbſt gefunden, aus welchem Grunde er ſich länger, als ihm geziemte, bei ihr aufgehalten, wie gefällig ſie ſich gegen ihn bewieſen und wie ſie ſich zuletzt ſogar von ihm bewegen gelaſſen, ihn nach Perſien zu begleiten, nachdem ſie ihm ihre Hand verſprochen.

„Und, Herr,“ ſo ſchloß der Prinz ſeinen Bericht, „nachdem ich ihr ebenfalls verſprochen, daß ihr mir eure Einwilligung nicht verſagen würdet, habe ich ſie auf dem Pferde des Indianers mit hierher gebracht. Sie wartet in einem der Luſtſchlöſſer Euer Majeſtät, wo ich ſie gelaſſen habe, bloß auf die Nachricht, daß mein ihr gegebenes Verſprechen kein leeres geweſen.“

Bei dieſen Worten warf ſich der Prinz vor dem

Sultan, ſeinem Vater, nieder, um ihn zu erweichen; doch dieſer hielt ihn davon zurück, umarmte ihn nochmals und ſagte:

„Mein Sohn, ich genehmige nicht bloß deine Vermählung mit der Prinzeſſinn von Bengalen, ſondern ich will ihr auch ſogar perſönlich meinen Beſuch abſtatten, ihr für das, was ich ihr ſchuldig bin, meinen Dank abſtatten, ſie in meinen Palaſt hierher führen und noch heute die Hochzeit feiern.“

Nachdem der Sultan wegen ſeines Beſuchs, den er der Prinzeſſinn von Bengalen abſtatten wollte, die nöthigen Befehle erlaſſen, befahl er ſofort, daß man die Trauerkleider ablegen und die öffentlichen Luſtbarkeiten durch den Klang von Pauken, Trompeten und Trommeln und anderer kriegeriſchen Muſik beginnen ſollte, zugleich befahl er, den Indianer aus dem Gefängniß herauszulaſſen und vor ihn zu führen.

Der Indianer ward herbeigeführt und ihm vorgeſtellt. Der Sultan ſagte zu ihm:

„Ich hatte mich deiner Perſon verſichern laſſen, damit dein Leben, obwohl dieß Opfer weder meinem Zorn noch meiner Betrübniß genügt haben würde, mir für das Leben meines Sohnes Bürgſchaft leiſten möchte. Danke Gott dafür, daß ich ihn jezt wiedergefunden habe. Geh, nimm dein Pferd wieder, und laß dich nie mehr vor mir blicken.“

Als der Indianer ſich von dem Angeſicht des Sultans entfernt und von denen, die ihn aus dem Gefängniß gelaſſen, erfahren hatte, daß der Prinz Firus Schach zurückgekehrt und die Prinzeſſinn auf ſeinem Zauberpferde mitgebracht habe, ferner an welchem Orte er abgeſtiegen und ſie zurückgelaſſen, und daß der Sultan bereits Anſtalten träfe, ſie abzuholen und ſie nach ſeinem Palaſte zu führen, ſäumte er nicht, ihm und dem Prinzen zuvorzukommen. Er begab ſich eiligſt und ohne Zeit zu verlieren nach dem Luſtſchloſſe, wendete ſich an den Kaſtellan und ſagte ihm, er käme im Namen des Sultans und des Prinzen von Perſien, um die Prinzeſſinn von Bengalen hinter ſich aufs Pferd zu nehmen und ſie durch die Luft zu dem Sultan zu führen, der — wie er verſicherte — auf dem Platze vor ſeinem Palaſte ſie erwartete, um ſie zu empfangen und ſeinem Hofe und der Stadt Schiras dieß Schauſpiel zu geben.

Der Indianer war dem Kaſtellan nicht unbekannt, welcher wußte, daß der Sultan ihn hatte verhaften laſſen, und der Kaſtellan machte um ſo weniger Schwierigkeit, ſeinen Worten Glauben beizumeſſen, da er ihn in Freiheit ſah. Er ſtellte ſich nun der Prinzeſſinn von Bengalen vor, und dieſe hatte kaum vernommen, daß er insbeſondere im Namen des Prinzen käme, als ſie auch ſchon einwilligte, den Wunſch des Prinzen — wie ſie glaubte — zu erfüllen.

Der Indianer freute ſich innerlich über die Leichtigkeit, womit ihm die Ausführung ſeines boshaften Planes gelang, ſtieg aufs Pferd, hob die Prinzeſſinn mit Hülfe des Kaſtellans hinter ſich auf daſſelbe, drehte den Wirbel und ſogleich führte das Pferd ihn und die Prinzeſſinn hoch in die Lüfte empor.

Dreihundert und neun und neunzigſte Nacht.

In demſelben Augenblick kam der Sultan von Perſien in Begleitung ſeines ganzen Hofes aus ſeinem Palaſte, um ſich nach dem Luſtſchloſſe zu begeben, und der Prinz von Perſien eilte ſo eben voraus, um die Prinzeſſinn von Bengalen auf den Empfang vorzubereiten, als der Indianer abſichtlich mit ſeiner Beute über die Stadt hinſchwebte, um gleichſam dem Sultan und dem Prinzen Trotz zu bieten und ſich für die ungerechte Behandlung, die er erlitten, zu rächen.

Als der Sultan von Perſien den Entführer bemerkte, den er bald erkannte, ſo machte er mit um ſo größerer Beſtürzung Halt, da es unmöglich war, jenen für die entſetzliche Beſchimpfung, die er ihm ſo vor aller Augen anthat, irgend zu züchtigen. Er ſtieß nebſt ſeinen Hofleuten und allen denen, welche Zeugen einer ſo ausgezeichneten Unverſchämtheit und einer ſo beiſpielloſen Bosheit waren, tauſend Verwünſchungen gegen ihn aus. Doch der Indianer ließ ſich durch dieſe

Schmähungen, deren dumpfer Laut bis zu ihm hinaufdrang, nicht im mindeſten rühren, ſondern ſetzte ſeine Reiſe fort, während der Sultan von Perſien in ſeinen Palaſt zurückkehrte, voll der tödtlichſten Kränkung darüber, daß er eine ſo abſcheuliche Beleidigung erleiden und den Urheber derſelben zu beſtrafen außer Stande ſein ſollte.

Indeß wie groß war erſt die Betrübniß des Prinzen Firus Schach, als er mit eigenen Augen, ohne es im geringſten hindern zu können, ſehen mußte, wie der Indianer ihm die Prinzeſſinn von Bengalen entführte, die er ſo leidenſchaftlich liebte, daß er nicht mehr ohne ſie zu leben vermochte. Bei dieſem Anblick, auf den er gar nicht gefaßt war, blieb er wie ſtarr und unbeweglich. Doch ehe er noch überlegt hatte, ob er in die heftigſten Schmähworte gegen den Indianer ausbrechen, oder das traurige Loos der Prinzeſſinn beklagen, oder ſie um Verzeihung bitten ſolle, wegen der zu wenigen Vorſicht, womit er für ſie geſorgt, die ſich ihm ſo ganz und auf eine Weiſe hingegeben hatte, die ihre Liebe zu ihm genugſam bewies, — hatte das Pferd, welches die beiden mit unglaublicher Schnelligkeit davontrug, ſie bereits ſeinen Augen entzogen. Was ſollte er nun thun? Sollte er in den Palaſt des Sultans, ſeines Vaters, zurückkehren, ſich in ſein Zimmer verſchließen, und ſich in ſeine Betrübniß verſenken, ohne einen Schritt zur Verfolgung des Entführers zu thun, um die Prinzeſſinn aus ſeinen Händen zu befreien und ihn nach Gebühr zu beſtrafen? Sein Edelſinn, ſeine Liebe, ſein Muth ließen dieß nicht zu, und er ſetzte alſo ſeinen Weg nach dem Luſtſchloſſe fort.

Bei ſeiner Ankunft trat ihm der Kaſtellan, der ſeine Leichtgläubigkeit und daß ihn der Indianer hintergangen, nun mehr einſah, mit Thränen in den Augen entgegen, warf ſich ihm zu Füßen, klagte ſich ſelber des Verbrechens an, das er begangen zu haben vermeinte, und verurtheilte ſich ſelber zum Tode, den er von der Hand des Prinzen erwartete.

"Steh auf," ſagte der Prinz zu ihm, "nicht Dir lege ich die Entführung der Prinzeſſinn zur Laſt, ſondern mir allein und meiner Einfalt. Gehe jetzt, ohne Zeit zu verlieren, und ſuche mir ein Derwyſch-Kleid, doch hüte dich, jemandem zu ſagen, daß es für mich iſt."

Nicht weit von dem Luſtſchloſſe lag ein Derwyſch-Kloſter, deſſen Scheich oder Oberer ein Freund des Kaſtellans war. Der Kaſtellan ging zu dieſem, vertraute ihm fälſchlicher Weiſe, ein bedeutender Hofbeamte, dem er große Verbindlichkeiten ſchuldig, ſei in Ungnade gefallen, und er wünſche ihm gern dazu behülflich zu ſein, daß er ſich dem Zorn des Sultans entziehen könne, und ſo bekam er denn ohne Schwierigkeit, was er wollte, und brachte dem Prinzen Firus Schach eine vollſtändige Derwyſch-Kleidung. Der

Prinz legte ſofort ſeine Kleidung ab, und zog dieſe an. Nachdem er ſich nun ſo verkleidet, und für ſeine Ausgaben und Reiſebedürfniſſe ſich mit einer Schachtel voll Perlen und Diamanten, die er eigentlich zu einem Geſchenk für die Prinzeſſinn von Bengalen beſtimmt gehabt, verſehen hatte, entfernte er ſich bei Anbruch der Nacht aus dem Luſtſchloſſe, ohne zu wiſſen, welchen Weg er einſchlagen ſolle, doch feſt entſchloſſen, nicht eher zurückzukehren, als bis er ſeine Prinzeſſinn gefunden hätte und ſie wieder zurückbrächte.

Um indeß wieder auf den Indianer zurückzukommen, ſo lenkte dieſer das Zauberpferd dergeſtalt, daß er noch an demſelben Tage ſehr zeitig in einem Gehölz nahe an der Hauptſtadt des Königreichs Kaſchemir [5] anlangte. Da ihn hungerte und er vermuthete, daß die Prinzeſſinn von Bengalen wohl ein gleiches Bedürfniß empfinden möchte, ſo ſtieg er in dieſem Gehölze ab und ließ die Prinzeſſinn daſelbſt auf einem grünen Raſenplatze an einem ſehr kühlen und ſilberhellen Bache.

Während der Abweſenheit des Indianers hätte die Prinzeſſinn von Bengalen, die ſich in der Gewalt eines unwürdigen Entführers ſah, deſſen Gewaltthätigkeit ſie fürchtete, ſich gern geflüchtet und einen Zufluchtsort aufgeſucht, doch da ſie am Morgen bei ihrer Ankunft im Luſtſchloſſe nur einen ſehr leichten Imbiß zu ſich genommen hatte, ſo fühlte ſie ſich, als ſie ihren

Plan ausführen wollte, ſo ſchwach, daß ſie genöthigt war, ihn aufzugeben und ſich auf keine weitere Hilfe als auf ihren Muth zu verlaſſen, doch mit dem feſten Entſchluſſe, lieber den Tod zu erleiden, als ſich einer Untreue gegen den Prinzen von Perſien ſchuldig zu machen. Darum ließ ſie ſich vom Indianer zum Eſſen nicht zweimal nöthigen, ſondern aß mit und bekam davon ſo viel Kraft, um dem Indianer auf ſeine unverſchämten Reden, die er am Schluß der Mahlzeit zu führen anfing, muthig zu antworten. Da ſie ſah, daß der Indianer nach einigen Drohungen ſich anſchickte, ihr Gewalt anzuthun, ſtand ſie auf, um ihm Widerſtand zu leiſten, und ſtieß ein heftiges Geſchrei aus. Dieß Geſchrei lockte augenblicklich einen Trupp Reiter herbei, die ſie und den Indianer umringten.

Es war der Sultan des Königreichs Kaſchemir, der, mit ſeinem Gefolge von der Jagd zurückkehrend, zum Glück für die Prinzeſſinn gerade an dieſem Orte vorüberitt, und der auf den vernommenen Lärm herbeigeeilt war. Er wandte ſich an den Indianer mit der Frage, wer er ſei, und was für Anſprüche er an die Schöne mache, die er da vor ſich ſähe. Der Indianer antwortete unbeſonnener Weiſe, es ſei ſeine Frau, und der Streit, den er mit ihr habe, gehe niemanden weiter etwas an.

Die Prinzeſſinn, welche weder den Rang noch den

Stand deſſen kannte, der ſo zur glücklichen Stunde zu ihrer Befreiung erſchien, ſtrafte den Indianer Lügen und ſagte:

„Gnädiger Herr, wer ihr auch ſein möget, den der Himmel mir zu meiner Rettung ſendet, habt Mitleid mit einer Prinzeſſinn, und glaubt dieſem Betrüger nicht. Gott behüte, daß ich je die Frau eines elenden und verächtlichen Indianers werden ſollte. Es iſt ein abſcheulicher Zauberer, der mich heute dem Prinzen von Perſien, dem ich zur Gemahlinn beſtimmt war, geraubt und mich auf dieſem Zauberpferde, welches ihr da ſehet, hieher geführt hat.“

Die Prinzeſſinn von Bengalen bedurfte nicht erſt vieler Worte, um den Sultan von Kaſchemir zu überzeugen, daß ſie die Wahrheit rede. Ihre Schönheit, die Würde ihres ganzen Weſens, ihre Thränen ſprachen für ſie; ſie wollte noch weiter ſprechen, allein der Sultan von Kaſchemir, der über die Unverſchämtheit des Indianers mit Recht ergrimmte, ließ, ohne weiter auf ſie zu hören, ihn auf der Stelle umbringen, und befahl, daß ihm der Kopf abgehauen werden ſolle. Dieſer Befehl ward um ſo leichter vollzogen, da der Indianer, der dieſen Raub gleich bei ſeinem Heraustritt aus dem Gefängniß begangen, keine Vertheidigungswaffen bei ſich hatte.

Die Prinzeſſinn von Bengalen war kaum von den Nachſtellungen des Indianers befreit, ſo gerieth ſie auch ſchon in andere, die für ſie nicht minder betrübend waren. Der Sultan ließ ihr ſogleich ein Pferd geben, führte ſie nach ſeinem Palaſte, räumte ihr darin das prachtvollſte Zimmer nach dem ſeinigen ein, und gab ihr eine große Anzahl von Sklawinnen zur Bedienung, ſo wie auch Verſchnittene zu ihrer Bewachung. Er führte ſie in dieſes Zimmer, und ſagte daſelbſt zu ihr, ohne ihr Zeit zu laſſen, ihm für dieſe großen Verpflichtungen zu danken:

"Prinzeſſinn, ich zweifle nicht, daß ihr Ruhe nöthig haben werdet, ich laſſe euch daher jezt ungeſtört, um ſie zu genießen. Morgen werdet ihr vielleicht eher im Stande ſein, mir das Nähere über euer ſeltſames Abenteuer zu erzählen." Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Vierhundertſte Nacht.

Die Prinzeſſinn von Bengalen hatte eine unausſprechliche Freude darüber, daß ſie in ſo kurzer Zeit von den Nachſtellungen eines Menſchen befreit worden war, den ſie nur mit Abſcheu betrachten konnte, und ſie ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, der Sultan werde ſeiner Großmuth die Krone aufſetzen und ſie dem Prinzen von Perſien wieder zurückſenden, ſobald ſie ihm erzählt haben würde, inwiefern ſie dieſem angehöre, und ihn um dieſe Gnade gebeten haben würde. Allein es fehlte viel, daß dieſe ihre Hoffnung in Erfüllung gegangen wäre.

Der König von Kaſchemir hatte nämlich den Beſchluß gefaßt, ſich ſchon den folgenden Tag mit ihr zu vermählen, und hatte ſchon bei Tages Anbruch durch den Klang von Pauken, Trommeln, Trompeten und anderer Fröhlichkeit erweckenden Inſtrumente, die nicht bloß im Palaſte, ſondern durch die ganze Stadt ertönten, den Anfang der Vermählungsluſtbarkeiten ankündigen laſſen. Die Prinzeſſinn von Bengalen erwachte von dem Lärm dieſer rauſchenden Muſik, und ſchrieb die Urſache deſſelben eher jedem andern, als dem wirklichen Anlaß deſſelben, zu. Doch als der Sultan von Kaſchemir, welcher befohlen hatte, es ihm zu melden, ſobald ſie einen Beſuch anzunehmen im Stande ſein würde, kam und ſie beſuchte, und nachdem er ſich nach ihrem Befinden erkundigt, ihr anzeigte, daß dieſer Trompeten- und Paukenklang, den ſie höre, die Feier ihrer Hochzeit verkünden ſollte, und ſie zugleich an derſelben theilzunehmen bat, ſo war ihre Beſtürzung ſo groß, daß ſie in Ohnmacht fiel.

Die Frauen der Prinzeſſinn, welche zugegen waren, eilten ihr zu Hilfe, und der Sultan ſelber bot alles auf, um ſie wieder zum Leben zu bringen, doch ſie blieb lange in dieſem Zuſtande, ehe ſie wieder zur Beſinnung kam. Endlich kam ſie wieder zu ſich, und um nun nicht ihr, dem Prinzen Firus Schach gegebenes Wort brechen zu dürfen, noch auch in die Vermählung zu willigen, die der Sultan von Kaſchemir, ohne ſie erſt zu befragen, beſchloſſen hatte, faßte ſie den Entſchluß, ſich zu ſtellen, als wäre in der Ohnmacht ihr Verſtand verwirrt worden. Sie fing nun an, in Gegenwart des Sultans die ungereimteſten Reden zu führen, ja ſie ſtand ſogar auf, um auf ihn loszuſtürzen, ſo daß der Sultan durch dieſen unangenehmen Zufall ſehr überraſcht und betrübt wurde. Da er ſah, daß ſie nicht wieder zu Verſtande kam, ließ er ſie mit ihren Frauen allein, denen er anempfahl, nicht von ihrer Seite zu weichen und die eifrigſte Sorge für ihre Perſon zu tragen. Den ganzen Tag über ließ er ſich ſehr oft nach ihrem Befinden erkundigen, und jedesmal meldete man ihm entweder, es ſei mit ihr noch immer beim Alten, oder, das Uebel habe zugenommen, anſtatt abzunehmen. Das Uebel ſchien am Abend ſogar noch heftiger zu werden, als es am Tage geweſen war, und ſo konnte denn der Sultan dieſe Nacht nicht das Glück genießen, das er ſich verſprochen hatte.

Die Prinzeſſinn von Bengalen fuhr mit ihren närriſchen Reden und andern Zeichen einer großen Geiſtesverwirrung nicht bloß den folgenden Tag fort, ſondern auch die folgenden Tage ging es eben ſo, bis endlich der Sultan von Kaſchemir ſich genöthigt ſah, die Aerzte ſeines Hofes zu verſammeln, mit ihnen über dieſe Krankheit zu ſprechen und ſie zu fragen, ob ſie nicht Mittel dagegen wüßten.

Die Aerzte erwiederten nach einer gemeinſamen Berathung einſtimmig, es gäbe mehrere Arten und Grade von dieſer Krankheit, von denen einige ihrer Natur nach geheilt werden könnten, andere dagegen ganz unheilbar wären, und ſie könnten nun nicht wiſſen, von welcher Art die Krankheit der Prinzeſſinn von Bengalen ſei, ohne ſie zuvor geſehen zu haben. Der Sultan befahl daher den Verſchnittenen, einen nach dem andern, und zwar jeden nach ſeinem Range, in das Zimmer der Prinzeſſinn einzuführen.

Die Prinzeſſinn, welche dieß vorausgeſehen hatte und nun befürchtete, daß, wenn ſie die Aerzte ſich nahe kommen und ſich von ihnen an den Puls fühlen ließe, auch der unerfahrenſte zulezt merken würde, daß ſie völlig geſund und daß ihre Krankheit bloße Verſtellung ſei, that folgendes. So wie einer zu ihr eintrat, gerieth ſie in eine ſo heftige Wuth und Abneigung gegen dieſelben, und that ſo, als wollte ſie ihnen, wenn ſie näher kämen, das Geſicht zerkratzen, daß auch nicht ein einziger ſich dieſer Gefahr auszuſetzen wagte.

Einige von denen, die ſich für geſchickter als andere ausgaben und ſich rühmten, Krankheiten beim bloßen Anblick beurtheilen zu können, verordneten ihr gewiſſe Tränke, die ſie ohne Schwierigkeit einnahm, da ſie ja verſichert war, es ſtände in ihrer Gewalt, ſich ſo lange krank zu ſtellen, als ſie Luſt habe und es für nöthig erachte, und daß dieſe Getränke ihr überdieß nicht ſchaden könnten.

Vierhundert und eine Nacht.

Als der Sultan von Kaſchemir ſah, daß die Aerzte ſeines Hofes in Hinſicht auf die Heilung der Prinzeſſinn nichts ausgerichtet hatten, berief er die ſeiner Hauptſtadt, deren Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit und Erfahrung keinen beſſern Erfolg hatte. Endlich ließ er die Aerzte aus den übrigen Städten ſeines Reichs, und zwar diejenigen, welche in ihrem Fache die berühmteſten waren, zu ſich berufen. Indeß ſie fanden bei der Prinzeſſinn keine günſtigere Aufnahme als die früheren, und alles, was ſie verordneten, blieb ohne Erfolg. Zuletzt fertigte er in die Länder, Reiche und an die Höfe der benachbarten Fürſten Eilboten mit förmlichen Anfragen an die berühmteſten Aerzte ab, mit dem Verſprechen, daß er diejenigen, die nach ſeiner Hauptſtadt kommen wollten, reichlich bezahlen, und den, der die Kranke heilen würde, fürſtlich belohnen werde.

Mehrere dieſer Aerzte unternahmen wirklich die Reiſe, doch auch nicht ein einziger konnte ſich rühmen, glücklicher geweſen zu ſein als die Aerzte des Landes und des Hofes, und kein einziger konnte ihren Verſtand wieder zurecht bringen, — weil dieß überhaupt nicht von ihnen, noch auch von ihrer Kunſt, ſondern von dem Willen der Prinzeſſin ſelber abhing.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte der Prinz Firus Schach, als Derwyſch verkleidet, mehrere Länder und deren Hauptſtädte durchſtreift, und zwar, abgeſehen von den Beſchwerden der Reiſe, mit um ſo betrübterem Herzen, da er nicht wußte, ob er nicht gerade eine entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen habe, als er ſollte, um von dem geſuchten Gegenſtande Nachricht zu erfahren.

Indem er fortwährend auf alle Neuigkeiten, die man ſich in den Städten, durch welche er reiſte, erzählte, aufmerkſam war, gelangte er endlich in eine große Stadt Indiens, wo man ſehr viel von einer Prinzeſſinn von Bengalen ſprach, die an demſelben Tage, den der Sultan von Kaſchemir zur Vermählung mit ihr beſtimmt gehabt, an ihrem Verſtande verwirrt worden ſei. Bei der Nennung der Prinzeſſinn von Bengalen vermuthete er ſogleich, daß es diejenige ſei, um derentwillen er dieſe Reiſe machte, und zwar um ſo mehr, da er am Hofe von Bengalen nie von einer andern Prinzeſſinn, außer der ſeinigen, je das geringſie gehört hatte. Im Vertrauen auf dieß allgemein verbreitete Gerücht nahm er nun ſeinen Weg nach dem Königreiche Kaſchemir und deſſen Hauptſtadt. Bei ſeiner Ankunft in dieſer Stadt kehrte er in einen Chan ein, wo er noch an demſelben Tage die Geſchichte der Prinzeſſinn von Bengalen und das traurige, obwohl verdiente, Ende des Indianers erfuhr, der ſie auf dem Zauberpferde entführt hatte, — ein Umſtand, der ihn nicht länger zweifeln ließ, daß es wirklich die Prinzeſſinn ſei, die er ſuchte, und daß folglich der Sultan umſonſt ſein Geld an die Aerzte verſchwendet hatte, die ſie nicht zu heilen vermochten.

Sobald der Prinz von Perſien ſich von allen einzelnen Umſtänden unterrichtet hatte, ließ er ſich den folgenden Tag ſchon die Kleidung eines Arztes machen, und in dieſer Kleidung und in dem langen Bart, den er ſich unterweges hatte wachſen laſſen, ging er durch die Straßen und gab ſich für einen Arzt aus. Voll Ungeduld, ſeine Prinzeſſinn zu ſehen, ſäumte er nicht, nach dem Palaſte des Sultans zu gehen, wo er mit einem der Hofbeamten zu ſprechen verlangte. Man wies ihn an den Oberaufſeher der Verſchnittenen, zu welchem er ſagte, man werde es ihm vielleicht als eine Keckheit auslegen, daß er als Arzt komme und ſich erbiete, mit der Heilung der Prinzeſſinn noch einen Verſuch zu machen, nachdem ſo viele vor ihm dieß nicht im Stande geweſen wären, indeß er hoffe, vermöge gewiſſer eigenthümlicher Mittel, die er kenne und bewährt gefunden habe, bei ihr jene Heilung zu bewirken, welche die früheren nicht hätten bewirken können. Der Oberaufſeher der Verſchnittenen ſagte ihm, daß er ſehr willkommen ſei, und daß der Sultan ihn ſehr gern ſehen würde, und, wenn es ihm gelänge, die frühere Geſundheit der Prinzeſſinn wieder herzuſtellen, er eine Belohnung erwarten dürfe, die der Freigebigkeit des Sultans, ſeines Herrn, angemeſſen ſein werde. „Wartet ein wenig,“ fuhr er fort, „ich werde augenblicklich wieder bei euch ſein.“

Es war ſchon lange Zeit her, daß kein Arzt ſich mehr angeboten hatte, und der Sultan von Kaſchemir hatte zu ſeiner großen Betrübniß faſt ſchon die Hoffnung verloren, die Prinzeſſinn von Bengalen jemals wieder zu ihrer vorigen Geſundheit zurückkehren zu ſehen, und zugleich auch die Hoffnung, ihr durch eine Verheirathung mit ihr den hohen Grad ſeiner Liebe an den Tag zu legen. Darum befahl er dem Oberhaupt ſeiner Trabanten, den angemeldeten Arzt ſchnell vor ihn zu führen.

Der Prinz von Perſien wurde nun dem Sultan von Kaſchemir in der Tracht und Verkleidung eines Arztes vorgeſtellt, und der Sultan ließ, ohne weiter mit unnützen Reden die Zeit zu verlieren, nachdem er ihm zuvor angezeigt hatte, daß die Prinzeſſinn von Bengalen den Anblick keines Arztes ertragen könne, ohne in eine heftige Wuth zu gerathen, die ihr Uebel nur noch vermehrte, ihn ſofort in ein in der Höhe angebrachtes Gemach hinaufſteigen, von wo er ſie durch ein Gitterfenſter unbemerkt beobachten konnte.

Der Prinz Firus Schach ſtieg hinauf, und erblickte ſeine liebenswürdige Prinzeſſinn nachläſſig daſitzend, indem ſie mit Thränen in den Augen ein Lied ſang, worin ſie ihr unglückliches Loos beklagte, welches ſie für immer vielleicht ihres zärtlich geliebten Gegenſtandes beraubt habe.

Der Prinz, von der traurigen Lage gerührt, worin er ſeine theure Prinzeſſinn erblickte, bedurfte keiner anderen Kennzeichen, um einzuſehen, daß ihre Krankheit bloß Verſtellung ſei, und daß ſie bloß aus Liebe zu ihm ſich dieſen grauſamen Zwang auflege. Er ſtieg aus dem verborgenen Gemach wieder herab, meldete dem Sultan, von welcher Art die Krankheit der Prinzeſſinn und daß ſie gar nicht unheilbar ſei, und ſagte zugleich, daß er, wofern er ihre Heilung bewirken ſolle, durchaus mit ihr allein und unter vier Augen ſprechen müſſe; was übrigens ihre Anwandlungen beim Anblick eines jeden Arztes anbetreffe, ſo hoffe er, daß ſie ihn günſtig aufnehmen und anhören würde.

Vierhundert und zweite Nacht.

Der Sultan ließ die Thür, welche in das Zimmer der Prinzeſſinn führte, öffnen, und der Prinz Firus Schach trat hinein. Sobald die Prinzeſſinn, die ihn für einen Arzt hielt, weil er eine ſolche Kleidung trug, erſcheinen ſah, ſtand ſie wie eine Wüthende auf, drohte ihm und überhäufte ihn mit Schmähungen. Dieß hinderte ihn indeß nicht, ihr näher zu treten, und als er nahe genug war, um ſich ihr verſtändlich zu machen, ſo ſagte er, da er doch bloß von ihr allein verſtanden werden wollte, in leiſem Tone und ganz ehrerbietig zu ihr:

»Prinzeſſinn, ich bin kein Arzt; erkennet, ich bitte euch darum, in mir den Prinzen von Perſien wieder, der zu eurer Befreiung erſcheint.“

Beim Ton der Stimme und beim Anblick ſeiner Geſichtszüge, die ſie ungeachtet des langen Bartes, den der Prinz ſich wachſen laſſen, wiedererkannte, beruhigte ſich die Prinzeſſinn von Bengalen, und zeigte ſogleich auch auf ihrem Geſicht die Freude, welche die unerwartete Erfüllung eines ſehnlichen Wunſches hervorzubringen pflegt. Die freudige Ueberraſchung machte ſie eine Weile ſprachlos, und gab dem Prinzen Gelegenheit, ihr die Verzweiflung zu ſchildern, worin er in jenem Augenblick verſetzt worden, wo der Indianer ſie vor ſeinen Augen entführt hatte, ferner den Entſchluß, den er gefaßt, alles im Stich zu laſſen, um ſie aufzuſuchen, in welchem Winkel der Erde ſie auch immer ſein möchte, und nicht eher zu ruhen, als bis er ſie gefunden und den Händen des Treuloſen entriſſen hätte, endlich, durch welchen Glücksfall er nach einer langweiligen und ermüdenden Reiſe ſie zu ſeiner Freude im Palaſt des Sultans wiedergefunden. Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, bat er die Prinzeſſinn, ihn mit wenigen Worten davon zu unterrichten, was ihr von ihrer Entführung an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke alles begegnet ſei, indem er ſie verſicherte, daß er dieſe Nachrichten haben müſſe, wenn er die erforderlichen Maßregeln ergreifen ſolle, um ſie nicht länger unter der Tyrannei des Sultans von Kaſchemir zu laſſen.

Die Prinzeſſinn beeilte ſich nun, dem Peinzen zu erzählen, wie ſie durch den von der Jagd zurückkehrenden Sultan von Kaſchemir aus der Gewalt des Indianers befreit worden, wie grauſam ſie gleich den folgenden Tag durch des Sultans an ſie gethane Erklärung behandelt worden ſei, und wie ſchleunig er ſich entſchloſſen habe, ſie noch an demſelben Tage zu heirathen, ohne zuvor dem Anſtande gemäß ſich um ihre Einwilligung beworben zu haben. Dieſes gewaltſame und tyranniſche Verfahren, fügte ſie hinzu, habe ihr eine Ohnmacht zugezogen, nach welcher ſie keinen beſſern Ausweg vor ſich geſehen, als den, welchen ſie eingeſchlagen, um ſich dem Prinzen zu erhalten, dem ſie ihr Herz und ihr Wort gegeben, und lieber zu ſterben, als ſich einem Sultan hinzugeben, den ſie nicht liebe, noch auch je lieben könne.

Der Prinz von Perſien, dem die Prinzeſſinn nichts weiter zu ſagen brauchte, fragte ſie, ob ſie wohl wiſſe, was nach dem Tode des Indianers aus dem Zauberpferde geworden ſei.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ſie, „welchen Befehl der Sultan hierüber ertheilt haben mag, aber demzufolge, was ich ihm darüber geſagt habe, läßt ſich erwarten, daß er es nicht vernachläſſigt haben wird.“

Da der Prinz Firus Schach nicht zweifelte, daß der Sultan von Kaſchemir das Pferd würde haben ſorgfältig aufbewahren laſſen, ſo theilte er der Prinzeſſinn ſeinen Plan mit, daß er nämlich vermittelſt des Pferdes ſie wieder nach Perſien zurückzuführen wünſche. Nachdem er mit ihr über die deshalb zu ergreifenden Maßregeln übereingekommen war und ihr anempfohlen hatte, daß ſie, anſtatt wie bisher im bloßen Nachtkleide zu bleiben, ſich den folgenden Tag völlig ankleiden ſolle, um den Sultan, wenn er ihn zu ihr herein führen würde, mit Artigkeit zu empfangen, ohne deshalb aber mit ihm das geringſte zu ſprechen, entfernte ſich der Prinz von Perſien wieder.

Der Sultan von Kaſchemir war höchſt erfreut, als ihm der Prinz von Perſien meldete, was er gleich bei ſeinem erſten Beſuch für die allmählige Wiederherſtellung der Prinzeſſinn von Bengalen gewirkt hatte. Als aber den folgenden Tag ihn die Prinzeſſinn auf eine Art empfing, die ihn überzeugte, daß ihre Wiederherſtellung wirklich ſo weit vorgerückt ſei, als jener es ihm geſagt, ſo hielt er ihn für den erſten Arzt in der Welt.

Wie er die Prinzeſſinn nun in dieſem Zuſtande ſah, begnügte er ſich, ihr an den Tag zu legen, wie ſehr er ſich freue, ſie in einem Gemüthszuſtande anzutreffen, der zu ihrer baldigen und völligen Wiederherſtellung Hoffnung gebe, und nachdem er ſie ermahnt hatte, ihrerſeits zu den Bemühungen eines ſo geſchickten Arztes mitzuwirken, um das, was er ſo ſchön begonnen, bald zur Vollendung zu bringen, und ihm zugleich ihr ganzes Vertrauen zu ſchenken, entfernte er ſich wieder, ohne von ihr irgend ein Wort der Erwiederung zu erwarten.

Der Prinz von Perſien, welcher den Sultan von Kaſchemir begleitet hatte, ging mit ihm aus dem Zimmer der Prinzeſſinn, und fragte ihn unter dem Gehen, ob er wohl ſich unterſtehen dürfe, die Frage zu thun, durch welches Abenteuer eine Prinzeſſinn von Bengalen ſo fern von ihrem Vaterlande ſich ſo ganz allein im Königreiche Kaſchemir befinde; er that nämlich, als wüßte er es nicht, und als hätte ihm die Prinzeſſinn nichts davon geſagt, auch fragte er überhaupt bloß darum, um das Geſpräch auf das Zauberpferd zu lenken und aus ſeinem Munde zu erfahren, was aus demſelben geworden ſei.

Der Sultan von Kaſchemir, der nicht ahnden konnte, aus welchem Grunde der Prinz von Perſien dieſe Frage an ihn that, machte ihm kein Geheimniß daraus. Er ſagte ungefähr daſſelbe, was er ſchon von der Prinzeſſinn gehört, und was das Zauberpferd anbelangte, ſo hatte er es als eine große Seltenheit, doch ohne zu wiſſen, wie es wohl zu brauchen ſei, in ſeinen Schatz bringen laſſen.

„Herr,“ — nahm jetzt der vermeintliche Arzt das Wort — »die Nachricht, welche ich ſo eben von Euer Majeſtät erhalten habe, gibt mir ein Mittel an die Hand, um die Heilung der Prinzeſſinn zu vollenden. Da ſie auf dieſem Pferde hieher gekommen, und dieſes Pferd bezaubert iſt, ſo hat ſie etwas von dieſem Zauber angenommen, welches nunmehr bloß durch gewiſſe Räucherungen, die mir bekannt ſind, vertrieben werden kann. Wenn Euer Majeſtät ſich dieſes Vergnügen machen und zugleich dem ganzen Hofe und den Bewohnern dieſer Hauptſtadt ein höchſt überraſchendes Schauſpiel geben will, ſo laſſet morgen das Pferd mitten auf den Platz, der vor euerem Palaſte iſt, ſtellen, und verlaſſet euch im übrigen ganz auf mich. Ich verſpreche, vor euren Augen und vor der ganzen Verſammlung binnen wenigen Augenblicken die Prinzeſſinn von Bengalen ſo geſund an Geiſt und Körper zu machen, als ſie es nur je in ihrem Leben geweſen iſt, und damit die Sache auf eine ſo glänzende Weiſe vor ſich gehe, als ſich gebührt, ſo wäre es am beſten, wenn die Prinzeſſinn ſo prächtig als möglich gekleidet und mit den koſtbarſten Juwelen Euer Majeſtät geſchmückt erſchiene.“

Der Sultan von Kaſchemir würde in der That gern noch ſchwerere Opfer gebracht haben, als die waren, die der Prinz von Perſien von ihm verlangte, um zu dem Genuß deſſen zu gelangen, was er nun ſchon ſo nahe vor ſich ſah.

Den folgenden Tag ward daher das Zauberpferd auf ſeinen Befehl aus dem Schatze hervorgeholt und ganz früh auf den großen Platz vor dem Palaſte aufgeſtellt. Das Gerücht davon verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Stadt, und da dieſe Vorbereitungen etwas ganz außerordentliches ankündigten, was da vorgehen würde, ſo lief das Volk haufenweiſe aus allen Theilen der Stadt herbei. Die Leibwachen des Sultans waren rings aufgeſtellt, um Unordnungen zu verhüten und um einen großen Raum rings um das Pferd her frei zu erhalten.

Der Sultan von Kaſchemir erſchien gleichfalls, und als er, umgeben von den bedeutendſten Großen und Beamten ſeines Hofes, auf einer erhöhten Bühne Platz genommen hatte, kam die Prinzeſſinn von Bengalen in Begleitung aller ihrer Frauen, die ihr der Sultan beigegeben hatte, näherte ſich dem Zauberpferde und ſtieg mit Hilfe ihrer Frauen auf daſſelbe hinauf. Als ſie ſich auf dem Sattel feſtgeſetzt, ihre Füße in beide Steigebügel geſteckt und den Zügel in die Hand genommen hatte, ließ der angebliche Arzt mehrere Räucherpfannen voll glühender Kohlen, die er hatte herbeibringen laſſen, rings um das Pferd aufſtellen, und in die Runde herumgehend warf er in eine jede derſelben ein Gemiſch des auserleſenſten Räucherpulvers. Hierauf ſchien er ganz in ſich gekehrt zu ſein, und ging dann mit niedergeſenkten Augen und die Hände auf die Bruſt gelegt, dreimal um das Pferd im Kreiſe herum, indem er that, als murmelte er gewiſſe Worte vor ſich hin, und während nun von den Räucherpfannen insgeſammt der dichteſte und ſüßduftendſte Rauch aufſtieg, und die Prinzeſſinn und das Pferd ſo einhüllte, daß man ſie kaum ſehen konnte, benutzte er den günſtigen Augenblick, ſchwang ſich behende hinter ſie aufs Pferd, faßte den Wirbel an und drehte ihn, und während das Pferd ſich mit ihnen in die Lüfte erhob, rief er mit lauter Stimme und ſo deutlich, daß der Sultan es vernehmen konnte, die Worte:

„Sultan von Kaſchemir, wenn du künftig einmal Prinzeſſinnen, die deinen Schutz anflehen, heirathen willſt, ſo unterlaſſe ja nicht, dich zuvor um ihr Jawort zu bewerben!“

Auf dieſe Weiſe alſo gelang es dem Prinzen von Perſien, die Prinzeſſinn von Bengalen wiederzuerlangen und zu befreien. Er führte ſie binnen kurzer Zeit und noch an demſelben Tage nach der Hauptſtadt Perſiens zurück, wo er nicht im Luſtſchloſſe, ſondern in der Mitte des Palaſtes vor den Zimmern ſeines königlichen Vaters abſtieg. Der König von Perſien verſchob nun die Feier der Vermählung ſeines Sohnes mit der Prinzeſſinn von Bengalen nicht längere Zeit, als gerade zu den Vorbereitungen nöthig war, wodurch er die Zeremonie noch glänzender machen und den innigen Antheil, den er ſelber daran nahm, mehr an den Tag legen wollte.

Vierhundert und dritte Nacht.

Sobald die Zahl der zu den Luſtbarkeiten beſtimmten Tage verfloſſen war, war die erſte Sorge des Königs von Perſien, eine feierliche Geſandſchaft zu ernennen und an den König von Bengalen abzuſenden, um ihm von allem, was vorgefallen, Bericht abzuſtatten, und um ſeine Einwilligung und Beſtätigung der Verbindung einzuholen, in die er mit ihm durch dieſe Heirath getreten war. Der König von Bengalen aber, nachdem er von dem Hergange der ganzen Sache unterrichtet worden, machte ſich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, dieſe Beſtätigung zu ertheilen.

Geſchichte

des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu.

Die Sultaninn Scheherasade ließ auf die Geſchichte vom Zauberpferde die des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu [6] folgen, und begann dieſelbe auf folgende Weiſe.

„Herr, es war einmal ein Sultan und zwar einer von den Vorfahren Euer Majeſtät, welcher nach einer vieljährigen friedlichen Regierung in ſeinem Alter die Freude hatte, zu ſehen, daß ſeine drei Prinzen, als würdige Nachahmer ſeiner Tugenden, nebſt einer Prinzeſſinn, die ſeine Nichte war, die Zierde ſeines Hofes ausmachten. Der älteſte von dieſen Prinzen hieß Huſſain, der zweite Aly, der jüngſte Achmed, und ſeine Prinzeſſinn Nichte Nurunnihar [7].

Die Prinzeſſinn Nurunnihar war die Tochter des jüngſten Bruders des Sultans, der vom Sultan ein bedeutendes Jahrgehalt bezogen, aber ſchon wenige Jahre nach ſeiner Vermählung geſtorben war, und ſie als zarte Waiſe zurückgelaſſen hatte. Der Sultan hatte in Rückſicht auf die treue Anhänglichkeit, die ſein verſtorbener Bruder ihm ſtäts bewieſen, die Erziehung ſeiner hinterlaſſenen Tochter übernommen, und ſie in ſeinen Palaſt aufgenommen, um ſie daſelbſt mit ſeinen drei Söhnen erziehen zu laſſen. Mit einer unvergleichlichen Schönheit und mit allen Vollkommenheiten des Körpers verband dieſe Prinzeſſinn einen eben ſo außerordentlichen Verſtand, und ihre fleckenloſe Tugend zeichnete ſie unter allen Prinzeſſinnen ihrer Zeit aus.

Der Sultan, als Oheim der Prinzeſſinn, der ſich längſt vorgenommen hatte, ſie, wenn ſie mannbar geworden ſein würde, zu verheirathen und durch ihre Vermählung ein Verwandſchaftsbündniß mit irgend einem benachbarten Fürſten anzuknüpfen, dachte jezt um ſo ernſthafter daran, da er bemerkte, daß ſeine drei Prinzen dieſelbe leidenſchaftlich liebten. Er betrübte ſich darüber außerordentlich, nicht ſowohl deswegen, weil ihre Zuneigung ihn hinderte, die beabſichtigte Verbindung zu ſchließen, als vielmehr wegen der Schwierigkeit, ſie alle drei über dieſen Punkt zu einigen und die beiden jüngeren wenigſtens zu vermögen, die Prinzeſſinn dem älteſten zu überlaſſen. Er ſprach mit jedem von ihnen insbeſondere, und nachdem er ihnen die Unmöglichkeit dargethan, daß eine einzige Prinzeſſinn drei Männer auf einmal heirathen könne, und zugleich, welche Uneinigkeit daraus entſtehen würde, wenn ſie alle drei bei ihrer Leidenſchaft beharrten, bot er alles auf, um ſie zu bewegen, daß ſie entweder der Prinzeſſinn die entſcheidende Wahl unter ihnen dreien überlaſſen, oder ſelber von ihren Anſprüchen abſtehen, auf eine andere Wahl denken und ſie einem auswärtigen Prinzen anvermählen laſſen ſollten. Doch als er bei ihnen eine unüberwindliche Hartnäckigkeit fand, ließ er ſie alle drei vor ſich kommen und redete ſie mit folgenden Worten an:

„Meine Kinder, da es mir nicht gelungen iſt, euch zu eurem Glück und zu eurer Ruhe dahin zu vermögen, daß ihr nicht weiter euch um die Hand meiner Nichte bewerben möchtet, und ich von meinem väterlichen Anſehn nicht Gebrauch machen und ſie etwa einem von euch vorzugsweiſe geben will, ſo glaube ich ein Mittel gefunden zu haben, um euch alle zufrieden zu ſtellen und die Einheit unter euch zu erhalten, wofern ihr anders auf mich hören und das, was ich euch ſagen werde, thun wollt. Ich finde es nämlich am paſſendſten, daß ihr alle drei, doch jeder anderswohin, eine Reiſe machet, ſo daß ihr durchaus nicht einander treffen oder begegnen könnet, und da ihr wiſſet, wie neugierig ich auf alles bin, was in ſeiner Art ſelten und einzig iſt, ſo verſpreche ich die Prinzeſſinn demjenigen zur Gemahlinn, der mir die außerordentlichſte Seltenheit mitbringen wird. Auf dieſe Weiſe werdet ihr dann ſelber über die Vorzüglichkeit der von euch mitgebrachten Sachen durch Vergleichung derſelben entſcheiden und ohne Schwierigkeit euch ſelbſt euer Urtheil ſprechen können, indem ihr den Vorzug demjenigen unter euch gebet, der ihn verdient. Zu den Reiſekoſten und zu dem Ankauf von Seltenheiten, die ihr euch zu verſchaffen ſuchen werdet, will ich jedem von euch eine eurem Stande angemeſſene Summe mitgeben, die ihr indeß nicht auf Reiſegefolge oder Reiſegepäck verwenden dürft, weil ihr dadurch verrathen würdet, wer ihr ſeid, und dadurch jene Freiheit einbüßen würdet, deren ihr nicht bloß zu Ausführung dieſes Planes, ſondern auch ſonſt noch bedürfet, um alles das, was eurer Aufmerkſamkeit werth iſt, beobachten und überhaupt einen größeren Nutzen von eurer Reiſe ziehen zu können?

Vierhundert und vierte Nacht.

Da die drei Prinzen ſich ſtäts den Wünſchen ihres Vaters, des Sultans, willig gefügt hatten, und da überhaupt ein jeder von ihnen hoffte, das Glück werde ihm günſtig ſein und ihm den Beſitz der Prinzeſſinn Nurunnihar verſchaffen, ſo antworteten ſie ihm, daß ſie ihm zu gehorchen bereit wären. Ohne Verzug ließ nun der Sultan ihnen die verſprochene Summe auszahlen, und noch denſelben Tag gaben ſie ihre Befehle zu den Vorbereitungen zur Reiſe, ja ſie nahmen ſogar von ihrem Vater, dem Sultan, Abſchied, um den folgenden Tag ganz früh ſchon abreiſen zu können. Sie zogen alle drei, mit allem Nöthigen wohl verſehen und ausgerüſtet und als Kaufleute verkleidet, zu einem und demſelben Thore der Stadt hinaus, jeder bloß von einem einzigen vertrauten Diener in Sklawenkleidern begleitet. So gelangten ſie mit einander bis zur erſten Nachtherberge, wo dann der Weg ſich in dreifache Richtung theilte, wovon jeder ſich einen Weg zur Fortſetzung ſeiner Reiſe wählen konnte. Als ſie hier mit einander die Abendmahlzeit verzehrten, welche ſie ſich beſtellt hatten, ſo verabredeten ſie ſich unter einander, daß ihre Reiſe gerade ein Jahr dauern ſollte, und ſie beſtellten ſich nach Ablauf dieſer Friſt wieder in dieſelbe Herberge, mit der Bedingung, daß, wer zuerſt da einträfe, auf den andern, und beide dann auf den dritten warten ſollten, ſo daß ſie alle drei, ſo wie ſie mit einander zugleich von ihrem Vater Abſchied genommen, auch bei ihrer Rückkehr ſich ihm alle zuſammen wieder vorſtellen könnten. Den folgenden Morgen ſtiegen ſie bei Tagesanbruch zu Pferde, und nachdem ſie ſich umarmt und einander eine glückliche Reiſe gewünſcht hatten, ſchlug jeder von ihnen einen von den drei Wegen ein.

Der Prinz Huſſain, der älteſte von den drei Brüdern, welcher viel von der Größe, der Macht, dem Reichthum und dem Glanze des Königreichs Bisnagar erzählen gehört hatte, nahm ſeine Richtung nach dem indiſchen Meere, und nach einer Reiſe von etwa drei Monaten, auf welcher er ſich an verſchiedene Karawanen anſchloß und bald öde Wüſten und Gebirge, bald ſehr bevölkerte, angebaute und fruchtbare Länder durchzog, gelangte er endlich nach Bisnagar, welches die Hauptſtadt des gleichnamigen Königreichs und zugleich der Sitz der Könige dieſes Landes iſt [8]. Er kehrte in einen Chan ein, in welchem die fremden Kaufleute abzuſteigen pflegten, und da er hörte, daß es hauptſächlich vier Orte der Stadt gäbe, wo die Kaufleute und Verkäufer aller Arten von Handelswaaren ihre Läden hätten, ſo begab er ſich gleich am folgenden Tage nach einem dieſer Plätze. In der Mitte derſelben lag das Schloß oder vielmehr der königliche Palaſt, welcher einen großen Raum einnahm und gleichſam den Mittelpunkt der Stadt bildete, die drei Ringmauern hatte und deren Thore zwei volle Stunden Weges weit von einander entfernt waren.

Der Prinz Huſſain konnte das Stadtviertel, worin er ſich befand, nicht ohne Verwunderung betrachten. Es war ſehr geräumig und von mehreren Straßen durchſchnitten, welche gegen die Sonnenglut oben überwölbt und doch alle ſehr hell waren. Die Kaufläden waren alle gleich groß und von einer und derſelben Form, und die Läden derjenigen Kaufleute, welche einerlei Waaren verkauften, waren nicht zerſtreut, ſondern in einer und derſelben Straße beiſammen, und eben ſo war es mit den Buden der Handwerker.

Die Menge der Läden, welche mit einer und derſelben Gattung von Waaren angefüllt waren, wie z. B. mit den feinſten indiſchen Schleiertüchern, mit buntgemalten Linnentüchern, welche in den lebhafteſten Farben ganze Landſchaften, Menſchen, Bäume und Blumen darſtellten, mit Brokat und Seidenſtoffen aus Perſien, China und andern Orten, ferner mit japaniſchem Porzelan, oder mit Fußteppichen von allen Gattungen und von jeder Größe, — dieß alles überraſchte ihn ſo ſehr, daß er nicht wußte, ob er ſeinen eigenen Augen trauen dürfte. Doch als er zu den Läden der Goldſchmiede und Juweliere kam, — beide Gewerbe wurden nämlich von einer und derſelben Klaſſe von Kaufleuten betrieben — ſo war er beim Anblick der ungeheuern Menge trefflicher Gold- und Silberarbeiten ganz außer ſich und wie geblendet von dem Glanze der Perlen, der Diamanten, Smaragden, Rubinen, Sapphiren und anderer Edelſteinen, die hier in Fülle zum Verkauf ausgeboten wurden. Wenn er nun ſchon über ſo viele, an einem einzigen Ort aufgehäufte Reichthümer verwundert war, ſo mußte er ſich noch mehr über den Reichthum des ganzen Königreichs im Allgemeinen wundern, als er bemerkte, daß — mit Ausnahme der Brachmanen und der Tempeldiener, die es zu ihrem Beruf machten, fern von den Eitelkeiten der Welt zurückgezogen zu leben — es im ganzen Reiche nicht leicht einen Indianer oder eine Indianerin gab, die nicht Hals- und Armbänder, Schmuck an den Schenkeln und Füßen von Perlen und Edelſteinen gehabt hätten, die um ſo glänzender erſchienen, da die Hauptfarbe der ſämmtlichen Einwohner ſo ſchwarz war, daß ſie den Glanz derſelben bedeutend hob.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die der Prinz Huſſain bewunderte, war die große Menge von Roſenverkäufern, von denen die Straßen wimmelten. Er ſchloß, daß die Einwohner große Liebhaber dieſer Blumengattung ſein müßten, da er auch nicht einen ſah, der nicht einen Roſenſtrauß in der Hand oder einen Roſenkranz auf dem Haupte gehabt hätte, ſo daß das ganze Stadtviertel, ſo groß es ſein mochte, davon ganz durchduftet war.

Der Prinz Huſſain, nachdem er das ganze Stadtviertel von Straße zu Straße durchgangen war und den Kopf ganz voll von den Reichthümern hatte, die ſich ſeinen Augen darboten, empfand endlich das Bedürfniß, etwas auszuruhen. Er gab dieß einem Kaufmann zu erkennen, und dieſer lud ihn ſehr höflich ein, in ſeinen Laden hineinzutreten und ſich darin zu ſetzen, was er denn auch annahm. Er hatte noch nicht lange da geſeſſen, als er einen Ausrufer vorüber gehen ſah, mit einem Teppich von etwa ſechs Fuß ins Gevierte, den er zu einem Preiſe von dreißig Beuteln ausbot. Er rief den Ausrufer heran und wünſchte den Teppich zu ſehen, der ihm nicht bloß wegen ſeiner Kleinheit, ſondern auch in Hinſicht auf ſeine Güte viel zu theuer ausgeboten zu werden ſchien. Als er den Teppich genug beſichtigt hatte, ſagte er zu dem Ausrufer, er begreife nicht, wie ein ſo kleiner und ſo unſcheinbarer Fußteppich zu einem ſo hohen Preiſe feilgeboten werden könne?

Vierhundert und fünfte Nacht.

Der Ausrufer, welcher den Prinzen für einen Kaufmann anſah, antwortete ihm:

„Gnädiger Herr, wenn euch dieſer Preis ſchon ſo übermäßig hoch vorkommt, wie werdet ihr euch erſt wundern, wenn ich euch ſage, daß ich Befehl habe, ihn bis zu vierzig Beutel [10] zu ſteigern, und ihn bloß für dieſen Preis und zwar in baarem Gelde abzulaſſen.“

„So muß er,“ erwiederte der Prinz, „dieſen

Preis um irgend einer Eigenſchaft willen haben, die mir unbekannt iſt.“

„Ihr habt es errathen, edler Herr,“ antwortete der Ausrufer, „und ihr werdet mir es gewiß zugeben, wenn ihr erſt wiſſet, daß, wenn man ſich auf dieſen Teppich ſetzt, man ſich auf ihm überall hin verſetzen kann, wohin man ſich wünſcht, und daß man augenblicklich da iſt, ohne daß einem irgend ein Hinderniß unterweges zuſtoßen kann.“

Dieſe Aeußerungen des Ausrufers bewirkten, daß der Prinz von Indien, in Rückſicht deſſen, daß der Hauptzweck ſeiner Reiſe ja doch nur ſei, ſeinem Vater, dem Sultan, irgend eine Seltenheit mitzubringen, der Meinung wurde, er könne nicht leicht einer andern Sache habhaft werden, die dem Sultan mehr Freude zu machen im Stande wäre.

„Wenn der Teppich,“ ſagte er zu dem Ausrufer, „wirklich die Eigenſchaft hätte, die du ihm beilegſt, ſo würde ich den dafür verlangten Preis von vierzig Beuteln nicht zu hoch finden, ja ich könnte mich wohl ſelbſt entſchließen, auf dieſen Preis einzugehen, und außerdem dir noch ein Geſchenk zu machen, womit du gewiß zufrieden ſein würdeſt.“

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der Ausrufer, „ich habe euch die Wahrheit geſagt, und es wird leicht ſein, euch davon zu überzeugen, wenn ihr erſt den Handel für vierzig Beutel eingegangen ſeid, mit der Bedingung, daß ich euch zuvor einen Verſuch der Art machen laſſe. Da ihr nun die vierzig Beutel nicht hier habt und ich euch doch, um ſie in Empfang zu nehmen, erſt nach dem Chan begleiten müßte, wo ihr als Fremder eingekehrt ſeid, ſo wollen wir mit Erlaubniß des Herrn dieſes Ladens in den Hinterladen treten, dort werde ich den Teppich ausbreiten, und wenn wir uns beide darauf geſetzt haben, und ihr den Wunſch geäußert haben werdet, mit mir nach euerem Zimmer in dem Chan verſetzt zu ſein, und es nicht auf der Stelle in Erfüllung geht, ſo ſoll der Handel ungültig und ihr zu nichts verpflichtet ſein. Was das Geſchenk betrifft, ſo werde ich es — da meine Mühe mir ja von dem Verkäufer bezahlt werden muß — als eine Gnade betrachten, die ihr mir erzeiget, und wofür ich euch ſtäts verpflichtet ſein werde.“

Der Prinz ging im Vertrauen auf die Redlichkeit des Ausrufers auf dieſen Vorſchlag ein. Er ſchloß den Kauf unter der erwähnten Bedingung ab, und trat mit Erlaubniß des Kaufmanns in den Hintergrund des Ladens. Der Ausrufer breitete da den Teppich aus, beide ſetzten ſich darauf, und kaum hatte der Prinz den Wunſch, in das Zimmer ſeines Chan's verſetzt zu werden, geäußert, ſo befanden ſie ſich auch ſchon dort, und zwar in derſelben Lage. Da er nun weiter keine Verſicherung für die Kraft des Teppichs mehr bedurfte, ſo zahlte er dem Ausrufer die Summe von vierzig

Beuteln in Golde aus, und fügte noch für ihn insbeſondere ein Geſchenk von zwanzig Goldſtücken hinzu.

So war denn nun der Prinz Huſſain Beſitzer des Teppichs und hatte die Freude, gleich bei ſeiner Ankunft in Bisnagar ein ſo ſeltenes Stück an ſich gebracht zu haben, das, wie er nicht zweifelte, ihm den Beſitz der Prinzeſſinn Nurunnihar verſchaffen mußte. In der That hielt er es für unmöglich, daß ſeine beiden jüngeren Brüder etwas von ihrer Reiſe mitbringen könnten, das mit demjenigen in Vergleichung kommen könnte, was er ſo glücklicher Weiſe hier angetroffen hatte. Er hätte jezt, ohne ſich länger in Bisnagar aufzuhalten, ſich durch das bloße Hinſetzen auf den Teppich nach dem verabredeten Zuſammenkunftsorte hin verſetzen können, allein er hätte dann zu lange auf ſie warten müſſen, und darum beſchloß er, da er ohnehin neugierig war, den König von Bisnagar und ſeinen Hof zu ſehen, und die Streitkräfte, Geſetze, Sitten, die Religion und die Verfaſſung des Reichs kennen zu lernen, einige Monate auf Befriedigung dieſer Neugierde zu erwerben.

Der König von Bisnagar hatte zur Gewohnheit, wöchentlich einmal den fremden Kaufleuten Zutritt zu ſeiner Perſon zu geſtatten. Unter dieſer Benennung ſah der Prinz Huſſain, der durchaus nicht für einen Prinzen gelten wollte, ihn mehreremal, und da der Prinz, der übrigens ſehr wohlgebildet von Perſon war, auch noch viel Verſtand und Feinheit beſaß, wodurch er ſich vor den übrigen Kaufleuten, die mit ihm vor dem Könige erſchienen, auszeichnete, ſo pflegte der König ſich vorzugsweiſe immer an ihn zu wenden, wenn er ſich nach dem Sultan von Indien und nach den Streitkräften, den Reichthümern und der Verwaltung ſeines Reichs erkundigte.

Die übrigen Tage verwendete der Prinz dazu, um die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu beſehen. Unter andern ſehenswerthen Dingen ſah er auch einen Götzentempel, deſſen Bau dadurch in ſeiner Art einzig war, daß er ganz von Bronze erbaut war. Seine Grundfläche betrug zehn Ellen ins Gevierte und ſeine Höhe funfzehn Ellen; die größte Schönheit darin war ein Götzenbild in menſchlicher Größe von gediegenem Golde, deſſen Augen zwei Rubinen waren, und zwar ſo künſtlich angebracht, daß es allen, die es anſahen, ſie mochten nun auf einer Seite ſtehen, wo ſie immer wollten, ſtäts vorkam, als richtete es die Augen auf ſie. Dann ſah er noch einen, der nicht minder bewundernswürdig war. Dieſer war in einem Dorfe. Es war da nehmlich eine Ebene von etwa zehn Morgen Landes, die aus einem einzigen, köſtlichen, mit Roſen und andern anmuthigen Blumen überſäten Garten beſtand, und dieſer ganze Raum war mit einer kleinen Mauer von der Höhe eines Gelenders umgeben, um zu verhindern, daß kein Thier demſelben nahe käme. Mitten in der Ebene erhob ſich eine Terraſſe, die ſo künſtlich mit in einander gefügten Steinen überkleidet war, daß ſie wie ein einziger großer Stein ausſah. Der Tempel, welcher mitten auf der Terraſſe ſtand und eine Kuppelform hatte, war funfzig Ellen hoch, ſo daß man ihn von mehreren Orten rings um ſehen konnte. Seine Länge betrug dreißig und ſeine Breite zwanzig Ellen. Der rothe Marmor, woraus er erbaut war, hatte eine außerordentliche Politur. Das Gewölbe der Kuppel war mit drei Reihen ſehr lebendiger und geſchmackvoller Gemälde geſchmückt, und der ganze Tempel war durchaus mit ſo vielen andern Gemälden, halberhobenem Bildwerk und Götzenbildern angefüllt, daß es keinen Ort darin gab, der nicht voll davon war.

Früh und Abends beging man in dieſem Tempel abergläubiſche Zeremonieen, auf welche Spiele, Muſik, Tanz, Geſang und Feſte folgten, und die Diener des Tempels ſo wie die Einwohner des Ortes leben bloß von den Opfergaben, welche die zahlreichen Pilger von den entfernteſten Gegenden des Reichs dahin bringen, um ihre Gelübde zu erfüllen.

Vierhundert und ſechſte Nacht.

Der Prinz Huſſain war auch noch Zuſchauer eines feierlichen Feſtes, das alle Jahre am Hofe von

Biſnagar begangen wird, und bei welchem die Statthalter der Prinzen, die Befehlshaber der feſten Plätze, die Vorſteher und Richter der einzelnen Städte, und die durch ihre Gelehrſamkeit berühmteſten Brachmanen ſich einfinden müſſen. Einige derſelben kommen ſo weit her, daß ſie zu ihrer Reiſe dahin nicht weniger als vier Monate brauchen. Die Verſammlung, die aus einer unzähligen Menge von Indianern beſteht, kommt in einer ungeheuern Ebene zuſammen, wo ſie, ſo weit das Auge reicht, einen überraſchenden Anblick gewährt. In der Mitte dieſer Ebene befand ſich ein ſehr langer und breiter Platz, der auf der einen Seite durch ein prächtiges Gebäude in Form eines Gerüſtes begrenzt war, welches neun Stockwerke hatte, von vierzig Säulen getragen wurde und für den König, für den Hof und für die Fremden, die er wöchentlich einmal vor ſich ließ, beſtimmt war. Im Innern war es prächtig geſchmückt und meublirt, und von außen mit Landſchaften bemahlt, worin man alle Arten von Thieren, Vögeln, Inſekten und ſelbſt von Fliegen und Mücken ganz nach der Natur abgebildet ſah. Die drei übrigen Seiten des Platzes waren von andern Gerüſten eingefaßt, die wenigſtens vier bis fünf Stockwerke hatten und deren eines beinahe ſo wie das andere gemahlt war; und dieſe Gerüſte hatten das eigenthümliche, daß man ſie von Zeit zu Zeit herumdrehen und dadurch ihr Anſehn und ihre Verzierungen verändern konnte.

Auf beiden Seiten des Platzes waren in geringen Entfernungen von einander tauſend Elephanten in den koſtbarſten Harniſchen aufgeſtellt, deren jeder einen viereckigen Thurm von vergoldetem Holze trug, worin ſich Tonſpieler oder Tänzer befanden. Der Rüſſel, die Ohren und der übrige Körper dieſer Elephanten waren mit Zinober und andern Farben bemahlt, welche die ſeltſamſten Geſtalten vorſtellten.

Bei dieſem ganzen Schauſpiel flößte dem Prinzen nichts ſo hohe Bewunderung für die Betriebſamkeit, Geſchicklichkeit und den Erfindungsgeiſt der Indianer ein, als ein ſehr großer und mächtiger Elephant, der mit ſeinen vier Füßen oben auf einem ſenkrecht aufgerichteten, zwei Fuß hohen Ständer ſtand und mit ſeinem Rüſſel nach dem Takt der Muſik in der Luft herum focht. Eben ſo bewunderte er einen andern, nicht minder gewaltigen Elephanten, der auf dem einen Ende eines Balkens ſtand, der quer über einen zehn Fuß hohen Ständer gelegt und an deſſen anderem Ende ein ungeheurer Stein als Gegengewicht befeſtigt war, ſo daß er vermittelſt deſſelben bald höher, bald tiefer vor dem Könige und dem ganzen Hofe durch die Bewegungen ſeines Körpers und Rüſſels, gleich dem vorigen Elephanten, den Takt der Muſik ngab. Die Indianer hatten nämlich, ſo wie ſie den Stein als Gegengewicht angebunden, das gegenüberſtehende Ende zur Erde herab gebogen und den Elephanten hinauftreten laſſen.

Der Prinz Huſſain hätte ſich noch länger am Hofe und in dem Reiche von Bisnagar aufgehalten und ſich bei Betrachtung unzähliger anderer Merkwürdigkeiten daſelbſt, bis zu Ablauf des Jahres angenehm zerſtreuen können, nach welchem er der Verabredung gemäß ſich wieder mit ſeinen Brüdern zuſammenfinden wollte; allein, da er auch durch das, was er geſehen, völlig befriedigt und beſtändig mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe beſchäftigt war, und da ſeit der neuen Erwerbung, die er gemacht, die Schönheit und die Reize der Prinzeſſinn Nurunnihar von Tage zu Tage die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft höher ſteigerten, ſo dünkte ihn, ſein Gemüth werde ruhiger und er ſelber zugleich ſeinem Glücke näher ſein, wenn er durch eine geringere Ferne von ihr getrennt wäre. Nachdem er daher dem Wirth des Chans den Miethzins für das Zimmer, welches er inne gehabt, bezahlt und ihm die Stunde bezeichnet hatte, wo er den Schlüſſel ſeines Zimmers ſich abholen könne, ging er, ohne ihm weiter zu ſagen, wie er abreiſen würde, in ſein Gemach, machte die Thür hinter ſich zu, ließ aber den Schlüſſel darin ſtecken. Hier breitete er den Teppich aus und ſetzte ſich mit ſeinem vertrauten Diener darauf.

Sodann ſammelte er ſeine Gedanken, und kaum hatte er recht ernſtlich gewünſcht, daß er doch in der Herberge ſein möchte, wo ſeine Brüder mit ihm zuſammentreffen ſollten, als er auch ſchon da war. Er kehrte da ein, indem er ſich für einen reiſenden Kaufmann ausgab, und erwartete die andern.

Der jüngere Bruder Huſſain's, Prinz Aly, welcher, um dem Plane des Sultans von Indien zu entſprechen, ſich eine Reiſe nach Perſien vorgenommen hatte, war mit einer Karawane, an die er ſich ſchon am dritten Tage nach der Trennung von ſeinen beiden Brüdern angeſchloſſen, dahin abgegangen. Nach einer Reiſe von beinahe vier Monaten kam er endlich nach Schiras, welches damals die Hauptſtadt des perſiſchen Reiches war. Da er unterweges mit einer kleinen Anzahl von Kaufleuten Bekanntſchaft und Freundſchaft geſchloſſen hatte, doch ohne ſich weiter ihnen zu erkennen zu geben, ſo nahm er ſeine Wohnung in einem und demſelben Chan mit ihnen.

Den folgenden Tag, während die andern Kaufleute ihre Waarenballen öffneten, zog der Prinz Aly, der bloß zu ſeinem Vergnügen reiſte und ſich nur mit dem zu ſeiner Bequemlichkeit erforderlichen Reiſegepäck verſehen hatte, andere Kleider an, und ließ ſich nach dem Orte führen, wo Edelgeſteine, Gold- und Silberarbeiten, Brokat, Seidenſtoffe, feine Schleiertücher und andere ſeltene und koſtbare Waaren zu verkaufen waren. Dieſer Ort, der ſehr geräumig und ſehr dauerhaft angelegt war, war oben überwölbt, und das Gewölbe wurde von dicken Pfeilern getragen; die Buden aber waren theils um dieſe herum, theils an an den Mauern entlang, ſowohl von innen als von außen angelegt. Der Ort ſelbſt war in Schiras allgemein unter dem Namen Beſaſtan bekannt. Gleich anfangs durchſtreifte der Prinz Aly den Beſaſtan in die Länge und Breite und nach allen Seiten, und ſchloß voll Verwunderung aus der erſtaunlichen Menge koſtbarer Waaren, die er da ausgelegt ſah, auf die Reichthümer, die da beiſammen ſein mochten. Unter allen den Ausrufern, welche da kamen und gingen und die verſchiedenſten Sachen zum Kauf ausboten, ſah er zu ſeinem Erſtaunen auch einen, der ein elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt, das etwa einen Fuß lang und von der Dicke eines Daumens war, welches er um einen Preis von dreißig Beuteln ausrief. Anfangs glaubte der Prinz, der Ausrufer ſei nicht recht bei Verſtande. Um ſich darüber Auskunft zu verſchaffen, trat er an den Laden eines Kaufmanns, und ſagte zu dieſem, indem er auf den Ausrufer hindeutete:

»Herr, ſagt mir doch, ich bitte euch, ob ich mich täuſche. Iſt jener Mann, der ein kleines elfenbeinernes Rohr zu einem Preiſe von dreißig Beuteln ausbietet, wohl bei völligem Verſtande?«

"Herr," erwiederte der Kaufmann, "wenn er nicht etwa ſeit geſtern ſeinen Verſtand verloren hat, ſo kann ich euch übrigens ſagen, daß er der klügſte unter allen unſern hieſigen Ausrufern iſt, und zugleich am meiſten geſucht wird, wenn man Sachen verkaufen will, weil man zu ihm am meiſten Zutrauen hat. Was indeß jenes Rohr anbetrifft, das er zu einem Preiſe von dreißig Beuteln ausruft, ſo muß es wohl aus irgend einem Grunde, den wir nicht wiſſen, ſo viel und vielleicht noch mehr werth ſein. Er wird augenblicklich wieder hier vorbeikommen, wir wollen ihn dann anrufen, und ihr mögt euch ſelber von der Sache unterrichten. Unterdeß könnt ihr euch ja auf mein Sofa hier ſetzen und etwas ausruhen.“

Der Prinz Aly lehnte das höfliche Anerbieten des Kaufmanns nicht ab, und kaum hatte er eine Weile da geſeſſen, als der Ausrufer ſchon wieder vorbeiging. Der Kaufmann rief ihn beim Namen, und jener trat herein. Hierauf ſagte der Kaufmann zu ihm, indem er auf den Prinzen hinwies:

„Antwortet einmal dieſem Herrn da, welcher mich fragt, ob ihr wohl bei Verſtande wäret, daß ihr ein elfenbeinernes Rohr, das ſo wenig Werth zu haben ſcheint, für dreißig Beutel ausbietet. Ich würde mich ſelbſt wundern, wenn ich nicht wüßte, daß ihr ein verſtändiger Mann ſeid."

Der Ausrufer wendete ſich jetzt zu dem Prinzen und ſagte zu dieſem:

„Herr, ihr ſeid nicht der einzige, der mich wegen dieſes Rohres für einen Thoren anſieht; doch ihr möget ſelber urtheilen, ob ich einer bin, wenn ich euch die Eigenſchaft deſſelben geſagt haben werde. Ich hoffe, daß ihr dann ein eben ſo hohes Gebot darauf thun werdet, wie diejenigen, denen ich es bisher gezeigt, und die eine eben ſo üble Meinung von mir hatten als ihr."

"Zuerſt," fuhr der Ausrufer fort, indem er das Rohr dem Prinzen überreichte, "müſſt ihr wiſſen, daß dieſes Rohr an jedem Ende ein Glas hat, und daß, wenn man durch eines dieſer Gläſer ſieht, man alles ſogleich erblickt, was man zu ſehen irgend wünſcht."

„Ich bin bereit, euch eine feierliche Genugthuung zu geben," erwiederte der Prinz Aly, „wenn ihr mir die Wahrheit deſſen, was ihr behauptet, darthun könntet." Und da er das Glas in der Hand hatte, ſo beſah er ſich die beiden Gläſer und fuhr dann fort: Zeigt mir doch, wo ich hineinſehen muß, um mir darüber Aufklärung zu verſchaffen."

Der Ausrufer zeigte es ihm. Der Prinz ſah hinein, und als er ſeinen Vater, den Sultan von Indien, zu ſehen wünſchte, ſo ſah er ihn augenblicklich in der vollkommenſten Geſundheit in der Mitte ſeiner Rathsverſammlung auf dem Throne ſitzen. Sodann, da er nächſt dem Sultan auf der Welt nichts lieberes hatte als die Prinzeſſinn Nurunnihar, ſo wünſchte er auch dieſe zu ſehen, und ſogleich erblickte er ſie an ihrem Putztiſch ſitzend, umgeben von ihren Frauen, lachend und in der heiterſten Laune.

Es bedurfte keiner Probe weiter, um den Prinzen zu überzeugen, daß dieſes Rohr die koſtbarſte Sache wäre, die in der Stadt Schiras, ja in der ganzen Welt damals exiſtirte, und er glaubte, daß wenn er dieſe zu kaufen unterließe, ſo würde er nie mehr, weder zu Schiras, wenn er auch zehn Jahre da bliebe, noch auch anderswo eine Seltenheit der Art antreffen, die er von ſeiner Reiſe mitbringen könnte. Er ſagte daher zu dem Ausrufer:

„Ich nehme meine unvernünftige Anſicht, die ich von eurem Verſtande gehabt habe, gern zurück, und glaube, daß ihr mit der Genugthuung, die ich euch dadurch zu geben gedenke, daß ich das Rohr ſelber kaufe, völlig zufrieden ſein werdet. Da es mir leid thun würde, wenn ein anderer, als ich, es an ſich kaufte, ſo ſaget mir aufs genaueſte den Preis, den der Verkäufer dafür haben will. Ohne euch mit Hin- und Hergehen zu ermüden, dürſt ihr dann nur mit mir kommen, und ich werde euch die Summe baar auszahlen.“

Der Ausrufer verſicherte ihn mit einem Schwur, ihm ſei befohlen, es durchaus für vierzig Beutel zu verkaufen, und wofern er daran zweifelte, ſo wolle er ihn zu dem Verkäufer ſelber führen. Der Prinz glaubte ſeinem Wort, nahm ihn mit ſich nach Hauſe, und als ſie in ſeiner Wohnung in dem Chan angelangt waren, ſo zahlte er ihm die vierzig Beutel in den ſchönſten Goldſtücken aus, und wurde ſo Beſitzer des elfenbeinernen Rohres.

Als der Prinz Aly dieſen Kauf gemacht hatte, ſo freute er ſich um ſo mehr darüber, da er glaubte, daß ſeine zwei anderen Brüder gewiß nichts ſo Seltenes und Bewundernswürdiges angetroffen haben würden, und daß folglich die Prinzeſſinn Nurunnihar der Lohn für die Beſchwerden ſeiner Reiſe ſein werde. Er dachte jezt bloß noch darauf, unerkannt den Hof von Perſien und die Merkwürdigkeiten der Stadt Schiras und ihrer Umgegend kennen zu lernen, bis dann die Karawane, mit welcher er gekommen war, wieder ihren Rückweg nach Indien antreten würde. Er hatte ſeine Neugierde vollkommen befriedigt, als die Karawane Anſtalten zur Abreiſe machte. Der Prinz unterließ nicht, ſich an ſie anzuſchließen, und machte ſich mit ihr auf den Weg. Kein Unfall ſtörte oder unterbrach die Reiſe, und ohne weitere Unbequemlichkeit, außer den gewöhnlichen Beſchwerden des Weges, kam er glücklich an dem beſtimmten Orte an, wo der Prinz Huſſain bereits eingetroffen war. Der

Prinz Aly fand dieſen ſchon vor, und wartete mit ihm daſelbſt auf den Prinzen Achmed.

Vierhundert und ſiebente Nacht.

Der Prinz Achmed hatte unterdeſſen ſeinen Weg nach Samarkand genommen, und gleich am folgenden Tage nach ſeiner Ankunft hatte er es wie ſeine beiden Brüder gemacht und war nach dem Beſaſtan gegangen. Kaum war er hinein getreten, als ein Ausrufer in ſeine Nähe hintrat, mit einem künſtlich gemachten Apfel in der Hand, den er zu dem Preiſe von fünf und dreißig Beuteln ausrief. Er hielt den Ausrufer an und ſagte zu ihm:

„Zeiget mir dieſen Apfel und ſaget mir, welche ſo außerordentliche Kraft oder Eigenſchaft er wohl hat, daß ihr ihn zu einem ſo hohen Preiſe ausbietet?“

Der Ausrufer gab ihm den Apfel in die Hand, damit er ihn in Augenſchein nehmen möchte, und ſagte dann zu ihm:

„Herr, dieſer Apfel, wenn man ihn bloß äußerlich betrachtet, iſt wirklich etwas ſehr unbedeutendes; doch wenn man die Eigenſchaften und Kräfte deſſelben und den bewunderns würdigen Gebrauch, den man davon zum Wohl der Menſchen machen kann, in Erwägung zieht, ſo muß man ſagen, daß er eigentlich unſchätzbar iſt, und daß derjenige, der ihn beſitzt, an ihm offenbar einen ſeltenen Schatz beſitzt. In der That, es gibt keinen Kranken, er mag mit einer tödtlichen Krankheit behaftet ſein, mit welcher er nur immer will, mit anhaltendem Fieber, mit rothem Frieſel, Seitenſtechen, Peſt und andern Krankheiten der Art, der nicht, und läge er auch ſchon im Sterben, dadurch geheilt würde und ſeine Geſundheit ſo vollſtändig wieder erhielte, als wäre er niemals krank geweſen, und das auf die leichteſte Art von der Welt, nämlich durch das bloße Riechen daran.“

„Wenn man euch glauben darf,“ erwiederte der Prinz Achmed, „ſo iſt das freilich ein Apfel von wunderbarer Kraft, ja man kann ſagen, er iſt unſchätzbar; allein, wodurch kann denn ein rechtlicher Mann wie ich, der ihn gern kaufen möchte, ſich überzeugen, daß bei eurer Lobpreiſung des Apfels keine Verſtellung oder Uebertreibung ſtatt findet?“

„Herr,“ erwiederte der Ausrufer, „die Sache iſt in der ganzen Stadt Samarkand bekannt und bewährt, und ohne erſt weit zu gehen, könnt ihr ja alle hier verſammelten Kaufleute befragen und zuſehen, was ſie euch ſagen werden, und ihr werdet darunter mehrere finden, die — wie ſie es ſelber euch verſichern werden — heute nicht mehr am Leben ſein würden, wenn ſie nicht dieſes treffliche Mittel gebraucht hätten. Es iſt die Frucht der Studien und Nachtwachen eines ſehr berühmten Philoſophen dieſer Stadt, der ſich ſein ganzes Leben hindurch auf die Erforſchung der Kräfte der Pflanzen und Mineralien gelegt hatte und endlich auf den Punkt gelangt war, daraus dieſe zuſammengeſetzte Maſſe zu bereiten, die ihr hier ſehet, wodurch er in dieſer Stadt ſo erſtaunliche Kuren bewirkt hat, daß ſein Andenken hier nie in Vergeſſenheit kommen wird. Vor kurzem raffte ihn der Tod ſo plötzlich hin, daß er ſelber nicht mehr ſo viel Zeit hatte, um von ſeinem Univerſalmittel Gebrauch zu machen, und ſeine Wittwe, welcher er nur ein ſehr geringes Vermögen und eine große Anzahl unerzogener Kinder hinterlaſſen, hat ſich endlich entſchloſſen, dieſen Apfel verkaufen zu laſſen, um ſich und ihre Familie etwas bequemer einrichten zu können.“

Während der Ausrufer ihn von den Eigenſchaften des künſtlichen Apfels unterrichtete, blieben mehrere Perſonen ſtehen und umringten ſie. Die meiſten beſtätigten das Gute, das er von demſelben ſagte, und da einer derſelben anzeigte, er habe einen Freund, der ſo gefährlich krank ſei, daß man an ſeinem Aufkommen verzweifele, und dies ſei folglich eine ſehr bequeme Gelegenheit, um einen Verſuch damit zu machen, ſo nahm der Prinz Achmed das Wort und ſagte zu dem Ausrufer, er wolle ihm vierzig Beutel dafür geben, wenn der Kranke durch das bloße Riechen daran geheilt würde.

Der Ausrufer, welcher Befehl hatte, ihn um dieſen Preis zu verkaufen, ſagte zu dem Prinzen:

"Herr, wir wollen dieſen Verſuch machen, und der Apfel iſt ſomit euer; denn es iſt gar kein Zweifel, daß er nicht dießmal eben ſo gut ſeine Wirkung thun ſollte, als die früheren male, wo man ſo oft Kranke, die ſchon aufgegeben waren, durch ihn wieder von den Pforten des Todes zurückrief."

Der Verſuch glückte, und der Prinz, nachdem er die vierzig Beutel dem Ausrufer, der ihm den künſtlichen Apfel überließ, baar ausgezahlt hatte, erwartete nun mit Ungeduld den Abgang der erſten beſten Karawane, um nach Indien zurückzukehren. Er benutzte die Zwiſchenzeit unterdeß, um in Samarkand und deſſen Umgebungen alles zu beſehen, was irgend ſeine Neugierde reizte, beſonders das Thal Sogd, welches von dem gleichnamigen Fluſſe ſeinen Namen hat, und das die Araber wegen der Schönheit ſeiner Gefilde und ſeiner Gärten und Paläſte, ſo wie auch wegen ſeines Ueberfluſſes an Früchten aller Art und wegen der Annehmlichkeiten, welche man da während der ſchönen Jahreszeit genießt, für eines der vier Paradieſe der Welt halten.

Der Prinz Achmed verſäumte unterdeß nicht die erſte Karawane, die nach Indien abging. Er reiſte ab, und ungeachtet der Unbequemlichkeiten, die bei einer langen Reiſe unvermeidlich ſind, gelangte er dennoch bei vollkommener Geſundheit in der Herberge an, wo die Prinzen Huſſain und Aly ihn erwarteten.

Der Prinz Aly, welcher etwas früher als der Prinz Achmed da eingetroffen war, hatte den Prinzen Huſſain, welcher zuerſt angekommen war, gefragt, ſeit wie lange er ſchon da angelangt ſei. Und als er erfuhr, daß es faſt ſchon drei Monate her wäre, ſo hatte er zu ihm geſagt: "Du mußt alſo wohl nicht weit geweſen ſein."

"Ich will jezt," erwiederte der Prinz Huſſain, von dem Orte, wo ich geweſen bin, weiter nichts ſagen; allein ich kann dich verſichern, daß ich mehr als drei Monate, um hinzukommen, gebraucht habe."

"Wenn das der Fall iſt," ſagte darauf der Prinz Aly, "ſo mußt du dich ſehr kurze Zeit da aufgehalten haben."

"Mein Bruder," antwortete ihm der Prinz Huſſain, "du täuſcheſt dich. Mein Aufenthalt daſelbſt währte länger als vier bis fünf Monate, und es hing bloß von mir ab, ihn noch zu verlängern."

"Wofern du nicht etwa zurückgeflogen biſt," erwiederte drauf der Prinz Aly, „ſo begreife ich nicht, wie es ſchon drei Monate her ſein kann, daß du hier biſt, wie du mich überreden willſt."

"Ich habe dir die Wahrheit geſagt," fuhr der Prinz Huſſain fort, und das Räthſel werde ich dir erſt bei Ankunft unſeres Bruders Achmed löſen, wo ich dir zugleich ſagen werde, welche Seltenheit ich von meiner Reiſe mitgebracht. Was dich betrifft, ſo weiß ich nicht, was du mitgebracht haſt, aber es mag wohl eben nichts bedeutendes ſein; in der That, ich ſehe eben nicht, daß dein Reiſegepäck anſehnlicher und größer geworden wäre.“

»Und was dich betrifft,“ erwiederte der Prinz Aly, „ſo kommt es mir vor, daß, wofern ich den unſcheinbaren Teppich ausnehme, womit dein Sofa überdeckt iſt, ich deinen Spott durch einen gleichen erwiedern könnte. Indeß, da du, wie es ſcheint, aus der mitgebrachten Seltenheit ein Geheimniß machen willſt, ſo wirſt du mir es nicht übel nehmen, wenn ich es eben ſo in Hinſicht auf die meinige mache.“

Der Prinz antwortete: »Ich ſetze die Seltenheit, welche ich mitgebracht, ſo weit über jede andere, von welcher Art ſie auch ſein mag, daß ich ſie dir ohne Schwierigkeit zeigen nnd dich durch eine nähere Angabe ihres Werthes leicht dahin bringen würde, mit mir übereinzuſtimmen, ohne zu fürchten, daß die, welche du vielleicht mitgebracht, ihr vorgezogen werden könnte. Doch es iſt am paſſendſten, daß wir erſt die Ankunft unſeres Bruders Achmed abwarten, dann können wir mit mehr Rückſicht und Anſtand uns einander das Glück mittheilen, das uns zu Theil worden iſt.“

Der Prinz Aly wollte ſich mit dem Prinzen Huſſain nicht weiter wegen des Vorzugs der von ihm mitgebrachten Seltenheit in Streit einlaſſen; ſondern begnügte ſich mit der Ueberzeugung, daß, wenn auch das Rohr, welches er vorzuzeigen hatte, nicht gerade den Vorzug verdienen ſollte, es doch wenigſtens nicht dahinter zurückſtehen könne, und ſo verabredete er ſich denn mit ihm, mit dem Vorzeigen deſſelben bis zur Ankunft des Prinzen Achmed zu warten.

Vierhundert und achte Nacht.

Als der Prinz Achmed bei ſeinen beiden Brüdern wieder eingetroffen war, und ſie ſich einander zärtlich umarmt und ſich zu dem glücklichen Wiederſehen an dieſem Orte Glück gewünſcht hatten, nahm der Prinz Huſſain als der älteſte das Wort und ſagte:

„Meine Brüder, wir werden noch Zeit genug übrig haben, um uns von den einzelnen Umſtänden unſerer gegenſeitigen Reiſen zu unterhalten. Für jezt wollen wir davon reden, was uns zu wiſſen am wichtigſten iſt, und da ihr gewiß euch noch ſo gut wie ich daran erinnert, welches der Hauptbeweggrund zu unſeren Reiſen geweſen, ſo wollen wir uns nicht verhehlen, was wir von da mitgebracht, und indem wir es uns gegenſeitig vorzeigen, wollen wir im voraus jedem ſein Recht widerfahren laſſen und zuſehen, welchem von uns wohl der Sultan, unſer Vater, den Vorzug ertheilen könnte.»

»Um euch mit gutem Beiſpiel voranzugehen,» fuhr der Prinz Huſſain fort, »will ich euch nur ſagen, daß die Seltenheit, die ich von meiner Reiſe in das Königreich Bisnagar mitgebracht, in dem Teppich beſteht, worauf ich ſitze. Es iſt freilich ein ſehr gewöhnlicher und unſcheinbarer, wie ihr ſehet; doch wenn ich euch ſeine Eigenſchaft werde aus einander geſetzt haben, ſo werdet ihr euch um ſo mehr wundern, da ihr wohl nie von etwas ähnlichem der Art gehört habt, wie ihr ſelbſt eingeſtehen werdet. In der That, wie gering er auch immer in euren Augen erſcheinen mag, wenn man ſich, wie wir jezt, darauf ſetzt und an irgend einen Ort hin verſetzt zu werden wünſcht, wie entfernt er auch immer ſein mag, ſo iſt man faſt in einem Augenblicke da. Ich habe es ſelber verſucht, ehe ich die vierzig Beutel, die er mich koſtet, bezahlte, und habe es nicht bereut. Als ich nun meine Neugierde am Hofe und im ganzen Königreiche von Bisnagar befriedigt hatte und heimkehren wollte, ſo bediente ich mich keines Fuhrwerks weiter als dieſes Wunderteppichs, um ſowohl mich hieher zurückzubringen, als auch meinen Reiſegefährten, der euch wird ſagen können, wie viel Zeit ich gebraucht habe, um hieher zu gelangen. Ich werde euch beiden, ſobald ihr es nur werdet haben wollen, eine Probe davon zeigen. Ich erwarte nun, daß ihr mir ſaget, ob das, was ihr mitgebracht habt, mit meinem Teppich irgend in Vergleichung kommen kann.“

Der Prinz Huſſain hörte mit dieſen Worten auf, ſeinen Teppich herauszupreiſen, und der Prinz Aly nahm nun das Wort und ſprach:

„Mein Bruder, man muß geſtehen, daß dein Teppich eines der wunderbarſten Dinge iſt, die man ſich nur denken kann, wenn er wirklich, wie ich nicht zweifle, die Eigenſchaft beſitzt, die du von ihm ausgeſagt haſt. Indeß du wirſt eingeſtehen, daß es noch andere Dinge geben kann, die wenn auch nicht noch mehr, doch wenigſtens eben ſo wunderbar in ihrer Art ſind, und um dich zu dieſer Anſicht zu ſtimmen, — fuhr er fort — ſo iſt zum Beiſpiel dieß elfenbeinerne Rohr hier, ſo gut wie dein Teppich, eine Seltenheit, die alle Aufmerkſamkeit verdient. Ich habe ſie minder theuer erkauft als du deinen Teppich, und ich bin mit meinem Kauf nicht minder zufrieden als du mit dem deinigen. Bei deiner Billigkeit wirſt du mir bald eingeſtehen, daß ich damit nicht betrogen worden bin, wenn du dich durch einen eigenen Verſuch überzeugt haben wirſt, daß, wenn man in das eine Ende deſſelben hineinſieht, man alles erblickt, was man nur irgend wünſcht. Du darfſt mir nicht auf mein bloßes Wort glauben — fügte der Prinz Aly hinzu, indem er ihm das Rohr überreichte —

hier iſt es, ſiehe zu, ob ich dir bloß etwas vorſpiegle oder nicht.“

Der Prinz Huſſain nahm das elfenbeinerne Rohr, aus der Hand des Prinzen Aly, hielt es mit dem von ihm bezeichneten Ende an ſein Auge und wünſchte, die Prinzeſſinn Nurunnihar zu ſehen und zu erfahren, wie ſie ſich befinde. Der Prinz Aly und der Achmed, welche die Augen auf ihn geheftet hatten, geriethen in das äußerſte Erſtaunen, als ſie ihn plötzlich die Farbe verändern ſahen und zwar auf eine Weiſe, die die höchſte Beſtürzung und eine große Betrübniß verrieth. Der Prinz Huſſain ließ ihnen nicht erſt Zeit, um ihn nach der Urſache dieſer Erſcheinung zu fragen, ſondern er rief aus:

„Brüder, es iſt umſonſt, daß wir alle drei eine ſo beſchwerliche Reiſe unternommen haben, in der Hoffnung, durch den Beſitz der reizenden Nurunnihar dafür belohnt zu werden; dieſe liebenswürdige Prinzeſſinn wird binnen wenigen Augenblicken nicht mehr am Leben ſein. Ich ſah ſie ſo eben in ihrem Bette, umgeben von ihren Frauen und Verſchnittenen, die alle in Thränen ſchwammen und jeden Augenblick zu erwarten ſchienen, daß ſie den Geiſt aufgeben würde. Da nehmet und ſehet ſie ſelber in dieſem traurigen Zuſtande und vereinigt eure Thränen mit den meinigen.“

Der Prinz Aly nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand des Prinzen Huſſain, ſah hinein, und gab es, nachdem er zu ſeinem tiefen Schmerz daſſelbe erblickt hatte, es weiter an den Prinzen Achmed, damit dieſer ebenfalls ein ſo trauriges und betrübendes Schauſpiel, das ſie alle drei gleich nahe anging, betrachten möchte.

Als der Prinz Achmed das elfenbeinerne Rohr aus den Händen des Prinzen Aly empfangen, und beim Hineinſehen ebenfalls die Prinzeſſinn Nurunnihar dem Tode nahe erblickt hatte, nahm er das Wort und ſagte zu den beiden andern Prinzen, ſeinen Brüdern:

„Brüder, die Prinzeſſinn Nurunnihar, welche der gemeinſame Gegenſtand unſerer Wünſche iſt, befindet ſich wirklich in einem höchſt beunruhigenden Zuſtande; indeß, wie es mir ſcheint, ſo iſt es wohl noch möglich, wofern wir nur keine Zeit verlieren, den Augenblick des Todes noch zu entfernen.“

Zugleich zog der Prinz Achmed aus ſeinem Buſen den künſtlichen Apfel, den er ſich gekauft hatte, zeigte ihn ſeinen Brüdern und ſagte:

„Der Apfel, den ihr hier ſehet, hat mich nicht weniger gekoſtet, als der Teppich und das elfenbeinerne Rohr, das ein jeder von euch von ſeiner Reiſe mitgebracht hat. Die Gelegenheit, die ſich darbietet, euch ſeine Wunderkraft zu zeigen, macht, daß mich die vierzig Beutel, die er mich koſtet, nicht reuen. Um euch nicht länger in geſpannter Erwartung zu halten, ſage ich euch hiemit, er hat die Kraft, daß ein jeder Kranke, und läge er auch ſchon in den letzten Zügen durch das bloße Daranriechen ſeine Geſundheit auf der Stelle wiedererlangt. Der Verſuch, den ich ſelber damit angeſtellt, läßt mich nicht daran zweifeln, und ich kann euch ſelber die Wirkung deſſelben an der Prinzeſſinn Nurunnihar zeigen, wenn wir nur die nöthige Eile anwenden, um ihr zu helfen.“

„Wenn dieß der Fall iſt,“ ſagte hierauf der Prinz Huſſain, "ſo können wir nicht ſchleuniger dahin eilen, als wenn wir uns vermittelſt meines Teppichs augenblicklich in das Zimmer der Prinzeſſinn hinverſetzen. Laſſet uns keine Zeit verlieren, kommet und ſetzet euch mit mir hieher, er iſt groß genug, um uns alle drei ohne Unbequemlichkeit aufzunehmen; doch vor allen Dingen muß jeder von uns ſeinem Diener anempfehlen, daß er mit den andern ſogleich abreiſe und uns dort im Palaſte aufſuche."

Als dieſer Befehl gegeben worden war, ſetzten ſich die Prinzen Aly und Achmed nebſt dem Prinzen Huſſain auf den Teppich, und da ſie alle drei daſſelbe Intereſſe hatten, ſo wünſchten ſie auch alle drei, in das Zimmer der Prinzeſſinn Nurunnihar verſetzt zu werden. Ihr Wunſch ward erfüllt und ſie wurden ſo ſchnell hinverſetzt, daß ſie es nicht eher merkten, als bis ſie ſich an dem erwünſchten Orte angelangt ſahen.

Die unerwartete Erſcheinung der drei Prinzen erſchreckte die Frauen und die Verſchnittenen der Prinzeſſinn, welche nicht begreifen konnten, durch welche

Zauberei auf einmal drei Männer in ihrer Mitte erſchienen. Sie erkannten ſie ſogar Anfangs nicht einmal, und die Verſchnittenen waren ſchon im Begriff, auf ſie loszuſtürzen, als auf Leute, die an einen Ort ſich eingedrängt hätten, wohin ſie nicht kommen dürften; allein ſie kamen ſehr bald von ihrem Irrthum zurück und erkannten ſie für das, was ſie waren.

Vierhundert und neunte Nacht.

Kaum ſah ſich der Prinz Achmed in dem Zimmer Nurunnihar's und die im Sterben liegende Prinzeſſinn, als er nebſt ſeinen Brüdern von dem Teppich aufſtand, ſich ihrem Bette näherte und ihr den Wunderapfel vor die Naſe hielt. Einige Augenblicke nachher ſchlug die Prinzeſſinn die Augen auf, und wendete den Kopf nach beiden Seiten hin, ſah die Umſtehenden an, ſetzte ſich dann auf und verlangte angekleidet zu werden, und zwar mit derſelben Unbefangenheit und Beſonnenheit, als ob ſie bloß von einem langen Schlaf erwachte. Ihre Frauen ſagten ihr nun ſogleich, daß ſie den drei Prinzen, ihren Vettern, und vor allen dem Prinzen Achmed dieſe plötzliche Wiederherſtellung ihrer Geſundheit verdanke. Sie bezeigte ihnen daher ihre Freude, ſie wiederzuſehen, und ſtattete ihnen insgeſammt und dem Prinzen Achmed insbeſondere ihren Dank ab. Da ſie angekleidet zu werden wünſchte, ſo begnügten ſich die Prinzen, ihr ihre große Freude darüber zu bezeigen, daß ſie gerade zu rechter Zeit noch angelangt ſeien, um insgeſammt dazu beizutragen zu können, ſie aus ihrer augenſcheinlichen Lebensgefahr zu retten, und nachdem ſie ihr noch ihre innigen Wünſche für eine recht lange Dauer ihres Lebens an den Tag gelegt, entfernten ſie ſich."

Während die Prinzeſſinn ſich ankleidete, gingen die Prinzen von ihr unmittelbar hin, um ſich zu den Füßen ihres Vaters, des Sultans, zu werfen und ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Als ſie vor ihm erſchienen, fanden ſie, daß der Oberaufſeher der Verſchnittenen der Prinzeſſinn ihnen bereits zuvorgekommen war und ihm ihre unvermuthete Ankunft und die durch ſie erfolgte vollſtändige Heilung der Prinzeſſinn angemeldet hatte. Der Sultan umarmte ſie um deſto freudiger, da er in dem Augenblick, wo er ſie wiederſah, auch zugleich erfuhr, daß ſeine Nichte, die Prinzeſſinn, die er wie ſeine eigene Tochter liebte, nachdem ſie von den Aerzten berets aufgegeben worden, auf eine ſo wunderbare Weiſe ihre Geſundheit wiedererhalten habe. Nach den bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Begrüßungen zeigte jeder der Prinzen ihm die mitgebrachte Seltenheit vor: der Prinz Huſſain ſeinen Teppich, den er aus dem Zimmer der Prinzeſſinn wieder mitgenommen hatte, der Prinz Aly das elfenbeinerne Rohr, und der Prinz Achmed den künſtlichen Apfel: und nachdem jeder das ſeinige herausgeprieſen, händigten ſie ihm nach der Reihe alle drei Stücke ein und baten ihn zu entſcheiden, welchem von den drei Stücken er den Vorzug ertheile und welchem unter ihnen dreien er ſeinem Verſprechen gemäß die Prinzeſſinn Nurunnihar zur Gemahlinn gebe.

Der Sultan von Indien, nachdem er ſehr wohlwollend alles, was ihm jeder der Prinzen zum Lobe der von ihm mitgebrachten Seltenheit ſagen mochte, ohne Unterbrechung angehört und ſich nach allem, was bei der Heilung der Prinzeſſinn Nurunnihar vorgegangen, wohl erkundiget hatte, ſchwieg eine Weile ſtill, als überlegte er, was er ihnen antworten ſolle. Endlich unterbrach er dieſes Schweigen und hielt folgende ſehr weiſe Rede an ſie:

„Meine Kinder, ich würde ſehr gern einen unter euch nennen, wenn ich es mit voller Gerechtigkeit thun könnte; allein überlegt ſelber, ob ich es kann. Dir, o Achmed, und deinem künſtlichen Apfel verdankt freilich die Prinzeſſinn, meine Nichte, ihre Heilung; aber ich frage dich ſelber, würdeſt du ſie haben bewirken können, wenn nicht zuvor das elfenbeinerne Rohr Aly's dir Gelegenheit gegeben hätte, die Gefahr kennen zu lernen, worin ſie ſchwebte, und wenn nicht der Teppich Huſſain's dir ſeine Dienſte geleiſtet hätte, um ihr ſchnell zu Hilfe eilen zu können? Dein elfenbeinernes Rohr, o Aly, hat wiederum dazu gedient, dir und deinen Brüdern zu zeigen, daß ihr auf dem Punkte ſtandet, die Prinzeſſinn zu verlieren, und dafür iſt ſie, wie man geſtehen muß, dir großen Dank ſchuldig. Doch mußt du auch geſtehen, daß dir deine Kenntniß für die Erreichung des Zweckes nichts genützt hätte, wenn nicht der Teppich und der künſtliche Apfel geweſen wäre. Und was dich, Huſſain, betrifft, ſo würde die Prinzeſſinn ſehr undankbar ſein, wenn ſie dir nicht wegen des Teppichs, der zu Bewirkung ihrer Wiederherſtellung ſo nöthig geweſen, vielen Dank wiſſen ſollte; allein bedenke ſelbſt, daß er dir hiezu von gar keinem Nutzen geweſen ſein würde, wenn du nicht durch das elfenbeinerne Rohr Aly's ihre Krankheit erfahren und Achmed nicht ſeinen Wunderapfel zu ihrer Heilung angewendet hätte. Da nun alſo weder der Teppich, noch das elfenbeinerne Rohr, noch der künſtliche Apfel irgend einem von euch einen Vorzug vor den andern geben, ſondern vielmehr euch alle einander gleichſtellen, und da ich die Prinzeſſinn Nurunnihar doch nur einem einzigen geben kann, ſo ſehet ihr ſelber, daß die einzige Frucht, die ihr von euren Reiſen geärntet habt, in dem Ruhme beſteht, daß ihr alle auf gleiche Weiſe zur Herſtellung ihrer Geſundheit beigetragen habt."

"Wenn dieß nun ſo iſt," fuhr der Sultan fort,

„ſo ſehet ihr zugleich ein, daß ich zu einem anderen Mittel meine Zuflucht nehmen muß, um mich über die Wahl, die ich unter euch dreien treffen ſoll, beſtimmt zu entſcheiden. Da es nun aber bis zu Anbruch der Nacht noch lange hin iſt, ſo will ich heute noch folgendes thun. Gehet und nehmet ein jeder einen Bogen und einen Pfeil, und begebet euch aus der Stadt hinaus auf die große Ebene, wo die Pferde zugeritten werden; ich werde eben dahin mich begeben und ich erkläre, daß ich die Prinzeſſinn Nurunnihar demjenigen zur Gemahlinn geben werde, welcher am weiteſten ſchießen wird.“

„Uebrigens kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, euch insgeſammt und jedem noch insbeſondere für das Geſchenk zu danken, welches ihr mir mitgebracht habt. Ich beſitze in meiner Sammlung gar manche Seltenheiten, doch keine einzige derſelben kommt an Vorzüglichkeit dem Teppich, dem elfenbeinernen Rohre, und dem künſtlichen Apfel bei, womit ich jezt meine Sammlung vermehren und bereichern will. Alle drei Stücke werden die erſte Stelle darin einnehmen und ich werde ſie da ſorgfältig aufbewahren, nicht bloß wegen ihrer Merkwürdigkeit, ſondern auch um bei Gelegenheit nützlichen Gebrauch davon zu machen.“

Die drei Prinzen wußten gegen dieſe, ſo eben ausgeſprochene Entſcheidung des Sultans nichts einzuwenden. Als ſie ſich von ſeinem Angeſicht entfernt hatten, verſchaffte man einem jeden von ihnen einen Bogen und einen Pfeil, die ſie ſofort einem von ihren Dienern, die ſich auf die Nachricht von ihrer Wiederkunft ſogleich verſammelt hatten, einhändigten und ſich dann, von einer unzähligen Menge Volks begleitet, auf die Ebene hinaus begaben, wo die Pferde zugeritten zu werden pflegten.

Der Sultan ließ nicht lange auf ſich warten. Sobald er angekommen war, nahm der Prinz Huſſain, als der älteſte, Pfeil und Bogen und ſchoß zuerſt. Darauf ſchoß der Prinz Aly, und man ſah ſeinen Pfeil viel weiter fliegen und niederfallen, als den des Prinzen Huſſain. Der Prinz Achmed ſchoß zulezt, aber man verlor ſeinen Pfeil aus dem Geſicht und niemand ſah ihn niederfallen. Man eilte hin, man ſuchte, allein wie viel Sorgfalt alle und auch der Prinz Achmed ſelber anwendete, es war nicht möglich, den Pfeil weder in der Nähe noch in der Ferne aufzufinden. Obwohl man glauben mußte, daß er am weiteſten geſchoſſen und folglich verdient habe, daß ihm die Hand der Prinzeſſinn Nurunnihar zugeſprochen würde, ſo war dennoch, um die Sache augenſcheinlich und gewiß zu machen, die Auffindung des Pfeils erforderlich, und der Sultan ermangelte daher nicht, ungeachtet aller Gegenvorſtellungen Achmed's, ſich zu Gunſten ſeines Bruders Aly zu entſcheiden. Er gab nun ſogleich Befehl, daß zu der Hochzeitfeier die nöthigen Anſtalten getroffen würden, und wenige Tage darauf ward die Hochzeit mit vielem Glanze gefeiert.

Vierhundert und zehnte Nacht.

Der Prinz Huſſain beehrte das Feſt nicht mit ſeiner Gegenwart. Da ſeine Liebe zu der Prinzeſſinn Nurunnihar ſehr innig und herzlich war, ſo fühlte er ſich nicht ſtark genug, um es mit Gleichmuth zu ertragen und mitanzuſehen, wie ſie in die Arme des Prinzen Aly geführt würde, der — wie er meinte — ſie nicht mehr verdiente, noch auch ſie feuriger liebte als er. Er empfand im Gegentheil ein ſo tiefes Misfallen darüber, daß er den Hof verließ und auf ſein Recht der Thronfolge Verzicht leiſtend hinging, und Derwyſch wurde und ſich zu einem ſehr berühmten Scheich in die Lehre gab, der wegen ſeines muſterhaften Lebenswandels in hohem Anſehen ſtand, und in einer anmuthigen Einöde ſeine und ſeiner Schüler Wohnung aufgeſchlagen hatte.

Der Prinz Achmed war aus denſelben Gründen wie Huſſain ebenfalls bei der Hochzeit des Prinzen Aly und der Prinzeſſinn Nurunnihar nicht zugegen, doch er entſagte deshalb nicht der Welt wie jener. Da er gar nicht begreifen konnte, wie der von ihm abgeſchoſſene Pfeil ſo zu ſagen unſichtbar geworden ſei, ſo entfernte er ſich von ſeinen Leuten, und mit dem Entſchluße, ihn ſo eifrig zu ſuchen, daß er ſich nichts vorzuwerfen habe, begab er ſich an den Ort hin, wo die Pfeile der Prinzen Huſſain und Aly von der Erde aufgehoben worden waren. Von da ging er in gerader Richtung vorwärts, immer rechts und links blikkend, und ohne zu finden, was er ſuchte, war er endlich ſo weit gekommen, daß er ſeine Mühe für ganz vergeblich erkannte. Indeß gleichſam wider ſeinen Willen weiter fort gezogen, ſetzte er dennoch ſeinen Weg immer weiter fort, bis er zu ſehr hohen Felſen kam, bei denen er offenbar ſeitwärts ablenken mußte, wofern er noch weiter gehen wollte. Dieſe Felſen waren außerordentlich ſteil und lagen in einer öden und unfruchtbaren Gegend, etwa vier Stunden von da entfernt, wo er ausgegangen war.

Als der Prinz Achmed ſich dieſen Felſen näherte, bemerkte er einen Pfeil, hob ihn auf, betrachtete ihn, und ſah zu ſeiner großen Verwunderung, daß es der von ihm abgeſchoſſene ſei.

„Er iſt es wirklich,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „aber weder ich noch irgend ein anderer Sterblicher auf der ganzen Welt kann die Kraft haben, einen Pfeil ſo weit zu ſchießen.“

Da er ihn auf der Erde liegend und nicht mit der Spitze darin feſt ſteckend gefunden hatte, ſo ſchloß er, daß er an den Felſen geflogen und von da zurückgeprallt ſei.

„Es ſteckt hinter dieſer ſeltſamen Sache,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „irgend ein Geheimniß, und dieß Geheimniß kann nicht anders als vortheilhaft für mich ſein. Nachdem das Schickſal mich ſo ſchwer betrübt und mich desjenigen Gutes beraubt hat, das, wie ich hoffte, das Glück meines Lebens ausmachen ſollte, hat es mir vielleicht zu meinem Troſte irgend ein anderes vorbehalten.“

Da die äußere Form der Felſen mehrere vorſpringende Spitzen und auch wieder mehrere tief ſich hineinziehende Schluchten hatte, ſo trat der Prinz unter ſolchen Gedanken in eine dieſer Vertiefungen hinein, und während er darin ſeine Augen von einem Winkel zum andern warf, zeigte ſich ihm eine eiſerne Thür, an welcher aber kein Schloß zu ſehen war. Er fürchtete, ſie würde wohl verſchloſſen ſein, doch als er daran ſtieß, öffnete ſie ſich nach innen zu, und er erblickte einen ſanft abſchüſſigen Weg ohne Stufen, den er ſofort mit dem Pfeile in der Hand hinabſtieg. Er glaubte hier in tiefe Finſterniß zu gerathen, allein an die Stelle des entſchwindenden Tageslichtes trat ein anderes ganz verſchiedenes Licht. Nach funfzig bis ſechzig Schritten gelangte er auf einen geräumigen Platz, auf welchem er einen prachtvollen Palaſt erblickte, deſſen Wunderbau er aber zu bewundern nicht Zeit hatte. Denn in demſelben Augenblick trat eine Frau von majeſtätiſchem Anſtand und Weſen und von einer Schönheit, die durch den reichen Anzug und durch den Edelſteinſchmuck, den ſie trug, nicht noch höher gehoben zu werden vermochte, unter die Vorhalle heraus, begleitet von einer Anzahl von Frauen, unter denen aber die Gebieterinn leicht zu unterſcheiden war.

Sobald der Prinz Achmed die ſchöne Frau bemerkt hatte, beſchleunigte er ſeine Schritte, um ihr ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, doch die ſchöne Frau, welche ihn kommen ſah, kam ihm ihrerſeits durch die Anrede entgegen; "Prinz Achmed, tretet näher, ihr ſeid hier willkommen."

Die Ueberraſchung des Prinzen war nicht gering, als er ſeinen Namen in einer Gegend nennen hörte, von welcher er noch nie das geringſte vernommen, obwohl dieſe Gegend ſo nahe an der Hauptſtadt ſeines Vaters, des Sultans, lag, und er konnte gar nicht begreifen, wie er einer Dame bekannt ſein könne, die er durchaus nicht kannte. Endlich warf er ſich zu den Füßen der ſchönen Frau und redete ſie auf folgende Weiſe an:

"Gnädige Frau, bei meiner Ankunft in einer Gegend, wo ich fürchten mußte, daß mein unvorſichtiger Vorwitz mich zu weit gelockt, bin ich euch tauſendfachen Dank für eure Verſicherung ſchuldig; daß ich hier willkommen ſei. Aber darf ich wohl ſo dreiſt ſein euch zu fragen, durch welchen ſeltſamen Zufall es kommt, daß ich euch nicht unbekannt bin, euch, die ihr zwar in unſerer Nachbarſchaft wohnet, doch ohne daß ich jemals bis dieſen Augenblick etwas davon erfahren hätte.“

»Prinz,“ erwiederte die ſchöne Frau, ”laßt uns in den Saal hineintreten, dort werde ich mit größerer Bequemlichkeit für mich und euch eure Frage beantworten können.“

Mit dieſen Worten führte die Dame, um dem Prinzen Achmed den Weg zu zeigen, ihn in den Saal hinein. Der wundervolle Bau deſſelben, das Gold und das Himmelblau, womit das kuppelförmige Gewölbe geſchmückt war, und der unſchätzbare Reichthum des Geräths erſchienen ihm als etwas ſo ganz neues, daß er ſeine Verwunderung darüber an den Tag legte und ausrief: er habe noch nie etwas der Art geſehen, und er glaube nicht, daß man in der Welt irgend etwas ſehen könne, was dieſem hier beikäme.

»Gleichwohl verſichere ich euch,“ erwiederte die ſchöne Frau, „daß dieß gerade das unbedeutendſte Zimmer meines Palaſtes iſt, und ihr werdet meiner Anſicht beiſtimmen, wenn ich euch erſt die übrigen alle gezeigt haben werde.“

Sie ſtieg einige Stufen empor und ſetzte ſich auf ein Sofa, und als der Prinz auf ihre Bitte neben ihr Platz genommen hatte, ſagte ſie ihm:

„Prinz, ihr ſeid, wie ihr ſagt, darüber erſtaunt, daß ich euch kenne, ohne daß ihr mich kennet; doch eure Verwunderung wird nachlaſſen, wenn ihr erſt wiſſen werdet, wer ich bin. Euch wird ohne Zweifel nicht unbekannt ſein, was ja ſchon eure Religion euch lehrt, daß nämlich die Welt eben ſo wohl von Geiſtern als von Menſchen bewohnt wird. Ich bin die Tochter eines dieſer Geiſter, und zwar eines der mächtigſten und ausgezeichnetſten, und mein Name iſt Pari Banu. So wirſt du dich denn alſo nicht mehr wundern, daß ich dich, deinen Vater, den Sultan, und deine beiden Brüder kenne. Ich weiß ſogar von deiner Liebe und von deiner Reiſe, deren einzelne Umſtände ich dir alle hier wiedererzählen könnte, weil ich es eben war, die zu Samarkand den künſtlichen Apfel, den du gekauft haſt, zum Verkauf ausbieten ließ, ſo wie zu Bisnagar den Teppich, den der Prinz Huſſain bekommen hat, und endlich zu Schiras das elfenbeinerne Rohr, welches der Prinz Aly von da mitgebracht hat. Dieß mag hinreichend ſein, um dir begreiflich zu machen, daß nichts von alle dem, was dich betrifft, mir unbekannt iſt. Ich will nur dieß eine hinzufügen, daß du mir ein glücklicheres Loos zu verdienen ſchieneſt, als das war, die Prinzeſſinn Nurunnihar zu beſitzen, und da ich gerade zugegen war, als du den Pfeil, den du da in der Hand haſt, abſchoſſeſt, und ich voraus ſah, daß er nicht einmal ſo weit als der des Prinzen Huſſain fliegen würde, ſo faßte ich ihn in der Luft an und gab ihm den erforderlichen Schwung, ſo daß er an die Felſen anprallen mußte, neben denen du ihn gefunden haſt. Es wird nun bloß von dir abhangen, die Gelegenheit, die ſich dir jezt bietet, zu benutzen, um noch glücklicher zu werden.“

Vierhundert und elfte Nacht.

Da die Fee Pari Banu dieſe letzten Worte in einem ganz anderen Tone ſprach, indem ſie den Prinzen Achmed zärtlich anblickte und dann ſogleich verſchämt und mit erröthendem Geſicht die Augen niederſchlug, ſo errieth der Prinz ſehr leicht, welches Glück hier gemeint ſei. Er überlegte, daß die Prinzeſſinn Nurunnihar nicht mehr die ſeinige werden könne, und daß die Fee Pari Banu an Schönheit, Anmuth und Reiz, ſo wie durch einen überwiegenden Verſtand und durch ihre unermeßlichen Reichthümer, ſo weit er nämlich aus der Pracht des Palaſtes auf dieſe ſchließen konnte, jene unendlich weit überträfe, und er ſegnete den Augenblick, wo ihm der Gedanke eingekommen war, noch einmal den abgeſchoſſenen Pfeil zu ſuchen, indem er ſich ganz der Neigung hingab, die ihn nach dem neuen Gegenſtande ſeines Herzens hinzog.

„Gnädige Frau,“ fing er an, „wenn ich mein ganzes Leben hindurch auch nur dieß eine Glück hätte, euer Sklawe und der Bewunderer ſo hoher Reize zu ſein, die mich in Entzückung verſetzen, ſo würde ich mich für den glücklichſten aller Sterblichen achten. Verzeihet mir meine Kühnheit, wenn ich euch um dieſe Gunſt zu bitten wage, und verſchmähet es nicht, an eurem Hofe einen Prinzen zuzulaſſen, der ſich ganz euch zu widmen gedenkt.“

„Prinz,“ erwiederte die Fee, „da ich ſchon ſeit langer Zeit freie Herrinn meiner Wünſche und frei von der Vormundſchaft meiner Eltern bin, ſo will ich euch nicht als Sklawen an meinem Hofe zulaſſen, ſondern als Herren meiner Perſon und alles deſſen, was mir gehört und irgend noch etwa gehören könnte, wofern ihr mir nämlich Treue geloben und mich zu eurer Gemahlinn annehmen wollet. Ich hoffe, daß ihr es nicht übel aufnehmen werdet, daß ich euch durch dieſes Anerbieten entgegenkomme. Ich habe euch ſchon geſagt, daß ich in meinem Willen von Niemandem abhange, und ich füge bloß noch hinzu, daß es mit den Feen nicht ſo iſt, wie es mit den Frauen im Verhältniß zu den Männern der Fall iſt, welche bekanntlich eben nicht dergleichen Schritte entgegen zu thun pflegen und ein ſolches Verfahren mit ihrer Ehre unverträglich halten würden. Wir dagegen thun es nun einmal und denken, daß man uns dafür Dank wiſſen muß.“

Der Prinz Achmed antwortete auf dieſe Rede der Fee weiter nichts; allein durchdrungen von Dankbarkeit, glaubte er dieſe ihr nicht beſſer an den Tag legen zu können, als wenn er ſich näherte, um ihr den Saum ihres Gewandes zu küſſen. Sie ließ ihm indeß nicht Zeit, dieß zu thun, ſondern reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und indem ſie die ſeinige feſthielt und ſie drückte, ſagte ſie zu ihm:

„Prinz Achmed, gebt ihr mir nicht euer Wort, wie ich euch das meinige gebe?“

„Ach, gnädige Frau,“ erwiederte der Prinz voll freudigem Entzücken, „was könnte ich wohl beſſeres und freudigeres thun? Ja, meine Sultaninn, meine Königinn, ich gebe es euch nebſt meinem Herzen, ohne Rückhalt?“

„Wenn das iſt,“ antwortete die Fee, „ſo ſeid ihr mein Gemahl und ich bin euere Gemahlinn. Die Ehen werden bei uns ohne weitere Zeremonieen geſchloſſen, ſind aber bei uns weit feſter und unauflöslicher, als die der Menſchen, ungeachtet leztere mehr Förmlichkeiten dabei anwenden. Jezt — fuhr ſie fort — während man für heute Abend die Anſtalten zu unſerem Hochzeitmahle trifft, wird man euch, da ihr offenbar heute noch nichts zu euch genommen habt, vorerſt einen leichten Imbiß vorſetzen, dann werde ich euch die Zimmer meines Palaſtes zeigen, und ihr mögt dann ſelbſt entſcheiden, ob es nicht wahr iſt, was ich euch ſagte, daß nämlich dieſer Saal gerade das ſchlechteſte Zimmer darunter iſt.“

Einige von den Frauen der Fee, die bei ihr im Saale ſich befanden, hatten kaum ihren Wunſch vernommen, als ſie auch ſchon hinaus gingen, und bald darauf einige Speiſen und trefflichen Wein herein brachten.

Als der Prinz Achmed zur Genüge gegeſſen und getrunken hatte, führte ihn die Fee Pari Banu aus einem Zimmer in das andere, und er ſah darin Diamanten, Rubinen, Smaragden und alle Arten der feinſten Edelſteine im Verein mit Perlen, Achat, Jaſpis, Porphyr und dem koſtbarſten Marmor von allen Gattungen angebracht, um von dem Zimmergeräth zu ſchweigen, welches alles von einem unſchätzbaren Reichthum war. Alles war da in ſo erſtaunlichem Ueberfluß angebracht, daß er, weit entfernt, je etwas geſehen zu haben, was dieſer Pracht auch nur nahe gekommen wäre, vielmehr eingeſtand, daß es nichts der-Art auf der ganzen Welt geben könne.

„Prinz,“ ſagte hierauf die Fee, „wenn ihr ſchon meinen Palaſt ſo ſehr bewundert, der wirklich ſehr ſchön iſt, was würdet ihr erſt zu den Paläſten unſerer Geiſterfürſten ſagen, die ganz anders ſchön, geräumig und prächtig ſind? Ich könnte euch auch noch meinen Garten bewundern laſſen, allein — fuhr ſie fort — das mag lieber ein andermal geſchehen. Die Nacht nähert ſich jezt ſchon, und es iſt Zeit, daß wir uns zu Tafel ſetzen.“

Der Saal, worein die Fee den Prinzen führte und worin die Tafel gedeckt war, war das lezte Zimmer des Palaſtes und zugleich das einzige, was der Prinz noch nicht geſehen hatte; es ſtand indeß hinter keinem derjenigen zurück, die er bereits in Augenſchein genommen hatte. Beim Hereintreten bewunderte er den Lichtglanz unzähliger, von Ambra duftender Wachskerzen, deren Menge, anſtatt zu verwirren, vielmehr ſo ſymmetriſch aufgeſtellt war, daß man ſie mit Vergnügen anſah. Eben ſo bewunderte er einen großen Schenktiſch, beſetzt mit goldenen Gefäßen, welche durch ihre kunſtreiche Arbeit einen noch weit höheren Werth hatten, als durch ihren Stoff; ferner mehrere Chöre der ſchönſten und reichgekleidetſten Mädchen, welche ein Konzert von Singſtimmen und harmoniſchen Inſtrumenten begannen, ſo ſchön als er es nur je in ſeinem Leben gehört. Sie ſetzten ſich zu Tiſche. Da Pari Banu ſich ganz beſonders beeiferte, dem Prinzen Achmed die wohlſchmeckendſten Speiſen vorzulegen, und ſie jedesmal, wenn ſie ihn zum Zulangen aufforderte, ihn mit Namen nannte, da ferner der Prinz noch nie etwas von denſelben gehört hatte, und ſie ganz ausgeſucht wohlſchmeckend fand, lobte er dieſelben außerordentlich und rief aus, daß dies treffliche Mahl, womit ſie ihn bewirthe, alle die Mahlzeiten der Menſchen weit überträfe. Auch war er ganz entzückt über die Vortrefflichkeit des Weines, welcher aufgetragen wurde, und wovon er und die Fee erſt beim Nachtiſch, der aus Früchten, Kuchen und anderem dazu paſſendem Imbiß beſtand, zu trinken anfingen.

Vierhundert und zwölfte Nacht.

Nach dem Nachtiſch ſtanden die Fee Pari Banu und der Prinz Achmed von der Tafel auf, die ſogleich weggetragen wurde, und ſetzten ſich ganz bequem auf das Sofa hin, indem ſie den Rücken an Polſter von Seidenſtoff lehnten, die mit großem, vielfarbigem Blumenwerk, alles von der feinſten Stickerei, bedeckt waren. Sogleich trat nun eine große Anzahl von Geiſtern und Feen in den Saal und begannen einen herrlichen Tanz, welcher ſo lange dauerte, bis die Fee und der Prinz Achmed aufſtanden. Dann gingen die Geiſter und Feen tanzend aus dem Saale hinaus und zogen vor den Neuvermählten her bis an die Thür des Zimmers, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Als ſie da angekommen waren, ſtellten ſie ſich in Reihen, um die Beiden hindurchgehen zu laſſen, worauf ſie ſich entfernten, und Beiden die Freiheit ließen, ſich zu Bette zu legen.

Das Hochzeitfeſt dauerte auch den folgenden Tag noch fort, oder vielmehr, die nächſtfolgenden Tage waren ein ununterbrochenes Feſt, in welches die Fee Pari Banu, der es ſehr leicht war, die größte Mannigfaltigkeit zu bringen wußte, durch neue Speiſen und Gerichte bei den Mahlzeiten, durch neue Konzerte, neue Tänze, neue Schauſpiele und neue Ergötzlichkeiten, die alle ſo außerordentlich waren, daß der Prinz Achmed während ſeines ganzen Lebens unter den Menſchen, und hätte es auch tauſend Jahre gedauert, ſich dergleichen nicht hätte erdenken können.

Die Abſicht der Fee war nicht bloß, dem Prinzen ſichere Beweiſe ihrer aufrichtigen Liebe und ihrer innigen Zuneigung zu geben, ſondern ſie wollte ihm auch dadurch recht fühlbar machen, daß er, da er ja doch am Hofe ſeines Vaters keine Anſprüche mehr zu machen habe, und er an keinem Orte in der Welt, um von ihrer Schönheit und ihren Reizen zu ſchweigen, etwas antreffen würde, was mit dem Glück, daß er bei ihr genoß, nur irgend vergleichbar wäre, — ſich daher ganz an ſie anſchließen und ſich nie mehr von ihr trennen müſſe. Sie erreichte auch vollkommen ihre Abſicht. Die Liebe des Prinzen Achmed ward durch ihren Beſich nicht vermindert, ſondern ſie ſtieg vielmehr bis zu dem Grade, daß es nicht mehr in ſeiner Gewalt ſtand, von ſeiner Liebe zu ihr abzulaſſen, auch wenn ſie jemals ſich hätte entſchließen können, gleichgültig gegen ihn zu werden.

Nach Verlauf von ſechs Monaten fühlte endlich der Prinz Achmed, welcher ſtets den Sultan, ſeinen Vater, geliebt und verehrt hatte, ein heftiges Verlangen, von ihm einige Nachricht zu hören, und da er daſſelbe nicht anders befriedigen konnte, als wenn er ſich auf einige Zeit entfernte, um perſönlich Nachrichten einzuziehen, ſo ſprach er einſt im Laufe des Geſprächs mit Pari Banu darüber, und bat ſie, ihm dieß zu geſtatten. Dieſe Aeußerung beunruhigte die Fee, und da ſie fürchtete, es ſei dieß nur ein bloßer Vorwand, um ſie zu verlaſſen, ſo ſagte ſie zu ihm:

"Worin habe ich denn euer Misfallen erregt, daß ihr euch gedrungen fühlt, mich um dieſe Erlaubniß zu bitten? Sollte es möglich ſein, daß ihr euer mir gegebenes Wort vergeſſen hättet und mich nicht mehr liebtet, die ich euch doch ſo zärtlich liebe, wie ihr aus den Beweiſen, die ich euch ohne Unterlaß davon gebe, erſehen könnet?"

"Meine Königinn," erwiederte der Prinz Achmed, "ich bin von eurer Liebe vollkommen überzeugt, und ich würde mich derſelben unwürdig machen, wenn ich euch nicht meine Dankbarkeit dafür durch Gegenliebe an den

Tag legte. Wenn ihr durch meine Bitte beleidigt worden ſeid, ſo bitte ich euch deshalb um Verzeihung, und bin bereit, euch jede Genugthuung dafür zu geben. Ich that ſie nicht, um euch zu kränken, ſondern bloß aus einer innern Ehrfurcht für meinen Vater, den Sultan, den ich gern von der Betrübniß zu befreien wünſchte, worein ich ihn durch eine ſo lange Abweſenheit unfehlbar verſetzt habe; denn ich habe Grund zu vermuthen, daß er mich für todt hält. Da ihr indeß es nicht genehmigt, daß ich hingehe und ihm dieſen Troſt gewähre, ſo will ich, was ihr wollet, und es giebt nichts auf der Welt, das ich nicht zu thun bereit bin, um mich euch gefällig zu beweiſen.“

Der Prinz Achmed, der ſich nicht verſtellte und ſie in ſeinem Herzen wirklich ſo heiß liebte, als er ſie ſo eben verſichert hatte, drang nicht weiter in ſie, um von ihr die gewünſchte Erlaubniß zu erhalten, und die Fee zeigte ihm, wie ſehr ſie über ſeine Nachgiebigkeit erfreut ſei. Da er indeß ſeinen Plan doch nicht ganz aufgeben konnte, ſo unterhielt er ſie abſichtlich von Zeit zu Zeit von den ſchönen Eigenſchaften des Sultans von Indien, und beſonders von den Beweiſen von Zärtlichkeit, die dieſer ihm ſtäts gegeben, und hoffte ſie dadurch am Ende doch noch zu erweichen.

Uebrigens verhielt es ſich wirklich ſo, wie der Prinz Achmed es vermuthet hatte. Der Sultan von Indien war mitten unter den Luſtbarkeiten bei der Hochzeit des Prinzen Aly und der Prinzeſſinn Nurunnihar durch die Entfernung ſeiner beiden Söhne tief betrübt worden. Es dauerte nicht lange, ſo erfuhr er den Entſchluß, den der Prinz Huſſain gefaßt hatte, die Welt zu verlaſſen, und den Ort, den er ſich zu ſeinem künftigen Aufenthalte gewählt hatte. Als ein guter Vater, der einen Theil ſeines Glückes darein ſetzt, ſeine Kinder um ſich zu ſehen, beſonders wenn ſie ſich ſeiner Liebe würdig beweiſen, hätte er es freilich lieber geſehen, wenn er am Hofe und um ihn geblieben wäre. Da er indeß es nicht misbilligen konnte, daß er ſich dieſen Stand einer immer höheren Vervollkommnung, wozu er ſich verpflichtet hatte, gewählt habe, ſo ertrug er ſeine Abweſenheit mit Geduld. Er wendete alle mögliche Sorgfalt an, um Nachricht von dem Prinzen Achmed zu erhalten; er fertigte Eilboten in alle Provinzen ſeines Reiches ab, mit dem Befehl an die Statthalter, ihn anzuhalten und zur Rückkehr an den Hof zu nöthigen; doch alle Mühe, die er ſich gab, hatte nicht den gehofften Erfolg, und ſein Kummer wurde, anſtatt abzunehmen, nur noch größer. Oft beſprach er ſich darüber mit ſeinem Groß-Weſyr.

„Weſyr,“ ſagte er einſt zu ihm, „du weißt, daß Achmed derjenige unter meinen Söhnen iſt, den ich immer am zärtlichſten geliebt habe, und du weißt, welche Mittel und Wege ich eingeſchlagen habe, um ihn wiezufinden, doch ſtäts ohne Erfolg. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, iſt ſo lebhaft, daß ich ihm am Ende erliegen werde, wenn du nicht Mitleid mit mir haſt. Wofern dir nur irgend meine längere Erhaltung am Herzen liegt, ſo beſchwöre ich dich, daß du mich mit deinem Beiſtand und deinem Rath unterſtützeſt.“

Vierhundert und dreizehnte Nacht.

Der Groß-Weſyr, der eben ſo ſehr der Perſon des Sultans zugethan, als in Verwaltung der Staatsangelegenheiten eifrig war, dachte auf Mittel, um ihm einige Beruhigung zu verſchaffen, und da fiel ihm eine Zauberinn ein, von welcher man Wunderdinge erzählte. Er ſchlug ihm vor, dieſe kommen zu laſſen und zu befragen; der Sultan genehmigte es. Der Groß-Weſyr ließ ſie alſo aufſuchen und führte ſie ſelbſt bei ihm ein.

Der Sultan ſagte zu der Zauberinn: „Die Betrübniß, worin ich mich ſeit der Hochzeit meines Sohnes Aly mit der Prinzeſſinn Nurunnihar wegen der Abweſenheit des Prinzen Achmed befinde, iſt ſo allgemein bekannt, daß du ohne Zweifel darum wiſſen wirſt. Kannſt du mir nun nicht vermöge deiner Kunſt und Geſchicklichkeit ſagen, was aus ihm geworden iſt? Iſt er noch am Leben? Was macht er? Darf ich hoffen, ihn noch einmal wiederzuſehen?“

Die Zauberinn antwortete, um der Anfrage des Sultans Genüge zu leiſten: „Herr, welche Geſchicklichkeit ich auch immer in meinem Fache beſitzen mag, ſo iſt es mir doch nicht möglich, auf der Stelle der Anfrage Euer Majeſtät zu genügen? doch wenn ihr mir Friſt bis morgen geſtatten wollt, ſo werde ich euch Beſcheid geben können."

Der Sultan geſtattete ihr dieſen Aufſchub und entließ ſie mit dem Verſprechen, ſie gut zu belohnen, wofern der Beſcheid ſeinen Wünſchen entſprechen würde.

Die Zauberinn kam den folgenden Tag wieder und der Groß-Weſyr ſtellte ſie wiederum vor. Sie ſagte zu dem Sultan:

„Herr, mit welchem Eifer ich auch die Regeln meiner Kunſt beobachtet habe, um Euer Majeſtät in Hinſicht deſſen, was ihr zu wiſſen wünſcht, zu gehorchen, ſo habe ich doch nichts weiter ausmitteln können, als daß der Prinz Achmed nicht todt iſt. Dieß iſt ganz gewiß, und ihr könnt euch darauf verlaſſen. Was den Ort betrifft, wo er ſein mag, ſo habe ich dieſen nicht entdecken können.“

Der Sultan von Indien war genöthigt, ſich mit dieſer Antwort zu begnügen, die ihn in Hinſicht auf das Schickſal des Prinzen faſt in derſelben Ungewißheit ließ, als er zuvor war.

Um wieder auf den Prinzen Achmed zurückzukommen, ſo unterhielt ſich dieſer ſo oft mit der Fee Pari Banu über ſeinen Vater, den Sultan, doch ohne weiter ſeinen Wunſch, denſelben zu ſehen, irgend zu erwähnen, daß eben dieſe Abſichtlichkeit ihr ſeine innere Geſinnung verrieth. Da ſie nun ſeine Zurückhaltung und ſeine Furcht, nach jener abſchlägigen Antwort noch einmal ihr Misfallen zu erregen, bemerkte, ſo erſah ſie erſtlich daraus, daß ſeine Liebe zu ihr, wovon er ihr bei allen Gelegenheiten unabläſſig Beweiſe gab, aufrichtig ſei, zweitens, da ſie ſelber das Unrecht einſah, welches ſie begehen würde, wenn ſie einem Sohne in Hinſicht auf ſeine Liebe zu ſeinem Vater Gewalt anthun, und ihn zwingen wollte, ſeine natürliche Neigung, die ihn zu jenem hinzog, zu unterdrücken, ſo beſchloß ſie ihm das zu bewilligen, was er immerfort ſo feurig wünſchte. Sie ſagte daher eines Tages zu ihm:

„Prinz, die Erlaubniß, um die ihr mich batet, daß ihr nämlich euern Vater, den Sultan, beſuchen wolltet, hatte mir die gerechte Beſorgniß eingeflößt, daß dieß bloß ein Vorwand ſei, um mir ein Zeichen eurer Unbeſtändigkeit zu geben und mich zu verlaſſen; es war dieß der einzige Beweggrund, warum ich euch eure Bitte abſchlug. Doch heute, wo ich durch euer Benehmen und durch eure Worte ſo vollkommen überzeugt bin, daß ich mich auf eure Beſtändigkeit und auf den Beſtand eurer Liebe verlaſſen kann, bin ich einer andern Anſicht geworden und gewähre euch dieſe Erlaubniß, doch nur unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor ſchwöret, daß eure Abweſenheit nicht lange dauern werde und daß ihr ſehr ſehr bald wieder zurückkehren werdet. Dieſe Bedingung darf euch nicht bekümmern, als forderte ich ſie etwa von euch aus Mistrauen, ſondern ich thue das bloß, weil ich meiner Ueberzeugung zufolge, die ich von der Aufrichtigkeit eurer Liebe habe, im voraus weiß, daß ſie euch in keine Verlegenheit ſetzen wird.“

Der Prinz Achmed wollte ſich der Fee zu Füßen werfen, um ihr deutlicher an den Tag zu legen, wie ſehr er von Dankbarkeit gegen ſie durchdrungen ſei, allein die Fee hinderte ihn daran.

„Meine Sultaninn,“ ſagte er zu ihr, „ich erkenne den vollen Werth der Gunſt, die ihr mir erweiſet, allein es fehlt mir an Worten, um euch dafür ſo zu danken, als ich es wohl wünſchte. Ergänzet in Gedanken, was ich nicht auszudrücken vermag, und ſeid überzeugt, daß alles, was ihr euch nur irgend ſelber hierüber ſagen möget, doch noch weit hinter dem zurückſteht, was ich innerlich darüber empfinde. Uebrigens habt ihr ſehr Recht, wenn ihr glaubt, daß der Schwur, den ihr von mir fordert, mir keine Bekümmerniß machen werde. Ich leiſte ihn euch um ſo lieber, da es mir von nun an durchaus unmöglich iſt, ohne euch zu leben. Ich werde alſo von euch reiſen, doch die Eilfertigkeit, womit ich zu euch wiederkehren werde, wird euch zeigen, daß ich es nicht aus Furcht vor einem Meineide gegen euch, ſondern aus wahrer Neigung meines Herzens thun, welche mich antreibt, mein Leben in eurem Umgange zuzubringen, und wenn ich jemals mit eurer Genehmigung mich von euch entfernen ſollte, ſo werde ich doch ſtäts dabei der Bekümmerniß, die mir eine zu lange Abweſenheit verurſachen könnte, auszuweichen ſuchen.“

Pari Banu freute ſich über dieſe Geſinnungen des Prinzen Achmed um ſo mehr, weil ſie dadurch von ihrem Argwohn gegen ihn und von der Furcht befreit wurde, daß ſeine Sehnſucht nach ſeinem Vater, dem Sultan von Indien, bloß ein ſcheinbarer Vorwand ſein möchte, um ihr untreu werden zu können.

„Prinz,“ ſagte ſie zu ihm, „ihr könnt abreiſen, ſobald es euch beliebt; allein, nehmet mir es nicht übel, wenn ich euch zuvor einige Winke über die Art und Weiſe gebe, wie ihr euch auf dieſer Reiſe am beſten benehmen könnet. Erſtens, halte ich es nicht für angemeſſen, daß ihr von unſerer Verbindung, noch auch von meinem Stande, oder von dem Orte, wo ihr euch niedergelaſſen, und ſeit der Trennung von ihm euren Aufenthalt genommen habt, gegen euern Vater, den Sultan, das mindeſte erwähnet. Bittet ihn, daß er ſich mit der Nachricht begnüge, daß ihr euch nichts weiter wünſchet, und daß der einzige Grund euerer Hinreiſe zu ihm bloß der geweſen, daß ihr ihm ſeine unruhige Beſorgniß über euer Schickſal benehmen wolltet.“

Vierhundert und vierzehnte Nacht.

Endlich gab ſie ihm zu ſeiner Begleitung zwanzig wohlgerüſtete und ſtatliche Reiter. Als alles bereit war, nahm der Prinz Achmed von der Fee Abſchied, indem er ſie umarmte und ſein Verſprechen einer baldigen Wiederkehr erneuerte. Man führte ihm das Pferd vor, welches ſie für ihn hatte in Bereitſchaft ſetzen laſſen: dieß war nicht bloß reich angeſchirrt, ſondern auch ſo ſchön und von einem noch höheren Werth als irgend eines in dem Marſtall des Sultans von Indien. Er beſtieg es zur großen Freude der Fee mit vielem Anſtande, winkte ihr ſein letztes Lebewohl zu, und ſprengte von dannen.

Da der Weg nach der Hauptſtadt nicht lang war, ſo langte der Prinz Achmed auch binnen kurzer Zeit daſelbſt an. Sobald er in die Stadt eintrat, empfing ihn das Volk, voll Freude über ſein Wiedererſcheinen, mit lautem Beifallruf, und ein großer Theil riß ſich von den übrigen los und begleitete ihn ſchaarenweiſe bis an die Zimmer des Sultans. Der Sultan umfing und umarmte ihn voll Freude, beklagte ſich gleichwohl aber vermöge ſeiner väterlichen Zärtlichkeit über die Betrübniß, worein ihn ſeine lange Abweſenheit verſenkt habe. "Dieſe deine Abweſenheit," fuhr er fort, "war für mich um ſo ſchmerzlicher, da ich ſeit jenem Tage, wo der Zufall zu deinem Nachtheil und zu Gunſten deines Bruders Aly entſchied, ich Urſache hatte zu glauben, daß du dich zu irgend einem Schritt der Verzweiflung habeſt hinreißen laſſen."

"Herr," erwiederte der Prinz Achmed, "ich überlaſſe es Euer Majeſtät zu überlegen, ob ich nach dem Verluſte der Prinzeſſinn Nurunnihar, welche der einzige Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war, mich wohl noch entſchließen konnte, Zeuge des Glücks meines Bruders, des Prinzen Aly, zu ſein. Wenn ich eines ſo unwürdigen Betragens fähig geweſen wäre, was hätte man da wohl am Hofe und in der Stadt, ja was hätte Euer Majeſtät ſelber von meiner Liebe denken können? Die Liebe iſt eine Leidenſchaft, die man nicht nach Belieben aufgeben kann. Sie beherrſcht und bemeiſtert ſich unſer, und läßt einem wahrhaft liebenden nicht Zeit, von ſeiner Vernunft Gebrauch zu machen. Euer Majeſtät weiß, daß mir beim Abſchießen meines Pfeils etwas ſo außerordentliches begegnete, als wohl noch nie jemandem begegnet iſt, daß nämlich der von mir abgeſchoſſene Pfeil in einer ſo ununterbrochenen und freien Ebene, als jene war, nicht aufgefunden werden konnte, was denn zur Folge hatte, daß ich ein Gut verlor, deſſen Beſitz mir eben ſo gut als meinen beiden Brüdern gebührte. Beſiegt durch den Eigenſinn des Zufalls, verlor ich meine Zeit nicht mit unnützen Klagen. Um mein Gemüth zu beruhigen, welches über dieſen unbegreiflichen Zufall beſtürzt war, entfernte ich mich unbemerkt von meinen Leuten und kehrte ganz allein nach dem Orte zurück, um meinen Pfeil zu ſuchen. Ich ſuchte ihn dieſſeits, jenſeits, links und rechts von der Stelle, wo ich die Pfeile Huſſain's und Aly's hatte von der Erde aufheben geſehen und wo der meinige ebenfalls hingefallen ſein mußte. Doch die Mühe, die ich mir gab, war fruchtlos. Ich ließ mich indeß nicht abſchrecken und ſetzte meine Nachſuchungen fort, indem ich in grader Linie nach der Richtung, wo er hingefallen ſein mußte, immer weiter vorwärts ging. Ich war ſchon eine Stunde lang, immerfort links und rechts hin blickend und mich zuweilen ſogar noch umdrehend fortgegangen, ſo daß mir auch der geringſte Gegenſtand, der nur irgend einem Pfeile ähnlich ſah, nicht hätte entgehen können, als ich endlich überlegte, daß ja unmöglich mein Pfeil ſo weit habe fliegen können. Ich ſtand ſtill, und fragte mich ſelbſt, ob ich denn meinen Verſtand verloren und ich ſo weit von Sinnen gekommen ſei, daß ich mir träumen laſſen könnte, ich ſei ſtark genug, um einen Pfeil bis in eine ſolche Weite zu treiben, als keiner unſerer älteſten und durch ihre Kraft berühmteſten Helden es jemals im Stande geweſen. Dieſe Betrachtungen ſtellte ich an und war im Begriff, mein Unternehmen ganz aufzugeben; doch als ich meinen Entſchluß ausführen wollte, fühlte ich mich unwillkührlich weiter fortgezogen, und nachdem ich vier Stunden weit gegangen, bis wo die Ebene von Felſen begrenzt wird, bemerkte ich einen Pfeil. Ich eilte hin, hob ihn auf und erkannte ihn für den, welchen ich abgeſchoſſen, der aber weder am rechten Orte noch zu rechter Zeit aufgefunden worden war. Anſtatt nun die Entſcheidung, welche Euer Majeſtät zu Gunſten des Prinzen Aly gefällt hatte, als eine Ungerechtigkeit gegen mich zu betrachten, legte ich mir das, was mir zugeſtoßen war, ganz anders aus und zweifelte nicht, daß hiebei irgend ein für mich vortheilhaftes Geheimniß obwalten und daß ich alles aufbieten müſſe, um darüber Aufſchluß zu erhalten, ohne mich zu weit zu entfernen; — indeß dieß iſt ein neues Geheimniß, wobei ich Euer Majeſtät bitten muß, es nicht ungnädig aufzunehmen, wenn ich darüber ſtillſchweige. Euer Majeſtät bitte ich, ſich mit meiner Verſicherung zu begnügen, daß ich glücklich und mit meinem Glücke ganz zufrieden bin. Da in meinem Glükke nichts war, was mich ſo beunruhigen und daſſelbe zu ſtören vermochte, als der Gedanke an den Kummer, den, wie ich vorausſetzte, Euer Majeſtät über mein Verſchwinden vom Hofe und über mein Schickſal haben mußte, ſo hielt ich es für meine Pflicht, euch denſelben zu benehmen. Dieß iſt der einzige Grund, warum ich komme. Die einzige Gnade, die ich mir für die Zukunft von Euer Majeſtät erbitte, beſteht darin, daß ihr mir erlaubet, von Zeit zu Zeit hierher zu kommen, um euch meine Ehrerbietung zu bezeigen und mich nach eurem Befinden zu erkundigen.“

"Mein Sohn,“ antwortete der Sultan von Indien, "ich kann dir dieſe Erlaubniß nicht verweigern, doch würde ich es weit lieber geſehen haben, wenn du dich hätteſt entſchließen können, hier in meiner Nähe zu bleiben. Indeß ſage mir wenigſtens, wo ich von dir Nachricht erhalten kann, ſo oft du mir ſelber keine zukommen läſſeſt, oder wenn deine Gegenwart einmal nöthig ſein ſollte.“

"Herr,“ erwiederte der Prinz Achmed, "das, um was Euer Majeſtät mich fragt, gehört mit zu dem erwähnten Geheimniß, und ich bitte euch daher, mir zu geſtatten, daß ich über dieſen Punkt ſchweige. Ich werde mich übrigens ſo oft zu Erfüllung meiner Pflicht einſtellen, daß ich eher fürchte, läſtig zu werden, als euch irgend einen Anlaß zu geben, mich der Nachläßigkeit anzuklagen, wenn meine Gegenwart einmal nöthig ſein ſollte.“

Vierhundert und funfzehnte Nacht.

Der Sultan von Indien drang nicht weiter in den Prinzen Achmed, ſondern ſagte zu ihm:

"Mein Sohn, ich will nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, ich überlaſſe es ganz deinem Gutbefinden, und ſage dir bloß, daß du mir kein größeres Vergnügen machen konnteſt als dasjenige, daß du mich durch deine Gegenwart, die ich ſo lange ſchon entbehren mußte, erfreuteſt, und daß du mir jedesmal ſehr willkommen ſein wirſt, wenn du unbeſchadet deiner Geſchäfte oder Vergnügungen mich einmal beſuchen kannſt.“

Der Prinz Achmed blieb am Hofe ſeines Vaters, des Sultans, nicht länger als drei Tage, und ſchon am vierten reiſte er ſehr früh wieder ab. Die Fee Pari Banu freute ſich um ſo mehr ihn wiederzuſehen, da ſie eine ſo baldige Rückkehr gar nicht erwartet hatte, und ſie machte ſich nun ſelber Vorwürfe darüber, daß ſie ihn für fähig gehalten hatte, jene Treue zu brechen, die er ihr ſo feierlich angelobt hatte. Sie verhehlte dieß dem Prinzen nicht, ſie geſtand ihm frei und offen ihre Schwachheit, und bat ihn deshalb um Verzeihung. Von nun an war die Eintracht der beiden Liebenden ſo vollkommen, daß, was der eine wollte, auch der andere wollte.

Einen Monat nach der Rückkehr des Prinzen bemerkte die Fee Pari Banu, daß, ſeitdem der Prinz ihr von ſeiner Reiſe und von ſeiner Unterhaltung mit ſeinem Vater, die er während ſeiner Abweſenheit gehabt, Bericht abgeſtattet hatte, er nie mehr mit ihr über den Sultan geſprochen hatte, gerade als ob er nicht mehr auf der Welt wäre, anſtatt daß er zuvor ſo oft mit ihr von jenem ſich unterhalten hatte. Sie muthmaßte, daß er bloß aus Achtung gegen ſie dieß vermiede, und nahm daher eines Tages Gelegenheit folgendes gegen ihn zu äußern:

„Prinz, ſagt mir doch, habt ihr euren Vater, den Sultan, denn ſo ganz vergeſſen? Erinnert ihr euch nicht mehr an das Verſprechen, welches ihr ihm gethan, ihn von Zeit zu Zeit zu beſuchen? Ich für mein Theil habe noch nicht vergeſſen, was ihr mir bei eurer Rückkehr geſagt habt, und ich bringe es euch hiemit in Erinnerung, damit ihr nicht länger wartet, um euer Verſprechen zum erſtenmal zu erfüllen.“

„Verehrte Frau,“ erwiederte der Prinz Achmed in demſelben heitern Tone wie die Fee, „ich fühle mich einer ſolchen Vergeßlichkeit, als ihr erwähnet, nicht fähig, indeß ich wollte lieber dieſen euren Vorwurf unverdient ertragen, als mich einer abſchlägigen Antwort ausſetzen, wenn ich gegen euch eine Sehnſucht nach etwas blicken ließe, was euch irgend hätte in Unruhe verſetzen können.“

„Prinz,“ ſagte die Fee zu ihm,“ ich will nicht, daß ihr länger dieſe Rückſicht gegen mich nehmet, und damit dergleichen nicht wieder vorkomme, ſo dächte ich, da ihr den Sultan, euren Vater, bereits ſeit einem Monate nicht geſehen, ihr ſetztet den Beſuch, den ihr ihm abzuſtatten habt, nicht über einen Monat aus. Fanget alſo morgen damit an, und fahret ſo von Monat zu Monat fort, ohne daß ihr deshalb mir jedesmal etwas ſaget oder von mir eine Aeußerung hierüber erwartet. Ich genehmige es ſehr gern."

Der Prinz Achmed reiſte ſchon den folgenden Tag ab, mit demſelben Gefolge, aber weit geſchmackvoller gekleidet, ſo wie er ſelber weit prächtiger ausgerüſtet und gekleidet war, als das erſtemal. Er wurde von dem Sultan wieder eben ſo freudig und vergnügt empfangen. So ſetzte er denn ſeine Beſuche mehrere Monate lang fort, und immer erſchien er in einem reicheren und glänzenderen Aufzuge.

Endlich wußten einige Weſyre, welche die Lieblinge des Sultans waren, und die aus dem Aufwande des Prinzen auf ſeine Macht und Größe einen Schluß machten, die Freiheit, die ihnen geſtattet war, mit dem Sultan zu reden, dazu zu misbrauchen, daß ſie in ihm Argwohn gegen den Prinzen weckten. Sie ſtellten ihm vor, die Klugheit erfordere es, zu wiſſen, wo der Prinz ſeinen eigentlichen Aufenthalt habe, und wovon er ſeinen großen Aufwand beſtreite, da ihm doch weder eine Leibrente noch ein beſtimmter Jahrgehalt angewieſen worden ſei, und da er bloß an den Hof zu kommen ſcheine, um ihm zu trotzen und ihm zu zeigen, daß er ſeiner Geſchenke nicht bedürfe, um als Prinz zu leben; überhaupt ſei zu fürchten, er werde das Volk aufwiegeln, um ihn frevelhafter Weiſe zu entthronen.

Der Sultan von Indien, welcher weit entfernt war zu glauben, daß der Prinz Achmed fähig ſein könnte, einen ſo verbrecheriſchen Plan zu faſſen, ſagte zu ihnen:

„Ihr ſcherzet wohl nur. Mein Sohn liebt mich, und ich bin um ſo mehr von ſeiner Zuneigung und Treue verſichert, da ich mich nicht erinnern kann, ihm je den geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir gegeben zu haben.“

Bei dieſen lezten Worten nahm einer dieſer Günſtlinge Anlaß ihm zu ſagen:

„Herr, obwohl Euer Majeſtät nach dem allgemeinen Urtheil aller Verſtändigen keinen beſſern Entſchluß faſſen konnte, als der war, den ihr damals faßtet, um die drei Prinzen in Betreff der Verheirathung der Prinzeſſinn Nurunnihar zufrieden zu ſtellen, wer weiß, ob der Prinz Achmed ſich der Entſcheidung des Looſes mit derſelben Entſagung unterworfen hat als der Prinz Huſſain? Kann er ſich nicht vielleicht einbildet haben, daß er allein ſie verdiene, und daß Euer Majeſtät, anſtatt ſie ihm vorzugsweiſe vor ſeinen älteren Brüdern zu bewilligen, gegen ihn dadurch eine Ungerechtigkeit begangen habe, daß ihr die Entſcheidung darüber dem Looſe überließet?"

"Euer Majeſtät wird vielleicht ſagen," fügte der boshafte Günſtling hinzu," daß Prinz Achmed kein Zeichen von Unzufriedenheit blicken laße, daß unſere Furcht leer ſei, daß wir uns gar zu leicht beunruhigen laſſen, und endlich, daß wir Unrecht haben, gegen einen Prinzen ſeines Geblütes euch einen Verdacht einzuflößen, der vielleicht ungegründet iſt; allein, Herr,— fuhr der Günſtling fort — dieſer Verdacht kann auch wohl ſehr gegründet ſein. Euer Majeſtät iſt nicht unbekannt, daß man bei einer ſo zarten und doch auch ſo wichtigen Angelegenheit, den ſicherſten Weg wählen müſſe; dazu erwäget, daß die Verſtellung des Prinzen euch Vergnügen machen und euch täuſchen könnte, und daß die Gefahr um ſo bedenklicher iſt, da Prinz Achmed von euerer Hauptſtadt nicht gar ſo weit entfernt zu ſein ſcheint. In der That, wenn ihr eben ſo aufmerkſam darauf geweſen ſeid als wir, ſo werdet ihr bemerkt haben, daß jedesmal, wenn er ankommt, er und ſeine Leute ganz friſch und munter, und ihre Kleider, die Decken der Pferde und der übrige Schmuck ſo blank ausſehen, als wären ſie ſo eben erſt neu gemacht. Sogar ihre Pferde ſind nicht müder, als kämen ſie von einem bloßen Spazierritt. Dieſe Beweiſe von dem benachbarten Aufenthaltsorte des Prinzen Achmed ſind ſo augenſcheinlich, daß wir unſere Pflicht zu verletzen glauben würden, wenn wir dieß euch nicht unterthänigſt vorſtellten, damit ihr zu eurer eigenen Erhaltung und zum Wohle eures Reichs die erforderliche Rückſicht darauf nehmen könntet.“

Als der Günſtling dieſe lange Rede geendigt hatte, brach der Sultan das Geſpräch mit den Worten ab:

„Wie dem auch ſein mag, ich glaube nicht, daß mein Sohn Achmed ſo böſe iſt, als ihr mich überreden wollet, unterdeſſen danke ich euch für euern guten Rath und zweifle nicht, daß ihr mir ihn aus der beſten Abſicht gegeben.“

Vierhundert und ſechszehnte Nacht.

Der Sultan ſprach auf dieſe Weiſe zu ſeinen Günſtlingen, ohne ſie merken zu laſſen, daß ihre Aeußerungen auf ſein Gemüth Eindruck gemacht hatten. Gleichwohl gerieth er darüber in einige Unruhe und beſchloß, die Schritte des Prinzen Achmed beobachten zu laſſen, doch ohne ſeinem Groß-Weſyr das mindeſte davon zu ſagen. Er ließ die Zauberinn kommen, welche durch eine geheime Thür des Palaſtes eingelaſſen und bis in ſein Gemach geführt wurde, und ſagte zu ihr:

„Du haſt mir die Wahrheit geſagt, als du mich verſicherteſt, daß mein Sohn Achmed nicht todt ſei, und ich danke dir dafür; allein du mußt mir noch einen Gefallen thun. Seitdem ich ihn nämlich wiedergefunden habe, und er wieder alle Monate einmal an meinen Hof kommt, habe ich noch nicht von ihm herausbringen können, an welchem Orte er ſeine Wohnung hat. Ich habe ihm keinen Zwang anthun wollen, um ihm ſein Geheimniß wider ſeinen Willen abzulocken; indeß ich halte dich für geſchickt genug, um meiner Neugier Befriedigung zu verſchaffen, ohne daß er oder irgend jemand an meinem Hofe etwas davon erfährt. Du weißt, daß er jezt eben hier iſt, und da er von hier immer wieder abzureiſen pflegt, ohne von mir oder irgend einem an meinem Hofe Abſchied zu nehmen, ſo verliere keine Zeit, begib dich noch heute auf ſeinen Weg und beobachte ihn ſo gut, daß du erfährſt, wo er jedesmal hingeht, und mir darüber Antwort bringen kannſt.“

Die Zauberinn entfernte ſich aus dem Palaſt des Sultans, und da ſie erfahren hatte, an welchem Orte der Prinz Achmed ſeinen Pfeil gefunden hatte, ſo begab ſie ſich augenblicklich dahin und verſteckte ſich bei den Felſen, doch ſo, daß ſie nicht bemerkt werden konnte.

Den folgenden Tag reiſte der Prinz Achmed mit Anbruch des Morgens ab, ohne daß er vom Sultan oder von einem andern Manne des Hofes Abſchied nahm, wie dieß ſeine gewöhnliche Weiſe war. Die Zauberinn ſah ihn kommen und begleitete ihn mit den

Augen ſo weit, bis ſie ihn und ſein Gefolge aus dem Geſicht verlor.

Da die Felſen wegen ihrer ſteilen Jähe eine Grenzmauer bildeten, die für jeden Sterblichen, er mochte zu Fuß oder zu Pferde ſein, unüberſteiglich war, ſo ſchloß die Zauberinn, eines von beiden könne hier nur der Fall ſein, daß nämlich der Prinz ſich hier entweder in irgend eine Höhle zurückzöge, oder an irgend einen unterirdiſchen Ort, wo Feen und Geiſter wohnten. So wie ſie nun vermuthen konnte, daß der Prinz und ſeine Leute verſchwunden und in die Höhle oder in das unterirdiſche Gemach eingegangen ſein müßten, kam ſie aus ihrem Verſteck hervor, und ging gerades Weges auf die Schlucht los, wo ſie dieſelben hatte hineinreiten geſehen. Sie ging in dieſe hinein, ſchritt ſo weit vor, bis wo ſich dieſelbe in allerlei Krümmungen endigte, ſah ſich nach allen Seiten um, und ging mehreremale auf und ab. Allein ungeachtet aller Sorgfalt bemerkte ſie doch weder irgend eine Höhlenöffnung noch die eiſerne Thür, welche früher den Nachforſchungen des Prinzen Achmed nicht entgangen war, — und zwar darum, weil dieſe Thür nur für Männer und zwar nur für die, deren Gegenwart der Fee Pari Banu angenehm war, aber nicht für Frauen ſichtbar war.

Da die Zauberinn ſah, daß alle ihre Mühe fruchtlos ſei, ſo mußte ſie ſich mit der Entdeckung, die ſie ſo eben gemacht hatte, begnügen. Sie ging alſo wieder zurück, um dem Sultan Antwort zu bringen, und nachdem ſie dieſem über alle ihre gethanen Schritte Bericht abgeſtattet hatte, fügte ſie hinzu:

"Herr, es wird mir, wie euer Majeſtät aus dem ſo eben abgeſtatteten Bericht erſehen kann, nicht ſchwer werden, euch über das Betragen des Prinzen Achmed den befriedigendſten Aufſchluß zu geben, den ihr euch nur wünſchen könnt. Ich will euch gegenwärtig noch nicht ſagen, was ich davon denke, ſondern ich will euch lieber eine ſo klare Kenntniß von der Sache verſchaffen, daß ihr nicht mehr zweifeln könnt. Um dieß bewirken zu können, erbitte ich mir von euch bloß Zeit und Geduld, nebſt der Erlaubniß, daß ihr mich machen laßt, ohne nach den Mitteln zu fragen, deren ich mich hiezu bedienen muß."

Der Sultan nahm die Maßregeln, welche die Zauberinn in Hinſicht ſeiner ergriff, ganz wohl auf, und ſagte zu ihr:

"Ganz nach deinem Belieben! Geh und handle ſo, wie du es für angemeſſen findeſt, ich werde die Erfüllung deiner Verſprechungen ruhig abwarten."

Um ſie aufzumuntern, ſchenkte er ihr zugleich einen ſehr koſtbaren Diamant, indem er ihr ſagte, dieß gebe er ihr bloß vorläufig, bis er ſie einſt vollſtändig belohnen würde, wenn ſie ihm den wichtigen Dienſt, worin er ſich ganz auf ihre Geſchicklichkeit verlaſſe, geleiſtet haben würde.

Da der Prinz Achmed, ſeitdem er von der Fee Pari Banu die Erlaubniß erhalten hatte, dem Sultan von Indien ſeine Aufwartung zu machen, nicht unterlaſſen hatte, dieß regelmäßig alle Monate einmal zu thun, ſo wartete die Zauberinn, die dieß recht gut wußte, bis der laufende Monat zu Ende ging. Ein oder zwei Tage vor dem Ende deſſelben begab ſie ſich an den Fuß der Felſen, und zwar an die Stelle, wo der Prinz mit ſeinen Leuten ihr aus dem Geſicht geſchwunden war, und wartete da, um den Plan, den ſie entworfen hatte, auszuführen.

Schon am folgenden Tage ritt der Prinz Achmed wie gewöhnlich aus der eiſernen Thür heraus, und zwar mit dem Gefolge, das ihn immer zu begleiten pflegte, und kam dicht an der Zauberinn vorbei, die er nicht für das erkannte, was ſie war. Da er bemerkte, daß ſie mit dem Kopf auf den Felſen gelehnt da lag und wie eine ſchwer leidende jammerte, ſo bewog ihn das Mitleid, ſeitwärts abzulenken, um ſich ihr zu nähern, und ſie zu fragen, was ihr denn fehle, und was er zu ihrer Linderung thun könne.

Vierhundert und ſiebzehnte Nacht.

Die argliſtige Zauberinn ſah den Prinzen, ohne den Kopf emporzuheben, mit einer Miene an, die ſein ſchon gewecktes Mitleid noch vermehrte, und antwortete ihm in abgebrochenen Worten und als könnte ſie kaum athmen, ſie ſei von Hauſe weggegangen, um nach der Stadt zu gehen, und unterweges ſei ſie von einem heftigen Fieber befallen worden, die Kräfte ſeien ihr geſchwunden, und ſie ſei genöthiget geweſen, anzuhalten und in einer unbewohnten Gegend, ohne Ausſicht auf menſchlichen Beiſtand, in der Lage zu bleiben, worin er ſie gefunden.

"Gute Frau," erwiederte der Prinz Achmed, „ihr ſeid nicht ſo weit von aller menſchlichen Hilfe entfernt, als ihr denkt; ich bin bereit, es euch zu beweiſen und euch hier ganz in der Nähe an einen Ort hinzubringen, wo ihr nicht bloß alle mögliche Pflege finden, ſondern auch bald geheilt werden ſollet. Ihr dürſt hiezu bloß aufſtehen und zugeben, daß einer von meinen Leuten euch hinter ſich aufs Pferd nehme."

Bei dieſen Worten des Prinzen Achmed lehnte die Zauberinn, die ſich bloß darum krank ſtellte, um zu erfahren, wo er wohne, was er mache, und in welcher Lage er ſich befinde, die Wohlthat, die ihr ſo artig angeboten wurde, ganz und gar nicht ab, und um ihm mehr durch die That als durch Worte anzuzeigen, daß ſie ſein Anerbieten annehme, ſtellte ſie ſich, als ſuche ſie mit vieler Mühe ſich aufzurichten. In demſelben Augenblick ſtiegen zwei von den Reitern des Prinzen ab, halfen ihr auf die Beine und ſetzten ſie hinter einen andern Reiter aufs Pferd. Während ſie ſich wieder aufſetzten, ſprengte der Prinz an der Spitze ſeiner Reiterſchaar den Weg wieder zurück, und kam bald an die eiſerne Thür, welche ihm durch einen vorausgeeilten Reiter geöffnet worden war. Der Prinz ritt hinein, und als er in den Hof des Feenpalaſtes gelangt war, ließ er, ohne ſelber abzuſteigen, durch einen ſeiner Reiter der Fee melden, daß er ſie zu ſprechen wünſche.

Die Fee Pari Banu eilte um ſo ſchneller herbei, da ſie nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der Prinz Achmed ſobald wieder umzukehren genöthigt worden ſei. Ohne ihr Zeit zu laſſen, nach dem Grunde zu fragen, ſagte der Prinz zu ihr, indem er auf die Zauberinn hinzeigte, welche zwei ſeiner Leute vom Pferde herabgehoben hatten und nun unter den Armen geführt brachten:

"Meine Prinzeſſinn, ich bitte euch, dieſer Frau daſſelbe Mitleid zu ſchenken, das ich ihr geſchenkt habe. Ich habe ſie in dem Zuſtande, worin ihr ſie ſehet, unterwegens getroffen, und habe ihr den Beiſtand verſprochen, deſſen ſie bedarf. Ich empfehle ſie euch in der Ueberzeugung, daß ihr ſie nicht verlaſſen werdet, ſowohl aus eigenem Antriebe als auch in Rückſicht meiner.“

Die Fee Pari Banu, welche während der Rede des Prinzen ihre Augen auf die angebliche Kranke geheftet hatte, befahl zweien ihrer Frauen, die ihr gefolgt waren, ſie aus den Händen der beiden Reiter zu übernehmen, ſie dann in ein Zimmer des Palaſtes zu führen und für ſie ganz eben ſo zu ſorgen, als ob ſie es ſelber wäre.

Während die beiden Frauen den empfangenen Befehl vollzogen, näherte ſich die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed und ſagte mit niedergeſenkten Augen zu ihm:

»Prinz, ich lobe euer Mitleid; es iſt euer und eures Standes würdig, und ich freue mich, eurer guten Abſicht entſprechen zu können; allein erlaubt mir, euch zu ſagen, daß ich ſehr fürchte, dieſe gute Abſicht werde uns übel belohnt werden. Es ſcheint mir nämlich nicht, daß dieſe Frau ſo krank ſei, als ſie vorgibt, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ſie nicht ausdrücklich dazu abgerichtet iſt, euch großes Unheil zu ſtiften. Indeß laßt euch das nicht kümmern. Was man auch immer gegen euch anzetteln mag, ihr könnt verſichert ſein, daß ich euch aus allen Schlingen, die man euch irgend legen mag, befreien werde. Gehet daher, und ſetzet eure Reiſe fort.“

Dieſe Aeußerungen der Fee beunruhigten den Prinzen Achmed weiter nicht, ſondern er antwortete:

„Meine Prinzeſſinn, da ich mich nicht erinnern kann, jemandem etwas zu Leide gethan zu haben und da ich auch gegen niemanden etwas dergleichen vorhabe, ſo glaube ich nicht, daß irgend jemand dergleichen mir zuzufügen gedenkt. Wie dem aber auch ſein mag, ich werde nicht aufhören Gutes zu thun, ſo oft ſich mir die Gelegenheit dazu bieten wird.“

Hierauf nahm er Abſchied von der Fee, trennte ſich von ihr, und ſetzte ſeine Reiſe, die er um der Zauberinn willen unterbrochen hatte, weiter fort. Nach wenigen Stunden langte er am Hofe des Sultans an, der ihn faſt ſo wie ſonſt empfing, indem er ſich ſo viel als möglich Zwang anthat, um ſeine Unruhe nicht blicken zu laſſen, noch auch den Argwohn, den die Aeußerungen der beiden Günſtlinge in ihm geweckt hatten.

Unterdeß hatten die beiden Frauen, denen die Fee Pari Banu die Sache aufgetragen, die Zauberinn in ein ſehr ſchönes und reich geſchmücktes Zimmer geführt. Sie ließen ſie da zuerſt auf ein Sofa ſich niederſetzen, wo ſie, während jene ſich an ein Kiſſen von Goldbrokat anlehnte, vor ihren Augen auf demſelben Sofa eine Lagerſtatt bereiteten, deren Matratzen von Atlas und mit Stickerei von Seide verziert waren; das Bettuch war von der feinſten Leinwand und die Oberdecke von Goldſtoff. Als ſie ihr nun ins Bette geholfen hatten, — denn die Zauberinn ſtellte ſich fortwährend ſo, als ob ihr Fieberanfall ſie ſo quäle, daß ſie ſich ſelber nicht helfen könne — ging eine von den Frauen hinaus, und kam bald darauf mit einem ſehr ſeinen Porzelangefäß in der Hand zurück, welches mit einer Flüſſigkeit angefüllt war. Sie reichte es der Zauberinn, während die andere Frau ihr half, ſich im Bette aufzuſetzen, und ſagte zu ihr:

"Da nehmet dieſe Flüſſigkeit, es iſt Waſſer aus der Löwenquelle, ein Univerſalmittel gegen jede Art von Fieber. Ihr werdet binnen einer Stunde die Wirkung davon empfinden."

Die Zauberinn, um ſich noch beſſer zu verſtellen, ließ ſich lange bitten, als hätte ſie gleichſam eine unüberwindliche Abneigung gegen dieſen Trank. Endlich nahm ſie das Porzelangefäß, und ſchluckte die Flüſſigkeit hinunter, während ſie den Kopf ſchüttelte, als ob ſie ſich eine große Gewalt anthue. Als ſie ſich wieder gelegt hatte, deckten die beiden Frauen ſie gut zu, und die, welche den Trank gebracht hatte, ſagte zu ihr:

„Bleibet jezt ganz ruhig und ſchlafet, wenn ihr Luſt habt. Wir wollen euch jezt verlaſſen, und hoffen, euch bei unſerer Wiederkehr nach einer Stunde vollkommen geneſen zu finden.“

Vierhundert und achtzehnte Nacht.

Die Zauberinn, welche nicht darum gekommen war, um hier lange die Kranke zu ſpielen, ſondern bloß um den Aufenthalt des Prinzen Achmed und was ihn wohl bewegen möge, den Hof des Sultans zu meiden, auszuſpähen, was ſie nunmehr zur Genüge ausgeforſcht hatte, hätte jezt gern erklärt, daß der Trank ſeine Wirkung gethan habe, ſo groß war ihr Verlangen, zurückzukehren und den Sultan von dem glücklichen Gelingen des Auftrags, den er ihr gegeben, zu benachrichtigen; indeß, da man ihr nicht geſagt hatte, daß der Trank auf der Stelle wirke, ſo mußte ſie wider ihren Willen die Rückkehr der Frauen abwarten.

Die beiden Frauen kamen nach Verlauf der angegebenen Zeit wieder, und fanden die Zauberinn aufgeſtanden und angekleidet auf dem Sofa, die bei ihrem Eintritt ſogleich aufſtand und ausrief:

„O der bewundernswürdige Trank! er hat weit ſchneller gewirkt, als ihr mir ſagtet, und ich erwarte euch ſchon ſeit einer Weile voll Ungeduld, um euch zu bitten, daß ihr mich doch zu eurer mildthätigen Gebieterinn führet, damit ich ihr für ihre Güte, wofür ich ihr ewig verpflichtet bleiben werde, meinen Dank abſtatte, und damit ich nach dieſer wundervollen Geneſung keine Zeit verliere, um meine Reiſe fortzuſetzen.“

Die beiden Frauen, welche ebenfalls Feen waren, bezeigten der Zauberinn ihre Theilnahme an der Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, gingen dann vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen, und führten ſie durch mehrere Zimmer, die alle weit prächtiger waren als das, woraus ſie eben kam, in den prachtvollſten und reichgeſchmückteſten Saal des ganzen Palaſtes.

Pari Banu ſaß in dieſem Saal auf einem Thron von gediegenem Golde, der mit Diamanten, Rubinen und Perlen von ungewöhnlicher Größe reich verziert war, und neben welchem rechts und links eine große Anzahl von Feen ſtand, die alle ſehr reizend und reich gekleidet waren. Beim Anblick eines ſolchen Glanzes und einer ſolchen Majeſtät ward die Zauberinn nicht bloß ganz verblendet, ſondern ſie ward auch ſo verwirrt, daß ſie, nachdem ſie ſich vor dem Throne niegeworfen, nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, um der Fee, wie ſie ſich vorgenommen, ihren Dank abzuſtatten. Pari Banu erſparte ihr dieſe Mühe und ſagte zu ihr:

»Gute Frau, es iſt mir angenehm, daß dieſe Gelegenheit, euch einen Gefallen zu thun, ſich ereignet hat, und ich ſehe mit Vergnügen euch im Stande, euern Weg fortzuſetzen. Ich will euch nicht länger zurückhalten; doch es wird euch nicht unlieb ſein, zuvor meinen Palaſt zu beſehen. Gehet mit meinen Frauen, ſie werden euch begleiten und euch denſelben zeigen.«

Die Zauberinn, welche noch immer ganz verwirrt war, verneigte ſich nochmals mit der Stirn bis auf den Teppich herab, welcher das Untertheil des Thrones bedeckte, nahm Abſchied, doch ohne daß ſie ein einziges Wort vorzubringen vermochte, und ließ ſich von den beiden Feen, die ſie begleiteten, herumführen. Sie ſah nun zu ihrem Erſtaunen und unter beſtändigen Ausrufungen der Verwunderung dieſelben Zimmer nach der Reihe, dieſelben Reichthümer und dieſelbe Pracht, welche die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed, als er das erſtemal vor ihr erſchien, hatte zeigen laſſen. Was ihr aber die größte Bewunderung einflößte, war, daß die Feen, nachdem ſie das ganze Innere des Palaſtes in Augenſchein genommen, ihr ſagten, daß alles das, was ſie ſo eben bewundert habe, nur eine Probe von der Größe und Macht ihrer Gebieterinn ſei, und daß ſie in dem Umfange ihres Reichs noch andere unzählige Paläſte habe, die alle von verſchiedener Form und Bauart, doch nicht minder ſtattlich und prächtig wären. Indem ſie ſich mit ihr über ſo allerlei andere Umſtände unterhielten, führten ſie ſie bis zur eiſernen Thür, durch welche der Prinz Achmed ſie eingeführt hatte, öffneten dieſelbe und wünſchten ihr, nachdem ſie von ihnen Abſchied genommen und ihnen für ihre Bemühungen gedankt hatte, eine glückliche Reiſe.

Als die Zauberinn einige Schritte weit gegangen war, drehte ſie ſich um, um die Thür ſich anzuſehen und zu merken, doch ſie ſuchte dieſelbe vergebens; ſie war bereits wieder für ſie, ſo wie für jede andere Frau, unſichtbar geworden. Sie begab ſich nun alſo, mit

Ausnahme dieſes einzigen Umſtandes ziemlich zufrieden mit ſich ſelber, daß ſie ihren Auftrag ſo gut vollzogen, zum Sultan zurück. Sobald ſie in der Hauptſtadt angelangt war, ging ſie durch Nebenwege und ließ ſich wieder durch die geheime Thür in den Palaſt einführen. Der Sultan, als ihm ihre Ankunft gemeldet worden, ließ ſie vor ſich kommen, und da er ſie mit einem ſehr traurigen Geſicht erſcheinen ſah, ſo muthmaßte er, die Sache ſei ihr nicht gelungen und ſagte zu ihr:

"Deinem Anſehen nach ſchließe ich, daß deine Reiſe fruchtlos geweſen, und daß du mir die Aufklärung nicht mitbringſt, die ich von deinem Dienſteifer erwartete."

„Herr,“ erwiederte die Zauberinn, „Euer Majeſtät erlaube mir, euch vorzuſtellen, daß ihr nicht aus meiner Miene einen Schluß darauf machen dürfet, ob ich mich bei Vollführung des Auftrags, womit ihr mich beehrtet, gut benommen habe, ſondern vielmehr aus dem treuen Bericht über das, was ich gethan und mir alles begegnet iſt, während ich alles aufbot, um mich eures Beifalls würdig zu machen. Der traurige Zug, den ihr vielleicht in meinem Geſichte bemerkt, rührt aus einer andern Quelle als daher, daß es mir etwa nicht gelungen wäre, vielmehr hoffe ich, daß Euer Majeſtät hier alle Urſache haben wird, damit zufrieden zu ſein. Welches die eigentliche Urſache iſt, ſage ich euch nicht, der Bericht, den ich euch abſtatten werde, wofern ihr anders Geduld habt, mich anzuhören, wird euch alles erklärlich machen.

Vierhundert und neunzehnte Nacht.

Nun erzählte die Zauberinn dem Sultan von Indien, wie ſie dadurch, daß ſie ſich krank geſtellt, bewirkt habe, daß der Prinz Achmed, von Mitleid ergriffen, ſie an einen unterirdiſchen Ort habe bringen laſſen, ſie daſelbſt einer Fee von unvergleichlicher Schönheit vorgeſtellt und empfohlen, und dieſelbe gebeten habe, für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit Sorge zu tragen; ferner, mit welcher Gefälligkeit die Fee ſogleich zwei anderen Feen von ihrem Gefolge befohlen habe, ſie in Pflege zu nehmen und nicht eher von ihr zu weichen, als bis ſie ihre Geſundheit wiedererlangt haben würde: woraus ſie denn geſchloſſen habe, daß eine ſo große Willfährigkeit nur in einem Verhältniß zwiſchen Mann und Frau möglich ſein könne. Auch unterließ die Zauberinn nicht, ihm ihr Erſtaunen zu ſchildern, welches ſie bei Erblickung des Feenpalaſtes, den ſie für einzig in der Welt hielt, empfunden habe, während die beiden Feen ſie als eine Kranke, die ohne ihre Beihilfe weder gehen noch ſtehen könne, jede unter einem Arm ſie dahin geführt hätten. Sie beſchrieb ihm umſtändlich den Eifer, womit man ſie in dem Zimmer, wohin ſie gebracht werden, gepflegt, den Trank, welchen man ihr eingegeben, die ſchnell erfolgte Geneſung, die — wiewohl ſie an der Kraft des Trankes gar nicht zweifle — eben ſo erheuchelt geweſen als ihre Krankheit, ferner die Majeſtät der Fee, die auf einem von Edelſteinen blitzenden Throne geſeſſen, deren Werth leicht die Reichthümer des ganzen Indiens überſteige, zuletzt endlich die übrigen unermeßlichen und unzuberechnenden Reichthümer, ſowohl im Allgemeinen als im Beſonderen, welche in dem großen Umfange des Palaſtes enthalten wären.

Hier endigte die Zauberinn ihren Bericht von dem Erfolg ihrer Sendung und fuhr dann weiter fort:

"Herr, was denkt nun Euer Majeſtät von dieſen unerhörten Reichthümern der Fee? Vielleicht werdet ihr ſagen, ihr wundert euch darüber und freuet euch über das hohe Glück des Prinzen Achmed, der dieſelben mit der Fee gemeinſchaftlich genießt. Ich indeß bitte Euer Majeſtät um Vergebung, wenn ich mir die Freiheit nehme zu geſtehen, daß ich hierüber anders denke, und ſogar in Bangigkeit bin, wenn ich das Unglück bedenke, das für ihn daraus erwachſen kann, und gerade dieß iſt die Urſache meiner Unruhe, die ich nicht ſo gut zu verbergen vermochte, daß ihr es nicht zu bemerken im Stande geweſen wäret. Ich will gern glauben, daß der Prinz Achmed vermöge ſeiner guten

Gemüthsart nicht fähig iſt, etwas gegen Euer Majeſtät zu unternehmen, allein wer kann dafür Bürge ſein, daß nicht die Fee durch ihre Reize, ihre Liebkoſungen und durch die Gewalt, die ſie bereits über ihren Gemahl erlangt hat, ihm den verderblichen Plan eingibt, Euer Majeſtät zu verdrängen und ſich der Krone Indiens zu bemeiſtern? Es kommt Euer Majeſtät zu, auf eine Sache von ſolcher Wichtigkeit alle nur mögliche Aufmerkſamkeit zu verwenden.“

Wie ſehr auch der Sultan von dem guten Gemüth ſeines Sohnes, des Prinzen Achmed, überzeugt war, ſo ward er dennoch durch die Aeußerungen der Zauberinn innerlich aufgeregt. Er entließ ſie mit den Worten: "Ich danke dir für deine Mühe und für deinen heilſamen Rath; ich erkenne die Wichtigkeit deſſelben, die von der Art zu ſein ſcheint, daß ich hierüber nicht eher etwas beſchließen kann, als bis ich meine Rathgeber gehört haben werde.“

Als man dem Sultan die Ankunft der Zauberinn gemeldet hatte, unterhielt er ſich gerade mit denſelben Günſtlingen, die ihm bereits früher, wie ſchon erwähnt iſt, Argwohn gegen den Prinzen Achmed eingeflößt hatten. Er gebot nun der Zauberinn, ihm zu folgen, und begab ſich zu den beiden Günſtlingen. Er theilte dieſen mit, was er ſo eben vernommen, und nachdem er ihnen zugleich angezeigt, welchen Grund er habe, zu fürchten, daß die Fee das Gemüth des Prinzen umſtimmen werde, fragte er ſie, welche Mittel man wohl anwenden könne, um einem ſolchen Uebel vorzubeugen.

Einer von den beiden Günſtlingen nahm für die übrigen das Wort und antwortete:

"Herr, da Euer Majeſtät denjenigen kennt, welcher dieß Unglück zu Wege bringen könnte, da er mitten an eurem Hofe lebt und in euern Händen iſt, so ſolltet ihr, um dieſem Unglück vorzubeugen, ihn ungeſäumt verhaften und wenn auch nicht hinrichten — denn dieß würde zu viel Aufſehn erregen — aber doch wenigſtens auf Lebenszeit in einen engen Kerker werfen laſſen." Die übrigen Günſtlinge gaben dieſer Anſicht einſtimmig ihren Beifall.

Die Zauberinn fand indeß dieſen Rathſchlag zu gewaltſam; ſie bat den Sultan um Erlaubniß zu reden, und als ſie dieſelbe erhalten, ſagte ſie folgendes zu ihm:

"Herr, ich bin überzeugt, daß bloß der Eifer für das Beſte Euer Majeſtät eure Rathgeber bewogen hat, euch eine Verhaftung des Prinzen Achmed vorzuſchlagen; allein dieſe werden es nicht übel aufnehmen, wenn ich ihnen zu Gemüthe führe, daß man bei Verhaftung des Prinzen auch zugleich ſeine Begleiter mitverhaften müßte, die aber nicht Menſchen, ſondern Geiſter ſind. Wird man es nun wohl für etwas Leichtes halten, dieſe zu überfallen, Hand an ſie zu legen, und ſich ihrer Perſon zu bemächtigen? Würden ſie nicht, vermöge der ihnen inwohnenden Kraft, ſich auf der Stelle unſichtbar machen und augenblicklich die Fee von der ihrem Gemahl angethanen Beleidigung unterrichten, welche dann dieſe Schmach nicht ungerächt laſſen würde? Wäre es daher nicht weit angemeſſener, wenn der Sultan ſich durch ein anderes, weniger Aufſehen erregendes Mittel ſich gegen die böſen Anſchläge, die der Prinz Achmed etwa haben mag, ſicherſtellen könnte, ohne daß dadurch der Ruhm ſeiner Majeſtät irgendwie leiden oder irgend jemand ihm dabei eine böſe Abſicht von ſeiner Seite zuſchreiben könnte? Da die Geiſter und die Feen Dinge vermögen, welche weit alle menſchliche Kraft überſteigen, ſo könnte ſeine Majeſtät, wofern ſie auf meinen guten Rath irgend nur Vertrauen ſetzen will, den Prinzen Achmed ja bei ſeiner Ehre faſſen, und ihn verpflichten, ihm durch Vermittelung der Fee, gewiſſe Vortheile zu verſchaffen, unter dem Vorwande, daß er, der Sultan, davon großen Nutzen haben und ihm dafür ſtäts dankbar ſein würde. Zum Beiſpiel, ſo oft Euer Majeſtät zu Felde ziehen will, ſeid ihr genöthigt, einen ungeheuren Aufwand zu machen, nicht bloß an Pavillons und Zelten für euch und euer Heer, ſondern auch an Kameelen, Mauleſeln und andern Laſtthieren, um dieſes ganze Geräth fortzubringen. Könntet ihr ihn nun nicht verpflichten, daß er euch vermöge ſeines bedeutenden Einfluſſes bei der Fee einen Pavillon verſchaffen ſolle, der in der Hand Platz hätte, unter welchem gleichwohl aber euer ganzes Heer Obdach finden könnte? Weiter brauche ich Euer Majeſtät nichts zu ſagen. Wenn der Prinz nun auch dieſen Pavillon herbeiſchaffen ſollte, ſo bleiben euch immer noch ſo viele andere Foderungen der Art an ihn zu machen übrig, daß er am Ende — wie erfinderiſch und reich an Mitteln die Fee auch immer ſein mag, die ihn durch ihre Bezauberung von euch abwendig gemacht hat — dennoch den Schwierigkeiten oder der Unmöglichkeit der Ausführung wird unterliegen müſſen. So wird er dann aus Schaam ſich nicht mehr ſehen laſſen und gezwungen ſein, ſein Leben bei der Fee, fern vom Verkehr mit der Welt, hinzubringen, und ſo wird dann Euer Majeſtät nichts mehr von ſeinen Anſchlägen zu befürchten haben, ohne daß man euch eine ſo verhaßte Handlung, als die Hinrichtung oder lebenslängliche Einkerkerung ſein würde, wird vorwerfen können."

Als die Zauberinn ausgeredet hatte, fragte der Sultan ſeine Günſtlinge, ob ſie ihm etwas beſſeres vorzuſchlagen wüßten, und da ſie ſtillſchwiegen, ſo beſchloß er den Rath der Zauberinn zu befolgen, als denjenigen, der ihm am vernünftigſten und den milden Grundſätzen ſeiner bisherigen Regierung am angemeſſenſten dünkte.

Vierhundert und zwanzigſte Nacht.

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag vor ſeinem Vater, dem Sultan, der ſich eben mit ſeinen Günſtlingen unterhielt, erſchien, und neben ihm Plaz genommen hatte, ließ dieſer ſich durch ſeine Gegengenwart nicht abhalten, ſein Geſpräch über allerlei gleichgültige Gegenſtände noch eine Weile fortzuſetzen. Hierauf nahm der Sultan das Wort, wendete ſich zum Prinzen Achmed und ſagte zu ihm:

„Mein Sohn, als du erſchienſt und mich von der tiefen Traurigkeit, worin mich deine lange Abweſenheit verſenkt hatte, befreiteſt, machteſt du mir ein Geheimniß aus dem Orte, den du dir zum Aufenthalt gewählt hatteſt, und in der erſten Freude, dich wiederzuſehen und dich mit deinem Schickſal zufrieden zu erblicken, wollte ich nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, ſobald ich erfuhr, daß du es nicht gern habeſt. Ich weiß indeß nicht, welchen Grund du haben magſt, um ſo gegen einen Vater zu handeln, der damals, ſo wie jezt, den größten Antheil an deinem Glück genommen haben würde. Ich kenne jezt dieſes dein Glück, freue mich deſſen mit dir, und billige deine Wahl, daß du eine Fee geheirathet, die ſo liebenswürdig, ſo reich und mächtig iſt, wie ich dieß von guter Hand weiß. So mächtig ich bin, ſo würde es mir doch nicht möglich geweſen ſein, dir eine Gemahſinn der Art zu verſchaffen. In dem hohen Range, zu welchem du jezt erhoben biſt, und den dir jeder andere als dein Vater beneiden könnte, bitte ich dich, daß du nicht bloß, wie du bisher ſtäts gethan, mit mir fortwährend in gutem Einverſtändniß bleiben, ſondern auch deinen ganzen Einfluß, den du bei deiner Fee haben magſt, aufbieten mögeſt, um mir in Fällen der Noth ihren Beiſtand zu verſchaffen, und du wirſt mir erlauben, daß ich dieſen deinen Einfluß noch heute auf die Probe ſtelle. Du weißt, mit welchen ungeheuern Koſten — um von den Schwierigkeiten ſchweigen — meine Heerführer, Offiziere und ich ſelber, ſo oft ich in Kriegszeiten ins Feld zu ziehen genöthigt bin, Pavillons und Zelte, ſo wie auch Kameele und andere Laſtthiere zu Fortbringung derſelben, uns anſchaffen müſſen. Wenn du nun den Gefallen, den du mir dadurch erweiſen würdeſt, berückſichtigeſt, ſo weiß ich, daß du ohne Schwierigkeit es bewirken wirſt, daß deine Fee dir einen Pavillon verſchafft, der gerade in einer Hand Plaz hat, und unter welchem dennoch mein ganzes Heer Obdach finden kann, — zumal wenn du ihr ſageſt, daß er für mich beſtimmt ſei. Die Schwierigkeit der Sache wird dir gewiß keine abſchlägige Antwort zuziehen, es iſt ja bekannt, welche Macht die Feen haben, um ſelbſt noch weit außerordentlichere Dinge zu bewerkſtelligen."

Der Prinz Achmed hatte ſich deſſen gar nicht verſehen, daß der Sultan, ſein Vater, von ihm eine Sache der Art verlangen würde, die ihm gleich vorn herein ſehr ſchwierig, wo nicht gar unmöglich ſchien. In der That, obwohl ihm die Macht der Geiſter und Feen nicht ganz unbekannt war, ſo zweifelte er doch, daß dieſe ſich ſo weit erſtrecke, um ihm einen Pavillon der Art zu verſchaffen, wie verlangt wurde. Ueberdieß hatte er bisher von Pari Banu noch nie etwas ähnliches verlangt, ſondern er begnügte ſich mit den Beweiſen, die ſie ihm fortwährend von ſeiner Liebe gab, und unterließ nichts, was ſie überzeugen konnte, daß er ihrer Neigung von ganzem Herzen entſpreche, ohne dabei irgend einen andern Zweck zu haben, als den, ſich in ihrer Gunſt zu erhalten. Er war daher wegen der Antwort, die er jezt geben ſollte, in nicht geringer Verlegenheit.

„Herr,“ erwiederte er endlich, „wenn ich Euer Majeſtät aus dem, was mir nach Auffindung meines Pfeiles begegnet iſt und welchen Entſchluß ich damals gefaßt, ein Geheimniß gemacht habe, ſo geſchah es bloß darum, weil ich glaubte, es könne euch an einer näheren Auskunft darüber wenig liegen. Auf welchem Wege euch dieß Geheimniß kund geworden iſt, weiß ich nicht; indeß kann ich euch nicht verhehlen, daß der Bericht, den man euch darüber abgeſtattet hat, vollkommen wahr iſt. Ja, ich bin Gemahl der Fee, von der man euch geſagt hat, ich liebe ſie und bin überzeugt, daß ſie mich ebenfalls liebt; doch was meinen Einfluß bei ihr anbetrifft, wie Euer Majeſtät anzunehmen ſcheint, ſo weiß ich davon nichts zu ſagen. Ich habe dieſen nicht nur niemals verſucht, ſondern noch nicht einmal daran gedacht, ihn zu verſuchen, und ich hätte wohl gewünſcht, daß Euer Majeſtät mir dieſen Verſuch erlaſſen und mich im Beſitz des Glücks zu lieben und geliebt zu werden gelaſſen hätte, und zwar in jener Anſpruchloſigkeit und Uneigennützigkeit, die ich mir zum Geſetz gemacht hatte. Indeß der Wunſch eines Vaters iſt Befehl für einen Sohn, der wie ich ſich es zur Pflicht macht, in allen Stücken zu gehorchen. Obwohl höchſt ungern und nur mit unbeſchreiblichem Widerwillen, werde ich dennoch nicht unterlaſſen, meiner Gemahlinn die Bitte, die Euer Majeſtät verlangt, vorzutragen, aber ich kann euch nicht verſprechen, daß ſie mir wirklich erfüllet werden wird, und ſollte ich daher aufhören vor euch zu erſcheinen und euch meine Ehrerbietung zu beweiſen, ſo wird dieß ein Zeichen ſein, daß ich nichts ausgerichtet habe, und ich bitte daher im voraus, daß ihr mir es dann verzeihen und erwägen möget, daß ihr mich ſelber in dieſe Nothwendigkeit verſetzt habt."

Der Sultan von Indien antwortete dem Prinzen: "Mein Sohn, es würde mir ſehr leid thun, wenn mein gegenwärtiges Verlangen mich jemals des Vergnügens, dich zu ſehen, berauben ſollte; ich ſehe ſchon, daß du die Gewalt nicht kennſt, die ein Mann über ſeine Frau hat. Die deinige würde beweiſen, daß ſie dich wenig liebe, wenn ſie bei der Macht, die ſie als Fee hat, dir eine ſo geringfügige Sache abſchlagen wollte, als die iſt, um die ich ſie durch dich bitten laſſe. Laß deine Furchtſamkeit fahren, ſie rührt bloß daher, daß du glaubſt, ſie liebe dich nicht ſo ſehr, als du ſie liebeſt. Geh, bitte ſie nur, und du wirſt ſehen, daß die Fee dich weit mehr liebt, als du es glaubſt, und bedenke zugleich, daß, wenn man nicht bittet, man ſich großer Vortheile beraubt. Bedenke, daß, ſo wie du aus Liebe zu ihr gewiß ihr nichts abſchlagen würdeſt, um was ſie dich bäte, ſie gewiß eben ſo wenig dir deine Bitte abſchlagen wird, weil ſie dich liebt.“

Vierhundert und ein und zwanzigſte Nacht

Dem Sultan von Indien gelang es nicht, den Prinzen Achmed durch ſeine Rede zu überzeugen. Der Prinz hätte es weit lieber geſehen, wenn er jedes andere von ihm verlangt hätte, als etwas, das ihn der Gefahr ausſetzte, ſeiner geliebten Pari Banu zu mißfallen. Voll Verdruß darüber reiſte er vom Hofe zwei

Tage früher ab, als er ſonſt pflegte. Sobald er zu Hauſe angekommen war, fragte die Fee, welche ihn bisher immer mit heiterem Angeſicht vor ihr erſcheinen geſehen hatte, ihn nach der Urſache der Veränderung, die ſie an ihm bemerkte. Da ſie ſah, daß er, anſtatt zu antworten, ſich nach ihrem Befinden erkundigte, und zwar mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß er einer Antwort auszuweichen ſuchte, ſagte ſie zu ihm:

”Ich werde eure Frage nicht eher beantworten, als bis ihr auf die meinige geantwortet haben werdet.“ Der Prinz ſträubte ſich lange dagegen, indem er ſie verſicherte, es ſei weiter nichts; allein je mehr er ſich ſträubte, deſto mehr drang ſie in ihn. ”Ich kann euch,“ ſagte ſie zu ihm, ”nicht in eurer gegenwärtigen Stimmung ſehen, ohne daß ihr mir die Urſache eurer Bekümmerniß endecket, damit ich dieſelbe heben kann, von welcher Art ſie auch ſein mag. Sie müßte von ganz außerordentlicher Art ſein, wenn es nicht in meiner Macht ſtehen ſollte, es wäre denn, daß euer Vater, der Sultan geſtorben wäre; in dieſem Falle müßte außer dem, was ich etwa dazu beitragen könnte, hauptſächlich die Zeit euch Troſt gewähren.“

Der Prinz Achmed vermochte nicht länger den inſtändigen Bitten der Fee zu widerſtehen, und ſagte alſo zu ihr:

”Meine Gemahlinn, Gott verlängere das Leben des

Sultans, meines Vaters, und ſegne ihn bis an das Ende ſeiner Tage! Ich verließ ihn vollkommen friſch und geſund. Dieß iſt es alſo nicht, was mir die Bekümmerniß veranlaßt, die ihr an mir wahrgenommen habt, ſondern der Sultan ſelber iſt die Urſache davon, und es betrübt mich um ſo mehr, da er mich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, euch beſchwerlich zu fallen. Erſtlich, meine Gemahlinn, wiſſet ihr, wie ſorgfältig ich, und zwar mit eurer Genehmigung, ihm das Glück zu verhehlen geſucht habe, das mir dadurch zu Theil geworden, daß ich euch ſah, euch liebte, eure Gunſt und eure Liebe erwarb, und von euch das Gelübde der Treue empfing, indem ich euch das meinige gab; gleichwohl weiß ich nicht, auf welchem Wege er alles erfahren hat.“

Bei dieſen Worten unterbrach die Fee Pari Banu den Prinzen Achmed und ſagte zu ihm:

"Und ich dagegen weiß es recht gut. Erinnert euch nur an das, was ich euch in Betreff der Frau vorausgeſagt habe, die ſich krank ſtellte und mit welcher ihr ſo großes Mitleid hattet; dieſe eben iſt es, die dem Sultan, eurem Vater, alles berichtet hat, was ihr ihm verhehltet. Ich hatte euch damals vorausgeſagt, daß ſie eben ſo wenig krank ſei als wir beide, und dieß hat ſich wirklich an ihr beſtätigt. In der That, nachdem die beiden Frauen, denen ich ſie anempfohlen, ihr einen Univerſaltrank gegen alle Arten von Fiebern, deſſen ſie aber gar nicht bedurfte, eingegeben hatten, ſtellte ſie ſich, als ſei ſie durch dieſen Trank geſund geworden, und ließ ſich zu mir führen, um Abſchied zu nehmen, damit ſie unverzüglich von dem Erfolg ihres Unternehmens Bericht abſtatten könnte. Sie war ſo eilig, daß ſie fortgegangen ſein würde, ohne ſich meinen Palaſt zu beſehen, wenn ich ſie nicht durch meine beiden Frauen darin hätte herumführen und ihr begreiflich machen laſſen, daß es ſich wohl der Mühe lohne, ihn geſehen zu haben. Indeß fahret nur fort; wir wollen ſehen, inwiefern der Sultan, euer Vater, euch in die Nothwendigkeit verſetzt hat, mir läſtig zu fallen, was indeß, wie ich euch zu glauben bitte, niemals der Fall ſein wird.“

„Meine Gemahlin,“ fuhr der Prinz Achmed fort, „ihr werdet bemerkt haben, daß ich bis dieſen Augenblick mich mit eurer Liebe begnügt und nie irgend eine andere Gunſtbezeigung von euch verlangt habe. Was könnte ich auch bei dem Beſitz einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn noch weiter wünſchen? Es war mir keinesweges unbekannt, wie groß eure Macht ſei; allein ich hatte mir es zur Pflicht gemacht, dieſelbe nie auf die Probe zu ſtellen. Bedenket alſo, ich beſchwöre euch darum, daß nicht ich es bin, ſondern mein Vater, der Sultan, der die unbeſcheidene Bitte an euch thut, ihm einen Pavillon zu verſchaffen, der ihn, ſeinen ganzen Hof und ſein ganzes Heer, ſo oft er im

Felde iſt, gegen das Ungemach der Witterung ſchützt, aber dabei in der Hand Platz hat. Noch einmal ſage ich es, nicht ich, ſondern mein Vater, der Sultan, iſt es, der euch um dieſe Gefälligkeit bittet.“

„Prinz,“ erwiederte die Fee lächelnd, „es thut mir leid, daß eine ſolche Kleinigkeit euch ſo viel Unruhe und Herzenspein verurſacht hat, als ihr gegen mich blicken ließet. Ich ſehe wohl, daß zweierlei dazu beigetragen hat: erſtens, das ihr es euch zum Geſetz gemacht hattet, euch mit meiner Liebe zu begnügen und mich nie um etwas zu bitten, das meine Macht auf die Probe ſtellen könnte; zweitens, daß ihr, was ihr auch immer dagegen ſagen möget, euch ohne Zweifel einbildetet, die Erfüllung der Bitte, die ihr auf Verlangen eures Vaters an mich thun ſolltet, liege nicht mehr in den Grenzen meiner Macht. Was das erſte betrifft, ſo lobe ich euch darum, und würde euch deshalb nur noch mehr lieben, wenn dies irgend möglich wäre. Was das zweite betrifft, ſo würde ich euch leicht darthun können, daß das Verlangen des Sultans zu erfüllen für mich eine Kleinigkeit iſt, und daß ich gelegentlich wohl noch ſchwierigere Sachen zu vollbringen im Stande bin. Beruhiget alſo euer Gemüth, und ſeid überzeugt, daß ich, anſtatt mich dadurch beläſtigt zu fühlen, mir ſtäts ein großes Vergnügen daraus machen werde, euch alles zu gewähren, was ihr irgend nur wünſchen möget, das ich euch zu Liebe thun ſoll.“

Nach dieſen Worten befahl die Fee, ihre Schatzmeiſterinn zu rufen. Die Schatzmeiſterinn kam und die Fee ſagte zu ihr:

»Nurdſchihan«[11] — ſo hieß nämlich die Schatzmeiſterinn — bringe mir den größten Pavillon, der in meinem Schatze iſt.«

Nurdſchihan kam binnen wenigen Augenblicken wieder und brachte einen Pavillon, der nicht bloß in der Hand Platz hatte, ſondern den man ſogar in der Hand feſt verſchließen konnte; ſie überreichte ihn ihrer Gebieterinn, der Fee, die ihn nahm und dem Prinzen Achmed einhändigte, damit er ihn beſehen möchte.

Vierhundert und zwei und zwanzigſte Nacht.

Als der Prinz Achmed hörte, daß die Fee Pari Banu einen Pavillon holen ließ und zwar den größten Pavillon aus ihrem Schatze, ſo glaubte er, daß ſie ſeiner ſpotten wolle, und die Spuren ſeines Befremdens verriethen ſich in ſeinen Mienen und Gebärden. Pari Banu, die es bemerkte, lachte laut auf und rief:

»Wie, Prinz, ihr glaubt alſo, daß ich eurer bloß ſpotten wolle? Ihr werdet bald ſehen, daß ich keine

Spötterinn bin. Nurdſchihan," ſagte ſie zu ihrer Schatzmeiſterinn, indem ſie den Pavillon aus den Händen des Prinzen nahm und ihn ihr wiedergab, "geh, und ſpanne ihn aus, damit der Prinz abnehmen kann, ob ſein Vater, der Sultan, ihn nicht ſo groß finden wird, als er ihn verlangt hat."

Die Schatzmeiſterinn ging aus dem Palaſte, und entfernte ſich ſo weit, daß beim Ausſpannen das eine Ende deſſelben gerade bis an den Palaſt reichte. Als ſie dieß nun gethan, fand ihn der Prinz Achmed nicht nur nicht zu klein, ſondern ſo groß, daß zwei Heere, wenn ſie auch eben ſo zahlreich wären als das des Sultans von Indien, darunter Platz gehabt hätten.

"Meine Prinzeſſinn," ſagte er jezt zu Pari Banu, "ich bitte euch tauſendmal um Verzeihung wegen meines Unglaubens; nach dem, was ich jezt geſehen, glaube ich, daß unter allem, was ihr irgend unternehmen möget, nichts iſt, wobei ihr nicht zum Ziele zu kommen vermöchtet."

"Ihr ſehet," erwiederte die Fee, "daß der Pavillon größer iſt als nöthig war; jedoch ihr werdet bemerken, er hat die Eigenſchaft, daß er größer oder kleiner wird, je nach dem Maaße deſſen, was darunter Platz finden ſoll, ohne daß man dabei irgend Hand anzulegen braucht."

Die Schatzmeiſterinn legte den Pavillon wieder zuſammen, brachte ihn in ſeine vorige Lage, und gab ihn dann in die Hände des Prinzen. Der Prinz Achmed nahm ihn, und den folgenden Tag ſchon ſetzte er ſich, ohne länger zu zögern, zu Pferde und eilte in Begleitung ſeines gewöhnlichen Gefolges von dannen, um ihn dem Sultan, ſeinem Vater, zu überreichen.

Der Sultan, welcher geglaubt hatte, ein Pavillon, wie er ihn verlangt hatte, könne gar nicht gefunden werden, war über die ſchnelle Wiederkehr ſeines Sohnes nicht wenig erſtaunt. Er empfing den Pavillon, und nachdem er die Kleinheit deſſelben bewundert hatte, gerieth er in ein Erſtaunen, wovon er ſich kaum erholen konnte, als er ihn in der oben erwähnten Ebene ausſpannen ließ und ſah, daß zwei Heere, ſo groß als das ſeinige, darunter reichlich Platz hatten. Da er dieſen Umſtand leicht als etwas Ueberflüſſiges hätte betrachten können, das beim Gebrauch ſogar unbequem ſein könnte, ſo unterließ der Prinz Achmed nicht, ihn aufmerkſam zu machen, daß dieſe Größe ſich ſtäts der Stärke ſeines Heeres anpaſſen würde.

Dem äußern Scheine nach bezeigte der Sultan von Indien dem Prinzen ſeine Dankbarkeit, indem er ihn bat, der Fee Pari Banu in ſeinem Namen dafür herzlich zu danken, und um ihm zu zeigen, wie hoch er es ſchätzte, befahl er es in ſeiner Schatzkammer ſorgfältig aufzuheben. Allein in ſeinem Herzen faßte er darüber eine weit ärgere Eiferſucht, als ihm ſeine Schmeichler und die Zauberinn zuvor eingeflößt hatten, indem er überlegte, daß ſein Sohn mit Hilfe der Fee Dinge ausführen könnte, die weit über die Grenzen ſeiner eigenen Macht und ſeines Vermögens hinausgingen. Dadurch nur noch mehr aufgereizt, alles aufzubieten, um ihn zu Grunde zu richten, fragte er die Zauberinn um Rath, und dieſe rieth ihm, den Prinzen aufzufordern, daß er ihm Waſſer aus der Löwenquelle bringen ſolle.

Als der Sultan am Abend, wie gewöhnlich, ſeine Hofleute um ſich verſammelt hatte, und der Prinz Achmed ſich ebenfalls zugegen befand, redete er dieſen mit folgenden Worten an:

"Mein Sohn, ich habe dir ſchon geſagt, zu welchem Dank ich mich wegen des Pavillons, den du mir verſchafft haſt, und den ich als das koſtbarſte Stück meines Schatzes betrachte, dir verpflichtet fühle; du mußt indeß mir zu Liebe noch etwas anderes thun, das mir nicht minder angenehm ſein wird. Ich höre nämlich, daß deine Gemahlinn, die Fee, ſich eines gewiſſen Waſſers aus der Löwenquelle bedient, welches alle Arten von Fieber heilt; da ich nun vollkommen überzeugt bin, daß meine Geſundheit dir ſehr theuer iſt, ſo rechne ich mit Gewißheit darauf, daß du von ihr ein Gefäß voll dergleichen Waſſers dir erbitten und mir es dann bringen wirſt, als ein Univerſalmittel, das ich jeden Augenblick bedürfen kann. Erzeige mir alſo auch noch dieſen wichtigen Dienſt, und ſetze dadurch deiner kindlichen Liebe gegen mich die Krone auf."

Der Prinz Achmed, welcher geglaubt hatte, der Sultan, ſein Vater, werde ſich mit dem Beſitz eines ſo einzigen und brauchbaren Pavillons, als er ihm ſo eben überbracht hatte, begnügen, und ihm nicht einen neuen Auftrag aufbürden, der ihn bei der Fee Pari Banu in Ungunſt ſetzen könnte, war bei dieſer zweiten Aufforderung, die an ihr gemacht wurde, ganz verwirrt, ungeachtet die Fee ihn verſichert hatte, ſie werde ihm alles gewähren, was irgend in ihrer Macht ſtände. Nach einem Stillſchweigen von einigen Augenblicken erwiederte er:

„Herr, ich bitte Euer Majeſtät verſichert zu ſein, daß ich alles zu thun und zu unternehmen bereit bin, um euch alles das zu verſchaffen, was irgend zur Verlängerung eures Lebens beitragen kann; indeß ich wünſchte bloß, daß es ohne die Vermittelung meiner Gemahlinn geſchehen könnte. Aus dieſem Grunde wage ich denn auch nicht, Euer Majeſtät zu verſprechen, daß ich dieß Waſſer bringen werde. Alles, was ich thun kann, iſt, euch zu verſichern, daß ich eine Bitte deshalb thun werde, obwohl mit demſelben Widerwillen, wie damals bei Gelegenheit des Pavillons."

Als der Prinz Achmed den folgenden Tag zu der Fee Pari Banu zurückgekehrt war, ſtattete er ihr einen aufrichtigen und treuen Bericht von alle dem ab, was am Hofe ſeines Vaters bei Ueberreichung des Pavillons vorgegangen war, den der Sultan mit vielem Dank gegen ſie aufgenommen hatte, und er unterließ nicht, ihr die neue Bitte, die er in ſeinem Namen ihr zu machen beauftragt war, vorzutragen, und ſchloß mit dem Worten:

"Meine Prinzeſſinn, ich theile euch dieß bloß als einen einfachen Bericht über das mit, was zwiſchen meinem Vater und mir vorgefallen; übrigens ſteht es ganz in eurem Belieben, ſeinen Wunſch zu erfüllen oder nicht, ich werde mich gar nicht darein miſchen, ſondern will bloß das, was ihr wollet."

"Nein, nein," erwiederte die Fee Pari Banu, "es iſt mir ſehr lieb, daß der Sultan von Indien erfahre, daß ihr mir nicht gleichgültig ſeid. Ich will ſeinen Wunſch befriedigen, und welche Rathſchläge ihm auch immer die Zauberinn eingeben mag, — denn ich ſehe wohl, daß er nur auf ſie hört — wir wollen uns wenigſtens nie von ihm auf einer Blöße betreffen laſſen. Es liegt in ſeiner dießmaligen Forderung etwas boshaftes, wie ihr aus meinem Bericht bald erſehen werdet. Die Löwenquelle befindet ſich nämlich mitten in dem Hofe eines großen Schloſſes, deſſen Eingang von vier ungeheuern Löwen bewacht wird, wovon immer zwei abwechſelnd ſchlafen, während die andern wachen. Indeß das darf euch nicht in Schrecken ſetzen. Ich werde euch ein Mittel an die Hand geben, vermöge deſſen ihr ohne Gefahr mitten durch ſie hindurch gehen könnet."

Vierhundert und drei und zwanzigſte Nacht.

Die Fee Pari Banu war damals eben mit Nähen beſchäftigt, und da ſie in ihrer Nähe mehrere Zwirnknaule liegen hatte, nahm ſie eines davon, überreichte es dem Prinzen Achmed und ſagte:

"Zuerſt nehmet dieſes Knaul; ich werde euch bald den Gebrauch anzeigen, den ihr davon machen könnet. Zweitens, laſſet euch zwei Pferde anſchirren, eines, um ſelber darauf zu reiten, das andere, um es neben euch her als Handpferd zu führen, beladen mit einem in Viertheile zerhackten Hammel, der heute noch geſchlachtet werden muß. Drittens verſehet euch mit einem Gefäß, das ich euch werde geben laſſen, damit ihr morgen daſſelbe dort voll Waſſer ſchöpfen könnet. Ganz früh ſetzet euch dann zu Pferde, und führet das andere Pferd am Zügel neben her, und ſobald ihr aus der eiſernen Thür hinaus ſeid, ſo werfet das Zwirnknaul vor euch her, dieß wird dann anfangen zu rollen und ſo immer fort rollen bis an das Thor des Schloſſes. Folget demſelben bis dahin nach, und wenn es ſtillſtehen und das Thor ſich öffnen wird, ſo werdet ihr die vier Löwen erblicken. Die beiden wachenden werden durch ihr Gebrüll die beiden andern ſchlafenden ſogleich wecken. Fürchtet euch indeß nicht, ſondern werfet einem jeden ein Hammelsviertel hin, ohne vom Pferde abzuſteigen. Iſt dieß geſchehen, ſo ſpornet ohne Zeitverluſt euer Pferd, und reitet im geſtreckten Galopp zur Quelle hin, füllet da euer Gefäß, ohne abzuſteigen, und eilet dann mit derſelben Schnelligkeit wieder zu demſelben zurück. Die Löwen werden da noch mit Eſſen beſchäftigt ſein und euch einen freien Ausweg geſtatten."

Der Prinz Achmed reiſte am folgenden Morgen um die Stunde, welche die Fee Pari Banu ihm beſtimmt hatte, ab und vollzog pünktlich, was ſie ihm vorgeſchrieben hatte. Er kam an dem Thore des Schloſſes an, vertheilte die Hammelsviertel unter die vier Löwen, und nachdem er unerſchrocken durch ſie hindurch geritten war, drang er bis zu der Quelle vor, und ſchöpfte da Waſſer ein. So wie er das Gefäß gefüllt hatte, drehte er um und gelangte wohlbehalten und geſund wieder aus dem Schloſſe hinaus. Als er etwas davon entfernt war, ſah er ſich um, und erblickte zwei Löwen, die gerade auf ihn losrannten. Ohne zu erſchrecken, zog er ſeinen Säbel und ſetzte ſich zur Wehre. Doch da er unterweges bemerkte, daß der eine in einiger Entfernung ſeitwärts ablenkte, und mit Kopf und Schweif zu verſtehen gab, daß er nicht komme, um ihm etwas zu Leide zu thun, ſondern bloß, um vor ihm her zu laufen, und daß der andere hinter ihm her folgen würde, ſo ſteckte er ſeinen Säbel wieder ein, und ſetzte ſo ſeinen Weg bis nach der Hauptſtadt von Indien fort, wo er in Begleitung der beiden Löwen ankam, die ihn nicht verließen, bis an die Thür des Palaſtes des Sultans. Dort ließen ſie ihn hineingehen, und kehrten ſodann denſelben Weg wieder zurück, den ſie gekommen waren, zum großen Entſetzen des Volkes und aller derer, die ſie erblickten, die ſich entweder verſteckten oder rechts und links ab ihnen aus dem Wege flüchteten, obwohl ſie in gleichmäßigem Gange vorwärts ſchritten, ohne irgend ein Zeichen von Wildheit von ſich zu geben.

Mehrere Palaſtbeamte, welche ſogleich erſchienen, um dem Prinzen Achmed vom Pferde herab zu helfen, begleiteten ihn bis an das Zimmer des Sultans, wo dieſer ſich eben mit ſeinen Günſtlingen unterhielt. Hier näherte er ſich dem Throne, ſetzte das Gefäß zu den Füßen des Sultans, küßte den reichen Teppich, welcher die Stufen deſſelben bedeckte, ſtand dann wieder auf und ſagte:

"Herr, hier iſt das heilſame Waſſer, welches Euer Majeſtät in der Sammlung von Koſtbarkeiten und Seltenheiten zu beſitzen wünſchte, die eine Zierde eurer Schatzkammer ſind. Ich wünſche euch übrigens eine vollkommene Geſundheit, daß ihr niemals davon Gebrauch zu machen nöthig habet."

Als der Prinz ſeine Anrede geendigt hatte, ließ der Sultan ihn zu ſeiner Rechten Platz nehmen und und ſagte dann zu ihm:

"Mein Sohn, ich bin dir für dein Geſchenk eben ſo großen Dank ſchuldig als die Gefahr geweſen iſt, welcher du dich mir zu Liebe ausgeſetzt haſt. (Er wußte dieß nämlich durch die Zauberinn, welche ſowohl die Löwenquelle als auch die Gefahr, welcher man ſich beim Schöpfen aus derſelben ausſetzen mußte, ſehr wohl kannte.) Thue mir jezt den Gefallen, — fuhr er fort — mir zu ſagen, durch welche Geſchicklichkeit oder durch welche unglaubliche Kraft du dich dagegen ſicher geſtellt haſt?"

"Herr," erwiederte der Prinz Achmed, "ich habe an dieſer Lobpreiſung von Seiten Euer Majeſtät nicht den mindeſten Antheil, ſondern das Lob gebührt ganz allein meiner Gemahlinn, der Fee, und ich kann mir hiebei bloß den Ruhm beimeſſen, daß ich ihrem guten Rathe gefolgt bin."

Hierauf ſetzte er ihm auseinander, worin dieſe guten Rathſchläge beſtanden hätten, indem er ihm die ganze Reiſe, die er gemacht, und wie er ſich dabei benommen, erzählte. Als er damit zu Ende war, ſtand der Sultan, der ihn mit den größten Freudensbezeigungen, doch innerlich mit derſelben, ja mit noch grö-

größerer Eiferſucht angehört hatte, von ſeinem Sitze auf und zog ſich in das Innere ſeines Palaſtes zurück, wo die Zauberinn, nach welcher er ſogleich geſchickt hatte, vor ihn geführt wurde.

Die Zauberinn, als ſie kam, erſparte dem Sultan die Mühe, ihr die Geſchichte des Prinzen Achmed und den Erfolg ſeiner Reiſe zu erzählen; ſie war nämlich durch das Gerücht, das ſich davon verbreitet hatte, gleich anfangs davon unterrichtet worden, und hatte bereits ein — wie ſie meinte — unfehlbares Mittel ausgedacht. Sie theilte dieß Mittel dem Sultan und den folgenden Tag in der Verſammelung ſeiner Hofleute mit, und der Sultan zeigte es dem Prinzen Achmed mit folgenden Worten an.

"Mein Sohn, ich habe nur noch eine einzige Bitte an dich, nach dieſer will ich dann nichts mehr von deinem Gehorſam, noch von deiner Gemahlin, der Fee, verlangen; dieſe Bitte beſteht darin, daß du mir einen Mann herbeiſchaffeſt, der nicht über anderthalb Fuß hoch iſt, einen Bart von dreißig Fuß Länge hat, und der auf der Schulter eine fünfhundert Pfund ſchwere Eiſenſtange trägt, die ihm als Stab dient, und welcher reden kann."

Der Prinz Achmed, welcher nicht glauben konnte, daß es auf der Welt einen Menſchen gäbe, der ſo wäre, wie ſein Vater ihn verlangte, wollte ſich entſchuldigen; doch der Sultan blieb bei ſeiner Forderung, indem er ihm wiederholte, daß die Fee noch weit unglaublichere Dinge vermöge.

Den folgenden Tag, als der Prinz in das unterirdiſche Reich der Fee zurückgekehrt war, theilte er derſelben das neue Begehren ſeines Vaters mit, welches er, wie er ihr ſagte, für noch unmöglicher zu erfüllen hielt, als die beiden früheren.

"Was mich anbetrifft," fuhr er fort, "ſo kann ich mir nicht denken, daß es irgend in der Welt Leute der Art geben könne. Er will ohne Zweifel verſuchen, ob ich wohl ſo einfältig ſein werde, mir viel Mühe zu geben, um ihm einen ſolchen aufzufinden, oder, wenn es dergleichen gibt, ſo muß er die Abſicht haben, mich zu Grunde zu richten. In der That, wie kann er auch verlangen, daß ich mich eines ſo kleinen Menſchen, der auf die beſagte Art bewaffnet iſt, bemächtigen ſolle? Welcher Waffen könnte ich mich bedienen, um ihn zu zwingen, daß er ſich meinem Willen füge? Wenn es irgend ein Mittel gibt, ſo bitte ich euch, daß ihr mir ein ſolches an die Hand gebet, um mich mit Ehren aus dieſem Handel zu ziehen."

Vierhundert und vier und zwanzigſte Nacht.

"Mein Prinz," erwiederte die Fee, "beunruhiget euch nicht; Gefahr gab es bloß damals, als für euren Vater Waſſer aus der Löwenquelle geholt werden ſollte, allein um den Mann zu finden, den er verlangt, dabei giebt es keine Gefahr. Dieſer Mann iſt nämlich mein Bruder Schaïbar, welcher, obwohl er mit mir einen und denſelben Vater hat, anſtatt mir zu ähneln, vielmehr von einer ſo heftigen Gemüthsart iſt, daß nichts im Stande iſt, ihn zurückzuhalten, daß er nicht ſogleich blutige Beweiſe ſeines Nachgefühls gibt, wofern man ihm misfällt oder ihn beleidigt. Uebrigens iſt er der beſte Menſch von der Welt, und ſtäts bereit, gefällig zu ſein, worin man es irgend wünſcht. Er iſt ganz ſo geſtaltet, wie der Sultan, euer Vater, ihn beſchrieben hat, und er trägt keine anderen Waffen als die fünfhundert Pfund ſchwere Eiſenſtange, ohne die er niemals ausgeht und die ihm dazu dient, um ſich in Reſpect zu ſetzen. Ich werde ihn gleich kommen laſſen und ihr mögt dann ſelbſt urtheilen, ob ich wahr geſprochen habe. Doch vor allen Dingen bereitet euch vor, daß ihr nicht vor ſeiner ſeltſamen Figur erſchreckt, wenn ihr ihn werdet erſcheinen ſehen.

"Meine Königinn," nahm jetzt der Prinz Achmed das Wort, "Schaïbar, ſagt ihr, iſt euer Bruder? Wie häßlich und misgeſtaltet er auch immer ſein mag, ſo iſt doch dieß einzige ſchon hinreichend, um, anſtatt vor ihm zu erſchrecken, ihn vielmehr zu lieben, zu ehren und als meinen nächſten Verwandten zu achten."

Die Fee ließ ſich in die Vorhalle ihres Palaſtes ein goldenes Räucherpfännchen mit glühenden Kohlen und eine Kapſel von demſelben Metall bringen. Aus der Kapſel nahm ſie wohlriechendes Räucherwerk, welches darin verſchloſſen war, und als ſie es in die Räucherpfanne geworfen, ſtieg ein dicker Rauch daraus empor.

Einige Augenblicke nach dieſem Verfahren ſagte die Fee zu dem Prinzen Achmed: „Mein Prinz, da kommt mein Bruder, ſehet ihr ihn?"

Da Prinz ſah hin und erblickte Schaïbar, welcher nicht mehr als anderthalb Fuß hoch war, und mit ſeiner fünfhundert Pfund ſchweren Eiſenſtange und ſeinem ſtattlichen, dreißig Fuß langen Barte, der ſich nach vorn zu aufſtützte, feierlich einhergeſchritten kam. Sein verhältnißmäßig dicker Knebelbart war bis zu den Ohren aufgeſtülpt und bedeckte ihm faſt das ganze Geſicht; ſeine Schweinsohren ſteckten tief im Kopfe, der ungeheuer dick und mit einer nach oben ſpitzig zulaufenden Mütze bedeckt war; außerdem war er noch vorn und hinten bucklig.

Hätte der Prinz es nicht voraus erfahren gehabt, daß Schaïbar der Bruder der Fee Pari Banu ſei, ſo hätte er ihn nicht ohne das größte Entſetzen anſehen können. Doch durch dieſe Nachricht beruhigt, erwartete er mit der Fee ihn feſten Fußes, und empfing ihn, ohne eine Spur von Schwäche blicken zu laſſen.

Schaïbar, der, je näher er kam, den Prinzen mit einem Blicke anſah, der ihm das Herz im Leibe hätte in Eis verwandeln können, fragte die Fee gleich zuerſt, wer der Mann da ſei?

„Lieber Bruder,“ erwiederte ſie, „es iſt mein Gemahl, ſein Name iſt Achmed, und er iſt der Sohn des Sultans von Indien. Der Grund, warum ich dich nicht zu meiner Hochzeit eingeladen habe, war der, daß ich dich nicht von deinem Kriegszuge abhalten wollte, den du damals vorhatteſt, und von dem du, wie ich mit vielem Vergnügen höre, jezt ſo ſiegreich zurückgekehrt biſt. Bloß um ſeinetwillen bin ich ſo frei geweſen, dich rufen zu laſſen.“

Bei dieſen Worten ſagte Schaïbar, indem er den Prinzen Achmed mit einem freundlichen Blicke anſah, der indeß ſein ſtolzes und wildes Ausſehen nicht im geringſten milderte:

„Liebe Schweſter, kann ich ihm in irgend etwas dienen? er darf es bloß ſagen. Es iſt hinreichend für mich, zu wiſſen, daß er dein Gemahl iſt, um mir es zur Pflicht zu machen, ihm in allem, was er irgend wünſchen mag, gefällig zu ſein.“

„Der Sultan, ſein Vater,“ erwiederte Pari Ba nu, „iſt neugierig, dich zu ſehen; ich bitte dich alſo um die Gefälligkeit, dich von ihm hinführen zu laſſen."

"Er darf bloß vorangehen," antwortete Schaïbar, "ich bin bereit, ihm zu folgen."

"Lieber Bruder," erwiederte Pari Banu, "es iſt wohl ſchon zu ſpät, um noch heute dieſe Reiſe zu unternehmen, du wirſt ſie alſo wohl gefälligſt auf morgen früh verſchieben. Indeß, da es gut iſt, daß du von dem unterrichtet wirſt, was zwiſchen dem Sultan von Indien und dem Prinzen Achmed ſeit unſerer Verheirathung vorgefallen, ſo werde ich dich dieſen Abend davon unterhalten."

Den folgenden Morgen brach Schaïbar, von allem, was irgend ihm zu wiſſen nöthig war, unterrichtet, ſehr zeitig auf, begleitet von dem Prinzen Achmed, der ihn dem Sultan vorſtellen ſollte. Sie erreichten die Hauptſtadt, und ſobald Schaïbar ſich am Thore zeigte, ſo wurden alle die ihn ſahen, beim Anblick eines ſo ſcheußlichen Gegenſtandes von Entſetzen ergriffen, und verſteckten ſich theils in Buden und Häuſern, deren Thüren ſie hinter ſich zuſchließen ließen, theils ergriffen ſie die Flucht und theilten allen, denen ſie begegneten, daſſelbe Entſetzen mit, die dann ſogleich umkehrten, ohne ſich weiter umzuſehen. Je weiter nun Schaïbar und Prinz Achmed mit abgemeſſenen Schritten vorwärts kamen, je öder und menſchenleerer fanden ſie alle Straßen und öffentlichen Plätze bis zum Palaſte des Sultans. Dort aber ergriffen die Pförtner, anſtatt Vorkehrungen zu treffen, daß Schaïbar nicht hereinkäme, nach allen Seiten hin die Flucht und ließen das Thor offen ſtehen. Der Prinz und Schaïbar gelangten nun ohne Hinderniß bis an den Saal der Rathsverſammlung, wo der Sultan auf ſeinem Throne ſitzend jedem Gehör gab, und da auch die Thürſteher beim Erſcheinen Schaïbars ihren Poſten im Stich ließen, ſo traten ſie ungehindert hinein.

Schaïbar näherte ſich ſtolz und mit erhobenem Kopfe dem Throne, und ohne erſt zu warten, bis der Prinz Achmed ihn vorſtellte, redete er den Sultan von Indien mit folgenden Worten an: ”Du haſt mich zu ſehen verlangt; hier bin ich. Was willſt du von mir?”

Der Sultan hielt ſich, anſtatt zu antworten, die Hände vor die Augen, und wandte das Geſicht ſeitwärts, um eine ſo fürchterliche Geſtalt nicht anſehen zu dürfen. Schaïbar, voll Unwillen darüber, daß man ihn erſt herbemüht habe und ihn nun auf eine ſo unhöfliche und beleidigende Weiſe empfange, hob ſeine Eiſenſtange empor, und mit den Worten: ”So rede doch!” ließ er ſie ihm auf den Kopf herabfallen, und ſchlug ihn todt, ehe noch der Prinz Achmed daran denken konnte, für ihn um Gnade zu bitten. Er vermochte nichts weiter zu thun, als zu verhindern, daß er nicht auch den Groß-Weſyr todt ſchlug, der nicht weit von der Rechten des Sultans entfernt war, indem er ihm vorſtellte, daß er mit den guten Rathſchlägen, welche derſelbe ſeinem Vater gegeben, nicht anders als zufrieden ſein könne.

"Dieſe beiden alſo ſind es," ſagte Schaïbar, "die ihm immer ſo ſchlechte Anſchläge eingegeben."

Mit dieſen Worten ſchlug er die andern Weſyre zur Linken und Rechten todt; die ſämmtlich Günſtlinge und Schmeichler des Sultans und Feinde des Prinzen Achmed waren. So viel Schläge, ſo viel Leichen gab es und nur diejenigen entkamen, deren Schrecken nicht ſo groß war, daß er ſie regungslos gemacht und ſie gehindert hätte, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen.

Als das ſchreckliche Gemetzel geendigt war, ging Schaïbar aus dem Verſammlungsſaale heraus und als er mit ſeiner Eiſenſtange auf der Schulter mitten in den Hof gekommen war, ſah er den Groß-Weſyr an, der den Prinzen Achmed, ſeinen Lebensretter, begleitete und ſagte:

"Ich weiß, daß es hier auch noch eine Zauberinn gibt, die eine weit ärgere Feindinn des Prinzen, meines Schwagers, iſt als die unwürdigen Günſtlinge, die ich ſo eben beſtraft habe. Ich will, daß man dieſe Zauberinn vor mich führe."

Der Groß-Weſyr ließ ſie holen, und man brachte ſie geführt. Schaïbar ſchlug ſie mit der Eiſenſtange und ſagte:

"Ich will dich lehren, verderbliche Rathſchäge zu geben und die Kranke zu ſpielen." Die Zauberinn blieb auf der Stelle todt.

„Aber das iſt noch nicht genug,“ fügte Schaïbar hinzu, „ſondern ich werde jezt auch noch die ganze Stadt todtſchlagen, wenn ſie nicht augenblicklich den Prinzen Achmed, meinen Schwager, für den Sultan von Indien anerkennt."

Sogleich ließen alle, die zugegen waren und dieſen Urtheilsſpruch vernahmen, die Luft von dem lauten Ausruf ertönen: "Es lebe der Sultan Achmed!"

In kurzer Zeit hallte die ganze Stadt von dieſem Ruf und Ausruf wieder. Schaïbar ließ ihm das Kleid des Sultans von Indien anlegen und ſetzte ihn feierlich auf den Thron, und nachdem er ihm hatte huldigen und den Eid der Treue leiſten laſſen, ging er und holte ſeine Schweſter Pari Banu, führte ſie mit großem Pompe ein, und ließ ſie ebenfalls für die Sultaninn von Indien erklären.

Vierhundert und fünf und zwanzigſte Nacht.

Was den Prinzen Aly und die Prinzeſſinn Nurunnihar anbetrifft, die an der Verſchwörung gegen den

Prinzen Achmed, die ſo eben beſtraft worden, keinen Theil, ja nicht einmal die geringſte Kenntniß davon gehabt hatten, ſo wies ihnen der Prinz Achmed einen bedeutenden Jahrgehalt nebſt ſeiner Hauptſtadt an, um darin ihre noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Auch ſchickte er einen ſeiner Diener an ſeinen älteren Bruder, den Prinzen Huſſain, ab, um ihm die eingetretene Veränderung anzuzeigen und ihm das Anerbieten zu machen, er möge ſich im ganzen Reiche irgend eine Provinz nach Belieben auswählen, um ſie als ſein Eigenthum in Beſitz zu nehmen. Doch der Prinz Huſſain fühlte ſich in ſeiner Einſamkeit ſo glücklich, daß er den Abgeſandten auftrug, ſeinem jüngeren Bruder, dem Sultan, in ſeinem Namen herzlich für die Gefälligkeit zu danken, die er ihm zugedacht, ihn ſeiner Unterwürfigkeit zu verſichern und ihm anzuzeigen, daß er ſich die einzige Gnade ausbäte, ihm zu erlauben, daß er hinfort in ſeiner ſelbſtgewählten Zurückgezogenheit verbleiben könne.

Anmerkungen.

1) Der Koran verpflichtet jeden Muſelmann, der die Mittel dazu hat, wenigſtens einmal in ſeinem Leben eine Wallfahrt nach Mekka, den Geburtsort des Propheten, zu machen. E. S.

2) Sultanieh, eine vormals ſehr blühende Stadt, liegt in Irak Adſchemi. Sie hat heutzutage kaum noch vierzig Häuſer, unter denen ſich die ſtattlichen Trümmer einer prächtigen Moſchee erheben.

Rek exiſtirt heute nicht mehr.

Kum oder Kom, eine Stadt in Irak Adſchem, iſt ſehr gut befeſtigt und wohl bevölkert; eine große Zahl der darin wohnenden Familien behaupten, von Aly abzuſtammen.

Kaſchan iſt berühmt durch ſeine Seiden- und Kupfergeſchirr-Fabriken.

Iſpahan, obwohl gegenwärtig nicht mehr die Hauptſtadt Perſiens, doch immer noch die bevölkertſte und angenehmſte Stadt des Landes.

Schiras, berühmt durch ſeinen Handel, ſo wie durch die Anmuth ſeiner Gärten und Einwohner, liegt in Perſiſtan. Durch ſie müſſen die Karawanen hindurch, welche ſich nach Buſchir an den perſiſchen Meerbuſen begeben, um von da nach Indien zu gehen. E. G.

3) In allen Ländern, wo der Iſlam herrſcht, gründen ſich alle Civil- und Kriminalgeſetze auf den Koran. E. G.

4) Dieß Wort bedeutet: Frühling. E. G.

5) Das Königreich Kaſchemir liegt im Norden von Hinduſtan, und befindet ſich heutzutage unter der Herrſchaft der Afghanen. E. G.

6) Pari Banu ſind zwei perſiſche Worte, die ein und daſſelbe bedeuten, nämlich: weiblicher Geiſt oder Fee. G.

7) Nurunnihar bedeutet im Arabiſchen: Licht des Tages. G.

8) Bisnagar, eine große Stadt Aſiens und zugleich Hauptſtadt des gleichnamigen Königreichs, welches heutzutage das Reich von Karnate heißt. Sie befindet ſich heute in der Gewalt der Engländer. G.

9) Noch heute tragen die Brachmanen Kränze von Roſen. E. G.

10) Ein Beutel gilt etwa 1500 Franks. E. G.

11) Nurdſchihan heißt im Arabiſchen: Licht der Welt. E. G.

Inhalt des neunten Bändchens.

Seite
374ſte Nacht. Geſchichte des Aly Baba und der vierzig Räuber 3
375ſte Nacht 7
376ſte Nacht 12
377ſte Nacht 18
378ſte Nacht 28
379ſte Nacht 30
380ſte Nacht 36
381ſte Nacht 40
382ſte Nacht 46
383ſte Nacht 53
384ſte Nacht 59
385ſte Nacht 65
386ſte Nacht 72
Geſchichte des Aly Kodjah, Kaufmanns von Bagdad 77
387ſte Nacht 79
388ſte Nacht 81
389ſte Nacht 86
390ſte Nacht 98
391ſte Nacht Das Zauberpferd 105
392ſte Nacht 112
393ſte Nacht 119
394ſte Nacht 124
395ſte Nacht 129

396ſte Nacht 133
397ſte Nacht 140
398ſte Nacht 148
399ſte Nacht 155
400ſte Nacht 161
401ſte Nacht 165
402te Nacht 170
403te Nacht 177
Geſchichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu 178
404te Nacht 181
405te Nacht 186
406te Nacht 191
407te Nacht 201
408te Nacht 207
409te Nacht 213
410te Nacht 219
411te Nacht 225
412te Nacht 230
413te Nacht 236
414te Nacht 240
415te Nacht 245
416te Nacht 250
417te Nacht 254
418te Nacht 259
419te Nacht 264
420ſte Nacht 270
421ſte Nacht 274
422ſte Nacht 279
423ſte Nacht 285
424ſte Nacht 291
425ſte Nacht 297

Von

einem empfehlungswerthen Buche,

welches in der Buchhandlung

Joſef Max und Komp. in Breslau

erſchienen iſt.

Der Himmelsgarten, eine Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther von **Wilhelm Harniſch.** Mit vier ungemein ſauber gemahlten Bildern und Notenblatt.

Preiſe: Mit gemahlten Bildern und gebunden	2 Rthlr. 8 gr.
Mit ſchwarzen Kupfern, ungebunden	1 Rthlr. 8 gr.
Ohne Kupfer, ungebunden	20 gr.
Die 4 Bilder apart, als Zimmerverzierung unter Glas und Rahm	1 Rthlr. 12 gr.

Zur Empfehlung und Würdigung dieſes trefflichen Buches, mögen einige Stellen, aus einer darüber erſchienenen Recenſion, hier ihren Platz finden.

Erſtens über das Buch ſelber.

„Mitten unter umnachtenden winterlichen Nebeln geht den Kindern der freundliche Weinachtsſtern auf, und darum nennt der Verfaſſer ſeinen Himmelsgarten eine Weihnachtsgabe, weil aus ihm Saamen zu häuslichen Blüten und Früchten genommen werden ſoll, um ihn in die Herzen der Kinder zu pflanzen. In der That wüßten wir Eltern kein ſchöneres Geſchenk für Kinder zu empfehlen, als dieſes Büchlein, daß dem heiligen Feſt

„ſo angemeſſen iſt und in irdiſchen ſchönem Gefäß ſo viel göttlichen
„Saamen enthält, aus dem bei guter Pflege Himmelsblumen auf-
„keimen werden. — Die paramythiſche und paraboliſche Dar-
„ſtellung wetteifert mit den beſten Krummacherſchen Stücken
„ähnlicher Art, und ſpricht zugleich eine gewiſſe Weichheit des
„Gefühls und einen andächtigen Sinn aus, der an die trefflichen
„Glockentöne von Strauß erinnert.“

Zweitens über die Bilder.

„Zu dieſen innern Vorzügen, — fährt der Recenſent fort, —
„kommen noch vier Bilder, die von dem berühmten Ruhl in
„Kaſſel entworfen und gemalt, von Meyer in Berlin ge-
„ſtochen, und von einem andern Künſtler ſo korrekt, ſo ſauber
„und ſo zart kolorirt ſind, daß ſie an die ſchönen Mignaturen
„altdeutſcher Kunſt erinnern und kleinen Gemälden gleich kommen.
„Das 1ſte treffliche Bild, dem Titel gegenüber, zeigt die
„Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde im Himmelsgarten, der von
„einem breiten Waſſer umfloſſen iſt, in deſſen blaue Aether-Flu-
„then ſchneeweiße Schwäne ſchwimmen. Wunder liebliche Bäume
„mit goldenen Früchten, köſtliche Blumenplätze, hinten ferne blaue
„Berge, die ſtrahlende Sonne nebſt Mond und Sternen und ähn-
„liche Gegenſtände verſetzen durch den Anblick in eine idealiſche
„Stimmung. — Das 2te Bild zeigt die Weinachtsſtube, Chriſt-
„bäume, Geſchenke, Eltern und Kinder, und hier iſt Erfindung und
„Individualiſirung gleichfalls ſehr zu loben. — Das 3te Bild ſtellt
„das Reich der Thiere dar, als fünften Schöpfungs-Morgen. —
„Das 4te Bild, zeigt uns die Himmelstafel, an welcher En-
„gel himmliſche Speiſen genießen und für die Erde austheilen.
„Ueberaus ſchön iſt hier die Haltung des Ganzen, zart das Ko-
„lorirt, idealiſch die Verkörperung der Engel.“

Dieſe Bilder, welche unter Glas und Rahm, eine ſchöne Zimmerverzierung abgeben, ſind zuſammen für 1 Rthlr. 12 Ggr. ohne das Buch zu haben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1 8 2 5.

[illegible]

Vorbericht.

Mit dieſem Bande endigt völlig Galland's Bearbeitung der 1001 Nacht, von welcher die beiden letzten Bändchen (der 11te und 12te, welche dem ſechsten der Ausgabe in ſechs Bänden entſprechen) ſchon nach ſeinem Tode erſchienen ſind, und vielleicht auch manches ihm nicht Angehörige enthalten *). Die letzte Erzählung, auch in Cauſſin's Ausgabe, iſt die von den beiden neidiſchen Schweſtern. Die beiden folgenden Erzählungen ſind ſchon durch Gauttier hinzugekommen, obwohl er es nicht angegeben hat: doch bezieht er ſich in einer Anmerkung zur 46ſten Nacht **) auf die zweite, als auf eine ſolche neue Erzählung ***).

---

*) Vergl. den Vorbericht zu unſerm 6ten Bändchen.

**) In unſerm zweiten Bändchen S. 297.

***) Auch bemerkt er in der Ueberſicht des Ganzen, hinter ſeinem

Die hierauf folgende Reihe von Erzählungen, **die zehn Weſyre**, ſind ihrem Inhalte nach, ſchon ein Theil der erweiterten Fortſetzung von **Chavis** und **Cazotte**, deren in unſerer Vorrede zu dem Ganzen (S. IV), ſo wie bei Gauttier (S. XXIX) gedacht iſt, und welche Cauſſin aus ihrer vermuthlichen Quelle, einer Arabiſchen Handſchrift der Pariſer Bibliothek, wieder hergeſtellt hat, in dem achten Bande ſeiner Ausgabe (**Galland's***) S. 221—457. Gauttier liefert dieſelben aus dem **Perſiſchen Bachtjar-Nameh** (Bachtiar-Buch), welches er für die Urſchrift hält. Der Inhalt der Erzählungen iſt in beiden Ueberſetzungen im Ganzen derſelbe, meiſt ſind es auch die Namen der Perſonen; mehr Verſchiedenheit iſt in den örtlichen Verhältniſſen und Namen. Auch iſt die Folge der Erzählungen abweichend: bei Cauſſin ſtehen die acht gemeinſamen Erzählungen in dieſer Ordnung: 1. 7. 3. 2. 5. 4. 8. 6; außerdem hat er noch: hinter 5, die Geſchichte der Könige **Bachtſeman** und **Chadidan**; hinter

---

eben erſchienenen ſiebenten und letzten Bande S. 388, daß beide Erzählungen aus ſeinen Handſchriften herrühren, verglichen mit den von J. Scott bekanntgemachten Erzählungen.

*) Vergl. die Vorrede zu demſelben S. XL. XLII.

8, die Geſchichte des Königs Ibrahim und ſeines Sohnes*); und hinter 6, endlich die Geſchichte des befreiten Sklaven, als die eilfte, am eilften Tage erzählte. So entſpricht dieſe Darſtellung wohl mehr der urſprünglichen Anlage der zehn Weſyre, welche ſonſt auch die Geſchichte der eilf Tage heißt. In Chavis und Cazotte's Bearbeitung ſind der Erzählungen eben ſo viele und folgen ſie auch eben ſo auf einander.

Zuerſt erſchienen die meiſten dieſer Erzählungen in einer Franzöſiſchen Ueberſetzung von einem ungenannten Abbee, im Jahr 1788 **), und darnach Deutſch †) und Engliſch ***). Hier ſtimmen ſie durchaus mehr mit Cazotte und Cauſſin, als mit Gauttier; die Darſtellung iſt aber breit und ſchwülſtig (wohl durch den Ueberſetzer), und die Folge der Erzählungen iſt: 6. 1. 8. 7. 4. 5. 3; nach 6 folgt die letzte bei Cauſſin, und nach 4 folgt der König Ibrahim und ſein Sohn (ebendaſelbſt); ſo daß hier auch die Geſchichte der Könige Bachtſeman und Chadidan, außerdem aber auch Nr. 2 fehlt. Die Geſchichten ſtehen dabei vereinzelt, ohne die Einfaſſung, welche auch nur als einzele Erzählung, mit Nr. 8 verſchmolzen, erſcheint.

---

*) Dieſe liefert Gauttier erſt im ſiebenten Bande (Nacht 550), als neue Ergänzung, ohne Beziehung auf dieſe Sammlung.

**) Nouveaux Contes Arabes, ou Supplement aux Milles et une Nuits; suivis de Melanges de Litterature orientale, par Mr. l'Abbé * * * Paris 1788. Verdeutſcht †) unter dem Titel: Die eilf Tage; neue Arabiſche Mahrchen, nebſt andern Blumen der Aſiatiſchen Literatur. Jena, 1789. Und abermals, in der blauen Bibliothek aller Nationen, Band XI. (1797) S. 144 — 269. Hieraus iſt die obige Vergleichung entnommen.

***) Arabian tales. London 1794. 8. Vol. II. p. 1 — 130.

Dieſes Werk iſt dann auch, in ſeiner echten Geſtalt durch den Schwediſchen Gelehrten Guſtav Knös im J. 1807, aus einer zu Paris abgeſchriebenen Kahiro'ſchen Handſchrift, Arabiſch herausgegeben*), und darnach von ihm Lateiniſch überſetzt worden**).

---

*) Den Anfang gab er ſchon 1805 in ſeiner Disquisitio de fide Herodoti, qua perhibet Phoenices Africam navibus circumvectos esse cum recentiorum super hac re sententiis excusis. — Adnexum est „specimen sermonis Arabici vulgaris s. initium historiae filii regis Azad-Bacht e Codice inedito. Göting. 1805. Das Ganze erſchien dann unter dem Titel: Historia decem Vezirorum et filii regis Azad-Bacht, insertis XIII aliis narrationibus, in usum tironum ad codicem mstum Cahirensem edid. G. Knös. Götting. 1807. 8.

**) Dieſe Ueberſetzung mit grammatiſchen Anmerkungen erſchien

Man erkennet in der Anlage dieſes Werkes leicht die Aehnlichkeit mit der Geſchichte der vierzig Weſyre, im erſten Bändchen der 1001 Nacht, ſo wie mit dieſer ſelber, welche in dieſer Rückſicht auch ſonſt ſich ſelbſt zu wiederholen und in ſich abzuſpiegeln liebt.

Das auf die zehn Weſyre folgende Mährchen von Aſem und der Geiſterkönginn (Nacht 452 — 57) iſt, laut Gauttier's Angabe, ſchon aus Scott's Ergänzung der 1001 Nacht: es findet ſich aber nicht in dem ſechsten Bande der Engliſchen Ueberſetzung, welcher deſſen geſammte Ergänzung enthält: und auch ſonſt (z. B. in Ouſeley's Oriental Collections) haben wir es vergeblich geſucht: es erſcheint hier alſo auch aus dem Franzöſiſchen verdeutſcht. Es iſt übrigens eins der merkwürdigſten Mährchen, da es, in Uebereinſtimmung mit einem Tatariſchen Mährchen, in den Relations of Ssidi Kur (mitgetheilt im Quarterly Review 1819. XLI. p. 106), auffallende Aehnlichkeit mit den Deutſchen Mährchen von der

---

in 2 Abtheilungen zu Upſal, die zweite 1814. Dabei wurde auch eine neue Franzöſiſche Ueberſetzung von ihm verſprochen.

Theilung ähnlicher Wunderkleinode (in Grimms Samml. Nr. 92. 133), und alſo vom Siegfried, zeigt: ſo wie das Zaubergewand der badenden Fee, den Meerweibern in den Nibelungen und dem Mährchen vom geraubten Schleier, bei Muſäus, entſpricht: und die Entführung in der Thierhaut durch den Rieſenvogel noch ähnliche Verwandtſchaften (mit Herzog Ernſt, Heinrich dem Löwen u. a.) hat.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zehntes Bändchen.

Geſchichte

der beiden neidiſchen Schweſtern.

Die Sultaninn Scheheraſade fuhr fort, durch ihre Erzählungen den Sultan von Indien in der Unentſchloſſenheit zu erhalten, ob er ſie tödten oder leben laſſen ſollte, und erzählte ihm eine neue Geſchichte mit folgenden Worten:

„Herr,“ ſprach ſie, „es war einmal ein König von Perſien, Namens Chosru-Schach, welcher ſeit ſeinem Eintritt in die Welt, ſich ſehr in nächtlichen Abenteuern gefiel. Er verkleidete ſich häufig, und in Begleitung eines vertrauten und ebenſo verkleideten Beamten, durchſtrich er die Straßen der Stadt, und es begegneten ihm da manche ſeltſame Abenteuer, mit welchen ich jedoch heute Euer Majeſtät nicht unterhalten will; aber ich hoffe, ihr werdet mit Vergnügen dasjenige anhören, was ihm gleich bei ſeinem erſten Ausgange begegnete, wenige Tage darauf, als er nach dem Sultan, ſeinem Vater, den Thron beſtiegen, welcher ihn durch ſeinen Tod in hohem Alter, das Königreich Perſien zum Erbtheil hinterlaſſen hatte.

Nach den gewöhnlichen Feierlichkeiten bei ſeiner Thronbeſteigung und bei dem Leichenbegängniſſe des Sultans, ſeines Vaters, ging der neue Sultan Chosru-Schach ſowohl aus Neigung als aus Pflicht, eines Abends, etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang, in Begleitung ſeines eben ſo wie er verkleideten Groß-Weſyrs, aus ſeinem Palaſt, um ſich ſelber von dem zu überzeugen was vorginge. Als er ſo in ein Stadtviertel kam, wo nur gemeines Volk wohnte, hörte er in einer Straße, welche er durchwanderte, ziemlich laut ſprechen. Er näherte ſich dem Hauſe, woher der Ton kam, blickte durch eine Spalte der Thüre hinein, und ſah bei einem Lichte drei Schweſtern auf einem Sofa ſitzen, welche ſich nach dem Abendeſſen mit einander unterhielten. Aus der Rede der älteſten vernahm er bald, daß Wünſche den Gegenſtand ihrer Unterhaltung ausmachten.

„Weil wir nun einmal beim Wünſchen ſind,“ ſprach ſie, „ſo wünſchte ich mir den Becker des Sultans zum Manne: ich wollte mich recht nach Herzensluſt ſatt eſſen in dem köſtlichen Brote, welches man vorzugsweiſe Sultans-Brot nennt. Laſſet ſehen, ob euer Geſchmack eben ſo gut iſt, als der meinige.“

„Und ich,“ ſprach hierauf die zweite Schweſter, „ich wünſchte die Frau des Oberkochs beim Sultan zu ſein: da würde ich leckere Gerichte eſſen; und weil ich überzeugt bin, daß das Sultans-Brot im ganzen Palaſte gemein iſt, ſo würde es mir auch daran nicht fehlen. Du ſiehſt, meine Schweſter,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich zu der älteren wandte, „daß mein Geſchmack den deinen wohl aufwiegt.“

Die jüngſte Schweſter, welche von ausnehmender Schönheit war und weit mehr Anmuth und Geiſt beſaß, als die beiden älteren, ſprach nun, da die Reihe an ſie kam, alſo:

„Was mich betrifft, meine Schweſtern, ſo begnügen ſich meine Wünſche nicht mit ſo geringen Dingen, ich richte meinen Flug höher; und da es einmal aufs Wünſchen ankömmt, ſo wünſchte ich die Gemahlinn des Sultans zu ſein: ich würde ihm einen Prinzen ſchenken, deſſen Locken auf der einen Seite von Gold und auf der andern von Silber wären; deſſen Thränen, wenn er weinete, als Perlen aus ſeinen Augen fielen, und deſſen rothe Lippen, ſo oft er lachete, einer ſich aufſchließenden Roſenknospe glichen.“

Die Wünſche der drei Schweſtern, und beſonders der Wunſch der jüngſten, erſchienen den Sultan Chosru-

Schach ſo ſeltſam, daß er beſchloß, ſie zu erfüllen; und ohne ſeinem Groß-Weſyr etwas von ſeiner Abſicht mitzutheilen, trug er ihm auf, ſich das Haus wohl zu merken, um am folgenden Morgen alle drei Schweſtern abzuholen und ihm zu bringen.

Der Groß-Weſyr ließ, bei der Ausführung dieſes Befehls des Sultans am nächſten Morgen, den drei Schweſtern nur ſo viel Zeit, ſich ſchleunig anzukleiden, um vor ihm erſcheinen zu können, ohne ihnen weiter etwas zu ſagen, als daß Seine Majeſtät ſie ſehen wollte.

Er führte ſie in den Palaſt; und nachdem er ſie dem Sultan vorgeſtellt hatte, fragte ſie dieſer:

„Saget mir, erinnert ihr euch noch der Wünſche, welche ihr geſtern Abend thatet, als ihr ſo guter Dinge waret? Verhehlet mir nichts, ich will es wiſſen.“

Bei dieſen unerwarteten Worten des Sultans geriethen die drei Schweſtern in große Verwirrung. Sie ſchlugen die Augen nieder, und die aufſteigende Röthe des Geſichts gab der jüngſten einen Reiz, welcher vollends das Herz des Sultans gewann. Da die Schaam und die Furcht, den Sultan durch ihre Unterredung beleidigt zu haben, ſie verſtummen machten, ſo ſprach der Sultan, der dieß bemerkte, zu ihnen, um ſie zu beruhigen:

„Fürchtet nichts: ich habe euch nicht kommen laſſen, um euch Angſt zu machen; und da ich ſehe, daß die

Frage, welche ich euch gethan habe, euch wider meinen Willen ängſtigt, und ich ſchon weiß, was jede von euch ſich wünſcht, ſo will ich euch beruhigen.

Du,“ fügte er hinzu, „die mich zum Gemahle zu haben wünſchte, du ſollſt noch heute befriedigt werden.

Und ihr,“ fuhr er fort, indem er ſich ebenſo zu der älteſten und zweiten Schweſter wandte, „ich erfülle auch eure Heirat mit meinem Mundbecker und mit meinem Küchenmeiſter.“

Sobald der Sultan ſeinen Willen erklärt hatte, warf die jüngſte Schweſter, zum Beiſpiele der beiden älteren, ſich dem Sultan zu Füßen, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

„Herr,“ ſprach ſie, „mein Wunſch, welcher nun einmal Euer Majeſtät bekannt geworden iſt, geſchah nur ſo zur Beluſtigung und Unterhaltung: ich bin der Ehre nicht würdig, welche ihr mir anthut, und ich bitte euch wegen meiner Kühnheit um Verzeihung.“

Die beiden älteren Schweſtern wollten ſich ebenſo entſchuldigen; aber der Sultan unterbrach ſie, und ſprach:

„Nein, nein, es bleibt dabei: der Wunſch einer jeden von euch ſoll erfüllt werden.“

Die drei Hochzeiten wurden denſelben Tag noch gefeiert, wie der Sultan Chosru-Schach biſtimmt hatte, aber auf ſehr verſchiedene Weiſe. Die Hochzeit der jüngſten Schweſter war mit allen Feierlichkeiten und Freudenſelben begleitet, welche der Vermählung eines Sultans und einer Sultaninn von Perſien zukamen; dagegen die Hochzeiten der beiden älteren Schweſtern nur mit der Feierlichkeit begangen wurden, welche dem Range ihres Gatten, das heißt, des Mundbeckers und Küchenmeiſters des Sultans, gemäß war.

Die beiden älteren Schweſtern fühlten ſehr tief den unermeßlichen Abſtand zwiſchen ihrer Heirat und der Vermählung ihrer jüngſten Schweſter. Und dieſe Betrachtung bewirkte denn auch, daß ſie, weit entfernt mit dem Glücke, welches, ihren Wünſchen gemäß, und weit über ihre Hoffnungen hinaus, ihnen gewährt war, zufrieden zu ſein, ſich vielmehr dem heftigſten Neide hingaben, welcher nicht allein ihre Freude trübte, ſondern ſogar der Sultaninn, ihrer jüngeren Schweſter, großes Unglück und die kränkendſten Demüthigungen und Leiden verurſachte. Sie hatten noch nicht Zeit gehabt, einander ihre Gedanken über ihre, ihrer Meinung nach, ungerechte Zurückſetzung durch den Sultan, mitzutheilen, weil ſie ſich ſogleich auf die Hochzeitfeier vorbereiten mußten. Aber ſobald ſie ſich einige Tage darnach, in einem öffentlichen Bade, wohin ſie ſich verabredet hatten, wiederſahen, ſprach die älteſte zu der zweiten Schweſter:

„Nun, meine Schweſter, was ſagſt du zu unſerer jüngſten Schweſter? Iſt das nicht ein ſauberes Ding von Sultaninn?“

„Ich geſtehe dir,“ ſagte die andere Schweſter, „ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll; ich begreife nicht, welche Reize der Sultan an ihr gefunden, daß er ſich dermaßen die Augen hat verblenden laſſen. Sie iſt ja ein wahres Murmelthier, und du weißt wohl, in welchem Zuſtande wir beide ſie noch geſehen haben. War das Bißchen Jugend, welches ſie vor uns voraus hat, wohl Grund genug, daß der Sultan ſeine Augen nicht vielmehr auf dich geworfen hat? Du wareſt ſeines Bettes würdig, und er hätte dir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und dich vorziehen ſollen.“

„Meine Schweſter,“ erwiederte die älteſte, „ſprechen wir nicht von mir: ich hätte nichts einzuwenden, wenn der Sultan dich gewählt hätte; aber daß er einen Schmudel vorgezogen hat, das kränkt mich tief: ich will mich deshalb rächen, wo ich kann; und du biſt dadurch ebenſo beleidigt, wie ich. Darum bitte ich dich, verbinde dich mit mir, damit wir in Uebereinſtimmung in dieſer Sache verfahren, welche uns auf gleiche Weiſe betrifft, und theile mir die Mittel mit, welche dir zu ihrer Kränkung einfallen; wogegen ich dir verſpreche, dir die Anſchläge mitzutheilen, welche das Verlangen, ſie meinerſeits zu demüthigen, mir eingibt.“

Nach dieſem heimtückiſchen Bündniſſe beſuchten die beiden Schweſtern ſich häufig, und jedesmal unterhielten ſie ſich nur von den Mitteln und Wegen, wodurch ſie das Glück der Sultaninn, ihrer jüngſten Schweſter, trüben oder gar vernichten könnten. Sie brachten mehrere Anſchläge auf die Bahn; aber bei Ueberleguug der Ausführung fanden ſie überall ſo große Schwierigkeiten, daß ſie es nicht wagen durften, ſich derſelben zu bedienen.

Unterdeſſen beſuchten ſie von Zeit zu Zeit ihre Schweſter, und mit boshafter Verſtellung heuchelten ſie ihr alle erdenkliche Freundſchaftsbeweiſe, um ſie zu überzeugen, wie ſehr ſie ſich über eine ſo hohe Erhebung einer Schweſter freueten. Die Sultaninn ihrerſeits empfing ſie ſtäts mit allen Beweiſen der Achtung und der Freundſchaft, welche ſie nur immer von einer Schweſter erwarten konnten, die nicht eingebildet auf ihre neue Würde war, und ſie mit derſelben Herzlichkeit liebte, wie zuvor.

Einige Monate nach ihrer Vermählung fühlte die Sultaninn ſich ſchwanger. Der Sultan bezeigte darüber große Freude, welche ſich bald überall in dem Palaſte mittheilte, und dann weiter durch die ganze Hauptſtadt von Perſien verbreitete.

Die beiden Schweſtern kamen, der Sultaninn Glück zu wünſchen, und ſogleich ſprachen ſie mit ihr darüber, daß ſie nun einer Hebamme bei ihrer Entbinbung bedürfte, und baten ſie, keine andere dazu zu wählen, als ſie beide.

Die Sultaninn antwortete ihnen verbindlich: „Meine Schweſtern, ich wünſchte ſelber nichts lieber, wie ihr wohl denken könnt, wenn nur die Wahl völlig von mir abhinge; ich bin euch indeſſen unendlich verpflichtet für euern guten Willen. Ich muß mich dem unterwerfen, was der Sultan hierin befiehlt; ermangelt jedoch beide nicht, eure Männer durch ihre Freunde den Sultan um dieſe Gnade bitten zu laſſen; und wenn der Sultan mit mir davon redet, ſo ſeid überzeugt, daß ich ihm nicht nur meinen Wunſch zu erkennen geben, ſondern ihm auch für eure Erwählung danken werde.

Die beiden Ehemänner wandten ſich, jeder an die ihm günſtigen Hofleute, und baten ſie um ihre Verwendung bei dem Sultan, daß ihren beiden Frauen die gewünſchte Ehre zu Theil würde; und dieſe Hofleute betrieben die Angelegenheit ſo nachdrücklich und wirkſam, daß der Sultan ihnen verſprach, daran zu denken.

Der Sultan hielt ihnen Wort, und bei ſeiner erſten Unterredung mit der Sultaninn, äußerte er, ihre beiden Schweſtern ſchienen ihm mehr geeignet, ihr bei der Niederkunft beizuſtehen, als jede andere Hebamme; jedoch wollte er ſie nicht dazu ernennen, ohne ihre Beiſtimmung dazu zu haben.

Die Sultaninn empfand tief die Achtung, von welcher der Sultan ihr einen ſo verbindlichen Beweis gab, und antwortete:

Vierhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

„Herr, ich war geſonnen, hierin nur zu thun, was Euer Majeſtät mir beföhle; weil ihr aber die Güte gehabt, die Augen auf meine Schweſtern zu werfen, ſo danke ich euch für die Rückſicht, welche ihr, mir zu Liebe, auf dieſelben nehmet; und ich verhehle es nicht, daß ich meinerſeits ſie viel lieber dazu annehme, als jede Fremde.“

Der Sultan Chosru-Schach ernannte demnach die beiden Schweſtern der Sultaninn zum Hebammendienſte bei ihr; und ſeitdem gingen beide im Palaſt aus und ein, mit großer Freude, endlich eine erwünſchte Gelegenheit gefunden zu haben zur Ausführung der abſcheulichen Bosheit, welche ſie gegen die Sultaninn, ihre Schweſter, ausgedacht hatten.

Die Zeit der Niederkunft kam heran, und die Sultaninn wurde glücklich von einem Prinzen entbunden, ſchön wie der Tag. Aber weder ſeine Schönheit noch ſeine Zartheit vermochten das Herz der erbarmungsloſen Schweſtern zu rühren noch zu erweichen. Sie wickelten ihn nachläſſig in Windeln, legten ihn in einen kleinen Korb, und überließen dieſen Korb dem Strome eines Kanals, der unter dem Zimmer der Sultaninn vorbeifloß. Anſtatt des Knaben aber brachten ſie einen jungen todten Hund zum Vorſchein, und gaben vor, die Sultaninn hätte ihn geboren.

Dieſe ärgerliche Neuigkeit wurde auch dem Sultan verkündigt, und der Sultan gerieth darüber in einen Unwillen, welcher für die Sultaninn hätte verderblich werden können, wenn der Groß-Weſyr ihm nicht vorgeſtellt hätte, daß Seine Majeſtät ſie nicht, ohne Ungerechtigkeit, für die ſeltſamen Spiele der Natur verantwortlich machen könnte.

Der Korb, in welchem der kleine Prinz ausgeſetzt war, ſchwamm unterdeſſen auf dem Kanal aus der Ringmauer, welche den Geſichtskreis der Wohnung der Sultaninn nach dieſer Seite hin begränzte, und ſchwamm ſo weiter durch den Garten des Palaſtes. Zufällig ging der Aufſeher der Gärten, einer der vornehmſten und angeſehenſten Reichsbeamten, im Garten längs des Kanals hin: er gewahrte den darin ſchwimmenden Korb, und rief einem in der Nähe befindlichen Gärtner:

„Geh eilig,“ ſprach er zu ihm, indem er darauf hinzeigte, „und bringe mir dieſen Korb, damit ich ſehe, was darin iſt.“

Der Gärtner geht hin, und vom Ufer des Kanals aus zieht er mit einer Hacke, welche er in der Hand hatte, den Korb geſchickt heran, nimmt ihn heraus, und bringt ihn.

Der Aufſeher der Gärten war höchſt überraſcht, als er in dem Korbe ein Kind eingewickelt fand, und zwar ein Kind, welches, ungeachtet es ſichtlich eben erſt geboren war, dennoch ſchon Züge der größten Schönheit an ſich trug. Schon lange war der Aufſeher der Gärten verheiratet, aber, wie ſehr er ſich auch Nachkommenſchaft gewünſcht, doch hatte der Himmel noch immer nicht ſeine Wünſche erfüllt.

Er unterbricht nun ſeinen Spaziergang und läßt ſich von dem Gärtner mit dem Korbe und dem Kind folgen; und als er in ſein Haus kam, welches einen Ausgang in den Garten des Palaſtes hatte, trat er in das Zimmer ſeiner Frau.

„Liebe Frau,“ ſprach er, wir hatten bisher keine Kinder: da iſt eins, welches Gott uns beſchert. Ich empfehle es euch; verſchaffet ihm ſchleunig eine Amme, und ſorget für ihn, wie für unſern eigenen Sohn: dafür erkenne ich ihn von heute an.“

Die Frau nahm das Kind mit Freuden an, und machte ſich ein großes Vergnügen daraus, ſein zu pflegen.

Der Aufſeher der Gärten wollte nicht nachforſchen, woher das Kind kommen möchte.

„Ich ſehe wohl,“ ſprach er bei ſich ſelber, „daß es von den Zimmern der Sultaninn herkömmt: aber es ſteht mir nicht zu, darnach zu forſchen, was dort vorgeht, noch an einem Orte Unruhe zu erregen, wo der Friede ſo nöthig iſt.“

Im folgenden Jahre kam die Sultaninn wieder mit einem Prinzen nieder. Die unnatürlichen Schweſtern hatten mit ihm nicht mehr Mitleid, als mit ſeinem älteren Bruder: ſie ſetzten ihn ebenfalls in einem Korbe auf dem Kanal aus, und gaben vor, die Sultaninn wäre von einer Katze entbunden.

Zum Glücke für das Kind, war der Aufſeher der Gärten gerade wieder am Kanal, ließ es herausholen und ſeiner Frau bringen, und empfahl ihr dieſelbe Sorgfalt dafür, wie bei dem erſten; und ſie befolgte dieß, nicht minder aus eigener Zuneigung, als um die gute Abſicht ihres Mannes zu unterſtützen.

Der Sultan von Perſien war über dieſe Geburt der Sultaninn noch mehr entrüſtet, als bei der erſten. Er hätte auch ſeinen Zorn deshalb ausbrechen laſſen, wenn die Gegenvorſtellungen des Groß-Weſyrs nicht nochmals eindringlich genug geweſen wären, ihn zu beruhigen.

Die Sultaninn kam endlich zum drittenmale nieder, aber nicht von einem Prinzen, ſondern von einer Prinzeſſinn: die Unſchuldige hatte daſſelbe Schickſal, wie die Prinzen, ihre Brüder. Die beiden Schweſtern, welche ihren abſcheulichen Anſchlägen nicht eher ein Ziel zu ſetzen beſchloſſen hatten, als bis ſie ihre jüngſte Schweſter wenigſtens verſtoßen, weggejagt und gedemüthigt ſähen, behandelten die Neugeborne ebenſo, und ſetzten ſie auf dem Kanal aus.

Die Prinzeſſinn wurde ebenfalls durch das Mitleid und die Menſchenliebe des Aufſehers der Gärten gerettet und dem gewiſſen Tode entriſſen, wie die beiden Prinzen, ihre Brüder, mit welchen ſie geſäugt und aufgezogen wurde.

Zu dieſer Unmenſchlichkeit fügten die beiden Schweſtern auch Lüge und Verläumdung, wie zuvor: ſie zeigten ein Stück Holz vor, und verſicherten dreiſt, die Sultaninn wäre von dieſem Klotz entbunden.

Der Sultan Chosru-Schach konnte ſich nicht mehr halten, als er dieſe neue ungeheuerliche Geburt vernahm.

„Ha,“ rief er aus, „dieſe meines Bettes unwürdige Frau würde meinen Palaſt mit Ungeheuern erfüllen, wenn ich ſie länger leben ließe! Nein, das ſoll nicht geſchehen,“ ſetzte er hinzu: „ſie iſt ſelber ein Ungeheuer, von welchem ich die Welt befreien will.“

Er ſprach dieſes Todesurtheil aus, und befahl ſeinem Groß-Weſyr, es vollziehen zu laſſen.

Der Groß-Weſyr und die Hofleute, welche zugegen waren, warfen ſich dem Sultan zu Füßen, und flehten ihn an, den Urtheilſpruch zu widerrufen. Der Groß-Weſyr nahm das Wort und ſprach:

„Herr, Euer Majeſtät erlaube mir, vorzuſtellen, daß die Geſetze, welche zum Tode verurtheilen, nur zur Beſtrafung der Verbrechen beſtimmt ſind. Die drei ſo unerwarteten Geburten der Sultaninn ſind aber keine Verbrechen. In wie fern kann man behaupten, daß ſie dazu beigetragen habe? Unzählige andere Frauen haben dergleichen gethan, und thun es noch täglich: ſie ſind zu beklagen, aber nicht ſtrafbar. Euer Majeſtät mag die Unglückliche verbannen, aber ſie leben laſſen. Der Gram, in welchen ſie, nach Verluſt eurer Gunſt, ihre übrigen Tage zubringen muß, wird ihr Strafe genug ſein?“

Der Sultan von Perſien ging in ſich, und da er die Ungerechtigkeit einſah, die Sultaninn wegen ihrer Fehlgeburten, ſelbſt wenn ſie, wie er wähnte, wahr geweſen wären, zum Tode zu verdammen, ſprach er:

„So mag ſie denn leben, weil dem ſo iſt! Ich ſchenke ihr das Leben, aber nur unter einer Bedingung, welche ihr täglich mehr als einmal den Tod wünſchenswerth machen ſoll. Man zimmere ihr ein Gemach an der Thüre der Hauptmoſchee, mit einem ſtäts offenen Fenſter; dort ſperre man ſie ein, in das gröbſte Gewand gekleidet, und jeder Muſelmann, der zum Gebete in die Moſchee geht, ſpeie ihr im Vorbeigehen ins Antlitz. Wenn einer dieß unterläßt, ſo ſoll er derſelben Strafe ausgeſetzt werden. Und damit mein Gebot befolgt werde, trage ich dir, Weſyr, auf, Wächter dabei anzuſtellen.“

Der Ton, womit der Sultan dieſen Ausſpruch that, ſchloß dem Weſyr den Mund. Der Befehl wurde, zur großen Zufriedenheit der beiden neidiſchen Schweſtern, vollzogen. Das Gemach wurde gezimmert und fertig gebaut, und die wahrhaft bedauernswürdige Sultaninn, ſobald ſie von dem letzten Wochenbette aufgeſtanden war, darin eingeſperrt, ganz ſo, wie es der Sultan befohlen hatte, und auf ſchmähliche Weiſe dem Spotte und Hohne des ganzen Volks bloßgeſtellt: eine Mishandlung, welche ſie, obſchon unverdient, gleichwohl mit einer Standhaftigkeit erduldete, welche ihr die Bewunderung und zugleich das Mitleid aller derjenigen erwarb, welche die Dinge richtiger beurtheilten, als der Pöbel.

Die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn wurden unterdeſſen von dem Aufſeher der Gärten und ſeiner Frau mit der Zärtlichkeit eines Vaters und einer Mutter erzogen, und dieſe Zärtlichkeit wuchs in dem Maße wie die Kinder älter wurden, durch die Kennzeichen von Hoheit, welche ſowohl bei der Prinzeſſinn als bei den Prinzen ſichtbar wurden, und vor allem durch die wunderſchönen Züge der Prinzeſſinn, welche ſich täglich mehr entwickelten; ferner, durch ihre Gelehrigkeit, durch ihre, nicht auf Spielereien, wie bei andern Kindern, beſchränkten Neigungen; und endlich, durch ein gewiſſes Weſen, welches nur Prinzen und Prinzeſſinnen eigenthümlich ſein konnte. Um die beiden Prinzen, nach ihrem Alter, zu unterſcheiden, nannten ſie den älteren Bahman, und den jüngeren Perwis: Namen, welche alte Könige von Perſien geführt hatten. Der Prinzeſſinn gaben ſie den Namen

Pariſade¹), welchen ebenfalls mehrere Königinnen und Prinzeſſinnen des Reichs geführt hatten.

Sobald die Prinzen alt genug dazu waren, gab der Aufſeher der Gärten ihnen einen Lehrmeiſter im Leſen und Schreiben; und die Prinzeſſinn, ihre Schweſter, welche bei ihren Lehrſtunden zugegen war, bezeigte auch eine ſo große Luſt, leſen und ſchreiben zu lernen, obwohl ſie jünger als ihre Brüder war, daß ihr Pflegevater, voll Freuden über dieſen Trieb, ihr denſelben Lehrmeiſter gab. Durch ihre Lebhaftigkeit zum Wetteifer gereizt, und vermöge ihres durchdringenden Geiſtes, ward ſie in kurzer Zeit eben ſo geſchickt, wie die Prinzen, ihre Brüder.

Seitdem hatten die Brüder und die Schweſter nur dieſelben Lehrmeiſter, in den ſchönen Künſten, in der Dichtkunſt, in der Erdbeſchreibung, Geſchichte und den andern Wiſſenſchaften, und ſelbſt in den geheimen Wiſſenſchaften; und da ſie nirgends Schwierigkeiten fanden, machten ſie darin ſo bewundernswürdige Fortſchritte, daß die Lehrmeiſter darüber erſtaunten, und bald unverhohlen bekannten, die Kinder würden noch weiter darin gelangen, als ſie ſelber gekommen waren, wenn ſie irgend darin fortführen. In den Erholungsſtunden lernte die Prinzeſſinn auch die Tonkunſt, Singen und verſchiedene Inſtrumente ſpielen.

Als die Prinzen reiten lernten, wollte ſie ihnen auch dieſen Vorzug nicht einräumen: ſie nahm an ihren Uebungen Theil, ſo daß ſie mit derſelben Geſchicklichkeit reiten, mit dem Bogen ſchießen, und den Schaft oder den Speer werfen konnte; und oft übertraf ſie ſogar ihre Brüder im Wettlaufe.

Der Aufſeher der Gärten war auf dem Gipfel der Freude, ſeine Pfleglinge ſo ausgebildet in allen Vollkommenheiten des Geiſtes und des Leibes und den gemachten Aufwand für ihre Erziehung weit über ſeine Erwartung hinaus belohnt zu ſehen, und machte nun ihretwegen noch einen viel anſehnlicheren Aufwand.

Bisher hatte er ſich mit der Wohnung in dem Garten des Palaſtes begnügt, und ohne ein Landhaus gelebt: jetzo kaufte er eins, ganz in der Nähe der Stadt, mit großem Zubehör von Ländereien, Wieſen und Gehölz. Und da das Wohnhaus ihm weder ſchön noch bequem genug ſchien, ſo ließ er es niederreißen, und ſparte nichts, es zum prächtigſten der ganzen Umgegend zu erheben. Er ging ſelber täglich hin, um durch ſeine Gegenwart die Menge von Arbeitern, welche er dabei in Thätigkeit geſetzt hatte, anzutreiben: und ſobald eine Wohnung in dem Hauſe fertig war, zog er hinein, und blieb öfter mehrere Tage hinter einander dort, ſo viel ſeine Geſchäfte und Amtspflichten es ihm irgend erlaubten. Durch dieſe Betriebſamkeit wurde endlich das Haus vollendet, und während es eben ſo raſch eingerichtet, und mit dem reichſten, der Pracht des Gebäudes entſprechenden Hausgeräthe verſehen wurde, ließ er an dem Garten arbeiten, nach der von ihm ſelber entworfenen Zeichnung, und in der Art, wie ſie bei den großen Herren von Perſien gebräuchlich war. Er fügte daran einen Park von weitem Umfange, welchen er mit einer guten Mauer einſchließen ließ, und mit allen Arten von Rothwild beſetzt, damit die Prinzen und die Prinzeſſinn ſich darin nach Gefallen mit der Jagd ergötzen könnten.

Als das Landhaus ganz vollendet und im wohnlichen Stande war, ging der Aufſeher der Gärten hin und warf ſich dem Sultan zu Füßen; und nachdem er ihm ſeine lange Dienſtzeit und die Schwäche ſeines Alters vorgeſtellt hatte, bat er ihn, zu erlauben, daß er ſein Amt in die Hände Seiner Majeſtät niederlegete und ſich zurückzöge.

Der Sultan bewilligte ihm dieſe Gnade um ſo lieber, als er mit ſeinen langen Dienſten, ſo wohl unter der Regierung ſeines Vaters, als ſeitdem er ſelber den Thron beſtiegen hatte, ſehr zufrieden war; und indem er ſie ihm gewährte, fragte er ihn, was er noch zu ſeiner Belohnung thun könnte.

Vierhundert acht und zwanzigſte Nacht.

„Herr,“ antwortete der Aufſeher der Gärten, „ich bin von Euer Majeſtät und von dem Sultan, euerm Vater, glückſeligen Andenkens, mit Wohlthaten überhäuft, dermaßen, daß mir nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt, als mit der Ehre eurer Wohlgewogenheit meine Tage zu beſchließen.“

Er nahm Abſchied vom Sultan Chosru-Schach, und bezog hierauf, mit den beiden Prinzen Bahman und Perwis und der Prinzeſſinn Pariſade, das Landhaus, welches er hatte bauen laſſen.

Seine Frau war ſchon vor etlichen Jahren geſtorben. Er ſelber hatte hier mit den Kindern auch noch nicht fünf bis ſechs Monate gelebt, als er von einem ſo ſchleunigem Tode überraſcht wurde, daß dieſer ihm nicht einmal Zeit ließ, ihnen ein Wort über ihre wahre Herkunft zu ſagen, was er allerdings beſchloſſen hatte zu thun, um ſie zu nöthigen, ihr bisheriges Leben fortzuſetzen, ihrem Rang und Stande, und der Erziehung gemäß, welche er ihnen gegeben hatte, ſo wie der Neigung, welche ſie ſelber dazu antrieb.

Die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzeſſinn Pariſade, welche keinen andern Vater kannten, als den Aufſeher der Gärten, betrauerten ihn als ſolchen, und erwieſen ihm auch im Tode alle die Ehre, welche die kindliche Liebe und Dankbarkeit von ihnen forderten.

Zufrieden mit den großen Gütern, welche er ihnen hinterlaſſen hatte, fuhren ſie fort, beiſammen in derſelben Eintracht zu leben, wie bisher, ohne daß die Prinzen den Ehrgeiz gefühlt hätten, ſich am Hofe zu zeigen, um nach den höchſten Aemtern und Würden zu trachten, deren Erlangung ihnen leicht geweſen wäre.

Eines Tages, als die beiden Prinzen auf der Jagd waren und die Prinzeſſinn zu Hauſe geblieben, erſchien eine andächtige, ſehr bejahrte Frau an der Thüre, und bat um Einlaß, um das Gebet zu verrichten, deſſen Stunde gekommen war. Man ging hin und fragte die Prinzeſſinn um Erlaubnis; und die Prinzeſſinn befahl, ſie einzulaſſen und ihr das Betzimmer zu zeigen, womit der Aufſeher der Gärten des Sultans das Landhaus wohlbedächtig verſehen hatte, weil keine Moſchee in der Nachbarſchaft war. Zugleich befahl ſie, wenn die fromme Frau ihre Andacht verrichtet hätte, ihr das Haus und den Garten zu zeigen, und ſie darauf zu ihr zu führen.

Die andächtige Frau trat ein, ſie verrichtete ihr Gebet in dem ihr angewieſenen Betzimmer; und als ſie damit fertig war, luden zwei Frauen der Prinzeſſinn, welche ſie an der Thüre erwartet hatten, ſie ein, das Haus und den Garten zu ſehen. Da ſie ſich geneigt bezeigte, ihnen zu folgen, ſo führten ſie ſie von Zimmer zu Zimmer; und in jedem betrachtete ſie alle Sachen, wie eine Frau, welche ſich wohl auf Hausgeräth und ſchöne Anordnung jedes Stückes verſtand. Sie führten ſie dann auch in den Garten, deſſen Anlage ſie ſo neu und wohl erſonnen fand, daß ſie ihn bewunderte, und äußerte, der ihn angelegt hätte, müßte ein vortrefflicher Meiſter in ſeiner Kunſt ſein.

Endlich wurde ſie auch zu der Prinzeſſinn geführt, welche ſie in einem großen Saale erwartete, deſſen Schönheit, Nettigkeit und Reichthum noch alles übertraf, was ſie in den übrigen Zimmern bewundert hatte.

Sobald die Prinzeſſinn die fromme Frau eintreten ſah, ſprach ſie zu ihr: „Meine gute Mutter, kommet näher, und ſetzet euch neben mir. Ich freue mich, daß die Gelegenheit mir das Glück darbeut, einige Augenblicke des guten Beiſpiels und der frommen Unterhaltung einer ſolchen Frau zu genießen, wie ihr, welche das beſſere Theil erwählt und ſich ganz Gott gewidmet hat, und der alle Welt nachahmen ſollte, wenn ſie weiſe wäre.“

Die fromme Alte wollte ſich nicht auf das Sofa, ſondern nur auf den Rand deſſelben niederlaſſen: die Prinzeſſinn aber gab es nicht zu, ſie erhob ſich von ihrem Platze, nahte ſich ihr, faßte ſie bei der Hand und nöthigte ſie ſich neben ihr auf den Ehrenplatz zu ſetzen. Die Alte erkannte dieſe Höflichkeit, und erwiederte:

„Gnädiges Fräulein, eine ſo ehrenvolle Behandlung gebürt mir nicht, und ich gehorche euch nur, weil ihr es befehlet und Herrinn in eurem Hauſe ſeid.“

Als ſie ſich geſetzt hatte, ſtellte, vor Beginn der Unterhaltung, eine von deh Frauen der Prinzeſſinn einen kleinen niedrigen, mit Perlmutter und Ebenholz ausgelegten Tiſch vor ſie und die Prinzeſſinn hin, und ſetzte darauf eine Porzelanſchüſſel mit Kuchen, und mehrere Schalen mit Obſt der Jahrzeit, trockenen und andern eingemachten Früchten.

Die Prinzeſſinn nahm einen von den Kuchen und bot ihn der Alten dar, mit den Worten:

„Meine gute Mutter, nehmet und eſſet, und wählet euch von dieſen Früchten, was euch beliebt; ihr bedürfet der Speiſe, nach dem langen Wege, welchen ihr bis hieher gemacht habt.“

„Edles Fräulein,“ erwiederte die Alte, „ich bin nicht gewohnt, ſo leckere Sachen zu eſſen; und wenn ich davon eſſe, ſo thue ich es nur, um nicht zu verſchmähen, was mir Gott durch eine ſo freigebige Hand, wie die eurige, ſchenkt.“

Während die Alte aaß, und die Prinzeſſinn auch etwas nahm, um ſie durch ihr Beiſpiel zu ermuntern, that dieſe ihr allerlei Fragen über ihre Andachtsübungen und Lebensweiſe; auf welche ſie mit großer Beſcheidenheit antwortete: und ſo im Laufe des Geſprächs fragte die Prinzeſſinn ſie auch, was ſie von dem Hauſe hielte, welches ſie geſehen hatte, und ob ſie es nach ihrem Geſchmacke fände.

„Edles Fräulein,“ antwortete die Alte, „man müßte einen ſehr ſchlechten Geſchmack haben, wenn man etwas daran zu tadeln fände. Es iſt ſchön, freundlich, prächtig eingerichtet, ohne Ueberladung, trefflich eingetheilt, und die Zierraten können nicht ſchicklicher angebracht ſein. In Anſehung der Lage iſt es in einer anmuthigen Landſchaft, und man kann ſich keinen Garten denken, deſſen Anblick mehr Vergnügen gewährte, als der dazugehörige. Wenn ihr mir gleichwohl erlaubt, nichts zu verhehlen, ſo nehme ich mir die Freiheit, euch zu ſagen, edles Fräulein, daß das Haus unvergleichlich ſein würde, wenn drei Dinge, welche meiner Meinung nach, daran fehlen, noch dabei wären.“

„Meine gute Mutter,“ fragte die Prinzeſſinn, „was ſind das für drei Dinge? Nennet mir ſie, ich beſchwöre euch im Namen Gottes darum; ich will gewiſs nichts ſparen, dieſelben zu erlangen, wenn es irgend möglich iſt.“

„Gnädiges Fräulein,“ fuhr hie Alte fort, „das erſte dieſer drei Dinge iſt der ſprechende Vogel; das iſt ein ſeltener Vogel. Bülbülheſar[2]) genannt, welcher die Eigenſchaft hat, alle Singvögel aus der Gegend umher an ſich zu ziehen, daß ſie herbeikommen, mit ihm zu ſingen. Das zweite iſt der ſingende Baum, deſſen

Blätter eben ſo viel Zungen und Kehlen ſind, deren mannigfaltige Stimmen im Einklange unaufhörlich zuſammenſingen. Das dritte endlich iſt das goldgelbe Waſſer, von welchem ein einziger Tropfen in ein dazu bereitetes Becken, an irgend einem Orte des Gartens, gegoſſen, alsbald anſchwillt, das Becken füllt, und aus der Mitte in einer Garbe von Waſſerſtrahlen emporſpringt, und unaufhörlich auf- und niederſteigt, ohne daß das Becken überläuft.“

„Ach, meine gute Mutter,“ rief die Prinzeſſinn aus, „wie ſehr danke ich euch für die Kunde, welche ihr mir von dieſen Dingen gebt! Sie ſind ſehr wunderbar, und ich hatte niemals gehört, daß es etwas ſo ſeltſames und wunderbares auf der Welt gäbe. Aber da ich überzeugt bin, das euch der Ort, wo ſie ſich befinden, nicht unbekannt iſt, ſo erwarte ich von euch die Gnade, daß ihr mir ihn anzeiget.“

Um der Prinzeſſinn zu genügen, antwortete die fromme Alte:

„Edles Fräulein, ich würde mich der mir ſo gütig von euch erwieſenen Gaſtfreundlichkeit unwürdig machen, wenn ich es verſagte, eure Neugierde zu befriedigen. Ich habe alſo die Ehre, euch zu ſagen, das dieſe drei Dinge, von welchen ich euch erzählt habe, ſich an einem und demſelben Orte, auf der Gränze dieſes Königreichs nach Indien zu, befinden. Der Weg dahin führt an eurem

Hauſe vorbei. Derjenige, welchen ihr darnach ausſendet, darf ihn nur zwanzig Tagereiſen verfolgen; und wenn er am zwanzigſten Tage fragt, wo der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer ſind, wird der erſte, an den er ſich wendet, ſie ihm nachweiſen.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf; und nachdem ſie Abſchied genommen, entfernte ſie ſich, und ſetzte ihren Weg fort.

Die Prinzeſſinn Pariſade war ſo ſehr damit beſchäftigt, die Nachweiſung der frommen Alten über den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldgelbe Waſſer ſich einzuprägen, daß ſie ihre Entfernung nicht eher bemerkte, als bis ſie ihr noch einige Fragen um nähere Auskunft thun wollte. Denn ihr ſchien das aus ihrem Munde Vernommene nicht hinreichend, um mit Erfolg eine Reiſe darnach zu unternehmen. Gleichwohl wollte ſie ihr nicht nachſchicken, um ſie zurückzuholen; ſondern ſie ſtrengte ihr Gedächtnis an, um ſich alles zu erinnern, was ſie gehört hatte, und nichts davon zu vergeſſen. Als ſie glaubte, daß ihr nichts entgangen wäre, dachte ſie mit großem Wohlgefallen an das Vergnügen, welches ſie haben würde, wenn ſie zu dem Beſitze ſo wunderbarer Dinge gelangen könnte. Aber die Schwierigkeit, welche ſie dabei fand, und die Furcht des Mislingens, verſetzten ſie in große Unruhe.

Die Prinzeſſinn Pariſade war noch in dieſe Gedanken verſunken, als die Prinzen, ihre Brüder, von der Jagd heimkamen. Sie traten in den Saal: und anſtatt ſie, wie gewöhnlich, mit heiterem Geſicht und frohes Muthes anzutreffen, waren ſie verwundert, ſie in ſich gekehrt, und wie betrübt zu ſehen, ohne daß ſie einmal ihr Haupt erhob, um wenigſtens zu erkennen zu geben, daß ſie ihre Ankunft bemerkte.

Der Prinz Bahman nahm das Wort und ſprach:

„Meine Schweſter, wo iſt der Frohſinn und die Heiterkeit, welche bisher von dir unzertrennlich geweſen ſind? Biſt du unwohl? Iſt dir irgend ein Unfall begegnet? Hat man dir irgend einen Anlaß zum Verdruſſe gegeben? Sage es uns, damit wir den uns geziemenden Theil daran nehmen, und Mittel dagegen ergreifen, oder dich rächen, wenn jemand ſich erkühnt hätte, ein Fräulein, wie dich, der alle Ehrfurcht gebürt, zu beleidigen.“

Vierhundert neun und zwanzigſte Nacht.

Die Prinzeſſinn Pariſade ſaß einige Zeit, ohne etwas zu antworten, in derſelben Stellung; ſie hob endlich die Augen auf, und blickte die Prinzen, ihre Brüder, an, ſchlug ſie aber eben ſo bald wieder nieder, nachdem ſie ihnen geantwortet hatte, es wäre nichts.

„Meine Schweſter,“ fuhr der Prinz Bahman fort, „du verhehlſt uns die Wahrheit: es muß wohl etwas ſein, und ſogar etwas bedeutendes. Es iſt unmöglich, daß während der kurzen Zeit unſerer Entfernung von dir, eine ſo große unerwartete Veränderung, als wir an dir bemerken, um nichts und wieder nichts mit dir vorgegangen ſei. Erlaube, daß wir dich nicht mit einer für uns ſo ungenügenden Antwort davon kommen laſſen. Verbirg uns alſo nicht, was es iſt, wenn wir nicht glauben ſollen, daß du die Freundſchaft und die feſte und ſtäte Eintracht, welche von unſerer zarteſten Jugend bis heute zwiſchen uns beſtanden haben, aufgibſt.“

Die Prinzeſſinn, welche weit entfernt war, mit ihren Brüdern zu brechen, wollte ſie nicht in dieſem Wahne laſſen, und antwortete:

„Als ich euch ſagte, was mir im Sinne läge, wäre nichts, ſo ſagte ich dieß in Beziehung auf euch, und nicht auf mich, indem ich es allerdings von einiger Erheblichkeit befinde; und da ihr vermöge der Rechts unſerer mir ſo theuren Freundſchaft und Eintracht in mich dringet, ſo will ich euch ſagen, was es iſt.

Ihr habt bisher geglaubt, und ich mit euch,“ fuhr ſie fort, „daß dieſes Haus, welches unſer ſeliger Vater uns hat bauen laſſen, in aller Hinſicht vollſtändig ſei, und nichts daran fehle: heute indeſſen habe ich erfahren, daß noch drei Dinge daran fehlen, welche es über alle Vergleichung mit allen Landhäuſern auf der Welt erheben würden. Dieſe drei Dinge ſind der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer.“

Nachdem ſie ihnen auseinandergeſetzt hatte, worin die Trefflichkeit dieſer Dinge beſtände, fügte ſie hinzu:

„Eine andächtige alte Frau hat mich hierauf aufmerkſam gemacht, und mir den Ort wo ſie ſind und den Weg zu ihnen hin angezeigt. Ihr werdet vielleicht finden, daß dieſe Dinge für die Vollſtändigkeit unſers Hauſes von geringer Bedeutung ſind, und daß daſſelbe, auch ohne dieſen Zuwachs ſeines Inhalts, immer für ein ſehr ſchönes Haus gelten kann, und wir folglich dieſer Dinge entbehren können. Ihr möget davon denken, was euch beliebt; ich aber kann mich nicht enthalten, euch zu bezeugen, daß ich für mein Theil, dieſelben durchaus für nothwendig zu unſerm Hauſe erachte, und nicht eher zufrieden ſein werde, als bis ich ſie darin angebracht ſehe. Möget ihr alſo Theil daran nehmen oder nicht, ſo bitte ich euch jedoch, mir mit eurem Rathe beizuſtehen, und zu überlegen, wen ich wohl auf dieſe Eroberung ausſenden könnte.“

„Meine Schweſter,“ erwiederte der Prinz Bahman, nichts kann dir angelegen ſein, was uns nicht ebenſo angelegen wäre. Es genügt an deinem Verlangen nach dem Beſitze der Dinge, von welchen du uns ſagſt, um uns zu der gleichen Theilnahme daran zu verpflichten. Aber auch abgeſehen von deinem Wunſche, fühlen wir durch eigene Bewegung und zur eigenen Genugthuung uns dazu angetrieben; denn ich bin überzeugt, mein Bruder iſt eben ſo geſonnen, wie ich: und wir beide müſſen alles daran ſetzen, die Eroberung zu machen, wie du es nennſt: die Wichtigkeit und Wunderbarkeit der Sache verdient wohl dieſen Namen. Ich übernehme die Ausführung. Sage mir nur den Weg, welchen ich nehmen muß, und den Ort, und ich will die Fahrt dahin nicht länger als bis morgen verſchieben."

„Mein Bruder," wandte der Prinz Perwis ein, „es iſt nicht rathſam, daß du, als das Haupt und die Stütze unſeres Hauſes, ſo lange davon entfernt ſeiſt; und ich bitte meine Schweſter, ſich mit mir zu vereinigen, um dich zu vermögen, deinen Vorſatz aufzugeben, und mir zu verſtatten, daß ich die Fahrt mache: ich werde das Abenteuer eben ſo gut beſtehen, als du, und es wird ſo mehr in der Ordnung ſein."

„Mein Bruder," verſetzte der Prinz Bahman, „ich bin ganz überzeugt von deinem guten Willen, und daß du das Abenteuer eben ſo wohl beſtehen würdeſt, als ich: aber es iſt eine abgemachte Sache, ich will es thun. Du bleibſt unterdeſſen bei unſerer Schweſter, welche ich dir nicht erſt zu empfehlen brauche.“

Er brachte den übrigen Theil des Tages mit Vorbereitungen zur Reiſe hin, ließ ſich von ſeiner Schweſter noch genau die Nachweiſungen der andächtigen Frau wiederholen, um ſich nicht zu verirren.

Am andern Morgen in aller Frühe, ſtieg der Prinz Bahman zu Pferde; und der Prinz Perwis und die Prinzeſſinn Pariſade, welche bei ſeiner Abreiſe zugegen ſein wollten, umarmten ihn, und wünſchten ihm eine glückliche Reiſe. Aber bei dieſem Abſchiede kam der Prinzeſſinn ein Gedanke, welcher ihr bisher noch nicht eingefallen war.

„Noch eins, mein Bruder,“ ſprach ſie, „ich dachte nicht an die Unfälle, denen man auf einer Reiſe ausgeſetzt iſt! Wer weiß, ob ich dich jemals wiederſehe? Steig wieder ab, ich beſchwöre dich darum, und laß dieſe Reiſe: ich will lieber des Lichts entbehren und des ſprechenden Vogels, des ſingenden Baumes und des goldgelben Waſſers, als Gefahr laufen, dich für immer zu verlieren.“

„Meine Schweſter,“ erwiederte der Prinz Bahman, lächelnd über die plötzliche Furcht der Prinzeſſinn Pariſade, „mein Entſchluß iſt gefaßt; und wenn das auch nicht wäre, ſo würde ich ihn noch jetzo faſſen, und du wirſt erlauben, daß ich ihn ausführe. Die Unfälle, von denen du redeſt, begegnen nur den Unglücklichen. Es iſt wahr, ich kann zu dieſen gehören; aber ich kann auch einer der Glücklichen ſein, deren Anzahl viel größer iſt, als die der Unglücklichen. Da gleichwohl die Ereigniſſe ungewiſs ſind, und ich in dieſer Unternehmung erliegen kann, ſo iſt alles was ich zu thun vermag, euch dieſes Meſſer hier zu laſſen.“

Indem zog der Prinz Bahmann ein Meſſer hervor, überreichte es in der Scheide der Prinzeſſinn, und ſprach dabei:

„Nimm, und gib dir von Zeit zu Zeit die Mühe, das Meſſer aus der Scheide zu ziehen: ſo lange du es ſo blank ſieheſt, wie es hier iſt, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß ich noch lebe; wenn du aber Blut davon herabträufeln ſiehſt, ſo ſei gewiſs, daß ich nicht mehr am Leben bin, und dann bete für mich.“

Die Prinzeſſinn Pariſade konnte nichts weiter von dem Prinzen Bahman erlangen. Er ſagte ihr und dem Prinzen Perwis zum letztenmale Lebewohl, und ritt, auf einem ſtattlichen Roſſe, wohlgewaffnet und gerüſtet, dahin. Er begab ſich auf den angezeigten Weg, und ohne weder zur Rechten noch zur Linken abzuweichen, ritt er auf demſelben fort, quer durch Perſien hin, und am zwanzigſten Tage ſeiner Reiſe, erblickte er ſeitwärts am Wege einen Greis von graulichem Ausſehen, unter einem Baume ſitzend, in der Nähe einer Hütte, welche ihm bei ſchlimmem Wetter zum Obdache diente.

Die Augenbrauen, welche ſchneeweiß waren, ſo wie die Haare und der Bart, reichten ihm bis auf die Naſenſpitze herab; der Schnauzbart bedeckte ihm den Mund, und der Bart und die Haare fielen ihm faſt bis auf die Füße hernieder. Er hatte an Händen und Füßen Nägel von übermäßiger Länge, und ſeinen Kopf bedeckte eine Art von flachem Hut, in Geſtalt eines Regenſchirms; und anſtatt aller Kleidung diente ihm eine Binſenmatte, worin er ſich gewickelt hatte.

Dieſer gute Greis war ein Derwiſch, der ſich vor langen Jahren aus der Welt zurückgezogen, und ſeinen Leib vernachläſſigt hatte, um ſich ausſchließlich Gott zu widmen, dergeſtalt, daß er endlich ſo ausſah, wie wir ihn beſchrieben haben.

Der Prinz Bahman, welcher ſeit dieſem Morgen aufmerkſam geweſen war, ob er nicht einen anträfe, bei welchem er ſich nach dem Orte ſeiner Beſtimmung erkundigen könnte, hielt an, als er in die Nähe des Derwiſches kam, welcher der erſte war, der ihm begegnete, und ſtieg ab, um das zu befolgen, was die fromme Frau der Prinzeſſinn Pariſade angedeutet hatte. Sein Roſs am Zügel führend, näherte er ſich dem Derwiſch, und grüßte ihn mit den Worten:

„Guter Vater, Gott verlängere eure Tage, und gewähre euch die Erfüllung eurer Wünſche!“

Der Derwiſch erwiederte den Gruß des Prinzen, aber ſo undeutlich, daß dieſer kein Wort davon verſtand. Da der Prinz Bahman bemerkte, daß der Schnauzbart das Hindernis war, welcher den Mund des Derwiſches bedeckte, und er nicht fürder reiten wollte, ohne die nöthige Erkundigung einzuziehen, ſo nahm er eine Scheere, welche er bei ſich führte, und nachdem er ſein Roſs an einen Baumaſt gebunden hatte, ſprach er zu ihm:

„Guter Derwiſch, ich habe mit euch zu reden, aber euer Schnauzbart hindert mich, euch zu verſtehen; darum bitte ich euch, laſſet mich machen, und erlaubet, daß ich ihn euch ſtutze, nebſt den Augenbrauen, die euch entſtellen, und euch mehr das Anſehen eines Bären, als eines Menſchen geben,“

Der Derwiſch widerſetzte ſich nicht dem Vorhaben des Prinzen: er ließ ihn machen, und als der Prinz, nach Vollendung der Arbeit gewahrte, daß der Derwiſch eine friſche Geſichtsfarbe hatte und viel weniger bejahrt erſchien, als er wirklich war, ſprach er zu ihm:

„Guter Derwiſch, wenn ich einen Spiegel hätte, ſo würde ich euch ſehen laſſen, wie ſehr ihr verjüngt ſeid. Jetzo ſeid ihr ein Menſch: zuvor aber konnte niemand erkennen, was ihr waret.“

Die Schmeicheleien des Prinzen Bahman erwarben ihm von dem Derwiſch ein Lächeln und die höfliche Erwiederung:

„Herr, wer ihr auch ſeid, ich bin euch unendlich verpflichtet für den guten Dienſt, welchen ihr mir ſo freundlich geleiſtet habt; ich bin bereit, euch dafür meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, in allem was von mir abhängt. Ihr ſeid nicht vom Roſſe abgeſtiegen, ohne daß irgend ein Anliegen euch dazu nöthigte. Saget mir, was es iſt, ich werde mich bemühen, euch zu befriedigen, wenn ich es vermag.“

„Guter Derwiſch,“ begann nun der Prinz Bahman, „ich komme weit her, und ſuche den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldgelbe Waſſer. Ich weiß, daß dieſe drei Dinge irgendwo in dieſer Gegend ſich befinden, aber ich weiß den Ort nicht genau. Wenn ihr ihn wißt, ſo beſchwöre ich euch, mir den Weg dahin zu zeigen, damit ich nicht auf einen unrechten gerathe, und nicht die Frucht der langen Reiſe verliere, welche ich unternommen habe.“

Der Prinz bemerkte, daß der Derwiſch bei ſeiner Rede nach und nach das Geſicht veränderte, die Augen ſenkte, und ein höchſt ernſtes Weſen annahm, ſo daß er, anſtatt zu antworten, im Stillſchweigen verharrete. Dieß nöthigte den Prinzen, nochmals das Wort zu nehmen und fortzufahren:

„Guter Vater, es ſcheint mir, ihr habt mich nicht verſtanden. Saget mir, ob ihr wißt, was ich von euch zu erfahren wünſche, oder nicht, damit ich keine Zeit verliere, ſondern mich anderwärts darnach erkundige.“

Der Derwiſch brach endlich das Stillſchweigen, und ſprach zu dem Prinzen Bahman:

„Herr, der Weg, nach welchem ihr mich fragt, iſt mir wohl bekannt; aber die Freundſchaft, welche ich auf den erſten Anblick für euch gefaßt habe, und welche durch den Dienſt, den ihr mir geleiſtet habt, noch iſt verſtärkt worden, läßt mich noch ſchwanken, ob ich euren Wunſch befriedigen ſoll.“

„Welcher Beweggrund kann euch davon abhalten,“ fragte der Prinz, „und welche Schwierigkeit findet ihr bei der Gewährung deſſelben?“

„Ich will es euch ſagen,“ antwortete der Derwiſch: „es geſchieht deshalb, weil die Gefahr, deren ihr euch ausſetzt, viel größer iſt, als ihr glauben werdet. Viele andere Herren, welche nicht weniger Kühnheit und Muth hatten, als ihr haben könnt, ſind hier vorbeigekommen, und haben dieſelbe Frage gethan, wie ihr. Indem ich nichts unverſucht gelaſſen, um ſie von der weiteren Fahrt abzuwenden, wollten ſie mir jedoch nicht glauben: wider meinen Willen und nur ihrem Andringen nachgebend, zeigte ich ihnen den Weg, und ich kann euch verſichern, daß ſie alle darauf verunglückt ſind, und ich nicht Einen habe zurückkommen ſehen. Wofern ihr alſo irgend euer Leben lieb habet, und meinem Rathe folgen wollet, ſo geht ihr nicht fürder, ſondern kehrt wieder heim.“

Vierhundert und dreißigſte Nacht.

Der Prinz Bahman beharrte aber in ſeinem Entſchluſſe, und erwiederte dem Derwiſch:

„Ich will glauben, daß euer Rath aufrichtig iſt, und ich bin euch für dieſen Beweis eurer Freundſchaft ſehr verbunden; aber wie groß auch die Gefahr ſei, von welcher ihr mir ſaget, ſo iſt doch nichts im Stande, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Wenn jemand mich angreift, ſo habe ich gute Waffen, und er wird nicht tapferer noch beherzter ſein, als ich.“

„Wenn aber die, welche euch angreifen,“ wandte ihm der Derwiſch ein, „ſich nicht ſehen laſſen (denn es ſind ihrer mehrere), wie wollt ihr euch gegen unſichtbare Feinde vertheidigen?“

„Immerhin,“ verſetzte der Prinz: „was ihr mir auch ſagen möget, ihr werdet mich nie dahin bringen, gegen meine Pflicht zu handeln. Da ihr den Weg wiſſet, nach welchem ich euch frage, ſo beſchwöre ich euch noch einmal, mir ihn zu zeigen, und mir dieſe Bitte nicht abzuſchlagen.“

Als der Derwiſch ſah, daß er nichts über den Prinzen Bahman vermochte, und derſelbe hartnäckig in dem Entſchluſſe beharrte, ſeine Fahrt fortzuſetzen, ungeachtet des heilſamen Raths, welchen er ihm gab, ſo ſteckte er die Hand in einen Sack neben ihm, zog eine Kugel daraus hervor, und überreichte ſie ihm mit den Worten:

„Da ich es nicht über euch gewinnen kann, daß ihr mir folget, und meinen Rath benutzet, ſo nehmet dieſe Kugel, und wenn ihr wieder zu Pferde ſeid, ſo werfet ſie vor euch hin, und folget ihr, bis an den Fuß eines Berges, wo ſie ſtehen bleiben wird: ſobald ſie ſtille ſteht, ſteiget ab, und laſſet eurem Roſſe den Zügel um den Hals; es wird auf derſelben Stelle bleiben, und eure Rückkunft erwarten. Indem ihr nun den Berg hinan ſteigt, werdet ihr zur Rechten und zur Linken eine große Menge dicker ſchwarzer Steine erblicken, und von allen Seiten ein verworrenes Getöſe von Stimmen hören, welche euch tauſend Schimpfreden zurufen, um euch zu entmuthigen, und zu bewirken, daß ihr nicht den Gipfel erreichet; aber hütet euch wohl, zu erſchrecken, und vor allen Dingen, den Kopf zu drehen, um euch umzuſehen: in einem Augenblicke würdet ihr in einen ſchwarzen Stein verwandelt ſein, gleich denen, welche ihr dort ſehet, und welche eben ſo viel ſolche Herren waren, wie ihr ſeid, denen ihre Unternehmung misglückt iſt, wie ich euch ſchon geſagt habe. Wenn ihr die Gefahr vermeidet, welche ich nur ſo obenhin ſchildere, damit ihr wohl daran gedenket, und nun wirklich den Gipfel des Berges erreichet, ſo werdet ihr dort einen Käfig finden, und in dem Käfige den Vogel, welchen ihr ſuchet. Da er ſprechen kann, ſo fraget ihn: wo der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer ſind; und er wird es euch anzeigen. Mehr habe ich euch nicht zu ſagen: ihr wiſſet nun alles, was ihr thun und meiden müßt; aber wenn ihr auf mich hören wollt, ſo befolget ihr den Rath, welchen ich euch gegeben habe, und ſetzet euch nicht der Lebensgefahr aus. Noch einmal, da ihr noch Zeit habt zu überlegen, bedenket, daß der Verluſt des Lebens unwiederbringlich iſt, und an eine Bedingung geknüpft iſt, welche man leicht übertreten kann, ſelbſt durch Achtloſigkeit, wie ihr wohl einſehen werdet.“

„Euern Rath, welchen ihr mir hier wiederholt, und wofür ich euch immer verbunden bin,“ erwiederte der Prinz Bahman, nachdem er die Kugel empfangen hatte, „kann ich jedoch nicht befolgen: aber ich werde mich bemühen, die mir von euch gegebene Weiſung zu benutzen, nämlich, beim Erſteigen des Berges mich nicht umzuſehen; und ich hoffe, ihr werdet mich bald mit der geſuchten Beute zurückkommen ſehen, euch noch umſtändlicher zu danken.“

Nach dieſen Worten, auf welche der Derwiſch nichts weiter erwiederte, als daß er ſich freuen würde, ihn wiederzuſehen, und wünſchete, daß ſolches geſchähe, ſtieg der

Prinz Bahman wieder zu Pferde, nahm durch eine tiefe Verneigung des Hauptes Abſchied von dem Derwiſch, und warf die Kugel vor ſich hin.

Die Kugel rollte fort und fort, faſt mit derſelben Schnelligkeit, welche der Prinz Bahmann mit dem Wurfe ihr ertheilt hatte; ſo daß er den Lauf ſeines Roſſes eben ſo beſchleunigen mußte, um ihr zu folgen und ſie nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Er ritt ihr nach, und als ſie den Fuß des Berges erreichte, von welchem der Derwiſch ihm geſagt hatte, hielt ſie ſtille. Jetzt ſtieg er ab, und das Pferd rührte ſich nicht mehr vom Flecke, ſelbſt als er ihm den Zügel auf den Hals gelegt hatte.

Nachdem er den Berg recht erkannt und die ſchwarzen Steine darauf bemerkt hatte, fing er an, ihn zu erſteigen; und er hatte kaum vier Schritte gethan, als die Stimmen, von welchem der Derwiſch ihm geſagt hatte, ſich vernehmen ließen, ohne daß er jemand erblickte.

Einige ſprachen:

„Wo will dieſer Waghals hin? wo will er hin? Was will er? Laſſet ihn nicht vorbei!“

Andere ſprachen:

„Haltet ihn an, ergreifet ihn, tödtet ihn!“

Andere ſchrien mit einer Donnerſtimme:

„Haltet den Dieb, den Spitzbuben, den Mörder!“

Andere dagegen riefen mit ſpöttiſchem Tone:

„Nein, thut ihm kein Leides, laſſet ihn gehen, das ſaubere Bürſchlein: gewiſs, nur für ihn iſt der Käfig und der Vogel aufbehalten.“

Ungeachtet dieſer läſterlichen Stimmen, ſtieg der Prinz Bahman eine Zeit lang mit Standhaftigkeit und Feſtigkeit weiter, indem er ſich ſelber Muth einſprach; aber die Stimmen verdoppelten ſich mit ſolchem Wirrwarr, und kamen ihm ſo nahe, ſo wohl hinten als vorn, daß die Furcht ſich ſeiner bemächtigte: die Füße und Knie fingen ihm an zu zittern, er ſchwankte, und bald darauf, als er ſpürte, daß ihm die Kräfte verſagten, vergaß er der Warnung des Derwiſches: er drehte ſich um, wieder hinab zu ſteigen und ſich zu retten, und in demſelben Augenblicke wurde er in einen ſchwarzen Stein verwandelt; eine Verwandlung, welche ſchon ſo viele Andere vor ihm erfahren, weil ſie dieſelbe Unternehmung verſucht hatten; und daſſelbe widerfuhr auch ſeinem Roſſe.

Seit der Abreiſe des Prinzen Bahmann hatte die Prinzeſſinn Pariſade, welche das Meſſer mit der Scheide, das er ihr zum Kennzeichen ſeines Todes oder Lebens zurückgelaſſen, ſtäts an ihrem Gürtel trug, daſſelbe häufig, ſogar mehrmals des Tages, hervorgezogen und befragt. Auf ſolche Weiſe hatte ſie bisher den Troſt, zu ſehen, daß er vollkommen geſund wäre, und ſich oft über ihn mit dem Prinzen Perwis zu unterhalten, welcher ſie manchmal um Kunde von ihm befragte.

An dem unglückſeligen Tage endlich, wo der Prinz Bahman in Stein verwandelt wurde, und der Prinz und die Prinzeſſinn ſich abends, wie gewöhnlich, von ihm unterhielten, ſprach der Prinz Perwis:

„Liebe Schweſter, ich bitte dich, zieh doch das Meſſer hervor, und laß uns ſehen, wie es ihm ergeht.“

Die Prinzeſſinn zog es heraus, und beim Beſchauen deſſelben ſahen ſie Blut von der Spitze träufeln. Die Prinzeſſinn, von Entſetzen und Schmerz ergriffen, warf das Meſſer weg, und rief aus:

„Wehe, mein geliebter Bruder, ich habe dich alſo verloren, und verloren durch meine Schuld! Ich werde dich niemals wiederſehen! Ach, ich Unglückliche! Warum habe ich dir von dem ſprechenden Vogel, dem ſingenden Baume und dem goldgelben Waſſer etwas geſagt? Oder vielmehr, was kümmerte es mich, zu wiſſen, ob die alte Betſchweſter dieſes Haus ſchön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen fände? Wollte Gott, daß es ihr nie eingefallen wäre, hier einzuſprechen! — Heuchlerinn, Betrügerinn,“ fügte ſie hinzu, „mußteſt du ſo deine Aufnahme bei mir vergelten? Warum haſt du mir von einem Vogel, einem Baum und einem Waſſer erzählt, welche, ſo eingebildet ſie ſind, wie ich an dem unglücklichen Ende eines geliebten Bruders erkenne, dennoch durch deine Bezauberung mein Gemüth beunruhigen.“

Der Prinz Perwis war nicht minder als die Prinzeſſinn Pariſade über den Tod ſeines Bruders betrübt; aber ohne die Zeit mit fruchtloſen Klagen zu verlieren, nachdem er aus den Wehklagen ſeiner Schweſter erkannt hatte, daß ſie noch immer ein leidenſchaftliches Verlangen nach dem ſprechenden Vogel, dem ſingenden Baume und dem goldgelben Waſſer hegte, unterbrach er ſie und ſprach:

„Meine Schweſter, vergeblich betrauern wir unſern Bruder Bahman; unſere Klagen und unſer Schmerz geben ihm das Leben nicht wieder; es iſt Gottes Wille, wir müſſen uns ihm unterwerfen, und ſeine Rathſchlüſſe anbeten, ohne ſie durchdringen zu wollen. Warum willſt du jetzt an den Worten der andächtigen Frau zweifeln, nachdem du ſie ſo lange für wahr und gewiſs gehalten haſt? Glaubſt du, daß ſie dir von dieſen drei Dingen geſagt hätte, wenn ſie nicht vorhanden wären? und daß ſie dieſelben erfunden habe, bloß um dich zu täuſchen? dich, die ihr durchaus keinen Anlaß dazu gegeben, vielmehr ſie ſo ehrenvoll und gütig aufgenommen und bewirthet hat. Laß uns lieber glauben, daß der Tod unſers Bruders durch ſein Verſehen, oder durch irgend einen Zufall erfolgt iſt, welchen wir uns nicht einbilden können. Drum, liebe Schweſter, laß ſeinen Tod uns nicht verhindern, unſer Ziel zu verfolgen: ich hatte mich ſchon anſtatt ſeiner zu dem Abenteuer erboten, und bin noch dazu bereit; und weil ſein Beiſpiel meine Geſinnung nicht ändert, ſo will ich gleich morgen mich aufmachen.“

Die Prinzeſſinn that alles mögliche, um es dem Prinzen Perwis auszureden, und beſchwur ihn, ſie nicht der Gefahr auszuſetzen, zwei Brüder für einen zu verlieren; er aber blieb unerſchütterlich bei allen ihren Gegenvorſtellungen. Vor ſeiner Abreiſe gab er ihr, zur Anzeige von dem Erfolge ſeiner Unternehmung, wie ſie von dem Schickſale des Prinzen Bahman durch das zurückgelaſſene Meſſer unterrichtet worden, einen Roſenkranz von hundert Perlen, zu demſelben Behufe; und indem er ihr denſelben überreichte, ſprach er zu ihr:

„Bete dieſen Roſenkranz für mich, während meiner Abweſenheit. Wenn du beim Abbeten deſſelben die Perlen nicht mehr bewegen und nach einander fallen laſſen kannſt, ſondern ſie feſtſtehen, als wenn ſie angeleimt wären, ſo iſt das ein Zeichen, daß ich daſſelbe Schickſal erfahren habe, wie unſer Bruder. Aber laß uns hoffen, daß ſolches nicht geſchehen wird, ſondern daß ich das Glück haben werde, dich wieder zu ſehen, und unſer beider Wünſche zu erfüllen.“

Vierhundert ein und dreißigſte Nacht.

Der Prinz Perwis ritt nun hinweg; und am zwanzigſten Tage ſeiner Reiſe traf er denſelben Derwiſch an derſelben Stelle, wo ihn der Prinz Bahman gefunden hatte. Er nahte ſich ihm, und nachdem er ihn begrüßt hatte, bat er ihn, wenn er es wüßte, ihm den Ort anzuzeigen, wo der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer wären. Der Derwiſch machte ihm dieſelben Schwierigkeiten und Gegenvorſtellungen, wie dem Prinzen Bahman, und erzählte ihm auch, daß kürzlich erſt ein junger Ritter, welchem er ſehr ähnlich ſähe, ihn nach dem Wege gefragt, und durch ſeine dringenden Bitten und Ungeſtüm ihn bewogen hätte, ihm denſelben zu zeigen; worauf er ihm eine Art von Wegweiſer mitgegeben, und ihn unterrichtet, was er zum glücklichen Erfolge beobachten müßte; er hätte ihn aber nicht zurückkommen ſehen, ſo daß nicht zu zweifeln, ihm wäre daſſelbe Schickſal geworden, wie allen ſeinen Vorgängern.

„Guter Derwiſch,“ verſetzte der Prinz Perwis, „ich weiß, wer derjenige iſt, von welchem ihr erzählet: es war mein älterer Bruder; ich weiß es mit Gewißheit, daß er todt iſt. Auf welche Weiſe? das weiß ich aber nicht.“

„Ich kann es euch ſagen,“ fuhr der Derwiſch fort, „er iſt in einen ſchwarzen Stein verwandelt worden, ſo wie alle ſeine Vorgänger; und ihr habt dieſelbe Verwandlung zu erwarten, wenn ihr nicht genauer, als er, den guten Rath befolgt, welchen ich ihm auch gegeben hatte; im Fall ihr auf eurem Entſchluſſe beharrt, von welchem ich euch noch einmal abmahne."

„Derwiſch," verſetzte der Prinz Perwis, „ich kann euch nicht genug meine Dankbarkeit bezeigen für eure Theilnahme an der Erhaltung meines Lebens, obgleich ich euch ganz unbekannt bin, und nichts gethan habe, euer Wohlwollen zu verdienen. Aber ich muß euch ſagen, bevor ich meinen Entſchluß faßte, habe ich alles wohl erwogen, und ich kann ihn nicht aufgeben. Drum bitte ich euch, mir dieſelbe Gnade zu erweiſen, wie meinem Bruder. Vielleicht gelingt es mir beſſer, als ihm, dieſelben Anweiſungen zu befolgen, welche ich von euch erwarte."

„Da es mir nicht gelingen will," ſprach nun der Derwiſch, „euch euren Vorſatz auszureden, ſo würde ich aufſtehen, wenn mein hohes Alter mich nicht daran verhinderte und ich mich aufrecht erhalten könnte, um euch die Kugel zu geben, welche ich hier habe, und die euch zum Wegweiſer dienen muß."

Ohne den Derwiſch mehr ſagen zu laſſen, ſtieg der Prinz vom Pferde; und als er ſich dem Derwiſch genähert hatte, zog dieſer die Kugel aus ſeinem Sacke, in welchem er noch eine ganze Menge hatte, gab ſie ihm, und ſagte ihm, welchen Gebrauch er davon machen müßte; ſo wie er es dem Prinzen Bahman geſagt hatte; und nachdem er ihn recht gewarnt, ſich nicht vor den unſichtbaren Stimmen, wie drohend ſie auch wären, zu fürchten, ſondern nicht abzulaſſen, bis er den Berg erſtiegen, und den Käfig mit dem Vogel gefunden hätte, ſo entließ er ihn.

Der Prinz dankte dem Derwiſch; und als er wieder zu Roſſe geſtiegen war, warf er die Kugel vor ſich hin, ſpornte das Roſs und folgte ihr. Er gelangte endlich an den Fuß des Berges: und als er hier die Kugel ſtill ſtehen ſah, ſtieg er ab. Bevor er den erſten Schritt den Berg hinan that, blieb er noch einen Augenblick ſtehen, um die ihm von dem Derwiſch gegebenen Weiſungen recht in ſein Gedächtnis zurückzurufen. Er faßte ſich ein Herz, und ſtieg hinan, feſt entſchloſſen, den Gipfel des Berges zu erklimmen. Als er fünf oder ſechs Schritte vorwärts war, da hörte er hinter ſich eine Stimme, welche ihm ſehr nahe dünkte, als wenn jemand ihn mit Schimpfworten zurückriefe, und ihm zuſchrie:

„Halt, Verwegener, daß ich dich für deine Frechheit züchtige!“

Bei dieſer Beleidigung vergaß der Prinz Perwis aller Warnungen des Derwiſches, er legte die Hand an den Säbel, zückte ihn, und drehte ſich um, ſich zu rächen: aber kaum konnte er noch ſehen, daß niemand ihm folgete, als er ſchon in einen ſchwarzen Stein verwandelt wurde, er und ſein Roſs.

Seit der Abreiſe des Prinzen Perwis, hatte die Prinzeſſinn Pariſade keinen Tag verſäumt, den von ihm empfangenen Roſenkranz an der Hand zu tragen, und wenn ſie nicht anderes zu thun hatte, ihn zu beten, indem ſie die Perlen eine nach der anderen durch die Finger laufen ließ. Sie hatte ihn dieſe ganze Zeit hindurch ſogar nicht des Nachts von ſich gelaſſen; jeden Abend, beim Schlafengehen, hatte ſie ihn ſich um den Hals gelegt, und am Morgen gleich beim Erwachen hatte ſie mit der Hand darnach gegriffen, um zu fühlen, ob die Perlen noch immer daran beweglich wären. An dem Tage endlich, und in demſelben Augenblicke, wo der Prinz Perwis daſſelbe Schickſal hatte, wie der Prinz Bahman, und in ſchwarzen Stein verwandelt wurde, als ſie, wie gewöhnlich, den Roſenkranz in der Hand hielt und ihn betete, fühlte ſie plötzlich, daß die Perlen ſich nicht mehr bewegen ließen, und zweifelte nicht, daß dieſes ein ſicheres Zeichen von dem Tode des Prinzen, ihres Bruders, wäre.

Da ſie auf dieſen Fall ſchon ihren Entſchluß gefaßt hatte, ſo verlor ſie keine Zeit damit, ihren Schmerz äußerlich zu bezeigen. Sie that ſich Gewalt an, um ihn ganz in ſich ſelbſt zurückzudrängen; und gleich am folgenden Morgen, nachdem ſie ſich als Mann gekleidet, bewaffnet und gerüſtet, und ihren Leuten geſagt hatte, ſie würde in wenigen Tagen wiederkommen, ſtieg ſie zu Roſſe und ritt hinweg, auf derſelben Straße, welche die beiden Prinzen, ihre Brüder, geritten waren.

Die Prinzeſſinn Pariſade, welche von ihren Jagdbeluſtigungen des Reitens gewohnt war, ertrug die Beſchwerden der Reiſe leichter, als andere Frauen vermocht hätten. Nachdem ſie dieſelben Tagereiſen gemacht hatte, wie die Prinzen, ihre Brüder, ſo traf ſie auch am zwanzigſten Tage den Derwiſch. Als ſie nahe bei ihm war, ſtieg ſie ab, hielt ihr Roſs am Zügel, und ſetzte ſich neben ihm nieder; und nachdem ſie ihn begrüßt hatte, ſprach ſie zu ihm:

„Guter Derwiſch, ihr erlaubet wohl, daß ich mich einige Augenblicke bei euch ausruhe, und habt wohl die Güte, mir zu ſagen: ob ihr nicht davon gehört habt, daß hier in der Gegend umher ein Ort iſt, wo ſich der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer befinden?“

Der Derwiſch antwortete:

„Edles Fräulein, — weil, ungeachtet eurer Verkleidung, eure Stimme mir euer Geſchlecht verräth, und ich euch ſo nennen muß, — ich danke euch für euern Gruß und empfange mit Vergnügen die Ehre, welche ihr mir erweiſet. Ich weiß den Ort, wo die von euch genannten

Dinge ſich befinden; aber in welcher Abſicht fragt ihr mich darnach?“

„Guter Derwiſch,“ fuhr die Prinzeſſinn Pariſade fort, „man hat mir ſo viel davon gerühmt, daß ich vor Verlangen brenne, ſie zu beſitzen.“

„Edles Fräulein,“ verſetzte der Derwiſch, „man hat euch die Wahrheit geſagt: ja, dieſe Dinge ſind noch erſtaunlicher und wunderbarer, als man ſie euch vorgeſtellt hat: aber man hat euch die Schwierigkeiten verſchwiegen, welche zu überſteigen ſind, um zu ihrem Genuſſe zu gelangen; ihr würdet euch nicht in eine ſo mühſelige und gefährliche Unternehmung eingelaſſen haben, wenn man euch recht davon unterrichtet hätte. Folget meinem Rathe, und reitet nicht fürder, ſondern kehret wieder um, und erwartet nicht, daß ich zu eurem Untergange beitragen werde.“

„Guter Vater,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „ich komme fernher, und es würde mir ſehr leid thun, unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Ihr ſprechet mir von großen Schwierigkeiten und Lebensgefahren, aber ihr ſaget mir nicht, welche die Schwierigkeiten ſind, und worin dieſe Gefahren beſtehen: dieſes wünſchte ich nun zu wiſſen, um zu überlegen, ob ich in meinem Entſchluſſe beharren, und meinem Muthe und meinen Kräften vertrauen ſoll, oder nicht.“

Hierauf wiederholte der Derwiſch der Prinzeſſinn Pariſade dieſelbe Rede, welche er den Prinzen Bahman und Perwis gehalten hatte, und übertrieb die Schwierigkeiten, den Gipfel des Berges zu erklimmen, auf welchem der Vogel in ſeinem Käfig wäre, deſſen ſie ſich bemächtigen müßte, worauf der Vogel den Baum und das Waſſer nachweiſen würde; er erzählte ihr von dem Wirrwarre drohender und ſchreckbarer Stimmen, welche von allen Seiten ſich hören ließen, ohne daß man jemand ſähe; und endlich von der Menge der ſchwarzen Steine, welche allein ſchon hinreichend ſein müßten, ſie und jeden andern abzuſchrecken, wenn ſie wüßte, daß alle dieſe Steine eben ſo viele tapfere Ritter wären, welche ſo verwandelt worden, weil ſie die Hauptbedingung zur glücklichen Ausführung dieſes Unternehmens, nämlich, ſich nicht umzudrehen und zurückzuſchauen, bevor man ſich des Käfigs bemächtigt hat, zu beobachten verfehlt haben.

Als der Derwiſch ſeinen Bericht geendigt hatte, fuhr die Prinzeſſinn fort:

„Wie ich aus eurer Rede erſehe, ſo iſt die große Schwierigkeit zum Gelingen dieſer Unternehmung, zuvörderſt, bis zu dem Käfige hinanzuklimmen, ohne ſich durch das Gelärm der unſichtbaren Stimmen erſchrecken zu laſſen; und zweitens, nicht rückwärts zu ſchauen. Was die letzte Bedingung betrifft, ſo hoffe ich, genugſam Herrinn meiner ſelbſt zu ſein, um ſie genau zu beobachten. Die erſte Bedingung anlangend, ſo bekenne ich, daß jene Stimmen, wie ihr ſie mir beſchreibt, wohl im Stande ſind, auch den Beherzteſten zu erſchrecken; aber da in keiner wichtigen und gefährlichen Unternehmung verboten iſt, Liſt zu gebrauchen, ſo frage ich euch, ob man ſich auch in dieſem für mich ſo wichtigen Abenteuer derſelben bedienen darf?“

„Und welcher Liſt wolltet ihr euch bedienen?“ fragte der Derwiſch.

„Mich dünkt,“ erwiederte die Prinzeſſin, „wenn ich mir die Ohren mit Baumwolle verſtopfete, ſo würden jene Stimmen, wie ſtark und furchtbar ſie auch ſein mögen, einen viel geringeren Eindruck machen; da ſie alſo auch weniger auf meine Einbildungskraft wirken könnten, ſo würde mein Geiſt ſeine Freiheit behalten, und nicht in ſolche Verwirrung gerathen, daß er die Beſinnung verlöre.“ [3])

„Edles Fräulein,“ antwortete der Derwiſch, „ich weiß nicht, ob von allen denjenigen, welche ſich bisher an mich gewandt und ſich nach dem Wege erkundigt haben, wonach auch ihr mich fraget, ſich irgend einer der Liſt bedient hat, welche ihr im Sinne habt. So viel weiß ich, daß keiner derſelben gegen mich gedacht hat, und daß alle umgekommen ſind. Wenn ihr in eurem Vorſatze beharret, ſo könnt ihr den Verſuch damit machen: es iſt ein Glück, wenn es euch gelingt; aber ich möchte euch nicht rathen, euch der Gefahr auszuſetzen.“

„Guter Vater,“ entgegnete die Prinzeſſinn, „nichts hält mich ab, in meinem Vorſatze zu beharren; mein Herz ſagt mir, daß dieſe Liſt mir gelingen wird, und ich bin entſchloſſen, mich derſelben zu bedienen. Alſo, iſt mir nur noch nöthig von euch zu erfahren, welchen Weg ich nehmen muß. Ich beſchwöre euch, mir dieſe Bitte nicht zu verſagen.“

Der Derwiſch ermahnte ſie noch zum letztenmale, es ſich wohl zu überlegen; und da er ſie unerſchütterlich in ihrem Vorſatze ſah, ſo zog er eine Kugel hervor, bot ſie ihr dar, und ſprach dabei:

„Nehmet dieſe Kugel, ſteiget wieder zu Pferde, und nachdem ihr ſie vor euch hingeworfen habt, ſo folget ihr auf allen Umwegen nach, in welchen ihr ſie vor euch hinrollen ſehet, bis an den Berg, auf welchem dasjenige iſt, was ihr ſuchet, und wo ſie ſtehen bleiben wird; ſobald ſie ſtille ſteht, ſo haltet ihr auch an, ſteiget vom Pferde, und klimmet den Berg hinan. Auf denn! das übrige wißt ihr, vergeſſet nicht, es zu benutzen.“

Vierhundert zwei und dreißigſte Nacht.

Nachdem ſie den Derwiſch gedankt und Abſchied von ihm genommen hatte, ſtieg die Prinzeſſinn Pariſade wieder zu Roſſe; ſie warf die Kugel vor ſich hin, und folgte ihrem Wege, auf welchem ſie dahinrollte: die Kugel rollte ſo fort, bis an den Fuß des Berges, wo ſie ſtille ſtand.

Die Prinzeſſinn ſtieg nun ab; ſie verſtopfte ſich die Ohren mit Baumwolle, und nachdem ſie den Weg recht ins Auge gefaßt, welchen ſie, um auf den Gipfel des Berges zu gelangen, zu nehmen hatte, begann ſie, mit feſtem Schritte und unerſchrockenem Muthe den Berg zu erſteigen. Sie hörte wohl die Stimmen, aber ward bald inne, daß die Baumwolle ihr von großem Nutzen war. Je weiter ſie vorſchritt, je ſtärker und je mehr wurden die Stimmen, jedoch nicht in dem Maße, daß ſie vermocht hätten, ſie in Verwirrung zu ſetzen. Sie hörte allerlei Beleidigungen und beißende Spottreden in Beziehung auf ihr Geſchlecht, verachtete ſie aber und lachte nur darüber.

„Ich erzürne mich weder über eure Beleidigungen, noch über eure Verſpottungen,“ ſprach ſie bei ſich ſelber, „machet es immer noch ärger, ich lache nur darüber, und ihr ſollt mich nicht verhindern, meinen Weg fortzuſetzen.“

Sie ſtieg endlich ſo hoch hinauf, daß ſie ſchon den Käfig und den Vogel erblickte, welcher, im Bunde mit den unſichtbaren Stimmen, ſich ebenfalls bemühte, ſie furchtſam zu machen, indem er ihr, ungeachtet ſeiner Kleinheit, mit donnernder Stimme zurief:

„Wahnwitzige, zurück! nahe dich nicht!“

Die Prinzeſſinn aber, durch dieſen Anblick ermuthigt, verdoppelte ihre Schritte. Als ſie ſich dem Ziel ihrer Laufbahn ſo nahe ſah, erreichte ſie auch glücklich den Gipfel des Berges, wo es eben war; ſie lief gerade auf den Käfig los, ergriff ihn mit der Hand, und ſprach zu dem Vogel:

„Vogel, du biſt in meiner Gewalt, trotz deinem Sträuben, und du ſollſt mir nicht entſchlüpfen.“

Indem nun Pariſade die Baumwolle wieder aus ihren Ohren zog, ſprach der Vogel zu ihr:

„Tapferes Fräulein, nehmet es mir nicht übel, daß ich mich mit denen vereinigt habe, welche ſich für die Behauptung meiner Freiheit anſtrengten. Obwohl in einen Käfig geſperrt, war ich jedoch mit meinem Looſe zufrieden; aber da ich einmal zur Sklaverei beſtimmt bin, ſo will ich lieber euch zur Herrinn haben, die ihr mich ſo muthig und ſtandhaft errungen habt, als jeden anderen auf der Welt; und von nun an ſchwöre ich euch unverletzliche Treue und gänzliche Unterwerfung unter alle eure Befehle. Ich weiß, wer ihr ſeid, und ich verkündige euch, daß ihr ſelber euch nicht kennet, wer ihr ſeid; aber es wird ein Tag kommen, wo ich euch einen Dienſt zu leiſten hoffe, den ihr mir danken werdet. Um euch ſogleich Beweiſe meiner Aufrichtigkeit zu geben, ſo eröffnet mir, was ihr wünſchet, und ich bin bereit, euch zu gehorchen.“

Die Freude der Prinzeſſinn war um ſo unausſprechlicher, als die Eroberung, welche ſie ſo eben gemacht hatte, mit dem Tode zweier zärtlich geliebten Brüder erkauft, und für ſie ſelber mit ſo viel Anſtrengung und Gefahr verbunden war, deren Größe ſie nun, nachdem ſie dieſelbe überſtanden, beſſer erkannte, als bevor ſie ſich, trotz den Vorſtellungen des Derwiſches, darein begeben hatte. Sie antwortete jetzt auf die Rede des Vogels:

„Vogel, es war gerade meine Abſicht, dir zu ſagen, daß ich mehrere für mich höchſt wichtige Dinge wünſche, und ich freue mich, daß du mir durch die Erbietung deines guten Willens zuvorkömmſt. Zuvörderſt habe ich gehört, daß es hier ein goldgelbes Waſſer gibt von wunderbarer Eigenſchaft; ich bitte dich alſo, mir vor allen Dingen anzuzeigen, wo es iſt.“

Der Vogel zeigte ihr den Ort an, welcher nicht weit entfernt war: ſie ging dorthin, und füllte mit dem Waſſer ein ſilbernes Fläſchchen, welches ſie mitgebracht hatte. Sie kam wieder zu den Vogel, und ſprach zu ihm:

„Vogel, das iſt noch nicht genug, ich ſuche auch den ſingenden Baum: ſage mir, wo er iſt.“

Der Vogel antwortete: „Drehet euch um, und ihr werdet hinter euch ein Gehölz ſehen, und darin dieſen Baum finden.“

Das Gehölz war nahebei, die Prinzeſſinn ging dahin, und unter den andern Bäumen ließ der wohllautende Zuſammenklang der Stimmen ſie bald denjenigen erkennen, welchen ſie ſuchte; aber er war ſehr dick und hoch. Sie kam alſo zurück, und ſprach zu dem Vogel:

„Vogel, ich habe den ſingenden Baum gefunden, aber ich kann ihn weder aus der Erde heben noch mitnehmen.“

„Es iſt nicht nöthig,“ antwortete der Vogel, „ihn aus dem Boden zu heben; ihr braucht nur den kleinſten Zweig abzubrechen und mitzunehmen, und denſelben in eurem Garten zu pflanzen: er wird dort alsbald in der Erde Wurzel ſchlagen, und in kurzer Zeit werdet ihr ihn zu einem eben ſo ſchönen Baume erwachſen ſehen, wie dieſer hier iſt.“

Als nun die Prinzeſſinn die drei Dinge in Händen hatte, nach welchen die andächtige Alte ihr ein ſo heißes Verlangen erregt, ſprach ſie noch zu dem Vogel:

„Vogel, alles was du hier für mich gethan haſt, iſt doch noch nicht hinreichend. Du biſt Schuld an dem Tode meiner zwei Brüder, die ſich unter dieſen ſchwarzen Steinen befinden müſſen, welche ich beim Heraufſteigen geſehen habe; ich bin geſonnen, ſie mit mir zu nehmen.“

Es ſchien, als wenn der Vogel gern dieſes Gebots der Prinzeſſinn überhoben geweſen wäre, und er machte Schwierigkeiten deshalb.

Die Prinzeſſinn aber beſtand darauf, und fuhr fort: „Vogel, erinnere dich, daß du mir eben geſagt haſt, du ſeiſt mein Sklave, daß du es wirklich biſt, und daß dein Leben in meiner Gewalt ſteht.“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Vogel, „dieſe Wahrheit beſtreiten: und obgleich dieſe eure Forderung mit größeren Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo will ich doch nicht unterlaſſen, ſie zu erfüllen. — Sehet euch hier überall um,“ fügte er hinzu, „ob ihr nicht einen Krug erblicket.“

„Ich ſehe einen,“ ſprach die Prinzeſſinn.

„Nehmet ihn,“ fuhr der Vogel fort, „und beim Hinabſteigen von dem Berge, ſprenget ein wenig von dem Waſſer, womit er angefüllt iſt, auf jeden ſchwarzen Stein: das iſt das Mittel, eure beiden Brüder wiederzufinden.“

Vierhundert drei und dreißigſte Nacht.

Die Prinzeſſinn Pariſade ergriff den Krug, nahm ihn ſammt dem Käfig mit dem Vogel, dem Fläſchchen und dem Zweige mit ſich, und ſo wie ſie den Berg hinabſtieg, ſprengte ſie Waſſer aus dem Kruge auf jeden ſchwarzen Stein, welchen ſie antraf: und jeder verwandelte ſich in einen Mann; und da ſie keinen Stein überging, ſo kamen auch alle Pferde, ſowohl der Prinzen ihrer Brüder, als auch der übrigen Ritter, wieder zum Vorſcheine. Auf ſolche Weiſe erkannte ſie ihre Brüder Bahman und Perwis wieder, welche ſie ebenfalls wiedererkannten, und ſie umarmten. Sie erwiederte ihre Umarmungen eben ſo herzlich, und noch voll Erſtaunen fragte ſie:

„Aber, meine lieben Brüder, was macht ihr denn hier?“

Als beide ihr darauf geantwortet, ſie hätten bisher geſchlafen, fuhr ſie fort:

„Ja wohl; aber ohne mich würde euer Schlaf noch fortdauern, und hätte vielleicht bis zum Tage des jüngſten Gerichts gewährt. Erinnert ihr euch nicht, daß ihr ausgezogen ſeid, den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldgelbe Waſſer zu erobern, und hier auf dem Wege die ſchwarzen Steine geſehen habt, womit dieſe Gegend beſäet war? Blicket euch um, und ſehet, ob noch einer davon da iſt. Die Herren hier bei uns und ihr ſelber waret dieſe Steine, gleichwie eure Roſſe, welche, wie ihr ſehen könnt, euch erwarten. Und wenn ihr wiſſen wollt, wie dieſes Wunder geſchehen iſt,“ fuhr ſie fort, indem ſie auf den Krug zeigte, welchen ſie nun nicht mehr gebrauchte, und ſchon am Fuße des Berges niedergeſetzt hatte, „ſo wiſſet, es geſchah durch die Kraft des Waſſers, womit dieſer Krug angefüllt war, und womit ich jeden Stein beſprengt habe. Als ich den ſprechenden Vogel, welchen ihr hier im Käfig ſehet, zu meinem Sklaven gemacht, und durch ſeine Vermittelung den ſingenden Baum, von welchem ich hier einen Zweig habe, und das goldgelbe Waſſer, womit dieſes Fläſchchen angefüllt iſt, gefunden hatte, wollte ich nicht heimkehren, ohne euch mitzunehmen: ich habe den Vogel durch meine über ihn gewonnene Macht gezwungen, mir das Mittel dazu anzugeben, und er hat mir dieſen Krug und den Gebrauch deſſelben angezeigt.“

Die Prinzen Bahman und Perwis erkannten aus dieſer Rede, wie ſehr ſie die Prinzeſſinn, ihrer Schweſter, verpflichtet waren; und die Herren, welche ſich alle um ſie verſammelt, und auch dieſe Rede gehört hatten, thaten desgleichen, und gaben ihr zu erkennen, daß ſie, weit entfernt, über ihre Eroberung neidiſch zu ſein, nach welcher ſie auch ausgezogen waren, ihre Dankbarkeit für das ihnen von ihr wiedergegebene Leben nicht beſſer bezeugen könnten, als wenn ſie ſich für ihre Sklaven erklåreten, bereit, alles zu thun, was ſie ihnen geböte.

„Ihr Herren,“ antwortete die Prinzeſſinn, „wenn ihr auf meine Rede geachtet habt, ſo müßt ihr bemerkt haben, daß ich bei dem, was ich gethan, keine andere Abſicht gehabt habe, als meine Brüder wieder zu erlangen; wenn es euch alſo auch zu Gute gekommen iſt, ſo ſeid ihr mir keinen Dank dafür ſchuldig. Ich nehme euer Erbieten nur als einen Beweis der Höflichkeit gegen mich an, und ich danke euch dafür, wie ſich's gebürt. Uebrigens betrachte ich euch, alle und jeden, für eben ſo freie Leute, als ihr vor eurem Unglücke waret, und ich freue mich mit euch über das Glück, welches euch durch meine Veranlaſſung zu Theil geworden iſt. Aber laſſet uns nicht långer an einem Orte verweilen, wo es nichts gibt, was uns aufhalten kann, ſondern wir wollen zu Pferde ſteigen, und jeder in ſein Land heimkehren.“

Die Prinzeſſinn Pariſade ging mit ihrem Beiſpiele voran, und eilte zu ihrem Roſſe, welches ſie auf derſelben Stelle wiederfand, wo ſie es gelaſſen hatte. Bevor ſie aufſtieg, bat ſie der Prinz Bahman, zu ihrer Erleichterung, ihm den Kåfig zu tragen zu geben.

„Mein Bruder,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „der Vogel iſt mein Sklave, ich will ihn ſelber tragen; aber wenn du den Zweig des ſingenden Baumes für mich tragen willſt, da nimm ihn. Halte jedoch den Käfig, und gib ihn mir wieder, wenn ich aufgeſtiegen bin.“

Als ſie wieder zu Pferde ſaß, und der Prinz Bahman ihr den Käfig mit dem Vogel gegeben hatte, wandte ſie ſich zu dem Prinzen Perwis und ſprach:

„Und du, mein Bruder Perwis, nimm die Flaſche mit dem goldgelben Waſſer in deine Verwahrung, wenn es dir nicht beſchwerlich iſt.“

Der Prinz übernahm es mit großem Vergnügen.

Als nun die Prinzen Bahman und Perwis, und die anderen Herren alle zu Pferde ſaßen, wartete die Prinzeſſinn Pariſade, daß einer von ihnen ſich an die Spitze ſtellen, und den Zug anheben ſollte; die beiden Prinzen wollten den übrigen Herren aus Höflichkeit den Vorzug laſſen, und dieſe wiederum der Prinzeſſinn. Als nun die Prinzeſſinn ſah, daß keiner von ihnen ſich dieſe Ehre zueignen, ſondern jeder ihr dieſelbe überlaſſen wollte, ſprach ſie zu ihnen allen:

„Ihr Herren, ich warte darauf, daß ihr euch in Bewegung ſetzet.“

„Edles Fräulein,“ antwortete einer, der ihr zunächſt war, im Namen aller, „wenn wir auch nicht wüßten, welche Ehre eurem Geſchlechte gebührt, ſo wären wir ohnedieß ſchon bereit, euch jede mögliche Ehre zu erweiſen, nachdem ihr ſo viel für uns gethan habt. Ungeachtet eurer Be ſcheidenheit bitten wir euch, uns nicht länger des Glücks zu berauben, euch zu folgen.“

„Herr,“ erwiederte hierauf die Prinzeſſinn, „ich verdiene nicht die Ehre, welche ihr mir erbietet, und ich nehme ſie nur an, weil es euer Wunſch iſt.“

Zu gleicher Zeit hub ſie den Zug an, und die beiden Prinzen mit den übrigen Herren folgten ihr, in Haufen ohne Rangordnung.

Die Geſellſchaft wollte im Vorbeireiten den Derwiſch begrüßen und ihm für ſeinen guten Empfang und heilſamen Rath, deſſen Wahrheit ſie empfunden hatten, danken: aber er war geſtorben, und man hat nicht erfahren können, ob aus Alterſchwäche, oder weil er nicht mehr nöthig war, den Weg nach den drei Wunderdingen zu zeigen, welche die Prinzeſſinn Pariſade erobert hatte.

Die Geſellſchaft ſetzte alſo ihren Weg fort: aber ſie verminderte ſich mit jedem Tage. Denn die Herren, welche, wie geſagt, aus verſchiedenen Ländern daher gekommen waren, nahmen, nachdem ein jeder der Prinzeſſinn ſeinen ſchuldigen Dank wiederholt hatte, Abſchied von ihr und den Prinzen ihren Brüdern, einer nach dem andern, ſo wie jeder an den Weg kam, welchen er hergeritten war. Die Prinzeſſinn und die Prinzen Bahman und Perwis ritten fürder bis nach Hauſe.

Hier ſetzte die Prinzeſſinn den Käfig in den

Garten, an welchen der Saal ſtieß; und ſobald der Vogel ſeinen Geſang hören ließ, kamen die Nachtigallen, die Finken, die Lerchen, Grasmücken, Stieglitze und eine zahlloſe Menge anderer Vögel des Landes, und begleiteten ihn mit ihrem Geſange.

Ebenſo ließ ſie den Zweig in ihrer Gegenwart auf einem Raſenplatze in der Nähe des Hauſes einſenken. Er faßte Wurzel, und in kurzer Zeit ward es ein ſtarker Baum, deſſen Blätter bald denſelben vielſtimmigen Geſang hören ließen, wie der Baum, von welchem er abgebrochen war.

Endlich, für das goldgelbe Waſſer ließ ſie mitten auf demſelben Platze ein ſchönes Marmorbecken machen, und goß das Waſſer aus dem Fläſchchen hinein. Sogleich fing es an aufzuſchwellen, und als es beinahe den Rand des Beckens erreicht hatte, ſprang es aus der Mitte in einer dicken Strahlengarbe funfzig Fuß hoch empor, fiel dann nieder, und fuhr ſo fort, ohne daß das Waſſer überlief.

Die Neuigkeit von dieſen Wunderdingen verbreitete ſich bald in der Nachbarſchaft, und weil die Thüre des Hauſes eben ſo wenig als die Gartenthüre vor jemand verſchloſſen ſtand, ſo ſtrömte bald eine große Volksmenge aus der Umgegend herbei, ſie zu bewundern.

Die Prinzen Bahman und Perwis fingen einige Tage nach ihrer Heimkehr, als ſie ſich von den Beſchwerden ihrer Reiſe völlig erholt hatten, ihre alte Lebensweiſe wieder an; und weil die Jagd ihre gewöhnliche Beluſtigung war, ſo ſtiegen ſie zu Pferde, und ritten, zum erſtenmale ſeit ihrer Rückkehr, nicht in ihren Park, ſondern zwei oder drei Meilen weit von ihrem Hauſe.

Während ſie hier jagten, kam der Sultan von Perſien, ebenfalls auf der Jagd, an denſelben Ort. Sobald ſie aus der Menge von Reitern, welche von allen Seiten zum Vorſchein kamen, ſeine nahe Ankunft erkannten, wollten ſie aufhören zu jagen und ſich zurückziehen, um ſeine Begegnung zu vermeiden. Aber gerade auf dem Wege, welchen ſie einſchlugen, begegneten ſie ihm, an einer ſo engen Stelle, daß ſie nicht ausweichen, noch umkehren konnten, ohne geſehen zu werden. In dieſer Ueberraſchung hatten ſie nur ſo viel Zeit, abzuſteigen und ſich vor dem Sultane niederzuwerfen, und ſo mit der Stirne am Boden liegen zu bleiben, ohne ihn anzublicken. Aber der Sultan, der ſie ſo wohlberitten und ſo anſtändig gekleidet ſah, als wenn ſie zum Hofſtaate gehörten, war neugierig, ihr Geſicht zu ſehen; er hielt an, und befahl ihnen, aufzuſtehen.

Die Prinzen richteten ſich auf, und ſtanden mit freiem Anſtande, jedoch zugleich in beſcheidener und ehrerbietiger Stellung, vor dem Sultan. Dieſer betrachtete ſie einige Zeit vom Haupte bis zu den Füßen, ohne etwas zu ſagen; und nachdem er ihr gutes Ausſehen und ihre edle Bildung bewundert hatte, fragte er ſie, wer ſie wären, und wo ſie wohneten.

Der Prinz Bahman nahm das Wort und ſprach: „Herr, wir ſind die Söhne des Aufſehers der Gärten Euer Majeſtät, welcher kürzlich geſtorben iſt; und wir bewohnen ein Landhaus, welches er kurze Zeit vor ſeinem Tode bauen ließ, damit wir darin blieben, bis wir das Alter erreicht hätten, Euer Majeſtät zu dienen, und um eine Anſtellung zu bitten, wenn ſich eine Gelegenheit dazu darböte.“

„So wie ich ſehe,“ fuhr der Sultan fort, „liebt ihr die Jagd.“

„Herr,“ antwortete der Prinz Bahman, „das iſt unſere gewöhnlichſte Uebung, und diejenige, welche keiner von den Unterthanen Euer Majeſtät, der einſt die Waffen in eurem Heere führen will, vernachläſſigt, gemäß der alten Gewohnheit in dieſem Königreiche.“

Der Sultan, vergnügt über eine ſo kluge Antwort, ſprach hierauf zu ihnen:

„Weil dem ſo iſt, ſo möchte ich euch wohl jagen ſehen: kommet mit, und wählet euch eine Jagd, welche euch beliebt.“

Die Prinzen ſtiegen wieder zu Pferde, und folgten dem Sultan; und ſie waren noch nicht weit geritten, als ſie mehrere Thiere zugleich hervorkommen ſahen. Der Prinz Bahman erwählte ſich einen Löwen, und der

Prinz Perwis einen Bären. Sie ritten ſogleich mit einer Unerſchrockenheit darauf los, welche den Sultan überraſchte. Sie erreichten faſt zugleich ihr Thier, und warfen ihre Speere mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß der Prinz Bahman den Löwen, und der Prinz Perwis den Bären durchbohrte, und der Sultan die beiden Thiere bald nach einander fallen ſah. Ohne ſich aufzuhalten, verfolgte der Prinz Bahman einen andern Bären, und der Prinz Perwis einen andern Löwen, und in kurzer Zeit durchbohrten ſie auch dieſe, daß ſie todt niederſtürzten.

Sie wollten noch fortfahren, aber der Sultan gab es nicht zu; er ließ ſie zurückzurufen, und als ſie wieder in ſeine Nähe gekommen waren, ſprach er zu ihnen:

„Wenn ich euch gewähren ließe, ſo würdet ihr bald meine ganze Jagd verwüſtet haben. Jedoch iſt es nicht ſo wohl meine Jagd, welche ich ſchonen will, als euch ſelber, deren Leben mir fortan ſehr theuer iſt, da ich überzeugt bin, daß eure Tapferkeit mir einſt noch nützlicher ſein wird, als ſie mir eben ergötzlich geweſen iſt.“

Kurz, der Sultan Chosru-Schach fühlte für die beiden Prinzen eine ſo ſtarke Zuneigung, daß er ſie einlud, ſetzo gleich bei ihm zu bleiben und ihm zu folgen.

„Herr,“ erwiederte der Prinz Bahman, „Euer Majeſtät erzeigt uns eine Ehre, welche wir nicht verdienen; und wir bitten euch, uns dieſelbe gütigſt zu erlaſſen.“

Der Sultan, der nicht einſah, welche Gründe die Prinzen haben konnten, dieſen Beweis ſeiner Achtung für ſie abzulehnen, befragte ſie darum, und verlangte dringend Auskunft von ihnen. –

„Herr,“ ſprach nun der Prinz Bahman, „wir haben eine jüngere Schweſter, mit welcher wir in ſo inniger Eintracht leben, daß wir nichts unternehmen, noch thun, ohne ſie vorher zu befragen; eben ſo wie ſie ihrerſeits nichts thut, ohne uns zu befragen.“

„Ich lobe ſehr eure brüderliche Eintracht,“ erwiederte der Sultan; „befraget alſo eure Schweſter, und morgen, wenn ihr wieder mit mir zu jagen kommt, bringet mir ihren Beſcheid.“

Die beiden Prinzen ritten heim; aber ſie gedachten, weder der eine noch der andere, weiter an ihr Abenteuer, daß ſie dem Sultan begegnet waren und die Ehre gehabt hatten, mit ihm zu jagen, und erzählten auch nicht einmal der Prinzeſſinn, daß er ſie hatte mit ſich nehmen wollen.

Am andern Morgen, als ſie ſich wieder bei dem Sultan zur Jagd eingeſtellt hatten, fragte er ſie:

„Nun, habt ihr mit eurer Schweſter geredet? Hat ſie gern eingewilligt, daß ich das Vergnügen habe, euch näher um mich zu ſehen.“

Die Prinzen blickten einander an, und die Röthe ſtieg ihnen ins Angeſicht.

„Herr,“ antwortete endlich der Prinz Bahman, „wir bitten Euer Majeſtät um Entſchuldigung: weder mein Bruder, noch ich, haben uns daran erinnert.“

„Erinnert euch doch heute daran,“ fuhr der Sultan fort, „und vergeſſet nicht, mir morgen Beſcheid zu bringen.“

Die Prinzen aber vergaßen es abermals, und der Sultan nahm ihre Vergeßlichkeit nicht übel, vielmehr zog er aus ſeiner Börſe drei kleine goldene Kugeln, ſteckte ſie dem Prinzen Bahman in den Buſen, und ſprach dabei lächelnd:

„Dieſe Kugeln werden verhindern, daß ihr heute zum drittenmale das vergeſſet, was ihr mir zu Liebe thun ſollt: das Geräuſch welches ſie heut Abend machen werden, wenn du deinen Gürtel ablegſt, wird euch daran erinnern, im Fall ihr nicht ſchon vorher daran gedacht habt.“

Vierhundert vier und dreißigſte Nacht.

Es erging, wie der Sultan vorausgeſehen hatte: ohne die drei Kugeln hätten die Prinzen nochmals vergeſſen, mit der Prinzeſſinn Pariſade, ihrer Schweſter, zu reden. Sie entfielen dem Buſen des Prinzen Bahman, als er ſeinen Gürtel abband, und ſich zu Bette legen wollte.

Sogleich eilte er zu dem Prinzen Perwis, und beide gingen zuſammen in das Zimmer der Prinzeſſinn, welche ſich noch nicht niedergelegt hatte. Sie baten ſie um Verzeihung, daß ſie ſo zur Unzeit ſie zu ſtören kämen, und erklärten ihr die Sache, ſamt allen Umſtänden ihres Zuſammentreffens mit dem Sultan.

Die Prinzeſſinn Pariſade ward durch dieſe Neuigkeit beunruhigt, und ſprach:

„Euer Zuſammentreffen mit dem Sultan iſt glücklich und ehrenvoll für euch, und kann es in der Folge noch mehr werden; aber es iſt auch verdrießlich und traurig. In Rückſicht auf mich, das ſehe ich wohl, habt ihr dem Wunſche des Sultans widerſtanden; ich bin euch unendlich verpflichtet dafür: ich erkenne darin, daß eure Liebe völlig der meinigen entſpricht. Ihr habt lieber durch eine euch anſtändig dünkende Ablehnung, ſo zu ſagen, eine Unhöflichkeit gegen den Sultan begehen wollen, als der geſchwiſterlichen Vereinigung, welche wir uns geſchworen haben, Eintrag thun; und ihr habt wohl bedacht, wenn ihr ihn einmal beſucht hättet, ihr allmählich genöthigt ſein würdet, mich zu verlaſſen, um euch ganz ihm zu widmen. Aber glaubt ihr, daß es ſo leicht ſei, einem Sultan das gänzlich zu verſagen, was er, wie es ſcheint, ſo angelegentlich wünſcht? Der Sultane Wunſch iſt ein Wille, dem zu widerſtehen gefährlich iſt. Wenn ich alſo, meiner Neigung zufolge, euch abreden wollte, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, welche er von euch fordert, ſo würde ich euch nur ſeinem Zorne ausſetzen, und euch mit mir unglücklich machen. Ihr ſeht, wie ich hierüber denke. Ehe wir gleichwohl etwas beſchließen, wollen wir den ſprechenden Vogel befragen und hören, was er uns räth. Er iſt ſcharfſinnig und vorſchauend, und er hat uns ſeine Hülfe in ſchwierigen Fällen verſprochen.“

Die Prinzeſſinn Pariſade ließ ſich den Käfig bringen; und nachdem ſie dem Vogel, in Gegenwart der beiden Prinzen, den ſchwierigen Fall vorgelegt hatte, fragte ſie ihn, was unter dieſen Umſtänden für ſie räthlich wäre zu thun. Der Vogel antwortete:

„Die Prinzen, deine Brüder, müſſen dem Willen des Sultans entſprechen, und ſogar ihrerſeits ihn einladen, euch hier zu beſuchen.“

„Aber, Vogel,“ wandte die Prinzeſſinn ein, „wir, meine Brüder und ich, wir lieben uns ohnegleichen: und ſollte dieſe Liebe durch ſolchen Schritt nicht beeinträchtigt werden?“

„Keineswegeſ,“ erwiederte der Vogel, „ſie wird nur um ſo ſtärker werden.“

„Auf ſolche Weiſe,“ verſetzte die Prinzeſſinn, „wird der Sultan mich auch ſehen.“

Der Vogel ſagte darauf, es wäre nothwendig, daß er ſie ſähe, und es würde alles nur um ſo beſſer gehen.

Am folgenden Morgen ſtellten die Prinzen Bahman und Perwis ſich wieder zur Jagd ein, und ſchon aus der Ferne, ſo weit er nur mit der Stimme reichen konnte, fragte ſie der Sultan, ob ſie daran gedacht hätten, mit ihrer Schweſter zu reden.

Der Prinz Bahman nahte ſich, und antwortete ihm:

„Herr, Euer Majeſtät hat über uns zu gebieten, und wir ſind bereit zu gehorchen. Wir haben nicht nur keine Mühe gehabt, die Zuſtimmung unſerer Schweſter zu erlangen, ſondern ſie hat es ſogar misbilligt, daß wir dieſe Rückſicht auf ſie genommen haben, in einer Sache, welche unſere Pflicht gegen Euer Majeſtät betrifft. Aber, Herr, ſie hat ſich dieſer Achtung ſo würdig gemacht, daß wir hoffen, Euer Majeſtät werde es uns verzeihen, wenn wir gefehlt haben.“

„Laſſet euch das nicht beunruhigen,“ erwiederte der Sultan; „weit entfernt, es übel zu nehmen, was ihr gethan habt, billige ich es vielmehr ſo ſehr, daß ich hoffe, ihr werdet für meine Perſon dieſelbe Anhänglichkeit haben, wofern ich irgend an eurer Freundſchaft Theil habe.“

Die Prinzen antworteten, in der Verwirrung über die übermäßige Güte des Sultans, nur durch eine tiefe Verneigung, um die tiefe Ehrfurcht zu bezeigen, mit welcher ſie dieſelbe empfingen.

Der Sultan jagte dieſen Tag, wider ſeine Gewohnheit, nicht lange. Da er erkannte, daß die Prinzen nicht weniger Geiſt, als Tapferkeit und Kühnheit beſaßen, ſo bewirkte die Ungeduld, ſich bequemer mit ihnen zu unterhalten, daß er ſeine Heimkehr beſchleunigte. Sie mußten unterweges an ſeiner Seite ſein: eine Ehre, welche, der vornehmſten Hofleute ſeines Gefolges zu geſchweigen, ſelbſt des Groß-Weſyrs Eiferſucht erregte, der ſich gekränkt fühlte, ſie vor ihm reiten zu ſehen.

Als der Sultan in ſeine Hauptſtadt einritt, heftete das Volk, welches zu beiden Seiten die Straßen einfaßte, nur die Augen auf die beiden Prinzen Bahman und Perwis, und forſchte, wer ſie ſein möchten, ob Fremdlinge oder Eingeborene.

„Wer ſie auch ſeien,“ ſagten die Meiſten, „wollte Gott, daß der Sultan uns zwei eben ſo wohlgebildete und ſtattliche Prinzen geſchenkt hätte! Er könnte ſie faſt von demſelben Alter haben, wenn die Geburten der Sultaninn, welche ſchon ſo lange dafür leidet, glücklicher geweſen wären.“

Das erſte was der Sultan bei der Heimkehr in ſeinen Palaſt that, war, die Prinzen in den vorzüglichſten Zimmern umherzuführen, und ſie lobten deren Schönheit, Reichthum, Geräth, Zierraten und Anordnung, ohne Uebertreibung, ſondern wie Leute, welche ſich darauf verſtanden. Man trug endlich ein prächtiges Mahl auf, und der Sultan hieß beide mit ihm ſich zu Tiſche ſetzen; ſie wollten es anfangs ablehnen, aber ſie gehorchten, ſobald er ihnen ſagte, daß es ſein Wille wäre.

Der Sultan, der ungemein viel Geiſt beſaß, und große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, beſonders in der Geſchichte, gemacht, hatte wohl vorausgeſehen, daß die Prinzen aus Beſcheidenheit und Ehrfurcht die Unterhaltung nicht anfangen würden. Um ihnen nun Anlaß zum ſprechen zu geben, fing er an, und war während der ganzen Mahlzeit darauf bedacht; aber welchen Gegenſtand er auch auf die Bahn brachte, ſie zeigten überall ſo viel Kenntnis, Geiſt, Scharfſinn und Urtheil, daß er darüber voll Bewunderung war.

„Und wenn ſie meine Kinder wären,“ ſprach er bei ſich ſelber, „und ich ſie, ihrem Geiſte gemäß, hätte erziehen laſſen, ſo könnten ſie nicht beſſer unterrichtet, gewandter und gebildeter ſein.“

Kurz, er fand an ihrer Unterhaltung ſo großes Vergnügen, daß er, nachdem er länger als gewöhnlich an der Tafel geblieben war, aus dem Speiſeſaale mit ihnen in ſein Zimmer ging, wo er ſich noch ſehr lange mit ihnen unterhielt. Endlich ſprach der Sultan zu ihnen:

„Nimmer hätte ich geglaubt, daß es auf dem Lande unter meinen Unterthanen ſo gebildete, ſo geiſtvolle und gewandte junge Leute gäbe. Zeit meines Lebens habe ich keine Unterhaltung gehabt, welche mir mehr Vergnügen gewährt hätte. Aber für heute iſt es genug; es iſt Zeit, daß ihr euch durch irgend eine Ergötzlichkeit an meinem Hofe erholet; und da nichts beſſer zu zerſtreuen vermag, als die Muſik, ſo ſollt ihr ein Konzert von Geſang und Saitenſpiel hören, welches euch nicht unangenehm ſein wird.“

Als der Sultan ſo geſprochen hatte, traten die dazu beſtellten Spielleute und Sänger herein, und entſprachen ganz der Erwartung, welche man von ihrer Geſchicklichkeit hatte. Vortreffliche Luſtigmacher folgten auf dieß Konzert, und Tänzer und Tänzerinnen beſchloſſen die Ergötzlichkeit.

Die beiden Prinzen, welche das Ende des Tages herannahen ſahen, warfen ſich dem Sultan zu Füßen, und nachdem ſie ihm für die Güte und Ehre, womit er ſie überhäuft, gedankt hatten, baten ſie ihn um die Erlaubnis, heimzukehren; und der Sultan ſagte zu ihnen beim Abſchiede:

„Ich entlaſſe euch, aber gedenket wohl daran, daß ich ſelber euch nur nach meinem Palaſte geführt habe, um euch den Weg zu zeigen, damit ihr künftig von ſelber herkommet. Ihr ſeid ſtäts willkommen; und je öfter ihr herkommet, je lieber wird es mir ſein.“

Ehe ſie von dem Sultan weggingen, ſprach der Prinz Bahman noch zu ihm:

„Herr, dürften wir uns wohl die Freiheit nehmen, Euer Majeſtät zu bitten, uns und unſerer Schweſter die Gnade anzuthun, und das nächſtemal, wenn die Jagdluſt euch in dieſe Gegend führt, auch unſerm Hauſe zu nahen, und darin einige Augenblicke auszuruhen: es iſt zwar eurer Gegenwart nicht würdig; jedoch verſchmähen es die Könige zuweilen nicht, auch in einer Hütte ein Obdach zu ſuchen.“

Der Sultan erwiederte hierauf:

„Das Haus ſolcher Herren, wie ihr ſeid, kann nicht anders als ſchön und euer würdig ſein. Ich werde es mit großem Vergnügen beſuchen, und mit noch größerem Vergnügen dort euer und eurer Schweſter Gaſt ſein, welche mir ſchon, ohne ſie geſehen zu haben, auf den bloßen Bericht von ihren ſchönen Eigenſchaften, ſo theuer iſt; und ich will mir dieſes Vergnügen nicht länger vorenthalten, als bis übermorgen. Ich werde mich in aller Frühe an demſelben Orte einfinden, wo ich mich wohl erinnere, euch das erſtemal getroffen zu haben: ſtellet euch auch dort ein, ihr ſollt mir als Führer dienen.“

Vierhundert fünf und dreißigſte Nacht.

Die Prinzen Bahman und Perwis ritten denſelben Tag noch heim; und als ſie zu Hauſe kamen, erzählten ſie ihrer Schweſter die ehrenvolle Aufnahme bei dem Sultan, und verkündigten ihr, ſie hätten nicht vergeſſen, ihn einzuladen, daß er ihnen die Ehre erzeigen möchte, im Vorbeireiten ihr Haus zu beſuchen; und ſchon übermorgen würde ſein Beſuch erfolgen.

„Wenn dem ſo iſt,“ ſprach hierauf die Prinzeſſinn, „ſo müſſen wir von Stund an daran denken, Seiner Majeſtät ein würdiges Gaſtmahl zu bereiten; und deshalb iſt es gut, unſern ſprechenden Vogel zu befragen; er wird uns vielleicht ein Gericht anzeigen, welches mehr nach dem Geſchmacke ſeiner Majeſtät iſt, als andere.“

Da die Prinzen es ganz ihr überließen, was ihr hierin rathſam ſchien, ſo befragte ſie, als jene ſich entfernt hatten, allein den Vogel.

„Vogel,“ ſprach ſie, „der Sultan wird uns die Ehre erzeigen, unſer Haus zu beſuchen, und wir müſſen ihn bewirthen: unterrichte uns nun, wie wir es am beßten anſtellen, daß er damit zufrieden ſei.“

„Meine liebe Herrinn,“ antwortete der Vogel, „Ihr habt vortreffliche Köche, laſſet ſie ihr beßtes thun; aber vor allen Dingen laſſet ſie eine Schüſſel Gurken mit einem Füllſel von Perlen zurichten, welche ihr dem Sultan vor allen andern Gerichten gleich bei der erſten Tracht müßt aufſetzen laſſen.“

„Gurken mit einem Gefüllſel von Perlen!“ rief die Prinzeſſinn Pariſade mit Erſtaunen aus: „Vogel, du biſt nicht bei Sinnen, das iſt ein unerhörtes Gericht! Der Sultan könnte es freilich als eine große Pracht bewundern, aber er iſt doch bei Tiſche um zu eſſen, und nicht um Perlen zu bewundern. Ueberdieß, wenn ich auch alle Perlen, die ich habe, dazu verwendete, ſo würden ſie doch nicht ausreichen zu dem Gefüllſel.“

„Meine Gebieterinn,“ verſetzte der Vogel, „thut, was ich euch ſage, und beunruhiget euch nicht, was daraus entſtehen wird: es wird nur Gutes ſein. Anlangend die Perlen, ſo gehet morgen in aller Frühe nach dem erſten Baum eures Parks zur rechten, und laſſet an deſſen Fuße nachgraben: da werdet ihr mehr Perlen finden, als ihr nöthig habt.“

Noch denſelben Abend beſtellte die Prinzeſſinn Pariſade den Gärtner zu der Arbeit; und am folgenden Morgen in aller Frühe, ging ſie mit ihm nach dem Baume, welchen der Vogel ihr bezeichnet hatte, und befahl ihm, am Fuße deſſelben zu graben. Als der Gärtner beim Graben bis auf eine gewiſſe Tiefe gekommen war, fühlte er Widerſtand, und bald entdeckte er ein goldenes Käſtchen, ungefähr einen Fuß ins Gevierte groß, und zeigte es der Prinzeſſinn.

„Gerade deshalb habe ich dich hergeführt," ſprach ſie zu ihm: „fahre fort, und nimm dich in Acht, es mit der Schaufel zu verletzen."

Der Gärtner zog endlich das Käſtchen hervor, und übergab es der Prinzeſſinn. Da es nur durch kleine zierliche Häkchen geſchloſſen war, ſo öffnete es die Prinzeſſinn, und ſah, daß es voller Perlen war, alle von mäßiger Größe, aber gleich, und zu dem beabſichtigten Gebrauche paſſend.

Sehr zufrieden mit dem Funde dieſes kleinen Schatzes, machte ſie das Käſtchen wieder zu, nahm es unter den Arm, und ging nach dem Hauſe zurück, während der Gärtner die Erde am Fuße des Baumes wieder in den vorigen Stand ſetzte.

Die Prinzen Bahman und Perwis, welche jeder aus ſeinem Zimmer, während ſie ſich ankleideten, ihre Schweſter früher als gewöhnlich in dem Garten geſehen hatten, gingen, ſobald ſie fertig waren, zuſammen ihr entgegen; ſie begegneten ſie mitten im Garten, und da ſie ſchon von ferne bemerkt hatten, daß ſie etwas unter dem Arme trug, und nun in der Nähe ſahen, daß es ein goldenes Käſtchen war, verwunderten ſie ſich darüber.

„Liebe Schweſter," ſprach der Prinz Bahman zu ihr als er herankam, „du trugeſt nichts, als wir dich in Begleitung des Gärtners gehen ſahen, und jetzo ſehen wir dich mit einem goldenen Käſtchen zurückkommen. Iſt es ein Schatz, welchen der Gärtner gefunden hat?“

„Meine Brüder,“ antwortete die Prinzeſſinn, „es verhält ſich gerade umgekehrt: ich habe den Gärtner dahin geführt, wo das Käſtchen verborgen war, habe ihm den Ort gezeigt und es ausgraben laſſen. Ihr werdet noch mehr über meinen Fund erſtaunen, wenn ihr ſehet, was es enthält.“

Die Prinzeſſinn öffnete das Käſtchen, und die Prinzen waren verwundert, als ſie es mit Perlen angefüllt ſahen, welche, jede einzeln betrachtet, zwar nicht von anſehnlicher Größe waren, aber von großem Werthe durch ihre Vollkommenheit und Menge. Sie fragten die Prinzeſſinn, durch welches Abenteuer ſie zur Kunde dieſes Schatzes gelangt wäre.

„Meine Brüder,“ antwortete ſie, „ſofern euch keine wichtigere Angelegenheit anderswohin ruft, ſo kommet mit mir, ich will es euch erzählen.“

Der Prinz Perwis ſprach darauf:

„Welche wichtigere Angelegenheit könnten wir haben, als hievon unterrichtet zu werden, was uns ſo nahe angeht. Wir hatten nichts anders vor, als dir entgegen zu kommen.“

Hierauf ging die Prinzeſſinn Pariſade in der Mitte der beiden Prinzen nach dem Hauſe zurück, und erzählte ihnen unterweges, wie ſie, der Uebereinkunft mit ihnen gemäß, den Vogel befragt, was er ihr geantwortet, und was ſie ihm auf das angerathene Gericht von Gurken mit Perlen gefüllt eingewendet, und welches Mittel er ihr angegeben, Perlen genug zu bekommen, indem er ihr den Ort angezeigt, wo ſie dieſes Käſtchen gefunden hätte. Die Prinzen und die Prinzeſſinn hatten allerlei Vermuthungen, in welcher Abſicht der Vogel ein ſolches Gericht für den Sultan bereitet wiſſen wollte und ſogar das Mittel dazu angegeben hatte. Aber endlich, nachdem ſie lange hin und her darüber geſprochen hatten, beſchloſſen ſie damit, ſie ſähen den Zweck nicht ein, jedoch müßte man den Rath genau befolgen, und nichts daran fehlen laſſen.

Als ſie wieder ins Haus traten, ließ die Prinzeſſinn den Küchenmeiſter in ihr Zimmer kommen, und nachdem ſie ihm zu dem Gaſtmahle für den Sultan ihre Befehle ertheilt hatte, wie ſie es haben wollte, fügte ſie hinzu:

„Außer dem, was ich dir hier geſagt habe, ſollſt du mir noch ein beſonderes Gericht für den Sultan machen, und ſo daß niemand außer dir Hand daran lege. Dieſes Gericht iſt eine Schüſſel mit gefüllten Gurken, deren Gefüllſel du aber von dieſen Perlen machen ſollſt.“ Und zugleich öffnete ſie das Käſtchen, und zeigte ihm die Perlen.

Der Küchenmeiſter, der niemals von einem ſolchen Gefüllſel gehört hatte, trat zwei Schritte zurück, mit einem Geſichte, welches genugſam ſeine Gedanken ausdrückte. Die Prinzeſſinn errieth dieſe, und ſprach:

„Ich ſehe wohl, du hältſt mich für wahnſinnig, daß ich dir ein Gericht auftrage, wovon du nie gehört haſt, und wovon man zuverſichtlich behaupten kann, daß es niemals gemacht worden iſt. Dieß iſt wahr, ich weiß es, wie du: aber ich bin keineswegeſ wahnſinnig, und mit vollem Verſtande befehle ich dir, es zu machen. Gehe, ſinne darauf, und thu dein beſtes; nimm das Käſtchen mit, und bringe es mir mit den übrigen Perlen wieder, wenn mehr darin ſind, als du brauchſt.“

Der Küchenmeiſter hatte hierauf nichts zu erwiedern; er empfing das Käſtchen und nahm es mit. An demſelben Tage ertheilte die Prinzeſſinn noch ihre Befehle, daß alles, ſowohl im Hauſe als im Garten, reinlich, ſauber und in Ordnung wäre, um den Sultan zu empfangen.

Am folgenden Morgen hatten die Prinzen ſich ſchon an dem Orte der Jagd eingeſtellt, als der Sultan von Perſien dort ankam. Der Sultan begann die Jagd, und ſetzte ſie fort, bis die brennende Hitze der Sonne, welche ſich der Mittagshöhe nahte, ihn nöthigte, ſie zu endigen. Hierauf ſtellte ſich der Prinz Perwis, während der Prinz Bahman bei dem Sultan zur Begleitung blieb, an die Spitze des Zuges, und zeigte ihm den Weg; und als er im Angeſicht des Landhauſes war, gab er ſeinem Roſſe die Sporen, um der Prinzeſſinn Pariſade die Ankunft des Sultans zu verkündigen; aber die Leute der Prinzeſſinn, welche ſich auf ihren Befehl ausgeſtellt, hatten ſie ſchon davon benachrichtigt, und der Prinz fand ſie ſchon zu ſeinem Empfange bereit.

Der Sultan kam an, und als er in dem Hofe an der Vorhalle abgeſtiegen war, trat die Prinzeſſinn Pariſade hervor, und warf ſich zu ſeinen Füßen; und die Prinzen Bahman und Perwis, die um ihn waren, ſagten dem Sultan, es wäre ihre Schweſter, und baten ihn, die von ihr Seiner Majeſtät bezeigte Ehrfurcht zu genehmigen.

Der Sultan bückte ſich, um die Prinzeſſinn aufzuheben; und nachdem er ſie betrachtet und einige Zeit den blendenden Glanz ihrer Schönheit, ihre Anmuth, ihr ganzes Weſen, und ein gewiſſes Etwas bewundert hatte, welches nicht zu ihrem ländlichen Wohnorte ſtimmte, ſprach er:

„Die Brüder ſind der Schweſter würdig, und die Schweſter iſt der Brüder würdig; und nach dem Aeußern auf das Innere zu ſchließen, ſo wundere ich mich nun nicht mehr, daß die Brüder nichts ohne die Einwilligung der Schweſter thun wollen. Aber ich hoffe, ſie von dieſer Seite noch beſſer kennen zu lernen, als es auf den erten Anblick möglich iſt, wenn ich erſt das Haus geſehen habe.“

Hierauf nahm die Prinzeſſinn das Wort, und ſprach:

„Herr, es iſt nur ein Landhaus, wie es Leuten unſerer Art ziemt, welche von der großen Welt zurückgezogen leben; es iſt gar nicht den Häuſern der großen Städte, noch weniger den prächtigen Paläſten zu vergleichen, welche nur den Sultanen zugehören.“

„Ich verlaſſe mich hierin nicht ganz auf euer Urtheil,“ antwortete ſehr höflich der Sultan; „was ich jetzo ſehe, macht mir daſſelbe etwas verdächtig. Ich behalte mir mein Urtheil darüber vor, wenn ihr mich das Haus habt ſehen laſſen: gehet alſo voran, und zeiget mir den Weg.“

Die Prinzeſſinn führte nun den Sultan, mit Ausnahme des Saales, von Zimmer zu Zimmer, und nachdem derſelbe jedes Gemach mit Bewunderung betrachtet, und die Mannigfaltigkeit derſelben bewundert hatte, ſprach er zu der Prinzeſſinn Pariſade:

„Wie, meine Schöne, dieß nennet ihr ein Landhaus? die ſchönſten und größten Städte würden bald verlaſſen ſein, wenn alle Landhäuſer dem eurigen glichen. Ich verwundere mich nun nicht mehr, daß ihr euch darin ſo wohl gefallet und die Stadt verſchmähet. Laſſet mich auch den Garten ſehen: ich vermuthe wohl, daß er dem Hauſe entſprechen wird.“

Die Prinzeſſinn öffnete eine Thüre, welche nach dem Garten führte; und das erſte was dem Sultan in die Augen fiel, war der Springbrunnen des goldgelben Waſſers. Erſtaunt über ein ihm ſo neues Schauſpiel, nachdem er es lange mit Bewunderung betrachtet hatte, ſprach er:

„Woher kömmt dieſes wunderbare Waſſer, welches einen ſo ſchönen Anblick gewährt? Wo iſt die Quelle deſſelben? Und durch welche Kunſt hat man einen ſo außerordentlichen Springbrunnen daraus gemacht, desgleichen es, wie ich glaube, nicht mehr in der Welt gibt? Ich will dieſes Wunder näher beſchauen.“

Mit dieſen Worten trat er näher. Die Prinzeſſinn führte ihn dann weiter nach der Stelle, wo der ſingende Baum gepflanzt war.

Indem der Sultan ſich ihm nahte, hörte er ein Konzert, dergleichen er noch nie gehört hatte, und ſuchte mit den Augen wo es herkäme; und da er niemand in der Nähe ſah, jedoch das Konzert ſo deutlich hörte, daß er davon bezaubert war, ſprach er, indem er ſich zu der Prinzeſſinn Pariſade wandte:

„Meine Schöne, wo ſind denn die Muſikanten, welche ich höre? Sind ſie unter der Erde? oder ſind ſie unſichtbar in der Luft? Mit ſo ſchönen und ſo bezaubernden Stimmen würden ſie nichts dabei wagen, ſich ſehen zu laſſen: im Gegentheil, ſie würden auch ſo Vergnügen machen.“

„Herr,“ antwortete die Prinzeſſinn lächelnd, „es ſind nicht Muſikanten, welche das Konzert machen, das ihr hier höret, es iſt der Baum, welchen Euer Majeſtät vor ſich ſieht; und wenn ihr euch noch vier Schritte näher heran bemühen wollet, ſo werdet ihr nicht daran zweifeln, und die Stimmen noch deutlicher hören.“

Der Sultan trat näher, und war von der ſüßen Harmonie des Konzerts ſo bezaubert, daß er nicht müde werden konnte, es zu hören. Endlich fiel es ihm ein, daß er auch das goldgelbe Waſſer in der Nähe ſehen müßte; er unterbrach alſo das Stillſchweigen, und ſprach zu der Prinzeſſinn:

„Meine Schöne, ſaget mir, ich bitte euch, befindet ſich dieſer wunderbare Baum zufällig in eurem Garten? Oder iſt es ein Geſchenk, welches man euch gemacht hat? oder habt ihr ihn aus einem fernen Lande kommen laſſen? Er muß ſehr weit herkommen: ſonſt würde ich, der ich ſo neugierig nach Seltenheiten der Natur bin, davon reden gehört haben. Welchen Namen gebt ihr ihm?“

„Herr,“ antwortete die Prinzeſſinn, „dieſer Baum hat keinen andern Namen, als „der ſingende Baum,“ und er wächſt nicht in dieſem Lande; es wäre zu lang zu erzählen, durch welches Abenteuer er ſich hier befindet. Dieſe Geſchichte hängt mit dem goldgelben Waſſer und dem ſprechenden Vogel zuſammen, welches wir damit zugleich bekommen haben, und den Euer Majeſtät auch ſehen kann, nachdem ihr das goldgelbe Waſſer ſo nahe als ihr wünſchet, beſchauet habt. Wenn es euch genehm iſt, ſo will ich euch die Geſchichte erzählen, nachdem ihr in Ruhe ſeid, und euch von den Anſtrengungen der Jagd erholt habt, welche ihr noch durch dieſen mühevollen Gang in der Sonnenhitze vermehret.“

„Meine Schöne,“ fuhr der Sultan fort, „ich fühle nicht die Mühe, von welcher ihr redet, ſo ſehr iſt ſie durch die wunderbaren Dinge belohnt, welche ihr mich ſehen laſſet; ſaget vielmehr, daß ich der Mühe vergeſſe, welche ich euch verurſache. Drum, laſſet uns eilen, und das goldgelbe Waſſer ſchauen; ich brenne ſchon vor Verlangen, den ſprechenden Vogel zu ſehen und zu bewundern.“

Als der Sultan an den Springbrunnen des goldgelben Waſſers kam, blieben ſeine Augen lange auf die Waſſergarbe geheftet, welche unaufhörlich in die Luft emporſteigend und wieder ins Becken ſinkend, eine wundervolle Wirkung machte.

„Nach eurer Rede, meine Schöne,“ ſprach er, ſtäts zu der Prinzeſſinn gewandt, „hat dieſes Waſſer keine Quelle, und kömmt nicht etwa durch unterirdiſche Röhren von einem Ort in der Gegend umher: ich begreife nur ſo viel, daß es eben ſo wunderbar iſt, als der ſingende Baum.“

„Herr,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „es verhält ſich, wie Euer Majeſtät ſagt; und zum Beweiſe, daß das Waſſer nicht anderswoher kömmt, iſt das Marmorbecken aus einem einzigen Stücke, ſo daß es weder von der Seite her, noch von unten herauf kommen kann. Und was dieſes Waſſer Euer Majeſtät noch wunderbarer machen wird, iſt, daß ich nur ein Fläſchchen davon in dieſes Becken gegoſſen habe, und es durch ſeine beſondere Eigenſchaft ſo angeſchwollen iſt.“

Der Sultan verließ endlich das Becken, mit den Worten:

„Es iſt genug für das erſtemal: denn ich verſpreche mir wohl, öfter wiederzukommen. Führet mich nun hin zu dem ſprechenden Vogel.“

Indem er ſich nun dem Saale näherte, bemerkte der Sultan auf den Bäumen umher eine zahlloſe Menge Vögel, welche mit ihrem Geſange und Gezwitſcher die Luft erfüllten. Er fragte, warum ſie gerade hier, und nicht auf den übrigen Bäumen des Gartens, verſammelt wären, wo er keinen geſehen oder ſingen gehört hätte?

„Herr,“ antwortete die Prinzeſſinn, „dieß kömmt daher, weil alle Vögel aus der Gegend umher ſich verſammeln, um den Geſang des ſprechenden Vogels zu begleiten. Euer Majeſtät kann ihn in dem Käfige ſehen, welcher in einem der Fenſter des Saales ſteht, den ihr betreten werdet; und wenn ihr darauf Acht gebet, ſo werdet ihr bemerken, daß ſein Geſang den aller übrigen Vögel übertrifft, ſelbſt den der Nachtigall, welche ihm nur von ferne nahe kömmt.“

Der Sultan trat in den Saal; und da der Vogel in ſeinem Geſange fortfuhr, ſprach die Prinzeſſinn mit erhobener Stimme:

„Höre, Sklave, hier iſt der Sultan, bezeige ihm deine Ehrfurcht!“

Der Vogel hörte augenblicklich auf zu ſingen, und alle die andern Vögel mit ihm; dann ſprach er:

„Sehr willkommen ſei der Sultan! der Himmel überhäufe ihn mit Segen und verlängere die Zahl ſeiner Jahre!“

Da das Gaſtmahl vor dem Sofa in der Nähe des Fenſters, wo der Käfig ſtand, bereitet war, ſprach der Sultan, indem er ſich zu Tiſche ſetzte:

„Vogel, ich danke dir für deinen Wunſch, und ich freue mich, in dir den Sultan und König aller Vögel kennen zu lernen.“

Als der Sultan die Schüſſel mit Gurken vor ſich ſtehen ſah, welche er wie gewöhnlich gefüllt glaubte, legte er ſogleich die Hand daran, und ſein Erſtaunen war außerordentlich, als er ſie mit Perlen gefüllt ſah.

„Welche Seltſamkeit!“ ſprach er, „wozu ein Gefüllſel von Perlen? Man kann doch die Perlen nicht eſſen.“

Er blickte die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn fragend an, was dieß zu bedeuten hätte; aber der Vogel ſprach dazwiſchen:

„Herr, kann Euer Majeſtät ſo ſehr in Erſtaunen ſein über ein Füllſel von Perlen, wie ihr vor euch ſehet, nachdem ihr ſo leicht geglaubt habt, daß eure Gemahlinn von einem Hunde, einer Katze und einem Stücke Holz entbunden ſei?“

„Ich habe es geglaubt,“ verſetzte der Sultan, „weil die Hebammen es mich verſichert hatten.“

„Dieſe Hebammen, Herr,“ fuhr der Vogel fort, „waren der Sultaninn Schweſtern, aber auf das Glück, womit ihr ſie vor ihnen beehrt hattet, eiferſüchtige Schweſtern; und um ihre Wuth zu befriedigen, haben ſie die Leichtgläubigkeit Euer Majeſtät misbraucht. Sie werden ihr Verbrechen geſtehen, wenn ihr ſie ernſtlich befragen laſſet. Die beiden Brüder und ihre Schweſter, die ihr hier ſehet, ſind eure Kinder, welche von ihnen ausgeſetzt, aber von dem Aufſeher eurer Gärten aufgenommen, und durch ſeine Pflege geſäugt und erzogen worden ſind.“

Vierhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

Dieſe Rede des Vogels klärte dem Sultan im Augenblick alles auf.

„Vogel," rief er aus, „es wird mir nicht ſchwer, dem Glauben beizumeſſen, was du mir entdeckſt und verkündigſt. Die Neigung, welche mich zu ihnen hinzog, und die Zärtlichkeit, welche ich ſchon für ſie fühlte, ſagten mir nur zu ſehr, daß ſie von meinem Geblüte wären. Kommet denn, meine Kinder, komm, meine Tochter, daß ich euch umarme und euch die erſten Zeichen meiner Liebe und väterlichen Zärtlichkeit gebe."

Zugleich ſtand er auf, und nachdem er die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn, eins nach dem andern, umarmt, und ſeine Thränen mit den ihrigen vermiſcht hatte, ſprach er:

„Das iſt noch nicht genug, meine Kinder, ihr müßt euch unter einander umarmen, nicht als die Kinder des Aufſehers der Gärten, dem ich immerdar verpflichtet ſein werde, daß er euch das Leben erhalten hat, ſondern als die meinigen, als Sprößlinge des Königsſtammes von Perſien, deſſen Ruhm ihr, wie ich überzeugt bin, fortpflanzen werdet."

Nachdem die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn ſich gegenſeitig mit ganz neuen Gefühlen umarmt hatten, wie der Sultan es wünſchte, ſetzte er ſich wieder mit ihnen zu Tiſche; er aaß eilig, und als er fertig war, ſprach er:

„Meine Kinder, ihr kennet nun in mir euern Vater; morgen werde ich euch auch eure Mutter, die Sultaninn, zuführen; bereitet euch zu ihrem Empfange.“

Der Sultan ſtieg zu Pferde, und ritt in aller Eile nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Das erſte was er that, als er abgeſtiegen und in ſeinen Palaſt gekommen war, daß er dem Groß-Weſyr befahl, aufs allerſchleunigſte den beiden Schweſtern der Sultaninn den Prozeß zu machen.

Die beiden Schweſtern wurden ſogleich aus ihrer Wohnung geholt, einzeln befragt, durch die Folter zum Geſtändniſſe gebracht und zum Viertheilen verurtheilt; und alles wurde in weniger als einer Stunde vollzogen.

Unterdeſſen ging der Sultan Chosru-Schach, im Gefolge aller damals gegenwärtigen Herren des Hofes, zu Fuße bis an die Thüre der großen Moſchee, und nachdem er ſelber die Sultaninn aus dem engen Gefängniſſe geführt hatte, in welchem ſie ſeit ſo vielen Jahren ſchmachtete und litt, ſprach er zu ihr, indem er mit Thränen in den Augen ſie in ihrem jammervollen Zuſtande umarmte:

„Theure Frau, ich komme euch für die Ungerechtigkeit, welche ich euch angethan habe, um Verzeihung zu bitten, und euch die ſchuldige Genugthuung zu geben. Ich habe dieſe ſchon mit der Beſtrafung derjenigen begonnen, welche mich durch einen ſcheuslichen Betrug verleitet hatten, und ich hoffe, ihr werdet ſie für vollſtändig achten, wenn ich euch zwei vollkommene Prinzen und eine liebenswürdige und reizende Prinzeſſinn ſchenke, eure und meine Kinder. Kommet, und nehmet euren Rang wieder ein, ſammt allen euch gebürenden Ehren.“

Dieſe Genugthuung geſchah im Angeſicht einer zahlloſen Volksmenge, welche haufenweiſe von allen Seiten herbeigelaufen war, ſobald es kund ward, was vorginge; welches ſich in wenig Augenblicken durch die ganze Stadt verbreitete.

Am folgenden Tage in aller Frühe, begaben ſich der Sultan und die Sultaninn, welche nun ihr geſtriges Kleid der Demüthigung und Trauer wieder mit dem königlichen Prachtkleide vertauſcht hatte, im Gefolge ihres ganzen dazu entbotenen Hofſtaates, nach dem Landhauſe der beiden Prinzen und der Prinzeſſinn. Sie langten dort an, und ſobald ſie abgeſtiegen waren, ſtellte der Sultan die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzeſſinn Pariſade der Sultaninn vor, mit den Worten:

„Theure Frau, hier ſind die beiden Prinzen, eure Söhne, und hier iſt die Prinzeſſinn, eure Tochter, umarmet ſie mit derſelben Zärtlichkeit, mit welcher ich ſie umarme: ſie ſind mein und euer würdig.“

Thränen im Ueberfluſſe wurden bei dieſen ſo rührenden Umarmungen vergoſſen, und beſonders von der Sultaninn, welche den Troſt und die Freude erlebte, zwei Prinzen als ihre Söhne und eine Prinzeſſinn als ihre Tochter zu umarmen, welche ihr ſo ſchwere und lange Leiden verurſacht hatten.

Die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn hatten für den Sultan, für die Sultaninn und den ganzen Hof, ein prächtiges Mahl bereiten laſſen. Man ſetzte ſich zu Tiſche: und nach der Mahlzeit führte der Sultan die Sultaninn in den Garten, und zeigte ihr den ſingenden Baum und den Springbrunnen des goldgelben Waſſers. Den Vogel hatte ſie ſchon in ſeinem Käfige geſehen, und der Sultan ihn während der Mahlzeit gerühmt.

Als den Sultan dort nichts mehr zurückhielt, ſtieg er wieder zu Pferde; der Prinz Bahman ritt zu ſeiner rechten und der Prinz Perwis zur linken; ihm folgte die Sultaninn mit der Prinzeſſinn an ihrer Seite. In dieſem Aufzuge, vor und hinter ihnen die Hofbeamten nach ihrem Range, kehrten ſie nach der Hauptſtadt zurück. So wie ſie ſich nahten, kam ihnen das Volk haufenweiſe weit vor das Thor heraus entgegen, und Alle hefteten ihre Blicke nicht weniger auf die Sultaninn mit herzlicher Theilnahme an ihrer Freude nach ſo langen Leiden, als auf die beiden Prinzen und die Prinzeſſinn, welche ſie mit ihrem Freudenrufe begleiteten. Auch zog der Vogel in ſeinem Käfige, welchen die Prinzeſſinn Pariſade vor ſich trug, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, und ſie bewunderten ſeinen Geſang, welcher alle die andern Vögel herbeizog, ſo daß ſie ihm auf dem Felde von Baume zu Baume und in der Stadt von Dache zu Dache nachfolgten.

Die Prinzen Bahman und Perwis mit der Prinzeſſinn Pariſade wurden endlich in dieſem feierlichen Aufzuge in den Palaſt geführt; und am Abend folgten hierauf große Erleuchtungen und allgemeine Freudenfeſte, ſo wohl im Palaſt, als in der Stadt, welche mehrere Tage hindurch währten."

Als Sheherasade die Erzählung von den drei Geſchwiſtern geendigt hatte, und bemerkte, daß es noch nicht Tag war, begann ſie noch die Erzählung von dem jungen Prinzen und dem grünen Vogel, mit folgenden Worten:

Geſchichte des jungen Prinzen und des grünen Vogels.

„Herr," ſprach ſie, „es war einmal in Indien ein König, im Beſitz unermeſſlicher Reichthümer und Länder, deſſen Leben aber durch den Verdruß verbittert ward, daß er keine Kinder hatte.

Eines Tages, da ſein Schmerz heftiger als gewöhnlich war, legte er ein feuerfarbenes Kleid an, und begab ſich in ſeinen Diwan. Der Weſyr erſchrak, als er ihn in dieſem Trauerkleide erblickte, und fragte ihn, warum er es angezogen hätte.

„Es iſt meinen traurigen Gedanken angemeſſen," antwortete ihm der Sultan. Und als der Weſyr ihn durch den Anblick ſeiner Schätze zerſtreuen wollte, entgegnete ihm der Monarch: „Ach! Gott allein kann mich aus der Schwermuth reiſſen; ich entbehre, was mich auf Erden glücklich machen könnte: ich habe keine Kinder."

Ein Greis, der dieſe Worte gehört hatte, näherte ſich dem Sultan, und ſprach zu ihm:

„Herr, ich habe von meinen Vätern als Erbtheil die Anweiſung zur Bereitung eines Trankes überkommen, welcher die glückliche Kraft hat, denjenigen fruchtbar zu machen, der ihn einnimmt, und ich würde mich glücklich achten, ihn euch darbieten zu dürfen. 4)

Der Sultan beeilte ſich, von dem Mittel des Greiſes Gebrauch zu machen. Es brachte die erwünſchte Wirkung hervor; denn nach Verlauf einiger Monate bemerkte man, daß eine von den Frauen des Harems ſchwanger war. Bei dieſer glücklichen Neuigkeit ließ der Sultan große Freudenfeſte anſtellen, und reichliche Almoſen vertheilen.

Die Sultaninn 5) gebar einen lieblichen und holdſeligen Knaben, und deshalb nannte ſie ihn Haſſan. Er blieb bis zum ſiebenten Jahre unter den Händen der Ammen; worauf man ihn gelehrten Männern übergab, welche ihn den Koran und verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaften lehrten. Er hatte kaum ſein zwölftes Jahr erreicht, als er ſich ſchon im Reiten, im Bogenſchießen und Speerwerfen dermaßen auszeichnete, daß er bald der berühmteſte Reiter des Königreichs ward.

Eines Tages, als dieſer Prinz in der Umgegend ſeiner Hauptſtadt auf der Jagd war, erblickte er einen Vogel, deſſen glänzendes Gefieder ganz grün war;

aber kaum hatte er ſeinen Bogen auf ihn geſpannt, als der Vogel ſchon wieder verſchwunden war. Vergeblich ſuchte er ihn auf allen Seiten, er war ihm ganz aus dem Geſichte gekommen. Haſſan kehrte nach dem Palaſt zurück, ermüdet von ſeinen fruchtloſen Anſtrengungen, und troſtlos, daß ihm ein ſo glänzender Fang entgangen war.

Als ſein erhabener Vater ſeine traurige Miene bemerkte, befragte er ihn um die Urſache davon. Der Prinz antwortete ihm:

„Ich habe einen Vogel geſehen, welcher mich dermaßen bezaubert hat, daß ich ſchwöre, kein Fleiſch zu eſſen, bevor ich mir nicht einen ſolchen verſchafft habe.“

Vergebens ſtellte der König ihm vor, der Schöpfer hätte in ſeiner Weisheit eine ſo groſe Menge von Vögeln erſchaffen, daß es vermuthlich noch ſchönere darunter gäbe, als jener wäre. Nichts vermochte Haſſan zu tröſten, und mit Anbruche des Tages durchſtrich er von neuem die Gegend.

Er erblickt abermals ſeinen geliebten Vogel, nähert ſich ihm vorſichtig, ſpannt ſeinen Bogen, und drückt los: aber der Vogel iſt abermals entflohen, und der Pfeil hat ihn nicht erreicht. Der Prinz verfolgt ihn nun, ſo ſchnell ſein Pferd laufen kann, und die Nacht allein vermag ſeinen Lauf zu hemmen. Höchſt ermüdet kömmt er langſamen Schrittes nach der Stadt zurück; ein ehrwürdiger Greis begegnet ihm: „Prinz," ſpricht er zu ihm, „ihr ſcheint ganz erſchöpft von Anſtrengung; darf ich euch fragen, was euch in dieſen Zuſtand zu ſetzen vermochte?"

„Guter Vater," antwortet ihm Haſſan, „ich habe einem grünen Vogel nachgejagt, aber er hat ſich meinen Geſchoſſen entzogen: und ich wünſchte doch ſo ſehnlich ihn zu erjagen."

„Mein Sohn," entgegnete ihm der weiſe Alte, „und wenn ihr euer Lebelang dieſen Vogel verfolgetet, ſo vermöchtet ihr ihn doch nicht zu erreichen: er wohnt in dem Lande der Kaffern, wo man noch viel ſchönere Vögel findet, als der von euch geſehene iſt: einige derſelben ſingen bezaubernd ſchön; andere ſprechen wie die Menſchen. Aber ihr könnt niemals nach dieſem Lande gelangen. Denket alſo nicht mehr an dieſen Vogel, und ſuchet irgend einen anderen Gegenſtand, welcher euch zerſtreuen kann; denn es iſt unmöglich, euch dieſen Vogel zu verſchaffen."

„Bei den hundert Namen Allahs," rief der Prinz auf dieſe Worte des Greiſes aus, „nichts könnte mich abhalten, das Land aufzuſuchen, von welchem ihr mir geſagt habt."

Hiemit verließ er ihn ungeſtüm, und ergab ſich gänzlich der Hoffnung, nach dem Lande der Kaffern zu reiſen.

Als ſein Vater ſeine Verwirrung bemerkte, erkundigte er ſich, was ihm begegnet wäre; und als er vernahm, daß die fruchtloſe Jagd und die Worte des Greiſes den jungen Prinzen in dieſen Zuſtand verſetzten, ſprach er zu ihm:

„Mein Sohn, verbanne dieſe Hirngeſpinnſte aus deiner Seele; beruhige dich, und quäle dich nicht ſo ganz vergebens.“

„Seitdem der Greis mir das geſagt hat,“ antwortete Haſſan, „habe ich noch ein weit heftigeres Verlangen, dieſen Vogel zu beſitzen, das Land der Kaffern zu beſuchen, und die Gärten zu bewundern, wo ein ſo wunderbares Thier ſeinen Aufenthalt hat.“

Ungeachtet der Vorſtellungen ſeines Vaters, welchen tiefen Schmerz er und die Mutter über ſeine Abreiſe empfinden würden, beharrte der junge Haſſan bei ſeinem Vorſatze, drohte ſich zu entleiben, wenn man ihn an der Ausführung deſſelben hindern wollte; und in Begleitung einer zahlreichen Bedeckung, welche man ihm vorſorglich mitgab, machte er ſich auf den Weg nach dem Lande der Kaffern.

Vierhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

Während des erſten Monats begegnete unſern Reiſenden nichts Außerordentliches; aber endlich kamen ſie an einen Scheideweg, wo drei Wege ſich ihrem Auge darboten. In der Mitte war eine Piramide errichtet, auf deren einer Seite man las: „Weg der Glückſeligkeit;“ auf einer andern: „Weg der Reue;“ und auf der dritten: „Wer dieſen Weg einſchlägt, kehrt vermuthlich nie wieder.“

„Dieß iſt gerade der Weg, welchen ich nehmen will,“ ſprach der Prinz, als er dieſe letzte Inſchrift geleſen hatte. Und ſogleich befahl er ſeinen Leuten, ihm auf dieſem Wege zu folgen.

Sie zogen nun zwanzig Tage lang mitten durch tiefe Wälder, voll wilder Thiere und giftigen Gewürms; mit jedem Schritte, den ſie thaten, ſchien das Land, welches ſie durchreiſen ſollten, immer furchtbarer zu werden: bald ſtellten ſich Heerden von brüllenden Löwen ihnen in den Weg, vor welchen ſie ſich nur dadurch ſchützen konnten, daß ſie in dem Walde einen großen Brand rings um ſich her anzündeten; bald mußten ſie ſchroffe Felſen von ungeheurer Höhe, und glatt wie Spiegel, überklimmen. In der Nacht erſchienen tauſend geſpenſtiſche Geſtalten vor ihren Blicken; und der Tag, welchen ſie mit Ungeduld erwarteten, ließ ſie nur noch mehr das Grauenvolle dieſer Gegenden empfinden.

Nachdem ſie einer Menge von Gefahren getrotzt hatten, welchen der größte Theil ſeiner Leute erlag, kam der Prinz endlich an eine in Trümmern liegende und ganz unbewohnte Stadt. Er ließ hier ſeine Zelte aufſchlagen. Und nachdem er ſeine Abwaſchungen verrichtet und das Abendgebet geſprochen hatte, wollte er ſich den Süßigkeiten des Schlafes überlaſſen, als plötzlich einer der Geiſter, welche in den verfallenen Gebäuden hauſen, ihm erſchien.

„Ich grüße dich, König der Wüſten, mächtiger Herrſcher,“ ſprach der Prinz zu ihm, indem er ſich ehrfurchtsvoll verneigte, „ſei willkommen!“

Dieſer Anrede fügte er noch andere ſchmeichelhafte und verbindliche Worte bei; und als er bemerkte, daß der Geiſt durch ſeinen ungeheuren Haarwuchs beſchwert war, ſo nahm er ſeine Scheere, und ſchnitt ihm die langen Locken ab, welche ihm über die Schultern hinabfielen, reichte ihm Waſſer ſich zu waſchen, und bot ihm von den Vorräthen, welche ſich in ſeinem Zelte befanden.

Der Geiſt war dankbar für dieſen Empfang, und ſprach zu ihm: „Haſſan, deine Ankunft an dieſem Orte verdammt mich zum Tode; aber ſage mir, was iſt denn die Abſicht deiner Reiſe?“

Der Prinz theilte ihm ſeine Abenteuer mit und ſein Verlangen, das Reich der Kaffern zu beſuchen.

„Prinz,“ verſetzte der Geiſt, „du wirſt nimmer dieſes Land erreichen; auch der unverdroſſenſte Reiſende gebrauchte dreihundert Jahre, um dahin zu gelangen; aber mein Sohn, ein altes Sprichwort ſagt, daß keine Wohlthat verloren iſt, und daß kein Weſen entweder wohlthätiger oder grauſamer iſt, als die Bewohner der Wüſte. Du haſt mir Gutes erwieſen; ich will dir daſſelbe erwiedern, aber du mußt deine Leute mit dem Gepäcke hier zurücklaſſen.“

Hierauf befahl Haſſan ſeinen Leuten, ihn zu erwarten, und dort bis zu ſeiner Rückkehr zu lagern; und nachdem er ſich die Ohren mit Baumwolle verſtopft hatte, ſtieg er dem Geiſt auf die Schulter, und verſchwand mit ihm.

In wenigen Stunden hatten ſie den Garten des Landes Kaffern erreicht. Der Prinz, auf dem Gipfel der Freude, durchläuft dieſen zauberiſchen Garten, welchen keine Beſchreibung zu ſchildern vermöchte: Blumen von allen Farben, Bäume von den ſeltenſten und wunderbarſten Arten bezaubern ſeine Blicke; tauſend Vögel von verſchiedenartigem Gefieder entzücken ſein Ohr durch ihren wohllautigen Geſang.

Der junge Prinz erkannte unter dieſen Vögeln auch diejenigen, welche er ſuchte; und ſchon hatte er ſechſe davon gefangen, als einer der Gartenwächter Lärm machte: ſogleich ward Haſſan von allen Seiten umringt und nach dem Palaſte des Königs geſchleppt, dem dieſe Gärten gehörten.

Er kam bald vor den Sultan, und der erzürnte Fürſt fragte ihn: „Wer hat dir das Recht gegeben, meinen Garten ſo unverſchämt zu beſtehlen?“ Und als der Prinz, in der Beſtürzung, nichts antwortete, fuhr der König fort: „Du haſt den Tod verdient, und nur unter einer einzigen Bedingung will ich dir verzeihen; die iſt, daß du mir von den Schwarzen Inſeln die Diamanten-Traube bringeſt: dieſe Inſeln liegen an der Gränze meiner Staaten, ich will dir die Fahrt dorthin erleichtern, und wenn du nicht erliegeſt, ſo biſt du deiner Begnadigung gewiß.“

Haſſan, als Freund gefahrvoller Abenteuer, nahm dieſe Bedingung mit Freuden an. Er ſucht ſeinen dienſtbaren Geiſt wieder auf; beide reiſen zuſammen nach den Schwarzen Inſeln, und haben ſie alsbald erreicht. Sie erkennen die Gärten, von denen die Rede war, an dem funkelnden Glanze der zahlloſen Smaragden und Diamanten, aus welchen die Bäume beſtehen. Aber bevor ſie dahin gelangen, erblicken ſie ein Ungeheuer, deſſen ſcheußlicher Anblick ſie anfangs zurückſchreckt. Indeſſen folgt der Prinz bald nur ſeinem Muthe, ergreift ſein Schwert, und ſchlägt auf das furchtbare Unthier. Die

Schuppen, womit daſſelbe gepanzert iſt, vereiteln aber alle ſeine Anſtrengungen; erſchöpft vom Kampfe, war er ſchon im Begriff dem wiederholten Anſtürmen ſeines Widerſachers zu erliegen, wenn der Geiſt nicht auf der Stelle die Geſtalt eines Vogels mit einem ſehr ſpitzen Schnabel angenommen, und damit dem ſchrecklichen Thiere die Augen ausgehackt hätte. Der Prinz, der nun ſeine Streiche nach Gefallen führen konnte, ſtieß ihm ſein Schwert in den Leib, da wo eine Schuppe fehlte, und Ströme ſchwarzen Blutes ſtürzten ſchäumend hervor.

Nachdem das Ungeheuer ſein Leben ausgehaucht hat, eilt Haſſan in den Garten, und ſchauet hier eine Menge von Bäumen aller Art, die mit den reichſten und glänzendſten Früchten prangen. Endlich erblickt er auch die Diamanten-Traube, welche er holen ſollte, und ſchon ſtreckt er die Hand darnach aus, als von allen Seiten ein Geſchrei hervorbricht. Rieſen ſtürzen über ihn her, feſſeln ihn, und ſchleppen ihn vor ihren König.

Dieſer, in Wuth über die Verwegenheit des Prinzen, verdammte ihn auf der Stelle zum Tode, und ſein Befehl ſollte ſchon vollzogen werden, als man plötzlich ein Freudengeſchrei hört: und alsbald verlautet, daß das Ungeheuer, welches jährlich mehrere Jungfrauen des Landes zu verſchlingen kam, eben erlegt worden ſei. Der Sultan, entzückt über dieſe frohe Neuigkeit, thut ſogleich das

Gelübde, dem tapfern Manne, der das Land befreiet hat, ſeine Tochter zu geben.

Vierhundert acht und dreißigſte Nacht.

In demſelben Augenblicke ließ die Prinzeſſinn ihren Vater bitten, zu ihr zu kommen. Der König, voll Verwunderung darüber, begab ſich eiligſt nach dem Harem. „Ich möchte gern,“ ſprach ſie zu ihm, „den jungen Fremdling ſehen, der unter meinem Fenſter das Ungeheuer, die Plage dieſes Landes, getödtet hat.“

„Wie,“ rief der König aus, „ſollte es der junge Mann ſein, welchen ich eben verurtheilt habe? Laß uns eilen, ſeine Beſtrafung zu verſchieben.“

Er ließ ſogleich den Prinzen kommen, und ſprach zu ihm: „Junger Fremdling, nicht nur macht deine Tapferkeit dich der Verzeihung würdig, ſondern das Gelübde, welches ich gethan habe, verſichert dir auch die Hand meiner Tochter.“

Der Geiſt, welcher ſich in Haſſans Nähe hielt, neigte ſich zu ſeinem Ohre und flüſterte ihm zu: „Haſſan, andere Abenteuer erwarten dich, und deine Beſtimmung will, daß du zu den Deinigen heimkehren ſollſt.“

Der Prinz bat hierauf den Sultan um die Erlaubniß, ſeine Tochter mit ſich heimzuführen. Sie wurde ihm bewilligt, und alsbald feierten prächtige Freudenfeſte die Vermählung der beiden Gatten.

Nach Verlaufe von drei Monaten bereitete ſich Haſſan, ſeinem dem König von Kaffer gegebenen Verſprechen gemäß, zur Rückkehr in dieſes Land. Sein Schwiegervater machte ihm hundert Trauben von Diamanten und Smaragden zum Geſchenke. Auf den Schultern des Geiſtes verfehlte Haſſan nicht, bald wieder nach dem Orte ſeiner Beſtimmung zu gelangen.

Der König war überraſcht, ihn mit dem verlangten Kleinod ſo bald wiederzuſehen. „Ich ſehe wohl,“ ſprach er zu ihm, „daß der Himmel euch begünſtigt: nehmet drum, was euch in meinen Staaten gefällt; aber leiſtet mir euren Beiſtand. Alle Jahre ſtürzt ein ungeheurer Geier auf meine Hauptſtadt herab, und entführt einige meiner Unterthanen: ich bitte euch, helfet mir ihn bekämpfen.“

„Ich weiß, wer dieſer Vogel iſt,“ ſagte der Geiſt Haſſan ins Ohr; „verſprich nur deine Hülfe.“

Indem er dieſe Worte ſprach, bemerkte man einen ſchwarzen Fleck am Geſichtskreiſe. Bald vergrößerte ſich derſelbe, und die Einwohner ſtießen ein klägliches Geſchrei aus, und verſchloſſen ſich in ihren unzugänglichſten Gemächern.

Schon hatte der Vogel ſeinen langen Hals in die Fenſter des Palaſtes geſtreckt, und ergriff die Tochter des Königs, als der Geiſt die Geſtalt eines Adlers annahm, auf den Geier herabſtieß und ihm mit ſeinen ſcharfen Klauen die Seiten zerfleiſchte: der Geier verwandelte ſich hierauf, und man erblickte einen ſcheußlichen Rieſen. Der Geiſt aber behielt ſeine Adlergeſtalt, und trachtete nun, ihm mit dem Schnabel die Augen auszuhacken. Der Rieſe ergriff ihn dabei ſo gewaltig, daß er ſchon im Begriff war, ihn in Stücken zu reißen, als Haſſan hinzuſprang, und ihm mit ſeinem Schwerte die Kniekehlen durchhieb: der Rieſe ſtürzte nieder, und riß den Geiſt mit ſich zu Boden. Alsbald verwandelte er ſich hier in eine Schlange, weil er ungeachtet ſeiner Wunde in dieſer Geſtalt beſſer zu ſtreiten vermochte: nun aber ſchwang ſich der Geiſt mit ſeinem Fluge über den Palaſt empor, verwandelte ſich mit Blitzesſchnelle in einen Stein, ließ ſich herabfallen, und zerſchmetterte der Schlange den Kopf.

Die Einwohner, welche das Schauſpiel dieſes Kampfes verſammelt hatte, ſtießen ein tauſendſtimmiges Freudengeſchrei aus. Der König, beglückt durch die Befreiung ſeiner Tochter, glaubte ihre Retter nicht beſſer belohnen zu können, als wenn er ſie einem von ihnen zur Gemahlinn gäbe. Haſſan nahm alſo auch noch dieſe zweite Frau; und was ihm faſt noch mehr Vergnügen gewährte, war, daß er von dem Könige, nebſt anderen reichen Schätzen, auch die Vögel erhielt, nach welchen er ſo heißes Verlangen gehabt hatte.

Er machte ſich, auf Anrathen des Geiſtes, bald wieder auf den Heimweg. Sie erreichten die in Trümmern liegende Stadt, und fanden dort ihr zurückgelaſſenes Gefolge wieder. Hier ging der Geiſt mit dem Prinzen in ein verfallenes Gebäude, und ſprach zu ihm:

„Haſſan, meine Aufgabe iſt erfüllt, meine Laufbahn iſt beendigt. Ich verlaſſe dich, lebe wohl! Zum Lohne der Dienſte, welche ich dir zu leiſten vermochte, fordere ich nur einen von dir. Ich werde innerhalb zwölf Jahren wiedergeboren, wenn jemand an meinem Leichname die gewöhnlichen Abwaſchungen verrichtet, und für das Begräbnis Sorge trägt.“

„Ich verſpreche es dir,“ ſprach Haſſan, „aber . . . .“ Indem ſtürzte der Geiſt todt zu ſeinen Füßen nieder.

Der troſtloſe Prinz leiſtete ſeinem Reiſegefährten die letzte Pflicht, und beobachtete gewiſſenhaft alles, was er ihm ans Herz gelegt hatte. Dann ging er wieder ins Lager zu ſeinen Leuten, und gab Befehl zum Aufbruche.

Nach drei Tagereiſen traf er wieder die Piramide, an welcher er vorbei gekommen war. Sein alter Vater erwartete ihn dort ſchon ſeit langer Zeit: beide fielen einander in die Arme, und hielten ſich lange feſt umſchlungen. Endlich eilten ſie wieder nach ihrer Hauptſtadt, wo ſie von den Groſſen, wie von dem Volke, mit den aufrichtigſten Freudenbezeigungen empfangen wurden.“

Da Scheherasade bemerkte, daß der Tag noch nicht anbrach, begann ſie noch die Geſchichte des Prinzen Mahmud.

Geſchichte
des Prinzen Mahmud.

„Es herrſchte vorlängſt in **Indien** ein mächtiger König, der von ſeinen Unterthanen geliebt und auf dem Gipfel des Glückes war; nur ein einziger Umſtand betrübte ihn: ſeine geliebte Gattinn war von einer unheilbaren Krankheit befallen, welche ſie allmählich dem Tode entgegen führte.

Indeſſen verkündigte ihm eines Tages der Arzt, daß es in **Syrien** ein köſtliches Heilmittel gäbe, deſſen Geheimnis ein alter Rabbin beſäße, und daß allein dieſes Mittel die Königinn wieder geſund machen könnte.

Der König forderte ſeine beiden Söhne auf, ſich nach dieſem Heilmittel, **Waſſer des Lebens** genannt, aufzumachen. Die jungen Prinzen waren überglücklich, ihre Mutter retten zu können, verkleideten ſich, und ſchlugen jeder einen andern Weg ein, um deſto ſicherer zum Ziele zu gelangen; und nach zärtlichem Lebewohl ſchieden ſie von einander.

Der Aelteſte beſtand große Gefahren, und durchzog viele wilde Gegenden; endlich gelangte er in eine große Stadt, wo ſich das geſuchte Heilmittel befinden ſollte. Er ſäumte nicht, ſich zu der prächtigen Synagoge zu begeben, welche man ihm bezeichnet hatte; er trat hinein, und bat den Rabbinen um ein wenig Waſſer zur Erfriſchung.

Der alte Spitzbube von Juden hielt ihn in ſeiner Verkleidung für einen muſelmänniſchen Derwiſch. Seine Religion machte es ihm zur Pflicht, die Ungläubigen aus dem Wege zu räumen: er vergiftete das Waſſer, welches er ihm darbot. Der Prinz ſtürzte auf der Stelle todt nieder, und der Iſraelit wickelte ſeinen Leichnam in eine Matte, warf ihn in ein unterirdiſches Gewölbe des Tempels, und ging zu Hauſe, ſehr zufrieden mit ſeiner frommen Handlung.

Einige Zeit darnach kam der jüngere Prinz, in faſt ähnlicher Verkleidung wie ſein Bruder, hier an; und um Gelegenheit zu einer Verbindung mit dem Juden zu finden, bat er ihn um eine Zuflucht in der Synagoge. Der Tſchifut nahm ihn mit Freuden auf, in der Hoffnung, ein neues Schlachtopfer aus ihm zu machen. er ſogar hatte ſchon ein Meſſer bereitet, um ihm im Schlafe den Kopf abzuſchneiden. Aber das gute Ausſehen des Prinzen und ſeine Freundlichkeit hatten das Herz des alten Böſemichts gerührt; er bedachte überdieß, wenn er den ſchönen Jüngling zum Sklaven machte, ſo könnte er aus ſeinem Verkaufe, bei ſeiner ſtattlichen Geſtalt, einen guten Gewinn löſen. Er deutete ihm alſo bei ſeinem Erwachen an, er wäre ein Gefangener, und ſeine Arbeit beſtände fortan darin, die Lampen anzuzünden, und die verſchiedenen Abtheilungen der Synagoge in Ordnung zu halten.

Mahmud (ſo hieß dieſer junge Prinz), deſſen Entwurf dieſe Verrichtung begünſtigte, war innerlich vergnügt über dieſe Gewaltthätigkeit, welche an ihm verübt wurde, und that gleichwohl, als wenn er ſehr niedergeſchlagen darüber wäre. Er gedachte, doch wohl die Flucht zu ergreifen, ſobald er den dazu günſtigen Augenblick fände.

Eines Tages, als Mahmud allein im Tempel war, fiel es ihm ein, in das unterirdiſche Gewölbe hinabzuſteigen: aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er hier den Leichnam und die Kleider ſeines unglücklichen Bruders erkannte. Wüthend über dieſe Unthat, hätte er den alten Rabbinen mit offener Stirn angefallen, wenn die Klugheit ihm nicht geboten hätte, ſeine Rache zu verſchieben, um ſie deſto ſicherer zu vollſtrecken. Er verſtellte ſich alſo, verſchloß ſeinen Ingrimm in ſeinen Buſen, und verdoppelte ſeinen Dienſteifer und guten Willen, um ſich das

Wohlwollen ſeines Herrn zu erwerben. Dieſer, ſehr zufrieden mit ſeinen Dienſten, nahm ihn endlich ganz in ſein Haus; und nach dieſem glücklichen Erfolge, dachte nun Mahmud auf Mittel, ſeinen Zweck zu erreichen, als ein unerwarretes Ereignis ihm die Gelegenheit dazu darbot.

Die Anmuth, der Anſtand und die ſchöne Geſtalt des Prinzen hatten ihm die Neigung der Frau des Rabbinen erworben. Dieſe Frau entdeckte ihm endlich, daß ſie, als geborne Muſelmänninn, ſehnlichſt in den Schooß der wahren Religion des Propheten zurückzukehren wünſchte. Mahmud benutzte dieſes Vertrauen, und fragte ſie, wo ſich das von ihrem Manne bereitete Sulhiat befände, und durch welche Mittel man ſich deſſelben bemächtigen könnte.

„Dieſe Nacht,“ antwortete ſie ihm, „kommet vorſichtig auf das flache Dach unſers Hauſes, wo wir, der großen Hitze wegen, ſchlafen; ich werde dafür ſorgen, daß die Thüre offen iſt; ſteiget herauf, und nehmet den Schlüſſel ſeiner Werkſtätte, ich werde euch dahin führen, ihr könn- euch der köſtlichen Tropfen bemächtigen, und zum Lohne dafür verlange ich, daß ihr mich der muſelmänniſchen Religion wiedergebet.“

Mahmud, voller Freuden, verſprach alles nach ihrer Anweiſung auszuführen, aber er ſchwur zu gleicher Zeit, ſeinen unglücklichen Bruder zu rächen.

Um Mitternacht bewaffnet er ſich mit einem Dolche, und durchbohrt den Juden im Schlafe, mit den Worten: „Ich bin der Bruder eines deiner Schlachtopfer.“ Er faßt nun die zitternde Gattinn des Getödteten, welche ſich ſchon des Schlüſſels bemächtigt hat, bei der Hand, beide ſteigen zu der Werkſtätte hinab, bemächtigen ſich der Flaſche mit dem Lebenswaſſer, und eilen, dieſes grauenvolle Haus zu verlaſſen, bevor die Sonne einen ſo gräßlichen Schauplatz beleuchtete.

Nach einer mühſeligen Reiſe erreichten ſie die Gränzen Indiens, und wurden mit den lebhafteſten Freudenbezeigungen empfangen. Bei ihrer Ankunft in der Hauptſtadt fanden ſie aber den Thron durch den Tod des alten Königs erledigt, die Königinn an den Pforten des Grabes, und den Staat durch den Zwiſt der Weſyre, welche ſich die Herrſchaft ſtreitig machten, der Zerrüttung preisgegeben. Die Heimkehr des jungen Prinzen beruhigte alles, und das köſtliche Waſſer gab der Königinn nach wenigen Tagen das Leben wieder.

Mahmud und ſeine erhabene Mutter wollten die liebenswürdige Witwe des Juden, zum Danke für ihre Dienſte, auf den Thron erheben; ſie aber lehnte es mit der Verſicherung ab, daß ſie ſich mit Niemand vermählen würde, ohne die Einwilligung ihres Vaters, welchem man ſie im zarten Alter entriſſen hatte.

Man ſchickte nun Geſandte mit reichen Geſchenken an den Greis, der anfangs ſehr überraſcht durch dieſe Botſchaft war, aber aus wunderlichem Eigenſinne ſeine Einwilligung in die Vermählung ſeiner Tochter verſagte, wenn der Bewerber nicht irgend ein Handwerk verſtände. „Das Handwerk eines Sultans iſt nicht ſicher,“ ſprach er; „heute iſt man auf dem Thron, und morgen läuft man Gefahr, nicht über eine Zeckiene gebieten zu können: man muß ſein Brot erwerben können.“

Der über dieſe Antwort ſehr verwunderte Fürſt würde ſich darüber hinweggeſetzt und ſeine Hochzeit gefeiert haben, wie er jeden Tag ſehnlicher verlangte, wenn die kindliche Ehrfurcht ſeiner Braut ſich nicht ſtandhaft widerſetzt hätte. Der König lernte alſo, ihr zu Gefallen, ein annehmliches Handwerk: er legte ſich darauf, Teppiche zu wirken, und ſchickte ſie ſeinem Schwiegervater.

Als dieſer die Geſchicklichkeit ſeines Schwiegerſohnes ſah, machte er keine Schwierigkeit mehr, ihm ſeine Tochter zu bewilligen, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht vollzogen.

Vierhundert neun und dreißigſte Nacht.

Mahmud, als König, lebte nun glücklich mit ſeiner Gattinn und ſeiner Mutter; er lachte zuweilen über die gutmüthige Einfalt ſeines Schwiegervaters, indem er die unermeßlichen Reichthümer betrachtete, welche ihm zu Gebote ſtanden.

Eines Tages hatte er ſich, nach Gewohnheit ſeiner Vorgänger, als Derwiſch verkleidet, um ſelber die Runde durch die Stadt, und ſeine Beobachtungen dabei zu machen. Er fühlte das Bedürfnis etwas zu eſſen, und um ſeinen dringenden Hunger zu ſtillen, trat er bei einem Paſtetenbäcker ein. Man führt ihn in ein Gemach hinter dem Laden, das mit tauſend Zierraten aufgeſchmückt war. Hier ſetzt er ſich auf ein bereitgelegtes Kiſſen, und iſt im Begriff ſeine Eßluſt zu befriedigen: da verſinkt plötzlich das Kiſſen, und er ſtürzt in einen tiefen Keller hinab.

Hier erblickt er bei dem Lichte einer engen Oeffnung mehrere Leichname von den früheren Schlachtopfern der Treuloſigkeit des Paſtetenbäckers, und wird von Schrecken ergriffen; jedoch verliert er nicht den Kopf. Bald ſieht er einen Mann von furchtbarem Anblicke hereintreten, welcher ſein Schwert ſchwingend, ihm gebietet, ſich zum Tode zu bereiten und ſein letztes Gebet herzuſagen.

„Herr,“ antwortete ihm der Fürſt, „ich bin, wie ihr ſehet, ein armer Derwiſch, und habe nichts bei mir, ich verſichere es euch; welchen Gewinn könnt ihr von dem Tode eines armſeligen Fakirs haben? wenn ihr dagegen mir das Leben laſſen wollt, ſo kann ich euch durch eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit, welche ich beſitze, unermeßliche Reichthümer verſchaffen. Gehet und holet mir Seide und Baumwolle von verſchiedenen Farben, ich will zeitlebens in dieſem Gewölbe bleiben und arbeiten, ihr dürft nur mein Gewirke verkaufen, und werdet daraus einen ungeheuren Gewinn ziehen.“

Angelockt durch die Gewinnſucht, beeilt ſich der Böſewicht dem angeblichen Derwiſch das Verlangte zu bringen, mit der Verſicherung, wenn er ihn betrüge, ihn durch den gräßlichſten Tod zu beſtrafen. Der Prinz macht ſich ſogleich ans Werk, und in kurzer Zeit vollendet er einen mit den glänzendſten Blumen durchwirkten Teppich, und ſpricht nun zu ſeinem Wirthe:

„Der Weſyr allein iſt reich genug, um dir ein ſo ſchönes Gewirke zu bezahlen; gib es nicht unter ſechzig Zeckienen weg.“

Der grimmige Paſtetenbäcker iſt auf dem Gipfel der Freude, einen ſolchen Fang gethan zu haben: aber dieſe Freude ſollte nur ſehr kurz ſein.

Der Prinz hatte aus den eingewirkten Blumen einen Selam[6]) zuſammengeſetzt. Der Spitzbube ging am nächſten Morgen nach dem Palaſt, und ließ dem Großweſyr einen prächtigen Teppich zum Verkauf anbieten: man führte ihn herein: aber wie groß iſt das Erſtaunen dieſes Miniſters, als er in dem dargebotenen Gewirke die Erzählung lieſt, was dem Sultan begegnet iſt, von welchem man bisher keine Kunde gehabt hatte, ſo daß man ſeinetwegen in der lebhafteſten Unruhe war. Der Weſyr gibt ſogleich ein Zeichen, und vier Sklaven ſtürzen über den erſtaunten Handelsmann her; ſein Erſtaunen verdoppelt ſich, als der Weſyr nun das Abenteuer des Sultans kund macht. Man belaſtet den Betrüger mit Ketten; das Volk läuft hin, ſeinen König zu befreien, und ſchleift das Haus.

Der glücklich der Gefahr entronnene Fürſt ließ das Ungeheuer ſtrenge beſtrafen, dem er ſich ſo entzogen hatte, und erinnerte ſich in der Folge noch oft, daß die Kenntnis irgend eines Gewerbes ſelbſt einem Könige nützlich ſein kann, und daß niemand vor Unfällen des Schickſals geborgen iſt.“

Dieſe Geſchichte ergötzte den Sultan ſehr, und er bezeugte Scheheraſade'n das Vergnügen, welches ihre Erzählung ihm gewährt hatte; und weil der Tag ſich noch nicht zeigte, ſo begann ſie folgendermaßen die Geſchichte der zehn Weſyre:

Geſchichte

der zehn Weſyre.

„Herr, einer der alten Könige von Seïſtan beherrſchte vormals ein mächtiges Reich, welches zahlreiche Heere vertheidigten. Aſad-Bacht, 7) ſo hieß dieſer Herrſcher, hatte die Beſorgung ſeiner Reichsgeſchäfte unter zehn Weſyre vertheilt, von welchen ſich vor allen der tapfere Sipehſalar *) auszeichnete, deſſen Heldenmuth ſo berühmt war, daß man allgemein ſagte: „beim Blinken ſeines Säbels verbirgt ſich der erſchrockene Mond in den Wolken.“

Dieſer Miniſter hatte eine Tochter, deren Schönheit den Glanz der Roſe überſtralte; holdſelig wie das Geſtirn der Nächte, wenn es aus dem Schooße der Wolken hervorbricht, herrlich wie die Sonne, wenn ſie die Welt erleuchtet, war ſie der einzige Gegenſtand der zärtlichen Sorgfalt ihres Vaters, der nicht einen Augenblick ohne ſie leben konnte.

Indeſſen nöthigten die Pflichten ſeines Amtes den Sipehſalar ſich auf einige Zeit von ſeiner geliebten Tochter zu entfernen, um die Provinzen des Reichs zu bereiſen, die Klagen der Unterdrückten anzuhören, und die Ungerechtigkeiten der Statthalter abzuſtellen. Weil ſeine Abweſenheit ſich in die Länge zog, ſo ſchickte er einen ſeiner Leute, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, mit dem Befehle ab, ihm ſeine Tochter zu holen.

Der Abgeſandte ſäumte nicht, er begab ſich zu der Tochter des Weſyrs, und theilte ihr die Sehnſucht ihres Vaters und den von ihm erhaltenen Befehl mit. Das junge Fräulein ließ ſogleich eine reichgeſchmückte Sänfte in den Stand ſetzen, mit den zur Reiſe nöthigen Pferden und Gefolge von Sklaven, und machte ſich auf den Weg.

Der Zug war ſchon in Bewegung, als Aſad-Bacht, der von der Jagd zurückkam, ihn erblickte. Die prächtige Sänfte mit dem zahlreichen Gefolge zog ihn an, er ritt näher, und fragte, wer hier mit ſolchem Aufwande reiſete. Man antwortete ihm, es wäre die Tochter des Weſyrs Sipehſalar, welche ſich zu ihrem Vater begäbe.

Auf dieſe Nachricht näherte ſich Aſad-Bacht der Sänfte. Sogleich warfen alle Reiter und Sklaven ſich mit dem Geſichte zur Erde, um dem König ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dieſer Fürſt befahl ihnen, ihren Herrn von ihm zu grüßen, und war im Begriffe wieder wegzureiten, als das junge Fräulein, aus Neugierde, den zu ſehen, der ihre Fahrt ſo aufgehalten hatte, einen Zipfel des Vorhanges aufhob und einen Blick auf Aſad-Bacht warf.

Dieſer, von der hinreißenden Schönheit der Tochter ſeines Weſyrs geblendet, ward auf der Stelle ſterblich verliebt in ſie. „Sklaven,“ ſprach er zu ihren Begleitern, „führet ſogleich dieſe Sänfte nach der Stadt zurück, und einer von euch eile alsbald hin zum Sipehſalar, ihm zu melden, daß ſeine Tochter meine Gemahlinn werden ſoll.“

„Herr,“ antwortete einer der Sklaven, indem er ſich zur Erde niederwarf, „möge Gott die koſtbaren Tage Euer Majeſtät verlängern! ihr ſeid der Beherrſcher der Welt, der größte König des Zeitalters, und jedermann muß ſich beeilen, euren geheiligten Befehlen zu gehorchen: aber erlaubet uns, euch vorzuſtellen: wie groß auch die Freude ſei, mit welcher euer Weſyr durch die Nachricht von der Ehre, deren ihr ihn würdigt, überſchüttet werden ſoll, doch wäre es wohl ſchicklich, unſere Gebieterinn zu ihrem Vater reiſen zu laſſen, damit alles unſern Satzungen und Gebräuchen gemäß zugehe, und Sipehſalar ſeine Tochter in einem der königlichen Majeſtät würdigen Aufzuge feierlich in euern Palaſt ſende.“

Der König, ohne auf dieſe Vorſtellungen zu achten, wiederholte ſeinen Befehl, die Sänfte umkehren zu laſſen.

„Herr,“ fuhr der Sklave fort, „wir beſchwören euch darum, bedenket den Nachtheil, welchen dieſer ungewöhnliche Schritt für die Ehre unſerer Gebieterinn haben kann; ihre Feinde werden dieſe Gelegenheit benutzen, um auf ihre Rechnung alle erdenkliche Verläumdungen zu verbreiten.“

„Du biſt ſehr vermeſſen, Sklave,“ erwiederte Aſad-Bacht, gereizt, „daß du es wageſt, deinem Könige Lehren zu geben; und deine Verwegenheit würde dir das Leben koſten, wenn ich nicht deine liebenswürdige Gebieterinn zu beleidigen fürchtete.“

Er ſprach's, und zugleich ergriff er ſelber die Zügel der Roſsbahre, und ließ den Zug umkehren, der im Palaſt in dem Augenblick ankam, als die ſcheidende Sonne die Welt den Schatten der Nacht überließ.

Vierhundert vierzigſte Nacht.

Am folgenden Morgen ließ der König alle Kadi's, Scheiche, und die Vornehmſten der Stadt verſammeln, er trug ihnen ſein Verlangen vor, die Tochter ſeines Weſyrs zu heiraten; und als die Verſammlung ſich beeiferte, ſeinen Entſchluß zu billigen, ſo gab er ſogleich Befehl, die Hochzeit zu feiern, welche noch denſelben Tag ſtatt hatte.

Alsbald wurde eine Schaar von Schreibern beauftragt, den verſchiedenen Provinzen des Königreichs durch Briefe dieſe wichtige Neuigkeit kund zu thun. Man ſorgte dafür, daß dem Weſyr durch ein beſonderes Schreiben dieſes Ereignis mitgetheilt wurde.

Sipehſalar gerieth in großen Zorn, als er den Brief des Königs las, in welchem dieſer ihm den ganzen Vorgang meldete; und ungeachtet der feierlichen Anſtalten, womit Aſad-Bacht ſeine Vermählung ſo ſorgfältig umgeben hatte, fühlte der Weſyr jedoch die Beleidigung ſehr tief, welche ihm der König angethan, um ſo mehr, als ſeine innige Zärtlichkeit für ſeine Tochter ihm eine von nun an unerläßliche Trennung von derſelben höchſt ſchmerzlich machte. Aber er hielt es für rathſam, den tiefen Verdruß, der ihn verzehrte, in ſeinem Herzen zu verbergen, und antwortete dem König in den unterthänigſten und hingebendſten Ausdrücken.

„Herr," ſchrieb er, „ein unerwartetes Glück hat mich mit Freuden überſchüttet; ich kann nicht begreifen, wodurch ich die ausgezeichnete Gunſt verdient habe, mit welcher Euer Majeſtät mich zu beehren würdigt; und ich muß mein Geſtirn preiſen, daß ein ſo hoher Fürſt geruhet hat, einen Blick auf ſeinen Sklaven zu werfen. Nein, Herr, ich habe keine Ausdrücke, die ſtark genug ſind, um euch meine ganze Dankbarkeit und die Ungeduld zu ſchildern, mit welcher ich den glücklichen Augenblick erwarte, wo es mir vergönnt ſein wird, zu kommen, und den köſtlichen Staub von den Füßen Euer Majeſtät zu küſſen.“

Nachdem er dieſen Brief abgeſchickt hatte, heuchelte der ſchlaue Weſyr öffentlich eine große Freude, und feierte durch allerlei Feſte ein Ereignis, über welches er ſo entzückt ſchien. Drei Monate vergingen ſo; aber dieſe Freudenbezeigungen verhinderten den Weſyr nicht, an den Gränzen des Königreichs, wo er ſich damals befand, eine weitgreifende Verſchwörung anzuſpinnen, und überall das Misvergnügen gegen die Regierung des Königs aufzuregen.

Als er nun den Erfolg ſeiner Maaßregeln hinlänglich geſichert glaubte, verſammelte er die vornehmſten Befehlshaber ſeines Heeres, und ſprach folgendermaßen zu ihnen:

„Die Wichtigkeit des Geheimniſſes, welches ich euch mitzutheilen habe, wird euch, wie ich hoffe, den ganzen Umfang des Vertrauens beweiſen, welches ich auf ſolche Männer ſetze, wie ihr ſeid. Lange habe ich es in meinem Buſen verſchloſſen; aber jetzt bin ich bereit, es euch zu enthüllen, wenn ihr mir durch einen Eid unverbrüchliche Verſchwiegenheit gelobet.“

Auf dieſe Aufforderung beeiferten ſich Alle durch tauſend Betheurungen ihrer Treue und Ergebenheit zu antworten.

„Ihr kennet,“ fuhr Sipehſalar fort, „meine Mühe und Arbeit, meine Wachen und Anſtrengungen, um das Reich von Seiſtan auf die Stufe des Glanzes und der Wohlfahrt zu erheben, deren es ſich gegenwärtig erfreuet; ihr kennet den glücklichen Einfluß der weiſen Rathſchläge, welche ich dem Könige gegeben habe: und nun! dieſer undankbare Fürſt hat meine Dienſte durch den grauſamſten Schlag bezahlt, der mich treffen konnte. er hat ſich nicht geſcheut, ein ganzes edles Geſchlecht zu entehren, ja ſeine Krone ſelber zu beflecken, indem er eine wehrloſe Jungfrau mitten auf der Heerſtraße entführen läßt.“

Bei dieſen Worten trocknete der Greis ſeine Thränen des Unwillens ab, welche über ſein Geſicht herabließen. Alle Gegenwärtige bezeigten ihm ihre große Theilnahme an ſeiner Betrübnis und Beleidigung, und ſchwuren ſie zu rächen.

Nun vertheilte Sipehſalar alle reichen Schätze des Heeres unter ihnen, verſammelte hierauf zahlreiche Truppen, und erklärte dem Könige von Seiſtan den Krieg, indem er ſich einiger Provinzen des Reichs bemächtigte und die Hauptſtadt berennte.

Als Aſad-Bacht die Empörung ſeines Miniſters vernahm, empfand er einen tiefen Schmerz, und begab ſich zu der Königinn, welche ihn zärtlich liebte. „Es geſchieht euertwegen,“ ſprach er zu ihr, „meine Vielgeliebte, daß euer Vater ſich gegen ſeinen König empört: ich komme, bei euch Rath und Troſt zu ſuchen; denn wir befinden uns in einer Nacht, deren Morgenroth ich noch nicht abſehen kann, weil dieſer Krieg uns keine Hoffnung zum Frieden läßt.“

„Ich ſehe keinen andern Ausweg,“ antwortete die Königinn, „als zu einem unſerer benachbarten und verbündeten Fürſten zu fliehen; ſie werden uns Truppen leihen, mit welchen es euch leicht ſein wird, euer Königreich wieder zu erobern.“

„Euer Rath iſt verſtändig,“ erwiederte Aſad-Bacht; „der König von Kerman iſt der mächtigſte und großmüthigſte meiner Verbündeten, und er wird mir nicht eine Zuflucht, Truppen und Geld verſagen; laſſt uns dorthin reiſen.“

In dem Palaſte befand ſich eine heimliche Thüre, welche durch einen langen unterirdiſchen Gang bis in die Wüſte führte. Der König ließ ſogleich zwei Pferde ſatteln, waffnete ſich, und nahm aus ſeinem Schatze die köſtlichſten Juwelen, mit welchen er ſeinen Gürtel ſchmückte. Hierauf ſtieg er mit der Königinn zu Pferde, entfloh durch den verborgenen Gang, und nahm die Richtung gegen Kerman.

Unterweges unterhielten ſie ſich über das Leid, Macht und Reichthümer zu verlaſſen, über das Schwanken des Schickſals, und über die Nothwendigkeit des

Muthes und der Entſagung. Dieſe beiden Tugenden wurden ihnen bald noch nöthiger.

Nach Verlauf von drei Tagen ſpürte die Königinn, welche ſchwanger war, die Kindeswehen. Sie befanden ſich damals mitten in einer Wüſte am Ufer eines Teiches; die Königinn wollte ihren brennenden Durſt löſchen, aber das Waſſer war ſo bitter, daß es unmöglich war, davon zu trinken. Alles umher bot einen dürren und wilden Anblick. In dieſer furchtbaren Lage bemächtigte ſich die Verzweiflung ihrer Seele: ihre Schmerzen, die Furcht vor den Feinden, der ſchreckliche Anblick der Wüſte, alles beſtürmte auf einmal die unglückliche Fürſtinn, und ihr Gemahl theilte ihre Qualen.

„Eilet,“ ſprach ſie zu ihm, „fliehet weit von mir, verlaſſet eine Frau, die euch nicht mehr folgen kann, ſuchet eine Zuflucht vor euern Feinden, und Waſſer, um euern Durſt zu ſtillen. Wenn ihr noch zögert, ſo werden die Empörer euch erreichen; die Flucht allein kann euch ihrer Wuth entziehen. Sie werden zum Schlachtopfer ihrer Rache nur eine Unglückliche finden, deren Leben nicht den Verluſt eines Haares von Euer Majeſtät aufwiegt. Fliehet, mein Fürſt, fliehet nach Kerman, und laſſet mich hier ein jammervolles Leben endigen.“

„O meine Vielgeliebte!“ antwortete Aſad-Bacht, was muthet ihr mir an? und was ſind meine Reichthümer, mein Königreich, mein Leben, gegen euch, die mir theurer iſt, als ich ſelbſt?“

Während dieſes edelmüthigen Wettſtreites verdoppelten ſich die Schmerzen der Königinn, und ſie gebar einen Sohn von unvergleichlicher Schönheit; die Mutter nahm ihn auf ihren Schooß und ſäugte ihn.

„Wehe!“ ſagte troſtlos Aſad-Bacht, „vergeblich iſt eure Liebe zu dieſem Kinde, weil wir es unmöglich auf unſerer Flucht mitnehmen können; wir müſſen es am Ufer dieſes Teiches zurücklaſſen, und es dem Erbarmen des Ewigen empfehlen: Gott wird nicht zulaſſen, daß es umkomme.“

Mit dieſen Worten wickelte er den Neugebornen in ein mit Gold und Seide geſticktes Gewand, band um ſeinen Arm ein Armband von zehn großen Perlen, und mit einem vom Schmerze gebrochenen Herzen ließ er ihn am Ufer des Teiches liegen, und ſetzte mit der Königinn den Weg nach Kerman fort.

Als der König dieſes Landes ihren Eintritt in ſeine Staaten vernahm, beeilte er ſich, ihnen eine große Anzahl Sklaven entgegen zu ſchicken. Bei ihrer Ankunft gab er ihnen alle mögliche Beweiſe der Hochachtung, und nahm ſie mit der herzlichſten Gaſtfreundſchaft auf. Gleich am erſten Tage war bei Hofe ein prächtiges Gaſtmal.

Der König von Kerman begnügte ſich noch nicht mit dieſen Auszeichnungen, er wollte auch, daß der König von Seiſtan durch ſeinem eigenen Sohn und zwei Hofbeamte, zur Ehre ſeines Reiches, bedient würde.

Aber mitten unter dieſen Feſten, bei Sang und Klang, blieben die Augen des unglücklichen Königs Aſad-Bacht und ſeiner Gattinn mit Thränen erfüllt. Der König von Kerman wünſchte die Urſache ſeiner Betrübnis zu wiſſen, und bemühte ſich, ihn auf alle Weiſe zu tröſten.

„Verbannet euer Misvergnügen,“ ſprach er zu ihm, „mit Gottes Hülfe, hoffe ich, werden wir für euer Unglück noch ein Mittel finden; morgen wollen wir uns damit beſchäftigen, was zur Herſtellung deſſelben zu thun iſt. Unterdeſſen, nehmet dieſe Schaale und leeret ſie aus.“

„Ach!“ erwiederte Aſad-Bacht, „wie kann ich in meiner bejammernswürdigen Lage mich noch erfreuen?“ Und hierauf erzählte er dem Könige von Kerman alle Umſtände ſeiner Flucht.

Lebhaft davon gerührt, gab dieſer Fürſt auf der Stelle den Befehl, ſchleunigſt alle Truppen ſeines Reiches zuſammen zu ziehen; und durch alle Arten von Ergötzlichkeiten beſtrebte er ſich den übrigen Theil des Tages, ſeinen Gäſten ihren Kummer aus dem Herzen zu verbannen.

Am folgenden Tage ſchon ſetzte ſich das Kermaniſche Heer in Bewegung, und rückte gegen die Hauptſtadt von Seiſtan vor.

Bei der Annäherung deſſelben nahm der eingedrungene Herrſcher mit allen ſeinen Anhängern die Flucht; Aſad-Bacht zog wieder in ſeine Hauptſtadt ein, und ergriff ohne Widerſtand, die Zügel der Regierung; jedermann beeiferte ſich, dem König über ſeine glückliche Rückkunft und den Erfolg der Waffen ſeines Verbündeten, Glück zu wünſchen. Aſad-Bacht fuhr fort, ſeine Staaten mit Gerechtigkeit und Milde zu regieren. Er ließ das Kermaniſche Heer, mit Belohnungen überhäuft, heimziehen, und dem Könige dieſes Landes ein prächtiges Geſchenk überreichen, zur Anerkennung des wichtigen Dienſtes, welchen derſelbe ihm geleiſtet hatte.

Der König und die Königinn genoſſen in Frieden des Glückes, wieder auf ihren Thron gelangt zu ſein; aber die Erinnerung an das Kind, welches ſie mitten in der Wüſte verlaſſen hatten, trübte ihre Glückſeligkeit. Vergeblich ließen ſie die genaueſten Nachforſchungen anſtellen, ſie konnten durchaus keine Kunde über das Schickſal dieſes Kindes erlangen. Sie fürchteten nun, daß es von einem wilden Thiere zerriſſen worden: aber ihre Vermuthung war unrichtig, wie wir ſogleich ſehen werden.

Wenige Augenblicke nach der Fortſetzung ihrer Flucht gen Kerman, kam eine Räuberbande, welche in der Wüſte, wo der König und die Königinn hatten anhalten müſſen, die Karawanen zu plündern pflegten, an dieſen Teich ſich zu lagern, und fand den kleinen Prinzen.

Der Räuberhauptmann, der unerſchrockene Farek-Serwar[9], war beim Anblicke dieſes Kindes entzückt von ſeiner Schönheit, und die reichen Kleidungsſtücke, die es bedeckten, ließen ihn nicht zweifeln, daß es der Sohn eines Königs oder irgend eines vornehmen Mannes wäre. Dieſer Räuberhauptmann war ohne Kinder, und beſchloß, dieſes, welches der Zufall ihm darbot, an Kindesſtatt anzunehmen. Er gab ihm den Namen Chodadad[10], nahm ihn mit ſich, und ließ ihn durch eine Amme ſäugen. Als der junge Prinz älter und lehrfähig ward, ließ er ihm eine treffliche Erziehung geben, und übte ihn beſonders auch in der Reitkunſt. Chodadad benutzte ſo eifrig den dargebotenen Unterricht, daß er im Alter von funfzehn Jahren ſchon im Stande war, ganz allein es mit fünfhundert Feinden aufzunehmen.

Farek-Serwar war mit ſeinem Pflegeſohn ſo zufrieden, daß er ſich keinen Augenblick von ihm trennen konnte, ſondern ihn überall mitnahm, wohin ſein Handwerk ihn zu reiten zwang. Eines Tages jedoch, als der Räuberhauptmann ihn zu einer Unternehmung gegen eine Karawane mit ſich führen wollte, bat der Jüngling, dem dieſes Handwerk ſehr misfiel, um die Erlaubnis, von dieſem Jammer entfernt zu bleiben, weil er das Wehklagen und Weinen der Reiſenden, die ſo unmenſchlich beraubt wurden, nicht kaltblütig anhören konnte. Farek-Serwar willigte ein, daß er nicht am Angriffe Theil nehmen ſollte, forderte jedoch, daß er wenigſtens Zuſchauer des Kampfes wäre.

Nun geſchah es aber, daß die angegriffene Karawane den Räubern weit überlegen war; die Reiſenden wehrten ſich tapfer. Im Kampfgewühle empfing Farek-Serwar eine Wunde, und war ſchon nahe daran, gefangen zu werden, als Chodadad ſich mitten unter die Streitenden warf, und mehrere Feinde zu Tode ſchlug; aber das Schickſal ſpottete ſeines Muthes: er ſtürzte vom Pferde, wurde von den Kaufleuten gefangen, mit Ketten belaſtet, und wenige Zeit darauf als Straßenräuber zum Gericht vor den König Aſad-Bacht geführt.

Das väterliche Herz des Königs bewegte ſich bei dem Anblicke des unbekannten Jünglings, und er konnte ſich nicht erwehren, einige Thränen zu vergießen. „Ach!“ ſprach er bei ſich ſelber, „wenn mein Kind, welches ich in der Wüſte verließ, noch lebte, ſo würde es das Alter dieſes Jünglings haben.“ Und ſeine Blicke wurden unwillkürlich immer wieder auf den jungen Angeklagten hingezogen.

„Mein Kind,“ ſprach er, „wie haſt du, mit einer ſo lieblichen Bildung, dich dem ehrloſen Gewerbe, welches du treibſt, hingeben, und ſo den göttlichen und menſchlichen Geſetzen trotzen können. Wie heißt du?“

„Chodadad,“ antwortete der junge Prinz; hierauf blickte er gen Himmel und rief Gott zum Zeugen an.

daß er niemals an den Räubereien Theil genommen, deren er beſchuldigt wurde.

„Wenn das wahr iſt,“ ſagte Aſad-Bacht, „ſo ſollſt du nicht nur dein Leben behalten, ſondern ich will dich auch in meinem Palaſt in Dienſt nehmen.“

Chodadad verneigte ſich bei dieſen Worten, und küßte ſtillſchweigend den Boden, um dem Könige ſeine innige Dankbarkeit zu bezeugen.

Der König ließ ihn auf der Stelle mit einem prächtigen Chilat 11) bekleiden, befahl ſein Haupt mit einem ſchönen Turban zu bedecken, und ſprach zu ihm: „Ich nenne dich Bacht-jar, und übertrage dir die Beſorgung meines Marſtalls.“

Aſad-Bacht ließ die übrigen Räuber los, unter dem eidlichen Verſprechen, ihr ehrloſes Handwerk aufzugeben.

Bachtjar erwarb ſich von Tage zu Tage immer mehr die Gunſt des Königs; mit ausgezeichneter Sorgfalt verwaltete er die ihm übertragene Aufſicht des Marſtalls; der König bemerkte ſeine Thätigkeit und Geſchicklichkeit, und ernannte ihn bald zu ſeinem Schatzmeiſter. Mit Einem Worte, der neue Hofmann wurde der vertrauteſte Günſtling Aſad-Bachts, der nichts mehr that, ohne ihn zu befragen, und bei aller Gelegenheit ſeinen Rath befolgte.

Dieſer ausgezeichnete Vorzug verfehlte nicht, die Eiferſucht der zehn Weſyre zu erregen, welche unter einan der eins wurden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu ſtürzen, und irgend eine Liſt zu erſinnen, um ihm das Vertrauen ſeines Königs zu entziehen.

Nun geſchah es eines Tages, daß Bachtejar, der etwas mehr als gewöhnlich getrunken hatte, in der Schatzkammer einſchlief, und den ganzen Tag über liegen blieb. Gegen Abend verſchloſſen die Thürhüter ſorgfältig alle Eingänge; und Bachtejar, noch halb trunken, taumelte, als er die Thüren verſchloſſen fand, nach den Zimmern des Harems hin: hier erblickte er Betten mit ſehr reicher Bekleidung (er war in dem Schlafzimmer des Königs), und unbekümmert ließ er ſich auf die prächtigen Kiſſen nieder und ſchlief ein.

Als der König in ſein Gemach trat, ſah er einen Menſchen ausgeſtreckt im Schlafe liegen, und erkannte Bachtejar.

„Elender!“ ſchrie er ihn mit ſchrecklicher Stimme an, „was machſt du hier an dieſem Orte?“

Bachtejar, der die Stimme vernahm, wollte ſich entfernen, aber er ſank ſogleich wieder zurück.

Aſad-Bacht rief nun mit lauter Stimme einige Sklaven herbei, denen er befahl, ſich ſeines jungen Günſtlings zu bemächtigen, und begab ſich ſchleunigſt zu der Königinn, um ſie zu fragen, wie ein Fremder bis in die innern Gemächer hätte dringen können; er fügte hinzu, daß ſolches unmöglich ohne ihr Mitwiſſen hätte geſchehen können. Die Königinn betheuerte, auf dieſe beleidigende Aeußerung, daß ſie ganz unſchuldig an dem Vorgange wäre, und bat zugleich den König, ſie die ganze Nacht bewachen zu laſſen, um während derſelben Erkundigungen einzuziehen und die wirklich Schuldigen zu entdecken. Der König befolgte dieſen Rath, und verſchob die Verurtheilung Bacht-jars bis auf morgen; aber während der ganzen Nacht ſann er auf Mittel, die Wahrheit zu entdecken, und ſeinem Volke ein ſo widriges Begegnis mitzutheilen.

Sobald der Tag anbrach, beſtieg Aſad-Bacht ſeinen Thron, und ließ ſeine zehn Weſyre kommen. Der erſte dieſer Miniſter nahm ſich die Freiheit, den König, der vor Zorn nicht ſprechen konnte, zu fragen, ob Seine Majeſtät über die Vorgänge der verwichenen Nacht einige Aufklärung erhalten hätte.

Der Haß, welchen dieſer Miniſter ſchon ſeit langer Zeit gegen Bacht-jar nährte, fand gegenwärtig die erwünſchte Gelegenheit ſich zu befriedigen, und voller Hoffnung, die Verurtheilung dieſes unglücklichen Jünglings zu bewirken, ſprach er folgendermaßen:

„Herr, eure Weſyre haben nicht gewagt, eurem königlichen Willen zu widerſprechen, als ihr einen Menſchen, der eines Straßenräubers Sohn iſt, in eure Dienſte nahmet; aber gegenwärtig, da die ganze Verderbtheit dieſes Menſchen enthüllt iſt, wird es uns erlaubt ſein, Euer Majeſtät bemerklich zu machen, daß ein ſolcher Menſch, nachdem er ein ſo ehrloſes Handwerk getrieben hat, nicht ſchicklicherweiſe in ein königliches Schloß konnte aufgenommen werden. Herr, es gilt hier eure Ehre und eure Sicherheit, und es iſt nothwendig, durch das Beiſpiel einer ſtrengen Beſtrafung von ähnlichen Frevelthaten abzuſchrecken.“

Der König befahl, ihm den Bacht-jar vorzuführen. „Undankbarer Jüngling,“ ſprach er zu ihm, „vergeblich alſo habe ich, nach Verzeihung deiner Verbrechen, dich mit faſt eben ſo hohen Ehren umgeben, als mir zukommen? und durch die nichtswürdigſte Treuloſigkeit belohnſt du ſo viel Güte! Du haſt dich nicht geſcheuet, in das Innere meines Harems zu dringen, und dir die Stelle deines Herrn anzumaßen.“

Dieſe Vorwürfe brachten Bacht-jar zu Thränen: er antwortete ſeufzend, er wüßte nicht, wie es zugegangen wäre: und wenn man ihn auch in dem Innern des Harems gefunden, ſo wäre er jedoch ohne irgend eine ſträfliche Abſicht hinein gekommen.

Der Weſyr erbat ſich von dem Könige die Erlaubnis, hinzugehen und die Königinn über die Ereigniſſe der vergangenen Nacht zu befragen, und begab ſich zu ihr nach dem Harem.

„Herrinn,“ ſprach er zu ihr, „eurer Ehre nachtheilige Gerüchte laufen ſchon überall um: man wagt zu behaupten, ihr habet verbrecheriſche Verbindungen mit einem Räuberſohn unterhalten.“ Als hierauf die Königinn ihren tiefen Unwillen bezeigte, und ihre Unſchuld betheuerte, fuhr der treuloſe Weſyr fort:

„Es gibt nur ein Mittel, die Wuth des durch dieſen Vorfall tief gekränkten Königs zu beſchwichtigen, nämlich, den Bacht-jar anzuklagen. Befolget die Weiſung eines Mannes, der euch retten will, und ſcheuet euch nicht, eurem erhabenen Gemahle zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ſich erfrecht habe, eine thörichte und verbrecheriſche Leidenſchaft für euch zu nähren, und daß er, ungeachtet aller Wohlthaten, womit er täglich überhäuft worden, ſich ſo weit vergeſſen, euch ſträfliche Anträge zu machen. Ihr müßt ſogar ſagen, daß er euch mit Gewalt gedrohet habe, wenn ihr euch ſeinem Willen widerſetztet, und daß er euch ſeinen Entwurf mitgetheilt, den König zu ermorden und ſich des Thrones zu bemächtigen. Das iſt, glaubet mir, das einzige Mittel Aſad-Bachts Vertrauen wieder zu gewinnen und ihn zu beruhigen. Folget meinem Rathe, und fürchtet nichts, ich ſtehe euch für den Erfolg.“

Die Königinn war ſehr erſtaunt über dieſe unwürdigen Anmuthungen des Weſyrs. „Nein,“ erwiederte ſie, „niemals will ich mitſchuldig an der ungerechten Verurtheilung eines unſchuldigen Menſchen ſein, und Gott wird euch dafür ſtrafen, daß ihr euch erfrecht habt, mir ein ſolches Verbrechen anzurathen."

„Bacht-jars Blut," verſetzte der Weſyr, „iſt nicht unſchuldig: da dieſer Menſch Straßenräuber geweſen iſt, ſo hat er die Todesſtrafe verdient, und alle eure Bedenklichkeiten ſind ohne Grund; übrigens nehme ich es auf mich, vor Gott am jüngſten Gericht euer Betragen in dieſer Sache zu verantworten. Welches Mitleid verdient ein Menſch, der ſich nicht ſcheute, ſelber erbarmungslos Menſchenblut zu vergießen? zumal, wenn es das einzige Mittel iſt, welches ſich darbietet, um das Leben und die Ehre Euer Majeſtät zu retten."

Die Königinn ließ ſich durch dieſe Vorſtellungen des Weſyrs überreden, und willigte ein, ſeiner Anleitung zu folgen; und triumphierend über den Erfolg einer ſo boshaften Anzettelung gegen ſeinen Feind, begab ſich dieſer Miniſter wieder zu dem Könige.

Aſad-Bacht erkundigte ſich haſtig nach dem Erfolge ſeiner Unternehmung.

„Nun, Weſyr," fragte er ihn, „was hat die Königinn dir geſagt?"

„Herr," antwortete der treuloſe Höfling, „ich kann Euer Majeſtät nicht wiederſagen, was ich vernommen habe: ihr werdet es aus dem eigenen Munde derjenigen erfahren, welche zu befragen ich beauftragt war."

Sogleich begab ſich der König in ſein Wohnzimmer, und ließ die Königinn kommen, welche ihm daſſelbe wiederholte, was der Weſyr ihr eingegeben hatte. Aſad-Bacht, von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, machte ihr keine Vorwürfe, und maaß ſich allein die Schuld bei, weil er in ſeinen Palaſt den Sohn eines Straßenräubers aufgenommen, deſſen ſtrafbare Abſichten nun enthüllt wären. Er befahl, dem Bacht-jar Ketten an die Füße zu legen, und ihn in ein Loch zu ſperren, mit dem feſten Vorſatze, am folgenden Morgen in ſeiner Beſtrafung ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen.

Während nun der unglückliche Bacht-jar, dem nur noch die Hoffnung auf die göttliche Hülfe blieb, in der Tiefe eines dunklen Gefängniſſes, ſeufzte und betete, gingen ſeine boshaften Feinde heim, um ſich über das Mittel zu berathen, ihn deſto ſicherer zu verderben.

Vierhundert ein und vierzigſte Nacht.

Am folgenden Tage trat der zweite Weſyr vor den König, und nachdem er ihm die gebräuchliche Ehrerbietung bezeigt hatte, ſprach er:

„Herr, möge die Regierung Euer Majeſtät eben ſo lang als glücklich ſein! Möge die königliche Binde des ganzen Erdkreiſes eure erhabene Stirn umkränzen! Mögen die Sorgen von eurem Palaſte fern bleiben, und die Welt des Friedens und der Ruhe genießen, eure Feinde dagegen zu Schanden werden! Aber, Herr, alle dieſe Wünſche können nicht in Erfüllung gehen, bevor Euer Majeſtät nicht die beklagenswerthe Angelegenheit in Betreff des Bacht-jar beendigt hat; ich fürchte ſogar, daß die Kunde davon, wenn ſie zu den benachbarten Königen gelangt, euren Hof in üblen Ruf bringen werde."

Aſad-Bacht befahl nun, den Schuldigen und den Scharfrichter kommen zu laſſen. Als beide vor ihm ſtanden, ſprach er: „Jüngling, ich habe befohlen, das die Wurzel deines Lebens aus dem Boden meiner Staaten geriſſen werde, um durch deine Beſtrafung diejenigen abzuſchrecken, die etwa noch verſucht wären, deinem Beiſpiele zu folgen."

„Herr," antwortete Bacht-jar, „möge der Himmel die glückſeligen Tage Euer Majeſtät verlängern, und eure Herrſchaft mit Ruhm krönen! das iſt mein letzter Wunſch vor dem Tode. Jedoch ſei es mir noch vergönnt, meine Unſchuld zu betheuern. Nein, ich bin nicht ſchuldig: ich ſchwöre es bei Gott! Aber, ach! wozu helfen mir dieſe Reden! Unaufhörlich den Schlägen des Schickſals bloßgeſtellt und von meinem Unſterne verfolgt, geht es mir, wie jenem Kaufmanne, der alles was er unternahm mislingen ſah, weil das Glück ihn verlaſſen hatte."

„Was für Abenteuer hatte dieſer Kaufmann?“ fragte der König hierauf: „ſie ſind mir unbekannt, und ich will ſie wiſſen.“

Dieſer Befehl erfüllte den jungen Angeklagten mit Freuden, und nachdem er dem Könige ſeine Glückwünſche und Lobpreiſungen dafür dargebracht hatte, begann er mit folgenden Worten:

Geſchichte

des vom Glücke verlaſſenen Kaufmanns.

Herr, es lebte einſt zu **Balſora** ein Kaufmann von unermeßlichem Vermögen. Aber es ſtand dort oben geſchrieben, daß er von dem Glanze der Reichthümer in die tiefe Dunkelheit des Unglücks hinabſinken ſollte: in kurzer Zeit verſchwand all ſein Eigenthum, und alles was er unternahm, hatte einen unglücklichen Ausgang.

In dem einen Jahre war das Getreide misrathen, und ſtieg ſehr hoch im Preiſe; der Kaufmann bildete ſich ein, daß die folgende Aernte noch ſchlechter ſein würde, und verwandte alle ſeine übrigen Gelder dazu, Getreide in Säcken aufzukaufen, und es in einem großen Speicher niederzulegen, um es für das nächſte Jahr aufzubewahren. Er erwartete jeden Tag, daß der Preis des Getreides ſteigen ſollte: aber, leider! die Aernte fiel reichlich aus, und das Getreide wurde zum Spottpreiſe verkauft.

Bei dieſem großen Ueberfluſſe beſchloß der Kaufmann, ſein Getreide noch bis zum folgenden Jahre zu bewahren: da fiel ein ſo ungeheurer Regen, daß er die Häuſer wegſchwemmte, und bis in die Kornböden des Kaufmanns eindrang.

Das feuchte Getreide dampfte bald einen ſo unerträglichen Geſtank aus, daß die Nachbaren bei der Stadtbehörde klagbar wurden, und er gezwungen war, ſeine Speicher zu leeren, und ſeine Waare wegzuſchütten.

Voll Verzweiflung über den unglücklichen Erfolg dieſer Unternehmung, bedachte der arme Kaufmann, daß ihm noch eine Hülfsquelle übrig blieb, welche er benutzen, und ungeſäumt die Zeit wahrnehmen müßte: er verkaufte ſein Haus, das er noch hatte, und ſchiffte ſich ſammt einigen andern Gefährten ein, mit dem Entſchluſſe, ſein Glück auf dem Meere zu verſuchen.

Er ſegelte alſo mit einem Schiffe ab: am dritten Tage der Fahrt ward der Wind widrig, der Himmel verdunkelte ſich plötzlich, die Wogen ſchwollen ungeheuer an, und das Schiff litt Schiffbruch. Die meiſten Leute darauf ertranken. Der Kaufmann indeſſen und einige ſeiner Reiſegefährten retteten ſich auf einem Brette, und erreichten das feſte Land. Nackt und ſchier verſchmachtend irrte er in einer Wüſte umher; und ſchon war er mehrere Meilen gegangen, als er in einiger Entfernung einen Menſchen erblickte. Erfreut zu ſehen, daß das Land bewohnt war, und er Mittel finden würde, ſeinen quälenden Hunger und Durſt zu ſtillen, ging er auf ihn zu, und entdeckte bald darauf ein wohlbevölkertes Dorf, von Bäumen umgeben und von lieblichen Bächen bewäſſert.

Das Oberhaupt dieſes Dorfes, welchen er zuerſt erblickt hatte, war ein ſehr großmüthiger und reicher Mann, der in der Gegend ein ſehr angenehmes Landhaus hatte bauen laſſen, wo er damals wohnte. Dieſer Mann trug dem armen Schiffbrüchigen an, bei ihm in Dienſt zu treten, und bot ihm täglich ſechs Drachmen für die Aufſicht bei den Arbeiten, welche er auf ſeinem Landgute vornehmen ließ. Der Kaufmann nahm mit Freuden ein ſo edelmüthiges Erbieten an; er wünſchte alle Segnungen des Himmels auf das Haupt ſeines Wohlthäters hernieder, und trat auf der Stelle in Dienſt; er übernahm die mannigfaltige Beſorgung der Landwirthſchaft, und vertrat bald ſeinen Herrn in allen Geſchäften des Hauſes.

Alles ging ein Jahr lang gut; aber als die Zeit der Aernte kam, und ſie dem Eigenthümer ſollte überliefert werden, befürchtete der Kaufmann, daß ihm ſein Gehalt nicht bezahlt würde, und kam auf den Gedanken, einen Theil des eingeärnteten Getreides beiſeite zu thun, um ſich die Entſchädigung für ſeine Arbeit zu ſichern. Er ſonderte alſo eine gewiſſe Anzahl Getreideſäcke ab, verbarg ſie ſorgfältig, und überlieferte das Uebrige ſeinem Herrn. Dieſer ſäumte nicht, ihm einen ſeinen Dienſten angemeſſenen Theil davon darzubieten, und verſprach ihm für die Zukunft eben ſo bereite Zahlung. Der Kaufmann, welchen die gewiſſenhafte Handlungsweiſe ſeines Herrn, gegen den er einen ſo niedrigen Verdacht gehabt hatte, mit Schaam erfüllte, lehnte das ihm Angebotene ab. Als er aber wieder nach dem Orte ging, wo er das Getreide verborgen hatte, mußte er, zu ſeinem großen Herzeleide ſehen, das Räuber es geſtohlen hatten. Er konnte ſeinen Verdruß über dieſen Verluſt nicht verbergen, und war genöthigt, die Urſache ſeiner Betrübnis ſeinem Herrn zu bekennen; welcher, ſehr erzürnt über dieſes Betragen, ihm die lebhafteſten Vorwürfe machte, und ihn aus ſeinem Hauſe jagte.

Der unglückliche Kaufmann von Balſora irrte abermals umher, ohne zu wiſſen, was er anfangen ſollte: da begegnete er Leuten, welche auf die Perlenfiſcherei gingen. Als dieſe ihn ſo betrübt ſahen, erkundigten ſie ſich nach der Urſache ſeines Kummers, und waren von ſeiner bejammernswürdigen Lage ſo gerührt, daß ſie ihm die Hälfte der erſten Ausbeute ihrer Fiſcherei, zur Entſchädigung für ſeine Unglücksfälle, verſprachen.

Sie tauchten hinab, und waren ſo glücklich, zehn

Muſcheln herauf zu bringen, deren jede zwei dicke Perlen enthielt. Sie hielten ihr Verſprechen, gaben ihm zehn davon, mit dem Rathe, ſie zu verkaufen, und das daraus gelöſte Geld zu benutzen. Der Kaufmann war wieder auf dem Gipfel der Freude; er nahm zwei Perlen in den Mund, und beſchloß, die acht übrigen in ſein Kleid zu vernähen.

Ein Strauchdieb, der in der Gegend umherſtreifte, belauerte ihn, als er gerade mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, und ging eilig hin, ſeinen Geſellen dieſe Entdeckung mitzutheilen. Sie kamen mit geſammter Macht, überwältigten den Wehrloſen, plünderten ihn ohne Erbarmen aus, und entflohen mit ihrem Raube.

So unangenehm dieſes Abenteuer war, doch tröſtete ſich der Kaufmann noch mit den zwei Perlen, welche er ſorgfältig im Munde behalten und dadurch den Nachſuchungen der Räuber entzogen hatte. In der erſten Stadt, welche er betrat, übergab er ſie ſogleich einem Ausrufer, mit dem Auftrage, ſie zum höchſtmöglichen Preiſe zu verkaufen.

Aber unglücklicherweiſe waren gerade einem der Juweliere dieſer Stadt, zehn, denen von dem Kaufmann ausgebotenen ganz gleiche Perlen geſtohlen worden. Dieſer Juwelier, welcher in denſelben ſein Eigenthum zu erkennen wähnte, wurde in ſolchem Verdachte noch mehr durch den Anblick der elenden Kleidung beſtärkt, welche den Verkäufer bedeckten. Um ſeine Zweifel aufzuklären, fragte er ihn, ohne eine Abſicht dabei merken zu laſſen, was aus den acht anderen Perlen geworden wäre. Der Kaufmann antwortete unbefangen, er hätte ſie in ſein Kleid vernäht gehabt, aber Räuber hätten ſie ihm genommen. Bei dieſen Worten war der Juwelier überzeugt, ſeinen Mann gefunden zu haben, ergriff ihn, und ſchleppte ihn vor den Kadi.

„Herr,“ ſprach er zu dem Richter, „ich bringe euch hier den Dieb meiner Perlen. Hier ſind zwei davon, welche er dem Ausrufer zum öffentlichen Verkaufe übergeben hat; und jetzt eben hat er mir geſtanden, daß man ihm die acht anderen geraubt hat.“

Der Polizeirichter, welcher die Rechtſchaffenheit des Juweliers kannte, ließ dem Kaufmanne von Balſora, ungeachtet aller Betheurungen und Erklärungen ſeiner Unſchuld, die Baſtonnade geben, und warf ihn ins Gefängnis, worin er ein ganzes Jahr lang blieb.

Eines Tages ſah er in dieſem ſo traurigen und langwierigen Aufenthalte mehrere von den Fiſchern eintreten, welche ihn ſo edelmüthig unterſtützt hatten, und jetzt aus Neugier die Gefängniſſe der Stadt beſuchten. Sie waren ſehr erſtaunt, ihn an dieſem Orte wieder zu finden: „Ei, wie!“ ſprachen ſie zu ihm, „euch, deſſen Glück wir in einem Augenblick gemacht hatten, euch finden wir an dieſem Orte eben ſo elend wieder, als, da wir euch zum erſtenmale ſahen?“

„Ach!“ antwortete ihnen der Kaufmann, „wen das Unglück verfolgt, der ſieht ſtäts die glücklichſten Veränderungen wieder zu ſeinem Unglück ausſchlagen. Ihr wolltet mein Glück machen: aber gerade ihr ſeid die Urſache, daß ich jetzo hier eingekerkert bin, ohne daß meine Klagen gehört werden.“ Und hierauf erzählte er ihnen alle Umſtände ſeines traurigen Abenteuers.

„Tröſtet euch,“ ſagten zu ihm die Fiſcher; „ſobald wir von hier hinaus gehen, werden wir für euch auftreten und euch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Sie hielten Wort, und gleich aus dem Gefängniſſe giengen ſie zu dem Könige, brachten vor ihm die von dem Kaufmann erlittenen Unbilden an, und erklärten ihm, wie derſelbe das Opfer eines zufälligen Zuſammentreffens von verklagenden Umſtänden geworden wäre. Der König befahl ſogleich, den Gefangenen in Freiheit zu ſetzen, und zur Entſchädigung für die Ungerechtigkeit der Menſchen und die Verfolgung des Schickſals, gab er ihm ein Jahrgehalt und eine Wohnung nahe bei ſeinem Palaſte.

Vierhundert zwei und vierzigſte Nacht.

Der arme Kaufmann glaubte endlich ſein Glück gefunden zu haben. Im ruhigen Genuſſe der Wohlthaten des Königs, deſſen Güte er ſegnete, lebte er glücklich unter dem Schutze dieſes Fürſten, als ein neuer Unfall abermals ſeine Ruhe ſtörte.

Bei Durchſuchung des Hauſes, welches man ihm zur Wohnung eingeräumt hatte, bemerkte er ein mit loſen Steinen ausgeſetztes Fenſter, und hatte die Neugier zu ſehen, wohin es führete. Kaum hatte er einen Theil der Steine herausgenommen, als er ſah, daß die Mauer an das Harem des Königs ſtieß. Von Schrecken darüber befallen, bemühte er ſich, die gemachte Oeffnung ſorgfältig wieder zuzumachen. Unglücklicherweiſe konnte er aber ſeine Arbeit nicht unbemerkt vollenden: ein Verſchnittener, der ihn dabei beſchäftigt ſah, lief hin und benachrichtigte den König davon.

Aus Furcht, eine neue Ungerechtigkeit gegen einen ſo unglücklichen Menſchen zu begehen, wollte dieſer Fürſt ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Anklage überzeugen, und begab ſich ſchleunigſt zur Stelle. Hier konnte er ſich nun ſelber überzeugen, daß die Steine der Mauer, welche das Haus von ſeinem Palaſt trennte, ganz friſch wieder eingeſetzt waren.

Außer ſich vor Wuth über ein ſo frevelhaftes Unterfangen, ſprach er zu dem Kaufmann: „Undankbarer, dadurch alſo belohnſt du meine Wohlthaten, daß du in mein Harem zu dringen ſuchſt! Eine ſolche Frechheit ſoll nicht ungeſtraft bleiben, und ich will es dir fortan unmöglich machen, Böſes zu thun: die Augen ſollen dir ausgeſtochen werden!“ Der Befehl des Königs wurde auf der Stelle erbarmungslos vollſtreckt.

„Ach, ich Unglücklicher!“ rief jetzo der Kaufmann aus: „nicht zufrieden, mich all meiner Güter beraubt zu haben, greift nunmehr das Misgeſchick auch meine Perſon ſelber an.“

Dem armen, des Geſichts beraubten Manne blieb nichts anderes übrig, als ſein Brot zu betteln, und das Mitleid und die Unterſtützung der Vorübergehenden anzuflehen, indem er ſtäts die Worte wiederholte:

„Alle Arbeit iſt fruchtlos, wenn das Glück ſie nicht begünſtigt; und ohne die Hülfe des Himmels iſt kein Gedeihen!“

Ihr ſeht, Herr,“ fuhr Bacht-jar fort, „an dieſem Kaufmann ein Beiſpiel von der Verfolgung des Misgeſchicks. Ebenſo kann ich ein trauriges Schickſal nicht vermeiden, und alles vereinigt ſich, mich zu Boden zu drücken.“

Dieſe Geſchichte, und die Jugend und Freimüthigkeit des Angeklagten, machten auf Aſad-Bachts Gemüth einen ſtarken Eindruck, und beruhigten eine Weile ſeinen Zorn. Er ließ alſo die Hinrichtung aufſchieben, jedoch mit dem feſten Vorſatze, das frevelhafte Unterfangen ſeines Günſtlings zu beſtrafen.

Am folgenden Morgen trat der dritte Weſyr, der ſich mit allen den übrigen gegen das Leben des jungen Bacht-jar verſchworen hatte, vor den König hin, und ſprach zu ihm: „Herr, ungern haben geſtern eure Miniſter vernommen, daß ihr noch das Leben desjenigen geſchont habt, der ſo eben ein Verbrechen begangen hat, deſſen Schande auf unſer ganzes Land zurückfalle. Die Milde iſt ohne Zweifel eine Tugend; ſie muß jedoch Gränzen haben. Der Honig iſt eine köſtliche Speiſe; er iſt aber ſehr gefährlich, wenn man zuviel davon genießt. Wir dringen auf eine Handlung der Gerechtigkeit, welche Euer Majeſtät nicht ohne Gefahr aufſchieben kann.“

Dieſe Vorſtellung überredete den Fürſten, der auf der Stelle befahl, den Angeklagten kommen zu laſſen.

„Ich habe beſchloſſen,“ ſprach er zu ihm, deine Beſtrafung nicht länger aufzuſchieben; das Verbrechen, deſſen du dich ſchuldig gemacht haſt, muß durch dein Blut geſühnt werden, und deine Beſtrafung ſoll meinen Unterthanen zum heilſamen Beiſpiele dienen.“

Eben ſo ruhig, als am vorigen Tage, antwortete Bacht-jar folgendermaßen: „Herr, mein Leben ſteht in eurer Gewalt, und ihr habt darüber zu gebieten; aber bedenket euch noch recht, bevor ihr meinen Tod befehlet. Zu große Ungeduld und Uebereilung ſind oft gefährlich, und man bereut es manchesmal, daß man ſich nicht überwunden hat, zu warten. So verlor der Sohn des Königs von Halep, weil er nicht auf den Rath ſeines Vaters hörte und einer unverzeihlichen Ungeduld nachgab, zugleich den Thron und ſeine Geliebte.“

„Wer war dieſer Prinz von Halep?“ fragte Aſad-Bacht.

„Ich will es euch erzählen,“ antwortete Bacht-jar, und fuhr folgendermaßen fort:

Geſchichte

Beheſads des Ungeduldigen.

„Zu der Zeit als Halep die Hauptſtadt einiger Staaten umher war, herrſchte dort ein König, der durch ſeine Gerechtigkeit, Güte, Leutſeligkeit und Milde bei ſeinen Unterthanen beliebt war, und ſich beſonders durch ſeine edelmüthige Gaſtfreiheit gegen Fremde, welche ſein Reich beſuchten, auszeichnete.

Dieſer König hatte einen Sohn namens Beheſad, einen Jüngling voll guter Eigenſchaften, und der mit einer ſehr umfaſſenden Bildung große Anmuth des Betragens verband. Er hatte nur den einzigen Fehler, alles was er unternahm, mit der äußerſten Ungeduld zu betreiben und manchmal eine unzeitige Lebhaftigkeit zu zeigen.

Eines Tages, als Beheſad ſich mit einigen Leuten vom Handelsſtande unterhielt, erzählte einer derſelben ein gar ſeltſames Abenteuer, das ihm begegnet war. „Es ſind ungefähr zwei Jahre,“ ſprach dieſer, „daß ich mit einer Anzahl Kameele reiſte, welche ich für meine Rechnung hatte beladen laſſen, als, in der Nähe einer Stadt, meine Karawane von einer Räuberbande völlig geplündert wurde. Troſtlos über dieſen Unfall, entfloh ich tief in ein Gehölz, um nicht ſelber den Räubern in die Hände zu fallen. Die Nacht brach an, und ich ſah mich genöthigt, auf einen dichtbelaubten Baum in der Nähe der Heerſtraße zu ſteigen. Kaum befand ich mich einige Augenblicke droben, als ich in der Ferne glänzende Lichter erblickte, welche ſich allmählich dem Orte, wo ich war, näherten. Bald ſah ich eine Menge Leute vorüberziehen, welche ſich der lärmendſten Luſtigkeit überließen. Ihnen folgten Diener mit Feuerbecken, in welchen Räucherwerk von ſo köſtlichem Geruche brannte, daß der ganze Wald davon duftete. Hierauf kamen Spielleute, welche ihren Geſang mit vielen Inſtrumenten begleiteten; dann folgten Sklaven mit Fackeln in den Händen, bei deren Schein ich, in der Mitte eines glänzenden Gefolges, einen Trageſeſſel erblickte, und auf dieſem ſaß die ſchönſte Prinzeſſinn, welche ich jemals in meinem Leben geſehen habe: der Glanz ihres reizenden Antlitzes überſtralte weit den Schein der ſie umgebenden Kerzen; und ich wurde dermaßen davon geblendet, daß immerdar, ſeit dieſer Zeit, ihr Bild vor meiner Seele ſchwebt.“

Dieſe Erzählung reizte heftig Beheſads Neugierde, und machte auf dieſen jungen Prinzen einen tiefen Eindruck. Der Erzähler fuhr nun folgendermaßen fort:

„Am folgenden Morgen ſtieg ich wieder von dem Baume, auf welchem ich die Nacht zugebracht hatte, ging weiter, und kam in eine Stadt. Ich vernahm, daß ich in Rom, der Hauptſtadt der Cäſaren, war.

Als ich mich erkundigte, wer die reizende Erſcheinung geweſen, welche ich in der vorigen Nacht in dem benachbarten Walde geſehen hatte, erfuhr ich, es wäre des Kaiſers Tochter, die ſchöne Nikarine, welche ſich nach einem Landhauſe begeben, wo ſie einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte, um die Annehmlichkeit der ſchönen Jahreszeit zu genießen, und die Seufzer und Liebesklagen der Nachtigall an die Roſe zu hören.“

Sobald der Prinz Beheſad dieſe Erzählung gehört hatte, lief er zu einem der Weſyre ſeines Vaters, und ſagte ihm, er wäre nun ſchon in dem Alter, daß man auf eine Gattinn für ihn denken müßte, und daß er ſich vermählen ſollte. „Prinz,“ antwortete der Miniſter, „wenn ihr eine paſſende Wahl getroffen habt, ſo wird der König, euer Vater, ohne Zweifel nicht anſtehen, eurem Verlangen zu genügen.“ — „Nun wohl,“ antwortete der Prinz, „der Gegenſtand all meiner Wünſche iſt die

Prinzeſſinn Nikarine, die liebenswürdige Tochter des Kaiſers von Rom: mein Vater muß durchaus Geſandten hinſchicken, um ihre Hand anzuhalten.“

Als der Weſyr dem König von Halep die Anmuthung ſeines Sohnes mitgetheilt hatte, antwortete er, es wäre unmöglich, den von Beheſad geforderten Schritt zu thun. „Der Kaiſer von Rom,“ ſprach er, „wird nimmermehr ſeine Tochter der Bewerbung eines Fürſten gewähren, deſſen Staaten, in Vergleich mit den ſeinen, ſo klein ſind, und der überdieß mit ihm nicht von derſelben Religion iſt.“

Als Beheſad die Antwort ſeines Vaters vernahm, gerieth er in Verzweiflung, und erklärte ganz beſtimmt, wenn ſein Vater hierauf beharrte, ſo würde er ſeinerſeits auch einen Entſchluß faſſen, und ſelber hingehen, dieſen Antrag zu machen. Sehr erſchrocken über den Vorſatz ſeines Sohnes, bewilligte nun der König, eine Geſandtſchaft mit reichen Geſchenken an den Kaiſer zu ſchicken.

Der Kaiſer empfing die Abgeſandten des Königs von Halep mit großem Wohlwollen; aber er ward entrüſtet, als er den Gegenſtand ihrer Sendung vernahm. Indeſſen bewilligte er ſeine Tochter dem Sohne des Königs von Syrien, wenn er eine Summe von hundert Lak 12) Dynare in ſeinen Schatz zahlen könnte.

Als die Geſandten dem Könige die Antwort des Kaiſers zurückbrachten, erklärte derſelbe, daß er nimmer eine ſolche Summe aufzubringen vermöchte. Jedoch, durch Beheſads Bitten gerührt, raffte er alles zuſammen was er konnte, und brachte es wirklich bis auf dreißig Lak Dynare.

Die Bitten des Prinzen wurden hierauf nur noch dringender, und er bewog ſeinen Vater, einen großen Theil ſeiner Sklaven und ſeines Palaſtgeräthes zu verkaufen. Der Erlös dieſes Verkaufs war zwanzig Lak. Um endlich die von dem Kaiſer geforderte Summe vollzählig zu machen, ſah der König von Halep ſich gezwungen, ſeinen Unterthanen eine außerordentliche Steuer aufzulegen. So brachte er eine Summe von ſechszig Lak zuſammen, welche ſogleich durch Geſandte nach Rom überbracht wurde.

Der Kaiſer nahm dieſe Summe in Empfang, behandelte die Geſandten mit der größten Achtung, und verſprach ihnen, ſobald die von ihm auferlegte Bedingung erfüllt wäre, würde er auch nicht ſäumen, ſein Verſprechen zu halten.

Beheſad wollte nun ſeinen Vater bewegen, den Unterthanen neue Laſten aufzulegen, und beſonders noch den Handelſtand und die Landbauer mannigfaltig zu beſteuern. Aber diesmal erklärte ihm der Sultan ganz beſtimmt, daß er nie darein willigen würde, ſeine Unterthanen mit neuen Abgaben zu drücken, bevor ſie nicht Zeit gehabt, ihren durch ſeine vorige Beſteurung erlittenen Verluſt zu erſetzen. Misvergnügt über die Weigerung ſeines Vaters, drohte der Prinz ihm abermals, für immer ſein Königreich zu verlaſſen, wenn er ſein Verlangen nicht bewilligete.

„Mein Sohn,“ erwiederte ihm der König, „warte wenigſtens nur noch ein Jahr.“ — „Nein, mein Vater, ich reiſe.“ — „Warte wenigſtens nur ſechs Monate.“ — „Nein, nicht länger.“ — „Oder doch nur drei Monate.“ — „Auch nicht drei Tage mehr kann ich warten.“ — „Wohlan denn, ſo reiſe, wenn es dir beliebt.“

Beheſad ging ſogleich in ſeine Wohnung, ließ zwei ſeiner Vertrauten kommen, legte ſeine Rüſtung an, und ritt hinweg.

Nach einigen Tagereiſen, begegnete er einer Karawane von hundert reichbeladenen Kameelen, die nach Rom beſtimmt war; der Anführer derſelben war ein reicher Herr, und Freund des Kaiſers. Beheſad machte Bekanntſchaft mit ihm, wurde von ihm in ſeinem Palaſt zu Rom aufgenommen, und wußte ſich ſo gut in ſeine Gunſt zu ſetzen, daß dieſer Mann, auf die Erzählung von ſeiner Liebesgeſchichte und von dem Zwiſte mit ſeinem Vater, ihm die vierzig Lak Dynare, welche ihm noch fehlten, anbot, und dagegen das Verſprechen forderte, daß Beheſad ihm, ſobald er, nach dem Tode ſeines Vaters, den

Thron von Syrien beſtiege, ihm dieſe Summe ungeſäumt wiederbezahlete.

Beheſad nahm dieſes Erbieten mit Freuden an. Hierauf kleidete er ſich ſeinem Range gemäß, und begab ſich im prächtigen Aufzuge nach dem Palaſt des Kaiſers, welchen er um Gehör bitten ließ, um Seiner Majeſtät die, von den Kaufmann ihm anvertrauten, vierzig Lak zu überreichen.

Der Kaiſer empfing den Prinzen mit allen möglichen Freundſchaftsbezeugungen; er nahm auch gütig ſeine wiederholte Bewerbung um die Prinzeſſinn auf; aber er bat Beheſad, ihm nur zehn Tage zu vergönnen, um ſie auf dieſe Vermählung vorzubereiten.

„Herr,“ antwortete Beheſad, „ich fühle ein heißes Verlangen, der Gemahl der Prinzeſſinn zu werden, und dieſer Aufſchub iſt ſehr hart für meine Liebe. Erlaubet mir, daß ich dringe.“ — „Ich lobe eure Ungeduld,“ antwortete der Kaiſer, „aber gewähret meiner Tochter wenigſtens einen Aufſchub von drei Tagen, welchen unſere Gebräuche und Sitten erfordern.“

Beheſad wollte aber nicht mehr, als einen einzigen Tag bewilligen, ungeachtet der Bitten und Vorſtellungen des Kaiſers; welcher, ſehr verwundert über die große Ungeduld ſeines künftigen Schwiegerſohns, gleichwohl Befehle zur nahen Vollziehung der Vermählung gab, und unterdeſſen ein prächtiges Feſt anſtellte.

Vierhundert drei und vierzigſte Nacht.

Aber auch bei dieſem Feſte ließ Beheſads Ungeduld ihn an keinem Vergnügen Theil nehmen; er ſuchte alſo zu entſchlüpfen, und in dem Palaſte die Zimmer der Prinzeſſinn zu entdecken. Er erkannte endlich den Saal, wohin ſie am vorigen Tage war geführt worden, und da er durch das Licht eine Spalte bemerkte, durch welche man hineinſchauen konnte, ſo drückte er ſeine beiden Augen an dieſelbe.

Die Prinzeſſinn Nikarine blickte zufällig nach dieſer Seite hin, und bemerkte, daß ein Neugieriger es wagte, ſie in ihrem Gemache zu belauſchen: ſie befahl einer ihrer Frauen eine kleine eiſerne Gabel im Feuer glühend zu machen, und dem Verwegenen zur Strafe ſeiner Frechheit die Augen zu blenden. Die Magd vollzog den Befehl ihrer Gebieterinn, und ſogleich ſank der unglückliche Beheſad geblendet zu Boden, und ſtieß ein gräßliches Geſchrei aus.

Man lief auf dieß Geſchrei herbei; aber es war keine Hoffnung mehr vorhanden, ihm das Geſicht zu retten; und der Unglückliche konnte ſich nicht einmal über einen

Unfall beklagen, welchen er durch ſeine brennende Ungeduld ſelber herbeigezogen hatte.

Der Kaiſer erklärte nun, daß er ſeine Tochter niemals einem Blinden geben würde; und der unglückliche Beheſad ſah ſich gezwungen, nach Syrien heimzukehren, wo er ohne die ſo heiß von ihm geliebte leben mußte.

Und als ſein Vater ſtarb, erklärten ſeine Unterthanen, daß ſie keinen blinden König den Thron beſteigen ließen. So war Beheſad genöthigt, ſeine übrigen Tage in Trauer und Jammer zu verleben, weil er allzu ungeduldig geweſen war, ſeinen Wunſch zu erreichen.

Ihr ſeht hieraus,“ fuhr der junge Bacht-jar fort, „wie gefährlich es iſt, mit allzu großer Eile zu Werke zu gehen. Wenn Beheſad die Ueberwindung gehabt hätte, den folgenden Tag abzuwarten, ſo wäre er der glücklichſte Prinz auf Erden geweſen; und wenn ſelbſt die Prinzeſſinn, welche ihm beſtimmt war, ſich mehr bedacht hätte, bevor ſie den Befehl gab, deſſen Opfer ihr Bräutigam ward, ſo wäre dieß Unglück nicht geſchehen.“

Dieſes Beiſpiel ſchien auf Aſad-Bacht Eindruck zu machen, welcher die Hinrichtung des jungen Prinzen bis morgen aufſchob.

Als am folgenden Morgen der König ſeinen Thron beſtiegen hatte, nahte ſich der vierte Weſyr, und ſprach zu ihm:

„Herr, das Gerücht, welches ſich von Bacht-jars

Verbrechen überall verbreitet hat, erlaubt nicht länger die Beſtrafung des Schuldigen aufzuſchieben. Man verwundert ſich über die Langſamkeit, mit welcher Euer Majeſtät bei der Rache einer ſo ſchweren Beleidigung verfährt, wie die von ihm begangene iſt; und die Ehre des Königs, ſo wie der Vortheil des Landes, fordert eine ſchleunige Genugthuung.“

Der König ließ Bacht-jar kommen, und ſagte ihm, er wäre nun entſchloſſen, ihn hinrichten zu laſſen.

„Herr,“ antwortete der junge Prinz, „geruhet, es noch aufzuſchieben; man weiß es ſich oft ſelber Dank, mit einer weiſen Langſamkeit gehandelt zu haben, und die Geduld iſt manchmal ſehr nützlich: ſie iſt es, durch welche Abu-Szaber [13]) aus der Tiefe eines Brunnens auf den Thron ſtieg.“

„Wie konnte das geſchehen?“ fragte der König.

„Ich will es Euer Majeſtät erzählen,“ antwortete Bacht-jar, und begann folgendermaßen:

Geſchichte

Abu-Szabers des Geduldigen.

„Herr, Abu-Szaber war ein reicher Pächter, welcher den Einwohnern ſeines Dorfes viel Gutes that, und bei der Beſtellung ſeiner Ländereien eine groſe Anzahl Arbeiter beſchäftigte, welche er mit der gröſten Freundlichkeit behandelte, ſo daß ſie ihn anbeteten.

Eines Tages kam einer ſeiner Schäfer ganz erſchrokken heim, und benachrichtigte ihn, man hätte in der Nachbarſchaft einen Löwen herumſtreifen geſehen, welcher ſogar ſchon einige Schafe zerriſſen. In den folgenden Tagen dauerten dieſe Verwüſtungen dergeſtalt fort, daß Abu-Szaber mit dem Verluſte ſeiner ganzen Heerde bedrohet war.

Seine Frau wollte ihn bereden, zu Pferde zu ſteigen, und eine Jagd gegen dieſes reißende Thier anzuſtellen, welches ſo viel Schaden ſtiftete. Aber Abu-Szaber antwortete ihr: „Geduld, Geduld! bei allen Ereigniſſen des Lebens iſt das der beſte Rath. Der Löwe, der uns ſo viel Schaden thut, iſt wild und bös: früher oder ſpäter wird Gott, deſſen Gerechtigkeit die Geißel der Bosheit iſt, ihm ſchon ſeine Strafe zuſchicken: laß es uns abwarten."

Abu-Szaber hatte Recht: einige Zeit darnach wurde der Löwe von dem Könige getödtet, welchem er auf einer Jagd begegnete. „Siehſt du," ſprach Abu-Szaber nun zu ſeiner Frau, „hatte ich Unrecht, zu behaupten, daß Gott immer die Böſen beſtraft? Hätte ich mich mit dem Löwen in einen Kampf eingelaſſen, vielleicht wäre ich dabei umgekommen: der König ſelber hat Mühe gehabt, ihn zu erlegen. Du ſiehſt, wir haben wohl gethan, zu warten."

Kurze Zeit darnach, wurde in dem Dorfe ein Menſch ermordet; und der König ließ zur Beſtrafung der Einwohner, welche den Schuldigen nicht nachweiſen konnten, alle Häuſer ſchleifen und plündern. Abu-Szaber verlor dabei den größten Theil ſeines Vermögens.

„Wir müſſen uns ſchleunigſt beſchweren," ſprach Abu-Szabers Gattinn zu ihrem Manne. „Am Hofe weiß alle Welt, daß du unſchuldig biſt: fordere vom Könige wieder, was du verloren haſt, und du biſt wohl ſicher, es zu erhalten.“

„Geduld, Geduld! liebe Frau,“ antwortete Abu-Szaber, „der König hat das Unrecht gethan, der König wird auch dafür beſtraft werden: wer immer ſeinem Nächſten ſein Eigenthum nimmt, muß einſt auch das ſeine verlieren.“

Dieſe Rede vernahm ein neidiſcher Nachbar, der ſogleich hinging und ſie dem Könige hinterbrachte. Wüthend über die Unverſchämtheit Abu-Szabers, ließ dieſer Fürſt ihm nun auch alles wegnehmen, was ihm noch übrig geblieben war, und ihn aus ſeiner Pachtung vertreiben, ſammt ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern.

„Da ſiehſt du's,“ ſprach Abu-Szabers Frau; „habe ich es dir nicht geſagt, daß deine Zauderniß und dein Abwarten mit unſerm Untergange enden werde? Da ſind wir jetzt in einer ſchönen Lage, ohne Hülfsmittel, ohne Zufluchtsort!“

„Geduld, Geduld, liebe Frau!“ antwortete ſtäts unerſchütterlich Abu-Szaber; „die Geduld findet früher oder ſpäter ihren Lohn.“

Indem er dieſe Worte ausſprach, ſah er eine Räuberbande über ihn und die Seinen herſtürzen. Dieſe Räuber begnügten ſich nicht, ihnen auch das Wenige zu nehmen, was ihnen noch übrig geblieben war, ſie beraubten ſie ſogar ihrer Kleider, und führten zwei von Abu-Szabers Kindern mit weg.

Da ſchrie ſeine Frau mit kläglicher Stimme: „Im Namen Gottes, mein lieber Mann, lauf dieſen Räubern nach, und flehe ihr Mitleid an, weil du nicht gegen ſie ſtreiten kannſt! ſiehſt du nicht, daß ſie unſere Söhne wegſchleppen?“

„Geduld, liebe Frau!“ antwortete Abu-Szaber; „das Böſe fällt ſtäts auf ſeinem Urheber zurück; wenn ich dieſen Räubern nachlaufe und einer von ihnen mich tödtet, was ſoll aus dir allein auf der Welt werden? Geduld! ſage ich dir; das iſt das einzige Mittel für unſere Leiden.“

Die beiden unglücklichen Gatten gelangten unter dieſen Unfällen nach einer Stadt in Kerman, welche am Ufer eines Stromes lag. Abu-Szaber ſagte zu ſeiner Frau, ſie möchte eine Weile hier außen am Waſſer bleiben, bis er in der Stadt Erkundigungen eingezogen hätte, wie ſie dort ein Unterkommen finden könnten.

Während ſeiner Abweſenheit kam ein Reiter, ſein Pferd zu wäſſern, und erblickte die Frau; und da er ſie nach ſeinem Geſchmacke fand, ſo machte er ihr den Antrag, ihm zu folgen. Vergeblich war ihr Widerſtand, vergeblich ihr Schreien, daß ſie ſchon verheiratet wäre und daß ihr Mann untröſtlich ſein würde, wenn er ſie nicht wiederfände, der Reiter, ohne darauf zu hören, zwang ſie mit dem Säbel in der Hand, hinter ihm aufzuſitzen. Sie hatte nur noch ſo viel Zeit, eilig in den Sand zu ſchreiben: „Abu-Szaber, du haſt deine Habe und Gut, deine Kinder, und deine geliebte Gattinn verloren. Wir werden nunmehr ſehen, wozu dir deine Geduld noch nützen kann.“

Als Abu-Szaber bei ſeiner Rückkehr ſeine Frau nicht wiederfand, und die von ihr geſchriebenen Worte las, konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten. Aber bald faßte er wieder Muth, und ſprach bei ſich ſelber: „Wohlauf! in dieſem Augenblicke bedarf ich all meiner Entſagung: vielleicht aber hat das Schickſal noch einen härteren Schlag für mich aufgeſpart.“

Er war indeſſen von dieſem letzten Verluſte ſo ſchwer getroffen, daß er aufs Ungefähr umherirrte, wie ein Menſch, der von Sinnen iſt. In dieſem Zuſtande gerieth er mitten unter mehrere Leute, welche man am Bau eines königlichen Palaſtes zu arbeiten gezwungen hatte. Sobald man ihn hier bemerkte, bemächtigte man ſich ſeiner, und befahl ihm, bei Strafe eines ewigen Gefängniſſes, den Arbeitern zu helfen, und geſellte ihn denſelben bei, denen man anſtatt aller Bezahlung nichts weiter gab, als ein ſchlechtes kleines Gerſtenbrot, welches kaum zu ihrem Unterhalte hinreichte.

Er war ſchon drei Monate lang bei dieſer harten Arbeit beſchäftigt, als einer der Werkleute, die neben ihm arbeiteten, hinabſtürzte und ſich das Bein brach. Dieſer

Unglückliche ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, welches ihm der Schmerz auspreßte. Da ſagte Abu-Szaber zu ihm: „Geduld! mein Freund, Geduld!“ — „Ja! das iſt auch gerade der Augenblick, mir noch Geduld anzurathen!“ erwiederte jener: „wie lange ſoll man ſie denn haben?“ — „Immerdar,“ antwortete Abu-Szaber; „denn ſie kann einen Menſchen aus der Tiefe eines Brunnens auf den Thron erheben.“

Der König, der an einem Fenſter ſeines Palaſtes ſtand, als Abu-Szaber dieſe Worte ausſprach, war ſehr erzürnt über eine Rede, welche er für aufrühriſch anſah, und befahl, den Arbeiter, der ſo geſprochen hätte, zu ergreifen und ihn in einen ſehr tiefen Brunnen hinabzuſenken, welcher mit einem großen unterirdiſchen Bau in Verbindung ſtand; und um die Qual des Unglücklichen noch zu vermehren, kam er jeden Tag, und rief ihm hinab: „Wohlan! geduldiger Mann, wann gedenkſt du aus dem Brunnen auf dieſen Thron zu ſteigen, welchen deine Geduld dir verſchaffen ſoll?“

Dieſe Zeit war aber nicht ſo entfernt, als er wähnte. In den Gewölben, welche mit dem Brunnen Abu-Szabers in Verbindung ſtanden, war einer der Brüder des Königs eingeſperrt geweſen. Dieſer Prinz hatte das Unglück gehabt, die Eiferſucht ſeines Königs zu erregen. Aber die üble Behandlung und der Gram eines ſo langen Gefängniſſes hatten dem Leben dieſes unglücklichen

Bruders ein Ende gemacht. Die Großen des Reichs, welche dieſen letzten Umſtand nicht wußten, waren unwillig über die lange Gefangenſchaft, worin der König ſeinen Bruder hielt, und murrten laut über dieſe Ungerechtigkeit. bald ward das Misvergnügen allgemein, auf allen Seiten brachen Empörungen aus, man erhob ſich überall gegen die Tyrannei des Königs, und dieſer wurde in einem Auflaufe getödtet.

Vierhundert vier und vierzigſte Nacht.

Das Volk lief nun ſogleich nach den unterirdiſchen Gewölben, um den Gefangenen zu befreien. Die Aehnlichkeit Abu-Szobers mit dieſem Prinzen täuſchte um ſo leichter Aller Augen, als man vorausſetzte, daß eine ſo lange Gefangenſchaft nothwendig ſeine Geſichtzüge verändern mußte. Und bei ſeinem Anblicke, beugte einer der Großen ſeine Knie vor ihm, und ſprach: „Prinz, das grauſame Verfahren eures Bruders iſt nach Gebühr beſtraft: wir kommen, um euch zu erbieten, an ſeiner Statt zu regieren.“

Abu-Szaber erkannte die Belohnung, welche der Himmel ihm für ſeine Entſagung aufbewahrt hatte, antworkte nichts, ließ ſich mit den königlichen Ehrenzeichen ſchmücken, und beſtieg den Thron.

Jetzt als König beſtrebte er ſich, allen ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und ſeine Wohlthätigkeit, ſeine Billigkeit und ſein Eifer in Erfüllung ſeiner Pflichten gewannen ihm die Liebe aller ſeiner Unterthanen; während die Sorgfalt für ſeine Kriegsheere und die ſtrenge Bewachung ſeiner Gränzen, ihm die Ehrfurcht und Achtung der benachbarten Fürſten erwarben.

Unterdeſſen blieb es nicht aus, daß auch der König, welcher den Abu-Szaber aller ſeiner Güter beraubt und ihm aus dem Dorfe vertrieben, daſſelbe Schickſal erfuhr, welches er ihm bereitet hatte: ein mächtiger Nachbar überfiel ſeine Staaten, bemächtigte ſich der Hauptſtadt, und zwang ihn, ſein Königreich zu verlaſſen.

Dieſer verbannte König kam nun gerade an Abu-Szabers Hof, dort eine Zuflucht zu ſuchen, und ihn um Beiſtand zur Wiedereroberung ſeines verlorenen Königreichs zu bitten.

Aber, ganz ſeiner bisher bekannten Handlungsweiſe entgegen, befahl Abu-Szaber, ſich des landflüchtigen Königs zu bemächtigen, und ihn bis an die Gränzen ſeiner Staaten zurückzuführen. Niemand konnte dieſe, der edelmüthigen Gaſtfreiheit des Fürſten ſo widerſprechende Unmenſchlichkeit begreifen; und das Erſtaunen der Hofleute verdeppelte ſich noch, als ſich Abu-Szaber zu dem landflüchtigen Könige wandte und ſprach: „Du ſiehſt jetzo die Wirkung der Geduld, weil du vermöge derſelben dich gegenwärtig in meinen Händen befindeſt.“

Eines Tages, da Abu-Szaber mit der Rechtspflege ſeiner Unterthanen beſchäftigt war, führte man ihm eine Räuberbande vor. Mitten unter derſelben erkannte der neue König ſeine beiden Söhne. „Wer ſind dieſe Jünglinge?“ fragte der König den Hauptmann der Bande. „Herr,“ antwortete dieſer, „wir haben ſie vor einiger Zeit entführt; aber ungeachtet aller unſerer Anſtrengungen, haben wir ſie nicht dahin bringen können, ſich unſerm Gewerbe hinzugeben; ihr könnt ſie ganz ſicher in euern Dienſt nehmen: ja wir ſelber wagen es, euch unſern Arm und unſere Schätze darzubieten. Wenn Euer Majeſtät uns begnadigt, ſo wollen wir in euern Heeren fechten und euch die verborgenen Reichthümer überliefern, welche wir zuſammengebracht haben.“

Abu-Szaber, ohne ſich zu etwas verbindlich zu machen, ließ ſogleich ſeine beiden Söhne in ſeinen Palaſt führen. Nachdem er hierauf von den Räubern vernommen, wo ſie ihre Schätze verborgen hatten, befahl er, ſie wieder ins Gefängnis zu werfen.

Dieſes Urtheil erregte von neuem Misvergnügen unter dem Volke. „Es iſt ſehr auffallend,“ ſagte man, „daß der König für dieſe beiden Räuber eine ſo empörende Vorliebe zeigt, während er jene beſtraft, aus denen er ſo koſtbare Entdeckungen gezogen hat.“

Unterdeſſen, als Abu-Szaber in ſeinen Palaſt zurückkam, gab er ſich ſeinen beiden Kindern zu erkennen, und entdeckte ihnen die wunderbaren Abenteuer, welche ihn auf den Thron erhoben hatten. Aber die beiden Jünglinge vergoſſen bittere Thränen, als ſie vernahmen, daß ihre Mutter geraubt war; und dieſer traurige Umſtand allein trübte das Glück, deſſen ſie ſich erfreuen konnten.

Einige Zeit darnach, erſchien ein Mann mit einem Weibe vor dem Könige: der Mann beſchwerte ſich, daß ſeine Frau ihm nicht Folge leiſten wollte, und alle ſeine Liebkoſungen zurückſtieſſe.

Anſtatt die Angeklagte zurecht zu weiſen, ließ Abu-Szaber den Ankläger ergreifen, und befahl, ihm den Kopf abzuhauen.

Bei dieſer ſcheinbaren neuen Ungerechtigkeit, waren die Groſſen und das Volk ſo empört, daß das allgemeine Murren einen Aufruhr ankündigte, als Abu-Szaber das Wort nahm, und folgendermaſſen ſprach:

„Weſyre, und ihr Herren, es iſt Zeit, euch ein Geheimnis zu entdecken, welches ich euch bis jetzo verbergen zu müſſen glaubte, euch nun aber kund thun muß, um euch die Gründe meiner Urtheilſprüche zu erklären, welche ihr misbilligt habe.

Ich bin nicht der Bruder euers vorigen Königs, aber wie jener, war ich ein Opfer ſeiner Tyrannei. Als ich, um einen meiner Gefährten zu tröſten, zu ihm ſagte, daß die Geduld einen Menſchen aus der Tiefe eines Brunnens auf einen Thron zu erheben vermag, hörte dieß der böſe Fürſt, und ließ mich, zur Strafe meiner Kühnheit, in einen Brunnen werfen, der mit dem unterirdiſchen Gewölbe in Verbindung ſtand, worin ihr mich gefunden habt.

Nunmehr werdet ihr leicht die verſchiedenen Beweggründe meiner Handlungen begreifen:

Der vertriebene König, der in meinen Staaten Zuflucht ſuchte, war vormals mein Herr; und aus ungerechtem Eigenſinne hatte er mich meiner Güter beraubt, mich aus ſeinem Reiche verjagt und gezwungen, in ein fremdes Land zu fliehen. Ich mußte alſo ſeine Grauſamkeit beſtrafen, als ſich die Gelegenheit dazu darbot.

Die Räuber, welche ich ins Gefängnis werfen ließ, hatten mir meine Kinder entführt, welche ich unter ihnen wiederfand, und dieſe ſind es, die ich begnadigte. Ich konnte jenen alſo ein ſo ſchweres Verbrechen nicht verzeihen, und noch weniger meine Söhne beſtrafen. Anlangend die Reichthümer, welche ich ſie gezwungen habe herauszugeben, ſo hatten ſie dieſelben geraubt, und ich hatte volles Recht, ſie dazu zu zwingen.

Ihr waret endlich erſtaunt, daß ich einem Manne, der ſich über die Widerſpenſtigkeit ſeiner Frau beklagte, den Kopf abhauen ließ: aber ihr müßt wiſſen, daß dieſe Frau die meinige iſt, und daß er ſie mir bei dieſer Stadt in meiner Abweſenheit mit Gewalt entführt hat.

Ich glaube alſo, daß alle meine Handlungen auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet ſind.“

Auf dieſe Rede Abu-Szabers bezeugte die ganze Verſammlung durch Freudengeſchrei ihre Zufriedenheit, und jedermann beeiferte ſich, wegen des ungerechten Murrens den weiſen König um Verzeihung zu bitten, welcher hierauf lange glücklich lebte, hochgeehrt und geliebt von ſeiner wiedergefundenen Familie und von ſeinen durch ihn beglückten Unterthanen.

„Ihr ſeht, Herr,“ fuhr Bacht-jar fort, „wie nützlich die Geduld, und wie gefährlich die Uebereilung iſt. Bedenket, daß der Befehl, welchen ihr jetzo gebet, für immerdar unwiderruflich iſt, und daß es vergebens wäre, wenn ihr ſpäter eures Irrthums und des begangenen Unrechts inne würdet.“

Dieſe Vorſtellungen bewogen Aſad-Bacht, daß er die Hinrichtung Bacht-jars bis morgen verſchob.

Am folgenden Tage trat der fünfte Weſyr vor den König hin und ſprach:

„Herr, der Aufſchub, welchen Euer Majeſtät bei der Beſtrafung Bacht-jars zuläßt, kann für das Königreich die unſeligſten Folgen haben. Aufgemuntert durch das Beiſpiel ſeiner Strafloſigkeit, hört man ſchon die Räuber unter einander ſprechen: „Wir können jetzt ungeſtraft alles thun, nachdem ein Mann, der es gewagt hat, in das geheiligte Frauen-Zimmer des Königs zu dringen, für ein ſo ſchweres Verbrechen nicht beſtraft worden: um ſo weniger werden die Verbrechen, welche wir begehen mögen, beſtraft werden. Jeden Tag erzählt der Angeklagte ihm eine Geſchichte, wodurch es ihm gelingt, den Augenblick ſeiner Beſtrafung immer weiter hinaus zu ſchieben. Nun gut, wir wollen ihm auch dergleichen erzählen.“

Die Vorſtellungen ſeines Weſyrs reizten Aſad-Bachts Empfindlichkeit. „Man hole den Angeklagten her!“ ſprach er; und als er ihn vor ſich ſah, fuhr er fort:

„Wähne nicht mehr, mich mit deinen Mährchen hinzuhalten, und mir Hoffnung zu machen, daß deine Unſchuld noch einſt an den Tag kommen werde: heute noch muß ich durch deinen Tod allen denjenigen ein warnendes Beiſpiel geben, welche verſucht ſein könnten, deinen Frevelthaten nachzuahmen.“

„Herr,“ antwortete Bacht-jar, „wenn Euer Majeſtät mir nur noch einige Worte vergönnen will, ſo wird der Himmel euch durch ewige Glückſeligkeit für dieſe Gnade belohnen. Wie, Herr, ihr, deſſen Gegenwart überall Freude und Glück verbreitet, ihr ſolltet, allein durch mich ein Gegenſtand des Unwillens und Aergerniſſes ſein? durch mich, der ich unſchuldig bin, ich ſchwöre es euch bei dem Namen Gottes, der alles weiß, und dem nichts verborgen iſt.“

Der König wurde durch dieſe Worte erſchüttert, und Bacht-jar fuhr alſo fort:

„Ich beſchwöre Euer Majeſtät, mir noch einen Aufſchub von einigen Tagen zu gewähren, und ich verſpreche euch klärlich meine Unſchuld darzuthun. Gewähret mir dieſe Gnade, und euer Herz wird ſich bald darüber freuen, ſo wie jener König von Arabien ſich freute, der ſeine Krone und ſein Glück der Feſtigkeit verdankte, mit welcher er ſeinen Zorn gegen einen Sklaven, der ihn beleidigt hatte, zu mäßigen wußte.“

„Wer iſt dieſer König?“ fragte Aſad-Bacht. Worauf Bacht-jar alſo begann;

Geſchichte

des Prinzen von Sangebar.

„Es herrſchte einſt in Arabien ein König, welchen ſeine Bedrückung, ſeine Härte und Ungerechtigkeit allen ſeinen Unterthanen verhaßt machte. Er hatte unter ſeinen Sklaven einen Jüngling, der von der Küſte von Sangebar entführt worden: dieſer war der Sohn des Königs dieſes Landes; weil er aber Gründe hatte, ſeine hohe Geburt zu verbergen, ſo wußte niemand am Hofe des Königs von Arabien, das Abrahah ein Prinz war.

Abrahah hatte ſich die Gunſt ſeines Herrn zu erwerben gewußt; er begleitete ihn überall hin, und ihm war die Aufſicht über die Waffen des Königs anvertraut. Eines Tages, als ſie mitſammen auf der Jagd waren, und ein Hirſch hitzig verfolgt wurde, ſchoß der König mehrere

Pfeile ab, ohne ihn zu erreichen. Abrahah, der hinterdrein folgte, ſchoß auch einen ab; aber er hatte das Ungeſchick, das Ohr des Königs zu treffen, von welchem der Pfeil ein Stück mit ſich wegriß, ſo daß das Blut ſtromweiſe herabfloß.

Sogleich befahl der König von Arabien, nach ſeiner heftigen Gemüthsart, ſeinem Gefolge, den unglücklichen Sklaven zu ergreifen und ihm den Kopf abzuhauen. „Herr,“ ſprach dieſer zu ihm, „Euer Majeſtät weiß wohl, daß mein Pfeil nicht auf euch gerichtet war, und daß mein Ungeſchick allein den Zufall veranlaßte, deſſen Opfer ich ſein ſoll; geruhet, dieſes Verſehen zu entſchuldigen: eine gute Handlung findet immer ihren Lohn, und wenn ihr vergebet, ſo wird euch wieder vergeben.“

Der König von Arabien hatte Mitleid mit ſeinem jungen Sklaven, er unterdrückte alſo ſeinen Zorn, und wiederrief den gegebenen Befehl. Abrahah voller Freuden, dankte ſeinem Herrn für die Gnade, und kehrte mit ihm nach der Stadt zurück.

Unterdeſſen hatte der König von Sangebar, dem man ſeinen Sohn mit Gewalt entführt hatte, voll Unruhe über ſein Verſchwinden, lange vergeblich nach allen Seiten Boten ausgeſchickt, ihn zu ſuchen. Endlich vernahm er, daß derſelbe gefangen worden und Sklave am Hofe des Königs von Arabien wäre; jedoch hielt er es nicht für räthlich, ihn als ſeinen Sohn zurückzufordern, indem er mit Grund fürchtete, ſein Herr möchte alsdann ein zu hohes Löſegeld für ihn verlangen. Er erwählte alſo einen gewandten und erfahrenen Mann und trug ihm auf, dieſe Angelegenheit mit aller erforderlichen Vorſicht und Verſchwiegenheit zu betreiben. Dieſer Mann begab ſich, mit ſeinen Verhaltungsregeln verſehen, und mit allem Gelde, deſſen er zur Sicherung des Erfolgs ſeiner Unternehmung bedurfte, nach Arabien.

Bei ſeiner Ankunft an dem Hofe des Königs, gelangte er leicht dazu, den jungen Prinzen von Sangebar zu ſehen; er erzählte ihm mit Wärme von ſeinem Geburtslande und von der Zärtlichkeit ſeines Vaters; und Abrahah's Augen vergoſſen bei dieſer rührenden Schilderung Thränen wie ein Frühlingsregen. Da ſtand der Abgeſandte nicht länger an, ihm den Zweck ſeiner Sendung zu entdecken, und erklärte ihm, daß er von ſeinem Vater abgeſchickt wäre, um ſein Entkommen zu erleichtern.

Abrahah ergriff dieſen Vorſchlag mit Freuden; ſie verabredeten einen Ort, wo ſie ſich treffen wollten, und am Abend verließen beide, als Kaufleute verkleidet, die Stadt, und in kurzer Zeit hatten ſie die Hauptſtadt des Königreichs Sangebar erreicht.

Sobald der König von der Annäherung ſeines Sohnes benachrichtigt war, ließ er ihm Truppen entgegen ziehen, ihm den prächtigſten Empfang bereiten, und alles athmete Freude und Vergnügen beim Einzuge des Prinzen in die Stadt.

Aber ganz anders war es am Hofe des Königs von Arabien. Als er entdeckte, daß ſein Lieblingsſklave plötzlich verſchwunden, ſo war es um ſeine Ruhe geſchehen, und er beſchäftigte ſich nur mit den Mitteln, ihn wiederzufinden. Zu dieſem Zwecke ließ er ein Schiff wohl ausrüſten und zahlreich bemannen, und wenige Tage nach der Abfahrt des jungen Prinzen, ſchiffte er ſich zu ſeiner Verfolgung ein.

Die erſten Tage der Fahrt waren ziemlich glücklich, und der König fand in ſeinem Schiffe alles Mögliche, was zur Zerſtreuung dienen und die Beſchwerden der Reiſe erträglich machen konnte. Aber eines Abends fing der Donner an zu grollen, ein wüthender Wind erhob ſich, und wühlte bald, zum raſenden Sturm angewachſen, die Tiefen des Meeres auf. Das Schiff kämpfte lange gegen das Ungewitter; endlich ſchlug eine Woge es aus einander, und der König von Arabien wäre ertrunken, wenn er nicht ein Brett ergriffen hätte.

Der unglückliche Schiffbrüchige ſchwamm ſieben Tage lang, ein Spiel der Wogen und Winde umher; endlich wurde er von den Fluten ans Ufer geworfen, wo er ohne Bewußtſein liegen blieb.

Einige Fiſcher fanden ihn auf dem Strande, und wollten ihn befragen; er war aber ganz erſchöpft und faſt ohne Leben. Da öffneten ſie ihm den Mund und flößten ihm einige Tropfen Oel ein, welche ihn wieder zur Beſinnung brachten.

Auf Befragen der Fiſcher, vernahm der König von Arabien, daß er an der Küſte von Sangebar Schiffbruch gelitten hatte; er erkundigte ſich, wie weit er bis zur Hauptſtadt hätte; und da er hörte, daß es nur vier Farſangen wären, ſo faßte er wieder Muth, und machte ſich auf den Weg.

Am Abend erreichte er dieſe große Stadt, ſehr ermüdet, und ohne zu wiſſen, wo er um Herberge bitten ſollte, er wagte es nirgend einzuſprechen, und entſchloß ſich, die Nacht unter dem Schirmdache eines Kaufladens zuzubringen, und ſchlief hier ein.

Nun geſchah es, daß in eben dieſer Nacht Räuber in das Haus des Kaufmanns einbrachen, denſelben ſammt ſeinen Kindern und einer Magd ermordeten, und alles, was ſie von Werth finden konnten, mit fortſchleppten. Der König von Arabien, welchen die Ermüdung in tiefen Schlaf verſenkt, hatte nichts von allem bemerkt.

Aber am folgenden Morgen, als man überall nach den Urhebern dieſer Verbrechen ſuchte, ſah man ihn unter dem Schirmdache hervortreten, welches ihm zur Herberge gedient hatte. Sogleich bemächtigte das Geſinde ſich ſeiner. Das Blut, welches ſeine Kleider befleckte und der armſelige Zuſtand, worin er ſich befand, ließen nicht zweiſeln, daß er einer von den Mördern wäre. Man führte ihn alſo vor den König von Sangebar.

„Elender,“ ſprach dieſer Fürſt zu ihm, „wähnteſt du denn dieſe Stadt von einem Könige beherrſcht, deſſen Nachläſſigkeit dir Straſloſigkeit zuſicherte, daß du es wagteſt, ſo viel Menſchenblut zu vergießen und mit ſolcher Frechheit zu rauben? Bekenne deine Gehülfen und den Ort, wo du das Geraubte verborgen haſt.“

„Ach! Herr,“ antwortete der König, der ſich ſcheute, ſeinen wahren Namen zu entdecken, „ich ſtamme aus königlichem Geblüte, und war zu Schiffe gegangen, um zu reiſen und mich zu unterrichten; aber der Sturm hat mein Schiff an den Küſten eures Reiches zerſchmettert, die Wellen haben mich ans Ufer geworfen, und ich bin geſtern Abend in eurer Hauptſtadt angekommen. Da ich niemand in dieſer Stadt kannte, und es übrigens ſchon ſo ſpät war, daß alle Läden geſchloſſen waren, ſo ſah ich mich genöthigt, die Nacht vor einem Hauſe zuzubringen, und ich erwachte eben aus dem tiefſten Schlafe, als plötzlich die Leute mich eines Verbrechens beſchuldigten, welches ich nicht begangen habe, und mich vor euch ſchleppten.“

„Wähne nicht,“ antwortete der König von Sangebar, „daß ich mich durch deine liſtigen Lügen äffen laſſe: der Ort, wo man dich gefunden hat, das Blut, womit du beſpritzt biſt, alles beweiſt hinlänglich, daß du einer der

Mitſchuldigen biſt, und ich kann die ſeltſame Erzählung nicht glauben, durch welche du dich rechtfertigen willſt Deine Beſtrafung ſoll ſcharf genug ſein, um deinen Helfershelfern, die meiner Gerechtigkeit entſchlüpft ſind, Schrecken einzujagen.“

„Herr,“ erwiederte der König von Arabien, „ich betheure euch, daß ich von königlichem Geblüte bin, wie ihr; geruhet, eine günſtigere Meinung von meiner Perſon zu faſſen: Euer Majeſtät kennt meine Unſchuld nicht, aber Gott kennt ſie.“

Verwundert über die edle Weiſe, mit welcher der Angeklagte ſich ausdrückte, ſah der König von Sangebar wohl, daß dieſer Menſch eine ſorgfältige Erziehung erhalten hatte; und befürchtend, durch den Anſchein getäuſcht zu ſein, verſchob er ſeine Hinrichtung und ließ ihn ins Gefängnis führen. Der König von Arabien ergab ſich in ſein Schickſal, und brachte ſeine Zeit in Gebet hin.

Hinter dem Gefängniſſe befand ſich ein angenehmer Hof, von Bäumen beſchattet und durch einen klaren Bach bewäſſert, wo man den Gefangenen ſich zu ergehen erlaubte.

Eines Tages ſah der gefangene König eine Krähe ſich auf die Mauer des Hofes ſetzen: um nun eine günſtige oder ungünſtige Vorbedeutung für die Dauer ſeiner Gefangenſchaft zu erlooſen, ſprach er bei ſich ſelber: „Laß ſehen, ob ich mit dieſem Knochen, welchen ich in der

Hand habe, die Krähe treffen kann; das ſoll meine baldige Befreiung verkündigen: wenn ich ſie dagegen verfehle, ſo bedeutet es, daß ich noch lange gefangen bleibe.“ So ſpricht er, wirft den Knochen mit aller Macht, verfehlt aber den Vogel, welcher davon fliegt.

Nun fügte es ſich zufällig, daß jenſeit der Gefängnismauer auf einer weiten Wieſe der Sohn des Königs von Sangebar ſeine Truppen muſterte und übte: und da flog der von dem Gefangenen geſchleuderte Knochen dem Prinzen gerade ans Ohr und verwundete ihn ſchmerzlich.

Als der Prinz Abrahah ſein Blut herausſtrömen ſah, ſtieß er ein Wehgeſchrei aus, und gab Befehl, nachzuforſchen, wer den Knochen geſchleudert hatte. Man verfehlte nicht, in dem Könige von Arabien den Schuldigen zu entdecken, und führte ihn von neuem vor den König von Sangebar.

Abrahah erkannte ſeinen alten Herrn in dieſem elenden Zuſtande nicht. Der Sklave war jetzt ein Prinz, und der Fürſt ein Sklave geworden.

„Unglücklicher,“ rief der König von Sangebar aus, als er ſeinen Sohn mit Blut bedeckt und den gefangenen König vor ſich ſah, „was haſt du meinem geliebten Sohne gethan? Du ſollſt jetzo dein neues Verbrechen mit deinem Leben bezahlen. Ich war geneigt, dich für unſchuldig zu halten; aber dieſe Miſſethat beweiſet hinlänglich, daß du zum Mörder geboren biſt. Wagſt du noch zu behaupten, daß du unſchuldig biſt?"

„Herr," antwortete der König von Arabien, „ihr, deſſen Gerechtigkeit in der ganzen Welt bekannt iſt, wolltet ihr eine der geheiligtſten Vorſchriften des göttlichen Geſetzes übertreten, welches die Wiedervergeltung gebietet? Ich habe dem Prinzen das rechte Ohr entriſſen, befehlet alſo, das man mir auch das meine nehme."

„Nun wohl," antwortete der König von Sangebar, „dein Begehren ſoll erfüllt werden: man ſchneide ihm das Ohr ab."

Der Scharfrichter wurde geholt; aber als der das Urtheil des Königs vollſtrecken wollte, fand er kein rechtes Ohr mehr.

„Ha," fuhr der König von Sangebar fort, „biſt du nunmehr nicht deiner Verruchtheit überführt! Da ſieht man es, du haſt ſchon einmal die Strafe der Diebe erlitten, und die Verſtümmelung deines Ohres zeugt genugſam von dem ehrloſen Gewerbe, welches zu treiben du dich nicht ſchämeſt."

Vierhundert fünf und vierzigſte Nacht.

Auf dieſen beleidigenden Verdacht konnte der König von Arabien ſich nicht länger zurückhalten. „Ihr täuſchet euch," antwortete er raſch, „ich bin kein Räuber, und weil ich es euch denn bekennen muß, ſo wiſſet, das Königreich Arabien gehorcht meinen Geboten; und wenige Worte werden hinreichen, um euch von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen.“

Hierauf erzählte er, wie er ſich eingeſchifft hätte, um einen von ſeinem Hofe entflohenen Sklaven zu verfolgen, und berichtete die Umſtände ſeines Schiffbruches und ſeiner Ankunft in dem Königreiche Sangebar.

Aus dieſer Erzählung ward Abrarah, der nun ſeinen alten Herrn erkannte, ſich plötzlich zu ſeinen Füßen, und bekräftigte ſo die Wahrheit ſeiner Ausſage. Der König von Sangebar unterließ nicht, ſeinem Gefangenen tauſend Entſchuldigungen zu machen, und ihm ſein großes Bedauern zu bezeigen, daß er ihn eine ſolche Behandlung hatte widerfahren laſſen. Er bemühte ſich fortan, durch ſeine Aufmerkſamkeiten ihm die Annehmlichkeiten des Zufalls, welchen er ihn hatte büßen laſſen, zu vergüten. Er ließ ihn ins Bad führen, und bot ihm prächtige Kleider, treffliche Roſſe und ein zahlreiches Sklavengefolge dar.

Nachdem der König von Arabien ſo einige Tage unter Vergnügungen und Feſten in der Hauptſtadt von Sangebar zugebracht hatte, kehrte er mit einem glänzenden Gefolge nach ſeinen Staaten zurück.

Unterdeſſen verfehlte man auch nicht, zu Sangebar die Urheber der Mordthat auszuforſchen, und beſtrafte ſie ſtrenge.

„Ihr ſeht, Herr,“ fügte Bacht-jar hinzu, „wenn der König von Arabien gegen Abrahah nicht Gnade bewieſen, dieſer Gelegenheit gefunden hätte, ſich einſt zu rächen; und wenn der König von Sangebar den König von Arabien als Mörder des Kaufmannes hätte hinrichten laſſen, würde er Urſache gehabt haben, ſeine Ungerechtigkeit zu bereuen, nachdem die wahren Schuldigen entdeckt worden.

Euer Majeſtät geruhe alſo die Vollziehung meiner Verurtheilung nicht zu beſchleunigen, ſondern mir noch einige Tage Aufſchub zu gewähren, um meine Unſchuld darzuthun. Die Gnade iſt die ſicherſte Grundlage des Thrones der Könige.“

Aſad-Bacht genügte dieſe Erzählung Bacht-jars, und er befahl, ihn bis morgen ins Gefängnis zurückzuführen.

Am folgenden Tage trat der ſechste Weſyr vor den König hin, verbeugte ſich tief, und ſprach folgendermaßen:

„Herr, es iſt Pflicht der Könige, ihre Feinde zu vertilgen; denn es iſt eine unveränderliche Vorſichtsregel, daß auch der ſchwächſte nicht zu verachten iſt. Man muß ſich alſo von denen, die unſern Schaden wollen, befreien, ſobald man ſie in ſeiner Gewalt hat.“

Der König befahl hierauf Bacht-jar vorzuführen, und ſprach zu ihm: „Wohlan, ich wartete bisher vergeblich, daß deine Unſchuld ſich offenbaren würde: aber der

Tag iſt endlich gekommen, wo dein Schickſal entſchieden werden ſoll.“

„Herr,“ antwortete Bacht-jar, „ich hatte ſchon den Entſchluß gefaßt, mich ſchweigend zu unterwerfen, aber wenn ich bedenke, wie eure Feinde die Ungerechtigkeit benutzen werden, welche ihr begehen wollt, ſo kann ich nicht länger ſchweigen. Uebrigens, ſeht ihr, kann ich nicht entfliehen, welchen Aufſchub auch Euer Majeſtät mir zu gewähren geruhet; mein Tod iſt gewiſs, wenn ich nicht ſo glücklich bin, meine Unſchuld zu beweiſen. Der Eindruck, welchen die Majeſtät eurer Gegenwart auf mich macht, verhindert mich, die Umſtände geltend zu machen, welche zu meinen Gunſten ſprechen: aber ich ſage euch, derjenige, der alles weiß, wird einſt die Falſchheit der gegen mich erhobenen Anklagen ans Licht bringen; und wenn ich ſterbe, ſo könnte Euer Majeſtät auch wohl ihre Ungerechtigkeit bereuen, wie der König Dabdyn, welcher im Vertrauen auf die Anklagen Kardar's den Kamkar umbringen ließ.“

Der König bat den Bacht-jar, dieſe Geſchichte zu erzählen.

Geſchichte
des Königs Dabdyn
und
ſeiner beiden Weſyre.

„Herr,“ ſprach Bacht-jar, „die alten Jahrbücher der Vorzeit erzählen von einem Könige Dabdyn, der zwei Weſyre, Namens Kamkar und Kardar, hatte.

Der erſte dieſer beiden Miniſter beſaß eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit. Nun hatte er eines Tages, da er genöthigt war, den König auf die Jagd zu begleiten, alle Sorgen der Reichsverwaltung ſeinem Genoſſen Kardar überlaſſen. Dieſer hatte zufällig die Tochter Kamkars in einem Garten geſehen, und war ſterblich in ſie verliebt, ſo daß es um ſeine Freiheit geſchehen war. Ihr reizendes Bild, welches ſich Tag und Nacht vor ſeine Seele ſtellte, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe, und ſein verſtörter Geiſt ſann nur auf Mittel, den Gegenſtand ſeiner Begierden zu erlangen.

Folgendes war endlich der verruchte Entwurf, bei welchem er ſtehen blieb. „Kamkar,“ ſprach er bei ſich ſelber, „wird mir nimmer ſeine Tochter geben wollen, es gibt für mich alſo auch nur ein Mittel, ſie zu erlangen: ſobald der König von der Jagd zurückkömmt, will ich ihm die Schönheit der Tochter ſeines Weſyrs ſo anpreiſen, daß er ſie zur Gemahlinn begehren wird; nach der Hochzeitfeierlichkeit wird es mir nicht ſchwer fallen, durch eine falſche Anklage der Untreue den König zu ihrer Verſtoßung zu vermögen: er wird mir auftragen, ſie umzubringen, und ich werde dieſe Wendung ſchon zu meinem Vortheil und zur Ausführung meiner Abſichten benutzen.“

Als der König zurückkam befahl er Kardar, ihm von der Verwaltung des Reichs während ſeiner Abweſenheit Rechenſchaft abzulegen, und ihm zu berichten, was ſich unterdeſſen Wichtiges zugetragen hätte. Der Weſyr antwortete ihm: „Herr, all' eure treuen Unterthanen ſind den Geboten Euer Majeſtät gehorſam geweſen, und ich habe euch nichts Wichtiges vorzutragen. Aber ich habe in eurer Abweſenheit etwas ſo reizendes und außerordentliches geſehen, daß es die ganze Aufmerkſamkeit Euer Majeſtät verdient; nämlich, eine Schönheit, deren Augen den Glanz des Vollmondes haben, deren Wuchs ſo ſchlank iſt, wie eine Cypreſſe, deren Locken die Wohlgerüche Arabiens und den Moſchus der Tatarei ausduften; ihre Zartheit erinnert an das furchtſame Rebhuhn; ihr Schmuck gleicht einem vollen Blumenbeete: mit Einem Worte, ſie iſt eine Göttinn in Menſchengeſtalt; denn ſie vermag auf gleiche Weiſe die Menſchen und die Götter zu beſiegen.“

Dieſe Worte Kardars erregten heftig die Begierde des Königs, welcher ſich dringend nach den Mitteln erkundigte, einen ſo reizenden Gegenſtand zu erlangen.

„Herr,“ antwortete der Weſyr, „ihr braucht nicht erſt durch eine Geſandtſchaft, noch durch reiche Geſchenke um ſie zu werben: ihr dürft nur Kamkar rufen laſſen und ihm eure Abſicht kund thun; denn die, von welcher ich euch geſagt habe, iſt ſeine Tochter.“

„Laß ihn auf der Stelle vor mich kommen,“ ſprach der König.

Kardar beeilte ſich, ſeinen Genoſſen davon zu benachrichtigen; und dieſer begab ſich ſogleich zu dem Könige, und drückte ihm durch ſeine Gebärden all' die Ehrfurcht aus, womit er für ihn durchdrungen war.

Der König ließ ihn neben ſich niederſitzen, und ſprach zu ihm: „Kamkar, ich habe vernommen, daß du eine Tochter haſt, die mit unvergleichlicher Schönheit und allen erdenklichen guten Eigenſchaften begabt iſt: willſt du ſie meinem Harem überlaſſen, ſo verſpreche ich dir die ſchmeichelhafteſten und glänzendſten Belohnungen dafür: ich will dich mit Ehren und Reichthümern überhäufen und über die mächtigſten Fürſten und größten Herren meines Reichs erheben; denn ich will deinen Händen meine ganze Macht und Anſehen anvertrauen.“

„Herr,“ antwortete Kamkar, „der Antrag, deſſen Euer Majeſtät mich würdigt, iſt zu glänzend und zu verführeriſch, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen annehmen ſollte; wenn der Himmel mir hundert Töchter geſchenkt hätte, ſo würde ich es mir zum Vergnügen machen, ſie euch darzubieten. Ich bitte euch gleichwohl, mir Zeit zu vergönnen, damit ich diejenige, der ihr eine ſo hohe Ehre zugedacht habt, davon unterrichten, und alles zu der Feierlichkeit vorbereiten kann, welche den Geſetzen des Hofes gemäß vollzogen werden muß.“ — „Du haſt Recht,“ ſprach der König, „geh ohne Zeitverluſt hin, deiner Tochter meine Abſicht kund zu thun, und beendige ſchleunig dieſe Angelegenheit.“

Vierhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

Kamkar begab ſich auf der Stelle nach Hauſe, und erzählte ſeiner Tochter die ſo eben mit dem Könige gehabte Unterredung. Er war ſehr erſtaunt, als er ſie folgendermaßen antworten hörte: „Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, mein Vater, daß der König geruhet hat, ſeine Gedanken auf mich zu richten; aber ich fühle, daß ich für den Glanz des Hofes nicht geeignet bin, und daß ich nicht im Stande ſein würde, alle die Obliegenheiten zu erfüllen, welche ein ſo hoher Rang, wie der mir angetragene iſt, mir auferlegen würde. Die Weltweiſen haben mit voller Wahrheit die Könige den beiden Elementen des Waſſers und des Feuers verglichen: wie dieſe, ſind ſie wandelbar, und zerſtören ſtäts, was ihnen zu nahe kömmt: ihr werdet es alſo nicht auffallend finden, daß ich die mir erbotene Ehre ablehne.“

„Ich will deinen Wünſchen nicht entgegen ſein, meine Tochter,“ erwiederte Kamkar, „aber bedenke die Folgen, welche dein Entſchluß nach ſich ziehen kann. Wenn ich dem Könige deine Antwort überbringe, ſo wird der erzürnte Fürſt mich unfehlbar hinrichten laſſen. Wie wollen wir uns aus dieſer ſchwierigen Lage ziehen?“

„Ich ſehe nur ein Mittel dazu,“ antwortete ſeine Tochter; „nämlich, dem Könige zu ſagen, daß ich einwillige, ſeine Gemahlinn zu werden, aber einen Aufſchub von zehn Tagen begehre; dieſe Zeit wird hinreichen zu unſerer Flucht aus dem Königreiche.“

Kamkar billigte dieſen Vorſchlag, und begab ſich wieder zu dem Sultan, um die Ausführung deſſelben zu beginnen. „Herr,“ ſprach er zu ihm, „die Tochter eurer Sklaven fühlt ſich durch die Güte höchſt geehrt, womit Euer Majeſtät ſie zu überſchütten würdigt, und ſie freut ſich der ausgezeichneten Gnade, welche ihr ihr zugedacht habt; ſie bittet euch nur um einen Aufſchub von zehn Tagen, um ſich auf eine ſo wichtige Feierlichkeit vorzubereiten.“

„Ich bewillige ſie ihr gern," ſprach der König, „und überdieß gebe ich dir einen Urlaub von zehn Tagen, damit du dich ausſchließlich mit den Vorbereitungen zu unſerer Verbindung beſchäftigen, und darauf achten kannſt, daß alles auf angemeſſene Weiſe vollzogen werde."

Kamkar küßte den Boden, und kehrte zu ſeiner Tochter heim. Sogleich begannen beide alles vorzubereiten, was zu ihrer Flucht nöthig war; und noch in derſelben Nacht verließen ſie, in Begleitung zweier ergebener Sklaven, die Stadt.

Als der Sultan am folgenden Morgen die Nachricht von der Flucht des Weſyrs mit ſeiner Tochter vernahm, gerieth er in großen Zorn, und gab ſogleich Befehl, ihnen nachzuſetzen. Der Weſyr Kamkar wollte keinem andern dieſe Verfolgung überlaſſen, und verſprach, die Flüchtlinge aufzuſuchen, wo ſie auch immer verborgen ſein möchten. Der König vertraute dieſe Angelegenheit ſeiner Sorgfalt, und dankte ihm ſehr für ſeinen Eifer.

Kardar ließ es ſich ſo angelegen ſein, daß er nach zwei Tagereiſen die beiden Flüchtlinge einholte; er ließ ſie unerbittlich binden, und führte ſie ſo nach der Hauptſtadt zurück.

„Elender," rief der Sultan bei dem Anblicke Kamkars wüthend aus, „wo haben deine frechen Tritte dich hingeführt?" und zu gleicher Zeit warf er einen Stuhl mit ſolcher Gewalt nach ihm, daß er dem unglücklichen

Weſyr den Schädel einſchlug, der auf der Stelle verſchied. Hierauf blickte er die Tochter ſeines Schlachtopfers an, und wurde ſogleich entwaffnet durch ihre Schönheit, ihre Anmuth, den Ausdruck ihrer ſchönen Augen, die Schlankheit ihres Wuchſes, und die Sanftmuth in allen ihren Zügen. Er fühlte auf der Stelle den tiefen Eindruck einer leidenſchaftlichen Liebe, und dachte nur auf die Mittel, eine ſo ſchöne Frau zu beſitzen.

Er ließ ſogleich den Kadi und die Ulema's kommen, und befahl ihnen, den Heiratsvertrag aufzuſetzen. Hierauf hieß er ſie in ſeinen Harem bringen, und ließ alle ihre Sklaven, welche ſie gewöhnlich bedienten, bei ihr; nur einen Luſtigmacher, der ſie erzogen hatte, nahm er davon aus und verbot ihm den Eingang des Harems.

Dieſe Trennung betrübte den alten Diener ſehr; er ſchrieb mehrmals an ſeine Herrinn, bat ſie, ſich bei dem Könige um ſeine Zulaſſung bei ihr zu verwenden, und erklärte, daß er vor Gram ſterben würde, wenn ſeine Bitte unerhört bliebe.

Die neue Sultaninn bat ihren Gemahl um dieſe Gnade, welche er ihr nicht verſagen konnte.

Dieſe Gefälligkeit und die Sorgfalt, welche der König der Tochter ſeines Weſyrs widmete, ließen dieſe allmählich ihren grauſamen Verluſt vergeſſen, und ſie fing ſchon an, ſich an das Leben im Harem zu gewöhnen.

Aber während dieſer Zeit war Kardar ſtäts mit dem

Gedanken beſchäftigt, wie er diejenige, die eine ſo heiße Begierde in ihm entzündet hatte, in ſeine Gewalt bekäme, und ſann unaufhörlich auf eine Liſt, ſie dem Könige verdächtig zu machen, ſo daß ſie aus dem Palaſte gejagt würde.

Der Zufall begünſtigte ſein verbrecheriſches Vorhaben: ein Krieg brach aus, und der König war gezwungen, ſich an die Spitze ſeiner Heere zu ſtellen, und vertraute während ſeiner Abweſenheit die Verwaltung ſeines Reiches dem Weſyr. Kardar fand durch dieſes gänzliche Zutrauen ſeines Herrn um ſo leichter Mittel, der Sultaninn zu nahen.

Er erblickte ſie eines Tages von der Höhe eines flachen Daches, welches die Ausſicht auf die Gärten des Harems hatte: ſie war allein, und ſaß in nachdenklicher Stellung da. Bei ihrem Anblicke war die Freude des Weſyrs ſo groß, daß er ſich beinahe von ſeinem Standorte herabgeſtürzt hätte; er ergriff ſchleunig ein Steinchen, und warf es nach der Gegend, wo die Tochter Kamkars ſaß. Dieſer Wurf veranlaßte ſie, die Augen aufzuheben; ſie ſenkte ſie aber gleich wieder, ſobald ſie den Weſyr erblickt hatte. Als dieſer ſah, daß ſie ſchweigend ſitzen blieb, redete er ſie mit einem Gruße an, welchen ſie erwiederte. Dreiſter gemacht durch dieſe leichte Gunſtbezeigung, rief er aus:

„O meine Seele, ihr kennet die Liebe, welche ihr mir eingeflößt habt: ſie iſt ſo heftig, daß ſie mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt; und ohne euch muß ich mein Leben traurig und ſchmachtend hinſchleppen. Würdiget mich eures Mitleids, und erhöret meine Wünſche: ich verheiße euch Glückſeligkeit. Wenn ihr mein Herz nicht verſchmähet, ſo fliehen wir, mit unermeßlichen Reichthümern, welche in meiner Gewalt ſind, aus dieſem Reiche, oder ich kann euch auch den Thron deſſelben erhalten, indem ich mich durch ein Gift von demjenigen befreie, der allein der Erfüllung meiner Wünſche im Wege ſteht.“

„Wie!“ antwortete die Sultaninn unwillig, „ihr ſeid es, Kardar, der, zugleich Gott und den Menſchen trotzend, ſich erfrecht, mir ſo verbrecheriſche Anträge zu machen? Ihr wolltet es wagen, den Kreis des Harems zu entweihen, und eure mörderiſchen Hände gegen euern Herrn aufzuheben?“ —

„Ja, iſt es nicht eben dieſer Herr, der ohne allen Grund euern Vater getödtet hat? ziemt es euch alſo, ihn zu vertheidigen und ihn zu lieben. Ohne Zweifel bereitet er euch einſt daſſelbe Schickſal: aber dann wird es zu ſpät ſein, der Anerbietungen zu gedenken, welche ich euch heute mache.“ —

„Ich weiß nicht, welches Loos mir die Vorſehung beſtimmt hat, und der Menſch vermag nicht ſich dem weiſen Rathſchluſſe Gottes zu widerſetzen; er hat den Tod meines Vaters gewollt, und ich muß ſeine Beſchlüſſe verren: mit derſelben Hingebung werde ich auch künftig ſeine Gebote erwarten. Sei alſo verſichert, Weſyr, was mir auch beſchieden ſein mag, ich werde mich ohne Murren unterwerfen.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, und ging wieder in den Harem.

Dieſe Antwort ließ Kardar nicht mehr zweifelhaft über die Empfindungen der Sultaninn gegen ihn; und er ſah nun wohl, wenn er es nicht hintertriebe, ſo würde ſie nicht verfehlen, ihn anzuklagen und bei ſeinem Herrn zu ſtürzen. Er beſchloß alſo, ihr zuvorzukommen, und ſie einer entehrenden und verbrecheriſchen Handlung zu zeihen, um den Eindruck ihrer Anklage zu vereiteln, welche unter ſolchen Umſtänden nur als eine ungerechte Gegenbeſchuldigung erſcheinen mußte.

Kurze Zeit nach dieſem Vorgange hatte der Sultan den unternommenen Feldzug ruhmvoll beendigt, und kehrte ſiegreich nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Die Großen des Reichs und die vornehmſten Beamten, mit Kardar an ihrer Spitze, kamen ihm auf mehrere Tagereiſen entgegen, um ihm ihre Glückwünſche und Lobeserhebungen darzubringen und ihre Freude zu bezeugen, daß ſie ihn ſo geſund und glücklich wiederſähen. Der König nahm alles gnädig auf, und zog mit ihnen nach der Stadt heim.

Als die Feierlichkeit beendigt war, fragte der Sultan angelegentlich ſeinen Weſyr, wie in ſeiner Abweſenheit alles ergangen wäre, und erkundigte ſich nach dem Zuſtande ſeines Reiches.

„Herr,“ antwortete Kardar, „alles iſt, während ihr zur Beſiegung eurer Feinde ausgezogen ſeid, ruhig und ſtill geweſen, und eure getreuen Unterthanen ſind ſtolz darauf, unter der Herrſchaft Euer Majeſtät zu leben. Nur ein einziges Verbrechen iſt vorgefallen, von welchem ich das Unglück gehabt habe Zeuge zu ſein, und welches ich euch nicht mittheilen kann.“

Als der König nun darauf beſtand, dieſes Verbrechen zu wiſſen, fuhr der treuloſe Weſir fort: „Nein, Herr, meine Zunge kann die Worte nicht ausſprechen, welche euch ſo tief verwunden müſſen.“

„Aber die Unruhe, in welche deine Rede mich verſetzt,“ ſprach der Sultan, „iſt noch hundertmal ärger, als die Wahrheit ſelber: ſäume drum nicht, meiner Beängſtigung ein Ziel zu ſetzen.“

„Wohlan denn, Herr,“ fuhr Kardar fort, „ſo will ich reden (wenn ich es nur vermag), weil ihr doch immer von mir oder von einem andern die traurige Neuigkeit erfahren müßt, die ich euch mittheilen ſoll.“

„Rede ohne Scheu,“ ſprach der König, „du haſt nichts zu fürchten, was du mir auch zu verkündigen haben magſt.“

„Herr,“ ſagte nun Kardar, „ihr kennt den weiſen Spruch: wenn du die Schlange tödteſt, ſo tödte auch alle ihre Jungen; was ich euch zu erzählen habe, wird euch die Richtigkeit deſſelben bewähren.

Eines Tages, als ich mich in einem der abgelegenſten Theile eures Palaſtes befand, hörte ich zwei Perſonen leiſe mit einander ſprechen, und vermittelſt eines Vorhanges, der mich verbarg, konnte ich nahe genug herankommen, um die Tochter Kamkars zu erkennen, welche ſich mit einem ihrer Sklaven unterhielt: „du wareſt ſchon groß," ſprach ſie zu ihm, „als ich noch ſehr jung war; aber ich liebte dich ſchon von meiner zarteſten Kindheit an. Ach! wie viel Thränen habe ich während unſerer grauſamen Trennung vergießen müſſen. Des Nachts ſah ich dich im Traume; des Tages dachte ich nur an dich: endlich hat der Sultan deinen Eintritt in den Harem bewilligt. Aber warum erwiederſt du meine Zärtlichkeit mit ſolcher Kälte? Muß ich, die dich mehr als meine Augen liebt, dich ſtäts in dieſer Gleichgültigkeit und Zurückhaltung gegen mich finden? Höre, ich habe einen Anſchlag erſonnen, welchen du mir mußt ausführen helfen. Der Sultan hat meinen Vater getödtet, und dieſe Frevelthat darf nicht ungeſtraft bleiben; willſt du mir nur in meinen Planen beiſtehen, ſo ſoll Gift mich für ſeine Grauſamkeit rächen, und ſein Tod wird uns verſtatten, aus dieſer Stadt zu entfliehen, und einen andern Ort aufzuſuchen, wo wir ein ungeſtörtes Glück genießen können."

Ich war nicht im Stande," fuhr Kardar fort,

„länger dieſe Gräuel anzuhören, und zog mich ſchweigend zurück, um mich den traurigen Betrachtungen zu überlaſſen, welche dieſes Abenteuer in mir erregte. Seit dieſer Zeit habe ich mit lebhafter Ungeduld die Rückkehr Euer Majeſtät erwartet, um euch dieſen entſetzlichen Anſchlag zu entdecken.“

Dieſe Anklage ſeines Weſirs erregte dem Fürſten eben ſo viel Erſtaunen als Abſcheu. Er entließ ſogleich ſeine ganze Umgebung; und als der Luſtigmacher, wie gewöhnlich, vor ihm erſchien, um ſeine Späße zu machen, ließ er ihn ſogleich ergreifen, und ohne ihm Zeit zu Erklärungen zu laſſen, hieb er ihn eigenhändig mittendurch.

Hierauf ließ er die Sultaninn vor ſich kommen, und ſprach zu ihr: „Ihr alſo, meine Frau, habt die Verwegenheit gehabt, einen Anſchlag gegen mein Leben zu machen, und habt dieſen elenden Luſtigmacher dem mächtigſten Fürſten der Erde vorgezogen?“

Die Tochter Kamkars durchſchaute die Treuloſigkeit Kardars, und wollte ſich verantworten; aber der König ließ ihr nicht Zeit dazu, ſondern fuhr alſo fort:

„Wohlan denn, weil du dieſen nichtswürdigen Spaßmacher ſo ſehr liebſt, ſo ſollen deine Wünſche erfüllt und du mit ihm wiedervereinigt werden.“

Bei dieſen Worten aber warf ſich der liſtige Kardar dem Könige zu Füßen, und rief aus: „Oh Herr, könntet ihr ein Weib tödten? beſudelt nicht euern Palaſt mit dieſer unſeligen Beſtrafung, welche ſtäts Unheil ankündigt; begnüget euch damit, ſie mit gebundenen Händen und Füßen auf ein Kameel zu ſetzen, und ſie ſo in der Wüſte vor Hunger und Durſt verſchmachten zu laſſen.“

Der König befolgte den Rath ſeines Miniſters, und auf der Stelle wurde ein Kameel herbeigeführt, auf deſſen Rücken man die unglückliche Sultaninn feſtband, und es ſo auf den Weg nach der Wüſte brachte.

Vierhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

In dieſer grauenvollen Lage empfand die Tochter Kamkars bald alle Qualen des Hungers und Durſtes; ihre Lippen brannten, ihre Kehle, ihre Zunge und ihr Gaumen trockneten aus: aber mitten unter dieſen Leiden verließ das Vertrauen auf Gott ſie nicht. Sie hob ihre vor Schwäche erloſchenen Augen gen Himmel, und rief aus: „Groſer Gott! ich unterwerfe mich den Beſchlüſſen deiner Vorſehung; und wenn einige Waſſertropfen mein Leben noch einige Augenblicke verlängerten, ſo würde ich ſie auch zur Verherrlichung deines heiligen Namens anwenden. Du kennſt meine Unſchuld und die Ungerechtigkeit der Menſchen, die mich verurtheilt haben, ich beſchwöre dich, vergönne mir noch vor meinem Tode, wenn mein Leben ſo ſchleunig enden ſoll, daß mein Mund wenigſtens meinen nichtswürdigen Ankläger beſchäme. Barmherziger Gott, Stütze der Schwachen und Unterdrückten, auf dich allein habe ich meine Hoffnung geſetzt!“

Kaum hatte die Sultaninn dieſes Gebet ausgeſprochen, als plötzlich ihre Bande ſich löſten und abfielen; zu gleicher Zeit ſprang eine Quelle lebendigen und reinen Waſſers hervor, und die Gegend um ſie her bedeckte ſich mit friſchem Raſen und anmuthigem Gebüſche. Das Kameel bot mit ſeinem Leibe ihr Schatten. Die Tochter Kamkars trank von dieſem heilvollen Waſſer, unter herzlichen Dankſagungen zu Gott.

Zu derſelben Zeit durchlief ein Kameelhüter, welcher etliche von ſeinen Kameelen verloren hatte, die Wüſte, in der Hoffnung, ſie hier wiederzufinden; aber bisher war ſein Suchen vergeblich geweſen. Dieſe Kameele gehörten dem Könige, und ihr Hüter irrte noch auf gut Glück umher, weil er nicht wagte, ledig nach dem Palaſte zurückzukehren, aus Furcht, durch ſeine Nachläſſigkeit den Zorn des Königs zu erregen. Als er nun von ferne ein Kameel erblickte, wähnte er eins von ſeinen verlorenen wiedergefunden zu haben; aber er erkannte bald ſeinen Irrthum: zu gleicher Zeit war er höchſt überraſcht, mitten in der Wüſte auf einem reichen Raſenteppiche eine holdſelige Frau im Gebete zu Gott zu erblicken.

Von Ehrfurcht bei dieſem Anblick ergriffen, wartete er, bis die Sultaninn ihr Gebet geendigt hatte, und ſtand ſchweigend neben ihr. Als er ſah, daß ihr Gebet vollendet war, näherte er ſich ihr mit großer Höflichkeit und grüßte ſie ehrerbietig. „Schöne Frau,“ ſprach er zu ihr, „ihr ſeid ſo allein in der Wüſte: wollt ihr meinen Schutz annehmen, ſo will ich euch als Beſchützer und Vater dienen, und ich hoffe, mir dadurch die Gnade des Allmächtigen zu verdienen.“

Die Sultaninn nahm mit Freuden die ihr ſo unerwartet ſich darbietende Hülfe an; und der Kameelhüter gab ihr ſogleich was er an Vorrath mitgebracht hatte, und fragte ſie, welche Veranlaſſung ſie ſo allein mitten in dieſe wilde Wüſte geführt hätte. Die Sultaninn antwortete nicht auf dieſe Fragen; hierauf erzählte ihr der Kameelhüter, wie er die ſeiner Obhut anvertrauten Thiere verloren, und ſie in dieſer Wüſte geſucht hätte, ohne ſie wiederfinden zu können; und in der Vorausſetzung, die Königinn wäre eine jener andächtigen, unaufhörlich der Anbetung und dem Dienſte des Herrn geweihten Perſonen, empfahl er ſich ihrem Gebete, und bat ſie, ſich zu ſeinen Gunſten zu verwenden, damit er ſeine Kameele wiederfände.

Die Sultaninn betete auch wirklich für ihn; und kaum hatte ſie ihr Gebet angefangen, als der Kameelhüter aus dem nahen Gehölze alle ſeine verlorenen Kameele hervorkommen und herbei laufen ſah. Dieſes Ereignis erfüllte ihn mit Freuden. „Meine Tochter,“ ſprach er,

„die Löwen und Tieger, welche dieſe Wüſte durchſtreifen, machen den Aufenthalt darin ſehr gefährlich: laſſet uns eilig nach der Stadt zurückkehren: ich will euch in meinem Hauſe ein Betzimmer einrichten laſſen, wo ihr ganz nach eurer Gemächlichkeit euch euern frommen Uebungen hingeben könnt.“

Hierauf band er die Kameele an einander 14), ſetzte die Sultaninn auf eins derſelben, und beſtieg ſelber ein anderes. Um die Stunde des Abendgebetes erblickten die beiden Reiſenden das Stadtthor: der Kameelhüter ließ ſeine Gefährtinn in ſeinem Hauſe abſteigen, und wie er verſprochen, baute er ihr ein Betgemach, wo ſie ſich gänzlich der Anbetung Gottes widmen konnte.

Kurze Zeit darauf, als der Kameelhüter zu dem Könige kam, und ihm von ſeiner Reiſe Bericht abſtattete, ſprach er zu ihm: „Herr, ich bin Zeuge eines der außerordentlichſten Abenteuer geweſen, wovon Euer Majeſtät jemals gehört hat; wenn ihr geruhet, mich einige Augenblicke anzuhören, ſo will ich es euch erzählen.“ Und da der König neugierig ſchien, es zu hören, ſo fuhr er fort: „Es iſt ungefähr ein Monat, daß ich einige von den Kameelen Euer Majeſtät hatte verlaufen laſſen. Um meine Unachtſamkeit wieder gut zu machen, durchrannte ich die benachbarten Wüſten, wo meine Aufmerkſamkeit durch den Anblick eines Kameels angezogen wurde, welches neben einer lebendigen Quelle und auf einer grünen Wieſe mit ſeinem Schatten eine ganz junge Frau ſchützte; dieſe Frau ſchien in ein heißes Gebet verſunken, und ich glaubte, daß ſie ihrer Andacht die wunderbare Umgebung verdankte, in welcher ich ſie ſah. Meine Vermuthung bewährte ſich auf der Stelle; als ich mich ihr genaht hatte, theilte ich ihr meine Verlegenheit mit: und kaum hatte ſie einige Worte ausgeſprochen, ſo ſah ich meine verlorenen Kameele auf mich zulaufen. Ich habe dieſe von der Gottheit ſo ſichtbarlich begnadigte Frau gebeten, bei mir zu wohnen, und ihr ein Betgemach bauen laſſen, worin ſie ſich Nacht und Tag der Anbetung Gottes widmet.“

Vierhundert acht und vierzigſte Nacht.

Dieſe Erzählung reizte die Neugier des Königs; er erbot auf der Stelle dem Kameelhüter, ihn zu dieſer Wunderfrau hinzuführen, in der Abſicht, ſich ihrem Gebete zu empfehlen; und ſogleich begab er ſich nach ihrem Bethäuslein. Hier, hinter einem Vorhange verborgen, ſah er ſie, ſich mit Inbrunſt den Büßungen und der heißeſten Frömmigkeit hingeben: aber wie groß war ſeine Ueberraſchung, als bei einer Wendung, zu der gewöhnlichen Anrufung, die Unbekannte ihn ihre Geſtalt ſehen ließ, und er die Tochter Kamkars erkannte. Er konnte ſeine Freude nicht zurückhalten, ſondern ſprang aus ſeinem Verſtecke hervor, drückte ſie in ſeine Arme, und in Thränen zerfließend, flehte er ſie an, ihm die Miſſethat, deren er ſich gegen ſie für ſchuldig bekannte, zu vergeben, ihm ihre Liebe wiederzuſchenken, und in alle Rechte der Königinn, deren er ſie ſo grauſam beraubt hatte, wieder einzutreten.

„Herr,“ antwortete ſie ihrem Gemahl, „ich ſetze eine Bedingung auf die Verzeihung, um welche ihr mich bittet, ich fordere, daß ihr noch einige Augenblicke in dieſem Hauſe verweilet, damit ihr euch ſelber von der tiefen Treuloſigkeit und der teufliſchen Argliſt überzeugen könnet, deren euer Weſyr ſich bedient hat, um mich eures Vertrauens zu berauben.

Der König war zu dieſer Prüfung bereitwillig, und die Tochter Kamkars bat den Kameelhüter, hinzugehen und Kardar zu melden, daß eine bei ihm wohnende Frau lebhaft wünſchete, mit dem Weſyr auf einige Augenblicke eine geheime Unterredung zu haben.

Kardar kam ungeſäumt zu dem Stelldichein, und ſeine Ueberraſchung war eben ſo groß, wie ſeine Freude, als er in der Frau, welche nach ihm verlangt hatte, die Tochter ſeines alten Genoſſen erkannte. Er wähnte, nun endlich wäre der Augenblick zur Erfüllung ſeiner Wünſche gekommen, und voll Entzücken rief er aus: „Licht meines Lebens, welcher glückliche Zufall hat euch vor dem grauſamen Tode bewahrt, welcher euch beſtimmt war? Ach, es hat nicht an meiner Sorgfalt gelegen, daß ihr nicht gerettet worden ſeid: denn noch denſelben Tag, als der König euch auf das Kameel binden ließ, ſandte ich Leute nach allen Seiten aus, mit dem Auftrage, euch nach meinem Palaſte zurückzubringen: aber alle ihre Nachforſchungen waren vergeblich, und ich vernahm mit Schmerzen, daß es ihnen unmöglich geweſen war, euch aufzufinden. Seit dieſer Zeit war ich ein Raub des herzzerreißendſten Kummers: eure Rückkehr gibt mich endlich dem Glücke und dem Leben wieder. Ach! welche Leiden und Kümmerniſſe hättet ihr uns beiden erſpart, wenn ihr damals ſchon, als ich in dem Garten des Palaſtes euch jenen Stein hinabwarf, meinen Anträgen Gehör geben wollen. Sagte ich euch nicht die Behandlung voraus, welche ihr nun erfahren habt? ſagte ich euch nicht, daß ein Mann, der in Stande geweſen, ungerechterweiſe euern Vater zu tödten, einſt auch gegen euch ſelber ungerecht ſein würde? Wir hatten ein Mittel, uns von dieſem verhaßten Tyrannen zu befreien, ein Gift hätte unſere Ruhe für immer geſichert. Ihr habt damals die Anerbietungen eines Mannes verſchmähet, der euch anbetete; ihr habt mir zur Antwort eure gewiſſenhafte Treue gegen euern Gemahl, und eure gänzliche Ergebung in die Beſchlüſſe der Vorſehung entgegen geſtellt: ihr ſeht nunmehr, in welchen Abgrund von Leiden dieſe ſo edlen Geſinnungen euch geſtürzt haben. Aber verbannen wir jetzo dieſes unnütze Bedauern, entfernen wir jetzo die Erinnerung der vergangenen Unfälle, und denken wir nur an unſer gegenwärtiges Glück, und an die Güte des Himmels, welche euch unſern Wünſchen und meiner Liebe wiedergibt.“

Mit dieſen letzten Worten nahte ſich Kardar der Sultaninn und wollte ſie umarmen: aber in demſelben Augenblicke ſprang der Sultan, welcher die Geduld verlor, hervor, und durchbohrte ihn mit ſeinem Kandſchar, ſo daß der Weſyr ſogleich niederſtürzte und den letzten Seufzer ausſtieß.

Der König führte nun die Königinn nach dem Palaſt zurück, wo beide ein ungeſtörtes Glück genoſſen hätten, wenn der Gedanke an die Ungerechtigkeit des Fürſten gegen Kamkar nicht ihre Glückſeligkeit getrübt hätte.

Ihr ſeht, Herr,“ ſetzte Bacht-jar hinzu, „wie gefährlich die Uebereilung war, mit welcher der König Dabdyn den Weſyr Kamkar und ſeine Tochter verurtheilte. Hätte er auf die Stimme der Vorſicht gehört, und nicht eigenhändig dieſen Miniſter getödtet, ſo würde er ſich eine herbe Reue und die Vorwürfe erſpart haben, welche ſein ganzes übriges Leben verbittern mußten.

Es wird Euer Majeſtät eben ſo ergehen, wenn ihr mir nicht vergönnet, Mittel zum Beweiſe meiner Unſchuld zu finden; ich flehe euch nur um etliche Tage, euch darthun zu können, daß ich mich in derſelben Lage befinde, wie die unglückliche Fürſtinn, deren Geſchichte ich euch ſo eben erzählt habe."

Aſad-Bacht, gerührt durch dieſe Erzählung, ließ Bachtjar ins Gefängnis zurückführen.

Am folgenden Tage trat der ſiebente Weſyr vor den König hin, und ſprach zu ihm: „Herr," es iſt den Miniſtern Euer Maj. unmöglich, länger die Vorwürfe zu ertragen, womit man ſie von allen Seiten überhäuft. Man ſpricht unter dem Volke von nichts anderm, als von dieſer Harems-Geſchichte, und dieſes anſtößige Abenteuer wird überall umgetragen, in den Bädern, auf den Gaſſen, an den Ecken und auf den öffentlichen Plätzen. „Der König," ſpricht man, „hat den Bachtjar, in ſeinen eigenen königlichen Kleidern nachts ertappt, und iſt noch nicht überzeugt!" Wir möchten gern auf dieſe Schmachreden antworten, aber man ſtopft uns den Mund, mit den Worten: „Was habt ihr zu antworten? Es ziemt ſich auch recht für einen Sklaven, ſeine Stimme zu erheben, wenn der Herr ſelber ſchweigen will!"

Dieſe Reden entrüſteten den König; er ließ die Königinn rufen, und fragte ſie, was er nun thun ſollte. Dieſe Fürſtinn antwortete ihm ohne Anſtand, er müßte den Angeklagten hinrichten laſſen, und alle Frauen des Harems erwarteten ſeinen Tod mit Ungeduld. Jedoch fügte ſie hinzu, es gebührte der Weisheit des Königs zu entſcheiden, was hierin am beſten zu thun wäre.

Aſad-Bacht ließ nun Bacht-jar vor ſich kommen. „Herr,“ ſprach der Jüngling zu ihm, „bevor ihr einen entſcheidenden Beſchluß faſſet, ſo überleget nochmals das Urtheil, welches ihr ausſprechen wollet, und bedenket wohl, daß, wenn es auch in eurer Macht ſteht, einem Menſchen das Leben zu nehmen, es euch jedoch unmöglich iſt, den wieder ins Daſein zu rufen, welchen ihr deſſelben beraubt habt.“ —

„Du behaupteſt noch immer, deine Unſchuld zu beweiſen, und überall verurtheilt dich die Stimme des Volkes, und ſelbſt die Frauen des Harems fordern deinen Tod.“

„Herr,“ antwortete Bacht-jar, „die Frauen ſchwazzen viel, ſie haben einen erfinderiſchen und anſchlägiſchen Geiſt, und wiſſen alle Kunſtgriffe zu benutzen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Aber ſo groß ihre Gewandtheit, ſo unvorſichtig iſt es, ihren trüglichen Einflüſterungen das Ohr zu leihen, und ſie in einer bedenklichen Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.“

Dieſer Ausfall gegen die Frauen erregte das Lächeln des Königs.

„Ich berufe mich darüber nur,“ fuhr Bacht-jar fort „auf die Geſchichte, wie die Tochter eines Königs von Per ſien, mit Hülfe und Rath ihrer Hofmeiſterinn, ihren Zweck erreichte. Wenn Euer Majeſtät es mir erlaubt, ſo will ich euch dieſe Geſchichte erzählen.“

Aſad-Bacht willigte ein, den Angeklagten zu hören, welcher folgendermaßen fortfuhr:

Geſchichte
des Königs und der Königinn von Abyſſinien.

„Herr, es herrſchte einſt in Abyſſinien ein König, der unermeßliche Reichthümer und prächtige Paläſte beſaß, und umgeben von einem zahlreichen Hofſtaate der Süßigkeit eines tiefen Friedens genoß.

Dieſe lange Ruhe ließ ihn aber ſein Kriegsheer vernachläſſigen, welches an allem Mangel litt. Der Sold wurde den Soldaten nicht gezahlt, und es fehlte dieſen oft ſogar an Lebensmitteln. Als ſie nun ihr Elend nicht länger ertragen konnten, ſo brach das Misvergnügen auf allen Seiten aus, und ſie begaben ſich zu dem Weſyr, um ihm ihre Noth zu klagen.

Dieſer Miniſter nahm ſie gütig auf, verſprach ihnen ihrer Forderung genugzuthun, und rieth ihnen, es ruhig abzuwarten, bis er den König bewogen hätte, in ihrer Hinſicht eine Aenderung zu treffen.

Durch dieſe Zuſicherung beruhigt, dankten ihm diejenigen, welche das Heer mit dieſer Sendung beauftragt hatte, und entfernten ſich wieder.

Vierhundert neun und vierzigſte Nacht.

Der Groß-Weſyr ſann nach, welches Mittel er anwenden ſollte, um die Aufmerkſamkeit des Königs, ſeines Herrn, auf ſein Heer zu richten; er vermeinte aber dieſen Zweck nicht anders erreichen zu können, als wenn er ihn in einen Krieg verwickelte, und dieſes Mittel widerſtrebte der Neigung des Königs. Unter dieſen Umſtänden erſann er folgende Liſt.

„Der Kaiſer von Perſien," ſprach er bei ſich ſelber, „hat eine Tochter von der höchſten Schönheit. Ich kenne das Gemüth meines Herrn genugſam, um gewiß zu ſein, wenn ich ihm eine glänzende Beſchreibung von der Geſtalt und den Reizen dieſer Prinzeſſinn mache, daß er ſich nicht enthalten kann, ſie durchaus zur Gemahlinn haben zu wollen. Nun ſagt man, daß der Kaiſer von Perſien ſeine Tochter leidenſchaftlich liebt, und daß er um nichts auf der Welt in eine Trennung von ihr willigen möchte. So wird er ſie ohne Zweifel nicht einem Prinzen zur Gemahlinn gewähren, der ſie nach ſeinen Staaten heimführen würde, und die abſchlägige Antwort, welche mein

Herr bekömmt, wird ihn zur Rache dieſes Schimpfes durch die Waffen bewegen. Dann muß er, um ſein Heer in den Stand zu ſetzen den Feldzug zu beginnen, den rückſtändigen Sold bezahlen und den Anführern wie den Soldaten die nöthigen Lebensmittel bewilligen. Auf ſolche Weiſe wird ihre Unzufriedenheit beſchwichtigt und ihr Zuſtand verbeſſert.“

Zufrieden mit dieſem Entwurfe, kam der Weſyr am folgenden Tag ein den Rath, und unterredete ſich mit dem König über verſchiedene Verwaltungs-Angelegenheiten des Reichs. Er ließ hierauf geſchickt die Unterredung auf das Perſiſche Reich übergehen; und endlich ſchilderte er ihm die Kaiserstochter mit ſo verführiſchen Farben, daß ſein Herr ſich von dem glühendſten Verlangen nach ihr entflammt fühlte.

„O, mein treuer Weſyr,“ ſprach zu ihm der König, „du, deſſen weiſe Rathſchläge das Licht meines Rathes ſind, ſage mir, ich beſchwöre dich darum, durch welche Mittel wäre der Beſitz dieſer reizenden Prinzeſſinn zu erlangen, von welcher du mir eben eine ſo ſchmeichelhafte Schilderung gemacht haſt, daß mein Herz ſchon dahin iſt und zu ihren Füßen liegt? Ja, ich fühle es, meine Ruhe und mein Glück ſind fortan an das Daſein derjenigen geknüpft, von welcher du mir geſagt haſt.“

„Herr,“ antwortete der Miniſter, „ich denke, Euer Majeſtät darf nur Geſandte hinſchicken, um ihre Hand anzuhalten; und ich glaube, der König von Perſien wird die Ehre einer Verbindung mit euch nicht ausſchlagen; wenn er aber, wider mein Erwarten, es wagete, eure Geſandten nicht anzunehmen, ſo wird euer Kriegsheer ihm mit Gewalt zu entführen wiſſen, was freilich beſſer wäre, ſeinem Wohlwollen zu verdanken.“

Der König billigte den Vorſchlag ſeines Weſyrs. Er beſchäftigte ſich alsbald damit, unter den Großen ſeines Hofes diejenigen auszuwählen, deren Erfahrung und Klugheit ſie zu dieſer Geſandtſchaft am beſten eignete, und ſandte ſie an den Kaiſer von Perſien.

Sie kamen in der Hauptſtadt an, erhielten Gehör bei dem Kaiſer, eröffneten ihm den Antrag ihres Herrn, und hielten geradezu um die Hand der Prinzeſſinn für ihn an.

Der Kaiſer war erſtaunt über dieſe Botſchaft, und gerieth auf der Stelle in den heftigſten Zorn. „Gehet und ſaget euerm Herrn,“ antwortete er mit Unwillen, „daß niemals ein König von Abyſſinien, einem meinen Völkern ſo verhaßten Lande, eine Prinzeſſinn von Perſien heiraten ſoll. Meine Unterthanen würden mit Recht unzufrieden ſein, wenn ich die Schwachheit hätte, einen ſo vermeſſenen Antrag zu genehmigen, und ich werde nie darein willigen.“

Als die Geſandten dem Könige von Abyſſinien von dem üblen Erfolg ihres Auftrags Bericht abgeſtattet hatten, verdroß und betrübte ihn die ſchimpfliche Abweiſung des Kaiſers von Perſien dermaßen, daß er ſchwur, ſich dafür zu rächen, ganz Perſien zu verwüſten und die Hauptſtädt von Grund aus zu zerſtören.

Um dieſes Vorhaben auszuführen, begann er damit, ſein Kriegsheer zu verſammeln, und es durch neue Aushebungen zu vermehren. Nachdem er den rückſtändigen Sold bezahlt und das Heer reichlich mit allem Nöthigen verſehen hatte, ſetzte er es gegen den König von Perſien in Bewegung.

Sobald dieſer Fürſt von der Ueberziehung ſeines Reichs benachrichtigt war, beeilte er ſich, Truppen entgegen zu ſtellen; aber ihre Anſtrengungen waren vergeblich. Die Abyſſiniſchen Soldaten ſchlugen ſie aller Orten, und mehrere glänzende Siege ſicherten ihnen den Erfolg ihrer Unternehmung.

In dieſer äußerſten Noth fragte der König von Perſien ſeinen Weſyr um Rath, und dieſer antwortete ihm: „Herr, das Blut eurer Unterthanen fließt in Strömen, und die Urſache ſcheint nicht erheblich genug, um einen ſo unglücklichen Krieg noch länger auszuhalten, indem es nur darauf-ankömmt, die Hand eurer Tochter dem Könige von Abyſſinien zu bewilligen, um die Ruhe eures Reichs herzuſtellen: ſchicket alſo Geſandte hin, ihm zu verkündigen, daß ihr ſeinem Verlangen nachgebet und um Frieden bittet. Dieſer Schritt wird das gute Vernehmen zwiſchen beiden Reichen wieder herſtellen; ihr laßt die Prinzeſſinn mit einem anſtändigen Gefolge nach Abyſſinien ziehen, und ihre Vermählung wird zum Unterpfand eines langen Friedens dienen.“

Wie groß auch die Liebe des Königs von Perſien zu ſeiner Tochter war, doch ſah er wohl ein, daß es unumgänglich nothwendig war, dem Rathe ſeines Weſyrs zu folgen. Demgemäß ſchickte er Geſandte hin, um Frieden zu bitten; und nachdem er dieſen erhalten hatte, genügte er den Bedingungen deſſelben, und ließ die Prinzeſſinn ſeine Tochter mit einem zahlreichen Gefolge abreiſen.

Der König von Abyſſinien war auf dem Gipfel der Freude, als er die nahe Ankunft der Prinzeſſinn von Perſien vernahm, und ließ ihr den prächtigſten Empfang bereiten.

Er kam mit ihr heim, und zog im Triumph in ſeine Hauptſtadt ein. Alle Großen des Reichs kamen, ihm Glück zu wünſchen über den Erfolg ſeiner Waffen, und über ſeine neue glückliche Vermählung, bei deren Gelegenheit man überall glänzende Feſte und Luſtbarkeiten anſtellte, welche genugſam bewieſen, welchen Theil das Volk an der Glückſeligkeit ſeines Königs nahm.

Der König und die Königinn von Abyſſinien verlebten nun glückliche Tage in Freuden und Vergnügen: aber ein heimlicher Gram vergiftete das Glück der Prinzeſſinn, und die Urſache deſſelben war folgende:

Daheim bei ihrem Vater hatte die Prinzeſſinn eine heimliche Verbindung mit einem jungen Mann unterhalten, und ſogar einen ſchönen Sohn geboren, deſſen Pflege ſie getreuen Dienern anvertraut, welche ihm die glänzendſte Erziehung gegeben hatten, ſo daß er mit ſeinen natürlichen Vorzügen die mannigfaltigſte Bildung vereinigte. Man hatte es leicht dahin gebracht, daß er in den Harem aufgenommen wurde, und er hatte ſich ſo ſehr die Gunſt des Kaiſers von Perſien erworben, daß dieſer ihn zum Dienſt um ſeine eigne Perſon anſtellte, und gar nicht mehr ohne ihn ſein konnte.

Bei ihrer Abreiſe nach Abyſſinien war alſo die Prinzeſſinn genöthigt geweſen, ſich von ihrem geliebten Sohne zu trennen, und darüber empfand ſie nun einen ſo tiefen Gram, daß die Thränen über ihre Wangen floſſen, wie ein Frühlingsſchauer: da ſie die Pein dieſer ſchmerzlichen Trennung nicht länger ertragen konnte, ſo ſuchte ſie alle Mittel hervor, um ihren geliebten Sohn wieder um ſich zu haben.

Eines Tages, als ſie ſich mit ihrem Gemahle im Innern des Harems unterhielt, fing der König von Abyſſinien an, ſein Land zu rühmen, und erhob es weit über Perſien. „Der Kaiſer,“ ſprach er zu der Königinn, „hielt mein Reich für verächtlich: meine Truppen haben es ihn kennen gelehrt, und ungeachtet er alle ſeine Kräfte gegen mich aufgeboten hat, iſt ſein Widerſtand doch vergeblich geweſen; und hätte er nicht den klugen Entſchluß gefaßt, ſich meinen Wünſchen zu fügen, und dich mir zu ſenden, ſo hätten wir ſein Reich gänzlich umgeſtürzt, und ſeine Reichthümer in unſern Mantelſäcken als Beute heimgebracht."

„Wie groß auch," antwortete die Königinn, „eure Reichthümer und eure Macht ſind, ſo befindet ſich in Perſien jedoch ein koſtbarer Schatz, welchen allein mein Vater beſitzt; und dieſer Schatz iſt von der Art, daß kein König ſich rühmen kann, einen ähnlichen zu beſitzen." Und als der König ſie fragte, worin dieſer wunderbare Schatz beſtände, fuhr ſie fort: „Es iſt ein junger Sklave, der auf der Welt nicht ſeinesgleichen hat. Es iſt unmöglich, mehr Schönheit, Bildung, Anmuth, Geſchicklichkeit, Geiſt, Liebenswürdigkeit und Edelmuth zu beſitzen: mit Einem Worte, es iſt ein vom Himmel auf die Erde herabgekommener Engel."

Dieſe ſtarken Lobeserhebungen erregten in dem Könige von Abyſſinien ein lebhaftes Verlangen, dieſen Jüngling zu beſitzen, und er äußerte gegen die Königinn, wenn der Kaiſer, ihr Vater, ihm dieſen Sklaven verkaufen wollte, ſo würde er ihm jeden beliebigen Preis dafür bezahlen. „Der Kaiſer," erwiederte die Prinzeſſinn von Perſien, „kann nicht einen Augenblick ohne dieſen Sklaven leben, und wenn er von ihm getrennt iſt, ſo wird er ſogleich trübſinnig. Wenn ihr ihn alſo haben wollt, ſo iſt das einzige Mittel dazu, einen gewandten und reichlich mit

Golde verſehenen Kaufmann nach Perſien zu ſchicken, mit dem Auftrage, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen, um dieſen Sklaven zu entführen und nach Abyſſinien zu bringen.“

Der König ergriff dieſen Vorſchlag, und warf, zur Ausführung deſſelben, ſeine Augen auf einen ſeiner Leute, einen vielerfahrenen und weitgereiſten Mann, welcher die Sitten und Gebräuche der verſchiedenen Völker wohl beobachtet hatte. Dieſen ließ er ſogleich kommen, gab ihm den Auftrag, und verſprach ihm, wenn es ihm gelänge, zehn Sklaven und zehn Sklavinnen von vollkommener Schönheit zur Belohnung. Die Königinn nannte ihm den Namen des Perſiſchen Sklaven, der Farekſad hieß, und beſchrieb ihm ſeine Geſtalt.

Mit dieſen Anweiſungen verſehen, reiſte der Abgeſandte, als Kaufmann verkleidet, alsbald nach Perſien, und in kurzer Zeit erreichte er die Hauptſtadt dieſes Reichs. Er miethete ſich eine prächtige Wohnung, und unter dem Vorwande kaufmänniſcher Geſchäfte, ließ er gleich am folgenden Tage den Kaiſer um Gehör bitten, welches dieſer auch auf der Stelle gewährte.

Bei dieſer Unterredung wußte der verſtellte Kaufmann ſich leicht die Gewogenheit des Fürſten zu erwerben, und dieſes verſchaffte ihm öfteren Zutritt bei Hofe, ſo daß er die Zeit abwarten konnte, mit Farekſad zu ſprechen. Die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Der vorgebliche Kaufmann ſprach anfangs nur von unbedeu tenden Dingen; dann lenkte er das Geſpräch geſchickt auf Abyſſinien, endlich, erklärte er dem jungen Sklaven, wenn er ihm dorthin folgen wollte, ſo würde er ihn mit Reichthümern und Ehren überhäufen, und ihm ſo viele Sklaven geben, als er nur verlangen möchte.

Farekſad errieth ſogleich, daß dieſer Mann von ſeiner Mutter abgeſchickt wäre, um ihn wieder bei ſich zu haben, und antwortete mit Freuden: „Das Königreich Abyſſinien iſt ſo berühmt, daß ich ſchon längſt lebhaft wünſche, es kennen zu lernen; aber der Kaiſer hat eine ſo innige Zuneigung zu mir, daß er mir niemals erlauben wird, wegzureiſen.“

Der vorgebliche Kaufmann eröffnete ihm nun, er hätte alle Mittel, ſeine Entweichung zu begünſtigen und ſeine Flucht aus dem Reiche ſo heimlich zu bewerkſtelligen, daß es nicht nöthig wäre, noch jemand anders mit in das Geheimnis zu ziehen. Er fügte hinzu, daß die Tochter des Königs von Perſien, jetzige Königinn von Abyſſinien, ihm den glänzendſten Empfang bei ſeiner Ankunft zugedacht hätte.

Dieſe letzten Worte ließen Farekſad nicht länger ſchwanken, und er ſprach zu dem Abgeſandten der Königinn: „Wenn ihr mich glücklich aus Perſien bringt, ſo verſpreche ich euch, für euer Glück zu ſorgen, und euch mit Zinſen alles zu vergelten, was ihr für mich gethan habt. Erwartet mich dieſen Abend zur Stunde des Gebets.“

Zur beſtimmten Zeit ſah der Kaufmann den jungen Sklaven ankommen; er verbarg ihn ſogleich in einen Packkaſten, und machte ſich mit ihm auf den Weg nach Abyſſinien.

Als am andern Morgen der Kaiſer von Perſien die Entweichung ſeines vielgeliebten Sklaven gewahrte, ſchickte er nach allen Seiten Boten aus, ihn zu verfolgen und an den Hof zurückzubringen. Aber alle ihre Nachſuchungen waren vergeblich, ſie konnten ihn nirgends entdecken, und der Kaiſer von Perſien war untröſtlich über den Verluſt des Jünglings, welchen er wie ſeinen Sohn liebte.

Unterdeſſen hatten die beiden Flüchtlinge die Gränzen von Abyſſinien erreicht, und nach einigen Tagereiſen kamen ſie in der Hauptſtadt an. Der Abgeſandte des Königs eilte ſogleich nach dem Palaſte, verkündigte ihm den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung, und führte ihm Farukſad zu, welcher ihn durch ſeine Schönheit, ſeine Bildung und ſeine Anmuth in Erſtaunen ſetzte. Ungeachtet der Lobeserhebungen, welche die Königinn von ihm gemacht hatte, fand er, daß dieſer junge Sklave ſeine Vorſtellung von ihm noch weit übertraf. Er ließ ihm eine prächtige Kleidung, ein Pferd, einen Säbel, einen Schild und einen koſtbaren Turban geben; er erklärte ihn für ſeinen Stallmeiſter, und verhieß ihm alle Zärtlichkeit eines Vaters. Dann führte er ihn in den Harem, und ſtellte ihn der Königinn vor.

Als dieſe Fürſtinn ihren Sohn erblickte, hatte ſie Mühe, ihre lebhafte Bewegung zu verbergen und ihre Thränen zurückzuhalten; jedoch gelang es ihr, ſich nichts merken zu laſſen, indem ſie ſich wohl hütete, ihn anzureden, denn ſchon der bloße Ton ihrer Stimme hätte ihre mütterliche Liebe verrathen können. Aber ſie benutzte den erſten Tag, da der König auf der Jagd war, um Farekſad zu ſich kommen zu laſſen, und nun überließ ſie ſich ohne Rückhalt der mütterlichen Zärtlichkeit, bedeckte ihn mit Küſſen, und ſprach zu ihm: „O mein Kind, ich kann nicht ohne dich leben, und während unſerer langen Trennung iſt mein Herz von Schmerz verzehrt worden.“

Dieſe Worte der Königinn zu ihrem Sohne hörte ein Sklave; er wähnte die Ehre ſeines Herrn verletzt, und ſobald der König von der Jagd zurückkam, lief er hin und entdeckte Seiner Majeſtät, wie er die Prinzeſſinn von Perſien den neulich in dem Harem zugelaſſenen Fremdling mit Liebkoſungen und Küſſen bedecken geſehen hätte.

Der König wurde durch dieſen Bericht zum heftigen Zorne hingeriſſen, und er wähnte nun den Grund entdeckt zu haben, welcher die Königinn bewogen, ihm ſo große Lobeserhebungen von dem Sklaven zu machen, deſſen Entführung er ſelber betrieben hatte. Er ließ auf der Stelle beide herbeirufen: „Elender Farekſad,“ ſprach er, „du haſt es alſo gewagt, meinen Palaſt zu beſudeln und dein ſchändliches Gelüſt zu befriedigen?“

Farekſad, der wohl fühlte, daß ſeine Rechtfertigung ſeine Mutter bloßſtellen würde, war gezwungen zu ſchweigen, und begnügte ſich, zu antworten: „Ich bin einer ſchändlichen Handlung unfähig, und wenn die Königinn ſich erklären will, ſo kann ſie meine Unſchuld beweiſen.“

„Wohlan,“ ſprach nun der König zu der Prinzeſſinn von Perſien, „ihr hört es, Frau: wollt ihr nun auch meinem gerechten Zorne trotzen, nachdem ihr eine ſolche Handlung begangen habt?“

Die Königinn vermochte nur, einen Strom von Thränen zu vergießen, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, und ihr Schweigen beſtärkte den König von Abyſſinien in ſeinem Verdachte. Er hörte jetzo nur den Eingebungen ſeiner Wuth, ließ einen von ſeiner Wache rufen, und befahl ihm, Farekſad vor der Stadt hinaus zu führen, und ihm den Kopf abzuhauen. Der Scherge ergriff ſogleich den Jüngling und ſchleppte ihn aus dem Saale des Diwans.

Vierhundert funfzigſte Nacht.

Als beide außerhalb der Stadtmauer waren, ſchickte der Scherge ſich an, ſeinem Schlachtopfer den Kopf abzuhauen: aber beim Anblicke ſeiner reizenden Geſtalt, ſtand er erſtaunt und betroffen: er glaubte einen vom Himmel herabgeſtiegenen Engel zu erblicken, und konnte ſich nicht entſchließen, ihm den Tod zu geben. „Nein,“ ſprach er bei ſich, „eines Weibes wegen, will ich nimmer einen ſo reizenden Jüngling tödten, das wäre ein Verbrechen, welches die Strafe des Himmels verdiente; ich will im Gegentheil ihn als meinen Sohn annehmen und in mein Haus führen, wo ich ihn ſchon der Wuth des Königs zu entziehen weiß."

Er theilte Farekſad ſeine Abſicht mit, und dieſer antwortete ihm: „Die Wohlthat, welche du mir jetzt erzeigſt, wird dir einſt noch belohnt werden. Ich bin unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man mich anklagt; und ſicherlich werde ich einſt noch den Rang und die Reichthümer wieder erlangen, deren ich vor meinem Unglücke genoß: mehr brauche ich dir nicht zu ſagen."

Beide begaben ſich hierauf in das Haus des Schergen, welcher hier Farekſad mit allem Nöthigen verſah, und dann zu dem Könige zurückkehrte, um ihm zu melden, daß ſein Befehl vollzogen wäre.

Die Königinn von Abyſſinien ſchmachtete unterdeſſen in den tiefſten Jammer verſunken. Wenn der König in ihre Nähe kam, ſo würdigte er ſie nicht einmal eines Blickes oder eines Wortes, und die unglückliche Fürſtinn war ein Raub der grimmigſten Verzweiflung über den Tod ihres Sohnes und den Zorn ihres Gemahls.

Nun befand ſich in dem Harem eine alte Frau, welche ſehr geſchickt war in der Entzifferung geheimer Schriften und Auflöſung der verwickeltſten Fragen; ihre Kunſt und

Geſchicklichkeit hatte ihr die Gunſt des Königs erworben, welcher die größte Achtung für ſie hegte. Als dieſe alte Frau die Verzweiflung der Königinn ſah, hatte ſie Mitleid mit ihrem Unglücke. Sie kam zu ihr, und fragte ſie, was ſie in ſo tiefe Betrübnis verſetzete.

Unvermögend zu antworten, ſchlug die Königinn die Augen nieder, und die Alte fuhr folgendermaßen fort:

„Rechnet auf meine Verſchwiegenheit, Herrinn, und vertrauet mir das Geheimnis eurer Leiden, ich verſpreche euch die unverbrüchlichſte Treue, und vielleicht kann ich ein Mittel dafür finden. Ich ſchwöre euch bei allem, was mir heilig iſt, daß niemand aus meinem Munde erfahren ſoll, was ihr mir entdecken werdet.“

Dieſe Verſicherungen machten der Königinn Zutrauen, und ſie antwortete: „Wohlan, gute Frau, ich will euch den Gegenſtand meiner Leiden entdecken: aber, ach! dieſe ſind von der Art, daß ſie immerdar fortdauern werden. Ich hatte heimlich einen Sohn geboren, den ich zärtlich liebte, und der aus Perſien entfloh, um hier in Abyſſinien wieder mit mir vereinigt zu ſein. Aber das grauſamſte Misgeſchick erwartete ihn hier, und ich habe ihn jetzo für immer verloren. Der König mein Gemahl hat ihn umbringen laſſen, und würdigt mich ſeitdem ſogar keines Blickes mehr.“

Hierauf erzählte ſie der Alten alle Umſtände dieſes Abenteuers: als ſie aber an die Verurtheilung ihres Sohnes kam, zerſchmolz ſie in Thränen und klagte ihr Herzeleid, daß ihr nicht einmal der Troſt bliebe, ihm die Ehre des Begräbniſſes zu erweiſen und auf ſeinem Grabe weinen zu können.

Der Schmerz der Königinn rührte die alte Frau innig, und dieſe bemühte ſich, ſie zu tröſten, und verſprach ihr, auf Mittel zu ſinnen, um ihren Kummer zu ſtillen. „Ich begreife wohl,“ ſprach ſie zu ihr, „daß das Geſtändnis welches ihr dem Könige zu eurer Rechtfertigung ablegen müßt, euch peinlich iſt: aber höret, was ich euch vorſchlage: ihr müßt euch niederlegen, bevor der König in eure Schlafkammer tritt; er wird mit einem Papier kommen, es euch auf das Herz legen, und dabei folgende Worte ſprechen: „ich gebiete dir, kraft dieſes Talismans, die reine Wahrheit zu ſagen.“ Hierauf wird es euch leicht fallen, zwar als wider euern Willen, ihm alles zu bekennen, was in Perſien vorgegangen iſt, und ihm euer Betragen gegen den jungen Farekſad zu erklären. Dadurch, bin ich gewiſs, werdet ihr ſeine Gunſt wieder gewinnen und euern Leiden ein Ziel ſetzen.“

Die Königinn verſprach, die Anweiſung der Alten zu befolgen, und dieſe begab ſich hierauf zu dem König, um den Anſchlag, welchen ſie erſonnen hatte, auszuführen. Sie fand ihn einſam und traurig in einer Laube tief im Garten ſeines Palaſtes ſitzen; ſie nahte ſich ihm, und ſprach: „Herr, die Einſamkeit ziemt nicht denen, die zum

Herrſchen berufen ſind, denn ſie bringt Traurigkeit hervor, und die Traurigkeit gebiert Unmuth; auch ſcheint ihr ſchon ganz ſchwermüthig: was kann euch ſo ſehr betrüben? theilet mir euern Kummer mit; vielleicht kann ich ein Mittel dagegen finden.“

„Ach, meine gute Mutter,“ antwortete ihr der König, „es iſt nicht die Einſamkeit, welche in mir die Traurigkeit erregt; und da ich kein Geheimnis für dich habe, ſo ſollſt du erfahren, was mich troſtlos macht. Du haſt wohl von dieſer Prinzeſſinn von Perſien gehört, für welche ich alles aufgeopfert und der ich für immer mein Herz geſchenkt hatte: ich habe ſie mit Wohlthaten, Ehren und Reichthümern überſchüttet, und durch ihre dringenden Bitten bewogen, ließ ich den jungen Sklaven an meinen Hof kommen, welchen ich nicht minder liebreich behandelte. Und nun! eine wie der andere haben mich betrogen. Zur Beſtrafung ſeines Verbrechens befahl ich Farekſads Hinrichtung: aber, ſoll ich’s dir geſtehen, ſeit dieſer Zeit nagen mich Gewiſſensbiſſe, ich fürchte, einen Unſchuldigen geſtraft zu haben, und die Ungewiſſheit, in welcher ich deshalb ſchwebe, quält mich jetzo Nacht und Tag.“

„Herr,“ ſagte hierauf die Alte,“ ihr könnt getroſt dieſe Sorgen verbannen und euer Herz der Freude überlaſſen. Eure Beunruhigung ſoll ein Ziel haben; denn es hängt von mir ab, ſie zu endigen. Ich beſitze einen Talisman, welcher vom Propheten Salomon herkömmt: er iſt mi

Griechiſchen Schriftzügen in Syriſcher Sprache verfaßt. Um nun die geheimen Gedanken eines Menſchen zu erfahren, darf man ihm dieſen Talisman nur auf die Bruſt legen und dabei folgende Worte ausſprechen: „Bei dem hohen lebendigen Gotte, deſſen Name auf dieſem Talisman geſchrieben ſteht, gebiete ich dir, mir deine tiefſten Geheimniſſe zu enthüllen.“ Alsbald offenbart derjenige, bei dem man dieſes Mittel anwendet, alle ſeine tiefſten Geheimniſſe, ſo wohl im Guten als im Böſen, und vergißt darnach wieder, was er im Schlafe geſagt hat. Wenn Eure Majeſtät dieſe Zauberformel verſuchen will, ſo will ich ſie euch bringen, und ihr könnt dadurch die Geheimniſſe der Königinn erfahren.“

Der König von Abyſſinien ergriff mit lebhaftem Danke das ihm von der Alten erbotene Hülfsmittel, welches ihm Hoffnung gab, die grauſame Ungewiſſheit, in welcher er ſchwebte, verſchwinden zu ſehen.

Die Alte lief nach ihrem Zimmer, kritzelte in der Eile einige bedeutungsloſe Schriftzüge, faltete das Papier, und umwickelte es mit einer Schnur, auf welche ſie ein Siegel drückte. So brachte ſie es dem König, als eine groſſe Koſtbarkeit. „Geruhe Euer Majeſtät ſich zu erheben,“ ſprach ſie zu ihm, indem ſie es ihm überreichte, „um mit der gebürenden Ehrerbietung ein Kleinod zu empfangen, welches unmittelbar vom König Salomon kömmt.“

Der König ſtand ſogleich auf, nahm ehrerbietig das ihm von der Alten Ueberreichte in Empfang, verbarg es ſorgfältig, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er davon Gebrauch machen könnte.

Als endlich die Nacht gekommen war, begab er ſich in das Gemach der Königinn, und nahte ſich leiſe ihrem Bette, wo ſie ſcheinbar in tiefem Schlafe lag, legte ihr den Talisman auf die Bruſt, und ſprach dabei: „Bei dem hohen lebendigen Gotte, deſſen Name hier in geheimnisvollen Zügen geſchrieben ſteht, gebiete ich, daß dieſe hier ſchlafende Frau ſogleich alles offenbare, was ihr Verhältnis zu Farekſad betrifft.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo begann die Königinn alle ihre Bekenntniſſe, ohne den geringſten Umſtand zu verſchweigen. Sie geſtand, Farekſad wäre ihr Sohn, und der König erkannte nun, daß er ihn ungerechterweiſe verurtheilt hatte. „Weil dieß der Wille Gottes war,“ fügte die Königinn hinzu, „ſo unterwerfe ich mich ſeinen Fügungen, und vielleicht kann ich mich einſt noch über den Tod meines Sohnes tröſten, wenn der König, mein Gemahl, anſtatt mir dieſe kränkendſte Verachtung anzuthun, mir ſeine Liebe wiederſchenkte.“

Der König konnte der Rührung, welche dieſe letzten Worte in ihm hervorbrachten, nicht widerſtehen, und unter heißen Thränen faßte er die Königinn in ſeine Arme und bedeckte ſie mit Küſſen. Die Königinn that, als wenn ſie plötzlich erwachte, und rief aus: „Großer Gott!

wie hat es ſich gefügt, daß Euer Majeſtät mich Ihrer Liebkoſungen würdigt?“

Jetzt erzählte der König ihr Alles, was vorgegangen war, und machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß ſie ihm ſo lange ihr Geheimnis in Anſehung Farekſads verhehlt hätte, welchen er, weit entfernt ihn umbringen zu laſſen, mit Vergnügen als ſeinen eigenen Sohn angenommen hätte. Dieſe Vorſtellung erneute ihre Thränen, und beide bemühten ſich gegenſeitig den Troſt zu geben, deſſen jedes von ihnen ſelber bedurfte.

In der Abſicht, Farekſad ein ſeiner Geburt würdiges Begräbnis zu veranſtalten, ließ der König am folgenden Tage den Schergen vor ſich kommen, dem er die Vollſtreckung ſeines Urtheilſpruchs aufgetragen hatte, und ſprach zu ihm: „Du ſollſt mir den Ort anzeigen, wo du den Leichnam des unglücklichen Farekſad beerdigt haſt, damit ich auf ſeinem Grabe beten, und ihn als ein unſchuldiges Schlachtopfer verehren kann; dadurch will ich wenigſtens, ſo viel an mir iſt, meine Ungerechtigkeit gegen ihn ſühnen, und mich dafür ſtrafen, daß ich dieſe friſche Blume des Gartens der Glückſeligkeit gebrochen, dieſen Zweig von der ſtolzen Zeder des königlichen Stammes abgehauen habe.“

„Herr,“ antwortete der Scherge, indem er ſich verneigte, „mögen die Himmel zum Fußſchemmel des Thrones Euer Majeſtät dienen, und Glückſeligkeit und Freude aus eurem erhabenen Hauſe die Verzweiflung und den Schmerz vertreiben! Farekſad iſt nicht todt: als ihr mir ſeine Hinrichtung befahlet, erachtete ich es für ein Verbrechen, einen Unſchuldigen zu tödten, und ich wagte es, ihn in meinem Hauſe zu verbergen, wo er wirklich noch iſt.“

Dieſe glückliche Neuigkeit ſchien dem Könige neues Leben zu geben, und machte ihm um ſo größere Freude, je weniger er ſie erwartet hatte. Weit entfernt, dem Schergen ſeinen Ungehorſam zu verweiſen, ließ er ihn zum Zeichen ſeiner vollen Erkenntlichkeit, mit einem reichen Pelze bekleiden, und ſchickte ihn ſogleich, mit mehreren andern Leuten hin, um Farekſad zu holen. Unterdeſſen eilte er zu der Königinn, um ihr dieſes glückliche Ereignis mitzutheilen.

Farekſad kam alsbald; der König ſtreckte ihm, bei ſeinem Anblicke, die Arme entgegen, bezeugte ihm die herzlichſte Zuneigung, und führte ihn wieder in den Harem. Die Königinn ſtieß bei ſeinem Anblick einen Freudenſchrei aus, und unterließ nicht, ſogleich der Vorſehung zu danken. Alle drei lebten nunmehr in der vollkommenſten Vereinigung, und erfreuten ſich eines ungetrübten Glückes.

Herr,“ ſagte Bacht-jar zum Schluſſe dieſer Geſchichte, „ihr ſeht aus dem Benehmen der Königinn und der Alten, welcher Liſt die Frauen fähig ſind, wenn ſie zu ihrem Zwecke gelangen wollen. Ihr ſeht zugleich, wie vergeblich alle Vorwürfe und Reue geweſen wären, wenn der Scherge zu raſch geweſen, den ungerechten Befehl des Königs zu vollſtrecken. Eben ſo wird es euch einſt in Betreff meiner gehen, wenn ihr meine Hinrichtung übereilt: wenn die Wahrheit an den Tag kömmt, wird Euer Majeſtät die Ungerechtigkeit bereuen, dann wird es aber zu ſpät ſein."

Aſad-Bacht ließ Bacht-jar, nachdem er ihn aufmerkſam angehört hatte, ins Gefängnis zurückführen.

Vierhundert ein und funfzigſte Nacht.

Am folgenden Tage trat der achte der zehn Weſyre vor den König hin und ſprach zu ihm: „Herr, die Weiſen des Alterthums haben ſehr wahr geſprochen, das Königreich ſei ein Baum, deſſen Wurzel die Gerechtigkeit bildet. Wenn dieſe Wurzel leidet, ſo ſind die Zweige ohne Trieb, die Blüten verwelken, die Blätter fallen ab, und der Baum erſtirbt. Die Gerechtigkeit fordert nun die Beſtrafung Bacht-jars, und wenn die Völker des Reichs nicht bald vernehmen, daß das von dieſem Sklaven begangene Verbrechen beſtraft worden iſt, ſo fürchte ich ſehr, daß die Wurzeln eures Reichs dadurch einen Schaden erleiden, der vielleicht ſehr ſchwer zu heilen ſein möchte."

Aſad-Bacht erkannte die Wahrheit der Bemerkungen ſeines Weſyrs; er ließ den Angeklagten vorführen, befahl dem Scharfrichter, das bloße Schwert über Bacht-jars Haupt zu ſchwingen, und ſagte zu dieſem, ſeine letzte Stunde wäre gekommen.

„Zuflucht der Unglücklichen!“ antwortete der junge Angeklagte, „mögen die geheiligten Befehle Euer Majeſtät überall geehrt ſein! aber es ſei mir vergönnt, euch nochmals daran zu erinnern, daß, obwohl ſtrenge Gerechtigkeit den Königen der Erde ziemt, blinde Uebereilung ihnen jedoch bittere Reue bereitet. Ebenſo geſchah es, daß ein Juwelier, der zu raſch verfuhr, ſich in einen Abgrund von Leiden ſtürzte.“

„Was widerfuhr dieſem Juwelier?, fragte Aſad-Bacht,“ wie ward die Uebereilung ihm ſo verderblich?“

Bacht-jar antwortete folgengermaßen:

Geſchichte des Juweliers.

„Herr, man erzählt, es war einmal ein ſehr reicher und in ſeiner Kunſt ſehr geſchickter Juwelier, ein groſſer Kenner von Kleinoden und Edelſteinen. Er hatte ſich mit einer Frau verheiratet, welche von anſtändiger Herkunft war und ſich durch ihre Klugheit auszeichnete. Seine Gattinn war ihrer Niederkunft nahe, als eine Botſchaft des Königs ihn ſchleunig nach Hofe forderte. Man hatte viel von ſeiner Kenntniſs in Abſchätzung der Edelſteine gehört, und wollte ihn wegen Perlen zu Rathe ziehen, womit der König ſeinen Schatz zu bereichern wünſchte. Da er kein Mittel ſah, ſich von dieſer Reiſe loszumachen, ſo traf er alle Anſtalten dazu, und als er im Begriffe ſtand abzureiſen, nahm er von ſeiner Frau mit folgenden Worten Abſchied: „Der beſtimmte Befehl des Königs zwingt mich auf einige Zeit zu verreiſen; nimm unterdeſſen die Geſchäfte unſers Handels und die Verwaltung unſers Eigenthums ſorgfältig in Acht. Wenn das Kind, welches in meiner Abweſenheit geboren wird, ein Knabe iſt, ſo nenne ihn Behrus*; und iſt es ein Mädchen, ſo überlaſſe ich es dir, ihr einen Namen auszuwählen. Lebe wohl; vergiß mein nicht, und ſchließ mich in dein Gebet ein!"

Als der Juwelier in der Hauptſtadt angekommen war, ſtellte er ſich mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten dem Könige vor, küßte den Boden, und betheuerte ihm ſeine Hingebung und Treue. „Ich habe dich kommenl aſſen," ſprach der Fürſt zu ihm, „um mich durch deinen Rath in der Auswahl von Perlen leiten zu laſſen, welche ich für meinen Schatz zu kaufen wünſche: du wirſt mit Sorgfalt diejenigen ausſuchen, welche du für die ſchönſten und meines Thrones würdigſten erkenneſt." Bei dieſen Worten ließ der König das Käſtchen mit den Perlen herbeibringen.

Der Juwelier entledigte ſich ſeines Auftrages mit vielem Geſchmack und Auswahl, und der König war damit ſo zufrieden, daß er ihm mehrere Belohnungen gab, und ihn zum Hofjuwelier ernannte, indem er ihm die Faſſung der Juwelen zu Kronen, zu Gürteln u. ſ. w. übertrug. Da der Juwelier eine gute Erziehung genoſſen hatte, und es ihm nicht an Geiſt und Munterkeit fehlte, ſo gelang es ihm, die Gunſt des Königs zu gewinnen, indem er ihm allerlei ergetzliche Geſchichten erzählte; und bald war er einer der vertrauteſten Hofleute dieſes

Fürſten, der ihn mit Gunſtbezeigungen überhäufte, und ihn nicht einen Augenblick von ſeiner Seite ließ.

Unterdeſſen hatte die Frau des Juweliers, bald nach ſeiner Abreiſe, zwei ſchöne Knaben zur Welt gebracht; ſie nannte den einen Behrus, wie ihr Mann verlangt hatte, und den andern Ansbeh. Sie ſandte alsbald einen Boten nach der Hauptſtadt, um ihm dieſe glückliche Neuigkeit zu verkündigen, und ſchrieb ihm einen Brief, der alſo lautete:

„Die göttliche Vorſehung hat mich eben zur Mutter von zwei ſo ſchönen und vollkommenen Knaben gemacht, daß ich k[illegible]ne Ausdrücke zu finden weiß, ſie zu ſchildern, und daß [illegible] unmöglich iſt, ſich eine Vorſtellung davon zu machen [illegible]um alſo, mein theurer Gemahl, mit mir dem Himm[illegible] dieſe Gnade zu danken, und laß nicht auf dich v[illegible] denn ich kann deine Abweſenheit nicht länger [illegible]“

[illegible]mpfange dieſes Briefes dankte der Juwelier zuerſt Gott, für das ihm gewährte Glück. Dann begab er ſich zu dem König, und bat ihn um Urlaub; aber der Fürſt hatte ihn ſo liebgewonnen, daß er ihm nicht erlauben wollte wegzureiſen; jedoch verſprach er ihm dieſe Erlaubnis für das nächſte Jahr.

Als dieſer Aufſchub um war, trat der Juwelier abermals vor den König und erinnerte ihn an ſein Verſprechen; aber dieſer Fürſt hatte nicht Luſt, es zu erfüllen, und ſchlug ihm den Urlaub ab, mit Vertröſtung auf das folgende Jahr. Daſſelbe wiederholte ſich acht Jahre hinter einander, welche der Juwelier gezwungen war, an dem Hofe zu bleiben.

Während dieſer Zeit hatte ſeine Frau ſich mit der Erziehung ihrer Knaben beſchäftigt, und ſie in der Sprachlehre, Schreibekunſt, und allem was zur Bildung junger Leute gehört, unterrichten laſſen.

Als ſie im Stande waren, den Briefwechſel mit ihrem Vater zu führen, ſchrieben ſie ihm einen Brief in ſo ſchönen Zügen, daß er entzückt darüber war, und in ſeiner Ungeduld, ſie zu ſehen, nochmals bei dem König auf ſeine Bitte um Urlaub zurückkam. Der König ſchlug ihm ſein Verlangen entſchieden ab: jedoch erbot er ihm, ſichere Leute hinzuſchicken, mit dem Auftrage, ſeine Frau und Kinder nach der Hauptſtadt zu führen. Der Juwelier ſah ſich genöthigt, dieſes Mittel zu ergreifen, und ſchrieb an ſeine Frau einen Brief, daß ſie zu ihm kommen möchte.

Sobald dieſe die Abſicht ihres Mannes vernahm, machte ſie alle Anſtalten zur Reiſe mit ihren beiden Söhnen, und reiſte kurze Zeit darnach ab.

Sie waren ſchon ſieben Tage unterweges, als ſie eines Abends am Geſtade des Meeres anhielten, um dort die Nacht zu bleiben. Am folgenden Morgen mit Tages Anbruche hatten die beiden Knaben ihre Mutter verlaſſen.

um ſich am Meeresufer zu ergetzen und ſich dieſes für ſie ganz neuen Schauſpiels zu erfreuen.

Unterdeſſen hatte der Juwelier, voll Ungeduld, die Ankunft ſeiner Frau zu vernehmen, nicht dem Verlangen widerſtehen können, ſie einige Augenblicke früher zu ſehen, und ohne Urlaub von dem Könige, die Hauptſtadt verlaſſen, um ihr entgegen zu eilen.

Er war zwei Tage unterweges, als er ſich gerade an demſelben Ufer befand, wo ſeine Kinder verweilten. Der Aufgang der Sonne verkündigte die Stunde der Abwaſchung; er zog ſeine Kleider aus, legte ſie nebſt einer Goldbörſe auf den Sand, und tauchte ſich ins Meer. Nachdem er dieſes fromme Bad genommen hatte, kleidete er ſich wieder an, nahm ſein Reiſebündel auf, und ſetzte ſeinen Weg fort.

Er war ſchon eine Strecke fortgeſchritten, als er ſeine Börſe vermiſſte; ſobald er ſeine Unachtſamkeit bemerkte, kehrte er auf der Stelle nach dem Orte zurück, welchen er verlaſſen hatte. Er ſuchte überall umher, da erblickte er die beiden Knaben; er näherte ſich ihnen, und fragte ſie, ob ſie nicht ſeine verlorne Börſe gefunden. Die beiden Knaben antworteten, ſie hätten ſie nicht geſehen; da bildete der Juwelier ſich ein, ſie hätten ihm dieſelbe geſtohlen, mishandelte ſie, und ſchimpfte auf ſie. Die Jünglinge antworteten ihrerſeits ebenſo, und bald ward der Wortwechſel ſo heftig, daß der Juwelier, aufs Aeußerſte getrieben und ſeiner Wuth nicht mehr mächtig, ſie alle beide ins Meer ſchleuderte.

Zu gleicher Zeit hörte er eine Frauenſtimme, welche laut Behrus und Rusbeh rief; es war ihre Mutter, welche, beunruhigt durch ihr langes Ausbleiben, ſie auf dieſer Seite zu ſuchen kam. Der Juwelier erkannte die Stimme ſeiner Frau, bald erblickte er auch ſie ſelber, lief auf ſie zu, und bezeugte ihr ſeine große Freude über ihr Wiederſehen. „Liebe Frau,“ ſprach er zu ihr, „ich hörte dich eben nach unſern Kindern rufen: zeige ſie mir, ich brenne vor Verlangen, ſie in meine Arme zu ſchließen.“

„Ich weiß nicht, wo ſie hingerathen ſind,“ antwortete ihm ſeine Frau; „ſie ſind unlängſt ans Ufer des Meeres gegangen, um ſich zu ergetzen und das Meer anzuſchauen; aber ſie kommen nicht zurück, und die Unruhe, worin ich ſchwebe, treibt mich hieher, um zu ſehen, ob ſie nicht nach dieſer Seite hin gegangen ſind.“

Bei dieſen Worten begann der Juwelier, der nun den ganzen Umfang ſeines Unglücks erkannte, zu weinen und brach in ein Geſchrei der Verzweiflung aus: „Ach! ich Elender,“ rief er aus, „was habe ich jetzt eben gethan! welchen Frevel habe ich verübt! ich habe meine eigenen Kinder ins Meer geſtürzt.“ Hierauf erzählte er ſeiner Gattinn alles, was vorgegangen war.

Auf dieſen jammervollen Bericht fing ſie auch bitterlich an zu weinen. Beide brachten den Tag damit zu, das Geſtade zu belaufen und mühten ſich ab, ihre Kinder wiederzufinden; aber all ihr Suchen war fruchtlos, und die Vergeblichkeit ihrer Anſtrengungen verdoppelte noch ihre Betrübnis.

Am folgenden Morgen faßten ſie den Entſchluß, in eine Welt zurückzukehren, welche keine Reize mehr für ſie hatte, und ſie nahmen den Weg nach der Stadt, unter Thränen über das unglückliche Schickſal ihrer zarten Knaben.

Nach einigen Tagereiſen, kamen ſie in eine große, wohlgebaute und anmuthig gelegene Stadt. Ihr Anblick reizte ſie, und ſie beſchloſſen, dort ihre Wohnung aufzuſchlagen, und ihre übrigen Tage zu verleben. In dieſer Abſicht kauften ſie ſich ein beſcheidenes Häuschen, worin ſie wohnten, und ihre Tage unter ſtäten Gebeten zu Gott und in Thränen über ihre Kinder hinbrachten.

Aber die beiden Jünglinge waren nicht im Meere umgekommen, ſie hatten mit den Fluten gekämpft, welche ſie beide an zwei verſchiedenen Stellen der Küſte wieder ans Land geworfen.

Behrus erreichte ſo eben das Ufer, als der König des Landes in dieſer Gegend auf der Jagd war, und ihn erblickte. Der Fürſt befahl ſogleich den Leuten ſeines Gefolges, dem Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und ihn herbeizuführen. Sie vollzogen ſchleunig dieſen Befehl, und Behrus trat vor den König, der über die Schönheit ſeiner Geſtalt erſtaunte, obwohl der Schreck und die Anſtrengungen ihren Glanz getrübt hatten.

Der König fragte den Knaben, wie er hieße, und durch welchen Zufall er hier ans Land geworfen wäre.

Der Sohn des Juweliers erzählte das eben vergangene Abenteuer, und ſagte, er hieße Behrus. „Behrus," ſprach der König, „dieſer Name iſt von guter Vorbedeutung: wohlan, weil das Schickſal dich in mein Reich ſendet und ich keinen Sohn habe, ſo ſollſt du einſt mein Nachfolger auf dem Throne ſein. Steig aufs Pferd, und folge mir nach meiner Hauptſtadt."

Sie ritten ſogleich fort, und als ſie im Palaſt angekommen waren, hatte der König die größte Sorgfalt für Behrus und behandelte ihn, wie ſeinen eigenen Sohn. Täglich bewies er ihm durch ſeine Liebkoſungen und Geſchenke, wie theuer er ihm war; und die Gunſt, welche dem Jünglinge zu Theil ward, erwarb ihm die Verehrung und Hingebung aller Unterthanen des Königreichs.

Nach Verlauf einiger Jahre, ward der König krank, und ſtarb, nachdem er ihn zu ſeinem Erben ernannt hatte. Behrus beſtieg den Thron, und empfing den Eid der Treue vom ganzen Volke.

Unterdeſſen war das Schickſal ſeines Bruders ſehr verſchieden geweſen. Die Küſte, an welche er von den Wogen geworfen wurde, war von Räubern beunruhigt; dieſe erblickten ihn, und machten ihn gefangen, um ihn als

Sklaven zu verkaufen. Sie führten ihn demnach in die nächſte Stadt, wo ſie ihn auf dem Baſar ausſtellten.

Vierhundert zwei und fünfzigſte Nacht.

Nun traf es ſich, daß denſelben Tag der Juwelier, der einen Sklaven brauchte, auf den Markt gegangen war, ſich einen zu kaufen. Sobald er Nusbeh erblickte, fühlte er ſich durch ein beſonderes Gefühl zu ihm hingezogen; er handelte um ihn, und als man über den Preis einig geworden war, bezahlte er ihn, und führte ihn ſogleich weg.

Als er mit ihm heimgekommen war, beeilte er ſich, ihn ſeiner Frau zu zeigen: aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſie bei deſſen Anblick einen lauten Schrei ausſtoßen und in Ohnmacht ſinken ſah. Sobald ſie wieder zu ſich kam, drückte ſie ihren Sohn an ihren Buſen, und ſprach zu ihrem Gatten: „O mein lieber Mann, der Himmel begnadigt uns augenſcheinlich, weil er uns unſern Nusbeh wiedergibt: der, den du mir hier bringeſt, iſt kein Sklave, ſondern dein eigener Sohn.“

Bei dieſen Worten fiel der Juwelier voller Freuden ſeinem Sohn um den Hals, und umarmte ihn mit aller väterlichen Herzlichkeit, dann fragte er ihn, durch welchen glücklichen Zufall er dem faſt gewiſſen Tode entgangen wäre. Als Rusbeh ihnen hierauf ſeine Abenteuer erzählt hatte, dankten ſie Gott, und fühlten in ſich die Hoffnung wieder aufleben, daß ſie einſt auch Behrus noch wiederfinden würden.

Der Juwelier beſchäftigte ſich nun damit, ſeine Kunſt auch ſeinen Sohn zu lehren, und in kurzer Zeit machte er ihn eben ſo geſchickt darin, als er ſelber war. Er gab ihm alle nöthigen Anweiſungen zum Handel und zu den Geſchäften, welche dieſes Gewerbe erfordert, ſo daß Rusbeh ein vollkommener Kaufmann ward.

Seine Handelsverbindungen dehnten ſich ſo weit aus, daß er den Vorſatz faßte, ſich an die benachbarten Höfe zu begeben, um dort die zahlreichen Kleinode zu verkaufen, mit welchen er Handel trieb. Er ſprach alſo eines Tages zu ſeinem Vater: „Ich habe viel von der Gerechtigkeit, der Großmuth, und den ausgebreiteten Kenntniſſen eines der benachbarten Könige gehört. Man ſagt, er nehme die Fremden mit großem Wohlwollen auf: ich habe Luſt, nach ſeiner Hauptſtadt zu reiſen, um dort meine Kleinode zu verkaufen oder gegen Waaren ſeines Landes umzutauſchen, welche uns hier in dem unſrigen unfehlbar einen großen Gewinn abwerfen werden.“

„Mein Sohn,“ antwortete der Juwelier, „ich willige gern in die Reiſe, welche du zu unternehmen wünſcheſt: aber ich bitte dich, verlängere deine Abweſenheit nicht zu ſehr; denn du weiſt, wie ſchmerzlich ſie nicht allein für mich, ſondern auch für deine Mutter ſein wird.“

Auf dieſe Erlaubnis ſeines Vaters beſchäftigte ſich Rusbeh gleich mit den Anſtalten zu ſeiner Reiſe; und wenige Tage darauf begab er ſich nach der Hauptſtadt des Königs, welchen er kennen zu lernen wünſchte, und der kein anderer als ſein Bruder war.

Am Tage nach ſeiner Ankunft ſäumte er nicht, ihm prächtige Geſchenke zu überſenden und um Gehör zu bitten, welches er auch ſogleich erhielt. Als er vor dem König erſchien, hatte die Geſtalt der beiden Brüder ſich ſo verändert, daß ſie ſich nicht erkannten; jedoch fühlten ſie ſich durch eine zärtliche Neigung zu einander hingezogen. Der König empfing Rusbeh auf die freundlichſte Weiſe, und nachdem er ihn neben ſich niederſitzen laſſen, fragte er ihn, welche Angelegenheiten ihn nach ſeiner Hauptſtadt geführt hätten. Der junge Kaufmann antwortete ihm, er wäre in der Abſicht gekommen, ſeinen Handel mit köſtlichen Kleinoden zu treiben; und zugleich zeigte er ihm etliche davon vor. Der König fand ſie ſo ſchön, daß er ſie alle für den von ihm geforderten Preis kaufte.

Nach Abſchluß dieſes Handels, wollte Rusbeh ſich wieder entfernen; aber der König fühlte ſich von ſo inniger Zuneigung zu ihm durchdrungen, daß er ihn bat, in ſeinem Palaſte zu bleiben und ihn nimmer ohne ſeine Erlaubnis zu verlaſſen. Rusbeh trat alſo in die Dienſte des Königs, der ihm täglich neue Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gab.

So lebte er einige Zeit an dem Hofe, als ein Krieg ausbrach. Der König hielt dieſen Krieg nicht für ſo wichtig, daß er ſeine Gegenwart bei dem Heere erforderte: er ſchickte ſeine Truppen ab, um den Angriff des Nachbaren zurückzuſchlagen, und blieb in ſeiner Hauptſtadt, wo er mit Rusbeh ergetzliche und vergnügliche Tage verlebte.

Eines Abends ſaß er mit ihm auf einer Terraſſe beim Trunke, und berauſchte ſich dermaßen, daß er nicht im Stande war in den Palaſt zurückzugehen, und die Nacht draußen zubringen mußte; er ſtreckte ſich alſo hin, und ſchlief ein. Als Rusbeh ſah, daß niemand von der Leibwache des Fürſten ſeinen Dienſt zu verſehen kam, ſo übernahm er ſelber dieß Amt, zog ſeinen Säbel, und blieb als Schildwacht die ganze Nacht bei ihm.

Am folgenden Morgen mit Anbruche des Tages erſchienen die Wachthabenden, und als ſie einen Menſchen mit gezücktem Säbel bei dem König erblickten, ſtürzten ſie über ihn her und entwaffneten ihn. Von dem Getöſe dieſes Handgemenges erwachte der König, und fragte nach der Urſache dieſes Lärmens; worauf die Wachthabenden antworteten, ſie hätten ihm eben das Leben gerettet, und wären ſie einige Augenblicke ſpäter gekommen, ſo würde er von Rusbeh ermordet worden ſein.

In der Wuth über dieſen vorgeblichen Verrath hätte der König auf der Stelle ſeinen Bruder verdammt, wenn in demſelben Augenblicke nicht die Müeſſins die Gläubigen zum Gebete gerufen hätten. Und kaum hatte der König ſein Gebet verrichtet, als eine Botſchaft in aller Eil anlangte und verkündigte, ſeine Gegenwart im Lager wäre unerläßlich, und durchaus nothwendig, das königliche Banner wehen zu laſſen, weil ſich die Feinde beträchtlich verſtärkt hätten, und die Anweſenheit des Königs allein den Sieg ſichern könnte.

Wie ſehr nun auch Behrus den Schuldigen zu beſtrafen verlangte, ſo war die Aufforderung ſeines Heeres doch zu dringend, als daß er ſeine Abreiſe hätte aufſchieben können. Er bedachte, daß es unmöglich wäre, ſich in der kurzen Zeit, die er noch bleiben konnte, genugſam von der Wahrheit des angeſchuldigten Verbrechens zu überzeugen, und gab Befehl, den Rusbeh bis zu ſeiner Rückkehr von dem Heere im Gefängniſſe zu bewahren.

Noch denſelben Tag begab er ſich auf den Weg. Seine Ankunft machte die beſte Wirkung auf die Truppen, welche ihn mit allen möglichen Freudenbezeigungen empfingen. Gleich am folgenden Tage wurde eine Schlacht geliefert, und der Feind völlig geſchlagen und zerſtreut, ſo daß er gezwungen war, um Frieden zu bitten.

Nach dieſer glücklichen Abwehr des feindlichen Einfalls, welcher ſein Königreich bedrohte, zog der Fürſt im Triumph wieder in ſeine Hauptſtadt ein, wo er ſein bisheriges luſtiges Leben fortſetzte: darüber hatte er ſchon Rusbehs, der im Gefängniſſe ſchmachtete, gänzlich vergeſſen.

Unterdeſſen waren der Vater und die Mutter dieſes jungen Mannes, als ſie ihn nicht zurückkommen ſahen und keine Nachricht mehr von ihm empfingen, ein Raub der tödtlichſten Unruhe. Sie beſchloſſen, einen getreuen Boten mit einem Briefe an die Handelsfreunde des Juweliers in der Stadt abzuſchicken, wo Rusbeh wohnen mußte, und ſie um einige Auskunft über ſein Schickſal zu erſuchen.

Der Bote machte ſich ſogleich auf den Weg, er begab ſich zu den Kaufleuten, an welche er empfohlen war, und zog die Erkundigungen ein, welche ihm aufgetragen waren. Man berichtete ihn, daß Rusbeh anfangs ſich des höchſten Glücks erfreut hätte, aber nachmals, verfolgt von ſeinem Misgeſchick, in einen Abgrund von Unglück geſtürzt wäre; und dabei erzählte man ihm alle Umſtände, welche den Fall dieſes jungen Mannes begleitet hatten.

Der Bote kam in aller Eile mit dieſen ſchlimmen Neuigkeiten zu den Aeltern zurück. Als dieſe das jammervolle Schickſal ihres vielgeliebten Sohnes vernahmen, bemächtigte ſich ihrer der bitterſte Schmerz. Sie beriethen ſich lange über die beſten Mittel, ihr Kind zu befreien; endlich, nachdem ſie hinlänglich alles überlegt hatten, was ihnen zu thun übrig blieb, beſchloſſen ſie, ſelber nach der Hauptſtadt zu reiſen, ſich dem Könige zu Füßen zu werfen, und ihren Sohn loszubitten; ſie meinten, daß der Anblick ihres Jammers den Fürſten vielleicht rühren würde.

In dieſem traurigen Vorhaben machten ſie ſich nach der Hauptſtadt auf den Weg. Nach einer Reiſe von einem Monat, langten ſie endlich dort an; und ihre erſte Sorge war, nach dem Palaſte zu eilen, und ihr Geſuch dem Weſir zu überreichen. Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Strahlende Leuchte des Thrones! du biſt der Troſt der Betrübten, und wir kommen, deine Weisheit anzuflehen. Wir ſind ſchon von der Laſt der Jahre niedergedrückt, und Leiden kommen noch dazu, unſere übrigen traurigen Tage zu verbittern. Wir hatten zwei Söhne, und waren ihrer durch ein ſchreckliches Unglück beraubt, als die Vorſehung uns durch einen unverhofften Zufall den einen wiedergab; und dieſe Gnade des Himmels war der Troſt unſerer alten Tage. Wir lebten glücklich, als der Ruf von der Großmuth, Weisheit und Gerechtigkeit des Fürſten, der uns beherrſcht, auch bis zu uns gelangte. Unſer Sohn konnte nun dem Verlangen nicht widerſtehen, die Thürſchwelle eines ſo großen Herrſchers zu küſſen, und begab ſich nach ſeiner Hauptſtadt. Aber, ach! er ſchmachtet gegenwärtig in den Gefängniſſen deſſelben Königs, deſſen Gnade und Mitleid wir anzuflehen kommen. Möchte doch Se. Maj. geruhen, Rusbeh die Freiheit wiederzuſchenken! wir würden ſtäts mit Inbrunſt für die

Glückſeligkeit ſeiner Regierung und die Vermehrung ſeiner Reichthümer und ſeines Ruhmes beten.“

Als der Weſyr die Bittſchrift des Juweliers zu den Füßen des Königs brachte, war dieſer über den Inhalt derſelben höchſt erſtaunt, und einige Zeit zweifelte er, ob er wirklich wachete; denn er konnte nicht verkennen, daß die Urheber der ihm überreichten Bittſchrift ſein Vater und ſeine Mutter wären. Er befahl auf der Stelle, ſie in den Palaſt kommen zu laſſen, und ſein Befehl ward erfüllt.

Sobald die Frau des Juweliers den König erblickte, erkannte ſie auch ihren Sohn. „Ah,“ rief ſie aus, „da iſt Behrus!“

Der König ſtieg von dem Throne und warf ſich ihr zu Füßen; ſeine Aeltern hoben ihn auf, und überſchütteten ihn mit Liebkoſungen. Der König ließ ſie neben ſich auf ſeinem Throne ſitzen, und ſeinen Bruder Rusbeh aus dem Gefängniſſe holen; und um ſeine volle Freude über dieſe glückliche Erkennung zu bezeugen, befahl er, zugleich alle Gefangene deſſelben Gefängniſſes in Freiheit zu ſetzen.

Er empfand nicht nur das lebhafteſte Vergnügen über die Wiederfindung eines geliebten Bruders, ſondern wollte auch den Thron mit ihm theilen. Beide lebten lange Jahre ſo vereinigt, und ehrten ihre geliebten Aeltern auf alle mögliche Weiſe.

Ihr ſeht, Herr,“ ſetzte Bachtjar hinzu, „wie viel

Unheil ſich der Juwelier durch ſeine Ungeduld zuzog; zugleich ſeht ihr, daß das Bedenken des Königs, bevor er den Tod des Verurtheilten befahl, ihm viel Reue erſparte, weil er ſonſt, wenn er ſeine Aeltern wiedergefunden, zu ſpät erkannt hätte, daß das Schlachtopfer ſein Bruder geweſen wäre.

Eben ſo," fuhr Bacht-jar fort, „wird Euer Majeſtät es ſich ſelber noch Dank wiſſen, meine Hinrichtung aufgeſchoben zu haben: denn einſt wird meine Unſchuld an den Tag kommen."

Der König verſchob hierauf abermals die Hinrichtung des Angeklagten.

Am folgenden Morgen erſchien der neunte Weſyr vor dem König, und ſprach zu ihm: „Herr, die Wahrhaftigkeit muß vor allem den Königen eigen ſein, und die Jahrbücher der Geſchichte lehren uns, daß alle Fürſten es ſich zur Pflicht gemacht haben, durch dieſe Tugend ſich auszuzeichnen; denn, wenn ein König ſein Wort bricht, ſo hört all ſein Zutrauen bei den Unterthanen auf, die ſich nicht mehr auf ihn verlaſſen können: ſeine Drohungen werden eben ſo unwirkſam, als ſeine Verſprechungen, und ſeine Regierung iſt durch dieſes Mistrauen gelähmt.

Ihr habt euerm Volke die Beſtrafung eines Räuberſohnes verheißen, deſſen Verurtheilung längſt ausgeſprochen iſt, und der durch ſeine Mährchen der Beſtrafung ſeiner Verbrechen ſpottet. Dieſe Nachſicht bringt bei euern Unterthanen von allen Ständen die nachtheiligſte Wirkung hervor; ſie ſprechen: „Wir können fortan verſichert ſein, ungeſtraft zu bleiben, welches Verbrechen wir auch begehen mögen; wir dürfen nur Geſchichtchen einlernen; und da unſer guter König Erzählungen liebt, ſo brauchen wir ihm nur einen neuen Schwank zu erzählen, um der Beſtrafung zu entgehen.“ Demnach, ſo viel Vergnügen es Euer Majeſtät gewähren mag, den Bacht-jar anzuhören, iſt es wichtig, Herr, dem ein Ziel zu ſetzen, und den ſchädlichen Eindruck zu verlöſchen, welchen dieſer wiederholte Aufſchub auf die Gemüther eurer Völker gemacht hat.“

Der König ließ den Bacht-jar kommen, und wollte ſchon dem Scharfrichter Befehl zur Hinrichtung ertheilen, als der Angeklagte nochmals um eine Friſt von zwei Tagen bat. „Herr,“ ſprach er, „binnen dieſer ſo kurzen Zeit wird Gott das Licht aus der tiefen Dunkelheit hervorbrechen laſſen, welche es jetzo verfinſtert. Denn die Verfolgungen, deren Schlachtopfer ich bin, ſind durch meine Feinde erregt, die auf das Glück, deſſen ich mich bei Euer Majeſtät erfreute, neidiſch ſind, und mir nach dem Leben trachten. Der Neid, gleich dem Feuer, vernichtet alles, was er berührt. Eben ſo ging der unglückliche Abutemam durch die gegen ihn erhobenen Verläumdungen zu Grunde.“

Aſad-Bacht wollte die Geſchichte Abutemams wiſſen, und Bacht-jar begann folgendermaßen:

Geſchichte

Abutemams.

„Herr, es lebte einſt ein Mann, dem ſeine Wiſſenſchaft und Tugend die Hochachtung und Liebe ſeiner Mitbürger erworben hatte. Er beſaß unermeßliche Reichthümer; weil aber der Statthalter in der Stadt, wo er wohnte, als ein gewaltthätiger und geiziger Mann, denjenigen, die im Wohlſtande zu ſein ſchienen, den größten Theil ihrer Mittel benahm, um ſie dem Könige zu geben, ſo war Abutemam genöthigt, um ſeinen Reichthum zu verbergen, ſich mit ſchlechten und abgetragenen Kleidern zu bedecken, und von den gröbſten Nahrungsmitteln zu leben. Dieſe Lebensart verdroß ihn dermaßen, daß er, müde der ſtäten Angſt, in welcher er ſchwebte, eines Tages all ſeine koſtbarſte Habe verbarg und heimlich die Stadt verließ, worin er bisher wohnte.

Er reiſte ſchon einige Zeit umher, als er in ein herrliches Land kam, deſſen lachende Gefilde wohlangebaute Ländereien, reizende Gärten, und kriſtallhelle Gewäſſer darboten. Bald erreichte er auch die Hauptſtadt dieſes Reichs: und dieſe Stadt war mit prächtigen Gebäuden geziert, wohlhabend, volkreich, und von einem gerechten Könige beherrſcht, welcher die Fremden beſchützte und ſie mit größtem Wohlwollen aufnahm. Abutemam fand alſo keinen Anſtand, in dieſer Stadt ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen.

In dieſer Abſicht kaufte er ſich ein großes und wohlgebautes Haus. Er ſäumte nicht, ſich mit den vornehmſten Einwohnern in Verbindung zu ſetzen, indem er ſie häufig bei ſich einlud. Er bewirthete ebenſo mit edelmüthiger Gaſtfreiheit die Fremden und die Unglücklichen, welche er ſpeiſen und kleiden ließ. Er verwandte überdem einen Theil ſeines Vermögens zur Erbauung öffentlicher Werke: er ließ Brücken über verſchiedene Ströme bauen, Karawanſereien und Springbrunnen an den großen Straßen für die Reiſenden errichten.

Bald ſprach man nur von der Freigebigkeit und den Reichthümern des Fremden. Der Ruhm ſeiner Wohlthaten kam auch zu den Ohren des Königs. Dieſer Fürſt war erfreut, in ſeinem Königreich einen Mann zu haben, der ſo viel Gutes that, und ſchickte einen von ſeinen Hofleuten hin, und ließ ihn zu ſich entbieten.

Als dieſer Abgeſandte ſich ſeiner Botſchaft entledigt hatte, küßte Abutemam den Boden, zum Zeichen des Gehorſams, und antwortete, er würde den Befehlen des Königs Folge leiſten.

Sobald Abutemam ſich wieder allein ſah, machte er alle Anſtalten, dem Befehle des Fürſten zu genügen; er nahm prächtige Geſchenke mit, und ließ ſie dem Könige darbieten, der ihm ſogleich Zutritt bewilligte und ihn mit allen Beweiſen der Theilnahme und der Gewogenheit empfing. Er ließ ihn zu ſich auf den Thron ſteigen, und als, nach einer langen Unterhaltung, Abutemam ſich wieder entfernen wollte, ſagte der König zu ihm, er wünſchte ihn alle Tage zu ſehen, und forderte von ihm das Verſprechen, ſein Verlangen zu erfüllen.

Abutemam fügte ſich ſeinen Wünſchen, und in kurzer Zeit ward er der Vertraute und innige Freund des Königs, der keinen Entſchluß mehr faßte, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, und ihm ſeine geheimſten Gedanken anvertraute.

Dieſe Gunſtbezeigungen verfehlten nicht, die Eiferſucht der zehn Weſyre des Königs zu erregen, welche mit Verdruß ihren Herrn ſein Vertrauen auf Abutemam übertragen ſahen, welches er ihnen bisher geſchenkt hatte; ſie ſchwuren ſeinen Untergang, und durch folgendes Mittel gedachten ſie ſich von dem unbequemen Günſtlinge zu befreien.

Der Chan der Tatarei hatte eine reizende Tochter, von welcher er ſich nicht trennen wollte, und er ließ alle Geſandte hinrichten, welche um ſie anzuhalten kamen. Sie verabredeten ſich nun, vor dem Könige große Lobeserhebungen von dieſer Prinzeſſinn zu machen, um ihn zu vermögen, dem Abutemam eine Geſandtſchaft an den Chan der Tatarei zur Bewerbung um ſeine Tochter aufzutragen.

Als ſie dieſen Anſchlag gemacht hatten, begaben ſie ſich insgeſammt zum Könige. Einer der Weſyre ließ geſchickt die Unterhaltung auf die Tochter des Königs von Turkeſtan fallen, und rühmte ihre Anmuth und Schönheit; mit Einem Worte, ſie wußten es ſo zu drehen, daß der König ſich in die Tochter des Königs der Tatarei verliebte, und, ihrem Rathe zufolge, den Entſchluß faßte, Abutemam als Geſandten zu dieſem Fürſten zu ſchicken, um die Hand der Prinzeſſinn anzuhalten.

Abutemam gehorchte ſeinem König, er machte alle Vorbereitungen zur Reiſe, und in kurzer Zeit hatte er die Hauptſtadt des Königreichs erreicht, wohin er geſandt war.

Er erhielt bald Gehör, und eröffnete mit wenigen Worten deñ Zweck ſeiner Sendung. Der König der Tatarei antwortete ihm, die Bewerbung eines ſo groſſen Fürſten wäre ihm zwar ſehr ſchmeichelhaft: „aber,“ fügte er hinzu, „es wäre möglich, daß meine Tochter euerm Herrn nicht anſtände; gehet alſo in meinen Harem, dort könn ihr ſie ſehen, mit ihr ſprechen, und darnach ermeſſen, ob ſie dem Fürſten gefallen werde, welcher euch herſendet.“

„Gott behüte mich,“ erwiederte Abutemam, „daß ich es wagete, auf diejenige meine Augen zu richten, welche zur Gemahlinn meines Herrn beſtimmt iſt. Wahrlich, wenn die Prinzeſſinn ſeiner nicht würdig wäre, ſo würde die Vorſehung nicht verſtattet haben, daß er in ſie verliebt wurde.“

Bei dieſen Worten fiel der Chan der Tatarei Abutemam um den Hals, umarmte ihn herzlich, und ſprach zu ihm: „Du biſt der einzige unter den vielen an meinen Hof gekommenen Geſandten, welchen ſeine Klugheit vor dem Tode bewahrt. Um die Treue dieſer Geſandten und zugleich die Weisheit der Fürſten zu prüfen, welche ſie dazu erwählt hatten, habe ich einem jeden von ihnen den verfänglichen Vorſchlag gemacht, welchen ich dir ſo eben gethan habe, und nicht einer war verſtändig genug, ihn abzulehnen. Ich habe ihre Unverſchämtheit und Treuloſigkeit mit dem Tode beſtraft, und ich könnte dich die Köpfe der vierhundert Geſandten ſehen laſſen, welche in dieſem Jahre ihre unkluge Verwegenheit mit dem Leben bezahlt haben. Aber, dem Himmel ſei Dank, ich habe endlich einen Fürſten gefunden, der einen klugen und beſonnenen Geſandten zu wählen gewußt hat: ich ſäume nicht, ihm meine Tochter zu bewilligen.“

Abutemam war ſehr zufrieden mit dem glücklichen

Erfolge ſeiner Geſandtſchaft, die Prinzeſſinn wurde ihm anvertraut, ſie ſeinem Herrn zuzuführen, mit einem Gefolge von vielen Sklaven und einer beträchtlichen Anzahl reichbeladener Kameele.

Als der König den glücklichen Erfolg der Bewerbung durch ſeinen Günſtling vernahm, war er höchſt erfreut; und um ihm ſeine volle Zufriedenheit darüber zu bezeugen, kam er ihm zwei Tagereiſen weit entgegen, in Begleitung des größten Theils der Bewohner ſeiner Hauptſtadt, in welche bald darauf das ganze Geleit, unter allgemeinem Zuruf und Freudenbezeugungen, ſeinen prächtigen Einzug hielt.

Die Vermählung des Königs wurde mit der größten Feierlichkeit in Gegenwart des ganzen Hofes vollzogen, und die Neuvermählten bezeugten Abutemam ihre volle Erkenntlichkeit für die ihnen geleiſteten Dienſte, ſo daß er mehr als jemals in Gunſt ſtand.

Dieſe neuen Gunſtbezeigungen verdoppelten aber die Eiferſucht und Wuth der neidiſchen Weſyre, welche ſchmerzlich ihren Anſchlag verfehlt ſahen. Dieſe boshaften Männer beſchloſſen, eine neue Liſt anzuzetteln. Sie gewannen zwei junge Sklaven des Palaſtes, und vermochten ſie, durch das Verſprechen einer anſehnlichen Geldſumme, Abutemam zu verläumden.

Eines Abends als dieſe beiden Jünglinge die Fußſohlen des Königs rieben, um ihn einzuſchläfern, ſprach einer zu dem andern: „Es iſt doch ſehr übel, daß Abutemam ſo ehrenrührige Reden gegen den König verführt: kannſt du wohl glauben, daß er laut ſagt, nur ihm zu Liebe habe die Tochter des Chans der Tataren die Staaten ihres Vaters verlaſſen? Sobald auch der König nur abweſend iſt, eilt er nach dem Harem, um ſein Einverſtändnis mit der Königinn zu unterhalten.“

Sobald der König dieſes Geſpräch gehört hatte, ließ er Abutemam holen, und ſprach zu ihm: „Ich habe dich zu mir berufen, um dich über eine ſehr wichtige Angelegenheit um Rath zu fragen: welche Strafe verdient der Unterthan, der, mit den höchſten Gunſtbezeigungen und Wohlthaten ſeines Königs überhäuft, anſtatt durch ſeine Hingebung ſich erkenntlich dafür zu beweiſen, es wagt, eine frevelhafte Verſchwörung gegen ſein Leben anzuſtiften?“

„Er verdient den Tod,“ antwortete Abutemam.

„Wohlan, du haſt dir ſelber das Urtheil geſprochen!“ rief der König aus, und durchbohrte ihn mit ſeinem Dolche. Die Sklaven ſchleppten den Leichnam hinaus und warfen ihn in den Strom.

Kaum hatte der König ſeinen Günſtling ermordet, als Unruhe, Schmerz und Reue ihn anfielen. Sein Unmuth ward ſo groß, daß er ſich in ſeinem Gemache verſchloß, und mit ſeinem Hofe nichts zu ſchaffen haben wollte; aber ein Umſtand kam noch dazu, ſeine Gewiſſensbiſſe zu ſchärfen.

Von Reue verfolgt, irrte er in den Zimmern ſeines Palaſtes umher, als er hinter einer Bretterwand einen lebhaften Wortwechſel hörte. Er horchte hin, und erkannte die Stimme der beiden Sklaven, die Abutemam verklagt hatten, und ſich nun um den Lohn ihres Verbrechens zankten: der ältere wollte, als ſolcher, einen größeren Antheil haben, welchen der jüngere ihm nicht zugeſtehen wollte.

Sogleich ging der König in ſein Zimmer zurück; er ließ die beiden Schuldigen kommen, und zwang ſie, die Anſtifter ihres Frevels zu nennen. Tief betrübt über ſein unfreiwilliges Verbrechen, wollte dieſer Fürſt wenigſtens den Mord Abutemams rächen: er ließ die zehn Weſyre verhaften, ihnen die Köpfe abhauen, und befahl, ihre Häuſer zu ſchleifen. Aber dieſe unerquickliche Gerechtigkeit enthob ihn nicht, ſein ganzes übriges Leben den unſchuldigen Mann zu beweinen, welchen er getödtet hatte.“

Als Bacht-jar hiemit aufgehört hatte zu reden, wollte der König ihn abermals ins Gefängnis zurückſchicken: aber die zehn Weſyre und die Großen des Reichs, unwillig über dieſe Schwachheit, forderten mit lauter Stimme ſeine Hinrichtung, und drohten, den Hof zu verlaſſen, wenn der König ihn durch eine unwürdige Verzeihung entehrete. Die Königinn ſelber vereinigte ſich mit den Weſyren und drang auf ſeine Beſtrafung. Aber der König konnte ſich nicht entſchließen, die Hinrichtung des

Jünglings zu befehlen und Zeuge derſelben zu ſein, und übergab ſein Schickſal ihren Händen.

Man ließ nun Bacht-jar dem Könige aus den Augen führen, und die Ausrufer verkündigten dem Volke durch die ganze Stadt, daß ſeine Hinrichtung auf dem öffentlichen Platze ſtatt haben ſollte, wo alsbald eine zahlloſe Volksmenge zuſammenlief. Aber bei Bacht-jars Anblicke wurden Aller Herzen durch ſeine Jugend und ſein unſchuldiges Ausſehen innigſt gerührt.

Durch einen glücklichen Zufall kam **Farek-Sewar**, der Räuberhauptmann, von welchem ich ſchon erzählt habe, gerade im ſelbigen Augenblick in die Stadt, als alles dieſes vorging. Fortgezogen durch den Strom der Menge nach dem öffentlichen Platze, erblickte er, nicht ohne Erſtaunen, ſeinen Pflegeſohn, den man zur Hinrichtung führte. Alsbald hört er nur auf die Stimme ſeines Muthes, und an der Spitze ſeiner braven Gefährten ſtürzt er hervor, und ohne daß das Volk an Widerſtand denkt, verſucht er es mit ihnen, Bacht-jar zu befreien. Aber die Wache überwältigte ſie, und führte ſie vor den König, welcher ſie befragte, was ſie zu dieſem verwegenen Unternehmen angetrieben hätte.

„Herr,“ antwortete Farek-Sewar, „dieſer Jüngling iſt mein Sohn, er iſt lange bei mir geweſen, und ich weiß, er iſt von engliſchem Gemüthe und ſo gut, daß, wenn Euer Maj. ſeinen Tod befiehlt, ihr auch zugleich den meinen befehlen müßt. Ach! wenn ſein Vater und ſeine Mutter, die ohne Zweifel zu einem Fürſtenhauſe gehören, wüßten, wo er ſich befindet, ſie würden ohne Zweifel nicht dulden, daß man ihn nur ſcheel anſähe.“

Bei dieſer Rede fing der König an zu lachen: „Du redeſt irre, „ſprach er: „erſt ſagſt du uns, dieſer Jüngling ſei dein Sohn, und dann ſetzeſt du hinzu, daß ſein Vater und ſeine Mutter von königlichem Geblüte ſind.“

„Ich kann euch gleich dieſen Widerſpruch löſen,“ antwortete Farek-Sewar. „Eines Tages, als ich die Wüſten von Kerman durchſtrich, fand ich ihn als neugeborenes Kind am Ufer eines Sees: es war in Goldſtoff gekleidet und trug um den Hals ein köſtliches Halsband von zehn ſchönen Perlen . . . “

„Haſt du dieſes Kleinod noch?“ unterbrach ihn ungeſtüm der König.

„Ja, Herr, und ich kann es euch zu Füßen legen,“ antwortete der alte Pflegevater Bacht-jars.

Der König erkannte ſogleich den Schmuck ſeines Sohnes, und zweifelte nicht mehr an der Wahrheit. Er lief hin, und zeigte die Sachen der Königinn, welche ſie eben ſo wohl erkannte. „Herr,“ rief ſie aus, „welche Kunde habt ihr von unſerm Sohne?“

„Da iſt er ſelber,“ antwortete Aſad-Bacht; und zu gleicher Zeit ließ er Bacht-jar herführen: er bemühte ſich ſelber, ihm die Ketten abzunehmen, und ihm königliche Kleider anzulegen.

Der Jüngling wußte nicht, wem er dieſe Verwandlung, die ſo plötzlich mit ihm vorging, zuſchreiben ſollte; aber er wurde bald noch weit mehr überraſcht, als er Aſad-Bacht zu der Königinn ſagen hörte: „Da iſt er, der geliebte Sohn, welchen wir in Kerman zurückzulaſſen gezwungen wurden!“ Die Königinn fiel ihm um den Hals, vergoß Freudenthränen und hielt ihn lange innig umarmt.

Die zehn Weſyre, deren treuloſe Einflüſterungen beinahe den Untergang des jungen Prinzen bewirkt hätten, wurden auf der Stelle enthauptet.

Aſad-Bacht räumte ſeinem Sohne den Thron ein. Die Großen des Reichs kamen, ihm den Eid der Treue zu leiſten, und prächtige Feſte feierten dieſes freudige Ereignis.

Farek-Sewar wurde zum Groß-Weſyr ernannt, vergaß ſein altes Gewerbe, und regierte unter den Befehlen ſeines jungen Pflegeſohnes mit ſo viel Weisheit und Glück, daß dieſe ruhmvolle Regierung einen tiefen Eindruck in dem Gedächtniſſe der Menſchen zurückließ, welche in ihren Geſchichtbüchern das Andenken davon aufbewahrt haben.“ —

Dieſe Erzählung ergetzte den Sultan ſehr, und er bezeugte Scheheraſaden das Vergnügen, welches dieſelbe ihm gewährt hatte.

Da der Tag ſich noch nicht zeigte, ſo fing ſie folgendermaßen eine neue Geſchichte, von Aſem und der Geiſterköniginn, an.

Geſchichte

Aſems und der Geiſterköniginn.

„Herr,“ ſprach ſie, „es lebte einſt in der Stadt Balſora ein junger Mann, namens Aſem, welcher das Färberhandwerk trieb. Ungeachtet er ſehr in Ruf war durch die geſchmackvolle Wahl ſeiner Farben, ſo wie durch die Schönheit ſeiner Geſtalt und die Anmuth ſeines Geiſtes, ſo war er doch nicht reich, und ernährte von dem Ertrage ſeiner Arbeit noch ſeine alte Mutter, die bei ihm wohnte. Unterdeſſen verſchaffte ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine Geſchicklichkeit ihm täglich Zuſpruch, und er hätte durch ſein Gewerbe ſein Glück machen können, wenn das Schickſal ihn nicht zu anderen Abenteuern berufen hätte.

Eines Tages, als er bei ſeiner gewöhnlichen Arbeit beſchäftigt war, ſah er einen reichgekleideten Fremden in ſeine Werkſtatt treten, welcher bei ſeinem Anblick ausrief: „Wie, ein junger Mann von eurer Bildung und ſo wie ihr mit Geiſt begabt, kann ſich einem ſolchen Handwerke hingeben?“

„Ich ſchäme mich nicht“ ſprach Aſem, „meines ehrlichen Gewerbes, und ich weiß meine Wünſche zu beſchränken.“

„Wenn indeſſen,“ fuhr der Fremde fort, „ſich euch ein Mittel darböte, ſchnell euer Glück zu machen, würdet ihr euch weigern, es zu benutzen.“ —

„Nein, wenn es mein Gewiſſen nicht beſchwerete, ſo würde es mir die höchſte Freude ſein, meiner Mutter einige Annehmlichkeiten zu verſchaffen, und meine Studien fortzuſetzen, welche zu unterbrechen mein Handwerk mich gezwungen hat.“

„Mein Sohn,“ ſprach hierauf der Greis mit falſcher Freundlichkeit, „eure Wünſche ſollen erfüllt werden. Ihr habt euern Vater verloren, ich will ihn euch erſetzen: von dieſem Augenblicke nehme ich euch als meinen Sohn an: ich verſtehe die koſtbare Kunſt, die ſchlechteſten Metalle in Gold zu verwandeln, und ich kann in einem Augenblick euer Glück machen. Seid morgen früh bei guter Zeit in euerm Laden, ich werde auch hinkommen.“

Mit dieſen Worten nahm der Fremde Abſchied von Aſem, und verließ ihn, ganz verwundert über das, was er ſo eben gehört hatte.

Die Worte des Greiſes hatten die Neugier und den Ehrgeiz des jungen Mannes aufs höchſte gereizt; er ſchließt alsbald ſeinen Laden, und das Herz voller Freude, eilt er hin, ſeiner Mutter zu verkündigen, was ihm ſo eben begegnet iſt.

„Mein Sohn,“ ſprach die gute Frau zu ihm, nachdem ſie einen Augenblick nachgedacht hatte, „nimm dich wohl in Acht: ich fürchte, hinter der Höflichkeit dieſes Fremden ſteckt irgend eine Argliſt; beobachte ihn aufmerkſam; in meinem Alter kennt man die Bosheit des menſchlichen Geſchlechts: bleib, mein Sohn, in deinem beſcheidenen aber glücklichen Stande. Biſt du nicht reich genug, da du unſere Bedürfniſſe beſtreiten kannſt?

Aſem war betroffen über den guten Rath ſeiner Mutter, und verſprach ihr, auf ſeiner Hut zu ſein. Sie aßen ruhig zum Abend, und legten ſich zu Bette. Aber Aſem konnte nicht einſchlafen, er erwartete mit Ungeduld den Anbruch des Tages, als das Zeichen des Stelldicheins.

Vierhundert drei und funfzigſte Nacht.

Mit dem Anbruche des Tages lief er nach ſeinem Laden, voll Ungeduld, ſeinen neuen Freund wiederzuſehen. Dieſer ließ nicht auf ſich warten, ſondern ſtellte ſich auch bald ein, mit einem Schmelztiegel in der Hand. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, hieß der Fremde den jungen Mann Feuer anzünden. Er fragte ihn, ob er nicht etwas geringes Metall, ſei es Eiſen, oder Blei, oder dergleichen, hätte. Aſem fand einen alten kupfernen Topf, ſie brachen ihn in Stücke und thaten ihn in den Tiegel. Hierauf nahm der Alchimiſt ſeinen Turban ab, faltete ihn aus einander und nahm daraus ein wenig gelbes Pulver, welches er auf das Kupfer warf, und einige geheimnisvolle Worte dabei ausſprach. Nach kurzer Zeit nahm er es wieder vom Feuer, und ließ den erſtaunten Aſem eine Barre des reinſten Goldes ſehen, und forderte ihn auf, ſie zu einem Wechsler zu tragen.

„Seid ihr jetzt überzeugt von meiner Kunſt?“ ſprach triumphierend der Alchimiſt. Und als Aſem ihn um die Mittheilung ſeines Geheimniſſes bat, ſagte er zu ihm, „heut Abend will ich mit euch eſſen, und wenn wir allein ſind, euer Verlangen erfüllen.“

Sie gingen auf der Stelle nach Hauſe. Aſem zeigte ſeiner Mutter die Goldbarre, welche er machen geſehen hatte, und bat ſie, den Abend bei einer ihrer Nachbarinnen zuzubringen, damit er mit ſeinem Gaſte allein bliebe, und bereitete das Abendeſſen ſo prächtig als ihm möglich war. Die Mutter, durch den Augenſchein überzeugt, machte keine Bemerkung darüber, und fügte ſich dem Verlangen ihres Sohnes.

Als ſie weg war, begann das Abendeſſen. Aſem that ſich höchſt gütlich, mit dem ganzen Gelüſt eines armen Mannes, welcher ſo eben ſein Glück gemacht hat. Ein ſo guter Muſelmann er war, ſo trank er doch viel Wein, ein Getränk, woran er nicht gewöhnt war, und bald war er völlig berauſcht.

Als der boshafte Greis ſeinen Wirth in dieſem Zuſtande ſah, benutzte er dieſen Augenblick, ein Schlafpulver in Aſems Schale zu thun, welcher ſie leerte, ohne es zu bemerken. Kaum hatte er getrunken, ſo ſank er auf ſein Kiſſen zurück, vom tiefſten Schlaf überwältigt.

Dieß war der von dem falſchen Zauberer erwartete Augenblick: er wirft ihn in einen langen Kaſten, verſchließt ihn, nimmt den Schlüſſel zu ſich, und ruft die Träger, welche er beſtellt hatte ſich bereit zu halten. Dieſe bemächtigen ſich des Kaſtens und tragen ihn vor dem Betrüger her. Er wird an Bord eines Schiffes gebracht, welches bereit iſt, unter Segel zu gehen; man lichtet die Anker, und ſie ſtechen in See.

Als Aſems Mutter am Abend zu Hauſe kam, und weder ihren Sohn noch ſeinen Gaſt wiederfand, zweifelte ſie nicht mehr an dem Unglücke ihres Sohnes und an der Verworfenheit des Menſchen, gegen welchen ſie ihn ſo ſehr empfohlen hatte auf ſeiner Hut zu ſein. Verzweiflungsvoll riß ſie ſich die Haare aus und klagte das Schickſal und die Unvorſichtigkeit ihres Sohnes und die Grauſamkeit desjenigen an, welcher ihn ihr entriſſen hatte. Die Nachbaren, welche auf ihr Geſchrei herbeiliefen, waren erſtaunt über das, was ſie von ihr vernahmen; ver geblich ſuchten ſie ihr Troſt einzuſprechen: ſie ließ in ihrem Hofe einen Grabſtein errichten, und beweinte Nacht und Tag ihren Verluſt, ohne Nahrung zu ſich nehmen zu wollen.

Unterdeſſen ſchiffte der treuloſe Entführer mit gutem Winde dahin. Er war einer der Ghebern oder Feueranbeter, und dabei ein geſchickter Magier. Jedes Jahr kam er nach Choraſan, um durch ſeine glänzenden Verſprechungen einen jungen Muſelmann zu bethören, und wenn er ſich deſſen zu ſeinem Zwecke bedient und ſich die zur Alchimie nöthigen Sachen verſchafft hatte, ſo tödtete er ihn, aus Furcht, daß ſein Geheimnis verrathen würde.

Zwei Tage nach ihrer Abfahrt hielt es Bharam (ſo hieß der Gheber) für räthlich, ſein Schlachtopfer mit ſeiner bejammernswürdigen Lage bekannt zu machen; er öffnete den Kaſten, welchen er vorſorglich in ſein Gemach hatte ſetzen laſſen, und träufelte eine gewiſſe Flüſſigkeit in Aſems Naſelöcher. Dieſer nieſet, reibt ſich die Augen, und blickt verwundert um ſich her; bald enthüllen der Anblick des Magiers und die Bewegung des Schiffes ihm ſein Unglück: er gewahrt, daß er in die Schlingen eines Böſewichts gefallen iſt, vor welchem ſeine Mutter ihn vergeblich gewarnt hatte. Und jetzo ſprach er mit der Unterwerfung eines in den Willen des Schickſals ergebenen Muſelmannes folgende Verſe des Korans aus

„Es gibt keine andere Zuflucht, als bei Gott, von welchem wir herkommen, und zu welchem wir wieder zurückkehren ſollen.

Großer Gott! würdige auch mich auf den Weg des Heiles zu führen, auf den Pfad derer, die du beſchirmeſt und die dich nicht beleidigt haben."

Hierauf wandte er ſich zu dem Greiſe und ſprach zu ihm mit großer Sanftmuth: „Was macht ihr doch, mein Vater? ihr hattet mir Vergnügen und Reichthümer verſprochen, iſt es nun dieß, was ihr mich hoffen ließet?"

„Ungläubiger Hund, Hund von Muſelmann!" antwortete der Magier ihm, „du ſollſt nur von meiner Hand ſterben, und mein Vergnügen ſoll es ſein, deine Qual zu verlängern: ſchon neun und dreißig deiner Brüder ſind unter meinen Streichen gefallen: du ſollſt der vierzigſte ſein. Doch gibt es ein Mittel, dich zu retten: ſchwöre den Islamismus ab, und bete das heilige Feuer an, welches ich verehre, ich nehme dich als meinen Sohn an, und überliefere dir meine Geheimniſſe."

„Möge der Himmel dich und deinen Aberglauben verderben!" antwortete Aſem, indem er wie ein Raſender aufſprang. „Bei Mahomed, nimmer will ich, um mich von einigen nichtigen Gefahren dieſer Welt zu retten, abtrünnig werden und auf die Freuden Verzicht thun, welche Gott den wahren Gläubigen verheißet."

„Elender!“ erwiederte ſogleich der Zauberer, welcher ſich nicht mehr halten konnte, „ich will ſchon dieſen hohen Ton herunterſtimmen und dieſe Beharrlichkeit erſchüttern.“

So ſpricht er, ruft ſeinen Sklaven, und während ſie Aſem auf dem Fußboden des Gemachs ausgeſtreckt halten, peitſcht er ihn mit verdoppelten Schlägen mit einer ſcharfgeſpitzten Geißel, und bedeckt ihn mit blutigen Wunden: aber der junge muthvolle Mann trotzte ſeiner Anſtrengung und verſpottete ſeine Wuth. Der Gheber, von der Anſtrengung erſchöpft, hält endlich inne, er läßt ſein Schlachtopfer mit ſchweren Ketten belaſten, und befiehlt ſeinen Sklaven, ihn in den unterſten Schiffsraum zu werfen, bei Waſſer und Brot, ſo viel als nöthig, ſein Leben zu friſten.

Aſems Muth war nicht beſiegt, er wurde durch ſein Vertrauen auf Gott aufrecht erhalten, ſo wie durch ſeine Hoffnung, noch das Ende ſeiner Qualen zu erleben, welche ſich jeden Tag erneuten; denn der alte Magier kam alle Morgen, um ihm alle Martern erdulden zu laſſen, welche er nur erdenken konnte.

Vierhundert vier und funfzigſte Nacht.

Eines Tages erhob ſich ein wüthender Sturm; die Wogen ſchleuderten das Schiff bis an die Wolken empor und drohten, es in Stücke zu ſchlagen. Die Schiffsmannſchaft fiel glücklicherweiſe darauf, den Zorn des Himmels und den ihnen drohenden Sturm der Behandlung zuzuſchreiben, welche Bharam den Aſem erleiden ließ; ſie geboten ihm, ſeinen Gefangenen los zu laſſen, und da er nicht ſogleich gehorchte, ſo ergriffen ſie die Sklaven, welche die Schergen ſeiner Grauſamkeit waren, und warfen ſie über Bord, und drohten zugleich dem Herrn daſſelbe Schickſal, wenn er nicht auf der Stelle den armen Jüngling in Freiheit ſetzete.

Bharam mußte ſich jetzo wohl dazu verſtehen; man zwang ihn ſogar, ſich auf die Knie zu werfen, und ſein Schlachtopfer um Verzeihung zu bitten. Der alte Magier gedachte ihn aber wohl noch alle dieſe Demüthigungen theuer bezahlen zu laſſen.

Der Sturm legte ſich, und während der ganzen übrigen Fahrt wurde Aſem gut behandelt und kam wieder etwas ins Leben zurück. Sein Entführer bezeigte ihm alle Aufmerkſamkeit, und bemühte ſich, ihn die zuvor angethane Mishandlung vergeſſen zu machen.

Endlich erblickte man das Land; der Magier ſtieg aus mit Aſem, deſſen Vertrauen er faſt wiedergewonnen hatte, und ſagte ihm, er ginge in das Land, wo Gold zu finden wäre. Er befahl dem Schiffshauptmann, ſie einen Monat an dieſer Küſte zu erwarten, und ſchritt eine Strecke in das Innere des Landes.

Als er ſich hier mit Aſem allein ſah, zog er unter ſeinem Kleide eine kleine Trommel mit zwei Stecken hervor, und wirbelte einen Marſch, und alsbald erhub ſich ein wüthender Sturm in der Wüſte. Eine Staubſäule bildete ſich, und Aſem war erſchrocken, wurde aber angenehm überraſcht, als die Staubwolke verſchwand und drei Kameele daraus hervortraten: das eine war mit allen zu einer Reiſe nöthigen Vorräthen beladen; die beiden andern, reich aufgeſchirrten, ſchienen ihre Reiter zu erwarten. Bharam bat Aſem, das eine zu beſteigen, und beſtieg das andere, und ſo ritten ſie mit wunderbarer Schnelligkeit dahin.

Sie ſahen während acht Tage nichts Merkwürdiges: am neunten erblickte Aſem etwas ſehr Glänzendes am Geſichtskreiſe; ſie näherten ſich, und er konnte nun den reichen Bau eines überall von Gold und Edelſteinen glänzenden Schloſſes unterſcheiden, und die Gegend umher erſchien unabſehlich mit den reizendſten Gebüſchen bedeckt. Sobald der alte Magier, der auf dieſes Schauſpiel nicht Acht gegeben hatte, es erblickte, lenkte er ſein Kameel um, und begab ſich mit aller Geſchwindigkeit deſſelben auf die Flucht. Aſem wäre gern auf dem Wege nach dieſem Palaſte geblieben, aber das Kameel, welches er ritt, folgte ſeinem Gefährten, trotz allen ſeinen Anſtrengungen, und wollte nicht eher ſtillſtehen, als bis Bharam in ein Gehölz eingedrungen war, wo er ſich etwas mehr in Sicherheit glaubte. Hier antwortete er auf Aſems Fragen, das

Schloſs, welches er geſehen, wäre von böſen Geiſtern, ſeinen Feinden, bewohnt, deren Geſchichte er ihm noch eines Tages zu erzählen verſprach.

Sie begaben ſich wieder auf den Weg, und nach Verlauf einiger Tage fragte Bharam ſeinen Gefährten, ob er nichts am Geſichtskreiſe erblickete.

„Ich ſehe," antwortete dieſer, „eine ſehr ſchwarze Wolkenkette, welche von Oſten nach Weſten zieht."

„Das ſind keine Wolken," ſagte Bharam, „ſondern ſehr hohe Berge, welche man das Wolken-Gebirge nennt. Ihr Gipfel iſt das Ziel unſerer Reiſe, und mit deiner Hülfe wollen wir beide reicher nach unſerm Schiffe zurückkehren, als alle Könige der Welt: aber zu dieſem Zwecke mußt du allen meinen Befehlen gehorchen."

Aſem verſprach es ihm, aber ihn ſchauderte innerlich, wenn er an die neun und dreißig Schlachtopfer des Ghebers und an die Mishandlung gedachte, welche er ſelber in dem Schiffe von ihm erfahren hatte. Es gereute ihn ſehr, daſſelbe verlaſſen zu haben; aber es war jetzt zu ſpät umzukehren. Er befahl ſich von neuen der Vorſehung, und bemühte ſich, ſo viel er vermochte, ſeine Unruhe zu verbergen.

Bharam überhäufte ihn mit Liebkoſungen; ſie reiſten noch vier Tage, nach deren Verlauf ſie ſich am Fuße der ſchwarzen Berge befanden. Aber ſie waren noch nicht am Ziele; denn ein ungeheurer Abgrund, in welchen die Wand des Gebirges ſich ſteilrecht hinabſenkte, und ein breiter Graben hemmten das weitere Vordringen, und die Höhe des Gebirges verbreitete tiefe Dunkelheit über alle Gegenſtände umher.

Sie ſtiegen ab, und ließen ihre Kameele weiden. Der Magier zog aus dem Vorrathe drei Brote und einen kleinen Waſſerkrug hervor, und zündete ein Feuer an, hierauf tödtete er das kleinſte der drei Kameele, weidete es aus und wuſch das Innere des Leichnams rein aus. Dann ſprach er zu Aſem:

„Mein Sohn, jetzt iſt der Augenblick gekommen, unſere Arbeiten zu beendigen: dazu bedarf's nur noch, daß du in das Innere dieſes Thieres kriecheſt; ich werde die Haut wieder zunähen, aber ein Loch laſſen, durch welches du Athem holen kannſt. Ein ungeheurer Roch wird herbeikommen, das Thier mit ſeinen Klauen packen, und es auf den Gipfel des Berges tragen. Sobald du ſpürſt, daß er dich dort niedergelegt hat, ſo eile, durch deinen Dolch die Haut des Kameels aufzuſchlitzen: dein plötzlicher Anblick wird den Vogel in die Flucht jagen; alsdann fülle, ohne Zeitverluſt, den Sack, welchen ich dir gebe, mit dem ſchwarzen Staube, welchen du auf dem Berge finden wirſt, knüpfe ihn an das eine Ende des Seiles, welches ich dir auch mitgebe, und laß ihn herunter; worauf du auf dieſelbe Weiſe herabſteigen kannſt, und wir uns wieder auf den Weg machen wollen.“

Aſem war genöthigt, ſich dem Willen ſeines Gebieters zu unterwerfen: er ließ ſich alſo in den Leichnam des Kameels vernähen. In dieſem war er einige Stunden, als, zufolge der Vorherſagung des Zauberers, einer der ungeheuren Vögel, welche auf dem Gipfel des Gebirges wohnten, auf das Kameel, welches er erblickte, niederſtieß, es mit ſeinen Klauen packte, und auf den höchſten Berggipfel emportrug.

Vierhundert fünf und funfzigſte Nacht.

Der junge Muſelmann befolgte die empfangene Weiſung: er erſchreckte den Vogel, ſtieg von dem Baume, füllte den Sack mit dem ſchwarzen Staube, und näherte ſich der ſenkrechten Felswand, an deren Fuße der alte Gheber ihn erwartete.

Als dieſer ihn erblickte, bezeigte er ihm ſeine Zufriedenheit und ermunterte ihn: „Komm, mein Vielgeliebter!“ rief er ihm zu, „unſer Glück iſt gemacht, und du biſt es, dem ich es verdanke. Binde den Sack an das Seil, welches du haſt, und laß ihn zu mir hernieder; darnach knüpfe das Seil feſt an einen der Bäume, die neben dir ſtehen, und gleite ſelber daran zu mir herunter.“

Aſem band, ohne Mistrauen, den Sack an, und ließ ihn bis auf den Boden nieder. Aber kaum hatte Bharam das Seil ergriffen, als er mit all ſeiner Kraft daran zog, um Aſem damit herabzureißen, der kein anderes Mittel ſah, den Tod zu vermeiden, als das Seil fahren zu laſſen. Dadurch rettete er ſich, und der Magier rief ihm zu:

„Hund von Muſelmann, du ſollſt jetzt die Demüthigungen büßen, welche du mir zugezogen haſt: freue dich nun, und geh hin und ſuche die Leichname deiner Genoſſen, welche in dieſem Gebirge liegen, wo ich ſie gelaſſen habe, wie dich.“

Und als Aſem ſein Mitleid anflehte, fuhr er fort:

„Gott verhüte, daß ich ein ſolcher Narr ſei, einen Menſchen mit mir zu nehmen, der mein Geheimnis verrathen könnte.“

Mit dieſen Worten beſtieg er ſein Kameel, und überließ Aſem der grimmigſten Verzweiflung. Der arme junge Mann verfolgte mit den Augen ſeinen treuloſen Gefährten, ſo weit er konnte; als er ihn aber aus dem Geſichte verloren hatte, ſank er bewußtlos zu Boden. Er blieb in dieſem Zuſtande einige Stunden, nach deren Verlauf der Hunger und die Liebe zum Leben ihn wieder zu ſich ſelber brachten. Er ſtand wieder auf, richtete ſein Gebet an den Schöpfer, und aß eins der kleinen Brote, welche er mitgebracht hatte. Dieſes ſchlechte Mahl ſtärkte ihn etwas. Er ſuchte nun auf allen Seiten nach einem Ausgange.

aber vergebens. Darüber kam die Nacht, und die Furcht vor den wilden Thieren und die Gefahr, in irgend eine Schlucht zu ſtürzen, zwangen ihn, abzulaſſen, und einen Baum zu beſteigen, auf welchem er, erſchöpft von Anſtrengungen, einſchlief.

Er hatte einen fürchterlichen Traum, und ſchwitzte groſſe Tropfen, als er durch die Beängſtigung aufgeſchreckt, dicht an ſeiner Bruſt den aufgeſperrten Rachen und die funkelnden Augen eine ungeheuren Schlange erblickte, welche ſchon im voraus die Luſt ihn zu verſchlingen zu ſchmecken ſchien. Der Schreck erſtarrte ihn; die Schlange, vermuthlich um eine bequemere Stellung einzunehmen, machte eine Bewegung und drehte den Kopf weg: da ergriff Aſem, deſſen Entſetzen aufs höchſte geſtiegen war, ſeinen Dolch, und ſtieß ihn der Schlange kräftig in den Kopf: das Ungeheuer ſtürzte auf der Stelle nieder.

Aſem konnte die übrige Nacht nicht mehr ſchlafen; mit Anbruche des Tages ſtieg er von dem Baume, und jetzt erſt konnte er die Gröſſe des Ungeheuers erkennen, welches er getödtet hatte. Dieſes, mit dem Dolch in dem Kopfe, lebte noch; aber ſeine Augen waren geſchloſſen, und es war Aſem leicht, es vollends zu tödten. Was ihm den Untergang drohte, ward nun das Mittel zu ſeiner Rettung. Die Gröſſe der Schlange brachte ihn auf den Gedanken, ihr den Balg abzuſtreifen, und daraus lange Riemen zu ſchneiden, vermittelſt welcher er ſich herablaſſen könnte, und ſo das ihm entriſſene Seil zu erſetzen. Er machte ſich ſogleich eifrig ans Werk, und kam damit zu Stande.

Nach einigen Verſuchen, glitt er an dieſer aus dem Schlangenbalg gemachten Leine hinab, und gelangte endlich, nicht ohne große Mühe, an den Fuß dieſes Gebirges, in welchem er ſchon ſein Grab gefunden zu haben glaubte.

Dankbar gegen die Vorſehung, warf er ſich mit dem Geſichte zur Erde, ſagte ſein Fatha her, und flehte um den Beiſtand des Propheten, in den Gefahren, welche ihm noch zuſtoßen möchten.

Er wanderte fort, bis es Abend ward, und nährte ſich von den Früchten, welche die Bäume der Wälder ihm darboten, durch welche er kam. Bald erkannte er ſeinen Weg wieder, und verfolgte ihn bis zum neunten Tage.

Jetzt erblickte er am Ende einer prächtigen Einfahrt denſelben Palaſt, welchen der Gheber ſo ſorgfältig vermieden hatte. Indem er ſich demſelben näherte, betrachtete er den wundervollen Bau: goldene Säulen trugen eine Vorhalle von aſurfarbigem Erz, und über die Bäume, welche zahlloſe Vögel mit ihrem lieblichen Geſang erfüllten, ſah man das Dach eines unermeßlichen und prächtigen Palaſtes emporſteigen. Aſem war anfangs unſchlüſſig, ob er hineingehen und um Aufnahme bitten ſollte, oder nicht. Bharam hatte ihm geſagt, daß böſe Geiſter in dieſer Gegend herrſchten: aber bedenkend, daß ihm nichts Aergeres begegnen könnte, als was er ſchon überſtanden hatt, wagte er ſich weiter hinein. Er ſchritt über einen ganz mit köſtlichem Marmor gepflaſterten prachtvollen Vorhof. So gelangte er in einen Saal von bewundernswürdigem Reichthume, und ſah hier zwei Fräulein, welche Schach ſpielten.

Sobald ſie ihn erblickten, rief die eine aus: „Ah! meine Schweſter, das iſt wahrſcheinlich der unglückliche junge Mann, der vor einigen Tagen mit dem Zauberer Bahram hier vorüber geritten iſt.“

„Er iſt es ſelber,“ ſprach Aſem, indem er ſich ihr zu Füßen warf, und ſie um Zuflucht bat.

„Ihr dürft nicht erſt bitten,“ antwortete ſie ihm; „wir würden euch ſchon längſt bei uns in dieſem Palaſte haben, wenn ihr nicht bei dieſem alten Gheber geweſen wäret. Seit der frühſten Jugend hat mein Vater uns beide in dieſes entfernte Schloß verſetzt, welches für Geiſter erbaut iſt; uns liegt die Beſorgung der Zimmer ob, und es wird uns freuen, wenn ihr uns bei dieſer Arbeit helfen wollt: wir wollen euch wie unſern Bruder behandeln.“

Der junge Mann nahm dieſes Erbieten mit Vergnügen an. Er hatte beinahe gar nichts zu thun, und fragte ſich jeden Tag, wozu dieſes Schloß wohl dienen möchte. Er lebte mit den beiden Schweſtern in dem beßten Ein:

verſtändniſſe, und ſeine Freundſchaft für ſie wuchs mit jedem Tage.

Es geſchah indeſſen, daß man ihn zu gewiſſen Zeiten ſich in ein Zimmer verbergen ließ, aus welchem er nicht ſehen konnte, was im Schloſſe vorging.

Eines Tages kam es ihm in den Sinn, dem Gebote der beiden Schweſtern nicht zu gehorchen, und ſich in ein Gebüſch zu ſchleichen. Wie groß war da ſein Erſtaunen, als er mitten in dem Waſſerbecken des Gartens mehrere junge Mädchen, ſchön wie die Huri's, ſich im Bade vergnügen ſah. Aſem bemerkte darunter beſonders eine, von welcher er auf der Stelle bezaubert wurde. Er wartete, bis ſie ihr Bad vollendet hatten; darnach ſah er ſie ſich mit einem leichten Gewande bekleiden und in den Lüften verſchwinden.

Der ungetreue Aufſeher bediente ſich mehrmals eben derſelben Liſt, um die Reize ſeiner ſchönen Unbekannten zu betrachten. Aber die beiden Schweſtern, die nichts von ſeinem Verſtecke wußten, gewahrten mit Kummer, daß er unvermerkt hinſchwand. Es kam endlich dahin, daß für ſein Leben zu fürchten war: jetzo, von ſeinen Freundinnen gedrängt, bekannte er ſein Vergehen, und wie die Liebe ihn dafür geſtraft hätte. Sie ſtellten ihm die Thorheit dieſer Leidenſchaft vor, wie unſinnig es für einen Sterblichen wäre, auf eine der Töchter des Geiſterkönigs, zu deren Vergnügungsörtern dieſes Schloß gehörte, ſein

Auge zu werfen. Aſem aber erklärte, daß er unvermeidlich ins Grab ſinken müßte, wenn er nicht zu dem Beſitze ſeiner ſchönen Unbekannten gelangte. Als ſie nun ſahen, daß ihr Kranker nicht anders zu heilen wäre, ſo tröſteten ihn die beiden Schweſtern, welche ihn herzlich lieb hatten, und entdeckten ihm, daß die ganze Kraft dieſer jungen Fräulein an ihre Gürtel gebunden wäre, und wenn es ihm gelänge,. den Gürtel derjenigen die er liebte, zu entwenden, er ſie dadurch nöthigen würde, in dem Schloſſe zu bleiben. Der Liebeſieche genas augenblicks durch dieſe Worte, er gedachte wohl bei dem nächſten Beſuche der Töchter des Geiſterkönigs den Gürtel zu erhaſchen.

Die Gelegenheit dazu ſäumte nicht, ſich darzubieten; die jungen Nymphen entkleideten ſich, und der verliebte Muſelmann ſprang nach dem Gürtel ſeiner Schönen und ſchwenkte ihn in die Luft. Die Uebrigen ſtürzten erſchrokken und im Gedränge nach ihren Kleidern, und entflohen mit lautem Geſchrei. Die eine von ihnen, welche gefangen zurück blieb, begann bitterlich ihre Aeltern und ihre Heimat zu beweinen: aber nichts konnte den Vogelſteller bewegen, ſeine reizende Beute wieder fahren zu laſſen: er bemühte ſich, durch ſeine Aufmerkſamkeit und Höflichkeit ſein gewaltthätiges Betragen zu entſchuldigen.

Durchdrungen von dem Gedanken der Gefangenſchaft, welche ihr bevorſtand, und von den Verluſt ihrer Verwandten und Freunde, ſtieß ſie die zärtlichen Bemühungen Aſems und ſeiner Freundinnen zurück. Sie bewogen ſie jedoch endlich, ſich in den Palaſt führen zu laſſen, wo Aſem ſich zurückzog und ſeine Angebetete dem Schutze der liebenswürdigen Herrinn des Palaſtes überließ, welche, mit Hülfe ihrer Schweſter, allmählich einen beſänftigenden Einfluß auf die junge Gefangene gewann. Dieſe konnte bei der Zärtlichkeit, welche jeder ihr bezeugte, nicht länger gleichgültig bleiben. Die Liebenswürdigkeit und äußere Anmuth Aſems vollendeten, ihm ihre Zuneigung zu gewinnen; bald empfand ſie für ihn die zärtlichſte Liebe, und nach Verlauf einiger Monate, ward er der Gatte der ſchönen Prinzeſſinn von den Fliegenden Inſeln. Prächtige Feſte wurden zur Feier dieſer Hochzeit angeſtellt, und die freundliche Sorgfalt der beiden Schweſtern erhöhte noch das Glück dieſes ſeligen Paares.

Indeſſen wurde die Glückſeligkeit Aſems manchesmal durch das Andenken an ſeine Mutter getrübt; er konnte endlich dem Verlangen, ſie wiederzuſehen, nicht länger widerſtehen, und bat ſeine Beſchützerinnen um die Erlaubniß, ſie verlaſſen und mit ſeiner Gattinn in ſein Geburtsland heimkehren zu dürfen. Die Prinzeſſinnen, obwohl betrübt über dieſe Bitte, konnten jedoch nicht umhin, ſeine kindliche Liebe zu bewundern, und beſtimmten ſelber den Tag ſeiner Abreiſe.

Als die Stunde der Trennung gekommen war, ſchlugen die Prinzeſſinnen auf eine Zaubertrommel, und in demſelben Augenblick ſtanden mehrere Kameele, mit Geſchenken aller Art beladen, vor den Thoren des Palaſtes, ſammt einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, für Aſem und ſeine Gemahlinn. Er ließ ſie in eine zierliche und bequeme Sänfte ſteigen, und beſtieg ſelber ein reich aufgeſchirrtes Kameel. Beim Abſchiede von ſeinen großmüthigen Wohlthäterinnen vergoß er Thränen, und verſprach, ſie eines Tages wieder zu beſuchen.

Endlich reiſten ſie ab: bei ihrer Ankunft an der Küſte fanden ſie ein ſegelfertiges Schiff, und ein günſtiger Wind brachte ſie in kurzer Zeit nach Balſora, wo Aſem das Glück hatte, ſeine Mutter wiederzufinden.

Nichts vermöchte die Freude zu ſchildern, welche ſie empfand, als ſie ihren geliebten und ſo lange verloren geglaubten Sohn wiederſah; ſie umarmte mit Entzücken ihre Schwiegertochter, die ihr von bezaubernder Schönheit erſchien; und ihre Hände gen Himmel ſtreckend, dankte ſie Gott für die Glückſeligkeit, welche er ihr in ihrem Alter aufbewahrt hatte.

Ueberſchüttet von den Gaben der Liebe und des Glücks, war Aſem damals einer der reichſten und glücklichſten Einwohner von Balſora. Zwei liebliche Söhne machten ſeine Glückſeligkeit vollkommen, und drei Jahre waren ſchnell verflogen, ſeitdem er den Palaſt der beiden Schweſtern verlaſſen hatte.

Endlich erinnerte er ſich des ihnen gegebenen Verſprechens, ſie zu beſuchen, machte alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe, und nachdem er ſeiner Gattinn Lebewohl geſagt, gab er ihr Zaubergewand ſeiner Mutter in Verwahrung, mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht zuzugeben, daß ſie es anzöge, aus Furcht, daß etwa eine unwiderſtehliche Anreizung ſie verleitete, nach ihrer Heimat zu fliegen; denn er hatte oft bemerkt, daß ſie, obwohl ſie ſich vollkommen glücklich bei ihm befand, dennoch Sehnſucht fühlte, die Ihrigen wiederzuſehen. Nachdem Aſem von ſeiner Mutter alle erwünſchten Verſprechungen erhalten hatte, reiſte er unverzüglich ab.

Seine Fahrt war glücklich, er fand beim Ausſteigen an der Küſte Kameele, die ihn erwarteten; denn die Prinzeſſinnen, welche in der Zauberkunſt ſehr erfahren waren, hatten zum voraus Kunde von ſeiner Ankunft und ſich beeilt, ihm alles entgegen zu ſchicken, was zu ſeiner ſchleunigen Ueberkunft nach dem Palaſte nöthig war. Sie empfingen ihn aufs zärtlichſte, und die ganze Zeit, welche er bei ihnen blieb, wurde in Freudenfeſten zugebracht.

Einige Tage nach Aſems Abreiſe, bat ſeine Gattinn ihre Pflegemutter um die Erlaubnis, in die öffentlichen Bäder zu gehen. Die alte Frau gewährte es gern, und begleitete ihre Schwiegertochter in die Bäder, welche die vornehmſten Frauen der Stadt zu beſuchen pflegten, wie die vom Hofe des Chalyfen Harun Arreſchyd, welcher ſich damals zu Balſora aufhielt.

Als ſie dort ankamen, befanden ſich mehrere Frauen aus dem Gefolge der Sultaninn Sobeïde im Bade. Sobald dieſe Aſems Gattinn erblickten, wurden ſie von ihrer übernatürlichen Schönheit geblendet, und hörten nicht eher auf, ſie zu bewundern, als bis ſie das Bad wieder verließ. Einige ſogar, die ſich an dem Vergnügen ihres Anblicks nicht ſättigen konnten, folgten ihr bis nach Hauſe, und kamen erſt ſehr ſpät in den Palaſt zurück.

Als Sobeïde ſie kommen ſah, gab ſie ihr Misvergnügen über ein ſo langes Ausbleiben zu erkennen, und wollte durchaus die Urſache davon wiſſen. Als ſie nun eine ſo begeiſterte Lobrede auf die Schönheit der Gattinn Aſems hörte, ward ſie äußerſt begierig, dieſe zu ſehen; und am folgenden Tage ließ ſie die Mutter Aſems zu ſich entbieten, welche, durch einen ſolchen Befehl beunruhigt, ſich zitternd zu der Sultaninn begab.

Sobald ſie vor ihr erſchien, warf ſie ſich nieder und küßte ihre Füße. „Steh auf,“ ſagte Sobeïde zu ihr, „und fürchte nichts. Ich habe deine Schwiegertochter als ein ſolches Wunder von Schönheit rühmen gehört, daß ich ſie zu ſehen verlange, und ich befehle dir, ſie mir vorzuführen.“

Die Mutter Aſems wagte nicht, den Befehlen der Sultaninn zu widerſprechen, verneigte ehrfurchtsvoll ihr Haupt, und nachdem ſie verſprochen hatte zu gehorchen, küßte ſie die Hand der Fürſtinn, und eilte nach Hauſe.

„Die Sultaninn Sobeïde will dich ſehen," ſagte ſie zu ihrer Schwiegertochter, „beeile dich zu ihr zu gehen."

Die Gattinn Aſems, entzückt über dieſe Neuigkeit, ſchmückte ſich auf der Stelle mit ihren reichſten Kleidern, und in Begleitung ihrer beiden Kinder und ihrer Schwiegermutter, begab ſie ſich nach dem Palaſte.

Als ſie eintrat, richteten ſich alle Blicke auf ſie. Die Sultaninn ſaß unbeweglich vor Erſtaunen, und geblendet von ſo vielen Reizen, rief ſie aus:

„In welchem Lande iſt eine ſo himmliſche Schönheit geſchaffen worden?"

Sie lud ſie freundlich ein ſich bei ihr zu ſetzen, und befahl Erfriſchungen für ſie zu bringen. Sie überhäufte ſie mit Lobeserhebungen, und bat ſie, ihre Geſchichte zu erzählen; welche ihr Erſtaunen noch vermehrte.

„Fürſtinn," ſprach die Gattinn Aſems zu ihr, „da ihr mich ſchon in dieſen Kleidern ſchön zu finden würdigt, was würdet ihr erſt ſagen, wenn ihr mich in meinem eigenthümlichen Gewande ſähet? Wenn ihr eure Neugier befriedigen wollt, ſo befehlet meiner Schwiegermutter, mir mein Luftkleid zu geben; ſie wird nicht wagen, es euch abzuſchlagen, und es wird euch vielleicht ein wunderſames Schauſpiel gewähren."

Sobeïde, die nichts lieber wünſchte, befahl auf der Stelle der Mutter Aſems, hinzugehen und das Zauber-

Kleid zu holen. Bei dieſen fürchterlichen Worten zitterte die Alte, indem ſie an das Verſprechen dachte, welches ſie ihrem Sohne gegeben hatte; aber ſie wagte nicht, Einwendungen dagegen zu machen, ging traurig nach Hauſe, und brachte das verhängnisvolle Gewand.

Nachdem Sobeïde es lange aufmerkſam betrachtet und die Art, wie dieſer leichte Stoff gewoben war, bewundert hatte, übergab ſie es der Gattinn Aſems, deren Augen vor Freude funkelten.

Sobald ſie das Gewand in ihrer Gewalt hatte, eilte ſie ſich damit zu bekleiden, dann ſchritt ſie plötzlich in den Hof des Palaſtes hinab, nahm hier ihre beiden Kinder in ihre Arme, und ehe man daran denken konnte, ſie zurückzuhalten, ſchwang ſie ſich mit ihnen, vor den erſtaunten Blicken der Sultaninn und ihres ganzen Gefolges, in die Lüfte. Als ſie ſo hoch geſtiegen, daß es nicht mehr möglich war, ſie zu erreichen, rief ſie herab:

„Lebet wohl, liebe Mutter, ich trage es euch auf, meinen Gemahl zu tröſten; ſaget ihm, daß ich nie aufhören werde, ihn zu lieben, daß aber die Sehnſucht, die Meinigen wiederzuſehen, mich zwingt, ihn zu verlaſſen; wenn er mich ſo ſehr liebt, daß er nicht ohne mich leben kann, ſo ſoll er mich auf den Inſeln Waak al Waak wiederſuchen.“

Mit dieſen Worten flog ſie dahin, verlor ſich in die

Wolken, zeigte ſich noch einen Augenblick, und entſchwand endlich Aller Augen.

Als Aſems Mutter ſie aus dem Geſichte verloren hatte, bemächtigte die Verzweiflung ſich ihrer; ſie konnte den Schmerz, der ſie durchdrang, nicht verläugnen, und klagte die Sultaninn als die Urheberinn ihres Unglücks an.

Sobeïde, ſelber von Leid und Schmerz ergriffen, vermochte nicht, die Dreiſtigkeit zu züchtigen, mit welcher die alte Frau zu ihr geſprochen hatte; ſie zog ſich in das Innere des Harems zurück, und in Traurigkeit verſunken, bereuete ſie ſchmerzlich ihre Neugierde.

Während dieſe Dinge in Balſora vorgingen, gedachte Aſem, mitten unter der zärtlichen und liebevollen Bewirthung, an ſeine Gattinn, und ſehnte ſich nach ihr zurück. Er beſchleunigte ſeine Heimreiſe, und nachdem er den Schweſtern Lebewohl geſagt hatte, kehrte er nach Balſora zurück.

Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Mutter allein in bittern Thränen.

„Was iſt vorgefallen?“ rief er aus. „O meine Mutter, wo iſt meine Frau, wo ſind meine Kinder?“

Bei dieſer peinlichen Frage verdoppelten ſich die Thränen der alten Frau, und nichts vermöchte die Verzweiflung Aſems zu ſchildern, als er den ſchmerzlichen Verluſt vernahm, welchen er erlitten hatte: ein furchtbarer Wahnſinn bemächtigte ſich ſeiner und beraubte ihn für einen Augenblick des Bewußtſeins ſeines Unglücks.

Als er wieder zu ſich gekommen war, wollte er wiſſen, was ſeine Frau beim Abſchiede geſagt: und ſobald ſeine Mutter ihm ihre letzten Worte wiederholt hatte, faßte er auf der Stelle den Entſchluß, ſeine Frau und ſeine Kinder aufzuſuchen, und ſollte er ihretwegen auch die ganze Erde durchlaufen. Vergeblich ſtellte man ihm vor, die Entfernung der Inſeln Waak al Waak von Balſora wäre ſo groß, daß man nicht weniger als hundert und funfzig Jahre bedürfte, um die Reiſe dahin zu vollenden, er beſtand hartnäckig auf ſeinen Vorſatz, und nichts konnte ihn davon abwendig machen.

Nachdem er Allah gebeten, ſeine Unternehmung zu ſegnen und ſeine Mutter während ſeiner Abweſenheit in Obhut zu nehmen, ſchied er von ihr, und ruhte ſich weder Nacht noch Tag, bis er wieder zu dem Palaſte der Schweſtern gelangt war.

Dieſe waren ſehr verwundert, ihn wieder zu ſehen; und als ſie die Flucht ſeiner Gattinn und ſeinen Entſchluß vernommen hatten, nach den Inſeln Waak al Waak zu reiſen, riefen ſie alle zugleich aus, daß dieſer Vorſatz unausführbar, weil keinem Menſchen ſo langes Leben vergönnt wäre, um das Ziel dieſer Reiſe zu erreichen.

„Das verſchlägt nichts,“ erwiederte Aſem, „will der Himmel mich wieder mit meiner Gattinn vereinigen, ſo wird er auch wohl wiſſen, mich zu ihr gelangen zu laſſen; hat er aber das Gegentheil verhängt, ſo ſterbe ich doch mit dem Troſte, daß ich mein ganzes übriges Leben daran geſetzt habe, ſie wiederzuſuchen.“

Die Schweſtern, in Verzweiflung über dieſen Entſchluß, wiederholten noch mehrere Tage hindurch ihre Bitten, von einer ſo gefährlichen Unternehmung abzuſtehen: aber er blieb unerſchütterlich. Die Prinzeſſinnen wurden durch ſeine Zärtlichkeit für ſeine Gattinn und Kinder innig gerührt, und gingen mit einander zu Rathe.

Sie hatten zwei Oheime, der eine hieß Abd al Kuddus, der andere Abd al Süllib, und beide wohnten drei Monatreiſen von ihnen entfernt. Indem ſie ſich nun über die Mittel beriethen, um Aſem bei ſeiner Reiſe zu helfen, gedachten ſie an dieſe beiden Oheime, welche zwei mächtige Geiſter waren, und ſie gaben Aſem ein Empfehlungsſchreiben an ſie, folgenden Inhalts:

„Der Ueberbringer dieſes Schreibens iſt unſer trauter Freund, Aſem von Balſora; wenn ihr ihm Mittel verſchaffen könnet, nach den Inſeln Waak al Waak zu gelangen, ſo thut es aus Liebe zu euern Nichten, die euch lieben und verehren. Wenn aber das, was wir bitten, unmöglich iſt, ſo verhindert ihn, ſeine Reiſe fortzuſetzen, damit er nicht in ſein Verderben renne. In dieſem Augenblicke läßt ſeine überſchwängliche Liebe zu ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern ihn noch alle unſere Rathſchläge verwerfen; aber wir hoffen, ihr werdet ſpäter mehr Einfluß auf ihn haben, oder ihm werde durch euch Sicherheit und Erfolg zu Theil werden."

Dieſen Brief gaben ſie Aſem, und nachdem ſie ihn mit Wünſchen und Segnungen überhäuft hatten, ließen ſie ihn abreiſen, und begleiteten ihn mit den Augen, ſo lange ſie ihn nur erblicken konnten.

Nach einer mühſeligen Reiſe von mehreren Monaten, befand er ſich auf einem fruchtbaren Gefilde; die Natur war hier ſo reich und überſchwänglich, daß er ſich einen Augenblick in dem irdiſchen Paradieſe wähnte. In einiger Entfernung erblickte er ein ſehr ſchönes Gebäude, und ging darauf zu. Ein ehrwürdiger Greis ſaß unter einer zierlichen Säulenhalle; ſeine Blicke richteten ſich voll Neugier auf den Fremdling, der ſich ihm nahte, und mit Freundlichkeit erwiederte er den Gruß deſſelben. Eingenommen durch das edle Ausſehen Aſems, lud er ihn ein, ſich zu ſetzen, und nach einem leichten Mahle, erkundigte er ſich nach der Abſicht ſeines Beſuchs.

Dieſer Greis war Abd al Kuddus, Oheim der Prinzeſſinnen; ſobald er den Namen ſeiner Nichten und ihre beſondere Theilnahme für dieſen Fremdling vernommen hatte, verdoppelte er ſeine Aufmerkſamkeit; er las den Brief, welchen Aſem ihm überbrachte, mehrmals hinter einander, und nachdem er lange nachgedacht hatte, ſprach er zu ihm:

„Ich beſchwöre dich, mein Sohn, verzichte auf dein Vorhaben, und wage nicht dein Leben an eine Unternehmung, welche von keinem glücklichen Erfolge gekrönt werden kann. Die Reiſe, welche du vorhaſt, iſt mit zahlloſen Gefahren verbunden; ſie geht durch dürre, mit wilden Thieren bevölkerte Wüſten; das unbebaute, ausgetrocknete Land bringt keine Früchte hervor, und vergeblich würdeſt du, vor Durſt verſchmachtend, dich zu erfriſchen ſuchen, keine wohlthätige Quelle würde ſich deinen troſtloſen Blicken darbieten. Geſetzt auch, es gelänge dir, alle dieſe Gefahren zu überſteigen, doch würdeſt du noch weit von dem Ziele deiner Wünſche entfernt ſein, weil deine ganze übrige Lebenszeit nicht hinreichen würde, um ans Ziel deiner Reiſe zu gelangen, welche hundert und funfzig Jahre erfordert. Laß alſo ab, mein Sohn, in dein Verderben zu rennen, und kehre nach Hauſe zurück.

Aber vergeblich bemühte ſich Abd al Kuddus, Aſems Entſchluß wankend zu machen; dieſer wollte nichts hören, und nachdem er ſich hinlänglich ausgeruht hatte, wollte er am dritten Tage wieder abreiſen.

Als der Greis verſichert war, daß nichts ihn von ſeinem Vorhaben abbringen konnte, zündete er ein Feuer an, verbrannte Räucherwerk darin, und nachdem er einige geheimnisvolle Worte ausgeſprochen hatte, erſchien plötzlich ein Geiſt von mürriſchem Ausſehen.

„Warum haſt du mir gerufen?“ fragte er den Greis:

„Soll ich dieſen Hügel, der deinen Palaſt trägt, aufheben und ihn über das Gebirge Kaaf hinweg ſchleudern?“

„Nein, Gott ſei Dank,“ antwortete Abd al Kuddus, „ich bedarf deiner Dienſte zu einer andern Arbeit. Ich verlange, daß du dieſen jungen Mann zu meinem Bruder Abd al Súllyb bringeſt.“

Obgleich der Weg dahin ſehr weit war, doch war der Geiſt ſogleich bereitwillig, ergriff Aſem mit ſeiner rechten Hand, ſetzte ihn auf ſeine Schulter, ſchwang ſich mit ihm in die Lüfte, und mit Sonnenuntergange ſenkte er ſich mit ihm vor Abd al Súllybs Wohnung nieder.

Sobald ſie eingetreten waren, grüßte der Rieſe ihn ehrfurchtsvoll, machte ihm das Verlangen ſeinen Bruders Abd al Kuddus kund, und Aſem nahte ſich und überreichte ihm den Brief der Prinzeſſinnen, ſeiner Nichten. Seine Verwunderung war eben ſo groß, wie die ſeines Bruders, als er Aſems Geſchichte vernahm und ſein ausſchweifendes Vorhaben, bis zu den Inſeln Waak al Waak zu reiſen. Es fehlte wenig, daß er nicht in Zorn gegen ihn gerieth, als er ſeine Hartnäckigkeit ſah, und wie wenig er auf ſeine Warnungen zu achten ſchien. Indeſſen beſänftigten Aſems Verzweiflung und der Strom von Thränen, die er vergoß, den Zorn Abd al Súllybs, der, von Mitleid gerührt, im Grunde ſeines Herzens beſchloß, ſich Aſems anzunehmen, und ihn ſo viel als möglich vor den Gefahren zu beſchützen, denen er entgegen ging. Er berief alſo zehn Geiſter, die auf der Stelle erſchienen; und nachdem er ſie höflich eingeladen hatte, ſich zu ſetzen, erzählte er ihnen Aſems ganze Geſchichte, und fragte ſie dann, was ſie davon dächten.

„Das iſt eine wunderbare Geſchichte,“ riefen ſie aus, „und ſehr kühn iſt das Unternehmen dieſes jungen Mannes; nichts deſto weniger wollen wir thun, was ihr verlanget, Herr, und in einem Augenblick euern Schützling von Gebirge zu Gebirge, von Wüſten zu Wüſten tragen, bis an die Gränzen unſers Gebietes; dort müſſen wir ihn verlaſſen, denn es iſt uns nicht erlaubt, weiter zu gehen, und wir wagen es nicht, den Fuß in das Reich der Geiſter zu ſetzen, welche mächtiger ſind, als wir, und deren Zorn wir fürchten.“

„Ich nehme euer Erbieten mit Dank an,“ rief Aſem aus, „und wenn es euch gefällig iſt, ſo wollen wir ohne längeren Verzug abreiſen, denn meine Zeit iſt koſtbar.“

Aſem nahm alſo Abſchied von Abd al Süllyb, und die zehn Geiſter ergriffen ihn, ſetzten ihn auf ihre Schwingen, und nach Verlauf eines Tages und einer Nacht, erreichten ſie ein Land, namens Kafoor. Hier war das Ziel ihrer Reiſe, und da ſie Aſem nicht weiter nützlich ſein konnten, ſo wünſchten ſie ihm glückliche Reiſe, flogen zurück, und entſchwanden ſeinem Geſichte.

Vierhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

Aſem, nachdem er ein heißes Gebet zum Himmel geſandt hatte, ſetzte ſeinen Weg fort; er wanderte zehn Tage lang, ohne einem einzigen menſchlichen Geſchöpfe zu begegnen. Endlich erblickte er drei Männer, die vom heftigſten Zorn erhitzt zu ſein ſchienen, als wenn ſie einander das Leben nehmen wollten. Aſem war im Begriffe, ſich ihnen zu nähern, um ſie zu trennen, als die drei Kämpfer ihn erblickten, und alle zugleich ausriefen:

„Dieſer junge Mann ſoll der Schiedsrichter unſers Streites ſein!“

Als er hierauf näher trat, fragten ſie ihn, ob er ihr Schiedsrichter ſein wollte. Und nachdem Aſem ihren Antrag angenommen hatte, zeigten ſie ihm eine Kappe, eine Trommel und einen Ball, und ſprachen zu ihm:

„Wir ſind drei Brüder, die von ihren Aeltern dieſes Erbtheil bekommen haben; da ſie aber vor ihrem Tode nicht zu erkennen gegeben, welches Stück jeder von uns haben ſoll, ſo hat ſich ein hitziger Streit darüber erhoben: drum ſeid unſer Schiedsrichter, und theilet einem jeden ſein Loos zu; wir ſchwören, uns bei eurer Entſcheidung zu beruhigen.“

Aſem war ſehr verwundert, und ihm kamen dieſe drei Dinge ſo armſelig vor, daß ſie ihm alle zuſammen nicht mehr als einen halben Dynar werth zu ſein ſchienen.

„Saget mir doch,“ ſprach er zu den drei Brüdern, „welchen Werth jedes dieſer drei Stücke haben kann; denn bis jetzt möchte ich nicht das geringſte dafür geben.“

„Herr,“ riefen ſie aus, „jedes dieſer drei Stücke hat eine eigenthümliche Kraft, welche für ſich allein alle Schätze der Erde aufwiegt, und wenn ihr erſt ihren ganzen Werth kennet, ſo werdet ihr ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Geruhet alſo, uns anzuhören.“

„Dieſe Kappe,“ ſprach der älteſte, „hat die Kraft, unſichtbar zu machen. Es gibt alſo nichts, was ihren Beſitzer hindern könnte, zu dem höchſten Glücke zu gelangen. Wenn er ſie auf ſeinen Kopf ſetzt, ſo kann er überall eintreten, denn weder die Menſchen, noch ſelbſt die Geiſter, vermögen, ihn zu ſehen: er kann ſich alles zueignen, was ihm gefällt; er kann in die Gemächer der Könige und der Miniſter eindringen, ihre ehrgeizigen Entwürfe vereiteln, ihre Schändlichkeiten entſchleiern, und ihre geheimſten Intriguen belauſchen. Wenn Reichthümer der Gegenſtand ſeiner Wünſche ſind, ſo kann er in dem königlichen Schatze wühlen; und wenn die Rache ein Bedürfnis ſeines Herzens iſt, ſo kann er, ohne Strafe zu befürchten, ſeinen Feind des Lebens berauben.“

Aſem hörte aufmerkſam die Herzählung aller Vortheile, welche von dieſer koſtbaren Kappe zu ziehen waren, und gedachte bei ſich ſelber, daß ſie niemand ſo zu ſtatten kommen könnte, wie ihm: „vielleicht,“ ſprach er bei ſich ſel-

„wird dieſe Wunderkappe mich meine Gattinn wiederfinden laſſen. „Hierauf wandte er ſich zu den drei Brüdern und ſprach:

„Jetzo, da ich von dem Werthe dieſer ſonderbaren Kappe überzeugt bin, ſo ſaget mir nun auch den Werth dieſer kupfernen Trommel.“

„Der Beſitzer dieſes Kleinods,“ fuhr der zweite Bruder fort, „wenn er auch in der gefährlichſten Lage wäre, wird augenblicklich daraus befreit, ſobald er auf die Karaktere ſchlägt, welche in dieß Kupfer eingegraben ſind: die ganze Kraft der Trommel iſt in dieſen Zauberſprüchen enthalten, welche von dem großen Salomon geſchrieben ſind. Alle Geiſter ſtehen demjenigen zu Gebote, der dieſe Wundertrommel beſitzt: ſobald er ſie rührt, ſind alle bereit ſeine Befehle zu vollziehen, ſo ſchwierig ſie auch ſein mögen; und alles das durch die Kraft der Zauberworte unſers großen Königs Salomon, Davids Sohnes.“

„Dieſe Trommel iſt in der That für mich gemacht,“ ſprach Aſem bei ſich ſelber, „und ich bedarf ihrer viel mehr, als dieſe drei Männer: ſie wird mich gegen die Gefahren beſchützen, welche ich auf den Inſeln Waak al Waak entgegengehe; ſie wird mir meine Frau und Kinder wiederfinden helfen, und mich gegen die Anfälle meiner bekannten und unbekannten Feinde in Sicherheit ſetzen.“ —

„Auch das iſt ſehr gut,“ ſprach er zu dem zweiten Bruder, welcher ihm die Trommel ſo geprieſen hatte;

„laſſet jetzo ſehen, was es mit dem hölzernen Balle für eine Bewandtnis hat."

„Herr," fuhr der dritte Bruder fort, „wer dieſen Ball beſitzt, findet in ihm bewunderungswürdige Kräfte. Er vermag jemand in einem Augenblicke von einem Ende der Erde nach dem andern zu verſetzen: er vollendet in zwei Tagen einen Weg von zweihundert Jahren. Man darf ihm nur den Ort andeuten, wohin man gebracht ſein will: ſogleich erhebt er ſich und durchfliegt den Zwiſchenraum mit ſo reißender Schnelligkeit, wie ein Sturmwind."

Als der dritte Bruder alſo ſeine Rede geendigt hatte, beſchloß Aſem, ſich den Ball, ſo wie die beiden andern Stücke, zuzueignen.

„Es iſt nicht genug," ſprach er zu ihnen, „daß ihr mir die Kräfte dieſer drei Dinge herzählt, ich muß auch Beweiſe von euern Worten haben. Sonſt kann ich nicht euer Schiedsrichter ſein."

„Ihr habt Recht," riefen die drei Männer aus. „verſuchet alſo ihr Kräfte, ſo wie es euch gut dünkt, und möge Gott euch in euern Unternehmungen beſchirmen!

Aſem ſetzte nun die Kappe auf den Kopf, knüpfte die Trommel an ſeinen Gürtel, dann ſetzte er ſich in das Schifflein, welches an den Ball befeſtigt war, und ſprach den Ort aus, wohin er wollte, und der folgſame Ba erhob ſich ſogleich, und durchflog den Raum mit Windes ſchnelle, Als die drei Brüder den Aſem mit ihrem Erbtheile ſo raſch dahin fahren ſahen, rannten ſie ihm nach, und ſchrien:

„Ihr habt jetzo den gewünſchten Verſuch gemacht, ſeid ihr nicht zufrieden? es iſt genug, haltet doch ſtill, haltet!“ —

Aber vergeblich ſchrieen ſie aus allen ihren Kräften, Aſem war ſchon zehn Tagereiſen weit von ihnen.

Sein Fahrzeug hielt endlich vor dem Thore eines weitläuftigen Gebäudes. Aſem ſtieg aus ſeinem Schifflein, ergriff ſeine Trommel, und legte die Finger auf die Zauberkaraktere. Er war im Begriff, ſie zu ſchlagen, als eine Stimme ſich hören ließ und folgende Worte ausſprach:

„Du haſt geſiegt, Aſem, du haſt einen Theil der Schwierigkeiten überſtiegen, welche dir entgegenſtanden: dennoch kannſt du das Ziel deiner Wünſche nicht eher völlig erreichen, als nach einer langen Reihe von Gefahren und Prüfungen; verbirg ſorgfältig deinen Ball, denn du biſt jetzt in dem Gebiete der böſen Geiſter.“

Aſem befolgte den Rath dieſer Stimme, nahm ſeinen Ball und verbarg ihn unter ſeinen Kleidern; hierauf blickte er voll Unruhe umher, und rief aus: „Wer biſt du?“

„Ich bin,“ antwortete die Stimme, „einer der Geiſter, welche dir durch die Kraft der Trommel dienſtbar ſind; ich wache unabläſſig für deine Sicherheit; die übrigen Geiſter, meine Genoſſen, werden nicht eher erſcheinen, als bis die Gefahr es erheiſcht. Setze deine Fahrt fort, denn du biſt noch drei Jahrreiſen von den Inſeln Waak al Waak entfernt.“

Aſem verlor nicht den Muth; und nach einem kurzen Gebete, begab er ſich wieder auf den Weg, und gelangte endlich in eine von Schlangen, Drachen und wilden Thieren wimmelnde Wüſte. Erſchüttert von dieſem furchtbaren Anblicke, ſchlug er leicht auf ſeine Trommel: „Was iſt dieß für ein Land?“ fragte er.

„Es iſt das Land der Drachen,“ antwortete die Stimme. „Sei auf deiner Hut, und verweile nicht in dieſem gefahrvollen Lande, wie ermüdet du dich auch fühleſt. Die Geiſter dieſer Gegend ſind die grimmigſten aller, und ihre furchtbaren Höhlen ſind von wilden Thieren erfüllt.“

Hierauf ließ die Stimme ſich nicht weiter hören, und Aſem, den es nicht räthlich dünkte, hier der Gefahr zu trotzen, nahm ſeine **Kappe**, ſetzte ſie auf den Kopf, und durchſchritt ſo die grauenvolle Wüſte, ohne Gefahr, von einem ihrer ſcheußlichen Bewohner angefallen zu werden, deren entſetzliches Gebrüll ihn gleichwohl ein wenig bange machte.

Er erreichte endlich das Ufer des Meeres, und erblickte in der Ferne die Inſeln Waak al Waak, deren brennendrothe Gebirge wie die von den Stralen der untergehenden Sonne vergoldeten Wolken erſchienen. Ihr erſter Anblick erfüllte ihn mit Staunen und Furcht; doch faßte er ſich bald wieder, und ſprach bei ſich ſelber:

„Warum fürchte ich mich ſo? da Gott mich gewürdigt hat, mich bis hieher zu geleiten, ſo wird er mich auch ferner zu beſchützen wiſſen, wenn es ſein Wille iſt.“

Er pflückte hierauf einige Früchte und aß ſie, und nachdem er ſich erfriſcht und ein Gebet geſprochen hatte, legte er ſich auf den Raſen nieder, und ſchlief feſt bis zum nächſten Morgen.

Sobald der Tag anbrach, ſchlug Aſem leiſe auf die Trommel: „Was willſt du?“ fragte ihn der Geiſt.

„Dich um die Mittel befragen, über dieſes weite Meer nach den Inſeln zu gelangen,“ antwortete Aſem.

„Das vermagſt du nicht,“ fuhr die Stimme fort, „ohne die Hülfe eines ehrwürdigen Weiſen, welcher eine Einſiedelei am Fuße des Gebirges bewohnt, welches du in der Ferne ſiehſt. Sie liegt eine Tagereiſe weit: bediene dich deines Balles, er wird dich binnen höchſtens einer halben Stunde hinführen. Verſchweig dem Greiſe nichts von deinen Abenteuern; denn er allein kann dir das Mittel angeben, über dieſes Meer zu gelangen.“

Aſem beſtieg ſeinen Ball, und wurde alsbald nach der Wohnung des Einſiedlers getragen. Er klopfte leiſe an die Thüre, welche ſich ſogleich aufthat. Aſem trat ein, er wurde aufs gaſtfreundlichſte von dem Greiſe aufgenommen, und bat ihn um ein Mittel, über das Meer zu gelangen.

„Was bewegt dich, mein Sohn,“ fragte der Greis, „eine ſo ſchwierige Reiſe zu unternehmen?“

„Mein Vater,“ antwortete der junge Mann, „laſſet euch für jetzo daran genügen, daß ich die glühendſte Sehnſucht hege, nach jenen Inſeln zu gelangen, und in dieſer Abſicht aus einem weit entlegenen Lande hergekommen bin.“

Der Weiſe ſtellte ſich bei dieſen Worten vor Aſem hin, öffnete ein großes Buch, und las ganz leiſe einige Stellen daraus. Von Zeit zu Zeit warf er auf den jungen Mann einen Blick des Erſtaunens, und endlich rief er aus:

„Großer Gott, welche Mühſeligkeiten und grauſamen Prüfungen ſind dieſem Unglücklichen aufbehalten!“

„Warum blicket ihr mich ſo an, mein Vater?“ fragte Aſem.

„Mein Sohn,“ antwortete der Greis, „ich will dir das Mittel angeben, jene Inſeln zu erreichen, weil deine Sehnſucht dahin ſo groß iſt: aber ich verhehle dir nicht, daß du den Gegenſtand deiner Nachforſchungen nicht eher erlangen wirſt, als bis du noch viel Mühſal überſtanden haſt. Jetzo, mein Sohn, erzähle mir noch umſtändlich deine Geſchichte.“

Als er dieſe vernommen hatte, ſprach er zu ihm: „Gott wird vergönnen, daß dir dieſe Unternehmung gelingt, wie gefahrvoll ſie ſei. Morgen, mein Sohn, wollen wir nach jenen Bergen reiſen, und ſollſt du dieſes wundervolle Meer überfahren."

Mit Anbruche des Tages machte der Einſiedler ſich mit Aſem auf den Weg; und nachdem ſie eine ſteile Anhöhe mit Mühe überſtiegen hatten, gelangten ſie an ein Gebäude, welches einer Feſtung ähnlich ſah. Sie traten in einen Hof, in deſſen Mitte ein rieſengroßes Erzbild ſtand; mehrere Röhren gingen davon aus und ergoſſen ſich in ein weites Marmorbecken. Dieſes Wunder war ein Werk der Geiſter.

Der Einſiedler zündete Feuer an, warf einiges Räucherwerk hinein, und ſprach mehrere für Aſem unverſtändliche Worte aus. Kaum hatte er ſeine Beſchwörungen beendigt, als die Wolken ſich ſchwärzten, ein heftiger Sturm ſich erhob, bleiche Blitze die Wolken zerriſſen, und Donnerſchläge in dem ganzen Gebirge widerhallten.

Aſem, lebhaft erſchüttert, betrachtete ſchweigend, was um ihn vorging; der Sturm machte jedoch weniger Eindruck auf ſein Gemüth, als das Geheul und das entſetzliche Getöſe, welches ſich mitten in dem Becken hören ließ, das alsbald mit ſchäumenden Wogen bedeckt war. Das Ungewitter beſänftigte ſich endlich, das Getöſe ſchwieg, und der Greis wandte ſich zu Aſem mit den Worten:

„Geh jetzo hinaus und betrachte das Meer, welches dir undurchſchiffbar erſchien."

Aſem ſtieg wieder auf den Gipfel des Berges und blickte neugierig nach dem Meere hin: ſein Erſtaunen konnte nicht größer ſein, als er nicht die geringſte Spur mehr von demſelben erblickte. Vergeblich ſuchte er noch ein Ueberbleibſel dieſes Meeres, deſſen Unermeßlichkeit ihn zuvor ſo erſchreckt hatte.

„Fahre fort, mein Sohn,“ ſprach der Weiſe zu ihm, „dein Vertrauen auf Gott allein zu ſetzen, und verfolge den Zweck deiner Reiſe.“

Mit dieſen Worten verſchwand der Einſiedler vor Aſems Blicken. Aſem ſetzte nun ſeinen Weg fort, und erreichte endlich mit Sonnenuntergange die Inſeln Waak al Waak. Bezaubernd erſchien ihm dieſes Land; üppige Wieſen und ſchattige Bäume boten ſich ſeinen Blicken dar; er wandelte lange durch reizende Gebüſche, deren Schweigen nur durch den wohllautigen Geſang der Vögel unterbrochen wurde.

Eine alte Frau kam endlich auf ihn zu; verwundert über den Anblick eines Mannes, fragten ſie ihn, woher er käme und was er wollte. „Habet Vertrauen zu mir,“ ſprach ſie zu ihm, „ich werde alles thun, was von mir abhängt, um euch zu befriedigen.“

Aſem, durch ſo verbindliche Worte ermuntert, erzählte der Alten einen Theil ſeiner Geſchichte und den Bewegrund ſeiner Reiſe. Sie ſchien innig gerührt von ſeinen Worten; und nachdem ſie einige Augenblicke nachgedacht hatte, verſprach ſie ihm behülflich zu ſein, um zu ſeiner Gattinn zu gelangen, welche Gefahr auch damit verknüpft wäre.

Beide kamen endlich an das Thor der Hauptſtadt, und die Alte benutzte die Dunkelheit der Nacht, Aſem hinein zu führen, und verbarg ihn in ihrem eigenen Hauſe. Sie empfahl ihm ausdrücklich, es nicht zu verlaſſen, denn der bloße Anblick eines Mannes könnte das ganze Land in Aufruhr bringen, und das weibliche Volk in Unruhe verſetzen.

Vierhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

Aſem, erfreut, endlich das Ziel ſeiner mühſeligen Reiſe erreicht zu haben, verſprach der Alten alles was ſie wollte, und mit hoffnungerfülltem Herzen dankte er dem Himmel, und flehte ihn an, noch ſeinen höchſten Wunſch zu erfüllen und ihn wieder mit ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern zu vereinigen.

Die Alte bereitete für Aſem ein Nachteſſen, welches er vortrefflich fand, obwohl die Speiſen dieſes Landes ganz verſchieden waren von denen, an welche er gewöhnt war. Er legte ſich hierauf nieder, und ſchlief mit ruhigem Herzen, was ihm endlich höchſt nöthig war, und erwachte am folgenden Morgen erſt ſehr ſpät.

Als er die Augen aufſchlug, erblickte er die Alte, welche am Fuße ſeines Bettes ſaß: „Mein Sohn,“ ſprach ſie zu ihm, „ich muß dir ſagen, daß deine Gattinn ſeit ihrer Trennung von dir viel Leiden erduldet hat; niemand kann dir beſſer von ihr Nachricht geben, als ich, weil ich die Amme der Königinn und aller ihrer Schweſtern bin. Ich bin oft Zeuge der ſchmerzlichen Reue geweſen, welche ſie bei dem Gedanken empfindet, daß ſie ſich muthwillig von dir getrennt hat, und ich habe mich bemüht, ihren Kummer zu lindern.“

Aſem vergoß bei dieſen Worten wehmüthige Thränen; die Alte konnte ihn nur durch das Verſprechen tröſten, ihn bald zu der Prinzeſſinn zu führen.

Nachdem ſie Aſem von allen Trübſalen ſeiner Gattinn, ſeitdem ſie nach der Inſel heimgekehrt war, unterrichtet hatte, verließ ſie ihn, und begab ſich nach dem Palaſte, wo ſie die Königinn mit ihren Schweſtern in Berathung über das Schickſal der Gattinn Aſems traf, der ſie es noch nicht hatten verzeihen können, daß ſie einen vom Menſchengeſchlechte geheiratet hatte. Der Beſchluß ihrer Berathung war, ſie qualvoll tödten zu laſſen, um mit ihrem Blute die ihrem erlauchten Geſchlecht angethane Schmach abzuwaſchen.

Sobald die Alte eintrat, erhoben ſich die Königinn und ihre Schweſtern ehrfurchtsvoll, und luden ſie ein, ſich zu ſetzen.

„Was habt ihr über das Schickſal eurer unglücklichen Schweſter entſchieden?“ fragte ſie die Königinn.

„Angeſehen,“ antwortete die Königinn, „daß ſie eine Misheirat eingegangen, indem ſie ihre Hand einem Weſen gereicht hat, welches nicht zum Geiſtergeſchlechte gehört; daß dieſe Entehrung auf uns zurückfällt, und daß unſer Geſchlecht uns mit Recht deshalb verachten würde: ſo haben wir beſchloſſen, daß ſie, ohne Hoffnung auf Erbarmen, umkommen ſoll.“

„Ihr Tod wird auf euer Haupt zurückfallen,“ rief die Amme aus; „denn es iſt uns nicht erlaubt, einen bloßen Fehltritt durch ein ſo entſetzliches Verbrechen zu beſtrafen. Uebrigens bitte ich euch um die einzige Gnade, ſie noch einmal ſehen zu dürfen.“

Nach Bewilligung dieſer Erlaubnis, führte man die Alte ſogleich in das Gefängnis der unglücklichen Prinzeſſinn, welche ſie bleich und in Thränen gebadet antraf; ihre Kinder ſpielten um ſie her, und bemühten ſich, durch ihre unſchuldige Fröhlichkeit und ihre ſüßen Liebkoſungen die traurigen Gedanken der Mutter zu zerſtreuen. Ihre Amme weinte anfangs mit ihr, umarmte ſie zärtlich, und nachdem ſie ſie ermahnt hatte, ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen, ſuchte ſie ihr Hoffnung zu geben, daß ihre Leiden vielleicht bald geendigt ſein würden.

„Theure Amme,“ rief die Prinzeſſinn aus, „deine zärtlichen Worte ſind immer für mich ein lindernder Balſam geweſen; aber ich weiß nicht, warum ſie gerade heute mehr Kraft haben, als gewöhnlich: ich fühle zum erſtenmal einen Stral der Hoffnung bis auf den Grund meiner Seele dringen.“

„Es iſt ein Vorgefühl des Glücks, welches der Himmel dir ſendet, meine Tochter,“ fuhr die Amme fort: „tröſte dich, dein Gatte iſt, nach unzähligen Gefahren, endlich bis in dieſes Land gelangt; er iſt gegenwärtig in meiner eigenen Wohnung, und binnen kurzer Zeit wird er bei dir ſein!“

Die Freude, welche in dieſem Augenblicke die arme Gefangene durchdrang, wäre ihr faſt tödtlich geworden: aber nachdem die Alte ſie einige kräftige Wohlgerüche einathmen laſſen, kam ſie wieder zu ſich, und ſchickte die erſten Worte, welche ſie auszuſprechen vermochte, dankbar gen Himmel.

Als die Amme ſie ganz wieder hergeſtellt ſah, umarmte ſie ſie zärtlich, und verließ ſie, um zu Aſem zurückzukehren. Nachdem ſie dieſem alles erzählt hatte, was zwiſchen der Königinn und ihren Schweſtern vorgegangen war, rieth ſie ihm, ſeine Gattinn ſo ſchleunig als möglich zu entführen.

Aſem, außer ſich, vergoß Thränen des Schmerzes und der Wuth, als er die Erzählung von der Grauſamkeit der Königinn hörte, und brannte vor Ungeduld mit der Vielgeliebten ſeines Herzens wieder vereinigt zu ſein.

Als die Nacht gekommen war, führte die Amme ihn an den Fuß des Thurmes, worin die Prinzeſſinn verſperrt war, und nachdem ſie ihm alle nöthigen Weiſungen gegeben, befahl ſie ihn dem heiligen Propheten, und verließ ihn eilig.

Aſem brachte die übrige Nacht in Gebeten zu, und als er die Morgenröthe erblickte, ſetzte er ſeine Kappe auf den Kopf, und ward allen Augen unſichtbar. Die Königinn erſchien alsbald, im Gefolge mehrerer Sklavinnen; ſie öffnete die Thüre des Gefängniſſes, und Aſem, der ſich unter ihr Gefolge gemiſcht hatte, ging mit ihr hinein, ohne von jemand geſehen zu werden.

Mit Mühe hielt er die Gefühle des Schmerzes und der Liebe zurück, welche ihm beim Eintritt in dieſe traurige Wohnung beſtürmten, drückte ſich in einen Winkel des Gefängniſſes, und war Zeuge der unwürdigſten Behandlung, welche die Königinn ihre unglückliche Schweſter widerfahren ließ. Nachdem ſie ſie auf die grauſame Weiſe verhöhnt hatte, deutete ſie ihr an, ſich auf den Tod vorzubereiten, und befahl ihren Sklavinnen, ſie mit ihren ſchönen Haaren an einen der Pfeiler des Gefängniſſes zu binden.

„Haltet ein, erbarmungsloſe Henkersknechte, und fürchtet die Rache des Himmels!“ rief Aſem aus, unvermögend länger den glühenden Zorn zurückzuhalten, der ihn ergriffen hatte.

Die Königinn, erſchrocken über die drohende Stimme, welche ſich hatte hören laſſen, blickte furchtſam um ſich her, und floh, von ihren Sklavinnen gefolgt, ſchleunig von hinnen; indeß die Prinzeſſinn, welche die Stimme ihres Gatten erkannt hatte, ihre beiden Hände auf ihre Bruſt legte und ihre ſchönen Augen zum Himmel emporhob, um ihm für die unverhoffte Hülfe zu danken. Sobald die Königinn das Gefängnis verlaſſen hatte, nahm Aſem die unſichtbarmachende Kappe ab, und flog in die Arme ſeiner Gattinn.

„Grauſame,“ ſprach er zu ihr, „ſo belohnteſt du ſo viel Zärtlichkeit, ſo viel Liebe?“

„Ach!“ antwortete die Prinzeſſinn, „erinnere mich nicht an ein Vergehen, welches ich ſchon tauſendmal bereuet habe, und wofür ich ſo lange und ſo gerecht beſtraft worden bin! Verzeih mir, theurer Gatte,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich zu ſeinen Füßen warf, und vergiß das Unrecht, welches ich allein mir unaufhörlich vorwerfen muß.“

Aſem, erweicht, hob ſie auf und drückte ſie an ſein Herz, zugleich mit ſeinen geliebten Kindern; und als die erſten Entzückungen ihrer Freude geſtillt waren, beſchäftigten ſich alle beide mit den Mitteln, aus dieſem ungaſtlichen Lande zu entfliehen.

Gegen Abend öffneten ſich die Thüren des Gefängniſſes; Aſem ſetzte ſeine Kappe wieder auf, und ſetzte ſich unſichtbar in einem Winkel des Thurmes. Die Schließerinn trat herein, und brachte der Prinzeſſinn ihren gewöhnlichen Unterhalt; und da ſie in derſelben Kammer zu ſchlafen pflegte, ſo aß ſie bei ihr zum Abend, und ſchlief endlich feſt ein.

Aſem benutzte eine ſo günſtige Gelegenheit, näherte ſich leiſe der grimmigen Schließerinn, und nachdem er das Schlüſſelbund, welches ſie an ihrem Gürtel trug, abgelöſet hatte, öffnete er behutſam die Thüre des Thurmes, und zog eilig ſeine Gattinn und ſeine Kinder aus dieſer trübſeligen Wohnung, in welcher er die Schließerinn ſelber verſchloß. Sie machten ſich eilig hinweg, und obwohl mit ihren beiden Kindern beſchwert, wanderten ſie dennoch die ganze Nacht hindurch mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſie bei Sonnen-Aufgange ſchon weit von der Stadt waren.

Als die Königinn die Flucht ihrer Schweſter wahrnahm, gerieth ſie in unbeſchreiblichen Zorn; ſie rief alle Geiſter ihrer Bekanntſchaft zu Hülfe, die ſich auch beeiferten ihr zu gehorchen: und alsbald erhob ſie ſich mit einem zahlloſen Heere zur Verfolgung der Flüchtigen, ganz entſchloſſen, ſie in Stücke zu hauen.

Aſem, auf der Flucht, war ganz erſtaunt, als er ſich umſah, und hinter ſich eine dicke Staubwolke erblickte; er wurde von Schecken ergriffen, als er das ungeheure Heer der Königinn erkannte; ſchon hörte er das Kriegsgeſchrei, unterſchied die Fahnen, und bei dem Blinken der feindlichen Lanzen konnte er weder an Vertheidigung denken, noch ſchnell genug entfliehen. Was konnte ihm ſein Muth gegen ein ſo mächtiges Heer helfen? Er ergriff alſo ſeine Trommel, und ließ ſie gewaltig ertönen, ſo daß auf der Stelle Legionen von Geiſtern die Ebene erfüllten, in einem Augenblick in Schlachtordnung geſchaart ſtanden, und kühnlich dem Heere der Königinn entgegen zogen. Hierauf erhob ſich der furchtbarſte Kampf, den man noch bis auf dieſen Tag geſehen hatte, denn es waren nicht Menſchen, ſondern alle Geiſter der Erde, die gegen einander fochten. Die Streiter Aſems errangen endlich den Sieg, und die Königinn wurde mit ihrem Gefolge gefangen.

Als Aſems Gattinn ihre Schweſter in einer ſo demüthigen Lage ſah, beeilte ſie ſich, ſie zu tröſten, warf ſich ihrem Gemahle zu Füßen, und bat für die Königinn um Gnade. Aſem betheuerte, er dächte an keine Rache, behandelte ſie mit der ehrerbietigſten Schonung, und verſprach ihr, all ihr Unrecht zu vergeſſen, wenn ſie ihrer Schweſter ihre ganze Zärtlichkeit wiederſchenken wollte.

Die Königinn von Waak al Waak, innig gerührt durch ein ſo großmüthiges Verfahren, fühlte in tiefſter Seele Vorwürfe aufſteigen; ſie ſtürzte ihrer Schweſter in die Arme, und bat ſie, ihre ungerechte und grauſame Behandlung zu vergeſſen.

Von Stund an wurde der Friede geſchloſſen, Freudenfeſte wurden in beiden Lagern angeſtellt, und währten mehrere Tage hindurch.

Die Königinn von Waak al Waak ſagte endlich ihrer Schweſter und ihrem Schwager Lebewohl, und nach zärtlichen Umarmungen, trennten ſich die ſiegloſen und ſieghaften Geiſterſchaaren, vollkommen zufrieden mit einander.

Aſem und die Seinigen nahmen nun ihren Weg nach der Wohnung Abd al Süllybs, wo ſie mit Hülfe der Geiſter und des Balls in wenigen Tagen anlangten.

Der Greis empfing ſie freundlich, und bewirthete ſie mehrere Tage mit großer Pracht. Die Erzählung von Aſems Fahrten ergetzte ihn ſehr, und vor allen machte die Geſchichte von der Kappe, der Trommel und dem Ball ihm großes Vergnügen. Aſem glubte, in der Folge dieſer drei Stücke nicht mehr zu bedürfen, und bat Abd al Süllyb, die Kappe zum Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Der Greis nahm ſie mit Vergnügen an, und machte ihm Gegengeſchenke von ſehr hohem Werthe.

Die beiden Gatten ſetzten ihren Weg fort, und hielten nicht eher an, als bei der Wohnung Abd al Kuddus, welcher ſie eben ſo gaſtlich aufnahm, wie ſein Bruder; die Erzählung von Aſems wunderbaren Abenteuern ergetzte ihn nicht minder; mit Freuden nahm er die ihm gebotene Zaubertrommel an, und verſprach, ſie ſtäts zu ſeinen Dienſten bereit zu halten, wenn er ihrer noch jemals bedürfen ſollte.

Als Aſem ſich dem Palaſte der Schweſtern näherte, ſah er ſie ſchon ihm entgegen kommen; ihre zärtliche Beſorgnis hatte ihnen, ſeit ſeiner Abreiſe nach den Inſeln Waak al Waak, keinen Augenblick Ruhe gelaſſen. Bei ſeinem Wiederſehn brachen ſie in freudiges Entzücken aus, und im Triumphe führten ſie beide Gatten in ihren Palaſt, wo prachtvolle Feſte ſie erwarteten.

Aſem hatte alle Mühe von der Welt, ſeine liebenswürdigen Beſchützerinnen und ihren reizenden Wohnort zu verlaſſen. Hier war es, wo er ſeine Vielgeliebte zuerſt geſehen und ſie geheiratet hatte, und die Erinnerungen ſeiner Liebe und ſeines Glückes verliehen dieſem Ort einen Zauber, welchen er nirgendwo anders finden konnte.

Man mußte ſich endlich jedoch trennen; der Zauberball wurde den Schweſtern dargeboten, welche ſich vornahmen, davon Gebrauch zu machen, um manchmal Aſem und ſeine Gattinn zu beſuchen; damit wurde das letzte Lebewohl geſagt.

Sie reiſten nun ohne Aufenthalt bis Balſora. Nichts vermöchte die Freude auszudrücken, welche die Mutter Aſems beim Wiederſehn ihres Sohnes empfand, den ſie ſchon verloren glaubte und ſo lange beweinte. Die Wirkung dieſer Freude war ſo groß, daß ſie, die vom unaufhörlichen Weinen erblindet war, in einem Augenblicke geheilt wurde, und ihr Geſicht wieder erhielt, welches alle Anſtrengungen der Kunſt ihr nicht wiederzugeben vermocht hatten.

Dieſes Ereignis wurde als ein großes Wunder angeſehen: das Gerücht davon kam auch zu den Ohren des Chalyfen Harun Arreſchyd, welcher, neugierig nach der Bekanntſchaft ſo ungewöhnlicher Leute, wie Aſem und die Prinzeſſinn von Waak al Waak, hinſandte und ſie bewillkommen ließ, wie ſchon die ganze Stadt gethan hatte. Zugleich ließ er Aſem entbieten, vor ihm zu erſcheinen, und ſeine Gattinn zu der Fürſtinn Sobeïde zu führen, welche vor Verlangen brannte, ſie wiederzuſehen.

Aſem gehorchte; als er vor Harun trat, verneigte er ſich ehrfurchtsvoll, und nachdem der Fürſt einen ſeiner Schreiber hatte herein kommen laſſen, begann Aſem ſeine Geſchichte; und ſeine Erzählung verwunderte den Chalyfen dermaßen, daß er den Erzähler mehrmals unterbrach, und dem Schreiber befahl, ja nichts auszulaſſen, und keinen Umſtand dieſer wunderbaren Abenteuer zu verändern.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Anmerkungen.

1) Pariſade bedeutet im Perſiſchen Feen-Kind, (der Peri's vergl. die Vorrede zu Bd. I. S. XVIII): die Griechen haben Paryſatis daraus gemacht. E. G. — Bahman heißt der Langarmige, d. i Mächtige, wie Longimanus. Perwis iſt der Name des Perſiſchen Königs Chosru Parvis zur Zeit Mahomeds.

2) Bülbül-beſar heißt die tauſend Nachtigallen. E. G.

3) Dieſe Liſt erinnert an die des Odyſſeus, bei den Sirenen. E. G.

4) Die Morgenländer machen häufig Gebrauch von den Tränken, welche Fruchtbarkeit erregen ſollen. Alle Welt kennt jene berühmten Schwalbenneſter, von denen in China eine ſo große Menge verzehrt wird, und welche die Malaien auch an den Küſten von Neu-Holland aufſuchen, und damit im Morgenlande Handel treiben. — Der Verfaſſer gibt an einer anderen Stelle auch eine Anweiſung zur Bereitung des gewöhnlich gebrauchten Mittels zur Fruchtbarkeit, deſſen

Beſtandtheile hauptſächlich Aphrodiaſica ſind, wie Zimmet, weißer Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken u. ſ. w. E. G.

5) Die Weiber des Harems, welche das Glück haben, das erſte männliche Kind zur Welt zu bringen, erhalten dadurch ſchon den Titel Sultaninn. E. G.

S. 101. das ferne Wunderland der Kaffen hängt vermuthlich mit dem Gebirge Kaf, welches die Welt umgürtet, zuſammen.

S. 114. Tſchifut iſt Rabbiniſch und bedeutet, unſinnig, thörig S. 116. Sulhiat findet ſich nicht im Rabbiniſchen.

6) Der Selam iſt eine Zuſammenſetzung aus Blumen, deren man ſich im Morgenlande zum Briefwechſel bedient. E. G. — Ueber dieſe ſogenannte Blumen-Sprache, zu welcher aber auch mancherlei andere Gegenſtände gebraucht werden, auf deren Namen gewiſſe, beiden Theilen bekannte Sprüche reimen, vergl. einen ausführlichen Anhang zu des Grafen Eduard Raczynski maleriſcher Reiſe im Osmaniſchen Reiche, in v. d. Hagen's Ueberſetzung, Breslau 1824.

7) Aſad-bacht bedeutet im Perſiſchen ausgezeichnetes Glück. E. Seïſtan iſt eine Provinz Perſiens.

8) Sipehſalar bedeutet im Perſiſchen Anführer des Heeres. E. G.

9) Tarek-Serwar bedeutet im Perſ. tapferer Ritter. E. G.

10) Chodadad: vergl. Anmerk. 22. zu Bd. VI.

11) Chilat iſt . . . ? Bacht-jar heißt wörtlich Glücksfreund.

S. 156. Behesad: Beh-ſad heißt glücklich geboren.

12) Hundert Lak Dynare ſind zehn Millionen Goldſtücke. E. G.

13) Abu-ßaber bedeutet Vater der Geduld. E. G.

S. 180. Abrahab iſt ſ. v. a. Abraham.

S. 192. Kamkar bedeutet im Perſ. ſehr begierig, im Indiſchen Liebebegierig. Kardar heißt Wirker, Schaffender.

14) In allen morgenländiſchen Karawanen iſt jedes Kameel an das vor ihm gehende gebunden; das vorderſte wird durch einen Eſel geführt. E. G.

S. 224. Fareksad: beſſer Firuk-ſad, d. h. im Perſ. Glücklich-geboren.

S. 232. Salomon: vergl. Anmerk. 21. zu Bd. I.

15) (S. 240.) Beh-rus bedeutet im Perſ. Glücklicher Tag. E. G.

S. 257. Abu-temam bedeutet Vater der Vollkommenheit; iſt auch Name eines Arabiſchen Dichters.

Inhalt des zehnten Bändchens.

Seite
Geſchichte der drei Geſchwiſter. 3
427ſte Nacht. 12
428ſte Nacht. 22
429ſte Nacht. 29
430ſte Nacht. 39
431ſte Nacht. 47
432ſte Nacht. 56
433ſte Nacht. 61
434ſte Nacht. 72
435ſte Nacht. 79
436ſte Nacht. 93
Geſchichte des jungen Prinzen und des grünen Vogels. 98
437ſte Nacht. 103
438ſte Nacht. 108

	Seite
Geſchichte des Prinzen Mahmud.	113
439ſte Nacht.	118
Geſchichte der zehn Weſyre.	122
440ſte Nacht.	125
441ſte Nacht.	142
Der vom Glücke verlaſſene Kaufmann.	145
442ſte Nacht.	152
Beheſad der Ungeduldige.	156
443ſte Nacht.	163
Abuſaber der Geduldige.	166
444ſte Nacht.	172
Der Prinz von Sangebar.	180
445ſte Nacht.	189
König Dabdyn und ſeine beiden Weſyre.	192
446ſte Nacht.	195
447ſte Nacht.	205
448ſte Nacht.	209
Der König und die Königinn von Abyſſinien.	216
449ſte Nacht.	217
450ſte Nacht.	228
451ſte Nacht.	237

Seite

Der Juwelier. 239

452ſte Nacht. 247

Abutemam. 257

Aſem und die Geiſterköniginn. 269

453ſte Nacht. 271

454ſte Nacht. 276

455ſte Nacht. 281

456ſte Nacht. 301

457ſte Nacht. 311

Verbeſſerungen.

Seite 7 Zeile 7 von unten lies unterbrach für unrerbrach.
— 7 Z. 3. v. u. l. beſtimmt f. biſtimmt.
— 10 Z. 5. v u. l. Entbindung f. Entbinbung.
— 21 Z. 6. von oben l. beſetzte f. beſezt.
— 27 Z. 5. v. o. l. ausgegoſſen f. gegoſſen.
— 30 Z. 6. v. u. l. des Rechts f. der Rechts.
— 41 Z. 12. v. o. ſtreiche iſt.
— 41 Z. 6. v. u. l. ihr f. ihe.
— 56 Z. 1. v. o. l. dem f. den.
— 56 Z. 11. v. u. l. jedoch f. zedoch.
— 69 Z. 12. v. o. l. zurückrufen f. zurückzurufen.
— 73 Z. 2. v. o. fehlt daß vor ihr.
— 81 Z. 5. v. u. l. ihr f. ſie.
— 87 Z. 9. v. u. l. desgleichen f. dergleichen.
— 114 Z. 1. v. u. l. l. hatte ſogar f. ſogar hatte.
— 119 Z. 12. v. u. l. Zieraten f. Zierraten.
— 128 Z. 11. v. o. l. laſſen f. läßt.
— 143 Z. 12. v. o. l. daß f. das.
— 152 Z. 13. v. u. l. den f. das.
— 153 Z. 3. v. o. l. meinen f. mein.
— 169 Z. 9. v. o. l. ſeinen f. ſeinem.
— 171 Z 3. v. u. l. gehabt f. gehabe.
— 180 Z 6. v. u. l. daß f. das.
— 187 Z. 11. v. o. l. herab f. heraus.
— 189 Z. 9. v. o. l. warf f. ward.
— 193 Z. 8. v. o. l. feier f. feierlichkeit.
— 201 Z. 7. v. u. ſtreiche auf.
— 218 Z. 9. v. o. l. Tage in f. Tag ein.
— 235 Z. 6. v. o. ſtreiche hatte.
— 252 Z. 13. v. o. l ihm f. ihn.
— 265 Z. 10. v. o. l. Serwar f. Sewar. (öfter)
— 310 Z. 8. v. u. l. fragte f. fragten.
— 314 Z. 7. v. u. l. Königinn f. Köiginn.
— 318 Z 11. v. o. l. ſondern f. ſendern.

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Elftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die Erzählungen dieſes Bandes hat zuerſt **Jonathan Scott** aus dem Arabiſchen überſetzt, und dieſelben, im ſechsten Bande ſeiner i. J. 1811 gedruckten Ausgabe der Engliſchen Ueberſetzung von **Galland's** Arbeit, als deren Ergänzung, beigefügt.

In der Vorrede zum erſten Bande handelt Scott von der Echtheit der 1001 Nacht, und beſtätigt ſie durch die Zeugniſſe der Reiſenden, **Capper**, **Dallaway**, **Ruſſell** u. a., ſo wie durch die Handſchriften im **Vatikan**, in **Paris**, im **Brittiſchen Muſeum**, und in Privatſammlungen. Die von ihm angeführte Stelle, aus Ruſſels Geſchichte von **Haleb**, über die dort noch fortlebende allgemeine Luſt an dergleichen Erzählungen, und über die Geſchicklichkeit der Erzähler, welche ein eigenes Gewerbe daraus machen, iſt auch von **Gauttier**, in ſeiner Vorrede mitgetheilt, und darnach bei uns (vor Bd. I. S. xi) wiederholt. Weiter, fand Ruſſell in jener Stadt, beſonders im gemeinen Volksleben und auf den Straßen, manche Auftritte der 1001 Nacht anſchaulich vergegenwärtigt.

Scott erinnert dabei auch an die Indiſchen Bhat's, oder Haus-Barden, welche eigens dazu beſtellt ſind, Legenden aus ihrer Religion oder Heldenthaten vom Stamme ihres Herrn vorzutragen; und bemerkt, wie die Geſchichtenerzähler dort manchmal zugleich den Götzendiener, den Verehrer Muhammeds und den neugierigen Chriſten ergetzen.

Scott ſelber unterhielt in Bengalen einen Menſchen der letzten Art in ſeinem Dienſt, um zugleich die Sprache, Sitten und Gebräuche Hindoſtans kennen zu lernen. Dieſer erzählte oft auf die von Ruſſell beſchriebene Weiſe, mit Begleitung von Mienen- und Gebärden-Spiel, zuweilen auch ſtillſitzend; aber, als ein Dienender, brach er nie ſeine Erzählungen ab. Seine Helden waren meiſt Radſchah's, Sultane und andere Hindoſtaniſche Perſonen; und obgleich die Abenteuer ähnlicher Art geweſen, doch erinnert ſich Scott nicht einer beſtimmten Wiederholung aus 1001 Nacht. Dieſe ſcheint aber den Nukkal's, oder Geſchichtenerzählern, in Dhely und anderen großen Städten des Landes, während der Mogul-

Herrſchaft, bekannt geweſen zu ſein, weil Bruchſtücke derſelben in Murſchabad, der Hauptſtadt Bengalens, gefunden worden. Eins davon hat Scott erhalten, und i. J. 1800 daraus eine Erzählung *) mitgetheilt, welche in Galland's Ueberſetzung fehlt, und vermuthlich auch in deſſen Urſchrift; weil die Handſchriften der 1001 Nacht, bald nach der Einleitung, wo Scheheraſade ihre Erzählungen beginnt, in Folge und Inhalt derſelben mannigfaltig abweichen.

Scott meint, daß die Arabiſche Urſchrift der 1001 Nacht viel weniger, als ſechs und dreißig Bände betrage, welche ihr Galland **) beilegt, und daß ihre Grundlage den Novelliſten der geſammten muſelmänniſchen Welt Anlaß zu Einmiſchungen gegeben, ſo daß nicht zwei Handſchriften aus verſchiedenen Gegenden übereinſtimmen, ſodern jede mit den Volkserzählungen ihrer Heimat verſetzt iſt.

Ueber die Pariſer (einſt Galland gehörigen) Handſchriften ſchreibt de Sacy an den Dr. White, daß ſie unvollſtändig ſind und die Geſchichte Sindbads nicht enthalten: es ſcheine, Galland habe häufig anderswoher gezogene Erzählungen in ſeine Uebertragung eingeſchaltet; jedoch ſei verſi-

*) Die von den ſieben Weſyren. ſ. unten.

**) In ſeiner Vorrede, bei uns Bd. I. S. xxxvi.

chert worden, daß die Geſchichte Sindbads ſich wirklich in einer aus Aegypten gebrachten Handſchrift der 1001 Nacht befinde. *)

In einer ungebundenen und unbezifferten Handſchrift der Kirchenbibliothek zu Oxford fand Scott die Geſchichte Sindbad's, von Galland's Ueberſetzung nicht weſentlich abweichend, aber noch mit einer Vorrede, als ſelbſtändiges Werk, und nicht als Theil der 1001 Nacht, **) obwohl ſie in Galland's Abſchrift vermuthlich ein ſolcher geweſen. ***) Die Handſchrift enthält ſonſt nur noch drei kurze Geſchichten.

In derſelben Büche rſammlung ſind aber noch folgende Handſchriften von Theilen der 1001 Nacht:

1) Nr. 20. enthält die Einleitung und die folgenden Erzählungen, bis zur Geſchichte von den drei Aepfeln (bei uns Bd. III. Nacht 96.), wie bei Galland; demnächſt folgt die Geſchichte von Nureddin Ali und Bedreddin Haſſan (bei uns Bd. III., Nacht 97.); hierauf kommen die Abenteuer

---

*) Sacy hatte durch v. Hammer Nachricht von deſſen Handſchrift, vergl. Cauſſin's Vorrede (bei uns vor Bd. XIII.) und v. Hammer, vor ſeiner Ergänzung, S. xv.

**) Vergl. über den Sindbad unſ. Bd. I. S. xix. xxxix.

***) Vergl. hierüber Cauſſin's Vorrede, vor unſ. Bd. XIII.

des Buckligen u. ſ. w., bis zum Schluſſe der Geſchichte vom ſechsten Bruder des Barbiers (bei uns Bd. III. IV. Nacht 127 bis 188): alles wie bei Galland, der nur vor die drei Aepel die Geſchichte Sindbad's einſchiebt.

2) Nr. 21. ſteht als der achte Theil der 1001 Nacht verzeichnet. Nach dem erſten Blatte fehlen mehrere Blätter, und die Zahl der Nächte ſteht nicht bemerkt. Die Handſchrift beginnt mit der Fortſetzung der Abenteuer des Emir-ben-Naoman, ſeines Gefährten Eberweſeh und der Prinzeſſinn Roſut-al-Seman, welche aber noch nicht beendigt ſind, obwohl es ein dicker Quartband iſt. Dieſe Erzählung findet ſich nicht bei Galland, und weder in Ruſſel's, noch in Wortley Montague's Handſchrift,*) noch in Scott's Bengaliſchem Bruchſtücke.

Die Handſchrift des Brittiſchen Muſeums (in London) hat Scott nicht geſehen: nach dem Verzeichniſſe, iſt ſie Fol. und enthält einen Theil der 1001 Nacht.

Seit dem Jahre 1800 begann Scott eine Ueberſetzung der 1001 Nacht, aus der Handſchrift, welche ſich Wortley Montague im Morgenlande verſchafft hatte, und die beim Verkaufe ſeiner zahlreichen morgenländiſchen Handſchriften, in den Beſitz des Profeſſors White zu Oxford kam. Dieſer überließ ſie an Scott, unter der Bedingung, daß, wenn er ſie etwa wieder veräuſſern wollte, ſie zuerſt den Pflegern der Bodley'ſchen Bücherſammlung (in Oxford) angeboten werden ſollte: demzufolge jetzo (1811) dieſe Handſchrift auch dort aufbewahrt wird, mit einem Inhaltsverzeichniſſe und einigen Anmerkungen von Scott.

---

*) Die letzte iſt eben die von Scott benutzte, aus welcher zwar die Geſchichte einer Tochter des Sultans Emir-ben-Naoman (bei uns Nacht 489.) vorkömmt.

Der Hauptmann Jonathan Scott, der bei ſeinem vieljährigen Aufenthalt in Indien Perſiſcher Secretär des General-Guvernörs war, und 1811 zu Oxford Profeſſor der Morgenländiſchen Sprachen an der Kriegsſchule und des Oſtindiſchen Kollegiums u. ſ. w. war, und auch durch ſeine Ueberſetzungen won Feriſchta's Geſchichte von Dekkan, der Denkwürdigkeiten des Eraduts Chan und des Behar Danesch *) rühmlich bekannt iſt, — gab zuerſt in W. Ouſe-

---

*) Perſiſche Erzählungen des Inatulla von Dehli, deren Nachahmung vom Obriſten Dow (1768) auch ins Franzöſiſche überſetzt iſt.

ley's Oriental Collections Vol. I. (1797) p. 245 — 57, Nachricht von ſeinem (Bengaliſchen) Bruchſtücke der 1001 Nacht, und dabei einen Auszug der bei Galland fehlenden Geſchichte der ſieben Weſyre (bei uns vierzig W. Bd. I., Nacht 14. ff.), nebſt einer Erzählung von dieſen (die Geſchichte Mahmuds, Nacht 19), Arabiſch und Engliſch.

In derſelben Sammlung, Vol. II. (1798) p. 25 — 35, gab dann Scott noch ausführlicher den Inhalt dieſes Bruchſtücks, ſo wie der vollſtändigen, von White gekauften Handſchrift, in ſieben Bänden, deren Vergleichung mit der Ruſſell'ſchen Handſchrift,*) die Auslaſſung der Geſchichte Sindbads in beiden, ſo wie andere Umſtände, ihn vermuthen ließen, daß keine Handſchrift dieſes Werkes der andern gleich,**) die ganze 1001 Nacht nicht von dem Verfaſſer der erſten zwei Bände, die Geſchichte Sindbad's eingeſchoben, und die Geſchichte Kamar-al-ſamans (wie in der Ruſſell'ſchen Handſchrift) die letzte des erſten Verfaſſers wäre,*) die übrigen Erzählungen aber Perlen glichen, welche regellos auf denſelben Faden gezogen worden.

---

*) Ruſſell konnte in Haleb nur 2 Bände der 1001 Nacht auftreiben und kaum eine Abſchrift davon erhalten. Sie enthält nur 280 Nächte. Er bemerkt dabei, daß ihm in der Vatikaniſchen Bibliothek mehrere vollſtändige Handſchriften gezeigt worden. Russel's history of Aleppo I, 385. (wiederh. Ouseley I, 246.) Er gab dann nähere Nachricht vom Inhalte ſeiner Handſchrift im Gentlemen's Magazine 1799. Febr.

**) Daß jedoch die vier aus Aegypten ſtammenden Handſchriften (Itali[illegible]'s, Clarke's, Varſy's, Hammers, jezt Rzewuski's) genau übereinſtimmen, vergl. v. Hammers Vorrede, zu ſeiner Ergänzung S. XLVIII.

Dieſe urſprünglich von Montague im Morgenlande beſchaffte Handſchrift war die vollſtändigſte, welche bis dahin nach England, und vielleicht nach Europa, gekommen, und hat folgenden

Inhalt:

Erſter Band, 472 Seiten.

(Die auch bei Galland befindlichen Erzählungen ſind durch ein G. bemerkt.)

Die Einleitung, beinahe eben ſo, wie bei Galland, außer daß die langen Unterredungen des Weſyrs und ſeiner Tochter, und die Fabel von dem Ochſen, Eſel, Kaufmann, Hund und Hahn, fehlen.

---

*) Sie bricht auch mit dem dritten Bande der Galland'ſchen Handſchrift, in der Pariſer Bibliothek, ab. Vergl. Cauſſin's Vorrede (bei uns vor Bd. XIII.)

Geſchichte vom Kaufmann und dem Geiſte, S. 9. G.

Der Greis mit der Antelope, S. 14. G.

Der Greis mit den beiden ſchwarzen Hunden, S. 24 G.

Der Greis mit dem Maulthiere, S. 34.

Beſchluß der Geſchichte von dem Kaufmann und dem Geiſte, S. 43. G.

Geſchichte vom Fiſcher und dem Geiſte, und darin die Erzählungen von dem Arzte Duban,*) und dem Könige der ſchwarzen Inſeln, faſt ebenſo wie bei Galland. S. 44. G.

Der Laſtträger und die Schweſtern von Baghdad, S. 110. G.

Geſchichte des erſten Kalenders, S. 144. G.

Geſchichte des zweiten Kalenders, S. 152. G.

Geſchichte des dritten Kalenders, S. 174. G.

*) Die bei Gauttier und uns hier folgenden Geſchichten der vierzig Weſyre, hat auch Scott's Bruchſtück, zwar nicht hier, ſondern nach den Geſchichten der drei Schweſtern und Kalender.

Geſchichte der drei Schweſtern, deren erſte Galland Sobeide nennt, S. 231. G.

Geſchichte der zweiten Schweſter, und Beſchluß der Abenteuer des Chalyfen mit den Schweſtern, Kalendern und dem Laſtträger, S. 260. G. *)

Geſchichte von dem Schneider und dem Buckligen, S. 295. G.

Geſchichte vom Chriſtlichen Kaufmann, S. 308. **)

Geſchichte vom jungen einhändigen Manne, — der Schluß mangelnd, S. 312. G.

Geſchichte vom einäugigen Schneider, einem der Brüder des Barbiers. S. 314. G.

Geſchichte von Fikfik, einem andern Bruder des Bardes Barbiers, — dem Bettler, bei Galland. S. 323. G.

---

*) Daß hierauf bei Galland und uns die Abenteuer Sindbads folgen, iſt ſchon bemerkt.

**) Die vom Chriſtlichen Kaufmann erzählte Geſchichte, bei Galland, iſt eben die folgende, (bei uns Nacht 132 ff.) — Die hier noch fehlenden Geſchichten ſtehen weiter unten, eine erſt im 5ten Bde.

Geſchichte von einem dritten Bruder des Barbiers, — dem Schlächter bei Galland. S. 327. G.

Geſchichte von einem vierten Bruder des Barbiers, — dem Glasverkäufer bei Galland. S. 331. G.

Geſchichte von einem fünften Bruder des Barbiers, — von dem Barmeciden bei Galland. S. 343. G. *)

Beſchluß der Geſchichten von dem ſchweigſamen Barbier und dem Buckligen. S. 350. G.

Geſchichte von Nureddin, der Perſiſchen Sklavinn, dem Chalyfen und Scheich Ibrahim. S. 356 G. **)

*Geſchichte vom Sultan Muhammed-ben-Sebul, ſeinem habgierigen Weſyr, dem Prinzen Seyf-el-Meluk von Aegypten und der Prinzeſſinn Buddi-el-Dſchemal. S. 401.

---

*) Mit der Geſchichte des dritten Bruders, bei Galland, (des Schneiders) hat die Erzählung des Kadi's vom Schneider, im 5ten Bande, Aehnlichkeit.

**) Hier beginnt abweichende Folge von Galland und Gauttier, wo dieſe Geſchichte erſt nach den Abenteuern Kamaralſamans (Bd. II.) folgt, und dieſen noch andere, in der Handſchrift fehlende Erzählungen vorangehen.

Der Arzt und der junge Mann von Muſſul, S. 466. Etwas abweichend von der Erzählung des Jüdiſchen Arztes bei Galland. G.

Zweiter Band.

Enthält die Nächte 92 — 166, *) und wird ganz von der Geſchichte des Prinzen Kamar-al-ſaman, ſeiner beiden Frauen und ihrer Söhne Aſſad und Amgiad eingenommen: im Ganzen wie bei Galland, doch mit manchen Abweichungen. G.

Dritter Band.

Beginnt mit der 306ten Nacht, ſo daß zwiſchen dieſen beiden Bänden 140 Nächte fehlen. Er enthält:

- Einen Theil der Geſchichte Haſſans von Balſora. S. 1.
- Geſchichte des Königs von Griechenland und ſeiner drei Söhne und Töchter. S. 81.
- Geſchichte der drei Arbeitsleute. S. 96.

Geſchichte des Sultans von Kahiro. S. 124.

---

* Bei uns Nacht 221 — 249. Bd. V.

Geſchichte des erſten Narren. S. 141.
Geſchichte des zweiten Narren. S. 168.
Der zurückgezogene Weiſe und ſein Schüler, der Sultan und ſeine Tochter. S. 179.
Geſchichte des erſten närriſchen Mannes. S. 211.
Geſchichte des zweiten närriſchen Mannes. S. 214.
Geſchichte des dritten närriſchen Mannes. S. 219.
Geſchichte der verbannten Königinn und ihrer drei Töchter. S. 231.
Geſchichte des Kadi's, der ein Kind gebar. S. 322.
Geſchichte des Opiumeſſers, des Kadi's und Sultans, u. ſ. w. S. 348.
Geſchichte von dem ſchwermüthigen Sultan und Mahmud Alhyamen, dem Geſchichtenerzähler, der ihn durch zwei Erzählungen ergetzt. S. 424.
Geſchichte des Sultans, ſeiner drei Söhne und des Zaubervogels. S. 437.

Vierter Band.

Geſchichte eines Königs von Griechenland (Yemen?) und ſeiner drei Söhne. S. 1.
Geſchichte des erſten Arbeiters (Gauners?). S. 34.

• Geſchichte des zweiten Arbeiters. S. 46.
• Geſchichte des dritten Arbeiters. S. 53.
Geſchichte des Königs von Hind, der keine Nachkommenſchaft hatte. S. 58.
Geſchichte eines Fiſchers. S. 83.
Geſchichte zweier unglücklichen Liebenden. S. 107.
• Geſchichte des Königs von Muſſul. S. 113.
Geſchichte des Emyrs von Aegypten, und darin die Geſchichte des Liebenden, deſſen Geliebte von einem Löwen zerriſſen wurde. S. 140.
Geſchichte von Fatime, Tochter Emyn's. S. 151.
Geſchichte der beiden Geliebten aus Syrien. S. 189.
Erzählung des Abdulla-al-Churchi von dem jungen Seyd und Hydſchadſche. S. 213.
Geſchichte des Sultans Schamich, des Weſyrs Ibrahim und ſeiner Tochter. S. 240.
• Geſchichte des Sultans Haieſche. S. 312.
• Erzählung eines Fiſchers. S. 345.
Geſchichte von Maſin. S. 358.

Fünfter Band.

Fortſetzung der Geſchichte Maſin's. S. 1.
• Abenteuer Harun Arreſchyd's, darin die Geſchichte des

Sultans von Balſora, welche Ebn-Manſur von Damask, einer ſeiner Höflinge, dem Chalyfen erzählt. S. 92.

Nachtabenteuer Harun Arreſchyd's. S. 120.

Geſchichte, welche Mundſchab dem Chalyfen Harun Arreſchyd erzählt. S. 138.

Des Chalyfen Benehmen bei Anhörung der Erzählung Mundſchab's. S. 174.

Geſchichte von dem Barbier und ſeinem Sohn: von Mundſchab dem Chalyfen erzählt. S. 180.

* Geſchichte von dem Beduinen-Weibe. S. 196.

* Geſchichte des Weibes und ihrer beiden Liebhaber. S. 199. *)

Geſchichte des Königs Myrdſchehan von Hind, ſeiner Tochter (Aliſa), des Prinzen Juſſuf von Sind, und der vollkommenen Sklavinn: dem Chalyfen Harun Arreſchyd von dem berühmten Geſchichtenerzähler Ibn Meluk erzählt. S. 210.

Geſchichte des Königs von Schina und ſeiner drei Söhne, welche das Lebenswaſſer aufſuchen, um ihre Mutter von einer gefährlichen Krankheit zu retten. S. 262.

---

*) Iſt vielleicht die Geſchichte der Frau mit zwei Männern, bei uns Bd. XII., Nacht 535 f.

• Geſchichte des höflichen Beamten. S. 286.
• Geſchichte eines andern Beamten. S. 295.
• Geſchichte von einem Dümmling und ſeinen Eſeln, u. ſ. w. S. 300.
• Die Frau zu Kahiro und die drei Wüſtlinge. S. 309.
Der edelmüthige Weſyr. S. 316.
Der fürwitzige Barbier und der junge Mann von Kahiro. S. 330.*)
Die Frau zu Kahiro und der Kadi mit ihren drei anderen Liebhabern. S. 344.
Erzählung des Kadi's, von dem Schneider. S. 355.
• Erzählung des zweiten Liebhabers, von dem Syrier. S. 365.

Sechster Band.

• Fortſetzung der Erzählung von dem Syrier. S. 1.
• Erzählung des dritten Liebhabers, von des Kaim-makan's Weibe. S. 9.

---

*) Scheint noch zu den obigen Geſchichten von dem Buckligen und dem Barbier zu gehören (Bd. I.), und dort zu fehlen.

Erzählung des vierten Liebhabers. S. 18.
Geſchichte von einem buckligen Hofnarren, — verſchieden von jenem bei Galland. S. 25.
Der alte Laſtträger zu Kahiro und die liſtige Diebinn, u. ſ. w. S. 41.
Mhaſſur und ſein treuloſer Freund Moſeh. S. 57.
Muhammed Dſchulby, des Emyrs Sohn zu Kahiro. S. 76.
Die Pächters-Frau. S. 92.
Das liſtige Weib. S. 102.
Die Kadi's-Frau. S. 106.
Der Kaufmann, der um Nachkommenſchaft bat, und durch beſondere Vermittelung der Vorſehung eine Tochter erhielt, und deren Abenteuer mit dem Prinzen von Irak. S. 118.
Die beiden Waiſen. S. 225.
Geſchichte von einer anderen Pächters-Frau. S. 241.
Geſchichte von dem Sohne, der ſich an ſeines Vaters Weibern vergrif. S. 247.
Die beiden Witzlinge von Kahiro und Syrien. S. 261.
Ibrahim und Moſeh. S. 271.
Die Weſyre Ahmud und Muhammed. S. 280.

Siebenter Band.

Fortſetzung der Geſchichte von den beiden Weſyren Ahmad und Muhammed. S. 1.
Der zum Diebſtahl geneigte Sohn. S. 69.
Der Kadi von Baghdad, ſeine tugendhafte Frau und ſein boshafter Bruder. S. 77.
Der Sultan, der die tugendhafte Kadi'sfrau in Schutz nahm: Erzählung ſeiner eigenen Geſchichte. S. 109.
• Geſchichte des Königs von Irak, welche der Kadi dem Sultan erzählt. S. 126.
• Prinz Ardſchir von Perſien und Hazat-al-Nefus die Tochter des Sultans Kaudir. S. 139.
• Geſchichte von Scheich Nukkyt, dem Fiſcher, der des Chalyfen Günſtling ward. S. 237.
• Geſchichte von dem König von Andaloſia, welche Scheich Nukkyt dem Sultan erzählt. S. 329.
• Geſchichte von Teilone, Sultan von Aegypten. S. 365.
• Der von der Welt zurückgezogene Mann und ſein Diener. S. 414.
• Die Kaufmanns-Tochter, welche Gemahlinn des Kaiſers von Schina wird, S. 430 bis 447, womit dieſer Band und die 1001ſte Nacht ſchließt.

Am Ende dieſer letzten Erzählung ſteht noch: „Hiemit beſchließen die Geſchichten der Fürſten und die Denkwürdigkeiten mannigfaltiger Volksſtämme, in Tauſend und Einer Nacht. Abgeſchrieben und vollendet im achten Jahre von Suffir, 1174 (der Hedſchra) durch die Hand des demüthigſten Sklaven *Omar-al-Sufty*, dem Gott vergebe! Findeſt du einen Fehler, ſo verbeſſere ihn. Glorreich iſt der, in dem kein Fehler iſt.“

Inhalt

des Bruchſtücks einer Handſchrift der 1001 Nacht, welches *James Anderſon* ſich in Indien verſchaffte, und wovon Scott eine Abſchrift bekam:

Die *Einleitung*, darin auch die Fabel vom *Ochſen und Eſel*, dem *Hunde* und dem *Hahn*, und dem *Kaufmann und ſeiner Frau*.

Erſte Nacht: Der *Kaufmann* und der *Geiſt*.

Die in eine *Antelope* verwandelte *Frau*.

Die beiden *ſchwarzen Hunde*.

Die *Mauleſelinn* (hat Galland ausgelaſſen, und iſt ſehr unzüchtig), und Beſchluß vom *Kaufmann* und dem *Geiſt*.

Der Geiſt und der Fiſcher, darin die Geſchichten von dem Arzte Duban, den bunten Fiſchen und dem von ſeinem Weibe halb in Marmor verwandelten König.

Der Laſtträger (viel ausführlicher, als bei Galland, aber auch zu frei), die drei Schweſtern, die drei Kalender und der Chalyf.

Der Königsſohn, der durch die Gewandtheit der ſieben Weſyre ſeines Vaters dem Tode entging, enthaltend ſieben Erzählungen derſelben, nebſt eben ſo viel Erzählungen der Kebsfrau des Königs, welche den Prinzen fälſchlich angeklagt, daß er ihre Tugend angetaſtet habe. (Fehlt in der vorigen Handſchrift und bei Galland: *) bei uns Bd. I. Nacht 14 ff.)

Der Arbeitsmann und der Schnellwagen. (Fehlt bei Galland.)

Kamar-al-Saman und Prinzeſſinn Hajat-al-nefus, erſter Theil.

Aus dieſem Bruchſtücke hatte Scott zuerſt die obenerwähnte Geſchichte Mahmud's aus den ſieben Weſyren mitgetheilt, und aus derſelben gab er dann auch die ganze

---

*) Steht aber auch in den Aegyptiſchen Handſchriften. Vergl. v. Hammers Vorrede zu ſeiner Ergänzung. S. LV.

Einleitung, mit der Fabel vom Ochſen und Eſel u. ſ. w., bei Ouſeley a. a. O. Vol. II. p. 161 — 173. 229 — 257, ebenfalls Arabiſch und Engliſch. Außer dem von Galland abweichenden einzelen Ausdruck, iſt des Meergeiſtes Lobpreiſung ſeiner Schönen auch noch durch ein Gedicht des Dichters Ebn-al-Himman verſtärkt (p. 173).

Scott hatte anfangs auch die Abſicht die ganze Tauſend und Eine Nacht aus ſeinen Handſchriften neu und vollſtändig zu überſetzen. Er befand aber Galland's Ueberſetzung im Ganzen ſo treu und genau, daß es ihm unnöthig ſchien, die Arbeit nochmals vorzunehmen: auch billigte er deſſen Auslaſſung der Gedichte, welche meiſt aus anderen Werken eingeflochten ſind. Die Ergänzungen der 1001 Nacht, von welcher Galland ſchon das Beſte vorweggenommen hatte, boten überdieß viel Unbedeutendes, Dürftiges, Unzüchtiges und Albernes dar. Scott begnügte ſich alſo, die ſchon vorhandene Engliſche Ueberſetzung von Galland's Arbeit genau durchzuſehen und im Einzelen zu berichtigen, und einen Band neuer ausgewählter Erzählungen aus ſeinen Handſchriften hinzuzufügen, mit Anmerkungen und einer ausführlichen Einleitung über die Sitten und Gebräuche des Morgenlandes, beſonders des Muhammedaniſchen.

Die von ihm ausgelaſſenen Erzählungen ſind im obigen Inhaltsverzeichniſſe ſeiner Handſchriften mit einem Sterne bezeichnet. Die ihm in ſeinem Bruchſtücke gebotenen Geſchichten der ſieben Weſyre hat er wohl deshalb ganz übergangen, weil er ſie ſchon im J. 1800 zu London, in einer anderen Sammlung (Tales, anecdotes, and letters translated from the Arabic and Persian) bekannt gemacht.

Dieſer ſechste, Ergänzungs-Band ſeiner im J. 1811 zu London in 5 Bänden 8. erſchienenen Ausgabe der älteren Ueberſetzung, enthält folgende Nächte und Erzählungen:

Nacht 329 bis 334: Der Sultan von Yemen und ſeine drei Söhne; die drei Gauner.

Nacht 342: Abenteuer des Sultans, der abdankte.

Nacht 343 bis 348: Mahmud, Sultan von Kahiro.

Nacht 348 bis 355: Der erſte Narr.

Nacht 355 bis 357: Der zweite Narr.

Nacht 357 bis 362: Der zurückgezogene Weiſe und ſein Schüler.

Nacht 362: Des Sultans Nachtabenteuer.

Nacht 363: Der lendenlahme Schulmeiſter.

Nacht 364: Der ſchiefmäulige Schulmeiſter.

Nacht 365: Des Sultans zweiter Beſuch bei den drei Schweſtern.

Nacht 366 bis 386: Die drei Schweſtern und die Sultaninn ihre Mutter.

Nacht 386 bis 392: Der geizige Kadi und ſeine Frau.

Nacht 393 bis 398: Der Opiumeſſer und der Kadi.

Nacht 399: Der Opiumeſſer und ſeine Frau.

Nacht 400 bis 412: Schluß der Geſchichte des (erſten) Opiumeſſers oder Fiſchers.

Nacht 412: Der Sultan und der Reiſende Mahmud Alhyamen.

* Nacht 413 bis 416: Der Räuber: der Hauswirth.

Nacht 417 bis 425: Die drei Prinzen und der Zaubervogel.

Nacht 426 bis 439: Der Sultan von Yemen und ſeine drei Söhne.

* Nacht 439 bis 444: Der erſte Gauner.

* Nacht 447 bis 458: Der Sultan von Hind.

* Nacht 458 bis 469: Der Fiſchers-Sohn.

Nacht 472 bis 483: Abu-Nyut und Abu-Nyutyn.

Nacht 483 bis 492: Abenteuer eines Hofmannes. (Die vom Löwen zerriſſene Geliebte.)

Nacht 492 bis 501: Der Prinz von Sind und Fatime.

Nacht 501 bis 510: Die Gelieben von Syrien.

• Nacht 510 bis 520: Hydſchadſche der gewaltſame Statthalter von Kufah, und der junge Seyd. *)

Nacht 521 bis 536: Ins-al-Wudſchud und Wird-al-Ikmam.

Nacht 536 bis 624: Die Abenteuer Maſin's von Choraſan.

Nacht 624 bis 650: Abenteuer Harun Arreſchyd's.

• Nacht 651 bis 656: Der Sultan, der Derwiſch und der Bartſcheerers-Sohn.

Nacht 661 bis 710: Alifa und Juſſuf.

• Nacht 710 bis 717: Die drei Söhne des Sultans von China.

Nacht 728 bis 738: Der gute Weſyr im Kerker.

Nacht 738 bis 743: Die Frau zu Kahiro, und ihre vier Liebhaber.

• Nacht 743 bis 746: Erzählung des Kadi's. **)

• Nacht 805 bis 824: Die Kaufmanns-Tochter und der Prinz von Irak.

---

*) Verſchieden von der Geſchichte Hydſchadſche's, welche wir Bd. XIII. aus Tauſſin's Ergänzungen liefern.

**) Die in der Handſchrift, Bd. 5 und 6, folgenden Erzählungen der drei übrigen Liebhaber hat Scott übergangen, weil ſie zu unanſtändig ſind.

Nacht 900 bis 911: Der Kadi, ſeine tugendhafte Frau und ſein boshafter Bruder.

Nacht 911 bis 917: Des Sultans eigene Geſchichte.

Dieſe Erzählungen, mit Ausnahme der mit einem Sterne bezeichneten, ſind von den Damen Marie d'Heures und Rénée Roger für Gauttier's Werk ins Franzöſiſche überſetzt, in deſſen ſiebentem Bande ſie S. 116 bis 422 einnehmen, und in die Nächte 452 bis 498, offenbar willkürlich, vertheilt ſind.

Wir liefern hier dieſelben zwar ebenſo vertheilt, aber nicht aus der Franzöſiſchen Ueberſetzung der Engliſchen, ſondern aus dieſer ſelber: mit Ausnahme der erſten Erzählung, von Aſem und der Geiſterfürſtinn, welche in der Franzöſiſchen Ueberſetzung aus ihrer Folge gerückt, und dadurch überſehen war, daß es die Geſchichte Maſin's von Choraſan (Nacht 536 bis 642 bei Scott) iſt: daher in Anſehung derſelben der Vorbericht zu Bd. XI. zu berichtigen iſt.

Die Geſchichte des dritten, hinkenden Schulmeiſters wird auch bei Scott mit Stillſchweigen übergangen, obwohl ſie in ſeiner Handſchrift Bd. 3. erſcheint.

Die in der Franzöſiſchen Ueberſetzung ausgelaſſenen Erzählungen haben wir gleichfalls übergangen: theils ſind ſie auch unbedeutend, theils kommen ſie dem Inhalte nach ſchon früher oder ſpäter noch vor.

So iſt das Abenteuer des Chalyfen (Nacht 624 — 650 bei Scott) nur ein Theil der Geſchichte von Aly-Schah oder dem Falſchen Chalyfen (bei uns Bd. IV, Nacht 189 — 193). Scott erzählt es daher auch nicht weiter, als wir (Nacht 492), weil es faſt einerlei mit der Geſchichte des erſten Narren (bei ihm Nacht 348 — 355, bei uns Nacht 462), nur daß hier das eiferſüchtige Weib Giafar's Schweſter ſei: eben wie in der Geſchichte des falſchen Chalyfen (welche nach Cauſſin's Ueberſetzung einer etwas abweichende Darſtellung, in v. d. Hagen's Erzählungen und Mährchen, Bd. I. (1824), zu finden iſt). Dieſe Geſchichte ſteht auch bei uns zuſammen mit der von der Frauenliſt (Nacht 194), welcher die Geſchichte des zweiten Narrn (Nacht 463) entſpricht, und die letzte iſt hier nur aus Verſehen wiederholt. Die in dem mitgetheilten Anfange vorkommende Inſchrift ſtand auch in der Wohnung der drei Schweſtern (Bd. II, Nacht 35), daher wohl die irrige Angabe der Franzöſiſchen Ueberſetzung, daß Safie dieſe, deshalb auch darin ausgelaſſene, Geſchichte erzähle.

Die Geſchichte des Sultans von Sind (Nacht 447 — 458) ſteht bei uns Bd. X, Nacht 436 ff., und iſt, wie die folgende von den drei Sultans-Söhnen, von Gauttier aus ſeinen Handſchriften genommen, und mit Scott's Ueberſetzung verglichen.

Der Fiſchersſohn iſt meiſt nur Wiederholung aus Aladdin und der Wunderlampe, bei uns Bd. VII, Nacht 316. ff.

Die drei Söhne des Sultans von Schina ſind bei uns Bd. X, Nacht 438 ff.

Die Erzählung des Kadi's von dem Schneider iſt der Geſchichte des zweiten Bruders des Barbiers (Bd. III, Nacht 171) ähnlich.

Einige ſind noch gelegentlich nachzuholen. In Anſehung anderer, in denen ähnliche Züge wiederkehren, ſchließen wir mit dem Vorwort des Franzöſiſchen ſechsten Bandes:

„Man wird in mehreren Erzählungen dieſes Bandes Begebenheiten wiederfinden, welche ſchon früher vorkamen, und einige erkennen, welche auch in „Tauſend und Ein Tag“ *) erzählt werden. Wir glaubten, dergleichen ähnliche Erzählungen, die übrigens nicht zu oft wiederkehren, aufnehmen zu

---

*) Eine der 1001 Nacht nachgebildete Perſiſche Mährchenſammlung, von welcher die Unternehmer der 1001 Nacht in Paris auch eine neue Redaction angekündigt haben, wovon aber nichts mehr verlautet.

müſſen, weil ſie doch immer etwas Eigenthümliches in der Ausführung und Anziehendes in der Darſtellung haben. Es iſt glaublich, daß es urſprünglich eine und eben dieſelben Ueberlieferungen ſind, welche nur, nach dem Geſchmacke der mannigfaltigen Bearbeiter und Sammler, und nach den verſchiedenen Gegenden des Morgenlandes, in denen ſie ſich wiederholten, ſind verändert worden.

Wir hoffen im Uebrigen, daß die meiſten dieſer Erzählungen ganz neu erſcheinen und mehrere derſelben für würdig erkannt werden, neben denjenigen zu ſtehen, welche in den erſten Bänden mit ſo viel Vergnügen ſind geleſen und wiedergeleſen worden. Vielleicht erfreuen ſie ſich auch deſſelben Glückes, wie jene, und ſieht man ſie, nachdem ſie den Leſer im Stillen ergetzt haben, auch noch einſt belebt auf der Bühne erſcheinen, verbunden mit dem Glanze des Melodrams, oder mit dem Zauber der Muſik.“

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Eilftes Bändchen.

Vierhundert acht und funfzigſte Nacht.

Geſchichte

des Sultans von Yemen und ſeiner drei Söhne.

„Herr,“ ſagte Scheherasade, „im Lande Yemen, (dem glücklichen Arabien) herrſchte ein Sultan, welchem drei Fürſten unterworfen waren. Er hatte vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Auch beſaß er unermeßliche Schätze und unzählbare Heerden an Kameelen, Pferden und Schafen, und wurde von allen gleichzeitigen Herrſchern gefürchtet.

Nach einer langen und glücklichen Regierung, begann er an Alterſchwäche zu leiden, und ward endlich unfähig, in ſeinem Audienzſaal zu erſcheinen; weshalb er ſeine

Söhne vor ſich kommen ließ, und zu ihnen ſagte: „Es iſt mein Wunſch, vor meinem Tode alle meine Beſitzungen unter euch zu theilen, damit ihr zufrieden, in brüderlicher Einigkeit und Liebe und meinem letzten Willen getreu leben möget.“ Sie verſprachen ihm Gehorſam zu leiſten.

Der Sultan fuhr hierauf fort: „Mein Wille iſt, daß der älteſte an meiner Stelle herrſche, der zweite meine Schätze, und der dritte meine Viehheerden beſitze. Keiner beeinträchtige den andern in ſeinem Beſitzthume!“

Hierauf ließ er ſie eine Uebereinkunft unterzeichnen, ſein Begehren zu erfüllen, und wurde bald nachher in die Gnade des Allmächtigen aufgenommen; worauf ſeine Söhne alles zu ſeinem Leichenbegängniſſe Nöthige beſorgten. Sie wuſchen ſeine Leiche, ſargten ſie ein, beteten über ihr, und kehrten, nach der Beerdigung, in ihre Paläſte zurück, wo ihre Weſyre, ihre Staatsbeamten und alle Einwohner der Reſidenz, ſowohl von hohem als von niederem Stande, ſowohl arme als reiche, ihnen ihr Beileid über den Verluſt ihres Vaters bezeugten. Die Nachricht von dem Tode des Sultans verbreitete ſich alsbald über alle Provinzen, und es kamen Geſandtſchaften aus allen Städten, um ihr Bedauern zu äußern.

Nach dieſen Trauerbezeigungen verlangte der älteſte Prinz, anſtatt des Verſtorbenen, ſeinem Willen gemäß, zum Sultan eingeſetzt zu werden; das war aber nich möglich, da jeder von den Brüdern ehrgeizig nach der Herrſchaft ſtrebte. So erhob ſich über die Regierung ein Zwiſt unter ihnen, bis endlich der ältere Bruder, der einen Bürgerkrieg vermeiden wollte, zu ſeinen Brüdern ſagte: „Laſſet uns hin gehen, und uns der Entſcheidung eines der zinspflichtigen Sultane unterwerfen, und derjenige von uns, dem er das Königreich zuſpricht, beherrſche es in Frieden.“ Hiezu gaben ſie und ihre Weſyre ihre Einwilligung, und ſie reiſten, unbegleitet, nach der Hauptſtadt des einen der unterthänigen Sultane.

Als die Fürſten ihre Reiſe ungefähr zur Hälfte vollendet hatten, erreichten ſie einen grünen mit Kräutern und Blumen reich bedeckten Fleck, von einem klaren Bache durchrieſelt, welchem zu Gefallen ſie anhielten, um ſich zu erfriſchen. Sie ſetzten ſich nieder und aßen, als einer von den Brüdern, der ſeine Augen auf das Gras warf, ſagte: „Ein Kameel hat vor kurzem dieſen Weg gemacht, halb mit Zuckerwerk und halb mit Getreide beladen.“

„Richtig,“ rief der andere, „und auf einem Auge war es blind.“

„So iſt's, „fuhr der dritte fort, „und es hatte ſeinen Schweif verloren.“

Kaum hatten ſie ihre Bemerkungen ausgeſprochen, als der Eigenthümer des Kameels, (der gehört hatte, was ſie ſagten und aus ihrer Beſchreibung des Thieres und ſeiner Ladung ſchloß, daß ſie es feſtgehalten haben müßten), —

auf ſie los kam und ihnen zurief, ſie hätten ſein Kameel geſtohlen. „Wir haben es weder geſtohlen noch berührt,“ erwiederten die Prinzen. — „Beim Allah,“ verſetzte jener, „niemand als ihr kann es angehalten haben, und wenn ihr es nicht ausliefert, ſo werde ich mich beim Sultan über euch beklagen.“ — „Wohlan,“ ſagten ſie, „laßt uns zum Sultan gehen.“

Als alle vier den Palaſt erreicht hatten, wurde die Ankunft der Prinzen gemeldet, und ſie wurden zu einer Audienz gelaſſen, zu welcher der Eigenthümer des Kameels ihnen folgte, indem er ausrief: „Dieſe Männer, Herr, haben mir mein Eigenthum geſtohlen, denn ſie haben das Thier und ſeine Ladung beſchrieben.“

Der Mann erzählte nun, was jeder der Fürſten geſagt hatte; worauf der Sultan ſich erkundigte, ob das wahr wäre. Sie erwiederten: „Herr, wir haben das Kameel nicht geſehen; als wir aber, auf dem Raſen ſitzend, einige Erfriſchungen zu uns nahmen, bemerkten wir zufällig, daß ein Theil des Graſes abgeweidet war, jedoch nur auf einer Seite, woraus wir folgerten, das Kameel wäre auf einem Auge blind. Wir ſahen hierauf einen Haufen Kameelmiſt auf dem Boden liegen, welches uns in der Vermuthung übereinſtimmen ließ, daß ſein Schweif abgeſchnitten ſein müßte, weil es die Gewohnheit der Kameele iſt, beim Miſten mit ihren Schweifen zu wedeln und ſo den Koth hin und her zu ſtreuen. Auf der Stelle, wo das Kameel gelegen hatte, ſahen wir auf der einen Seite eine große Menge von Fliegen, aber keine auf der andern, woraus wir ſchloſſen, daß einer der Körbe Zuckerwerk, der andere jedoch nur Getreide enthalten haben müßte.“

Als der Sultan dieß hörte, ſagte er zu dem Kläger: „Geh, Freund, und ſuche dein Kameel; denn dieſe Bemerkungen zeihen die Verklagten nicht des Diebſtahls, ſondern beweiſen bloß ihren großen und durchdringenden Verſtand.“

Der Sultan beſtellte Zimmer für die Fürſten, und befahl, ſie ſollten auf eine ihrem Range angemeſſene Weiſe behandelt und verpflegt werden; worauf er ſie der Ruhe überließ. Als am Abend die gewöhnliche Speiſe aufgetragen wurde, ſagte der älteſte Prinz, der ſich eines von den Broten genommen hatte: „Dieſes Brot iſt gewiſs von einem kranken Weibe gebacken worden.“ Der zweite, der von einem Zicklein koſtete, rief aus: „Dieſes Zicklein wurde von einer Hündinn geſäugt;“ und der dritte rief aus: „Dieſer Sultan iſt gewiſs ein untergeſchobenes Kind.“

In dieſem Augenblicke trat der Sultan, welcher gehorcht hatte, plötzlich ein, und rief aus: „Warum führt ihr ſolche beleidigende Reden?“ — „Forſche,“ erwiederten die Fürſten, „dem nach, was du gehört haſt, du wirſt alles richtig finden.“

Der Sultan begab ſich in ſeinen Harem, und erfuhr, als er nachfragte, daß das Weib, welche das Brot geknetet hatte, krank war. Er ſandte hierauf zu dem Hirten; welcher geſtand, daß, da die Mutter des Zickleins geſtorben wäre, eine Hündinn es geſäugt hätte. Hierauf ſtürzte er in heftiger Bewegung in das Zimmer der Sultaninn-Mutter, und bedrohte ſie, ſein Schwert ſchwingend, mit dem Tode, wenn ſie nicht bekennte, ob er wirklich der Sohn des verſtorbenen Sultans wäre, oder nicht.

Die Sultaninn erſchrack, und ſagte: „um mein Leben zu erhalten, muß ich die Wahrheit geſtehen. Wiſſe alſo, daß du der Sohn eines Kochs biſt. Dein Vater hatte keine männliche Nachkommen, worüber er ſehr unmuthig war. Da nun das Weib unſers Kochs mit mir an einem Tage gebar, — ich eine Tochter und ſie einen Sohn, — ſo ſchob ich dieſen dem Sultan, deſſen Kälte ich fürchtete, unter, und dieſer Sohn biſt du, der du jetzt ein Reich beherrſcheſt.“

Der unehliche Sultan verließ die Sultaninn, in Erſtaunen über den Scharfſinn der Brüder, die er in ſeine Gegenwart berief und ſie befragte, auf welche Gründe ſie ihre richtigen Vermuthungen über das Brot, das Zicklein und ihn ſelbſt geſtützt hätten.

„Herr,“ antwortete der älteſte Fürſt, „als ich das Brot brach, zerfiel der Teig; woraus ich ſchloß, daß die Bäckerinn nicht Kraft genug beſeſſen hätte, um ihn hinlänglich zu kneten, und unwohl geweſen ſein müßte.“ — ‚Es iſt wie du geſagt‘, erwiederte der Sultan. — „Das

Fett des Zickleins," fuhr der zweite Bruder fort, „war durchaus nahe an den Knochen: und bei jedem anderen Thiere, den Hund ausgenommen, liegt es dicht unter der Haut. Daher meine Vermuthung, daß eine Hündinn das Zicklein geſäugt hätte." — „Du hatteſt Recht," ſagte der Sultan; „aber wie haſt du meine Geburt errathen?"

„Mein Grund, dich für unecht zu halten," ſagte der jüngſte Fürſt, „war, daß du dich nicht mit uns zu Tiſche geſetzt haſt, da du doch mit uns von gleichem Range biſt. Jedermann hat Eigenheiten, die er von ſeinem Vater, ſeinem Großvater oder ſeiner Mutter erbt: von ſeinem Vater Großmuth oder Geiz, von ſeinem Großvater Tapferkeit oder Feigheit, von ſeiner Mutter Schüchternheit oder Unverſchämtheit." — „Du haſt wahr geſprochen," verſetzte der Sultan; „aber wie kamet ihr denn dazu, ein Urtheil von mir zu verlangen, da ihr doch viel geſchickter ſeid, ſchwierige Aufgaben zu löſen, als ich? Kehret in eure Heimat zurück und vertraget euch unter einander!"

Die Fürſten kehrten heim, und befolgten den Willen ihres Vaters.

Vierhundert neun und funfzigſte Nacht.

Geſchichte
der drei Gauner und des Sultans.

Drei ſehr pfiffige Gauner, welche ſich vereinigt hatten, kamen, in der Hoffnung, ſich dadurch ſchnell aus der Noth zu helfen, mit einander überein, zum Sultan zu gehen und vorzugeben, ein jeder beſäße irgend eine beſondere Geſchicklichkeit. Sie begaben ſich demnach in die Hauptſtadt, fanden aber den Zutritt zum Sultan ſchwierig, da er einen Gartenpalaſt bewohnte, der von Wachen umgeben war, welche ſie nicht in ſeine Nähe laſſen wollten. Sie berathſchlagten mit einander, und kamen überein, einen Zwiſt vorzugeben, in der Hoffnung, daß ihr Geſchrei die Aufmerkſamkeit des Sultans auf ſich ziehen würde. Dieß geſchah auch; er befahl, ſie vor ihn zu bringen, und fragte, wer ſie wären und worüber ſie ſich zankten. „Wir zanken uns,“ ſagten ſie, „über den Vorrang unſerer Betriebe; denn jeder von uns beſitzt eine vollkommene Geſchicklichkeit in dem ſeinigen.“ — „Was ſind denn eure Betriebe,“ verſetzte der Sultan. „Ich bin, Herr,“ ſagte der eine, „ein ausgezeichneter Steinſchneider.“ — „Ich fürchte, daß du ein ausgezeichneter Schuft biſt,“ rief der Sultan aus.

„Ich bin,“ ſagte der zweite Gauner, „ein Pferde-Genealogiſt;“ — „und ich,“ fuhr der dritte fort, „ein Genealogiſt des menſchlichen Geſchlechts, indem ich jedermanns wahre Abkunft kenne; eine Kunſt, die viel wunderbarer iſt, als die eines meiner Gefährten; denn außer mir verſteht ſie niemand und hat ſie niemand verſtanden.“

Der Sultan war zwar erſtaunt, maaß jedoch ihrem Vorgeben wenig Glauben bei, und ſagte bei ſich ſelbſt: „Wenn dieſe Leute Wahrheit reden, ſo verdienen ſie Aufmunterung. Ich will ſie bei mir behalten, bis ich Gelegenheit habe, ſie zu prüfen; beweiſen ſie dann, daß ſie wirklich ſo geſchickt ſind, als ſie es vorgeben, ſo will ich ſie befördern, wo nicht, ſie tödten laſſen.“ Er ließ jedem von ihnen ein Zimmer anweiſen und ihnen täglich Brot und Fleiſch reichen, ſtellte aber Aufpaſſer an, weil er fürchtete, daß ſie entwiſchen möchten.

Nicht lange nachher wurden dem Sultan mehrere Seltenheiten geſchenkt, unter welchen ſich zwei koſtbare

Steine befanden, der eine von beſonders klarem Waſſer, der andere mit einem Makel. Der Sultan erinnerte ſich nun des Steinſchneiders, ließ ihn vor ſich kommen, und gab ihm den klaren Juwel, damit er ihn prüfen und ſeinen Werth ſchätzen ſollte.

Der Gauner nahm den Stein, drehte ihn mit großem Ernſt in ſeinen Händen um und um, und ſagte endlich, nachdem er ihn von allen Seiten betrachtet hatte: „Dieſer Juwel hat grade in ſeinem Mittelpunkt einen Makel.“ Als der Sultan dieß hörte, war er gegen den Gauner ſehr aufgebracht, und befahl, ihm das Haupt abzuſchlagen, indem er ſagte: „dieſer Stein iſt tadellos, und doch behaupteſt du, er habe einen Makel.“ Der Scharfrichter trat nun vor, ergriff den Gauner, band ihn feſt, und war im Begriff zuzuhauen, als der Weſyr eintrat, und da er den Sultan in Wuth und den Gauner unter dem Schwert erblickte, nach der Urſache fragte. Als er dieſe erfahren hatte, näherte er ſich dem Sultan, und ſagte: „Herr, übereile dich nicht, ſondern zerbrich erſt den Stein; ſollte ein Makel darin zum Vorſchein kommen, ſo ſind die Worte dieſes Mannes wahr, wird er aber ohne Makel befunden, ſo laß ihn tödten.“ Der Sultan verſetzte: „Dein Rath iſt gut,“ und zerſchlug den Stein mit ſeiner Streitaxt. In der Mitte fand er einen Makel, über den er erſtaunte und zu dem Gauner ſagte: „Wodurch konnteſt du den Makel entdecken?“

Er erwiederte: „Durch die Schärfe meines Geſichts.“ Der Sultan ließ ihn nun frei, und befahl, ihn zu ſeinen Genoſſen zurückzuführen, und ihm täglich einen Antheil an Fleiſch und Brot mehr zu geben.

Einige Zeit nachher langte aus einer der Provinzen ein Tribut an, der zum Theil aus einem ſchönen ſchwarzen Füllen beſtand, deſſen Farbe ſo ſchwarz war, wie die ſchwärzeſte Nacht. Der Sultan ergetzte ſich ſehr an dem Thiere und brachte ganze Tage damit zu, es zu bewundern. Endlich fiel ihm der Gauner ein, der ſich für einen Pferde-Genealogiſten ausgegeben hatte, und er ließ ihn zu ſich kommen. Als er kam, ſagte der Sultan: „Biſt du ein Kenner von Pferden?“ Er erwiederte: „Ja, Herr!“ worauf der Sultan ausrief: „Wohlan! Ich ſchwöre bei dem, der mich zum Aufſeher ſeiner Unterthanen machte und zu dem Weltall ſagte: „Werde!“ und es ward, — daß wenn ich deine Erklärung unwahr finde, ich dein Haupt abſchlagen will.“ Der Mann antwortete: „Dein Wille iſt mir Geſetz.“ Hierauf wurde das Füllen vorgeführt, damit er es betrachten könnte.

Der Gauner bat den Stallknecht, das Füllen zu beſteigen und ihm vorzureiten; was er nun vor- und rückwärts that, während das ſtolze Thier ſich ſträubte und bäumte. Endlich ſagte der Genealogiſt: „Es iſt genug,“ und rief, ſich zum Sultan wendend, aus: „Herr, dieſes Thier iſt von außerordentlicher Schönheit und von echter

Raſſe, ſeine Verhältniſſe ſind richtig, ſein Schritt iſt edel: es hat nur einen Fehler; könnte man es von dem befreien, ſo würde es ganz vollkommen ſein und unter allen auf Erden lebenden Pferden nicht ſeines Gleichen haben.“ „Was für ein Fehler wäre das?“ ſagte der Sultan. „Sein Vater,“ fuhr der Genealogiſt fort, „war von echtem Blut, ſeine Mutter aber von einer anderen Thiergattung; und wenn du befiehlſt, ſo will ich dir ſagen, von welcher.“ — „Sprich,“ ſagte der Sultan. „Die Mutter dieſes ſchönen Füllens,“ fuhr der Genealogiſt fort, „war eine Büffelkuh.“

Als der Sultan dieß hörte, gerieth er in heftige Wuth, und befahl dem Nachrichter, dem Gauner den Kopf abzuhauen, indem er ausrief: „Verfluchter Hund! wie konnte eine Büffelkuh ein Füllen werfen?“ — „Herr,“ erwiederte der Gauner, „der Scharfrichter iſt bereit, deinen Befehl zu vollziehen: aber ſende zu der Perſon, welche dir das Füllen gebracht hat, und du wirſt von ihr die Wahrheit erfahren. Sind meine Worte wahr, ſo wird meine Geſchicklichkeit beſtätigt ſein; iſt aber, was ich behaupte, falſch, ſo laß meinen Kopf für meine Zunge büßen.“ Hierauf ſendete der Sultan nach dem Herrn des Füllens.

Als dieſer nun gekommen war, fragte ihn der Sultan, ob er es von jemand gekauft oder ſelbſt gezogen hätte; worauf der Mann erwiederte: „Herr, ich will dir nichts als die reine Wahrheit ſagen. Die Erzeugung dieſes Füllens iſt iſt merkwürdig. Sein Vater gehörte mir und war von dem echten Geſchlechte der Seepferde. Er wurde immer in einer beſondern Umzäumung gehalten, weil ich fürchtete, es möchte ihm etwas zuſtoßen. Es begab ſich aber an einem Frühlingstage, daß der Stallknecht ihn auf freiem Felde friſche Luft ſchöpfen ließ. Zufällig kam eine Büffelkuh auf denſelben Fleck, der Hengſt wurde wild, zerriß die Stricke, womit ſeine Füße gebunden waren, verfolgte die Büffelkuh, und belegte ſie. Nach der gewöhnlichen Trächtigkeitsdauer, brachte ſie, zu unſerm großen Erſtaunen, dieß Füllen zur Welt,“

Der Sultan war über dieſe Erzählung erſtaunt. Er befahl, den Genealogiſten herbei zu holen, und ſagte bei ſeiner Ankunft: „Deine Worte haben ſich als wahr bewieſen, und deine wunderſame Kenntnis der Pferdegeſchlechter iſt beſtätigt: aber an welchem Zeichen konnteſt du erkennen, daß die Mutter dieſes Füllens eine Büffelkuh war?“ Der Mann erwiederte: „Herr, das Zeichen iſt an dem Füllen ſelbſt ſichtbar. Es iſt bekannt, daß der Huf des Pferdes beinahe rund, aber der des Büffels dick und länglich, wie der dieſes Füllens, iſt. Daraus ſchloß ich nun, daß die Mutter dieſes Füllens nothwendiger Weiſe eine Büffelskuh geweſen ſein müßte.“ Hierauf entließ ihn der Sultan freundlich, und befahl, ihm täglich einen doppelten Antheil Fleiſch und Brot zu geben.

Nicht lange nachher gedachte der Sultan auch des dritten Gauners, der ſich für einen Genealogiſten des Menſchengeſchlechts ausgab, und ließ ihn vor ſich fordern. Als er erſchien, ſagte er zu ihm: „Du kannſt die Abkunft jedes Menſchen errathen?“ — „Ja, Herr,“ erwiederte der Genealogiſt. Hierauf befahl der Sultan einem Verſchnittenen, ihn in dem Harem zu führen, auf daß er die Abkunft ſeiner Favoritinn erriethe. Als er nun dort war, beſchaute er die Sultaninn auf allen Seiten durch ihren Schleier, bis er befriedigt war, und wieder zum Sultan ging, der ihn befragte, was er an ſeiner Favoritinn erſpäht hätte. „Herr,“ erwiederte der Mann, „ſie iſt vollkommen an Zierlichkeit, Schönheit, Anmuth, Geſtalt, Friſche, Beſcheidenheit, Talenten und Kenntniſſen, ſo, daß alles Wünſchenswerthe ſich in ihr vereinigt: aber ſie hat doch einen Fehler, ohne welchen es unmöglich wäre, daß ſie von irgend einem Weibe übertroffen würde.“ Als der Sultan dieß vernommen, ſtand er wüthend auf, zog ſeinen Säbel und rannte auf den Genealogiſten los, um ihm dem Kopf abzuſchlagen.

Als er eben im Begriff war, den Todesſtreich zu vollführen, baten ihn einige der ihn umgebenden Perſonen, den Mann nicht zu tödten, bevor er nicht von der Falſchheit ſeiner Behauptung überzeugt wäre: worauf der Sultan ihn fragte, was für einen Fehler er an der Favoritinn entdeckt hätte. „O Sultan,“ erwiederte der Mann,

„ſie iſt, was ſie ſelbſt betrifft, ganz vollkommen: aber ihre Mutter war eine Seiltänzerinn.“

Hierauf ſandte der Sultan ſogleich nach dem Vater der Dame und ſprach: „ſage mir aufrichtig, wer die Mutter deiner Tochter war, oder ich tödte dich.“ — „Mächtiger Fürſt,“ verſetzte der Vater, „nur in der Wahrheit iſt Sicherheit für den Menſchen. Ihre Mutter war eine Seiltänzerinn, die ich ſehr jung von einer herumziehenden Gauklerbande zu mir nahm und erzog. Sie ward ſo ſchön und vollkommen, daß ich ſie heiratete, und ſie gebar mir die Tochter, welche du zu deiner Favoritinn erwählt haſt.“

Als der Sultan dieß hörte, kühlte ſich ſeine Rache ab; aber er erſtaunte nicht wenig, und ſagte zu dem Genealogiſten: „Erkläre mir, woraus du ſehen konnteſt, daß meine Favoritinn die Tochter einer Seiltänzerinn war?“

„Herr,“ verſetzte der Mann, „dieſe Art Menſchen haben immer ſehr ſchwarze Augen und ſehr buſchige Augenbraunen. Sie hat beides, und daraus errieth ich ihre Abkunft. Der Sultan war nun von ſeiner Geſchicklichkeit überzeugt, entließ ihn gnädig, und befahl, auch ihm ſo viel Fleiſch und Brot, als ſeinen Gefährten, zu geben; was denn auch geſchah.

Einige Zeit nachher gedachte der Sultan wieder der drei Gauner, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Dieſe Männer haben ihre Geſchicklichkeit in allem dem bewieſen, worin ich ſie geprüft habe. Der Steinſchneider zeigte ſich vortrefflich in ſeiner Kunſt, ebenſo der Pferdegeneologiſt, und der dritte hat die ſeinige an meiner Favoritinn erprobt. Ich habe große Luſt, meine eigene Abkunft außer Zweifel zu ſetzen.“ Er ließ demnach den Genealogiſten rufen, und ſagte zu ihm: „Glaubſt du meine Abkunft darthun zu können?“ — „Ja, Herr,“ erwiederte der Mann; „aber nur unter der Bedingung, daß du meines Lebens ſchoneſt, wenn ich dich unterrichtet haben werde; denn das Sprichwort ſagt: „wenn der Sultan gegenwärtig iſt, ſo hüte dich vor ſeiner Wuth, da kein Aufſchub ſtattfindet, wenn er zu ſchlagen befiehlt.“ — „Wohlan,“ ſagte der Sultan, „ich verſpreche dir Sicherheit, und mein Wort iſt unverletzlich.“

„O Sultan,“ fuhr der Genealogiſt fort, „wenn ich dich von deiner Verwandtſchaft und Abkunft unterrichte, ſo laß ſonſt keinen andern, der mich hören könnte, gegenwärtig ſein.“ — „Weshalb?“ verſetzte der Sultan. „Herr,“ erwiederte der Gauner, „du weißt, daß die Attribute der Gottheit in den Schleier des Geheimniſſes gehüllt werden ſollen.“ Der Sultan befahl Allen, die ihn umgaben, ſich zu entfernen; und als ſie beide allein waren, ſagte der Genealogiſt zu ihm: „Mächtiger Fürſt, du biſt unecht und der Sohn einer Ehebrecherinn.“

Sobald der Sultan dieß vernahm, änderte er ſeine

Farbe, ward bleich, und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich gekommen war, blieb er eine ganze Weile in tiefe Betrachtung verſunken, worauf er ausrief: „Ich ſchwöre bei dem, der mich zum Schirme ſeines Volkes machte, daß, wenn ich deine Behauptung wahr befinde, ich meine Krone niederlegen und dir abtreten will; denn die Königswürde kömmt mir dann nicht länger zu: ſollten jedoch deine Worte grundlos befunden werden, ſo tödte ich dich augenblicklich.“ — „Dein Wille iſt Geſetz,“ erwiederte der Gauner.

Der Sultan erhob ſich nun, ging in den Harem, und indem er mit gezogenem Schwert in das Zimmer ſeiner Mutter ſtürzte, rief er aus: „Bei dem, der den Himmel von der Erde ſchied, wenn du nicht wahrhaft beantworteſt, was ich dich befragen werde, ſo hau' ich dich mit dieſem Säbel in Stücke.“ Die vor Schrecken zitternde Königinn ſagte: „Was willſt du denn von mir wiſſen?“ — „Sage mir,“ verſetzte der Sultan, „weſſen Sohn ich bin?“ „Da nur die Wahrheit mich retten kann,“ rief die Fürſtinn aus, „ſo wiſſe, daß du der Sohn eines Kochs biſt. Mein Gatte hatte weder Söhne noch Töchter; worüber er traurig ward und Geſundheit und Eßluſt verlor. In einem Hofe des Harems hatten wir mehrere Gattungen von Vögeln, und da der Sultan eines Tages Luſt bekam, einen davon zu eſſen, ſo befahl er dem Koch, ihn zu ſchlachten und zuzurichten. Ich befand mich damals eben im Bade allein.

Als ich nun aus dem Bade,“ fuhr die Sultaninn fort, „den Koch gewahrte, der den Vogel zu fangen ſuchte, flößte mir Satan den Gedanken ein, daß ich nach dem Tode des Sultans allen meinen Einfluß verlieren würde, wenn ich keinen Sohn zur Welt brächte. Ich führte den Mann in Verſuchung, und du biſt die Frucht dieſes Verbrechens. Die Zeichen meiner Schwangerſchaft blieben nicht lange aus; und als der Sultan ſie erfuhr, ward er wieder geſund, freute ſich ausnehmend, und gab bis zum Tage meiner Niederkunft ſeinen Miniſtern und Hofleuten täglich Geſchenke. Er befand ſich an jenem Tage gerade auf dem Lande und auf der Jagd; als er aber die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erhielt, kehrte er augenblicklich zu mir zurück, und gab den Befehl, die Stadt durch Aushängung von Teppichen, Blumenkränzen u. ſ. w. auszuſchmücken; welches aus Achtung für den Sultan vierzig Tage hinter einander geſchah. Das war mein Verbrechen, und deine Geburt.“

Der Sultan kehrte nun zu den Abenteurer zurück, und befahl ihm, ſich zu entkleiden. Nachdem dieſer Befehl vollzogen war, legte ihm der Sultan, der ſich ſelbſt entkleidet hatte, die königlichen Kleider an, und ſagte dann: „Unterrichte mich, woraus du ſchloſſeſt, daß ich ein Baſtard wäre.“

„Herr,“ verſetzte der Abenteurer, „als jeder von uns ſeine Geſchicklichkeit auf dein Begehren erwies, ſo befahleſt du, jedem von uns nur einen Antheil an Fleiſch und Brot zu geben. Hieraus ſchließe ich, daß du der Sohn eines Kochs biſt; denn es iſt die Gewohnheit der Fürſten, das Verdienſt mit Reichthum und Ehre zu belohnen, du haſt uns jedoch nur mit Lebensmitteln aus deiner Küche belohnt.“ Der Sultan erwiederte: „Du haſt wahr geſprochen.“ Er ließ ihn nun die übrigen königlichen Kleidungsſtücke und den königlichen Schmuck anlegen, und ſetzte ihn auf den Thron; worauf er ſich ſelbſt als Derwiſch verkleidete, und ſein abgetretenes Beſitzthum verließ.

Als der glückliche Abenteurer ſich nun im Beſitze des Thrones ſah, ſchickte er nach ſeinen Genoſſen, und da ſie ihn in ſeinen königlichen Kleidern nicht erkannten, ſo entließ er ſie mit reichlichen Geſchenken, befahl ihnen aber, das Gebiet ſeines Landes mit der größten Schnelligkeit zu verlaſſen, damit ſie ihn nicht erkennen möchten. Hierauf erfüllte er die Pflichten ſeines neuen Standes mit einer Freigebigkeit und Würde, welche ihn von allen Einwohnern der Hauptſtadt und aller Provinzen ſegnen und ſie für die Verlängerung ſeiner Herrſchaft beten ließ.

Vierhundert ſechzigſte Nacht.

Die Abenteuer des Sultans, welcher der Krone entſagt hatte.

Der als ein Derwiſch verkleidete Fürſt, wanderte ganz allein nach Kahiro, welche Stadt er in Ruhe und Sicherheit und wohlbeherrſcht fand. Er durchwanderte mehrere Straſen, bis er zu dem königlichen Palaſte gelangte, deſſen herrlichen Bau und Umfang er bewunderte, als eben der Sultan mit ſeinem Gefolge von einer Jagd heimkehrte, weshalb der Derwiſch ſich auf die eine Seite der Straſe ſtellte. Der Sultan, der ſeinen würdevollen Anſtand bemerkte, befahl einem von ſeinen Begleitern, ihn in den Palaſt zu laden und ihn zu unterhalten, bis er ihn würde rufen laſſen.

Als der Sultan ſich von ſeiner Ermüdung erholt hatte, ſchickte er nach dem vermeintlichen Derwiſch, und fragte ihn, als er herbeikam, aus welchem Königreich er wäre. Er antwortete: „Herr, ich bin ein wandernder Derwiſch.“ — „Gut,“ verſetzte der Sultan, „aber ſage mir, weshalb du hieher gekommen biſt?“ — „Herr, das kann ich euch nur im Geheimen ſagen.“

„Wohlan,“ ſagte der Sultan, ſtand auf und führte ihn in ein beſonderes Zimmer. Der Derwiſch erzählte nun, was ihm begegnet war, die Urſache ſeiner Abdankung, und weshalb er den Charakter eines Geiſtlichen angenommen hatte.

Der Sultan war über dieſe Selbſtverläugnung erſtaunt, und rief aus: „Hochgelobt ſei der heilige Name deſſen, der durch ſeine Allmacht erhöhet und erniedriget, wen er will: aber meine Geſchichte iſt noch erſtaunenswerther, als die deine. Ich will ſie dir erzählen, und dir nichts verſchweigen.

Geſchichte
Mahmuds, Sultans von Kahiro.

In Dürſtigkeit geboren, blieb ich arm und ohne Genüſſe des Lebens, bis ich endlich zu dem Beſitze von zehn Silberſtücken gelangte, die ich zu meinem Vergnügen zu verwenden beſchloß. In dieſer Abſicht begab ich mich auf den Hauptmarktplatz, und wollte mir etwas kaufen, um meinem Gaumen gütlich zu thun. Während ich mich umſah, ging ein Mann vorbei, dem eine große Menge Volks lachend nachfolgte und der in einem eiſernen Kaſten einen großen Affen trug, den er ſchreiend für ſechs Silberſtücke zum Verkauf ausbot. Ich fühlte in mir einen ſonderbaren Antrieb, das Thier zu kaufen, bezahlte ihm das Geld, und trug meinen Einkauf nach Hauſe, war aber, als ich dort war, in großer Verlegenheit um Speiſe für mich und den Affen.

Während ich noch überlegte, was ich thun ſollte, ward der Affe, der verſchiedene Sprünge gemacht hatte, plötzlich in einen jungen Mann, ſchön wie der Vollmond, verwandelt, der ſich zu mir wandte und ſagte: „Mahmud, du haſt mich für zehn Silberſtücke, deine ganze Habe, gekauft, und du denkſt nun darüber nach, wie du Speiſe für dich und mich verſchaffen kannſt.“ — „Das iſt wahr,“ verſetzte ich; aber in Allahs Namen, woher kömmſt du?“ Frage mich nicht,“ ſagte mein Gefährte: „ſondern nimm hier dieſes Goldſtück und kauf' uns etwas zu eſſen und zu trinken.“

Ich nahm das Geld, erfüllte ſein Begehren, und wir brachten den Abend ſchmauſend und ſchwatzend mit einander zu, bis es Zeit war, ſich zur Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen ſagte der junge Mann: „Freund, dieſe Wohnung ſchickt ſich nicht für uns, geh und miethe eine beſſere.“ — „Dein Wille iſt Befehl,“ verſetzte ich, ging hin, und miethete eine ſehr anſtändige Wohnung in dem ſchönſten Viertel der Stadt.

Hierauf gab er mir Geld, um Kiſſen und Teppiche zu kaufen; was ich that, und bei meiner Rückkehr ein Bündel vor ihm liegen fand, welches fürſtliche Kleidungsſtücke enthielt. Dieſe gab er mir, mit dem Begehren, daß ich zuerſt ins Bad gehen, mich baden, und ſie dann anlegen möchte.

Ich gehorchte ſeinem Befehle, zog mich an, und fand in jeder Taſche Gold und Silber im Ueberfluſſe. Ich that mir nicht wenig auf mein beſſeres Ausſehen in den reichen Kleidern zu Gute. Bei meiner Rückkehr lobte er mein Aeußeres, ich mußte mich zu ihm ſetzen, wir nahmen einige Erfriſchungen zu uns, und ſchwatzten über allerlei Gegenſtände. Endlich gab er mir ein Bündel, welches ich dem Sultan bringen und zugleich ſeine Tochter für mich zur Frau verlangen ſollte: ein Begehren, welches, wie er mich verſicherte, gern erfüllt werden würde.

Der junge Mann befahl einem Sklaven, den er gekauft hatte, mich zu begleiten. Dieſer trug das Bündel, und ich begab mich in den Palaſt, in deſſen Nähe ich eine Menge von Groſſen, Beamten und Wachen gewahrte, die, als ſie mich ſo reich gekleidet erblickten, ehrfurchtsvoll fragten, was ich begehrete. Auf meine Erwiederung, daß ich mit dem Sultan zu ſprechen hätte, befahlen ſie den Wachen, mich zu ihm zu führen.

Ich machte meine gebräuchliche Verbeugung, und der Sultan erwiederte meinen Gruß; worauf ich ihm das Bündel vorlegte, indem ich ſagte: „Will mein Herr dieſe Kleinigkeit annehmen, deren Anbietung freilich meiner niedrigen Lage ganz angemeſſen, aber gewiſs nicht werth iſt, von der königlichen Würde angenommen zu werden?“

Der Sultan befahl, das Paket zu öffnen, welches einen vollſtändigen königlichen Anzug enthielt, reicher, als man je einen geſehen hatte; worüber der Sultan höchlich erſtaunte, und ausrief:

„Himmel! ich beſitze nichts ähnliches und habe nichts ähnliches beſeſſen. Ich nehme dieſen koſtbaren Anzug an: aber womit kann ich dir ein ſo reiches Geſchenk vergelten?“ — „Großmächtiger Fürſt,“ verſetzte ich, „es iſt mein Wunſch, mit dir verwandt zu werden, indem ich mich mit dem koſtbaren Edelſteine des Helmes der Schönheit, mit deiner unvergleichlichen Tochter, verheirate.“

Als der Sultan dieſen Wunſch gehört hatte, wandte er ſich zu ſeinem Weſyr und ſagte: „Rathe mir, wie ich mich hiebei benehmen ſoll.“ Worauf der Weſyr erwiederte: „Zeige ihm, Herr, deinen koſtbarſten Diamant, und frage ihn, ob er einen eben ſo koſtbaren habe, um ihn deiner Tochter zum Hochzeitgeſchenke geben zu können.“

Der Sultan folgte dieſem Rath, und ich erwiederte ihm: „Wenn ich dir zwei ähnliche gebe, gibſt du mir dann deine Tochter?“ Nachdem er nun eingewilligt hatte, empfahl ich mich ihm, den Diamanten, welchen ich dem jungen Manne als Muſter zeigen wollte, mit mir nehmend.

Als ich nach Hauſe gekommen war, erzählte ich ihm das Vorgefallene, worauf er den Diamanten betrachtete und ſagte: „Der Tag iſt nun beinahe zu Ende, aber morgen will ich dir zehn ähnliche ſchaffen, die du dem Sultan geben ſollſt.“ Am folgenden Morgen ging er aus, und im Zeitraume von einer halben Stunde kehrte er mit zehn

Diamanten zurück, die er mir gab, und mit denen ich zum Sultan eilte.

Als dieſer die köſtlichen Steine ſah, war er über ihren Glanz ganz entzückt, und befragte den Weſyr nochmals, wie er ſich dabei benehmen ſollte. „Herr,“ verſetzte der Miniſter, „du haſt von dieſem Manne nur einen Diamanten verlangt, und er bringt dir zehne; es iſt demnach deine Pflicht, ihm deine Tochter zu geben.“

Der Sultan ſandte hierauf nach dem Kadi und den Effendi's, welche den Ehevertrag aufſetzten, den ſie mir gaben und den ich, nach Hauſe zurückgekehrt, dem jungen Mann zeigte, welcher ſagte: „Es iſt gut, geh und vollzieh deine Heirat; aber ich bitte dich, ſie nicht ganz zu vollziehen, bis ich dir die Erlaubnis dazu geben werde.“ — „Dein Wille iſt mir Geſetz,“ erwiederte ich. —

Als es Nacht geworden war, begab ich mich in das Zimmer der Prinzeſſinn, ſetzte mich jedoch in einiger Entfernung von ihr, und redete ſie erſt gegen Morgen an; worauf ich mich für den Tag beurlaubte. Ich machte es in der zweiten und dritten Nacht ebenſo; worauf ſie, durch meine Kälte beleidigt, ſich bei ihrer Mutter beklagte, die den Sultan von meinem beleidigenden Benehmen benachrichtigte.

Der Sultan ließ mich zu ſich rufen und drohte mir, ſehr aufgebracht, mich zu tödten, wenn ich noch eine Nacht in meiner Kälte gegen die Prinzeſſinn beharren würde.

Vierhundert ein und ſechzigſte Nacht.

Ich eilte nach Hauſe, um meinen Freund zu benachrichtigen, der mir befahl, nächſtens, wenn ich allein mit ihr ſein würde, ein Armband, welches ſie um den rechten Arm trüge, von ihr zu verlangen und es ihm zu bringen, worauf ich denn die Ehe mit ihr vollziehen könnte. Ich erwiederte: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“ und ſagte am nächſten Abend, als ich in das Zimmer meiner Frau trat: „Wenn du wünſcheſt, daß wir recht glücklich zuſammen leben ſollen, ſo gib mir dein rechtes Armband.“ Sie that es augenblicklich; ich brachte es dem jungen Manne, und ſchlief, in den Palaſt zurückgekehrt, wie ich vorausſetzte, bis zum andern Morgen bei der Prinzeſſinn.

Denk dir aber mein Erſtaunen, als ich mich beim Erwachen in meiner erſten ſchlechten Wohnung fand, meiner reichen Kleider beraubt, und meinen vormaligen ſchlechten Anzug, nämlich, eine alte Decke, ein Paar zerriſſene Hoſen, und einen gleich einem Siebe durchlöcherten Turban auf der Erde erblickend. Als ich wieder etwas zu mir ſelber gekommen war, zog ich die Lumpen an, und ging in ſchwermüthiger Stimmung aus, indem ich mein verlornes Glück beweinte, und nicht wußte, wie ich es wieder erlangen ſollte.

Als ich in die Nähe des Palaſtes kam, ſah ich auf der Straße einen Zauberer ſitzen, der einige beſchriebene Zettel vor ſich liegen hatte und den Umſtehenden ihr Loos warf. Ich trat zu ihm, grüßte ihn, was er freundlich erwiederte, und nachdem er mich aufmerkſam betrachtet hatte, ausrief: „Was! hat der verruchte Elende dich betrogen und dich von deinem Weibe geriſſen?“ Ich erwiederte mit Ja. Hierauf verlangte er, ich ſollte ein wenig warten, und ließ mich neben ſich ſitzen. Als ſich die Neugierigen entfernt hatten, ſagte er zu mir: „Freund, der Affe, den du für zehn Silberſtücke gekauft haſt, und der bald nachher in einen jungen Mann verwandelt worden, gehört nicht zum Menſchengeſchlechte, ſondern iſt ein Geiſt, und in die Prinzeſſinn, die du geheiratet haſt, heftig verliebt. Er konnte ihr jedoch nicht nahen, weil ſie das mit einem mächtigen Zauber begabte Armband trug, und um dieſes zu erhalten, brauchte er dich. Er iſt nun bei ihr; aber ich will ſogleich ſeine Vernichtung bewirken, daß Geiſter und Menſchen künftig vor ſeiner Schändlichkeit ſicher ſind; denn er iſt einer von den aufrühriſchen und verfluchten Geiſtern, die unſerem Herrn, dem Salomon, dem Sohne Davids, ungehorſam waren.“

Hierauf ſchrieb der Wahrſager einen Zettel, den er mir, als er überſchrieben und geſiegelt war, einhändigte und zu mir ſagte: „Geh an den in dieſer Aufſchrift beſtimmten Ort, warte dort, und gib Acht, wer ſich dir nahet. Faſſe Muth, und wenn du eine vornehme Perſon mit einem großen Gefolge kommen ſiehſt, ſo übergib ihr dieß Briefchen, und ſie wird dein Begehren erfüllen.“

Ich nahm das Briefchen, machte mich auf den Weg nach dem Orte, welchen mir der Wahrſager bezeichnet hatte, erreichte ihn, nachdem ich Tag und Nacht gereiſt war, und ſetzte mich nieder, um auf die Dinge zu warten, die da kommen ſollten.

Es ward Abend, und als etwa der vierte Theil der Nacht vergangen war, bewegte ſich aus einiger Entfernung ein großer Lichtglanz auf mich zu, und als ich näher kam, bemerkte ich Perſonen, die Fackeln und Laternen trugen, auch ein zahlreiches Gefolge, welches einem mächtigen Sultan anzugehören ſchien. Mein Gemüth ward unruhig, aber ich faßte mich, und beſchloß zu bleiben, wo ich war. Ein großer Zug ging bei mir, je zwei und zwei, vorüber, und endlich erſchien ein Sultan der Geiſter, von einem zahlreichen Gefolge umgeben; worauf ich mich, ſo dreiſt, als es mir möglich war, ihm näherte, mich vor ihm niederwarf und ihm das Briefchen übergab, welches er öffnete, las, und welches folgendermaßen lautete:

„Wiſſe, o Sultan der Geiſter, daß der Ueberbringer dieſer Zeilen in großer Noth iſt, aus welcher du ihn durch Vernichtung ſeines Feindes retten mußt. Sollteſt du ihm nicht beiſtehen, ſo ſorge für deine eigene Sicherheit. Lebe wohl!“

Als der Sultan der Geiſter das Briefchen geleſen hatte, rief er einen von ſeinen Eilboten, und befahl ihm, den Geiſt, welcher die Tochter des Sultans von Kahiro bezaubert hatte, unverzüglich herbeizuholen. „Dein Wille iſt Geſetz,“ erwiederte der Eilbote, und ſogleich verſchwindend, war er etwa eine Stunde abweſend, nach deren Verlauf er mit dem Schuldigen zurückkehrte, ihn vor den Sultan ſtellte, welcher ihm zurief: „Verruchter Elender, haſt du dieſen Mann mishandelt?“

„Mächtiger Herrſcher,“ erwiederte der Geiſt, „mein Verbrechen entſtand aus Liebe zu der Prinzeſſinn, deren Armband einen Zauber enthielt, durch welchen ich verhindert wurde, mich ihr zu nähern, weshalb ich mich dieſes Mannes bediente. Er brachte mir den Talisman, und die Prinzeſſinn iſt nun in meiner Gewalt; aber ich liebe ſie zärtlich und habe ſie nicht beleidigt.“

„Gib das Armband ſogleich zurück,“ erwiederte der Sultan der Geiſter, „damit der Mann ſeine Frau wieder erhalte, oder ich will dem Scharfrichter befehlen, dir den Kopf abzuſchlagen.“

Der verbrecheriſche Geiſt, der von einem verruchten und halsſtarrigen Geſchlechte war, gerieth bei dieſen Worten in heftige Leidenſchaft, und rief auf unverſchämte Weiſe aus: „Ich will das Armband nicht herausgeben, denn kein anderer als ich ſoll die Prinzeſſinn beſitzen.“

Als er dieß geſagt hatte, verſuchte er fortzueilen, aber vergeblich.

Der Sultan der Geiſter befahl nun ſeinen Begleitern, den Verbrecher in Ketten zu legen; welches ſie thaten, und ihm, nachdem ſie ihm das Armband mit Gewalt entriſſen hatten, den Kopf abhieben.

Der Sultan gab mir nun den Talisman, der kaum in meinen Händen war, als alle Geiſter aus meinem Geſichte verſchwanden, und ich mich wieder in dem reichen, mir von dem jungen Manne geſchenkten Anzuge befand. Ich begab mich wieder in die Stadt, und als ich zum Palaſte gelangte, wurde ich von den Wachen und Hofleuten erkannt, welche in freudiger Entzückung ausrieſen: „Unſer verlorner Fürſt iſt endlich heimgekehrt!“ Sie begrüßten mich, und ich begab mich in das Zimmer der Prinzeſſinn, die ich in einem tiefen Schlafe fand, in welchem Zuſtande ſie ſeit meiner Abreiſe verblieben war. Als ich ihr das Armband wieder anlegte, erwachte ſie. Wir lebten hierauf mit einander ſehr glücklich, bis zu dem Tode ihres Vaters, der mich, da er keinen Sohn hatte, zu ſeinem Nachfolger ernannte, ſo daß ich wurde, was ich noch heute bin.“

Als der Sultan von Kahiro ſeine Erzählung beendigt hatte, drückte der entthronte Fürſt ſeine Verwunderung über dieſe Abenteuer aus; worauf der Sultan ſagte:

„Wundre dich nicht über die Fügungen des Allmächtigen; denn er wirkt im Verborgenen, und wenn es ihm gefällt, offenbart er ſeine Geheimniſſe. Da du deinem Königreiche entſagt haſt, ſo ſollſt du, wenn du willſt, mein Weſyr werden, und wir wollen als Freunde und Brüder zuſammen leben.“

„Dein Wille iſt mir Geſetz,“ erwiederte der Fürſt. Der Sultan machte ihn hierauf zum Weſyr, bekleidete ihn mit einem Ehrenkleide, übergab ihm ſein Siegel und die anderen Inſignien ſeines Amtes, und beſchenkte ihn mit einem herrlich eingerichteten Palaſt, zu welchem auch große Gärten gehörten. Der Weſyr trat ſein neues Amt ſogleich an, hielt täglich zweimal Rathsverſammlung, und entſchied in allen vor ihn gebrachten Rechtshändeln ſo gerecht, daß der Ruf ſeiner Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ſich bald und weit verbreitete; ſo daß, wer irgend eine Rechtſache hatte, ſie vor ihn brachte, ſich willig ſeiner Entſcheidung unterwarf, ſich dabei beruhigte, und für ſein Glück und Leben betete. In dieſem Zuſtande blieb er mehrere Jahre, da der Fürſt mit ihm zufrieden und er unter deſſen Schutze glücklich war, ſo daß es ihn nicht gereuete, ſeine Krone abgetreten zu haben.

Es begab ſich eines Abends, daß der Sultan niedergeſchlagen war, worauf er nach dem Weſyr ſandte, und ſich, als er kam, bei ihm darüber beklagte, daß ſein Gemuth ſo voll Mismuth wäre, daß nichts ihn zu zerſtreuen vermöchte. „Geh,“ erwiederte der Miniſter, „in dein Kabinet, und beſieh deine Juwelen, deren Beſchauung dich vielleicht unterhalten wird.“ Der Sultan folgte dieſem Rathe, aber ohne Erfolg, und da er meinte, in ſeinem Palaſte könnte nichts ihm Vergnügen verſchaffen, ſo ſchlug er dem Weſyr vor, verkleidet auszugehen. „Dein Wille iſt mir Geſetz,“ ſagte der Weſyr.

Sie begaben ſich hierauf in ein abgelegenes Zimmer, und nachdem ſie ſich als Arabiſche Derwiſche verkleidet hatten, durchſtrichen ſie die Stadt, bis ſie zu einem Hoſpitale für Wahnſinnige gelangten, in welches ſie eintraten. Hier ſahen ſie zwei Männer, den einen leſend, und den andern zuhorchend. Der Sultan, der ſich darüber verwunderte, wandte ſich an die beiden Männer und fragte ſie, ob ſie denn wirklich toll wären; worauf ſie erwiederten: „Wir ſind nicht toll, aber unſre Geſchichten ſind ſo wunderbar, daß ſie verdienten in Erz gegraben zu werden, um andern zum Beiſpiele zu dienen.“ — „Laſſet ſie uns hören!“ ſagte der Sultan; worauf der Mann, der geleſen hatte, ausrief: „Höre die meinige zuerſt,“ und folgendermaßen begann:

Vierhundert zwei und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte des erſten Narren.

„Ich war ein Kaufmann und hatte ein Gewölbe, welches Indiſche Waaren von allen Gattungen und von dem größten Werthe enthielt, die ich mit großem Vortheile kaufte und verkaufte. Als ich nun eines Tages, nach meiner Gewohnheit, in meinem Gewölbe ſaß, trat eine alte Frau, ihren Roſenkranz betend, herein und grüßte mich. Ich erwiederte ihren Gruß; worauf ſie ſich ſetzte und zu mir ſagte: „Herr, habt ihr auserleſene Indiſche Stoffe zu Kleidern?“ — „Ja, meine gute Frau,“ erwiederte ich, „von allen Gattungen, die ihr nur wünſchen könnt.“ — „Laßt ſehen,“ ſagte ſie. Ich zeigte ihr ein Stück von großem Werthe, das ihr ſehr gefiel und deſſen Preis ſie zu wiſſen verlangte. Ich forderte fünfhundert Dinare dafür; ſie zog ihren Beutel, bezahlte mir das

Geld, und nahm den Stoff mit, an welchem ich hundert und funfzig Dinare gewann. Am nächſten Tage kam ſie wieder, kaufte ein anderes Stück, bezahlte es, und ſo trieb ſie es mit gleichem Einkaufe hinter einander. Am funfzehnten Tage kam ſie, wie gewöhnlich, in meinen Laden, wählte den Stoff, und wollte ihn bezahlen. Als ſie jedoch ihren Geldbeutel vermiſſte, ſagte ſie: „Herr, ich habe unglücklicherweiſe meinen Geldbeutel zu Hauſe gelaſſen.“ — „Das ſchadet nichts,“ erwiederte ich, „nehmet den Stoff immer mit; kommt ihr wieder, gut, wo nicht, ſo ſchenke ich euch gern dieſe Kleinigkeit.“ Ich drang noch mehr in ſie, aber ſie wollte den Stoff nicht annehmen. Nach vielem freundlichen Hin- und Herreden, ſagte ſie endlich: „Herr, wir ſtreiten uns vergebens, wir werden aber niemals einig werden, wenn ihr nicht ſo gut ſein wollt, mich nach Hauſe zu begleiten, um den Betrag eurer Waare in Empfang zu nehmen; verſchließet alſo euern Laden, damit euch in eurer Abweſenheit nichts wegkomme.“ Hierauf verſchloß ich meine Thüre, und folgte ihr. Wir gingen und ſchwatzten mit einander, bis wir an ihr Haus gelangten, wo ſie ihr Schnupftuch von ihrem Gürtel löſte, und mir ſagte, ſie wünſchte mir die Augen zu verbinden. Ich fragte ſie, weshalb? „Weil,“ erwiederte ſie, „auf unſerem Wege ſich mehrere Häuſer befinden, deren Thüren offen ſtehen, und auf deren Balkonen Frauen ſitzen, ſo daß deine Augen zufällig auf eine dieſer Schönen fallen und ihre Reize dein Herz mit Liebe erfüllen könnten; denn es gibt hier ſo reizende weibliche Geſchöpfe, daß ſie einen Mönch feſſeln könnten, und deshalb bin ich um deine Ruhe beſorgt.“

Ich ſagte zu mir ſelbſt: „dieſe alte Frau räth mir gut,“ und ich willigte in ihr Begehren; worauf ſie mir die Augen mit ihrem Schnupftuche verband und wir vorwärts ſchritten, bis wir zu ihrem Hauſe gelangten. Sie pochte an die Hausthüre, welche von einer Frau geöffnet wurde, und wir traten ein. Die alte Frau band mir hierauf das Tuch ab, und ich ſah mit Erſtaunen, daß ich mich in einem Hauſe befand, welches vollkommen dem Palaſt eines Sultans glich.

Die alte Frau führte mich nun in ein Zimmer, woſelbſt ich all den Stoff, welchen ſie bei mir gekauft hatte, aufgehäuft fand; worüber ich ſehr erſtaunte, mehr aber noch, als zwei Frauen, ſchön wie leuchtende Monde, eintraten, und nachdem ſie ein Stück Zeug in zwei Hälften zertheilt hatten, jede eine Hälfte um ihre Hand wickelte. Sie beſprengten hierauf den Flur mit Roſenwaſſer und andern wohlriechenden Wäſſern, und rieben ihn ſodann mit dem Zeuge ab, bis er ſo glänzend wie Silber ward. Hierauf begaben ſie ſich in ein anſtoßendes Zimmer, aus welchem ſie mindeſtens funfzig Seſſel brachten, welche ſie hinſtellten und auf jeden reiche Kiſſen legten und reiche Teppiche breiteten. Hierauf holten ſie einen großen goldenen Seſſel, und entfernten ſich, als ſie ihn mit einem Teppich und einem Kiſſen von Goldbrokat belegt hatten. Nicht lange nachher kamen je zwei und zwei, ſo viele Damen, als Seſſel vorhanden waren, die Treppe herab. Jede ſetzte ſich. Zuletzt kam eine von zehn Mädchen begleitete Dame, die ſich auf den größeren Seſſel niederließ. Als ich ſie anſchaute, Herr, verließen mich meine Sinne, und ich war über ihre Schönheit, ihre Geſtalt und über die Anmuth, mit welcher ſie mit ihren Begleiterinnen ſchwatzte und lachte, ganz entzückt.

Endlich rief ſie aus: „Meine liebe Mutter!“ worauf die alte Frau eintrat, zu welcher ſie ſagte: „Haſt du den jungen Mann hergebracht?“ Sie erwiederte: „Ja meine Tochter, er iſt bereit, dir aufzuwarten.“ Hierauf ſagte die Dame: „Führe ihn zu mir!“ Als ich das hörte, erſchrak ich und ſagte zu mir ſelbſt: „Hier iſt keine Rettung, als Ergebung in den Willen Gottes. Ohne Zweifel hat ſie mein Hierſein entdeckt und will nun den Befehl ertheilen, mich zu tödten.“ Die alte Frau näherte ſich mir, und führte mich bei der Hand zu der auf dem goldenen Seſſel ſitzenden Dame, die, als ſie mich erblickte, lächelte, mich freundlich grüßte, und einen Wink gab, einen Sitz herbeizubringen, der denn auch gebracht und dicht neben den ihrigen geſtellt wurde. Sie befahl mir hierauf, mich zu ſetzen; was ich mit vieler Verlegenheit that.

Als ich nun ſaß, fing die Dame an, mit mir zu reden, und ſagte zu mir: „Was ſagt ihr zu meinem Ausſehn und zu meiner Schönheit? Haltet ihr mich eurer Liebe werth? wollt ihr mein Gatte und ſoll ich eure Gattinn ſein?“ Als ich dieſe Worte gehört hatte, entgegnete ich: „Wie darf ich, verehrte Frau, ich, der ich nicht würdig bin euer Diener zu ſein, nach ſolcher Ehre ſtreben?“ — „Junger Mann,“ ſagte ſie hierauf, „meine Worte haben gar nichts Verfängliches; ſcheue dich nicht, mir zu antworten; denn mein Herz iſt gegen dich in Liebe entbrannt.“ Ich ſah nun wohl, Herr, daß die Dame wirklich die Abſicht hatte, mich zu heiraten, konnte aber noch immer nicht begreifen, weshalb, oder wie ſie dazu kam, etwas von mir zu wiſſen. Sie fuhr fort, mir ſo manche freundliche Aufmerkſamkeit zu bezeigen, daß ich endlich ſo dreiſt wurde, ihr zu ſagen: „Verehrte Frau, wenn eure Worte ernſtlich gemeint ſind, ſo iſt, nach dem Sprichworte, keine Zeit ſo günſtig, als die gegenwärtige.“ — „Es kann,“ erwiederte ſie, „für unſere Vereinigung keinen glücklicheren Tag geben.“ Worauf ich erwiederte: „Wie kann ich euch eine angemeſſene Morgengabe geben?“ — „Der Werth des Stoffes, den ihr der alten Frau, die meine Mutter iſt, gegeben habt, iſt hinreichend.“ — „Das kann nicht genügen,“ verſetzte ich. „Es ſoll nichts weiter hinzukommen,“ rief die Dame aus, „und es iſt meine Abſicht, augenblicklich nach dem Kadi und nach Zeugen zu ſenden, damit ſie uns ohne Aufſchub verbinden. Wir wollen unſre Hochzeit noch dieſen Abend feiern, aber nur unter einer Bedingung." — „Und was iſt das für eine?" erwiederte ich. Sie antwortete: „Daß du dich verpflichteſt, dich niemals an eine andere Frau zu wenden und dich mit ihr zu unterhalten." Herr, ich war begierig, ein ſo ſchönes Weib zu beſitzen, und ſagte ihr alſo, daß ich ihr Begehren erfüllen und niemals weder durch Worte noch durch Thaten gegen ſie fehlen würde. Sie ſandte nun nach dem Kadi und den Zeugen, und die Heirat wurde geſchloſſen. Nach der Feierlichkeit ließ ſie Kaffee und Sorbet auftragen, bezahlte den Kadi und die Zeugen, und dieſe empfahlen ſich.

Ich war in Staunen verſunken, und ſagte zu mir ſelbſt: „träum' ich oder wach' ich?" Sie gab hierauf den Mädchen Befehl, mir ein Bad zu bereiten, in welches ſie mich durch Verſchnittene führen ließ. Dieſe brachten mich in ein Zimmer, deſſen Zierlichkeit ſchwer zu beſchreiben iſt. Sie breiteten Teppiche von verſchiedenen Farben aus, auf denen ich mich entkleidete, und mich ſodann in das Bade-Becken begab, wo mich von allen Seiten her köſtliche Wohlgerüche überſtrömten. Mit wohlriechenden Seifen, Salben und Eſſenzen ſo gerieben, bis mein Leib hell wie Silber glänzte, wurde ich königlich bekleidet und ſodann mit Kaffee, Zuckerwerk und Sorbet von verſchiedenen Gattungen bewirthet.

Hierauf verließ ich das Badezimmer mit meinen Begleitern, die mich in den großen, mit prachtvollen Kiſſen und Teppichen belegten Saal führten. Hier fand ich die Dame in einem neuen, noch koſtbareren Anzuge, als der war, in dem ich ſie zuvor geſehen hatte.

Stralend von Schmuck und Schönheit, ſetzte ſie ſich neben mich, und lächelte mich ſo bezaubernd an, daß ich mein Entzücken nicht länger zu mäßigen vermochte. Sie entfernte ſich, kam aber bald, noch reicher als vorher gekleidet, wieder zurück. Ich umarmte ſie nochmals, und um es kurz zu machen, wir blieben zehn Tuge auf dem Gipfel des Glückes und Genuſſes beiſammen. Nach Verfluß dieſer Zeit gedachte ich meiner Mutter, und ſagte zu meiner Frau: „Es iſt nun ſchon ſo lange, daß ich von Hauſe und von meiner Mutter entfernt bin. Sie wird ſich gewiſs über mein Außenbleiben ſehr ängſtigen. Willſt Du mir erlauben, ſie zu beſuchen und nach meinem Waarengewölbe zu ſehen?“ — „Daran ſoll nichts dich hindern,“ erwiederte ſie, „du kannſt deine Mutter täglich beſuchen und täglich in deinem Gewölbe verkehren, aber die alte Frau muß dich hin und zurück begleiten!“ dazu gab ich meine Einwilligung.

Die alte Frau trat hierauf ins Zimmer, verband mir die Augen wieder mit einem Tuche, führte mich an den Ort, an welchem ſie mich zuerſt verbunden hatte, und ſagte: „Ihr werdet zur Zeit des Abendgebetes wieder hier ſein und mich zur Stelle finden.“

Ich verließ ſie und begab mich zu meiner Mutter, die ich in großer Traurigkeit und bitter über meine Abweſenheit weinend fand. Als ſie mich gewahrte, lief ſie mir entgegen und umarmte mich mit Freudenthränen. Ich ſagte: „Weine nicht, meine gute Mutter; denn meiner Abweſenheit verdanke ich das höchſte Glück.“ Ich erzählte ihr nun mein glückliches Abenteuer; worauf ſie ausrief: „Allah ſchütze dich mein Sohn! aber beſuche mich mindeſtens alle zwei Tage, damit meine Liebe zu dir befriedigt werde.“ Ich ging hierauf in meinen Laden, beſchäftigte mich dort, wie gewöhnlich, bis es Abend ward, und ich an den beſtimmten Platz ging, wo ich die alte Frau fand, die mir, wie früher, die Augen verband, und mich in den Palaſt meiner Frau führte, welche mich auf das zärtlichſte empfing.

Dieß Kommen und Gehen dauerte nur drei Monate auf gleiche Weiſe fort; ich konnte jedoch den Wunſch nicht unterdrücken, zu wiſſen, wen ich geheiratet hatte, und mich über den Reichthum, den Glanz und das zahlreiche Gefolge, wovon ſie umgeben war, nicht genug wundern.

Endlich fand ich eine Gelegenheit, mit einer ihrer ſchwarzen Sklavinnen allein zu ſein, und ich befragte ſie über ihre Gebieterinn. „Herr,“ erwiederte ſie, „die Geſchichte meiner Gebieterinn iſt wundervoll; aber ich wage es nicht, ſie zu erzählen, weil ich fürchte, ſie möchte mich deshalb umbringen laſſen.“ Hieräuf gab ich ihr die Verſicherung, daß, wenn ſie mir die Geſchichte erzählte, niemand ſie von mir erfahren ſollte; ich bekräftigte dieſe Verſicherung durch einen Eid, und ſie begann wie folget:

„Meine Gebieterinn ging eines Tages in ein öffentliches Bad, mit der Abſicht, ſich zu ergetzen; weshalb ſie eine Menge ſeltenen und köſtlichen Mundvorraths mitnahm, nach dem Bade einen Garten beſuchte, und dort einen trefflichen Imbiß zum Beßten gab. Hier erluſtigte ſie ſich nun bis zum Abend, und gab ſodann Befehl, alles Nöthige zur Heimkehr zu bereiten, und die Ueberbleibſel des Imbiſſes an die Armen zu vertheilen. Bei dieſer Heimkehr kam ſie durch die Straße, in welcher ihr euern Laden habt. Es war an einem Freitage und ihr ſaßet in eurem beßten Anzuge vór eurer Thüre mit einem Freunde, mit dem ihr euch unterhieltet. Sie ſah euch, und ihr Herz entbrannte in Liebe; was aber niemand bemerkte. Sie hatte jedoch kaum ihren Palaſt erreicht, als ſie niedergeſchlagen und ſchwermüthig ward und keine Eßluſt mehr hatte. Endlich legte ſie ſich zu Bette, aber ſie konnte nicht einſchlafen, verlor ihre Farbe, und ward ſehr ſchwach. Ihre Mutter ging deshalb einen Arzt zu holen, damit er unterſuchete, was die Urſache von der Krankheit ihrer Tochter wäre; aber ſie begegnete unterweges einer arzneikundigen alten Frau, mit welcher ſie nach Hauſe zurückkehrte.

Nachdem die Frau der Kranken an den Puls gefühlt und ſie um Verſchiedenes befragt hatte, ſo merkte ſie wohl, daß kein leibliches Uebel ſie krank machte, ſondern ihre Krankheit Liebe wäre; ſie ſcheute ſich jedoch, ihren Verdacht vor der Mutter auszuſprechen. Sie empfahl ſich, und ſagte: „Mit Gottes Hülfe wirſt du bald wider hergeſtellt ſein. Ich werde morgen wiederkommen, und ein unfehlbares Heilmittel mitbringen.“

Sie nahm hierauf ihre Mutter bei Seite und ſagte zu ihr: „Theuerſte Frau, zürne nicht über meine Bemerkung; aber deine Tochter leidet an keinem leiblichen Uebel: ſie iſt verliebt und nur durch die Vereinigung mit dem Geliebten zu heilen.“

Sobald die alte Frau fort war, begab ſich die Mutter zu ihrer Tochter, und nach zwanzig Tagen beſtändigen Läugnens und mit vieler Mühe, (denn die Züchtigkeit meiner Gebieterinn war verletzt), drang ſie ihr eine Beſchreibung eurer Perſon und eurer Wohnung ab; worauf ſie ſich gegen euch auf die bewußte Weiſe benahm, euch hieherbrachte, und nun erfolgte, was ihr wißt. — Das iſt ihre Geſchichte,“ fuhr die ſchwarze Sklavinn fort, „die ihr niemand erzählen dürft.“ — „Das werd' ich auch nicht,“ erwiederte ich, und fuhr hierauf fort, mit meiner Frau ſehr glücklich zu leben, täglich meine Mutter zu beſuchen, mich in meinem Laden zu beſchäftigen und abends, wie gewöhnlich, von meiner Schwiegermutter geleitet, heimzukehren.

Vierhundert drei und ſechzigſte Nacht.

Als ich, nach Verlauf mehrerer Monate, eines Tages in meinem Laden ſaß, kam ein junges Mädchen die Straße herauf, welche das aus Juwelen und Perlen verfertigte Abbild eines Hahnes trug. Sie bot es den Kaufleuten zum Kauf an. Dieſe ſtiegen in ihrem Gebote von fünfhundert bis zu neunhundert und funfzig Dinaren; was ich alles ſtillſchweigend beobachtete, und weder mit bot, noch ſonſt etwas ſprach.

Endlich kam das Mädchen an mich heran, und ſagte: „Herr, alle dieſe Kaufleute haben ſich um den Beſitz meines koſtbaren Spielzeuges überboten, nur ihr habt weder geboten, noch euch ſonſt um mich bekümmert.“ — „Ich kann das Spielzeug nicht brauchen,“ verſetzte ich. „Ei,“ rief ſie aus, „ihr müßt doch etwas mehr als die anderen darauf bieten.“ — „Wenn ich muß,“ erwiederte ich, „nun ſo will ich funfzig Dinare mehr geben, was grade tauſend beträgt.“

Sie nahm das Gebot an, und ich ging in meinen Laden, um das Geld zu holen, indem ich beſchloß, den

Hahn meiner Frau zu ſchenken, in der Vorausſetzung, daß ihr dieſes Geſchenk Vergnügen machen würde.

Als ich dem Mädchen das Geld bezahlen wollte, weigerte ſie ſich, es zu nehmen, und ſagte, ſie verlangte nichts für das Kleinod, als die Erlaubnis, mich auf die Wange küſſen zu dürfen. Ich dachte bei mir ſelbſt: „ein einziger Kuß auf die Wange iſt ein geringer Preis für den Werth von tauſend Dinaren," und willigte ein; worauf ſie auf mich zu kam, und mir einen Kuß gab, aber zu gleicher Zeit mich heftig biß, das Kleinod zurückließ, und ſich eilig davon machte.

Am Abend begab ich mich in das Haus meiner Gattinn, und fand die alte Frau, wie gewöhnlich, an dem beſtimmten Platze. Sie verband mich mit dem Schnupftuch, und band es mir wieder ab, als wir zu Hauſe waren. Ich fand meine Frau auf ihrem goldenen Seſſel ſitzend, aber in Scharlach gekleidet und mit verdrüßlichem Geſichte; worauf ich zu mir ſelbſt ſagte: „Gott gebe, daß Alles glücklich enden möge!"

Ich nahte mich ihr, zog das mit Rubinen und Diamanten beſetzte Kleinod hervor, (wähnend, daß bei ſeinem Anblick ihre üble Laune ſchwinden würde,) und ſagte: „Meine Liebe, nimm dieß, es iſt hübſch, und ich habe es für dich gekauft."

Sie nahm es in die Hand, beſah es von allen Seiten, und rief aus: „Haſt du das wirklich für mich gekauſt?“ — „Beim Himmel,“ verſetzte ich, „ich kaufte es dir zu Liebe um tauſend Dinare.“ Hierauf ſah ſie mich zürnend an, und ſagte: „Was bedeutet dieſe Wunde auf deiner Wange?“ Ich wollte vor Verwirrung vergehen.

Während ich in dieſem Zuſtande war, rief ſie ihre Dienerinnen, welche ſogleich die Treppe herabkamen, die hauptloſe Leiche eines jungen Mädchens tragend, deren Haupt ſie auf die Mitte des Rumpfes legten. Ich erkannte es als das Haupt des Mädchens, die mir das Kleinod für einen Kuß auf die Wange verkauft und mich gebiſſen hatte. Meine Frau rief nun aus: „Ich brauche ſolche Spielereien nicht; denn ich beſitze deren genug: aber ich wollte wiſſen, ob du deinem mir gegebenen Verſprechen, dich mit keinem anderen Weibe, außer mir, in Liebkoſungen einzulaſſen, treu bleiben würdeſt, und deshalb ſandte ich das Mädchen, um dich in Verſuchung zu führen. Da du dein Verſprechen gebrochen haſt, ſo geh, und kehre nimmer wieder.“

Als meine Frau zu reden aufgehört hatte, nahm mich meine Schwiegermutter bei der Hand, verband mir mit dem Tuche die Augen, führte mich an den gewöhnlichen Ort, und ſagte zu mir: „Geh!“ und verſchwand.

Ich war über die ſeltſame Geſchichte und den Verluſt meiner Frau ſo betrübt, daß ich, gleich einem Wahnſinnigen, durch die Straßen rannte, und ausrief: „Ach wie viel Schönheit, wie viel Anmuth, wie viel Zierlichkeit beſaß ſie doch!“ worauf das Volk, welches mich für wahrhaft toll hielt, mich in dieſes Hospital brachte und mich, wie ihr ſeht, in Bande legte.“

Als der Sultan die Geſchichte dieſes jungen Mannes gehört hatte, war er ſehr bewegt, neigte einige Augenblicke ſein Haupt gedankenvoll, und ſagte dann zu dem Weſyr: „Beim Allah, der mir die Herrſchaft anvertraut hat, wenn du die Frau, die dieſen jungen Mann geheiratet hat, nicht ausſindig machſt, ſoll dein Haupt verfallen ſein.“

Der Weſyr war beſtürzt, faßte ſich jedoch, und bat um eine Friſt von drei Tagen, welche der Sultan ihm bewilligte.

Der Weſyr nahm den jungen Mann mit ſich, und ſie ſuchten zwei Tage lang das Haus vergebens. Endlich fragte er ihn, ob er wohl den Fleck erkennen würde, wo ihm das Tuch umgebunden, und den Thorweg, wo es ihm abgebunden worden; was der junge Mann beides bejahte. Er führte den Miniſter auf die Straße, wo er verbunden worden war, und ſie erreichten einen Thorweg, an welchen der Weſyr anpochte. Die Dienerinnen öffneten, und da ſie den Weſyr kannten und den jungen Mann an ſeiner Seite ſahen, erſchraken ſie, und eilten, ihrer Gebieterinn zu melden, wer da wäre.

Dieſe wünſchte die Befehle des Weſyrs zu erfahren, der ſie wiſſen ließ, daß der Sultan ihre Verſöhnung mit ihrem Gatten wünſchte. „Da der Sultan befiehlt,“ ſagte ſie, „ſo iſt es meine Schuldigkeit zu gehorchen.“ Der junge Mann wurde aufs neue mit ſeiner Frau verbunden, welche die Tochter eines früheren Sultans von Kahiro war.

Das waren die Abenteuer des jungen Mannes, welchen der Sultan und der Weſyr im Hospital leſend fanden. Folgendes iſt nun die Geſchichte des jungen Mannes, der jenem zuhörte, und der ſie dem Sultan auf Verlangen erzählte.

Geſchichte
des zweiten Narren.

„Herr,“ ſagte der junge Mann, „ich war ein Kaufmann, und, als ich es zu treiben begann, der jüngſte meines Gewerbes; denn ich war erſt ſechzehn Jahr alt. Als ich eines Tages in meinem Laden beſchäftigt war, trat ein Mädchen herein und übergab mir ein Päckchen, in welchem ich, als ich es öffnete, mehrere an mich gerichtete, mich lobpreiſende Verſe und einen Brief voll feuriger Zärtlichkeit fand. Da ich das Ganze als eine Verſpottung betrachtete, ſo ergriff ich die Trägerinn, und ſchlug ſie heftig. Als ſie fort war, machte ich mir jedoch Vorwürfe über mein unſchickliches Benehmen, und fürchtete, ſie möchte ſich bei ihren Verwandten beklagen und dieſe ſich an mir durch einen plötzlichen Ueberfall rächen. So ſehr ich aber auch das Vorgefallene bereute, ſo konnte jedoch meine Reue, meine Verſchuldung nicht wieder gut machen.

Zehn Tage waren vorüber, als ich, wie gewöhnlich in meinem Laden ſaß, und eine prächtig gekleidete und von Wohlgerüchen duftende Dame eintrat. Sie glich an Glanz dem Vollmonde, ſo daß mich, als ich ſie anſchaute, meine Sinne verließen und ich für nichts Augen hatte, als für ſie. Sie wandte ſich zu mir und ſagte: „Junger Mann, habt ihr in eurem Laden irgend weiblichen Putz?“ worauf ich erwiederte: „Von allen Gattungen, ſchöne Frau, die ihr nur verlangen könnt.“ Sie verlangte nun Bänder um die Knöchel zu binden; ich zeigte ihr dergleichen, und ſie bat mich, ſie ihr anzuprobieren; was ich denn auch that. Sie verlangte nun ein Halsband, lüftete ihren Schleier, und ich mußte es ihr umbinden. Sie ſuchte ſich dann ein Paar Armbänder aus, die ich ihr gleichfalls anlegen mußte; worauf ſie ſich nun nach dem Betrage des Ganzen erkundigte. Ich aber rief aus: „Schöne Frau, nimm es als ein Geſchenk an, und ſage mir, weſſen Tochter du biſt.“ Sie antwortete mir: „Ich bin die Tochter des Oberrichters;“ worauf ich erwiederte, daß es mein Wunſch wäre, ſie von ihrem Vater zur Gattinn zu verlangen. Sie gab dazu ihre Einwilligung, bemerkte aber: „Wenn du mich von meinem Vater verlangen wirſt, ſo wird er ſagen, er habe nur eine Tochter und die ſei ein ſehr mißgeſtalteter Krüppel. Antworte du aber nur, du ſeieſt dennoch bereit, ſie zur Frau zu nehmen; und wenn er ſich weigert, ſo beſteh du auf der Heirat.“ Ich fragte ſie, wenn ich meinen Antrag machen ſollte. Sie erwiederte: „Die ſchicklichſte Zeit, meinen Vater zu beſuchen, iſt bei dem Feſte, welches in drei Tagen gefeiert wird, und wo du alle ſeine Freunde und Verwandte bei ihm wirſt verſammelt finden. Unſere Hochzeit wird dann das Feſt noch verſchönern.“

Dem Wunſche der Schönen gemäß, begab ich mich am dritten Tage in das Haus des Oberrichters, und fand ihn in großem Staate ſitzend und die feſtlichen Glückwünſche der vornehmſten Einwohner aus der Stadt empfangend. Wir begrüßten ihn ehrfurchtsvoll, er erwiederte freundlich unſern Gruß, und ließ ſich vertraulich in ein Geſpräch mit uns ein. Er ließ einen Imbiß auftragen, den wir mit ihm verzehrten, und ſodann Kaffee tranken. Ich ſtand nun auf und ſagte: „Herr, ich hege den innigen Wunſch, die keuſche Jungfrau, eure Tochter, die mehr Werth hat, als das koſtbarſte Juweel, zu heiraten.“

Als der Oberrichter meinen Antrag vernommen, ſenkte er eine Weile nachſinnend das Haupt, worauf er ſagte: „Sohn, meine Tochter iſt ein unglücklicher höchſt miſſgeſtalteter Krüppel.“ Ich erwiederte: „Sie zur Frau zu haben, iſt Alles, was ich wünſche.“ Der Richter ſagte hierauf: „Wenn du ſolch' eine Frau haben willſt, ſo kannſt du ſie nur unter der Bedingung bekommen, daß ſie mein Haus nicht verlaſſe, du hier die Heirat vollzieheſt und bei mir wohnen bleibeſt.“ Ich erwiederte: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“ indem ich noch immer glaubte, es wäre von dem ſchönen Mädchen die Rede, die meinen Laden beſucht und deren Reize mich ſo entzückt hatten.

Kurz, die Hochzeit wurde gefeiert, und ich ſagte zu mir ſelbſt: „Himmel! iſt es möglich, daß ich der Gatte dieſes ſchönen Mädchens geworden bin und alle ihre Reize genießen ſoll!“

Als es Nacht geworden, führten mich die Diener des Oberrichters zu meiner Braut. Eilig rannte ich, um ihre Schönheit anzuſtaunen, aber, denke dir mein Schrecken, als ich eine elende Zwerginn ſah, ſo misgeſtaltet, wie ihr Vater ſie beſchrieben hatte. Ich war außer mir über ihren Anblick und ſolch' eine Täuſchung, und ſchämte mich meiner thörichten Leichtgläubigkeit; aber ich durfte mich nicht beklagen, da ich ſie freiwillig von dem Oberrichter zur Frau angenommen hatte. Ich ſaß ſtill in dem einen Winkel des Zimmers, und ſie in dem andern; denn ich konnte mich nicht überwinden, mich ihr zu nahen, da ſie gar zu widrig ausſah und meine Seele ihre Geſellſchaft nicht zu ertragen vermochte.

Bei Tagesanbruche verließ ich das Haus meines Schwiegervaters, verfügte mich in meinen Laden, den ich öffnete, und ſetzte mich mit ſehr bekümmertem Gemüth und mit wie von einem Rauſche betäubtem Haupte nieder, als plötzlich die Dame erſchien, die mir einen ſo abſcheulichen Streich geſpielt hatte. Sie trat ein, und grüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße. Ich war wüthend, ſchalt und fragte ſie, warum ſie mich ſo ſchändlich hintergangen hätte? worauf ſie erwiederte: „Elender, gedenke des Tages, an welchem ich dir ein Päckchen brachte, und wo du mich zum Danke dafür ergriffſt, ſchlugſt, ſchalteſt und mit Verachtung fortjagteſt. Zur Widervergeltung einer ſolchen Behandlung, habe ich mich dadurch gerächt, daß ich dir eine ſo liebliche Braut verſchaffte.“ Ich fiel ihr nun zu Füßen, flehte um ihre Vergebung und gab ihr meine Reue zu erkennen; worauf ſie mich anlächelte, und ſagte: „Beruhige dich, ich will dich aus der Klemme befreien, in die ich dich gebracht habe. Geh zu dem Aga der Lederbereiter, gib ihm eine Summe Geldes, und verlange von ihm, daß er dich Sohn nenne; ſodann begib dich mit ihm, ſeinen Dienern und Muſikanten in das Haus des Oberrichters. Wenn er nach der Veranlaſſung dieſes Beſuches fragt, ſo laß den Aga ſagen: „Herr, wir kommen, um deinem Schwiegerſohne, der mein liebes Kind iſt, wegen der Verheiratung mit deiner Tochter Glück zu wünſchen und uns mit ihm zu ergetzen. Der Richter wird in Wuth gerathen, und ſagen: „Hund, iſt es möglich, daß du, der du nur ein Lederbereiter biſt, es wagen kannſt, die Tochter des Oberrichters zu heiraten?“ Antworte du hierauf: „Herr, es war mein Ehrgeiz, durch eure Verwandtſchaft geadelt zu werden, und da ich die Tochter Euer Herrlichkeit geheiratet habe, wird die gemeine Benennung eines Lederbereiters bald vergeſſen und in dem Titel eures Schwiegerſohnes erloſchen ſein; ich werde unter eurem Schutze befördert, von dem Geruche der Gerberlohe gereinigt, und meine Kinder werden ſüß duften.“

Ich that, wie die Schöne mir befahl, und nachdem ich das Oberhaupt der Lederbereiter beſtochen hatte, begleitete er mich mit ſeiner Zunft und einer großer Anzahl Muſikanten und Sänger zu dem Hauſe meines Schwiegervaters, vor welchem ſie mit großem Lärm zu ſingen und zu tanzen begannen, indem ein jeder dann und wann ausrief: „Lange lebe unſer edler Verwandter! lange lebe der Schwiegerſohn des Oberrichters!“

Dieſer fragte nach der Urſache dieſes jubelnden Ueberfalls; worauf ich ihm erwiederte, es wären meine Verwandten, die mir zu der Verbindung mit ſeinem glorreichen Hauſe Glück wünſchen und ihm für die Ehre danken wollten, welche er in meiner Perſon der ganzen Zunft der Lederbereiter erwieſen hätte.

Als der Oberrichter dieß hörte, gerieth er in heftige Wuth und ſchalt mich; da er jedoch bedachte, daß ohne meine Einwilligung die vermeintliche, ſeinem Hauſe widerfahrene Schmach nicht getilgt werden könnte, ſo beruhigte er ſich, und bot mir Geld, damit ich mich von ſeiner Tochter ſcheiden ließe. Ich ſtellte mich anfangs, als wollte ich nicht, und gab erſt nach einer Weile ſeinen ernſtlichen Bitten nach, nahm vierzig Beutel mit Gold, die er mir gab, damit ich mein miſſgeſtaltetes Weib verſtoßen möchte, und kehrte mit erleichtertem Herzen heim.

Am folgenden Tage kam die Schöne wieder in meinen Laden. Ich dankte ihr, daß ſie mich von meiner lächerlichen Heirat wider frei gemacht hätte, und bat ſie, mich zum Manne zu nehmen. Sie gab ihre Einwilligung dazu, meinte aber doch, ſie wäre von zu niedriger Geburt für mich, da ihr Vater nur ein Koch wäre, obſchon ein vortrefflicher und ſehr reich. Ich erwiederte, daß, wenn er auch ein Lederbereiter wäre, ihre Reize doch einen Thron zieren würden. Kurz, Herr, wir heirateten uns, und lebten glücklich, bis auf den heutigen Tag. Das iſt meine Geſchichte, aber ſie iſt minder erſtaunlich, als die des Weiſen und ſeines Schülers, deren Abenteuer, die ich dir nun erzählen will, zu den Wundern unſerer Zeit gehören:

Vierhundert vier und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte

des zurückgezogenen Weiſen und ſeines Schülers.

Es lebte einſt ein gelehrter und frommer Weiſer, der um ſich ſeinen Studien und Unterſuchungen ungeſtört zu widmen, ſich von der Welt in eine Zelle einer der Hauptmoſcheen der Stadt zurückgezogen hatte, und ſie nur auf die dringendſten Veranlaſſungen verließ.

Er hatte dieſes zurückgezogene Leben einige Jahre hindurch geführt, als eines Tages ein Knabe in ſeine Zelle trat und als ſein Schüler und Diener angenommen zu werden wünſchte. Der Weiſe, dem ſein Weſen gefiel, willigte ein, fragte, wer ſeine Aeltern wären und woher er käme; aber der Knabe wußte ihm nichts darauf zu antworten, und ſagte: „Frage nicht, wer ich bin, denn ich bin eine Waiſe, und weiß nicht, ob ich dem Himmel oder der Erde angehöre.“

Der Greis drang nun nicht weiter in ihn, und der Knabe diente ihm mit der unfehlbarſten Pünktlichkeit und Aufmerkſamkeit zwölf Jahre lang, während welcher Zeit er in allen Zweigen der Wiſſenſchaft Unterricht erhielt, und ein höchſt ausgebildeter junger Mann ward.

Nach Ablauf der zwölf Jahre, hörte der junge Mann eines Tages von einigen anderen jungen Männern die Schönheit der Tochter des Sultans preiſen und ſie ſagen, daß ihre Schönheit die aller Prinzeſſinnen ihres Zeitalters überträfe. Dieſe Reden reizten ſeine Neugier, ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf zu ſehen.

Er begab ſich zu ſeinem Meiſter, und ſagte: „Herr, ich höre, daß der Sultan eine ſehr ſchöne Tochter hat, und meine Seele ſehnt ſich heftig nach einer Gelegenheit, ſie zu ſehen, ſei es auch nur auf einen Augenblick.“

Der Weiſe rief aus: „Was haben Leute unſerer Art mit Weibern überhaupt, und beſonders mit Töchtern der Herrſcher zu ſchaffen? Wir ſind ein zurückgezogener Orden und ſollen uns alles Umganges mit den Großen dieſer Welt enthalten.“ Der Greis fuhr fort, ſeinen Schüler vor den Eitelkeiten der Welt zu warnen und ihn von ſeinem Vorſatz abzureden; aber je mehr er ihn ermahnte und ihm Vorſtellungen machte, je mehr beſtand der junge Mann auf ſeinem Vorhaben, und ward ſo ſchwermüthig, daß ſeine Geſundheit dadurch in Gefahr gerieth.

Den Weiſen betrübte dieſe Schwermuth, und er ſagte endlich zu dem jungen Manne: „Wird ein Blick der Prinzeſſinn deine Wünſche befriedigen?“ — „Er wird es,“ erwiederte der Schüler.

Der Weiſe beſtrich nun eins ſeiner Augen mit einer Art von Salbe, und ſogleich verſchwand die eine Hälfte ſeines Leibes und nur die andre blieb ſichtbar. Der Weiſe befahl ihm nun, ſich in die Mitte der Stadt zu verfügen.

Der Jüngling gehorchte ſeinem Befehl, aber er war kaum an Ort und Stelle, als ihn eine Menge von Neugierigen umgab, die über ſeinen Anblick ſtaunten. Der Bericht von der ſo wunderbaren Erſcheinung eines halben Mannes verbreitete ſich alsbald durch die Stadt und gelangte bis in den Palaſt des Sultans, der nach dem vermeintlichen Ungeheuer ſchickte.

Der junge Mann wurde in den Palaſt geführt, wo der ganze Hof ihn anſtaunte; hierauf führte man ihn in den Harem, um die Neugier der Frauen zu befriedigen. Hier ſah er nun die Prinzeſſinn, und wurde durch den Glanz ihrer Reize ſo entzückt, daß er zu ſich ſelbſt ſagte: „Wenn ich ſie nicht heiraten kann, ſo will ich mich tödten.“

Als der junge Mann aus dem Palaſt entlaſſen war, begab er ſich nach Hauſe, das Herz voll Liebe für die Tochter des Sultans. Da fragte ihn der Weiſe, ob er die Prinzeſſinn geſehen hätte. „Das hab' ich,“ verſetzte der Jüngling; „aber ein Blick iſt nicht hinreichend, und ich habe keine Ruhe, bis ich neben ihr ſitzen und meine Augen an ihr weiden kann bis ſie des Schauens müde ſind.“ — „Ach mein Sohn,“ rief der Greis aus, „ich fürchte für den Frieden deines Herzens, wir ſind fromme Männer, und ſollten Verſuchungen ſcheuen; auch ſchickt es ſich nicht für uns, mit dem Sultan zu verkehren.“ Hierauf entgegnete der junge Mann: „Mein Vater, wenn ich nicht neben ihr ſitzen und ihren Hals mit meinen Händen berühren kann, ſo bringe ich mich ums Leben.“

Der Weiſe, über dieſe Worte beſtürzt und für die Ruhe ſeines Schülers beſorgt, ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich will, wo möglich, dieſen jungen Mann bewahren, und vielleicht wird Allah ſeine Wünſche gewähren.“ Hierauf beſtrich er ſeine beiden Augen mit einem wunderbaren Waſſer, welches die Wirkung hatte, ihn unſichtbar zu machen. Dann ſagte er zu ihm: „Geh, mein Sohn, und befriedige deine Wünſche; kehre aber zurück, und bleib nicht lange von deiner Pflicht entfernt.“

Der junge Mann eilte nach dem königlichen Palaſte, ging unbemerkt hinein und in den Harem, woſelbſt er ſich neben die Tochter des Sultans ſetzte. Eine Zeitlang begnügte er ſich damit, ihre Schönheit anzuſtaunen; aber endlich berührte er ihren Hals leiſe mit ſeiner Hand. Sobald die Prinzeſſinn dieſe Berührung fühlte, ſchrie ſie laut auf: „Ich ſuche Hülfe bei Allah vor Satan dem verfluchten!“ Ihre Mutter und die gegenwärtigen Frauen, die über ihr Aufſchreien heftig erſchraken, fragten begierig nach der Urſache; worauf ſie entgegnete: „Iblis, oder irgend ein andrer böſer Geiſt, hat mich dieſen Augenblick am Halſe berührt.“

Die darüber ſehr beſtürzte Mutter ſchickte nach ihrer Amme, die da meinte, als ſie das Vorgefallene vernommen, daß zur Vertreibung böſer Geiſter kein Mittel beſſer und entſchiedener hülfe, als der Rauch von angezündetem Kameelmiſte; wovon ſogleich ein Häufchen herbeigebracht und angezündet wurde. Der Rauch davon füllte das ganze Zimmer und griff die Augen des jungen Mannes dergeſtalt an, daß ſie ihm voll Waſſer traten; worauf er ſie gedankenlos mit ſeinem Schnupftuche trocknete, und ſo den Zauberſaft mit abwiſchte.

Kaum war dieß geſchehen, als der junge Mann ſichtbar ward, und die Prinzeſſinn, ihre Mutter und die Frauen, alle auf einmal, ein Geſchrei des Erſtaunens und der Beſtürzung ausſtießen; worauf die Verſchnittenen herbei kamen. Als ſie den jungen Mann gewahr wurden, umgaben ſie ihn, ſchlugen ihn unbarmherzig, und ſchleppten ihn vor den Sultan, dem ſie anzeigten, daß ſie ihn im Harem gefunden hätten. Der erzürnte Sultan ſchickte nach dem Scharfrichter, und befahl ihm, den Schuldigen zu ergreifen, ihm ein ſchwarzes mit Flammen beſätes Gewand anzuziehen, ihn auf ein Kameel zu ſetzen, zur Schau durch die Stadt zu führen, und ihn dann hinzurichten.

Der Scharfrichter bemächtigte ſich des jungen Mannes, kleidete ihn auf die vorgeſchriebene Weiſe, ſetzte ihn auf das Kameel, und führte ihn durch die Straßen der Stadt, voran Wachen und ein Ausrufer, der da ſchrie: „Sehet hier die Beſtrafung deſſen, der es gewagt hat, das Heiligthum des königlichen Harems zu verletzen!“ Dem Zuge folgte eine unzählbare Volksmenge, die ſowohl über die Schönheit des jungen Mannes, als auch über ſeine geringe Bekümmernis um ſeine eigne Lage, erſtaunte.

Endlich gelangte der Zug auf den Platz vor der großen Moſchee, und der Weiſe, durch den Lärm und den Zuſammenlauf des Volkes geſtört, öffnete das Fenſter ſeiner Zelle, und ſah die ſchmachvolle Lage ſeines Schülers. Von Mitleid bewegt, rief er ſogleich die Geiſter herbei, (denn durch ſeine Kenntniſſe in der Magie und in jeder geheimen Wiſſenſchaft hatte er ſie alle in ſeiner Gewalt,) befahl ihnen, den jungen Mann vom Kameele herabzunehmen, und an ſeine Stelle unbemerkt einen hochbejahrten Mann zu ſetzen. Sie erfüllten dieſen Befehl, und als die Menge den jungen Mann, nach ihrer Meinung, in einen wohlbekannten Greis verwandelt ſah, ſo erſchraken Alle und riefen aus: „Himmel! der junge Mann iſt alſo unſer ehrwürdiges Oberhaupt der Kräuterverkäufer?“ denn der alte Mann trieb ſeit langer Zeit das Geſchäft, Kräuter und Zuckerrohr bei dem Thore nahe an der großen Moſchee zu verkaufen, und war der Aelteſte ſeines Gewerbes.

Als der Scharfrichter die mit ſeinem Gefangenen vorgegangene Verwandlung ſah, gerieth er in große Verwirrung. Er kehrte mit dem alten auf dem Kameele ſitzenden Mann, und von der Menge begleitet, in den Palaſt zurück. Hier eilte er zu dem Sultan, und ſagte: „Herr, der junge Mann iſt plötzlich verſchwunden und an ſeiner Stelle ſaß und ſitzt ein ehrwürdiger Greis, den die ganze Stadt kennt.“

Der Sultan war nicht wenig beſtürzt über dieſe Umwandlung und ſagte zu ſich ſelbſt: „Wer das vermag, wird noch Erſtaunenswertheres vermögen: er kann mich meiner Herrſchaft entſetzen oder meinen Tod bewirken.“

Die Furcht des Sultans nahm ſo überhand, daß er, da er ſich ſelber nicht zu helfen wußte, ſeinen Weſyr rufen ließ, und zu dieſem ſagte: „Rathe mir, was ich in dem Vorfalle mit dem ſeltſamen jungen Manne thun ſoll; denn ich bin ganz verworren darüber.“ Der Weſyr neigte eine Weile nachdenkend ſein Haupt, und ſagte darauf zu dem Sultan: „Herr, ohne die Hülfe der Geiſter oder eine andre unbegreifliche Macht hat niemand die Sache bewirken können, und er wird dir, wenn er erzürnt iſt, in Zukunft in Betreff deiner Tochter noch eine größere Schmach zuzufügen im Stande ſein. Ich rathe dir deshalb, in der ganzen Stadt ausrufen zu laſſen, daß der Urheber jener Verwandlung, wenn er ſich dir zu erkennen gibt, auf dein unverbrüchliches Sultanswort Vergebung erhalten ſoll. Meldet er ſich, ſo verheirate ihn, wenn ſein Gemüth vielleicht durch ihre Liebe verſöhnt werden kann, mit deiner Tochter. Er hat ſie und die anderen Frauen des Harems ſchon geſehen; ſo daß nur dieſe Heirat mit der Prinzeſſinn deine Ehre retten kann.“

Der Sultan billigte den Rath ſeines Weſyrs, die Bekanntmachung wurde erlaſſen, und der Ausrufer gelangte, nachdem er mehrere Straßen durchzogen hatte, auf den Platz vor der großen Moſchee. Als der Schüler die Bekanntmachung hörte, gerieth er in Entzücken, eilte zu ſeinem Meiſter, und erklärte ſeine Abſicht, ſich zu dem Sultan zu verfügen. „Mein Sohn,“ ſagte der Weiſe, „warum willſt du das unternehmen? Haſt du noch nicht genug gelitten?“ Der junge Mann erwiederte, daß nichts ihn von ſeinem Vorhaben abbringen könnte, und der Weiſe ſagte zu ihm: „Folge deinem Schickſale, und meine Gebete ſollen dich begleiten!“

Vierhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

Der junge Liebende begab ſich in das Bad, und legte, nachdem er gebadet, ſeine reichſte Kleidung an; worauf er ſich dem Ausrufer zu erkennen gab, der ihn ſogleich in den Palaſt des Sultans führte.

Hier verneigte er ſich tief vor dem Sultan und ſprach ein Gebet für deſſen Heil und langes Leben. Der Sultan war über die männliche Schönheit, die Anmuth und die Würde ſeiner Haltung erſtaunt, und ſagte zu ihm: „Junger Fremdling, wer biſt und woher kömmſt du?“ — „Ich bin,“ ſagte der Jüngling, „der halbe Mann, den du ſahſt, und habe vollbracht, was dir ſchon bekannt iſt.“

Der Sultan ließ ihn nun ſich auf den Ehrenplatz ſetzen, und unterhielt ſich mit ihm über verſchiedene Gegenſtände. Er legte ihm mehrere ſehr ſchwierige wiſſenſchaftliche Fragen vor, welche der junge Mann ſo richtig und treffend beantwortete, daß ſeine Kenntniſſe ihn ganz in Erſtaunen ſetzten und er ihn ſeiner Tochter ganz würdig fand. Er ſagte hierauf zu ihm: „Junger Mann, es iſt mein Wunſch, dich mit meiner Tochter zu verbinden; denn du haſt ſowohl ſie, als ihre Mutter, ſchon geſehen, und nach dem Vorgefallenen wird niemand anders ſie heiraten wollen.“ Der junge Mann verſprach zu gehorchen, doch müßte er ſich zuvor mit ſeinen Freunden berathen. „Thu das,“ ſagte der Sultan, „und kehre ſchnell zurück!“

Der junge Mann begab ſich zu dem Weiſen, und nachdem er ihn von dem bei dem Sultan Vorgefallenen unterrichtet hatte, gab er ihm ſeinen Wunſch zu erkennen, die Prinzeſſinn zu heiraten; worauf der Greis erwiederte:

„Thu das, mein Sohn, es kann darin nichts Sträfliches liegen, da es eine geſetzmäßige Verbindung iſt.“ — „Aber ich wünſche,“ ſagte der Jüngling, „den Sultan einzuladen, dich zu beſuchen.“ — „Das ſoll er thun,“ erwiederte der Weiſe. „Herr,“ fuhr der Schüler fort, „ſeit ich zuerſt zu euch kam und ihr mir die Ehre anthatet, mich in eure Dienſte zu nehmen, habe ich euch in keinem andern Wohnort, als in dieſer beſchränkten Zelle, geſehen, welche ihr Tag und Nacht nicht verlaſſen habt: wie kann ich den Sultan einladen, hieher zu kommen?“ — „Mein Sohn,“ ſagte der Greis, „geh du nur zum Sultan, verlaß dich auf Allah, der Wunder wirken kann, zu weſſen Beſitzem er Luſt hat, und ſage jenem: »mein Meiſter grüßt dich, und bittet um deine Geſellſchaft bei einem Feſte am fünften Tage nach dem heutigen.“

Der junge Mann that, wie ihm geheißen war, kehrte dann zu ſeinem Meiſter zurück, und wünſchte ſehnlich den fünften Tag herbei.

An dieſem fünften Tage ſagte nun der Weiſe zu ſeinem ungeduldigen Schüler: „Wir wollen uns in unſer eigenes Haus begeben, welches wir zum Empfange des Sultans, den du zu mir führen mußt, bereiten wollen.“

Sie ſtanden auf, und gingen, bis ſie in die Mitte der Stadt und zu einem großen Gebäude gelangten, deſſen Wände in Haufen zuſammengeſtürzt waren. „Dieß, mein Sohn,“ ſagte der Weiſe, „iſt meine Wohnung; eile und hole den Sultan!“ Der Schüler rief voll Erſtaunen aus: „Herr, dieſer Aufenthalt iſt ein Haufen von Trümmern: wie kann ich den Sultan hieher einladen? welche Schande würde uns das machen!“ — „Geh,“ erwiederte der Weiſe, „und fürchte die Folgen nicht.“

Hierauf ging der Jüngling, konnte ſich aber im Gehen nicht entbrechen, zu ſich ſelbſt zu ſagen: „Gewiſs muß mein Meiſter wahnſinnig ſein; oder er denkt, uns zu foppen.“ Als er den Palaſt erreicht hatte, fand er den Sultan ſeiner harrend; worauf er ihm ſeine Ehrfurcht bezeigte, und zu ihm ſagte: „Will mein Gebieter mich mit ſeiner Geſellſchaft beehren?“

Der Sultan ſtand auf, beſtieg ſein Roß, und folgte, begleitet von dem ganzen Hofe, dem Jünglinge zu dem von dem Greiſe gewählten Platze. Dort ſtand jetzt aber eine königliche Wohnung, an deren Pforten zahlreiche Diener in koſtbaren Anzügen, ehrfurchtsvoll der Ankunft des ehrwürdigen Sultans zu harren ſchienen. Als der junge Mann dieſe Verwandlung ſah, war er kaum ſeiner Sinne mächtig. Er ſagte zu ſich ſelbſt: „Wie iſt aus dieſem Haufen von Trümmern ſo ſchnell ein Palaſt, prächtiger als irgend einer des Sultans, geworden! Ich bin erſtaunt; aber ich muß das Geheimnis für mich behalten.“

Sowohl der Sultan als ſeine Hofleute ſtiegen ab, und traten in den Palaſt. Sie waren über den Glanz und die Pracht des erſten Hofes erſtaunt, aber noch mehr über die noch größere eines zweiten, durch welchen ſie in einen geräumigen Saal geführt wurden, in welchem der ehrwürdige Greis ſaß und ſie erwartete. Der Sultan verneigte ſich tief; worauf der Weiſe mit dem Haupte nickte, ohne jedoch aufzuſtehen. Der Sultan ſetzte ſich hierauf nieder, der Greis begrüßte ihn, und ſie begannen eine Unterhaltung über verſchiedene Gegenſtände; aber der Sultan war ganz verwirret über das würdevolle Benehmen ſeines Wirthes und die glänzenden Gegenſtände um ihn her. Endlich befahl der Greis ſeinem Schüler, an eine Thüre zu klopfen und das Frühſtück zu verlangen. Er that es, die Thüre öffnete ſich, und es traten hundert Sklaven herein, die auf ihren Häuptern goldene Mulden trugen, in welchen ſich Teller von Agat, Karniol und anderen Steinen mit Speiſen angefüllt befanden, welche ſie vor dem Sultan in Ordnung aufſtellten. Er war erſtaunt, denn er beſaß nichts von gleicher Pracht. Er nahm hierauf einen köſtlichen Imbiß ein, eben ſo der ehrwürdige Greis und alle Hofleute, bis ſie ſatt waren; worauf ſie Kaffee und verſchiedene Arten von Sorbet tranken, wobei der Sultan und der Weiſe ſich über religiöſe und litterariſche Gegenſtände unterhielten, und der erſte von des letzten Bemerkungen ſehr erbaut war.

Als es Mittag war, gebot der Weiſe ſeinem Schüler, an eine andere Thüre zu klopfen und das Mittageſſen zu verlangen. Kaum hatte er das gethan, als hundert von den vorigen verſchiedene Sklaven erſchienen, und Mulden mit den köſtlichſten Fleiſchſpeiſen hereintrugen. Sie breiteten vor dem Sultan den Eßteppich aus, und ſetzten die Teller auf, welche dicht mit Edelſteinen beſetzt waren; worüber der Sultan noch mehr erſtaunte, als vorher. Als Alle ſich ſatt gegeſſen hatten, wurden Gießkannen und Becken, einige von Gold, andre von Agat, herumgereicht, und ſie wuſchen ihre Hände. Sodann fragte der Greis den Sultan, ob er ſchon die Ausſteuer beſtimmt hätte, die ſein Sohn der Prinzeſſinn geben ſollte; worauf der Sultan erwiederte, er hätte ſie ſchon empfangen. Er ſagte das aus Artigkeit; aber der Greis entgegnete, die Heirat könnte ohne Ausſteuer nicht vollzogen werden. Er bot ſodann eine große Geldſumme und viele Edelſteine im Namen ſeines Schülers dar; worauf er ſich mit dem Sultan in ein anderes Zimmtr begab, ihn dort mit einem glänzenden Anzuge bekleidete, und auch jedem ſeiner Begleiter, ſeinem Range gemäß, reiche Anzüge ſchenkte. Der Sultan empfahl ſich dem Greiſe, und begab ſich mit ſeinem künftigen Schwiegerſohn in ſeinen Palaſt.

Als es Abend ward, führte man den jungen Mann in das Zimmer der Prinzeſſinn, welches er mit den reichſten Teppichen geſchmückt und von köſtlichen Wohlgerüchen durchſtrömt fand; ſeine Braut war aber nicht da, worüber er etwas erſtaunte, jedoch vermuthete, ihre Ankunft würde um Mitternacht erfolgen, welche Stunde er nun mit Ungeduld erwartete. Sie kam, aber keine Braut. Tauſend trübe Gedanken und Gefühle beunruhigten ihn nun, und er brachte die Nacht bis an den Morgen in raſtloſer Angſt zu. Auch der Vater und die Mutter waren nicht minder ungeduldig; denn ſie ſetzten voraus, daß ſie bei ihrem Gemahle wäre, und erwarteten ängſtlich die Ueberbringung der gewöhnlichen, die Vollziehung der Ehe beſtätigenden Zeichen.

Bei Tagesanbruch ging die Mutter, unfähig noch länger vergeblich zu harren, in das Zimmer der Tochter, woſelbſt der junge Mann ſie voll Verdruß befragte, was das Kommen ſeiner Braut verhindert hätte. „Sie iſt vor dir in dieſes Zimmer gegangen,“ ſagte die Mutter. „Ich habe ſie nicht geſehen,“ erwiederte der Bräutigam. Hierauf ſchrie die Sultaninn laut auf, und rief nach ihrer Tochter, die ihr einziges Kind war. Ihr Geſchrei drang bis zum Sultan, der herbei eilte und erfuhr, daß die Prinzeſſinn, die er, ſeitdem ſie am Abend in das Zimmer gegangen war, nicht wieder geſehen hatte, vermißt wurde. Man durchſuchte vergebens den ganzen Palaſt, und der Sultan, die Sultaninn und der Bräutigam betrübten ſich auf das heftigſte.

Um das Verſchwinden der Prinzeſſinn zu begreifen, muß man wiſſen, daß ein Geiſt ſich oft damit ergetzte, den Harem des Sultans zu beſuchen, und da er ſich gerade in der Hochzeitnacht dort befand, ſo wurde er von den

Reizen der Braut ſo gefeſſelt, daß er ſie zu rauben beſchloß. Demnach machte er ſich unſichtbar, erwartete ſie in dem Hochzeitgemach, ergriff ſie, als ſie eintrat, und entführte ſie durch die Lüfte. Endlich langte er mit ſeiner Beute in einem weit von der Stadt entfernten Garten an, trug die Prinzeſſinn in eine ſchattige Laube, ſetzte ihr köſtliche Früchte vor, begnügte ſich jedoch damit, ihre Schönheit anzuſtaunen.

Als der Bräutigam ſich von ſeinem erſten Schrecken erholt hatte, gedachte er ſeines Lehrers, und begab ſich mit dem Sultan nach dem Palaſte, wo das glänzende Feſt ſtatt gefunden hatte. Hier fanden ſie Alles noch in derſelben Ordnung, wie an dem feſtlichen Tage, und wurden von dem ehrwürdigen Greiſe gütig aufgenommen, der, als ſie ihm den Verluſt der Prinzeſſinn erzählten, ihnen Troſt einſprach. Er befahl hierauf, ihm eine Kohlpfanne mit glühenden Kohlen zu bringen, in die er, nach kurzem Nachſinnen, wohlriechende Dinge warf, über welche er Bezauberungsformeln ausſprach. Kaum hatte er dieſe beendet, als die Erde bebte, Wirbelwinde ſauſten, Blitze zuckten und Staubwolken die Luft verfinſterten, aus welchen beſchwingte Truppen mit prächtigen Fahnen und gewaltigen Speeren herniedereilten. In ihrer Mitte erſchienen drei Sultane der Geiſter, die ſich vor dem Greiſe tief verneigten und alle zugleich ausriefen: „Heil dir, Meiſter, wir ſind gekommen um deinen Befehlen zu gehorchen!“

Der Greis erwiederte: „Ich befehle, daß ihr mir ſogleich den verruchten Geiſt hieher ſchaffet, welcher die Braut meines Sohnes entführt hat.“ Die Geiſter verſetzten: „Dein Wille iſt Geſetz!“ und ſogleich wurden funfzig abgeſendet, um die Prinzeſſinn in ihr Zimmer und den Schuldigen vor den Weiſen zu bringen. Kaum ertheilt, waren dieſe Befehle auch ſchon vollzogen. Zehn Geiſter trugen die Braut ſorgfältig in ihr Zimmer, während die übrigen den verbrecheriſchen Geiſt ergriffen und vor den Weiſen brachten, der den drei Geiſter-Sultanen den Befehl gab, ihn zu Aſche zu verbrennen; was auch ſogleich geſchah. Bei dieſem allen war der Sultan gegenwärtig, und ſah mit Staunen die furchtbar-rieſenhaften Geſtalten der Geiſter, deren unterthänige Bereitwilligkeit dem Greiſe zu gehorchen, ihn ſehr verwunderte. Als der Schuldige zu Aſche verbrannt war, erneuerte der Greis ſeine Beſchwörungen, während welcher die Sultane der Geiſter mit ihrem Gefolge ſich vor ihm verneigten, und als er geendet hatte, verſchwanden.

Als der Sultan und der Bräutigam von dem Greiſe Abſchied genommen hatten, kehrten ſie in den Palaſt zurück, in welchem Alles voll Freuden über die glückliche Rückkehr der Prinzeſſinn war. Die Heirat wurde vollzogen, und der junge Mann fühlte ſich ſo glücklich bei ſeiner Braut, daß er den Harem ſieben Tage lang nicht verließ.

Am achten befahl der Sultan öffentliche Luſtbarkeiten zu veranſtalten, und lud alle Bewohner der Stadt dazu ein, indem er bekannt machen ließ, drei Tage lang ſollte niemand, arm oder reich, in ſeinem Hauſe eſſen oder eine Lampe anzünden, ſondern alle an den hochzeitlichen Feſten Theil nehmen. In den Höfen des Palaſtes waren Speiſen und Getränke im Ueberfluß, und die Hofbeamten ſorgten Tag und Nacht dafür, daß jeder Gaſt, ſeinem Stande gemäß, bewirthet wurde.

Vierhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

Nachtabenteuer des Sultans.

Während einer der Nächte dieſes großen Feſtes überfiel den Sultan eine Neugier, verkleidet die Stadt zu durchſtreifen, um zu ſehen, ob ſeine Befehle pünktlich vollzogen würden. Demnach begannen er und ſein Weſyr, nachdem ſie in der Tracht Perſiſcher Derwiſche den Palaſt heimlich verlaſſen hatten, ihren Gang und durchforſchten mehrere Straßen. Endlich in ein enges Gäßchen gelangt, gewahrten ſie in einem der Häuſer ein Licht und hörten den Klang von Stimmen. Als ſie an die Thüre gekommen waren, hörten ſie eine Perſon zu einer andern ſagen: „Unſer Sultan verſteht ſich nicht auf das Bewirthen, noch iſt er freigebig, da es den Armen nicht frei ſteht, an dem koſtbaren Feſte Theil zu nehmen. Er hätte ſeine Gaben unter die Elenden, die es nicht wagen, in ihren zerlumpten Kleidern in den Palaſt zu gehen, vertheilen und ſie ihnen in ihre Wohnungen ſenden laſſen ſollen.“

Als der Sultan dieß gehört, ſagte er zu dem Weſyr: „Wir müſſen in dieſes Haus hinein!“ und klopfte an die Thüre; worauf jemand rief: „Wer iſt da?“ — „Gäſte!“ erwiederte der Sultan. „Ihr ſollt zu dem wenigen, was wir haben, willkommen ſein,“ antwortete die Perſon, und öffnete die Thüre. Als ſie eingetreten waren, bemerkte der Sultan drei ärmlich ausſehende alte Männer, von denen der eine hinkend, der andere lendenlahm und der dritte ſchiefmäulig war. Er fragte ſie nach der Urſache ihres Unglücks; worauf ſie antworteten: „Unſere Leiden kommen von der Schwäche unſeres Verſtandes her.“ Der Sultan flüſterte hierauf ſeinem Weſyr zu, daß er, nach Beendigung des Feſtes, die drei Männer vor ihn bringen ſollte, damit er ihre Abenteuer kennen lernte.

Als ſie etwas von der dürftigen Koſt genoſſen hatten, die man ihnen vorſetzte, ſtanden der Sultan und der Weſyr auf, und nachdem ſie den drei verkrüppelten Genoſſen einige wenige Dinare geſchenkt hatten, nahmen ſie Abſchied, und gingen.

Sie ſtreiften noch weiter herum. Es war nun nahe an Mitternacht, als ſie ein Haus erreichten, in welchem ſie durch ein Gitter drei Mädchen gewahrten, welche mit ihrer Mutter ein ärmliches Mahl verzehrten, wobei die eine von Zeit zu Zeit ſang und die andern beiden lachten und ſchwatzten. Der Sultan beſchloß, hinein zu gehen, und befahl dem Weſyr, an die Thüre zu klopfen, welches dieſer that, worauf eine von den Schweſtern fragte, wer bei ſo ſpäter Nachtzeit anklopfte. „Wir ſind zwei fremde Derwiſche,“ verſetzte der Weſyr; worauf die Antwort erfolgte: „Wir ſind tugendhafte Frauen und haben keine Mannsperſonen im Hauſe, bei denen ihr aufgenommen werden könntet; begebet euch zu dem Feſte des Sultans, der euch bewirthen wird.“ — „Ach!“ verſetzte der Weſyr, „wir ſind Fremde, kennen den Weg zum Palaſte nicht, und fürchten uns, von der Schaarwache aufgegriffen zu werden. Vergönnet uns nur bis zum Anbruche des Tages ein Obdach; wir wollen alsdann weiter gehen, und ihr habt von uns nichts Unſchickliches zu befürchten!“

Als die Mutter der Mädchen dieß gehört hatte, fühlte ſie Mitleid mit dem Fremden und befahl, die Thüre zu öffnen. Der Sultan und der Weſyr traten ein, grüßten, und ſetzten ſich nieder; aber der erſte konnte, als er die Schönheit und das feine Benehmen der Schweſtern bemerkte, ſich nicht enthalten, zu fragen, woher es käme, daß ſie ſo allein wohneten und keine Ehemänner oder ſonſtige männliche Beſchützer hätten. Die jüngere Schweſter erwiederte: „Bezähme deine Neugier, unbeſcheidener Derwiſch: unſere Geſchichte iſt erſtaunlich; aber wenn du nicht Sultan biſt und wenn dein Begleiter nicht auch kein Derwiſch iſt, ſo vermagſt du unſere Abenteuer nicht zu würdigen.“ Der Sultan berührte nun dieſe Sache nicht weiter, und ſie ſprachen über verſchiedene gleichgültige Gegen=

ſtände, bis gegen Anbruch des Tages; wo dann die vorgeblichen Derwiſche ehrfurchtsvoll Abſchied nahmen und ſich empfahlen. An der Thüre befahl der Sultan dem Weſyr, ſich das Haus zu merken, ſo, daß er es wieder zu erkennen vermöchte, indem er entſchloſſen wäre, nach Beendigung der Hochzeitfeierlichkeiten nach dieſen Frauen zu ſchicken und ihre Geſchichte zu hören.

Am letzten Abend des Feſtes beſchenkte der Sultan alle ſeine Hofleute mit Ehrenkleidern, und als am folgenden Tage Alles wieder in ſein altes Gleis kam, befahl er dem Weſyr, die drei Krüppel vor ihn zu bringen, die ihm nun, auf ſein Verlangen, ihre Geſchichte folgendermaaßen erzählten.

Vierhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte

des lendenlahmen Schulmeiſters.

„Ich war, o mächtiger Sultan, einſt ein Schulmeiſter und hatte nahe an ſiebenzig Schüler in meiner Schule, auf deren Sitten ich minder achtſam war, als auf ihren Fleiß, und ich flößte ihnen ſo viel Ehrfurcht vor mir ein, daß, wenn ich nieſte, ſie ihre Bücher und Schreibereien hinlegten, mit gekreuzten Armen aufſtanden, und mit einer Stimme ausriefen: „Gott ſegne unſern Lehrer!“ worauf ich erwiederte: „Er ſegne mich und euch und Alle, welche Kinder haben!“ Wenn nun einer von den Knaben in dieſen Wunſch nicht einſtimmte, ſo pflegte ich ihn ſtrenge zu züchtigen. An einem ſchönen Nachmittage baten mich meine Schüler um die Erlaubnis, einen gewiſſen Garten nahe bei der Stadt zu beſuchen. Ich gewährte ſie ihnen, und ſie ſchoſſen Geld zuſammen, um Zukkerwerk und Früchte einzukaufen. Ich begleite ſie auf dieſem Spaziergange, und freute mich ihrer Freude und ihrer kindiſchen Spiele. Gegen Abend machten wir uns auf den Heimweg, und meine Knaben, die vom Spielen ſehr müde waren und viel Süßigkeiten und Früchte gegeſſen hatten, fühlten heftig Durſt, über den ſie ſich ſehr beklagten. Endlich erreichten wir einen Ziehbrunnen, aber leider hatte er weder Strick noch Eimer. Ich bedauerte ihre Lage, und beſchloß, ihnen wo möglich zu helfen. Ich bat ſie, mir ihre Turbane zu geben, die ich zuſammenband; da ſie aber alle zuſammen nicht lang genug waren, um das Waſſer zu erreichen, ſo befeſtigte ich einen der Turbane um meinen Leib, die Knaben mußten mich in den Brunnen hinablaſſen, ich füllte unten einen kleinen Becher, den ich bei mir hatte, und ſie zogen ihn wiederholentlich herauf, bis ihr Durſt gelöſcht war. Ich verlangte ſodann von ihnen, daß ſie mich wieder hinaufziehen ſollten, was ſie auch verſuchten, und ich hatte beinahe den Rand des Brunnens erreicht, als mir unglücklicherweiſe das Nieſen ankam: worauf die Knaben allzumal unwillkürlch, wie ſie es von der Schule her gewohnt waren, mich loslaſſend, ihre Arme kreuzten, und ausriefen: „Gott ſegne unſern ehrwürdigen Lehrer!“ Ich fiel nun plötzlich auf den Grund des Brunnens, und brach meine Schenkel. Der Schmerz machte, daß ich laut aufſchrie, und die Kinder rannten nach allen Seiten, um Hülfe zu ſuchen. Endlich wurde ich von einigen mitleidigen Vorübergehenden herausgezogen, auf einen Eſel geſetzt und nach Hauſe gebracht, wo ich eine lange Zeit danieder lag und nie wieder ſo genas, um meine Schule, wie ſich's gebührte, halten zu können. So mußte ich meinen thörichten Stolz büßen; denn hätte ich nicht ſo hartnäckig auf die Ehrerbietung meiner Schüler gedrungen, ſo würden ſie mich wegen meines Nieſens nicht haben fallen und die Beine brechen laſſen.“

Vierhundert acht und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte
des ſchiefmäuligen Schulmeiſters.

Als der lendenlahme Schulmeiſter ſeine Geſchichte beendet hatte, begann der ſchmiefmäulige Mann wie folget: „Auch ich, mein Sultan, war ein Schulmeiſter und ſo ſtreng gegen meine Schüler, daß ich ſie ſogar oft noch außer den Schulſtunden arbeiten und lernen ließ. Endlich beſchloß der Liſtigſte unter ihnen, mir aus Rache einen Streich zu ſpielen. Er ſagte den Knaben, ſie ſollten, wenn ich in die Schule käme, nur ausrufen: „Theurer Lehrer, wie blaß ſeht ihr aus!“ Da ich mich nicht krank fühlte, ſo achtete ich am erſten Tage nicht ſehr darauf; aber als dieſelbe Aeußerung zum zweiten, ja ſogar zum fünften Male ſtatt fand und alle Knaben bei meinem Eintritte zugleich denſelben Ausruf wiederholten, ſo glaubte ich wirklich von irgend einer Krankheit befallen zu ſein, und beſchloß Arznei zu nehmen. Ich that es am folgenden Morgen, und blieb deshalb im Zimmer meiner Frau; worauf die Kinder Geld zuſammen ſchoſſen und es mir als ein Geſchenk zur Feier meiner Wiederherſtellung anboten; worüber ich ſo erfreut war, daß ich ihnen einen Feiertag gab. Es war mir ſo angenehm, auf ſo leichte Weiſe zu Gelde zu kommen, daß ich mich einige Tage lang krank ſtellte. Meine Schüler beſchenkten mich wieder, und erhielten wieder die Erlaubnis zu ſpielen. Am zehnten Tage kam der liſtige Vogel, der den ganzen Anſchlag gemacht hatte, wieder mit einem Geldgeſchenke zu mir. Ich hatte grade ein gekochtes Ei vor mir, welches ich eben eſſen wollte. Da ich ihn nun eintreten ſah, ſteckte ich es geſchwind in den Mund, indem ich vorausſetzte, er würde mir das Geld nicht geben, wenn er ſähe, daß ich wohl genug wäre, um eſſen zu können. Er merkte aber die Sache, und ſagte: „Lieber Lehrer, wie ſind eure Backen geſchwollen!“ wobei er mein Geſicht mit ſeinen Händen drückte. Das Ei war ſiedend heiß und verurſachte mir unleidlichen Schmerz, während der Knabe mit ſcheinbarem Mitleide mein Geſicht ſtreichelte. Endlich drückte er meine Backen ſo ſtark, daß das Ei zerbrach, worauf dann der heiße Dotter durch meine Kehle und über meinen Bart lief, und der tückiſche Bube nun in ſcheinbarer Freude ausrief: „Gott ſei gelobt, mein theurer Lehrer, daß das furchtbare Geſchwür von ſelbſt aufgegangen iſt; wir, eure Schüler, wir wollen uns insgeſammt ob eurer glücklichen Wiederherſtellung freuen.“ Mein Mund war von der Hitze ſo verzogen, wie ihr ihn jetzt noch ſeht, und ich wurde wegen meiner Thorheit ſo lächerlich gemacht, daß ich meine Schule ſchließen mußte.“

Vierhundert neun und ſechzigſte Nacht.

Zweiter Beſuch des Sultans bei den Schweſtern.

Nachdem der Sultan die drei närriſchen Schulmeiſter beſchenkt und entlaſſen hatte, befahl er dem Weſyr, das Haus der drei Mädchen und ihrer Mutter aufzuſuchen, da er willens wäre, ſie nochmals verkleidet zu beſuchen, um ihre Abenteuer anzuhören. Der Weſyr eilte, ihm zu gehorchen, fand jedoch alle Häuſer der Straße, wo jene Frauen wohnten, auf gleiche Weiſe bezeichnet: eine Liſt der jüngſten von den drei Schweſtern, welche den Sultan behorcht und ſich dieſes Mittels bedient hatte, um die Auffindung ihres Aufenthaltes zu verhindern. Der Weſyr kehrte zu dem Sultan zurück, und erzählte ihm den geſpielten Streich. Er war ärgerlich darüber; aber der Umſtand reizte ſeine Neugier nur noch mehr. Endlich verfiel der Weſyr auf eine Liſt, und ſagte zum Sultan: „Herr, laſſet einen Befehl vier Tage hinter einander in der Stadt bekannt machen, daß Jedem, der nach der erſten Nachtwache in ſeinem Hauſe noch eine Lampe brennen hat, das Haupt abgeſchlagen werden, er ſeiner Güter verluſtig gehen, ſein Haus bis auf den Grund niedergeriſſen, und jedes ihm angehörige Weibsbild geſchändet werden ſoll. Da jene Mädchen deinen wegen der Hochzeitfeierlichkeiten bekanntgemachten Befehl nicht beachtet haben, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie auch dieſen nicht beachten, und wir auf dieſe Weiſe ihren Aufenthalt ausfindig machen.“

Der Sultan billigte dieſen Vorſchlag des Weſyrs, ließ den Befehl ergehen, und erwartete ungeduldig die vierte Nacht, in welcher er ſich mit ſeinem Miniſter in der vorigen Verkleidung auf die Straße begab, worin die Mädchen wohnten. Nur in einem einzigen Hauſe war Licht zu ſehen, und da es nun wahrſcheinlich war, daß dieſes Haus das geſuchte wäre, ſo klopften ſie an die Thüre.

Sogleich rief die jüngſte Schweſter: „Wer iſt an der Thüre?“ Sie erwiederten: „Wir ſind Derwiſche, und wünſchen eure Gäſte zu ſein!“ Sie verſetzte: „Was begehrt ihr zu ſo ſpäter Zeit, und wo habt ihr die letzte Nacht gewohnt?“ Sie antworteten: „Unſere Wohnung iſt in einem Gaſthauſe; aber wir haben uns verirrt, und fürchten, von der Schaarwache ergriffen zu werden. Seid alſo ſo gütig, uns die Thüre zu öffnen und uns für den Ueberreſt der Nacht ein Obdach zu gewähren; es wird euch vom Himmel als eine verdienſtliche That angerechnet werden.“ Als die Mutter dieſe Worte hörte, befahl ſie, die Thüre zu öffnen.

Als ſie nun eingetreten waren, erhoben ſich die alte Frau und ihre Töchter, empfingen ſie ehrfurchtsvoll und nachdem ſie ſie zum Sitzen genöthigt hatten, ſetzten ſie ihnen Erfriſchungen vor, welche ſie mit Vergnügen annahmen und genoſſen. Endlich ſagte der Sultan: „Kinder, euch iſt doch ohne Zweifel der Befehl des Sultans bekannt, wie kömmt es, daß ihr allein in der ganzen Stadt ihn nicht befolgt und noch nach der erſten Nachtwache in eurem Hauſe Licht brennen habt?“ Worauf die jüngſte erwiederte: „Guter Derwiſch, ſelbſt dem Sultan ſoll man nur dann gehorchen, wenn er vernünftige Befehle ertheilt, und da ſein Befehl, keine Lampen brennen zu laſſen, ein tyranniſcher iſt, ſo ſollte er nach den Worten der Schrift nicht befolgt werden; denn der Koran ſagt: „Gehorſam gegen ein Geſchöpf in ungerechter Sache iſt eine Sünde gegen den Schöpfer.“ — Der Sultan (Gott verzeih’ es ihm!) handelt gegen die Schrift, und gehorcht den Eingebungen Satans. Wir drei Schweſtern machen es uns nebſt unſerer Mutter zum Geſetze, jede Nacht eine beſtimmte Maſſe Baumwolle zu ſpinnen, welche wir am

Tage verkaufen und von deren Ertrage wir unſeren Unterhalt beſtreiten.“

Der Sultan flüſterte dem Weſyr zu: „Das Mädchen ſetzt mich durch ihre Antworten in Erſtaunen: denke darauf, ihr irgend eine Frage vorzulegen, welche ſie in Verwirrung ſetzt.“ — „Herr,“ entgegnete der Weſyr, „wir ſind hier als Fremde, Derwiſche und Gäſte, wie können wir ſie durch unpaſſende Fragen verwirren?“ Da aber der Sultan auf ſeinem Willen beſtand, ſo ſagte der Weſyr zu den Frauen: „Gehorſam gegen den Sultan iſt Pflicht für alle Unterthanen.“ — „Es iſt wahr, daß er unſer Oberherr iſt,“ ſagte die jüngſte der Schweſtern; „aber wie kann er wiſſen, ob wir vor Hunger ſterben oder im Ueberfluſſe leben?“ — „Wenn er nun aber,“ verſetzte der Weſyr, „euch vor ſich rufen ließe und über euern Ungehorſam befragte, was könntet ihr zu eurer Entſchuldigung vorbringen?“ — „Ich würde,“ fuhr ſie fort, „dem Sultan ſagen: „Euer Majeſtät hat gegen das göttliche Geſetz gehandelt.“

Der Weſyr wandte ſich hierauf zu dem Sultan und flüſterte ihm zu: „Ich dächte, wir ſtritten mit dieſem Mädchen nicht ferner über dergleichen Gewiſſensſachen, und fragten ſie lieber, ob ſie in den ſchönen Künſten unterrichtet iſt.“ Der Sultan legte ihr dieſe Frage vor, und ſie erwiederte: „Ich habe einige Uebung in allen;“ worauf er ſie erſuchte, zu ſpielen und zu ſingen. Sie entfernte ſich, kehrte aber ſogleich mit einer Laute zurück, ſetzte ſich, ſtimmte das Inſtrument, und ſpielte eine klagende Weiſe, wozu ſie folgende Verſe ſang:

„Es iſt preiſenswerth, wenn Unterthanen ihrem Oberherrn gehorchen; aber deſſen Reich wird lange währen, der durch Güte ihre Liebe erwirbt.

Sei freigebig und freiſinnig, und deine Unterthanen werden für dich beten; denn nur der freie Menſch kann Dankbarkeit fühlen.

Zu dem, der Gaben ſpendet, nimmt man gern ſeine Zuflucht; denn Güte iſt bezaubernd.

Trübe nicht durch Verſagung das Geſicht des Mannes von Geiſt; denn ein freiſinniges Gemüth wird durch Kargheit und hochmüthiges Betragen beleidigt.

Nicht ein Zehntheil des Menſchengeſchlechts weiß, was recht iſt; denn die menſchliche Natur iſt unwiſſend, aufrühriſch und undankbar.“

Als der Sultan dieſe Verſe hörte, blieb er einige Zeit in Gedanken verſunken, und flüſterte hierauf dem Weſyr zu: „Dieſe Strophen waren gewiſs auf uns gemünzt, und ich bin nach ihrem ganzen Benehmen gegen uns überzeugt, daß ſie ſehr gut wiſſen, daß ich ihr Sultan bin und daß du mein Weſyr biſt.“ Er wandte ſich hierauf zu dem jungen Mädchen und ſagte: „Dein Spiel, deine Stimme, dein Vortrag und der Inhalt der Strophen haben mich über allen Ausdruck ergetzt.“ Hierauf ſang ſie noch folgende Strophe:

„Die Menſchen ſtreben noch Ehre und Reichthum in einem Zeitalter von Mühſeligkeit und Unterdrückung, während — ach! von ihrer Geburt an ſie das Grab erwartet und ihr Geſchick von Ewigkeit her beſtimmt iſt.“

Der Sultan war durch den Inhalt dieſer letzten Verſe noch mehr als vorher überzeugt, daß das Mädchen ſeinen Stand errathen hätte. Sie hörte nun nicht auf zu ſingen und zu ſpielen, bis der Tag anbrach; worauf ſie ſich entfernte, und ein Frühſtück auftrug, welches der Sultan und der Weſyr mit verzehren halfen. Sodann ſagte ſie: „Ich hoffe, ihr werdet in der nächſten Nacht nach der erſten Nachtwache wieder zu uns kommen und unſre Gäſte ſein.“ Der Sultan verſprach es, und verließ die Schweſtern, ihre Schönheit, ihr anmuthiges Betragen und ihre Talente bewundernd, und zu dem Weſyr ſagend: „Meine Seele iſt durch die Reize dieſer anmuthigen Frauen höchlich ergetzt.“

Vierhundert ſiebzigſte Nacht.

In der folgenden Nacht begaben ſich der Sultan und ſein Weſyr in der gewöhnlichen Verkleidung in das

Haus der Schweſtern, nahmen einige Beutel voll Dinare mit ſich, und wurden mit derſelben Freundlichkeit, wie das vorige Mal, aufgenommen. Als ſie ſich niedergelaſſen hatten, wurde ein Abendeſſen aufgetragen, und Becken und Gießkannen gebracht, um ſich die Hände zu waſchen. Es wurde ſodann Kaffee aufgeſetzt, und ſie unterhielten ſich bis zur Gebetzeit der erſten Wache, ſtanden dann auf, verrichteten ihre Abwaſchungen und beteten. Als ſie ihre Andacht vollendet hatten, überreichte der Sultan der jüngſten Schweſter einen Beutel mit tauſend Dinaren, und ſagte: „Verwende dieß zur Befriedigung einiger Bedürfniſſe nach Belieben!“ Sie nahm den Beutel mit einer tiefen Verbeugung, küßte dem Sultan die Hand, und war nun überzeugt daß ihre Vermuthung ſeines Standes gegründet wäre, gab im geheimen ihrer Muter und ihren Schweſtern zu verſtehen, von wie hohem Range ihre Gäſte wären, und warf ſich mit ihnen vor dem Sultan nieder.

Der Sultan ſagte nun bei Seite zu dem Weſyr: „Sicher erkennen ſie uns;“ und fuhr ſodann ſich zu den Frauen wendend fort: „Wir ſind bloße Derwiſche, und ihr erzeigt uns eine Ehre, die nur Herrſchern gebürt; ich bitte euch, das zu bedenken.“ Die jüngſte Schweſter warf ſich nun nochmals zu ſeinen Füßen und ſprach folgenden Vers:

„Möge ein günſtiges Glück dich trotz der Bosheit deiner Neider begleiten! Mögen deine Tage hell und die deiner Feinde dunkel ſein!

Ich bin überzeugt, daß du der Sultan biſt und daß dieſer dein Weſyr iſt.“ Der Sultan erwiederte: „Was für einen Grund haſt du zu dieſer Vorausſetzung?“ Sie verſetzte: „Euer würdevolles Benehmen und eure Freigebigkeit; denn die echten Zeichen des Königthums können ſelbſt in der Mönchskutte nicht verborgen bleiben.“

Der Sultan erwiederte: „Du haſt in der That richtig gerathen: aber ſage mir, woher es kömmt, daß ihr keine männliche Beſchützer bei euch habt.“ Sie antwortete: „Herr, unſere Geſchichte iſt ſo wunderbar, daß ſie, wäre ſie auf eine eherne Tafel geſchrieben, künftigen Zeitalſinn als ein denkwürdiges Beiſpiel nutzen könnte.“ Der Sultan bat ſie, ihm die Geſchichte zu erzählen; was ſie nun folgendermaßen that:

Geſchichte

der drei Schweſtern und ihrer Mutter der Sultaninn.

„Wir ſind, mein Gebieter, in einer Stadt Iraks geboren. Unſer Vater war Herrſcher dieſes Landes und unſere Mutter die ſchönſte Frau ihres Zeitalters, und zwar in ſo hohem Grade, daß der Ruf ihrer Schönheit ſich bis in die entfernteſten Gegenden verbreitete. Es begab ſich in unſerer frühen Kindheit, daß unſer Vater eine große ſich weit verbreitende Jagd anſtellte, die ihn auf mehrere Monate aus ſeiner Hauptſtadt entfernte; weshalb er den Weſyr zum Reichsverweſer während dieſer Zeit ernannte. Nicht lange nach der Abreiſe meines Vaters, ſchöpfte unſere Mutter auf dem Dache des Palaſtes, der an den des Weſyrs gränzte, friſche Luft. Der Weſyr ſaß eben auch auf der Terraſſe und ſah in einem Spiegel, den er in ſeiner

Hand hielt, das Bild meiner Mutter. Ihre Schönheit bezauberte ihn, und er faßte den verbrecheriſchen Entſchluß, ſie, wo möglich, zu verführen.

Am folgenden Tage ſandte er die Oberaufſeherinn ſeines Harems mit einem Päckchen, welches einen höchſt prachtvollen Anzug und viele unſchätzbare Juweelen enthielt, zu der Sultaninn, mit der Bitte, das Geſchenk anzunehmen, und ihm zu erlauben, daß er ſie beſuchen dürfte, oder daß ſie ihn durch einen Beſuch erfreuen möchte. Meine Mutter empfing, in der Vorausſetzung, daß ſie ihr irgend eine an den Weſyr gelangte Botſchaft ihres Mannes brächte, die alte Frau mit vieler Freundlichkeit.

Die Abgeſandte verneigte ſich ehrfurchtsvoll, öffnete ihr Bündel und packte den Anzug und die Edelſteine aus; worauf meine Mutter nach dem Preiſe und nach dem Kaufmanne fragte, der ſie geſendet hätte. Die elende Alte, vorausſetzend, daß die Tugend der Sultaninn gegen ſolch ein koſtbares Geſchenk nicht Stich halten würde, eröffnete ihr auf unverſchämte Weiſe die Leidenſchaft des Weſyrs. Meine Mutter, voll Unwillen über dieſe ihrer Ehre und Würde angethane Beſchimpfung, zog einen Säbel, der bei der Hand war, und mit aller Kraft, die ihr zu Gebote ſtand, ſchlug ſie der Kupplerinn das Haupt ab, und befahl, dieſes nebſt dem Rumpf in den Kloak des Palaſtes zu werfen.

Der Weſyr, ſandte, da ſeine erſte Botinn nicht zurück kam, den folgenden Tag eine zweite ab, um nachzufragen, ob das Geſchenk richtig abgegeben wäre. Meine Mutter ließ dieſes elende Weib erdroſſeln, und mit ihrer Leiche eben ſo, wie mit der erſten, verfahren, machte aber des Weſyrs Nichtswürdigkeit, in der Hoffnung, deß er ſich beſſern würde, nicht bekannt. Dieſer ſandte jedoch täglich eine Dienerinn ab; mit welchen Botinnen meine Mutter auf dieſelbe Weiſe, wie mit den beiden erſten, verfahren ließ: weil ſie aber den Untergang des Weſyrs nicht wollte und noch immer glaubte, er würde ſein Betragen bereuen, und weil er ſonſt ein treuer und kluger Miniſter war, hielt ſie ſeinen Verrath vor meinem Vater verborgen.

Einige Jahre nachher unternahm mein Vater eine Wallfahrt nach Mekka, und übertrug dem Weſyr wieder die Regierung des Reichs. Als der Sultan zehn Tage fort war, ſandte der Weſyr, der noch immer die Erfüllung ſeiner Wünſche hoffte, aufs neue eine Dienerinn ab, welche, als meine Mutter ſie vorgelaſſen hatte, ſagte: „Habe doch um des Himmels Willen Mitleid mit meinem Herrn; denn ſein Herz iſt von Liebe verzehrt, ſeine Sinne ſind zerſtört und ſein Leib ſchwindet dahin. Beherzige ſeine traurige Lage, und richte ihn durch das Lächeln der Herablaſſung wieder auf!“

Als meine Mutter dieſe unverſchämte Botſchaft angehört hatte, befahl ſie in ihrer Wuth, die unglückliche Botinn zu ergreifen, ſie zu erdroſſeln, und dann ihren Leichnam im äußeren Hofe des Palaſtes öffentlich zur Schau auszuſtellen, ohne jedoch die Urſache ihres Unwillens bekannt zu machen. Ihre Befehle wurden vollzogen. Als die Staatsbeamten und Andere die Leiche ſahen, benachrichtigten ſie den Weſyr von dem Geſehenen, der, entſchloſſen ſich zu rächen, ihnen befahl, für jetzo zu ſchweigen, weil er erſt nach der Heimkehr des Sultans bekannt machen wollte, weshalb die Sultaninn ſeine Dienerinn, wie ſie bezeugen könnten, hätte tödten laſſen.

Als nun die Zeit herannahte, daß der Sultan von Mekka heimkehren ſollte, und der verrätheriſche Weſyr ihn auf der Heimreiſe vermuthete, ſchrieb er ihm folgenden Brief:

> „Nachdem ich dem Himmel für deine glückliche Rückkehr Dank geſagt, melde ich dir, daß während deiner Abweſenheit die Sultaninn fünfmal zu mir geſendet und Unziemliches von mir verlangt hat, was ich nicht zu thun vermochte, und daß ich ihr antwortete, ich könnte, wie ſie auch meinen Herrn und Herrſcher betrügen und beleidigen wollte, ihren Wünſchen kein Gehör geben, da er mich zum Wächter ſeiner Ehre und ſeines Reiches eingeſetzt hätte. Mehr zu ſagen iſt überflüſſig!“

Der Ueberbringer dieſes Schreibens erreichte das Lager des Sultans, als es noch acht Tagereiſen von der Stadt entfernt war. Als mein Vater den Brief erhielt und las, erblaßte er, ſeine Augen rollten zornig umher, er befahl, ſogleich die Zelte abzubrechen, und beſchleunigte ſeine Reiſe, bis er noch zwei Tagereiſen von ſeiner Hauptſtadt entfernt war. Dann machte er Halt, und ſandte zwei vertraute Diener mit dem Befehl ab, unſere unſchuldige und unglückliche Mutter mit uns drei Schweſtern eine Tagereiſe weit von der Stadt zu führen und uns dann zu tödten. Wir wurden demnach aus dem Harem geriſſen und aufs Land geſchleppt; als wir aber an dem zu unſerer Hinrichtung beſtimmten Ort angelangt waren, wurden die Herzen der damit beauftragten Diener zum Mitleide bewegt; denn unſere Mutter hatte dieſen Männern und ihren Familien viel Gutes gethan. Einer ſagte zu dem andern: „Himmel, wir können ſie nicht ermorden!“ und ſie erzählten uns, was der Weſyr an unſern Vater geſchrieben hatte; worauf die Sultaninn ausrief: „Gott weiß, daß ich höchſt fälſchlich angeklagt bin!“ und erzählte ihnen dann treulichſt alles, was ſie gethan hatte.

Die Männer wurden über ihr Unglück zu Thränen gerührt, und ſagten: „Wir ſind überzeugt, daß du wahrhaft geſprochen haſt.“ Sie fingen hierauf einige Antilo-

Bayerische Staatsbibliothek München

penkälber, tödteten ſie, und nachdem ſie jeder von uns ein Unterkleid ausgezogen hatten, tauchten ſie es in das Blut der Thiere, und kochten ihr Fleiſch zur Stillung unſeres Hungers. Unſere Erhalter ſagten uns nun Lebewohl, indem ſie hinzufügten: „Wir vertrauen euch dem Schutze des Allmächtigen an, der diejenigen nie verläßt, die ihm vertrauen.“ Hierauf verließen ſie uns. Wir wanderten zehn Tage lang in der Wüſte, indem wir von Früchten lebten, die wir eben fanden, ohne eine Spur von Bevölkerung anzutreffen, bis wir endlich glücklicherweiſe einen grünen Fleck erreichten, der eine Menge Arten von trefflichen Früchten und Kräutern enthielt. Es befand ſich daſelbſt auch eine Höhle, in welcher wir ein Obdach zu ſuchen beſchloſſen, bis eine Karawane vorbei käme. Am vierten Tage lagerte ſich wirklich eine in der Nähe unſeres Zufluchtsortes. Wir kamen nicht zum Vorſchein; als aber die Karawane ſich wieder auf den Weg machte, folgten wir ihrem Zuge in einiger Entfernung, und erreichten nach mehreren ſehr beſchwerlichen Reiſetagen, dieſe Stadt, wo wir uns eine Wohnung mietheten, und dem allmächtigen Beſchützer unſchuldiger Verlaſſener für unſere wunderbare Errettung aus den Gefahren des Todes und der Wüſte dankten.“

Vierhundert ein und ſiebzigſte Nacht.

Wir müſſen nun auf eine Weile die unglückliche Sultaninn und ihre Töchter verlaſſen und uns zu dem Sultan, ihrem Gatten, wenden. Als er ſich der Hauptſtadt näherte, kam der verrätheriſche Weſyr mit den Regierungsbeamten und den vornehmſten Einwohnern der Stadt ihm entgegen, und Alle, vornehm und gering, wünſchten ihm Glück zu ſeiner glücklichen Rückkehr von der heiligen Wallfahrt.

Als der Sultan in ſeinen Palaſt gelangt war, zog er ſich mit dem Weſyr zurück, und befahl ihm, daß er ihm die näheren Umſtände von dem ſchändlichen Betragen ſeiner Gattinn erzählen ſollte; worauf dieſer ſagte: „Herr, die Sultaninn ſandte einen Sklaven zu mir, und verlangte, daß ich ſie beſuchen ſollte; ich wollte das aber nicht, und tödtete den Sklaven, damit das Geheimnis verborgen bleiben möchte, weil ich hoffte, ſie würde ihre Schwäche bereuen; was ſie jedoch nicht that, ſondern ihre ſchändliche Einladung fünfmal wiederholte. Bei der fünften war ich für eure Ehre beſorgt, und machte euch mit ihrem verbrecheriſchen Betragen bekannt.“

Nach Anhörung dieſes Berichtes, ſenkte der Sultan eine Weile ſein Haupt in tiefen Gedanken, und befahl, als er es wieder erhoben, die beiden Diener, welchen er die Ermordung ſeiner Frau und ſeiner Kinder aufgetragen hatte, vor ihn zu bringen. Als ſie kamen, fragte er ſie, wie ſie ſeinen Auftrag ausgerichtet hätten? Sie erwiederten: „Wir haben gethan, was du uns zu thun befohlen haſt, und als einen Beweis unſerer Treue, ſieh hier dieſe mit dem Blute der Verbrecherinnen gefärbten Kleider.“ Der Sultan nahm die Kleider, aber die Erinnerung an ſeine ſchöne Gemahlinn, an ihre frühere große Zärtlichkeit, an das mit ihr genoſſene Glück und an die Unſchuld ſeiner Kinder, ergriffen ſein Gemüth ſo ſehr, daß er bitterlich weinte und in Ohnmacht ſank. Als er ſich erholte, fragte er den Weſyr, ob er denn wirklich die Wahrheit geſprochen hätte; was dieſer betheuerte.

Nach einer langen Pauſe ſagte der Sultan zu den zwei Dienern: „Habt ihr auch wirklich meine unſchuldigen Kinder und ihre ſchuldige Mutter getödtet?“ Sie ſchwiegen. Der Sultan rief aus: „Warum antwortet ihr nicht und ſchweigt?“ Sie erwiederten: „Herr, ehrliche Leute können nicht lügen; denn das Lügen bezeichnet den Verräther.“ Als der Weſyr dieſe Worte gehört hatte, wechſelte er die Farbe, ſeine ganze Haltung drückte Beſtürzung aus, und ein Zittern ergriff ihn; worauf der Sultan, der dieß Alles gewahrte, zu den Dienern ſagte: „Was meint ihr mit der Bemerkung, daß Lügen den Verräther bezeichne? Iſt es möglich, daß ihr ſie nicht getödtet habt? Saget augenblicklich die Wahrheit, oder ihr ſollt,

— ich ſchwör's bei dem Gotte, der mich zum Wächter ſeines Volkes beſtellt hat, — unter den entſetzlichſten Qualen hingerichtet werden.“

Die beiden Männer warfen ſich vor dem Sultan nieder, und ſagten: „Furchtbarer Herrſcher, wir führten, wie du uns befohlen, die unglückliche Sultaninn mit ihren zwei Töchtern in die Mitte der Wüſte, wo wir ſie von der Anklage des Weſyrs und von deinem ſie betreffenden Befehl unterrichteten. Nachdem die Sultaninn uns mit Faſſung angehört hatte, rief ſie aus: „Hier kann nur der Allmächtige helfen! Von Gott kommen wir, und zu Gott müſſen wir wieder zurückkehren! Wenn ihr uns aber tödtet, ſo thut ihr es mit Unrecht; denn der verrätheriſche Weſyr hat mich fälſchlich angeklagt, und er allein iſt ſchuldig.“ — Sie erzählte uns hierauf, wie er ſich bemüht, ſie durch reiche Geſchenke zu beſtechen, und daß ſie ſeine Botinnen getödtet hätte.“

Der Sultan rief nach dieſen Worten in Todesangſt aus: „Habt ihr ſie erſchlagen, oder leben ſie noch?“ — „Herr,“ erwiederten die Diener, „wir waren von der Unſchuld der Sultaninn ſo überzeugt, daß wir's nicht übers Herz bringen konnten, ſie zu tödten. Wir fingen einige Antilopenkälber, tödteten ſie, und nachdem wir die der verläumdeten Mutter und euern Kindern gehörigen Kleider in das Blut der Thiere getaucht hatten, kochten wir deren Fleiſch, und gaben es eurer unglücklichen Gattinn und euern Töchtern; worauf wir zu ihnen ſagten: „Wir laſſen euch im Schutz eines gnädigen Gottes, der die, welche ihm vertrauen, nie verläßt; eure Unſchuld wird euch beſchützen.“ Wir ließen ſie hierauf mitten in der Wüſte, und kehrten in die Stadt zurück.“

Der Sultan wandte ſich voll Wuth zu ſeinem Weſyr, und rief aus: „Elender Verräther! Auf ſolche Weiſe haſt du mich alſo von meinem geliebten Weibe und von meinen unſchuldigen Kindern getrennt?“ Der ſchuldbewußte Miniſter konnte kein Wort vorbringen, zitterte aber gleich einem vom Schlage Gerührten. Der Sultan befahl ſogleich einen ungeheuern Scheiterhaufen zu errichten, und der an Händen und Füßen gefeſſelte Weſyr wurde ins Feuer geworfen, welches ihn ſogleich zu Aſche verbrannte.“

Vierhundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

Wir kehren nun zu den drei Prinzeſſinnen und ihrer Mutter zurück. Als der Sultan von Kahiro ihre Abenteuer hörte, bemitleidete er ihr Unglück, war über die Standhaftigkeit, womit ſie es ertragen hatten, ſehr gerührt, und ſagte zu dem Weſyr: „Wie traurig war doch ihr Loos! Aber Allah ſei geprieſen, der, ſo wie er Freunde trennt, ſie auch wieder glücklich zu vereinigen vermag.“

Er ließ ſodann die Sultaninn und die Prinzeſſinnen in ſeinen Palaſt führen, ſorgte für eine ihrem Range angemeſſene Dienerſchaft und Wohnung und ſandte Eilboten an den Sultan ihren Vater, um ihn von ihrem Wohlbefinden zu benachrichtigen. Die Boten reiſten möglichſt ſchnell, und überreichten, in der Hauptſtadt angekommen, die Schreiben. Der Sultan öffnete ſie, und begann zu leſen; als ihm aber der Inhalt klar ward, war er ſo voll Freude, daß er einen Schrei des Entzückens ausſtieß, auf den Boden fiel und ohnmächtig wurde. Seine Diener waren ſehr beſtürzt, hoben ihn auf und wandten Mittel zu ſeiner Erweckung an. Als er nun aus ſeiner Ohnmacht erwacht war, erzählte er ſeinen Leuten, daß die Sultaninn und ſeine Töchter noch lebten, und befahl, ein Schiff zu ihrer Heimholung ſegelfertig zu machen.

Das Schiff, mit allem für die Bequemlichkeit der Familie Nöthigen und mit reichen Geſchenken für den freundlichen Sultan, der ſie in Schutz genommen hatte, beladen, ſegelte mit günſtigem; Winde ab, und gelangte ſchnell in den erſehnten Hafen.

Der Befehlshaber des Schiffes wurde von dem Sultan ſehr willkommen geheißen, der ihn und ſeine ganze Mannſchaft auf königliche Koſten zu verpflegen befahl; und nach drei Tagen nahm die Sultaninn mit ihren Töchtern, voll Sehnſucht, nach ſo langer und ſo unglücklicher Abweſenheit, heim zu kehren, Abſchied, und ſchiffte ſich ein.

Der Sultan machte ihnen ein koſtbares Geſchenk, und ſie gingen bei friſchem Winde unter Segel. Drei Tage hindurch blieb das Wetter günſtig, aber am Abend des dritten erhob ſich ein ungünſtiger Wind, weshalb ſie die Segel einzogen und ankerten. Der Sturm ward jedoch ſo heftig, daß das Ankertau zerriß, die Maſte über Bord fielen und das Schiffsvolk ſich verloren gab. Das Schiff wurde bis Mitternacht vom Sturme hin und her geworfen, bis es endlich, unter dem Geheul und Geſchrei aller am Bord befindlichen Perſonen, an einem Felſen ſcheiterte. Wem der Tod beſtimmt war, der ſtarb; weſſen längeres Leben die Vorherbeſtimmung Gottes angeordnet hatte, der gelangte ans Ufer, einige auf Brettern, einige auf Kiſten und andere auf Schiffstrümmern, aber alle von einander getrennt.

Die Sultaninn Mutter wurde bis Tagesanbruch auf einem Brette hin und her geworfen, als der Befehlshaber des Schiffes, der ſich mit drei Perſonen ſeiner Mannſchaft auf das Boot gerettet hatte, ſie gewahrte. Er nahm ſie auf, und nachdem ſie drei Tage gerudert hatten, erreichten ſie eine gebirgige Küſte, an welcher ſie landeten und vorwärts ins Land gingen. Es iſt unmöglich, das Wiederſehen des Sultans und ſeiner Gattinn zu ſchildern, aber ihre Freude wurde durch die Ungewiſſheit über das Schickſal ihrer Töchter ſehr getrübt. Als die erſten Entzückungen vorüber waren, weinten ſie mit einander und riefen aus: „Wir ſind von Gott, und zu Gott müſſen wir zurückkehren!“ Nach vierzigtägiger Reiſe, gelangten ſie in ihre Hauptſtadt, immerfort über das Geſchick der Prinzeſſinnen betrübt. „Ach,“ ſagten ſie, „ach, ſie ſind ertrunken; aber ſelbſt wenn ſie ans Ufer gelangten, ſind ſie vielleicht von einander getrennt, und ach! was für traurige Zufälle können ihnen begegnet ſein.“ So klagten ſie, in Gram verſunken, immer zuſammen, und nahmen keinen Antheil an den Freuden des Lebens.

Die jüngſte Prinzeſſinn wurde, nachdem ſie ſich im Kampfe mit den Wellen faſt gänzlich erſchöpft hatte, glücklicherweiſe an eine freundliche Küſte geworfen, auf welcher ſie einige treffliche Früchte und klares friſches Waſſer fand. Als ſie ſich geſtärkt und erfriſcht hatte, ruhte ſie ein Weilchen aus, und ging ſodann von der Bucht in das Land; ſie war aber noch nicht weit gegangen, als ein junger Mann zu Pferde, von einigen Hunden begleitet, ihr begegnete und ſie, nachdem er gehört hatte, daß ſie eine aus dem Schiffbruche Gerettete wäre, vor ſich aufs Pferd nahm, ſie in ſein Haus brachte, und ſie dort der Pflege ſeiner Mutter übergab. Dieſe nahm ſie mit mitleidiger Güte auf, und pflegte ſie einen ganzen Monat hindurch auf das ſorgfältigſte, bis ſie nach und nach ihre Geſundheit und ihre Schönheit wieder erhielt.

Der junge Mann war der geſetzmäßige Erbe des Königreichs, aber ein Uſurpator hatte ihm die Thronfolge geraubt; da dieſer jedoch bald nach der Ankunft der Prinzeſſinn ſtarb, wurde er in ſeine Rechte wieder eingeſetzt und gelangte auf den Thron; worauf er der Prinzeſſinn ſeine Hand anbot. Sie aber erwiederte: „Wie kann ich an eine Heirat denken, ſo lange ich nichts von meiner unglücklichen Familie weiß, oder der Ruhe genießen, während meine Mutter und meine Schweſtern vielleicht im Elende leben? Sobald ich Nachrichten von ihrem Wohlergehen erhalte, will ich mich meinem Befreier dankbar beweiſen.“

Der junge Sultan war ſo ſehr in die Prinzeſſinn verliebt, daß auch die entfernteſte Hoffnung ihn tröſtete, und er ſuchte ſich in Geduld zu faſſen; aber der Adel des Landes war ungeduldig, ihn vermählt zu ſehen, und drang in ihn, daß er ſich verheiraten ſollte. Er verſprach, ſich ihren Wünſchen zu fügen; aber da zu viel Zeit verſtrich, ſo wurden die großen des Reiches andringlich und unzufrieden, ſo, daß ſeine Mutter, die einen Aufruhr befürchtete, die Prinzeſſinn ernſtlich bat, in eine Verbindung zu willigen, die das einzige Mittel wäre, um Unruhen vorzubeugen. Die Prinzeſſinn, welche ihren Erhalter wahrhaſt liebte, wollte die Sicherheit eines Mannes, dem ſie ſo ſehr verpflichtet war, nicht gefährdet ſehen, und gab endlich ihre Einwilligung; worauf dann die Heirat mit großer Pracht und Freude gefeiert wurde. Nach drei Jahrem, gebar die Sultaninn zwei Söhne, deren Geburt das Glück der Verbindung noch vermehrte.

Vierhundert drei und ſiebzigſte Nacht.

Die zweite Prinzeſſinn wurde, nach langem Hin- und Hertreiben der Wellen, auf ihrem Brette endlich an ein Ufer in der Nähe einer großen Stadt geworfen, in welche ſie ſich begab, und glücklicherweiſe auf eine mitleidige Matrone ſtieß, welche ſie in ihr Haus einlud und an die Stelle ihrer unlängſt verſtorbenen Tochter als Kind annahm. Hier ſtellte ſich ihre Geſundheit und ihre Schönheit bald wieder her. Es begab ſich, daß der Sultan dieſer Stadt, der wegen ſeiner gelinden Regierung und wegen ſeiner Freigebigkeit ſehr beliebt war, erkrankte, und ungeachtet der Geſchicklichkeit der berühmteſten Aerzte, täglich ſchlechter ward, ſo daß man, zum großen, allgemeinen Kummer des Volkes, an ſeinem Aufkommen zweifelte. Als die Prinzeſſinn ihre ehrwürdige Beſchützerinn über die Gefahr des Sultans klagen hörte, ſagte ſie: „Meine theure Mutter, ich will einen Trank kochen, und wenn ihr ihn dem Sultan bringen, und bewirken wollt, daß er ihn zu ſich nimmt, ſo wird er, mit Allahs Hülfe, geheilt werden.“ — „Ich fürchte,“ ſagte die Mutter, „daß ich keinen Zutritt in den Palaſt erhalten, und noch weniger werde dem Sultan den Trank übergeben können.“ — „Verſuche es nur,“ erwiederte die Prinzeſſinn, „ſelbſt der Verſuch, eine gute Handlung zu begehen, iſt Gott angenehm.“ — „Wohlan,“ ſagte die Alte, „ſo bereite nur deinen Trank, und ich will mich bemühen, Zutritt zu erhalten.“

Die Prinzeſſinn bereitete den aus mehreren Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Trank, und die alte Frau trug ihn, als er fertig war, in des Sultans Palaſt. Die Wachen und Verſchnittenen fragten ſie, was ſie brächte; worauf ſie erwiederte: „Einen Trank, den ich euch dem Sultan zu geben und ihn zugleich zu erſuchen bitte, er möge davon, ſo viel er vermag, zu ſich nehmen; denn Gottes Hülfe wird ihn dadurch wieder herſtellen.“ Die Verſchnittenen führten ſie in das Zimmer ihres kranken Herrſchers, und nachdem die alte Frau den Deckel von dem Gefäße genommen, verbreitete ſich ein angenehmer Duft, der die Lebensgeiſter des Kranken ſtärkte. Als er erfuhr, was die ehrwürdige Matrone brachte, dankte er ihr, und koſtete den Trank, der ſo angenehm duftete, daß er einen großen Theil davon mit einem Gelüſte genoß, wie es ihn lange nicht gefühlt hatte. Er beſchenkte hierauf die Ueberbringerinn mit einem Beutel voll Dinare; worauf ſie ſich zur Prinzeſſinn begab, und ſie von der freundlichen Aufnahme und dem Geſchenke benachrichtigte.

Bald nachher fühlte der Sultan eine Neigung zur Ruhe, und ſank in einen erquickenden mehrſtündigen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er ſich auf wunderbare Weiſe gekräftigt, und genoß, da er noch Gelüſt hatte, den Ueberreſt des Trankes. Er wünſchte noch mehr davon zu haben, und fragte nach der alten Frau; aber keiner ſeiner Diener wußte ihm ihre Wohnung zu ſagen. Sie brachte jedoch am Abend eine neue von der Prinzeſſinn bereitete Speiſe, welche der Sultan mit neuem Gelüſte verzehrte; worarf er, der vorher ganz hülfloſe, nun im Stande war, ſich zu erheben und ſogar zu gehen. Er fragte die alte Frau, ob ſie ſelbſt das Ueberbrachte zubereitet hätte. Sie erwiederte: „Nein, Herr, meine Tochter hat es bereitet, und mich gebeten, es dir zu bringen.“ Der Sultan verſetzte: „Sie kann nicht deine Tochter ſein; denn ihre Geſchicklichkeit gibt zu erkennen, daß ſie von viel höherem Stande iſt.“ Er machte ihr ein Geſchenk, und bat ſie, ihm jeden Morgen neue Stärkung zu bringen; worauf ſie erwiederte: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“ und fortging.

Die Prinzeſſinn ſandte ſieben Morgen hinter einander regelmäßig das Verlangte, und der Sultan beſchenkte eben ſo regelmäßig ihre Pflegemutter mit einem Beutel voll Dinare; denn ſeine Wiederherſtellung ging ſo ſchnell von ſtatten, daß er nach Ablauf des ſechſten Tages ſich vollkommen wohl befand, und am ſiebenten zu Pferde ſtieg und nach ſeinem Luſtſchloß auf dem Lande ritt, um dort zu baden und der friſchen Luft zu genießen. Er hatte die alte Frau, während ihrer Beſuche, oft nach ihrer Pflegetochter befragt, und ſie hatte ihre Schönheit, ihre Tugenden und ihre Talente ſo geſchildert, daß ſein Herz davon entzückt und er höchſt begierig war, ſie zu ſehen.

Der Sultan, um ſeiner Neugier zu genügen, verkleidete ſich als Derwiſch, begab ſich nach dem Hauſe der alten Frau, und klopfte an die Thüre. Als er gefragt wurde, was er begehrete, ſagte er: „Ich bin ein wandernder Derwiſch, fremd in dieſer Stadt und ſehr hungrig.“ Die alte Frau, die ſich fürchtete, eine unbekannte Perſon aufzunehmen, wollte ihn fortſchicken; aber die Prinzeſſinn ſagte: „Es iſt unſere Pflicht, gaſtfrei zu ſein, beſonders gegen fromme Arme.“ Er wurde alſo eingelaſſen, und nachdem die Prinzeſſinn ihn ehrfurchtsvoll erſucht hatte, ſich nieder zu laſſen, ſetzte ſie ihm Speiſe und Trank vor. Als er geſättigt war, wuſch er ſich, ſtand auf, bedankte ſich bei der alten Frau und ihrer vermeintlichen Tochter für ihre Güte, und entfernte ſich; aber ſein Auge war von der Schönheit der Prinzeſſinn bezaubert und ſein Herz voll Liebe zu ihr.

Nach ſeiner Rückkehr in ſeinen Palaſt, ſchickte der Sultan nach der alten Frau, und gab ihr, als ſie gekommen war, ein Bündel mit einem reichen Anzuge und werthvollen Juwelen, wozu er die Bitte fügte, ſie möchte beides ihrer Tochter geben und ſie bewegen, daß ſie ſich damit ſchmückete. Die Alte verſprach zu gehorchen, und ſagte auf dem Heimwege zu ſich ſelber: „Wenn meine Pflegetochter klug iſt, ſo wird ſie das Begehren des Sultans erfüllen und den Schmuck und Anzug anlegen; thut ſie es aber nicht, ſo jage ich ſie aus meinem Hauſe.“ Heimgekommen, breitete ſie die Geſchenke vor der Prinzeſſinn aus. Dieſe weigerte ſich anfangs, ſie anzunehmen, bis ſie es endlich, nach vielen Bitten ihrer Beſchützerinn, die ſie doch nicht kränken wollte, that; worüber die Alte ſich innigſt freute.

Der Sultan, der in einen weiblichen Anzug geſchlüpft war und ſich mit einem dichten Schleier bedeckt hatte, folgte der Alten bis zu ihrem Hauſe, und horchte an der Thüre, um zu erfahren, ob die Tochter ſein Geſchenk annähme. Als er nun hörte, daß ſie den Anzug angelegt hätte, war er vor Entzücken außer ſich, und ſchickte, in den Palaſt zurückgekehrt, nochmals nach der alten Frau, welcher er ſeinen Wunſch, ſich mit ihrer Tochter zu verheiraten, zu erkennen gab. Als die Prinzeſſinn dieß Anerbieten erfuhr, willigte ſie ein, und der Sultan, von einem glänzenden Reitergefolge begleitet, führte ſie noch denſelben Abend in ſeinen Palaſt, wo der Kadi den Ehevertrag ſchloß. Ein allgemeines Feſt wurde ſieben Tage hinter einander für die Einwohner der Stadt veranſtaltet, und der Sultan und die Prinzeſſinn waren auf dem

Gipfel des Glücks. Im Laufe von fünf Jahren beglückte ſie der Allmächtige mit einem Sohn und zwei Töchtern. —

Die älteſte der Prinzeſſinnen war, nachdem ſie ſich an ein großes Stück Holz geklammert hatte, nach vieler Angſt, an eine Küſte gelangt, auf welcher ſie einen männlichen Anzug fand; und da ſie dieſen für eine paſſende Verkleidung zur Beſchützung ihrer Ehre hielt, ſo zog ſie ihn an, und ging in eine nahe an der Küſte gelegenen Stadt. Sie begegnete einen Taſchenmacher, der ſie als fremd erkannte und ſie, da er ſie für einen Mann hielt, fragte, ob ſie zu ihm ziehen wollte, weil er einen Gehülfen brauchte. Erfreut, einen Zufluchtsort zu finden, nahm ſie ſein Erbieten und den täglichen Lohn, welchen er ihr zuſicherte, an. Er führte ſie nach Hauſe, und behandelte ſie mit vieler Güte. Am nächſten Tage trat ſie ihr Geſchäft an, und machte ſo gute Arbeit, daß in kurzer Zeit ihres Meiſters Laden beſuchter war, als irgend ein andrer.

Zufällig war dieſer Laden nicht weit vom Palaſte des Sultans gelegen. Als eines Morgens deſſen Tochter durch ein Gitter ihres Balkons den jungen Mann mit bloßen Armen ſah, fand ſie dieſe ſo weiß und glänzend wie Silber, und ſein Antlitz ſo glanzreich, wie die unumwölkte Sonne.

Sie konnte nicht aufhören, den jungen Mann zu betrachten, ſo lange er bei der Arbeit blieb, und als ſie nachher in ihrem Zimmer war, fühlte ſie ſich von ſeinen Reizen ſo bezaubert, daß ſie ganz unruhig und endlich unwohl ward. Ihre Amme, die ihr aufwartete, fühlte ihr an den Puls, und legte ihr mehrere Fragen vor, konnte jedoch keine Anzeichen leiblicher Krankheit an ihr entdecken. Sie ſagte: „Meine liebe Tochter, ich bin überzeugt, daß dich nichts krank gemacht hat, als das Verlangen nach irgend einem Jüngling, in den du dich verliebt haſt.“ Die Prinzeſſinn rief aus: „Liebe Mutter, da du mein Geheimnis entdeckt haſt, ſo wirſt du es hoffentlich nicht nur heilig bewahren, ſondern mir auch den Mann, den ich liebe, herbringen.“ Die Amme erwiederte: „Niemand kann ein Geheimnis heiliger bewahren, als ich, ſo daß du mir es ſicher anvertrauen kannſt.“ Die Prinzeſſinn ſagte hierauf: „Mutter, mein Herz iſt von dem jungen Manne bezaubert, der in dem Laden, meinen Fenſtern gegenüber, arbeitet, und wenn ich nicht mit ihm zuſammenkommen kann, ſo ſterb' ich vor Gram.“

Die Amme verſetzte: „Er iſt unſtreitig der ſchönſte Jüngling unſerer Zeit und alle Frauen in der Stadt ſind von ſeinen Reizen entzückt; dabei iſt er aber ſo verſchämt, daß er kein Entgegenkommen erwiedert und ſich wie ein Schulknabe zurückzieht: doch will ich verſuche, ſeine Scheu zu überwinden und dir eine Zuſammenkunſt mit ihm zu verſchaffen.“ Nachdem ſie dieß geſagt, ging ſie ſogleich zu dem Taſchenmacher, gab ihm ein Goldſtück, und ſagte ihm. er ſollte ihr doch zwei Reiſetaſchen und ſeinen Gehülfen mitgeben.“ Der Mann war über ihre Großmuth ſehr erfreut, ſuchte ſeine beßte Waare aus, und befahl ſeinem Gehülfen, die Amme zu begleiten.

Die alte Amme führte die verkleidete Prinzeſſinn auf Nebenwegen insgeheim in den Palaſt und in die Zimmer der Tochter des Sultans, welche ihren vermeintlichen Geliebten mit einer Bewegung empfing, die zu heftig war, um verborgen bleiben zu können. Unter dem Vorwande die Waare zu bewundern, fragte ſie ihn mancherlei, und forderte ihn auf, indem ſie ihm zwanzig Goldſtücke gab, am folgenden Abend mit mehr Waare wiederzukommen; worauf der vorgebliche Handwerksgeſell antwortete: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“

Die verkleidete Prinzeſſinn gab, als ſie nach Hauſe gekommen war, die zwanzig Goldſtücke ihrem Meiſter, der darüber unruhig ward und nachfragte, wo ſie das Geld her hätte. Sie erzählte ihm nun das Vorgefallene; worüber der Taſchenmacher nur noch mehr erſchrak, und zu ſich ſelber ſagte: „Wenn dieſer Liebeshandel fortdauert, ſo wird ihn der Sultan entdecken, ich werde hingerichtet und meine Familie dieſes jungen Menſchen wegen zu Grunde gerichtet werden.“ Er bat ihn hierauf, ſeinen Beſuch nicht zu wiederholen; aber der Jüngling erwiederte: „Ich kann das nicht, obwohl ich fürchte, daß mein Tod die Folge davon ſein wird.“ Kurz, die verkleidete Prinzeſſinn ging alle Abend zu einer beſtimmten Stunde mit ihrer Amme in die Zimmer der Sultanstochter, bis endlich der Sultan eines Abends eintrat, und da er, wie er vorausſetzte, einen Mann bei der Prinzeſſinn traf, ſo befahl er, ihn zu ergreifen und ihm Hände und Füße zu binden.

Der Sultan ſchickte nach dem Scharfrichter, entſchloſſen, den Schuldigen hinrichten zu laſſen. Der Scharfrichter ergriff, als er gekommen war, die verkleidete Prinzeſſinn: aber wie ſehr erſtaunten Alle, als beim Abnehmen des Turbans und beim Ausziehen ihrer Jacke ihr Geſchlecht entdeckt wurde. Der Sultan befahl, ſie in ſeinen Harem zu führen, und verlangte, ihre Geſchichte zu erfahren; welche ſie nun auch, da ihr nichts anders übrig blieb, ſogleich erzählte.

Als die Prinzeſſinn dem Sultan Alles getreulich berichtet hatte, den Verrath des Weſyrs, das darauf folgende Benehmen ihres Vaters, das Elend ihrer Mutter, ihrer Schweſtern und ihr eignes, ihre Befreiung, ihre Errettung aus dem Schiffbruch, und was ſich ſeitdem begeben: ſo befahl er, voll Verwunderung und Mitleid, ſeiner Tochter, ſie in ihren Harem freundlich aufzunehmen. Die Liebe der letzten hatte ſich nun in aufrichtige Freundſchaft verwandelt, und die unglücklich Prinzeſſinn erhielt unter ihrer Sorge und Pflege in wenigen Monaten ihre frühere Schönheit wieder. Es begab ſich, daß der Sultan, der ſeine Tochter beſuchte, von den Reizen der Prinzeſſinn bezaubert wurde, aber, da er die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nicht verletzen wollte, ſeine Liebe verbarg, bis er gefährlich krank ward; wo denn die Tochter, welche die Sache merkte, ihn dahin brachte, daß er ihr die Urſache ſeiner Krankheit entdeckte. Sie unterrichtete nun ihre Freundinn davon, und bat ſie, ihren Vater zu heiraten; aber die Prinzeſſinn ſagte bitterlich weinend: „Mein Misgeſchick hat mich von meiner Familie getrennt, ich weiß nicht, ob meine Schweſtern, mein Vater ‚und meine Mutter noch leben, und in welchem Zuſtande. Wie kann ich glücklich oder fröhlich ſein, wenn ſie vielleicht im Elende ſind?“

Die Tochter des Sultans ließ nicht ab, die unglückliche Prinzeſſinn zu tröſten, und ſtellte ihr zugleich den hoffnungsloſen Zuſtand ihres Vaters vor, bis ſie endlich in die Heirat willigte. Dieſe freudige Nachricht heilte den Sultan ſchnell, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht und Freude vollzogen. —

Vierhundert vier und ſiebzigſte Nacht.

Der alte Sultan und die alte Sultaninn beweinten den Verluſt ihrer Töchter mehrere Jahre lang, als endlich der Sultan beſchloß, eine Reiſe zu machen, um ſie aufzuſuchen, und, nachdem er ſeiner Frau die Regierung übertragen hatte, allein von ſeinem Weſyr begleitet, abreiſte. Sie verkleideten ſich beide als Derwiſche, und nach einer monatlangen ununterbrochenen Reiſe erreichten ſie eine große Stadt, die ſich längs der Seeküſte ausdehnte, in deren Nähe der Sultan ein prächtiges Luſtſchloß hatte erbauen laſſen, wo die vorgeblichen Derwiſche ihn in einem der Pavillons mit ſeinen zwei Söhnen, der eine von ſechs und der andere von ſieben Jahren, ſitzen ſahen. Sie näherten ſich, verbeugten ſich, und riefen, nach der Weiſe der Mönche, den Himmel für ſein Heil an. Der Sultan erwiederte ihren Gruß, forderte ſie auf, ſich zu ſetzen, und entließ ſie, nachdem er ſich bis zum Abend mit ihnen unterhalten hatte, mit einem Geſchenke; worauf ſie ſich in einen Gaſthof begaben und ein Zimmer mietheten. Als ſie ſich am folgenden Tage mit Beſichtigung der Stadt ergetzt hatten, gingen ſie abends wieder zur Bucht, und ſahen den Sultan, wie am vorigen Abend, mit ſeinen Kindern ſitzen. Während ſie die Schönheit des Baues bewunderten, kam der jüngere Prinz von einem unwillkürlichen Antriebe gereizt, auf ſie zu, ſah ſie begierig an, und folgte ihnen, als ſie gingen, in ihre Wohnung; was ſie nicht eher bemerkten, als bis er mit ihnen ins Zimmer getreten war und ſich niedergelaſſen hatte. Der alte Sultan war über das Betragen des Kindes erſtaunt, nahm es in ſeine Arme, küßte und hätſchelte es, und ſagte dann zu ihm, es möchte nur zu ſeinen Aeltern zurückkehren; aber der Knabe beſtand darauf, zu bleiben, und blieb wirklich vier Tage: während welcher Zeit die vorgeblichen Derwiſche ihre Karawanſerei nicht verließen.

Der Sultan glaubte, als er ſeinen Sohn vermiſſte, er wäre zu ſeiner Mutter gegangen, und dieſe bildete ſich dagegen ein, daß er bei dem Vater wäre: aber als dieſer in den Harem kam, wurde der Verluſt entdeckt, und Boten wurden nach allen Seiten ausgeſchickt; es kam jedoch keine Nachricht von dem Knaben. Die Aeltern ſetzten nun voraus, er wäre ins Meer gefallen und ertrunken. Man fiſchte drei Tage lang mit Netzen, aber vergeblich. Am fünften Tage wurden Befehle gegeben, jedes Haus in der Stadt zu durchſuchen; wo denn der kleine Prinz endlich in der Karawanſerei und in dem Zimmer der vorgeblichen Derwiſche entdeckt wurde, die man nun vor den Sultan ſchleppte.

Der Sultan war über das Wiederfinden ſeines Sohnes vor Freuden außer ſich; da er jedoch vorausſetzte, die Derwiſche hätten ihn ſtehlen wollen, ſo befahl er, ſie auf der Stelle hinzurichten. Die Henkersknechte ergriffen ſie, banden ihnen die Hände auf den Rücken, und waren im Begriff ſie zu tödten, als das Kind mit lautem Geſchrei herbeilief, und indem es ſich an die Knie des älteren Hinzurichtenden klammerte, konnte es nicht von ihm losgemacht werden. Der Sultan war darüber höchlich erſtaunt, befahl, die Hinrichtung für jetzt aufzuſchieben, ging hin und unterrichtete die Mutter des Kindes von ſeinem wunderbaren Betragen.

Als die Sultaninn das Vorgefallene hörte, war ſie nicht weniger verwundert, als ihr Gemahl, und ward ſehr neugierig, von dem Derwiſch ſelbſt zu erfahren, weshalb er ihren Sohn verlockt und ihr abſpenſtig gemacht hätte. Sie fand es außerordentlich ſeltſam, daß der Knabe ſo viel Liebe und Zutrauen zu einen fremden Derwiſche haben ſollte. Sie bat ihren Gemahl, ihn in ſein Kabinett holen und ſich von ihm ſeine Abenteuer erzählen zu laſſen, welcher Erzählung ſie hinter einem Vorhange zuhorchen wollte.

Der Sultan ſchickte nach dem vorgeblichen Derwiſch, befahl allen ſeinen Dienern, ſich zu entfernen, zog ſich mit ihm in ſein Kabinett zurück, und ließ ihn ſich niederſetzen, worauf er zu ihm ſagte: „Gottloſer Derwiſch, was kann dich bewogen haben, meinen Sohn an dich zu locken, und mein Königreich zu beſuchen?“ Er erwiederte: „Der Himmel iſt mein Zeuge, o Sultan, daß ich ihn nicht an mich gelockt habe. Der Knabe folgte mir in meine Wohnung, wo ich ihn aufforderte, zu dir zurückzukehren; aber er wollte durchaus nicht, und ich blieb in beſtändiger Furcht, bis geſchah, was des Höchſten Wille war.“ Der Sultan fühlte ſich nun beſänftigt, ſprach freundlich mit dem Derwiſch, und bat ihn, ihm ſeine Abenteuer zu erzählen; worauf der Derwiſch erwiederte: „Meine Geſchichte iſt eine höchſt wunderbare! Ich hatte einen Freund, den ich, als ich eine Wallfahrt nach Mekka unternahm, als meinen Statthalter und den Beſchützer meiner Familie zurückließ; aber ich war kaum zehn Tage von Hauſe entfernt, ſo verſuchte er, der zufällig meine Gemahlinn geſehen hatte, ſie zu verführen, ſchickte eine alte Frau mit einem reichen Geſchenke zu ihr, und ließ ihr ſeine ehebrecheriſche Liebe erklären. Meine Gattinn gerieth in Wuth und tödtete die Botinn. Er ſandte eine zweite und dritte, denen es nicht beſſer erging.“

Kaum hatte der Derwiſch die letzten Worte geſprochen, als die Sultaninn hervorſtürzte und ihm um den Hals fiel; worüber der Sultan, ihr Gemahl, in Wuth gerieth, die Hand an ſein Schwert legte, und ausrief: „Was bedeutet dieſes ſchamloſe Betragen?“ Die Sultaninn, die vor Entzücken zu gleicher Zeit lachte und weinte, ſagte ihrem Gemahle nun, der Derwiſch wäre ihr Vater; worauf der Sultan ihm zu Füßen fiel und ihn willkommen hieß. Er befahl hierauf, den anderen Derwiſch (den Weſyr) frei zu laſſen, ſeinem Schwiegervater königliche Kleider zu bringen, im Palaſt eine Reihe von Zimmern für ihn zu bereiten, und ihm eine ſeiner Würde angemeſſene Dienerſchaft zu geben.

Als der alte Sultan einige Zeit bei ſeiner jüngſten, ſo glücklich wiedergefundenen Tochter zugebracht hatte, drängte es ihn, die anderen beiden aufzuſuchen, und er gab ſeinen Vorſatz abzureiſen, zu erkennen; aber ſein

Schwiegerſohn erklärte, daß er ihn auf dieſer Reiſe mit einem Theil ſeiner Edlen und mit einem Heere begleiten wollte, weil ihm, wenn er unbegleitet reiſte, leicht etwas Unangenehmes zuſtoßen könnte. Man bereitete ſich zum Abmarſche, die beiden Sultane lagerten ſich vor der Stadt, und begannen in wenigen Tagen ihre Reiſe, welche ganz ihren Wünſchen entſprechend ausfiel. Als der alte Monarch ſeine Kinder wiedergefunden hatte, zog er ſich in ſein eigenes Königreich zurück, wo er glücklich herrſchte, bis der Engel des Todes ihn ins Paradies rief.

Vierhundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

Geſchichte

des geizigen Kadi's und ſeiner Frau.

Man erzählt, daß in der Stadt Tripolis, während der Regierung des Chalyfen Harun Arreſchyd, ein Kadi lebte, der ſein Amt mit großer Strenge und Schärfe ausübte. Er hatte zu ſeiner Haushälterinn eine ſchwarze Sklavinn, deren Haut ſo rauh und dick war, wie die eines Büffels, und die ihm auch auf jede andere Weiſe diente. Der Kadi war ſo filzig-geizig, daß kein Menſch, als Almoſen oder unter irgend einem anderen Vorwande, von ihm auch nur die kleinſte Geldmünze zu erhalten vermochte, und er lebte nur von Zwiebeln und ſchlechtem Brote. Er beſaß jedoch ein Tiſchtuch mit reichen Franſen beſetzt, und wenn um die Eſſenszeit irgend jemand gegenwärtig war, ſo rief er der ſchwarzen Sklavinn zu: „Lege das Tiſchtuch mit Franſen auf!“ — was die Hörer glauben machte, daß ſeine Koſt eben ſo prächtig als ſein Tiſchtuch wäre; aber er nahm ſich wohl in Acht, in jemands Gegenwart zu eſſen.

Endlich ſagten einige Perſonen ſeines Gerichtshofes zu ihm: „Mein Herr Kadi, warum heiratet ihr nicht? denn dieſe ſchwarze Sklavinn iſt keine eurem hohen Range angemeſſene Gattinn.“ Er verſetzte: „Hat einer von euch eine Tochter, die er mir zur Frau geben will?“ worauf eine gegenwärtige Perſon erwiederte: „Ich habe eine ſehr ſchöne, und würde mich durch die Verwandtſchaft mit euch, Herr, ſehr geehrt fühlen.“ Der Kadi nahm das Anerbieten an, die Verheiratung fand ſogleich ſtatt, und die junge Frau wurde mit einer hübſchen Ausſtattung, von ihrem Vater, der auf einen ſo vornehmen Schwiegerſohn ſehr ſtolz war, noch an demſelben Abend in deſſen Haus geführt. Aber der bethörte Vater wußte nichts von der Filzigkeit des Kadi's, und ſetzte voraus, daß ſeine Tochter alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluſſe genießen würde.

Der Kadi freute ſich ſehr über ſeine Verbindung mit einem ſchönen und vermögenden Weibe. Am Morgen wartete die junge Frau ungeduldig auf ein Frühſtück; aber ihre Beſcheidenheit erlaubte ihr nicht, danach zu fragen. Man brachte ihr nichts, und der Kadi begab ſich nach ſeinem Gerichtshofe, wo ſich die Juſtizbeamten und angeſehenen Einwohner der Stadt eingefunden hatten, um ihm zu ſeiner Heirat Glück zu wünſchen. Sie hofften, daß er ſie zu einem glänzenden Feſte einladen würde; aber ſie warteten vergebens, bis Mittag vorüber war. Sie gingen nun fort, jeder in ſeinem Herzen die Knickrigkeit des Richters verfluchend. Als ſie fort waren, begab er ſich in ſeinen Harem.

Dort rief er der ſchwarzen Sklavinn zu: „Lege das Tiſchtuch mit Franſen auf!“ Dieß freute ſeine junge Frau, die nun zu ſich ſelbſt ſagte: „Unſtreitig wird auf ein ſo koſtbares Tiſchtuch fürſtliche Koſt aufgetragen werden.“ Die ſchwarze Sklavinn ſtand auf, ging auf eine Weile hinaus, kam mit dem Tiſchtuche zurück, breitete es auf, und ſetzte eine eherne Schüſſel mit drei groben Broten und drei Zwiebeln auf, wovon der Kadi ſeiner Gattinn zu eſſen anbot. Der Kadi und ſeine ſchwarze Sklavinn aßen ihr Antheil mit gierigem Gelüſt; aber die an beſſere Koſt gewöhnte junge Frau, konnte, ſo ſehr ſie auch hungerte, ihr Antheil nicht herunter bringen. Sie ſtand ſchwermüthig auf, beklagte ihr hartes Geſchick, und ärgerte ſich über ihren filzigen Mann und ihren thörichten Vater, der ſie, um ſeine Eitelkeit zu befriedigen, zum Elende verdammt hatte. Dieſelbe ſchlechte Koſt wurde am Abend, und drei Tage hinter einander aufgetragen, bis endlich die junge von Hunger gequälte Frau ſich laut beklagte, und nach ihrem Vater ſchickte.

Als der Kadi das Geſchrei ſeiner Frau hörte, fragte er nach der Urſache; worauf ihm die ſchwarze Sklavinn ſagte, ſie wäre ſeiner Lebensweiſe überdrüſſig und wollte ſich bei ihren Verwandten beklagen. Der Kadi ſtürzte wüthend in ihr Zimmer, ergriff ſie, ſchnitt ihr die Haare ab, und ſchied ſich von ihr, weil ſie ſich, ſeiner Behauptung nach, ungebürlich betragen hätte.

Am folgenden Tage nahm er eine andere Frau, die er auf dieſelbe Weiſe behandelte; und ſo hinter einander noch mehrere, von denen er ſich, nachdem ſie faſt verhungert waren, ſchied, ohne ihre Mitgift zurückzugeben.

Der Ruf von des Kadi's Geiz und der ſchlechten Behandlung ſeiner Frauen, verbreitete ſich und kam zu den Ohren eines ſehr ſchönen, witzigen und wohlerzogenen Mädchens, welche den Entſchluß faßte, ihm wegen ſeines ſchlechten Betragens gegen ihr Geſchlecht einen Streich zu ſpielen, und ſich nach Tripolis aufmachte.

Vierhundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Es fügte ſich, daß der Kadi am Tage ihrer Ankunft eben auf ſeinem Mauleſel ſpazieren ritt, und ihr auf dem Wege nach der Stadt begegnete. Ihre Schönheit und ihr Anſtand fielen ihm auf, der Mund wäſſerte ihm, er ſtrich ſeinen Schnauzbart, ritt auf ſie zu, und fragte ſie, woher ſie käme. Sie entgegnete: „Von hinter mir.“ — „Das weiß ich wohl,“ ſagte der Kadi; „aber aus welcher Stadt?“ — „Aus Muſßul,“ ſagte das Mädchen. — „Biſt du ledig oder verheiratet?“ fuhr der Richter fort. — „Ledig.“ — „Willſt du mich zum Manne nehmen?“ — „Ich will dir morgen eine Antwort geben,“ ſagte das Mädchen, und ritt vorwärts nach Tripolis.

Am folgenden Morgen ſandte das Mädchen von Mußßul einen Boten an den Kadi, bezeigte ſich bereit, ihn zu heiraten, und forderte eine Mitgift von funfzig Dinaren, welche er ihr, trotz ſeinem Geize, ſandte, und ſie in ſein Haus holen ließ. Das Eheband war geknüpft, und am Abend rief der Kadi, wie gewöhnlich, ſeiner ſchwarzen Sklavinn zu: „Bringe das Tiſchtuch mit Franſen!“ Die groben Brote und die Zwiebeln wurden aufgetragen, wovon jeder ſein Antheil verzehrte; und als die Braut das ihrige mit anſcheinendem Vergnügen gegeſſen hatte, rief ſie aus: „Allah lohne dir dieſes köſtliche Mahl!“ Als der Kadi dieß hörte, freute er ſich höchlich, und ſagte: „Allah ſei geprieſen, der mir endlich eine Frau beſcheert hat, die vorlieb nimmt und zufrieden iſt!“ Aber er wußte nicht, was Allah durch die ſinnreiche Liſt ſeiner jungen Frau bereitet hatte.

Am folgenden Morgen begab ſich der Kadi in ſeinen Gerichtshof, und ſeine Frau beſichtigte alle Zimmer des Hauſes. Endlich kam ſie zu einem, welches verſchloſſen und ſtark mit Eiſen verriegelt und verſperrt war. Es befand ſich jedoch unten in der Thüre eine Spalte von der Breite eines Daumens und Fingers, durch welche ſie ſah und viele Vaſen voll gemünzten Goldes und Silbers erblickte. Sie holte ſich nun eine lange Ruthe, an deren Spitze ſie ein Klümpchen Teig klebte, ſie dann durch die Spalte ſteckte und damit die Goldſtücke erreichte. Durch Hin- und Herwenden der Ruthe blieben endlich zwei Goldſtücke daran kleben, welche ſie nun durch die Spalte zog. Sie ging darauf in ihr Zimmer zurück, rief die ſchwarze Sklavinn, gab ihr das Geld, und ſchickte ſie auf den Markt, mit dem Auftrage, gekochtes Fleiſch mit Reis, Butter, friſches Brot und ſchöne Früchte zu kaufen und ſchnell damit wieder da zu ſein. Die ſchwarze Sklavinn nahm das Geld, und kam bald mit dem Eingekauften zurück; worauf ihre Gebieterinn ſie niederſitzen und an dem guten Mahle Theil nehmen ließ. Als ſie ſatt waren, brachte die Sklavinn Gießkanne und Becken, beide wuſchen ſich; worauf die Sklavinn ihrer Gebieterinn die Hände küßte und ſagte: „Möge dir es Allah belohnen! denn du haſt mich mit einem guten Mahle bewirthet, das ich nicht genoſſen habe, ſeit ich dieſem filzigen Kadi diene“ Die Frau ſagte: „Gehorche nur meinen Befehlen, und du ſollſt täglich eben ſo gut ſpeiſen.“ Die Sklavinn verſprach Gehorſam und Treue, und betete zu Allah, ihr eine ſo gute Gebieterinn zu erhalten.

Als der Kadi mittags nach Hauſe kam, rief er, wie gewöhnlich, nach dem Tiſchtuche mit Franſen. Als es aufgebreitet war, trug ſeine Frau die Ueberbleibſel von dem Eingekauften auf, und er ließ ſich's wohl ſchmecken, fragte jedoch, woher die Speiſen wären. Die Frau antwortete: „Ich habe in dieſer Stadt viele Verwandte, und eine davon, die meine Herkunft erfahren, hat mir eine Mahlzeit geſchickt, und ich ſagte zu mir ſelbſt: ‚wenn mein Herr, der Kadi, nach Hauſe kommen wird, will ich ihn bewirthen.“ Der Kadi bedankte ſich. Sie zog am folgenden Tage mit Hülfe ihrer Ruthe wieder drei Dinare aus dem Zimmer, und bereitete eine Mahlzeit, zu welcher ſie einige Nachbarinnen einlud, die ſich mit ihr erluſtigten, bis ihr Mann aus dem Gerichtshofe nach Hauſe kam.

Als er gekommen, begab er ſich in den Harem und befahl der ſchwarzen Sklavinn, das Tiſchtuch mit Franſen aufzubreiten, worauf ihm denn ſeine Frau noch mehr und noch köſtlichere Speiſen auftrug, als am vorigen Tage. Auf ſeine Nachfrage, woher ſie die Speiſen hätte, erwiederte ſie, ihre Tante hätte ſie ihr geſchickt. Der Kadi ließ ſich's wieder wohl ſchmecken, und war ſehr froh, eine Frau zu haben, deren Verwandte ihn umſonſt ſo köſtlich bewirtheten. Die Frau fuhr täglich damit fort, Geld aus des Kadi's Schatze zu ziehen und ihre Freundinnen, ihren Mann und ſich ſelbſt mit trefflicher Koſt ein Jahr lang zu bewirthen, während welcher Zeit der Richter, durch die

Veränderung ſeiner Nahrung, ſo ſehr an Fleiſche zunahm, daß es in Tripolis ſprichwörtlich ward, anſtatt: dick wie ein Ochſe, zu ſagen: **dick wie der Bauch des Kadi's.**

Die liſtige Frau, welche beſchloſſen hatte, ihrem Manne wegen ſeiner Filzigkeit einen Streich zu ſpielen, theilte ihre Abſicht einer ihrer Freundinnen mit, die hochſchwanger war, und ſagte ihr, ſie ſollte, wenn die Zeit ihrer Niederkunft nahte, unter ihrem Dache bleiben; „denn," ſetzte ſie hinzu, „ich muß dieſen Kadi lächerlich machen, der ſo viele unglückliche Frauen miſſhandelt hat, indem er ſie vor Hunger faſt umkommen ließ, ihnen dann die Haare abſchnitt und ſich, unter dem Vorwande ihrer Unzüchtigkeit, von ihnen ſchied, ohne ihnen ihre Mitgift wiederzugeben." Die Freundinn antwortete: „Dein Wille iſt mir Geſetz."

Als die Freundinn nun fühlte, daß ihre Niederkunft nahe wäre, kam ſie in das Haus der Frau des Kadi's, als er eben abweſend war, und brachte einen hübſchen Knaben zur Welt. Die Frau des Kadi's bereitete nun ein ſchmackhaftes Gericht, aus geriebenem Salzfleiſch und geröſteten Bohnen beſtehend, und mit Zwiebeln, Knoblauch und verſchiedenen Sämereien und Gewürzen ,verſehen. Als der Kadi zur Eſſenszeit nach Hauſe kam, wurde ihm die Speiſe aufgetragen, und da er ſehr hungrig war, aaß er nicht nur mittags, ſondern auch abends, ſehr gierig und unmäßig. Bald nachher begann ſein Bauch zu ſchwellen, der Wind knurrte in ſeinen Eingeweiden, er bekam Kolik und Krämpfe und ſolche Schmerzen, daß er in Todesangſt laut jammerte. Seine herzulaufende Frau klagte mit ihm über ſeinen Zuſtand, befühlte den leidenden Theil mit ihrer Hand, und ſtieß, nachdem ſie ihn hier und da gedrückt hatte, einen heftigen Schrei aus, worauf ſie ausrief: „Ein Wunder, ein Wunder! Der allmächtige Allah kann thun, was er will: ſein Wille geſchehe! denn mein Herr, der Kadi, iſt gewiſſlich ſchwanger.“

Der Kadi ſchalt, ungeachtet ſeiner Todesangſt, ſeine Frau, indem er zu ihr ſagte: „Biſt du toll, Weib? wann haſt du jemals von der Schwangerſchaft eines Mannes gehört?“ — „Toll oder nicht,“ erwiederte ſie, „du haſt ſicher Geburtswehen und wirſt bald niederkommen; denn ich bemerke die Bewegungen des Kindes.“ — „Heiliger Prophet, ſteh mir bei!“ kreiſchte der Kadi, deſſen Krämpfe ſo zunahmen, daß er ſich in der größten Todesangſt hin und her wand, wie ein Wurm. Die Frau rannte nun fort, als wollte ſie Hülfe herbeiholen; aber ſie kam bald mit dem Kinde ihrer Freundinn, welches ſie unter ihrem Schleier verbarg, und mit einem kupfernen Gefäße zurück, welches letzte ſie nahe an ihren Mann ſetzte, der ſich mit großen Qualen immer hin und her wälzte. Die Frau ſchien mit ihm zu leiden, rieb ſeinen Rücken, und ſtellte ſich, als betete ſie für ſeine glückliche Niederkunft. Die

Kolik ward ſo arg, daß der arme Kadi in die ſtärkſten Zuckungen verfiel und einige Zeit ohne Beſinnung blieb. Endlich kam ihm aber die Natur zu Hülfe. Die Frau kneipte nun das Kind, welches ſchrie; worauf ſie es denn unter ihrem Schleier hervorzog, und in ein Freudengeſchrei ausbrach, indem ſie ausrief: „Dank ſei unſerem großen Propheten geſagt, durch deſſen Hülfe der Himmel dir eine glückliche Niederkunft gegönnt hat!“ Der Kadi, der ſich erleichtert fühlte, öffnete, als er zu ſich kam, ſeine Augen, ſah wie ſeine Frau das Kind hätſchelte, und hörte wie ſie ausrief: „Sieh, mein lieber Mann, ſieh dein Kind! laß es uns Wunderquelle nennen.“ Der Kadi war zwar höchlich erſtaunt, fand ſich jedoch ſo plötzlich erleichtert, und konnte, da er ein neugeborenes Kind erblickte, nicht an ſeiner wundervollen Entbindung zweifeln. Er gab ſeiner Frau den Auftrag, für eine Amme zu ſorgen; worauf ſie ging und das Kind zu ſeiner Mutter trug, ſodann zu ihrem Manne zurückkehrte, ihm half, ſich anzukleiden, ihm einen ſtärkenden Trank bereitete und eingab, und ihm empfahl, ſich ſchlafen zu legen und einige Tage auszuruhen. Der Kadi, den die Krampfkolik ſehr erſchöpft hatte, ſchlief bald ein, und erwachte erſt nach langem Schlafe, wodurch ſein Leib wohl ſehr geſtärkt wurde; aber ſein Geiſt war doch ſehr beunruhigt, daß das Geheimnis ſeines ſeltſamen Abenteuers bekannt werden möchte. Er ſagte deshalb zu ſeiner Frau: „Laß uns die Sache geheim halten, damit mich die Leute nicht verſpotten und ſagen: „Unſer Kadi hat ein Kind geboren!“ Sie erwiederte hierauf: „Ich fürchte, daß ſo etwas nicht lange verheimlicht werden kann, da die Amme natürlich plappern wird.“

Vierhundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Der Kadi dachte über ſeine lächerliche Lage nach, und beſchloß, Tripolis zu verlaſſen, um dem Geſpötte der Gottloſen zu entgehen. Nachdem er alſo wieder zu Kräften gekommen war, reiſte er eines Morgens, nachdem er Abſchied von ſeiner Frau genommen und ihr ſein Haus und ſeine Sachen übergeben hatte, vor Tagesanbruch aus der Stadt, eifrig betend, daß niemand ihn bemerken möchte. Er reiſte ſieben Tage lang ununterbrochen, bis er Damask erreichte, wo man ihn nicht kannte; aber ſelbſt hier hatte er die Kränkung, zu hören, daß die Geſchichte ſeiner Niederkunft der allgemeine Gegenſtand der Unterhaltung war. Er lebte in der größten Zurückgezogenheit mit gewohnter Sparſamkeit, bis er das Geld, welches er mitgebracht, alles ausgegeben hatte; worauf er nun genöthigt war, ſeine Kleider zu verkaufen, und ſich endlich ſogar als Handlanger bei einem Maurer zu vermiethen.

Die Frau des Kadi's öffnete nach ſeiner Abreiſe ſeine Schätze, die ſie von unermeßlichem Werthe fand, und verwandte ſie in gutem Leben, indem ſie die Hungrigen ſpeiſte und die Nackenden kleidete. Auch ſchickte ſie den geſchiedenen Frauen ihres Mannes artige Sümmchen.

Die Nachricht von des Kadi's wunderbarer Entbindung verbreitete ſich übrigens durch das ganze Reich des Islams, erreichte endlich Baghdad und kam zu den Ohren des Chalyfen Harun-Arreſchyd. Als er es hörte, rief er aus: „Beim Allah, das iſt eine wunderbare Erſcheinung; aber es muß die Liſt des Weibes ſein, die ſich für irgend eine von ſeinem Geiz oder ſeiner Grauſamkeit erlittene Beleidigung gerächt hat. Ich will nach ihr ſenden, und die Sache aus ihrem eigenen Munde wiſſen.“

Um eben dieſe Zeit beſchloß der zu einem Gerippe ausgehungerte Kadi heimzukehren, in der Hoffnung, daß durch die dazwiſchen liegenden Jahre ſein unglückliches Abenteuer in Vergeſſenheit gekommen wäre. Er verließ Damask, und gelangte in ſeine Vaterſtadt; aber als er eben hinein trat, rief ein ſpielender Knabe ſeinen Spielgenoſſen zu: „Erinnert ihr euch des Jahres, in welchem unſer Kadi einen Sohn gebar?“ Als er dieß hörte, kehrte er augenblicklich um, tief in der Seele gekränkt, und begab ſich wieder nach Damask, woſelbſt er ſich den Anzug eines wandernden Derwiſches verſchaffte, und ſich in dieſem bis Baghdad durchbettelte. Hier vereinigte er ſich mit anderen Mönchen, welche, da ſie fanden, daß er nicht gemeine Talente beſäße, ihm riethen, den Chalyfen zu beſuchen, der nicht unterlaſſen würde, ſeine Geſchicklichkeiten zu bemerken und ſie durch Zeichen ſeiner Güte zu belohnen.

Vierhundert acht und ſiebzigſte Nacht.

Die Frau des Kadi's war, dem Befehle des Chalyfen gehorſam, nach Baghdad gekommen. Sie wurde vor ihn geführt, und küßte den Boden vor ihm. Er befahl ihr hierauf, die Abenteuer ihres Mannes zu erzählen, und fragte ſie, ob es wirklich wahr wäre, daß er ein Kind zur Welt gebracht hätte. Sie ſenkte ihr Haupt, weil die Würde des Chalyfen eine Ehrfurcht erzeugte, die ſich ihrer bemächtigte; der Beherrſcher der Gläubigen richtete ſie jedoch, als er ihre Beſtürzung ſah, durch gütige Reden auf und ſagte zu ihr: „Sage mir die Wahrheit, und ich ſichere dir meine Vergebung zu, was du auch gethan haben magſt.“ Sie fing hierauf an, ihre Geſchichte zu erzählen, und erzählte ſie, da ſie nach und nach Vertrauen gewann, auf ſo geiſtreiche und launige Weiſe, indem ſie durch Gebärden die Todesangſt und die Qualen des fetten Kadi's in ſeinen vorgeblichen Geburtswehen darſtellte, daß der Chalyf ſich vor Lachen ausſchütten wollte und ſich eine lange Zeit nicht erholen konnte.

Eben als der Chalyf ſich wieder geſammelt hatte, wer trat ein? der unglückliche, als Derwiſch verkleidete Kadi. Seine Frau war verſchleiert, erkannte jedoch ihren Mann, ſo verändert er auch war, und flüſterte dem Chalyfen zu, es wäre der Kadi. Der Chalyf machte ein ſo ernſthaftes Geſicht, als er es irgend vermochte, und ſagte: „Willkommen, ehrwürdiger Derwiſch; aber wo iſt der Sohn, den du in Tripolis zur Welt gebracht haſt?“ Der arme Kadi war höchſt beſtürzt, faßte ſich aber ein wenig, und ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen, ein Mann kann keine Kinder gebären.“ — „Es iſt uns berichtet worden,“ ſagte Harun, „daß der Kadi von Tripolis mit einem Sohne niedergekommen iſt: und ich weiß, trotz deiner Derwiſchtracht, daß du dieſer Kadi biſt; denn dieß hier iſt die Frau, welche dich entbunden hat.“ Der erſtaunte Kadi ſenkte beſtürzt ſein Haupt, und ſagte: „Mir iſt die Sache unbekannt.“ Worauf ſeine Frau ausrief: „Elender! wage es nicht, ohne Furcht vor Allah, ohne Achtung vor unſerem Oberherrn, noch länger die Wahrheit zu läugnen.“

Der Kadi fiel, als er die Stimme ſeiner Frau erkannte, dem Sultan zu Füßen, und ſagte: „Ich habe geſündigt, und bekenne meine Miſſethaten: aber, o Beherrſcher der Gläubigen, wir ſind nun beide vor dir, laß deine Güte meinen Miſſethaten Verzeihung gewähren, und verſöhne mich mit meiner Frau. Von dieſem Augenblick an gelobe ich Allah Reue und Beſſerung; ich werde nie wieder geizig und ein Unterdrücker ſein, und meiner Frau die Leitung der häuslichen Angelegenheiten allein überlaſſen.“

Der Chalyf wandte ſich hierauf zu der Frau und ſagte: „Du haſt ſeine Erklärung gehört; willigſt du darein, wieder mit ihm zu leben?“ — „Beherrſcher der Gläubigen,“ verſetzte ſie, „man ſagt, daß der Lauf der Himmel und die Charaktere der Menſchen ſich niemals ändern, und daß üble Gewohnheiten nur mit dem Leben aufhören; desungeachtet will ich's noch einmal mit ihm verſuchen, wenn er ſich ſchriftlich verpflichtet, mir im Fall einer üblen Behandlung Genugthuung zu geben.“ Der Chalyf ließ eine ſolche Verſchreibung aufſetzen, die er ſelbſt als Zeuge unterſchrieb; und da er den Kadi für hinlänglich beſtraft achtete, ſo machte er ihn zum Oberrichter einer angeſehenen Stadt in Irak-Arabi.

Geſchichte

des Opiumeſſers und des Kadi's.

Es lebte in einer Stadt ein dem Genuſſe des Opiums ſehr ergebener Mann, der ſeinen Lebensunterhalt durch Fiſchen gewann. Wenn er verkauft hatte, was er gefangen, ſo kaufte er für einen Theil des eingenommenen Geldes die nöthige Koſt und für den andern Opium, womit er ſich erquickte, bis er berauſcht wurde: und das war einen Tag wie den anderen der Fall. Als er eines Abends noch mehr als gewöhnlich zu ſich genommen hatte, waren ſeine Sinne ungewöhnlich abgeſtumpft, und in dieſem Zuſtande kam er aus ſeiner Wohnung herab auf den Marktplatz. Es war gerade Vollmond, und dieſer ſchien ſo hell, daß der Opiumeſſer, in der Verwirrung ſeines Kopfes, den Mondſchein auf dem Straßenpflaſter, für Waſſer hielt und ſich einbildete, er befände ſich am Ufer eines Fluſſes. Er ging in ſeine Wohnung zurück und holte ſich ſeine Angel, um mitten auf dem Markte zu fiſchen.

Er warf ſeine Angelſchnur aus, die von ſtarkem Bindfaden war, und hatte an den Angelhaken mehrere Fleiſchköder befeſtigt, als ein ſehr groſser Hund einen dieſer Köder verſchlang und, da der Haken ihm die Kehle verletzte, ſtark an der Schnur zog. Der Opiumeſſer, der einen groſsen Fiſch gefangen zu haben glaubte, zog aus Leibeskräften, aber vergebens. Der Hund, dem der Haken groſse Schmerzen verurſachte, heulte gräſslich, und der Opiumeſſer, welcher ſeine Beute nicht fahren laſſen wollte und in den vermeintlichen Fluſs zu fallen fürchtete, ſchrie laut um Hülfe. Die Wache kam, ergriff ihn, und führte ihn, da ſie ihn berauſcht fand, gebunden zu dem Kadi.

Dieſer Kadi pflegte ſich oft ſelbſt im geheimen durch Opium zu ergetzen. Als er nun den berauſchten Fiſcher ſah, fühlte er Mitleid mit ihm, befahl, ihn in ein Zimmer zu bringen, wo er ſeinen Rauſch verſchlafen könnte, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Das iſt ein Mann nach meinem Herzen, und morgen Abend will ich mich mit ihm ergetzen.“ Man gab auf den Mann den Tag über wohl Acht, und abends lieſs ihn der Kadi in ſein Zimmer holen, woſelbſt, nach dem Eſſen, jeder von beiden eine ſtarke Doſis Opium zu ſich nahm. Die Wirkung folgte ſchnell, und ſie begannen zu ſingen, zu tanzen und tauſend tolle Streiche zu begehen.

Der Lärm, welchen ſie machten, zog die Aufmerkſamkeit des Sultans auf ſich, der mit ſeinem Weſyr, beide als Kaufleute verkleidet, die Stadt durchſtreifte. Da ſie die Thüren offen fanden, gingen ſie in das Haus, und fanden den Kadi und den Opiumeſſer auf dem Gipfel ihrer Luſtigkeit. Endlich, nach manchen lächerlichen Poſſen, warf ſich der Fiſcher in die Bruſt und ſagte: „Ich bin der Sultan!“ — „Und ich,“ ſetzte der Kadi hinzu, „ich bin der Paſcha!“ — „Paſcha,“ fuhr der Fiſcher fort, „weißt du wohl, daß ich dir, wenn ich Luſt habe, den Kopf abſchlagen kann?“ — „Ich weiß es,“ erwiederte der Kadi; „aber jetzo bin ich des Enthauptens nicht werth, gib mir erſt eine reiche Statthalterſchaft, daß es ſich der Mühe verlohnt, mich zu beſtrafen.“ — „Du ſprichſt wahr,“ ſagte der Kadi; „bevor ich dich tödte, muß ich dich mäſten.“

Der Sultan lachte über ihre Tollheiten, und ſagte zu dem Weſyr: „Ich will mich morgen Abend mit dieſen luſtigen Käuzen ergetzen;“ ſtand ſodann auf und entfernte ſich mit ſeinem Miniſter.

Am nächſten Abend berauſchten ſich der Kadi und der Weſyr, jedoch in anderen Verkleidungen. Sie brachten ein ſtarkes Konfekt von Opium mit, welches ſie ihren Wirthen anboten, die gierig davon aßen und nun toller wurden, als je. Endlich ſagte der Fiſcher, ſich ſpreizend: „Der Sultan iſt abgeſetzt, und ich bin Herrſcher an ſeiner Stelle!“ — „Wenn dich der Sultan nun hörte?“ ſagte der Fürſt. — „Widerſetzt er ſich mir,“ rief der Fiſcher aus, „ſo will ich meinem Paſcha befehlen, ihm den Kopf abzuſchlagen, dich will ich aber wegen deiner unverſchämten Frage ſogleich beſtrafen.“ Er rannte nun auf den Sultan zu, und packte ihn bei der Naſe, indem der Kadi zu gleicher Zeit den Weſyr angriff, und beide Angegriffene konnten nur mit Mühe aus dem Hauſe entwiſchen.

Der Sultan beſchloß, trotz ſeiner gezwickten Naſe, ſich noch ferner mit den Opiumeſſern zu ergetzen, und ging am folgenden Abend in neuer Verkleidung mit dem Weſyr in des Kadi's Haus, wo er die Genoſſen in toller Luſtigkeit fand. Sie hatten ſich's in den Kopf geſetzt zu tanzen, und tanzten mit ſolcher Heftigkeit und ſo lange, bis ſie endlich vor Müdigkeit umfielen. Als ſie ſich etwas ausgeruht hatten, ſagte der Fiſcher, den Sultan erblickend: „Woher kömmſt du?“ — „Wir ſind Fremde,“ verſetzte der Sultan, „und erſt in dieſer Nacht hier angekommen; da wir jedoch, indem wir durch dieſe Straße zogen, eure Luſtigkeit hörten, ſo waren wir ſo dreiſt, einzutreten, um ſie mit euch zu theilen. Fürchtet ihr euch denn aber nicht, daß der Sultan euch auf der Runde, die er zu machen pflegt, hören und wegen eurer Uebertretung des Geſetzes beſtrafen könnte?“ — „Wie ſollte uns der Sultan hören?“

erwiederte der Fiſcher: „Der iſt in ſeinem Palaſt und wir ſind in unſerem Hauſe, vermuthlich aber luſtiger, als er, der arme Kerl, der mit ſeinen ſchweren Regierungsſorgen, trotz ſeinem Glanze, belaſtet iſt.“

„Wie kömmt's,“ verſetzte der Fürſt, „daß ihr den Sultan nicht beſucht habt? denn ihr ſeid luſtige Leute, und ich glaube, daß er euch aufmuntern würde.“ — „Wir fürchten,“ entgegnete der Fiſcher, „daß ſeine Wachen uns fortjagen möchten.“ — „Keinesweges,“ ſagte der Sultan; „und wenn ihr wollt, ſo will ich euch ein Empfehlungſchreiben an ihn mitgeben, das er gewiſs beachten wird; denn wir waren Jugendfreunde.“ — „Wohlan, gebet es uns,“ rief der Fiſcher. Der Sultan ſchrieb einen an ſich ſelbſt gerichteten Brief, und ging.

Am Morgen gingen der Kadi und der Fiſcher in den Palaſt und übergaben das Schreiben Einem von der Wache, der, als er es erblickte, es an ſein Haupt hielt, ſich niederwarf, und ſie dann zu dem Sultan führte. Als dieſer den Brief geleſen hatte, befahl er, ſie in beſondere Zimmer zu führen und ſie mit Achtung zu behandeln. Mittags wurde jedem ein Imbiß vorgeſetzt und abends ein vollſtändiges Mahl, dem der Kaffee folgte. Nach zwei Stunden ließ der Sultan ſie zu ſich rufen, erwiederte ihre Begrüßung, ließ ſie Platz nehmen, und fragte, wer ihnen den Brief gegeben hätte.

„Mächtiger Sultan,“ verſetzte der Fiſcher, „in vergangener Nacht beſuchten zwei Männer unſer Haus und fragten, warum wir nicht zu Euer Majeſtät gingen und an eurer Güte Theil nähmen. Wir erwiederten, daß wir von den Wachen weggetrieben zu werden fürchteten; worauf er uns dieſes Schreiben gab und uns ſagte, wir möchten keine Furcht hegen, und es als eine Empfehlung dem Sultan, mit dem er in ſeiner Jugend ſehr vertraut und befreundet geweſen, übergeben. Wir folgten ſeiner Anweiſung, und haben ſeine Worte bewährt gefunden. Wir befragten die beiden Leute, woher ſie kämen: aber ſie ſagten uns nur, daß ſie in dieſer Stadt fremd wären.“ — „Es iſt,“ fuhr der Sultan fort, „unumgänglich nothwendig, daß ihr ſie in meine Gegenwart bringet; denn es iſt lange her, daß ich meine alten Freunde nicht geſehen habe.“ — „So erlaube uns,“ ſagte der Fiſcher, „nach Hauſe zu gehen, wo ſie uns vermuthlich wieder beſuchen werden, und wir wollen ſie nöthigen, mit uns zu kommen.“ — „Wie wollt ihr das machen?“ ſagte der Sultan, „da ihr geſtern Abend euern Gaſt nicht vom Entwiſchen abhalten konntet, obgleich ihr ihn bei der Naſe hattet.“

Der arme Fiſcher und ſein Gefährte der Kadi waren nicht wenig über die Entdeckung beſtürzt, daß es der Sultan ſelber geweſen, der ihre Berauſchung und ihre tollen Streiche geſehen hatte. Sie erblaßten, zitterten, warfen ſich auf die Erde, und ſchrien: „Verzeihung, Verzeihung, gnädiger Herrſcher, für die Beleidigungen, die wir in unſerem Wahnſinne der geheiligten Perſon Euer Majeſtät angethan haben!“

Nachdem der Sultan herzlich über ihre Verwirrung gelacht hatte, ſagte er: „Ich verzeihe euch, denn eure Beleidigungen waren unwillkürliche, obgleich ich, da ich als ein Zudringling in eure Wohnung kam, ſie verdiente. Seid munter und ſetzet euch; aber jeder von euch muß mir ſeine Abenteuer oder eine andere hübſche Geſchichte erzählen.“ Der Kadi und der Fiſcher gehorchten, nachdem ſie ſich von ihrer Verwirrung erholt hatten, dem Sultan, und der Fiſcher erzählte, als ſie ſich geſetzt hatten, folgende Geſchichte:

Vierhundert neun und ſiebzigſte Nacht.

Geſchichte

des Opiumeſſers und ſeiner Frau.

„Es lebte in der Nähe von Baghdad ein Menſch von wenigem Verſtande, den er noch durch durch häufigen und unmäßigen Gebrauch des Opiums ſchwächte. Verarmt, mußte er das wenige ihm übrig gebliebene Beſitzthum verkaufen. Eines Tages ging er auf den Markt, um eine Kuh loszuſchlagen; da ſie aber ſehr ſchlecht genährt war, ſo fand ſich kein Käufer dazu. Auf dem Heimwege ſetzte er ſich unter einen Baum, band die Kuh an einen Zweig, aaß ein Stück Brot, und trank ſodann einen Aufguß von Opium, den er immer bei ſich führte. In kurzen begann das Opium zu wirken, ſo daß es ihn des wenigen Verſtandes, den er beſaß, vollends beraubte und ſein Kopf mit den lächerlichſten Träumereien angefüllt wurde. Während er ſo da ſaß, fing eine Elſter, die dort ihr Neſt hatte, zu plaudern an; er bildete ſich ein, es wäre eine menſchliche Stimme, und ſagte: „Meine gute Mutter des Solyman, wollt ihr meine Kuh kaufen?“ Der Vogel plapperte aufs neue. „Wohlan,“ ſagte er, „was wollt ihr geben? Wir wollen den Handel abmachen.“ Der Vogel wiederholte ſein Geplapper. „Wenn ihr auch,“ ſagte der Narr, „euern Geldbeutel vergeſſen habt, ſo will ich euch doch, da ich euch für ein ehrliches Weib halte, die Kuh überlaſſen, und Freitag kommen und mir das Geld holen.“ Der Vogel plauderte wieder, was jener für Dankſagungen wegen ſeines Zutrauens hielt. Er ließ demnach die Kuh an dem Aſte gebunden ſtehen, und kehrte voll Freuden über den guten Handel, den er gemacht hatte, nach Hauſe zurück.

Als nun ſeine Frau ihn fragte, was er für die Kuh bekommen, erwiederte er, er hätte ſie an eine ehrliche Frau, Namens Am Solyman verkauft, die ihm verſprochen, am nächſten Freitage zehn Goldſtücke dafür zu bezahlen. Die Frau war zufrieden damit, und am Freitage begab ſich ihr Mann, der wie gewöhnlich eine Doſis Opium genommen hatte, zu dem Baume, und ſagte, als er den Vogel, wie früher, plappern hörte: „Wohlan, meine gute Mutter, habt ihr das Geld mitgebracht?“ Der Vogel krächzte. Da er ſich nun einbildete, die Frau, von der er träumte, wollte ihn nicht bezahlen, ſo ward er böſe und warf ſeinen Spaten nach dem Vogel, der nun erſchrocken aus ſeinem Neſte flog und ſich in einiger Entfernung auf einen Miſthaufen ſetzte. Er bildete ſich nun ein, daß Am Solyman von ihm verlangte, er ſollte das Geld aus dem Haufen nehmen, grub darin mit ſeinem Spaten, und fand eine kupferne Vaſe, die mit Goldmünzen angefüllt war. Dieſe Entdeckung überzeugte ihn von der Wahrheit deſſen, was er ſich einbildete, und da er trotz ſeiner Verſtandesſchwäche doch ſehr ehrlich war, ſo nahm er nur zehn Goldſtücke, bedeckte die Vaſe wieder mit dem Miſte, und ſagte: „Möge Allah dich für deine Pünktlichkeit belohnen, gute Mutter!“ dann kehrte er heim zu ſeiner Frau, der er das Geld gab, indem er ihr zugleich von dem großen Schatze erzählte, den ſeine Freundinn Am Solyman beſäße, und wo er verborgen läge. Die Frau wartete bis zum Abend, und holte ſich dann die Vaſe mit dem Golde; worauf ihr Mann ſagte: „Es iſt unredlich, jemand, der uns ſo pünktlich bezahlt hat, zu berauben; und wenn du es nicht wieder an ſeinen Ort trägſt, ſo werde ich's der Polizei anzeigen.“

Die Frau lachte über ſeine Thorheit; da ſie jedoch fürchtete, er möchte ſeine Drohung ausführen, ſo erſann ſie eine Liſt, um das abzuwenden. Sie ging auf den Markt, kaufte einige gekochte Fleiſchſpeiſen und zubereitete

Fiſche, trug das Eſſen heim und verbarg es. Als der Mann am Abend ſein Opium zu ſich genommen, legte er ſich nieder, um ſeinen Rauſch zu verſchlafen; aber um Mitternacht ſtreute ſie die geholten Speiſen vor die Thüre, und rief, ihren Gatten weckend, mit ſcheinbarem Erſtaunen: „Lieber Mann, es hat ſich etwas höchſt Wundervolles begeben: während du ſchlieſſt, erhob ſich ein mächtiger Sturm, und es hat gekochtes Fleiſch und gekochte Fiſche geregnet, die vor der Thüre liegen.“ Der Mann, der von dem Opium noch in einer Art von Betäubung war, ſtand auf, ging vor die Thüre, und war, als er die Speiſen liegen ſah, von der Wahrhaftigkeit ſeiner Frau überzeugt. Er las Fleiſch und Fiſch von der Erde auf, und verzehrte es mit vieler Freude; drohte aber doch noch ſeiner Frau, bei der Polizei zu melden, daß ſie den Schatz der alten Frau Am Solyman geſtohlen hätte.

Am Morgen erfüllte der thörichte Mann wirklich dieſe Drohung; der Polizeibeamte ließ die Frau vor ſich kommen, welche läugnete, bis ihr mit dem Tode gedroht wurde. Sie ſagte hierauf: „Herr, die Gewalt iſt in euern Händen; ich aber bin ein unglückliches Weib, und wenn ihr meinen Mann verhört, werdet ihr bald merken, daß ſein Gehirn zerrüttet iſt. Fraget ihn nur, wann ich den Diebſtahl begangen habe.“ Der Polizeibeamte that es; worauf der blödſinnige Mann verſetzte: „Es war in der Nacht, in welcher es gekochtes Fleiſch und gekochte Fiſche regnete." — „Elender," ſagte der Beamte, „wie kannſt du ſolch' eine unſinnige Lüge vor mir behaupten! Wann hat es je etwas anderes geregnet, als Waſſer!" — „Bei meinem Leben," ſagte der Opiumeſſer, „ich rede die Wahrheit; denn ich und meine Frau wir aßen von dem Fleiſche und von den Fiſchen, welche aus den Wolken gefallen waren." Die Frau läugnete die Behauptung ihres Mannes.

Da der Beamte nun überzeugt war, daß der Mann toll wäre, ließ er die Frau gehen und den Mann ins Tollhaus ſperren, wo er einige Tage blieb, bis die Frau, die mit ſeiner Lage Mitleid hatte, ihn durch folgende Liſt befreite. Sie beſuchte ihren Mann, und ſagte ihm, wenn jemand ihn fragen würde, ob er hätte Fleiſch und Fiſche regnen ſehen, ſollte er nur ſagen, „Nein, wer hat jemals etwas anderes regnen ſehen, als Waſſer!" Sie ſagte nun dem Aufſeher, er wäre wieder bei Sinnen, und bat ihn, ihm die beſagte Frage vorzulegen. Als er vernünftig antwortete, kam er in Freiheit."

Vierhundert achtzigſte Nacht.

Dem Sultan gefiel die Geſchichte. Er ſchickte den Kadi nach Hauſe und behielt den Fiſcher bei ſich. Dieſer war noch nicht lange in ſeinen Dienſten, als er eines Tages bei dem Hauſe eines angeſehenen und reichen Kaufmanns vorbei ging, deſſen Tochter eben aus dem Fenſter ſchaute. Der närriſche Kauz wurde ganz vernarrt in ihre Schönheit, und ging wochenlang Tag für Tag bei dem Hauſe vorbei, in der Hoffnung, ſie wieder am Fenſter zu ſehen, aber vergebens. Endlich wirkte ſeine Leidenſchaft ſo heftig auf ihn, daß er krank wurde, ſich zu Bett legte und zu raſen begann, wobei er ausrief: „Welche reizenden Augen, welche ſchöne Haut, welche anmuthige Geſtalt beſitzt meine Geliebte!“ Eine alte Frau, die ihm aufwartete, fühlte, als ſie dieſe Ausrufungen hörte, Mitleid mit ihm, und verlangte von ihm, daß er ihr die Perſon nennen ſollte, die ihn ſo begeiſterte.

„Meine liebe Mutter,“ ſagte er, ich danke dir für deine Güte; wenn du mir jedoch nicht helfen kannſt; ſo muß ich ſterben.“ Er erzählte ihr hierauf, was er geſehen hatte, und beſchrieb ihr das Haus des Kaufmanns. Sie ſagte: „Mein Sohn, beruhige dich; denn niemand kann ſo bereitwillig ſein, dir in dieſem Falle Hülfe zu leiſten, als ich. Eine kleine Geduld, und ich kehre ſchnell mit einer Nachricht von deiner Geliebten zurück.“ Sie ging nach Hauſe, und kleidete ſich, wie ſich die Frommen zu kleiden pflegen, in ein grobes wollenes Gewand, nahm in die eine Hand einen Roſenkranz, in die andere einen Wanderſtab, und ging ſo vor das Haus des Kaufmanns, woſelbſt ſie in frommem Tone ausrief: „Gott iſt Gott, es iſt kein andrer Gott als Gott; ſein heiliger Name ſei gelobt, und Gott ſei mit euch!“

Als die Tochter des Kaufmanns dieſe frommen Ausrufungen hörte, kam ſie an die Thüre, grüßte die alte Frau mit vieler Ehrfurcht und ſagte: „Liebe Mutter, bete für mich!“ Worauf jene erwiederte; „Allah ſchütze dich, mein geliebtes Kind, vor allem Ungemache!“ Das Mädchen nahm ſie ſodann ins Haus, wies ihr einen Ehrenplatz an, und ſetzte ſich mit ihrer Mutter zu ihr. Sie ſprachen bis Mittag über religiöſe Gegenſtände, wo ſodann die alte Frau Waſſer verlangte, ihre Abwaſchungen verrichtete und Gebete von ungewöhnlicher Länge herſagte: worauf Mutter und Tochter gegen einander die Bemerkung machten, die Matrone müßte eine ſehr fromme Frau ſein. Als die Gebete zu Ende waren, ſetzten ſie ihr einen Imbiß vor, von welchem ſie jedoch nichts genoß, weil ſie, wie ſie ſagte, einen Faſttag hätte. Dieß vergrößerte ihre Achtung und die Bewunderung ihrer Heiligkeit, ſo daß ſie in ſie drangen, doch bis Sonnenuntergang zu bleiben und dann ihr Faſten mit ihnen zu brechen; worein ſie willigte. Als nun die Sonne untergegangen war, betete ſie aufs neue und ertheilte dann manche fromme Ermahnungen. Kurz, Mutter und Tochter waren ſo zufrieden mit ihr, daß ſie ſie baten, die ganze Nacht zu bleiben. Am Morgen ſtand ſie zeitig auf, verrichtete ihre Abwaſchungen, betete eine Zeit lang und ſchloß mit einem Segen, den ſie in fremder unverſtändlicher Sprache über ihre Wirthinnen ſprach. Als ſie aufſtand, griffen ſie ihr ehrfurchtsvoll unter die Arme, und baten ſie, noch länger zu bleiben; aber ſie verweigerte es, nahm Abſchied und ging, verſprach jedoch, mit Allahs Beiſtand, wiederzukommen.

An dem dritten Tage begab ſich die Alte wieder in das Haus des Kaufmanns, und wurde von Mutter und Tochter freudig aufgenommen, die ihr Hände und Füße küßten und ſie willkommen hießen. Sie betrug ſich, wie das vorige Mal, und flößte noch mehr Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit ein. Ihre Beſuche wurden nun immer häufiger, und ſie war der Familie des Kaufmanns ein ſtäts willkommener Gaſt. Endlich ſagte ſie eines Abends, als ſie eintrat: „Ich habe eine einzige Tochter, deren Hochzeit heute gefeiert wird. Ich wünſche, daß meine liebe junge Freundinn der Feier beiwohne, und ihr dabei der Segen meiner Gebete zu Theil werde.“ Die Mutter wollte die Tochter nicht gehen laſſen, da ſie befürchtete, daß ihr irgend ein Unfall begegnen möchte; worauf die vorgebliche Fromme ausrief: „Was kannſt du fürchten, ſo lange ich und andere fromme Frauen mit ihr ſind?“ Da nun die Tochter große Luſt bezeigte, der Hochzeitfeier beizuwohnen, ſo willigte ihre Mutter endlich ein.

Als die Tochter des Kaufmanns ſich nun in ihren ſchönſten Anzug gekleidet hatte, begleitete ſie die Alte, welche ſie durch mehrere Straßen in die Wohnung des ehemaligen Fiſchers und jetzigen Günſtlings des Sultans führte, der ihre Ankunft begierig erwartete. Das junge Mädchen war erſtaunt, einen hübſchen Mann zu ſehen, der, wie ſie wohl bemerkte, ſein Entzücken über ihren Anblick kaum zurückhalten konnte. Ihre erſte Beſtürzung über die, ihr von der ſcheinheiligen Alten gelegte Schlinge, war ſehr groß; da ſie aber viel Gegenwart des Geiſtes beſaß, ſo verbarg ſie ihre Furcht, und überlegte, wie ſie wohl entwiſchen könnte. Sie ſetzte ſich, und ſagte, nachdem ſie ſich im Zimmer umgeſehen hatte, mit verſtelltem Lachen: „Es iſt gebräuchlich, daß ein Liebhaber, wenn er ſeine Geliebte zu ſich einladet, ein Feſtmahl bereit hält; denn was iſt Liebe, wenn kein Feſt ſie feiert? Wenn ihr daher wollt, daß ich den Abend bei euch zubringen ſoll, ſo gehet und holet einige Erfriſchungen herbei, damit unſere Luſt vollkommen werde. Ich will indeſſen hier bei meiner guten Mutter bleiben und auf eure Rückkehr warten.“

Der Günſtling rief, voll Freuden über ihr Begehren, aus: „Dein Wille iſt mir Geſetz;“ worauf er nach dem Markte ging, um ein köſtliches Mahl zu beſorgen. Als er fort war, ſchloß das Mädchen die Thüre hinter ihm zu, bedankte ſich bei der Alten, daß ſie ihr zu einem ſo hübſchen Liebhaber verholfen hätte, und ging im Zimmer auf und ab, über ihre Entwiſchung nachſinnend. Endlich bemerkte ſie in einem Winkel einen ſcharfen, bloßen Säbel, ſtreifte ſich die Aermel bis an die Ellenbogen auf, ergriff die Waffe, und hieb damit ſo kräftig nach ihrer falſchen, auf einem Sofa ruhenden Freundinn, daß ſie der verworfenen Kupplerinn das Haupt ſpaltete, und dieſe ſich in ihrem Blute wälzte, um nie wieder aufzuſtehen.

Die Tochter des Kaufmanns durchſuchte nun das Zimmer, und da ſie einen reichen Anzug fand, den der Günſtling zu tragen pflegte, wenn er den Sultan beſuchte, rollte ſie ihn in ein Bündel zuſammen, nahm dieſes unter ihren Schleier, ſchloß die Thüre auf und eilte heim. Sie erreichte glücklich und ohne aufgehalten zu werden, ihres Vaters Haus. Ihre Mutter hieß ſie freudig willkommen, als ſie jedoch das Bündel ſah, ſagte ſie: „Liebes Kind, was haſt du denn auf der Hochzeit der armen Frommen erhalten?“ Das Mädchen, deren Gemüth durch das Vorgefallene überreizt war, vermochte nicht, zu antworten, ihre Lebensgeiſter verließen ſie bei dem Gedanken an ihre gefährliche Flucht, und ſie fiel in Ohnmacht. Die Mutter ſchrie laut um Hülfe; ihr Gatte und ihre Leute eilten herbei, und wandten allerlei Mittel zur Wiederherſtellung des Mädchens an, die endlich, nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, das Vorgegangene erzählte. Der Kaufmann verwünſchte das Andenken der Alten, ihres ſcheinheiligen Betruges wegen, tröſtete ſeine tugendhafte Tochter, und eilte mit dem Anzuge, den er kannte und wußte wem er gehörte, zum Sultan.

Vierhundert ein und achtzigſte Nacht.

Als der Sultan die Klage des Kaufmanns vernommen hatte, erzürnte er über ſeinen unwürdigen Günſtling, und befahl, ihn ſogleich herbei zu holen. Er war jedoch nirgends zu finden; denn als er, nach Hauſe gekommen, die Alte in ihrem Blute ſchwimmend gefunden hatte, errieth er, was vorgefallen war, und entwiſchte, weil e[illegible]h fürchtete zur Rechenſchaft gezogen zu werden, in einer gemeinen Verkleidung aus der Stadt. Zum Glücke für ihn reiſte eben eine Karawane ab, und mit ihr zog er fünf Tage hinter einander, mit einem Gemüthe, von getäuſchter Liebe und der Furcht, entdeckt zu werden, gleich gequält. Endlich überſchritt die Karawane die Gränzen ſeines vormaligen Gebieters und lagerte ſich vor einer großen Stadt, in welche er ging, ſich ein Zimmer in einer Karawanſerei miethete, um auszuruhen, und nachher eine minder gefährliche Beſchäftigung zu ſuchen beſchloß, als Liebeshändel und Fürſtendienſt.

Als er einige Tage ausgeruht hatte, ging er auf einen Markt, wo Arbeiter ſtanden, um ſich miethen zu laſſen. Er hatte noch nicht lange gewartet, als ein Weib auf ihn loskam und ihn fragte, ob er Arbeit ſuchete; was er denn bejahte. Sie ſagte hierauf: „Ein Theil der Mauer, die den Hof meines Hauſes umgibt, iſt ſo verfallen, daß ich ſie muß niederreißen und neu aufbauen laſſen, und wenn du die Arbeit übernehmen willſt, ſo will ich ſie dir anvertrauen.“ Als er einwilligte, führte ſie ihn zu ihrem Hauſe, zeigte ihm die Mauer, gab ihm eine Spitzhacke, und wies ihn an, wie er die Steine in einen Haufen und den Schutt in einen andern zuſammenlegen ſollte. Er erwiederte: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“ Sie brachte ihm hierauf etwas Mundvorrath und Waſſer, womit er ſich erfriſchte, und ſodann, Gott dafür dankend, daß er ihn hatte entwiſchen laſſen und daß er fähig wäre, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, ſeine Arbeit begann und bis Sonnenuntergang damit fortfuhr. Die Frau, die ihn gedungen hatte, bezahlte ihm ſein Tagewerk, und er ging zufrieden nach Hauſe.

Am folgenden Morgen ging er wieder an die Arbeit und wurde mit derſelben Güte behandelt, wie am vorigen Tage. Um die Mittagszeit, als er den Grund der Mauer aufhackte, fand er ein kupfernes Gefäß mit Goldmünzen angefüllt. Er trug es nach Hauſe, wo er das Geld zählte, welches etwa hundert Dinare betrug, und zu ſeiner Arbeit zurückkehrte. Als er am Abend heim ging, ſah er eine Menge Leute einem Manne folgen, der auf ſeinem Kopf eine große Kiſte trug, welche er für hundert Dinare ausbot, ohne jedoch ihren Inhalt nennen zu wollen.

Der Fiſcher fühlte ſich unwiderſtehlich angetrieben, die Kiſte zu kaufen, und obgleich ihm nach dem Kaufe nur ein kleines Silberſtück, eines Pfenniges werth, übrig blieb, ſagte er doch zu ſich ſelbſt: „Ich will mein Heil verſuchen; vielleicht enthält die Kiſte etwas von Werth; wo nicht, ſo will ich meinen Irrthum nicht beklagen.“ und ſo befahl er, ſie nach ſeiner Wohnung zu bringen, und bezahlte den verlangten Preis. Er verſchloß hierauf ſeine Thüre und öffnete die Kiſte, in welcher er ein ſchönes und reich gekleidetes, aber dem Anſcheine nach lebloſes Mädchen fand. Als er jedoch ſeine Hand an ihren Mund legte, bemerkte er, daß ſie athmete und nur in tiefen Schlaf verſenkt war, aus welchem ſie zu erwecken, er ſich vergebens bemühte. Er nahm ſie nun aus der Kiſte, legte ſie ſanft auf einen Teppich, und ließ nicht ab, ihre Reize anzuſtaunen, bis ſie endlich gegen Mitternacht erwachte und voll Erſtaunen ausrief: „Barmherziger Allah, wo bin ich?“

Als der erſte Schrecken der Frau vorüber war, fragte ſie den Fiſcher, wie er ſie in ſeine Wohnung gebracht hätte; und als ſie das Nähere erfuhr, beruhigte ſich ihr Gemüth; denn der Fiſcher behandelte ſie mit ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit. Sie verbarg für jetzo noch ihren Stand und ihre Abenteuer, und ſagte: „Dieſe Wohnung iſt zu klein, morgen mußt du eine größere ſuchen. Diene mir treu, erfülle mein Verlangen, und du wirſt reichlich belohnt werden.“ Der Fiſcher, durch ſein letztes Liebesabenteuer vorſichtig gemacht, wagte es nicht, ſich Freiheiten heraus zu nehmen, machte, von ihrem wundervollen

Benehmen in Ehrfurcht gehalten, eine tiefe Verbeugung, und bekannte ſich als ihren Sklaven. Er ſetzte ihr die beſten Erfriſchungen vor, die er zu erhalten vermochte, verließ ſie, als ſie zu Abend gegeſſen hatte, und ging in eine Kammer, um dort zu ſchlafen.

Am folgenden Morgen ging er aus und miethete ein anſtändiges Haus, in welches er ſie in einer bedeckten Sänfte bringen ließ, und ihr zwanzig Tage lang diente, indem ſie ihn hinlänglich zur Anſchaffung alles Nöthigen mit Geld verſorgte.

Es muß hier erwähnt werden, daß die vom Fiſcher in der Kiſte gekaufte Frau, die Lieblinginn des Sultans war, der ihretwegen alle ſeine anderen Weiber verließ, welche nun neidiſch wurden; aber die Sultaninn, welche vor der Ankunft Kut-al-Kulub's *) (denn ſo hieß ſie) im Harem den Vorrang gehabt hatte, war aufgebrachter, als die übrigen, und beſchloß, ihre Entfernung zu bewirken. Es fand ſich dazu für ſie bald eine günſtige Gelegenheit, da der Sultan eine Jagdreiſe von zwanzig Tagen unternahm. Einen oder zwei Tage nach ſeiner Abreiſe, ladete die Sultaninn Kut-al-Kulub zu einem Feſtmahl ein, bei welchem ſie ihr mit einem Schlaftrunke gemiſchten Sorbet zu trinken gab. Die beabſichtigte Wirkung erfolgte augenblicklich, die Sultaninn legte die feſt

---

*) Das heißt, Nahrung der Herzen.

Entſchlafene in eine Kiſte, und übergab ſie einem Mäkler, der ſie für hundert Dinare verkaufen ſollte; wobei ſie die Hoffnung hegte, daß jeder Käufer von den Reizen Kut-al-Kolub's ſo bezaubert würde, um ſein Glück im geheimen zu genießen, und daß ſie ſo, ohne einen Meuchelmord zu begehen, eine Nebenbuhlerinn los würde.

Als der Sultan von ſeiner Jagd heimkehrte, fragte er gleich bei ſeinem Eintritt in den Palaſt nach ſeiner Lieblinginn; worauf die Sultaninn mit verſtellter Betrübnis ſagte: „Ach, Herr, die ſchöne und zärtliche Kut-al-Kulub vermochte die Qualen der Trennung von dir nicht zu ertragen; drei Tage nach deiner Abreiſe erkrankte ſie, und nachdem ſie ſieben Tage lang geſchmachtet hatte, wurde ſie in die Gnade des Schöpfers aufgenommen.“ Der Sultan verfiel, als er dieß vernahm, in heftige Verzweiflung, und rief aus: „Nur bei Gott iſt Hülfe, von Gott kamen wir, und zu Gott müſſen wir zurückkehren!“ Er war voll Betrübnis, und brachte die ganze Nacht in Schwermuth zu. Am Morgen ließ er ſeinen Weſyr rufen, und befahl ihm, am Ufer des Fluſſes eine paſſende Stelle zur Errichtung eines Gebäudes aufzuſuchen, in welchem er zurückgezogen leben und ſeiner geliebten Kut-al-Kulub gedenken könnte.

Der Weſyr erwiederte: „Dein Wille iſt mir Geſetz!“ und ſuchte eine angenehme Stelle aus, auf welchem, nach ſeinem Befehl, ein Baumeiſter einen Raum von hundert

Fuß Länge und ſiebzig Fuß Breite für das verlangte Gebäude abſtecken ſollte. Das nöthige Bauzeug, Marmor und andere Steine, wurde ſchnell zugeführt, und der Bau, über welchen der Miniſter ſelber zwei Tage lang die Aufſicht führte, begann. Am dritten kam der Sultan, um den Fortſchritt des Baues zu ſehen. Er war mit dem Plane zufrieden, und fand ihn ſehr ſchön, aber ſolch ein Gebäude nur werth der Aufenthalt Kut-al-Kulub's zu ſein; worauf er bitterlich weinte. Der Weſyr ſagte, als er den Sultan ſo betrübt ſah: „Herr! gedenke der Worte des Weiſen: Sei mäßig im Glück, und im Unglück geduldig.“

Der Sultan verſetzte: „Es iſt wahr, o Weſyr, daß Entſagung preiswürdig, und Ungeduld tadelnswerth iſt; denn ein Dichter hat richtig geſagt: „Sei ruhig im Misgeſchick; denn nur Ruhe kann dich der Gefahr entziehen. Oft folgt der Betrübnis Freude, und auf Unruhe Ruhe.“ — Aber, ach, die menſchliche Natur kann nicht fühllos ſein; und Kut-al-Kulub war mir ſo theuer und ergetzte meine Seele ſo ſehr, daß ich fürchte, nie eine andere Geliebte zu finden, die ihr an Schönheit und Trefflichkeit gleich kömmt.“ Der Weſyr tröſtete ſeinen Gebieter, und brachte ihn endlich dahin, daß er ſein Unglück mit einer Art von Entſagung ertrug.

Der Sultan und der Weſyr gingen täglich hin und ſahen den Fortſchritt des neuen Gebäudes, von welchem ſich die Nachricht in der ganzen Stadt verbreitete und endlich auch zu Kut-al-Kulub gelangte, die zu dem Fiſcher ſagte: „Wir geben täglich unſer Geld aus, und nehmen nichts ein: wie wär's, wenn du Beſchäftigung bei dem Gebäude ſuchteſt, welches der Sultan errichten läßt? Man ſagt, er ſei freigebig, und du kannſt vielleicht Vortheil aus ſeiner Freigebigkeit ziehen.“ Der Fiſcher erwiederte: „Meine theure Gebieterinn, wie könnte ich die geringſte Abweſenheit von euch ertragen?“ denn er liebte ſie; und ſie, die es bemerkte, fürchtete oft, daß er ihr ſeine Liebe auf rohe Weiſe zu erkennen geben möchte: aber die Erinnerung an das, was er durch die Tochter des Kaufmanns erlitten hatte, machte ihn vorſichtig. Sie verſetzte: „Liebſt du mich wirklich?“ — „Kannſt du daran zweifeln?“ entgegnete er: „du biſt mein Leben und meiner Augen Licht!“ — „Wenn das wirklich der Fall iſt,“ rief ſie aus, „ſo nimm dieſes Halsband, und wenn du bei der Arbeit an mich denkſt, ſo betrachte es, und es wird dich bis zu deiner Heimkehr tröſten.“

Der Fiſcher gehorchte den Befehlen Kut-al-Kulubs, begab ſich nach dem Platze, auf welchem das Gebäude errichtet wurde, und erblickte den Sultan und den Weſyr, die den Arbeitern zuſahen. Der Sultan fragte den Fiſcher, ob er Arbeit ſuchete, und als dieſer es bejahte, wurde er gedungen. Er ging nun an die Arbeit; aber ſein Gemüth war von ſeiner Gebieterinn ſo erfüllt, daß er alle Augenblicke ſein Werkzeug weglegte, das Halsband hervorzog, und es, tief aufſeufzend, betrachtete; was der Sultan bemerkte, und zu ſeinem Weſyr ſagte: „Dieſer Mann iſt vielleicht unglücklicher, als ich; wir wollen ihn herrufen und ausfragen. Der Weſyr holte ihn, und ſagte ihm, er ſollte ehrlich geſtehen, warum er ſo tief geſeufzt hätte. „Ach!“ erwiederte er, „ich bin entfernt von meiner Geliebten, die mir dieſes Halsband gegeben hat, um es anzuſehen, wenn ich ihrer gedächte; und meine Seele iſt ſo voll von ihr, daß ich mein Werkzeug weglegen muß, um das Halsband immerfort zu bewundern.“

Als der Sultan das Halsband ſah, erkannte er es ſogleich als ein von ihm für Kut-al-Kulub um hundert Dinare erkauftes. Er verbarg ſeine Bewegung, und ſagte: „Wem gehört dieſes Halsband?“ — „Meiner Sklavinn,“ erwiederte der Arbeiter, „der ich es für hundert Dinare gekauft habe.“ — „Kannſt du uns,“ verſetzte der Sultan, „in deine Wohnung führen, damit wir ſie zu ſehen bekommen?“ — „Ich fürchte,“ erwiederte der Arbeiter, „ihre Züchtigkeit zu verletzen; doch will ich ſie befragen, und euch, wenn ſie einwilligt, in meine Wohnung einladen.“ — „So iſt es recht und ſchicklich,“ ſagte der Sultan.

Der Arbeiter ging mit Sonnenuntergange heim, und benachrichtigte Kut-al-Kulub von dem Vorgefallenen;

worauf ſie ihn erſuchte, am Morgen alles Nöthige zu einem anſtändigen Mahle einzukaufen, zu welchem Behufe ſie ihm fünf Dinare gab. Er beſorgte morgens den Einkauf, ging an ſeine Arbeit, und ſagte dem Sultan und dem Weſyr, ſie würden zur Hausmannskoſt ſeiner Sklavinn willkommen ſein, „oder," ſagte er, „vielmehr meiner Göttinn; denn als ſolche hab' ich ſie in demüthiger Entfernung verehrt."

Der Sultan und der Weſyr begleiteten den Arbeiter in ſein Haus, wo ſie zu ihrem Erſtaunen eine zierliche Mahlzeit bereitet fanden, an welcher ſie Theil nahmen, und nachher Sorbet und Kaffee tranken. Der Sultan verlangte, die Sklavinn zu ſehen, die ſich nur eben blicken ließ, und ſogleich wieder verſchwand. Der Sultan erkannte ſie jedoch, und fragte den Arbeiter: „Willſt du dieſes Mädchen verkaufen?" — „Ich kann nicht, Herr; denn ich liebe ſie von ganzer Seele, obgleich ohne Erwiederung." — „Möge deine Liebe belohnt werden!" rief der Sultan aus; „aber komm nach Sonnenuntergang in den Palaſt, und bringe ſie mit." — „Dein Wille iſt mir Geſetz!" erwiederte der Arbeiter.

Mit Sonnenuntergange führte der Arbeiter ſeine Sklavinn in den Palaſt, woſelbſt Verſchnittene ſie ſchon erwarteten und in den Harem führen wollten; aber der arme Mann ſchlang ſeine Arme um ſie, und rief aus: „Sie iſt meine Geliebte, und ich kann nicht von ihr laſſen.“ Hierauf erzählte ihm der Sultan, wie er ſie verloren hätte, und bat ihn, ſie aufzugeben. Da er wohl wußte, daß er ſich ſeinem Oberherrn nicht widerſetzen durfte, ſo unterwarf er ſich ſeinen Befehlen mit Ergebung; worauf der Sultan ihm hundert Dinare, einen reichen Anzug und eine ſchöne Sklavinn ſchenkte, indem er ihn zugleich unter ſeine höheren Beamten aufnahm. Auch zeichnete er ſich in ſeiner neuen Stellung ſo aus, daß er in kurzer Zeit zu dem Range eines erſten Miniſters emporſtieg und die Pflichten dieſes hohen Poſtens mit ſolcher Geſchicklichkeit und Redlichkeit erfüllte, daß man ihn nur vorzugsweiſe den gerechten Weſyr nannte.*)

---

*) Hier berichtet der Verfaſſer ein Urtheil des gerechten Weſyrs, welches kein anderes als das allbekannte des Salomon iſt.

Vierhundert zwei und achtzigſte Nacht.

Der Sultan und der Reiſende Mahmud Alhyamen.

Es lebte einſt ein Sultan, der, als er eines Abends ſehr niedergeſchlagen war, nach ſeinem Weſyr ſchickte, und zu ihm ſagte: „Ich weiß nicht, warum mein Gemüth ſo traurig iſt, und es fehlt mir etwas, was mich ergetzen könnte.“ — „Ich habe einen Freund,“ verſetzte der Weſyr, „der viel Seltſames erlebt hat und eine Menge erſtaunlicher Geſchichten zu erzählen weiß. Soll ich ihn rufen laſſen?“ — „So bald als möglich,“ antwortete der Sultan. Der Miniſter ging, und benachrichtigte ſeinen Freund, daß der Sultan ihn zu ſehen wünſchte. „Dein Wille iſt mir Geſetz,“ erwiederte **Mahmud Alhyamen**, und eilte mit dem Weſyr in den Palaſt.

Als ſie dort angelangt waren, grüßte Mahmud Alhyamen auf die den Chalyfen gebührende Weiſe, und ſagte eine poetiſche Anrufung für das Heil des Sultans her; der ſeinen Gruß erwiederte, und nachdem er ihn zum Sitzen genöthigt hatte, zu ihm ſagte: „Mahmud Alhyamen, mein Geiſt iſt unmuthig, und da ich höre, daß du viele ſeltſame Geſchichten weißt, ſo bitte ich dich, mir zur Ergetzung einige zu erzählen.

Geſchichte

der drei Prinzen und des bezaubernden Vogels.

„Es war einmal ein Sultan, der drei Söhne hatte. Der älteſte hatte von einem Reiſenden ein ſonderbares Land beſchreiben gehört, in welchem es einen Vogel Namens Bükbül⸗al⸗Syak*) gäbe, der die Macht hätte, alle, die ſich ihm naheten, in Stein zu verwandeln. Der Prinz faßte den Entſchluß, dieſen Wundervogel zu ſehen, und bat ſeinen Vater um die Erlaubnis, reiſen zu dürfen, die ihm dieſer ungern ertheilte; worauf er von ihm Abſchied nahm. Bei ſeiner Abreiſe zog er einen Ring vom Finger, der einen magiſchen Stein enthielt, gab ihn ſeinem zweiten Bruder, und ſagte zu ihm: „Wenn du fühlſt, daß der Ring dich heftig drückt, ſo ſei verſichert, daß ich mich in rettungsloſer Gefahr befinde.“ Nachdem er ſich nun auf den Weg gemacht hatte, hörte er nicht auf zu reiſen, bis er den Ort erreichte, wo ſich der Käfig des Vogels befand, in welchem dieſer die Nacht zuzubringen pflegte, bei Tage aber nach Nahrung und zur Luſt umherflog.

---

*) D. h. Nachtigall der Klagetöne.

Es war die Gewohnheit des Vogels, bei Sonnenuntergang in ſeinen Käfig zurückzukehren und dann, wenn er jemand erblickte, in klagendem Tone zu ſagen: „Wer wird zu einem armen Wanderer ſagen: „ruhe aus?“ Wer wird zu einem unglücklichen Bülbül ſagen: „ruhe aus?“ und wenn jener nun erwiederte: „Ruhe aus, armer Vogel!“ ſo flog dieſer ſogleich über des Sprechenden Haupt, bewarf es mit etwas Erde, die er in ſeinem Schnabel hatte, und der Menſch wurde ſogleich in Stein verwandelt. So erging es auch dem unglücklichen Prinzen.

Kaum hatte dieſe Verwandlung des älteſten Prinzen ſtatt gefunden, als der Finger des zweiten auch ſogleich von dem Ringe heftig gedrückt wurde, und er ausrief: „Ach, mein Bruder iſt verloren! Aber ich will reiſen, und nicht raſten, bis ich ihn gefunden habe!“ Vergebens widerſetzten ſich der Sultan ſein Vater und die Sultaninn ſeine Mutter dieſem Vorſatze. Er reiſte ab, nachdem er den Zauberring ſeinem jüngeren Bruder übergeben hatte, und hörte nicht auf zu reiſen, bis er den Käfig des Vogels erreicht hatte, der ihn ebenfalls dazu brachte, die Worte: „ruhe aus!“ auszuſprechen, und dann etwas Erde auf ſein Haupt ſtreute, wodurch auch er in Stein verwandelt wurde.

In dieſem Augenblicke ſaß der jüngſte Prinz eben mit ſeinem Vater bei einem Feſtmahle, als der Ring ſeinen Finger ſo heftig drückte, daß er ihm viel Schmerz verurſachte. Er ſtand auf, und rief aus: „Es iſt keine andere Hülfe, als bei Gott; denn ſein ſind wir, und zu ihm müſſen wir zurückkehren!“ Der Sultan befragte ihn um die Urſache ſeines Kummers; worauf er erwiederte: „Mein Bruder iſt ums Leben gekommen!“

Der alte Sultan beklagte laut den Verluſt ſeiner beiden Kinder, als der jüngſte Sohn ſagte: „Ich will reiſen, und das Schickſal meiner Brüder kennen lernen.“ — „Iſt es denn nicht genug,“ entgegnete der Vater, „daß ich die beiden verloren habe, willſt auch du ins Verderben rennen? Ich bitte dich, mich nicht zu verlaſſen!“ — „Vater,“ erwiederte der Prinz, „das Schickſal treibt mich, meine Brüder aufzuſuchen, die ich vielleicht noch zu retten vermag. Geh' ich aber unter, ſo hab' ich nur meine Pflicht gethan.“ Als er dieß geſagt hatte, reiſte er, trotz den Klagen und Thränen ſeiner Aeltern, bis er den Wohnort des Vogels erreicht und dort ſeine Brüder in Stein verwandelt gefunden hatte. Bei Sonnenuntergange fragte der Vogel, wie gewöhnlich; aber der Prinz enthielt ſich, Unrath merkend, des Sprechens, bis der Vogel endlich in ſeinen Käfig flog und einſchlief; worauf der Prinz ſich leiſe näherte und die Thüre des Käfigs zumachte. Der Vogel erwachte von dem Geräuſche, und ſagte, als er ſich gefangen ſah: „Du haſt den Preis gewonnen, o glorreicher Sohn eines mächtigen Sultans!“ — „Wenn dem ſo iſt,“ erwiederte der Prinz, „ſo ſage mir, durch welche Mittel du ſo viele Menſchen, die ich um mich her als Marmorbilder ſehe, bezaubert haſt, und wie ich ſie aus ihrem unglücklichen Zuſtande zu erlöſen vermag.“ — „Sieh,“ entgegnete der Vogel, „jene zwei Erdhaufen, einer weiß und der andere blau: der blaue verwandelt, und der andere hebt die Verwandlung wieder auf.“

Der Prinz nahm ſogleich von der weißen Erde, und ſo wie er ſie auf mehrere Standbilder ſtreute, wurden ſie wieder belebt und ganz in ihren vorigen Zuſtand hergeſtellt. Er umarmte ſeine beiden Brüder, und empfing ſowohl ihren Dank für ihre Wiederbelebung, als auch den der Söhne mehrerer Sultane, Paſcha's und anderer vornehmer Perſonen. Sie erzählten ihm, daß ſich in der Nähe eine Stadt befände, deren Einwohner ſämmtlich, gleich ihnen, in Stein verwandelt wären. Dorthin begab er ſich, und das Volk machte ihm, der es aus ſeiner Verzauberung erlöſt hatte, aus Dankbarkeit reiche Geſchenke, und wollte ihn zu ſeinem Herrſcher erwählen;

aber er lehnte dieß Anerbieten ab, und beſchloß, ſeine Brüder in Sicherheit zu ihrem Vater zurück zu geleiten.

Obgleich die beiden älteren Prinzen ihrem Bruder ihre Entzauberung verdankten, ſo beneideten ſie ihm doch die erhaltenen koſtbaren Geſchenke und den Ruhm, welchen er in der Heimat für ſein Vollbringen ärnten würde. Sie ſagten zu einander: „Wenn wir die Hauptſtadt erreichen, wird das Volk ihm Beifall ſpenden und ausrufen: „Sehet, die beiden älteſten Brüder ſind von ihrem jüngſten aus dem Verderben gerettet worden!“

Da der jüngſte Prinz mit Pferden, Kameelen und Fuhrwerken für ſich und ſeine Begleiter verſehen war, ſo trat er ſeinen Heimweg an, und näherte ſich in bequemen Tagereiſen der Hauptſtadt ſeines Vaters. Eine Tagereiſe weit von dieſer befand ſich ein ſchöner mit Marmor eingefaßter Teich. Am Ufer deſſelben befahl der Prinz die Zelte aufzuſchlagen, und er beſchloß, die Nacht dort zuzubringen und ſich mit ſeinen Brüdern ſchmauſend zu ergetzen. Ein zierliches Mahl wurde bereitet, und er ſaß mit ihnen auf, bis es Schlafenszeit war; wo ſich jeder in ſein Zelt begab, und er ſich mit einem Ringe am Finger, den er im Käfige des Bülbül-al-Syak gefunden hatte, ſchlafen legte.

Die neidiſchen Brüder ſahen das als eine gute Gelegenheit an, ihren großmüthigen Retter umzubringen, ſtanden in der Todesſtille der Nacht auf, ergriffen den

Prinzen, warfen ihn in den Teich, und ſchlüpften unbemerkt wieder in ihre Zelte. Am Morgen gaben ſie Befehle zum Aufbruch; da jedoch das Gefolge den jüngſten Prinzen vermiſſte, ſo fragten [illegible] nach ihm; worauf die Brüder entgegneten, er ſchlieſe noch und man ſollte ihn nicht ſtören. Dabei beruhigte man ſich, und der Zug erreichte die Hauptſtadt des Vaters, der voll Freuden über ihre Rückkehr war und die Schönheit des Bülbül-al-Syak, den ſie mitgenommen hatten, bewunderte, aber da er ſeinen jüngſten Sohn nicht ſah, begierig nach dieſem fragte.

Die Brüder erwiederten: „Wir wiſſen nichts von ihm, und erfahren erſt jetzo, daß er eine Reiſe unternommen hat, um den Vogel aufzuſuchen, den wir mitgebracht haben.“ Der Sultan liebte ſeinen jüngſten Sohn innigſt, und da er hörte, daß ſeine Brüder ihn nicht geſehen hätten, ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief aus: „Ach! ach! Es iſt keine Hülfe, als bei dem Allmächtigen, von welchem wir kommen und zu welchem wir zurückkehren müſſen!“

Wir wenden uns nun wieder zu dem jüngſten Bruder. Als er in den Teich geworfen wurde, erwachte er, und rief, indem er ſich in Gefahr ſah, aus: „Ich ſuche Rettung bei dem Gotte, der ſeine Diener aus den Schlingen der Gottloſen rettet!“ Sein Gebet wurde erhört, und er erreichte unverletzt den Boden des Teiches, wo er ſich in eine Blende ſetzte, und ſprechen hörte. Eine Stimme ſagte zu der andern: „Es iſt ein Menſchenſohn in der Nähe!“ — „Ja,“ erwiederte die andere, „er iſt der jüngſte Sohn unſeres tugendhaften Sultans, der, nachdem er ſeine Brüder entzaubert hat, verrätheriſcherweiſe in dieſen Teich geworfen worden iſt.“ — „Nun,“ antwortete die erſte Stimme, „er wird leicht gerettet werden; denn er trägt einen Ring an ſeinem Finger, den er nur zu reiben braucht, um einen Geiſt herbei zu zaubern, der alle ſeine Befehle vollziehen muß.“

Der Prinz hatte kaum dieſe Worte gehört, als er den Ring mit der Hand rieb; worauf ſogleich ein guter Geiſt erſchien und zu ihm ſagte: „Prinz, was iſt zu deinem Befehle?“

„Ich befehle,“ verſetzte der Prinz, „daß du mir ſogleich Zelte, Kameele, Diener, Wachen und alles meinem Stande Angemeſſene beſorgeſt.“ — „Alles iſt bereit,“ antwortete der Geiſt, der ihn zugleich aus der Blende nahm, und ihn in ein glänzendes Lager führte, wo ihn die Truppen mit Jubelruf begrüßten. Er befahl, zum Aufbruche zu blaſen, und zog nach der Hauptſtadt ſeines Vaters, vor welcher er ein Lager aufzuſchlagen befahl. Sein Befehl wurde ſogleich befolgt, die Zelte, — für ihn ein höchſt prächtiges, — wurden errichtet, man ſprengte mit Waſſer, um den Staub zu löſchen, und die Köche zündeten ihre Feuer an, ſo daß ein gewaltiger Rauch die Ebene erfüllte.

Die Bewohner der Stadt waren über die Annäherung des Heeres erſtaunt, und fürchteten, als ſie das Lager ſahen, es wäre ein mächtiger Feind vor den Thoren, der ihnen mit einem ſchrecklichen Sturme drohete. Man benachrichtigte den Sultan von dieſem Heere, der, als er davon hörte, ein Vergnügen fühlte, welches er ſich nicht erklären konnte, und ſagte: „Gnädiger Allah, mein Herz iſt voll Freude, und ich weiß doch nicht warum!“ Er befahl ſeinem Hofe, ihm zu folgen, und begab ſich in das Lager ſeines Sohnes, zu welchem er geführt wurde; da jedoch der Prinz ſehr reich und ganz anders als ſonſt gekleidet war, ſo erkannte ihn der Sultan nicht.

Der Prinz empfing ſeinen Vater mit den ſeinem Range gebührenden Ehrenbezeigungen, und fragte ihn, als ſie ſich beide geſetzt und ein Geſpräch begonnen hatten, was aus ſeinem jüngſten Sohne geworden wäre? Kaum hatte er dieſe Frage gethan, als der Sultan ohnmächtig zur Erde fiel. Sobald er wieder zu ſich gekommen war, rief er aus: „Ach, die Unvorſichtigkeit meines Sohnes veranlaßte ihn zu reiſen, und er iſt ſicher eine Beute der Thiere des Waldes geworden.“ — „Tröſte dich,“ verſetzte der Prinz, „das Misgeſchick hat deinen Sohn nicht erreicht; denn er lebt und iſt geſund.“ — „Iſt das möglich?“ rief der Sultan, „o ſage mir, wo finde ich ihn?“ „Er ſteht vor dir,“ ſagte der Prinz; worauf der Sultan ihn näher betrachtete, erkannte, ihm um den Hals fiel, weinte und vor Entzücken zur Erde ſank.

Als der Sultan wieder zu ſich gekommen war, forderte er ſeinen Sohn auf, ſeine Abenteuer zu erzählen; was er von Anfang bis zu Ende that. Als er eben fertig war, kamen die älteren Brüder, und da ſie ihn in ſolchem Glanze ſahen, ließen ſie, beſchämt und unfähig zu reden, aber neidiſcher als je, die Köpfe ſinken. Der alte Sultan wollte ſie wegen ihrer Verrätherei tödten laſſen, aber der jüngſte Prinz ſagte: „Ueberlaſſen wir ſie dem Allmächtigen; denn wer ſündigt, wird ſeine Strafe in ſich ſelbſt finden.“

Als der Reiſende dieſe Erzählung beendet hatte, war der Sultan ſo ſehr davon ergetzt, daß er ihm eine große Geldſumme und eine ſchöne, von ihm noch unberührte Sklavinn ſchenkte, und ihn zugleich fragte, ob er ihm nicht eine andere Geſchichte erzählen könnte; was bejaht, und an einem anderen Abend, als ſie wieder beiſammen waren, folgende Geſchichte erzählt wurde.

Vierhundert drei und achtzigſte Nacht.

Geſchichte

eines Sultans von Yemen und ſeiner drei Söhne.

„Man erzählt', daß einſt in dem Königreiche Yemen ein Sultan lebte, der drei Söhne hatte, von denen zwei von derſelben Mutter geboren waren, der dritte aber von einer anderen Frau, deren der Sultan überdrüſſig geworden war, und ihr, der zur Magd herabgeſetzten, erlaubte, mit ihrem Sohn unbeachtet unter der Dienerſchaft des Harems zu leben. Die beiden älteren Söhn baten ihren Vater eines Tages um die Erlaubnis, jagen zu dürfen; worauf er jedem ein prächtig gezäumtes Pferd von echter Raße ſchenkte und ihnen mehrere Sklaven zur Begleitung gab.

Als ſie fort waren, begab ſich der arme jüngſte Bruder zu ſeiner unglücklichen Mutter, und äußerte ihr ſeine Wünſche, gleich den älteſten die Vergnügungen ſeines Alters genießen zu dürfen. „Mein Sohn,“ verſetzte ſie, „es ſteht nicht in meiner Macht, dir ein Pferd und was du ſonſt noch bedarfſt und wünſcheſt, zu verſchaffen.“ Als er nun bitterlich weinte, gab ſie ihm etwas von ihrem Silberſchmucke, was er verkaufte, und von dem Gelde eine verſchlagene Stute kaufte. Als er ſie beſtiegen und ſich mit etwas Brot verſehen hatte, folgte er der Spur ſeiner Brüder zwei Tage lang, verlor ſie aber am dritten. Als er noch zwei Tage umhergeirret war, erblickte er auf der Ebene eine Schnur Perlen und Smaragden, die einen großen Glanz verbreitete. Nachdem er ſie aufgehoben hatte, wand er ſie um ſeinen Turban und ritt, voll Freuden über ſeinen Fund, wieder nach Hauſe. Als er jedoch in die Nähe der Stadt kam, begegneten ihm ſeine beiden Brüder, warfen ihn vom Pferde, ſchlugen ihn und riſſen ihm die Schnur vom Turban. Er übertraf ſie beide an Stärke und Tapferkeit, aber er fürchtete des Sultans Misvergnügen und für die Sicherheit ſeiner Mutter, wenn er ſeine Beleidiger beſtrafte. Er ertrug daher mit Geduld die Beſchimpfung und den Verluſt, und entfernte ſich.

Als die zwei feigen Prinzen im Palaſt angekommen waren, überreichten ſie dem Sultan die Schnur, der, nachdem er ſie bewundert hatte, ſagte: „Ich werde nicht eher zufrieden ſein, bis ich den Vogel beſitze, dem dieſe Schnur nothwendig gehört haben muß;“ worauf die Brüder erwiederten: „Wir wollen uns aufmachen, um ihn zu ſuchen und ihn unſerm erhabenen Vater und Sultan zu bringen.“

Nach den nöthigen Vorbereitungen, reiſten die beiden älteren Brüder ab, und der jüngſte folgte ihnen auf ſeiner lahmen Stute. Nach einer Reiſe von drei Tagen, kam er in eine große Wüſte, die er mit großer Anſtrengung durchſtreifte, bis er, faſt erſchöpft, in eine Stadt gelangte, welche er von Weh- und Klagegeſchrei widerhallen hörte. Endlich begegnete er einem ehrwürdigen Greiſe, den er ehrfurchtsvoll grüßte und ihn um die Urſache dieſer allgemeinen Trauer befragte. „Mein Sohn,“ verſetzte der Greis, „heute vor drei und vierzig Jahren erſchien ein ſchreckliches Ungeheuer vor unſerer Stadt, verlangte, daß man ihm jährlich eine ſchöne Jungfrau ausliefern ſollte, und bedrohte uns, im Weigerungsfalle, mit Vernichtung. Unfähig, uns zu vertheidigen, haben wir immer ſein Begehren erfüllt und das Opfer durch das Loos beſtimmen laſſen; ſolches hat aber in dieſem Jahr die ſchöne Tochter unſeres Sultans betroffen. Heute iſt nun der Tag, an welchem das Ungeheuer gewöhnlich erſcheint, und wir ſind voll Trauer und Klagen über ihr unglückliches Geſchick.“

Als der junge Prinz das Obige gehört hatte, begab er ſich, auf ſein Verlangen von dem Greiſe begleitet, an den Ort, wo das Ungeheuer ſich aufhielt, entſchloſſen, es zu bekämpfen oder zu ſterben. Kaum war er dort, als auch die Prinzeſſinn ſich nahte, prächtig gekleidet, aber mit geſenktem Haupte und in Thränen ſchwimmend. Er begrüßte ſie ehrfurchtsvoll, und ſie erwiederte ſeinen Gruß, indem ſie ſagte: „Verlaß dieſen Ort, junger Mann, denn es wird ſogleich ein Ungeheuer erſcheinen, dem mein unglückliches Geſchick mich beſtimmt hat. Wenn es dich entdeckt, ſo wird es dich in Stücke zerreißen.“ — „Prinzeſſinn,“ erwiederte er, „ich kenne das Unglück, welches dir droht, und bin entſchloſſen, das Löſegeld für dich zu bezahlen.“

Vierhundert vier und achtzigſte Nacht.

Der Prinz hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als eine dichte Staubſäule aufſtieg, aus welcher mit ſchrecklichem Geheul und entſetzlicher Wuth das Ungeheuer hervorkam, ſeine rieſigen Seiten mit ſeinem dicken Schweiſe ſchlagend. Die Prinzeſſinn voll Todesangſt ſchrie verzweifelnd auf; aber der Prinz zog ſeinen Säbel, und ſtellte ſich dem Ungeheuer in den Weg, welches nun in ſeiner

Wuth aus beiden Naſenlöchern Feuer ſpie und auf den Prinzen zuſprang. Der tapfere Jüngling entging mit wunderſamer Gewandtheit ſeinen Klauen, wartete, ſeine Bewegung genau beobachtend, eine Gelegenheit ab, um auf das furchtbare Unthier einzudringen und ihm mit ſeinem Säbel das Haupt zwiſchen beiden Augen zu ſpalten; worauf das gräßliche Thier niederfiel und unter ſchrecklichem Gebrülle ſein Leben aushauchte.

Als die Prinzeſſinn das Ungeheuer verſcheiden ſah, lief ſie auf ihren Befreier zu, wiſchte ihm mit ihrem Schleier Staub und Schweiß vom Geſichte und bedankte ſich auf das innigſte. Er ſagte ihr, ſie möchte zu ihren Aeltern zurückkehren; ſie wollte aber nicht, und ſagte zu ihm: „Mein Herr und meines Lebens Licht, ich will dein und du mußt mein ſein.“ — „Das iſt vielleicht unmöglich,“ verſetzte der Prinz, und eilte in die Stadt, wo er ſich in einem abgelegenen Winkel eine Wohnung nahm. Die Prinzeſſinn begab ſich in den Palaſt. Bei ihrem Eintritte waren ihre Aeltern höchlich erſtaunt, und fragten, voll Unruhe, nach der Urſache ihrer Heimkehr, da ſie fürchteten, ſie wäre dem Ungeheuer entronnen, welches ſich nun durch Zerſtörung der Stadt rächen würde.

Die Prinzeſſinn erzählte die Geſchichte ihrer Befreiung durch einen ſchönen Jüngling; worauf ſich der Sultan mit ſeinem Hofe und begleitet von dem größten Theile der Einwohner der Stadt, zu dem Ungeheuer begaben, welches ſie todt auf der Erde ausgeſtreckt fanden. Die ganze Stadt war nun mit Dankſagungen und allgemeiner Freude erfüllt. Der Sultan, begierig dem tapfern Jünglinge ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, fragte die Prinzeſſinn, ob ſie ihren Befreier, wenn ſie ihn wiederſähe, wohl erkennen würde? was ſie entſchieden bejahte; denn Liebe hatte ſein Bild zu tief in ihr Herz gegraben, als daß es verlöſchen konnte.

Der Sultan ließ hierauf eine Bekanntmachung ergehen, worin jedem Manne in der Stadt befohlen wurde, unter den Fenſtern der Wohnung ſeiner Tochter vorbeizugehen: welches drei Tage hinter einander geſchah, ohne daß ſie ihren geliebten Retter erblickte. Der Sultan forſchte nun nach, ob alle Männer in der Stadt ſeinen Befehl befolgt hätten, und erfuhr, daß alle ihm gehorſam geweſen, ausgenommen ein junger Mann in einem gewiſſen Hauſe, der ein Fremder und deshalb nicht gekommen wäre. Der Sultan befahl ihm, zu erſcheinen; und er hatte ſich kaum dem Fenſter genähert, als die Prinzeſſinn ihm ein geſticktes Schnupftuch zuwarf, indem ſie ausrief: „Dieſer iſt es, der uns von den Klauen des Ungeheuers gerettet hat!“

Der Sultan befahl nun, den jungen Prinzen vor ihn zu bringen. Er kam, und begrüßte den Sultan mit anmuthsvoller Hochachtung. „Biſt du der Beſieger des Ungeheuers?“ rief der Sultan aus. „Ich bin es,“ entgegnete der Prinz. „Sage mir, wie ich dich belohnen ſoll?“ verſetzte der Sultan. „Ich bitte,“ erwiederte der Prinz, Gott und Euer Majeſtät, mir die Prinzeſſinn eure Tochter zur Gemahlinn zu geben.“ — „Verlange lieber einen Theil meiner Schätze,“ ſagte der Sultan. Hierauf bemerkten die Hofbeamten, daß er, da er die Prinzeſſinn vom Tode gerettet, auch ihrer würdig wäre; und als der Sultan endlich einwilligte, wurde der Ehebund geſchloſſen. Der junge Prinz erhielt ſeine Braut, und die Hochzeit wurde vollzogen. Gegen Ende der Nacht ſtand er auf, zog ihren Ring von ihrem Finger, ſteckte ihr den ſeinigen an, und ſchrieb ihr in die Handfläche: „Ich bin Aladin, der Sohn eines mächtigen Sultans, der in Yemen herrſcht: kannſt du, ſo folge mir dorthin; wo nicht, ſo bleib bei deinem Vater.“

Als der Prinz dieß gethan hatte, verließ er ſeine ſchlafende Braut, den Palaſt und die Stadt, und reiſte weiter. Auf dieſer Reiſe heiratete er eine zweite Frau, die er von einem Elephanten befreit hatte, und auf gleiche Weiſe verließ; aber das dabei Vorgefallene iſt des Erzählens nicht werth.

Nachdem der Prinz ſeine zweite Frau verlaſſen hatte, reiſte er weiter, um den Vogel aufzuſuchen, dem die Schnur von Perlen und Smaragden gehört hatte, und erreichte endlich die Stadt, in welcher die Beſitzerinn des Vogels, — Tochter des ſehr mächtigen Sultans, — lebte. Er durchſtrich mehrere Straßen, bis er endlich einen allein ſitzenden ehrwürdigen Greis gewahrte, der ein Alter von mindeſtens hundert Jahren erreicht zu haben ſchien. Er näherte ſich ihm, und fragte ihn, nachdem er ihn mit Ehrfurcht begrüßt und ein Geſpräch mit ihm angeknüpft hatte, ob er ihm wohl eine Nachricht über einen Vogel, deſſen Kette aus Perlen und Smaragden beſtände, oder von deſſen Beſitzerinn geben könnte?

Der Greis ſchwieg, in Gedanken vertieft, einige Augenblicke; worauf er ſagte: „Mein Sohn, viele Sultane und Prinzen haben dieſen Vogel und die Prinzeſſinn, der er gehört, zu erhalten gewünſcht; aber ihre Bemühungen ſind erfolglos geweſen: verſchaffe du dir jedoch ſieben Lämmer, tödte ſie, zieh ihnen die Haut ab, und zertheile ſie in zwei Hälften. In dem Palaſte ſind acht Höfe, vor den Thoren von ſieben derſelben ſtehen zwei hungrige Löwen, und in dem letzten, in welchem die Prinzeſſinn wohnt, befinden ſich vierzig Sklaven. Geh, und verſuche dein Glück.“

Der Prinz bedankte ſich bei dem alten Manne, empfahl ſich ihm, verſchaffte ſich die Lämmer, durchſchnitt ſie nach der Vorſchrift, und gegen Mitternacht, als die Fußtritte der Menſchen verhallt waren, begab er ſich zu dem erſten Thore, vor welchem er zwei ungeheure Löwen erblickte, deren Augen gleich Ofenfeuern flammten. Er warf jedem ein halbes Lamm vor, und ging vorbei, während ſie es verſchlangen. Durch dieſe Liſt gelangte er glücklich bis in den achten Hof, an deſſen Thore die vierzig Sklaven in tiefen Schlaf verſunken lagen. Er ging vorſichtig hinein, und ſah die Prinzeſſinn in einem prächtigen Saale, die auf einem koſtbaren Bette ruhte, neben welchem ſich ihr Vogel in einem Käfige von Golddrath, mit herrlichen Edelſteinen geziert, befand. Leiſe nahte er ſich ihr und ſchrieb ihr in die flache Hand: „Ich bin Aladin, der Sohn eines Sultans von Yemen. Ich habe dich ſchlafen ſehen, und deinen Vogel mit mir genommen. Sollteſt du mich lieben, oder deinen Liebling wieder zu erhalten wünſchen, ſo komm in meines Vaters Hauptſtadt.“ Hierauf verließ er den Palaſt, erreichte die Ebene, und raſtete erſt am anderen Morgen.

Nachdem er ſich ausgeruht und Allah angefleht hatte, ihn vor Entdeckung zu beſchützen, ritt er bis Sonnenuntergang, wo er ein Arabiſches Lager erblickte, in welches er ſich begab und um ein Obdach bat.

Vierhundert fünf und achtzigſte Nacht.

Der Anführer, der ihn im Beſitze des ihm bekannten Vogels ſah, gewährte ihm ſogleich ſeine Bitte, indem er zu ſich ſelbſt ſagte: „Dieſer Jüngling muß ein Günſtung des Himmels ſein, oder er hätte nicht den Preis erhalten können, um welchen ſo viele mächtige Sultane, Prinzen und Weſyre als Opfer gefallen ſind.“ Er bewirthete ihn gaſtfreundlich, legte ihm jedoch keine Fragen vor, entließ ihn am Morgen mit Gebeten für ſein Wohl, und ſchenkte ihm ein ſchönes Pferd. Aladin dankte ſeinem großmüthigen Wirthe, nahm Abſchied, und ritt, ohne anzuhalten, bis er ſeines Vaters Hauptſtadt anſichtig ward. Auf der Ebene wurde er aufs neue von ſeinen Brüdern angefallen, die von ihrer erfolgloſen Reiſe eben heimkehrten, und da ſie den glänzenden Käfig, mit dem Vogel in ſeinen Händen ſahen, ihn plötzlich vom Pferde riſſen, ſo ſchrecklich zerſchlugen und ihn ſo liegen ließen. Sie kamen in die Stadt, überreichten ihrem Vater den Käfig, mit einer erlogenen Erzählung von Gefahr und Entrinnung, nach deren Anhörung der Sultan ſie mit Lobſprüchen überhäufte, während der arme Aladin ſich zerbläut und ſchwermüthig zu ſeiner Mutter begab.

Er erzählte dieſer ſeine Abenteuer, beklagte ſich bitterlich über ſeinen Verluſt, und gab ſeinen Entſchluß zu erkennen, daß er ſich an ſeinen neidiſchen Brüdern rächen wollte. Sie tröſtete ihn, bat ihn, geduldig zu ſein und Allah nicht vorzugreifen, der zur rechten Zeit ſeine Gewalt und Gerechtigkeit ſchon handhaben würde.

Wir kehren nun zu der Prinzeſſinn zurück, die ihren Vogel verloren hatte.

Als ſie morgens aufwachte und ihren Vogel vermiſſte, war ſie ſehr beſtürzt, noch beſtürzter aber, als ſie die Schrift in ihrer Hand las. Sie ſchrie laut auf; ihre herbeigekommenen Frauen, die ſie in einem ſinnloſen Zuſtande fanden, holten den Sultan, dem ſie, als ſie ſich etwas erholt hatte, den Verluſt ihres Vogels erzählte, ihm ihre Hand zeigte, und erklärte, daß ſie niemand als den, der ſie ſchlafend geſehen, heiraten wollte. Der Sultan, der es unnütz fand, Gegenvorſtellungen zu machen, willigte darein, ſeine Tochter bei der Aufſuchung des Prinzen zu begleiten, und befahl ſeinem Herrn, ſich zu einem Zuge nach Yemen zu bereiten.

Als die Truppen verſammelt waren, führte der Sultan ſeine Tochter in das Lager, und brach am folgenden Tage auf. Die Prinzeſſinn und ihre Frauen wurden in prächtigen Tacht-rewan's *) getragen. Sie raſteten nicht, bis das Heer nahe bei jener Stadt war, bei welcher Aladin die Tochter des Sultans durch Beſiegung eines Elephanten vom Tode gerettet hatte. Ein Geſandter, der abgeſchickt wurde, um die Erlaubnis nachzuſuchen, ein Lager aufſchlagen und Mundvorrath einkaufen zu dürfen, fand eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme, und der Sultan der Stadt beſuchte mit großem Pompe ſeinen fürſtlichen Bruder, der ihn von der Urſache ſeines Zuges be-

---

*) Trageſeſſel; wörtlich: laufende Seſſel.

nachrichtigte. Dieß überzeugte den anderen Sultan, daß der Räuber des Vogels auch zugleich der Retter ſeiner Tochter wäre, und er beſchloß, mitzuziehen. Demnach bewegten ſich, nach dreitägigen Feſten und Ergetzlichkeiten, die beiden Sultane, mit beiden Prinzeſſinnen und den vereinigten Heeren, auf Yemen zu. Ihr Weg führte ſie durch die Hauptſtadt, deren Sultanstochter Aladin von den Klauen des Ungeheuers errettet hatte.

Bei der Ankunft der Verbündeten vor dieſer Stadt, wurde auf gleiche Weiſe, wie die oben erzählte, unterhandelt; der dritte Sultan beſchloß, ſie in der Aufſuchung ſeines Tochtermannes zu begleiten, und die Prinzeſſinn vereinigte ſich willig mit den beiden anderen. Sie zogen weiter, und auf dem Wege wurde die Prinzeſſinn, welche den Vogel verloren hatte, von den anderen vollſtändig von der Schönheit, Tapferkeit und männlichen Stärke Aladins unterrichtet; was ſie nur noch begieriger machte, ihn zu finden. Endlich, nach fortgeſetzten und ununterbrochenen Märſchen, erreichten die drei Sultane Yemen, und ſchlugen gegen Sonnenuntergang ihre Lager auf einer grünen, wohl bewäſſerten Ebene, in der Nähe der Hauptſtadt auf.

Der Sultan von Yemen ſah mit großer Unruhe und Beſorgnis ein ſo zahlreiches Heer ſo nahe an ſeiner Hauptſtadt gelagert, aber verbarg ſeine Furcht, und gab alle nöthigen Befehle, um die Stadt vor einem nächtlichen Ueberfalle zu ſichern. Am Morgen wurde er beruhigt, als die verbündeten Sultane einen Geſandten mit reichen Geſchenken, mit Verſicherungen, daß ſie keine feindliche Abſichten hegeten, und mit der Bitte, er möchte ſie in ihrem Lager beſuchen und es mit den nöthigen Bedürfniſſen verſehen, an ihn abſandten. Der Sultan nahm die Einladung an, und als das Gefolge in Bereitſchaft war, ſo kam er, von allen Hofleuten in ihrer höchſten Pracht begleitet, in das Lager, wo er mit den ihm gebührenden Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Die drei Sultane waren ihm bis zu den Vorpoſten entgegen gegangen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungsfeierlichkeiten, geleiteten ſie ihn in ein prächtiges Zelt von rothem Sammt, deſſen Franſen und Stricke von Goldfäden, die Pflöcke von gediegenem Silber waren, und deſſen Futter aus einem Silberſtoffe beſtand, der mit ſeidenen Blumen von allen Farben in erhabener Arbeit, mit Goldfolie untermiſcht, durchwirkt war. Der Boden war mit prächtigen Teppichen bedeckt, und auf einer mit Goldbrokat belegten Erhöhung am oberen Ende ſtanden vier Diwane, deren Decken und Kiſſen über alle Beſchreibung prachtvoll waren, da ſie aus Perſiſchem Sammt, mit koſtbaren Perlen beſetzt und beblümt, beſtanden.

Vierhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

Als die vier Sultane ſaßen und ein Geſpräch begonnen hatten, worin der Sultan von Yemen erfuhr, weshalb die anderen in ſein Land gekommen waren, wurde ein goldener Tiſch gebracht und ein prächtiges Mahl, in Gefäßen von Achat, Kriſtall und Gold, aufgetragen. Die Becken und Gießkannen waren von reinem Golde mit Juwelen beſetzt. Die Pracht in jeder Sache war ſo groß, daß der Sultan von Yemen ſich nur mit Mühe zurückhalten konnte, ſein Erſtaunen nicht zu zeigen, und innerlich ausrief: „Beim Allah, bis jetzo hab' ich noch keine ſolche Verſchwendung von Glanz, Zierlichkeit und Reichthum geſehen!“ Als das Mahl beendet war, wurden mehrere Arten von Kaffee, Zuckerwerk und Sorbeten hereingebracht; worauf die Geſellſchaft ſich unterhielt. Die drei Sultane fragten ihren königlichen Gaſt, ob er Kinder hätte, worauf er erwiederte, daß er zwei Söhne hätte.

Die Sultane baten ihn nun, ſie holen zu laſſen; und er ſchickte ſogleich einen Boten an ſie ab. Sie begaben ſich auf reichgezäumten Roſſen und prächtig gekleidet, in das Lager. Als ſie in das Zelt traten, blickten die Prinzeſſinnen, die hinter durchſichtigen Goldgeweben Alles ſehen konnten, was in dem Zelte vorging, begierig nach ihnen; und diejenige, welche ihren Vogel verloren hatte, fragte die anderen beiden, ob einer von den Prinzen ihr Mann wäre. Sie verneinten es, indem ſie hinzufügten, daß der viel ſchöner und edler ausſähe, als jene. Auch die Sultane fragten ihre Töchter, und erhielten gleiche Antworten.

Die Sultane fragten hierauf den Vater der Prinzen, ob er keine anderen Söhne hätte; worauf er antwortete, er hätte wohl noch einen, aber er bekümmerte ſich ſchon lange weder um ihn, noch um ſeine Mutter, und beide lebten unter den Sklaven des Harems. Die Sultane äußerten den Wunſch, ihn zu ſehen, und er wurde herbeigeführt, aber in einem ſchlechten Kleide. Die beiden Prinzeſſinnen, welche er von den Thieren befreit und nachher geheiratet hatte, erkannten ihn alsbald, und riefen zugleich: „Das iſt wahrhaftig unſer geliebter Gatte!“ Er wurde hierauf von den Sultanen umarmt und zu ſeinen Frauen gelaſſen, die ihm voll Freuden und Entzücken um den Hals fielen und ihn herzten und küßten, während die Prinzeſſinn, welche den Vogel verloren hatte, ſich verſchleiert zu ſeinen Füßen warf und ſeine Hand küßte.

Nach dieſem Auftritte, kehrte der junge Prinz zu ſeinem Vater und den anderen Sultanen zurück, die ihn achtungsvoll empfingen und neben ſich ſitzen ließen; worüber ſein Vater erſtaunte, mehr aber noch, als jener ſich zu ſeinen Brüdern wandte, und zu ihnen ſagte: „Welcher von euch fand zuerſt die Schnur von Perlen und Smaragden?“ worauf ſie nichts antworteten, und er ſodann fortfuhr: „Wer von euch tödtete das Ungeheuer und den Elephanten, oder wagte es, mit ſtarkem Gemüth in den Palaſt des Sultans zu gehen und den Käfig mit dem Vogel weg zu nehmen?“ — Als ihr beide, wie ein Paar Schufte, mich anfielet beraubtet und verwundetet, hätte ich leicht Herr über euch werden können; aber ich fühlte, daß die Vorſehung eine Zeit beſtimmt hätte, zu welcher über euch und meinen elenden Vater, der mich und meine Mutter verſtoßen und uns unſerer gerechten Anſprüche beraubt hat, ein gerechtes Gericht ergehen würde.“ Als er dieß geſagt hatte, zog er ſeinen Säbel, drang auf die beiden Prinzen ein, und ſtreckte ſie beide, jeden mit Einem Hiebe, todt zu Boden. Er hätte in ſeiner Wuth auch ſeinen Vater angegriffen; aber die Sultane hielten ihn zurück, und nachdem ſie Vater und Sohn verſöhnt hatten, verſprach der erſte dem letzten, ihn zu ſeinem Erben und ſeine Mutter wieder in ihren vorigen Rang einzuſetzen. Seine Vermählung mit der dritten Prinzeſſinn wurde nun gefeiert, und die drei Väter der jungen Frauen, nachdem ſie an den vierzig Tage lang ſtattgefundenen Feſtlichkeiten Theil genommen hatten, nahmen Abſchied, und kehrten in ihre verſchiedenen Königreiche zurück. Der alte Sultan, der ſich ſeines Alters wegen, den Regierungsſorgen nicht mehr gewachſen fühlte, übertrug die Herrſchaft ſeinem Sohne, welchen das von ſeiner Tapferkeit und Klugheit eingenommene Volk willig als Herrſcher anerkannte.

Einige Zeit nachdem er zum Königthume gelangt war, verließ er, nur von einigen auserwählten Hofleuten begleitet und ohne die läſtigen Anhängſel ſeines Ranges, die Hauptſtadt, um ſich auf eine Jagd zu begeben. Als er nun jagend über eine wüſte Ebene kam, gelangte er auf einen Fleck, auf dem ſich die Oeffnung einer Höhle befand, in welche er hineintrat, und in der Höhle Hausgeräth und andere Zeichen ihres Bewohntſeins fand, aber niemand war darin.

Seine Neugier war gereizt, er beſchloß, die Erſcheinung der Bewohner der Höhle abzuwarten, und befahl ſeinen Begleitern, ſeinen Rang nicht zu verrathen. Er hatte noch nicht lange gewartet, als ein Mann, mit Mundvorrath beladen, kam. Als derſelbe an den Eingang der Höhle gelangt war, ſagte der Sultan zu ihm: „Woher kömmſt du, wohin gehſt du, und was trägſt du?“ — „Ich bin,“ verſetzte der Mann, „einer von den drei Genoſſen, welche dieſe Höhle bewohnen. Wir ſind aus der Stadt entflohen, um der Gefangennehmung zu entgehen, mit welcher wir, einiger ſchlimmen Streiche wegen, uns bedroht ſahen, und alle zehn Tage geht einer von uns, um Mundvorrath einzukaufen: heute iſt die Reihe an mir, und meine Freunde werden gleich hier ſein. Bleibet dieſe Nacht bei uns, und ihr werdet ſehen, daß wir ein luſtiges Leben führen.“

Der Sultan nahm mit Vergnügen dieſen Vorſchlag an, und ſandte ſogleich ſeine Begleiter, mit Ausnahme einiger wenigen, mit dem Befehl ab, aus der Stadt allerlei Bedürfniſſe für die Nacht zu holen. Er blieb mit ſeinen wenigen Begleitern in der Höhle, und bald nachher kamen ihre beiden anderen Bewohner, denen ſehr bald die Boten des Sultans mit allem zu einer guten Mahlzeit Nöthigem folgten, an welcher Alle ohne Umſtände Theil nahmen.

Als die Nacht vorbei war, machte der Sultan ſeinen Wirthen, deren Luſtigkeit und Verſtand ihm ſehr behagt hatte, den Vorſchlag, ſie mit in die Stadt zu nehmen. „Wie,“ riefen ſie aus, „ihr wollt uns an den Ort bringen, aus dem wir entwiſcht ſind, um unſere Freiheit zu retten! Wo denkt ihr hin?“ — „Fürchtet nichts,“ ſagte der Fürſt, „ich bin der Sultan, ich wollte euch hören, um mich zu ergetzen; und in Rückſicht des Vergnügens, das ihr mir gewährt habt, verzeihe ich euch!“ Bei dieſen Worten verneigten ſie ſich tief vor ihrem Oberherrn, und ſchwuren ihm Gehorſam. Sie verließen ihre Höhle, und folgten dem Sultan in ſeinen Palaſt. Ihre Unterhaltung ſchien ihn ſehr zu ergetzen, und er ließ ſie vor ſich kommen, damit ſie ihm luſtige oder erſtaunliche Abenteuer erzählten, und als ſie eines Abends beiſammen waren, gab Einer folgende Geſchichte zum Beßten:

Vierhundert ſieben und achtzigſte Nacht.

Geſchichte
des Abu-Nyut und des Abu-Nyutyn.

„Ein ehrlicher, aber vom Misgeſchicke verfolgter Mann, namens Abu-Nyut, faßte den Entſchluß, ſein Vaterland zu verlaſſen und ſich in einem anderen Lande ein beſſeres Loos zu ſuchen. Er nahm alles mit ſich, was er beſaß, was freilich nur ein einziger Scherif war, und machte ſich auf den Weg. Er war noch nicht weit gegangen, als ein Mann ſich zu ihm geſellte, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ, in welchem er erfuhr, daß er Abu-Nyutyn, oder Doppelſinnig, hieße. Da ſie gleiche Abſicht hegten, ſo beſchloſſen ſie, ihr Glück zuſammen zu ſuchen, und es wurde ausgemacht, daß Abu-Nyut die gemeinſchaftliche Kaſſe führen ſollte. Abu-Nyutyn beſaß zehn Scherifs.

Nach einigen Tagen mühevoller Wanderung, erreichten ſie eine Stadt, in welcher ſie, bei ihrem Eintritt, ein Bettler mit folgenden Worten anrief: „Würdige Gläubige! Allah ſei mit euch! gebet mir ein Almoſen, und ihr werdet tauſendmal dafür belohnt werden.“ Hierauf gab Abu-Nyut ihm einen Scherif. Sein Gefährte, der das für Verſchwendung hielt, verlangte ſein Geld zurück, was jener ihm auch gab, und verließ ſeinen neuen Freund, der nun nichts mehr hatte. Abu-Nyut ging, ſich ſeinem Schickſal überlaſſend und der Vorſehung vertrauend, in eine Moſchee, um dort ſeine Andacht zu verrichten, und in der Hoffnung, daſelbſt irgend jemand zu finden, der ihm aus ſeiner Noth helfen würde; aber er fand niemand. Er blieb eine Nacht und einen Tag in der Moſchee; aber niemand gab ihm ein Almoſen. Vom Hunger getrieben, ſtahl er ſich in der Abenddämmerung weg, und irrte mit ſchwankenden Schritten durch die Straßen. Als er nun einen Sklaven erblickte, der die Ueberbleibſel eines Mahles von einem Tiſchtuch auf die Straße warf, las er ſie auf, ſetzte ſich in einen Winkel und nagte mit Begierde an den Knochen; worauf er die Augen zum Himmel hub und Gott für dieſe dürftige Mahlzeit dankte. Der Sklave, der ſein Thun beobachtet hatte, war über ſein Elend und ſeine Frömmigkeit erſtaunt und gerührt, und erzählte ſeinem Herrn davon, der ein frommer Mann war und dem Abu-Nyut zehn Scherifs ſchickte.

Der Sklave hatte aus Habſucht einen Scherif für ſich behalten, und gab dem Abu-Nyut nur neune. Dieſer, der das Geld zählte, dankte Gott für ſeine Güte, ſagte jedoch, er hätte, dem Ausſpruche der Schrift gemäß, für den Scherif, den er dem Bettler gegeben, zehne erhalten ſollen. Der Herr des Sklaven hörte dieſe Aeußerung, rief den Abu-Nyut zu ſich herauf, ließ ihn neben ſich ſitzen, und fragte ihn nach ſeiner Geſchichte, die er ſeinem Wirth erzählte, der ein angeſehener Kaufmann und ſo von ſeiner frommen Einfalt eingenommen war, daß er beſchloß, ſich mit ihm zu befreunden, und ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe anbot.

Abu-Nyut hatte kaum einige Tage bei ſeinem freundlichen Wirthe gewohnt, als die Zeit herankam, zu welcher der in Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten ſehr pünktliche Kaufmann ſein Vermögen berechnete, den zehnten Theil davon abſonderte und baar ſeinem Gaſte ſchenkte, dem er den Rath gab, einen Laden zu eröffnen und ſein Glück im Handel zu verſuchen. Abu-Nyut folgte dieſem Rathe, und zwar mit ſo vielem Erfolge, daß er in wenigen Jahren einer der angeſehenſten Kaufleute in der Stadt war.

Als er eines Tages in ſeinem Laden ſaß, ſah er auf der Straße ſeinen alten Gefährten Abu-Nyutyn in elendem Aufzuge, abgemagert und mit eingeſunkenen Augen, der mit kläglichem Geſchrei die Vorübergehenden um Almoſen anbettelte. Abu-Nyut, der ſeine jammervolle Lage bemitleidete, befahl einem Sklaven, ihm den Bettler zu rufen. Als er kam, ließ er ihn niederſitzen, und ſandte nach Erfriſchungen, um ihn zu ſtärken und zu ſättigen. Er bat ihn hierauf, die Nacht in ſeinem Hauſe zuzubringen, nahm ihn, nachdem er am Abend ſeinen Laden geſchloſſen hatte, mit ſich, ließ ein warmes Bad für ihn bereiten, und ſchenkte ihm, nachdem er gebadet hatte, einen reichen Anzug. Das Abendeſſen wurde aufgetragen und als ſie ſich ſatt gegeſſen hatten, ſprachen ſie über allerlei Gegenſtände. Endlich rief Abu-Nyut aus: „Erinnerſt du dich nicht auf mich, mein Bruder?“ — „Nein, beim Allah, mein ſo freigebiger Wirth!“ verſetzte der Andre: „ſage mir, wer du biſt.“ — „Ich war,“ erwiederte Abu-Nyut, „einſt dein Reiſegefährte; aber meine Geſinnung iſt noch dieſelbe, und ich habe unſere alte Verbindung nicht vergeſſen: die Hälfte von dem, was ich beſitze, iſt dein.“

Nachdem er dieß geſagt hatte, überſchlug Abu-Nyut ſein Vermögen, und gab die Hälfte davon ſeinem bekümmerten Reiſegefährten, der damit einen Laden miethete und ausſtattete, und gute Geſchäfte machte. Einige Zeit lang lebten die beiden Freunde in gutem Vernehmen mit einander, bis Abu-Nyutyn, welchen eine Unruhe befiel, den Abu-Nyut aufforderte, ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu verlaſſen und zu ihrem Vergnügen und Nutzen zu reiſen. „Mein theurer Freund,“ ſagte Abu-Nyut, „wozu ſollen wir reiſen? Leben wir hier nicht in Ruhe und Wohlhabenheit? und was können wir in einem anderen Theile der Welt Beſſeres genießen?“ Dieſe Entgegnung machte auf Abu-Nyutyn keinen Eindruck, und er drang ſo ſehr in ſeinen Freund, daß dieſer endlich nachgab; und da eben eine Karawane ſich reiſefertig machte, ſo luden ſie eine beträchtliche Anzahl von Waaren auf Mauleſel und Kameele, und machten ſich auf den Weg nach Mußul.

Nachdem ſie zehn Tage gereiſt waren, lagerten ſie ſich eines Abends an einem tiefen Brunnen. Am folgenden Morgen ließ Abu-Nyut, aus eigenem Antriebe, ſich in den Brunnen herab, um die Waſſerſchläuche der Karawane zu füllen, ohne daß er vermuthen konnte, was ihm von der Vorſehung beſtimmt war; denn ſein undankbarer Freund, der ihm ſein Glück beneidete und ſeinen Reichthum begehrte, ſchnitt den Strick des Brunnens ab, ließ die Laſtthiere beladen, überließ Abu-Nyut ſeinem Schickſal, und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Abu-Nyut blieb den ganzen Tag ohne Speiſe, hoffte aber in Demuth von Allah ſeine Befreiung. In der Mitte der folgenden Nacht hörte er zwei böſe Geiſter mit einander ſprechen. Der eine ſagte: „Ich bin nun vollkommen glücklich; denn endlich iſt die Prinzeſſinn von Mußul von mir beſeſſen, und niemand vermag, mich auszutreiben, wenn er nicht an einem Freitage während des Gottesdienſtes in der großen Moſchee einen Aufguß von Wermuth unter ihre Füße ſprengt: ein Mittel, auf welches wohl ſo leicht keiner kommen wird.“ — „Ich,“ erwiederte der andre böſe Geiſt, „bin im Beſitze eines Schatzes von Gold und Juweelen, der in dem Berge bei Mußul verborgen liegt und gar nicht zu berechnen iſt. Er iſt auf keine andere Weiſe zu heben, als wenn auf dem Berge ein weißer Hahn geſchlachtet und die Erde mit ſeinem Blute befeuchtet wird: ein Geheimnis, was ſchwerlich jemand errathen wird.“ Nachdem ſie dieß geſagt hatten, flogen die beiden Geiſter fort.

Abu-Nyut merkte ſich die Unterredung der beiden Geiſter, und wurde bei Tagesanbruche von einer Karawane, die Waſſer bedurfte, glücklich errettet und durch Speiſe geſtärkt. Er wurde nun befragt, durch welchen Zufall er in dem Brunnen geblieben wäre; und er, die Verrätherei ſeines undankbaren Gefährten verbergend, erzählte, er wäre am Rande des Brunnens eingeſchlafen, hineingefallen, und da ſeine Reiſegefährten ihn nicht vermißt hätten, wäre ihre Karawane weiter gezogen. Er bat hierauf um die Erlaubnis, ſeine großmüthigen Befreier nach Mußul begleiten zu dürfen; worin ſie willigten, und ihn mit allem Nöthigen verſorgten.

Bei ſeinem Einzuge in die Stadt ſah Abu-Nyut das ganze Volk in Bewegung, und hörte, als er nach der Veranlaſſung fragte, daß man einen Arzt hinrichten würde, der vergebens verſucht hätte, einen böſen Geiſt, von welchem die Prinzeſſinn beſeſſen wäre, auszutreiben, und daß ein gleiches Misgeſchick ſchon mehrere Unglückliche betroffen, welche ihre Geſchicklichkeit an der beſeſſenen Prinzeſſinn verſucht hätten. Hierauf eilte er zum Sultan in den Palaſt, warf ſich vor ihm nieder, und erbot ſich, den böſen Geiſt auszutreiben, wofür er keine andre Belohnung verlangte, als die Begnadigung des armen Arztes. Der Sultan war es zufrieden, erklärte aber, daß, wenn Abu-Nyut den Geiſt nicht austriebe, er und der Arzt, als anmaaßliche Stümper in ihrer Kunſt, hingerichtet werden ſollten. Abu-Nyut bat, daß die Prüfung ſeiner Geſchicklichkeit bis zum nächſten Freitage verſchoben bleiben möchte: eine Bitte, die er dem Sultan feierlich ans Herz legte, damit die Gebete der Gläubigen ſein Unternehmen ein geſegnetes ſein ließen. Der Sultan willigte ein, der unglückliche Arzt wurde vom Richtplatz in den Palaſt geführt, um dort, wo auch dem Abu-Nyut ein Zimmer angewieſen wurde, aufbewahrt zu werden. Es erging nun ein Befehl durch die ganze Stadt, den nächſten Feiertag ſtrenge zu feiern; wobei denen, die dieſe Feier verſäumen würden, die königliche Ungnade angedroht wurde.

Als der Freitag nun da und die ganze Stadt zum Gebete verſammelt war, bereitete Abu-Nyut den von dem böſen Geiſt erwähnten Aufguß von Wermuth. Er wurde in das Gemach der Prinzeſſinn geführt, die in ſchwermüthigem Stumpfſinne da lag, und ſprengte den Aufguß vor ihre Füße; worauf ein lautes Gellen dicht neben ihr gehört wurde, ſie ſich, gleichſam wie vom Schlaf erwachend, aufrichtete, und ihre Sklavinnen rief, um ihr beim Aufſtehen und Ankleiden zu helfen. Man benachrichtigte ſogleich den Sultan von der Wiederherſtellung der Prinzeſſinn, und er kam voll Freuden, um ihre Geneſung zu ſehen. Er ordnete öffentliche Freudenfeſte an, ließ große Summen unter die Armen vertheilen, forderte Abu-Nyut auf, für ſeinen wichtigen Dienſt ſich eine Belohnung zu wählen, und befahl, den unglücklichen Arzt in Freiheit zu ſetzen und zu beſchenken.

Abu-Nyut, den die Reize der Prinzeſſinn bezaubert hatten, verlangte zur Belohnung ihre Hand; worauf ſich der Sultan mit ſeinen Weſyren berieth, die ihm den Rath gaben, die Antwort bis zum folgenden Morgen zu verſchieben, da die Sache wohl überlegt ſein wollte. Als Abu-Nyut ſich entfernt hatte, ſtellten die Weſyre dem Sultan vor, daß der Gemahl ſeiner Tochter doch mindeſtens ein großes Vermögen beſitzen müßte; denn wenn Abu-Nyut auch den böſen Geiſt ausgetrieben, ſo wäre er jedoch nicht würdig, ſie zu heiraten, wenn er ſie nicht auf eine ihrem Range geziemende Weiſe zu unterhalten vermöchte. Sie riethen ihm daher, eine Anzahl ſeiner koſtbarſten Juweelen auszuſuchen, ſie dem Abu-Nyut zu zeigen, welche von gleichem Werthe für die Prinzeſſinn als Heiratsgut zu verlangen, und ihn nur nach Erfüllung dieſer Bedingung zum Schwiegerſohn anzunehmen: bliebe ſie jedoch unerfüllt, ſo müßte er für ſeine Dienſte eine Belohnung annehmen, die ſeinem Stande angemeſſener wäre, als eine ſo hohe Verbindung.

Als nun Abu-Nyut am nächſten Morgen bei Hofe erſchien, zeigte ihm der Sultan die Juweelen, und machte ihm die mit den Weſyren verabredete Bedingung; worauf dieſer mit der größten Gleichgültigkeit auf die glänzenden vor ihm liegenden Steine ſah, und den Sultan verſicherte, er würde ihm am nächſten Tage zehnmal ſo viel von noch höherem Werth und ſchönerem Glanz anbieten; über welche Erklärung der ganze Hof höchlich erſtaunte, da es bekannt war, daß kein Fürſt koſtbarere Edelſteine beſäße, als der Sultan von Muſſul.

Nachdem Abu-Nyut ſich dem Sultan empfohlen hatte, begab er ſich auf den Hühnermarkt, kaufte einen ganz weißen und fleckenloſen Hahn, welchen er nach Hauſe trug, bis zum Aufgange des Mondes aufbewahrte, und dann mit dem Hahne auf den von dem Geiſte bezeichneten Berg eilte. Dort ſchnitt er dem Hahne die Kehle ab, deſſen Blut zu fließen begann, als plötzlich die Erde bebte und in dem Berge eine Oeffnung entſtand, durch welche, zu ſeiner großen Freude, er ſolche Haufen unſchätzbarer Edelſteine von allen Gattungen erblickte, daß es unmöglich iſt, ſie zu beſchreiben. Abu-Nyut kehrte nun in die Stadt zurück, wo er zehn Kameele, deren jedes zwei Körbe trug, holte, ſie zum Berge führte, dort mit ſeinem

Schätze belaſtete, und dieſen, nachdem er die Oeffnung des Berges wieder zugefüllt hatte, in ſeine Wohnung ſchaffte.

Am Morgen begab ſich Abu-Nyut mit ſeinen beladenen Kameelen in den Palaſt, verfügte ſich in den Hof des Diwans, wo der Sultan ihn ſitzend erwartete, dem er nun zurief: „Steig einen Augenblick herab, o Herr, und prüfe das Heiratsgut der Prinzeſſinn.“ Der Sultan näherte ſich den Kameelen, welche nieder knieten, unterſuchte die Körbe, und war über den Reichthum ihres Inhalts voll Erſtaunen; denn die Juweelen übertrafen an Glanz und Größe die ſeinigen ſo ſehr, daß er ausrief: „Beim Allah, wenn die Schätze aller Sultane in der ganzen Welt zuſammengebracht würden, ſo könnten ſie nichts ähnliches aufweiſen!“ Als er ſich von ſeinem Erſtaunen etwas erholt hatte, erkundigte er ſich bei ſeinen Weſyren, wie er ſich nun gegen Abu-Nyut benehmen ſollte; worauf ſie alle einſtimmig ausriefen, er möchte ihm ja ſeine Tochter zur Frau geben. Die Heirat wurde nun bald mit großem Glanze gefeiert, und Abu-Nyut benahm ſich in ſeinem neuen Range ſo gut, daß ſein Schwiegervater die öffentliche Audienz zur letzten Entſcheidung aller Rechtshändel, die er wöchentlich dreimal zu geben pflegte, ihm übertrug.

Als Abu-Nyut nun einige Zeit nach ſeiner Erhebung in dem prächtigen Saal eines ſeiner Landhäuſer Audienz gab, gewahrte er unter der Menge einen Mann mit ſorgenvoller Miene und in einem elenden Anzuge, welcher ausrief: „O ihr wahren Gläubigen, ihr mitleidigen Seelen, helfet dem Unglücklichen!“ Abu-Nyut befahl einem ſeiner Leibwächter, den Bettler vor ihn zu führen; und als dieß geſchehen war, erkannte er in ihm ſeinen verrätheriſchen Gefährten, der ihn in dem Brunnen gelaſſen hatte. Ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, oder irgend eine andere innre Bewegung, als die des Mitleids, merken zu laſſen, befahl er, jenen in ein warmes Bad zu führen. Nachdem er gebadet, wurde er in einen prächtigen Anzug gekleidet und in den Diwan zurückgeführt. Abu-Nyut nahm ihn in ein beſonderes Gemach, und ſagte: „Kennſt du mich nicht, alter Freund?“ — „Nein, beim Allah!“ verſetzte der Andre. „Wiſſe denn,“ entgegnete Jener, „daß ich Abu-Nyut, dein Wohlthäter und Gefährte bin, den du verrätheriſcherweiſe in dem Brunnen gelaſſen haſt.“ Er erzählte ihm hierauf alle ſeine Abenteuer, und ſchloß mit der Verſicherung, daß er weit davon entfernt wäre, ſich wegen ſenes Verrathes an ihm rächen zu wollen, und vielmehr ſeine Aufführung gegen ihn, als den Antrieb des Schickſals und als das Mittel betrachtete, durch welches er ſeinen gegenwärtigen Rang und Reichthum erlangt hätte, den er mit ihm theilen wollte. Das neidiſche Herz des Abu-Nyutyn war jedoch unbezwinglich, und anſtatt dem edlen Abu-Nyut für ſeine Vergebung und ſeine Freigebigkeit zu danken, rief er aus:

„Da der Brunnen dir ſo günſtig war, warum ſollte er es mir nicht auch ſein?“ Nachdem er dieß geſagt hatte, ſtand er eilig auf, und verließ, ohne weiteren Abſchied, den Abu-Nyut, der ſolche Rohheit nicht beſtrafen wollte.

Abu-Nyutyn eilte ſo ſchnell als möglich zu dem Brunnen, und nachdem er ſich an einem Stricke hinabgelaſſen hatte, ſetzte er ſich, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft der böſen Geiſter, die auch wirklich um Mitternacht angeflogen kamen, und oben auf dem Rande des Brunnens verweilend, ſich nach ihren gegenſeitigen Abenteuern befragten. „Seit wir uns zum letzten Male hier trafen,“ ſagte der eine, „iſt es mir ſchlecht ergangen; denn ein liſtiger Muſelmann hat das Geheimnis ausfindig gemacht, mich auszutreiben, und hat meine Prinzeſſinn geheiratet. Das ſchlimmſte dabei iſt, daß ich nicht im Stande bin, mich zu rächen: denn er iſt unter dem Schutze eines bekehrten Geiſtes, den der Prophet zu ſeinem Schutzgeiſte beſtimmt hat.“ — „Ich,“ verſetzte der Andere, „bin nicht minder übel dran, als du; denn derſelbe Mann, der deine Geliebte geheiratet, hat auch meinen verborgenen Schatz ausgeſpäht, und behält ihn, trotz allen meinen Bemühungen, ihn wieder zu erlangen. Aber laß uns dieſen abſcheulichen Brunnen, der unſtreitig die Urſach unſerer Unglücksfälle geweſen, zufüllen.“ Er hatte dieß kaum geäußert, als beide Geiſter die Einfaſſung und große Steine in den Brunnen warfen, welche den undankbaren und neidiſchen Abu-Nyutyn ganz zermalmten.

Da Abu-Nyut vergebens die Wiederkehr des Abu-Nyutyn erwartete, ſo begab er ſich zu dem Brunnen, und als er ſah, daß dieſer verſchüttet war, befahl er, ihn aufgraben, wo ihn denn die Auffindung des Leichnams bald überzeugte, daß die Bosheit des Elenden ſeine Zerſtörung veranlaßt hatte. Er rief mit Ehrfurcht aus: „Nur bei dem Allmächtigen iſt Hülfe; er bewahre uns vor dem Neide, der nur dem ſchadet, der ihn hegt!“

Vierhundert acht und achtzigſte Nacht.

Abenteuer eines Hofmannes.

In Aegypten lebte einſt ein reicher Emir, der in einer ſchlafloſen Nacht nicht wußte, was für ein Mittel er anwenden ſollte, um die traurigen Gedanken, die ihn quälten, zu vertreiben. Endlich fiel ihm ein, nach einem ſeiner Hofleute zu ſenden, der ein munterer Geſell war, und er ſagte zu ihm, als er gekommen: „Mein Buſen iſt dieſe Nacht, ich weiß nicht warum, ungewöhnlich unruhig, und ich wünſche, daß du mir irgend eine unterhaltende Geſchichte erzähleſt.“ Der Hofmann ſagte: „Dein Wille iſt mir Geſetz! Ich will dir ein Abenteuer erzählen, das ich in meiner Jugend erlebt habe.

Als ich noch ein ganz junger Menſch war, verliebte ich mich ſehr in ein Arabiſches, mit jedem Reiz und jeder

Anmuth geſchmücktes Mädchen, die bei ihren zu einem Stamme der Wüſte gehörigen Verwandten lebte. Eines Tages fühlte ich mein Gemüth in Beziehung auf ſie ſehr eängſtigt, und beſchloß, in einem Beſuche Beruhigung zu ſuchen; als ich aber an den Ort ihres früheren Aufenthaltes kam, fand ich weder meine Geliebte, noch ſonſt jemand von ihrer Verwandtſchaft. Ich fragte einige Reiſende; die mich benachrichtigten, daß der Stamm ſein Lager, aus Mangel an Futter für ihr Vieh, abgebrochen hätte, um es anderswo wieder aufzuſchlagen.

Ich verweilte einige Zeit auf der Stätte, da ich aber keine Zeichen ihrer Rückkehr gewahrte, wurde meine ungeduldige Sehnſucht unerträglich und trieb mich an, meine Geliebte aufzuſuchen. Obgleich der Abend ſchon ſeine Schatten warf, ſo ſattelte ich doch mein Kameel, gürtete meinen Säbel um, und ritt vorwärts. Die Nacht ward immer dunkler, mein Kameel ſtrauchelte häufig, und das Geheul und Gebrüll der wilden Thiere ertönte von allen Seiten. Mein Herz ſchlug voll Furcht und meine Zunge hörte nicht auf, zu dem Allmächtigen, unſerem einzigen Beſchützer in der Zeit der Noth, zu beten. Endlich feſſelte der Schlaf meine überſpannten Sinne, und mein Thier kam von dem Wege ab, den ich verfolgen wollte. Plötzlich wurde mein Kopf heftig von einem Baumzweige getroffen; ich erwachte und fühlte bedeutende Schmerzen. Als ich mich erholt hatte, ſah ich Bäume, mit Blumen gezierten Raſen und einen klaren Bach. Auch hörte ich eine Menge von Vögeln, deren Töne auf das ſüßeſte erklangen. Ich ſtieg von meinem Kameel ab, und legte den Zaum auf meinen Arm, da das Geſtrüpp des Dikkichts feſt verwachſen war.

Ich führte mein Kameel, bis ich aus dem Dickicht heraus war, wo ich es dann wieder beſtieg, ohne jedoch zu wiſſen, wohin ich mich wenden und wohin die Vorſehung mich leiten würde. So erreichte ich die Wüſte, und warf meine Blicke über den weiten Raum, in deſſen Mitte ich einen Rauch aufſteigen ſah. Ich peitſchte mein Kameel, und gelangte endlich zu einem Feuer, in deſſen Nähe ich ein reich verziertes Zelt erblickte, vor welchem eine Standarte ſtand und welches von Speeren, an Pfähle gebundenen Pferden und graſenden Kameelen umgeben war. Ich ſagte zu mir ſelbſt: „Was bedeutet dieſes ſo anſehnliche Zelt in einſamer Ebene?“ Ich nahte mich dem Eingange deſſelben, und rief aus: „Heil euch, ihr Bewohner dieſes Zeltes, der Allmächtige ſei euch gnädig!“

Es kam hierauf ein Jüngling heraus, der ungefähr neunzehn Jahr alt zu ſein ſchien: er war anmuthig, wie der aufgehende Mond, und Tapferkeit und Wohlwollen glänzten auf ſeinem Antlitze. Er erwiederte meinen Gruß, und ſagte: „Bruder Araber, vermuthlich haſt du deinen Weg verloren.“ Ich verſetzte: „Ja, zeig' ihn mir, und Gott möge dich dafür belohnen!“ Worauf er erwiederte:

„Meine Wohnung, Bruder Araber, iſt jetzt in dieſer wilden Wüſte; aber die Nacht iſt furchtbar, und ſollteſt du weiter reiten, ſo biſt du nicht ſicher davor, daß dich die wilden Thiere in Stücke reißen. Bleib alſo bei mir in Sicherheit, ruhe dich aus, und ſobald es tagt, werde ich dich auf deinen Weg geleiten.“ Ich ſtieg ab, er nahm mein Kameel, band es feſt und gab ihm Futter und Waſſer. Hierauf entfernte er ſich auf eine Weile, kehrte aber bald mit einem Schafe zurück, welches er ſchlachtete, ihm die Haut abzog, es zerſchnitt, ein Feuer anzündete, und daran einen Theil des Schafes briet, das er mit allerlei trockenen Kräutern und mit Spezereien würzte und mir dann vorſetzte.

Ich bemerkte, daß mein gütiger Wirth während ſeiner gaſtfreundlichen Beſchäftigungen zuweilen an ſeine Bruſt ſchlug und weinte; woraus ich ſchloß, daß er verliebt und gleich mir auf der Wanderung wäre. Meine Neugier regte ſich; aber ich ſagte zu mir ſelber: „Ich bin ſein Gaſt! wie dürfte ich ihn mit peinlichen Fragen beläſtigen?“ und ich hielt an mich. Als ich mich ſatt gegeſſen hatte, ſtand der Jüngling auf, ging in ſein Zelt, brachte eine Gießkanne und ein Becken, nebſt einem mit Seide geſtickten und mit Gold beſetzten Handtuche, auch ein Fläſchchen mit Roſenwaſſer, das mit Moſchus verſetzt war. Ich ſtaunte über ſein Benehmen und ſeine Artigkeit, und rief innerlich aus: „Wie wunderbar iſt der Aufenthalt eines ſo trefflichen Jünglings in dieſer wilden Wüſte!“ Wir verrichteten unſre Abwaſchungen, und ſprachen eine Weile über verſchiedene Gegenſtände; worauf mein freundlicher Wirth in ſein Zelt ging, aus welchem er ein Stück rothſeidenen Damaſt holte, den er zwiſchen uns theilte, indem er zu mir ſagte: „Bruder Araber, geh in mein Zelt und ſuche dir einen Ruheplatz; denn deine Beſchwerde und Ermüdung muß geſtern und heute groß geweſen ſein.“

Ich ging in das Zelt und fand in einer Abtheilung deſſelben eine Matratze von grünem Damaſt, worauf ich mich, nachdem ich meine Oberkleider ausgezogen hatte, niederlegte und ſo geſund ſchlief, daß ich weder ſeitdem noch vorher je einer ſo erquickenden Ruhe genoß. Endlich erwachte ich, als die Nacht ſchon weit vorgerückt war, und begann, über meinen gaſtfreien Wirth nachzudenken, ohne jedoch über ihn ins Klare zu kommen, als ein ſanftes Geflüſter, wie ich es nie ſüßer und zärtlicher vernommen hatte, meine Ohren traf. Ich hub den Vorhang meiner Abtheilung in die Höhe, und erblickte ein Frauenbild, ſchöner, als ich jemals eines geſehen, neben dem Eigenthümer des Zeltes ſitzend. Beide weinten und klagten über die Qualen der Liebe und der Trennung und über die Hinderniſſe, die ihre öfteren Zuſammenkünfte unmöglich machten. Ich ſagte zu mir ſelbſt: „Es liegt in dieſem liebenswürdigen Jüngling eine wunderbare Würde; doch lebt er hier allein, und ich habe kein anderes Zelt auf der Ebene geſehen. Was kann ich anderes vermuthen, als daß dieſe Schöne die Tochter eines guten Geiſtes iſt, die ſich in ihn verliebt, und wegen welcher er ſich in dieſe Einſamkeit zurückgezogen hat!“ Achtung vor ihrer Liebe veranlaßte mich, den Vorhang fallen zu laſſen, ich zog die Decke über mich her, und ſchlief wieder ein.

Als der Morgen dämmerte, erwachte ich, kleidete mich an, und ſagte zu dem Jünglinge, der ſchon aufgeſtanden war: „Bruder Araber, wenn du zu deinen vielen mir erwieſenen Gefälligkeiten noch die fügen willſt, mich auf meinen Weg zu leiten, ſo wird meine Verpflichtung gegen dich vollkommen ſein.“ Er ſagte freundlich zu mir: „Wenn es dir irgend genehm iſt, ſo vergönne mir, dich drei Tage lang als meinen Gaſt bei mir zu behalten.“ Ich konnte ſeine gaſtfreundliche Bitte nicht abſchlagen, und blieb bei ihm. Am dritten Tage wagte ich es, ihn nach ſeinem und ſeiner Familie Namen zu fragen, worauf er mir ſagte, daß er zu dem edlen Stamm Aſſra *) gehörte, und ich nun erfuhr, daß er der Sohn meines Vaterbruders war.“ „Sohn meines Oheims,“ rief ich aus, „was kann dich dahin gebracht haben, die Einſamkeit dieſer Wüſte zu

---

*) Ein Arabiſcher edler Stamm, der ſchon lange vor Muhamed, wegen ſeiner edlen Geſinnungen und ſanften Sitten bekannt war und deſſen Jugend ſich durch die größte Treue in der Liebe auszeichnete.

ſuchen und dich von deinen Verwandten, Nachbaren und Untergebenen zu trennen?“

Als er dieſe Frage gehört hatte, überſtrömten Thränen ſeine Augen, er ſeufzte und ſagte: „Ach, lieber Vetter, ich liebte die Tochter meines Oheims leidenſchaftlich, und begehrte ſie von ihm zur Gattinn; aber er verſagte ſie mir, und vermählte ſie einem Anderen aus unſerem Stamme, der reicher iſt, als ich, und ſie mit ſich nahm. Als ſie nun ſo von mir geriſſen war, ergriff Verzweiflung meine Seele, ich verließ Verwandte, Freunde und Gefährten, verliebte mich in die Einſamkeit, und zog mich hieher zurück.“

Als er mir dieß geſagt hatte, fragte ich ihn, wo der Wohnplatz ſeiner Geliebten und ſeines glücklichen Nebenbuhlers wäre. Er erwiederte: „Nahe am Gipfel jenes Berges, von welchem ſie, ſo oft die Gelegenheit es ihr vergönnt, in der Stille der Nacht, wenn alles ſchläft, ſich zu meinem Zelte herabwagt, wo wir gegenſeitig unſerer Geſellſchaft genießen: aber glaube mir, Bruder, unſere Leidenſchaft iſt unſchuldig und fromm. Deshalb lebe und wohne ich hier, wie du es ſiehſt, und während ſie mich beſucht, ſchwinden die Stunden wonnevoll dahin, bis Allah ſeine Vorherbeſtimmung erfüllen und entweder unſere Beſtändigkeit in dieſer Welt belohnen, oder uns zuſammen in das Grab bringen wird.“

Als der unglückliche Jüngling ſeine Erzählung beenet hatte, die mich zum innigſten Mitgefühle bewegte, ühlte ich mich zugleich lebhaft angetrieben, die Liebenden on ihren Gegnern zu befreien, und nach reiflicher Ueber- egung, ſagte ich zu ihm: „Wenn du ihn genehmigſt, laube ich einen Plan angeben zu können, deſſen Aus- ührung, mit Allahs Hülfe, deine und deiner Geliebten eiden enden wird.“ Er verſetzte: „Sohn meines Oheims, heile mir dieſen Plan mit!“ und ich fuhr fort: „Sobald es Nacht und deine Geliebte hier iſt, ſo wollen wir ſie uf mein Kameel ſetzen; denn es hat einen ſicheren und chnellen Gang; beſteig du dann dein Roß, und ich will ich auf einem deiner Kameele begleiten. Wir wollen die anze Nacht hindurch reiſen, und. ehe der Morgen durch en Wald dringt, wirſt du ſicher und dein Herz wird mit einer Geliebten glücklich ſein. Das Land Gottes iſt weit enug, um uns einen Zufluchtsort zu gewähren, und ich chwöre dir beim Himmel, dein Freund zu ſein, ſo lange ch lebe.“ Der Jüngling erwiederte: „Sohn meines Oheims ch will mich über deinen Plan mit meiner Geliebten berathen, denn ſie iſt klug und wohlunterrichtet.“

Als die Nacht herein gebrochen und die Stunde ge- ommen war, zu welcher die junge Frau zu kommen flegte, erwartete mein gütiger Wirth mit Ungeduld ihre Zukunft, aber vergebens; denn ſie kam nicht. Er ſtand uf, ſtellte ſich in die Oeffnung ſeines Zeltes, ſpähte umer, athmete die Luft ein, kehrte dann in das Zelt zurück, verſank in Nachdenken, brach in Thränen aus und rief: „Ach mein Vetter! die Tochter meines Oheims kömmt nicht, es muß ihr ein Unfall begegnet ſein. Weile hier, während ich ſie aufſuche.“ Hierauf nahm er ſeinen Säbel und ſeine Lanze und eilte von dannen.

Nach ungefähr einer Stunde hörte ich ſeinen Fußtritt, und ſah ihn kommen, etwas Schweres in ſeinen Armen tragend, während er mir in einem höchſt kläglichen Ton entgegenſchrie. Ich eilte auf ihn zu, und als ich ihm nahte, rief er aus: „Ach, ach! die geliebte Tochter meines Oheims iſt nicht mehr, und ich trage hier ihre Reſte. Sie eilte, wie gewöhnlich, meinem Zelte zu, als ihr plötzlich ein Löwe in den Weg ſprang und ſie in Stücke zerriß. Dieſe blutigen Glieder ſind Alles, was von ihr übrig iſt.“ Er legte ſie nieder, weinte bitterlich, ſagte zu mir: „Weile, bis ich wiederkehre!“ und entfernte ſich pfeilſchnell. In etwa einer Stunde kehrte er zurück, in ſeiner Hand das Haupt des Löwen, das er zur Erde warf und Waſſer verlangte, welches ich ihm holte. Er wuſch hierauf ſeine Hände, reinigte den Rachen des Löwen, den er entzückt küßte, und einige Augenblicke lang bitter weinte. Dann rief er aus: „O Sohn meines Oheims, ich beſchwöre dich bei Allah und bei den Banden unſerer Verwandtſchaft, erfülle meinen letzten Willen; denn ich will noch in dieſer Stunde meiner Geliebten folgen: ſei du unſer Leidtragender und begrab ihre Gebeine in demſelden Grabe mit den meinigen.“ Als er dieß geſagt hatte, ging er in die Abtheilung des Zeltes, in welcher er ſchlief, verweilte dort eine Stunde, um ſeine Andacht zu verrichten, kam dann heraus, ſchlug an ſeine Bruſt, ſeufzte tief, ſagte endlich, ſeinen letzten Seufzer aushauchend: „Ich komme, ich komme, meine Geliebte, ich komme!“ und ſeine reine Seele nahm ihren Flug zu den Wohnungen des Paradieſes.

Ich vermag den Schmerz, den ich empfand, nicht auszudrücken, und war faſt unfähig, mein Verſprechen zu erfüllen; endlich ſtand ich aber auf, ermannte mich und legte die Reſte dieſer treuen Liebenden in daſſelbe Grab, bei welchem ich drei Tage lang betete und wehklagte; worauf ich heimkehrte: aber ich unterließ nicht, alljährlich ihr Grab zu beſuchen, es mit meinen Thränen zu benetzen und zu Allah um Barmherzigkeit für ihre Seelen und meine eignen Irrthümer zu flehen.

Vierhundert neun und achtzigſte Nacht.

Geſchichte
des Prinzen von Sind und der Fatime.

Vor einigen Jahrhunderten hatte ein Sultan von Sind einen Sohn von einer Beiſchläferinn, der ſich gegen die Sultaninn ſo roh benahm, daß dieſe aus Betrübnis darüber in Gefahr kam, ihre Geſundheit zu verlieren. Ihre Lieblingsſklavinn, welche das bemerkte, beſchloß, durch eine Liſt den Prinzen zu entfernen. Sie rieth ihrer Gebieterinn, ihm, wenn er ſie wieder beleidigte, zu ſagen, daß er nicht eher ſeinem Range ganz angemeſſen erſcheinen könnte, als bis er von Fatime'n, der Tochter eines Sultans namens Emir-Ben-Naoman, geliebt würde. Die Königinn befolgte den Rath ihrer Dienerinn, und der Prinz beſchloß, in das Land der Prinzeſſinn zu reiſen und ſie zur Ehe zu verlangen. Als er demnach die Einwilligung des Sultans ſeines Vaters erhalten hatte, reiſte er mit einem ſeinem Range angemeſſenen Gefolge ab. Nach einiger Zeit gelangte er in eine Wüſte, die mit einer großen Wolke von Heuſchrecken bedeckt war, welche aus Mangel an Nahrung ganz erſchöpft niederfielen. Ihre Noth bedauernd, befahl er, ihnen Nahrung hinzuwerfen, welche ſie genoſſen, und davon flogen. Einige Tage nach dieſem Vorfall erreichte er einen dicken Wald, der voll von Elephanten und anderen wilden Thieren war; da ſie aber nicht verſuchten, ihn anzufallen, und ſich in einem ausgehungerten Zuſtande befanden, ſo befahl er, einige ſeiner Laſtthiere zu ſchlachten und ſie den wilden Thieren vorzuwerfen. Als dieſe ſich geſättigt hatten, entfernten ſie ſich, und gaben, ſo viel es ihre thieriſche Natur erlaubte, ihre Dankbarkeit zu erkennen. In einiger Entfernung von dieſem Walde begegnete der Prinz einem ehrwürdigen Greiſe, den er nach dem Wege in die Staaten des Emir-Ben-Naoman fragte, und von ihm erfuhr, daß er ihnen ziemlich nahe wäre, aber nur über eine Kette hoher, ſteiler und kaum überſteiglicher Gebirge von Eiſenſtein dahin gelangen könnte, und daß er, wenn er dieſe Schwierigkeit auch wirklich beſiegete, doch vergebens trachten würde, die Prinzeſſinn zu gewinnen. Als der Prinz nach dem Warum fragte, fuhr der Greis fort: „Sultan Emir-Ben-Naoman hat beſchloſſen, daß ſeine Tochter niemand zu Theil werden ſolle, der nicht drei ihm auferlegte Dinge vollbringt, und diese Dinge ſind ſo ſchwierig, daß Menſchenkräfte dazu nicht hinreichen. Auch haben ſchon viele unglückliche Prinzen ihre Köpfe bei dem Verſuche verloren; denn wer das Auferlegte nicht vollbringt, wird ſogleich getödtet: laß dir alſo wohlmeinend rathen, und gib eine ſo fruchtloſe Unternehmung auf.“ Der Prinz, ſtatt auf die Ermahnung des Greiſes zu hören, beſchloß, ſeinen Weg fortzuſetzen, und that es, nachdem er jenen um ſeinen Segen und ſeine Fürbitte bei Gott gebeten hatte. Als er nun in die Gebirgspäſſe gelangt war, erblickte er weite Höhlen, in denen Geiſter große Maſſen von Eiſenſtein von den Felſen losbrachen. Der Prinz bewirthete ſie feſtlich, und ſie zeigten ihm zum Danke den beſten Weg über das Gebirge. Er kam endlich vor der Hauptſtadt des Emir-Ben-Naoman an, zu dem er einen Abgeſandten ſchickte, der ihn um die Erlaubnis bat, daß der Prinz auf der Ebene ein Lager aufſchlagen und um die ſchöne Prinzeſſinn werben dürfte. Der Sultan willigte ein, und lud den Prinzen in den Palaſt, woſelbſt er abends in einen Hof geführt wurde, in welchem ein großes Gefäß ſtand, das mehrere Arten von Getraide unter einander gemengt enthielt, welche der Prinz, — und das war ſeine erſte Arbeit, um die Prinzeſſinn zu gewinnen, — von einander ſondern und in einzele Haufen legen ſollte, wobei ihm mit dem Verluſte ſeines Kopfes gedroht wurde, wenn er die Sonderung nicht vor Sonnenaufgang vollbrächte. Da es nun zu ſpät war, ſeinen Vorſatz aufzugeben; ſo vertraute der Prinz der Vorſehung, und als die Pforten des Hofes hinter ihm geſchloſſen wurden, betete er zu Allah, und fing an, das Getraide zu ſondern; da er aber die Unmöglichkeit ſah, die Arbeit in der vorgeſchriebenen Zeit zu vollbringen, ſo wurde er gegen Mitternacht kleinmüthig und gab ſeine fruchtloſe Arbeit auf, indem er den verzweifelten Entſchluß faßte, ſich auf den Tod gefaßt zu machen. Während er nun um Standhaftigkeit in ſeinen letzten Augenblicken betete, hörte man eine Stimme, die da ausrief: „Tröſte dich, und empfange die Belohnung deiner Güte gegen hungrige Inſekten.“ Sogleich verdunkelte ſich der Himmel, wie durch dicke Wolken, die in den Hof herabfielen und aus Myriaden von Heuſchrecken beſtanden, welche, um das Gefäß herumſchwärmend, in wenig Minuten die Sonderung in mehrere Haufen vollbrachten, und ſodann davon flogen. Der Prinz war über dieſe Vollbringung der Arbeit durch die dankbaren Heuſchrecken vor Freuden außer ſich, und nachdem er Allah und dem Propheten für dieſe Errettung aus der Todesnoth gedankt hatte, überließ er ſich der Ruhe, überzeugt, daß ihm auch für die anderen beiden noch zu vollbringenden Arbeiten ein höherer Beiſtand nicht fehlen würde. Groß war das Erſtaunen des Sultans Emir-Ben-Naoman, als er, am Morgen in den Hof kommend, ſein vermeintliches Schlachtopfer in tiefen Schlaf verſunken und das Getraide in zierliche kuppelförmige Haufen geſondert fand. Der erwachende Prinz begrüßte ihn, und bat ihn, ihm zu ſagen, welche Arbeit er nun zu vollbringen hätte; aber der Sultan verwies ihn auf den Abend, bis zu welchem er ihn im Palaſt durch ein prächtiges Feſt unterhielt, und ſein verhärtetes Herz wurde von dem edlen Weſen und Benehmen ſeines Gaſtes ſo erweicht, daß er ihm die Vollbringung auch der anderen beiden Arbeiten wünſchte, damit er ſein Schwiegerſohn werden könnte. Auch die Prinzeſſinn, welche ſo neugierig war, ihn durch ihre Fenſtergitter zu beſchauen, hatte ſein Anblick ſo eingenommen, daß ſie für ſein Gelingen betete.

Als es Nacht ward, führte man den Prinzen auf eine vor dem Palaſte gelegene Ebene, in deren Mitte ſich ein großer mit klarem Waſſer angefüllter Behälter befand, welchen der Sultan ihm bei Todesſtrafe vor Sonnenaufgang auszutrocknen befahl. Der Prinz blieb am Rande des Waſſerbehälters, mit etwas mehr Hoffnung, ſeine Arbeit zu vollbringen, als in der vorigen Nacht. Auch täuſchte er ſich nicht; denn um Mitternacht hörte er eine Stimme, welche ausrief: „Prinz, Wohlwollen bleibt nie unbelohnt!“ und plötzlich füllte ſich die Ebene mit unzählbaren Elephanten, Nashörnern, Kameelen, Dromedaren, Löwen, Tiegern und anderen wilden Thieren, welche nach und nach ſich dem Behälter nähernd, ſo viel ſoffen, daß er ſo leer und trocken wurde, als wäre er eben erſt fertig geworden. Die Thiere entfernten ſich nun, indem ſie über den ihrem Wohlthäter geleiſteten Dienſt freudig brüllten und heulten, und überließen ihn ſeiner Freude über dieß glückliche Vollbringen.

Der Prinz, nun überzeugter als je, daß er der Liebling Allahs und des Propheten ſei, ſchlief, nach beendetem Dankgebete, ſehr ruhig und bequem in einem am Rande des Behälters ſtehenden Häuschen, und wurde erſt bei Sonnenaufgange von dem Rufe des Sultans erweckt, der über die Vollbringung dieſer Arbeit noch erſtaunter, als über die der vorigen war, obgleich jene ihr an Schwierigkeit nichts nachgab. Er führte den Prinzen in ſeinen Palaſt, und der Tag ward in froher Feſtlichkeit zugebracht.

Beim Herannahen der Nacht wurde der Prinz zu ſeiner dritten Arbeit geführt, welche darin beſtand, aus einer ungeheuern Maſſe ausgeſuchten Bauholzes, die Thüren, Fenſter und das Dach eines Palaſtes, ſo groß als der vom Sultan bewohnte, anzufertigen. Der Prinz war über die Folgen des Miſſlingens etwas beunruhigt, aber der Gedanke an die früheren ihm zu Theil gewordenen Hülfsleiſtungen ermuthigten ihn, und nachdem er ſeine Andacht verrichtet hatte, ſetzte er ſich nieder und erwartete gefaßt, was die Vorſehung über ihn verfügt hätte. Seine Ergebung fand Gnade, denn um Mitternacht wurde er aus ſeinen Betrachtungen durch die Töne des Sägens, Hobelns, Hämmerns, Nagelns und der Geſänge fröhlicher Werkleute erweckt. Als er aufſah, erblickte er ſeine Freunde aus den Eiſengebirgen, die ihn begrüßten und ihm zuriefen: „Prinz, beruhige dich, denn wir ſind gekommen dir deine gaſtfreundliche Bewirthung zu vergelten.“ Vor Tagesanbruche war der Palaſt in einer unbeſchreiblichen Vollendung fertig, und jede Thüre, jedes Fenſter und jeder Erker mit den glänzendſten Farben gemalt und mit Gold und Silber beblümt. Als die dankbaren Geiſter der Eiſenberge ihr Werk vollbracht hatten, grüßten ſie den Prinzen achtungsvoll, und entfernten ſich.

Als der Prinz von ſeinen hülfreichen Freunden dankbaren Abſchied genommen, den Palaſt durchging und ſeine Pracht und Zierlichkeit bewunderte, eilte der Sultan Emir-Ben-Naoman, der bei Sonnenaufgang aus ſeinen Fenſtern das wunderbar vollbrachte Werk geſchaut hatte, herbei, um die treffliche Arbeit in der Nähe zu beſehen, und ſeinem Schwiegerſohne Glück zu wünſchen; denn er erkannte ihn als ſolchen, ja, als den Günſtling Allahs und des letzten der Propheten an. Er führte den Prinzen in ſeinen Palaſt, und es wurde darauf in dem neuen, nach den nöthigen Vorbereitungen, die Hochzeit mit der Tochter des Sultans auf das prächtigſte und feſtlichſte gefeiert. Dort blieben die jungen Eheleute drei Monate hindurch, nach deren Ablaufe der Prinz ſich die Erlaubnis erbat, in die Länder ſeines Vaters heimzukehren; woſelbſt er gerade zur rechten Zeit eintraf, um ſie von dem Einfall eines feindlichen Sultans zu befreien, der die Hauptſtadt ſchon eng umſchloſſen hielt. Sein Vater empfing ihn mit Entzücken, und nachdem der Prinz die Sultaninn wegen ſeines früheren rohen Benehmens um Entſchuldigung gebeten hatte, ſo vergab ſie ihm, und nahm ihn, da ſie kinderlos war, an Sohnes ſtatt an; ſo daß die Familie, bis zum Tode des Sultans und der Sultaninn und bis zur Thronbeſteigung des Prinzen, in der beßten Eintracht lebte.

Vierhundert und neunzigſte Nacht.

Geſchichte der Syriſchen Geliebten.

Es lebten vormals in der Stadt Damask zwei Brüder, der eine arm und der andere reich. Der erſtere hatte einen Sohn, und der letzte eine Tochter. Als nun der Arme ſtarb, hinterließ er ſeinen eben zum Jünglinge heranreiſenden Sohn unter dem Schutze ſeines reichen Oheims, der mit väterlicher Sorgfalt ſich des jungen Menſchen annahm, bis dieſer, der mit ſeiner Muhme ein Liebesverſtändnis hatte, ſie zur Ehe verlangte, was der Vater verweigerte, und ihn aus dem Hauſe trieb. Das junge, ihn glühend liebende Mädchen gab jedoch ihre Zuſtimmung zu gemeinſchaftlicher Flucht, und nachdem ſie in einer Nacht aus der Wohnung ihres Vaters entſchlüpft war, begab ſie ſich zu dem Gegenſtande ihrer Liebe, der zwei Pferde, und ein Maulthier zur Fortbringung ihres Gepäckes, bereit hielt. Sie reiſten die ganze Nacht hindurch, und erreichten am Morgen einen Seehafen, woſelbſt ſie ein ſegelfertiges Schiff fanden, in welches ſich die junge Schöne begab, der Liebhaber jedoch am Ufer blieb, um die Pferde und das Maulthier zu verkaufen. Während er nun auf dem Markt einen Käufer ſuchte, erhub ſich ein günſtiger Wind, und der Schiffspatron ließ die Anker lichten, die Segel aufſpannen, und fuhr von dannen, ohne auf die Bitten des Mädchens, deren Schönheit ihn bezaubert hatte, zu achten, die ihn bat, er möchte doch die Rückkehr ihres Geliebten abwarten, oder ſie ans Ufer ſenden. Da ſie ſich nun ſo gefangen ſah, ſo nahm ſie, die ein ſtarkmüthiges Weib war, anſtatt ſich in nutzloſen Klagen zu erſchöpfen, ein vergnügtes Weſen an, ließ ſich die Artigkeiten des verrätheriſchen Patrons mit anſcheinender Nachgiebigkeit gefallen, und gab ihre Einwilligung, ihm in dem erſten Hafen, in welchen ſie gelangen würden, ihre Hand zu reichen. Bei dieſer Verſicherung beruhigte er ſich, und benahm ſich gegen ſie mit anſtändiger Ehrerbietung und liebevoller Hochachtung. Endlich ging das Schiff in der Nähe einer Stadt vor Anker, in welche ſich der Schiffshauptmann begab, um Vorbereitungen zu ſeiner Hochzeit zu machen; aber das Fräulein redete, während er am Ufer war, die Schiffsmannſchaft an, ſetzte ihr ſein verrätheri- Betragen gegen ſie ſo kräftig aus einander und verſprach ſo reichlichen Lohn, wenn man ſie zu ihrem Geliebten in den Hafen, von welchem ſie herkamen, zurückführen wollte, daß die wackeren Matroſen zu ihren Gunſten bewegt wurden, die Segel aufſpannten, und ihren Herrn ſich ſelbſt überließen. Nach einigen Tagen günſtigen Wetters, erhub ſich ein ſcharfer entgegenwehender Wind, der das Schiff weit aus dem rechten Wege trieb und es nöthigte, in den erſten beſten Hafen einzulaufen, der zu der großen Hauptſtadt eines mächtigen Sultans gehörte, deſſen Beamte an Bord kamen, um das Schiff zu unterſuchen und nach ſeiner Ladung und Beſtimmung zu fragen. Da ſie nun mit großem Erſtaunen fanden, daß eine Frau von ausgezeichneter Schönheit es befehligte, ſo benachrichtigten ſie den Sultan von ihren Reizen, der ſie nun zu beſitzen wünſchte, und ihr einen Heiratsantrag machen ließ, in den ſie ſcheinbar einwilligte, worauf der Sultan die glänzendſten Vorbereitungen zu dem Hochzeitfeſte anordnete. Als Alles in Bereitſchaft war, ſandte er die Tochter ſeines Weſyrs mit anderen Frauen, neun und dreißig an der Zahl, prächtig gekleidet, ab, um der Braut aufzuwarten und ſie ans Ufer zu begleiten. Sie wurden von dem liſtigen Fräulein gnädig empfangen und eingeladen, ſich in der großen Kajüte zu erfriſchen, welche ſie mit köſtlichen Tepichen geziert hatte, und wo ſie einen prächtigen Imbiß auftragen ließ, zu welchem man ſich niederſetzte. Sie ſchickte hierauf die Boote fort, in welchen ſie gekommen waren, und ließ dem Sultan ſagen, ſie würde die Frauen bis zum nächſten Morgen an Bord behalten, und dann mit ihnen ans Land kommen, um ihre Hochzeit zu feiern. Sie benahm ſich gegen ihre Gäſte mit ſo einnehmender Freundlichkeit, daß ſie alle einſtimmig ihre künftige Sultaninn bewunderten, und an dem Imbiſſe mit dem größten Vergnügen Theil nahmen. Wie groß war jedoch ihr Erſtaunen, als ſie mitten in der Nacht die Anker zu lichten befahl und die Warnung ausſprach, bei Todesſtrafe ſtill zu ſchweigen und im Hafen keinen Lärm zu erregen. So ſtach nun das Schiff ungehindert in See, worauf denn die unerſchrockene Befehlshaberinn die erſchrockenen Frauen tröſtete, ihnen ihre eignen Abenteuer erzählte, und ſie verſicherte, daß ſie, ſobald ſie nur wieder bei ihrem Geliebten wäre, wenn ſie es wünſchten, ſicher wieder in ihre Heimat gelangen ſollten. Ihr freundliches Benehmen gewann ihr nach und nach ſo ſehr die Herzen ihrer Begleiterinnen, daß ſie ihrer Sorgen vergaßen, mit ihrer Lage zufrieden waren, und ſich in kurzem ſo an ihre Gebieterinn ketteten, daß ſie dieſe, wenn es in ihrer Macht geſtanden, nie verlaſſen hätten. Nach der Fahrt von einigen Wochen, war es nöthig, auf die erſte Küſte, die ſich darbot, los zu ſteuern, um Mundvorrath und friſches Waſſer einzunehmen. Als man nun Land erblickte, nahte man ſich demſelben, das Schiff ging vor Anker, und die Frau ging mit ihren Gefährtinnen ans Ufer. Hier wurden ſie von vierzig Räubern umgeben, welche ſie mit Gefangenſchaft und ihrer lüſternen Begier bedrohten; worauf das heroiſche Fräulein, welche ihre Freundinnen bat, ihre Furcht zu verbergen, eine lächelnde Miene annahm, und zu dem Anführer der Banditen ſagte, Gewalt wäre ganz unnütz, denn ſie und ihre Begleiterinnen wären bereit, ihre Liebe zu theilen, da ſie ſich über die Vorurtheile ihres Geſchlechts wegſetzeten, und ſich dem Vergnügen geweiht hätten, welchem zu Liebe ſie von einer Küſte zur andern ſegelten, und nun, ſo lange ſie wünſchten, bei ihnen bleiben wollten. Da dieſe Erklärung den ſittenloſen Räubern ganz willkommen war, ſo legten ſie ihre ſtolzen Blicke und ihre Waffen ab, und brachten alle Arten von Vorrath im Ueberfluſſe herbei, um ihre Schönen zu bewirthen, mit denen ſie ſich nun zu einem köſtlichen Mahle niederſetzten, welches noch durch einen Vorrath von Wein, den das Fräulein in Booten aus ihrem Schiffe, bringen ließ, verherrlicht wurde. Freude und Fröhlichkeit herrſchten, und die Räuber fingen an, nach Liebesgenuß ungeduldig zu werden, als der Dunſt des Weines, in welchen das kluge Fräulein ſtarke Opiate gethan, plötzlich auf die Sinne der Lüſternen wirkte, und ſie alle betäubt niederſanken. Sie zog hierauf mit ihren Gefährtinnen die Säbel ihrer viehiſchen Bewunderer, und ſie tödteten ſie alle, bis auf den Anführer, dem ſie Hände und Füße mit ſtarken Stricken banden, und nachdem ſie ihm ſeinen ganzen Bart abgeſchnitten hatten, ihm ſeinen Säbel um den Hals banden, damit er beim Erwachen und beim Anblicke ſeiner erſchlagenen Geſellen eine Qual, ärger als die des Todes, und ein ſchmerzliches Bedauern über das verlorene Glück empfinden ſollte. Die Frauen nahmen nun aus den Höhlen der Räuber den Reichthum des dort aufgehäuften Raubes, trugen ihn, nebſt einem Vorrathe von Lebensmitteln und Waſſer, in ihre Böte, kehrten in ihr Schiff zurück, lichteten die Anker, und ſegelten freudig und triumphierend von einer ſo gefährlichen Küſte. Nach der Fahrt von einigen Wochen, entdeckten ſie wieder Land und einen geräumigen Hafen, den eine weitläuftige und prächtige Stadt umgab. Das unternehmende Fräulein ging vor Anker, zog nebſt ihren Gefährtinnen prächtige männliche Kleider an, und ſo fuhren ſie, von reichgekleideten Matroſen gerudert, ans Ufer. Als ſie gelandet waren, fanden ſie alle Bewohner der Stadt in Trauer und wehmuthsvoller Klage über ihren Sultan, der einige Tage zuvor geſtorben war. Die Erſcheinung eines von ſo glänzender Begleitung umgebenen Prinzen erregte großes Erſtaunen, und man benachrichtigte ſogleich den Weſyr davon, der bis zur Erwählung eines neuen Monarchen, welche eben ſtatt finden ſollte, die Regentſchaft führte. Der Miniſter glaubte in dieſer Ankunft ein Werk des Geſchicks zu ſehen, machte ſogleich dem vermeintlichen

Prinzen ſeine Aufwartung, und lud ihn ein, bei der Wahl gegenwärtig zu ſein, indem er ihm zugleich erzählte, daß, wenn in dieſem Königreich ein Sultan ohne Nachkommenſchaft ſtürbe, nach den Landesgeſetzen, die Wahl eines neuen Fürſten auf denjenigen unter der vor dem Palaſt verſammelten Menge fiele, auf deſſen Schultern ſich ein Vogel ſetzete, den man fliegen ließe. Der ſcheinbare Prinz nahm die Einladung an, und wurde mit den verkleideten Frauen in einen prächtigen, von allen Seiten offenen Pavillon geführt, um die Feierlichkeit zu ſehen. Als nun der Schickſalsvogel von ſeiner Kette losgelaſſen wurde, ſchwang er ſich hoch in die Luft, und flog dann, nach und nach herabſchwebend, eine Weile auf dem Platze hin und her. Endlich flog er in den Pavillon, woſelbſt das Fräulein und ihre Gefährtinnen ſaßen, flatterte um ihren Kopf, und ſetzte ſich zuletzt auf ihre Schulter, indem er zugleich einen Freudenſchrei ausſtieß, ſeinen Hals ausſtreckte und mit den Flügeln ſchlug. Sogleich verneigten ſich der Weſir und die Hofleute bis auf den Boden, und die verſammelte Menge warf ſich zur Erde, laut ausrufend: „Lange lebe unſer ruhmvoller Sultan, der von der Vorſehung und dem Geſchick erwählte!“ Das verkleidete Fräulein wurde augenblicklich in den Palaſt geführt, auf einen prächtigen Thron geſetzt, und unter dem Zurufe des Volkes zum Herrſcher eines großen Reiches erklärt. Auch waren ihre Fähigkeiten wirklich ihrem hohen Berufe gewachſen. Nach wenigen Tagen bot der Weſyr dem neuen Sultan ſeine Tochter zur Gattinn an, und da ſein Anerbieten angenommen wurde, ſo feierte man das Hochzeitfeſt mit der äußerſten Pracht; aber wie groß war das Erſtaunen und die Täuſchung der Braut, als der Sultan, nachdem er ſich mit ihr in das Schlafgemach begeben, anſtatt ihr liebzukoſen, ſie mit Kälte und Zurückhaltung behandelte, von ihrer Seite aufſtand, und die Nacht im Gebete zubrachte. Als die Sultaninn am Morgen, von ihrer Mutter befragt, dieſer das Betragen ihres Mannes erzählte, ſo äußerte die Mutter, er wäre vielleicht von Jugend auf übertrieben beſcheiden, aber mit der Zeit würde die Liebe ſchon ihre Wirkung hervorbringen. Da jedoch mehrere Nächte auf gleiche Weiſe vergingen, ſo konnte die durch ſolche Kälte tief gekränkte Braut ſich nicht länger zurückhalten, und ſagte: „Warum, o Herr, wenn ich euch misſfiel, nahmt ihr mich zur Frau? Seid ihr jedoch nicht wie andre Männer, ſo saget es mir, und ich will euern Ruf ſchonen und mein Unglück ſtillſchweigend ertragen.“ Das durch dieſe Worte gerührte Fräulein verſetzte: „Reizende Prinzeſſinn, ich wollte, ich wäre, wofür ihr mich haltet; aber ich bin, gleich euch, ein durch Liebe unglückliches Weib.“ Sie erzählte ihr hierauf ihre wunderbaren Abenteuer, ſeit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe; wodurch die Tochter des Weſyrs ſo bewegt wurde, daß ſie ihr ewige Freundſchaft gelobte, ihr verſprach, verſchwiegen zu ſein und ſo lange mit ihr zu leben, bis das Geſchick ihren Geliebten herführen würde. Dagegen verſprach ihr das Fräulein, zur Erwiederung ihrer Güte, daß, wenn der Gegenſtand ihrer Zuneigung jemals zu ihr zurückkehren würde, eine Heirat zwiſchen ihm und ihnen beiden geſchloſſen werden und ſie dabei den Vorzug haben ſollte. Als die beiden Freundinnen dieſe Uebereinkunft mit einander getroffen hatten, gewann die Tochter des Weſyrs ihre Heiterkeit wieder, und fand Mittel, ihre Aeltern und Verwandten von der Vollziehung der Heirat zu überzeugen. Von dieſer Zeit an lebten ſie vollkommen glücklich mit einander, indem die eine die Macht eines Sultans zur Zufriedenheit der Unterthanen ausübte, und die andre die Rolle einer zufriedenen nnd gehorſamen Ehefrau ſpielte, beide ſich aber ängſtlich nach ihrem gemeinſchaftlichen Gatten ſehnten. Da die Hauptſtadt des Königreichs ein Marktplatz für die meiſten Völker der Welt war, ſo erſann der vermeintliche Sultan folgende Liſt zur Wiederfindung des Geliebten, indem ſie nicht zweifelte, daß er die ganze Welt durchreiſen würde, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzuſuchen. Sie erbaute eine prächtige Karawanſerei und ſtattete ſie mit kalten und warmen Bädern und jeder Bequemlichkeit für ermüdete Reiſende aus. Als dieſe vollendet war, ließ ſie bekannt machen, daß Fremde aus allen Theilen der Welt darin willkommen ſein und mit allem Nöthigen verſorgt werden ſollten, bis ſie ſich eine Wohnung in der Stadt gewählt und eingerichtet hätten, oder weiter reiſen wollten. Ueber das Thor dieſes Gebäudes ließ ſie ihr eignes ſehr ähnliches Standbild ſetzen, und befahl den Wachen, daß ſie jeden Fremden, der bei dem Anblicke des Standbildes bewegt ſchiene, oder gar durch Worte zu verſtehen gäbe, daß er das Urbild kennte, ſogleich feſt nehmen und in den Palaſt bringen ſollte. Es waren kaum einige Wochen vergangen, als der Vater der unternehmenden jungen Herrinn, welcher viele tauſend Meilen weit gereiſt war, um ſeine Tochter aufzuſuchen, vor dieſem Thore ankam, und als er das Standbild erblickte, ausrief: „Ach, welche Aehnlichkeit mit meinem armen verlorenen Kinde!“ Er wurde ſogleich in den Palaſt geführt, erhielt eine prächtige Wohnung, und wurde mit der größten Achtung behandelt, jedoch über die Urſache ſeiner Einſperrung und ſein künftiges Schickſal in vollkommner Unwiſſenheit erhalten. Nicht lange nachher kam auch ſein troſtloſer Neffe an, der, ſeitdem ihn der Schiffshauptmann ſo verrätheriſch verlaſſen hatte, von Stadt zu Stadt gewandert war, in der Hoffnung, ſeine Geliebte wiederzufinden, und nun vor der Karawanſerei anlangte.

Beim Anblicke des Standbildes übermannte ihn das Gefühl, er ſeufzte, und fiel in Ohnmacht; worauf ihn die Wachen aufhuben und in den Palaſt trugen. Als er dort wieder zu ſich gekommen war, ſtaunte er über die Achtung und Aufmerkſamkeit, welche ihm die Bedienten erwieſen und über die glänzende Art, mit welcher man für ihn ſorgte; aber er fragte vergebens nach der Urſache ſeiner Gefangennehmung, und die einzige Antwort, welche er erhielt, lautete: „Habet Geduld, Herr, und verhaltet euch ruhig, bis die Vorſehung euch aus eurem Gefängniſſe befreien wird!“ Bald nachher gelangte auch der Schiffshauptmann, der von Hafen zu Hafen gereiſt war, um ſein verlorenes Schiff wiederzufinden, in dieſe Stadt, und begab ſich, da er erfuhr, mit welcher Gaſtfreundſchaft alle Fremde in der Karawanſerei des Sultans aufgenommen würden, vor deren Thorweg, hatte aber kaum ſeine Augen auf das Standbild geworfen, als er ausrief: „Welche Aehnlichkeit mit dem liſtigen, jedoch tugendhaften Weibe, die mich um mein Eigenthum brachte, indem ſie mir mein Schiff ſtahl.“ Unmittelbar nach dieſer Aeußerung, wurde er von den Wachen ergriffen, nach dem Palaſte gebracht, und daſelbſt mit Güte behandelt. Nach Verlaufe weniger Tage erſchienen auch der Sultan und der Weſyr, deſſen Tochter mit den neun und dreißig Mädchen von der unternehmenden Heldinn dieſer Geſchichte entführt worden war, vor dem Thorwege der Karawanſerei, und riefen beim Anblicke des Standbildes aus: „Wie ähnlich ſieht dieß Bild derjenigen, die uns unſerer Kinder beraubte! o daß wir ſie doch auffinden und uns an ihrer Verrätherei rächen könnten!“ Als ſie dieß geſagt hatten, wurden ſie ergriffen und in Zimmer des Palaſtes ge-

gebracht, die ihrem Range angemeſſen waren. Kurze Zeit darauf kam auch der Anführer der Räuber, der voll brennenden Durſtes war, ſeine Genoſſen zu rächen, und der in der Hoffnung den Gegenſtand ſeiner Wuth zu finden, von Ort zu Ort reiſte, vor dem Thorwege an, und rief beim Anblicke des Standbildes heftig aus: „Gewiſs iſt dieß ein Abbild meiner Quälerinn! O daß ich doch ſie ſelbſt finden könnte, um das Blut meiner Freunde durch das ihrige zu ſühnen!“ Kaum hatte er ausgeredet, als die Wachen am Thore ſich ſeiner bemächtigten, ihm Hände und Füße banden, und ihn in den Palaſt ſchleppten, wo er in einen elenden Kerker eingeſperrt wurde und die ſchlechteſte Koſt erhielt.

Als nun der vermeintliche Sultan alle dieſe Perſonen in ihrer Gewalt hatte, beſtieg ſie eines Morgens in großer Verſammlung ihren Thron, und befahl, ſie vor ſich zu bringen. Als ſie ihr alle ihre Ehrfurcht bezeigt hatten, befahl ſie ihnen, die Veranlaſſung ihrer Reiſe nach der Hauptſtadt zu erzählen; aber da die königliche Gegenwart ſie unfähig machte, auch nur ein Wort vorzubringen, ſo rief ſie aus: „Da ihr nicht reden könnt, ſo will ich reden;“ und nun erzählte ſie jedem, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, ſeine Abenteuer. Hierauf gab ſie ſich zu erkennen, und fiel ihrem Vater und ihrem Geliebten um den Hals, mit welchen ſie ſich in ihre geheimen Gemächer zurückzog. Der Sultan und der Weſyr fühlten ſich glücklich in der Geſellſchaft der Tochter des letzteren und der anderen Frauen. Der Schiffshauptmann wurde, da er durch ſeine Leiden ſein treuloſes Betragen gebüßt hatte, begnadigt und ihm ſein Schiff wiedergegeben; aber der Anführer der Räuber wurde, damit er dem menſchlichen Geſchlechte nichts Böſes mehr zufügen könnte, auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Nach den nöthigen Vorbereitungen, wurde in einigen Tagen die Doppelhochzeit des heldenmüthigen Fräuleins und ihrer Freundinn, der Weſyrstochter, mit ihrem treuen Geliebten gefeiert, dieſem der Thron eingeräumt, und die beiden Frauen lebten glücklich und ohne Eiferſucht mit ihrem Gatten, ſo gleichmäßig verſtand er ſeine Gunſt zu theilen. Der Sultan und der Weſyr, nachdem ſie einige Zeit an dem Hofe zugebracht hatten, nahmen Abſchied, und kehrten unter einer Begleitung in ihre Heimat zurück; aber die Tochter des Weſyrs und die neun und dreißig Mädchen konnten nur dazu überredet werden, den Sultan und den Weſyr zu begleiten; denn ihre Anhänglichkeit an ihre edle Herrinn war ſo groß, daß ſie alsbald zurückkehrten, und an die Vornehmſten des Hofes verheiratet wurden. Jahre ungewöhnlichen Glückes gingen an den Abenteurern dieſer Geſchichte vorüber, bis der Tod, der Zerſtörer aller Dinge, ſie zu dem Grabe führte, welches einſt Jahrhunderte lang unſer Aller Ruheplatz werden wird, bis der Engel der Auferſtehung ſeine Poſaune bläſt.

Vierhundert ein und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

des Ins-al-Wudſchud und der Wird-al-Ikmam.

Vor langen Jahren lebte ein mächtiger Sultan, der einen Weſyr namens Ibrahim hatte, deſſen Tochter die ſchönſte ihres Geſchlechtes und die vollkommenſte ihres Zeitalters war, weshalb man ſie Wird-al-Ikmam, oder die Roſe unter den Blumen, nannte. Es war der Gebrauch des Sultans Schamich, alljährlich die Edeln ſeines Königreiches und Perſonen, die ſich in Künſten und Wiſſenſchaften auszeichneten, zu verſammeln, wobei ſie auf königliche Koſten prächtig unterhalten wurden. Die erſteren entfalteten ihren Muth in kriegeriſchen vor dem Fürſten gehaltenen Uebungen, die letzteren ſtellten die Hervorbringungen ihres Genius und ihrer Geſchicklichkeit aus, und es wurden von ſachkundigen Richtern denen, welche ſie verdienten, Preiſe ertheilt. An einem dieſer feſtlichen Tage ſaß die Tochter des Weſyrs auf einem vergitterten Balkone des Palaſtes, um den Spielen zuzuſehen, und wurde von der männlichen Geſtalt und Gewandtheit eines jungen Edelmannes namens Ins-al-Wudſchud, das heißt die Vollkommenheit der menſchlichen Natur, ſo ergriffen, daß Liebe ihre ganze Seele erfüllte. Sie zeigte ihn einer Vertrauten, und gab ihr einen Brief, den ſie dem Gegenſtande ihrer Liebe geben ſollte. Der junge Mann, welcher ihre Lobeserhebungen gehört hatte, war von ſeinem guten Glücke entzückt, und als er am folgenden Tage von ihrer Schönheit ſo viel geſehen hatte, als durch den Golddrath des Balkons möglich war, entfernte er ſich mit liebentbranntem Herzen. Es wurden nun täglich, ja faſt ſtündlich, Briefe zwiſchen ihnen gewechſelt; aber ſie brannten vor Ungeduld nach einer Zuſammenkunft, die endlich feſtgeſetzt wurde. Das Briefchen, welches Zeit und Ort beſtimmte, wurde jedoch leider von der Vertrauten verloren und dem Weſyr gebracht, der, für die Ehre ſeiner Familie beſorgt, ſeine Tochter noch in derſelben Nacht in ein entferntes feſtes Schloß ſandte, welches ihm gehörte und auf einer Inſel befand in einem großen See ſtand, der von gebirgigen, wenig bewohnten Wüſten umgeben war. Das unglückliche Mädchen mußte ſich ihrem Geſchick unterwerfen; aber ſie hatte die Klugheit, vor ihrer Abreiſe auf die Außenſeite ihres Balkons folgende Verſe zu ſchreiben:

„Ich beſchwöre dich bei Gott, o Haus, verkünde dem Geliebten meinen Schmerz, das Zeichen meiner Liebe.

Und begrüße ihn mit dem reinſten Gruße von mir; denn ich muß fort von hier, und weiß noch nicht, wohin.

Bei Nachtzeit eilen ſie mit mir heimlich von hinnen; von dem Orte meiner Beſtimmung iſt mir nichts bekannt.

Die Flügel des Waldes bedecken dieſe Reiſe, während die Vögel des Waldes auf den Aeſten weinen und wehklagen.

Sie ſcheinen mir die Trennung von meinem Geliebten verkünden zu wollen.

Der bittere Kelch der Trennung iſt für mich gefüllt, und das Geſchick zwingt uns, ihn zu leeren.

Doch ich miſche dieſes Getränk mit ſüßer Hoffnung; aber ohne dich, Geliebter, iſt Hoffnung von geringem Nutzen!“

Als am folgenden Morgen der Geliebte, wie gewöhnlich, unter dem Balkon erſchien, auf welchem er ſeine Geliebte zu ſehen hoffte, las er die unwillkommene Nachricht, die ihn auf einige Zeit ſeiner Sinne beraubte. Als er wieder etwas zu ſich gekommen war, beſchloß er, obgleich er des Sultans Hauptgünſtling war, den Hof zu verlaſſen und ſeine Geliebte aufzuſuchen. Er verließ in eine Mönchskutte gekleidet, am folgenden Abend die Stadt, und wanderte, ſich der Vorſehung empfehlend, ohne zu wiſſen, wohin. So reiſte er viele Wochen, ohne irgend eine Spur ſeiner Geliebten zu finden, als ihm plötzlich, da er eben durch einen dicken Wald ging, ein ungeheurer Löwe begegnete, dem er nicht entrinnen zu können glaubte; und nachdem er für das Glück ſeiner Geliebten gebetet und ſeine Seele Gott und dem Propheten empfohlen hatte, überließ er ſich ſeinem Geſchick, und erwartete den Sprung und Anfall des Verſchlingers. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als das königliche Thier, anſtatt ihn zu ſeiner Beute zu machen, ſich ihm freundlich näherte, ihm die Hände leckte und ihn mit einem mitleidigen Blicke anſah. Es ging um ihn herum und dann langſam vorwärts, wobei es ſein Haupt bewegte, gleichſam zum Zeichen, daß der Jüngling ihm folgen ſollte. Ins-al-Wudſchud that es, und wurde von dem Löwen durch den Wald geführt. Plötzlich blieb das Thier, einen hohen Berg erklimmend, vor dem Eingange einer Höhle ſtehen, die mit einem eiſernen Thore verſperrt war, bewegte ſodann ſein Haupt, leckte ſeinem Begleiter nochmals die Hände, und ging in den Wald zurück. Der Jüngling näherte ſich nun der Höhle, und nachdem er an das Thor geklopft hatte, wurde es von einem ehrwürdigen Einſiedler geöffnet, der ihn willkommen hieß, ihm warmes Waſſer brachte, um ſeine Füße zu waſchen, und ihm allerlei Erfriſchungen vorſetzte. Als er gegeſſen hatte, fragte ihn der Einſiedler, wie er in eine ſo wüſte Gegend käme; und nachdem Ins-al-Wudſchud ſeine Abenteuer erzählt hatte, rief jener aus: „Du biſt ein Günſtling des Himmels, ſonſt hätte dich der Löwe verſchlungen, verzweifle alſo nicht an einem glücklichen Ausgange, denn meine Seele ſagt mir, daß du glücklich ſein wirſt; auch ſoll es dir an meinem Beiſtande nicht fehlen.“ Nachdem Ins-al-Wudſchud dem Einſiedler für ſeine Gaſtfreundſchaft und ſeine großmüthigen Anerbietungen gedankt hatte, ſagte ihm dieſer, daß er ſeit beinahe zwanzig Jahren kein menſchliches Antlitz geſehen, außer ein Paar Tage vor ſeiner Ankunft, wo er bei einer Wanderung über die Berge, unten am Rande des großen Sees ein Lager und in dieſem ein Gewühl von theilweiſe ſehr reich gekleideten Männern und Weibern erblickt, ein Theil davon hätte ſich auf einer ſtattlichen Jacht eingeſchifft, und die übrigen hätten ſodann, nachdem ſie von ihnen Abſchied genommen, ihre Zelte abgebrochen und ihren Rückweg angetreten. „Höchſt wahrſcheinlich,“ fuhr er fort, „hat dieſe Jacht deine Geliebte in das Schloß geführt, welches auf einer inmitten des Sees belegenen Inſel ſteht. Iſt dieß der Fall, ſo ſollſt du bald ſicher landen; im übrigen muß die Vorſicht deine Leiterinn ſein. Ich will dieſe Nacht deiner in meinen Gebeten gedenken, und nachſinnen, was ich zu deinem Beßten thun kann.“ Als er dieß geſagt hatte, führte der Einſiedler den Wanderer in eine Kammer, und überließ ihn dem Schlafe.

Die ſchöne Wird-al-Ikmam, war in ihrem Gefängniſſe höchſt unmuthig, und ihre Begleiterinnen verſuchten es vergebens, ſie zu ergetzen. Sie durchwandelte ſchwermüthig die prächtigen Gärten des Schloſſes, deren Gebüſche mit Vögeln aller Art angefüllt waren, welche herrlich ſangen; aber das ſanfte Girren der Turteltaube und die Klagetöne der Nachtigall um die geliebte Roſe feſſelten allein ihre Aufmerkſamkeit. Stundenlang hörte ſie ihnen auf einer Raſenbank zu, und bildete ſich ein, in dieſen Tönen die Stimme ihres Geliebten zu vernehmen. Das war ihre tägliche Beſchäftigung, und nie verließ ſie den Garten, bis ihre Begleiterinnen ſie zwangen, vor dem fallenden Nachtthau ein Obdach zu ſuchen. Wir kehren nun zu ihrem Geliebten zurück.

Ermüdung und die tröſtlichen Zuſicherungen des freundlichen Einſiedlers hatten das Gemüth des Ins-al-Wudſchud ſehr beruhigt, und er ſchlief feſt und ungeſtört, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Als er nun erwacht war, half er dem Einſiedler ſeine Andacht verrichten; worauf ſie zuſammen ein aus Milch, Brot und Früchten beſtehendes Mahl verzehrten. Als dieß beendet war, bat ihn der Greis, aus dem Walde einige Bündel Palmenrinde zu holen; woraus er dann eine Art von kleinem Boote bildete, es dem Ins-al-Wudſchud gab, und zu ihm ſagte: „Geh zu dem See, und ſetze dieß in das Waſſer, woſelbſt es ſogleich groß genug werden wird, dich zu faſſen; ſteig dann nur hinein, und überlaß alles Uebrige dem Himmel. Lebe wohl!“

Nachdem nun Ins-al-Wudſchud von ſeinem ehrwürdigen Freunde dem Einſiedler mit vielen Dankſagungen Abſchied genommen hatte, that er, wie dieſer ihm gerathen, und langte bald an dem Rande des Sees an, in welchen er ſein kleines Fahrzeug gleiten ließ, das nun, zu ſeinem großen Erſtaunen, ſogleich eine mit aufgeſpannten Segeln verſehene Barke ward. Er ſetzte ſich hinein, und ein günſtiger Wind ließ ihn bald das Land aus dem Geſichte verlieren. Einige Tage hindurch ſah er nur Waſſer und Himmel, doch endlich zeigte ſich die Küſte einer Inſel, an welcher er landete, und ſeine Barke an einen großen Baumſtamm band. Er ging hierauf tiefer ins Land hinein, und fand es ſchön und reich an grünen Wieſen, klaren Bächen und ſchattigen Hainen, auf deren mit herrlichen Früchten belaſteten Bäumen Vögel aller Art in verſchiedenen Weiſen ſangen. Als er ſich durch den Genuß von Früchten erfriſcht hatte, ſetzte er ſeinen Weg fort, und gelangte endlich bis zu dem Thorwege eines großen Gebäudes, den er verſchloſſen fand. Drei Tage wartete er in vergeblicher Hoffnung, jemand von den Bewohnern zu ſehen. Endlich wurde am vierten die Pforte von einem Manne geöffnet, der, als er Ins-al-Wudſchud ſah, auf ihn zuging, ihn fragte wer er wäre, woher er käme und was ihn veranlaßte, dort zu harren. „Ich bin aus Ispahan,“ verſetzte Ins-al-Wudſchud, „und wurde auf einer Handelsreiſe an dieſe Küſte verſchlagen, auf welche ich von allen Gefährten allein mich zu retten vermochte.“ Als der Mann dieß hörte, brach er in Thränen aus, umarmte ihn, und ſagte: „Gott bewahre dich vor ferneren Unglücksfällen! Auch ich bin aus Ispahan, wo auch mein Vetter wohnte, den ich eben ſo innig liebte, als ich von ihm wieder geliebt wurde. In dieſer glücklichen Zeit meiner Jugend bekriegte uns ein übermächtiges Volk, und entriß mich nebſt anderen Gefangenen meinem Vaterlande; worauf ich meinem gegenwärtigen Herrn als Sklave verkauft wurde. Aber komm, mein lieber Landsmann, tritt in den Palaſt, und ruhe dich in meinem Zimmer aus, wo wir uns bemühen wollen, uns in unſerem Elende gegenſeitig zu tröſten, bis die Vorſehung uns in unſere Heimat zurückführen wird.“

Ins-al-Wuſchud nahm gern und willig eine ſolche freundliche Einladung an, und erblickte, als er in den Hof trat, einen hohen, ſeine Aeſte weit ausbreitenden Baum, an dem mehrere goldene Käfige hingen, deren jeder einen ſchönen Vogel enthielt. Dieſe Vögel wetteiferten untereinander in melodiſchem Geſange, und ſchienen den Eintretenden gleichſam willkommen zu heißen. Er fragte ſeinen Wirth, wem das prächtige Gebäude gehörte, und erhielt zur Antwort, daß es ein Beſitzthum des Weſyrs Ibrahim wäre, der ſeine Tochter, um ſie vor dem Wechſel des Schickſals zu bewahren, hätte hieher bringen laſſen, und ſie jährlich nur einmal beſuchte, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ſie mit dem nöthigen Bedarfe für ſie und ihre Begleitung zu verſehen. Als Ins-al-Wudſchud dieß hörte, war er nahe daran, in lautes Entzücken auszubrechen; er hielt ſich aber zurück, und begnügte ſich damit, zu ſich ſelbſt zu ſagen: „Endlich habe ich den Aufenthalt meiner Geliebten erreicht, und kann auf Erfüllung hoffen, welche mir bis jetzo noch ſo fern lag.“ Seine reizende Schöne, die nichts weniger vermuthete, als daß ihr Liebſter ihr ſo nahe wäre, und die dieſes einſamen Aufenthaltes längſt überdrüſſig war, hatte aber dieſen Abend beſchloſſen, aus ihrem Gefängniſſe zu entfliehen. Sie ließ ſich alſo in der Dunkelheit der Nacht aus dem Fenſter ihres Schlafgemachs an einem ſeidenen Stricke herab, den ſie aus zerſchnittenen Kleidern geflochten hatte, und erreichte glücklich und unverſehrt den Erdboden. Eilig floh ſie zur Seeküſte, wo ſie ein Fiſcherboot ſah, deſſen Eigner ſie zwar in der erſten Beſtürzung für einen Geiſt hielt, da ſie von Schönheit und Juweelen glänzte, endlich aber, auf ihre Verſicherungen, daß ſie wirklich eine Frau wäre, ſie in ſein Fahrzeug aufnahm. Sie dankte ihm für ſeine Güte, die ſie ihm durch manchen koſtbaren Edelſtein lohnte, und bat ihn, ſie über den See zu fahren. Der Fiſcher ſpannte ſein Segel auf, und der Wind war eine Zeit lang günſtig: aber auf einmal erhub ſich ein heftiger Sturm, der ſie drei Tage lang in großer Gefahr hin und her und weit von ihrem Wege ab trieb. Endlich legte ſich der Sturm, die See beruhigte ſich, und es war Land zu ſehen. Als ſie ſich der Küſte näherten, erblickten ſie eine anſehnliche Stadt, deren Gebäude ungewöhnlich prächtig ſchienen. Sie gingen unter der Terraſſe, die zu dem Palaſt des Sultans gehörte, vor Anker. Zufällig ſaß dieſer, welcher Sultan Dara hieß, mit ſeiner Tochter auf einem Balkon, um der friſchen Luft und des Anblicks des weiten mit Schiffen aus allen Gegenden der Erde angefüllten Hafens zu genießen. Als er das Boot erblickte, gab er Befehl, daß man deſſen Herrn und ſeine Mannſchaft vor ihn bringen ſollte. Sein Erſtaunen bei dem Anblicke der ſchönen Wird-al-Ikmam war nicht gering. Aus ihrem reichen Anzuge, ihrem würdigen Anſtand und Betragen ſchloß er, daß ſie von hohem Range ſein müßte; und nachdem ſie, auf ſein Erſuchen, ſich neben ſeine Tochter geſetzt hatte, fragte er ſie freundlich nach ihrem Vaterlande und der Urſache ihrer Reiſe in ſeine Hauptſtadt; worauf ſie ihm in beredter Kürze ihre Abenteuer erzählte. Der Sultan tröſtete ſie durch Zuſicherungen ſeines Schutzes, verſprach ihr, alle ſeine Macht anzuwenden, um ſie mit ihrem Geliebten zu vereinigen, und ſandte ſogleich ſeinen Weſyr an den Sultan Schamich ab, mit koſtbaren Geſchenken und der Bitte, den Ins=al=Wudſchud an ſeinen Hof zu ſenden.

Als der Weſyr, nach glücklicher Fahrt, in der Hauptſtadt des Sultans Schamich angelangt war, überreichte er die Geſchenke und richtete ſeinen Auftrag aus, worauf der Sultan erwiederte, Ins=al=Wudſchud hätte ſich zu ſeinem großen Leidweſen ſchon ſeit einem Jahre von ſeinem Hofe entfernt, und er wüßte ſeitdem nichts von ſeinem Aufenthalte, würde aber ſeinem Weſyr befehlen, den Geſandten, deſſen Herrn er ſich, ſo viel er vermöchte, gern gefällig zeigen wollte, zu geleiten, um ihn aufzuſuchen. So reiſten denn nach einigen Tagen die beiden Weſyre ab, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollten. Endlich erreichten ſie die Küſte des Meeres Kunnus, woſelbſt ſie ſich auf einem gemietheten Fahrzeug einſchifften und nach der gebirgigen Inſel Tukkalla ſegelten, von welcher der Weſyr des Sultans Schamich ſeinem Gefährten folgenden Bericht erſtattete: „Dieſe Inſel war einige Jahrhunderte früher von Geiſtern bewohnt. Eine Geiſterprinzeſſinn verliebte ſich heftig in einen ſchönen jungen Mann, den Sohn eines Emirs von Kahiro, welchen ſie, über die Gärten ſeines Vaters unſichtbar hinfliegend, erblickte, als er in der Hitze des Tages ſchlief. Sie ſetzte ſich neben ihn, und nachdem ſie ihn ſanft erweckt hatte, und er nicht wenig erſtaunte, ein ſo ſchönes weibliches Weſen ſo zuvorkommend gegen ſich zu ſehen, erwiederte er ihre Liebkoſungen, und es fehlte nicht an gegenſeitigen Betheurungen von Liebe und Treue. Nach einigen glücklich verbrachten Stunden, nahm die Prinzeſſinn einen zärtlichen Abſchied, verſprach, ihn wieder zu beſuchen, und verſchwand aus ſeinem Blicke. Er blieb in Nachdenken über ſein glückliches Abenteuer verſunken, bis der Nachtthau zu fallen begann; wo denn ſeine wegen ſeiner Geſundheit beſorgten Aeltern Sklaven abſandten, um ihn in den Palaſt zu holen. Aber er wollte nicht mit ihnen gehen, und ſprach, wie es ihnen vorkam, ſo unzuſammenhangend über ſeine Geliebte, daß ſie glaubten, er wäre närriſch geworden, und ihn mit Gewalt zum Heimgehen nöthigten. Seine Aeltern waren beunruhigt, vergebens forderten ſie ihn auf, etwas zu ſich zu nehmen, er war betrübt und finſter, und ging endlich in ſein Zimmer, wo er die ganze Nacht in raſtloſer Angſt zubrachte und mit Ungeduld den Morgen erwartete, um ſich nur wieder nach dem glücklichen Orte begeben zu können, wohin ſeine Geliebte wieder zu kommen verſprochen hatte.

Sobald der Morgen dämmerte, begab ſich der Emirs-Sohn in den Garten, und wurde alsbald durch den Anblick ſeiner Geliebten erfreut; während ſie ſich aber wechſelsweiſe die zärtlichſte Liebe verſicherten, erſchien plötzlich die Mutter der Geiſterprinzeſſinn, welche aus dem Betragen ihrer Tochter den Verdacht eines heimlichen Liebeshandels geſchöpft hatte. Auf die Liebenden losſtürzend, ergriff ſie ihre Tochter bei den Haaren, ſchlug ſie, und ſchalt ſie in den härteſten Ausdrücken, daß ſie die Ehre der Geiſter durch die Liebe zu einem elenden Sterblichen geſchändet hätte; worauf die Prinzeſſinn erwiederte, daß ihr Schelten vergeblich, ihre Liebe eine unvertilgbare und und beſtändige wäre, und ſie ſich lieber in tauſend Stücke zerreißen laſſen, als ſich von dem Gegenſtand ihrer Leidenſchaft trennen würde. Da nun die Mutter den Fall als einen verzweifelten erkannte und ſelbſt von der ungemeinen Schönheit des Jünglings gerührt wurde, der ihr zu Füßen fiel und um Gnade für ſeine Geliebte flehte, ſo gab ſie endlich nach, und willigte in ihre eheliche Verbindung. Sie wurde feierlich begangen, und dieſe Inſel, nach dem Namen der Prinzeſſinn Tukkalla genannt, wurde zu ihrem Aufenthalsorte beſtimmt. Noch ſteht ihr prächtiger Palaſt, nach dem Verlaufe vieler Jahrhunderte, und iſt jetzt in meinem Beſitze. Hier hoffe ich meine einzige Tochter zu finden, die ich vor einem Jahre hieher brachte, um ſie vor den Nachſtellungen eines jungen Hofmannes zu ſichern, auf den ſie, gegen meinen Willen, ihre Neigung geworfen hatte."

Die zwei Weſyre landeten nun, und begaben ſich in den Palaſt; aber wie groß war das Erſtaunen und der

Verdruß Ibrahims, als er erfuhr, ſeine Tochter wäre entflohen, und niemand von ihren Umgebungen hätte, trotz wiederholten Nachſuchungen in jedem Winkel der Inſel, ſeit ihrer Flucht irgend etwas von ihr erfahren. Da er unter der Dienerſchaft des Palaſtes einen fremden, blaſſen, hagern und ſchwermüthig ausſehenden jungen Mann erblickte, fragte er, wer er wäre, und erhielt zur Antwort, ein junger Kaufmann aus Ispahan, der Schiffbruch gelitten und den man aus Menſchenliebe aufgenommen hätte. Ibrahim bat nun den Weſyr des Sultans Dara, zu ſeinem Herrn zurückzukehren und ihn von der Vergeblichkeit ihrer Nachſuchungen zu benachrichtigen, indem er ihn zugleich bat, den vermeintlichen Kaufmann in ſein Gefolge aufzunehmen, und ihn bis Ispahan, durch welche Stadt die Reiſe ging, mitzunehmen. Dieß wurde bewilligt; die beiden Miniſter nahmen freundlich Abſchied von einander, und jeder zog ſeines Weges.

Dem Weſyr des Sultans Dara gefiel das angenehme Weſen des vermeintlichen Kaufmanns ſo ſehr, daß er ſich ſehr oft vertraulich mit ihm unterhielt. Dieſe Vertraulichkeit ermuthigte den jungen Mann, ihn nach der Veranlaſſung einer ſo weiten Reiſe zu fragen. Der Weſyr erzählte ihm nun von der Ankunft der ſchönen Wird-al-Ikmam an dem Hofe des Sultans Dara, von der Theilnahme, welche ſie dieſem Fürſten eingeflößt, von deſſen Wunſch, ihrem Miſſgeſchick ein Ende zu machen, und von dem Zwecke ſeiner fruchtloſen Sendung. Bei dieſen Worten konnte Ins=al=Wudſchud ſich nicht länger zurückhalten. Er nannte ſich dem Weſyr, der ihn mit Zärtlichkeit umarmte und ihm zu dieſem Zuſammentreffen, das ihn zu ſeiner Geliebten führte, Glück wünſchte. Er behandelte ihn von nun an mit der größten Aufmerkſamkeit, verſah ihn mit reichen Kleidern und erwies ihm alle Achtung, die einer Perſon zukam, an welcher ſein Sultan ſo lebhaften Antheil nahm. Ins=al=Wudſchud, der nun in ſeinem Gemüthe beruhigt und voll freudiger Erwartung war, lebte und blühte wieder auf, ſo daß er bei ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt des Sultans Dara alle ſeine frühere Männlichkeit und Schönheit wieder hatte.

Als der Weſyr dem Sultan Dara den glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe mitgetheilt hatte, verlangte dieſer den jungen Mann zu ſehen, der nun vor dem Thore erſchien und ſich mit der ſicheren Ehrfurcht eines geübten Hofmannes betrug. Der Sultan begrüßte ihn freundlich, ließ ihn niederſitzen, und ſich dann von ihm ſeine Abenteuer erzählen. Er wob in ſeine beredte Erzählung poetiſche Anführungen und Stegereif=Verſe ein, welche den verſchiedenen Zufällen und Lagen angemeſſen waren. Der Sultan freute ſich ſehr über das Gehörte, ſchickte nach einem Kadi und nach Zeugen, um das Eheband zwiſchen dem glücklichen Ins=al=Wudſchud und der ſchönen Wird=al=Ikmam zu knüpfen, und ſandte zugleich einen Boten an den Sultan

Schamich und ſeinen Weſyr Ibrahym, die ihre vermeintlichen, unwiderbringlichen Verluſte, der eine, den ſeines Lieblings und der andere, den ſeiner Tochter beweinten. Sultan Dara behielt das glückliche Paar eine Zeit lang an ſeinem Hofe, und entließ ſie ſodann mit köſtlichen Geſchenken in ihr eigenes Land, welches ſie ſicher erreichten. Dort empfingen ſie der Sultan und der reuige Weſyr mit der herzlichſten Freude, und dieſer letztere machte durch ſein jetziges Betragen ſeine frühere Strenge und Härte wieder gut. So genoſſen die Liebenden, durch die Gunſt des Sultans und ihre Familie beglückt, jeder Erdenfreude, bis der Todesengel ſie in die Ewigkeit rief.

Vierhundert zwei und neunzigſte Nacht.

Harun Arreſchyds Abenteuer.

Als der Chalyf Harun-Arreſchyd einmal bei übler Laune war, fragte er ſeinen Verſchnittenen Mesrur, was er thun ſollte, um ſich die Grillen zu vertreiben; worauf ihm dieſer vorſchlug, in ſeinem Garten ſpazieren zu gehen, dort friſche Luft zu ſchöpfen, der ſchönen Ausſichten zu genießen und ſich am Geſange der Vögel zu erfreuen. Harun erwiederte, daß er dazu keine Luſt hätte. „Habt ihr in eurem Harem nicht die ſchönſten Frauen, die es gibt?“ — „Ja wohl, aber ſie machen mir Langeweile, und ich gähne bei den reizendſten Schönheiten.“ — „Wenn ihr die Koſtbarkeiten und Seltenheiten eures Schatzes beſähet, ſo würde euch das vielleicht ergetzen.“ — „Ich bin aller dieſer Dinge ſo gewohnt, daß ſie gar keinen Eindruck mehr auf mich machen.“ — „Wohlan, ſo rufet eure Miniſter und Gelehrte zuſammen, und unterhaltet euch mit ihnen über Staatskunſt und wiſſenſchaftliche Gegenſtände.“ — „Der Himmel bewahre mich vor dem Narrenpack!“ — „Wenn alſo gar nichts Euer Majeſtät Vergnügen macht, ſo ziehet euern Säbel und hauet eurem getreuen Sklaven den Kopf ab; vielleicht ergetzt euch der Anblick meines Blutes.“ Dieſer Einfall beluſtigte den Chalyfen und er ſagte: „In der That, Mesrur, ich habe zu nichts Luſt, als eine Geſchichte zu hören; geh alſo und ſieh, ob ſich unter meinen Leuten jemand befindet, der mir eine erzählen kann.“ Mesrur ging, und kam ſogleich mit Aly-Ebn-Manſur aus Damask zurück, der dem Chalyfen eine Geſchichte zweier Liebenden aus Baghdad vortrug, welche dieſen jedoch ſo wenig ergetzte und die er vielen anderen Geſchichten ſo ähnlich fand, daß er anfing einzuſchlafen, und dem Erzähler aufzuhören befahl. Da der Chalyf nun die Luſt, ſich etwas erzählen zu laſſen, verloren hatte, ſo beſchloß er, mit Mesrur und dem Weſyr Giafar verkleidet einen Gang durch die Stadt zu machen.

Der Weſyr ſuchte ihm dieſen Vorſatz auszureden, indem er vorſtellte, es wäre leicht möglich, daß irgend eine gemeine Perſon, die ihn nicht erkennte, ihn beleidigte und ihn in ſeinem Aerger darüber zu einer Beſtrafung reizte, welche ihm nachher leid thun könnte. „Es geſchehe, was da wolle,“ verſetzte der Chalyf, „mich ſoll nichts beleidigen.“ Hierauf verließen ſie den Palaſt durch eine geheime Thüre, und nachdem ſie einige Straßen durchwandelt hatten, ſahen ſie ein prächtiges Gebäude, deſſen ſtattlicher Thorweg durch eine goldne Lampe erleuchtet war. Vor dem Eingange hing ein geſtickter Vorhang, auf welchem mit goldenen Buchſtaben folgender Vers eingewirkt war:

„Wer nach dem frägt, was ihn nichts angeht, wird bald erfahren, was ihm nicht gefällt.“

Dieß reizte die Neugier des Chalyfen, er ſetzte ſich an den Thorweg, und befahl dem Meſrur, er ſollte rufen und einen Becher mit kaltem Waſſer zur Löſchung des Durſtes armer Reiſender verlangen. Als dieß geſchehen war, kam ein Sklave, betrachtete die ihm Unbekannten, und meldete dem Hausherrn, daß drei ehrſam ausſehende Männer eine Erfriſchung verlangt hätten; worauf ihm befohlen wurde, ſie ins Haus zu laden. Der Chalyf nahm die Einladung an, wurde mit ſeinen beiden Begleitern in ein prächtiges Gemach geführt, und dort von einem jungen Manne von feinem und artigen Benehmen ſehr gaſtfreundlich empfangen und zum Sitzen genöthigt. An den vier Seiten des Zimmers war auf ſeidene Vorhänge mit goldnen Buchſtaben derſelbe Vers gemalt, der ſich an dem

Thorwege befand. Es wurde nun ein köſtliches Mahl aufgetragen, an welchem Alle Theil nahmen. Als dieß vorbei war, führte ſie der junge Mann in ein anderes noch prächtigeres Zimmer, in welchem alle Gattungen von Früchten und Wein aufgeſtellt waren. Zwanzig ſchöne Tänzerinnen erhöhten durch Tänze, die ſie je fünf und fünf ausführten, den Genuß. Der Chalyf war über den Geſang und Tanz der erſten Abtheilung ſo entzückt, daß er in der Entzückung ſeine Kleider zerriß. Man brachte ihm andre. Die Tänze der beiden folgenden Abtheilungen machten dieſelbe Wirkung auf Giafar und Mesrur; und als die zwei letzten Abtheilungen ihre Kräfte verſuchten zerriß der Hausherr ſeine Kleider und wurde ohnmächtig. Während ſeine Leute emſig waren, ihn wieder zu ſich zu bringen und aufs neue zuankleiden, ſah der Chalyf auf ſeinen Seiten und ſeiner Bruſt Striemen, die von Peitſchenſchlägen herzukommen ſchienen. Seine Neugier war erregt, und ungeachtet der Abmahnungen Giafars, drang er, als der Hausherr ſich wieder erholt hatte, in dieſen, ihm die Urſache ſeiner Beſtrafung zu erzählen. Den jungen Mann ärgerte dieſe Unverſchämtheit eines Fremden, den er ſo freundlich bewirthet hatte. „Habt ihr," ſagte er, „nicht die Warnung an meinem Thorwege und an meinen Wänden geleſen? Ihr verlangtet nur einen Becher mit Waſſer, und ich gab euch ein Feſt, das ihr ſchlecht verdient habt; aber ihr ſollt auch eurer Strafe nicht entgehen!“ Giafar warf ſich nun zu den Füßen des jungen Mannes und ſagte, ſie wären unwiſſende und ungebildete Bauern von Balſora!“ Wenn das iſt, entgegnete der junge Mann, ſo entſchuldige ich euch, und eure ſchlechte Erziehung mag euch das Wort reden. Gehet in Sicherheit, aber ſuchet nicht wieder, unverſchämte Neugier zu befriedigen, damit euch nicht ein weniger nachſichtiger Wirth, als ich, beſtrafen möge.“ Der Chalyf und ſeine Begleiter entfernten ſich; aber der erſtere war kaum in ſeinem Palaſte, als er dem Giafar befahl, Wache abzuſenden, die den jungen Mann vor ihn führen und ſein Haus bis auf den Grund zerſtören ſollte. „Herr,“ ſagte der Weſyr, „dieſer Befehl iſt der Würde des Beherrſchers der Gläubigen nicht geziemend und dem Vorſatze widerſprechend, den du faßteſt, als wir verkleidet unſeren Gang antraten. Unſer großmüthiger Wirth kannte uns nicht, und wir haben doch nun einmal die Warnung, die uns in ſeinem gaſtfreien Hauſe ſo oft vor die Augen geſtellt wurde, nicht beachtet. Wir allein ſind zu tadeln, und nicht er.“ Die Leidenſchaft des Chalyfen wurde durch die Vorſtellungen des redlichen Giafar beſänftigt; er erkannte die Gerechtigkeit ſeines Tadels an: „aber,“ ſetzte er hinzu, „ich muß den jungen Mann ſehen und ſeine Abenteuer hören.“ — „Das ſollſt du,“ erwiederte Giafar, und ließ am nächſten Morgen den bewußten Hausherrn zum Chalyfen rufen. Jener folgte eilig dieſem Rufe, und als er nun erfuhr, daß er den Chalyfen bei ſich bewirthet und geſcholten hatte, unterließ er nicht, ſogleich ſeine Neugier zu befriedigen und ihm ſeine Geſchichte zu erzählen.

(Man ſieht ſchon aus dieſem Eingange, daß dieß ganz dieſelbe Geſchichte mit der von Aly-Schah oder dem falſchen Chalyfen Bd. IV. (Nacht 189 — 93) iſt, nur auszugsweiſe.)

Mundſchab, ſo hieß der junge Mann, ward ſo ſehr der Günſtling des Chalyfen, daß er nur irgend eine ergetzliche Geſchichte zu erzählen brauchte, um alles zu erlangen, was er wünſchte.

Eines Tages, als der Chalyf wieder in ſeine Grillen zurückzufallen ſchien, erzählte er ihm folgende Geſchichte:

Vierhundert drei und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

der Aliſa, Tochter des Myr-dſchyhan, Sultans von Hind, und des Juſſuf, Sohnes des Sohul, Sultans von Sind.

„Myr-dſchyhan (der Fürſt der Welt), Sultan von Hind, war zu einem hohen Alter gelangt, ohne Kinder zu bekommen. Oft dachte er mit Betrübnis daran, daß ſein Reich an eine andere Familie gelangen ſollte. Als er eines Abends dieſem traurigen Gedanken nachhing und darüber entſchlummerte, weckte ihn eine Stimme, die da rief: „Sultan ſteh auf! Beſuche dieſe Nacht dein Weib, und ſie wird empfangen. Wenn ſie einen Sohn zur Welt bringt, ſo wird er den Ruhm deines Hauſes mehren; kömmt ſie jedoch mit einer Tochter nieder, ſo wird ſie viel

Kummer und Unglück verurſachen.“ Der Sultan gehorchte dem Befehle dieſer Stimme, und zur rechten Zeit gebar die Sultaninn eine Tochter, zum großen Leidweſen der Aeltern, die das Kind gewiſs umgebracht hätten, wenn ſein Lächeln ihre Wuth nicht beſänftigt hätte. Das Mädchen wurde in der größten Heimlichkeit erzogen, und als ſie zwölf Jahr alt war, auf ein feſtes Schloß in der Mitte eines tiefen Sees gebracht, mit der Hoffnung, durch dieſe Einſperrung die Erfüllung der ſie betreffenden Weiſſagung zu verhindern. Nichts konnte die Pracht ihres Aufenthaltes übertreffen, wo ſie bloß von Frauen umgeben war, und kein Mann die Erlaubnis erhielt, auch nur bis an das Ufer des Sees zu kommen, ausgenommen wenn Vorräthe für die ſchönen Bewohnerinnen anlangten, die ſodann in ihren Zimmern bleiben mußten. Die Bewachung des Schloßthores war einer alten Frau, der Amme der Prinzeſſinn, anvertraut.

Drei Jahre lang lebte die ſchöne Aliſa in ihrem glänzenden Gefängniſſe glücklich: aber die Vorherbeſtimmung des Geſchicks war unwiderruflich und machte die ſorgfältige Vorſicht des Sultans Myrdſchyhan zu Schanden.

Juſſuf, ein junger und liebenswürdiger, aber ſehr lockerer Prinz, hatte ſeinen Vater erzürnt, entfloh von ſeinem Hofe, und erreichte mit wenigen Begleitern die Ufer des Sees. Neugierig zu wiſſen, wer das Schloß in der Mitte des Sees bewohne, ſchwamm er hinüber, und landete an dem Thore welches er verſchloſſen fand, und vor welchem er auf ſein lauteſtes Rufen um Einlaß, keine Antwort erhielt. Er ſchrieb ſodann einen Zettel, flehte um Mitleid für einen hülfloſen Fremden, und ſchoß das an einen Pfeil befeſtigte Papier über die Mauer. Zu ſeinem Glücke fiel der Pfeil gerade der Prinzeſſinn, die eben in einem der Schloßhöfe ſpazieren ging, vor die Füße. Sie beredeten ihre Amme, das Thor zu öffnen, und verliebte ſich, den Prinzen erblickend, eben ſo heftig in ihn, als er ſich in ſie verliebte. Er wurde eingelaſſen, mit Achtung aufgenommen, und bald fanden zwiſchen den Liebenden die zärtlichſten Zuſammenkünfte ſtatt. Freude und Wonne herrſchten im Schloſſe, während die Begleiter des Prinzen am Ufer des Sees ſeine Rückkehr erwarteten.

Nach einiger Zeit ſandte Sultan Myr-dſchyhan, der ſich mit ſeinem Sohne zu verſöhnen wünſchte, und erfahren hatte, welches Weges er gezogen war, ſeinen Neffen Yiah an ihn ab, um ihm ſeine Verzeihung anzukündigen und ihn zur Rückkehr nach Sind aufzufordern. Als Yiah an die Ufer des Sees kam, erfuhr er von Juſſufs Begleitern, daß dieſer in das Schloß eingelaſſen worden, und ſie ſeitdem nichts von ihm gehört hätten. Hierauf befeſtigte Yiah an einen Pfeil einen Zettel, auf welchen er das Nöthige von des Sultans Vergebung und von ſeinem Wünſche, den Prinzen zu ſehen, ſchrieb. Der in das

Schloß geſchoſſene Pfeil fiel in den Garten, in welchem Juſſuf und Aliſa eben luſtwandelten. Als der Prinz den Zettel geleſen hatte, freute er ſich ſo ſehr über die Vergebung ſeines Vaters, daß er heimzureiſen und ſeinen Aeltern Dank zu ſagen und künftig Gehorſam zu leiſten beſchloß. Er theilte der Prinzeſſinn dieſes Vorhaben mit, welches ſie ſehr betrübte; er tröſtete ſie jedoch durch Verſicherungen ſeiner baldigen Rückkehr, und verſicherte ſie, daß nichts als kindliche Liebe ihn ihr, auch nur einen Augenblick, entziehen könnte. Sie bat ihn nun inſtändig, ſie doch mitzunehmen; aber Juſſuf ſtellte ihr vor, wie ſolch ein Schritt nur ihrem Rufe ſchaden und ihren Vater erzürnen könnte, der dann unſtreitig in das Königreich Sind mit ſeinem mächtigen Heere einfallen und ſie auf ſolche Weiſe unnöthiges Blutvergießen veranlaſſen würde. Wenn ſie es im Gegentheile geduldig abwarteten, ſo würde Sultan Myr-dſchyhan leicht bewogen werden, in ihre Verbindung zu willigen. Er wollte ſie inzwiſchen oft beſuchen, und ihre Zuſammenkünfte würden durch die Treue ihrer Leute geheim bleiben.

Aliſa war, obgleich widerwillig, genöthigt, die Richtigkeit deſſen, was er ſagte, anzuerkennen, und ergab ſich in ſeine Abreiſe, bat ihn aber, als dieſe vor ſich ging, unter tauſend Thränen und Umarmungen, nicht lange abweſend zu bleiben. Er verſprach es, und zwar mit aufrichtiger Geſinnung, denn er liebte wahrhaft, und folgte nur mit Mühe dem Rufe der Pflicht.

Juſſuf ſchwamm, ſeinen Bogen und Köcher über ſeinen Kopf haltend, zum zweitenmale über den See und zu ſeinen Gefährten, die ſich ſeiner Ankunft freuten. Sein Vetter Yiah empfing ihn auf das liebreichſte, und berichtete ihm alles ſeit ſeiner Abreiſe vom Hofe Vorgefallene; worauf ihm der Prinz ſein Liebesabenteuer mit der ſchönen Alifa erzählte, ihn jedoch bat, verſchwiegen zu ſein, ſo wie er auch allen Leuten ihres beiderſeitigen Gefolges, bei ſeiner Ungnade, Verſchwiegenheit in Betreff ſeines Aufenthaltes im Schloſſe befahl. Die Prinzen reiſten nun nach Sind, wo ſie glücklich anlangten.

Juſſuf wurde mit der rührendſten Güte von ſeinem Vater aufgenommen, der ſeine Rückkehr durch prächtige Feſte feierte. Sein Einzug in die Hauptſtadt war ein wahrer Triumphzug, der ganze Hof zog ihm in vollem Pomp entgegen, und Aller Augen füllten ſich mit Thränen der Rührung, als ſie ſahen, wie der Sultan ſeinen reuigen und vielgeliebten Sohn in ſeine Arme drückte. Der Monarch und die Prinzen zogen ein, unter dem lauten Jubelrufe des Volkes, welchem man Gold und Silber im Ueberfluß austheilte. Noch rührender war die Zuſammenkunft Juſſufs mit ſeiner Mutter, deren Herz ſeit ſeiner Abreiſe voll der tiefſten Betrübnis war, und die nun vor Freude des Wiederſehens beinahe geſtorben wäre.

Auch die Frauen Juſſufs (er hatte deren drei und vierzig,) waren über ſeine Rückkehr voll Freude und wetteiferten, ihm dieſe Freude zu bezeigen. So herrſchte nichts als Luſt und Wonne in dem Palaſte, nicht aber in dem Herzen Juſſufs, der bei aller Freude, ſeiner Famile wiedergegeben zu ſein, doch nach ſeiner geliebten Aliſa ein heftige Sehnſucht empfand, welche ihn gegen die Liebkoſungen ſeiner Frauen unempfindlich machte, ſo daß er kein zu ſich rufen ließ, ſondern, wenn er ſich abends in ſei Zimmer begab, dort allein blieb, und die Nacht in Gedanken an ſeine Geliebte verbrachte.

Nachdem Juſſuf ſeiner Pflicht einige ihm endlo ſcheinende Tage geopfert hatte, vermochte er es nicht länger ſeine Ungeduld zu bezähmen, beſtieg ſein Lieblingsroſ ließ einen treuen Sklaven, namens **Hallal**, hinter ſi ſitzen, verließ in der Nacht den Palaſt ſeines Vaters, un jagte mit Windesſchnelle an das Ufer des Sees. Do angelangt, verſteckte er Sattel und Zaum ſeines Pferde im Gebüſch, und gelangte nebſt ſeinem Sklaven auf de Roſſe glücklich über den See. Die Freude der Prinze ſinn, ihren Geliebten wieder zu ſehen, war gränzenlo die ſeine nicht geringer.

Ein Monat war ſchon vergangen, und Juſſuf dach noch gar nicht daran, ſeine reizende Genoſſinn zu ve laſſen. Endlich, am dreißigſten Tage, erblickten Juſſ und Aliſa, die auf der Terraſſe des Palaſtes ſaßen u ſich an der ſchönen Ausſicht ergetzten, ein Boot, welches ſich dem Schloſſe näherte. Die Prinzeſſinn erkannte es bald, als ein ihrem Vater, dem Sultan Myr-dſchyhau gehöriges, und bat ihren Geliebten, ſich zu entfernen, während ſie die im Boote befindlichen Perſonen empfinge. Juſſuf begab ſich nun in ein Zimmer, deſſen Fenſter auf den See gingen. Durch die Gitter konnte er ſehen, was am Ufer vorging: und wie groß waren ſein Erſtaunen, und ſein Unwillen, als er einen jungen Mann aus dem Boote ſteigen und der Prinzeſſinn in die Arme ſtürzen ſah. Sie ſchien dieſe Umarmung mit Entzücken zu erwiedern, und unter zärtlichen Liebkoſungen gingen beide in den Palaſt.

Vierhundert vier und neunzigſte Nacht.

Ohne daran zu denken, daß ſein vermeintlicher Nebenbuhler ein naher Verwandter der Prinzeſſinn ſein könne, ließ Juſſuf ſich von ſeiner Eiferſucht ſo übermannen, daß er eine ſo treuloſe Geliebte auf immer zu verlaſſen beſchloß. Nachdem er ihr einen Brief geſchrieben, in welchem er ihr ihre Falſchheit und Uutreue vorwarf und ihr Lebewohl ſagte, gab er ihn einer Dienerinn zur Beſtellung, und beſtieg mit ſeinem getreuen Hallal ſein Roß, welches ſie durch den See trug. Er warf noch einen wehmüthigen Blick auf den Aufenthalt, in welchem er noch vor ſo kurzer Zeit ſo viel Freude genoſſen hatte, und eilte in ſeine Heimat, wo er von ſeinem Vater und ſeiner ganzen Familie wieder auf das freudigſte aufgenommen wurde. Um die Reize der treuloſen Aliſa zu vergeſſen, überließ er ſich nun mit ſeinen unlängſt verſchmähten Frauen, welche wieder um ſeine Gunſt wetteiferten, der Luſt und Freude.

Die nichts Schlimmes ahnende Aliſa war voll Freuden über den Beſuch ihres Vetters Sohul, dem ſie tauſend Fragen vorlegte, und ſich von ihm Neuigkeiten von ihres Vaters Hofe erzählen ließ, als man ihr das Schreiben Juſſufs brachte. Sie ging in ihr Zimmer, las, betrübte ſich ſehr, faßte ſich jedoch bald wieder, in dem Bewußtſein ihrer Unſchuld, und in dem Vertrauen, daß ſich ihr Geliebter von ſeinem Irrthum überzeugen und dann zu ihr zurückkehren würde. Sie verbarg ihrem Vetter ihren Kummer, und behandelte ihn mit ſo liebenswürdiger Freundlichkeit, als wäre ſie noch ſo glücklich. Er nahm nach Verlauf einiger Tage Abſchied von ihr, um in das Königreich des Sultans Myr-dſchyhan zurückzukehren, und ließ ihr ſeinen getreuen Verſchnittenen Aly-ben-Ibrahim zurück. Sobald der Prinz Sohul fort war, ſuchte Aliſa den jungen Verſchnittenen, deſſen Herzensgüte ſie bemerkt hatte, für ſich zu gewinnen. Auch erbot er ſich, als ſie ihm das zwiſchen ihr und ihrem Gatten Vorgefallene anvertraute, von freien Stücken, den Mittler zu machen, und reiſte mit einem Briefe der Prinzeſſinn an Juſſuf ab. Nachdem er den See durchſchwommen hatte, eilte er ohne Aufenthalt nach der Hauptſtadt von Sind.

Dort erbat er ſich bei dem Prinzen Juſſuf geheimes Gehör, welches ihm auch ſogleich gewährt wurde, und in welchem er dem Prinzen Aliſa's Brief übergab. Dieſer, deſſen Zorn ſich ſchon früher gelegt und der die Schmerzen der Trennung ſchon empfunden hatte, gerieth nun, nach Leſung des Briefes, vor Freuden außer ſich, hörte mit innigem Vergnügen, was Aly-ben-Ibrahim ihm erzählte, und verſicherte ihn, daß er nun von ihrer Treue vollkommen überzeugt wäre, ſeinen Verdacht und ſeine ſchnelle Abreiſe von Herzen bereuete, und in der nächſten Nacht wieder zu der Geliebten reiſen wollte, bis zu welcher Zeit er ſich ausruhen ſollte. Dieſer wurde nun auf Befehl des Prinzen in eines der prächtigſten Zimmer des Palaſtes geführt und von den Hofbedienten ehrfurchtsvoll bedient. In der folgenden Nacht ließ Juſſuf alles zur Abreiſe Nöthige von ſeinem getreuen Hallal beſorgen, und machte ſich dann mit dieſem und dem Verſchnittenen auf den Weg. In wenigen Tagen erreichten ſie das Ufer des Sees, ſchwammen hinüber, und kamen, zur größten Freude der nun wieder glücklichen Aliſa, im Schloſſe an. Die Erinnerung an die vergangenen Leiden vermehrte noch die Entzückungen der Gegenwart, und die Liebenden waren, wo möglich, noch zufriedener mit einander, als vor ihrer Trennung. Der treue Aly-ben-Ibrahim wurde mit einem aus koſtbaren Edelſteinen beſtehenden Geſchenk entlaſſen, und kehrte, da die für ſeinen Aufenthalt im Schloſſe beſtimmte Zeit vorüber war, an den Hof Myr-dſchyhans zurück.

Bei ſeiner Ankunft nahm ihn der Sultan, begierig, Nachrichten von ſeiner Tochter zu erhalten, in ſein Kabinett, und während er den Verſchnittenen um dieſes und jenes befragte, fiel dieſem durch einen unglücklichen Zufall der Turban vom Kopf, und aus dieſem rollten die zum Geſchenk erhaltenen Edelſteine und ein Heft heraus, in welchem er die Liebesabenteuer Juſſufs und ſeiner Geliebten zu ſeiner Ergetzung beſchrieben hatte. Der Sultan kannte einen Theil der Juweelen, und griff nach dem auf die Erde gefallenen Heft, um es zu leſen. Er gerieth in die heftigſte Wuth, als er nun las, wie alle ſeine Vorſichtsmaaßregeln gegen die Vorherbeſtimmung des Geſchicks vergeblich geweſen, und wie die Prinzeſſinn verführt und ſein Haus entehrt wäre. Mit furchtbarer Strenge fragte er den zitternden Aly, ob Juſſuf noch bei ſeiner Tochter wäre; und nach erfolgter Bejahung, befahl er ſogleich, daß Alles zu ſeiner Abreiſe bereitet würde, und daß das Heer aufbrechen ſollte, um ſich an den Ufern des Sees zu lagern. Der unglückliche Verſchnittene wurde faſt todt geprügelt, und dann, mit Ketten belaſtet, in einen Kerker geworfen; aber er blieb den treuen Liebenden getreu, und beſtach durch ein reiches Geſchenk den Kerkermeiſter, daß er ihm erlaubte, durch einen ſicheren Boten an die Prinzeſſinn ein Schreiben zu ſenden, worin er ſie von dem vorgefallenen Unglück, in der Hoffnung, daß ſie mit Juſſuf in deſſen Vaterland werde entfliehen können, benachrichtigte. Zum Glücke der Liebenden, erhielten ſie dieſe Nachricht am nächſten Morgen. Sie beriethen ſich, was für Maaßregeln ſie ergreifen ſollten, und kamen überein, daß nur Juſſuf und Hallal nach Sind zurückkehren ſollten, die Prinzeſſinn aber, außer Stande, die Beſchwerden einer ſolchen Reiſe zu ertragen, ſollte im Schloſſe verborgen bleiben, und die Sklaven ſollten dem Sultan bei ſeiner Ankunft ſagen, ſie wäre mit ihrem Geliebten auf und davon; worauf er denn unſtreitig entweder heimkehren, oder mit ſeinem Heere den Prinzen verfolgen würde, der jedoch auf ſeinem ſchnellen Roſſe nicht eingeholt werden könnte. Noch wurde feſtgeſetzt, daß Juſſuf nach ſeiner Heimkehr eine Geſandtſchaft an Myr-dſchyhan ſchicken ſollte, um dieſem ſeine Heirat mit ſeiner Tochter zu melden, und ihn um Verzeihung und um die Erlaubnis zu bitten, ihm als Schwiegerſohn huldigen zu dürfen. So trennten ſich nun die Gelieben; aber alle ihre Entwürfe wurden durch die Macht des unabänderlichen Geſchickes zu Schanden gemacht.

Myr-dſchyhan kam einige Stunden nach Juſſufs Abreiſe auf dem Schloſſe an, und hörte von den Dienerinnen der Prinzeſſinn, daß dieſe mit dem Prinzen entflohen wäre; worauf der erzürnte Sultan, ohne erſt den Palaſt zu durchſuchen, zu ſeinen an den Ufern des Sees lagernden Truppen eilte, und mit einem zahlreichen Heere den Prinzen von Sind verfolgte, der jedoch ſeine Hauptſtadt ſicher erreichte. Nachdem er dem Sultan, ſeinem Vater, ſeine Liebesabenteuer erzählt hatte, billigte dieſer ſeine Verbindung mit der ſchönen Aliſa, und ſchickte eine Geſandſchaft an Myr-dſchyhan, der zu dieſer Zeit ſchon das Sindiſche Land, welches ihm keine Truppen entgegenſtellte, mit Feuer und Schwert verheerte. Er empfing die Geſandtſchaft mit ſtolzem Uebermuthe, befahl ihr, zu ihrem Herrn zurückzukehren und ihm zu ſagen, daß er die Verführung ſeiner Tochter nie vergeſſen würde und einen feierlichen Eid geſchworen hätte, das Königreich Sind zu verheeren, die Hauptſtadt zu ſchleifen und ſeine Augen durch das Blut des Sultans und ſeines Sohnes zu weiden. Nach Empfange dieſer übermüthigen Antwort, blieb dem Sultan und ſeinem Sohne nichts übrig, als ſich einem ſo halsſtarrigen Feinde zu widerſetzen. Sie ſammelten ihre Truppen, bei welchen ſie ſehr beliebt waren, und zogen dem Feind entgegen, den ſie in einer Schlacht beſiegten, in welcher Myr-dſchyhan fiel. — Es iſt unmöglich, den Beſtimmungen des Himmels zu entgehen. Von

Gott kommen wir und zu Gott müſſen wir zurückkehren. —

Juſſuf behandelte nach der Schlacht die Beſiegten mit der größten Menſchlichkeit. Er ließ den Leichnam des Sultans einbalſamieren, und auf einer prächtigen Bahre, unter großer Begleitung, in die Hauptſtadt ſeines Königreiches bringen, und dort in dem Begräbniſſe ſeiner Vorfahren mit geziemendem Pompe beiſetzen. Zugleich ſchickte Juſſuf Briefe an die Mutter der Aliſa, worin er das Schickſal des Myr-dſchyhan beklagte, dem er wider ſeinen Willen eine Schlacht hätte liefern müſſen, und worin er ſeine heiße Liebe zu ihrer Tochter zu erkennen gab, mit welcher er ſich zu verbinden und die Mutter zu tröſten lebhaft wünſchte.

Die Sultaninn, welche befürchtet hatte, der Sieger würde in ihr Land fallen und die Hauptſtadt belagern, fühlte ſich durch ein ſo entgegengeſetztes Betragen in ihrem Kummer ſehr erleichtert, und gab ihre Einwilligung zu einer Verbindung zwiſchen Juſſuf und Aliſa. Der Prinz von Sind holte mit einem zahlreichen Gefolge die Prinzeſſinn von dem Schloſſe nach der Hauptſtadt von Sind, woſelbſt, nach verfloſſener Trauerzeit, die Hochzeit mit großem Gepränge gefeiert und der Prinz, zur allgemeinen Zufriedenheit der Bewohner des Landes, zum Herrn deſſelben erklärt wurde.

Seine nächſte Sorge war, den Chalyfen **Mamun**, der gerade damals Beherrſcher der Gläubigen in **Baghdad** war, von allem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Sein Schreiben war von großen Geſchenken begleitet, welche nicht nur aus Geld und vielen Seltenheiten der Länder Hind und Sind, ſondern auch aus zehn Sklavinnen beſtanden, die trefflich ſangen, tanzten und dichteten. Sie ſagten dem Chalyfen Verſe vor, in denen der Wunſch, nach ihrer Heimat zurückzukehren, ſo lebhaft ausgedrückt war, daß Mamun, ſo ſehr auch ihre Schönheit und ihr Geiſt ihn ergetzte, ſein eigenes Vergnügen ihren Empfindungen aufopferte, und ſie dem Juſſuf mit einem Beamten zurückſandte, der zugleich das Edikt mitbrachte, durch welches Juſſuf im Beſitz ſeines neuerworbenen Landes beſtätigt wurde. Lange lebten Juſſuf und Aliſa, umgeben von einer zahlreichen Nachkommenſchaft, und von ihren glücklichen Unterthanen geliebt.

Vierhundert fünf und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

des guten, ungerechter Weiſe eingekerkerten Weſyrs.

Ein Weſyr von anerkannter Treue und Rechtſchaffenheit, war von ſeinen Feinden verläumdet und ohne weitere Unterſuchung in einen finſtern Kerker gebracht worden, in welchem er zu ſeiner täglichen Nahrung nichts als Brot und Waſſer erhielt. In dieſem elenden Zuſtande blieb er ſieben Jahre, nach deren Verlaufe der Sultan, ſein Herr, der, ſeiner Gewohnheit nach, verkleidet in der Stadt umherging, zufällig eines Tages, in der Tracht eines Derwiſches, bei dem Hauſe ſeines unglücklichen Miniſters vorbeiging. Zu ſeinem Erſtaunen ſah er es offen und eine Menge von Dienern damit beſchäftigt, die Zimmer zu reinigen und zum Empfange des Eigenthümers zuzubereiten, der ihnen, wie ſie erzählten, aus ſeinem Gefängniſſe durch einen Boten hatte ſagen laſſen, ſie möchten Alles in Ordnung bringen, denn er würde an dieſem Tage die Gunſt des Sultans wiedergewinnen und heimkehren. Der Sultan, weit entfernt, an die Freilaſſung des Weſyrs zu denken, hatte ihn faſt aus dem Gedächtniſſe verloren, und war nicht wenig über die Aeußerung der Diener erſtaunt. Er meinte, jedoch die lange Einkerkerung könnte dem Gefangenen wohl das Gehirn verrückt haben und er hätte in ſeinem Wahnſinne von ſeiner Befreiung geträumt. Er beſchloß daher, in ſeiner Verkleidung das Gefängnis zu beſuchen, und bat, nachdem er, mit Brot und Kuchen reichlich verſehen, dort angelangt war, den Kerkermeiſter um die Erlaubnis zur Erfüllung eines Gelübdes, den mitgebrachten Vorrath unter die Gefangenen vertheilen zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt, und er durfte die verſchiedenen Kerker beſuchen. Endlich kam er auch in den des Weſyrs, welcher eben ſeine Andacht verrichtete, und von dem vermeintlichen Derwiſch darin unterbrochen, dieſen befragte, was er wollte. „Ich komme,“ ſagte dieſer, „um euch zu dem, was ich vernommen habe, Glück zu wünſchen; denn ob ihr mich gleich nicht kennt, ſo habe ich doch den Himmel oft um eure Befreiung angefleht, und eure Diener haben mir geſagt, daß ihr heute frei zu werden erwarten. Ich glaube jedoch nicht, daß der Sultan deshalb einen Befehl ertheilt hat.“ — „Das mag wahr ſein, mitleidiger Derwiſch,“ verſetzte der Weſyr; „aber glaube mir, bevor es Nacht wird, werde ich befreit ſein und mein Amt wieder antreten.“ — „Ich wünſche, daß es ſo kommen möge: aber auf welchen Grund baut ihr eine Erwartung, deren Erfüllung mir ſo unwahrſcheinlich vorkömmt?“ — „Setzet euch, guter Derwiſch, und ich will euch die Sache erklären. Wiſſet, daß die Erfahrung mich belehrt hat, wie man auf dem Gipfel des Glücks immer einen Unfall, und auf der unterſten Stufe des Unglücks immer eine Rettung zu erwarten hat. Zu der Zeit, als ich noch Weſyr war, das Volk mich wegen meiner Milde liebte, und der Sultan, deſſen Ehre und Vortheil immer der Gegenſtand meiner Sorge war und für den ich ſelbſt in dieſem finſtern Kerker nicht zu beten aufhörte, mich auszeichnete, genoß ich eines Abends, mit einigen Freunden auf einer Barke umherfahrend, der friſchen Luft. Wir tranken dabei Koffee, und die Taſſe, welche ich in meiner Hand hielt, und welche aus einem einzigen Smaragd von unermeßlichem Werthe gemacht und mir ſehr lieb war, entſchlüpfte mir, und fiel ins Waſſer; worauf ich die Barke halten ließ, und nach einem Taucher ſandte, dem ich eine große Belohnung verſprach, wenn er mir die Taſſe wiederbrächte. Er entkleidete ſich, bat mich, ihm die

Stelle zu zeigen, wo ſie ins Waſſer gefallen war, und ich, der ich gerade einen prächtigen Demantring in der Hand hielt, warf ihn in der Zerſtreuung in den Fluß. Als ich mich über meine Gedankenloſigkeit laut ausſchalt, fuhr der Taucher ſchnell in das Waſſer hinab, und kam in zwei Minuten wieder mit der Taſſe, in welcher auch der Ring lag, zum Vorſcheine. Ich belohnte ihn reichlich, und freute mich über die Wiedererlangung meiner Juweelen, als mich plötzlich die Beſorgnis überfiel, einem ſolchen Glücke müſſe nothwendig ein Unglück folgen. Dieſe Betrachtung machte mich ſchwermüthig, und ich kehrte mit ahnungsvoller Traurigkeit nach Hauſe zurück, und nicht ohne Grund; denn noch an demſelben Abend, klagten mich meine Feinde bei dem Sultan fälſchlich an, der ihnen glaubte und mich am folgenden Morgen in dieſen Kerker ſperren ließ, in welchem ich nun ſieben Jahre bei Brot und Waſſer geſeſſen habe. Gott hat mir jedoch Ergebung in ſeinen Willen verliehen, und es hat ſich heute etwas ereignet, was mir die Ueberzeugung einflößt, daß ich noch vor Abend in Freiheit kommen und die Gunſt des Sultans wieder erlangen werde. Ihr ſollt wiſſen, ehrwürdiger Derwiſch, daß ich heute Morgen ein unwiderſtehliches Gelüſte fühlte, etwas Fleiſch zu eſſen, und den Kerkermeiſter, indem ich ihm ein Goldſtück gab, dringend bat, mein Gelüſt zu befriedigen. Der Mann, durch mein Geſchenk bewogen, brachte mir das Gewünſchte, ſagte mir aber, es wäre das erſte und letzte Mal, daß er den erhaltenen Befehlen zuwider handelte. Ich freute mich auf ein köſtliches Gericht, als ich jedoch vor dem Eſſen meine gewohnte Abwaſchung verrichtete, kam eine gewaltige Ratte aus ihrem Loche und bemächtigte ſich der auf dem Boden ſtehenden Speiſe. Ich wurde beinahe ohnmächtig vor Schrekken, und konnte mich der Thränen nicht enthalten; als ich mich aber wieder faßte und zu tröſten ſuchte, kehrte die Hoffnung wieder in mein Gemüth zurück, und ich ſtellte die Betrachtung an, daß, gleich wie Ungnade und Einkerkerung unmittelbar auf die Wiedererlangung meines Bechers und Ringes gefolgt wären, nun auf dieſen Unfall, den größten, der mir im Kerker begegnen konnte, ein Glücksfall für mich zu hoffen wäre. In dieſer Ueberzeugung, beredete ich den Kerkermeiſter zu der Erlaubnis, meine Leute wiſſen zu laſſen, daß ſie mein Haus zu meiner Rückkehr in daſſelbe bereit halten ſollten.“

Der verkleidete Sultan fühlte bei jedem Worte, was der Weſyr ſprach, mehr und mehr, wie ungerecht er gegen ihn gehandelt, und hatte alle Mühe, ſeine Derwiſchrolle fort zu ſpielen; da er aber ſeinen Beſuch im Gefängniſſe nicht wollte bekannt werden laſſen, ſo hielt er an ſich, und nahm von dem Miniſter Abſchied, indem er ſagte, er hoffte, ſeine Weiſſagung würde erfüllt werden.

Als er in ſeinen Palaſt gekommen war, kleidete er ſich um und ſchickte ſogleich dem Weſyr durch ein anſehnliches Geleite, das ihn an den Hof bringen ſollte, ein Ehrenkleid. Seine Ankläger wurden durch Einziehung ihrer Güter und Einkerkerung beſtraft. Der Weſyr wurde von dem Sultan mit der größten Auszeichnung empfangen und in Gegenwart der Hauptleute mit neuen Würden und Ehren bekleidet. Er nahm ihn hierauf in ſein Kabinett, umarmte ihn, bat ihn, die Ungerechtigkeit, deren Opfer er geweſen, zu vergeſſen, erzählte ihm, daß er ihn verkleidet in ſeinem Kerker beſucht hätte, und ließ ihm hierauf die Freiheit, glücklich und zufrieden in ſeinen Palaſt zurück zu kehren.

Vierhundert ſechs und neunzigſte Nacht.

Geſchichte
einer Dame von Kahiro und ihrer vier Galane.

Eine junge, ihrem Gatten zärtlich ergebene Dame von Kahiro, die nur durch dringende Nothwendigkeit zum Ausgehen veranlaſst werden konnte, ging eines Tages, von einem Bade heimkehrend, vor der Gerichtsſtätte eines Kádi's vorbei, als dieſe eben geſchloſſen wurde. Der Kadi erblickte ſie, und ihr edler Anſtand und Gang fielen ihm auf und ließen ihm auf das, was er nicht ſah, günſtig ſchließen. Er nahte ſich ihr, und flüſterte ihr zu, daß er ein geheimes Stell-dichein mit ihr wünſchte. Die Dame, welche bei ſich beſchloß, ihn ſeines unwürdigen Betragens wegen zu beſtrafen, willigte ſcheinbar ein, und bat ihn, am Abend in ihr Haus zu kommen; was er freudig verſprach. Sie verfolgte nun ihren Heimweg, wurde aber auf demſelben von drei anderen Männern angeredet, die ihr gleiche Vorſchläge, wie der Kadi, machten, welche ſie auch alle annahm und den Abend zum Empfang ihrer Beſuche beſtimmte. Der erſte dieſer drei Galane war der Obereinnehmer der Hafenſteuer, der zweite der Vorſteher der Schlächterzunft, und der dritte ein reicher Kaufmann.

Als die Dame wieder zu Hauſe war, erzählte ſie ihrem Manne, was ſich ereignet hatte, und bat ihn, ihr zu erlauben, daß ſie die Unverſchämtheit der vier Männer, durch eine Liſt, welche ſie ſich erſonnen, beſtrafen dürfte; eine Beſtrafung, welche ihm und ihr nicht bloß große Beluſtigung, ſondern auch wirklichen Vortheil verſchaffen würde, da gewiſs auf ein Geſchenk von Jedem zu rechnen wäre. Der Mann, überzeugt, daß er ſich auf die Treue ſeiner Frau verlaſſen könnte, gab ſeine Einwilligung zu ihrem Vorhaben; worauf ſie ein gutes Mahl bereitete, ſich ſorgfältig kleidete, und ſich auf ein Sofa ſetzte, um ihre Gäſte zu erwarten.

Es war eben die Stunde des Abendgebetes, als der Kadi an die Thüre ſeiner Schönen klopfte, die ſie öffnete, ihn einließ und einen Roſenkranz von ſchönen Perlen, den er ihr darbot, annahm. Sie bat ihn, ſich auszukleiden und einen bequemeren Anzug anzulegen. Sie bekleidete ihn nun mit einer langen Weſte von gelbem Muſſelin, und ſetzte ihm eine Mütze von derſelben Farbe auf, was ihr Mann durch die Vorhänge eines Kabinettes mit anſah und ſich vor Lachen über die zärtlichen Grimaſſen des verliebten Richters die Seiten hielt. Das Glück des ehrwürdigen Galans verwandelte ſich jedoch ſchnell in ſchreckvolle Beſtürzung; denn er hatte ſich kaum niedergeſetzt und von einer Erfriſchung gekoſtet, als ein lauter Schlag an die Thüre gehört wurde; worauf die Dame, die ſich auf ſehr täuſchende Weiſe erſchreckt ſtellte, ausrief: „Der Prophet beſchütze uns! denn das iſt das Pochen meines Mannes: und wenn er euch hier findet, wird er uns beide tödten.“ Der Kadi war bei dieſen Worten mehr todt, als lebendig; aber die Dame richtete ihn wieder etwas auf, indem ſie ihn in ihre Schlafkammer ſtieß und ihn bat, ſich dort ja nicht zu regen, wo ſich dann ſchon ein Ausweg zu ſeiner Rettung finden würde. Er kauerte ſich in einen Winkel der Kammer, und gelobte heilig, daß er, wenn er dießmal der Gefahr entginge, der Liebe auf immer Valet ſagen wollte, und wenn Satan ſelbſt die Geſtalt einer ſchönen Frau annähme, er ihn doch nicht verlocken ſollte.

Als die Dame den Kadi ſo verſteckt hatte, eilte ſie an die Thüre, wo ſie den harrenden Oberaufſeher der Hafenſteuer fand, der ihr ein Käſtchen mit Juweelen zum Geſchenke brachte. Sie empfing ihn auf das freundlichſte, bat ihn, ſeine reichen Kleider abzulegen, und ließ ihn eine rothe Jacke anziehen und eine grüne ſchwarzgefleckte Mütze aufſetzen. Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, als ein neues Pochen gehört wurde, und ſie mit ihm daſſelbe Spiel, wie mit dem Kadi, ſpielte, welcher ſich etwas getröſtet fühlte, als er einen ehrwürdigen Beamten in eben ſo lächerlichem Aufzuge ſah, als ſein eigener war. Die alten Galane bedauerten ſich gegenſeitig durch Zeichen, wagten aber, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht, zu ſprechen.

Der Vorſteher der Schlächterzunft wurde eingelaſſen, ſein Geſchenk angenommen, er mußte ſich auch entkleiden, er zog eine blaue Jacke an, und ſetzte eine ſcharlachene Mütze auf, die mit Muſchelſchalen und Flittergold ausgeputzt war. Aber kaum war er mit dem Umkleiden fertig, als ein vierter lauter Schlag gehört wurde, die Schreckensſzene ſich erneuerte, und der erſchrockene Galan in die Kammer eilte, um ſeinen Nebenbulern Geſellſchaft zu leiſten. Es erſchien jetzo der ehrwürdige Kaufmann, welcher der liſtigen Dame reiche Schleier, ſeidene Stoffe und geſtickte Mußeline ſchenkte, worauf er, als er zum Umkleiden aufgefordert wurde, eine himmelblaue Jacke anzog und eine roth und weiß geſtreifte Mütze aufſetzte. Kaum war er angekleidet, als ein donnerndes Klopfen an die Hausthüre ſeinen Entzückungen ein Ende machte, und er von der Dame, welche ſich ſehr erſchrocken ſtellte, weil es das Pochen ihres Mannes wäre, in die Schlafkammer getrieben wurde; wo er, zu ſeinem Erſtaunen, drei nahe Bekannte fand.

Der Mann, der ſein Verſteck verlaſſen und wirklich an die Thüre gepocht hatte, trat nun ein und ſetzte ſich, nachdem er ſeine Frau begrüßt hatte, nieder. Er genoß von den für die Galane aufgetragenen Erfriſchungen, und das glückliche Ehepaar unterhielt ſich laut genug, um von den armen Liebhabern, die vor Furcht zitterten, gehört zu werden. „Licht meiner Augen,“ ſagte der Mann, „iſt dir irgend etwas Ergetzliches auf deinem Heimgang aus dem Bade begegnet? Wenn es der Fall iſt, ſo laß mich's wiſſen!“ — „Ich traf,“ verſetzte die Frau, „in der That auf meinem Wege vier alte Geſchöpfe, die ich große Luſt hatte mit mir nach Hauſe zu nehmen, damit wir uns an ihnen ergetzen könnten; aber ich fürchtete, du möchteſt ungehalten darüber ſein. Wenn es dir jedoch Spaß macht, ſo können wir morgen nach ihnen ſchicken.“ Die erſchrockenen Galane ſchöpften nun wieder einige Hoffnung, daß ſie durch die Güte ihrer liſtigen Geliebten entwiſchen könnten, und begannen freier zu athmen; aber dieſe Hoffnung währte nicht lange. „Es thut mir ſehr leid,“ ſagte der Mann, „daß du ſie heute nicht mitgebracht haſt, da mich morgen ein Geſchäft auf einige Tage von Hauſe entfernt.“ Hierauf erwiederte die Dame lachend: „Nun, ich will dir nur geſtehen, ich habe ſie wirklich mitgebracht, und beluſtigte mich eben an ihnen, als du eintrateſt; da ich jedoch befürchtete, du möchteſt irgend etwas Schlimmes vermuthen, ſo trieb ich ſie in unſer Schlafzimmer, um ſie dort verborgen zu halten, bis ich wüßte, ob du auch bei guter Laune wäreſt; denn wäre das nicht der Fall geweſen, ſo hätte ich wohl Mittel gefunden, ſie unbemerkt aus dem Hauſe zu laſſen.“ Es iſt unmöglich, die Angſt zu ſchildern, in welcher ſich jetzt die armen Galane befanden, beſonders als nun der Mann ſeiner Frau befahl, einen nach dem anderen heraus zu holen. „Jeder von ihnen,“ ſagte er, „ſoll uns durch einen Tanz ergetzen und uns eine Geſchichte erzählen; aber wenn ich daran kein Vergnügen finde, ſo will ich ihnen die Köpfe abſchlagen.“ — „Gott ſei uns gnädig!“ ſagte der Kadi, „wie können Männer von unſerem Gewichte tanzen! Aber wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen? und ich ſehe auch kein anderes Mittel, um von dieſer liſtigen Hexe und ihrem wilden Kerl von Manne loszukommen, als wenn wir ihren Willen, ſo gut wir es vermögen, erfüllen.“ Seine Unglücksgefährten meinten daſſelbe, und erwarteten ſtillſchweigend, was über ſie ergehen würde.

Die Dame ging nun in die Kammer, gab dem Kadi ein Tamburin in die Hände, führte ihn vor ihren Mann, begann, auf ihrer Laute eine luſtige Weiſe zu ſpielen, wozu der erſchrockene Richter mit ſolchen Grimaſſen und ſeltſamen Sprüngen tanzte, daß er ſich vollkommen wie ein herumſpringender Affe ausnahm. „In der That,“

ſagte der Mann zu ſeiner Frau, „wenn ich nicht wüßte, daß dieſer Menſch ein Spaßmacher iſt, ſo würde ich ihn für unſeren Kadi halten; aber Gott verzeihe mir, ich weiß, daß unſer würdiger Richter entweder ſeine Andacht verrichtet, oder ſich mit den Rechtshändeln beſchäftigt, welche er morgen entſcheiden ſoll.“ Als er dieß nun gehört hatte, tanzte der Kadi mit verdoppelter Anſtrengung und noch lächerlicheren Gebärden, um zu vermeiden, daß man ihn erkennte. Endlich wurde er aber durch eine ſo ungewohnte Uebung ganz erſchöpft; der Hausherr hatte jedoch kein Mitleid mit ſeinen Leiden, und drohte ihm mit der Baſtonnade, wenn er nicht weiter tanzete; was denn nun der arme Richter that, bis er, über und über ſchwitzend auf die Erde fiel, von welcher man ihn dann aufhub und ihn durch einen Becher Wein, den man ihm eingoß, wieder etwas belebte. Als er ſich nun nach und nach erholt und auch etwas Speiſe zu ſich genommen hatte, wurde er aufgefordert eine Geſchichte zu erzählen, ehe er wieder in Freiheit geſetzt würde.

Als der Kadi fort war, holte die Dame den Obereinnehmer herbei, den der Hausherr bei ſeinem Namen nannte und zu ihm ſagte: „Ehrwürdiger Herr, ihr müßt mir die Gnade erzeigen, zu tanzen.“ Der beſchämte Einnehmer erwiederte keine Sylbe, machte ſeine Bockſprünge, und erhielt nicht eher die Erlaubnis aufzuhören, als bis ſeine Ermüdung den höchſten Grad erreicht hatte. Hierauf ließ man ihn niederſitzen, reichte ihm einige Erfriſchungen, und entließ ihn, indem man ihm den Rath gab, künftig ſeine Liebesanträge mehr am rechten Orte anzubringen. Die beiden anderen Galane wurden auf gleiche Weiſe entlaſſen, und gaben ſich gegenſeitig das Verſprechen, künftig klüger oder minder leichtgläubig zu ſein.

Vierhundert ſieben und neunzigſte Nacht.

Abenteuer eines Kadi's und ſeiner Frau.

In Baghdad lebte einſt ein Kadi, der ſein Amt auf die tadelloſeſte Weiſe verwaltete und durch das Beiſpiel ſeines Privatlebens, ſeinen ſtrengen Rechtsſprüchen noch mehr Kraft gab. Nachdem er ſeinem ehrenvollen Poſten mehrere Jahre hindurch vorgeſtanden hatte, wünſchte er nach Mekka zu pilgern, und begab ſich, nachdem er die Erlaubnis des Chalyfen erhalten hatte, auf ſeine fromme Wanderſchaft, ſeine ſchöne Frau unter der Obhut ſeines Bruders zurücklaſſend, der ſie wie ſeine Tochter zu behandeln verſprach. Kaum war jedoch der Kadi fort, als der Bruder, von Leidenſchaft angetrieben, und ſeinem Verſprechen ungetreu, ſeiner Schwägerinn unverſchämte Zumuthungen machte, die ſie aber mit Verachtung abwies. Da ſie jedoch nicht gern ihren Mann gegen einen ſo nahen Verwandten aufbringen wollte, ſo bemühte ſie ſich, ihren Schwager durch Vorſtellungen von der Schändlichkeit ſeiner Abſichten zu überzeugen; aber dieſe Mühe war vergeblich. Der Abſcheuliche wiederholte ſeine Anmuthungen, ſtatt ſie zu bereuen, und drohte ihr endlich, ſie des Ehebruchs anzuklagen und ſie der ganzen Strenge der Geſetze zu überliefern, wenn ſie ihn nicht erhören wollte. Da auch dieſe Drohung eine vergebliche war, ſo beſtach er Zeugen, die da ausſagten und beſchwuren, ſie hätten ſie eine Untreue begehen ſehen; worauf ſie denn verdammt wurde, hundert Peitſchenhiebe zu bekommen, und ſodann aus der Stadt verbannt zu werden.

Als nun die unglückliche Frau ihre ſchmerzliche Beſtrafung erlitten hatte, wurde ſie von dem Scharfrichter, unter dem Geſchrei und Geſpötte des Pöbels, durch die Stadt und dann vor das Thor geführt, wo man ſie ihrem ferneren Schickſal überließ. Sich der Vorſehung ergebend und ohne Murren gegen ihr Verhängnis, beſchloß ſie, ſich nach Mekka zu wenden, in der Hoffnung, dort ihren Mann zu finden und ſich bei ihm, deſſen Meinung allein einen Werth für ſie hatte, von ihrer Schmach zu reinigen. Nachdem ſie einige Tage gewandert war, kam ſie in eine Stadt, und ſah eine große Volksmenge dem Scharfrichter folgen, der einen jungen Mann an einem ihm um den Hals gebundenen Stricke führte. Sie erkundigte ſich nach dem Verbrechen des Sträflings, und erfuhr, daß er hundert Dinare ſchuldig wäre, die er nicht bezahlen könnte, und deshalb die Strafe, welche die Landesgeſetze über zahlungsunfähige Schuldner feſtgeſetzt, erleiden und aufgehängt werden müßte. Von Mitleid bewegt, gab die Frau des Kadi's das Geld her, obgleich es faſt Alles war, was ſie beſaß. Der junge Mann wurde in Freiheit geſetzt, fiel vor ihr auf die Kniee, und gelobte ihr, ſein Leben ihrem Dienſte zu weihen. Sie benachrichtigte ihn von ihrem Vorſatze, nach Mekka zu pilgern; worauf er ſich denn erbot, ſie zu begleiten und zu beſchützen, was ſie mit Dank annahm. Sie reiſten nun zuſammen weiter, waren jedoch kaum einige Tage gewandert, als der junge Mann, ſeiner Verpflichtungen uneingedenk und dem Antrieb einer laſterhaften Leidenſchaft folgend, ſeine Wohlthäterinn durch Anträge von der ſchlimmſten Art beleidigte. Die unglückliche Frau ſtellte ihm die Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit ſeines Betragens vor, und der junge Mann ſchien überzeugt und reuig; aber ſein Herz war voller Rachſucht. Nach einigen Tagen erreichten ſie die Seeküſte, der junge Mann gab, ein Schiff gewahrend, ein Zeichen, und man ſchickte ein Boot ans Ufer, welches den jungen Mann an den Bord des Schiffes brachte, zu deſſen Befehlshaber er nun ſagte, er hätte ein ſchönes Frauenzimmer zu verkaufen, welche er ihm für tauſend Dinare laſſen wollte. Der Schiffsherr, gewohnt auf dieſer Küſte Sklavinnen zu kauſen, begab ſich ans Ufer, und bezahlte dem gottloſen jungen Manne das verlangte Geld; worauf dieſer ſeines Weges ging, und die junge Frau auf das Schiff gebracht wurde. Sie ſetzte voraus, ihr Reiſegefährte hätte dieſe Gelegenheit ergiffen, um ihr die Beſchwerlichkeit der Reiſe zu erleichtern, indem er ihr eine Ueberfahrt nach einem Seehafen in der Nähe von Mekka verſchaffte; aber ihre Verfolgung ſollte hier noch nicht enden. Am Abend wurde ſie durch die rohen Zumuthungen des Schiffspatrons beleidigt, der, über ihr Weigern erſtaunt, ſagte, daß er ſie als ſeine Sklavinn für tauſend Dinare gekauft hätte. Die Unglückliche entgegnete ihm, ſie wäre ein freies Weib; aber das machte auf den viehiſchen Seemann keinen Eindruck, und da er ſah, daß er mit Zärtlichkeit nichts ausrichtete, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu Gewalt und Schlägen, um ſie ſeinen Begierden unterwürfig zu machen. Ihre Kraft war faſt erſchöpft, als das Schiff plötzlich auf einen Felſen ſtieß, der Patron auf das Verdeck eilte, und das Schiff in wenig Minuten ſcheiterte. Die tugendhafte Frau hatte unwillkürlich ein Brett umfaßt, auf welchem ſie mehrere Stunden von den Wellen hin und her, endlich aber an eine Küſte geworfen wurde.

Als ſie ſich etwas erholt hatte, ging ſie landeinwärts, und fand eine freundliche Landſchaft, mit Bächen und Fruchtbäumen, die ihren Durſt und Hunger ſtillten, reichlich verſehen. Am zweiten Tage gelangte ſie in eine prächtige Stadt. Sie wurde, wie alle Fremden, vor den Sultan geführt, der ſie fragte, wer ſie wäre. Sie erzählte ihm, ſie hätte ihr Leben der Frömmigkeit gewidmet und wäre auf der Wallfahrt nach Mekka begriffen, ihr Schiff hätte an der Küſte ſeines Landes Schiffbruch erlitten, und ſie wüßte nicht, ob ſich außer ihr noch jemand gerettet hätte. Sie bat ſodann den Sultan, ihr eine Wohnung anweiſen zu laſſen, wäre es auch eine noch ſo elende, wenn ihr nur ſeine Gnade dahin folgte, und ſie verſpräche ihm dafür, den Ueberreſt ihrer Tage in Gebeten für ſein Heil und das Heil ſeiner Unterthanen hinzubringen.

Der Sultan, der ſehr fromm war und das Unglück der armen Frau innig bedauerte, erfüllte ihr Geſuch gern und freundlich, und ließ ihr ein anmuthiges Gartenhaus in der Nähe ſeines Palaſtes zu ihrem Wohnſitz anweiſen, in welchem er ſie oft beſuchte, ſich mit ihr über religiöſe Gegenſtände beſprach, und ſich an dieſen Geſprächen, da ſie wirklich ſehr fromm war, ungemein erbaute.

Nicht lange nach ihrer Ankunft, baten widerſpenſtige Unterthanen, die ſeit mehreren Jahren die gewohnten Abgaben verweigert hatten, und gegen welche der Sultan, ſo ſehr auch ſeine Einkünfte dadurch geſchmälert wurden, keine Gewalt brauchen wollte, reumüthig um Vergebung, und verſprachen für die Zukunft ſtrenge Pflichterfüllung. Der Sultan ſchrieb dieſes glückliche Ereignis den Gebeten der heiligen, von ihm aufgenommenen Frau zu, und äußerte dieſe Meinung in vollem Divan gegen ſeine Hofleute, die ſie nun weiter verbreiteten. Da, wie das Sprichwort ſagt, die Schafe immer dem Leithammel folgen, ſo war dieß auch hier der Fall. Leute von allen Ständen erbaten ſich Gebete und Rathſchläge von der heiligen Frau, und zwar mit ſo gutem Erfolge, daß die Zahl der Bittenden ſich täglich vergrößerte. Auch waren ſie nicht undankbar, und die Heilige hatte in kurzer Zeit eine höchſt beträchtliche Summe beiſammen. Ihr Ruf erſtreckte ſich über die Gränzen des Reiches, in welchem ſie lebte, und verbreitete ſich nach und nach über alle von den wahren Gläubigen bewohnten Länder. Aus allen Reichen Aſiens ſtrömten dieſe in Menge herbei, ſie um ihre Gebete anzuflehen. In ihrem ſehr erweiterten Wohnſitz unterhielt ſie eine große Anzahl verlaſſener Perſonen, auch ſpeiſte und tränkte ſie viel armes Volk, welches zu ihr pilgerte. — Doch es iſt Zeit, daß wir zu ihrem frommen Gatten zurückkehren.

Der gute Kadi hatte ein ganzes Jahr lang in Mekka ſeine Andacht verrichtet und alle heilige Stellen in der Umgegend beſucht; worauf er ſodann nach Baghdad zurückkehrte. Aber wie groß war ſein Kummer, als er die Untreue ſeiner Frau und die Abreiſe ſeines Bruders erfuhr, der, wie ihm geſagt wurde, die über ſeine Familie gekommene Schande nicht zu ertragen vermocht, und ohne ſeitdem etwas von ſich hören zu laſſen, die Stadt verlaſſen hätte. Dieſe traurigen Nachrichten machten einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er allen weltlichen Beſchäftigungen und Sorgen entſagte, und das Leben eines wandernden Religioſen annahm, der von Ort zu Ort und von Land zu Land wanderte um alle wegen ihrer Heiligkeit bekannte Perſonen zu beſuchen. Zwei Jahre hindurch hatte er mehrere Königreiche durchreiſet, als der Ruf ſeiner Frau zu ſeinen Ohren drang, ohne daß er jedoch ahnete, daß die, deren Namen mit Schande bedeckt war, jene vielgeprieſene Heilige wäre. Er reiſte alſo nach der Hauptſtadt des Sultans, um durch ihre Gebete Troſt zu erlangen.

Auf dieſer Reiſe traf der Kadi ſeinen Bruder, der, ſein gottloſes Leben bereuend, auch in Derwiſchtracht zu der Heiligen reiſte, um ihr ſeine Sünden zu beichten und ihre Fürbitte beim Himmel anzuflehen. Die Veränderung beider, Folge der Zeit und ihrer Verkleidung, bewirkte, daß ſie ſich nicht erkannten. Sie knüpften ein Geſpräch an, und als ſie von einander erfuhren, daß ſie deſſelben Weges gingen, ſo beſchloſſen ſie, ihre Reiſe gemeinſchaftlich fortzuſetzen. Nach einigen Tagen begegneten ſie einem Kameeltreiber, der, wie er ihnen ſagte, den gleichen Weg und Zweck verfolgte, weil er ein ſchreckliches Verbrechen begangen hätte, deſſen Erinnerung ſein Gewiſſen quälte, und ſein Leben elend machte, weshalb er ſeine Sünden der Heiligen beichten und von ihr ſich eine

Buße zur Sühnung ſeiner von Herzen bereuten Miſſethat auferlegen laſſen wollte, wo er ſodann die Vergebung des Himmels durch eine aufrichtige Lebensbeſſerung zu erhalten hoffte. Das Verbrechen dieſes Elenden war nichts weniger, als ein Mord, deſſen Umſtände nicht an ihrer eigentlichen Stelle erzählt worden ſind. Des Kadi's Frau hatte nämlich unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Baghdad und ehe ſie dem jungen Manne begegnete, der ſie nachmals als Sklavinn verkaufte, in der Hütte eines Kameeltreibers eine Zuflucht geſucht und die Frau deſſelben, die ihr ſehr verpflichtet war, hatte ſie mit wahrer Gaſtfreundſchaft und Güte aufgenommen, ſie in ihrem Unglücke getröſtet, ihrer Wunden gepflegt und ſie genöthigt, ſo lange zu verweilen, bis ſie ſich von den Folgen ihrer ungerechten und ſchmachvollen Beſtrafung gänzlich erholt hätte; mit welcher Bitte auch der Mann die ſeinige vereinigte. Bei dieſem ehrlichen Paare, welches einen kleinen Sohn hatte, blieb ſie nun einige Zeit und erlangte ihre Geſundheit und Schönheit wieder, als der gottloſe oben erwähnte Kameeltreiber ihren Wirth beſuchte, und, von ihrer Schönheit bezaubert, ihr ungebührliche Anträge machte, welche ſie mild, aber entſchieden, zurückwies, und ihm ſagte, daß ſie verheiratet wäre. Von Leidenſchaft verblendet, beharrte der Elende auf ſeinen Anmuthungen, aber vergebens; bis ſich endlich, durch Widerſtand gereizt, ſeine Liebe in Wuth verwandelte, und er ſeine unbefriedigte Luſt durch ihren

Tod zu rächen beſchloß. Er bewaffnete ſich demnach mit einem Dolche, und ſtahl ſich um Mitternacht, als Alles im Schlafe lag, in die Kammer, in welcher ſie, und dicht neben ihr das kleine Kind ihres großmüthigen Wirthes lag. Da der Mörder in der Finſternis auf Gerathewohl zuſtieß, und nicht wußte, daß der Knabe neben der Frau lag, ſo traf der Dolch die Bruſt des Kindes, welches laut aufſchrie; worauf der Böſewicht, der entdeckt zu werden fürchtete, aus dem Hauſe entfloh. Die Frau des Kadi's erwachte voll Schrecken, und weckte durch ihr Geſchrei ihre unglücklichen Wirthsleute, welche, nachdem ſie Licht gemacht, zu ihrer Hülfe herbei eilten, aber nun mit Schaudern ihr ſterbendes Kind, und in ſeinem Blute gebadet, ihre ohnmächtig gewordene Gäſtinn ſahen. Die unglückliche Frau kam bald wieder zu ſich; aber ihr kleiner Liebling war und blieb todt. Einige Tage nach dieſem tragiſchen Vorfalle, begann ſie ihre Pilgerſchaft, und kam in die Stadt, in welcher ſie, wie ſchon erzählt iſt, den jungen Mann von ſeinen grauſamen Gläubigern befreite, und bald nachher von ihm als Sklavinn verkauft wurde. Doch wir wollen zu dem Kadi und ſeinen gottloſen Begleitern zurückkehren.

Sie waren noch nicht weit mit einander gereiſet, als ſie einen jungen Mann trafen, der ſie grüßte und befragte, wohin ſie gingen. Als ſie ihm das geſagt hatten, bat er ſie, ihm zu vergönnen, daß er mit ihnen reiſete, da auch er zu der Heiligen wollte, durch deren Fürbitte bei Gott er Vergebung für eine höchſt undankbare That hoffete, welche er, ſeit er ſie begangen, zu bereuen nicht aufhörete. Die vier Pilger ſetzten ihre Reiſe fort, und trafen nach einigen Tagen einen Schiffspatron, der ihnen erzählte, er hätte vor einiger Zeit Schiffbruch, und ſeitdem nichts als Misgeſchick erlitten, und er wollte nun zu der weitberühmten Frau gehen, deren Almoſen und Gebete in allen Ländern geprieſen würden. Die Gefährten forderten ihn nun auf, ſich mit ihnen zu vereinigen, und ſo zogen ſie denn gemeinſchaftlich weiter, bis ſie am Hofe des guten Sultans, der die Frau des Kadi's in ſeinen Schutz genommen hatte, glücklich anlangten.

Die fünf Pilgrime begaben ſich ſogleich in die Wohnung der Heiligen, deren Höfe mit Bittenden aus allen Gegenden angefüllt waren, ſo daß ſie Mühe hatten, Zutritt zu erhalten. Da Einige von der Dienerſchaft ihnen anſahen, daß ſie neuangekommene und ſehr ermüdete Fremdlinge wären, ſo ladeten ſie ſie freundlich in ein Zimmer ein, um ſich dort ſo lange auszuruhen, bis ſie ihrer Gebieterinn ihre Ankunft gemeldet hätten. Als dieß geſchehen war, brachten ſie ihnen die Nachricht, daß ſie vorgelaſſen und ihre Anſuchen mit Muße gehört werden ſollten, ſobald die Menge ſich zerſtreut hätte. Es wurden ihnen Erfriſchungen vorgeſetzt, und nachdem ſie ihre Abwaſchungen verrichtet hatten, ſetzten ſie ſich zum Eſſen nieder, die Gaſtfreundlichkeit ihrer frommen Wirthinn preiſend, welche, von ihnen ungeſehen, ihre Perſonen und Geſichtzüge durch ein Gitter beobachtete. Ihr Herz ſchlug mit freudigem Entzücken, als ſie ihren längſt verlorenen Gatten wiederſah, deſſen Abweſenheit ſie zu beweinen nicht aufgehört hatte; und wie groß war ihre Verwunderung, ihn in Geſellſchaft ſeines verrätheriſchen Bruders, (den ſie, troß den mit ihm vorgegangenen Veränderungen, erkannte,) des Kameeltreibers, der ſie hatte ermorden wollen, des jungen Mannes, der ſie ſo undankbar verrathen, und des Schiffspatrons, der ſie als Sklavinn gekauft hatte, zu finden. Nur mit Mühe unterdrückte ſie ihre Gefühle; da ſie ſich aber nicht zu erkennen geben wollte, bevor ſie nicht ihre Abenteuer gehört hätte, ſo zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück, ließ dort herzerleichternden Thränen freien Lauf, warf ſich zur Erde, und dankte dem Beſchützer der Gerechten, der ihre Geduld, womit ſie ſo viele Leiden ertragen, durch auf einander folgende Segnungen belohnt hatte, und ſie nun endlich dem Geliebten ihres Herzens wiedergab. Nach Beendigung ihrer Andacht, ſchickte ſie zu dem Sultan, und ließ ihn bitten, ihr einen vertrauten Beamten zu ſenden, der die Erzählungen von fünf neu angelangten Fremdlingen mit anhören möchte. Als dieſer gekommen war, verſteckte ſie ihn an einen Ort, wo er ungeſehen zuhören konnte, ſetzte ſich ſodann verſchleiert auf ihr Sofa, ließ die fünf Pilger rufen, und redete ſie mit folgenden Worten an: „Seid mir in meinem Hauſe willkommen, ihr Brüder! mein Rath und meine Gebete haben zuweilen, mit des Himmels Beiſtand, den reuigen Sünder getröſtet; aber die, welche meiner Hülfe begehren, müſſen mir vertrauen. Ich kann nicht mit Erfolg für ſie beten, wenn ich ihre Vergehen nicht genau kenne, und ſo müßt ihr mir eure Geſchichte, ohne irgend etwas zu verhehlen, zu verſchleiern, zweideutig darzuſtellen, der ſtrengſten Wahrheit gemäß erzählen, und bedenken, daß die Gebete, die man für einen Lügner zum Himmel ſendet, nur zu ſeinem eigenen Verderben gereichen.“ Hierauf befahl ſie, da ſie jeden einzeln hören wollte, dem Kadi zu bleiben, und den übrigen ſich zu entfernen. Der gute Kadi, der keine Sünden zu beichten hatte, erzählte ſeine Pilgerſchaft nach Mekka, die vorausgeſetzte Untreue ſeiner Gattinn, und wie er dadurch zu dem Entſchluſſe bewogen worden, ſeine Tage mit dem Beſuche heil'ger Orte und Perſonen zuzubringen; was ihn denn auch zu ihr, einer ſo berühmten Heiligen, getrieben hätte, um ihrer erbaulichen Unterhaltung zu genießen, und ſie um die Gunſt ihrer Fürbitte für ſeine unglückliche Frau anzuflehen. Als er zu Ende war, ſchickte ihn die Heilige in ein anderes Gemach, und ließ dann ſeine Gefährten, einen nach dem anderen, kommen und erzählen. Sie wagten es nicht, irgend etwas zu verhehlen, und erzählten ihre gegen ſie verübten Grauſamkeiten, nicht ahnend, daß ſie ihre Schuld dem Schlachtopfer ihrer Leidenſchaften bekannten. Hierauf befahl die Frau des Kadi's dem Beamten, alle fünfe vor den Sultan zu führen, und ihm ihre Bekenntniſſe mitzutheilen. Der Sultan verdammte die vier Verbrecher zum Tode, und der Scharfrichter bereitete ſich ſchon zu ihrer Hinrichtung, als die herbeikommende heilige Frau um Vergebung für ſie bat, und ſich ihrem Gatten, zu ſeiner unausſprechlichen Freude, zu erkennen gab. Der Sultan erfüllte dieſe Bitte, und entließ die Verbrecher, bat jedoch den Kadi, an ſeinem Hofe zu bleiben, an welchem er das hohe Amt eines Oberrichters ſein übriges Leben hindurch zu ſeiner Ehre und zur Zufriedenheit aller derjenigen verwaltete, denen er Recht ſprach. Er und ſeine treue Gattinn lebten als Muſter der Tugend und ehelicher Zärtlichkeit. Der Sultan ſetzte ſeiner Gunſt gegen ſie keine Gränzen, und brachte zuweilen ganze Abende in freundſchaftlichem Geſpräche mit ihnen zu, deſſen Inhalt meiſtens der Wechſel des menſchlichen Lebens und die Güte der Vorſehung war, die durch ihren allmächtigen Willen ein Misgeſchick, welches die Sterblichen für ein rettungsloſes anſehen, in ein vollkommenes Glück verwandelt. „Ich ſelbſt,“ ſagte der Sultan, „bin ein ſchlagendes Beiſpiel von der Beſchützung des Himmels, wie ihr, meine Freunde, aus meinen Abenteuern erfahren ſollt.“ Er erzählte ſodann Folgendes:

Vierhundert acht und neunzigſte Nacht.

Geſchichte des Sultans.

„Obgleich ich heute auf dem Throne ſitze, ſo ließ doch meine Geburt eine ſo hohe Beſtimmung nicht ahnen, da ich der Sohn eines Kaufmanns und aus einem Lande bin, das von dieſem hier ſehr weit entfernt liegt. Mein Vater erzog mich zu ſeinem Geſchäfte, und feuerte mich durch Lehre und Beiſpiel an, rechtſchaffen und tugendhaft zu ſein Bald nachdem ich mündig geworden, entriß mir der Tod dieſen theuern Verwandten, der mir noch in ſeiner letzten Stunde Lehren für meine künftige Aufführung gab, und mich ganz beſonders bat, niemals, auch in noch ſo dringenden und gerechten Fällen nicht, einen Eid abzulegen. Ich verſprach es ihm, und er hauchte bald nachher ſeinen letzten Athem aus, indem er mich, meine Mutter und meine Schweſter in tiefem Schmerze hinterließ. Nach ſeinem Begräbniſſe nahm ich ſeine bedeutende Verlaſſenſchaft in Beſitz, zog mich vom Handel zurück, machte Alles zu barem Gelde, und gab zwei Drittel davon meiner Mutter und meiner Schweſter, die ſich ein hübſches Haus kauften, in welchem ſie zuſammen lebten. Nach einigen Wochen machte ein Kaufmann Anſpruch auf eine Summe, die, wie er behauptete, mein Vater ihm ſchuldig wäre, und welche ſich faſt ſo hoch als das ganze mir von ihm hinterlaſſene Vermögen belief. Ich bat ihn, mir die Schuldverſchreibung zu zeigen; aber er ſagte, daß er keine hätte, beſchwur jedoch vor dem Richter die Richtigkeit ſeiner Forderung. Ich zweifelte nicht an der Falſchheit ſeines Schwures, konnte ihm aber den meinigen nicht entgegenſetzen, und mußte ihm daher das Geld bezahlen; was ich that, ohne meine Mutter und Schweſter deshalb in Anſpruch zu nehmen. Dieſer ungerechten Forderung folgten mehrere, und da ich dem meinem ſterbenden Vater gegebenen Verſprechen nicht untreu werden wollte, gerieth ich in die größte Dürftigkeit, und war genöthigt, mein Vaterland zu verlaſſen, um zu verſuchen, ob ich irgendwo anders, je ferner, je lieber, eine Anſtellung als Handlungsdiener finden könnte.

Ich machte mich fort, und nachdem ich einige Tage gewandert war, begegnete ich in einer Sandwüſte einem ehrwürdigen, ganz weiß gekleideten Greiſe, der mich freundlich anredete, und mich nach dem Ziele meiner Reiſe fragte; worauf ich ihm denn meine Geſchichte erzählte. Der Greis ſegnete mich, und lobte mich ſehr wegen der Standhaftigkeit, mit welcher ich gehalten, was ich meinem Vater gelobt hatte. „Mein Sohn," ſagte er, „betrübe dich nicht; dein tugendhaftes Betragen iſt unſerem heiligen Propheten angenehm geweſen, und er hat ſich für dich bei der ewigen Güte verwendet. Folge mir, und ärnte den Lohn deiner Leiden." Ich that, was er verlangte; und wir gingen in dieſe Stadt, die damals ganz wüſt, und wo ſelbſt dieſer Palaſt ganz zerfallen war. Als wir hier waren, hieß mich der Greis willkommen, und ſagte zu mir: „Es iſt des Himmels Wille, daß du hier herrſchen und ein mächtiger Sultan werden ſollſt." Er führte mich hierauf in untere Gewölbe des Palaſtes, wo ich, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, große Säcke mit goldenen und ſilbernen Münzen, Kiſten mit den ſchönſten Edelſteinen, und Haufen von Goldſtangen fand, welche, wie mein Führer mir ſagte, von dieſem Augenblick an, mir gehörten. Ich rief in meinem Erſtaunen aus: „Was aber nützt mir dieſer Reichthum in einer entvölkerten Stadt, und wie kann ich ein Sultan ſein, wenn ich keine Unterthanen habe?" Der Greis lächelte und ſagte: „Habe Geduld, mein Sohn, heute Abend wird eine große Karawane, aus Ausgewanderten beſtehend, hier ankommen. Sie ſuchen einen Zufluchtsort: nimm dieſe Unglücklichen gütig auf, und ſie werden dich zu ihrem Sultan erwählen:“ Seine Worte beſtätigten ſich, die Karawane kam, der Greis forderte ſie auf, ſich in dieſer Stadt nieder zu laſſen. Sie thaten es, und wählten, ſeinem Wunſche gemäß, mich zu ihrem Herrſcher. Mein Beſchützer blieb ein ganzes Jahr hindurch bei mir, und lehrte mich herrſchen. Der Himmel ſegnete meine Bemühungen Gutes zu thun, der Ruf meiner Freigebigkeit, Gerechtigkeit und Güte verbreitete ſich weit umher, und bald war die Stadt mit gewerbfleißigen Einwohnern angefüllt, welche die verfallenen Gebäude wiederherſtellten und neue errichteten. Das Land umher wurde gut bebaut, und unſer Hafen füllte ſich mit Schiffen aus allen Gegenden. Kurz nachher ſandte ich nach meiner Familie; denn ich hatte eine Frau und zwei Söhne zurückgelaſſen; und ihr könnt euch denken, mit welcher Freude wir uns wiederſahen. Mein ehrwürdiger Beſchützer ſagte nach Verfluß eines Jahres zu mir: „Mein Sohn, meine Sendung zu dir iſt vollendet, und ich muß dich verlaſſen; fahr aber nur fort, wie du begonnen haſt, und wir werden uns wiederſehen. Wiſſe, daß ich der Prophet Elias und vom Himmel zu deinem Schutze geſandt bin.“ Nachdem er dieß geſprochen hatte, umarmte er mich, und verſchwand vor meinen Blicken. Ich warf mich voll heiſſer Andacht zur Erde, und ſandte innige Dankgebete zu Gott empor.

Seitdem bin ich immer bemüht geweſen, die Lehren meines heiligen Lehrers zu befolgen; und ihr ſeht, wie glücklich ich bin.“

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhalt des eilften Bändchens.

Seite
458ſte Nacht: Geſchichte des Sultans von Yemen und ſeiner drei Söhne. 3
459ſte Nacht: Geſchichte der drei Gauner und des Sultans. 10
460ſte Nacht: Abenteuer des Sultans, welcher der Krone entſagt hatte. 22
Geſchichte Mahmuds, Sultans von Kahiro. . 24
461ſte Nacht. 29
462ſte Nacht: Geſchichte des erſten Narren. . 36
463ſte Nacht. 46
Geſchichte des zweiten Narren. . . . 51

Seite
464ſte Nacht. Geſchichte des zurückgezogenen Weiſen und ſeines Schülers. 58
465ſte Nacht. 65
466ſte Nacht. Nachtabenteuer des Sultans. . 75
467ſte Nacht. Geſchichte des lendenlahmen Schulmeiſters. 79
468ſte Nacht. Geſchichte des ſchiefmäuligen Schulmeiſters. 82
469ſte Nacht. Zweiter Beſuch des Sultans bei den Schweſtern. 85
470ſte Nacht 90
Geſchichte der drei Schweſtern und ihrer Mutter, der Sultaninn. 93
471ſte Nacht. 99
472ſte Nacht. 102
473ſte Nacht. 107
474ſte Nacht 116
475ſte Nacht. Geſchichte des geizigen Kadi's und ſeiner Frau. 122
476ſte Nacht. 125
477ſte Nacht. 132

Seite
478ſte Nacht. 134
Geſchichte des Opiumeſſers und des Kadi's. 137
479ſte Nacht: Geſchichte des Opiumeſſers und ſeiner Frau. 144
480ſte Nacht: Abenteuer des erſten Opiumeſſers oder Fiſchers. 148
481ſte Nacht. 154
482ſte Nacht: Der Sultan und der Reiſende Mahmud Alhyamen. 164
Geſchichte der drei Prinzen und des bezaubernden Vogels. 166
483ſte Nacht: Geſchichte des Sultans von Yemen und ſeiner drei Söhne. 175
484ſte Nacht. 178
485ſte Nacht. 183
486ſte Nacht. 188
487ſte Nacht: Geſchichte des Abu-Nyut und des Abu-Nyutyn. 193
488ſte Nacht: Abenteuer eines Hofmannes. . 206
489ſte Nacht: Geſchichte des Prinzen von Sind und der Fatime. 216

Seite
490ſte Nacht Geſchichte der Syriſchen Gelieben. 224
491ſte Nacht Geſchichte des Ins-al-Wudſchud und der Wird-al-Itmam. 237
492ſte Nacht Harun Arreſchyd's Abenteuer. . 253
493ſte Nacht Geſchichte der Alifa und des Juſſuf. 259
494ſte Nacht. 265
495ſte Nacht Geſchichte des guten ungerechterweiſe eingekerkerten Weſyrs. . . 273
496ſte Nacht Geſchichte der Dame von Kahiro und ihrer vier Galane. 279
497ſte Nacht Abenteuer eines Kadi's und ſeiner Frau. 287
498ſte Nacht Geſchichte des Sultans. . . 300

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Zwölftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

In dem Vorberichte zum eilften Bande (S. VII.) iſt ſchon der vier aus Aegypten ſtammenden, nach Inhalt und Folge genau übereinſtimmenden Abſchriften der 1001 Nacht gedacht. Dieſe ſind nämlich:

1) Die Clarke'ſche Handſchrift.

2) Die Handſchrift, welche der Ruſſiſche Geſandte zu Konſtantinopel, Ritter Italinsky, durch den Oeſterreichiſchen Generalkonſul, Ritter Roſetti zu Kahiro, erhielt.

3) Die Handſchrift, welche bald darauf, im J. 1803, Hr von Hammer, damals bei der Oeſterreichiſchen Geſandtſchaft in Konſtantinopel, ebenfalls durch Roſetti bekam, nachdem er zwei Jahre früher ſchon zu Kahiro eine unvollſtändige Handſchrift für den Freiherrn von Thugut gekauft hatte.*)

---

*) Wo befindet ſich dieſe jetzt?

XII.

4) Die Handſchrift, welche zur Zeit des Franzöſiſchen Kreuzzuges in Aegypten der Franzöſiſche Kaufmann Barſy beſaß, der damals in Roſette anſäßig war, ſeitdem aber nach Marſeille heimgekehrt iſt.

So viel berichtet von dieſen vier Handſchriften Hammer, in dem Vorberichte zu ſeiner Ergänzung S. VIII. XIV. XLVIII., wo er zugleich eine vollſtändige Ueberſicht des Inhalts ſeiner Handſchrift mittheilt, mit Bemerkung, was davon ſchon durch Galland, Scott, Cauſſin u. a. bekannt gemacht iſt. Seine Handſchrift, welche gegenwärtig der Polniſche Graf Rzewuski beſitzt, beſteht aus 4 Bänden und enthält wirklich 1001 Nacht.

Die Barſy'ſche Handſchrift iſt ohne Zweifel dieſelbe, welche, laut Cauſſin's Vorrede zu ſeiner Ergänzung der 1001 Nacht (S. XII., bei uns vor Bd. XIII.), von dem Heerzuge nach Aegypten mitgebracht, und von Herrn Ruphy, damals Chef des öffentlichen Unterrichts im Seine-Departement, an Cauſſin überlaſſen worden. Denn Cauſſin bemerkt ihre genaue Uebereinſtimmung mit der Italinsky'ſchen und Hammer'ſchen Handſchrift, von welchen beiden Sylveſter de Sacy durch Hammer Nachricht hatte, die er Cauſſin mittheilte.

Von dieſen vier Handſchriften iſt zuerſt die Clarke'ſche zum Vorſchein gekommen und am vollſtändigſten bekannt geworden, und hat zugleich das unglücklichſte Schickſal gehabt. Der bekannte Engliſche Reiſende Edward Daniel Clarke erzählt in ſeinem großen Reiſewerke *), daß er im J. 1801 in Konſtantinopel auf dem großen Büchermarkte (deſſen Verzeichnis er in einem Anhange gibt) vergeblich eine Handſchrift der 1001 Nacht geſucht, weil dieſes Werk, als eine große Kompilazion, manigfaltig, nach Verſchiedenheit der Schreiber oder Beſteller, verfaßt, ſo daß ſelten zwei Handſchrifte davon übereinſtimmen, ſich nur in Privathänden befinde. Erſt in Kahiro traf er eine ſchöne Abſchrift in vier Foliobänden, welche Hammer, der ihn dahin begleitet hatte, durchſah, und ihm den Inhalt derſelben angab, worauf Clarke ſie kaufte. **)

Unglücklicherweiſe wurde dieſe Handſchrift bei dem Schiffbruche der Prinzeſſa (welche zugleich einen Theil der Elginſchen Kunſtbeute an Bord hatte ***) vom Seewaſſer ſo verdorben, daß ſie, ungeachtet Clarke ſie deshalb nach Konſtantinopel ſandte, nicht wieder durch Abſchrift herzuſtellen war. Unterdeſſen iſt doch die Inhaltsanzeige derſelben übrig geblieben, und dieſe theilt Clarke im Anhange *) mit.

---

*) Travels in various countries of Europe, Asia and Africa. Part the second: Greece, Egypt and the Holy Land. Section the first. London 1812. 4. Pref. p. XVIII. Cap. II. p. 51.

**) Vgl. Hammer's Vorr. zu ſeiner Ergänzung, S. VII.

***) Hammer, ebd. S. VIII.

Hienach enthielten die vier Bände 172 Erzählungen, in 1001 Nacht getheilt. Clarke bemerkt dabei, daß zwar gewiſſe volksmäßige Geſchichten in den meiſten Abſchriften der 1001 Nacht wiederkehren, jede Abſchrift aber eigenthümliche Erzählungen enthalte, wobei es beſonders auf die Oertlichkeit des Schreibers ankomme. So ſeien die Volksgeſchichten in Aegypten weſentlich von denen zu Konſtantinopel verſchieden. Ein Neffe des Wortley Möntague, wohnhaft zu Rosette, beſaß eine Handſchrift, bei deren Vergleichung ſich nur 37 Geſchichten unter den 172 der Clarke'ſchen Handſchrift wiederfanden. Dieſe gemeinſamen Erzählungen ſind in folgender Liſte durch einen Stern bezeichnet.

1. Der Ochs und der Eſel.
2. Der Kaufmann und der Kobold.
3. Der Mann mit der Antilope.
4. Der Kaufmann mit den zwei Hunden.

---

*) No. III. p. 701.

5. Der Greis mit dem Maulthiere.
* 6. Geſchichte von den Jägern.
7. } Geſchichte des Königs Unam
8. } und des Philoſophen Reinan.
* 9. Geſchichte des Königs Sinbad und Elbaſe.
* 10. Geſchichte vom Laſtträger.
* 11. Geſchichte von Karanduli.
12. Geſchichte vom Spiegel.
13. Geſchichte von den drei Aepfeln.
* 14. Von Schemseddin Muhammed und ſeinem Bruder Nureddin.
* 15. Von dem Schneider, dem kleinen Buckligen, dem Juden und dem Chriſten.
16. Geſchichte des Nureddin Aly.
17. Geſchichte von Gamajub u. ſ. w.
* 18. Geſchichte des Königs Omar, Oman und ſeiner Kinder. (Dieſe Geſchichte iſt ſehr lang und nimmt einen groſſen Theil der Handſchrift ein.)
* 19. Der Liebende und die Geliebte.
20. Geſchichte von dem Pfau, der Gans, dem Eſel, Pferd u. ſ. w.
21. Von dem frommen Manne.

22. Von dem frommen Schäfer.
23. Von dem Vogel und der Schildkröte.
24. Von dem Fuchs und dem Habicht.
25. Von dem Könige der Thiere.
* 26. Von der Maus und dem Rebhuhn.
27. Von dem Raben und der Katze.
28. Von dem Raben, dem Fuchs, der Maus, dem Floh u. ſ. w.
29. Geſchichte von einem Diebe.
* 30. Von Aul Haſſan und der Sklavinn Schemsne-Har.
* 31. Von Kamraſaman.
32. Von Naam und Nametola.
* 33. Von Aladin Abuſkelmat.
34. Von Hallina Dey.
35. Geſchichte von Maan Jamniſida.
36. Geſchichte von der Stadt Litta.
37. Geſchichte von Haſſan Abdulmelak.
38. Von Ibrahim Elmachde, Bruder des Chalyfen Harun Arreſchyd.
* 39. Geſchichte von dem berühmten Garten Eſem (dem Paradieſe).

40. Von Iſaak von Muſſul.
41. Von Hasli Hasli.
42. Von Muhammed Eli Ali.
43. Von Ali dem Perſer.
44. Geſchichte von Raſchid und dem Richter.
45. Von Haled Immi Abdullah.
46. Von Giafar dem Barmekiden.
47. Von Abokohammed Kurlan.
48. Von Harun Arreſchyd und Sala.
49. Geſchichte von Mamoan.
50. Von Schar und der Sklavinn Semrud.
51. Von Fräulein Bedur (d. h. Monds-Geſicht) und Herrn Siegreich.
52. Von Mamnon und Muhammed von Balſora.
53. Von Harun Arreſchyd und ſeinem Sklaven.
54. Von dem Kaufmann in Schulden.
55. Von Haſſan Medin, dem Statthalter.
56. Von König Naßir und ſeinen drei Kindern, — den Statthaltern von Kahiro, von Bulak und von Alt-Kahiro.
57. Geſchichte von dem Wechsler und dem Diebe.
58. Von Aladin, Statthalter zu Konſtantinopel.

59. Von Mamum und Ibrahim.
60. Von einem gewiſſen König.
61. Von einem frommen Mann.
62. Von Abul Haſſan Eſenda.
63. Von einem Kaufmann.
64. Von einem Manne zu Baghdad.
65. Von Modawakil.
* 66. Von Wirdan, in den Zeiten des Hakim Wymrelack. — (Er baute die Moſchee auf dem Wege von Kahiro nach Heliopolis.)
67. Von einer Sklavinn und einem Affen.
* 68. Geſchichte von einem Pferde aus Ebenholz.
* 69. Von Ins-al-Wudſchud.
70. Von Eban Was.
71. Von einem Einwohner von Balſora.
72. Geſchichte eines Mannes vom Stamme der Araber von Beukadda.
73. Geſchichte von Benriddin, Weſyr von Jemen.
74. Von einem Knaben und einem Mädchen.
75. Von Mutelmis.
76. Von Harun Arreſchyd und Sobeide.
77. Von Muſſa ab imni Sibir.

78. Von dem ſchwarzen Vater.
79. Von Harun Arreſchyd.
80. Geſchichte von einem Eſeltreiber.
81. Von Harun Arreſchyd und Ebon Juſſuf.
82. Von Hakim, dem Erbauer der Moſchee.
83. Von Melikel Horrais.
84. Von einem Vergolder und ſeinem Weibe.
85. Von Haſchron u. ſ. w.
86. Von Jackjar u. ſ. w. dem Barmadriden.
87. Von Muſſa, u. ſ. w.
88. Von Said, u. ſ. w.
89. Von der Hure und der tugendhaften Frau.
90. Von Raſchid und Jakob, ſeinem Günſtling.
91. Vom Scherif Huſſeln.
92. Von Mamun, Harun Arreſchyds Sohne.
93. Von dem reuigen Diebe.
94. Von Harun Arreſchyd.
95. Von einem Wahrſager.
96. Eine andere Geſchichte von einem Wahrſager.
97. Geſchichte von den Nachbaren.
98. Von Königen.
99. Von Abdo Rackman.

100. Von Hind, der Tochter Nackinan's.
101. Von Tabal.
102. Von Iſaak, Abrahams Sohn.
103. Von einem Knaben und einem Mädchen.
104. Geſchichte von Chaſſim Imni addi.
105. Von Abul Abaß.
106. Von Ebubecker Ben Muhammed.
107. Von Ebi Ewar.
108. Von Emmin, Mamon's Bruder.
109. Von den ſechs Scheichen von Baghdad.
110. Von einer alten Frau.
111. Von einem wilden Mädchen.
112. Von Haſſan Eldſchewcir von Baghdad.
113. Von gewiſſen Königen.
114. Von einem Könige von Iſrael.
115. Von Alexander.
116. Vom Könige Naſcharwian.
117. Von einem Richter und ſeiner Frau.
118. Von einem Emyr.
119. Von Malek Imnidinar.
120. Von einem frommen Mann aus den Kindern Iſrael.

121. Von Hedſchadſche Himni Juſſuf.
122. Von einem Grobſchmid.
123. Von einem frommen Mann.
124. Von Omar Imnitſchatab.
125. Von Ibrahim Eltſchabar.
126. Von einem Propheten.
127. Von einem frommen Mann.
128. Von einem Mann aus den Kindern Israel.
129. Von Abul Haſſan Duradſch.
130. Von der Sultaninn Hadſchat.
• 131. Von dem Weiſen Daniel.
• 132. Von Belukia.
• 133. Die Reiſe Sindbads — ſieben Reiſen u. ſ. w.
134. Die eherne Stadt.
135. Von den ſieben Jungfrauen und dem Sklaven.
• 136. Geſchichte von Dſchudais.
137. Die wundervolle Geſchichte.
138. Von Abdullah Imni Mohammk.
139. Von Hind Imni Haman.
140. Von Tſchasmin' Imni Baſches.
141. Von Jonas dem Geheimſchreiber.
142. Von Harun Arreſchyd.

143. Von demſelben.
144. Von Ebon Iſaak Ibrahim.
145. Von Harun Arreſchyd, Mesrur u. dem Dichter.
146. Von dem Chalyfen Moawia.
147. Von Harun Arreſchyd.
148. Von Iſaak Imni Ibrahim.
149. Von Ebwi Amer.
* 150. Von Achmet Eſenth u.ſ.w. und der alten Kupplerinn.
151. Von den drei Brüdern.
152. Von Erdeſchir und Hiaker, von Dſchulmar E Bacharia.
153. Von Muhammed u. ſ. w.
* 154. Desgleichen.
* 155. Geſchichte von Safil Moluki.
* 156. Von Haſſan u. ſ. w.
* 157. Von dem Chalyfen und dem Jäger.
* 158. Von Menſir und ſeiner Herrinn.
* 159. Von Nureddin und Maria.
160. Von einem Beduinen und einem Franken.
161. Von einem Manne zu Baghdad und ſeiner Sklavinn.

162. Von einem Könige, ſeinem Sohn und dem Weſyr Schemar.
* 163. Von einem Kaufmann mit den Dieben.
* 164. Von Abuſir und Abukir.
165. Abdulak El Beri und Abdulak El Bakkari.
* 166. Von Harun Arreſchyd.
167. Von dem Kaufmann Abul Haſſan al Omani.
168. Von Imnil Echaſib.
169. Von Moted Bila.
* 170. Von Komaſi Semuan.
* 171. Von Abdulah Imni Faſil.
* 172. Geſchichte von Maruf.

Man erſieht hieraus, daß die durch Sterne bezeichnete Handſchrift von Montague's Neffen noch verſchieden iſt von der Montague'ſchen, damals ſchon an White und Scott gekommenen Handſchrift, deren Inhalt wir vor dem XIten Bande mitgetheilt haben.

Nicht überall will ſich aber auch der Inhalt der Clarkeſchen Handſchrift mit dem der Hammer'ſchen, wie Hammer ihn vor und in ſeiner Ergänzung liefert, vereinigen laſſen: obwohl die Uebereinſtimmung nicht bezweifelt werden ſoll, und manche Abweichung ſichtlich nur aus Misverſtändnis, beſonders der Namen, herrührt. Wir laſſen daher auch dieſe, zur genaueren Einſicht und Vergleichung der mannigfaltigen Redactionen dieſer großen Sammlung, folgen, mit Beifügung der Clarke'ſche Zählung (in Klammern), ſo weit ſie ſich eben fügt, und mit Hinweiſung auf die auch bei uns und Andern, wenn auch anders, vorkommenden Geſchichten, zur Vergleichung der oft ſo bedeutend verſchiedenen Darſtellung. Wir behalten dabei die bisher befolgte Schreibung der Namen.

Erſter Band.

Die erſten 53 Nächte bei Galland ſind hier nur 20. Die Geſchichte Sindbads (bei Galland Nacht 69, bei uns 73) folgt erſt im dritten Bande Nacht 336—356; und anſtatt der Geſchichte der Sobeide, folgt auf die Geſchichte des Laſtträgers, der fünf Frauen zu Baghdad, der drei Kalender *) (1—132) ſogleich

---

*) Hier ſetzt doch auch wohl erſt die Geſchichte von den drei Aepfeln, bei Clarke Nr. 13, wie bei Galland (und uns Bd. III.) und in der Oxforder Handſchrift, obwohl ſie in den beiden Scott'ſchen auch fehlt. Vergl. Vorbericht zu Bd. XI. S. v. xi. xx. Die Nr. 6. 7. 8. 9. 11. 12. bei Clarke, fügen ſich nicht recht: Karandull ſoll wohl Kalender heißen?

Nacht
Die Geſchichte von Nureddin und Bedreddin (14.) (Galland). . . . . 20-24.
Geſchichte des Buckligen, des Kaufmanns, des Lieferanten, des Jüdiſchen Arztes, des Schneiders, des Barbiers und ſeiner Brüder. (15.) (Galland). . . . . . . 24-34.
Die beiden Weſyre. (16.) . . . . 34-38.
Ganem, Abu Aibu's Sohn. (17.) (Galland) . 38-46.
Roman und ſeine beiden Söhne, Scherkan und Sulmekan. (18.) . . . . 46-69.
Anekdoten, von Scherkans Frau erzählt. (18.) 69-74.
Fortſetzung der Geſchichte Romans und ſeiner beiden Söhne. (18.) . . . . . . 75-111.
Das Mährchen von den beiden Liebenden. (19.) 111-141.
Fortſetzung und Ende der Geſchichte Romans (19) 141-149.
Sieben lehrreiche Fabeln (20-29.) . . . 149-154.
Abulhaſſan und Schemſelnihar. (30) (Gall.) 154-170.
Kamaralſaman und Badur (13) (Galland). 170-216.

Zweiter Band.

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte Kamaralſamans. (32) (Galland.) . . . . . 216-246.

Mährchen.

Nacht

Aladdin, der Vater der Muttermäler. (33) (Cauſſin). . . . . 246-267.

Anekdoten.

Freigebigkeit Hatemtai's nach ſeinem Tode. (34.) 267-269.

Züge der Freigebigkeit Moin's, Said's Sohns (35) 269-270.

Die Schätze von Toledo. (36) . . . . 270-271.

Vom Chalyfen Heſcham, Abdolmeleks Sohn (37) 271-272.

Abenteuer des Ibrahim Mahadi. (38) . 272-275.

Das irdiſche Paradies (39.) . . . . 275-279.

Der Korb. (40) . . . . *) 279-281.

Der Kaldaunenverkäufer. (41.) . . . . 281-283.

Mährchen.

Ali, des Juweliers Muhammed Sohn. (42.) (Cauſſin). . . . . **) 285-295.

Anekdoten.

Der Perſer-Ali. (43. 44) . . . . . 295-296.

Der Urtheilſpruch des Emirs Chaled. (45.) . 297-298.

Züge von der Freigebigkeit Giafars des Barmeciden. (46.) (Scott.) . . . . . 298.

*) Vgl. bei uns Bd. XIII, Nacht 551.

**) Vgl. bei uns Bd. XIII.

Mährchen — Nacht

Abubekr Alkeslan. (47.) (Cauſſin). . . *) 298-304.

Anekdoten.

Züge von der Freigebigkeit des Barmekiden Jahſchah. (48.) (Scott.) . . . . . . 304-306.
Mamun und der enthaltſame Weiſe. (49.) . 306-307.

Mährchen.

Abiſchar und Smaragdine. (50.) . . 307-325.
Sittal-Bedur und Ibn al-Manſur. (51.) 325-332.

Anekdoten.

Der Wettſtreit der ſechs Sklavinnen, (dem Chalyfen Mamun von Muhammed erzählt). (52.) . . . . 332-338.
Harun Arreſchyd und Abu-nuwas. (53.) . 338-340.
Der zu Grunde gerichtete Mann. (54.) . 340-341.
Der geſchickte Dieb (und der Polizeileutnant Haſſamedin). (55.) . . . . . . 341-342.
Die drei Diebe, (dem König Naſir von den drei Polizeileutnants von Kahiro, Bulak und Alt-

---

*) Bei uns Bd. XIII.

Nacht
kahiro erzählt, die letzte einen Wechsler betreffend). (56-58.) . . . . 342-345.
Die Hochzeit des Ibrahim Almahadi. (59.) 345-347.
Die Kraft der Almoſen (die ein König verbot, und eines frommen Israeliten). (60. 61.) . 348-349.
Eba Haſſan al-ſeſchadite. (62.) . . 349-350.
Der erfüllte Traum (eines Mannes aus Baghdad). (63. 64.) . . . . . . 350-351.
Der Chalyf Motewekel und ſeine geliebte Sklavinn. (65.) . . . . 351-352.
Der zur Zeit des Chalyfen Hakem Biemrillah (von Wirdaw) gehobene Schatz. (66.) . . 352-354.
Die Prinzeſſinn und der Affe. (67.) . . 354-356.

Mährchen.

Das Zauberpferd. (68.) (Galland.) . . 356-371.
Ins-al-Wudſchud und Wird-al-ikmam. (69.) . . . . *) 371-380.

Anecdoten.

Abunuwas (der Chalyfen Harun und Mamun Lieblingsdichter). (70.) . . . . . 380-382.

---

*) Vgl. bei uns Bd. xi, Nacht 491.

Nacht
Die (einem Manne von Baghdad) zurückgegebene Sklavinn. (71.) . . . . . . 382⸗383.
Der beſcheidene Weſyr (von Jemen). (72?73.) 383⸗384.
Der beſcheidene Schulmeiſter (des Knaben und Mädchens). (74. 75?) . . . 384.
Sobeide im Bade. (76.) . . . . . . 384⸗385.
Der Tag löſcht die Worte der Nacht aus (von Harun) (76.) . . . . 385.
Die Verheirathung Moßabs (Haruns Hofdichter). (77.) . . . . 385⸗386.
Harun und die beiden Sklavinnen. (78? 79.) 386⸗387.
Das einer Frau mitgetheilte Geheimnis (von einem Müller und ſeinem Eſel). (80.) . 387⸗388.
Das Gaſtmahl der Kaufleute zu Kahiro (zur Zeit des Chalyfen Hakem Biemrillah). (82.) . 388⸗389.
Nuſchirwan trinkt Zuckerwaſſer. (83?) . . 389⸗390.
Gerechte Wiedervergeltung des Himmels. (84?) . 390⸗391.
Chosru, Schirin und der Fiſcher. (85?) . **) 391⸗392.

**) Die Nr. 86. 87. 88. laſſen ſich hier auch nicht wohl unterbringen.

Nacht
Die liederliche Frau. (89.) . . . . 392-393.
Die tugendhafte Frau. (89.) . . . . 393.
Der Arzt Giafars (und H. Raſchyd). (90.) . 394-395
Ehrlichkeit eines Beduinen, (vom Scherif Ben Hoſſein erzählt). (91.) . . . . 395.
Die Aegyptiſchen Piramiden, (welche Mamun eröffnete). (92.) . . . . 395-397.
Von einem Diebe. (93.) . . . . . 397-398.
Akkord Mesrurs mit dem Sohne Farabi's (von Harun). (94.) . . . . 398-400.
Der fromme Sohn Haruns. (94.) . . 400-402.
Von einem Schulmeiſter. (95.) . . . 402.
Von einem anderen Schulmeiſter. (96.) . . 402.
Lehre, die eine Bäuerinn einem Könige gab. (96.) 403.
Der Vogel Roch (und der weitgereiſte Mograbe Abdurrahman). (99.) . . . . . 403-404.
Die Prinzeſſinn Hind, Tochter Naaman's. (100.) 404-406.
Daabal Alchozai und ſeine Söhne. (101.) 406.
Abenteuer Isbal's, des Sohnes Ibrahims von Muſſul. (102.) . . . . . . 406-408.
Die drei Schlachtopfer der Liebe (103.) 408-409.

Nacht
Die beiden wiedervereinigten Liebenden, (Kaſem, Adi's Sohn). (104.) . . . . 409-410.
Der heilige Narr, (von Ebal Ibad Almobrid erzählt). (105.) . . . . 410-411.
Der Prior eines Chriſtlichen Kloſters, der Moslim ward, (erzählt von Abuber, Muhammeds Sohn). (106.) . . . . . . 411-413.
Liebſchaften des Abu Iſa, (Mamun's Bruders). (107.) . . . . 413-417.
Inſchrift eines Fruenhemdes (einer Sklavinn Emins, Mamun's Bruders). (108.) . . 417.
Inſchrift eines Kriſtallbechers. . . . 417-418.
Die Lehrerinn der Scheiche. (109.) . . 418-422.
Die Frau mit den weißen Haaren. (110.) . 422-423.
Antwort einer Sklavinn. (111.) . . . 423.
Der Unterſchied unter den Männern, (von Abul-aina erzählt). . . . . . 423.

Mährchen.

Vom Juwelier Haſſan und ſeinem Sohn Ali (zu Kahiro). . . . . 423-433.

Anekdote.

Nacht
Die Beduinen. . . . . 433-435.

Mährchen.

Abul Haſſan und Teweddud (die gelehrte Sklavinn) zu Baghdad. (112.) . . . . 435-460.

Anekdoten.

Der Todesengel erſcheint einem König und einem tugendhaften Mann. (113.) . . 460.
Der Todesengel und der König. (113.) . 460.
Alexander und die beiden Hirnſchädel. (114.) 460-461.

Mährchen.

Nuſchirwan läßt ein verheertes Dorf ſuchen. (116.) 462-463.
Die tugendhafte Iſraelitinn, (eines Richters Frau). (117.) . . . . 463-464.
Die aus dem Schiffbruch gerettete Frau, (erzählt von einem Seid, d. i. Abkömmling des Propheten). (118.) . . . . 464-465.
Die Wirkungen der Liebe zu Gott, (von Malek Druar's Sohn, erzählt). (119.) . . 465-466.
Das fromme Paar (aus Iſrael). (120.) . 466-467.
Hedſchadſch, Sohn Juſſuf's, (und ſein Gefangener.) (121.) . . . . 467-468.

Nacht
Der Schmid. (122.) . . . . 468-470.
Der fromme König. (123.) . . . . . . 470-471.
Die Hochzeit eines Gläubigen aus den Zeiten Omars, (Chatabs Sohns). (124.) . . . 471-474.
Die bekehrte Chriſtliche Prinzeſſinn, (Erzählung des Seidi Ibrahim al Chawaß).(125.) 474-475.
Die Wiedervergeltung (eines Propheten) (126.) 475-476.
Der Heilige, der ſeinen Nachfolger beſtimmt. (127.) . . . . 476.
Die wiedervereinigte Familie (aus Israel). (128.) . . . . 476-478.
Der heilige Ausſätzige, (erzählt v. Ebal Haſſan ed-durradſch). (129.) . . . . 478-479.
Dſchamasb (Daniels Sohn) und die Schlangenköniginn. (131.) . . . . . . 479-536.
(Darin die Geſchichte des Aegyptiſchen Königsſohns Belukia. (132.)

Dritter Band.

Sindbads Reiſen. (133.) (Galland.)*) . 536-565.

---

*) Bei uns Bd. II, Nacht 73 ff.

Nacht
Die eherne Stadt. (134.) . . . . . 565-578.
Der König, ſeine Geliebte, ſein Sohn und die ſieben Weſyre. (135?) (Scott.)*) . 578-607.
Dſchuder. (136?) . . . . 607-625.
Adſchib und Gharib. (137?) . . . . 525-680.

Anekdoten.

Das Grab des Aba. (138?) . . . . . 680-681.
Die Eheſcheidung Hind's. (139.) . . 681-682.
Akarma der Großmüthige. (140?) . 683-684.
Jonas der Sekretär. (141.) . . . 684-686.
Harun und das Mädchen an der Quelle. (142.) 686.
Die drei Dichterinnen (143?) . . 686-687.
(Verdeutſcht im Wiener Muſenalmanach v. 1807.)
Jshak von Moſſul und der Teufel. (144.) 687-688.
(Ueberſetzt im Magaz. Encycl.)

Mahrchen.

Al Kawi. . . . . 688-691.
(Im Magaz. Encycl.; auch ins Engl. überſ.)
Der Araber und ſeine Frau. . . . 691-693.

*) Bei uns Bd. 1, Nacht 14 ff.

Anekdoten. Nacht

Samra und ſeine Geliebte. . . . . 693-695.
Der Winterabend Isḥaks von Mußul. (148.) . . . . 695-696.
Isḥak von Mußul und der junge Araber. (148.) . . . . 696-697.
Das Betragen des Weſyrs Eba Aamir. (149.) 697-698.

Mährchen.

Streiche der Delile. (150? 151?) . . . 698-719.
Erdeſchir und Haſchaton-noſus. (152.) 719-738.
Die Prinzeſſinn von Samandal, (Gülnare). (152.) (Galland.)*) . . . . . 738-756.
Seifol-moluk und Bediol-dſchemal.**) (155.) . . . . 756-771.

---

*) Bei uns Bd. vi, Nacht 261 ff.

**) Iſt ohne Zweifel die Geſchichte von Bedihüldſchemal, Tochter des Geiſterkönigs, und von Seifulmuluk, Sohn des Königs von Aegypten, aus einer Arabiſchen Handſchrift ins Franzöſiſche überſetzt von dem Grafen von Caylus, in deſſen Oeuvres badines complettes. (Amsterd. et Paris 1787. 8.) T. VII. p. 192-265., darin die Geſchichte des Nas-Najjar, Statthalters von Babylon, mit einem Prinzen von Choraſan, und der Prinzeſſinn Schadul von China.

Vierter Band.

Nacht
Fortſetzung und Beſchluß des vorigen Mährchens. (155.) . . . . . . 771-779.
Haſſan von Balſora. (156.) . . . 779-828.
Der Chalyf als Fiſcher und der Fiſcher als Chalyf. (157.) . . . . . 828-840.
Seinal-newaſif. (158?) . . . . 840-760.
Nureddin und die Sklavinn Maria. (159.) 860-892.

Anekdoten.

Die Kranken und der Beduine. (160.) . 892-894.
Der junge Menſch von Baghdad und ſeine Sklavinn. (161.) . . . . . . 894-897.

Mährchen.

König Dſchilia, oder Schilles, ſein Weſyr und ihre Söhne. (162.) . . . . 897-928.
Abubir und Abukir. (163.) . . . . 928-938.
Abdallah aus dem Meere und Abdallah vom Feſtlande. (165.) . . . . 938-940.
Der Kaufmann von Omman. (167.) . 940-947.
Ibrahim, der Sohn Chaſib's. (168.) . 947-954.
Abul Haſſan al Choraſſani. (169?) . 954-962.

Nacht
Kamaral-ſaman und die Frau des Juweliers. (170.) . . . . 962-978.
Abdollah, Sohn des Fasl, und ſeine Brüder. (171.) . . . . 978-989.
Maruf. (172.) . . . . 989-1001.

Aus der Vergleichung beider Abſchriften, der Clarke'ſchen und Hammer'ſchen, mit jener des Neffen von Wortley Montague, ergibt ſich auch, daß dieſe, wie zum Theil die Montague'ſche (nachmals Scottiſche) ſelber, nur die größeren und bedeutenderen Geſchichten und Mährchen enthält, nicht ſo die kurzen, meiſt unbedeutenden Anekdoten der Aegyptiſchen Handſchriften.

Hammer überſetzte nun aus ſeiner Abſchrift alles, was ſich bei Galland nicht fand, ins Franzöſiſche; und Schreiber dieſes hatte ſchon im J. 1806 das Vergnügen, durch Johannes von Müller Mittheilung, dieſe Ueberſetzung zu leſen. Hammer überließ dieſe Arbeit, bei ſeinem Aufenthalt in Paris im J. 1810, an Cauſſin de Perceval, zur verſprochenen Fortſetzung ſeiner Ausgabe des Galland, nahm ſie aber zurück, weil Cauſſin ihm zu willkürlich damit ſchalten wollte, und ſie ſollte nun, zugleich mit einer Verdeutſchung dieſer Franzöſiſchen Ueberſetzung, in Deutſchland erſcheinen. Dieß zerſchlug ſich wieder, die letzte wanderte abermals nach Paris, und weiter nach London, um dort gedruckt zu werden, ging aber auf dem Wege dahin, durch Kurierangelegenheit im J. 1820, verloren, und wie es ſcheint, unwiederbringlich. Auch von der zuvor gemachten Verdeutſchung iſt ein Theil, nämlich, aus dem erſten Arabiſchen Bande, von der 46ſten bis zur 154ſten Nacht, verloren, und erſt mit der 268ſten Nacht beginnt die vom Prof. Zinſerling gemachte und ſeitdem (1823) gedruckte Deutſche Ueberſetzung dieſer Ergänzung, indem das Mährchen von Alaeddin (Nacht 246-267), welches zwar noch Deutſch vorhanden war, zurückgelegt wurde, ebenſo wie die Mährchen von Ali, dem Sohne des Juweliers (Nacht 285-293), und von Alkeslan (Nacht 298-304), weil ſie ſchon von Cauſſin überſetzt erſchienen waren.

Hiedurch beſtimmt ſich nun das Verhältnis der Gauttierſchen Ergänzung und unſerer Ueberſetzung zu der v. Hammer-Zinſerling'ſchen, und zugleich zu der Cauſſin'ſchen: wobei vorläufig noch zu bemerken iſt, daß wir keinesweges die Cauſ ſin'ſchen Ergänzungen, wenn wir ſie nicht, mit Gauttier, ſchon aus anderen Quellen hatten, wie die Geſchichte der zehn Weſyre (Bd. I., Nacht 14 ff.), Habib (Bd. XII., Nacht 512 ff.), Albondukani (Bd. XII., Nacht 524 ff.), Attaf (Bd. XIII., Nacht 546 ff.), und Heykar (Bd. XIII., Nacht 561 ff.), übergangen haben, ſondern dieſelben im XIIIten Bande liefern.

Die Erzählungen des vorliegenden Bandes aber, ſo wie die des folgenden, bis eben zu den Cauſſin'ſchen, nehmen die Franzöſiſchen Herausgeber, in der Vorrede zu ihrem ſiebenten und letzten Bande, als ihr Eigenthum in Anſpruch, und bemerken dabei:

„Die meiſten derſelben ſind bisher in keiner Ausgabe der 1001 Nacht bekannt gemacht. Mehrere dieſer neuen Erzählungen, welche zum Theil aus Handſchriften gezogen ſind, deren Mittheilung wir der Güte des verehrten, unlängſt geſtorbenen Langlès verdanken, erſcheinen hier zum erſtenmal in Europäiſcher Zunge: die einzigen, welche ſich, in anderweitiger Ueberſetzung, in den vorhergehenden Ausgaben der 1001 Nacht finden, ſind die Erzählungen von Habib, Albondukani, Attaf und Heykar. Und hier ſei es uns erlaubt, einem ausgezeichneten Orientaliſten, dem Herrn Agub, unſern ſchuldigen Dank abzuſtatten, deſſen Freundſchaft wir die neue Ueberſetzung der Geſchichte Heykar's, der letzten dieſes Bandes, verdanken. Mit Vergnügen laſſen wir hier auch dem Verdienſt des Herrn Cauſſin Gerechtigkeit wiederfahren, und erkennnen die Verpflichtungen, welche wir ihm für die Arbeit ſchuldig ſind, womit er ſeine Ausgabe Galland's bereichert hat.“

In dieſem ſiebenten Bande beſteht alſo das eigentliche Verdienſt und der Ertrag dieſer neuen Ausgabe. Ueber ihre Quellen und deren Benutzung haben die Franzöſiſchen Herausgeber ſich nicht vollſtändig erklärt. Nur bei der Geſchichte Benaſir's (Nacht 542 ff.) wird angemerkt, ſie ſei aus der Geſchichte Saad's des Lohgerbers gezogen, deſſen Abenteuer mit dem erwachten Schläfer (Nacht 292, Bd. VII.) viel Aehnlichkeit haben. Die vorgedachten, mit Cauſſin gemeinſamen Erzählungen ſind ſichtlich aus andern Handſchriften neu überſetzt, aber Cauſſin's Arbeit, auch eingeſtändlich, dabei benutzt. Bei der Geſchichte Heykar's iſt Agub's Antheil auch angegeben, und derſelbe ſagt noch, in den Anmerkungen dazu, daß er ſie aus zwei Arabiſchen Handſchriften überſetzt, und beide durch einander berichtigt und ergänzt habe.

Die Geſchichte des Prinzen Benaſir erſcheint hier als die Grundlage des weitausgebildeten Mährchens von dem Schwarzkünſtler Mograbi, in Chavis und Cazotte's Fortſetzung der 1001 Nacht, und beſtätigt in ſolcher Art fürder die Echtheit derſelben.

Die Geſchichte Artafs (Bd. XIII.) bezieht ſich ſelber auf eine Geſchichte des berühmten Hatem Thay, welcher, in der Hammer'ſchen Handſchrift, Nacht 268, nach dem Tode noch Großmuth übt.

Von der Geſchichte des Königs Soleiman und ſeines Sohnes (Bd XIII.) iſt ſchon in dem Vorberichte zu Bd. X. gedacht, daß ſie eigentlich zu den Geſchichten der zehn Weſyre gehört.

Bei der Geſchichte von der Vermählung des Chalyfen Almamun mit Buran, oder dem Abenteuer mit dem Korbe, (Bd. XIII) hat Gauttier angemerkt, daß ſie von Langlès aus ihm gehörigen Handſchriften überſetzt ſei, und auch in der Kalkutta'ſchen Ausgabe der 1001 Nacht*) gedruckt ſiehe. Dieſelbe findet ſich auch in der Hammer'ſchen Handſchrift, Nacht 279-80, aber nur wie im Auszuge, und gibt ein Beiſpiel, wie dort auch längere Erzählungen zur Anekdote verkürzt werden. Eine mährchenhafte Ausführung eben dieſer Hof-Anekdote dagegen enthält das ſchöne Mährchen von dem Korbe, wie es der Graf von Caylus, als Geſandter zu Konſtantinopel, in ſeiner aus Morgenländiſchen Quellen bearbeiteten Märchenſammlung,*) liefert: aus welcher es ſchon in (Reichard's) Roman-Bibliothek, Bd. XVI, (1789), und dann nochmals von Hartmann, in der Aſiatiſchen Perlenſchnur, Bd. 2. (Berlin, 1801) verdeutſcht iſt.

---

*) Vgl. Vorr. zu Bd. I, S. xvii. Von dieſer iſt ſeitdem eine Däniſche Ueberſetzung von Rasmuſſen erſchienen.

---

*) Nouveaux Contes Orientaux, in den oben (S. xxv.) gedachten Oeuvres badines, T. VII-VIII; auch im Cabinet des Fées, T. xxv.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zwölftes Bändchen.

Geſchichte

der Prinzeſſinn Ameny.

„Es waren ſchon mehrere Jahre verfloſſen, ſeitdem ein König von Indien, Namens Dſcholachan, das Reich ſeiner Väter beherrſchte und auf ſeinem Throne die Segenswünſche ſeiner Völker empfing. Zu ſehr mit der Verwaltung ſeiner Staaten beſchäftigt, um neue erobern zu wollen, würde ihm nichts zu wünſchen übrig geblieben ſein, wenn er ſeinen Unterthanen nach ſeinem Tode das Glück, deſſen ſie bei ſeinen Lebzeiten genoſſen, hätte ſichern können; aber er hatte keinen Sohn, um ihm nachzufolgen, und er mußte befürchten, ſeine Länder die Beute einer Menge kleiner habgieriger und eiferſüchtiger Fürſten werden zu ſehen, welche ſchon in der Mitte des königlichen Pompes ihre Anſprüche blicken ließen. Der ſchwermüthige König genoß nur halb des Glückes geliebt zu ſein: die Zukunft vergiftete ihm die Gegenwart.

Nachdem er vergeblich mehrere Indiſche Prinzeſſinnen geheiratet hatte, faßte er den Entſchluß, Beiſchläferinnen aus verſchiedenen Ländern zu nehmen. Der Großweſyr erhielt den Befehl, alle Sklavenhändler zu beſuchen, um diejenigen Frauen auszuwählen, die ihm zu Erfüllung des Wunſches Seiner Majeſtät am meiſten geeignet ſchienen.

Indem er die Baſare der Stadt durchſtreifte, bemerkte dieſer Miniſter unter mehreren Sklaven beider Geſchlechter eine junge verſchleierte Sklavinn. Als er die Hand ausſtreckte, um den Schleier aufzuheben, verhinderte ihn der Kaufmann, ein Araber, daran und ſagte, ſie würde ſich nur vor Augen entſchleiern, die würdig wären, ſie zu betrachten.

„Kennt ihr,“ erwiederte der Weſyr, „einen Mann, der würdiger iſt, die Reize dieſer Sklavinn zu genießen, als der Großſultan von Indien? Wiſſet, daß ich von Seiner Majeſtät beauftragt bin, ihm die ſchönſten Frauen, welche ich irgend zu finden vermag, zuzuführen. Hebet alſo dieſen Schleier, damit ich ſehe, ob dieſe Sklavinn ihm vorgeſtellt zu werden verdient, und ſaget mir ihren Preis.“

„Ihr möcht noch ſo ſehr in mich dringen,“ rief der Sklavenhändler, „ich werde dieſen Schleier nur vor eurem Monarchen aufheben, und ihm, wenn er meine Sklavinn geſehen hat, ſagen, wie theuer ich ſie ihm verkaufen will.“

„Der Weſyr ſah ſich genöthigt, die beiden Perſonen in den Palaſt zu führen und ſie dem Sultane vorzuſtellen, zu welchem er ſagte:

„Herr, hier iſt eine Sklavinn, die ihr Beſitzer auf eine der gewöhnlichen ganz entgegengeſetzte Weiſe verkaufen will: er will dem Käufer nicht erlauben, den Schleier aufzuheben, der ſie bedeckt.„

Vierhundert neun und neunzigſte Nacht.

Der Fürſt befahl dem Oberhaupte der Verſchnittenen, ſie zu entſchleiern. Kaum war ihr Geſicht frei, als man den vollen Mond in der Fülle ſeines Glanzes zu ſchauen glaubte.

Sonnenſtrahlen glänzten in ihren Augen, und ihre Augenbrauen glichen dem Regenbogen. Ihre Naſe hatte die Form einer Syriſchen Piſtazie, und ihre Zähne konnte man für die ſchönſten Perlen des Rothen Meeres oder des Perſichen Meerbuſens halten. Die wohlgerundeten Halbkugeln ihres Buſens glichen zwei Damaszener Granatäpfeln. Ihre Wangen waren ſo friſch und von ſo ſchönem Roth, wie die Roſen von Fayum. Ihr feiner Wuchs war von ſo zierlicher Schlankheit, wie der Stamm der Cypreſſe. Ihre Hände wichen weder an Weiſſe noch an Zarthen dem elfenbeinernen Scepter Salomons. Ihr langes Haar war ſo ſchwarz, wie die dunkelſte Winternacht.

Bei dem Anblicke ſo vieler Reize, ſtieß der entzückte Sultan einen tiefer Seufzer aus, und rief:

„Groſſer Gott, ich lobe und benedeie dich, daß du eine ſo vollkommene Schönheit erſchaffen haſt!“

Er wandte ſich hiemit zu dem Sklavenhändler und ſagte: „Wie theuer willſt du dieſe Sklavinn verkaufen?“

„Herr,“ verſetzte dieſer, „Sie hat mich zweitauſend fünfhundert Goldſtücke gekoſtet: aber es ziemt mir nicht, Euer Majeſtät einen Preis zu beſtimmen“

„Elender,“ rief der Weſyr, „wagſt du dir zu ſchmeicheln, daß du jemals eine ſolche Summe erhalten wirſt?“

„Herr, ihr beliebt zu ſcherzen: man würde das doppelte geben um ſie zu beſitzen; ich berufe mich auf das Urtheil Seiner Majeſtät.“

„Er verſtehet ſich gut auf dieſe Waare,“ ſagte der König lächelnd. „Wohlan, man gebe ihm, außer ſeinen Auslagen, ein Gnadengeſchenke von fünfhundert Goldſtücken.“

„Herr,“ erwiederte der Kaufmann,“ glaubet nicht, mich zu großmüthig belohnt zu haben, denn ich habe nicht einmal die Bezahlung für die Mühe und die Unkoſten, welche mir dieſe Sklavinn verurſacht hat. Statt mich von ihr bedienen zu laſſen, habe ich ſie ſelbſt bedient. Sie aaß nur Kuchen; ſtatt der in einem Ofen ausgebrüteten Hühner, ließ ich eine Henne eigens für ſie brüten; da ſie zu gewählt war, um durch Mandeln gereinigtes Nilwaſſer zu trinken, ſo mußte ich ihretwegen Indiſchen Bezoar anwenden. Auf einem Kameele zu reiten ſchien ihr zu unbequem, ich ließ ſie alſo immer in einer Sänfte mit Glasfenſtern tragen.“

Dieſe genauen Ausführlichkeiten erregten das Lachen des Sultans, der dem Sklavenhändler noch fünfhundert Goldſtücke bewilligte: dieſer verneigte ſich tief, indem er die rechte Hand auf ſein Herz legte und ſagte:

„Herr, ich habe dieſe Sklavinn nicht aus eigennützigen Abſichten hieher geführt, ich hatte keinen anderen Beweggrund, als Euer Majeſtät etwas Euer Würdiges anzubieten.“

Und ſomit entfernte er ſich, ſehr erfreut, einen ſo vortheilhaften Handel abgeſchloſſen zu haben.

Das Oberhaupt der Verſchnittenen bemächtigte ſich ſogleich mit dem Gefolge ſeiner Untergebenen ſeiner neuen Gefangenen, und führte ſie ins Bad, woſelbſt in den Künſten des Putztiſches erfahrene Frauen ſich beeiferten, ſie zu entkleiden. Nachdem ſie gehörig gerieben worden war und man ſie mit Roſenwaſſer und vielen anderen wohlriechenden Eſſenzen überſtrömt hatte, kamen vier und zwanzig Sklavinnen von verſchiedenen Völkerſchaften mit Linnen, um ſie abzutrocknen. Hierauf begab ſie ſich in ein Zimmer, in welchem ſich, drei prächtige Springbrunnen befanden, die in koſtbare Becken fielen. Die ſchöne Sklavinn ſtreckte ſich auf einem Sofa aus, welches mit Indiſchen Stoffen und Schawls von Kaſchemir bedeckt war, deren Goldfranſen bis auf die Erde herabhingen. Vier junge Mädchen, eben ſo leicht als der Mußelin, der ihre Reize umhüllte, nahten ſich, um ſie zu kämmen, und kaum war das Tuch, welches ihr ſchönes Haar zuſammenhielt, abgebunden, als dieſes in großen wallenden Locken auf ihren Buſen, ihre Schultern und Hüften fiel. Drei der jungen Mädchen hielten in der Hand Käſtchen mit wohlriechenden Eſſenzen und Pommaden: es befanden ſich darin Roſen-, Zimmt-, Aloe-Eſſenz u. ſ. w. Die vierte hielt den mit Diamanten beſetzten Kamm, und ſchickte ſich an, Gebrauch davon zu machen, als die Fülle dieſes ſchwarzen Haares ſie erſchreckte. Sie rief eine ihrer Gefährtinnen, ihr zu helfen. Nachdem ſie dieſe ſchönen Haare gekämmt hatten, ſalbten ſie dieſelben mit den verſchiedenen Pommaden, und wanden ſie in Flechten, die mit Goldfäden, Perlen und Diamanten durchflochten waren. Man ſchmückte ihr Haupt mit einer kleinen mit koſtbaren Steinen beſetzten Krone, mit einer Binde von Zeckienen und einem mit Gold durchwirkten Mußelin-Schleier, der ihr bis auf die Ferſen fiel und durch welchen man leicht ihren ſchönen ſchlanken Wuchs ſehen konnte. Vorn auf den Schleier, der ihre Stirn und ihre Augen umwallte, war mit Goldflittern und Diamanten der Name des Großſultans von Indien leicht geſtickt. Es erſchienen neue Sklavinnen, um ihr ein Kleid von Silbergaſe anzuziehen, welches ſo kunſtreich gemacht war, daß es die Geſtaltung ihrer Hüften und die runden Umriſſe ihres Buſens durchzeichnete.

Endlich, hatte man viele Mühe, Babuſchen zu finden, die klein genug für ihren Fuß waren.

Als ſie nun angekleidet war, brachte man ihr Sorbet und Zuckerwerk in Gefäßen von vergoldetem Silber; ſie nahm eine Pfeiſe, um einige Züge eines Tabacks zu rauchen, der ſo ſüß wie die Roſe war. [2] Hierauf erhub ſie ſich, und alle Sklavinnen begleiteten ſie in das ihr beſtimmte Zimmer. Dort angelangt, ſtreckte ſie ſich nachläſſig auf ein weiches Soſa, und begann Betel zu kauen.

Fünfhundertſte Nacht.

Auf einmal kam das Oberhaupt der Verſchnittenen, um die Ankunft des Sultans zu verkünden. Die ſchöne Sklavinn ſtand auf, um Seiner Majeſtät entgegen zu gehen, warf ſich vor dem Fürſten auf die Knie, und blieb in dieſer Stellung mit niedergeſchlagenen Augen und einem Ausdrucke voll Beſcheidenheit. Der Sultan ſetzte ſich, und winkte ihr, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Nach einigen gleichgültigen Reden, wollte er ſeine Rechte geltend machen. Nachdem die Sklavinn es vergebens verſucht hatte, ſich den königlichen Liebkoſungen zu entziehen, fing ſie an, in Thränen zu zerfließen. Niemals hatte ſich eine Sklavinn ſo wiederſpenſtig gezeigt. Wie war es möglich, ſich über ein Abenteuer zu betrüben, welches die anderen Sklavinnen auf den Gipfel der Freude gehoben hätte!

Der Fürſt konnte ſich keine Urſache eines ſo ſeltſamen Betragens denken, und bald unterbrach er ſeine Liebkoſungen, bald fuhr er damit fort. Endlich warf ſich die junge Schöne vor ihm auf die Knie, und rief, indem ſie die Hände nach ihm ausſtreckte, ſchluchzend:

„Herr, verſchwöret euch nicht mit dem Schickſal, um eine vom Misgeſchicke verfolgte Unglückliche ganz niederzudrücken. Sollten mir, erniedrigt, wie ich es bin, meine Thränen nicht einige Rechte auf ein großmüthiges Herz geben? und wolltet ihr mich, eines flüchtigen Genuſſes wegen, mit ewiger Schmach bedecken?“

Der Fürſt ſchin anfangs von Mitleid bewegt; aber bei dieſen letzten Worten runzelte er die Stirn:“ Seit wann,“ rief er aus, „haben die Gunſtbezeugungen der Könige ihre Sklavinnen entehrt?“

„Herr, ſeitdem ſie Sklavinnen gekauft haben, die würdig ſind, ihre Frauen zu werden,“ erwiederte jene mit Stolz; und in demſelben Augenblick ergoß ſich ein Thränenſtrom aus ihren Augen, und überſchwemmte die Haarlocken, die auf ihren Wangen wogten.

„Steh auf,“ ſagte der Sultan zu ihr, indem er ihr die Hand reichte, „und erkläre dich deutlicher. Junge Fremde, ſage mir aufrichtig, wer du biſt, laß mich deine Herkunft und dein Geburtsland wiſſen.“

„Herr die Tatarei iſt mein Vaterland, aber ich ſtamme von den Pharaonen, den Verfolgern der Juden."

„Wie," rief der König von Indien aus, „ihr ſtammt von den älteſten Beherrſchern der Erde ab, und ſeid eine Sklavinn?"

„Ihr werdet noch mehr erſtaunen, wenn ich euch ſage, daß meine Verwandten noch auf mehreren Thronen Aſiens ſitzen; aber habet nur die Güte, mir eure Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und ihr ſollt erfahren, welche Reihe von Ereigniſſen mich in den kläglichen Zuſtand verſetzt hat, in welchem ihr mich ſehet.

Die aus Aegypten verjagten Pharaonen flohen nach Abyſſinien, woſelbſt ſie ein neues, weniger beträchtliches aber dauernderes Reich als ihr erſtes gründeten; denn meine Familie beſitzt es ſchon viele Jahrhunderte lang. Mein Großvater hatte eine Tochter von der ſeltenſten Schönheit, die er zärtlich liebte, und dieſe Prinzeſſinn iſt meine Mutter. Eine Menge von Monarchen begehrten ſie zur Ehe aber der Sultan der großen Tatarei hatte den Vorzug, denn er war der Freund meines Großvaters und ein altes Bündnis verknüpfte unſere Familien. Meine Mutter weinte bitterlich, als ſie die ſchönen Quellen des Nils und den Palaſt, in welchem ſie geboren war, verlaſſen mußte, um ſich in die Wüſten der Tatarei zu begeben. Sie fand jedoch den Fürſten liebenswürdiger, als ſie ſich ihn vorgeſtellt hatte, und da ſie eine zärtliche Zuneigung zu ihm faßte, ſo misfielen ihr ſeine Sitten nicht, weil ſie die ihres Gatten waren. Der Himmel ſegnete ihre Verbindung; denn ſie hatten eine große Anzahl von Kindern: ich bin das jüngſte, und unglücklichſte, und ich habe ihr mehr Kummer verurſacht, als die anderen alle zuſammengenommen. Sie ſeufzen über meine Abweſenheit, und vielleicht werden ſie den Augenblick meiner Rückkehr verfluchen; ihr allein werdet die Urſache davon ſein.“

„Das wolle Gott nicht,“ rief der Sultan aus, „daß ich euer Unglück misbrauche und euch zu beleidigen wage; ich weiß, was ich eurem Range und beſonders eurem Unglücke ſchuldig bin; und von dieſem Augenblick an erkläre ich euch, daß ich mir zum Löſegelde eine kleine Gefälligkeit von euch erbitte: erzählet mir, ich erſuche euch darum, eure Geſchichte.“

„Ihr legt mir da,“ verſetzte die Prinzeſſin, „etwas ſehr Peinliches auf; aber, was es mich auch koſte, ich will mich bemühen, euch Genüge zu leiſten.

Fünfhundert und erſte Nacht.

Ihr ſeht in mir ein Schlachtopfer des Ranges, in welchem ich geboren bin. Kaum aus dem Schoße meiner Mutter gekommen, wurde ich einer Sklavinn übergeben.

die mich ſäugte und für meine Erziehung ſorgte. Dieſe Frau galt am Hofe für ein Wunder von Wiſſenſchaften, und es würde in der That ſchwer geweſen ſein, in der Tatarei einen Weiſen zu finden, der ihr zu vergleichen geweſen wäre. Gleich bewandert in der Geſchichte, der Erdkunde, der Arzeneiwiſſenſchaft, der Scheidekunſt, der Sternkunde, und in den geheimen Wiſſenſchaften, erzog ſie mich zu dem Islamismus, zu welchem ſie ſich bekannte, und deſſen Lehrbegriffe ſie vollkommen inne hatte; denn die Abhandlungen der vier Imame und deren vorzüglichſte Ausleger waren ihr durch die Hände gegangen.“ [3]

„Ich habe von dieſer Sekte ſprechen gehört, aber ich kenne weder ihren Urſprung noch ihren Stifter,“ unterbrach ſie der Sultan.

„Ich will mich bemühen, euch in wenigen Worten damit bekannt zu machen. Als die Anhänger des Ißa [4] ſich von dem guten Wege entfernt hatten, um ſich in Ketzerei und Unglauben zu ſtürzen, indem ſie behaupteten, daß Ißa der Sohn Gottes ſei, verwarf der Allerhöchſte ihre Anbetung, und erweckte einen großen Propheten unter den Arabern in dem Stamme der Koreiſchiten, gab ihm das Scepter in die rechte Hand und den Koran in die linke, um alle auf der Oberfläche des Erdbodens zerſtreute Völker zu der einzigen wahren Religion zu bekehren. Von einem heiligen Eifer ergriffen, arbeitete Muhammed, das heißt der Glorreiche, kräftig an der Ausrottung der Vielgötterei und des Unglaubens. Gleich mächtig in Worten und in Werken, wandte er anfangs Ermahnungen und Wunder an, und nur im äußerſten Falle ließ er ſeinen Säbel auf die Köpfe der Ungläubigen fliegen, welche halsſtarrig ſich dem Islamismus entgegenſtemmten, das heißt, welche nicht an die Einheit Gottes und an die Sendung Muhammeds glauben wollten. Seine heilige Religion breitet ſich täglich mehr aus, und wir hoffen, daß ſie in der Folge der Zeiten die einzige herrſchende in den ſieben Klimaten der Welt ſein wird, ſo wie ſie die einzig wahre nud ſeligmachende iſt. Alle Muſelmänner und Muſelmänninnen ſind Apoſtel, welche unermüdlich daran arbeiten, Proſelyten zu machen; ſie wollen, daß alle Menſchen des ihnen verheißenen Glückes theilhaftig werden. Nach dieſem wohlthätigen Geiſte erzog mich meine gute Amme in dem Schoße dieſer Religion, welcher ich immer treu bleiben werde; ſie beſchnitt mich insgeheim, lehrte mich die Niederwerfung, die Herſagung der fünf täglichen Gebete und ein, den Vorſchriften der Imame angemeſſenes Betragen.

Außer dem Unterrichte, der ſich auf die Lehre des Propheten bezog, brachte mir meine Amme noch eine Menge nützlicher und angenehmer Kenntniſſe bei. Sie ſagte oft zu mir: „Sieh nur, meine Tochter, wie roh und unwiſſend die Bewohner dieſes Landes ſind; ſie können nicht einmal leſen: welch ein Unterſchied gegen mein Volk? Die Araber gelten für die gelehrteſten Menſchen auf Erden.“

Auf ſolche Weiſe, Herr, befeuerte ſie mich zum Fleiße, und ich beobachtete über alle unſere Beſchäftigungen ein tiefes Stillſchweigen; denn ſie gefielen mir ungemein.

Ihr wißt, daß in der Tatarei ſich Brüder und Schweſtern mit einander verheiraten, und als ich das Alter von funfzehn Jahren erreicht hatte, wählten meine Aeltern mir unter ihren Söhnen einen Gatten aus, und machten mir in Gegenwart meiner Amme ihren Willen kund.

Dieſe hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten; denn dieſer Gebrauch betrübte ſie ſehr, und ſobald wir allein waren, umarmte ſie mich zärtlich. „Meine Tochter,“ ſagte ſie zu mir, „mit was für Unmenſchen leben wir hier! Dein Volk gleicht dem Viehe, das nicht unterſcheidet, was ſich ziemt und was nicht; denn es thut Dinge, welche die Natur empören.“

Ich billigte ganz ihre Vorſtellungen, und als mein Bruder ſich mir nahte, um mich zu umarmen, empfand ich, anſtatt der Liebe, meinen unbezwinglichen Widerwillen; und wenn ich mich nicht vor meinen Aeltern gefürchtet hätte, würde ich ihn weit von mir zurückgeſtoßen haben. Ich verfluchte innerlich dieſen ſcheußlichen Gebrauch; aber was ſollte ich machen? und wie ſollte ich ihn mit dem unbeugſamen Geſetze des Propheten, in welchem ich leben und ſterben wollte, in Uebereinſtimmung bringen?

Meine Aeltern und mein Bruder beharrten feſt auf ihrem Entſchluſſe; der verhängnisvolle Augenblick nahte, und ich ging oft zu meiner Amme, um mit ihr, die meinen Schmerz aufrichtig theilte, zu weinen.

„Meine Mutter,“ ſagte ich zu ihr, „warum haſt du mich ein Geſetz gelehrt, das ſich unſeren Gebräuchen widerſetzt? Wenn ich es nicht kennte, würde ich nicht ſtrafbar ſein.“

„Meine Tochter,“ erwiederte ſie mir, „höre auf, dich zu betrüben. Ich will dich ein gutes Mittel lehren, um der Verfolgung, welche du erleideſt, zu entgehen. Wenn der *Groß-Chan*[5] dir befehlen wird, deinen Bruder zu heiraten, ſollſt du ihm antworten: *Ich kann Euer Majeſtät nicht eher gehorchen, als bis ich reiten gelernt habe. Dieß iſt eine unter den Frauen unſeres Landes gebräuchliche Uebung, und ich kann ſie nicht mhr lernen, ſobald ich verheiratet bin.* Dieß Begehren wird deinem Vater nicht ſeltſam erſcheinen, da die Reitkunſt die einzige Wiſſenſchaft iſt, in welcher man hier die Frauen unterrichtet. Wenn dir dieſe Gnade gewährt iſt, ſo beunruhige dich nicht mehr, und laß mich für das weitere ſorgen“

Wenige Tage nachher gab der König ein groſſes Feſt, zu welchem er alle Groſſe ſeines Hofes und ſogar fremde Fürſten einlud. Mein Bruder ſaß zu ſeiner Rechten und Eure Magd zu ſeiner Linken. Als nun der Geiſt der

Gäſte vom Dunſte des Weines erhitzt war, und die ſüße Harmonie der Inſtrumente ihre Herzen erweicht hatte, gedachte mein Bruder meiner, und richtete das Wort an meinen Vater.

„Herr,“ ſagte er zu ihm, „ihr habt meiner Schweſter befohlen, mich zum Gatten zu nehmen; aber ſie ſtößt mich, ungeachtet eurer Befehle, immer zurück: befehlet ihr doch, mich ohne weitere Zögerung heute Abend in ihr Bett aufzunehmen.“

Der Groß-Chan ſah mich mit erzürntem Antlitz an, und ſagte mir, daß dieſe beſtändigen Weigerungen irgend einen heimlichen Handel vermuthen ließen, daß ihm aber mein Kopf für meine Sittſamkeit bürgen ſollte.

„Mein Vater,“ erwiederte ich ihm, „Gott bewahre mich davor, daß ich mich eurer hohen Willensmeinung widerſetzen ſollte; ehe man mich jedoch mit meinem Bruder verbindet, wünſchte ich reiten und die Waffen führen zu lernen; denn ihr wißt, daß ſich eine Frau nach ihrer Verheiratung dieſen Uebungen nicht ohne die größte Gefahr überlaſſen kann.“

Der Groß-Chan bewilligte mir gern dieſe Bitte, und mein Bruder mußte ſich mit Geduld waffnen. Er tröſtete ſich, indem er mir ſelbſt Unterricht gab, um meine Fortſchritte zu befördern. Ich bewunderte ſeine Geduld, und beklagte ſeine Liebe. Er war ſo gut, ſo ſanft, ſo gefällig! Mit welcher Gewandtheit, mit welcher Anmuth ſchoß er einen Pfeil! Mit welcher Gelenkigkeit tummelte er ein Pferd! Wie verſtand er es, mir eine Geſchicklichkeit beizubringen, die ich von Natur nicht beſaß! Ohne das Geſetz unſeres Propheten, hätte ich vielleicht ſeine Liebe getheilt. Ich ſchien immer ſehr gewandt, und mir ſelber war ich es niemals genug.

Endlich, an einem ſchönen Sommertage, nachdem er mich mein Pferd lange hatte herumtummeln laſſen, hub er mich mit Leichtigkeit aus dem Sattel, und ich fand mich auf dem Graſe liegend.

Fünfhundert und zweite Nacht.

Während unſere Roſſe, mit dem Zügel auf dem Halſe, durch das Feld flohen, ſchloß mich mein Bruder, ſtatt ſie zu verfolgen, zärtlich in ſeine Arme, und überhäufte mich mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Die Liebe glänzte in ſeinen Augen; aber ich rief mir die Grundſätze meiner guten Amme ins Gedächtnis, und ich erzitterte vor dem Verbrechen, welches ich ohne dieſe Erinnerung begangen hätte. Meine Geiſtesgegenwart leiſtete mir großen Beiſtand, und ich fand einen Vorwand, um mich zu entfernen *.

Alle meine Sinne waren lebhaft aufgeregt, und kaum war dieſe Aufregung ein wenig beruhigt, als ich zu meiner Amme lief, um ihr dieſes Ereignis zu erzählen, und ſie zu verſichern, daß es mir nicht möglich wäre, längere Zeit zu widerſtehen.

„Höret auf, euch zu beunruhigen,“ ſagte ſie zu mir; „und wenn ihr eine gute Muſelmänninn ſeid, ſo werden euch die Mittel, welche ich euch vorzuſchlagen habe, nicht erſchrecken.“

„Sprich ohne Umſchweif und ohne Furcht; ich bin zu allem entſchloſſen, um meine Religion nicht zu verrathen.“

„Fliehet,“ rief ſie aus, „fliehet dieſes Land des Fluches, in welchem man in langen Zügen das Verbrechen wie Waſſer ſäuft. Hier ſind Mannskleider, um euch zu verkleiden. Ich habe einige Edelſteine zur Beſtreitung der Koſten eurer Reiſe beigelegt, bis ich euch nachkommen und mich mit euch vereinigen werde; denn ich muß noch einige Tage nach eurer Abreiſe hier bleiben, um diejenigen, welche man abſenden wird, euch zu verfolgen und feſt zu halten, auf falſche Wege zu bringen. Wendet eure Schritte nach Baghdad, und ſeid verſichert, daß ich euch in dieſer Stadt, oder auf dem Wege dahin einholen werde.“

Zugleich half ſie mir die Mannskleider anlegen, in denen ich mich ſehr verlegen fand. Doch meine Begierde zu fliehen hinderte mich, an dieſen Zwang und an die Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, zu denken. Jung, ohne Erfahrung, war ich im Begriff, eine ungeheure Reiſe zu unternehmen, ohne zu wiſſen, welchen Weg ich einſchlgen, noch wie ich beſtehen ſollte; und doch, höchlich erfreut den Verfolgungen meiner Verwandten zu entrinnen, erwartete ich mit Ungeduld den Augenblick meiner Abreiſe.

Als der Tag ſich neigte, nahm meine Amme mich bei der Hand, und führte mich durch Seitenwege, die ich noch nicht kannte, zu einer geheimen Pforte des Palaſtes, vor welcher ich einen kräftigen Renner fand, den ich mit Leichtigkeit beſtieg. Sie drückte mir zärtlich die Hand, mit dem Verſprechen, mich bald wiederzuſehen, und ich gab meinem Pferde die Sporen.

Obgleich meine gute Amme mir den Weg nach Baghdad wohl beſchrieben, ja mir ihn ſogar, als ich mich in Galopp ſetzte, mit dem Finger gezeigt hatte; ſo verirrte ich mich dennoch, und beſchloß, indem ich den Zügel auf den Hals meines Pferdes fallen ließ, dieſes laufen zu laſſen, wohin es Luſt hatte.

Nachdem ich die Nacht und den ganzen folgenden Tag hindurch inmitten eines groſſen Waldes umhergeritten war, ſtieg ich ab; denn mein Reiſegefährte und ich wir bedurften beide der Nahrung und Ruhe. Ich befand mich eben in einem mit Büſchen bedeckten Thale. Ich pflückte einige wilde Früchte, als aber die Nacht heranahte, ſo nöthigte mich die Furcht vor wilden Thieren, einen Zufluchtsort zu ſuchen, der mehr Sicherheit gewährte, als der Raſen, der mir zum Sitze diente.

Ich gewahrte von fern eine Höhle, deren mit Dornen und Stauden bewachſener Eingang hinlänglich anzeigte, daß hier kein wildes Thier ſeinen Aufenthalt hatte. Ich wandte meine Schritte nach dieſer Seite, indem ich Gott und dem Propheten dankte, die ihrer Magd ſichtbar Beiſtand leiſteten, da ſie ſie in die Nähe dieſer Höhle leiteten. Ich bemerkte in ihrer Tiefe eine Lampe, welche zwei Perſonen erleuchtete, die ich für ein Paar verirrte Reiſende hielt. Ich fürchtete zugleich, daß hier wohl der Zufluchtsort irgend eines Uebelthäters ſein könnte, und fühlte, daß ich mit großer Vorſicht verfahren müßte.

Nachdem ich mein Pferd beim Fuß an einen Baum gebunden hatte, nahm ich meinen Bogen und meine Pfeile, und ging mit langſamen Schritten auf das Licht zu. In einer kleinen Entfernung davon verſperrten mir zwei mit den Zügeln zuſammengebundene Pferde ſo den Weg, daß ich nicht wußte, auf welcher Seite ich vorbei ſollte. Indem ich rechts und links Unterſuchungen anſtellte, fand ich kein anderes Mittel, als mich bis an die Leiber dieſer Pferde zu nähern. Man konnte, ohne geſehen zu werden, unter ihrem Bauche durchſehen, und ſo alles, was in der Höhle vorging, gewahren. Wie groß war mein Schrecken und mein Erſtaunen, als ich, indem ich mich niederbückte, bei dem ſchwachen Lichte der Lampe eine junge Frau bemerkte, welche ſich in den Armen eines Sklaven ſträubte, der ſo ſchwarz, wie die mich umgebende Finſterniß, von rieſenhaftem Wuchs und ſchrecklichem Anſehen war. Man ſollte ihn für den Baſtard irgend eines böſen Geiſtes gehalten haben. Die Leidenſchaft, die ihn hinriß, machte ihn noch ſcheußlicher. Seine ſchwarzen und ſennigen Fäuſte drückten die zarten Arme der jungen Frau, und er rief gottesläſterlich:

„Wenn du dich nicht meinen Begierden hingibſt, ſo werde ich dich in kleine Stücke zerſchneiden.“

„Nichtswürdiger, Böſewicht, glaubſt du, daß mir mehr an meinem Leben, als an meiner Ehre gelegen iſt?“ erwiederete ihm die junge Frau, indem ſie aus allen Kräften kämpfte. „Konnteſt du dir einbilden, meiner Perſon leichter zu genießen, indem du mich aus meinen Staaten entführteſt? Seit wann gehorcht die Herrinn ihrem Sklaven? Haſt du vergeſſen, daß du der meinige biſt? Mit welchem Rechte wagſt du es, deine verwegene Hand an die Tochter deines Königs zu legen?“

„Wohlan,“ erwiederte der Sklave, „bereite dich alſo zum Tode. Es gibt hier jetzt keinen anderen König, als mich, da ich der ſtärkſte bin; du gehörſt mir ſicherer, als wenn ich dich auf dem Baſar gekauft hätte, und du biſt gegenwärtig ganz in meiner Gewalt.“

Und da er ſah, wie unbezwinglich der Starrſinn der Prinzeſſinn war, ſo faßte dieſer elende Schwarze ihre Haare mit der linken Hand, und erhub ſeinen Säbel mit der rechten, wobei ſeine Augen vor Wuth funkelten.

Fünfhundert und dritte Nacht.

Herr, als ich ihn nun im Begriffe ſah, ſein Verbrechen zu vollenden, ſtieß ich einen lauten Schrei aus, ohne an die mir drohende Gefahr zu denken. Der überraſchte Sklave ließ ſein Schlachtopfer fahren, und während er ſich nach allen Seiten umſah, hatte ich ſchon eines der Pferde beſtiegen, und ſchoß ihm von dieſem herab einen Pfeil in die Bruſt. Der Böſewicht ſtürzte ſogleich zur Erde, und verſuchte vergebens, ſich wieder zu erheben; der Säbel entfiel ſeiner unmächtigen Hand; er verſuchte es noch, das Eiſen aus ſeinem Leibe zu ziehen, aber das Blut floß ſtromweiſe aus ſeiner Wunde, und ſeine wildverſtörten Augen ſchloſſen ſich auf immer. Ich lief ſogleich zu der jungen Prinzeſſinn, um ihr die Feſſeln abzunehmen, mit denen ſie belaſtet war; ſie wollte ſich zu meinen Füßen werfen, aber ich hinderte ſie daran; ſie ergiff meine Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und benetzte ſie mit Thränen, wobei ſie mir ihre Dankbarkeit in den leidenſchaftlichſten und kräftigſten Ausdrücken zu erkennen gab; und indem ſie hierauf die Augen gen Himmel hub, rief ſie aus: „Großer Gott, ich danke dir tauſendmal, daß du mir dieſen Engel geſchickt haſt!“ Sodann ſich zu mir wendend, fügte ſie hinzu: „Herr ich rechne ſehr auf eure Großmuth: habet Mitleid mit einer armen Prinzeſſinn.“

Ich ſuchte ſie durch die ſüßeſten und freundlichſten Reden zu beruhigen, ohne ihr jedoch meine Verkleidung zu verrathen oder den geringſten Verdacht hinſichtlich meines Geſchlechtes bei ihr zu erregen. Ungeachtet des eben erlittenen Anfalles, ſchien ſie keine Abneigung gegen meine Perſon zu haben: es iſt wahr, daß ich nicht dieſelbe Farbe hatte, wie der Sklave. Als ſie ſich ein wenig von ihrem Schrecken erholt hatte, drückte ich ihr liebreich die Hand, und fragte ſie, was für ein Königreich das ihrige wäre, und wie ſie zu ſolch einem Abenteuer käme?

„Das will ich euch ſehr gern erzählen,“ erwiederte ſie mir, indem ſie mich mit Wohlgefallen anſah, und ohne ihre Hand aus der meinigen zu ziehen, begann ſie, wie folget:

Geſchichte

der Prinzeſſinn der Tatarei.

„Ich bin die Tochter des Kara-Oglu, Königs von Balch; der Sklave, den ihr getödtet habt, diente im Palaſte. Mein Vater, der ihn ſehr jung gekauft, hatte ihn wegen ſeiner Tapferkeit liebgewonnen; denn es gab in unſerem Heere keinen ihm vergleichbaren Krieger; — aber es iſt jetzo nicht der Augenblick, euch ſeine erſtaunenswerthen Thaten zu erzählen. Dieſer Elende, trunken von dem Ruhme und von den Lobeserhebungen, mit welchen der König, mein Vater, ihn überhäufte, glaubte nach meiner Hand trachten zu können. Er verliebte ſich ſterblich in mich, und als er ſich verſchmäht ſah, gerieth er in eine Wuth, die er zu verbergen wußte, und faßte den Entſchluß, mich zu entführen. Dieß war das einzige Mittel, ſeine viehiſche Leidenſchaft zu befriedigen.

Ich war ſchon mit meinem Vetter verlobt. An dem zur Feier unſerer Hochzeit beſtimmten Tage ritt er durch die Stadt auf einem ſchönen Pferde, begleitet von Muſikanten und von Einwohnern, welche angezündete Fackeln trugen; Männer mit dem Säbel in der Hand und den Ellenbogen auf das Kreuz des Pferdes geſtützt, ritten ihm zur Seite; die ganze Stadt und der ganze Palaſt war mit dieſer Feierlichkeit beſchäftigt, und ich hatte nur drei ſchwarze Verſchnittene und einige Frauen zur Wache. Auf einmal hört man ein durchdringendes Geſchrei im Nebenzimmer, und ehe ich Zeit dazu habe, nach der Veranlaſſung zu fragen, ſehe ich meinen ſchrecklichen Schwarzen erſcheinen, der mich mit einer Hand faßt, und ſo ſchnell, wie der Tieger, der ein Lamm raubt, mit mir entflieht.

Nachdem er meine drei Verſchnittenen ermordet und meine Frauen in ihr Gemach eingeſchloſſen hatte, bedeckte er mich mit dem Schleier einer Sklavinn, und ſetzte mich vor ſich auf ſein an der Pforte des Palaſtes ſtehendes Pferd. Mehrere Reiter, die ihn mit verhängtem Zügel fliehen ſahen, ſetzten ihm nach. Ich erkannte unter ihnen meinen Vetter; denn die Bewegung des Pferdes hatte meinen Schleier fallen machen. Mein Vetter erkannte auch mich, und ſtrengte ſich aufs Neue an, um mich zu befreien. Als nun mein Räuber ſich faſt eingeholt ſah, band er mich über das Kreuz ſeines Pferdes, und wandte um, um denen, die ihn verfolgten, Stand zu halten.

Dieſer unglückliche Kampf wird meinem Gedächtniſſe immer gegenwärtig bleiben! Der erſte Säbelhieb meines Räubers ließ das Haupt meines Geliebten fliegen; es rollte auf den Raſen, den es mit ſeinem Blute färbte, während ſein verſtümmelter Rumpf, der noch feſt auf dem Sattel blieb, von dem Pferde weiter getragen wurde, bis einige Soldaten, die muthig genug waren, um ihre Prinzeſſinn rächen zu wollen, den Todten als Preis ihrer Treue in Empfang nahmen. Die übrigen ergriffen die Flucht, und der unerſchrockene Sklave, ohne ſich mit ihrer Verfolgung aufzuhalten, nahm wieder ſeinen vorigen Weg.

Als wir noch einige Meilen gemacht hatten, begegneten wir Hirten, welche an dem Orte, wo ſie die Nacht zubringen wollten, Feuer anmachten; aber mein Räuber bemächtigte ſich, nachdem er einige getödtet hatte, ihrer Stelle und ihres Mundvorraths, der in fünf Broten und einem kleinen Schlauche mit Wein beſtand. Da die Heerde nicht fern war, ſo erwürgte er einen fetten Hammel, und briet ihn auf glühenden Kohlen; eines von den Pferden jener unglücklichen Hirten brachte dieſe Beute bis hieher. Dieſe Grotte ſchien ihm ſehr paſſend, um ſich auszuruhen und das Verbrechen zu begehen, welches er im Sinne hatte. Da ich mich entſchieden weigerte, irgend eine Nahrung zu mir zu nehmen, ſo zwang mich das Ungeheuer, mich neben ihn zu ſetzen, während er ganz allein aaß.

Nach ſeiner Mahlzeit, verſuchte er es, mich durch ſeine unverſchämten Liebkoſungen und durch ſeine zugleich zärtlichen und frechen Reden zu rühren. Seine Gebärden wurden bald kühner: ich ſtieß ihn zurück; hierauf nahm er ſeine Zuflucht zur Gewalt, die ihn eben ſo wenig, als die Liebkoſungen, zum Ziele führten. Seine Wuth hatte den höchſten Gipfel erreicht, und ich ſollte eben das Schlachtopfer ſeines Grimmes werden, als der Engel zu meiner Rechten 7 euch hieher führte, auf daß ihr mein Befreier würdet.“

Fortſetzung der Geſchichte
der Prinzeſſinn Ameny.

„Eure Abenteuer ſind ſehr rührend,“ ſagte ich zu der jungen Prinzeſſinn, „und ich ſchätze mich glücklich, daß ich im Stande war, euch das Leben zu retten. Dieſe That bringt mir nicht minder Vortheil, als euch: ſo lange der elende Schwarze in dieſer Höhle war, konnte ich mich nicht darin ausruhen; übrigens hat er Mundvorrath mitgebracht, der mir ſehr nützlich ſein wird. Hunger und Müdigkeit heilen von allen Vorurtheilen, ich werde nicht erröthen, von dem zu eſſen, was ein Sklave übrig gelaſſen hat; die muſelmänniſche Religion, zu welcher ich mich bekenne, verbietet zwar, geſtohlene Lebensmittel zu eſſen und Wein zu trinken; aber der Koran iſt in Mekka und Medina, und nicht in der Wüſte, im Grunde einer Höhle, geſchrieben worden.“

Meine arme Gefährtinn hatte ſich ein wenig erholt, ſie ſetzte ſich neben mich, und wir aßen, bis wir ſatt waren, das heißt, viel und lange. Unſere Stühle und unſer Tiſch dienten uns zugleich als Bette: denn wir ſtreckten uns auf die Erde.

Fünfhundert und vierte Nacht.

Unſer Schlaf war lang und ruhig; ich erwachte zuerſt, und nachdem ich allen meinen Mundvorrath zuſammengerafft hatte, rief ich meiner Gefährtinn, und fragte ſie, ob ſie den Weg kennte, und nach welcher Seite ſie ihre Schritte richten wollte.

„Wohin es euch beliebt,“ antwortete ſie mir; „denn ich werde euch nicht verlaſſen.“

Dieſer Entſchluß ſtimmte nicht ganz zu meinem Vorhaben; ich wollte mich nicht zu erkennen geben, und es war ſehr zu befürchten, daß meine Gefährtinn früher oder ſpäter mein Geſchlecht entdecken möchte. Ich nahm mir alſo vor, alle möglichen Vorſichtsmaaßregeln zu gebrauchen.

Nachdem wir uns mit einem guten Frühſtücke geſtärkt hatten, zog meine Gefährtinn die Kleider des Sklaven an, und verſuchte es, ſein Pferd zu beſteigen. Sie konnte ſich aber nicht darauf halten, weil ſie niemals reiten gelernt hatte; ich nahm ſie alſo auf mein Pferd hinter mich: ihre Arme waren um meinen Gürtel geſchlungen; und ich verbot ihr, ſie höher zu heben, unter dem Vorwande, daß ich ſonſt vom Pferde fallen würde; aber ihr merkt wohl, glorreicher Sultan, daß ich andere Gründe hatte.

Da wir die Wege nicht kannten, mußten wir uns unſerem Pferde überlaſſen, und am Ende einiger ſehr beſchwerlichen, uns durch ungeheure Wüſten führenden Reiſetage, fehlte es uns an Mundvorrath. Ich fing nun an, zu jagen, und erlegte mehrere Thiere, die uns zur Friſtung unſeres Lebens ſehr nützlich waren. Da es uns an Feuer fehlte, ſo waren wir nahe daran, ſie roh zu eſſen; aber das Bedürfnis macht erfinderiſch: meine Gefährtinn ſammelte trockene Wurzeln und Blätter, während ich durch Reiben eines ſpitzen Stockes in dem Loche eines anderen Stückes Holz ein baumwollenes Tuch zum Brennen brachte, und mit dieſem entzündeten wir den Haufen brennbaren Stoffes, den wir auf einen großen weißen Stein gelegt hatten. Sobald dieſer Stein gehörig durchglüht war, legten wir unſer Wildpret darauf, und bedeckten dieſes, mit einer kleinen Umgebung von Steinen. Wir verbrannten auf dieſer Art vom Dache noch viele Wurzeln. Als wir nun dieſes kleine Gebäude zerſtörten, ſahen wir mit Vergnügen, daß das Fleiſch eben ſo gut, wie in einem Ofen, gekocht war, und wir machten daraus ein köſtliches Mahl. Es iſt wahr, daß die Furcht vor der Zukunſt und der ungeheure Raum, der ſich auf allen Seiten unſeren Blicken darbot, uns von Zeit zu Zeit zu traurigen Betrachtungen veranlaßte, die wir uns nicht mittheilen wollten.

Meine Gefährtinn ſtrengte ſich an, ihre Seufzer zu erſticken und ihre Thränen zu verbergen. Ich war nicht gefaßter, als ſie; inzwiſchen zwang mich die Luſt, das Geſchlecht, deſſen Kleidung ich angenommen hatte, nicht zu verläugnen, daß ich einen Schein von Feſtigkeit annahm.

„Wir wollen dahin,“ ſagte ich zu ihr, „wohin das Schickſal uns führt; bedenket, daß wir in dieſer Wüſte, wie inmitten einer Moſchee, in der Hand Gottes ſind.“

Zugleich ſtiegen wir alle beide wieder zu Pferde. Nach einer langen Strecke, ſah ich in der Ferne Reisfelder, und bald verkündeten uns ſorgfältig bebaute Felder, daß Wohnungen nicht fern wären. Wir gelangten gegen Abend in einen recht wohlgebauten Burgflecken, und meine erſte Sorge war, mich zu erkundigen, ob wir eine Wohnung finden würden, in welcher wir die Nacht zubringen könnten.

Hierauf nahte ſich uns ein ehrwürdiger Greis: „Junger Fremdling“ ſagte er zu mir, „warum wolltet ihr in einer Karawanſerei abſteigen? Mein Haus wird euch dazu dienen, wenn ihr die Güte haben wollt, dieſen Vorſchlag anzunehmen.“

Obgleich der einfache und offene Ton dieſes Greiſes mir viel Zutrauen eingeflößt hatte, ſo befragte ich doch erſt die junge Prinzeſſinn, die mir ſagte, ich möchte thun, was ich wollte, wenn ſie nur die Erlaubnis hätte, mir zu folgen.

„Gott verhüte,“ ſagte ich zu unſerem Wirthe, „daß ich euer großmüthiges Anerbieten durch eine abſchlägige Antwort zurückweiſen ſollte.“

Hierauf verneigte er ſich tief, und bat, uns ihm zu folgen.

Indem wir durch den Flecken ritten, fragte ich unſeren Führer, in welchem Lande wir uns befänden.

„Ihr ſeid,“ ſagte er zu mir, „an den Gränzen des Königreiches Balch.

„Iſt der König Kara-Oglu noch immer auf dem Throne?“ fragte meine Gefährtinn.

„Dem Himmel ſei Dank,“ erwiederte der Greis, „haben wir noch unſeren Vater; aber wir fürchten, ihn nicht mehr lange zu behalten: der Verluſt ſeiner geliebten Tochter, die ein nichtswürdiger ſchwarzer Sklave entführt hat, wird ihm wohl bald das Leben koſten.“

Inzwiſchen traten wir in ſein Haus, welches uns angenehm und bequem ſchien: es waren zahlreiche Heerden dabei; denn der Greis war einer der reichſten Landwirthe. Er führte uns in ein bequemes Zimmer, ſeine Sklaven kamen, um uns aufzuwarten, und er ſelbſt bediente uns.

Er zündete Feuer an, man brachte Waſſer herbei, und er wuſch uns die Füße. Hierauf bot er uns Wäſche und Kleider an, indem er uns ſagte, daß wir zu ermüdet wären, um unſere Felleiſen zu öffnen; aber da ich befürchtete, daß er unſer Geſchlecht entdecken möchte, dankte ich ihm unter dem Vorwande, daß wir erſt am Abend zuvor Wäſche gewechſelt hätten. Man reichte uns Erfriſchungen, deren wir eben ſo ſehr als der Ruhe bedurften. Der Herr hieß ſeine Sklaven ſich entfernen, und bat um die Erlaubniß, nachzuſehen, ob man das Abendeſſen bereitete. Er hatte einen ſchönen fetten Hammel zurichten laſſen, um unſere Ankunft zu feiern. Während ſeiner Abweſenheit empfahl ich meiner Gefährtinn, ſich weder durch Reden noch durch Handlungen zu verrathen; denn es war mir wichtig, daß man weder ihr Geſchlecht noch ihren Rang errieth. Wir kamen überein, daß ſie den Namen **Aladin** annehmen ſollte; ich ſagte ihr, daß ich mich **Mahmud** nennete. Sie verſprach mir, ſich ſorgfältig in Acht zu nehmen. Aber urtheilet, Herr, wie groß mein Zwang und meine Unruhe war: ich mußte mich gleich ſorgfältig vor meiner Gefährtinn und meinem Wirthe verbergen; denn keines von beiden wußte mein Geheimnis.

Wir beſprachen uns mit einander über die Mittel, uns unbekannt an den Hof des Königs von Balch zu begeben, als Sklaven erſchienen, und vor unſeren Füßen einen großen Teppich ausbreiteten, auf welchen ſie ſodann eine große Schüſſel Pillau, einen halben gebratenen Hammel, und im Ofen mit Zwiebeln gekochte Hühner ſetzten. Wir erſparten unſerem Wirthe die Mühe der Nöthigung, und ſeine hauptſächlichſte Beſchäftigung war, uns zu bedienen. Meine Gefährtinn konnte ſich nicht ſättigen; ſie rief mehrmals aus: „Nie hab ich ſo guten Pillau gegeſſen und mit ſolchem Wohlgeſchmack, ſelbſt nicht in der...“ und plötzlich biß ſie ſich in die Lippen. Der Greis ſah ſie an, ohne ein Wort zu ſagen. Am Ende der Mahlzeit trug man uns zum Getränke Sorbet und Wein auf; und ich konnte, obgleich Muſelmänninn, dieſem Rebenſafte nicht widerſtehen.

Die Nacht rückte vor, und wir baten um die Erlaubnis, uns entfernen zu dürfen. Alsbald geleiteten uns vier Sklaven in ein geweißtes Gemach. Man hatte auf dem Fußboden zwei Betten neben einander ausgebreitet; es war eine Matratze auf einem Teppich mit einer kleinen Decke von Kameelhaar. Meine Gefährtinn wagte es nicht, ſich niederzulegen; und erſt nachdem ich ſie tauſendmal gebeten hatte, ruhig zu ſein, und ihr zugeſchworen, ſie wie eine Schweſter zu achten, brachte ich ſie dahin, ſich zu Bette zu legen; aber auskleiden wollte ſie ſich nicht. Obgleich es kalt war, ſchliefen wir doch ſehr gut, weil das an das unſrige anſtoßende Gemach mit Thieren angefüllt war, deren Athem uns in der Nacht erwärmte.

Am andern Morgen kam unſer Wirth ſelbſt, um ſich nach unſerem Befinden zu erkundigen. Er brachte ein Handtuch und Waſſer mit, damit wir uns das Geſicht waſchen könnten; wir tranken eine Taſſe Kaffee, und man führte uns zum Frühſtücke in den Saal, in welchem wir den Abend vorher gegeſſen hatten.

Fünfhundert und fünfte Nacht.

Wir bedurften nicht weniger als acht Tage, um uns von den Strapazen unſerer Reiſe zu erholen. Unſere Begierde, an den Hof zu kommen, und die Befürchtung, überläſtig zu werden, beſtimmten uns, unſere Abreiſe zu beſchleunigen. Unſer ehrwürdiger Wirth wollte uns nicht fortlaſſen. Er war ſo beſcheiden geweſen, uns nicht zu fragen: „Welches Standes ſeid ihr? Woher kommt ihr? Wohin geht ihr? Wie lange bleibt ihr bei mir?“ Solche Fragen legen die Leute aus ſeinem Lande niemand vor; ſie würden glauben, dadurch die erſte Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu verletzen. — Als er uns feſt entſchloſſen ſah, uns wieder auf den Weg zu begeben, verbreitete ſich ein Ausdruck von Traurigkeit über ſein Geſicht, und er begnügte ſich, uns mit bewegter Stimme zu ſagen:

„Ihr Herren, da mein Haus euch nicht länger gefällt, ſo ſteht es euch frei, es zu verlaſſen: aber gewähret mir noch einen Tag, das iſt die einzige Gefälligkeit, um welche ich euch bitte.“

Zugleich zeigte er uns Vorbereitungen, die er gemacht hatte, um uns gut zu bewirthen und uns zu längerem Verweilen zu beſtimmen. Dieſer gute Landwirth hatte den ſchönſten Hammel aus ſeiner Heerde geſchlachtet; und das that uns ausnehmend leid, nicht bloß wegen des Aufwandes, ſondern auch weil wir eine beſondere Zuneigung zu dieſem Thiere hatten. Sein Schweif war ſo groß und ſchwer, daß man, um ihn zu unterſtützen, hinten ein Brett auf zwei Rollen an ihn befeſtigte. Es würde undankbar geweſen ſein, dieſe edle Einladung zu verſchmähen.

Das Mittageſſen war zeitig fertig, und der feſtliche Teppich blieb lange ausgebreitet, und auf ihm wurden die angenehmſten Getränke in großen Fluten in Gefäße von Kriſtall und vergoldetes Silber gegoſſen.

Die große Wohlhabenheit unſeres Wirthes hatte ſich hinlänglich in der Art gezeigt, mit welcher er die Gaſtfreundſchaft gegen uns ausgeübt hatte; aber dieſe Verſchwendung, dieſer Aufwand ſetzten uns in Erſtaunen. Die junge Prinzeſſinn betrachtete alles mit Aufmerkſamkeit, und wußte nicht, was ſie dabei denken und dazu ſagen ſollte. Unſer Wirth erfreute ſich ſehr an dieſem Erſtaunen. Er nahm uns nach der Mahlzeit bei der Hand und ſagte zu uns: „Meine Kinder, ich will daß ihr von eurer Abreiſe mindeſtens den angenehmſten Theil meiner kleinen Beſitzungen kennen lernet.“

Eine prächtige Pforte öffnete ſich, und wir traten in einen ungeheuer großen Garten, der mit Fruchtbäumen und Blumen angefüllt war und von Springbrunnen befeuchtet wurde; von Raum zu Raum fand man dichte Lauben, und auf den höchſten Stellen ſchützte man ſich vor der Hitze des Tages in köſtlichen Kiosken, friſch wie die Grotten Aegyptens, und von welchen man die herrlichſte Ausſicht hatte. Ein köſtlicher Imbiß und Erfriſchungen aller Art erwarteten uns in einem der Kioske, und während die Sklaven uns Zuckerwerk und Sorbet anboten, richtete ich das Wort an unſern Wirth und ſagte zu ihm:

„Wenn ich nicht fürchten müßte, unbeſcheiden zu ſein, ſo möchte ich euch wohl eine Frage vorlegen.“

„Redet ohne Furcht,“ antwortete er; „aber es ſei mir erlaubt, ſtill zu ſchweigen, wenn beſondere Gründe mich verhindern ſollten, euch Genüge zu leiſten.“

„Ich nehme die Bedingung an,“ erwiederte ich. „Ich wollte euch fragen, ob ihr inmitten aller dieſer Reichthümer nicht eine innere Leere empfindet, da doch eurem Glück etwas fehlt. Um es vollkommen zu machen, müßtet ihr es mit einer Gefährtinn theilen.“ Der Greis nahm mich ſeufzend bei der Hand, und Thränen ſtahlen ſich aus ſeinen Augen.

„Unvorſichtiger Jüngling,“ verſetzte er, „warum mir dieſe ſchmerzhafte Erinnerung zurückrufen! Ja, ich hatte eine Gefährtinn, die ich immer beweinen werde; ein Kind, ſo ſchön, ſo ſanft, wie ſeine Mutter, und in welchem ich mich wieder aufleben ſah. Aber ach! wichtige Geſchäfte entfernten mich weit von meinem Vaterlande; mein Sohn war zwölf Jahr alt, als ich abreiſte, und ich fand ihn nicht wieder, als ich heimkehrte; man meldete mir ſeinen und ſeiner Mutter Tod. Ich habe geſchworen, mich nie wieder zu verbinden. O! ich werde dieſen Schwur halten. Es würde mich zu viel koſten, wenn ich ihn bräche.“

Schluchzen und Thränen hemmten ſeine Worte, und ich wartete, bis er ſich etwas gefaßt hatte. Hierauf bat ich ihn, um ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, mir doch ſeine anderen Beſitzungen zu zeigen. Er ſtand auf, ohne meine Hand loszulaſſen, die er heftig drückte, und führte uns in einen weiten Hofraum mit Ställen umgeben, die funfzehnhundert Kameele enthielten. Ich bewunderte, mit welcher Sorgfalt man ſie pflegte; und als wir in einen dieſer Ställe traten, kam ein weibliches Kameel nebſt ſeinem Jungen fröhlich an uns heran; ſie liebkoſten ihrem Herrn, und wollten ihn nicht verlaſſen, als er Miene machte fortzugehen.

„Dieſe Thiere ſind euch ſehr zugethan,“ ſagte ich zu ihm.

„Sie kennen mich beſſer, als ich ſie kenne: ich fand ſie, nach meiner Wiederkehr von meiner großen Reiſe, ohne zu wiſſen, woher ſie kamen; denn ich habe ſie nicht gekauft: aber ſie kommen mir wegen der Sorgfalt, welche ſie verlangen, ſehr theuer zu ſtehen: niemals haben die Kameeltreiber es vermocht, ſie auf die Weide zu treiben; alle Stockſchläge ſind unnütz geweſen: man ernährt ſie jetzo hier mit den Saamenkörnern der Baumwolle und mit Stroh.“

„Ihr habt doch eurer Frau ein ſchönes Grabmal errichten laſſen?“ ſagte meine Gefährtinn zu ihm.

„So ſchön, als meine Kräfte es erlaubten: ich habe ein Bethaus mit einer Kuppel erbauen laſſen, und ich gebe den Vorleſern, welche darin bis zur Stunde des Abendeſſens Verſe aus dem heiligen Koran vorleſen, täglich ein Goldſtück. Alle Freitage wird ein Gottesdienſt darin gehalten: die Ulema's, die Fakire und die Derwiſche führen ein geiſtliches Konzert auf.“

„Würde es uns wohl vergönnt ſein,“ fügte ſie hinzu, „den koſtbaren Ueberbleibſeln, welche dieſes traurige Denkmal einſchließt, unſere Verehrung zu bezeugen?“

„Junger Fremdling,“ ſagte der Greis, „ihr begehrt eine Gunſt, welche ich ſonſt nur den Dienern unſerer heiligen Religion erweiſe. Indeſſen, wie ſoll ich euch etwas abſchlagen? Kommet, folget mir in dieſen langen Platanengang“ Dieſer führte zu dem kleinen Bethauſe; unſer

Wirth ging mit langſamen Schritten und nachdenklicher Miene vorwärts Endlich öffnete er uns die Pforte dieſes Trauer-Gebäudes, und wir ſahen zwei Marmor-Grabmäler, eines neben dem andern. Auf dem größeren hatte man einen Frauenſchleier mit Sprüchen aus dem Koran ausgehauen, deren Buchſtaben erhoben und vergoldet waren; auf dem kleineren befand ſich nur ein Turban.

Ich nahte mich meiner Gefährtinn, und ſagte ihr ins Ohr: „Ihr werdet etwas außerordentliches ſehen;“ und indem ich mich hierauf zu unſerem Wirthe wandte ſagte ich zu ihm: „Ihr müßt mir einen Gefallen erzeigen, deſſen Erfüllung für euch ſehr wichtig iſt: ich beſchwöre euch, laſſet dieſe Gräber öffnen.“

Mein Wirth ſah mich verächtlich an, ohne ſein Gebet zu unterbrechen, und wandte hierauf die Augen von mir ab. Aber ich ließ mich nicht abſchrecken, und ſagte: „Ihr erhört alſo meine Bitte nicht? ja ihr antwortet mir nicht einmal?“

„Verpflichten mich,“ verſetzte er mit Strenge, „die Geſetze der Gaſtfreundſchaft, den Launen eines jungen Thoren Genüge zu leiſten? Wozu die Ruhe der Todten ſtören?“

„Um ſie dem Leben zurück zu geben,“ rief ich aus.

„Mein Freund, in meinem Alter glaubt man nicht mehr an die Gaukeleien eines Menſchen von dem eurigen.“

„Ich verzeihe,“ entgegnete ich, „eurem Schmerz eine Ungerechtigkeit, welche ich nicht verdient habe; bewilliget mir nur, was ich verlange, und wenn ich euch nicht mein Verſprechen halte, ſo überliefert mich dem Kadi, wie einen Unheiligen, der dem Zufluchtsorte der Todten Gewalt anthut.“

Der Greis betrachtete mich mit irrem Blicke, indem er ausrief: „Mein Freund, was ſagt ihr: ſollte es möglich ſein? Meine Frau, mein Sohn, ich ſollte euch noch umarmen?“

Fünfhundert und ſechste Nacht.

Augenblicklich rief er zwei mit Hacken und Hämmern verſehene Sklaven herbei: die beiden marmornen Grabdeckel werden aufgehoben; die Laken werden aufgetrennt, welche, anſtatt einer Leiche, jedes ein Stück Holz in ſich enthalten. Hierauf ſagte ich zu ihm: „Wo ſind nun eure Frau und euer Kind?“

Der unglückliche Greis fing an in Thränen zu zerſchmelzen, ohne ein einziges Wort herauszubringen. „Ihr werdet ſie heute noch ſehen,“ fügte ich hinzu, „faſſet euch in Geduld, und ſetzet euer ganzes Vertrauen auf Gott.“

„Ach!“ rief er aus, „Gott zürnt ſeinem Diener: er hat meine Frau und meinen Sohn in Holz verwandelt.“

Hierauf begab er ſich weinend wieder auf den Weg nach Hauſe, und wir folgten ihm ſtillſchweigend.

Als wir uns in ſeinem Zimmer niedergeſetzt hatten, fragte ich ihn, ob er nicht Münzen von Ismael hätte, mit dem Gepräge eines Kameeles.

„Ich habe nie dergleichen geſehn und kenne ſie gar nicht,“ antwortete er mir.

Da erinnerte ich mich, daß meine alte Lehrerinn von welcher ich in den Wiſſenſchaften der Araber war unterrichtet worden, mir vor meiner Abreiſe zwei von dieſen Münzen gegeben hatte, indem ſie mich verſicherte, ſie wären ſo ſelten, daß der Chalyf ſelbſt keine in ſeinem Schatze hätte. Ich nahm ſie aus meinem Gepäcke, und legte ſie ins Feuer. Sie erhitzten ſich, während ein Sklave das weibliche Kameel und ſein Junges holte, die wir in dem Stalle am Ende des Gartens geſehen hatten. Als ſie kamen, nahm ich meine Goldſtücke aus dem Feuer, und warf ſie ins Waſſer, und das Gepräge zeigte nun ſtatt eines Kameeles eine menſchliche Geſtalt; hierauf beſprengte ich mit dieſem Waſſer den Kopf des Kameeles und ſeines Jungen, indem ich die Worte aus jener alten von Abraham geſprochenen Sprache herſagte: „Kirtuuna ſurez ol barak elohá,“ d. h. „nehmet die erſte Geſtalt wieder an, in welcher euch Gott geſchaffen hat.“

Fünfhundert und ſiebente Nacht.

Während ich dieſe Worte herſagte, richtete ſich das weibliche Kameel und ſein Junges auf den Hinterbeinen empor, das Haar, welches ſie bedeckte, fiel herab, wie ein Kleidungsſtück, ihre Rücken wurden gerade, aus ihren geſpaltenen Hufen wurden fünf Finger und Zehen von ungleicher Gröſſe, und ein menſchliches Antlitz trat an die Stelle der Kameelſchnauze.

Kaum hatte dieſe Verwandlung ſtatt gefunden, als beide in die Arme unſeres Wirthes fielen, der vor Staunen und Entzücken in eine Ohnmacht ſank, aus welcher ihn jedoch geiſtige Waſſer bald wieder zu ſich brachten. Als ſeine Frau bemerkte, daß ſie nackt war, erröthete ſie, ſich den Blicken zweier jungen Fremden ausgeſetzt zu ſehen, und ergriff die Flucht. Ihr Gatte folgte ihr, und brachte ſie bald in ihren Kleidern zurück; denn er hatte nichts von den Sachen verkauft, welche Perſonen angehörten, deren Verluſt er ſo herzlich betrauerte.

Als ſie in das Zimmer zurückkamen, ſahen ſie das Kind auf meinen Knieen. „Wie glücklich der Knabe doch iſt," rief die Mutter aus, „daß er euch ſeine Erkenntlichkeit bezeigen kann! Welchen Beweis ſoll ich euch von der meinigen geben? Der mächtigſte Herrſcher der Erde wäre nicht im Stande, einen ſolchen Dienſt zu belohnen."

„Der größte Herrſcher der Erde hätte die Gaſtfreundſchaft auf keine edlere Weiſe gegen uns ausüben können, als euer Gatte,“ ſagte ich zu ihr; „alſo waren wir früher belohnt, als nützlich. Wenn ihr euch jedoch gegen mich verpflichtet glaubt, ſo will ich euch ein ſicheres Mittel ſagen, dieſe Verpflichtung vollkommen zu löſen: Habet nur die Güte, mir zu ſagen, auf welche Weiſe ihr in dieſen elenden Zuſtand verſetzt worden ſeid; denn die Wiſſenſchaft, welche mir die Uebel und deren Heilmittel anzeigt, läßt mich deren Urſachen nicht erkennen.“

„Ich wollte das meinem Gatten in einem beſonderen Geſpräche erzählen,“ ſagte die Frau des Greiſes zu uns; „da ihr aber neugierig ſeid, mich zu hören, ſo will ich von früherer Zeit anfangen:

Geſchichte,

welche die Frau des Greiſes erzählte.

Ihr ſollt wiſſen, daß wir zwei Schweſtern waren. Wir verloren unſere Aeltern in früher Jugend, und, Beſitzerinnen eines ziemlich glänzenden Vermögens, machte jede von uns beliebigen Gebrauch davon. Ich kaufte mir Vieh, ein Haus und Landgüter, um mich ländlichen Beſchäftigungen zu widmen.

Meine Schweſter, die von ſtürmiſcherer Gemüthsart war, ſagte zu mir: „Ich werde mich hüten, deinem Beiſpiele zu folgen und im Innern meines Hauſes zu bleiben, ſo lange ich meiner Freiheit genieſſen kann. Ich will all mein Geld in Waaren umſetzen und die Welt durchſtreiſen; vielleicht finde ich einen Mann, der meines Herzens würdig iſt. Auf jeden Fall werde ich Geld erwerben, und wenn ich heimkehre, werden mein Vermögen und meine Kenntniſſe, ſich vermehrt haben.“

Ich mochte dieſer Thörinn noch ſo dringend vorſtellen, wie gefahrvoll ihr Unternehmen und wie unſchicklich es für eine Frau wäre, reiſen zu wollen; alle meine Vorſtellungen waren vergebens, und ſie wurde böſe auf mich.

„Warum, meine Schweſter,“ ſagte ſie „könnte eine Frau, die ſo muthig iſt, wie ein Mann, nicht dieſelben Reiſen unternehmen? Sind wir verpflichtet, in Unwiſſenheit vergraben zu bleiben, trotz unſeren Anlagen zum Studium und zu den Wiſſenſchaften?“ Hierauf begann ſie Sprüche, auszukramen, welche ihren Entſchluß unterſtützen ſollten: „Das Waſſer, welches nicht fließt,“ ſagte ſie zu mir, „verfault bald. — Wenn der Löwe in ſeiner Höhle bliebe, würde er vor Hunger ſterben. — Wenn die Sonne unbeweglich am hohen Himmel ſtehen bliebe, würden wir durch Hitze umkommen. — Die Aloe erhält nur dann ihren Werth, wenn man ſie in die Ferne bringt; denn in ihrem Vaterlande gilt ſie nichts und wird verrachtet. — Wenn der Pfeil nicht vom Bogen flöge, könnte er das Ziel erreichen? — Komm, komm mit mir, es iſt angenehm, täglich neue Geſichter zu ſehen; und Freunde findet man bald.“

Dieſe ſchönen Redensarten bewegten mich nicht, ſie zu begleiten; ich wandte im Gegentheil alle meine Beredſamkeit an, um ſie von dem Reiſen abzuhalten. „Vergleiche doch,“ ſagte ich zu ihr,“ die unvermeidlichen Gefahren der Reiſe mit den friedlichen Vergnügungen, welche wir mit einander genieſſen. Du wirſt unſern Vetter heiraten; das iſt ein Recht, welches dir zukömmt."

„O ich trete es gern an dich ab. Ich einen Bauern heiraten? Ein Fürſt muß mein Gatte werden, oder ich bleibe ledig. Du wirſt ſchon ſehen, was für einen Mann ich bekommen werde."

„Mit ſo ehrgeizigen Abſichten," entgegnete ich ihr, „begreiſe ich wohl, daß es nicht möglich iſt, ſich auf ein Dorf zu beſchränken, dort ſind ſie freilich nicht zu erreichen. Aber biſt du gewiſs, daß du ſie erreichen wirſt, wenn du die Welt durchſtreifſt? Und wenn du nun auch wirklich den Gegenſtand deiner Begierden erlangſt, wirſt du deshalb glücklicher ſein? Was mich betrifft, ſo werde ich, mit meinem Schickſal zufrieden, hier bleiben, und dich erwarten; ſei es, um dir zu deinen Erfolgen Glück zu wünſchen, ſei es, um dich über deine Unfälle zu tröſten."

Da ſie nun daran verzweifelte, mich zur Begleiterinn zu erhalten, ſo zog meine Schweſter Mannskleider an, und reiſte mit einem zahlreichen Trupp Kameele ab, die mit ihren Ballen beladen waren. In dem nächſten Seehafen angekommen, ſchiffte ſie ſich nach Alexandrien ein, wo ſie einen Theil ihrer Waaren verkaufte; des anderen Theiles entledigte ſie ſich ſehr vortheilhaft in Kahiro

Ihr Vermögen hatte ſich faſt verdoppelt, und ſie wollte, ehe ſie dieſe Stadt verließ, alle die Annehmlichkeiten genieſſen, welche dieſelbe darbietet. Ihr Haus wurde der Tummelplatz aller Vergnügungen: Feſte, Spiele, Konzerte und Tänze folgten in unterbrochener Reihe auf einander. Oftmals fuhr ſie, begleitet von einer Menge junger Herren, und bei dem Klang eines melodiſchen Konzerts, welches Muſiker auf dem Verdeck aufführten, in einem Schiffe auf dem Nil ſpazieren. Kurz meine Schweſter wurde in die beſte Geſellſchaft zugelaſſen, wo man ſie nur unter dem Namen des ſchönen Fremdlings kannte. Ihr Geiſt, ihre Talente und ihre Fröhlichkeit erwarben ihr die Freundſchaft aller Perſonen, die ſie kennen lernten und man hielt ſie für den unter angenommenem Namen die Welt durchſtreifenden Sohn irgend eines Monarchen.

Inmitten aller dieſer Vergnügungen, hatten meine Schweſter ihren ehrgeizigen Abſichten nicht entſagt. Der Sohn eines großen Herrn aus der Stadt gefiel ihr durch die Schönheit ſeines Geſichtes und ſeine Anmuth ungemein, und ſie ſchenkte ihm ihr Herz. Er hatte eine ſeinem Range angemeſſene Erziehung genoſſen; denn ihr wißt, daß die Aegypter der Wiſſenſchaft hohen Werth beimeſſen und die gelehrteſten Menſchen auf der Welt ſind. Zu dem ſchönen Fremdlinge hatte er eine große Zuneigung gefaßt; er beſuchte ihn häufig, ſo daß ſich zwiſchen ihnen eine große Vertraulichkeit entſpann. Die junge Perſon wollte ſein Herz gewinnen, und ſich ihm erſt im Augenblick ihrer Vereinigung entdecken. Als ſie glaubte, auf ſeine Eroberung zählen zu können, gab ihr ihre erfindungsreiche Einbildungskraft einen gar ſeltſamen Einfall. Der junge Mann ſpielte oft Schach mit ihr. Als er ihr eines Tages eine Spiel vorſchlug, ſagte ſie zu ihm: „Sehr gern, ich will mein ganzes Vermögen gegen euch auf das Spiel ſetzen, wenn ihr mir nur verſprecht, im Falle daß ihr gewinnt, eine Bedingung zu erfüllen, welche dieſes verſiegelte Papier enthält. Die Bedingung iſt nicht ſchwierig, und ich glaube, daß ſie euch nicht misfallen wird.“

„Ich nehme die Sache auf euer Wort an.“

Während des Spiels kam der Vater des jungen Mannes dazu, und als man ihm die Bedingungen mitgetheilt hatte, wunderte er ſich nicht mehr über die Aufmerkſamkeit der beiden Spieler. Seine erſte Sorge war, ſich, ohne daß ſie es merkten, des verſiegelten Papiers zu bemächtigen, welches auf dem Tiſche lag. Er entſiegelte es auf eine geſchickte Weiſe, und las den Inhalt, der folgendermaßen lautete:

„Ich überlaſſe euch freiwillig mein ganzes Vermögen, weil ihr es gewonnen habt, unter der Bedingung, daß ihr mein Herz annehmet und meine Hand.“

Dieſe Zeilen beſtätigten dem Greiſe den Verdacht, den er ſchon über das Geſchlecht meiner Schweſter hegte, welche er wie eine Abenteurerinn betrachtete. Ihr begreift, daß dieſe Vermuthung ihr eben nicht zum Vortheile bei ihm gereichte, und daß die vorgeſchlagene Verbindung ihm gerade nicht ſehr gefiel. Die Ausdrücke des Zettels erlaubten ihm jedoch keinen Zweifel über den Ausfall des Spiels. Sein Geiz flößte ihm die Mittel ein, durch welche er dieſe Verbindung verhindern könnte; es kam nur darauf an, die vorgeſchlagene Bedingung zu beſeitigen. Ein geſchickt benuztes Radiermeſſer machte ihn davon los; und nachdem die drei wichtigen Worte ausradiert waren, ſiegelte er das Papier wieder zu, und legte es an den Ort, von welchem er es genommen hatte. Das Spiel, obgleich lang und wohl durchfochten, endete durch einen entſcheidenden Zug, den meine Schweſter auf gewiſſe Weiſe ihrem Gegner vorbereitet hatte, um ihm zu zeigen, daß ſie abſichtlich verlöre. Dieſer griff eifrig nach dem Zettel, las ihn, lachte und ſagte: „Euer Vermögen gehört mir. Was das Geſchenk euers Herzens betrifft, ſo hattet ihr nicht nöthig, dieſe Bedingung zu machen, da das meinige euch ſchon lange gehört.“

„So leſet doch“, erwiederte ſie, „ſo leſet doch mein Schreiben zu Ende.“ —

„Aber ich kann ja doch nicht mehr leſen, als ihr geſchrieben habt.“

Meine ungeduldige Schweſter nahm ihm das Papier aus den Händen, und war erſtaunt, die wichtigſten Worte ausgelöſcht zu ſehen. Sie bemühte ſich, ihre Unruhe zu verbergen. „Mein Gedächtnis“, ſagte ſie, „wird meiner

Unbeſonnenheit zu Hülfe kommen; nehmet dieſe Hand an; ſie gehört euch eben ſo wohl, als meine Perſon.“

„Mein Freund“, ſagte der junge Mann, „ich begnüge mich mit eurem auf rechtliche Weiſe gewonnenen Vermögen, aber ich habe nicht die Abſicht, euch zum Sklaven zu machen; niemals werde ich eure Freiheit antaſten; ſie iſt ein zu koſtbares Gut, um im Spiele dran geſetzt zu werden: verkaufet euch an anderen, als an euren Freunden.“

„Wenn ich euch zum Gatten nehme“, ſagte meine Schweſter zu ihm, „ſo glaube ich mir keinen Herrn zu geben.“ Der junge Mann fand ſich durch dieſen Vorſchlag ſchwer beleidigt, gerieth in den heftigſten Zorn und zog ſeinen Kandſchar: „Elender Fremdling“, ſagte er, „was macht dich ſo frech, zu glauben, daß Männer von meinem Range ſich deinen ſchändlichen Begierden hingeben könnten!“

Glücklicherweiſe hielt der Vater den Arm ſeines Sohnes zurück. Die arme Fremde hatte kaum Zeit, die Flucht zu ergreifen; und nachdem ſie den beſten Tiſch in Kahiro gehalten hatte, war ſie nun dahin gekommen, betteln zu müſſen.

Ich ſah ſie eines Tages, ganz mit Lumpen bedeckt, ankommen. Sie war genöthigt, ſich zu nennen, um erkannt zu werden. Ich warf mich an ihren Hals, indem ich einen Strom von Thränen vergoß, und gab ihr meine ſchönſten Kleider. Die Undankbare nahm meine Liebkoſungen und meine Kleider mit Gleichgültigkeit an. Sie zitterte vor Wuth, als ſie erfuhr, daß ich unſern Vetter geheiratet hatte; dieſer bezeigte ſich jedoch ſo freundſchaftlich gegen ſie, daß ſie ihren Unwillen verbarg.

„Ihr ſeid“, ſagte er, „genug in der Welt herumgekommen, um die Gefahren der Reiſen und die Unbeſtändigkeit des Glückes zu kennen; bleibet bei uns; ich übernehme es, euch zu erſetzen, was ihr verloren habt, und euch einen Gatten auszuſuchen, mit dem ihr ruhige Tage verleben ſollt. Wir wollen dann alle als Eine Familie leben.“

Aber das Glück, deſſen ich genoß, war für meine Schweſter eine grauſame Qual. Wir waren nicht wenig verwundert, ſie einige Zeit nach ihrer Ankunft neue Vorbereitungen machen und uns die Summe abfordern zu ſehen, welche wir zu ihrer Mitgift beſtimmt hatten, mit dem Verſprechen, ſie uns nach ihrer Heimkehr zurückzuzahlen.

„Wagt ihr dieſe Heimkehr zu hoffen?“ ſagte mein Gatte zu ihr: „Die erſte Reiſe hat euch euer Vermögen gekoſtet; fürchtet, auf dieſer zweiten um eure Perſon und euer Leben zu kommen.“

Wir bekamen keine andere Antwort von ihr, als die, daß ſie ohne Geld reiſen würde, weil ihre Talente ihr ſchon welches erwerben würden. Da wir verzweifelten, dieſe halsſtarrige Frau zur Vernunft zu bringen, gaben wir ihr eine ziemlich beträchtliche Summe. Sie brachte zwei Jahre auf dieſer Reiſe zu, und während dieſer brachten uns unſere fruchtbaren Ländereien reichliche Aernten und unſere Heerden mehrten ſich anſehnlich.

Fünfhundert und achte Nacht.

Es fehlte viel daran, daß die Angelegenheiten meiner Schweſter in eben ſo günſtigem Zuſtande waren. Nachdem ſie Perſien durchzogen hatte, ohne ihr Vermögen ſehr vermehrt zu haben, wollte ſie ſehen, ob die Tatarei ihr nicht günſtiger ſein würde. Bochara, der Stapelplatz dieſer beiden Länder, war der Ort, an welchem die größten Kaufleute Aſiens zuſammenkamen. Meine Schweſter wollte dieſe berühmte Stadt kennen lernen: aber ſie kam ohne Gepäcke hin; denn dieſes war ihr von Indiern genommen worden, während ſie längs des Gebirges von Kandahar reiſte. Nur die Schnelligkeit ihres Pferdes hatte ſie und einige Goldſtücke und Edelſteine, welche ſie bei ſich trug, gerettet.

Die erſten Tage ihrer Ankunft waren dazu beſtimmt, die Baſare und die Karawanſereien zu beſuchen. Als ſie ſo auf der Straße einherging, redete eine Alte ſie an, die zu ihr ſagte:

„Guter junger Mann, ihr habt eine Haltung, die ſich mit eurem Alter und eurem Geſichte nicht verträgt; ihr ſcheint ſehr beunruhigt: darf man die Urſache wiſſen?“

„Ach“, ſagte meine Schweſter, „wie ſollte ein Fremder, dem man alles, was er beſaß, genommen hat, und der niemand in dieſer Stadt kennt, nicht beunruhigt ſein? Ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Geld, was ſoll aus mir werden?“ Indem ſie dieß ſagte, rannen Thränen aus ihren Augen.

„Mein Kind, euer Schickſal iſt mitleidswerth“, ſagte die Alte zu ihr; „kommet mit mir, ihr ſollt einen ſichern Zufluchtsort finden.“

Nach einigen Tagen wollte meine Schweſter fortgehen; aber ihre Wirthinn hielt ſie durch die dringendſten Aufforderungen zurück, und ſagte zu ihr, als ſie nicht nachgeben wollte: „Ihr fürchtet ohne Zweifel, verrathen zu werden: aber wiſſet, daß ich euer Geheimnis ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft errathen, und doch davon weder mit euch noch mit ſonſt jemand geſprochen habe; unſere Kenntnis macht uns verſchwiegen. Wenn ich euch für eine Perſon von dem Geſchlechte gehalten hätte, deſſen Kleidung ihr tragt, würde es klug geweſen ſein, euch Gaſtfreundſchaft zu erweiſen?“

Dieſe Alte lebte mit ihrer zwölfjährigen Enkelinn, welche ſie erzog. Die Wahrheit war nun nicht länger zu verhehlen. Die Erzählungen meiner Schweſter von ihren

Reiſen flößten ihrer Wirthinn viel Achtung vor ihrem Geiſt und Muth ein.

„Ich kann euer Vertrauen durch nichts als durch ein nicht minder wichtiges vergelten. Wiſſet, daß ich eine Zauberinn bin: ich will euch, wenn ihr es wünſcht, in allen bewundernswerthen Geheimniſſen meiner Kunſt unterrichten.“

Der Vorſchlag wurde mit Entzücken angenommen. Sie kam bald ihrer Lehrerinn gleich, und ſpielte ihr einige Streiche, die dieſe erzürnten. Nach vielen Streitigkeiten, trennten ſich die beiden Zauberinnen, indem ſie ſich einen ewigen Haß zuſchwuren, der ſich noch, wie ſie ſagten, im Feuer der Hölle beleben würde.

Dieſe neue Wiſſenſchaft, weit entfernt, meine Schweſter zu bereichern, hatte ſie im Gegentheil zu vielen Ausgaben verführt, in welchen die Trümmer ihres Vermögens drauf gegangen waren; aber ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, viel Böſes ſtiften zu können. Nachdem ſie lange Zeit die Arbeit verrichtet hatte, Holz in die öffentlichen Oefen zu werfen, zwang ſie die Härte ihres Herrn, etwas andres zu ergreifen. Durch ihre Zaubereien erfuhr ſie, daß mein Gatte von Zeit zu Zeit aufs Land ging; ſie beſchloß, während ſeiner Abweſenheit, zu mir zu kommen, und durch die magiſchen Künſte, welche ſie von ihrer alten Lehrerinn gelernt hatte, verſetzte ſie ſich in einem Augenblicke zu mir.

Ob ſie gleich in einem noch viel ſchlechteren Aufzuge kam, als nach ihrer erſten Reiſe, erkannte ich ſie doch leicht, weil ich nicht erwartet hatte, ſie wohlhabender zu ſehen. Sie kam mit ſehr übellaunigem Geſicht, und antwortete gar nicht auf meine Freundſchaftsverſicherungen; ja, ſie ſtieß mich ſogar mit Härte zurück, als ich auf ſie zu ging, um ſie zu umarmen.

„Sie hat nur zu viel Urſache, bei übler Laune zu ſein; man muß den Kummer der Unglücklichen mit Schonung behandeln“, ſagte ich zu mir ſelbſt; und als ich ſah, daß ſie halsſtarrig ſtill ſchwieg, wagte ich es, ſie anzureden.

„Meine Schweſter“, ſagte ich zu ihr, “es würde unſtreitig unbeſcheiden ſein, Nachrichten von deiner Reiſe von dir zu verlangen; aber ich würde mich auf gewiſſe Weiſe über die dir zugeſtoßenen Unfälle tröſten, wenn ſie dich dazu beſtimmten, bei uns zu bleiben. Wenn du jetzo noch die Rathſchläge meines Mannes befolgen wollteſt, ſo könnteſt du noch glücklich werden und dadurch alle unſre Wünſche erfüllen.“

„Könnteſt du“, ſagte ſie mit verſchloſſener Wuth, „zu meinem Elende noch Vorwürfe fügen, und haſt du Eile mich aus deinem Hauſe entfernt zu ſehen? Ohne Zweifel iſt dieß der Zweck deiner Vorſtellungen, die eine jüngere Schweſter ihrer älteren niemals machen ſollte; um jedoch allen deinen Deklamationen gegen das Reiſen zu begegnen, ſo wiſſe, daß ich weit mehr Kenntniſſe erworben, als Reichthümer verloren habe; und das werde ich dir bei der erſten Veranlaſſung beweiſen.“

Alle ihre Kenntniſſe brachten ihr jedoch kein Geld ein, und ich mußte ſie damit verſehen. Eines Tages verlangte ſie eine beträchtliche Summe von mir; ich gab ihr zur Antwort, daß ich die Rückkehr meines Gatten abwarten müßte, weil ich nur für den täglichen Bedarf zu ſorgen hätte. „Meine Schweſter“, fügte ich hinzu, „glaubſt du, daß ich deine Entwürfe nicht durchſchaue? Steh von ihnen ab, ich beſchwöre dich. Deine Wiſſenſchaft und deine Kenntniſſe haben dich nicht klüger gemacht, ſuche nur deinen guten Ruf herzuſtellen.“

Dieſe Vorwürfe entflammten ihren Zorn, Wuth blitzte aus ihren Augen, und nachdem ſie mich mit Beleidigungen überhäuft hatte, ergriff ſie eine Schale mit Waſſer, wovon ſie mit einem Cypreſſenzweige einige Tropfen auf mein Haupt und auf das meines Sohnes ſprengte, indem ſie einige barbariſche Worte ſprach. In demſelben Augenblick erfolgte die traurige Verwandlung, in welcher ihr uns geſehen, und von welcher ihr uns befreit habt.

Ihr könnt euch wohl denken, liebenswürdiger Fremdling, daß ich euch nichts weiter zu erzählen habe; denn man jagte uns augenblicks in einen nahen Stall, in welchem wir ſelten Beſuch erhielten.“

„Es kömmt nun mir zu“, ſagte der Mann, „euch zu erzählen, was ſich, ſeit dem eben berichteten traurigen Abenteuer ereignet hat.

Fünfhundert und neunte Nacht.

Ich war ſehr erſtaunt, weder Frau noch Kind zu finden. Meine Schwägerinn kam meinen Fragen zuvor, indem ſie mit Thränen in den Augen zu mir ſagte:

„Ihr wißt, daß während eurer Abweſenheit die Peſt geherrſcht hat. Wir haben beide, ihr und ich, das theuerſte, was wir beſaßen, verloren: dieß Land iſt mir ein Gräuel geworden, es iſt mir unmöglich, länger hier zu verweilen. Eine große Zerſtreuung allein vermag, meinen Schmerz zu lindern; denn wenn ich hier bliebe, müßte ich vor Kummer vergehen.“

Meine Ermahnungen und Bitten waren nicht im Stande, ſie zurückzuhalten; ich gab ihr einen Theil von dem Vermögen ihrer unglücklichen Schweſter, und ſie reiſte ab. Sie hat nie wieder etwas von ſich hören laſſen, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden iſt.“

„Ich kann euch verſichern“, rief ich aus, „daß ſie nicht weit von hier iſt; wenn ſie aber wiederkömmt, ſo habt ihr hier eine Münze von Ismael, womit ihr ſie verwandeln könnt, in was für ein Thier ihr wollt.“

Die junge Frau dankte mir, indem ſie mir die Münze zurückgab: „Ich fühle mich unfähig“, ſagte ſie, „meiner Schweſter ſo viel Böſes zuzufügen. Ich kenne die Rache nicht, ſie kömmt nur Gott zu.“

Inzwiſchen neigte ſich der Tag, und wir bemerkten gegen unſern Wirth, daß der Augenblick der Abreiſe herannahete. „Meine Freunde“, ſagte er zu uns, „konnte ich, als ich euch verſprach, euch heute abreiſen zu laſſen, die große Verpflichtung vorausſehen, welche ihr mir auferlegen würdet? Welches Vergnügen könnten wir in eurer Abweſenheit bei den Feſten genieſſen, die ich wegen der glücklichen Befreiung meiner Frau und meines Sohnes anzuſtellen gedenke? Schlaget mir dieſe Gefälligkeit, als Lohn der gegen euch erfüllten Pflichten, nicht ab, weil ihr doch einmal die Güte habt, ſie mir anzurechnen.“

Die Frau fing an zu weinen, indem ſie uns die Hand reichte, um uns zum Bleiben zu nöthigen; das Kind umarmte uns und klammerte ſich an unſere Kniee. Meine Gefährtinn war ſehr misvergnügt, daß ſie abreiſen ſollte; aber ſie fühlte zu gleicher Zeit, welche grauſame Unruhe ihre Abweſenheit ihren Verwandten verurſachte. Wir beſchloſſen, noch einen Tag bei unſern Wirthen zu bleiben; und er wurde der Freude und Ergötzlichkeiten gewidmet.

Am zweiten Tage darauf reiſten wir ab, ehe die junge Frau aufgeſtanden war. Ihr Gatte begleitete uns ſehr weit, und unſere Trennung verurſachte viele Thränen.

Wir machten uns auf den Weg nach Hamah. Je näher wir dieſer Stadt kamen, je zufriedener und vergnügter ſchien die Prinzeſſinn. Es fehlte viel, daß ich, als Fremde und entſchloſſen mein Geſchlecht nicht zu entdecken, eben ſo viel Grund zur Freude hatte.

Erſtaunt, daß ich ihre Entzückungen nicht theilte, fragte ſie mich oft, welches Land mein Vaterland wäre, ob meine Aeltern noch lebten; und verſicherte mich, um mich zu tröſten, daß der König, mein Vater, ſie holen laſſen würde, damit ſie am Hofe blieben. „Ihr werdet dieſen Hof nicht mehr verlaſſen, mein Freund“, ſagte ſie zu mir; „denn eure Abweſenheit würde meinen Tod zur Folge haben. O wie ſehr werden der König und die Königinn euch lieben, wenn ſie erfahren, daß ihr mir die Ehre und das Leben gerettet habt!“

„Prinzeſſinn,“ ſagte ich zu ihr, „noch kann ich eure liebenswürdigen Anerbietungen weder annehmen, noch ausſchlagen: ich übergebe mich dem Willen Gottes; ihm kömmt es zu, über mein Schickſal zu entſcheiden.“

Nach einer langen und beſchwerlichen Reiſe, kamen wir an den Ufern des Fluſſes Haſſy, nicht weit von Hamah, an. Wir ſahen daſelbſt viele Zelte und anſehnliches Jagdgeräthe. Plötzlich redeten uns fünf trefflich berittene Männer an, und fragten uns, woher wir kämen und wohin wir wollten. Nachdem wir ihnen eine Antwort gegeben hatten, die ihnen genügte, fragte meine Gefährtinn ſie nach Neuigkeiten des Landes, welches, nach den auf allen Zeiten zerſtreuten Zelten zu urtheilen, den Schrecknissen des Krieges hingegeben war.

Dieſe Reiter erzählten uns, daß dasjenige, was wir ſahen, das Geräth des Königs von Hamah wäre. „Dieſer Fürſt“, ſagten ſie zu uns, „ſucht, da er ſeine Tochter, die ein elender Sklave frech entführte, verloren hat, ſeinen Schmerz durch Jagen zu zerſtreuen; und wenn ihr in dem Laufe eurer Reiſe einige Nachrichten von dieſer Prinzeſſinn erhalten hättet, die ihr Seiner Majeſtät mittheilen könntet, ſo würdet ihr ſehr wohl empfangen werden.“

Meine Gefährtinn ließ mir nicht Zeit zu antworten: „Wir haben dem Könige nichts bemerkenswerthes mitzutheilen“, ſagte ſie; „aber wir ſind ſehr ermüdet von einer ſehr langen Reiſe, und wir empfehlen uns eurer Wohlthätigkeit: übet Gaſtfreundſchaft an unglücklichen Reiſenden!“

Der Anführer dieſes Trupps, dem unſer Ausſehen nicht misfiel, erwiederte uns: „Ihr ſollt bei mir nicht nur diejenige Gaſtfreundſchaft finden, die man Fremden ſchuldig iſt, ſondern ich will euch auch dem Könige vorſtellen, der entzückt ſein wird, eure Abenteuer zu vernehmen. Dieſe Erzählung wird ſeinen Schmerz vielleicht lindern. Kommet mit mir, ich bitte euch.“

Sogleich wandte er ſein Pferd, und führte uns gerade in das königliche Zelt. Unſer Führer war einer der vornehmſten Hofbeamten; er trat in das Zelt, und ſagte: „Herr, ich bringe euch hier zwei Fremde von edlem Anſehen; ſie ſcheinen ſehr ermüdet; aber ihre Geſellſchaft könnte euch vielleicht unterhalten.“

„Man laſſe ſie hereintreten“, ſagte der König; „vielleicht können ſie mir Nachrichten von meiner unglücklichen Tochter geben.“

Wir wurden vor den Monarchen geführt, vor welchem wir uns auf ein Knie niederließen, und den Teppich küßten. Nach der gewöhnlichen Begrüßung, blieben wir ſtehen; aber wir erhielten den Befehl, uns auf ſeidene Kiſſen zu ſetzen. Der große König von Hamah hatte ein trauriges und nachdenkliches Anſehn, er betrachtete uns beide ſehr aufmerkſam und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Ach“, rief er aus, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß, „ohne die männliche Kleidung, welche dieſer Fremde trägt, würde ich ihn für meine Tochter gehalten haben, für meine zärtliche mir geraubte Tochter. Solltet ihr auf euern Reiſen nichts von ihr gehört haben?“

Wir gaben ihm zu erkennen, wie leid es uns thäte, ihm in dieſem Augenblicke keine Nachricht von einer ihm ſo theuern Perſon geben zu können; aber wir verſprachen ihm, auf unſerer ferneren Reiſe die ſorgfältigſten Erkundigungen einzuziehen.

„Habt ihr noch einen weiten Weg zu machen,“ fragte der König, „und darf man euer Ziel wiſſen?“

„Wir haben keines, und wir reiſen zum Vergnügen“, erwiederte meine Gefährtinn.

„Aber warum wollt ihr da noch weiter reiſen?“ fuhr der König fort: „bleibet hier in meinen Dienſten; ihr verdient wohl, an dem Hofe eines Monarchen angeſtellt zu ſein.“

Eine tiefe Verbeugung war unſere Antwort, und die Unterhaltung wandte ſich auf andere Gegenſtände.

Die Betrübnis des Prinzen ſchien ſich zu zerſtreuen, und er fühlte ſich, gleichſam durch ein Geheimnis der Natur, getröſtet. Während er mich über die Wiſſenſchaften, die Künſte und Gebräuche mehrerer Völker befragte, die ich kennen gelernt hatte, blieben ſeine Augen feſt auf meine Gefährtinn gerichtet.

Bei der Mahlzeit mußten wir uns neben ihn ſetzen, die eine rechts und die andere links; er ſchenkte uns ſelbſt zu trinken ein, und unterhielt ſich ohne Zwang mit uns. Die Unterhaltung ſchien ihn nicht zu langweilen.

„Ich möchte glauben“, ſagte er zu uns, „daß ihr verkleidete Prinzen ſeid; denn ihr habt eine mehr als gewöhnliche Erziehung erhalten.“

Wir erwiederten ihm ehrfurchtsvoll: „Herr, wir ſind nur die unwürdigſten eurer Diener.“

Zur Stunde der Ruhe führte uns ein Beamter in ein prächtiges Zelt, in welchem wir Kleider und Wäſche für uns fanden. Ehe ich mich zu Bette legte, fragte ich meine Gefährtinn, warum ſie ſich ihrem Vater noch nicht zu erkennen gegeben hätte.

„Ich fürchte“, ſagte ſie zu mir, „daß das Uebermaaß allzu plötzlicher Freude ſeine durch die Jahre geſchwächten Organe zu ſehr angreifen möchte.“

„Thut, was ihr für angemeſſen haltet“, ſagte ich zu ihr.

Fünfhundert und zehnte Nacht.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruche, holte uns der Beamte, der uns in unſer Zelt geführt hatte, zum Könige, mit welchem wir Kaffee tranken, und der uns das Vergnügen einer großen Jagd gewähren wollte. Ich ſchoß viel Wildpret, wovon ich meiner Gefährtinn, die keine Jägerinn war, einen Theil gab. So gewahrte man ihre Unerfahrenheit nicht, und noch merkte niemand unſere Verkleidung. Wir aßen immer mit dem Fürſten, der uns den folgenden Tag in die Stadt zu kommen befahl.

Da ihn die Königinn bei ſeiner Rückkehr heiterer als gewöhnlich fand, ſo fragte ſie ihn, ob er Nachrichten von ſeiner Tochter erhalten hätte.

Dieſe Frage preßte Thränen aus ſeinen Augen: „Wir haben“, ſagte er zu ihr, “zwei junge Fremde getroffen, die meine Leute zu mir gebracht haben: ihre Anmuth, ihre Schönheit, ihr Geiſt haben mir einiges Vergnügen gewährt; beſonders gefällt mir der eine von beiden, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit meiner Tochter; ohne ſeine männliche Kleidung würde ich glauben, ſie wäre es: aber mindeſtens täuſcht er mich; dieſe Täuſchung macht mir Freude, und darum ſiehſt du mich weniger traurig, als gewöhnlich.“

Die Königinn hatte große Luſt, uns zu ſehen; aber die Landesſitte erlaubt den Frauen keine Zuſammenkünfte mit Perſonen von dem anderen Geſchlechte; man führte uns unter ihre Fenſter, unter dem Vorwande, uns friſche Luft ſchöpfen zu laſſen; und während wir eine Partie Schach ſpielten, hatte ſie volle Muße, uns zu betrachten. Wir gingen nur aus, um uns Nahrung und Ruhe zu gönnen.

Am folgenden Tage bereitete man ein großes Feſt, um unſere glückliche Ankunft zu feiern, vorzüglich aber, um den Monarchen zu ergetzen Man ſetzte uns beide neben ihn; und als alle Gäſte ſaßen, ergriff er Aladdins Hand und rief aus: „Warum habe ich nicht meine Tochter neben mir, wie ich euch neben mir habe? und wann wird der Bote kommen, der mir die Ankunft dieſer theuern Tochter, die ich mein ganzes Leben hindurch beweinen werde, meldet?“ Nach dieſen Worten erſtickte ſein Schluchzen ſeine Sprache.

Meine Gefährtinn benutzte dieſen Augenblick, um ihn zu fragen, was er demjenigen, der ihm dieſe Nachricht brächte, wohl geben würde?

„Die Hälfte meiner Krone“, rief der König aus, „und ich würde ihn dadurch noch nicht hinlänglich belohnt finden; er könnte ſogar meine Tochter heiraten, wenn dieſe darein willigte, ihm ihre Hand zu geben.“

„Aber“, fuhr die Prinzeſſinn fort, „wenn ihr dieſe theure Tochter ſähet, würdet ihr ſie denn wieder erkennen?“

Zugleich nahm ſie ihren Turban ab, und ihre ſchönen ſchwarzen Haare fielen in Locken auf ihre Schultern; — der Monarch ſchloß ſie in ſeine Arme, und drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt, indem er mit gebrochener Stimme ausrief: „Meine Tochter! es iſt meine theure Tochter, die ich umarme!“

Die Königinn, welche ſich in einem kleinen Gemache mit Glasfenſtern befand, aus welchem ſie alles ſah, was bei dem Feſte vorging, konnte ihre Entzückung nicht mehr mäßigen; ſie ſtürzte heraus, mitten durch die Herren, und auf ihren Gatten und ihre Tochter: alle drei waren einige Augenblicke hindurch ihrer Sinne beraubt, aber ihre Freude ward nach und nach ruhiger, und ſie überhäuften ſich gegenſeitig mit den zärtlichſten Liebkoſungen.

„Ihr erkennt alſo eure Tochter?“ ſagte die junge Prinzeſſinn.

„Ich habe ſie neun Monate in meinem Schooße getragen“, antwortete die Königinn, „ich habe ſie geſäugt: bedurfte ich der Augen? Niemals irrt ſich eine Mutter in ihrem Blute.“

„Unſere erſten Entzückungen gehörten der Natur,“ ſagte die Prinzeſſinn; „aber auch die Dankbarkeit hat Rechte an unſer Herz: hier iſt mein Befreier.“

Hierauf erzählte ſie alle ihre Abenteuer, welche bald von Munde zu Munde gingen; die Freude verbreitete ſich im Palaſt und in der ganzen Stadt, und man ſtellte große Feſte an, um dieſes glückliche Ereignis zu feiern.

Der König ſagte zu ſeiner Tochter: „Dein Reiſegefährte verdient deine Erkenntlichkeit und eine ſeiner würdige Belohnung: wenn ihr beide darein williget, werde ich euch alſo verbinden.“ Das war es eben, was meine Gefährtinn wünſchte; denn ſie hatte ſich leidenſchaftlich in mich verliebt.

Urtheilet, Herr, wie groß meine Verlegenheit war, als ich dieſen Vorſchlag hörte; ich wußte nicht, welchen Entſchluß ich faſſen ſollte. Sollte ich auf der Stelle abreiſen, oder mein Geſchlecht entdecken? Das erſte war gefährlich, das zweite konnte meine Tugend zweifelhaft erſcheinen laſſen. In dieſer Ungewißheit verlangte ich einige Tage Bedenkzeit.

Der König bewilligte mir neune; aber ſchon am folgenden Tage ſah ich den Kadi bei mir eintreten, der mir den Heiratsvertrag brachte. Die Prinzeſſinn drängte ſo ſehr, daß ich ſogleich in die Moſchee mußte, woſelbſt die Trauung mit vielem Gepränge vor ſich ging. Die Prinzeſſinn erwartete mich mit Ungeduld, ſie war auf dem Gipfel ihrer Wünſche. Was mich betraf, ſo wußte ich nicht, was aus mir werden ſollte. Es fehlte viel daran, daß ich Theil an der öffentlichen Freude nahm. Man ſchrieb dieſe Traurigkeit meinem von Natur trübſinnigen Gemüthe zu, welches ſich bei dieſer wichtigen Gelegenheit mehr als gewöhnlich zu erkennen gab.

Nach dem herkömmlichen Gebrauche aßen die beiden Eheleute an ihrem Hochzeittage mit einander zu Abend, um Bekanntſchaft zu machen; aber da wir beide, die Prinzeſſinn und ich, uns lange kannten, ſo wollten ihre Aeltern mit uns eſſen. Nach der Mahlzeit führten ſie uns in die Hochzeitkammer. Die Königinn entfernte ſich, die Sklaven folgten ihr, und wir blieben allein. Meine Frau hatte ſich ſchon niedergelegt, und ich dachte noch nicht daran, mich zu entkleiden; ich mußte jedoch ihren Bitten nachgeben. Ich löſchte alle Lichter aus, ehe ich meine letzten Kleidungsſtücke ablegte, und ich behielt noch ſo viel an, als nöthig war, um ihr mein Geſchlecht zu verbergen.

Fünfhundert und eilfte Nacht.

Kaum war ich ins Bette geſchlüpft, als ich unbeweglich blieb. Die Prinzeſſinn näherte ſich mir, faßte mich bei den Händen, und warf mir meine große Traurigkeit vor: „Mein Freund, warum biſt du betrübt?“ ſagte ſie zu mir. „Siehſt du nicht, daß das Böſe oft Gutes hervorbringt? Ohne jenen elenden Sklaven würde ich nicht das Glück haben, dich zu kennen.“

Zu gleicher Zeit drückte ſie mich heftig an ihre Bruſt, welche klopfte, denn Liebe hatte ihre Sinne entflammt. Endlich faßte ſie mich bei der rechten Hand: „Sei großmüthig, ſagte ſie zu mir, und gib mir nicht den Tod, nachdem du mir das Leben gerettet haſt.“

Alle dieſe Klagen rührten mich lebhaft, aber mein unfruchtbares Mitleiden konnte der Prinzeſſinn nicht genügen. Ich ſchwamm in Thränen. „Ach“, ſagte ich zu ihr, „warum verbietet mir die Ehre, euch jetzt ein Geheimnis anzuvertrauen, das mich kränkt? Aber ihr wißt, daß ich für euch bin, was ihr für mich ſeid, alſo faſſet euch in Geduld.“

„Fern von mir“, erwiederte die Prinzeſſinn, „ſei der Gedanke, demjenigen, den ich liebe, die mindeſte Kränkung zu verurſachen.“

Nach dieſem kurzen Geſpräche, kehrten wir uns den Rücken zu, um ruhiger zu ſchlafen. Ich ſchlief nur ſehr wenig; denn die Beängſtigungen, von denen ich bewegt wurde, geſtatteten mir keine Ruhe. Meine Gefährtinn ſchlief nicht feſter; ihre Augenlieder waren geſchloſſen, aber das Feuer brannte in ihrem Herzen.

Am Morgen kam die Königinn, um ſich mit uns über die Verheiratung zu freuen; ſie umarmte uns ſehr zärtlich, und ſobald wir aufgeſtanden waren und ſie ſich mit der Prinzeſſinn allein befand, befragte ſie dieſelbe. Dieſe erzählte ihr, was vorgefallen war.

Ihr Erſtaunen war ſehr groß, ſie erröthete vor Scham, ging zu dem König und weinte bitterlich; weil aber die Männer immer mehr Feſtigkeit und Geiſtesgegenwart haben, als die Frauen, ſo ſchien dieſer Fürſt nicht ſehr erſchrocken: „Beruhiget euch, meine Königinn“, ſagte er; „die Zeit wird dieß Geheimnis enthüllen.“

Er ſprach noch, als die Neuvermählten eintraten. Auf dem Geſichte der jungen Prinzeſſinn zeigte ſich ihre Traurigkeit: „Was haſt du, meine Tochter?“ ſagte der Sultan zu ihr; „der Tag deiner Hochzeit muß für dich ein Feſttag ſein.“

Er wollte, daß ſie mit ihm frühſtücken ſollte, und führte ſie ſodann in ein anſtoßendes Gemach.

„Meine Tochter“, ſagte er zu ihr, „ich ſehe, daß du bekümmert biſt, dein Mann allein iſt Schuld daran. Sprich mit mir aus aufrichtiger Seele; vielleicht kann ich dir Troſt und Linderung deines Kummers gewähren.“

Da ſie ſchwieg und ihre Augen in Thränen gebadet waren, ſo hörte der König auf, ſie zu befragen.

Indeſſen verging der Tag unter Feſtlichkeiten; die Prinzeſſinn ließ keinerlei Spiele und Ergetzlichkeiten unverſucht, um mich zu erheitern, aber ich war zu ſehr beängſtigt.

Endlich, als wir uns am Abend wieder zu Bette legen wollte, erklärte ich ihr, daß ich das Gelübde der Keuſchheit gethan hätte.

„Wann iſt es zu Ende?“ fragte hierauf meine Gemahlinn.

„Ich habe noch nicht die Zeit beſtimmt“, antwortete ich ihr.

Hierauf zerſchmolz ſie in Thränen, und ſprach zu mir, indem ſie mich in ihre Arme drückte: „Verſchmähung ſoll alſo der Lohn meiner Liebe zu euch ſein? Wiſſet ihr, welche Schande es für das Haus eines bloßen Unterthanen iſt, wenn eine Frau nicht nach ihrer erſten Hochzeitnacht die Zeichen ihrer Jungfrauſchaft aufweiſet? Was ſoll nun gar eine Königstochter thun, wenn ihr dieſes Unglück begegnet? Ach, wie beklagenswürdig bin ich! Nimmer wird es mir gelingen, euch die geringſte Liebe einzuflößen; es bleibt mir nichts übrig, als euch um die einzige Gnade zu bitten: bekennet der Königinn ohne Scheu eure ganze Gleichgültigkeit gegen mich, und rechnet auf meine Willfährigkeit. Man wird euch eine Prinzeſſinn geben welche mehr im Stande iſt, euch zu gefallen; und ich werde mich glücklich ſchätzen, euch zu dienen: ich verlange nichts weiter, als unter die Zahl eurer Sklavinnen aufgenommen zu werden. Vielleicht läßt meine Hingebung, meine Treue, meine Liebe mich Gnade vor meinem Befreier finden. Ich werde nicht völlig verſtoßen ſein; wenigſtens kann ich euch zu allen Tagesſtunden ſehen; und ich ſchwöre euch, niemals einen andern Gatten zu nehmen."

Dieſe zärtlichen Liebesbetheurungen erregten mir lebhafte Vorwürfe; ich machte mir die Leiden, die ich dieſer betrübten Prinzeſſinn verurſachte, zur Verbrechen, und ohne mehr an die Gefahr zu denken, welche meine Freiheit und Ehre bedrohte, warf ich mich in ihre Arme, und rief aus:

„Meine zärtliche Freundinn, es iſt mir nicht mehr möglich, euch zu verbergen, daß ich von eurem Geſchlechte bin: wie habt ihr mich ſo lange miskennen können?"

Dieſe Worte waren für ſie ein Donnerſchlag; ich glaubte ſie ſchon todt in meinen Armen zu halten; aber nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, ſprach ſie zu mir mit gebrochener Stimme:

„Ihr ſeid die Urſache meines Todes; die Liebe, die ihr mir eingeflößt habt, wird mich zu Grabe bringen. Warum habt ihr mich nicht enttäuſcht, bevor ſich dieſe verderbliche Leidenſchaft in mir entzündete? Niemals, ach nein, niemals wird mein Herz einen Gegenſtand finden, welcher würdig wäre, mit euch verglichen zu werden!"

„Unglückliche Prinzeſſinn!“ ſprach ich zu ihr, „konnte ich mir einbilden, daß ihr für eine Fremde Liebe empfinden würdet, deren Bleibens nicht lange hier iſt.“

„Ach, meine ſüße Freundinn“, antwortete ſie mir, „ihr wollt mich verlaſſen: fürchtet ihr nicht, daß ich nur zu bald meinen Leiden erliegen werde? Ich ſchwöre beim Namen des Allmächtigen, ich werde euch überall hin begleiten.“

„Euer Heil gebietet mir, wegzureiſen; wenn ich bleibe, ſo iſt eure Unehre vollſtändig: was wird man ſagen, wenn man uns immer beiſammen ſieht, ohne daß unſere Ehe Folgen hat?“

„Mein Kopf iſt zu ſehr angegriffen“, ſagte ſie darauf, „um an alle dieſe Verhältniſſe zu denken. Laſſet uns dieſe Nacht, wie die vorigen, zubringen; vielleicht werden wir morgen ein Mittel für alle dieſe Leiden finden.“ Hierauf drückte ſie mich feſt an ihre Bruſt, und, mich feſt umarmt haltend, ſchlief ſie ein.

Am folgenden Morgen fanden wir der König und die Königinn in der tiefſten Betrübnis. Der Weſyr hatte ihnen die beleidigenden Reden hinterbracht, welche man in der Stadt über die junge Prinzeſſinn führte.

„Herr“, ſprach er, „ich bekenne, daß dieſer Fremdling eurer Tochter das Leben gerettet hat; aber es wäre beſſer geweſen, ſie umkommen zu laſſen, als ſie mit Schmach zu bedecken. Hätte er ſeine Abneigung gegen dieſe Verbindung zu erkennen gegeben, ſo würden wir eine andere Prinzeſſinn, welche ihm beſſer gefallen hätte, für ihn geſucht haben; und wenigſtens hätte er eurem Hauſe dieſe Beſchimpfung erſpart.“ Der König antwortete durch einen tiefen Seufzer.

Wenige Augenblicke darnach trat die Prinzeſſinn ein. Ihr Vater fragte ſie, wie ſie die Nacht zugebracht hätte; und weinend antwortete ſie: “wie die vorigen.“

Hierauf erzählte ihr der König, was der Weſyr ihm hinterbracht hatte, und befahl ihr, ihrem Gemahl anzukündigen: wenn er in ſeiner Gleichgültigkeit verharrete, ſo würde man eine andere Frau für ihn ſuchen, und ſie ſelber könnte ebenfalls eine andere Ehe eingehen.

Die Prinzeſſinn ſah ſich nun genöthigt, ihr Geheimnis zu entdecken; und dieſe Neuigkeit ſetzte alle Höflinge in Erſtaunen, und ſie wollten's nicht glauben.

Als mich hierauf der König hatte rufen laſſen, bekannte ich ihm unbefangen die Wahrheit, und erzählte ihm alle meine Abenteuer, an welchen er groſſen Theil zu nehmen ſchien.

„Da ihr eine Muſelmänninn ſeid“, ſprach er zu mir, „und euch bei Leuten befindet, die ſich zu demſelben Glauben bekennen, ſo bleibet doch bei uns; ich nehme es auf mich, euch einen Gemahl zu verſchaffen, der euer würdig iſt, und euer Glück machen wird.“

„Durchdrungen von Dankbarkeit für alle eure Güte“, antwortete ich, “bitte ich euch, zu erlauben, daß ich ſie ablehne: ich muß nach Baghdad, um daſelbſt meine alte Lehrerinn wiederzufinden, und von dort mit ihr nach Aethiopien zu dem Könige reiſen, der mein Verwandter iſt und ſich auch zum muſelmänniſchen Glauben bekennt.“

Dieſe Antwort betrübte den König ſehr; er war auch ſehr verlegen, wie er die Schmachreden vernichten ſollte, welche in der Stadt umliefen. Indeſſen gab er geheime Befehle zu meiner Abreiſe, mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, und bat mich vor allen, der Prinzeſſinn, ſeiner Tochter, von allen dieſen Anſtalten nichts zu ſagen.

Fünfhundert und zwölfte Nacht.

Ungeachtet aller unſerer Vorkehrungen, durchdrang ſie doch meine Abſicht, und da ſie ſah, daß es mir unmöglich war, an dem Hofe ihres Vaters zu bleiben, und daß man ihr nimmer verſtatten würde, mich zu begleiten, verſank ſie in ein furchtbares Siechthum: ihre Wangen fielen ein, die Roſen ihres Angeſichts verſchwanden; kurz, der Hof war in der lebhafteſten Beſorgnis.

Ich widmete der Kranken alle meine Aufmerkſamkeit, und ſie ſchien wieder zu geneſen. Zur Feier dieſer glücklichen Herſtellung gab der König ein Feſt, zu welchem der ganze

Hof eingeladen wurde: treffliche Spielleute, und Tänzer, ſo leicht wie der Morgenwind, führten die zärtlichſten und liebeglühendſten Geſänge auf. Mein Herz war wahrhaft gerührt, und dieſe Rührung malte ſich auf meinem Antlitze. Die Prinzeſſinn fragte mich, ob ich noch entſchloſſen wäre zu reiſen.

„Ich werde mich wohl hüten“, antwortete ich ihr, „in einem ſolchen Augenblick an die Ausführung meines Vorhabens zu denken; aber warum wollen wir ein ſo heiteres Feſt trüben? Laſſet uns von etwas anderem reden: Schenke, füllet uns die Schale!“

Der König und die Königinn ſtimmten mir bei; man brachte jedem der Gäſte eine Schale voll des köſtlichſten Weines, und ſpielte eine recht fröhliche Weiſe, welche die Freude des Feſtes noch zu erhöhen vermochte; ich bemühte mich, vollends den Trübſinn zu zerſtreuen, welchen ich noch auf dem Antlitze der Prinzeſſinn bemerkte.

„Weil ihr denn durchaus reiſen wollt“, ſagte ſie zu mir, „ſo empfanget mein Lebewohl.“

Mit dieſen Worten ſank ſie rücklings an meinen Buſen, und indem ſie ihre linke Hand an mein Herz drückte, ſtieß ſie mit der rechten unter ihrem Gewande einen Dolch in ihre Bruſt. Sie gab nicht einen einzigen Laut von ſich, aber das Blut, welches ſogleich in vollen Strömen hinabfloß, und die Bläſſe, welche die Wangen dieſer unglücklichen Prinzeſſinn überzog, verrieth bald ihre unglückſelige That: man hatte nicht mehr Zeit, ihr die geringſte Hülfe zu reichen; man ſuchte noch ihre Wunde, als ſie ſchon in meinen Armen verſchied.

Die Königinn umarmte feſt den Leichnam der Unglücklichen; man hatte viel Mühe, ſie davon zu trennen, und ihre Frauen trugen ſie ohnmächtig nach ihrem Zimmer.

Der König aber, in Wuth, befahl dem Hauptmann ſeiner Leibwache, mir den Kopf abzuhauen. Dieſer ſchickte ſich an, dieſen Befehl zu vollziehen, und ich erwartete ihn, mit zuverſichtlicher Miene, als der Weſyr ihm ein Zeichen gab, inne zu halten.

„Herr", rief er aus, indem er ſich dem Sultane zu Füßen warf, „geruhet zu bedenken, daß dieſe Fremde die unſchuldige Urſache dieſes Unglücks iſt: wolltet ihr gegen ſie die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft verletzen?"

„Wohlan", ſprach hierauf der König, „ich ſchenke ihr das Leben und die Freiheit; aber ſie hüte ſich wohl, wieder an meinem Hofe zu erſcheinen."

Der Weſyr ließ mir drei Pferde und zwei Sklaven geben, ſammt allen für eine lange Reiſe nöthigen Vorräthen. Ich machte mich ſogleich auf den Weg nach Baghdad.

Von Schmerz durchdrungen reiſte ich traurig dahin, bis der Tag ein Ende nahm. Als die Sonne untergegangen war, und nach einem ſehr leichten Mahle, ſtreckte ich mich auf den Raſen hin, um ſo die Nacht zuzubringen. Mein Kopf ruhte am Fuß eines Baumes, und ich hielt den Zügel meines Roſſes in der Hand; meine Sklaven ſchliefen in meiner Nähe.

Mit Tagesanbruche fühlte ich mich ſo ſtark geſchüttelt, daß ich erwachte: indem ich die Augen öffnete, ſah ich mich von einer Räuberſchaar umringt, welche mir den Zügel meines Pferdes aus der Hand riſſen; die einen hatten meine neben mir in den Boden geſteckte Lanze, ſo wie meinen Säbel und mein Reiſebündel, ergriffen; die andern waren beſchäftigt, meine Sklaven zu binden, die ſich fruchtlos dagegen wehrten. Der Anführer, der mich für ſchwach und untauglich hielt, die Anſtrengungen der Reiſe zu ertragen, zog ſeinen Säbel, um mir den Kopf abzuhauen; aber einer der Räuber machte ihm bemerklich, daß man, bei meiner vortheilhaften Bildung, noch etwas für mich löſen könnte: denn die Kaufleute von Halep kaufen gern ſolche junge und ſchöne Sklaven. Dieſe Ausſicht hielt den Arm des Mörders auf, und ich verdankte meine Rettung nicht ſeiner Menſchlichkeit, ſondern ſeiner Habgier.

Dieſe Räuber waren Kurden,[1] die vom Gewinn ihrer Räubereien und ihrer Heerden lebten; ſie führten mich in ihre weitläufſtigen Gebirge, in welche hierauf die Kaufleute von Haley kamen, um Hämmel zu kaufen. Die Räuber, die mich gefangen hatten, gaben mich dieſen Kaufleuten für den Preis von drei Hämmeln hin, und glaubten einen guten Handel gemacht zu haben.

Ich ſchätzte mich jedoch ſehr glücklich, aus den Händen dieſer elenden Kurden befreit zu ſein, welche ſämmtlich Götzendiener ſind: einige verehren die Sonne, den Mond und die Sterne; andere beten Bildſäulen, Weiber oder den Teufel an. Sie verehren Bildſäulen zum Gedächtniſſe von Loths Weibe, welche in eine Salzſäule verwandelt wurde. Ihr könnt euch alſo vorſtellen, Herr, welche Qual es für eine rechtgläubige Muſelmänninn ſein mußte, mitten unter dieſen Kindern der Finſterniß zu leben, die unſer großer Prophet verdammt hat.

Der Kaufmann, dem ich zu Theile geworden war, führte mich auf den Baſar, und bald wurde ich für einen ſehr hohen Preis verkauft. Der mich dort kaufte, iſt es nun, der mich Euer Majeſtät zugeführt hat; während der ganzen Reiſe hatte dieſer Mann alle Sorgfalt für mich, wie für ſein eigenes Kind. Ich hatte ihm meine Abenteuer erzählt, und ſie hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Weil er die Wohlthätigkeit und Großmuth Euer Majeſtät kannte, hat er die Reiſe nach Indien unternommen und mich an euern Hof geführt.“

Da der Tag noch nicht ſichtbar war, begann Scheherasade noch, dem Sultan von Indien, welchen die Geſchichte der Ameny ſehr ergetzt hatte, die Abenteuer des Prinzen Habib und der Prinzeſſinn Dorrat-al-Gawas zu erzählen.

Geſchichte
des Prinzen Habib
und
der Prinzeſſinn Dorrat-al-Gawas.

Salama, einer der tapferſten und älteſten Krieger Arabiens, war das Oberhaupt des Stammes Benu-halal und ſechs und ſechzig anderer Stämme, die ſeinen Geboten gehorchten. Tauſend furchtbare Ritter umgaben ſeine Perſon: aber all ſeine Größe konnte ihn nicht von dem Kummer befreien, welchen er darüber empfand, daß er keine Kinder hatte, und ſein hohes Alter erlaubte ihn faſt nicht mehr, auf dieſe Gunſt vom Himmel zu hoffen.

Endlich hörte er in einer Nacht eine heimliche Stimme, welche ihm die Fruchtbarkeit ſeiner Gattinn verhieß, und die Weiſſagung war nicht trüglich, denn nach Verlauf einiger Monate, bemerkte er wohl, daß ſie ſchwanger war.

Zur gewöhnlichen Zeit gebar ſie einen Sohn, ſchön wie der Vollmond, und ſein Vater gab ihm den Namen Habib.2) Sie wollte es keiner Amme überlaſſen, ihn zu ſäugen, und zwei Jahre lang gab ſie ihm ihre Milch.

Ebenſo beſchäftigte ſich der alte Emyr, der über die Geburt ſeines Kindes hocherfreut war, bei Zeiten mit der Wahl eines Lehrers für ihn, und als der junge Prinz das gehörige Alter erreicht hatte, gab er ihm einen geſchickten Lehrmeiſter, der ſeinen Zögling mit der größten Sorgfalt unterrichtete.

In kurzer Zeit machte Habib reißende Fortſchritte; er hatte kaum das Alter von ſieben Jahren erreicht, als er ſchon vollkommen die Sprachlehre, die Geſchichte, die Dichtkunſt und alle Feinheiten der Schreibekunſt verſtand.

Jetzo gab ſein Vater den Häuptern der verſchiedenen Stämme, die er beherrſchte, ein prächtiges Mahl. Der junge Prinz wurde dabei von ihnen geprüft, und entwickelte einen ſo wunderbaren Umfang von Kenntniſſen, daß alle Welt darüber erſtaunt war. Er dichtete aus dem Stegreife Verſe zum Lobe ſeines Vaters, und man erkannte einſtimmig, daß er bald eben ſo viel Geſchicklichkeit haben würde, als er ſich ſchon Kenntniſſe erworben hatte.

Der Emyr war ſo entzückt über die Fortſchritte ſeines Sohnes, daß er auf der Stelle ſeinen Lehrmeiſter kommen ließ, ihn mit Lob überhäufte, ihm ein Geſchenk von vier mit Gold, Silber und andern Koſtbarkeiten beladenen Kameelen machen, und ihn zugleich zum Befehlshaber eines ſeiner Stämme erheben wollte; er ſagte ihm ſogar, daß er dadurch noch viel zu wenig die ihn geleiſteten Dienſte zu belohnen glaubte: aber zu Salama's großem Erſtaunen wurde dieß Erbieten abgelehnt.

„Ich ſehe wohl“, antwortete ihm der Lehrmeiſter ſeines Sohnes, „daß es Zeit iſt, mich zu erkennen zu geben und dir den Irrthum zu benehmen, in welchem du dich befindeſt: ich gehöre nicht zum Geſchlechte der Menſchen, und bin weit über die irdiſchen Eitelkeiten erhaben, welche ihr mir verehren wollt; ich bin einer der über die Menſchheit erhabenen Geiſter, unter welchen ich einen hohen Rang einnahm, als eine geheimnisvolle Stimme mir den Befehl ertheilte, mich an deinen Hof zu begeben, um dort die Erziehung deines Sohnes zu übernehmen: ich bin dieſer Weiſſagung gefolgt, habe mich um deine Wahl beworben und ſie erhalten. Meine Sendung iſt nunmehr erfüllt.“

Salama verwirrte ſich in Dankſagungen, und wußte nicht, wie er dem Geiſte ſeine ganze Erkenntlichkeit bezeugen ſollte, als dieſer folgendermaßen fortfuhr:

„Ach, Herr, mit großem Bedauern ſehe ich mich von meinem jungen Zöglinge getrennt; und dieſe Trennung iſt mir um ſo ſchmerzlicher, als er von einem großen Unglücke bedroht wird, ſobald ich nicht mehr bei ihm bin.“

Mit dieſen Worten umarmte der Geiſt den jungen Prinzen, und ohne die Fragen zu beantworten, welche Salama ihm that, ſtieß er einem lauten Schrei aus, und verſchwand weinend.

Als Habib ſich von einem Lehrer getrennt ſah, zu welchem er eine lebhafte Zuneigung trug, ließ er den Palaſt ſeines Vaters von ſeinen Klagen widerhallen: „Wehe!“ rief er aus, „wie kann ich von dem getrennt leben, dem ich alles verdanke? Nacht und Tag ſtellt ſein Bild ſich vor meine Seele, mein Herz wird von Leid verzehrt, und mein Leib wird dem Uebermaaße meines Schmerzes nicht widerſtehen können!“

Von dieſem anziehenden Schauſpiele war die Verſammlung lebhaft gerührt, als man eine Stimme folgende Worte ausſprechen hörte:

„Der junge Habib muß ſeinen Schmerz zu beſiegen wiſſen, und ſich damit beſchäftigen, die weite Laufbahn, welche ihm offen ſteht, zu erfüllen. Er bemühe ſich, ſeinen Leib für die Arbeiten, Anſtrengungen und Gefahren zu ſtählen, welche er beſtehen ſoll, ſo wie er ſich bisher bemüht hat, ſeinen Geiſt zu bilden.“

Dieſe Worte ermuthigten den jungen Prinzen wieder: „Wohlan“, rief er aus, „da der Geiſt, welcher mich bisher ſo trefflich beim Erlernen der Wiſſenſchaften geleitet hat, mich nunmehr auffordert, mich mit der Kunſt der Waffen zu beſchäftigen, ſo will ich ſeinem Rathe folgen.

und bald ſoll die Erde von dem Rufe meiner zahlreichen Thaten erfüllt werden.“

Der alte Salama war auf dem Gipfel der Freude, als er in ſeinem Sohne dieſen kriegeriſchen Geiſt wahrnahm; er umarmte ihn herzlich, und ſprach zu ihm:

„Wohlauf, mein Sohn, an dem Feuer, welches ich in deinen Augen blitzen ſehe, erkenne ich wohl, daß du einer der ausgezeichneteſten Helden meiner tapferen Stämme ſein wirſt. Nachdem die Gunſt des Himmels dir ſchon einen ſo köſtlichen Lehrer geſchenkt hat, wie der ſo eben von hinnen geſchiedene iſt, ſo laß uns nicht verzweifeln, daß er uns auch in der Wahl des Mannes leiten werde, der dich in dem Waffenhandwerke unterrichten ſoll.“

Jedes der gegenwärtigen Häupter bewarb ſich um die Ehre, dem jungen Habib zum Lehrmeiſter zu dienen, als ein Fremder in der Verſammlung erſchien: ſein Roſs übertraf alles, was Arabien an erleſenen und zierlichen Rennern aufzuweiſen hatte. Seine Rüſtung ſchien von dem Propheten David geſchmiedet zu ſein, und ſeine Keule, aus einem ſehr harten Steine, war von ſolcher Schwere, daß vierzig der ſtärkſten Männer ſie nicht hätten tragen können. Ein in Indien geſchmiedeter Säbel hing an ſeiner Seite, und ſeine Lanze war ein Werk des berühmten Schmides Samher. Er ſprang von ſeinem Roſſe; und nachdem er den Emyr und ſeinen ganzen Hof begrüßt hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

„Ich komme, Herr, euch für den Prinzen, euern Sohn, den Dienſt einer langen Erfahrung anzubieten, welche ich mir in den Waffen erworben habe: wenn ihr meine Geſchicklichkeit und Stärke prüfen wollt, um euch zu verſichern, ob ich der ehrenvolle Stelle würdig bin, um welche ich anhalte, ſo biete ich euch den Zweikampf an.“

Dieſe Worte erweckten das ganze Feuer des alten Emyrs; und trotz den Vorſtellungen aller, die ihm bemerklich machten, wie unvorſichtig es wäre, mit einem ganz unbekannten Fremdlinge, der ein Verräther ſein könnte, in die Schranken zu treten, nahm er das ihm gethane Erbieten an, und befahl auf der Stelle, ihm ſeine Waffen zu bringen. Sogleich zog er ſeinen Ringpanzer an, welcher den ſchärfſten Säbelhieb aushielt, ergriff ſein Schwert, welches Felſen zu ſpalten vermochte, und ſeine ungeheure Lanze.

Als er zu Pferde ſaß, bildeten die Zuſchauer einen Kreis, um Zeugen des Zweikampfes zu ſein, der nun begann. Die beiden Streiter ritten erſt aus einander, um Feld zu gewinnen, dann ſtürzten ſie mit ſolcher Gewalt auf einander los, daß ihre Lanzen in Stücke brachen: ſie greifen hierauf zu ihren Schwertern, und mitten in einer Staubwolke geben ſie ſich tauſend Hiebe.

Salama erkannte nunmehr die ganze Geſchicklichkeit ſeines Gegners, und zufrieden mit dieſer Probe, endigte er den Streit.

Fünfhundert und dreizehnte Nacht.

Der Unbekannte warf ſich hierauf zu ſeinen Füßen, und bat ihn um Verzeihung für die Kühnheit, daß er gegen ihn im Kampf aufgetreten wäre, indem er ſich mit ſeinem Verlangen entſchuldigte, der Lehrmeiſter des jungen Prinzen zu werden.

Habib kam, auf ein Zeichen ſeines Vaters, herbei, warf ſich dem fremden Ritter in die Arme, und fragte ihn um ſeinen Namen.

„Ich nenne mich Al-Abus“, [3] antwortete der Unbekannte.

„Fürwahr, euer Name iſt übel gewählt“, verſetzte Habib; „denn weit entfernt, grimmig zu erſcheinen, habt ihr vielmehr das Anſehen von Wohlwollen und Güte, welches alle diejenigen anzieht, die ſich euch nähern.“

Al-Abus erwiederte dieſe zuvorkommenden Worte des jungen Prinzen mit einer herzlichen Umarmung; er verſprach dem Vater, ſich fortan ganz der Erziehung ſeines Sohnes zu widmen, und ihm den Geiſt der Tapferkeit und Kühnheit einzuflößen, welcher ſeinem Range geziemte.

Unter dieſem zweiten Meiſter trieb nun Habib mit Eifer das Waffenhandwerk, und zeigte nicht minder glückliche Fähigkeiten in dieſen neuen Uebungen, als er in den vorigen bewieſen hatte.

Er fand bald Gelegenheit, den empfangenen Unterricht zu benutzen, und indem er eben ſo viel Geſchicklichkeit als Muth in den Fehden entwickelte, welche der Stamm ſeines Vaters gegen ſeine Nachbaren führte, ſo erwarb er ſich durch ſeine Thätigkeit, Gewandtheit und Kühnheit bald den Ruhm des größten Helden Arabiens.

Sobald der Meiſter gewahrte, daß ſein Zögling ſeiner Lehren nicht mehr bedurfte, ſchickte er ſich an, ihn zu verlaſſen, und als er eines Tages mit ihm auf dem Felde luſtwandelte, redete er ihn alſo an, um ihm ſeine letzten Lehren zu ertheilen:

„O mein theurer Habib, ich muß dich darauf gefaßt machen, daß dein Leben mit vielen Mühſeligkeiten und Gefahren verknüpft iſt; aber die Vorbeſtimmung verheißt dir den Lohn der Leiden, welche du beſtehen wirſt. Dieſer Lohn iſt die ſchöne Dorrat-al-Gawas, die Beherrſcherinn der Geiſter und Menſchen in einem von Arabien weit entlegenen Lande. Ungeachtet der Verſchiedenheit der Unterthanen ihres Reichs, erfreut ſich daſſelbe jedoch eines tiefen Friedens, und keine Zwietracht herrſcht unter ihnen. Jeder ihrer beiden Miniſter gehört zu einem der beiden Geſchlechter, die ihren Geboten Folge leiſten. Höre ihre

Geſchichte, die ich dir erzählen will, und gedenke dabei, daß die Vorſehung ſie dir zur Gattinn beſtimmt.“

Nachdem Al-Abus durch dieſe Worte die Aufmerkſamkeit ſeines Zöglings in Anſpruch genommen hatte, begann er folgendermaßen:

Geſchichte
des Königs der Inſeln Bellur
und
der Prinzeſſinn Dorrat-al-Gawas.

Der König der Inſeln Bellur, deſſen Macht ſich über eine große Anzahl von Inſeln des Indiſchen Meeres erſtreckte, ſah mit Kummer, daß er ſein großes Reich keinem Erben hinterlaſſen konnte, weil ſeine Gattinn unfruchtbar war.

Eines Tages, da er in traurige Betrachtungen hierüber verſunken war, ſah er plötzlich einen Geiſt erſcheinen, welcher alſo zu ihm ſprach:

„Großer Fürſt, ich weiß, wie ſehr ihr darüber betrübt ſeid, daß ihr keine Kinder habt, und ich komme, euch ein Mittel zur Beendigung eures Kummers vorzuſchlagen. Ich habe eine junge, ſchöne und reiche Tochter, und ich biete euch ihre Hand an. Wenn dieſer Antrag euch genehm iſt, ſo werdet ihr erlangen, um was die mächtigſten Könige der Welt bisher vorgeblich geworben haben; aber ich habe für eure Eigenſchaften und Verdienſte eine ſolche Hochachtung gefaßt, daß ich euch den mächtigſten Monarchen der Welt vorziehe. Ich hoffe, meine Tochter wird euch ein Kind gebären, das, nach eurem Vorbilde, durch ſeine Gerechtigkeit und Güte das Glück ſeiner Völker machen wird. Ich bitte euch nichts weiter, als, in der ſo lobenswürdigen Handlungsweiſe zu verharren, welche ihr bisher befolgt habt, denn dadurch werdet ihr das Glück meiner Tochter und das meinige machen.“

Ebenſo überraſcht als geſchmeichelt durch dieſen unerwarteten Vorſchlag, beeilte ſich der König der Inſeln Bellur das Erbieten des Geiſtes anzunehmen.

Sogleich befahl dieſer durch ein Zeichen den unſichtbaren, ihn umgebenden Sklaven, die Prinzeſſinn zu holen; und ſie ſäumten nicht, ſie herbei zu führen.

Ihr Verlobter erkannte bei ihrem Anblicke, daß er von dem Geiſte nicht getäuſcht worden war; und indem er nach ſeiner Hauptſtadt zurückkehrte, befahl er die Zurüſtungen zu ſeiner Hochzeit, welche mit großer Pracht gefeiert wurde.

Die Erfüllung der Verkündigung des Geiſtes blieb nicht aus. Die neue Königinn ward nach einigen Monaten ſchwanger und gebar eine reizende Tochter, auf deren

Erziehung ſie all ihre Sorgfalt verwandte. Dieſe Tochter iſt die Prinzeſſinn Dorral-al-Gawas, von welcher ich euch eben ſagte. Ausgerüſtet mit allen Geſchicklichkeiten und trefflichen Eigenſchaften, hat die junge Prinzeſſinn, nach dem Tode ihrer Aeltern, den Thron der Inſeln Bellur beſtiegen, wo ſie zugleich, neben der großen Anzahl ihrer Unterthanen, eine Menge von Geiſtern beherrſcht, welche ſich unter den Schutz ihrer Geſetze begeben haben.“

Mit dieſen Worten verſchwand Al-Abus. Was er zuletzt dem jungen Prinzen erzählt hatte, erregte bei dieſem ernſthafte Betrachtungen.

Ganz nachdenklich trat Habib in ein Gebüſch, welches das Schloß ſeines Vaters umgab, als er mitten unter den dichtlaubigen Bäumen ein Fräulein gewahrte, deren Anblick ihn bezauberte. Er wähnte, es wäre eine der Huri's des heiligen Propheten; und um ſich von der Wahrheit ſeiner Vermuthung zu überzeugen, verbarg er ſich dergeſtalt, daß es unmöglich war, ihn zu bemerken. Kaum hatte er ſo viel Zeit gehabt, ſeinen Verſteck einzunehmen, als er vierzig mit dem prächtigſten Gefieder geſchmückte Vögel ſich zu den Füßen der jungen Schönen niederlaſſen ſah. Sobald dieſe Vögel die Erde berührten, verwandelten ſie ſich in eben ſo viele Nymphen, welche ſich bemühten, ihrer Herrinn ihre Huldigung darzubringen.

„Warum“, fragte dieſe ſie, „habt ihr mich nicht ſogleich bei meiner Abreiſe begleitet? ihr wußtet doch, daß meine Abſicht war, meinem Vielgeliebten, dem Prinzen Habib, einen Beſuch zu machen; welche Urſachen haben eure Abreiſe verzögern und euch berechtigen können, meine Befehle zu verſäumen?“

„Es iſt nicht unſere Schuld“, antworteten die Nymphen; „wir haben alle unſere Kräfte angeſtrengt, um euch zu folgen; aber es war uns unmöglich, der reißenden Schnelligkeit eures Fluges gleich zu kommen.“

Habib erkannte aus dieſem Geſpräche alsbald die Prinzeſſinn, von welcher der Geiſt ihm erzählt hatte; und er war in Verſuchung, ſich ihr zu Füßen zu werfen, aber ein Gefühl von Furcht und Ehrerbietung verhinderte ihn, dieſem erſten Antriebe nachzugeben, und er hörte noch folgendes Geſpräch:

„An dieſer Stelle“, ſprach Dorrat-al-Gawas, „will ich denjenigen erwarten, der mir zum Gatten beſtimmt iſt; er kömmt oft in dieſen Garten, ſich zu ergetzen; und um ihn zu ſehen, habe ich die Hauptſtadt meiner Staaten verlaſſen und die halbe Welt durchzogen: ich hoffe, daß er, unterrichtet von dem Schickſale, welches uns beſtimmt iſt, durch ſeinen Glücksſtern in dieſes Gebüſch geführt werde; ja, alles verkündigt mir, daß ich mich nicht getäuſcht habe; denn ich erblicke ihn unter den Bäumen, und ſiehe, da kömmt er ſchon auf uns zu.“

Dorrat-al-Gawas erkannte wirklich den Prinzen Habib, welcher aus dem Gebüſche hervortrat und ſich ihr näherte. Die Prinzeſſinn ſelber ging ihm entgegen, und gab ihm ganz das Vergnügen zu erkennen, welches ſie bei ſeinem Anblick empfand.

Der Prinz erwiederte dieſes Entgegenkommen mit nicht minderer Wärme; und er geſtand ihr, daß er ſeit den Entdeckungen, welche ſein Lehrer, der Geiſt Al-Abus, ihm gemacht, das lebhafteſte Verlangen empfunden hätte, diejenige kennen zu lernen, welche ihm zur Gattinn beſtimmt wäre, und daß ſeine Leidenſchaft dermaßen angewachſen, daß er faſt den Schlaf verloren hätte.

Als er dieſe Worte ausſprach, erblickte er am Rande des Geſichtskreiſes einen ungeheuern Vogel, welcher auf ſie loszukommen ſchien; dieſer Vogel ſenkte ſich zu den Füßen der Prinzeſſinn nieder, und verwandelte ſich auf der Stelle in einen Greis, welcher ſie beide ſehr freundlich begrüßte.

Fünfhundert und vierzehnte Nacht.

Dorrat-al-Gawas erkannte ihren Weſyr, und fragte ihn haſtig, welcher Anlaß ihn zu ihr herführete.

„Prinzeſſinn“, antwortete ihr dieſer Miniſter, „ich komme in aller Eile, um euch zu beſchwören, in eure Staaten heimzukehren; durch eure Abweſenheit beunruhigt, haben die Geiſter euch zu ſehen verlangt; ich habe ihnen geantwortet, daß unaufſchiebliche Geſchäfte euch nicht erlaubten, euern Palaſt zu verlaſſen. Aber dieſe Entſchuldigung hat einen unangenehmen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht; ſie halten die Weigerung, auf ihr Begehren zu erſcheinen, für Mangel an Achtung. Ein längeres Ausbleiben könnte dem einen oder andern von ihnen zum Vorwande der Empörung dienen; es iſt alſo nothwendig, daß ihr dieſen Ort unverzüglich verlaſſet.“

Die Geiſter-Fürſtinn dachte in dieſem Augenblicke nur an den Schmerz, ſich von dem jungen Habib zu trennen. „Prinz“, ſprach ſie zu ihm, „ihr könnt nicht ermeſſen, wie ſchmerzlich es mir iſt, mich zu entfernen, ohne euch mit mir nehmen zu können; das iſt, leider! der Beſchluß des Schickſals: es will, daß wir, vor unſerer Vereinigung, alle Arten von Mühſeligkeiten und Entbehrungen beſtehen; aber bewahret das Andenken an Dorrat-al-Gawas, und laſſet ihr Bild euch Kraft verleihen, den Gefahren zu trotzen, und mich zu erwerben, nachdem ihr erfüllt habt, was das Schickſal fordert.‘

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich auf den Rücken ihres Weſyrs, welcher ſchon wieder ſeine erſte Geſtalt angenommen hatte; und nachdem ſie dem Prinzen Lebewohl geſagt, flog ſie mit ihren Gefährtinnen dahin, welche ſich auch wieder in kleinere Vögel verwandelt hatten.

Als der Prinz wieder ſeine Geliebte verſchwinden ſah, konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten, und er ſtand lange unbeweglich, die Augen nach der Gegend gerichtet, dahin Dorrat = al = Gawas geflogen war.

Unterdeſſen hatten der Emyr Salama und ſeine Gattinn, voll Unruhe über die längere Abweſenheit ihres Sohnes, ſich nach dem Garten begeben, wo ſie ihn vermutheten; ſie fanden ihn ganz verweint und in bitteren Klagen über ſein Schickſal: die Trennung von Dorrat = al = Gawas hatte einen ſo tiefen Eindruck auf Habib gemacht, daß er faſt ſeiner Sinnen nicht mehr mächtig war.

Als ſeine Aeltern ihn wieder zu ſich gebracht hatten, erkundigten ſie ſich voll Unruhe nach dem Gegenſtande ſeines Kummers, und Habib erzählte ihnen, was ihm zugeſtoßen war.

Da erinnerten ſie ſich der Verkündigungen des Geiſtes, welcher des Prinzen Lehrer geweſen war, und dachten wohl, daß die Unfälle, mit welchen er ſie bedroht hatte, durch Dorrat = al = Gawas ſollten veranlaßt werden; in dieſer Meinung, thaten ſie alles mögliche, um den jungen Prinzen von ſeinem gefaßten Vorſatze, Dorrat = al = Gawas wieder aufzuſuchen, abzubringen; aber alles, was ſie ihm ſagen mochten, war fruchtlos. Vergebens ſtellte ſein Vater ihm alle Gefahren der beabſichtigten Unternehmung vor, vergebens erbot er ſich, nach allen Seiten erfahrene Ritter zur Aufſuchung der Königinn der Geiſter auszuſenden.

Nichts vermochte, die Standhaftigkeit des jungen Habib zu erſchüttern, welchen die Ausſicht des Todes ſelbſt nicht abſchreckte: er bat ſeinen Vater, ihm Kameele, Reiſezeug, ein angemeſſenes Gefolge und Geſchenke für ſeine Herrinn, mitzugeben; er hieß ihn alle Beſorgniſſe verbannen, und machte ſich mit ſeiner Karawane auf den Weg.

Er hatte ein Gefolge von zwanzig der unerſchrockenſten Ritter ſeines Stammes, trug einen trefflichen Panzer und ritt den ſchönſten Renner Arabiens. Als Habib ſo auf dem Wege war, fühlte er eine große Linderung ſeines Schmerzes, und hub an, vor ſeinen Gefährten Verſe auszuſprechen, welche ſeine Liebe und ſeine Ungeduld ſchilderten, bald wieder mit dem Gegenſtande ſeiner Wünſche vereinigt zu ſein.

Die Ritter, welche der Emyr Salama zur Begleitung ſeines Sohnes erwählt, hatten ſich den Befehlen ihres Fürſten nicht entziehen, und ſich nicht weigern können, Habib zu folgen; aber ſie waren alle eiferſüchtig auf die zahlreichen Siege, welche dieſer junge Mann davongetragen hatte, und ihr niedriger Neid trieb ſie ſo weit, daß ſie den Anſchlag faßten, ihn im Schlafe zu ermorden. Einer der verwegenſten übernahm es, dem Prinzen ein Schlafpulver ins Getränk zu miſchen; und nur zu wohl gelang dieſer hölliſche Anſchlag.

Die Karawane kam eines Abends in ein reizendes Thal, wo alles zum Ausruhen einlud; als die Zelte aufgeſchlagen waren, entledigte ſich derjenige, der die Ausführung des Anſchlags übernommen hatte, ſeines ſcheußlichen Auftrags. Der Prinz ſpürte bald die Wirkungen des Trankes, welche man ihm eingegeben hatte; er fühlte anfangs einen heftigen Kopfſchmerz, und verſank endlich in tiefen Schlaf.

Als die Ritter den Prinzen eingeſchlafen ſahen, berathſchlagten ſie ſich, was ſie nun mit ihm anfangen ſollten. Einige waren der Meinung, man ſollte ihn ermorden; aber die übrigen waren menſchlicher, ſie ſchauderten vor der Blutthat zurück, und ſtimmten der Meinung eines unter ihnen bei, welcher, um das Leben des Prinzen zu retten, ihnen vorſchlug, ihn allein in der Wüſte zu verlaſſen, welche das Thal umgab.

„Warum“, ſprach dieſer würdige Ritter zu ihnen, „ſollten wir uns ohne Noth eines Mordes ſchuldig machen? Wenn wir den Prinzen hier verlaſſen, und ſorgfältig alles von ihm entfernen, was ihm behülflich ſein könnte, ſeinen Weg fortzuſetzen, ſo iſt es durchaus unmöglich, daß er, in einer Wüſte und jeglicher Hülfe beraubt, dem Tode entgehe. Ihr ſeht ihn gegenwärtig feſt eingeſchlafen, und vielleicht iſt er ſchon in den ewigen Schlaf verſunken; aber auch angenommen, daß er wieder erwacht, wenn wir ihn hier verlaſſen und alle Pferde und Kameele mitnehmen, ſo iſt ſein Tod unvermeidlich.“

Dieſe Rede machte einen ſtarken Eindruck auf die Ritter; ſie begnügten ſich alſo, dem Prinzen ſein Roſs und ſeine Waffen zu nehmen und alles von ihm zu entfernen, was zu ſeiner Erhaltung hätte dienen können. Alsdann kehrten ſie auf demſelben Wege zurück, den ſie gekommen waren, um den alten Salama über das Verſchwinden ihres jungen Herrn ein Mährchen zu erzählen.

„Wenn der Emyr Salama“, ſprachen ſie unter ſich, „uns nach ſeinem Sohne frägt, ſo können wir ihn leicht überreden, daß Habib, erſchöpft von den Anſtrengungen der Reiſe, geſtorben iſt, und daß wir alles gethan haben, was wir vermocht, um ſein Leben zu retten, daß aber alle unſere Bemühungen fruchtlos geweſen ſind. Wenn er ſeine Verwunderung äußert, daß wir den Leichnam nicht zurückbringen, ſo wird die ungeheure Hitze der Wüſte und die Furcht vor der Verweſung uns zur Entſchuldigung dienen.“

Nachdem ſie alles ſo verabredet hatten, was ihr Verbrechen verhüllen ſollte, nahmen die Ritter die Zeichen der tiefſten Trauer an. Als ſie in die Nähe des Emyrs Salama kamen, ſtießen ſie laute Wehklagen aus; einer von ihnen führte das Roſs des Prinzen, welches ledig ging, am Zaume.

Als der Emyr dieſen Trauerzug herannahen ſah, erkannte er alsbald das Unglück, welches ihn bedrohte, und ſein Schmerz war gränzenlos. Jetzo trat einer der Ritter hervor und ſprach zu ihm alſo:

„Mein Fürſt, mit tiefem Schmerze kommen wir, durch eine troſtloſe Nachricht euer väterliches Herz zu betrüben: euer Sohn Habib iſt nicht mehr; er iſt ein Opfer der wüthenden Hitze der Wüſte geworden, nachdem er drei Tage lang vergelich gegen die Beſchwerden gekämpft, die ihn überwältigt haben. Bei dieſen ſchrecklichen Leiden haben wir uns bemüht, ihm alle uns mögliche Hülfe zu leiſten, aber es iſt umſonſt geweſen: mit dem Namen ſeiner Geliebten hat er den letzten Seufzer ausgehaucht.“

Dieſe Rede machte einen tiefen Eindruck auf den alten Emyr: „Wehe!“ rief er aus, „die Weiſſagungen ſind nur zu wahr geweſen! Muß noch das Ende meiner Tage durch ein ſo grauſames Misgeſchick vergiftet werden! O mein unglücklicher Sohn, wie haſt du ſo in der Blüte deiner Jahre umkommen können? Deine Tapferkeit verdiente ein anderes Schickſal: du wäreſt der Troſt meines Alters uud der Ruhm meines Reiches geweſen.“

Indem er dieſe Worte ausſprach und dabei ſeine Kleider zerriß und Aſche auf ſein Haupt ſtreute, lief ſeine Gattinn auf ſein Geſchrei herbei. „Wo iſt mein Sohn?“ rief die unglückliche Mutter aus, „was habt ihr mit meinem Sohne gemacht? Warum habt ihr nicht ſeinen Leich nam zurückgebracht? Ich hätte ihn ſelber gern ins Leichentuch gelegt, und ihn wenigſtens doch noch einmal geſehen!“

Die treuloſen Ritter entſchuldigten ſich, wie ſie verabredet hatten, und nahmen die brennende Hitze zum Vorwande, welche, wie ſie ſagten, ihnen nicht verſtattet hätte, ſich mit einem faſt gleich nach dem Tode in Fäulnis übergegangenen Leichname zu beladen: übrigens, verſicherten ſie, hätten ſie ihm ſorgfältig alle Ehre der Beſtattung erwieſen.

Vergeblich beſtand die Mutter Habibs darauf, die Begräbnisſtätte ihres Sohnes zu wiſſen; jene hüteten ſich wohl, den Ort anzugeben, wo ſie dieſen unglücklichen Prinzen verlaſſen hatten; ſie antworteten, ſie hätten ihn in einer graunvollen Wüſte beerdigt, in welche vor ihnen noch keines Menſchen Fuß eingedrungen, und deren Name ihnen ganz unbekannt wäre.

Da nichts im Stande war, ihren Schmerz zu lindern, ſo lagen der Vater und die Mutter Habibs in der Aſche, und verſagten es, irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen. Alle übrige Mitglieder des Stammes theilten aufrichtig ihr Leid, ſie betrauerten innig den Sohn ihres Herrn, und jeder glaubte, in ihm ſeinen Vertheidiger und Freund verloren zu haben.

Indeſſen waren alle dieſe Wehklagen ohne Noth. Habib war endlich, nach einem langen Schlaf, erwacht, und ſein Erſtaunen konnte nicht größer ſein, als er erkannte, daß man ihn in der Wüſte allein gelaſſen hatte. Er ſah vor ſich nichts, als eine unermeßliche Einöde. Seines Roſſes, ſeiner Gefährten und ſeiner Waffen beraubt, erkennt er wohl, daß ihm keine Hoffnung bleibt, als auf die Hülfe des Himmels; und indem er ſich auf die Knie wirft, ſpricht er folgendes Gebet:

„Du ſiehſt, großer Gott, die Treuloſigkeit derjenigen, die mich verrathen haben; du allein kannſt mich, in einer ſo bejammernswürdigen Lage, von den Gefahren befreien, welche mich bedrohen: ich übergebe mich dir, nimm mir, wenn du willſt, das Leben, aber laß mir den Muth, den Tod zu ertragen.“

Kaum hatte er dieſes Gebet vollendet, als er in der Ferne am Geſichtskreiſe der Wüſte etwas Schwarzes erblickte. Mitten in dem brennenden Sande, und unter den ſengenden Stralen der Sonne, verliert Habib nicht den Muth; er nährt ſeine Glut durch Geſänge der Zärtlichkeit und des Ruhmes, und erhitzt ſeine Einbildungskraft, indem er die Zauber der Schönheit beſingt.

Fünfhundert und funfzehnte Nacht.

Indeſſen ſchreitet er vergeblich vorwärts; der Gegenſtand, welchen er erreichen will, ſcheint mit jedem Schritte vor ihm zurückzuweichen. Auf einmal ſieht er über ſeinem

Haupte ein Gewölk ſchweben, welches ſchleunig herab ſinkt: bald unterſcheidet das Auge eine Geſtalt, und Habib erkennt, daß, was er für ein Gewölk gehalten hat, ein Vogel von wunderbarer Größe iſt. In der Lage, worin er ſich befand, verſchmähte er nicht das Mittel der Rettung, welches die Vorſehung ihm darbot; und da er ſah, daß die Füße des Vogels faſt ſo dick waren, wie Palmſtämme, ſo band er ſich daran feſt. Der Vogel ſäumte nicht, wieder aufzufliegen, und nahm gerade ſeine Richtung nach dem ſchwarzen Flecke, welchen Habib vergeblich zu erreichen geſucht hatte. Dieſer Fleck war ein unermeßliches Gebirge, welches ſeine Entfernung ſo klein erſcheinen ließ. Der Vogel ließ ſich auf dem Berge nieder, und Habib band ſich ſogleich von ſeinem Fuße los. Er durchlief den Ort, wo er ſich nun befand, und gelangte an den Eingang einer geräumigen Höhle, deren wilder Anblick Grauen erregte.

Der junge Prinz ließ ſich aber nicht abſchrecken, und der Erfolg krönte ſeine Anſtrengung. Er ſchritt mit feſtem Fuße vorwärts, und kaum war er eingetreten, als er den Geiſt Al-Abus ihm rufen hörte und ſich nahe bei ihm befand. Dieſer Geiſt hielt in der einen Hand einen köſtlichen, von den Geiſtern geſchmiedeten Säbel, und mit der andern reichte er Habib in einer prächtigen goldenen Schale ein Waſſer, welches ſeine erſchöpften Kräfte wieder beleben ſollte. Nachdem der junge Prinz es mit einem einzigen Zuge ausgeſchlürft hatte, bezeugte er ſeinem alten Lehrmeiſter ſein großes Vergnügen, ihn wiederzuſehen. Er erzählte ihm von ſeiner Zuſammenkunft mit Dorrat-al-Gawas, und von dem Glücke, welches er ſich verhieß, wenn er ſeine Vielgeliebte wiederſähe.

„Ach, mein Sohn“, erwiederte ihm der Geiſt, „du biſt noch weit von dem Ziele, wonach du ſtrebeſt; wie viel iſt dir noch übrig zu thun! Du mußt unermeßliche Meere durchfahren, furchtbare Ungeheuer beſiegen, Gefahren aller Art überſtehen. Ich möchte dir gern durch meine Macht die Schwierigkeiten beſeitigen helfen; aber dieſelbe erſtreckt ſich nicht bis dahin: ich kann dir nicht anders nützlich ſein, als daß ich dich zu deinen Aeltern zurücktrage, wenn du dieſen Ausweg ergreifen willſt.“

Bei dieſem beleidigenden Antrage unterbrach Habib haſtig den Geiſt:

„Wie?“ ſprach er, „ich hätte alſo die Meinigen verlaſſen, ich hätte dem Tode getrotzt, um ſchmachvoll wieder heimzukehren? Nein, einer ſolchen Nichtswürdigkeit bin ich unfähig, und mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt: ich will umkommen, oder diejenige erringen, die ich liebe.“

Als der Geiſt ſeinen jungen Zögling ſo feſt entſchloſſen ſah, gab er ihm noch ſeine Lehren, und ſprach alſo zu ihm:

„Prinz, hier in dieſer Höhle ſind die Schätze des Königs Salomon verwahrt, und dieſer Prophet iſt es, der mir befohlen hat, dieſen Ort zu hüten, welchen ich ohne ſeine Erlaubnis nicht verlaſſen darf. Wenn du dieſe Schätze zu ſehen wünſcheſt, ſo kann ich dir den Eingang dazu erleichtern, und dir verſtatten, nach Gefallen eine zahlloſe Menge edler Steine von allen Geſtalten und Farben zu beſchauen, welche in den vierzig großen Sälen am Ende dieſes unabſehlichen Ganges verſchloſſen ſind. Wenn du den Boden unter der Thüre durchſuchſt, ſo wirſt du die Schlüſſel dieſes ganzen Schatzes finden; willſt du dich aber nicht mit Betrachtung dieſer Reichthümer aufhalten, ſo geh durch die Säle, bis du an einer Vorhang mit achtzig Hefteln kömmſt, welche du ja nicht losknüpfen mußt, ohne ſie mit Baumwollenfäden zu umwinden, welche ich dir geben werde; hinter dieſem Vorhange findeſt du eine goldene Thüre, bedeckt mit hieroglyphiſchen Schriftzügen, welche du leſen mußt, bevor du weiter vordringeſt. Biſt du ſo glücklich, den Sinn derſelben zu enträthſeln, ſo öffne die Thüre mit Vorſicht, und ohne vor dem Geſchrei der Geiſter und Ungeheuer zu erſchrecken, welche dich in deinem Laufe aufhalten wollen. Du wirſt hierauf ein unermeßliches und ſtürmiſches Meer erblicken, deſſen Daſein auch etwas übernatürliches hat; geh am Ufer hin, und ruf einem Schiffe, welches du vorbeifahren ſiehſt; auf den erſten Wink, welchen du thuſt, wird es herbeieilen, dich einzunehmen. Mehr kann ich dir nicht ſagen, denn ich vermag nicht, das Zukünftige vorauszuſehen; ich weiß nur, daß ich dich zum letztenmale ſehe: bevor ich dir Lebewohl ſage, will ich dich aber noch mit dieſem Schwerte bewaffnen, welches von Geiſtern geſchmiedet iſt.“

Habib war entzückt über dieſe Rede; er drückte die Hand ſeines alten Lehrers, ergriff das ihm dargebotene Schwert, und ſchritt mit feſtem Tritte durch die Höhle hin. Er erkannte bald die Thüre, von welcher der Geiſt ihm geſagt hatte, durchſuchte den Boden unter der Schwelle, und fand einen ledernen Sack mit mehreren Schlüſſeln; es ward ihm leicht, denjenigen zu erkennen, der zu der Thüre paßte, welche er öffnete. Er trat nun in ein hellleuchtendes Zimmer, las hier eine Inſchrift, und enträthſelte ihren Sinn; es war ein Spruch über die Eitelkeiten der Welt, und über die Nothwendigkeit der Kraft und des Muthes in gefährlichen Unternehmungen.

Als Habib ſich dem Vorhange nähern wollte, welchen ſein Wegweiſer ihm bezeichnet hatte, wurde er plötzlich von einer Menge Ungeheuer und Geſpenſter angefallen, welche ihn mit Feuer und Rauch umhüllten; aber ſeine Unerſchrockenheit wurde nicht erſchüttert, und das furchtbare Geſchrei, welches ihn betäubte, hinderte ihn nicht, die empfangene Weiſung zu befolgen. Er umwand alſo die Heftel des Vorhanges ſorgfältig mit Baumwolle, und ſobald dieſe Vorrichtung beendigt war, ward es ihm leicht, ihn aufzuheben: in demſelben Augenblicke verſchwanden alle die geſpenſtiſchen Weſen, welche ihn umſchwärmten. Er glaubte ſich ſchon für immer von ihrer Verfolgung befreit, als er die

Unvorſichtigkeit beging, die Thüre wieder zuzumachen, welche offen zu laſſen der Geiſt ihn geheißen hatte. Sogleich erſchienen die Geiſter wieder, und beſtürmten ihn mit Vorwürfen:

„Verwegener Sterblicher“, riefen ſie, „warum kömmſt du, die Einſamkeit zu ſtören, in welcher wir leben? Danke es den Waffen, welche dich beſchützen; denn ohne ihre göttliche Kraft, würdeſt du die Wirkungen unſerer Wuth empfunden haben; aber ſchmeichle dir nicht, daß dein Muth die Prüfungen aushalten wird, welche du noch beſtehen mußt.“

Habib war jedem Gefühle von Furcht unzugänglich, und gleichwohl vermehrten ſich die Gegenſtände des Schreckens mit jedem Augenblick unter ſeinen Schritten: ſcheußliche Schlangen bedrohten ihn mit ihren ſpitzigen Zähnen; Löwen und Tieger ſtürzten ihm in den Weg; der Donner rollte mit Macht; entſetzliche Waſſerſtröme ſtürzten wüthend hernieder. Habib aber ſchritt furchtlos mitten durch alle dieſe Gefahren; und als ſeine Widerſacher ſahen, daß alle ihre Anſtrengungen fruchtlos waren, ließen ſie ab, ihn zu peinigen: er konnte nun mit ſchnelleren Schritten vorwärts dringen, und kam ohne Aufhalt an das Ufer eines wogenden Meeres; aber vergeblich erwartete er den ganzen Tag das Schiff, deſſen Ankunft der Geiſt ihm verkündigt hatte.

Den zweiten Tag war er nicht glücklicher, und das Harren war für ihn um ſo ſchmerzlicher, als er, ohne allen Vorrath, alle Qualen des Hungers und des Durſtes empfand. Vier Tage lang war er dieſer grauſamen Pein hingegeben; endlich erblickte er zwei Frauen, die aus dem Meere emporſtiegen, und deren Geſpräch er aufmerkſam zuhörte.

Fünfhundert und ſechzehnte Nacht.

„Siehſt du“, ſprach die eine zu ihrer Gefährtinn, „dieſen Menſchen dort am Ufer? Das iſt der Prinz Habib, der Geliebte der ſchönen Dorrat-al-Gawas, der gern wieder zu ſeiner Herrinn gelangen möchte; aber er weiß nicht, daß er durch ein unermeßliches, mit Klippen, Gefahren und Schiffbrüchen erfülltes Meer von ihr getrennt iſt: glaubſt du wohl, daß er eine ſo ſchwierige Unternehmung auszuführen vermag?“

„Ich glaube es“, antwortete ihre Gefährtinn; „nachdem er ſo gefährliche Abenteuer beſtanden hat, wie diejenigen, denen er Trotz geboten, iſt kein Zweifel, daß es ihm gelingen wird, alle noch übrige Hinderniſſe zu beſiegen; aber er iſt noch keinesweges nahe am Ziele ſeiner Wünſche.“

Obwohl dieſe Worte dem Prinzen Habib nur eine ziemlich entfernte Hoffnung zeigten, ſo verdoppelten ſie jedoch ſeinen Muth, und erfüllten ihn wieder mit Freude. Seine Zufriedenheit ward bald noch viel größer, als er am Rande des Geſichtskreiſes ein Schiff erblickte, welches mit vollen Segeln daher fuhr.

Sobald die Matroſen am Bord dieſes Schiffes einen Mann am Ufer erblickten, der ihnen Zeichen machte, ſetzten ſie ihr Boot aus, um ihn abzuholen. Als der Prinz an den Bord des Schiffes kam, fand er ſich mitten in einer Geſellſchaft von Kaufleuten, welche ſich beeiferten, ihm alle Hülfe zu leiſten, deren er ſo ſehr bedurfte, denn er war faſt todt vor Hunger.

Nachdem Habib ſich geſättigt hatte, erzählte er ihnen ſeine Geſchichte, welche er den Umſtänden gemäß erſann: er ſagte ihnen, er durchſchiffete dieſes Meer auch als Handelsmann, ſein Schiff wäre vom Sturm überfallen und verſunken, alle ſeine Gefährten wären umgekommen, und ihm allein gelungen, ſich mit Hülfe eines Brettes zu retten. Jeder ſuchte ihn über ſein Unglück zu tröſten, und redete ihm zu, Muth zu faſſen; man verſprach ihm den erlittenen Verluſt zu vergüten.

Einige Tage lang ging die Schiffahrt glücklich; aber indem das Schiffsvolk ſich ſchon ſchmeichelte, bald den Hafen zu erreichen, erhub ſich plötzlich ein ſehr heftiger Wind und trieb das Schiff von ſeiner Bahn. Vergeblich kämpfte der Steuermann dagegen, alle ſeine Anſtrengungen waren vergeblich.

Nach einiger Zeit beſänftigte ſich der Ungeſtüm des Windes; das Wetter ward ganz ruhig, aber man bemerkte nun, daß das Schiff völlig von ſeiner Bahn abgetrieben war, und ſich in unbekannten Gegenden befand. Der Schreck der Schiffsmannſchaft und der Reiſenden ſtieg aufs höchſte, als der Steuermann ihnen ankündigte, daß er endlich die Gegend erkennte und nicht länger an dem unglücklichen Schickſale zweifeln könnte, welches ſie bedrohete. Nach ſeiner Schätzung, ſollte das Schiff ſich jetzt in dem Grünen Meere befinden, welches Ungeheuer und boshafte Geiſter aller Art bewohnen und die Schiffer verſchlingen, die ſo unglücklich ſind, in dieſe Gegenden verſchlagen zu werden.

Dieſe Verkündigung ſetzte alle Zuhörer in Beſtürzung, aber Habib beruhigte ſie durch ſeine Feſtigkeit und Kühnheit. „Fürchtet nichts“, rief er aus, „von dieſen boshaften Geiſtern; ich fürchte nicht ihre Anfälle, welchen ich ſchon mehr als einmal getrotzt habe, und ich verſpreche euch, euch aus ihren Klauen zu befreien.“

Habib faßte den beherzten Entſchluß, ſich ſelber dem Oberhaupte der Geiſter entgegen zu ſtellen, welcher, nach den Anzeigen des Steuermannes, das Schiff in der Richtung fortzog, in welcher es ſich bewegte. Er ließ ſich alſo an ein Seil binden, und ſchwang ſich in das Meer, mit dem Zauberſchwert in der Hand, welches ihm ſein Schutzgeiſt gegeben hatte.

Er erkannte alsbald das Ungeheuer, welches ſchon herbei eilte, ihn zu verſchlingen; aber ohne vor ſeinem Anblicke zu erſchrecken, ſchlug er ſo gewaltig auf daſſelbe, daß er ihm den Kopf entzwei ſpaltete.

Nachdem er ſich alſo von dieſem gefährlichen Feinde befreit hatte, gab er den Kaufleuten ein Zeichen, ihn vermittelſt des Seiles, woran er feſtgebunden war, wieder an Bord zu ziehen. Sobald nun das Schiff aus den Klauen des Geiſtes befreiet war, welcher ſeinen Lauf aufgehalten hatte, ſchwebte es wieder ganz frei dahin.

Ein ſolcher Zug des Heldenmuthes war zu auffallend, als daß man nicht etwas Uebernatürliches in dem Helden ahnen ſollte, welcher eben ein ſo gefährliches Abenteuer beſtanden hatte. Erkenntlich für den groſſen Dienſt, welchen er ihnen geleiſtet hatte, legten die Kaufleute ihm alle ihre Habe zu Füßen; aber der älteſte unter ihnen, der vor allen vermuthete, daß der Prinz im Schutze geheimnisvoller Mächte ſtände, beſchwur ihn, nicht länger ſeinen Rang und Namen zu verbergen, ſondern ſich ihnen zu erkennen zu geben. Der Prinz weigerte ſich lange, ihre Neugierde zu befriedigen; endlich aber gab er ihren dringenden Bitten nach, und erzählte ihnen die wunderbaren Abenteuer, welche ihn an den Bord des Schiffes geführt hatten.

Mit günſtigem Winde erreichte das Schiff nun bald wieder dem Steuermanne bekannte Gegenden, welcher voll Freuden den Reiſenden die Inſeln Bellur ankündigte, in deren Nähe man ſich jetzo befand. So wie man näher kam, erkannte man eine prächtige Stadt, in deren Hafen das

Schiff einlief; und alsbald war es von einer Menge Böte umringt, welche zur Ausſchiffung der Reiſenden und der Waaren ihre Dienſte anboten.

Dorrat-al-Gawas war noch ein Raub der traurigen Betrachtungen, welche die Trennung von ihrem geliebten Prinzen, und die Vorſtellung der zahlloſen Gefahren, von welchen er bedroht war, in ihr erzeugten, als einer der ihr unterworfenen Geiſter kam und ihr die Ankunft des Prinzen Habib verkündigte. Sogleich befahl ſie, daß vielfache Freudenbezeigungen aller Unterthanen das Glück ihrer Königinn kund thun, und daß der Weg, welcher den Prinzen zu ihr führte [illegible]it Teppichen und koſtbaren Stoffen bedeckt werden ſo[illegible] Zu gleicher Zeit ſchickte ſie ihm eine zahlreiche Eh[illegible]he, um ihn nach ihrem Palaſte zu begleiten.

[illegible]hundert und ſiebenzehnte Nacht.

Man kann ſich denken, wie groß die Freude des Prinzen war, als er ſich wieder bei derjenigen befand, für welche er ſo große Gefahren beſtanden hatte. In den Armen ſeiner Geliebten, vergaß er bald aller Mühſeligkeiten, denen er ſich ausgeſetzt hatte. Aber mitten in der Freude, welche er empfand, ſtieg ein Gedanke in ihm auf, der ſein Glück trübte: er gedachte an den Schmerz, dem ſeine Aeltern, ſeit ſeiner Abreiſe hingegeben ſein mußten. Endlich entſchloß er ſich, der Prinzeſſinn ſeinen Kummer mitzutheilen, und dieſe, um ſeine Betrübnis zu verbannen, verſprach ihm, er ſollte ſeine Aeltern denſelben Tag noch wiederſehen.

Sie ließ ſogleich die Vornehmſten der Geiſter verſammeln, und eröffnete ihnen, daß ſie, durch wichtige Angelegenheiten genöthigt ihr Reich zu verlaſſen, die Verwaltung deſſelben ihrem Groß-Weſyr anvertraut hätte; und nachdem ſie ſich ihrer Treue verſichert hatte, befahl ſie ihren dienſtbaren Geiſtern, ſie mit dem Prinzen nach dem Garten zu verſetzen, in welchem ſie ſich zum erſtenmale geſehen hatten: und dieß war in einem Augenblicke vollbracht.

Salama und ſeine Gattinn waren ganz in Schmerz über den Verluſt ihres Sohnes verſunken, als ſie, zu ihrer größten Ueberraſchung, ihn plötzlich wieder vor ihnen erſcheinen ſahen. Anfangs glaubten ſie, es wäre eine Täuſchung ihrer Sinne; aber die Betheurungen des Prinzen und ſeine zärtlichen Umarmungen ließen ſie nicht länger zweifeln, daß ſie ihren vielgeliebten Sohn wiedergefunden hätten.

Nachdem die erſte ſtürmiſche Freude vorüber war, beſchäftigte man ſich damit, Habibs unerwartete Ankunft überall verkündigen zu laſſen. Er empfing die Glückwünſche aller Häupter der Stämme. Man beſchenkte die Armen reichlich, und Freudenfeſte wurden ſieben Tage hindurch gefeiert, nach deren Verlauf man neunzehne von den Rittern, welche Habib in der Wüſte verlaſſen hatten, aufhängen ließ.

Bald darauf bezahlte Salama der Natur ſeine Schuld: Habib nahm ſeine Stelle ein, und vereinigte unter demſelben Szepter die zahlreichen Stämme ſeines Vaters und das Reich der Inſeln Bellur. Dieſer groſſe Fürſt verlebte mit der ſchönen Dorrat-al-Gawas lange und glückliche Jahre; und als er ſtarb, hinterließ er ein blühendes Reich, welches darauf unter die zahlreichen Kinder, die er mit dieſer Prinzeſſinn erzeugt hatte, getheilt wurde."

Noch war der Tag nicht ſichtbar, und Scheherasade benutzte die noch übrige Zeit, um dem Sultan von Indien die Geſchichte von Aly Dſchohary zu erzählen:

Geſchichte

des Aly Dſchohary.

„Herr, Aly Dſchohary hatte von ſeinen Voraͤltern das Amt eines Oberaufſehers bei den Chalyfen von Baghdad uͤberkommen, und er verwandte einen groſſen Theil der unermeßlichen Reichthuͤmer, welche dieſes Amt ihm verſchaffte, zu Wohlthaten, welche ihm die Achtung aller Bewohner der Hauptſtadt und des Chalyfen ſelber erwarben.

Da Aly Dſchohary, bei herannahendem Alter, nur einen Sohn hatte, auf deſſen Erziehung er alle ſeine Sorgfalt verwandte, ſo benutzte er das Wohlwollen ſeines Herrn, und bat ihn um die Erlaubnis, ſeinen Dienſt zu verlaſſen. Der Chalyf nahm keinen Anſtand, ihm dieſe Gnade zu bewilligen, und vermehrte zugleich durch neue Geſchenke die unermeßlichen Reichthuͤmer ſeines Oberaufſehers.

Aly begab ſich mit ſeiner Familie nach Damask, und ließ in dieſer Stadt einen prächtigen Palaſt erbauen, umgeben mit herlichen Gärten, und am Ufer eines Fluſſes gelegen. Zu gleicher Zeit ließ er Karawanſereien, Moſcheen und Hoſpitäler für die durch Ausſchweifungen Erkrankten erbauen; denn ſo heilſam iſt die Luft von Damask, daß die jungen Leute hier ohne Arzneimittel geneſen, während die Greiſe hier ihre Geſundheit erhalten.

Nachdem der Oberaufſeher des Chalyfen ſeine Bauten vollendet hatte, war er darauf bedacht, für ſeinen Sohn, welchen er nun für alt genug hielt ſich zu verheiraten, eine Gattinn auszuwählen, und vermählte ihn mit ſeiner Nichte, einer jungen Waiſe, welche er von Kindheit her aufgezogen hatte.

Die beiden jungen Leute liebten einander ſo vollkommen, daß man von ihnen ſagen konnte: „Es iſt nur Eine Seele in zwei verſchiedenen Leibern.“ Aber ein bejammernswürdiger Zufall verſetzte dieſes Haus bald in Betrübnis: die junge Frau ward krank, und vergeblich berief man von allen Seiten die geſchickteſten Männer der Heilkunde; ſie ſchien vielmehr unter den verſchiedenen angewandten Mitteln zu erliegen.

Es lebte damals zu Kufah ein ſehr gelehrter Emyr, welcher ſich die Lehren des weiſen Lokman [4] angeeignet hatte, und die ganze Beredſamkeit des Haryry [5] beſaß. Er hatte die Schönheiten von Damask ſo ſehr rühmen gehört, daß er beſchloß, dieſe Stadt zu beſuchen. Als er ſich ihr nahte, ward er bezaubert von dem reizenden Anblicke der Gärten und der zahlloſen Bäche, welche darin eine ewige Kühlung unterhalten. Seine Ohren umtönte ein Konzert von Vögeln, welche dem Ewigen zu danken ſchienen, daß er einen ſo anmuthigen Aufenthalt für ſie geſchaffen hatte. Entzückt von dieſem Schauſpiele, rief der Emyr aus:

„Muhammed hatte wohl recht, ſeinen Jüngern die Eroberung dieſer Stadt zu empfehlen; denn die vier Flüſſe, welche ſie bewäſſern, ſind das geringſte ihrer Aehnlichkeit mit dem Paradieſe.“ [6]

Der Emyr bezog in Damask einen Palaſt, welcher, auf Befehl des Chalyfen, für ihn in Bereitſchaft geſetzt war. Da ſein Ruf ihm in dieſer Stadt vorangegangen war, ſo wurde Aly Dſchohary auch bald von ſeiner Ankunft unterrichtet. Sogleich ließ er zwei Maulthiere ſatteln, füllte einen Korb mit prächtigen Stoffen und köſtlichen Kleinoden, und begab ſich mit ſeinem Sohne nach dem Palaſte des Fürſten.

Der Emyr von Kufah war ſchon von den Großen der Stadt umgeben, welche ihm ihre Huldigung darzubringen kamen. Er empfing ſie ſehr freundlich, lud ſie zum Kaffé ein, und bezeugte dem Sohne Aly Dſchohary's die lebhafteſte Theilnahme; und als er die auf ſeinem Geſichte verbreitete Traurigkeit wahrnahm, fragte er ihn nach der

Urſache ſeines Kummers. Aly Dſchohary erzählte ihm die Krankheit ſeiner Nichte, und der Emyr war ſo gerührt von ſeinem Unglücke, daß er ohne Aufſchub, in Begleitung aller Gegenwärtigen, ſich nach dem Bette der Kranken begab.

Er befühlte ihr den Puls, und erkannte bald, daß hier keine Hoffnung mehr war; aber, ohne ſeine Befürchtung zu äußern, begnügte er ſich, einen tiefen Seufzer auszuſtoßen. Der junge Mann, der dieſen nur zu wohl verſtand, ſank auf der Stelle in Ohnmacht. Mein Vater fragte den Emyr dringend, was er von Zuſtande ſeiner Nichte dächte?

„Leider", antwortete dieſer ihm, „iſt ihre Krankheit unheilbar; beruhiget jedoch euern Sohn, weil nichts ohne den Willen Gottes geſchehen kann. Es gäbe zwar noch Ein Mittel, ſeine Gattin zu retten, aber die Anwendung deſſelben ſcheint mir ſehr ſchwierig.

Fünfhundert und achtzehnte Nacht.

Sechs Monatreiſen jenſeit des Kaukaſus", fuhr er fort, „in den von jenen Geiſtern bewohnten Gegenden, welche ſich gegen Salomon empörten, wächſt eine Kraut, deſſen Kräfte mir dieſer Prophet offenbart hat, und welches alle Krankheiten der Menſchen zu heilen vermag. Dieſe

Pflanze heiſst das Vogelkraut, und ſie wächſt auf einer Inſel, um welche die böſen Geiſter ſtrenge Wache halten. Indeſſen hat euer Sohn zu ſeiner Gattinn eine ſo innige Liebe, daſs er vielleicht nicht fürchtet, ſein Leben zu wagen, um das ihrige zu retten: und übrigens hat er ſchon ſo viel gute Werke gethan, daſs Gott ihn ohne Zweifel gegen die Angriffe der böſen Geiſter in Schutz nehmen wird."

Hierauf erweckte er vermittelſt eines Riechfläſchchens, welches er bei ſich trug, wieder die Lebensgeiſter des Sohnes Aly's, und ſprach dabei: „Kommet wieder zu euch, junger Mann, und bemühet euch, mit Ehrfurcht den Willen des Allmächtigen und Allbarmherzigen anzuerkennen; bemühet euch, durch eure Entſagung die ſiebzig Huri's zu gewinnen, welche unſer heiliger Prophet uns verheiſst."

„Ach", antwortete der junge Mann, „was ſaget ihr mir jetzo von den Huri's! Das iſt, als wenn ihr einem Armen, der euch um ein Glas Waſſer anſpricht, antwortetet: „du kannſt dich bald in den Flüſſen des Paradieſes erfriſchen;" oder wie jener Rabbiner, welcher, einen abtrünnigen Juden zu tröſten, den der Kadi von Baghdad zum Galgen verdammt hatte, ihm eine glänzende Beſchreibung des Feſtes machte, welches Iſaak und Jakob ihm bereiteten. Ein über die Redſeligkeit des Rabbiners ungeduldiger Soldat ſtieſs ihn in den Tigris, mit den Worten: „Wohlan, guter Freund, geh voran, um die Becher zum Feſte auszuſpülen."

„Seid nicht untröſtlich“, fuhr der Emyr fort, „verſuchet, das Vogelkraut zu gewinnen; ich übernehme es, zu verhindern, daß die Kranke während eurer Abweſenheit ſterbe, und will euch alle nöthigen Anweiſungen zur Erleichterung eurer Reiſe geben.“

Der Sohn Aly Dſchohary's dankte ihm für ſeine Güte, und bezeugte ihm ſein Verlangen, ſich baldigſt auf den Weg zu begeben. Als der alte Oberaufſeher den Entſchluß ſeines Sohnes ſah, zerſchmolz er in Thränen; er ſtellte ihm alle die Gefahren vor, welchen er ſich ausſetzete, ohne irgend einen Anſchein des Erfolgs; aber vergebens bemühte er ſich, durch die Schilderung der Beſorgniſſe, denen er ſelber preisgegeben ſein würde, die Standhaftigkeit des jungen Mannes zu erſchüttern.

Der Emyr beruhigte ihn in dieſer Hinſicht: „Nehmet“, ſprach er zu ihm, „hier dieſes Baumwollen-Korn, pflanzet es in eurem Garten, und pfleget ſorgfältig des Strauches, welchen es hervortreiben wird: ſo lange er gedeihet, könnt ihr über den Zuſtand eures Sohnes ruhig ſein; wenn er aber vertrocknet, ſo ſcheint ſeine aufgeſprungene Samenkapſel euch zu ſagen: „Spinne meine Baumwolle zum Leichentuche für deinen Sohn.“

Nachdem er dem jungen Manne die nöthigen Anweiſungen zu ſeiner Reiſe durch die Tatarei und China gegeben hatte, nahm der Emyr Abſchied von Aly Dſchohary, und kehrte nach ſeinem Palaſt zurück.

Aly's Sohn ſäumte nicht, ſich auf den Weg zu machen. Er reiſte Nacht und Tag, kam an die Gränzen von China, und erreichte bald die Hauptſtadt dieſes Reichs. Er durchwanderte ruhig dieſe Stadt, als man ihn, zu ſeinem Unglücke, für einen Muſelmann erkannte. Da die Religion des wahren Propheten in China verboten iſt, ſo ergriff man den Sohn Aly Dſchohary's, und warf ihn in ein finſteres Loch, um ihn zum Schlachtopfer für die Götzen des Landes aufzubewahren. Hier erwartete der unglückliche Gefangene nun in Wehklagen den unſeligen Tag des Opfers, als der Rathſchluß Gottes, welcher zur Rettung derjenigen, welchen er wohlwill, ſich oft ihrer eigenen Feinde bedient, ihn aus der Verlegenheit zog.

Ein Chineſiſcher Herr, welcher die Stadt Damask kennen zu lernen wünſchte, hatte ſich als Derwiſch verkleidet und ſich dort lange aufgehalten. Er wohnte gerade in einem der von dem alten Aly Dſchohary erbauten Karawanſereien, und da er fleißig die Moſcheen beſuchte, ſo hatten die Predigten der Scheiche, und die Handlungen der Barmherzigkeit, welche er die Muſelmänner ausüben ſah, ihn von der Vortrefflichkeit des Islamismus überzeugt, und er hatte beſchloſſen, die Wallfahrt nach Mekka zu machen. Der wohlthätige Aly Dſchohary hatte ihn in den Stand geſetzt, ſich nach dieſer Stadt zu begeben, wo er die Kaaba verehrte; und nachdem er den Brunnen Sem-Sem und das Grab des heiligen Pro-

Univ. Bibl. München

pheten zu **Medina** beſucht hatte, war er in ſeine Heimat zurückgekehrt.

Er betrat die Stadt in demſelben Augenblick, als der Sohn Aly's geopfert werden ſollte: er fragte, wer das Schlachtopfer wäre, welches man zum Tode beſtimmt hätte, und gerieth in den äußerſten Unmuth, als er vernahm, es wäre ein Fremdling aus Damask, der Sohn des Aly Dſchohary. Er wäre beinahe in Ohnmacht geſunken, hatte aber noch Kraft genug, ſeine Bewegung zu verbergen; und nachdem er die nöthigen Erkundigungen über den Ort, wo der Sohn Aly's eingeſperrt war, eingezogen hatte, ging er auf das nächſte Feld hinaus. Dort ſchlug er Feuer an, verbrannte Räucherwerk darin, und nachdem er gewiſſe Worte ausgeſprochen hatte, verwandelte er ſich in einen Vogel.

So nahm er ſeinen Flug nach der Stadt, zu dem Gefängniſſe, drang durch die Eiſengitter der Fenſter, und nahm hierauf ſeine natürliche Geſtalt wieder an: nun ſtieg er eine Treppe von ſechshundert und vierzig Stufen hinab, kam ſo zu dem Sohne Aly Dſchohary's, und warf ſich in ſeine Arme.

Fünfhundert und neunzehnte Nacht.

Aber in der Eile, mit welcher er daher geflogen war, hatte er vergeſſen, das Feuer auszulöſchen, worin er das

Räucherwerk verbrannt hatte. Der Oberprieſter des Götzentempels kam gerade an dem Orte vorbei, wo dieſe Zauberei vorgegangen, fand das noch rauchende Feuer, und da er ſelbſt der Zauberei kundig war, ſo benutzte er die Mittel, welche dieſer günſtige Umſtand ihm darbot, ſelber eine Beſchwörung anzuſtellen, vermittelſt welcher er nun erfuhr, was vorging.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, lief er nach dem Gefängniſſe, und benachrichtigte den Kerkermeiſter von dem Verſuche, welcher gemacht würde, ſeinen Gefangenen in Freiheit zu ſetzen; und jener nahm ſeine Maaßregeln ſo gut, daß weder der eine noch der andere entkommen konnte.

Der Oberprieſter begnügte ſich nicht damit, ſeinen Feind alſo gefangen zu haben; er hatte noch die Grauſamkeit, einen Schergen zu beſtellen, welcher beiden täglich dreimal die Baſtonnade geben mußte. Dieſe Mißhandlung, und der Verdruß, ſo überliſtet zu ſein, hatten den neuen Gefangenen in ſo tiefe Schwermuth verſenkt, daß ſein Gefährte genöthigt war, ihm Troſt zu geben.

„Laſſet ab, das Schickſal anzuklagen“, ſprach er zu ihm, „und vertrauet auf den wahren Gott; wenn ihr ihn anrufet, ſo wird er nicht unterlaſſen, euch aus den Händen eurer Feinde zu befreien.“

Unterdeſſen rückte der Tag des Opfers heran, und ihre Unruhe verdoppelte ſich, als zufällig der Neubekehrte, indem er ſeine Taſche durchſuchte, einen ſehr koſtbaren Smaragd fand, welchen er bei ſich führte. Der Anblick dieſes Kleinods erregte ſeinen Unwillen: „Verfluchter Stein“, rief er aus, indem er ihn heftig zu Boden warf, „wozu kannſt du mir jetzo dienen, und welchen Werth haſt du noch für mich? Ich würde dich gern für ein Stück Eiſen vom geringſten Werthe hingeben.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als ein glänzendes Licht das Gefängnis erhellte, und eine Donnerſtimme ſich hören ließ. Der Sohn Aly Dſchohary's ſank vor Schrecken in Ohnmacht.

„Was iſt dein Begehr?“ fragte der Geiſt den Chineſiſchen Herrn. „Es gibt nichts, was ich nicht zum Lohne für den Dienſt thäte, welchen du mir eben geleiſtet haſt: vernimm, ich bin einer der gegen Salomon empörten Geiſter, welcher mich, zur Strafe meines Ungehorſams, in dieſen ſternkräftigen Smaragd eingeſchloſſen hatte: du haſt mich, indem du ihn zerſchmettert, aus meinem Gefängniſſe befreiet, und ich will für den wichtigen mir geleiſteten Dienſt erkenntlich ſein.“

„Wohlan“, erwiederte der Gefangene, „ſo begehre ich denſelben Dienſt von dir: hilf uns aus dieſem hölliſchen Loche, und räche mich an dem Elenden, welcher uns verfolgt.“

In einem Augenblicke hatte der Geiſt den Oberprieſter ins Gefängnis geführt und mit den Ketten belaſtet, von welchen er die beiden Freunde befreiet hatte; er faßte ſie hierauf in ſeine Arme, die Erde öffnete ſich unter ihren Füßen und ſie befanden ſich plötzlich in einem prächtigen Palaſte, deſſen Glanz nicht ſeinesgleichen hatte: denn er war von Edelſteinen erbauet, ruhte auf Säulen von Smaragd, und war von weiten Gärten umgeben, welche denen des Paradieſes von Schedad glichen.

Geblendet von dieſem Anblicke, fragte der Sohn Aly Dſchohary's den Geiſt, wem dieſe prächtigen Beſitzungen gehöreten.

„Dieſer Palaſt“, antwortete der Geiſt, „iſt einer der Paläſte Salomons; an dieſem Orte wohnt meine Herrinn, und wie ſehr man auch die Schönheiten von Damask rühmt, ihr werdet ſehen, daß diejenige, welche ich euch zeigen werde, ſie alle übertrifft.“

Dieſe Worte erregten lebhaft die Neugierde des Sohnes Aly Dſchohary's. Man führte ſie beide in einen prächtigen Badeſaal, wo vier und zwanzig weiße Sklaven ſie mit aller Aufmerkſamkeit bedienten. Von hier traten ſie in einen Saal, wo ein glänzendes Mahl bereit ſtand; vier Springbrunnen, mit duftenden Blumen umgeben, verbreiteten darin eine köſtliche Kühlung.

Aber alle dieſe Pracht konnte den Sohn Aly's nicht von der tiefen Unruhe befreien, welche ihn um ſeine Gattinn erfüllte: vergebens ließ man vor ihm eine Menge junger

Sklavinnen erſcheinen, deren Schönheit die der Huri's übertraf; er blieb bei allen ihren Reizen unbeweglich.

Der Geiſt fragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß. „Ach“, antwortete er ihm, „ich habe meine Familie in tiefſten Schmerz verſunken daheim gelaſſen: meine geliebte Gattinn iſt dem Tode nahe, und ſtirbt unfehlbar, wenn es mir nicht gelingt, das Vogelkraut zu gewinnen; und ich weiß nicht, wie ich dazu gelangen ſoll.“

„Hüte dich wohl, mein Sohn“, erwiederte ihm der Geiſt, „eine ſo gefährliche Unternehmung zu verſuchen: das Kraut, welches du holen ſollſt, iſt in der Gewalt der gegen Salomon empörten Geiſter, welche ſich deſſelben bemächtigt haben, und dein Tod wäre unvermeidlich.“

Was aber der Geiſt auch ſagen mochte, es gelang ihm nicht, den Entſchluß des jungen Mannes zu ändern; und als er ihn ſo unerſchütterlich ſah, ſo gab er ihm alle Anweiſungen, welche, wie er glaubte, ihm nützlich ſein konnten, und ließ ihn abreiſen.

Der junge Reiſende ſtieg zu Pferde, und folgte einem Knäuel, welches ſein Wirth ihm gegeben hatte, und welches, ſtäts vor ihm dahin rollend, ihn zu dem Orte ſeiner Beſtimmung bringen ſollte.

Er kam endlich an einen großen Wald, und das Knäuel ſtand am Eingange einer tiefen Höhle ſtill, deren Finſternis abſchreckend war. Der Sohn Aly Dſchohary's ſtieg von ſeinem Pferde, und, nachdem er es an einen

Baum gebunden hatte, drang er in das Innere der Höhle; er gelangte endlich an ein großes Feuer, welchem ein altes Weib gegenüber ſaß, deren Finger die Geſtalt einer Gabel hatten, und deren Nägel ſo groß waren wie die Auſterſchalen des Rothen Meeres: ſie drehte einen ungeheuern Bratſpieß, an welchem drei Männer ſteckten.

Fünfhundert und zwanzigſte Nacht.

Bei dieſem gräulichen Anblicke wäre der Sohn Aly Dſchohary's faſt in Ohnmacht gefallen; aber er fühlte, daß er ſchon zu weit vorwärts wäre, um ſich zurückziehen zu können. „Wehe!“ rief er, „mein elender Wirth hat mich betrogen; aber ich muß mich mit Muth waffnen.“

Sein Schreck war nicht von langer Dauer; denn weit entfernt, ihn übel zu empfangen, lächelte die Alte ſo freundlich, als ſie konnte: „Tritt näher, ſchöner junger Mann“, redete ſie ihn an; „ſei willkommen; in Wahrheit, ſeit den dreitauſend Jahren, die ich lebe, habe ich keinen ſo wohlgebildeten Sterblichen geſehen, als dich: ohne Zweifel hat mein Enkel dich nach unſerer Wohnung gewieſen. Wart' einen Augenblick, mein Vater wird gleich wiederkommen, und du kannſt von ihm die Weiſungen erhalten, welche dir nützlich ſein werden.“

In der That ſah der Sohn Aly Dſchohary's bald darauf einen Geiſt eintreten, deſſen Geſtalt entſetzlich war. Aber weit entfernt, feindliche Geſinnungen zu zeigen, lobte der Vater ſeine Tochter, daß ſie den jungen Mann ſo gaſtfreundlich aufgenommen, ſobald ſie erkannt, wer ihn hergeſchickt hatte; er fragte ihn nach dem Zwecke ſeiner Reiſe, und als er ihn vernommen hatte, fuhr er fort:

„Es thut mir leid um euch, daß ihr eine ſo ſchwierige Aufgabe unternommen habt; denn wir können euch dabei nicht nützlich ſein, weil wir mit den Geiſtern im Kriege ſind, welchen die Bewachung des Vogelkrauts aufgetragen iſt.“

Nach einem ziemlich kurzen Aufenthalte, nahm der junge Mann Abſchied von ſeinen Wirthen, und fragte ſie nach dem Wege, welchen er nehmen müßte; nachdem er von ihnen die nöthigen Weiſungen erhalten hatte, machte er ſich auf den Weg, ungeachtet aller ihrer Vorſtellungen, um ihm ſein Unternehmen auszureden.

Nach einigen ununterbrochenen Tagereiſen, gelangte er in ein ſchönes Thal, nicht weit von dem Orte, wo das köſtliche Vogelkraut ſein mußte, welches er ſo lange Zeit her ſuchte. Er hatte großes Verlangen, ſich bald im Beſitze deſſelben zu ſehen; aber die Müdigkeit und die Pflichten der Religion nöthigten ihn, ſich mit Geduld zu waffnen.

Nachdem er ſeine Abwaſchungen und Gebete verrichtet hatte, nahm der junge Reiſende etwas Nahrung zu ſich, und ſtreckte ſich am Fuße des Baumes hin, welcher ihm die Mittel zu ſeiner Mahlzeit hergegeben hatte. Obwohl höchſt ermüdet von einer ſo langen und beſchwerlichen Reiſe, hatte er jedoch einen unruhigen Schlaf: tauſend Traumbilder, eins immer ſchrecklicher als das andere, beſtürmten ſeine aufgeregte Einbildungskraft. Bald wähnte er, bei dem Leichenbegängniſſe ſeiner Gattinn gegenwärtig zu ſein; bald ſah er ſich nahe daran, von einem Rieſen gefreſſen zu werden, und vermiſchte ſeine Wehklagen mit denen der Schlachtopfer, welche er bluten geſehen hatte, und die er noch zu hören wähnte. Aber ein furchbarer Donnerſchlag befreite ihn von dieſen eingebildeten Gefahren, um ihm andere eben ſo furchtbare, und viel wahrhaftere vor Augen zu ſtellen.

Als er die Augen aufſchlug, wurde er geblendet von den zuckenden Blitzen, welche ihm eine zahlloſe Menge von Geiſtern und Geſpenſtern ſichtbar machten, deren durchdringendes Geſchrei den unverzagteſten Muth erſchüttert haben würde. Ein in der Luft verbreiteter Schwefelgeruch ließ ihn fürchten, daß der Wetterſtrahl nahe bei ihm niedergefahren wäre; und wirklich, als er mit der Hand nach ſeinem Turban faßte, fand er, daß ihm nichts davon übrig blieb, als die Kappe, und er ſah, beim Leuchten der Blitze, ſein Pferd zu Boden geſtreckt: das unglückliche Schickſal dieſes treuen Gefährten aller ſeiner Reiſen betrübte ihn noch mehr, als alle die Gefahren, von denen er bedrohet war.

Er warf ſich über die Leiche dieſes armen Thieres hin, drückte deſſen Kopf in ſeine Arme, und begann zu wehklagen: „Meine ſchöne Freundinn“, redete er es an, „meine treue Freundinn, meine Gaſelle! du, das einzige an meinen Leiden theilnehmendes Weſen, muß ich dich in dem Augenblicke verlieren, wo wir dem Ziel unſerer Mühſeligkeiten ſo nahe ſind? Ach! du blickſt mich nicht mehr an, dein Augenlied hat deinen glänzenden Augenſtern verdeckt; ich werde dich alſo nie mehr auf unſere fetten Wieſen führen!“ Seufzer, mit einem Thränenſtrom vermiſcht, verhinderten ihn, fortzufahren, und der Name Damask erſtarb auf ſeinen zitternden Lippen.

Indeſſen bemühte er ſich, ſeinen Schmerz zu überwinden; er ergriff ſeinen Säbel, der am Sattel ſeines Pferdes befeſtigt war, und ſchritt nach der gefährlichen Gegend hin. Je näher er kam, je ſtärker wurden das Geſchrei der Geiſter und die Donnerſchläge: die Erde bebte unter ſeinen Füßen, und er ſchritt in dieſer tiefen Finſternis nur beim Leuchten der Blitze vorwärts; ſie dienten ihm auch, den Baum zu erkennen, an deſſen Zweige der Käfig aufgehängt war, von welchem die Geiſter ihm geſagt hatten. Er ſtreckte die Hand darnach aus, als ein ſchmerzliches Geſtöhn in ſein Ohr drang: er wähnt, die Stimme des ihm befreundeten Geiſtes zu erkennen, und drehet den Kopf um, und in demſelben Augenblicke haut ein Säbel ihn in vier Stücke.

Fünfhundert ein und zwanzigſte Nacht.

Wir haben die Aeltern dieſes Unglücklichen lange in Trauer über die Abweſenheit ihres Sohnes und die Krankheit ihrer Nichte verlaſſen. Sie hatten keinen anderen Troſt, als die kleine Baumwollenſtaude, welche ſie nicht verſäumten jeden Morgen mit ihre Thränen zu befeuchten; ihr einziges Vergnügen war, das ſchöne Grün der Blätter dieſer Staude zu betrachten, und ſorgfältig zu unterſuchen, ob ſeine Samenkapſel noch immer hübſch roth wäre. Sie zerſprang denſelben Tag, als der Unglückliche umkam, und die Blätter des Strauchs verwelkten. Der Vater und die Mutter, die, nach ihrer Gewohnheit, ſehr früh aufgeſtanden waren, um ihn zu begießen, geriethen in Verzweiflung, als ſie ihn in dieſem Zuſtande ſahen; ihr Wehgeſchrei erweckte das ganze Haus; und der Emyr von Kufah, der aus Gefälligkeit bei ihnen geblieben, war nicht der letzte, ihnen beizuſpringen.

Es gereute ihn nun ſehr, hieher gekommen zu ſein, und beſonders, dem jungen Manne einen ſo unſeligen und für die Kranke jetzo ſo unnützen Rath gegeben zu haben. Indeſſen wollte man dieſer das Unglück, welches ihren Gatten betroffen hatte, verbergen, und man machte, ohne ihr Wiſſen, alle Anſtalten zu einem prächtigen Leichenbegängniſſe. Die Trauerſängerinnen und Klageweiber, welche gewöhnlich die Leichen begleiten, übertrafen bei dieſer Gelegenheit ſich ſelbſt; ihr durchdringendes Geſchrei und ihre Klagegeſänge hätten die Herzen der Unempfindlichſten gerührt. Die Armen, die herbeikamen, empfingen überflüſſige Almoſen, ohne daß man ſich erkundigte, aus welchem Lande ſie her wären. Alle bedeutende Perſonen von Damask wurden eingeladen, und bildeten ein glänzendes Gefolge bei dieſem Leichengepränge. Die Armen, welche weinend und ſich die Haare ausraufend nachfolgten, boten ein weniger glänzendes, aber für das Andenken des Sohnes Aly Dſchohary's viel rührenderes Schauſpiel dar. Der Vater und die Mutter blieben dreißig Tage lang in der tiefſten Eingezogenheit, und nahmen nicht mehr Nahrung zu ſich, als nöthig war, um nicht Hungers zu ſterben.

Unterdeſſen langweilte es den in dem Palaſte Salomons zurückgebliebenen Derwiſch, ſeinen Gefährten zu erwarten; er machte alſo einige zauberiſche Vorrichtungen, um zu erfahren, was aus ihm geworden wäre. Wie groß war ſeine Verzweiflung, als er das bejammernswürdige Ende ſeines Freundes vernahm! Weil er ſich nicht mehr ſchmeicheln konnte, ihm nützlich zu ſein, bat er den Geiſt, ihn nach Damaſk zu bringen. Dieſer faßte ihn in ſeine Arme, und in einem Augenblicke ſahen ſich beide an die Thore von Damaſk verſetzt; hierauf verſchwand der Geiſt, und der Derwiſch trat in die Stadt.

Sein erſter Gang war nach der Mujé-Moſchee, wo die Ulema's, die Kadi's, die Fakire und alle durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnete Perſonen ſich im Gebete befanden; ihre Andacht und die auf ihrem Antlitz ausgedrückte Traurigkeit verkündigten genugſam, daß ſie für jemand bäten, den ſie innig betrauerten.

Der Derwiſch vernahm bald, daß man die Leichenfeier des Sohnes Aly Dſchohary's beging, deſſen Leichnam man gleichwohl nicht hatte. „Wie iſt es möglich“, rief der Derwiſch aus, „daß man hier ſchon dieſe unglückliche Neuigkeit weiß? Ich wollte nicht zu ihnen gehen, aus Furcht, ſie ihnen unwillkürlich kund zu thun. Ja, es gibt hier ein Geheimnis, welches ich nicht begreife; ich muß verſuchen, es zu erforſchen.“

Ohne ſich länger aufzuhalten, lief er nach dem Hauſe ſeines alten Wirths: ihre Wiedererkennung war, obwohl ſtumm, doch nicht minder rührend: indem ſie einander anblickten, entſtürzte ein Thränenſtrom ihren Augen; kaum hatten ſie die Kraft, ſich gegenſeitig den Bart zu küſſen. Zuletzt ſank der unglückliche Vater ſeinem Freunde ohnmächtig in die Arme. Dieſer fragte nun, wie man jenen Unfall hier ſo bald hatte erfahren können. Ein Sklave erzählte ihm die Geſchichte von der Baumwollenſtaude, welche bei der Abreiſe des jungen Mannes gepflanzt worden; und es war kein Grund vorhanden, an der Wahrheit des Vorganges zu zweifeln.

Muſtapha ging in den Garten, um die verhängnisvolle Baumwollenſtaude zu ſehen; aber man hatte ſie ſchon ausgeriſſen. Sogleich rief er den ihm dienſtbaren Geiſt, welcher auf der Stelle erſchien: „Du mußt mir Mittel verſchaffen“, ſprach er, „meinen Wirth zu tröſten.“

„Mein Gebieter“, antwortete ihm dieſer, „ich möchte euch gern dienen; ihr kennet meinen Eifer und meine Zuthätigkeit: aber was iſt mit einem geviertheilten Manne anzufangen? Ich will mich bemühen, die Stücke zu ſammeln, und ſie euch bringen, damit man ihm wirklich die Ehre des Leichenbegängniſſes erweiſen kann. Das iſt alles, was ich für euch zu thun vermag; wenigſtens wird ſeine Seele des den wahren Muſelmännern verheißenen Glückes genießen.“

Fünfhundert zwei und zwanzigſte Nacht.

Der Geiſt begab ſich zu ſeinem Roch, und befahl ihm, die Stücke von dem Leichname des Sohnes Aly Dſchohary's herbei zu bringen. Der Vogel flog hin, und kam mit dieſer koſtbaren Bürde zurück. Der Sklave legte die

Stücke zuſammen, und rieb ſie mit einer von Salomon ſelber bereiteten Salbe; hierauf wuſch er den Leichnam mit Waſſer aus dem Brunnen des Lebens.

Vier und zwanzig Stunden nach dieſer Vorrichtung, ſchien der junge Mann wieder zu athmen, ſein Herz ſchlug wieder, und bald war er geheilt und wohlauf. Der Geiſt rieth ihm nun, zu ſeinen Aeltern heimzukehren. Bei dieſen Worten erinnerte er ſich der Abſicht ſeiner Reiſe: er bat den Amin inſtändig, ihm wieder nach dem Orte zu bringen, wo man ſeinen Leichnam geſammelt hatte, und ſchwur, ganz allein dahin zurückzukehren, wenn er ihm dieſe Bitte abſchlüge. Nachdem Amin vergeblich verſucht hatte, ihm dieſe Unternehmung auszureden, wollte er ihm wenigſtens die Gefahren der Reiſe erſparen; er befahl alſo dem Roch, ihn nach der Grünen Inſel zu bringen, und trennte ſich mit zärtlichem Lebewohl von ihm; denn er wagte nicht, zu hoffen, daß er dieſes heldenmüthige Opfer der Gattenliebe nochmals wiederſehen würde.

Als der jungen Mann die vorige Umgebung wieder erkannte, erinnerte er ſich auch des Unglücks, welches ihn betroffen hatte; die Vorſtellung davon drohte ihm ſelbſt mit einer Ohnmacht; aber ſein Muth belebte ſich wieder, als er an ſeine junge kranke Gattinn dachte, deren Herſtellung von dem Erfolge dieſer Unternehmung abhing. „Ich muß“, ſprach er, „es durchſetzen, weil ſie ſterben muß, wenn ich ohne dieſes Kraut heimkomme; oder wenn ich dabei erliege, und welches Schickſal mir auch beſtimmt ſein mag, ſo will ich doch lieber hier meinen Tod finden, als meine junge Gattinn ſterben und ihre auf mich gerichteten brechenden Augen mir meine Feigherzigkeit vorwerfen ſehen.“ Kurz, die Liebe ſiegte über die Furcht; aber bevor er zur Beendigung ſeiner großen Unternehmung ſchritt, wollte er ſich der Pflichten ſeiner Religion entledigen.

Er war im Begriffe, ſeine Abwaſchungen, in Ermangelung des Waſſers, mit Sand zu verrichten, als zwei Adler ihm Waſſer in einem großen Gefäße brachten; ſie legten ein kleines, in der Aſche gebackenes Brot daneben, und flogen dann wieder davon, ohne daß der muthige Waller ſehen konnte, nach welcher Seite ſie entſchwunden waren. Indeſſen verrichtete er ſeine Gebete, nahm etwas Nahrung zu ſich, und verſuchte ſeinen Säbel an einigen umherſtehenden Bäumen.

Kaum hatte er den Säbel aus der Scheide gezogen, als er ein noch entſetzlicheres Schauſpiel, denn zuvor, ſah: dicke Finſternis vertrieb die Helligkeit des Tages; der Donner und die ſchlängelnden Blitze unterbrachen von Zeit zu Zeit dieſe furchtbare Dunkelheit; der in ſeiner ganzen Wuth losgelaſſene Sturm beugte die Gipfel dieſer rieſengroßen Bäume, welche mehr als einmal die Wolken in ihrem Laufe geſtört hatten. Der unaufhörlich erſchütterte Boden ſchien ſich auf allen Seiten zu öffnen, und ſpie jeden Augenblick Ströme von Rauch und Flammen aus.

In der Ferne hörte man das furchbare Rauſchen eines ſturmbewegten Meeres, das eben die Gränzen überſteigen zu wollen ſchien, welche der Allerhöchſte ihm vorſchrieb, als ſeine allmächtige Hand es über die Erdkugel ausgoß.

Der Sohn Aly Dſchohary's hatte Zeit gehabt, ſich auf alle dieſe Prüfungen vorzubereiten; ſein Muth blieb alſo unerſchüttert: er ſchritt furchtlos auf den Käfig zu, band ihn los, ungeachtet der von allen Seiten blitzenden Säbel. Hierauf ſprach er zu dem in dem Käfig verſperrten Geiſter-Vogel: „Du biſt jetzt in meiner Gewalt und mußt mir anzeigen, wo ich das Vogelkraut finde; hierauf mußt du mich nach Damask bringen: dann erſt kann ich dir die Freiheit bewilligen; aber bei dem geringſten Zeichen von Treuloſigkeit iſt dein Tod entſchieden.“

Der ſchlaue Vogel ging alle Bedingungen ein, aber bevor er ihm beſtimmt den Ort des köſtlichen Krautes nachwies, forderte er den jungen Mann auf, die Schätze zu beſchauen, welche die Geiſter in dieſen Gegenden bewachten: „Könnteſt du in ihren tiefſten Schlupfwinkel eindringen, ohne das Merkwürdigſte ſehen zu wollen, was er enthält?“ ſprach er zu ihm; „vielleicht findeſt du darin irgend einen Talisman, welchen der Geiſterfürſt dir mitzunehmen erlaubt.“

Alle dieſe Vorſpiegelungen verſuchten den jungen Mann; aber er antwortete, er wollte ſich mit nichts anderem befaſſen, bis er ſich im Beſitze des gedachten Krautes ſähe; und mit dem Vogel in ſeiner rechten Hand, lief er hin, es zu pflücken.

Hierauf begann der Vogel wieder ſeine Lockungen, und verſuchte, ſeinen Herrn durch die Beſchreibung aller der Kleinode zu verleiten, welche ſich in dem Schatze befänden: „Du wirſt darin eine Schachtel ſehen, welche Gott ſelber unſerem Vater Adam gab, als dieſer noch ſeine anfängliche Weisheit beſaß: dieſe Schachtel enthält ein bewundernswürdiges genaues Abbild des Weltſyſtems; die durch verſchiedenartige Edelſteine von ungeheurer Größe vorgeſtellten Planeten bewegen ſich hier eben ſo regelmäßig, wie am Himmel; bei genauer Betrachtung dieſes Wunderwerks kannſt du genau die Bewegungen der Geſtirne, ihre verderblichen und günſtigen Verbindungen erkennen. Nachdem ich ſie dir vollſtändig erklärt habe, will ich dich an den Rand eines goldenen Beckens führen, welches ein Abfluß aus einem der Flüſſe des Paradieſes iſt; in deſſen Mitte wirſt du einen wunderbaren Springbrunnen ſehen, welcher das Lebenswaſſer bis an die Wolken ſpritzt: wenn du davon trinkſt, wirſt du unſterblich ſein, wie wir. Dann führe ich dich noch ....; aber was verliere ich hier die Zeit damit, dir die Gegenſtände zu verkündigen, welche du ſelber ſehen kannſt? Würdige mich nur einiges Vertrauens auf meine Verheißungen.“

Der Sohn Aly Dſchohary's hätte ſich beinahe überreden laſſen; er näherte ſich ſchon dem Orte, welcher den

Schatz verwahrte: aber plötzlich ſtellte ſich das Bild ſeiner kranken Gattinn vor ſeine Seele; er trat wieder zurück, indem er ſtäts den Vogel bei dem Halſe feſthielt, und verlangte, daß er ihn ſogleich nach Damask zurückbrächte.

Als der Geiſt nun wohl ſah, daß dieſes das einzige Mittel war, ſeine Freiheit wieder zu erlangen, gehorchte er auf der Stelle, der junge Mann beſtieg ſeinen Rücken, und in wenigen Stunden befanden ſie ſich mitten in einem Garten der Hauptſtadt von Syrien.

Der Herr dieſes Gartens, verwundert über dieſen neuen Beſuch, lief herzu, um unſere Reiſenden zu ſehen: wie groß war ſeine Ueberraſchung, als er den Sohn ſeines verehrten Nachbaren Aly Dſchohary erkannte! Er wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, und ſprach zu ihm: „Welch ſeltſames Fuhrwerk bringt euch hieher? Wie, ſeid ihr noch auf der Welt, da alle eure Verwandten euch ſchon in jener Welt wähnen? Ihr kommt auch wohl aus dieſer her, nach dem Wege zu urtheilen, auf welchem ihr hier angelangt ſeid. Wir haben ſchon eure Leichenfeier begangen. Nehmet bald einige Taſſen Sorbet und Kaffé, denn ihr ſcheint mir ſehr ermüdet; darnach erzählet mir eure Abenteuer, welche ich ſehr neugierig bin zu hören."

„Scheich!" antwortete ihm der Reiſende, „ſo erſchöpft ich bin, möchte ich doch lieber von euch Nachricht von meiner Gattinn und von meinen Aeltern vernehmen, als mich ausruhen und erfriſchen. Habet die Güte, mich nach dem väterlichen Hauſe zu führen."

Während er ſo ſprach, öffnete ſich unwillkürlich ſeine Hand, und der Vogel benutzte dieſe Gelegenheit, ſo leiſe zu entſchlüpfen und ſich emporzuſchwingen, daß die beiden Freunde es nicht gewahrten; und ohne ſich die Mühe zu geben, ihn zu ſuchen, eilten ſie nach dem Hauſe Dſchohary's, wo alle Bewohner in die tiefſte Traurigkeit verſunken waren.

Fünfhundert drei und zwanzigſte Nacht.

Eine Sklavinn, die zum Zeitvertreib aus dem Fenſter ſchaute, erkannte von ferne ihren jungen Herrn mit ihrem Nachbaren, und ſogleich rief ſie aus: „Unſer junger Herr iſt wieder da! da kömmt er; ich habe ihn geſehen!"

Alle hielten ſie für verrückt, und der Geiſt ergriff ſchon die Peitſche, um ihr Stillſchweigen aufzulegen, als man auf einmal an die Thüre klopfen hörte. Der erſte der eintrat, als man öffnete, war unſer junger Reiſender: ſeine Erſcheinung brachte die überraſchendſte Wirkung in Aly Dſchohary's Haus hervor, welches jetzo jener Stadt glich, wo alle Leute in unbewegliche Bildſäulen waren verwandelt worden.

Auf dieſes äußerſte Erſtaunen folgte eben ſo große Freude; jeder drückte ſie auf ſeine Weiſe aus: einige weinten vor Rührung, andere ſtießen ein lautes Jubelgeſchrei aus, liefen durch das ganze Haus und wiederholten den Namen des Neuangekommenen.

Der Vater und die Mutter, in tiefer Zurückgezogenheit im Harem, verwundert über dieſen plötzlichen Lärmen, traten hervor, um die Urſache deſſelben zu wiſſen, in demſelben Augenblick, als die alte Amme ihres Sohnes herbeikam, um ihnen ſeine Ankunft zu verkündigen. Dieſer folgte ihr auf den Fuß, und zu gleicher Zeit ſtürzte er ſich in die Arme ſeiner Aeltern. Dieſe Ueberraſchung hätte der Mutter, die mehrmals in Ohnmacht fiel, beinahe das Leben gekoſtet.

Als die erſten Ausbrüche der Freude ein wenig beſchwichtigt waren, dachte man auf Mittel, den jungen Mann gemächlich bei der Kranken einzuführen. Der Vater übernahm es, die Zuſammenkunft vorzubereiten: die erſten Augenblicke waren gänzlich der Liebe und Freundſchaft geweihet; und der junge Mann entriß ſich nur den Armen ſeiner jungen Gattinn, um in die Arme des Derwiſches zu fliegen, welcher in dieſem Augenblick aus der Moſchē zurückkam, und in die des Emyrs, welcher Aly Dſchohary's Haus nicht verlaſſen hatte.

Er übergab dieſem Gelehrten das köſtliche Vogelkraut, welcher alsbald daraus einen heilſamen Trank bereitete.

Aber als er ihn darbrachte, weigerte ſich die junge Frau, ihn einzunehmen, mit den Worten, daß ſchon die Ankunft ihres Gatten ſie geheilt hätte; und dieſer mußte ſeine Bitten und Liebkoſungen mit den ernſthaften Ermahnungen des Emyrs vereinigen, um ſie zu bewegen.

Sobald die Kranke die dritte Schale von dieſem Tranke geleert hatte, richtete ſie ſich auf von ihrem Lager, um Gott für ihre ſchleunige Geneſung Dank zu ſagen. Sie bat hierauf ihren Gatten, der ganzen Familie ſeine Abenteuer zu erzählen: „damit ich“, ſagte ſie, „das Vergnügen habe, aus deinem Munde die Mühſeligkeiten zu vernehmen, welchen du für diejenige getrotzt und ſie überſtanden haſt, die fortan nicht mehr ohne dich leben will.“

Der junge Reiſende begann nun auf beſcheidene Weiſe den zuſammengedrängten Bericht ſeiner Abenteuer, und der Derwiſch fügte alle die Thaten hinzu, welche er nicht zu erzählen gewagt hatte.

Dieſe wunderbare Geſchichte war lange Zeit der Gegenſtand der Unterhaltung für alle Müßigen der Stadt Damask.

Aly Dſchohary feierte die unverhoffte Heimkehr ſeines Sohnes durch prächtige Feſte. Alle Neugierigen fragten ihn hier nach der Geſchichte ſeiner Reiſen, und wenn er den Mund aufthat, ſo kam ſein Nachbar ihm — er wollte wohl oder übel — zuvor, und diente ihm zum Ausleger.

Als mit dem Ende der Feſte auch die überläſtigen Neugierigen verſchwunden waren, fing die Familie wieder ihre alte Lebensweiſe an, und der Derwiſch vermehrte die Zahl ihrer glücklichen Mitglieder.

Dieſes Glück wurde indeſſen durch den Tod Aly Dſchohary's und ſeiner Gattinn getrübt; es konnte nicht fehlen, daß die heftigen Leiden, und die nicht minder lebhafte Freude, welche ſie abwechſelnd erfahren hatten, in einem Alter, wo die wankende Geſundheit dem erſten Anfall erliegt, ihr Ende beſchleunigten; aber ſie hatten den Troſt, im Schoße der ſie herzlich liebenden Ihrigen zu ſterben: ihre brechenden Augen ruhten noch auf ihren Kindern und Freunden."

Der Sultan ermangelte nicht, Scheheraſade'n das Vergnügen zu bezeugen, welches ihre Erzählungen ihm gewährten. Die Fürſtinn begann hierauf folgendermaßen die Geſchichte des Chalyfen von Baghdad.

Fünfhundert vier und zwanzigſte Nacht.

Geſchichte des Chalyfen von Baghdad.

—

„Herr, der Chalyf Harun Arreſchyd empfing auf ſeinem Throne die Huldigungen ſeiner Emyre und Großwürdenträger: er war den ganzen Tag hindurch von den läſtigen Feierlichkeiten ermüdet, welchen ſeine Größe ihn unterwarf: und um ſich zu zerſtreuen, hatte er ſich vorgenommen, ſich mit ſeinem Weſyr Giafar zu verkleiden und auszugehen, um Almoſen zu vertheilen, und darauf zu achten, ob ſeine Beamten gebürend ihre Pflicht erfüllten.

Beide verließen das Innere des Palaſtes, und in einer Verkleidung, welche ſie unkenntlich machte, durchſtrichen ſie verſchiedene Straßen von Baghdad, und gaben den Armen, denen ſie begegneten, Almoſen. Sie hatten ſchon zahlreiche Wohlthaten ausgeſpendet, als ſie mitten in einer Straße eine verſchleierte Frau erblickten, welche um Almoſen bat. Ihre Hand war von äußerſter Zartheit und blendender Weiße: dieſe auffallende Erſcheinung entging dem Chalyfen nicht, er nahm ein Geldſtück und ließ es ihr durch Giafar reichen.

Die Frau, welche dieſe Spende empfing, bemerkte leicht, daß das ihr gegebene Geldſtück von ungewöhnlicher Größe und Schwere war, und als ſie die Augen darauf warf, erkannte ſie, daß man ihr ein Goldſtück gereicht hatte; ſie rief ſogleich den Groß-Weſyr Giafar, der ſich ſchon entfernte, zurück, und ſprach zu ihm:

„Herr, es iſt ein Goldſtück, das ihr mir gegeben habt: war es eure Abſicht, mich ſo freigebig zu beſchenken?“

„Nicht mir, ſondern dieſem jungen Manne“, antwortete Giafar, indem er auf den Chalyfen zeigte, „habt ihr das empfangene Geſchenk zu verdanken.“

Hierauf ließ die Unglückliche dieſen fragen, ob es ſeine Abſicht geweſen, ihr ein ſolches Almoſen zu reichen. Und auf die bejahende Antwort des Chalyfen, flehte ſie auf ihn den Segen des Himmels herab.

„Giafar“, ſprach jetzo Harun, „mache ihr den Antrag, mich zu heiraten.“

Giafar entledigte ſich dieſes Auftrages: „Mein Gefährte“, ſprach er zu ihr, „wünſcht eure Hand zu erhalten.“

„Ich gewähre ſie ihm“, antwortete ſie, „wenn er mir die Morgengabe gibt, welche ich von ihm fordere.“

„Es wird dem Chalyfen ohne Zweifel ſehr ſchwer werden“, ſagte Giafar bei ſich ſelber, „die Morgengabe für eine Bettlerinn aufzubringen: — und wie groß iſt die Summe“, fuhr er fort, „welche ihr verlanget?“

„Sie muß“, antwortete ſie, „den einjährigen Einkünften der Stadt Ispahan gleich ſein.“

Giafar theilte dem Chalyfen dieſe Forderung mit, welcher, zum großen Erſtaunen des Weſyrs, die Bedingung annahm.

Als die Bettlerinn hörte, daß ihre Forderung angenommen war, wollte ſie den Namen ihres künftigen Gemahls wiſſen.

„Dieſer Gemahl iſt“, antwortete ihr Giafar, „der Chalyf Harun Arreſchyd.“

Ohne über dieſen plötzlichen Glückswechſel erſtaunt zu ſein, begnügte die Braut ſich, Gott zu danken, daß er ihr den Beherrſcher der Gläubigen zur Gemahle geſchenkt hätte; und nachdem ſie ihren Schleier etwas in Ordnung gebracht hatte, folgte ſie ihm nach dem Palaſte.

Als der Chalyf hier ankam, befahl er ſogleich, daß eine Alte und Sklavinnen ſeine neue Gemahlinn ſorgfältig bedienten. Man führte ſie in ein Bad, wo man ſie mit den wohlriechendſten Waſſern wuſch; man ſchmückte ſie mit den prächtigſten Kleidern und den köſtlichſten Kleinden; hierauf führte man ſie in einen prächtigen Palaſt. Denſelben Abend noch begab ſich der Chalyf mit ſeinen Geſetzbeamten dahin, welche den Heiratsvertrag aufſetzten.

Als Harun ſich mit ſeiner neuen Gemahlinn allein ſah, fragte er ſie, wer ſie wäre, und aus welchem Grunde ſie eine ſo anſehnliche Morgengabe gefordert hätte.

„Herr“, antwortete die neue Gemahlinn, „ich habe nicht mehr von euch gefordert, als wozu mich meine Geburt berechtigte: denn ihr ſehet vor euch eine Abkömmlinginn des berühmten Chosru Nurſchirwan.[9] Eine Reihe unglücklicher Ereigniſſe hat mich in den bejammernswürdigen Zuſtand verſetzt, in welchem ihr mich gefunden habt.“

„Wenn den Geſchichtſchreibern zu glauben iſt“, ſagte der Chalyf, „ſo war euer erhabener Ahnherr manchmal ſehr ungerecht, und zeigte ſich als ein harter Bedrücker ſeiner Unterthanen.“

„Eben um uns für die Vergehen dieſes Fürſten zu beſtrafen“, erwiederte die Urenkelinn Chosru's, „hat uns Gott ſo erniedrigt, daß wir um Almoſen bitten müſſen.“

„Indeſſen“ fuhr der Chalyf fort, „verſichert man, daß er ſich gebeſſert, und in der Folge ungemeine Großmuth und Gnade bewieſen hat.“

„Und deshalb vielleicht“, verſetzte ſie hierauf, „hat die Barmherzigkeit Gottes mich aus dem Abgrunde des

Elends gezogen, und mich auf den Thron des Beherrſchers der Gläubigen erhoben.“

Der Chalyf hatte nun alle Urſache, mit der Wahl ſeiner neuen Gattinn zufrieden zu ſein.

Fünfhundert fünf und zwanzigſte Nacht.

Ein Jahr darnach, am Tage Larafa, ging der Chalyf abermals verkleidet aus; er hatte wieder ſeinen treuen Giafar bei ſich, und überdieß den Mesrur, das Oberhaupt der Verſchnittenen. Indem der Chalyf ſo durch eine der Straßen von Baghdad wanderte, bemerkte er einen Laden, welcher ſich durch ſeine Reinlichkeit und Zierlichkeit auszeichnete, und worin ein junger Mann beſchäftigt war, kleine Kuchen zu backen.

Dem Chalyfen gefiel ſein gutes Ausſehen, und um ihm einen vortheilhaften Abſatz zu verſchaffen, befahl er ſogleich bei ſeiner Rückkehr in ſeinen Palaſt, von dieſem Paſtetenbäcker hundert kleine Kuchen zu holen. Dieſe wurden alsbald dem Chalyfen gebracht, welcher unter jeden ein Goldſtück legte, und ſie der Prinzeſſinn von Perſien, welche er vor einem Jahre geheiratet hatte, überſandte, mit der Ankündigung, daß er ſie eben dieſen Abend beſuchen wollte; zugleich ließ er ſie befragen, ob ſie irgend etwas zu wünſchen hätte.

Die Prinzeſſinn antwortete, ſie bäte den Chalyfen, ihr tauſend Goldſtücke und eine Begleiterinn zu ſchicken, mit welcher ſie ausgehen könnte, um Almoſen zu ſpenden.

Der Chalyf bewilligte gern ihr Begehren, und ſandte ihr, was ſie verlangt hatte.

Sie ging alſo aus, in Begleitung einer Vertrauten, durchwanderte die Straßen von Baghdad, und theilte reichlich Almoſen aus.

Nachdem ſie in der übermäßigen Hitze ſchon weit gegangen war, fühlte ſie einen heftigen Durſt: es widerte ihr, aus dem Becher eines Waſſerträgers zu trinken, ſie bat alſo die Alte, welche ſie begleitete, an die Thüre eines Hauſes von hübſchem Anſehen zu pochen, und um ein Glas Waſſer zu bitten.

Die Alte klopfte leiſe an die Thüre, und alsbald trat ein ſchöner und reichgekleideter junger Mann hervor, und fragte ſie, was ſie begehreten.

„Mein Sohn", antwortete die Alte, „wir kommen, euch um einen Dienſt anzuſprechen: meine Tochter fühlt einen brennenden Durſt, und will nicht bei einem Waſſerträger trinken; wir ſind daher ſo frei, euch um ein Glas Waſſer zu bitten."

Der junge Mann beeilte ſich, dem Verlangen der Alten zu genügen, er trat in ſein Haus zurück, und kam alsbald mit einem vollen Becher in der Hand wieder heraus; die Prinzeſſinn trank begierig, indem ſie ſich ſo wandte, daß der junge Mann ihr Antlitz nicht ſehen konnte. Nachdem ſie ihm für ſeine Gefälligkeit gedankt und den Segen des Himmels auf ihn herabgewünſcht hatten, kehrten die beiden Unbekannten nach dem Palaſte zurück.

Unterdeſſen hatte Harun die Kuchen, welche er der Prinzeſſinn verehren wollte, zubereitet, und ließ ſie ihr ſogleich überbringen. Die neue Gemahlinn des Chalyfen wußte nicht, auf welche Weiſe ſie ſich für die Höflichkeit des jungen Mannes, dem ſie die Erfriſchung zu verdanken hatte, erkenntlich bezeigen ſollte: ſie befahl, ihm die Kuchen zu bringen, welche der Chalyf ihr eben geſchickt hatte.

Die Alte, welche dieſen Auftrag erhalten hatte, brachte ſie nach ihrer Beſtimmung; unterweges ſpürte ſie großes Gelüſt, einige davon zu eſſen, aber die Wegnahme eines einzigen hätte eine zu merkliche Lücke hervorgebracht, ſo daß ſie nicht wagte, ihre Leckerei zu befriedigen, ſondern die Schüſſel unberührt dem jungen Mann überbrachte.

Dieſer ſaß vor ſeiner Thüre; er dankte der Alten für die ihm erwieſene Aufmerkſamkeit, und bat ſie, die Kuchen auf die Bank hinzuſtellen, auf welcher er ſaß.

Kaum war die Alte einen Augenblick weg, als einer der Wächter des Stadtviertels zu dem jungen Manne kam und ihn anſprach: „Herr, es iſt heute Laraſa-Feſt: gebt ihr mir nicht etwas zum Neujahr, damit ich meinen Kindern etwas Zuckerwerk kaufen kann?“

„Nimm dieſe Schüſſel“, antwortete ihm der junge Mann, „und bring ſie ihnen von meinetwegen.“

Der Wächter ergriff, ohne ſich bitten zu laſſen, die Schüſſel, lief hin, und brachte ſie ſeiner Frau.

„Unſeliger“, ſprach dieſe zu ihm, „wo haſt du dieſe Kuchen geſtohlen?“

„Ich habe ſie nicht geſtohlen“, antwortete der Mann, „es iſt ein Geſchenk von einem der Kammerherren des Chalifen. Kommet her, freuet euch alle mit mir, und verzehret ſie.“

„Was?“ rief die Frau aus, „du willſt dieſe Kuchen eſſen, während deine Kinder nichts haben, ihre Blöße zu bedecken? ſchämſt du dich nicht dieſes Betragens? Geh lieber hin und verkaufe die Kuchen; es iſt für eine anſehnliche Summe, und wir können Geld daraus löſen.“

Der Wächter ſah ſich genöthigt, ſeiner Frau nachzugeben, welche die Kuchen zu einem Ausrufer hintrug. Dieſer rief ſie zum Verkauf aus; mehrere Käufer fanden ſich ein, und der Handel ſollte eben geſchloſſen werden, als einer von ihnen auf dem Rande der Schüſſel eine Inſchrift entdeckte, welche anzeigte, daß die Kuchen auf Befehl des Befehlshabers der Gläubigen gebacken waren.

„Unglücklicher“, ſprach er zu dem Ausrufer, „willſt du an den Galgen, daß du dieſe Kuchen ſo verkaufſt?

Siehſt du nicht, daß ſie dem Beherrſcher der Gläubigen gehören?“

Der Ausrufer war ſehr erſchrocken, als er die Wahrheit der ihm gegebenen Anzeige erkannte; und um die Gefahr, die ihm drohte, von ſich abzuwenden, hielt er es für das rathſamſte, gerade nach dem Palaſte des Chalyfen zu gehen und die Kuchen, welche man ihm zu verkaufen gegeben hatte, zurück zu tragen.

Harun gerieth in großen Zorn, als er vernahm, daß man einem öffentlichen Ausrufer die Kuchen übergeben, welche er ſelber ſo ſorgfältig zubereitet hatte; er fragte den Ausrufer, wer ihm dieſe Kuchen gebracht hätte. Dieſer nannte den Wächter des Stadtviertels. Es wurde ſogleich hingeſchickt, dieſen Unglücklichen zu holen; man band ihm die Hände auf den Rücken, und führte ihn vor den Chalyfen. „Wehe“, ſagte der Wächter bei ſich ſelber, „mein verdammtes Weib iſt Schuld an allem dieſem Unglücke: hätte ſie uns die Kuchen eſſen laſſen, ſo wäre ich nicht in dieſen böſen Handel verwickelt worden.“

Als der Wächter dem Chalyfen vorgeführt war, fragte dieſer Fürſt ihn, von wem er die Kuchen hätte? Der Wächter geſtand ſogleich, daß er ſie der Freigebigkeit eines der Kammerherren des Palaſtes verdankete, deſſen Wohnung er auch angab.

Harun gerieth in noch heftigeren Zorn, als er vernahm, daß einer von ſeinen Beamten ſich des Verbrechens ſchuldig gemacht hatte, deſſen Urheber er nachforſchte; er befahl auf der Stelle, ihn zu holen, und ihn mit dem Geſicht am Boden herbei zu ſchleppen, nachdem man ihm den Turban abgeriſſen hätte.

Seine Befehle wurden vollzogen: die Abgeſchickten des Chalyfen erſchienen an der Thüre des Kammerherrn und klopften ungeſtüm an; ſie bemächtigten ſich ſeiner, mit den Worten: „Armer Aladin, es thut uns ſehr leid, daß wir uns genöthigt ſehen, den Willen unſers Herrn zu vollſtrecken, welcher uns befohlen hat, dein Haus der Plünderung preiszugeben, deinen Turban zu zerreißen, und dich vor ihn zu führen: aber wir können nicht umhin, zu gehorchen.“

Als Aladin vor dem Chalyfen erſchien, fragte dieſer Fürſt ihn wüthend, ob er den Wächter des Stadtviertels kennete: und auf die bejahende Antwort, befahl er ihm, zu geſtehen, von wem er die ihm überbrachten Kuchen hätte.

Aladin erzählte hierauf unbefangen, was zwiſchen ihm und einer jungen Frau mit einer Alten vorgegangen: er ſagte, dieſe beiden Frauen hätten ihn um ein Glas Waſſer angeſprochen, und zum Lohne für ſeine Gefälligkeit, ihm die Schüſſel mit Kuchen geſchickt, womit er dem Wächter des Stadtviertels ein Geſchenk gemacht.

Dieſe Erklärung beſänftigte den Zorn des Chalyfen. Unglücklicherweiſe aber fragte er ſeinen Kammerherrn, ob er in dem Augenblick, als die junge Frau ihren Schleier aufgehoben, um zu trinken, ihr Geſicht geſehen hätte. Aladin antwortete unwillkürlich, er hätte es geſehen. Dieſes Geſtändnis erneute den Zorn des Chalifen: er ließ die Prinzeſſinn von Perſien herbeiführen, und befahl, ihr das Haupt abzuſchlagen, ſo wie ſeinem Kammerherrn.

Fünfhundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

Die unglückliche Prinzeſſinn empfand einen tiefen Schmerz, als ſie die Vorwürfe und den Befehl des Chalyfen vernahm; ſie wandte ſich jetzo zu Aladin und fragte ihn, welche Urſache ihn bewöge, etwas Falſches auszuſagen, das ihnen beiden den Tod brächte.

„Es iſt ohne Zweifel“, antwortete der unglückliche junge Mann, „das Schickſal, welches es ſo gewollt hat: ich wollte gerade das Gegentheil von demjenigen ſagen, was mein Mund ausgeſprochen; und es iſt eine Verirrung meiner Zunge, welche uns ins Verderben ſtürzt.“

Während dieſes Geſprächs breitete man den ledernen Teppich aus, welcher bald von ihrem Blute gefärbt werden ſollte; man zerriß ihre Kleider und verband ihnen die Augen. Der Scharfrichter fragte hierauf den Chalyfen, ob er zuhauen ſollte, und der Chalyf antwortete mit Ja.

Dreimal, dem Gebrauche gemäß, wiederholte er dieſelbe Frage, und dreimal erhielt er dieſelbe Antwort; nun fragte er Aladin, ob er vor dem Todesſtreiche noch etwas von ihm begehrete. Aladin bat ſich's zur Gnade aus, ihm auf einen Augenblick die Binde abzunehmen, damit er noch zum letztenmale ſeine Freunde ſehen könnte.

Der Scharfrichter erfüllte ſeine Bitte; Aladin blickte um ſich her, und ſah alle ſeine Freunde in Beſtürzung. Hierauf wandte er ſich ſelber an den Chalyfen und ſprach folgendermaßen zu ihm:

„Herr, geruhet ihr, meine Hinrichtung noch drei Tage aufzuſchieben, ſo verſichere ich euch dreiſt, ihr werdet Zeuge von den außerordentlichſten Dingen ſein.“

„Nach Verlauf dieſer Friſt“, erwiederte ihm der Chalyf, „biſt du des Todes, und nichts vermag, dich meiner Rache zu entziehen.“

„Drei Tage waren ſchon verlaufen, und der Chalyf war noch von keinem der ihm verkündigten Abenteuer Zeuge geweſen; ungeduldig über dieſe Zögerung, entſchloß er ſich, eine neue Verkleidung anzunehmen, und auszugehen, um ſelber dergleichen aufzuſuchen. In dieſer Abſicht hüllete er ſich in grobe Kleider, warf einen ſchlechten Turban um ſeinen Kopf, bewaffnete ſich mit einer Patrontaſche und einer Flinte, und durchſtrich am vollen Tage die Straßen von Baghdad, in dieſer Kleidung, welche ihn ganz unbeſorgt machte, erkannt zu werden.

Er trat in einen Baſar, als er einen jungen Mann ſein Erſtaunen in den ſtärkeſten Worten ausdrücken hörte. Harun fragte ihn nach der Urſache ſeines Erſtaunens. „Da iſt“, antwortete ihm der junge Mann, „eine alte Frau, welche den Koran mit lauter Stimme und ſo trefflich auswendig herſagt, daß man glauben ſollte, den Engel Gabriel ſelber zu hören, der ihn unſerm heiligen Propheten offenbarte: und nun, dieſe Unglückliche ſitzt da ſchon lange Zeit, ohne daß jemand noch daran gedacht hat, ihr irgend etwas zu ſchenken: das iſt die Urſache meines Erſtaunens, und ihr werdet eingeſtehen, daß ſie gegründet iſt.“

Der Chalyf war neugierig, dieſe Frau zu ſehen; er trat alſo weiter in den Baſar, und hörte ſie alle Kapitel des heiligen Buches herſagen. Hierauf näherte er ſich ihr, und wollte ihr eben einen Beweis ſeiner Freigebigkeit geben, als er ſie einen Kaufmann ins Ohr fragen hörte, ob ſie ihm ein junges Mädchen verſchaffen ſollte. Der Kaufmann nahm dieſes Erbieten an; und der Chalyf, der über das Gewerbe dieſer Alten Gewiſsheit haben wollte, beſchloß, ihnen beiden zu folgen.

Unterweges überließ ſich Harun den ſeltſamſten Betrachtungen, welche dieſes Abenteuer in ihm erzeugte. Er ſah die beiden in ein Haus treten, und war ſo geſchickt, zugleich mit ihnen hinein zu ſchlüpfen, ohne bemerkt zu werden. Hier ſah er nun die Alte ihre Tochter aus einem nahen Gemache hervorführen; und ſein Erſtaunen ſtieg aufs höchſte, als er eine der ſchönſten Frauen von Bagdad erblickte: ihre Geſtalt war voll Anmuth und Hoheit, und ihre ſchönen ſchwarzen Augen, mit ſchmachtendem Blicke, vollendete die bezauberndſte Erſcheinung.

Kaum hatte das junge Mädchen einen Fremden erblickt, als ſie ſchleunig zurücktrat, und ihrer Mutter Vorwürfe machte, ſie alſo den Blicken eines Mannes ausgeſetzt zu haben. Die Alte erwiederte ihrer Tochter, ſie ſtellte ihr hier ihren künftigen Gemahl vor, welchen ſie ja doch einmal vor der Hochzeit ſehen müßte.

Es war nun bald die Rede von der Morgengabe; die Alte forderte viertauſend Goldſtücke. Der Kaufmann antwortete, eine ſolche Summe überſtiege ſein Vermögen, und bot nur die Hälfte, von welcher er einen Theil zum Hausgeräthe und zu den Brautkleidern anwenden wollte. Dieſer Vorſchlag gefiel der Alten nicht, und ſie betheuerte, ſie würde nichts von ihrer Forderung nachlaſſen. Der Kaufmann ſah ſich alſo, zu ſeinem großen Leidweſen, genöthigt, ſich zurückzuziehen.

Als er hinweg war, beſchloß der Chalyf, ſich an deſſen Stelle anzubieten; er ſchlüpfte alſo geſchickt hinaus, ſodann trat er wieder in das Haus, ließ ſich ſehen, und ſtellte ſich vor die Alte hin.

„Ich begegne ſo eben“, ſprach er zu ihr, „einem jungen Manne, der von euch heraus kömmt; er hat mir ge ſagt, er könne eure Tochter nicht heiraten, drum biete ich euch den Brautſchatz, welchen ihr fordert.“

„Nichtswürdiger Räuber“, antwortete ihm die Alte, indem ſie ihn aufmerkſam betrachtete, „wo wollteſt du das Geld hernehmen, welches du mir anträgſt? Die Kleider, welche dich bedecken, verkündigen genugſam deinen Stand.“

„Ihr täuſcht euch, meine Gute“, erwiederte ihr der Chalyf, „ich bin bereit, euch baar Geld aufzuzählen.“

„Wohlan, laß ſehen“, ſagte hierauf die Alte, „gib viertauſend Goldſtücke her, und meine Tochter iſt dein.“

„Nun gut“, ſprach der Chalyf, indem er ſich ſetzte, „der Handel iſt geſchloſſen: gehet hin zu dem Kadi und ſaget ihm, Albondukani laſſe ihn rufen.“

„Elender“, erwiederte ihm die Alte, „bildeſt du dir ein, daß der Kadi ſich deinetwegen wird ſtören laſſen?“

„Laſſet euch das nicht irre machen, gute Mutter“, verſetzte der Chalyf; „ſeid nur darauf bedacht, ihm anzuempfehlen, daß er Schreibröhre und weißes Papier mitbringe.“

Die Alte ging hin, indem ſie bei ſich ſelber ſagte: „Wenn der Kadi auf dieſe Einladung kömmt, ſo muß mein Schwiegerſohn ein Räuber von Bedeutung, und wenigſtens das Haupt einer Bande ſein.“

Fünfhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

Aber ihr Zutrauen verließ ſie, ſobald ſie in das Haus dieſes Beamten trat: als ſie ihn hier von mehreren andern Richtern umgeben ſah, ſtockte ſie, und kehrte um; dann warf ſie ſich ihre Schwachheit vor, und ſchritt wieder vorwärts, ward nochmals eingeſchüchtert, trat wiederum bis an die Thüre, und ſtreckte den Kopf hinein. Ihre verſchiedenen Bewegungen machten, daß der Kadi ſie bemerkte, welcher dem Thürſteher befahl, ſie herein zu führen.

Die gute Frau ließ ſich nicht lange bitten: ſie trat herein; und nachdem der Kadi ſie gefragt hatte, was ſie wollte, antwortete ſie ihm, es wäre jemand bei ihr, der ihn zu ſprechen verlangte.

„Und wer iſt dieſer Mann, der verlangt, daß ich zu ihm kommen ſoll?“ fragte der Kadi.

„Herr“, antwortete die Alte, „es iſt Albondukani.“

„Albondukani!“ rief der Kadi aus, indem er ſich erhub, „fort, laſſet uns eilen!“ Und ohne die Fragen der Gegenwärtigen, wohin er ginge, zu beantworten, machte er ſich ſogleich auf den Weg.

„Bei meiner Treue“, ſagte die Alte bei ſich ſelber, „es ſcheint, der Kadi iſt kein großer Held; der arme Mann hat ſicher von meinem Schwiegerſohn einmal Stockprügel bekommen, und nicht Luſt, noch mehr zu kriegen: deshalb ohne Zweifel, beeifert er ſich ſo ſehr, ſeinen Befehlen nachzukommen.“

Als der Kadi in das Haus getreten war, ſah er wohl, daß der Chalyf nicht erkannt ſein wollte; er gab ihm den gewöhnlichen Selam, und erkundigte ſich, was er von ihm begehrete.

„Es iſt hier“, ſagte der Chalyf, „ein Heiratsvertrag zwiſchen mir und dieſer Jungfrau, die ich ehelichen will, aufzuſetzen.“

Der Kadi fragte hierauf die beiden Frauen, wie groß der Brautſchatz ſein ſollte; und nachdem er vernommen, daß er auf viertauſend Goldſtücke beſtimmt war, ſo ſchickte er ſich an, den Vertrag aufzuſetzen: aber er hatte vergeſſen, Papier mitzubringen; gleichwohl fürchtete er ſich ſo ſehr, die Befehle ſeines Herrn nicht auf der Stelle zu erfüllen, daß er ſeinen Rockſchoß nahm, und damit anfing, den Namen des Chalyfen und ſeiner Ahnen oben an die Spitze des Vertrags zu ſchreiben.

Nachdem dieß geſchehen war, wandte er ſich zu der Schwiegermutter, und fragte nach ihrem Namen, ſo wie nach denen ihres Mannes und deſſen Vaters.

Auf dieſe Frage konnte die Alte ihre Thränen nicht zurückhalten: „Ach“, rief ſie aus, „müſſen wir in ſolchen

Stand der Erniedrigung herabgeſunken ſein, daß ein Räuber ungeſtraft bei mir Eingang findet, und mir noch dazu meine Tochter entführt! Ja, wenn mein Mann noch lebte, ſo würde uns das nimmer begegnet ſein.“

„Beruhiget euch“, ſprach der Kadi zu ihr, „Gott beſchützet die Unglücklichen und Waiſen.“

Aber dieſe Tröſtungen machten keine große Wirkung auf die Alte, welche fortfuhr zu jammern. Ihre Wehklagen machten den Chalyfen ſehr zu lachen, und nöthigten den Kadi, alle Anſtrengungen zu machen, um ſeine Amtswürde zu behaupten.

Als er fertig war, ſchnitt er ſeinen Rockſchoß ab, übergab den darauf verfaßten Vertrag dem Chalyfen, und wollte wieder weggehen. „Ei wie!“ rief die Alte aus, indem ſie ſich zu ihrem Schwiegerſohne wandte, „ihr gebt alſo dieſem ehrwürdigen Beamten nichts, der euch zu Gefallen ſeinen Rock aufgeopfert hat?“

„Er mag gehen“ antwortete der Chalyf, „ich habe nichts, ihm zu geben.“

„Großer Gott,“ fuhr die Alte fort, „wie habgierig die Räuber ſind! Sie begnügen ſich nicht, einem Manne, der ihnen Dienſte geleiſtet hat, nichts zu geben, ſie müſſen ihn auch noch berauben.“

Der Chalyf lachte ſehr über alle dieſe Ausrufungen, und er beurlaubte ſich bald nach dem Kadi, mit der Ankündigung, er ginge hin, die viertauſend Goldſtücke zu holen, ſammt den Geſchenken, welche er ſeiner Braut zu geben gedächte.

„Ha, Spitzbube“, ſagte hierauf die Schwiegermutter zu ihm, „du gehſt ohne Zweifel hin, noch einige Kaufleute zu plündern und ſie an den Bettelſtab zu bringen, um uns Geſchenke zu machen!“

Sobald Harun in ſeinen Palaſt zurückkam, warf er ſeine Verkleidung ab, und ließ Maler, Tiſchler und Marmorarbeiter vor ſich kommen; und als ſie da waren, ließ er jedem zweihundert Stockprügel geben, um ſie deſto eifriger zu machen, die Befehle, welche er ihnen ertheilen wollte, auszuführen; hierauf machte er ihnen ſeinen Willen kund. Er bezeichnete ihnen das Haus ſeiner Schwiegermutter, und deutete ihnen an, wenn ſie nicht vor Ende des Tages die Arbeit vollendet hätten, welche er ihnen befahl, ſo würde er ihnen die Hände abhacken laſſen.

„Wenn die Herrinn des Hauſes“, ſagte er zu ihnen, „euch frägt, wer euch geſchickt hat, ſo ſaget, es ſei ihr Schwiegerſohn; erkundigt ſie ſich nun nach dem Gewerbe dieſes Schwiegerſohnes, ſo ſaget, ihr kennet ihn nicht; und frägt ſie euch nach ſeinem Namen, ſo antwortet: Albondukani. Präget euch dieß wohl ein; denn wenn einer von euch ein Wort hinzufügt, ſo laſſe ich ihn auf der Stelle kreuzigen.“

Nachdem der Marmorarbeiter alle Werkleute verſammelt hatte, die er aufbringen konnte, begab er ſich mit ihnen nach dem ihnen von dem Chalyfen bezeichneten Hauſe; ſie brachten ſogleich die zu ihrer Arbeit nöthigen Marmorplatten mit. Die Alte fragte ſie, was ſie wollten.

„Wir kommen, dieſes Haus zu pflaſtern.“ antworteten ſie.

„Wer hat euch hergeſchickt?“ fragte ſie weiter.

„Euer Schwiegerſohn.“ —

„Und was treibt mein Schwiegerſohn?“ —

„Wir wiſſen es nicht.“ —

„Saget mir wenigſtens ſeinen Namen.“ —

„Er heißt Albondukani.“

Dieſe Antwort und dieſe Anſtalten beſtärkten die Alte in ihrer Vorſtellung, daß ihr Schwiegerſohn einer der ausbündigſten Oberhäupter der Räuber in der Gegend von Baghdad ſein müßte.

Dieſelben Auftritte wiederholten ſich, als ebenſo nach einander die Tiſchler und die Maler erſchienen, um die Befehle des Chalyfen auszuführen, und die Alte konnte auch von ihnen nichts herausbringen, das ihre Neugierde begnügte.

„Dieſer Albondukani“, ſprach ſie bei ſich ſelber, „muß ein ſehr furchtbarer Räuber ſein; denn es iſt klar, daß alle dieſe Leute hier ihn nicht nennen wollen, weil ſie ihm zu mißfallen fürchten, wenn ſie ſein Gewerbe kund thun.“

Alle dieſe Beängſtigungen hätten ſie faſt verrückt gemacht. Sie wiederholte mehrmals ihre Nachforſchungen, ohne mehr Erfolg. In kurzer Zeit hatten die Arbeiter die Vorderſeite des Hauſes umgewandelt; und als ihre Aufgabe vollendet war, gingen ſie hin und verkündigten dem Chalyfen, daß ſein Wille erfüllt wäre.

Der Fürſt belud nun eine große Anzahl Träger mit Hausgeräthe aller Art und mit Körben voll von Stücken Zeug, Stickereien und Kleinoden.

Als die Alte dieſe neuen Geſchenke ankommen ſah, wollte ſie anfangs die Ueberbringer bedeuten, ſie wären unrecht; aber ſie blieben dabei, und übergaben ihr die Sachen, mit der Weiſung, dafür zu ſorgen, daß alles ſogleich eingerichtet würde, weil ihr Schwiegerſohn die Abſicht hätte, ſie noch dieſe Nacht zu beſuchen. Dieſe verdächtige Stunde, welche der Chalyf gewählt hatte, beſtärkte die Alte nur noch mehr in ihrer vorgefaßten Meinung. Sie begab ſich in aller Eile zu ihren Nachbarinnen, um ihre Hülfe zur Anordnung der Sachen anzuſprechen, welche ſie bekommen hatte.

„Wie, Nachbarinn“, ſprachen dieſe beim Eintreten, als ſie die vorgegangenen Veränderungen wahrnahmen, „iſt es ein Traum? iſt's möglich, daß eure Hütte in einen prächtigen Palaſt verwandelt worden? Woher kommen alle dieſe Marmorzierden, dieſe herrlichen Gemälde? Iſt dieß ein bezaubertes Land?“

„Keinesweges“, antwortete die Alte, „alles dieß verdanke ich meinem Schwiegerſohne.“ —

„Eure Tochter iſt alſo verheiratet?“ —

„Eben heute.“ —

„Und wer iſt euer Schwiegerſohn?“ —

„Ich weiß es in Wahrheit nicht, und wenn ich euch meinen Verdacht geſtehen ſoll, ſo glaube ich, es iſt nicht das ehrlichſte Handwerk, welches er treibt: aber bildet euch nicht ein, daß er ein gewöhnlicher Räuber iſt; er iſt wenigſtens das Oberhaupt aller Räuber.“

„Um Gottes Willen!“ riefen die Nachbarinnen aus, „ihr wollt die Schwiegermutter eines Räuberhaupts werden! Seid ſo gut, und empfehlet uns euerm Schwiegerſohn, und bittet ihn, die Häuſer eurer Nachbaren zu verſchonen; dieſe Rückſicht ſind wir uns gegenſeitig ſchuldig.“

Die Alte beruhigte ſie, indem ſie den Edelmuth ihres Schwiegerſohnes rühmte, und ihnen verſprach, daß ihr Eigenthum verſchont bleiben ſollte.

Sicher gemacht durch den Schutz, welchen die Alte ihnen verhieß, beſchäftigten ſich die Nachbarinnen nun mit der Anordnung des Hausgeräthes, dann des Putzes der Braut, welche man mit prächtigen Zeugen bekleidete und mit Juwelen bedeckte.

Bald hörte man an die Thüre pochen, und ſah ein große Anzahl Bedienten des Chalyfen eintreten: einige trugen die erleſenſten Speiſen, andere das köſtlichſte Zuckerwerk: ſie überlieferten alles der Alten, und ſagten dabei, ihr Schwiegerſohn ſendete es ihr, um ſie mit allen ihren Nachbarinnen gütlich zu thun.

„Meine lieben Freunde“, ſprach die Alte noch zu ihnen, „habet doch die Güte und ſaget mir, was macht mein Schwiegerſohn?“

„Wir wiſſen nichts von ihm, edle Frau, aber, wenn euch daran liegt, ſeinen Namen zu wiſſen, er heißt Albondukani.“

„Meinetwegen“, ſagte die Alte, „er mag thun, was er will; aber einer, der ſich ſo großmüthig beweiſet, hat nicht ſeinesgleichen in Baghdad: kommet, meine Freundinnen, ſetzen wir uns zum Mahle.“

Die Nachbarinnen machten keine Umſtände, ſondern aßen mit großer Luſt nach und nach von den Speiſen und dem Nachtiſche, die man hergeſchickt hatte; doch waren ſie darauf bedacht, von allen das Beſte unberührt zu laſſen, damit es zum Hochzeitmahle der beiden Neuvermählten dienete.

Unterdeſſen wußte man bald in dem ganzen Stadtviertel, daß die Alte ihre Tochter an einen Räuber verheiratet hatte, und daß ihr Haus ſchon mit den prächtigen Geſchenken angefüllt war, welche ihr Schwiegerſohn ihr dargebracht hatte.

Als der junge Kaufmann, dem diejenige verſagt worden war, welche der Chalyf ſich zur Gattinn erwählt hatte, durch das öffentliche Gerücht vernommen, daß man ihm einen Räuber vorgezogen hatte, ſo wollte er dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, ſich zu rächen: er hoffte ſelbſt, daß dieſer Umſtand ihm Mittel verſchaffen könnte, diejenige wieder zu erlangen, in welche er verliebt war, und begab ſich in aller Eile zu dem Polizeibeamten. Dieſem verſprach er eine anſehnliche Belohnung, wenn er ſich des Räubers, welchen er ihm beſchrieb, bemächtigen könnte, und verſicherte ihn zugleich, daß er bei dieſer Unternehmung eine beträchtliche Beute machen würde, deren Eigenthum er ihm überließ.

Der Polizeibeamte war höchſt vergnügt über dieſe Anzeige des jungen Mannes, und hieß ihn die zehnte Stunde des Abends abwarten, um den Räuber deſto ſicherer in dem Hauſe ſeiner Schwiegermutter zu überfallen; er verſprach ihm, ſich beſtimmt zu dieſer Stunde dort einzufinden, und verſicherte ihn, er würde den Räuber ſo wie die Alte auf abſchreckende Weiſe beſtrafen, und ihm das junge Mädchen überliefern, mit welcher er nach ſeinem Belieben ſchalten könnte.

Fünfhundert acht und zwanzigſte Nacht.

Als die verabredete Stunde gekommen war, verfügte ſich der junge Mann wieder zu dem Polizeibeamten, welcher ſogleich, an der Spitze von vierhundert ſeiner Leute, von vier Anführern befehligt, zu Pferde ſtieg, und von einer großen Anzahl Fackeln und Laternen beleuchtet, dahin ritt.

Unterdeſſen warteten die Mutter und ihre Tochter ruhig in ihrem Hauſe, welches von einer zahlloſen Menge Wachskerzen erleuchtet war, die Ankunft Albondukani's. Plötzlich hörten ſie heftig an die Thüre pochen; die Alte ging hin, ſchaute durch die Spalten, und erblickte den Polizeibeamten, der mit ſeinen Leuten die Straße füllte, und ſchon alle Anſtalten machte, mit Gewalt in das Haus zu dringen. Als die Alte einen der Anführer der Schaar erblickte, gerieth ſie in großes Schrecken, denn es war Schamama, einer der furchtbarſten Kerle in Baghdad, ein wahrer eingefleiſchter Teufel, und fähig zu allem. Als dieſer ſah, daß man nicht öffnete, ſprach er zu dem Polizeibeamten:

„Herr, was zaudern wir, dieſe Thüre einzuſtoßen, da man uns ſie zu öffnen weigert? Wenn wir ſie ſo unverſehens überfallen, ſo können wir uns alles, was ſich in dem Hauſe befindet, bemächtigen, und werden um ſo ſicherer denjenigen ergreifen, den wir ſuchen.“

Glücklicherweiſe befand ſich unter den Anführeen der Schaaren ein junger Mann, voll Wohlwollen und Menſchlichkeit, welcher dem Polizeibeamten dieſen Vorſchlag des Schamama ausredete.

„Hüten wir uns wohl, Herr,“ ſprach er zu ihm, „eine ſo gewaltſame und gefährliche Maaßregel zu ergreifen: nichts verſichert uns, daß wir nicht durch eine falſche Anklage des jungen Kaufmanns verleitet ſind, welcher über ſeine Abweiſung misvergnügt iſt; wäre dieß, ſo könnten wir uns ſehr vergreifen, denn wir haben keine ſichere Anzeige: thut jedoch, was euch gut dünkt.“

Die Alte, welche dieſe ganze Verhandlung mit anhörte, war halb todt vor Schrecken. „Ach! meine arme Tochter“, rief ſie aus, „wir ſind verloren: die Polizei iſt an unſerer Thüre, und kömmt, den Räuber zu ſuchen.“

„Verſchließet ſorgfältig die Thüre, liebe Mutter, vielleicht ſendet Gott uns noch Hülfe.“

Die Alte befolgte den Rath ihrer Tochter; aber unterdeſſen verdoppelten ſich die Schläge: ſie fragte, wer da klopfete.

„Elende!“ antwortete Schamama, „ehrloſe Genoſſinn der Räuber! der Polizeileutnant mit ſeine Schaar gebietet dir, ihm zu öffnen.“

Die Alte antwortete, ſie wäre eine arme Frau, hätte keine Räuber bei ſich, und würde ſich den Befehlen des Polizeileutnants nicht widerſetzen.

Dann kam ſie zu ihrer Tochter zurück, und ſagte zu ihr: „Hatte ich es dir nicht geſagt? es iſt dieſer verwünſchte Räuber, der dieſen ganzen Lärm verurſacht. Gott verhüte, daß er dieſen Abend herkomme! Wehe! warum iſt dein armer Vater geſtorben! Wenn er noch lebte, hätte kein Polizeibeamter, noch ſonſt jemand es gewagt, herzukommen und ſolcher Lärm vor unſerm Hauſe zu machen.“

Das junge Mädchen ermahnte ihre Mutter zur Ergebung, weil ſie keine Mittel hätten, ſich dieſem Anfalle zu widerſetzen.

Als unterdeſſen der Chalyf die Straßen einſam ſah, legte er die Verkleidung wieder an, deren er ſich bisher bedient hatte, und begab ſich, unter dem Schutze der Nacht, nach dem Hauſe ſeiner neuen Gemahlinn. Als er in den Eingang der Straße kam, erkannte er beim Scheine der Fackeln, welche ſie erhellten, die Schaar des Polizeibeamten, und mitten durch all dieſes Gelärm vernahm er Stimmen, welche forderten, man ſollte die Thüre einſtoßen und die Alte auf die Folter bringen, um ſie zum Geſtändniſſe zu zwingen, wo ihr Schwiegerſohn verborgen wäre. Indeſſen bemühte ſich einer unter ihnen, die Wuth der Beſtürmenden zu beſänftigen, indem er ihnen einſchärfte, die Geſetze zu ehren und nicht in die Wohnungen zweier alleiniger Frauen einzubrechen, auf eine vielleicht falſche Angabe, welche ſie zu voreiligen Schritten verleiten könnte.

„Geh und ſetze dich lieber in den Lehnſtuhl der Richter mit deinen Vernünfteleien, aber miſche dich nicht in Unternehmungen, welche Thatkraft erfordern“, antwortete ihm Schamama: „Haſſan, du verſtehſt nichts von ſolcherlei Handtierung: wir gebrauchen Kühnheit, Raſchheit und Gewandtheit in unſern Verrichtungen."

Als der Chalyf dieſe Worte hörte, nahm er ſich ſei vor, den Schamama ſeine Rohheit und Gewaltthätigkei theuer bezahlen zu laſſen, und zu gleicher Zeit ſuchte e Mittel und Wege, in das belagerte Haus zu gelangen. Im Hintergrunde einer Einfahrt bemerkte er eine große durch einen Teppich verhängte und von einem Verſchnittenen bewachte Thüre; dort wohnte einer von den Offizieren der Leibwache des Chalyfen, der Emir Junis, ein Mann, deſſen Wildheit ſo weit ging, daß er vor Zorn nicht aß, wenn er nicht jeden Tag einen umgebrach hatte.

Als der Verſchnittene bei dem Scheine der ihm leuchtenden Lampe den Chalyfen herannahen ſah, ſprang er ihm mit dem Säbel in der Hand entgegen, und fragte ihn, wo er hin wollte.

„Was geht's dich an, Elender?" antwortete ihm der Chalyf mit furchtbarer Stimme: und der Verſchnittene, ſo erſchrocken, als wenn er einen Löwen geſehen hätte, der ihn zu verſchlingen drohete, entfloh zu ſeinem Herrn, und kam ganz zitternd herein. Dieſer fragte ihn nach der Urſache ſeiner Furcht, und ſtammelnd antwortete der Verſchnittene:

„Ach, Herr, indem ich die Thüre bewachte, trat ein Mann herein; ich wollte ihn hindern, ſeinen Weg fortzu ſetzen, und drohte, ihn zu ſchlagen; da antwortete er mir: „flieh, elender Sklave!“ und ſeine Stimme hat mich dermaßen erſchreckt, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, euch anzuzeigen, was vorgeht.“

„Ha, wie!“ rief der Emyr aus, indem er wüthend aufſprang, „wer iſt der Verwegene, der meine Leute in meinem Hauſe ſo zu beſchimpfen wagt? ich will ſogleich ſeine Unverſchämtheit beſtrafen.“

Dieß geſagt, bewaffnet er ſich mit einer ungeheuren Keule, und ſtürzt dem Unbekannten entgegen, mit dem Ausrufe: „Wo iſt er? wo iſt er?“

„Hier, Junis!“ entgegnete ihm der Chalyf; und der wilde Emyr, der ſogleich die Stimme des Chalyfen erkannte, warf ſich zu Boden und bat ihn um Verzeihung.

„Ei, ei“, ſprach Harun zu ihm, „während du ruhig zu Hauſe ſitzeſt, leideſt du, daß mein Polizeibeamter in deine Nachbarſchaft kömmt und unglückliche Weiber mishandelt, welche keinen Mann zu ihrer Vertheidigung haben, und du denkſt nicht daran, die Willkür dieſes unwürdigen Beamten zurückzuweiſen!“

„Herr“, ſagte Junis, „hätte ich nicht das Amt geehrt, welches er bekleidet, und nicht gefürchtet, ihn in Vollſtreckung der Befehle Euer Majeſtät zu hindern, ſo würde er ſchon längſt die verdiente Züchtigung empfangen haben: übrigens dürft ihr nur Ein Wort ſagen, und ich gehe auf der Stelle hin, dieſe elende Häſcher-Schaar zu zerſtreuen.

Kein Polizeibeamter, kein ſolches Geſindel dürfen einem Manne, wie ich bin, widerſtehen."

Der Chalyf dankte ihm für ſeinen Dienſteifer, und ſagte, er wollte in ſeinem Hauſe auf das flache Dach ſteigen. Der Emyr führte den Fürſten dahin, und von dort konnten ſie das beſtürmte Haus gut ſehen. Der Chalyf ließ Anſtalt machen, dorthin zu kommen, und mit Hülfe einer Strickleiter ließ er ſich auf das flache Dach des Hauſes der Frauen hinab [11]), und hieß Junis ihn dort erwarten und ſich bereit halten, ſeine Befehle zu vollſtrecken.

Er ſchlich leiſe über das Dach hin, ſtieg ohne bemerkt zu werden hinab ins Haus, und war ganz geblendet von dem Glanze deſſelben, indem es mit Vergoldungen bedeckt, mit allerlei künſtlicher Arbeit geziert, und von einer Menge Kronleuchter und Kerzen erhellet war. Die Braut, auf einem glänzenden Throne ſitzend, war mit dem reichſten Putze bekleidet, und glich der Sonne in ihrem vollen Glanze, oder dem Vollmonde.

Während der Chalyf, noch ungeſehen, ſie betrachtete, hörte er ihre Mutter zu ihr ſagen:

„Wehe, meine Tochter, was ſoll aus uns werden? wer kann uns von der Wuth dieſer Leute befreien? Ach, wie ſind wir zu beklagen! warum muß auch dieſer Räuber kommen, um dich zu werben! Ach, wenn dein unglücklicher Vater noch lebte..! Aber wir müſſen uns in den Willen Gottes ergeben."

„Liebe Mutter“, antwortete das junge Mädchen, „er hat uns den Mann geſendet, welchem ihr mich zur Frau gegeben habt, und ihr thut Unrecht, mich zu kränken und ihn einen Räuber zu nennen.“

„Ach, der Unglückliche!“ ſprach die Alte, „möge der Himmel ihn bewahren, dieſe Nacht hieher zu kommen! denn man würde ihm übel mitſpielen.“

Fünfhundert neun und zwanzigſte Nacht.

Harun nahm einen kleinen Stein, und warf ihn mit ſolcher Geſchicklichkeit nach einer Kerze, daß ſie verloſch. *

„Das iſt ſonderbar“, ſagte die Alte, als ſie das Licht der Kerze ausgehen ſah: „da verliſcht eine Kerze, während die andern alle noch brennen.“

Sie zündete die Kerze wieder an; aber der Chalyf verlöſchte unterdeſſen zwei andere: das Erſtaunen der Alten wuchs immer mehr, als ein Stein ihr auf die Hand fiel, ſo daß ſie den Kopf aufhub und den Chalyfen erblickte.

„Sieh“, ſprach ſie nun zu ihrer Tochter, „da iſt dein Mann, der über die Dächer herein kömmt, auf dem Wege, deſſen ſeinesgleichen wohl kundig ſind; aber zum Glücke für ihn, denn, wäre er durch die Thüre gekommen, ſo würde er denen in die Hände gefallen ſein, welche ihn ſuchen. — Flieh, ohne Zeit zu verlieren“, fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Chalyfen wandte, „du wirſt ſonſt von den Elenden gefangen, welche unſer Haus belagern: zwei ſchwache Frauen, wie wir, vermöchten dich nicht zu vertheidigen und vor ihrer Wuth zu ſchützen.“

„Oeffnet mir nur“, erwiederte der Chalyf, „damit ich ſehe, was mit dieſen Elenden zu thun iſt.“

„Wähne nicht“, ſprach die Alte, „daß du ſie abzuſchrecken vermagſt: es iſt der Polizeibeamte mit ſeiner Schaar.“

„Wenn ihr mir nicht öffnet“, ſprach der Chalyf, „ſo breche ich die Thüre ein.“

Die Alte gab endlich der Beharrlichkeit ihres Schwiegerſohns nach.

„Wohlauf“, ſprach Harun, als er nun ins Zimmer hinab kam, „ich habe große Eßluſt, bringet uns etliche Gerichte her.“

„Wie, haſt du noch Luſt, etwas zu eſſen, in der Lage, worin du dich befindeſt?“ fragte die Alte.

„Ohne Zweifel“, antwortete der Chalyf. Als er ſeine Mahlzeit geendigt hatte, zog er, ungeduldig über den ſtäts zunehmenden Lärm an der Thüre, ſeinen Ring ab, und übergab ihn ſeiner Schwiegermutter, mit den Worten: „Thut mir den Gefallen und überbringet dieſen Ring dem Befehlshaber der Polizei und ſaget ihm dabei, derjenige, dem der Ring angehört, befinde ſich gegenwärtig bei euch, und verlange, daß er mit den vier vornehmſten

Anführern herein komme, und zugleich eine Leiter, Stricke und Ruthen mitbringe." 12)

„Ei, wie!" entgegnete die Alte, „wird dieſer Ring ihn zurückhalten können? ich fürchte, er wird über mich herſtürzen und mich umbringen."

„Beruhiget euch, gute Mutter", ſagte Harun, „ich verſpreche euch, daß der Polizeibeamte meinen Befehlen gehorchen wird."

„Ah, wenn ihr das Geheimnis beſitzet, einen ſolchen Mann zum Gehorſam zu bringen", erwiederte ihm ſeine Schwiegermutter, „ſo werdet ihr mir einen Dienſt leiſten, wenn ihr es mir mittheilet: ich kann alsdann meinen Einfluß bei ihm benutzen, um auch ungeſtraft die Frauen zu beſtehlen."

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich der Thüre, nahm ſich aber vor, ſie nur ein wenig zu öffnen:

„He! was wollt ihr denn?" rief ſie mit lauter Stimme hinaus.

„Alte Hexe", antwortete Schamama, „kannſt du noch fragen? wir wollen den Räuber packen, der bei dir iſt, ihm einen Fuß und eine Hand abhauen; was dich betrifft, ſo wirſt du bald ſehen, welche Behandlung wir dir zugedacht haben."

„Iſt einer unter euch, der leſen kann?" fragte die Alte: ich habe hier einen Siegelring, den ich euch übergeben ſoll: leſet doch den Namen, der darauf geſchrieben ſteht 13) und wem er angehört.“

„Hol’ der Teufel ſeinen Eigenthümer“, ſagte Schamama; hierauf rieth er dem Polizeilieutenant, den Augenblick zu benutzen, da die Alte die Thüre etwas geöffnet hatte, ſie zu Boden zu werfen, in das Haus zu dringen, es zu plündern, und, wenn alles vollbracht wäre, ſich zu entſchuldigen, man hätte den Siegelring nicht geſehen.

Aber die Alte, die ihre Abſicht fürchtete, hütete ſich wohl, die Thüre weiter aufzumachen, als nöthig war, um den Siegelring hindurch zu ſtecken, und reichte ihn dem Schamama, welcher ihn dem Polizeileutenant gab.

Als dieſer den Siegelring des Chalyfen erkannte, wurde er von Furcht ergriffen.

„Nun, was iſt’s?“ fragte Schamama: „was habt ihr denn?“

Der Polizeileutenant reichte ihm, anſtatt aller Antwort, den Ring hin; Schamama näherte ſich damit einer Fackel, erkannte das geheiligte Siegel des Beherrſchers der Gläubigen, und ſank zu Boden und rief um Hülfe.

Aber bald raffte er ſich wieder zuſammen, und mit dem Ausdrucke der tiefſten Ehrfurcht, fragte er die Alte, was ſie verlangete.

„Der Herr des Siegelringes“, ſprach ſie nun, „verlangt den Polizeileutnant, vier Anführer ſeiner Schaar, und alles Nöthige zu einer Baſtonnade.“

Schamama verſicherte ſie, alle wären bereit zu gehorchen; und die Alte ging wieder zu ihrem Schwiegerſohn, um ihm den glücklichen Erfolg ſeiner Sendung zu berichten.

„Ihr ſeid ein ſeltſamer Räuberhauptmann“, ſprach ſie zu ihm; „der Kadi, der Poliztileutnant, die Häſcher, alle Welt hat Furcht vor euch; wahrhaftig, ich will unter euch Dienſte nehmen, und will die Frauen beſtehlen, während ihr die Männer beſtehlet; es kann mir gar nicht fehlen, nach dem Sprichworte: wie der Herr, ſo der Knecht. — Geſtehet indeſſen, wenn dieſe Leute während eurer Abweſenheit die Thüre eingeſtoßen hätten, ſo würden wir uns in einer ſchrecklichen Lage befunden haben; aber, Gott ſei Dank, jetzo ſind wir endlich daraus befreiet.“

Während nun der Chalyf ſich mit ſeiner Gemahlinn über ihre Befreiung erfreute, trat der Polizeileutenant mit den vier Anführern ſeiner Schaar herein, unter welchen letzten ſich auch Schamama und Haſſan befanden. Der Chalyf befahl dieſem, den Emyr Junis, den Befehlshaber der Leibwache, zu holen, und als dieſer gekommen war, befahl er ihm, dem Polizeileutenant und Schamama die Baſtonnade zu geben. Junis entledigte ſich ſeines Auftrages ſo nachdrücklich, daß durch die Gewalt ſeiner Schläge ihnen die Nägel von den Füßen fielen. 14) Zu gleicher Zeit erhub Harun den Haſſan zu der Würde des Polizeileutnants.

„Nun“, ſprach er ſodann zu der Alten, „wie findet ihr, daß der Räuberhauptmann derlei Leute behandelt?“

„Es bleibt mir nur noch eins von Gott zu bitten übrig, nämlich, den Chalyfen für ſeine Ungerechtigkeit gegen uns zu beſtrafen; denn ohne ihn würde, ungeachtet alles deines Anſehens, ein Menſch wie du, nimmer gewagt haben, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen.“

Harun war durch dieſen Vorwurf, deſſen er ſich nicht verſah, nicht wenig überraſcht; er bedachte bei ſich ſelber, daß er vielleicht, ohne zu wollen, irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätte; er bat alſo die Alte um Erklärungen über das Unrecht, welches ſie dem Chalyfen vorgeworfen hätte.

„Er iſt es“, antwortete ſie, „der unſer Haus von oben bis unten ausplündern, und uns nicht einen Biſſen Brot zum Unterhalt übrig gelaſſen hat; ſo daß wir, ohne dich, dem Hungertode ausgeſetzt waren. Mein Sohn war einer ſeiner Kammerherrn: eines Tages klopften zwei Frauen an unſere Thüre, und baten ihn um Waſſer, ſich zu erfriſchen: eine Stunde darnach kam die ältere der Frauen, und brachte ihm, von Seiten der Anderen, zum Danke für den gereichten Trunk, eine Schüſſel mit Kuchen; mein Sohn gab ſie dem Wächter des Stadtviertels, der ihn um ein Geſchenk zur Feier des Arafa-Feſtes anſprach. Kurze Zeit darauf, überfiel eine Schaar von den Leuten des Chalyfen unſer Haus, gab alles der Plünderung preis, und ſchleppte meinen Sohn weg: glücklicherweiſe iſt ſeine Hinrichtung aufgeſchoben. Aber ohne dieſen unglücklichen Vorfall, würdeſt du nimmer meine Tochter geheiratet haben.“

„Wohlan! tröſtet euch, meine gute Mutter,“ ſagte Harun: „ich werde mich bei dem Chalyfen für euch verwenden, und ihn vermögen, eurem Sohne die Freiheit wiederzuſchenken, euch eure Güter zu erſtatten, und ihm eine ausgezeichnete Anſtellung zu geben.“

Dieſe Verſprechungen erfreuten auf einen Augenblick die Mutter des Kammerherrn; aber bald beſann ſie ſich wieder, und ſprach: „Für dießmal, mein lieber Schwiegerſohn, iſt nicht mehr an der Zeit zu ſcherzen; hier iſt nicht die Rede vom Kadi oder von Polizeileutnant: bedenke, daß du von dem großen Beherrſcher der Gläubigen, dem berühmten Harun Arreſchyd, ſprichſt, der mächtigen Heeren gebietet, und deſſen niedrigſter Sklave hundertmal mehr Macht hat, als alle Beamten des Reiches; ſei nicht zu hochmüthig auf die Erfolge, welche du bisher gehabt haſt: du haſt einige Leute einzuſchrecken gewußt: aber, ich beſchwöre dich, wage dich nicht an den Chalyfen; denn dein Untergang wäre gewiſs, und wir würden in dir unſere letzte Stütze verlieren. Ich will mich lieber, in Betreff meines Sohnes, auf die unendliche Gnade des allbarmherzigen Gottes verlaſſen.“

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Chalyfen; er ging hinaus, ungeachtet ſeine Schwiegermutter und ſeine Gemahlinn ihn zurückhalten wollten, und begab ſich in aller Eile nach ſeinem Palaſte.

Hier beſtieg er nun ſeinen Thron, verſammelte alle ſeine Höflinge um ſich, und nachdem er die gewöhnlichen Bezeigungen ihrer Ehrfurcht empfangen hatte, äußerte er ihnen ſein Befremden, daß keiner von ihnen es gewagt, für den Kammerherrn, welchen er hatte feſtſetzen laſſen, um Gnade zu bitten und ihm das Wort geredet hätte.

„Beherrſcher der Gläubigen“, ſagte einer der Emyre, „wir haben gefürchtet, die Euer Majeſtät ſchuldige Ehrfurcht zu verletzen; aber weil ihr es uns zu erlauben geruhet, ſo glaube ich der Dolmetſch des ganzen Hofes zu ſein, wenn ich euch bitte, dem zu verzeihen, den ihr ſtrafen wolltet.“

Harun ſprach die Begnadigung des Verurtheilten aus; er befahl, ihn mit einem Ehren-Rocke zu bekleiden, ließ ihn ſich vorführen, ernannte ihn zum Oberhaupte der Emyre, und hieß ihn zu ſeiner Mutter heimkehren, wohin er von den meiſten Großen des Hofes und unter dem Zurufe des zahlreichen Volkes, im Triumphe begleitet wurde: er ritt ein prächtiges Pferd, welches der Chalif ihm hatte geben laſſen, und vor ihm zog eine Menge von Spielleuten, welche vom Schall ihrer Inſtrumente die Luft widerhallen ließen.

Fünfhundert und dreiſsigſte Nacht.

Mehrere Hofleute waren vorausgeeilt, um dieſe gute Neuigkeit ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter zu verkündigen, und wurden von dieſen mit Geſchenken überhäuft. Endlich kam er ſelber, und nachdem er beide umarmt hatte, erzählte er ihnen, was ihm ſo eben begegnet war. Sie erzählten ihm ihrerſeits, was ſeit ſeiner Gefangennehmung vorgegangen war, die Plünderung ihres Hauſes und die ſchreckliche Noth, in welcher ſie drei Tage lang gelebt hatten.

„Aber“, entgegnete der junge Kammerherr ſeiner Mutter, „woher kömmt denn nun alles dieß, was ich hier ſehe? Iſt dieſe Pracht hier im Hauſe die Wirkung einer Bezauberung, oder ein Traum?“

„Nein, mein Sohn, es iſt ein Geſchenk meines Schwiegerſohnes.“ —

„Eures Schwiegerſohnes? wie! iſt denn meine Schweſter, ohne meine Einwilligung, vermählt? ſeit wann, und mit wem?“ —

„Seit geſtern, und zwar mit einem Räuber.“ —

„Mit einem Räuber?“ erwiederte er, und konnte kaum ſeinen Zorn zurückhalten: „wie! ihr habt meine Schweſter einem Räuber geben können? Saget mir, wo er iſt, damit ich auf der Stelle hingehe, ſeine Vermeſſenheit zu züchtigen.“ —

„Sei ruhig, mein Sohn, er hat hier ſchon eben ſo furchtbare Leute geſehen, wie du biſt, ohne daß ſie ihn erſchreckt haben.“

Und nun erzählte ſie ihm alles das Außerordentliche, was dieſer geheimnisvolle Menſch ausgerichtet hatte. „Er hat uns verſprochen“, fuhr ſie fort, „hinzugehen und deine Begnadigung vom Chalyfen zu erbitten, dir deine Güter wieder erſtatten, und dich mit neuen Ehren bekleiden zu laſſen: und kaum hat er uns verlaſſen, ſo ſehen wir dich heimkommen, und ohne Zweifel verdanken wir ihm dieſes glückliche Ereignis.“

„Aber nun“, fragte ſie ihr Sohn, „wie heißt er denn?“ —

„Das gerade kann ich dir nicht ſagen: vergebens habe ich die von ihm hergeſchickten Arbeiter darnach gefragt; alles, was ich weiß, iſt, daß er den Beinamen Albondukani führt.“

Bei dieſem Namen ſpringt der junge Mann, wie außer ſich, auf, und küßt ſogleich ſiebenmal den Boden.

„Ei, mein Sohn!“ ſprach nun die Mutter zu ihm, „verdreht er dir auch den Kopf? dir, der ihm ja auf der Stelle den ſeinigen abhauen wollte.“

„Meine Mutter, meine Mutter, der, den ihr ſo eben genannt habt, iſt — der Beherrſcher der Gläubigen, der mächtige Harun Arreſchyd!“

„Wär' es möglich?“ rief die Mutter aus: „ach, ich Unglückliche, ich habe ihn als einen Räuber behandelt: nimmermehr wird er mir die Beſchimpfungen verzeihen, womit ich ihn überhäuft habe.“

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſah ſie den Chalyfen eintreten und floh aus dem Zimmer: aber der Fürſt, als er vernahm, daß ſie nicht wieder vor ihm zu erſcheinen wagte, ließ ſie bitten, nur herein zu kommen, und ſprach freundlich zu ihr:

„Wie nun, meine Mutter, ihr fliehet ja vor dem, den ihr zum Herrn haben wolltet.“

Die Alte flehte ſeine Verzeihung an: und der Chalyf ließ ſogleich einen Kadi holen, verſtieß die Enkelinn Chosru's und gab ſie ſeinem Kammerherrn zur Frau. Er ſelber feierte ſeine Hochzeit mit ſeiner neuen Gemahlinn, in Gegenwart des ganzen Hofes, mit der größten Pracht: reiche Almoſen wurden bei dieſer feierlichen Gelegenheit den Armen geſpendet.“

Scheheraſade erbot hierauf dem Sultan von Indien, ihm das nächſtemal die Geſchichte der beiden Prinzen von Koſchinſchina und ihrer Schweſter zu erzählen, und mit ſeiner Erlaubnis begonn ſie in der folgenden Nacht alſo:

Fünfhundert ein und dreißigſte Nacht.

Geſchichte
der beiden Prinzen von Koſchinſchina und ihrer Schweſter.

„Herr, es herrſchte einſt in Koſchinſchina ein König, welcher der gelehrteſte Mann ſeiner Staaten war. Als der Augenblick kam, wo er ſein Haupt auf das Sterbekiſſen legen ſollte, ließ er die Königinn ſeine Gemahlinn, ſeine Tochter und ſeine beiden Söhne rufen. Nachdem er ſie hatte verſprechen laſſen, genau ſeinen letzten Willen zu befolgen, ſprach er folgendermaſſen zu ihnen:

„Ich beſchwöre euch im Namen des groſſen Gottes, der über die Thronen gebietet, und dem ich denjenigen verdanke, welchen ich jezo bald verlaſſen werde, mit Aufmerkſamkeit anzuhören und getreulich zu erfüllen, was ein ſterbender Vater euch heute empfiehlt.“

Seine Gemahlinn und ſeine Kinder beeiferten ſich, unter Strömen von Thränen, ihm zu verſprechen, daß ſie mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit ſeinen letzten Willen erfüllen würden; und er fuhr nun fort, indem er ſich zu Chanſad, ſeinem älteſten Sohne, wandte:

„Deine Geburt, mein Sohn, gibt dir das Recht auf die Krone; vergiß aber nicht, daß ihr ſchönſter Glanz die Menſchlichkeit iſt; durch dieſe wirſt du die Dauer deines Reichs und deine eigene Glückſeligkeit ſichern, zumal, wenn du mit dieſer Tugend die kindliche Liebe gegen deine Mutter, und eine zärtliche Anhänglichkeit an deinen Bruder Murad verbindeſt, welcher, in ſeiner Kindheit, noch bedarf, daß du meine Stelle bei ihm vertreteſt. Was deine Schweſter Aiſchah betrifft, ſo habe ich dir noch Weiſungen zu geben, welche dir vielleicht ſeltſam vorkommen werden; aber ich ſetze ſo großes Vertrauen in dein mir gethanes Verſprechen, daß ich glaube, du wirſt nicht anſtehen, ſie zu befolgen. Ich will, — und betrachte du die jetzt aus meinem Munde gehenden Worte wie Ausſprüche des Schickſals, — ich will alſo, daß ihre Hand dem erſten Fremdlinge gehöre, welcher ſich darbietet, wo er auch her, und von welchem Stande und Vermögen er auch ſei.“

Die ganze Familie des alten Königs warf ſich zu ſeinen Füßen, und während Alle ihr eben abgelegtes Verſprechen wiederholten, that er einen tiefen Seufzer und verſchied.

Als der Prinz Chanſad dem Könige ſeinem Vater die ſeinem Range gebürende Ehre erwieſen hatte, beſtieg er den Thron; und nachdem er mit eben ſo viel Wohlwollen als Leutſeligkeit die Huldigungen der Großen und der Weſyre empfangen, beſchäftigte er ſich mit den ſchwierigen Verrichtungen der Regierung, und erwarb ſich durch ſein Betragen bald die Segnungen ſeiner Unterthanen.

So regierte er in Frieden einige Zeit lang, als man eines Tages ihm meldete, daß ein Fremder an den Thoren des Pallaſtes ſtände und Einlaß begehrete. Er befahl, ihn hereinzuführen.

Dieſer Menſch hatte etwas Wildes an ſich und ein zurückſtoßendes Aeußeres. Er näherte ſich indeſſen dem Könige, ohne irgend ein Zeichen der Furcht, und als er vor ihm ſtand, ſprach er zu ihm:

„Herr, möge Gott Euer Majeſtät lange Jahre verleihen, und vor allem möge er verhüten, daß ihr durch meine Bitte um die Hand eurer Schweſter Aiſchah, welche ich zu thun komme, nicht beleidigt werdet.“

Die erſte Bewegung des Sultans war, die Unverſchämtheit des Fremden beſtrafen zu laſſen, der es gewagt hatte, alſo zu ihm zu ſprechen; aber alsbald erinnerte er ſich ſeines dem Könige ſeinem Vater gegebenen Verſprechens, er war alſo genöthigt, an ſich zu halten.

und ohne dem Fremdling eine beſtimmte Antwort zu geben, befahl er, zum großen Erſtaunen der Hofleute, ihm im Palaſt eine Wohnung zu bereiten. Hierauf begab er ſich nach den Zimmern der Königinn, ſeiner Mutter, um ſich mit ihr zu berathen, welchen Entſchluß er faſſen ſollte.

Als der König Chanſad der Königinn mitgetheilt hatte, was eben vorgegangen war, ward dieſe Fürſtinn innig betrübt: und beide überlegten, welche Mittel in ſolchem Unfalle anzuwenden wären. Aber ſie konnten keinen Ausweg finden, das geheiligte Verſprechen zu umgehen, welches ſie am Todbette des letzten Sultans abgelegt hatten, und ſie beſchloſſen damit, daß ſie hinſandten und dem Fremdling ankündigen ließen, er möchte ſich bereiten, die Hand der Prinzeſſinn zu empfangen.

Das Erſtaunen am Hofe ſtieg aufs höchſte, als man vernahm, daß die Prinzeſſinn Aiſckah die Gemahlinn eines armen Unbekannten werden ſollte, und niemand konnte ein ſo ſeltſames Abenteuer begreifen.

Die Hochzeit wurde ohne Pracht in den inneren Zimmern des Palaſtes gefeiert, und war vielmehr ein Gegenſtand der Trauer als der Freude für die ganze Familie. Die Prinzeſſinn vor allen, welche mit Ergebung dem Willen ihres Vaters gehorcht hatte, konnte ſich nicht enthalten, bitterlich zu weinen, als ihr neuer Gemahl ihr andeutete, ſo wie er als ſolcher dazu berechtigt war, daß ſie ſich bereiten müßte, ihre Familie zu verlaſſen und ihm zu folgen. Um ihren Schmerz zu beſänftigen, verſprach er ihr nur, zu erlauben, daß ſie ihre Verwandten, welche ſie ſo ungern verließ, jedes Jahr beſuchen und drei Wochen bei ihnen zubringen könnte.

Trotz dieſen Verſprechungen ihres Mannes, war ſchon ein Jahr ſeit der Abreiſe der Prinzeſſinn Aiſchah verfloſſen, und nichts kündigte noch ihre Heimkehr an. Die Beſorgniſſe ihrer Familie wurden immer lebhafter. Der Sultan ſandte nun nach allen Seiten Leute aus, ſeine Schweſter zu ſuchen, und verhieß demjenigen glänzende Belohnungen, der den Ort ihres Aufenthalts entdecken würde. Jedes Jahr erneuerte er ſeine Nachforſchungen und Verheißungen. Alles war aber fruchtlos, er konnte durchaus keine Kunde von ihr erlangen.

Drei Jahre verſtrichen auf dieſe Weiſe. Chanſad war in Verzweiflung, daß er durch ſeine Befolgung des letzten Willens ſeines Vaters den Verluſt ſeiner Schweſter verurſacht hatte, und faßte endlich den Vorſatz, wegzureiſen und nicht eher wieder in ſeine Staaten zurückzukehren, als bis er ſeine Schweſter wiedergefunden hätte. Er theilte dieſe Abſicht ſeiner Mutter mit, welche in Thränen zerſchmolz und ausrief:

„O mein Sohn, verlaß mich nicht! Schon habe ich meine gute Tochter verloren, und eine traurige Vorahnung ſagt mir: wenn du mich verläßt, ſo wird der Engel des Todes das Licht meines Lebens ausgelöſcht haben, bevor du heimkehreſt. Und kannſt du übrigens auch die Verwaltung deines Reiches aufgeben? Willſt du deinem Bruder, der noch ſo jung iſt, oder deiner von Alter, Schwachheit und Leiden gebeugten Mutter die Sorge überlaſſen, deine weitläuftigen Staaten zu regieren, und ſie gegen deine Feinde zu vertheidigen?"

Chanſad beſtand, ungeachtet der Verzweiflung ſeiner Mutter, auf ſeinem Entſchluſſe: er ließ ſeinen Groß-Weſyr rufen, befahl ihm, in allem den Befehlen der Königinn zu gehorchen, der er die Regierung übergab; und da er nicht gekannt ſein wollte, ſo reiſte er allein, auf einem guten Pferde, hinweg, und erreichte bald die Gränzen ſeiner Staaten.

Der Sultan reiſte auf dieſe Weiſe mehrere Jahre. Er hatte ſchon viele Reiche durchzogen, und überall vergebens nach ſeiner Schweſter Aiſchah geforſcht, als er eines Tages an eine Wüſte kam, welche er auch zu durchſuchen beſchloß. Nachdem er zwei Tage durch den glühenden Sand geritten war, ohne einen Tropfen Waſſer zu finden, um den brennenden Durſt zu ſtillen, der ihn verzehrte, da erblickte er in der Ferne einen Berg, nach welchem er ſeinen Weg richtete. Aber er verlor bald die Hoffnung, ihn zu erreichen; ſein Pferd war durch die Anſtrengung einer ſo mühſeligen Reiſe dermaßen erſchöpft, daß es keinen Schritt mehr vorwärts thun konnte; es ſtürzte auf den Sand hin, und verſchied bald darnach.

Chanſad, der nun gezwungen war, zu Fuſe zu gehen, und ſeinen nahen Tod vor Augen ſah, ließ jedoch ſeinen Muth nicht ſinken, und am Abend deſſelben Tages befand er ſich nahe bei dem Berge, an deſſen Fuſe er die Hütte eines Derwiſches entdeckte. Dieſer Anblick verſtärkte ſeine Kräfte, er ſchritt bis an die Thüre des Einſiedlers, wo er ohne Bewußtſein hinſank.

Der Derwiſch trat ſogleich heraus, und als er einen Menſchen dem Verſcheiden nahe ſah, ſo kam er ihm zu Hülfe, wodurch er bald wieder ins Leben gerufen wurde. Er führte ihn hierauf in ſeine Behauſung, und ſetzte ihm trockene Früchte und Kameelmilch vor. Als der Sultan gegeſſen hatte, ſo lud der Derwiſt ihn zu ruhen ein. Er breitete eine wollene Decke auf dem Boden aus, auf welcher Chanſad bis an den Morgen ſchlief.

Nachdem er die Abwaſchung verrichtet und einige Verſe des Korans hergebetet hatte, ließ der Derwiſch ſeinen Gaſt neben ſich ſitzen, drückte ihm die Hand, und ſprach zu ihm:

„Junger Mann, ihr habt ſehr Unrecht gethan, die Reiſe zu unternehmen, welche ihr gemacht habt; ihr hättet die weiſen Vorſtellungen eurer Mutter hören, auf eurem Throne bleiben, und die von unſerm großen Gott euch anvertrauten Völker nicht verlaſſen ſollen.“

Der Sultan war überraſcht, ſo wohl gekannt zu ſein, und ſaß beſtürzt da. Der Derwiſch fuhr fort.

„Ich weiß die Urſache eurer Reiſe, und ich kann euch von nun an den Ausgang derſelben verkündigen: ihr werdet eure Schweſter wiederfinden, aber nur auf drei Tage; und durch die Bosheit eines Geiſtes wird es euch lange Zeit unmöglich ſein, in eure Staaten heimzukehren. Wenn ihr jedoch den Rath befolgen wollt, welchen ich euch noch geben will, ſo hoffe ich, daß ihr das Unglück vermeiden könnet, von welchem ich ſo eben geſprochen habe; aber dann müßt ihr auf die Hoffnung verzichten, eure Schweſter zu befreien: bleibet einige Tage bei mir; die Karawane von Balſora muß bald hier vorbeiziehen, mit dieſer könnt ihr nach Baghdad reiſen, und von dort in eure Staaten heimkehren. Ich empfehle euch aber vor allen, euch nicht weiter als zweitauſend Schritte von meiner Wohnung zu entfernen, bis die Karawane von Balſora angelangt iſt.“

Der Sultan dankte dem Derwiſch, und verſprach ihm, ſeinen Rath zu befolgen.

Fünfhundert zwei und dreißigſte Nacht.

Eines Tages, als Chanſad bei der Hütte des Derwiſches ſich erging, war er nicht wenig überraſcht, nicht weit von ihm, und mitten in der Sandwüſte, einen

Baum zu erblicken, der mit ſehr ſchönen, ihm unbekannten Früchten beladen war. Mit lebhafter Begierde, ihn näher zu betrachten und von ſeinen Früchten zu pflücken, ſchritt er mehrere Stunden lang darauf los, und obgleich er gar nicht ferne von ihm ſchien, ſo konnte er ihn doch nicht erreichen. Endlich, nachdem er den ganzen Tag gelaufen war, gelangte er an den Fuß dieſes außerordentlichen Baumes.

Ein Greis ſaß auf einem der Zweige, der grüßte den Sultan freundlich, und nachdem er von dem Baume geſtiegen war, welcher ſogleich verſchwand, fragte er ihn, warum er ihn ſo hartnäckig verfolgt hätte, und was der Beweggrund ſeiner Reiſe wäre.

Chanſad, der befürchtete, einen großen Fehler begangen zu haben, daß er den Rath des guten Derwiſches nicht befolgt hatte, beſchloß, ſich mit Vorſicht zu benehmen. Demzufolge antwortete er dem Greiſe, er wäre ein Kameelhüter, der, angelockt durch die Schönheit der Früchte, und in der Hoffnung, einige davon zu erlangen, auf einen Augenblick ſeine Heerde verlaſſen hätte; da jedoch ſeine Mühe fruchtlos geweſen, ſo würde er wieder zu den ſeiner Obhut anvertrauten Thieren gehen.

„Mein Sohn,“ ſagte lächelnd der Greis zu ihm, „du wirſt heute nicht wieder nach dem Orte zurückkehren, von welchem du dieſen Morgen ausgegangen biſt. Dieſes Land iſt durch den Geiſt Abutawil bezaubert, welcher unaufhörlich den Reiſenden Schlingen legt. Der Derwiſch, welchen du heute verlaſſen haſt, iſt einer von den Dienern dieſes böſen Geiſtes; er nahm dich nur in Obhut, um dich ſeinem Herrn zu überliefern; aber du biſt ein guter Muſelmann, und der Prophet hat dich vermittelſt dieſes Baumes gerettet. Sei jetzo ruhig, und ſtärke dich wieder durch einige Früchte, welche ich dir will reichen laſſen.“

Der Greis klatſchte hierauf dreimal in die Hände, und auf der Stelle ſtand ein mit den erleſenſten und köſtlichſten Speiſen beſetzter Tiſch vor ihnen. Der Sultan war ungewiſs, ob er den Verſprechungen ſeines neuen Wirthes großen Glauben beimeſſen ſollte; weil er aber kein Mittel ſah, zu dem Derwiſche zurückzukehren, dem er das Leben verdankte, ſo überließ er ſich ſeinem Schickſale.

Als er ſich wieder geſtärkt hatte, fragte der Greis ihn, ob er ihm folgen wollte, und verſprach, ihn in wenigen Tagen nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zu bringen. Chanſad willigte ein, und beide ſchlugen einen ſchmalen, mit brennendem Sande bedeckten Weg ein. Kaum hatte der Fürſt einen Schritt gethan, als es ihm unmöglich war, weiter zu ſchreiten. Der Greis lud ihn jetzt ein, auf ſeinen Rücken zu ſteigen: „Die Stärkung des großen Propheten verläßt mich nie,“ ſprach er zu ihm, „meine Füße ſind gewohnt, durch den Sand zu waten, und in einem Augenblicke kann ich dich ans Ziel des Weges verſetzen."

Der Sultan ſcheute ſich anfangs, einen Greis zu beläſtigen, deſſen Schwachheit ihm ſo auffallend erſchien, doch entſchloß er ſich endlich, auf ſeinen Rücken zu ſteigen. Sogleich erhub ſich der Greis mit ihm in die Luft, erreichte bald einen prächtigen Palaſt, ſetzte hier den Prinzen auf den Boden, und verſchwand.

Chanſad, noch voll Furcht über die Art, wie er eben gereiſet war, wurde nicht wenig überraſcht, als er vor ſich einen unermeßlichen Palaſt aus einem einzigen Diamanten erblickte, welcher einen ſolchen Glanz ausſtralte, daß er genöthigt wurde, die Augen niederzuſchlagen.

In der Hoffnung, in dieſem Palaſt einige Hülfe zu finden, ging der Fürſt mehrmals ringsumher; aber es war vergeblich, er konnte die Thüre dieſes Gebäudes nicht entdecken. Endlich, erſchöpft von der Anſtrengung, lehnte er ſeinen Kopf an eine Mauer und ſchlief ein.

Fünfhundert drei und dreißigſte Nacht.

Nur kurze Zeit war der Sultan in dieſer Lage, als ein Sklave, der ein Fenſter öffnete, ihn erblickte. Verwundert, einen Mann bei dem Palaſte liegen zu ſehen, lief der Sklave hin, und meldete es ſeiner Herrinn.

Dieſe wurde durch den Anblick des unglücklichen Fürſten dermaßen von Mitleid gerührt, daß ſie beſchloß, ihn einzulaſſen, und ihm Hülfe zu leiſten, ungeachtet der Bitten des Sklaven, welcher ihr vorſtellte, daß ſie ſich dem Zorn ihres Gemahls ausſetzen, und vielleicht den Tod desjenigen verurſachen würde, an welchem ſie ſolchen Theil nähme,

Nachdem ſie den Fürſten durch einige Früchte, welche ſie ihm zuwarf, aufgeweckt hatte, ließ der Sklave, auf Befehl ſeiner Herrinn, ihm eine Strickleiter hinab, mit deren Hülfe der Fürſt bald in den Palaſt gelangte.

Indem er dem Sklaven für den ihm eben geleiſteten Dienſt dankte, hörte er einen lauten Schrei ausſtoßen; er drehte hierauf den Kopf um, und erkannte ſeine Schweſter Aiſchah, welche bewußtlos ihren Frauen in die Arme geſunken war; er flog ihr zu Hülfe, und nachdem er ſie wieder zu ſich gebracht hatte, umarmte ſie ihn, mit Thränen in den Augen, und fragte ihn, wie er ihren Aufenthalt hätte entdecken können.

Chanſad erzählte ihr nun alle Abenteuer ſeiner Reiſe. Dieſe Erzählung ſchien den Schmerz der Prinzeſſinn noch zu vermehren, welcher ſo lebhaft ward, daß es ihren Bruder verdroß:

„Warum,“ ſprach er zu ihr, „ſcheinſt du über meinen Anblick in Verzweiflung, während ich froh bin, dich wiedergefunden zu haben, und dein Anblick mich über alle

Mühſeligkeiten tröſtet, welche ich deinetwegen erduldet habe?“

„Leider!“ antwortete Aiſchah, „biſt du es auch, mein lieber Bruder, der meine Beſorgnis verurſacht. Ich bin überzeugt, es iſt mein Mann, der, in der Geſtalt eines Greiſes, dich zu dieſem Palaſte gebracht hat, und ich habe alle Urſache, ſeine Wuth zu fürchten. Höre mich an, ich will dich das Ungeheuer kennen lehren, mit welchem der Wille unſers Vaters deine unglückliche Schweſter verbunden hat.

Du weißt, daß wenige Tage nach meiner Heirat, mein Gemahl mir befahl, ihm zu folgen. Die Vorahnung des Unglückes, welches mir begegnen ſollte, und die Verbindung, welche mich zwang, vielleicht für immer meine Verwandten zu verlaſſen, von denen ich ſo zärtlich geliebt war, entriſſen mir einen Strom von Thränen. Mein unmenſchlicher Gemahl war unempfindlich: ich mußte fort.

Am Abend des erſten Tages unſerer Reiſe, hielten wir in einem kleinen Gehölze von Sandel, Mirten und Aloe an. Abutawil verließ mich einen Augenblick, er kam bald mit einem Becken voll Waſſer zurück, ſpritzte einige Tropfen davon auf meine Leute, und verwandelte ſie in Bäume; darauf tödtete er unſere Kameele: ich zitterte auch für mein Leben; aber, ohne mir ein Leid zuzufügen, nahm er mich in ſeine Arme, und ſchwang ſich mit mir in die Lüfte. Wir reiſten auf dieſe Weiſe die ganze Nacht.

Am Tage erreichten wir die Mitte dieſer Wüſte. Mein Gemahl zog einen groſsen Kreis um uns, und nachdem er einige Beſchwörungen gemacht hatte, ſahen wir dieſen Palaſt mitten aus dem Kreiſe emporſteigen.

„Das iſt unſere Wohnung,“ ſprach Abutawil zu mir; „morgen ſollſt du auch Frauen zur Bedienung haben.“

Seitdem bewohne ich nun dieſen Ort, wo nichts an meinem Glücke fehlen würde, wenn ich bei meinen Verwandten, und fern von dem Ungeheuer wäre, welches mich hier zurückhält, und mich zum Zeugen ſeiner Grauſamkeiten macht. Er hat die Gewohnheit, ſich auf vierzig Tage zu entfernen, um den Karawanen nachzuſtellen: er tödtet und beraubt die Führer derſelben, und kömmt dann auf drei Tage heim. Morgen muſs er kommen, und da er ein erklärter Feind aller Menſchen iſt, ſo ſchaudere ich bei dem Gedanken an den Empfang, der dir von ihm bevorſteht.“

Chanſad wurde durch die Erzählung ſeiner Schweſter nicht erſchreckt; er erinnerte ſie daran, daſs er ſchon im Alter von achtzehn Jahren die ſieben Könige von Indien überwunden hatte, und verſicherte ſie, er würde nicht anſtehen, den Geiſt anzugreifen, und alle Anſtrengungen zu machen, um ſie zu befreien; aber er konnte ihre Unruhe nicht beſchwichtigen.

Sie brachten die Nacht unter ſolchen Geſprächen zu. Mit Anbruche des Tages ſah die Prinzeſſinn auch den Augenblick herannahen, wo Abutawil erſcheinen würde; ſie flehte ihrem Bruder, nichts gegen ihn zu unternehmen, ſondern ſich bewegen zu laſſen, bis zur Wiederabreiſe des Geiſtes ſich verborgen zu halten. Der Sultan gab den Thränen ſeiner Schweſter nach, und kaum hatte er ſich in dem entlegenſten Winkel des Palaſtes verſteckt, als Abutawil erſchien.

Alles zitterte bei ſeiner Annäherung. Die Prinzeſſinn verbarg ihre Unruhe, flog ihm entgegen, und nachdem ſie ihn zärtlich umarmt hatte, beklagte ſie ſich, ſo lange des Glückes ſeines Anblickes beraubt geweſen zu ſein.

Der Geiſt, der wohl wußte, daß Chanſad in ſeinem Palaſte war, machte ſeiner Gattinn lebhafte Vorwürfe über ihr Stillſchweigen von ihm.

„Kannſt du,“ ſprach er zu ihr, „wegen der Aufnahme beſorgt ſein, welche ich deinem Bruder zugedacht habe, der, ohne mich zu kennen, und mich für einen armen Sterblichen haltend, dennoch den Edelmuth gehabt hat, mir deine Hand zu bewilligen, als ich ihn darum angeſprochen habe? Verſtecke dich nicht länger, und beraube mich nicht des Vergnügens, ihn zu ſehen; ich weiß, wo er verborgen iſt, aber ich wünſche, daß du ſelber mich zu ihm führeſt.“

Die Prinzeſſinn hatte kein großes Vertrauen auf die Betheurungen ihres Gemahls; da ſie aber wohl ſah, daß es unnütz war, ihm die Wahrheit zu verhehlen, ſo führte ſie ihn nach dem Zimmer, in welches der Fürſt ſich zurückgezogen hatte. Abutawil empfing ihn aufs freundlichſte, er umarmte ihn zärtlich und führte ihn in das Zimmer ſeiner Gattinn, wo er ihm Erfriſchungen vorſetzen ließ; kurz, er bewirthete ihn ſo wohl, daß Chanſad, von dieſen Freundſchaftsbeweiſen gerührt, nicht begreifen konnte, wie Aiſchah irgend eine üble Behandlung von ihm fürchten konnte.

So brachten ſie drei Tage unter Feſten und Ergetzlichkeiten hin, durch welche der Geiſt ſich zu gefallen ſchien, die Zuneigung zu beweiſen, welche er gegen den Bruder ſeiner Gattinn hegte.

Als der Augenblick gekommen war, daß Abutawil wieder auf vierzig Tage abreiſen mußte, ſo lud er den Sultan ein, noch einige Zeit bei ſeiner Schweſter zu verweilen:

„Ich habe eine kleine Reiſe zu machen,“ ſprach er zu ihm, „und ich hoffe, euch bei meiner Heimkehr noch zu finden; bleibet hier, und betrachtet euch als den Herrn meines Palaſtes; aber bevor ich abreiſe, möchte ich euch noch meinen Garten zeigen.“

Chanſad reichte ihm die Hand, zum Zeichen ſeines Dankes, und ſie gingen zuſammen hinaus.

Die Prinzeſſinn erwartete vergeblich bis zum folgenden Morgen die Rückkehr ihres Bruders; und überzeugt, daß er, als ein Schlachtopfer der Treuloſigkeit ihres Mannes, umgekommen wäre, zerriß ſie ihre Kleider, und klagte in ihrem Schmerze ſich als die Urſache des Untergangs ihrer Familie an.

Fünfhundert vier und dreißigſte Nacht.

Während dieſe Begebenheiten ſich zutrugen, ging daheim die Königinn Mutter, voll Verzweiflung, keine Nachricht, weder von Chanſade, noch von Aiſchah zu erhalten, mit ſtarken Schritten dem Grabe entgegen. Als ſie endlich fühlte, daß ſie nur noch wenige Tage zu leben hätte, ließ ſie ihren jüngern Sohn Murad kommen, welcher damals ſechzehn Jahr alt war, und nachdem ſie ihn, mit Thränen in den Augen, umarmt hatte, vertraute ſie ihm die Geſchichte ihres Hauſes, empfahl ihm, ſie ſorgfältig zu bewahren, und einſt dem Beiſpiele ſeiner Ahnen zu folgen. Sie befahl hierauf dem Groß-Weſyr, die vornehmſten Herren des Hofes in dem großen Saale des Palaſtes zu verſammeln, in welchen die ſterbende Königinn ſich nun ſelber tragen ließ.

Als alle um ihr Bette verſammelt waren, erinnerte ſie ſie an die Wohlthaten, welche ſie von ihrem Stamm empfangen hätten, machte ihnen bemerklich, wie undankbar ſie ſein würden, wenn ſie den letzten Sprößling deſſelben verließen, und forderte von ihnen den Eid einer unverletzlichen Treue.

Der Weſyr faßte hierauf Murads Hand, ließ ihn den Thron beſteigen, und krönte ihn. Zwei Tage darnach bezahlte die Königinn Mutter ihre Schuld der Natur.

Der neue Sultan war mit einem überlegenen Geiſt und einer Beſonnenheit begabt, welche ſich ſelten in einem ſo zarten Alter finden, und benahm ſich mit großer Klugheit. Wohl fühlend, daß es ihm noch an Erfahrung fehlte, um ein Reich zu regieren, überließ er die Beſorgung der Geſchäfte völlig dem Groß-Weſyr, auf den er ſich verlaſſen konnte, und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften und Uebungen, welche zur Bildung eines Königs gehören.

Sein erſter Lehrmeiſter war ein alter Verſchnittener, welchen ſeine Mutter ihm gegeben, und der viel gereiſt hatte. Dieſer unterhielt den jungen Fürſten oft von den Gebräuchen der verſchiedenen Völker, bei welchen er ſich aufgehalten, und was er Merkwürdiges dort geſehen hatte.

Unvermerkt bekam Murad ſelber Luſt zum Reiſen, und das Schickſal ſeines Bruders und ſeiner Schweſter, welches ſich vor ſeine Seele ſtellte, beſtimmte ihn bald zu dem Entſchluſſe, die Welt zu durchziehen und alle ſeine Kräfte aufzubieten, um ſie wiederzufinden. „Wenn das

Schickſal mich begünſtigt," dachte er, „ſo entdecke ich den Ort, wo ſie ſind: iſt es mir entgegen, ſo gehe ich unter, wie ſie."

Er machte demzufolge alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe, nahm eine volle Goldbörſe und viele Diamanten mit, welche er im nächſten Hafen zu vertauſchen gedachte, um Waaren dafür zu kaufen, ein Schiff damit zu befrachten, und ſo nach Indien zu fahren.

Ohne jemand ſeinen gefaßten Vorſatz mitzutheilen, und bloß mit Hinterlaſſung eines Briefes an ſeinen Groß-Weſyr, worin er ihm die Verwaltung des Reichs während ſeiner Abweſenheit auftrug, reiſte Murad zu Pferde, mitten in der Nacht ab, und nahm ſeinen Weg nach einem Seehafen, welcher nur zwei Tagereiſen von der Hauptſtadt entfernt lag.

Gleich bei ſeiner Ankunft fand er hier ein Schiff, welches nach der Inſel Serendyb ſegelte, von welcher ſein alter Verſchnittener ihm viel erzählt hatte; bald war er mit dem Schiffshauptmann wegen der Ueberfahrt einig, und ſchiffte ſich ein.

Die Fahrt war ſechzehn Tage lang glücklich, aber am ſiebzehnten, mit Sonnenuntergange, bedeckte der Himmel ſich mit Wolken, der bisher immer günſtige Wind ward widrig, und blies mit ſolcher Wuth, daß das aufgerührte Meer überall furchtbare Abgründe darbot, von welchen er jeden Augenblick verſchlungen zu werden fürchtete.

Dieſer Sturm dauerte mehrere Tage; endlich legte ſich der Wind, aber das Schiff hatte dermaßen gelitten, daß es nicht mehr zu ſteuern war, und die Mannſchaft hatte kaum noch Hoffnung ſich zu retten, als man Land erblickte.

Dieſer Anblick belebte ihren Muth wieder; man ſetzte die Böte aus, und mit Hülfe der Ruder gelang es, das Schiff auf das Ufer zu ziehen, und man begann, es auszubeſſern. Sie fanden auf der Inſel, wo ſie gelandet waren, und die ihnen unbekannt war, Bäume mit Früchten beladen, Pflanzen, deren Blumen einen köſtlichen Duft verbreiteten, viel Gewild, und Quellen des klarſten Waſſers.

Eines Tages, da Murad auf der Inſel jagen gegangen war, vertiefte er ſich in die Wälder weiter als gewöhnlich, und verirrte. Die Sonne war ſchon untergegangen, und der Prinz, der ſich nicht zum Schiffe zurückfinden konnte, ſuchte einen ſicheren Zufluchtsort gegen die wilden Thiere; er ſtieg auf einen dichtbelaubten Baum, und ſchlief darauf bis am Morgen.

Beim Erwachen erblickte der Prinz auf dem Baume bei ihm zwei Vögel, welche, Taus genannt, vormals das Paradies bewohnten, woraus ſie vertrieben wurden, weil einer von ihnen ſich in eine Schlange verwandelt hatte, um die Menſchen zu verführen. Murad, von der Schönheit dieſer Vögel verblendet, vergaß über ihre Verfolgung ſeiner Gefährten, welche, da der Wind günſtig geworden, unter Segel gegangen waren, ohne ſeine Abweſenheit zu bemerken. Am Abend gereute den Prinzen ſeine Unvorſichtigkeit, und er nahm ſich feſt vor, ſein Mögliches zu thun, um am folgenden Morgen ſein Schiff zu erreichen. Da er aber keiner beſtimmten Richtung gefolgt war, ſo irrte er mehrere Tage umher. Endlich erkannte er den Landungsort wieder, aber das Schiff war verſchwunden. In der Verzweiflung, ſich ſo verlaſſen zu ſehen, auf einer wüſten und allen Schiffern unbekannten Inſel, verlor er jedoch nicht gänzlich den Muth. Er baute ſich eine Hütte, und bewahrte darin Datteln, Feigen und andere Früchte, welche er geſammelt und getrocknet hatte, und die, nebſt dem Wilde, das er erlegen konnte, ihm eine eben ſo angenehme als reichliche Nahrung gewährten; auf ſolche Weiſe lebte er die ganze Zeit, die er auf der Inſel blieb.

Schon ſechs Monate bewohnte der Prinz dieſe Inſel, als er eines Tages in ziemlich weiter Entfernung von ſeiner Behauſung einen ſchwarzen, wie einen Grabſtein behauenen Marmor entdeckte; dieſer Stein war mit einer ſtarken Goldplatte bedeckt, an welche ein Diamantring befeſtigt war. Auf dem Rande des Deckels ſtand eine Hebräiſche Inſchrift, welche Murad nicht entziffern konnte. Seine Neugier war durch dieſe Entdeckung ſehr gereizt, und er wollte ſchon ſeine Kraft anſtrengen, dieſelbe zu befriedigen; aber kaum hatte er den Ring berührt, als der Stein ſich von ſelber erhub. Sogleich fuhr ein ſtarker Wind heraus, welcher den Prinzen rücklings hinſtürzte. Einen Augenblick darauf ſchlug ein ſchreckliches Feuer empor, welches bis zum Himmel aufzulodern ſchien; bald zog ſich dieſes Feuer zuſammen, und bildete einen ſcheußlichen Rieſen, deſſen Anblick die muthigſte Seele mit Schrecken zu erfüllen vermochte. [15])

„Fürchte nichts,“ ſprach er zum Prinzen, „du haſt mich befreiet, und ich werde dieſen Dienſt zu erkennen wiſſen. Ich bin einer der vom Himmel auf die Erde herabgeſtürzten Geiſter, und ich bin es, der den Kain gereizt hat, ſeinen Bruder zu tödten. Gott gab, um uns zu ſtrafen, Adam einen andern Sohn, namens Seth, das heißt in Hebräiſcher Sprache Sohn Gottes, und begabte ihn mit übernatürlicher Macht und mit aller der Weisheit, welche Adam durch ſeinen erſten Fall verloren hatte; ja, um ihm noch beſonders ſein Wohlwollen zu beweiſen, ſchenkte er ihm ſiebzig Huri's von wunderbarer Schönheit. Eine derſelben, mit Namen Lea, flößte mir eine brünſtige Liebe ein; und während Seth beſchäftigt war, Gott ſeine Verehrung darzubringen, näherte ich mich der Lea, und ſtreckte meine Arme aus, ſie zu umfaſſen.

„Wie,“ entgegnete ſie mir, indem ſie mich für Seth hielt, „jetzt iſt die Stunde Gott anzubeten, und du beſchäftigſt dich mit ſeinem nichtigen Geſchöpfe?“

Indem ſie dieſe Worte ſprach, kam Seth zurück und erkannte mich. Sogleich befahl er drei Geiſtern, welche welche Gott ihm zu Dienern gegeben hatte, mich in dieſes Grab zu ſtürzen, und er ſchrieb auf den Deckel den hohen Namen Gottes, und ſprach zu mir:

„Du ſollſt hier bleiben, bis ein ſterbliches Weſen dich zu befreien kömmt.“ —

Du biſt derjenige, der mir dieſen Dienſt erwieſen hat: ſage mir nun, was du wünſcheſt.“

Der Prinz, der von ſeinem Schrecken wieder zu ſich gekommen war, fragte jetzo den Rieſen, was aus ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter geworden wäre; und als er vernahm, daß beide ſich in demſelben Palaſt und in der Gewalt des Geiſtes Abutawil befänden, verlangte er, zur Vergeltung, von dem Rieſen ein Mittel, ſie zu befreien.

„Ich will dich,“ antwortete dieſer ihm, „zu ihnen bringen, und ſobald du in dem Palaſte biſt, kannſt du mit dem Talisman den ich dir gebe, Abutawils geheimes Zimmer öffnen: darin wirſt du eine kleine Schachtel mit einem von Salomon verfertigten Pulver finden; ſtecke ſie in deinen Buſen, und wenn der Geiſt vor dir ſich zeigt, ſo wirf ihm ein wenig von dieſem Pulver ins Geſicht, und ruf ihm zu: „Nieder, Elender! Salomon befiehlt es!“ der beſtürzte Geiſt wird auf der Stelle den Boden meſſen: ſogleich faſſe Muth, ihm zu nahen, und nimm aus ſeinem Buſen einen Vogel, an welchen ſein Schickſal geknüpft iſt; ſobald du dich dieſes Vogels bemächtigt haſt, kannſt du Abutawil leichtlich zwingen, alles zu thun, was du ihm befiehlſt.“

Murad hatte kaum Zeit, dem Rieſen zu danken: er fühlte eine heftige Erſchütterung, und war ſehr überraſcht, als er ſich plötzlich in einem Palaſt von Diamant befand, ohne zu wiſſen, wie er dahin gekommen war. Aber er dachte wohl, daß er bei Abutawil wäre, und ſuchte das Zimmer ſeiner Schweſter. Dieſe ſtieg eben in den Garten hinab, und war nicht wenig verwundert, zu ſehen, daß ein Mann in ihren Wohnſitz eingedrungen war.

Murad erkannte wohl ſeine Schweſter, aber er hielt es nicht für räthlich, ſich ſofort zu erkennen zu geben, ſondern beſchloß zu erwarten, bis ſie ihn anreden würde. Nachdem Aiſchah ihn begrüßt hatte, bezeugte ſie ihm ihr Erſtaunen, und fragte ihn, wie er vermocht hätte, in dieſen Palaſt einzudringen.

„Gnädige Frau,“ antwortete Murad, „ich bin ein Königsſohn, und war noch ſehr jung, als mein Vater durch die Treuloſigkeit eines verwegenen Weſyrs ermordet wurde. Ich ſelber hatte viel Mühe, mich ſeinen Streichen zu entziehen, und nachdem ich lange umher geirrt war, begab ich mich auf ein Schiff, welches Schiffbruch litt, ſo daß ich allein mich auf dieſe Küſte gerettet habe. Als ich aus der Ferne euern Wohnort ſah, ſo gedachte ich ihn in wenigen Stunden zu erreichen, aber ich bin drei Tage gewandert, ohne einen Eingang in dieſen Palaſt zu finden, in welchem ich Hülfe zu finden hoffte, deren ich ſo bedürftig bin: da ſah ich euern Roch, der in geringer Entfernung von mir ſchlief; und weil ich weiß, daß dieſer Vogel immer zu den Zauberpaläſten gehört, ſo faßte ich mir ein Herz und band mich an einen ſeiner Füße: ſobald er aufwachte, brachte er mich hieher.“

Aiſchah bewunderte die Gewandtheit und Kühnheit ihres jungen Gaſtes; als ſie aber bedachte, daß er nicht lange den Blicken ihres Gemahls verborgen bleiben könnte, ſagte ſie ſeufzend zu ihm:

„Ihr ſeid um Zuflucht zu ſuchen, in die Wohnung eines Ungeheuers gekommen; fliehet eiligſt von hinnen, binnen zwei Stunden kehrt es heim, und ungeachtet eures Muthes, hoffet nicht, ihm widerſtehen zu können.“

Sie erzählte ihm hierauf verſchiedene Züge von der Grauſamkeit des Geiſtes, von ſeiner außerordentlichen Stärke und von ſeiner treuloſen Schlauigkeit; ſie ſagte ihm, wie er ihren Bruder aufgenommen hätte, um ihn zu verderben, und dieſe Erinnerung erneute ihren Schmerz, ſo daß ihre Rede häufig von ihren Thränen unterbrochen wurde.

„Fürchtet nichts für mich, edle Frau,“ ſprach Murad zu ihr; „weit entfernt, zu fliehen oder mich zu verbergen, will ich vielmehr den Blicken des Geiſtes Trotz bieten, und ich hoffe ſogar, euch zu befreien und ihn zu vernichten; denn der Prophet wird mit mir ſein, der über kurz oder lang die Böſen beſtraft. Aber die Zeit drängt: geruhet, mich nach dem Wohnzimmer eures Gemahls zu führen.“

Aiſchah, die ſeinen Entſchluß nicht zu erſchüttern vermochte, that, was er begehrte: er öffnete ohne Mühe die Thüre mit dem Talisman, welchen der Rieſe ihm gegeben hatte; und als er, nach einigem Suchen, die Schachtel fand, bemächtigte er ſich derſelben.

Fünfhundert fünf und dreißigſte Nacht.

Sie waren noch in Abutawils Zimmer, als der Geiſt, der gleich beim Eintritt in ſeinen Palaſt bemerkt hatte, daß Aiſchah und ihr Bruder ſich in ſeinem Zimmer befanden, vor ihnen in der Geſtalt eines furchtbaren Rieſen erſchien: aber Murad blieb unerſchrocken, er warf ihm ſchleunig etwas von dem Staube ins Geſichte, und rief dabei aus:

„Nieder, Elender! Salomon befiehlt's!“

Der Geiſt, überraſcht und beſtürzt, fiel hin, ſo lang er war.

Sogleich ſtürzte ſich Murad auf ihn, bemächtigte ſich ſchleunig des Vogels, welchen er in ſeinem Buſen verborgen trug; ſodann ſprach er zu ihm:

„Du weißt, wer ich bin: bekenne mir, was du mit meinem Bruder gemacht haſt.“ —

„Er iſt todt.“ —

„Du lügſt; ich weiß, daß du ihn verwandelt haſt, und wenn du ihn nicht auf der Stelle auslieferſt, ſo tödte ich deinen Vogel.“

Als Abutawil ſah, daß es unnütz war, länger zu läugnen, rief er Aiſchah, die mehr todt als lebend war, und hieß ſie in den Garten gehen und ihm den Hund herführen, der bei dem Spingbrunnen angekettet war. Das vollbrachte ſie eilig, und er ſagte nun zu ihr:

„Nimm eine kleine Glasſcheibe, ſtreich darauf ein wenig Salbe aus der goldenen Büchſe, (welche er ihr zeigte), und halt dieſes Glas dem Hunde vor die Augen.“

Als auch dieſes geſchehen war, blies Abutawil ihn an, und ſprach zu ihm:

„Wenn der allmächtige Schöpfer aller Dinge dich ſo geſchaffen hat, wie du gegenwärtig biſt, ſo verwandle dich nicht, wenn du aber nur durch die Kraft meiner Beſchwörungen in dieſem Zuſtande biſt, ſo werde wieder ein Menſch!“

Er hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, als Chanſad ſeine urſprüngliche Geſtalt wieder annahm, ſogleich ſeinen Bruder und ſeine Schweſter erkannte und ſie zärtlich umarmte.

Murad, der nun nichts von dem Geiſte zu verlangen hatte, und ihn für die Leiden beſtrafen wollte, welche er ſeiner Familie zugefügt, drehte dem Vogel den Hals um, nachdem er Abutawil alle ſeine Miſſethaten vorgeworfen hatte.

Plötzlich ließ ein furchtbares Getöſe ſich hören; der Palaſt verſchwand, und der Leib des Rieſen löſte ſich in einen dicken Rauch auf, deſſen Geſtank die Luft verpeſtete. Bald aber zerſtreute ſich dieſer Rauch gänzlich, ein Gewölk, das Wohlgeruch aushauchte, erſchien, und endigte damit, einen Mann von hoher Schönheit zu bilden.

Aiſchah und ihre Brüder ſtanden noch voll Erſtaunen und Bewunderung, als derjenige, der ihnen auf ſo wunderbaae Art erſchienen war, alſo zu ihnen ſprach:

„Ihr habt nichts mehr von dem Geiſt Abutawil zu fürchten; dieſen Morgen führte ich noch dieſen Namen, aber der Hang des Böſen iſt weit von mir gewichen, und ich werde euch meine Erkenntlichkeit für den mir geleiſteten Dienſt durch alle Wohlthaten beweiſen, welche ich euch zu gewähren vermag, und durch eine aufrichtige Liebe zu eurer liebenswürdigen Schweſter.“

Die Prinzeſſinn zitterte vor Freuden, als ſie vernahm, daß der junge Mann, deſſen Muth ſie ſo bewundert hatte, ihr Bruder Murad wäre; ſie fiel ihm um den Hals und umarmte ihn unter Thränen der Freude.

Der Geiſt fuhr fort: „Ich heiße **Habib**, und bin einer der dem Könige Salomon unterworfenen Geiſter. Dieſer große Prophet würdigte mich ſeines Vertrauens, und von allen, die in ſeiner Nähe waren, war ich derjenige, den er am meiſten mit ſeiner Gunſt beehrte.

Eines Tages hatte einer von meinen Brüdern, den ich vor allen liebte, ſich Salomons Zorn zugezogen, der, um mich zu prüfen, mir die Vollziehung der Strafe auftrug. Ich fand die Strafe für ein nur leichtes Verſehen zu hart, und konnte es nicht über mein Herz bringen, meinen Bruder zu ſchlagen; ich ward dem Propheten ungehorſam, und verſuchte, ihn zu täuſchen, indem ich vorgab, ſeine Befehle vollzogen zu haben.

„Du lügſt, Undankbarer!“ ſprach er zu mir, „und du haſt das Vertrauen deines Herrn und deines Freundes misbraucht; aber du ſollſt dafür beſtraft werden.“

Auf der Stelle ſprach er einige Worte aus, und ich fühlte in mir eine ſeltſame Veränderung.

„Geh,“ ſagte Salomon zu mir, „ich ſchicke dich auf die Erde, um die Geißel Aller zu ſein, die ſich dir nahen: du wirſt lieben, und den Gegenſtand deiner Liebe quälen; du wirſt das Menſchengeſchlecht liebgewinnen, und wider deinen Willen wirſt du dich gedrungen fühlen, ihm Böſes anzuthun: deine inneren Vorwürfe werden deine Strafe ſein. Ich gebe dir dieſen Vogel, an deſſen Daſein dein Schickſal geknüpft iſt: du wirſt nur nach ſeinem Tode wieder, was du geweſen biſt, und doch wirſt du dein Möglichſtes thun, um ſein Leben zu verlängern.“ Nach dieſen Worten verſtieß er mich weit von ſich.

Seit dieſer Zeit habe ich nur zu ſehr mein Schickſal erfüllt, und ihr könnt nicht glauben, wie ſehr ich nach jeder Miſſethat litt, ſobald ich ſie begangen hatte. Endlich, vor einigen Jahren, erſchien der Geiſt, welcher die Urſache der mir auferlegten Strafe geweſen war, mir im Traume, und ſprach zu mir:

„Deine Strafe wird bald endigen; es iſt mir erlaubt, zu ihrer Abkürzung zu helfen: verkleide dich, und geh hin, um die Tochter des Sultans von Koſchinſchina zur Gemahlinn anzuhalten; er wird ſie dir gewähren; denn ich habe ihn auf ſolche Bewerbung vorbereitet, und dieſe ſchöne Prinzeſſinn wird deine Erlöſung bewirken.“

Ich konnte erſt nach dem Tode des Sultans hinkommen; glücklicherweiſe hatte dieſer, bevor er ſtarb, dem Prinzen Chanſad anbefohlen, die Werbung, welche ich thun wollte, gut aufzunehmen, und ſo wurde meine Hochzeit gefeiert. Ihr wißt nun meine Geſchichte und die Urſache aller Mühſeligkeiten, welche ihr ausgeſtanden habt, aber ich hoffe, ſie euch zu vergüten.“

Es wäre unmöglich, die Freude Aiſchah's und ihrer Brüder zu beſchreiben, ſie dankten dem Geiſte Habib und verſicherten, daß ihre Leiden ſchon vergeſſen, und ſie für ihre Mühſeligkeiten ſchon mehr als zu viel durch das

Glück belohnt wären, ihn zum Beſchützer und Freunde zu haben.

In demſelben Augenblicke ließ Habib durch mehrere ihm untergebene Geiſter ein prächtiges Zelt aufſchlagen, in deſſen Mitte eine Tafel mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt ſtand. Während der Mahlzeit erzählten ſie ſich gegenſeitig ihre Abenteuer. Als Murad ihnen bekannt machte, daß die Königinn Mutter aus dem Leben geſchieden war, weinten ſie bitterlich und warfen ſich vor, durch ihre Abweſenheit zur Beſchleunigung ihres Todes beigetragen zu haben.

Nachdem der erſte Schmerz vorüber war, baten ſie Habib um Nachricht, was ſeit Murads Abreiſe in ihrem Königreiche vorgegangen wäre.

„Eure Staaten,“ ſagte er ihnen, „ſind durch den Sohn eines benachbarten Fürſten, welchen euer Vater in der Schlacht tödtete, eingenommen. Euer Groß-Weſyr, der euch getreu blieb, iſt qualvoll hingerichtet. Aber beruhiget euch, eure Unterthanen hangen feſt an euch, und ſie würden für euch die Waffen ergreifen, wenn es nöthig wäre. Ich glaube aber nicht, daß wir ihrer Hülfe bedürfen werden: dieſe Nacht will ich euch nach eurem Königreiche bringen, und wir werden ſehen, was uns am beſten zu thun iſt.“

Sie brachten den übrigen Theil des Tages unter

Freuden hin, und als die Nacht kam, begaben ſie ſich zur Ruhe, deren ſie ſehr bedurften.

Am folgenden Morgen waren ſie, ungeachtet der Verheißung des Geiſtes, doch ſehr erſtaunt, ſich nahe bei ihrer Hauptſtadt zu befinden. Sie traten bei einem Bauern ein, gaben ſich für Fremdlinge aus, und baten um Aufnahme, welche er ihnen auch willig gewährte. Das Antlitz dieſes Bauern hatte einen ſolchen Ausdruck der Traurigkeit, daß Chanſad nicht dem Verlangen widerſtehen konnte, ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit zu befragen.

„Guter Fremdling,“ antwortete er ihm, „ihr müßt ſehr weit her kommen, daß euch die Urſache meines Kummers unbekannt iſt. Wiſſet, daß dieſes Reich gegenwärtig der Raub eines Wüthrichs iſt, welchen wir verabſcheuen. Wir hatten einen König, deſſen Stamm uns ſeit achthundert Jahren beherrſchte; und wiewohl keiner ſeiner Vorfahren ſich verhaßt gemacht hat, ſo übertraf er doch alle an Weisheit und Güte: er ſtarb, und ſeine Kinder, welche auf ſeiner Bahn fortgingen und alle unſere Hoffnung ausmachten, ſind nach einander verſchwunden, und wir wiſſen nicht, was aus ihnen geworden iſt; ſo daß dieſes Reich, ohne Oberhaupt, es zu vertheidigen, der Raub eines um ſo unverſöhnlicheren Feindes geworden iſt, als unſere Könige ihn bisher ſiegreich zurückgeſchlagen hatten.

Dieſe Rede machte den Fürſten viel Vergnügen, die daraus ſahen, wie ſehr ſie betrauert wurden.

Sie beſprachen ſich mit einander über die zu ergreifenden Mittel, den Wütherich zu beſtrafen und ihr Reich wieder einzunehmen, als ſie vor der Hütte des Bauern vier prächtige Roſſe ankommen ſahen; ein Geiſt, der ſie führte, näherte ſich, und überreichte dem Prinzen Chanſad den ganzen königlichen Schmuck. Zugleich nahm Habib das Wort und ſprach zu ihm:

„Verwundert euch nicht, dieſer Geiſt befolgt nur meine Befehle; bald wird ein anderer euch euern Feind in Ketten vorführen, und ſeine Truppen werden durch die Einwohner zerſtreut werden, welche ich zum Aufſtande bewogen habe. Bereitet euch nun wieder in euern Palaſt einzutreten.“

Die Prinzen und die Prinzeſſinn legten die prächtigen Kleider an, welche ihnen gebracht waren; ſodann ſtiegen ſie zu Pferde, und ritten nach ihrer Hauptſtadt.

Das Gerücht von ihrer Ankunft hatte ſich bald durch die Stadt verbreitet, und das Volk zog ihnen haufenweiſe entgegen, und Alle dankten Gott und dem Propheten, daß die Familie ihrer Fürſten gerettet war.

Da der Tag noch nicht anbrach, ſo begann Scheheraſade, auf die Bitten ihrer Schweſter Dinarſade und des Sultans von Indien, alſo die Geſchichte der beiden Ehemänner:

Geſchichte
der beiden Ehemänner.

„Herr, unter der Regierung einer der alten Könige von Aegypten, lebte eine der liſtigſten und verſchlagenſten Weiber, welche die Welt jemals hervorgebracht hat; und ihr werdet euch leicht einen Begriff von der Schlauheit dieſes Weibes machen, wenn ich ſage, daß ſie, weit entfernt, ſich den Geſetzen des heiligen Propheten zu fügen, welche den wahren Gläubigen drei rechtmäßige Frauen erlauben, es vielmehr dahin gebracht, zwei Männer zu haben, und ihre Maaßregeln ſo wohl genommen hatte, daß keiner von beiden um ſeinen Nebenbuhler wußte. Allerdings waren die Gewerbe dieſer beiden Männer von der Art, daß der eine ſtäts am Tage zu Hauſe war, jede Nacht aber auswärts zubrachte, während der andere dagegen den ganzen Tag abweſend war, und nur des Nachts zu Hauſe kam. Der erſte, namens Haram, war ein Räuber, und ging alle Nacht auf ſein Handwerk aus; der andere hieß Akil, und war ein Taſchenſpieler.

Fünfhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

Mehrere Monate waren ſo vergangen, und die beiden Männer waren völlig die Narren ihres verſchmitzten Weibes, als eines Tages der Räuber ihr zu ſagen kam, daß er ſich auf einige Zeit von ihr trennen müſte, und Abſchied nahm. Sie bezeugte ihm ihr Herzeleid über dieſe unerwartete Abreiſe; zu gleicher Zeit gab ſie ihm alles zu ſeiner Reiſe Nöthige und einigen Vorrath auf den Weg. Sie nahm unter andern einen kalten Hammelſchlägel, ſchnitt ihn mittendurch, und gab ihm die eine Hälfte. Der Räuber nahm Abſchied, und machte ſich auf den Weg, längs der Ufer des Nils.

Er war kaum einige Stunden weg, als Akil, der Taſchenſpieler, heimkam. Auch er hatte Gründe, Kahiro zu verlaſſen, und kam, ſeine Frau um einigen Vorrath auf die Reiſe zu bitten. Dieſe dankte im Stillen Gott, daß er es nicht zugelaſſen, daß ihre beiden Männer ſich bei ihr begegnet hätten. Sie bezeugte dem zuletzt gekommenen, welchen Schmerz ſie über ſeine Entfernung empfände; ſie gab ihm einigen Vorrath, und unter andern auch die andere Hälfte des Hammelſchlägels, von welchem ſie die eine Hälfte ihrem erſten Manne gegeben hatte.

Akil reiſte ab, und, wie Haram, nahm er den Weg am Nile hin. Zu Ende der Tagereiſe kehrte er in eine gute, am Wege gelegene Karawanſerei ein, um hier die Nacht zu bleiben. Beim Eintritt in dieſes weitläufige Gebäude, fand er darin nur einen Gaſt, mit welchem er bald Bekanntſchaft machte.

„Kamerad,“ ſprach er zu ihm, „ihr ſcheint ermüdet zu ſein.“

„Ich habe heute den Weg von Kahiro her gemacht“, antwortete jener.

„Ich komme ebenfalls von dieſer Stadt“, fuhr Akil fort, „und wenn ihr auch noch weiter reiſet, ſo können wir den Weg zuſammen machen; denn ich hatte die Vorſchrift des Propheten vergeſſen: „el reſyk thum eltharyk“ (begib dich nicht auf den Weg, ohne einen guten Gefährten): wollt ihr unterdeſſen ein ſchlechtes Mahl mit mir theilen, ſo kann ich euch einige Datteln und ein Stück von einem Hammelſchlägel mit Knoblauch anbieten.“

„Ich nehme gern euer Erbieten an“, ſagte der andere Reiſende, „aber ich will auch meinen Beitrag dazu liefern.“

Zu gleicher Zeit packte jeder ſeinen mitgebrachten Vorrath aus. Als beide auf den Teppich gelegt, was ſie ſich gegenſeitig anzubieten hatten, bemerkten ſie, zu ihrer groſſen Verwunderung, daß die beiden Stücke des Hammelſchlägels vollkommen an einander paßten.

„Kamerad“, ſprach Akil zu ſeinem Genoſſen, „darf ich wiſſen, woher ihr dieſes Stück Hammelſchlägel habt?“

„Meine Frau hat es mir vor meiner Abreiſe gegeben“, antwortete ihm der Reiſende; „aber darf ich meinerſeits auch wiſſen, wo ihr das her habt, was ihr mir vorſetzet?“

„Auch ich verdanke meiner Frau dieſen Vorrath“, antwortete Akil.

„In welchem Stadtviertel wohnt ihr?“ —

„Nahe am Siegesthore.“ —

„Ich auch.“ —

Und ſo, von Fragen zu Fragen, hatten die beiden Reiſenden bald die Ueberzeugung erlangt, daß ſie beide ſeit mehreren Monaten eine und dieſelbe Frau gehabt.

Dieſe Entdeckung hätte beinahe einen hitzigen Streit unter ihnen erregt; aber ſie bedachten zuletzt, daß es beſſer wäre, ſogleich wieder umzukehren, und ſich ſelber über das Verhältnis aufzuklären, in welchem ſie ſich befanden.

Akil und Haram kehrten alſo beide nach Kahiro zurück, und erreichten bald ihre gemeinſchaftliche Wohnung. Als ihre Frau ſie beiſammen erblickte, zweifelte ſie nicht mehr, daß ſie entdeckt wäre, und erkannte, daß es vergeblich ſein würde, noch einen Vorwand zur Verhüllung der Wahrheit zu ſuchen; ſie hielt es alſo fürs beſte, alles zu geſtehen, warf ſich ihnen zu Füßen, bekannte ihr Vergehen, und flehte beide um Gnade an.

Beide Männer liebten ſie zärtlich, und, ungeachtet ihrer Treuloſigkeit, wurde jedoch beider Anhänglichkeit für ſie nicht geſchwächt. Sie begnügten ſich, ihr lebhafte Vorwürfe über ihre Treuloſigkeit zu machen; und da ſie in dieſer Doppelehe nicht fortleben mochten, ſo ſagten ſie ihr, ſie müßte unter ihnen beiden einen erwählen, den ſie zum Manne behalten wollte. Aber vergeblich drangen ſie bei ihr auf eine Entſcheidung: es war unmöglich, ſie zu bewegen, daß ſie denjenigen bezeichnete, den ſie vorzöge.

„Wohlan“, ſprach ſie endlich zu ihnen, „da ich doch einmal wählen ſoll, ich aber keinen Grund habe, einen dem andern vorzuziehen, ſo höret, was ich euch vorſchlage: ihr lebt allebeide von eurer Geſchicklichkeit; du, Akil, übſt ſie jeden Tag; und du, Haram, jede Nacht: ich erkläre nun, daß ich denjenigen von euch zum Manne behalten will, der von euch beiden die Probe der größten Geſchicklichkeit ablegt.“

Beide nahmen willig dieſen Vorſchlag an, und bereiteten ſich zum Wettkampfe der Geſchicklichkeit.

Akil trat zuerſt auf. Er begab ſich mit Haram in einen der beſuchteſten Baſare von Kahiro; hier zeigte er ihm mit dem Finger einen alten Juden, der mit großer Langſamkeit umherging:

„Du ſiehſt dort den Juden“, ſagte er zu Haram: „bevor er den Baſar zu Ende gegangen iſt, will ich ihn zwingen, mir ſeine Börſe zu geben.“

Zu gleicher Zeit näherte er ſich ihm, und entwandte ihm einen ziemlich großen Beutel, welchen er bei ſich trug. Haram wünſchte ihm ſchon Glück zu dieſer Probe ſeiner Geſchicklichkeit.

„Keineswegës will ich mir ſo dieſes Geld zueignen“, ſagte Akil; „denn das Gericht könnte mich zwingen, es herauszugeben: ich will, daß der Kadi ſelber mir die Börſe des Juden überliefere.“

So ſprach er, begab ſich in einen abgelegenen Winkel, öffnete den Beutel, zählte das Geld, nahm zehn Zeckienen heraus, und ſteckte ſeinen Ring dafür hinein. Nachdem er den Beutel ſorgfältig wieder zugebunden hatte, machte er ſich wieder an den Juden, und ſteckte ihm eben ſo geſchickt die Börſe wider ein, wie er ſie ihm entwandt hatte.

Aber kaum hatte nun der unglückliche Jude einige Schritte gethan, als er auf ihn zulief: „Elender“, ſchrie er ihn an, „wagſt du es noch, ſo an einem öffentlichen Orte umherzugehen, nachdem du mich ſo unverſchämt beſtohlen haſt?“

Fünfhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

Der Jude war nicht wenig überraſcht, als er ſich von einem unbekannten Menſchen angefallen ſah: er verwirrte ſich in Entſchuldigungen, ſchwur ihm bei Abraham, Iſaak und Jakob, daß er ſich ohne Zweifel irrete, und daß er niemals daran gedacht hätte, ſein Eigenthum anzutaſten.

„Wie, Ehrloſer!“ fuhr Akil fort, „du wagſt es noch den Diebſtahl zu läugnen, den du begangen haſt? aber vergeblich ſchmeichelſt du dir, durch deine Demuth der gerechten Strafe zu entgehen, welche dir aufbehalten iſt; fort, folge mir zu dem Kadi, und antworte auf die Fragen, welche er dir vorlegen wird.“

Mit dieſen Worten ergriff er ihn bei ſeinem Kaftan, und ſchleppte ihn, mehr todt als lebendig, vor den Richter.

„Herr Kadi“, ſprach er, „ich führe euch hier einen der frechſten Diebe vor, ſo euch noch zu beſtrafen vorgekommen iſt. Der Jude, den ihr hier ſehet, hat mir eine anſehnliche Summe geſtohlen; kaum ſind es einige Stunden, daß der Diebſtahl begangen iſt, und ſchon wagt er, nach dieſer ehrloſen Handlung, mitten auf dem Baſar ruhig umher zu wandern, wie ein unbeſcholtener Menſch.“

„Ich betheure“, entgegnete der Jude, „daß ich mich niemals irgend einer ſtrafwürdigen Handlung ſchuldig gemacht, und dieſen Menſchen niemals geſehen habe, der mich ohne Zweifel für einen andern nimmt, oder den Verſtand verloren hat.“

„Hund von Israeliten“, verſetzte Akil, „es ziemet dir auch recht, einen wahren Muſelmann ſo zu beſchimpfen! — Herr Kadi, laſſet euch durch die Betheurungen dieſes

Ungläubigen nicht hinters Licht führen; er läugnet mit eben ſolcher Frechheit, wie jener Kaufmann von Indien, als er ein ihm anvertrautes Gut für ſich behalten wollte; aber ihr werdet ſeine Ausflüchte eben ſo geſchickt vereiteln, wie dort der Kadi die Spitzbüberei des Kaufmannes entlarvte.“

„Wie benahm mein Amtsgenoſſe ſich dabei?“ fragte der Kadi; „ich habe niemals von dieſer Geſchichte etwas gehört.“

Akil nahm hierauf das Wort, und ſprach alſo:

Geſchichte
Abdallah's.

„Herr, es lebte einſt in einer der lebhafteſten Handelsſtädte Indiens ein Muſelmann im großen Rufe der Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit. Dieſer heilige Mann brachte ganze Tage in den Moſcheen zu, er verſchärfte die Strenge der Faſten im Ramadham noch durch tauſend Entbehrungen, welche er jeden Tag ſich auflegte. Niemals waren ſeine Lippen mit der berauſchenden Flüſſigkeit befleckt worden, welche Dſchemſchyd [*)] erfand und der Prophet verboten hat. Dieſer Lebenswandel hatte ihm allgemeine Hochachtung und Zutrauen erworben; mit Einem Worte, er hatte ſich durch ſeine Strenge und ſeinen Glaubenseifer ſo berühmt gemacht, daß, wenn man von der Andacht oder der Magerkeit eines Menſchen eine hohe Vorſtellung geben wollte, man nur ſagte: „er iſt andächtig, oder mager, wie Abdallah während des Ramadhams.“

Fünfhundert acht und dreiſſigſte Nacht.

Abdallah hatte einen Nachbar, welcher einer der reichſten Kaufleute der Stadt, und zugleich einer der größten Bewunderer ſeiner Frömmigkeit war. Es geſchah nun, daß dieſer Kaufmann durch ſeine Handelsangelegenheiten gezwungen wurde, ſich einzuſchiffen und auf ein Jahr lang zu verreiſen: er beſaß eine anſehnliche Summe Goldes, und, um dieſe während ſeiner Abweſenheit in Sicherheit zu bringen, hatte er ſchon den Entſchluß gefaßt, ſie zu vergraben; aber er bedachte, daß der Zufall ſeinen Schatz entdecken könnte, und daß es viel ſicherer wäre, ihn bei einem Manne niederzulegen, deſſen Vermögen nicht den Handelsunfällen ausgeſetzt, und der ſeines ganzen Vertrauens würdig wäre. Er warf alſo ſeine Augen auf Abdallah, und begab ſich zu ihm, mit der Summe, welche er in Sicherheit bringen wollte. Er traf ihn, wie er am Boden liegend, nach Mekka zugekehrt, mit lauter Stimme ein Kapitel des Korans herſagte, welchen er auswendig wußte.

„Lieber Nachbar“, redete er ihn an, „es thut mir leid, euch in euern frommen Beſchäftigungen zu ſtören, aber eine Angelegenheit von der höchſten Wichtigkeit führt mich zu euch.“

„Der Friede ſei mit euch!“ antwortete Abdallah, „was iſt es für eine Angelegenheit?“

„Nachbar,“ fuhr der Kaufmann fort, „meine Geſchäft zwingt mich, auf einige Zeit zu verreiſen, und ich möchte gern eine ganz anſehnliche Summe, welche ich durch meine Sparſamkeit zuſammengebracht habe, in Sicherheit bringen. Da habe ich gedacht, ihr werdet es mir nicht abſchlagen, die Bewahrung derſelben während meiner Abweſenheit zu übernehmen, und ich danke euch ſchon zum voraus für den Dienſt, welchen ihr mir damit leiſten werdet.“

Abdallah übernahm die Aufbewahrung, und der Kaufmann ſetzte zu viel Vertrauen in ſeine Rechtlichkeit, um von ihm ein Anerkenntnis der übergebenen Summe zu fordern. Er ging alſo in voller Sicherheit zu Schiffe, nachdem er ſich dem Gebete ſeines frommen Nachbarn empfohlen hatte, der alle Segnungen des Himmels über ſeine Reiſe herab rief.

Dieſe Wünſche wurden erhört: die Ueberfahrt des Kaufmannes war ſehr glücklich, er machte ſeine Geſchäfte mit eben ſo viel Glück als Geſchwindigkeit ab, und binnen weniger als ſechs Monate, war er ſchon wieder in ſeiner Heimat.

Seine erſte Sorge war, ſeinen Nachbarn zu beſuchen, der erfreut ſchien, ihn ſo geſund wiederzuſehen, ihm zu ſeiner vollbrachten Reiſe Glück wünſchte, aber kein Wort von dem ihm anvertrauten Schatze ſprach. Nach einer ziemlich langen Unterhaltung, ſah der Kaufmann ſich endlich genöthigt, Abdallah um die Zurückgabe des Goldes zu bitten, deſſen Aufbewahrung er ſo gütig übernommen hätte.

„Großer Gott! mein Bruder“, rief Abdallah aus; „ſeit wann bildet ihr euch ein, mir etwas anvertraut zu haben? ihr habt ohne Zweifel geträumt: niemals iſt Gold in das Haus des armen Abdallah gekommen, und um alles in der Welt würde ich mich nicht mit dem Schatze beläſtigt haben, von welchem ihr ſprechet.“

Der Kaufmann wähnte anfangs, ſein Nachbar wollte ſich einen Scherz machen; als er aber erkannte, daß derſelbe ganz ernſthaft redete, ſo konnte er ſeinen Unwillen nicht zurückhalten: „Wie, Elender!“ ſprach er zu ihm, „du erinnerſt dich nicht, daß ich vor ſechs Monaten gekommen bin und dir einen Beutel voll Goldſtücke übergeben habe?“

„Iblis 10a) verblendet euch, liebe Nachbar, ich wiederhole euch, daß ihr mir nichts übergeben habt: kommet doch wieder zur Beſinnung, und klaget nicht einen Mann, wie mich, einer Handlung an, deren ich, wie die ganze Welt weiß, unfähig bin.“

Die Drohungen des Kaufmannes thaten nicht mehr Wirkung, als ſeine Bitten; er mußte mit leeren Händen abziehen, indem er gegen den treuloſen Aufbewahrer ſeines Schatzes alle Verwünſchungen ausſtieß, welche der Zorn ihm eingab.

Er verfügte ſich eilig zu dem Kadi, und erzählte ihm getreulich, was vorgegangen war. Nachdem der Kadi, der, wie ihr, Herr, ein Mann von tiefer Weisheit und großer Gewandtheit war, ihn aufmerkſam angehört hatte, antwortete er ihm:

„Da ihr keine Zeugen hattet, als ihr dieſem Heuchler das Geld anvertrautet, ſo würde es fruchtlos ſein, daß ich ihn vor meinem Richterſtuhl erſcheinen ließe; er würde kecklich die Wahrheit eurer Anklage läugnen, und es wäre mir unmöglich, ihn geſetzlich zu verurtheilen. Man muß mit Liſt gegen ihn verfahren, und ich habe einen Anſchlag, vermittelſt deſſen ich auf einen glücklichen Erfolg hoffe. Kehret ruhig heim; aber zur Stunde des Aſr (Gebets) gehet wieder zu Abdallah, drohet ihm von neuen mit einer Anklage vor mir, wenn er auf ſeiner Weigerung beharre, und verlaſſet euch darauf, daß er heut Abend ein beſſeres Gedächtnis haben wird, als heute Morgen.“

Vergnügt über die Verſprechungen des Kadi's, dankte der Kaufmann ihm für ſeine Gefälligkeit, und nahm Abſchied von ihm.

Unterdeſſen bekleidete ſich der Richter ſogleich mit ſeinem Pelze, und begab ſich in aller Eile zu Abdallah, der ihn mit aller ſeinem Range gebürenden Achtung empfing.

„Herr Abdallah“, ſprach der Kadi zu ihm, „einem Manne von einer ſo muſterhaften Frömmigkeit, wie die eurige, kann es nicht fehlen, daß er von Gott den für ſo viel Faſten und Entbehrungen verdienten Lohn empfange, und ich komme, euch einen Antrag zu machen, der ſchon in dieſem Leben euer Glück beginnen ſoll, welches euch in jenem Leben nicht entgehen kann. Ich bin alt und fühle ſchon die Schwachheiten, welche das Alter begleiten. Die Verrichtungen eines Kadi's in einer ſo weitläufigen Stadt, wie die von uns bewohnte iſt, ſind ſehr mühſelig, und da dieſes Amt mir jetzo ſo ſchwer wird, ſo habe ich beſchloſſen, mir einen Nachfolger zu erwählen: nun habe ich gedacht, ich könnte mich an niemand beſſer wenden, als an euch, der ihr euch der allgemeinen Achtung erfreuet, und am beſten das Amt verrichten werdet, das ich zu euern Gunſten niederlegen will. Habet alſo die Güte, dieſen Abend, nach der Stunde des Gebetes, zu mir zu kommen, und wir wollen die dienlichen Maaßregeln ergreifen, um euch Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen."

„Der Wille Gottes geſchehe!" antwortete Abdallah; „weil er gewürdigt hat, einen gnädigen Blick auf den allerunterthänigſten ſeiner Diener zu werfen, ſo geziemt es mir nicht, mich ſeinen Beſchlüſſen zu widerſetzen."

Der Kadi verließ ihn, und empfahl ihm noch, ja nicht bei der verabredeten Zuſammenkunft auszubleiben.

Er war eben weggegangen, als der Kaufmann wieder eintrat. „Nun, Nachbar", ſprach er zu Abdallah, „ſeid ihr nicht wieder auf ehrſamere Gedanken gekommen?"

„Wie, mein Bruder“, erwiederte dieſer, „habt ihr mich im Verdacht einer ſo unrechtlichen Handlung haben können? haltet ihr mich für fähig, ein mir von euch anvertrautes Gut zu behalten? es iſt da, ganz und unberührt; und wenn ich es euch nicht ſchon dieſen Morgen zurückgeſtellt habe, ſo geſchah es, weil ich eure Seele gewöhnen wollte, die Widerwärtigkeiten, welche die Vorſehung euch zuſchicken könnte, mit Ergebung zu ertragen. Da, nehmet euer Gold, und laſſet uns zuſammen gehen, denn ich muß zu dem Herrn Kadi, der mich mit ſeiner Güte beehrt, und mich gebeten hat, dieſen Abend zu ihm zu kommen.“

„Wir können in Geſellſchaft gehen“, ſagte der Kaufmann, „denn ich habe gerade auch mit ihm zu reden.“

Beide begaben ſich mit einander auf den Weg. Sobald der Kadi ſie erblickte, ſagte er zu dem Kaufmann: „Ihr ſcheint zufrieden mit dem Herrn Abdallah.“

„Man kann es nicht mehr ſein“, antwortete der Kaufmann.

„So muß ich ihn denn auch zufrieden ſtellen“, fuhr der Kadi fort: „ich habe ihm dieſen Morgen eine Belohnung verſprochen, und ein Beamter muß ſein Wort halten.“

Und zu gleicher Zeit befahl er, ihm zweihundert Stockſchläge auf die Fußſohlen zu geben; was denn auch auf der Stelle vollſtreckt wurde. —

Auf ſolche Weiſe, Herr Kadi“, fügte Akil hinzu, „entlarvte einer eurer Amtsgenoſſen die Heuchelei und Zweizüngigkeit eines Schurken; ich hoffe, ihr werdet eben ſo glücklich die Frechheit dieſes Ungläubigen zu Schanden machen, welcher den Diebſtahl zu läugnen wagt, deſſen er ſich ſchuldig gemacht hat: geruhet ihn nur durchſuchen zu laſſen, und ihr werdet ihn alsbald des begangenen Verbrechens überführen.“

Der Kadi befahl ſogleich den Polizeidienern, die Kleider des Juden zu durchſuchen, und man fand bei ihm eine Börſe mit Zeckienen. Der Angeklagte behauptete, dieſe Börſe gehörete ihm ganz rechtmäßig. Seinerſeits verſicherte Akil, er erkennte vollkommen den ihm geſtohlenen Beutel. In dieſer Verwickelung der Umſtände, gebot der Richter, beiden Theilen anzugeben, was in dem ſtreitigen Börſe enthalten ſein ſollte.

„Es ſind hundert Zeckienen darin“, antwortete der Jude, „welche ich dieſen Morgen genau gezählt habe.“

„Du lügſt, frecher Schelm“, entgegnete Akil, „es ſei denn, daß du, gegen die Gewohnheit deiner Glaubensgenoſſen, mehr wiedergibſt, als man dir geliehen hat: es ſind nur neunzig Stücke darin; aber mein Siegelring muß ſich dabei befinden, wenn du ihn nicht herausgenommen haſt; und daß wird hinreichend ſein, den Streit zu entſcheiden.“

Dieſe Beſchuldigung machte den unglücklichen Juden ganz verwirrt; aber er wurde noch weit mehr beſtürzt, als er ſah, daß ſein Ankläger Recht hatte. Vergeblich wollte er etwas dagegen einwenden: der Kadi ließ ihn auf der Stelle die Baſtonnade geben, und dem Akil das in Anſpruch genommene Geld zuſtellen. —

Haram konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Genoſſen über ſeine Gewandtheit und Kühnheit Glück zu wünſchen. Er geſtand, es würde ihm ſchwer werden, ſeinen Nebenbuhler zu übertreffen; aber gleichwohl wollte er es verſuchen, und gab ihm ein Stelldichein noch denſelben Abend bei dem Palaſte des Königs.

„Akil“, ſprach er hier zu ihm, „du haſt einen Juden und einen Kadi hinters Licht geführt; ich aber will ein noch gefährlicheres Stück unternehmen, und der König ſelber iſt es, an den ich mich machen will. Ich kenne alle Irrgänge des Palaſtes, und mit Hülfe einer Strickleiter, womit ich mich verſehen habe, wird es uns leicht werden, in die inneren Gemächer des Harems einzudringen. Fühlſt du dich kühn genug, mich zu begleiten?“

Akil war über die Verwegenheit dieſes Unterfangens erſchrocken; aber er ſchämte ſich, zurückzutreten, und er half ſeinem Geſellen die Strickleiter auf eine der Mauern des Palaſtes werfen.

Fünfhundert neun und dreißigſte Nacht.

Sie ſchlichen durch weitläufige Gärten, und, weil die Nacht ſchon weit vorgerückt war, ſo begegneten ſie niemand. Nachdem Haram eine kleine Thüre geſprengt hatte, führte er ſeinen Geſellen durch mehrere lange Gänge in die Vorhalle der königlichen Wohnung, ſie gelangten endlich an einen Teppich: Haram hub ihn leiſe empor, und ließ ſeinen Gefährten den eingeſchlafenen König ſehen, neben welchem ein Page ſtand, der ſelber vom Schlaf überwältigt ſchien. In einem anſtoßenden Zimmer hörte man den Schritt der Offiziere, welche die Wache bei der Perſon des Königs hatten.

Bei dieſem Schauſpiele wäre Akil faſt rücklings hingeſunken: „Großer Gott!“ rief er aus, „wo haſt du uns hingeführt? laß uns ſchleunig umkehren, unſer Untergang iſt gewiſs, wenn wir entdeckt werden.“

„Du erſchrickſt auch ſehr leicht“, antwortete Haram; „du haſt mit dem Kadi geſprochen, ich muß hingehen und mit dem Könige ſprechen.“

Zu gleicher Zeit näherte er ſich mit bewundernswürdiger Behendigkeit dem jungen Pagen, der, ganz ſchläfrig, beſchäftigt war, dem Sultan die Fußſohlen zu kitzeln,[17]) und Maſtix kaute, um nicht einzuſchlafen: ſogleich öffnete er ein Fläſchchen, welches einen betäubenden Geruch ausſtrömte, und die Wirkung deſſelben war ſo ſchleunig, daß der Page auf der Stelle in den tiefſten Schlaf verſank: jetzo ſchlang er ihm ein Seil unter die Arme, und hängte ihn damit an der Decke auf; ſodann nahm er ſeine Stelle ein, kitzelte dem Könige die Fußſohlen, und machte es ſo, daß er ihn aufweckte.

Der Fürſt gähnte, und Haram ergriff die Gelegenheit, ihn anzureden:

„Herr“, ſprach er zu ihm, „da Euer Majeſtät nicht ſchläft, befehlt ihr, daß ich euch zum Zeitvertreib eine Geſchichte erzähle?“

Der Sultan ließ ſich dieſes Erbieten gefallen, und Haram fuhr alſo fort:

Geſchichte
der Favoritinn.

„Es war einmal zu Ispahan ein junger Seidenhändler, der ſich eben ſo durch ſeine Schönheit, wie durch die Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens auszeichnete; man ſprach in dieſer Hauptſtadt nur von der Geſtalt und Anmuth dieſes jungen Mannes. Die Favoritinn des Königs, der damals in Perſien herrſchte, hörte auch von ihm reden; ſie bekam ein brünſtiges Verlangen, ihn zu ſehen, und als ſie ihre Neugier befriedigt hatte, erkannte ſie, daß die Reden von dem jungen Manne nicht übertrieben waren, ſondern daß ſeine Schönheit alles weit übertraf, was man ihr davon geſagt hatte: ja dieſelbe machte auf ſie einen ſolchen lebhaften Eindruck, daß ſie in kurzer Zeit Schlaf und Eßluſt verlor.

Ihre Amme, die ihr höchſt zugethan war, bemerkte die mit ihr vorgegangene Veränderung, und fragte ſie um die Urſache derſelben. Die Favoritinn weigerte ſich lange, ihr die Leidenſchaft zu bekennen, welche ſie ergriffen hatte; endlich aber geſtand ſie, daß das Bild des jungen Kaufmannes ihre Ruhe geſtört hätte, und ſie verſicherte ihre Amme, daß alle Hoffnung auf Glückſeligkeit für ſie verloren wäre, wenn ſie den jungen Mann nicht wiederſähe. Die Amme ſuchte lange Zeit, ſie von dieſer unſeligen Leidenſchaft abzulenken; als ſie aber ſah, daß ihre Vorſtellungen und Rathſchläge fruchtlos waren, und daß die Favoritinn, unvermögend ihre Liebe zu beſiegen, täglich mehr hinſchwand, ſo verſprach ſie ihr, alles mögliche zu thun, um ihr Verlangen zu befriedigen.

Sie ging alſo zu dem jungen Manne, theilte ihm die Empfindungen der Prinzeſſinn mit, und ihr Verlangen nach einer Zuſammenkunft mit ihm. Beide kamen überein, mehrere groſe Kiſten mit Seidenzeugen zu füllen, und ihn in der letzten zu verſtecken; was auch noch denſelben Abend ausgeführt wurde. Man zeigte den zur Bewachung des Harems angeſtellten Verſchnittenen die mit Waaren gefüllten Kiſten vor; und als die Amme ihnen geſagt hatte, dieſe Sachen wären für die Favoritinn beſtimmt, ſo nahm ſich keiner heraus, ſie zu durchſuchen.

Sobald der junge Kaufmann auf ſolche Weiſe hereingebracht war, beeilte man ſich, ihn aus dem engen Gefängniſſe hervorzuziehen, in welchem er verſperrt war: aber kaum hatte er Zeit gehabt, der Favoritinn einige Worte zu ſagen, als die erſchrockene Amme eintrat und die Ankunft des Sultans verkündigte; und dieſer Fürſt trat ſo ſchleunig herein, daß die Favoritinn kaum Zeit hatte, ihren Geliebten wieder in den Kaſten zu verſperren, aus welchem ſie ihn ſo eben hervorgezogen hatte.

Schrecken hatte ſchon den unglücklichen Kaufmann ergriffen; es verdoppelte ſich noch, als er hörte, daß der Sultan ziemlich dringend zu ſehen begehrte, was die Kiſten enthielten; aber ſein Schrecken erreichte den höchſten Gipfel, als er die Sultaninn antworten hörte:

„Ich kann dem Verlangen Euer Majeſtät nicht nachgeben, denn mein Liebhaber befindet ſich in einer derſelben.“

„Unſelige!“ rief der Sultan aus, „ſo alſo wagſt du es, meinen Palaſt zu beſudeln! Du biſt auf der Stelle des Todes, eben ſo wie der unwürdige Gegenſtand deiner Liebe. — Wachen, ergreifet ſie!“

Der Kaufmann war in dieſem entſcheidenden Augenblicke der Ohnmacht nahe; er glaubte, die Favoritinn hätte den Kof verloren, als er ein lautes Gelächter aufſchlagen hörte.

„Herr“, ſprach ſie ihrerſeits mit Hoheit, „ich wollte ſehen, ob Euer Majeſtät einiges Vertrauen zu mir hätte, und ich freue mich nun zu wiſſen, was ich von eurer Zuneigung zu mir zu halten habe. Wähnet ihr mich denn ſo von Sinnen, Euer Majeſtat zu betrügen, und euch zugleich ſo thörig meinen Fehltritt zu geſtehen? Ihr möget jetzo die Kiſten öffnen, hier ſind die Schlüſſel; aber ich erkläre euch zu gleicher Zeit, daß ich für immer auf einen Wohnort Verzicht leiſte, wo ich der Gegenſtand des ſchimpflichſten Verdachts geweſen, und auf die Liebe eines Fürſten, deſſen Vertrauen ich verloren habe.“ 18)

Dieſe mit einem feſten Ton ausgeſprochenen Worte machten den Sultan ſo kleinlaut, daß er, weit entfernt, an die Bewährung ſeines Verdachts zu denken, ſich nur damit beſchäftigte, den Zorn der Favoritinn zu beſänftigen, welche durch dieſe Liſt glücklich ihren Geliebten rettete.“

Fünfhundert und vierzigſte Nacht.

Dieſe Geſchichte ergetzte den Sultan ſehr. — „Herr“, fuhr Haram fort, „kürzlich iſt einem eurer benachbarten Fürſten ein Abenteuer begegnet, welches nicht minder ergetzlich iſt, als das, welches ich euch eben erzählt habe. Ein Räuber und ein Taſchenſpieler ſeines Landes wetteiferten mit einander in Kühnheit und Gewandtheit; und höret, was jeder von ihnen unternahm.“

Hierauf erzählte er dem Sultan den kühnen Streich Akils, ja er trieb die Verwegenheit ſo weit, daß er dem Fürſten ſogar erzählte, was jetzt eben in deſſen eigenem Palaſte vorging, indem er bloß die Namen und den Ort des Auftritts veränderte.

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, fuhr er fort: „Wohlan, Herr, welchen von beiden erkennet ihr für den geſchickteſten?“

„Ohne Widerrede, den Räuber, der ſich in den Palaſt des Königs eingeſchlichen hat“, antwortete der Sultan.

Als er dieſen Ausſpruch gehört hatte, öffnete Haram ſein Fläſchchen, und verſenkte den Fürſten wieder in den Schlaf, aus welchem er ihn aufgeweckt hatte.

Hierauf begab er ſich wieder zu ſeinem Gefährten, der während dieſer ganzen Unterhaltung mehr todt als lebendig geweſen war: ſie nahmen denſelben Weg zurück, welchen ſie gekommen waren, und verließen den Palaſt eben ſo glücklich, wie ſie ihn betreten hatten.

Am folgenden Morgen ſah der Sultan ſeinen Pagen bei den Schultern an der Decke aufgehängt, und erlangte nun die Gewiſsheit, daß er die Hauptrolle in der Geſchichte ſpielte, welche er in der vergangenen Nacht erzählen gehört hatte. Weit entfernt, auf denjenigen zu zürnen, der ihm ſo mitgeſpielt, wollte er vielmehr den Menſchen näher kennen lernen, der ſo viel Kühnheit bewieſen hatte: er ließ alſo überall bekannt machen, er verziehe denjenigen, der ſich dieſe Nacht in ſeinen Palaſt eingeſchlichen hätte, ja er verſprach ihm eine Belohnung, wenn er vor ihm erſchiene.

Haram begab ſich demnach zu dem Sultan, welcher ſeinen Muth lobte, und ihn, zum Belohnung für ſo viel Gewandtheit, zum Polizeileutnant ernannte.

Es iſt überflüſſig, hinzuzufügen, daß ſchon beim Heimgange aus dem Palaſt Akil ſich für überwunden bekannt, und nicht mehr daran gedacht hatte, einem ſo unerſchrockenen Manne ſeine Frau ſtreitig zu machen.“ —

Da der Tag noch nicht anbrach, ſo benutzte Scheherasade die noch übrige Zeit, folgende Geſchichte anzufangen:

Geſchichte
Juſſufs und des Indiſchen Kaufmanns.

„Es war einmal zu Kahiro ein Kaufmann, welchen ſeine guten Eigenſchaften bei ſeinen Mitbürgern beliebt gemacht hatten. Dieſer Kaufmann hatte einen Sohn, welchen er zärtlich liebte, und deſſen Erziehung er all ſeine Sorgfalt gewidmet hatte. Juſſuf (ſo hieß dieſer Jüngling) hatte immerdar ſeinem Vater nur Urſache zur Zufriedenheit gegeben: voll gläubiger Ehrfurcht, von ſanfter Gemüthsart, regelmäßiger Lebensweiſe und einer unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit, wurde er von Allen, die ihn kannten, als ein Muſter aufgeſtellt.

Als er zu dem Alter gekommen war, wo man gewöhnlich die jungen Leute zu verheiraten pflegt, war ſein Vater darauf bedacht, ihm eine Gattinn auszuwählen. Er warf ſeine Augen auf die Tochter eines ſeiner Genoſſen, welche mit großer Schönheit begabt war, er hielt für ſeinen Sohn um ſie an, und kurze Zeit darnach, weil beide Theile einig waren, wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Als Juſſuf ſo auf einmal Hausvater geworden war, empfand er bald lebhaft die Laſten der Haushaltung, woran er wenig gewöhnt war, obwohl ſein Vater ihm eine treffliche Erziehung gegeben hatte. Er hatte ſich wenig mit dem Handel beſchäftigt, zu welchem ihn keine Neigung trieb, ſo daß er in den erſten Jahren ſeines Eheſtandes in völliger Unthätigkeit blieb. Unterdeſſen wuchs ſeine Familie jedes Jahr; er hatte nach und nach von ſeiner Gattinn zwei Söhne und zwei Töchter. Auf der andern Seite hatte er während dieſer Zeit das Unglück, ſeinen Vater zu verlieren, deſſen Rath ihm ſehr nützlich hätte ſein können, und er empfand einen lebhaften Schmerz, als er ſich von einem Vater getrennt ſah, welchen er immer zärtlich geliebt hatte.

Da Juſſuf auf die bisherige Weiſe fortlebte und keinen Handel trieb, deſſen Gewinn ſeine Ausgaben aufgewogen hätte, ſo geſchah es, obwohl er anſehnliche Güter von ſeinem Vater geerbt hatte, daß er genöthigt war, allmählich ſeine Habe zu verkaufen. Endlich ſah er ſich mit ſeiner Familie dem Elende ganz nahe. Da vermochte er nicht länger den Anblick ſeiner Frau und ſeiner Kinder zu ertragen, und faßte den Entſchluß, aus Kahiro zu fliehen und ſein Glück anderswo zu ſuchen.

Von allen Hülfsmitteln entblößt, begab er ſich, im Gefolge einer Karawane, nach Sues. Er reiſte mit einer anſehnlichen Geſellſchaft von Kaufleuten aus Jemen, Indien und China, welche ſich in dieſem durch ſeinen unermeßlichen Handel berühmten Hafen einſchiffen wollten.

Als Juſſuf in dieſer Stadt angekommen war, fühlte er beim Anblicke der großen Reichthümer, welche ſich überall ſeinen Augen darboten, ſein Elend noch tiefer. Der Hafen war mit Waaren angefüllt und wimmelte von Kaufleuten und Schiffvolk, die alle ihren Geſchäften nachgingen: dieſe Thätigkeit ließ Juſſuf noch ſchmerzlicher bereuen, daß er ſeine Zeit ſo verloren hatte.

Er ſtarb faſt vor Hunger, und war beſchäftigt, alles um ihn her zu betrachten, ohne irgend ein Mittel zu finden, um ſich aus dem Elende zu ziehen, als ein Kaufmann ſich ihm näherte, welchen er an ſeiner Tracht für einen Indier erkannte. Dieſer Kaufmann, deſſen Anblick Ehrfurcht einflößte, bemerkte bald an Juſſufs Ausſehen, daß dieſer junge Mann nicht glücklich war; er trat zu ihm heran, und fragte ihn nach ſeinem Namen, Stand und Geburtsorte.

„Herr“, antwortete ihm Juſſuf, „ich bin aus Kahiro gebürtig; Unglücksfälle, deren Erzählung für euch zu lang ſein würde, haben mich gezwungen, dieſe Stadt zu verlaſſen; und ich bin nach Sues in der Hoffnung gekommen, hier jemand zu finden, der ſich meiner annähme, und mich mit ſich in fremde Länder führete, wo ich mein Glück machen könnte.“

„Wohlan, mein Freund“, fuhr der Kaufmann fort, „mein Alter und meine Geſchäfte erfordern, daß ich ſtäts einen Begleiter bei mir habe: ich reiſe gegenwärtig nach Dſcheddah; wollt ihr mir dahin folgen, ſo will ich eure Reiſe bezahlen, und euch überdieß noch täglich einen Piaſter geben.“

Juſſuf, in ſeiner verzweifelten Lage, ergriff unbedenklich dieſen Antrag, und der Handel wurde auf der Stelle geſchloſſen.

Der Indier ließ ſeine Waaren einladen, ſchiffte ſich dann ſelber mit ſeinem Gefährten ein, und nach einer ſehr glücklichen Ueberfahrt, welche beinahe einen Monat währte, erreichten ſie beide geſund und wohlbehalten den Ort ihrer Beſtimmung.

Der Indiſche Kaufmann war mit dem Eifer und der Thätigkeit, welche Juſſuf ihm während der ganzen Fahrt bewies, ſo zufrieden, daß er ſich nicht begnügte, ihm das verſprochene Geld zu geben, ſondern ihm, beim Abſchied, auch noch eine anſehnliche Summe, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit, ſchenkte.

Juſſuf benutzte die wieder erlangte Freiheit, die Stadt Dſcheddah, welche er noch nicht kannte, zu beſehen. Als er ſeine Neugier befriedigt hatte, trat er, von Hunger getrieben, in ein Kaffeehaus, wo er ſich ein ziemlich ſchlechtes Mahl auftiſchen ließ, welches er ſehr theuer bezahlte. An dieſem Orte machte er aber Bekanntſchaft mit mehreren Kaufleuten, welche ihn für einen Fremden erkannten, und ſich nach den Beweggründen ſeiner Reiſe in dieſes Land erkundigten. Er antwortete ihnen, er wäre ein Kaufmann, wie ſie, und nach dieſem Hafen durch das Verlangen geführt worden, einige Geſchäfte zu machen, und zu gleicher Zeit ſeine Wallfahrt nach Mekka zu erfüllen, welche ihm noch obläge. Die feinen Sitten des jungen Aegypters und ſein anſtändiges Aeußeres nahmen die Kaufleute zu ſeinen Gunſten ein, und es entſtand bald zwiſchen ihnen ein vertrauter Umgang.

Juſſuf lebte einige Zeit von dem Gelde, welches der Indiſche Kaufmann ihm gegeben hatte, als einer der Kaufleute, mit welchen er Bekanntſchaft gemacht, eines Tages ihm begegnete, und zu ihm ſprach:

„Herr, ich bin beauftragt, euch einen Vorſchlag zu machen, welcher, wie ich glaube, euch nicht misfallen wird. Einer unſerer Genoſſenſchaft iſt vor kurzen geſtorben, und hat ein anſehnliches Vermögen mit einer Witwe hinterlaſſen, welche noch recht jung und hübſch iſt: dieſe komme ich euch zur Heirat anzutragen; ſie iſt in aller Hinſicht eurer Zuneigung würdig, und ihre anſehnlichen Reichthümer werden euch für euer übriges Leben Wohlſtand zuſichern.“

Dieſes Anerbieten ſchmeichelte Juſſuf zu ſehr, als daß er nicht mit Freuden hätte zugreifen ſollen: er dankte ſeinem großmüthigen Freunde herzlich für den verbindlichen Antrag, welchen er ihn gemacht hatte, und antwortete ihm, daß er von ganzen Herzen in die ihm erbotene Verbindung willigete.

Dieſer begab ſich nun zu der jungen Witwe, und machte ihr Juſſufs Geſinnungen kund, und als alles verabredet war, wurde der Heiratsvertrag geſchloſſen: darin wurde feſtgeſetzt, daß Juſſuf von ſeiner Gattinn Nahrung und Unterhalt bekommen ſollte, ſo daß er nichts für ſich ſelber auszugeben brauchte; dagegen aber verpflichtete er ſich, der Neuvermählten eine Morgengabe zu entrichten, welche zwar nicht anſehnlich war, jedoch ſein Vermögen weit überſtieg. Er überließ der Vorſehung die Sorge, ihm noch einſt die Mittel zur Bezahlung zu verſchaffen, und glaubte, ſeine Armuth um ſo eher verſchweigen zu müſſen, als ſeine Gattinn einen reichen Kaufmann in ihm zu haben wähnte.

Juſſuf war beim Eintritt in das Haus der jungen Witwe erſtaunt über den Reichthum der Einrichtung deſſelben. Der Kadi, der gegenwärtig war, vollzog die Vermählungsfeierlichkeit, und die beiden Gatten wurden verbunden.

Juſſuf erfreute ſich mehrere Tage ſeines Glückes, jedoch beunruhigte ihn der Gedanke, daß er die bedungen-

Morgengabe entrichten müßte, und gleichwohl nicht im Stande wäre, das dazu benöthigte Geld aufzubringen. Er war ſchon mehrere Male in Begriff geweſen, ſeiner Frau dieſe Verlegenheit zu geſtehen, aber immer hatte die Scham ihn wieder davon abgehalten.

Eines Tages, als er zur Zerſtreuung ſeiner Unruhe, traurig im Baſar umher ging, erblickte er zu ſeinen Füßen eine Börſe, und war auf dem Gipfel der Freude, als er ſah, daß ſie eine mehr als hinreichende Summe enthielt, um die verſprochene Morgengabe zu bezahlen. Er zog ſich in einen Winkel zurück, und, von niemand geſehen, zählte er tauſend Zeckienen, welche die Börſe enthielt. Er dankte Gott für die unerwartete Hülfe, welche er eben von ihm empfangen hatte, als er auf dem Heimwege einen öffentlichen Ausrufer eine Belohnung von hundert Zeckienen demjenigen verſprechen hörte, welcher eine verlorene Börſe wiederbringen würde.

Die Kundmachung des Ausrufers ließ Juſſuf nicht zweifeln, daß hier das von ihm gefundene Geld gemeint wäre, und ſein Entſchluß war alsbald gefaßt. Die Erziehung, deren er genoſſen, hatte ihm zu edle Grundſätze eingeprägt, als daß er einen Augenblick hätte ſchwanken können; er nahte ſich alſo dem Ausrufer und ſprach zu ihm:

„Ich wünſchte zu wiſſen, wer es iſt, der das von euch ausgerufene Geld verloren hat.“

„Herr,“ verſetzte der Ausrufer, „aus welcher Urſache fraget ihr darnach?“

„Weil ich glaube, das Verlorene gefunden zu haben, und es ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zuſtellen will“, antwortete Juſſuf; „ſeid ſo gut, und führet mich zu ihm: wenn er durch Angabe der Kennzeichen mir beweiſet, daß die Börſe ihm gehört, ſo will ich ſie ihm auf der Stelle zurückgeben.“

Die Leute, welche zugegen waren, und das Geſpräch Juſſufs mit dem Ausrufer hörten, bezeugten ihr Erſtaunen und ihre Bewunderung über die Redlichkeit des jungen Kaufmanns, und wünſchten ihm alles mögliche Heil.

Der Ausrufer führte Juſſuf zu demjenigen, der ihm die Ausrufung der Börſe aufgetragen hatte. Sie fanden einen ehrwürdigen Greis unter vielen Büchern ſitzen, welcher in tiefes Nachdenken verſunken ſchien. Der Ausrufer ſtellte ihm ſeinen Begleiter vor, mit den Worten:

„Hier, mein Herr, iſt derjenige, der gefunden hat, was ihr verloren habt, und er will euch eure Börſe wiedergeben, wenn ihr ihm die Kennzeichen derſelben angeben könnt.“

„Ich will ſogleich thun, was ihr verlanget“, ſagte der Greis zu Juſſuf.

„Nein, Herr,“ unterbrach ihm dieſer ſogleich, „euer Anblick flößt mir zu viel Zutrauen ein, als daß ich gegen euch dieſe beleidigende Vorſicht gebrauchen ſollte: hier ſind die tauſend Zeckinen, welche ihr verloren habt.“

Der Greis empfing ſeine Börſe aus Juſſufs Händen, und ſprach mit feierlichem Tone zu ihm: „Junger Mann, Gott belohne deine Redlichkeit!“ Und hierauf las er eifrig weiter in einem Buche, welches er in der Hand hielt.

Während der Andacht des Greiſes blieb Juſſuf vor ihm ſtehen, in Erwartung, daß der Greis ihm die vom Ausrufer verheißene Summe geben würde. Nach Verlauf einer Stunde, erwachte der Greis wieder aus der tiefen Betrachtung, in welche er verſunken war, und fragte ihn, worauf er noch wartete.

„Herr,“ antwortete ihm Juſſuf, „man hat in eurem Namen demjenigen hundert Zeckienen verſprochen, der euch eure Börſe wiederbringen würde: ich hätte ſie behalten können, ohne euch etwas davon zu ſagen; aber ich dachte, Gott würde mich für meine Redlichkeit belohnen, und zweifelte nicht, daß ihr mir gern den zehnten Theil von demjenigen, was ich euch wiederbringe, opfern würdet.“

„Euer Begehren iſt nur zu gerecht“, ſagte der Greis; „aber könntet ihr euch nicht mit neunzig Zeckienen begnügen?“

„Gerne, Herr,“ antwortete Juſſuf, „wenn es euch ſo beliebt.“

Ohne etwas hinzuzufügen, fuhr der Greis in ſeinem Gebete fort, und als er es beendigt hatte, fragte er Juſſuf von neuen, auf was er noch wartete.

„Auf die neunzig Zeckienen, welche ihr mir verſprochen habt“, antwortete ruhig Juſſuf.

Der Greis nahm abermals ſein Buch vor; und als er fertig war, ſprach er: „Mein junger Freund, würde eine Summe von achtzig Zeckienen euch nicht eine hinreichende Entſchädigung dünken?“

Der junge Kaufmann begnügte ſich auch mit dieſem Anerbieten, und der Greis nahm zum viertenmale ſein Buch vor, und bat ihm dann abermals, ſich eine Verminderung der Summe gefallen zu laſſen. Kurz, er brachte es dahin, daß Juſſuf ſich mit Einer Zeckiene begnügte.

Juſſuf wollte nun mit dieſer geringen Belohnung weggehen, als der Greis, um zu prüfen, wie weit er die Mäßigung treiben könnte, ihn noch mit den Worten aufhielt: „Dieſe Zeckiene iſt eine Kleinigkeit; überhebet mich, ſie euch zu geben; um euch dafür zu entſchädigen, will ich Gott bitten, ſeinen Segen über euch und eure Nachkommenſchaft zu verbreiten.“

„Wohlan“, ſagte Juſſuf, „ich bin damit zufrieden: inbrünſtige Gebeten verdienen wohl, daß man ſie einigen vergänglichen Gütern vorzieht.“

Hierauf legte der Greis mit feierlicher Gebärde ſeine Hände auf den Kopf des jungen Mannes, und indem er ſich gen Mekka wandte, flehte er alle Segnungen des Allerhöchſten auf ihn herab.

Fünfhundert ein und vierzigſte Nacht.

Juſſuf nahm Abſchied von dem Greiſe, und küßte ihm die Hand. Es währte nicht lange, ſo empfand er auch die guten Wirkungen ſeiner Gebete. Der Ruf ſeiner edelmüthigen Handlung hatte ſich durch die ganze Stadt verbreitet: man lobte ſeine Unbeſcholtenheit und Redlichkeit, und zugleich ſetzte man voraus, daß ein Mann von ſo viel Zartgefühl und ſolcher Uneigennützigkeit ein Vermögen beſitzen müßte, welches ihn über die ihm verheißene Belohnung erhub: ſo daß das Lob des jungen Aegyptiſchen Kaufmanns von Mund zu Munde ging.

Seine Frau ſelber wurde von ſeinem Benehmen benachrichtigt: und ſobald er nach Hauſe kam, trat ſie ihm mit einem Glückwunſch über ſeine bewieſene Mäßigung und Weisheit entgegen. Juſſuf antwortete ihr mit Beſcheidenheit, daß er nur ſeine heilige Pflicht erfüllt hätte, indem er einen Greis über den anſehnlichen Verluſt getröſtet, welchen derſelbe erlitten. Er fügte hinzu, wenn er auch keine Belohnung dafür gefordert, ſo hätte er dennoch eine Wohlthat empfangen, welche köſtlicher wäre, als alle Schätze der Erde, nämlich, die heiſſen und reinen Gebete eines Greiſes.

„Nun wohl,“ ſagte darauf ſeine Frau, deren Zufriedenheit durch dieſe Antwort noch erhöhet war, „ihre Wirkung wird nicht lange ausbleiben.“

Nach dieſen Worten, entfernte ſie ſich auf einige Augenblicke: aber ſie kam bald wieder, und überreichte Juſſuf ein Bund Schlüſſel, und ſprach dabei:

„Der Tod meines erſten Mannes hat mich im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gelaſſen, und ich wüßte nichts beſſeres damit zu thun, als die Verwaltung deſſelben einem ſo tugendhaften Manne zu vertrauen, wie ihr ſeid. Ihr könnt euch gegenwärtig als unbeſchränkten Herrn all meiner Habe betrachten: Ländereien, Hausgeräth, Kleinode, Waaren, über alles ſchaltet nach eurem Gefallen.“

Sie rief ſogleich eine Sklavinn, und befahl ihr, Juſſuf umherzuführen und ihm alle ihre Beſitzthümer zu zeigen.

Der junge Aegypter ſah ſich alſo im Beſitz unermeßlicher Reichthümer, welche hauptſächlich in koſtbaren Seidenwaren, reichen geſtickten Perſiſchen Stoffen, Indiſchen Muſſelin von der höchſten Feinheit, und Erzeugniſſen aller Art von China und Zeylan, beſtanden. Die

Kaſſe der jungen Witwe war mit anſehnlichen Summen Goldes angefüllt, welche gleichfalls zu Juſſufs Verfügung geſtellt wurden. Jetzt aber, weit entfernt, in jener Unthätigkeit zu verharren, welche ihn in Aegypten ins Verderben geſtürzt hatte, beſchäftigte er ſich eifrig mit den Mitteln, den höchſtmöglichen Vortheil aus dem Vermögen ſeiner neuen Gattinn zu ziehen, und er legte ſich ernſtlich auf den Handel. Alles gelang ihm vollkommen; da er ſich durch ſein edles Benehmen gegen den Greis das Vertrauen und die Hochachtung der meiſten Einwohner erworben hatte, ſo fanden ſeine Waarenlager großen Zulauf. Die Anmuth ſeines Betragens, die Sanftheit ſeines Gemüths, die Liebenswürdigkeit ſeiner Unterhaltung vermehrten jeden Tag die Zahl ſeiner Kunden, ſo daß er in kurzer Zeit einer der reichſten Kaufleute von Dſcheddah war.

Das Gedeihen ſeines Handels, und die Vortheile, welche er vor den andern Kaufleuten voraus hatte, machten ihn aber zum Gegenſtande des Neides bei ſeine Genoſſen, und dieſe ergriffen auch die nächſte Gelegenheit, welche ſich darbot, ihm zu ſchaden.

Der Scheryf von Mekka hatte die Gewohnheit, wenn er Geld gebrauchte, bei den Kaufleuten von Dſcheddah die ihm nöthige Summe zu entlehnen, und er bezahlte ſie wieder, wenn die Handelsſchiffe von Indien kamen, durch den Betrag der Abgaben, welche er von den Ladungen dieſer Schiffe erhob. So hatte dieſer Fürſt eines Tages die Kaufleute der Stadt zu ſich kommen laſſen, und forderte von ihnen die benöthigte Summe. Die Kaufleute wähnten, eine günſtige Gelegenheit zu Juſſufs Verderben gefunden zu haben, und antwortete dem Scherif:

„Herr, mit dem gröſten Bedauern müſſen wir euch das von uns verlangte Geld verſagen: aber es würde uns durchaus unmöglich ſein, es euch zu verſchaffen, wegen des kläglichen Zuſtandes, in welchem ſich unſer Handel befindet: wir ſind zu ſolcher Dürftigkeit gebracht, daß wir uns genöthigt ſehen, unſer Hausgeräth zu verkaufen, um zu beſtehen. Ein einziger unſerer Genoſſen hat uns in dieſen traurigen Zuſtand verſetzt: er war unbemittelt, als er die Witwe eines der reichſten Kaufleute unſerer Stadt heiratete, und dieſe Heirat hat ihn zum Herrn groſer Waarenvorräthe gemacht, welche er zu geringen Preiſen verſchleudert, ſo daß wir nicht gleichen Markt mit ihm halten können. Von ihm allein könnt ihr die Summe fordern, um welche ihr uns anſprechet.“

Dieſe Anzeige brachte auf den Geiſt des Fürſten den von ihren Urhebern erwarteten Eindruck hervor. Er ſchickte auf der Stelle Soldaten hin, mit dem Befehle, ſich Juſſufs zu bemächtigen.

Dieſer aber war gewarnet vor dem gegen ihn angezettelten Anſchlag, und hatte ſeine Maaſregeln getroffen, um allen Nachforſchungen zu entgehen.

Die von dem Scheryf Ausgeſchickten kamen, nach langem vergeblichem Suchen, zurück, und meldeten ihm, in Gegenwart aller noch verſammelten Kaufleute, den Erfolg ihrer Nachforſchungen.

„Wohlan, Herr," ſagten nun die Kaufleute zu dem Scheryf, „wenn Juſſuf abweſend iſt, ſo hindert euch das nicht, euch die verlangte Summe zu verſchaffen: er hat weitläufige Niederlagen voll allerlei Waaren; laſſet ſie öffnen, und ihr werdet darin noch vielmal mehr findet, als ihr gebraucht."

Man ſchickte alſo von neuen hin, bei Juſſuf Hausſuchung zu halten: die hiemit beauftragten Leute erhielten den Befehl, ſich alles Geldes zu bemächtigen, welches ſie fänden, und einen genauen und richtigen Befund der Waaren aufzuſetzen, welche ſie in Beſchlag nähmen.

Sie begaben ſich alſo in die Waarenlager: aber ihr Erſtaunen ſtieg aufs höchſte, als ſie ſahen, daß durchaus nichts darin war. Sie kamen wieder zum Scheryf, und meldeten ihm abermals den ſchlechten Erfolg ihrer Sendung.

Die Kaufleute, welche bei ihrer Rückkunft noch gegenwärtig waren, behaupteten, die Nachſuchungen wären nicht recht angeſtellt, und wenn man ſonſt nichts entdeckete, ſo müßte man in der Erde nachgraben, weil doch alle die Reichthümer nicht ſo auf einmal verſchwunden ſein könnten.

Der Scheryf begab ſich alſo mit ihnen in die Waarenlager des Aegyptiſchen Kaufmanns, und befahl den Arbeitern, den Boden zu durchwühlen. Kaum hatten ſie in den Winkeln einige Schläge mit der Hacke gethan, als ſie vier Gefäße entdeckten, jedes mit viertauſend Goldſtücken gefüllt, welche der Scheryf in Gegenwart von Zeugen zählen ließ; denn er war ein zu billiger Fürſt, um einen ſeiner Unterthaten ungerechterweiſe zu berauben. Er nahm davon die benöthigte Summe, ließ die Gefäße wieder zumachen und verſiegeln, und ſchichte ſie in Juſſufs Haus zurück, mit der Anzeige, daß er genöthigt geweſen, von ihm die herausgenommene Summe für die Bedürfniſſe des Staates zu entlehnen.

Sobald der flüchtige Kaufmann den letzten Erfolg von dem Verfahren des Scheryfs vernommen hatte, eilte er wieder nach Hauſe, wo er ſeine Frau in größter Freude über die letzten Vorgänge fand; ſie erzählte ihm, wie der Scheryf ihr die Gefäße wiedergeſchickt, nachdem er das ihm Nöthige daraus genommen hätte, und bezeugte ihm zugleich ihr Erſtaunen darüber, daß er Beſitzer ſo anſehnlicher Summen wäre, ohne daß ſie etwas davon wüßte.

„Liebe Frau,“ antwortete Juſſuf, „ich bin eben ſo erſtaunt, wie du, über das Daſein dieſes Schatzes, welchen man in unſerm Waarenlager gefunden hat; er gehört mir nicht, und wir müſſen ihn als ein geheiligtes uns anvertrautes Gut betrachten, über welches wir nicht zu verfügen haben, ſondern es ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer, ſobald er ſich dazu meldet, wieder zuſtellen müſſen.“

Kurze Zeit nach dieſer Begebenheit, verſtatteten die Einkünfte des Fürſten von Mekka, die von Juſſuf entnommene Summe wieder zu bezahlen, und um ihm ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen, fügte er zugleich ein prächtiges Geſchenk bei. Als der junge Kaufmann ſo die herausgenommenen Goldſtücke wieder hatte, legte er ſie gewiſſenhaft auch wieder in die Gefäße, worin ſie geweſen waren, verſiegelte dieſe, und vergrub ſie ſelber wieder an der Stelle, wo man ſie gefunden hatte.

Es währte nicht lange, ſo hatte er ſich dieſer Handlung wohl zu freuen. Eines Tages, als er vor der Thüre ſeines Waarenlagers ſaß, wurde er von einem Greiſe begrüßt, welcher unruhige Blicke hinein zu werfen ſchien. Juſſuf bemerkte ſein verlegenes Benehmen, und frogte ihn nach der Urſache deſſelben: aber der Greis gab ihm keine Erklärung, ſondern begnügte ſich, ihm zu ſagen, er würde dieſen Abend zu ihm zum Eſſen kommen, und alsdann ſeine Neugier befriedigen.

Juſſuf dankte dem Fremden für die Ehre, welche er ihm anthäte, und beſtimmte ihm die Stunde ihrer Zuſammenkunft. Als er nach Hauſe kam, bereitete er alles, um ſeinen Gaſt würdig zu empfangen, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick ſeiner Ankunft.

Als nun der Gaſt kam, bewirthete er ihn mit einem trefflichen Abendeſſen, bei welchem ſie von gleichgültigen Dingen ſprachen. Zu Ende des Mahles fragte ihn Juſuf, weshalb er ſo neugierig in das Innere ſeines Waarenlagers geblickt hätte.

Hierauf antwortete ihm der Greis folgendermaßen:

Fünfhundert zwei und vierzigſte Nacht.

„Ihr ſollt wiſſen, mein Sohn, daß ich alle Jahre Indien, mein Vaterland, verlaſſe, und meines Handels wegen in dieſes Land komme; ich bin nicht immer vor den Launen des Glückes geborgen geweſen; die Unbeſtändigkeit des Handelſpiels, und manigfaltige Verluſte, welche ich durch Schiffbrüche und andere Unfälle erlitten, haben mich beſtimmt, einen großen Theil meines Vermögens in Gold umzuſetzen, und es an einem ſicheren Orte zu verbergen, wo ich es im Nothfalle wiederfinden kann. Ich habe alle Urſache, dieſe Vorſicht nicht zu bereuen; denn bei meiner letzten Ueberfahrt iſt das Schiff, auf welchem ich mich befand, durch einen ſo ſchrecklichen Sturm zerſchlagen, daß ich mich nur mit genauer Noth gerettet habe. Nachdem ich nun alle meine Waaren verloren, ſo nehme ich zu dem Golde meine Zuflucht, welches ich in dem Waarenlager vergraben, das ihr eingenommen, ſeitdem ich es ge räumt habe; ich ſchmeichle mir, ihr werdet mir erlauben, es wieder heraus zu nehmen.“

„Herr,“ erwiederte Juſſuf, „euer Gold iſt in Sicherheit; ein ſehr ſeltſamer Zufall hat mich zur Entdeckung deſſelben geführt: der Scherif von Mekka hat ſich eines Theils dieſes Goldes zu den Bedürfniſſen des Staats bemächtigt, es mir aber mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit zurückgezahlt. Ich habe alles wieder in dieſelben Gefäße gethan, welche wieder an den Ort gebracht ſind, wo man ſie hervorgezogen hatte, und ich bin bereit, ſie euch zuzuſtellen.“

Juſſuf ließ ſogleich den Schatz des Greiſes herbei bringen, und wollte ihm denſelben zurückgeben. Dieſer aber weigerte ſich, ihn anzunehmen; er ſagte, er fände ihn in zu guten Händen, um ihn nicht ſeiner ferneren Verwahrung anzuvertrauen, und gab ihm in den ſtärkſten Ausdrücken ſeine Dankbarkeit und ſeine Bewunderung einer ſolchen Redlichkeit zu erkennen.

Sie blieben den übrigen Theil des Abends beiſammen, tranken Sorbet und aßen Zuckerwerk, und ihre Unterhaltung verzog ſich tief in die Nacht. Als die Stunde des Schlafes gekommen war, legten ſich beide in Juſſufs Hauſe auf kurze Zeit zu Ruhe; am Morgen trennten ſie ſich, und jeder ging ſeinen Geſchäften nach. Aber gegen Abend kamen ſie wieder zuſammen, und der Greis machte jetzo ſeinem Wirth einen Vorſchlag, welchen dieſer ſogleich annahm: er ſagte ihm, er wäre ſchon zu alt, um ſich noch mit Geſchäften abzugeben, und hätte deshalb den Entſchluß gefaßt, in ſein Land heimzukehren, um es nie mehr zu verlaſſen, und dort erbot er ſich, ihm ſeinen Handel abzutreten, und ihm auch zur Fortſetzung deſſelben dadurch auszurüſten, daß er ihm den in ſeinem Waarenlager gefundenen Schatz überließe.

Juſſuf ging hierauf in ſeinen Harem, [10]) um ſeiner Frau das freundliche Erbieten des Greiſes mitzutheilen. Sie billigte ſeinen Entſchluß, und verlangte, daß ſie vor ſeiner Abreiſe beide gegenſeitig eine Schenkung aller ihrer Güter auf den Todesfall errichteten. Der Vertrag hierüber wurde wenige Tage vor Juſſufs Abfahrt aufgeſetzt, und ihm eine Urkunde deſſelben eingehändigt.

Juſſuf wandte alle übrige Zeit, die er noch zu Dſcheddah blieb, dazu an, einen Theil von dem Schatze des Greiſes in Waaren umzuſetzen, und ſie an Bord eines nach Indien beſtimmten Schiffes bringen zu laſſen. Als alle Vorbereitungen vollendet waren, nahm Juſſuf Abſchied von ſeiner Frau, das Schiff ging unter Segel, und nach einer glücklichen Ueberfahrt, brachte es ihn in einen Hafen von Indoſtan.

Dieß war der Wohnort des Greiſes; beim Eintritt in ſein Haus war Juſſuf erſtaunt über den Umfang ſeiner Waarenlager, die Reichheit ſeines Hausgeräthes, und die Pracht, welche überall herrſchte. Er vernahm, daß der alte Jndiſche Kaufmann der angeſehenſte Mann der Stadt war, und eines um ſo größeren Zutrauens genoß, als er Obmann [20]) der Kaufleute war.

Juſſuf ſah ſich durch das Vertrauen dieſes ehrwürdigen Mannes auf einmal an die Spitze ſeines Hauſes geſtellt; aber ſein Wohlthäter beſchränkte hierauf noch nicht ſeine Großmuth. Der junge Kaufmann hatte kaum einen Monat lang dem Hauſe des Greiſes vorgeſtanden, als dieſer ihm ſeine einzige Tochter zur Frau anbot; und damit er hiedurch nicht die Eiferſucht der übrigen Kaufleute erregete, ſo rieth er Juſſuf, ſich gerade an ſie zu wenden, daß ſie für ihn um ſeine Tochter bäten. Dieſe Wendung gelang vollkommen. Der Greis machte keine Schwierigkeit, zu bewilligen, was er von ganzem Herzen wünſchte. Der Kadi wurde gerufen, welcher den Heiratsvertrag aufſetzte, und noch denſelben Tag wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert. Bei dieſer Gelegenheit wurden den Armen reichliche Almoſen geſpendet, und die Koſten des Feſtes beliefen ſich faſt auf hunderttauſend Zeckienen. Von nun an gelangte Juſſuf in den Beſitz aller Habe ſeines Schwiegervaters, der ihm durch ſeine Erfahrung in allen Handelsunternehmungen half, welche er begann.

Ein Jahr nach der Vermählung, brachte Juſſufs Gattinn einen Sohn zur Welt, und dieſes glückliche Ereignis vollendete die Glückſeligkeit des jungen Kaufmanns, welcher ſah, daß jedermann ſich über ſein Glück freute.

Indeſſen trübte ein trauriger Vorfall dieſe Freude: der Indiſche Greis ſtarb, nachdem er drei Tage in einem Todesſchlafe gelegen hatte; einige Augenblicke vor ſeinem Abſcheiden, ſprach er alſo zu Juſſuf, der ihm unausgeſetzt ſeine Pflege gewidmet hatte:

„Mein Sohn, in dem Augenblicke, da ein Uebel, welches mir keine Hoffnung mehr zur Geneſung läßt, meiner Laufbahn ein Ziel ſetzen will, iſt es Zeit, dir ein Geheimnis zu enthüllen, welches ich dir bisher verborgen habe. Du erinnerſt dich ohne Zweifel jenes Greiſes, welcher dich von Sues mit nach Dſcheddah nahm; eben ſo wenig wirſt du des Greiſes vergeſſen haben, dem du ſo gewiſſenhaft die gefundene Börſe wiedergabeſt: du ſiehſt in mir dieſe beiden Perſonen; ich hatte deine Sanftmüthigkeit und Liebenswürdigkeit ſchätzen gelernt, ich wollte auch deine Redlichkeit und Aufrichtigkeit prüfen: ich war zufrieden mit meinen Proben, und von Stund an faßte ich den Entſchluß, dich mit dem zu verbinden, was mir das Theuerſte auf der Welt iſt, und dich als meinen Sohn anzunehmen. Meine Wünſche ſind erfüllt: ich verlaſſe dich als den Gatten meiner Tochter; erzeige ihr alle die Achtung, welche ſie verdient, weil ich ihr Glück dir anvertraut habe; du ſelber lebe glücklich, und ſei bedacht, ſtäts dieſe Mäßigung der Begierden und dieſe Uneigennützigkeit zu bewahren, welche die Quelle deines Glückes geworden ſind.“

Mit dieſen Worten verſchied der Greis; ſeine Kinder ſtellten ihm eine prächtige Leichenfeier an.

Da Juſſuf durch nichts mehr in Indien zurückgehalten wurde, ſo ſchlug er ſeiner Gattinn vor, ihm in ſein Vaterland zu folgen; ſie willigte darein, und nachdem beide alle ihre Beſitzthümer verkauft hatten, begaben ſie ſich nach Dſcheddah, wo Juſſuf ſeine zweite Frau wiederzufinden gedächte.

Bei ſeiner Ankunft in dieſer Stadt vernahm er aber, daß ſie während ſeiner Abweſenheit geſtorben war, und ihm ihr ganzes anſehnliches Vermögen hinterlaſſen hatte. Er ſetzte dieſes auch in Waaren um, womit er noch mehrere andre Schiffe befrachtete.

Als Herr dieſer reichen kleinen Flotte, ſegelte er mit ihr nach Sues, wo er, nach einer glücklichen zehntägigen Ueberfahrt, ans Land ſtieg. Er ließ in dieſem Hafen alle Waaren ausſchiffen und ſie auf Kameele der Karawane von Kahiro laden, wohin er ſelber mit ſeiner Gattinn reiſte.

Bei ſeiner Heimkunft in dieſe Hauptſtadt Aegyptens, bezog Juſſuf ein prachtvolles Wohnhaus, und, ſo wieder im Wohlſtande, wandte er alle ſeine Sorge an, ſeine erſte Gattinn wiederzufinden, von welcher er genöthigt geweſen war, ſich zu trennen. Aber vergeblich ließ er die genauſten Nachforſchungen anſtellen; er erfuhr dadurch bloß, daß während ſeiner Abweſenheit ſeine Frau und ſeine Kinder in das tiefſte Elend verſunken waren.

Er baute hierauf folgendes Mittel, ſie wiederzufinden. Er ließ ein unermeßliches Gaſtmahl bereiten, und durch die öffentliche Ausrufer in der ganzen Stadt verkündigen, daß jeder Bedürftige dazu eingeladen wäre. Er zweifelte nicht, wenn ſeine Gattinn noch in Kahiro wäre, daß ſie ſich bei dem Feſtmahle einfinden würde; und, verſteckt in einem Winkel des Saales, beobachtete er mit geſpannter Aufmerkſamkeit alle Eintretenden.

Seine Erwartung wurde nicht getäuſcht: bald ſah er eine Frau erſcheinen, deren zwar durch das Elend entſtellte Züge ihn jedoch ſeine erſte Gattinn nicht verkennen ließen. Er befahl ſogleich, ſie in ein beſonderes Gemach zu führen, wo man ihr alle mögliche Aufmerkſamkeit erwies. Er ſelber ſäumte nicht, zu ihr zu gehen; er fragte ſie, was ſie in dieſen elenden Zuſtand gebracht hätte, und konnte ſich nicht länger verſtellen, als er ſie ihren verlorenen Gatten beklagen und die Leiden ſchildern hörte, welche ſie während ſeiner Abweſenheit erduldet hatte: „Erkenne“, rief er aus, „denjenigen, den du betrauerſt: es iſt Juſſuf ſelber, der vor dir ſteht.“

Bei dieſen Worten ſanken die beiden Gatten einander in die Arme, und ließen ihren Thränen freien Lauf.

Juſſuf ließ nun ſeine Frau und ſeine Kinder ins Bad führen und mit prächtigen Kleidern ſchmücken; dann ſtellte er ſie der Tochter des Indiſchen Kaufmanns vor, welche auf ſie einen Theil der Zuneigung zu ihrem Mann übertrug. Die ganze Familie lebte lange glücklich und in dem beſten Einverſtändniſſe.“

Da Scheherazade ſah, daß der Tag noch nicht anbrach, ſo begann ſie folgendermaßen die Geſchichte des Prinzen Benaſir:

Geſchichte

des Prinzen Benaſir.[21])

„Es war einmal in Perſien ein König, der hatte keine Kinder, obwohl er ſchon ſeit langen Jahren verheiratet war. Endlich ward die Königinn ſchwanger, und Freudenfeſte feierten in dem ganzen Königreiche dieſes glückliche Ereignis.

Als aber die Zeit der Geburt gekommen war und die Königinn die Kindeswehen fühlte, da war es unmöglich, ſie zu entbinden: fruchtlos berief man dazu die geſchickteſten Perſonen, alle erklärten, man müßte die Mutter oder das Kind aufopfern.

Der König und der ganze Hof waren troſtlos, als ein Mann erſchien, und ſagte, er wüßte ein Mittel, der Königinn eine glückliche Niederkunft zu verſchaffen; aber vor allen forderte er, daß ihm das neugeborene Kind überliefert würde, wenn es achtzehn Jahr alt wäre.

Der König, welcher in der ganzen Erſcheinung dieſes Mannes etwas Grauenhaftes wahrnahm, weigerte ſich lange, dieſe Forderung zu bewilligen; aber ſein Weſyr redete ihm zu: es würde ihm immer leicht ſein, ſich von der Verbindlichkeit, welche er gegen dieſen Unbekannten einginge, zu befreien; und um ſeine Gemahlinn und ſein Kind zu retten, entſchloß er ſich, das von ihm geforderte Verſprechen zu leiſten.

Fünfhundert drei und vierzigſte Nacht.

Der Unbekannte beſchäftigte ſich ſogleich mit den Mitteln, die Niederkunft der Königinn zu erleichtern; und ſeine Bemühungen waren von ſolchem Erfolge, daß ſie einen Sohn gebar, ſchön wie der Tag, und welchem man den Namen Benaſir[22]) gab.

Der Unbekannte entzog ſich den Dankſagungen und Glückwünſchungen, welche man ihm von allen Seiten machte, und ſagte nur noch dem König, er würde nicht verfehlen, nach achtzehn Jahren wieder zukommen und die Erfüllung der gegen ihn eingegangenen Verpflichtung zufordern. Der König nahm ſich aber ſchon vor, das gethane Verſprechen keineswegs zu halten.

Man gab dem jungen Prinzen die glänzendſte Erziehung, durch Lehrmeiſter aller Art, und nichts wurde zu ſeiner vollkommenen Ausbildung verſäumt. Aber ſchon als er anfing aus der Kindheit zu treten, ward die Unruhe des Königs und der Königinn ſehr lebhaft, und beide berie-then ſich über die Mittel, das gegebene Verſprechen zu umgehen. Zu dieſem Zwecke hielten ſie es für wohlgethan, den jungen Prinzen von dem Hofe zu entfernen, und ihn zu einem benachbarten Könige zu ſenden, damit ſein Aufenthalt verborgen wäre, wenn der Unbekannte käme, ihn abzufordern.

Der König von Perſien ſchickte alſo ſeinen jungen Sohn, bevor er noch das ſiebente Jahr erreicht hatte, in die Staaten des Kaiſers von China, welcher ihn mit allen Beweiſen einer aufrichtigen Zuneigung aufnahm. Benaſir wurde in deſſen Palaſte wie die eigenen Söhne des Kaiſers behandelt, und dieſer benahm ſich ſo, um alle Welt zu überreden, daß der König von Perſien ihm nur einen Sohn zurückgeſendet, welchen er ihm während ſeiner Kindheit anvertraut hätte. Der junge Benaſir ſelber war durch dieſes Mährchen getäuſcht, welches man erſonnen hatte, um ſein Daſein deſto ſicherer vor denjenigen zu verbergen, welchen daran gelegen war, es zu entdecken.

In demſelben Palaſt, und in geſchwiſterlicher Vertraulichkeit mit ihm, lebte eine junge Prinzeſſinn, die Tochter des Kaiſers von China, deren Schönheit ſo groß war, daß ſelbſt der Pinſel Many's **) nimmer ihre Vollkommenheiten zu erreichen vermocht hätte.

Der junge Prinz empfand für ſeine vermeintliche Schweſter eine Zuneigung, welche mit den Jahren nur wuchs; aber er bemühte ſich, eine Leidenſchaft zu unterdrücken, welche er für verdammlich hielt. Als er zu dem Alter der Beſinnung gekommen war, gewann ſeine Liebe neue Stärke, und da er nicht länger ſeine Empfindungen beherrſchen konnte, ſo eilte er hin und bekannte ſie dem Könige ſeinem Vater, und beſchwur ihn, ihn vom Hofe zu entfernen, damit die Abweſenheit die unſelige Leidenſchaft heilete, welche ſeine Vernunft nicht zu beſiegen vermöchte.

Benaſir war ſehr verwundert, als er den Kaiſer von China nicht ſo über ſein Geſtändnis erzürnt ſah, wie er geglaubt hatte. Der Kaiſer ſah mit Vergnügen einen ſo ausgezeichneten Prinzen, wie den Sohn des Königs von Perſien, um die Hand ſeiner Tochter werben, und ſetzte ſich vor, beide zu vereinigen; er antwortete ihm alſo:

„Mein Sohn, die Liebe welche du zu deiner Schweſter gefaßt haſt, iſt eine Eingebung Gottes, deſſen Rathſchlüſſe zu durchdringen uns unmöglich iſt; laß uns alles von der Vorſehung hoffen: ich bin überzeugt, er wird euch fortan nur Empfindungen einflößen, welche euer würdig ſind. Anlangend die Erlaubnis, um welche du mich bitteſt, dich vom Hofe zu entfernen, ſo verhindern mich Urſachen, welche ich dir erſt nach Vollendung deines achtzehnten Jahres ſagen kann, ſie dir zu bewilligen. Begib dich wieder zu den Prinzen, deinen Brüdern, und thu alles, was an dir iſt, die Empfindungen zu mäßigen, welche deine Schweſter in dir erregt hat.“

Benaſir konnte die Sorgloſigkeit nicht begreifen, mit welcher der Kaiſer von China eine ſo wichtige Entdeckung zu betrachten ſchien, und gab ſich alle Mühe, ſeine Leidenſchaft in Zaum zu halten. Aber die Gelegenheiten, die Prinzeſſinn zu ſehen, boten ſich ſo häufig dar, daß er bald der Fruchtloſigkeit ſeiner Anſtrengungen inne ward.

Eines Tages, als er ſich mit ihr allein befand, ſprach er zu ihr: „Ich weiß nicht, wie ich ausdrücken ſoll, was ich empfinde: aber ich bedaure, daß du meine Schweſter biſt; denn ich würde auf dem Gipfel der Freude ſein, wenn ich dich zur Gattinn haben könnte.“

Bei dieſen Worten fühlte die junge Prinzeſſinn ihre Stirn eine lebhafte Röthe überziehen, und ihr Schweigen ließ ihren vermeinten Bruder genugſam erkennen, daß ſie ſeine Liebe theilete; aber ſie wollte ihm eine ſo ſträfliche Neigung nicht geſtehen, und entfloh. Seit dieſer Zeit verlor Benaſir keine Gelegenheit, mit der Prinzeſſinn zuſammen zu ſein; und je größer er ward, je mehr wuchs ſeine Liebe.

Schon waren ſiebzehn Jahre ſeit ſeiner Geburt verfloſſen: der König und die Königinn von Perſien ſchmeichelten ſich, der Unbekannte würde das ihm gethane Verſprechen vergeſſen haben, und dachten ſchon daran, hin zu ſenden, und ihren Sohn vom Hofe des Kaiſers von China heimholen zu laſſen, als am achtzehnten Jahrestage der Niederkunft der Königinn, die plötzliche Erſcheinung des Unbekannten in dem Palaſte, ſie mit Schrecken erfüllte.

„Ich komme,“ ſprach er mit ernſtem Tone zum Könige, „dich an die Erfüllung deines mir gegebenen Verſprechens zu mahnen, und mir deinen Sohn abzufordern; die achtzehn Jahre ſind verfloſſen, und er gehört nunmehr mir an.“

Obgleich der König die Antwort längſt in Bereitſchaft hatte, ſo konnte er ſie doch nur ſtammelnd herausbringen:

„Ihr erneuet,“ antwortete er ihm, „einen tiefen Schmerz in mir: der Sohn, welchen ihr von mir verlangt, hat nur wenige Tage die Entbindung der Königinn, meiner Gattinn überlebt; ich habe das Unglück, kinderlos zu ſein.“

„Herr,“ erwiederte der Unbekannte zornig, „ihr ſuchet vergeblich mich zu betrügen, um euch von der Erfüllung eures Verſprechens zu entbinden; ich weiß, daß der Prinz lebt, und ich kenne den Ort ſeines Aufenthalts: er iſt an dem Hofe des Kaiſers von China.“

Als der König von Perſien ſah, daß alle ſeine Sorgfalt, womit er ſeinen Sohn achtzehn Jahre lang verborgen gehalten, und die ſchmerzliche Entbehrung, welche er ſich dadurch auferlegt hatte, vergeblich geweſen, empfand er den heftigſten Schmerz. Er bemühte ſich dennoch, ſeinen Kummer zu beherrſchen, und ſprach:

„Herr, ich will nicht länger verſuchen, euch die Wahrheit zu verhehlen: es iſt wahr, mein Sohn iſt in China, aber ich beſchwöre euch, beraubet einen unglücklichen Vater nicht des einzigen Troſtes, der ihm übrig bleibt, eines einzigen, zärtlich geliebten Sohnes. Wollt ihr ſonſt einen Lohn für den wichtigen Dienſt, welchen ihr mir geleiſtet habt, ſo fordert ihn, und wenn es mir nur irgend möglich iſt, ſo werde ich nicht ſäumen, euch zu befriedigen. Wollt ihr die Hälfte meiner Schätze oder eine Provinz meines Königreichs?“

„Ich will,“ erwiederte der Unbekannte, „die Erfüllung eures Verſprechens und die Beſtrafung eures Treubruches; ihr habt verſucht, mich zu betrügen: eure Lüge aber, anſtatt euern Sohn zu retten, iſt eben die Urſache ſeines Verderbens.“

Der König, der alle ſeine Anerbietungen fruchtlos ſah, ließ ſich zu den demüthigſten Bitten herab; als er aber erkannte, daß auch ſeine Bitten und Verſprechungen ohne Wirkung blieben, ſo griff er endlich zu Drohungen, und ſprach:

„Nun denn, weil weder meine Reichthümer, noch meine Bitten euch rühren können, ſo bin ich genöthigt, Gewalt zu gebrauchen: ich befehle meiner Wache, euch feſtzunehmen.“

Und zu gleicher Zeit gab er ſeinen um ihn herſtehenden Leuten ein Zeichen, ſich des Unbekannten zu bemächtigen: dieſer aber verwandelte ſich, zum großen Erſtaunen aller Gegenwärtigen, plötzlich in einen Adler, und entſchwand plötzlich im ſchnellen Fluge.

Der König und die Königinn von Perſien zweifelten nun nicht mehr, daß ihr unglücklicher Sohn von einem böſen Geiſte verfolgt würde, und blieben in tiefe Betrübnis verſunken.

Fünfhundert vier und vierzigſte Nacht.

Ihre Furcht war nur zu gegründet: der böſe Geiſt flog von dem Hofe des Königs von Perſien gerade nach der Hauptſtadt des Chineſiſchen Reichs, und ließ ſich unweit derſelben nieder. Hierauf ging er nach dem Palaſte des Kaiſers, gab ſich für einen Abgeſandten des Königs von Perſien aus, und bat um Gehör. Er wurde ſogleich vorgelaſſen, und ſprach zu dem Fürſten:

„Herr, die Gefahren, welche der König, mein Herr, für ſeinen Sohn befürchtete, ſind vorüber; dieſer hat ſein achtzehntes Jahr zurückgelegt, und nichts mehr von denen zu beſorgen, die er fürchten mußte; er bittet euch, mir den jungen Prinzen anzuvertrauen.“

Der Kaiſer ließ Benaſir kommen, und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, — denn ich gefiel mir immer darin, dich ſo zu nennen, — wichtige Angelegenheiten, deren Beſchaffenheit du ſpäter erfahren ſollſt, fordern deine Anweſenheit an dem Hofe von Perſien.“

Dieſe Worte verſetzten den jungen Prinzen in Beſtürzung, weil er die ſchmerzliche Trennung voraus ſah, zu welcher er nun gezwungen würde. Er bat den Kaiſer um Erlaubnis, ſeinen Brüdern, und vor allen ſeiner Schweſter Lebewohl zu ſagen.

Die letzte konnte dieſe Zuſammenkunft nicht überſtehen, ohne Thränen zu vergießen; was Benaſir's Schmerz noch vermehrte. Er gehorchte indeſſen dem Willen des Kaiſers, und begab ſich auf den Weg, mit ſeinem Gefährten, welcher ihn nach der Urſache ſeiner tiefen Betrübnis fragte.

„Herr,“ antwortete er ihm, „ihr könnt euch keine Vorſtellung von dem Schmerze machen, welchen ich gegenwärtig empfinde: ich habe eine Schweſter, welche ich mehr liebe, als mich ſelbſt, und von welcher ich nun gezwungen bin, mich zu trennen.“

Der Geiſt erwiederte mit einem grinſenden Lächeln: „Wenn ihr es wünſchet, ſo ſollt ihr alsbald wieder vereinigt ſein: erwartet mich einige Augenblicke, ich gehe nochmals nach dem Palaſt, und werde mein mögliches thun, um eure Schweſter mit zu bringen.“

Der Prinz verſprach, ihn an dem Orte, wo ſie ſich befanden, zu erwarten, und der Geiſt kehrte auf der Stelle nach der Hauptſtadt von China zurück. Als er dem Prinzen aus dem Geſichte war, verwandelte er ſich ſogleich in einen Adler, flog hin, und ließ ſich auf ein flaches Dach des Palaſtes nieder. Er gewahrte die Prinzeſſinn von China in dem Garten, wo ſie in tiefen Schmerz verſunken ſchien: da ſtieß er auf ſie herab, ergriff ſie mit ſeinen Klauen, und entführte ſie im reißenden Fluge, troß dem Geſchrei der Leute die bei ihr waren.

Er kam bald wieder zu dem Prinzen, der ein Raub der lebhafteſten Unruhe war; er legte Benaſirs vermeinte Schweſter ohnmächtig zu ſeinen Füßen, und nahm ſogleich ſeine vorige Geſtalt wieder an.

Als Benaſir ſich von ſeinem Erſtaunen über dieſes Abenteuer wieder erholt hatte, bemühte er ſich, in Gemeinſchaft mit dem Geiſte, die Prinzeſſinn wieder zu ſich zu bringen. Er ging hin und holte Waſſer von einem Bache, der ſich in der Nähe befand, und rief ſie bald wieder ins Leben: er bezeugte ihr nun ſein großes Vergnügen, wieder mit ihr vereint zu ſein, nachdem er ſchon gefürchtet hätte, für immer von ihr getrennt zu werden.

Die Prinzeſſinn wollte nach dem Palaſte des Kaiſers zurückkehren; aber Benaſir und der Geiſt widerſetzten ſich ihrem Vorhaben: und jetzo nahm der letzte das Wort, und ſprach alſo zu beiden

„Wir bedürften mehrerer Monate, um nach der Hauptſtadt von Perſien zu gelangen, wo wir erwartet werden; und übrigens wird man nicht ermangeln, auf allen Seiten Tatariſche Reiter nach der Prinzeſſinn auszuſchicken: ich will euch alſo eine viel bequemere und ſchnellere Art zu reiſen anbieten.“

Zu gleicher Zeit faßte er den Prinzen und die Prinzeſſinn in die Arme, und ſchwang ſich mit ihnen in die Lüfte; aber anſtatt nach der Hauptſtatt von Perſien ſeine Richtung zu nehmen, ſchlug er den Weg nach der Küſte von Afrika ein.

Der Geiſt ließ ſich mit ſeiner Bürde auf das ſehr hohe Gebirge bei Tunis herab, in eine tiefe enge Schlucht, welche einen graunvollen Anblick darbot. Und hier nahm der Geiſt, der ſich bis dahin ſeinen Reiſegefährten ſehr freundlich bezeigt hatte, plötzlich ein düſteres und ſtrenges Weſen an:

„Wir ſind am Ziele unſerer Reiſe!“ ſprach er, und legte den Prinzen und die Prinzeſſinn auf die Erde nieder. Hierauf, indem Benaſir ihn fragte, ob ſie ſchon dem Perſiſchen Hofe recht nahe wären, ſprach er etliche geheimnisvolle Worte aus: die Erde öffnete ſich ſogleich, und er ſagte zu dem Prinzen, indem er ihn unſanft beim Arme nahm:

„Vorwärts! ich werde nachher auf deine Fragen antworten.“

Sie ſtiegen nun alle drei auf einer Treppe in einen unabſehlichen Gang hinab, und die Erde ſchloß ſich von ſelber über ihnen wieder zu.

Schon der Anblick dieſes Ortes hatte die junge Prinzeſſinn mit Grauſen erfüllt, ihr Entſetzen war aber noch viel größer, als der Geiſt ſie bei der Hand faßte und ihr gebieteriſch befahl, ihm zu folgen. Da ſtieß ſie einen Schrei des Entſetzens aus, warf ſich dem Geiſte zu Füßen, und beſchwur ihn, ſie nicht von ihrem Bruder zu trennen; aber ihre Bitten und Thränen waren eben ſo fruchtlos, als die Drohungen Benaſirs. Dieſer ſah ſich ſo ſchleunig von ſeiner Geliebten getrennt, daß er keinen Widerſtand zu leiſten vermochte.

Der Geiſt kam bald wieder, und gebot ihm zu folgen. Benaſir, der nicht im Stande war, ſich ihm zu widerſetzen, ergab ſich in ſein Schickſal, und gehorchte. Er wurde durch mehrere unterirdiſche Gänge in ein weites Gemach geführt, in welchem ſie einen abgelebten und ekelhaften Greis fanden.

„Benaſir,“ ſprach nun der Geiſt zu dem Prinzen, „hier iſt deine Wohnung; füge dich in dein Schickſal, wenn du dir mein Wohlwollen erwerben willſt: der Greis, welchen du hier ſiehſt, iſt mein Vater, es iſt fortan dein Geſchäft, ihn zu bedienen; entledige dich deiner Verrichtungen, wie es ſich gebürt; denn wenn er ſich jemals über dich beklagen ſollte, ſo ſollſt du dich über mich zu beklagen haben.“

Mit dieſen Worten, und ohne darauf zu hören, was der Prinz ihm antworten wollte, verſchloß er die Thüre, und verſchwand.

Als Benaſir ſich für immer von der Prinzeſſinn getrennt, zum Sklaven erniedrigt, und zu den widerwärtigſten Verrichtungen gezwungen ſah, bemächtigte die Verzweiflung ſich ſeiner, und er rief dem Tode mit dem heißeſten Wunſche.

Die Prinzeſſinn von China war unterdeſſen, obwohl in einer viel weniger unangenehmen Lage, als die ihres Bruders, doch von nicht minder lebhaftem Schmerze durchdrungen; der Geiſt hatte ſie in prächtige Zimmer geführt, wo ſie alles hatte, was ſie wünſchen konnte, ausgenommen die Freiheit; als ſie ihn aber um Auskunft über das Schickſal des Prinzen bat, antwortete er ihr:

„Prinzeſſinn, ihr ſeid Herrinn in dieſem Palaſt, ihr habt zu gebieten, und man wird euch gehorchen; aber ich fordere nur eins von euch, nämlich, niemals von demjenigen zu ſprechen, für den ihr eine Liebe nähret, über welche ihr erröthen ſolltet:“

Die Prinzeſſinn verſtand wohl den Sinn dieſer Worte des Geiſtes, aber ſie war klug genug, den Schmerz und Unwillen, welche dieſe Rede ihr verurſachte, in ihrem Herzen zu verſchließen; und um denjenigen nichts merken zu laſſen, welchen die Treuloſigkeit zu ihrem Herrn gemacht hatte, verſtellte ſie ſich, that, als wenn ſie mit ihrem Schickſale zufrieden wäre, und antwortete:

„Ihr beſchuldigt mich mit Unrecht, Herr, wenn ihr vorausſetzt, daß mein Bruder Benaſir mir andere Empfindungen eingeflößt hat, als wie eine Schweſter ſie gegen einen Bruder hegen ſoll; ich habe Vertrauen genug zu eurer Seelengröße und eurem Edelmuthe, um verſichert zu ſein, daß ihr in ſeiner Rückſicht die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, die ihr ihm verſprochen habt, nicht verletzen werdet; und weil ſein Name euch misfällt, ſo könnt ihr gewiſs ſein, daß er fortan nicht mehr über meine Lippen kommen wird. Ich bin euch Dank ſchuldig für die Art, wie ihr mich behandelt, und ich werde mich bemühen, alles zu thun, was euch wohlgefallen kann.“

Dieſe Worte machten auf den Geiſt den günſtigſten Eindruck; er lächelte ſo freundlich, als ihm irgend möglich war, und nahm Abſchied von der Prinzeſſinn.

Fünfhundert fünf und vierzigſte Nacht.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß er wieder erſchien, und während dieſer Zeit hatte die Prinzeſſinn nur eine Alte zur Geſellſchaft, deren Hut ſie anvertraut war; aber ihr Herz war zu voll Unruhe über das Verſchwinden ihres vermeinten Bruders, als daß ſie an irgend eine Erheiterung denken konnte. Sie hatte an den Augen des Geiſtes geſehen, daß ſie ihm Liebe eingeflößt, und ſie beſchloß, ſeine Schwachheit zu benutzen, um ſich zu befreien und Benaſir zu retten.

Als derjenige, der ſie gefangen hielt, wieder vor ihr erſchien, fand er einen ſehr freundlichen Empfang:

„Herr,“ ſprach die Prinzeſſinn zu ihm, „ihr ſeid ſehr lange entfernt geweſen, ich erwartete, euch früher wiederzuſehen; weil ich an dieſem einſamen Orte niemand habe, als euch allein, ſo hoffe ich, daß ihr fortan mich nicht mehr ſo lange eurer Gegenwart berauben werdet.“

Dieſe Worte ſchmeichelten dem Geiſte ungemein, und er erkundigte ſich angelegentlich, ob man es ihr auch an irgend etwas hätte fehlen laſſen, und ob ſie ſonſt etwas wünſchete.

„Ich habe nur einen Wunſch,“ antwortete ſie, „nämlich, die Urſache zu erfahren, weshalb ihr mich hieher verſetzt habt, und was euch bewegt, mich hier zurückzuhalten.“

„Prinzeſſinn,“ erwiederte der Geiſt, „iſt es möglich, daß ihr mir eine ſolche Frage thut? Als Benaſir mir eure Reize pries, erregte er mir ein lebhaftes Verlangen, ſie kennen zu lernen; als ich ſeinen Schmerz über die

Trennung von euch ſah, ſo war ich neugierig, den Gegenſtand einer ſo heftigen Leidenſchaft zu ſchauen, und ich faßte den Entſchluß, euch zu entführen. Ich habe gefunden, daß ihr ſeiner Zuneigung würdig waret, und ihr habt zugleich in mir eine Leidenſchaft entzündet, welche nichts zu verlöſchen vermöchte.“

Die Prinzeſſinn von China erkannte aus dieſen Worten den ganzen Umfang der Gefahr, welche ihr drohte, und ſie ergriff den Gedanken, dieſe Gefahr ſelber zu ihrer Befreiung zu benutzen.

„Herr,“ ſagte ſie, „um die Erwiederung eurer Neigung zu mir zu verdienen, hoffe ich, ihr werdet alle meiner Geburt zuſtehenden Rückſichten beobachten; und, mich gefangen halten, iſt keinesweges das Mittel, euch meine Gunſt zu erwerben.“

„Ihr ſeid Herrinn an dieſem Orte,“ antwortete der Geiſt, „ihr könnt überall hingehen, und hier ſind die Schlüſſel aller Gemächer; ich nehme nur zwei Thüren aus, welche ihr nicht öffnen dürft.“ (Die eine war die Thüre der Wohnung, worin Benaſir bei dem Vater des Geiſtes verſchloſſen war.)

Die Prinzeſſinn ſchien ſehr erkenntlich für das ihr bezeigte Zutrauen, und ließ denjenigen der ſie gefangen hielt, einige Hoffnung ſchöpfen.

Sobald er ſich entfernt hatte, war ſie eilig darüber her, alle Thüren zu öffnen, deren Schlüſſel ſie in ihrer

Gewalt hatte. Am Ende eines unabſehlichen Ganges fand ſie eine Büchersammlung, voll allerlei Handſchriften in verſchiedenen Sprachen. Da die Prinzeſſinn eine treffliche Erziehung erhalten hatte, ſo gelang es ihr, darunter einige zu entdecken, welche von der Magie handelten: ſie verwandte täglich viele Stunden darauf, dieſelben fleißig zu ſtudieren. Nach mehreren Monaten Arbeit, fand ſie an einer Stelle die Geſchichte des Geiſtes ſelbſt, in deſſen Gewalt ſie ſich befand, und nur mit dem tiefſten Entſetzen, entdeckte ſie das Schickſal, welches dem Prinzen Benaſir bevorſtand. Sie las, daß der Geiſt nicht anders das Leben ſeines Vaters verlängern konnte, als durch Menſchenopfer, und ſie zweifelte nicht, daß ihr vermeinter Bruder zu einem dieſer Schlachtopfer beſtimmt, wenn nicht ſogar ſchon geopfert war.

Getrieben von der lebhafteſten Unruhe, durchlief ſie nach und nach alle Räume, welche ſie ſchon durchſucht hatte, aber alle ihre Nachforſchungen waren vergeblich. Indeſſen verlor ſie nicht die Hoffnung; denn das Buch, welches ſie geleſen, hatte ihr ein Geheimnis enthüllt, welches das Leben des Geiſtes in ihre Gewalt gab: ſie wußte, daß in einem der abgelegenſten Winkel des Palaſtes ein Säbel verborgen war, auf welchem ſein Todesurtheil geſchrieben ſtand, und ſie beſchloß, alles anzuwenden, um denſelben zu entdecken. Sie zweifelte nicht, daß dieſer Säbel an dem Orte verborgen wäre, zu welchem er ihr den Schlüſſel vorenthalten hatte; und als er wieder zu ihr kam, verdoppelte ſie ihre Liebkoſungen, und ſprach zu ihm:

„Herr, ihr wißt, wie weit zuweilen der Eigenſinn der Frauen geht: daß ihr mir einen von den Schlüſſeln eurer Gemächer verſagt habt, reizt meine Neugier dermaſſen, daß ich mich nicht eher beruhige, als bis ihr die Güte habt, ſie zu befriedigen.“

Der Geiſt ſchien ſehr erzürnt über dieſe Bitte, und antwortete ihr:

„Prinzeſſinn, ich glaubte, daß die Gefälligkeiten, welche ich euch bisher erzeigt habe, euch genügen müßten; aber ich ſehe mit eben ſo großen Misvergnügen, als Erſtaunen, daß, je mehr ich euch bewillige, je mehr ihr fordert: ihr werdet erlauben, daß ich mich nicht verpflichtet halte, eure Launen zu befriedigen.“

„Nun wohl!“ erwiederte die Prinzeſſinn, „ſo gebet fortan alle Hoffnung auf, mir zu gefallen, weil ihr nichts thut, was dazu führen könnte.“

Der Geiſt war ſchon ſo leidenſchaftlich verliebt in die Prinzeſſinn, daß er nicht den Muth hatte, ihren dringenden Bitten zu widerſtehen.

„Wohlan denn, weil ihr darauf beſteht,“ ſprach er zu ihr, „ſo ſoll eure Neugier befriedigt werden: ich werde euch zwar nicht den verlangten Schlüſſel geben, aber euch dasjenige zeigen, was er verſchließt, und ihr werdet ſehen, daß dieſer Gegenſtand eurer Neugier eben nicht würdig iſt.“

Sie durchſchritten nun mit einander alle Gemächer, und kamen an einen dunkeln Winkel; hier zog der Geiſt einen Schlüſſel hervor, welchen er ſorgfältig in ſeinem Buſen verborgen trug, und öffnete damit einen eiſernen Schrank, in deſſen Hintergrunde ein Säbel ſtand.

„Ihr ſeht,“ ſprach er zu der Prinzeſſinn, „daß alles dieſes kaum eurer Beachtung werth iſt.“

„Dieſer Säbel,“ verſetzte ſie, „muß von ſehr köſtlicher Arbeit ſein, weil ihr ihn ſo ſorgfältig bewahret; ich möchte ihn wohl ſehen.“

„Er hat gar nichts Ungewöhnliches,“ ſagte der Geiſt, „und es verlohnt nicht die Mühe, ihn euch zu zeigen.“

„Eure Weigerung reizt mich nur deſto mehr: ihr werdet mir doch dieſe letzte Bitte nicht verſagen.“

Und ſie beſtand ſo ſehr darauf, daß der Geiſt gezwungen war, ihrer Bitte zu willfahren: aber kaum ſah ſie den Säbel in ihrer Gewalt, ſo ſchwang ſie ihm dem Geiſte über dem Haupte und rief aus: „Elender, bereite dich zum Tode!“

Beim Anblicke des Schwertes, auf welchem ſein Todesurtheil geſchrieben ſtand, war der Geiſt von Schrecken betroffen; er warf ſich der Prinzeſſinn zu Füßen und bat ſie um Gnade; und ſie erwiederte ihm, ſie wollte ihre

Rache verſchieben, wenn er ihr das Schickſal ihres Bruders Benaſir kund thäte.

Der Geiſt, um ſein Leben zu retten, zeigte ihr den Ort an, wo er verſperrt war: die Prinzeſſinn eilte ſogleich hin, indem ſie ſorgfältig den Säbel bewahrte, welcher ſie zur Herrinn des ganzen unterirdiſchen Baues machte.

Sie fand den jungen Prinzen von Perſien der grimmigſten Verzweiflung hingegeben; denn man hatte ihm angekündigt, daß er übermorgen geopfert werden ſollte.

Als die Prinzeſſinn dieſen Umſtand vernahm, ſo war ſie ihres Unwillens nicht mehr mächtig, und gab dem Geiſte den Todesſtreich.

Sogleich verſchwanden mit einem entſetzlichen Getöſe die Gemächer, in welchen ſie ſich befanden, und beide ſahen ſich wieder in die Thalſchlucht verſetzt, in welches ſie bei ihrer Ankunft auf der Afrikaniſchen Küſte ſich herabgeſenkt hatten.

Nach tauſend Mühſeligkeiten und Gefahren, gelang es ihnen, das Ufer des Meeres zu erreichen, wo ſie ſich nach Perſien einſchifften.

Hier vernahm nun Benaſir das Geheimnis ſeiner Geburt. Es wurden Geſandte zu dem Kaiſer von China geſchickt, um ſeine Einwilligung zu der Vermählung ſeiner Tochter mit Benaſir zu erbitten, und dieſer wurde bald darauf mit derjenigen vereint, welche ihm das Leben gerettet hatte.“

Nachdem Scheherasade dieſe Erzählung vollendet hatte, begann ſie in der folgenden Nacht, auf die Aufforderung ihrer Schweſter Dinarſade und des Sultans von Indien, die Geſchichte Attafs von Damask.

Anmerkungen zum zwölften Bändchen.

(S. 6.) 1) In mehreren Gegenden des Morgenlandes, und beſonders in Aegypten, läßt man die Küchlein in Oefen ausbrüten, welche man in der Wärme der brütenden Hennen erhält. Wenn dieſe Küchlein ausgebrütet ſind, verkauft man ſie maaßweiſe. E. G.

(S. 9.) 2) Die Frauen des Harems rauchen einen roſenduftigen Taback, welcher nichts von dem beizenden unſerer Europäiſchen Tabacke hat. E. G.

(S. 13.) 3) Die Muſelmänner von der Sunnitiſchen Sekte erkennen die Gültigkeit der vier Imame, welche den Koran ausgelegt haben, und ihr Werk hat bei ihnen Geſetzes Kraft, wie der Koran ſelber. Dieſe vier Imame ſind: Abu Haniſeh Noman, geboren zu Kufah im 80ſten Jahre der Hedſchra; der zweite iſt Melik Ibn Anas, geboren zu Medyna im 93ſten Jahre der Hedſchra; der dritte iſt Muhammed Ibn Edrus Schafey, geboren zu Gaßah im 150ſten Jahre; und der vierte iſt Ahmed Ebn Hobal, geboren zu Baghdad im 164ſten Jahre der Hedſchra. E. G.

(S. 13.) 4) Jßa iſt Jeſus Chriſtus.

(S. 18.) 5) Großchan iſt die herkömmliche Benennung des Königs der Tatarei; Chan bedeutet Fürſt. E. G.

(S. 18.) 6) Es folgen hier in der Urſchrift einige Schilderungen, welche die Anſtändigkeit zu unterdrücken gebietet. E. G.

(S. 28.) 7) Die Morgenländiſchen Lehrer verſichern, daß jeder Menſch fünf Schutzengel hat, welche alſo vertheilt ſind: der erſte zur Rechten, um alle ſeine guten Thaten aufzuſchreiben; der zweite zur Linken, um die böſen zu verzeichnen; der dritte vor ihm, um ihn auf den Weg der Frömmigkeit zu leiten; der vierte hinten, um ihn vor den Schlingen und Verführungen der Welt zu bewahren; der fünfte vor ſeiner Stirne, um ſein Geiſt und ſein Herz ſtäts in der Erhebung zu dem Propheten Gottes zu erhalten. — Andere vermehren die Zahl der Schutzengel ſogar bis auf hundert und ſechzig. E. G.

(S. 50.) 9) Das Schachſpiel, eine Indiſche Erfindung, iſt im Morgenlande vom höchſten Alterthum. Die Königl. Bibliothek zu Paris beſitzt eine große Anzahl von Figuren dieſes Spiels, welche Harun Arreſchyd Karl dem Großen überſandte: dieſelben ſind von einem Arabiſchen Künſtler verfertigt, der auch ſeinen Namen darauf geſetzt hat. Wir erinnern hiebei, daß die Wörter Schach und Matt zwei Perſiſche Wörter ſind: ſchach mat, d. h. der König iſt todt.

Die Arabiſchen Geſchichtſchreiber erzählen, dieſes Spiel ſei von einem Brachmanen erfunden, welcher einem Könige ſeines Landes bemerklich machen wollte, wie ſehr ein Fürſt ſeiner Unterthanen bedürfe. E. G.

Eine von den obgedachten elfenbeinernen Schachfiguren, welche früher im Schatze von St. Denys aufbewahrt wurden, hat Caylus, in ſeinem Recueil d'Antiq. T. VI. p. 323, pl. 103, abbilden laſſen, ohne deren Bedeutung zu erkennen.

* 1) (S. 79) Die Kurden wohnen in den weſtlichen Theilen Perſiens, zwiſchen dem Tigris und Euphrat; wilder, als die übrigen Morgenländer, haben ſie alle Laſter derſelben, ohne deren gute Eigenſchaften. Sie ſind unaufhörlich im Kriege unter einander, und leben nur von Raubereien. E. G.

(S. 82) Der Stamm Benu Helal bewohnte die palmenreiche Landſchaft zwiſchen Medina und Kufah (ſ. Herbelot bibl. Orient. p. 201). E.

(S. 83) Bei Cauſſin ſind es die ſieben gebräuchlichſten Arten der Schreibekunſt, und er bemerkt dabei, daß in der 48ſten (bei uns Bd. II, 52ſten) Nacht nur ſechs Arten derſelben vorkommen, deren

Aufzählung zwar Galland auch übergangen habe; ſie heißen aber in der Arabiſchen Urſchrift: kalam alrikaa, kalam almahakkak, kalam alrihan, kalam almaſch, kalam altholth, kalam altumar. Chavis und Chazotte's Fortſetzung der 1001 Nacht ſetzt an dieſer Stelle, der junge Habib habe mit ſiebenfach verſchieden geſchnittenen Federn ſchreiben gelernt, und gibt dazu die noch lächerlichere Anmerkung, man wiſſe nicht, worin der Werth beſtehen möge, welchen dieſe Völker ſolcher Kunſt des Federſchneidens beilegen, u. ſ. w. C.

2) (S. 83.) Habib bedeutet der Vielgeliebte. E. G. — Bei Cauſſin heißt ſeine Mutter Alaſchraf, d. i. Mond der Edlen.

(S. 86.) Man lieſt im Koran (Surate 34, Vers 34), daß Gott unter Davids (Daûd) Händen das Eiſen erweichte, und daß dieſer ſehr feſte Harniſche machte. Dieſe Harniſche heißen deshalb Daûdi. Die Entſtellung dieſes Namens hat in Chavis und Cazotte's Fortſetzung der 1001 Nacht die ſeltſame Anmerkung erzeugt: Haûdi bedeute den ſchwerſten und zugleich ſtärkſten Harniſch. C.

Samher iſt der Name eines Waffenſchmids, der vortrefliche Lanzen machte. (ſ. Golius Wörterbuch.) C.

3) (S. 88.) Al-Abus bedeutet im Arabiſchen der Finſtere. E. G. — Der Gegenſatz im Arabiſchen Text iſt dhahuk, d. h. der Heitere. C.

(S. 89.) Dorrat-al-Gawas bedeutet im Arabiſchen die Perle des Tauchers. C.

(S. 91.) Bei Cauſſin heißt dieſer König Sapor.

4) (S. 117.) Lokman gilt für den Urheber einer großen Menge Gleichniſſe, welche im Morgenlande weit berühmt ſind. Laut Abul Feradſch, war dieſer Fabuliſt ein Zeitgenoſſe Davids. Er war aus Aethiopien gebürtig, und die Morgenländiſchen Schriftſteller erzählen von ihm meiſt dieſelben Geſchichten, wie die Griechen vom Aeſop. Dieß, und die Uebereinſtimmung mehrerer Fabeln von beiden, hat einige Gelehrten auf den Gedanken gebracht, daß die Griechen vielleicht aus Lokman's Landesnamen *Αἴθιοψ* (der Aethiopier) den Namen *Αἴσωπος* (Aeſopus) gebildet haben. — Muhammed läßt im Koran (Surate XXI,

Vers 2) Gott ſagen: „wa lakad ateïna Lokmana el hukmeta“ d. h. „und wir haben Lokman mit Weisheit begabt.“ E. G.

5) (S. 117.) Haryry iſt Verfaſſer des Buches Makamat, d. h. die Sitzungen, in welchen er alle Eigenthümlichkeiten der Arabiſchen Sprache entfaltet hat. Dieſes, in ganz Aſien höchſt geſchätzte Buch bietet, wie die meiſten Morgenlandiſchen Schriften, eine Menge dunkler Stellen dar. E. G.

6) (S. 118.) Dem Koran zufolge, iſt das Paradies von folgenden vier Flüſſen durchſtrömt: in dem erſten fließt Milch, in dem zweiten Honig, in dem dritten himmliſcher Wein, und in dem vierten ein köſtliches Waſſer, welches die Araber mai-main (Waſſer der Waſſern) nennen. E. G.

7) (S. 122.) Scheich, d. h. Greis, iſt auch der Titel der Prediger in den Moſcheen. E. G.

(S. 126.) Schedad: In der unſerer 1001 Nacht nachgebildeten Mährchenſammlung „1001 Viertelſtunde, Tatariſche Erzählungen“, welche Gueletre übertragen hat (im Cabinet des Fées, T. XXI.) findet ſich (p. 498), mit Beziehung auf den Arabiſchen Geſchichtſchreiber Huſſein-Waes (wegen ſeiner großen Kunde des Arabiſchen Alterthums, benannt Dal-Ak-Bar), daß Schedad, der Sohn Ad’s, Enkel Aram’s, und Abkömling Seth’s Noahs Sohnes, eine von ſeinem Vater angefangene wundervolle Stadt im Lande der Aditen bauen ließ, worin er ſich Gott gleich wähnte und alle Könige umher zur Bewunderung entbot, aber dafür von Gott geſtraft wurde, indem ein Rachengel ihn und ſeine Stadt, ſammt allen Einwohnern, in einem Augenblicke vertilgte, ſo daß ſie, zum Andenken dieſes Straf-Gerichts, deſſen auch der Koran, Kap. 29, gedenkt, nur von Zeit zu Zeit einem oder dem andern erſcheint, ſo wie ſie zur Zeit des Chalyfen Moawia ein Araber der Wüſte erblickte. Laut der Erzählung bei Gueiette, fand Einer, Namens Abruſanar, auf dem Wege vom Berge Arafat nach der Ebene Aden, dieſe Stadt und darin ein Alabaſterbild, welches bei ſchamloſen Reden erröthete, und bei Falſchheiten lächelte.

8) (S. 133.) Die Muſelmänniſchen Leichengebräuche ſind ſo eigenthümlich, daß ſie hier wohl eine Erwähnung verdienen. Sobald ein Bekenner Muhammeds den Beſuch des Todesengel erwartet, legt man ihn

auf den Rücken, die rechte Seite gen Mekka gekehrt. In dieſer Lage kleidet man ihn ein; hierauf ſagen die Umſtehenden Sterbegebete her. Man entfernt ſorgfältig alle Frauen zur Zeit ihrer Reinigung von dem Sterbenden, und, ſobald er den letzten Seufzer ausgehaucht hat, legt man ihm einen Säbel auf den Bauch, drückt ihm die Augen zu, und bindet ihm dem Bart zuſammen. Nachdem man den Leichnam mit einem Abſud von wohlriechenden Kräutern und Kampher gewaſchen, muß man eilen, ihn zu beerdigen, damit er deſto eher ins Paradies komme, falls er es verdient hat. Niemals wird die Leiche in die Moſchee gebracht, welche, nach dem Ausdrucke der Religionsſatzungen, für die Lebenden, und nicht für die Todten, beſtimmt iſt. Wenn ſie ſich am Buchſtaben derſelben hielten, ſo würden die Muſelmänner auch keine Grabmäler errichten; denn das Geſetz ſagt: „dieſe Denkmäler eines eitlen Ruhms und einer weltlichen Unſterblichkeit ſind der Hoheit des Grabes unwürdig, welches zugleich die Freiſtätte der Todten, das Sinnbild und das Ziel der menſchlichen Gebrechlichkeit iſt." E. G.

9) Chosru Nuſchirwan: Dieſer Fürſt, in Europa unter dem Namen Koſroës bekannt, iſt nicht weniger berühmt bei den Perſern, als bei uns. Sein Vater ſprach, kurz vor ſeinem Tode, folgende rührende Worte zu ihm: „Ich ſehe in dir, mein Sohn, eine glückliche Vereinigung aller trefflichen Eigenſchaften; aber mit Bedauern bemerke ich, daß du die Menſchen zu ſtrenge beurtheilſt. Ich fordere nicht von dir, daß du deine Meinung der Meinung Anderer aufopfern ſollſt; aber ich wünſchte, daß du eine beſſere Meinung von deinen Mitmenſchen hätteſt. Ungerechtes Mißtrauen hemmt oft die ſchönſten Unternehmungen."

Bei der Eröffnung des Teſtaments Kobad's, rief das Oberhaupt der Magier Nuſchirwan als König von Perſien aus. Da antwortete dieſer Fürſt: „Ich kann die mir zugedachte Würde nicht annehmen: alle Stellen ſind von unwürdigen und verdächtigen Menſchen beſetzt; ich müßte mehreren Familien ſehr wehe thun, und das iſt weder mein Geſchmack, noch meine Art."

Auf wiederholtes Andringen der Edlen, willigte Nuſchirwan endlich ein, die Krone anzunehmen.

Nachdem er in allen Provinzen ſeines Reichs die Zweige der Verwaltung, welche eine ſchleunige Abänderung erforderten, hergeſtellt hatte, zog er zum Kriege gegen die Römer aus, und hatte gegen ſie ſo glänzende Erfolge, daß er den Kaiſer Julian zwang, ihm einen Tribut von tauſend Goldſtücken zu entrichten.

Die Empörung eines ſeiner Söhne ſtörte die Ruhe ſeines Reichs. Dieſer junge, von einer Chriſtlichen Frau geborene Prinz, hatte die Religion ſeiner Mutter angenommen, und gegen ſeinen Vater und König das Banner der Empörung erhoben.

Sogleich ſchrieb Nuſchirwan an einen ſeiner Statthalter folgenden Brief, welchen Mirchond uns aufbehalten hat:

„Mein Sohn Nuſchiſad hat ſich gegen mich empört; er hat die Gefangenen in Freiheit geſetzt, und die Schätze ausgeſtreuet, welche ich gegen den Feind zu verwenden gedachte.

Wenn desungeachtet Nuſchiſad die aus dem Gefängniſſe von ihm Losgelaſſenen zurückſenden, einige Herren, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache gemacht haben, hinrichten und den übrigen Schwarm ſeines Anhanges will aus einander gehen laſſen, ſo bewillige ich ihm Verzeihung: wo nicht, ſo ſoll Ram-Burſim ihm ſogleich den Krieg erklären.

Aber, wenn mein Sohn zum Gefangen gemacht iſt, ſo hüte man ſich wohl, ihm nur ein Haar zu krümmen: man verſperre ihn in dem Palaſt, worin er zuvor war, und liefere ihm alles, deſſen er bedarf.“

Nuſchiſad ſtarb dem Heldentod im Kampfe: er bat, daß man ſeinen Leichnam ſeiner Mutter überlieferte, um ein Chriſtliches Begräbnis zu erhalten.

Abu Haniſeſch behauptet, daß Nuſchiſad in der Schlacht gefangen worden. —

Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Züge der Güte, Gerechtigkeit und Großmuth, mittheilen wollten, welche die Morgenländiſchen Schriftſteller von Nuſchirwan rühmen.

„Eines Tages (erzählt Mirchond) befahl er einem ſeiner Feldherren, über das ganze Kriegsheer Muſterung zu halten. Dieſer ließ ausrufen, alte Männer ſollten ſich zu einer beſtimmten Stunde auf einem öffentlichen Platz einfinden. Am erſten und zweiten Tage erſchien Nuſchirwan ſelber nicht; und der Feldherr nahm keine Liſte der Kriegsmänner auf. Am dritten Tage ließ er von neuen ausrufen, alle Kriegsleute, niemand ausgenommen, ſollten ſich an dem Verſammlungsorte ſtellen. Der König kam auch dahin, hatte aber einen Theil ſeines Rüſtzeuges vergeſſen, und der Muſtergeneral ſetzte ſeinen Namen nicht eher auf die Liſte, als bis er dieſe Vergeſſenheit nachgeholt hatte. Nach beendigter Muſterung, beeilte er ſich, ſeinem Könige ſeine Huldigung darzubringen: „Entſchuldiget mich, mein Fürſt,“ ſprach er zu ihm, „wenn mein Benehmen euch etwa ungebürlich und unanſtändig erſchienen iſt; aber ich mußte ein ſolches Beiſpiel aufſtellen, um in dem Heere Ordnung und Mannszucht aufrecht zu halten.“ — „Niemand“, antwortete Nuſchirwan, „der gegen mich mit gerechter Strenge verfährt, hat jemals etwas von mir zu fürchten.“

Nuſchirwan wollte durch Verminderung der Auflagen und verbeſſerte Einrichtung der Verwaltung das Glück ſeiner Unterthanen erhöhen; aber, zum Beweiſe, daß die Statthalter der Provinzen ſich ſeiner Wachſamkeit zu entziehen wußten, oder doch noch einzele Bedrückungen ſtatt fanden, dient die Antwort ſeines Oberprieſters, als derſelbe, wegen einer Verheerung der Schakale, welche die nördlichen Landſchaften Perſiens überſchwemmten, zu Rathe gezogen wurde: „Die Thiere, welche die Leichname freſſen,“ ſprach er zu dem Fürſten, „ziehen ſich immer nach den Gegenden, wo ſie Schlachtopfer der Bedrückung finden.“ Die Antwort, ſo kühn ſie war, mißfiel dem Könige nicht, und ſie erſcheint uns nicht, wie etlichen Geſchichtſchreibern, als ein Beweis ſeines Deſpotismus.

Nuſchirwan hat mehrere Kriege geführt, und ſie alle mit Erfolg beendigt. Bei ſeinen Einfällen in das Gebiet des Römiſchen Reichs, hatte er den berühmten Beliſar zum Gegner, und zwang ihn immer zum Rückzuge. Er errang nicht geringere Vortheile über die Haiathéliten und die ihm benachbarten Arabiſchen Fürſten. Er brachte es endlich dahin, daß die Gränzen ſeines Reichs folgende waren: im Norden das Kaſpiſche Meer, im Oſten Indien, gegen Mittag Aegypten und das Arabiſche Meer, und im Weſten der Euphrat und das Römiſche Reich.

Aber Nuſchirwan ſtarb aus Verdruß, daß er von Juſtinian, Feldherrn Tiberius, war geſchlagen worden.

Dieſer Fürſt hat ſtäts die Wiſſenſchaften beſchützt: unter ſeiner Regierung wurde der Hitopadeſa, eine dem Indiſchen Weiſen Bidpai beigelegte Fabelſammlung, ins Perſiſche überſetzt. E. G. (Vgl. über dieſes letzte Werk die Vorrede zu Bd. I. S. xxvii.) — Chosru (von den Arabern Kesra, von den Griechen Chosroës genannt) iſt bei den Morgenländiſchen Schriftſtellern der Gerechte benannt, und hochgeprieſen. Die Griechen ſchildern ihn ganz anders. Sein Charakter iſt für Le-Beau ein Räthſel, das ſich vielleicht durch Unterſcheidung zweier Zeiten ſeiner Regierung löſet, wie dieſe Erzählung andeutet. — Cazotte entſtellt auch dieſen Namen, wie die meiſten, in Kaſſera Aboſcheroan. C.

(S. 149.) Das Arafa- (nicht Larafa-) Feſt wird am neunten Tage des Monats du alhaga gefeiert, welcher der letzte des Arabiſchen Jahres iſt. Es hat ſeinen Namen von einem Berge bei Mekka, auf welchen die Wallfahrer dieſen Tag zu beten gehen. Die umſtändliche Beſchreibung dieſes Feſtes, in Chavis und Cazotte's Fortſetzung der 1001 Nacht, iſt von ihnen erfunden, und meiſt der Muhammedaniſchen Religion ganz widerſprechend. — Ich bemerke dieß hier ein für allemal. Sonſt könnte ich dergleichen auf jeder Seite wiederholen, wenn ich jene Fortſetzung mit der Arabiſchen Urſchrift vergleichen und zeigen wollte, wie ſehr ſie dem Geiſt und den Sitten des Morgenlandes entgegen iſt. C.

(S. 149.) Dieſe Kuchen heißen im Arabiſchen katifa, Mehrzahl katajef. C.

(S. 150.) Dieſe alte Aufſeherinn heißt im Arabiſchen kahermanah. Die Abaſſidiſchen Chalyfen hatten nämlich zu Aufſeherinnen ihres Hauſes Frauen, genannt kahermaniah, denen ſie, aus Furcht vor Vergiftung, mehr trauten, als den Männern. (ſ. Herbelot bibl. Orient. p. 234.) C.

151. Albondukani bedeutet arquebusier, vom Arab. Bonduk, arquebuse: dieß Wort war alſo die Loſung des Chalyfen. E. G. — Das Arabiſche kus al bondok bedeutet einen Bogen oder anderes Werkzeug, Kugeln zu ſchleudern. Ebenſo ſtammt das Franz. arquebuse, Ital. arcobugio, von arcus, Bogen. Das durch Patrontaſche überſetzte kis al bondok, bedeutet eigentlich auch einen Sack,

worin die Kugeln bewahrt werden; beides von bondok, Flinten-Kugel; davon auch bondokia, Flinte. Cazotte hebt die Bedeutſamkeit der Verkleidung und des Namens auf, wenn er dem Chalyfen nur Bogen und Pfeile gibt. C.

(S. 161.) Des Chalyfen Ahnen: Harun war Mahdi's Sohn, und Abu Giafar al Manſur's Enkel. E. G.

11) Es iſt wohl überflüſſig, zu erinnern, daß in den meiſten Morgenländiſchen Städten die Dächer der Häuſer flach ſind, ſo daß man leicht von einem zum andern kommen kann, wenn die Häuſer gleich hoch ſind. (Vgl. Nacht 128, Bd. III.) Die Bewohner ſtellen oft, der Kühlung wegen, ihre Betten hinauf, und ſchlafen droben. E. G. (Vgl. Nacht 438, Bd. X.)

12) Dieſe Werkzeuge dienen zur Baſtonnade. Man bindet nämlich die Füße des auf den Rücken geworfenen Sträflings an eine Leiter oder Geſtell, welches zwei Männer emporrichten, ſo daß der Untertheil des Leibes am Boden bleibt und die Fußſohlen in der Luft ſchweben, auf welche ſie nun mit Ruthenbündeln hauen. E. G.

13) Alle Morgenländer laſſen ihren Namen auf ihr Petſchaft graben, welches ſie ſtäts bei ſich führen, und das oft ihre Unterſchrift vertritt. Das kaiſerliche Siegel (Chetb oder Chety ſcheryf) ſteht an der Spitze aller Verfügungen des Sultans von Konſtantinopel. E. G.

14) Nach Chardin, iſt es Grundſatz, nicht weniger als dreißig und nicht mehr als dreihundert Streiche zu geben. Der Sträfling ſchreiet laut, die Füße ſchwellen ihm und werden ſchwarz, und manchmal fallen die Nägel davon ab. Die Heilung dauert ungefähr einen Monat. E. G.

(S. 205.) Taus iſt zweiſylbig, Taůs, zu leſen.

15) Hier folgt in der Handſchrift ein ähnlicher Auftritt, wie jener zwiſchen dem Fiſcher und dem Geiſt, Bd. I, Nacht 9. 10.

15 a) Vgl. Anmerk. 55 zu Bd. I.

16) Dſchemſchyd, der vierte König des älteſten Perſiſchen Königſtammes, iſt einer der Fürſten, welchem die Morgenländiſche Geſchichte die meiſten nützlichen Entdeckungen zuſchreibt: er verbeſſerte, heißt es, den Kalender und die Schiffahrtskunde, förderte ſehr die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, ſetzte das Nu-rus-Feſt (Neujahr) ein, und

vollendete den Bau von Perſepolis. Er lebte um 800 vor Chr. Auf folgende Weiſe erzählt der Molla Akbar die ihm beigelegte Erfindung des Weins:

Dſchemſchyd liebte ſehr die Weintrauben, und wollte einige Trauben aufbewahren, welche in ein Gefäß gethan und in einen Keller geſetzt wurden, um ſpäterhin gegeſſen zu werden. Bei der Oeffnung des Gefäßes, fand man aber die Trauben in Gährung übergegangen, und der Saft war ſo ſcharf, daß der König ihn für ein Gift hielt, und auf das Gefaß „Gift“ ſchreiben ließ. Eine ſeiner Sklavinnen, die, von einem unerträglichen Kopfſchmerze gequält, ihrem Leben ein Ende machen wollte, bemerkte das ſo bezeichnete Gefäß, nahm und verſchlang den Inhalt deſſelben: der Wein berauſchte die Sklavinn, ſie ſchlief ein, und erwachte ſehr erleichtert. Sie fand dieſe Arzenei nach ihrem Geſchmack, und nahm ſo häufig davon ein, daß das Gift des Königs bald verſchwand. Dieſer bemerkte es, forſchte nach, und die Schuldige geſtand ihr Vergehen. Der König benutzte daſſelbe aber ſo gut, daß er und ſein ganzer Hof bald nichts anderes tranken, als dieß neue Getränk. Seit dieſer Zeit führt der Wein in Perſien die Benennung Seheri Choſch, das ſüße Gift. E. G. — Etwas anders gewendet iſt dieſe luſtige Vergiftung in unſerm, aus dem Franzöſiſchen übertragenen Singſpiele: das Hausgeſinde.

16 a) Vgl. Anmerk. 10 zu Bd. I.

17) (S. 236.) Dieſer Gebrauch, die Fußſohlen zu kitzeln, (das Widerſpiel der Baſtonnade) herrſcht noch an einigen Morgenländiſchen Höfen. E. G.

18) Dieſer Zug erinnert an eins der niedlichſten Luſtſpiele der Franzöſiſchen Bühne. E. G.

19) Harem oder Harym, bei den Arabern, und Eenanab bei den Perſern, bezeichnet den den Männern verbotenen Theil des Hauſes, wo ſich das Frauen-Zimmer befindet: das Gynäcëum. E. G.

20) In der Urſchrift Schach-Bender, bedeutet buchſtäblich König des Hafens oder Befehlshaber des Platzes, und dieſen Titel giebt man gewöhnlich dem Kaufmann, der zum Schiedsrichter der Streitigkeiten unter ſeinen Genoſſen beſtellt iſt. E. G.

21) Dieſe Erzählung iſt ein Auszug der Geſchichte von Saad, dem Lohaerder, welcher Miniſter wird, weil er ein ſehr ſchweres Räthſel aufgelöſt hat, und, ſo emporgekommen, nun ſeine Gattinn verſtoßen will. Weil aber dieſe Abenteuer ſehr denen des erwachten Schläfers (Bd. VII. Nacht 292) ähnlich ſind, haben wir ſie unterdrückt. E. G.

22) Benaſir bedeutet Ohnegleichen. E. G.

23) Many iſt ein berühmter Morgenländiſcher Maler, der in Perſien eine nach ihm benannte Sekte ſtiftete, deren Lehre eine ſeltſame Miſchung von den Religionsſätzen des Zoroaſter (Sarduſcht) und der Chriſtlichen Glaubenslehre enthielt: das Beſtehen zweier ewigen Grundweſen, des Guten und des Böſen, die Seelenwanderung, die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen, das Verbot, irgend ein Thier zu tödten; das waren die vornehmſten Religionsſätze dieſes falſchen Propheten.

Sapor (Schapur), unter deſſen Regierung dieſer Betrüger lebte, wurde eine Zeitlang von dieſer Irrlehre verführt, und ſein Beiſpiel von einigen ſeiner Unterthanen befolgt. Er erkannte zwar bald dieſen Irrthum, und verbannte den Many; aber es war zu ſpät: die Keime hatten ſchon Wurzel geſchlagen, und ſollten bald bittere Früchte tragen. Unter Hormisdas (Hormus) kam die Sekte der Manichäer wieder in Aufnahme; darnach wurde ſie abermals von Behram I. verfolgt, der ihren Stifter lebendig ſchinden ließ. E. G.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhalt des zwölften Bändchens.

Seite
498ſte Nacht: Geſchichte der Prinzeſſinn Ameny . . . 3.
499ſte Nacht. . . . . 5.
500ſte Nacht. . . . . 9.
501ſte Nacht. . . . . 12.
502te Nacht. . . . . 18.
503te Nacht: Geſchichte der Prinzeſſinn der Tatarei. . . . . 25.
Fortſetzung der Geſchichte der Prinzeſſinn Ameny. . . . . 29.
504te Nacht. . . . . 30.
505te Nacht. . . . . 36.

Seite
506te Nacht. . . . . 42.
507te Nacht. . . . . 44.
Geſchichte der Frau des Greiſes und ihrer Schweſter. . . . . 46.
508te Nacht. . . . . 54.
509te Nacht. . . . . 59.
Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte der Prinzeſſinn Ameny . . 60.
510te Nacht. . . . . 65.
511te Nacht. . . . . 70.
512te Nacht. . . . . 76.
Geſchichte des Prinzen Habib und der Prinzeſſinn Dorrat-al-Gawas. . . 82.
513te Nacht. . . . . 88.
514te Nacht. . . . . 95.
515te Nacht. . . . . 103.
516te Nacht. . . . . 109.
517te Nacht. . . . . 113.
Geſchichte des Aly Dſchohary. . 116.
518te Nacht. . . . . 119.
519te Nacht. . . . . 123.

Seite
520ſte Nacht. . . . . 128.
521ſte Nacht. . . . . 132.
522ſte Nacht. . . . . 135.
523ſte Nacht. . . . . 141.
524ſte Nacht: Albondukani, oder Geſchichte des Chalyfen von Baghdad. . . . . . 145.
525ſte Nacht. . . . . 149.
526ſte Nacht. . . . . 155.
527ſte Nacht. . . . . 160.
528ſte Nacht. . . . . 168.
529ſte Nacht. . . . . 175.
530ſte Nacht. . . . . 183.
531ſte Nacht: Geſchichte der beiden Prinzen von Koſchinſchina und ihrer Schweſter. . . . 186.
532ſte Nacht. . . . . 193.
533ſte Nacht. . . . . 196.
534ſte Nacht. . . . . 202.
535ſte Nacht. . . . . 211.
Geſchichte der beiden Ehemänner. 219.
536ſte Nacht. . . . . 220.
537ſte Nacht. . . . . 224.

Seite
Geſchichte Abdallah's. . . . . 226.
538ſte Nacht. . . . . 228.
539ſte Nacht. . . . . 236.
Geſchichte der Favoritinn. . . 238.
540ſte Nacht. . . . . 241.
Geſchichte Juſſufs und des Indiſchen Kaufmanns. . . . . 244.
541ſte Nacht. . . . . 254.
542ſte Nacht. . . . . 261.
Geſchichte des Prinzen Benaſir. . 269.
543ſte Nacht. . . . . 270.
544ſte Nacht. . . . . 276.
545ſte Nacht. . . . . 282.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tuneſiſchen Handſchrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Dreizehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts
München

Vorbericht.

Ueber die in dieſem Bande noch enthaltenen neuen Erzählungen des ſiebenten und letzten Franzöſiſchen Bandes iſt ſchon das Nöthige in dem Vorberichte zum vorigen Bande beigebracht. Vorliegender Band ſchließt nun mit den nicht aus anderweitigen Quellen bisher ſchon gelieferten Ergänzungen der Tauſend und Eine Nacht, welche Cauſſin de Perceval, Galland's Nachfolger auf dem Arabiſchen Lehrſtuhl in Paris, ſeiner neuen berichtigten Ausgabe Galland's (Paris 1806—12), als achten und neunten Band beifügte.

Wir laſſen ſeine für die Geſchichte des alten Werkes, inſonderheit über Galland's, ſo wie deſſen Fortſetzer Chavis und Cazotte's Verhältnis zu demſelben, ſo lehrreiche Vorrede des achten Bandes hier folgen. Unſere Randbemerkungen zu derſelben kenntlich zu machen, ſind die von Cauſſin ſelber durch C. bezeichnet.

Cauſſin's Vorrede
zu
ſeiner Fortſetzung
der Tauſend und Eine Nacht.

Bevor ich von der hier erſcheinenden Fortſetzung der 1001 Nacht rede, iſt es nöthig, etwas von der Arabiſchen Urſchrift, und von dem ſchon durch Galland überſetzten Theile derſelben zu ſagen.

Die vollſtändigen Handſchriften der Tauſend und Eine Nacht ſind, nicht nur in Europa, ſondern ſelbſt im Morgenlande, ſelten, und alle gleichen ſich nicht völlig. Die kaiſerliche *) Bibliothek beſitzt zwei Handſchriften der 1001 Nacht, die beide ſehr unvollſtändig ſind.

Die erſte dieſer Handſchriften, welche zuvor Galland gehörte, beſteht aus drei Bänden in klein 4, jeder von etwa

---

*) Jetzo wieder Königliche.

140 Seiten, enthält nur 282 Nächte, und endigt bald nach dem Anfange der Geſchichte des Prinzen Kamaralſaman*), welche hier auf die Geſchichten von Nureddin und Beder**) folgt. Dieſe drei Bände alſo, in welchen die Erzählung von Sindbads Reiſen nicht ſteht***), enthalten kaum die Hälfte deſſen, was Galland überſetzt hat. Gleichwohl iſt dieſe Handſchrift nicht minder ſchätzbar. Der Styl darin iſt viel genauer und zierlicher, als in den andern Handſchriften der 1001 Nacht, welche ich geleſen habe, oder aus denen Stücke abgedruckt ſind; und der Unterſchied in dieſer Hinſicht iſt ſo groß, daß viele Araber dieſe Handſchrift nicht verſtehen. Die Erzählungen ſind darin auch länger und ausführlicher.

Es ergibt ſich hieraus deutlich:

---

*) Bei uns Bd. V, Nacht 221 ff.

**) Bei uns Bd. V, Nacht 250, und Bd. VI, Nacht 261. Bei Galland hört mit der Geſchichte Nurreddins die Eintheilung in Nächte ſchon auf, mit der 336ſten.

***) Hammer bemerkt in der Vorrede zu ſeiner Ergänzung der 1001 Nacht, S. XLIII, von dieſer Handſchrift noch, daß Galland's Abtheilung der Nächte bis zur 69ſten mit ihr ſtimmt. Hier beginnt die Geſchichte von den drei Aepfeln, welche bei Galland erſt in der 90ſten (bei uns in der 94ſten, Bd. III) folgt, weil er die Geſchichte Sindbads einſchob.

1) Daß dieſe Handſchrift die Urſchrift des Werkes enthält, welche in den neuern Handſchriften entſtellt und verderbt iſt *).

2) Daß das Alter dieſer Handſchrift ſich ſehr dee Zeit annähert, in welcher das Werk ſelber verfaßt iſt; und da ſie, den Schriftzügen nach, mehr als zweihundert Jahre alt zu ſein ſcheint, ſo könnte man ſchon aus dieſen Angaben allein mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß das Werk in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts verfaßt worden: aber eine Anmerkung in einem dieſer Bände hebt in dieſer Hinſicht jeden Zweifel, und gibt uns mit Sicherheit, ſo wohl das Alter der Handſchrift, als die Zeit der Abfaſſung des Werkes ſelber zu erkennen.

Aus dem Inhalte dieſer Anmerkung erſieht man nämlich, daß ſie zur Zeit des Verfaſſers ſelber geſchrieben iſt. Dieſe Anmerkung iſt nun im Jahr 955 der Hedſchra geſchrieben **), deſſen Anfang auf den 10ten Februar 1548 Chriſtlicher Zeitrechnung fällt; woraus folgt, daß die Grundlage der 1001 Nacht nicht weit über dieſe Zeit hinaufſteigt.

---

*) Man kann dieß ſchon aus dem Anfange des Werkes beurtheilen, welcher aus Scott's Handſchrift abgedruckt iſt, in den Oriental-Collections Vol. II. p. 166. E. — Vgl. den Vorbericht zu unſern Bd. X, S. xxi.

**) Dieſe Anmerkung ſteht im letzten der drei Bände dieſer einſt Galland gehörigen Handſchrift der 1001 Nacht, Bl. 20 auf der Vorderſeite, unten. Die Schrift derſelben iſt fein, und ſchwer zu entziffern. Sie lautet alſo:

Die zweite Handſchrift der 1001 Nacht in der kaiſerlichen Bibliothek iſt ein einzeler Band in Folio, von etwa 800 Seiten, und beſteht aus mehreren Abtheilungen. Auf die 28ſte, welche mit der 905ten Nacht endigt, folgt eine Abtheilung, welche als die 29ſte bezeichnet iſt, aber mit der 870ſten Nacht ſchließt: woraus ſich ergibt, daß ſie vor jene gehört. Dieſe Handſchrift iſt übrigens ſehr unvollſtändig, und enthält nicht alle Abtheilungen, welche ſie der Reihe nach zu enthalten ſcheint: die Abtheilungen 12, 15, 16, 18, 20, 21, 22, 23, 25, 27, *) fehlen ganz; die Nächte ſind ſtellenweiſe gar nicht oder ſehr ungenau bezeichnet; häufig finden ſich Lücken; und die letzten Abtheilungen, von der 17ten an, enthalten nur Wiederholungen vorhergehender Erzählun-

---

„Dieſes angenehme Buch iſt geleſen von N., Sohn des N., Schreiber (Kateb) zu Tripoli, welcher wünſcht, daß der Verfaſſer lange leben möge. Am zehnten Tage des erſten Rabi-Monats, im Jahr 955 der Hedſchra.“

Eine faſt gleichlautende Anmerkung von derſelben Hand, am Ende des vorhergehenden Bandes, iſt vom Jahr 973 der Hedſchra, d. i. 1565 der Chriſtlichen Zeitrechnung. C.

*) Nach der obigen Verſetzung wäre die 29ſte eben dieſe 27ſte.

gen, etliche Geſchichtchen, und Bruchſtücke von Erzählungen, welche aus verſchiedenen andern Werken gezogen ſind, wie die Fabeln des Bidpai, die Geſchichte der zehn Weſyre u. ſ. w. Die erſtern Abtheilungen enthalten zuvörderſt dieſelben Geſchichten, wie die drei Bände der vormals Galand'ſchen Handſchrift; die darauf folgenden Geſchichten *) finden ſich aber vollſtändiger in den drei Handſchriften, von welchen ſogleich die Rede ſein wird **).

Herr von..., ***) ein gelehrter Orientaliſt, hat im Jahr

---

*) Nach Hammer, a. a. O. S. XLV, enthält ſie auch die Geſchichte des Königs Noman und ſeiner Söhne, welche nebſt andern noch nicht herausgegebenen Stucken dieſer Handſchrift unverzuglich in Paris im Druck erſcheinen ſollten. Die Geſchichte Nomans ſteht auch in den Aegyptiſchen Handſchriften (bei Hammer Nacht 46 ff.), dem ſie ſowohl in der Deutſchen als Franzöſiſchen Ueberſetzung verloren gegangen. Vgl. Vorb. zu unſ. Bd. XII. S. XXVIII.). Nach allen dieſen Angaben, iſt dieſe Handſchrift zunächſt mit den Aegyptiſchen verwandt, mit welchen ſie eben auch die Geſchichte der zehn (ſieben?) Weſyre (bei Hammer Nacht 578.) gemein hat, obwohl dieſelbe auch mit der Scottiſchen. Vgl. Vorb. zu unſ. Bd. X. S. XX.

**) Ich übergehe hier eine dritte unvollſtändige Handſchrift der 1001 Nacht in der kaiſerlichen Bibliothek, weil ſie, von Chavis Hand, hauptſächlich nur eine Abſchrift der drei Galland'ſchen Bände iſt. E.

***) Daß hier Hammer gemeint iſt, erklärt dieſer ſelbſt a. a. O.

1804, als er in Konſtantinopel war, aus Aegypten eine ſehr vollſtändige Handſchrift der 1001 Nacht kommen laſſen, und eine Nachricht von derſelben Herrn de Sacy, Mitglied des Nazional-Inſtituts, überſandt, welcher ſie mir mitgetheilt hat. Herr von *** verſichert, daß ſeine Handſchrift völlig mit einer andern übereinſtimmt, welche Herr von Italinski, Ruſſiſcher Geſandter zu Konſtantinopel, ebenfalls aus Aegypten bekommen hat. Ich erſehe aus der Nachricht von der Handſchrift des Herrn von * * *, daß ſie vollkommen einer dritten Handſchrift gleicht, welche aus dem Feldzuge in Aegypten mitgebracht worden, und in deren Beſitz ich gegenwärtig bin *).

S. x. xiv, mit Anführung dieſer Stelle. Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. XII. S. ii.

*) Dieſe Handſchrift gehörte zuvor Herrn Ruphy, Chef des öffentlichen Unterrichts im Seine-Departement und Verfaſſer eines Dictionnaire abrégé Français-Arabe, a l'usage de ceux qui se destinent au commerce du Levant. Paris, imprim. de la Republique, an. 10. Herr Ruphy, der mir anfangs die Handſchrift auf die freundlichſte Weiſe von der Welt geliehen und mir erlaubt hatte, ſie ſo lange zu behalten, als ich ſie brauchte, hat ſie mir hierauf großmüthig überlaſſen. C. — Daß dieſes vermuthlich die von Hammer erwähnte Varſy'ſche Handſchrift iſt, vergl. unſ. Vorb. zu Bd. XII., S. ii, wo ausführlich von dieſen drei, und der vierten Aegyptiſchen Handſchrift (Clarke's) gehandelt iſt.

Die Uebereinſtimmung dieſer drei Handſchriften berechtigt mich, zu glauben, daß die Ausgabe der 1001 Nacht, welche ſie enthalten, gegenwärtig die gangbarſte, und vielleicht die einzige, wenigſtens in Aegypten, iſt. Ich hätte ſogar vermuthen können, daß es im ganzen Morgenlande keine andere Ausgabe dieſes Werkes gäbe, wenn die Handſchrift, von welcher ich noch reden muß, nicht eine von jener ſehr verſchiedene, wenigſtens in den hinteren Theilen, darſtellete.

Der gelehrte Engländer Scott, bekannt durch mehrere aus dem Arabiſchen und Perſiſchen überſetzte Werke, beſitzt eine Handſchrift der 1001 Nacht, welche zuvor dem Dr. White zu Oxford gehörte*). Dieſe Handſchrift, von ſieben Bänden, ſoll das ganze Werk enthalten, mit Ausnahme einer Lücke von 140 Nächten, von der 166ſten bis zur 306ten. Zufolge der Nachricht davon in Ouſeley's Oriental Collections, ſcheint es, daß der größte Theil von den Erzählungen des dritten und der folgenden Bände nicht dieſelben ſind mit denen, welche ſich in den drei Aegyptiſchen Handſchriften befinden, von denen ich eben geredet habe.

Dieſe Abweichung, welche ungefähr gegen das erſte Viertel des ganzen Werkes, nach der Geſchichte Kamaralſamans, eintritt *), läßt mich annehmen, daß der erſte, noch unbekannte Verfaſſer oder Sammler dieſer Erzählungen nicht weiter gekommen iſt, und daß ſie in der Folge von verſchiedenen anderen Händen fortgeſetzt und beſchloſſen ſind. Mehrere Gründe unterſtützen dieſe Vermuthung. Die Geſchichten, welche in den Arabiſchen Handſchriften die hinteren Theile der 1001 Nacht ausmachen, ſind mit Anekdoten, Geſchichten und Fabeln untermiſcht, welche den erſten Theilen des Werkes nicht ähnlich ſind, und das Anſehn von eingelegter Arbeit und Füllſtücken haben **). Unter den längeren Erzählungen ſcheinen mehrere anfangs beſondere Werke gebildet zu haben. Dergleichen iſt die Geſchichte von Sindbads Reiſen, die urſprünglich aus ſieben Hauptſtücken beſteht, deren jedes eine Reiſe erzählt, und welche Galland in ein und zwanzig Nächte vertheilt hat, indem er ſie in einen neuen Rahmen faßte ***). Dieſe Geſchichte findet ſich wirklich auch in den drei vorgedachten Aegyptiſchen Handſchriften, nicht aber in den drei Galland'ſchen Bänden der 1001 Nacht, noch in der Scottiſchen Handſchrift *): was den letzten annehmen ließ, daß ſie gar nicht zur 1001 Nacht gehörte und nur von Galland eingeſchaltet worden. Eben ſo kann man auch die Geſchichte der ſieben Weſyre, welche die Scottiſche **) mit den drei Aegyptiſchen Handſchriften ***) gemein hat, als ein ſelbſtändiges, zur Ergänzung der 1001 Nacht entlehntes Stück betrachten.

---

*) Verſchieden von der oben (S. xv) gedachten Scottiſchen, unvollſtändigen Handſchrift. Von beiden berichtet ausführlich unſ. Vorrede zu Bd. XI.

---

*) So wie die Scottiſche und Ruſſel'ſche Handſchrift hier gerade abbrechen. Vergl. Vorb. zu Bd. X, S. VIII.

**) Doch bei weiten nicht ſo ſehr in der White-Scottiſchen, als in den Aegyptiſchen Handſchriften.

***) Die Reiſen Sindbads füllen in meiner Handſchrift dreißig Nächte. C. — In der Hammer'ſchen Handſchrift Nacht 536 bis 565.

Was nun den vorderen Theil der 1001 Nacht betrifft, welcher, wenigſtens in Beziehung auf die übrigen, als echt erſcheint, ſo glaube ich, muß man die Abenteuer der beiden Brüder Schachriar und Schachſenan noch von den darauf folgenden Erzählungen unterſcheiden, von welchen mehrere, vielleicht ſogar der meiſte Theil, auch nicht gänzlich demſelben Verfaſſer angehören mögen, dem es beliebt hat, uns dieſen Eingang dazu zu dichten. Dieſe Geſchichte ähnelt übrigens zu ſehr jener von Giocondo und dem König der

---

*) In keiner der beiden Scottiſchen Handſchriften; auch nicht in der Oxforder, wohl aber in der des Neffen Montague's. Vgl. unſern Vorb. zu Bd. XI, S. v. viii. und zu Bd. XII, S. iv.

**) Nicht die White-Scottiſche; auch nicht die des Neffen Montague's.

***) In der Hammerſchen Nacht 578—607.

Lombardei im Arioſt *), um nicht zu glauben, daß eine der andern zum Vorbild gedient habe. Wenn aber der Arabiſche Verfaſſer, wie die Zeit, in welcher er ſchrieb, vermuthen läßt, von dem Italieniſchen Dichter die Grundlage dieſes Scherzes entlehnt hat, ſo muß man geſtehen, daß er ihn weit überboten. Die Anwendung dieſer Dichtung auf einen Geiſt, einen jener über das menſchliche Geſchlecht erhabenen, und dennoch den menſchlichen Unfällen unterworfenen Weſen, iſt ganz eigenthümlich und eine ſehr luſtige Uebertreibung.

Es ſcheint auf den erſten Blick, als müßten die Erzählungen der 1001 Nacht einen ſchärferen Bezug auf diejenige haben, die ihnen zur Grundlage dient. De La Harpe ſagt, nachdem er das ganze Werk gelobt hat **): „Was die Art und Weiſe betrifft, wie dieſe Erzählungen herbeigeführt ſind, ſo muß man darauf kein großes Gewicht legen.... Die Perſiſchen Erzählungen, welche Tauſend und Ein Tag genannt ſind, haben einen bedeutenderen Hintergrund. Es kömmt nämlich darauf an, eine zu ſehr gegen die Männer eingenommene Königstochter zu überreden, daß dieſe auch in der Liebe treu ſein können; und wirklich ſind die meiſten dieſer Perſiſchen Erzählungen Beiſpiele von Männertreue.

---

*) Uns auch durch ein Singſpiel, aus dem Franzöſiſchen, bekannt.

**) Die Stelle iſt mitgetheilt in der Vorr. zu Bd. I, S. XXI, u. ſ. w.

Mehrere darunter ſind höchſt anziehend *): aber es findet ſich darin weniger Mannigfaltigkeit, weniger Erfindung, als in der Tauſend und Eine Nacht."

Man könnte hierauf antworten, daß das Vorurtheil der Prinzeſſinn Farrůchnas gegen die Männer, welche ſie noch gar nicht kennt, und das ſich auf einen leeren Traum gründet, ſehr verſchieden iſt von jenem Mistrauen des Indiſchen Königs gegen die Weiber, welches auf eine nur zu unglückliche Erfahrung, auf das Beiſpiel ſeines Bruders, und auf das Beiſpiel eines Geiſtes gegründet iſt. Der Arabiſche Verfaſſer ſucht nicht das Vorurtheil zu vernichten, in deſſen Anregung er ſich gefiel. Allerdings muß er, um den Leſer des ganzen Werkes nicht unbefriedigt zu laſſen, und um einer eben ſo unwahrſcheinlichen, als empörenden Unmenſchlichkeit ein Ziel zu ſetzen, der Sultaninn endlich Gnade angedeihen laſſen; aber er braucht deshalb den Sultan Schachriar nicht von ihrer Treue zu überreden. Scheheraſade kennt übrigens auch nicht den Beweggrund des grauſamen Verfahrens des Sultans, welcher ſeine Entehrung nicht kund gemacht hat. Die gewandte und geiſtreiche Erzählerinn ſucht ihn nur zu ergetzen und Zeit zu gewinnen. Schachriar ſieht dieſe Liſt wohl durch: er läßt ſie aber gern noch einen Tag leben,

---

*) Vor allen das Mährchen, aus welches Schillers Turandot herſtammt.

weil er ſie ja am nächſten Tage kann tödten laſſen. Tauſend und Eine Nacht, oder zwei Jahre und neun Monate, verfließen durch dieſen, zwar immer nur kurzen, jedoch täglich wiederholten Aufſchub. Im Verlauf dieſer Zeit aber hat der Sultan, über das Anhören der Erzählungen der Sultaninn, ſie zur Mutter von drei Kindern gemacht. Die Sultaninn nimmt nun, um ihre volle Begnadigung zu erlangen, nicht mehr ihre Zuflucht zu den Erzählungen: ſie ſtellt ihrem Gemahle dieſe drei unſchuldigen Geſchöpfe vor, von denen das letzte eben erſt geboren iſt: alle ſtrecken ihre bittenden Hände gegen ihren Vater aus, und flehen für ihre Mutter um Gnade.

Der Sultan kann dieſem Schauſpiele nicht widerſtehen: er umarmt zärtlich ſeine Gattinn und ſeine Kinder, und verlangt von Scheherasade'n nur noch, ihm von Zeit zu Zeit einige von den Geſchichten zu erzählen, welche ſie ſo gut vorzutragen weiß.

Dies iſt die Auflöſung der Tauſend und Eine Nacht, welche Galland nicht kannte und de La Harpe nicht errathen konnte *) Die von dem Arabiſchen Verfaſſer angenommenen Vorfälle überhoben ihn, wie man ſieht, der Abſicht, den Sul-

---

*) Hammer theilte dieſe Auflöſung auch ſchon im Jahr 1814 de Sacy mit. Vergl. ſ. Vorr S. XIII.

tan überreden und alle Geſchichten auf dieſes Ziel hinarbeiten zu laſſen.

Galland hatte keine vollſtändige Handſchrift der Tauſend und Eine Nacht. Man erſieht aus ſeinem Zueignungs-Briefe *) an die Marquiſe von O., daß er anfangs für ſie die Geſchichte von Sindbads Reiſen überſetzt hatte, von welchen er eine Abſchrift beſaß, die ſich gegenwärtig auch in der Kaiſerlichen Bibliothek befindet **).

Galland wollte eben ſchon dieſe Geſchichten, welche mit den Worten: „ſieben Arabiſche Erzählungen“, gemeint ſind, drucken laſſen, als er erfuhr, daß ſie zu einer großen Sammlung ähnlicher Erzählungen, in mehreren Bänden, genannt: Tauſend und Eine Nacht, gehörten. Er ſuchte ſich dieſe Sammlung zu verſchaffen; aber er konnte nur vier Bände davon auftreiben, welche ihm aus Syrien geſchickt wurden. Von dieſen vier Bänden ſind nun drei in der Kaiſerlichen Bibliothek; der vierte hat ſich wahrſcheinlich bei Galland's Tode verloren. Man kann nicht bezweifeln, daß jene drei, in dem gedruckten Verzeichniſſe der Arabiſchen Handſchriften in der Kaiſerlichen Bibliothek mit den Zahlen

---

*) Vor unſerm Bd. I. S. xxxviii.

**) Von einer andern, Oxforder Handſchrift, ſ. unſern Vorber. zu B. X, S. iv.

1506, 1507 und 1508 bezeichneten Bände zu den vier Bänden gehören, deren Galland in jenem Zueignungsbriefe gedenkt: denn er bemerkt an derſelben Stelle, daß dasjenige, was er damals herausgab, die Ueberſetzung des erſten Bandes ſeiner Handſchrift enthielte: und die beiden erſten Bände dieſer erſten Ausgabe, welche zugleich erſchienen *), entſprechen genau dem erſten Bande der Galland'ſchen Handſchrift, nur noch mit drei Blättern des zweiten Bandes. **) Da der dritte Band dieſer Galland'ſchen Handſchrift, wie ich ſchon geſagt habe, um die Mitte der Geſchichte Kamaralſamans endigt, ſo mußte der vierte Band den übrigen Theil dieſer Geſchichte enthalten. Ich meine, er enthielt auch die Geſchichte Ghanems ***), welche im vierten Bande der Ausgaben in ſechs Bänden gedruckt ſteht, und zum Theil die Geſchichten des fünften Bandes. Anlangend die Geſchichten des Prinzen Seyn Alasnam, von Chodadad, ſeinen

---

*) Dieſe beiden erſten Bände, welche dem erſten Band der Ausgaben in ſechs Bänden entſprechen, erſchienen im Jahr 1704, und ihnen folgten in demſelben Jahre noch der dritte und vierte Band. C.

**) Hiezu kömmt nun auch noch die oben (S. xii.) angemerkte anfängliche Uebereinſtimmung der Nächte-Abtheilung.

***) Vergl. über dieſe unſern Vorb. zu Bd. VI. Nach Hammer, a. a. O. S. xlv, ſoll ſie noch in dieſen drei Bänden ſtehen, nebſt dem Mährchen von dem Zauberpferde (bei uns Bd. IX, Nacht 391).

Brüdern und der Prinzeſſinn von Deryabar, ſo hat Galland ſelber gewarnt, daß ſie nicht zur Tauſend und Eine Nacht gehören, und ſie faſt ganz verläugnet *). Der eilfte und zwölfte Band der erſten Ausgabe, welche dem letzten der Ausgaben in ſechs Bänden entſprechen, erſchienen erſt nach Galland's Tode: es mögen ſich alſo auch wohl einige Geſchichten eingeſchlichen haben, welche nicht zu Tauſend und Eine Nacht gehören. Gewiſs iſt, daß mehrere Geſchichten der beiden letzten Bände ſich in keiner der bisher bekannten Handſchriften der Tauſend und Eine Nacht finden.

Man hat Galland vorgeworfen, daß er ſich bei der Ueberſetzung zu viel Freiheit genommen habe **). Bei dieſem Vorwurfe hat man vielleicht nicht genug den Unterſchied des Geiſtes der Sprachen, und die Eigenthümlichkeit des Werkes berückſichtigt. Galland verſtand ſehr gut Arabiſch; aber darum glaubte er noch nicht, daß eine wörtliche Ueberſetzung des Arabiſchen auch Franzöſiſchen Leſern gefallen könnte. Er wollte in ſeiner Mutterſprache ein angenehmes Buch liefern, und es iſt ihm gelungen; dieß aber zu erreichen, mußte er ſich dem Geſchmacke ſeines Volkes bequemen. Galland mußte demnach nicht allein wegſchneiden, mildern und erklären, ſondern auch hinzufügen. Denn die Morgenländiſchen Schriftſteller, ſo wie ſie häufig in Wiederholungen verfallen, oder ſich in unnütze Ausführlichkeit vertiefen, ſo laſſen ſie dagegen manchmal vieles errathen; und ihre lebhafte Erzählung, wie ihre Einbildungskraft, iſt häufig zu raſch, und ſelbſt zu dunkel für uns. Hätte ſich Galland knechtiſch an ſeiner Urſchrift gehalten, ſo würde er ohne Zweifel nur ein geſchmackloſes Werk geliefert haben. Um die Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelber dieſe Frage zu entſcheiden, will ich der Galland'ſchen Ueberſetzung eine wörtliche Ueberſetzung der von ihm gebrauchten Handſchrift zur Seite ſtellen. Ich wähle zu dieſer Vergleichung den Anfang des Werkes ſelber.

---

*) Vergl. den Vorbericht zu dem fünften Bande dieſer Ausgabe. L. D. i. uns vor dem Vten Bändchen.

**) Herr von Murr, in ſeiner Diſſertation über die Arabiſchen Erzählungen der 1001 Nacht, und Richardſon in ſeiner Arabiſchen Sprachlehre. L.

Galland's Uebersetzung.	Wörtliche Uebersetzung.
Les chroniques des Sassaniens, anciens rois de Perse, qui avoient étendu leur empire	On rapporte qu'il y avoit autrefois dans le royaume des Sassanides *), dans les isles de

---

*) Dieſer ganze Anfang iſt in jener den Arabern eigenthümlichen poetiſchen und gereimten Proſa geſchrieben. Perſien heißt hier das Königreich der Saſſaniden, mulk beni ſaſan, um mit dem vorhergehenden, fi kadim alzaman, zu reimen. Der Verfaſſer ſagt

Galland's Uebersetzung.	Wörtliche Uebersetzung.
dans les Indes, dans les grandes et petites isles qui en dépendent, et bien loin au-delà du Gange, jusqu'à la Chine, rapportent qu'il y avoit autrefois un roi de cette puissante maison, qui étoit le plus excellent prince de son temps. Il se faisoit autant aimer de ses sujets, par sa sagesse et sa prudence, qu'il s'étoit rendu redoutable à ses voisins par le bruit de sa valeur et par la réputation de ses troupes belliqueuses et bien disciplinées. Il avoit deux fils: l'ainé, ap-	l'Inde et de la Chine deux rois qui étoient frères. L'ainé s'appeloit Schahriar, et le cadet Schahzenan. Schahriar étoit un prince vaillant, belliqueux, redoutable, prompt à se venger, et auquel rien ne pouvoit résister. Il régnoit sur les contrées les plus éloignées, sur les peuples les plus indomptés, et tout plioit sous son obéissance.

---

nicht, wie Galland's Ueberſetzung, daß Schachriar und Schachſenan von dem Königsſtamme der Saſſaniden ſeien. Das wäre ſehr widerſinnig, weil die meiſten der folgenden Erzählungen ſich auf ſpätere Zeiten, nach dem Ausgange dieſes Königsſtammes, beziehen. Die Inſeln von Indien und China ſind nichts anderes, als Indien und China ſelber, denn das Arabiſche Wort für Inſel wird auch für Halb-Inſel gebraucht. E.

Galland's Uebersetzung.	Wörtliche Uebersetzung.
pelé Schahriar, digne héritier de son père, en possédoit toutes les vertus; et le cadet, nommé Schahzenan, n'avoit pas moins de mérite que son frére.	
Après un règne aussi long que glorieux, ce roi mourut, et Schahriar monta sur le trône. Schahzenan, exclus de tout partage par les lois de l'empire, et obligé de vivre comme un particulier, au lieu de souffrir impatiemment le bonheur de son ainé, mit toute son attention, à lui plaire. Il eut peu de peine à y réussir. Schahriar, qui avoit naturellement de l'inclination pour ce prince, fut charmé de sa complaisance; et par un excès d'amitié, voulant partager avec lui	Schahriar avoit donné le royaume de Samarcande à son frère, qui faisoit son séjour dans cette ville, tandis que lui-même résidoit dans l'Inde et à la Chine.

Galland's Uebersetzung.

ses états, il lui donna le royaume de la grande Tartarie. Schahzenan en alla bientôt prendre possession, et il établit son séjour à Samarcande, qui en étoit la capitale.

Il y avoit déja dix ans que ces deux rois étoient séparés, lorsque Schahriar, souhaitant passionnément de revoir son frère, résolut de lui envoyer un ambassadeur pour l'inviter à le venir voir. Il choisit pour cette ambassade son premier visir, qui partit avec une suite conforme à sa dignité, et fit toute la diligence possible. Quand il fut près de Samarcande, Schahzenan, averti de son arrivée alla audevant de lui avec les principaux seigneurs

Wörtliche Uebersetzung.

Les deux frères restèrent ainsi séparés pendant dix ans. Au bout de ce temps, Schahriar eut envie de revoir son frère, et lui envoya son visir pour le faire venir à sa cour. Ce visir avoit deux filles: l'une nommée Scheherazade, et l'autre nommée Dinarzade. Il fit aussitôt les préparatifs de son voyage, et marcha jour et nuit jusqu'à ce qu'il fût arrivé à Samarcande. Schahzenan, informé de son arrivée, alla audevant de lui, accompagné des

Galland's Uebersetzung.

de sa cour, qui, pour faire plus d'honneur au ministre du sultan, s'étoient tous habillés magnifiquement. Le roi de Tartarie le reçut avec de grandes démonstrations de joie, et lui demanda d'abord des nouvelles du sultan son frère? Le visir satisfit sa curiosité; après quoi il exposa le sujet de son ambassade. Schahzenan en fut touché. „Sage visir, dit-il, le „sultan mon frère me fait trop „d'honneur, et il ne pouvoit „rien me proposer qui me fût „plus agréable, S'il souhaite „de me voir, je suis pressé de „la même envie. Le temps, „qui n'a point diminué son „amitié, n'a point affoibli la „mienne. Mon royaume est

Wörtliche Uebersetzung.

principaux seigneurs de sa cour. Il mit pied à terre à sa rencontre, l'embrassa, et lui demanda des nouvelles de son frère aîné, le grand roi Schahriar. Le visir dit à Schahzenan que son frère se portoit bien, et l'avoit envoyé pour le chercher. Le roi de Samarcande témoigna qu'il étoit prêt à obéir aux ordres de son frère, et fit loger le visir hors de la ville. Il lui fit porter les vivres et les provisions dont il avoit besoin, fit tuer un grand nombre de bestiaux pour sa table, et lui envoya de l'argent, des chevaux et des chameaux.

Galland's Uebersetzung.	Wörtliche Uebersetzung.
„tranquille, et je ne veux que dix jours pour me mettre en état de partir avec vous. Ainsi, il n'est pas nécessaire que vous entriez dans la ville pour si peu de temps. Je vous prie de vous arrêter en cet endroit, et d'y faire dresser vos tentes. Je vais ordonner qu'on vous apporte des rafraichissemens en abondance pour vous et pour toutes les personnes de votre suite.“ Cela fut exécuté sur-le-champ: le roi fut à peine rentré dans Samarcande, que le visir vit arriver une prodigieuse quantité de toutes sortes de provisions, accompagnées de régals et de présens d'un très-grand prix.	
Cependant Schahzenan, se disposant à partir, régla les	Schahzenan employa dix jours à tout préparer pour son

Galland's Uebersetzung.	Wörtliche Uebersetzung.
affaires les plus pressantes, établit un conseil pour gouverner son royaume pendant son absence, et mit à la tête de ce conseil un ministre dont la sagesse lui étoit connue, et en qui il avoit une entière confiance. Au bout de dix jours, ses équipages étant prêts, il dit adieu à la reine sa femme, sortit sur le soir de Samarcande, et, suivi des officiers qui devoient être du voyage, il se rendit au pavillon royal qu'il avoit fait dresser auprès des tentes du visir. Il s'entretint avec cet ambassadeur jusqu'à minuit. Alors voulant encore une fois embrasser, la reine, qu'il aimoit beaucoup, il retourna seul dans son palais.	départ, et nomma pour gouverner le royaume, pendant son absence, un de ses principaux officiers. Il fit sortir ses équipages, et se rendit le soir auprès du visir. Vers le milieu de la nuit il rentra dans la ville, et alla au palais pour faire ses adieux à la reine son épouse.

Aus der Vergleichung dieſer beiden Stücke erſieht man deutlich, daß Galland's Ueberſetzung vielmehr eine Umſchreibung iſt; auf der andern Seite aber wird die wörtliche Ueberſetzung etwas trocken erſcheinen. Augenſcheinlich um dieſem Mangel abzuhelfen, hat Galland, welcher den Geiſt und die Gewandtheit der Darſtellung ſehr wohl inne hatte, zu förderſt geglaubt, die Erzählung höher anheben, und auch von dem Vater der beiden Könige Schachriar und Schachſenan reden zu müſſen. Sodann hat er es für nöthig erachtet, des älteren Bruders Abtretung des Königreichs Samarkand an den jüngeren Bruder zu begründen, dem letzten eine Rede an den Geſandten des erſten in den Mund zu legen, von den beiden Schweſtern Scheherazade und Dinarſade nicht eher zu ſprechen, als bis ſie ſelber auftreten, und hie und da manche kleine Umſtände hinzuzufügen, um der Erzählung mehr Fülle und Entfaltung zu geben.

Wie dem nun ſei, noch ein anderer Vorwurf iſt Galland gemacht worden, nämlich, daß er die Verſe weggelaſſen hat, womit dieſe Erzählungen durchwebt ſind. Dieſe Abkürzung entzieht freilich dem Werke etwas von ſeiner urſprünglichen Geſtalt, und benimmt ihm die Annehmlichkeit und Mannigfaltigkeit, welche aus dieſer Miſchung der Poeſie und Proſa entſteht. Sollten aber dieſe meiſt aus verſchiedenen Arabiſchen Dichtern gezogenen Stellen, die manchmal wenig Bezug auf den Gegenſtand der Erzählung haben, ihr ganzes poetiſches Verdienſt behalten und in der Ueberſetzung dieſelbe Wirkung hervorbringen, wie in der Urſchrift, ſo müßten ſie auch in Verſen überſetzt werden. Galland hat es nicht verſucht, und ich glaube, er hat klug daran gethan. Ich habe ſein Beiſpiel befolgt; nur wenn dieſe Poeſien mir in näherer Verbindung mit der Erzählung zu ſtehen ſchienen, habe ich den Geiſt derſelben darzuſtellen geſucht, und die Nebenvorſtellungen, welche ſich nicht Franzöſiſch wiedergeben ließen, beiſeite gelaſſen. *)

Die Fortſetzung der 1001 Nacht durch die Herren Chavis und Cazotte, welche im Jahr 1788 erſchien, iſt von Galland's Werke ſo verſchieden und ſo entfernt vom Morgenländiſchen Geſchmacke, **) daß die Gelehrten ſie anfangs

---

*) Cauſſin hat aber dieſe Verſe, eben ſo wie in einigen Gautier'ſchen Ergäzungen der 1001 Nacht (z. B. in der Geſchichte des Ali Schah Nacht 189, Bd. IV.) geſchehen, in Proſa überſetzt: und daſſelbe haben wir ihnen beiden nachgethan, ſowohl in der Verdeutſchung dieſer Fortſetzung, als bei der in Galland's Ueberſetzung wieder aus der Arabiſchen Urſchrift eingeführten Poeſien.

**) Man kann ſchon nach folgenden Ausdrücken davon urtheilen: die Fahnen des Mars, die Aegide der Minerva (T. II. p. 337), das Venus-Kind, die Schärpe der Iris (ebd. p. 339); oder auch aus jener Beſchreibung der Sänfte der Weſiers-Tochter zu Anfür ein ganz untergeſchobenes Werk halten mußten und auch wirklich dafür hielten. Dieß war die Meinung des Dr. Ruſſel, Verfaſſers einer Geſchichte von Halep voll anziehender Schilderungen, bis er in einer Sammlung von einzelen Arabiſchen Erzählungen, nach Art der 1001 Nacht, die Grundlage von faſt allen Erzählungen entdeckte, welche den erſten und dritten Band der Cazotte'ſchen Fortſetzung bilden. *) Auf gleiche Weiſe hielt Scott dieſe Fortſetzung für unecht, bis er in einer Perſiſchen Handſchrift den Inhalt mehrerer Erzählungen derſelben wiederfand.

Ich habe nun in der kaiſerlichen Bibliothek die Handſchrift entdeckt, aus welcher Chavis faſt alle Erzählungen geſchöpft, deren Inhalt er Cazotte mitgetheilt hat, und deren Ausſchmückung dieſer übernommen hatte, indem er ſie auf ſeine Weiſe umbildete und ſie in die Farben ſeiner Einbildungskraft kleidete. **) Bei Vergleichung dieſer Handſchrift

fang der Geſchichte von den zehn Weſiren (T. III. p. 8.): dieſes Fuhrwerk war aus Berg-Kriſtall; die Leiſten und Gelenke waren von gemeißeltem Golde; das Dach bildete eine Krone. . . Dieſe Sänfte hatte die Geſtalt eines kleinen antiken Tempels. C. — Andere dergleichen Verſtöße und Mißverſtändniſſe hat Cauſſin bei den einzelen von ihm hergeſtellten Erzählungen angemerkt.

*) Russel's history of Aleppo. Vol. I. p. 385.

**) Dieſe Handſchrift, in 4, 742 Seiten ſtark, iſt vor einigen Jahren erſt erworben, und hat noch keine Ziffer. C.

mit der Cazotte'ſchen Bearbeitung, habe ich befunden, daß er den Stoff dergeſtalt ausgedehnt, und mit Beſchreibungen, Zwiſchenhandlungen, Epiſoden und Betrachtungen überladen hat, daß mehrere der urſprünglichen Erzählungen darin beinahe unkenntlich geworden ſind. Auch habe ich bemerkt, daß Cazotte manchmal durch ſeinen Dolmetſcher irre geführt worden, welcher nicht immer den rechten Sinn des Verfaſſers und die Folge der Begebenheiten gefaßt hat: ſo daß der Bearbeiter genöthigt geweſen, ſelber etwas zu erfinden, um den Mangel des Zuſammenhanges, der Wahrſcheinlichkeit, oder des Anziehenden zu erſetzen, welchen er in der ihm gebotenen Grundlage bemerkte.

Was ich eben von der Cazotte'ſchen Fortſetzung geſagt habe, ohne dem Verdienſte dieſes geiſtreichen Schriftſtellers etwas zu benehmen, reicht hin, wie ich glaube, um darzuthun, daß dieſe Fortſetzung nicht die Folge der von Galland angefangenen Ueberſetzung der 1001 Nacht ausmachen konnte. Ich hielt es demnach für meine Pflicht, nach dem Vorgange dieſes großen Orientaliſten, diejenigen Erzählungen, deren Arabiſchen Text ich wiedergefunden habe, getreuer zu überſetzen. Dieſe Erzählungen, welche ungefähr drei Bände der Cazotte'ſchen Fortſetzung füllen, nehmen nun, auf die ihnen von dem Arabiſchen Verfaſſer vorgeſchriebenen Gränzen zurückgeführt, nur den achten und etwa ein Viertel des neunten Bandes vorliegender Ausgabe ein.

Indem ich dieſe Erzählungen hieher ſetze, will ich nicht behaupten, daß ſie wirklich einen Theil der 1001 Nacht ausmachen: ich erkläre im Gegentheil, daß ſie ſich in keiner der mir bekannten Handſchriften dieſes Werkes finden; und daß ſie auch in der Handſchrift, aus welcher ich ſie überſetzt habe, nicht als zu dieſer berühmten Sammlung gehörig bezeichnet ſind. Ich hätte demnach, als ich mir vorſetzte, das Werk eines meiner Vorgänger auf dem Arabiſchen Lehrſtuhl im Collége de France fortzuſetzen, die von Cazotte bekanntgemachten Erzählungen ganz unbeachtet laſſen können: weil aber Galland's Werk ſelber ſchon mehrere Erzählungen enthält, welche ſich nicht in den bisher bekannten Handſchriften der 1001 Nacht befinden, und übrigens die Erzählungen, von welchen hier die Rede iſt, in einer treuen Ueberſetzung, von der Art der 1001 Nacht nicht entfernt ſind, ſo habe ich geglaubt, ſie an die Spitze dieſer Fortſetzung ſtellen zu müſſen.

Die Erzählungen im neunten Bande, von Naama und Naam an, ſind aus meiner Handſchrift der 1001 Nacht entnommen. Die Geſchichte Naama's iſt in jene der Prinzen Amgiad und Aſſad, welche Galland ſchon liefert, verflochten.*) Die Geſchichten von **Alaeddin**, **Alkeslan**, und von dem **falſchen Chhalyfen**,**) folgen in meiner Handſchrift unmittelbar auf die Geſchichte der Prinzen Amgiad und Aſſad, und ſind nur durch ſehr kurze und weit weniger anziehende Geſchichten getrennt,***) deren Bekanntmachung ich für jetzo nicht ſchicklich erachtete. Ich habe die Abſicht, dieſe Fortſetzung fortzuſetzen, wenn ſie eine günſtige Aufnahme findet, und wenn andere Beſchäftigungen es mir erlauben.

Dieſe von Cauſſin verſprochene Fortſetzung iſt bisher noch nicht erfolgt, obgleich ſeine gründliche Arbeit wohl die verdiente gute Aufnahme gefunden hat. Daß er die anfänglich übernommene Herausgabe von Hammers, ſeitdem verlorener Franzöſiſcher Ueberſetzung ſämmtlicher Ergänzungen nachmals wieder aufgab,****) erklärt ſich nun wohl aus dem eigenen Beſitz einer mit der Hammer'ſchen übereinſtimmenden Handſchrift der ganzen 1001 Nacht.

---

*) Hammer führt ſie aus ſeiner Handſchrift nicht beſonders auf; wohl aber ſteht ſie ſo im Inhaltsverzeichnis der **Clarke**'ſchen Handſchrift. Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. XII, S. VI.

**) Bei Hammer: Nacht 246 — 267; 285 — 295; 298 — 304.

***) Bei Hammer in den Nächten zwiſchen den drei vorigen Stücken, und in ſeiner Ergänzung überſetzt.

****) Vergl. den Vorb. zu unſ. Bd. XII, S. XXVII.

In Anſehung der von Cauſſin oben (S. IV. XI.) behaupteten ſpäteren Abfaſſung und Einrahmung der 1001 Nacht beziehen wir uns auf die ſeitdem von Hammer und Langlès aufgefundenen, und von Gauttier und uns wiederholten, *) viel älteren Zeugniſſe über das Daſein der 1001 Nacht. Hammer liefert die Stelle des Maßudi (Kap. 52), deſſen Werk über Arabien aus Herbelot und den Notices et extraits der Pariſer Handſchriften bekannt iſt, vollſtändiger; ſie bezeichnet das ins Arabiſche übertragene Buch der tauſend Mährchen oder tauſend Nächte beſtimmter, indem ſie fortfährt:

„Es iſt die Geſchichte eines Indiſchen Königs, ſeines Weſyrs, ſeiner Tochter Scheherſade, und ihrer Hofmeiſterinn Dinarſade. Ein ſolches Werk iſt auch Dſchelkand und Schimas, oder die Geſchichte eines Indiſchen Königs und der zehn Weſyre; dahin gehören die Reiſen Sindbads, und andere Werke dieſer Gattung.“

Hier bleibt kein Zweifel, daß unter den tauſend Nächten nicht etwa ein anderes, noch unbekanntes, ähnliches Werk gemeint iſt.

---

*) Vorrede zu Bd. I., bei uns S. XXIII. Hammers Vorr. S. XXVII.

Hammer führt noch eine andere Stelle deſſelben Maßudi (Kap. 116) an, wonach der Chalyf Manßur zuerſt aus dem Perſiſchen und Griechiſchen ins Arabiſche überſetzen ließ, „unter andern auch das Buch Kelile we Demne, das unter den Namen der Fabeln Bidpaï's bekannt iſt,“ u. ſ. w. Hier wird zwar 1001 Nacht nicht wieder aufgeführt, iſt jedoch ohne Zweifel mit darunter begriffen.

Manßur aber herrſchte etwa dreißig Jahre vor Harun Arreſchyd, deſſen, ſo wie mancher ſeiner Nachfolger Abenteuer alſo erſt in ſpäteren Bearbeitungen, oder Fortſetzungen hinzugekommen ſein müſſen. Die von Maßudi wiederholt ausgeſprochene Ueberſetzung dieſes und ähnlicher Werke aus dem Perſiſchen, Griechiſchen, Indiſchen, weiſet auf die Mährchen und Fabeln, als den älteſten Kern derſelben, von welchem die Fabeln und lehrreichen Geſchichten, wie die des Bidpaï, *) beſonders der Indiſchen Weisheit, ſo wie die Mährchen der Perſiſchen Einbildungskraft urſprünglich anzugehören ſcheinen; vor welchen letzten ſchon Muhammed ſelbſt im Koran ſein Volk warnte, obgleich ſich dann auch wohl einheimiſche Arabiſche alte Sagen damit vermiſcht haben.

Die Einführung der Geſchichten Haruns und anderer ſpäterer Chalyfen rührt vielleicht von Raſti, dem Hofdich-

---

*) Vergl. die Vorr. Bd. I., S. XXIV.

ter des Sultans Mahmud, des Ghasneviden, her, welcher laut Ferduſi's gleichzeitigen Zeugniſſes, etwa hundert Jahre nach Maßudi, im eilften Jahrhundert, die 1001 Nacht verfaßte, d. h. vermuthlich nur neu bearbeitete.

Das von Cauſſin aus der Galland'ſchen Handſchrift der 1001 Nacht beigebrachte, ihren Verfaſſer ins 16te Jahrhundert herabrückende Zeugnis des Schreibers zu Tripolis verdient wohl noch Mittheilung in der Urſchrift, und dann nähere Beleuchtung: *) vielleicht bezieht es ſich eben auch nur auf eine andere noch ſpätere Bearbeitung und Redaction der 1001 Nacht, dergleichen uns nun in den Aegyptiſchen Handſchriften, ſo wie in den beiden Scottiſchen, und es ſcheint auch in jener des Neffen Montague's, ſo wie endlich in unſerer Tuneſiſchen Handſchrift, mannigfaltige vorliegen. Daß die Geſchichte der zehn Weſyre **) und die

---

*) Vielleicht iſt es auch nur ein freudiger Wunſch des Leſers und Schreibers aus der Ferne der Zeit und des Ortes; oder er wahnte den Verfaſſer noch im Leben?

**) Wenn hier namlich die ſieben, oder (wie bei uns) vierzig Weſyre gemeint ſind; denn die eigentliche Geſchichte der zehn Weſyre oder der eilf Tage, findet ſich, ſo viel bekannt, in keiner Handſchrift der 1001 Nacht. Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. X.

Reiſen Sindbads *) erſt ſpäter darin verarbeitet ſind, erhellt aus Maßudi's Unterſcheidung derſelben von der 1001 Nacht, und noch aus der Abweſenheit derſelben in einigen Handſchriften.

Darin ſtimmt Cauſſin mit Scott, daß ein älterer echter Stamm der 1001 Nacht ungefähr mit der Geſchichte Kamar-alſamans endigt, weil bis dahin alle Handſchriften (gegen Galland's alleinige frühere Einſchaltung der Reiſen Sindbads), in Folge und Inhalt meiſt übereinſtimmen, (obſchon nicht in der Darſtellung und Abtheilung der Nächte), und manche gar damit abbrechen: wie die Ruſſel'ſche und erſte Scottiſche; **) obwohl dieſe beiden nur unvollſtändige Abſchriften zu ſein ſcheinen, zumal da auch vollſtändige Handſchriften mit eben dieſer Geſchichte einen Band ſchließen, wie die White-Scottiſche, oder darin abbrechen, wie die Hammer'ſche. Das letzte thut auch der dritte Galland'ſche Band: und vielleicht gehörten zu dem vierten, verlorenen Bande noch mehrere, ſo daß ſie auch eine vollſtändige Redaction der 1001 enthielten, auf deren Verfaſſer etwa noch obgedachtes Zeugnis darin zu beziehen wäre.

---

*) Von dieſen hatte auch der Dichter Erſati für den König Toganſchah von Niſchabur, nach Manßur's Zeit, eine neue Ausgabe beſorgt. S. Hammer a. a. O. S. XXXIV, aus Hadſchi Chalfa's bibliograph. Lexikon.

**) Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. XI, S. VIII. XX.

Dieſe Redaction ſcheint aber, nach dem vermuthlichen Inhalte des vierten Bandes, von allen ſonſt bekannten ſehr verſchieden, ſo wie ſehr vorzüglich geweſen zu ſein. Solches laſſen die bei Galland, auf die wohl daraus vollendete Geſchichte Kamaralſamans und ſeiner Söhne, folgenden Erzählungen ſchließen, welche meiſt zu den trefflichſten und echteſten gehören, wie: Ghanem, der erwachte Schläfer, Aladdin oder die Wunderlampe, Abenteuer Harun Arreſchyds, Alibaba oder die vierzig Räuber, Ali Chodſcha u. ſ. w.

Der Verluſt dieſes Bandes iſt um ſo mehr zu bedauern, als die genannten, wahrſcheinlich wenigſtens zum Theil daraus entnommenen Erzählungen *) bisher noch gar nicht anderweitig bekannt ſind, und deren Verhältnis zu ihrer Urſchrift noch unaufgeklärt bleibt. Nur vom Aladdin findet ſich zum Theil eine dürftige Wiederholung in dem Fiſchers-

*) Daß Galland gerade mit dem Kamaralſaman die Zählung der Nächte aufhört, ſpricht etwa nicht für andere Quellen, indem die Geſchichten Nureddins und Beders welche ſeine Handſchrift vor dem Kamaralſaman in Nächten enthält, bei ihm, umgeſtellt, auch ſchon ohne dieſe Abtheilung ſind.

ſohn der White-Scottiſchen Handſchrift. *) Einige andere von Cauſſin (S. xxx) namhaft gemachten Erzählungen zwiſchen den obigen ſind dem Galland ſelber während des Drucks der erſten Ausgabe (1704 — 17, 12 Bde.) untergeſchoben, **) ſo wie die beiden letzten Bände erſt nach ſeinem Tode (1715) erſchienen ſind, und alſo noch mehr Gelegenheit dazu boten.

Mehr iſt die anfangs als ganz unecht angefochtene Chavis und Cazotte'ſche Fortſetzung der Galland'ſchen 1001 Nacht aufgeklärt, und hat ſich, woran wir von jeher nicht gezweifelt haben, ſchon großentheils, wenigſtens der Grundlage nach, als echt ausgewieſen, ja möchte dies wohl noch fürder thun. Das inhaltsreiche, ſelbſt in ſeiner vielfach gegen das echte Morgenland verſtoßenden und erweiterten Darſtellung durch den geiſtverwandten Cazotte um ſo anziehendere Buch bewies ſich ſchon dadurch als echt, daß es bald nach ſeiner Erſcheinung, 1788, nicht nur in Frankreich wiederholt gedruckt, ***) ſondern auch vielfach überſetzt wurde, namentlich ins Deutſche *) und Engliſche. **) Es enthält folgende Erzählungen.

---

*) Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. XI, S. xxvii.

**) Vergl. unſ. Vorb. zu Bd. VI.

***) Auch im Cabinet des Fées T. X — XIII.

Erſter Band.

I. Il Bondokani, der Räuberhauptmann.
II. Die Macht des Schickſals.
III. Die unbekannte Dame.
IV. Der Blödſinnige.

Zweiter Band.

V. Simuſtapha und Prinzeſſinn Ilſetilſone.
VI. Abenteuer des Ali-ben-Giad, Sultans von Herak, mit den falſchen Vögeln des Paradieſes.
VII. Geſchichte Sinkaribs und ſeiner beiden Weſire.
VIII. Die Familie des Schebandad von Surate.
darin:
1. Der Liebhaber der Sterne.

---

*) Neue 1001 Nacht, aus dem Arabiſchen überſetzt und herausgegeben von Chavis und Cazotte, verdeutſcht von C. A. W. (Chr. A. Wichmann,) Dresd. und Leipz. 1790 — 92. 5 Bdchen, 8 — Von F. J. B. (Fr. Juſt. Bertuch,) in der blauen Bibliothek aller Nationen, Bd. 5 — 8, Gotha, 1790 — 91. 8 — Der Bearbeitungen dieſer, ſo wie der Galland'ſchen 1001 Nacht, von Haken, Weiſſer, Grimm u. a. zu geſchweigen.

**) Sie erſchien zu Edinburg 1792.

2. Thaten und Tod des Hauptmanns **Bergſpalter** und ſeiner tapfern Genoſſen.
3. Traum des **Walid-Haſen.**

Dritter Band.

IX. Geſchichte **Boheſad's** und ſeiner zehn **Weſyre.** darin:

1. **Kaskas,** oder der **Halsſtarrige.**
2. **Illage Muhammed** und ſeine Söhne, oder der **Unbeſonnene.**
3. **Abußaber,** oder der **Geduldige.**
4. **Bhaſad** der **Ungeduldige.**
5. Königinn **Wunderſchön,** (**Dabdin's** Gemahlinn).
6. **Basmant,** der auf Gott vertraute.
7. **Bahar-Chan.**
8. **Abaltamant,** oder der **Kluge.**
9. Sultan **Hebraim** und ſein **Sohn,** oder die Vorbeſtimmung.
10. **Soliman-Schah** und ſeine **Familie.**
11. Der **König** von **Haram** und ſein **Sklave.**

X. Geſchichte des **fahrenden Ritters.**

Vierter Band.

XI. Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte des fahrenden Ritters.

X. Der Schwarzkünſtler Mograby.

Darin:

1. Geſchichte des Prinzen Halajaddin von Perſien.
2. Geſchichte des Prinzen Jamaladdin von Groß-Katay.
3. Geſchichte des Baba-Ildin, Prinzen von Cynigaeh.
4. Geſchichte des Badvildin, Prinzen der Tatarey.
5. Geſchichte des Prinzen Schah-Adildin von Damask.
6. Geſchichte der Liebſchaft des Mograby mit Planeten-Schweſter, der Tochter des Königs von Aegypten.
7. Geſchichte der Geburt des Mograby.

Zuerſt ſammelte Ruſſel,*) außer ſeinen zwei handſchriftlichen Bänden der 1001 Nacht, mehrere einzele Erzählungen dieſer Art, und fand darin den Grund der Erzählungen im erſten und dritten Bande der Edinburger Ueberſetzung dieſer Fortſetzung.

Sodann bekam Scott eine Perſiſche Handſchrift, genannt Jamy al Hukkajat, oder Sammlung von Erzählungen, in welcher er ebenfalls den Grund mehrerer Stücke jener

---

*) Russel's History of Aleppo Vol. I. p. 385.

Fortſetzung erkannte, und ſie für eine Ueberſetzung aus dem Arabiſchen ins Perſiſche, oder umgekehrt, hielt, dabei die große Freiheit der Franzöſiſchen Bearbeitung bemerkte, welche aus mündlicher Ueberlieferung eines Maronitiſchen Prieſters herzurühren ſchiene. *)

Endlich, fand **Marsden** in der zum Theil aus der Arabiſchen, Perſiſchen und Indiſchen überſetzten **Malayiſchen** Litteratur auch etliche von den Erzählungen der Franzöſiſchen Fortſetzung von Gallands 1001 Nacht, und beſitzt ſelber die Handſchrift davon. **)

Cauſſin hat nun dieſes Verhältnis am vollſtändigſten und genauſten aufgedeckt, und Gauttier führt noch einige Schritte weiter darin.

Laut der Angabe bei dieſer echten Ergänzung der 1001 Nacht, iſt dieſelbe ſpäter in Arabien gefunden, und durch Abſchriften theils nach England an Liebhaber der Arabiſchen Litteratur, („wo ſie auch“ wie Bertuch hinzufügt, „ein Paar Deutſche, die es uns verſichert haben, ſahen und benutzten“); theils aber brachte auch **Don Denis Chavis**, ein Araber von Geburt, und Prieſter von der Congregation des Heiligen

---

*) In Ouseley Oriental Collections Vol. I. (1797), p. 247.

**) Will. Marsden history of Sumatra. 3th edit. (Lond. 1811. 4) p. 346.

Baſilius, welchen der Miniſter von Breteuil für die morgenländiſchen Handſchriften bei der königlichen Bibliothek anſtellte, dieſe Ergänzung aus ſeinem Vaterlande mit nach Paris, und beſorgte hier, in Verbindung mit Cazotte, die Franzöſiſche Uebertragung derſelben.

Scott's Annahme, daß Cazotte nur nach mündlicher Ueberlieferung eines Prieſters, oder wie Hammer,*) in Beziehung auf die Ruſſelſche Handſchrift, meint, eines Einwohners von Haleb *), gearbeitet habe, iſt längſt berichtigt, durch Cauſſin's Entdeckung der Arabiſchen Handſchrift in der Pariſer Bibliothek, aus welcher Chavis faſt alle Erzählungen zu Cazotte's Bearbeitung geliefert hat; und Cauſſin bewährt ſolches durch die Herſtellung eines anſehnlichen Theils derſelben aus eben dieſer Urſchrift, wobei ſelbſt die einzelen bemerkten Irrthümer des erſten Ueberſetzers beweiſend ſind. Cauſſin gibt auf ſolche Weiſe folgende Stücke:

Im achten Bande.

I. Neue Abenteuer des Chalyfen Harun Arreſchyd, oder Geſchichte der Enkelinn des Chosroes Anuſchirvan. S. 6.

Entſpricht dem Chavis-Cazotteſchen Albondukani (I), welchen wir auch, mit Gauttier, in einer andern Ueberſetzung liefern (Bd. XII, Nacht 525 ff).

---

*) Vorrede zu ſ. Ergänzung S. XLVII.

II. Das Bimariſtan, d. h. Kranken- und Irren-Haus, oder Geſchichte des jungen Kaufmanns von Baghdad und der unbekannten Dame. S. 79.

Iſt eben die unbekannte Dame bei Chavis-Cazotte (III), und findet ſich auch, zwar noch kürzer, in der White-Scottiſchen Handſchrift der 1001 Nacht, und darnach bei uns Bd. XI, Nacht 462. Vergl. ebd. den Vorb. S. XXVI.

III. Der Arzt und der junge Speiſewirth von Baghdad. S. 130.

Entſpricht den Abenteuern Simuſtapha's und der Prinzeſſinn Ilſetilſone bei Chavis-Cazotte (V), und geben wir nach Cauſſin, im vorliegenden Bande. Bei Gauttier iſt dieſe Geſchichte übergangen, etwa weil der hintere Theil derſelben (von welchem jedoch bei Chavis-Cazotte nichts vorkömmt) viel Aehnliches mit der Geſchichte des Scheichs Schahabeddin (Bd. I, Nacht 14) hat.

IV. Geſchichte des Weiſen Heykar. S. 167.

Iſt Chavis-Cazotte's Geſchichte von Sinkarib und ſeinen beiden Weſyren, welche das einzige Mährchen dieſer Sammlung iſt, das Hammer (Vorb. S. XLVII) echt orientaliſch gefunden und auch in einer Sammlung Arabiſcher Mährchen angetroffen hat. Wir liefern daſſelbe nach Agub's neueſter Ueberſetzung aus zwei Arabiſchen Handſchriften, wie die Anmerkungen dazu näher ausweiſen.

V. Geſchichte des Königs Aſadbacht oder der zehn Weſyre. S. 221—458.

Iſt die Geſchichte Boheſad's und der zehn Weſyre (IX), deren Echtheit auch ſchon früher aus anderweitigen Handſchriften, Ausgaben und Ueberſetzungen beſtätigt war, namentlich von Bertuch, in der Vorrede zu dieſem Bande ſeiner Verdeutſchung. Ein älteres Zeugnis für das urſprünglich ſelbſtändige Daſein dieſer Geſchichte liefert Maßudi (oben S. xxx.); wenn er nicht (wie geſagt) die Geſchichte der ſieben, bei uns vierzig, Weſyre meint. Die Geſchichten ſind bei Cauſſin durchaus dieſelben, und folgen ſich auch eben ſo, wie bei Chavis-Cazotte, nur mit etwas anderen Ueberſchriften und berichtigten Namen:

1) Geſchichte des unglücklichen Kaufmanns. S. 244.

2) Geſchichte des Unbeſonnenen Kaufmanns und ſeiner beiden Söhne. S. 259.

3) Geſchichte Abuſabers, des Geduldigen. S. 276.

4) Geſchichte des Prinzen Beheſad. S. 293.

5) Geſchichte des Königs Dabdin, oder der tugendhaften Arua. S. 305.

6) Geſchichte des Königs Bachtſeman. S. 325.
darin:

die Geſchichte des Königs Chadldan. S. 331.

7) Geſchichte des Königs Beherkerd. S. 340.

8) Geſchichte des Königs Ilanſchah und des Abutemam. S. 353.

9) Geſchichte des Königs Ibrahim und ſeines Sohns. S. 375.

10) Geſchichte des Soleïman-ſchah. S. 400.

11) Geſchichte des von der Hinrichtung geretteten Sklaven. S. 447—449.

In anderer Anordnung und Ueberſetzung aus dem Perſiſchen, liefert Gauttier dieſe Sammlung, und wir nach ihm, Nacht 439 ff., Bd. X, wo wir im Vorbericht umſtändlich von derſelben gehandelt, und auch ſchon bemerkt haben, daß bei Gauttier von dieſen dazu gehörigen Erzählungen Nr. 6. und 11. ganz fehlen und Nr. 9. als eine vereinzelte Erzählung weiterhin (Nacht 550, bei uns Bd. XIII) vorkömmt.

Im neunten Bande:

VI. Attaf der Großmüthige. S. 1.

Heißt bei Chavis-Cazotte die Macht des Schickſals (II), und geben wir nach einer andern Ueberſetzung bei Gauttier, Nacht 546, zu Anfang des vorliegenden Bandes.

VII. Geſchichte des Prinzen Habib und Dorat Algoaſe. S. 57.

darin:

Die Geſchichte des Königs Sapor, Beherrſchers der Inſeln Bellur, und der Kamaralſeman, Tochter des Geiſtes Alatrus. S. 73—116.

Iſt die Geſchichte des Fahrenden Ritters bei Chavis-Cazotte (X), und haben wir nach Gauttiers Ueberſetzung (Nacht 512 ff., im vorigen Bande) geliefert.

Vermuthlich finden ſich auch noch die wenigen übrigen Stücke der Chavis-Cazotteſchen Fortſetzung in dieſer von

Cauſſin entdeckten und benutzten Handſchrift, deren vollſtändige Bekanntmachung mit Cauſſin's Fortſetzung ſehr zu wünſchen iſt.

Unterdeſſen finden ſich auch ſchon einige anderweitige Spuren:

Mit der Geſchichte des Blödſinnigen bei Chavis-Cazotte (IV), hat die Erzählung von dem Opiumeſſer und ſeiner Frau, in der Scottiſchen Ergänzung der 1001 Nacht (bei uns Bd. XI, Nacht 479) einige Aehnlichkeit.

Ebenſo finden ſich einige Grundzüge der Geſchichte des Schwarzkünſtlers Mograby (XI), welche Hammer (a. a. O.) nur für eine verſchönerte Nachahmung der ſchon von Gallund überſetzten Mährchen erklärt, in der zuerſt von Gauttier, zwar ohne nähere Angabe der Quelle, bekannt gemachten Geſchichte des Prinzen Benaſir, Nacht 542 ff., im vorliegenden Bande. Nebenzüge derſelben zeigen ſich auch in der aus der Scottiſchen Ergänzung der 1001 Nacht herrührenden Geſchichte Aſems und der Geiſterköniginn (bei uns Bd. X, Nacht 452 ff.). Die Anmerkung bei dem Mograby, daß in der Provence, Languedoc und Gascogne annoch bei ſeinem Namen geſchworen wird: Maucraby! ſo viel als Barbar! weiſet zwar ſchon auf, ſonſt auch nicht zu leugnenden Antheil des Franzöſiſchen Erzählers, führt aber faſt auf die Vermuthung, daß der noch ſo vielfach verwickelte Todtentanz, in Frankreich, mit dunkler Hinweiſung auf einen Deutſchen Urheber, la danse Macabre genannt, damit in irgend einem Zuſammenhange ſtehe.

So bleiben faſt nur die Mährchen der Familie des Schebandad von Surate (VIII) übrig, und darin beſonders die Thaten und der Tod des Hauptmanns Bergſpalter (Tranchemont) und ſeiner tapfern Gefährten, welches Hammer (a. a. O.) ganz für Cazotte's Erfindung erklärt. Dieſes mannigfaltig in Deutſcher und Wälſcher Zunge verbreitete Mährchen *) möchte ſich jedoch auch wohl noch als echt morgenländiſch ausweiſen: die der Cazotte'ſchen Darſtellung beigefügten Arabiſchen Namen, z. B. Naggare für Tranchemont, Ballazah für Saufaus, u. ſ. w. könnten freilich, zur Täuſchung, erfunden ſein.

Nach allem dieſem darf man wohl hoffen, das Verhältnis der Chavis-Cazotte'ſchen Fortſetzung der 1001 Nacht zu ihrer Quelle bald ganz vollſtändig aufgedeckt zu ſehen.

Es iſt nicht gut, daß Gauttier, ſo wohl bei ſeinen mit Cauſſin gemeinſamen, als bei ſeinen zum erſtenmal geliefer-

---

*) Vergl. Grimm Kinder und Hausmährchen Nr. 71, die Anmerkungen.

ten Ergänzungen, nicht überall ſeine Quelle angegeben hat. Bei jenen liegt wohl zum Theil auch dieſelbe, von Cauſſin als Chavis und Cazotte's Quelle entdeckte und benutzte Handſchrift zum Grunde; nur bei einigen (wie bei den zehn Weſyren, und Heykar) ſind anderweitige Quellen bemerkt. Unter den ganz neuen Erzählungen iſt nur bei der von der Vermählung Almamun's und Buran (Nacht 551, im vorliegenden Bande) angemerkt, daß ſie von Langlès aus deſſen eigenen Handſchriften überſetzt ſei. Die entſprechendeErzählung vom Korbe in den Aegyptiſchen Handſchriften der 1001 Nacht, ſo wie anderweitige Bearbeitungen derſelben, haben wir im Vorbericht zum vorigen Bande, S. XXXII, nachgewieſen.

Dieſe Aegyptiſchen Handſchriften, deren Inhalt in gedachtem Vorbericht ausführlich mitgetheilt iſt, hat Gauttier gar nicht benutzt, weil ſie ihm wohl nicht zugänglich geweſen. Wir haben aber die bisher von Cauſſin daraus überſetzten, und von Hammer übergangenen, Erzählungen, hier aufgenommen, zuförderſt die von Naama und Nam und von Alkeslan; deren Stelle in den Aegyptiſchen Handſchriften ſchon oben (S. XXIX) aufgezeigt iſt. Alkeslan hat hinten Aehnlichkeit mit der Geſchichte des Affen in der Scottiſchen Ergänzung (Nacht 460, Bd. XI). Beide Erzählungen, ſo wie das Mährchen von dem jungen Speiſewirth, aus Chauſſon's Herſtellung der Chavis-Cazotte'ſchen Fortſetzung (oben S. XLI), dienen, den zwiſchen der 568ſten und letzten Nacht bei Gauttier und uns, und dem Anfange des letzten Bandes der Tuneſiſchen Handſchrift mit der 885ſten Nacht noch immer beſtehenden Hiatus auszufüllen.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Dreizehntes Bändchen.

Fünfhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

Geſchichte

Attafs von Damask.

„Herr, eines Tages, als der Chalyf Harun Arreſchyd, ermüdet von der Laſt der Regierung, ſich zerſtreuen wollte, begab er ſich mit ſeinem Groß-Weſyr Giafar und ſeinem treuen Mesrur in ſein Kabinet der Seltenheiten, in welchem ſich eine Menge merkwürdiger Sachen 1) in prächtigen Kaſten oder in Schränken von wohlriechendem Holze befand.

Der Chalyf befahl Mesrur, ihm einen dieſer Schränke zu öffnen, welcher eine große Menge Bücher enthielt, worin die Weltweiſen und Gelehrten die Früchte ihrer

Nachtwachen niedergelegt hatten: man las darin allerlei wichtige Geheimniſſe und Weiſſagungen.

Der Groß-Weſyr war ſehr verwundert, als er den Chalyfen, der eine dieſer Handſchriften genommen hatte, beim Leſen derſelben zu dreien verſchiedenen Malen, von der Traurigkeit zur Freude; übergehen ſah. „Herr,“ ſprach er zu ihm, „iſt es mir wohl erlaubt, Euer Majeſtät zu fragen, wie ihr, nach Art der Wahnſinnigen, faſt zu gleicher Zeit weinen und lachen könnet?“

Er war nicht wenig überraſcht, als er Harun Folgendes antworten hörte:

„Es ziemt ſich nicht für einen Weſyr, ſeinen Herrn, dem er Gehorſam ſchuldig iſt, einem Narren zu vergleichen; du willſt den Inhalt dieſes Buches wiſſen, und ich begreiſe deine Neugier: wohlan, reiſe auf der Stelle ab, und erſcheine nicht eher wieder vor mir, als bis du mir ſagen kannſt, was es enthält; alsdann wirſt du die Urſache meiner Gebärden begreifen, und einſehen, daß ich ein Wahnſinniger bin. Ich erkläre dir, daß, wenn ich dich wiederſehe, bevor du mir die Gründe meines Benehmens auslegen kannſt, du mit dem Tode beſtraft werden ſollſt.“

So ſprách er, legte das Buch weg, verſchloß den Schrank, und ließ ſeinen Weſyr in der tiefſten Beſtürzung zurück.

Beim Nachhauſegehen mit langſamen Schritten, ſuchte Giafar ſich die Urſache ſeiner Ungnade zu erklären, aber er konnte den Grund derſelben nicht begreifen. Er ſah ſein Glück umgeſtürzt und ſich vom Hofe verbannt, ohne Ausſicht, jemals dahin zurückzukehren; denn er durfte nicht hoffen, zu errathen, was den Chalyfen zum Lachen und zum Weinen gebracht hatte.

Da begegnete er ſeinem Vater Yahia dem Barmekiden, welcher ihm Troſt einzuſprechen ſuchte, ihn zur Geduld ermahnte, ihm rieth, ſich nach Damask zu begeben, und ihm nicht einmal verſtattete, von ſeiner Gattinn Abſchied zu nehmen: „denn das iſt,“ fügte er hinzu, „der Wille des Schickſals.“

Der in Ungnade gefallene Groß-Weſyr gehorchte ſeinem Vater, beſtieg ein Maulthier, und machte ſich auf den Weg nach Damask. Nach einer ziemlich beſchwerlichen Reiſe, erreichte er das herrliche Thal, in welchem dieſe Stadt liegt. Er bewunderte ihre zauberiſchen Umgebungen, den Wohnort unſers Stamm-Vaters, ihre fruchtbaren Gefilde, ihre zahlreichen Ströme, welche in tauſend Kanälen vertheilt, ſich in einen großen See ergießen, nachdem ſie Erfriſchung und Wachsthum über die Fluren verbreitet, welche tauſend Blumen bedecken und ein ewiger Frühling ſchmückt. 2) Mitten in dieſem reizenden Gefilde lag die heilige Stadt Damask. In derſelben wohnte damals ein eben ſo reicher als großmüthiger Mann, deſſen Freigebigkeit wenigſtens eben ſo groß war, als die des berühmten Hatem Thay.[3])

Dieſer Mann luſtwandelte gerade in dem Wady[4]) der Veilchen, als der Groß-Weſyr Giafar zu Damask ankam. Er beeiferte ſich, ihm ſein Haus anzubieten, und führte ihn nach einem Palaſt in der Nähe, welchen er bewohnte.

Giafar bewunderte die Zierlichkeit und Pracht dieſes Gebäudes, das von Marmor erbaut, und deſſen Inneres mit köſtlichen Teppichen und bewundernswerthem Geräthe aller Art verſehen war; ein Springbrunnen, der bis an die Decke emporſtieg, unterhielt eine erfriſchende Kühlung in dem Sale, wo dem Groß-Weſyr bald ein Mahl vorgeſetzt wurde, welches aus den erleſenſten Gerichten beſtand: während er aaß, machten die Sklaven eine vollſtimmige Muſik. Als Giafar den Kaffee eingenommen hatte, fragte ihn ſein Wirth, weshalb er dieſe Reiſe unternommen, und der Weſyr erzählte ihm alles, was zwiſchen ihm und dem Chalyfen vorgegangen war.

Attaf (ſo hieß dieſer großmüthige Einwohner von Damask) beeiferte ſich, ihn auf alle Weiſe zu tröſten, und ſagte unter andern zu ihm, er könnte dieſen Palaſt ganz als den ſeinen betrachten und ſo lange darin wohnen, als es ihm beliebete, ohne fürchten zu dürfen, daß er ihm im geringſten beſchwerlich fiele.

Als die Stunde des Schlafengehens gekommen war ließ Attaf ſeinem Gaſte ein Prachtbette bereiten, und neben demſelben ein kleineres Bette für ſich ſelber. Der Weſyr war über dieſes Benehmen ſeines Wirthes ſehr verwundert, und fragte ihn, ob er keinen Harem hätte und nicht verheiratet wäre.

„Ich bin zwar verheiratet," antwortete Attaf; „aber das ſoll mich nicht abhalten, bei euch zu bleiben: ich werde nicht ſo unhöflich ſein, euch allein zu laſſen, und zu meiner Gattinn ſchlafen zu gehen; ſo lange mein Haus durch eure Gegenwart geehrt wird, werde ich euch nicht verlaſſen."

Der Weſyr konnte nicht umhin, die groſe Höflichkeit ſeines Wirthes zu bewundern, und dankte ihm für das ehrenvolle Wohlwollen, welches er ihm bezeugte.

Am folgenden Morgen begaben ſie ſich mitſammen ins Bad; und als der Weſyr ſeine Kleider wieder anziehen wollte, fand er ſchon andere, viel prächtigere, welche Attaf ihm darbot. Hierauf ſtiegen ſie zu Pferde und ritten aus, die Merkwürdigkeiten der Stadt Damask in Augenſchein zu nehmen; und alle folgenden Tage ſetzten ſie dieſen Spazierritt fort.

Indeſſen waren vier Monate verfloſſen, und Giafar war troſtlos, ſeine Verbannung ſich verlängern zu ſehen, ohne daß irgend ein außerordentliches Abenteuer ihm Mittel darbot, das zu errathen, was der Chalyf ihm aufgegeben hatte. Dieſes Misgeſchick preßte ihm Thränen aus:

ſein Wirth befragte ihn um die Urſache ſeiner Betrübnis. Der Weſyr antwortete, er fühlte täglich ſeinen Kummer zunehmen, ungeachtet all ſeiner freundlichen Bemühungen, ihn zu zerſtreuen; es wäre ihm Bedürfnis einſam zu ſein, und er hätte ſich vorgenommen, die berühmte Moſchee der Ommiaden zu beſuchen. Attaf betheuerte, es würde ihm ſehr leid thun, ihm in irgend etwas zu mißfallen, und wenn es ihm beliebete allein auszugehen, würde er ſich wohl hüten, ihm beſchwerlich zu ſein. Er bot ihm zugleich ſeine Börſe dar, im Fall er Geld bedürfte. Giafer dankte ſeinem Wirthe für ſeine Gefälligkeit, ſtand auf, und ging aus.

Als er zu der Moſchee kam, ſtieg er die dreißig Stufen zu der Thüre Dſchirun's 5) hinauf, und betrachtete mit Bewunderung die Goldzieraten, Edelſteine und köſtliche Marmorarbeit, welche dieſe Thüre von allen Seiten ſchmückte; er ging hindurch, verließ die Moſchee wieder, und wanderte durch mehrere Straßen der Stadt.

Ermüdet von dieſem Spaziergange, ſetzte er ſich auf eine ſteinerne Bank: ihm gegenüber befand ſich ein Fenſter, ganz mit Blumen, Baſiliken und Nelken beſetzt: dieſes Fenſter öffnete ſich, und der Weſyr ſah ein junges Frauenbild erſcheinen, welche ſich lange damit beſchäftigte, die Blumen zu begießen; aber ſobald ſie den Weſyr bemerkte, zog ſie ſich eilig zurück. Vergebens wartete er noch lange Zeit; ſie erſchien den ganzen Tag nicht wieder:

Fünfhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

Als nun die Nacht gekommen war, ſah er, trotz ſeinem Verlangen, noch länger dort zu verweilen, ſich gezwungen, ſich zu entfernen, und er kehrte traurig nach Attafs Palaſt zurück.

Attaf kam ihm entgegen: denn die lange Abweſenheit Giafars hatte ihn beunruhigt; er äußerte ihm die Beſorgnis, welche er ſeinetwegen gehabt hatte. Giafar ſagte, zur Entſchuldigung ſeines Ausbleibens, daß das Vergnügen, welches der Spaziergang ihm gewährt, ihn verleitet hätte, denſelben zu verlängern.

Als das Abendeſſen aufgetragen war, bemerkte Attaf, daß ſein Gaſt keine Eßluſt hatte, und äußerte ſich darüber. Giafar antwortete ihm, er hätte zu Mittage viel gegeſſen, und das wäre ohne Zweifel die Urſache, daß er der Abendmahlzeit nicht Ehre machen könnte.

Die Vorſtellungen, welche den Weſyr bei dem Abendeſſen beunruhigten, umlagerten ihn auch während der Nacht; vergeblich ſuchte er den Schlaf, unaufhörlich ſchwebte das Bild derjenigen vor ſeinen Augen, die er am Fenſter geſehen hatte, und er konnte ſich nicht enthalten zu ſeufzen, indem er zu ſich ſelber ſprach: „O, wie beneide ich das Glück desjenigen, der dich beſitzen ſoll! o du, deren Schönheit ſo glänzend iſt, wie die Sonne, deren Stralen den Mond verdunkeln!“ In dieſer unaufhörlichen Wallung des Liebesfiebers, welches ihn verzehrte, brachte Giafar die Nacht hin.

Am folgenden Morgen konnte er nicht aufſtehen, und ſein Wirth fragte ihn, warum er das Bette nicht verließe. Giafar antwortete ihm, daß er die ganze Nacht kein Auge zugethan hätte. Hierauf ſandte Attaf nach einem Arzte, der, beim Anblicke des Kranken, ſogleich erkannte, daß ſein Uebel von keiner Gefahr wäre; er befragte ihn über ſein Befinden, fühlte ihm an den Puls und errieth leicht die Urſache ſeines Unwohlſeins.

Er verſchrieb nun etwas, und ſchob das Papier unter ſein Kopfkiſſen. Während er hiemit beſchäftigt war, kam man, Attafs Befehle wegen des Mittagsmahles einzuholen, und Attaf ging deshalb hinaus. Als er wieder herein kam, ſagte ihm der Arzt, er hätte das, was er dem Kranken verſchrieben, unter deſſen Kopfkiſſen gelegt, und Attaf dankte ihm für ſeine Bemühung, indem er ihm ein Goldſtück gab.

Als er nun die Verordnung las, war er ſehr erſtaunt, zu vernehmen, daß Giafar verliebt wäre, der Arzt benachrichtigte nämlich Attaf darin, er müßte ſich beeilen, die Leidenſchaft Giafars zu befriedigen, der ſonſt, wie er ſich ausdrückte, in der größten Gefahr ſchwebete.

Nachdem Attaf dieſe Weiſung geleſen, machte er Giafar Vorwürfe über das Stillſchweigen, welches er gegen ihn beobachtet hatte, und zeigte ihm die Verordnung des Arztes.

Giafar war ſehr verwundert über den Scharfſinn des Arztes, und ſah ſich gezwungen, die Wahrheit zu bekennen: Er erzählte nun ſeinem Wirthe, wie er im Vorbeigehen in einer abgelegenen Straße an einem Fenſter eine junge Schöne von reizender Geſtalt erblickt hätte, deren Züge er ihm ſchilderte.

Alle Kennzeichen, welche er ihm angab, ließen Attaf nicht länger zweifeln, daß er ſeine eigene Frau geſehen hätte, welche ein von dem Palaſt abgeſondertes Sommerhaus bewohnte: aber durchdrungen von edelmüthiger Hingebung, ſäumte er nicht, den Weſyr zu tröſten, und ſagte ihm, er kennte die Frau, in welche Giafar verliebt wäre; und dieſe Frau wäre jetzt eben von ihrem Manne verſtoßen worden: er fügte hinzu, er würde ſogleich ſein Mögliches thun, daß der Vater ſie nicht an einen andern verheiratete, und verließ Giafar, mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen und ihm Beſcheid von dem Erfolge ſeiner Werbung für ihn zu bringen.

Er begab ſich unverzüglich nach der Wohnung ſeiner Frau; ſie empfing ihn um ſo herzlicher, als er ſeit Giafars Ankunft von ihr getrennt lebte. Attaf ſagte zu ihr, er käme, ſie zu benachrichtigen, daß ihre Mutter ſehr krank wäre, und ſie ſo bald als möglich bei ſich zu ſehen wünſchte.

Dieſe Neuigkeit erſchreckte die junge Frau ſehr, und ſie eilte, ſich zu ihrer Mutter zu begeben, war aber ſehr verwundert, zu ſehen, daß dieſe die erſte war, welche ihr in dem väterlichen Hauſe entgegen trat. Sie fragte ſie, ob ſie krank geweſen, und dieſe verſicherte ſie, ſie wäre gar nicht unwohl geweſen; dann befragte ſie auch ihren Vater, der ſie ebenfalls verſicherte, er hätte ihren Mann heute noch nicht geſehen.

Während dieſer Erklärungen hörte man an die Thür klopfen; Laſtträger traten herein, und ſagten, ſie kämen von Attaf, und brächten die Kleider ſeiner Frau.

Dieſer Auftritt verſetzte die Familie in die größte Beſtürzung, und ſchon hatte der Vater den ſchmählichſten Verdacht auf ſeine Tochter geworfen, welchen die Mutter abzuwenden ſtrebte, als Attaf ſelber mit mehreren Freunden eintrat.

Sein Schwiegervater befragte ihn um die Urſache ſeines Betragens; und er antwortete ihm, er hätte durchaus keine Urſache, mit ſeiner Tochter unzufrieden zu ſein, aber die Unvorſichtigkeit begangen, ein Gelübde zu thun, daß er ſie verſtoßen wollte. *) Hierauf konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten, indem er ſich von einer geliebten Gattinn trennte, und ihr die Morgengabe und die Verſtoßungs-Urkunde einhändigte.

Nachdem dieß geſchehen war, kehrte er in ſeinen Palaſt zu Giafar zurück, und ſprach zu ihm: „Ihr könnt jetzo ganz ruhig ſein: ſeid verſichert, daß die, welche ihr liebt, euch nicht entgehen wird; ich habe alles aufs beſte eingeleitet: ſuchet nur, euch zu zerſtreuen und verbannet allen Kummer, bis es ſo weit iſt, daß ihr ſie heiraten könnt.“

Dieſe Zuſicherung machte den Weſyr auf der Stelle wieder geſund: er dankte ſeinem Wirthe für den ihm geleiſteten Dienſt, und dachte nur noch darauf, ſich zu ergetzen. Attaf verdoppelte jeden Tag ſeine Aufmerkſamkeit für ihn, um ihn mit Geduld den Augenblick abwarten zu laſſen, wo er ſich mit ſeiner Geliebten vermählen konnte.

Als dieſe Zeit gekommen war, rieth er Giafar, ſich nach einer benachbarten Stadt zu begeben, dort ſeine Verkleidung abzulegen, und hierauf ſeinen Einzug in Damask, mit allem ſeinem Range geziemenden Glanze, zu halten.

„Ihr müßt,“ ſagte er ihm, „unſerm Statthalter ankündigen laſſen, ihr werdet, auf Befehl des Chalyfen, Syrien, bereiſen: und er wird euch die gebürenden Ehren erweiſen, indem er vor der Stadt Zelte aufſchlagen läßt und euch entgegen kömmt. Hierauf könnt ihr um diejenige anhalten, die ihr liebt, und dürft verſichert ſein, ſie zu erhalten. Nach eurer Vermählung, kehrt ihr dann, im Beſitze des Gegenſtandes eurer Wünſche, heim nach Baghdad.“

Der Groß-Weſyr befolgte dieſen Rath: nachdem er ſich von Damask entfernt hatte, ſchickte er zwanzig Eilboten nach dieſer Stadt, um dem Statthalter anzukündigen, daß er die Hauptſtadt von Syrien zu beſuchen käme.

Abdel-Malek-Ebn-Merwan, welcher damals Statthalter war, kam mit allen Behörden von Damask dem Miniſter eine halbe Tagereiſe weit entgegen, und empfing ihn unter den dazu aufgeſchlagenen Gezelten, wo ein prächtiges Mahl bereitet war. Die ganze Bevölkerung von Damask war dem Weſyr entgegen gegangen, und der Tag ſeines Einzuges war ein Feſttag für die Einwohner.

Seine erſte Sorge war nun, nach dem Vater derjenigen zu ſenden, in die er verliebt war; er ſagte zu ihm, er hätte die Schönheit und den Verſtand ſeiner Tochter ſo rühmen gehört, daß er ſie zur Gemahlinn zu erhalten wünſchte. Der Vater, geſchmeichelt, daß der Groß-Weſyr eine Verbindung mit ihm ſuchte, antwortete, er wäre ganz geneigt, ſie ihm zu bewilligen. Der Statthalter von Damask wollte dem Groß-Weſyr den Hof machen, und erbot ſich, die Morgengabe der Neuvermählten zu übernehmen, und der Vater erwiederte, er hätte ſie ſchon empfangen. Giafar eröffnete ſeinem Schwiegervater, daß er am folgenden Tage wieder abreiſen würde und ſeine neue Gemahlinn mit zu nehmen wünſchte, ſie müßte ſich alſo bereit halten, ihm zu folgen.

Der Vater eilte nun nach Hauſe, und verkündigte ſeiner Tochter die glänzende Verbindung, welche er für ſie eingegangen war. Aber die verſtoßene Frau, obwohl den Befehlen ihres Vaters gehorſam, war weit entfernt, ſeine Freude zu theilen.

Am folgenden Tage, nachdem die Nacht unter Feſten und Vergnügungen, bei glänzenden Erleuchtungen, wodurch die Einwohner von Damask die Ankunft des Groß-Weſyrs feierten, vergangen war, trat dieſer ſeine Rückreiſe nach Baghdad an. Die Neuvermählte beſtieg eine prächtige Sänfte, welche ihr Vater für ſie hatte bereiten laſſen. Zur Stunde des Asr (Gebets) ſetzte ſich der ganze Zug, unter dem Schalle der Trompeten in Bewegung. Der Statthalter und die vornehmſten Einwohner begleiteten den Weſyr bis nach Kobbal-al-Aſſafir.

Auf dem Rückwege begegneten ſie Attaf, welcher dem Zuge nachritt, um Abſchied von dem Weſyr zu nehmen. Abdel-Malek äußerte ihm ſeine Verwunderung, daß er ſich nicht den Einwohnern von Damask angeſchloſſen hätte. Er antwortete, er hätte geglaubt, noch zeitig genug zu kommen, und ſich eilig mit ſeinem Gefolge zu Pferde geſetzt; und nach dieſer Erklärung, beurlaubte er ſich, und beſchleunigte ſeine Schritte.

Als er den Weſyr eingeholt hatte, ſtieg er vom Pferde, und ſagte zu ihm: „Glück auf, Herr! Gott ſei Dank, euer Verlangen iſt erfüllt!“

„Ja, mein theurer Wirth,“ antwortete Giafar; „und ich werde es nie vergeſſen, daß ich eurer freundlichen Bemühung mein Glück verdanke. Kehret heim, und rechnet auf Giafars Erkenntlichkeit.“

Unterdeſſen entſpann ſich gegen dieſen edlen Einwohner von Damask eine Verſchwörung, welche ihn bald verderblich zu werden drohte. Er hatte beim Statthalter Feinde, welche dieſen Umſtand benutzten, ihn zu ſtürzen.

„Denkt ihr,“ ſprachen ſie zu Abdel-Malek, „daß Attaf, abgeſondert von den übrigen Einwohnern, von dem Weſyr Abſchied nimmt, ohne dabei eine Abſicht zu haben? Iſt euch unbekannt, daß dieſer Miniſter mehrere Monate bei ihm gewohnt hat, ohne ſich zu erkennen zu geben? Ohne Zweifel nimmt er nur deshalb heimlich Abſchied, um von wichtigen Dingen mit ihm zu reden; es ſei denn, daß er ſeine Frau wenigſtens noch einmal ſehen will: denn ihr müßt wiſſen, Herr, daß Attaf ſie ſeinem Gaſte zum Opfer gebracht hat, um ihm den Hof zu machen und ſich in Gunſt bei ihm zu ſetzen: und die Statthalterſchaft von Damask iſt der Lohn, nach welchem er für ſo viel Gefälligkeit trachtet.“

Dieſe treuloſen Einflüſterungen machten einen tiefen Eindruck auf Abdel-Malek, und von demſelben Augenblick an war der Untergang Attafs beſchloſſen.

Man ließ während der Nacht in ſeinen Garten den Leichnam eines ermordeten Menſchen legen; und am folgenden Morgen verfügte ſich einer von des Statthalters

Leuten zu Attaf, welcher verhaftet und vor Abdel-Malek geführt wurde.

„Wie!“ ſprach dieſer zu ihm, „ihr ſeid es, Herr Attaf, den man eines Mordes anklagt? iſt es möglich, daß ihr euch einer ſolchen Handlung ſchuldig gemacht habet?“

„Ja, Herr,“ antwortete Attaf, der verhindern wollte, daß ſeine Nachbaren die Mordbuße bezahlen müßten; [7] „ich allein habe ihn getödtet, und ich allein bin alſo für die Buße verhaftet, in welche ich verfallen bin.“

Aber Attafs edelmüthige Abſicht wurde durch die Bosheit des Statthalters gegen ihn gekehrt, der ſich nicht mit der Buße begnügen, ſondern die Vorſchriften des Korans über das Wiedervergeltungsrecht in aller Strenge gegen ihn angewendet wiſſen wollte. Um die Formen des peinlichen Verfahrens zu beobachten, ließ er durch Zeugen bekunden, daß Attaf ſich des angeklagten Mordes für ſchuldig bekannt hätte; zu gleicher Zeit ließ er feſtſtellen, daß derſelbe, als er dieſes Bekenntnis abgelegt, bei vollem Verſtande geweſen wäre. Jetzo forderte der Statthalter die Richter auf, ihre Pflicht zu thun; dieſe konnten nicht umhin, die Todesſtrafe auszuſprechen, und Abdel-Malek befahl ſogleich nach ihrem Urtheilsſpruche, den Scharfrichter kommen zu laſſen.

Als aber die Neuigkeit von Attafs Verurtheilung ſich in der Stadt Damask verbreitete, ſo murrte man laut über den richterlichen Ausſpruch gegen dieſen edelmüthigen und bei dem Volke beliebten Mann, dergeſtalt, daß der Statthalter es für räthlich erachtete, ſeine Hinrichtung noch aufzuſchieben. Er ſchickte ihn alſo ins Gefängnis, und ließ den Gefangenwärter wiſſen, daß er die Abſicht hätte, den Verhafteten in der Nacht heimlich erdroſſeln zu laſſen.

Fünfhundert acht und vierzigſte Nacht.

Glücklicherweiſe war dieſer Menſch dem Attaf ſehr zugethan, und über die Ungerechtigkeit des Abdel-Malek empört. Er ging in ſeiner Großmuth ſo weit, daß er den Gefangenen auf Koſten ſeines eigenen Lebens retten wollte. Er benachrichtigte Attaf, daß der Statthalter beabſichtigte, ihn in der Nacht umbringen zu laſſen, und zugleich theilte er ihm den Plan mit, welchen er entworfen hatte, um die Abſichten ſeines Verfolgers zu vereiteln.

Attaf erwiederte, er ergäbe ſich lieber in ſeinen Tod, als daß er das Leben des Kerkermeiſters, der ſich ihm aufopfern wollte, in Gefahr ſetzete; er fügte hinzu, er wäre unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man ihn anklagte, unterwürfe ſich jedoch ohne Murren dem Schickſale, welches Gott über ihn verhängt hätte. Aber der muthige Kerkermeiſter drang dermaßen in ihn, daß er gezwungen war, ſein Erbieten anzunehmen: er nahm Attaf die Feſſeln ab, und hieß ihn ſich entfernen, nachdem er ihm den Mund durch einen Knebel verſtopft hätte. Attaf, von ſo viel Edelmuth bis zu Thränen gerührt, that, was er verlangte, verließ das Gefängnis, und nahm ſeinen Weg nach Baghdad.

Unterdeſſen zerfetzte der Kerkermeiſter ſich das Geſicht, zerraufte ſeinen Bart, zerriß ſeine Kleider, und öffnete die Gefängnisthüre. Als um Mitternacht der Statthalter, in Begleitung des Scharfrichters, ſich nach dem Gefängniſſe begab, um ſein abſcheuliches Vorhaben auszuführen, war er ſehr verwundert, den Kerkermeiſter in ſolchem Zuſtande zu finden. Dieſer ſagte zu ſeiner Entſchuldigung, eine Bande verkappter Leute hätte in der Nacht die ſeiner Hut vertraute Thüre erbrochen, ihn geknebelt, mishandelt, und den Gefangenen befreit.

Abdel-Malek wurde auf dieſe Weiſe überliſtet; aber er war ſo misvergnügt über Attafs Entweichung daß er den Kerkermeiſter ſeines Amtes entſetzte. Als er wieder in ſeinen Palaſt kam, ſandte er nach allen Richtungen Reiter aus, mit dem Befehle, den entflohenen Gefangenen aufzuſuchen; aber es war vergeblich, ſie konnten ſeinen Zufluchtsort nicht entdecken.

Der unglückliche Attaf hatte auf ſeiner Flucht gen Baghdad ſorgfältig alle betretenen Wege vermieden; er war ſchon in der Nähe dieſer Stadt, als er von einer Räuberbande überfallen und gänzlich ausgeplündert wurde, dergeſtalt, daß er beim Eintritt in die Stadt, im elendeſten Zuſtande war. Er fragte nach dem Palaſte des Groß-Weſyrs; aber als er, ſo zerlumpt, an der Thüre erſchien, wollte man ihn nicht einlaſſen. Jetzo nahm er ſeine Zuflucht zu der Gefälligkeit eines Greiſes, welcher ihn ein Schreibrohr und Schreibzeug lieh, deſſen ſich Attaf bediente, um dem Groß-Weſyr ſeine klägliche Lage kund zu machen. Er übergab hierauf dieſen Brief einem von der Wache, mit der Bitte, ihn ſo ſchleunig als möglich an Giafar gelangen zu laſſen. Aber in demſelben Augenblicke wurde verkündigt, daß dem Chalyfen eben ein Kind geboren wäre; und in dem Getümmel, welches dieſe Neuigkeit verurſachte, verlor der Soldat den Brief, welchen ihm Attaf anvertraut hatte.

Als der Poſten an der Thüre des Groß-Weſyrs abgelöſt wurde, verhaftete die neue Wache den Attaf; aber er wurde bald wieder entlaſſen, in Folge eines Befehls, welchen der Groß-Weſyr überall bekannt machte, und worin der Chalyf alle Gefangenen in Freiheit ſetzen ließ, zur allgemeinen Freude über das neue glückliche Ereignis. Auch wurden dem Volke prächtige Feſte gegeben; und Attaf lebte ſo mehrere Tage, indem er an den öffentlichen Feſten Theil nahm.

Eines Abends wollte er ſich in eine Moſchee zurückziehen, um darin auszuruhen; aber der Aufſeher zwang ihn, ſie zu verlaſſen, weil ihm am Tage zuvor ein Teppich geſtohlen war. Attaf ſah ſich alſo genöthigt, auf der Straße zu bleiben; hier wurde er von einer großen Menge Hunde verfolgt, und von den Wächtern des Stadtviertels *) welche ihm zuriefen, ſich zu entfernen. Er wollte ſich nun in einen dunkeln Winkel drücken, wo er aber über einen Leichnam einen Fehltritt that; ganz mit Blute bedeckt, ſtand er wieder auf: in dieſem Augenblicke zog ein Polizeibeamter mit ſeinen Leuten durch die Straße; er zweifelte nicht, daß Attaf der Mörder wäre, und man führte dieſen ins Gefängnis: wo wir ihn einige Zeit laſſen wollen, um zu Giafar zurückzukehren, welchen wir mit der großmüthig von Attaf ihm abgetretenen jungen Frau, auf dem Wege von Damask nach Baghdad aus dem Geſichte verloren haben.

Am Ende der Tagereiſe hielten beide mit ihrem zahlreichen Gefolge an, um ſich für die Nacht zu lagern. Als die Zelte aufgeſchlagen waren, eilte der verliebte Weſyr in dasjenige, welches für ſeine Neuvermählte beſtimmt war. Dieſe ſchien bei ſeinem Anblicke verwirrt, und bedeckte ihr Geſicht mit ihren Händen.

„Ei wie!“ ſprach Giafar zu ihr, „ihr verbergt euer Antlitz von mir: ſind wir nicht beide vereinigt, und ſeid ihr nicht meine rechtmäßige Gattinn?“

„Ja, Herr,“ antwortete ſie ihm, „wenn der Groß-Weſyr des Beherrſchers der Gläubigen ungroßmüthig genug iſt, das Opfer eines Mannes anzunehmen, welcher, nachdem er alle ſeine Reichthümer für ihn hingegeben, die Großmuth ſo weit getrieben hat, ihm ſogar ſeine Gattinn abzutreten.“

Hierauf fand eine Erklärung ſtatt, und nicht ohne das größte Erſtaunen vernahm Giafar die Hingebung ſeines Wirthes. Er verſicherte daß er, weit entfernt, Attafs Gefälligkeit zu benutzen, ihm ſeine Gattinn wiedergeben würde; aber er erachtete es für unziemlich, ſie nach Damaſk zurückzuſchicken, und hielt es für beſſer, ſie mit nach Baghdad zu nehmen, wo ſie als ſeine rechtmäßige Gemahlinn aufgenommen werden, und die, in ſolcher Eigenſchaft ihr gebürenden Geſchenke empfangen würde. Er verſprach ihr, bei ſeiner Ankunft in dieſer Stadt ihr einen Palaſt und Einkünfte anzuweiſen, um bequem die Zeit abzuwarten, wo ſie ohne Uebelſtand wieder zu ihrem Manne heimkehren könnte.

Der Groß-Weſyr hielt treulich ſein Verſprechen: als ſie in der Hauptſtadt anlangten, nachdem ſie in den Städten, durch welche ſie kamen, mit allen Ehren aufgenommen worden, ließ er Attafs Gattinn eine prächtige Wohnung nahe bei ſeinem Palaſte beziehen, gab ihr Kleinode, und reiche Kleider, um ſie, ſo viel an ihm wäre, über die Trennung von ihrem Manne zu tröſten. Er eilte hierauf zu dem Chalyfen, in Hoffnung, daß der Bericht von ſeinen wunderſammen Abenteuern den Zorn dieſes Fürſten beſänftigen möchte.

Als Giafar vor dem Beherrſcher der Gläubigen erſchien, fragte ihn dieſer, was ihm während ſeiner Abweſenheit begegnet wäre: und nun erzählte der Weſyr ſeinem Herrn die Abenteuer, welche er in Damask erlebt hatte.

„Ich wußte das alles voraus,“ erwiederte Harun: „ich laſſe ſogleich aus meinem Kabinet der Seltenheiten die Handſchrift holen, in welcher du mich leſen ſahſt: — Mesrur, nimm dieſen Schlüſſel, und bringe ſie her.“

Nachdem das Oberhaupt der Verſchnittenen den Befehl des Chalyfen erfüllt hatte, las der Groß-Weſyr die Handſchrift, und war höchſt erſtaunt, darin die Weiſſagung von allem dem zu finden, was ſich in Damask zugetragen hatte. Er las bis zu der Stelle, welche ſeine Abreiſe von dieſer Stadt verkündigte: da ließ der Chalyf ihm das Buch zumachen, und erlaubte ihm nicht, weiter zu leſen. Er befahl Mesrur, es wieder dahin zu tragen, wo er es geholt hatte, und ſprach zu ſeinem Groß-Weſyr:

„Du ſiehſt, Giafar, was dir ſo auffallend in meinem Betragen vorkam, war ganz natürlich: beim Leſen der Begebenheiten, deren Zeuge du geweſen biſt, mußte ich abwechſelnd von Freude zu Leid übergehen, und ich hatte Grund, dir zu ſagen, du ſollteſt nicht eher wieder vor mir erſcheinen, als bis du mir ſagen könnteſt, was in dem Buche, welches ich in der Hand hatte, enthalten wäre: mein Zorn war nur verſtellt. Kehre in deinen Palaſt zurück, tritt in dein Amt wieder ein, das ich dir anvertraut habe, und rechne ſtäts auf die Gewogenheit deines Herrn."

Giafar dankte dem Chalyfen, und befolgte ſeine Befehle.

Fünfhundert neun und vierzigſte Nacht.

Unterdeſſen ſchmachtete der unglückliche Attaf in dem Gefängniſſe, in welches der Polizeibeamte ihn geworfen hatte. Als er vor den Kadi geführt wurde, um gerichtet zu werden, war er des Lebens ſo überdrüſſig, daß er ſich für den Urheber des ihm angeſchuldigten Mordes bekannte.

Der Kadi nahm eine Verhandlung über das Verhör auf, und berichtete darüber dem Mufti, welcher das Todesurtheil ausſprach: das Urtheil wurde von dem Groß-Weſyr beſtätigt, und alles angeordnet, um ihn ſchleunig hinzurichten.

Attaf wurde nun an den Fuß des Galgens geſchleppt, und ſchon hatte der Scharfrichter ihm den Strick um den Hals gelegt, als zufällig der Groß-Weſyr, welcher in dieſe Gegend kam, die Hinrichtung wahrnahm, und ſich nach dem Namen des Verurtheilten erkundigte. Als er hörte, es wäre Attaf von Damask, ſtieß er einen Schrei aus, und befahl, ihn ſchleunigſt zu befreien.

Der unglückliche Verurtheilte kam und warf ſich dem Groß-Weſyr in die Arme, und beide blieben einige Augenblicke ohne Bewußtſein, ſo groß war ihre Bewegung, ſich alſo wiederzuſehen.

Als ſie wieder zu ſich gekommen waren, ließ der Groß-Weſyr Attaf in ein Bad gehen, ihm prächtige Kleider dahin bringen, und bat ihn dann wieder zu ihm in den Palaſt zu kommen.

Als hier die Freunde wieder vereint waren und Attaf, die ihm ſehr nöthige Nahrung eingenommen hatte, bat ihn der Groß-Weſyr, ſeine Abenteuer ſeit ihrer Trennung zu erzählen. Nachdem er dieſe vernommen hatte, erzählte er ſeinerſeits, was ihm begegnet war, ſeit der erſten Unterredung mit ſeiner Gemahlinn, zu welcher er ihn ſogleich auch führte.

Attaf war auf dem Gipfel der Freude, diejenige wiederzuſehen, welche er nie aufgehört hatte zu lieben, und die ſelber eine aufrichtige Zuneigung für ihn hegte. Sie bezeugte ihm ihr großes Vergnügen über ſein Wiederſehen, und erzählte ihm das großmüthige Betragen, welches der Groß-Weſyr gegen ſie beobachtet hatte.

Während die beiden Gatten des Leides vergaßen, welches ſie erduldet, hatte Giafar ſich zu dem Chalyfen begeben, um ihm mitzutheilen, was eben vorgegangen war. Harun ließ ihn nun ſehen, daß in jener Handſchrift auch der Verfolg dieſer Abenteuer ebenſo verkündigt war, und befahl, ihm den Attaf vorzuſtellen.

Giafar ſtellte ſeinem Wirth dem Chalyfen vor, der ihn ſehr freundlich empfing und ihn ſogar fragte, was er für ihn thun könnte.

„Herr,“ antwortete Attaf, „die einzige Gunſt, um welche ich Euer Majeſtät anzuflehen habe, iſt die Begnadigung Abdel-Malek-Ebn-Merwan's, eures Statthalters von Damask, der ſich ſchwer vergangen, indem er mich ſo ungerechterweiſe verfolgt hat: geruhet, ihm ſeinen Fehler zu verzeihen, ſo wie ich ſelber ihm verzeihe; denn ich bin überzeugt, daß er gegen mich nur ſo verfahren, weil er durch die treuloſen Rathſchläge ſeiner Höflinge hintergangen iſt; damit er aber in der Folge nicht in ähnliche Verirrungen zurückfallen möge, ſo würde ich Euer Majeſtät vorſchlagen, ihm den muthigen und unbeſcholtenen Kerkermeiſter, dem ich meine Befreiung verdanke, als Rath beizugeſellen, und dieſem die Aufſicht und Vollſtreckung der Handlungen des Statthalters zu übertragen.“

Der Chalyf drückte Attaf ſeine volle Bewunderung über dieſes edelmüthige Benehmen aus, und bewilligte ihm gern ſeine Bitte. Attaf bat ihn überdieß noch, die Schenkung all ſeiner Güter an den Kerkermeiſter, ſeinen Retter, zu beſtätigen.

Es wurde nun ein Eilbote mit den Befehlen des Chalyfen nach Damask geſandt. Als man in dieſer Stadt vernommen, daß Attaf, nach ſeiner Flucht aus dem Gefängniſſe, ſeine Beſchwerden dem Beherrſcher der Gläubigen zu Füßen gelegt hatte, ſo fürchtete man, der Chalyf möchte in ſeinem Zorne die Hauptſtadt Syriens das Vergehen ihres Statthalters büßen laſſen, und man glaubte wohl, daß dieſer mit dem Tode würde beſtraft werden; dergeſtalt daß die ganze Stadt nicht ohne große Zufriedenheit die durch den Staatsboten überbrachten Befehle vernahm. Der Statthalter machte dem Kerkermeiſter die ihm, von dem Chalyfen gewährte Gunſt *) und Attafs Schenkung all ſeiner Güter bekannt.

Der Groß-Weſyr Giafar übernahm Attafs Entſchädigung dafür, und that es mit ſolcher Freigebigkeit, daß Attaf unendlich viel reicher ward, als vor ſeiner Abreiſe von Damask.“

Als Dinarſade ſah, daß die Sultaninn, ihre Schweſter, dieſe Geſchichte vollendet hatte, dankte ſie ihr auf die verbindlichſte Weiſe von der Welt für das Vergnügen, welche ſie ihr durch dieſe anziehende Erzählung gemacht. Scheheraſade verſprach hierauf, in der folgenden Nacht eine andere Geſchichte zu erzählen, welche dem Sultan noch beſſer gefallen würde; und ihrem Verſprechen getreu, begann ſie in der nächſten Nacht folgendermaßen:

Fünfhundert und funfzigſte Nacht.

Geſchichte

des Königs Soleiman und ſeines Sohnes.

„Einſt ſaß auf dem Throne Arabiens einer der reichſten und mächtigſten Könige von Aſien, deſſen Glücke nur noch ein Sohn mangelte. Er bat Gott Tag und Nacht, ihm dieſe hohe Gnade zu gewähren. Endlich wurden ſeine Wünſche erhört: eine der Frauen ſeines Harems ward ſchwanger, und nichts war mit der Freude des Königs zu vergleichen, als er vernahm, daß er bald Vater ſein würde. Aber während er, im Uebermaße ſeiner Freude, diejenige mit ſeinen Gunſtbezeigungen überſchüttete, welche ihm einen Erben verſprach, vrrſetzte ein Ereignis von übler Vorbedeutung ſeine Seele in Unruhe.

Eines Nachts, da **Soleiman** (ſo hieß dieſer Fürſt) in tiefem Schlafe lag, erſchien ihm ein lichtſtrahlender Geiſt im Traume:

„Soleiman,“ ſprach er zu ihm, „du haſt den Himmel lange Zeit her mit deinen Bitten um einen Sohn beſtürmt: du ſollſt erhört werden, Gott gewährt dir ein Kind; aber in ſeinem ſiebenten Jahre wird dieſer Sohn wie durch ein Wunder vor der Wuth eines Löwen gerettet werden, und nur dem Tode entgehen, um ihn dir zu geben, wenn er das Alter von zwanzig Jahren erreicht hat. Das ſind die Beſchlüſſe des Schickſals.“

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt plötzlich, und ließ den König von Arabien in der tiefſten Beſtürzung zurück.

Alsbald erwachte der König; er ließ ſeine Weſyre kommen, und berieth ſich mit ihnen über den außerordentlichen Traum, welcher ihn mit Schrecken erfüllt hatte.

Unter dieſen Miniſtern befand ſich ein Mann, der tief in den kabaliſtiſchen Wiſſenſchaften bewandert war, und ſich beſonders mit der Sterndeutung beſchäftigt hatte. dieſer ſchlug dem Könige vor, ſein Horoskop zu ſtellen und den Lauf der Sterne zu beobachten; und der Fürſt nahm dieſes Erbieten mit Freuden an. Er vereinigte ſich alſo mit mehreren andern Sterndeutern, und indem er ſorgfaltig den Stand der Geſtirne unterſuchte, las er darin die Beſtätigung der geweiſſagten unglücklichen Begebenheiten.

Er begab ſich wieder zu dem König, um ihm den Erfolg ſeiner Nachforſchungen mitzutheilen.

„Herr," ſprach er zu ihm, „eurem Willen gemäß, habe ich die Geſtirne über eure und eures Sohnes Beſtimmung befragt, und ſie haben den euch verkündigten furchtbaren Ausſpruch beſtätigt. Vergeblich würde man verſuchen, ſich den Rathſchlüſſen des Himmels zu entziehen; die Beſtimmungen des Schickſals ſind unwiderruflich."

„Wie denn?" fragte der König von Arabien, „es gibt alſo kein Mittel, ſich vor den unſeligen Ereigniſſen zu bewahren, welche uns angekündigt ſind?"

„Keines," erwiederte der Miniſter.

„Wohlan, Weſyr!" fuhr der König fort, „hüte dich, wenn es mir gelingt, deine unglückliche Weiſſagung Lügen zu ſtrafen; denn dein Kopf ſoll mir für die Wahrheit deiner Behauptung haften."

„Ich bin es zufrieden, Herr," verſetzte der Sterndeuter, und entfernte ſich.

Der König ließ ſogleich mitten in den unzugänglichſten Bergen eine unterirdiſche Wohnung bauen, darin für ſeinen Sohn und deſſen Amme ein bequemes Gemach anlegen, und ſorgte dafür, daß nichts verabſäumt wurde, um den Aufenthalt in dieſer abgeſonderten unterirdiſchen

Wohnung minder läſtig zu machen. Sobald nun die Königinn entbunden ward, ließ er ſeinen Sohn dorthin bringen.

Die unheilſchwangere Weiſſagung des Geiſtes und der Sterndeuter hatten nicht verhindert, daß er für ſeinen Sohn die innigſte Zärtlichkeit hegte, und ſelten verging eine Woche, ohne daß er ihn beſuchte.

In dieſem Stande blieben die Sachen ſieben Jahre lang, und eine der von dem Geiſte bezeichneten entſcheidenden Zeiten nahte heran.

Die Amme, dieſer ununterbrochenen Abſonderung überdrüſſig, ſagte eines Tages zu dem Könige: „Herr, wir ſind nun faſt ſieben Jahre in dieſer unterirdiſchen Wohnung des Tageslichtes beraubt: wird es uns nicht bald vergönnt ſein, das Licht wiederzuſehen?“

„Ja, bald,“ antwortete der König; „ſobald das ſiebente Jahr vollendet iſt, ſollt ihr befreit werden und wieder bei uns wohnen.“

Es waren wenige Tage ſeit dieſem letzten Beſuche vergangen, als ein Löwe der einen Fuchs verfolgte, von der Gier auf ſeinen Raub fortgetrieben, gerade in die unterirdiſche Wohnung des jungen Prinzen hinabſtürzte. Sobald er dieſen erblickte, ergriff er ihn mit dem Rachen und ſchleuderte ihn gewaltig vor den Eingang hinaus; und als die erſchrockene Amme nach Hülfe rief, ſtürzte er über ſie her und zerriß ſie. Ein Mann, der in der Gegend jagte, hatte das Geſchrei gehört, und näherte ſich dem Orte, wo es her kam: da fand er den verwundeten Knaben, bewies ihm alle Sorgfalt, nahm ihn mit nach der Stadt, und da er ihn liebgewann, ſo übernahm er ſeine Erziehung und ließ ihn alles lernen, was zu einem vollſtändigen Manne gehört.

Unterdeſſen, als der König von Arabien nach ſeiner Gewohnheit, wieder die unterirdiſche Wohnung ſeines Sohnes beſuchte, fand er ſie, zu ſeinem größten Herzenleide, verlaſſen. Da die Amme ihm wenige Tage zuvor ihren Ueberdruß geäußert hatte, ſo wähnte er, dieſes Weib wäre mit ſeinem Kinde von dort entflohen, und er ſandte auf allen Straßen, welche aus ſeinem Reiche führten, Reiter zu ihrer Verfolgung aus. Es iſt überflüſſig hinzuzufügen, daß alle Nachforſchungen fruchtlos waren, und daß keiner ihm weder über die Amme, noch über ſeinen Sohn Kunde zu bringen vermochte.

Der Jäger, welcher den Knaben aufgenommen hatte, gehörte mit zum Hofe des Königs, ſeines Vaters. Sobald er ſeinen Pflegeſohn im Stande ſah, ihm zu helfen, nahm er ihn mit ſich. Eines Tages hatte Soleiman auf einer Jagd den jungen Prinzen bemerkt, und empfand für ihn ein Gefühl des Wohlwollens, deſſen Grund er weit entfernt war zu erkennen; er äußerte ſein Verlangen, ihn um ſich zu haben, und ernannte ihn zu ſeinem Stallmeiſter.

Einige Jahre darnach brach zwiſchen Arabien und einem der benachbarten Staaten ein Krieg aus; von beiden Seiten rüſtete man ſich gewaltig; jede der beiden Mächte brachte eine große Anzahl Truppen auf die Beine und zog ins Feld. Der Tag einer entſcheidenden Schlacht kam bald heran. Die beiden Heere ſtanden ſich gegenüber; ſie griffen ſich gegenſeitig mit um ſo größerer Hitze an, als die beiden Könige Zuſchauer des Kampfes waren. Als der König von Arabien den Sieg ſchwanken ſah, entſchloß er ſich, eine äußerſte Anſtrengung zu wagen, um ſeinen Feind zu beſiegen, und von ſeinem Gefolge begleitet, ſtürzte er ſich in den Kampf, wo er am heftigſten war. Da erreichte das Getümmel ſeinen Gipfel; die von allen Seiten aufſteigenden Staubwirbel verhinderten, Freund oder Feind zu erkennen.

In dieſem Augenblicke der Verwirrung geſchah es, daß der junge Prinz, fortgeriſſen von der Hitze des Kampfes und ohne ſeinen Gegner zu erkennen, den König, ſeinen Vater, mit einem Säbelhiebe in den Sand ſtreckte.

„Schamloſer Hund,“ rief der König aus, „du wagſt es . . . .“

Aber ſein Stallmeiſter ſetzte, ohne dieſen Ausruf zu beachten, den Kampf weiter fort, und that Wunder der Tapferkeit. Das Glück krönte jedoch ſeine Anſtrengungen nicht, und das Heer zu welchem er gehörte, wurde völlig in die Flucht geſchlagen.

Der König Soleiman hatte, trotz ſeiner Wunde, noch ſo viel Kraft, den Siegern zu entfliehen; er irrte aufs Ungefähr die ganze Nacht umher, und am folgenden Morgen hatte er das Glück, die Ueberbleibſel ſeines Heeres zu erreichen, welche in aller Haſt der Hauptſtadt zu flohen. Man leiſtete ihm die Hülfe, welche ſein Zuſtand erforderte, und trug ihn, faſt ſterbend, in einer Sänfte heim.

Fünfhundert ein und funfzigſte Nacht.

Der Zuſtand des Königs von Arabien, und die Auflöſung ſeines Heeres verſtatteten ihm nicht, den Krieg länger fortzuſetzen. Er bat ſeinen Gegner um Frieden, welcher ihn auch, nach Erhebung anſehlicher Geldſummen von dem eroberten Lande, bewilligte.

Als das feindliche Heer Arabien wieder geräumt hatte, dachte Soleiman an die Beſtrafung ſeines Stallmeiſters, welchen er, ungeachtet der Betheurungen ſeiner Unſchuld, hatte verhaften und mit Ketten an Händen und Füßen in ein Loch werfen laſſen.

Er wollte zugleich den betrügeriſchen Weſyr beſtrafen, welcher ihm falſch geweiſſagt hätte. Als er demnach ſeinen Tod herannahen fühlte, ließ er den Weſyr kommen, und ſprach zu ihm:

„Deine Weiſſagungen ſind Lügen geweſen; ich ſterbe, wie du ſiehſt, ohne daß mein Horoſkop erfüllt wird. Mein Sohn iſt nicht durch einen Löwen verwundet; und nicht er iſt es, der mich tödtlich verwundet hat. Du weißt, welcher Gefahr du dich durch Betrügung deines Königs ausgeſetzt, bereite dich alſo zu der gerechten Strafe, welche du verdient haſt.“

„Herr,“ antwortete der angeſchuldigte Miniſter, „die Geſtirne lügen niemals: geruhet, denjenigen, der euch verwundet hat, zu verhören, bevor ihr mich mit dem Tode beſtrafen laſſet.“

Man führte nun den Prinzen vor den König, und befragte ihn über ſeinen Geburtsort und ſeine Herkunft.

„Ich weiß auf dieſe Fragen nicht beſtimmt zu antworten,“ erwiederte der junge Stallmeiſter; „ich erinnere mich von meiner Kindheit nur der auffallendſten Umſtände. Ich weiß, daß ich mit meiner Amme in einer unterirdiſchen Wohnung lebte, und daß mein Vater uns oft zu beſuchen kam. Eines Tages fiel ein Löwe mitten in unſern Aufenthalt, er ſchleuderte mich aus dem unterirdiſchen Gemache hervor, und ich lag lange verwundet und beſinnungslos da. Ein barmherziger Mann traf mich in dieſem Zuſtande, un nahm ſich meiner Kindheit an. Ihm verdanke ich den Eintritt in den Palaſt Euer Majeſtät.“ Dieſe Worte erregten in dem Geiſte des Königs von Arabien die wunderſamſte Ahnung: er ließ den

Jäger holen, welcher den jungen Prinzen erzogen hatte; und dieſer beſtätigte alles, was ſein Pflegling ausgeſagt, und um die Wahrheit ſeiner Erzählung zu beweiſen, entblößte er die Narben der Wunden, welche noch ſichtbar waren.

Alle dieſe vereinigten Zeugniſſe ließen den König nicht länger an der Wahrheit zweifeln. Er ſäumte nicht, den ſo ungerecht von ihm beſchuldigten Weſyr zu belohnen: er ließ ihn mit einem Chilat bekleiden und gab ihm die Stelle des erſten Miniſters. Zu gleicher Zeit ſetzte er ſeinem Sohne die Krone auf das Haupt, und ließ ihn als ſeinen rechtmäßigen Erben von allen Großen des Reichs anerkennen, und dieſe leiſteten dem neuen Könige den Eid der Treue.

Wenige Tage darauf ſtarb der unglückliche König, der von ſeinem eigenen Sohne war verwundet worden, an dieſer Wunde, und ſein Beiſpiel beſtätigte abermals die Wahrheit, daß man vergeblich dem Schickſale zu entgehen ſucht, welches die Vorſehung uns beſtimmt hat.“

Der Tag zeigte ſich noch nicht, als Scheheraſade dieſe Geſchichte vollendete. Darnach erzählte ſie, auf die Aufforderung ihrer Schweſter Dinarſade, die Geſchichte des berühmten Muſikers Ibrahim el Mußely folgendermaßen:

Geſchichte

der Vermählung des Chalyfen Almamun mit Buran.

„Herr, der berühmte Muſiker Ibrahim Abu Iſhak, aus Muſſul gebürtig, erzählte ſehr ſonderbare Abenteuer von der Vermählung eines der Chalyfen, welche ich Euer Majeſtät mittheilen will.

„Eines Tages,“ ſagte er, „war ich an dem Hofe des Chalyfen Almamun; wir tranken und machten Muſik; kurz, wir verbrachten einen ſehr angenehmen Tag. Schon begann die Nacht, als Almamun zu mir ſagte:

„Abu Iſhak, ich habe mich heute ſehr ergetzt, und ich will, daß wir morgen zuſammen frühſtücken: ich gehe in meinen Harem, und du bleib hier, damit ich dich gewiſs bei mir habe.“

Der Chalyf entfernte ſich, und ich blieb allein. Da erinnerte ich mich, daß ich eine junge Sklavinn zu Hauſe hatte, und mir vorgenommen, dieſe Nacht zu ihr heimzukommen. Dieſe Vorſtellung entflammte meine Sinne, und ich brannte vor Verlangen, ſie wiederzuſehen. Ich entſchloß mich alſo, nach Hauſe zu gehen: der Thürhüter und die Bedienten hielten mich an, aber ich ſagte ihnen: „Der Chalyf iſt in ſein Frauen-Zimmer gegangen, und es iſt alſo ſehr unnütz, daß ich hier bleibe.“

Ich hatte ſchon einen Theil des Weges zurückgelegt, als ein Bedürfnis mich nöthigte, vom Pferde zu ſteigen; von ungefähr ſchaute ich um mich her, und erblickte einen großen Korb, der von außen und innen mit einem prächtigen Perſiſchen Stoffe bekleidet war, und an ſeidenen Stricken hing. Ich ſuchte zu errathen, zu welchem Gebrauch er beſtimmt wäre; und da ich berauſcht war, kam ich auf den Einfall, mich drein zu ſetzen.

Kaum ließ das Gewicht meines Leibes ſich darin ſpüren, ſo ſah ich mich ſchon in die Luft emporgezogen und auf ein flaches Dach gehoben. Sogleich wurde ich von ſchönen Sklavinnen und Dienern umringt, welche mich mit Fackeln empfingen, und ſprachen: „Da iſt ein Geſell!“ So zogen ſie vor mir her und führten mich fort. Ich ſtieg in einen Palaſt von königlicher Pracht hinab, welcher mit Geräthe verſehen war, wie man es nur in den Zimmern der Chalyfen wiederfindet. Weiter führten ſie mich in einen mit Teppichen geſchmückten Saal, wie man ſie nur im kaiſerlichen Palaſte ſieht. Im Hintergrund dieſes

Saales ſtanden zwei prächtige Sofa's ſo ſchön, wie diejenigen, auf welchen der Beherrſcher der Gläubigen ſitzt. Ich ſetzte mich auf den einen, und dachte darüber nach, was vorginge.

Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt, als meine Augen von dem Glanze vieler Fackeln geblendet wurden, welche Sklavinnen trugen, in deren Mitte eine junge Schöne erſchien, die mit Juweelen bedeckt war, dergleichen man nur an den Frauen des Chalyfen ſieht; ſie war umgeben von reizenden Sklavinnen, welche die Schleppe ihres Gewandes trugen. Ihre Schönheit war ſo hinreißend, daß ich ſie für keine Sterbliche hielt.

Sobald ſie erſchien, erhub ich mich, und blieb ehrfurchtsvoll ſtehen, bis ſie mir befahl, mich zu ſetzen. Sie ſelber nahm ihren Platz auf dem andern Sofa, und redete mich liebreich an; denn ſie hatte bemerkt, daß ihre Erſcheinung mich verwirrt gemacht hatte. Hierauf ließ ſie eine Tafel von königlicher Pracht bringen; wir wuſchen uns die Hände, und man ſetzte uns Gerichte vor, dergleichen man nur bei dem Beherrſcher der Gläubigen ißt. Nach beendigtem Mahle wuſchen wir uns wieder die Hände mit wohlriechenden Waſſern; darnach brachte man eine Tafel mit ſilbernen Aufſätzen, die allerlei Blumen, duftende Kräuter, friſche und trockene Früchte enthielten, und dazwiſchen ſtanden Kriſtallflaſchen voll der köſtlichſten Weine. Zu gleicher Zeit ließ ſich ein Konzert von Geſang und

Saitenſpiel hören, welches mich vor Entzücken ganz außer mich verſetzte. Darnach koſ'ten wir mit einander erzählten Neuigkeiten, Geſchichten, und ſangen Lieder. Da ſprach ſie zu mir:

„Du biſt ſehr liebenswürdig, und ich habe niemals einen angenehmeren und gebildeteren Mann geſehen.“

„Was ich weiß, ſchöne Frau,“ antwortete ich ihr, „verdanke ich einem meiner Vettern, der noch weit gebildeter und liebenswürdiger iſt, als ich.“

Ich brachte bei ihr eine der ſchönſten Nächte meines Lebens zu.

Sobald die Morgenröthe erſchien, beurlaubte ich mich von den ſchönen Mädchen: ſie geleiteten mich wieder auf das flache Dach, von wo ich vermittelſt desſelben Korbes wieder auf die Straße hinabſtieg. Von hier ging ich nach Hauſe, wo ich einen Augenblick verweilte, dann kehrte ich eilig zu Almamun zurück, welchen ich ſehr aufgebracht gegen mich antraf.

„Abu Iſhak,“ ſagte er zu mir, „ich hatte dir befohlen, den Palaſt nicht zu verlaſſen; was iſt den ſo dringendes vorgefallen, daß es dich nöthigte, wegzugehen?“

„Fürſt der Gläubigen,“ antwortete ich ihm, „als du mich verlaſſen hatteſt und ich hier allein blieb, erinnerte ich mich, daß eine junge Sklavinn mich zu Hauſe erwartete, und beſchloß, ſie zu beſuchen: ich habe mich nicht enthalten können, mich bei ihr zu vergeſſen. Der Rauſch und die Leidenſchaft haben mich zu dieſer Schönen hingeriſſen.“

Hierauf ſetzten wir uns, und tranken wieder den ganzen Tag.

Als es Nacht ward, ging der Chalyf in ſein Frauen-Zimmer, und ſagte, beim Hinausgehen, wieder zu mir: „Geh nicht weg, damit wir zuſammen frühſtücken.“

Sobald er fort war, konnte ich mich nicht mehr halten, und ich fühlte daſſelbe Verlangen, welches mich den vorigen vorigen Abend gequält hatte; ich wollte alſo hinweg gehen, als die Leute des Chalyfen ſich widerſetzten, mit den Worten: „Du biſt Schuld, daß der Fürſt auf uns gegrollt hat.“ Aber das Geld, welches ich unter ſie vertheilte, machte ſie willfähriger, und ſie ließen mich gehen.

Ich nahm wieder meinen Weg nach dem Orte, wo ich den gefälligen Korb wieder einladend hangen ſah. Ich ſetzte mich hinein: ſobald man das Gewicht meines Leibes darin ſpürte, zog man mich empor; und als die Sklaven mich erblickten, ſagten ſie: „Das iſt unſer geſtriger Geſell.“

„Ja,“ antwortete ich ihnen.

„Wartet,“ fuhren ſie fort, „bis wir ſie befragt haben; denn es iſt nicht ihre Gewohnheit, jemand wieder aufzunehmen, den ſie ſchon einmal aufgenommen hat.“

Man ging alſo hin, ſie davon zu benachrichtigen, und kam bald zurück, mit der Erlaubnis, mich ausſteigen zu laſſen. Man führte mich wieder in den Saal mit den beiden Sofa's. Alsbald erſchien die Herrinn mit demſelben Gefolge, ſetzte ſich, erkundigte ſich nach meinem Befinden, und was ich, ſeit ich ſie verlaſſen, gemacht hätte, und bezeugte mir ſo viel Vergnügen, mich wiederzuſehen, daß ich ganz verwirrt wurde; hierauf kamen Speiſen und Weine, wie geſtern. Wir aßen und tranken uns ſatt, und unſere Unterhaltung war noch belebter, als die vorige Nacht.

Indem ſie nun an den Geſchichten, welche ich ihr erzählte, und an meinen Schwänken großes Gefallen fand, rief ſie aus:

„Ja, ich ſchwöre es bei dem Allerhöchſten, du biſt ein prächtiger Menſch, und unerſchöpflich an luſtigen und wunderſamen Geſchichten.“

„Was würdeſt du erſt ſagen, wenn du meinen Vetter ſäheſt? “

„Mit dir,“ erwiederte ſie, „iſt keiner zu vergleichen.“

„Gleichwohl, ſchwöre ich dir, bin ich nur ein Tropfen gegen ſein Weltmeer: wenn du erlaubteſt, daß ich dir ihn vorſtellte, ſo würdeſt du dich von meiner Wahrhaftigkeit überzeugen.“

Was du von mir verlangſt, ſtimmt nicht zu der hier eingeführten Ordnung,“ verſetzte ſie: „denn noch iſt niemand, der einmal dieſes Haus betreten hat, darein zurückgekehrt, ausgenommen du, weil ich an dir eine gute Erziehung und angenehme Sitten erkannt habe.“ —

„Aber, Herrinn, wenn ihr meinen Vetter ſähet, würdet ihr weniger aus mir machen, und würde mein Verdienſt ſich in euern Augen beträchtlich verringern.“ — „Wohlan, ſo führe ihn mir die nächſte Nacht her.“

Fünfhundert zwei und funfzigſte Nacht.

Wir fuhren fort, uns mit andern Dingen zu unterhalten, bis zum Anbruche des Tages: da nahm ich Abſchied von ihr, und entfernte mich auf dieſelbe Weiſe, wie ich gekommen war.

Ich ging nach Hauſe, verweilte dort einige Augenblicke, und kehrte dann eilig zu Almamun zurück, welcher ſehr in Zorn gegen mich war. Ich begrüßte ihn, und er antwortete mir:

„Ich gebe dir deinen Gruß nicht zurück, dir, der meine Befehle und meine Geſellſchaft verachtet.“

Zu gleicher Zeit rief er den Thürhütern und machte ihnen ſehr heftige Vorwürfe.

„Fürſt der Gläubigen,“ ſagte ich zu ihm, „beſänftige dich; denn ich habe dir eine ſehr ergetzliche Geſchichte zu erzählen.“

„Laß hören,“ erwiederte er. Ich erzählte ihm hierauf alles, was mir begegnet war, und fügte hinzu:

„Ich habe von ihr ein Stelldichein für dich ſelber erhalten.“

Da war er auf dem Gipfel der Freude; und den ganzen Tag hindurch hatte er nichts anderes zu thun, als ſich meine Erzählung wiederholen zu laſſen und mich über die Schöne zu befragen, bis der Tag zu Ende ging.

Kaum war die Nacht gekommen, als er zu mir ſagte: „Jetzt iſt es Zeit.“

Wir ſtanden auf, und gingen zuſammen hinaus, nachdem wir mit einander verabredet hatten, daß ich ihn nicht auf die gewöhnliche Weiſe anreden, ſondern die Feierlichkeit beiſeite ſetzen, und daß er mich wie ſeinesgleichen und wie ſeinen Vetter behandeln ſollte. Wir begaben uns alſo an den bewußten Ort, und fanden dort zwei Körbe hangen: ich ſetzte mich in den einen, er ſetzte ſich in den andern, und wir wurden alsbald auf das flache Dach emporgehoben; von hier ſtiegen wir in den Palaſt hinab und traten in den Saal, wo ſich heute drei Sofa's befanden. Ich ſetzte mich auf den einen, Almamun ſetzte ſich auf den andern, ſo daß der in der Mitte leer blieb.

Bald erſchienen die ſchönen Sklavinnen mit ihrer Herrinn, welche anmuthig in deren Mitte einhertrat. Man brachte Speiſen und Getränke, wie gewöhnlich. Almamun blickte mich ganz verwundert über die Schönheit dieſes Schauſpiels an.

Nach der Mahlzeit fingen wir an, Geſchichten zu erzählen, und Lieder zu ſingen. Dabei trug nun Almamun durch die Ueberlegenheit ſeiner Erziehung und die Anmuth ſeiner Sitten bei der Schönen den Sieg davon. Sie ſagte zu mir:

„Ich finde deinen Vetter weit über den Lobeserhebungen, welche du mir von ihm gemacht haſt, und er beſitzt noch mehr ſchöne Gaben, als du ſagteſt: du biſt weit unter der Wirklichkeit geblieben.“

Wir verbrachten eine bezaubernde Nacht: Almamun überließ ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen zu eſſen und zu trinken, zu ſingen und zu ſpielen.

Hierauf begann eine der jungen Sklavinnen, Verſe von meiner Kompoſizion zu ſingen, verfehlte aber mehrmals das rechte Maaß. Almamun, der ſie auswendig wußte, bemerkte bald, wo ſie fehlte. Und jetzt, überraſcht von der Gewohnheit zu befehlen, nahm er den gebieteriſchen Ton des Chalyfen an, und ſagte zu mir:

„Abu Iſhak, ſinge du dieſes Lied.“

Ich erhub mich auf dieſen Befehl, indem ich ſagte: „Ich gehorche, Fürſt der Gläubigen.“

Hierauf befahl er mir, mich zu ſetzen; ich ſetzte mich, und ſang daſſelbe Lied.

Als ich ausgeſungen hatte, fragte ich unſere Wirthinn, wem ſie angehörete, und von welchem Stande ſie wäre. Sie antwortete, ſie hieße Buran und wäre die Tochter Haßans, Sehels Sohns.

Bald darauf kehrten wir nach dem Palaſte zurück, und am folgenden Morgen begehrte Almamun, von ihren Reizen bezaubert, ſie zur Gemahlinn, und heiratete ſie, nach den Zeugniſſen der Geſchichtſchreiber.

Die Hochzeit wurde mit erſtaunlicher Pracht gefeiert, im Jahre 210 der Hedſchra, im Monat Ramadhan (im Januar 826 n. Chr.)

Almamun ging, ſeiner Geſundheit wegen, von Baghdad nach Kom; er befand ſich in dem Hauſe El-Haſan's, Sehels Sohns. Die Hochzeit wurde gefeiert: als er nun kam, um Buran mit großem Gepränge in den Palaſt heimzuführen, fand er ſie umgeben von Hamdonneh, der Tochter Haruns; von Sobeide, der Mutter Giafars, Tochter El-Emyns; von ihrer väterlichen Großmutter, und von ihrem Bruder El-fadhl, Sehels Sohne. Als er das Brautgemach betrat, machte die Großmutter der Buran ihrer Enkelinn das Hochzeitgeſchenk, welches in einer Schnur von tauſend der ſchönſten und vollkommenſten Perlen beſtand, welche nur zu finden waren. Almamun ſetzte ſich Buran gegenüber; ein von Goldfäden gewebter Teppich war ausgebreitet, und nun ſtreute die Großmutter für ihn tauſend und dreihundert große und kleine Perlen in goldene Schüſſeln; Almamun, auf ſeinem Teppiche ſitzend, betrachtete dieſe Perlen.

Katel-Allah ſagt, daß Abu-Newas bei dieſer Feierlichkeit zugegen geweſen, über welche er folgende Verſe machte:

„Blaſen des Weines, große und kleine,
Sind eben ſo viel Perlen,
Die man auf einen goldenen Boden ſtreut.“

Almamun befahl, dieſe Perlen aufzuleſen und ſchenkte ſie Buran, mit den Worten: „Bitte von mir, was du wünſcheſt.“

Die Braut verharrte hierauf in der größten Beſcheidenheit; ihre Großmutter aber ſagte zu ihr: „Eröffne doch deinem Herrn deine Wünſche, weil er dich dazu auffordert.“

Sie bat ihn nun um die Begnadigung Ibrahyms, Mehdy's Sohns. „Sie iſt ſchon gewährt,“ antwortete er.

Sodann bat ſie für Sobeïde, Giafars Mutter, um die Erlaubnis, die Wallfahrt nach Mekka zu machen; und er gewährte ſie ihr. Die Mutter Giafars bekleidete Buran mit einem Ueberkleide, denen gleich, welche die Ommyaden trugen, und mit Steinen und Perlen beſäet.

Almamun blieb bei Al-Haßan, Sehels Sohn, ſiebzehn Tage, und jeden Tag verſorgte Alhaßan den Chalyfen und ſein Gefolge mit allem, was ſie nöthig hatten. Ibn Sehel beſchenkte auch alle Beamten mit Ehrenkleidern, jeden nach ſeinem Range, und ſeiner Verbindung mit ihm. Man behauptet, daß er nicht weniger als funfzehn Millionen Silberſtücke aufwendete. Man fügt hinzu, daß Al-Haßan die einzelen Stücke ſeines Hausrathes und aller ſeiner Beſitzthümer auf Zettel ſchrieb, dieſe im Augenblicke der Verlobung mitten unter die Hofleute warf, und jeder das Geräth oder Beſitzthum erhielt, welches auf dem ihm zugefallenen Zettel ſtand. Endlich heißt es, daß alles Holz, welches während dieſes ganzen Feſtes verbrannt wurde, Sandel-Holz, genannt Kakely, geweſen ſei."

Scheheraſade bemerkte, daß dieſe Erzählung dem Sultan eben nicht ſehr gefallen hatte; und weil der Tag anbrach, ſo verſprach ſie ihm für die nächſte Nacht eine viel anziehendere Geſchichte, welche ſie dann auch alſo begann.

Fünfhundert drei und funfzigſte Nacht.

Geſchichte

des Sultans Selim von Aegypten.

„Herr, wie man erzählt, ſo war einmal in Aegypten ein mächtiger König, der zwei Söhne hatte. Eines Tages dachte er über den Lauf dieſer Welt nach, und da er ſah, daß nichts darin beſtändig war, ſo faßte er den Entſchluß, ſeinen zweiten Sohn Selim ein Handwerk lernen zu laſſen. Er gab ihn alſo einem der berühmteſten Schneider ſeiner Hauptſtadt in die Lehre.

„Mein Sohn,“ ſprach er zu dem jungen Prinzen, „betrachte das Gewerbe, welches ich dir zu eigen zu machen wünſche, nicht als unter deinem Stande; niemand iſt geborgen vor den Schlägen des Schickſals, und vielleicht wirſt du eines Tages noch Gelegenheit finden, die Wahrheit dieſes Perſiſchen Sprichwortes zu erkennen: „Belehrung eines Hirſekornes ſchwer, wiegt hundert Laſten Goldes auf.“

Der junge Prinz fügte ſich dem Willen ſeines Vaters, und in kurzer Zeit ward er in der von ihm erlernten Kunſt ſehr geſchickt.

Die folgenden Begebenheiten rechtfertigten nur zu ſehr die weiſe Vorſicht des Königs. Dieſer Fürſt kehrte in den Schooß des allbarmherzigen Gottes zurück; ſein älterer Sohn beſtieg den Thron, und der jüngere, wohl wiſſend, wie ſehr er die böſen Geſinnungen ſeines Bruders zu fürchten hätte, ſah ſich, um ſein Leben zu retten, genöthigt, heimlich die Flucht zu ergreifen, und ſich nach Hedſchas zu begeben. Er geſellte ſich zu einer Karawane von Wallfahrern, und hielt mit ihnen ſeinen Eintritt in die heilige Stadt Mekka.

Er wanderte ruhig durch eine der Straſſen dieſer groſſen Stadt, als ſein Fuß an etwas Hartes ſtieß, welches einen Klang von ſich gab; er ſtreckte die Hand darnach aus, und erkannte mit Freuden, daß er eine Börſe gefunden hatte. Aber ſein Vergnügen darüber war von kurzer Dauer; denn kaum hatte er einige Schritte gethan, als er einem alten Chodſchah begegnete, der ſich die Bruſt zerſchlug und dabei mit dem Tone der tiefſten Verzweiflung ausrief:

„O ihr Muſelmänner! wer von euch meine Börſe gefunden hat, gebe ſie mir wieder, um Gottes und des heiligen Tempels von Mekka willen: die Hälfte derſelben ſoll ihm eben ſo rechtmäßig angehören, wie die Milch ſeiner Mutter."

Die Verzweiflung dieſes Mannes ließ den jungen Prinzen nicht lange ſchwanken, was er zu thun hätte; er ging alſo auf ihn zu, und ſprach: „Tröſtet euch, Chodſchah, ich habe gefunden, was ihr verloren habt." Und damit bot er ihm die Börſe dar.

Selim zeigte bei dieſer Gelegenheit eine Uneigennützigkeit, welche ihm das Wohlwollen des Chodſchahs erwarb.

„Mein Vater," ſprach er, „alles warum ich euch zur Erwiederung des euch geleiſteten Dienſtes bitte, iſt, daß ihr die Güte habet, mir Arbeit zu verſchaffen."

„Gern, mein Sohn," antwortete der Greis, „dein Edelmuth ſoll nicht unbelohnt bleiben; ich wohne in Baghdad, und wenn du willſt, ſo nehme ich dich mit nach dieſer Stadt, wo ich dir ſehr nützlich ſein kann."

Der Prinz nahm dieſes Erbieten an, und ſie verabredeten den Tag ihrer Abreiſe.

Nach einer langen Reiſe, kamen ſie alle beide geſund und wohlbehalten nach der Hauptſtadt von Irak Arabi. Der Chodſchah, der ſeinem jungen Reiſegefährten große Theilnahme bewies, brachte ihn alsbald zu einem Schneider von ſeiner Bekanntſchaft. Dieſer, um ſeine Geſchicklichkeit zu prüfen, ließ ihn einen **Kaftan** anfertigen; und als ſein neuer Arbeiter ihm nach einigen Tagen das ihm anvertraute Werk wiederbrachte, war er ganz erſtaunt über die Vollkommenheit der Arbeit, und geſtand ihm, er hätte niemals einen ſo geſchickten Schneider geſehen.

Die Geſchicklichkeit des jungen Prinzen erwarb ſeinem Meiſter und ihm ſelber tauſend Lobſprüche, und die Arbeit nahm in ſeiner Werkſtätte dermaßen zu, daß der erkenntliche Schneider eines Tages zu ihm ſprach:

„Mein Freund, ich bin dir täglich wenigſtens zwölf **Kiſil's** für alle deine Dienſte ſchuldig: hier ſind ſie.“

Eine ſo anſehnliche Summe verſtattete dem Prinzen, zu Baghdad mit der größten Bequemlichkeit zu leben.

Nun geſchah es, daß der Chodſchah eines Tages einen Zwiſt mit ſeiner Frau hatte, welche recht hübſch war, aber ihm triftige Urſache zum Misvergnügen gegeben hatte, und in ſeiner Heftigkeit ſprach er dreimal das geheiligte Wort der Verſtoßung aus. Er hatte nicht ſobald dieſe Uebereilung begangen, als er ſie ſchon herzlich bereute. Er eilte zum Kadi, und bat ihn, die Ehe zu erneuen; aber dieſer Beamte verweigerte es hartnäckig, bevor die verſtoßene Frau nicht, dem Geſetze zufolge, mit einem **Hülla** vermählt worden. Der Chodſchah war lange unſchlüſſig über die Wahl eines Mannes, der ſein

Vertrauen beſäße, und entſchied ſich endlich, dem jungen Prinzen von Aegypten dieſe Rolle zu übertragen.

In dieſer Abſicht ſtellte er ihn ſeiner Gattinn vor, und ſprach zu ihr: „Hier iſt derjenige, dem ich dich dieſe Nacht anvertraue.“ Und nachdem er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, verſchloß er die Thüre, und ließ beide allein, ſo wie das Geſetz es erforderte.

Als die Frau des Chodſchah ihren Mann entfernt ſah, beleuchtete ſie den jungen Prinzen mit der Lampe, und ſie konnte ſich nicht erwehren, Liebe für ihn zu empfinden; denn Adel und Liebenswürdigkeit erſchien über ſein ganzes Weſen verbreitet, und verrieth ſeine edle Abkunft. Der Prinz ſelber war auch nicht unempfindlich gegen die Reize der Frau des Chodſchahs; und eine große Vertraulichkeit war bald zwiſchen ihnen beiden geſtiftet. Sie zeigte ihm beträchtliche Reichthümer, welche ſie als Ausſteuer ihrem Manne zugebracht, und erbot ihm alle dieſe Güter zu eigen, wenn er den Muth hätte, am nächſten Morgen zu erklären, daß er die Frau behalten wollte, deren Hülle er geweſen, und daß es ihm unmöglich wäre, ſie zu verſtoßen.

Dieſe Worte erfüllten Selims Herz mit Freuden, und er verſprach willig, vor dem Kadi die Verſtoßung ſeiner Neuvermählten beharrlich zu verweigern.

Fünfhundert vier und funfzigſte Nacht.

Am folgenden Morgen ganz früh eilte der Chodſchah herbei und öffnete die Thüre; der junge Mann kam ihm entgegen und küßte ihm die Hand. „Auf, auf,“ ſagte der Chodſchah, „laſſet uns ſchleunig zum Kadi gehen!“

„Was ſoll ich bei dem Kadi?“ entgegnete der Prinz.

„Ei nun, ihr ſollt meine Frau verſtoßen.“

„Eure Frau verſtoßen? ich werde mich wohl davor hüten; das iſt nicht der Brauch meines Landes: wenn man in Aegypten eine Frau genommen hat, ſo behält man ſie.“

„Was ſoll das bedeuten?“ rief der Chodſchah aus; „durfte ich mich eines ſolchen Betragens von eurer Seite verſehen?“

Aber alle ſeine Vorſtellungen waren vergeblich: Selim blieb unerſchütterlich in ſeinem gefaßten Entſchluſſe.

Hierauf rannte der Mann zu dem Kadi, und trug ihm die bedenkliche Lage vor, in welcher er ſich befand. Dieſer Beamte antwortete ihm, wenn der Hülla in ſeinem gefaßten Entſchluſſe beharrete, ſo gäbe es kein geſetzliches Mittel, ihn zur Verſtoßung ſeiner Neuvermählten zu zwingen.

Der Verdruß des armen Chodſchah über den Verluſt ſeiner Frau war ſo groß, daß er ernſtlich krank ward; da ließ er den jungen Prinzen an ſein Bette kommen und ſprach zu ihm:

„Alles was ich jetzt erleide, iſt euch nicht zuzurechnen, und ich würde Unrecht thun, euch einen Fehler vorzuwerfen, welchen ich begangen habe. Als ihr mir die verlorene Börſe mit ſo viel Uneigennützigkeit wiedergabet, that ich unvorſichtigerweiſe folgenden Ausruf zu Gott: ‚O Herr! iſt alles, was ich beſitze, wohl hinreichend, ſo viel Redlichkeit zu belohnen?‘ Ihr ſeht, der barmherzige Gott, hat nur zu genau mein Gebet erhört, da ihr in einem Augenblicke Herr des größten Theils meines Vermögens geworden ſeid, und er euch ſogar auch meine Frau gegeben hat. So will es das Schickſal; ich nehme alle hier Gegenwärtigen zu Zeugen, daß ich euch vollends eine Schenkung von allem mache, was ich nachlaſſen werde.“

Nach drei Tagen gab der Chodſchah ſeine Seele an Gott zurück, und der junge Prinz ward äußerſt reich. Er lebte mit ſeiner Frau mehrere Jahre im beßten Einverſtändniſſe; und nichts trübte dieſe auf ſonderbare Weiſe geknüpfte Ehe, als ein unerwartetes Ereignis Selims Seele in Traurigkeit verſetzte.

Sobald ſeine Ehe anerkannt war, hatte er das Schneiderhandwerk aufgegeben; er hatte zahlreiches Hausgeſinde in Dienſt genommen, er bewirthete bei ſich die liebenswürdigſten jungen Leute von Baghdad, und ſein Haus war der Sammelplatz der beßten Geſellſchaft in dieſer Stadt geworden.

Aber der Prinz hatte nicht bemerkt, daß unter denjenigen, die ſein Haus beſuchten, ein junger Mann war, der ſich aufs angelegenſte um ſeine Frau bemühte. Eines Tages, als er von einer Luſtfahrt mit mehreren ſeiner Freunde nach Hauſe kam, klopfte er vergeblich an ſeine Thüre, niemand erſchien, um ſie ihm zu öffnen. Verwundert über dieſe Stille, verdoppelt er ſeine Schläge und ruft ſeinen Leuten: niemand zeigt ſich. Ungeduldig über dieſe Säumnis, entſchließt er ſich, die Thüre einzuſtoßen; er läuft nach dem Zimmer ſeiner Frau, findet ſie aber auch nicht darin. Vergeblich klatſcht er in die Hände, ruft ſeinem Geſinde: das Haus iſt leer. Kurz, er durchſucht alle Theile ſeiner Wohnung, und erlangt die Ueberzeugung, daß alles von Werth daraus hinweggeſchafft iſt.

Nun zweifelte der Prinz nicht länger, daß er durch die Treuloſigkeit ſeiner Frau hintergangen wäre, und ſchwur, ſich zu rächen. In dieſer Abſicht ſammelte er alle Nachweiſungen, die er auftreiben konnte, über den Weg, welchen ſeine Frau mit ihrem Buhler genommen hatte; und nachdem er alles, was ſie noch zurückgelaſſen, verkauft hatte, machte er ſich auf, ſie zu verfolgen, und ſchlug den Weg nach Ispahan ein.

Indem er auf allen Seiten Erkundigungen einzog, um die Spur ſeiner Frau zu entdecken, hatte er ſchon zwei Tagereiſen gemacht, als er von Müdigkeit überwältigt, vor dem Hauſe eines Schuſters ausruhte.

„Bruder,“ ſprach dieſer zu ihm, „du ſcheinſt ermüdet; die Nacht nahet heran: willſt du die Matte theilen, auf welcher ich ſchlafe, ſo biete ich ſie dir willig dar.“

Selim nahm dieſes Erbieten mit Dank an; und da er das Bedürfnis der Ruhe fühlte, ſo ſtreckte er ſich in einer Ecke hin, und ſchlief feſt ein. Aber bald erwachte er, um Zeuge eines ſehr ſeltſamen Auftrittes zu ſein.

Die Frau des Schuſters, bei welchem Selim ſich befand, unterhielt ſeit langer Zeit einen Liebeshandel mit einem jungen Kaufmann, und eine gemeinſame Freundinn, die Frau eines Bartſcheerers in der Nachbarſchaft, begünſtigte dieſe Buhlſchaft. Nun geſchah es, daß Geſchäfte den Schuſter nöthigten, auf einige Zeit, ſeine Wohnung zu verlaſſen. Dieſe Abweſenheit benutzend, machte die Frau alle Vorbereitungen zu einer Zuſammenkunft mit ihrem Liebhaber, und ſtand im Begriff auszugehen, als ihr Mann, deſſen Geſchäfte bald waren beendigt worden, heimkehrte, ehe ſie ſich's verſah. Er fragte ſie, warum ſie ausginge; und da die Vorwände, unter welchen ſie ſich entſchuldigen wollte, ihm nicht genügten, gerieth er in Zorn, mishandelte ſie, ungeachtet ihrer Thränen und Bitten, und um ſie noch mehr zu züchtigen, band er ſie an einen der Pfeiler, welche das Haus ſtützten.

Selim war durch all dieſen Lärm vom Schlaf erwacht, und das rohe Betragen des Schuſters hatte ſeinen Unwillen erregt, aber er erkannte bald, daß das Unrecht nicht ganz auf Seiten ſeines Wirthes war. Dieſer war, nachdem er ſeine Frau ſo ſtrenge behandelt hatte, endlich eingeſchlafen.

Kurze Zeit darauf ſah der Prinz die Frau des Bartſcheerers eintreten: „Was macht ihr denn, Nachbarinn?“ ſprach ſie mit leiſer Stimme: „wißt ihr denn nicht, daß ihr ſchon lange erwartet werdet? und ſchämt ihr euch nicht, jemand ſo lange ſchmachten zu laſſen, der euch ſo inbrünſtig liebt?“

„Ach!“ antwortete die Gefangene, „ihr habt gut mich anklagen: aber ihr würdet aufhören, ungerecht zu ſein, wenn ihr all das Leid wüßtet, welches mich niederdrückt. Ich habe das Unglück gehabt, den Argwohn meines Mannes zu erregen, und dieſer rohe Menſch hat mich, nachdem er mich ſo mishandelt, wie ihr ſeht, feſt an dieſen Pfeiler gebunden, wo ich gezwungen bin, die Nacht auszuhalten, wenn ihr nicht die Güte habt, mich von den Banden zu befreien, welche mich gefangen halten. Ja, wenn ihr Mitleid mit der unglücklichen Lage hättet, in welcher ich mich befinde, ſo würde es euch leicht ſein, mir einen ſehr großen Dienſt zu leiſten: indem ihr auf einige Zeit meine Stelle einnähmet, würdet ihr mir helfen, mich an meinem Manne zu rächen und ihn deſto ärger zu betrügen.“

„Ich will es gerne thun, Nachbarinn,“ erwiederte die Bartſcheeres-Frau; „ſogleich binde ich euch los, und ihr bindet mich an eurer Statt an: ich bin erfreut, daß ich Gelegenheit finde, euch dieſen Dienſt zu leiſten. Bleibet nur nicht zu lange aus.“

Mit dieſen Worten band ſie die Gefeſſelte von dem Pfeiler los, und nahm ihre Stelle ein. Die ſo in Freiheit geſetzte Frau des Schuſters eilte nun zu ihrem Liebhaber.

Fünfhundert fünf und funfzigſte Nacht.

Ueber dieſe Vorgänge erwachte der Herr des Hauſes; er rief ſeiner Frau zu wiederholten Malen; denn diejenige, die ihre Stelle eingenommen hatte, fürchtete, der Ton der Stimme möchte ſie verrathen, und hütete ſich wohl, zu antworten. Der Schuſter, ungeduldig über ihr hartnäckiges Stillſchweigen, ſteht auf, ergreift ſein Ledermeſſer, ſpringt nach dem Pfeiler, an welchen er ſeine Frau gebunden hatte, und ſchneidet der Bartſcheerers-Frau die Naſenſpitze ab:

„Da,“ ſprach er zu ihr, indem er ihr ihre Naſenſpitze in die Hand gab, „ich will dich lehren, mir nicht zu gehorchen; du kannſt nun hingehen und damit deinem Buhlen ein neues Geſchenk machen.“

Unterdeſſen wagte das unglückliche Schlachtopfer der Gefälligkeit, aus Furcht vor dem Zorn eines ſo jähzornigen Mannes, keineswegs, das Stillſchweigen zu brechen, aber ſie bedachte bei ſich ſelber ihr ſchmähliches Schickſal, während diejenige, welcher die Strafe galt, ſich ihrer Luſt hingab.

Der Schuſter hatte ſich, nach dieſer Züchtigung ſeiner vermeinten Frau, wieder auf ſeine Matte gelegt. Bald darauf kam ſeine wirkliche Frau heim, und als ſie den kläglichen Zuſtand vernahm, in welchen ihr Mann ihre Nachbarinn verſetzt hatte, war ſie innerlich zwar heilfroh daß ſie einer ſo unmenſchlichen Behandlung entgangen war, ſtellte ſich aber, als wenn ſie Thränen vergöſſe, und bezeigte der Bartſcheerers-Frau in den ſtärkſten Ausdrücken ihren vollen Schmerz über dieſen unglücklichen Zufall. Nachdem ſie ſo ihr Beileid bezeigt hatte, nahm ſie den verlaſſenen Platz wieder ein, und ließ ſich wieder an den Pfeiler binden.

Jetzo dachte ſie auf Mittel, ihren Mann zu bereden, daß ſie ihre Naſenſpitze wiedererhalten hätte, und ſie erſann folgenden Kunſtgriff, um ihn durch eine neue Liſt hinters Licht zu führen.

Nachdem ſie einige Zeit ſchweigend da geſtanden hatte, erhub ſie auf einmal ihre Stimme, und rief aus:

„Gnädiger und barmherziger Gott! du, der in den Herzen leſen und die Guten von den Böſen unterſcheiden kannſt! du, dem nichts verborgen iſt! willſt du zulaſſen, daß ich zum Schlachtopfer des ſchmählichſten Verdachtes und der unmenſchlichſten und ungerechteſten Behandlung hingegeben ſei? Wenn du mein Gebet zu erhören würdigſt, o Herr, ſo gib mir die mir geraubte Zierde meines Antlitzes und dieſe Wohlgeſtalt wieder, welche eigentlich das Erbtheil edler und reiner Seelen iſt! Möge dieſes Wunder meine Unſchuld kund thun und die Flecken vertilgen, mit welchen das Kleid meiner Ehre verunglimpft iſt!“

Der Schuſter, nachdem er dieſes Gebet ſeiner Frau angehört hatte, konnte ſeinen Unwillen nicht zurückhalten: „Elende,“ rief er ihr zu, „weißt du denn nicht, daß Gott die Bitten der Ehebrecherinnen nicht erhört? und kannſt du hoffen, daß dein Gebet bis zu ſeinem Throne dringen werde?“

„Großer Gott!“ rief die Frau aus, „mein Gebet iſt erhört; komm her unmenſchlicher Mann, und überzeuge dich ſelber von der Hülfe, welche die himmliſche Allmacht der verfolgten Tugend angedeihen läßt. Allah hat die ſchmähliche Entſtellung wieder ausgetilgt, womit du mich beſchimpft hatteſt.“

Dieſe Worte waren mit zuviel Zuverſicht ausgeſprochen, um nicht auf den Schuſter Eindruck zu machen. er lief hin, zündete die Lampe wieder an, näherte ſie neugierig dem Geſichte ſeiner Frau, und erkannte, daß ihre Naſe nichts von ihrer vorigen Geſtalt eingebüßt hatte. Er fragte nun nicht weiter nach, ſondern warf ſich ihr zu Füßen, und rief aus:

„O ich Unglücklicher! ja, ich bekenne dir jetzo mein großes Unrecht, und verſpreche dir, es wieder gutzumachen. Sei verſichert, daß ich durch meine Unterwürfigkeit, Lenkſamkeit und Gefälligkeit, dich mein bisheriges Betragen vergeſſen machen will: gebiete gegenwärtig unbeſchränkt, du biſt von nun an die einzige Herrinn all meiner Handlungen, und du kannſt mit mir ſchalten, wie mit deinem unterthänigſten Sklaven.“

Selim, der in ſeinem Winkel, wo er lag, Zeuge all dieſer Auftritte war, konnte ſich nicht enthalten, über die Gutmüthigkeit des armen Schuſters zu lachen. Indem er nun ſah, wie ſehr dieſer durch die Liſten ſeiner Frau hinters Licht geführt wurde, tröſtete er ſich etwas über ſein eigenes Misgeſchick, und ſchlief um ſo ruhiger wieder ein, ohne die Folgen der Verſöhnung mit anzuhören.

Am folgenden Morgen erhub er ſich mit Tages Anbruche, dankte ſeinem Wirthe für die edelmüthige Gaſtfreundſchaft, welche er ihm erzeigt hatte, und ohne deſſen

Ruhe durch unvorſichtige Entdeckungen zu ſtören, ſetzte er ſeinen Weg nach Ispahan fort.

Selim ging traurig auf die nächſte Stadt zu, und traf einen Kalender, welcher denſelben Weg verfolgte: „Ihr ſcheint ſehr traurig," ſprach der Reiſende zu dem Prinzen, indem er ſich ihm nahte; „was iſt der Gegenſtand eures Kummers?"

„Ach, Herr," antwortete Selim, „ich ſuche meine Frau, die mir entlaufen iſt."

„Wie! das iſt der Gegenſtand eures Kummers?" ſagte der Kalender; tröſtet euch, Herr, ihr ſeid nicht das erſte Opfer eines Unfalles dieſer Art, und ihr dürft euch glücklich preiſen, daß er nicht noch andere Folgen nach ſich gezogen hat: ich habe von einem unglücklichen Kaufmann erzählen gehört, der nicht ſo leichten Kaufs davon gekommen iſt."

„Was begegnete denn dieſem Kaufmann?" fragte der Prinz von Aegypten.

Da begann der Kalender, während ſie zuſammen fortgingen, folgendermaßen:

Geſchichte der Adileh.

„Es war einmal in Arabien ein junger Seidenhändler, der eine der ſchönſten Frauen Aſiens zur Gattinn hatte; er hegte für ſie die zärtlichſte Liebe, und Adileh (ſo hieß dieſe junge Frau) ſchien dieſelbe zu erwiedern.

Eines Tages, als beide, in den Ergießungen ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit, ſich ihr Leid ausdrückten, daß ſie ſich dereinſt durch den Tod getrennt ſehen müßten, ſprach der junge Kaufmann zu ſeiner Frau: „Wenn ich das Unglück hätte, dich zu verlieren, ſo würde ich die ganze Nacht über deinem Grabe weinen; das ſchwöre ich dir hier zu.“

„Und ich,“ erwiederte ihm Adileh, „wäre ich ſo unglücklich, dich zu überleben, ſo würde ich mich auf deinem Grabe durch Hunger tödten, wenn der Schmerz, der mich überwältigen würde, nicht ſtark genug wäre, uns wieder zu vereinigen.“

Kurze Zeit nach dieſem Geſpräche, wurde Adileh von einer heftigen Krankheit befallen, welche ſie ins Grab brachte. Der Kaufmann empfand einen ſehr tiefen Schmerz über den Verluſt ſeiner Gattinn, und, wie er ihr verſprochen hatte, brachte er die Nacht unter Weinen und Seufzen bei ihr am Grabe zu. Er befand ſich ſchon mehrere Stunden in dieſer traurigen Lage, als beim Anbruche des Tages ein Geiſt, der auf dieſer Begräbnisſtätte hauſte, ſein Schluchzen hörte; er hatte Mitleid mit ſeiner tiefen Betrübnis, und fragte ihn:

„Worüber biſt du denn ſo troſtlos?“

„Ach!“ antwortete ihm der Kaufmann, „ich habe mein Theuerſtes auf der Welt verloren: ich hatte eine Gattinn, welche ich anbetete, und von welcher ich zärtlich geliebt wurde; die hat der unbarmherzige Tod mir jetzo geraubt.“

„Wenn ich ſie nun wieder ins Leben riefe?“ fragte der Geiſt.

„So würden meine heißeſten Wünſche erfüllt werden,“ ſagte der Kaufmann.

„Wohlan, du ſollſt befriedigt werden,“ erwiederte der Geiſt. Zu gleicher Zeit nahte er ſich dem Leichnam der Adileh, ſprach einige geheimnisvolle Worte aus, und kaum begann ſie, das Haupt zu erheben, da verſchwand er augenblicklich.

Die junge Frau fragte ihren Mann, wie es geſchehen, daß ſie wieder ins Leben gerufen wäre; und dieſer erzählte ihr alles, was vorgegangen war. Adileh bezeugte ihm in den ſtärkſten Ausdrücken ihre Erkenntlichkeit und Zärtlichkeit, und gelobte ihm durch ihre Hingebung und Liebe ihre ewige Dankbarkeit zu beweiſen.

„O meine Vielgeliebte,“ erwiederte der junge Kaufmann, „iſt es nicht ſchon der ſüßeſte Lohn für mich, dich dem Leben und meiner Liebe wiedergeſchenkt zu ſehen? Laß uns nach unſerer Wohnung heim eilen, um wieder ruhig des Glückes zu genießen, welches der Tod ſo grauſam unterbrochen hatte.“

Bei dieſen Worten bemerkte er, daß ſeine Frau kein anderes Gewand anhatte, als das Leichentuch, in welches man ſie gewickelt, und daß er ihr unumgänglich einige Kleidungsſtücke holen müßte, um ſie in den Stand zu ſetzen, durch die Stadt zu gehen: er lief alſo eilig nach Hauſe, um das Nöthige herbeizuſchaffen, und bat ſeine Frau, einige Augenblicke auf ihn zu warten.

Während nun der junge Kaufmann heim gegangen war, um Kleidungsſtücke zur Bedeckung ſeiner Frau zu holen, kam der Sohn des Königs, in Begleitung einiger Hofleute, an dem Gottesacker vorbei. Die ſonderbare Erſcheinung der Adileh zog von ferne ſchon ſeine Blicke an; als er ſich näherte, erkannte er, daß es ein reizendes Weib war, und als er ſie noch genauer betrachtete, konnte er ſich eines tiefen Eindrucks nicht erwehren. Einer der Hofleute, der ſeine Verwirrung bemerkte, gedachte dem Prinzen einen Dienſt zu leiſten, indem er ihm vorſchlug, dieſe Schöne in ſeinen Palaſt zu führen, und ſein Erbieten wurde mit Freuden angenommen.

„Indeſſen,“ ſprach der Prinz, „unterlaß nicht, dich zu erkundigen, ob ſie nicht durch die Bande der Ehe gebunden iſt; denn ich möchte nicht einem Manne ſeine Frau entführen. Sie würde ſonſt, ohne Widerſpruch, die ſchönſte meines Harems ſein.“

Hierauf näherte der Höfling ſich der Adileh, fragte ſie, ob ſie vermählt wäre, und machte ihr den Antrag, ſie in den Palaſt des Prinzen zu führen.

„Herr,“ antwortete die Frau des Kaufmanns, „ich nehme willig die Ehre an, welche der Prinz mir zu erweiſen geruht: Herrinn meiner Handlungen und niemand angehörig, kann ich ihm meine Hand reichen.“

Man bedeckte ſie hierauf mit dem Pelze eines der Hofleute, und führte ſie nach dem Harem, wo ſie mit den reichſten Gewändern bekleidet wurde.

Fünfhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

Während alles dieſes vorging, war der Kaufmann mit einem Hemde und Kaftan nach der Grabſtätte geeilt, wo er ſeine Frau gelaſſen hatte: er ſucht, er ruft, — niemand antwortet. Da konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten und ließ ſeinen Seufzern freien Lauf:

„Großer Gott,“ rief er aus, „bin ich denn ſo unglücklich, und muß vom Leide zur Freude übergehen, nur um von neuen derjenigen beraubt zu werden, die mein Glück ausmachte? Sollte ſie in die Gewalt eines andern gerathen ſeyn? Ach, wenn das, was ich befürchte, wahr iſt, ſo bin ich noch weit unglücklicher, als zuvor. Ich zweifle nicht daran, ein Vorübergehender, von ihren Reizen entzündet wird ſie wider ihren Willen entführt haben. Ich ſehe ſie ſchon, wie ſie mit ihrem Entführer ringt, meinen Beyſtand anfleht und nach mir um Hülfe ruft.“

Voll dieſer traurigen Vorſtellungen, machte der unglückliche Kaufmann alle mögliche Anſtrengungen, um den Räuber ſeiner Adileh zu entdecken, und endlich vernahm er, daß ſie ſich in dem Harem des Prinzen befände.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, fliegt er nach dem Palaſt, wirft ſich dem Prinzen zu Füßen und beſchwört ihn, ihm eine geliebte Gattinn wiederzugeben, welche er gefangen hielte.

„Was bedeutet dieſe Rede?“ fragte ihn der Prinz; niemals habe ich eine Frau wider ihren Willen entführt, niemals habe ich gar eine verheiratete Frau in meinen Harem aufgenommen.“

Und als der Kaufmann ſtandhaft behauptete, daß ſeine geliebte Adileh ſich in dem Palaſte befinden müßte, fügte der Prinz hinzu:

„Höre, ich will wohl, um dich zu überzeugen, dich alle Frauen ſehen laſſen, welche ſich in meinem Harem befinden: aber wehe dir, wenn du die Frau, welche du ſuchſt, nicht darunter findeſt; denn du müßteſt deine fürwitzige Neugier mit deinem Kopfe bezahlen.“

Der junge Kaufmann ließ ſich gern dieſe Bedingung gefallen, und erwiederte: „Ja! Prinz, und müßte ich tauſend Leben aufopfern, um ſie wiederzufinden, ſo würde ich ſie ohne Bedenken für die zärtlichſte, die liebevollſte und treuſte Gattinn hingeben! Ach, ihr kennet nicht den Schatz, welchen euer Palaſt in ſich ſchließt.“

Man ließ alſo alle Frauen des Harems vor den Augen des Kaufmanns vorübergehen, und auf die Fragen des Prinzen antwortete er verneinend, ſo lange er die ſeinige nicht darunter ſah; aber ſobald er ſeine geliebte Adileh von fern erblickte, rief er aus:

„Da iſt ſie, die ich verloren habe! ich danke euch Herr, für eure Güte.“

„Kennſt du dieſen Mann?“ fragte der Prinz die junge Frau.

„Ich kenne ihn nur zu gut,“ antwortete ſie ſogleich mit unverſchämter Stirne: „geruhet ihn aus meiner Gegenwart zu entfernen: der vor euch ſteht, iſt ein ehrloſer

Räuber; er iſt es, der, nachdem er mich beraubt hatte, mich auf dem Gottesacker wo ihr mich gefunden habt, lebendig begraben wollte, als ich das Glück hatte, euch anzutreffen. Beſtrafet dieſen Verbrecher nach der Strenge des Geſetzes, er verdient, gehängt zu werden."

Der Schmerz, die Verwirrung und das Erſtaunen verhinderten den jungen Kaufmann, den Mund zu öffnen, um ſich zu rechtfertigen.

„So alſo, ehrloſer Räuber," ſagte der Prinz zu ihm, „wagſt du es, bis in meinem Palaſt zu dringen, um eine Frau in Anſpruch zu nehmen, welche du lebendig haſt begraben wollen? Du verdienteſt, unter den grauſamſten Martern hingerichtet zu werden: aber, danke es meiner Güte, ich will mich begnügen, dich hängen zu laſſen."

Und als der Kaufmann verſuchen wollte, ſich zu entſchuldigen, fuhr der Prinz fort: „Füge nicht noch die Lüge zu deinen Verbrechen; alles was du ſagen könnteſt, wäre unnütz. — Auf! man ergreife ihn auf der Stelle und hänge ihn ohne Barmherzigkeit: ihr haftet mir für ſeinen Kopf."

Mit dieſen Worten gibt er den Leuten ſeiner Umgebung ein Zeichen, und man ſchleppt den Unglücklichen zum Galgen, nachdem man ihm die Hände auf den Rücken gebunden hat.

Er war nahe daran, gehängt zu werden, als plötzlich der Geiſt, welcher ihm auf dem Gottesacker erſchienen war, ſich den Augen der erſtaunten Menge ſichtbar machte:

„Halt,“ rief er dem Henker zu, „du willſt einen Unſchuldigen hinrichten!“

„Das zu unterſuchen iſt nicht unſere Sache,“ erwiederten die Beamten des Prinzen; „wir haften mit unſern Köpfen für ſeine Hinrichtung, und der Wille unſers Herrn muß vollzogen werden“

„Und ich,“ entgegnete der Geiſt, „ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich: und wenn ich dem Prinzen werde die Wahrheit enthüllt haben, ſo zweifle ich nicht, daß er Gerechtigkeit handhaben wird.“

Die durch die Worte des Geiſtes eingeſchüchterten Beamten ließen die Hinrichtung des jungen Kaufmanns aufſchieben, und dieſer begab ſich mit ſeinem Befreier zum Prinzen.

„Herr,“ ſprach der Geiſt zu ihm, „ihr ſeid durch die Treuloſigkeit eines Weibes betrogen: Adileh iſt wirklich die Gattinn des hier vor euch ſtehenden Kaufmanns, und auf ſeine Bitten hatte ich ihr das Leben wiedergegeben; aber ein ſolches Weib iſt unwürdig, länger der Wohlthat zu genießen, welche ich ihr erwieſen hatte: ſie ſterbe auf der Stelle wieder! Anlangend ihren Mann, ſo hoffe ich, Herr, ihr werdet ihm durch Widerrufung eures Urtheils Gerechtigkeit angedeihen laſſen.“ Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt.

Als der Kalender ſeine Erzählung geendigt hatte, antwortete Selim ihm:

„Ihr kennet nicht den ganzen Umfang meines Unglücks; es ſcheint, daß ich vom Misgeſchicke verfolgt werde: eine erlauchte Geburt hatte mich zu der höchſten Beſtimmung berufen, und ich ſah mich plötzlich in den kläglichſten Zuſtand verſetzt. In dem Augenblicke, wo ich, in mein Schickſal ergeben, das Glück wiedergefunden zu haben wähne, ſtürzt ein unerwartetes Ereignis mich abermals in einen Abgrund des Elends.“

„Herr,“ antwortete der Kalender, „wie groß auch die Härte des Schickſals gegen euch geweſen ſein mag, doch kann es euch ſchwerlich mehr mishandelt haben, als mich, und ich trage in meinem Antlitze das unvertilgbare Andenken eines der ſchmerzlichſten Unglücksfälle.“

Bei dieſen Worten machte er Selim auf die Narbe einer tiefen Wunde an ſeiner rechten Wange aufmerkſam.

„Dieſe Wunde,“ fuhr er fort, „wird mir immerdar den ſchmerzlichſten Augenblick meines Lebens zurückrufen; und da meine Geſchichte mit dazu dienen kann, euern Schmerz zu lindern, ſo will ich ſie euch gern erzählen.“

Und nun begann der Kalender, auf Bitte des Prinzen, folgendermaßen:

Geſchichte

des Kalenders mit der Schmarre.

„Ihr müßt wiſſen, Herr, daß ich, bevor ich den Kalender-Stand ergriff, Offizier im Kriegsheere war. Eines Tages unternahm ich mit mehreren meiner Genoſſen eine Jagd; wir ſtiegen zu Pferde, und kaum betraten wir den Wald, als ein gewaltiger Hirſch, deſſen Ruhe ſeine Kühnheit verkündigte, plötzlich vor unſern Augen erſchien. Alsbald ſtürzte jeder auf ihn los, und der Hirſch begab ſich auf die Flucht vor uns hin.

In der Hitze der Jagd trennte ich mich von meinen Gefährten; und da ich die Wege des Waldes, worin wir jagten, nicht kannte, ſo verirrte ich mich bald. Die Hitze war unleidlich; mein hitziges und von Muth geſporntes Roß konnnte ſich nicht zurückhalten, es rannte mit wunderbarer Schnelligkeit dahin, und unter ſeinen Hufſchlägen ſtoben tauſend Funken aus dem Boden, gleich den Sternen des Firmaments; aber endlich ſtolperte es über einen *loſen Kieſelſtein, und ſtürzte nieder.* Ich fiel ſo ſchwer zu Boden und war von meinem Falle ſo betäubt, daß mehrere Stunden vergingen, bevor ich wieder zur Beſinnung kam.

Endlich erholte ich mich, und als ich verſuchte, mich aufzurichten, ſah ich ein altes abgelebtes Weib ſich nahen, deren Wangen gefurcht waren, wie das vom Weſtwinde beſtrichene Waſſer; ſie ſtützte ihren wankenden Gang auf einen kleinen Stock, und kam mit langſamen Schritten auf mich zu.

Die Annäherung der Nacht, das Grauen der Wildnis, ein dumpfes Getöſe, welches ſich in der Ferne hören ließ, die Betäubung von meinem Falle, und die plötzliche Erſcheinung und der ſeltſame Anblick dieſes Weibes machten mich zittern, wie ein Espenblatt. Ich hielt ſie für einen böſen Geiſt, der ſich meiner bemächtigen wollte: voll von dieſer Vorſtellung, redete ich ſie mit bittenden Worten an, und ſagte ihr alles, was ich nur Angenehmes und Schmeichelhaftes erdenken konnte.

Die Alte bemerkte die Verwirrung, in welche ihre Gegenwart mich verſetzt hatte, und bemühte ſich, durch ihr freundliches Bezeigen meine Furcht zu zerſtreuen. Sie fragte mich, wie es zuginge, daß ich mich ſo an dieſem öden Orte befände. Ich erzählte ihr mit wenigen Worten, was mir begegnet war, und machte ihr meine Lage bekannt. Sie erbot mir ihre Hülfe, und ich, in der äuſserſten Verlegenheit, worin die Flucht meines Pferdes mich verſetzt hatte, nahm dieſe ſchwache Stütze an.

Hierauf faßte die Alte mich bei der Hand, führte mich dreiſt mitten durch das Dickicht des Waldes, und brachte mich, auf tauſend Umwegen, aus dieſer Wildnis.

Auf einmal erblickte ich nun mit Verwunderung ein anmuthiges Landhaus am Ufer eines hellen Stromes. Dieſes Haus war von reizenden Gärten umgeben, welche von zahlloſen glänzenden Vögeln bewohnt und von kleinen Bächen erfriſcht waren, welche ein ewiges Grün darin erhielten.

Wir betraten dieſe Wohnung, wo mir die gaſtfreundlichſte Aufmerkſamkeit erzeigt wurde. Man ſparte nichts, was meinem Geſchmack und meinen Sinnen ſchmeicheln konnte; alles an dieſem Orte zeugte von Ueberfluß und Reichthum.

„Ich bitte euch um Entſchuldigung, Herr,“ ſprach die Alte zu mir, „daß ich euch in einer euer ſo wenig würdigen Hütte empfange; aber eure Gegenwart ehrt ſie, und ich ſchmeichle mir, daß die Herzlichkeit unſerer Aufnahme euch einige Tage in dieſer Ein[illegible]it zurückhalten wird.“

Ich dankte Gott, daß er mich ſo ſchleunig aus einer öden Wildnis an einen ſo reizenden Ort verſetzt hatte, wo ich der Gegenſtand des Zuvorkommens und der zarteſten Aufmerkſamkeit von Seiten einer Frau war, welche mir von Edelmuth und Güte beſeelt ſchien. Ich nahm mir vor, einige Zeit in dieſem lachenden Gefilde zu verweilen, wo alles ſich zu meiner Bezauberung zu vereinigen ſchien

Fünfhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

Bei Sonnenuntergange ſah ich die Alte einen Teppich ausbreiten, um ihr Gebet zu verrichten, und ihre Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung ihrer Religionspflichten beſtärkte mich nur noch mehr in der guten Meinung, welche ſie mir eingeflößt hatte.

Kaum hatte der Mond die Stelle der Leuchte des Tages eingenommen, als unſer Aufenthalt durch ein junges, mit Anmuth und Reizen geſchmücktes Mädchen verſchönt wurde: ihre Augen ſtralten wie die Sterne; die friſche Roſe hätte die Röthe ihrer Wangen beneidet; an ihrer Stirn, voll Beſcheidenheit und Reinheit, malten ſich zierlich zwei Bögen der Augenbrauen. Ihre Ankunft durchſtrömte die Luft mit einem köſtlichen Wohlgeruche. Sie brachte mit ſich ein Geiſterfräulein, deren Schönheit den ſchlankeſten und zierlichſten Gaſellen den Rang ſtreitig machte. Die Alte ging ihr entgegen zum Empfange, küßte ſie auf die Stirn, und bat ſie, uns einige ländliche Speiſen vorzuſetzen.

Sogleich ging das Mädchen hin und melkte die Kuh; ſodann kam ſie zurück, und brachte uns Milch und Früchte, welche ſie mit uns aaß.

Ich konnte ein ſo reizendes Geſchöpf nicht ſehen, ohne einen tiefen Eindruck und den Wunſch zu empfinden, daß ſie denſelben mit mir theilen möchte. Ich verdoppelte von nun an meine Aufmerkſamkeit für die Alte, und die Abweſenheit meiner Geliebten benutzend, wartete ich am folgenden Morgen den Augenblick ab, wo die Alte ihr Gebet geendigt hatte, um ohne Umſchweif mit ihr zu reden.

„Wie viel Dank bin ich euch ſchuldig, meine gute Mutter,“ ſprach ich zu ihr, „für die wohlwollende Gaſtfreundſchaft, welche ihr mir bewieſen habt: verloren in der Mitte jener furchtbaren Wildnis, habe ich plötzlich an euch eine unerwartete Hülfe gefunden: würde es nun wohl dieſe Gaſtfreundſchaft misbrauchen heißen, wenn ich euch fragete, wer das junge Mädchen iſt, welche ich geſtern hier geſehen habe?“

„Mein Sohn,“ antwortete mir die Alte, „danket mir nicht dafür, daß ich meine Pflicht gethan habe: indem ich mich von der Welt zurückzog, um in dem Schoße der Einſamkeit dem Dienſte Gottes zu leben, ward es meine Pflicht, mich dem Dienſte der Unglücklichen zu widmen, und ich ſetzte mir vor, dem Unglück überall beizuſpringen, wo ich es anträfe. Ich habe mich dabei ſorgfältig mit der Erziehung meiner Enkelinn beſchäftigt, welche ihr hier bei mir ſehet; ihr Vater und ihre Mutter ſind geſtorben, als ſie noch ſehr jung war, und ich habe ſie beſtimmt, die vergängliche Welt zu fliehen, um ſich mit ihrem ewigen Heile zu beſchäftigen.“

„Meine gute Mutter, antwortete ich, „euer Beiſpiel macht auf mein Gemüth einen ſolchen Eindruck, daß ich euch auch nachfolgen, die verderbte Welt fliehen, und mich von meinen Verwandten und Freunden trennen will, um mich ganz mit euch in dieſer Einſamkeit dem Dienſte Gottes zu weihen; aber zugleich ſpreche ich euch um eine Belohnung dafür an. Eure Enkelinn iſt noch jung, vertrauet ſie mir an und vereiniget uns, und wir wollen beide bei euch bleiben, um euch zur Stütze in euern hohen Jahren zu dienen, um euch alle uns nur mögliche Dienſte zu leiſten, um eure geringſten Wünſche zu erfüllen. Ich hoffe, ihr werdet durch die Gewährung meiner Bitte, mir einen neuen Beweis des Wohlwollens geben, welches ihr mir ſchon bezeugt habt, und zugleich völlig den Willen des Himmels erfüllen, welcher mich ausdrücklich deshalb in dieſes Haus geführt zu haben ſcheint.“

Die Alte gab meinen dringenden Bitten nach, und ich hielt mich für den glücklichſten Sterblichen. Wenige Tage darnach, wurde unſere Verbindung gefeiert, und ich gelangte in den Beſitz meiner Geliebten. Alles ſchien in den erſten Tagen meiner Vermählung mich mit dem verhofften Glücke zu überſchütten. Meine Gattinn, ſo ſchön wie die Huri's, war ein Muſter der Sittſamkeit und Zurückgezogenheit; das Licht des Mondes ſelbſt erſchreckte ſie, und ſie hatte noch nicht gewagt, die Augen zu mir aufzuheben: ſo ſtrenge waren die Grundſätze, in welchen ihre Großmutter ſie erzogen hatte. Ich war auf dem Gipfel des Glücks, und ich hätte keinen Augenblick meines Zuſammenſeins mit ihr hingegeben, und wenn man mir auch die ganze Welt geboten hätte. Und ihr könnt euch wohl denken, Herr, wie groß meine Glückſeligkeit war, als ich mich mit einer reizenden Gattinn vereinigt ſah, welche nicht minder ſittſam als anmuthig war. Auch erinnerte ich mich oft folgender wahren Sprüche:

„Der Arme, der eine ſchöne, tugendhafte und liebenswürdige Frau beſitzt, iſt eben ſo glücklich, wie ein König.

Haſt du eine ſolche Frau gefunden, ſo biſt über allen Kummer des Lebens erhaben; denn ſie vermag, dich über alles zu tröſten.

Ihr Anblick genügt, um die Traurigkeit deines Herzens zu zerſtreuen, und dir das Bild des Paradieſes darzubieten.“

Aber ach! wie ſollte alles ſich bald für mich verändern! Unſere alte Mutter ſtarb, und ich erwies ihrem Staube die letzte Ehre. Seitdem ging eine plötzliche

Veränderung in der Gemüthſtimmung meiner Gattinn vor: ſie, die meine Traurigkeit zerſtreute und deren Anblick mein Herz erfreute, ward auf einmal mürriſch und traurig; der Aufenthalt auf dem Lande ſchien ihr unerträglich; ſie fand die Luft ungeſund, kurz, ſie brachte es dahin, daß ich, ihr zu Gefallen, mich gezwungen ſah, nach der Stadt zurückzukehren, und dort die Bekanntſchaft mit meinen alten Freunden wieder anzuknüpfen, welche ich verlaſſen hatte, um in der Einſamkeit zu leben.

Ich miethete ein Haus in einem abgelegenen Stadtviertel, gab meiner Frau eine alte Dienerinn, das Hausweſen zu beſorgen, und nachdem ich ſo meine häuslichen Einrichtungen gemacht beſchäftigte ich mich mit der Verwaltung der Landgüter, welche wir verlaſſen hatten; zu welchem Zwecke ich häufig abweſend war.

Eines Tages, als ich mich zu einer ſolchen Reiſe anſchickte, ſah ich die Alte, welche ich in Dienſt genommen hatte, zu mir herantreten: „Herr,“ ſprach ſie zu mir, „mein Alter erlaubt mir nicht mehr, genau alles zu verrichten, was die Beſorgung eures Hausweſens mir auferlegt; ich komme alſo, euch zu bitten, mir erlauben zu wollen, daß ich euch verlaſſe. — Auch bin ich,“ ſetzte ſie hinzu, „zu wenig vertraut mit den Intriguen des Stadtlebens, und ganz und gar nicht geſchickt zu Verrichtungen gewiſſer Art.“

Ich begriff nicht, was die Alte mir zu verſtehen geben wollte, und da ich ihre Worte buchſtäblich nahm, gab ich ihr den Abſchied, ohne zu ahnen, welche Beſchimpfung meine Frau mir anthat; ſo weit war ich entfernt, ſie eines ſolchen Verbrechens fähig zu halten.

Als die Alte ſah, daß ich ihren Worten keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, da hielt ſie es für ihre Pflicht, ſich deutlicher auszudrücken; und eines Tages, als ich wieder im Begriffe ſtand, aufs Land zu reiſen, kam ſie und ſprach zu mir:

„Ach Herr, ihr treibet das Zutrauen bis zur Thorheit: wie könnt ihr nicht wiſſen, was bei euch vorgeht, und nicht beſſer gegen Frauenliſt auf eurer Hut ſein?“

Dieſe Worte der Alten hätten mich beinahe um den Verſtand gebracht und verſetzten mich in den heftigſten Zorn: „Erkläre dich,“ ſprach ich zu ihr, „und laß mich nicht länger in der grauſamen Ungewiſsheit, in welche deine Worte mich ſtürzen.“

„Ihr ſeid noch jung, Herr,“ fuhr die Alte fort, „und müßt vorſichtig zu Werke gehen; ich wollte durch meine Worte euch nur veranlaſſen, auf eurer Hut zu ſein, aber ich habe mir nicht erlaubt, jemand anzuklagen: möchte nur die Weiſung, welche mein Alter mich berechtigt, euch zu geben, euch beſtimmen, in Zukunft umſichtiger zu ſein!“

Mit dieſen Worten verließ ſie mich, mehr todt, als lebendig.

Fünfhundert acht und funfzigſte Nacht.

Ich ſchwankte lange über den Entſchluß, welchen ich faſſen ſollte: ich wußte nicht, ob ich reiſen oder bleiben ſollte; endlich, um den Verdacht aufzuklären, welchen die Worte der Alten in mir erzeugt hatten, höret Herr, auf welche Weiſe ich es anſtellte.

Ich ſetzte, ſcheinbar vor meiner Frau, die Vorbereitungen zu meiner Abreiſe fort, und nachdem ich ihr Lebewohl geſagt, ſtieg ich zu Pferde, und verließ die Stadt; aber anſtatt meinen Weg zu verfolgen, begab ich mich nach einem Garten, welchen wir in der Umgegend hatten, und blieb hier einen ganzen Tag, der mich viel länger dünkte, als die dunkelſte der Nächte. Als der Abend gekommen war, verkleidete ich mich als einen Bettler, und in dieſem Aufzuge, kehrte ich zu Fuße in die Stadt zurück. Ich näherte mich verſtohlen den Hintergebäuden meines Hauſes, und horchte aufmerkſam. Der Lärm, den ich hörte, ließ mich nicht zweifeln, daß etwas Außerordentliches drinnen vorginge; an allen Gliedern zitternd, gelang es mir jedoch, über die Gartenmauer zu klimmen, und unbemerkt auf einen der großen Bäume meines Gartens zu ſteigen, welche dem Zimmer meiner Frau gegenüber ſtanden. Von dieſem Standorte aus konnte ich leicht Alles beobachten, was vorging: denkt euch nun, Herr, meinen Schmerz, als ich die Treuloſe, welche ich bisher ſtäts für ein Muſter der Keuſchheit und Tugend gehalten hatte, ihre Liebkoſungen an einen Mann verſchwenden ſah, dem ſie eben zu trinken einſchenkte.

Ich wartete, bis meine Frau ſich entfernte, und ſobald ich ſie mit einer Dienerinn herausgehen ſah, ſtieg ich ſchleunig von meinem Baume hinab, und trat in das Zimmer, worin ihr Geliebter ſich befand; er war berauſcht, und ich ſtieß ihm, zur Rache meiner beleidigten Ehre, meinen Säbel in die Bruſt; hierauf ſtieg ich eilig wieder auf den Baum, welchen ich verlaſſen hatte.

Als meine Frau wieder in das Zimmer trat und ihren Geliebten von einem Säbelhiebe hingeſtreckt und in ſeinem Blute gebadet ſah, konnte ſie ihre Wuth und Verzweiflung nicht mäßigen; ſie ergriff ſelber den Säbel, womit er getödtet war, und außer ſich, rannte ſie hervor und durch alle Theile des Gartens, um den Mörder aufzuſuchen: aber alle ihre Nachforſchungen waren vergeblich.

Nach dieſem fruchtloſen Suchen, trug ſie Sorge, den Leichnam zu verbergen; mit Hülfe ihrer Magd vergrub ſie ſelber ihn in einem Winkel des Gartens. Hierauf brachte ſie die Nacht unter Wehklagen und Weinen über den Tod ihres Geliebten hin. Ich aber eilte, ſobald es mir möglich war, dieſen Ort zu verlaſſen, und gelangte, unter dem Schutze der Dunkelheit, wieder aus dem Garten, ſo wie ich herein gekommen war.

Am folgenden Morgen früh kam ich wieder nach Hauſe, und ich ſah, daß meine Frau ſich vergeblich bemühte, ihren Schmerz zu verſtecken: ich fragte ſie, warum ſie ſo traurig ausſähe, und die Treuloſe antwortete mir, meine Abweſenheit wäre die Urſache ihres Kummers geweſen. Ich verbarg den Unwillen, welchen ihre Falſchheit in mir erregte, und war genug Herr über mich, um mir nichts merken zu laſſen. Aber als ich in den folgenden Tagen ihren Schmerz, anſtatt ſich zu vermindern, nur zunehmen ſah, ſo drang ich von neuen in ſie, mir die Urſache ihrer Thränen kund zu thun. „Wir ſind nunmehr wieder beiſammen,“ ſagte ich zu ihr, „und mich dünkt, du ſollteſt hinlänglich getröſtet ſein.“

Hierauf antwortete ſie, einen neuen Vorwand ihrer Thränen erſinnend: „Ach, ich kann mich nicht enthalten zu ſeufzen, wenn ich an den fürchterlichen Traum denke, welchen ich dieſe Nacht gehabt habe. Wir wandelten beide am Ufer eines vom Sturm aufgeregten Meeres: plötzlich ſah ich ein Ungeheuer daraus hervorſteigen, du wollteſt fliehen und ſtürzteſt dich ins Meer, aber das Ungeheuer verfolgte dich in die Fluten.“

Ich konnte eine ſo arge Falſchheit nicht länger ertragen: „Beruhige dich,“ antwortete ich ihr; dieſer Traum, ſo fürchterlich er iſt, bedeutet uns doch nur Günſtiges; und ich will ihn dir auslegen. Das Ungeheuer, welches du geſehen haſt, iſt einer meiner Feinde; als ich mich ins Meer ſtürzte, rief ich gegen ihn den Schutz des Himmels an, — und ich habe ihn getödtet: ſeine Flucht in die Fluten bedeutet ſeine Beerdigung in einem Winkel meines Gartens.“

Sie verſtand nur zu wohl den Sinn dieſer Worte, und da ſie ihre Wuth nicht mäßigen konnte, ergriff ſie ein Meſſer, ſtürzte auf mich los, und gab mir im Geſichte die Wunde, von welcher ihr noch die Narbe ſeht. Ich ſuchte lange ihren Streichen auszuweichen, als ich aber ſah, daß ſie mir ans Leben wollte, ſo war ich gezwungen, mich des Meſſers zu bemächtigen, womit ſie ſich bewaffnet hatte, und es gegen ſie ſelber zu gebrauchen. Sie fiel todt unter meinen Streichen, und in meinem wüthenden Zorne erſchlug ich ebenſo ihre nichtswürdige Magd.

Seit dieſem Ereigniſſe, Herr, beſchloß ich, die Welt ganz zu verlaſſen und in einem umherirrenden Leben Zerſtreuung zu ſuchen. Nachdem ich all meine Habe verkauft hatte, nahm ich Kalender-Tracht an, und wanderte von Stadt zu Stadt, in der Abſicht, Aegypten zu beſuchen, und dorthin reiſe ich jetzo.“

Fortſetzung der Geſchichte Selims.

Die Erzählung des Kalenders in Verbindung mit dem Abenteuer bei dem Schuſter, von welchem er Zeuge geweſen war, tröſteten Selim über ſein Unglück, und er faßte den Entſchluß, nicht fürder ſeiner Frau nachzulaufen, ſondern mit ſeinem neuen Reiſegefährten, den er hier angetroffen hatte, nach Aegypten heim zu kehren.

Die beiden Reiſenden waren nun auf den Gränzen dieſes Reichs angekommen, und herbergten in einer großen Karawanſerei, worin ſich mehrere Kaufleute und Reiſende aus verſchiedenen Ländern befanden. Einer von ihnen ſchien beim Anblicke des Prinzen von Aegypten ihn mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu betrachten. Nachdem er ihn lange angeſehen hatte, ſprach er zu ihm:

„Darf ich euch fragen, Herr, wo euer Geburtsort iſt?“

„Ich bin zu Kahiro geboren,“ antwortete Selim.

Bei dieſen Worten ſtürzte der Reiſende, welcher den Prinzen von Aegypten erkannte, zu ſeinen Füßen und rief aus:

„Ah! Prinz, erlaubet, daß ich eure Knie umfaſſe, und euch zuerſt als meinen Herrn und König anerkenne: das Unglück iſt endlich müde geworden, euch zu verfolgen, und euer Schickſal hat ſich ganz verändert. Ihr ſeht in mir den Schneider, welchem der König euer Vater aufgetragen hatte, euch ein Handwerk zu lehren: euer Bruder iſt geſtorben, und ſein Tod hat Aegypten in Verwirrung geſtürzt. Man hat an ſeine Stelle einen eurer Verwandten, welchen die Hofleute unterſtützten, erheben wollen: ich aber habe eure Rechte bei dem Volke geltend gemacht, habe die Krone für euch in Anſpruch genommen, und eure Anhänger haben ſich vereinigt, und den Sieg davon getragen. Ich habe die Urſachen bekannt gemacht, welche euch gezwungen hatten, Aegypten zu verlaſſen, und ich habe zwei Jahre Zeit verlangt, um euch aufzuſuchen. Man iſt übereingekommen, daß während dieſer Zeit eure Weſyre das Reich verwalten ſollen; aber ich hoffe, daß ihr nun bald ſelber die Zügel der Regierung ergreifen werdet. Das Volk erwartet mit Ungeduld den Augenblick, wo ihr wieder den Thron eurer Väter beſteiget.“

Selim dankte ſeinem alten Lehrmeiſter für dieſen Eifer und verhieß ihm, die Verpflichtungen welche er hätte, nimmer zu vergeſſen; er bat ihn, ihn nach der Hauptſtadt zu begleiten, und machte dem Kalender denſelben Vorſchlag, der ihn auch annahm.

Sie gelangten in wenigen Tagen nach Kahiro, wo Selim unter allgemeinem Zujauchzen empfangen wurde. diejenigen unter den Großen, welche anfangs die Krone einem andern auf das Haupt ſetzen wollten, waren die erſten, welche auf ſeine Seite übertraten und ihm dem Eid der Treue leiſteten.

Als Selim nun auf dem Throne war, wollte er ſogleich den Schneider, ſeinen alten Lehrmeiſter, dem er ſo viel Verbindlichkeit hatte, belohnen.

„Mein Vater,“ ſprach er zu ihm, „denn die Dienſte, welche du mir geleiſtet haſt, erlauben mir nicht, dich mit einem andern Namen zu nennen, ſei verſichert, daß es nimmer aus meinem Gedächtniſſe kommen wird, was ich dir ſchuldig bin; du haſt mich in den Stand geſetzt, mich zu ernähren, und dir bin ich die Erhaltung meines Lebens ſchuldig; dir verdanke ich endlich auch den Thron: empfang alſo zur Belohnung die Stelle des Groß-Weſirs meines Reichs.“

„Herr,“ antwortete demüthig der Schneider, „Euer Majeſtät überhäuft mich mit Güte, aber ihr werdet zu Gnaden halten, daß ich ſie nicht annehme: das Amt eines

Miniſters iſt eine ſehr ſchwere Laſt; ich bin ein guter Schneider, ich möchte aber wohl ein ſchlechter Weſyr ſein; eure Völker würden es euch vielleicht zum Vorwurfe machen, daß ihr mich zu einer Stelle erhoben habt, welche auszufüllen ich nicht im Stande bin. Nein, meine Wünſche ſind mäßiger: ich mache gute Kleider, geruhet alſo, mich zum Hofſchneider zu ernennen, und ich verſpreche euch, mich der mir von euch anvertrauten Aufträge getreulich zu entledigen."

Der Fürſt fühlte ganz die Richtigkeit dieſer Bemerkungen des Schneiders, und bewilligte ihm ſeine Bitte. Er übertrug nun die Würde des Groß-Weſyrs ſeinem Reiſegefährten, dem Kalender, in welchem er mit jeden Tage neue Geſchicklichkeiten entdeckt hatte.

Beide befliſſen ſich ernſtlich, Aegypten gut zu regieren, und die Uebel wieder gut zu machen, welche die gewaltthätigen Verfügungen des letzten Königs dem Lande verurſacht hatten. Selim beſchäftigte ſich vor allen damit, die Handhabung der Gerechtigkeit wieder herzuſtellen, welche lange Zeit her vernachläßigt war, und er befahl ihm von allen wichtigen Rechtsſachen ſeines Reichs Rechenſchaft abzulegen.

Fünfhundert neun und funfzigſte Nacht.

Eines Tages erſchien der Kadi von Kahiro in ſeinem Diwan, und ſprach zu ihm:

„Herr, ich komme, Euer Majeſtät von einem verwickelten Handel Bericht zu erſtatten, und eure Befehle darüber zu vernehmen. Drei des Mordes angeklagte Männer ſind mir vorgeführt worden: zwei von ihnen haben ihr Verbrechen bekannt, und ſchon ihre verdiente Beſtrafung empfangen; aber der dritte behauptet hartnäckig, daß er an dem ihm angeſchuldigten Verbrechen unſchuldig ſei, und dennoch verurtheilt werden müſſe. Ich geſtehe euch, daß ein ſolcher Widerſpruch mich nicht wenig in Verlegenheit geſetzt hat, und ich bin gekommen, Euer Majeſtät dieſe Sache vorzutragen, damit ihr ſelber ſie entſcheidet."

Der König befahl, ihm den Gefangenen zu bringen.

Sobald Selim denjenigen erblickte, welchen der Kadi ihm vorführte, erkannte er den jungen Mann, den er oft zu Baghdad in ſeinem Hauſe geſehen hatte; aber ohne etwas von ſeiner Ueberraſchung merken zu laſſen, befragte er ihn, und ſprach:

„Man klagt dich eines Meuchelmordes an."

„Dieſe Anklage iſt falſch," antwortete der junge Mann „aber ich verdiene nicht minder den Tod."

„Wie kannſt du den Tod verdienen, wenn du kein Verbrechen begangen haſt?" fuhr Selim fort.

„Herr," verſetzte der Angeklagte, „geruhet meine Geſchichte anzuhören:

Ich ſtand in Verbindung mit einem jungen Manne, der ein anſehliches Vermögen geerbt hatte; und wenn ich nicht wüßte, daß er gegenwärtig in Baghdad iſt, ſo geſtehe ich, Herr, ich würde ihn hier glauben: es waltet zwiſchen euren Zügen und den ſeinigen eine auffallende Aehnlichkeit ob. Dieſer junge Mann hatte eine ſehr hübſche Witwe geheiratet, welche er zärtlich liebte. Eines Tages wurde ich ſehr überraſcht, als dieſe Frau mir den Antrag machte, ſie zu entführen, und mit ihr fern von Baghdad zu leben; ſie ſagte mir, ſie beſäße eine große Menge Edelſteine, welche ſie mitnehmen könnte. Ich widerſtand lange ihren verbrechen Lockungen, und ſtellte ihr die Undankbarkeit vor, einen Freund zu verrathen, und ſein Vertrauen zu misbrauchen: aber alle meine Vorſtellungen waren vergeblich, ich mußte mich entſchließen, mit ihr zu entfliehen, und ſie, hinter dem Rücken ihres Mannes, weit von der Stadt, welche wir bewohnten, entführen. Wir benutzten die Zeit, wo er zum Beſuche bei einigen Freunden gegangen war; ſeine Frau entfernte, unter allerlei Vorwänden und Aufträgen, all ihr Hausgeſinde. Sobald das Haus frei war, packten wir alle Koſtbarkeiten darin zuſammen, und entfernten uns in aller Eile von Baghdad.

Wir wanderten, ohne Aufenthalt, einen Tag und eine Nacht, aber endlich, von Müdigkeit überwältigt, ſetzten wir uns am Ufer eines Sees, in der Nähe eines prächtigen Palaſtes. Wir unterhielten uns mit der Betrachtung dieſer glänzenden Wohnung, als wir einen jungen Mann in Begleitung mehrerer Bedienten, die Netze auf ihren Schultern trugen, heraustreten ſahen.

Dieſer junge Mann näherte ſich uns, und meine Reiſegefährtinn zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich:

„Schöne Frau,“ ſprach er zu ihr, „ihr ſcheint ermüdet: wenn der Aufenthalt in meinem Palaſt euch angenehm ſein könnte, ſo würde ich euch gern einladen, darin auszuruhen.“

Sie nahm mit Freuden dieſes Erbieten an, und unterließ dabei nicht, ihren Schleier zu lüften, um ſehen zu laſſen, wie ſchön ſie wäre. Der Prinz (denn dieſer junge Mann war der Neffe des Königs von Balſora) führte uns ſelber in ſeinen Palaſt, und dachte nicht weiter an das Vergnügen der Fiſcherei, auf welches er ausgegangen war. Man führte uns in prächtige Zimmer, wo man nicht ſäumte, uns ein köſtliches Abendeſſen aufzutragen. Der Prinz erwies meiner Gefährtinn alle möglichen Aufmerkſamkeiten. Unterdeſſen war man darauf bedacht, mir fleißig zu trinken einzuſchenken; ich hatte die Unvorſichtigkeit, es ohne Zurückhaltung anzunehmen, und bald fiel ich in den tiefſten Schlaf.

Als ich am andern Morgen erwachte, war ich ſehr verwundert, mich wieder am Ufer des Sees zu befinden, wo ich am vorigen Tage mich ausgeruhet hatte; ich wähnte, man hätte mir dieſen Streich geſpielt, um ſich einen Spaß zu machen, und ich näherte mich wieder dem Palaſte.

Ich klopfe, ein Mann erſcheint, und fragt, was ich will. „Ich will,“ antwortete ich ihm, „eine Frau, die geſtern in dieſen Palaſt gegangen iſt.“

„Ihr täuſchet euch, mein Freund,“ verſetzte jener, indem er mir die Thüre vor der Naſe zuſchlug, „es iſt keine Frau an dieſem Orte.“

Ich klopfte noch ſtärker, und er öffnete von neuen.

„Aber erkennt ihr mich denn nicht?“ ſagte ich zu ihm; „ich bin ja derjenige, der geſtern eine Frau hier herein gebracht hat.“

„Gehet, ihr ſpaßet,“ verſetzte er; „ich wiederhole euch, daß keine Frau hier herein gekommen iſt, und ich rathe euch, klüglich euern Weg fortzuſetzen, wenn euch nicht etwas Unangenehmes begegnen ſoll.“

Alles dieß ſchien mir ſo außerordentlich, daß ich einige Zeit wähnte, geträumt zu haben, aber indem ich dagegen die Umſtände in mein Gedächtnis zurückrief, welche unſerm Eintritt in den Palaſt vorausgegangen waren, erkannte ich wohl, daß ich wach wäre, und klopfte mit ſtarken Schlägen zum drittenmal an.

Derſelbe Menſch öffnete nochmals; ihm folgten jetzt aber vier oder fünf andere mit Stöcken bewaffnete Knechte, welche unbarmherzig auf mich losſchlugen, daß ich beinahe todt auf dem Platze geblieben wäre.

Als ich wieder zu mir kam, begann ich darüber nachzudenken, was mir am vorigen Tage begegnet war, und welches Benehmen man jetzo gegen mich beobachtete, und ich zog daraus den Schluß, daß ich, weil man ſich meiner entledigen wollte, ſehr zufrieden ſein müßte, noch ſo gut davon gekommen zu ſein. Aber ich konnte mich nicht enthalten, mein hartes Schickſal zu beweinen. Ich wollte nicht nach der Stadt, welche ich verlaſſen hatte, zurückkehren, und nahm meinen Weg nach Aegypten. Geſtern Abend kam ich hier in Kahiro an; es war Nacht, und ich ging durch eine abgelegene Straße, als ich das Geſchrei eines Mannes vernahm, der ermordet wurde. Die Meuchelmörder, von den Polizeidienern verfolgt, flohen nach meiner Seite hin, und ich wurde mit ihnen verhaftet. Da ich in der Stadt unbekannt war, ſo ſchloß man daraus, ich wäre einer der Mitſchuldigen, und führten mich ins Gefängnis.

Ihr ſehet nun, Herr, daß, wenn ich auch unſchuldig an dem angeſchuldigten Verbrechen bin, ich doch nicht minder den Tod verdiene, weil ich einem Manne ſeine Frau entführt habe, und ich halte mich dadurch nicht für abgeſtraft, daß ich ſelber von dieſer Treuloſen bin betrogen werden."

Gerührt durch die Reue, welche der junge Mann von Baghdad bezeugte, ſchenkte ihm Selim die Freiheit, und rieth ihm, nicht zu wiederholen, was für ihn ſo trübſelige Folgen gehabt hatte.

Der junge Sultan hatte, nicht ohne tiefen Verdruß die ſchlechte Aufführung ſeines Weibes vernommen; aber er wurde nun durch kein Bedenken mehr zurückgehalten, ſondern nahm eine andere Gemahlinn, welche ihn nach neun Monaten zum glücklichen Vater machte.

Man feierte zu Kahiro durch allerlei Freudenfeſte die Ankunft des Neugeborenen. Die Geburt dieſes Sohnes ſchien den Sultan ſeinen Unterthanen noch theurer zu machen; und Selim ſeinerſeits vernachläſſigte nichts, um ihre Ruhe und ihr Glück zu ſichern. Eine Menge von Polizeibeamten war mit Aufrechthaltung der guten Ordnung beauftragt, und er ſelber durchſtreifte oft die Stadt und die Umgegend, um ſich zu verſichern, daß alles in guter Ordnung wäre.

Eines Tages, als er, in Begleitung ſeines Weſyrs und ſeiner Wache, um die Gärten in der Nähe der Stadt ging, hörte er ein Geſchrei ausſtoßen: er trat näher, um zu entdecken, woher es käme, als eine ſehr hübſche Frau, welche er ſogleich erkannte, ſich ihm zu Füßen ſtürzte, und mit Beſcheidenheit und Sittſamkeit zu ihm ſprach:

„Herr, ich komme eure Gerechtigkeit anzuflehen!“

Selim befahl ihr, aufzuſtehen und ihm zu folgen; und ging mit ihr nach dem Hauſe, woher das Geſchrei kam. Dort erblickte der Sultan zwei ſtarke Sklaven mit Ochſenziemern in den Händen, und die Frau ſprach:

„Das ſind die Männer, gegen welche ich den Schutz Euer Majeſtät anflehe.“

Hierauf trat ein junger Mann, welcher der Herr des Hauſes zu ſein ſchien, ehrerbietig vor ihn hin, und ſprach zu ihm:

„Herr, wenn ihr all die Frevel dieſer Elenden wüßtet, ſo würdet ihr es nicht verhindern, daß ſie die gerechte Strafe ihrer Schandthaten erhielte: es würde mir ſehr leicht ſein, Euer Majeſtät davon zu überzeugen, wenn ihr geruhet, mir einen Augenblick eure Aufmerkſamkeit zu ſchenken.“

Der König, welcher in dieſer Frau diejenige erkannte, welche er zu Baghdad geheiratet hatte, erlaubte ihm zu reden, und der junge Mann begann nun folgendermaßen:

Fünfhundert und ſechzigſte Nacht.

„Herr, ich bin zu Balſora geboren, und der König jenes Landes iſt mein Oheim. Ich bewohnte einen Palaſt an der Straße nach Baghdad, da traf ich eines Abends, als ich ausging mich mit der Fiſcherei zu beluſtigen, dieſe Frau, in Begleitung eines Mannes, am Ufer des Sees. ich lud ſie ein, ſich bei mir auszuruhen, und ſie nahm es an. Auf meine Frage, welche Urſachen ſie veranlaßten, ſo zu reiſen, antwortete ſie mir:

„Herr, ich bin eine der unglücklichſten Frauen von Baghdad; mein Vater iſt ein Beamter am Hofe des Fürſten, und wollte mich, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, an einen alten Statthalter vermählen, den ich verabſcheute; und um dieſer Verbindung zu entgehen, entſchloß ich mich, in Begleitung des Sklaven, welchen ihr bei mir getroffen habt, nach Balſora zu entfliehen.“

Da der Reichthum ihrer Kleidung und der Kleinode, womit ſie geſchmückt war, ihrer Erzählung einen Anſtrich von Aufrichtigkeit gab, ſo glaubte ich dieſe Lüge, und ich machte ihr den Antrag, bei mir zu bleiben, wo ſie vor allen Verfolgungen in Sicherheit wäre.

„Ich will es gern,“ antwortete ſie mir; „aber dann muß zuvor mein Sklave getödtet werden, damit er nicht nach Baghdad zurückkehre, und meinen Verfolgern meinen Zufluchtsort entdecke.“

Ich verſprach ihr alles, was ſie wollte; aber ich konnte mich nicht zu dieſer Frevelthat entſchließen. Ich befahl nur, ein Schlafpulver in den Wein dieſes Menſchen zu miſchen; und als er eingeſchlafen war, benutzte man den Zuſtand, worein er verſetzt worden, und trug ihn vor meinen Palaſt hinaus. Als er am folgenden Morgen wieder herein wollte, ſtellte man ſich, als kennte man ihn nicht, und gebrauchte Gewalt, um ihn zu entfernen. Ich fürchtete, er möchte in ſeinem Aerger nach Baghdad zurückkehren, und unſern Aufenthaltsort entdecken; und um allen Verfolgungen zu entgehen, beſchloß ich, mich nach Balſora zu begeben, wo ich jedoch nur kurze Zeit blieb, weil ich vernahm, daß zwiſchen den beiden Fürſten von Bagdad und Balſora, die ſich tödtlichen Haß geſchworen hatten, der Krig auszubrechen drohte. Dieſe Neuigkeit beſtimmte mich, nach Kahiro zu fliehen, wohin ich alles mitnahm, was mir möglich war.

Hier in dieſer Stadt heiratete ich dieſe Frau, welche ihr vor euch ſehet; ich überhäufte ſie mit Geſchenken, und bewies ihr die zärtlichſte Liebe; und nun höret, wie die Undankbare mich dafür belohnen wollte: ſie machte einem von meinem Hausgeſinde den Antrag, mich zu ermorden und mit ihr zu entfliehen und meine Reichthümer mitzunehmen. Dieſer treue Diener wies aber mit Abſcheu einen ſolchen Antrag zurück, und entdeckte ihn mir auf der Stelle. Ergrimmt über einen ſo ſchwarzen Verrath und ſolche Treuloſigkeit, verurtheilte ich ſie, jeden Tag mit Ochſenziemern gepeitſcht zu werden, und heute habe ich dieſe Züchtigung angefangen. Dieſes, Herr, iſt die Urſache des Geſchreis, welches ihr gehört habt; ihr mögt nun beurtheilen, ob ich eine Ungerechtigkeit begangen habe."

Selim konnte nicht ohne Schaudern die Erzählung des Prinzen von Balſora anhören: „Herr," ſprach er zu ihm, „weit entfernt, eure gerechte Strenge gegen ein ſo ſchuldvolles Weib zu misbilligen, finde ich, daß ihr noch zu nachſichtig ſeid. Ihr Tod allein kann die Verbrechen ſühnen, welche ſie begangen hat."

Mit dieſen Worten befahl er ſeiner Wache, die Unglückliche zu ergreifen und in den Nil zu werfen.

Er lud hierauf den Prinzen ein, an ſeinem Hofe zu bleiben, und machte ihm die Urſachen bekannt, welche ihn bewogen hatten, die Frau welche ſeine Gnade angefleht hatte, noch ſtrenger zu beſtrafen, als er.

Selim lebte lange glücklich, mit der neuen Gattinn, welche er ſich erkoren, und verbannte bald aus ſeinem Gedächtniſſe das Andenken derjenigen, welche ihn verlaſſen hatte."

Der Tag brach eben an, als Scheherasade die Geſchichte des Sultans Selim beendigte: aber auf die Aufforderung des Sultans von Indien und ihrer Schweſter Dinarſade, begann ſie in der folgenden Nacht die Geſchichte des weiſen Heykar.

Fünfhundert ein und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte des weiſen Heykar.[11]

„Die Geſchichte des weiſen Heykar iſt eine von jenen alten Ueberlieferungen, welche ſich in dem Gedächtniſſe der Völker erhalten haben und uns Begebenheiten der Urzeit darſtellt.

Als erſter Miniſter des Königs Sencharib von Arabien und Ninive, regierte Heykar allein das ganze Reich, und verband mit ſo großer Macht tiefe Wiſſenſchaft und außerordentliche Weisheit; aber bei all ſeiner Größe quälte ihn heimlich ein Gedanke und ſtörte unaufhörlich ſeine Ruhe: Heykar war ohne Kinder. Fruchtlos hatte er ſechzig Frauen geheiratet und für jede derſelben eine eigene Wohnung im Umfange ſeines Palaſtes erbauen laſſen; er hoffte ſchon nicht mehr vom Himmel einen Erben ſeines Namens und des hohen Ranges, zu welchem ſeine Weisheit und das Glück ihn berufen hatte.

Eines Tages endlich, als er aus allen Theilen des Reichs die Weiſen, Wahrſager und Sterndeuter hatte verſammeln laſſen, und vor ihnen ſein unglückliches Schickſal beklagte, riethen ſie ihm, ſich an die Götter zu wenden und durch Spenden und Opfer ſich ihre Gunſt zu erwerben: „die Götter,“ fügten ſie hinzu, „gewähren vielleicht euren Bitten einen Sohn.“

Heykar befolgte vergeblich ihren Rath, und fruchtlos wurden zahlreiche Schlachtopfer den Altären der Götter dargebracht. Er verſank nun wieder in tiefe Traurigkeit, und weil er ſah, daß ſein Gebet unerhört blieb, ſchwur er den unmächtigen Götzen des Heidenthums ab, und erhub ſeine Gedanken zu dem Allmächtigen Gott, und rief ihn, mit dem Ausdrucke des lebendigen und glühenden Glaubens an:

„Allmächtiger Herr des Himmels und der Erden! O du Schöpfer aller Dinge, ich flehe dich an um einen Sohn, welcher mein Troſt und einſt mein Nachfolger werde, und in der Todes-Stunde mir die Augen ſchließen und mir ein Grabmal errichten möge!“

Auf dieſe Worte ließ ſich eine Stimme vom Himmel hören und rief ihm zu:

„Heykar! Heykar! weil du erſt zu den falſchen Göttern deine Zuflucht genommen und von Menſchenhänden gemachten Bildern deinen Weihrauch und Opfer dargebracht haſt, ſo mußt du deinen Irrthum büßen: du ſollſt keine Nachkommenſchaft haben! aber deine Schweſter hat einen Sohn, dieſen kannſt du an Sohnes Statt annehmen: er mag dein Erbe ſein.“

Heykar nahm ſogleich ſeinen Neffen zu ſich, der Nadan hieß, und noch an der Bruſt lag, und erwählte für ihn acht Pflegerinnen, welche ihn in der erſten Kindheit aufziehen ſollten. Seitdem wurde der Knabe als der angenommene Sohn des Weſyrs behandelt, und mit ſeidenen und purpurnen Kleidern angethan.

Als er erwachſen war, brachte man ihn zu ſeinem Oheime, der ſelber die Vollendung ſeiner Erziehung übernahm und ihn nach und nach Leſen, die Sprachlehre, Sittenlehre und Weltweisheit lehrte: und in wenigen Jahren war Nadan ſchon mit allen Wiſſenſchaften vertraut.

Der König Sencharib, der mit Bedauern das zunehmende Alter ſeines Miniſters ſah, redete ihn unterdeſſen eines Tages mit folgenden Worten an:

„O du treuſter und aufrichtigſter aller Freunde! du, deſſen Erfahrung und Weisheit die Glückſeligkeit meines Reichs macht! du mein Miniſter, und der Vertraute aller meiner Geheimniſſe! ſchon häufen ſich die Jahre auf deinem Haupte, und mit Schmerz ſehe ich eine unvermeidliche Trennung voraus. Welcher Mann iſt würdig, dein Nachfolger in meinem Vertrauen zu ſein? und wer wird, wie du, mein zuverläſſiger Rathgeber und die Stütze meines Reichs ſein?“

„Herr,“ antwortete Heykar, „möge die Dauer eurer Tage ewig ſein! Ich muß Euer Majeſtät ſagen, daß ich meinen Neffen Nadan an Sohnes Statt angenommen, ihn, weil er noch jung iſt, in den Wiſſenſchaften unterrichtet, und ihn alles gelehrt habe, was ich ſelber von der Sittenlehre und Weisheit inne hatte.“

„Wohlan,“ ſagte Sencharib, „ſo erſcheine er vor mir, und wenn ich ihn für fähig erkenne, meine Staaten zu verwalten, ſo will ich ihm von Stund' an dein Amt anvertrauen. Ich will wenigſtens deinem Alter eine nunmehr ſchon nothwendig gewordene Ruhe vergönnen. Du ſollſt aber an meinem Hofe alle Vorrechte eines Ranges behalten, welchen du ſo lange Zeit durch deine Tugenden verherrlicht haſt. Mögen, mein lieber Heykar, deine übrigen Tage nur Tage des Friedens und der Ehre ſein!“

Von ſeinem Oheime vor den König von Aſſyrien geführt, warf Nadan ſich mit tiefer Ehrfurcht nieder, und einige glatte, mit einem zugleich edlen und beſcheidenen Ton ausgeſprochene Worte, verführten den König Sencharib dergeſtalt, daß er ſich ſogleich zu ſeinem Weſyr wandte und ſprach:

„Du haſt Recht, Heykar, dieſen Jüngling deinen Sohn zu nennen, er ſcheint ſolcher Ehre würdig; und ſo wie du mir, und, vor mir, meinem Vater Sarchadom gedient haſt, ſo ſoll auch dein Sohn mir dienen, und ich will die Wohlfahrt meines Reichs ſeiner Obhut anvertrauen, und ihn deinetwegen erhöhen, um dich in ſeiner Perſon zu ehren.“

Heykar, von Dankbarkeit durchdrungen, warf ſich dem Fürſten zu Füßen, wünſchte ſeiner Regierung eine lange und ruhmvolle Dauer, und bat ihn zu Gunſten Nadans um all ſeine königliche Nachſicht für die Fehler, welche ſeine Jugend ihn möchte verſchulden laſſen.

„Ich ſchwöre,“ rief Sencharib aus, „ihn zum beßten meiner Freunde, nächſt dir, zu machen.“

Heykar ging mit ſeinem Neffen heim, und hier allein mit ihm, wiederholte er ihm nochmals alle die guten Lehren, welche er ihm von Kindheit an gegeben hatte. Mehrere Tage und Nächte währten dieſe lehrreichen Unterhaltungen, in welcher er ihm Lebensregeln und Weisheitslehren einſchärfte.

„Mein Sohn,“ ſprach er zu ihm, „ſei aufmerkſam auf meine Rede, und möge mein Rath deinem Gedächtniſſe immerdar gegenwärtig ſein!

Erinnere dich, mein Sohn, daß man demüthig ſein muß in ſeiner Jugend, um in ſeinen alten Tagen geehrt zu werden.

Neige beſcheiden dein Haupt zur Erde, und wandere mit Feſtigkeit auf dem Pfade der Tugend.

Wenn du ſprichſt, ſo mäßige deine Stimme; denn wenn man durch Geſchrei Häuſer erbauen könnte, ſo würde der Eſel ſich weitläufige Beſitzungen erbaut haben.

Mein Sohn, erzähle niemals, weder was du geſehen, noch was du gehört haſt: iſt ein geheimes Wort vor dir ausgeſprochen worden, ſo laß es in deinem Herzen begraben ſein, und hüte dich, es jemand mitzutheilen, damit es nicht eine glühende Kohle werde, welche deine Zunge verbrennt, und du vor Gott und Menſchen verſchmähet werdeſt.

Höre geduldig jeden an, der zu dir redet, und unterbrich ihn nicht voreilig: man beginnt keine Unterhaltung mit Fragen.

O mein Sohn! trachte nicht nach äußeren Schönheiten: ſie ſind vorübergehend und vergänglich, während das Gedächtnis des tugendhaften Mannes nimmer verliſcht, und keinen Wechſel kennt.

Laß dich nicht durch die Reden eines verkehrten Weibes verführen, damit du nicht in ihre Netze falleſt und elendiglich umkommeſt. Flieh vor allen eine mit Wohlgerüchen überſchwemmte oder mit prächtigen Kleidern geſchmückte Frau: unter dieſem glänzenden Aeußern verbirgt ſich eine niedrige und verächtliche Seele; ihr etwas vertrauen, das dich betrifft, hieße ſich an Gott verſündigen, und ſich ſeinem Zorne ausſetzen.

Der Mann ohne Kinder gleicht einem unfruchtbaren Stamme, entblößt von Zweigen, Blättern und Blüten. Sei lieber wie ein am Ufer eines Baches und in der Nähe der Heerſtraße ſtehender Baum: er bietet ſeine ſaftigen Früchte den Reiſenden, und die Thiere der Wüſte flüchten ſich unter den Schirm ſeines Schattens.

Sei nicht wie der Mandelbaum, der früher als alle andere Bäume Blüten hervortreibt, aber der letzte iſt, der Früchte bringt. Gleiche vielmehr dem Maulbeerbaume; denn dieſer iſt unter allen Bäumen derjenige, der ſich am ſpäteſten mit Blätter bedeckt, nachdem er ſchon lange reife Früchte trägt.

So lange deine Füße beſchuhet ſind, wandere ohne Furcht über Dornen, und bahne zum voraus den Weg für deine Söhne und Enkel.

Zieh deine Kinder mit Strenge: denn die Strenge iſt bei der Erziehung, was der Dünger beim Ackerbau, was der Zügel beim Renner.

Beuge deinen Sohn, bevor er aufwächſt, damit er nicht, dein Anſehen verſpottend, es dahin bringe, daß du an öffentlichen Orten und in Verſammlungen das Haupt ſenken mußt: er würde dich in den Augen deiner Freunde entehren, und auf dich allein würde die Schande ſeiner Unzucht zurückfallen.

Bei ruhigem Wetter mußt du dein Schiff ausbeſſern;

denn wenn der Sturmwind ſich erhebt und dich überfällt, iſt dein Schiffbruch unvermeidlich.

Bevor du dich auf den Weg begibſt, verſieh dich mit deinen Waffen; weil du nicht weißt, wo du deinem Feinde begegnen wirſt.

Laß dich deinen Gefährten nicht auf die Füße treten: er würde dich auch bald auf die Bruſt treten.

Hüte dich, den Haß eines mächtigen Mannes zu erregen; denn er würde deine Schwäche ermeſſen und dich durch ſeine Rache vernichten.

Mein Sohn, ich habe manchmal Wermuth und Myrrhen genoſſen, aber ich habe nichts bitterer befunden, als die Armut.

Wenn jemals die Armut dich heimſucht, ſo verbirg deine Dürftigkeit vor Aller Augen; denn deine Nachbarn würden zuerſt darüber lachen, und deine Klagen würden dir nur Verachtung einbringen.

Man verſchwendet den Namen des Weiſen an den Reichen, deſſen Hand voll iſt, ſelbſt wenn er dumm und unwiſſend iſt, indeſſen derjenige, der nichts zu geben hat, mit dem Namen des Narren verunglimpft wird, wäre er auch der allerweiſeſte.

Wenn der Reiche eine Natter ißt, ſo ſagen die Leute, er thut es aus Weisheit. Ißt ſie ein Armer, ſo ſagt man, es geſchieht aus Dürftigkeit.

Beneide nicht den Reichthum eines Andern und freue dich nicht über das Unglück deines Nächſten: eben dieſes Unglück könnte auf dich zurückfallen. Komm dem Feinde, der dir ſchaden will, durch deine Wohlthaten zuvor. Stirbt er, ſo freue dich nicht: du wirſt bald bei ihm ſein; vielleicht in demſelben Grabe!

Man muß einem Mann in den Tagen ſeiner Macht nicht trotzen, ſo wenig als einem Fluſſe in der Zeit ſeiner Ueberſchwemmung.

Sprich nicht: „Mein Herr iſt unſinnig; ich allein bin weiſe.“

O mein Sohn, ein Schaf, welches ſeinen Lauf zu ſehr beſchleunigt und ſich zu weit von dem Hirten entfernt, der es beſchützt, wird die Beute des Wolfes.

So ſehr du die Geſellſchaft derjenigen ſuchen mußt, welche in der Furcht Gottes leben, eben ſo ſehr mußt du diejenigen fliehen, welche dich zu ihren verderblichen Wegen verführen würden.

Prüfe zuvor den Freund, welchen du dir erwählſt, und ſodann geh mit ihm um.

Es iſt beſſer, in der Geſellſchaft eines weiſen Mannes Steine tragen und ſich den härteſten Arbeiten unterziehen, als köſtliche Getränke mit einem Böſen trinken. O mein Sohn, vergieß lieber deinen Wein auf dem Grabe der Guten, als daß du ihn mit verderbten Menſchen trinkeſt.

Gib niemals deinen erſten Freund auf: du würdeſt auch den zweiten nicht lange behalten.

Hilf dem Unglücklichen in ſeiner Noth, und ſprich für ihn bei dem Könige.

Mein Sohn, laß dich lieber von dem Stocke des Weiſen züchtigen, als dich von einem Unwiſſenden mit Wohlgerüchen und Blumen beſchütten.

Die Verblendung des Herzens iſt tauſendmal ſchlimmer, als die Blindheit der Augen. Der des Geſichts beraubte Menſch kann nach und nach ſeinen Weg wiederfinden; aber derjenige, deſſen Vernunft verfinſtert iſt, ſchlägt einen falſchen Weg ein, und findet ſich nie wieder zurecht.

Wenn das Waſſer in ſeinem Laufe ſtill ſteht, wenn der Vögel Flug den Himmel erreicht, wenn der Rabe weiß wird, und die Myrrhe die Süßigkeit des Honigs hat, — alsdann werden die Unwiſſenden und Unſinnigen die Weisheit begreifen und die Vernunft zu ihrem Führer annehmen.

Der Unweiſe ſtößt ſich an einen Stein, und fällt: der Weiſe ſtolpert, aber fällt nicht: oder wenn er einen Fehltritt thut, ſo richtet er ſich wieder auf. Befällt ihn eine Krankheit, ſo weiß er ſich ſelber zu heilen: die Krankheit der Unweiſen hat aber kein Heilmittel.

Der wahrhafte Weiſe iſt zurückhaltend mit drei Dingen, mit der Zunge, mit den Händen und mit den Augen.

Laß deinem Munde kein Wort entſchlüpfen, was du nicht zuvor in deinem Herzen überlegt haſt.

O mein Sohn, es gibt vier Dinge, bei welchen weder eine Regierung noch ein Kriegsherr beſtehen kann, nämlich, die Tyrannei eines Miniſters, die Ungeſchicklichkeit in der Verwaltung, die Gewiſſenloſigkeit in der Politik, und die Bedrückung des Volks.

Es gibt vier andere Dinge, welche ſich nicht geheim halten laſſen: Wiſſenſchaft und Unwiſſenheit, Armut und Reichthum.“ [12])

Dieß waren die Lehren, welche der weiſe Heykar dem Nadan gab; er wähnte, ſein Neffe hätte ſie tief in ſein Herz geſchrieben, und er war weit entfernt, zu argwöhnen, daß ſo viel auf ſeine Erziehung verwendete Sorgfalt, noch einſt mit dem ſchwärzeſten Undanke bezahlt werden ſollte.

Nachdem Heykar ſich nun der öffentlichen Geſchäfte entledigt hatte, zog er ſich in ſein Haus zurück, und vertraute Nadan auch die Verwaltung ſeiner Reichthümer; er gab ihm unbeſchränkte Macht über ſein ganzes Haus, über ſeine Sklaven, ſeine Pferde, ſeinen Hausrath, ſeine Heerden, kurz, über alles, was er beſaß. Er führte ihn ſodann bei dem König ein, und übergab ſeinen Händen das Amt des erſten Miniſters von Aſſyrien.

Fünfhundert zwei und ſechzigſte Nacht.

Die Macht erzeugt den Hochmuth: Nadan, der jetzo Herr von allem war, nur ſeine Neigungen als Geſetz, ſeinen Willen als Zügel erkannte, und nach Gefallen über die unermeßlichen Reichthümer ſeines Oheims ſchaltete, behandelte ſeinen Wohlthäter bald nur mit Verachtung. Ja, er fügte zu dem Undanke noch die Unverſchämtheit, und wagte es ſogar, ihn öffentlich zu verſpotten, indem er zu jedem ſagte, der es hören wollte:

„Mein Oheim iſt faſt ſchon wieder in der Kindheit, ſeine Reden ſchmecken etwas nach ſeiner Hinfälligkeit: der Arme verſteht faſt nichts mehr von den Angelegenheiten des Lebens.“

Dabei ſchlug er ſeine Sklaven, verkaufte ſeine Beſitzthümer und Pferde, und verſchwendete thöricht die langſam erworbenen Güter.

Entrüſtet über dieſe Aufführung ſeines Neffen, jagte ihn Heykar aus ſeinem Hauſe, und unterrichtete den König von dem, was vorging.

Sencharib ließ Nadan kommen, und erklärte ihm, ſo lange Heykar lebte, hätte keiner das Recht, ſich die mindeſte Gewalt in ſeinem Hauſe anzumaßen.

Der alte Miniſter war tief betrübt; er bereute bitterlich alle Mühe, welche er ſich mit Nadans Erziehung gegeben hatte. Nadan hatte aber noch einen jüngeren Bruder, Namens **Ebnaſadam**: dieſen berief nun Heykar zu ſich, überhäufte ihn mit Ehren, vertraute ihm alle die Macht an, welche er den Händen ſeines Bruders wieder entzogen hatte, ſtellte ihn an die Spitze ſeines Hauſes und ernannte ihn zum Verwalter aller ſeiner Güter.

Als Nadan den von Heykar gefaßten Entſchluß ſah, ergriff ihn eine grimmige Eiferſucht. Sein Oheim ward der ſtäte Gegenſtand ſeiner Klagen oder ſeiner Spöttereien. „Da er mich aus ſeinem Hauſe gejagt hat,“ ſagte er, „und meinem Bruder die mir gebürenden Vorzüge und Vortheile eingeräumt hat, ſo verlange ich vom Himmel nichts mehr, als die Macht, mich zu rächen; und dieſe Macht ſoll die Liſt mir verſchaffen.“ Und von Stund' an ſann er im Stillen auf Mittel, Heykar zu verderben, indem er ihn an irgend eine Schlinge verwickelte, die ſeinen Sturz unvermeidlich machte. Auf folgende Weiſe fing er es an.

Er ſchrieb an **Akis**, den König von Perſien, einen Brief, der alſo lautete:

„Heil und Ehre dem Könige von Perſien von Seiten Sencharibs, des Königs von Aſſur und Ninive!

Sobald dieſer Brief dir zukömmt, ſo mache dich auf, und komm eilig in die Ebene von Baſchrin: dort will ich dir, ohne Streit, meine Hauptſtadt und mein Reich überliefern.“

Ein ähnlicher Brief wurde an Pharao König von Aegypten geſchrieben. Nadans Schrift glich völlig der

Schrift ſeines Oheims; und um dieß noch täuſchender zu machen, ſetzte er Heykars Siegel darauf; und nachdem er Briefe beide verſiegelt hatte, warf er ſie in den Palaſt des Königs.

Als dieß geſchehen war, ſchmiedete er einen dritten Brief von Seiten Sencharibs, welcher ſich darin alſo vernehmen ließ:

„Der König von Aſſur und Ninive an Heykar, ſeinen erſten Miniſter und Vertrauten aller ſeiner Geheimniſſe.

Verſammle alle unſere Truppen, laß ſie, wie zu einem Treffen, ausrüſten und führe ſie nächſten Donnerstag in die Ebene von Baſchrin. Sobald du mich dort ankommen ſiehſt, ſo befiehl den Truppen auf mein Gefolge loszuſtürzen und mich wie einen Feind anzugreifen. Du weißt, daß die Geſandten Pharao's, des Königs von Aegypten, gegenwärtig an meinem Hofe ſind: ich will, daß ſie Zeugen dieſer kriegeriſchen Uebung ſeien, damit ſie daraus die Gewandtheit meines Heeres erkennen, und uns fürchten.“

Dieſes Schreiben vertraute Nadan einem Sklaven des Palaſts, der es zu Heykar trug.

Unterdeſſen wurden die beiden an die Könige von Perſien und Aegypten gerichteten Briefe gefunden und dem König Sencharib übergeben. Erſtaunt und entrüſtet über ihren Inhalt, zeigte er ſie dem Nadan, welcher mit angenommener Verlegenheit und als wenn dieſes Bekenntnis ihm viel koſtete, ſie für die Handſchrift ſeines Oheims erkannte.

„Was habe ich denn Heykar Böſes gethan,“ rief der König aus, „um zu verdienen, daß er meine Wohlthaten mit ſolcher Treuloſigkeit vergilt!“

„Herr,“ ſagte der hinterliſtige Nadan darauf, „Euer Majeſtät überlaſſe ſich nicht zu frühzeitig dieſem Schmerze: wartet, bis die That ſolche Anzeigen beſtätigt, und ihr euch mit euern eigenen Augen von Heykars Verrath überzeugen könnt. Nur auf der Ebene von Baſchrin wird euch dieſes Geheimnis aufgeklärt werden.“

Als der Donnerstag gekommen war, begab ſich Sencharib, auf Nadans Rath, mit den Großen ſeines Hofes und in Begleitung eines zahlreichen Gefolges und der Truppen des Palaſtes, nach der Ebene von Baſchrin. Dort angelangt, ſah er Heykar an der Spitze eines in Schlachtordnung geſtellten Heeres.

Kaum hatte dieſer den König erblickt, als er in ſeinem unbeſchränkten Dienſteifer und im Wahne, daß er nur genau die in dem untergeſchobenen Briefe Nadans ihm vorgeſchriebenen Befehle ſeines Herrn erfüllete, gab er den Truppen das Zeichen, auf die Begleitung des Königs loszuſtürzen: er wußte nicht, welchen Abgrund ihm ſein Neffe unter ſeinen Füßen gegraben hatte.

Zeuge dieſer Handlung des Weſyrs, konnte der König weder ſeine Beſtürzung noch ſeinen Zorn verbergen. „Ihr ſeht mit euern eigenen Augen," ſagte nun Nadan, „alles was der Verräther Heykar im Stande iſt, gegen Euer Majeſtät zu unternehmen. Aber, verbannet alle Furcht; euer Palaſt iſt ein ſicherer Zufluchtsort, kehret dahin zurück; es iſt meine Sorge, euch den Schuldigen mit gebundenen Händen und Füßen vorzuführen."

Der Rath wird befolgt: Sencharib kehrt nach ſeinem Palaſt zurück, und Nadan begibt ſich eilig zu ſeinem Oheim, und ſpricht im Namen des Königs zu ihm:

„Der König iſt mit euch zufrieden, er ertheilt der Genauigkeit, mit welcher ihr ſeine Befehle ſo eben ausgeführt habt, die größten Lobſprüche. Gegenwärtig will er, daß ihr eure Truppen umkehren laſſet, und ihr ſelber, an Händen und Füßen mit Ketten belaſtet, vor ſeinem Thron erſcheinet, damit die Geſandten von Aegypten, welche hier Zeugen eurer Macht geweſen, es auch von eurer Unterwerfung ſeien. Dieſe Fremdlinge können hieraus die ganze Ehrfurcht ermeſſen, welche die Hoheit des Königs von Aſſyrien den Großwürdenträgern des Reichs einflößt, und ſie werden die Kunde davon an den Hof Pharao's bringen."

Heykar antwortete auf dieſe hinterliſtige Rede durch neue Betheurungen ſeines Gehorſams in allem, was Sencharibs Wille wäre. Er ließ ſich ſogleich die Füße und

Hände binden und durch Nadan nach dem Palaſte des Königs führen, und hier neigte er, in der Gebärde der tiefſten Unterwürfigkeit, ſeine Stirn bis auf den Boden.

Als Sencharib ihn ſo zu ſeinen Füßen ſah, warf er ihm mit Heftigkeit ſeinen Undank vor, und zeigte ihm die beiden Briefe, welche in ſeinem Namen und mit ſeinem Petſchaft beſiegelt, an die Könige von Perſien und Aegypten geſchrieben waren.

Bei dieſem Anblicke ward Heykar beſtürzt; ſein Geiſt verwirrte ſich, alle ſeine Glieder zitterten, die Zunge klebte ihm feſt am Gaumen, und vergeblich wollte er ſeine ſo lange bewährte Weisheit zu Hülfe rufen: er konnte kein einziges Wort hervorbringen. So ſtand er mit geſenktem Haupte in ſtummer Beſtürzung.

Der erzürnte König legte dieſes Stillſchweigen zu ſeinem Nachtheil aus, und befahl, ihn mit dem Tode zu beſtrafen.

Und jetzo fügte Nadan auch noch Niederträchtigkeit zu der tiefſten Verworfenheit, und er überhäufte ſeinen Oheim mit Schmähungen:

„Nichtswürdiger Heykar,“ wagte er, ihm zuzurufen, „was hilft dir nun deine Spitzbüberei? Welchen Lohn erwarteſt du von dem Verrathe, welchen du gegen deinen Wohlthäter und Herrn anſtifteteſt?“

Fünfhundert drei und ſechzigſte Nacht.

Unterdeſſen kömmt der Scharfrichter: er hieß Abu-Someika. Der König beſiehlt ihm, Heykar zu ergreifen und ihm vor ſeiner eigenen Hausthüre das Haupt abzuſchlagen.

Heykar, der jetzt erſt wieder zu ſich gekommen war, ließ ſich nur in folgenden Worten vernehmen: „Ihr habt meinen Tod befohlen, und ich ehre den Willen meines Königs: möge mein Hintritt zur Wohlfahrt eures Reiches ausſchlagen; aber ich bin unſchuldig, und es wird ein Tag kommmen, wo die Böſewichter von ihren Handlungen Rechenſchaft geben müſſen. Ich bitte nur um die letzte Gnade, daß mein Leichnam meinen Sklaven übergeben werde, damit ſie mir die Ehre der Beſtattung erweiſen.“

Der König bewilligte dieſen letzten Wunſch Heykars: und als dieſer den Augenblick ſeiner Hinrichtung herannahen ſah, ſchickte er zu ſeiner Gattinn, und hieß ſie eine große Anzahl junger Sklavinnen verſammeln, ſie prächtig ankleiden, und mit ihnen zu ihm kommen, um ſeinen Tod zu beweinen. Zugleich trug er ihr auf, für Abu-Someika und die Soldaten ſeines Gefolges eine prächtige Tafel zu bereiten, welche mit Speiſen und Weinen aller Art im Ueberfluſſe beſetzt wäre.

Heykars Gemahlinn, die mit durchdringendem Scharfſinne begabt war und viel Verſtand und Klugheit damit vereinigte, begriff bald die Abſicht dieſes Befehls, und vollzog ihn getreulich. Und als der Scharfrichter mit ſeinen Leuten ankam, fanden ſie ein prächtiges Mahl, welches ſie erwartete: man ſchenkte ihnen den köſtlichſten Wein im Uebermaße; und da ſie ſich gierig den Vergnügungen der Tafel überließen, ſo wurden ſie bald berauſcht.

Heykar, der dieſen Augenblick mit Ungeduld erwartete, nahm Abu-Someika bei Seite und ſprach alſo zu ihm:

„Erinnere dich, Abu-Someika, des Tages, wo der König Sarchadom, Sencharibs Vater, deinen Tod befahl: du weißt, daß ich dich mit in mein Haus nahm und dich an einem heimlichen Orte verbarg, um abzuwarten, bis der Zorn des Königs ſich beſänftigt hätte. Was ich vorausgeſehen hatte, geſchah: auf die Entrüſtung folgte bald die Reue; und als ich überzeugt war, daß Sarchadom deinen Verluſt bitterlich bedauerte, ſtellte ich dich ihm vor, und ſein Herz wurde bei deinem Anblicke von Freuden erfüllt. So verdankeſt du meiner Veranſtaltung dein Leben. Vergiß nicht dieſer Wohlthat, o Abu-Someika! thu heute für mich, was ich damals that, dich zu retten. Ich bin das Schlachtopfer einer Verleumdung, und der König iſt nur getäuſcht: heute verurtheilt er mich, und morgen vielleicht ſchon beweint er meinen Tod.

In meinem Hauſe befindet ſich ein aller Welt unbekanntes unterirdiſches Gemach; erlaube, daß dieſes mein Zufluchtsort ſei, und meine Frau allein um das Geheimnis wiſſe. Einer meiner Sklaven, deſſen Verbrechen den Tod verdient haben, iſt gegenwärtig in meinen Gefängniſſen verſperrt: der muß alsbald herausgezogen, mit meinen Kleidern bedeckt und an meiner Statt hingerichtet werden. Deine Leute, die berauſcht ſind, vermögen nicht, die Verwechslung zu bemerken. Du überlieferſt hierauf den Leichnam meinen Sklaven, um ihn zu beſtatten, ſo wie es Sendharib verfügt hat. Auf ſolche Weiſe, o Abu-Someika, wirſt du dir ewigen Anſpruch auf meine Erkenntlichkeit erwerben, und zugleich dem Könige und Heykar einen Dienſt leiſten.

Abu-Someika war kein Undankbarer, er that getreulich alles, was ſein alter Wohlthäter ihm vorſchrieb, und die Täuſchung gelang vollkommen. Man ging auf der Stelle hin zu dem König und verkündigte ihm, daß ſein Miniſter aufgehört hätte zu leben.

Heykars Gattinn, welche allein ſeinen Aufenthalt kannte, ſtieg alle Woche nur einmal in das Gewölbe hinab, um ihm Lebensmittel zu bringen.

Bald verbreitete ſich in Ninive und in den Provinzen das Gerücht, daß der König ſeinen erſten Miniſter hatte hinrichten laſſen; und das allgemeine Bedauern, welches dieſer Verluſt verurſachte, ward in allen Theilen des Reichs laut: „Tugendhafter Heykar!“ rief man überall aus, „wie ſehr vermiſſen wir deine Wiſſenſchaft, deine Geſchicklichkeit, deine Weisheit! wie groß wird nicht, nach deinem Tode, die Schmach des Reichs werden! wo wird der König von Aſſyrien jemand finden, einen Miniſter, wie du warſt, zu erſetzen? . . .“

Sencharib ſeinerſeits fühlte auch bald den ganzen Umfang ſeines Verluſtes; die Reue preßte ihm Thränen aus, und er überließ ſich vergeblichen Wehklagen.

Eines Tages wollte er öffentliche Beweiſe ſeiner Betrübnis ablegen, und befahl Nadan, alle Freunde ſeines Oheims zu verſammeln, mit ihnen Trauerkleider anzuziehen, auf dem Grabe Heykars zu wehklagen und ſeinem Gedächtnis eine Todtenfeier zu widmen. Aber der gräuliche Nadan, anſtatt dieſen Befehl, der ihm hätte geheiligt ſein ſollen, zu erfüllen, verſammelte eine Bande eben ſo nichtswürdiger und verderbter junger Leute, wie er war, und lud ſie zu einem Feſte in das Haus ſeines Oheims ſelber: und hier überließ er ſich mit ihnen allen Ausſchweifungen einer zügelloſen Luſtigkeit. Er ſchlug die Sklaven mit der äußerſten Grauſamkeit, ehrte ſelbſt nicht die Witwe ſeines Oheims, welche ihm in ſeiner Kindheit ſo viel Sorgfalt erwieſen hatte, und trieb die Niederträchtigkeit ſo weit, ſogar verruchte Reden gegen ſie zu führen.

Der unglückliche Heykar hörte all dieſen Lärm in der Tiefe ſeines Zufluchtsortes. Er hub ſeine Arme gen Himmel und ſchickte zu Gott heiße Gebete empor, welche nur durch ſeine Seufzer unterbrochen wurden.

Abu-Someika kam manchmal, unter Begünſtigung der Nacht, in das Gewölbe, und ſeine Tröſtungen erleichterten die Leiden des Gefangenen: er vermiſchte ſeine Thränen mit den ſeinigen, und verließ ihn niemals, ohne heiße Wünſche für ſeine Befreiung.

Unterdeſſen gelangte die Nachricht von Heykars Tode bald in die benachbarten Königreiche. Schon lange eiferſüchtig auf die wachſende Macht Ninive's, freuten ſich alle Könige darüber. Sie wußten aus Erfahrung, welches Uebergewicht Heykar dem Throne Aſſyriens über ſeine Nachbaren zu geben vermochte. Nunmehr durch den Tod eines ſo furchtbaren Mannes ermuthigt, erhub der König von Aegypten zuerſt das Kriegsbanner, und ſuchte einen Vorwand zur Feindſeligkeit, um die Staaten Sencharibs zu überziehen: er ſchrieb ihm einen Brief, welcher alſo lautete:

„Heil und Ehre dem Könige Sencharib! Aegypten iſt die Mutter der Welt: alle Völker nennen ſeine Gebäude Wunderwerke; ich nun will noch weiter gehen, als die Pharaonen, meine Vorfahren. Ich will einen Palaſt zwiſchen Himmel und Erde bauen. Findet ſich in deinen Staaten ein ſo geſchickter Baumeiſter, dieſes Wunderwerk auszuführen, und der zugleich ſo unterrichtet iſt, um ohne Anſtoß die ſchwierigſten Fragen aufzulöſen, ſo ſende ihn mir. Ich verſpreche dir dafür die dreijährigen Einkünfte von Aegypten: wo nicht, ſo ſollſt du mir die dreijährigen Einkünfte von Aſſyrien entrichten.

Pharao.“

Fünfhundert vier und ſechzigſte Nacht.

Die erſte Bewegung Sencharibs bei Leſung dieſes Briefes war Unwillen; bei alle dem mußte er einen Entſchluß faſſen, und die Ungewißheit begann.

Nachdem er den Großen ſeines Hofes die ſeltſame Forderung des Königs von Aegypten mitgetheilt, und ſich völlig überzeugt hatte, daß keiner von ihnen, es übernehmen wollte, darauf zu antworten, berief er eine große Verſammlung von Gelehrten, Weiſen, Naturkundigen und Sterndeutern.

„Wer unter euch,“ ſprach er zu ihnen, „will ſich an den Hof Pharao's begeben und ſeine Aufgaben löſen?“

Bei dieſer Aufforderung ſtanden alle beſtürzt da.

„Es gab in euern Staaten nur einen einzigen Mann,“ ſprachen ſie zu ihm, „der im Stande geweſen wäre, dieſe ſpitzfindigen Fragen zu löſen, und dieſer Mann war der weiſe Heykar. Keiner von uns vermöchte, ihn zu erſetzen: ſein Neffe Nadan allein, dem er ſeine Weisheit mitgetheilt hatte, könnte die Löſung von dergleichen Schwierigkeiten unternehmen.“

Als nun Nadan befragt wurde, begnügte er ſich, zu erklären, daß Pharao's Forderung unſinnig wäre, und man müßte ihn nach ſeinem Gefallen eingebildete und unmögliche Dinge erträumen laſſen, ohne ſich mit einer Antwort darauf zu behelligen.

Bei dieſen Worten verſank Sencharib wieder in tiefe Traurigkeit: jetzt erſt fühlte er mit ganzer Bitterkeit Heykars Verluſt. Er ſtieg von ſeinem Throne, ſetzte ſich in die Aſche, und Thränenſtröme entſtürzten ſeinen Augen:

„Heykar, mein vielgeliebter Heykar!“ rief er mit dem Tone des tiefſten Schmerzes aus, „warum biſt du nicht mehr an meiner Seite? du hätteſt mit einem einzigen Worte die Räthſel Pharao's aufgelöſet. Du, der alle Geheimniſſe der Wiſſenſchaft inne hatte, und dem nichts verborgen war, was auf Erden vorgeht. Du wareſt mein Ruhm, und ich habe dich hinrichten laſſen! Ich unglückſeliger! wie konnte ich dich tödten laſſen, auf das bloße Wort eines Jünglings ohne Erfahrung, — und vielleicht ohne Tugend? Wehe! ich habe dich mit beklagenswerther Uebereilung verdammt; und ich ärnte jetzo die Früchte davon. Gewiſſensbiſſe werden unaufhörlich mein Leben beunruhigen, und nur mit denſelben enden. Ach! wenn jemand dich wieder ins Leben rufen und mir wieder zuführen könnte, die Hälfte meines Reichs ſollte ihm gehören!"

Abu-Someika, der Zeuge dieſes Schmerzes des Königs war, zweifelte nicht mehr an ſeiner Reue; die Thränen, welche er fließen ſah, verhießen ihm Heykars Begnadigung, und er erkannte, daß die Stunde der Befreiung für den unglücklichen Weſyr geſchlagen hatte.

Er nahte ſich alſo ehrfurchtsvoll dem Könige, fiel ihm zu Füßen, und ſprach:

„Herr, befehlet meinen Tod!"

„Was haſt du denn verbrochen?" fragte Sencharib verwundert.

„Jeder Unterthan, der ſeinem Herrn nicht gehorcht, verdient den Tod," fuhr Abu-Someika fort: „und ich bin euch ungehorſam geweſen."

Und hierauf erzählte er, wie er, überzeugt von Heykars Unſchuld, an ſeiner Stelle einen ſchuldigen Sklaven hingerichtet hatte. „Heykar," fügte er hinzu, „iſt noch am Leben. Und wenn ihr es erlaubt, ſo will ich ihn auf der Stelle euern Augen zeigen. Indem ich ihn für euch erhielt, glaubte ich dem Staat einen Dienſt zu leiſten. Das, Herr, iſt mein Verbrechen: gebietet nun meinen Tod, oder meine Begnadigung; mein Leben ſteht in eurer Hand."

Die Wirkung dieſer Rede auf das Gemüth des Königs von Aſſyrien war wunderſam. Anfangs konnte er nicht glauben, was er ſo eben hörte; ſodann, durch die wiederholten Betheurungen Abu-Someika's überzeugt, überließ er ſich einer ſo lebhaften und unmäßigen Freude, daß er beinahe den Verſtand darüber verloren hätte. Das erſte Wort was er ſprach, war, daß man Heykar herführen ſollte.

Der edelmüthige Abu-Someika war ſchon an der Thüre des Gewölbes: in eben dieſem Augenblicke betete Heykar zu Gott, und überließ ſich, mit ſtäter Ergebung in ſein Misgeſchick, frommen Betrachtungen.

„Befreiung!“ rief ihm Abu-Someika aus der weiteſten Ferne zu, ſobald er ihn erblickte, „Befreiung!“ und ſogleich erzählte er ihm, was eben vorgegangen war, und beide erſchienen vor dem Könige.

Sencharib konnte nicht, ohne von Mitleid gerührt zu werden, den Zuſtand anſehen, in welchem ſich gegenwärtig Heykar befand. Seine Geſundheit war untergraben, ſein Geſicht bleich, ſein Leib ganz mit Staub bedeckt, ſeine Haare und ſeine Nägel waren von übermäßiger Länge; er hatte beinahe nicht mehr das Anſehen eines Menſchen. Der König ſtand auf, lief ihm entgegen und umarmte ihn mit Thränen.

„Gelobt ſei der Ewige,“ ſagte er zu ihm, „daß er dich dem Tode entriſſen und meiner Freundſchaft wiedergeſchenkt hat!“

„Meine Ungnade,“ antwortete Heykar, „iſt das Werk eines Treuloſen und Undankbaren geweſen: das iſt's, was man von den Kindern des Frevels zu erwarten hat. Ich habe einen Palmbaum gezogen, damit er zur Stütze meines Alters dienen ſollte, und dieſer Palmbaum hat ſich auf mich geſtürzt und mich umgeworfen. Aber da der Himmel ein euerm Dienſte gewidmetes Leben erhalten hat, ſo verbannet fortan alle Unruhe, und ladet die Sorgen des Reichs auf mich.“

„Nicht weniger erwartete ich von deinem Eifer,“ ſagte Sencharib; „aber ich will, daß dieſe erſten Tage deiner Freiheit gänzlich der Ruhe gewidmet ſeien.“

Heykar beurlaubte ſich nun von dem Könige von Aſſyrien, der ihm die Bezeugungen einer zärtlichen Freundſchaft wiederholte. Der treue Abu-Someika wurde mit einem Ehrenpelze bekleidet, und der Dienſt, welchen er dem Fürſten geleiſtet hatte, durch reiche Geſchenke und glänzende Freigebigkeit belohnt.

Nadan aber, als Zeuge von allen dieſen Vorgängen, war dergeſtalt von Unruhe und Schrecken ergriffen, daß er in ſeiner Angſt nicht mehr wußte, wozu er ſich entſchließen, an wen er ſich wenden ſollte.

Unterdeſſen waren die Tage, welche Heykar der Ruhe widmen ſollte, verfloſſen und ſeine Geſundheit hergeſtellt: er legte nun ſeine prächtigſten Kleider an, und mit einem zahlreichen Gefolge, erſchien er wieder vor Sencharib, mit allen Zeichen ſeines vorigen Ranges.

Sencharib empfing ihn mit großer Auszeichnung, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, und zeigte ihm den Brief Pharao's. Zugleich machte er ihm bekannt, daß ſchon eine große Menge Aſſyrier nach Aegypten entflohen wären, aus Furcht, daß ſie gezwungen werden möchten, ihren Theil an der von Pharao geforderten Schatzung zu bezahlen, wenn ſeine Aufgabe nicht gelöſet würde.

„Wohlan,“ rief Heykar aus, nachdem er den Brief geleſen hatte, „ich ſelber will nach Aegypten gehen: ich will alle ſeine Fragen beantworten, und alle ſeine Aufgaben auflöſen. Ich verſpreche euch, nicht allein alle Flüchtlinge zurückzubringen, ſondern auch Pharao zu nöthigen, ſelber euch die Schatzung zu zahlen, welche er von euch fordert. Verbannet, Herr, von dieſem Augenblicke an, alle Furcht; mit Gottes Hülfe will ich alle eure Feinde zu Schanden machen. Ich verlange nur vierzig Tage zu den Vorbereitungen meiner Reiſe.“

Dieſe Verſicherung erfüllte Sencharibs Herz mit Freuden; alle ſeine Unruhe verſchwand: er vertraute der Kunde des geſchickten Miniſters, welchen die Vorſehung ihm gewährt hatte, und die Ausforderung des ehrgeizigen Pharao erſchien ihm nur noch als eitele Spitzfindigkeit, welche vor der bewährten Weisheit Heykars von ſelber in ihr Nichts verſchwinden müßte.

Fünfhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

Als Heykar nach Hauſe gekommen war, ließ er einige Jäger rufen, und befahl ihnen, zwei große Adler zu fangen. Man brachte ſie ihm; und nun ließ er zwei Käſten von ſehr leichtem Holze machen und zwei ſeidene Stricke, zwei tauſend Ellen lang, drehen.

Als alles dieſes fertig war, ließ er ſich zwei junge Knaben bringen, und übte ſie täglich, ſich in den beiden Käſten, welche er an die Klauen der Adler befeſtigte, aufrecht zu halten, ſo daß dieſe Vögel, wenn ſie ſich zum Fluge emporſchwangen, ſie mit in die Lüfte führten, während Heykar das Ende der Stricke, woran die Adler geknüpft waren, in ſeinen Händen behielt. Sehr oft wurde dieſe Uebung wiederholt, und allmählich gewöhnten ſich die Adler daran. Man gab ihnen Hammelfleiſch zur Speiſe, und dieſe Nahrung ſtärkte ſie ſehr. Anfangs ließ man ſie nur zu einer mäßigen Höhe emporſteigen, ſodann wagte man ſich etwas höher: kurz, die vierzig Tage waren noch nicht verfloſſen, als ſie ſich ſchon ſo hoch erhuben, wie die Länge der Seile es nur verſtattete. Heykar hatte dabei die Knaben abgerichtet, wenn ſie in der Luft ſchwebten, mit aller Macht auszurufen:

„Bringet uns Steine und Mörtel, damit wir hier dem Könige Pharao einen Palaſt erbauen. Wir warten nur noch auf dieſes Bauzeug. Sputet euch doch, es uns zukommen zu laſſen! . . . Es iſt unerhört, daß ihr uns hier ſo müßig laſſet!“

Nunmehr des Erfolges ſeiner Erfindung verſichert verfügte Heykar ſich wieder zu dem Könige von Aſſyrien, und erbot ſich, in ſeiner Gegenwart einen Verſuch damit zu machen. Sencharib, in Begleitung der Großen ſeines Hofes, begab ſich auf eine Ebene in der Nähe, um Zeuge dieſes neuen Schauſpiels zu ſein. Er war ſo verwundert über die ſinnreiche Erfindung ſeines Weſyrs, daß er ihn vor ſeinem ganzen Hofe umarmte, ihm neue Ehren zutheilte, und ihm erlaubte, auf der Stelle nach Aegypten abzureiſen.

Heykar nahm Abſchied von dem König, und im Gefolge einer zahlreichen Bedeckung, machte er ſich noch denſelben Tag auf den Weg, und nahm die beiden Knaben und Adler mit ſich.

Bald verbreitete ſich durch ganz Aegypten das Gerücht, daß der König von Ninive einen Geſandten an Pharao geſchickt hätte, welcher ſeine Räthſel auflöſen ſollte. Als die Kunde davon auch zu Pharao's Ohren kam, befahl er den vornehmſten Beamten ſeines Hofes, dem Aſſyriſchen Geſandten entgegen zu gehen und ihn ſeinem Range gemäß zu empfangen.

Sobald Heykar angekommen war, wurde er mit Gepränge zum Palaſte des Königs geführt, und nachdem er ſich hier ehrfurchtsvoll vor ihm niedergeworfen hatte, redete er ihn alſo an:

„Herr, der König Sencharib, mein Gebieter grüßt euch! Ihr ſeht vor euch denjenigen ſeiner Sklaven, welchen ihm gefallen hat euch zu ſenden, um auf eure Fragen zu antworten. Ihr habt ihm euer Verlangen ausgedrückt, einen Palaſt zwiſchen Himmel und Erde zu erbauen: ich komme, mit Gottes Hülfe, und in Vorausſezzung eurer erhabenen Genehmigung, dieſen Wunſch Euer Majeſtät zu erfüllen. Wenn dieſes Unternehmen mir mislingt, oder ich eine einzige eurer Fragen unbeantwortet laſſe, wird mein Herr euch die dreijährigen Einkünfte ſeiner Staaten entrichten. Wenn dagegen ich die von euch auferlegten Bedingungen erfülle, ſo werdet ihr ihm denſelben Tribut ſenden. König von Aegypten! ſolches iſt euer Verſprechen geweſen, und ihr werdet daſſelbe halten: das Wort der Könige iſt unwiderruflich, wie die Beſchlüſſe des Himmels.“

Die edle Einfachheit dieſer Worte, und der zuverſichtliche Ton, mit welchem ſie ausgeſprochen wurden, überraſchten den König von Aegypten dermaßen, daß er den Namen des Geſandten Sencharibs zu wiſſen wünſchte.

„Ich nenne mich Abimakam,“ antwortete Heykar, der nicht erkannt ſein wollte, „und ich bin nur einer der geringſten Würmer in den Staaten des Königs von Aſſyrien.“

„Hat denn dein Herr,“ fuhr Pharao fort, „keinen Mann von höherem Anſehn und Range gehabt, welcher der wichtigen und ſchwierigen Sendung, womit er dich bei mir beauftragt hat, angemeſſener geweſen wäre.“

„Um dieſer Sendung zu entſprechen,“ ſagte Heykar, „habe ich nur die Gnade des Himmels anzuflehen: der Himmel bedient ſich oft des Schwachen, um den Mächtigen in Erſtaunen zu ſetzen.“

Hiemit endigte ſich dieſe erſte Zuſammenkunft. Der König von Aegypten befahl, den Geſandten von Aſſyrien und die Leute ſeines Gefolges in die für ſie beſtimmte Wohnung zu führen, wo ſie alle Bequemlichkeiten des Lebens finden würden.

Am dritten Tage wurde Heykar zu Pharao berufen, der auf ſeinem Throne ſaß, umgeben von den Großen ſeines Reichs und angethan mit dem königlichen Purpur. Sobald der Miniſter Sencharibs herein geführt war, redete der König ihn lebhaft mit folgenden Worten an:

„Blicke umher auf dieſe Verſammlung, o Abimakam, und ſage uns, ohne Beſinnen, wem gleiche ich, und wem gleichen die Großen meines Hofes?“

„Ihr, Herr,“ antwortete Heykar, „ihr gleichet einem Götzen, und die euch umgebenden Großen gleichen den Götzendienern.“

Zufrieden mit dieſer Antwort, entließ der König den Geſandten von Aſſyrien, und befahl ihm, am folgenden Morgen wieder zu erſcheinen.

Pharao hatte heute ein rothes Kleid angezogen, und die Großen des Reichs ſich weiß kleiden laſſen.

„Wem gleiche ich nun,“ fragte er abermals Heykar, „und wem gleichen die Großen meines Hofes?“

„Ihr gleichet der Sonne,“ antwortete Heykar,“ und die Großen eures Reichs gleichen den Stralen dieſes Geſtirns.“

Hierauf entließ ihn Pharao wieder, und am folgenden Morgen kleidete er ſich ebenfalls weiß, wie die Großen ſeines Hofes; und als Heykar erſchien, wiederholte er dieſelbe Frage:

„Wem gleiche ich nun, o Abimakam, und wem gleichen meine Hofleute?“

„Ihr gleichet dem Monde,“ antwortete Heykar, „und eure Hofleute gleichen den Sternen, welche ihm als Hofſtaat dienen.“

Heykar wurde abermals entlaſſen, und am folgenden Tage, als er vor dem Könige von Aegypten erſchien, fand er ihn wieder roth gekleidet, die Großen ſeines Hofes aber trugen Kleider von verſchiedenen Farben.

„Womit vergleichſt du mich jetzo?“ fragte ihn Pharao, „und womit vergleichſt du die Großen meines Reichs?“

„Euch,“ antwortete Heykar, „euch vergleiche ich dem Monat Niſan, 18) und die Großen eures Hofes den Blumen, welche er hervorbringt.“

„Wohlan,“ fuhr Pharao fort, der durch alle dieſe Antworten höchſt befriedigt war, „weil du uns, mich und die Großen meines Hofes, zuerſt einem Götzen und ſeinen Prieſtern, ſodann der Sonne und ihren Stralen, ferner dem Monde und den Geſtirnen, und endlich dem Monat Niſan und ſeinen Blumen, verglichen haſt, ſo ſage uns nun auch, womit vergleichſt du deinen Herrn Sencharib und die Großen ſeines Hofes?“

Bei dieſer Frage ſtieß Heykar einen lauten Schrei aus: „Gott behüte mich,“ ſprach er, „hier den Namen meines Herrn auszuſprechen, während ihr auf eurem Throne ſitzet! nur wenn ich euch ſtehen ſehe, kann ich von dem Könige von Aſſyrien zu euch reden.“

Ganz erſtaunt über die Seltſamkeit dieſer Anrede und über die Zuverſichtlichkeit des Redners, ſtieg Pharao von ſeinem Thron, und indem er ſo vor dem Geſandten Sencharibs ſtand, wiederholte er ſeine Frage:

„Sage mir nun, o Abimakam, womit vergleichſt du deinen Herrn und die Großen ſeines Hofes?“

„Mein Herr,“ rief Heykar aus, „gleicht dem Gotte des Himmels und der Erden, und ſeine Diener um ihn her ſind wie die Blitze und der Donner: er gebietet, und das Ungewitter bricht los, die Sonne verbreitet nicht mehr ihr Licht, der Mond und die Geſtirne werden in ihrem Laufe gehemmt; er gibt ein Zeichen, und der Donner grollet, der Regen ſinkt in Strömen hernieder, und die entfeſſelten Stürme ſtürzen auf die Erde herab, verſtören den Monat Niſan, und zerſtreuen ſeine Blumen!“

Dieſe ſo unerwartete und ſo dreiſte Antwort des vorgeblichen Abimakam machte den Pharao für einen Augenblick beſtürzt. Er konnte nicht glauben, daß eine ſolche Antwort aus dem Munde eines gemeinen Menſchen käme.

„Abgeſandter von Aſſyrien,“ ſprach er zu ihm, „verhehle mir nicht die Wahrheit: wie iſt dein wahrer Name? wer biſt du?“

Heykar wollte ſich nicht länger verbergen, er antwortete alsbald:

„Ich bin Heykar, Miniſter des Königs Sencharib, der Vertraute all ſeiner Geheimniſſe, der Rathgeber und Lenker ſeines Reichs.“

„Ja,“ rief Pharao aus, „du biſt, ohne Widerrede, der weiſe Heykar! dießmal haſt du mir die Wahrheit geſagt. Aber, woher kömmt es, daß man das Gerücht deines Todes verbreitet hatte?“

„Der König Sencharib,“ antwortete Heykar, „hatte durch boshafte Verläumdungen getäuſcht, in der That meinen Tod befohlen: aber Gott, der auch die geheimſten

Dinge kennt, hat mein Leben gerettet. Glücklich iſt der Sterbliche, der auf ihn ſeine Hoffnung ſetzt!“

Pharao erlaubte nun Heykar, ſich zu entfernen, und verlangte von ihm, er ſollte den folgenden Morgen wieder erſcheinen, und ihm etwas kund thun, was weder er noch irgend einer ſeiner Unterthanen jemals gehört hätte.“

Als Heykar allein war, ſchrieb er einen Brief, welchen er am folgenden Morgen Pharao überreichte; derſelbe lautete alſo:

Fünfhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

„Der König von Ninive und Aſſyrien entbeut dem Könige von Aegypten ſeinen Gruß!

Der Bruder bedarf manchmal ſeines Bruders, und du biſt es, zu dem ich meine Zuflucht nehme: ich brauche ſechs hundert Talente Goldes, um einen Theil meines Heeres auszurüſten. Ich hoffe, du wirſt geruhen, mir dieſe Summe zu leihen.“

„Es iſt ſehr wahr,“ ſagte lächelnd der König von Aegypten, „daß niemals eine ſolche Forderung an mich gemacht worden, und daß ich zeitlebens nicht dergleichen gehört habe.“

„Gleichwohl,“ verſetzte Heykar, „iſt es eine Schuld, welche ihr gegen meinen Herrn eingegangen ſeid, und deren ihr euch bald entledigen müßt.“

Pharao verſtand die Meinung Heykars, und rief aus: „Dir, Heykar, ſollten alle Diener der Könige gleichen! Ehre dem ewigen Weſen, welches dir die Weisheit verliehen und deinen Geiſt mit ſo viel Verſtand und Wiſſchaft geſchmückt hat! — aber noch eine ſchwere Bedingung bleibt dir zu erfüllen: du haſt verſprochen, mir einen zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Palaſt zu bauen.“

„Ich erinnere mich deſſen wohl,“ antwortete Heykar, „und ihr ſehet mich bereit, auszuführen, was ich verheißen habe: ich habe die Baumeiſter mitgebracht. Befehlet nur, daß man ihnen Steine, Mörtel und Kalk bereit halte, und Handwerker da ſeien, um ihnen das nöthige Bauzeug zukommen zu laſſen.“

Dieſer Befehl wurde auf der Stelle ertheilt, und am folgenden Morgen begab ſich Pharao mit ſeinem ganzen Hofſtaat auf eine weite Ebene, wo ſchon eine zahlloſe Volksmenge zuſammen geſtrömt war, voll Neugierde, zu ſehen, wie Heykar ſein Verſprechen erfüllen würde.

Dieſer erſchien in Begleitung der beiden von ihm abgerichteten Knaben. Die Käſten worin er die beiden Adler verſchloſſen hatte, wurden von den Leuten ſeines Gefolges hinter ihm her getragen.

Als Heiykar durch das Gewühl mitten in die aufgerichteten Schranken gelangt war, zog er die beiden Adler aus ihren Behältniſſen hervor, ließ jeden der Knaben in einen Kaſten ſteigen, und nachdem er dieſelben feſt an die Klauen dieſer Vögel gebunden hatte, ließ er das Seil nach, — und in einem Augenblick erhuben ſie ſich zu einer erſtaunlichen Höhe. So ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, riefen nun die Knaben aus Leibeskräften herab:

„Bringet uns doch Steine, Kalk und Mörtel, damit wir den Palaſt des Königs Pharao bauen! Wir warten nur noch auf dieſes Bauzeug. Auf, auf, ihr Herren Handlanger! Wir ſind hier ſchon eine Stunde lang mit müßigen Händen! es iſt unerhört, uns ſo lange in Unthätigkeit zu laſſen! . .“

Während die Knaben aus den Lüften herab, dieſen Zuruf wiederholten, ſchlugen unten die Leute von Heykars Gefolge, vor den Augen der ganz verdutzten Menge, auf die Werkleute Pharao's, indem ſie ſagten:

„Thut doch eure Schuldigkeit, ihr Handlanger, und reichet den Mauermeiſtern droben das nöthige Bauzeug: laſſet ſie doch nicht ſo müßig!“ und damit fuhren ſie fort zu ſchlagen, während Pharao und ſeine Höflinge lachten.

Bei alledem konnte der König von Aegypten ſich einer kleinen Beſchämung nicht erwehren; und um dieſen Auftritt ein Ende zu machen, ſagte er zu Heykar:

„Haſt du denn den Verſtand verloren? wie verlangſt du, daß meine Leute ſo ſchweres Bauzeug ſo hoch in Luft bringen ſollen?“

„Offenbar," antwortete Heykar, „hat mein Herr Sencharib viel geſchicktere Arbeitsleute; denn wenn er wollte, ſo könnte er zwei Paläſte zugleich in einem einzigen Tage bauen laſſen."

Pharao fühlte den Stich dieſer Scherzrede, und ſagte: „Nun wohl, ich verzichte auf den Bau meines Palaſtes: aber bereite dich, morgen auf verſchiedene Fragen zu antworten, welche ich dir thun will."

Heykar entfernte ſich, und am folgenden Morgen ſtellte er ſich bei guter Zeit bei Pharao ein, welcher zu ihm ſprach:

„Was iſt das für ein Pferd, welches dein Herr in ſeinem Stalle hat, und das jedesmal, wenn es zu Ninive wiehert, meinen Stuten ſolchen Schreck verurſacht, daß ſie zur Unzeit fohlen?"

Heykar ſagte hierauf zu dem Könige von Aegypten, er würde ſogleich eine Antwort auf dieſe Frage herbei holen, und ging hinaus:

Fünfhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

In ſeiner Wohnung angelangt, nahm er eine Katze, und peitſchte ſie heftig mit einem Riemen. Die Nachbaren hörten das Geſchrei dieſes Thieres, und gingen hin.

es dem Könige zu melden, der ſogleich den Heykar holen ließ, und ihn fragte:

„Warum mishandelſt du ſo ein wehrloſes Thier, und das dir nichts zu Leide gethan hat?“

„Es iſt ſchuldiger, als ihr wähnt,“ antwortete Heykar: „mein Gebieter Sencharib hatte mir einen ſchönen Hahn geſchenkt, der eine klangvolle Stimme hatte und unermüdlich alle Stunden des Tages und der Nacht ausrief: und nun iſt dieſe Katze, die ich hier züchtige, letzte Nacht nach Ninive gelaufen, und hat ihn erwürgt.“

„Dieſe Worte,“ verſetzte der König, „könnten glauben machen, daß dein hohes Alter deinen Verſtand zu ſchwächen beginnt: wie ſoll denn, o weiſer Heykar, dieſe Katze in einer einzigen Nacht nach Ninive gelaufen, und wieder zurück gekommen ſein, da du doch weißt, daß zwiſchen Ninive und meiner Hauptſtadt ein Raum von dreihundert und ſechzig Meilen iſt?“

„Aber, da ihr ſelber wißt,“ rief Heykar aus, „daß ein ſo großer Abſtand zwiſchen eurer Hauptſtadt und Ninive iſt, wie könnt ihr mir denn ſagen, daß eure Stuten das Wiehern eines in den Ställen meines Königs befindlichen Roſſes hören?“

Pharao erkannte hierin eine Beantwortung ſeiner Frage, und ſuchte nun, den Heykar auf eine andere Weiſe in Verlegenheit zu bringen.

„Was ſagſt du,“ fragte er ihn, „von einem Baumeiſter, der einen Palaſt aus achttauſend ſiebenhundert und ſechzig Steinen erbaut, und darin zwölf Bäume gepflanzt hat, deren jeder dreißig Aeſte, und an jedem Aſt eine weiße und eine ſchwarze Traube trägt?“

„Ein ſolches Räthſel,“ antwortete Heykar, „würde von den unwiſſendſten Bauern zu Ninive verſtanden und erklärt werden. Der Baumeiſter iſt Gott, der Palaſt iſt das Jahr, und die achttauſend ſiebenhundert und ſechzig Steine bedeuten, die Zahl der Stunden, aus welchen es beſteht. Ich habe nicht nöthig, hinzuzufügen, daß die zwölf Bäume und die beiden Trauben von verſchiedenen Farben mit ihren Zahlen die Monate, die Tage und Nächte vorſtellen.“

„Nun wohl,“ fuhr Pharao fort, „weil du mein Räthſel ſo gut aufgelöſt haſt, ſo fordere ich noch einen letzten Dienſt von dir. Ich habe hier einen Mühlſtein in einer Kornmühle, der zerſprungen iſt: wäreſt du wohl ſo gefällig, ihn mir wieder zuſammen zu nähen!“

„Es gibt nichts, das ich nicht euch zu Gefallen unternähme,“ antwortete Heykar; und ſogleich ließ er ſich durch einen ſeiner Sklaven einen Kieſel bringen, hielt ihn dem Könige hin, und ſprach dabei:

„Ihr wißt wohl, mein Fürſt, daß ich hier in fremden Lande bin und nicht das nöthige Werkzeug bei mir habe, um mich an die Arbeit zu ſetzen: geruhet alſo, einem eurer Werkleute zu befehlen, mir aus dieſem Kieſel eine Ahle, Scheere und Feile zu machen damit ich euern Mühlſtein zuſammen nähe.“

Bei dieſer Antwort Heykars konnte der König von Aegypten ſich nich enthalten zu zu lachen: er bewunderte je mehr und mehr den Scharfſinn ſeines Geiſtes und das Treffende ſeiner Antworten. Da er nun ſah, daß der Miniſter Sencharibs auf ſo ſinnreiche und genügende Weiſe alle die ſchwierigen Aufgaben gelöſt, welche er ihm vorgelegt hatte, ſo war er der erſte, der ſich für überwunden bekannte, und wollte auf edle Weiſe die Bedingungen der Ausforderung erfüllen. Er ließ Heykar mit einem prächtigen **Chila** 14) bekleiden, überhäufte ihn mit Geſchenken zählte ihm die dreijährigen Einkünfte Aegyptens auf, und nachdem er ihm die höchſten Ehren erwieſen hatte, befahl er, Kameele zu bereiten, um die dem Könige von Ninive beſtimmten Geſchenke zu tragen.

„Kehre in Frieden heim,“ ſagte er zu Heykar; „und möge Sencharib in den Geſchenken, welche ich ihm ſende, ein Zeichen meiner Freundſchaft erkennen. Dieſe Geſchenke ſind zwar ſeiner nicht würdig; aber eine Kleinigkeit vergnügt die Könige. Und du, der Ruhm und die Ehre deines Herrn, o weiſer Heykar, ſage ihm vor allen, daß ich ihm Glück wünſche, einen ſolchen Miniſter zu haben, wie du biſt!“

Sencharibs Geſandter warf ſich vor Pharao nieder, drückte ihm ſeine Erkenntlichkeit aus, und bat ihn, zu befehlen, daß alle Aſſyriſche Unterthanen, die nach Aegypten ausgewandert waren, in ihre Heimat zurückkehren ſollten.

Dieſer Befehl wurde auf der Stelle erlaſſen; und Heykar, zufrieden ſeine Sendung erfüllt zu haben, nahm endlich Abſchied von dem Aegyptiſchen Könige.

Kaum hatte Sencharib die Nachricht von ſeiner Heimkehr vernommen, als er Ninive verließ, und ihm entgegen kam. Bei ſeinem Anblicke entfloſſen Freudenthränen ſeinen Augen; er überließ ſich ganz dem Erguſſe der Freundſchaft und Dankbarkeit, er nannte ihn ſeinen Vater, ſeine Stütze, den Ruhm ſeiner Herrſchaft, den Retter ſeines Reichs, er bat ihn, ſelber die Belohnung ſeiner Verdienſte zu beſtimmen, und verſprach ihm alles zu gewähren, und wenn er ſelbſt ſeine Krone verlangete.

„Herr,“ antwortete Heykar, „mein einziger Ehrgeiz war, euch zu dienen, und dieſer Ehrgeiz iſt befriedigt. Nicht alſo für mich nehme ich eure Wohlthaten an: aber, daß ich mich noch des Lebens erfreue, verdanke ich wie ihr wißt, allein Gott und dem edelmüthigen Abu-Someika. Uebernehmet dieſe Schuld der Dankbarkeit für mich, und ich werde immerdar euern Namen ſegnen.“

„Dieſe Schuld iſt auch die meinige,“ rief Sencharib aus; und als er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, kannte ſeine königliche Freigebigkeit keine Gränzen mehr: obwohl Abu-Someika ſchon mit ſeinen Geſchenken überhäuft war, ſo glaubte er doch noch nicht genug gethan zu haben, er ertheilte ihn neue Begünſtigungen und wies ihm anſehliche Einkünfte an.

Sobald der König mit Heykar allein war, verlangte er von ihm den Bericht ſeiner Reiſe und umſtändliche Erzählung von allem, was zwiſchen ihm und Pharao vorgegangen wäre. Heykar befriedigte auf der Stelle ſeine Neugier, und ließ ihm die Geſchenke und den Tribut des Königs von Aegypten darbringen.

„Ich ſage dem höchſten Weſen Dank,“ ſprach Sencharib, „der dich ſiegreich aus Pharao's Händen geführt, nachdem er dich den Nachſtellungen eines Verläumders entzogen hat. Der König von Aegypten iſt durch deine Weisheit beſiegt, o Heykar! nunmehr iſt es an mir, dich an der Treuloſigkeit und Undankbarkeit deines Neffen zu rächen.“

Zugleich befahl der König von Aſſyrien, den Nadan feſtzunehmen, und hinzurichten. Da warf ſich Heykar zu ſeinen Füßen, und ſprach:

„Mein König, überlaſſet mir die Sorge meiner Rache: übergebet dem Nadan meiner Gewalt, damit ich ſelber ihm die Strafe zufüge, welche ſein Verbrechen verdient hat; ich nehme dieſes als Recht in Anſpruch: ſein Blut gehört mir zu, nachdem ihr beſchloſſen habt, es für mich zu vergießen.“

Heykars geheime Abſicht war, dem Undankbaren das Leben zu retten, welcher dem ſeinigen nachgeſtellt hatte. Anſtatt aller Rache, wollte er ihn fortan nur in die Unmöglichkeit verſetzen, Schaden zu ſtiften, und ihn ſo ſeinen Gewiſſensbiſſen überlaſſen, überzeugt, daß dieß keine geringe Strafe für den Schuldigen wäre.

Fünfhundert acht und ſechzigſte Nacht.

Nadan wurde, mit Ketten belaſtet, vor Sencharibs Thron geführt, und den Händen ſeines Oheims übergeben, welcher ihn in ein finſteres Loch ſperren und darin genau bewachen ließ. Er erhielt jeden Tag zur Nahrung nur ein Brot und ein wenig Waſſer; und jedesmal, wenn Heykar ihn beſuchte, warf er ihm die Undankbarkeit und die Verruchtheit ſeines Herzens vor.

„Mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „ich habe dich als Kind aufgenommen; ich habe dich erzogen, geliebt, mit Anſehen und Ehren überhäuft; ich habe dir meinen Rang abgetreten und meine Reichthümer anvertraut; ich habe dich frühzeitig in die Wiſſenſchaften eingeweihet, weil ich dich zum Erben meiner Weisheit machen wollte, wie du dereinſt mein Vermögen erben ſollteſt: kurz ich habe mehr für dich gethan, als nur ein Vater gethan hätte. Und wie haſt du meine Wohlthaten belohnt? Du haſt mich verläumdet, mich mit Schmach überhäuft, meinem Leben nachgeſtellt! Ja, mein Untergang war unvermeidlich, wenn nicht Gott, der im Grunde des Herzens lieſt, die Unterdrückten tröſtet und die Hochmüthigen demüthigt, meine Unſchuld erkannt und mich von deinen Nachſtellungen errettet hätte.

Einſt wollte jemand einen Stein gegen den Himmel ſchleudern, der Stein fiel auf ihn zurück und zerſchmetterte ihn: das, mein Sohn, iſt deine Geſchichte.

Du haſt dich gegen mich betragen, wie jener Hund, welcher in ein Töpferhaus ging, um ſich zu wärmen, und dann die Leute des Hauſes anbellte, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, ihn hinauszujagen, damit ſie nicht gebiſſen würden.

Ich glaubte, mein Sohn, du würdeſt mir einen Zufluchtsort für mein Alter erbauen, und du grubeſt einen Abgrund unter meinen Füßen!

Ich hatte dich zu der erſten Würde des Reichs erhoben, und du haſt dich nicht begnügt, undankbar zu ſein, du haſt gegen deinen Wohlthäter auch die Gewalt misbrauchen wollen, welche er dir gegeben hatte! —

Holzhauer wollten einen Baum abhauen; der Baum rief ihnen zu: „hätte ich ſelber euch nicht das Heft eurer

Art geliefert, ſo würdet ihr nicht im Stande ſein, mich zu fällen.“ —

Mußteſt du alſo die Sorgfalt vergelten, welche ich dir von Kindheit auf widmete? Weißt du denn nicht, daß die Erziehung eine viel größere Wohlthat iſt, als das Leben. So lautet ein Spruch der Weiſen:

„Nenne das Kind, welchem du das Leben gibſt, deinen Sohn; aber das Kind, welches du erzogen haſt, kannſt du mit Recht deinen Sklaven nennen, weil er dir mehr als das Daſein verdankt.“

Gleichwohl haſt du mir bewieſen, daß die Erziehung nichts vermag gegen die angeborene böſe Art: ich habe dich die Tugend gelehrt, und du biſt auf der Bahn des Laſters fortgeſchritten. — Man ſagte einſt zu einer Katze: „Enthalte dich des Stehlens, und du ſollſt von uns ein goldenes Halsband und täglich Zucker und Mandeln zu eſſen haben“ — „Stehlen,“ antwortete die Katze, „war das Handwerk meines Vaters und Großvaters: wie wollt ihr nun, daß ich darauf verzichte?“ —

Man ließ einen Wolf in die Schule gehen, um ihn leſen zu lehren; der Schulmeiſter ſagte ihm vor: „A, B, C,...“ der Wolf antwortete: „Lamm, Bock, Ziege,...,“ weil dieſe ſtäts in ſeinen Gedanken waren.

Man wollte einen Eſel zur Reinlichkeit gewöhnen, und ihm eine beſſere Lebensart beibringen: man wuſch ihm den Leib, und ſtellte ihn in einem prächtigen Gemache auf einen reichen Teppich. Was geſchah? Sobald ſein Herr ihm einen Augenblick Freiheit ließ, ging er auf die Straße hinaus, fand dort Staub und wälzte ſich darin. „Laſſet ihn ſich wälzen,“ ſagte hierauf ein Vorübergehender; „denn das iſt ſeine Natur, und ihr vermöget nicht, ſie zu ändern.“ —

„Verzeihet mir,“ ſagte manchmal Nadan zu ſeinem Oheim, „verzeihet mir, ich verſpreche, in Zukunft ein tadelloſes Leben zu führen. Meine Verbrechen ſind groß, aber nichts überſteigt euern Edelmuth; ich bin ſchuldig, aber ihr ſeid großmüthig. Liegt es in meiner Art, zu fehlen, ſo iſt es ſolchen Männern, wie ihr ſeid, eigen, zu verzeihen. Seid gnädig, vergebet mein Verbrechen, und ich will wie der niedrigſte eurer Sklaven in eurem Hauſe leben. Mein ganzes Leben ſoll fortan eurem Dienſte geweiht ſein, um meine Undankbarkeit wieder gut zu machen. Vertrauet mir die niedrigſten Verrichtungen: ich unterwerfe mich zum voraus allen Demüthigungen.“

Heykar ließ ſich durch dieſe falſchen Betheurungen nicht täuſchen: „Ein Baum,“ ſprach er, „ſtand am Ufer eines Waſſers im fruchtbaren Erdreiche, und trug doch keine Früchte; ſein Herr wollte ihn abhauen, da ſagte der Baum: „Verſetze mich an einen andern Ort, und wenn ich dann keine Früchte gebe, ſo hau mich ab.“ — „Du ſiehſt hier am Ufer des Waſſers,“ antwortete ſein Herr, „und haſt nichts hervorgebracht: wie willſt du denn fruchtbar werden, wenn ich dich anderswohin verpflanze?“ —

Sage mir nicht, daß du noch jung biſt, Nadan, denn das Alter des Adlers iſt der Jugend des Raben vorzuziehen; und man entſagt niemals ſeinen urſprünglichen Neigungen. Man ſagte zu einem Wolfe: „Nahe dich nicht den Heerden, ihr Staub wird dir das Geſicht verderben!“— „Ihr Staub,“ antwortete er, „iſt im Gegentheil eine Stärkung für meine Augen.“

Was brauche ich, mein Sohn, dir noch mehr von deinen Fehlern zu ſagen? jeder wird nach ſeinen Thaten belohnt. Gott lieſet in allen Herzen, Gott wird zwiſchen uns beiden richten.“

So ſprach Heykar, und jeder Vorwurf drang wie ein ſcharfer Pfeil in Nadans Herz. Die Gewiſſensbiſſe verzehrten ihn: bald bemächtigte ſich düſtere Verzweiflung ſeines ganzen Weſens, und ein gewaltſamer Ausbruch erfolgte, ſeine Adern ſchwollen an, ſein Blick ward ſtier, ſeine Glieder erſtarrten, und ſchluchzend von Schmerz und Wuth, gab er unter furchtbaren Zuckungen den Geiſt auf: ein jammervolles und ſchreckliches Ende, welches allen Gottloſen zum abſchreckenden Beiſpiele dienen ſollte!

Das Schickſal des ſchuldvollen Nadan beſtätigt die ewige Wahrheit:

„Die Strafe folgt immer dem Verbrechen; und wer ſeinem Bruder eine Grube gräbt, fällt ſelber hinein.“ *)

Zu

Tauſend und Eine Nacht.

Der Arzt und der junge Speiſewirt, zu Baghdad.

Man erzählt, daß ein von Lande zu Lande reiſender Perſiſcher Arzt nach der Stadt Baghdad kam. Er nahm ſeine Herberge in einem der Chane, deren es dort ſo viele gibt, und blieb dort die Nacht.

Am folgenden Morgen durchwanderte er die Straßen, beſah die Plätze und Märkte. Er bewunderte die Größe der Stadt, die Pracht der Gebäude, und ſprach oft bei ſich ſelber, daß er niemals eine ſo ſchöne Stadt geſehen hätte.

Vor allen zog der Tigris ſeine Aufmerkſamkeit an, welcher, durch einen Kanal mit den Euphrat verbunden, mitten durch die Stadt fließt, und ſie in zwei Hälften theilt, eine gegen Morgen, die andere gegen Abend. Dieſe beiden Theile, oder vielmehr dieſe beiden Städte, ſind durch ſieben Brücken verbunden, welche aus Schiffen zuſammengefügt ſind, theils wegen der gewöhnlichen Breite des Stromes, theils wegen des wiederkehrenden Steigens deſſelben. Dieſe Brücken ſind ſtäts mit Leuten bedeckt, welche ihre Geſchäfte hinüber und herüber führen. An mehreren Stellen der Stadt wandelt man unter Palmen und allerlei andern Bäumen und hört um ſich eine Menge Vögel, deren vielſtimmiger Chor ihren Schöpfer zu verherrlichen und dem Ewigen Lob zu ſingen ſcheint.

Indem der Perſiſche Arzt ſo umher wanderte, kam er an den Laden eines Speiſewirths, in welchem Speiſen und Gerichte aller Art ausgeſtellt waren. Der Herr dieſes Ladens war ein junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, deſſen Geſicht von ſolcher Schönheit glänzte, wie der Mond wenn er voll iſt. Seine Tracht war einfach, aber gewählt. Er trug zierliche Ohrringe, und ſeine Kleidung war ſo ſauber und ſo nett angelegt, als wenn ſie eben erſt aus der Hand des Schneiders käme.

Als aber der Arzt ihn aufmerkſamer betrachtete, war er verwundert, ſeine Geſichtsfarbe bleich, ſeine Augen erloſchen und ſein Antlitz blaß und entſtellt, und darauf den Ausdruck des Kummers und der Traurigkeit zu ſehen: er blieb ſtehen, und grüßte ihn.

Der junge Mann erwiederte ſeinen Gruß auf die höflichſte und ausgezeichneteſte Weiſe, und lud ihn ein, bei ihm zu Mittage zu ſpeiſen. Als der Perſiſche Kaufmann zu den Laden des jungen Speiſewirths getreten war, nahm dieſer zwei oder drei Schüſſeln, bereitete in jeder ein beſonderes Gericht, und ſetzte ſie dem Arzte vor.

„Setzet euch einen Augenblick zu mir,“ ſagte der Arzt: „mich dünkt, ihr ſeid unwohl, und habt ein ſo bleiches Anſehen: was fehlt euch? leidet ihr Schmerzen an irgend einem Theil eures Leibes? und befindet ihr euch ſchon lange in dieſem Zuſtande?“

Der junge Mann ſtieß bei dieſer Anrede einen tiefen Seufzer aus, und antwortete weinend:

„Fraget mich nicht, mein Herr, an welchem Uebel ich leide!“

„Warum nicht?“ verſetzte ſein Gaſt: „ich bin ein Arzt, und, Gott ſei Dank, ziemlich geſchickt; ich bin ſicher, daß ich euch heilen werde, wenn ihr euch mir anvertrauen und mir den Urſprüng und die Kennzeichen eurer Krankheit mittheilen wollt.“

Nachdem der junge Mann abermals geſeufzt und geſtöhnt hatte, antwortete er:

„In Wahrheit, mein Herr, ich fühle keinen Schmerz, und ſpüre keine Unpäßlichkeit: aber ich bin verliebt.“

„Ihr ſeid verliebt?“ —

„Ja, mein Herr; verliebt, und zwar verliebt, ohne Hoffnung, jemals den Gegenſtand meiner Liebe zu erlangen.“ —

„Und in wen ſeid ihr verliebt? Saget mir das.“ —

„Ich habe euch für jetzo genug geſagt; laſſet mich meine Geſchäfte abwarten und meine Gäſte bedienen. Wenn ihr dieſen Nachmittag wiederkommen wollt, ſo will ich euch meinen Zuſtand umſtändlicher aus einander ſetzen, und euch meine Abenteuer erzählen.“

„Nun gut; gehet an eure Verrichtungen, damit man nicht ungeduldig werde, auf euch zu warten: ich komme dieſen Abend wieder zu euch.“

Nach dieſer Unterhaltung, ſetzte der Perſiſche Kaufmann ſich zu Tiſche. Darauf wanderte er wieder in der Stadt umher, ergetzte ſich damit, ihre Schönheiten zu beſchauen, und am Abend kam er wieder zu dem jungen Speiſewirthe.

Dieſer freute ſich, ihn wiederzuſehen, und faßte die Hoffnung, daß er wenigſtens ſein Leid und ſeinen Kummer lindern könnte. Er ſchloß ſeinen Laden, und führte ihn in ſein Wohnhaus. Dieſes war ſchön und wohl eingerichtet; denn er hatte von ſeinen Aeltern ein ziemlich anſehnliches Vermögen geerbt.

Als ſie eingetreten waren, wurde ein ſchmackhaftes und erleſenes Abendeſſen aufgetragen. Nach der Mahlzeit bat der Arzt den jungen Mann, ihm ſeine Abenteuer zu erzählen; und dieſer that es folgendermaßen:

„Der Chalyf Motaded-billah*) hat eine Tochter, deren Schönheit für ein Wunder gelten kann. Mit einer reizenden Geſtalt, zärtlichen und zugleich feurigen Augen, vereint ſie eine edle Haltung, einen feinen und zierlichen Wuchs. Kurz, ſie iſt der Ausbund aller Vollkommenheiten; und nicht nur hat man niemals etwas Aehnliches geſehen, ſondern man hat ſogar nicht einmal von einer ſo außerordentlichen Schönheit ſagen gehört. Mehrere Prinzen, mehrere Könige haben bei ihrem Vater um ſie geworben: aber alle hat er bisher abgewieſen; und es iſt wahrſcheinlich, daß er niemand einer ſo ſchönen Verbindung würdig finden wird.

Alle Freitage, wenn das Volk ſich in den Moſcheen verſammelt, und alle Kaufleute und Handwerker ihre Läden verlaſſen, oft ohne ſich die Mühe zu geben, ſie zu verſchließen, tritt dieſe Schönheit aus dem Palaſt hervor, und ergetzt ſich, die Stadt zu durchwandern; hierauf begibt ſie ſich ins Bad, und kehrt dann in den Harem zurück.

Eines Tages bekam ich Luſt, nicht mit den Andern in die Moſchee zu gehen, ſondern wo möglich die Prinzeſſinn zu ſehen. Als die Stunde des Gebets gekommen und alle Welt in der Moſchee war, verſteckte ich mich in meinem Laden. Bald ſah ich die Prinzeſſinn erſcheinen: ſie war von vierzig Sklavinnen umgeben, eine immer ſchöner als die andere, und ſtralte unter ihnen hervor, wie die Sonne am vollen Mittage. Die Sklavinnen, welche um ihre Gebieterinn geſchäftig waren, und den Saum ihres Gewandes mit goldenen und ſilbernen Gerten emporhielten, hemmten meine neugierigen Blicke und verhinderten mich, ſie nach Gefallen zu betrachten. Endlich erſah ich ſie einen Augenblick, und auf der Stelle fühlte ich mein Herz von der glühendſten Leidenſchaft entzündet, und einige Thränen entrollten meinen Augen. — Seit dieſer Zeit nun fühle ich eine Sehnſucht, welche mich verzehrt, und mein Uebel wächſt von Tage zu Tage.“

---

*) Motaded-billah iſt der ſechzehnte Chalyf vom Stamme der Abaſſiden, der von 892 bis 902 Chriſtlicher Zeitrechnung herrſchte. C.

Mit dieſen letzten Worten ſtieß der junge Mann einen ſo tiefen Seufzer aus, daß der Arzt glaubte, er würde verſcheiden.

„Was gebet ihr mir,“ ſprach er zu ihm, „wenn ich es dahin bringe, euch mit eurer Geliebten zu vereinigen.“

Nachdem der junge Mann ihn verſichert hatte, daß all ſein Vermögen, ja ſein Leben ihm dafür zu Gebote ſtehen ſollte, fuhr der Arzt alſo fort:

„Stehet auf, und bringet mir eine kleine Flaſche, ſieben Nähnadeln, ein Stück Aloe-Holz, Harz aus Judäa und Siegelerde, zwei Schulterblätter[*]) eines Hammels, ein Stück Wollenzeug, und Seidenfäden von ſieben verſchiedenen Farben."

---

[*]) Arabiſch luch al ganam, ein feiner breiter Knochen, der zur Schulter gehört. C.

Als der junge Mann alles dieſes zuſammengeholt hatte, nahm der Arzt die beiden Hammelknochen, ſchrieb darauf zauberiſche Züge und Sprüche, wand ſie in das Wollenzeug, und umwickelte ſie mit den ſiebenfarbigen Seidenfäden. Hierauf nahm er die kleine Flaſche, drückte die ſieben Nähnadeln in das Stück Aloe-Holz, that dieſes mit dem Judenpech in die Flaſche, verklebte dieſe mit der Siegelerde, und ſprach folgende Zauberworte aus:

„Ich habe an die Thüre der äußerſten Enden der Erde gepocht: die Geiſter haben die Geiſter und den Fürſten der Geiſter gerufen. Alsbald ſah ich den Sohn Amran's*) erſcheinen, eine Schlange in der Hand, und einen Drachen wie ein Halsband um ſeinen Hals geſchlungen.

„Wer iſt," rief er aus, „der Verwegene, der auf die Erde ſchlägt, und uns dieſen Abend erſcheinen läßt?"

Ich antwortete ihm:

„Ich bin in ein junges Mädchen verliebt, und ich nehme meine Zuflucht zu euern Bezauberungen, ihr mächtigen und furchtbaren Geiſter! leiſtet mir eure Hülfe, und laſſet mir mein Unternehmen gelingen. Ihr ſehet, wie dieſes Mädchen, die Tochter des und des, meine Huldigungen verwirft und verſchmäht, machet ſie empfänglich für meine Liebe!"

---

*) Das iſt Moſes. T.

Die Geiſter antworteten mir:

„Thu, was du gelehrt worden biſt: ſetze die Flaſche auf ein lebhaftes Glühfeuer, und ſprich darüber folgende Worte aus:

„Wenn jenes Mädchen, die Tochter des und des, in Kaſchan, in Ispahan, oder irgend im Gebiete der Zauberer und Beſchwörer iſt, ſo vermag nichts, ſie zurückzuhalten, daß ſie hieher komme, und, indem ſie ſelber ſich meinen Händen überliefert, zu mir ſage: „Ihr habt zu gebieten, ich bin eure Sklavinn.” —

Der Arzt wiederholte dieſe Worte dreimal, hierauf drehte er ſich zu dem jungen Mann, und ſprach:

„Leget eure ſchönſten Kleider an, und umſtrömet euch mit Wohlgerüchen: im Augenblicke werdet ihr eure Geliebte ſehen.“

Zu gleicher Zeit ſetzte er die Flaſche auf das Feuer.

Der junge Mann ging ſogleich hin, und ſchmückte ſich, ohne indeſſen ſehr an die Worte des Arztes zu glauben. Kaum trat er wieder herein, ſo ſah er ein Bett erſcheinen, auf welchem die Prinzeſſinn lag und ſchlief, ſchöner in ihrem Schlafe, als die Sonne bei ihrem Aufgange.

„Was ſeh' ich! welches Wunder!” rief er ganz erſtaunt aus.

„Hab' ich euch nicht verſprochen,” ſagte der Arzt, „euch den Gegenſtand eurer Wünſche erreichen zu laſſen? ihr ſehet hier die Erfüllung meines Verſprechens.”

„In Wahrheit," erwiederte der junge Mann, „ihr ſeid ein außerordentlicher Menſch, und niemals hat der Himmel einem Sterblichen die Macht verliehen, ſolche Wunder zu thun."

Er küßte hierauf dem Arzte die Hände und bezeugte ihm die lebhafteſte Erkenntlichkeit für den ihm geleiſteten Dienſt.

„Ich entferne mich," ſagte der Arzt, indem er ihn unterbrach: „die ihr liebt, iſt in euern Händen, es iſt nun allein eure Sache, ihr eure Liebe annehmlich zu machen."

Als der Arzt hinausgegangen war, näherte ſich der junge Liebende der Prinzeſſinn. Sie öffnete die Augen, und als ſie einen jungen Mann an ihrer Seite erblickte, fragte ſie ihn, wer er wäre.

„Der Sklave eurer ſchönen Augen," antwortete er, „der Unglückliche, der um euch verſchmachtet, und der niemals eine andere lieben wird, als euch."

Durch dieſe Rede geſchmeichelt, betrachtete ſie den jungen Mann, wurde von der Schönheit ſeiner Züge getroffen, und fühlte ihr Herz für ihn entbrennen.

„Seid ihr," ſprach ſie ſeufzend zu ihm, „ein Sterblicher, oder ein Geiſt? Wer hat mich hieher verſetzt?"

„Ich bin," antwortete er, „der glücklichſte Sterbliche, und ich möchte meinen Zuſtand nicht mit dem der Geiſter vertauſchen, welche euch auf meine Bitte hieher gebracht haben."

„Nun wohl,“ fuhr ſie fort, „ſo ſchwöret mir, mein Geliebter, ihnen zu befehlen, daß ſie mich alle Nächte hieher bringen!“

„Geliebte,“ antwortete er, „die Verſicherung der Dauer meines Glückes ſetzt meinen Wünſchen die Krone auf.“

Die beiden auf gleiche Weiſe für einander entbrannten Geliebten unterhielten ſich lange über ihr Abenteuer, und verlebten mit einander die köſtlichſten Augenblicke.

Als die Morgenröthe ſich blicken ließ, trat der Arzt in das Zimmer, rief leiſe dem jungen Mann, und fragte ihn lächelnd, wie er die Nacht zugebracht hätte.

„In einem Paradieſe der Wonne,“ antwortete er, „und inmitten der Huri's.“

Nachdem der Arzt ihm den Vorſchlag gemacht hatte, mit ihm ins Bad zu gehen, fragte er dieſen, was mit der Prinzeſſinn werden ſollte, und wie ſie in den Palaſt zurückkommen würde.

„Beunruhiget euch über nichts,“ antwortete der Arzt: „ſie wird dahin zurück kommen, ſo wie ſie hergekommen, und niemand wird erfahren, was vorgegangen iſt.“

In der That ſchlief die Prinzeſſinn ein, und befand ſich beim Erwachen wieder in ihrem Palaſte. Sie hütete ſich wohl, etwas von ihrem Abenteuer zu ſagen, und erwartete die Nacht mit Ungeduld. Sie wurde abermals zu dem jungen Manne gebracht, wie in der vorigen Nacht, und daſſelbe Wunder wiederholte ſich auch in den folgenden Nächten.

Nach Verlauf einiger Monate, befand ſich eines Morgens die Prinzeſſinn mit ihrer Mutter auf dem flachen Dache des Palaſtes, und ſtand einige Zeit mit dem Rücken gegen die Sonne. Von der Hitze durchglüht, entblößte ſie unwillkürlich ihren ſchwellenden Buſen: ihrer Mutter fiel es auf, ſie betrachtete ſie aufmerkſamer, legte die Hand auf ihren Leib, und erkannte, daß ſie ſchwanger war. Sogleich ſtieß ſie ein lautes Geſchrei aus, ſchlug ſich ins Angeſicht, und befragte ſie, wie ſie in dieſen Zuſtand gekommen wäre. Als die Frauen des Palaſtes auf das Geſchrei der Sultaninn herbei eilten, befahl ſie ihnen, den Chalyfen zu rufen.

Sobald der Chalyf die Urſache der Verzweiflung der Sultaninn vernommen hatte, gerieth er in großen Zorn, zog ſeinen Dolch, und ſprach zu ſeiner Tochter:

„Unglückſelige! ich bin Beherrſcher der Gläubigen; alle Könige der Erde haben um deine Hand bei mir angehalten; ich habe die Verbindung mit ihnen verſchmäht: und alſo entehreſt du mich nun? Ich ſchwöre bei dem Grabe meines Vaters, und bei den Gräbern aller meiner Vorfahren: wenn du mir die Wahrheit entdeckeſt, ſo will ich dir das Leben ſchenken; aber wenn du mir nicht auf der Stelle bekenneſt, was mit dir vorgegangen, wer der Urheber dieſes Verbrechens, und wie es ihm gelungen iſt, es zu begehen: ſo ſtoße ich ſelber dir den Dolch in den Buſen.“

Die erſchrockene Prinzeſſinn erzählte nun ihrem Vater, daß ſie alle Nächte in ihrem Bette entführt und in ein Haus verſetzt worden, welches ſie nicht kennete, und bei einem jungen Manne, ſchöner als der Tag, geweſen wäre; daß ſie dann mit Aufgang der Morgenröthe wieder in ihr Zimmer zurückgebracht worden: daß ſie aber nicht wüßte, wie ſolches alles zuginge.

Der Chalyf war aufs höchſte erſtaunt über dieſes Geſtändnis ſeiner Tochter. Er ſchickte hin und ließ ſeinen Weſyr holen, der ein geiſtvoller, geſchickter und verſtändiger Mann war, und in welchen er groſſes Vertrauen ſetzte. Er theilte ihm mit, was er ſo eben vernommen hatte, und fragte ihn, was er unter dieſen Umſtänden für rathſam hielte zu thun.

Der Weſyr ſagte, nach einigem Nachdenken, zu dem Chalyfen:

„Mein Fürſt, nur durch Anwendung einer Liſt könnt ihr den Ort entdecken, wohin eure Tochter ſo entführt wird. Ich habe ein einfaches, aber gewiſs wirkſames Mittel im Sinne. Man nehme einen kleinen Sack, fülle ihn mit Hirſe, binde ihn an das Bette eurer Tochter zu ihren Häupten, auf ſolche Art, daß wenn dieſe Nacht wieder das Bette eurer Tochter aufgehoben und verſetzt wird, die Hirſe aus einer kleinen Oeffnung deſſelben, ſo wohl auf dem Hinwege als auf dem Herwege, ſich ausſtreuet, und uns die Spur zeiget, welche von dem Palaſte nach dem Hauſe führt, das ihr ſucht.“

Der Chalyf lobte ſehr den Scharfſinn des Weſyrs, fand das Mittel vortrefflich, und zweifelte nicht an dem Erfolge. Er vertraute die Ausführung einem geſcheiten Menſchen, der es ſo bewerkſtelligte, daß die junge Prinzeſſinn nichts davon merkte.

Als die Nacht gekommen war, wurde das Bette, wie gewöhnlich, entführt. Am folgenden Morgen, beim Anbruch der Morgenröthe, ging der Arzt mit dem jungen Mann, wie ſie zu thun pflegten, ins Bad, und ſagte ihm, daß man die Schwangerſchaft der Prinzeſſinn erkannt, und eine Liſt angewendet hätte, um ſein Haus zu entdecken, und daß man darauf ausginge, ihm übel mitzuſpielen.

Der junge Menn bezeugte, ohne zu erſchrecken, dem Arzte ſein Genügen, das erſehnte Glück genoſſen zu haben, und ergab ſich in den Tod. Er dankte ihm von neuem für ſeine Wohlthaten, wünſchte ihm alles mögliche Heil, und rieth ihm, ſich zu entfernen, und ſich nicht ſelber der Gefahr auszuſetzen. „Laſſet den Chalyfen,“ beſchloß er ſeine Rede, „über mein Leben ſchalten, wie es ihm beliebt.“

„Seid unbeſorgt für euer Leben,“ ſagte der Arzt zu ihm, „es wird euch ſo wenig als mir etwas Böſes wiverfahren. Ich will euch neue Wunder und Erſcheinungen anderer Art ſehen laſſen.“

Dieſe Worte beruhigten den jungen Mann und erregten ihm unendliche Freude. Sie verließen beide das Bad und gingen wieder nach Hauſe.

Als der Chalyf und ſein Weſyr in aller Frühe in das Zimmer der Prinzeſſinn traten, fanden ſie dieſelbe wieder darin, und ſahen daß der Sack von Hirſe leer war.

„Sicherlich,“ ſprach der Weſyr, „haben wir nun den Schuldigen.“

Sie ſtiegen ſogleich zu Pferde, und in Begleitung eines zahlreichen Trupps Soldaten, folgten ſie der Spur der Hirſe nach.

Als ſie nahe bei dem Hauſe waren, hörte der junge Mann den Lärm der Menſchen und Pferde, und machte den Arzt darauf aufmerkſam. Dieſer ſagte nun zu ihm:

„Nehmet eine Kanne, füllet ſie mit Waſſer, ſteiget auf das flache Dach, gießet Waſſer rings um das Haus her, und ſteiget dann wieder herab.“

Der junge Mann that, was der Arzt ihn geheiſſen hatte.

Als nun der Chalyf und der Weſyr mit den Soldaten hinkamen, fanden ſie das Haus von einem breiten Strome umgeben, deſſen empörte Fluten mit ſchrecklichem Getöſe durch einander rauſchten.

„Was will das ſagen?“ ſprach der Chalyf zu dem Weſyr, „und ſeit wann fließt dieſer Strom hier?“

„Ich habe ſonſt niemals hier einen Strom geſehen,“ antwortete der Weſyr, „und ich kenne keinen anderen Strom in Baghdad, als den Tigris, welcher mitten durch die Stadt fließt. Dieſer hier muß durchaus ein Werk irgend einer Zauberei ſeyn.“

Von dieſer Vorſtellung eingenommen, verſicherte der Chalyf und ſein Weſyr die Soldaten, das Waſſer, welches ſie vor ſich ſähen, wäre nur eine Täuſchung, eine leere Gaukelei, und befahlen ihnen, weiter vorzudringen, ohne etwas zu fürchten.

Ein Theil des Heeres wagte ſich hierauf auch vorwärts, wurde aber ſogleich von den Fluten verſchlungen.

Der Weſyr erkannte nun ſeinen Irrthum, und ſagte zu dem Chalyfen, das klügſte Mittel wäre jetzo, daß man die Leute in dem Hauſe aufforderte, zu ſagen, wer ſie wären, indem man ihnen verſpräche, ihnen kein Leid zuzufügen.

Der Chalyf billigte dieſen Rath, und ließ mit lauter Stimme ausrufen, daß die Bewohner des Hauſes ſich nur zu erkennen geben möchten, indem man ihnen kein Leid anthun würde.

Der Arzt ließ die Leute des Chalyfen lange rufen, und ſagte hierauf zu dem jungen Manne:

„Steiget auf das Dach, und verſichert den Chalyfen, daß, wenn er nach ſeinem Palaſt zurückkehren will, wir alsbald vor ihm erſcheinen werden.“

Der junge Mann ſtieg auf das Dach, und verkündigte mit lauter Stimme, was der Arzt ihm eben geſagt hatte.

Als der Chalyf dieſen Antrag vernahm, ſchämte er ſich, daß er nicht auf der Stelle die Entführung ſeiner Tochter rächen konnte, und ſich noch aufgehalten ſah, nachdem er ſchon einen Theil ſeines Heeres eingebüßt hatte. Er wollte bleiben, und irgend ein Mittel ſuchen, in das Haus einzudringen. Der Weſyr machte ihm bemerklich, daß es von Zauberern oder böſen Geiſtern bewohnt würde, daß es vergeblich wäre, ſich mit derlei Leuten meſſen zu wollen, daß er aber, wenn ſie ſelber ſich ſeinen Händen zu überliefern kämen, ſie beſtrafen laſſen könnte, wie ſie es verdienten. Der Chalyf kehrte aber, ungeachtet dieſer Vorſtellungen, traurig und misvergnügt zurück.

Er war kaum eine Stunde wieder in ſeinem Palaſt, als der Arzt mit dem jungen Mann an der Thüre erſchien. Der Chalyf befahl, ſie herein zu laſſen; und ſobald ſie vor ihm ſtanden, ließ er den Scharfrichter holen, und befahl ihm, dem jungen Manne den Kopf abzuhauen.

Der Scharfrichter zerriß dieſem den Schooß ſeines Rockes, verband ihm damit die Augen, und ging dreimal um ihn her, das Schwert über ſeinem Haupte ſchwingend, und fragte, ob er zuhauen ſollte.

„Es ſollte ſchon längſt geſchehen ſein,“ antwortete der Chalyf zum letztenmale.

Sogleich hub der Scharfrichter dem Arm empor, und that den tödtlichen Streich: aber ſein Arm drehte ſich unwillkürlich, und der Streich traf ſeinen Begleiter, der hinter ihm ſtand, ſo daß deſſen Haupt zu den Füßen des Chalyfen hin flog.

„Ungeſchickter!“ rief dieſer aus: „wie kannſt du ſo blind ſein, deinen Begleiter zu treffen, anſtatt den Schuldigen, der vor dir ſteht! Sieh ihn recht an, und nimm dich in Acht, was du thuſt.“

Der Scharfrichter holte abermals aus, und ſchlug ſeinem Sohne neben ihm den Kopf ab. Alle die gegenwärtig waren, wurden von Entſetzen ergriffen.

Der Chalyf konnte ſich gar nicht von ſeinem Erſtaunen erholen, und fragte ſeinen Weſyr, was das bedeuten ſollte.

„Großer Fürſt,“ antwortete dieſer, „all eure Macht wäre hier unnütz: was ſoll man den Wundern und Bezauberungen entgegen ſtellen? Derjenige, der eure Tochter in ihrem Bette entführt, der plötzlich aus ſeinem Hauſe eine von Waſſerſchlünden umgebene Inſel macht, könnte der euch nicht auch das Reich und das Leben rauben? Ich rathe euch alſo, dem Arzte entgegen zu gehen, ihn ehrenvoll zu empfangen und ihn zu bitten, daß er uns kein Leid zufügen wolle.“

Der Chalyf ſah wohl ein, daß nichts beſſeres zu thun war, als den Rath des Weſyrs zu befolgen. Er befahl, den jungen Mann aufſtehen zu laſſen und ihm die Binde von den Augen zu nehmen. Sodann ſtieg er von ſeinem Throne, ging zu dem Arzte hin, und ſprach zu ihm, indem er ihm die Hand küßte:

„O weiſeſter aller Menſchen! ich war weit entfernt, euern Werth zu ahnen, und wußte nicht, daß ich in meiner Hauptſtadt einen ſolchen Schatz beſäße. Aber wenn euer Edelmuth euren Tugenden gleich iſt, wie ich gern glaube, warum ſeid ihr ſo mit meiner Tochter verfahren, und habt einen Theil meines Heeres umkommen laſſen?“

„Mächtiger König, Abbild Gottes auf Erden,“ antwortete der Arzt, „ich bin ein Fremder. Bei meiner Ankunft in dieſer Stadt habe ich mit dieſem jungen Manne Bekanntſchaft gemacht, wir haben zuſammen gegeſſen, der krankhafte und ſehnſüchtige Zuſtand, in welchem ich ihn gefunden, ſeine Liebe zu eurer Tochter, welche er mir bekannte, haben mein Mitleid erregt, und mich vermocht, mich ſeiner anzunehmen. Zugleich hat es mir Vergnügen gemacht, euch zu erkennen zu geben, wer ich bin, und welche Macht mir Gott verliehen hat. Aber ich will mich dieſer Gaben nur bedienen, um Gutes zu thun. Ich nehme jetzt meine Zuflucht zu eurer Güte, und flehe euch an, dieſem jungen Mann eure Tochter zu bewilligen: ſie iſt für ihn geſchaffen, und er iſt würdig, ſie zu beſitzen.“

„Das ſcheint mir auch billig,“ ſagte der Chalyf, „und überdieß müſſen wir euch gehorchen.“

Auf der Stelle ließ er den jungen Mann mit einem Rocke von unſchätzbarem Werthe bekleiden, ließ ihn an ſeiner Seite ſitzen, und für den Arzt einen Thron von Ebenholz herein bringen.

Während ſie ſich nun mit einander unterhielten, erblickte der Arzt, indem er ſich umdrehte, einen ſeidenen Vorhang, auf welchem zwei große Löwen abgebildet waren. Er gab ihnen ein Zeichen mit der Hand, und ſogleich ſtürzten dieſe beiden Löwen auf einander los, mit einem Gebrülle, welches dem Getöſe des Donners ähnlich war. Einen Augenblick darauf, machte er ein neues Zeichen, und nun ſah man nur zwei Katzen, welche mit einander ſpielten.

„Was dünkt dich davon?“ fragte der Chalyf ſeinen Weſyr.

„Herr,“ antwortete dieſer, „ich glaube, daß Gott euch dieſen Weiſen zugeſandt hat, um euch Wunderdinge ſehen zu laſſen.“

„Wohlan,“ fuhr der Chalyf fort, „ſo ſage ihm, daß er mich noch mehr dergleichen ſehen laſſe.“

Als der Weſyr dem Arzte den Wunſch des Chalyfen kund gethan hatte, verlangte dieſer, daß man ihm ein Becken mit Waſſer brächte, und bat den Weſyr, ſeine Kleider abzulegen, ſich in einen großen Schleier zu hüllen, und ſo in das Becken zu treten, wobei er ihm verſprach, ihn wunderbare und ſehr ergetzliche Dinge ſehen zu laſſen.

Der Weſyr willigte ein; aber kaum ſaß er in dem Becken, als er ſich mitten in ein unermeßliches und furchtbar empörtes Meer verſetzt ſah: er fing ſogleich an zu ſchwimmen und überließ ſich den Fluten, welche ihn hin und her wälzten. Die Kräfte verſagten ihm endlich, und er wähnte ſich ſchon verloren, da erhub ſich plötzlich eine Woge, riß ihn mit ſich fort, und ſchleuderte ihn, mit Blitzesſchnelle an ein unbekanntes Ufer.

Kaum war er aus dem Waſſer geſtiegen, als er über ſeinen Rücken einen dicken Haarwuchs herabwallen fühlte, welcher ihm bis auf die Ferſen ging. Verwundert über dieſe Erſcheinung, wirft er einen Blick auf ſeine ganze Geſtalt, und gewahrt, daß er gänzlich in ein Weib verwandelt iſt.

„Verflucht ſei der Spaß!“ ſagte er bei ſich ſelber: „ein in Weib verwandelter Weſyr, iſt fürwahr etwas ſehr außerordentliches: aber was brauchte ich ein ſolches Wunder an mir zu erleben? Gleichwohl geſchieht alles in dieſer Welt nur mit Zulaſſung Gottes: ihm verdanken wir das Daſein, und zu ihm müſſen wir einſt zurückkehren.“ *)

Während der Weſyr ſo über ſein Abenteuer nachdachte, trat ein Fiſcher hervor, legte ihm die Hand auf die Schulter, und ſprach:

---

*) Dieß ſind Sprüche des **Korans**, deren die Muhammedaner ſich gewöhnlich bedienen, um ſich zur Ergebung zu ermahnen. C.

„Glücklicher Tag! eines ſolchen Fanges hatte ich mich nicht verſehen! Wie ſchön ſie iſt! Es iſt ein Meerfräulein, und der Himmel ſendet ſie mir ausdrücklich, um ſie meinem Sohne zur Frau zu geben: ein Fiſcher kann keine paſſendere Gattinn finden.“

„Wie!“ ſagte der Weſyr bei ſich, als er dieſe Worte gehört hatte, „nachdem ich Weſyr geweſen, ſoll ich das Weib eines Fiſchers werden! Konnte ich mich eines ſolchen Schickſals verſehen? Wer wird gegenwärtig dem Chalyfen Rath ertheilen? Wer wird ſein Reich verwalten? Aber Gott iſt der Urheber aller Begebenheiten; in ſeinem Willen muß man ſich ergeben.“

Der Fiſcher war ſo zufrieden mit dieſem Fange, daß er nicht weiter an ſein gewöhnliches Fiſchen dachte. Er führte das Meerfräulein mit ſich, und brachte ſie nach ſeiner nahe am Ufer gelegenen Hütte.

„Ein glücklicher Fang!“ rief er beim Eintreten ſeiner Frau zu: „ſeit langer Zeit treibe ich das Gewerbe eines Fiſchers, aber niemals bin ich ſo glücklich geweſen, wie heute! Ich habe ſo eben ein Meerfräulein gefangen. Wo iſt unſer Sohn? dieſe Frau iſt eigens für ihn beſtimmt, und ich will ſie ihm zur Gattinn geben.“

„Er iſt ausgegangen, die Kuh weiden zu laſſen, und mit ihr zu ackern;“ antwortete die Frau des Fiſchers: „in einem Augenblicke wird er wieder hier ſein.“

Der junge Menſch kam wirklich bald darauf heim.

„Verflucht ſei dieß Abenteuer!“ ſagte leiſe der Weſyr, als er ihn erblickte: „dieſe ſelbe Nacht noch ſoll ich die Frau dieſes Laffen werden! Vergeblich würde ich dieſen Leuten hier ſagen: „was macht ihr? ihr ſeid im Irrthume: ich bin der Weſyr des Chalyfen;“ ſie würden mir doch nicht glauben; denn ich habe das Ausſehen eines Weibes. Ei, ei! welchen Dingen habe ich mich ausgeſetzt! Was bedurfte ich einer ſolchen Ergetzlichkeit?“

„Junge,“ ſagte der Fiſcher zu ſeinem Sohne, „du mußt unter einem glücklichen Geſtirne geboren ſein. Der Himmel ſendet dir hier, was er noch keinem vor dir geſendet hat und wahrſcheinlich auch keinem nach dir ſenden wird. Hier iſt ein Meerfräulein, welches ich dir zuführe. Du biſt jung noch unverheiratet, mache ſie dieſe Nacht zu deiner Frau.“

Der junge Menſch war ſo vergnügt über dieſes Erbieten, daß er Mühe hatte zu glauben, daß ſein Glück kein Traum wäre. Er heiratete ſeine Braut noch denſelben Abend, und ſie ward ſchwanger von ihm. Nach Verlauf von neun Monaten, gebar ſie einen ſtarken Sohn, welchen ſie ſäugen mußte. Sie ward bald darauf wieder ſchwanger, und brachte ſo nach und nach ſieben Knaben zur Welt.

Der Weſyr war endlich dieſer Lebensart überdrüſſig, und ſprach jetzo bei ſich ſelber:

„Wie lange ſoll dieſe verfluchte und ängſtliche Verwandlung noch dauern? Kann ich denn nicht wieder heraus aus dieſem Zuſtande, in welchen ich aus übergroßer Gefälligkeit und Neugier gerathen bin? Ich muß wieder an das Ufer gehen, wo ich angelandet bin, und mich ins Meer ſtürzen. Ich will lieber umkommen, als länger ſolches Elend ertragen.“

Als der Weſyr dieſen Entſchluß gefaßt hatte, begab er ſich ans Ufers des Meeres, und ſtürzte ſich ins Waſſer. Er wurde ſogleich von einer Woge aufgenommen und mitten durch die Fluten gezogen. Als er hierauf den Kopf empor hub, fand er ſich in dem Becken ſitzend, und ſah den Chalyfen, den Arzt und die ganze Verſammlung um ſich her, die ihn aufmerkſam betrachteten.

Der Weſyr fragte nun den Chalyfen, was er geſehen hätte; und dieſer fing an zu lachen, und antwortete:

„Herr, der Arzt, iſt ein erſtaunlicher Zauberer. Ich habe himmliſche Paradieſe, die Huri's, ſchöne Knaben und Wunderdinge geſehen, welche noch kein Auge geſchauet hat.“ Wenn ihr es ſelber verſuchen wollt, ſo werdet ihr eingeſtehen, daß es nichts Reizenderes und zugleich Außerordentlicheres gibt.“

Dieſe wenigen Worte erregten die Neugier des Chalyfen. Er entkleidete ſich, umgürtete ſich mit einem Leintuche, und trat in das Becken. Der Arzt hieß ihn ſich hinein tauchen; und ſobald der Chalyf dieß gethan hatte, befand er ſich mitten in einem Meere von unermeßlichem Umfange, fing an zu ſchwimmen, und wurde von einer Woge an ein entferntes Ufer getragen. Nachdem er ans Land geſtiegen war, und ſich nackt ſah, indem er nur von einem Tuche umgürtet war, ſagte er bei ſich ſelber:

„Ich ſehe wohl, wo dieſer Kunſtgriff hinaus will: mein Weſyr und der Arzt ſind übereingekommen, mich meines Reiches zu berauben. Sie werden meine Tochter dem jungen Menſchen geben, und der Arzt wird ſich an meiner Statt als Chalyf anerkennen laſſen. Unſelige Neugier!“

Während der Chalyf dieſe Betrachtungen anſtellte, ſah er mehrere Mädchen, welche nach einer Quelle nahe am Meere Waſſer zu ſchöpfen kamen. Er wandte ſich an eine von ihnen, gab ſich für einen fremden Schiffbrüchigen aus, und fragte ſie, in welchem Lande er ſich befände. Sie antwortete ihm, er wäre nahe bei der Stadt Oman;*) er dürfte nur den Berg vor ihm beſteigen, da würde er die Stadt ſehen, welche am Fuße des Berges läge.

Der Chalyf ſchlug dieſen Weg ein, und trat in die Stadt. Die Einwohner hielten ihn für einen ſchiffbrüchigen Kaufmann, und einer gab ihm aus Erbarmen ein Kleid. Als er damit bekleidet war, durchwanderte er die

---

*) Eine Stadt in Arabien, am Indiſchen Meere, unweit des Perſiſchen Meerbuſens. E.

Stadt. Indem er über den Markt ging, machte der Hunger, der ihn quälte, daß er vor dem Laden eines Speiſewirthes ſtehen blieb. Dieſer hielt ihn auch ſogleich für einen ſchiffbrüchigen Fremdling, und trug ihm an, in ſeine Dienſte zu treten, indem er ihm täglich zwei Drachmen und Unterhalt bot. Der Chalyf wußte nichts beſſeres zu thun, und nahm den Antrag an. Als er nun gegeſſen hatte, und in ſeine Verrichtungen eingewieſen war, ſprach er bei ſich ſelber:

„Welche ſeltſame Lage! welche Veränderung! Nachdem ich Chalyf geweſen, einer unbeſchränkten Macht genoſſen, und in Herrlichkeit und Freuden gelebt habe, bin ich jetzo dahin gebracht, die Teller zu lecken! Ich habe außerordentliche Dinge ſehen wollen: in der That, nichts iſt außerordentlicher, als mein Abenteuer: aus einem Chalyfen bin ich der Diener eines Speiſewirthes geworden! Aber es iſt meine Schuld. Was hatte ich nöthig, ſelber die Macht dieſes Zauberers erfahren zu wollen?“

Nach Verlauf einiger Tage, ging der Chalyf durch den Markt der Juweliere. Ihrer war eine große Anzahl, und ſie trieben einen ſtarken Handel in dieſer Stadt, weil man in dem Meere nahe dabei viele Perlen, Diamanten und Korallen fiſchte. Indem er ſo durch dieſen Markt ging, bekam er Luſt, lieber Mäkler zu werden, als länger im Dienſte bei dem Speiſewirthe zu bleiben.

Am folgenden Morgen ganz früh ging er alſo wieder auf dieſen Markt, und gab ſich für einen Mäkler aus. Da kam ein Mann zu ihm, mit einem Diamanten in der Hand, deſſen Glanz den Stralen der Sonne glich, und deſſen Preis die Einkünfte von Aegypten und Syrien überſteigen ſollte.

Der Chalyf, erſtaunt über die Schönheit dieſes Diamanten, fragte, ob er zu verkaufen wäre. Man bejahte es: er nahm ihn, und trug ihn bei mehreren Kaufleuten umher. Man bot anfangs funfzigtauſend Zeckienen; dann ſteigerte man das Gebot bis auf hunderttauſend Zeckienen. Der Chalyf ging wieder zu dem Eigenthümer des Diamanten, und fragte ihn, ob er ihn für dieſen Preis laſſen wollte. Er willigte ein, und hieß den Chalyfen das Geld in Empfang nehmen. Der Chalyf kehrte zu dem Kaufmann zurück, der die hunderttauſend Zeckienen für den Diamanten geboten hatte, und bat ihm die Summe einzuhändigen, weil der Eigenthümer des Diamanten ihm aufgetragen, ſie für ihn in Empfang zu nehmen.

Der Kaufmann erwiederte, das wäre nicht in der Ordnung, und er würde nur dem Eigenthümer und nicht dem Mäkler bezahlen. Der Chalyf ging nun wieder zu dem Eigenthümer; da er ihn aber nicht finden konnte, ſo kam er zurück, und gab ſich ſelber für den Eigenthümer aus. Der Kaufmann wollte ihm ſchon das Geld auszahlen; aber als er nochmals den Diamanten betrachtete, ſah er, daß er falſch *) war.

„Wie, Spitzbube,“ rief er ſogleich aus, „du biſt ſo frech, auf öffentlichem Markte betrügen zu wollen! Du weißt wohl nicht, daß die Betrüger hier mit dem Tode beſtraft werden?“

Die anderen Kaufleute liefen auf dieſe Worte ſogleich herbei, fielen über den Chalyſen her, banden ihn, und führten ihn vor den König von Oman. Dieſer Fürſt, nachdem er die Anklage, und ihre Beſtätigung durch die Zeugen vernommen hatte, verurtheilte den Angeklagten, auf der Stelle gehängt zu werden.

Man legte ihm ſogleich eine Kette um den Hals, enthüllte ihm den Kopf, und führte ihn durch die Stadt, und ein Beamter ging voraus und rief aus:

„Dieſe Behandlung iſt nur der Anfang der Beſtrafung derjenigen, die das Volk und die Kaufleute auf öffentlichen Plätzen und unter den Augen des Königs betrügen!“

Der Chalyf dachte über ſein Schickſal nach, und ſprach bei ſich ſelber:

„Ich habe nicht im Dienſt eines Speiſewirths bleiben wollen: ich habe mich zum Mäkler gemacht, und für meine Mühe ſoll ich nun gehängt werden! Aber ich darf mich

---

*) Nämlich, nach der Arabiſchen Urſchrift, von ſindaruſa ſuda ſchwarzem Gummi. C.

deshalb nicht beklagen: alles dieſes iſt nur die Erfüllung meines Schickſals.“

Als man auf der Stelle angekommen war, wo die Hinrichtung geſchehen ſollte, knüpfte man dem Chalyfen den Strick um den Hals, und fing an zu ziehen. Indem er ſo emporſtieg, öffnete er die Augen, und ſah ſich im Begriff aus dem Becken zu ſteigen, in Gegenwart des Arztes, des jungen Mannes und des Weſyrs, welche ihn alle anblickten.

Der Weſyr trat ſogleich lächelnd zu ihm heran, und reichte ihm die Hand.

„Warum lachſt du?“ fragte ihn der Chalyf.

„Ich lache über mein Abenteuer,“ antwortete der Weſyr: „denn ich bin ein Weib geweſen, habe mich verheiratet und ſieben Kinder geboren.“

„Nun wohl,“ fuhr der Chalyf fort, „du liebteſt deine Kinder und wurdeſt von ihnen geliebt; du haſt Leiden und Freuden erfahren: aber ich komme jetzo gerade vom Galgen her.“

Der Chalyf und der Weſyr erzählten ſich hierauf ihre Abenteuer. Alle die gegenwärtig waren, lachten ſehr darüber, und verwunderten ſich über die Macht des Arztes. Der Chalyf lud ihn ein, bei ihm zu bleiben, und überhäufte ihn mit Ehren und Gütern.

Er ließ hierauf den Kadi holen, um den Heiratsvertrag ſeiner Tochter aufzuſetzen.

Dieſe Hochzeit wurde durch Feſte und öffentliche Luſtbarkeiten gefeiert. Der Arzt und der junge Mann, dem er ſo große Dienſte geleiſtet hatte, waren ſtäts innig verbunden, und genoſſen ihr ganzes Leben lang des vollkommenſten Glücks.

Naama und Naam.

Rabia war einer der reichſten und vornehmſten Einwohner von Kufah. Die Geburt eines Sohnes, welche ihm das einzige noch fehlende Gut gewährte, ſetzte ſeinem Glücke die Krone auf. Rabia nahm das Kind, ſobald es zur Welt kam, in ſeine Arme, hub die Augen gen Himmel, und gab ihm den Namen Naama Allah.*)

Dieſer Sohn war von ſeiner zarteſten Kindheit an der Gegenſtand aller Sorgfalt und Hingebung ſeines Vaters, der ſich beeiferte, ſeine geringſten Wünſchen zu befriedigen, und ihm mit allem entgegen zu kommen, was ihn ergetzen und vergnügen konnte.

*) Naama Allah, oder Nimat Allah, bedeutet Gnade, Wohlthat Gottes. A.

Eines Tages, als Rabia über den Sklaven-Markt ging, bemerkte er eine wohlgebildete und noch junge Frau, welche eine kleine Tochter von der lieblichſten und niedlichſten Bildung auf der Welt, in ihren Armen hielt.

„Wie theuer die Sklavinn mit ihrem Kinde?“ fragte Rabia, ſich an den Mäkler wendend.

„Funfzig Zeckienen,“ antwortete der Mäkler.

„Hier ſind ſie,“ fuhr Rabia fort; „übergebet ſie dem Eigenthümer der Sklavinn, und machet auf der Stelle den Kaufvertrag.“

Als der Handel geſchloſſen war, bezahlte Rabia dem Mäkler ſeine Gebüren, und nahm die Sklavinn ſammt ihrem Kinde mit ſich.

Als Rabia's Gattinn ihn in ſolcher Begleitung nach Hauſe kommen ſah, fragte ſie ihn, wer dieſe Frau wäre.

„Es iſt eine Sklavinn,“ antwortete Rabia, „welche ich ſo eben gekauft habe. Ihre kleine Tochter erſchien mir ſo lieblich, und ich glaube, ſie wird einſt die ſchönſte Jungfrau von Arabien und Perſien werden: ſie iſt ungefähr in Naama's Alter, und beide können zuſammen ſpielen.“

„Du haſt wohl gethan, ſie zu kaufen,“ ſagte Rabia's Gattinn; „dieß kleine Mädchen gefällt mir auch ſehr.“ —

„Wie heißt du?“ fragte ſie hierauf die Sklavinn.

„Herrinn, ich nenne mich Taufik.“ —

„Und deine kleine Tochter?“ —

„Sie heißt Saad.“ *)

„Du haſt Recht ſie ſo zu nennen, denn du biſt glücklich, daß du eine ſo liebliche kleine Tochter hat. Aber wir müſſen ihr auch einen Namen von unſerer Wahl geben.“

„Wie willſt du,“ ſagte Rabia's Gattinn zu ihrem Manne, „dieſes Kind nennen?“

„Ich überlaſſe es dir,“ antwortete er.

„Ich habe Luſt,“ fuhr ſie fort, „es Naam zu nennen.“

„Gut, es ſei;“ erwiederte Rabia: „dieſer Name gleicht dem unſers Naama; du konnteſt keinen wählen, der paſſender und mir angenehmer wäre.“

Naama und Naam wurden nun bis zum zehnten Jahre mit einander aufgezogen, nahmen wetteifernd an Schönheit und Vollkommenheit zu, und gaben ſich gegenſeitig die ſüßen Namen Bruder und Schweſter.

Darnach nahm Rabia ſeinen Sohn beiſeite, und ſprach zu ihm:

„Mein Sohn, Naam iſt nicht deine Schweſter, ſondern deine Sklavinn; ich habe ſie für dich gekauft, als du noch in der Wiege lageſt: du mußt ſie fortan nicht mehr deine Schweſter nennen.“

„Wenn das iſt,“ erwiederte der Jüngling, „ſo kann ich ſie ja heiraten.“

---

*) Das bedeutet Glück. C.

Naama lief ſogleich hin zu ſeiner Mutter, ihr dieſe Neuigkeit und ſeinen gefaßten Entſchluß zu verkünden.

„Mein Kind,“ ſagte dieſe gute und, wie ihr Gemahl, allen Wünſchen ihres Sohnes willfahrende Mutter, „Naam iſt deine Sklavinn, und du kannſt nach deinem Belieben mit ihr ſchalten.“

Naam war zufrieden mit dieſer Antwort, und drang nun darauf, ſich mit ihr ehelich zu verbinden. Er ward ſterblich verliebt in ſie, und verlebte mit ihr mehrere Jahre in der ſüßeſten und innigſten Vereinigung.

Naam verdiente in der That die Liebe ihres Mannes. Sie verband mit einer reizenden Geſtalt und einem zierlichen Wuchs ein ſanftes und liebenswürdiges Gemüth und einen durch die ſorgfältigſte Erziehung ausgebildeten Geiſt. Sie las mit unendlicher Anmuth, und ſpielte allerlei Inſtrumente. Ihre rührende Stimme bewegte alle Herzen, wenn ſie ſich mit der Zither oder dem Tamburin begleitete, welche ſie ſo vollkommen ſpielte, daß ſie die beſten Meiſter ihrer Zeit übertraf. Kurz, Naam konnte mit Recht für die ſchönſte und vollkommenſte Frau in Kufah gelten.

Eines Tages, als ſie bei ihrem Gatten ſaß, und beide mit einander Sorbet genoſſen, begann ſie, nach einem Vorſpiel auf ihrer Zither, folgende Worte zu ſingen:

„Weil ein edelmüthiger Herr mich mit ſeinen Wohlthaten und ſeinen Gunſtbezeigungen überhäuft, ſo darf ich fortan keinen Unfall mehr fürchten: er iſt mein Schwert und mein Schild.

Er allein macht mein Glück: was kümmern mich die übrigen Menſchen?"

Naama bezeugte ſeiner Gattinn ſein inniges Vergnügen, ſie ſingen zu hören, und bat ſie, fortzufahren, indem ſie ſich mit dem Tamburin begleitete.

Sie ſang alſo weiter:

„Ja, ich ſchwöre es bei dem Leben desjenigen, der meine Seele beherrſcht, ich will die Hoffnung derjenigen vereiteln, die ſeine Glückſeligkeit beneiden: ich werde ſtäts ſeinen geringſten Wünſchen gehorſam ſein.

Ich werde mich unaufhörlich des Glückes freuen, ihn zu beſitzen, und ſeine Liebe wird nimmer aus meinem Herzen kommen."

Naama, immer mehr und mehr hingeriſſen, konnte nicht Ausdrücke finden, welche ſtark genug waren, ſein Entzücken zu ſchildern. Täglich hörte er ſeine Gattinn ſingen und ſich mit der Zither und dem Tamburin begleiten, und täglich hörte er ſie mit neuem Vergnügen.

Aber während dieſe jungen Gatten ſo glückſelige Tage ſpannen, hatte Hedſchadſche,*) des Chalyfen Abdalmalek ebn Mervan Statthalter zu Kufah, die Reize und Geſchicklichkeit der Naam rühmen gehört, ſo daß er einen Anſchlag machte, ſie zu entführen und den Händen des Chalyfen zu überliefern. Er glaubte, ihm damit ein um ſo angenehmeres Geſchenk zu machen, als er wohl wußte, daß der Chalyf in ſeinem Harem keine Frau hatte, deren Schönheit mit Naam zu vergleichen wäre, noch eine, welche ſo ſchön ſänge, wie ſie.

---

*) Ein berühmter Arabiſcher Feldherr, Statthalter, und ſo zu ſagen unumſchränkter Beherrſcher von Irak und mehreren anderen Provinzen, unter dem Chalyfen Abdalmelek, dem fünften vom Stamme der Ommiaden. T.

Um ſeinen Anſchlag auszuführen, ließ Hedſchadſche ein altes Weib kommen, deren Geſchicklichkeit und Gewandtheit er ſchon oft bei dergleichen Gelegenheiten erprobt hatte. Er befahl ihr, ſich in Rabia's Haus Eingang zu verſchaffen, Bekanntſchaft mit Naam zu ſtiften, und irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um ſie zu entführen. Die Alte verſprach dem Statthalter, ſeinen Befehl auszuführen.

Am folgenden Morgen hüllte ſich die Alte in ein grobwollenes Gewand, legte einen Roſenkranz von dicken Kugeln um den Hals, und ſtützte ſich auf einen Stock, an deſſen Ende eine Kürbisflaſche befeſtigt war.

In dieſem Aufzuge wanderte ſie nach Rabia's Hauſe, indem ſie ſo laut, daß man es hören konnte, einige Gebete herſagte und oft die Worte wiederholte:

„Ehre ſei Gott, Lob ſei Gott! Es iſt kein anderer Gott, als Er, alle Macht und alle Gewalt iſt des Herrn, des Allerhöchſten, des Allergrößten!“

Zur Stunde des Mittagsgebetes gelangte ſie an das Haus, und klopfte an die Thüre. Der Pförtner kam, zu öffnen, und fragte, was ſie wollte.

„Ich bin,“ antwortete die Alte, „eine arme Dienerinn Gottes; die Stunde des Mittagsgebetes hat mich überraſcht, und ich möchte gern in dieſes heilige und ehrwürdige Haus eintreten, um mein Gebet zu verrichten.“

„Gute Frau,“ ſagte der Pförtner zu ihr, „dieſes Haus iſt weder eine Moſchee, noch ein Bethaus: es iſt das Haus Naama's, Rabia's Sohnes.“

„Ich weiß es,“ fuhr die Alte fort, und kenne durch den Ruf ſehr wohl dieſes Haus und die es bewohnen; denn ich gehöre, wie ihr mich hier ſehet, zu dem Palaſt des Chalyfen: ich bin nur vor kurzem erſt ausgegangen, um meine Andacht zu verrichten und mich einiger Wallfahrten zu entledigen.“

„Das alles iſt ganz gut,“ erwiederte der Pförtner, „aber ich kann euch nicht herein laſſen.“

Die Alte beſtand darauf, und ſagte, mit immer mehr und mehr erhobener Stimme:

„Wie! eine Frau, wie ich bin, die zu jeder Stunde in die Paläſte der Fürſten und Großen Zutritt hat, verwehrt man, in Naama's Haus einzutreten!“

Naama, der dieſe Worte hörte, fing an zu lachen. Er ging hinaus, gab dem Pförtner einen Wink, die Alte einzulaſſen, und führte ſie in das Zimmer ſeiner Frau.

Die Alte wurde von Naam's Schönheit ganz betroffen. Sie grüßte ſie ehrerbietig, und ſprach zu ihr:

„Ich preiſe euch glücklich, edle Frau, von dem Himmel mit ſo viel Reiz und Anmuth, und mit einem Manne vereint zu ſein, der ſelber für ein Muſter der Schönheit gelten kann.“

Hierauf begann ſie ihre Gebete, und hörte nicht eher auf mit Kniebeugungen und Anrufungen, als bis die Nacht gekommen war.

Die junge Sklavinn ſprach hierauf zu ihr: „Meine gute Mutter, ruhet euch ein wenig aus.“

„Gnädige Frau,“ erwiederte die Alte, „wer in jener Welt glücklich werden will, muß in dieſer leiden.“

Naam ließ zu eſſen bringen, und ſagte zu der Alten:

„Nehmet ein wenig, gute Mutter, von dem, was ich euch anbiete; bittet Gott, mein Herz zu rühren und ſein Erbarmen auch über mich zu verbreiten.“

„Ihr ſeid noch jung, edle Frau,“ und antwortete ihr die Alte, „und in eurem Alter muß man der Freuden des Lebens genießen; Gott wird, ich bin es verſichert, eines Tages noch euer Herz rühren; denn man lieſt im heiligen Koran,*) daß Gott denjenigen vergeben wird, die den wahren Glauben angenommeu haben, weil er gut und barmherzig iſt.“

---

*) Surate 33, Vers 77. E.

Naam unterhielt ſich ſo eine Zeit lang mit der Alten, und ſegte hierauf zu ihrem Manne:

„Ich wünſchte wohl, daß du etwas zu Gunſten dieſer guten Alten thäteſt; denn ſie trägt den Ausdruck der Frömmigkeit auf dem Geſichte.“

„Nun gut,“ antwortete er, „laß ihr ein Gemach bereiten, worin ſie bleiben kann, und ſorge dafür, daß niemand dahin komme und ihre frommen Uebungen ſtöre. Vielleicht ſegnet uns Gott ihretwegen mit ſeinen Wohlthaten, und läßt nicht zu, daß wir jemals von einander getrennt werden.“

Die Alte brachte die ganze Nacht mit Leſen und Beten zu. Mit Anbruche des Tages kam ſie zu Naam und Naama, wünſchte ihnen guten Morgen, und wollte von ihnen Abſchied nehmen.

„Wo wollt ihr hin, meine Gute?“ ſagte Naam zu ihr: „Mein Mann hat mir befohlen, euch ein Gemach einzurichten, wo ihr allein ſein, und nach eurer Bequemlichkeit beten könnt.“

„Möge Gott,“ ſagte die Alte, „eure Tage verlängern und euch mit ſeinen Segnungen überſchütten! Ich gehe, die Moſcheen, die Bethäuſer und die Gräber der frömmſten Menſchen zu beſuchen, und werde es mir angelegen ſein laſſen, für euch zu beten. Erlaubet mir nur, euch manchmal zu beſuchen, und befehlet eurem Pförtner, mich einzulaſſen.“

Als die Alte weggegangen, war Naam, deren Vertrauen ſie ſchon zu gewinnen gewußt hatte, und die nichts von ihrer treuloſen Abſicht argwöhnte, über ihre Entfernung ſo betrübt, daß ſie ſich nicht enthalten konnte zu weinen.

Die Alte begab ſich auf der Stelle zu Hedſchiadſche, der, ſobald er ſie erblickte, ſie fragte, wie weit ſie vorgerückt wäre. Sie erzählte ihm, was vorgegangen, und geſtand ihm, daß ſie noch niemals eine ſolche Schönheit geſehen hätte. Er verſprach ihr reichen Lohn, wenn ihre Unternehmung gelänge. Die Alte übertrieb die Schwierigkeiten, welche ſie zu überſteigen hätte, und forderte einen Monat Friſt. Der Statthalter bewilligte ihn ihr.

Die Alte kam den folgenden Morgen wieder zu Naama, und fuhr fort, die jungen Gatten fleißig zu beſuchen, welche ihr täglich neue Beweiſe der Verehrung und Zuneigung gaben. Ebenſo waren alle Leute des Hauſes ihr zugethan und beeiferten ſich, ſie wohl zu empfangen.

Eines Tages, als die Alte ſich mit der jungen Sklavinn allein befand, ſagte ſie zu ihr:

„Warum könnt ihr, gnädige Frau, doch nicht mitgehen, die Moſcheen und heiligen Oerter zu beſuchen! Ihr würdet dort ehrwürdige Greiſe und andächtige Frauen ſehen, welche vom Himmel alles für euch erbitten würden, was ihr nur wünſchen könntet.“

„Ich möchte von Herzen gern euch begleiten,“ antwortete Naam. Hierauf ſich zu ihrer Schwiegermutter wendend, ſprach ſie:

„Ich erſuche euch, edle Frau, bittet meinen Mann, daß er mich mit euch und der frommen Alten ausgehen laſſe, um die Moſcheen zu beſuchen, und uns unter die Armen und Diener Gottes zu miſchen.“

Die Schwiegermutter verſicherte darauf, es wäre ihr ſelber lieb, dieſe Andachtsübung zu verrichten, und verſprach, mit ihrem Sohne davon zu reden. Als Naama über dieſe Verhandlungen eintrat, nahte ſich ihm die Alte, küßte ihm die Hand, pries ſeine Güte und Großmuth, und ging mit Segenswünſchen über ihn, hinaus.

Am folgenden Morgen kam die Alte wieder: ſie benutzte den Augenblick, weil Naama nicht zu Hauſe war, ging zu der jungen Sklavinn, und ſagte zu ihr:

„Wir haben geſtern den ganzen Abend damit zugebracht, für euch zu beten. Laſſet uns heute zuſammen ausgehen; kommet auf einen Augenblick mit zu unſern heiligen Perſonen: wir ſind wieder hier, ehe Naama zurückkömmt.“

Naam wandte ſich an ihre Schwiegermutter, und bat ſie um die Erlaubnis, nur auf einen Augenblick, bevor ihr Mann zurückkäme, auszugehen.

„Ich habe zu Naama noch nichts davon geſagt,“ erwiederte die Schwiegermutter, „und ich fürchte, es möchte ihm unlieb ſein, wenn er erfährt, daß ihr ausgegangen ſeid.“

„Gnädige Frau,“ ſagte die Alte, „wir wollen nicht weiter, als in die nächſte Moſchee gehen, und nicht ſäumen, heimzukommen.“

Die Alte aber führte die junge Sklavinn, ſobald ſie mit ihr aus dem Hauſe getreten war, gerade nach Hedſchadſche's Palaſt, dem ſie ſogleich ihre Ankunft melden ließ. Als Hedſchadſche in das Zimmer trat, wohin Naam von der Alten gebracht war, ward er äußerſt überraſcht von ihrer Schönheit: niemals hatte er etwas ſo Vollkommenes und Regelmäßiges geſehen. Naama ließ, ſobald ſie ihn erblickte, den Schleier fallen.

Hedſchadſche ließ auf der Stelle einen ſeiner Offiziere kommen, befahl ihm, mit funfzig Reitern zu Pferde zu ſteigen, die junge Sklavinn auf eins ſeiner beſten Kameele zu ſetzen, ſie ſo nach Damask zu führen und ſie den Händen des Chalyfen Abdalmelek ebn Mervan zu überliefern. Er gab ihnen überdem einen Brief an dieſen Fürſten mit, und gebot ihnen, die Antwort darauf zurückzubringen, und ſich der größten Eile zu befleißigen.

Der Offizier beeiferte ſich, dieſe Befehle zu vollziehen. Er unterwand ſich der jungen Sklavinn, ließ ſie ein Kameel beſteigen, und reiſte ab. Während der ganzen

Reiſe that Naam nichts als weinen und ſeufzen, daß ſie ſich alſo von ihrem Gatten getrennt ſah.

Als der Offizier in Damask ankam, bat er um Erlaubnis, den Chalyſen zu ſprechen, und überreichte ihm den ihm anvertrauten Brief. Als dieſer Fürſt ihn geleſen hatte, fragte er, wo die junge Sklavinn wäre. Der Offizier ſtellte ſie ihm nun vor, und übergab ſie ſeinen Händen.

Der Chalyf ließ ſie in ein beſonderes Zimmer führen, und ging auf der Stelle zu ſeiner Gemahlinn, ihr zu verkünden, daß Hedſchadſche ihm neulich für tauſend Zeckienen eine Sklavinn aus dem Geſchlechte der Fürſten von Kufah gekauft hätte: „dieſe Sklavinn,“ fügte er hinzu, „iſt ſo eben zugleich mit dieſem Briefe angekommen.“

Seine Gemahlinn bezeugte ihm ihr Vergnügen, eine Nachricht zu hören, welche ihm ſo angenehm zu ſein ſchien.

Die Schweſter des Chalyſen war unterdeſſen in das Zimmer getreten, worin die junge Sklavinn ſich befand, und ſobald ſie dieſelbe erblickte, rief ſie aus:

„Der Herr, dem ihr gehöret, hätte noch keinen ſchlechten Handel gemacht, und wenn er euch ſogar mit hunderttauſend Goldſtücken bezahlt hätte!“

Naam, ohne auf dieſe Worte zu achten, ſprach zu ihr: „Im Namen Gottes, edle Frau, habet die Gnade, mir zu ſagen, wem dieſer Palaſt gehört, und wie die Stadt heißt, in welcher ich mich befinde?"

„Ihr ſeid," antwortete ihr die Prinzeſſinn, „in der Stadt Damask, und dieß iſt der Palaſt meines Bruders, des Chalyfen Abdalmalek ebn Mervan. Aber ihr fragt mich, als wenn euch das alles unbekannt wäre?"

„In Wahrheit, hohe Frau," antwortete Naam, „es iſt mir durchaus unbekannt."

„Wie?" fuhr die Prinzeſſinn fort, „hat denn derjenige, der euch verkauft und den Preis eurer Freiheit in Empfang genommen, euch nicht unterrichtet, daß der Chalyf euch gekauft hat?"

Bei dieſen Worten überfloſſen Thränenſtröme das Angeſicht der jungen Sklavinn; ſie verfluchte die ſchändliche Argliſt, deren Opfer ſie war, und ſagte bei ſich ſelber: „Wenn ich es auch ſage, ſo wird doch niemand mir glauben wollen; und vielleicht werde ich bald von demjenigen zurückgefordert, der allein ein Recht auf mich hat."

Da Naam von der Reiſe äußerſt ermüdet ſchien, ſo ließ die Schweſter des Chalyfen ſie den ganzen übrigen Theil des Tages ausruhen. Am folgenden Morgen brachte ſie ihr Wäſche, Kleider und ein Halsband von Perlen und Armbänder, und wollte, daß ſie ſich in ihrer Gegenwart damit ſchmückete.

Während ſie hiebei geſchäftig waren, trat der Chalyf ein, und ſetzte ſich neben Naam nieder, welche ſogleich ihr

Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Nachdem die Prinzeſſinn ihrem Bruder die Schönheit und Vollkommenheiten ſeiner neuen Sklavinn gerühmt hatte, bat er dieſe, ihm nicht den Anblick ſo vieler Reize zu entziehen. Naam aber achtete nicht auf die Bitten des Chalyfen und blieb ſtandhaft in derſelben Stellung: aber ihre den Blicken des Fürſten bloßgegebenen Arme entzündeten in ihm die heftigſte Leidenſchaft. Er ſagte zu ſeiner Schweſter, er würde in drei Tagen wiederkommen, und fügte hinzu:

„Ich hoffe, dieſe junge Schönheit wird Bekanntſchaft mit dir machen, und empfänglicher für die Liebe ſein, welche ſie mir einzuflößen gewußt hat.“

Als der Chalyf hinaus gegangen war, begann Naam über ihre Lage nachzudenken und die Trennung von ihrem Herrn zu beſeufzen. Am Abend ergriff ſie ein Fieber, ſie wollte keine Nahrung genießen: und bald entſtellten ſich ihre Züge und ihre Schönheit.

Der Chalyf, von ihrem Zuſtande benachrichtigt, war darüber höchſt bekümmert. Er ließ die geſchickteſten Aerzte holen, und führte ſie zu der jungen Sklavinn; aber keiner von ihnen konnte den Urſprung ihrer Krankheit entdecken, noch Mittel finden, ſie zu lindern.

Der Zuſtand Naama's war vollkommen derſelbe, wie der ſeiner Sklavinn. Als er zu Hauſe kam, ſetzte er ſich auf ein Sofa, und rief ſeiner geliebten Naam. Da ſie nicht antwortete, ſo ſtand er ſchleunig auf, und rief noch ſtärker: aber niemand erſchien; denn alle Sklaven hatten ſich, aus Furcht vor dem Zorn ihres Herrn, verſteckt.

Naama begab ſich nun nach dem Zimmer ſeiner Mutter, und fand ſie mit dem Haupte auf die Hände geſtützt, in der Stellung des tiefſten Nachdenkens.

„Meine Mutter," rief er aus, „wo iſt Naam?"

„Mein Sohn," antwortete ſie ihm, „ſie iſt ſo wohl aufgehoben, als wenn ſie bei mir wäre: ſie iſt mit der guten Alten ausgegangen, um die Armen zu beſuchen, und ſie muß gleich wieder heimkommen."

„Sie pflegt doch nicht ſo auszugehen," erwiederte lebhaft Naama: „und um welche Zeit iſt ſie weggegangen?"

„In der Morgenſtunde," antwortete ſie. —

„Wie, meine Mutter, habt ihr ihr dieſe Erlaubnis geben können?"

„Sie hat es ſehr gewünſcht, mein Sohn."

Naama verließ, ganz außer ſich, wieder das Haus, und ging zu dem Befehlshaber der Wache.

„Habt ihr," ſprach er, als er ihn traf, „durch eine treuloſe Hinterliſt mir meine Sklavinn entführen laſſen? Aber ich will hingehen, mich bei dem Chalyfen zu beklagen, und ihn von eurem Betragen unterrichten."

„Wer hat euch denn eure Sklavinn entführt?" fragte der Befehlshaber der Wache.

„Eine alte Frau, ſo und ſo ausſehend, in einen grobwollenen Rock gehüllt, und gewöhnlich mit einem Roſenkranz in der Hand.“

Der Befehlshaber erkannte in dieſer Schilderung die Alte, deren ſich der Statthalter manchmal bediente, und vermuthete, daß ſie nur auf deſſen Befehl gehandelt hätte; aber die Klugheit verbot ihm, Naama etwas davon merken zu laſſen.

„Führet mich zu dieſer Frau,“ ſagte er zu ihm, „und ich will euch eure Sklavinn wieder herausgeben laſſen.“

„Ich weiß nicht, wo ſie wohnt,“ ſagte Naama.

„Wenn dem ſo iſt,“ fuhr der Befehlshaber fort, „wie ſoll man ſie da entdecken? Gott allein weiß, wo ſie ſein mag.“

„Ihr könnt wohl,“ entgegnete Naama, „mir meine Sklavinn wiederfinden helfen, und ich gehe zum Statthalter, meine Klagen gegen euch bei ihm anzubringen.“

Naama begab ſich wirklich nach dem Palaſte Hedſchadſche's. Da ſein Vater einer der vornehmſten Einwohner von Kufah war, ſo fand er bald Zutritt.

„Was wollt ihr Naama?“ fragte ihn Hedſchadſche, ſobald er ihn erblickte.

Naama erzählte, was ihm ſo eben widerfahren war. Hedſchadſche ließ den Befehlshaber der Wache kommen, und fragte ihn, wo wohl die Sklavinn Naama's, Rabia's Sohnes, ſein könnte.

Der Befehlshaber hütete ſich wohl, ſich merken zu laſſen, er wüßte, daß die Alte die Sklavinn entführt hätte, ſondern antwortete, daß Gott allein das Verborgene kund wäre.

„Steiget zu Pferde,“ befahl ihm Hedſchadſche, „bereitet ſorgfältig die Wege, und ſuchet überall die ihrem Herrn ſo theure Sklavinn.“

Hierauf wandte er ſich zu Naama und ſprach: „Wenn eure Sklavinn euch nicht zurückgeſtellt wird, ſo könnt ihr euch zehne von den meinigen auswählen, und eben ſo viele von denen des Befehlshabers der Wache, um euch für euern Verluſt zu entſchädigen.“

„Eilet doch,“ rief er dem Befehlshaber zu, „und forſchet der Sklavinn Naama's nach!“

Der Befehlshaber der Wache ging hinaus, und ſtellte ſich, als wenn er den eben empfangenen Befehl vollzöge.

Naama, von Leid überwältigt und ein Raub der grimmigſten Verzweiflung, begab ſich zu ſeinem Vater. Obwohl er erſt vierzehn Jahre alt war, und ſeine Wangen kaum mit einem leichten Flaume bedeckt waren, ſo ſchien ihm das Leben doch unerträglich: er vergoß Ströme von Thränen, und wollte die Oerter, welche ihm ſo theure Erinnerungen zurückriefen, nicht wiederſehen. Seine Mutter war höchſt beunruhigt über ſeinen Zuſtand, und brachte die ganze Nacht zu, mit ihm zu ſeufzen und zu weinen. Sein Vater ſuchte vergeblich ihn zu tröſten, indem er ihm vorſtellte, daß allem Anſcheine nach, der Statthalter ſelber ihm ſeine Sklavinn hätte entführen laſſen, und daß er ſie vielleicht bald wieder bekommen würde. Der junge Mann war unempfindlich für alles, und unfähig, irgend einen Troſt anzunehmen. Sein Leid wuchs dermaßen, daß ſein Verſtand ſich verwirrte. Er wußte nicht mehr, was er ſagte, und kannte nicht mehr diejenigen, die zu ihm kamen. In dieſem Zuſtande ſchmachtete er drei Monate. Vergeblich ließ Rabia die geſchickteſten Aerzte zu ſeinem Sohne kommen; ſie ſagten alle einſtimmig, daß allein die Gegenwart der jungen Sklavinn ihn zu retten vermöchte.

Eines Tages, als Rabia, immer mehr und mehr durch den Zuſtand ſeines Sohnes beunruhigt, faſt an ſeinem Leben verzweifelte, hörte er von einem berühmten, und in der Sterndeutung ſehr geſchickten Perſiſchen Arzte, welcher eben zu Kufah angekommen war; er bat ſeine Frau, ihn kommen zu laſſen: „Vielleicht,“ ſagte er zu ihr, „weiß dieſer Arzt ein Mittel, unſern Sohn zu retten.“

Es wurde ſogleich nach dem Arzte geſchickt. Als er eintrat, ließ Rabia ihn neben dem Bette ſeines Sohnes niederſitzen, und bat ihn, ſeine Krankheit zu unterſuchen.

Der Perſiſche Arzt nahm die Hand des jungen Mannes, befühlte ſeine Glieder, eins nach dem andern, und nachdem er die Züge ſeines Angeſichts genau betrachtet hatte, lächelte er, und ſagte zu dem Vater:

„Die Krankheit eures Sohnes hat ihren Sitz im Herzen.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte Rabia überraſcht; und ſogleich erzählte er dem Arzte, was Naama widerfahren war.

„Die junge Sklavinn, von welcher ihr mir ſagt,“ ſprach der Arzt, „iſt gegenwärtig zu Balſora oder zu Damask; und wir haben kein anderes Mittel, euern Sohn zu retten, als ihn wieder mit ihr zu vereinigen.“

„Wenn ihr das bewerkſtelligen könnt,“ ſagte Rabia, „ſo ſteht mein ganzes Vermögen euch zu Gebot, und ich verſpreche euch zum glücklichſten Manne zu machen.“

„Was mich betrifft,“ ſagte der Perſer, „iſt das am wenigſten Dringende.“ Und ſich zu Naama wendend ſagte er: „Seid gutes Muthes, mein Kind, bald ſoll euch geholfen werden.“

Er fragte hierauf Rabia, ob er über vier tauſend Goldſtücke gebieten könnte. Rabia holte ſie auf der Stelle herbei und übergab ſie ihm.

„Meine Abſicht iſt,“ ſagte nun der Arzt, „euern Sohn nach Damask zu führen, und ich ſchwöre euch, nicht ohne die Sklavinn, welcher er ſo ergeben iſt, zurück zu kommen.“

Er wandte ſich alsdann zu Naama und fragte ihn nach ſeinem Namen. Nachdem er vernommen hatte, daß er Naama hieß, rief er ihm zu:

„Wohlauf! Naama, erhebet euch ein wenig, und habet Vertrauen auf die Vorſehung, welche euch unverzüglich wieder mit eurer Sklavinn vereinigen wird. Unterdeſſen mäßiget euern Gram, der euch verzehrt, nehmt etwas Nahrung zu euch, und bemühet euch, wieder zu Kräften zu kommen, um die Beſchwerden der Reiſe ertragen zu können; denn binnen acht Tage müſſen wir uns auf den Weg machen.“

Der Perſiſche Arzt beſchäftigte ſich alsbald mit den Vorbereitungen zur Reiſe. Er ließ ſich Koſtbarkeiten aller Art geben, forderte noch ſechstauſend Zeckienen, um die Summe von zehntauſend Zeckienen vollzumachen, welche er zur Ausführung ſeines Entwurfs nöthig erachtete, und ließ die Pferde, die Kameele und alles nöthige Gepäck in Bereitſchaft ſetzen.

Nach Verlauf von acht Tagen ſagte Naama ſeinem Vater und ſeiner Mutter Lebewohl, und reiſte mit dem Perſiſchen Arzte ab.

Sie hielten in Halep an, um Erkundigungen über die junge Skavinn einzuziehen; aber ſie konnten nichts von ihr erfahren. Als ſie hierauf in Damask angekommen waren, ruhten ſie erſt drei Tage aus.

Der Perſiſche Kaufmann miethete hierauf einen Laden, welchen er mit der größten Pracht einrichtete: er war mit Schränken umgeben, die mit Goldplatten geziert und mit Gefäßen vom feinſten Perzelan beſetzt waren. Die

Außenſeite des Ladens war mit Kriſtallfläſchchen beſetzt, welche köſtliche Oele, Tränke und Säfte aller Art enthielten.

Der Perſiſche Arzt ſtellte nun mitten im Laden ſein Sternrohr und die Tafel hin, auf welcher er ſeine Berechnungen anſtellte. Er kleidete ſich dann als Arzt, ſehr prächtig, und ließ Naama ein Hemde von der feinſten Leinwand, einen atlaſſenen mit Seide geſtickten Rock, und einen Gürtel von den glänzendſten Farben anlegen.

„Fortan," ſagte er zu ihm, „müßt ihr mich nur euern Vater, und ich werde euch nur meinen Sohn nennen."

Alles Volk von Damask ſtrömte der Bude des Perſiſchen Arztes zu, um den Reichthum und die Zierlichkeit derſelben zu bewundern, und vor allen um Naama zu ſehen, der alle Welt durch die Schönheit und Regelmäßigkeit ſeiner Züge bezauberte. Der Perſer redete zu dem jungen Manne nur Türkiſch, und dieſer antwortete ihm auch nur in derſelben Sprache. Man ſprach bald in der ganzen Stadt nur von dem Perſiſchen Arzte. Von allen Seiten kam man herbei, um ihn über allerlei Krankheiten zu befragen, und er hatte Mittel für alle. Aus der bloßen Beſchauung des Harns der Kranken erkannte er die Art der Krankheit, von welcher ſie befallen waren, gab Heilmittel dagegen, und ſchrieb ihnen Verhaltungsregeln vor. Er ward binnen kurzer Zeit das Orakel aller

Welt; ſein Ruf verbreitete ſich durch die ganze Stadt, und drang bis in die Paläſte der Großen.

Eines Tages, als er beſchäftigt war, ſeine Arzneien zu bereiten, hielt eine alte Frau auf einem Maulthiere, deſſen Sattel mit Silber geſtickt war, vor ſeinem Laden an, und machte ihm ein Zeichen, er möchte kommen und ihr beim Abſteigen behülflich ſein. Der Perſiſche Arzt trat höflich zu ihr heran, reichte ihr die Hand, und führte ſie in ſeinen Laden.

„Mein Herr, ihr ſeid ohne Zweifel," ſprach ſie zu ihm, „der Perſiſche Arzt, welcher kürzlich aus Arabien in dieſer Stadt angekommen iſt?"

Auf ſeine bejahende Antwort, eröffnete ſie ihm, ſie hätte eine Tochter, welche von einer gefährlichen Krankheit befallen wäre, und zugleich überreichte ſie ihm ein Gefäß mit den Harne der jungen Kranken.

Nachdem er ihn mit Aufmerkſamkeit beſchaut hatte, fragte er die Alte, wie ihre Tochter hieße. „Denn," fuhr er fort, „ich muß ihr Horoſkop ſtellen, um den günſtigen Augenblick zu erforſchen, wann ſie den Trank einnehmen muß, welcher ſie wieder geſund machen ſoll."

„Sie heißt Naam," antwortete die Alte. Bei dieſem Namen ward der Arzt nachdenklich, und begann an den Fingern zu zählen, und die Alte ſtarr anſehend, ſagte er zu ihr:

„Edle Frau, ich kann eurer Tochter kein Heilmittel verordnen, ohne den Namen ihres Geburtsortes zu wiſſen; das iſt durchaus nothwendig, damit ich die Verſchiedenheit des Himmelſtriches und den Einfluß der umgebenden Luft in Anſchlag bringen kann. Ich bitte euch alſo, mir den Ort anzuzeigen, wo ſie aufgezogen, und wie alt ſie gegenwärtig iſt.“

„Sie iſt vierzehn Jahr alt,“ ſagte die Alte, „und in der Stadt Kufah aufgezogen worden.“

„Wie lange iſt ſie ſchon,“ fuhr der Arzt fort, „in dieſem Lande?“

„Seit einigen Monaten,“ antwortete die Alte.

Naama, der bei dieſer Unterredung zugegen war, verlor kein Wort davon, und war in der äußerſten Bewegung. Der Arzt und er blickten ſich unterweilen verſtohlen an, und machten ſich Zeichen des Einverſtändniſſes.

„Nimm dieß und dieß hier,“ ſagte jetzo der Arzt zu ihm, „und bereite davon einen Trank.“

Die Alte warf zehn Goldſtücke auf den Ladentiſch, und betrachtete den jungen Mann genauer, der mit Bereitung des Trankes beſchäftigt war.

„Mein Gott,“ ſprach ſie zu dem Arzte, „welch ein ſchöner Jüngling! iſt es euer Sklave oder euer Sohn?“

„Edle Frau, es iſt mein Sohn,“ antwortete er.

Als Naama mit ſeiner Arbeit fertig war, ſchrieb er ein kleines Zettelchen, worin er Naam durch folgende Verſe von ſeiner Ankunft benachrichtigte:

„Indem ich den Ort deins Aufenthaltes entdecke, fühle ich meine Liebe und meine Qual ſich vermehren.“

Er ſchob dieſen Zettel ſehr geſchickt in eine Schachtel, welche den Trank bewahrte: dieſe Schachtel ſiegelte er zu, ſchrieb ſeinen Namen darauf, und übergab ſie ſo der Alten, welche ſie nahm, ſich beurlaubte, und nach dem Palaſte des Chalyfen zurückkehrte.

Bei ihrem Eintritt in das Zimmer der jungen Sklavinn, überreichte ſie ihr die Schachtel, und ſagte dabei, ſie käme ſo eben von einem ſehr geſchickten Perſiſchen Arzte, der neulich erſt in Damask angelangt wäre, und den ſie über die Krankheit ihrer lieben Naam zu Rathe gezogen hätte. „Er hat vollkommen die Art eurer Krankheit erkannt,“ fuhr ſie fort, „und ſeinem Sohn befohlen, für euch einen Trank zu bereiten, welcher in dieſer Schachtel enthalten iſt. — Es gibt in ganz Damask keinen ſchöneren und wohlgebildeteren Jüngling, als der Sohn dieſes Arztes iſt, noch einen Laden, welcher mit dem ſeinigen zu vergleichen wäre.“

Naam nahm die Schachtel aus den Händen der Alten. Kaum aber hatte ſie die Augen auf den Deckel geworfen, als ſie die Handſchrift und den Namen ihres geliebten Herrn erkannte. Sie verwandelte bei dieſem Anblick ihre Farbe, und zweifelte nicht, daß der Herr dieſes

Ladens eigens von Kufah gekommen wäre, um zu erforſchen, was aus ihr geworden ſein möchte.

Sie bat die Alte, ihr eine Schilderung des Jünglings zu machen, von welchem ſie ihr ſo eben geſagt hätte. Dieſe beſchrieb ihn nun vollkommen, und ſagte, er hieße Naama, und hätte ein Mal auf dem rechten Augenlied, wäre auf die zierlichſte Weiſe gekleidet, und ſeine Geſtalt die ſchönſte, welche man nur ſehen könnte.

Während dieſes Geſprächs nahm Naam den Trank, und lächelte bei den Zügen, womit die Alte ihre Schilderung verſchönte.

„In Wahrheit,“ ſagte ſie, „dieſer Trank thut mir äußerſt wohl; er flößt mir Munterkeit ein, und ich fühle mich weit beſſer.“

„O glücklicher Tag!“ rief die Alte aus: „wie wohl habe ich gethan, dieſen Arzt zu befragen!“

Als Naam hierauf der Alten geäußert hatte, daß ſie etwas zu eſſen wünſchte, lief die Alte hin, eine Sklavinn zu rufen, und ließ geſchäftig die köſtlichſten Speiſen auftragen.

In dieſem Augenblicke trat der Chalyf in das Zimmer der jungen Sklavinn; und da er ſie beim Eſſen ſah, bezeugte er ihr ſein Vergnügen über ihre Geneſung.

„Großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen,“ ſagte die Alte zu ihm, „das Vergnügen, welches euch die Herſtellung eurer Sklavinn gewährt, verdankt ihr einem Arzte, der neulich in dieſer Stadt angekommen iſt. Niemand kennt beſſer, als er, alle Arten Krankheiten: ein einziges Mittel von ihm reicht hin, ſie gründlich zu heilen.“

„Traget,“ ſagte der Chalyf, „dieſem Arzte einen Beutel von tauſend Goldſtücken hin, für die von ihm vollbrachte Heilung.“

Der Chalyf ging bald darnach wieder hinaus, und die Alte beeilte ſich dem Perſiſchen Arzte die tauſend Goldſtücke zu bringen. Bei Ueberreichung der Börſe ſagte ſie ihm, daß die junge Schöne, welche er geheilt hätte, nicht ihre Tochter, ſondern die Lieblin ſklavinn des Chalyfen wäre. Sie übergab ihm zugleich einen Brief, welchen Naam geſchrieben hatte.

Der Arzt gab dieſen Brief an Naama, der ihn mit einer Unruhe und Gemüthsbewegung empfing, welche ſchwer auszudrücken ſind. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Die Sklavinn, welche ihrer Glückſeligkeit beraubt, von der Höhe ihres Glückes geſunken, und von ihrem Vielgeliebten getrennt iſt, hat den von ihm geſendeten Brief empfangen, und antwortet ihm mit dieſen Verſen:

> „Beim Empfange deines Briefes haben meine Finger von ſelber die Antwort verzeichnet. Umſtröme dich mit Wohlgerüchen, und überlaß dich der Hoffnung!
>
> Moſes wurde ſeiner Mutter wiedergegeben, und der Rock Joſephs wurde ſeinem Vater heimgebracht.“

Beim Leſen dieſer Verſe waren die Augen des jungen Mannes in Thränen gebadet. Die Alte gewahrte es, und bezeugte dem Arzte ihre Verwunderung darüber.

„Wie ſollte er nicht weinen?“ erwiederte der Arzt: „dieſe junge Schöne iſt ſeine Sklavinn, welche er leidenſchaftlich liebt. Denn, verehrte Frau, ich muß euch die Wahrheit bekennen, dieſer junge Mann iſt nicht mein Sohn, ſondern der Sohn Rabia's aus der Stadt Kufah. Der Brief, welchen er an Naam geſchrieben, hat dieſer jungen Schönen, die keine andere Krankheit hatte, als das Weh ſich von ihrem geliebten Herrn getrennt zu ſehen, allein die Geſundheit wiedergeben können. Behaltet, liebe Frau, dieſe tauſend Goldſtücke für euch, und rechnet auf eine noch reichere Belohnung, wenn euer Herz ſich von Mitleid mit dieſen unglücklichen Liebenden rühren läßt. Ihr ſeid die einzige Perſon, welche dieſe Verwickelung löſen kann, und auf euch ſind alle unſere Hoffnungen gegründet.“

Die Alte war ziemlich erſtaunt, aber noch mehr geſchmeichelt durch dieſes Vertrauen, und fragte Naama, ob er wirklich der Herr der ſchönen Sklavinn wäre. Als dieſer es ihr betheuert hatte, geſtand ſie ihm, daß Naam unaufhörlich von ihm redete. Als der junge Mann ihr alle ſeine Abenteuer erzählt hatte, war die Alte innig gerührt, und verſicherte ihn, ſie würde von ganzem Herzen daran arbeiten, ſie beide wieder zu vereinigen. Sie beſtieg ſogleich wieder ihr Maulthier, und ritt eilig nach dem Palaſt zurück.

Beim Eintritt in das Zimmer der jungen Sklavinn, ſah die Alte ſie lächelnd an, und ſagte zu ihr:

„Ziemt es ſich, euch ſo zu betrüben, und krank zu werden, aus Liebe zu Naama, dem Sohne Rabia's aus der Stadt Kufah?“

„Großer Gott,“ rief Naam aus, „alles iſt entdeckt!“

„Beruhiget euch,“ ſagte die Alte zu ihr; „ich werde das mir anvertraute Geheimnis nicht misbrauchen. Ich will euer beider Glück machen, und mein Leben wagen, um es durchzuſetzen.“

Die Alte kam bald darnach wieder zu Naama und ſagte zu ihm:

„Ich komme von eurer Sklavinn, und habe mit ihr geſprochen: ihre Liebe zu euch gibt der eurigen zu ihr nichts nach; und ihre Unempfindlichkeit gegen die Leidenſchaft des Chalyfen beweiſet, daß nichts ihre Standhaftigkeit zu erſchüttern vermag. Ich habe einen Anſchlag erſonnen, welcher euch gefallen wird; aber ihr müßt euch, zur Ausführung deſſelben, mit Kühnheit und Muth waffnen. Ich gehe, ein Mittel zu finden, um euch in den Palaſt des Chalyfen zu bringen und euch eine Zuſammenkunft mit eurer Sklavinn zu verſchaffen; denn für ſie iſt das Herauskommen ganz unmöglich.“

„Gott ſegne eure guten Abſichten,“ ſagte Naama, „und belohne euch, wie ihr es verdienet!“

Die Alte verließ Naama, und kehrte nach dem Pallaſt zurück, ſie ſagte der jungen Sklavinn, ihr Herr hätte ihr ſo eben das glühendſte Verlangen ſie zu ſehen bezeugt, und fragte ſie, wie ſie in dieſer Hinſicht geſonnen wäre.

„Ich wünſche es eben ſo heiß, als er,“ erwiederte Naama ſeufzend.

Die Alte ging bald darauf wieder aus, mit einem Päckchen unter dem Arme, in welches ſie ein Perlen-Halsband, Juwelen und Alles zu einem Frauenputze nöthige gewickelt hatte. Sie begab ſich eilig damit zu Naama, und bat ihn, in das Hinterzimmer des Ladens zu treten, damit ſie allein wären. Hier bemalte ſie ihm das Geſicht und die Arme, und färbte ihm die Haare. Sie ließ ihn ein Frauenkleid und Hoſen von Seide anziehen, legte ihm ein Stirnband an, und putzte ihn völlig wie eine junge Sklavinn des Harems heraus.

Als die Alte fertig war, beſchaute ſie Naama vom Kopfe bis zu den Füßen in dieſer neuen Kleidung, und rief aus:

„Fürwahr, ich habe niemals eine ſo reizende Geſtalt geſehen: er iſt ſogar ſchöner, als ſeine Sklavinn. — Gehet vor mir her,“ ſagte ſie hierauf zu ihm, „ſtrecket die linke Seite voraus, und neiget ein wenig die rechte, nehmet ein unbekümmertes Weſen an, und laſſet euer Oberkleid fliegen.“

Als ſie ihn wohl unterrichtet hatte, und ihn im Stande ſah, ſeine Rolle zu ſpielen, ſagte ſie noch zu ihm:

„Ich werde euch morgen Abend abholen und in den Palaſt führen. Fürchtet euch nicht beim Anblicke der Sklaven und ihrer Befehlshaber; behaltet eure Faſſung, ſenket das Haupt, und redet niemand an: es iſt meine Sorge, für euch zu antworten.“

Am folgenden Abend kam die Alte, Naama abzuholen, und begab ſich mit ihm nach dem Palaſte des Chalyfen. Sie trat zuerſt hinein; als aber Naama, der hinter ihr ging, ihr folgen wollte, hielt der Pförtner ſie an. Die Alte ſah ihn ſcheel an, und ſagte ihm, er wäre ſehr ſehr kühn, daß er es wagete, Naam, die Lieblingſklavinn des Chalyfen aufzuhalten, an deren Geneſung dieſer Fürſt ſo viel Theil nähme. Der Pförtner war verdutzt, und ließ Naama eintreten, der nun ohne Aufhalt mit der Alten in den inneren Hof des Palaſtes trat.

„Seid getroſt,“ ſagte ſie nun zu ihm, „tretet dreiſt hinein, und haltet euch zur Linken: zählet ſorgfältig die Zimmer, an welchen ihr vorbeigehet, und tretet in das ſechste, wo alles zu eurem Empfang in Bereitſchaft iſt. Vor allen Dingen, fürchtet euch nicht, und wenn jemand euch anredete und mit euch ſchwatzen wollte, ſo hütet euch wohl, ihm Rede zu ſtehen.“

Als ſie ſich der inneren Thüre des Harems näherten, hielt das Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen ſie an, und fragte die Alte, wer dieſe Sklavinn wäre.

„Es iſt,“ antwortet ſie, „eine Sklavinn, welche meine Gebieterinn kaufen will.“

„Hier kann niemand,“ entgegnete der Verſchnittene, „ohne Erlaubnis des Chalyfen eintreten. Kehret wieder um; die Befehle, welche ich erhalten habe, ſind beſtimmt und verſtatten keine Ausnahme; ich werde ſie nicht eintreten laſſen.“ —

„Sehet wohl zu, was ihr thut,“ verſetzte die Alte: „ſehet ihr denn nicht, daß ich nur ſcherzte, als ich euch von einer Sklavinn ſagte, welche meine Gebieterinn kaufen wollte? dieſe Slavinn iſt ja Naam ſelber, die Favoritinn des Chalyfen: ſie fängt an zu geneſen, und iſt ihrer Geſundheit wegen ein wenig ausgegangen. Im Namen Gottes, hindert ſie nicht, einzutreten: der Chalyf würde euch den Kopf abhauen laſſen, wenn er erführe, daß ihr ſeiner Lieblingſklavinn den Eintritt in dem Harem verweigert habt.“

Die Alte that hierauf, als wenn ſie zu Naam ſpräche, und ſagte:

„Tretet hinein, Naam, und achtet nicht darauf: auch bitte ich euch, ſprechet nicht davon zu der Prinzeſſinn.“

Naama ſenkte jetzo das Haupt, und trat in den Harem. Aber anſtatt ſich auf der linken Seite zu halten, gerieth er auf die rechte; und anſtatt fünf Zimmer zu zählen, zählte er ſechſe, und trat in das ſiebente.

Dieſes war ein reich ausgeſtattetes Gemach: die Wände waren mit ſeidenen und goldgeſtickten Teppichen behängt; Aloeholz, Ambra und Moſchus brannten in goldenen Rauchgefäßen und dufteten die köſtlichſten Wohlgerüche aus. In der Mitte dieſes Zimmers ſtand eine Art von Thron, der mit Brokat bedeckt war: und auf dieſen ſetzte ſich Naama.

Während der junge Mann mit den Gegenſtänden, welche er um ſich ſah, beſchäftigt war, und über ſein Abenteuer nachdachte, trat die Schweſter des Chalyfen, mit einer ihrer Sklavinnen herein. Als ſie Naama auf dem Throne ſitzen ſah, näherte ſie ſich ihm; und ihn für eine junge Sklavinn haltend, fragte ſie ihn, wer ſie wäre, und wer ſie in dieſes Zimmer gebracht hätte. Aber ſie konnte keine Antwort von ihm herausbringen.

„Wenn ihr eine der Sklavinnen meines Bruders ſeid,“ fuhr die Prinzeſſinn fort, „und er etwa gegen euch erzürnt iſt, ſo verſpreche ich euch, zu euren Gunſten bei ihm zu reden, und euch wieder in ſeine Gnade zu bringen.“

Da die Schweſter des Chalyfen ſah, daß Naama ſtäts das tiefſte Stillſchweigen beobachtete, befahl ſie ihrer Sklavinn, ſich an die Thüre des Gemaches zu ſtellen und niemand herein zu laſſen. Als ſie hierauf noch näher zu dem verkleideten jungen Manne heran trat, erſtaunte ſie über ſeine Schönheit, und redete ihn abermals mit folgenden Worten an:

„Junge Sklavinn, ſaget mir doch, wer ihr ſeid, wie ihr heißt, und wer euch in mein Zimmer gebracht hat. Denn ich erinnere mich nicht, euch jemals in dieſem Palaſte geſehen zu haben.“

Da Naama immer noch nicht antwortete, ſo wollte die Prinzeſſinn, um ſein Vertrauen zu gewinnen und ihn zum reden zu bewegen, ihm einige Liebkoſungen erweiſen. Da erkannte ſie alsbald, daß es keine Frau wäre, und wollte ihm den Schleier abreißen, welcher ſein Geſicht bedeckte, um zu ſehen, wer es wäre.

„Gnädige Frau,“ rief jetzt Naama, „ich bin ein Sklave: um Gotteswillen, kaufet mich und nehmet mich unter euern Schutz.“

„Fürchtet nichts,“ ſagte die Prinzeſſinn; „aber ſaget mir, wer ihr ſeid, und wer euch in mein Zimmer gebracht hat?“

„Prinzeſſinn,“ antwortete er, „ich heiße Naama, ich bin in der Stadt Kufah geboren, und habe mein Leben gewagt, um meine Sklavinn Naam wieder zu finden, welche man mir durch die abſcheulichſte Argliſt entführt hat.“

Die Prinzeſſinn beruhigte ihn; und nachdem ſie ihre Sklavinn herbei gerufen hatte, befahl ſie ihr, hinzugehen und Naam zu holen.

Die Alte hatte ſich ſchon in das Zimmer dieſer jungen Sklavinn verfügt, und ſie beim Eintritte gefragt, ob ihr Herr noch nicht eingetroffen wäre. Als die junge Sklavinn ihr geantwortet, daß ſie ihn nicht geſehen, argwöhnte die Alte ſogleich, er hätte ſich verirrt, und wäre in ein anderes, als das ihm von ihr bezeichnete Zimmer gerathen. Sie theilte Naam ihre Befürchtung mit, welche erſchrocken ausrief:

„Es iſt um uns geſchehen, wir ſind verloren!“

Indem ſie noch beide beſchäftigt waren über ihre Lage nachzudenken, trat die Sklavinn der Prinzeſſinn herein, und ſagte zu Naam, die Prinzeſſinn wünſchte ſie zu ſprechen, und ſie möchte ſich auf der Stelle in ihr Zimmer verfügen.

Als Naam aufgeſtanden war, um zu gehorchen, flüſterte ihr die Alte ins Ohr: „Euer Herr iſt ſicherlich bei der Prinzeſſinn, und alles iſt entdeckt.“

Die Schweſter des Chalyfen ſagte beim Eintritte der jungen Sklavinn freundlich zu ihr:

„Euer Herr hat ſich in dem Zimmer geirrt und iſt in das meinige getreten, anſtatt in das eurige; aber fürchtet nichts, ich werde es ſo einrichten, daß alles glücklich abläuft.“

Bei dieſen Worten begann Naam wieder Athem zu ſchöpfen, und dankte der Prinzeſſinn für den Schutz, welchen ſie ihr zu gewähren geruhete.

Sobald Naama ſeine geliebte Gattinn erblickte, flog er ihr entgegen und drückte ſie an ſein Herz. Die Freude, welche beide durchdrang, ließ ſie beſinnungslos einander in die Arme ſinken.

Als ſie wieder zu ſich gekommen waren, ließ die Prinzeſſinn ſie neben ſich ſitzen, und war nun mit ihnen auf Mittel bedacht, ſie aus der üblen Lage zu ziehen, in welche ſie verwickelt waren.

„Gebieterinn,“ ſagte Naam, „unſer Schickſal ſteht gegenwärtig in euern Händen.“

„Ihr habt von meiner Seite nichts zu fürchten,“ antwortete theilnehmend die Prinzeſſinn, „im Gegentheil, ich werde alles thun, was von mir abhängt, um die Gefahr abzuwenden, welche unter allen andern Umſtänden euch bedrohen würde.“

Hierauf ſich zu ihrer Sklavinn wendend, befahl ſie, ihr zu eſſen zu bringen und Erfriſchungen aufzuſetzen.

Als dieſer Befehl vollzogen war, bot die Prinzeſſinn ſelber ihnen mehrere Sachen dar, und lud ſie ein, ſich unbekümmert dem Vergnügen ihres Wiederſehens zu überlaſſen. Die beiden Gatten verbrachten einen Theil des Abends, ſich gegenſeitig über ihre Wiedervereinigung glücklich zu preiſen, und die Freude und die Seligkeit zu feiern, von welcher ihre Seele berauſcht war. Die Prinzeſſinn war von dieſem Schauſpiel innig gerührt, und fand Vergnügen an den Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit.

„Niemals,“ ſagte Naama, „habe ich ſeligere Augenblicke verlebt; und wenig kümmert mich, was noch geſchehen mag.“

„Ihr liebt alſo dieſe Sklavinn recht ſehr?“ fragte ihn die Schweſter des Chalyfen.

„Ihr ſehet es, hohe Frau,“ antwortete Naama, „die Gefahr, der ich mich hier ausſetze, beweiſet genugſam das Uebermaaß meiner Liebe.“

„Und ihr Naam,“ wandte ſich die Schweſter des Chalyfen zu der jungen Sklavinn, „ihr liebt alſo auch euern Herrn recht ſehr?“

„Gebieterinn,“ antwortete Naam, „dieſe Liebe war die Urſache des Hinſchmachtens, in welches ich verſunken war.“

Die Prinzeſſinn forderte ſodann Naam auf, die Zither zu ſpielen, und ließ eine herbei bringen. Naam ſtimmte ſie, machte ein Vorſpiel, und ſang hierauf, ſich begleitend, einige Verſe, in welchen ſie der Prinzeſſinn die Dankbarkeit ausdrückte, von welcher ſie für ihre Güte durchdrungen war. Naam gab alsdann die Zither an Naama, welcher, nachdem er einige Verſe desſelben Inhalts geſungen hatte, ſie der Prinzeſſinn überreichte. Dieſe machte keine Schwierigkeit, das Inſtrument anzunehmen, und ſang ſelber einige Verſe über das Glück der wahren Liebenden.

Während dieſes hier vorging, trat der Chalyf Abdalmalek ebn Mervan plötzlich in das Zimmer der Prinzeſſinn. Die beiden Liebenden ſtanden ſogleich auf, und warfen ſich dem Chalyfen zu Füßen, der ſie freundlich aufſtehen hieß. Seine Blicke verweilten mit Wohlgefallen auf Naam; und als er eine Zither bei ihr bemerkte, wünſchte er ihr Glück zur Wiederkehr ihrer Geſundheit. Als er hierauf die Augen auf den verkleideten Naama warf, fragte er ſeine Schweſter, wer die junge Sklavinn wäre, welche er bei Naam ſitzen ſähe.

„Großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete ihm die Prinzeſſinn, „es iſt ein junges Mädchen, welche ſeit ihren früheſten Jahren mit eurer Sklavinn zuſammen geweſen, und ohne welche ihr das Leben unerträglich iſt.“

„In Wahrheit,“ ſagte der Chalyf, „dieſe Sklavinn iſt reizend und eben ſo ſchön, wie Naam: von Morgen an will ich ihr ein Zimmer neben dem ihrer Geſpielinn bereiten laſſen und ihr alle Putzſachen ſenden, welche ihr Vergnügen machen können, in Rückſicht der Freundſchaft welche Naam für ſie hegt.“

Die Prinzeſſinn ließ ſogleich vor dem Chalyfen, welcher ſich geſetzt hatte, Erfriſchungen auftragen; er nahm etwas davon, und forderte Naam auf, die Zither zu ſpielen. Sie that es, und ſang dazu Verſe zum Lobe des Chalyfen. Dieſer Fürſt ergetzte ſich ſehr, ſie zu hören; und als ſie geendigt hatte, dankte er für das Vergnügen, welches ſie ihm gewährt hätte, und lobte ſehr den Umfang und die Schönheit ihrer Stimme.

Gegen Mitternacht ſprach die Prinzeſſinn alſo zu ihrem Bruder:

„Großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen, Naam, die kaum in der Geneſung iſt, muß durch ihr Singen und durch ihre Theilnahme an der Geſellſchaft den ganzen Abend hindurch, äußerſt ermüdet ſein. Wenn es euch genehm iſt, ſo will ich euch jetzt eine Geſchichte erzählen, welche ich einſt geleſen habe.“

Nachdem der Chalyf ihr bezeugt hatte, daß es ihm Vergnügen machen würde, ſie zu hören, fuhr ſie alſo fort:

„Herr, es lebte einſt in der Stadt Kufah ein junger Mann, Namens Naama, Rabia's Sohn, der eine Sklavinn beſaß, in welche er ſterblich verliebt war. Dieſe Sklavinn, die mit ihm aufgezogen war, erwiederte ſeine Liebe aufs zärtlichſte. Kaum hatte er ſie geheiratet, als das immerdar unbeſtändige Glück ihn mit dem härteſten Schlage traf: ſeine Sklavinn wurde ihm eines Tages aus ſeinem eigenen Hauſe entführt. Der Räuber verkaufte ſie für zehntauſend Goldſtücke an einen ſehr mächtigen Fürſten, der vergeblich alles aufbot, um ihre Liebe zu gewinnen.

Naama, in Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Sklavinn, verließ ſeine Familie, ſein Habe und ſein Haus, um nachzuforſchen, was aus ihr geworden ſein möchte, und um alle mögliche Mittel zu verſuchen, ſich wieder mit ihr zu vereinigen. Er ſetzte ſich den größten Gefahren aus, und wagte ſogar ſein Leben, um dieſes Glück zu erlangen. Kaum hatte er ſie wiedergefunden, ſo überraſchte der Fürſt, der ſie gekauft hatte, beide bei einander, er entſchied auf der Stelle ihr Schickſal, und wollte ſie unverzüglich tödten laſſen...

Was dünkt euch, „Herr,“ unterbrach ſich hier die Prinzeſſinn, „von der Uebereilung und der Unbilligkeit dieſes Fürſten?“

Der Chalyf antwortete, der Fürſt hätte, obſchon er volle Gewalt über ſie hatte, ihnen verzeihen ſollen, und zwar aus drei Gründen: erſtens, weil die beiden jungen Gatten ſich ſo innig liebten; zweitens, weil ſie ſich in ſeinem Palaſt und unter ſeinem Schutze befänden; und drittens, weil ihm mehr Mittel, als dem jungen Manne, zu Gebote ſtänden, ſich eine andere Sklavinn zu verſchaffen: „dieſer Fürſt,“ fügte er hinzu, „hat eine eines Königs unwürdige Handlung begangen.“

„Geruhet jetzo,“ ſagte hierauf die Prinzeſſinn zu ihrem Bruder, „einen Augenblick anzuhören, was Naam uns ſingen wird.“

Und nun begann die junge Sklavinn in den leidenſchaftlichſten Verſen die Qualen zu ſchildern, welche zwei durch die ſüßeſten Gefühle vereinte Herzen empfinden müſſen, welche die Härte des Schickſals getrennt hat. Ihre rührende Stimme machte dem Chalyfen ſo viel Vergnügen, daß er ihr durch die ſchmeichelhafteſten Ausdrücke ſeine Zufriedenheit bezeugte.

Die Prinzeſſinn ergriff dieſen günſtigen Augenblick, und ſagte zu ihm, ein großer König hätte nur Ein Wort, und das einmal von ihm ausgeſprochene Urtheil wäre unwiderruflich. Und als ſie nun Naam und Naama hatte aufſtehen laſſen, ſprach ſie zu ihrem Bruder:

„Großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen, ihr ſehet hier vor euch die beiden Unglücklichen deren Schickſal ihr ſo eben beklagt habt: Naam iſt die junge Sklavinn, welche Hedſchadſche ebn Juſſuf ihrem Gemahl entführt hat, um ſie euch zu ſenden. Er hat euch in ſeinem Briefe hintergangen, wenn er euch angekündigt, er habe ſie für zehntauſend Goldſtücke erkauft. Naama, den ihr hier in der Verkleidung einer jungen Sklavinn vor euch ſeht, iſt in Wahrheit ihr Herr und Gemahl. Im Namen eurer ruhmvollen Vorältern, wage ich es, euch zu bitten, Herr, mit ihrer Jugend Mitleid zu haben, und ihnen den Fehler zu verzeihen, welchen ſie begangen haben. Ihr werdet in eurem innerſten Herzen die Belohnung für die großmüthige Theilnahme finden, welche ihr ihnen angedeihen laßt. Bedenket, daß ſie beide in eurer Gewalt ſind, daß ſie die Ehre gehabt haben, an eurem Tiſche zu eſſen, und daß eure Schweſter es iſt, welche euch beſchwört, ihr Blut nicht zu vergießen.“

Der Chalyf antwortete, mit Bewegung: „Du haſt Recht, meine Schweſter; ich habe über dieſen Fall ſchon einen Ausſpruch gethan, und du weißt, daß ich nimmer ein Urtheil zurücknehme, welches ich einmal gefällt habe.“

Hierauf wandte er ſich zu Naam und fragte: „Das alſo iſt dein Herr?“

„Ja, mein Fürſt,“ antwortete in tiefer Ehrfurcht die junge Sklavinn.

„Sei ohne Furcht,“ ſagte der Chalyf freundlich, „ich vergebe von Herzen gern euch allen beiden. — Aber, Naama, wie haſt du entdeckt, daß deine Sklavinn ſich hier befinde, und wie haſt du es angeſtellt, hier herein zu kommen?“

„Herr,“ antwortete der junge Mann, „geruhet, die Erzählung meiner Schickſale anzuhören: ich ſchwöre bei euern glorreichen Ahnen, ich will euch keinen Umſtand davon verbergen.“

Hierauf erzählte Naama dem Chalyfen alles, was ihm begegnet war; die Verpflichtungen, welche er dem Perſiſchen Arzt und der Alten hatte; wie der letzte ihn in den Palaſt geführt, und wie er ſich darinn verirret.

Der Chalyf, voll Verwunderung über dieſe Geſchichte, ließ den Perſiſchen Arzt kommen, ihn mit einem Ehrenrocke bekleiden, und gab ihm eine ausgezeichnete Stelle an ſeinem Hofe. Er verheiratete ihn mit einer reizenden Sklavinn, und äußerte ihm verbindlich, er wünſchte ſtäts einen ſolchen Mann bei ſich zu behalten, der ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit beſäße, und deſſen Gaben auch ihm nützlich werden könnten. Er überhäufte auch Naam und Naama mit Wohlthaten, eben ſo wie die Alte. — Während ſieben Tage waren nichts als Feſte und Luſtbarkeiten in dem Palaſte.

Nach Verlaufe dieſer Zeit gab der Chalyf an Naam und Naama die Erlaubnis, nach Kufah heim zu kehren. Rabia und ſeine Gattinn waren außer ſich vor Freuden, als ſie ihren Sohn wiederſahen, und hielten ihn lange feſt in ihren Armen.

Geſchichte
des Abu Muhammed Alkeslan.

Eines Tages, als der Chalyf Harun Arreſchyd auf ſeinem Throne ſaß, umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate, trat ein Sklave, mit einem goldenen mit Perlen geſtickten und mit Diamanten beſetzten Stirnbande in der Hand, an die Stufen ſeines Thrones, berührte mit ſeiner Stirne den Boden, und ſprach:

"Großmächtigſter Beherrſcher der Gläubigen, Zobeïde, eure erlauchte Gemahlinn, hat mir befohlen, euch ihre Huldigung darzubringen. Euer Majeſtät weiß, daß ſie ſeit lange Zeit ſich damit beſchäftigt, dieſes Stirnband zu vollenden: es fehlt jetzo nur noch der Diamant in der Mitte; ſie hat in allen euern Schätzen einen Diamanten geſucht, welcher groß genug wäre, ſeine Stelle auszufüllen, aber alle Nachforſchungen ſind vergeblich geweſen.“

Der Chalyf befahl auf der Stelle allen ſeinen vornehmſten Beamten, welche gegenwärtig waren, überall die ſchönſten Diamanten aufzuſuchen.

Sie gehorchten: aber auch ſie konnten keinen finden, der würdig geweſen wäre, das reiche, von Sobeide'n entworfene Stirnband zu krönen.

Den Chalyfen verdroß es, zu ſehen, daß die Nachſuchungen, welche er hatte anſtellen laſſen, nicht glücklicher geweſen wären, als die der Fürſtinnen, und übellaunig ſagte er:

„Die Hälfte des Erdbodens iſt meiner Macht unterworfen, und ich beſitze in meinen Schätzen nicht einen ſolchen Diamanten, wie meine Gemahlinn ihn begehrt! Gehet, und erkundiget euch bei allen Juwelieren in Baghdad, ob ſie einen Diamanten haben, der ihr Genüge leiſtet.“

Die befragten Juweliere antworteten alle, daß man einen ſolchen Diamanten nur bei einem Manne in Balſora Namens Abu Muhammed Alkeslan finden könnte.

Der Chalyf befahl ſogleich einem ſeiner Weſyre, einen Eilboten an den Emir Muhammed Alſobeidy, Statthalter von Balſora, zu ſenden, mit dem Befehle, auf der Stelle dieſen Abu Muhammed Alkeslan nach Baghdad bringen zu laſſen.

Mesrur, das Oberhaupt der Verſchnittenen, welcher dieſen Auftrag bekam, beſchleunigte ihn ſo, daß er binnen kurzer Zeit in Balſora war. Nachdem er ſich dem Emir vorgeſtellt und ihn von dem Gegenſtande ſeiner Sendung unterrichtet hatte, beeiferte ſich dieſer, den Befehl des Chalyfen zu vollziehen, und ſandte einige ſeiner Offiziere mit Mesrur nach dem Hauſe des Abu Muhammed Alkeslan.

Auf Mesrurs Klopfen an die Thüre nach der Straße, kam ein Sklave, und öffnete.

„Geh, ſage deinem Herrn,“ ſagte Mesrur zu ihm, „daß der Großmächtigſte Beherrſcher der Gläubigen ihn zu ſich entbietet.“

Sobald der Sklave ſeinen Herrn hievon benachrichtigt hatte, kam Abu Muhammed Alkeslan ſelber, Mesrur und ſeine Begleiter zu empfangen.

Nachdem er von ihnen noch umſtändlicher die Abſicht ihres Beſuchs vernommen hatte, lud er ſie ein, näher zu treten; aber ſie weigerten ſich, mit der Entſchuldigung, daß der Befehl der Chalyfen durchaus keinen Aufſchub litte, und daß dieſer Fürſt ungeduldig ſeine Ankunft erwartete.

„Wenigſtens erlaubet mir,“ entgegnete ihnen Alkeslan, „mich in Bereitſchaft zu ſetzen, daß ich mit Anſtand vor Seiner Majeſtät erſcheinen kann: das ſoll nicht lange aufhalten, und ich bitte ich, herein zu treten und euch einen Augenblick auszuruhen."

Mesrur und ſeine Begleiter, die, nach vielen Schwierigkeiten, dieſer Einladung nachgaben, bemerkten, beim Eintreten in die Vorhalle, zur Rechten und zur Linken Thürvorhänge von grüner Seide, die von oben bis unten mit Gold geſtickt waren. Abu Muhammed Alkeslan befahl einem ſeiner Sklaven, ſie in ein prächtiges Bad im Innern des Hauſes zu führen.

Die Mauern und der Fußboden dieſes Bades waren mit Gold und Silber überzogen: ein prächtiges Becken von weißem Marmor ſtand in der Mitte, voll Waſſer, das von Roſenöhle duftete, und zierlich gekleidete Sklaven beeiferten ſich, dem kleinſten Winke, welchen man ihnen gab, zu gehorchen.

Nachdem Mesrur und ſeine Begleiter ſich gebadet und beräuchert hatten, wurden ihnen von Gold und Seide gewirkte Kleider angelegt, und ſie nun in das Zimmer des Herrn vom Hauſe geführt. Sie fanden ihn auf einem prächtigen Sofa ſitzend und an Kiſſen gelehnt, welche nach allen Seiten von Gold ſtrahlten. Ueber Mesrurs Haupte ſchwebte ein Thronhimmel von Goldbrokat, mit Perlen und Diamanten geſtickt.

Abu Muhammed Alkeslan empfing Mesrur auf die ausgezeichnetſte Weiſe, und ließ ihn neben ſich ſitzen. Es wurde eine Mahlzeit aufgetragen, welche aus den köſtlichſten und erleſenſten Gerichten beſtand. Dieſe Speiſen waren in Schüſſeln von Gold und Chineſiſchem Porzelan angerichtet; und die überall herrſchende Pracht war ſo groß, daß Mesrur ſich nicht enthalten konnte, auszurufen, dergleichen hätte er niemals, ſelbſt am Hofe des Chalyfen nicht, geſehen.

Nachdem ſie ſo den Abend ſehr angenehm zugebracht hatten, empfingen Mesrur und ſeine Begleiter von Abu Muhammed eine Börſe mit tauſend Goldſtücken. Am folgenden Morgen bekleidete man jeden mit einem grünſeidenen, mit goldenen Franſen geſchmückten Rock, und man beeiferte ſich, ihnen dieſelbe Ehre zu erweiſen, wie am vorigen Abend.

Als Mesrur in Abu Muhammed Alkeslan's Zimmer trat, kündigte er ihm an, daß er nicht länger in Balſora bleiben könnte. Muhammed bat ihn, nur noch dieſen Tag bei ihm zu verweilen, und verſprach ihm, am nächſten Morgen reiſefertig zu ſein.

In der That, ſobald der Tag anbrach, führte man ihm ein Maulthier vor, deſſen Sattel von Goldbrokat mit Perlen und Diamanten geſchmückt war. Er ſtieg hinauf, nahm Abſchied von dem Emir Muhammed Alſobeidy, und verließ unverzüglich Balſora, in Begleitung Mesrurs, welcher bei ſich ſelber ſagte: „Der Chalyf wird ſehr überraſcht ſein, wenn er Abu Muhammeds ſo reichen und glänzenden Aufzug ſieht: er wird ohne Zweifel nicht unterlaſſen, ihn zu fragen, woher ihm ein ſo auffallender Reichthum kommen mag.“

Sobald ſie zu Baghdad ankamen, führte Mesrur den Abu Muhammed Alkeslan vor den Chalyfen. Der Fürſt empfing ihn freundlich, ließ ihn neben ſich ſitzen, und erlaubte ihm zu reden.

„Großmächtigſter Beherrſcher der Gläubigen,“ ſprach Alkeslan, „ich habe mir die Freiheit genommen, Euer Majeſtät einige kleine Geſchenke zu bringen, und ich bitte um die Erlaubnis, ſie euch zu überreichen.“

Auf Harun Arreſchyd's Frage, worin dieſe Geſchenke beſtänden, trat ein Sklave mit einem Käſtchen hervor, und ſetzte es ſeinem Herrn zu Füßen. Alkeslan öffnete es, und zog daraus mehrere kunſtreiche Bäumchen hervor, deren Stämme und Zweige von Gold, die Blätter von Smaragden und die Früchte von Rubinen, Topaſen und blendend weißen Perlen waren. Er nahm hierauf noch viele andere treffliche Kleinode, eins nach dem andern, aus dem Käſtchen, welches ſie durch einen Zauber alle zu enthalten vermochte.

Der Chalyf, erſtaunt über dieß Wunder, ward es bald noch mehr, als Alkeslan ein zweites Käſtchen, welches er ſich hatte bringen laſſen, öffnete, und daraus ein ſeidenes, mit Perlen und Rubinen geſticktes Gezelt hervorzog: der Grund war golden, geſchmückt mit Smaragden und Topaſen, und die Säulen, welche es ſtützten, waren aus einem koſtbaren Indiſchen Holze gearbeitet. Dieſes prächtige Gezelt war mit Franſen beſetzt, in welchen Smaragde und Saphiere glänzten. Man ſahe darauf eine Menge Vögel und wilde Thiere aller Art nach dem Leben gebildet, ihre Federn und Haare aus Perlen, Rubienen, Smaragden, Saphieren, Topaſen und allerlei Edelſteinen, welche auf die kunſtreichſte Weiſe zuſammengeſetzt und ihren Farben nach abgeſtuft waren.

Der Chalyf, immer mehr und mehr erſtaunt und geblendet durch den Anblick ſo vieler Reichthümer, wußte nicht, was er von allem dieſem denken ſollte, als Abu Muhammed Alkeslan ſo zu ihm ſprach:

„Großmächtigſter Beherrſcher der Gläubigen, es iſt nicht ein Gefühl von Furcht, ſondern vielmehr ein Gefühl der Schicklichkeit, welches mich bewegt, euch dergleichen Geſchenke darzubringen. Ich habe bedacht, daß ſo koſtbare Sachen einem bloßen Bürgersmanne, wie ich bin, nicht ziemen, ſondern nur Euer Majeſtät gehören ſollen. Und um euch zu beweiſen, daß die Furcht gar keinen Theil an dieſer meiner Huldigung hat, ſo will ich euch, mit eurer Erlaubnis, noch andere Wunderdinge zeigen, welche euch einen Theil meiner Macht kennen lehren.“

Nachdem der Chalyf dieſes Erbieten mit Freuden angenommen hatte, trat Abu Muhammed Alkeslan an ein Fenſter, und neigte ſich leicht, indem er die Lippen bewegte und die Augen zu der Galerie aufhub, welche rings um den Pallaſt lief. Die Galerie ſchien ſich von ſelber herabzuſenken, als wenn ſie ſich vor ihm verneigen wollte. Auf einen Wink Abu Muhammed Alkeslan's mit den Augen, ſchienen ſodann alle Thüren, die feſt verſchloſſen waren, aufzugehen; und als er noch einige unverſtändliche Worte gemurmelt hatte, hörte man plötzlich das Gezwitſcher einer zahlloſen Menge von Vögeln, welche ihm zu antworten ſchienen.

Harun, höchſt erſtaunt über alles, was er ſah und hörte, fragte den Bürger von Balſora, woher ihm eine ſo wunderbare Macht käme, und ob er nicht jener Abu Muhammed Alkeslan *) wäre, der durch ſeine Trägheit ſo berüchtigt und deſſen Vater, als Wundarzt der öffentlichen Bäder, im tiefſten Elende geſtorben wäre, und ſeiner Frau und ſeinen Sohne nicht einen Heller hinterlaſſen hätte.

„Herr,“ antwortete Alkeslan, „die Dunkelheit meiner Geburt, meine vormalige Armut, und die Trägheit, in welcher ich lange gelebt habe, vermehren das Wunderbare meiner Geſchichte. Sie iſt voll ſo erſtaunlicher Begebenheiten, daß ſie verdiente in goldenen Buchſtaben geſchrieben, und von allen denjenigen beherzigt zu werden,

---

*) Alkeslan bedeutet der Faule.

welche ſich gern das Beiſpiel und durch die Begegniſſe Anderer belehren laſſen. Wenn Euer Majeſtät mir erlauben will, ſie euch zu erzählen, ſo zweifle ich nicht, daß ihr ſie merkwürdig findet werdet.“

Nachdem der Chalyf bezeugt hatte, daß er dieſe Erzählung mit vielem Vergnügen hören würde, begann Abu Muhammed Alkeslan folgendermaßen:

„Mein Vater war wirklich ein armer Wundarzt, der ſein Gewerbe in den öffentlichen Bädern trieb, und alles was man Euer Majeſtät von meiner übermäßigen Trägheit geſagt hat, iſt volle Wahrheit; denn in meiner Kindheit war ich ſo faul, wenn mir im Schlafe, der mich oft befiel, die Sonne ſenkrecht auf den Kopf ſchien, ich dennoch nicht aufſtehen mochte, um mich in den Schatten zu begeben.

Ich hatte mein funfzehntes Jahr erreicht, als mein Vater ſtarb, und mich, wie meine Mutter, in der tiefſten Dürftigkeit hinterließ. Dieſe arme Frau war genöthigt, in der Nachbarſchaft als Magd zu dienen, um ſich zu erhalten; und ungeachtet der Dürftigkeit, in welcher ſie lebte, hatte ſie doch die Güte, mir zu eſſen und zu trinken zu bringen, während ich mich nicht ſchämte, den ganzen Tag zu faullenzen.

Eines Tages kam meine Mutter zu mir, mit fünf Silberſtücken in der Hand, der Frucht ihrer Sparſamkeit, und redete alſo zu mir:

„Mein Sohn, ich höre ſo eben, daß der Scheich Abul Moſaffer im Begriffe ſteht, eine Reiſe nach China zu machen. Dieſer Mann iſt liebreich gegen die Armen und ſehr bekannt durch ſeine Redlichkeit. Ueberwinde dich ſelbſt, mein Sohn, und ſteh auf; komm mit mir, bring' ihm dieſe fünf Silberſtücke, und bitte ihn, dir in China, dieſem Lande, von welchem man ſo viel Wunder erzählt, irgend etwas zu kaufen, ſo dir nützlich ſein kann. Wenn du aber nicht aufſtehen und mit mir gehen willſt, ſo ſchwöre ich dir zu, ich komme niemals wieder zu dir, ſondern laſſe dich verhungern und verdurſten."

Ich erkannte wohl an dieſer Rede, daß meine Mutter über meine Faulheit empört war: ich fürchtete die Wirkung ihrer Drohungen, und dachte, ich müßte eine Anſtrengung machen, um mich aus der Verſunkenheit, in welcher ich lebte, emporzureißen; denn ich glaube kaum, daß es damals auf Erden ein fauleres Thier gab, als ich war. Ich antwortete alſo meiner Mutter:

„Wohlan, meine Mutter, helfet mir, mich aufrichten."

Während ſie mir dieſen Dienſt leiſtete, ſtöhnte ich, und zerſchmolz in Thränen über die Gewalt, welche ich mir anthun mußte.

Ich bat hierauf meine Mutter, mir meine Schuhe zu bringen: ſie hatte die Gefälligkeit, ſie mir ſelbſt anzuziehen, und mich unter die Arme zu faſſen, um mir beim

Aufſtehen zu helfen. Sie ließ nicht ab, mich vorwärts zu treiben, und mich beim Rockärmel fortzuziehen, bis wir am Geſtade des Meeres waren, wo wir den Scheich Abul Moſaffer trafen.

Ich grüßte den Scheich, und fragte ihn, ſo höflich wie mir möglich war, ob er ſelber Abul Moſaffer wäre; denn zu meiner Schande muß ich geſtehen, ich kannte dieſen trefflichen Mann nicht von Angeſicht. Auf ſeine bejahende Antwort, bat ich ihn, ſo gütig zu ſein, und ſich mit den fünf Silberſtücken, welche ich ihn darreichte, zu befaſſen, und mir dafür in dem Lande, dahin er reiſete, etwas zu kaufen.

Der Scheich, über meine Bitte verwundert, wandte ſich zu ſeinen Reiſegefährten und fragte ſie, ob ſie mich kennten.

„Ja, Herr,“ antworteten ſie ihm: „es iſt Abu Muhammed Alkeslan, der ſo berüchtigt iſt durch ſeine Faulheit, daß es heute ohne Zweifel das erſtemal iſt, daß er ausgegangen; denn man hat ihn noch niemals außer dem Hauſe geſehen.“

Abul Moſaffer nahm willig meine fünf Silberſtücke an, und verſprach mir lächelnd, den ihm gegebenen Auftrag auszurichten. Ich dankte ihm, und ging alsbald wieder nach Hauſe, auf den Arm meiner Mutter geſtützt.

Abul Moſaffer, in Begleitung einer großen Anzahl von Kaufleuten, ſtach in See, und nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, landete er an den Küſten von China. Als ein jeder ſich ſeiner Waaren entledigt und andere gekauft hatte, ging man wieder gen Balſora unter Segel.

Schon drei Tage wogte das Schiff in offener See, da befahl Moſaffer plötzlich, wieder ans Ufer zu ſteuern. Die Kaufleute, voll Verwunderung über eine ſolche Wendung, fragten ihn nach der Urſache.

„Ihr erinnert euch doch,“ antwortete ihnen Abul Moſaffer, „des Auftrages, welchen der arme Abu Muhammed Alkeslan mir gegeben hat? Nun, ich habe ihn gänzlich vergeſſen. Wir müſſen alſo nothwendig umkehren, ihm etwas zu kaufen, das ihm nützlich ſein kann, damit ich mein ihm gethanes Verſprechen erfülle.“

„Um Gottes Willen, Herr,“ antworteten die Kaufleute dem Scheich, „zwinget uns nicht, wieder umzukehren. Der Raum, den wir bereits durchlaufen haben, iſt zu beträchtlich, als daß wir uns, ſolcher Geringfügigkeit wegen, dem Unwetter ausſetzen ſollten, welches wir ſchon überſtanden, und den Gefahren, welchen wir bisher ſo glücklich entgangen ſind.“

Da aber Abul Moſaffer nichts hören wollte, ſondern ſtäts auf ſeinem Vorſatz beharrete, ſo erboten ſich die Kaufleute, jeder die Summe zu verdoppeln, welche ich ihm übergeben hatte. Abul Moſaffer fand dieſes Erbieten ſo vortheilhaft für mich, daß er es annahm.

Die Kaufleute ſetzten alſo ihre Fahrt fort, und landeten an einer äuſſerſt bevölkerten Inſel, wo ein bedeutender Handel mit Perlen und Diamanten getrieben wurde. Nachdem auf einer ſehr bequemen Rheede der Anker ausgeworfen war, ſtiegen alle ans Land, um ihre Waaren zu verhandeln. Indem Abul Moſaffer auf dem Baſar ſo auf und abging, ſah er einen Mann ſitzen, der eine groſſe Menge Affen um ſich hatte, unter welchen ſich einer befand, der ganz ſchäbig war. Als er ſtehen blieb, um ihn näher zu betrachten, bemerkte er, daß, ſobald die übrigen Affen ſahen, daß ihr Herr die Augen von ihnen wandte, ſie alle über ihren unglücklichen Gefährten herfielen und ihn auf ſchreckliche Weiſe mishandelten. Wenn ihr Herr es gewahrte, ſtand er auf, und ſchlug drein, um ſie aus einander zu bringen; aber es half nicht, daß er ſie züchtigte und die liſtigſten ankettete: ſobald er den Rücken drehte, fingen ſie ihr Spiel von neuen an.

Abul Moſaffer, von Mitleid gerührt, dieſen armen Affen ſo gequält zu ſehen, näherte ſich ſeinem Herrn, und fragte ihn, ob er ihm den Affen verkaufen wollte. „Ich biete euch dafür,“ ſagte er, „fünf Piaſter, welche mir ein armer Waiſenknabe übergeben hat, um ihm etwas zu kaufen.“

„Ich bin es gern zufrieden," antwortete der Herr des Affen, „und ich wünſche, daß dieſer Handel für euern Schützling recht vortheilhaft ſein möge."

Nachdem Abul Moſaffer den bedungenen Preis bezahlt hatte, nahm er das Thier mit ſich, und befahl einem ſeiner Sklaven, es an Bord des Schiffes zu bringen, und auf dem Verdeck anzubinden.

Als die Kaufleute ihre Einkäufe gemacht hatten, gingen ſie wieder unter Segel, und ſchifften nach einer anderen Inſel, wo ſie kaum gelandet waren, als ſie ſich von Barken der Taucher umgeben ſahen, welche ihre Dienſte anzubieten kamen. Indem dieſe Leute nun für einige Geldſtücke ins Meer tauchten, gerieth der Affe, der ihnen zuſah, ſo in Bewegung, daß es ihm gelang, ſich loszureißen, und er ſich eben ſo, wie jene, ins Meer ſtürzte.

„Guter Gott!" rief Abul Moſaffer aus, als er den Affen verſchwinden ſah, „was wird der arme Muhammed Alkeslan ſagen, wenn er das Thier, welches ich für ſein Geld gekauft habe, nicht einmal zu ſehen bekömmt?"

Als die Taucher wieder emporkamen, erſchien auch der Affe wieder mit ihnen, und hielt in ſeinen Pfoten mehrere Perlenmuſcheln, welche er zu Abul Moſaffers Füßen niederlegte. Dieſer, verwundert über eine ſolche That, konnte ſich nicht enthalten zu glauben, daß dieſer

Affe ein außerordentliches Weſen, und ein Geheimnis dahinter verborgen wäre.

Nachdem die Kaufleute wieder unter Segel gegangen waren, wurden ſie von einem Sturme befallen, welcher ſie von ihrer Richtung abtrieb, und ſie an die Küſte einer Inſel warf, welche die Singen-Inſel *) genannt wurde, und deren Einwohner Schwarze und Menſchenfreſſer waren.

Als dieſe Wilden das Schiff erblickten, griffen ſie, in ihren Böten, es von allen Seiten an, bemächtigten ſich deſſelben, banden die Kaufleute, und führten ſie vor ihren König.

Dieſer wilde Fürſt befahl, eine Anzahl dieſer Unglücklichen zu braten, und ſättigte ſich ſammt den vornehmſten ſeiner Unterthanen an ihrem Fleiſche. Die übrigen Kaufleute, nachdem ſie Zeugen des Unglücks ihrer Gefährten geweſen, wurden in eine Hütte geſperrt, und erwarteten wehklagend daſſelbe Schickſal.

Um Mitternacht näherte ſich der Affe, welchen man frei hatte laufen laſſen, dem Abul Moſaffer, und befreite ihn aus ſeinen Feſſeln. Dieſer tappte nun im Dunkeln nach ſeinen Unglücksgefährten, welche im Wahne, er hätte ſich ſelber befreiet, ausriefen:

---

*) Vielleicht die Inſel Sanſibar, unweit der Küſte Sangebar oder des Kaffern-Landes. L.

„Der Himmel erbarmt ſich unſer, Abul Maſaffer, weil er vergönnt hat, daß ihr eure Feſſeln zerbrochen habt, und unſer Befreier werden könnet.“

„Meine Freunde,“ erwiederte er ihnen, „nicht ich habe meine Feſſeln zerbrochen, ſondern der Affe, welchen ich für Muhammed Alkeslan gekauft habe. Ich gelobe, um dieſem Thiere meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, ihm eine Börſe von tauſend Goldſtücken zu geben.“

„Jeder von uns wird ihm eben ſo viel geben,“ riefen alle aus, „wenn er uns den gleichen Dienſt erweiſet.“

Der Affe hatte kaum vernommen, was die Kaufleute geſagt, ſo machte er ſich daran, ſie, einen nach dem andern, loszubinden.

Sobald ſie ſich in Freiheit ſahen, begaben ſie ſich an Bord ihres Schiffes, von welchem die Wilden glücklicherweiſe nichts weggeführt hatten. Sie ſpannten ſogleich die Segel auf, und entfernten ſich ſchleunig von einem Orte, der ihnen ſo verderblich zu werden drohte.

Als die Kaufleute in offener See waren, erinnerte Abul Moſaffer ſie an das Verſprechen, welches ſie dem Affen gegeben hatten, und jeder von ihnen beeiferte ſich, es zu erfüllen. Er ſelber nahm tauſend Goldſtücke aus ſeinem Geldkaſten, und that ſie zu denen, welche die Kaufleute ihm übergeben hatten; was zuſammen eine ſehr beträchtliche Summe machte. Der Wind, welcher die Kaufleute glücklich von der Singen-Inſel entfernt hatte, blieb ihnen fortwährend günſtig, und ſie landeten, nach einigen Tagereiſen, zu Balſora.

Das Gerücht von der Heimkehr der Kaufleute verbreitete ſich alsbald in der Stadt. Meine Mutter kam eilig zu mir, und ſagte:

„Steh geſchwind auf, mein Sohn, ſteh auf: Abul Moſaffer iſt angekommen. Lauf hin, ihn zu begrüßen und ihn zu fragen, was er dir mitgebracht hat. Vielleicht iſt es etwas, woraus du Nutzen ziehen kannſt.“

„Helfet mir doch,“ ſagte ich zu meiner Mutter, indem ich mir die Augen rieb, „helfet mir, um Gotteswillen auf die Beine. Es iſt weit von hier bis zum Hafen, und ihr wißt, daß ich nicht geſchwinde gehe.“

Meine Mutter hub mich auf, und unterſtützte mich, bis ich feſt auf meinen Füßen ſtand. Ich überwand mich hierauf, und machte mich auf den Weg nach dem Ufer des Meeres, wo ich endlich anlangte, nachdem ich mich mehr als einmal in meinen Kleidern verwickelt hatte.

Sobald Abul Moſaffer mich erblickte, lief er auf mich zu, und begrüßte mich, als ſeinen und ſeiner Reiſegefährten Befreier.

„Nimm dieſen Affen,“ ſagte er zu mir, „ich habe ihn für dich gekauft; geh hin und erwarte mich bei deiner Mutter, ich werde dir ungeſäumt dahin folgen.“

Verwundert über dieſe Anrede und die Begrüßung, welche ich eben empfing, kehrte ich heim, und ſagte bei mir ſelber:

„Das iſt wahrhaftig ein ſchöner Einkauf, welchen Abul Moſaffer für mich gemacht hat, der wird mir von großem Nutzen ſein!“

Als ich nach Hauſe kam, ſagte ich zu meiner Mutter:

„Das iſt ein ſauberes Ding mit dem Handel! wenn ihr mich ſchlafen ſeht, ſo hütet euch wohl, mich zu wecken, damit ich nach dem Hafen laufen ſoll. Schauet her,“ ſetzte ich hinzu, indem ich ihr den Affen zeigte, „und ſehet welche Waare man mir von China mitgebracht hat!“

Kaum hatte ich mich geſetzt, als mehrere Sklaven Abul Moſaffers eintraten und mich fragten, ob ich Abu Muhammed Alkeslan wäre. Und kaum hatte ich mit Ja geantwortet, als ich den Moſaffer ſelbſt erblickte, welcher ihnen folgte. Ich ſtand ſogleich auf, und näherte mich, um ihm die Hand zu küſſen; er aber ließ mir nicht Zeit dazu, ſondern fiel mir um den Hals, und lud mich ein, ihn nach ſeinem Hauſe zu begleiten.

Obwohl misvergnügt, nahm ich jedoch ſeine Einladung an, weil ich es einem Manne, der mich ſo mit Liebkoſungen überhäufte, nicht abſchlagen wollte.

Als wir in Abul Moſaffer's Hauſe angelangt waren, befahl er zweien ſeiner Sklaven, die Summe herbei zu holen, welche mir beſtimmt war. Sie gehorchten auf der

Stelle, und kamen nach kurzer Zeit wieder herein, mit zwei ziemlich großen Kaſten beladen.

„Hier, mein Sohn,“ ſagte Moſaffer zu mir, indem er mir die Schlüſſel übergab, „ſieh, wie Gott die fünf Silberſtücke geſegnet hat, welche du mir übergeben haſt. Die in dieſen beiden Käſtchen enthaltene Summe gehört dir: kehre heim; dieſe beiden Sklaven haben Befehl, dir zu folgen.“

Unausſprechlich entzückt über das, was ich jetzo hörte, bezeugte ich dem großmüthigen Abul Moſaffer meine innigſte Dankbarkeit, und kehrte zu meiner Mutter heim, welcher die beiden Käſtchen die freudigſte Ueberraſchung verurſachten.

„Du ſiehſt, mein Sohn,“ ſprach ſie zu mir, „daß die Vorſehung uns nicht verlaſſen hat. Mache dich nun ihrer Wohlthaten würdig, indem du alle deine Kräfte aufbieteſt, um dich aus dieſer Fühlloſigkeit und Faulheit zu reißen, in welcher du bisher gelebt haſt.“

Ich verſprach meiner Mutter, ihrem Rathe zu folgen; und die glückliche Veränderung, welche mit meiner Lage vorgegangen war, ließ mich um ſo leichter Wort halten.

Mein Affe ſchien unterdeſſen von Tage zu Tage mir anhänglicher zu werden; er ſaß auf dem Sofa bei mir, und aaß und trank mit mir. Aber unbegreiflich war mir in ſeinem Betragen, daß er immer mit Anbruche des Tages verſchwand, und niemals vor Mittage wieder kam: dann trat er mit einer Börſe von tauſend Goldſtücken, welche er in ſeinen Pfoten hielt, in mein Zimmer, legte ſie zu meinen Füßen, und ſetzte ſich an meiner Seite.

Dieſes Verfahren ſetzte er ſo lange fort, daß ich unmäßig reich ward. Ich kaufte Ländereien und Landhäuſer; ich ließ mehrere Paläſte, mit weitläuftigen Gärten, erbauen, und umringte mich mit einer großen Menge Sklaven von beiden Geſchlechtern.

Eines Tages, als mein Affe an meiner Seite ſaß, wie gewöhnlich, ſah ich ihn neugierig ſich rechts und links umblicken, als wenn er ſich verſichern wollte, ob wir auch allein wären. „Was will das bedeuten?“ dachte ich bei mir ſelber. Aber denket euch mein Erſtaunen, großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen, als ich ihn die Lippen bewegen ſah, und deutlich meinen Namen ausſprechen hörte.

Erſchrocken über dieſes Wunder, war ich im Begriff aus meinem Zimmer zu ſtürzen, als er zu mir ſprach:

„Fürchte nichts, Abu Muhammed, und verwundere dich nicht, mich reden zu hören; ich bin kein gewöhnlicher Affe.“

„Wer biſt du denn?“ rief ich aus.

„Ich bin,“ antwortete er mir, „einer von den abtrünnigen Geiſtern. Das Elend, in welchem du lebteſt, hat mein Mitleid gerührt, und ich bin gekommen, dich daraus zu befreien. Du kannſt dir eine Vorſtellung von meiner Gewalt aus den Reichthümern machen, welche ich dir ſchon verſchafft habe, und die ſo unermeßlich ſind, daß du noch nicht einmal den ganzen Umfang derſelben kennſt; aber ich habe die Abſicht, noch mehr für dich zu thun: ich will dich mit einer Frau verheiraten, deren Schönheit alles übertrifft, was die Einbildungskraft ſich reizendes vorſtellen kann."

„Wie kann ich die Hand dieſer Schönen erhalten?" fragte ich mit Lebhaftigkeitt.

„Höre aufmerkſam an," fuhr er fort, „was ich dir ſage: du kleideſt dich morgen aufs reichſte und zierlichſte, beſteigſt dein Maulthier, auf einem mit Perlen und Diamanten geſtickten Sattel, und reiteſt nach dem Baſar, wo man Futter verkauft. Dort erkundigſt du dich nach dem Waarenlager des Scherifs: du trittſt bei ihm ein, und ſagſt ihm, daß du um ſeine Tochter anzuhalten kommeſt. Wenn er dir entgegnet, du ſeieſt nicht reich genug, um auf die Hand ſeiner Tochter Anſpruch zu machen, du ſeieſt ohne Geburt und perſönliches Anſehen, ſo überreiche ihm eine Börſe mit tauſend Goldſtücken. Begehrt er mehr, ſo biete ihm jede Summe, welche er fordern mag, und fürchte nicht, dich bloß zu ſtellen, indem du ihm über dein Vermögen anbieteſt: ich werde für alles ſorgen, und dich in den Stand ſetzen, deine Verbindlichkeiten zu erfüllen."

Bezaubert von einem ſolchem Erbieten, verſprach ich, Schritt für Schritt die Weiſung meines Affen zu befolgen. Demgemäß legte ich mit Tagesanbruche meine prächtigſten Kleider an, beſtieg mein Maulthier mit einem goldenen Sattel, und ritt auf den Baſar, wo Futter verkauft wird. Bald fand ich das Waarenlager des Scherifs, ſtieg bei ihm ab, und begrüßte ihn. Mein Ausſehen und die Sklaven, welche mich umgaben, flößten ihm Achtung ein, er erwiederte höflich meinen Gruß, und fragte, ob er mir in irgend etwas dienen könnte.

„Herr,“ antwortete ich dem Scherif, „mein Glück und meine Ruhe ſteht in euern Händen. Ich habe von eurer Tochter auf die rühmlichſte Weiſe reden gehört, und ich komme, bei euch um ſie anzuhalten.“

„Verzeihet mir,“ erwiederte der Scherif, „wenn ich mich erdreiſte, nach eurer Abkunft, eurem Range, und beſonders nach eurem Vermögen zu fragen. Ich habe nicht die Ehre, euch zu kennen, und man kann eine Tochter nicht verheiraten, ohne von allen dieſen Dingen unterrichtet zu ſein.“

Ich zog hierauf aus meinem Buſen eine Börſe von tauſend Goldſtücken, und bot ſie dem Scherif dar, mit den Worten:

„Hier iſt meine Herkunft und mein Rang!*) der Reiche bedarf keiner anderen Empfehlung; das Geld beantwortet alle Einwendungen. Ihr kennt den Spruch des Propheten: „die beßte Hülfsquelle iſt das Geld.“ Einer unſerer beßten Dichter hat ſehr glücklich in folgenden vier Verſen die Vortheile des Reichthums ausgedrückt:

„Wenn ein Reicher redet, ruft ein jeder: „Ihr habt Recht!“ ſelbſt wenn er nicht weiß, was er ſagt.
Wenn ein Armer ſpricht, antwortet man: „Das iſt falſch!“ ſelbſt wenn er das Recht für ſich hat.
Das Geld erwirbt in allen Ländern ſeinem Herrn Bewunderung und Ehrfurcht.
Es iſt eine Zunge für denjenigen, der reden will, und ein Pfeil für denjenigen, der tödten will.“

Bei dieſen Worten ſenkte der Scherif die Augen, und ward nachdenklich. Bald darauf ſagte er zu mir:

„Weil dem ſo iſt, mein Herr, ſo laſſet euch gefallen, daß ich noch zweitauſend Goldſtücke von euch fordere.“

„Ihr ſollt befriedigt werden,“ antwortete ich; und ſogleich ſchickte ich einen meiner Sklaven nach Hauſe, der nach kurzer Zeit mit mehreren ähnlichen Börſen, wie die dem Scherif überreichte, wiederkamen.

---

*) Eine ſcherzhafte Anſpielung auf einen Zug aus dem Leben Moes Dinallah's, des erſten Fatimitiſchen Chalyfen in Aegypten. Nachdem dieſer Fürſt eine große Verſammlung berufen hatte, um ſich als Chalyfen anerkennen zu laſſen, warf er mehrere Hände voll Goldſtücke aus, mit den Worten: „Da iſt mein Stammbaum!“ Hierauf zog er ſein Schwert, und ſprach: „Da iſt mein Titel!“

Beim Anblicke des Goldes, welches ich in ſeine Augen blinken ließ, ſchien der Scherif begnügt. Er ſtand auf, und befahl einem ſeiner Sklaven, das Waarenlager zu ſchließen.

Nachdem er ſodann ſeine Verwandten und Freunde verſammelt hatte, ließ er den Heiratsvertrag aufſetzen, und verſprach mir, die Hochzeit binnen zehn Tagen bei ihm zu feiern, und mich zum glücklichen Beſitzer ſeiner Tochter zu machen.

Höchſt erfreut kehrte ich heim; und nachdem ich mich allein mit meinem Affen eingeſchloſſen hatte, theilte ich ihm den Erfolg meiner Werbung mit. Er wünſchte mir Glück zu den mir bevorſtehenden Freuden, und ertheilte der Art, wie ich mich dabei benommen, die größten Lobſprüche.

Am Vorabend des von dem Scherif beſtimmten Hochzeittages, nahte ſich mein Affe, als er mich allein traf, mit einem unruhigen und verlegenen Weſen, welches er mit Mühe verbergen konnte.

„Morgen,“ ſprach er zu mir, „werden alle deine Wünſche erfüllt. Darf ich hoffen, daß du beim Beginne des Glückes, welches ich dir bereitet habe, mir auch wohl einen Dienſt erweiſen willſt? Wenn du mir denſelben gewährſt, ſo kannſt du alles von mir fordern, was du willſt.“

„Worin beſteht er?“ fragte ich ihn verwundert: „denn ich vermag dir nichts abzuſchlagen.“

„In dem Zimmer, worin du die Nacht mit deiner Braut zubringen wirſt,“ antwortete er mit gedämpfter Stimme, „iſt ein Gemach, an deſſen Thüre ein kupferner Ring hängt: unter dieſem Ringe wirſt du ein kleines Bund Schlüſſel finden, mit deren Hülfe du die Thüre öffnen kannſt. Beim Eintritt in dieſes Gemach wirſt du einen eiſernen Kaſten ſehen, auf deſſen vier Ecken vier bezauberte Fähnlein ſtehen. In dieſem Kaſten iſt ein kupfernes Becken voll Gold und Edelgeſteine. Neben dem Becken liegen eilf Schlangen, und in der Mitte deſſelben iſt ein blendend weißer Hahn befeſtigt. Zur Seite des Kaſtens wirſt du ein Schwert erblicken, ergreif es, tödte den Hahn, zerhau die vier Fähnlein, ſtürze den Kaſten um, und geh dann wieder hinaus zu deiner Braut. Das iſt alles, was ich verlange für die Dienſte, welche ich dir ſchon geleiſtet habe, und welche ich dir noch zu leiſten gedenke.“

Ich verſprach, mich den Wünſchen des Affen zu bequemen, ohne ſeine Beweggründe durchdringen zu wollen.

Am folgenden Morgen begab ich mich nach dem Hauſe des Scherifs; und nach den Hochzeitfeierlichkeiten, führte man mich in das Zimmer meiner Braut. Ich bemerkte hier bald die Thüre und den Ring, von welchem der Affe mir geſagt hatte.

Als ich mich mit meiner Braut allein befand, und ſie ihren Schleier ablegte, ſtand ich ſtumm vor Erſtaunen bei dem Anblicke ſo vieler vereinter Schönheiten und Vollkommenheiten. Niemals hatte die Natur ein reizenderes Geſchöpf hervorgebracht Die Regelmäßigkeit ihrer Züge, ihr Wuchs, ihre Haltung, ihre blühende Farbe, ihr Lächeln, alles, machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich beinahe des Affen und ſeiner Weiſungen vergaß.

Indeſſen ließ ſich die Stimme der Dankbarkeit doch auch wieder hören, und ich wollte nicht eher einſchlafen, als bis ich die Bitte meines Wohlthäters erfüllt hätte.

Um Mitternacht, als ich meine Gattinn feſt eingeſchlafen ſehe, ſtehe ich vorſichtig auf, ziehe die Schlüſſel unter dem kupfernen Ringe hervor, und nachdem ich das Gemach geöffnet habe, ergreife ich das Schwert, welches ich vor meinen Füßen finde, tödte den Hahn, zerhaue die vier Zauberfähnlein, und ſtürze den Kaſten um.

In dieſem Augenblicke erwacht meine Gattinn, richtet ſich auf, und als ſie die Thüre offen und den Hahn leblos zu meinen Füßen hingeſtreckt ſieht, ruft ſie aus:

„Großer Gott, ſo bin ich doch das Schlachtopfer dieſes treuloſen Geiſtes!“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als der abtrünnige Geiſt, welchen ſie zu fürchten ſchien, plötzlich in dem Zimmer erſchien, und ſie vor meinen Augen entführte.

Mein und meiner Gattinn Geſchrei erweckte den Scherif, er trat herein, und errieth ſogleich die Urſache meines Schreckens, als er ſeine Tochter verſchwunden und die Thüre des Gemaches offen ſah.

„Unglückſeliger Abu Muhammed,“ rief er aus, indem er ſich die Haare ausriß, „Wehe! was haſt du gethan? Vergilteſt du ſo meiner Tochter und mir, daß wir dich ſo freundlich aufgenommen haben? Ich ſelber hatte dieſen Talisman zuſammengeſetzt, und ihn in dieſer Kammer angebracht, um dieſen verfluchten Geiſt an der Ausführung ſeiner ſchändlichen Abſichten auf meine Tochter zu verhindern. Seit ſechs Jahren hat er vergebliche Anſtrengungen gemacht, ſich ihrer zu bemächtigen. Aber jetzt iſt es um ſie geſchehen, ich habe keine Tochter, und keinen Troſt mehr auf dieſer Welt!... Drum fort, geh auf der Stelle von hinnen! denn ich vermag nicht, deinen Anblick länger zu ertragen.“

Ich begab mich nach meinem Hauſe, tief betrübt, das Werkzeug des Verderbens einer Frau geweſen zu ſein, welche mir ſo theuer geworden war, obwohl ich ihres Anblickes nur wenige Augenblicke genoſſen hatte. Ich ſuchte überall meinen Affen, um ihm mein Abentheuer zu erzählen; aber alle meine Nachforſchungen waren vergeblich. Nunmehr erkannte ich, daß er ſelber es war, der meine Gattinn entführt hatte, nachdem er durch ſeine treuloſen

Einflüſterungen mich verleitet hatte, den Talisman zu zerbrechen, welcher der Ausführung ſeiner Abſichten auf ſie widerſtand. Wüthend, von dieſem abtrünnigen Geiſte ſo geäfft zu ſein, zerriß ich meine Kleider, zerſetzte mein Antlitz, und beſchloß, nicht länger in einem Lande zu bleiben, wo ich verloren hatte, was mir das theuerſte auf der Welt war.

Ich verließ alſo die Stadt, verlief mich in eine Wüſte, und wanderte noch fort, als die Nacht mich überfiel. Nicht wiſſend, wo ich war, noch wohin ich wollte, ſuchte ich nun einen Ort, wo ich mich bergen konnte, da erblickte ich im Mondſcheine, zwei ungeheure Schlangen, die eine roth und die andere weiß, im Kampfe mit einander. Von Mitleid bewegt, ohne zu wiſſen, warum, für die weiße Schlange, ergriff ich einen ſchweren Stein, ſchleuderte ihn aus allen meinen Kräften, und traf ſo genau, daß ich der anderen Schlange den Kopf zerſchmetterte.

Die weiße Schlange entfloh alsbald mit Ziſchen, und entſchwand meinen Augen; aber ſie kam einen Augenblick darnach wieder, in Begleitung von zehn anderen eben ſo weißen Schlangen. Sie näherten ſich dem furchtbaren Thiere, welches ich todt auf den Sand hingeſtreckt hatte, und nachdem ſie es in Stücke geriſſen, und nur den Kopf übrig gelaſſen hatten, ergriffen ſie die Flucht, und ſchlüpften pfeilſchnell von hinnen.

Als ich noch über dieſes ſeltſame Abenteuer nachdachte, hörte ich ganz nahe bei mir, ohne jedoch jemand zu ſehen, eine Stimme, welche folgenden Vers ausſprach:

„Fürchte nicht das Misgeſchick und ſeine Härte: der Himmel verheißet dir Glück und Freude!“

Dieſe Stimme, welche aus dem Schooße der Erde hervorzukommen ſchien, machte mich ſtarr vor Grauſen, anſtatt mich zu beruhigen. Allein, in dieſer Wüſte, wußte ich nicht, ob ich fliehen oder bleiben ſollte, als ich deutlich eine andere Stimme hörte, welche mich mit folgenden beiden Verſen anredete:

„Muſelmann, der du das Glück haſt, die Sprache des Korans zu reden, beſänftige dein Schrecken, und fürchte nichts von Satan und ſeiner Rotte!

Du biſt unter der Obhut der getreuen Geiſter, deren Religion dieſelbe iſt mit der deinigen.“

„Im Namen Gottes, welchen ihr anbetet, wie ich,“ rief ich aus, „gebet mir doch deutlicher zu erkennen, wer ihr ſeid!“

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ich ein Geſpenſt in einem langen weißen Gewande erſcheinen ſah, welches mich alſo anredete:

„Wir haben deine Wohlthätigkeit und deinen Edelmuth erfahren. Alle Gott und ſeinem Propheten getreue Geiſter theilen unſere Erkenntlichkeit. Bedarfſt du unſer, ſo ſprich, wir ſind bereit dir zu helfen, und für dich alles zu thun, was in unſerer Macht ſteht.“

„Ach!“ rief ich aus, „wer bedarf mehr Hülfe, als ich, und wer hat jemals ein ſolches Schickſal erfahren, wie ich? Gibt es auf Erden einen Unglücklichen, der beklagenswerther iſt, als ich?“

„Biſt du nicht Abu Muhammed Alkeslan?“ fragte mich der Geiſt.

„Das iſt nur zu wahr!“ antwortete ich ihm, indem ich einen tiefen Seufzer ausſtieß.

„Nun wohl,“ fuhr er fort, „ſo tröſte dich, du haſt Beſchützer gefunden. Wiſſe, daß ich der Bruder der weißen Schlange bin, welcher du jetzt eben einen ſo großen Dienſt geleiſtet, indem du ſie von ihrem Feinde befreiet haſt. Wir ſind vier Brüder von demſelben Vater und derſelben Mutter, und ſind alle viere geſonnen, dir unſere Dankbarkeit zu beweiſen. Der unter der Geſtalt des Affen, mit welchem du ſo lange gelebt haſt, verlarvte Geiſt iſt einer der von Gott abtrünnigen Geiſter. Ohne die von ihm angewandte Liſt, hätte er ſich nimmer deiner Gattinn bemeiſtern können, für welche dieſer Treuloſe ſchon längſt eine zügelloſe Leidenſchaft nährte. Er hatte mehrmals verſucht, ſie zu entführen; aber der Talisman, welchen der Vater zuſammengeſetzt, hat ſtäts der Ausführung ſeines Anſchlags ein Hindernis entgegengeſtellt, bis zu dem Augenblicke, wo du ihn zerbrochen haſt. Obwohl gegenwärtig das Schickſal dieſer Schönen in ſeiner Gewalt ſteht, ſo verzweifeln wir dennoch nicht, dich wieder mit ihr zu vereinigen und ihren Räuber zu verderben. Der Dienſt, welchen du uns geleiſtet haſt, macht es uns zur Pflicht, alle unſere Macht anzuwenden, um dir bei dieſer Gelegenheit wieder zu dienen.“

Mit dieſen letzten Worten ſtieß der Geiſt ein ſo entſetzliches Geſchrei aus, daß die Erde davon erſchütterte, und ich alle Mühe hatte, mich auf meinen Füßen zu erhalten. Auf der Stelle erſchien eine Schaar von Bewaffneten, und er fragte ſie, ob ſie wüßten, wohin der Affe ſich begeben hätte.

„Er hat ſeinen Wohnſitz in der ehernen Stadt*) genommen, in dieſer Stadt, welche nimmer die Stralen der Sonne beſcheinen.“

„Abu-Muhammed,“ ſprach nun der Geiſt zu mir, „ich werde dir einen unſerer Sklaven mitgeben, dich zu führen. Er wird dir die Mittel nachweiſen, welche du anwenden mußt, um die junge Frau wiederzufinden, welche du geheiratet haſt. Aber nimm dich wohl in Acht, den Namen Gottes auszuſprechen, indem du mit ihm die Lüfte durchfliegſt; denn dieſer Sklave gehört auch zu den abtrünnigen Geiſtern, welche unſerer Macht unterworfen ſind, und wenn du etwa den Rath zu befolgen vergißt, welchen ich dir gebe, ſo verſchwindet er auf der Stelle, und du ſtürzeſt mit Lebensgefahr hinab.“

---

*) Es gibt ein beſonderes Mährchen von dieſer ehernen Stadt. Vergl. Vorrede zu Bd. XII. S. xxiv.

Ich beſtieg alſo den Rücken eines abtrünnigen Geiſtes, indem ich mir feſt vornahm, aufs genauſte zu beobachten, was mir vorgeſchrieben war. Er ſchwang ſich mit mir in die Lüfte, ſo daß ich bald die Erde aus dem Geſichte verlor. Ich ſah mich nun in einem unermeßlichen Raume, in welchem die Geſtirne, hohen Bergen ähnlich, ſich rings um mich drehten; und ich ſtieg ſo hoch, daß ich ganz vernehmlich die Chöre der Engel hörte, welche Lobgeſänge um den Thron des Allmächtigen ſingen. Mein Führer erklärte mir die Art und Beſchaffenheit der Gegenſtände, welche ſich von allen Seiten meinen Blicken darboten: er unterhielt mich ununterbrochen von der zahlloſen Menge der geſchaffenen Dinge, um den Gedanken an den Schöpfer aus meinem Geiſte zu entfernen, und bemühte ſich, durch ſeine eitelen Reden und Vorſtellungen mich zu verhindern, meine Bewunderung über alles, was ich ſah, durch Ausruf des Namens Gottes auszudrücken.

Plötzlich erſchien vor mir ein himmliſcher Geiſt, angethan mit einem aſurblauen Gewande, auf welches ſeine blonden Haare in langen Locken über ſeine Schultern hinab wallten. Sein Antlitz war glänzend wie das Licht, und in der Hand hielt er eine Lanze, von welcher nach allen Seiten Feuerfunken ausſprühten.

„Abu-Muhammed,“ ſagte er zu mir, „ſprich auf der Stelle den Spruch aus: „Es iſt kein anderer Gott, als der allmächtige Urheber aller Dinge! oder ich durchbohre dich mit dieſer Lanze.“

Erſchreckt durch ſeine Drohung, vergaß ich alle meine Vorſätze, und ſprach die Worte aus, welche mein Unheil waren. Plötzlich ſtieß der Engel des Lichts den abtrünnigen Geiſt mit ſeiner Lanze, und verwandelte ihn in Aſche. Ich aber ſtürzte auf der Stelle zur Erde hinab, und verſank in die Fluten.

Betäubt von meinem Sturze, blieb ich einige Zeit unter Waſſer. Als ich wieder zur Beſinnung kam, begann ich aus allen Kräften zu ſchwimmen; aber ich hätte unfehlbar das Leben verloren, hätten nicht einige Matroſen mich erblickt, welche ſich zufällig in einem Boote nicht weit von der Stelle befanden, wo ich herab gefallen war. Sie kamen mir ſogleich zu Hülfe; und indem ſie mich bei den Kleidern ergriffen, gelang es ihnen, mich an Bord zu ziehen.

Dieſe guten Leute redeten eine Sprache, welche mir gänzlich unbekannt war: ſie redeten mich mehrmals an, aber ich gab ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ſie nicht verſtände.

Gegen Abend warfen ſie ihre Netze aus, und fingen eine große Menge Fiſche, welche ſie braten ließen, und davon ich mit großer Luſt aaß. Am folgenden Morgen ſteuerten ſie ans Land, und nachdem wir ausgeſtiegen waren, führten ſie mich in eine ſehr volkreiche Stadt, und ſtellten mich ihrem Könige vor, der mich auf die ſchmeichelhafteſte und ehrenvollſte Weiſe aufnahm. Auf meine Fragen nach dem Namen der Stadt, worin ich mich befand, vernahm ich, ſie hieße Henad und wäre eine der anſehnlichſten Seeſtädte von China.

Der König befahl ausdrücklich einem ſeiner beiden Weſyre, die größte Sorgfalt für mich zu tragen, und mich alle Merkwürdigkeiten des Landes ſehen zu laſſen. Man erzählte mir, vor alten Zeiten wären die Einwohner dieſer Stadt allerlei Aberglauben ergeben geweſen, und zur Strafe deshalb von Gott in Steine verwandelt worden. Was mir hier am meiſten auffiel war die Schönheit der Obſtbäume, welche in der Umgegend in ſo groſſer Menge wuchſen, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo anders ſo viele geſehen zu haben.

Bei ſolcher Unterhaltung und Zerſtreuung verlebte ich ungefähr einen Monat in dieſer Stadt. Eines Tages, als ich am Ufer des Fluſſes, der ihre Mauern beſpült, luſtwandelte, erblickte ich einen Reiter, der mit verhängten Zügeln auf mich zu ſprengte:

„Biſt du Abu Muhammed Alkeslan?“ fragte er mich, als er mich erreicht hatte.

Auf meine bejahende Antwort, ſagte er zu mir, ich möchte mich nicht fürchten, er wäre einer meiner Freunde, und wollte mir ſeine Erkenntlichkeit für einen ihm von mir geleiſteten Dienſt bezeigen.

„Wer biſt du denn?“ fragte ich ihn mit Verwunderung.

„Ich bin,“ antwortete er, „der Bruder der weißen Schlange, und ich komme, dich zu benachrichtigen, daß du nicht weit von dem Orte biſt, wo deine Gemahlinn eingeſperrt iſt.“

Zu gleicher Zeit umhüllte er mich mit ſeinem Mantel, und ließ mich hinter ſich aufſteigen. Dann flog er wie ein Blitz dahin, und wir ritten tief in einen großen Wald.

Nachdem wir lange ſo dahin geſprengt waren, hielt er plötzlich an, und ließ mich vom Pferde ſteigen.

„Du ſiehſt dieſe beiden Berge,“ ſprach er zu mir, „geh an ihnen hin, bis du die eherne Stadt erblickſt; aber hüte dich wohl, ſie zu betreten, bevor ich wieder zu dir komme und dir ein Mittel bringe, es ohne Gefahr zu thun.“

Mit dieſen Worten verſchwand er, und ließ mich in einer furchtbaren Einöde.

Ich wanderte mühſam auf einer dürren Ebene, wo vor mir, ohne Zweifel, noch kein Sterblicher den Fuß hingeſetzt, und ich erblickte endlich die Stadt, von welcher der Geiſt mir geſagt hatte. Die Mauern derſelben waren von Erz, und ſo hoch, daß ſie ſich in die Wolken verloren. Ich näherte mich, ging ringsumher, in der Abſicht, eine Stelle zu entdecken, wo ich hinein gelangen könnte: aber alle meine Nachforſchungen waren vergeblich.

In dieſem Augenblicke erſchien der Bruder der weiſſen Schlange wieder, und reichte mir ein Zauberſchwert, mit welchem ich, wie er mir ſagte, in die Stadt dringen könnte, ohne bemerkt zu werden. Ich nahm das Schwert, und der Geiſt verſchwand wieder, ohne mir Zeit zu laſſen, ihm zu antworten.

Ein verworrenes Getöſe von Stimmen ſchlug kurz darauf an mein Ohr: ich kehrte um, und erblickte einen Trupp Menſchen, welche die Augen mitten in der Bruſt hatten. Sobald ſie mich ſahen, näherten ſie ſich mir, und fragten mich, wer ich wäre, und wer mich hieher geführt hätte.

Ich beantwortete ihre Fragen, und erzählte ihnen meine Abenteuer. Sie ſagten mir nun, daß die junge Frau, von welcher ich ihnen erzählt, wirklich mit dem abtrünnigen Geiſt in der ehernen Stadt verſperrt wäre, ſie wußten aber nicht, auf welche Weiſe er ſie behandelt hätte. „Unſererſeits,“ fügten ſie hinzu, „habt ihr nichts zu befürchten; denn wir ſind den Brüdern der weiſſen Schlange dienſtbar. Wollt ihr nun in dieſe Mauern eindringen, ſo gehet nach jener Quelle, beobachtet, wo ſie herfließt, und folget ihrem Laufe, ſie wird euch in die Stadt führen: dieß iſt der einzige Weg, auf welchem ihr hinein gelangen könnet.“

Ich befolgte den Rath der Geiſter, und erblickte eine Waſſerleitung: ich trat hinein, und ging, ſo lang ſie war, darin fort. Kaum hatte ich dann einige Schritte hinaus gethan, als ich meine Gattinn auf einer weiten Wieſe erblickte, ſitzend auf einem Kiſſen von Goldbrokat, und bedeckt mit einem ſeidenen Schleier, deſſen Saum einen prächtigen Garten voll Bäume mit Früchten von Gold und Perlen vorſtellte.

Sobald ſie mich erblickte, ſtand ſie eilig auf, und fragte mich, wer mich an dieſen allen Sterblichen unzugänglichen Ort gebracht hätte? Nachdem meine erſten Entzückungen geſtillt waren, erzählte ich ihr mit den kleinſten Umſtänden alles, was mir ſeit unſerer Trennung begegnet war, und ich bat ſie, auch ihrerſeits meine Neugier zu befriedigen, und mir, wo möglich, die Mittel anzugeben, welche ich zu ihrer Befreiung anwenden müßte.

„Die wüthende Leidenſchaft, in welcher dieſer verfluchte Geiſt für mich entbrannt iſt,“ erzählte mir meine Gattinn, „hat ihm nicht verſtattet, mir etwas zu verbergen, das ihm ſchaden oder ihm nützlich ſein kann. Er hat mir alle ſeine Geheimniſſe enthüllt, und ich habe aus ſeinem eigenen Munde vernommen, daß es hier in der Nähe einen Talismann gibt, welcher alles, was dieſe Stadt in ihre Mauern einſchließt, ſeiner Gewalt unterwirft. Vermittelſt dieſes Talismans widerſteht nichts ſeinen Befehlen. Derſelbe iſt in eine Säule eingeſchloſſen. . . .“

„Wo iſt dieſe Säule?“ rief ich aus, ſie lebhaft unterbrechend.

„Dort iſt ſie,“ antwortete ſie, indem ſie mit dem Finger darauf hin wies; „darin iſt die Macht unſeres Feindes beſchloſſen.“

Hocherfreut, ein Geheimnis zu erfahren, welches mir ſo nützlich ſein konnte, erkundigte ich mich genau, worin dieſer Talisman beſtand.

„Es iſt ein Adler,“ ſagte meine Gattinn, „auf welchem Schriftzüge eingegraben ſind, die ich nicht kenne. Kannſt du es dahin bringen, dich ſeiner zu bemeiſtern, ſo nähere dich auf der Stelle einem glühenden Becken, wirf einige Fingerſpitzen voll Moſchus hinein, und bringe den Adler in den davon aufſteigenden Rauch: alsdann werden alle Geiſter vor dir erſcheinen, und gewärtig ſein, alles zu vollziehen, was du ihnen beſiehlſt.“

Ich ſchritt ſogleich auf die Säule los, ohne Furcht, geſehen zu werden, wegen des Zauberſchwertes, welches mich unſichtbar machte; und nachdem ich mich des Adlers bemächtigt hatte, wollte ich auf der Stelle ſeine Kraft verſuchen. Die Geiſter erſchienen vor mir, und ich befahl ihnen, für den Augenblick an ihren Ort zurück zu kehren, und ſich bereit zu halten, meine Befehle zu vollziehen, ſo oft ich ihrer Dienſte bedürfte.

Ich kehrte nun zu meiner Gattinn zurück, und fragte ſie, ob ſie mich begleiten wollte. Sie willigte mit Freuden ein. Wir gingen denſelben Pfad hinaus, welchen ich hereingekommen war, und wir kamen wieder zu den wunderſamen Leuten, welche ihn mir gewieſen hatten. Ich bat ſie, mir auch den Weg zu zeigen, welchen ich nun einſchlagen müßte, um in meine Heimat zu gelangen. Sie thaten es mit der größten Freundlichkeit von der Welt, und trieben die Gefälligkeit ſelbſt ſo weit, mich bis ans Ufer des Meeres zu geleiten, wo ſie mir ein Schiff nebſt Vorräthen verſchafften.

Wir beſtiegen das Schiff, welches ſegelfertig ſtand; der Wind war uns beſtändig günſtig, und wir langten ſehr glücklich zu Balſora an. Der Scherif, entzückt ſeine vielgeliebte Tochter wiederzuſehen, empfing uns mit offenen Armen, und überhäufte uns mit Liebkoſungen.

Nachdem ich mich einige Zeit von den überſtandenen Mühſeligkeiten ausgeruhet hatte, verſchloß ich mich eines Tages allein in meinem Zimmer. Ich nahm den Adler, welchen ich mit der größten Sorgfalt verwahrt hatte, und nahm die nöthigen Räucherungen vor. Sogleich eilten die Geiſter von allen Seiten herbei, und warfen ſich vor mir nieder. Ich befahl ihnen, alle die Reichthümer, Edelſteine und Diamanten, welche ſich in der ehernen Stadt befanden, nach Balſora zu verſetzen: was ſie mit aller nur denkbaren Schnelligkeit ausführten.

Um mich hierauf an dem abtrünnigen Geiſte zu rächen, welcher, um mich ſo grauſam zu hintergehen, die Geſtalt eines Affen angenommen hatte, befahl ich den getreuen Geiſtern, mir auf der Stelle dieſen boshaften Geiſt herzuführen.

Er erſchien vor mir mit demüthiger und flehender Gebärde; aber ich ließ mich durch ſeine Bitten nicht rühren. Nachdem ich ihm die Vorwürfe gemacht hatte, welche ſeine Verrätherei verdiente, ließ ich ihn in ein kupfernes Gefäß einſperren, daſſelbe mit Blei verſiegeln, und ihn ſo ins Meer werfen.

Seit dieſer Zeit genießen wir, meine Frau und ich, der vollkommenſten Zufriedenheit, und nichts fehlt unſerm Glücke. Alle Wünſche, welche ich nur erdenken mag, ſind ſogleich erfüllt, und alle Reichthümer, welche ich nur begehren mag, werden mir auf der Stelle von den meinen Befehlen dienſtbaren Geiſtern gebracht.

Dieſes ſind, großmächtiger Beherrſcher der Gläubigen, die beſonderen Begünſtigungen, welche ich von der göttlichen Güte empfangen habe, und wofür ich nicht aufhöre ihr zu danken.“

Der Chalyf Harun Arreſchyd war ſehr ergetzt von der Erzählung des Abu-Muhammed Alkeslan, und nahm um ſo williger die ihm dargebotenen Geſchenke an, als er unter denſelben auch mehrere Diamanten bemerkte, deren Größe und Schönheit die Wünſche Sobeidens noch weit übertrafen. Er gab dagegen dem Abu-Muhammed die glänzendſten Beweiſe ſeiner Großmuth und ſeines Wohlwollens, und ließ ihn, mit Ehren und Wohlthaten überhäuft, nach Balſora heimkehren.

Gauttier ſo wohl als Cauſſin, obgleich ſie die eigentliche Entwickelung der 1001 Nacht (bei uns Bd. XV.) aus Nachrichten von vollſtändigen Handſchriften wußten, geben jedoch beide, hinter ihren Ergänzungen, nur folgenden, von Galland, in Ermangelung einer ſolchen vollſtändigen Handſchrift, erfundenen Schluß, weil beide keine vollzählige und wirkliche Tauſend und Eine Nacht liefern; wobei Gauttier noch bemerkt, daß das Arabiſche Alf leilet wua leilet (Tauſend und Eine Nacht) nicht genau beſchränkt, ſondern wie manchmal das Franzöſiſche mille (und das Deutſche Tauſend) eine unbeſtimmte (urſprünglich bedeutſame) Anzahl bezeichnet.

„Der Sultan von Indien konnte ſich nicht enthalten, das erſtaunliche Gedächtnis der Sultaninn ſeiner Gemahlinn, zu bewundern, welche unerſchöpflich war, und ihm alle Nächte neue Unterhaltung durch ſo viel mannigfaltige Erzählungen gewährte.

Tauſend und Eine Nacht waren unter dieſen unſchuldigen Ergetzungen vergangen; dieſe hatten ſelbſt viel dazu beigetragen, die unſeligen Vorurtheile des Sultans gegen die Treue der Frauen zu vermindern; ſein Geiſt hatte ſich beſänftigt; er war von dem Werthe und der groſſen Klugheit Scheheraſadens überzeugt; er erinnerte ſich, mit welchem Muthe ſie ſich freiwillig entſchloſſen hatte, ſeine Gemahlinn zu werden, ohne den Tod zu fürchten, der ihr, wie ſie wohl wußte, am folgenden Morgen beſtimmt war, wie allen ihren Vorgängerinnen.

Dieſe Betrachtungen, und die übrigen ſchönen Eigenſchaften, welche er an ihr kennen gelernt hatte, brachten ihn endlich dahin, ihr Gnade angedeihen zu laſſen.

„Ich ſehe wohl,“ ſprach er zu ihr, „liebenswürdige Scheheraſade, daß ihr unerſchöpflich in euern Erzählungen ſeid: ſchon lange habt ihr mich damit vergnügt; ihr habt meinen Zorn beſänftigt, und ich widerrufe freiwillig, zu euern Gunſten, das grauſame Geſetz, welches ich mir auferlegt hatte: ich ſetze euch völlig in eure Rechte ein, und ich will, daß ihr als die Retterinn aller der Jungfrauen angeſehen werdet, welche ſonſt noch meiner gerechten Rache geopfert werden ſollten.“

Die Fürſtinn warf ſich zu ſeinen Füßen, umfaßte ſie zärtlich, und gab ihm auf alle Weiſe die innigſte und vollkommenſte Dankbarkeit zu erkennen.

Der Groß-Weſyr vernahm zuerſt dieſe angenehme Neuigkeit, aus dem Munde des Sultans ſelber. Sie verbreitete ſich alsbald in der Stadt und in den Provinzen, und erwarb dem Sultan und der liebenswürdigen Scheheraſade, ſeiner Gemahlinn, tauſend Lobſprüche und tauſend Segnungen von allen Völkern des Indiſchen Reiches.

Anmerkungen.

1) Unter der Regierung des Chalyfen **Harun Arreſchyd** waren die Künſte zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt, und wir erinnern unſere Leſer daran, daß dieſer Fürſt an **Karl den Großen** die erſte **Schlaguhr** ſandte, welche in Europa geſehen wurde. Die Araber waren zu dieſer Zeit die gelehrteſten Aſtronomen, und ſie hatten die Chemie und mathematiſchen Wiſſenſchaften weiter gebracht, als die Griechen und Römer, deren beſte Schriftſteller ſie überſetzt hatten, wie **Euklides**, **Archimedes**, **Appollonius von Perga** u. a. Unglücklicher Weiſe aber miſchten ſich unter ihre wahren und richtigen Vorſtellungen von dem Laufe der Sterne, von den Eigenſchaften der Mineralien und Pflanzen, die falſchen Schimmer der Sterndeuterei und der alchymiſtiſchen und kabaliſtiſchen Wiſſenſchaften, welche oft zwar für diejenigen, die durch Bethörung Anderer davon Vortheil zu ziehen wußten, eine Quelle des Reichthums wurden, aber trauriger Weiſe den wahren Fortſchritt der am Hofe der Chalyfen mit ſo viel Erfolg getriebenen phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften aufhielten. Dieſe Erzählung hier ſelber gründet ſich auf den feſten Aberglauben, welche die Araber allzeit an täuſchende Weiſſagungen gehegt haben. E. G. Vgl. Anm. 9. zu Bd. XII.

2) Die Araber nennen **Damaſk** das Abbild des Paradieſes. E. G. Die **vier Ferdus** oder Paradieſe der Morgenländer ſind: die Umgegenden von **Damaſk**; die von **Samarkand**, genannt **Sogd**,

woraus Soadiana gebildet iſt; das Thal Bewan in Perſien; und die Ufer des Fluſſes Obollah bei Balſora. E. — Vgl. Anm. 6. zu Bd. XII.

3) Hatem, von dem Arabiſchen Stamme Thay, iſt im Morgenlande berühmt durch ſeine große Freigebigkeit. Er war Mahomeds Zeitgenoſſe, und die Geſchichtſchreiber erzählen von ihm einen Zug, welcher an den alten Schwank vom Falken, welchen La-Fontaine gereimt hat, erinnert. Es heißt nämlich, daß Hatem, als der Geſandte eines Griechiſchen Fürſten zu ihm kam, und er nichts weiter hatte, ihn zu bewirthen, ſein edles Roß tödtete: und um dieſes gerade kam der Geſandte ihn anzuſprechen. E G. Cauſſin verweiſet über das obige Sprichwort agwad min hatem, großmüthig wie Hatem, auf Pococke Specimen p. 345. Dieſer Hatem ſtarb, nach den Jahrbüchern Abulfeda's, im achten Jahre der Hedſchra, 630 der Chriſtlichen Zeitrechnung. — Die entſprechende alte Erzählung vom Falken iſt bekanntlich auch von Boccaccio zu einer der ſchönſten Novellen des Decamerone ausgeführt (überſetzt, in v. d. Hagen's Erzählungen und Mährchen Bd. I, 1824). Eine andere Erzählung von Hatems Freigebigkeit nach dem Tode noch, hat v. Hammers Ergänzung der 1001 Nacht. Vgl. Vorb. zu Bd. XII. S. xvi.

4) Wady nennen die Araber die Thäler, ſo wie die Oaſen der Wüſte. E. G.

5) Dſchirun heißt die Hauptthüre der Moſchee der Ommiaden zu Damask. E. G. — Dieſe Moſchee iſt eins der vier Wunder der Welt, zu welchen, laut der Arabiſchen Schriftſteller, außerdem gehören: der Leuchtthurm von Alexandrien; die Brücke von Sandſcha im nördlichen Syrien nahe am Euphrat; und die Kirche zu Roha (Edeſſa.) E.

6) Vgl. die Anm. 18 a. zu Bd. I.

7) Wir erinnern hier, daß das Strafgeſetzbuch der Muſelmänner den Mörder verurtheilt, eine Mordbuße zu bezahlen; wenn aber der Mord an einem bewohnten Orte begangen und der Schuldige nicht auszumitteln iſt, ſo müſſen die Anwohner ſelber die Mordbuße entrichten. Man begreift wohl den Grund dieſer weiſen Satzung, welche jedermann antreibt, über die Sicherheit ſeiner Nachbarſchaft zu wachen. Ebenſo macht die Franzöſiſche Geſetzgebung in gewiſſen Fällen die Orts-Gemeinden für den Schaden der auf ihrem Gebiete vorgefallenen

Verbrechen verantwortlich. E. G. — Das Wiedervergeltungsrecht begründet 2 Moſ. 21, 23; und im Koran Surate 2, V. 175. und Surate 5, V. 40. 53. E.

8) In faſt jeder muſelmänniſchen Stadt haben die einzelen Stadtviertel ihre Nachtwächter; und dieſe Stadtviertel ſind oft durch Mauern und Thore für ſich geſchloſſen (ähnlich den Judenvierteln, ſonſt in vielen Chriſtlichen Städten, und hier und da noch). Eine der ſeltſamſten Städte iſt in dieſer Rückſicht Ghadam, im inneren Afrika. Folgendermaßen beſchreibt ſie der Engliſche Schiffshauptmann Lyom, welcher 1820 dort reiſte:

„Es iſt eine ſehr auffallende Sonderbarkeit, daß in derſelben Ringmauer (von Ghadam) zwei feindliche Stämme wohnen, welche in gar keiner Verbindung mit einander ſtehen. Ghadam iſt nämlich kreisförmig gebaut, und von einer dicken Mauer durchſchnitten, welche ſie in zwei gleiche Hälften theilt; in der Mitte dieſer Mauer iſt ein Thor, welches bei unruhigen Zeiten geſperrt wird; denn die Einwohner haben unter ſich oft blutige Streitigkeiten. Beide Städte ſind ringsumher vom Palmen- und Datteln-Gärten umgeben. Die Straßen ſind bedeckt, ſo daß nach Sonnenuntergang niemand ohne Licht ſich zurecht finden kann. Die Häuſer ſind wohlgebaut, aus Lehm, und haben nur ein Stockwerk. Die Einwohner ſind Araber, und obwohl ſie Eine Stadt bewohnen, ſo kennen ſie doch ihre Nachbarn ſo wenig, als wenn ſie mehrere Meilen von einander wohnten; denn einer vom Stamme Beni-Walid, der die andere dem Stamme Beni-Waſid gehörige Stadt beträte, würde vom Volke beſchimpft werden. Eine und dieſelbe warme Quelle verſieht beide Städte mit Waſſer, die jede von einem Scheich, unter dem Befehl eines Kaid oder Paſcha regiert werden.“ E. G.

9) Es iſt nichts ſeltenes an den morgenländiſchen Höfen, Leute ohne Erziehung plötzlich aus dem niedrigſten Stande zu hohen Würden erhoben zu ſehen. Der Finanz-Miniſter am Hofe des Fath Ali Schah von Perſien war vor einigen Jahren noch ein Bakkal, d. h. ein Gemüſehändler, in Ispahan, namens Mohammed Huſein-Chan; erſt im J. 1807 gelangte er auf ſeinen glänzenden Poſten. E. G.

10) Dieſe Erzählung, welche auch in der Kalkutta'ſchen Ausgabe der 1001 Nacht in der Urſprache ſteht, iſt von Langlès aus ſeinen eigenen Handſchriften überſetzt. Sie ſcheint uns zwar eben nicht paſſend für die Sammlung, der ſie einverleibt iſt; jedoch haben wir nicht geglaubt, ihre Wiederholung hier unterlaſſen zu dürfen. E. G.

11) Im Vorberichte (bei uns zu Bd. XIII.) iſt ſchon bemerkt, daß wir die Ueberſetzung dieſer Erzählung Hern Agud verdanken. E. G.

12) Dieſe Sprüche welche meiſtentheils der Griechiſchen Weltweisheit in ihrer ſchönſten Zeit nicht unwürdig wären, gehören ſämmtlich der Arabiſchen Urſchrift an; ich habe ſie nur in eine ſchicklichere Folge gebracht. Auch habe ich einige davon unterdrücken müſſen, weil ſie entweder nur Vorſchriften einer örtlichen Sittenlehre darboten, oder in der Ueberſetzung den Europäiſchen Leſern wunderlich vorkommen möchten. Was ich hier bemerke, gilt zugleich von den Sprüchen, welche dieſe Erzählung beſchließen, und welche Stoff zu mehreren Fabeln hergeben könnten. Anmerk. des Franz. Ueberſetzers.

13) Der Monat Niſan entſpricht unſerm April. E. G.

14) Bekanntlich iſt der Chila, der gewöhnlich in einem koſtbaren Pelze beſteht, ein Ehrenkleid, welches die morgenländiſchen Fürſten denjenigen ihrer Unterthanen zu gewähren pflegen, welchen ſie einen Beweis ihrer großen Zufriedenheit geben wollen. E. G.

15) Ich habe dieſe Erzählung aus zwei Arabiſchen Handſchriften überſetzt, und beide durch einander berichtigt und ergänzt. Es wäre anziehend, dem Urſprunge der Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Geſchichte Heykars und mehreren Zügen aus dem Leben Aeſops, wie es Planudes erzählt, nachzuſpüren. Schon ſind ihm die Fabeln von dem Phrygiſchen Sklaven durch den Arabiſchen Weiſen Lokman ſtreitig gemacht; Heykar beraubt ihn nun auch noch gar ſeiner eigenen Handlungen: was bleibt da noch an dem armen Aeſop? Anmerk. des Franzöſiſchen Ueberſetzers. — Ueber Lokman vgl. Anmerk. 4. zu Bd. XII.

Inhalt des dreizehnten Bändchens.

Seite
546ſte Nacht: Geſchichte Attafs von Damask. . 3
547ſte Nacht. 9
548ſte Nacht. 18
549ſte Nacht. 24
550ſte Nacht: Geſchichte des Königs Soleiman und ſeines Sohnes. 25
551ſte Nacht. 31
Geſchichte der Vermählung des Chalyfen Almamun mit Buran. 37
552ſte Nacht. 43
553ſte Nacht: Geſchichte des Sultans Selim von Aegypten. 49

Seite
554ſte Nacht. 54
555ſte Nacht. 59
Geſchichte der Adileh. 64
556ſte Nacht. 67
Geſchichte des Kalenders mit der Schmarre. 73
557ſte Nacht. 76
558ſte Nacht. 82
Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte Selims. 86
559ſte Nacht. 89
560ſte Nacht. 96
561ſte Nacht. Geſchichte des weiſen Heykar. . 100
562ſte Nacht. 111
563ſte Nacht. 117
564ſte Nacht. 122
565ſte Nacht. 128
566ſte Nacht. 135
567ſte Nacht. 138
568ſte Nacht. 144

Zu Tauſend und Eine Nacht:

Seite
Der Arzt und der junge Speiſewirth zu Baghdad. 151
Naama und Naam. 180
Geſchichte des Abu Muhammed Alkeslan. . 223

Galland's Auflöſung der 1001 Nacht 263

Ueberſicht

der ſämmtlichen Erzählungen in dieſen dreizehn Bänden der Tauſend und Einen Nacht.

(Ein * bezeichnet die noch nicht bei Galland befindlichen Erzählungen.)

Erſter Band.

Seite
Vorwort der Deutſchen Herausgeber. . . . iii
Vorrede des neuſten Franzöſiſchen Herausgebers, Gauttier. ix
Galland's Vorrede. xxxv
Aus Galland's Zueignung an die Marquiſe d'O. xxxviii

1. Geſchichte Schachſenans und Schachriars. S. 1
Aehnlich iſt die bekannte Geſchichte Gioconde's, welche ohne Zweifel aus dem Morgenlande nach Italien gekom-

men, von Arioſt gedichtet, von La Fontaine nachgeahmt, und von Etienne mit ſo viel Glück auf die Bühne der komiſchen Oper gebracht worden. (Vorgeſtellt v. 28. Febr. 1814.) — Daher auch auf die Deutſche Bühne übertragen, und beliebt.

II. Fabel vom Eſel, Ochſen und Bauern. . S. 27

Hat einige Aehnlichkeit mit La Fontaine's Fabel: Die Weiber und das Geheimnis.

III. Der Kaufmann und der Geiſt. . . . 43

(Erſte bis dritte Nacht.)

IV. Geſchichte des erſten Greiſes mit der Hinde. 57

(Nacht 4 — 5.)

Iſt zum Theil die Geſchichte der Sarah und Hagar: wie dergleichen Erinnerungen aus dem alten Teſtament in 1001 Nacht mehr vorkommen: — dem Koran nicht entgegen, wo bekanntlich ganze Erzählungen daraus entnommen ſind, z. B. von Joſeph. Vgl. zu Nr. IX.

V. Geſchichte des zweiten Greiſes mit den beiden ſchwarzen Hunden. 68

Vgl. Nr. XXIX. (Nacht 6 — 7.)

VI. Geſchichte des dritten Greiſes mit dem Maulthiere. 78

(Nacht 7.)

Seite

VII. Geſchichte des Fiſchers mit dem Geiſte. . 82

(Nacht 8 — 11. 22. 31.)

Hat einige Aehnlichkeit mit dem hinkenden Teufel von Leſage; — noch mehr mit der Geſchichte des Zauberers Virgilius, aus dem Altniederländiſchen Volksbuch überſetzt in v. d. Hagen's Erzählungen und Mährchen 1r Bd. (1824.) S. 161. Vgl. Bd. XII. Anm. 15.

VIII. Geſchichte des Griechiſchen Königs und des Arztes Duban. 98

(Nacht 12 — 13. 20 — 22.)

Auf ähnliche Weiſe heilt bei Voltaire Sadig den Ogul.

IX. * Die vierzig Weſyre. 108

(Nacht 14 — 19.)

Hat viel Aehnlichkeit mit der Geſchichte von Joſeph und Potiphars Weibe, — welche nicht nur im Koran, ſondern auch ſonſt mannigfaltig im Morgen- und Abendlande bearbeitet worden und noch Däniſches Volksbuch iſt. — Erinnert auch an Phädra.

(Vgl. über dieſe uralte und vielverbreitete Sammlung die Vorrede zu Bd. I, S. xxi — xxv. ebd. Anmerk. 2, 3 und den Vorb. zu Bd. XIII, S. xxxii.) Petis de la Croix's Arbeit ſteht im Cabinet des Fées T. 16, wo aber irrig **Galland** als Ueberſetzer angegeben iſt. Laut der Vorrede, iſt die von ihm überſetzte Türkiſche Bearbeitung von dem berühmten Scheich Sadé, Lehrer **Amuraths** II. zu deſſen Unterhaltung und Belehrung zugleich, verfaßt. Unter den von Petis überſetzten Stücken ſind noch mehrere bedeutende, welche eine Nachleſe verdienen. Die Geſchichte des Schneiders und ſeiner Frau Ghûlendam (entſprechend der Matrone von Epheſus) gibt Gauttier in einer anderen Darſtellung und Verbindung Nr. CXXV.)

X. * Geſchichte des Scheichs Schahabeddin. . 121
(Nacht 14.)

Erinnert zum Theil an Scarmentado's Reiſe in Einer Nacht durch die Welt, bei Voltaire. Findet ſich auch ſchon bei einem Altſpaniſchen Erzähler, El Conde Lucanor; aus dieſem hat der Abbé Blanchet ſeinen Dechanten von Badajoz entnommen, aus welchem **Andrieux** wieder eine Erzählung in Verſen gemacht hat. Iſt auch, unter dem Namen des Bramin, auf die Bühne des Gymnase dramatique gebracht.

Seite

XI. * Der Gärtner, ſein Sohn und ſein Eſel. 145
(Nacht 14.)

Die durch La Fontaine bekannte Fabel, welche früher ſchon der alte Fabliaux-Dichter Noël de la Hériſſaye, nachgeahmt hat.

XII. Der Ehemann und der Papagei. . . . 147
(Nacht 14.)

Bekanntlich auch von Boccaccio bearbeitet, im Decamerone.

XIII. * Sultan Mahmud und ſein Weſyr. . . 151
(Nacht 14.)

XIV. * Geſchichte des Brachmanen Padmanaba und des jungen Fykai. 154

Die von Gauttier bemerkte Aehnlichkeit mit der Erzählung von dem Arzt und dem jungen Speiſewirthe, bei Cauſſin und bei Chavis, (nach jenem bei uns Bd. XIII.) iſt nicht bedeutend.

XV. * Geſchichte des Sultans Akſchid. . . 173
(Nacht 14.)

XVI. * Geſchichte von dem Ehemann, dem Liebhaber und dem Räuber. 179
(Nacht 15.)

Hat Merville zu einer Erzählung in Verſen verarbeitet.

Seite

XVII. * Geſchichte des Prinzen von Karisme und der Prinzeſſinn von Georgien. 189

(Nacht 16 — 17.)

Mehrere Züge erinnern an Sindbads Reiſen, ſo wie beide an die Odyſſee; die hundsköpfigen Samſaren ſind die Griechiſchen Kynokephalen. Der Verfaſſer von Gulliver's Reiſen und der Aline konnten hier Stoff finden. — Noch mehr ſtimmt das Ganze (die Fahrt durch den Berg, das geſchnäbelte Volk ꝛc.) mit unſern alten Gedichten und Volksbuche vom Herzog Ernſt.

XVIII. * Der Schuſter und die Königstochter. 228

(Nacht 17.)

Steht auch in 1001 Tag (6ter Tag); und iſt auch in einer Türkiſchen Erzählung Abdul Sélam und Schelniſſa bearbeitet. — Wiederholt ſich zum Theil in Nr. XCII.

XIX. * Der Holzhauer und der Geiſt. 235

(Nacht 18.)

XX. * König Papagei. 241

(Nacht 18.)

Auch in 1001 Tag aufgenommen.

XXI. * Sultan Mahmud. 245

(Nacht 19.)

Seite

XXII. Der beſtrafte Weſyr. 252

(Nacht 19 — 20.)

XXIII. Geſchichte des jungen Königs der Schwarzen Inſeln. 287

(Nacht 22 — 31.)

Zweiter Band.

XXIV. Geſchichte der drei Kalender Königsſöhne und der fünf Frauen von Baghdad, mit dem Laſtträger und dem Chalyfen Harun Arreſchyd. 3

(Nacht 32 — 41. 66. 73.)

XXV. Geſchichte des erſten Kalenders und Königſohnes. 48

(Nacht 42 — 43.)

XXVI. Geſchichte des zweiten Kalenders und Königſohnes. 67

(Nacht 44 — 50. 52 — 56.)

La Fontaine's Fabel vom Kaufmann, Edelmann und Königſohn ſcheint hieraus entſprungen.

XXVII. Geſchichte des Neiders und des Beneideten. 93

(Nacht 50 — 52.)

Seite

Hat einige Aehnlichkeit mit dem Sadig von Voltaire. — Vgl. auch Nr. XCVI.

XXVIII. Geſchichte des dritten Kalenders und Königsſohnes. 127

(Nacht 57 — 66.)

— Der Magnetberg findet ſich in vielen Sagen wieder, bei uns im Herzog Ernſt und Gudrun. — Das Verbot des einen Zimmers iſt, wie im Blaubart. — Das Ganze wiederholt ſich in 1001 Tag.

XXIX. Geſchichte der Sobeide. 181

(Nacht 67 — 70.)

— Ein Gegenſtück dazu ſcheint Nr. CIX. Vgl. Nr. V.

XXX. Geſchichte der Amine. 205

(Nacht 71 — 72.)

Wiederholt, nur der eiferſüchtige Mann mit einer eiferſüchtigen Frau vertauſcht, in Nr. LXXXII. (wonach der Vorb. zu Bd. XI, S. XXVI noch zu verſtändigen), ſo wie in der Chavis-Cazotte'ſchen und Cauſſin's Fortſetzung der 1001 Nacht (vgl. Vorb. zu Bd. XIII, S. XLI. Das Gegenſtück dazu iſt Nr. CI, oder vollſtändiger Nr. XLVI, wo die eiferſüchtige Frau auch Giafars Schweſter iſt, wie in jener Erzählung bei Cauſſin und

Seite
Chavis-Cazotte Giafars (bei uns in Nr. LXXXII, nach Scott, eines Sultans) Tochter.
XXXI. Geſchichte Sindbads des Seefahrers. . 227
(Nacht 73 — 94.)
Erſte Reiſe, nach Sumatra. 233
(Nacht 74 — 76.)
Zweite Reiſe, nach Ceylan. 246
(Nacht 76 — 78.)
Dritte Reiſe, nach Selahath. 258
(Nacht 78 — 82.)
Vierte Reiſe, nach den Sundiſchen Inſeln. 275
(Nacht 82 — 86.)

Dritter Band.

Fünfte Reiſe, nach den Sundiſchen Inſeln. 4
(Nacht 86 — 89.)
Sechste Reiſe, nach Ceylan. 15
(Nacht 89 — 92.)
Siebente Reiſe, nach Ceylan. 32
(Nacht 92 — 94.)
Eins der bedeutendſten Reiſebücher, deren älteſtes und vollkommenſtes Vorbild die Odyſſee iſt, und welches Lucian, Swift, Cyrano de Bergerac, u. a.

(z. B. Montevilla, und parodiſch Rollenhagen und Münchhauſen) mit vielen wunderbaren Abenteuern vermehrt haben. Sindbad rettet ſich, wie Odyſſeus, von den Menſchenfreſſern (vgl. XVII.) und Rieſen, und kömmt an den Hof eines neuen Alcinous; wird mit ſeiner geſtorbenen Frau lebendig begraben (vgl. XVII.), und rettet ſich durch Nachfolgung eines Thieres, wie Ariſtomenes; fährt auf einem unterirdiſchen Strome, wie Candide (und Herzog Ernſt; vgl. XVII), in ein wahres Eldorado; gewinnt, wie Sadig, das Zutrauen ſeines Herrn. — Mehrere andere gemeinſame Züge ſind in den Anmerkungen nachgewieſen. In 1001 Tag kommen auch einige ähnliche Meerfahrten vor. — Ein aus dem Sindbad entnommenes Stück die Witwe von Malabar, von dem angeblichen St. Amand, iſt auf dem Gymnase dramatique, im J. 1822 aufgeführt.

Ueber die urſprüngliche Selbſtändigkeit und Verbindung dieſes Reiſebuchs mit 1001 Nacht, vgl. die Vorr. Bd. I, S. xxx. xxxix. Bd. XI, S. iii. iv. vii. Bd. XII, S. xiv. Bd. XIII, S. viii. Außer der a. e. O. angeführten Ausgabe von Langlès, mit Anmerkungen (welche wir benutzt haben), gibt es einen zu London

Seite

gedruckten ausführlichen Kommentar über dieß Buch von Hole, on Arabian nights.

XXXII. Die drei Aepfel: Geſchichte einer von ihrem Manne zerſtückten Frau 46
(Nacht 94—97).

Hat Stoff gegeben zu einem Roman der Frau von Genlis, und zu einem Trauerſpiele von La Harpe.

XXXIII. Geſchichte des Nureddin-Ali und Bedreddin-Haſſan 66
(Nacht 97—126).

Der Streit über die noch ungeborenen Kinder iſt zu einer der pikanteſten Anekdoten der Galerie morale et politique von Herrn von Segûr benutzt.

XXXIV. Geſchichte des kleinen Buckligen. . 169
(Nacht 127—132. 188).

XXXV. Erzählung des Chriſtlichen Kaufmanns. 185
(Nacht 132—144).

XXXVI. Erzählung des Lieferanten des Sultans von Kaſchgar 217
(Nacht 144—153).

XXXVII. Erzählung des Indiſchen Arztes . . 247
(Nacht 154—161).

Seite

XXXVIII. Erzählung des Schneiders 275
(Nacht 161—170. 187. 188).

Der geſchwätzige und zur Unzeit dienſtfertige Barbier darin hat den komiſchen Dichtern mehrere Züge geboten, vergl. Les Conjectures von Picard, u. ſ. w.

Vierter Band.

XXXIX. Geſchichte des Barbiers 3
(Nacht 170—171. 186. 188).

XL. Geſchichte des erſten Bruders des Barbiers 8
(Nacht 171—174).

Vgl. Nr. CIV.

XLI. Geſchichte des zweiten Bruders des Barbiers 19
(Nacht 174—175).

XLII. Geſchichte des dritten Bruders des Barbiers 32
(Nacht 176—178).

XLIII. Geſchichte des vierten Bruders des Barbiers 42
(Nacht 178—179).

Seite

XLIV. Geſchichte des fünften Bruders des Barbiers 57

(Nacht 180—184).

Ganz die bekannte Geſchichte von dem Milchtopfe.

XLV. Geſchichte des ſechsten Bruders des Barbiers 73

(Nacht 184—186).

XLVI. * Geſchichte von Aly-Schah, oder dem falſchen Chalyfen 95

(Nacht 189—193).

Iſt von Langlès aus ſeinen Handſchriften überſetzt. — Wiederholt ſich in Nr. CI. Ueber Cauſſin's Ueberſetzung derſelben Geſchichte aus ſeiner Handſchrift und ihre Stelle in den Aegyptiſchen Handſchriften der 1001 Nacht, vgl. Vorb. zu Bd. XIII. S. xxix. . .

XLVII. * Frauenliſt 153

(Nacht 193—194).

Ebenfalls von Langlès überſetzt, und entſpricht völlig Nr. LXXXIII. Vgl. Vorb. zu Bd. XI. S. xxvi. . Steht auch in 1001 Tag, und iſt der Stoff einer Oper le Cadi dupé von Lemonnier, welche im Jahr 1761 vorgeſtellt worden. Voltaire hat hieraus auch

Seite

im Sadig die Beſchreibung entnommen, welche die Indiſche Witwe von ihren Reizen macht.

XLVIII. Geſchichte des Abulhaſſan Aly Ebn Bekar, und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreſchyd 162
(Nacht 195—220).

Ein kleiner Roman, der ſich durch ſeine lebendige Schilderung einer zärtlichen, unſchuldigen und innigen Liebe auszeichnet, und um ſo anziehender iſt, als ihm ein morgenländiſcher Harem zum Schauplatz dient. Zum Grabe der beiden Geliebten wallfahrtet man, wie noch der Reiſende bei Lyon die Gräber von Petrarca Laura beſucht. Vgl. Rouſſeau's Bekenntniſſe und Sterne's empfindſame Reiſe.

Fünfter Band.

XLIX. Liebesgeſchichte des Kamaralſaman, Prinzen der Inſel Chaledan, und der Badur, Prinzeſſin von China 3
(Nacht 221—238).

Die Täuſchung von Kamaralſamans Vater, durch die blutigen Kleider, erinnert daran, wie Jakob durch Joſephs Kleid getäuſcht wird. Mehrere andere Züge, beſonders die Trennung der beiden Liebenden, ſtimmen mit dem Volksbuche von Peter von Provence und der ſchönen Magelone, dem Liede vom Grafen von Savoien u. ſ. w., vergl. Anmerk. 20a). Das Ganze iſt auch in dem Türkiſchen Roman: Abenteuer des Abdul-Selam und der Prinzeſſinn Schelniſſa.

L. Geſchichte der Prinzen Amgiad und Aſſad, Kamaralſaman's Söhne 145

(Nacht 238—250).

Ihre Rettung von der Hinrichtung und die täuſchenden Zeichen derſelben finden ſich in verſchiedenen Sagen wieder: Genoveva, Siegfrieds Mutter, Brangäne (im Triſtan) u. ſ. w. Vergl. zu Nr. LXXIV.

LI. Geſchichte Nureddins und der ſchönen Perſerinn 219

(Nacht 250—261).

Wie der verarmte Verſchwender von allen ſeinen Freunden verlaſſen wird, iſt die Geſchichte des verlorenen Sohns, Timons des Menſchenfeindes, und eine häufig in Romanen, z. B. in dissipateur (bei uns in Muſäus Volksmährchen, und darnach in dem Schauſpiel der Rothmantel) wiederholte Schilderung,

Seite

weil ſie in der Natur gegründet, und in allen Ländern und Zeiten wahr iſt. Der ganze erſte Theil der Erzählung, bis zur Flucht nach Baghdad, hat den Stoff zur Oper **Gülnare** hergegeben: der zweite Theil eignet ſich nicht minder dazu.

Sechſter Band.

Fortſetzung und Beſchluß der Geſchichte Nureddins und der ſchönen Perſerinn . . . 3

LII. Geſchichte des Prinzen Beder von Perſien und der Prinzeſſinn Dſchohare von Samandal 62

(Nacht 261—280).

Die Beſchreibung von den Ländern unter dem Meere erinnert an die eingebildeten Reiſen bei **Lucian** und an die Erzählung von **Ariſteas** Beſuch ſeiner Mutter in ihrem Palaſte unter dem Meere. Die Thierverwandlung und deren Vermittlung iſt ganz die Geſchichte von **Kirke** und **Odyſſeus**.

LIII. Geſchichte des Prinzen Seyn Alasnam und des Geiſterkönigs 128

(Nacht 281—285).

Der Zauberſpiegel zur Keuſchheitsprobe, iſt der

Seite

Zauberbecher bei Arioſt (und in den Romanen der Tafelrunde ebendaſelbſt der Zaubermantel, für die Frauen, wie jener für die Männer: erneuet, in den Neuen Volksmährchen der Deutſchen von Frau Naubert. Der Zauberſpiegel, in Muſäus erſtem Mährchen, Richilde, dient zur Schönheitsprobe). — Dieſe Erzählung hat auch den Stoff geliefert zu einer auf dem Jahrmarkt von St. Germain vorgeſtellten Herlekinade, und zu der Oper das Bild, von Hoffmann.

Ueber die ungewiſſe Herkunft dieſer und der folgenden Geſchichte vgl. den Vorb. zu Bd. VI und zu Bd. XIII, S. xv.

LIV. Geſchichte Chodadads, ſeiner Brüder und der Prinzeſſinn von Deryabar 217

(Nacht 286—291).

Wiederholt ſich zum Theil in Nr XCIV. vgl. auch Nr. CVIII.

Siebenter Band.

LV. Der erwachte Schläfer 3

(Nacht 292—315).

Der in den Chalyfen verwandelte Abu-Haſſan benimmt ſich und ſpricht weiſe Urtheile, wie Sancho, als Statthalter der Inſel Barataria. Der ganze vordere

Theil dieſer Erzählung iſt am Hofe Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, im 15ten Jahrhundert, wo auch zur Erheiterung des verbannten Ludwigs XI. die Cent Nouvelles nouvelles verfaßt worden, wirklich wiederholt, und ein Betrunkener in ſeinem herzoglichen Palaſt zu Brügge, auf ſeinen Befehl, ganz wie er ſelbſt behandelt worden: vermuthlich aus Ueberlieferung durch die Geſandtſchaften der morgenländiſchen Fürſten an ihn, welche ihm den Titel eines Großherzogs des Abendlandes zugedacht hatten. Dieſen Zug aus dem Leben des Herzogs von Burgund hat der P. du Cerceau zu einem Luſtſpiel in Verſen verarbeitet, unter dem Titel: Les incommodités de la grandeur. Auch ſonſt iſt dieſe alte Erzählung mannigfaltig auf die Bühne gebracht: eine Oper, der erwachte Schläfer, wurde im Jahr 1765 auf dem Hoftheater vorgeſtellt. Ricco, Le Diable à quatre, u. ſ. w. ſind eben darnach gebildet. Auch mochte der Verfaſſer der Voitures versées, wo ein Haushofmeiſter das Haus ſeines Herren den Reiſenden für einen Gaſthof ausgibt, hier ſein Vorbild finden. —

(Das Vorbild zu dieſer letzten Geſchichte iſt viel näher in Nr. LI zu finden. Gewiſs iſt aber, daß die Einfaſſung von Shakſpeare's gebändigtem Haus-

Seite

teufel ganz übereinſtimmend iſt, ſo wie ein Luſtſpiel **Holbergs**, und das gebändigte Weib im **luſtigen Schuſter**). —

An den zweiten Theil der Erzählung, wie Abu-Haſſan und ſeine Frau am Hofe des Chalyfen ſich todt ſtellen, hat etwa **Andrieux** bei ſeiner Erzählung Les Etourdies gedacht. — Haben auch andere Hofnarren wiederholt. Vgl. zu Nr. CXIX.

Ueber den noch nicht aufgeklärten Urſprung dieſes und der folgenden Mährchen, bis Nr. LXV, vgl. den Vorb. zu Bd. XIII. Nr. LXIV. findet ſich auch in den Aegyptiſchen Handſchriften der 1001 Nacht, bei Hammer Nacht 356—371, wonach es bei Galland aus **Heinſius** iſt.

LVI. **Geſchichte von Aladdin, oder die Wunderlampe** 159

(Nacht 316—348).

Das berühmteſte Mährchen der 1001 Nacht, worin die Feerei und das Wunderbare im höchſten Glanze erſcheinen, daher auch die Zauberoper ſich ſo häufig daſſelbe angeeignet hat. **Etienne** hat es für das große Theater bearbeitet; **Théaulon**, in La Clochette, für das Theater Feydeau; **Scribe** und **Melesville**, in La Petite-Lampe, für das Gymnase dramatique; endlich

Merle, Carmouche und **Saintine** für das Panorama dramatique. —

Eine oder die andere dieſer Bearbeitungen iſt auch wohl auf die Deutſche Bühne übergegangen. Bekannter iſt dieß Mährchen der Leſewelt durch **Oehlenſchlägers** Drama Aladdin. — Dem Schluſſe, wie die Prinzeſſinn von China den verliebten Schwarzkünſtler vergiftet, iſt ein Auftritt in **Voltaire's** Prinzeſſinn von Babilon ähnlich. —

Eine dürftige theilweiſe Wiederholung dieſes Mährchens findet ſich in der White-Scottiſchen Handſchrift der 1001 Nacht, in welcher letzten es ſonſt noch nicht wiedergefunden iſt. Vgl. den Vorb. zu Bd. XI. S. XXVII.

Achter Band.

Fortſetzung und Beſchluß Aladdins oder der Wunderlampe 3
LVII. Geſchichte Ghanem's, Abu-Aibu's Sohnes 104

(Nacht 349—354).

Wiederholt ſich zum Theil in Nr. XVIII. mehr in Nr. XCII.

Seite

LVIII. Abenteuer des Chalyfen Harun Arreſchyd. 196

(Nacht 355. 373.)

LIX. Geſchichte des blinden Baba-Abdallah. 205

(Nacht 356—359.)

LX. Geſchichte des Sidi Numan. . . . 229

(Nacht 360—364.)

LXI. Geſchichte des Chodſchah Haſſan Alhabbal 237

(Nacht 365—373.)

Vgl. zu Nr. LXX.

Neunter Band.

LXII. Geſchichte des Aly Baba und der vierzig Räuber. 3

(Nacht 374—386.)

Iſt von Guilbert Pixérécourt zu einem Melodram verarbeitet, welches im Jahr 1823 vorgeſtellt worden. Eine ähnliche Liſt, wie die gleiche Bezeichnung mehrerer Häuſer, um das ausgezeichnete unkenntlich zu machen, findet ſich in der Erzählung vom Maulthiertreiber (Muletier), aus welcher ein Singſpiel gemacht iſt, und auch in dem Vaudeville und in dem Ballett: die Pagen des Herzogs von Vendôme.

— Ein ähnliches Deutſches Mährchen ſ. in Grimms Sammlung Nr. 142.

LXIII. Geſchichte von Aly Chodſchah, Kaufmann zu Baghdad. 77

(Nacht 386—390.)

Scharfſinniges Urtheil eines Knaben, wie Daniels (und Karls des Großen, in der Sage von ſeiner Jugendgeſchichte.)

LXIV. Geſchichte des Zauberpferdes. 105

(Nacht 391—303.)

Das hölzerne Zauberpferd wird durch einen Zapfen gelenkt, wie Don Quixote's Zapfenhölzern, (und deſſen Vorbild, das hölzerne Pferd Peters von Provence (vergl. XLIX.), deſſen Zapfen ſogar im Königlichen Zeughauſe aufbewahrt wurde. ſ. Don Quixote, Buch 6, Kap. 8. Ein ähnliches Zauberpferd kömmt auch in dem alten Roman von Valentin und Urſon vor. Vgl. auch das eherne Zauberpferd des Zauberers Virgilius, in dem zu Nr. VI angeführten Volksbuche von ihm.) Vgl. zu LV.

LXV. Geſchichte des Prinzen Ahmed und der Fee Pariban. 17

(Nacht 403—425.)

— Die Ausſendung der drei Brüder nach dem wunderbarſten Kleinod, um den Preis (hier eine Braut), wiederholt ſich in vielen Volksmährchen: ein Deutſches dieſer Art vgl. in v. d. Hagens Sammlung, Bd. I, (1824), S. 258. Das ein Kriegsheer umfaſſende Zelt, welches man in der Hand halten kann, entſpricht dort dem Stück Leinwand in einer Nuß. Der durch die Luft verſetzende Teppich iſt unſer Fauſtsmantel, Fortunatus Wünſchhut, — zugleich, als unſichtbar machend, verwandt mit Siegfrieds Tarnhaut oder Nebelkappe u. ſ. w., und kömmt auch, als eine Art Luftball, in Nr. LXXVIII vor. — Der verlorene Pfeil bei dem Pfeilſchuß um die Braut, welcher zu einer Fee leitet, iſt von Walter Scott im Kloſter nachgeahmt.

Zehnter Band.

LXVI. Die auf ihre jüngſte Schweſter neidiſchen beiden Schweſtern. 3

(Nacht 426—436.)

Iſt vorn herein ganz Aſchenbrödel. Nähere Verwandtſchaft beſteht mit zwei andern Deutſchen Mährchen, in der Grimm'ſchen Sammlung Nr. 96. 97. Das belebende Waſſer iſt auch in Nr. LXVIII. Furchtbare unſichtbare Stimmen wollen die ritterliche Tochter abſchrecken, wie in Taſſo's Zauberwald; ſie verſtopft ſich aber die Ohren, wie Odyſſeus. Die Entzauberung der auch nach einem Zaubervogel ausgezogenen Brüder wiederholt ſich in Nr. XCIV.

Hiemit enden die von Galland überſetzten und unter ſeinem Namen gedruckten Erzählungen.

LXVII. * Geſchichte des jungen Prinzen und des grünen Vogels. 98
(Nacht 436—438.)

Der Drachenkampf zur Befreiung der Königstochter iſt, wie in ſo vielen Sagen, von Perſeus, dem H. Georg, Siegfried, Ragnar Lodbrok, Triſtan u. ſ. w., und wiederholt ſich auch hier, in Nr. XCV.

Dieſe und die folgende Erzählung iſt aus Gautier's Handſchriften überſetzt und verglichen mit den entſprechenden Erzählungen bei Scott. Vgl. Vorb. zu Bd. XI, S. xxvi.

LXVIII. * Geſchichte des Prinzen Mahmud. . 113
(Nacht 438—439.)

Seite

Vgl. die Angabe bei der vorigen Erzählung. — Das Waſſer des Lebens, ſ. auch in Nr. LXVI.

LXIX. * Geſchichte der zehn Weſyre. . . . 122
(Nacht 439—441. 452.)

Ueber die Geſchichte und Litteratur dieſer alten Sammlung vgl. die Vorb. zu Bd. X, und zu Bd. XIII. Gauttier liefert ſie aus dem Perſiſchen Bachtiar Nameh.

LXX. * Geſchichte des vom Unglück verfolgten halsſtarrigen Kaufmanns von Balſora. . 145
(Nacht 441—442.)

Erinnert an die bekannte Erzählung von den unglücklichen Pantoffeln, und auch zum Theil an Nr. LXI und CIII.

LXXI. * Geſchichte Beheſad's, des Ungeduldigen. 156
(Nacht 442—443.)

LXXII. * Geſchichte Abu Szabers, des Geduldigen. 166
(Nacht 443—444.)

LXXIII. * Geſchichte des Prinzen von Sangebar. 180
(Nacht 444—445.)

Das Augurium durch den Wurf nach einem Vogel er-

Seite

innert an Rouſſeau's Steinwürfe nach einem Baume, ob ſeine Seele gerettet wäre (und an Göthe's Wurf ſeines Taſchenmeſſers ins Waſſer, in deſſen Wahrheit und Dichtung.)

LXXIV. • Geſchichte des Königs Dabdyn, ſeiner Gattinn und ſeiner beiden Weſyre. . 192

(Nacht 445—448.)

— Die von dem verliebten und zurückgewieſenen Weſyr fälſchlich des Ehebruchs angeklagte, und raſch verurtheilte Königinn (bei Cauſſin heißt ſie Arua) iſt ganz Genoveva, die Gemahlinn des Trieriſchen Grafen Siegfried, und die Mutter des Hörnen-Siegfried in der Nordiſch-Deutſchen Willina-Sage, und wiederholt ſich hier in Nr. LXXXVIII. — Ihre Verſtoßung in die Wüſte, und die dort auf ihr Gebet entſpringende Quelle verbindet ſie zunächſt mit Hagar, (dann auch wieder mit Genovera). — Die Rettung von der Hinrichtung hat die folgende Erzählung, und Nr. L. auch die täuſchenden Zeichen derſelben.

LXXV. • Geſchichte des Königs und der Königinn von Abyſſinien. 216

(Nacht 448—451.)

Den vorgeblichen Talisman haben mehrere Franzöſiſche

Romanciers entlehnt. Farekſad wird von dem Beamten, der ihn hinrichten ſoll, gerettet, wie Nemours von Coucy. — Vgl. zu Nr. LXXIV.

LXXVI. * Geſchichte des Juweliers und ſeiner beiden Söhne. 239
(Nacht 451—452.)

LXXVII. * Geſchichte Abutemam's, des Beſonnenen. 257
(Nacht 452.)

LXXVIII. * Geſchichte Aſem's und der Geiſterfürſtinn. 269
(Nacht 452—457.)

— Die mannigfaltigen Beziehungen dieſes Mährchens (mit welchem noch Nr. LXV zu vergleichen) ſind in dem Vorb. zu Bd. X. nachgewieſen, und dieſer im Vorb. zu Bd. XI, S. XXV berichtigt.

Dieſe und die ſämmtlichen Erzählungen des folgenden Bandes ſind aus Jonathan Scott's Ergänzung der 1001 Nacht, über welche in dem Vorb. zu Bd. XI ausführlich verhandelt iſt.

Seite

Eilfter Band.

LXXIX. * Geſchichte des Sultans von Jemen und ſeiner drei Söhne. 3
(Nacht 458.)

Iſt nachgeahmt von Voltaire, wie Sadig ein Pferd und einen Hund beſchreibt, ohne ſie geſehen zu haben.

LXXX. * Geſchichte der drei Gauner und des Sultans. 10
(Nacht 459. 460.)

LXXXI. * Geſchichte Mahmud's, Sultans von Kahiro. 24
(Nacht 460. 461.)

Entſpricht zum Theil der Geſchichte des Abu Muhammed Alkeslan, B. XIII.

LXXXII. * Geſchichte des erſten Narren. . 36
(Nacht 462.)

Vergl. zu Nr. XXX.

LXXXIII. * Geſchichte des zweiten Narren . 51
(Nacht 463—464.)

Vergl. zu Nr. XLVII.

Seite

LXXXIV. * Geſchichte des zurückgezogenen Weiſen und ſeines Schülers 58
(Nacht 464—465.)

LXXXV. * Nachtabenteuer des Sultans. . . 75
(Nacht 460. 469.)

LXXXVI. * Geſchichte des lendenlahmen Schulmeiſters. 79
(Nacht 467.)

LXXXVII. * Geſchichte des ſchiefmäuligen Schulmeiſters. 82
(Nacht 468.)

LXXXVIII. * Geſchichte der Sultaninn und ihrer drei Töchter. 93
(Nacht 470—474.)
— Die Geſchichte der Mutter iſt Wiederholung von Nr. LXXIV.

LXVXIX. * Geſchichte des geizigen Kadi's, der ein Kind gebar. 122
(Nacht 475—478.)
— Eine ähnliche Geſchichte findet ſich in Boccaccio's Decamerone.

Seite

XC. * Geſchichte des Sultans mit den beiden Opiumeſſern. 137

(Nacht 478—480.)

XCI. * Geſchichte eines Opiumeſſers und ſeiner Frau. 144

(Nacht 479.)

— Ueber den Zuſammenhang dieſer Erzählung mit der von dem Blödſinnigen, in der Chavis-Cazotte'ſchen Fortſetzung, vergl. Vorb. zu Bd. XIII.

XCII. * Abenteuer des erſten Opiumeſſers, oder Fiſchers 148

(Nacht 481—482.)

— Die Entführung durch das alte ſcheinheilige Weib hat Aehnlichkeit mit der in Naama und Naam, Bd. XIII. Das Folgende iſt Wiederholung von Nr. LVII. — Das Urtheil, welches der Weſyr gewordene Fiſcher ſpricht, iſt das bekannte Salomon's.

CXIII. * Der Sultan und der Reiſende Mahmud Alhyemen 164

(Nacht 482.)

XCIV. * Geſchichte der drei Prinzen und des Zaubervogels 166

(Nacht 482)

Theilweiſe Wiederholung von Nr. LIV. und LVI.

XCV. * Geſchichte des Sultans von Jemen und ſeiner drei Söhne 175

(Nacht 483—486.)

Die Befreiung der Prinzeſſinn von dem Drachen, wie in Nr. LXVII.

XCVI. * Geſchichte des Abu-Nyut und des Abu Nyutyn 193

(Nacht 487.)

Vergl. Nr. XXII.

XCVII. * Abenteuer eines Hofmanns. . . . 206

(Nacht 488.)

Erſcheint als eine echtarabiſche Dichtung, obwohl ſie ganz an jene von Pyramus und Thisbe erinnert.

XCVIII. * Geſchichte des Prinzen von Sind und der Fatime 216

(Nacht 489.)

Die ſchwierigen Aufgaben erinnern an jene, welche Venus der Pſyche auflegt.

XCIX. * Geſchichte der Syriſchen Geliebten . 224

(Nacht 490.)

Die Heldinn hat ähnliche Abenteuer, wie die Tochter des Königs von Garbo in Boccaccio's Decamerone.

C. * Geſchichte des Ins-al-Wudſchud und der Wird-al-Ikmam. 247

(Nacht 491.)

Findet ſich auch, weitläuftiger und überladener, in Hammers Ergänzung der 1001 Nacht, aus der Aegyptiſchen Handſchrift, Nacht 370—380.

CI. * Harun Arreſchyd's Abenteuer . . . 253

(Nacht 492.)

Iſt ganz Nr. XLVI, nur kürzer, und noch kürzer als in Cauſſin's Ueberſetzung, obgleich beide aus Aegyptiſchen Handſchriften herrühren.

CII. Geſchichte der Alifa, Tochter des Myrdſchyban, Sultans von Hind, und des Juſſuf, Sohn des Sultans Sohul von Sind. 259

(Nacht 493 — 494.)

CIII. Geſchichte des guten ungerechterweiſe eingekerkerten Weſyrs 273

(Nacht 495.)

Erinnert an Kröſus und den Ring des Polykrates.

CIV. Geſchichte einer Dame von Kahiro und ihrer vier Galane. 279

(Nacht 496.)

Aehnliche Züge finden ſich in mehreren alten Schwän-

Seite

ken (Fabliaux), und beſonders (daraus) in den Erzählungen von La Fontaine. — Der eine Schwank hat Aehnlichkeit mit Nr. XI.

CV. * Abenteuer eines Kadi's und ſeiner Frau. 287
(Nacht 497.)

Der Schluß iſt, wie in der Femme juge et partie. — Andere Züge erinnern an die Altdeutſche Erzählung vom guten und böſen Dietrich (im Kaiſerbuch, und alten Sammlungen), und an den Altfränzöſiſchen Roman von der ſchönen Euryanthe, der mit einer Novelle Boccaccio's und einem Schauſpiele Shakſpeare's verwandt iſt.

CVI. * Geſchichte des Sultans 300
(Nacht 498.)

Zwölfter Band.

Ueber die Quellen und Bearbeitungen der ſämmtlich neuen oder doch neu überſetzten Erzählungen dieſes und des folgenden Bandes, nach Gauttier, (bis auf die drei letzten), vergl. den Vorb. zu Bd. XIII.

CVII. * Geſchichte der Prinzeſſinn Ameny. . 3
(Nacht 498 — 507. 509 — 512.)

Hat im Eingange Aehnlichkeit mit Nr. LIV.

Seite

CVIII. * Geſchichte der Prinzeſſinn von der Tatarei. 25

(Nacht 503 — 507. 509 — 512.)

Ihre Rettung gleicht jener der Sarrazeniſchen Prinzeſſinn in Nr. LIV.

CIX. * Geſchichte der Frau des Greiſes und ihrer Schweſter . . . .

(Nacht 507 — 509.)

Die Verwandlung iſt, wie in Nr. IV.

CX. * Geſchichte des Prinzen Habib und der Prinzeſſinn Dorrat-al-Gawas. 82

(Nacht 512 — 517.)

Erſcheint ganz als eine urſprünglich Arabiſche Stammſage. Der Kampf mit dem Ungeheuer im Meere erinnert an den Kampf des auch auf ähnliche Weiſe ausgerüſteten Tſchonatulander (im Titurel) mit dem Salamander.

CXI. * Geſchichte des Königs der Inſeln Bellur. 91

(Nacht 513.)

CXII. * Geſchichte des Aly Dſchohary . . . 116

(Nacht 517 — 523.)

Das heilende Vogelkraut vertritt hier das Waſſer des Lebens in Nr. LXVIII. und LXVI., wo auch der Zau der-Vogel, wie in XCIV. Der ſo häufig in den Morgenländiſchen Sagen vortretende böſe Zauber des Vogels wird in Nr. CXIV dadurch begründet, daß der Vogel Taus aus dem Paradieſe vertrieben worden, weil er ſich in die Schlange verwandelt, welche die erſten Menſchen verführt hat. — Die menſchenbratenden Rieſen kommen auch in unſerm Heldenbuch, im Wolf-Dietrich, vor.

CXIII. * Geſchichte des Chalyfen von Baghdad, oder Albondukani. 145

(Nacht 528 — 530)

Bekannt genug durch die komiſche Oper Le Khalyfe de Baghdad; — auch bei uns durch Steigenteſch. Die talismaniſche Wirkung des Namens Albondukani, iſt wie bei dem Tarar!

CXIV. * Geſchichte der beiden Prinzen von Koſchinſchina und ihrer Schweſter. 186

(Nacht 531 — 535.)

Der Verfaſſer des Romans Melmoth mag Einiges aus dieſem Mährchen entlehnt haben. — Das Ganze hat Aehnlichkeit mit unſerm Mährchen von den drei Schweſtern und ihrem ſie aufſuchenden und die Bezauberung ihrer Männer löſenden Bruder, welches in

Seite

Muſäus Darſtellung wieder Volksbuch geworden, und nun auch als Singſpiel, Adler, Fiſch und Bär, bekannt iſt. Aehnliche Altdäniſche und Schottiſche Lieder und Mährchen ſ. in den Kämpe-Viſer 1, 218, und bei Jamieſon, Northern antiquities (1824) p. 397, und popular ballads 1, 217. Das entſprechende Neapelſche Mährchen ſteht in v. d. Hagen's Erzählungen und Mährchen Bd. I. (1824), S. 215, verdeutſcht.

CXV. * Geſchichte der beiden Ehemänner Einer Frau 219

(Nacht 535 — 540.)

CXVI. Geſchichte Abdallah's 227

(Nacht 537 — 538.)

CXVII. * Geſchichte der Favoritinn 238

(Nacht 539)

Iſt der Stoff des Luſtſpiels La Gageure imprevue.

CXVIII. * Geſchichte Juſſufs und des Indiſchen Kaufmanns 244

(Nacht 540 — 542.)

Juſuf reiſet, wie Sadig, mit einem Indiſchen Kaufmann.

Seite

CXIX. * Geſchichte des Prinzen Benaſir . . . 269

(Nacht 542 — 545.)

Laut Gauttier's Anmerkung, aus der Geſchichte Saad's des Gärbers gezogen, deren Aehnliches mit Nr LV. weggelaſſen iſt. — Die Uebereinſtimmung mit dem Mährchen vom Schwarzkünſtler Mograby iſt im Vorb. zu Bd. XIII, S. XLV erörtert.

Dreizehnter Band.

CXX. * Geſchichte Attafs von Damask. . . . 3

(Nacht 546 — 549.)

Ebenfalls in der Chavis-Cazotte'ſchen und in Cauſſin's Ergänzungen der 1001 Nacht. Vergl. Vorb. zu Bd. XIII, S. XLIV.

CXXI. * Geſchichte des Königs Soleiman und ſeines Sohnes. 28

(Nacht 550 — 551.)

Daß dieſe Geſchichte eigentlich zu denen der zehn Weſyre (Nr. LXIX) gehört, iſt im Vorb. zu Bd. X, S. III, bemerkt.

CXXII. * Geſchichte der Vermählung des Chalyfen Almamun mit Buran. 37

(Nacht 551 — 552.)

Iſt von **Langlès** aus ſeinen Handſchriften überſetzt, und im Vorb. zu Bd. XII, S. XXXI, auch in den Aegyptiſchen Handſchriften der 1001 Nacht, ſo wie in dem **Mährchen vom Korbe**, welches aus **Caylus** Uebertragung mehrmals verdeutſcht iſt, nachgewieſen. Hammer bemerkt zu ſeiner Ergänzung I, 23, daß Mamun wirklich die Tochter ſeines Weſyrs Haſſan geheiratet hat, und verweiſet auf die umſtändliche Beſchreibung dieſer Hochzeit in dem vortrefflichen Werke des **Ibn Chaledun**, worin auch die (in unſerer, aber nicht in der Aegyptiſchen Darſtellung vorkommende) freigebige Verloſung erzählt wird.

CXXIII. * **Geſchichte des Sultans Selim von Aegypten.** 49

(Nacht 553—555—560.)

Selim heiratet, als Hülla, die verſtoßene Frau und behält ſie, wie **Güliſtan**. Vgl. eine ähnliche Geſchichte in 1001 Tag.

CXXIV. * **Geſchichte der Schuſtersfrau und der abgeſchnittenen Naſe.** 57

(Nacht 554—555.)

Iſt ganz die bekannte Geſchichte aus dem **Bidpai.**

Seite

CXXV. * Geſchichte der Adileh. 64

(Nacht 555—556.)

Die, als Matrone von Ephesus, noch bekanntere Geſchichte (vgl. Vorr. zu Bd. I, S. xxv); auch in Sadig's Frau nachgeahmt.

CXXVI. * Geſchichte des Kalenders mit der Schmarre. 73

(Nacht 556—558.)

CXXVII. * Geſchichte des weiſen Heykar. . . 100

(Nacht 561—568.)

Die Uebereinſtimmung mehrerer Züge in Aesops Leben, nach Planudes, iſt ſchon in den Anmerkungen berührt. Auch Voltaire hat wahrſcheinlich dieſe ſehr alte Erzählung gekannt, und Sadig, unter deſſen Namen er alles, was ihm von Arabiſchen Ueberlieferungen bekannt geworden, vereinigt zu haben ſcheint, erräth beinahe ähnliche Räthſel, wie Heykar.

Von Agub aus zwei Arabiſchen Handſchriften, überſetzt und ergänzt, nachdem dieſelbe Erzählung ſchon in der Chavis-Cazotte'ſchen und in Cauſſin's Fortſetzung der 1001 Nacht mitgetheilt iſt. Vgl. Vorb. zu Bd. XIII, S. xli.

Seite

Zu Tauſend und Eine Nacht.

CXXVIII. * **Der Arzt und der junge Speiſewirth zu Baghdad.** Aus Cauſſin's Fortſetzung der 1001 Nacht, nach der von Chavis und Cazotte benutzten Handſchrift, welche auch dieſe Erzählung liefern. Vgl. Vorb. S. XLI. Den hintern Theil ſ. Nr. X.

CXXIX. * **Naama und Naam** 180

Iſt, nebſt der folgenden Erzählung, auch aus Cauſſin's Fortſetzung der 1001 Nacht, nach ſeiner Aegyptiſchen Handſchrift, über welche Quelle und deren Verhältnis zu den übrigen, im Vorb. Bd. XIII, ausführlich geredet iſt.

CXXX. * **Geſchichte des Abu Muhammed Alkeslan** 223

Iſt vorn herein unſerm geſtiefelten Kater ſehr ähnlich, welchen die zu Nr. CXIV. gedachte Sammlung aus dem Neapel'ſchen überſetzt liefert. Die Aehnlichkeit des hinteren Theils mit Nr. LXXXI iſt ſchon bemerkt.

Auflöſung der 1001 Nacht von Galland . 263

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Vierzehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die Leſer erhalten in den beiden folgenden Bänden die lezten 117 Nächte von Tauſend und eine Nacht und zugleich den Schluß des ganzen Werkes, den weder Galland, noch Gauttier, noch Jonathan Scott aus ihren Handſchriften und Quellen gegeben, in treuer Ueberſetzung aus der Tuneſiſchen Handſchrift. *) Da unſere oft genannte Handſchrift in der Mitte eine bedeutende Lücke hat, ſo ſchließt ſich die hier folgende Ergänzung keineswegs an die früheren, von Gal-

---

*) Die Ergänzung der ſämmtlichen noch fehlenden Nächte, welche neuerdings Herr von Hammer aus ſeiner Handſchrift meiſterhaft überſetzt, und Herr Profeſſor Zinſerling verdeutſcht hat, iſt ſo durchaus abweichend und verſchieden von der unſrigen, daß der Leſer ſich beim erſten Blick überzeugen wird, daß beide Werke nicht das mindeſte mit einander gemein haben.

land, Gauttier und J. Scott bekannt gemachten Nächte und Erzählungen unmittelbar an, ſondern ſie beginnt erſt mit der 885ſten Nacht, geht aber von da an ohne Unterbrechung bis zum Schluſſe fort.

Daß die hier zum erſtenmal mitgetheilten und überſetzten Nächte und Erzählungen, welche den Schluß des ganzen Werkes bilden, ſo wenig als die der früheren Bände alle aus gleicher Zeit noch von einem und demſelben Verfaſſer herrühren, wird der aufmerkſame und denkendere Leſer ſchon aus dem überaus zierlichen und poetiſch blühenden Stile, worin einzelne abgefaßt ſind, leicht erkennen; gleichwohl möchte es ſehr ſchwer ſein, mit Sicherheit zu beſtimmen, wie viele derſelben noch der Blüthenzeit arabiſcher Sprache und Poeſie angehören oder nicht.

Unſere Handſchrift enthält, wie ſich leicht denken läßt, über Vaterland, Entſtehung und Verfaſſer der verſchiedenen Erzählungen nicht die geringſte Andeutung, ſie gibt am Schluß bloß die Nachricht, daß ſie im Jahr der Hedſchra **1144** d. i. 1731, noch Chr. Geb. vollendet worden.

Was Stil und Ton dieſer lezten, von uns hinzugefügten Ergänzungsbände betrifft, ſo glauben wir bemerken zu müſſen, daß wir — anſtatt wie Galland eine freie, moderniſirende Umſchreibung und Bearbeitung zu geben — vorgezogen haben, uns möglichſt treu an die arabiſche Urſchrift anzuſchließen, um den urſprünglichen Farbenton und Ausdruck des Originals ſo wenig als möglich zu verwiſchen.

Breslau, im Spätherbſt 1824.

Dr. Max. Habicht,

Profeſſor an der Univerſität zu Breslau, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris, des Muſeums zu Frankfurt a. M., und der deutſchen Geſellſchaft zu Berlin.

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Vierzehntes Bändchen.

Achthundert und fünf und achtzigste Nacht.

Geſchichte

des Königs Schach Bacht und ſeines Weſirs Arrachuan.

Vor alten Zeiten lebte, wie erzählt wird, ein großer König, mit Namen Schach Bacht, der ſeinem Weſir Arrachuan, einem mit Weisheit, Einſicht und Gottesfurcht begabten Manne, alle Angelegenheiten ſeines Reiches und ſeiner Unterthanen übertragen hatte. Lange Zeit hatte er bereits die Geſchäfte geleitet, ohne daß der König auch nur ein einzigesmal anderer Meinung geweſen wäre, als die Feinde des Weſirs, die ſehr zahlreich waren, voll Neid über das hohe Anſehen, das er beim Könige genoß, und unermüdet, obwohl vergeblich, ihm nachſpürend, um ihn irgend einer Ungerechtigkeit zu zeihen, mit Begierde folgende Gelegenheit ihn zu ſtürzen ergriffen.

Es war nämlich in den Rathsſchlüſſen des allmächtigen Gottes beſchloſſen, daß der König im Traume ſeinen Weſir ſehen ſollte, wie er ihm eine Frucht reichte, die er genoß, und woran er ſtarb. Der König erwachte erſchrocken, und als der Weſir vor ihm erſchienen war, und der König nach ſeinem Weggange ſich mit ſeinen übrigen Vertrauten allein befand, erzählte er dieſen ſeine Geſchichte. Sie riethen ihm, Wahrſager und Traumdeuter kommen zu laſſen, und wieſen ihm vorzüglich einen Mann an, den ſie wegen ſeiner Weisheit außerordentlich lobten. Der König ließ dieſen kommen, und erwies ihm die Ehre, ihm Zutritt zu ſeiner Perſon zu geſtatten. Doch es waren bereits heimlich die Feinde des Weſirs zu dieſem Manne gegangen und hatten ihn gebeten, dem Weſir den Todesſtreich zu verſetzen, dadurch, daß er dem Könige riethe, ihn zu tödten, wofür ſie ihm vieles Geld verſprachen. Der Mann hatte ihnen dieſes auch zugeſagt, und meldete daher dem Könige, daß der Weſir ihn binnen einem Monat tödten würde, und wenn er ſelbſt nicht eilte, ihn umbringen zu laſſen, ſo würde der König, als Opfer fallen. Kurz darauf trat der Weſir in das Gemach des Königs. Dieſer befahl ihm, die Anweſenden zu entfernen. Als ſie ſich auf das gegebene Zeichen zurückgezogen hatten, fragte ihn der König, was er zu ſeinem Traume, den er ihm zugleich erzählte, wohl meinte, und fügte hinzu, daß der

Traumdeuter ihm denſelben ſchon erklärt, und verſichert hätte, daß, wenn er den Weſir nicht binnen einem Monate hinrichten ließe, er von ihm gewiß getödtet werden würde. „Ich bin,“ ſetzte er hinzu, „voll Verzweiflung darüber, daß ich einen Mann, wie du biſt, tödten laſſen ſoll, und doch fürchte ich mich, dich am Leben zu laſſen. Was räthſt du mir an?“ Hier neigte der Weſir ſein Haupt, und nach einer kurzen Friſt ſagte er: „Gott beglücke den König! Was liegt an dem Leben eines Mannes, vor welchem der König ſich fürchten zu müſſen glaubt? Beſchleunige alſo meinen Tod.“ Als der König dieſes hörte, nahm er zwar ſeine Rede gut auf, äußerte aber, daß es ihn ſehr ſchmerze, dieſen Schritt dennoch thun zu müſſen, indem ſeine Räthe die Wahrheit der Traumdeutung eidlich verſichert hätten. Bei dieſer Antwort ſeufzte der Weſir, und ſah wohl, daß ſich der König wirklich vor ihm fürchtete. Er ſtellte ſich aber dennoch entſchloſſen. „Ich bin der Meinung,“ ſagte er, „daß der König ſein Vorhaben ausführe; denn dem Tode kann niemand entgehen, und es iſt mir lieber, aus Ungerechtigkeit getödtet zu werden, denn als ein Ungerechter zu ſterben. Wenn indeſſen der König doch meinen Tod bis auf morgen verſchieben wollte, und mir geſtattete, für jezt nach Hauſe zu gehen, ſo würde ich mich noch heute bei Zeiten bei dir wieder einfinden, und morgen kannſt du dann thun, was dir beliebt.“ Der

Weſir brach hierauf in bittre Thränen aus, die ſein graues Barthaar benetzten. Dieſes ſchmerzte den König, und er gab ihm die verlangte Friſt. Als der König allein war, und der Abend bereits begann, ließ er den Weſir rufen, der ſogleich erſchien und ſich ihm zu Füßen warf. Er bat ihn zugleich um die Erlaubniß, die Geſchichte des Mannes aus Choraſſan, ſeines Sohnes und deſſen Lehrers zu erzählen. Scheheraſade fuhr am folgenden Abend folgengendermaaßen fort:

*) Der König bewilligte es, und der Weſir ſprach:

---

*) Erſte Nacht des Weſirs.

Achthundert und ſechs und achtzigſte Nacht.

Geſchichte

von dem Manne aus Choraſſan, ſeinem Sohne und deſſen Lehrer.

"Dieſer Mann hatte einen Sohn, deſſen Beſtes er eifrig wünſchte. Der Sohn aber entzog ſich den Augen des Vaters, um allen Arten von Ergötzlichkeiten nachzugehen. Einſt bat er ihn, er möchte ihm die Pilgerreiſe nach dem Hauſe Gottes und den Beſuch des Grabes des Propheten, über den Heil und Segen komme, geſtatten. Das betrug eine Entfernung von fünfhundert Paraſangen. Gleichwohl konnte ſein Vater ſeinen Wünſchen nicht widerſtehen, weil ohnedem das Geſetz es verlangte, und er es für das Heil ſeines Sohnes dienlich hielt. Er ſuchte daher für ihn einen Lehrer, auf den er ſich verlaſſen konnte. Dieſem gab er vieles Geld, und ließ ihn dann mit ſeinem Sohne die Wallfahrt antreten. Als er nach Mekka gelangt war, ließ er ſich da zu vielen unüberlegten Ausgaben verleiten. In ſeiner Nachbarſchaft wohnte ein armer Mann, welcher eine ungemein ſchöne Sklawin hatte, in die ſich der junge Menſch ſo heftig verliebte, daß er darüber in den tiefſten Kummer gerieth. Aber auch das Mädchen liebte ihn, und zwar noch heftiger, als er: weshalb ſie ſich an eine alte Frau wandte, die ſehr freundſchaftlich gegen ſie geſinnt war, um ihr ihren Herzenszuſtand zu entdecken. Dieſer erzählte ſie alles, und endigte mit der Verſicherung, daß ſie ohne ſeinen Beſitz vor Schmerz ſterben würde. Die Alte verſprach ihrerſeits dem Mädchen, ihr zu dieſem Beſitz zu verhelfen. Sie verſchleierte ſich dann ſogleich, und verfügte ſich zu dem jungen Menſchen. Sie ſchilderte ihm den Zuſtand des Mädchens, und äußerte, daß ihr Beſitzer ſehr geldgierig wäre. „Locke ihn daher an,“ ſagte ſie, und erwecke in ihm Verlangen nach deinem Gelde, dann wird er dir gewiß das Mädchen verkaufen." Er veranſtaltete daher ein Feſt, ging an einen Ort, wo er ſeinem Nachbar begegnen mußte, und lud ihn dazu ein. Da dieſer die Einladung annahm, ſo führte er ihn ſogleich mit in ſein Haus, wo ſie aßen und tranken, und ſich unterhielten. „Ich habe gehört,“ ſagte hierauf der junge Menſch, "daß du eine Sklawinn haſt, die du verkaufen willſt." — "Bei Gott," ſprach der andere, “ich denke nicht daran, ſie zu verkaufen.* — „Man hat mir geſagt, du wollteſt tauſend Goldſtücke für ſie haben. Ich gebe dir aber noch ſechshundert mehr.“ — „Ja, um den Preis ſollſt du ſie haben,“ ſagte der Nachbar. Sogleich ließen ſie Rechtskundige kommen, und der Verkauf wurde gerichtlich abgefaßt. Er bezahlte ihm die Hälfte ſogleich, und bat ihn, das Mädchen ſo lange bei ſich zu behalten, bis er den ganzen Werth entrichtet haben würde. Sie blieb alſo bei ihrem Herren als Unterpfand zurück, der ſich ſchriftlich verpflichtete, ſie ihm für die übrige Hälfte der Summe zu überliefern. Der junge Menſch gab nun ſeinem Lehrmeiſter tauſend Drachmen, und ließ ihn zu ſeinem Vater reiſen, um das nöthige Geld von ihm zu erbitten, wobei er ihm die größte Eil empfahl. Der Lehrmeiſter aber dachte bei ſich ſelbſt: „Wie kann ich zu ſeinem Vater gehen, und ihm ſagen, daß ſein Geld ſchon durchgebracht iſt, und daß ſein Sohn ſich verliebt hat? Werde ich mich wohl mit gutem Gewiſſen ihm vorſtellen können, da ich mich doch für ſeinen Sohn verbürgt habe? Nein, das werde ich nicht thun, ſondern ich will dieſe Pilgerreiſe weiter fortſetzen, gegen den Willen ſeines thörichten Sohnes, und wenn er ſieht, daß kein Geld ankommt, ſo wird er wohl zu ſeinem Vater zurückkehren und ich werde aller Unannehmlichkeiten überhoben ſein. Dies that denn auch der Lehrer. Der junge Menſch aber, als er vergeblich die Rückkunſt ſeines Lehrmeiſters erwartet hatte, war in der größten Verzweiflung. Beinahe hätte er ſich das Leben genommen, wenn nicht das Mädchen zu ihm geſchickt hätte, um ihn nach allem zu befragen. Auf ſeinen Bericht erwiederte ſie: „Wahrſcheinlich iſt dein Abgeſandter umgekommen, oder dein Vater hat ihn im erſten Zorne getödtet. Ich will dir aber all mein Geſchmeide und meine Koſtbarkeiten geben; verkaufe alles, und bezahle mich damit; dann wollen wir mitſammen zu deinem Vater reiſen.“ Sie gab ihm hierauf alles, was ſie hatte, er verkaufte es, und entrichtete davon das übrige ihres Kaufpreiſes. Nur noch hundert Drachmen blieben ihm, welche er als Almoſen ſpendete.

Ganz entzückt nahm er nun das Mädchen zu ſich; jedoch ſchon am andern Morgen zerfloß er in Thränen. Von dem Mädchen nach der Urſache ſeiner Betrübniß befragt, antwortete er: „Ich weiß nicht, wie es mit meinem Vater ſteht, ob er vielleicht gar todt iſt? Ich bin doch ſein einziger Erbe und ich weiß nicht, wie ich hinreiſen ſoll, da ich keinen Pfennig mehr habe.“ Da ſprach das Mädchen zu ihm: „Ich beſitze ein ſchönes Armband, welches du verkaufen kannſt. Kaufe dafür kleine Perlen: dieſe zerſtoße, und mache davon große Perlen. Damit kannſt du viel Geld verdienen, und es wird dir alsdann nicht ſchwer fallen, dein Vaterland zu erreichen.“ Der junge Mann ging mit dem Armbande zum Goldſchmiede, und ſagte zu dieſem: "Zerbrich dieſes Armband und kaufe mir es ab." Dieſer antwortete: „Der König verlangt ſo eben ein echtes Armband, wie dieſes; ich gehe jezt ſogleich zu ihm, und bringe dir den Preis."

Der König lobte es ſehr, und bewunderte die ſchöne Arbeit. Zugleich aber rufte er ein altes Weib, das ſich in ſeinem Schloſſe befand, und trug ihr auf, ihm die Beſizerin dieſes Armbandes zu verſchaffen. Sie verſprach es ihm. Um ihr Vorhaben auszuführen, verkleidete ſie ſich als eine Betſchweſter, ging zum Goldſchmiede, und frug ihn, wer der Beſizer des Armbandes wäre, das der König bei ſich hätte. Da antwortete er ihr, es wäre ein Fremder, der ein hieſiges Mädchen gekauft hätte, und an dem und dem Orte wohnte.

Sogleich begab ſich die Alte in das Haus des jungen Menſchen, und klopfte an die Thüre. Das Mädchen öffnete, grüßte ſie, und da ſie an ihr die Kleidung der Frommen erblickte, fragte ſie, was ihr beliebe. „O,“ erwiederte das Weib, „vergönne mir ein einſames Gemach, denn ich wohne ſehr weit von hier, und ich muß jezt mein Gebet und die vorgeſchriebenen Waſchungen verrichten.“ — „Tritt herein,“ antwortete das Mädchen, und die Alte fing ſogleich ihre religiöſen Handlungen an. Dann zog ſie den Roſenkranz hervor, und betete. Als ſie geendigt hatte, fragte das Mädchen ſie, woher ſie käme? "Ich komme von dem Götzen der Abweſenden aus dem und dem Tempel. Keine Frau kann vor dieſen Götzen treten, die, wenn ſie einen Bekannten abweſend hat, nicht von ihm Nachricht einziehen könnte." Da rief das Mädchen aus: "Wir haben auch einen Abweſenden, und das Herz meines Herren hängt ganz an ihm. Ich habe große Luſt zu dem Götzen zu gehn, um ihn wegen ihm zu befragen." Da ſprach die Frau: "Warte bis morgen, und bitte deinen Mann um Erlaubniß. Ich werde dich abholen kommen." Als nun die Frau weggegangen, und der Mann zurückgekommen war, erhielt das Mädchen von ihm die Erlaubniß, mit der Alten zu gehen. Dieſe kam auch wirklich, holte ſie ab, und brachte ſie an die Pforten des königlichen Schloſſes, welches die junge Frau nicht wußte. Als ſie nun eingetreten waren, und ſie die Schönheit des Innern bemerkte, und ſchön ausgeſchmückte Zimmer erblickte, die ihr gar nicht für Götzen geeignet ſchienen, erweckte dies Beſorgniß in ihr. Nun aber erſchien der König, der, von ihrer Schönheit bezaubert, ſich ihr alsbald nahte, um ſie zu küſſen. Da fiel ſie vor Schrecken in Ohnmacht, und ſträubte ſich mit Händen und Füßen.

Achthundert und ſieben und achtzigſte Nacht.

Als der König dies ſah, ließ er ab von ihr, wurde von Mitleiden ergriffen, und ging von dannen. Sie aber weigerte ſich von nun an aus großer Betrübniß, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, und ſo oft ſich der König in den folgenden Tagen ihr näherte, floh ſie von ihm. Nun ſchwur der König, er werde nur mit ihrem Willen die Schwelle ihres Zimmers wieder betreten. Er überhäufte ſie von nun an mit Wohlthaten, und beſchenkte ſie mit dem koſtbarſten Schmuck; allein ſie empfand nur immer mehr Abneigung gegen ihn.

Was indeß ihren jungen Gatten und Herrn anbetrifft, ſo erwartete dieſer ihre Rückkunft vergeblich, und zählte in ſeinem Herzen die größten Qualen der Trennung. Beſinnungslos ging er aus, ohne zu wiſſen wohin, ſtreute Erde auf ſein Haupt, und war wie unſinnig, ſo daß die Knaben auf den Straßen ihm nachfolgten, mit Steinen nach ihm warfen, und ausriefen: Narr, Narr!

In dieſem Zuſtande begegnete ihm der Thürſteher des Königs; der ein ſehr ehrwürdiger und guter Mann war. Dieſer ward von ſeinem Zuſtande gerührt, verjagte die Knaben, und fragte ihn, was ihm fehle. Der Mann erzählte ihm ſeine Geſchichte, und der Thürſteher tröſtete ihn, und verſprach ihm das Mädchen für ihn zu retten. Auch hörte er nicht auf, ihn freundſchaftlich zu behandlen, bis es ihm gelang, ſeinen Kummer zu ſtillen, und der junge Mann wieder friſchen Muth faßte, und mit dem Thürſteher nach Hauſe ging. Hier ließ dieſer ihn ſeine Kleider ablegen, zog ihm ein anderes Gewand an, und rief eine gute Alte, die bei ihm als Kinderfrau diente, und ſagte zu ihr: „Nimm dieſen jungen Mann, lege um ſeinen Hals dieſe eiſerne Kette, und durchziehe mit ihm alle Gegenden der Stadt. Biſt du damit fertig, ſo ſteige mit ihm ſogar in den Palaſt des Königs hinauf, und empfiehl dem jungen Manne dringend, daß an dem Orte, wo er ſeine Frau antreffen würde, er kein Wort ſprechen dürfe, ſondern ihr bloß heimlich den Ort bezeichnen ſolle, wo er ſie geſehen habe.“ Herzlich dankte ihm der junge Mann, und ging mit der Alten in dem Aufzuge, wie es der Thürſteher verordnet hatte, aus. Nachdem ſie die Stadt vergebens durchſtreift hatten, kamen ſie auch zum Schloſſe des Königs. An jedem Orte, wo die Alte hinkam, rief ſie aus: „Sehet, ihr Beſitzer von guten Herzen, ſehet einen jungen Mann, den die Teufel des Tages zweimal plagen, und betet für ihn um Befreiung.“ Sie durchlief alle Zimmer, bis ſie an den öſtlichen Theil des Palaſtes kam, wo die Mädchen und Sklavinnen ihr entgegen ſtrömten, um den jungen Mann zu ſehen. Als ſie ihn erblickten, waren ſie von ſeiner Schönheit ganz bezaubert, und weinten über ihn. Endlich führten ſie auch ſeine Frau zu ihm heraus, die ihn auch ſah, aber nicht erkannte. Er indeß erkannte ſie beim erſten Anblick, winkte mit dem Kopfe und weinte. Sie war über ſein Unglück gerührt, gab ihm etwas, und begab ſich wieder in ihre Zelle. Der junge Mann aber ging mit der Alten wieder zum Thürſteher des Königs zurück, und brachte dieſem zugleich die Nachricht, daß ſie ſich in dem Hauſe des Königs befinde. Dieſer war darüber ſehr bekümmert, und ſprach: „Ach Gott, ich will dennoch eine Liſt erſinnen, um ſie zu befreien.“ Aus Dankbarkeit küßte der junge Mann ihm dafür die Hände, und die Alte erhielt ſogleich den Befehl, ihre Kleider zu wechſeln.

Dieſe Alte hatte die Gabe einer ſchönen Sprache. Er gab ihr nun Roſenöl und andere koſtbare Wohlgerüche, und ſprach: „Gehe zu den Sklawinnen des Königs, und verkaufe ihnen dieſes. Kommſt du aber zu der bewußten Frau, ſo frage ſie, ob ſie ihren Herren will, oder nicht.“

Die Alte that, wie ihr befohlen war, und gelangte zu derſelben. Sie nahte ſich ihr, und ſprach, indem ſie ihr folgende Verſe vorſagte: „Wie geſegnet hat Gott die Tage der Verbindung zweier Herzen! Was iſt ſüßer, als das Leben in Vereinigung zugebracht? Möge nie ein Seufzer über Trennung unſre Tage trüben! Wie vielen haben ſie ſchon das Leben getrübt und verkürzt! Auch ich vergieße ohne Schuld mein Blut und meine Thränen. Weil ich den vermiſſe, den ich liebe;

jedoch umſonſt iſt meine Sehnſucht.“ Als das Mädchen dieſe Verſe hörte, vergoß ſie die bitterſten Thränen und nahte ſich der Alten. Dieſe ſprach zu ihr: „Kennſt du nicht den und den?“ — „Ja wohl!“ rief ſie weinend, „das iſt mein Herr . . . Woher kennſt du ihn denn?“ — „Haſt du nicht,“ erwiederte jene, „den Narren geſehn, welcher geſtern mit dem alten Weibe bei euch war? Das war dein Herr. Jedoch,“ fuhr ſie fort, „jetzt iſt nicht die Zeit, zu reden, ſondern, wenn die Nacht heran bricht, ſo ſteige auf das Dach des Schloſſes, und warte, bis dein Herr kommt; der wird für deine Befreiung ſorgen.“

Hierauf gab ſie ihr, was ſie wünſchte, von Wohlgerüchen, ging zum Thürſteher zurück, und benachrichtigte ihn von allem, was vorgefallen war. Dieſer erzählte es dem jungen Mann, und als der Abend kam, beſorgte der Thürſteher zwei Pferde nebſt Waffen und vielen Lebensmitteln, ſo wie auch einen Mann, der des Weges ſehr kundig war, welcher außerhalb der Stadt warten mußte. Er aber ging mit dem jungen Mann, mit einem langen Stricke verſehen, auf die Straße, wo der Palaſt ſtand, und wo ſchon die Geliebte ſeiner harrte. Hier warf er ihr den Strick zu; ſie befeſtigte ihn oberwärts, ließ ſich an ihm herunter, und befand ſich ſehr bald bei ihm. Sie führten ſie dann bald aus der Stadt; beide beſtiegen hier ihre Pferde, und der Wegweiſer leitete ſie, bis ſie in die Vaterſtadt des jungen Mannes und in ſeines Vaters Haus gelangten.

Dieſer hatte eine große Freude bei dem Wiederſehen ſeines Sohnes, welcher ihm alles, was ihm zugeſtoßen war, erzählen mußte; und woran der Vater den innigſten Antheil nahm. Was aber den Lehrer anbetrifft, ſo hatte er ſein ganzes Geld verzehrt, und war wieder zurückgekommen. Als er nun ſeinen ehemaligen Zögling erblickte, und alle ſeine Unglücksfälle vernommen hatte, entſchuldigte er ſich bei ihm aufs beſte, und es währte auch nicht lange, ſo trat wieder die vorige Freundſchaft zwiſchen ihnen ein; außer daß der junge Mann zurückhaltender und weniger freigebig als ſonſt gegen ihn war. Als nun der Lehrer ſah, daß er nicht mehr ſeinen ſonſtigen Vortheil von ihm ziehen könne, ſo entfernte er ſich, und ging zu dem Könige, welcher das Mädchen bei ſich behalten hatte, und verrieth ihm alles, was der Thürſteher gethan hatte, und rieth ihm zugleich an, denſelben umbringen zu laſſen. Sodann erweckte er in ihm die Sehnſucht, das Mädchen wieder zu beſitzen, und ſagte ihm zugleich, daß er ihrem Herren Gift eingeben, und mit ihr zu ihm zurückkehren wolle.

Darauf begab er ſich wieder hinweg. Der König ließ den Thürſteher holen, und warf ihm ſeine That vor. Dieſer indeß ſtürzte ſich auf den König, und tödtete ihn. Auf des Königs Geſchrei ſtürzten ſeine Diener herein, bemächtigten ſich des Thürſtehers, und ermordeten ihn.

Der Lehrer aber, als er von ſeinem Herren befragt wurde, wo er geweſen wäre, geſtand, daß er von dem Lande komme, deſſen König die Frau des Sohnes habe behalten wollen. Dies befremdete alle gar ſehr. Sie ſchöpften einigen Verdacht und waren ſehr auf ihrer Hut, und von nun an traute ihm niemand mehr. Der Lehrer aber beſchäftigte ſich damit, daß er Früchte einlegte und andere Süßigkeiten bereitete, in die er ſtarkes Gift miſchte, und ſie ſodann ſeinem ehemaligen Zöglinge überreichte.

Als dieſer die Süßigkeiten ſah, ſprach er bei ſich ſelbſt: "Das wundert mich von dem Lehrer, und gewiß iſt in dieſem Geſchenk etwas ſchädliches. Ich muß es zuvor an ihm ſelbſt probiren."

Sogleich ließ er nun eine Speiſe bereiten, in welche er etwas von dieſer Süßigkeit that, und ließ ihn dazu einladen. Als er ihm dieſe Speiſe vorgeſetzt, und dieſer davon gegeſſen hatte, zeigten ſich gleich die Wirkungen des Gifts, und er verſchied.

Hieraus erſah er, daß die Liſt gegen ihn gerichtet geweſen war, und ſprach: "Das Schickſal kann nicht abgewandt werden, denn der Menſch ſtürzt ſich ſelbſt hinein."

Achthundert und acht und achtzigſte Nacht.

O König, fuhr hierauf der Weſir Rachuan fort; dieſe Geſchichte iſt bei weitem nicht ſo angenehm, als die von dem Sänger und dem Gewürzkrämer mit ſeiner Frau. König Schach Bacht erlaubte nun dem Weſir nach Hauſe zu gehn, woſelbſt er ſo lange blieb, bis ihn der König am andern Abend rufen ließ, weil er ſehr wünſchte, die Geſchichte des Gewürzkrämers und des Sängers zu hören. Der Weſir begann nun folgendermaaßen:

Geſchichte
des Sängers und des Gewürzkrämers. *)

In der Stadt Hamadan lebte ein Mann von ausnehmend ſchöner Geſtalt. Er war jung, ſang ſchön und ſpielte gut die Laute, und war überall gern geſehen. Einſt zog er aus, um in die Ferne zu reiſen, und gelangte ſo endlich mit ſeiner Laute in eine ſchöne Stadt. Als er in ſelbiger ſich umſah, kam er bei einem Gewürzkrämer vorbei, der, ſo wie er ihn erblickte, ihn zu ſich rief. Er trat zu ihm hinan, ſie ſetzten ſich zu einander, und der Gewürzkrämer befragte ihn nach ſeinen Umſtänden. Als er ihm dieſe berichtet hatte, ließ er ihn in ſeinen Laden treten, und bewirthete ihn mit Speiſe und Trank. Darauf ſagte er zu ihm: „Wenn du hier dein Glück machen willſt, ſo nimm deine Laute, begib dich in die Straßen der Stadt, und wenn du irgendwo den Geruch von guten Speiſen und Getränken ſpürſt, ſo gehe zu den Leuten hinein, und melde dich als Sänger an.“ —

---

*) Zweite Nacht des Weſir's.

Achthundert und neun und achtzigſte Nacht.

"Sie werden ſich dann freuen und dir ſagen: Komm nur zu uns herein. Wenn du ihnen nun wirſt etwas vorgeſungen haben und ſie deine Kunſt kennen werden, und du dich dadurch in der Stadt bekannt gemacht haben wirſt, ſo wird ſich dein Schickſal ſehr günſtig geſtalten.“ Der Sänger dankte ihm für dieſen guten Rath, ging und that ſo, wie ihm der Gewürzkrämer geſagt hatte, bis gegen Mittag, doch ohne jemand zu finden, der das angenehme Geſchäft des Eſſens oder Trinkens ausgeübt hätte. Da begab er ſich endlich in eine enge Straße, um auszuruhen. In derſelben bemerkte er ein ſchönes hohes Haus, in deſſen Schatten er ſich vor den Sonnenſtrahlen ſchützte. Als er den ſchönen Bau deſſelben betrachtete, wurde ein Fenſter geöffnet, und er erblickte an demſelben ein Geſicht, das ſchön war, wie der Mond. Zugleich rief ihm dieſe Frau zu: "Was ſteheſt du da unten? Brauchſt du etwas?“ Er antwortete: "Ich bin ein fremder Mann, ein Sänger, u. dgl. m.“ — "Was würdeſt du wohl ſagen,“ erwiederte ſie, "wenn dir ein guter Schmaus und Trank gereicht würde und zwar in Geſellſchaft einer hübſchen Frau, und noch dazu ein dir ſehr nützliches Geſchenk?“ — "O, meine Herrin, das iſt eben, was ich wünſche; deshalb gehe ich eben in der Stadt herum, und ſuche.“

Sie öffnete ihm hierauf die Thür, ließ ihn neben ſich in das ſchönſte Zimmer des Hauſes ſetzen, und reichte ihm Speiſe. Er ließ es ſich gut ſchmecken, vernachläßigte auch nicht zu trinken, und überhäufte die Frau mit Zärtlichkeiten. Nach dem Eſſen überließen ſie ſich verliebten Tändeleien bis an den Nachmittag, wo ihr Mann heimkam. Sie konnte in der Eile keinen beſſern Ort finden, den Sänger zu verbergen, als ihn unter einen Teppich zu ſtecken, welcher in einem Winkel des Zimmers lag.

Als der Mann eintrat, bemerkte er ſogleich einige Unordnung im Zimmer, und den Geruch des Weins. Auf die Frage, was das wäre, antwortete ſie ihm: "Es war eine Freundin bei mir, die ich beſchwor, etwas zu ſich zu nehmen. Da habe ich denn mit ihr einen Krug Wein getrunken. Sie iſt den Augenblick weggegangen." Der Mann glaubte, ſie hätte die Wahrheit geſprochen, und ging bald darauf wieder in ſeinen Laden zurück. Dieſer ihr Mann aber war kein anderer, als jener Gewürzkrämer und Rathgeber des Sängers. Dieſer kroch nun wieder unter dem Teppich hervor, und koſete mit ihr bis gegen Abend. Da gab ſie ihm ein Stück Geld und ſprach zu ihm: "Morgen komm nur wieder." Er verſprach es ihr, und ging.

Der Sänger begab ſich nun ins Bad, und trat am andern Morgen wieder in den Laden des Gewürzkrämers, ſeines Freundes. Als dieſer ihn ſah, empfing er ihn ſehr freundlich, und fragte ihn, wie er den geſtrigen Tag zugebracht hätte? — "Ach, herzlichen Dank, mein lieber Bruder,“ rief er ihm entgegen, "du haſt mir einen herrlichen Rath gegeben. Darauf erzählte er ihm alles, und fuhr ſodann fort: "Da kam eben ihr Mann, der Dummkopf, und klopfte an die Thüre. Sie wickelte mich ſchnell in einen Teppich. Als er nun wieder weggegangen war, kroch ich hervor, und wir fingen wieder von neuem an, zu ſpielen, zu ſcherzen und zu koſen.“ Dieſe Worte gaben dem Gewürzkrämer Stoff zum Nachdenken. Er bereuete es nun, ihm dieſen Rath gegeben zu haben, und hatte einigen Verdacht auf ſeine Frau. Doch ließ er ſich nichts merken, ſondern fragte weiter: ,,Und was ſagte ſie dir denn, als du weggingſt?“ — "Sie lud mich ein, morgen wieder zu kommen. Ich bin jetzt ſo eben auf dem Wege zu ihr, und bin nur einen Augenblick hereingekommen, um dich zu benachrichtigen, damit du nicht wegen meiner in Sorgen ſeieſt." Hierauf empfahl er ſich, und ging.

Der Gewürzkrämer, ſobald er vermuthen konnte, daß der Sänger in ſeinem Hauſe angelangt ſein könnte, warf plötzlich ſeinen Laden zu, und begab ſich, voll Verdachts gegen ſeine Frau, nach Hauſe und klopfte an die Thüre, kurz darauf, nachdem der Sänger eingetreten war.

Die Gewürzkrämerin ſagte ſchnell zu dieſem: „Komm, kriche geſchwind in dieſen Kaſten.“ Der Sänger that es, und ſie deckte ſchnell den Deckel darüber. Nun erſt machte ſie ihrem Manne auf, der eilig und ganz außer ſich hereintrat. Er durchſuchte das Haus, fand aber niemanden; denn der Zufall wollte, daß er immer über über den Kaſten hinweg ſah. Da ſprach der Mann bei ſich ſelbſt. »Es iſt wohl auch möglich, daß das Haus, wie er es mir beſchrieben hat, nur meinem Hauſe ähnlich ſieht, und meine Frau desgleichen. So kehrte er denn beruhigt in ſeinen Laden zurück, und der Sänger aus ſeinem Kaſten. Sie überließen ſich nunmehr denſelben Beluſtigungen wie am vorigen Tage bis auf den Abend, wo ſie ihm wieder ein Stück Geld gab, und ihn entließ, nachdem ſie ihn auf den morgenden Tag abermals eingeladen hatte.

Achthundert und neunzigſte Nacht.

Am andern Morgen begab er ſich wieder zum Gewürzkrämer, den er nach freundlichem Empfang wieder von den Begebniſſen des vorigen Tages unterrichtete. Als er nun an die Stelle kam, wo er erzählte: „Da kam wieder ihr Mann, der Dummkopf, und ſie ſteckte mich diesmal in einen Kaſten, den ſie zudeckte; der Mann aber kehrte das Haus von unterſt zu oberſt, und als der arme Narr wieder wegging, kroch ich hinaus, und wir fingen von neuem unſre Tändeleien an." Da wurde es dem Gewürzkrämer ganz klar, daß das Haus das ſeinige war, und die Frau ſeine Gattinn. „Und was wirſt du nun heute beginnen?" fragte er ihn. — „Ich gehe den Augenblick wieder zu ihr hin, ich bin nur gekommen, um dir für deinen guten Rath zu danken." Und hiermit verließ er ihn.

Allein in dem Herzen des Gewürzkrämers loderte nun eine Flamme auf. Er ſchloß ſeinen Laden zu, ging nach Hauſe, und klopfte an die Thür. Da ſagte der Sänger zu der Frau: „Laß mich wieder in den Kaſten kriechen; denn er hat mich geſtern nicht geſehn." — "Nein," ſagte dieſe, "ſondern wickle dich in den Teppich." Dieſes that er denn auch; aber in einem Nebengemach. Der Gewürzkrämer trat nun herein, ſchien aber vor Eifer keinen andern Gegenſtand zu bemerken, als den Kaſten, den er ſogleich öffnete. Da er aber nichts darin fand, ſo durchlief er das Haus, von oben bis unten, aber eben ſo erfolglos. Nun wurde er zweifelhaft, ob er ſich dennoch nicht irrte, und ob wirklich der Sänger bei ſeiner Frau wäre, und er machte ſich Vorwürfe, daß er ſie in Verdacht gehabt hätte. Es ſchien ihm vielmehr ihre Unſchuld klar wie der Tag, und er ging froh in den Laden zurück. Der Sänger kroch nun auch wieder hervor, und blieb bei ihr bis auf den Abend. Sie gab ihm dieſesmal ein Hemde von den Hemden ihres Mannes, womit er davonging.

Am andern Morgen beſuchte er wie gewöhnlich den Gewürzkrämer, welcher ihn freundlich begrüßte, und herzlich über ſeine Erzählung lachte, bis er ihm nun auch erzählte von der Ankunft des Mannes, und wie die Frau ihn verhindert hätte, in den Kaſten zu kriechen, und ihn genöthigt habe, ſich in den Teppich zu wickeln. »Wie nun der Mann hereintrat, und nichts eifrigeres zu thun hatte, als in den Kaſten zu gucken, ſo durchlief er wie verrückt das Haus von oberſt bis zu unterſt, und ich verbrachte ſodann wieder mit ſeiner Frau den Abend wie gewöhnlich. Da hat ſie mir geſtern dieſes Hemde hier gegeben, und nun gehe ich wieder zu ihr.« Als der Gewürzkrämer das hörte, war er ſeiner Sache gewiß und überzeugt, daß das Unheil alles in ſeinem Hauſe ſtattgefunden habe. Bei dem Anblick des Hemdes aber ſchwand ihm jeder Zweifel, und er fragte ihn blos noch: „Du gehſt alſo jezt wieder hin?“ — „Ja wohl, lieber Bruder,“ antwortete ihm der Sänger, und entfernte ſich.

Der Gewürzkrämer ſchloß nunmehr ſeinen Laden, und während er damit beſchäftigt war, trat der Sänger ſchon in deſſen Haus. Bald kam auch der Gewürzkrämer an, und klopfte an die Thüre. Der Sänger wollte ſich wieder in den Teppich verkriechen; allein die Frau hinderte ihn daran, und ſagte zu ihm: "Gehe hinunter in das Haus, krieche in den Backofen, und mache ihn zu." Dieſes that er denn, und ſie ging dann hinunter, um ihrem Manne aufzumachen. Dieſer durchſuchte ſogleich das Haus, ließ aber den Backofen unbemerkt. Nun blieb er nachdenkend ſtehen, und beſchloß, nicht eher aus ſeinem Hauſe zu gehen, als bis am andern Morgen.

Als nun dem Sänger die Zeit zu lang wurde, ging er aus dem Ofen heraus, in der Meinung, der Mann wäre weggegangen. Doch guckte er glücklicherweiſe zuvor durch einen Ritz, und erkannte zu ſeinem Erſtaunen den Gewürzkrämer, ſeinen Freund. Dieſes betrübte ihn ſehr, und er ſprach bei ſich ſelbſt: "Es iſt doch ſchrecklich; dieſen meinen Freund, der mir ſo viel Gutes erwieſen hat, habe ich mit Undank belohnt." Nunmehr fürchtete er, ſich wieder vor ihm ſehen zu laſſen, und wollte unbemerkt aus dem Hauſe gehen; allein er fand die Thür verſchloſſen, und mußte es nu verſuchen, über das Dach in das Haus des Nachbars zu kommen.

Allein in dieſem Hauſe hörten die Bewohner das Geräuſch, das er verurſachte, und glaubten, es wäre ein Dieb. Sie ergriffen ihn, und brachten ihn zum Hausbeſitzer, der ein Perſer war. Dieſer ſchlug ihn und nannte ihn einen Räuber. "Ich bin kein Dieb," erwiederte der Sänger, "ſondern ein Fremder, der ſich durch Geſang ernähret; ich habe euch ſprechen hören, und kam, um euch etwas vorzuſingen." Nunmehr fingen die Leute an, ihm Gehör zu geben, und verſuchten, ihn zu retten; allein der Perſer ſagte: "Laßt euch nicht von ſeinen Reden bethören. Er iſt weiter nichts, als ein Dieb, der etwas ſingen kann, und wenn er zu Leuten kommt, wie wir, die auf ihrer Hut ſind, ſo iſt er Sänger; kommt er zu andern, ſo iſt er Dieb." Da er nun fortfahren wollte, ihn zu prügeln, ſo verhinderten ihn noch glücklicherweiſe ſeine Leute daran, und ſchleppten den Sänger mit ſich in eines ihrer Zimmer, wo er ihnen etwas vorſingen mußte. Sie ergötzten ſich ſehr daran, beſonders eine Sklawinn des Perſers, die ihn lieb gewann, und ihm Gegenliebe einflößte." Wenn meine Herrſchaft," ſagte ſie zu ihm, "ſich ſchlafen gelegt haben wird, und die Leute fortgegangen ſein werden, ſo werde ich dich abholen." Der Sänger fuhr nun fort, bei den Leuten zu ſingen, bis ſpät Abends, wo der Perſer mit ſeiner Sklawinn hinwegging.

Nun fügte es ſich, daß der Perſer kurze Zeit darauf aus ſeinem Zimmer heraustrat, wobei ihm das Licht auslöſchte, ſo daß er deshalb in der Finſterniß einen Fehltritt that, und hinfiel. Bei dieſem Geräuſch glaubte der Sänger, es wäre die Sklawin, und indem er herbeieilte, um ſie aufzuheben, küßte und drückte er den Perſer auf das zärtlichſte an ſein Herz. Dieſer aber, ſolcher Zärtlichkeiten ungewohnt, hielt den Umarmenden feſt, bis ihn das herbeigebrachte Licht überzeugte, daß er den Sänger ergriffen habe. Da er nun nichts Gutes von dieſem erwartete, ſo ſchleppte er ihn in den Hof, und band ihn an einen Baum feſt.

Eine Sängerin, die in demſelben Hauſe wohnte, wollte ſich des Gefeſſelten erbarmen, und ihn losbinden. Da ſie indeß hierzu ſehr viel Zeit brauchte, ſo machten ihre Anſtrengungen eine Ziege aufmerkſam, welche der Perſer abgerichtet hatte, um mit ihm zu ſpielen. Dieſe glaubte nun, der Perſer locke ſie; ſie lief alſo auf die Sängerin zu, und wollte nach ihrer Gewohnheit mit ihr ſpielen; ſtieß ſie aber ſo unglücklich mit ihren Hörnern, daß ſie ihr den Kopf ſpaltete, und dieſe ſofort mit einem großen Schreie todt hinfiel. Als der Perſer dadurch aus ſeinem Schlafe erweckt wurde, ſtand er eilig auf, und erblickte den Sänger zwar noch immer angebunden, aber die Sängerin todt vor ihm liegend.

Achthundert und ein und neunzigſte Nacht.

Da ſagte der Perſer, zu ihm: "Kannſt du noch keine Ruhe finden? Biſt du noch nicht zufrieden, mit deiner Raubſucht ungeſtraft davon gekommen zu ſein?" und fing nun von neuem an, auf ihn loszuſchlagen, und warf ihn zulezt zur Thür hinaus.

Der Sänger war nun genöthigt, den noch übrigen Theil der Nacht in einer Ruine zuzubringen. Am Morgen dachte er über ſein Schickſal nach, und ſprach: "Es hat ſich doch niemand hiebei etwas vorzuwerfen. Denn ich ſuchte blos mein eigenes Beſte, und es iſt ja keine Thorheit, für ſein Beſtes zu ſorgen. Hat doch die Gewürzkrämerin auch nur für ihr eigenes Beſte ſorgen wollen; aber das Geſchick vereitelt alle menſchliche Vorſicht. Ich habe in dieſem Lande nichts mehr zu ſuchen, und werde mich davon machen." Welches er denn auch zulezt that.

Indeſſen ſo artig dieſe Geſchichte auch iſt, ſo iſt ſie doch in keinem Vergleich mit der Geſchichte von den Könige und ſeinem Sohne.

Geſchichte

des Königs und ſeines Sohnes. *)

Ein König wurde einſt in ſeinem ſpäteſten Alter noch Vater eines Sohnes, der mit den Jahren an Schönheit und Verſtand alle ſeines Gleichen weit übertraf. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, meldete ihm ſein Vater, daß er ihm das Reich übergeben wollte, damit er es an ſeiner Statt verwalte." "Ich ſehne mich nämlich," fügte er hinzu, "nach der Zurückgezogenheit, in der ich mich Gott widmen, ein härnes Kleid anziehen und ein ganz religiöſes Leben führen will." — "Auch ich," erwiederte der Sohn, "fühle keinen Beruf zum Herrſchen, ſondern im Gegentheil, wie du, Liebe zu der Einſamkeit." — „Wohlan," ſprach der Vater, „komm, laß uns die Menſchen meiden, und uns in die Gebirge begeben, wo wir Gott dienen wollen." Sie verſchafften ſich ſogleich härene

---

*) Dritte Nacht des Weſirs.

Kleider, legten ſie an, und begaben ſich damit in die Wüſte.

Als indeſſen einige Tage vergangen waren, und ſie ſchon Mangel an Lebensmitteln litten, wurden ſie von Schwäche und Hunger überfallen, und bereuten ihre That, als die Reue ihnen leider nichts mehr nutzte. Der Sohn beklagte ſich beim Vater über ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit; der Vater aber ſagte: „Ich habe, mein Sohn, meine Pflicht gegen dich erfüllt, indem ich dir das Reich anbot. Warum haſt du mir nicht gefolgt? Nun iſt keine Möglichkeit da, daß du je zu deinem früheren Zuſtand zurückkehren könnteſt; denn des Reichs hat ſich ſchon ein anderer bemächtiget, welcher jeden, der darauf etwa Anſprüche macht, zurücktreiben wird. Ich werde dir aber etwas rathen, wobei du mir willfahren mußt.“— „Was iſt dies?“ fragte der Sohn. — „Nimm mich bis in die nächſte Stadt mit, führe mich da auf den Markt, und verkaufe mich. Mit dem Gelde, was du für mich erhalten wirſt, kannſt du dann thun, was dir beliebt; ich aber werde dadurch wenigſtens an jemanden gelangen, der mich verſorgen wird.“ — „Wer,“ ſprach der Sohn, „wird dich kaufen wollen da du ſchon ſo ſehr alt biſt? Verkaufe mich lieber; denn nach mir wird man ſich reißen.“ Der König erwiederte: „Wenn du gekauft wirſt, ſo wird man dich mit Arbeit überladen; nicht ſo aber iſt es mit mir. Uebrigens aber befehle ich dir, zu thun, was ich dir ſage.“

Da gehorchte der Sohn, und führte den Vater zu dem berühmten Sklavenhändler Annachas, und ſagte zu dieſem: »Verkaufe doch dieſen Greis.“ — »Wer wird mir den abkaufen?“ erwiederte der Händler, »er iſt ja ſchon über achtzig Jahr alt. Was kannſt du denn?“ fragte er hierauf den König. — »Ich kann,“ antwortete dieſer, »das Weſen oder das Vorzügliche in den Juwelen, in den Pferden, in den Menſchen, und in allem, was nur einigen Werth hat, erkennen.“ Der Sklawenhändler trug ihn hierauf einigen Leuten an, die ihn aber nicht kaufen mochten. Nun kam auch Aarif, der Koch eines Fürſten, und fragte: »Was das für ein Mann wäre?“ — »Es iſt ein Sklawe, der verkauft werden ſoll.“ Darüber wunderte ſich der Koch, und kaufte ihn der Seltenheit halber, nachdem man ihn von ſeiner Wiſſenſchaft unterrichtet hatte, für zehntauſend Drachmen. Er bezahlte den Preis, und nahm ihn mit nach Hauſe.

Hier duldete er nicht, daß er mit Arbeiten geplagt würde, ſondern ſetzte ihm etwas Beſtimmtes aus, was für ihn hinreichend war. Indeß nach einiger Zeit reute ihn dieſer Kauf; denn er wußte nicht, was er mit dem Manne anfangen ſollte.

Nun begab es ſich, daß einſt der Fürſt Luſt bekam, ſich in ſeinen Gärten zu beluſtigen. Er befahl daher dem Koch, ihm zu folgen, aber jemanden in der Stadt zurück zu laſſen, der für ihn die Speiſe beſorgte, daß er ſie bei ſeiner Rückkunft fertig fände. Der Koch dachte ſo eben darüber nach, wen er wohl zurück laſſen ſollte, als ihn der Greis in dieſe Gedanken vertieft fand, und zu ihm ſagte: "Vertraue mir doch, was dich bekümmert; vielleicht finde ich einen Ausweg." Da erzählte ihm der Koch den ganzen Hergang der Sache. "Sei du deshalb nur ganz unbeſorgt," erwiederte der Alte; "vertraue mir blos einige Diener an, und gehe in Gottes Namen; ich werde dir ſchon alles zu deiner Zufriedenheit machen."

Der Koch reiſte hierauf mit dem Fürſten von dannen, nachdem er dem Greiſe die nöthigen Geräthſchaften und einen Mann zur Bedienung gegeben hatte. Dieſer letztere wurde ſogleich vom Greiſe beauftragt, die Geräthſchaften der Küche zu waſchen, und hierauf bereitete er eine ganz vorzügliche Speiſe.

Als nun der Fürſt zurück kam, wurde ihm die Speiſe vorgeſetzt, und dieſer fand daran ein Wohlgefallen, das er noch an keiner andern Speiſe gehabt hatte. In ſeinem Befremden darüber fragte er nach dem Verfertiger der Speiſe. Man nannte ihm den Greis, den er ſogleich vor ſich fordern ließ und ihn deshalb befragte. Da ihn ſeine Antworten befriedigten, ſetzte er ihm einen Jahrgehalt aus, und legte ihm die Verpflichtung auf, daß er zugleich mit dem Koche für ihn kochen ſolle. Dieſem Befehl gehorchte denn auch der Greis. Nach einiger Zeit langten zwei Kaufleute bei dem Fürſten an, deren jeder ein vorzügliches Kleinod, nämlich eine koſtbare Perle beſaß. Der eine forderte für ſeine Perle tauſend Goldſtücke. Der Fürſt wollte ſie ſchätzen laſſen; allein niemand vermochte es. Da nahte ſich der Koch dem Fürſten, und erwähnte vor ihm, daß der Greis verſichert habe, er verſtehe die edelſten unter den Kleinodien zu erkennen. „Er hat ja ſchon bewieſen,“ fuhr er fort, "daß er gut kochen kann, und wir haben ihn darin erprobt gefunden. Wie wäre es, wenn wir ihn nun rufen ließen, und ihn auch wegen der Kleinodien befragten? Vielleicht würde ſich ſein Vorgeben auch hierin beſtätigt finden.“

Der Greis wurde ſogleich vor den Fürſten geführt, und über die zwei Perlen, die man ihm vorzeigte, befragt. Er erwiederte ſogleich: "Was dieſe Perle hier anbetrifft, ſo iſt ſie tauſend Goldſtücke werth.“ — "So viel fordert auch ihr Beſitzer,“ unterbrach ihn der Fürſt. — "Dieſe Perle aber hier iſt nur fünfhundert Goldſtücke werth.“ — Da lachten die Leute, und wunderten ſich, und der Kaufmann ſagte zornig zu ihm: "Wie kann denn das ſein? Meine iſt ja viel größer, viel reiner, und beſſer geründet; und ſie ſollte weniger als jene koſten?“ Doch der Greis ſprach: "Ich habe geſagt, was ich zu ſagen habe.“ — „Aber an äußerem Anſehn,“ ſagte hierauf der Fürſt, „ſind ja beide Perlen einander ganz gleich. Warum ſollte ſie denn nur halb ſo viel als jene werth ſeyn?“ — „Du haſt ganz Recht,“ erwiederte der Greis, „aber in ihrem Innern iſt ein Wurm.“

Acht hundert und zwei und neunzigſte Nacht.

Da unterbrach ihn der Kaufmann: „Willſt du denn bei den Perlen ein Inneres und ein Aeußeres annehmen?“ — „Ja wohl,“ ſprach der Greis; „in ihrem Innern iſt ein Wurm, der ſie aushöhlt; jene aber iſt tadellos, und kann nie zerbrochen werden.“ — „Mache uns das deutlich,“ ſagte der Kaufmann, „und überhaupt, woran ſollen wir erkennen, daß du die Wahrheit ſagſt.“ — „Wir wollen ſie zerbrechen,“ erwiederte der Greis, „und wenn ich Unrecht habe, ſo iſt hier mein Kopf. Habe ich aber Recht, ſo iſt die Perle für dich verloren.“ — „Das gehe ich ein,“ ſprach der Kaufmann. Die Perle wurde hierauf zerbrochen, und es war, wie der Greis geſagt hatte, in ihrem Innern ein ſie aushöhlender Wurm. Darüber erſtaunte der Fürſt, und befragte ihn nach der Kunſt, wodurch man dieſes zu erkennen im Stande ſei. „Wiſſe, o Fürſt!“ antwortete der Greis, „daß dieſe Art Perlen in dem Innern eines Thieres entſtehen, welches Almutabattel *) heißt. Ihr Entſtehen iſt ein Regentropfen. Hält man nun dieſe Perlen in der Hand, ſo zeichnen ſie ſich durch eine lang ausdauernde Kälte aus. Als ich aber dieſe in der Hand hielt, und ihr ſchnelles Warmwerden bemerkte, urtheilte ich, daß ſie hohl ſei, und daß ſich in ihrem Innern ein Thier befinden müſſe; denn den Thieren theilt ſich die Wärme bald mit.“ Der König, erfreut über dieſe Erklärung, vermehrte ſeinen Jahrgehalt.

Kurz darauf kamen zwei Kaufleute mit zwei Pferden. Der eine forderte für das ſeinige tauſend Goldſtücke, der andre fünftauſend. Der Koch nahte ſich nunmehr wieder dem Fürſten, und ſagte. „Wir haben von dem Greiſe ſchon einigemal uns guten Rath erholt. Meineſt du, daß wir ihn rufen?“ Als ihm der Fürſt dazu Befehl ertheilt, und der Greis die zwei Pferde geſehen hatte, ſprach derſelbe: „Dieſes hier iſt tauſend Goldſtücke werth, jenes aber zweitauſend.“ — „Was?“ ſagten die Leute, „jenes da iſt zwar offenbar ein guter Läufer; dieſes aber iſt jung, ſchneller noch, gedrungener an Gliedmaßen, und hat ein feineres Geſicht, eine reinere Farbe, und eine glättere Haut. Wie kannſt du denn den Preis ſo niedrig beſtimmen?“ — „Alles, was ihr ſagt, hat ſeine

---

*) Ein mir unbekanntes wildes Thier.

Richtigkeit; nur daß der Vater des erſteren ein ſehr altes Pferd, dieſes dagegen der Sohn eines jungen Pferdes iſt. Wenn das erſtere nach einer ſtarken Anſtrengung ſtehen bleibt, ſo kommt es nicht bald wieder zu Athem, und der Reiter würde auf ihm bald von ſeinem Verfolger ereilt werden. Dieſes aber, der Sohn eines jungen Pferdes, wenn du es um die Wette laufen läßt, und abſteigſt, und dich wieder auf daſſelbige ſetzeſt, kommt bald wieder zu Athem, und läuft unermüdet weiter.“ Da ſagte der Kaufmann: "So verhält es ſich auch wirklich. Dieſer Greis iſt ein vortrefflicher Kenner." Der Fürſt befahl ſofort, ihm eine Vermehrung ſeines Jahrgehalts zu reichen. Als der Greis aber ſich nicht fort begab, ſondern ſtehen blieb, fragte ihn der Fürſt: „Warum gehſt du nicht an deine Arbeit?" — "Meine Arbeit hält mich beim Fürſten zurück." — "Was begehreſt du?" — "Ich wünſche, daß du mich nach dem Weſen der Menſchen fragſt, wie du mich nach den Perlen und den Pferden befragt haſt." — „Dieſe Frage brauche ich nicht erſt an dich zu thun," entgegnete der Fürſt. „Ich aber,“ antwortete der Greis, „fühle das Bedürfniß, dich davon zu unterrichten." — "Nun wohl,“ ſo ſage es. Da ſprach der Greis: "Ich benachrichtige dich, daß du der Sohn eines Bäckers biſt.“ — „Wo haſt du das geſehen?" — "Das habe ich in der Konſtellation und in den Manſionen des Mondes geſehen.“ Hierauf begab ſich der Fürſt ſogleich zu ſeiner Mutter, welche ihn benachrichtigte, daß ihr erſter Gemahl zwar König geweſen, daß ſie aber nach deſſen Tode heimlich einen Bäcker geheirathet habe, deſſen Sohn er ſei, daß ſie ihn indeß immer als Prinzen habe erziehen laſſen, aus Furcht, das Reich möchte aus ihrer Familie kommen. Der Fürſt begab ſich nunmehr zum Greiſe und ſagte: "Du haſt ganz Recht, ich bin der Sohn eines Bäckers; aber zeige mir doch an, wie du dies vermuthen konnteſt." — "Ich ſah wohl ein," erwiederte der Greis, "daß, wenn du der Sohn eines Königs geweſen wärſt, du mir Koſtbarkeiten und Juwelen geſpendet hätteſt. Wäreſt du aber der Sohn eines Kadi geweſen, ſo würdeſt du mich Drachmenweiſe belohnt haben; wäreſt du der Sohn irgend eines Kaufmanns, ſo hätteſt du mich mit vielem Gelde beſchenkt. Allein ich ſah, daß du deine Wohlthaten an mir durch Zulagen an Brod zu erkennen gabſt; da habe ich denn gleich gemerkt, daß du der Sohn eines Bäckers ſein mußteſt." Der Fürſt ſagte hierauf: „Du haſt recht geurtheilt;“ gab ihm vieles Vermögen, und überhäufte ihn mit Würden.

Dieſe Geſchichte gefiel dem Könige Schach Bacht ſehr wohl; doch verſicherte ihn der Weſir Rachuan, daß ſie nichts ſei gegen die Geſchichte des reichen

Mannes, der ſeine ſchöne Tochter mit einem armen Greiſe verheirathet hatte. Der König wurde auf dieſe Geſchichte neugierig, und er befahl dem Weſir, den andern Tag wieder zu kommen.

Geſchichte

des reichen Mannes; der ſeine Tochter an einen armen Greis verheirathet hatte. *)

Ein reicher Kaufmann hatte eine Tochter, die ſchön war, wie der Vollmond. Als ſie achtzehn Jahr erreicht hatte, nahm ihr Vater einen alten armen Mann zu ſich, den er ſehr gut aufnahm, ihm ſein ganzes Zutrauen ſchenkte, und ihn zu ſeinem Trinkgenoſſen machte. Nach einiger Zeit eröffnete er ihm, daß er ſich vorgenommen habe, ihn mit ſeiner Tochter zu verheirathen. Der Arme ſchlug es aber, ſeiner Armuth wegen, ab. „Ich bin zu arm für ſie,“ ſagte er, „und für dich bin ich zu gering.“ Der Reiche aber drang in ihn, ohne indeß von ihm eine andere Antwort erhalten zu können. Endlich aber willigte er doch mit dem Beding ein, daß er ihm die Urſache ſagte, warum er eben ihn zum Schwiegerſohn verlangte. „Finde ich, daß dein Grund richtig iſt,“ fügte er hin,

---

*) Vierte Nacht des Weſirs.

zu, „ſo nehme ich dein Anerbieten an; wo nicht, ſo geſchieht es niemals.“ Da antwortete ihm der Reiche: “Wiſſe, daß ich aus China gebürtig bin, und in meiner Jugend ein ſchöner Mann war. Ich hatte viel Vermögen, konnte aber die Frauen im allgemeinen gar nicht leiden. Ich gelangte in die Jünglingsjahre; da träumte mir, ich wäre in einer Verſammlung, wo jedem ſein Theil von Glücksgütern zugetheilt, und immer dabei ausgerufen wurde: Das iſt das Theil von dem, dieſes von jenem. Endlich hörte ich auch meinen Namen rufen, und zugleich wurde mir ein abſcheulich häßliches Weib zugeführt. Ich erwachte ganz erſchrocken, und ſchwur, mich nie zu verheirathen, aus Furcht, einſt ein ſo häßliches Weib zu bekommen. Hierauf reiſte ich in dieſes Land mit Waaren, die ich mit vielem Vortheil verkaufte. Ich blieb hier die ganze Zeit, während welcher ich mir Freunde erwarb, und mir Handlungsdiener, der vielen Geſchäfte wegen, annehmen mußte.

Achthundert und drei und neunzigſte Nacht.

Eines Tages veränderte ich meine Kleider, ſteckte viel Geld zu mir und ging in der Stadt ſpazieren, als ich ein ſehr ſchönes Haus erblickte. Wie ich es noch ſo betrachtete, erſchien ein reizendes Mädchen am Fenſter. Als ſie mich erblickte, eilte ſie davon, und ließ mich ganz in Begeiſterung zurück. Da trat ich zu einem Schneider herein, der in der Nähe wohnte, um mich nach dem Hauſe und deſſen Beſitzer zu erkundigen. "Das Haus gehört,“ antwortete dieſer, „dem Advokaten N . . . . Hol ihn der Teufel!" Ich fragte weiter: „Iſt denn dieſer Mann der Vater des hübſchen Mädchens?“ Auf ſeine Bejahung eilte ich zu einem Manne, der mit mir viel Geſchäfte machte, und ſagte ihm, daß ich die Tochter des Advokaten N . . . . heirathen, und deshalb zu ihm hingehen wolle.

Mein Freund verſammelte ſogleich einige Freunde, mit denen wir uns zum Advokaten begaben. Nach den gewöhnlichen Grüßen trug ich ihm mein Geſuch um ſeine Tochter vor. Er indeß antwortete. „Ich habe keine Tochter, die ſich für dich ziemte."

Da er auf meine wiederholten Geſuche ſich fortwährend weigerte, ſagten ſeine Freunde zu ihm: "Dieſes iſt ein achtungswerther Mann, der deine Tochter glücklich machen kann. Es wäre alſo unbillig, ihr dieſe Verſorgung zu entziehen." — "Sie taugt aber nichts," erwiederte er, "denn meine Tochter iſt im höchſten Grade häßlich, und hat alle tadelnswürdige Eigenſchaften?" — "Wenn ich ſie aber ſo annehme, wie du ſagſt, daß ſie iſt?" — Da ſagte die ganze Verſammlung einſtimmig, er möge doch dieſes Geſchäft enden. "Dein Wille ſoll geſchehen?" rief er nunmehr aus. "Ich verlange für ſie viertauſend Goldſtücke." — „Du ſollſt ſie haben," rief ich, und beeilte mich, den Heirathskontract ausfertigen zu laſſen. Ich veranſtaltete ſodann alsbald ein Feſt, und als ich nach demſelben meine Gattin betrachtete, ſah ich das häßlichſte, was Gott geſchaffen hatte. Da ich mir aber einbildete, daß ihre Familie mir dieſes nur zum Schabernack anthun könnte, ſo lachte ich darüber, und erwartete, daß meine Gefährtin ſich wieder entfernen würde. Allein zu meinem Erſtaunen entfernte ſie ſich nicht. Als mir das zu lange dauerte, und ſich niemand außer ihr einfand, wäre ich vor Zorn und Wuth beinahe geborſten.

Ich betete nun, daß ich von ihr doch befreit werden möchte, und als der Morgen anbrach, kam die Aufwärterinn, und fragte mich, ob ich kein Bad brauchte. Da ich es mit Nein beantwortete, ſo erkundigte ſie ſich, ob ich morgen eins brauchen würde? Meine Antwort war wiederum Nein, und ſo blieb ich drei ganze Tage mit meiner Frau, ohne daß ich das geringſte von Speiſe oder Trank genoſſen hätte. Als meine Gattin mich in dieſem Zuſtande ſah, ſagte ſie mir: „Lieber Mann, welcher Kummer drückt dich? erzähle mir, was dich betrübet, und wenn ich kann, bei Gott, will ich dich retten.“ Ich gab ihrer Rede Gehör, in der Hoffnung, daß ſie mir die Wahrheit ſage, und erzählte ihr von dem Mädchen, was ich geſehn und welche mich bezaubert hatte. Sie antwortete mir darauf: "Wenn dieſes Mädchen mir gehört, ſo wiſſe, daß ſie, ſo wie alles, was mein iſt, dir zu Dienſte ſtehen ſoll. Gehört ſie aber meinem Vater, ſo werde ich ſie von ihm erbitten, und ſie dir überliefern." Hierauf fing ſie ſogleich an, ein Mädchen nach dem andern herbei kommen zu laſſen, und ſie mir vorzuſtellen, bis endlich die Geliebte erſchien. Hier rief ich aus: "Das iſt ſie!" — "Sei unbeſorgt," rief meine Frau, "dieſe iſt mein, und zwar ein Geſchenk von meinem Vater." Von nun an aber gehört ſie dir. Sei alſo ruhig und frohen Muthes." Gegen Abend begab ſie ſich zu dem Mädchen. Nachdem ſie dieſelbe geſchmückt und mit Wohlgerüchen überſtrömt hatte, ſagte ſie zu ihr: "Sei gegen deinen Herrn nicht ungehorſam, was er auch von dir verlange." Das Mädchen kam hierauf zu mir, und als ich mich ſchlafen legen wollte, dachte ich bei mir ſelbſt: Deine Frau iſt wahrhaftig edler wie du. Ueberhaupt rührte mich dieſer Zug von ihr ſo ſehr, daß ich das Mädchen nicht berührte, ſondern ſie fortſchickte, ſogleich zu meiner Gattin ging, und bei ihr ſchlief.

Wir lebten von nun an ſtets ſehr glücklich, und nach einem Jahre beglückte ſie mich mit einer Tochter, über deren Schönheit ich ganz entzückt war. Mit den

Jahren entwickelte ſich in ihr ganz der Verſtand ihrer Mutter, ſo wie auch die Schönheit ihres Vaters. Viele der vornehmſten Leute hielten um ſie an, aber ich verheirathete ſie nicht. Einſt träumte mir wiederum, in derſelben Verſammlung zu ſein, wo ich vor meiner Verheirathung im Traume war. Dieſesmal wurden wieder einem jeden Looſe des Geſchicks zugetheilt. Männer wurden Weibern, Weiber wurden Männern beſtimmt. Darauf ſah ich auch dich, und mir wurde geſagt, dieſer iſt für deine Tochter beſtimmt. Daraus ſchloß ich, daß Gott ihr keinen andern als dich zugedacht hatte, und es iſt mir lieber, du heirathest ſie bei meinen Lebzeiten, als nach meinem Tode. Als der arme Mann dieſes hörte, erwachte in ihm die Sehnſucht nach dem Mädchen. Er heirathetete ſie, und ſie beglückte ihn mit der zärtlichſten Liebe.

Doch dieſe Geſchichte iſt in keinem Vergleich mit derjenigen von dem weiſen Manne und ſeinen drei Söhnen.

Der weiſe Mann und ſeine drei Söhne. *)

Ein weiſer Mann hatte drei Söhne, die ebenfalls Kinder hatten. Als ſich mit den Jahren ihre Familie ſehr vermehrte, und Uneinigkeiten unter ihnen entſtanden, verſammelte er ſie, und gab ihnen folgende Lehren: „Seid einig gegen jeden, der wider euch ſein will. Verachtet euch nicht unter einander, ſonſt verachten euch die Leute. Ihr gleicht einer Anzahl von Leuten, die einen Berg durchſtechen wollten; ihre Arbeit ging ſchnell vorwärts, ſo lange ſie einig waren, und zulezt blieb nur einer von ihnen übrig, der dieſer Arbeit unterlag. Dieſes iſt das Bild der Einigkeit und der Uneinigkeit. Beſonders aber hütet euch, Fremde gegen einige unter euch zu Hülfe zu rufen. Dieſes würde euch den Untergang bereiten; denn jeder, durch deſſen Hülfe ihr geſiegt haben werdet, wird ſeine Befehle den eurigen vorgezogen wiſſen wollen. Noch will ich euch ſagen, daß ich Reichthümer beſitze,

---

*) Fünfte Nacht des Weſirs.

die ich an einen Ort vergraben will, wo ihr ſie zur Zeit der Noth finden könnt.“

Hierauf verließen ſie den Vater, und zerſtreuten ſich. Einer aber unter ihnen lauerte ſeinem Vater auf, um zu ſehen, wo er dieſe Schätze hin vergraben würde; und er bemerkte auch wirklich, daß er ſie außerhalb der Stadt verbarg. Am folgenden Tage ganz früh begab ſich der Sohn an den Ort, grub den Schatz aus, hob ihn, und ging damit von dannen.

Als der Vater ſeinen lezten Augenblick herankommen ſah, verſammelte er ſeine Söhne, und zeigte ihnen genau den Ort an, wo er ſeine Reichthümer verborgen hatte. So wie er nun geſtorben war, gingen ſie hin, um ſie auszugraben, und fanden einen unermeßlichen Schatz, den ſie unter ſich vertheilten. Dasjenige nämlich, welches der eine Sohn früher genommen hatte, befand ſich gleich unter der Oberfläche der Erde, und er ahnete nicht, daß ſich unterwärts noch größere Schätze befinden würden.

Dieſer eine nahm alſo ſein Theil auch noch mit, und legte es zu dem früher heimlich genommenen. Kurz darauf heirathete er ſeine Nichte, mit der er einen Sohn zeugte, der ſehr ſchön wurde. Bei herannahendem Alter begann er nun zu fürchten, daß dieſer Sohn arm werden, und daß überhaupt ſeine Betrügerei entdeckt werden möchte. Er rief ihn daher eines Tages zu ſich und ſagte zu ihm: „Mein Sohn, wiſſe, daß ich meine Brüder in meiner Jugend bei der Theilung des Vermögens meines Vaters ſchändlich betrogen habe. Mich freut es, dich ſo gut gerathen zu ſehen. Wenn du alſo in Noth kommſt, und etwas brauchſt, ſo bitte keinen von ihnen um etwas, noch ſonſt jemanden; denn ich habe dir in dieſem Hauſe einen Schatz vergraben, den du aber nicht eher, öffnen mußt, als bis du ihn zur höchſten Nothdurft brauchſt.“

Kurze Zeit darauf ſtarb der Mann, und ſein beträchtliches Vermögen fiel ſeinem Sohne zu. Dieſer konnte es aber nicht erwarten, ſondern, ohne es nöthig zu haben, machte er ſich auf, und erbrach den Ort, wo der Schatz verborgen war. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er nichts als einen leeren blendend weiß übertünchten Raum fand, in deſſen Mitte von der Decke herab ein Strick hing.

Achthundert und vier und neunzigſte Nacht.

Senkrecht unter dem Stricke bemerkte er noch zehn aufeinander geſtellte Ziegeln, und einen Zettel; worauf folgende Worte ſtanden: „"Der Tod iſt unausbleib„lich. Dir bleibt in deiner Lage nichts übrig, als „dich zu erhängen. Bitte daher keinen von meinen

Brüdern, um etwas, noch irgend jemanden andern, ſondern ſtoße die Ziegeln mit deinem Fuße von einander, damit dir keine Möglichkeit zur Rettung übrig bleibt. Da wirſt du Ruhe haben vor den Spöttereien der Feinde, der Neider, und von der Bitterkeit der Armuth.“ Es iſt nicht möglich, die Empfindungen zu beſchreiben, die ſich des jungen Mannes bemächtigten. "Ach,“ rief er aus, "welchen ſchlechten Schatz haſt du mir hier aufbewahrt!“

Voll Verzweiflung ging er nun aus, und verſchwendete ſein Vermögen mit ſeinen Freunden, in der Hoffnung, daß ſie ſich dereinſt auch als ſolche bewähren würden. So vergeudete er denn ſeine Reichthümer ſo leichtſinniger Weiſe, das ihm nach kurzer Zeit nichts mehr davon übrig blieb.

Nach vielen kummervollen Augenblicken hatte er ſchon zwei Tage lang nichts genoſſen; da verkaufte er ſeinen Shawl, der ihm als Turban diente, für zwei Drachmen, und kaufte dafür Brod und Milch, welches beides er hinſetzte, um noch etwas anderes einzukaufen. Als er zurückkehrte, fand er indeß, daß ein Hund ſein Brot gefreſſen und die Milch umgeſtoßen habe. Ganz voll Verzweiflung ging er nun auf die Straße hinaus, indem er ſich fortwährend das Geſicht zerſchlug. Hier begegnete er einem ſeiner beſten Freunde, und entſchloß ſich, demſelben ſeinen Zuſtand zu offenbaren.

„Wie?“ rief jener aus; „ſchämſt du dich nicht, ſo thöricht zu ſprechen? Wie kennſt du vorgeben, dein unermeßliches Vermögen verthan zu haben? Wie kannſt du noch noch die Lüge hinzufügen, und behaupten, ein Hund ſei auf den Rand geſtiegen, habe dein Brod gefreſſen, und deine Milch umgeſtoßen?“ Er endigte zuletzt damit, daß er ihn noch derb tadelte. Dieſes konnte der Jüngling nicht ertragen. Er ging nach Hauſe, voll Verzweiflung im Herzen, und vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Ach, wie wahr hat mein Vater geredet!“ Hierauf ging er in das Kabinett, ſtieg auf die Ziegeln, band ſich den Strick um den Hals, und ſchob die Ziegeln mit den Füßen fort. Sie rollten von einander, der Strick riß, und aus der Decke ſtürzten eine Menge von Koſtbarkeiten auf ihn herab. Er ſuchte weiter nach, und entdeckte einen Reichthum, der alle ſeine Erwartungen weit übertraf. Nun merkte er erſt, daß ſein Vater ihn durch dieſes Mittel habe klug machen wollen.

Als er nach und nach ſeine verkauften Güter und Ländereien wieder an ſich gebracht hatte, kehrten ſeine Freunde wieder zu ihm zurück, die er gut aufnahm, und ſie köſtlich bewirthete.

Eines Tages erzählte er ihnen, daß, als ſein Vater noch gelebt hätte, Heuſchrecken in ſein Haus gedrungen wären, und einen bedeutenden Vorrath von Brot aufgefreſſen hätten. „Als wir das ſahen,“ fuhr er fort, „legten wir an die nämliche Stelle ein Granitſtück von der Breite und Länge einer Elle; allein die Heuſchrecken, die den Geruch des Brotes noch wahrnahmen, zernagten das Granitſtück, des Brotgeruchs wegen.“ Da ſagte ihm jener ſelbe Freund, der ihn vorher Lügen geſtraft hatte, als er ihm ſein Unglück mit dem Brote und der Milch erzählt hatte: „Darüber darfſt du dich nicht wundern; die Mäuſe thun täglich mehr als das.“ — „Nun habe ich genug,“ rief der nun klüger gewordene junge Mann aus, „verlaßt mich; denn als ich arm war, glaubte man mir nicht, daß der Hund mein Brot gefreſſen und meine Milch vergoſſen hatte, und heute, nun ich wieder reich bin, glaubt man mir, daß Heuſchrecken ein Granitſtück von der Länge und Breite einer Elle zernagen konnten.“ Da fühlten ſie ſich beſchämt, verließen ihn, und der junge Mann genoß bis in's ſpäteſte Alter in Ruhe ſein Vermögen.

Doch, wo bleibt dieſe Geſchichte neben derjenigen von dem Könige, welcher in ein Bildnis verliebt war.

Geſchichte

von dem Könige, der ſich in ein Bildnis verliebte. *)

Ein König, deſſen Reich an Perſien gränzte, zeugte in ſeinem hohen Alter einen Sohn, den er in allen Wiſſenſchaften unterrichten ließ. Auch bauete er ihm ein prächtiges Schloß. Als der Sohn dieſes Prachtgebäude bezog, erblickte er an der Decke eines Zimmers das Gemälde einer weiblichen Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte. Sie war von einer Menge Sklawinnen umgeben dargeſtellt.

---

*) Sechſte Nacht des Weſirs.

Achthundert und fünf und neunzigſte Nacht.

Er war von ihrer Schönheit ſo ergriffen, daß er beſinnungslos zur Erde fiel; denn die Liebe zu ihr hatte ſich ganz ſeiner Seele bemächtigt. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, blieb er darunter ſitzen, und man vermochte ihn nicht von dieſer Stelle wegzubringen.

Als ſein Vater nach einigen Tagen zu ihm kam, fand er ihn ganz blaß und mager. Dieſer, der die Urſache dieſer Veränderung nicht wußte, glaubte, er wäre krank, und ſchickte deshalb zu den Aerzten, um ihn zu heilen. Da dieſe indeß es nicht vermochten, ſo ſagte er zu einem ſeiner Getreuen: „Wenn du herausbringſt, was meinem Sohne fehlt, ſo ſollſt du bei mir zur größten Gunſt gelangen.“ Jener begab ſich hierauf zum Sohne, und benahm ſich ſo geſchmeidig gegen ihn, daß er erfuhr, ſein ganzes Uebel komme von jenem Bildniſſe her. Als er den König davon unterrichtet hatte, verſetzte dieſer den Sohn in ein andres Haus, welchem er zugleich die Beſtimmung gab, alle Fremden, die irgend an ſeinen Hof kamen, aufzunehmen. Jeden, der ſich nur daſelbſt einfand, befragte der König über dieſes Gemälde; doch keiner konnte ihm davon Kunde geben, bis eines Tages ein Mann ankam, welcher beim Anblick dieſes Gemäldes ausrief: „Bei Gott, das hat mein Bruder gemacht!“ Der König ließ ihn ſogleich näher ausfragen und ſich nachdem Wohnort ſeines Bruders erkundigen. Der Fremde antwortete: „Wir ſind zwei Brüder; der eine von uns ging nach Indien, wo er die Tochter des Königs ſah, in die er ſich heftig verliebte. Als er nun Indien verließ, machte er ein Gelübde, daß er in jedem Lande, welches er betreten würde, ſie malen wollte, und das Gemälde welches ſich in deinem Schloſſe befindet, iſt das wohlgetroffene Bildnis dieſer Prinzeſſinn. Ich ſuche meinen Bruder auf, und bin auf meiner Reiſe ihm ſchon ſehr lange auf der Spur.“

Als der Sohn des Königs dies vernahm, rief er aus: „Ich muß nach Indien reiſen, und dieſe Fürſtin ſehen.“ Auch begab er ſich bald darauf auf den Weg, nachdem er unermeßlich koſtbare Geſchenke mitgenommen hatte. Nach vielen Beſchwerlichkeiten erreichte er Indien, erhielt die Erlaubniß, vor dem König zu erſcheinen, und hielt um die Hand ſeiner Tochter an. Der König erwiederte, daß er ihn ſehr gern zum Eidam haben würde, wenn man es nur wagen dürfte, dieſes vor ſeiner Tochter zu erwähnen, weil ſie einen unüberwindlichen Haß gegen alle Männer habe.

Der Königsſohn ließ in Folge dieſer Antwort ſeine Gezelte unter den Fenſtern des königlichen Schloſſes aufſchlagen, und nach einigen Tagen war er ſo glücklich, eine der Lieblingsſklawinnen der Prinzeſſin zu ſehn. Er beſchenkte ſie ſehr reichlich, und ſagte ihr die Urſache ſeiner Reiſe, indem er ſie bat, das möglichſie für ihn zu thun. Sie aber ſagte ihm ganz offen, daß ſie es nicht unternehmen würde, das mindeſte für ihn zu thun, ja, daß er ſelbſt bei ſeinem Vorhaben ſich großen Gefahren ausſetzte. Dieſe Nachricht betrübte ihn ſo ſehr, daß er gefährlich krank wurde, und da er nicht unterließ, den Sklawinnen der Prinzeſſin koſtbare Geſchenke auszutheilen, ſo nahm ſein mitgebrachtes Vermögen ſo ſchnell ab, daß er zulezt ſeine Dienerſchaft nicht mehr bezahlen konnte, weshalb einer nach dem andern ihn verließ. In dieſer Noth ſagte er zu einem, in den er das größte Vertrauen ſetzte, daß er in ſein Vaterland zurückkehren, und mit größeren Schätzen wiederkommen wolle. Dieſer fand denn auch dieſen Plan ſehr paſſend.

Die Reiſe wurde auch ſogleich mit den noch übrigen Getreuen angetreten. Da aber der Weg ſehr lang war, ſo hatte er bald alles verzehrt, und ſeine Reiſegefährten ſtarben bis auf einen, und auch dieſer wurde ihm einige Tage darauf durch einen Löwen geraubt. Da mußte nun der Königsſohn allein weiter wandeln, welches ihn ſo angriff, daß ihm die Füße geſchwollen. Endlich gelangte er nach Sageſtan, faſt nakt und halb verhungert. Nur noch ein einziger Edelſtein blieb ihm übrig, welchen er einem Ausrufer übergab, um ihn zu verkaufen. Dieſer übernahm die Sache, und führte ihn zu einem Juwelier, welcher ihn fragte, wie er zu dem Beſitze dieſes koſtbaren Kleinods gekommen ſei. Er erzählte dieſem nun ſeine Geſchichte, und daß er der Sohn eines Königs wäre. Ueber dieſe Unglücksfälle erſtaunt, zahlte ihm der Juwelier tauſend Goldſtücke, und machte ſich anheiſchig, den Königsſohn auf ſein Verlangen während ſeiner Reiſe zu begleiten.

Als ſie an den Grenzen des Landes ſeines Vaters ankamen, da erkannten ihn die Leute, überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen, und ließen den König ſogleich von der Ankunft ſeines Sohnes benachrichtigen. Dieſer kam ihnen eilig entgegen, und behandelte den Juwelier mit der größten Auszeichnung.

Nach einem kurzen Aufenthalte begab ſich der Sohn des Königs wieder in das Land der ſchönen Königstochter zurück. Der Juwelier begleitete ihn dahin. Unterweges wurden ſie von Räubern angefallen, welche der junge Prinz auf das tapferſte bekämpfte. Endlich aber unterlag er, und wurde getödtet. Da begrub ihn der Juwelier, baute ein Denkmal auf ſein Grab, und kehrte dann traurig in ſein Vaterland zurück, ohne jemanden von dieſem Vorfalle etwas zu ſagen.

Was nun die Tochter des Königs von Indien betrifft, um derentwillen der Prinz ſein Leben eingebüßt hatte, ſo hatte ſie die Gezelte bemerkt, und die Schönheit des Prinzen bewundert. „Was iſt aus dieſen Leuten geworden?“ rief ſie eines Tages, “als ſie die

Zelte nicht mehr bemerkte;" und wer waren ſie?" — "Es waren," ſagte die Sklawin, "die Diener und die Begleitung des Sohnes des Königs von Perſien, der wegen dir ſo viele Beſchwerlichkeiten auf ſeiner Reiſe erfahren hat, und den du nicht annehmen wollteſt." — "Wehe dir," rief die Prinzeſſin aus, "warum haſt du mir nicht gleich alles ſo umſtändlich erzählt?" — "Ich fürchtete mich vor deinem Zorne," war die Antwort der Sklawin.

Die Prinzeſſin ging hierauf zu ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubniß, dem Prinzen folgen zu dürfen. "Denn bei Gott," fügte ſie hinzu, "ich muß ihn nun aufſuchen, wie er mich aufgeſucht hat; ſonſt würde ich nicht gerecht gegen ihn ſein." Sie bereitete ſich nun zur Reiſe vor, und gelangte endlich mit vielen Schätzen durch die Wüſte bis nach Sageſtan. Hier ließ ſie einen Juwelier kommen, um ſich ein Geſchmeide machen zu laſſen. Dieſer erkannte ſie ſogleich; denn der Königsſohn hatte ihm von ihr erzählt, und ſie ihm genau beſchrieben. Als er ſich nach dem Zwekke ihrer Reiſe erkundigt, und ſie ihm alles mitgetheilt hatte, ſchlug er ſich ins Geſicht, zerriß ſich die Kleider, ſtreute Erde auf ſein Haupt, und weinte bitterlich. "Weshalb thuſt du dieſes," fragte ihn die Prinzeſſinn. — "Ach," erwiederte er, "ich war ſein Gefährte. als er auf der Rückreiſe zu dir war. Da überfielen ihn Räuber, und tödteten ihn."

Die Prinzeſſin ward durch dieſe Nachricht in die tiefſte Betrübniß verſetzt, und ohne ſich aufzuhalten, reiſte ſie ſogleich zu ſeinen Eltern, welche ſie von dem Schickſale ihres Sohnes benachrichtigte, und ihnen ſeine Grabſtätte anzeigte. Sie begaben ſich nun alle zuſammen dahin, und beweinten laut ſeinen Verluſt. Die Prinzeſſinn aber hielt ſich einen ganzen Monat an ſeinem Grabe auf, und ließ Maler kommen, die ihr Bildniß neben das des Königsſohnes malen mußten. Sie ſchrieb hierauf ihre Geſchichte, und die Unglücksfälle, die ſie betroffen hatten, auf, und legte ſie nebſt den Bildniſſen in die Grabſtätte, worauf ſie ſich insgeſammt fort begaben.

Achthundert und ſechs und neunzigſte Nacht.

Doch iſt, ſagte der Weſir Rachuan, dieſe Erzählung noch lange nicht ſo ſchön, wie die Geſchichte des Gärbers und ſeiner Frau.

Geſchichte

des Gärbers und ſeiner Frau. *)

In einer großen Stadt lebte eine ſehr ſchöne Frau, welche einen Offizier zum Geliebten hatte. Ihr Mann, welcher ein Gärber war, ging ſeiner Geſchäfte wegen oft aus, und während ſeiner Abweſenheit kam der Offizier, und unterhielt ſich mit ſeiner Frau, bis zu des Gärbers Zurückkunft. Dies Verhältniß hatte bereits eine Zeitlang gedauert, als der Offizier der Gärbersfrau ſagte, daß er ein Haus neben dem ihrigen kaufen wolle, woſelbſt er einen unterirdiſchen Gang von einem Hauſe zum andern anlegen wollte. »Du aber mußt zu deinem Manne ſagen,« fügte er hinzu, »daß deine Schweſter mit ihrem Manne, welche ſo lange abweſend waren, dieſer Tage zurückgekommen ſeien, und daß du ſie in der Nachbarſchaft eingemiethet habeſt, um ſie alle Augenblicke ſehn zu können. »Die Aehnlichkeit meiner Schweſter mit mir,

---

*) Siebente Nacht des Weſirs.

füge dann hinzu, "iſt außerordentlich, und ich bitte dich, gehe zu ihrem Manne, dem Offiziere, und biete ihm deine Waaren an; da wirſt du ſie ſehen und dich überzeugen, daß ſie und ich eins ſind. Ich bitte dich, thue mir den Gefallen, und gehe herum; da wirſt du ja ſehen, wie dirs gefallen wird."

"Als der Offizier nun ſeinen verborgenen Gang vollendet hatte, und der Gärber von ſeiner Reiſe zurückgekommen war, nöthigte ihn ſeine Frau, hinumzugehen, weil ihre Schweſter ihm etwas zu ſagen hätte. Da ging denn der Gärber, ohne von der ganzen Geſchichte etwas zu wiſſen, zu ſeinem neuen Nachbar, dem Offiziere, dem Liebhaber ſeiner Frau, welche ihm in demſelben Augenblicke durch den angebrachten unterirdiſchen Gang in das Haus des Offiziers voran eilte, und ſich neben ihn ſetzte. Der Gärber grüßte beim Eintritt den Offizier und ſeine Frau, und erſtaunte nicht wenig über dieſe außerordentliche Aehnlichkeit. Er traute ſeinen Augen nicht, ſondern eilte, ohne ein Wort zu ſagen, in ſein Haus zurück. Seine Frau war indeſſen durch den geheimen Gang bereits vor ihm in ihrer Wohnung angelangt, hatte ſich ſchnell in ihren Hausanzug geworfen, und zu einer weiblichen Arbeit hingeſetzt.

"Habe ich dir nicht geſagt," rief ſie ihrem Manne zu, als er hineintrat, "daß du zu meiner Schweſter hinumgehen ſollſt, um ſie mit ihrem Manne zu bewillkommen, und uns in ihre Freundſchaft zu empfehlen?" — "Das habe ich auch gethan," antwortete der Gärber, "allein ich traute meinen Augen nicht, als ich ſeine Frau ſah." — "Nicht wahr," unterbrach ſie ihn, "habe ich dir nicht geſagt, daß wir uns ſehr ähnlich ſehen, und daß man uns nur durch die Kleidung unterſcheiden kann. Gehe aber nur wieder hinum, und vollende dein Vorhaben."

Der ſchwerfällige Gärber glaubte ihr, und kehrte wieder um; ſie aber eilte ihm voran. Als er ſie nun ſo neben dem Offizier ſitzen ſah, blickte er ſie an, blieb eine Weile nachdenkend ſtehen, grüßte ſie, und ſie erwiederte ſeinen Gruß. Doch als er ſie erſt ſprechen hörte, wurde er ganz ſtutzig. Der Offizier ſagte hierauf zu ihm: "Was fehlt dir denn, daß du ſo verdutzt biſt?" Da antwortete der dumme Gärber: "Die Frau, die dort ſitzt, iſt mein Weib." Und ohne ein Wort hinzu zu fügen, rannte er in ſein Haus, woſelbſt er ſeine Frau an ihrer Beſchäftigung ſitzen fand. Er kehrte alſo wieder zum Offizier zurück, wo er ſie wieder neben demſelben antraf.

Nun aber ſchämte er ſich vor ihnen, er ſetzte ſich daher nieder, und aß und trank mit dem Offizier, welcher ihm indeß ſo zuſetzte, daß er ihn berauſcht machte. Der Gärber verfiel hierauf in den tiefſten Schlaf, während welchem ihm der Offizier ſeine Haare nach türkiſcher Art abſchor, ihm eine Kappe aufſetzte, ihm einen Säbel umhing, und ihn mit einem Gurt umgürtete, an dem ein Beutel befeſtigt war. Auch einen Bogen nebſt Pfeilen hing er ihm noch an, und ſteckte in ſeinen Beutel ein Schreiben an den Statthalter von Iſpahan, welches den Auftrag enthielt, einem gewiſſen Ruſtam Khumar monatlich hundert Drachmen auszuzahlen, ihm zehn Pfund Brot und fünf Pfund Fleiſch zu liefern, und ihn unter ſeine türkiſche Dienerſchaft aufzunehmen. Hierauf ſteckte er ihm noch ein paar Drachmen in die Taſche, und trug ihn in eine ſehr entfernte Gegend.

Der Gärber ſchlief nun fort, bis am andern Morgen die Sonne aufſtieg. Als er da aber erwachte, traute er ſeinen Sinnen nicht, und überredete ſich ſelbſt, er ſei ein Türke. Bald ging er vorwärts, bald rückwärts, bis er den Entſchluß faßte, nach Hauſe zu gehn. "Wenn mich meine Frau kennt," dachte er, "ſo bin ich Achmed der Gärber, kennt ſie mich nicht, ſo bin ich Ruſtam Khumar der Türke."

Er that es auch wirklich, doch als ihn ſeine liſtige Frau erblickte, ſchrie ſie ihn an: "Wohin willſt du, du Türke? Willſt du in das Haus Achmed des Gärbers eindringen? Er iſt ein bekannter Mann, und hat einen Schwager, der Offizier iſt, welchen der Sultan ſehr achtet. Wenn du dich nicht ſogleich fort begiebſt, ſo rufe ich meinen Mann, daß er dich behandle, wie es ſich gebührt." Als er dieſe Worte hörte, glaubte er wirklich, er wäre ein Türke, zumal da der Wein noch in ihm wirkte. Er begab ſich alſo hinweg, und da er von ungefähr die Hand in die Taſche ſteckte, bemerkte er den Brief. Dieſen ließ er ſich von jemandem vorleſen; worauf er den feſten Entſchluß faßte, ſich ſeinen Zunftgenoſſen, den Gärbern, zu zeigen. "Erkennen mich dieſe nicht, ſo bin ich wirklich ein Türke."

Als dieſe ihn nun von weiten kommen ſahen, glaubten ſie, er wäre einer von jenen Türken, welche ihnen Arbeit geben, ohne ſie dafür zu bezahlen. Sie hatten ſchon früher deshalb beim Sultan Klage geführt, welcher ihnen Vollmacht gegeben hatte, ſie zu ſchlagen, oder mit Steinen nach ihnen zu werfen. Als ſie ihn alſo ſahen, bewillkommten ſie ihn mit Knüppeln, und warfen mit Steinen nach ihm. Bei dieſem Empfange rief er aus: "Nun wohl, ich bin ein Türke, ohne es zu wiſſen, und, indem er ſich des Geldes bediente, das er bei ſich fand, miethete er ein Laſtthier, reiſte nach Ispahan, und überließ ſeine Frau dem Offizier.

Achthundert und ſieben und neunzigſte Nacht.

So niedlich indeſſen die Geſchichte iſt, ſo ſteht ſie doch in keinem Vergleich mit der Geſchichte des Kaufmanns, der alten Frau und des Königs.

Geſchichte

von dem Kaufmanne, der alten Frau und dem Könige *)

In der Stadt Choraſſan waren mehrere Familien, die mit Glücksgütern überhäuft waren, und ſich die höchſten Aemter in der Regierung zugeeignet hatten. Jedoch ihre Gunſt nahte ſich ihrem Ende; denn alle Leute der Stadt haßten ſie, und ſie wanderten alle aus, bis auf eine alte Frau, die, ſo gebrechlich ſie auch war, von niemandem unterſtützt, aus der Stadt getrieben wurde. Man hatte ein ſo großes Vorurtheil gegen ſie, daß man allgemein ſagte: „Was ſoll dieſe Frau bei uns? Sie iſt ja nur unheilbringend für Jeden, der ihr wohlthut; denn ſie belohnt ihn mit böſem.“ — Man brachte ſie alſo außer der Stadt in ein verfallenes Gebäude an der Landſtraße, wo ihr die vorüber reiſenden Fremden Almoſen gaben.

---

*) Achte Nacht des Weſirs.

Als ſie einige Zeit ſich dort aufgehalten hatte, begab es ſich, daß der König von ſeinem Neffen angefeindet wurde. Sein Volk liebte ihn nicht; dennoch lag es in dem Rathſchluß Gottes, daß der König die Oberhand behielt; indeß in ſeinem Herzen blieb Groll gegen den Neffen. Er benachrichtigte ſeinen Weſir von allem, was vorgefallen, und daß die größte Geldnoth im Schatze herrſche. Zugleich ließ er einen begüterten Mann nach dem andern zu ſich rufen, ihn nach ſeiner Religion und nach ſeinen Vermögensumſtänden befragen, und wenn er nicht gründliche Antwort darüber gab, ließ er ihm alles, was er hatte, nehmen.

Einſtmals kam auch ein ſehr reicher reiſender Kaufmann an; er wußte von allen dieſen Bedrückungen nichts, und kehrte, da es Abend war, in dem zerſtörten Gemäuer ein, wo ſich die alte Frau aufhielt, und gab ihr etwas Geld. Hierauf erhob ſie ihre Stimme, um für ſein Wohl zu beten, und da der Kaufmann von ferne Leute bemerkt hatte, die ihm nachkamen, und die er für Räuber hielt, ſo entſchloß er ſich, bei der Alten zu übernachten. Sie gewährte ihm ſehr freundſchaftlich ſeine Bitte, und während ihrer Unterhaltung benachrichtigte ſie ihn auch zugleich von den Fragen, die der Miniſter jedem Fremden vorlegte. "Doch ſei unbeſorgt," fügte ſie hinzu: "nimm mich nur mit dir in die Stadt, und frage mich um Rath; ich werde dir ſeine Fragen auslegen helfen."

Als nun der Kaufmann den andern Morgen in die Stadt reiſete, nahm er ſie mit, und verbarg ſie in ſeinem Hauſe. Gleich darauf wurde der Weſir von der Ankunft des Fremden benachrichtigt und alsbald ließ er ihn auch vor ſich fordern. Er unterhielt ſich mit ihm aufs freundſchaftlichſte von ſeinen Reiſen, und ſchloß mit den Worten: "Ich will dir doch einige Fragen vorlegen; wenn du mir ſie beantworteſt, ſo wird es gut für dich ſein. Wie viel wiegt der Elephant?" fragte ihn hierauf der Weſir. Hier verſtummte der Kaufmann, und glaubte ſchon ſeines Untergangs gewiß zu ſein. Doch ermannte er ſich, und bat um drei Tage Aufſchub. Dieſes ward ihm denn auch vergönnt. Als er nun nach Hauſe kam, erzählte er der Frau, was vorgefallen war. Dieſe ſagte zu ihm: „Gehe du nur morgen zum Weſir. Um das zu erfahren, mußt du ein Schiff haben, es ins Meer ſetzen, und darein den Elephanten thun. Das Schiff wird ſinken, und dann mußt du die Stelle am Schiffe bezeichnen, bis wohin das Waſſer geſtiegen iſt. Dann ſchaffe den Elephanten heraus, und wirf ſo viel Steine in das Schiff, und fahre ſo lange damit fort, bis es eben ſo weit hinabſinkt, und das Waſſer wieder bis an denſelben Fleck zu ſtehen kommt. Hierauf nimm die Steine heraus, wiege ſie, und daraus wird ſich das Gewicht des Elephanten ergeben."

Als er am andern Morgen dem Weſir dieſe Anwort brachte, erſtaunte dieſer, und warf ihm folgende Frage auf: „Was ſagſt du zu einem Manne, der in ſeinem Zimmer vier Oeffnungen ſieht, und aus deren jeder eine Schlange ſich auf ihn zu ſtürzen im Begriff iſt. In demſelben Zimmer befinden ſich vier Stangen, und jede Oeffnung kann nur mit dem Ende zweier dieſer Stangen verſtopft werden. Wie wirſt du es machen, dieſe vier Oeffnungen auf einmal zu verſtopfen, und dich vor den Schlangen zu ſichern? „Da bat der Kaufmann ſich wieder Aufſchub aus, der ihm auch bewilligt wurde. Seine alte Freundin, welche ihn beſtürzt hereintreten ſah, ließ ſich ſogleich alles erzählen. „Sei unbeſorgt,“ ſagte ſie hierauf zu ihm: "Gehe du morgen nur zum Weſir, und ſage: Folgendes iſt die Antwort auf deine Frage. Du nimmſt nämlich die zwei Enden zweier Stangen, und verſtopfeſt damit ein Loch, da dieſe zwei Stangen aber noch zwei andre Enden haben, ſo verſtopfe du mit dieſen letzteren das ſich gegen über befindende Loch. Dann nimmſt du die zwei andern Stangen, legſt ſie quer über die ſchon befeſtigten, und ſteckſt die vier Enden in die zwei einander gegen überſtehenden Oeffnungen."

Da wunderte ſich der Weſir, daß er ſeine Frage ſo gut beantwortet hatte, und ſprach: "Gehe in Frieden; dich werde ich nicht mehr fragen; wenn alle deine Kenntniß hätten, ſo würde ich bald um meine Stelle kommen.“ Der Weſir unterhielt ſich hierauf noch eine Weile mit ihm, und erfuhr, daß die alte Frau ihm dieſen Rath gegeben hätte. Worauf der Weſir äußerte, daß der vernünftigſte Mann doch immer eines vernünftigen Freundes nöthig habe. Das ſehe man hier recht deutlich, da jene alte gebrechliche Frau dieſem Manne das Leben und ſein Vermögen auf das leichteſte gerettet habe.

Doch dieſe Geſchichte iſt nichts in Vergleich mit dem Thoren, der ſich in alles gemengt hat, was ihn nichts angieng.

Achthundert und acht und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

von dem Thoren, der ſich in alles mengte. *)

Es gab vor alter Zeit einen Narren; der war reich, und hatte eine ſehr ſchöne Frau. Dieſe liebte einen jungen Mann, welcher ſie in der Abweſenheit ihres Gatten beſuchte. Dieſes dauerte eine Weile ſo fort. Doch nach längerer Zeit ſagte ihr Geliebter zu ihr: "Wenn du mich liebſt, ſo veranſtalte es, daß ich dich in Gegenwart deines Mannes küſſen kann, wo nicht, ſo komme ich, ſo lange ich lebe, nicht mehr zu dir. Die Frau, die ihn ſehr liebte, und ohne ihn nicht leben konnte, auch ihn nicht gern verdrießlich ſah, ſagte: „Es ſei, mein Augapfel! Möge der doch nicht leben, der dir widerſteht." — „Heute noch?" fragte er ſie hierauf. — „Auch dieſes ſei dir gewährt," war die Antwort.

Als ihr Mann nun heim kam, ſagte ſie zu ihm:

---

*) Neunte Nacht des Weſirs.

"Geliebter Mann, ich hätte große Luſt, mich heute außer der Stadt zu zerſtreuen. Könnten wir nicht in unſern Weingarten gehen?" — "Sehr wohl," ſagte der Mann, und begab ſich mit ihr auf den Weg. So wie ſie daſelbſt angelangt waren, ſchlug er ihr ein Zelt neben einem großen Baume auf. Sie aber grub in der Eile eine Höhlung neben dem Zelt aus.

Nach Verlauf einiger Tage ſagte ſie zu ihrem Manne, daß ſie große Luſt habe, auf den Baum zu ſteigen. "Thue es doch in Gottes Namen," erwiederte der Mann. Als ſie nun auf dem Baume war, erhob ſie ſogleich ein jämmerliches Geſchrei, und ſchlug ſich ins Geſicht, und ſchrie ihrem Manne zu: „Du Taugenichts, du Schändlicher, ſind das deine ſchönen Gewohnheiten? Du ſchwöreſt mir, und lügeſt?“ Dieſes wiederholte ſie mehreremale, und eilte im Zorn von Baum herab, zerriß ihre Kleider, und ſagte: „Du Niederträchtiger, ſo benimmſt du dich gegen mich? Vor meinen Augen wagſt du es, ein Mädchen zu liebkoſen, wie magſt du erſt handeln, wenn du fern von mir biſt!“ — „Was fehlt dir denn?" rief der erſtaunte Mann aus. — "Du kannſt noch fragen? So eben," erwiederte ſie, "habe ich dich geſehen, ein Mädchen küſſen.“ Der Mann mochte noch ſo ſehr ſeine Unſchuld betheuern, die Frau blieb dabei, und als ſie kurz darauf wieder auf den Baum geſtiegen war, wiederholte ſie ihre Scheltworte. Dieſes trieb ſie ſo lange, bis der Mann ſich entſchloß, ſelber auf den Baum zu ſteigen. Doch kaum befand er ſich oben, als die Frau ſogleich ihren Geliebten rief, und ſich von ihm küſſen ließ. Der Mann ſah in demſelben Augenblicke dieſen Vorfall, und begann nun ſeinerſeits auch zu ſchelten und zu ſchimpfen. Er eilte hinunter, und die Frau fragte ihn: "Was haſt du denn geſehen?" — "Ich ſahe eben einen Mann dich umarmen." — „Du lügſt," erwiederte ſie, „das kann nicht ſein; das bildeſt du dir nur ein." Er ſtieg daher noch einigemal hinauf, und ſogleich erſchien auch wieder der Geliebte, und umarmte des Mannes Frau, welche ihrem Manne jedesmal den Vorfall läugnete, bis er endlich ſich entſchloß, den Garten zu verlaſſen, weil, wie er ſagte, er von Geiſtern und Spukgeſtalten wimmeln müſſe. Sie reiſten ab und der Geliebte hatte auf dieſe Art ſeinen Zweck erreicht.

Achthundert und neun und neunzigſte Nacht.

Doch iſt dieſe Geſchichte nicht ſo ſchön, als diejenige des Gehäſſigen.

Geſchichte von dem Gehäſſigen. *)

Ein mächtiger, aber ſehr ungerechter König bewohnte ein ſehr ſchönes geſegnetes Land; da er indeſſen ſeine Völker drückte, ſo flohen viele aus ſeinem Lande. Er hatte die ſchreckliche Gewohnheit, daß, wenn er von irgend einem ſchlechten oder ungerechten Menſchen hörte, er nach ihm ſchickte, und ihn durch große Verſprechungen an ſich zog. Ein Zollbeamter hatte einſt dieſen Ruf; nach dieſem ſchickte er, und als ihn der König erblickte, ſagte er zu ihm: "Du biſt mir zwar ſchon geſchildert worden; indeſſen finde ich dich noch weit über der mir gemachten Schilderung. Sage mir doch etwas, was du gethan haſt." Nachdem der Zollbeamte ihm einige Streiche erzählt hatte, bezeigte ihm der König ſeine Zufriedenheit und ernannte ihn zum Einnehmer der Zehnten.

Als er nun eines Tages in ſeinen Amtsbeſchäftigungen ausging, ſah er er einen Holzfäller, der Holz mit ſich fortſchleppte. Von dieſem forderte er ſofort

---

*) Zehnte Nacht des Weſirs.

eine Drachme als Zehnten. "Willſt du mich und meine Kinder umbringen?" fragte ihn der Holzfäller. — "Wer ſpricht von Umbringen?" erwiederte der Einnehmer. — "Ja wohl," ſagte der andere, "heißt das mich und meine Familie umbringen, wenn du hier von mir eine Drachme als Zehnten foderſt, da mein ganzes Holz hier außer der Stadt kaum eine Drachme gilt. Läßt du mich aber los, ſo daß ich in die Stadt komme, wo ich meine Laſt um drei Drachmen verkaufen kann, ſo werde ich dir eine Drachme geben, und für die übrigen zwei Unterhalt für meine Familie kaufen. Ich ſinde überhaupt deine Handlungsweiſe mit mir ganz dem Verfahren ähnlich, welches der weiſe König David einſt beobachtete." — "Und wie war das?" — Der Holzfäller erzählte ihm hierauf die Geſchichte Davids und Salomo's, über welche Frieden komme.

Geſchichte von David und Salomo.

Einſt wurde David, über den Frieden komme, von Ackerbeſitzern gegen Hirten um Hilfe gebeten, deren Heerden bei Nachtzeit in ihre Saaten gelaufen waren, und ſie abgefreſſen hatten. Da befahl David, den Schaden zu ſchätzen, und ihn zu vergütigen. Gegen dieſes Urtheil erhob ſich Salomo, über den Frieden komme, und ſprach: "Mit nichten; ſondern die Heerden müſſen den Ackerbeſitzern überliefert werden, welche ſo lange ihre Milch und den Ertrag ihrer Wolle benutzen können, bis ſie den Werth ihrer verwüſteten Saat daraus erhalten haben, dann können die Beſitzer ihre Heerden zurücknehmen.“ Auf dieſe Art behielt das Urtheil Salomo's den Vorzug über dasjenige Davids. Dieſer war aber deshalb nicht ungerecht, ſondern das Urtheil Salomo's war blos billiger und annehmbarer.

Dieſe Geſchichte gefiel dem Einnehmer ſo gut, daß er ihm ſeinen Zehenten erließ, und ihn nöthigte, bei ihm zu bleiben. "Vielleicht," fügte er hinzu, "werde ich durch dich von meinen Ungerechtigkeiten auf den rechten Weg geführt werden.“ Da folgte ihm der Mann nach, bis ſie einen andern Holzfäller antrafen. Dieſem wurde befohlen, den Zehnten zu zahlen. Da bat ihn dieſer um Erlaß bis auf morgen, weil er die Miethzinſe ſeines Hauſes noch entrichten müſſe. Auf morgen aber verſprach er, ihm den Zehnten von zwei Tagen zu zahlen. Doch er bekam eine abſchlägige Antwort. Da ſagte der Begleiter zu ihm: „Wenn du ihn zur Bezahlung zwingen willſt, ſo wirſt du ihn nöthigen, das Land zu verlaſſen, denn er iſt nicht einheimiſch, und hat keine eigne Wohnung. Wenn du alſo den heutigen Drachmen mit Gewalt einforderſt, ſo gehn dir im Laufe des Jahres dreihundert und ſechzig Drachmen verloren. Du wirſt alſo das Ganze verlieren, um einen kleinen Theil zu erhalten.“ — „Du haſt ganz Recht, erwiederte ihm der Einnehmer. Ich ſchenke dem Manne im Gegentheil monatlich eine Drachme zu ſeinem Wohnungszins, und ſo entließ er ihn.

Drauf begegneten ſie einem dritten Holzfäller. „Zahle deine Zehnten,“ rief er ihm zu. „Ach,“ erwiederte dieſer, „ich bin dir eine Drachme ſchuldig; aber habe Geduld mit mir, bis ich von der Stadt zurückkomme, oder nimm jetzt von mir vier Danik *) an.“ — „Nein,“ rief der Beamte ihm zu, „das

---

*) Ein Danik iſt ein Sechstheil einer Drachme.

werde ich nicht thun." Da ſagte ihm ſein Begleiter: "Nimm lieber jetzt von ihm hier die vier Sechstheil einer Drachme an; denn es iſt leichter, das zu nehmen, was gegenwärtig iſt, als auf das Kommende zu warten." — "Bei Gott, du haſt Recht," rief der Einnehmer aus. "Ich ſehe ein, daß Langmuth beſſer iſt, als Ungerechtigkeit. Ich kann nicht mehr ſchlecht handeln, ich will mich beſſern." Er bereuete auch wirklich ſeine Bedrückungen, und that Buße.

Doch dieſe Geſchichte iſt in keinem Vergleich mit der Erzählung von dem Diebe und der Frau.

Geſchichte
von dem Diebe und der Frau. *)

Ein ſehr feiner Dieb hatte die Gewohnheit, ſich ſtets von andern Dieben entfernt zu halten, damit er nie mit ihnen verwechſelt würde; auch ſtahl er nie in ſeiner Nachbarſchaft. Dieſes Handwerk trieb er ſo im Verborgenen, daß niemand den mindeſten Verdacht auf ihn haben konnte. Da fügte es ſich einſtens, daß er bei Nacht zu einem bettelarmen Manne eindrang, den er aber für reich hielt. Da er indeß nicht das mindeſte bei ihm fand, und er ſich feſt vorgenommen hatte, heute noch einen guten Fang zu thun, weckte er in ſeinem Grimm den Mann, welcher neben ſeiner Frau ſchlief, auf, und verlangte von ihm, er möchte ihm ſeinen verborgenen Schatz anzeigen.

---

*) Elfte Nacht des Weſirs.

Neunhundertſte Nacht.

Dieſer Mann hatte nun ſeinen Schatz vorzuzeigen. Allein der Dieb glaubte nicht, ſondern drang in ihn mit Drohungen und Prügeln, ſo daß der Mann in ſeiner Angſt ausrief: "Ich ſchwöre dir, daß ich meine Frau verſtoßen will, wenn ich die Unwahrheit ſage." — "Wehe dir," rief die Frau, "du willſt mich verſtoßen, da doch der Schatz in der Kammer iſt?" Sie nöthigte hierauf den Dieb, immer mehr auf den Mann loszuſchlagen, damit er ihm den Schatz anzeigte. Der Dieb ließ ſich nicht ſehr bitten, ſondern ſchlug zu, bis ihm der Mann die Kammerthüre öffnete, in welche er ſich mit ihm ſtürzte, um den Schatz heraus zu holen. Als er nun in der Kammer war, warf die Frau ſchnell die Thüre, welche zum Glück ſehr feſt war, hinter ihm zu, und ſchloß ſie ab; dann rief ſie dem Diebe zu: „Wehe dir, du Thor, du Böſewicht! Nun iſt deine Stunde gekommen; denn nun werde ich die Polizei und die Häſcher herbeirufen, damit ſie dich ergreifen. Gewiß, es koſtet dir dein Leben, du Satan.“ Da ſprach der Dieb zu ihr: „Laß mich los, daß ich heim gehe.“ — „Du biſt ein Mann,“ rief ſie ihm zu, „und ich eine ſchwache Frau. Du haſt in deiner Hand ein Meſſer, und ich fürchte mich vor dir.“ — „Nimm mir das Meſſer ab,“ rief er, indem er es unter der Thür durchſteckte. Als ſie nunmehr das Meſſer hatte, und ſie daher für das Leben ihres Mannes nicht mehr beſorgt ſein durfte, rief ſie ihrem Manne, der mit in der Kammer war, zu: „Biſt du denn ein Weib, und er ein Mann? Haue doch derb auf ihn zu, wie er auf dich zugeſchlagen hat, und wenn er es wagt, nur die Hand gegen dich auszuſtrecken, ſo ſchreie ich, und rufe alle Häſcher des Stadtviertels zuſammen.“ Nunmehr fing der Mann an, auf den Dieb zu ſchimpfen, und ihn mit einem Knotenſtock derb durchzuhauen. Der Dieb dagegen ſchrie nach der Frau um Hülfe, und bat ſie um Rettung. Doch ſie rief ihm zu: „Warte nur, es wird noch ärger kommen.“ Der Mann, welcher indeß nicht aufhörte zu ſchlagen, wurde nunmehr von ſeiner Frau befragt: „Wie viel ſind wir wohl Miethzins dem Hausherrn für unſere Wohnung ſchuldig? Wir haben nichts, und der Zins wird ſchon hoch angelaufen ſein.“ Bei dieſen Worten hatte der Mann aufgehört, den Dieb zu ſchlagen, welcher ſich, um nur loszukommen, jezt nach dem Belauf der Miethe erkundigte. Der Mann meinte, ſie könnte wohl achtzig Drachmen betragen. „Das will ich dir bezahlen,“ rief der Dieb, „laß mich nur los.“ — „Lieber Mann,“ fuhr die Frau weiter fort, „wie viel ſind wir nur dem Bäcker ſchuldig, und dem Grünzeughändler?“ — „Auch das will ich bezahlen! Wie viel beträgts?“ rief der Dieb. — „Hundert und zwanzig Drachmen,“ ſprach der Mann. — „Das ſind zweihundert Drachmen; laßt mich nur los.“ — „Ach, lieber Mann,“ fuhr ſie fort, „und unſre liebe Tochter, die iſt groß; wir müſſen ſie verheirathen und ausſtatten.“ — „Wie viel brauchſt du dazu?“ — „Zum wenigſten hundert Drachmen.“ — „Das macht zuſammen dreihundert Drachmen.“ — „Ach, lieber Mann,“ unterbrach ihn die Frau, „wenn die Tochter wird verheirathet ſein, braucht ſie doch Geld zu ihren Ausgaben für den Winter zu Kohlen, Holz und andern Bedürfniſſen.“ — „Nun, was verlangſt du denn dafür?“ rief der Dieb. — „Hundert Drachmen,“ erwiederte ſie. — „Nunmehr bin ich euch vierhundert Drachmen ſchuldig.“ — »Ach, du lieber Dieb,« rief die Frau, »mein armer Mann braucht ein kleines Kapital, um Waaren zu kaufen, und einen Laden zu öffnen.« — »Und wie viel macht das?« fragte der Dieb. — »Hundert Drachmen,« war die Antwort. — »Ich will meine Frau dreimal verſtoßen,« ſchwur hier der Dieb, »wenn ich ſo viel beſitze. Das ſind überhaupt meine Erſparniſſe ſeit zwanzig Jahren. Laßt mich nur los; ich will euch alles geben!« — »Ach du Thor!« rief ſie aus, »wie kann ich dich laufen laſſen? das ſind blos leere Redensarten! Gieb nur ein ſicheres Zeichen.«

Sie rief hierauf ihre Tochter, und befahl ihr, ſo wie ihrem Mann, die Thüre genau zu bewachen, bis ſie zurückkommen würde, und ſie ſelbſt ging zur Frau des Diebes, und benachrichtigte ſie von der Lage ihres Mannes, daß man ihn feſthalte, und man ihn ohne ſiebenhundert Drachmen nicht loslaſſen würde. Zugleich übergab ſie ihr das Zeichen ihres Mannes, und nunmehr zahlte dieſe die verlangte Summe aus.

Neunhundert und eine Nacht.

Sie nahm die 700 Drachmen in Empfang, und kehrte in ihr Haus zurück, wo ſie bei anbrechendem Morgen anlangte, und dem Diebe ſeine Freiheit ſchenkte. »Liebſter Freund,« rief ſie ihm im Weggehen zu: »wenn ſehn wir dich wieder kommen, um den Schatz zu holen?« — »Du Schuldenbock,« erwiederte er ihr, »wenn du wirſt wieder ſiebenhundert Drachmen nöthig haben, um deine Schulden zu bezahlen, und die Angelegenheiten deiner Familie in Ordnung zu bringen.« Hierauf machte er ſich davon, und konnte kaum an ſeine Rettung glauben.

Doch dieſe Erzählung ſteht weit hinter der Geſchichte des Herrn Jeſus, ſeiner Jünger, und der drei Leute.

Geſchichte

von dem Herrn Jeſus, ſeinen Jüngern und den drei Leuten. *)

Drei Männer gingen aus nach der Stadt, um den König aufzuſuchen. Da fanden ſie an dem Wege einen Stein von gediegenem Golde, welcher funfzig Pfund ſchwer war. Als ſie ihn ſahen, hoben ſie ihn auf, und trugen ihn auf ihren Schultern weiter. Als ſie in die Nähe einer Stadt kamen, ſagte einer zu dem andern: „Wir wollen uns in die Moſchee ſetzen, während daß einer von uns etwas zu eſſen beſorgen mag. Sogleich machte ſich auch einer auf, um dieſen Auftrag zu vollführen. Als er nun in der Stadt angelangt war, fiel es ihm ein, daß er wohl die andern hintergehen und das Gold für ſich allein behalten könnte. Er kaufte daher Speiſe und vergiftete ſie. Doch ſo wie er zu ſeinen Gefährten zurück kam, fielen dieſe über ihn her,

---

*) Zwölfte Nacht des Weſirs.

und tödteten ihn, um das Gold nicht mit ihm theilen zu dürfen. Sodann aßen ſie von der Speiſe und fanden durch ſie ſogleich ihren Tod, ſo daß der Reſt vor ihnen ſtehen blieb.

Jeſus, der Sohn Maria [1], über den Heil und Seegen komme, gieng ſo eben vorüber, und erblickte ſie in dieſem Zuſtande. Da bat er Gott, den erhabenen, daß er ihm ſagen möge, was ſich mit dieſen zugetragen habe. Gott erhörte ſein Gebet, und erzählte ihm ihre Geſchichte. Da verneigte ſich Jeſus dankend, pries Gott, und wunderte ſich über dieſes Ereigniß. Als er es nun auch ſeinen Jüngern erzählte, rief einer von ihnen aus: "O du Geiſt Gottes, wie gleicht doch dieſe Geſchichte dem Ereigniſſe, das ſich mit mir zugetragen hat." — "Und wie lautet dies?" — Der Jünger antwortete:

"Ich war in einer Stadt, wo ich in einem gewiſſen Kloſter tauſend Drachmen verborgen hatte. Nach einem kurzen Zeitraum ging ich, ſie mir zu holen, und band ſie in meinen Gurt. Als ich in die Wüſte kam, wurde mir doch ihre Laſt zu ſchwer, und da ich einen Reiter hinter mir herkommen hörte, ſo wartete ich ihn ab, und ſprach: "Lieber Reiter, trage mir doch meine Drachmen, Gott wird dir's lohnen." Er aber erwiederte: "Das werde ich wohl bleiben laſſen, denn ich matte mich und mein Pferd dabei ab." Indeß, als er ein kleines Stück weiter geritten war, dachte er bei ſich ſelbſt: »Wenn ich ſie angenommen, und mein Pferd angetrieben hätte, und ihm vorgeeilt wäre, wie hätte er mich da einholen können?« Ich aber dachte bei mir ſelbſt: »Ich hätte doch ſehr thöricht gehandelt; wenn er mir ſie nun aufs Pferd genommen hätte, und fortgeeilt wäre? Was hätte ich da gethan?« In demſelben Augenblicke kehrte er zu mir zurück, und ſagte: »Gieb die Drachmen her, ich will ſie dir tragen.« Ich aber ſagte zu ihm: »Was dir jezt eingefallen iſt, iſt mir eben auch eingefallen. Reiſe alſo in Frieden weiter.«

Da ſagte Jeſus, über den Heil und Seegen komme: »Wenn dieſe Leute mit Vorſicht und Vernunft gehandelt hätten, ſo hätten ſie ſich keiner Gefahr ausgeſetzt; aber ſie haben die Folgen ihrer Thaten nicht gehörig bedacht; denn wer mit Einſicht und Vorſicht handelt, beſiegt jede Gefahr. Wer aber dieſe Regel aus den Augen ſetzt, muß es bereuen.«

Doch dieſe Geſchichte iſt nicht ſo ſchön, als die des gerechten Königs, ſeines Weſirs und ſeines ungerechten Bruders.

Geſchichte

von dem gerechten Könige, ſeinem Weſir und ſeinem ungerechten Bruder. *)

In einer Stadt Indiens war ein ſehr gerechter König, deſſen Weſir ſehr vernünftig und einſichtsvoll war. Auf ihn verließ ſich der König in allen Angelegenheiten, und bei den Unterthanen war er wegen ſeiner guten Eigenſchaften allgemein beliebt.

Der König hatte noch einen Bruder, welcher ſchon längſt gewünſcht hatte, ihm den Thron zu rauben; denn des Königs Leben dauerte ihm zu lange. Er berathſchlagte daher mit ſeinen Freunden, und dieſe ſagten zu ihm: "Bei'm Könige iſt der Weſir alles. Wenn wir alſo den Weſir aus dem Wege räumen, ſo wird ſein Herr bald aufhören, König zu ſein."

---

*) Dreizehnte Nacht des Weſirs.

Neunhundert und zweite Nacht.

Nach vielen vergeblichen Entwürfen entſchloß er ſich, ſeine Frau um Rath zu fragen. Mit dieſer ward nun beſchloſſen, daß man ihm eine tiefe Grube graben wolle, und zwar an dem Orte der Vorhalle des königlichen Palaſtes, wo der Weſir durchgehen mußte, und daß man ſie darnach mit den gewöhnlichen Teppichen wieder bedecken wolle. Dies wurde denn auch genau ausgeführt.

Hierauf ließ er den Weſir im Namen des Königs eiligſt rufen, mit dem Bemerken: er möchte durch die geheime Thür in der Vorhalle zum Könige gehn. Der Weſir begab ſich ſogleich dahin, und als er die Grube betrat, ſtürzte er hinein, und der Bruder des Königs, der ſich verborgen gehalten hatte, warf mit Steinen auf ihn. Doch der Weſir merkte ſogleich den Verrath, und machte nicht die mindeſte Bewegung. Dies veranlaßte den Bruder des Königs, zu glauben, daß er todt wäre. Er zog ihn alſo heraus, und ließ ihn nach Mitternacht ins Meer ſchaffen. Der Weſir indeß ſtrengte hier alle ſeine Kräfte an, um ſich ſchwimmend oben zu erhalten, bis endlich ein Schiff vorbeifuhr, welchem er zurief, und das ihn auch aufnahm.

Am andern Morgen war die Trauer allgemein um den Weſir; beſonders war der König darüber untröſtlich. Indeß entſchloß er ſich dennoch, zur Wahl eines andern Weſirs zu ſchreiten. Dies benutzte der Bruder des Königs, und ſchlug ihm einen Mann vor, den er als ganz vorzüglich ſchilderte, der aber blos ihm gänzlich ergeben war. Der König nahm denſelben auch wirklich an, und unterrichtete ihn von den Angelegenheiten des Reichs. Allein ſchon nach wenigen Tagen ward gemeinſchaftlich der Beſchluß gefaßt, ſich des Königs zu bemächtigen. Der König wurde in Feſſeln gelegt, und ſein Bruder übernahm an ſeiner Stelle die Regierung. Indeß er beging ſo viel Ungerechtigkeiten, daß der Haß der Leute laut wurde, und er befürchten mußte, daß, wenn ſie erführen, der König lebe noch, ſie denſelben mit Gewalt befreien und wieder auf den Thron ſetzen würden, welches dann ſeinen und ſeiner Rathgeber Untergang herbeiführen mußte. »Wenn wir,« ſprachen ſie daher zu einander, »ihn in die See würfen, ſo würden wir von dieſer Beſorgniß befreit ſein.« Und noch in derſelben Nacht führten ſie dieſe Schandthat aus. Allein der König rettete ſich durch Schwimmen und kam an eine Inſel, wo er fünf traurige Tage zubrachte, bis endlich am ſechsten ſich ein Schiff nahte, welchem er zuwinkte, und das ihn aufnahm.

Als er nun wieder ans Land geſetzt worden war, wendete er ſich an einen Säemann, den er um Rath und nach dem Wege fragte. »Biſt du ein Fremder?« ſagte dieſer zu ihm. »Ach, wenn du doch meinen Genoſſen ſehen könnteſt! Er hat mit dir viel Aehnlichkeit, und er iſt in demſelben Zuſtand, wie du.“ — „Wahrhaftig,“ erwiederte der König, „du machſt mich neugierig. Kann man ihn nicht ſehen?“ — „Sehr gern,“ erwiederte jener, „nur muß ich vorher meine Saat vollenden.“ Der König wartete alſo, bis er ihn nach Hauſe führte, wo er denn in dem Genoſſen des Säemanns ſeinen Weſir wieder erkannte. Beide vergoſſen hier einen Strom von Thränen, und umarmten ſich einander. Drauf hielten ſie ſich noch einige Zeit bei dem braven Manne auf, und halfen ihm in ſeinen Verrichtungen, erkundigten ſich dabei aber häufig nach ihrem Lande, und erfuhren endlich, daß ihr Volk unter der größten Bedrückung ſchmachte. Bald darauf erſchien ein Schiff, auf welchem ſich ein Kaufmann aus ihrem Lande befand, der ſie ſogleich erkannte und über ihr Wiederfinden ſehr vergnügt war. Er machte ihnen koſtbare Geſchenke, und rieth ihnen, eiligſt wieder heim zu kehren. Dazu entſchloſſen ſie ſich denn auch, und alsbald ſammelten ſich eine Menge Leute um ihren geliebten König, welcher ſich nun ſtark genug fühlte, um ſeinen Bruder und deſſen Weſir anzufallen, ſie zu ergreifen und ins Gefängniß zu ſperren.

Neunhundert und dritte Nacht.

Auf dieſe Art befand ſich alſo der alte König nebſt ſeinem Weſir in ſeine frühere Lage zurück verſetzt, und ſo leer ſie auch den Schatz fanden, ſo wußten ſie doch durch weiſe Maaßregeln ihn bald wieder anzufüllen, ohne die Unterthanen zu drücken; und er gab dadurch einen Beweis, daß Einſicht und Schonung der Unterthanen weiter führen könne, und länger ausdauere, als angehäufte Schätze.

Doch dieſe Geſchichte iſt bei weitem nicht ſo ſchön, wie diejenige des Mannes, der aus zu großer Vorſicht ſeinen Tod verurſachte.

Geſchichte

von dem Manne, der aus zu großer Vorſicht ſeinen Tod fand. *)

Dieſer Mann befand ſich einſt auf der Reiſe in einem Lande, welches wegen ſeiner vielen wilden Thiere gefährlich zu bereiſen war. Die Karawane, bei welcher er ſich befand, kam einſt bei Nacht in einer Stadt an, die ihre Thore nicht öffnen wollte. Sie mußten alſo außerhalb derſelben übernachten. Jener Mann aber hatte, aus Beſorgniß für ſein Leben, und aus Furcht vor den wilden Thieren an dem Orte keine Ruhe, ſondern er ſuchte ſich einen ſichern und feſten Platz, wo er übernachten könnte. So kam er endlich zu einem alten verödeten Gebäude, auf deſſen Mauern er Zuflucht ſuchte. Als er indeß ganz oben hinauf geſtiegen war, that er einen Fehltritt.

---

*) Vierzehnte Nacht des Weſirs.

Neunhundert und vierte Nacht.

Bei dieſer Gelegenheit fiel er denn in einen Abgrund hinab, wo er einen ſchmählichen Tod fand, während ſeine Freunde in ihrer Unbeſorgtheit glücklich und geſund erwachten. Hätte dieſer Mann ſeine Einſichten unterdrückt, und ſich vertrauensvoll dem Geſchick überlaſſen, ohne die Vorherbeſtimmung umgehen zu wollen, ſo wäre er unbeſchadet davon gekommen.

Doch dieſe Geſchichte iſt gar nichts im Vergleich mit der Erzählung von dem Manne, der den Leuten Gutes erzeigte, ohne ſie zu kennen.

Geſchichte

von dem Manne, der den Leuten Gutes ererzeigte, ohne ſie zu kennen. *)

Ein Araber von ſehr hohem Anſehen und vielen edeln Eigenſchaften hatte mehrere Brüder, die ihn oft einluden, oder ihm ſonſt Geſellſchaft leiſteten. Das einemal war die Reihe an ihm, ſeine Freunde zu bewirthen; und er hatte deshalb alles aufs feſtlichſte vorbereitet. Wohlriechende Wachskerzen erleuchteten die Zimmer, die koſtbarſten Früchte prangten auf den Tellern, alle Seltenheiten waren hervorgeſucht, ſogar die ſchönſten Sänger und Sängerinnen waren befehligt zu erſcheinen. Der Wirth ging eben aus, um ſeine Freunde zuſammen zu ſuchen. Es befand ſich niemand in ſeinem Hauſe, und da er bald wieder kommen wollte, legte er blos ein gewöhnliches Vorlegeſchloß an ſeine Thüre.

---

*) Funfzehnte Nacht des Weſſes.

In derſelben Stadt befand ſich ein ſehr gebildeter junger Mann, der als Kaufmann mit vielen Waaren dahin gekommen war. Allein er war ſo freigebig und verſchwenderiſch geweſen, daß er ſein großes Vermögen verthan, und nichts mehr hatte, als was er von Kleidungsſtücken auf dem Leibe trug. Ja, er war ſogar genöthigt, ſein Bette zu verkaufen, und die Wohnung, wo er ſo glückliche Tage verlebt hatte, zu verlaſſen, und die Einwohner der Stadt von Tage zu Tage um eine Nachtherberge zu erſuchen. Als er eines Tages auch ſo in den Straßen umher irrte, begegnete er einer ſehr ſchönen Frau, deren Anblick ihn ſeine unglückliche Lage vergeſſen ließ. Er nahte ſich ihr, und ſie merkte wohl, daß er ſich ſcheute, mit ihr zu ſprechen. Da ſie ihn indeß auf alle Art zum Beſten hatte, ſo wollte er es ſeinerſeits auch nicht fehlen laſſen; und er rufte ſie daher an, und lud ſie ein, ihn zu begleiten. Sie willigte ſogleich ein, und ſagte lachend: "Ich will mit dir in deine Wohnung gehen." Da bereute er ſein Unglück, daß er keine Wohnung mehr hatte, und war außer ſich, ſie nicht bewirthen zu können. Doch ſchämte er ſich aber auch, es ihr abzuſchlagen, da er ſie einmal eingeladen hatte.

Ganz mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er ſie auf eine gute Art los werden könnte, ging er von einer Straße zur andern, und kam endlich in eine Gaſſe, die keinen Ausweg hatte. Am Ende derſelben bemerkte er eine Thüre, die durch ein Vorlegeſchloß verſchloſſen war: ”Ach verzeihe,” rief er plötzlich aus; ”ich ſehe ſo eben, daß mein Bedienter ausgegangen iſt, und daß er die Thür verſchloſſen hat. Was machen wir nun? und wer wird ſie uns öffnen?“ — „Ach,“ rief ſie, „mein Herr, dieſes Schloß iſt nicht zehn Drachmen werth.“ —

Neunhundert und fünfte Nacht.

Sie ergriff hierauf einen Stein, ſtreifte ihre Aermel auf, wobei er ihren ſchönen weißen Arm zu bewundern Gelegenheit hatte, und ſchlug mit ſolcher Gewalt auf das Schloß, daß es zerſprang, und ſagte ſodann: ”Nunmehr tritt herein, mein Herr.“ Dieſes that er denn auch, obgleich in banger Beſorgniß. Sie folgte ihm, und ſchloß die Thür hinter ſich zu, und beide befanden ſich nun in einem herrlichen Gebäude, voll der koſtbarſten Sachen. Der Mann ſetzte ſich auf den vornehmſten Platz, und ſtützte ſich auf das Kopfkiſſen; die Frau griff nach ihrem Schleier, den ſie abnahm, ſo wie ſie denn auch die läſtigſten Kleider ablegte. Er bewunderte ihre Schönheit, und unterhielt ſich höchſt angenehm mit ihr, und da der gute Mann in ſich eine ſtarke Eßluſt ſpürte, ſo ſagte er zu che: „Ich bin in meinem Hauſe gar nicht recht bewandert; denn ich verlaſſe mich zu ſehr auf meinen Bedienten. Bemühe du dich alſo, und ſiehe einmal, was der Menſch in der Küche bereitet haben mag." Die Frau erhob ſich, und ging in die Küche hinab, wo ſie kupferne Pfannen über dem Feuer fand, worin verſchiedne koſtbare Gerichte waren. Sie ergriff hierauf ein paar Schüſſeln, und ſchöpfte in dieſelben aus den kupfernen Pfannen allerlei Speiſen, die ſie ihm vorſetzte. Sie aßen, tranken, und vertrieben ſich die Zeit höchſt angenehm. Hierauf ſetzte ſie ihm auch Früchte vor.

Sie waren bereits länger als eine Stunde beiſammen, als der Hausbeſitzer mit ſeinen Freunden heimkam. Da er das Schloß abgenommen fand, ſo klopfte er leiſe, indem er zu ſeinen Freunden ſagte: "Ich ſehe ſo eben, daß jemand von meiner Familie bei mir iſt. Entſchuldigt mich alſo." Aus Beſcheldenheit entfernten ſich nun die Freunde, und er klopfte von neuem an die Thüre. Als der Mann das hörte, entfärbte er ſich; die Frau indeß ſagte: „Ich glaube, dein Bedienter kommt zurück." — „Ja wohl," erwiederte er; und ſie eilte nun, um ihm die Thür zu öffnen, indem ſie ſagte: „Wo biſt du denn ſo lange geblieben." Dein Herr iſt ſehr böſe auf dich." — "Gnädige Frau," erwiederte der Hausbeſitzer, "ich war in ſeinen Angelegenheiten aus." Hierauf band er ſich eine Schürze um, trat in's Zimmer, und grüßte den Fremden, welcher ihn fragte: »Wo biſt du denn geweſen?“ — „Ich habe deine Angelegenheiten beſorgt,“ war die Antwort. — „So gehe nun, und iß, dann komm zurück und trinke,“ ſagte der Fremde. Der Hausherr entfernte ſich alſo, wie er geheißen wurde. Nachdem er gegeſſen hatte, ſetzte er ſich zu ihnen an den Tiſch, er unterhielt ſich mit ihnen. Dies beruhigte den Fremden wieder, und er wurde ſo froh und heiter, daß die Fröhlichkeit unter ihnen bald allgemein wurde.

Als die Nacht vergangen war, ſagte die Frau, daß ſie nach Hauſe gehn wolle. Der Fremde entließ ſie alſo, und ſie ging von dannen; der Hausbeſitzer aber folgte ihr, und überreichte ihr einen Beutel voll Geld, indem er ihr ſagte: „Entſchuldige nur meinen Herrn, denn er iſt außerordentlich nachläſſig. Hierauf begab er ſich zu dem Fremden, und ſagte: „Stehe auf, das Bad iſt ſchon bereitet.“ Dieſer dankte ihm außerordentlich, und bat ihn: „Sage mir, wer biſt du? Ich glaube nicht, daß in der Welt jemand dir gleicht an Güte und Höflichkeit. Hierauf erzählten ſie ſich beiderſeits, was ſie zu wiſſen verlangten, und und gingen mit einander ins Bad. Der Hausbeſitzer lud hierauf ſeinen neuen Freund nebſt ſeinen andern Bekannten ein, denen er den Vorfall erzählte, und die ihn nicht genug wegen ſeines Benehmens loben konnten. Der Fremde blieb ihr Geſellſchafter, ſo lange er ſich noch in der Stadt aufhielt, und kurze Zeit darauf hatte er das Glück, ſich nach ſeinem Geburtsort begeben zu können, wo ſeine Umſtände ſich ſehr zu ſeinem Vortheil änderten.

Doch dieſe Geſchichte iſt lange nicht ſo ſchön, als diejenige von dem reichen Manne, der ſein Vermögen und ſeinen Verſtand verloren hatte.

Geſchichte

von dem reichen Manne, der ſein Vermögen und ſeinen Verſtand verloren hatte. *)

Ein Mann wurde über den Verluſt ſeines Vermögens ſo tiefſinnig, daß er ſeinen Verſtand verlor. Er hatte ungefähr noch zwanzig Denare in ſeinem Vermögen. Dieſe vergrub er in einen Topf, und that das, was ihm die Leute ſchenkten, dazu.

In derſelben Stadt befand ſich aber ein Betrüger, der dem armen Manne ſchon oft zugeſehen hatte, wie er Geld ſammelte. Er paßte ihm daher eines Tages auf, und bemerkte, wie er einige Goldſtücke vergrub. Er verbarg ſich nun hinter eine Mauer, um abzuwarten, bis der Arme weggegangen ſein würde. Sodann begab er ſich an den Ort, grub die Erde auf, nahm das Geld heraus, und ſcharrte alles wieder zu, wie es zuvor geweſen war.

---

*) Sechzehnte Nacht des Weſirs.

Nach kurzer Zeit kehrte der Unglückliche zurück mit etwas eingeſammeltem Gelde, um es wieder aufzubewahren; allein er fand nichts mehr.

Neunhundert und ſechſte Nacht.

Sogleich fiel ihm auch ein, daß ihm ſchon ſeit einigen Tagen jemand nachfolge. Er beſchloß ſogleich, ihm aufzupaſſen, und als er ihn nach Verlauf einiger Tage bemerkte, ſtellte er ſich ſehr tiefſinnig, und that, als wenn er mit ſich ſelbſt ſpräche. Endlich ſagte er ziemlich vernehmlich: „Im Topfe waren ſechzig Denare, zwanzig Denare habe ich an dem und dem Orte, die werde ich heute holen, und auch in den Topf thun.“

Als dies der Betrüger hörte, that es ihm ſehr leid, das Geld entwendet zu haben. „Denn,“ ſagte er bei ſich ſelber, „wenn er nun zum Topfe kommt, und nichts mehr darin findet, [illegible] wird mir das entgehen, weshalb ich ihm auflauere. Das beſte iſt alſo, daß ich ſchnell die Denare wieder in den Topf thue, damit er ſie ſieht, und das übrige noch dazu thut; dann kann ich alles zuſammen nehmen.“ Um das zu bewerkſtelligen, lud er jenen Unglücklichen in demſelben Augenblick zu Gaſte, wo er ihn eben im Begriff ſah, nach ſeinem Schatze zu gehn. „Du biſt ja ſehr eilig,“ rief er ihm zu. „Komm doch lieber vorher herein und iß mit mir etwas.“ Der andere ließ ſich auch wirklich bereden; und der Betrüger eilte nun unter dem Vorwande, er habe auf dem Markte noch etwas zu kaufen, von dannen, um den Topf mit dem Gelde wieder zu verſcharren. Sodann ging er wieder nach Hauſe, und bewirthete ſeinen Gaſt aufs beſte. Hierauf gingen ſie zuſammen aus. Der Betrüger nahm ſcheinbar einen andern Weg, und verbarg ſich. Der andre aber nahm den Topf, und ging mit demſelben davon. Fröhlich begab ſich der Betrüger ebenfalls dahin. In der Hoffnung, den Schatz vergrößert zu finden, grub er nach, fand aber nichts, da merkte er wohl, daß er betrogen worden war, und war darüber höchſt mißvergnügt. Er folgte jenem nun noch einige Zeit nach, konnte ihn aber nicht überliſten; denn der Unglückliche wußte; was der andre im Sinne führte.

Doch dieſe Geſchichte, ſo niedlich ſie auch iſt, kann doch nicht verglichen werden mit derjenigen von dem Khablis und ſeiner Gemahlin.

Geſchichte

von dem Khablis und ſeiner Gemahlin. *)

Khablis war ein ſehr verſchwenderiſcher und leichtſinniger Menſch, der dieſen ſeinen Fehler gar nicht erſt zu verbergen ſuchte. Er hatte eine ſehr ſchöne Frau, die von einem ſeiner Landsleute geliebt wurde, und die deſſen Liebe erwiederte. Khablis indeß war ſehr liſtig und verſchlagen. In ſeiner Nachbarſchaft wohnte ein Gelehrter, zu dem die Leute täglich gingen, um von ihm die Geſchichte und Moral vortragen zu hören. Auch Khablis beſuchte ihn; aber blos, um vor den Leuten als Freund der Wiſſenſchaften zu gelten. Da aber dieſer Gelehrte eine wahre Schönheit zur Frau hatte, ſo benutzte der Liebhaber von Khablis Frau dieſen Umſtand, um unter dem Vorwande, er liebe die Frau des Gelehrten, — welche indeß in dem Rufe der reinſten Tugend ſtand, — zu ſeiner Geliebten gelangen zu können, und zwar auf folgende Art.

---

*) Siebzehnte Nacht des Weſirs.

Er ging nämlich zu dem Manne ſeiner wahren Geliebten, und entdeckte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit alles, was er von der Frau des Gelehrten bemerkt zu haben vorgab; daß er ſie liebe, und von ihr wieder geliebt würde. Sodann bat er ihn um ſeinen Beiſtand bei dieſen Liebeshändeln. Khablis aber glaubte, ihm ſagen zu müſſen, daß ſie ſich auf keinen Fall mit ihm in ein Einverſtändniß einlaſſen werde. „Ach,“ rief der andre, „ich kann unmöglich dem Glück entſagen, ſie zu ſehen; denn ſie entzückt mich, und ſie hat große Zuneigung zu mir; auch ſticht ihr mein Reichthum in die Augen. Uebrigens iſt meine Liebe zu ihr zu groß, als daß ich nicht nochmals dich bitten ſollte, mir zu helfen.“ — „Es ſei!“ ſagte endlich Khablis „ich werde thun, was du wünſcheſt.“ Da ſprach jener: „Ich verſpreche dir täglich zwei Silberdrachmen, mit dem Beding, daß du zu dem Gelehrten geheſt, und ſeinem Unterricht beiwohneſt; daß du aber, wenn er dem Ende ſeines Vortrags nahe iſt, dich an ihn wendeſt, und mit ihm laut ſprichſt. Das wird mir dann ein Zeichen ſein, daß er bald aufſtehn wird.“

Als ſie mit einander hierin übereingekommen waren, ſo ging Khablis zu dem Gelehrten, und ſetzte ſich unter die Zuhörer. Während deſſen freute ſich der andre, daß Khablis mit den zwei Drachmen zufrieden war, ging zu deſſen Frau, und hielt ſich bei ihr ſo lange auf, bis der Gelehrte ſich zum Aufſtehn rüſtete, wo alsbald Khablis anfing, ſich laut ihm zu unterhalten. Auf dieſes Zeichen entfernte ſich jener von Khablis Frau, deren Mann es nicht ahndete, daß das Unheil bei ihm ſelbſt wäre. Da dies indeß ſehr oft wiederholt wurde, und der Gelehrte es befremdend fand, daß Khablis alle Tage bei ſeinem Aufſtehn ſich mit ihm in ein lautes Geſpräch einließ, ſo ſchöpfte er Verdacht, und endete eines Tages ſeine Sitzung früher als gewöhnlich, nahete ſich plötzlich dem Khablis, ergriff ihn unſanft und ſprach: »Bei Gott, wenn du ein einziges Wort ſprichſt, ſo mishandle ich dich auf alle Art.« Nun ſchleppte er den Khablis mit ſich zu ſeiner Frau, die er ganz ruhig und ehrbar an ihrem gewöhnlichen Ort beſchäftigt ſitzend fand, ohne daß der Schein von irgend etwas unrechtmäßigem vorhanden war. Da dachte der Gelehrte einige Zeit darüber nach, und entſchloß ſich, ſchnell in das nächſte Zimmer, welches die Wohnung Khablis war, zu gehen. Dieſes that er denn, und nahm den Khablis mit ſich. Da erblickten ſie nun ſeine Frau in dem vertraulichſten Geſpräche mit demſelben Manne, der dem Khablis den Auftrag gegeben hatte, ihm durch Zeichen das Ende der Sitzung des Gelehrten anzuzeigen. Sofort ſprach nun der letztere zu Khablis: »Du Böſewicht! Das Unheil iſt ja bei dir in deinem eigenen Hauſe, und du warſt ſelbſt behülflich dazu.“

Aus Scham und Zorn floh Khablis, verließ das Land und verſtieß ſeine Frau. Dieſes ſind die Folgen der Bosheit und Schlechtigkeit, und wer in ſeinem Herzen Trug und Liſt hegt, der wird ſelbſt das Opfer derſelben. *)

---

*) Die nun folgende 907. und 908. Nacht oder die achtzehnte Nacht des Weſir's enthält die "Geſchichte der frommen Frau, die von ihres Mannes Bruder in Verſuchung geführt wurde." Da dieſe Geſchichte aber bereits im elften Bande (497. Nacht) unter dem Titel: "Die Abenteuer eines Kadi's und ſeiner Frau" und zwar nur mit geringen Abweichungen von unſerer Handſchrift mitgetheilt worden iſt, ſo glauben wir ſie hier weglaſſen zu dürfen, und gehen ſofort zur nächſtfolgenden Geſchichte über.

Neunhundert und neunte Nacht. *)

Der Tagelöhner und die Frau.

In einem arabiſchen Dorfe lebte vor alten Zeiten eine Wittwe, die von ihrem Manne in guter Hoffnung war. Eben daſelbſt wohnte auch ein Tagelöhner, in welchen man viel Zutrauen ſetzte. Als nun die Zeit der Entbindung herankam, brachte die Frau bei Nacht ein Mädchen zur Welt. Man verlangte nun ſogleich bei den Nachbaren Licht, und der Tagelöhner ging, um es zu beſorgen. In demſelben Dorfe wohnte auch eine Wahrſagerin, die dem Tagelöhner zufällig damals begegnete, und welcher er die Entbindung der Wittwe anzeigte. »Iſt es ein Knabe oder ein Mädchen?« fragte ſie. Auf die Antwort, daß es ein Mädchen wäre, fuhr ſie fort: »Dieſe wird ſich mit hundert Männern abgeben; ein Tagelöhner wird ſie heirathen, und eine Spinne wird ſie tödten.« Als der Tagelöh-

---

*) Neunzehnte Nacht des Weſirs.

ner dieſes hörte, kehrte er zurück, ging wieder in das Haus der Wittwe, nahm unbemerkt das eben geborene Mädchen und ſchlitzte ihr den Leib auf. Nachdem er dies gethan, entfernte er ſich eiligſt aus dem Orte, lebte lange Zeit in der Ferne, und erwarb ſich vieles Geld.

Nach zwanzig Jahren kehrte er wieder an ſeinen Geburtsort zurück und miethete ſich eine Wohnung in der Nähe einer alten Frau. Dieſer erwies er viel Gutes, und da er einige Tage nach ſeiner Ankunft ein ſehr ſchönes Mädchen geſehn hatte, ſo erkundigte er ſich nach ihr, bei dieſer Alten, welche nicht genug Lobeserhebungen von ihrer Schönheit machen konnte. »Doch,« fügte ſie hinzu, »von ihrem Rufe kann ich dir eben nicht viel löbliches ſagen.“ Da indeß der Tagelöhner darauf beſtand, ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo verfügte ſich die Alte zu ihr, und lud ſie zu dem Manne ein. Das Mädchen aber antwortete auf dieſen Antrag: „Ich habe zwar ein unſittliches Leben geführt; jedoch ich bereue es, und bin feſt entſchloſſen, mein Leben zu beſſern. Will er indeß, wie es das Geſetz erlaubt, mein Gatte werden, ſo bin ich nicht abgeneigt, in ſeine Wünſche zu willigen.“ Mit dieſem Beſcheide des Mädchens verfügte ſich die Alte zu dem Manne zurück, welcher, zu ſehr von ihrer Schönheit bezaubert, und überhaupt über ihre bußfertigen Geſinnungen ſehr gerührt, ſich ſofort dazu entſchloß, und ſie wirklich heirathete.

Beide liebten ſich von nun an auf das zärtlichſte. Eines Tages indeß, als die junge Frau ſich eben ankleidete, bemerkte der Mann an ihrem Körper die Spuren einer Wunde. Als er ſie nun fragte, wie ſie zu dieſer Wunde gekommen ſei, gab ſie ihm zur Antwort: "Ich weiß weiter nichts, als daß meine Mutter mir darüber ganz ſonderbare Sachen erzählt hat." — "Und worin beſtehen denn dieſe?" fragte er ſie ganz haſtig. — "Sie erzählte mir nämlich," erwiederte ſie, "daß ſie mich in einer Winternacht zur Welt gebracht habe, und da ſie Licht bedurfte, ſo habe ſie einem Tagelöhner, der ſich bei uns aufhielt, aufgetragen, ihr welches zu verſchaffen. Dieſer wäre dann in einer Weile zurückgekommen, hätte mich aus ihrem Arm genommen, mir den Leib aufgeſchlitzt, und wäre dann entflohn. Meine Mutter, ganz betroffen über dieſes Ereigniß, habe mich nun gepflegt, mir den Leib zugenäht, und mich ſo behandelt, daß die Wunde wieder zuſammenwuchs." Der Mann fragte nun weiter: „Welches iſt denn dein und deiner Eltern Name, und wo ſind ſie?“ — „Sie ſind todt;“ erwiederte ſie, und nannte ihm zugleich ihren Namen. — Da ſagte der Mann zu ihr: "Ich bin der Tagelöhner, der dich ſo verwundet hat." — "Warum haſt du das aber gethan?“ fragte die junge Frau. — „Ich hatte,“ erwiederte er, "in Folge der Weiſſagung einer Frau, — deren Namen er ihr auch entdeckte, — einen heſtigen

Abſchen vor dir bekommen, und da ſie mir vorherſagte, ich würde dich heirathen, ſo wollte ich dieſem Geſchick durch deinen Tod vorbeugen.“ —

Beide erſtaunten darüber, wie richtig dieſe Prophezeiung bis jezt eingetroffen war. „Und wie ſehr,“ fuhr der Mann fort, „muß ich nun fürchten, daß das Ende derſelben, welches dich am Biß einer Spinne ſterben ließ, auch in Erfüllung gehen könnte.“

Sie erbauten ſich daher ein ſteinernes Haus, welches genau von innen und außen mit Kalk und Gips beſtrichen wurde, ſo daß keine Spalte noch irgend ein Loch darin' anzutreffen war. Ferner nahm er zwei Mägde an, die kein ander Geſchäft hatten, als alles rein zu halten und zu fegen; und zwar alles aus Furcht vor den Spinnen. Sie lebten nun eine lange Zeit recht froh und glücklich in dieſem Hauſe, und als eines Tages der Mann eine Spinne bemerkte, warf er ſie von der Decke herunter, und ſeine Frau, welche gerade gegenwärtig war, rief: „Das iſt die Spinne, von welcher die Wahrſagerin geſagt hat, daß ſie mich tödten werde. Ich bitte dich, laß mir das Vergnügen, ſie ſelbſt zu tödten.“ Daran verhinderte ſie indeß der Mann mit aller Gewalt. Doch ſie beſchwor ihn ſo ſehr, es zu geſtatten, und ſie war ſo eifrig, es auszuführen, daß ſie eilig ein Stück Holz ergriff, und damit ſo heftig auf die Spinne losſchlug, daß das Holz ſpaltete, und ein Schiefer tief in ihre Hand eindrang.

Ungeachtet der beſten Pflege bildete ſich hierauf an der Hand davon ein Geſchwür, welches bald ihren Arm, dann ihre Seite einnahm, und zulezt ihr Herz ergriff, ſo daß ſie daran ſtarb.

Allein dieſe Geſchichte iſt nicht ſo ſchön, als die **des Webers, der auf Anſtiften ſeiner Frau ein Arzt wurde.**

Neunhundert und zehnte Nacht.

Geſchichte

von dem Weber, der auf Anſtiften ſeiner [*] Frau ein Arzt wurde.

In Perſien hatte ſich ein Mann mit einer Frau verheirathet, welche von edlerem Geſchlechte als er war, und obwohl dieſe immer es verabſcheut hatte, ſich mit einem Manne zu verheirathen, der unter ihrer Würde war, ſo hatte ſie ſich doch zu dieſer Heirath entſchloſſen, weil ſie niemanden hatte, der ſich ihrer annahm, oder für ſie ſorgte. Sie hatte ihm indeß einige Bedingungen vorgeſchrieben, zu denen er ſich ſchriftlich verpflichten mußte. Unter andern hatte er ſich anheiſchig machen müſſen, ganz unter ihrem Befehl zu ſtehen, und ſich eben ſo nach ihren Verboten zu richten, ſo daß es ihm nicht möglich war, weder in Worten noch in Thaten gegen ihren Willen zu handeln. Er war übrigens ſeinem Gewerbe nach ein Weber, und hatte ihr zehntauſend Drachmen verſchrieben.

---

*) Zwanzigſte Nacht des Weſirs.

Sie hatten bereits einige Jahre zuſammen gelebt, als einſt die Frau bei einem ihrer Ausgänge einen Arzt ſah, der einen großen Teppich auf der Straße ausgebreitet, und Kräuter, Wurzeln und chirurgiſche Inſtrumente vor ſich liegen hatte, und mit den Leuten ſprach, welche ihn von allen Seiten umringten. Die Frau wunderte ſich über den bedeutenden Gewinn, den er haben mußte, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Ach, wenn doch mein Mann eben ſo wäre! da könnten wir ein herrliches Leben führen, und dürften uns nicht ſo einſchränken.“

So kam ſie denn ganz betrübt nach Hauſe, und ihr Mann, der ſie bekümmert ſah, fragte ſie um die Urſache. “Ich bin deinetwegen bekümmert;” antwortete ſie; „denn ich will nicht länger in Entbehrung leben, und bei deinem Handwerk gewinnſt haſt du ohnehin nichts. Entweder ſuche dir einen andern Erwerb, oder ich trenne mich von dir, und du mußt mir meinen Pflichttheil geben.” Der Mann machte ihr darüber Vorwürfe, und warnte ſie; allein vergebens. Im Gegentheil befahl ſie ihm, ſogleich hinaus zu gehen, und dem Arzte genau zuzuſehen, um ihm ſeine

Kunſt abzulernen. "Wenn es blos darauf ankommt," erwiederte er, "ſo ſei nur ganz unbeſorgt; ich will alle Tage zu ihm gehen, und ſeine Kunſt lernen."

Er begab ſich auch wirklich ſofort zu ihm, und merkte ſich, was der Arzt verſchrieb, und die Regeln der Diät, die er zu befolgen gebot. Als er ſich nun genug mit Kenntniſſen bereichert zu haben glaubte, kehrte er zu ſeiner Frau zurück, und ſagte: „Ich habe mir die Reden des Arztes gemerkt; ich kenne den Weg, den er in der Diät befolgt wiſſen will, ich kenne die Merkmale der Krankheiten, ich verſtehe die Wund-Arzneikunſt, ich kenne die Namen der Mittel; mit einem Worte, ich habe deinen Befehl ausgeführt. Was iſt nun ferner dein Wunſch?“ Da ſprach ſie: »Verlaß die Weberei, und öffne einen Laden als Arzt.« — »Aber,« erwiederte der Mann, »meine Landsleute kennen mich ja; das kann nicht anders, als in einem fremden Lande mit Erfolg ausgeführt werden. Komm daher, wir wollen unſer Land verlaſſen, und als Fremde in ein andres Land ziehen. Auf dieſe Art werden wir reichliches Einkommen haben.« — »Thue, was dir gefällt,« erwiederte die Frau.

Der Mann nahm nun ſeine Weber-Werkzeuge, verkaufte ſie, und handelte dafür Arzneimittel und Wurzeln ein. Auch nahm er einen Teppich, und reiſte ſo in ein andres Dorf, worin ſie ſich wohnhaft niederließen. Von hier aus bereiſete er die Umgegenden, und zwar in der Kleidung eines Arztes, wodurch er ſich ein reichliches Einkommen verſchaffte, und ſeine Umſtände bedeutend verbeſſerte. So gelangten ſie endlich bis nach Griechenland, und kamen in eine Stadt, wo ſich Galenus[2] befand, welchen der Weber aber nicht kannte, und von dem er auch nie hatte reden hören. Der Weber ging nach ſeiner Gewohnheit aus, um einen Ort aufzuſuchen, der ſehr von Leuten beſucht wäre, um ihn dann zur Ausübung ſeiner Kunſt zu benutzen. Er fand auch einen, ganz ſo, wie er ihn wünſchte, von Menſchen häufig beſucht, und miethete ihn ſogleich. Das Ungefähr wollte aber, daß es der Platz war, auf dem Galenus ſeine Kunſt ausübte. Der Weber beſchäftigte ſich nun ſogleich mit Ausbreitung ſeines Teppichs und Ausſtellung ſeiner mediciniſchen Wurzeln und Kräuter, und als er auch ſeine chirurgiſchen Inſtrumente geordnet hatte, fing er an, ſich außerordentlich zu loben, ſeine Geſchicklichkeit zu preiſen, und ſich für den verſtändigſten Arzt, der nie je exiſtirt habe, auszugeben. Als Galenus, der ſich auch unter der Menge befand, dieſe Lobpreiſungen hörte, ſo glaubte er einen der geſchickteſten Aerzte Perſiens vor ſich zu haben, und dachte: "Dieſer Mann würde gewiß nicht den Platz gewählt haben, deſſen ich mich ſelber bediene, wenn er in ſeiner Kunſt nicht feſt und zuverläßig wäre, oder ſich vor meinen Einwendungen fürchtete." Dies machte ihm nun großen Kummer. Endlich aber nahte er ſich doch dem Weber, um zu ſehen, was für einen Mann er hier vor ſich habe. Er ſah hier, daß die Leute zu ihm hinſtrömten, ihm ihre Krankheiten ſchilderten, und daß er ihnen dagegen Mittel vorſchrieb, wobei er manchmal fehlte, doch auch eben ſo oft die richtigen angab, ſo daß Galenus bis jezt noch kein ſicheres Urtheil über ihn fällen konnte; bis endlich eine Frau kam, ein gläſernes Gefäß in der Hand haltend, worin ſich Urin befand. Als der Weber dieſes Glas in der Ferne erblickte, rief er ihr ſchon von weitem zu: »Du trägſt mir ja den Urin eines Fremden hierher." — »Ja wohl,« erwiederte ſie. — »O,« ſagte er hierauf, »das iſt ja ein Jude, und er leidet an Unverdaulichkeit.« — »Ja wohl,« erwiederte ſie. »du haſt ganz Recht.«

Als das die Leute hörten, waren ſie ganz verwundert, und ſelbſt Galenus ſtaunte, weil er hier etwas hörte, was er noch nie von einem Arzte mit ſolcher Sicherheit hatte ausſprechen hören; denn die damaligen Aerzte konnten nur durch das Schütteln des Waſſers und durch Beſichtigung deſſelben in der Nähe auf die Krankheit ſchließen, auch konnten ſie nicht unterſcheiden, ob das Waſſer von einem Mann oder von einer Frau wäre, noch ob es von einem Fremden oder von einem Juden wäre.

Drauf ſprach die Frau zu ihm: „Was räthſt du mir für ein Mittel an?“ — „Gieb mir zuerſt,“ verſetzte er, „die Bezahlung.“

Neunhundert und elfte Nacht.

Sie gab ihm nun etliche Drachmen, wofür er ihr einige Arzeneimittel darreichte, welche aber dieſer Krankheit gar nicht angemeſſen waren, ſondern ſie im Gegentheil verſchlimmern mußten. Dies bemerkte Galenus, und erkannte deutlich den Fehler. Er rief daher einige ſeiner Schüler, die gerade gegenwärtig waren, zu ſich, und trug ihnen auf, den Arzt nebſt ſeinen Mitteln und Geräthſchaften zu ihm zu bringen.

Nichts war ſchneller ausgeführt, als dieſes; denn in einem Augenblicke hatten ihn die Schüler vor ihren Lehrer gebracht. Galenus fragte ihn hierauf, ob er ihn kenne? welches er mit Nein beantwortete. "Kennſt du den Galenus?" fragte er ihn ferner. — "Nein," war die Antwort. — „Was hat dich denn veranlaßt, dich für einen Arzt auszugeben?“ — Auf dieſe Frage erzählte ihm nun der Weber ſeine ganze Geſchichte, und daß blos ſeine Frau daran Schuld ſei. Galenus, der hierüber ganz erſtaunt war, behandelte ihn ſehr freundſchaftlich, und bat ihn, ihm zu ſagen, woran er erkannt habe, daß in der ihm dargereichten Flaſche das Waſſer eines Mannes, und zwar eines Fremden, ja eines Juden enthalten geweſen ſei. „Und woher haſt du bemerkt,“ fuhr er fort, „daß er an der Unverdaulichkeit litt?“ — "Das kommt daher," erwiederte der Weber, "daß wir Perſer insgeſammt uns ſehr gut auf die Phyſionomie verſtehen. Ich hatte nämlich ſogleich bemerkt, daß die Frau kleine blaue und verweinte Augen hatte, welches mich vermuthen ließ, daß ſie den Mann liebte, und woraus ich zugleich ſchloß, daß es ſeine Gattinn ſein müßte; daß er aber ein Fremder ſei, habe ich daraus erſehn, daß die Frau anders gekleidet war, als es hier Sitte iſt, ferner bemerkte ich an der Oeffnung des Gefäßes ein gelbes Bändchen, woraus ich richtig ſchließen konnte, daß er ein Jude und ſie eine Jüdin ſei. Endlich kam ſie Sonntags; da ich nun weiß, daß die Juden zur Gewohnheit haben, Sonnabends Brei und andre ſchwer verdauliche Speiſen zu eſſen, daß ſie dieſelben bald heiß, bald kalt hinter einander verſchlingen, und ſich daher wegen ihres vielen Eſſens Unverdaulichkeit zuziehen: da urtheilte ich, daß er ſich Sonnabends, als den Tag vorher, ſeiner jüdiſchen Gewohnheit müßte überlaſſen haben."

Dieſe Erzählung freute den Galenus ſo ſehr, daß er ſich vornahm, den Mann von ſeiner Frau zu erlöſen. Er gab ihm daher ſo viel, als ihm ſeine Frau mitgebracht hatte, befahl ihm, es ihr zu übergeben, und ſich von ihr zu trennen, verbot ihm aber auch zugleich, je wieder die Arzneikunſt auszuüben, und nie wieder eine Frau zu heirathen, die edlerer Abkunft als er wäre. Hierauf entließ er ihn, indem er ihm noch einige Geſchenke gab, und ihm einſchärfte, nur ja zur Weberei wieder zurückzukehren.

Doch dieſe Geſchichte iſt nichts gegen diejenige, von den ſich gegenſeitig überliſtenden Schlauköpfen.

Neunhundert und zwölfte Nacht.

Geſchichte von den beiden Schlauköpfen, die ſich gegenſeitig überliſteten. *)

In Bagdad lebte einſt ein Mann, Namens Maruſi, der für einen der größten Schlauköpfe galt, und ſchon viele Leute durch ſeine Liſt betrogen hatte. Einſt trug er einen Sack voll Schaafkoth, und hatte ſich vorgenommen, nicht eher nach Hauſe zu kommen, als bis er ihn um den Preis der Zibeben verkauft hätte. In einer andern Stadt aber war ein Mann, der in demſelben Rufe ſtand und Raſi hieß. Dieſer trug einen Sack voll Ziegenkoth, den er um den Preis der getrockneten Feigen zu verkaufen, ſich vorgenommen hatte. Mit dieſem Vorſatz gingen ſie beide, ein jeglicher aus ſeiner Stadt, und ſo begegneten ſie ſich an einem Graben, wo ſie ſich ſcheinbar ihre erſonnene Noth klagten, wo aber auch jeder zugleich beſchloß, den

---

*) Ein ~~hundert~~ und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

andern zu betrügen. Da ſagte Maruſi dem Naſi: "Ich kaufe dir das ab, was du trägſt, ohne es zu ſehen." — "Ja wohl," erwiederte Naſi, "wenn du mir das dafür giebſt, was du trägſt." Der Handel wurde ſehr bald abgeſchloſſen, weil jeder glaubte, der andere könne nichts ſchlechteres tragen, als er ſelbſt.

Als ſie ſich nun getrennt hatten, und keiner den andern mehr ſehen konnte, öffnete jeder ſeinen Sack, und ſie fanden denn, was wir bereits wiſſen. Dies verdroß ſie, und ſie drehten ſogleich um, um ſich beiderſeits aufzuſuchen. Sie trafen ſich auch ſehr bald, und jeder mußte über den andern lachen.

Da ſie ſich hierdurch kennen gelernt hatten, ſo ſtifteten ſie ein Bündniß unter einander, daß künftighin, was ſie erwerben würden, ihnen gemeinſchaftlich angehören ſollte, und da ſie der Stadt, in welcher Naſi wohnte, am nächſten waren, ſo nöthigte dieſer den Maruſi, mit ihm zu kommen. Sobald Naſi in ſeinem Hauſe angelangt war, ſtellte er den Maruſi ſeiner Frau, ſeinen Leuten und ſeinen Nachbaren als ſeinen Bruder vor, der ſich viele Jahre in Choraſſan aufgehalten hätte. So hatte er bereits drei Tage bei ihm zugebracht, als er am vierten zu ihm ſagte, er hätte Luſt, etwas vorzunehmen. "Und was denn?" fragte ihn Maruſi. — "Ich will mich todt ſtellen, erwiederte jener." "Du aber gehe auf den Markt, miethe Träger und eine Bahre."

Als Maruſi mit den Trägern vom Markte angekommen war, fand er ſeinen Freund auf dem Boden liegend, ganz bleich von Farbe, und mit aufgeblaſenem Bauche. Seine Glieder waren ganz ſchlaff, und ſo, daß er ihn für wirklich todt hielt. Er ſchüttelte ihn daher, und da er noch immer nicht ſprach, ſo kratzte er ihn mit einem Meſſer an die Fußſohle. Dieſer bewegte ſich aber nicht, ſondern ſagte ihm leiſe ins Ohr. „Du Narr, was machſt du denn?“ — Ich dachte, du wäreſt wirklich todt," erwiederte jener. — "Kümmere dich darum nicht," ſagte hierauf Naſi, ſondern laß mich auf den Platz vor das Haus des Statthalters tragen.“ Dieſer war ihm nämlich früher ſehr gewogen geweſen.

Als der Statthalter ihn ſo ohne allen Schmuck ausgeſetzt ſah, als wäre er einer der Aermſten, wurde er unwillig, und ſprach: „Dieſen Mann will ich auf meine Koſten begraben laſſen, und das nöthige beſorgen." Er befahl hierauf ſeiner Dienerſchaft, ihn in ſein Haus zu tragen, und ein Grab zu graben. Sodann ließ er ihm ein Leichentuch kaufen, und befahl, daß der Todten-Abwaſcher des Stadtviertels kommen möchte, um ihn abzuwaſchen, und die nöthigen Gebete zu verrichten. Dieſer kam, legte ihn auf eine Decke, wuſch ihn, und hüllte ihn ins Leichentuch. Nach Beendigung dieſer Pflicht ging er hinaus, um ſelber ſeine geſetzlichen Abwaſchungen zu verrichten, und ſich zum Leichenzuge vorzubereiten. Als ſich der Todte allein ſah, ſprang er ſchnell auf, zog die Kleider des Mannes, der ihn gewaſchen hatte, an, ergriff zugleich ſilberne Taſſen und andre koſtbare Geräthſchaften; nahm das Leichentuch unter den Arm, und ging davon. An der Pforte riefen ihm die Thürſteher, die ihn für den Abwaſcher hielten, noch zu: „Biſt du mit deiner Arbeit fertig? damit wir den Statthalter davon benachrichtigen können.“ — „Ja wohl,“ rief er, und eilte nach ſeiner Wohnung, wo er den Maruſi fand, der ſo eben ſeine Frau verſicherte, daß ſie ihren Mann nie wiederſehen würde, und daß man ihn in dieſem Augenblicke wohl ſchon begraben haben würde. Zugleich fügte derſelbe noch eine förmliche Liebeserklärung hinzu, und ſagte ihr die größten Schmeicheleien.

Als Naſi, der ſie überraſcht hatte, dieſes hörte, ſprach er bei ſich ſelbſt: „Dieſer Schurke will meine Frau beſitzen; es ſoll ihm aber theuer zu ſtehen kommen.“ Darauf zeigte er ſich ihnen, und Maruſi, der außerordentlich erſtaunt war, ihn zu ſehen, fragte ihn: „Wie haſt du dich denn retten können.“ Jener erzählte ihm nun die angewandte Liſt, und ſie fingen nun an, ſich gegenſeitig Rechnung abzulegen über das Geld und die Koſtbarkeiten, die ſie durch ihre Betrügereien zuſammengebracht hatten, welches eine bedeutende Summe betrug. Am Ende erklärte Maruſi, daß er nun in ſein Land zurückkehren wolle, indem er

Univ. Bibl. München

ſchon zu lange abweſend ſei; zugleich wünſchte er, daß ſie das erworbene Gut theilen möchten, damit er ſelber ſein Theil empfinge, und bat ihn, er möchte mit in ſein Land kommen, damit er ihm auch ſeine Streiche zeigen könnte. Worauf ihn der andere auf den morgenden Tag beſchied.

Maruſi entfernte ſich jezt, und Nuſi ging zu ſeiner Frau, und ſagte zu dieſer: „Wir haben ſehr viel Geld erworben, und dieſer Narr verlangt die Hälfte? Das ſoll indeß nun und nimmermehr geſchehen. Denn ſeit dem ich ihn belauſcht habe, wie er dir Süßigkeiten vorſagte, bin ich ganz anders gegen ihn geſinnt, und ich will eine Liſt erſinnen, wodurch ich das ganze Geld für mich allein behalten kann. Du mußt mir aber beiſtehen. Ich will nämlich,“ fügte er hinzu, „gegen Abend mich todt ſtellen. Da ſchreie du denn, wehklage und ſchneide dir die Haare ab. Es werden ſich ſofort die Leute um dich verſammeln, werden mich todt erblicken, und du mußt dann mein Leichenbegängniß beſorgen. Befürchte aber in Hinſicht meiner nicht das mindeſte; denn ich kann recht gut zwei Tage im Grabe zubringen.“

Gegen Abend alſo band die Frau ihm den Bart zuſammen, bedeckte den Mann mit einem Schleier, und erhob ein ſo fürchterliches Geſchrei, daß ſich alsbald die Leute des Stadtviertels, alt und jung, Männer und Weiber, verſammelten. Zur ſelben Zeit kam auch Maruſi hin, um ſein Theil in Empfang zu nehmen. Als er dieſes Getümmel ſah, erkundigte er ſich nach der Urſache. „Dein Bruder iſt geſtorben,“ ſagte man ihm. — "Ach," ſagte er bei ſich ſelbſt, "dieſer verwünſchte Betrüger will mich hintergehen, um das Geld allein davon zu tragen. Aber ich will ihm etwas anthun, was ihn ſchon auferwecken wird." Hierauf zerriß er ſeine Kleider, entblößte ſein Haupt, und weinte, indem er rief: " Ach, mein Bruder, mein Herr!" und jammerte ſo, als wenn er wirklich von ſeinem Tode überzeugt wäre. Sodann wandte er ſich zu ſeiner Frau, um ſie zu fragen, auf welche Art er denn geſtorben wäre. Dieſe ſagte ihm indeß, daß ſie davon nichts weiter wiſſe, außer daß ſie ihn am Morgen todt gefunden habe.

Neunhundert und dreizehnte Nacht.

Maruſi fragte ſie ferner wegen des Vermögens und wegen der Gelder; auf welche Frage ſie indeß ebenfalls antwortete, daß ſie von dem Allen nichts wiſſe.

Nunmehr ſetzte er ſich zu Häupten des Verſtorbenen, und ſagte ihm ins Ohr: „Wiſſe, lieber Raſi, daß ich dich nicht eher als nach zehn Tagen verlaſſen, und daß ich die Nächte hindurch bei dir wachen werde. Sei alſo kein Thor, und ſtehe auf.“ Naſi antwortete aber nicht. Da begann jener mit einem Meſſer an den Händen und Fußſohlen des Todten zu kratzen, in der Hoffnung, er würde ſich bewegen; indeß er wurde bald müde, und glaubte faſt ſelber, daß der andre wirklich todt ſei. Allein da fielen ihm die Streiche ein, die Naſi auszuüben pflegte, um Geld zu gewinnen, und ſofort begann er nun ſein Leichenbegängniß anzuordnen, und ließ ihn zum Todtenwäſcher bringen. Dieſer nahm den Todten ſogleich vor, ließ Waſſer kochen, bis es ſiedend, und um ein Drittheil ſchon eingekocht war, und goß es dann auf ſeine bloße Haut, daß ſie roth wurde, und Blaſen zog. Der Todte rührte ſich indeß nicht. Sodann wickelten ſie ihn in ein Leichentuch, trugen ihn auf den Begräbnißplatz, legten ihn in einen Sarg, [4] und überſchütteten ihn mit Erde.

Hierauf gingen die Leute auseinander. Doch Maruſi nebſt der Frau des Verſtorbenen ſetzte ſich an ſein Grab, und ſie blieben daſelbſt bis zum Untergang der Sonne, da ſagte die Frau zu Maruſi: „Komm, wir wollen nach Hauſe gehn, denn das Weinen nützt uns nichts; auch bringt es uns den Todten nicht zurück." — "Ich rühre mich nicht von der Stelle," antwortete Maruſi, "und ſollte ich zehn Tage und zehn Nächte hier bleiben." Als die Frau hörte, fürchtete ſie ſich ſehr, daß, wenn er ſein Wort hielte, ihr

Mann umkommen würde. Gleichwohl ſchien es ihr am beſten zu ſein, wenn ſie ginge; denn er würde es gewiß bald überdrüßig werden, allein zu bleiben, und würde ihr dann bald nachfolgen. Sie entfernte ſich alſo, und Maruſi blieb bis nach Mitternacht an jener Stelle. Da dachte er bei ſich ſelbſt: „Wie lange ſoll ich hier ſitzen? Dieſer Hund könnte wohl in der That ſterben, und dann wäre das Geld verloren. Das beſte iſt, ich grabe ihn aus, und überhäufe ihn mit Schlägen.“ Dies führte er auch ſogleich aus, brach einen ſtarken Aſt von einem Baume ab, entblößte ihn von ſeinen Blättern, band dem Manne die Füße, und ſchlug ihn, ſo ſehr er nur konnte. Der Todte indeß bewegte ſich nicht. Als ihm auch dies zu lange dauerte, und er fürchtete, die Aufſeher der öffentlichen Sicherheit möchten ihn bemerken, da der Kirchhof ſehr nahe an der Straße lag, ſo trug er ihn von dannen, und brachte ihn in den ſehr abgelegenen Kirchhof der Magier oder Feueranbeter, trug ihn daſelbſt in eine Gruft, und begann von neuem, ihn zu ſchlagen, und zwar ſo, daß ihm alle Kräfte ausgingen. Allein der Todte bewegte ſich noch immer nicht. Er blieb alſo an ſeiner Seite ſitzen, ſammelte wieder neue Kräfte, und begann nochmals ſein Geſchäft; allein eben ſo erfolglos.

Als er ſich nun eben wieder etwas erholen wollte, traten plötzlich Räuber in den Kirchhof, die gewohnt waren, ihre geſtohlenen Sachen daſelbſt zu theilen. Es waren ihrer zehn Perſonen, und ſie hatten viele koſtbare Sachen bei ſich. Da ſie der Gruft näher traten, hörten ſie, daß darinnen Schläge ausgetheilt wurden, und ihr Anführer ſprach zu ihnen: „Sehet, hier iſt ein Magier, den die Engel ſo eben quälen!“ Sie gingen alſo hinein, und als Marnſi ſie erblickte, fürchtete er, es möchten Polizeidiener ſein. Er ergriff alſo die Flucht, und verbarg ſich hinter andern Gräbern. Die Räuber aber näherten ſich dem Orte, und fanden den Raſi mit gebundenen Füßen, und neben ihm eine große Anzahl zerſchlagener Stöcke liegen. Sie waren hierüber außerordentlich erſtaunt und ſagten: "Das muß ein ſchändlicher Sünder geweſen ſein; denn die Erde hat ihn aus ihrem Inneren ausgeſpien. Er iſt übrigens noch ganz friſch, und dies muß wohl ſeine erſte Nacht ſein. Da die Engel ihn jezt ſo eben gepeinigt haben, ſo muß es bei Gott wohl etwas ſehr verdienſtliches ſein, wenn wir ihn ebenfalls peinigen. „Wer alſo unter euch,“ fuhr der Anführer fort, "Sünden zu bereuen hat, der ſchlage dieſen hier gleichſam zum Sühnopfer vor Gott." Da riefen alle: "Wir ſind alle mit Sünden behaftet!“ und ſomit fingen ſie an, auf ihn loszuhauen, wobei einige ſagten: „Das nimm noch für die Sünden meines Vaters!“ andere ſagten: „Für die meines Großvaters!" und noch andere: „Für die meines Bruders!“ u. ſ. w. und ſo fuhren ſie ſo lange fort, bis ſie müde waren. Alles dieſes hatte der verſteckte Maruſi mit angeſehen, und in ſeinem Innerſten herzlich darüber gelacht. Endlich aber ſchritten die Räuber zur Theilung des geſtohlenen Gutes, worunter ſich unter andern auch ein koſtbarer Säbel befand, über deſſen Werth ſie ſich nicht einigen konnten. Da ſagte ihr Anführer: "Wir wollen ihn probiren, und wenn er gut iſt, ſo wollen wir ſeinen Werth beſtimmen; iſt er ſchlecht, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daß man um ihn zankt. Probiret ihn gleich hier an dieſem Todten; denn er iſt noch ganz friſch." Mit dieſen Worten nahm der Anführer den Säbel, zog ihn aus der Scheide, und holte aus.

Neunhundert und vierzehnte Nacht.

Da der Todte dies ſah, glaubte er, er würde nun ganz gewiß ſterben müſſen, und dachte bei ſich ſelbſt: „Das Waſchen habe ich ausgehalten, eben ſo das Brühen mit heißem Waſſer, ſo wie auch das Kratzen mit dem Meſſer, und die unbequeme Enge des Grabes, und Gott hat mich alles dieſes ertragen laſſen; allein dieſer Schwerthieb iſt ein Todesſchlag.“ Er ſprang alſo ſchnell auf, ergriff einen großen Todtenknochen, und ſchrie mit lauter Stimme: "Ihr Todten ſtehet auf und ergreifet ſie.“ Als dieſes Maruſi hörte, geſellte er ſich zu ihm, und ſchlug auf die Diebe los, welche ſofort die Flucht ergriffen, und das geraubte Gut zurückließen.

Als ſie weit genug entfernt waren, machte Raſi mit Maruſi wieder Freundſchaft, und wollte dieſen Raub mit ihm theilen. Allein Maruſi ſagte: „Ich gebe dir von dieſem hier keine Drachme, bis du mir meinen Theil von dem früheren Raube eingehändigt haben wirſt. Da indeß der andere nicht einwilligen wollte, ſo entſtand zwiſchen ihnen ein lebhafter Streit und ein ſo heftiger Wortwechſel, daß die Räuber, die noch nicht entfernt genug waren, ihn hörten. Dieſe horchten auf, und beſchloſſen, einen von ihnen heimlich hinzuſchicken, der die Stimmen belauſchen ſolle. Dieſer aber war ein furchtſamer Mann, und glaubte, es wären wirklich auferſtandene Todte, und meldete daher ſeinen Gefährten, daß er eine große Zahl derſelben geſehen habe. Sie verzichteten daher auf ihren Raub. Raſi und Maruſi verſöhnten ſich nun, ſchlugen dieſen Raub zu dem alten Kapital, und lebten fortan friedlich mit einander.

Doch dieſe Geſchichte iſt noch nichts gegen die von den Liſtigen, die den Geldwechsler betrogen.

Neunhundert und funfzehnte Nacht.

Geſchichte

von den Liſtigen, die den Geldwechsler betrogen. *)

Vier abgefeimte Betrüger vereinigten ſich einſt, um einen reichen Geldwechsler zu überliſten. Einer von ihnen begab ſich nämlich zu ihm, und zwar mit einem Eſel, auf welchen er einen Geldſack geladen hatte, und verlangte, daß ihm der Geldwechsler für Silberdrachmen kleine Münze einwechſeln ſollte, wobei er ihm einen guten Gewinn ließ. Zu demſelben Augenblicke, als er weggehen wollte, näherten ſich wie von ungefähr die andern Betrüger, und gingen um den Eſel herum. Zugleich ſagte der eine von ihnen, ſo daß es der Wechs-

---

*) Zwei und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

ler hörte: "Er iſts." — „Halt," ſagte der andere, „ich will ihn doch vorher unterſuchen!" beſah ſich den Eſel, und ſtrich ihn von der Mähne bis an ſeinen Rücken. Nun näherte ſich auch noch der dritte, der ihn ebenfalls überall befühlte, und hinzufügte: „Wirklich, er iſt es!" Der zweite dagegen ſagte: „Nein, er iſt es nicht." Sie hörten nicht auf, ſich ſo lange ſcheinbar zu ſtreiten, bis einer von ihnen den Beſitzer des Eſels fragte: „Wie theuer iſt dein Eſel?" Jener antwortete: "Ich verkaufe ihn nicht unter 10,000 Drachmen." Sie boten ihm ſogleich tauſend Drachmen dafür. Doch er weigerte ſich und ſchwur, daß er ihn nicht anders, als um den benannten Preis weggeben werde. Sie handelten hierauf immerfort mit ihm, bis ſie ihm bereits fünftauſend Drachmen geboten hatten. Allein ihr Gefährte, der verkappte Eſeltreiber, blieb bei ſeinem erſten Satze. Der Wechsler, der dieſes angehört hatte, konnte nun nicht unterlaſſen, ſich an ihn zu wenden, und ihm zu rathen, dieſen Preis anzunehmen. Allein jener weigerte ſich, und ſagte: "Mein ehrwürdiger Herr, ihr verſtehet euch auf meinen Eſel nicht. Gold und Silber könnt ihr wohl ſchätzen, auch vortheilhafte Wechſelgeſchäfte ſchließen, aber die Eigenſchaften meines Eſels ſind euch verborgen. Daher ſagt das Sprichwort ſehr richtig: Jedes Geſchäft will ſeinen Mann, und jeder Erwerb ſeinen Sachverſtändigen." Als den Betrügern die Sache zu lange zu dauern ſchien, entfernten ſie ſich, gingen insgeheim zum Wechsler, und ſagten zu ihm: „Wenn du uns den Eſel für fünftauſend Drachmen verſchaffen kannſt, ſo geben wir dir zwanzig vom hundert.“ Der Wechsler antwortete ihnen: ”Gehet nur weg, und entfernt euch; ich will die Sache ſchon bewerkſtelligen.” Sie gehorchten ihm, und der Geldwechsler begab ſich zu dem Beſitzer des Eſels, deſſen Habſucht er auf alle mögliche Weiſe rege zu machen ſuchte. Zugleich ſtellte er ihm vor, daß jene nun weggegangen wären, und daß er ſeinen Eſel nun wohl nicht mehr loswerden würde; indeß wolle er ihm den Eſel abkaufen, und ihm den gebotenen Preis von fünftauſend Drachmen dafür geben. Allein ſie wurden nicht eher eins, als bis der Wechsler ihm 5500 Drachmen bot, die er ihm auch ſogleich auszahlte. Beim Weggehen beſchwor ihn der Eſeltreiber, daß er den andern ſeinen Eſel nicht anders, als um zehntauſend Drachmen ablaſſen möchte. „Denn,“ fügte er hinzu, ”ſie kaufen ihn nur wegen eines verborgenen Schatzes, zu welchem dieſer Eſel allein ſie hinzuleiten vermag. Darum ſei feſt, und folge mir, denn ſonſt wird es dich gereuen.”

Als der Eſeltreiber weggegangen war, kamen ſeine drei Gefährten zum Wechsler, und ſagten: „Empfange unſern Dank dafür, daß du ihn gekauft haſt. Wie können wir dir dafür dankbar ſein?“ Der Wechsler erwiederte indeß: „Unter zehntauſend Drachmen bekommt ihr ihn nicht.“ Sie gingen hierauf nochmals zum Eſel, betaſteten und befühlten ihn, und ſagten endlich zum Wechsler: „Wir haben uns doch geirrt; das iſt gar nicht der rechte Eſel. Dieſer taugt zu unſerm Zwecke nicht, und iſt für uns nicht fünf Drachmen werth.“ Mit dieſen Worten gingen ſie murrend davon. Der Wechsler rief ihnen aber nach, und gerieth in einige Angſt. „Ihr habt mich ja gebeten, ihn für euch zu kaufen, und da ich es gethan habe, ſo ſagt ihr: Wir haben uns geirrt; der iſt für uns nicht fünf Drachmen werth.“ Sie antworteten indeß ganz gleichgültig: „Es ſchien uns wohl, als hätte er die Eigenſchaften, die wir wünſchten; allein wir finden das Gegentheil, er hat viele Fehler, und überdieß auch einen viel zu kurzen Rücken.“ Sie gingen mit dieſen Worten davon, und trennten ſich. Doch der Wechsler glaubte, daß ſie den Eſel nur zum Schein tadelten, um ihn deſto billiger zu kaufen. Als ſie aber lange ausblieben, merkte er wohl, daß er überliſtet ſei. Er erhob daher ein großes Klagegeſchrei, und zerriß ſich ſeine Kleider, ſo daß ſich um ihn eine große Menge Leute verſammelte, denen er ſein Unheil klagte. Allein ein großer Theil derſelben lachte ihn aus und wunderte ſich, daß er ſo thöricht ſein konnte, unbekannten Leuten ſo zu trauen, daß er ſein Geld für Sachen hingab, deren Werth er nicht kannte.

Doch dieſe Geſchichte iſt lange nicht ſo ſchön, als die von dem Erzbetrüger.

Da ſagte der König Schach Bacht zu ſich ſelbſt: „Hätte ich damals ebenfalls dem Gerede Gehör gegeben, welches man gegen meinen Weſir Arrachuan ausſprengte, ſo würde ich mir jezt große Reue zubereitet haben. Gott ſei gelobt, daß ich mit Bedacht dabei zu Werke gegangen bin.“ Er entließ hierauf ſeinen Weſir, und am andern Abend lud er ihn ein, die Geſchichte des Erzbetrügers zu erzählen.

Neunhundert und ſechzehnte Nacht.

Geſchichte
von dem Erzbetrüger. *)

Ein großer Betrüger, der ſich aber das Anſehn der größten Redlichkeit zu geben verſtand, pflegte unter dem Scheine des Handeltreibens in die Städte zu gehen, ſich zu den vornehmſten Bewohnern zu geſellen, und durch das rechtlichſte Benehmen ſich alle Leute zu Freunden zu machen; ſodann aber durch irgend eine Liſt jemanden zu betrügen, und hierauf in ein anderes Land zu entweichen.

Einſt trug es ſich zu, daß er mit Waaren in eine Stadt kam, und daſelbſt ſehr bald mit den vornehmſten Kaufleuten eine Freundſchaft ſchloß, die in Kurzem

---

*) Drei und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

ſo weit ging, daß er faſt immer bei ihnen, oder ſie bei ihm waren. Dies hatte bereits eine lange Zeit gedauert, als er ſich zur Abreiſe anſchickte. Als ſich dieſe Nachricht unter ſeinen Freunden verbreitete, ſo wurden dieſe darüber ſehr betrübt. Eines Morgens wandte er ſich an den reichſten unter ihnen, ſetzte ſich neben ihn, borgte ſich etwas Geld, auf welches er ihm ein Pfand gab, und als er weggehen wollte, bat er ihn um die Auslieferung deſſen, was er bei ihm niedergelegt habe. "Was haſt du denn bei mir niedergelegt?" fragte der Kaufmann. — "Ach, du weißt ja, ich meine den Beutel mit den tauſend Goldſtücken." — Da ſprach der Kaufmann: „Wenn haſt du mir ihn denn gegeben?“ — „Bei Gott,“ erwiederte der andre, „war es nicht an dem und dem Tage? bei dem und dem Kennzeichen wirſt du dich gewiß noch daran erinnern.“ — „Davon weiß ich kein Wort.“ entgegnete der Kaufmann wiederum. Hiemit entſpann ſich zwiſchen ihnen ein lebhafter Wortwechſel, der ſo laut wurde, daß die Nachbaren alles hörten, was zwiſchen ihnen vorgefallen war. Der Betrüger wendete ſich nun zu ihnen, und ſagte: "Dieſer iſt mein Freund; ihm habe ich etwas zu verwahren gegeben, was er mir nun ableugnet! Wem kann man nun trauen?" Die Leute ſprachen: „Dieſer Mann iſt uns nur als ſehr rechtſchaffen bekannt. Wir haben nichts als Treue, Redlichkeit und Verſtand bei ihm bemerkt. Er wird doch jezt nicht unſer Zutrauen täuſchen.“ Andere wandten ſich dagegen zum Kaufmann, und ſagten: „Erinnere dich doch; vielleicht haſt du es vergeſſen.“ Er indeß erwiederte: „Ich weiß nicht, was er ſagt; er hat mir nie etwas anvertraut.“ Der Betrüger ſagte dagegen: »Ich bin eilig und im Begriff abzureiſen. Ich habe, Gott ſei Dank! viel Vermögen, und dieſes iſt mir nicht verloren; aber er muß mir verſprechen, es künftig zu bezahlen.“ Dies fanden die Leute ſehr billig, und der Kaufmann kam faſt in Gefahr, ſeinen guten Ruf zu verlieren. Einer ſeiner Freunde indeſſen, der ſich für ſehr klug und verſtändig hielt, näherte ſich ihm heimlich, und verſprach ihm, den Betrüger zu überliſten, denn er kenne ihn als einen Lügner. „Du ſollſt von dem Verdachte bald befreit werden,“ fügte er hinzu; „denn ich werde ihm ſagen, daß er den Beutel bei mir eingelegt habe, und daß du es nicht gewußt habeſt.“ Der Kaufmann war damit ſehr zufrieden, und ſein Freund wandte ſich zum Betrüger, und ſprach: »Mein Herr, ich bin der und der. Ihr ſeid im Irrthum; der Beutel iſt bei mir, und mir habt ihr ihn anvertraut. Meinem Freunde iſt die Sache ganz fremd.“ Da erwiederte der Betrüger mit Ruhe und Höflichkeit: »Bei Gott, der Beutel, den du bei dir haſt, du edler und rechtſchaffener Mann, iſt in ſichern Händen. Ich bin deshalb ganz unbeſorgt; denn er iſt bei dir ſo gut, wie bei mir aufgehoben. Ich habe nur mit dem Beutel angefangen, den ich bei dieſem Manne eingelegt habe, weil ich wußte, daß er nichts weniger als habſüchtig iſt.“ Dieſe Wendung machte den Mann ſo beſtürzt, daß er nicht wußte, was er antworten ſollte, und die Leute wurden dadurch ſo getäuſcht, daß ſie jeden der beiden zwangen, dem Betrüger tauſend Goldſtücke auszuzahlen, welcher ſomit zweitauſend davon trug, und bald darauf abreiſte.

Der Kaufmann ſagte nun zu ſeinem Freunde, der ſich für ſo klug hielt: „Die Geſchichte, die ſich mit uns zugetragen hat, gleicht ganz der Fabel von dem Falken und der Heuſchrecke.“ — ”Erzähle mir dieſe Fabel.” —

Der Falke und die Heuſchrecke.

Wiſſe, hub er an, daß ein Falke und eine Heuſchrecke ihre Neſter nahe bei einander hatten. Die Heuſchrecke ſehnte ſich nach der Freundſchaft des Falken. Darum näherte ſie ſich ihm eines Tages, und ſprach: »O Herr und Fürſt der Vögel, ich bin ganz entzückt über deine Nähe, und fühle mich veredelt durch deine Nachbarſchaft." Der Falke dankte ihr für dieſe Geſinnungen, und verſtattete ihr, ihn öfter zu beſuchen, woraus bald eine nähere Freundſchaft entſtand. Da ſprach eines Tages die Heuſchrecke zu ihm: „Wie kommt es doch, daß ich dich ſtets ſo einſam und zurückgezogen ſehe? Nie bemerke ich einen Freund von deiner Art bei dir, auf den du in den Tagen der Trübſal bauen, und mit dem du dich bei langer Weile unterhalten könnteſt; denn das Sprüchwort ſagt: Der Menſch erhält ſeine Ruhe und ſeine Kraft nur durch einen Genoſſen, der, noch mehr als er ſelbſt, das Bedürfniß der Freundſchaft fühlt. Aus einem ſolchen Verhältniſſe blos entſteht Freude, und auf einen ſolchen Freund blos kann man in Trübſal bauen. Da ich nun ſelbſt zu ſchwach bin, um für dich das zu ſein, was du berechtigt biſt, zu erwarten, und ich doch dein Wohl wünſche, ſo überlaß es mir, daß ich dir einen Vogel ausſuche, der dir an Geſtalt und an Kraft gleich komme.“ — „Das will ich dir gern geſtatten,“ erwiederte der Falke, »und ich werde mich hierin ganz auf dich verlaſſen.« Hierauf ſuchte die Heuſchrecke unter einer Anzahl von Vögeln einen aus, der ihr an Geſtalt und Weſen dem Falken gleich zu ſein ſchien, und zwar den Geier. Sie ſchloß mit ihm Bekanntſchaft, und wies ihn an den Falken, um mit dieſem Freundſchaft zu halten. Einſt traf es ſich, daß dieſer krank wurde, während welcher Zeit der Geier den Falken pflegte, bis er wieder genas. Als aber nach kurzer Zeit ein Rückfall eintraf, und der Falke wieder Pflege bedurfte, brachte die Heuſchrecke einen Adler mit, der ſie beide auffraß. Dies geſchah, weil die Heuſchrecke keine Kenntniß von dem Weſen und Character der Thiere hatte. Du aber, lieber Freund,“ fuhr der Kaufmann fort, „haſt durch Liſt mir zu helfen geſucht; doch keine Liſt hilft gegen das Geſchick, und die Vorherbeſtimmung überwältigt alle Vorſichtsmaaßregeln. — Wie ſchön und richtig iſt daher, was der Dichter ſagt:

„Oft entgeht der Blinde dem Graben, in welchen
der ſtolze Sehende hineinfällt;

Oft unterliegt der Liſtige und Weiſe einem ausgeſprochenen Worte, wovon der Thor ohne Schaden davon kommt;

Oft iſt der Rechtgläubige und Fromme in ſeinem Lebensunterhalt beſchränkt, während der Ungläubige und Gottloſe in Fülle und Ueberfluß iſt.

Was nützt da dem Liſtigen ſeine Liſt? da dieſes alles Fügung des Geſchicks iſt.“

Doch dieſe Geſchichte iſt nichts gegen die **von dem Könige und der Frau des Kammerherren.**

Neunhundert und ſiebzehnte Nacht.

Geſchichte

von dem Könige und der Frau des Kammerherren. *)

Ein perſiſcher König hatte die Gemahlin ſeines Kammerherren, da er gehört hatte, daß ſie ſehr ſchön ſei, lieb gewonnen. Dies veranlaßte ihn denn, ſich eines Tages zu ihr zu begeben. Als ſie ihn erblickte und erkannte, ſagte ſie zu ihm: "Was bewegt den König zu dieſem Schritte?" — "Die Liebe, die ich zu dir habe," erwiederte er, "und ich erbitte mir von dir deine Gegenliebe." Dieſe Erklärung begleitete er mit bedeutenden Geſchenken, wie ſie manchen Frauen wohl angenehm geweſen ſein würden. „Ich kann und darf deine Wünſche nicht erfüllen; denn ich habe einen Gatten,“ erwiederte indeß die Frau, und widerſtand dem König auf alle mögliche Weiſe, weshalb dieſer ſie ergrimmt verließ, aber ſeinen Gürtel bei ihr vergaß.

---

*) Vier und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

Ihr Mann, der kurz darauf zu ihr herein trat, erkannte ſogleich den Gürtel, und da er des Königs Benehmen gegen die Frauen kannte, ſchöpfte er ſogleich Verdacht und fragte ſeine Frau, was denn das, was er hier ſähe, zu bedeuten habe? „Ich will dir die Wahrheit ſagen,“ erwiederte ſie, und berichtete ihm genau den ganzen Hergang. Allein der Mann glaubte ihr nicht, und Zweifel bemächtigten ſich ſeiner Seele. Der König dagegen brachte ſeinerſeits die Nacht ſehr unruhig und ſorgenvoll zu. Als der Morgen anbrach, ließ er den Kammerherren rufen, übertrug ihm die Statthalterſchaft einer entfernten Gegend, befahl ihm aber zugleich, auf der Stelle dahin abzureiſen. Er hatte ſich nämlich vorgenommen, in ſeiner Abweſenheit bei des Kammerherren Frau ſeine Wünſche durchzuſetzen. Dieſer indeß durchſchaute den Plan des Königs, und empfahl ſich bei ihm, nachdem er von ihm noch einige Aufträge über die Verwaltung und Herſtellung ſeiner Angelegenheiten in jener Provinz erhalten hatte. Der Kammerherr verſammelte noch ſchnell die Verwandten ſeiner Frau, und eröffnete ihnen in wenigen Worten, daß er entſchloſſen ſei, ſeine Frau zu verſtoßen. Dieſe misbilligten ſeinen Vorſatz, und verklagten ihn auf der Stelle bei dem Könige. Der König, dem die Urſache hievon unbekannt war, ließ ſogleich den Kammerherren vor ſich fordern, und fragte ihn: „Warum willſt du deine Frau verſtoßen? Wie kannſt du deine Hand gegen ein ſo gutes Land feindlich ausſtrecken, und es verlaſſen?“ Da antwortete er: „Gott beglücke den Herrn meinen König! aber wiſſe, daß ich in dieſem Lande die Fußtapfen eines Löwen ſah, und ich befürchte, daß, wenn er nochmals dieſes Land betritt, und ich es noch beſitze, er mich zerreißen möchte. Denn was mir begegnet iſt, gleicht ſehr der Geſchichte des alten Weibes und des Seidenhändlers. Nachdem er vom Könige die Erlaubniß erhalten, ſie zu erzählen, fing er folgendermaßen an.

Geſchichte

von dem alten Weibe und dem Seidenhändler.

Ein Seidenhändler hatte eine ſehr ſchöne und tugendhafte Frau. Dieſe ſah ein junger Mann, als ſie eben aus dem Bade kam, und wurde von Liebe zu ihr überwältigt. Schon hatte er vergebens alle mögliche Mittel verſucht; aber es war ihm nicht gelungen, auch nur ein einziges Wort mit ihr ſprechen zu können. In dieſem für ihn ſo traurigen Zuſtande wandte er ſich an ein altes Weib, die ihm auch ſofort verſprach, ihm zu ſeinen Wünſchen behülflich zu ſein. Er verſprach ihr, dafür die reichlichſte Belohnung, und ſie ertheilte ihm nun folgenden Rath. „Gehe zu ihrem Manne, und kaufe von ihm eine Turbanbinde von dem koſtbarſten Stoffe.“ Der junge Mann befolgte dies, kaufte eine von dem feinſten Battiſt, und überbrachte ſie der Alten. Dieſe verbrannte die Binde an zwei

Orten, nahm ſie mit ſich, ging damit in das Haus des Seidenhändlers [5], und klopfte an die Thür. Die Frau des Seidenhändlers, welche die Alte in der Kleidung, welche die büßenden Frommen anzulegen pflegen, daſtehen ſah, öffnete ihr ſogleich, und empfing ſie mit aller Auszeichnung.

Sie hatte ſich mit ihr bereits eine Weile unterhalten, als die Alte von ihr Waſſer zu den geſetzlichen Abwaſchungen verlangte, und ſie bat, ihr doch einen Ort anzuweiſen, an welchem ſie ihr Gebet verrichten könnte. Sie überreichte ihr ſogleich das Waſſer, und nach der Waſchung begab die Alte ſich zum Gebet. Nachdem ſie dieſes beendigt hatte, ließ ſie die Turbanbinde in dem Betſtuhle liegen, nahm Abſchied von der Frau, und entfernte ſich. In demſelben Augenblicke trat der Seidenhändler in ſein Haus, und da es die Gebetzeit war, ſo verrichtete er ſein Gebet an demſelben Orte, welchen die Alte ſo eben verlaſſen hatte. Hier ſah er etwas in dem Betſtuhle liegen, betrachtete es genau, und erkannte die Turbanbinde, die er ſelbſt verkauft hatte. Dies befremdete ihn und erweckte ſeinen Argwohn. Er vermochte ſeinen Zorn vor ſeiner Frau nicht zu verbergen; ſondern behandelte ſie von nun an ſehr hart, und ſprach kein Wort mehr mit ihr. Die Frau wußte ſich die Urſache dieſes Benehmens gar nicht zu erklären; ſie bemerkte blos in ſeinen Händen eine Turbanbinde, welche Brandlöcher hatte, und vermuthete, daß daher ſein Zorn rühren könnte.

Als der Seidenhändler am andern Morgen, immer noch erzürnt, ausgegangen war, kam die alte Frau zu ſeiner Gattin, und fand dieſelbe ganz niedergeſchlagen und höchſt betrübt. "Nachdem ſie die Urſache ihrer Traurigkeit erfahren hatte, ſagte ſie zu ihr: "Meine Tochter, ſey unbeſorgt; ich habe einen Sohn, der iſt ſo geſchickt im Ausbeſſern und Zuflicken, daß es nicht möglich iſt, die Stelle zu erkennen, wo ein Fehler war. Dieſer wird dir deine Turbanbinde ſchon wieder ganz herſtellen." — "Wenn wirſt du mir ihn herſchicken?“ fragte die Frau, ſehr erfreut. „Morgen, wenns Gott beliebt,“ ſagte die Alte, werde ich ihn dir ſelbſt herbringen und zwar, wenn dein Mann dich verlaſſen haben wird. Er wird ſie auf der Stelle ausbeſſern, und dann weggehen." Sie fügte noch einige Troſtformeln hinzu, entfernte ſich, und begab ſich zu dem jungen Manne, und benachrichtigte ihn, daß ſie ihn morgen abholen werde.

Am andern Morgen begab ſie ſich auch wirklich zu ihm, und brachte ihn bis an die Thüre des Seidenhändlers, welcher, ſeitdem er den Turban bei ſeiner Frau gefunden hatte, entſchloſſen war, ſeine Frau zu verſtoßen, wenn er gehörige Beweiſe haben würde, weil er ſich vor ihren Verwandten ſcheute, es ohne Grund zu thun. Die Frau öffnete der ſchändlichen

Alten, welche den jungen Mann an ihrer Hand führte, und ihr ſagte, ſie möchte das herbei bringen, was auszubeſſern wäre, und es ihrem Sohne übergeben. In dem Augenblicke aber entfernte ſich die Alte, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. Dieſe Zeit benutzte der junge Mann, um ſeine Liebe zu erklären. Er wurde günſtig aufgenommen, und als er ſie verließ, trat die Alte herein, und ſagte zu ihr: "Wiſſe, daß dieſer mein Sohn dich unausſprechlich liebt, und aus Sehnſucht nach dir beinahe geſtorben wäre. Ich wußte kein anderes Mittel, ihn zu retten, als dieſe Liſt; denn der Turban gehört nicht deinem Manne, ſondern meinem Sohne. Ich habe nun meinen Zweck erreicht. Laß du mich jezt noch eine Liſt ausführen, um deinen Mann wieder mit dir auszuſöhnen; doch mit der Bedingung, daß du uns ſtets ergeben bleibeſt." — „Es ſei!" entgegnete die Frau: „thue, was dir beliebt!" Die Alte begab ſich hierauf zu dem jungen Mann, und ſagte zu ihm: „Deine Sachen mit der Frau habe ich in Ordnung gebracht: indeß mir liegt jetzt noch etwas anderes ob. Gehe du ſofort zu dem Seidenhändler, und erzähle ihm das Unglück, das du gehabt haſt, die nämlich deinen Turban zu verbrennen. Ich werde dann bei euch vorbeigehen; und ſobald du mich erblicken wirſt, ſo ſpringe du auf, und halte mich feſt. Ich will nämlich die Frau mit ihrem Manne wieder ausſöhnen, und zwar ſo, daß du deſſen ohngeachtet bei ſeiner Frau Zutritt behalten ſollſt."

Der junge Mann verfügte ſich hierauf zu dem Seidenhändler, ſetzte ſich zu ihm, und ſprach: "Du erinnerſt dich an den Turban, den ich bei dir gekauft habe." — "Ja wohl," antwortete jener. — „Weißt du, was mir damit begegnet iſt?" — "Nein," war die Antwort. — "Als ich ihn von dir kaufte, fuhr der junge Mann fort, band ich ihn um, und wollte mich räuchern; [6] da trug ſich's zu, daß ich ihn an zwei Orten verbrannte. Um ihn auszubeſſern, gab ich ihn einer alten Frau, deren Sohn, wie man ſagte, ſehr gut auszubeſſern verſtand. Seit der Zeit habe ich ſie nicht mehr wiedergeſehen, und weiß nicht, wo ſie wohnte.“ Als der Seidenhändler dies hörte, wunderte er ſich, und fing an, ſeinen Argwohn gegen ſeine Frau zu bereuen.

Es dauerte nicht lange, ſo ging die Alte vorbei, und ſogleich ſtürzte ſich der junge Mann auf ſie los, hielt ſie feſt, und verlangte von ihr die Turbanbinde. „Ach, lieber Herr," ſagte ſie, "als du mir ſie gabſt, bin ich in ein Haus eingetreten, um zu beten, und mir Waſchwaſſer geben zu laſſen, und dort habe ich ſie im Betſtuhle vergeſſen. Nun aber kann ich mich nicht mehr beſinnen, in welchem Hauſe es war. Vergebens ſuche ich es ſchon mehrere Tage auf." Als der Seidenhändler dieſe Erzählung der Alten hörte, ſprach er:“ »Du biſt zur glücklichen Stunde gekommen. In meinem Hauſe haſt du die Binde vergeſſen. Ich habe ſie hier; und hier haſt du ſie wieder.“

Neunhundert und achtzehnte Nacht.

Die Alte übergab nunmehr die Turbanbinde dem jungen Manne, und der Seidenhändler verſöhnte ſich mit ſeiner Frau, und beſchenkte ſie mit koſtbaren Stoffen und Schmuck, worüber ſie ſehr viel Freude hatte.

Als der König dieſe Geſchichte von ſeinem Kammerherren gehört hatte, wurde er beſchämt, und ſprach: „Fahre fort, deinen Dienſt wie gewöhnlich zu verrichten, und dein Land zu bebauen; denn der Löwe iſt zwar hineingekommen, er hat aber darin nichts verletzt, und wird nie dahin zurückkehren.“ Hierauf beſchenkte er ihn mit Ehrenkleidern, und machte ihm noch außerdem ein beträchtliches Geſchenk, und der Kammerherr begab ſich froh wieder zu ſeiner Frau, welches eine Freude für die ganze Familie war.

Aber dieſe Geſchichte iſt nicht halb ſo unterhaltend, als die Geſchichte von der ſchönen Frau mit dem garſtigen Manne.

Geſchichte

von der ſchönen Frau mit dem häßlichen Manne. *)

Ein Araber hatte eine große Anzahl Kinder. Unter dieſen war ein Knabe von einer ſo ausgezeichneten Schönheit, und von ſo viel Verſtand, daß man ſeines gleichen nicht finden konnte. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, verheirathete ihn ſein Vater mit einer ſeiner Nichten. Dieſe war eben nicht von beſonderer Schönheit, auch hatte ſie nicht die feinſten Sitten; deshalb gefiel ſie auch dem jungen Manne nicht. Allein der Verwandtſchaft wegen hatte er alle mögliche Geduld mit ihr.

Eines Tages war er ausgegangen, um eines ſeiner Kameele aufzuſuchen, welches ſich verirrt hatte. Es war darüber etwas ſpät geworden, und er ſah ſich da-

---

*) Fünf und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

her genöthigt, einen Araber um Nachtherberge anzuſprechen. In dieſer Abſicht begab er ſich daher in das Zelt eines Stammes, und ein kleiner Mann, ſehr häßlich von Geſicht, empfing ihn, begrüßte ihn, und bat ihn, ſich bei ihm niederzulaſſen. Er unterhielt ihn ſehr angenehm, und als die Speiſe fertig war, reichte ſie ihm die Frau des häßlichen Mannes ſelbſt dar. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, und ihre unbeſchreiblichen Reize ſetzten den angekommnen Fremdling in das größte Erſtaunen, ſo daß er ſich nicht enthalten konnte, bald ihren häßlichen Mann, bald ſie ſelbſt anzublicken. Da er ſich zu lange mit dieſer Vergleichung aufhielt, merkte es der Ehemann und ſprach: "Mein guter Freund, jezt beſchäftige dich mit nichts, als mit Eſſen. Was dich in Staunen ſetzt, werde ich dir nachher erzählen." Als ſie aufgehört hatten zu eſſen, erinnerte ihn der Fremde an die Erzählung, und der Araber begann auf folgende Weiſe:

„Ich war von Jugend an, wie du mich jezt ſiehſt, ſehr häßlich, meine Brüder dagegen waren ſehr ſchön; deshalb liebte ſie mein Vater mehr als mich, und erzeigte ihnen ſehr viel Gutes, während er mich ganz vernachläßigte. Er übertrug mir Arbeiten, mit denen man ſonſt nur die Sklaven beauftragt, während er meinen Brüdern nicht das mindeſte Geſchäft zu verrichten gab. Eines Tages verirrte ſich eine Kameelin meines Vaters. Da trug er mir denn auf, daß ich ſie ſuchen, und nicht ohne ſie zurückkehren ſollte. Ich bat ihn, einen meiner Brüder zu ſchicken; allein er that es nicht, ſondern ergrimmte über mich, ergriff eine Peitſche, und ſchlug mich. Da ſtand ich denn auf, ſetzte mich auf ein Kameel und ritt davon, mit dem feſten Vorſatz, mich in die Wüſte zu begeben, und nie mehr zu meinem Vater zurückzukehren. Schon war es Mitternacht, als ich an einem Zelte anlangte, wo ich auf meine Bitte gaſtfreundliche Aufnahme fand. Es gehörte der Familie meiner Gattin hier, und ihr Vater, ein ſehr ehrwürdiger Greis, nahm mich ſehr herzlich auf. In der Nacht nöthigte mich ein Bedürfniß, aufzuſtehn, und aus dem Zelte zu gehen. Da die Hunde des Stammes mich nicht kannten, ſo liefen ſie mir nach und bellten mich an. Ueberhaupt wußte in dieſem Dorfe niemand etwas von mir, als dieſe Frau. Ich ſuchte den Hunden zu entgehen, war aber dabei ſo unglücklich, in eine Grube zu fallen, in welches Waſſer war, und die eine bedeutende Tiefe hatte. Ein Hund indeß, der mir eiligſt nachgefolgt war, fiel mit mir zugleich in dieſe ſteile Grube herab. Meine Frau, die damals ein freies Mädchen, voll Kraft und Entſchloſſenheit war, fühlte, als ſie mein Unglück erfuhr, ſich von Mitleid gedrungen, mir zu Hülfe zu eilen. Sie kam alſo mit einem Stricke, ließ das eine Ende zu mir herab, und rief mir zu, mich an demſelben feſt zu halten. Ich that es, und ſuchte, während ſie mich zog, an der ſteilen Wand der Grube hinauf zu klettern. Allein als ich bis an die Hälfte gekommen war, glitt ſie ab und fiel mit mir zugleich hinunter. So blieben wir denn eine lange Zeit zuſammen in der Grube, ſie, ich, und der Hund.

Als der Morgen anbrach, und ihre Angehörigen ſie nicht ſahen, ſuchten ſie ſie in dem Dorfe und fanden ſie nicht. Da ſie aber auch mich mit ihr zugleich vermißten, glaubten ſie, ich wäre mit ihr entflohn. Sie hatte vier Brüder, ſchnell wie die Adler. Dieſe beſtiegen ihre Roſſe und trennten ſich, um mich und ſie aufzuſuchen. Unterdeſſen war es ſchon hoch am Tage geworden, und der Hund fing an, jämmerlich zu heulen und zu bellen, welches die übrigen Hunde im Dorfe nach ihrer Art beantworteten. Sie ſuchten dann ihren Genoſſen auf, und kamen bis an den Rand der Grube, an welcher ſie ſtehen blieben, und ein fürchterliches Geheul erhuben. Als der Greis dieſen Lärm der Hunde hörte, kam er ebenfalls zu der Grube hin.

Neunhundert und neunzehnte Nacht.

Hier war er denn über den Anblick, der ſich ihm darbot, ſehr verwundert. Doch beſann er ſich nicht lange, denn er war ein tapfrer, verſtändiger, und ſehr weiſer Mann; er holte einen Strick, und zog uns alle heraus, und fragte uns, wie denn alles ſo gekommen ſei. Wir erzählten ihm alles ganz genau, und er verſank darüber in ein tiefes Nachdenken. Als ihre Brüder zurück kamen, theilte ihnen der Greis die Begebenheit mit, und fügte dann hinzu: „Meine Söhne, wiſſet, daß eure Schweſter damit blos etwas Gutes bezweckt hat. Wollt ihr den Mann deshalb umbringen, ſo werdet ihr immerwährende Schande auf euch laden, ihm ſelbſt Unrecht thun, eure Seelen mit einem Verbrechen belaſten, und ſelbſt eurer Schweſter Schande zuziehen; denn Grund zur Ermordung dieſes Mannes iſt nicht vorhanden. Auch kann ein ſolches Ereigniß niemandem als unmöglich erſcheinen." Hierauf näherte er ſich mir, fragte mich nach meiner Herkunft, die er ſehr rühmlich fand, und trug mir ſodann die Hand ſeiner Tochter an. Mit Dank nahm ich dieſes edle Anerbieten an. Ich heirathete ſie, und blieb bei ihm. Gott der Erhabene hat mir ſeitdem die Pforten des Glücks eröffnet, ſo daß ich nun einer der reichſten im Stamme bin."

Ueber dieſe Geſchichte verwunderte ſich der Mann, und brachte die Nacht bei ihm zu. Am andern Morgen fand er ſein verirrtes Kameel, kehrte damit zu den Seinigen zurück, und erzählte ihnen den ganzen Vorfall.

Doch, o König, dieſe Geſchichte iſt nichts in Vergleich mit derjenigen von dem Könige, dem Alles verloren gieng, und dem Gott Alles wiedergab.

Geſchichte

von dem Könige, dem Alles verloren gieng, und dem Gott Alles wiedergab. *)

In Indien lebte ein ſehr rechtſchaffener, gottesfürchtiger und weiſer König, der ſich alles Verbotenen enthielt. Er hatte eine ſeiner Nichten geheirathet, die von königlichem Geſchlecht und mit allen Tugenden, ſo wie auch mit vorzüglicher Schönheit ausgeſtattet war. Sie wurde Mutter von zwei Knaben, die an Liebenswürdigkeit ganz ihr Ebenbild waren. Das Schickſal, welches niemand abzuwenden vermag, fügte es, daß ein andrer König gegen ihn auszog, und daß diejenigen ſeiner Unterthanen, die ſich nach Plünderung ſehnten, gegen ihn aufſtanden, und ſich mit jenem Könige verbanden, der nun ſein Land überfiel, ſeine Truppen in die Flucht ſchlug, und ſeine treuſten Soldaten tödtete.

---

*) Sechs und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

Der König ſah ſich genöthigt, mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern die Flucht zu ergreifen, und nur das nothwendigſte mitzunehmen. Als ſie ſchon ziemlich weit entfernt waren, überfiel ſie ein Haufen Räuber, die ihnen nichts ließen, als die Kleider, die ſie anhatten. Sie ſetzten ihren Weg fort, bis ſie an einen großen Wald kamen, der durch einen Strom von ihnen getrennt war. Da dieſer indeß eben nicht viel Waſſer enthielt, ſo entſchloß ſich der König, ſeine Kinder, eins nach dem andern, hinüber zu tragen. Als er nun auch ihre Mutter abholte, um ſie hinüber zu tragen, und ſie glücklich an den Ort brachte, wo er ſeine Kinder verlaſſen hatte, fand er ſie beide nicht mehr. Er begab ſich ſofort in die Mitte der waldigen Inſel, und fand daſelbſt einen Greis und eine alte Frau, die ſich da eine Hütte gebaut hatten. Dieſen übergab er ſeine Frau, und ging ſodann weiter fort, um ſeine Kinder aufzuſuchen. Indeß er vermochte nicht die mindeſte Spur von ihnen anzutreffen. Dieſe waren nämlich tiefer in den Wald gegangen, hatten ſich getrennt und ſo verirrt, daß keiner vom andern etwas wußte. Schon ſeit mehreren Tagen hatten ſie die Stelle, wo ſie ihr Vater hingebracht hatte, wiederzufinden geſucht, waren aber an einer ganz entgegengeſetzten Seite des Waldes wieder herausgekommen. Ihr Vater kehrte nun betrübt zu ſeiner Gattin zurück, und ſie lebten von nun an mit den beiden alten Leuten von den Früchten der Inſel.

Eines Tages ankerte ein Schiff an dieſer Inſel, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſorgen. Dies Schiff nebſt der ganzen Ladung gehörte einem Magier, der ein Kaufmann war. Der Greis, der ſehr geldgierig war, benachrichtigte den Magier von der Schönheit der Frau des Königs, und erweckte in ihm die Begierde, ſich ihrer mit Liſt zu bemächtigen. Er ſchickte nun in dieſer Abſicht einen Boten an ſie ab, mit der Meldung, daß auf dem Schiffe ſich eine ſchwangre Frau befände, die ihrer Entbindung ſo nahe zu ſein ſchiene, daß ſie vermutheten, ſie würde ſchon in dieſer Nacht entbunden werden. "Wollteſt du nun nicht die Güte haben," fügte der Bote hinzu, "ihr behülflich zu ſein?" Sie willigte gern darein, und wurde demzufolge in das Schiff hinüber geholt, welches ſie ohne alle Beſorgniß betrat. Kaum aber war ſie da angelangt, als die Anker gelichtet und die Seegel aufgezogen wurden, und das Schiff eiligſt davon ſegelte. Da erhob der König, welcher es ſah, ein großes Klagegeſchrei, und die Königin im Schiffe weinte, und wollte ſich ins Meer ſtürzen, worauf der Magier ſeinen Schiffsleuten befahl, ſie feſt zu halten. Die Nacht begann ſchon dunkel zu werden, und das Schiff verſchwand endlich ganz aus den Augen des Königs, welcher darüber ohnmächtig zu Boden ſank. Als der Morgen anbrach, beweinte er das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner Kinder, und ſang folgende Verſe:

»O Geſchick, wie lange wirſt du noch feindlich gegen die Menſchen verfahren? Sage, bleibt wohl noch jemand übrig, den du verſchont hätteſt?«

»Alles, was ich liebte, iſt mir geraubt, und mit ihnen meine Freude! Ach, wie wenig wußte ich ſie zu ſchätzen, und das Glück ihres Beſitzes zu würdigen!«

»Doch als wir getrennt wurden, da brannte mein Herz von der Flamme des Schmerzes. Ich werde nie den Tag vergeſſen, wo ſie von mir gingen, und mich allein zurück ließen.«

»Wenn ich vor Trennungs-Gram mein Herz zermalmte, ehe ich meine Kleider zerriß, ſo könnte mich wahrlich niemand deshalb tadeln.«

Neunhundert und zwanzigſte Nacht.

Betrübt ging der König an dem Ufer des Meeres mehrere Tagereiſen weit fort, nährte ſich von Kräutern, erblickte aber kein lebendes Weſen. Endlich gelangte er auf eine bebaute Ebene, und zuletzt zu einer Stadt am Ufer des Meeres. Da es ſchon ſehr ſpät war, ſo wollte man ihm die Thore nicht öffnen, weshalb er die Nacht außerhalb des Thores zubringen mußte.

Der König dieſer Stadt war ſo eben kinderlos geſtorben, und die Bewohner waren über die Wahl eines Nachfolgers uneinig. Beinahe hätten ſich die Partheien bekriegt, wofern ſie nicht noch folgenden Vorſchlag angenommen hätten. Sie beſchloſſen nämlich, denjenigen zum Könige zu wählen, welchen der Lieblingselephant des verſtorbenen Königs auszeichnen werde, und ſich wegen dieſer Sache nicht weiter zu entzweien. Sie führten alſo den Elephanten aus der Stadt, in welcher kein Menſch, weder Mann noch Weib, zurückblieb, weil alle bei dieſem Ereigniß gegenwärtig zu ſein wünſchten. Der Elephant wurde geſchmückt, auf ſeinem Rücken ein Thron befeſtigt, und ihm in den Rüſſel eine Krone gegeben. Er fing nun an, die Leute genau zu betrachten, und blieb endlich vor dem fremden unglücklichen Könige ſtehen. Vor dieſem neigte er ſich, ſetzte ihm die Krone aufs Haupt und hob ihn auf den Thron. Die verſammelten Menſchen neigten ſich hierauf ebenfalls vor ihm, und wünſchten ſich Glück, ihren Zwiſt nunmehr beendigt zu ſehn. Mit Muſik begleitet zog er nun in die Stadt und in das königliche Schloß ein, woſelbſt er ſich gekrönt auf den Thron ſetzte, und die Huldigungen empfieng. Hierauf fuhr er nach ſeiner früher gewohnten Weiſe daſelbſt fort, zu regieren und als König zu handeln, indem er die Angelegenheiten der Unterthanen richtete, die Kriegsheere in Stand ſetzte, den Gefangenen die Freiheit ſchenkte, und die Bedrückten erleichterte, ſo daß alle Leute in dem Urtheile übereinſtimmten: er ſei ein großer König.

Sein Vorfahr hatte eine Frau und eine Tochter hinterlaſſen, und man wünſchte allgemein, daß ſich der König mit der letzteren verehlichen möchte. Der König verſprach es zwar, ſetzte aber die Feierlichkeit ſehr lange aus, und zwar wegen ſeiner erſten Frau, neben welcher er keine andre heirathen wollte. Er faſtete, betete, ſpendete Almoſen, und bat Gott, er möchte ihn doch bald wieder mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern vereinigen. Nach Verlauf eines Jahres kam daſelbſt ein mit koſtbaren Waaren angefülltes Schiff an, und da es Brauch war, daß der König auf jedes neu angekommene Schiff vertraute Leute ſendete, um die Waaren zu betrachten, und ſie dem Könige vorzulegen, damit er das, was ihm gefiele, kaufen könne, ſo ſandte er diesmal zwei junge Leute auf das Schiff.

Um unterdeß auf die Frau des Königs zurückzukommen, ſo hatte der Magier derſelben die Ehe angeboten, und ihr ein bedeutendes Vermögen zugeſichert; allein ſie hatte alles zurückgewieſen, und wäre am liebſten vor Schmerz geſtorben, ja ſie würde ſich wirklich ins Meer geſtürzt haben, wenn ſie nicht der Magier hätte in Feſſeln legen laſſen. Vor Wuth drohte dieſer ihr nun: »Ich will dich mit Schimpf und Schande bedecken, und dich peinigen, bis daß du einwilligeſt!« Sie blieb indeß ſtandhaft, und traute auf den erhabenen Gott, daß er ſie von dieſem Böſewicht doch endlich befreien werde. In dieſem Zuſtande waren ſie von Land zu Land gereiſt, und waren endlich zu der Stadt gekommen, in welcher ihr Gemahl König war. Als dieſer die Waaren des Schiffes unter Aufſicht nehmen ließ, verbarg der Magier die Frau in einen großen Kaſten, damit die beiden jungen Leute, die bereits bei dem verſtorbenen Könige Edelknaben geweſen waren, und die der jetzige in ſeinen Dienſten behalten hatte, ſie nicht erblicken möchten. Nachdem der Abend herangekommen war, unterhielten ſich die beiden Edelknaben auf dem Schiffe; ſie erinnerten ſich bei dieſer Gelegenheit an die Tage ihrer Kindheit, und wie ihre Eltern aus ihrem Lande ſich flüchten mußten, und wie ſie bei einem Walde entführt worden wären, und überhaupt wie das Geſchick ſie von ihren Eltern getrennt hatte. Als die Frau dieſe Unterhaltung vernahm, rief ſie aus dem Kaſten: „Ich bin eure Mutter, und zum Zeichen, daß ich die Wahrheit ſage, gebe ich euch das und das an.“ An dieſem Merkmale erkannten beide ſogleich ihre Mutter wieder, ſtürzten ſich auf den Kaſten, erbrachen ihn, und befreiten ihre Mutter aus demſelben. Wie dieſe nun ihre Kinder wieder ſah, drückte ſie dieſelben an ihre Bruſt, und alle drei umarmten ſich, und blieben lange Zeit in dieſer Umarmung. Die Leute auf dem Schiffe wunderten ſich über dieſen Anblick, erkundigten ſich nach der Urſache, und erfuhren von den Söhnen alsbald den ganzen Verlauf der Sache. In demſelben Augenblicke kam der Magier, erhob ein fürchterliches Geſchrei, und ſagte zu den beiden Brüdern: „Warum habt ihr den Kaſten zerbrochen? Ich hatte darin koſtbare Edelſteine, die ihr mir geſtohlen habt, und jene Frau iſt meine Magd, die mit euch überein gekommen iſt, um durch dieſe Liſt mein Vermögen zu rauben.“ Er zerriß hierauf ſeine Kleider, ſchrie um Hülſe, und ſprach: „Bei Gott, ich werde den König erſuchen, daß er mich von dieſen beiden gottloſen Aufſehern befreie.“ Sie dagegen riefen: "Dies iſt unſere Mutter, und du haſt ſie geraubt!" Es entſtand nunmehr ein heftiger Wortwechſel, worauf ſie alle vor den König geführt wurden. Als nun jeder demſelben ſeine Angelegenheiten vorgeſtellt hatte, erkannte ſie der König wieder, ſein Herz ſchlug vor Freude, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen beim Anblick ſeiner Frau und ſeiner Kinder, und er pries den erhabenen Gott, und dankte ihm für dieſe Wiedervereinigung. Sodann befahl er der Verſammlung, ſich zu entfernen, zugleich ließ er den Magier nebſt der Frau und den beiden Edelknaben in Verwahrung bringen, und befahl, ſie ſtreng zu bewachen, bis zum andern Morgen, wo er die Richter und Weiſen verſammeln würde. Dies wurde denn auch genau befolgt, und der König brachte ſeine Nacht mit Beten und Lobpreiſungen zu.

Neunhundert und ein und zwanzigſte Nacht.

Als am andern Morgen die Weiſen des Reichs, die Richter und ihre Stellvertreter zuſammengekommen, und der Magier, die beiden Edelknaben und ihre Mutter vorgeführt worden waren, und der König ſich nach ihren Angelegenheiten erkundigt hatte, ſagten die beiden Jünglinge, bei denen er die Unterſuchung anfing, folgendes: »Wir ſind die beiden Söhne des Königs N. Böſe Menſchen und Feinde hatten ſich des Reichs bemächtigt, und unſer Vater war genöthigt, mit uns vor ihnen zu entfliehen.« — »Ihr ſagt da etwas ganz ſonderbares,« unterbrach ſie der König, »und was geſchah mit eurem Vater?« — „Wir wiſſen nicht, was das Geſchick ſeitdem über ihn verhängt hat.“ — Der König ſchwieg, und wandte ſich nach einer Weile zu der Frau, und fragte ſie: »Was ſagſt du deinerſeits?« — Dieſe erzählte ihm nun alles, bis zu der Begebenheit mit dem Greiſe und der alten Frau, die am Meere wohnten. Auch erwähnte ſie der Liſt, die der Magier angewandt, und wie er ſie auf alle Art und Weiſe gepeinigt habe. — „Dir iſt viel Unglück begegnet,“ ſprach der König vor der ganzen Verſammlung. »Weißt du aber wohl etwas von deinem Manne?« — „Bei Gott, ich weiß nichts von ihm!“ erwiederte ſie; „aber keine Stunde vergeht, wo ich nicht für ihn bete, und nie werde ich ihn, den Vater meiner Kinder, der zugleich mein Oheim war, vergeſſen." Hier konnte der König ſich kaum der Thränen enthalten; dennoch ſprach er mit feſter Stimme zum Magier: "Was haſt du dawider zu ſagen?" — „Es iſt meine Sklawin, die ich mit meinem Gelde mir gekauft habe,“ antwortete dieſer, „und zwar in dem und dem Lande, und um den und den Preis. Ich liebte ſie, und vertraute ihr mein ganzes Vermögen an; ſie hat mich aber hintergangen, und ſich mit einem dieſer beiden Jünglinge verbunden, um mich zu tödten, wofür ſie ihm verſprach, ihn nach meinem Tode zu heirathen. Sobald ich mich nun davon überzeugt hatte, ſo ergriff ich ſie; ſie indeß hat ſich mit den beiden Edelknaben beredet, alles das vorzugeben, was ſie dir ſo eben erzählt haben. Laß dich aber nur nicht von ihnen bethören" — „Du haſt gelogen, Verräther!“ rief ihm der König zu, und befahl, ihn zu binden. Sodann wandte er ſich zu den beiden Jünglingen, ſeinen Söhnen, drückte ſie weinend an ſeine Bruſt und ſprach: „O ihr verſammelten Richter, Rechtsgelehrten und Großen des Reichs, wiſſet, daß dieſe beiden Jünglinge meine Kinder ſind, und daß jene da meine Gattin iſt. Ich war König in dem und dem Lande,“ und ſo fuhr er fort, ihnen ſeine ganze Geſchichte zu erzählen, deren Wiederholung hier überflüſſig ſein würde. Die Anweſenden waren über dieſes Ereigniß tief gerührt, wünſchten dem Könige Glück zu dieſem

Ausgange, und baten ihn, die Strafe des Magiers zu beſchleunigen, welche er indeß noch einige Tage verſchob.

Neunhundert und zwei und zwanzigſte Nacht.

Drei Tage hatte ſich der König bereits an den Freuden des Wiederſehens ſeiner Gattin und ſeiner Kinder gelebt, ohne irgend jemanden vor ſich gelaſſen zu haben. Am vierten aber beſtieg er ſeinen Thron. Zugleich verſammelte ſich alles Volk, ein jeder nach ſeinem Rang und ſeiner Würde, und alle vereinigten ſich, ihn zu preiſen, wofür er ihnen ſeinen Dank an den Tag legte. Hierauf befahl er, den Magier vorzuführen. Dieſer wurde nun auf ein dazu eigens erbautes Gerüſt geſtellt, und nachdem der König dem verſammelten Volke ſeine Schandthaten entdeckt hatte, befahl er den Anweſenden, ihm ins Geſicht zu ſpeien. "Denn dieſer Böſewicht," ſagte er, "iſt der peinlichſten Strafe werth." Sodann befahl er der Verſammlung, ihn zu verfluchen. Dies thaten ſie denn auch; und hierauf wurde ſeine Zunge ihm abgeſchnitten. Am zweiten Tage befahl er, ihm auch noch die Ohren und die Naſe abzuſchneiden, und die Augen auszuſtechen. Am dritten Tage wurden ſeine Hände, und am vierten ſeine Füße abgehauen; und ſo immer ein Glied nach dem andern, welches dann jedesmal ins Feuer geworfen wurde; bis er endlich ſeinen Geiſt aushauchte. Hierauf wurde ſein Körper auf der Stadtmauer drei Tage lang ausgeſtellt; dann verbrannt, zulezt zerſtoßen, und die Aſche in die Luft zerſtreut. Nach Beendigung der Strafe ſchickte der König nach dem Großrichter, welcher die beiden Töchter des verſtorbenen Königs ſeinen Söhnen anvermählen mußte. Das Feſt dieſer Vermählung dauerte drei Tage. In der Folge lebte dieſe ganze Familie bis in die ſpäteſten Zeiten ſehr glücklich, bis endlich der Zerſtörer aller Freuden, der Zertrenner aller Geſellſchaften, der Verwüſter aller Schlöſſer und der Bevölkerer der Gräber ſich ihnen nahete.

Doch dieſe Geſchichte iſt nicht ſo ſchön, als diejenige von dem jungen Manne aus Choraſſan, ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter.

Geſchichte

von dem jungen Manne aus Choraſſan, ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter. *)

Vor ſehr langer Zeit lebte in Choraſſan ein ſehr begüterter Mann, der zugleich einer der vornehmſten Leute daſelbſt war. Er hatte einen Sohn, mit Namen Selim, und eine Tochter, die Selma hieß. Sie waren bereits herangewachſen, und er hatte ihnen eine ganz vorzügliche Erziehung gegeben, und ſie beide in Logik und Moral unterweiſen laſſen. Als ſie mannbar geworden waren, ließ ihnen ihr Vater ein Schloß neben dem ſeinigen erbauen, worin ſie wohnten, und in welches er Sklawen und Sklawinnen zu ihrer Bedienung gab. Er ſetzte jedem von ihnen einen Jahrgehalt, und außerdem noch beſtimmte Lieferungen von andern Sachen, Lebensmitteln oder Bedürfniſſen aus. Selim

---

*) Sieben und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

und Selma lebten in dieſem Schloſſe wie zwei Seelen in einem Körper; doch in Folge dieſes ſteten Zuſammenſeins erzeugte ſich in dem Herzen eines jeden Liebe und Zuneigung zu dem andern.

Eines Tages ſaßen ſie ſpät an einem Fenſter, und unterhielten ſich mit einander. Schon war die Mitternacht herangekommen, und noch waren ſie bei einander, als ſie plötzlich unten am Schloſſe ein Geräuſch hörten. Sie ſahen zu dem Fenſter hinunter, welches nach dem Schloſſe ihres Vaters Ausſicht hatte, und erblickten einen ſehr ſchönen Mann, der in ſeine Kleider gehüllt, und mit einem breiten Tuche verſchleiert, leiſe mit dem Ringe an ihres Vaters Thür klopfte. Endlich wurde ſie geöffnet, und es trat aus der Thür ein Mädchen heraus, welche ein Licht trug, und hinter ihr drein ihre Mutter. Dieſe grüßte den Mann, umarmte ihn und ſprach: „Tritt herein, du Geliebter meines Herzens, du Licht meiner Augen!“ Er folgte ihr ins Schloß und riegelte die Thür hinter ſich zu. Selma und Selim waren ganz erſtaunt über das, was ſie ſahen; endlich wandte ſich Selim zu ſeiner Schweſter, und fragte ſie, „was ſie zu dieſem Ereigniße wohl meinte? „Was iſt hierbei wohl zu thun?“ —

Neunhundert und drei und zwanzigſte Nacht.

»Lieber Bruder,» antwortete Selma, »ich weiß nicht, was ich zu ſo etwas ſagen ſoll. Doch du weißt ja das Sprüchwort, welches ſagt: „Wer das Beſte auswählet, wählt nicht vergebens, und wer einen guten Rath verlangt, wird es nicht bereuen.» Auch ſagt ein anderes Sprüchwort: „Wenn man ſich verbrannt hat, bleiben die Spuren lange.“ Uebrigens iſt dies da ein ſehr bedenkliches Geſchick, was uns trifft, und wir müſſen ein Mittel finden, um dieſen Vorfall zu enträthſeln, und eine Liſt erſinnen, dieſe Schmach von uns abzuwenden.» Die beiden Geſchwiſter hörten ſofort nicht auf, die Thür zu beobachten, bis der Morgen anbrach. Da öffnete der junge Mann wieder die Thüre, und trat heraus, begleitet von ihrer Mutter, die von ihm Abſchied nahm. Er ging hierauf von dannen, und ſie begab ſich in ihr Schloß zurück. Da ſprach Selim zu ſeiner Schweſter: „Ich bin feſt entſchloſſen, den Mann zu tödten, wenn er die folgende Nacht wieder kommt, und ich werde dann vorgeben, es ſei ein Dieb geweſen; denn niemand wird etwas von dieſer Sache vermuthen.“ — »Ich fürchte ſehr,» ſprach Selma, »wenn du ihn tödteſt, und man ihn nicht als einen unter die Räuber gehörenden Mann anerkennen ſollte, ſo wird auf uns der Verdacht fallen, und wir ſind dann nicht ſicher, daß er nicht vielleicht zu einer Familie gehört, deren Rache zu fürchten iſt. So würdeſt du dann, um einer verborgenen Schande zu entgehen, dich in eine offenbare Schmach geſtürzt haben. Weißt du denn keinen andern Ausweg, als ihn zu tödten? Uebereilen wir uns doch nicht mit einem Morde; denn ohne Urſache jemanden tödten, iſt ja eine große Sünde.»

Da ſprach der König Schachriar bei ſich ſelbſt: „Bei Gott, ich war ein großer Verbrecher, daß ich ohne Urſache ſo viele Frauen habe umbringen laſſen, denn der Todſchlag ohne Urſache iſt ja eine große Sünde. Gott ſei gelobt, daß er mich durch dieſes Mädchen vom Todſchlage ſo vieler andern abgehalten hat. Wahrhaftig wenn der König Schach Bacht ſeinem Weſir verzeiht, ſo will ich auch der Scheherasade das Leben laſſen, und hiermit neigte er ſein Ohr, um die Geſchichte zu hören. Scheherasade aber fuhr in ihrer Erzählung alſo fort:

Da ſprach Selma zu Selim: "Uebereile dich alſo nicht, ihn zu tödten, und denke über die Folgen der Sache nach; denn das Sprüchwort ſagt: "Wer nicht an die Folgen denkt, für den iſt die Zeit kein Freund [8]."

Nachdem ſie bis zum andern Morgen über dieſe Angelegenheit berathſchlagt hatten, begab ſie ſich den folgenden Morgen, ihrer Gewohnheit gemäß, zu ihrer Mutter. Dieſe, eine verſchlagene und ſehr liſtige Frau, bemerkte indeß in ihrem ganzen Benehmen und ſogar in ihren Augen eine auffallende Veränderung. Sie beſchloß daher, vor ihren Kindern ſehr auf der Hut zu ſein; zugleich ließ ſie ihnen merken, daß ſie ſie durchſchaue.

Als ſie wieder weggegangen waren, ſprach Selma zu ihrem Bruder: „Siehſt du, in welche Gefahr wir uns geſtürzt haben mit dieſer Frau? Sie fühlt recht wohl, daß wir ihre Aufführung kennen, und merkt, daß wir etwas gegen ſie im Sinne haben. Sie wird nun aber ihrerſeits auch trachten, uns zu ſchaden, und ſie kann uns auch wirklich in die größte Gefahr ſtürzen; indeß ich glaube, das Schickſal will es, daß wir uns auf eine Art, wie mir eben einfällt, retten, und zwar dadurch, daß wir uns noch dieſe Nacht mitſammen entfernen, und uns in ein anderes Land begeben, wo wir in Ruhe leben, und unſere Schande nicht vor Augen haben werden; denn das Sprüchwort ſagt: Wer den Augen fern iſt, iſt auch dem Herzen fern. Auch ſagt ein Dichter:

> "Entfernt von dir ſein, iſt beſſer und ſchöner, (als in deiner Nähe ſein); wenn das Auge nicht ſieht, kann ſich das Herz nicht betrüben."

Sie kamen alſo überein, und ſuchten ihre koſtbarſten Kleider zuſammen, ſo wie auch ihre Edelgeſteine und ihren Schmuck, ſo daß ſie viele Sachen von Werth zuſammen brachten. Selim ließ darauf zehn Mauleſel bereit halten, ſie mit den Sachen bepacken und miethete ſich Leute, die nicht aus dem Lande waren; zugleich rieth er ſeiner Schweſter, Mannskleider anzuziehen. Sie ſah darin ihrem Bruder ſo ähnlich, daß die Leute ſie nicht von ihm zu unterſcheiden vermochten. Hoch geprieſen ſei der, dem niemand ähnlich, und außer welchem kein andrer Gott iſt!

Sie beſtiegen hierauf jedes ein Pferd, und reiſten in der Nacht ab, ohne daß jemand von ihrer Familie oder von ihren Hausgenoſſen etwas davon wußte. Nach Verlauf zweier Monate gelangten ſie an die Stadt Scharou, welche am Ufer des Meeres liegt, und zum Königreiche Bachchran gehört. Sie iſt die erſte Stadt im Lande Sind. Vor der Stadt ſtiegen ſie ab, um zuvor dieſelbe nebſt ihren Umgebungen in Augenſchein zu nehmen, und es dünkte ihnen, als ſei ſie ſehr bevölkert, und reich an Gärten. Da ſprach Selim zu ſeiner Schweſter: "Warte du hier; ich werde in die Stadt gehen, mich darin nach mehrerem erkundigen, und eine Wohnung miethen, wo wir unſre Sachen niederlegen können. Wenn es uns gefällt, ſo bleiben wir hier; wo nicht, ſo reiſen wir weiter." Seine Schweſter genehmigte dies. Er nahm nun einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, und ging in die Stadt, in welcher er nicht aufhörte, ſich nach Häuſern umzuſehen, und ſich mit denjenigen Bewohnern, die ihm gefielen, zu unterhalten, bis es Mittag wurde. Jezt gedachte er, ſich zu ſeiner Schweſter zurückzubegeben; doch wollte er ihr einige zubereitete Speiſe mitnehmen. Er ging daher zu einem Koche, trug dieſem auf, mehrere Schüſſeln voll Speiſen und Eßwaaren zu beſorgen, und alles gut in einen Korb einzupacken, und gab dieſen Korb einem Laſtträger, nachdem er dem Koche den Preis alles Beſtellten reichlich bezahlt hatte. Als Selim weggehen wollte, ſprach der Koch zu ihm: „Junger Herr, ihr ſeid wahrſcheinlich fremd. Ich muß euch vor dem Genuß fetter Speiſen in dieſem Lande warnen; denn wer nicht darauf alten Wein trinkt, dem ſind ſie ſo ſchädlich, daß er davon tödtlich krank werden kann.“— „Ich danke dir fur dieſen Rath,“ antwortete Selim. „Kennſt du aber wohl jemanden, der mit alten Weinen handelt?“ — "Bei mir," antwortete jener, "kannſt du alles haben, was du brauchſt." Da nun Selim davon zu koſten verlangte, ſprang der Koch ſchnell auf, und führte ihn in ein Gemach, wo er ihm Wein zu koſten gab. "Ich wünſchte beſſeren;" ſagte Selim. Da öffnete der Koch eine Thüre, und ſprach zu Selim:" "Folge mir." Sie traten nun aus einem Gemach ins andere, bis ſie in ein unterirdiſches Zimmer kamen, in welchem er ihm wiederum Wein darreichte, der ihm indeß ſehr ſchlecht zu ſein ſchien. Hier nahm der Koch eine Gelegenheit wahr, um den Selim von hinten zu ergreifen, und ihn auf die Erde zu werfen. Zugleich zog er ein Meſſer aus ſeinem Gürtel und kniete ihm auf die Bruſt.

Neunhundert und vier und zwanzigſte Nacht.

So eben ſetzte der Koch das Meſſer an, um ihn zu ermorden. Da ſprach Selim zu ihm: "Warum thuſt du das mit mir?“ Fürchte Gott! ſiehſt du denn nicht, daß ich fremd bin? Wiſſe, daß ich noch viele Angehörige habe, die meiner hier in der Nähe warten. Warum willſt du mich denn tödten?“ — „Ich will dich darum tödten, um dir dein Geld zu nehmen." — „So nimm mein Geld,“ ſprach Selim, "und laß mich leben. Lade nicht die Sünde des Mordes auf dich, die ſchwerer auf dir laſten würde, als der Raub meines Vermögens!“ — „Das iſt alles vergebens,“ antwortete jener, "für dich giebt es keine Rettung; denn laſſe ich dich leben, ſo iſt es mein Verderben." — "Ich ſchwöre dir," ſagte Selim hierauf, "bei dem erhabenen Gott und ſeinem Glauben, daß ich deine That nie offenbaren werde.“ — "Ach," erwiederte der Koch, "das iſt nicht möglich!“ Um ihn zu erweichen, ſagte endlich Selim folgende Verſe:

"Gehe langſam zu Werke, und übereile dich in keiner Sache, die du vornimmſt.

Es giebt keine Hand, über die nicht die Hand Gottes erhoben wäre, und keinen Gottloſen, der nicht durch einen andern Gottloſen beſtraft werden könnte."

Da ſich der Koch auch hierdurch nicht bewegen ließ, ſprach Selim ferner: „Mein Bruder, ich will dir einen andern Vorſchlag machen.“ — "Sprich und eile,“ entgegnete der Koch, "ehe ich dich tödte." — "Er beſteht darin," ſprach Selim, "daß du mich als deinen Sklawen behältſt, und mich arbeiten läſſeſt; denn ich verſtehe eine Kunſt, die dir täglich zwei Goldſtücke einbringen kann." — „Was iſt das für eine Kunſt?" fragte der Koch. — "Ich kann Edelſteine ſchleifen,“ erwiederte Selim. Da dachte der Koch bei ſich ſelbſt: „Das kann mir ja nicht ſchaden, wenn ich ihn einſperre, und in Ketten lege. Ich kann ihn dann ja arbeiten laſſen, und wenn ſein Vorgeben wahr iſt, ſo laſſe ich ihn am Leben; wo nicht, ſo kann ich ihn ja immer noch tödten." Er nahm nun eine feſte Kette, ſchloß ſie um ſeine Füße, und ſperrte ihn im Innerſten ſeines Hauſes ein. Dann fragte er ihn um die Werkzeuge, die er nöthig hatte, welche ihm Selim denn auch beſchrieb. Der Koch entfernte ſich auch hierauf, und brachte ihm nach einer Weile alles, was er verlangt hatte, nebſt rohen Edelſteinen. Selim ſetzte ſich nun an die Arbeit und brachte dem

Koch täglich ungefähr zwei Goldſtücke ein. Dies war fortan ſein tägliches Thun und Treiben beim Koch, der ihm dafür nur halb ſatt zu eſſen gab.

Was indeß ſeine Schweſter Selma betrifft, ſo hatte dieſe auf ihn bis an den Abend gewartet, allein vergebens; eben ſo den zweiten, dritten und vierten Tag, ohne indeß von ihm die mindeſte Nachricht erhalten zu können. Da vergoß ſie einen Strom von Thränen, dachte an ihre Lage in dieſem fremden Lande, und ſagte folgende Verſe her:

"Gruß ſende ich euch wohl! O möcht' ich euch doch ſehen! dann würde das Herz ſich beruhigen, und der Blick ſich erheitern."

”Ihr allein ſeid meine Hoffnung, und eure Liebe iſt in meinem Herzen vergraben.“

Sie wartete noch einen Monat lang, ohne indeß von ihm etwas zu erfahren. Nun ſandte ſie alle ihre Diener aus, um ihn aufzuſuchen, während welcher Zeit ſie in einem an Verzweiflung grenzenden Zuſtande blieb. Bereits begann ein neuer Monat. Sie ließ nun in der Stadt einen öffentlichen Ausruf wegen ihm veranſtalten, während ſie ſelber Trauerkleider anlegte. Das Gerücht von ihrem Unglück verbreitete ſich durch die ganze Stadt und die Bewohner beeiferten ſich ohne Ausnahme, ihre Theilnahme ihr zu erkennen zu geben. Während dieſer ganzen Zeit war indeß noch niemand auf die Vermuthung gekommen daß ſie eine Frau ſei. Als bereits drei Tage vom zweiten Monat vergangen waren, ohne daß die öffentlichen Nachforſchungen auch nur den mindeſten Erfolg gehabt hatten, ſo verlor ſie alle Hoffnung, und ihre Augen wurden nicht mehr trocken. Sie entſchloß ſich jezt, in die Stadt zu ziehen, und dort ihren Aufenthaltsort aufzuſchlagen. Zu dieſem Zweck ließ ſie ſich eine einfache Wohnung miethen, welche ſie auch bald bezog. Die Theilnahme, die ſie erregte, war allgemein, und von allen Gegenden kamen Leute zu ihr, um ihre ſanften Reden anzuhören, und ihre edeln Sitten zu bewundern.

Kurze Zeit darauf ſtarb der König dieſer Stadt, und die Bewohner konnten über die Wahl eines Nachfolgers nicht eins werden. Faſt waren deshalb Unruhen ausgebrochen, wenn nicht einſichtsvolle und vernünftige Leute die Wahl auf den jungen Mann geleitet hätten, der ſeinen Bruder vermiſſe. Dieſer Vorſchlag wurde allgemein angenommen; die Abgeordneten des Volkes begaben ſich zu ihr. — denn ſie hielten ſie immer noch für einen Mann — und boten ihr die Krone an, welche ſie indeß ausſchlug. Man drang gleichwohl ſo ſehr in ſie, daß ſie in die Annahme endlich willigte; beſonders, da der Gedanke ihr durch die Seele fuhr, daß ſie vielleicht ihren Bruder dadurch noch entdecken könne. Sie erhoben alſo Selma auf den Thron, und krönten ſie. Sie indeß zeigte in ihrer Regierung ſo viel Weisheit, daß ihre Unterthanen die größte Freude über die getroffene Wahl an den Tag legten.

Was nun ihren Bruder anbetrifft, ſo war dieſer ein volles Jahr bei dem Koch, dem er täglich zwei Goldſtücke verdiente. Endlich erbarmte es dieſen, fürchtete aber doch, daß, wenn er ihn frei ließe, er den König von ſeinen Schandthaten unterrichten könnte. Er pflegte nämlich ſehr häufig Menſchen zu überliſten, die er in ſein Haus lockte, tödtete, und ihnen ſodann ihr Geld abnahm, und deren Fleiſch er nachher zu kochen, und es den Leuten zu verkaufen pflegte. Er ſagte alſo zu ſeinem Gefangenen: "Wenn ich dich freilaſſen ſollte, würdeſt du wohl ſo vernünftig ſein, alles, was dir bei mir begegnet iſt, oder was du geſehen haſt, zu verſchweigen?" —

Neunhundert und fünf und zwanzigſte Nacht.

Selim antwortete hierauf: "Ich leiſte dir den Schwur, den du mir vorſchreiben wirſt, daß ich dein Geheimniß verſchweigen, und deines Betragens mit keinem Buchſtaben erwähnen will, ſo lange ich lebe." — "Nun wohl," ſprach der Koch, "ich bin entſchloſſen, dich frei zu laſſen, in ſo fern nämlich, daß ich dich mit meinem Bruder zur See abreiſen laſſen will, und zwar in der Eigenſchaft ſeines Sklawen. Wenn er mit dir dann in Indien angekommen ſein wird, kann er dich verkaufen, und ſo wirſt du von deiner Gefangenſchaft befreit und vor dem Tode geſichert ſein.“ — „Wohl,“ ſprach Selim, „ich genehmige dieſe Bedingungen, und bitte Gott, daß er dir dafür gnädig ſein möge.“

Der Koch bereitete alſo alles zur Reiſe ſeines Bruders vor, beſorgte ihm ein Schiff, das er mit koſtbaren Waaren belud, und in welches ſodann Selim mit des Koches Bruder ſich begab. Sie ſeegelten ab, und Gott beſchied ihnen eine glückliche Fahrt. Die erſte Stadt, bei welcher ſie ankerten, hieß Manſoura. In dieſer Stadt war der König geſtorben, und hatte eine Gattin und eine Tochter hinterlaſſen. Die Frau hatte einen ganz vorzüglichen Verſtand, und einen ſehr lebhaften Geiſt. Dieſe gab vor, daß ihre Tochter ein Sohn wäre, damit das Land nicht in fremde Hände gerathen möchte. Das Kriegsheer und die Fürſten glaubten, die Sache verhielte ſich wirklich ſo; und gehorchten ihr deshalb, und die Königin verwaltete ſomit das Reich, während ihre Tochter Mannskleider anlegen und tragen mußte, in denen ſie dann dem Volk öffentlich Audienz ertheilte, und ſich von demſelben huldigen ließ.

So hatte die Königin bereits einige Jahre regiert, als das Schiff des Kochs, worauf ſich Selim befand, ankam. Der Bruder des Kochs begab ſich ſogleich zur Königin, und bot ihr Selim zum Kauf an. Dieſer gefiel ihr auch ſehr wohl, und in der Meinung, daß er gute Eigenſchaften beſitzen möge, kaufte ſie ihn, erwies ihm alles mögliche Gute, und ehrte ihn ſelbſt. Hierauf fing ſie an, ihn auszuforſchen, und ihn auf verſchiedene Arten zu verſuchen, und ſie entdeckte an ihm alle diejenigen Eigenſchaften des Verſtandes, den Anſtand und die feinen Sitten, die faſt nur Kinder der Könige zu haben pflegen. Einſt forderte ſie ihn auf, zu ihr in ihr geheimes Kabinett zu kommen. Daſelbſt ſprach ſie zu ihm: „Ich will dir Gutes erweiſen; aber du mußt das Geheimniß, das ich dir jezt anvertrauen werde bewahren.“ Nachdem er es ihr verſprochen hatte, eröffnete ſie ihm alles, was ihre Tochter betraf. "Ich will," fügte ſie hinzu, "dich mit ihr verehelichen, dir die Geſchäfte des Reichs übertragen, und dich zum Könige und Herrn dieſer Stadt machen." Er dankte ihr, und gelobte, alles zu vollziehen, was ſie ihm irgend befehlen würde. „Entferne dich alſo,“ ſagte ſie zu ihm, indem ſie näher zu ihm trat, "heimlich aus dieſer Stadt, bis in die und die Gegend, da werde ich dich dann abholen kommen." Dieſem Befehl leiſtete er ſofort Gehorſam. Die Königin ließ nun am andern Morgen Laſtthiere, mit Geſchenken und Koſtbarkeiten beladen, bereit halten, und gab bei den Leuten vor, daß ein Neffe des verſtorbenen Königs angekommen wäre. Demzufolge ertheilte ſie zugleich Befehle an die Vornehmſten des Reichs, und an die Truppen, daß ſie ihm entgegen gehn und ihn empfangen ſollten. Die ganze Stadt wurde geſchmückt, die Pauken wurden geſchlagen, und der ganze Hofſtaat begab ſich aufs Schloß, woſelbſt Selim, unter dem Namen eines Neffen des Königs, anlangte. Die Vornehmſten des Reichs ſetzten ſich nach ihrem Range in den Saal, in welchem er empfangen wurde. Aus ſeinem ganzen Betragen leuchtete ſo viel Scharfſinn und Herablaſſung hervor, daß er die vorzüglichſten Eigenſchaften ſeiner Vorgänger überſtrahlte, und in Vergeſſenheit brachte. Als ihm die Edelſten vorgeſtellt worden waren, ließ die Königin einen nach dem andern zu ſich kommen, und ließ ſie ſchwören, ein Geheimniß zu bewahren, welches ſie ihnen eröffnen wolle. Nachdem ſie ſich ihrer Verſchwiegenheit verſichert hatte, erklärte ſie ihnen, daß der König nur eine Tochter hinterlaſſen, und ſie dies bis jezt blos darum verheimlichet habe, damit das Reich in ihrer Familie, und die Angelegenheiten deſſelben in den Händen der Großen des Reichs verbleiben möchten. Zugleich fügte ſie hinzu, daß ſie entſchloſſen ſei, ihre Tochter mit dem eben angekommenen Neffen des Verſtorbenen zu verehelichen, welcher von nun an das Königreich verwalten werde. Alle waren damit ſehr zufrieden. Sie ließ nun ſogleich die Richter und die

Rechtsgelehrten kommen, den Heirathskontract aufſetzen, und Geſchenke unter die Truppen vertheilen. Hierauf führte man die Braut dem jungen Manne vor, die Hochzeit ward gefeiert, und er lebte mit ihr ein volles Jahr ſehr glücklich.

Nach Verlauf dieſer Zeit ſprach Selim einſt zu ſeiner Frau: "Ach! dies glückliche Leben kann ich nicht ertragen, ſo lange ich nicht weiß, was aus meiner Schweſter geworden iſt. Ich muß mich aufmachen, ich will eine Zeit lang mich von euch entfernen, und dann, ſo Gott will, wiederkehren, nachdem ich, wie ich hoffe, meinen Zweck erreicht haben werde." Da antwortete ſie ihm: "Ich traue deinen Worten nicht; ich fürchte, es könnte dir ein Unglück begegnen. Indeß ich will mit dir reiſen, dir helfen und dir beiſtehen, wo ich nur kann." Hierauf ließ ſie ſogleich ein Schiff ausrüſten, und füllte es mit den koſtbarſten Waaren und allerhand nöthigen Sachen an. An das Ruder des Staats aber ſetzte ſie Männer, auf die ſie bauen konnte, und beſonders einen der Weſire, zu welchem ſie ſagte: „Bleibe hier ein ganzes Jahr, und ſchalte über alles, was du bedarfſt.“ Die Königin Mutter, nebſt ihrer Tochter und Selim beſtiegen nun das Schiff, und reiſten, bis ſie an das Land Bachchuan gelangten, wo ſie nach mehreren Wochen gegen Abend ankamen. Sie blieben bis an den Morgen in ihrem Schiffe, und erſt nachdem ſie das Morgengebet verrichtet hatten, ſtieg Selim ans

Land, um ſich ins Bad zu begeben. Als er über den Markt kam, und ſchon nahe am Bade war, begegnete ihm der Koch, der ihn erkannte, und ihn auch ſogleich ergriff und in ſein Haus ſchleppte, wo er ihm ſofort die Kette um die Füße legte, und ihn an denſelben Ort brachte, wo er ſchon früher gefangen geweſen war. Selim, als er ſich wieder in dem Zuſtande ſah, weinte heftig, und betrübte ſich über ſein Unglück, welches ihn, der auf dem Throne hätte ſitzen ſollen, in Ketten, Gefangenſchaft und Hungersnoth warf. Er wehklagte, und ſagte folgende Verſe her:

„Mein Gott, meine Geduld geht zu Ende, und die
Kraft fehlt mir, mein Geſchick zu ertragen.
Meine Bruſt beengt ſich, o Herr aller Herren!“
„O mein Gott, wer hat mehr Kraft, als du, um
zu helfen? denn du biſt der wohlwollende, und
du kennſt meinen Zuſtand.“

Was aber ſeine Gemahlin und deren Mutter anbetrifft, ſo hatten ſie die bängſten Vorgefühle, da Selim bis zum andern Morgen noch nicht zurückgekehrt war. Sie ſandte ſogleich ihre Dienerſchaft aus, um ihren Gatten zu ſuchen; aber niemand konnte ihr Kunde von ihm bringen. Sie überdachte nun ihren Zuſtand in der ganzen Fülle ſeiner Traurigkeit; ſie weinte, jammerte, und klagte das verrätheriſche Schickſal an, und gerieth faſt in Verzweiflung. In ihrem Schmerze ſagte ſie folgende Verſe:

des Glücks zu, weil ſie die Lebenswonne und
deſſen Herrlichkeit ausmachen.»
»Wäre doch nie der Trennungstag für uns erſchienen! jener Tag, welcher den Liebenden dem Tode
nahe bringt, und das Herzblut verſiegen läßt.»
»Ohne Schuld vergieße ich mein Blut und meine
Thränen, weil ich den vermiſſe, den ich liebe;
jedoch leider umſonſt.»

»Doch,» fügte ſie hinzu, »nichts kann ohne Gottes Willen geſchehen. Mein Schickſal hat er ja vorher beſtimmt, und es war ſtets auf meine Stirn geſchrieben.» Sie ſtieg nun aus dem Schiffe ans Land, ging nach einem Orte, wo ſie Leute fand, befragte ſie über mehreres, miethete dann in dem nächſt gelegenen Orte ein Haus, und ließ alle Koſtbarkeiten, die ſie im Schiffe hatte, in daſſelbe bringen. Hierauf ſchickte ſie nach Waarenmäklern, und verkaufte alles, was ſie hatte, wofür ſie einen Theil des Werths auf der Stelle erhielt. Nach dieſem ſuchte ſie bei den Leuten Nachrichten einzuziehen, theilte viele Almoſen aus, half denen, die krank waren, und pflegte ſie, bekleidete die Armen und Hülfloſen, und nachdem ſie dieſes ein Jahr lang gethan hatte, verbreitete ſich ihr Ruf in der Stadt, und alles war voll von ihrem Lobe. Dieſes alles trug ſich zu, während Selim in den Feſſeln ſchmachtete und in der größten Verzweiflung lebte.

Neunhundert und ſechs und zwanzigſte Nacht.

In Folge ſeiner Betrübniß wurde Selim krank, und der Koch, der ihn ſchon für verloren hielt, nahm ihn aus dem Gefängniß und aus den Ketten, und überlieferte ihn einem alten Weibe, deren Pflege er ihn anvertraute. Die Frau übernahm ihn, und brachte ihn nach ihrer Wohnung. Die Pflege, die er bei ihr genoß, verbunden mit der Freude, nicht mehr in den Feſſeln zu ſchmachten, beſchleunigte ſeine Beſſerung, und da ſeine alte Pflegerin gehört hatte, daß die fremde Frau den Armen ſo viel Wohlthaten erzeigte, und daß Arme und Reiche ſie prieſen, ſo machte ſie ſich auf, brachte Selim vor die Hausthüre, legte ihn auf einen Teppich, wickelte ihn in Lumpen, und ſetzte ſich ihm gegenüber. Die Königin ging bald darauf vorüber, und als die Alte ſie erblickte, ſtand ſie auf, überhäufte ſie mit Segenswünſchen, und ſprach: „Meine Tochter, du, welche ſo viel Gutes ausübſt, wiſſe, daß dieſer Jüngling ein Fremder iſt, der ſchon vor Gram, Mangel, Hunger, Blöße und Kälte dem Tode nahe war.“ Die Königin, als ſie dieſes hörte, gab ihm ſogleich Almoſen, und mehreres andere, was ſie eben bei ſich hatte. Die Alte nahm dies an, überbrachte es dem Selim, behielt blos etwas davon für ſich, und kaufte von dem Uebrigen für Selim ein altes Hemde, zog ihm daſſelbe an, und warf die Lumpen, womit er bisher bedeckt ge-

---

*Sparſam zählt Gott die Tage der Vereinigung und weſen war, weg. Alsdann kaufte ſie ihm junge Hühner, machte ihm eine gute Brühe, die er verzehrte, und die ihn ſo ſtärkte, daß er ſich am andern Morgen ſchon recht wohl befand. Da ſprach die Alte zu ihm: "Wenn die fremde Frau wieder kommen wird, ſo ſtehe auf, küſſe ihr die Hand, und ſage: "Ich bin ein fremder Mann, der an allem Mangel leidet, und in dem tiefſter Kummer ſich befindet." Vielleicht kann ſie dir etwas geben, was deinen Zuſtand ſehr erleichtern wird." Sie nahm ihn hierauf bei der Hand, und führte ihn bis an die Hausthüre, woſelbſt er kaum angekommen war, als die Königin vorbei kam. Die Alte ſtand ſogleich auf, und Selim küßte der Königin die Hand, und dankte ihr. Als er ſie aber erblickte, erkannte er ſie, und ſtieß einen lauten Schrei aus, weinte, ſeufzte, und beklagte ſich. In demſelben Augenblick näherte ſie ſich ihm, erkannte ihn, warf ſich ihm um den Hals, und beide umarmten ſich auf das zärtlichſte. Sie rief zugleich ihr ganzes Gefolge herbei, welches ihn von dieſem Orte fort brachte. Die Alte aber rief in das Haus hinein, nach dem Koche, welcher auch ſogleich herbeieilte, und ihr zurief, ſie ſolle dem Selim' nachgehn. Sie that es auch, und er folgte ihr hinterdrein. Als er endlich den Selim erreicht hatte, rief er aus: "Was fällt euch ein, meinen Sklawen mir ſo wegzunehmen?" Die Königin indeß rief ihm zu: „Wiſſe, daß dies mein Gemahl iſt, den ich ſchon längſt vermiſſe.“ Selim ſeinerſeits rief: „Ich nehme meine Zuflucht zu Gott und dem Sultan vor dieſem Böſewicht.“ In dieſem Augenblick verſammelte ſich eine Menge Volks, welches einen ſo gewaltigen Lärm erhob, daß man verlangte, die Sache ſolle vor den König gebracht werden, welcher eben ſeine Schweſter Selma war. Sie wurden nun vor dieſe gebracht, und der Dollmetſcher ſprach: „O König, dieſe Frau iſt von Indien hierher gekommen. Sie hat ſo eben dieſen jungen Mann weggenommen, und giebt vor, es ſei ihr Gatte, der ſchon vor zwei Jahren verloren gegangen, und ſie ſei blos wegen ihm aus Indien hierher gereiſt.„ Nun iſt aber auch hier ein Koch, welcher vorgiebt, der geraubte junge Mann ſei ſein Sklawe.“ Als Selma, welche als König dieſe Stadt beherrſchte, dieſes hörte, wurde ihr Innerſtes tief bewegt, und Seufzer ſtiegen aus ihrem gepeinigten Herzen hervor, da ſie ſogleich ihres Bruders gedachte. Sie befahl daher, ſie näher treten zu laſſen. Sobald ſie die Fremden anſah, erkannte ſie ihren Bruder, und ſie hatte alle Mühe nöthig, um ihre Freude nicht blicken zu laſſen, und bedurfte aller ihrer Geiſtesgegenwart, um ihre Empfindungen zu unterdrücken. Indeß that ſie ſich Gewalt an, und ſprach: "Jeder von euch ſoll mir ſeine Geſchichte erzählen."

Neunhundert und ſieben und zwanzigſte Nacht.

Da näherte ſich Selim dem vermeinten Könige, küßte die Erde vor ihm, und erzählte ſeine Geſchichte bis zu der Zeit, wo er mit ſeiner Schweſter Selma in die Stadt kam; ferner, wie er in die Hände des Kochs kam, und die Qualen, die er bei ihm auszuſtehn hatte, bis er ihn endlich mit ſeinem Bruder nach Indien ſchickte, wo er verkauft wurde; dann ſeine Heirath daſelbſt, und wie er König geworden, und wie er nicht glücklich ſein konnte, als bis er ſeine Schweſter wiedergefunden hätte; wie er nun zum zweiten male in die Hände des Koches fiel, ſeine neuen Qualen, die er bei ihm ausgeſtanden, und ſeine Krankheit. Nachdem er ſeine Erzählung geendet hatte, trat ſeine Frau hervor, erzählte ebenfalls ihre Geſchichte, von dem Augenblick an, wo ihre Mutter ihn von dem Bruder des Kochs gekauft hatte, bis zu ihrer Ankunft in dieſer Stadt. Als ſie nun geendet hatte, trat der Koch auf und ſprach: „Was giebt es doch für ſchlechte Leute! Dieſe Frau bringt Lügen gegen mich auf. Dieſer junge Mann da, den ich ſelber erzogen habe, iſt der Sohn einer meiner Sklawinnen; er iſt mir entflohen, und ich habe ihn wieder eingeholt.“ Nachdem Selma dies alles angehört hatte, ſprach ſie zum Koch: „Nur die Gerechtigkeit ſoll zwiſchen euch entſcheiden.“ Hierauf ließ ſie die Anweſenden abtreten, und ſagte ſodann zu ihrem Bruder: „Deine Ausſage halte ich für wahr. Gott ſei gelobt, daß er dich mit deiner Frau wieder vereinigt hat. Nimm alſo deine Gattin, kehre mit ihr in dein Land zurück, höre zugleich auf, wegen deiner Schweſter Selma nachzuforſchen, und reiſe in Frieden.“ Da erwiederte Selim: ”Bei Gott, ich werde nicht ablaſſen, meine Schweſter zu ſuchen, ſo lange ich lebe. Vielleicht, ſo Gott will, finde ich ſie noch.” Hiebei erinnerte er ſich ihrer nochmals ſehr zärtlich, und ſagte folgende Verſe her:

„O du, der du mein Herz tadelſt, wenn du doch empfunden hätteſt, was mein Herz empfindet?“
”Ich beſchwöre dich, der du mich tadelſt, wegen meiner Liebe zu meiner Schweſter, laß ab davon, beklage mich vielmehr, und hilf mir.”
„Mein Herz hört nie auf, ſich zu betrüben, wegen meiner Liebe zu ihr, die ich nicht verberge.“
„In meinem Herzen brennt das Feuer der Sehnſucht, ſtärker noch, als das Feuer der Hölle! Es drohet, mich zu vernichten.”

Als ſeine Schweſter Selma dieſes hörte, konnte ſie ſich nicht mehr beherrſchen, ſondern ſie warf ſich in ſeine Arme, und entdeckte ihm ihren ganzen Zuſtand. Er dagegen, als er ſie nun ebenfalls erkannte, wurde vor Freuden ohnmächtig. Als er wieder zu ſich gekommen war, ſagte er: ”Gelobet ſei Gott, der Spender der Wohlthaten:" Hierauf klagte einer dem andern die Leiden, die er während dieſer Trennung ausgeſtanden hatte. Seine Gattin war beſonders über dieſes Ereigniß ganz erſtaunt; ſie lobte die Ausdauer ſeiner Schweſter, und ihren Muth, und fügte dann hinzu: "Bei Gott, meine Königin, alle Freude, die wir jezt empfinden, haben wir dir zu verdanken. Gott ſei geprieſen, daß wir dich kennen gelernt haben."

Neunhundert und acht und zwanzigſte Nacht.

Alle drei, Selma, Selim und ſeine Gattin überließen ſich drei Tage lang der Freude über ihre Wiedervereinigung, und lebten dieſe Zeit über von allen Menſchen zurückgezogen. Unterdeß verbreitete ſich die Nachricht in der Stadt, daß der König ſeinen Bruder wiedergefunden habe, welcher zwei Jahre lang vermißt, und beim Koche angetroffen worden ſei. Es verſammelten ſich daher am vierten Tage die vornehmſten Einwohner der Stadt nebſt den Anführern des Kriegsheers, und baten um Erlaubniß, vorgelaſſen zu werden, welche ihnen denn auch bewilligt wurde. Darauf befahl Selma, die bis jezt als König regiert hatte, auch ihrem Bruder zu huldigen, welches ſofort geſchah. Hierauf hielt der König (nämlich Selma) eine Anrede, worin ſie ihnen vorſtellte, daß ſie nicht ganz freiwillig, ſondern blos auf ihre Bitten, das Königreich übernommen habe, und daß ſie ſich freue, ſie mit ihrer Regierung zufrieden zu ſehen. "Wiſſet indeß," fügte ſie hinzu, "daß ich eine Frau bin, und daß ich mich nur als Mann gekleidet habe, um, nachdem ich meinen Bruder verloren, meinen Zuſtand vor der Welt verborgen zu halten. Da nun aber Gott mich ihn hat wieder auffinden laſſen, und es mir nicht ziemt, als Frau zu herrſchen, da die Weiber keine Macht haben ſollen, ſo lange Männer da ſind, ſo ſchlage ich euch vor, meinen Bruder zum Könige zu erwählen. Ich für meine Perſon will mich von der Welt zurückziehn, und blos dem Dienſte Gottes fortan mich widmen. Wollt ihr aber lieber einem andern das Königreich übertragen, ſo treffet nach Belieben eine Wahl." Sie riefen indeß alle: "Nein, wir wollen deinen Bruder als König anerkennen." Sie huldigten ihm nun auf der Stelle; die Gebete wurden in ſeinem Namen verleſen, die Dichter prieſen ihn, und er vertheilte Geſchenke an die Armen und an ſeinen Hofſtaat. Sodann befahl er, den Koch vor den Divan zu führen, ſo wie auch deſſen Familie. Nach gefälltem Urtheilsſpruch wurden alle vor die Stadt gebracht, dort gemartert, und ſodann getödtet. Die alte

Frau aber, die an ſeiner Rettung Urſache war, ließ er unbeſtraft. Als er noch ein Jahr lang mit aller Gerechtigkeit und Auszeichnung regiert hatte, begab er ſich nach Manſoura, wo er ein ganzes Jahr verblieb. In der Folge wechſelte Selim alljährlich mit ſeinem Aufenthalt in ſeinen beiden Hauptſtädten, bis er endlich mit Kindern geſegnet wurde, in deren Mitte er mit ſeiner Schweſter und ſeiner Gattin noch lange Jahre glücklich lebte.

Doch dieſe Geſchichte iſt nichts im Vergleich mit derjenigen von dem Könige von Indien und ſeinem ungerechten Weſir.

Geſchichte

von dem Könige von Indien und ſeinem [redacted]gerechten Weſir. *)

In Indien lebte einſt ein ſehr mächtiger und verſtändiger König, Namens Schachbacht. Dieſer hatte einen frommen, gerechten Weſir, dem er ſein ganzes Zutrauen ſchenkte. Dies zog dem Weſir viel Neider zu, die ihm alle Arten von Fehlern andichteten, dem König Argwohn einflößten, ja endlich den König veranlaßten, ihn vom Hofe zu entfernen. Allein ſehr bald vermißte der König ſeinen treuen Rathgeber, und niemand von allen denen, die ſich um ſeine Perſon befanden, vermochte ihm die Weisheit des Verabſchiedeten zu erſetzen. Je länger dieſer Zuſtand währte, deſto mehr Misgriffe wurden in der Regierung gemacht, die ihm das Herz der Unterthanen abwendig machten, ſo daß das Reich zulezt dem Untergange nahe war.

---

*) Acht und zwanzigſte Nacht des Weſirs.

Neunhundert und neun und zwanzigſte Nacht.

Jezt ſah der König auf eine ſchmerzliche Weiſe ein, wie ſehr ihm die treue Aufrichtigkeit ſeines verſtoßenen Weſirs fehlte. Er ſchickte daher nach ihm, ſetzte ihn wieder in ſeine vorigen Würden ein, und entfernte von ſich die Neider und Böſen, die ihn veranlaßt hatten, den Weſir zu verabſchieden. Da pries der wiedereingeſetzte Weſir Gott, lobete ihn, und rechtfertigte ſich in Gegenwart ſeiner Feinde vor dem Könige, worüber dieſer eine große Freude hatte, und Gott dafür pries, daß die Sachen einen ſo glücklichen Ausgang genommen hatten.

Wie ſehr gleicht nicht dieſe Geſchichte der meinigen, o König, der du auch den Anſchwärzungen anderer gegen mich Gehör gegeben haſt, da dir doch mein Eifer und meine Aufrichtigkeit bekannt waren. Gott aber hat dir doch Geduld gegeben, daß du Zeit haben konnteſt, meine Unſchuld zu erkennen, und die Wahrheit einzuſehen. Bereits ſind die Tage verfloſſen, während welchen, wie man dir ſagte, ich dich tödten wollte. Der Monat iſt vollendet, und der Augenblick des Böſen iſt vorüber." Hier ſchwieg der Weſir, und der König Schachbacht, von Reue durchdrungen, bewunderte den Scharfſinn ſeines Weſirs und ſeine Geduld. Er trat zu ihm, umarmte ihn, bekleidete ihn mit koſtbaren Ehrenpelzen, überhäufte ihn mit Ehrenſtellen, und verhaftete diejenigen, die dem Weſir den Untergang gedroht hatten. Auch derjenige wurde nicht verſchont, der den Traum gedeutet hatte.

Dies iſt es,“ fuhr Scheheraſade fort, „was wir von der Geſchichte des Königs Schachbacht erfahren haben.“ Da wunderte ſich der König über Scheheraſade, drückte ſie liebevoll an ſein Herz, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Bei Gott, eine Frau, wie dieſe, verdient nicht, getödtet zu werden, und die Zeiten werden nicht ſo bald eine ähnliche hervorbringen. Ach! in welchem Irrthum und in welcher Grauſamkeit habe ich doch gelebt, bis zu der Zeit, wo Gott mir dieſe Gemahlin zugeführt hat. „Preis ihm! o möchte er doch meinen Ausgang mit ihr ſo einrichten, wie es mit dem Weſir und dem König Schachbacht der Fall war.“ Hier überwältigte ihn der Schlaf. — Geprieſen ſei der, der nie ſchläft!

Neunhundert und dreißigſte Nacht.

„O König,“ fuhr Scheheraſade in der folgenden Nacht fort, „mir ſind einige Geſchichten von der Liſt der Frauen eingefallen, die wohl vielen zur Warnung dienen möchten. Allein ich fürchte, daß, wenn ich ſie dem Könige vortrage, ſie mir in ſeiner Meinung ſchaden könnten. Denn es giebt ſo viele liſtige und betrügeriſche Frauen, und das Unglück, was ſie anrichten können, iſt ſo unbeſchreiblich groß, daß, wenn die Männer, die doch gern in ihrer Nähe ſich befinden, nicht ganz auf ihrer Hut ſind, und blos auf die äußere Schönheit ſehend, ſich um das andere nicht bekümmern, gewiß ihrer Liſt unterliegen werden. Der Vernünftigſte meidet es gewiß ganz, ſie anzuhören.“ Da ſprach Dinarſade: „Erzähle, liebe Schweſter, was du irgend von der Liſt der Frauen weißt, und fürchte nicht, daß dieſes die Achtung des Königs gegen dich vermindern werde. Die Weiber gleichen den Edelſteinen; ſie ſind von vielerlei Gattungen und Farben; fällt ein einziger Edelſtein in die Hand eines Kenners, ſo behält er ihn für ſich, und läßt die andern liegen. Auch ſind immer einige Frauen vorzüglicher, als die andern. Erinnere dich nur an den Töpfer, welcher ſeinen Ofen mit allerhand Gefäßen anfüllet, dann das Feuer darunter anzündet, und der dann, wenn alles gebrannt iſt, und er es herausnimmt, oft ſich genöthigt ſieht, alles zu zerbrechen, anderes dagegen, das er tadellos findet, an die Leute verkauft, die es brauchen. Laß dich alſo nicht abhalten, die Geſchichte von der Liſt der Weiber zu erzählen; denn alle Menſchen können ja davon Nutzen ziehn.“ Da erzählte Scheheraſade folgende Geſchichte:

Geſchichte
des Königs Azzaher Buknuddyn Bibars al Bundukdary.

Wiſſe, o König, daß in Aegypten in der Stadt Kairo ein König Namens Azzaher Buknuddyn Bibars al Bundukdary [9] lebte, berühmt durch ſeine Tapferkeit, und durch ſeine Eroberungen. Dieſer liebte außerordentlich die Erzählung der Begebenheiten, die ſich zu ſeiner Zeit in der Welt zutrugen, auch ſah er gern bisweilen mit eigenen Augen, was vorging. Einmal hörte er von ſeinem nächtlichen Erzähler, daß es Weiber gäbe, die tapfrer wären, als Männer, und daß manche derſelben ſogar die obrigkeitlichen Behörden überliſteten. Da ſprach der König Azzacher: „Ich wünſchte wohl, daß mir jemand etwas erzählte, was ihm ſelbſt von der Liſt der Weiber zugeſtoßen iſt: „Ihm antwortete ſogleich ein anderer von ſeinen nächtlichen Erzählern:“ „Da mußt du den Polizeivorſteher der Stadt rufen laſſen.“ Dieſer wurde nun ſogleich geholt. Zu jener Zeit bekleidete dieſe Stelle Alamuddyn Sangar. Als er vor dem König erſchien, that ihm dieſer ſeinen Willen kund. Der Vorſteher begab ſich ſogleich nach Hauſe, verſammelte die Aufſeher und die geringeren Polizeibeamten, und eröffnete ihm, daß er ſeinen Sohn verheirathen und dabei ein großes Feſt veranſtalten wolle. »Ich will aber,“ fügte er hinzu, „daß ihr alle euch an einem gewiſſen Orte verſammelt. Ich werde mich dann mit meinen Oberbeamten daſelbſt einfinden, und ihr müßt uns da alles erzählen, was euch von ſonderbaren Begebenheiten irgend bekannt oder wohl euch ſelber widerfahren iſt.“ Sie verſprachen ihm dies, und nachdem er ihnen deshalb Ort und Tag beſtimmt hatte, begab er ſich wieder zum Könige, den er von allem unterrichtete.

Als der feſtgeſetzte Tag herangekommen war, begab ſich der König an den beſtimmten Ort, und zwar in einen Saal, deſſen Fenſter nach dem Garten hinaus gingen. Hier erzählten nun nach eingenommener Mahlzeit, während der Becher im Kreiſe herumging, die aufgeforderten Polizeibeamten ihre Geſchichten. Der erſte, welcher den Anfang machte, war Ma'aynuddyn, deſſen Herz gar vielfach mit der Liebe der Weiber beſchäftigt war. Er erzählte folgendermaßen ſeine Geſchichte:

»Wiſſet, daß, als ich in die Dienſte unſers jetzigen Fürſten trat, ich in einem großen Rufe von Strenge ſtand. Die größten Böſewichte fürchteten ſich vor mir, und wenn ich in der Stadt herum ritt, ſo zeigten alle Leute ſchon von fern auf mich. Als ich nun eines Tages an der Hausthüre des Polizeiamtsgebäudes ſaß, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, und über mich ſelbſt nachdenkend, ſo wurde mir etwas auf den Schooß geworfen. Ich ſah nach, und fand, daß es ein zugebundener Beutel war, in welchem ſich hundert Drachmen befanden, ohne daß ich im Stande war, den, der ihn geworfen hatte, auszumitteln; auch blieben alle meine darüber angeſtellten Nachforſchungen fruchtlos. Einige Tage ſpäter begegnete mir daſſelbe, und zwar ohne daß ich in meinen Unterſuchungen glücklicher geweſen wäre. Da nahm ich mir feſt vor, alles anzuwenden, um der Sache auf den Grund zu kommen. Als ich nun eines Tages wieder an demſelben Orte ſaß, ſtellte ich mich ſchlafend, und ſiehe, eine Hand, in welcher ein Beutel war, nahete ſich mir plötzlich, um ihn in meinen Schooß zu werfen. Ich ergriff die Hand, und es fand ſich, daß ich eine ſehr ſchöne Frau feſthielt." „Herrin," ſprach ich zu ihr, „wer ſeid ihr?" — „Kommt von hier weg," erwiederte ſie, „auf daß ich mich euch zu erkennen gebe." Ich folgte ihr nach, und ging mit ihr, bis wir an die Thüre eines ſehr hohen Hauſes kamen. Hier wiederholte ich meine Frage, und begehrte zugleich zu wiſſen, warum ſie mir bis jezt ſo viel Gutes erzeigt hätte? Da ſprach ſie: „Ach, lieber Polizeimeiſter Ma'ayn, ich bin eine Frau, die das Unglück hat, von der liebſten Freundin getrennt zu ſein, ohne die ich nicht zu leben vermag. Sie iſt nämlich die Tochter des Großrichters; dieſer aber wollte meinen Umgang mit ihr nicht dulden, und ließ ſie nicht mehr von ſich, und nun fühle ich mich ſo betrübt über dieſe Trennung.“ — Ganz erſtaunt über dieſe Rede, fragte ich ſie: „Was kann ich aber dabei thun?“ — „Ach, lieber Ma'ayn“ ſagte ſie, „ich wollte dir nur über mich einige Gewalt einräumen.“ — „Aber,“ erwiederte ich, „was habe ich denn mit der Tochter des Großrichters gemein?“ — „Ich muß dir nur die Wahrheit geſtehen,“ antwortete ſie, „du ſollſt gar nicht mit der Tochter des Großrichters in Berührung kommen. Mein Zweck iſt blos, meine Wünſche zu erreichen; und dazu kann ich nur durch deine Hülfe gelangen. Ich will es nämlich auf folgende Art anfangen: Dieſe Nacht will ich mit frohem Muthe ausgehen, den koſtbarſten Schmuck anlegen, und mich an die Straße ſetzen, nicht fern von dem Hauſe, wo der Großrichter wohnt. Wenn dann die Zeit kommen wird, daß die Leute ſchlafen und die Nachtwachen herumziehen, ſo komm du mit deiner Mannſchaft dorthin, wo ihr mich köſtlich geſchmückt und von Wohlgerüchen duftend antreffen werdet. Frage mich dann nur was ich hier mache? „Ich werde dir dann antworten, daß ich aus der Feſtung, und die Tochter eines Hauptmanns ſei; ich ſei wegen gewiſſer Angelegenheiten ausgegangen, die Nacht habe mich unvermuthet übereilt, ſo daß ich die Thore, und ſogar das Thor Soweyla, ſchon geſchloſſen gefunden, und nicht gewußt hätte, wo ich mich in dieſer Nacht hinwenden ſollte. Da hätte ich denn dieſe Straße, deren Reinlichkeit und ſchöne Gebäude mich anlockten, gewählt, um bis an den Morgen hier Zuflucht zu ſuchen.“

Neunhundert und ein und dreißigſte Nacht.

Wenn ich dir das werde geſagt haben, ſo wird der Anführer der Nachtwache wahrſcheinlich keinen Argwohn gegen meine Worte hegen, ſondern wird ſagen: Wir können dieſe Frau nicht auf der Straße laſſen, ſondern müſſen ſie jemandem übergeben, der ſie bis morgen früh in Schutz nimmt. Dann mußt du ſagen: Das ſchicklichſte iſt, daß ſie dieſe Nacht bei der Familie des Großrichters zubringt, der hier wohnt, und indem du dieſes ſagſt, klopfe zugleich an ſeine Thüre an, damit man ſie öffnet, und auf dieſe Art werde ich die Nacht bei ihm zubringen, ohne daß jemand irgend einen Verdacht gegen mich hegen könnte, und ſo wird dann mein Zweck erreicht ſein.“ — „Das wird etwas ſehr leichtes ſein,“ erwiederte ich.

Als nun die dunkle Nacht einbrach, und wir, begleitet von Soldaten, die entblößte Schwerter trugen, die Runde machten, und ſchon überall herumgezogen waren, kamen wir auch an der Straße vorbei, in welcher die Frau ſaß. Es war eben Mitternacht. Da wir nun Wohlgerüche ſpürten, und das Geklirre von Ohrgehängen hörten, ſprach ich zu meinen Gefährten: „Es ſcheint mir, als ſähe ich dort eine Erſcheinung!“ — Der Anführer der Schaar erwiederte: "Sehet doch nach, wer das ſein mag!" — Da trat ich hervor, und ging in die Straße. Nach einer Weile kam ich zurück und ſagte: "Ich habe eine ſehr hübſche Frau geſehen, die mir ſagte, ſie wohne eigentlich im Schloſſe; indeß habe ſie der Abend hier übereilt, und da ſie dieſe Straße geſehen, und die Ordnung darin wahrgenommen, ſo habe ſie ſich entſchloſſen, den Tag hier zu erwarten, in der Hoffnung, daß ſie hier ſicher ſein würde, weil die Straße von ſo vornehmen Leuten bewohnt ſei. Der Anführer ſagte hierauf: „Gehe und bringe ſie in dein Haus." — „Behüte Gott,“ antwortete ich. „Mein Haus iſt ja kein Verwahrungsort, und dieſe Frau hat ja eine Menge Schmuck und Koſtbarkeiten an ſich. Der ſicherſte Ort, wo wir ſie unterbringen können, iſt beim Oberrichter, in deſſen Straße, ſobald es dunkel geworden iſt, hinlängliche Wächter ſich aufhalten. Zu dieſem will ich ſie bis morgen in Verwahrung bringen.“ Da erwiederte der Anführer: „Thue, was dir beliebt.“ Hierauf klopfte ich an die Thüre des Großrichters, und ſogleich trat einer ſeiner Sklawen heraus, zu dem ich ſagte: „Mein Herr, nehmet dieſe Frau auf, und behaltet ſie bis morgen bei euch; denn der Polizei-Vorſteher Alamuddyn hat ſie hier an der Thüre eures Hauſes gefunden, und da ſie viele Koſtbarkeiten und Sachen von Werth an ſich hat, ſo haben wir gefürchtet, es möchte ihr ein Unglück begegnen.“ Der Sklawe nahm ſie ſofort ins Haus auf, und wir gingen davon.

Die erſte Perſon, die den folgenden Morgen vor der oberſten Polizeibehörde erſchien, war der Großrichter. Er nahete ſich, geſtützt auf zwei ſeiner Sklawen, ſchrie um Hülfe, ſtieß ein großes Klagegeſchrei aus, und ſprach: „O Herr, betrügeriſche und liſtige Leute haben geſtern bei mir eine Frau untergebracht, ja, ich kann wohl ſagen, ſie ſind durch Trug mit dieſem Weibe in mein Haus eingedrungen. Sie hat ſich nämlich in der Nacht aufgemacht, und hat das Vermögen armer Waiſen, welches bei mir aufbewahrt lag, und aus ſechs großen Säcken beſtand, geſtohlen. Indeß ich will mit dir nicht weiter darüber ſprechen; ſondern ich will die Sache vor den Sultan bringen. Hier nahm der oberſte Polizeivorſteher, über dieſe Anrede erſchrocken, das Wort, erſuchte den Großrichter, ſich zu ſetzen, und that alles mögliche, um ihn zu beruhigen. Endlich befragte er darüber die Aufſeher, welche ihn verſicherten, daß ſie von der Sache nichts wüßten, und alles auf mich ſchoben, mit der Aeußerung, blos der Aufſeher Ma'ayn könne darüber Aufſchluß geben. Da wandte ſich der Großrichter an mich und ſprach: "Du haſt dich mit der Frau beredet, und ihr eingegeben, ſie ſolle vorgeben, als ob ſie ins Schloß gehöre, um ſie unter dieſem Vorwande in mein Haus bringen zu können." Ich hätte vor Beſtürzung in die Erde ſinken mögen, als ich dies hören mußte. Der Schrecken ließ mich ganz vergeſſen, wo ich war, und was ich antworten ſollte. Ich verfiel in ein tiefes Nachdenken, und konnte nicht begreifen, wie eine nichtswürdige Frau mich, den jedermann fürchtete, ſo zu hintergehen wagen konnte. "Warum antworteſt du nicht?" fragte der Polizei-Vorſteher. "O Herr," erwiederte ich, "es herrſcht eine Gewohnheit unter den Menſchen, jedem Angeklagten drei Tage Friſt zu verſtatten. Dieſe bitte ich mir nun aus, und wenn bis zu dieſer Zeit der ſchuldige Theil nicht entdeckt iſt, ſo ſtehe ich für die verlorne Summe." Dieſen Vorſchlag fanden ſie alle billig, und der Vorſteher verſicherte dem Großrichter, daß er alles anwenden würde, um dieſe Sache zu ſeiner Zufriedenheit zu beendigen. Jener entfernte ſich darauf, und ich fing nun ſogleich an, die genaueſten Nachforſchungen anzuſtellen, um dieſe Frau wieder aufzufinden. Ich fühlte mich zugleich tief gekränkt, dadurch, daß ich auf dieſe Art unter den Einfluß eines Weibes gerathen war, die weder Anſehen noch Ehre hatte. Den ganzen Tag hatte ich ſchon angewandt, ſogar auch einen Theil der Nacht, ohne die mindeſte Spur zu entdecken, eben ſo ging es mir den zweiten Tag. Am dritten Tage ſtellte ich mir meine Thorheit vor Augen, wie ich mich darauf einlaſſen konnte, eine Frau aufzuſuchen, die mich nicht kannte, und die ich nicht kannte, da ſie ja verſchleiert geweſen war. Schon wurde es dunkel; ich hatte alle mögliche Mühe angewandt, und mein Kummer und Gram war aufs höchſte geſtiegen, da ich einſah, daß es wahrſcheinlich mein Leben koſten würde, wenn der Vorſteher den Verdacht des Großrichters theilen ſollte. Als bereits die Nacht anbrach und ich nach Hauſe gehend an einer engen Straße vorbeiging, erblickte ich eine Frau am Fenſter eines Hauſes, deſſen Thüre nur zugelehnt war. Sie klatſchte in die Hände, und winkte mir, hinauf zu kommen. Ich that es auch, aber ohne eigentlich zu wiſſen, warum? Als ich hereintrat, ſtand ſie vor mir auf, und drückte mich an ihre Bruſt. Dieſes Benehmen ſetzte mich in Erſtaunen, und ich wußte nicht, welchem Umſtande ich dieſe Freundlichkeit zuzuſchreiben hätte. Da rief ſie aus:

"Kennſt du mich nicht mehr? Ich bin ja die Frau, die du zum Großrichter gebracht haſt." — „Ach Schweſter," [10] rief ich aus, „dich ſuche ich ſchon längſt. Du haſt etwas begangen, was nicht leicht jemand zu unternehmen gewagt haben würde, und du hätteſt mich dadurch beinahe in den Tod geſtürzt." — "Wie?" erwiederte ſie, "du, ein Mann, Aufſeher über mehrere Polizeibeamten, ſchämſt dich nicht, mir ſo etwas vorzuhalten?" — „Und wie ſollte ich nicht in Kummer ſein," erwiederte ich, "da der heutige Tag der lezte von der Friſt iſt, die ich mir ausgebeten habe." — "Sei ganz unbeſorgt," unterbrach ſie mich. "Die Sache wird herrlich enden, und du wirſt ſie gewinnen." Hier ſtand ſie auf, öffnete einen Kaſten, und brachte mir ſechs große Säcke, welche alle voll Gold waren. „Dieſes habe ich," fuhr ſie fort, aus dem Hauſe des Großrichters genommen. Du kannſt ſie ihm wiedergeben, du kannſt auch alles für dich behalten; indeß ich werde dir auch noch noch etwas anderes vorſchlagen."

Neunhundert und zwei und dreißigſte Nacht.

"Ich habe nämlich viel Geld," fuhr die Frau fort, "und brauche dieſes nicht. Bei der ganzen Unternehmung hatte ich blos die geheime Abſicht, etwas zu thun, wodurch du mich kennen lernen ſollteſt, um ſodann mich dir zur Heirath anbieten zu können." Mit dieſen Worten öffnete ſie zugleich noch einige andre Kaſten, worin ich unbeſchreiblich viel Geld und andre Koſtbarkeiten erblickte. "Liebe Schweſter," ſprach ich hierauf zu ihr, "nach allem dieſem ſehne ich mich nicht; mein einziger Wunſch iſt, von dem Unglück loszukommen, das mir bevorſteht." — „Glaubſt du,“ war ihre Antwort, „daß ich, die ich dich in dies Unglück zu ſtürzen vermochte, dich nicht auch daraus retten kann? Lerne mich beſſer kennen. Ich habe das Haus des Großrichters nicht verlaſſen, ohne auf deine Rettung zu denken. Wenn morgen dieſer dich befragen wird, ſo ſei ganz geduldig, unterbrich ſeine Rede nicht, und ſchweige auch noch fort, wenn er vollendet hat. Wenn aber der Vorſteher dich fragt: Warum antworteſt du dem Großrichter nicht? ſo ſage: Mein Herr, die Worte ſind ſich zwar gleich, können aber anders gedeutet werden. Ein Schwacher, wie ich, kann nur auf Gott noch bauen. — Was willſt du denn damit ſagen: die Worte ſind ſich gleich, können aber anders gedeutet werden? wird dich der Großrichter unterbrechen. Da ſage du nur: Du haſt ganz die Wahrheit geſagt. Ich habe ein Mädchen zu dir in Verwahrung gebracht. Sie war aus dem Schloſſe, und zwar gehörte ſie zum Hauſe des Königs. Wer weiß, ob ihr nicht bei dir ſelbſt ein Unglück widerfahren, ob ſie vielleicht gar in deinem eignen Hauſe ermordet worden iſt, da ſie Schmuck und Koſtbarkeiten an ſich hatte. Wenn du nun deine Sklawen und Sklawinnen ausforſchen, auch allenfalls ſie peinigen möchteſt, ſo würdeſt du gar manches erfahren, auch wohl gar Spuren davon finden. Er wird bei Anhörung dieſer Worte in Wuth gerathen, und wird verlangen, daß du auf der Stelle mit in ſein Haus kommen ſolleſt. Da antworte du: Das geht nicht an. Ich bin der angeklagte Theil; du biſt mein Ankläger, und auf mir haftet Verdacht. Du kannſt ja dann immer noch berichten, was dir beliebt. — Wenn nun aber ſein Zorn dann immer zunehmen, und er darauf beſtehen ſollte, daß du ihn begleiten müßteſt, ſo ſage: Bei Gott, ich gehe nicht, es wäre denn, daß der Oberaufſeher ſelbſt mit käme. Wenn dieſer nun mit euch im Hauſe des Großrichters angekommen ſein wird, ſo fange du an, die Dächer zu durchſuchen; dann unterſuche die Keller, die Gewölbe und alle Gemächer. Jemehr du ſucheſt, ohne etwas zu finden, deſtomehr ſtelle dich betrübt und betroffen. Dann gehe an die Thüre des Hauſes, dort ſtelle dich unſchlüßig, als ob du wieder zurückkehren wollteſt. Daſelbſt iſt nämlich ein dunkler Winkel, in dieſen dränge dich hinein. Da wirſt du einen Topf finden, den ziehe muthig hervor; unter ihm wirſt du einen zerriſſenen Schleier finden, dieſen zeige laut ausrufend den Anweſenden, wickle ihn dann aus einander, und du wirſt ihn voll Blut finden; auch wird ein Schuh darin ſein, und ein Ohrgehänge.« Als ſie mir dieſes ſagte, verſtand ich ihren Plan, ſtand auf, um mich ſchnell und erleichtert fortzubegeben; allein ſie hielt mich zurück, und ſagte: »Nimm unterdeſſen dieſe hundert Goldſtücke, und betrachte es ſo, als hätte ich dich bewirthet.“ Dieſe nahm ich denn auch, und ging davon. Als der Morgen anbrach, kam der Großrichter mit glühendem Geſichte, und ſprach: »Nun, wo iſt mein Schuldner? Nun, wo iſt mein Geld?« Ohne meine Antwort abzuwarten, ſchimpfte er, tobte, und ſprach zum Vorſteher: „Wo iſt der nichtsnützige Böſewicht, der verkappt unter einer Räuberbande ſein Weſen treibt?“ — Da ſprach der Vorſteher zu mir: „Warum antworteſt du dem Großrichter nicht?« Da gab ich zur Antwort: „Der Schein trügt; es genügt mir, zu wiſſen, daß ich keine Schuld habe. Mein Recht liegt mir klar vor den Augen.“ »Wie,« fuhr der Großrichter auf, »du kannſt es wagen, zu behaupten, du habeſt Recht? Wie kannſt du es beweiſen?« — „O, mein Herr und Richter,“ erwiederte ich, „ich habe bei dir etwas in Verwahrung gegeben, und zwar eine Frau, die wir an deiner Thüre, bedeckt mit Koſtbarkeiten, antrafen. Dieſe iſt verſchwunden, wie der geſtrige Tag verſchwunden iſt, und nun kommſt du, und belangſt uns wegen ſechs Beuteln Goldes. Bei

Gott, das iſt eine große Ungerechtigkeit; bei dir muß ihr etwas wiederfahren ſein.“ Bei dieſen Worten gerieth der Großrichter in eine Wuth, die nicht zu beſchreiben iſt, und verlangte, ich ſollte mit ihm kommen, und ſein Haus durchſuchen. „Auf keinen Fall,“ ſagte ich, »werde ich gehen, es wäre denn, der Vorſteher käme mit; denn wenn der mit uns iſt, nebſt einigen ſeiner Aufſeher, ſo kannſt du mir nichts anhaben.“ Da ſtand er auf, und ſagte: »Es ſei; der Vorſteher kann mit uns kommen.« Mit dieſem begaben wir uns nun gemeinſchaftlich auf den Weg nach dem Hauſe des Großrichters. Wir durchſuchten alles, aber vergebens; und ich kann nicht umhin, zu geſtehn, daß mich eine große Furcht befiel. Wie leicht konnte nicht die Frau mich hintergangen haben, und ſo wäre ich verloren geweſen. Statt mich blos beſorgt zu ſtellen, war ich es nun in der That, und Thränen entquollen meinen Augen. Da rief mich der Vorſteher an: »Schändlicher, du unterſtehſt dich, den Großrichter anzuklagen, und uns alle vor der Welt zum Spott zu machen?“ Ich hatte kein Herz, ihm zu antworten, ſondern fuhr fort zu ſuchen, bis wir an die Hausthüre kamen; da bemerkte ich den beſchriebenen Ort. „Was iſt das für ein finſtrer Winkel?“ rief ich, indem ich hineintrat. »Kommt, helft mir den Topf herausziehn, den ich hier erblicke.“ Dies thaten ſie denn auch, und ich bemerkte unter ihm einen Haufen Sand und Erde.

»Schafft dieſes da weg, und ſeht, ob etwas darunter iſt.« Es geſchah, und ſiehe, ſie fanden einen Schleier, einen Schuh und ein Ohrgehänge, alles beblutet. Als ich dies ſah, fiel ich vor Freuden beinahe in Ohnmacht, und der Vorſteher ſagte: „Bei Gott, mein Aufſeher hat Recht.“ Meine Freunde naheten ſich mir ſchnell, und begoſſen mich mit Waſſer, bis ich wieder zu mir kam. Mein erſter Blick traf den Großrichter, der beſtürzt und beſchämt daſtand. „Du ſieheſt nun,“ ſagte ich zu ihm, „daß das Unglück bei dir geſchehen iſt, daß dieſe Begebenheit keine Kleinigkeit iſt, und daß die gewiß ſehr vornehme Familie dieſer Frau nicht aufhören wird, ihr nachzuſpüren.« Bei dieſer meiner Aeußerung wurde er vor Schreck ganz bleich; er erſuchte uns, in ſein Gemach zu kommen, und bot uns eben ſo viel an, als ihm verloren gegangen war, um nur die Sache zu unterdrücken. Wir verließen ihn hierauf. Ich für mein Theil dankte Gott, und pries die Frau, daß ſie mich nicht hintergangen hatte. Sodann ging ich ins Bad, zog andere Kleider an, und nach drei Tagen begab ich mich zu ihr, um ſie zu beſuchen. Allein ich fand ihr Haus verſchloſſen. Ich erkundigte mich bei den Nachbaren, die mich berichteten, dies Haus ſei unbewohnt; vor einigen Tagen habe zwar eine Frau es gemiethet, dieſe ſei aber vor drei Tagen mit allen ihren Sachen weggezogen. Ich war ganz beſtürzt über dieſe Nachricht, und alle meine folgenden Nachforſchungen, ſie aufzufinden, waren vergebens. Stets blieb es mir aber ein Räthſel, wie eine Frau ſo viele verſchiedene Eigenſchaften in ſich vereinigen konnte."

Der König war über dieſe Geſchichte ganz erſtaunt. Da trat ein anderer Aufſeher vor, und ſprach: "Mein Herr, habt die Güte, anzuhören, was mir widerfahren iſt."

Als ich zur Zeit des Präfekten Gamaluddyn Alatwaſch Polizei-Aufſeher war, genoß ich bei demſelben einer ausgezeichneten Gunſt, und er verbarg mir nichts von dem, was er unternehmen wollte. Eines Tages berichtete man ihm, daß die Tochter eines bekannten Mannes, welche viel Vermögen beſaß, einen Juden zum Geliebten habe, und daß ſie ihn alle Tage zu ſich rufen ließ, um bei ihr zu eſſen und zu trinken, ja auch ſogar die Nacht zuzubringen. Der Präfekt wollte davon nichts glauben, indeſſen befragte er doch die Wachen des Stadtviertheils darüber. Da ſagte ein Soldat von denſelben: „Was mich betrifft, ſo ſehe ich immer einen Juden in die Straße hineingehen, manchmal ſogar bei Nacht. Nur habe ich noch nicht bemerkt, in welches Hauß er hineingeht." — „Von nun an gieb auf ihn Acht," ſprach der Präfekt, "und merke dir den Ort wohl." Der Soldat ging fort, und beobachtete den Juden von nun an ganz genau. Eines Tages, als der Präfekt zu Hauſe der Ruhe pflegte, kam der

Soldat, und benachrichtigte ihn, daß der Jude ſo eben in ein gewiſſes Haus, das er ihm bezeichnete, gegangen wäre. Der Präfekt ſtand ſogleich auf, und nahm niemanden mit ſich, als mich, und ſagte zu mir ganz leiſe: »Das wird ein fetter Biſſen ſein.« Wir kamen bis an die Thüre, vor welcher wir ſtehen blieben, bis jemand heraus kam. Es war ein Mädchen, die, wie es uns ſchien, ausgeſchickt war, um für die Bewohner des Hauſes etwas einzukaufen. Wir ergriffen ſie ſogleich, gingen in das Haus, traten in einen prächtigen Saal, in welchem alle Vorbereitungen zu einem koſtbaren Mahle getroffen waren, und erblickten endlich den Juden mit der Frau daſitzend. So wie dieſe den Präfekten erblickte, und ihn erkannte, ſtand ſie auf, bewillkommte ihn auf das ehrerbietigſte, und ſprach: »Bei Gott, es geſchieht mir eine große Ehre durch deine Ankunft in meinem Hauſe, welches dadurch ganz veredelt wird.“ Sie nöthigte ihn, ſich auf den vornehmſten Platz zu ſetzen, und reichte ihm Speiſe und Trank. Sodann nahm ſie ihren ganzen Schmuck ab, wickelte ihn in ein Tuch, und ſprach: »Mein Herr, dieſes alles iſt dein.« Hierauf wandte ſie ſich zu dem Juden, und ſagte: „Stehe du jezt auf, hole im andern Zimmer deine Sachen, und thue desgleichen.“ Der Jude ſtand auf, ging in das Nebenzimmer, von da auf die Straße, und kehrte nicht wieder zurück, indem er ganz überraſcht darüber war, daß er auf dieſe

Art ſich zu retten vermochte. Als die Frau endlich gewiß zu ſein glaubte, daß der Jude wirklich in Sicherheit ſei, nahm ſie ihre Koſtbarkeiten vom Präfekten wieder zurück, und ſprach zu ihm: "Mein Herr, ziemt es ſich nicht, eine Höflichkeit mit einer andern zu vergelten? Du haſt die Güte gehabt, bei mir ein Mahl einzunehmen, und du willſt mir jezt auch noch mein Geſchmeide wegtragen? Habe die Güte, dich wegzubegeben, ſonſt rufe ich die Leute der Straße zuſammen." Der Präfekt eilte davon, und von dem gehofften fetten Biſſen bekam er nicht einen Pfennig.

Da wunderten ſich die Gegenwärtigen, doch der dritte Aufſeher ſprach: "Was mir begegnet iſt, iſt noch weit auffallender und ſonderbarer. Hört, was ich euch erzählen werde:

Als ich eines Tages mit meinen Gefährten ausgegangen war, begegnete ich einigen Frauen, die von hoher Schönheit waren. Eine unter ihnen aber übertraf alle an Anmuth und Reiz. Ich ſah ſie genauer an, und als ſie mich erblickte, blieb ſie hinter ihren Freundinnen ein wenig zurück, und wartete, bis ich zu ihr heran gekommen war, und ſie angeredet hatte. Dann ſagte ſie zu mir: "Gott möge dich beſchützen! Ich habe bemerkt, daß du mich anſaheſt, und vermuthe, daß du mich kennen magſt; wenn das iſt, ſo ſage mir, wer du biſt." Ich antwortete ihr: "Wahrlich, ich kenne dich nicht; aber meines Herzens hat ſich die Liebe zu dir bemächtigt. Deine Schönheit hat mich in Staunen geſetzt, und die Wonne deiner Augen, die dir Gott verliehen, hat mich mit Pfeilen getroffen." — "Ich habe daſſelbe bei deinem Anblick empfunden; ja beinahe noch mehr;" erwiederte ſie, "ich fühle ſo viel Neigung zu dir, daß es mir iſt, als kennte ich dich von Kindheit an." — "Wo wohnſt du?" fragte ich ſie; „erlaube, daß ich dich nach Hauſe begleite.“ — „Ach, leider!“ ſagte ſie, „bin ich hier fremd, und ich habe keinen Wohnort." — „Ich habe dir ſo viel zu ſagen,“ erwiederte ich, „denn ich wünſchte für die Zukunft gern mich deiner zu verſichern.“ — „Mir fällt ein Mittel ein," ſagte ſie hierauf, „komm und folge mir.“ Sie ging voran, und ich ging hinter ihr her, bis ſie an ein großes Haus kam, in welchem ſie den Haushälter fragte, ob in dem Hauſe eine Wohnung zu vermiethen ſei?" — "Ja wohl," erwiederte dieſer. — „Nun gut, ſo gieb mir den Schlüſſel," ſagte ſie darauf. Als ſie denſelben in Empfang genommen hatte, ſtiegen wir hinauf, und beſahen uns die Wohnung. Alsdann begab ſie ſich zum Haushälter, gab ihm eine Silbermünze, und ſprach: „Hier haſt du Schlüſſelgeld, die Wohnung gefällt uns, und hier haſt du eben ſo viel für deine Mühe. Gehe aber, und hole uns einen Teppich, damit ich die Sonnenhitze hier in der Wohnung abwarten kann, während daß der Herr ſeine Sachen hierher beſorgen wird. Des Haushälters Frau war über das Geſchenk ganz entzückt, eilte fort, und brachte uns einen Teppich, ſo wie auch Waſſer und Fächer, um uns abzukühlen. Nachdem die größte Sonnenhitze vorbei war, und wir uns von unſern zukünftigen Verhältniſſen beſprochen hatten, nahete ſich die Zeit des Abendgebets. Sie legte jezt alle ihre Koſtbarkeiten ab, und begab ſich in das Nebenzimmer mit einer Schüſſel voll Waſſer, um die geſetzlichen Abwaſchungen zu verrichten, wobei ich ſie laut beten hörte.

Neunhundert und drei und dreißigſte Nacht.

Als ſie vollendet hatte, und wieder zu mir herauskam, dachte ich bei mir ſelbſt: "Sollte ich mich von dieſer Frau an Frömmigkeit übertreffen laſſen? Nein, das ſei ferne von mir." „Ich ließ mir daher von der Haushälterin ein andres Gefäß mit Waſſer bringen, legte meine Koſtbarkeiten ebenfalls ab, entkleidete mich, und ging mit dem Waſſer ins Nebenzimmer, betete, und verrichtete meine Abwaſchungen. So wie ich vollendet hatte, trat ich heraus, um mich anzukleiden, allein ich fand weder die Frau, noch meine Kleider, noch das Geld, welches darin war, und welches in einem Beutel mit vierhundert Silberſtücken beſtand. Sie hatte alles mit ſich fortgenommen, ſogar meinen Turban. Ich hätte vor Aerger, Gram und Beſtürzung ſterben mögen. Vergebens ſuchte ich überall wenigſtens nach einem Lumpen, um mir denſelben anſtatt eines Turbans um den Kopf wickeln zu können, allein ich fand nichts. Ich rief endlich die Haushälterin herbei, und fragte ſie: "Wo iſt denn die Frau hingegangen?" — „Sie iſt den Augenblick ausgegangen," erwiederte dieſe, "um, wie ſie ſagte, nach den Kindern zu ſehen. Der Herr ſchläft oben, fügte ſie hinzu, und wenn er aufwacht, ſo ſage ihm, er möchte nicht eher ausgehen, als bis ich ihm die Sachen wiederbrächte." Da ſprach ich zu ihr: "Liebe Frau, ich will dir ein Geheimniß eröffnen; denn ich glaube nicht, daß ich mich in dir täuſche. Dieſe Frau iſt nicht meine Gattin; ich habe ſie in meinem Leben nicht geſehen, als blos heute. Sie hat nun alle meine Kleider weggetragen, und ich habe nichts um mich zu bedecken. Sei daher ſo gut, und ſchaffe mir Kleidung. „Auf dieſe Erklärung erhob ſie ein ſchreckliches Gelächter, rief alle Weiber des Hauſes und der Nachbarſchaft zuſammen und ſchrie: „Liebe Fatime, Chadige, Hariſſa, Sengna, kommt herbei, ſehet doch!" Es verſammelte ſich nun eine Menge von Weibern, die mich angafften, mich auslachten, und ſchrien: "Ach du Thor, haſt du nichts behalten, dich auszulöſen?" Eine unter ihnen näherte ſich mir, und lachte mir grade ins Geſicht. Eine andre, noch unverſchämter als jene, zeigte mit den Fingern auf mich, und rief lachend: „Haſt du es nicht gemerkt, daß ſie dich belog, als ſie ſagte, daß ſie dich liebe? Was iſt denn an dir liebenswürdiges?“ Genug es war keine, die nicht an mir ihren Witz ausließ. Blos eine einzige unter ihnen erbarmte ſich meiner, und gab mir ein ziemlich zerlumptes Tuch, womit ich mich zur Noth bedeckte, und davon eilte, voll Furcht, die Männer jener Weiber möchten noch dazu kommen, und mich in öffentliche Schande bringen. Ich hatte viele Mühe, um dem Geſchrei des Pöbels zu entkommen, und als ich endlich zu Hauſe ankam, und meine Angehörigen mich erblickten, ſo wußte ich keinen andern Ausweg, als ihnen zu ſagen, die Räuber hätten mich geplündert, und beinahe getödtet. Als ſie dies hörten, beklagten ſie mich, und dankten Gott, daß ich mit heiler Haut davon gekommen war.

Neunhundert und vier und dreißigſte Nacht.

Nun trat der vierte Vorſteher hervor, und erzählte folgende Geſchichte:

„Als ich einſt an der Thüre des Polizeigebäudes ſaß, kam eine Frau zu mir, welche erklärte, ſie ſei die Gattin eines Arztes, den ſie mir nannte. Zugleich zeigte ſie an, daß eine Menge vornehmer Leute der Nachbarſchaft bei ihrem Manne, der in dem und dem Hauſe wohnte, Wein tränken. Als ich dies hörte, wollte ich gleichwohl den Schimpf vermeiden, und ſchickte ſie zurück, ohne ſie weiter anzuhören. Ich machte mich indeſſen dennoch auf, und ging vor das mir bezeichnete Haus, an deſſen Thüre ich mich hinſetzte. Hier wartete ich, bis ſie geöffnet wurde, und als dies geſchah, drang ich ſchnell in das Haus hinein, und fand die Geſellſchaft ganz ſo, wie ſie mir beſchrieben worden war, und die Frau in der Mitte unter ihnen ſitzend. Ich begrüßte ſie; ſie dankten mir freundlich, ſtanden auf, und erwieſen mir alle mögliche Ehre. Zugleich baten ſie mich, daß ich mich ſetzen möchte, und reichten mir Speiſe. Ich benachrichtigte ſie nun von der Unannehmlichkeit, die ihnen bevorgeſtanden hätte, wofern ich einer Anzeige gefolgt wäre, die mir eben mitgetheilt worden war; ich hätte die Sache aber abgelehnt, und wäre lieber allein zu ihnen gekommen. Sie dankten mir außerordentlich dafür, lobten meine Güte, und brachten eine Summe von zweitauſend Silberſtücken zuſammen, die ſie mir übergaben, und mit denen ich mich entfernte. Nach Verlauf von zwei Monaten wurde mir ein Schreiben von dem Sachwalter des Arztes überreicht, worin mich dieſer vor den Richter lud. Als ich vor demſelben mit dem Sachwalter erſchien, erklärte mir dieſer, daß der Gaſtgeber jenes Tages von mir zweitauſend Drachmen forderte, weil ich, wie er vorgab, ſie von ihm empfangen hätte, als ein Darlehn von einem Freunde jener Frau. Ich leugnete es natürlich, allein man wies mir ein Zeugniß, worin vier Perſonen von jener Geſellſchaft beſcheinigten, daß ich dieſe Summe in ihrer Gegenwart empfangen habe. Zugleich wurden ſie vorgerufen und bezeugten dies noch obendrein gerichtlich. Ich konnte nicht wagen, ihnen ihre Undankbarkeit vorzuwerfen, weil ich mich ſonſt ſelbſt der Strafe ausgeſetzt haben würde, da ich ja unterlaſſen hatte, ſie wegen ihres Weintrinkens anzugeben, und ich mußte alſo die verlangte Summe zurückzahlen. Von da an nahm ich mir aber feſt vor, mich nie wieder von einer Frau anführen zu laſſen.“

Nun erhob ſich der fünfte Vorſteher, und erzählte folgende Geſchichte:

„In Alexandrien trug es ſich einſt zu, daß eine alte Frau zu mir kam, welche ein ſchönes Käſtchen trug, voll von vorzüglichem Geſchmeide und zwar von der feinſten Arbeit. Eine andere Frau begleitete ſie, und dieſe letzte ging von mir zu einem Seidenhändler, von dem ſie für ungefähr tauſend Goldſtücke Waaren ausnahm. „Komm mit mir zum Vorſteher,“ ſagte ſie hierauf zum Seidenhändler, „dort will ich dir ein Unterpfand geben.“ Als ſie bei mir angelangt war, zeigte ſie ihm den Inhalt des Käſtchens, und da er den Werth von Bedeutung fand, ſo trug er kein Bedenken, es als Pfand anzunehmen; und ſie ging mit der Waare davon. Unterdeß verfloß eine weit längere Zeit, als die Frau für die Wiederabholung beſtimmt hatte, und da der Seidenhändler nicht länger warten wollte, ſo zeigte er die Sache dem Präfekten an. Alle Nachforſchungen, die Frau aufzufinden, waren vergebens, und er wollte das Geſchmeide verkaufen. Allein zu ſeinem Schrecken benachrichtigte ihn ein Kenner, daß alles unecht und nur vergoldet wäre, und daß alles zuſammen höchſtens hundert Drachmen werth ſei. Da begab er ſich denn zum zweitenmal zum Präfekten, der ein ſehr liſtiger Mann war, und ihm folgenden Rath gab: „Nimm etwas aus deinem Laden, und zerbrich dann mit Gewalt das Schloß deſſelben. Sodann ſchreie und wehklage, daß es alle Leute hören, und begieb dich hierauf zum Vorſteher, und klage ihm, daß du beſtohlen worden biſt. Mache aber nur ja ſo viel Lerm als möglich, und vergiß nicht zu ſagen, daß der Laden erbrochen worden, und daß bei dem geſtohlenen Gute, ſich ein koſtbarer Juwelen-Schmuck von ſehr großem Werthe, in einem Käſtchen befunden habe, welches nicht einmal dir, ſondern einer vornehmen Perſon gehörte, die es bei dir eingelegt habe, ſo daß du in der größten Verlegenheit ſein würdeſt, wenn es von dir je zurückgefordert werden ſollte. Zugleich nimm alle Gegenwärtigen zu Zeugen, daß dein Schloß erbrochen, und das Käſtchen nebſt andern Sachen dir geſtohlen worden ſei." Der Seidenhändler verſprach dem Präfekten, alles genau ſo auszuführen. Er begab ſich ſofort nach Hauſe, zerbrach am andern Morgen das Schloß ſeines Ladens, und verſammelte durch ſein Geſchrei eine Menge von Leuten, denen er ſein Unglück auf die eben erwähnte Art erzählte. Sodann begab er ſich auf das Oberpolizeiamt und brachte dort öffentlich ſeine Klage vor. Der angebliche Diebſtahl wurde von Seiten dieſer Behörde überall bekannt gemacht, und nach drei Tagen fand ſich die alte Frau mit dem Werthe der ausgenommenen Waaren ein, und verlangte ihr zum Pfande eingelegtes Käſtchen wieder zurück. Sobald er ſie anſichtig ward, hielt er ſie feſt, und brachte ſie zum Präfekten. „Wehe dir!" ſchrie dieſer ſie an, „iſt es dir noch nicht genug, den erſten Betrug begangen zu haben? Willſt du noch einen zweiten hinzufügen; und für die geſtohlnen Juwelen mehr fordern, als ſie werth ſind?" — „Ach," rief ſie erſchrocken aus, „verzeihe mir, ich will dir alles geſtehen. Ich gehöre zu einer Diebesbande, die im Lande herumzieht. Alle Monate verſammeln wir uns, und geſtern war der Tag, wo wir uns hier in der Stadt zuſammen fanden, um uns gegenſeitig Rechnung abzulegen." — "Könnteſt du wohl," fragte ſie der Präfekt, "mir dieſe Bande in die Hände liefern?

Ich will dir alle deine Betrügereien verzeihen.“ — „Sehr gern,“ erwiederte ſie, „wenn du aber bis morgen warten willſt, ſo werden ſie nicht mehr in der Stadt ſein. Dieſe Nacht muß es noch ausgeführt werden, wenn es gelingen ſoll.“

Neunhundert und fünf und dreißigſte Nacht.

„Nun wohl,“ ſagte der Präfekt, „ſetze nur alles in Bereitſchaft.“ Da erbat ſich die alte Frau von ihm Leute, die ſie begleiten, die Bande gefangen nehmen, und ihm zuführen ſollten. „Indeß,“ fügte ſie hinzu, „befiehl du deinen Leuten, daß ſie alles, was ich ihnen ſagen werde, genau befolgen ſollen.“ Er gab ihr nun eine Anzahl von Leuten zur Begleitung, mit denen ſie ſich an die Thüre eines Hauſes begab, und daſelbſt zu ihnen ſagte: „Hier bleibet ſtehen; ich werde euch einen nach dem andern herausſchicken, und jeden ergreift!“ Sie ging hierauf hinein. Die Leute blieben draußen ſtehen und warteten eine ganze Stunde, ohne daß irgend jemand herauskam. Da es ihnen nun zu lange dauerte, und ſie ſchon lange Weile empfanden, ſo begaben ſie ſich ſelbſt hinein, fanden aber, daß das Haus nur ein Durchgang war, und

und ſich folglich niemand darin befand. Sie ſahen nun zu ſpät ein, daß die Frau ſie hintergangen hatte, und begaben ſich zum Präfekten, und zeigten ihm die Sache an. Dieſer erkannte ſogleich, daß es eine liſtige Betrügerin geweſen, und wunderte ſich blos, wie ſie ſogleich auf der Stelle den Plan zu ihrer Rettung hatte entwerfen können."

Nun begann der ſechſte Vorſteher, folgende Geſchichte zu erzählen:

"Ich wurde einſt zu einer Geſellſchaft eingeladen, deren Gaſtgeber einer meiner Freunde war. Er holte mich ſelbſt ab, und als wir in ſein Haus angekommen waren, ſetzten wir uns aufs Sopha, wo er ſich ſehr erfreut darüber zeigte, einen ſo ſchönen Tag verleben zu können. Die Geſellſchaft kam nach und nach zuſammen, das Geſpräch wurde lebhaft, und man erzählte ſich Geſchichten. Da unterbrach mein Freund die Unterhaltung mit folgenden Worten:

"Eine Begebenheit muß ich euch doch erzählen, die mir ſelber begegnet iſt. In meinen Laden kam oft ein Mann, den ich nicht kannte, und den ich in meinem Leben nicht geſehen hatte, und wenn er etwas nöthig hatte, nahm er es gewöhnlich von mir auf Borg. Das dauerte eine lange Zeit ſo fort; ja er wurde immer zudringlicher, ſo daß er manchmal an einem Tage Sachen von zehn bis zwanzig Drachmen an Werth von mir verlangte. Eines Tages kam eine

Frau von vorzüglicher Schönheit in meinen Laden, der von dem Glanz ihrer Augen förmlich erhellt wurde; denn ſie glich einem Sterne. Ich wurde von ihrer Schönheit ganz betroffen, und entſchloß mich, ſie anzureden. Ich fragte ſie nämlich nach ihrem Namen und nach ihrer Wohnung, und bat ſie um die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Allein, ohne darauf zu antworten, kaufte ſie eine Kleinigkeit, und ging davon. Mir war ganz ſo, als hätte ſie meine Seele mitgenommen; ſo ſehr war ich über ihre ſchnelle Entfernung beſtürzt. Es verfloſſen mehrere Tage, ohne daß ich den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, los werden konnte. Als ich eines Tages ganz vertieft in meinem Laden ſaß, wurde ich plötzlich durch ihren Anblick überraſcht. Sie trat nämlich wiederum in meinen Laden, und entzückte mich ſo ſehr durch ihre Unterhaltung, daß ich ſie einlud, mich mit ihrem Beſuche zu beehren. „Ich kenne dich nicht,“ erwiederte ſie, „und ich beſuche nie einen Unbekannten.“ — „Nun, ſo vergönne mir, daß ich zu dir komme,“ bat ich ſie. — „Nun ſo komm,“ gab ſie zur Antwort, und da ich vermuthete, daß ſie mich koſtbar bewirthen würde, ſo nahm ich eine bedeutende Summe Geldes mit. Sie ging voran, ich folgte ihr, und wir gelangten endlich an eine enge Straße, und in dieſer an ein Haus, deſſen Thüre ſie mir zu öffnen befahl. Ich weigerte mich, allein ſie that es nun ſelbſt, führte mich hinein, und ſchloß die Thüre hinter ſich zu. In dem Vorzimmer ſagte ſie zu mir, ich möchte hier ſitzen bleiben, bis ſie, wie ſie vorgab, ihre Dienerinnen entfernt haben würde, damit dieſe mich nicht ſähen. Nach einer Weile kam ſie unverſchleiert zurück, und ſagte zu mir: „Komm jezt, ſie ſind alle entfernt; ich werde dich nun in ein andres Zimmer führen.“ Wir gingen nun aus einem Zimmer ins andere, bis wir endlich an einen Saal gelangten, den ich aber nichts weniger, als ſchön fand. Es war weder Annehmlichkeit nach Symmetrie in demſelben; alles war darin unordentlich, ja ich möchte ſagen abſcheulich; außerdem war auch noch ein ſo widerwärtiger Geruch in demſelben, daß ich um keinen Preis mich darin hätte lange aufhalten mögen. Plötzlich wurde ich hier in meinen Betrachtungen durch das Erſcheinen von ſieben kaum nothdürftig gekleideten Männern unterbrochen. Sie hatten lederne Gürtel um, näherten ſich mir, und ohne ein Wort zu ſagen, nahm der erſte mir meinen Turban, der andre nahm das Tuch, in welches ich das Geld geknüpft hatte, ein dritter entkleidete mich, noch ein andrer kam, und band mir die Armen mit ledernen Riemen auf den Rücken. Als ſie mich ganz ausgeplündert hatten, ſchleppten ſie mich unter einen Schoppen, um mich darin umzubringen; da wurde plötzlich an die Hausthüre gepocht. Alle wurden nun von einem heftigen Schrecken ergriffen, und die Frau begab ſich hinaus, um zu ſehen, wer es wäre; ſie kehrte indeß bald wieder zurück, und ſagte: „Ihr habt nichts zu befürchten; denn euer Herr brachte eben euer Mittageſſen, und zwar einen gebratenen Schöps.“ Als der Herr nun ſelber bald darauf herein trat, ſprach er: „Was habt ihr da vor? Was wollt ihr da vornehmen?“ — „Wir haben eine Beute gefangen. Hier iſt ſie.“ Der Mann ſah mich hierauf an, that einen lauten Schrei, und rief: „Bei Gott, das iſt ja mein leiblicher Bruder!“ Dann band er mich ſogleich auf, küßte mein Haupt, und ich erkannte in ihm meinen unbekannten Freund, der mir ſo oft abgeborgt hatte.

Neunhundert und ſechs und dreißigſte Nacht.

„O mein Bruder,“ ſprach der Unbekannte, „du haſt nichts zu befürchten. Holt gleich alles her, was ihr ihm genommen habt!“ Sogleich wurde mir auch alles zurückgebracht, und ich vermißte nichts von meinen Sachen. Sodann reichte er mir einen köſtlichen Becher voll Limonade, ließ einen Tiſch decken, und ich mußte mich mit allen Uebrigen an denſelben ſetzen, und mit ihnen ſpeiſen. Als wir einige Biſſen genoſſen hatten, ſprach er: „Mein Bruder, nun haben wir Brot und Salz[11] mitſammen gegeſſen. Du biſt zur Kenntniß unſeres Geheimniſſes gelangt, und die Geheimniſſe ſind in den Herzen der Edlen tief vergraben.“ — „So wahr ich rechtlicher Eltern Kind bin,“ erwiederte ich, „werde ich nie etwas davon verlauten laſſen.“ Ich mußte ihnen dies mit einem Eide bekräftigen. Hierauf ließ man mich wieder hinaus, und ich begab mich von dannen, nachdem ich ſchon meinen Tod für gewiß gehalten hatte. Ein Monat war bereits verſtrichen, während welcher Zeit ich mich ſehr übel befunden hatte. Endlich war ich im Stande, wieder meinen Laden zu öffnen, und auszugehn. Als ich eines Tages wieder in meinem Laden ſaß, ſah ich einen ſehr ſchönen jungen Mann an meinem Laden ſtehn; er war ein Viehhändler, und hatte einen großen Beutel Geld bei ſich. Kurz darauf bemerkte ich auch die betrügeriſche ſchöne Frau, die ihm nachgefolgt war, und ihn anzulocken ſuchte.

Neunhundert und ſieben und dreißigſte Nacht.

Mit jedem Augenblicke wuchs mein Mitleiden für den jungen Mann, beſonders da ich merkte, daß er ſehr für die Frau eingenommen war. Ich gab ihm verſchiedene Zeichen, und winkte ihm, ja nicht der Frau zu folgen. Endlich bemerkte er es, und verſtand mich;

allein jener Frau waren meine Zeichen ebenfalls nicht entgangen, ſie drohte mir mit der Hand, und ging fort. Der junge Mann ließ ſich gleichwohl nicht abhalten, ſondern folgte ihr, und von dem Augenblicke an zählte ich ihn unter die Todten; doch meiner bemächtigte ſich zugleich eine ſolche Furcht, daß ich meinen Laden ſchloß, und auf ein Jahr lang verreiſte. Nach Verlauf dieſer Zeit kehrte ich wieder zurück, und öffnete meinen Laden wieder. Aber auch eben ſo bald erſchien wieder die Frau, und ſagte zu mir: „Du biſt ſehr lange abweſend geweſen.“ — „Ich hatte eine ſehr nothwendige Reiſe vor,“ antwortete ich ihr. — "Warum haſt du denn dazumal," unterbrach ſie mich, "dem jungen Türken, dem Viehhändler, ſo angelegentlich zugewinkt?" — "Behüte mich Gott," war meine Antwort, "daß ich das gethan hätte!" — „Hüte du dich künftig vor mir, daß du mir keine Hinderniſſe in den Weg legſt," entgegnete ſie, und mit dieſen Worten ging ſie davon.

Einige Zeit nachher lud mich ein Freund zu ſich ein, und nachdem wir gegeſſen und getrunken hatten, fragte er mich, ob mir einmal in meinem Leben etwas ganz ſchreckliches widerfahren wäre? — "Erzähle mir erſt, was dir widerfahren iſt," entgegnete ich; "dann werde ich dich auch von meinen Begebenheiten unterrichten.“ Da begann mein Freund folgendermaßen: „Eines Tages lud mich eine ſehr ſchöne Frau zu ſich, und ſandte einen Diener, mich abzuholen. Als er mit mir an ein ſehr ſchönes Haus kam, und er hinter mir die Thür deſſelben zugeſchloſſen hatte, und ſo eben mit mir durch eine zweite Thüre gehen wollte, ergriff mich eine ſolche Furcht, daß ich mich weigerte, mit ihm weiter zu gehn, ſondern vielmehr laut ausrief: „Bei Gott, wenn du mich nicht wieder heraus läſſeſt, ſo bringe ich dich um; denn an mir ſollt ihr eure Liſt nicht ausüben.“ — „Was fällt dir denn ein?“ fragte er mich ganz befremdet, „welche Liſt haben wir denn angewandt?“ — „Schon der garſtige Anblick jenes zweiten Zimmers,“ erwiederte ich, „dann die Abweſenheit eines Thürſtehers, der die Leute anweiſt, überzeugen mich, daß dies ein Haus des Verbrechens iſt.“ — „Mein Herr,“ erwiederte der Diener, „dies iſt hier eine geheime Thür.“ — “Geheim oder öffentlich,“ unterbrach ich ihn, „öffne mir!“ — Er öffnete, und ich eilte hinaus. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich einer ſehr ſchönen Frau begegnete. „Dir ſcheint ein langes Leben beſtimmt zu ſein,“ rief ſie mich an, da ſie mich herauskommen ſah; „denn ſonſt wäreſt du aus dieſem Hauſe nicht entkommen.“ — „Wie meinſt du das?“ fragte ich ſie. — „Bitte nur deinen Freund,“ antwortete ſie, indem ſie dich nannte; “der wird dir darüber Aufſchluß geben.“ Daher erſuche ich dich nun, lieber Bruder, erzähle mir, was dir mit dieſer Frau begegnet iſt.“ — “Ach,“ ſagte ich zu ihm, „ein ſchwerer Eid bindet mich.“ — "So übertritt ihn,“ verſetzte er. — „Wenn ich nur,“ erwiederte ich, "nicht die Folgen befürchtete!" Dennoch aber entſchloß ich mich, ihm meine Geſchichte zu erzählen. Er war darüber ganz erſtaunt, und freute ſich, daß er noch zu rechter Zeit umgekehrt war. Hierauf begab ich mich ruhig nach Hauſe. Nach Verlauf einiger Zeit wurde ich von einem andern Freunde eingeladen, ihn zu einem Manne zu begleiten, der ihn gebeten hatte, ihn zu beſuchen. Wir begaben uns dahin, und fanden einen Mann, der uns empfieng, uns einführte, und die Thüre hinter uns zuſchloß. Wir traten ſofort in einen Saal hinein, worin man uns allein ließ, und in welchem ich eine kleine Thüre erblickte, die ich öffnete. Mein Freund, welcher es bemerkte, fragte mich, was ich dort ſähe? — "Ach," erwiederte ich, "ich ſehe dort vielerlei Sachen zuſammengehäuft, unter andern aber auch abgeſchnittne Hände. Siehe du ſelbſt einmal hin." Als er einen Blick herein gethan hatte, ſagte er ſogleich: "Wir ſind verloren!" Wir überließen uns nun ganz der Traurigkeit, und dachten über unſer Schickſal nach, als auf einmal vier Männer hereintraten, und ſich meinem Freunde näherten. Dieſer indeß widerſetzte ſich, und ſtürzte einen von ihnen zu Boden. Während ſie nun alle über ihn herfielen, benutzte ich dieſen Augenblick, um eine ganz kleine Thüre zu öffnen, in welche ich mich ganz hineinſchmiegte. Leider aber bemerkte ich, daß ſie zu keinem Zimmer führte, ſondern nur dazu diente, ein Luftloch [12] zu verſchließen. Ich kroch, denn die Liebe zum Leben gab mir Kräfte, ſo gut ich konnte, hinauf, und als ich oben auf dem Dache war, ſprang ich auf eine Mauer, die nicht weit vom Dache entfernt war, und von da in eine ſehr belebte Straße hinab. Die Leute umringten mich von allen Seiten, und zum Glück ging eben der Präfekt vorbei. Dieſem erzählten die Leute ſogleich, was ſich mit mir zugetragen hatte. Er ließ ſogleich die Thüre dieſes Hauſes einſchlagen; wir aber eilten in das Haus, und überfielen die Mörder, als ſie eben meinen Freund hingeworfen hatten, um ihn zu tödten. Meiner Abweſenheit achteten ſie gar nicht; denn ſie dachten, ich könnte ihnen doch nicht entwiſchen. Der Präfekt bemächtigte ſich ihrer, und verhörte ſie. Sie geſtanden alle ihre Schuld, ſchoben indeß die größte Schuld auf jene Frau, und auf die Genoſſen, die ſie in Kairo hatten. Er ließ nun dieſe Leute alle gefangen nehmen, nachdem er die Thüren der Gemächer hatte verſiegeln laſſen. Ich hatte ſie bis jezt immer begleitet. Als ſie nun aus dem Hauſe heraus wollten, fanden ſie die Thüre, die zur Vorhalle führte, von innen verſchloſſen. Sie wurde ſogleich ausgehoben, und wir fanden eine Anzahl Räuber mit einer neuen Beute beſchäftigt, welche ſie eben ermorden wollten. Auch dieſer Leute bemächtigte ſich der Präfekt, und befreite aus ihren Händen

den unglücklichen Mann, dem er alles wiedergab, was ihm geraubt worden war. Im Augenblicke des Heraustretens in die Straße, trafen wir die Frau, wie ſie ſo eben noch eine neue Beute einbrachte. Dieſe wurde nun auch ergriffen, und man brachte aus dem Hauſe eine Menge Koſtbarkeiten zuſammen. Die Räuber wurden hierauf alle an der Mauer des Hauſes aufgeſpießt; die Frau aber wurde auf ein Kameel gebunden, nachdem man ſie an ein Brett genagelt hatte, und ſo in der Stadt herumgeführt. Auch den Beutel des türkiſchen Viehhändlers erkannte ich unter den aus dem Hauſe gebrachten Sachen. Ich dankte Gott, daß er mich auf eine ſo wunderbare Weiſe gerettet hatte; und wunderte mich blos, daß ich den Freund, der mich dazumal aus ihren Klauen riß, nicht unter ihnen bemerkte. Indeß nach Verlauf einiger Tage ging er ſelber bei mir vorbei. Ich erkannte ihn ſogleich. Er war ſeitdem Mönch geworden, und hatte die Kleider der Fakyre [13] angelegt. Er grüßte mich, doch ohne weiter mit mir zu ſprechen. Als er indeß nach einer Weile wieder zurück kehrte, da drang ich in ihn, und bat ihn, mir zu ſagen, wie er ſich von jenen Leuten hätte losreißen können. "Ach!" ſagte er, "ich habe ſie von dem Tage an verlaſſen, wo Gott dich durch meine Hand gerettet hatte; denn ſie wollten mir nicht mehr gehorchen. Seitdem habe ich es verſchworen, mich nie mehr mit ſolchem Volke einzulaſſen. Ach, wenn du wüßteſt! Aegypten iſt voll von dieſen Leuten, und ſie laſſen keine Liſt unverſucht, um einen Menſchen zu fangen." — "O, erzähle mir doch etwas von dem, was dir in dieſem Hauſe begegnet iſt." — "Ich war nie bei ſolchen Scenen zugegen," antwortete er; "denn mein Geſchäft betraf bloß den Ein- und Verkauf. Indeß von jener Frau muß ich dir doch erzählen, wie ſie einſt eine Braut geraubt hat."

Neunhundert und acht und dreißigſte Nacht.

"Unter dem Vorwande, daß bei ihr eine Hochzeit gefeiert würde, lud dieſe Frau einſt eine Braut als Hochzeitgäſtin ein[14]. Dieſe ſagte zu, und an dem beſtimmten Tage kam daher die Frau, holte die Braut ab, und brachte ſie durch die bekannte geheime Thür hinein. Sogleich ſtürzten ſich vier Leute auf ſie zu, um ſie zu tödten, und ſie ihres Geſchmeides zu berauben; allein das Mädchen bat ſie und ſprach: "Ich bin eine Braut; mich zu tödten. iſt für euch kein Ruhm; auch habe ich euch nicht beleidigt, ſo daß ihr etwa Urſach hättet, euch zu rächen. Nehmet indeß alles, was ich habe, ich will euch gern verzeihen." Da ſie ſehr ſchön war, ſo machten ihre Bitten großen Eindruck. "Wir fürchten blos," ſagten hierauf die Räuder, "daß du uns verräthſt." — "Ich will bei euch bleiben," erwiederte die Braut, "nicht aus dem Hauſe treten, ſondern euch bedienen." Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und der Vorſteher der Bande gewann ſie ſo lieb, daß er ſie für ſich erkor. So war ſie bereits ein ganzes Jahr bei ihm geweſen, und hatte ſich bemüht, ſie gut zu bedienen, und ſie hatten ſich ſchon ganz an ſie gewöhnt. Doch als ſie einſt tief in die Nacht hinein getrunken hatten, und im höchſten Grade berauſcht waren, nahm ſie ihre Sachen, entwendete dem Anführer fünfhundert Goldſtücke, und ſchor mit einem Raſirmeſſer allen dieſen Leuten den Bart ab, ſchwärzte ihre Geſichter und ging davon. Als ſie nun aufwachten, waren ſie in der größten Beſtürzung, und ſahen, daß das Mädchen ſie überliſtet hatte."

Jezt erzählte der ſiebente folgende Geſchichte:

"Eine Sängerin von vorzüglicher Schönheit und berühmt durch ihre Kunſt, begab ſich einſt auf einen öffentlichen Spaziergang, und ſezte ſich dort in eine Laube. Da näherte ſich ihr ein Mann, dem eine Hand abgehauen war, und bat ſie um etwas, indem er ſie ſtreichelnd mit dem verſtümmelten Arme berührte. Sie fertigte ihn aber mit den Worten ab: "Gott möge dir helfen!" Nach Verlauf mehrerer Tage kam ein Mann, der ſie einlud, in einer Geſellſchaft zu ſingen. Zugleich gab er ihr etwas für die Mühe ihres Ausganges. Sie machte ſich nun mit einigen ihrer Gefährtinnen auf den Weg, und nahm, was ſie nöthig hatte, mit. Der Mann, der ſie eingeladen hatte, führte ſie in eine lange Straße, an deren Ende ein ſchönes Gebäude ſtand. In dieſes traten ſie hinein, fanden aber niemanden. Sie fand indeß den Ort außerordentlich ſchön; überall waren bereits Kerzen angezündet, und der koſtbarſte Nachtiſch nebſt Wein ſtand bereit. In einem andern Zimmer war Speiſe, und noch ein andres Gemach enthielt bequeme Betten. Sie ſetzten ſich nieder, und in dieſem Augenblick bemerkte ſie, daß derjenige, der ihr die Thür geöffnet, auch nur eine Hand hatte. Dies mißfiel ihr gleich anfangs; indeß verweilten ſie darin noch einige Zeit, bis endlich ein Mann erſchien, der die Lichter anordnete, und die Wachskerzen anzündete. Dieſer war auch einhändig, und ſie bemerkte nun, daß das Haus mit einhändigen angefüllt war. Als die Geſellſchaft beiſammen war, trat der Herr des Gaſtmahls herein. Er war mit köſtlichen Stoffen bekleidet, und alle Anweſenden ſtanden vor ihm auf, und baten ihn, ſich vorn an zu ſetzen. Seine Hände waren in ſeinen Aermeln verborgen. Man überreichte ihm hierauf zu eſſen, welches er zu ſich nahm, ſo wie auch Getränk; die übrige Geſellſchaft that desgleichen, und darauf wuſchen ſie ſich die Hände. Da winkte der Beſitzer des Hauſes der Sängerin, that ſehr freundlich gegen ſie, und nachdem die Geſellſchaft noch einige Zeit mit Trinken zugebracht hatte, ſagte er zu ihr: „Kannſt du denn demjenigen noch Geſellſchaft leiſten, der ſich von dir einſt etwas erbat, und den du ſo ſchnöde abwieſeſt?" Sie ſah ihn nun genau an, und erkannte in ihm jenen Einhändigen, dem ſie das Almoſen verweigert hatte. „Was meinſt du damit?" fragte ſie ihn darauf. — "Warte ein wenig," erwiederte er, "es wird dir ſchon einfallen." Mit dieſen Worten ſtrich er ſich ſeinen Bart, nahm ihr ihren Schleier und ihre Schuhe weg, legte ſie an ſeine Seite, und ſprach: „Nun ſinge, du Schändliche." — Sie mußte denn auch wirklich bis zur Erſchöpfung ſingen, während die übrigen immerfort tranken, ſo daß ſie endlich ganz berauſcht waren. Jezt näherte ſich ihr der Thürſteher, und ſprach: „Meine ſchöne Frau, fürchte nichts. Wenn du wirſt weggehen wollen, ſo zeige mir es nur an." — „Ach, das iſt nicht dein Ernſt," antwortete ſie, „du willſt mich nur tiefer ins Unglück ſtürzen." — „Bei Gott," erwiederte er, „ich habe Mitleid mit dir; denn unſer Oberſter, dein Nachbar, hat nichts Gutes gegen dich im Sinne; er will dich nämlich dieſe Nacht noch tödten." Da ſagte die Frau zum Thürſteher: "Wenn du mir Gutes erweiſen willſt, ſo iſt jezt der Augenblick dazu." — "Wohl," ſagte er, „wenn unſer Oberhaupt jezt aufſtehen wird, um in ein andres Zimmer zu gehn, ſo werde ich ihm mit Licht vorangehn, und werde hinter mir die Thüre offen laſſen; durch dieſe kannſt du dann gehen, wohin du willſt.“ Hierauf fing ſie wieder an zu ſingen, und der Einhändige freute ſich darüber. Als ſie indeß zu ihm ſagte: "Wenn du doch nicht ſo ein abſcheulicher Menſch wäreſt!“ ſo erwiederte er ihr höhniſch lächelnd: „Bei Gott, du ſollſt das Tageslicht nicht mehr erblicken.“ Zwar legten nun ſeine Freunde Vorſprache für ſie ein, allein er ließ ſich nur unter der Bedingung erbitten, daß ſie bei ihnen ein volles Jahr bleiben ſollte, ohne je auszugehn. „Ach,“ erwiederte ſie, "ich will gern thun, was dir beliebt, und wenn ich ja gefehlt habe, ſo biſt du gewiß großmüthig genug, um mir es zu verzeihen." Er ſchüttelte indeß bei dieſen Worten mit dem Kopf. Endlich ſtand er auf, um in ein anderes Zimmer zu gehn, während ſeine Freunde noch fortſpielten und forttranken. Jezt winkte die Frau ihren Freundinnen, die mit ihr ſofort aufſtanden, und aus dem Zimmer, und dann aus dem Hauſe, deſſen Thüre ſie offen fanden, hinaus eilten. Entſchleiert, wußte ſie nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollte. Endlich kamen ſie bei einem Koche vorbei, zu welchem ſie ſagte: "Willſt du einem Todten das Leben wiedergeben?" — "Komm zu mir in den Laden," erwiederte dieſer, "dort legt euch ſchlafen, damit ihr euch erholt." Das thaten ſie denn auch, und er bedeckte ſie, damit man ſie nicht finden möchte, mit einer Menge von Spänen, womit er die Speiſen zu kochen pflegte. Kaum hatten ſie an dieſem Ort eine Weile ausgeruht, als ſie ſchon die

Stimmen ihrer Verfolger vernahmen, und Leute nach allen Richtungen umher laufen, und den Koch befragen hörten: ob jemand bei ihm vorbeigegangen wäre? Dieſer antwortete ihnen indeß: „Niemand.“ Sie hörten gleichwohl nicht auf, um den Laden herum zu gehen, und zu ſuchen, bis der Morgen anbrach, worauf ſie, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder weggingen. Der Koch befreite nun die Sängerin von ihrer Decke, und ſagte: „Steht nun auf, ihr ſeid jezt vom Tode befreit.“ Sie ſchickten nun ſogleich nach Hauſe, um ſich einen Schleier holen zu laſſen. Dieſer wurde gebracht, und ſie begaben ſich nun heim, wo ſie ſich denn von nun an bekehrten und Buße thaten. Das war recht, wie das Sprüchwort ſagt: Freude nach Kummer.“

Alle Anweſenden verwunderten ſich über dieſe Erzählung und der neunte Vorſteher begann ſodann folgende Geſchichte:

„Mir iſt etwas begegnet, was alles früher erzählte an Sonderbarkeit übertrifft. Es wurde nämlich einſt in der Stadt etwas von bedeutendem Werth geſtohlen, und ich wurde nebſt einigen meiner Gefährten aufgefordert, den Dieb zu entdecken. Da es uns aber nicht ſogleich gelang, ſo baten wir uns noch einige Tage Friſt aus. Wir vertheilten uns nun in der Stadt; ich meinerſeits aber begab mich mit fünſen meiner Gefährten in die Umgegend. Als ich ungefähr zwei Paraſangen von der Stadt entfernt war, überfiel uns ein läſtiger Durſt. Wir begaben uns in einen Garten, und ich trat zu einem bedeckten Waſſerbehälter, in welchen das Waſſer durch ein Rad gebracht wurde. Ich ging hinein, und trank, verrichtete meine geſetzlichen Abwaſchungen, und betete. In dieſem Augenblick trat der Aufſeher dieſer Waſſerkunſt hinein, redete mich zornig an, und fragte mich, wer mir erlaubt habe, hier herein zu kommen? Doch damit begnügte er ſich nicht, ſondern er ſchlug mich ſo ſehr, daß ich beinahe ohnmächtig hingeſunken wäre, ſodann band er mich neben dem Ochſen, der das Waſſerrad in Bewegung ſetzte, an, und zwang mich durch Peitſchenhiebe mit dem Ochſen zugleich das Rad zu drehen. Nach vieler ausgeſtandenen Pein band er mich endlich los, und ließ mich laufen; allein ich war zu ſchwach, um weit zu gehen, und ſetzte mich daher hin, um wieder etwas Kräfte zu ſammeln. Von meinen Freunden ſah und hörte ich übrigens nichts. Ich entſchloß mich alſo in die Stadt zurückzukehren, wo ich meine Gefährten glücklich wieder fand. Da ich vor Wuth brannte, mich an dieſem ſchändlichen Aufſeher zu rächen, ſo ſagte ich zu ihnen: „Ich habe das geſtohlne Gut gefunden, und den Dieb entdeckt; allein es iſt dabei die größte Eile nöthig. Da ich fürchte, er möchte etwas ahnen, und wenn ich allein hinkäme, mir entfliehen, ſo wollen wir uns alle zu ihm begeben, und durch irgend eine Liſt uns ſeiner bemächtigen." Wir gingen alſo mit einander zu dem Manne hin, der mich ſo ſchrecklich behandelt hatte. Ich wollte ihm nämlich gleiches mit gleichem vergelten, und lügenhafter Weiſe ihn für den Dieb ausgeben. Als wir nun hinkamen, fanden wir einen Knaben bei ihm, den wir nebſt ihm feſt banden. Der letztere indeß ſchrie, weinte und ſagte: „Bei Gott, glaubt mir, ich war nicht mit ihnen beiſammen; ſeit ſechs Monaten habe ich die Stadt nicht betreten, auch habe ich das geſtohlne Gut nirgends anders, als hier zum erſtenmal geſehen." — „Wohlan," ſagten wir, „wenn wir dich ſanft behandeln ſollen, ſo zeige es uns." Er führte uns nun an einen Brunnen, der nicht weit von dem Waſſerbehälter entfernt war, grub daſelbſt die Erde auf, und brachte alles geſtohlene heraus, woran auch nicht das geringſte fehlte. Wir bemächtigten uns der geraubten Sachen, nahmen den Aufſeher mit uns, und führten ihn nach dem Polizeiamtsgebäude, wo wir ihn nackt auszogen, und ihn durch Peitſchenhiebe zum Geſtändniß ſehr vieler anderen Diebſtähle brachten. Ich fand es ſehr ſonderbar, daß die Rache, die doch eigentlich nur mein Zweck war, uns zur Entdeckung eines Diebſtahls gebracht hatte, die vielleicht noch lange verborgen geblieben wäre."

Was das anbetrifft, ſagte **der zehnte Vorſte-**

her, ſo kann ich noch etwas auffallenderes erzählen: „Einer meiner Freunde, ebenfalls Vorſteher, begegnete einſt einem Juden, der einen Korb trug, worin fünftauſend Goldſtücke waren. Da ſagte dieſer Freund von mir zu einem ſeiner Sklawen:" „Könnteſt du wohl dieſem Juden das Geld aus dem Korbe nehmen?"— „Ich will es wohl verſuchen," erwiederte dieſer. Auch brachte er ihm wirklich den andern Tag den Korb. „Gehe jezt," ſagte nun der Auſſeher zu ihm, „und vergrabe ihn an den und den Ort." Nachdem jener dies gethan hatte, benachrichtigte er ſeinen Herrn davon. Den andern Tag, als große Sitzung in dem Polizeiamte war, kam der Jude mit einigen ſeiner Freunde, beklagte ſich über ſein Unglück, und ſagte, ihm ſei Geld geſtohlen worden, welches dem Sultan gehöre, daß er indeß überzeugt ſei, wir würden ihm zu ſeinem verlorenen Gelde wieder helfen. Wir vertröſteten ihn, wie gewöhnlich, auf drei Tage.

Neunhundert und neun und dreißigſte Nacht.

Der Vorſteher befahl hierauf ſeinem Sklawen, der das Geld genommen hatte, alles anzuwenden, um in das Haus des Juden etwas zu bringen, was ihn verdächtig und für ſein Leben beſorgt machte. Das that er denn auch, und zwar bediente er ſich folgender Liſt. Er ſchnitt nämlich einer todten Frau die Hand ab, an deren Finger ein goldner Ring ſteckte, legte ſie in einen Korb, und vergrub ſie unter eine Diele des Hauſes des Juden. Wir begaben uns nun fort, durchſuchten einige Häuſer, und kamen dann auch zu dem Juden, wo wir den bewußten Korb fanden. Wir legten nun ſogleich den Juden als einen Mörder in Ketten. Als der beſtimmte Tag herangekommen war, und wir den Präfekten bereits von der Sache unterrichtet hatten, kam ein Mann von Seiten des Sultans, welcher befahl, den Juden anzunageln und ſodann die fünftauſend Goldſtücke zu bringen; denn es ſei nicht möglich, daß eine ſolche Summe ſo leicht verloren gehen könne, wofern nicht böſer Wille dabei im Spiele wäre. — Da merkte er, daß die Liſt nicht gelungen war. Er ging nun ſofort aus, und begegnete unterweges einem Jungen, den er angriff, durchprügelte, und ihn auf das Polizeiamt brachte. Dort ſchlug er ihn nochmals, und ſagte: „Das iſt der Dieb.“ Er wollte ihn durch Prügel zum Geſtändniß bringen; allein er geſtand nichts. Doch wie er das viertemal gepeinigt worden war, ſagte er: „Ich will euch das Geld bringen.“ Man band ihn los, und er mußte die Polizeibeamten dahin leiten. Ich war mit bei ihnen, und zu allgemeinem Erſtaunen führte er uns an den Ort, wo der Sklawe des Vor.

ſtehers das Geld hin vergraben hatte. Als der Präfekt dieſen Fund ſah, freute er ſich außerordentlich, gab dem Vorſteher große Belohnungen, bekleidete ihn mit Ehrenpelzen, und brachte das Geld zum Sultan zurück; den Jungen aber hielten wir noch feſt. Jezt ſagte ich zu meinem Freunde, der das Geld eigentlich genommen hatte: „Wahrſcheinlich hat der Junge den Mann geſehen, der das Geld vergraben mußte." — „Bei Gott, das iſt nicht möglich," erwiederte dieſer. Voll Begier, zu wiſſen, wie der Junge dieſes hatte erfahren können, begab ich mich zu ihm, und pflegte ſeiner, bis er wieder zu Kräften kam. Dann ſagte ich zu ihm: „Nun entdecke mir, wie du das Geld geſtohlen haſt." — „Ach," ſagte er, „ich verſichere euch bei Gott, ich habe es nicht geſtohlen; auch habe ich es nicht eher geſehen, bis ich es aus der Erde hervorzog." — „Wie iſt denn das möglich?" unterbrach ich ihn. „Ach," ſagte er, „ich weiß ſehr wohl die Urſache, warum ich in eure Hände gefallen bin. Die Nacht vorher hatte ich nämlich meine Mutter gemishandelt und ſie geſchlagen; da verfluchte ſie mich, und ſagte: „Gott wird dich in die Hände eines Böſewichts bringen." Da ſie nun eine ſehr fromme Frau iſt, ſo fürchtete ich bei einem längeren Verweilen bei ihr einen noch härtern Fluch von ihr zu empfangen, und ging daher ſchnell von ihr weg. Da traft ihr mich dann in der Straße, und behandeltet mich ſo, wie ihr wißt. Als ich vor Schmerz über eure Schläge meines Verſtandes ſchon ganz beraubt war, glaubte ich einen innern Ruf zu vernehmen, der mir befahl, die Sache zu geſtehen, und aufs Gerathewohl euch irgend wohin zu führen. Dieſes innere, unbeſchreibliche Gefühl leitete mich dann an den Ort, wo ihr das geſuchte fandet. Ueber dieſe Erklärung verwunderte ich mich, ſuchte ihn aus dem Gefängniſſe zu befreien, und pflegte ihn, da ich ſah, daß er noch ein frommer Menſch werden würde."

Ueber dieſe Geſchichte verwunderten ſich alle Gegenwärtigen, und **der elfte Vorſteher** begann ſodann folgendermaßen:

„Einer meiner Freunde, den ich redend einführen will, hat mir folgende Geſchichte von einem Diebe erzählt."

„Als ich eines Tages auf den Markt gegangen war, bemerkte ich einen Dieb, der eben den Laden eines Wechslers erbrochen hatte, und daraus eine große Schachtel entwendete, mit welcher er ſich ſodann in einen Begräbnißort begab. Ich folgte ihm dahin. Er öffnete dort die Schachtel, um zu ſehen, was darin ſei. In dieſem Augenblicke näherte ich mich ihm, klopfte ihn auf die Schulter, und ſprach: „Guten Tag, Freund." Darüber erſchrack er fürchterlich. Ich ließ ihn indeß ſtehen, und ging davon. Nach einigen Monaten begegnete ich ihm wieder, als er ſo eben von der Polizei ergriffen, auf die Präfektur geführt wurde. So wie er mich ſah, rief er aus: „Den haltet feſt, denn er war mit dabei.“ Sie ergriffen mich nun, und ſchleppten mich fort. Als wir vor den Präfekt kamen, fragte ihn dieſer: "Was haſt du denn mit dieſem da gemein?" Da wendete ſich der Dieb um, ſah mich an, trat mir immer näher, und ſagte: „Wer hat euch denn geſagt, dieſen da zu greifen?" — „Du haſt uns ja ſelbſt zugerufen," erwiederte man ihm; „auf dies haben wir ihn feſtgenommen." — „Behüte Gott," ſagte er darauf, „den kenne ich gar nicht, ſo wie er auch mich nicht kennt. Ich habe einen ganz andern Mann gemeint, der vorbeiging." Auf dieſes ließen ſie mich wieder los. Nach einiger Zeit begegnete er mir wieder, grüßte mich, und ſprach: " Mein Herr, ein Schrecken für den andern. Hätteſt du dazumal mir etwas abgenommen, ſo hätteſt du meine Strafe mit mir theilen müſſen." Mit dieſen Worten ging er fort. —

Der zwölfte Vorſteher begann nun ſeine Geſchichte, wie folget:

„Einer meiner Freunde erzählte mir einſt folgende Geſchichte, die ihm ſelbſt begegnet iſt."

„Als ich einſt ſpät in der Nacht aus einer Geſellſchaft nach Hauſe ging, bemerkte ich in der Straße eine Diebesbande. So wie ich merkte, daß ſie mich ſahen, wurde mir ſehr übel zu Muthe. Indeſſen ſtellte ich mich betrunken, taumelte von einem Hauſe zum andern, und, mich bald rechts bald links wendend, rief ich: „O, ich bin betrunken!" Zugleich ſtellte ich mich, als hätte ich ſie nicht geſehen. Allein ſie gingen immer hinter mir her, bis ich an mein Haus kam, und an die Thüre geklopft hatte; da erſt entfernten ſie ſich. Als ich einige Tage darauf an der Thüre meines Hauſes ſtand, ſah ich einen jungen Mann auf mich zukommen, der, an eine Kette geſchmiedet, von einer Polizeiwache geführt wurde. „Mein Herr," rief er mich an, „gieb mir etwas, um Gottes Lohn." Ich erwiederte: „Gott wird dich unterſtützen." Hierauf ſah er mich lange an, und ſprach: „Das, was du mir geben könnteſt, wird nicht den Werth deines Turbans, noch deines Gürtels, noch irgend eines deiner Kleidungsſtücke, auch nicht den des Goldes oder des Silbers haben, welches du an einem gewiſſen Tage bei dir trugſt." — „Wie meinſt du das?" fragte ich ihn hierauf. — „Denke nur an jene Nacht," erwiederte er, „wo du betrunken vor Dieben herumtaumelteſt, welche dich nackt ausziehen, und dir alles rauben wollten. Ich war damals mit unter ihnen; und ſagte zu ihnen: Das iſt mein Herr, der hat mich erzogen, und den dürft ihr nicht anrühren. Auf dieſe Weiſe habe ich dich damals aus ihren Händen gerettet." Da ſagte ich zu ihm, er möchte ſtehen bleiben, bis ich in mein Haus gegangen wäre. Von daher holte ich dann eine Summe Geldes, und gab ſie ihm, welches, wie ich hoffe, Gott angenehm geweſen ſein wird, und ſo ging er dann davon.“

Der dreizehnte Vorſteher ſagte hierauf: „Ich weiß eine weit ſchönere Geſchichte;“ und begann dieſe dann mit folgenden Worten.

„Ehe ich noch Polizeibeamter wurde, hatte ich einen Laden von ſeidnen Zeugen. Da pflegte denn immer ein Sklawe zu mir zu kommen, der einer Perſon diente, die ich nur von Sehen kannte. Ich gab ihm alles, was er brauchte, und er bezahlte mich immer pünktlich. Eines Tages war ich in Geſellſchaft mehrerer Freunde, bei denen ich mich bis ſpät in die Nacht aufhielt. Wir tranken, beluſtigten uns, und ſpielten endlich das Spiel Taab. Einer unter uns wurde daher zum Weſir ernannt, ein anderer wurde zum Sultan gemacht, und ein dritter mußte Scharfrichter ſein. Als wir im beſten Spiele waren, trat, ohne unſre Erlaubniß, ein Schmarotzer [15] herein, den keiner von uns kannte. Wir ließen uns indeſſen nicht ſtören, und er ſpielte mit uns. Endlich ſagte der Sultan im Spiele zum Weſir: „Führt mir den Schmarotzer vor, der ohne Erlaubniß zu den Leuten geht, damit wir erfahren, wer er iſt. Ich werde ihm dann den Kopf abhauen laſſen.“ Der Scharfrichter ſchleppte ihn vor den Sultan, und da wir bei uns einen

Säbel hatten, der ſo ſtumpf war, daß er kaum Butter zerſchnitten haben würde, ſo ſprach der Sultan zum Scharfrichter: „Haue ihm den Kopf ab." Er hieb zu, und zu unſer aller Entſetzen fiel der Kopf wirklich herunter. Der Rauſch des Weins verließ uns auf der Stelle, und wir befanden uns in dem grauſamſten Zuſtande. In der Verlegenheit wußten wir kein beſſeres Mittel, als den Körper herauszuſchleppen, und ihn nach Möglichkeit zu verſcharren. Ich aber nahm den Kopf, und wollte ihn in den Fluß werfen. In meiner Trunkenheit ging ich denn alſo in meinen blutbeſpritzten Kleidern fort. Aber mitten auf meinem Wege begegnete mir ein Mann, den ich für denjenigen erkannte, der vormals von mir die Waaren angenommen hatte, jezt aber zu einer Diebesbande gehörte. Er erkannte mich und fragte: „Biſt du nicht der und der, und was trägſt du denn da?" Da beantwortete ich ſeine Frage, und erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ließ ſich nunmehr den Kopf zeigen, und erkannte ihn für den ſeines leiblichen Bruders.

Neunhundert und vierzigſte Nacht.

Jedoch um uns genauer davon zu überzeugen, gingen wir an den Fluß, und wuſchen ihn ab, und er überzeugte ſich, daß er ſich geirrt habe. „Ja,“ ſagte er hierauf, „es iſt mein Bruder. Er hatte die Gewohnheit, ſich bei den Leuten einzuſchleichen, um eine gute Mahlzeit zu genießen, und ſich zu beluſtigen.“ Der Mann warf indeſſen doch den Kopf ins Waſſer; ich aber war tödtlich beſtürzt. „Fürchte nichts,“ ſagte er indeß zu mir, „du ſollſt die Strafe dieſes Unglücks nicht tragen, da es ganz wider Willen geſchehen iſt.“ Er half mir alsdann meine Kleider abwaſchen, begleitete mich bis an mein Haus, und verließ mich da, indem er mir nochmals ſagte: „Fürchte nichts, und ſei unbeſorgt; denn du haſt mir früher Freundſchaft erwieſen, und von nun an ſollſt du mich nicht mehr wiederſehen. Mit dieſen Worten ging er davon.“

Da wunderten ſich die Abweſenden über die Zurückhaltung des Mannes, über ſein Verzeihen und über ſeine Höflichkeit.

Nun fing der vierzehnte Beamte an, folgende Poſſe zu erzählen:

„Ein Dieb ging in ein Haus, um von einem großen Haufen Getreide einen Sack voll zu ſtehlen. Auf dem Getreide lag ein großer kupferner Keſſel, deſſen man ſich als Maaß zu bedienen pflegte. Indeß er merkte, daß die Leute des Hauſes beobachtet hatten, und hörte, daß ſie ihm nachliefen. Nirgends ſah er einen Schlupfwinkel, und fand ſogar daher kein anderes Mittel, als ſich in den ungeheuren Haufen Korn ſchnell zu verbergen und jenen Keſſel über ſeinen Kopf zu decken. Die Leute kamen, ſuchten ihn überall, fanden ihn aber nicht. Jedoch der Staub des Getreides war dem Manne ſo in die Naſe gefahren, daß er auf einmal ſchrecklich nieſen mußte, und da dieſer Ton aus dem Keſſel kam, ſo hoben ſie dieſen auf, und fanden den Mann darunter. Sie ergriffen ihn nun, und wollten ihn auf das Polizeiamt führen. Allein er bat ſie, und ſprach: „Seid barmherzig gegen mich, und habt Mitleid mit mir, wie ich gegen euch Mitleid gehabt habe; denn als ich ſah, daß ihr euch ſo mühetet, mich zu ſuchen, nieſte ich, um euch den Ort anzuzeigen, wo ich mich verborgen hielt. Erbarmt euch meiner, ſo wird ſich auch Gott eurer erbarmen.“ Da ließen ſie ihn laufen, ohne ihn zu ſtrafen. —

Hierauf ſprach der Sultan: „O liebe Scheherazade, erzähle mir noch eine Geſchichte.“ —

„Eine ähnliche fällt mir eben ein,“ erwiederte ſie. „Ein Mann hatte ſich bei folgender Gelegenheit den Namen des Unerſchrockenen erworben. Einſt ging er mit einem ſeiner Gefährten auf einen Markt, wo ſie viele Sachen ſtahlen; dann trennten ſie ſich, und jeder ging heim in ſeine Stadt. Aber an einem gewiſſen Tage verſammelte ſich die ganze Diebesbande, und als ſie im beſten Trinken waren, zog einer unter ihnen einen ſehr koſtbaren Stoff hervor, und ſagte: „Wer unter euch wird wohl die Kühnheit haben, es zu wagen, dieſen Stoff auf demſelben Markte, ja auf demſelben Platze zu verkaufen, auf welchem er geſtohlen worden iſt? Einem ſolchen wollen wir dann den Zunamen des Unerſchrockenen geben." Da ſagte jener: „Ich will es thun." — „Nun, ſo mache dich auf," ſagte die Geſellſchaft zu ihm, „wir wünſchen dir Glück zu deinem Unternehmen." Er nahm nun am andern Morgen den Stoff, ging auf den Markt, wo er genommen worden war, und ſetzte ſich an denſelben Laden, woraus man ihn geſtohlen hatte. Hier ließ er ihn durch den Ausrufer feil bieten. Dieſer nahm den Stoff, bot ihn dem Meiſtbietenden zum Kauf an, und da der Herr des Ladens den Stoff für den ſeinigen erkannte, ſo that er ebenfalls einige Gebote darauf, ſchickte aber zum Polizeiaufſeher. Dieſer kam, und bemächtigte ſich deſſen, der den Stoff gebracht hatte. Indeß er war erſtaunt, an ihm einen ſo unerſchrockenen Mann zu ſehen; auch fand er, daß er ſchöne Kleider und ein ſehr ehrbares Ausſehen hatte. Er fand ſich daher veranlaßt, ihn vorher zu fragen, woher er dieſes Stück habe? „Von dieſem Markte," antwortete er ganz unbefangen, „und aus dieſem Laden, an welchem ich ſaß." — „Haſt du ihn denn von dem Herrn des Ladens gekauft?" — „Nein," erwiederte er, „ich habe dieſen Stoff und noch mehreres andere geſtohlen.“ — „Wie kannſt du denn aber,“ fragte der Polizeibeamte, „eine Sache an demſelben Ort verkaufen, wo ſie geſtohlen worden iſt?“ — „Das,“ erwiederte er, „kann ich nur dem Sultan entdecken, und zugleich will ich ihn wegen etwas wichtigen warnen.“ — „Entdecke mir es,“ erwiederte der Polizeibeamte. — „Biſt du der Sultan?“ fragte ihn hierauf der Dieb. Ein kurzes Nein war ſeine Antwort. „Nur dem Sultan will ich mich offenbaren, habe ich dir ſchon geſagt? bringe mich zu ihm.“ Als ſie vor dieſen kamen, ſprach der Dieb: „O Herr, ich will dir etwas entdecken; bitte aber zugleich um deine Gnade.“ — „Und was willſt du mir denn entdecken?“ fragte ihn der Sultan, welchen der Polizeibeamte ſchon von allen Umſtänden der Verhaftung jenes Mannes benachrichtigt hatte. „O Sultan,“ antwortete er, „ich war ein Dieb; nun aber thue ich Buße, und verſpreche dir alles Diebesgeſindel und alle Uebelthäter in deine Hand zu liefern, und wen ich dir anzuzeigen unterlaſſe, an deſſen Stelle will ich ſelber die Strafe leiden.“ Der Sultan, der wohl einſah, daß der Zweck dieſes Mannes nur dahin ging, ſich ihm vorſtellen zu laſſen, weil er dieſes ſonderbare Mittel gewählt hatte, traute ſeinen Worten, ließ ihm ein ſchönes Kleid geben, ſchenkte ihm ſeine Freiheit, und wünſchte, daß er in ſeiner Buße fortfahren möchte. Von da ging dann der Dieb zu ſeinen Genoſſen, denen er die ganze Geſchichte erzählte, und die ihn dafür den Unerſchrockenen nannten, und ihm auch noch den Preis dieſer That, über welchen ſie unter ſich einig geworden waren, einhändigten. Nun aber nahm der Unerſchrockene den ganzen übrigen Theil des geſtohlenen Gutes in Beſchlag, und überlieferte ihn dem Sultan, wodurch er bei dieſem zu hohem Anſehn kam, ſo daß dieſer befahl, das ganze Gut ihm zum Lohne zu laſſen. Dann fuhr er fort, manchmal Kleinigkeiten zu überliefern, bis man endlich ganz vergaß, daß er früher ein Dieb geweſen war.“

Nunmehr trat der funfzehnte Vorſteher hervor, und ſagte: „Ich kann euch ein Beiſpiel erzählen, daß Gott das eigne Zeugniß der Diebe gegen ſie ſelbſt gewandt hat, und zwar kann ich das durch folgende Geſchichte beweiſen.“

„Ein Mann hatte lange Zeit das Räuberhandwerk für ſich allein betrieben. Nachdem er nämlich anfangs kleine Diebereien begangen hatte, war er endlich ſo weit gekommen, daß er allein es wagte, einer Karawane etwas zu ſtehlen. Dabei entgieng er ſtets der Wachſamkeit der Behörde, indem er ſich jedesmal in die Gebürge flüchtete. Einmal reiſte auch ein Mann durch die Gegend, wo dieſer Räuber ſich aufhielt. Er war ganz allein, und ahndete nicht das Unglück, das ihm hier bevorſtand. Kaum hatte er die Hälfte ſeines

Weges zurückgelegt, als jener Räuber auf ihn zukam, und ausrief: „Liefre mir aus, was du bei dir haſt; denn dies iſt die lezte Stunde deines Lebens." — „Tödte mich nicht," bat ihn jener, „ſondern nimm den vierten Theil von allem, was ich bei mir habe, an." — „Ich will das Ganze," erwiederte der Dieb. — „Nun wohl," ſagte der Kaufmann, „nimm die Hälfte, und laß mich gehen." — „Ich theile nicht mit dir," ſagte jener; „das Ganze will ich nehmen, und dann dich tödten." — „So nimm es denn hin," erwiederte der andre. Der Räuber nahm es, und ſchickte ſich hierauf an, ihn zu tödten. „Was thuſt du da?" ſprach jezt der Kaufmann, „laſtet denn auf mir ein Vergehen, welches Blutrache verdient?" Doch jener ließ ſich durchaus nicht erbitten. Da fiel ihm der Mann zu Füßen, drang mit Bitten in ihn, und flehte ſeine Barmherzigkeit an; allein der Räuber hörte gar nicht auf ihn, ſondern warf ihn zu Boden. Da ſah ſo eben der Kaufmann ein Rebhuhn hoch über ihm fliegen. In ſeiner Verzweiflung rief er aus: „O Rebhuhn, bezeuge, daß dieſer hier auf die ungerechteſte Art mein Mörder iſt. Alles, was ich bei mir führe, habe ich ihm angeboten, um mein Leben für meine Kinder zu erhalten; allein er hat ſich dadurch nicht bewegen laſſen. Zeuge alſo wider ihn; denn in dem heiligen Koran ſteht: Gott iſt nicht unaufmerkſam auf die Thaten der Gottloſen.“ Indeß alles dieſes war vergebens, und der Räuber hieb ihm den Kopf ab. Nach einiger Zeit wurden die Bemühungen der Behörde endlich mit Erfolge gekrönt, und der Uebelthäter eingezogen. Allein er wußte ſich ſo gut zu benehmen, daß er ſich bei den Vornehmſten einſchmeichelte, und daß ſie, in Hoffnung, er würde ihnen bei Einfangung andrer Räuber nützlich ſein können, ihn nicht nur gut behandelten, ſondern auch noch reichlich beſchenkten. Ja er wurde ſogar ein Freund des Präfekten, aß und trank faſt täglich bei ihm, und wurde ſo vertraut mit ihm, daß er ihm manche Begebenheit ſeines früheren Treibens erzählte. Eines Tages wurden bei der Mahlzeit auch gebratne Rebhühner aufgetragen. Als der Räuber dieſe ſah, lachte er laut auf. Darüber erzürnte ſich der Präfekt, und fragte ihn: „Warum lachſt du? Spotteſt du meiner, oder findeſt du hier etwas unſchickliches?“ — „Nein, gewiß nicht,“ ſprach jener; „allein, als ich dieſe Rebhühner ſah, erinnerte ich mich an etwas aus meinen früheren Zeiten.

Da ich nämlich noch Straßenräuber war, überfiel ich einſt einen Mann, der in ſeinem Mantelſacke viel Geld hatte. „Gieb mir den Sack,“ rief ich ihm zu, „deine lezte Stunde hat geſchlagen.“ Er bot mir den vierten Theil an, dann die Hälfte, endlich das Ganze, damit ich ihn nur möchte gehn laſſen; allein ich ſagte:

„Ich muß dich tödten.“ Während dieſes Geſprächs ſah er Rebhühner fliegen und rief aus: „Ihr Rebhühner, ſeid Zeugen, daß dieſer ungerechter Weiſe mein Mörder iſt, und mich nicht für meine Kinder leben laſſen will, da ich ihm doch alles, was ich habe, angeboten habe.“ Allein ich hörte nicht auf ihn, ſondern tödtete ihn, ohne mich um das Zeugniß der Rebhühner zu bekümmern.“ Ueber dieſe Schändlichkeit ergrimmte der Präfekt ſo ſehr, daß er ſein Schwert zog, und ihm mit eigner Hand den Kopf abhieb, welcher auf den Tiſch fiel. In demſelben Augenblick hörte man eine Stimme folgende Verſe herſagen:

„Wenn du nicht willſt mit Böſem behandelt ſein, ſo thue du ſelbſt nichts Böſes. Thue vielmehr Gutes, ſo wird dir Gott mit gleichem vergelten.“

„Denn alles, was dir zuſtößt, iſt dir von Gott vorher beſtimmt; allein deine Thaten, die Gott auch voraus ſah, legen den Grund dazu.“

Auf dieſe Art hatten denn die Rebhühner wirklich gegen ihn Zeugniß abgelegt.“

Da wunderten ſich die Gegenwärtigen, und riefen: „Wehe den Gottloſen!“

Der ſechzehnte Vorſteher erzählte ſeine Geſchichte mit folgenden Worten:

„Eines Tages begab ich mich auf die Reiſe. Unterweges kam ein Räuber auf mich zu, und wollte mich tödten. "Bei mir wirſt du nichts finden," ſagte ich zu ihm, "ich habe nichts bei mir, und du wirſt von mir nichts gewinnen." — „Nun wohl," erwiederte der Räuber, "ſo habe ich doch wenigſtens den Vortheil, dich zu tödten." Da nun nichts half, und er ſich meiner bemächtigen wollte, gelang es mir, ihm zu entfliehen. Jedoch am Ufer des Nils holte er mich ein, warf mich auf die Erde, und kniete mir auf die Bruſt. Da flehete ich Gott um Hülfe, und ſprach: „O Herr, rette mich von dieſem Böſewicht." Dieſer zog unterdeß ſein Meſſer hervor, und wollte mich erſtechen. In demſelben Augenblicke aber kam ein Krokodil aus dem Fluſſe, ſtürzte ihn von meiner Bruſt, nahm ihn in ſeinen Rachen, während er noch das Meſſer in der Hand hatte, und pries ihn, daß er mich auf eine ſo wunderbare Art gerettet hatte."

Hier ſchwieg Scheherasade, weil ſie den Morgen anbrechen ſah, und in der nächſten Nacht begann ſie folgende Geſchichte:

Neunhundert und ein und vierzigſte Nacht.

Geſchichte

des Kalifen Harun Arraſchyd und der Tochfatulauloub. *)

Der Kalif Harun Arraſchyd, welcher in Bagdad reſidirte, hatte unter ſeinen nächtlichen Erzählern einen gewiſſen Abdullah ben Naſe ganz beſonders ausgezeichnet, und konnte ihn faſt gar nicht entbehren. Indeß bemerkte Abdallah nach einiger Zeit, daß der Kalif ſich weniger um ihn bekümmere, und daß er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, oft ganze Tage lang nicht nach ihm fragte. Dies ſchmerzte ihn außerordentlich, und er ſagte bei ſich ſelbſt: "Ach, wie kommt es, daß das Gemüth des Fürſten der Gläubigen ſich ſo geändert

---

*) D. i. Geſchenk der Herzen.

hat, daſs er mich keines Blicks mehr würdigt, daſs ich nicht mehr an ihm die Heiterkeit ſehe, die ihm ſonſt ſo eigen war.“ In ſeiner Betrübniſs ſagte er folgende Verſe her:

»Wer in ſeiner Familie oder in ſeinem Lande nicht mehr geſchätzt wird, für den giebt es nichts beſſeres, als die Entfernung.«

»Fliehe alſo ein Haus, in welchem du gering behandelt wirſt, und betrübe dich nicht, wenn du ſolche Freunde verläſſeſt.«

»Siehe, wie der rohe Ambra im Bergwerk auf dem Boden herum liegt. Iſt er aber zu Tage gefördert, ſo wird er als Schmuck am Halſe getragen.«

»Das Collyrium, dieſes wohlthätige Augenpulver, iſt an dem Ort ſeines Entſtehens nur ein unbedeutender Stein, der auf die Straße geworfen wird.«

»Iſt er aber aus ſeiner Grube gezogen, ſo erreicht er die höchſte Ehrenſtelle, denn man trägt ihn in den Augen.«

Abdullah ben Nafé konnte dieſen Zuſtand nicht länger ertragen, ſondern er verließ die Hauptſtadt des Fürſten der Gläubigen, ohne irgend jemanden von ſeinem Vorhaben zu unterrichten, und ohne irgend eine Bedienung mitzunehmen. So durchreiſte er die entfernteſten Gegenden, und die Staubmeere der Wüſten, ohne ſich ein beſtimmtes Ziel vorzuſetzen. Unterweges ſtieß er auf eine Karawane, die nach Indien reiſte, und ſchloß an dieſelbe ſich an. Die Reiſe war ſehr glücklich, und ſie langten ohne alles Ungemach in Indien an, wo er ſich in einer namhaften Stadt eine Wohnung miethete. Hier nahm er viele Tage lang keine Speiſe zu ſich, und kein Schlaf erquickte ihn; und zwar geſchah dies nicht etwa wegen Mangel an Gelde, ſondern ſeine trüben Gedanken verhinderten ihn, Schlaf und Speiſe zu genießen. Wie konnte es auch anders ſein, wenn er bedachte, wie der wandelbare Stern des Glücks ſich gegen ihn gewendet, und wie das Wohlwollen des Fürſten, unſers Herrn, ſich in Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelt hatte. Nach Verlauf einer längeren Zeit hatte er in jenem Lande einige Bekanntſchaften gemacht, und Freunde gefunden, an die er ſich inniger anſchloß, und mit denen er ſich häufig beluſtigte. Als nächtlicher Erzähler des Fürſten der Gläubigen war er wohl fähig, ſie mit den reizendſten Geſchichten zu unterhalten, ihnen die niedlichſten Verſe herzuſagen, und die intereſſanteſten Begebenheiten mitzutheilen. Sein Ruf erſcholl bis zum Könige Gamhour, dem Beherrſcher von Kaſch'amar in Indien. Dieſer ſchickte nach ihm, und ließ ihn zu ſich einladen. Er begab ſich auch ſogleich zu ihm, warf ſich vor ihm zur Erde, und der Fürſt empfieng ihn auf das gnädigſte und wohlwollendſte. Er befahl nämlich, ihn drei

Tage lang in dem Schloſſe, das für Fremde beſtimmt iſt, zu bewirthen, und am vierten ſchickte er einen Kammerherren zu ihm, um ihn zu ſich zu laden. Als er vor dem Könige erſchien, empfieng ihn dieſer abermals auf eine höchſt ausgezeichnete Weiſe, und der Dollmetſcher erhielt Befehl, ihm folgendes zu ſagen: „Der König Gambour hat von dir Kunde erhalten, und gehört, daß du ein vortrefflicher Geſellſchafter und ein angenehmer Unterhalter ſeieſt. Er wünſcht dich bei ſich in dieſer Eigenſchaft anzuſtellen, damit du ihm Erzählungen und Begebenheiten mittheilſt, die ihn aufheitern können.“ Abdallah ben Naſé nahm dieſes Anerbieten dankbar an, und erfüllte den Wunſch des Königs zu deſſen völliger Zufriedenheit. Dieſer erhob ihn nun von einer Ehrenſtelle zur andern, bekleidete ihn mit Ehrenpelzen, und wies ihm eine prächtige Wohnung in ſeinem eigenen Palaſte an; denn er konnte ſich kaum auf eine Stunde von ihm trennen. So brachte er eine lange Zeit damit hin, daß er ihm alle Nächte Geſellſchaft leiſtete, und ihn unterhielt, und wenn der größte Theil der Nacht vorbei war, und der Schlaf den König anwandelte, ſo verließ dieſer ihn nie, ohne ihm zu ſagen: „Von meiner Seite ſollſt du nie Aenderung erfahren, und von meiner Perſon dich nie trennen.“ Dieſe Aeußerungen der Huld nahm er ſtets mit großem Dank auf.

Der König hatte einen ſehr ſchönen und liebenswürdigen Sohn, welcher der Fürſt Muhammed genannt wurde. Dieſer war wohl unterrichtet, ſprach ganz vortrefflich, und hatte viele Bücher ſtudirt. Sein Lieblingsvergnügen aber war die Unterhaltung durch Verſe, durch Erzählungen und Geſchichten. Da er der einzige Sohn des Königs Gamhour war, ſo liebte dieſer ihn unausſprechlich. Der Prinz ſpielte unter andern auch ſehr gut die Laute und andere Inſtrumente: auch hatte er ſich angewöhnt, jedesmal, wenn der König ſchlafen ging, die Stelle ſeines Vaters einzunehmen, und Abdullah zu bitten, ihn mit Erzählungen zu unterhalten. In dieſer Lage, geliebt von Vater und Sohn, brachte Abdullah ben Nafé lange Zeit zu. Eines Tages, als der König ſich zum Schlaf entfernt hatte, näherte ſich ihm ſein Sohn und ſprach. —

Hier bemerkte Scheheraſade den Morgen. In der folgenden Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Neunhundert und zwei und vierzigſte Nacht.

„Ich wünſchte ſehr, daß du mir etwas ganz außerordentliches erzählen möchteſt, desgleichen du noch nie, weder mir noch meinem Vater je vorgetragen haſt.“ — „Mein Herr!“ erwiederte dieſer; „von welcher Art und Gattung ſoll dieſe Geſchichte denn ſein, die du von mir verlangſt?“ — „Es muß etwas ſehr ſchönes ſein,“ ſagte der Prinz, „es mag ſich nun in älteren oder in unſeren Zeiten zugetragen haben, es ſey, was es auch ſei.“ — „Mein Herr,“ erwiederte Ben Nafé, „ich weiß ſehr viele dergleichen Geſchichten; ſage mir aber zuvor, ob du lieber ſolche höreſt, die unter Menſchen vorgefallen ſind, oder aber ſolche, worin Geiſter in die Ereigniſſe der Menſchen eingreifen?“ — „Von dieſen lezteren,“ rief der Prinz, „wünſchte ich eine zu hören, wenn du nämlich ſelbſt Augen- oder Ohrenzeuge davon geweſen biſt.“ — „Das will ich gern und willig thun,“ ſprach Abdullah, „und ich kann dich zugleich verſichern, daß dieſe Geſchichte höchſt anmuthig und anziehend iſt, da ſie ſich während der Zeit meiner Abweſenheit in Bagdad ſelbſt zugetragen hat.“ — „O erzähle ſie mir,“ ſprach der junge Fürſt Muhammed, „ich höre dir aufmerkſam zu.“ Abdullah begann nun folgendermaßen:

Der Statthalter des Herren der Kreaturen 16
Harun Arraſchyd hatte einen Geſellſchafter, mit Namen Iſhak Ben Ibrahym. Er war aus Moſſul gebürtig und der geſchickteſte Lautenſpieler ſeiner Zeit, und der Fürſt der Gläubigen hatte aus lauter Zuneigung gegen ihn, ihm eines ſeiner eigenen Schlöſſer ein-

geräumt, in welchem er den Sklawinnen Unterricht in der Muſik und im Singen gab. Wenn dann eine unter ihnen einen hohen Grad der Kunſt erreicht hatte, ſo ließ er ſie vor den Kaliſen bringen; dieſer befahl ihr dann zu ſpielen oder zu ſingen; gefiel ſie ihm, ſo wurde ſie in ſein Harem, oder Frauengemach gebracht, erwarb ſie ſich aber nicht ſeinen Beifall, ſo führte man ſie in das Schloß Jſhak's zurück. Eines Tages fühlte ſich der Kaliſe ſehr beklommen. Er wünſchte daher ſich etwas aufzuheitern, und ſchickte nach ſeinem Weſir, Ga'far aus dem Geſchlecht Barmek, ferner nach eben dieſem Jſhak, ſeinem Geſellſchafter, und nach Maſſrur, dem Schwertträger und Vollſtrecker ſeiner Rache. Als ſie ankamen, verkleidete ſich der Kaliſe, machte ſich ganz unkenntlich; desgleichen thaten auch Ga'far und Maſſrur. Mit ihnen war noch Alfadhl, Bruder des Ga'far, und ein gewiſſer Jonas. Dieſe alle gingen durch eine geheime Thüre des Schloſſes, welche auf den Tigris zu führte, hinaus, beſtiegen einen Kahn, ſchifften hinüber, ſtiegen am jenſeitigen Ufer aus, und ſetzten dort ihren Weg ganz gemächlich fort, bis ſie an die Pforte einer Hauptſtraße kamen. [17] Da begegnete ihnen ein ſehr angenehmer, ehrwürdiger Greis, von ſtattlichem und vornehmen Aeußeren. Dieſer grüßte den Jſhak ben Jbrahym ehrfurchtsvoll, — weil er nur dieſen allein unter den Begleitern kannte, denn der Kaliſe war gar nicht zu erkennen, — ſo wie auch die übrigen, die er für Freunde des Ibrahym hielt. „Heute,“ begann der Greis zu ihm, „iſt eine Lautenſpielerin zu mir gekommen, die, wie ich dich, mein Herr, verſichern kann, alles übertrifft, was wir je geſehen haben, ſowohl an Schönheit, als an feinen Sitten. So eben wollte ich mich zu dir begeben, um dich davon zu benachrichtigen; nun aber hat mir Gott die Mühe erleichtert. Ich will ſie dir gleich vorſtellen; gefällt ſie dir, ſo iſt es eine abgemachte Sache, wo nicht, ſo verkaufe ich ſie.“ — „Sehr wohl,“ ſprach Iſhak, „gehe mir voran, ich will dir folgen und ſie mir anſehen.“ Der Greis küßte ihm hierauf zum Zeichen ſeiner Hochachtung die Hand und ging voran. Harun Arreſchyd aber fragte jezt den Iſhak, was das für ein Mann wäre, und welch ein Anliegen er gehabt hätte. Worauf dieſer ihr berichtete, er heiße Sayd Annahas und es ſei derjenige, welcher für ſie Sklawinnen und Sklawen einkaufe, und daß er ihn ſo eben benachrichtiget habe, daß eine ſehr ſchöne und vorzügliche Lautenſpielerin bei ihm zu ſehen und zu verkaufen ſei, daß er ſie aber nicht eher jemanden zeigen und anbieten wolle, — fügte Iſhak hinzu, — bevor ich ſie nicht in Augenſchein genommen hätte. „Wir wollen zuſammen hingehen,“ „ſprach der Kalif,“ und unter dem Vorwande, ſie anzuſehen, wollen wir die übrigen Sklawinnen mit betrachten.“

Iſhak ſagte hierauf erfreut: „Ja, Fürſt der Gläubigen, deinem Befehle will ich nachkommen.“ Und ſo gingen ſie denn unter der Führung des Sayd Annahas immer weiter, bis ſie an ſein Haus kamen, welches ſie ſehr hoch und geräumig fanden. Es war in mehrere große und kleine Gemächer abgetheilt, je nachdem die Sklawen ſchöner oder geringer waren, und die Leute, meiſtens Käufer, ſaßen auf Teppichen. Iſhak und ſeine Genoſſen traten nun in die Mitte des Orts, und ſahen dem Verkauf der Sklawen, der Mameluken und der Knechte zu. Sobald ein Kauf geſchloſſen worden war, gingen die Käufer weg, und andre ſetzten ſich an ihre Stelle. Da ſprach endlich Sayd Annahas: „Nunmehr wird kein Verkauf unter tauſend Goldſtücken geſchloſſen, daher ſetze ſich niemand hin, der nicht dieſe Summe ausgeben will.“ Da gingen ſie alle fort, und blos der Kalif blieb mit ſeiner Umgebung da. Die ſchöne Lautenſpielerin wurde jezt vorgerufen, nachdem man für ſie einen prächtigen Stuhl, ganz nach griechiſcher Art gepolſtert, hingeſetzt hatte. Als ſie herein kam, wies ihr Sayd ihren Platz an, welchen ſie, nachdem ſie alle gegrüßt hatte, einnahm. Sie glänzte von Anmuth und Schönheit, nahm die Laute, präludirte, um zu ſehen, ob ſie geſtimmt wäre; dann ſtimmte ſie dieſelbe, und ſchlug Akkorde an, welche die Abweſenden ganz entzückten. Hierauf ſang ſie folgende Strophen:

„Sanfter Morgenwind, wenn du in das Land derer kommſt, die ich liebe, ſo bringe ihnen meinen beſten Gruß.“

„Sage ihnen, daß ich mich ſelbſt als das Unterpfand ihrer Liebe betrachtete, und daß meine Sehnſucht nach ihnen jede andre Begierde überſteigt.“

„O ihr, die ihr mein Herz, mein Auge und meine Sinne beſchäftigt, täglich nimmt meine Sehnſucht nach euch zu, ſo wie mein Kummer.“

„Mein Herz iſt täglich deshalb in großer Beklommenheit, und mein Auge kennt keinen Schlaf.“

Jſhak lobte das Mädchen wegen der Schönheit ihres Geſangs, und erhob dieſen Augenblick über die ſchönſten ſeines Lebens.

Neunhundert und drei und vierzigſte Nacht.

Das Mädchen, erfreut über dieſes Lob, ſtand auf, küßte ihm die Hand, und ſprach: „O Herr, in deiner Gegenwart verſagen mir leider die Hände ihren Dienſt, aus Hochachtung für dich, ſo wie die Zeugen bei deinem Anblick, und der beredteſte könnte wohl vor dir verſtummen. Aber du biſt auch eben ſo nachſichtig, und ich erlaube dir daher, meinen Schleier abzunehmen.“ Er ſtand daher auf, fragte ſie, wer ſie wäre, und was ſie bedürfte? Zu gleicher Zeit hob er eine Seite ihres Schleiers auf, und erblickte ein Mädchen wie der aufgehende Vollmond, oder wie der glänzende Bliz. Sie hatte zwei lange ſchwarze Haarlocken, die ihr weit über die Ohrgehänge herunterhingen. Sie küßte nochmals ſeine Hand, und ſprach: „Wiſſe, mein Herr, daß ich in dieſem Hauſe ſchon fünf Monate bin. Während dieſer Zeit habe ich nie wollen mich verkaufen laſſen, weil ich deine Gegenwart erwartete, von der mir Sayd oft geſagt hatte. Tag und Nacht habe ich ihn geplagt, daß er dich herholen, und mich durch deine Gegenwart beglücken möchte; allein dieſer Wunſch iſt mir jezt erſt erfüllt worden.“ — „Sage mir,“ ſprach Iſhak, „was verlangſt du von mir?“ — „Ich bitte und beſchwöre dich, daß du mich kaufeſt, wär es auch nur, daß ich bei dir die gewöhnlichſten Dienſtleiſtungen verrichte.“ — „Sollte das dein einziger Zweck ſein?“ Als ſie ihm das betheuert hatte, ging er zu Sayd, und ſprach zu ihm: „Mein lieber Alter, dieſes Mädchen iſt ja ganz gelb von Farbe. Wie viel Drachmen mag ſie wohl werth ſein?“ — „Mein Herr, ſprach Sayd, dieſes Mädchen hieß Tochfatulhamka: *) — „Was

---

*) D. i. das Geſchenk, mit dem Beinamen die Närrin.

bedeutet dieſer Beinamen?" — „Wiſſe," erwiederte jener, „daß für ſie ſchon mehr als hundert mal der Preis ausgezahlt worden iſt; aber jedesmal verlangte ſie nachher ihren Käufer zu ſehen, und wenn ich ihn ihr gezeigt hatte, ſo ſagte ſie: „Den mag ich nicht, er hat dieſen oder jenen Fehler?" Und ſo fand ſie bis jezt an jedem, der ſie kaufen wollte, immer irgend etwas auszuſetzen. Dies geht ſo weit, daß ſie jezt niemand mehr kaufen mag, noch zu ſehen verlangt, aus Furcht, ſie möchte ihn wegen irgend eines Fehlers lächerlich machen." — „Jezt verlangt ſie ja ſelbſt verkauft zu werden," ſprach Iſhak, „zeige mir ihren Preis an, und ſchicke ſie mir in mein Haus."— „Ihr Preis iſt hundert Goldſtücke," erwiederte Sayd, und wenn ſie nicht den Fehler hätte, im Geſicht ſo gelb zu ſein, ſo wäre ſie wegen ihres vorzüglichen Talents auf der Laute tauſend Goldſtücke werth; aber ihre Narrheit und ſchlechte Geſichtsfarbe haben ihren Werth ſo vermindert. Ich gehe nun zu ihr, um ſie zu fragen, ob ſie verkauft werden will." — Er fragte ſie: „Willſt du an Iſhak, den Sohn Ibrahyms aus Moſſul, verkauft werden?" und als ſie es bejaht hatte, ſezte er hinzu: „Nun mußt du aber deine Narrheit fahren laſſen; denn es iſt ein ſeltnes Glück, in das Haus Iſhaks, des Geſellſchafters des Kalifen, zu kommen. Iſhak begab ſich nun mit ſeiner Geſellſchaft fort; ſie gelangten an ihren Ort, beſtiegen den Kahn, und kamen am Ufer Chanekat ans Land. Sayd aber ſchickte das Mädchen in das Haus Iſhaks, woſelbſt ſeine Sklawinnen ſie in Empfang nahmen, ſich über die Ankunft der neuen Gefährtin freuten, und ſie ins Bad brachten. Jede von ihnen beſchenkte ſie mit etwas, theils mit Schmuck, als Ohrgehänge und Armbänder, theils mit Kleidungsſtücken und Schawls. Ihre Schönheit wurde dadurch ſo gehoben, daß ſie jedermann bewunderte. Als Iſhak von dem Kalifen zurückkam, ſo begab ſich Tochfa zu ihm, und küßte ſeine Hand. Wie er nun ſah, was die Sklawinnen an ihr gethan hatten, lobte er ſie darüber, und ſprach: „Führet ſie in das Haus, wo meine Lehranſtalt iſt, und verſuchet ſie mit muſikaliſchen Inſtrumenten. Wenn ſie vollkommen ſtark und geſund ſein wird, ſo werdet ihr ſehen, ob ſie ſich zum ausdauernden Singen eignet; dann könnt ihr ſie unterrichten. Drei Monate war ſie bereits in dieſer Lehranſtalt, umgeben von allen möglichen Inſtrumenten. Ihre Geſundheit befeſtigte ſich immer mehr, ihre Schönheit hatte ſich doppelt und dreifach vermehrt, und ihre gelbe Geſichtsfarbe hatte ſich in das ſchönſte Weiß und in das zarteſte Roth verwandelt, ſo daß keiner, der ſie ſah, unverwundet ſich von ihr entfernte. Eines Tages ließ Iſhak alle Sklawinnen, die in der Lehranſtalt waren, in den Palaſt des Kalifen kommen. Blos Tochfa und ein Küchenmädchen ließen ſie zurück; denn er hatte die erſtere ganz vergeſſen, und keine von den andern Sklawinnen hatte ſie ihm in Erinnerung gebracht. Als Tochfa ſich in dem Hauſe allein ſah, und überzeugt war, daß ſie niemand beobachtete, nahm ſie ihre Laute, um ihrem Talente freien Lauf zu laſſen. Sie war nämlich, wie ſchon geſagt, die ausgezeichnetſte in dieſer Kunſt; ſogar der berühmte Iſhak ſelbſt kam ihr nicht gleich. Zu ihrer Laute ſang ſie nun folgende Verſe:

„Wie unglücklich iſt doch das Herz, welches ſich nach jemandem ſehnt, der nicht ähnliche Neigung fühlt! wie ſchrecklich iſts, ſeine Wünſche nicht erfüllt zu ſehen!“

„Dennoch wollte ich mein Leben laſſen für den, deßen Härte meinen Körper unkenntlich gemacht, ja ihn gänzlich aufgelöſet hat, da doch in ſeiner Hand meine Heilung ſteht.“

„Fürchten muß ich mich, meine Liebe vor denen blicken zu laſſen, die mich beobachten, um mich zu tadeln, da ſein Gemüth ſich von der abwendet, die nach ihm Sehnſucht fühlt.“

„O Spötter, wie lange willſt du über mein Unglück ſpotten, als wenn du keinen andern Gegenſtand ſäheſt, an dem du dein Geſpött auslaſſen könnteſt!“

Iſhak war plötzlich wegen irgend eines Bedürfniſſes nach Hauſe geeilt, und betrat eben die Vorhalle, als er einen Geſang hörte, desgleichen er noch nie vernommen hatte; und derſelbe ergriff ihn ſo, daß er vor Freuden in Ohnmacht fiel. Tochfa hatte das Getöſe des Falls vernommen; ſie legte daher die Laute weg, um zu ſehen, was die Urſache wäre. Da ſah ſie ihren Herren ohnmächtig daliegen. Sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihr Herz, und ſprach: „Um Gottes Willen, mein Herr, was iſt dir begegnet?“ Als Iſhak ihre Stimme hörte, kam er wieder zu ſich und fragte: „Wer biſt du?“

Neunhundert und vier und vierzigſte Nacht.

„Ich bin,“ antwortete ſie, „deine Sklawin Tochfa.“ — „Wer biſt du Tochfa?“ rief er aus, „und ich konnte dich vergeſſen?“ Nun blickte er ſie an, und ſprach:“ Wie haſt du dich verändert. Wie biſt du ſchön geworden! Wie erfüllſt du mich mit Entzücken! Warſt du es, die jezt ſang? „Da fuhr ſie zuſammen, fürchtete ſich, und ſagte: „Ja, mein Herr.“ Da ergriff er ſie bei der Hand, und führte ſie ins Haus, und ſprach zu ihr:“ Nimm die Laute, und ſinge; denn ich habe noch nie etwas gehört, das deinem Spiele ähnlich geweſen wäre.“ — „O, ſpotte meiner nicht, mein Herr! wer bin ich, daß du mir ſo etwas ſagen könnteſt? Das iſt blos ein Uebermaaß von deiner Güte." — „Bei Gott, ich ſage nur die Wahrheit," ſprach er, „ich bin keiner von denen, die nur leere Worte machen. Aber wie konnteſt du dich ſo im Zaume halten, daß du während drei Monaten die Laute nicht in die Hand nahmſt, und ſangſt? Das iſt etwas ſehr ſonderbares, und zeugt von einer großen Beherrſchung deiner ſelbſt." Darauf befahl er ihr, zu ſingen, und ſie erwiederte: „Gern und willig gehorche ich dir." Sie nahm nun die Laute, zog die Saiten etwas an, machte einige Gänge, und kam in die erſte Tonart zurück, worüber Iſhak ganz bezaubert war. Dann ſang ſie folgende Verſe:

„Gegen euch bleibe ich, ſo lange ich lebe, gut geſinnt; nie werde ich mich ändern, und das Haus wird ſtets von meinem Ausrufen eures Namens wiederhallen."

„Sollte ich auch ein entferntes Land bewohnen, ſo werde ich doch nie vergeſſen, daß ihr mir nahe waret. Welch trauriges Schickſal für Liebende, ſich nur durch Erinnerungen entſchädigen zu können!"

„Euer Bildniß ſteht feſt in der Mitte meines Auges; es wird mich nie verlaſſen, und wird in der Dunkelheit der Nacht mir als Mond erſcheinen."

„Je mehr meine Liebe zunimmt, deſto größer wird
mein Schmerz, und in der Freude über euren
Beſitz empfinde ich die Furcht vor der Trennung.“

Nach Endigung dieſes Geſanges legte ſie die Laute aus der Hand, und Iſhak näherte ſich ihr, und faßte ihre Hand, um ſie zu küſſen. Sie aber zog ihre Hand zurück, und ſprach: „Mein Herr, thue dieſes nicht.“ Er aber unterbrach ſie, indem er betheuerte, daß er in einem großen Irrthum geweſen ſei, als er behauptet habe, es wäre ihm in der Welt niemand gleich an Fertigkeit in der Muſik. „Du biſt aber um ſo vieles in dieſer Kunſt geſchickter als ich, daß man es nicht genug erwägen und ſchätzen kann. Heute will ich dich noch zum Fürſten der Gläubigen führen, und wenn er dich ſieht, ſo wirſt du die Herrin der Frauen werden. Ach, meine Gebieterin, wenn du im Hauſe des Kalifen ſein wirſt, ſo vergiß mich nicht.“ — „O mein Herr,“ rief ſie aus, „ich werde dich immer als den Begründer meines Glücks betrachten. Mein Herz wird immer auf dich ſtolz ſein.“ Er bat ſie um eine kräftige Verſicherung deshalb, und ſie betheuerte mit einem Schwure, daß ſie ihn nie vergeſſen werde. „Bei Gott,“ ſagte er, „du wirſt das Glück des Kalifen ausmachen. Komm, nimm deine Laute, und ſpiele mir das vor, was du dem Kalifen vortragen willſt.“ Sie that es und ſang:

„Nahe du dich ihm als Geliebte, ſtatt derjenigen, um die er weint, und die ihm ſo theuer war, Die ihm noch als lezten Wonnegenuß vor ihrem Tode (der aus Schmerz wegen ihrer Trennung erfolgte) von dem rothen Weine ihrer Lippen (einen Kuß) gab.“

Da nahete ſich Iſhak, drückte ihre Hand, und ſprach: „Ich habe einen Schwur gethan, daß, ſobald mir der Geſang eines Mädchens gefällt, ich ſie ſogleich dem Kalifen verführe. Aber vor allen Dingen ſage mir, wie konnteſt du fünf Monate bei dem Sayd bleiben, ohne daß dich jemand kaufte, da du doch ſo geſchickt warſt, und für dich ſo wenig gefordert wurde. Da lächelte ſie entzückend, und ſprach: „Mein Herr, meine Geſchichte iſt ſonderbar. Ich gehörte nämlich einem mauriſchen Kaufmanne, der mich gekauft hatte, als ich erſt drei Jahr alt war. Er hatte eine Menge Sklawen und Sklawinnen, deren Pflege er mich anvertraute. Denn ich war ihm ſehr theuer, und er nannte mich immer ſein kleines Töchterchen, auch hat er mich ſtets als Tochter behandelt. Er hatte unter andern ein Mädchen, die ganz vorzüglich die Laute ſpielte; dieſe hatte mich in ihrer Kunſt unterwieſen, und ſich mit mir viel Mühe gegeben. Als indeß bald darauf mein guter Herr von Gott zum Genuß ſeiner Barmherzigkeit in jene Welt abgerufen wurde, ſo theilten ſeine Kinder ſich in ſein Vermögen, und ich fiel einem ſeiner Söhne zu. Doch dieſer war ſo verſchwenderiſch, daß er in kurzer Zeit alles vergeudet hatte, ſo daß ihm auch nicht das geringſte mehr übrig blieb. Da ich nun alſo voraus ſah, daß mein Herr genöthigt ſein würde, mich zu verkaufen, und ich ſehr fürchtete, in die Hände eines Mannes zu kommen, den ich nicht zum Beſitzer wünſchte, ſo nahm ich mir vor, die Laute nie mehr zu ſpielen, damit dieſe Kunſt nicht jemanden locken möchte, der mein Inneres zu beurtheilen nicht im Stande wäre. Leider dauerte es auch nur einige Tage, und ich wurde in das Haus des Sayd gebracht, welcher die Sklawinnen für den Kalifen einkaufte. Ich meinerſeits hatte indeß keinen andern Wunſch, als den, bei dir deine Kunſt zu erlernen; ich nahm mir daher feſt vor, mich an niemand anders, als an dich verkaufen zu laſſen. Endlich wurde mein Wunſch erfüllt. Du kamſt zu Sayd, und ich bat dich, mich ihm abzukaufen, welches du auch thateſt. Seitdem ich nun in deinem Hauſe bin, habe ich die Laute nicht angerührt, außer jezt; ich wollte nämlich blos ſehen, ob ſich mein Spiel verändert habe, oder nicht. In dieſem Augenblick aber wurde ich durch ein Geräuſch unterbrochen; ich ſah nach, und erblickte dich." — "Das war recht zur glücklichen Stunde," unterbrach er ſie; öffnete dann einen Kaſten, nahm prächtige, mit Edelſteinen und großen Perlen beſetzte Kleider heraus, nebſt anderem koſtbaren Schmuck, übergab ihr dieſes alles, und ſprach: »In Gottes Namen bekleide dich damit, o Herrin Tochſa.“ Sie ſtand auf, zog dieſe Kleider an, verſchleierte ſich, und ging mit Iſhak in den Palaſt des Kalifen.

Neunhundert und fünf und vierzigſte Nacht.

Dort ſtellte er ſie ihm in Gegenwart Gafars, des Weſirs, vor, warf ſich auf die Erde und ſprach: „O Fürſt der Gläubigen, ich bringe dir ein Mädchen, deſſen Schönheit keinesgleichen hat, und die in ihrem Geſange und in der Kunſt, die Laute zu ſpielen, von niemanden übertroffen wird. Sie heißt Tochſa.“ — »Wo iſt dieſe Schönheit, die in der Welt ihres gleichen nicht hat?“ — „Hier, Fürſt,“ ſprach Iſhak, indem er ſie ihm vorführte. Als ſie den Fürſten der Gläubigen erblickte, warf ſie ſich vor ihm auf die Erde, und ſprach: „Heil dir, o Fürſt der Gläubigen, du Beſchützer der Religion, du Erhalter der Gerechtigkeit unter den Menſchen! Möge Gott deine Schritte leiten, und dich in Ruhe genießen laſſen, was er dir giebt! Möge einſt das Paradies dein Aufenthalt ſein, und das Feuer der Verbannungsort deiner Feinde!“ — »Auch dir, Mädchen,“ erwiederte Harun, »gebe ich meinen Gruß; ſetze dich, und ſinge etwas.“ Sie nahm hierauf die Laute, und nach einigen melodiſchen Akkorden, die den Kaliſen und Gaſar entzückten, ſang ſie folgende Verſe:

"O Geliebter, ich ſchwöre bei dem, den ich anbete, für den man wallfahrtet, und für den man den Berg Arufat beſucht:

„Wenn auf meinem entſeelten Körper ſchon längſt ein Grabhügel ſein wird, ſo werden meine vermoderten Gebeine noch deiner Stimme gehorchen."

"Keinen außer dir begehre ich zum Geliebten. Glaube meinen Worten; denn die Edlen verdienen Zutrauen."

Als der Kalif ihre Schönheit, ihren Geſang und die Deutlichkeit ihres Ausdrucks zuſammen in Erwägung zog, war er darüber ſo erfreut, daß er vom Throne herabſtieg, ſich neben ſie auf die Erde ſetzte, und ſprach: "Sehr ſchön, o Tochfa! bei Gott, du verdienſt deinen Namen in der That; denn du biſt ein wahres Geſchenk." Hierauf ſprach er zu Iſhak: "Du haſt dieſes Mädchen ſehr unrichtig beſchrieben, indem du nicht den zehnten Theil von allen den Vorzügen angedeutet haſt, die ſie beſitzt. Sie iſt ja weit geſchickter, als du." — "Ja," ſprach Gafar, "o mein Herr, du haſt ganz Recht; ſie hat mir meinen Verſtand geraubt." — "Auch ich," fiel Iſhak ein, "muß geſtehen, daß ich früher immer behauptet habe, es wäre niemand in der Welt, der beſſer die Laute ſpielte, als ich; als ich aber ihr Spiel gehört hatte, ſo ſank das meinige zu Nichts herab." Hierauf befahl der Kalif, daß ſie den Geſang noch einmal wiederholen möchte, welches ſie denn auch zu ſeiner Zufriedenheit that. Er befahl hierauf dem Masrour, ſie in ſeine geheimeren Zimmer zu bringen. Während Tochfa ſich mit dem Sklawen entfernte, bemerkte der Kalif die ſchönen Kleider und den Schmuck, den ſie anhatte, und ſagte: „Iſhak, woher hat ſie dieſe Koſtbarkeiten?" — „Das iſt, o mein Herr," erwiederte dieſer, "ein kleiner Theil deiner eigenen Geſchenke und deiner Wohlthaten gegen mich. Ich habe ſie ihr verehrt, und das ſcheint mir bei Gott etwas geringes für dieſes ausgezeichnete Mädchen." Da befahl der Kalif, an Iſhak funfzigtauſend Goldſtücke auszuzahlen, und ihm eins der ſchönſten Ehrenkleider zu geben. Dieſen Befehl vollführte Gafar ſogleich; der Kalif aber begab ſich zur Tochfa, und unterhielt ſich mit ihr die ganze Nacht. Sie entzückte ihn ſo, daß er keine Stunde ohne ſie ſein konnte, daß er in der Folge ihr mehrere Zweige der Regierung anvertraute, da er in ihr einen ausgezeichneten und richtigen Verſtand, gepaart mit der größten Beſcheidenheit, gefunden hatte. Er gab ihr funfzig Sklawinnen, und 200,000 Goldſtücke, nebſt einer Menge Koſtbarkeiten, die gar nicht berechnet werden können. Aus lauter Liebe und Zärtlichkeit für ſie vertraute er ſie keiner von ſeinen Sklawinnen an, ſondern, wenn er von ihr ging, verſchloß er die Thüre eigenhändig, und nahm den Schlüſſel mit; auch verbot er jeder Sklawin, ſich ihr zu nahen, aus Furcht, ſie möchte aus Eiferſucht oder Neid vergiftet werden. Dies hatte bereits eine geraume Zeit ſo gewährt. Einſt, wie ſie dem Kaliſen etwas vorſang, war er darüber ſo entzückt, daß er ſie in ſeine Arme ſchloß, und ihr die Hand küſſen wollte; ſie aber zog ſie ſchnell weg, war ganz außer ſich, zerſchlug in ihrer Beſtürzung ihre Laute, und zerfloß in Thränen. Harun trocknete ihr dieſelben ab, und ſprach: "O Sehnſucht meines Herzens, warum weineſt du? Möge Gott nie dein Auge betrüben." — „O, mein Herr," erwiederte ſie, "iſt es mit mir ſchon ſo weit gekommen, daß du meine Hand küſſen willſt? Soll mich Gott dafür ſtrafen? Iſt etwa mein Ende nahe, oder will mein Glück untergehn? Noch niemandem iſt das widerfahren, was du mir anthun willſt." — "Du haſt ſehr wohl geſprochen, meine Tochfa," ſprach der Kalif, "aber wiſſe, daß du mir ſehr theuer biſt. Vor Freude wollte ich dir die Hand küſſen. Glaube mir, daß ich niemanden ſo liebe, wie dich, nur mit meiner Liebe zu dir will ich ſterben, und du ſollſt meine Beherrſcherin ſein!" Sie fiel ihm zu Füßen, und küßte ihm dieſelben. Dieſe That der Demuth freute ihn außerordentlich, und vermehrte, wo möglich, noch ſeine Liebe. Dieſes Verhältniß hatte auf dieſe Weiſe eine lange Zeit unvermindert fortgedauert, als eines Tages der Kalif auf die Jagd gieng, und Tochſa in ihrem Schloſſe zurückließ.

Neunhundert und ſechs und vierzigſte Nacht.

Als nun Tochſa gegen Abend ganz allein in ihrem Zimmer daſaß, in einem Buche leſend, und zwei goldne Leuchter vor ſich habend, in denen wohlriechende Wachskerzen brannten, fiel plötzlich ein mit Moſchus durchdufteter Apfel vor ihr nieder. Sie ſah nach oben, von wo er gekommen war, und ſiehe, es war die Sultanin Zobeïde, die Tochter des Kaſem. Dieſe grüßte ſie von der Gallerie des Schloſſes herab, und gab ſich ihr zu erkennen. Da ſtand Tochſa ehrerbietigſt auf, und ſagte: "O meine Fürſtin, wenn ich nicht noch ſo unbekannt hier wäre, ſo würde ich täglich geſucht haben, dich zu bedienen. Wie glücklich macht es mich, daß du deine erhabenen Schritte in dieſe Gegend gerichtet haſt." Die Sultanin Zobeïde dankte ihr für dieſe Aeußerung, und ſprach: „Das bin ich ganz von dir überzeugt, und, bei dem Leben des Kalifen, wenn es nicht ganz wider meine Gewohnheit wäre, auszugehn, ſo würde ich ſchon längſt meine Wohnung verlaſſen haben, um dir meine Dienſte anzubieten." Dann fügte ſie hinzu: „Wiſſe, liebe Tochfa, daß der Fürſt der Gläubigen alle ſeine Frauen und Geliebten wegen dir vernachläßigt; ja, ſogar mich vergißt er ganz, und ſo ſchmerzlich es mir auch iſt, hat er mich doch ſeinen andern Frauen gleich gemacht, obwohl ich ſeine erſte bin. Ich komme nun zu dir, um dich zu erſuchen, daß du mich in ſein Gedächtniß zurückrufſt, damit er mich nicht mehr ſo ſehr vernachläßige, und wenigſtens einmal des Monats mich mit ſeinem Beſuch beehre. Dieſes iſts, was ich mir von dir erbitte." — Da ſprach Tochfa: „O meine Fürſtin, ich werde deinen Befehl pünktlich ausrichten, und es würde mich ſehr freuen, wenn der Kalif bei dir einen vollen Monat, bei mir aber nur einen Tag zubrächte, damit dein Herz ſich beruhigte, denn ich bin blos eine ſeiner Sklawinnen, und du biſt auf jeden Fall meine Fürſtin." Zobeïde dankte ihr, grüßte ſie nochmals freundlich, und entfernte ſich. Als Harun von der Jagd zurückkam, ging er in die Zimmer der Tochfa, nahm die Schlüſſel heraus, öffnete das Schloß, und ging hinein. Da ſtand ſie auf, und küßte bald ſein Geſicht, bald ſeine Hände. Er aber drückte ſie an ſein Herz, und ließ ſie neben ſich ſetzen. Dann wurde Speiſe aufgetragen, und nach dieſem heitern Mahle wuſchen ſie ſich beide die Hände. Hierauf nahm ſie die Laute, ſpielte und ſang dazu; Harun aber wurde ſchläfrig, und ſchickte ſich an, ſich zu Bette zu legen. Als ſie dies bemerkte, hörte ſie auf, zu ſingen, erwähnte die Unterhaltung mit der Fürſtin Zobeïde, und ſprach: „O Fürſt der Gläubigen, ich wünſche und bitte dich, daß du ſo gnädig gegen mich ſeieſt, und mein Gemüth durch die Erhörung meiner Fürbitte erfreueſt, und dich ſogleich zu der Fürſtin Zobeïde begebeſt.“ Dieſe Bitte richtete ſie an den Kalifen, als ſie ſich ſchon entſchleiert und mit einem bequemeren Gewande bekleidet hatte. „Hätteſt du mir doch das geſagt,“ erwiederte der Kalif, „ehe wir uns entkleideten.“ — „Das habe ich nur gethan,“ erwiederte ſie, „um mich nach den Worten des Dichters zu richten,“ wie er in folgenden Verſen ſagt:

„Wie oft ſind die Fürbitten vergebens; aber nur
die Fürbitte der Tochſa, Tochter des Murgan,
wird angenommen.“

„Denn die verſchleierte Fürbitterin macht nicht den
Eindruck, als die, welche unverſchleiert zu dir
kommt.“

Als der Kalif dieſes gehört hatte, war er über dieſe angeführten Verſe erſtaunt, und drückte ſie an ſein Herz. Ihren Bitten gemäß entfernte er ſich dann von ihr, und ſchloß, wie ſchon geſagt, die Thüre hinter ſich zu. Tochſa aber nahm ein Buch, las darin noch eine Weile, legte es dann bei Seite, ergriff die Laute, that einige ſchöne Griffe, und fing an verſchiedene Melodien zu ſingen. Sodann ſang ſie folgende Verſe:

"Schelte nicht das Schickſal; denn die Zeit verfolgt immer die Abweſenden;"
"Ertrage geduldig die Ereigniſſe der Zeit, und bedenke, daß jede Sache ihr Ende hat."
"Wie oft iſt nicht das erfreulichſte Glück unter dem Schleier des Misgeſchicks hervorgegangen."
„Und wie viel Freude iſt entſprungen von daher, woher du Unglück erwarteteſt."

Ein Geräuſch, welches ſie vernahm, nöthigte ſie, ſich umzuwenden, und ſie erblickte einen Greis, von ungemein ſchöner Geſtalt, deſſen Bewegungen ſo leicht waren, daß er zu tanzen ſchien. Sie nahm ihre Zuflucht zu Gott vor dieſer Erſcheinung, damit er ſie vor dem Teufel beſchützen möge, und ſprach folgendes Ende eines frommen Geſanges:

"Ich will mich nicht ſträuben gegen das, was mir begegnet; denn was Gott beſchloſſen hat, wird er auch zu Ende bringen."

Da nahete ſich ihr der Greis, warf ſich ihr zu Füßen, und ſprach: "Du haſt ſehr wohl geſprochen, du vorzüglichſte in Oſten und Weſten. Möge die Welt nie dich verlieren! Kennſt du mich?" — „Nein," ſprach Tochfa; "aber ich glaube, du biſt ein Geiſt." — "Du haſt ganz Recht," erwiederte er,

„ich bin der Oberſte der umherſchweifenden Geiſter, Ablys. *) Alle Abende habe ich dir mit der Schweſter Kamrye **) zugehört. Sie liebt dich ſo, daß wenn ſie etwas betheuren will, ſie es immer mit deinem Namen thut. Sie fühlt ſich nicht mehr glücklich, wenn ſie nicht, von dir ungeſehen, herkommen kann, um dich zu beobachten. Nun aber komme ich zu dir in einer Angelegenheit, woraus für dich viel Gutes entſpringen kann; und dieſe beſteht darin, daß du dich in die erhabenen Wohnungen der Könige der Geiſter begiebſt, und ſie beherrſcheſt, wie du die Menſchen beherrſcheſt. Die Geiſter ſind bereits mit deiner Erſcheinung einverſtanden.“ — „In Gottes Namen,“ erwiederte ſie, überlieferte ihm die Laute, und folgte ihm, bis ſie an eine Thüre kamen, die ſie bis jezt noch nie bemerkt hatte. Sie öffnete ſich mit einem ſo fürchterlichen Getöſe, daß ſie darüber erſchrack. Er beruhigte ſie indeß durch allerlei Vorſtellungen, und ſo gingen ſie denn eine Treppe, die ſich hinter der Thüre befand, hinab, und gelangten unten in einen prächtigen Säulengang. Als ſie nun an das Ende deſſelben gekommen waren, fanden ſie ein geſatteltes und gezäumtes Pferd. „Im Namen Gottes,“ ſprach er jezt, indem er ihr den Bügel hielt, „beſteige, Fürſtin, dieſes Roß.“ Sie ſtieg auf, und das Pferd wogte

---

*) Der Teufel. **) Mondſchein.

ſanft unter ihr dahin. Nach und nach entfalteten ſich die Flügel an demſelben, und es eilte ſchneller fort. Der Greis blieb indeß fortwährend ihr zur Seite.

Neunhundert und ſieben und vierzigſte Nacht.

Das Mädchen war ſehr in Furcht, und hielt ſich feſt an den Sattelknopf des Pferdes an. Nach Verlauf einer Stunde befanden ſie ſich plötzlich auf einer ſchönen grünen Wieſe, deren Boden einem Gewande glich, in welches Blumen von den verſchiedenſten Farben eingewebt waren. In der Mitte derſelben erhob ſich hoch in die Luft ein prächtiges Schloß, deſſen goldne Zinnen mit Perlen und Juwelen beſetzt waren. An der Pforte deſſelben ſtanden viele der größten Geiſter mit den koſtbarſten Kleidern angethan. Als ſie den Greis erblickten, riefen ſie alle aus: „Die Fürſtin Tochſa kommt!“ Als ſie an die Pforte kam, näherten ſie ſich ihr, halfen ihr vom Pferde abſteigen, gingen mit ihr ins Schloß, und küßten ihre Hände. Das Innere des Schloſſes überraſchte ſie durch ſeine Pracht. Sie befand ſich unter vier gegenüberſtehenden Säulengängen, die mit goldnen Wänden eingefaßt, und von unbeſchreiblicher Höhe waren. Im

Mittelpunkt des Schloſſes war ein prächtiger Thron von Gold, zu welchem man auf fünf ſilbernen Stufen empor gelangte. Zur Rechten und Linken ſtanden viele Stühle und Seſſel von Gold und Silber, auf deren einen ſie der Greis ſich niederſetzen hieß. Tochfa war über dieſe Pracht ganz erſtaunt, und pries Gott, ihren Herrn. Nun aber näherten ſich die Könige der Geiſter in menſchlicher Geſtalt jenem Throne. Nur zwei Könige hatten ihre Geſtalt beibehalten: ihre Augen waren nämlich der Länge des Geſichts nach geſpalten; ſie hatten etwas hervorragende Hörner, und herausſtehende Zähne. Jezt aber erſchien auch ein ſehr ſchönes Mädchen, deren Geſtalt und Anmuth unvergleichlich waren. Das Licht ihres Angeſichts überſtrahlte die Anzahl von Wachskerzen, die in dieſem weiten Saale braunten. Drei Frauen, faſt eben ſo ſchön als ſie, begleiteten das Mädchen. Sie grüßten Tochfa, welche vor ihnen aufſtand, und ſich bis zur Erde neigte. Jene indeß umarmten ſie, hießen ſie willkommen, und ſetzten ſich auf den Thron. Dieſe vier Frauen waren nämlich: die Königin Kamrye nebſt ihren Schweſtern, den Töchtern des Königs Sisban. Kamrye, welche Tochfa'n ſehr liebte, grüßte und umarmte ſie nochmals. Hierauf ſagte der Greis Ablys: „Seid willkommen, und nehmt mich zu euch." Da lachte Tochfa, und Kamrye ſprach: „Liebe Schweſter, ich liebe dich, und mein

Herz iſt davon Zeuge." Worauf jene antwortete, daß auch ſie ihr ſehr theuer wäre, und daß ſie ſich als eine ihrer Sklawinnen betrachte. Jene lobte nun Tochfa's Höflichkeit, und ſagte zu ihr: „Dieſe da ſind die Frauen der Könige der Geiſter." Hiemit ſtellte ſie ihr ihre Schweſtern vor, und fügte hinzu, „grüßte ſie! Dieſe hier iſt die Königin Bahyme; *) jene da die Königin Scharare. **) Beide ſind blos darum gekommen, um dich zu ſehen." Tochfa erhob ſich, und küßte ihnen die Hände, jene dagegen umarmten ſie, und erwieſen ihr alle mögliche Ehrenbezeigungen. Darauf wurden Tiſche in Bereitſchaft geſetzt, und unter andern wurde eine Schüſſel aufgetragen, die von Golde, und mit Perlen und Edelſteinen beſetzt war. Auf ihrem goldnen Rande war mit grünen Smaragden folgender Vers geſchrieben:

„Ich bin verfertigt der Speiſe wegen; Hände der Edlen haben mich geſtaltet."

„Mit vielen Seltenheiten bin ich begabt; verbotenes enthalte ich nie."

„Genießt alſo, was ich euch darreiche, unbeſorgt, und preiſet Gott, den Herrn der Kreaturen."

Nachdem Tochfa dieſe Verſe laut geleſen hatte, aßen ſie mit einander; doch als ſie die beiden Könige ſah, die ihre Geſtalt nicht verändert hatten, ſagte ſie

---

*) Tageshitze. **) Sprühfunken.

zur Kamrye: „O meine Fürſtin, was ſind denn das für ein Paar Thiere? Ich kann ſie nicht länger anſehn; denn ſie flößen mir Schrecken ein.“ Da lachte die Königin, und ſprach: „Liebe Schweſter, dieſer hier iſt mein Vater Sisban, *) und der andre iſt Maimun, der Schwertträger. Aus Stolz haben ſie ihre Geſtalt nicht verändern wollen. Uebrigens ſind alle, die du hier verſammelt ſiehſt, ihnen ganz gleich. Nur deinetwegen haben ſie die Menſchengeſtalt angenommen, aus Furcht, du möchteſt dich vor ihnen entſetzen, und hoffend, du würdeſt dich ſo leichter ihnen nähern und froh ſein.“ — „Ach, wie iſt doch Maimun häßlich! Ich kann ihn nicht länger anſehen,“ erwiederte ſie. Worauf dann die Königin von neuem laut zu lachen begann, ſo daß ihr Vater ſie um die Urſache dieſes Lachens fragte. Die Königin benachrichtigte ihn von den Aeußerungen Tochfa's in einer Sprache, die dieſe nicht verſtand, worüber Sisban ebenfalls außerordentlich lachen mußte, doch ſo ſchrecklich, daß es einem Donner glich. Als ſie geſpeiſt hatten, und die Tiſche weggenommen waren, wuſchen ſie ſich alle die Hände, und Ablys nahte ſich der Tochfa, und ſagte zu ihr: „Durch deine Gegenwart haſt du dieſen Ort freundlich gemacht, ihn erleuchtet und verſchönert. Die hier verſammelten Könige wünſchen

---

*) Satan.

ſehr, etwas von deinem reizenden Geſange zu vernehmen. Die Nacht hat ſchon ihre Flügel ausgebreitet, um uns zu verlaſſen, und nur noch kurze Zeit wird ſie dauern. Sie ergriff nun die Laute, und probirte auf eine ganz wunderbare Art die Saiten, ob ſie geſtimmt ſeien? Die Töne waren ſo ſchmelzend, daß das Schloß mit ihnen zu wogen ſchien, und Tochſa begann dann folgende Verſe zu ſingen:

„Gegrüßet ſeid mir, und wiſſet, daß mein Bündniß feſt iſt, und daß ich treu halten werde, was ihr ſagtet: So wollen wir bleiben, und ſo wollen wir uns wiederfinden."

„Gewiß, ich will euch alsdann meine Gunſt beweiſen, ſanfter wie der Zephyr, ſüßer, wie klares helles Waſſer."

„Denn bis jetzt ſind meine Augen von Thränen wund, und mein Herz iſt voll Sehnſucht nach euch."

„O, ihr Geliebten, ſchon hat die Trennung uns entzweit; das war es, was ich von ihr fürchtete."

„Gott allein kann ich klagen, was mich betrübt; denn ich bin betrübt und voll Sehnſucht."

Die Könige der Geiſter gaben über dieſen ſchönen Geſang ihre Freude durch laute Beifallsbezeigungen zu erkennen, und die Königinn umarmte Tochſa, und küßte ſie auf die Stirn.

Neunhundert und acht und vierzigſte Nacht.

„O," ſagte hierauf die Königin zu Tochfa, „ſinge doch noch etwas ſo ſchönes." Dieſe nahm ſogleich wieder ihre Laute, und ſang nach einem ſchönen Vorſpiele folgendes Lied:

"Jemehr meine Sehnſucht nach euch zunimmt, deſto
mehr tröſtet ſich mein Gemüth mit der Hoffnung
eures Wiederſehens."
"Denn Gott kann das Band, das zerriſſen iſt, vereinigen;
eben ſo wie er mich durch eure Entfernung
in Kummer geſtürzt hat."
"O du, deſſen Liebe mich ganz eingenommen hat,
und deſſen Zuneigung alle meine Schritte leitet."
"Jede Schrecknis iſt leichter zu ertragen, als deine
Trennung, und jedes Unglück iſt neben dieſem
gering."
"Und ſollte ich auch nicht gepeinigt werden, mein
Freund, ſo würde mich doch die Ruhe, fern von
dir, nicht erquicken."
"Die Welt zu verlaſſen, würde mich alsdann nicht
betrüben, da meine einzige Freude darin beſteht,
dich zu ſehen, und von dir geſehen zu werden."

Dieſe Verſe verſetzten den Ablys und Maimun in ſolches Entzücken, daß ſie vor Freude hoch aufſprangen, und Tochſa baten, noch andere Lieder in einer verſchiedenen Tonart abzuſingen. Sie that es mit folgenden Worten, indem ſie an Harun Arraſchyd dachte:

»Meine Liebe zu dir hat mich gleich einem Meere in ſeinen Wellen verſchlungen, und mein Herz vermag es nicht, ſich zu tröſten, da es ſo zärtlich liebt.«

»Glaubet nicht, daß ich in der Entfernung mein Bündniß mit euch vergeſſen könne. Wie wäre es auch möglich, dich zu vergeſſen, da meine Liebe mir von Gott vorher beſtimmt war.«

»So ſehr auch das Gemüth bedrückt, und der Körper vor Sehnſucht erkrankt iſt, die Liebe erhebt doch endlich durch die Freuden der Wiedervereinigung.«

Alle verſammelten Könige freuten ſich, und Ablys küßte die Hand Tochſa's, und ſprach: „Nun iſts ſchon ſpät; morgen aber wollen wir uns zu andern Feſten bereiten.« Alle Geiſter entfernten ſich nun, und Kamrye brachte Tochſa in einen Garten, in welchem alle Vögel ihren ſchönen Geſang erſchallen ließen. Früchte aller Art ſchmückten die Bäume, und Springbrunnen von Gold und Silber waren an verſchiedenen Orten angebracht, deren herabſtürzende Gewäſſer ſich herniederſchlängelten; kurz, es ſchien ein Garten des Paradieſes zu ſein. Bei dieſem Anblick dachte Tochſa gerührt an Harun. Sie weinte, und ſprach: „Ich erflehe mir von Gott die Freude, ihn bald wiederzuſehn, und in mein Schloß zurück zu kommen; das iſt mein einziger Wunſch.“ Sie ging hierauf ein wenig in dem Garten ſpazieren, und kam zu einem gewölbten Gebäude, welches ganz mit Säulen von ſchwarzem Ebenholz umgeben war, zwiſchen denen jedesmal perlengeſtickte Vorhänge herunterhingen. In der Mitte befand ſich ein Springbrunnen, und in einer Vertiefung eine kleine Thüre, die ſie öffnete, und dahinter ein marmornes Badezimmer entdeckte. Da die Wanne ſchon ganz bereitet war, entkleidete ſie ſich, und als ſie hinantrat, um ſich zu baden, fand ſie, daß es von Goldſchaum, Perlenwaſſer und andern Koſtbarkeiten bereitet war. Sie erſtaunte über dieſe Pracht, und pries Gott für dieſen Genuß. Zugleich verrichtete ſie ihr Morgengebet und ihre geſetzlichen Abwaſchungen, ſtieg dann wieder heraus, betrachtete den Garten und luſtwandelte darin zwiſchen den verſchiedenartigſten Blumen. Endlich ſetzte ſie ſich, verſank in die zärtlichſten Erinnerungen an ihren Herrn, und dachte an den Zuſtand, in dem er ſich befinden würde, wenn er beim Eintritt in ihr Schloß ſie nicht finden ſollte. So vertiefte ſie ſich in ein Meer von Gedanken, bis ſie endlich einſchlief. Nach einer Weile wurde ſie durch einen ſanften Luftzug, der ihr Geſicht fächelte, erweckt. Sie ſchlug ihre Augen auf, und bemerkte die Königin Kamrye, mit ihren drei Schweſtern, der Königin Gamra *),

---

*) Kohlenglut.

Königin Vahyme und der Königin Scharare. Sie küßten Tochfa, die ihnen ebenfalls ihre Ehrfurcht bezeigte, unterhielten ſich dann mit ihr, und ſie mußte ihnen ihre Geſchichte erzählen, die wir ſchon kennen. Hierauf jagte eine Zerſtreuung die andere, bis der Tag ſich entfernte, und der Abend nahete. Nun verrichtete Tochfa ein frommes Abendgebet, an welches ſie die Bitte um eine baldige Vereinigung mit ihrem Herrn, dem Harun, anſchloß. Alsdann begab ſie ſich mit ihnen in das Schloß, wo bereits die Kerzen auf goldnen Leuchtern brannten, und Wohlgerüche von Aloeholz und Ambra dufteten. Die Könige, welche ſchon vereinigt waren, ſaßen an ihren Stellen, und Tochfa verneigte ſich vor ihnen; ſie ſelbſt aber ſetzte ſich auf ihren Stuhl, nebſt den andern Königen, worunter auch Sisban und die Königin Lulne *) waren. Nach eingenommenem köſtlichen Mahle wuſchen ſie ſich, trockneten ſich ab, und nun wurde ihnen Wein in ſchönen Flaſchen und Bechern dargereicht. Ablys aber ergriff einen Pokal, und winkte Tochfa, daß ſie ſingen möchte, welche es dann auch auf folgende Art that:

„Trinket den Wonnewein, o ihr Liebenden, und preiſet den Edelmuth deſſen, der in ſeiner Sehnſucht verbleibt.“

---

*) Perlwaſſer.

»Ob er gleich zwiſchen Myrten, Narziſſen und Hyazinten ſchwebt, und Wohlgerüche aller Art in den Becken duften.“

Da trank Ablys, und ſprach: »Sehr wohl, du Sehnſucht der Herzen! aber noch ein Lied möchte ich gern von dir.« Hiemit füllte er den Becher, und winkte ihr, zu beginnen, worauf ſie ſang:

„Ihr wißt, wie ſehr ich von Sehnſucht durchdrungen und von Liebe trunken bin; aber ihr quälet mich; vielleicht iſts für euch ſüß, mich zu quälen.“

„Ihr laßt euch nicht ermüden, und meine Thränen hören nicht auf, zu fließen, und meine Seufzer laſſen ſich nicht verbergen.“

„Eure Entfernung iſt für mich ſo angenehm, wie die Wonne der Wiedervereinigung, und euer Zorn, wie Wohlgefallen, euer Unrecht wie Gerechtigkeit, und eure Abweſenheit wie Nähe.“

Ein ſchallender Beifall folgte auf dieſen melodiſchen Geſang, und jedermann lobte Tochfa.

Neunhundert und neun und vierzigſte Nacht.

So hatten ſie nun mit Trank und Sang und Spiel der verſchiedenſten Inſtrumente die Nacht zugebracht, und ſchon begann der Tag anzubrechen. Der fröhlichſte unter allen war Ablys, welcher in einer Aufwallung von Freudetrunkenheit alles, was er an Koſtbarkeiten bei ſich hatte, nebſt mehreren Kleidungsſtücken der Tochfa zuwarf, deren eines mit Edelſteinen und Hyazinthen beſetzt und wohl zehntauſend Goldſtücke werth war. Zugleich ſprach Ablys zu ihr: „Mache mir ein Gedicht auf meinen Bart.“ Sogleich ſchilderte ſie dieſen auf die abſcheulichſte Art, zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Da indeſſen die Nacht vorüber war, ſo nöthigte ſie Ablys, auszuruhn, ehe noch der Morgen völlig anbrach. Die Geiſter verließen ſie alle, und ſie blieb ganz allein, und überließ ſich den Gedanken an Harun Arraſchyd. Darauf begab ſie ſich in den Garten, richtete ein frommes Gebet an Gott, um baldige Wiedervereinigung mit dem Kalifen, und begab ſich dann wieder in ein noch ſchöneres Bad, als das früher erwähnte, welches diesmal mit muskushaltigem Roſenwaſſer angefüllt war. Sie entkleidete ſich hier, wuſch ſich, und betete. Als endlich der Morgen anbrach, und die Sonne dieſen wunderſchönen Garten beſchien, ſah ſie die ganze Pracht des Gartens in neuem Farbenglanz, und während ſie ihn betrachtete, erklang der Geſang der Vögel dazu. Ihre Augen ſchloſſen ſich eine Weile; ſie träumte während dieſer Zeit von Harun, und vergoß darüber Thränen. Da weckte ſie ein leiſer Hauch, und ſiehe, es war die Königin Gamrye, welche ſich ihr näherte, und ſie nöthigte, mit ihr ins Schloß zu kommen, wo alles ſchon zu ihrem Empfange in Bereitſchaft war. Sisban hatte unterdeß ſeine Geſtalt endlich verändert. Ablys aber näherte ſich ihr, und küßte ihr die Hand, und als Tochſa ſich vor ihm neigte, fragte er ſie: „Findeſt du dieſen Ort ſchön, da er ſo abgeſondert und abſcheulich iſt? Noch nie hat ein Menſch ihn betreten.“ „Dieſen Ort kann niemand abſcheulich finden,“ erwiederte ſie, „und wenn ich ihn betreten habe, ſo geſchah es blos vermöge deiner Güte.“ Hierauf wurden, wie gewöhnlich, Speiſen aufgetragen, alle Arten von Früchten vorgeſetzt, und Wein eingeſchenkt. Der erſte, der den Becher ergriff, war Ablys. Er ſagte: „Schöne Tochſa, ſinge etwas über meinen Becher.“ Sie that es auch ſogleich, und zwar folgendermaaßen:

„Erwachet ihr Geſchöpfe, und benutzet von der Zeit, und von dem, was im Leben ungetrübt iſt, den Theil, der euch verliehen wurde.“

„Dann trinkt den klaren Wein, der euch wohlthut, am Morgen, welcher, wenn er aus dem Faſſe fließet, wie eine rauchloſe Flamme glänzt.“

„Reiche unter uns, o Weinſchenk, dieſes fließende Roth herum, dieſes ungeſtraft vergoſſene Blut; dies kann man wohl trinken, o Freund, und ſich der frohſten Hoffnung überlaſſen.“

„Die Wonne des Lebens iſt für mich nur das Erblicken des Antlitzes meines Herren, das Trinken reinen Weines, und das Anhören der Sänger."

Da leerte Ablys ſeinen Becher, winkte der Tochfa, überreichte ihr Koſtbarkeiten, und noch andere, zehntauſend Goldſtücke werth, nebſt einer Schüſſel voll Edelſteinen. Endlich füllte er einen andern Becher, den er dem Sisban, welcher ſein Sohn war, überreichte. Dieſer empfing ihn aus ſeiner Hand, ſtand auf und küßte ihn, und da eben vor ihm eine Schüſſel voll Roſen und anderer Blumen ſtand, ſo ſprach er: „Tochfa, ſinge mir doch etwas auf dieſe Roſen." Sie that es ſogleich auf folgende Weiſe:

„Unter allen Wohlgerüchen trage ich den Preis davon, und darum ſeht ihr mich am liebſten, weil ich euch nur ſelten beſuche."

„Mein Ruf iſt bekannt; man weiß, daß ich meinen Beſitzer verwunde. Gott möge ihn glücklicher machen als mich!"

Nun trat Maimun, der Schwertträger, auf, ergriff einen Becher, und bat ſie, auf eine andere Blume etwas zu ſingen, welches ſie ebenfalls zur großen Befriedigung der Geſellſchaft that. Hierauf winkte er ihr, entfernte ſich auf eine Weile, kam dann bald zurück, und brachte ein großes Becken voll Edelſteine, an Werth von hunderttauſend Goldſtücken. Da befahl die Königin Kamrye einer ihrer Sklavinnen, die Schatzkammer zu öffnen, und die Sachen Tochfa's unterdeſſen darein niederzulegen; worauf ſie dieſer lezteren die Schüſſel dazu übergab, und ihr ſogte, daß alles, wozu ſie in der Zukunft irgend nur gelangen möchte, dort niedergelegt werden könne, und daß nach Vollendung der ſchönen Tage ihrer Anweſenheit, alles durch die Geiſter in ihr Schloß gebracht werden würde. Jene dankte, und küßte ihr die Hand.

Neunhundert und funfzigſte Nacht.

Jezt ergriff ein andrer König, mit Namen Munyr *), den Becher, und ſprach zu Tochſa: "Deine Geſänge ſind bezaubernd; empfange daher von mir dieſe Geſchenke." Und mit dieſen Worten überreichte er ihr eine Schüſſel mit 800,000 Goldſtücken, worüber ſich Kamrye ſehr freute. Sie ſtand auf, küßte Tochſa, und ſprach: "Möchte doch die Welt niemals diejenige vermiſſen, welche die Herzen der Geiſter und Menſchen beherrſcht." Ablys ſtimmte in dieſes Lob ein, pries ſie wegen ihrer Liebe und Anhänglichkeit an ihren Herrn, und beſtätigte ebenfalls die Verſicherung, daß alles, was ſie jezt beſäße, zu ihrem Dienſte nachgetragen werden würde: „Nun aber,“ fügte er hinzu, „iſt der Morgen nahe. Begieb dich daher, deiner Gewohnheit gemäß, zur Ruhe.“ Als ſie ſich jezt um-

---

*) Der Erleuchtete.

ſah, fand ſie niemanden von den Geiſtern mehr bei ſich. Sie legte ſich daher nieder, und ruhte ein wenig aus; darauf begab ſie ſich ins Bad, und verrichtete ihr Gebet. Beim Herausſteigen überließ ſie ſich ſchwermüthigen Gedanken an ihren Herrn, und überdachte alles, was ihm ſeit ihrer Abweſenheit wohl könnte begegnet ſein, worauf ſie in einen heftigen Strom von Thränen ausbrach. Ein ſtarker Luftzug, der ſie umwehte, nöthigte ſie, ſich umzuſehen, und ſie erblickte zu ihrem Entſetzen einen Kopf ohne Körper, groß wie ein Elephantenkopf, ja noch größer. Seine Augen waren die Länge herunter geſpalten, und der Mund glich dem Eingange einer Höhle, herausſtehende Zähne, groß wie Feuerhaken, umgaben ſeinen Mund, und die Haare hingen lang herunter. Da ſprach Tochfa: „Ich nehme meine Zuflucht zu Gott vor dieſem Teufel!“ und betete zwei Gebete. Der Kopf indeß nahete ſich immermehr, und ſprach: „Ich grüße dich, o Beherrſcherin der Menſchen und der Geiſter, du Perle des Jahrhunderts und der Zeiten! Gott laſſe dich lange leben, und vereinige dich mit deinem Herrn, dem Kalifen!" Tochfa antwortete: "Sei auch du mir gegrüſſet, du, deſſen gleichen ich noch nicht unter den Geiſtern geſehen habe." Der Kopf erwiederte hierauf: „Wir ſind ein Geſchlecht, die wir unſre Geſtalt nicht verändern können. Man heißt uns Ghul [18]. Ich habe mir bereits die Erlaubniß von dem Ablys ausgebeten, dich beſuchen zu dürfen, und ich bitte dich nun um die Gunſt, mir etwas vorzuſingen; dafür verſpreche ich dir, in dein Schloß zu gehen, und ſeine U'mar *) nach dem Befinden deines Herren zu befragen, und kehre ſodann gleich wieder zu dir zurück. Wiſſe übrigens, liebe Tochfa, daß du eine Reiſe von funfzig Jahren Länge von ihm entfernt biſt.“ — „Wie erſchreckſt du mich,“ ſprach Tochfa, „wegen dieſer Entfernung.“ — „Betrübe dich nicht,“ ſprach der Kopf, „denn die Könige der Geiſter können dich in einem Augenblick wieder zurückführen.“ — „Nun wohl,“ ſprach Tochfa, „ich verſpreche dir, hundert Lieder zu ſingen, wenn du mir Nachrichten von meinem Herrn bringſt.“ — „Thue mir den Gefallen, und ſinge mir jezt etwas; denn ich wünſchte ſehr, vor meinem Abgange noch etwas von dir zu hören, um meine groſſe Begierde dadurch zu befriedigen.“ Sie ergriff nun die Laute, und ſang:

„Fern ſind ſie zwar: doch füllen ſie jeden Raum, wo ich mich befinde. Geſchieden ſind ſie zwar von mir, aber aus meinem Innern ſind ſie nicht gewichen.“

„Wenn ſie auch ſchlafen, ſo erquickt doch meine Augen nie der Schlaf, ſondern es entquillt ihnen Blut ſtatt Thränen.“

„Meine Tadler ſagen zwar, daß ich eure Abweſenheit leicht ertragen kann. Behüte euch aber

---

*) Hausgeiſter.

Gott, daß ihr nie das empfindet, was mich beugt.“

„O ihr Geliebten, was iſt angenehmer für mich, als bei euch zu ſein! Aber der Grad meines Schmerzes über eure Entfernung iſt noch größer.“

„Die größte Wonne meines Herzens iſt, euch zu ſehen; doch, ob nah oder fern, mein Herz iſt doch ſtets bei euch.“

Bei dieſen Worten weinte der Kopf vor Rührung, und ſprach: „O meine Fürſtin, du haſt mich entzückt; ich kann dir nichts anbieten, als meine Seele, über dieſe ſchalte nach Belieben.“ Tochfa aber antwortete: „Wenn du mir nur Nachrichten von meinem Herren, dem Harun, bringen kannſt, ſo wird mir das lieber ſein, als alle Schätze der Welt.“ — „Gleich ſoll dein Wunſch erfüllt ſein,“ ſagte der Kopf, indem er blitzſchnell davoneilte, und noch ehe der Abend nahte, kam er wieder zurück, und ſprach: „Meine Fürſtin, wiſſe, daß ich in deinem Schloſſe geweſen bin, und einige Hausgeiſter nach dem Befinden des Fürſten der Gläubigen befragt habe. Dieſe ſagten mir dann, daß Harun, als er in dein Gemach kam, und dich nicht fand, ſich vor Verzweiflung aufs Haupt geſchlagen, und ſeine Kleider zerriſſen habe; deinen Sklawen aber, der an der Pforte deines Gemachs Wache ſtand, habe er höchſt zornig angeſprochen und durch ihn ſogleich den Ga'far rufen laſſen, nebſt ſeinem Vater und ſeinem Bruder, welche ſich denn ſogleich zu ihm verfügt hätten. Harun habe ihnen dann folgendes geſagt: „Es iſt jezt eben eine unbegreifliche Begebenheit vorgefallen. Mit eigner Hand habe ich nämlich das Zimmer der Tochfa verſchloſſen und mich dann zu meiner Nichte, der Sultaninn Zobeïde, begeben. Als ich nun am andern Morgen Tochfa wieder beſuchen wollte, und ihr Zimmer mit dem Schlüſſel öffnete, den ich mit mir genommen hatte, fand ich ſie nicht.“ Sie durchſuchten hierauf das Zimmer Tochfa's, und da ſie ihre Laute nicht ſahen, ſo ſprach Ga'far: „Beruhige dich, o Fürſt, nur gute Geiſter können ſie entführt haben, und wir müſſen von Gott hoffen, daß dieſe ſie wieder zurückbringen werden:“ Der Kalif ließ ſich indeß dadurch nicht tröſten, ſondern blieb in dieſem Zimmer, ohne zu eſſen und zu trinken, obgleich Ga'far und ſeine Verwandten ihn baten, ſich zu zerſtreuen, und unter die Leute zu gehen. Er ließ ſich aber dadurch nicht abreden, ſondern weinte immerfort, und beſchloß, das Zimmer bis zu ihrer Rückkehr nicht zu verlaſſen.“

Ueber dieſe Nachricht wurde Tochfa ſehr gerührt, und weinte. Der dienſtbare Geiſt ſuchte ſie indeß nach Möglichkeit zu tröſten, und bat ſie, ihn noch etwas von ihrer Kunſt hören zu laſſen; worauf ſie ihm mit betrübtem Herzen drei Geſänge ſang. Er dankte ihr dafür, und entfernte ſich dann, indem er zu ihr ſagte: „Gott ſei bei dir!“ Da der Abend heran nahete, begab ſie ſich ins Schloß, wo ſchon alles bereitet war.

Neunhundert und ein und funfzigſte Nacht.

Die Könige der Geiſter fanden ſich ebenfalls bald ein, und grüßten ſie, ſo wie auch Kamrye mit ihren Schweſtern. Die Tiſche wurden bereitet, man aß und trank, und Kamrye überreichte der Tochfa einen Becher, und da ſie eben ein Veilchen in der Hand hielt, bat ſie dieſelbe, ein Lied auf dieſes zu ſingen. Tochfa that es denn auch auf folgende Weiſe:

„Mich umgiebt ein Obergewand von grünen Blättern, und ein laſurfarbenes Ehrengewand umgiebt meinen Körper.“

„Klein bin ich, doch mit Schönheit geziert, und und mein Geruch, der ſo ſanft iſt, hat wenig ſeines gleichen.“

„Mit Stolz wird zwar immer der Roſe Erwähnung gethan, aber gleich mir, hat ſie ihr Beginnen und ihr Vergehen.“

Die Königin beſchenkte ſie darauf mit einem Ehrenkleide, geſtickt mit Perlen und Edelſteinen, und wohl 20,000 Goldſtücke werth, nebſt einem Becken, worin ſich 10,000 Goldſtücke befanden. Dies alles geſchah vor den Augen des Maimun, der keinen Blick von ihr verwandte. Dieſer bat ſie ſodann, ihm auch etwas zu ſingen; doch da erhob ſich eine andere Königin, mit Namen Solſala *) und ſprach: „Daraus kann nichts werden. Du läſſeſt ja Tochfa kaum Zeit, uns anzuſehn, und belagerſt ſie ja völlig.“ — „Ich wünſche aber, daß ſie mir etwas ſingen ſoll.“ Da antwortete die Königin Solſala ihm mit Heftigkeit, ſo daß ein förmlicher Streit entſtand, und ſie ſich genöthigt ſah, ihre Geiſtergeſtalt anzunehmen. In ihrem Zorn ergriff ſie nun eine Granitſäule, und ſprach: „Wehe dir, biſt du ſo übermüthig geworden, daß du es wagſt, mit mir zu ſprechen? Wenn nicht die Ehrfurcht, die ich den Königen ſchuldig bin, und die Beſorgniß, dieſe Verſammlung zu beleidigen, ſo wie die Hochachtung, die dem Ablys gebührt, mich abhielte, ſo würde ich die Thorheit ſchon aus deinem Kopfe zu treiben wiſſen.“ Als Maimun dieſes hörte, funkelten ſeine Augen vor Wuth, und er ſprach: „O du Tochter Amlak's, wie kannſt du ſo verwegen ſein, mir dieſes zu ſagen?“ Sie aber antwortete ihm mit Schimpfworten, und wollte eben die Säule auf ihn ſchleudern, als Ablys aufſtand, ſeinen Turban auf die

---

*) Erbeben.

Erde warf, und ſprach: „Maimun, ſo iſt es von jeher geweſen; ſtets, wenn du gegenwärtig biſt, haſt du unſre Freude geſtört. Du kannſt nie ſchweigen, und auch dieſesmal ſtöreſt du unſre Freude. Iſt alles beendigt, und jeder an ſeinen Ort gegangen, dann kannſt du machen, was du willſt. Wehe dir, Maimun! weißt du nicht, daß Amlak einer der größten Geiſter iſt? und wenn ich nicht ſo enthaltſam wäre, ſo würdeſt du die Strafe ſehen, die ich über dich verhängen kann; aber die Freude, in der wir jezt ſind, mäßigt mich. Sei alſo vernünftig, und bedenke, mit wem du es hier zu thun haſt." Abiys wandte ſich nunmehr zu Tochfa, beruhigte ſie, und machte ihr einige Geſchenke, für die Geſänge, mit denen ſie ihn ergözt hatte, eben ſo that auch die Königin Salſala, welche befahl, ihre Schazkammer zu öffnen, und daraus der Tochfa einen Korb zu überreichen, in welchem ſich funfzig Paar Armbänder, fünfzig Paar Ohrgehänge, mehrere Kleider, alles von Gold und Edelſteinen beſezt, nebſt 100,000 Goldſtücken befanden. Zugleich überreichte ſie ihrer Schweſter Scharare einen Becher, und da eben eine Narziſſe vor ihr lag, bat ſie Tochfa, etwas darüber zu ſingen. Dieſe begann, wie folgt:

„Meine Geſtalt gleicht einem Zweige von Smaragd, und mein Geruch hat ſeines gleichen nicht."

„Meinen Kelch bewundert man mit Wonne, und geringer als ich, erſcheint mir alles, was in den Gärten iſt.“

Scharare freute ſich über dieſen Vers, überreichte den Becher der Königin Vohime, welche in ihrer Hand eine Anemone hielt, und bat Tochſa, nachdem ſie ihr viele Geſchenke überreicht hatte, etwas darüber zu ſingen, welches ſie in folgenden Worten that:

„Die Gattung Blumen, zu der ich gehöre, ſcheint von Gott ſelbſt gefärbt zu ſein; denn meine Farbe iſt die ſchönſte unter allen.“

„Zwar bin ich aus der Erde entſproſſen: aber mein Bleiben iſt auf den Wangen der Schönen.“

Vohime war entzückt über dieſe Verſe, machte ihr koſtbare Geſchenke von 300,000 Goldſtücken, überreichte den Becher der Königin Scha'alt *), welche die Beherrſcherin des vierten Meeres war, welche auch ihrerſeits die ſchönen Geſänge der Tochſa mit 100,000 Goldſtücken belohnte. Ablys nöthigte jezt die Geſellſchaft aufzubrechen. Tochſa blieb allein zurück, begab ſich in den Garten, nahm ein Bad, betete, und überließ ſich ihren Gedanken. Die Sonne war bereits aufgegangen, und hunderttauſende von Vögeln bedeckten die Bäume, und erfüllten die Luft mit ihrem Geſan-

---

*) Sonnenſtrahl.

ge. Plötzlich erſchien eine Menge von Sklawen, die einen goldnen Thron trugen, zu dem man auf vier Stufen emporſteigen mußte, die ferner eine Menge von Teppichen ausbreiteten, Kiſſen darauf legten, und Wohlgerüche auf Kohlen ſtreuten. Hierauf erſchien eine Königin, ſchöner, als je die Augen ſie geſehen, und herrlicher, als je irgend jemand beſchrieben worden iſt, umgeben von fünfhundert Sklawinnen, welche, ſo ſchön ſie auch waren, alle von der Königin überſtrahlt wurden. Auf ihrem Haupte trug ſie eine Krone mit Perlen und Edelgeſteinen beſetzt, und ſo trat ſie zu Tochfa, welche ſie erſtaunt anblickte, vor ihr aufſtand, und ſich vor ihr tief neigte.

Neunhundert und zwei und funfzigſte Nacht.

Die Königin freute ſich über ſie, reichte ihr die Hand, zog ſie an ſich, und ließ ſie auf dem Throne neben ſich Platz nehmen. Sie küßte der Königin die Hand, und dieſe ſprach zu ihr: „Wiſſe, daß alles, was du hier ſieheſt, alle Throne und Teppiche, keinem Geiſte gehört; es iſt alles mein, und Ablys hat mich inſtändig gebeten, das Feſt, das er heute feiern wird, durch meine Gegenwart zu verherrlichen. Heute wird nämlich für ſeinen Sohn Sisban das Reinigungsfeſt begangen, deshalb habe ich ihm eine meiner Sklawinnen Scha'aé, die Königin des vierten Meeres, geſchickt, um meine Stelle zu vertreten, da ſie ohnehin meine Unterkönigin iſt. Da nun das Feſt nahet, und ſie dich geſehen, und deinen Geſang gehört hat, hat ſie mich ſchnell davon benachrichtigt, und mir deine ſchönen Eigenſchaften alle beſchrieben. Auf dieſes habe ich mich ſelbſt zu dir begeben, und dir dadurch vor allen Geiſtern die größte Ehre erwieſen." Tochfa dankte ihr, indem ſie ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Sodann befahl ſie, daß Tiſche angerichtet werden möchten, und ſogleich ward ihnen ein goldner, mit Perlen und Edelgeſteinen beſetzter, mit den koſtbarſten Speiſen, vorgeſetzt. Nach mehreren ſcherzhaften Reden ſprach die Königin zu Tochfa: „Iſt es wahr, was mir eine Sklawin von dir geſagt? Du hätteſt nämlich über Maimun geäußert, daß er ſo häßlich wäre, und daß du nicht mit ihm eſſen könnteſt?" — Da antwortete Tochfa, daß ſie ſeinen Anblick gar nicht ertragen könne, und daß ſie ſich vor ihm fürchtete. Die Königin lachte darüber und ſagte ſcherzhaft: „Bei der Wahrheit der Inſchrift auf dem Siegelring Salomons, und ſo wahr ich Königin aller Geiſter bin, auch dich vermag niemand einen Augenblick anzuſehen, ohne im Herzen Schmerz zu empfinden." „Tochfa dankte ihr für dieſe Aeußerung der Höflichkeit. Nach aufgehobener Tafel nahten ſich die Könige der Geiſter von allen Gegenden, küßten die Erde vor der großen Königin, und boten ihr ihre Dienſte an. Sie dankte ihnen, ohne ſich jedoch vor irgend einem unter ihnen zu neigen. Hierauf nahte ſich aber auch Ablys, warf ſich ihr zu Füßen, und ſprach: „Wie ſoll ich dir meinen Dank bezeigen, für die hohe Gunſt, daß du uns mit deinem Beſuche beehrt haſt. „Nicht mir,“ erwiederte die Königin, „mußt du danken, ſondern der Fürſtin Tochfa; denn dieſe iſt Urſache meiner Hierherkunft.“ — „Das darf ich nicht bezweifeln,“ antwortete Ablys, indem er ſich nochmals vor der Königin neigte, welche ſich nun ſofort wegbegab. Auf einmal fanden ſich wieder mehr als hunderttauſende von Vögeln ein, die mit ihrem Geſang die Luft erfüllten. Als Tochfa über dieſe Menge von Vögeln ihr Befremden äußerte, ſprach Vohime zu ihr: „Wiſſe, liebe Schweſter, daß dieſe Königin da die Königin Schahaba *) iſt. Sie iſt Königin über alle Geiſter, von Oſten bis Weſten, und dieſe Vögel ſind ein Theil ihres Heeres. Wenn leztere nicht dieſe Geſtalt angenommen hätten, ſo würden ſie auf der Erde nicht Raum haben; ſie ſind mit ihr gekommen, um dieſem Reinigungsfeſte beizuwohnen, und es iſt dies eine überaus große Ehre, die uns geſchieht.“ Hierauf begab ſich die Königin zum

---

*) Aſchgrau.

Reinigungsthrone, der mitten in dem Saale errichtet worden war, und Tochfa ergriff die Laute, und machte einige Gänge, um zu ſehen, ob ſie geſtimmt ſei.

Neunhundert und drei und funfzigſte Nacht.

Darauf bat Ablys ſie, und ſprach zu ihr: „O Fürſtin, ich beſchwöre dich bei dieſer erhabenen Königin, ſinge mir etwas, und preiſe dich dadurch ſelbſt. Schlage mir es nur ja nicht ab.“ Tochfa erwiederte darauf: „Wenn du mich nicht bei etwas ſo hoch erhabenem beſchworen hätteſt, ſo würde ich es nicht thun, denn kann ſich denn ein Menſch ſelber loben?“ Sie ſang ſodann folgende Strophen:

> „In jedem Zuſtande der Fröhlichkeit bleibe ich immer Tochfa unter den Sängerinnen. Alle Welt bezeugt meine Vorzüge, und den Rang, den ich einnehme.“
>
> „Meine Tugend wird bei den Menſchen hochgeprieſen, und mein Ruhm ſo wie mein Einfluß ſteigt mit jedem Tage.“

Dieſes freute die Könige, und alle ſagten, ſie hätte ganz wahr geredet. Hierauf ſtand ſie auf, ſpielte die Laute, ſang dazu, und die Geiſter tanzten bei dieſem Spiele, ſo wie auch Ablys. Nachher indeß näherte dieſer ſich, gab ihr einen koſtbaren Hyazinth, der noch von Japhet, dem Sohne des Noah, herſtammte, und ſagte: „Nimm dieſen, und zeichne dich durch ſeinen Beſitz vor allen Menſchen der Welt aus:“ Sie küßte ihm die Hand, freute ſich darüber, und ſprach: „Bei Gott, dieſer Stein geziemt nur dem Fürſten der Gläubigen.“ Darüber lächelte die Königin Schaheba, und äußerte zugleich, daß Ablys ſehr gut tanzen könne. Ablys dankte ihr, und ſprach zu Tochfa: „Niemand auf der Welt ſpielt beſſer auf der Laute, als Iſhak, der Geſellſchafter, aber du ſpielſt beſſer, als er. Oft bin ich mit ihm zuſammen gekommen, und habe ihm vieles gezeigt; auch könnte ich dir viel von dem erzählen, was mir mit ihm begegnet iſt; allein es iſt jezt nicht die Zeit dazu. Jezt will ich dir blos eine Kunſt auf der Laute zeigen, die dich über alle Menſchen auf der Welt erheben wird.“ Dieſes Anerbieten nahm Tochfa mit Dank an. Er ergriff nun die Laute, ſpielte einige wundervolle Gänge, und zeigte ihr Sachen, die ihr ganz unbekannt waren, welches Tochfa mehr freute, als alle Geſchenke, die ſie erhalten hatte. Sie nahm nunmehr ſelbſt die Laute, und ahmte die Stellen, die ihr Ablys gezeigt hatte, ſo gut nach, daß er ſie wegen ihrer ſchnellen Faſſungsgabe lobte. Ihr aber ſchien es jezt, daß ihr früheres Spiel ganz fehlerhaft geweſen, und daß erſt das, was ſie jezt von Ablys gelernt hatte, das wahre, echte Spiel der Kunſt ſei. Sie hatte darüber eine große Freude, und dankte dem Ablys, indem ſie ihm die Hand küßte. Die Königin Schaheba äußerte ebenfalls ihre Zufriedenheit, und ſagte, ſie habe gehört, Tochfa könne ſo gut aus dem Stegreif dichten und ſingen, und ſie wünſchte wohl, einiges von ihr zu hören; denn alles, was ſie vorbrachte, bezauberte ſie ganz. Ablys erſuchte hierauf Tochfa, etwas von dieſer Art der Königin Schaheba zu zeigen, welches ſie dann auch zu ihrer völligen Zufriedenheit ausführte. Die Königin drückte ſie dafür an ihre Bruſt und küßte ſie auf ihre Wangen, über welche hohe Gunſt Ablys ſein Erſtaunen zu erkennen gab. Wiſſet, ſprach hierauf die Königin Schaheba, daß ich Tochfa gleich meiner Schweſter liebe, und daß alles, was ihr begegnet, auch mir widerfährt. Gleich mir ſollt ihr nunmehr der Tochfa ganz dieſelbe Ehre erweiſen, und ihren Befehlen gehorchen.“

Neunhundert und vier und funfzigſte Nacht.

Die ganze Verſammlung ſtand bei dieſer Erklärung auf und verneigte ſich vor ihr; die Königin aber bekleidete ſie mit einem Ehrenkleide und gab ihr eigenhändig die Ernennung zu ihrer Statthalterin.

Nachdem hierauf Tochfa dem Wunſche der Königin gemäß noch etwas geſungen hatte, umarmte ſie dieſe noch einmal, und entfernte ſich, ſo wie die übrigen Könige. Als die vierte Nacht anbrach, kam derjenige an, der das Geſchäft der Reinigung an dem Sohne des Ablys vollführen ſollte. Er ſelber war auf das koſtbarſte bekleidet, und eben ſo auch ſein Gehülfe, und die Handlung wurde vollzogen. Die Koſtbarkeiten, welche die Könige dabei ſpendeten, wurden auf Befehl der Kamrye in das, der Tochfa beſtimmte Magazin gebracht. Hierauf empfahl ſich einer nach dem andern, und Ablys nahm von jedem Abſchiedsbeſuche an. Was aber die prächtige Krone betraf, die der Vollſtrecker der Reinigungs-Handlung getragen hatte, ſo wurde dieſe von Ablys ſelbſt auf das Haupt der Tochfa geſetzt, worüber dieſer vor Freuden außer ſich war. Während nun aber dieſer mit den Abſchiedsbeſuchen beſchäftigt war, benutzte Maimun dieſe Gelegenheit, und entführte Tochfa. Als nun Ablys, von ſeinen Beſchäftigungen befreit, Tochfa beſuchen wollte, fand er ihre Dienerſchaft ganz in Thränen. „Was iſts?" fuhr er ſie heftig an. „Ach," ſagten ſie, „Maimun hat Tochfa uns entriſſen." Hierüber in Wuth gebracht, ſchlug er ſich auf ſein Haupt, und ſprach: „Die That iſt unerhört! Tochfa aus meinem Schloſſe zu rauben, und mein Gebiet zu verletzen! Maimun hat den Verſtand verloren."

Sodann ſchickte er Vögel ab, welche dieſe Nachricht an alle Könige der Geiſter überbringen mußten. Dieſe verſammelten ſich bald bei ihm, und ſagten alle, daß Maimun ſeinen eigenen Untergang dadurch befördern würde. „Welch ein Thor," fügten ſie hinzu, „daß er Tochfa beſitzen will, da ſie doch als Königin der Geiſter anerkannt worden iſt." Hierauf wurden noch Boten an die Königin Kamrye und ihre Schweſter geſchickt. Ein Geiſt mit Namen Salheb *) wurde damit beauftragt. Dieſer fand die Königin ſchlafend. Sie wurde aufgeweckt, und auf dieſe Nachricht ward ſie von den größten Beſorgniſſen wegen Tochfa erfüllt. „Ach!" ſagte ſie, ſie hat mir wohl immer geklagt, daß Maimun ſie unabläſſig anſahe, und daß ſie fürchte, er möchte ſie lieben, doch ſeine That ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen. „Sie begab ſich hierauf auf das Schloß ihrer Schweſter Scharare, und ſchickte nach Salſala und Bohime, welche ſich gemeinſchaftlich zu Sisban begaben, wo bereits große Heere verſammlet waren. Nach gemeinſamen Berathſchlagungen ſprach endlich Kamrye: „Ihr wiſſt, daß Tochfa mir lieber iſt, als alles, was ich habe. Nur Liſt kann ſie retten. Denn wenn dieſer Böſewicht eure Ankunft mit euren Truppen erfährt, ſo wird er wohl einſehen, daß er euch nicht widerſtehen kann, und er

---

*) Langgeſtaltet.

könnte ſie wohl aus Verzweiflung tödten. Daher müſſen wir ihn zuerſt durch gute Worte zu bereden ſuchen, und wenn das nicht hilft, Liſt anwenden. „In Folge dieſes Vorſchlags wurde ein Geiſt, der den Beinamen des fliegenden Löwen hatte, nach dem ſchwarzen Berge, wo Maimun ſeinen Sitz hatte, abgeſchickt, und zugleich beauftragt, ihm folgendes zu ſagen: „Die Königin Kamrye grüßt dich, und läßt dich fragen, wie du ſo unbeſonnen ſein konnteſt, Tochfa zu rauben, da ſie den Rang einer Königin hat? Doch entſchuldigen wir dich alle, da du es wahrſcheinlich in der Trunkenheit gethan haſt. Selbſt Ablys will dir verzeihen, unter der Bedingung, daß du ſie unverzüglich zurückbringſt. Bedenke, daß wir ihr alle Erkenntlichkeit ſchuldig ſind, und daß die Königin Schaheba ſie als ihre Schweſter angenommen hat.“ Als er dieſe Botſchaft ausgerichtet hatte, ſchickte ihn Maimun mit folgenden Worten zurück: „Gehe, woher du gekommen biſt, und ſage der Königin, ſie möchte ſich ruhig verhalten; wo nicht, ſo würde er ſelbſt kommen, ſie abholen, und zum Dienſt der Tochfa zwingen. Sollten aber die Könige insgeſammt ſich gegen ihn verſchwören, und er ſeine Ueberwindung vorherſehen, ſo würde Tochfa nie mehr das Licht der Welt erblicken, und dann weder ihm, noch ihnen gehören. Sie ſei gleichſam ſeine Seele, wie könne man nun verlangen, er ſolle ſeine Seele verlaſſen.“ Dagegen machte ihm der Bote Vorſtellungen, und bemerkte ihm, wie er ſich ſelbſt dadurch ins Unglück ſtürzen würde. Maimun aber befahl im Unwillen, daß man ihn ſchlagen ſolle, worauf ſich der Bote plötzlich entfernte, und der Königin die Nachricht überbrachte. Dieſe lobte ihn über die gute Vollführung ſeines Auftrages. Zu Sisban aber ſagte ſie: „Nun weiß ich kein anderes Mittel, als dies, daß du mit deinen Truppen ihn angreifſt, den Kampf in die Länge ziehſt, ihm dann Schwächen blicken läßeſt, und dadurch Hoffnung giebſt, daß er ſiegen werde. Während er nun im Kampf mit dir begriffen ſein wird, will ich ſuchen, zu Tochfa zu gelangen, und ſie zu retten. Wenn dann mein Bote zu dir mit dieſer guten Nachricht gelangt, ſo greife ihn plötzlich mit Gewalt an, und zermalme ihn mit ſeinen Truppen. Nur auf dieſe Art können wir Tochfa lebendig retten.“ Ablys genehmigte dieſen Vorſchlag, und die Truppen bekamen Befehl zum Aufbruch.

Neunhundert und fünf und funfzigſte Nacht.

Jener machte ſich nun mit hunderttauſend Reitern gegen den Maimun auf. Die Königin aber begab ſich zu ihren Schweſtern, mit denen ſie folgendes verabredete: „Ihr wiſſt,“ ſagte ſie, daß der ſchwarze Berg nebſt dem darauf befindlichen Schloſſe Maimuns auf einer Inſel liegt. Dieſer Inſel wollen wir uns nun in Menſchengeſtalt auf einem Schiffe nahen, dort abſteigen, und unter dem Schloſſe eſſen, trinken, ſingen und auf der Laute ſpielen. Tochfa wird wahrſcheinlich nach der See zu herausſehen, und wird uns erblicken; ſie wird dann auf jeden Fall zu uns herunter kommen, wir werden uns da ihrer bemächtigen, und iſt ſie einmal in unſrer Hand, ſo kann ihr nichts übles widerfahren. Iſt aber Maimun mit der Bekämpfung der Feinde beſchäftigt, ſo wollen wir ſein Schloß zerſtören, und jeden, der darinnen iſt, vernichten. Wenn er das hört, wird er verzweifeln, und wir benachrichtigen davon unſern Vater Ablys, der ihn dann mit allen ſeinen Truppen angreifen und vernichten wird.“ In Folge dieſer Berathſchlagung begaben ſie ſich in das Schiff, beauftragten fünftauſend Geiſter, ſich auf der Inſel unter dem ſchwarzen Berge zu verbergen; nahmen ferner auch noch viertauſend Geiſter mit ins Schiff, und näherten ſich ſo dem Schloſſe Maimuns.

Während dieſer Zeit aber waren ſchon Ablys und ſein Sohn Sisban mit ihren Heeren vorgerückt. Als Maimun dies hörte, gerieth er von neuem in Wuth, und verſammelte ſeine Heere, begab ſich noch einmal zu Tochfa, küßte ſie, und ſprach: „Wiſſe, daß du mir theurer, als alles biſt. Bereits haben ſich die Geiſter vereinigt, um mich wegen dir zu tödten. Sollte ich indeß ſo glücklich ſein, ſie zu beſiegen, und mit dem Leben davon zu kommen, ſo ſchleppe ich alle Könige der Geiſter zu deinen Füßen; und du ſollſt dann noch die Welt beherrſchen." Tochfa antwortete durch ein bloßes Kopfſchütteln, und weinte. „Weine nicht," ſagte er hierauf, „es iſt vergebens; denn, bei der Inſchrift des Siegels Salomons, du wirſt nie das Land der Menſchen wieder erblicken. Füge dich alſo geduldig in dein Schickſal; wo nicht, ſo bringe ich dich um." Sie ſchwieg, und er ſchickte nach ſeiner Tochter Gamra, und ſagte zu derſelben: „Nun begebe ich mich zur Bekämpfung des Königs Sisban und der Königin Kamrye. Sollte ich ſiegen, ſo verſpreche ich dir hohe Gewalt. Höreſt du aber, daß ich unterliege, und bringt dir ein Bote dieſe Nachricht, ſo beeile dich, Tochfa zu tödten, damit ſie außer mir kein anderer beſitze. Dir übertrage ich nach meinem Tode den Beſitz des ſchwarzen Berges, und aller meiner Macht." Hierauf verließ er ſie, und beſtieg ſein Roß. Als Tochfa dieſen Auftrag hörte, ward ſie beſtürzt, weinte, und rief aus: „Nichts betrübt mich ſo ſehr, als daß ich meinen Herrn, den Kalifen verlaſſen habe; doch wenn ich einmal todt bin, ſo empfinde ich keinen Schmerz mehr." Sie war nunmehr feſt verſichert, daß ſie nicht mehr gerettet werden könnte. Maimun, welcher im Schloſſe außer Tochfa niemanden als ſeine Tochter Gamra und einen Geiſt zurückgelaſſen hatte, den er ſehr ſchätzte, war nunmehr mit ſeinen Truppen dem Heere Sisbans gegenüber angekommen. Gleichzeitig gingen ſie auf einander los, und lieferten ſich ein blutiges Treffen. Endlich zogen ſich die Truppen Sisbans zurück. Maimun, der dies ſahe, ſchöpfte neuen Muth, und verfolgte ſie.

Was unterdeß die Königin Kamrye betrifft, ſo war ſie mit ihren Schweſtern am Schloſſe Maimun's, wo ſich Tochfa befand, bereits angekommen. Dieſe befand ſich durch Fügung des Geſchicks gerade auf dem Balken des Schloſſes, und ſchwamm in Thränen, ſowohl wegen ihres Andenkens an Harun Arraſchyd, als auch weil ſie ſich zum Schlachtopfer aufbewahrt ſah. Plötzlich erblickte ſie das Schiff mit den in demſelben befindlichen Perſonen. „Ach, welches Entzücken!“ rief ſie aus, „in dieſem Schiffe iſt eine große Anzahl Menſchen. Kamrye aber und ihre Begleiter hatten, ſobald ſie ſich dem Schloſſe näherten, ihre Augen geſchärft, und erblickten Tochfa. „Ach,“ riefen ſie alle aus, „dort ſitzt ſie, möge Gott ſie doch nie betrüben!“ Sie ließen das Schiff ankern, näherten ſich der Inſel, ſtiegen aus, breiteten Teppiche hin, ſetzten ſich, und aßen und tranken. Da ſprach Tochfa: „Willkommen, ihr geliebten und bekannten Zuge! das ſind," ſagte ſie, um die Tochter des Maimun zu täuſchen, „meine lieben Baſen. Ich bitte dich, liebe Gamra, laß mich zu ihnen hinunter gehen, ich will mich einen Augenblick zu ihnen ſetzen, aber bald wieder zurück kommen." — „Das iſt nicht möglich," erwiederte jene. Dies verſetzte Tochfa in neue Betrübniß. Endlich aber kam die Zeit des Trinkens heran, und Kamrye, nachdem ſie einen Becher geleert hatte, ergriff die Laute, und ſang:

„Bei Gott, wenn nicht die Hoffnung mich erhielte,
euch wiederzufinden, ſo würde mich der Tod auf
ewig von euch trennen!"
„Ein großer Zwiſchenraum trennt uns, aber meine
Sehnſucht bringt euch mir näher; ſtets ſeid ihr
ein vor meinen Augen ſtehendes Bild, welches
mich insgeheim anredet."

Als Tochfa dieſes hörte, ſtieß ſie einen heftigen Schrei aus, und Kamrye ſprach: „Nun nahet ſich die Freude." Tochfa ſah ſie nun genauer an, rief ſie mit Namen, und ſprach! „Liebe Baſe, ich bin allein, entfernt von aller Familie. Ach, ich bitte euch, wiederholt doch dieſen Geſang." Die Königin that es ſogleich, und Tochfa fiel vor Freuden in Ohnmacht. Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ſprach ſie zu Gamra: „Bei der Wahrheit des Propheten, über den Heil und Seegen kommen möge, wenn du mich nicht hinunter zu ihnen gehen läſſeſt, ſo daß ich eine

Stunde bei ihnen verweile, ſo ſtürze ich mich hinab; denn mein Leben gebe ich ohnedem preis, da mir bekannt iſt, daß Maimun mich tödten wird. Beſſer iſts alſo, ich tödte mich ſelbſt, damit ihr nicht über mein Leben verfüget. „Als Gamra dieſes hörte, ſah ſie wohl ein, daß, wenn ſie ihr nicht geſtattete, hinunter zu gehen, ſie ſich ſelbſt umbringen würde. Daher ſagte ſie zu Tochſa:" Sie ſind tauſend Ellen tief unter dir; laß ſie lieber zu dir herauf kommen." Tochſa aber ſagte: „Nein, ich muß zu ihnen hinab, ich will mich auf der Inſel umſehen, und das Meer von nahem betrachten." Du kannſt mich begleiten, und dann kehren wir beide zurück. Du wirſt ſelbſt wünſchen, daß, wenn du ſie hier herauf bringſt, ſie ſich fürchten werden, und ſich nicht freuen können. Ich aber bezwecke nur, bei ihnen zu ſein, und mich mit ihnen zu unterhalten, und ſie werden in ihrer Fröhlichkeit nicht geſtört werden. Ich habe mir feſt vorgenommen, entweder zu ihnen hinunter zu gehen, oder mich umzubringen. „Sie wiederholte ihre Bitten nochmals, worauf jene endlich ſprach:" Komm, ich will dich hinunter begleiten, „und zugleich nahm ſie Tochſa bei der Hand, führte ſie ſchnell hinab, und brachte ſie zu ihnen. Als Tochſa unten angekommen war, ſagte ſie: „Seid unbeſorgt, ich bin ein Menſch, wie ihr. Ich wollte bloß euch näher ſehen, mit euch ſprechen, und euren Geſang anhören."

Sie ſetzte ſich nun neben ſie, und Gamra that desgleichen. Dieſe aber bemerkte einen Geruch, und ſagte: „Es riecht nach Geiſtern, ich muß doch ſehen, woher das kommt?“ Da dieſes Bohime gehört hatte, ſprach ſie leiſe zu Kamrye: „Das iſt ein großes Unglück! Wenn ſie uns erkennt, ſo wird ſie ſogleich die Flucht ergreifen, und Maimun davon benachrichtigen. Was iſt jezt zu thun?“ Da ſtreckte Kamrye ihre Hand aus, und gab der Gamra einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß er ſich vom Körper trennte, wobei Kamrye ſprach: „Gott iſt groß.“ Nunmehr enthüllten ſie ihr Geſicht; Tochſa erkannte ſie, und bat ſie ſogleich um ihren Schutz. Die Königin mit ihren Schweſtern umarmte ſie, und ſprach: „Empfange die frohe Botſchaft von deiner Rettung; du haſt hoffentlich nichts mehr zu befürchten. Allein jezt iſts nicht Zeit, zu reden, ſondern zu eilen. „Sie ruften ſodann jene Geiſter, die ſich auf der Inſel verſteckt hatten, welche auch alsbald ankamen, und Tochſa auf das Schloß brachten, welches ſie ſofort in Beſitz nahm. Der Geiſt aber, auf den Maimun ſein Vertrauen geſetzt hatte, der im Schloſſe blieb und Duchan *) hieß, nahm pfeilſchnell die Flucht, und ereilte Maimun im Augenblicke ſeines ſtärkſten Kampfes mit den Geiſtern. Als dieſer ihn ſah, ſo rief

---

*) Rauch.

er aus: „Wehe dir, wen haſt du im Schloß zurückgelaſſen?“ — „Und wer iſt denn noch im Schloſſe?“ antwortete jener, „deine geliebte Tochfa iſt geraubt, Gamra getödtet, und das ganze Schloß in Beſitz genommen.“ Bei dieſer Nachricht gerieth Maimun in Verzweiflung, ſchlug ſich ins Geſicht, und ſprach: „O welch ein Mißgeſchick!“ Kamrye aber ihrerſeits hatte ſchon an ihren Vetter geſchickt, und ihn von allem unterrichtet. Sein Heer rückte plötzlich vor, und ſchlug das Heer Maimuns. Als dieſer ſeinen Untergang ſahe, richtete er die Spitze ſeines Wurfſpießes auf ſein Herz, und das andere Ende auf die Erde, und ſtürzte ſich mit ſolcher Gewalt hinein, daß die Spitze zum Rücken heraus kam. Ablys, der die Botſchaft von der Rettung Tochfas bereits erhalten hatte, freute ſich darüber, und beſchenkte den Boten mit einem Ehrenpelze. Die Verfolgung des Heeres Maimuns wurde fortgeſetzt, bis es ganz vernichtet wurde; den Maimun ſelbſt fanden ſie in dem beſchriebenen Zuſtande da liegen. Kamrye aber mit ihren Schweſtern verfügte ſich zu ihrem Vater, und benachrichtigte ihn von dem ganzen Hergange. Dieſer eilte nun, um Tochfa ſeine Glückwünſche zu überbringen. Das Schloß Maimuns wurde dem Salheb übergeben; ſeine Schätze aber der Tochfa verehrt. In demſelben Augenblicke näherte ſich ihnen ein ganzer Stamm Geiſter, an deren Spitze die Königin Schaheba war, und in ihrer Hand glänzte ein entblößtes Schwert. Als ſie nahe gekommen war, fielen ſie vor ihr nieder. Sie aber verlangte zu wiſſen, wie es der Königin Tochſa gegangen wäre, und machte ihnen zugleich Vorwürfe, daß ſie nicht nach ihr um Hülfe geſchickt hätten.

Neunhundert und ſechs und funfzigſte Nacht.

„Maimun iſt nicht werth, daß man wegen ihm dich beläſtige;" erwiederte man der Königin, „denn er iſt viel zu gering." Sie benachrichtigte ſie hierauf, was Kamrye und ihre Schweſtern bereits gethan hatten, und daß Tochſa ganz befreit ſei. Dieſe küßte die Hand der Königin Schaheba, welche ſie an ihr Herz drückte, und zu ihr ſagte: „Die Beſorgniſſe ſind vorüber, nun widme dich der Freude." Sie begaben ſich nun ins Schloß, wo ſie aßen und tranken, und als Tochſa erſucht wurde, ihnen etwas zu ſingen, ſo that ſie es mit folgenden Worten:

„O ſanftes Lüftchen, wenn du in das Land meiner Geliebten weheſt, ſo überbringe ihnen von mir den beſten Gruß;

„Sage ihnen, daß meine Liebe für ſie ein feſtes Unterpfand meiner Treue ſei, und daß meine Sehnſucht nach ihnen alles übertrifft."

Alle lobten ſie wegen dieſen Verſen ſehr, küßten ſie, umarmten ſie, und Kamrye ſprach: „Ehe du uns verläſſeſt, muß ich dir doch die Bekanntſchaft der Auka *), der Tochter des Bachramgour, verſchaffen, welche Auka, die Tochter des Riech **), geraubt hat; denn nichts auf der Welt iſt ihr zu vergleichen, ja ihre Schönheit iſt zum Sprüchwort geworden.“ — „Wenn ihr es wünſcht,“ ſprach hierauf die Königin Schaheba, „ſo will ich Tochfa mitnehmen, und ſie ihr zeigen.“ Alle machten ſich auf den Weg, und gelangten zur Auka, welche auf dem Gebirge Caf [19] wohnte. Als dieſe die Geſellſchaft erblickte, ſtand ſie auf, empfing ſie auf das ausgezeichnetſte, und Bohime ſagte zu ihr: „O Auka, wer iſt dir wohl gleich, da die Königin Schaheba ſelbſt ſich zu dir bemüht.“ Auka nahete ſich hierauf der Königin, und küßte ihr die Füße, führte ſie alsdann in ihr Schloß, und bewirthete ſie mit einer prächtigen Mahlzeit. Tochfa ergriff ſodann die Laute, ſpielte meiſterhaft, und Auka that desgleichen. Beide löſten ſich mit einander in Geſängen ab, und Tochfa küßte die Auka alle Augenblicke, indem ſie ſagte: „Wie ſchön biſt du.“ Die Königin Schaheba ſagte hierauf zu Tochfa: „Liebe Schweſter, jeder Kuß gilt tauſend Goldſtücke.“ — „Tauſend Goldſtücke,“ erwiederte jene, „iſt viel zu wenig für

---

*) Greif. **) Wind.

Aufa;* welche darüber herzlich lachen mußte. Sie brachten die Nacht bei ihr zu. Den andern Morgen aber verließen ſie dieſelbe wieder, und begaben ſich in das Schloß Maimuns. Dort entfernte ſich auch die Königin Schahcba mit ihren Truppen von ihnen, und ging in das ihrige; ihr folgten die Könige der Geiſter, und jeder begab ſich in ſeinen Palaſt. Ablys unterhielt ſich mit Tochfa noch bis zu Anbruch der Nacht; dann ließ er ſie auf den Rücken eines Geiſtes ſich ſetzen, und gab dreißig andern Geiſtern Befehl, alle Schätze, die ſie erhalten hatte, zu ſammeln, und mitzunehmen. Ablys begleitete ſie ſelbſt, und in der kürzeſten Zeit brachte er ſie in ihr Gemach zurück. Hier nahm er mit ſeiner Begleitung von ihr Abſchied, und entfernte ſich. Tochfa aber war vor Freude außer ſich, und die ganze Begebenheit ſchien ihr ein bloßer Traum geweſen zu ſein; es war ihr, als hätte ſie ihre Wohnung nie verlaſſen. Sie nahm nun ihre Laute, und ſang mit einem Freudengefühl, welches ihrem Geſange noch mehr Reiz gab.

Neunhundert und ſieben und funfzigſte Nacht.

Als der Diener, der vor ihrer Thüre zu ſchlafen beauftragt war, in dem Zimmer ihre Stimme und ihr Spiel hörte, ſprach er: „Bei Gott, das iſt ja meine Fürſtin Tochfa! ſie iſt es ſelbſt!“ Außer ſich vor Freude ſprang er auf und eilte zu dem Sklawen, der an der Thüre des Kaliſen Wache hielt. Als dieſer ihn wie einen Trunkenen zu ſich hereinkommen ſah, fragte er ihn: „Was fehlt dir, und was bringt dich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde hierher?“ — „Eile,“ erwiederte der Diener, „und wecke den Fürſten der Gläubigen auf, und zögere ja nicht.“ Da ſie aber nun darüber in Wortwechſel geriethen, ſo wachte der Kaliſe auf, trat heraus, und fand ſie, als eben der Diener ſeinen Wächter nöthigen wollte, ihn eiligſt zu wecken. „Was will dieſer?“ fragte der Kalif. — „Der Diener Tochfa's muß,“ antwortete jener, „den Verſtand verloren haben, daß er ſo dringt, dich zu wecken.“ — „Laß ihn hereinkommen,“ ſprach der Kalif. Dieſer trat nun herein; aber er verneigte ſich nicht, und grüßte nicht, er warf ſich nicht vor dem Kaliſen nieder, wie es Brauch war, ſondern ſtürzte wild herein, und ſprach: „Geſchwind, geſchwind, ſtehe auf; die Fürſtin Tochfa iſt in ihrem Gemach, und ſingt herrlich. Eile, eile zu ihr.“ Der Kalif glaubte, ihn nicht recht verſtanden zu haben, und fragte: „Wie ſagſt du?“ — „Haſt du den Anfang meiner Anrede noch nicht gehört?“ erwiederte jener,“ ich ſagte dir ja, daß Tochfa in ihrem Zimmer iſt, und herrlich ſingt und ſpielt.“ — Der Kalif warf ſich nun eiligſt in die Kleider, glaubte aber doch den Worten des Dieners nicht, ſondern ſprach: „Wehe dir, nimm dich in Acht, mich zu täuſchen! Das hat dir wohl nur geträumt?" — „Ich weiß nicht, was du ſagſt," erwiederte jener, „aber ſo viel weiß ich, daß ich nicht geſchlafen habe." — „Wenn das, was du ſagſt, wahr iſt, ſo ſoll es zu deinem Glücke ſein," erwiederte der Kalif, „iſt es aber nicht wahr, und hat dirs nur geträumt, ſo laſſe ich dich ans Kreuz ſchlagen. Im voraus verſpreche ich dir dagegen deine Freilaſſung und ein Geſchenk von tauſend Goldſtücken." Nun wurde dem Diener Angſt, und er ſprach: „O mein Schutzgott, ſollte es wirklich möglich ſein? habe ich mich vielleicht geirrt. „Er verließ plötzlich den Kalifen, und eilte in das Zimmer Tochfa's. Da er aber darin noch immer den Geſang und die Laute hörte, eilte er noch ſchneller zum Kalifen zurück, und ſprach: „Komm herein, und überzeuge dich, wer ſchläft." Als nun der Kalif der Wohnung Tochfa's ganz nahe kam, ihr Spiel hörte, und ihre Stimme erkannte, konnte er ſich kaum halten, und die Freude überraſchte ihn ſo, daß er ohnmächtig wurde. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ergriff er den Schlüſſel, allein die Hand verſagte ihm ihren Dienſt, weil er vor Freuden zitterte. Endlich faßte er ein Herz, öffnete, und fürchtete ſich, es möchte nur ein Traumbild geweſen ſein. Als ihn aber Tochfa erblickte, eilte ſie ihm entgegen, und druckte ihn an ihr Herz. Er aber ſchrie vor Freuden laut auf, und es ſchien, als wäre ſein letzter Augenblick gekommen. Sie drückte ihn von neuem an die Bruſt, und begoß ihn mit Roſenwaſſer und Muskus, damit er ſich erholte. Endlich machte ſich ſeine freudenvolle Bruſt durch einen Strom von Thränen Luft. Tochſa nahm nun die Laute, und ſpielte ihm etwas von dem vor, was ſie von Ablys gelernt hatte, wovon er aufs neue ganz entzückt wurde. Hierauf ſang ſie ihm folgende Strophen, und begleitete ſie mit der Laute:

„Als ich von dir abweſend war, ſo konnte ich mein Herz nicht begreifen, wie es noch ſchlagen konnte. Das kam aber daher, weil dein Andenken aus meiner Seele ſich nicht entfernt hatte;“

„Und wenn ich mir ſelbſt vorſtellte, daß ich von dir abweſend war, ſo ſtrafte mich mein ſchlagendes Herz Lügen, weil ich noch Leben in mir fühlte, ſo daß ich ſchwankte, ob ich ihm glauben oder nicht trauen ſollte.“ —

„Ach Tochſa,“ ſprach endlich Harun, „deine Entfernung war wundervoll; aber deine Rückkehr iſt noch erſtaunenswürdiger.“ — „Ach, du haſt wohl Recht, mein Herr,“ erwiederte ſie, indem ſie zärtlich ſeine Hand nahm, „aber betrachte alles das, was ich mitgebracht habe.“ Der Kalif warf ſeinen Blick auf dieſe unermeßlichen Schätze, die gar nicht verzeichnet oder beſchrieben werden können, ſo wie auch auf die koſtbaren Teppiche, die ſie von der Königin Schaheba bekommen hatte, und den Thron, ſo wie auch die andern Koſtbarkeiten, die kein König und kein Fürſt beſitzt. Harun war darüber ganz erſtaunt, und konnte kaum ſeinen Augen trauen. „Komm,“ ſagte er nun zu ihr, „ſetze dich, und erzähle mir alles, was dir zugeſtoßen iſt.“ Sie erzählte ihm nun alles ſo deutlich, daß es ihm ſchien, als wäre er bei allen dieſen Ereigniſſen zugegen geweſen, nannte ihm die Namen aller der Könige und Königinnen, die ſie kennen gelernt hatte, und erzählte ihm auch die Gefahr, in der ſie wegen Maimun geſchwebt hatte. Vor allen Dingen aber ſchilderte ſie ihm die Freundſchaft der Königin Schaheba, zeigte ihm das Diplom, wodurch ſie dieſe Königin zu ihrer Statthalterin ernannt hatte, und verſicherte ihn, daß ſie durch einen Waldgeiſt, ohnerachtet ihrer Entfernung, doch von ihm Nachrichten gehabt, wie auch, daß ſie die Auka beſucht habe. — „O,“ ſprach Harun, „erzähle mir doch, was die Auka, Tochter des Bachramgour, eigentlich iſt. Iſt ſie ein Geiſt oder ein Menſch? denn oft habe ich von ihr gehört, und immer gewünſcht, etwas von ihr zu erfahren.“ Da antwortete Tochfa: „Ich habe die Königin Kamrye darüber gefragt, und dieſe hat mir viel von ihr erzählt. Ich habe ſie dann ſelbſt geſehen, wie du weißt. Sie iſt ein ſehr ſchönes Mädchen, und ich habe von ihr viele Geſchenke erhalten, die ich nebſt den übrigen Koſtbarkeiten mitgebracht habe.“ Von dieſen Schätzen rührt der große Reichthum der Barmekyden und der Abaſſyden her, wodurch ſie ſich ſo ſehr auszeichneten.

Der Kalif verließ nunmehr Tochfa, und befahl, daß die ganze Stadt feierlich ausgeſchmückt würde. Oeffentliche Feſte, ſo wie Gaſtmähler, wurden nun ſieben Tage lang gegeben, und Tochfa hörte nicht auf, mit dem Fürſten der Gläubigen das frohſte Leben zu führen, bis ſie der Zerſtörer aller Ergötzungen und der Trenner aller Geſellſchaften erreichte.“

Hier bemerkte Scheheraſade den Morgen, und erſt in der nächſten Nacht begann ſie folgende Geſchichte von Abul Haſſan aus Damaskus, und ſeinem Sohne Nurreddyn Aly.

Anmerkungen.

1) Die Aufſchrift, welche dieſe Geſchichte führt, und einige in derſelben befindliche Ausdrücke, z. B. Jeſus, Sohn Maria's, über welche Heil und Segen komme, u. ſ. w. könnten vermuthen laſſen, daß ihr Verfaſſer ein Chriſt geweſen ſei; allein ein Schluß der Art wäre ſehr unrichtig. Im Koran nämlich, ſo wie in andern muhamedaniſchen religiöſen Werken, kommt nie der Name Jeſus, oder Maria's ohne die Seegenformel vor: „Heil und Seegen über ihn, oder über ſie!“

In einem arabiſchen, mit afrikaniſchen Buchſtaben geſchriebenen Werke, welches ich beſitze und welches von der Vortrefflichkeit der, bei den Namen des Propheten Muhamed üblichen Segensformel handelt, kommt ſogar folgende Stelle vor: „O Gott, begleite, begünſtige und ſegne unſern Herrn Muhamed, deinen Propheten und Geſandten, ſo wie auch den Abraham, deinen Freund und Auserwählten, den Moſes, der mit dir geſprochen hat, und den du gerettet haſt, **und Jeſus, der dein Geiſt und dein Wort iſt,** ſo wie alle deine Engel nebſt den übrigen Propheten und Geſandten.“ u. ſ. w.

2) **Galenus,** der bekannte griechiſche, durch ſeine arznei- und naturwiſſenſchaftlichen Schriften im Abend- und Morgenlande berühmte Arzt. Er war aus Pergamus in Kleinaſien gebürtig, und lebte gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt.

3) Die beim Abwaſchen der Todten üblichen Kleider werden allemal vorher nach dem Orte hingebracht, wo ſie nöthig ſind; dort zieht dann der Abwaſchende ſeine guten Kleider aus, und legt die ſchlechten an.

4) Im Orient werden die Särge nicht zugenagelt, ſondern blos zugedeckt.

5) Im ganzen Morgenlande ſind die Kaufmannsläden nie in den Wohnhäuſern, ſondern ſie befinden ſich auf öffentlichen Plätzen in Gebäuden, die man Bazar nennt. Eben ſo verhält es ſich mit den Handwerken.

6) Im Morgenlande, wo man die Wohlgerüche ſehr liebt, pflegen ſich die Vornehmen den Bart einzuräuchern, welches ſie beſonders dann thun, wenn ſie Beſuche bei Frauen abſtatten.

7) Das Wort Chawaga, was hier in der arabiſchen Urſchrift ſteht, iſt perſiſchen Urſprungs, und iſt ein Titel, welcher obrigkeitlichen Perſonen, Gelehrten und auch wohl den Oberhäuptern eines Stammes beigelegt wird.

8) D. h. der verſieht die Zeit, die ihm vor der Ausführung einer Sache noch bleibt, nicht zu benutzen. Die Zeit wird nur dann zum Freunde, wenn man ſie gut anwendet.

9) Der König Bibars al Bundukdary war der vierte König Aegyptens von der türkiſchen Dynaſtie. Er trat die Regierung an im Jahre 508 der Hegira (1114 nach Chr.), nachdem er, wie der Geſchichtsſchreiber Kermaly berichtet, ſeinen Vorgänger Almelik Almukaſer umgebracht hatte.

9a. (zu Seite 203. Z. 5.) das Thor Soweyla iſt eines von den Thoren in Kairo, die nach der Flußſeite gehen.

9b. (zu Seite 204. Z. 9.) Das arab. Wort bedeutet im allgemeinen ſo viel als: Gehänge, und kann alſo auch auf die Bänder um die Füße gedeutet werden, welche mit klingenden Gehängen verſehen ſind, oder auch auf den klirrenden Kopfputz, welcher den vornehmeren Frauen in Aegypten eigen iſt, und der darin beſteht, daß ſie ihre langen Haare in ganz dünne Zöpfchen flechten, an deren jedes ſie einen Dukaten hängen, welches dann beim Gehen ebenfalls ein ſehr hörbares Geräuſch erregt.

10) Sich gegenſeitig „Bruder“ und „Schweſter“ zu nennen, wenn man ſich auch nicht allemal kennt, iſt im Orient ſehr gebräuchlich.

11) Wenn der Araber ſagt: „Zwiſchen uns iſt Brot und Salz;“ ſo iſt der andere verpflichtet, ſich nie gegen ihn feindſelig zu benehmen, noch auch ſeine Geheimniſſe zu offenbaren.

12) In Arabien gehen die Luftlöcher, wie bei uns die Feueressen, von unten nach oben durchs ganze Haus, und ſind von ziemlich anſehnlichem Umfange. Ihre Oeffnung nach außen befindet ſich oben auf dem platten Dache.

13) **Fakyr** heißt eigentlich ein Armer, aber auch ein Bedürftiger (nämlich der Gnade Gottes). Dieſe **Dürftigen** tragen eine Art Prieſterkleidung, und werden vom Volke ſehr geachtet.

14) Oft werden ganz unbekannte Leute zu Hochzeiten eingeladen, wobei immer viele Geſchenke gemacht, und Geld unter die Muſiker wie auch unter die Armen geworfen wird.

14 b. (S. 238.) Da in Aegypten der Diebſtahl mit Abhauen einer Hand beſtraft wird, ſo war dies alſo eine in jenem Hauſe ſich aufhaltende Räuberbande.

15) **Tufeily**, d. i. Schmarotzer, werden im Arabiſchen Leute genannt, die uneingeladen und zu ungelegener Zeit andere Menſchen beſuchen, mit ihnen eſſen und bei ihnen ihre Zeit zubringen.

16) **Kalif** hieß eigentlich ſo viel als Statthalter, und ſo nannten ſich die erſten Nachfolger Mohammeds als Statthalter des Propheten. Später, als die Macht der Kalifen wuchs, und ſie alle geiſtliche und weltliche Macht in ihrer Perſon vereinigten, geſchah es, daß ſie öfters misbrauchsweiſe Statthalter Gottes genannt wurden.

17) In den größeren Städten, wie z. B. Kairo, Bagdad u. a., ſind die Straßen durch Thüren verſchloſſen.

18) Eine Art Geiſler, die ſich in den Wäldern aufzuhalten pflegen.

19) **Caf** iſt der Name eines fabelhaften Gebirges, von welchem die alten Araber behaupteten, daß es die ganze Welt umgebe

Inhalt
des vierzehnten Bändchens.

Seite
885ſte Nacht. Geſchichte des Königs Schach Bacht und ſeines Weſirs Arrachuan. . . . 5
886ſte Nacht. Der Mann aus Choraſſan, ſein Sohn und der Lehrer deſſelben. . . . 7
887ſte Nacht. 13
888ſte Nacht. 19
Der Sänger und der Gewürzkrämer. . 20
889ſte Nacht. 21
890ſte Nacht. 24
891ſte Nacht. 29
Der König und ſein Sohn. . . . 31
892ſte Nacht. 36
Der reiche Mann, der ſeine Tochter an einen armen Greis verheirathete. . 41
893ſte Nacht. 42
Der weiſe Mann und ſeine drei Söhne. 47
894ſte Nacht. 49
Der König, der ſich in ein Bildniß verliebte. 53
895ſte Nacht. 54
896ſte Nacht. 59
Der Gärber und ſeine Frau. . . 60
897ſte Nacht. 64
Der Kaufmann, die alte Frau und der König. 65
898ſte Nacht. 70
Der Thor, der ſich in alles mengte. . . 70
899ſte Nacht. 72
Der Gehäſſige. 73
David und Salomo. 75
Der Dieb und die Frau. 77

Seite
900ſte Nacht. 79
901ſte Nacht. 82
Der Herr Jeſus, ſeine Jünger und die drei Leute. 83
Der gerechte König, ſein Weſir und ſein ungerechter Bruder. 86
902te Nacht. 87
903te Nacht. 90
Der Mann, der aus zu großer Vorſicht ſeinen Tod fand. 91
904te Nacht. 92
Der Mann, der den Leuten Gutes erzeigte, ohne ſie zu kennen. 93
905te Nacht. 95
Der reiche Mann, der ſein Vermögen und ſeinen Verſtand verlor. 99
906te Nacht. 100
Der Khablis und ſeine Gemahlin. 102
909te Nacht. Der Tagelöhner und die Frau. 106
910te Nacht. Der Weber, der auf Anſtiften ſeiner Frau ein Arzt wurde. 111
911te Nacht. 116
912te Nacht. Die beiden Schlauköpfe, die ſich gegenſeitig überliſteten. 119
913te Nacht. 124
914te Nacht. 128
915te Nacht. Die Liſtigen, die den Geldwechsler betrogen 130
916te Nacht. Der Erzbetrüger. 135
Der Falke und die Heuſchrecke. 139
917te Nacht. Der König und die Frau des Kammerherrn 142
Das alte Weib und der Seidenhändler. 145
918te Nacht. 150
Die ſchöne Frau und der häßliche Mann. 161

Seite
919te Nacht. 154
Der König, dem alles verloren gieng, und dem Gott alles wiedergab. . . . 157
920ſte Nacht. 160
921ſte Nacht. 165
922ſte Nacht. 167
Der junge Mann aus Choraſſan, ſeine Mutter und ſeine Schweſter. . . . 169
923ſte Nacht. 171
924ſte Nacht. 176
925ſte Nacht. 180
926ſte Nacht. 187
927ſte Nacht. 190
928ſte Nacht. 192
Der König von Indien u. ſein ungerechter Weſir 195
929ſte Nacht. 196
930ſte Nacht. 197
Der König Azzaher Ruknuddyn Bibars al Bundukdary. 199
931ſte Nacht. 203
932ſte Nacht. 208
933ſte Nacht. 218
934ſte Nacht. 220
935ſte Nacht. 225
936ſte Nacht. 229
937ſte Nacht. 230
938ſte Nacht. 236
939ſte Nacht. 244
940ſte Nacht. 251
941ſte Nacht. Harun Arraſchyd und die Sängerin Tochfatulkulub. 261
942ſte Nacht. 265
943ſte Nacht. 270

Seite
944ſte Nacht. 275
945ſte Nacht. 280
946ſte Nacht. 284
947ſte Nacht. 289
948ſte Nacht. 294
949ſte Nacht. 298
950ſte Nacht. 304
951ſte Nacht. 309
952ſte Nacht. 313
953ſte Nacht. 316
954ſte Nacht. 318
955ſte Nacht. 322
956ſte Nacht. 323
957ſte Nacht. 330

Druckfehler im vierzehnten Bändchen.

Seite 37. in der Anmerk. ſt. unbekanntes wildes Thier, lies: unbekanntes Thier.
— 181. Z. 14. ſt. Mauſoura l. Manſoura.
— 186. Z. 1. fehlt oben die Zeile: „Sparſam zählt Gott die Tage der Vereinigung und ....“ welche der Setzer S. 187. untenhin geſetzt hat.
— 194. Z. 4. ſt. Mauſoura l. Manſoura.
— 199. Z. 2. ſt. Buknuddyn l. Ruknuddyn, und ſo überall.
— 200. Z. 6. ſt. ihm l. ihnen.
— 252. Z. 1. ſt. daß er ſich geirrt habe, lies: daß er ſich nicht geirrt habe.
— 261. Z. 14. ſt. Tochfatulgulonb lies: Tochfatulkuloub.
— 266. Z. 15. ſt. Abweſenheit, l. Anweſenheit.
— 263. Z. 16. ſt. ihr berichtete, l. ihm berichtete.
— 269. Z. 26. ſt. Abweſenden l. Anweſenden.
— 281 Z. 7. ſt. Arufat l. Aerafat.

Literariſcher Bericht
über die
Verlagsunternehmungen
der
Buchhandlung Joſef Max und Komp.
im Jahre 1824.

---

1) **Don Alonſo, oder Spanien.** Eine Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. von Salvandy. 1s, 2tes Bändchen. 8. 1825. Auf Velindruckpapier 2 Rtlr.

Die folgenden Bändchen dieſes hiſtoriſchen Romans, den Goethe als eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der neueſten Zeit bezeichnet, und deſſen Verfaſſer er noch über Walter Scott ſetzt, werden baldigſt erſcheinen, da zwei Druckereien damit beſchäftigt ſind.

2) **Ariſtides Lobrede auf Rom.** Ueberſetzt von Heyner. 8. 1824. 8 gr.

3) **Epistolae quaedem arabicae a Mauris, Aegyptiis et Syris conscriptae, edidit interpretatione latina annotationibusque illustravit et Glossarium adjecit D. C. M. Habicht. 4. maj. 1824. 2 Rthlr. 12 gr.

4) **Glocker, Dr. E. F. de Gemmis Plinii, inprimis de Topazio.** Oryctologiae Plinianae Spec. I. 8. maj. 1824. 8 gr.

5) **Herodotos Geſchichten.** Ueberſetzt von Fr. Lange, (Regierungs- und Schulrath in Koblenz,) 2te durchaus verbeſſerte Auflage. 2 Bände. gr. 8. 1824. Druckpapier. 3 Rthlr. 16 gr.
Fein Velindruckpapier. 4 Rthlr. 16 gr.

Dieſe Ueberſetzung des Herodotos, welche ſchon bei ihrer erſten Erſcheinung, des glücklich getroffenen und treu wiedergegebenen Tons wegen, bei dem gelehrten Publikum großen Beifall ſich erworben hat, erſcheint hier in der zweiten Ausgabe, neu revidirt, durchaus berichtigt, und anſtändig und mit großer Korrektheit gedruckt.

6) **Kanngießer**, Dr. H. L., de verbis impersonalibus 8. maj. 1824. 8 gr.

7) **Manſo**, J. C. F. (Rektor und Prof.) Geſchichte des Oſt-Gothiſchen Reiches in Italien. gr. 8. 1824. Auf feinem Berliner Patent-Papier 2 Rthlr. 16 gr.
Auf beſtes geleimt Velin-Papier 3 Rthlr. 16 gr.

Kaum iſt dieſes Werk in Deutſchland verbreitet worden, ſo erheben ſich auch von allen Orten her, in den literariſchen Inſtituten Stimmen, welche ſämmtlich darin übereinkommen, daß es zu den wenigen klaſſiſchen Werken deutſcher Geſchichtsforſchung zu zählen ſei, die ſeit langer Zeit erſchienen ſind. Ein ſo gehaltvolles Werk auch äußerlich würdig auszuſtatten, iſt unſer Beſtreben geweſen, und beſonders dürfte es ſich durch ſeine große Korrektheit rühmlich auszeichnen, da dieſe in Deutſchland ſo ſchwer zu bewerkſtelligen iſt.

8) **Memoiren der Frau von Campan.** Ueber das Privatleben der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Nebſt Erinnerungen und hiſtoriſchen Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. XV. XVI. Aus dem Franzöſiſchen. 3 Bände. gr. 8. 1824.
Auf weißes Druckpapier und geheftet 3 Rthlr. 20 gr.
Auf Velipapier und kartonirt 4 Rthlr. 10 gr.

Die Memoiren der Frau von Campan werden immer eines der intereſſanteſten und wichtigſten Bücher, zum näheren Verſtändniß der Urſachen, der ungeheuern Umwälzungen des franzöſiſchen Königſtaates bleiben.

9) **Memoiren des Hauptmanns Rock.** Ueber die Verhältniſſe des Staats, der Kirche und des Volks in Irland. Mit geſchichtlichen Erläuterungen und Belegen von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen 8. 1824. Auf feines Berliner Papier und kartonnirt 1 Rthlr. 12 gr.

Wer ſich von den Bedrängniſſen der katholiſchen Kirche und ihrer Anhänger in Irland, wovon die neueſten Zeitungen wieder ſo viel merkwürdiges berichten, gründlich unterrichten will, dem wird dieſe Schrift des berühmten Thomas Moore großes Intereſſe gewähren.

10) Mendel, Dr. M. H. Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen. 2te Ausgabe. Nach dem Tode des Verfaſſers neu bearbeitet und mit Zuſätzen verſehen von Dr. M. Küſtner. gr. 8. 1824.

11) Modlitwy i Rozmyslania dla Chrescian Katolikow przez Jana Püllenberg. Z Ryciną. Z niemieckiego na polski język przełozona. 12. 1825. 1 Rthl.

Dieſes gehaltvolle katholiſche Andachtsbuch von Johann Püllenberg erſcheint mit Genehmigung der Geiſtlichen Obrigkeit in gelungener polniſcher Ueberſetzung. Korrektheit und Eleganz in Druck, Format und Papier zeichnen es vor vielen andern rühmlich aus. Eine treffliche Nachbildung der Madonna unter dem Felſen von Leonardo da Vinci, iſt als Titelkupfer beigegeben. Es iſt in feinen Pariſer Einbänden, der verſchiedenſten Art, bei uns zu haben.

12) Müller, Dr. K. O., Profeſſor in Göttingen) Geſchichte helleniſcher Stämme und Städte. 2r, 3r Band. Die Dorier. gr. 8. 1824.
Druckpapier 5 Rthlr.
Velinpapier 6 Rthlr.
(Deſſelben Werkes 1r Band, enthält: Orchomenos und die Mynier. Mit 1 Karte. gr. 8. 1820. Druckpap. 2 Rthlr. 16 gr.
Velinpapier 3 Rthlr. 8 gr.

13) Müller, Dr. K. O., Karte von Griechenland während des Peloponneſiſchen Krieges, geſtochen von K. Kolbe. Folio. illum. 18 gr.

In dieſen drei Bänden helleniſcher Geſchichten erhält das gelehrte Publikum eine aus allen noch vorhandenen Quellen, Inſchriften und Denkmalen geſchöpfte ausführliche und umfaſſende

Unterſuchung und Darſtellung der ältern Geſchichte Griechenlands in allen ihren Zweigen, Richtungen und Entwickelungen, wie ſie bisher noch in keinem der vorhandenen Geſchichtswerke geliefert worden iſt, und wie ſie der Freund altgriechiſcher Geſchichte und des griechiſchen Alterthums, ſo wie der Philolog, der Literator und der Kunſtkenner längſt wünſchen mußte.

Was die beigegebenen Karten betrifft, ſo bemerken wir blos, daß ſich der Verf. während ſeines Aufenthalts in England und Frankreich die ſeltenſten Hülfsmittel dazu zu verſchaffen bemüht geweſen, und daß der Stich von der Meiſterhand des Herrn Kolbe wahrhaft ſchön zu nennen iſt.

14) Plauti, M. A., Rudens ex recensione Reizii. Adnotatione critica instruxit C. E. Ch. Scheider 8. maj. 1824. 14 gr.

15) Scheibel, J. G. (Dr. und Prof. der Theologie) Kurze Nachricht von der Feier des heiligen Abendmals bei den verſchiedenen Religions-Partheien. 12. 1824. 6 gr.

16) Schilling, Dr. F. A., Dissertatio critica de Ulpiani Fragmentis. 8. maj. 1824. 16 gr.

17) Tauſend und Eine Nacht. In arabiſcher Sprache, nach einer Tuneſiſchen Handſchrift. Nebſt Erklärung der darin vorkommenden und in den Wörterbüchern, namentlich im Golius fehlenden Wörter. Herausgegeben von Dr. M. Habicht. 1ſtes Heft. 12. 1824. 18 gr.

18) Tauſend und Eine Nacht. Arabiſche Erzählungen. Zum erſtenmal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt und vollſtändig überſetzt von M. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. 1s bis 9tes Bändchen. 12. 1825. Erſter Pränumerations-Preis für 12 Bändchen. 6 Rthlr.

So wie von Jean Paul iſt dieſes Unternehmen nun auch von unſerm größten deutſchen Dichter Goethe beifällig begrüßt worden, er ſagt in einem Schreiben an den Verleger: „Die reichen Bändchen der Tauſend und Einen Nacht haben mir die angenehmſten Abendunterhaltungen bereitet.“ — Der Druck der folgenden Bändchen wird ununterbrochen fortgeſetzt.

19) **Tieck, Ludwig,** Pietro von Abano oder Petrus Apone, Zaubergeſchichte. 8. 1825. Velinpapier und kartonnirt. 1 Rthlr.

Für das Jahr 1825.

beſchäftigen wir uns vorläufig mit folgenden neuen Unternehmungen und Fortſetzungen.

I. Fortſetzungen.

1) **Alonſo, oder Spanien.** Eine Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit. Von N. A. **von Salvandy.** 3r bis 5r Band. 8. Auf Velindruckpapier.

2) **Elsner, J. G.,** landwirthſchaftliche Reiſen. 2r Band. gr. 8.

3) **Tauſend und Eine Nacht.** Arabiſche Erzählungen. Deutſch von M. **Habicht,** Fr. **von der Hagen** und **Karl Schall.** 10ter — 12ter Band. Taſchenformat. Auf feines Berliner Patentpapier.

4) **Deſſelben Buches** 13ter 14ter 15ter (letzter) Band.

5) **Tauſend und Eine Nacht. In arabiſcher Sprache.** Herausgegeben von Dr. M. **Habicht.** 2tes, 3tes Heft. 12.

6) **Tieck, Ludwig,** Mährchen und Zaubergeſchichten. 2tes Bändchen. 8.

II. An neuen Unternehmungen.

7) **Clemens,** des heiligen, **von Rom, Brief an die Korinther** und des heiligen **Polykarpus Brief an die Philipper.** Aus dem Griechiſchen überſetzt

und mit den nöthigen Erklärungen verſehen. Nebſt den Lebensbeſchreibungen beider Heiligen. gr. 8.

8) Jean Paul, kleine Bücherſchau. Nachſchule zur Vorſchule der Aeſthetik. 8. Velindruckpapier.

„Bücherſchau — ſchreibt Jean Paul — wird dieſes Büchlein genannt, weil ich darin in mehre Bücher hineingeſchaut, um zu ſagen, was ich von ihnen halte. — Uebrigens iſt das ganze Werklein eine verkleinerte und angewandt Vorſchule der Aeſthetik, oder ein Schulhof und Schulweg zu ihr und aus ihr.“

9) Krüger, Dr. Daniel (Domherr und Domprediger) Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht. Mit 1 Kupf. 8. (Wird in mehreren Ausgaben anſtändig und ſauber gedruckt erſcheinen.)

10) Rhode, Stadtjuſtizrath, die Breslauiſchen Statuten. gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

11) Scheibel, J. G. (Dr. und Prof. der Theologie) Predigten über die Briefe Pauli an die Korinther. gr. 8.

12) — — und Dreuſt, Kommunionbuch. Betrachtungen und Gebete, mit am Schluß hinzugefügten Auszügen aus Luthers Schriften. 8.

13) Theiner, Dr. J. A., Variae Doctorum catholicorum opiniones de jure statuendi impedimenta matrimonium dirimentia. Dissertatio canonica. 8. maj. 1825. 10 gr.
(Dieſe Schrift iſt bereits erſchienen und zu haben.)

14) Thukydides Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges. Neu überſetzt von Fr. Lange. 2 Bände. gr. 8. Druck- und Velin-Papier.

16) Ueber einige Mittel das Gedeihen des Unterrichts in den Volksſchulen auf die Dauer zu begründen. 8. (Der Verfaſſer dieſer wichtigen Schrift wird ſpäter genannt werden.)

16) Vom Myſticismus. Geſchichte deſſelben nach Quellen. gr. 8. (Den Verfaſſer werden wir ſpäter nennen.)

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſtenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollſtändig überſetzt
von
Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Funfzehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Funfzehntes Bändchen.

Neunhundert und acht und funfzigſte Nacht.

Geſchichte

von Abul Haſſan aus Damaskus und ſeinem Sohne Nureddyn Aly. *)

In Damaskus lebte vor ſehr alten Zeiten ein ſehr reicher Kaufmann. Er beſaß ſowohl Grundſtücke in Syrien, als auch Schlöſſer, Gärten und Bäder in Damaskus ſelbſt. Dieſer Mann, welcher Abulhaſſan hieß, war ſchon bejahrt, hatte aber noch keine Kinder. Daher flehte er unabläßig Gott um die Verleihung dieſer Gnade an, ſowohl in ſeinen öffentlichen Gebeten, als auch in denen, die er in der Einſamkeit verrichtete; da er doch gern einem Sohne ſeine großen

---

*) D. h. Licht der Religion Aly.

Reichthümer hinterlaſſen wollte. Endlich erhörte Gott ſeine Bitten, und ſeine Gattin gebar ihm einen Sohn, deſſen Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Er nannte ihn Nureddyn Aly (das Licht der Religion), kleidete, aus Dankbarkeit gegen Gott, die Armen, und beſchenkte die Wittwen und Waiſen. Als ſein Sohn zehn Jahr alt war, brachte er ihn in die Schule, wo er den Koran, die Schreibekunſt, und Auszüge aus Büchern zu machen erlernte. In dem Alter von zwölf Jahren aber lernte er reiten, Pfeile abſchießen, und ſich mit Wiſſenſchaften jeder Art beſchäftigen. Dabei war er höflich, wohlwollend, mildthätig und angenehm, ſo daß er jedermann, der ihn ſah, bezauberte. Nunmehr bewarb er ſich um die Freundſchaft mehrerer junger Leute, und miſchte ſich unter die Kaufleute und unter die Reiſenden. Von dieſen hörte er nun erzählen, was ſie auf ihren Reiſen in den verſchiedenen Ländern für Merkwürdigkeiten und Seltenheiten geſehn hatten; auch pflegten ſie wohl hinzuzufügen: „Wer das und das nicht geſehen hat, der hat nichts geſehen;“ vor allen aber die Stadt Bagdad.“ Da betrübte er ſich ſehr, daß er noch nie gereiſt war. Er ſcheute ſich ſelbſt nicht, ſeinem Vater ſeinen Mismuth merken zu laſſen, und als ihn dieſer einſt darüber befragte, ſo antwortete er ihm: „Ich wünſchte ſehr, eine Reiſe zu machen.“ — „Ach, mein Sohn,“ antwortete jener, „wie kannſt du Luſt haben, zu reiſen, da man nur in der höchſten Noth es zu thun pflegt. Ohne gründlichen Zweck wird wohl niemand eine Reiſe unternehmen. Du aber, mein Sohn, du biſt ja ſo glücklich. Begnüge dich daher mit dem, was dir Gott verliehen hat, und thue Gutes, wie er dir Gutes erwieſen hat. Belaſte dich aber nicht mit den Mühſeligkeiten und Sorgen einer Reiſe; ſondern bedenke nur, daß man ſprüchwörtlich ſagt: Reiſen iſt eine Art von Strafe." Der Sohn erwiederte indeß: "Ich will dennoch nach Bagdad reiſen; denn man hat mir zu viel anziehendes von dieſem Orte erzählt."

Als ſein Vater ſich von der großen Neigung ſeines Sohnes überzeugte, ſo entſchloß er ſich, ſeinem Wunſche zu willfahren, ließ die nöthigen Vorbereitungen treffen, gab ihm fünftauſend Goldſtücke baar, und für eben ſo viel Geld an Waaren mit, und zugleich zwei Diener zur Begleitung. Der Sohn reiſete nun ab, unter den Segenswünſchen ſeines Vaters, der ihn eine Strecke weit geleitete, und ihn alsdann verließ. Nureddyn Aly aber ſetzte ſeine Reiſe ununterbrochen fort, bis er endlich Bagdad erreichte, wo er ſein Gepäck in eine Niederlage ablegen ließ. Er ſelbſt begab ſich hier ſogleich in ein Reinigungs-Bad, legte nachher ſeine Reiſekleider ab, welche er mit den koſtbarſten Gewändern vertauſchte, ſteckte in ſeinen Aermel einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, und ſpazierte dann, oder ſtolzirte vielmehr, in den volkreichen Straßen dieſer präch tigen Stadt umher, wo er die Aufmerkſamkeit eines jeden auf ſich zog, indem man ſeinen Wuchs mit einem ſchlanken Zweige, und ſeine Wangen mit Roſen verglich, und ſich beeilte, ihn zu grüßen. Irgend ein Dichter äußert ſich über einen ähnlichen ſchönen jungen Mann folgendermaßen:

> „Dich ſehen, oder dich hören, gleichviel, beides erregt dir Neider. Nehmt euch ein nützliches Beiſpiel, die ihr dieſes höret!“

> „Wahr bleibt es immer: Stolz darf der nicht darauf ſein, den ein köſtliches Gewand ziert, ſondern der nur kann es ſein, deſſen Tugenden ſeine Kleider zieren.“

Nureddyn begab ſich hierauf auf die öffentlichen Plätze und Märkte, wo er das Leben unter der Volksmenge bewunderte. Hier traf ihn ein gewiſſer Abunnawas an, der in dem Rufe ſtand, daß er ſich auf das Schöne wohl verſtehe. Dem ſei aber wie ihm wolle, genug dieſer Abunnawas, der ganz von der Schönheit des Nureddyn bezaubert war, näherte ſich ihm, grüßte ihn, und fragte ihn: „Warum ſehe ich meinen Herrn ſo einſam, ſo abgeſondert. Wie es ſcheint, ſo biſt du hier fremd und kenneſt dieſe Stadt gar nicht? Mit deiner gütigen Erlaubniß will ich dir meine Dienſte anbieten, und dir die öffentlichen Plätze, Märkte und Gebäude zeigen und kennen lehren, denn mir iſt alles dieſes wohlbekannt.“ Da ſprach Nureddyn: „Du wirſt mir damit eine große Gefälligkeit erweiſen, und mich zur höchſten Dankbarkeit verpflichten.“ Darüber freute ſich Abunnawas außerordentlich, und begann, ſeinem neuen Freunde alle Merkwürdigkeiten Bagdads zu zeigen. So kamen ſie denn auch an das Haus des Sa'yd Annahas [1]. Hier blieb Abunnawas ſtehen, und fragte den Nureddyn, woher er wäre, und auf die Antwort deſſelben: er ſei aus Damaskus, konnte dieſer in ſeinen Lobſprüchen auf dieſe Stadt gar nicht aufhören, welches dem Nureddyn viele Freude machte. Endlich traten ſie in das Haus, wo dem Abunnawas alle Bewohner aus Hochachtung entgegen kamen, weil ſie wußten, wie ſehr er beim Kalifen geſchätzt war. Annahas ließ ſogleich zwei Stühle bringen, auf welche ſie ſich ſetzten; er aber begab ſich wieder in das Innere des Hauſes zurück, und brachte eine ſehr ſchöne Sklavin heraus, die mit einem köſtlichen Gewande bekleidet war, und ließ ſie auf einen Seſſel von Ebenholz ſetzen. „Soll ich euch,“ fragte er dann die beiden Fremden, indem er ihr den Schleier aufhob, „ein Geſicht zeigen, das einem Vollmond gleicht, wenn er in ſeiner ganzen Pracht hinter den Wolken hervortritt.“ — „Thue es,“ ſagten ſie, und in dieſem Augenblick glaubten ſie die Sonne vor ſich zu ſehn, ſo ſehr waren ſie geblendet und entzückt. Ein Dichter ſagt von ihrer Schönheit folgende Verſe:

„Wenn ſie den Götzendienern vorgeſtellt würde, ſo würden ſie ſelbige ſtatt ihrer Götzen, wahrlich zu ihrem einzigen Gott machen.“

„Und wenn von ungefähr etwas von ihrem Speichel in das Weltmeer fiele, ſo würde dieſes Salzwaſſer zu ſüßem trinkbarem Waſſer werden.“

Einer von den anweſenden Kaufleuten, die ſich zum Sklaweneinkauf eingefunden hatten, bot gleich bei ihrem Anblick tauſend Goldſtücke für ſie. Ein anderer überbot ihn um hundert Goldſtücke; ein dritter ſagte: „Ich gebe funfzehnhundert Goldſtücke für ſie.“ Da nach dieſem kein Gebot mehr gethan wurde, erklärte der Beſitzer, daß er mit ihr das Abkommen getroffen hätte, ſie nur dann dem Meiſtbietenden zu überliefern, wenn er ihr gefiele; da fragten ihn die Anweſenden nach ihrem Namen, und er ſagte: ſie heiße Sittulmulach. *) Da ſprach Annahas zu ihr: »Wenn es dir beliebt, ſo werde ich dich dieſem Kaufmann um 1400 Goldſtücke verkaufen.“

Neunhundert und neun und funfzigſte Nacht.

Die Schöne ſagte hierauf zu ihm: „Komm näher.“ Als er ſich ihr nun näherte, ſtieß ſie ihn mit

---

*) Fürſtin der Schönen.

den Füßen von ſich, ſo daß er auf die Erde fiel, und ſagte: „Dieſen garſtigen Mann mag ich nicht zum Herrn:" Annahas ſtand wieder auf, ſchüttelte ſich den Staub ab, und ſprach: „Wer will mehr bieten?" Da nahete ſich ein andrer Kaufmann, und der Verkäufer fragte ſie, ob ſie von dieſem gekauft werden wollte." Als ſie ihm aber wiederum ſagte: „Komm näher," ſo antwortete er: „Erkläre dich nur, ich werde dich ſchon von meinem Orte aus hören." Sie ſagte ihm nun, daß ſie auch dieſen nicht wolle. Zugleich aber ſtand ſie auf, und näherte ſich dem jungen Mann aus Damaskus; denn dieſer hatte einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht, ſo wie andrerſeits auch er durch ihre Schönheit ganz bezaubert war. So wie Annahas dies bemerkte, trat er zu ihm und that an ihn die Frage: „Biſt du hier blos Zuſchauer oder Käufer?" — „Ich bin beides," war die Antwort; „willſt du mir aber wohl das Mädchen für 1600 Goldſtücke verkaufen?" Mit dieſen Worten zog er zugleich ſeinen Beutel heraus, und Annahas kehrte voll Freude ſich um, und ſprach zu ſich ſelbſt: "So muß es kommen, ſo, ſonſt wird nie etwas daraus." Zugleich wendete er ſich zu dem Mädchen, und fragte ſie: „Soll ich dich dieſem jungen Manne aus Damaskus um 1600 Goldſtücke verkaufen?" — „Nein," ſagte ſie aus Scham vor ihrem Herrn und vor der verſammelten Menge, welche nach und nach auseinander ging. Auch Abunnawas und Nureddyn entfernten ſich.

Das Mädchen aber, deren Herz ganz von Liebe für Nureddyn entbrannt war, dachte die ganze Nacht hindurch an ihn, und konnte nicht ſchlafen, und da dieſer Zuſtand mehrere Tage ſo fortdauerte, verfiel ſie in Schwermuth, erkrankte, und wollte nichts mehr eſſen. Da trat einſt ihr Herr zu ihr herein, und fragte ſie nach ihrem Befinden. „Ach," erwiederte ſie, „ich muß ſterben, daran iſt kein Zweifel. Nur eine einzige Bitte habe ich noch an dich, nämlich die, daß du mir mein Leichentuch kaufſt, damit ich es anſehe, und mich an die Gedanken des Todes gewöhne." Da ging ihr Herr ganz betrübt hinaus, begab ſich auf den Markt, wo er einen ſeiner Freunde, einen Seidenhändler, antraf, der an jenem Tage, wo auf das Mädchen geboten wurde, gegenwärtig geweſen war. »Warum biſt du ſo betrübt?" fragte ihn dieſer. — „Ach," antwortete er, »Sittulmulach iſt todt krank. Seit drei Tagen ſchon ißt und trinkt ſie nicht mehr, und als ich heute zu ihr kam, da bat ſie mich, ich möchte ihr ein Leichentuch kaufen." Da ſagte der Seidenhändler: »Ich glaube, ſie iſt in den jungen Mann aus Damaskus verliebt. Ich rathe dir, wenn du jezt nach Hauſe kommſt, ſo ſprich mit ihr von ihm, und ſtelle dich, als wenn er dir geſagt hätte, er wolle zu dir kommen, um ſie ſingen zu hören. Wenn ſie dir dann ſagt: Ueberhebe mich deſſen, denn mich beſchäftigt jezt etwas ganz anders, als der junge Mann aus Damaskus; ſo kannſt du überzeugt ſein, daß ſie dir die Wahrheit geſagt hat. Wenn ſie dir aber etwas anderes antwortet, ſo zeige mir es nur an.“ Annahas begab ſich demnach ſogleich nach Hauſe zurück, und ſagte zu der Sklawin: „O Sittulmulach, ich bin wegen dir ausgegangen, und da iſt mir der junge Mann aus Damaskus begegnet. Er läßt dich grüßen, und wünſchte ſehr, dich näher kennen zu lernen, auch hat er mich gebeten, ihm zu erlauben, daß er zu mir kommen dürfe, um etwas von dir ſingen zu hören.“ Als ſie das Wort Damaskus hörte, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, und ſprach: „Ach, er weiß wohl nicht den traurigen Zuſtand, in dem ich mich befinde. Ich bitte dich, gehe hin und entſchuldige mich bei ihm.“ Als Annahas dieſes hörte, war er vor Freuden außer ſich, ging zu ſeinem Freunde, dem Seidenhändler, und ſagte zu ihm: „Du haſt ganz recht, ſie liebt den jungen Mann. Was iſt nun zu thun?“ — „Gehe nur jezt auf den Markt,“ erwiederte der andere, “und wenn du ihn ſiehſt, ſo ſage ihm: Es hat mir neulich ſehr leid gethan, dich ſo unverrichteter Sache weggehn zu laſſen. Wenn du ſie aber noch kaufen willſt, ſo will ich dir aus Achtung, und um dir gefällig zu ſein, hundert Goldſtücke vom gebotenen Preiſe nachlaſſen; beſonders darum, weil du bei uns hier fremd biſt.

Wenn er dir nun antwortet: Ich will ſie nicht mehr kaufen, ſo zeige mir es an, damit ich etwas anderes ausſinne; wenn er dir aber etwas anderes ſagt, ſo verbirg mir es ebenfalls nicht.“ Er ging alſo auf den Markt, und traf dort den bewußten Mann, der da eben große Handlungsgeſchäfte machte. Sie grüßten ſich ſehr freundſchaftlich, und Annahas redete mit ihm von der Sklawin, bot ſie ihm um hundert Goldſtücke weniger an, und fügte dann hinzu: „Ja um dir, als Fremden, eine Gefälligkeit zu erweiſen, will ich ſie dir noch billiger laſſen.“ — „Bei Gott,“ erwiederte jener, „ich nehme ſie nicht an, außer du empfängſt von mir mehr noch, als ich dir geboten habe. Darum mußt du ſie mir ſchon für 1700 Goldſtücke verkaufen.“ — „Das thue ich ſehr gern,“ antwortete jener, „Gott ſegne dir dieſen Kauf.“ Nureddyn ging nun ſogleich in ſein Haus, nahm einen Beutel, und begab ſich zu Annahas, dem er den eben gebotenen Preis in Gegenwart des eben angekommenen Seidenhändlers auszahlte, und verlangte, daß ſie herausgeführt würde. „Ach,“ ſagte Annahas, „das iſt jezt in dieſem Augenblicke nicht möglich; aber habe die Güte, und ſei heute Tag und Nacht mein Gaſt; morgen kannſt du dann dein Mädchen mitnehmen, und in Gottes Namen fortgehen.“ Nureddyn willigte ein, und nach einer Stunde wurden die Speiſen aufgetragen.

Neunhundert und ſechzigſte Nacht.

Nachdem ſie eine Weile gegeſſen und getrunken hatten, ſagte Nureddyn zu dem Herrn der Sklawin: „Nun wünſchte ich, daß du mir das Mädchen hervorbrächteſt; denn ich habe ſie nur gekauft, um mir in ähnlichen Augenblicken durch ihren Geſang Freude zu machen.“ Da erhob ſich Annahas, ging zu der Sklawin hinein, und ſagte zu ihr: „Der junge Mann iſt da, hat dich gekauft, iſt bei uns zu Gaſte, und wünſcht ſehr, daß du zu ihnen kommen möchteſt.“ Da ſtand ſie fröhlich auf, zog ſich ſchöne Kleider an, beſtrich ſich mit wohlriechendem Waſſer, und begab ſich zu ihm, ſchön ſonder gleichen. Hinter ihr folgte eine Sklawin, die ihre Laute trug. Als ſie angekommen war, ſetzte ſie ſich neben Nureddyn, und grüßte ihn freundlich; ſodann nahm ſie die Laute von der Sklawin, drehte die Wirbel, und ſpielte vier und zwanzig Tonarten durch, bis ſie in die erſte zurückkam, und ſang dann folgendes Lied:

„Meine einzige Freude in der Welt iſt, zu euch zu kommen, und in eurer Nähe zu ſein.“

„Euch lieben iſt für mich Geſetz, und ohne euch zu leben, iſt eine Unmöglichkeit.“

„Meine Zeugen ſind die Thränen, die auf meine Wangen fließen, und die ich nicht verbergen kann, ſo oft ich an euch denke.“

„Bei Gott, in der ganzen Welt liebe ich niemanden, ſo wie euch, und ſo lang' ich lebe, werde meiner Liebe zu euch treu bleiben."

„Heil euch! Was iſt bittrer, als fern von euch zu ſein? Möge nur auch nie von eurer Seite die Liebe zu mir aufhören!" —

„Wunderſchön!" rief Nureddyn entzückt aus, „ſinge mir doch noch ein ähnliches," und zugleich überreichte er ihr funfzig Goldſtücke. Unterdeſſen gingen noch die Becher in der Geſellſchaft herum, und Annahas ſagte zu Sittulmulach: „Nun wird deine Trennung bald nahen, laſſe mich daher doch vorher noch etwas von deinem Geſange hören. Sie ſang:

„In meinem Inneren iſt Sehnſucht, Erinnerung und Liebespein; und mein Körper kann nicht länger meine Betrübniß ertragen."

„Glaubet nicht, o Geliebter! daß ich euch vergeſſen habe; mein Zuſtand iſt noch immer derſelbe, und mein Kummer iſt nicht von mir gewichen."

„Wenn je ein Menſch in ſeinen Thränen geſchwommen iſt, ſo bin ich die erſte, die es thun könnte."

„O! Mundſchenk! wende deinen Becher von einem Erkrankten ab, der zum Morgen und Abendgetränke nichts weiter als Thränen genießt!"

„Hätte ich ahnen können, daß eure Trennung von mir Urſache an meinem Tode vor Gram ſein würde, wahrlich, nichts hätte mich von euch ſcheiden können; allein nun iſts zu ſpät, alles iſt bereits vorüber."

Während ſie in dem höchſten Genuß der Freude waren, und ſich den Ergötzlichkeiten der Tafel ſowohl als des Geſanges widmeten, und das Geſpräch bereits ganz zutraulich geworden war, wurde unten an der Thür heftig geklopft. Annahas ging, um zu ſehen, wer es wäre, und erblickte zu ſeinem Erſtaunen zehn Leute von der Dienerſchaft des Kalifen." Was verlangt ihr? „fragte er ſie." — „Der Fürſt der Gläubigen," war ihre Antwort, „grüßt dich, und verlangt die Sklawin, die du vor einiger Zeit ausgeboten haſt. Sie heißt Sittulmulach." — „Bei Gott, ich habe ſie verkauft," antwortete er." — „Kannſt du bei dem Haupte des Kalifen ſchwören, daß ſie nicht mehr in deinem Hauſe iſt?" Da ſchwur er ihnen, daß er ſie verkauft hätte, und ſie nicht mehr in ſeiner Gewalt wäre. Sie ließen ihn hierauf ſtehen, ſtürzten ins Haus, und fanden in der Verſammlung Nureddyn und das Mädchen. Sie legten ſogleich Hand an ſie, und obgleich jener ſchwur, ſie gehöre ihm, und er habe ſie für ſein Geld gekauft, ſo hörten ſie doch nicht auf ihn, ſondern ſchleppten ſie zum Kalifen. Jezt begann für Nureddyn ein ſehr trauriges Leben. In ſeiner Betrübniß wollte er ſich fortbegeben; allein

Annahas verhinderte ihn, und ſprach: „Wo willſt du in dieſer dunkeln Nacht hingehn?“ — „In mein Haus will ich gehen,“ antwortete er, „und den andern Morgen zum Kalifen, und meine Sklawin zurückfordern.“ — „Schlafe bis an den Morgen hier,“ entgegnete jener, „und gehe nicht in der Nacht aus.“ Da er indeß ſich nicht abhalten laſſen wollte, und auf dem Weggehen beſtand, ſo ließ er es geſchehen, und ſprach: „Gott geleite dich!“ Er ging alſo in einem ziemlich betrunkenen Zuſtande fort, und da er taumelnd bei einigen Kramläden vorbeiging, bemerkten ihn die Wächter, lauerten ihm auf, und da er beim Anlehnen eingeſchlafen war, näherten ſie ſich ihm, begoſſen ihn mit Waſſer, um ihn aufzuwecken, und brachten ihn dann zu dem Polizeipräfekten. Dieſer fragte ihn nach ſeinen Umſtänden, worauf er ihm mit kurzen Worten erwiederte, daß er bei einem ſeiner Freunde geweſen, trunken weggegangen und auf dem Wege eingeſchlafen wäre. „Führt ihn in ſein Haus!“ befahl ſofort der Präfekt. Da dachte einer der anweſenden Polizeibeamten mit Namen Muradi bei ſich ſelbſt: „Was ſollen wir mit dem Manne anfangen? Er hat koſtbare Kleider an, prächtige Ringe an den Fingern, vielleicht auch viel Geld bei ſich; er iſt fremd; niemand wird nach ihm fragen, noch wird irgend jemand wegen ihm zur Verantwortung gezogen werden; wir wollen ihn daher umbringen.“ Dieſen

Plan theilte er dem Aufſeher ſchändlicher Weiſe mit, und zwar mit dem Vorſchlage, die Beute zu theilen. Dieſer war ungerecht genug, darein zu willigen. „Es iſt ein Dieb, ſagte er, „er hat gelogen.“ — „Gott behüte mich,“ ſprach Nurreddyn, „daß ich ein Dieb ſei.“ — „Du lügſt,“ wurde ihm aber jedes mal entgegen geſchrien. Sie riſſen ihm nun ſeine Kleider ab, nahmen ihm ſeine Ringe und ſchlugen ihn. Da flehete er um Gnade; aber alles ſein Bitten war vergebens.“ Alles ſoll euer ſein, was ihr mir ungerechter Weiſe genommen habt,“ rief er hierauf; „bringt mich nur in meine Wohnung!“ Allein ſie verhöhnten ihn, und ſprachen: „Wir wiſſen wohl, daß du uns dann morgen verklagen würdeſt..“ — „Bei Gott, dem Ewigen,“ erwiederte er, „niemanmanden will ich deswegen belangen.“ Der Aufſeher befahl nun ganz im Zorn, ihn an das Ufer des Tigris zu führen, ihn zu tödten, und dann hinabzuſtürzen. Sie ſchleppten ihn auch wirklich ungeachtet ſeines Weinens und Widerſtrebens fort. In ſeiner Noth ſagte er dann das Wort, welches noch niemand vergebens ausgeſprochen hat: „Es iſt keine Kraft und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen und Großen.“ Als ſie an dem Tigris angekommen waren, zogen ſie das Schwert über ſeinem Haupte, und Muradi befahl dem Scharfrichter, ihm den Kopf abzuſchlagen. In demſelben Augenblick trat aus ihrer Mitte ein Mann hervor, mit Namen Achmed, und ſprach: „Ihr Leute, übereilt euch nicht mit dieſem Unglücklichen! Tödtet ihn nicht ungerechter Weiſe. Ich fürchte Gott, und ihr wiſſt, daß ein Mord von ihm mit dem Feuer der Hölle beſtraft wird.“ — „Laß ab von dieſem Gewäſch,“ unterbrach ihn Muradi, und wiederholte ſeinen Befehl, Nureddyn den Kopf abzuſchlagen. Da ſprach Achmed: „Wenn ihr das geringſte an ihm thuet, ſo benachrichtige ich den Kalifen von eurer Schändlichkeit.“ — „Was können wir denn thun?“ erwiederten ſie, „wir ſind ſchon zu weit mit ihm gegangen.“ Achmed ſagte: „Ich will euch für ihn Bürge ſein. Wir wollen ihn in einen ſicheren Verwahrungsort führen, damit wir wenigſtens kein unſchuldig vergoſſenes Blut auf uns laden.“ Hierauf kamen ſie mit einander überein, daß ſie ihn in das Gefängniß, worin die zum Tode verurtheilten aufbewahrt wurden, bringen wollten. Sie führten dies auch ſogleich aus, und entfernten ſich ſodann.

Was nun aber die Sittulmulach betrifft, ſo wurde ſie von jenen Leuten zu dem Fürſten der Gläubigen gebracht, den ſie durch ihre unbeſchreibliche Schönheit ganz entzückte. Er befahl ſogleich, ihr in ſeinem Pallaſt eines der ſchönſten Zimmer einzuräumen, und ſie wurde auch alsbald dahin gebracht. Hier befand ſie ſich nun in dem Wohnſitze der Freude, der Pracht und des Glücks, aber Tag und Nacht in Thränen ſchwimmend, und alle Speiſe und Trank ausſchlagend. Nach Verlauf mehrerer Tage ließ ſie eines Abends der Kalife zu ſich fordern. „O Sittulmulach,“ ſprach er zu ihr, ſei ruhig, und heiteren Blicks; denn ich will dich über alle Frauen erheben, und dir ſoll nur das widerfahren, was dich freuen kann.“ Statt der Antwort verneigte ſie ſich weinend bis zur Erde. Der Kalif befahl hierauf, ihre Laute zu bringen, und erſuchte ſie, ihn etwas hören zu laſſen. Sie that dies auf folgende Weiſe, indem ſie den Gefühlen ihres Herzens freien Lauf ließ:

„Ich beſchwöre dich (Geliebter) bei der Reinheit
deines Herzens, und der Wonne deines lächelnden Mundes; ſage mir, drückt dich der Kummer wegen unſrer Trennung, iſt dein Herz bewegt?“

„Ach wie viele ſind ſchon dem Schmerze der Liebe
unterlegen! auch ich ertrage den meinigen nicht, und keines Tadlers Vorwurf ſchreckt mich nicht mehr!“

Als ſie geendet hatte, warf ſie die Laute aus ihren Händen, weinte, und überließ ſich ſo ſehr der Betrübniß, daß ſie ohnmächtig wurde. Da befahl der Kalif, ſie in ihr Gemach zu bringen. Er aber wurde von ihr immer mehr eingenommen, und liebte ſie nur noch beharrlicher. Nach einiger Zeit ließ er ſie wieder vor ſich fordern, und verlangte, daß ſie ihm wieder etwas vorſpielte. Sie that es, indem ſie ihre Empfindungen nochmals durch folgende Worte ausdrückte:

„Ich bin unfähig, die Trennung von ihm zu ertragen, da wir nur eines Herzens waren.“

„Du verlangſt von mir, was ich nicht gewähren kann. Beharrſt du länger noch dabei, ſo werde ich bald nicht mehr ſein.“

Sie warf dann die Laute wieder von ſich, und weinte, worauf ſie wieder nach ihrem Zimmer gebracht wurde. Ihr Kummer hatte ſich während dieſer Zeit nicht vermindert, und ihre Sehnſucht hatte nur zugenommen. Nach einiger Zeit ließ der Kalif ſie zum drittenmale vor ſich rufen, und befahl ihr, zu ſingen.

Neunhundert und ein und ſechzigſte Nacht.

Sie nahm die Laute, und ſang:

„Werde ich wohl je den Geliebten wiederſehen, von dem ich ſo gewaltſam getrennt wurde?“

„O wie ſchön war doch ſein Anblick! Wie glänzend ſein Geſicht! Glich er der Sonne oder dem aufgehenden Monde?“

„Ich bitte den, der uns trennte, und unſere Trennung veranlaßte, daß er uns wieder vereinige.“

Als ſie geendet hatte, ſprach der Kalif zu ihr: „Mädchen, ich ſehe du liebſt?“ — Sie bejahete es. — „Wen liebſt du?“ fragte er weiter. „Meinen Herrn, den Beſitzer meines Herzens und meiner Perſon, denjenigen, zu dem meine Liebe ſo groß iſt, wie der Durſt der Erde nach Regen. Seine Liebe hat mein Blut und mein Innerſtes durchdrungen. O Fürſt der Gläubigen, wenn du nur ſeiner erwähnſt, ſo entbrennt mein ganzes Herz. O, könnte ich doch meinen Wunſch befriedigen, ihn zu ſehn, und wenn ich nicht fürchtete, zu ſterben, ohne ihn noch einmal zu erblicken, ſo würde ich mich ſelbſt tödten.“ — „Du biſt,“ erwiederte der Kalif, „in meiner Gegenwart, und wagſt es, ſolche Reden zu führen? Wahrlich, ich werde dir deinen Herrn vergeſſen machen.“ Er befahl hierauf, daß ſie in ihr Gemach zurück geführt würde, und ſchickte ihr durch eine Sklawin zum Geſchenk ein Käſtchen, worin dreitauſend Goldſtücke ſich befanden, nebſt einem vollſtändigen Schmucke von Gold, mit Perlen und Edelgeſteinen verziert, dreitauſend Dukaten an Werth. Indem jene es ihr überreichte, ſagte ſie: „Das Geſchenk und die Ueberbringerin ſind dein.“ — „Behüte Gott,“ waren die einzigen Worte der Sittulmulach, „daß ich meinen Herrn und meine Liebe zu ihm je vergeſſe, und wäre es auch um die ganze Erde voll

Gold.“ Hierauf begann ſie folgende Verſe herzuſagen:

"Mögen ſie doch immer ſagen: Laß ab von deiner Liebe zu ihm; vergiß ihn, und liebe einen andern."

"Stets werde ich antworten: Bei ſeinem Leben, wie könnte ich dieſen Vollmond vergeſſen, der die Schönheit zum Gewand hat, und von deſſen Wangen Lichtglanz ſtrahlet.“

Einige Tage ſpäter ließ ſie der Fürſt der Gläubigen nochmals zu ſich rufen, und befahl ihr, etwas zu ſingen, worauf ſie folgendes Lied anſtimmte:

"Das Herz des Liebenden neigt ſich ſtets zu der Geliebten, wenn gleich ſein Geiſt durch Schmerz und Kummer gedrückt wird."

"Sollte mich jemand fragen: Wie findeſt du die Liebe? ſo würde ich antworten: Sie iſt zwar ſehr bitter, aber dennoch ſüß."

Als ſie dieſe Verſe geendigt hatte, warf ſie die Laute abermals hin, weinte und wurde ohnmächtig, ſo daß ſie durch Roſenwaſſer und andere Wohlgerüche wieder zu ſich gebracht werden mußte. Sobald ſie wieder zu Kräften gekommen war, ſprach Harun Arraſchyd zu ihr: "Das iſt ſehr unbillig von dir, Sittulmulach. Wie kannſt du jemandem andern zugethan ſein, da ich dich doch ſo ſehr liebe." — "O Fürſt der Gläubigen," antwortete ſie, "das ſteht nicht in meiner Macht. Es iſt mir unmöglich ihn zu vergeſſen." — "Bei der Wahrheit Mohammed's, des Propheten," ſchwur nun der Kalif, "wenn du von nun an irgend eines andern außer mir in meiner Gegenwart Erwähnung thuſt, ſo befehle ich, daß man dir den Kopf abſchlage." Er ließ ſie ſodann in ihr Gemach zurückbringen, wobei ſie viele Thränen vergoß, und zugleich folgende Verſe ſang:

„Wahrlich, wenn ich ſterben könnte, o wie lieb wäre mir dies! denn der Tod iſt geringer als das, was ich jezt erdulden muß."
„Sollte man auch meinen Körper in Stücken zerhauen, ſo wäre dies doch für mich Liebende keine Strafe."

Was unterdeß den Kalifen anbetrifft, ſo begab er ſich zu der Sultanin Zobeïde.*) Seine Farbe war vor Zorn ganz verändert. Die Sultanin, die es ihm ſogleich anſah, fragte ihn: „Warum ſehe ich meinen Fürſten ſo verändert?" — „Liebe Nichte," antwortete er ihr, "ich beſitze ein ſchönes Mädchen, die ſehr geſchickt iſt im Herſagen von Verſen, und die mein Herz ganz eingenommen hat. Aber leider liebt ſie einen andern, und erklärt ganz deutlich, daß ſie ihrem Herrn treu ergeben iſt. Indeß ich habe einen großen Schwur gethan, daß, wenn ſie in meiner Gegenwart für einen andern, als für mich ſingen ſollte, ich ihr das

---

*) Milchſchaum.

Haupt abſchlagen laſſen werde." Als die Sultanin dieſes hörte, bat ſie ihn, er möchte erlauben, daß ſie vor ſie gebracht würde, damit ſie dieſelbe ſehen und etwas von ihrem Geſange hören könne. Der Kalif ertheilte ſogleich den Befehl, daß ſie vorgeführt würde, und Zebeide begab ſich hinter einen Vorhang, um nicht von ihr geſehen zu werden. Sobald jene ankam, wurde ſie von dem Kalifen aufgefordert, zu ſingen und ſie that es in folgenden Worten:

»O! Geliebter, von dem Tage an, da ich euch verlaſſen habe, hat das Leben aufgehört für mich angenehm zu ſeyn; denn mein Herz iſt tief betrübt."

»Mit jedem Augenblick tödtet mich die Erinnerung an euch. Bald wird jede Spur von mir von der Erde vertilgt ſeyn.

»Denn wegen ſeines Verluſtes gleiche ich einer linken Seite, der die Rechte fehlt.«

»Denn die Schönheit ſelbſt ſchien auf ſeine Wange geſchrieben zu haben: Geprieſen ſei Gott, der größte Schöpfer!«

Als ſie ihre Verſe geendigt hatte und Harun dieſes hörte, gerieth er von neuem in Wuth und ſprach: »Möge Gott euch nie mit einander vereinigen!« Zugleich befahl er dem Scharfrichter, ihr den Kopf abzuſchlagen.

Neunhundert und zwei und ſechzigſte Nacht.

Masrur, der Scharfrichter, nahm ſie hierauf bei der Hand und wollte ſie zur Thüre hinaus führen. Da wendete ſie ſich um, und ſprach: "Ich beſchwöre dich, o Fürſt der Gläubigen, bei dem Namen deiner Väter und Voreltern, daß du anhöreſt, was ich dir zu ſagen habe;" und zugleich ſprach ſie folgende Verſe:

"O Fürſt! dem die Gerechtigkeit zu handhaben über ſeine Unterthanen anvertraut worden iſt, ſei wohlwollend gegen dieſelben; Gerechtigkeit gehört zu den edelſten Zeichen der Großen."

"Wie kann man denn Liebende wegen ihrer Liebe tadeln? Iſt denn die Liebe ein Verbrechen?

"Bedenke dieſes, o Fürſt! ich beſchwöre dich bei demjenigen, der dir dieſes Reich verliehen hat, denn das Reich in dieſer Welt iſt ja nur ein Geſchenk, verliehen von Gott!"

Nun führte ſie Masrur weiter fort, verband ihr die Augen, ließ ſie ſich ſetzen und wartete einen zweiten Befehl ab. Da ſprach die Sultanin Zobeïde: "O Fürſt der Gläubigen! du ſcheinſt mir in Betreff dieſes Mädchens ungerecht zu handeln. Ich vermiſſe ganz deine dich ſo auszeichnende Langmuth und die Hinrichtung einer Unſchuldigen ſieht dir nicht ähnlich." — "Was hat es denn," erwiederte er, „für eine Bewandtniß mit dieſem Mädchen?“ — „Laß ſie noch nicht tödten,“ ſprach die Sultanin, „ſondern gieb Befehl, daß ihr Herr vorgeführt werde. Wenn er ſo ſchön iſt, wie ſie ihn beſchreibt und alle die Vollkommenheiten beſitzt, die ſie von ihm erzählt, ſo wirſt du dich ſelbſt überzeugen, daß ſie zu entſchuldigen iſt. Iſt er aber nicht ſo ſchön, ſo kannſt du ſie unter dieſem Vorwande tödten laſſen.“ — „Dieſer Vorſchlag iſt nicht übel,“ ſagte der Kalif und befahl, daß ſie in ihr Zimmer geführt würde. „Das haſt du der Sultanin Zobeïde zu verdanken,“ ſagte er zu ihr bei ihrem Weggange, „welche mir vorgeſchlagen hat, deinen Herrn vorzufordern. Finde ich ihn ſo ſchön, wie du ihn beſchreibſt, ſo ſehe ich wohl ein, daß du zu entſchuldigen biſt.“ — „Gott vergelte,“ ſprach die Sklavin, „der Sultanin Zobeïde an meiner Statt das Gute, was ſie mir erwieſen hat, und du, o Fürſt der Gläubigen! haſt durch dieſen Ausſpruch neue Beweiſe deiner Gerechtigkeitsliebe gegeben.“ — „Gehe,“ ſagte er hierauf, indem er ſie entließ, „morgen werden wir deinen Herrn holen laſſen.“ Hier neigte ſie ſich zur Erde und ſagte folgende Verſe:

„Ich finde Wohlgefallen an dem, den ich liebe. Wer da will, kann mich tadeln, doch werden mir auch viele Beifall ſchenken.“

„Der Tod kommt nur in der beſtimmten Zeit, doch der meinige wird früher eintreten, wenn mich wegen meiner Wahl Tadel trifft.“

„O du! aus Liebe zu dem ich jezt in Gefahr bin, mein Leben zu verlieren, glaube mir, ich murre nicht; mein einziger Wunſch iſt, dich noch einmal zu ſehen. Komm alſo bald!“

Nach Vollendung dieſer Verſe begab ſie ſich in ihr Zimmer.

Am andern Morgen, als der Kalif Audienz gab, trat ſein Weſyr Ga'afar zu ihm. Er ließ ihn ſogleich näher kommen und ſagte zu ihm: „Ich beauftrage dich hiermit, daß du einen gewiſſen Nureddyn Aly aus Damaskus zu mir kommen läſſeſt, der vor einiger Zeit in Bagdad angekommen iſt.“ Der Weſyr verneigte ſich und ging hinaus, um die nöthigen Befehle zur Herbeiſchaffung des Nureddyn zu geben.

Schon drei Tage lang waren die Straßen, die öffentlichen Märkte, die Waarenniederlagen und die Wirthshäuſer Bagdads durchſucht worden und am vierten Tage begab ſich Ga'afar zum Kalifen, um ihm von der Fruchtloſigkeit ſeiner Nachforſchungen zu benachrichtigen. Da ſprach der Kalif: „Schreibe nach Damaskus, vielleicht iſt er in ſein Vaterland zurückgekehrt. Ga'afar ſchrieb dahin und ſchickte den Brief mit einem Dromedar-Boten nach Damaskus ab, allein auch in ſeiner Vaterſtadt wurde er vergeblich geſucht. Während dieſer Zeit kamen Nachrichten aus Choraſſan, daß nämlich dieſes Land von den Truppen des Kalifen erobert worden ſei. Harun empfand darüber große Freude und befahl, alle in ſolchen Fällen übliche Feſtlichkeiten anzuſtellen; auch verordnete er, daß alle Gefangene in Freiheit geſetzt und jedem derſelben ein Goldſtück und ein Kleid gegeben würde. Ga'afar hatte es übernommen, dieſe Feſtlichkeiten zu veranſtalten, ſein Bruder Alfadl dagegen hatte ſich dem Geſchäft unterzogen, die Gefangenen loszulaſſen und ſie zu kleiden. Er hatte dies auch ſo ſchnell ausgeführt, daß binnen kurzer Zeit alle in Freiheit geſetzt waren, nur der unglückliche Nureddyn ſchmachtete noch in den Feſſeln, in welchen er nicht aufhörte, den allmächtigen und gnädigen Gott um ſeine Befreiung anzuflehn. Alfadl fragte den Gefangenwärter, ob ſich irgend ein Gefangner noch in dem Gebäude befände und da dieſer die Frage mit Nein beantwortete, ſo war er eben im Begriff, wegzugehen, als er die Stimme des Nureddyn hörte, welcher ihm zurief: „O Herr, weile noch, es iſt niemand mehr übrig, als ich, der ich ungerechter Weiſe hier ſchmachte. Es iſt ja heute ein Tag allgemeiner Verzeihung, an dem keiner unerhört von dannen gelaſſen wird.“ Da befahl Alfadl ſogleich ihn frei zu laſſen, er gab ihm zugleich ein Gewand und ein Goldſtück, worauf er ſich entfernte. Nureddyn aber war ganz erſtaunt, und wußte nicht, wo er ſich jezt hinwenden ſollte; denn er hatte mehr als ein ganzes Jahr ſchon in dem Kerker geſeſſen. Sein ganzes Weſen hatte ſich verändert, ſein Anſehen ſich verſchlechtert, und aus Beſorgniß, einer ſeiner Verfolger möchte ihn erblicken, ſah er ſich unterweges ſehr oft um. Muradi aber, der bald von ſeiner Freilaſſung Kunde bekam, eilte ſogleich zu dem Vorſteher, und ſagte zu dieſem: „Mein Herr, wir ſind nun unſers Lebens nicht mehr ſicher, wegen des Mannes, den wir dazumal ins Gefängniß warfen. Denn nun iſt er freigelaſſen, und es kann nicht fehlen, daß er gegen uns Klage führe.“ — „Was iſt hierbei zu thun?“ fragte jener. — „Wenn du mir freie Hand läßt,“ „antwortete Muradi,“ ſo will ich ihn in ein Unglück ſtürzen, welches uns ſichern wird. „Er entfernte ſich alſo ſchleunigſt, ſpürte Nureddyn nach, und zu deſſen Unglück traf er ihn auch in einer engen Straße, die keinen Ausweg hatte. Er eilte auf ihn zu, und warf ihm einen Strick um den Hals, indem er ausrief: „Ein Dieb, ein Dieb!“ Nun kamen Leute von allen Seiten herzu, ſchlugen auf ihn los, und ſchleppten ihn fort, ohne auf ſeine Bitten zu hören. „Wie?“ rief Muradi ihm grimmig zu, „geſtern erſt hat dich der Fürſt der Gläubigen in Freiheit gelaſſen, und heute ſtiehlſt du ſchon wieder?“ Dieſes erbitterte die Leute noch mehr gegen ihn, und ſie leiſteten dem Muradi allen möglichen Beiſtand. Als er ihn endlich zu dem Vorſteher gebracht hatte, befahl dieſer, ihm die Hand abzuhauen. Der Vollſtrecker dieſes Befehls ergriff ihn, zog das Meſſer heraus, und Muradi ſagte zu ihm: „Haue ab, und zerſchneide den Knochen, und bediene dich nicht des glühenden Eiſens, um das Blut zu ſtillen, damit wir ſeiner endlich los werden.“ In dieſem Augenblick trat Achmed herein, welcher ſchon früher einmal Urſache ſeiner Rettung geweſen war, und ſprach: „O ihr Leute, fürchtet Gott wegen dieſes jungen Mannes. Ich weiß, wie ſich alles mit ihm verhält, und wenn ihr nicht von ihm ſogleich ablaſſet, ſo begebe ich mich dieſen Augenblick zu dem Kalifen, und erzähle ihm die ganze Sache.“ Muradi aber entgegnete: „Wir ſind alsdann nicht ſicher, daß er uns verräth.“ Da ſagte Achmed: „Laßt ihn frei, und übergebt ihn mir; ich will euch Bürge ſein, daß ihr ihn von jezt an nie wieder ſehen werdet.“ Sie überlieferten ihm alſo Nureddyn. Als Achmed mit ihm wegging, ſagte er zu ihm: „Habe Mitleid mie dir ſelbſt; denn ſchon biſt du zweimal in die Hände der Gottloſen gefallen. Wenn ſie ſich ein drittesmal deiner bemächtigen können, ſo biſt du verloren. Ich will indeß an dir ein gutes Werk thun, den Lohn und das Wohlgefallen Gottes erwerben, und hoffen, daß mein Gebet erhört werden wird.“ Nureddyn küßte ihm vor Freude und Dankbarkeit die Hand, wünſchte ihm allen göttlichen Segen und ſprach: „Du weißt, daß ich in deinem Lande fremd bin. Eine gute Handlung vollenden, iſt aber beſſer, als ſie blos anfangen. Daher iſt mein einziger Wunſch an deine Güte, du möchteſt mir die Wohlthat erweiſen, und mich bis an das Stadtthor geleiten. Das iſt alles was ich von deiner Güte mir ausbitte, und was dir Gott reichlich lohnen wird.» — »Es ſoll dir nichts Böſes widerfahren,» antwortete ihm Achmed, „ich gehe nicht eher von dir, als bis du außer Gefahr biſt.» Als ſie an das Stadtthor angelangt waren, ſprach er: „Gehe nun unter dem Schutz Gottes von dannen, kehre aber nie mehr in dieſe Stadt zurück; denn wenn jene dich noch einmal ſehen, ſo iſt dein Tod gewiß.“

Nureddyn küßte ihm die Hand, dankte ihm, entfernte ſich, und hörte nicht auf, immer weiter zu gehen, bis er an eine Moſchee gelangte, welche am Ende der Vorſtadt gelegen war. Da die Nacht bald anbrechen wollte, ging er hinein, und da er nur nothdürftig bekleidet war, ſo hüllte er ſich in einen der Teppiche dieſer Moſchee, welche in derſelben ausgebreitet waren, um das Gebet knieend auf ihnen zu verrichten. Bald darauf kamen die Gebet-Ausrufer herein, und fanden ihn in dem beſchriebenen Zuſtande. Als nun einer derſelben ihn um die Urſache fragte, antwortete er: „Ich begebe mich unter deinen Schutz vor einigen gottloſen Leuten, die mich ungerechter Weiſe tödten wollen.“ — „Mein Sohn,“ antwortete ihm jener, »du ſollſt meines Schutzes genießen; ſei unbeſorgt, und beruhige dich.» Zugleich gab er ihm ein altes Kleid, um ſich zu bedecken, und reichte ihm auch etwas zu eſſen. Da er in der Folge an ihm immer mehrere gute Eigenſchaften bemerkte, ſo ſagte er zu ihm: „Ich bin, wie du ſieheſt, ſehr alt, und ich wünſchte ſehr, daß du mich in meinen Beſchäftigungen unterſtützteſt, dafür werde ich allen deinen Kummer lindern.“ Nureddyn willigte ſehr gern in dieſen Vorſchlag ein, und von nun an beſorgte er das Amt des Greiſes, indem er am Morgen das laute Gebet verrichtete, auf dem Thurme der Moſchee die Gebetszeit ausrief, die Kerzen in der Moſchee anzündete, die Gefäße zu den Abwaſchungen mit Waſſer anfüllte, die Moſchee auskehrte und rein hielt, wobei denn der Greis ausruhen konnte.

Was unterdeß die Sittulmulach betrifft, ſo hatte die Fürſtin Zobeïde ein Gaſtmahl veranſtaltet, bei welchem alle ihre Sklawinnen zugegen ſein mußten. Auch jene wurde herbeigeholt. Sie erſchien indeß traurig und weinend, weshalb ſie die Anweſenden tadelten, worauf ſie folgende Verſe herſagte:

„Ihr tadelt einen Betrübten, der aus Kummer weint. Soll denn der Betrübte nicht ſeinen Kummer durch Seufzer äußern?“

„Wenn nicht einſt ein Tag mir Troſt bringt, ſo werde ich weinen, bis ſtatt Thränen Blut aus meinen Augen fließet.“

Als ſie dieſe Verſe geendigt hatte, befahl die Fürſtin Zobeide, daß jedes Mädchen ihr ein Lied ſingen ſollte. Endlich kam auch die Reihe an Sittulmulach, welche ihre Laute nahm, ſie ſtimmte, und vier und zwanzig Gänge in verſchiedenen Tonarten ausführte, drauf in die erſte Tonart zurück kam, und folgende Verſe ſang:

„Das Mißgeſchick hat auf mich alle ſeine Pfeile verſendet, und mich von meinem Freunde getrennt.“
„Deshalb vereinigt ſich in meinem Herzen der Brand aller Herzen, und in meinem Auge die Thränen aller Augen.“

Nach Endigung dieſer Verſe ließ ſie ihren Thränen freien Lauf. Auch die Anweſenden wurden davon gerührt, und Zobeïde bezeigte ihr das höchſte Mitleiden, und ſprach: „Liebe Sittulmulach, derjenige, den du liebſt, iſt, glaube ich, nicht in der Welt; denn der Fürſt der Gläubigen hat ihn überall ſuchen laſſen, und bis jezt iſt er noch nicht gefunden worden.“ Da ſtand jene auf, küßte der Fürſtin die Hand, und ſprach: „Wenn er gefunden werden ſoll, ſo habe ich an dich eine Bitte, deren Erfüllung du bei dem Kalifen bewirken kannſt.“ — „Und worin beſteht dieſe?“ — „Daß du nämlich,“ erwiederte ſie, „mir die Erlaubniß verſchaffſt, auszugehn, und ihn ſelber drei Tage überall ſuchen zu dürfen; denn das Sprüchwort ſagt: Derjenige, welcher wegen eigenem Kummer weint, iſt nicht, wie das gemiethete Klageweib. Sobald ich ihn finde, führe ich ihn dann dem Fürſten der Gläubigen vor, damit er mit uns ſchalten könne, wie er wolle. Wenn ich ihn aber nicht finde, ſo werde ich alle Hoffnung, ihn wiederzuſehen, verlieren, und die Liebe zu ihm wird erkalten.“ — „Nein,“ erwiederte Zobeïde, „ich will nicht drei Tage, ſondern einen vollen Monat dir auswirken.“

Neunhundert und drei und ſechzigſte Nacht.

Da dankte Sittulmulach, und ging in ihre Zimmer. Die Fürſtin Zobeïde aber begab ſich zum Kalifen, unterhielt ſich mit ihm eine Zeitlang, küßte ihn auf die Stirn, und dann ſeine Hände, bat ihn um die Erfüllung deſſen, was ſie der Sittulmulach verſprochen hatte, und endigte mit der Bemerkung, daß ſie ihren Herrn wohl nicht finden werde, und wenn ſie ihn eine Zeit lang würde vergebens geſucht haben, ſo würde ihre Sehnſucht nach ihm nachlaſſen, und ihr Gemüth ſich beruhigen. Hierauf ſpielte und ſcherzte ſie noch eine Weile mit ihm; denn es lag in ihrer Natur, immer heiter und ſpielend zu ſein. Kurz ſie lag ihm ſo lange deshalb an, bis er endlich erlaubte, daß ſie einen Monat lang ihren

Herrn aufſuchen dürfe. Er bewilligte ihr zugleich ein Maulthier, um darauf zu reiten, und einen Diener zur Bedienung, und ſeinem Wechsler befahl er, ihr alles, was ſie brauchte, zu zahlen, wären es auch tauſend Drachmen täglich und noch mehr.

Die Fürſtin ging nun ſogleich in ihr Schloß, und befahl, eiligſt die Sittulmulach zu ihr zu holen. Dieſe kam an, und wurde ſogleich durch ſie von dem Vorgefallenen benachrichtiget. Ueber dieſe Botſchaft war ſie denn ſehr erfreut, dankte ihr, und beſchäftigte ſich, ſobald ſie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, mit den Vorbereitungen zur Abreiſe. Sie verſchleierte ſich, und machte ſich durch Verkleidung unkenntlich, beſtieg dann am andern Tage das Maulthier, und durchſtreifte drei Tage lang die Stadt und die Märkte Bagdad's, ohne den geſuchten zu finden. Am vierten Tage begab ſie ſich aus der Stadt hinaus, und zwar durch daſſelbe Thor, wodurch Nureddyn gegangen war. Da es Mittag und ſehr heiß war, und ſie ſich auch müde und durſtig fühlte, ſo begab ſie ſich nach der Moſchee, in der ſich jener Greis befand, der Nureddyn darin Aufenthalt gegeben hatte. Sie ſtieg an der Thüre dieſes Gotteshauſes ab, und ſprach zu dem Alten, der eben an der Thüre ſtand: „Kannſt du mir einen Trunk friſchen Waſſers geben?“ — »In meiner Zelle kannſt du es bekommen,« erwiederte er, »komm mit mir.« Sie folgte ihm, und er breitete ihr ſogleich einen Teppich mit Kiſſen aus, worauf ſie ſich ſetzte, und von dem Greiſe friſches Waſſer empfing, welches ſie trank. Hierauf ſagte ſie zu ihrem Diener: „Gehe mit dem Maulthiere weg, und komme morgen wieder zu mir hierher.“ Dann legte ſie ſich, ruhte aus, und verfiel in einen wohlthätigen Schlaf. Als ſie aufwachte, verlangte ſie von dem alten Manne Speiſe, worauf er ihr Brod und Oliven brachte. „Dieſe Speiſe,“ ſagte ſie zu ihm, „taugt nur für dich; ich muß gebratenes Fleiſch, kräftige Brühen, gebackne fette Hühner, gefüllte Enten, mit allen Arten wohlſchmeckender Sachen, mit Mandeln und Zucker, haben.“ Da antwortete ihr der Greis: „Meine Fürſtin, dieſe Art Speiſen kenne ich gar nicht, von dergleichen habe ich noch nie im Koran geleſen, auch iſt nie etwas ähnliches unſerm Propheten, dem Gott günſtig ſein möge, herabgeſandt [2] worden.“ Da lachte ſie, und ſprach: „Deſſen ungeachtet verhält ſich die Sache, wie ich dir ſage; aber bringe mir ein Schreibzeug und Papier.“ Dieſes brachte er ihr, und ſchrieb nun ein Zettelchen, welches ſie ihm nebſt ihrem Siegelringe übergab, und ſprach: „Nimm dieſes, gehe in die Stadt, und frage nach dem und dem Wechsler, und übergieb ihm dieſen Zettel.“ Dieſen Befehl führte der Mann nach ihrer Vorſchrift aus. Er fragte nach dem Wechsler; man zeigte ihm ſelbigen an, und er überreichte ihm das Papier mit dem Ringe. Als dieſer es ſah, und den Siegelring erkannte, küßte er es, öffnete es, las es, und begab ſich ſogleich auf den Markt, um alles das einkaufen zu laſſen, was ſie ihm vorgeſchrieben hatte. Alles dieſes that er dann in den Korb eines Laſtträgers, und befahl ihm, dem Greiſe zu folgen. Dieſer brachte ihn ſofort zur Sittulmulach, ließ den Laſtträger ablegen, und überreichte ihr das Eingekaufte. Nachdem ſie alles ausgepackt und gehörig geordnet hatte, nöthigte ſie den Greis, ſich neben ſie zu ſetzen, und mit ihr von dieſen koſtbaren Speiſen zu eſſen. Als ſie geſättigt waren, ſtand der Alte auf, und trug die Speiſen ab; ſie aber brachte die Nacht bei ihm, ſo wie die vorige, zu. Am andern Morgen ſprach ſie zu ihm: „Ich kann deiner Güte wegen, meines heutigen Mittageſſens nicht entbehren. Habe alſo die Gefälligkeit, zu dem Wechsler zu gehen, und ihn etwas ähnliches, wie geſtern, einkaufen zu laſſen. Dieſer begab ſich auch ſogleich zu dem Wechsler, ſagte ihm, was ihm aufgetragen war, und dieſer beſorgte alles Verlangte, welches er einem Laſtträger übergab, den der Greis bis zu ihr geleitete. Sie ließ, wie den Tag vorher, den Greis neben ihr ſitzen, und mit ihr eſſen. Nach Abtragung der Speiſen nahm ſie Früchte und wohlriechendes Zuckerwerk, legte es vor ſich hin, und bildete daraus ſinnreiche Figuren, wie Siegelringe, Ketten, Buchſtaben und Schriftzüge. Darüber erſtaunte der Greis ſehr, denn er hatte in ſeinem Leben noch nie ſolch ſinnreiches Spielwerk geſehen, und fand daran ein ganz beſonderes Wohlgefallen. Endlich bat ſie ihn um etwas zu trinken. Da ſtand er auf, und brachte ihr einen hölzernen Becher mit Waſſer. „Wem bringſt du das?" fragte ſie ihn. — „Dir," antwortete er, „haſt du mir nicht geſagt, daß du trinken willſt?" — „Das mag ich nicht," antwortete ſie, „ich will Wein, zur Aufheiterung des Geiſtes; denn ich bedarf es." — „Behüte Gott," rief er erſchrocken aus, „daß jemand in meinem Hauſe Wein trinken ſollte! Ich bin ein alter Mann, ein Gebetausrufer, ein Prieſter, welcher den Gläubigen Gebete vorbetet, und ein Diener des Hauſes des Herrn der Kreaturen." — „Warum willſt du mich denn abhalten, in deinem Hauſe Wein zu trinken?" unterbrach ſie ihn. — „Weil er verboten iſt," war ſeine Antwort. — „Mein würdiger Alter," ſprach ſie hierauf, „Gott hat verboten den Genuß des Blutes der geſtorbenen Thiere, und den des Schweinefleiſches. Iſt denn aber das Pflegen der Weinſtöcke, der Genuß der Trauben, und das Halten des Honigs erlaubt oder verboten?" — „Das iſt erlaubt," erwiederte er. — „Was iſt denn das anders," entgegnete ſie, „als das ausgepreßte Waſſer der Trauben und des Honigs?" — „Laß ab von dieſen Reden," erwiederte er, „aber ich verſichere dich, in meinem Hauſe wirſt du keinen Wein trinken." —

„Lieber Alter," ſagte ſie hierauf, die Leute eſſen ja, trinken und ergötzen ſich; wir gehören ja mit zu den Leuten, und Gott iſt langmüthig und barmherzig [3]. — „Das kann ich nimmermehr geſtatten," antwortete er. — „Sind dir denn nicht die Verſe bekannt," erwiederte ſie, „die ein gewiſſer Dichter geſagt hat:"

„„Höre auf, andre anzuhören, mir ſchenke jetzt dein Ohr, obgleich nichts ſtrenger aus dem Hauſe der Mönche entfernt iſt, als die Liebe."

„Wie gern erinnere ich mich an jenen Jüngling, der uns, obgleich für Liebe unempfänglich, die Becher füllte."

„In jener Nacht wo, er ſelbſt dritter, wir, ein Mohamedaner, ein Jude und ein Chriſt, ſo fröhlich vereint waren!"

„Noch unterhielt er uns, als ſchon der Morgen uns noch beim Trinken antraf, uns alle, eines Sinnes die wohlduftende Morgenluft athmend."

„In einem von den Gärten des Paradieſes glaubten wir uns zu befinden, deſſen Bäche unter den Myrthen und Mirobolanbäumen dahinſtrömten,"

„Deſſen Vögel auf den Aeſten Freudengeſänge anſtimmten und uns zuſangen: Das heißt wahrhaftig leben, wenn man es wie ihr genießt! Nur leider! daß es ſo vergänglich iſt!""

„Wenn alſo," fügte ſie hinzu, „Muhamedaner, Chriſten und Juden Wein trinken, wer ſind wir denn da, daß wir keinen genießen?“ — „Ich beſchwöre dich bei Gott,“ fiel er ihr ins Wort, „brich ab, denn ich werde dich nicht mehr anhören.“ Als ſie alſo ſahen, daß er ihr nicht willfahren wollte, ſo ſagte ſie zu ihm: „Wiſſe, o Greis, daß ich eine Frau des Fürſten der Gläubigen bin. Ich empfinde nun Uebelkeiten von dem zu vielen Eſſen, und wenn ich alſo nicht Wein trinke, ſo kann es mein Tod ſein, und du kannſt die Folgen davon nicht wiſſen. Ich warne dich daher vor dem Zorne des Kaliſen. Mehr werde ich dir nicht ſagen, ich habe mich dir genug entdeckt.“ Nunmehr ſtand er verlegen auf, und wußte nicht, was er beginnen ſollte.

Neunhundert und vier und ſechzigſte Nacht.

Durch dieſe Drohung beunruhigt, ging der Greis aus ſeinem Hauſe, und begegnete auf der Straße einem Juden, der ſein Nachbar war. „Was fehlt dir?“ fragte ihn dieſer, „du ſiehſt heute ſo betrübt aus; auch geht es in deinem Hauſe viel lebhafter als gewöhnlich zu, denn ich höre laut reden, was ich ſonſt nie bei dir bemerke.“ — „Das Mädchen, welches bei mir iſt," antwortete der Greis, „ſagt, ſie ſei eine Frau des Kalifen. Sie hat ſo eben gegeſſen, und nun verlangt ſie Wein in meinem Hauſe, das habe ich ihr nun zwar verweigert, aber ſie beſteht darauf, und ſagt, daß ſie krank wäre, und daß es ihr Tod ſein könnte, wenn ſie keinen bekäme, weshalb ſie mich vor dem Zorne des Kalifen warnte. Dieſes macht mich natürlich beſtürzt." — „Lieber Nachbar," erwiederte der Jude, „die Frauen des Kalifen ſind gewohnt, Wein zu trinken, und es iſt ganz natürlich, daß, wenn ſie zu viel gegeſſen haben, und keinen Wein darauf trinken, ſie gefährlich krank werden können. Ich fürchte daher ſelbſt, daß ihr etwas zuſtoßen möge, und dann biſt du freilich vor dem Zorne des Kalifen nicht ſicher." — „Was iſt denn hier zu thun?" ſagte jener. — „Ich habe alten Wein bei mir; der wird ihr ſehr dienlich ſein." — „Bei den Frauen des Kalifen beſchwöre ich dich," ſagte hierauf der Greis, „daß du mir etwas davon abläſſeſt." — „In Gottes Namen," antwortete der Jude, ging in ſein Haus, und brachte eine Karawine Wein, die der Alte nahm, zu der Sittulmulach ging, und ſie vor ſie hinſetzte. Sie koſtete ihn, und fand ihn vortrefflich. „Woher haſt du dieſen Wein?" fragte ſie den Alten hierauf. — „Von einem Juden, meinem Nachbar, dem habe ich meinen ganzen Kummer wegen dir erzählt; da hat er mir denn dies hier gegeben." Sie füllte nunmehr einen Becher und trank ihn, dann einen zweiten, und noch einen dritten, und leerte ſie jedesmal. Nun goß ſie einen vierten ein, und überreichte ihn dem Greiſe. Dieſer nahm ihn aber nicht an. Da beſchwor ſie ihn bei ihrem Leben, und bei dem Haupte des Fürſten der Gläubigen, daß er dieſen Becher von ihrer Hand annehmen möge. Er nahm ihn alſo von ihr an, küßte ihn, und wollte ihn wieder wegſetzen. Da beſchwor ſie ihn nochmals, daß er wenigſtens riechen möge. Das that er denn auch. „Nun, wie findeſt du ihn?“ fragte ſie ihn darauf. — „Sehr angenehm,“ war ſeine Antwort. Dann beſchwor ſie ihn bei dem Leben des Kalifen, daß er ihn wenigſtens koſten möchte. Dazu ließ er ſich auch bereden, und brachte den Becher an ſeinen Mund; ſie aber ſtand auf, und bog ihm den Becher ſo, daß der Wein in ſeinen Mund laufen mußte, wobei er ſagte: „O Situlmulach, das iſt, ich muß es geſtehen, etwas ſehr gutes.“ — „Das denk' ich auch,“ erwiederte ſie, „übrigens hat uns Gott ja den Wein im Paradieſe verſprochen; denn er ſagt: Ströme von Wein ſollt ihr dort haben, zur Wonne der Trinkenden. „Siehe,“ fügte ſie dann hinzu, „wie gut haben wir es, wir können ihn in dieſer Welt und in jener trinken,“ Sie ſchenkte ſich hierauf wieder einen Becher ein, trank ihn, füllte noch einen, und ließ ihn den Greis austrinken. „O Sittulmulach,“ ſagte dieſer nun zu ihr

„du biſt ſehr zu entſchuldigen, daß du dieſes Getränk liebſt.“ Er nahm nunmehr gutwillig einen, und dann noch einen Becher an, ſo daß er trunken wurde, und viel zu ſchwatzen anfing. Das hörten die Vorübergehenden, und verſammelten ſich unter ſeinem Fenſter. Als der Greis ſie bemerkte, ſah er hinaus, und ſchrie ihnen zu: „Schämt ihr euch nicht, ihr Leute? Jeder von euch macht in ſeinem Hauſe, was er will, und niemand legt ihm etwas in den Weg; wir aber haben kaum heute, dieſen einzigen Tag etwas getrunken, und ſogleich verſammlet ihr euch hier?“ Da lachten ſie über ihn, und gingen auseinander. Sittulmulach trank hierauf noch etwas, und ſie ſelbſt wurde trunken. Da erinnerte ſie ſich an Nureddyn, und weinte. „Warum weinſt du?“ fragte ſie der Greis. — „Ach,“ erwiederte ſie, „ich liebe, und ich bin getrennt.“ „Was iſt das, Liebe?“ fragte er ſie. — „Haſt du in dienem Leben nicht geliebt?“ entgegnete ſie ihm. — „Bei Gott, in meinem Leben habe ich nie dieſes Wort ausſprechen hören, und ich weiß nicht, ob das eine Eigenſchaft der Menſchen oder der Geiſter iſt.“ Da lachte ſie über ſeine Einfalt, und ſprach: „Wenn dem alſo iſt, ſo biſt du, wie der Dichter ſpricht:

„Wie oft werdet ihr gewarnt, aber jede Aufforderung iſt vergebens, während daß doch die Thiere, wenn ihnen der Hirte zuruft, dem Zuruf Gehör geben!“

„Seid ihr nicht auch Menſchen, für welche die Liebe ein Gegenſtand der Wünſche ſein ſollte? aber weder Liebe noch Wein erregt eure Begierde.“

„Menſchen gleichet ihr zwar eurer Geſtalt nach, aber eure Beſtimmung erfüllet ihr nicht.“

Als ſie dieſe Verſe geendet hatte, lachte er, und hatte Wohlgefallen an ihrer Rede, und da ſie ihn hierauf um eine Laute [4] bat, ſo ſtand er auf, und brachte ihr ein Stück Holz. „Was iſt das?“ ſagte ſie, „habe ich dir nicht geſagt, du ſollteſt mir eine Laute bringen?“ — „Wie? iſt denn die Laute etwas anders, als was ich dir hier gebracht habe?“ — Da lachte ſie über ihn, und ſprach: „die Laute iſt ein muſikaliſches Inſtrument, wozu ich ſingen will.“ — „Wo werde ich das finden?“ antwortete er hierauf. — „Bei dem,“ erwiederte ſie, der dir den Wein gegeben hat.“ Er machte ſich alſo auf, ging zu ſeinem Nachbar, dem Juden, und bat ihn um ein Ding, was man Laute nennte. Dieſer war ſogleich bereit, und übergab ihm eine, welche der Greis ſofort dem Mädchen brachte. Der Jude aber ſetzte ſich mit einem Kruge Wein an ein Fenſter, welches der Wohnung des Greiſes gegenüber war, um den Geſang zu hören. Als das Mädchen die Laute erblickte, freute ſie ſich außerordentlich, nahm ſie aus den Händen des Greiſes, ſtimmte ſie, und ſang:

„Kaum habe ich, ſeitdem ihr mir fehlet, noch einen erkennbaren Körper, blos die Hoffnung erhält ihn aufrecht.“

„Ach, ſobald ihr mir entſchwunden waret, war die Welt mir entfremdet, nun iſt mir nichts zum Erſatz für euch, und ich fühle mich zu ſchwach, dies zu ertragen.“

„Berauſcht aber werde ich vor Vergnügen, wenn Lüfte aus euren Gegenden wehen, als hätte ich den ſtärkſten Wein getrunken.“

„Nach allen Gegenden habe ich mich bereits hingewendet, um euch zu ſuchen, allein ſo oft ich ein Haus betrete, höre ich leider, daß ihr es ſchon verlaſſen habt.

„Ach meine Freunde! die Liebe iſt ſchwer zu ertragen, denn iſt nicht der Kummer ihr Begleiter, ſo iſt es der Tadel der Neider.“

Als ſie geendet hatte, überließ ſie ſich ihrer Betrübniß. Hierauf bemächtigte ſich ihrer der Schlaf, und ſie ruhte bis an den Morgen, wo ſie den Greis wieder beauftragte, zum Wechsler zu gehen, und das Nöthige für den Tag zu beſorgen. Als er zurück gekommen war, verlangte ſie Wein, den er ihr auch ſogleich von dem Juden brachte. Sie ſetzten ſich zum

Trinken hin, und als ſie etwas fröhlich geworden war, nahm ſie die Laute, und ſang:

„Wie lange ſoll ich noch das Herz meines Geliebten ſuchen, während das meinige in Kummer verſunken iſt. Ob ich gleich mich nicht laut beklage, ſo ſprechen doch meine Thränen deutlich genug.“

„Sie hindern mich, ſeine Geſtalt im Traume zu ſehen. Wie gut wäre es doch, wenn er mich beſuchte, wäre es auch nur ein Traumbild.“

Als ſie geendet hatte, überließ ſie ſich von neuem ihrer Betrübniß; aber Nureddyn hatte ihre Stimme jezt gehört. Nur zweifelte er noch, ob es wirklich ſeine Geliebte wäre. Sie aber nahm nochmals die Laute, und ſang:

„Vergiß ihn, riethen ſie mir, du haſt nichts mehr zu hoffen. Möge ſich Gott nie meiner erinnern, wenn ich ihn je vergeſſen ſollte, antwortete ich ihnen.“

„Wie könnte ich auch in der Welt ſeine Liebe vergeſſen? Wehe dem Knechte, der die Liebe ſeines Herrn nicht im Andenken behält!“

„Um alle meine Sünden bitte ich Gott um Vergebung, nur nicht deshalb, daß ich ihn liebe; denn dieſes halte ich für eines meiner guten Werke, an jenem Tage, wo ich zu Gott kommen werde.“

Als ſie geendet hatte, trank ſie drei Becher, und gab dem Greiſe ebenfalls dreimal zu trinken, welches er auch jedesmal thun mußte. Sie ſang hierauf wieder einige Verſe, worauf ſie über ihr Geſchick zu weinen anfing. Der gute Greis weinte, ohne die Urſache zu wiſſen, aus Theilnahme mit ihr. Nachdem ſie beide wieder einige Becher geleert hatten, ſang ſie folgendes Gedicht:

„Mögen ſie auch deine Perſon meinen Blicken vorenthalten, dein Andenken können ſie doch nicht aus meinem Gedächtniß verbannen."

„Magſt du nun in meiner Nähe ſein, ſo laſſe ich mein Leben für dich; für dich laſſe ich es aber auch, wenn du fern von mir biſt."

„Mein Aeußeres giebt Kunde von meinem Innern, und mein Inneres beſtätiget das, was mein Aeußeres anzeigt."

Als ſie geendet hatte, warf ſie die Laute weinend und ſchluchzend von ſich, und ruhte eine Zeit lang aus. Endlich verlangte ſie zu eſſen. Aber der Greis antwortete, daß er nichts, als das von der lezten Mahlzeit übrig gebliebene im Hauſe hätte. Darauf erwiederte ſie, ſie äße nie etwas, was übrig geblieben wäre. „Gehe aber," fügte ſie hinzu, „auf den Markt, und beſorge etwas." — „Ach," ſagte er zu ihr, „Gütigſte, entſchuldige mich, ich kann vor Taumel kaum ſtehen; aber ich habe einen Moſcheendiener, einen ganz rechtlichen, und verſtändigen jungen Mann, den will ich rufen, damit er dir alles, was du verlangſt, kaufen möge.“ Da ſprach ſie zu ihm: „Woher iſt dieſer junge Mann?“ — „Er iſt aus Damaskus,“ erwiederte er. Als ſie von Damaskus reden hörte, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, und ſank in Ohnmacht.

Neunhundert und fünf und ſechszigſte Nacht.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſagte ſie: „Ach, ihr lieben Leute aus Damaskus! Rufe ihn, damit er unſre Geſchäfte beſorge.“ Da winkte der Greis mit dem Kopfe durch das Fenſter, das aus ſeinem Zimmer in die Moſchee ging, dem Nureddyn Aly zu, der auch ſogleich herein trat, und bei dem erſten Anblick ſogleich die Sittulmulach, ſo wie ſie ebenfalls auch ihn, erkannte. Vor Schrecken kehrte er ſchnell um, und wollte fliehen; allein ſie eilte ihm nach, hielt ihn feſt, und ein Freudenthränenſtrom entquoll ihren Augen.* Sie umarmten ſich; aber ihre Freude war ſo groß, daß ſie in Ohnmacht fielen. Als der Greis ſie in dieſem Zuſtande erblickte, ergriff ihn eine große Furcht, er floh daher hinaus, und eilte zu ſeinem Nachbar, dem Juden. „Was fehlt dir? du biſt ja ganz außer dir!“ ſagte dieſer zu ihm. — „Wie ſollte ich nicht außer mir ſein,“ antwortete der Greis, „da das Mädchen den Mann, den ich in der Moſchee aufgenommen habe, erkannt hat. Sie liebt ihn, ſie haben ſich umarmt, und nun liegen ſie ohnmächtig da. Gott! wenn das der Kalif erfährt, ſo wird er ſehr zornig auf mich ſein. Was ſoll ich thun, und wie ſoll ich mich aus dem Unglück retten, in das mich dieſes junge Mädchen geſtürzt hat.“ — „Nimm alsbald,“ ſagte der Jude, „dieſes Fläſchchen Roſenwaſſer, und begieße ſie damit, ſo werden ſie wieder zu ſich kommen.“ Der Greis nahm das Fläſchchen in Empfang, eilte zu den beiden Liebenden, und begoß ihnen das Geſicht damit, welches auch ſogleich die gewünſchte Wirkung that.

Nun erzählte einer dem andern, was ſie während ihrer Trennung ausgeſtanden hatten. Beſonders erregten die Verfolgungen, denen Nureddyn von Seiten Muradi's ausgeſetzt geweſen war, ihr ganzes Mitleiden. „Jedoch,“ ſprach ſie endlich, „hören wir jezt auf, von dieſen traurigen Begebenheiten zu reden, ſondern preiſen wir lieber Gott wegen unſrer Wiedervereinigung, und dem Ende unſrer Leiden.“ Zu gleicher Zeit überreichte ſie ihm den Becher. Er aber ſprach: „Nein, ſo lange ich noch in dieſem Zuſtande des Elends bin, trinke ich nimmermehr.“ Da ſetzte ſie ihm den Becher an den Mund, und flößte ihm den Wein ein, nahm ſodann die Laute, und ſang folgende Verſe:

»O du, der du von mir abweſend wareſt, der aber in meinem Herzen ſtets ſeinen Platz behielt, meinen Augen warſt du zwar fern, aber meine Gedanken waren bei dir.«

»Ich führte während dieſer Zeit ein Leben, von dem ich nicht glaubte, daß es beſſer werden würde.«

»Einſam und verlaſſen weinte ich, verzweifelnd wegen dir, als wenn alles um mich her fremd geworden wäre.«

»Ach, wie unglücklich war ich in dieſer Lage; und doch warſt ſtets du es, nach welchem mein Auge ſchaute. Du warſt mir nicht fern.«

Nach Beendigung dieſer Verſe weinten ſie beide, und Sittulmulach ergriff von neuem die Laute, um folgendes zu ſingen:

»Gott weiß es, daß ich nie an euch denken konnte, ohne daß mein Auge ſich mit häufigen Thränen füllte.«

»Meine Liebe zu dir tobte, meine Sehnſucht drohte, mich jeden Augenblick zu tödten; nur wenn ich dich nahe bei mir dachte, beruhigte ſich mein Herz.«

»O du Licht meiner Augen, du mein einziger Wunſch, meine Hoffnung, ich kann mich nicht ſatt ſehen an deinem Angeſicht!«

Als ſie geendet hatte, umarmten ſie ſich; ſie trocknete ihm ſeine Thränen ab, und in dieſem Zuſtande der wechſelſeitigen Unterhaltung und des Geſangs brachten ſie ihre Zeit bis zum andern Morgen zu, an welchem der Diener mit dem Mauleſel zurückkam, und ihr ſagte, daß der Fürſt der Gläubigen ſie zu ſehen verlangte. Sie machte ſich auch ſogleich auf, nahm Nureddyn bei der Hand, und überlieferte ihn dem Greiſe, indem ſie ſagte: „Hier iſt ein theures Unterpfand, das ich dir zurücklaſſe, und welches du nur dann von dir laſſen darfſt, wenn dieſer Diener es von dir abholt. Uebrigens haſt du bei mir eine große Dankbarkeit zu erwarten.“ Sie beſtieg drauf das Maulthier, und begab ſich in das Schloß des Fürſten der Gläubigen. Als ſie ſich vor dieſem ſogleich auf die Erde warf, ſagte er zu ihr ſpöttiſch: „Du ſcheinſt mir ganz deinen Herren wieder gefunden zu haben.“ — „Bei deinem Glück, und bei der Dauer deines Lebens,“ erwiederte ſie, „ich habe ihn gefunden.“ Der Kalif, der bis jezt, nachläſſig auf ein Polſter gelehnt, dageſeſſen hatte, ſprang bei dieſer Nachricht ſchnell auf, und fragte: „Iſt das wahr?“ — „Bei deinem Leben,“ antwortete ſie, „ich habe ihn gefunden.“ — „Nun wohl, ſo laß ihn gleich vor mich kommen, damit ich ihn ſehe.“ — „Ach, mein Herr,“ erwiederte ſie, „es iſt ihm viel Trübſal zugeſtoßen, und er hat ſich ſehr geändert. Aber der Kalif hat die Gnade gehabt, mir einen Monat zu erlauben; und wenn mir nun deine Hoheit es bewilligen wollte, ſo würde ich die übrige Zeit dazu anwenden, ihn zu pflegen, und dann würde ich ihn dir zu deinen Befehlen vorführen.“ — „Du haſt ganz Recht,“ erwiederte der Kalif, „ein Monat war die verabredete Friſt. Doch erzähle mir, was ihm alles begegnet iſt.“ — »O Herr,« ſprach ſie, „Gott möge dein Leben verlängern, das Paradies einſt zu deinem Aufenthaltsorte, und das Feuer zum Verbannungsort deiner Feinde machen. Wenn er bei dir ſein wird, ſo wird er dir dieſes erzählen, und die erlittenen Ungerechtigkeiten vortragen.« Der Kalif befahl hierauf, daß ihr ein niedliches Haus eingerichtet, und zugleich ihr alles das übergeben würde, was ſie irgend verlangte. Dies alles wurde noch an demſelben Tage in Ordnung gebracht, und als es dunkel wurde, ſchickte ſie den Diener mit einem ſchönen Gewande zu Nureddyn. Dieſer zog es ſogleich an, nahm von dem Greiſe Abſchied, beſtieg das Maulthier, und kam in das für ihn beſtimmte Haus, wo er einen Monat lang die Pflege der Sittulmulach genoß, die ihn durch vier vorzügliche Mittel bald wieder herſtellte; nämlich durch das Eſſen kräftiger Speiſen, Trinken guten Weines, Schlafen auf weichen Betten, und durch Baden. Nachdem er ſeine völlige Schönheit wieder erreicht hatte, befahl der Kalif, ihn vorzuführen. Mit dem köſtlichſten Gewande angethan, nahte er ſich ehrerbietigſt und mit wohlgeordneter Rede dieſem Fürſten. Seine Geſtalt und die Richtigkeit ſeines Ausdrucks gefielen dieſem, und nöthigten ihm die Aeußerung ab, daß Sitrulmulach wohl zu entſchuldigen ſei, und daß er ſehr unrecht gehandelt haben würde, ſie zu tödten. Hierauf ließ er den jungen Mann näher treten, unterhielt ſich mit ihm, und fand ihn ſehr unterrichtet, verſtändig, und ſo angenehm, daß er ihn ſehr liebgewann. Dann befragte er ihn nach ſeinem Lande, ſeinem Vater, und nach der Urſache ſeiner Reiſe. Dieſes alles beantwortete dieſer kurz und deutlich. »Aber, wo warſt du denn zulezt, während deiner langen Abweſenheit?“ fragte der Kalif weiter. »Ich habe wegen dir nach Damaskus, Moſſul und andern Orten geſchickt, ohne dich zu finden.« — „O, mein Herr,“ erwiederte Nureddyn, »es iſt mir, deinem Sklawen, etwas begegnet, was noch nie jemandem begegnet iſt.“ Hierauf erzählte er ihm ſeine Geſchichte von Anfang bis zu Ende.

Als der Kalif dieſes hörte, ward er ſehr beſtürzt, brach in einen heftigen Zorn aus, und ſprach: „Wie? in einem Lande, wo ich herrſche, kann ſo etwas geſchehen?» und befahl ſogleich, daß Ga'afar erſcheinen möchte. So wie dieſer kam, benachrichtigte ihn der Kalif von der ganzen Sache, und ſprach: „Wie iſt es möglich, daß in dem Lande, wo ich herrſche, mir ſo etwas verborgen bleiben kann?“ Ga'afar befahl ſogleich, alle diejenigen vorzuführen, welche Nureddyn Aly genannt hatte. Dieſes geſchah, und ſie wurden alle hingerichtet.

Nun wurde auch Achmed vorgefordert, der zweimal Urſache der Rettung Nureddyns geweſen war. Dieſem dankte der Kalif, nahm ihn ſehr gut auf, beſchenkte ihn mit einem koſtbaren Ehrenpelze, und bekleidete ihn mit einer Statthalterſchaft. Ferner befahl er auch, den Greis, den Gebetausrufer nämlich, vor ihn kommen zu laſſen. Als der Abgeſandte zu dieſem kam, und ihn von dem Willen des Kalifen benachrichtigte, gerieth er in große Furcht, indem er beſorgte, in Hinſicht des Mädchens etwas verſehen zu haben. An ſeinem ſchwankenden Schritte erkannte man, wie ſehr er bekümmert war, ſo daß er die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich zog. Als er vor den Kalifen kam, zitterte er, und konnte nur abgebrochene Worte vorbringen. Da lachte der Kalif und ſprach: "Alter, haſt du irgend etwas begangen, weshalb du Strafe fürchteſt?" — Da erwiederte dieſer in der größten Angſt: "O mein Herr, bei der Wahrheit deiner erhabenen Voreltern, ich habe nichts begangen; erkundige dich nach meinem Wandel. Da lachte Harun über ihn, befahl, ihm tauſend Goldſtücke auszuzahlen, und einen koſtbaren Ehrenpelz zu übergeben, und ernannte ihn zugleich zum oberſten Gebetausrufer in ſeiner Moſchee. Dann ließ er Sittulmulach vor ſich kommen, und ſprach zu ihr: "Das Haus mit allem, was darin iſt, iſt ein Zeichen meiner Gunſt für deinen Herrn. Nimm ihn als Gatten, und genieße des göttlichen Schutzes. Ich wünſche indeß, daß ihr euch nicht von mir trennen möchtet." Als ſie nun in ihr Haus gelangte, gewahrte ſie, daß der Fürſt der Gläubigen ihnen viele koſtbare Geſchenke geſandt hatte. Nureddyn Aly aber ſchickte ſofort nach Damaskus, um ſeine Eltern abzuholen. Dieſe begaben ſich auch ſogleich zu ihm, nachdem ſie einen Sachwalter in Damaskus zurückgelaſſen hatten, der die Einkünfte ihrer vielen Beſitzungen für ſie in Empfang nehmen, und ſie ihnen alle Jahre überſenden ſollte. Mit vielen Reichthümern und Waaren langten ſie nun bei ihrem Sohne an, und ſahen zu ihrer großen Freude, daß der Kalif ihn ſo auszeichnete, und ihn ſogar zu ſeinem Geſellſchafter ernannt hatte. Noch größer indeß war ihre Freude, als ſie erfuhren, daß der Kalif ihnen ſelbſt fortwährende Jahrgehalte ausgeſetzt habe, ſo daß ihre Familie eine der reichſten jener Zeit in Bagdad war. Sittulmulach beglückte Nureddyn bald mit Kindern, und er hörte nicht auf, ſtets die Gunſt des Kalifen zu genießen. Endlich wurde Nureddyns Vater gefährlich krank, und ſpäterhin auch ſeine Mutter, und beide gingen endlich zur Barmherzigkeit Gottes über. Mit der Zeit wuchſen ſeine Kinder immer mehr heran. Er ließ ſie auf das ſorgfältigſte erziehen und unterrichten, und auch dieſe genoſſen der Gunſt des Kalifen. In dieſem ununterbrochenen Glücke lebten ſie, bis der Zerſtörer aller Ergötzlichkeiten und der Trenner aller Geſellſchaften ſich auch ihnen nahete. Geprieſen ſei der Ewige, der Unvergäugliche!

Neunhundert und ſechs und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte

Ins ben Kies und ſeiner Tochter.

In Bagdad lebte vor alten Zeiten ein ſehr mächtiger König, mit Namen Ins, ein Sohn des Kies, Sohn des Rabia' Aſſchaibany. Dieſer heirathete eine Frau mit Namen Affyfa, Tochter des Aſſad Aſſaudaſy. Sie war von vorzüglicher Schönheit, hatte glänzend ſchwarze Augen, und war übrigens ſo wiſſenſchaftlich gebildet, daß ſie mehrere Sprachen verſtand, und in viele andre Wiſſenſchaften tief eingeweiht war. Zwölf Jahre lebte ſie ſchon mit dem Könige Ins, ohne Kinder mit ihm zu haben. Das ſchmerzte den König außerordentlich, und er bat Tag und Nacht den erhabenen Gott, daß er ihn doch möchte Vater werden laſſen. Endlich wurde ſein Gebet erhört, und ſeine Frau gebar ihm ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit. Auch ſie wurde gleich ihrer Mutter aufs ſorgfältigſte gebildet, ſo daß ſie alle ihre Zeitgenoſſen an Kenntniß und Wiſſenſchaft übertraf. Der Ruhm ihrer ausgezeichneten Schönheit und ihrer Kenntniſſe verbreitete ſich bald in die entfernteſten Länder, und aus allen Gegenden hielten die Söhne der Könige es für das größte Glück, ſie zu ſehen und um ihre Hand anzuhalten. Der erſte, der in dieſer Angelegenheit zu ihr kam, war der König Nachban von Muſſul. Er war von einem großen Gefolge umgeben; hundert Laſtthiere trugen die koſtbarſten Geſchenke, an Wohlgerüchen und koſtbaren Hölzern, und andere waren mit Edelſteinen und dergleichen Koſtbarkeiten mehr beladen, nebſt vielen Sklaven und Sklavinnen. Dieſes alles überreichte er nun ihrem Vater, und hielt um ſeine Tochter an. Ihr Vater aber hatte bei ſich ſelbſt einen Eid geſchworen, daß er ſie nur demjenigen zur Frau geben wolle, den ſie ſelbſt wählen würde. Als daher der König Nachban ſich gemeldet hatte, trat ihr Vater zu ihr herein und fragte ſie um ihre Meinung. Sie ſchlug ihn aber aus, und ihr Vater überbrachte dem Könige ihre eigenen Worte, worauf dieſer ſich wieder entfernte. Nach dieſem kam der König Bachram, der Beherrſcher der weißen Inſeln. Obgleich er mehr Schätze als ſein Vorgänger mitbrachte, mußte er dennoch unverrichteter Sache zurückkehren. So traf es ſich nun, daß mehrere Könige hinter einander, welche jedesmal durch koſtbare Geſchenke mit einander wetteiferten, daſſelbe Schickſal hatten. Endlich hörte der König Abbaas, Sohn des Königs al Aſys, Beſitzer von Jemen, Sabydun und Mekka, welche Gott an Erhabenheit und Auszeichnung ſtets zunehmen laſſen möge, von ihrer Schönheit. Dieſer leztere war ſehr ſchön von Geſtalt. Einſt begab er ſich zu einer Audienz ſeines Vaters. Als die Leute ihn ankommen ſahen, machten ſie ihm ehrfurchtsvoll Platz, und ſein Vater ließ ihn neben ſich auf ſeinen koſtbaren, goldnen, mit Edelſteinen verzierten Thron ſetzen. Da er indeß eine lange Weile mit zur Erde gerichteten Augen, ohne ein Wort zu ſprechen, da geſeſſen hatte, vermuthete der König, er möge irgend einen Kummer haben, und befahl deshalb ſeinen abweſenden Geſellſchaftern, daß ſie einige Geſchichten erzählten möchten. Jeder beeiferte ſich, die unterhaltendſte, die ihm bekannt war, vorzutragen. Allein al Abbaas wurde nicht heiterer, und der König befahl daher der Verſammlung, ſich hinweg zu begeben. Sobald ſie allein waren, ſagte der König zu ſeinem Sohne: „Bei Gott, du haſt mich durch deinen Beſuch ſehr erfreut; allein auch Sorgen haſt du mir verurſacht, weil du ſo niedergeſchlagen biſt, und mit niemanden ein Wort geſprochen haſt. Was iſt wohl die Urſache deiner Niedergeſchlagenheit?“ — „O, mein Vater,“ ſprach jener, „ich habe gehört, daß in Irak ein Mädchen von beſonderer Schönheit lebt. Ihr Vater iſt der König Ins den Kies von Bagdad. Schon ſehr viele Könige haben ſich um ſeine Tochter beworben, ohne daß ſie ſich geneigt gezeigt hätte, in ihre Wünſche einzuwilligen. Nun wünſche ich ſehr, zu ihr zu reiſen, denn mein Herz iſt ebenfalls von ihr eingenommen.“ Da ſprach ſein Vater zu ihm: „Du weißt, daß ich kein anderes Kind, als dich, habe. Du biſt der Troſt meiner Augen, und die Frucht meines Herzens, und ich kann nicht eine Stunde ohne dich leben. Ich wünſchte, dich auf den Thron meiner Väter zu ſetzen, und will dir eine Königstochter zur Frau geben, die noch ſchöner iſt, als jene.“ Der Sohn hörte ehrfurchtsvoll dieſen Entſchluß ſeines Vaters an, und wagte nicht, ihm zu widerſprechen, obgleich das Feuer der Liebe in ſeinem Innern brannte. Der König aber, um ſeinem Sohne alle mögliche Zerſtreuungen zu machen, ließ ihm unter andern auch ein ſchönes Bad bauen, welches er mit allerhand ſchönen Gemälden und Bildniſſen verzieren ließ. Er hoffte, ihn durch dieſes und mehrere andere Zerſtreuungen von dem Vorſatze, zu reiſen, abzubringen. Die Baumeiſter und Künſtler wandten ihre größte Geſchicklichkeit an, ſo wie auch die Maler in ihrer Kunſt nicht zurückblieben. Als dieſe eines Tages ſo beſchäftigt waren, und der Maler eben ein Gemach mit Oelfarbe ausmalte, trat ein armer Mann zu ihm, und betrachtete ſeine Arbeit. Da fragte ihn der Maler, ob er Kenner und Künſtler zugleich wäre? und da jener dieſe Frage mit: Ja, beantwortete, ſo überreichte ihm der Maler ſeine Pinſel und Farben, und bat ihn, etwas ganz vorzügliches zu malen. Der arme Fremdling trat nun in ein Gemach, welches er tapetenartig bemalte, und mit gemalten Treſſen verzierte. Auf das eine Feld aber malte er eine Geſtalt von ſo vorzüglicher Schönheit, daß man in der Wirklichkeit nichts ausgezeichneteres ſehen konnte. Es war nämlich Maria, die Tochter des Königs von Bagdad. Als der Arme in dieſem Zimmer alles vollendet hatte, ſetzte er ſeinen Weg weiter fort, ohne irgend jemanden von dem, was er gethan hatte, zu benachrichtigen. Nach einiger Zeit begab ſich der oberſte Baumeiſter zum Könige, und bat um die Erlaubniß, vorgelaſſen zu werden. Als er ſie erhalten hatte, trat er ein, küßte die Erde vor dem Könige, und nach einem ſehr zierlichen Gruße, wie er großen Fürſten gebührt, zeigte er ihm an, daß der Bau vollendet wäre, und daß durch das dem Könige eigene Glück und durch die hohe Sorgfalt, die dieſer dem Werke gewidmet habe, es ganz ſeinen Wünſchen entſprechen werde. „Wir haben vollbracht, was uns oblag,“ fügte er hinzu, „möge der König nun verfügen, was ihm beliebt.“ Hierauf befahl dieſer, daß jenem ein koſtbares Ehrenkleid überreicht, und eine bedeutende Summe ausgezahlt werden ſollte. Auch gab er jedem, der bei dem Geſchäft thätig geweſen war, noch ein beſonderes Geſchenk, je nachdem es ſeiner Beihülfe angemeſſen war. Alsdann ließ der König ſeinen Hofſtaat verſammeln, ſeinen Sohn al Abbaas vor ſich rufen, und ſagte zu dieſem: „Mein Sohn, ich habe dir ein Gebäude errichten, und ein Bad erbauen laſſen, und ich hoffe, daß es dir gefallen wird. Gehe alſo hin, um es zu beſehen, ſeine Schönheiten zu betrachten, und deſſen ausgezeichnete Gemälde in Augenſchein zu nehmen.“ Der König nebſt ſeinem Sohne und ſeinem ganzen Hofſtaate begab ſich nun ſogleich in dieſes Gebäude, und betrachtete das Werk, das durch ſo vorzügliche Meiſterhände entſtanden war. Der junge Prinz ſelbſt ließ in ſeiner Freude über daſſelbe, nicht immer, wie es der Anſtand erforderte, ſeinen Vater vorangehen, ſondern er eilte oft vor ihm in die verſchiedenen Gemächer. Endlich kam er auch in dasjenige, wo das Bild der ſchönen Maria, Tochter des Königs Ins ben Kies, abgemalt war, und ſo wie er dieſes Gemälde erblickte, fiel er plötzlich in Ohnmacht.

Neunhundert und ſieben und ſechzigſte Nacht.

Man eilte ſogleich, den König, der noch in meinem entfernten Zimmer war, von dieſem Unfalle zu benachrichtigen. Dieſer eilte ſchnell zu ſeinem Sohne, und fand ihn leblos ausgeſtreckt da liegen. Er ſetzte ſich ſofort ihm zu Häupten, beſtrich ſein Geſicht mit Roſenwaſſer, und nach einiger Zeit kam der ohnmächtige wieder zu ſich. „Mein lieber Sohn,“ ſprach nun der König, „was war die Urſache von dieſem Unglück?“ — „Ach, mein Vater,“ erwiederte der Sohn, „dieſes Bild, was ich dort geſehen habe, hat mich in einen Zuſtand verſetzt, der meine Bruſt ſo beklommen hat, daß tauſend Seufzer, die ſich Luft machen wollten, mich beinahe erſtickt hätten, und dieſe haben denn dieſen Zufall verurſacht.“ Da befahl der König ſogleich, den oberſten Baumeiſter vor ihn zu führen. Als dieſer kam, ſprach der König zu ihm: „Sage mir, wen ſtellt dieſes Gemälde vor, und welches Königs Tochter iſt es? Wenn du mir darüber keine Auskunft giebſt, ſo koſtet es dir dein Leben.“ — „Bei Gott,“ erwiederte dieſer ganz erſchrocken, „ich habe es nicht gemalt, auch weiß ich nicht, wen dieſes Bild vorſtellen ſoll; aber es fand ſich einſt ein armer Mann bei mir ein, der mir ſehr aufmerkſam zuſah. Dieſen fragte ich ſcherzhaft, ob er verſtände, in Oel zu malen? Da er nun dieſes bejahte, ſo trug ich ihm auf, eine Probe ſeiner Kunſt abzulegen, zeigte ihm dazu dieſes Gemach an, übergab ihm die nöthigen Werkzeuge, und bat ihn, etwas ganz außerordentliches zu malen. Da verfertigte er denn dieſes Gemälde, und als es vollendet war, ging er davon, ohne ſich zu erkennen zu geben, und ich habe ihn ſeit der Zeit nicht wiedergeſehen.“

Auf dieſe Erklärung befahl der König allen Polizeiaufſehern, ſich genau nach den Bewohnern ihres Bezirks zu erkundigen, und jeden Fremden vor ihn zu führen. Mit demſelben Befehle ſchickte er auch Eilboten in die entfernteſten Provinzen ab. So geſchah es denn, daß eine Menge von Fremden ihm vorgeführt wurde, unter welchen ſich auch jener arme Mann befand, der das Gemälde verfertigt hatte. Sobald ſie alle verſammelt waren, befahl der König einem Ausrufer, er möchte feierlich verkündigen, daß derjenige, der dieſes Bild gemalt habe, ſich zu erkennen geben ſolle, um alles, was er nur wünſchte, zu empfangen. Da trat denn dieſer Arme hervor, küßte die Erde vor dem Könige, und ſprach: „O du großer Herrſcher deiner Zeit, ich bin derjenige, der es gemacht hat.“ — „Weißt du, wen es vorſtellt?“ fragte ihn der König. — „Es iſt,“ „antwortete jener, „das Gemälde der Maria, Tochter des Königs von Bagdad.“ Sogleich befahl der König, daß ihm ein koſtbares Gewand und ein ſchönes Mädchen geſchenkt würde. Sein Sohn al Abbaas aber, — als er erfuhr, wen dieſes Gemälde vorſtellte, bat ſeinen Vater, daß er ihm erlauben möchte, zu ihr hin zu reiſen, um ſie zu ſehen; wo nicht, ſo würde ſein Tod unausbleiblich ſein. Darüber wurde der König, ſein Vater, ſehr betrübt, und ſprach: "Ich habe dir ein ſo koſtbares Gebäude errichten laſſen, um dich abzuhalten, von mir zu reiſen, und nun muß dieſes Gebäude ſelbſt Urſache werden, daß du mich verläßeſt. Allein dies war mir gewiß beſtimmt; ich kann meinem Geſchick nicht entgehen!“ Als al Abbaas ihn ſo traurig ſah, verſicherte er ihn, daß er nicht Urſache hätte, etwas zu befürchten. Er kenne ja ſeine Tapferkeit, ſeine Geiſtesgegenwart, und die übrigen ausgezeichneten Eigenſchaften, die er der ſorgfältigen Erziehung ſeines Vaters verdanke. „Wie wäre es auch möglich," fuhr er fort, „daß derjenige, welcher der Sohn eines ſolchen Vaters iſt, deſſen lobenswerthe Eigenſchaften von Oſten bis nach Weſten bewundert werden, nicht auch ihm ähnlich ſein ſollte. Fürchte alſo nichts; ich will blos jene Länder beſchauen, und dann, wenn es Gott gefällt, zu dir zurückkehren." — „Wen willſt du," fragte der Vater, „zu deiner Begleitung mitnehmen, und welche Koſtbarkeiten wünſcheſt du, daß ich dir gebe?" — „Mein Vater," erwiederte er, „ich habe keine Begleitung. Ich verlange weder Kameele noch Waffen, denn ich ziehe nicht in den Krieg; blos den A'mer, meinen treuen Knappen, will ich mitnehmen; ſonſt niemanden." Während ſie noch ſo im Geſpräch waren, trat ſeine Mutter herein. Als ſie von der Abreiſe ihres Sohnes hörte, hing ſie ſich an ihn, und beſchwor ihn, ſie doch nicht zu verlaſſen. „Theuerſte Mutter,“ rief der Prinz aus, „hindere mich nicht, und ſuche nicht, mich von meinem Vorſatze abzubringen; denn es iſt unwiderruflich: ich muß abreiſen.“— „Wenn es denn alſo ſein muß, lieber Sohn,“ ſagte ſie zu ihm, „ſo ſchwöre mir, daß du nicht länger als ein Jahr von uns abweſend ſein willſt.“ Dieſen Schwur leiſtete er ihr, und begab ſich ſodann in den Schatz ſeines Vaters, wo er ſich die koſtbarſten Sachen und Edelſteine und überall alles das ausſuchte, was den größten Werth hatte, und am leichteſten fortzubringen war. Hierauf befahl er ſeinem Knappen A'mer, zwei Pferde, ſowohl für ihn als für ſich, in Bereitſchaft zu halten, und als die Nacht begann, ſtand Abbaas von ſeinem Lager auf, beſtieg ſein Roß, und trat in Begleitung A'mers die Reiſe nach Bagdad an. Als ſie ſchon einige Tage auf die angenehmſte Weiſe ihren Weg fortgeſetzt hatten, und ſo eben in eine ſehr ſchöne Gegend kamen, ſah al Abbaas eine Gazelle, und ſchoß auf ſie einen Pfeil ab, der ſie todt hinſtreckte. Sogleich befahl er ſeinem Knappen, ſie abzuziehen und ſie zu waſchen. Dies that dieſer, zündete ein Feuer an, und briet ſie; welches für die beiden Reiſenden eine köſtliche Speiſe war. Nachdem ſie ſodann aus einer ſehr ſchönen Quelle getrunken hatten, ſetzten ſie ihre Reiſe aufs neue fort. Da

A'mer aber nicht wußte, wohin ſie ſich begeben wollten, beſchwor er ſeinen Herrn, ihm es doch zu ſagen, welches dieſer ihm mit folgenden Verſen beantwortete:

„Wohin ich mich begebe? fragſt du, wohin ich meine Blicke richte? Wiſſe, daß in meinem Innern das Feuer der Sehnſucht und des Schmerzes brennt."

„Mein Weg geht nach Bagdad, in der zarteſten Angelegenheit. Wäre es mir nicht vergönnt, dahin zu reiſen, ſo wäre ich jezt ſchon nicht mehr unter den Lebenden."

„Ich liebe ein Mädchen — einen für mich noch unbekannten Stern, und auf meinem ſchlanken Wüſtendurchläufer *) eile ich zu ihr."

„ Wer es in der Nähe vorbeifliegen ſieht, fragt: war das ein Bliz? und wer es von fern ſieht, meint, es ſei eine dahineilende Wolke, (denn es berührt kaum die Erde.")

„Darum, o A'mer! beſchleunige auch deinen Gang, meines Herzens wegen, damit ich den Becher der Liebe genieße; denn die Sehnſucht, ſie zu ſehen, quält mich eben ſo ſehr, als der Wunſch, die meinigen zu erfreuen, die wegen Mangel an Kunde um mich beſorgt ſind."

---

*) Pferd.

Als er geendigt, und A'mer dieſes Lied genau angehört hatte, merkte er, daß ſein Herr, in Liebe verſunken, ſich nach Bagdad ſehne. Sie ſetzten ihre Reiſe glücklich fort, durchſtrichen Wüſteneien und Ebenen bei Tag und bei Nacht, bis ſie endlich auf dem Gebiet von Bagdad ankamen. Hier ſchlugen ſie die Zelte auf, und brachten die Nacht daſelbſt zu. Am andern Tage ſetzten ſie über den Tigris, und verweilten auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes drei Tage lang, welche ſie zur Anordnung der mitgebrachten Koſtbarkeiten verwendeten. Am vierten Tage wurden ſie durch ein großes Geſchrei einer Menge fliehender Leute überraſcht, welche ſchrien: „Eilet, eilet! Fliehet!“ Zugleich kamen Kammerherren und Boten des Königs dieſen Leuten entgegen, um ſie zu fragen, was das Geſchrei bedeute, und was ſie ſo in Angſt ſetzte. Sie antworteten: „Bringt uns in Sicherheit vor den König.“ Als ſie dieſen nun anſichtig wurden, ſagten ſie zu ihm: „O König, wenn du uns nicht zu Hülfe eileſt, ſo ſind wir verloren. Wiſſe, wir ſind ein Stamm von dem Geſchlechte Schaiban. Wir waren auf das Gebiet von Baſſora gezogen, als plötzlich der Araber Hadſyfa mit ſeiner Reiterei und ſeinem Fußvolk auf uns eindrang, die Tapferſten unter uns tödtete, und die Weiber und Kinder zu Gefangenen machte. Von dem ganzen Stamm haben ſich nur die wenigen, die du hier vor dir ſiehſt, durch die Flucht retten können. Wir beſchwören dich nun bei Gott und bei deinem Leben, nimm uns in deinen Schutz.“

Als der König dieſe Rede hörte, befahl er, daß ſich das Heer, Fußvolk und Reiterei, ſchlagfertig machen ſollte, und nach einer Weile hörte man auch ſchon überall den Trommel- und Trompetenſchall. Noch war es nicht Mittag, als ſchon die Stadt von Reiterei und Fußvolk wimmelte. Es waren zuſammen vier und zwanzig tauſend Mann. Der König befahl ſogleich, gegen den Feind vorzurücken, und gab ihnen zum Heerführer den Saad ben Alwakedy, welcher als einer der tapferſten und geſchickteſten bekannt war. Als das Kriegsheer über den Tigris geſetzt war, betrachtete Abbaas dieſes Schauſpiel, ſah die Standarten und Fahnen wehen, und hörte die kriegeriſche Muſik. Da flammte in ihm der Muth auf, und er befahl ſeinem Diener, das beſte Pferd zu ſatteln, und ihm ſeinen Wurfſpieß zu bringen. Mit glühenden Augen und ſträubenden Haaren beſtieg er das Roß, und A'mer das ſeinige. Binnen wenigen Augenblicken hatten ſie das Heer erreicht, und nach einem Zuge von drei Tagen gelangten ſie in das Angeſicht des Feindes. Die zwei Heere ſtellten ſich einander gegenüber, und auf beiden Seiten entſtand ein mörderiſcher Kampf. Der Tod durcheilte alle Reihen, Staubwolken erhoben ſich himmelhoch, und verdunkelten den hellen Tag. Endlich brach die Nacht an, und ſie trennten ſich, und zwar jede Parthei über ihren eigenen Verluſt ſchaudernd. Sobald es wieder Tag wurde, ſtellten ſich die Reihen auf, und die Legionen nahten ſich gegenſeitig, als plötzlich die beiden Heere ſtill hielten, ſich betrachteten, und Hareth, der Sohn Saads, aus den Reihen Hadſyfas heraustrat, ſich zwiſchen beide Reihen ſtellte, mit ſeiner Lanze drohende Bewegungen machte, und folgendes Lied ſang:

„Es komme, wie es komme, ihr ſeid heute unſer Gewinn. Längſt ſchon war es unſer Wunſch, euch vor uns zu ſehen.“

„Endlich hat der Allmächtige euch dem Hadſyfa zugeführt, dieſem tapfern Löwen, der zum Herrſcher geboren iſt.“

„Iſt unter euch ein Mann, deſſen Krankheit ich heilen ſoll, dem rathe ich, er gehe auf den Kampfplatz, dort wird ihn ſein Uebel verlaſſen.“

„Bei Gott, ſo wahr ich mich bei euch befinde, benutzet dieſen günſtigen Augenblick, und wer bis jetzt unter euch unterdrückt wurde, der räche ſich, und werde ein Unterdrücker!“

Da trat von Seiten des Bagdadſchen Heeres ihm Sahyr ben Habib entgegen, und nun bekämpften ſich beide. Keiner wollte weichen, keiner nachgeben: da fielen plötzlich von beiden Seiten entſcheidende Schläge, von denen Hareth den gefährlichſten austheilte, ſo daß Sahyr ſich in ſeinem Blute wälzte. Alsbald rief Hadſyfa aus: „Gott ſei dein Schutz, o Hareth!“ Zugleich forderte Sahyr einen andern auf, um ſich dem Hareth entgegenzuſtellen. Es zeigte ſich indeß keiner, der mit ihm kämpfen wollte. „Will denn niemand ſich mir entgegen ſtellen?“ rief Hareth denen aus Bagdad von neuem zu. Aber auch auf dieſe Aufforderung trat niemand heraus, und Hareth, durch die Muthloſigkeit der Bagdader noch mehr angereizt, ſtürzte ſich daher auf ſie und tödtete ihnen zwölf Mann mit eigener Hand. Sein Heer folgte ihm; da indeß die Nacht anbrach, ſo zogen ſich die Bagdader fliehend zurück und beſetzten eine Anhöhe, wo ſie die Nacht zubrachten. Keiner von ihnen war vom Pferde geſtiegen, und ſie hielten ihren Untergang für gewiß, als am frühen Morgen das Heer der Araber anrückte, Hadſyfa an der Spitze von Tauſend der tapferſten Reiter. Dieſer trat kühn voran und rief mit lauter Stimme: „O ihr vornehmſten aus Bagdad! nur euren Heerführer fordere ich heute auf, daß er ſich mir gegenüberſtelle; wir beide wollen uns gegenſeitig beſprechen und bekämpfen, damit nicht unnöthig Blut vergoſſen werde.“ Niemand antwortete, niemand zeigte ſich. Da wiederholte er den Zuruf zum zweitenmale, und ſagte: „Warum giebt mir euer Heerführer keine Antwort?“ Als Abbaas dieſe Worte des Hadſyfa hörte, und bemerkte, daß Saad, der Anführer, ſo wie die Truppen, vor Furcht zitterte. näherte er ſich dieſem, und ſprach: „Erlaubſt du, daß ich ihm ſtatt deiner antwortete, und mich ihm gegenüber ſtelle. Mein Leben gebe ich gern für das deinige Preis. „Da betrachtete ihn Saad, und bemerkte, daß ſeine Augen vor Tapferkeit glühten, und ſprach: „Edler junger Mann, bei der Wahrheit Muſtapha's [5], über den Heil und Seegen komme, ſage mir, woher kommſt du zu meiner Hülfe?" Abbaas aber antwortete: „Jezt iſt nicht der Ort, zu fragen." — „Du Tapferer," erwiederte ihm jener, „es ſei; ſtelle dich dem Hadſyfa gegenüber. Sollte er dir aber an Kräften überlegen ſein, ſo ſetze deine Jugend nicht länger ſeiner Gewalt aus." — „Gott flehe ich um Hülfe an," antwortete Abaas. Zugleich ergriff er ſeine Waffen, und eilte auf Hadſyfa los, als ob er ein herabſtürzender Fels wäre. Da rief ihm dieſer zu: „Eile nicht, junger Mann. Von welchem Volke biſt du? — „Ich bin Saad al Wakedy," antwortete al Abbaas, „der Anführer des Heeres des Königs Ins, und wenn du erſtaunt biſt, daß ich auf deine Ausforderung nicht gleich erſchienen bin, ſo geſchah es, weil du nicht von meines gleichen biſt, und ich dich nicht für würdig halte, dich mit mir zu meſſen. Daher bereite dich zum Kampfe, denn von deinem Leben bleibt nur noch wenig Zeit übrig." Als Hadſyfa dieſe Rede hörte, warf er ſich vor Lachen rückwärts. Darüber ergrimmte Abbaas, und rief: „O Hadſyfa, ſei auf deiner Hut vor mir,“ und zugleich ſtürzte er auf ihn mit einem wüthenden Schlage los. Hadſyfa kam ihm indeß entgegen, und wehrte ihn ab. Hierauf entſtand ein ſehr hartnäckiger Kampf zwiſchen beiden. Endlich brachte Abbaas dem Hadſyfa einen wüthenden Schlag bei, und ſchrie: „Nimm dies hier von der Hand eines Tapfern, welcher ſolche Leute, wie du biſt, nicht fürchtet.“ „Dieſen Schlag fing zwar Hadſyfa mit ſeinem Schilde auf; allein er glitt davon ab, und das Schwert traf ihn auf ſein Panzerhemd, durchſchnitt daſſelbe bis auf ſeinen Nacken, drang durch die Schulter hindurch, und hieb ihm den Arm ab, worauf er hinſtürzte, und ſich in ſeinem Blute wälzte. Abbaas wandte ſich nunmehr gegen die Truppen ſeines Gegners, verfolgte ſie, und noch hatte ſich die Sonne nicht zum Untergang geneigt, als ſie auch ſchon die Flucht ergriffen und die Reiterei ſich von dem Fußvolke trennte. Saad, der den, auf der Verfolgung der Feinde begriffenen Abbaas nicht mehr ſah, und ſchon bemerkt hatte, daß er mit Blut bedeckt war, war in großer Beſorgniß um ihn. Als er aber die Beſiegung ſeiner Feinde deutlich vor Augen ſah, war er ſehr erfreut, und ſein Heer eilte dem Abbaas nach, und machte eine große Beute an Pferden, Waffen und andern großen Schätzen. Dieſes alles hatten ſie der Tapferkeit des Abbaas zu verdanken. Da ſie ſich nun verſammelten, um ſiegreich in Bagdad einzuziehen, nahte ſich Saad dem Abbaas, und begleitete ihn. Als dieſer aber an den Ort kam, von wo er ſich aufgemacht hatte, ſprach Saad zu ihm: „Warum ſteigſt du an einem Orte ab, der ſich nicht für dich nicht geziemt? Wir und unſer Sultan ſind dir große Erkenntlichkeit ſchuldig. Komm alſo mit uns, damit wir dir unſern Dank zu erkennen geben.“ Abbaas antwortete: „O Emir Saad, von dieſem Ort bin ich ausgegangen, und hier will ich mich wieder von dir trennen. Ich beſchwöre dich bei Gott, erwähne meiner nicht beim Könige. Stelle dich, als wenn du mich nie geſehn hätteſt; denn ich bin ein fremder, hier unbekannter Mann.“

Mit dieſen Worten wendete ſich Abbaas von ihm hinweg, und Saad begab ſich vor das Angeſicht des Königs, wo er den ganzen Hofſtaat verſammelt fand, welche dem Könige bereits den ganzen Vorfall mit Abbaas erzählten. „Und wo iſt denn dieſer?“ fragte ſie der König. Sie erwiederten: „Er kommt mit dem Emir Saad.“ Da er dieſen nun ohne Begleitung ankommen ſah, gab er ihm zu verſtehen, daß er den jungen Mann zu ſehen wünſchte. Saad aber berichtete dem Könige, daß er ſich geſcheut hätte, ohne Befehl und ohne Erlaubniß vor ihm zu erſcheinen. Da ſprach der König: „O Saad, woher iſt dieſer Mann gekommen?“ — „Das iſt mir,“ erwiederte jener, „ganz unbekannt. Er iſt übrigens ein ſehr ſchöner, angenehmer und liebenswürdiger Mann, ſicher und entſchloſſen in ſeiner Anrede, feſt und anmuthig in ſeinen Antworten, und die Tapferkeit ſpiegelt ſich auf ſeinem Geſicht.“ — „Bringe mir ihn her,“ ſagte der König; „denn das, was du mir da von ihm erzählſt, macht mich noch begieriger, ihn kennen zu lernen.“ — „Bei Gott,“ erwiederte jener, „wenn du unſre Lage mit Hadſyſa geſehen hätteſt, als er mich aufforderte! Ich zögerte, mich ihm entgegen zu ſtellen. Als ich aber ſo eben entſchloſſen war, auf ihn loszugehen, kam ein Reiter mit verhängtem Zügel auf mich zu, und ſprach: „O Saad, befiehlſt du mir, daß ich an deiner Statt fechten, und mich für dich ausſetzen darf?“ Da fragte ich ihn, woher er wäre, er aber verweigerte mir ſeine Antwort.“ Als Saad dem Könige alles erzählt hatte, befahl dieſer, den Abbaas ſchnell zu holen, um ihn ſelbſt über mehreres zu befragen. Um dieſen Befehl zu vollführen, ging Saad vorher noch einmal in ſein Haus, legte ſeine kriegeriſche Rüſtung ab, und ruhte eine kurze Zeit aus. Abbaas aber, der Sohn des Königs, hatte ebenfalls ſeine Rüſtung abgelegt, der Ruhe gepflegt, und dann ein koſtbares grünes Gewand angelegt, unter welchem ein venetianiſches Kleid hervorblickte. Sein Haupt hatte er mit einem Turban, wie er in Damiette getragen wird, geziert, auch nahm er ein koſtbares

Tuch mit. Als er gehörig ausgeruht hatte, ging er ſo gekleidet nach der Stadt, betrachtete die öffentlichen Märkte und die Plätze der Kaufleute.

Neunhundert und acht und ſechzigſte Nacht.

Daſelbſt fand er einen Kaufmann, der vor ſich ein Schachſpiel ſtehen hatte. Er verweilte bei demſelben einige Zeit, um ihm zuzuſehen. Der Kaufmann aber ſah ihn ſeinerſeits an, und fragte ihn: „Wie viel er einſetzen wolle, wenn er Luſt hätte, mit ihm zu ſpielen.“ — „Wie viel du willſt,“ erwiederte Abbaas. — „Hundert Goldſtücke, entgegnete der Kaufmann. Da Abbaas in dieſe Forderung willigte, ſo ſagte der Kaufmann: „Zähl aber das Gold gleich auf, damit das Spiel Gewißheit erhalte.“ Jener nahm ſogleich einen atlasnen Beutel hervor, in welchem ſich tauſend Goldſtücke befanden, zählte davon hundert Stück ab und legte ſie neben den Teppich. Der Kaufmann ſetzte eben ſo viel aus, und war übrigens ganz entzückt, ſo viel Gold bei Abbaas zu bemerken. Neugierige Leute hatten ſich ſchon um ſie verſammelt, theils, um dem Spiele zuzuſehn, theils, um Zeugen abgeben zu können, wenn etwa über den Einſatz Streit entſtehen ſollte. Sie ſpielten alſo, und Abbaas war ſo nachläßig, daß der Kaufmann glaubte, er habe es mit einem unerfahrnen Spieler zu thun; denn er gewann ihm bald die hundert Goldſtücke ab. Da fragte ihn Abbaas: „Willſt du noch ein Spiel verſuchen?“ — Ich ſpiele anders nicht,“ antwortete der geldgierige Kaufmann, als um tauſend Goldſtücke.“ — „Was du ausſetzen wirſt,“ erwiederte Abbaas, „werde ich dir auch entgegenſetzen.“ Der Kaufmann zählte die tauſend Goldſtücke hin, und Abbaas desgleichen. Das Spiel begann nun bald dem einen bald dem andern günſtig zu werden, und Abbaas gewann, nach Verlauf einer Stunde ihm in der Stellung des Elephanten [6] die tauſend Goldſtücke ab. Nun wurden nach einander mehrere Parthien geſpielt, ſo daß Abbaas ihm viermal tauſend Goldſtücke abgewann. Das war aber blos eine Liſt des Kaufmannes, um den Abbaas dreiſter zu machen. Darum ſagte der Kaufmann hierauf: „Jetzt kann ich nur noch um den Werth meines Ladens ſpielen, und dieſer betrug viertauſend Goldſtücke. Sie ſpielten, und Abbaas gewann abermals, und nahm den Laden mit dem, was er enthielt, in Beſitz. Da ſtand der Kaufmann voll Verzweiflung auf und ſprach: „Der Laden ſei dein.“ Eben waren ſie im Begriff, hineinzugehn, als der Emir Sa'ad ankam, um den Abbaas zum Könige einzuladen. Sie machten ſich nun auf und gelangten bald zum Monarchen. Nachdem ſie dieſem die gebührenden Ehrfurchtsbezeigungen dargebracht hatten, fragte er den Abbaas, wo er her wäre, und wohin er zu reiſen gedenke. „Ich bin aus Yemen,“ erwiederte Abbaas. — „Haſt du irgend ein Geſchäft,“ fragte der König, „zu deſſen Erfüllung wir dir behülflich ſein könnten? Wir ſind dir zu vielem Danke verpflichtet wegen deſſen, was du dem Hadſyfa uns zu Gunſten gethan haſt.“ Zu gleicher Zeit befahl der König, daß Abbas mit einem Gewande von ägyptiſchem Atlas bekleidet würde, deſſen Werth hundert Goldſtücke betrug. Ferner befahl er ſeinem Schatzmeiſter, ihm tauſend Goldſtücke auszuzahlen. „Nimm dieſes,“ fügte er hierzu, „als einen kleinen Theil deſſen, was wir dir ſchuldig ſind. Bleibſt du länger bei uns, ſo will ich dir noch ein Geſchenk von Sklawen und anderen Sachen machen.“ Da neigte ſich Abbaas bis zur Erde, und ſprach: Dieſes alles, o König, habe ich nicht verdient.“ Zugleich griff er in ſeinen Buſen, und nahm zwei goldne Käſtchen heraus, in deren jedem zwei Rubinen waren, deren Werth gar nicht geſchätzt werden konnte. Dieſe überreichte er dem Könige, und ſprach: „O König, Gott möge dein Leben verlängern, und dich beſchützen. Habe die Gnade, und beglücke mich mit der Annahme dieſer beiden Käſtchen, ſo wie ich dein Geſchenk mit Dank annehme.“ Der König nahm ſie in Empfang, und Abbaas bat um die Erlaubniß, ſich zurückziehn zu dürfen. Darauf entfernte er ſich, und begab ſich wieder auf den Markt, wo die Kaufleute, als ſie ihn erblickten, ihn ſogleich fragten, ob er nicht ſeinen Laden öffnen wollte? Als er ſich noch mit ihnen unterhielt, trat auf einmal eine Frau zu ihm, die einen kleinen Knaben trug, welcher mit entblößtem Haupte war. Sie betrachtete Abbaas, und als er ſich zu ihr wandte, ſagte ſie zu ihm: „O Herr! ſiehe dieſen armen Knaben an und erbarme dich ſeiner; denn ſein Vater hat ſeine Mütze in dem Laden vergeſſen. Habe die Güte, ſie ihm wiederzugeben; denn das Herz bricht uns, ihn ſo weinen zu hören. Wenn uns noch etwas übrig geblieben wäre, ſo würden wir ſie kaufen und ſie nicht von dir erbitten." — „Du Zierde der Frauen," erwiederte Abbaas, „du haſt mich mit deiner bezaubernden Rede ſehr angeſprochen und durch deine unwiderſtehliche Bitte gerührt. Hole mir deinen Mann her." Sie holte ihn und die Leute verſammelten ſich von neuem, um zu ſehen, was Abbaas thun würde. Dieſer übergab ihm ſogleich alles Gold, was er ihm abgenommen hatte und überlieferte ihm zugleich die Schlüſſel ſeines Ladens. „Der Dank," fügte er hinzu, „den ich von dir verlange, iſt ein frommes Gebet für mich."

Neunhundert und neun und ſechzigſte Nacht.

Als er das geſagt hatte, näherte ſich ihm die Frau, und küßte ihm die Füße, desgleichen auch der Mann, und alle, die gegenwärtig waren, prieſen ihn, und wünſchten ihm Heil und Segen. Dieſe That verbreitete ſich unter den Kaufleuten, und bald war von nichts anderem die Rede, als von Abbaas.

Was unterdeß den König anbetrifft, ſo ſprach er, nachdem er den Inhalt der Käſtchen angeſehen hatte, zu ſeinem Weſir: „Wie müſſen wir uns nunmehr gegen den jungen Mann aus Yemen benehmen? Wir wollten ihm eine Gunſt erweiſen, und nun ſehen wir, daß er uns ein Geſchenk gegeben hat, das im Werth mehr als zehnmal das unſrige übertrifft. Auch wiſſen wir nicht, ob er in unſerm Lande ſich aufhalten wird, oder nicht?“

Inzwiſchen hatte der Kaufmann Anſtalten zu einem reichlichen Gaſtmahle gemacht, wobei das ausgeſuchteſte Backwerk und die köſtlichſten Früchte nicht vergeſſen worden waren. Er lud nun den Abbaas ein, dieſes Mahl bei ihm in ſeiner Wohnung einzunehmen. Abbaas willigte ein, und ſie begaben ſich zuſammen in des Kaufmanns Haus. Jener fand es ſehr zierlich und geſchmackvoll eingerichtet, ſo wie auch den Speiſeſaal, woſelbſt die Gerichte in großer Menge aufgetragen waren. Sie wurden ſehr wohlſchmeckend gefunden, die meiſten waren mit Muskus und Roſenwaſſer übergoſſen, und auf dem Tiſche dufteten Wohlgerüche aller Art. Sogar die Wände waren mit Ambra überſtrichen. Als nach dem Eſſen Abbaas zum Fenſter hinaus ſah, ſo bemerkte er im Garten ein ſehr ſchönes Gebäude, welches viele Zimmer hatte, und zwei Stock hoch war, worin er aber auch nicht die mindeſte Spur eines Bewohners erblickte. Sogleich ſagte er zum Kaufmann: "Du haſt uns ſehr wohl aufgenommen; aber wahrhaftig, ich eſſe keinen Biſſen mehr von dir, ſo lange du mir nicht die Urſache ſagſt, warum jenes Haus unbewohnt iſt." — "Dieſes Haus," erwiederte der Kaufmann, "gehörte einem gewiſſen Ghatryf an, der geſtorben iſt, und von dem ich es geerbt habe. Ich beſchwöre dich alſo, wenn du in Bagdad verweilen willſt, dieſes Haus zu bewohnen, damit du unter meinem Schutze und in meiner Nähe ſeieſt; denn ich achte und liebe dich zu ſehr, und wünſche, daß du dich nicht von mir entferneſt, um ſtets deine angenehme Unterhaltung genießen zu können." Da dankte ihm Abbaas, und ſprach: "Ich muß allerdings in Bagdad einige Zeit bleiben. Was aber deinen Vorſchlag, das Haus zu bewohnen, anbetrifft, ſo nehme ich ihn nur mit dem Beding an, daß du den Preis deſſelben von mir annimmſt." Und mit dieſen Worten übergab er ihm zugleich dreihundert Goldſtücke. Der Kaufmann, aus Beſorgniß, jener möchte, wenn er es nicht annehmen wollte, das Haus nicht bewohnen wollen, nahm das Geld an, und trat ihm den Beſitz des Hauſes ab. Sodann ſetzten ſie ſich wieder zu Tiſche. Der Nachtiſch wurde nun aufgetragen, und nachdem ſie geſättigt waren, wurden die Tiſche weggenommen, und ſie wuſchen ſich die Hände mit Roſenwaſſer. Nachher wurde ihnen ein wohlriechendes Handtuch gereicht, worin ſie ſich die Hände abtrockneten. Da ſprach der Kaufmann zu Abbaas: „Mein Herr, das Haus iſt nunmehr dein Eigenthum; befiehl jezt deinem Knechte, daß er deine Pferde, Waffen und Geräthſchaften hineinbringe. Dies geſchah denn auch, und der Kaufmann freute ſich, Abaas in ſeiner Nähe zu haben, in deſſen Geſellſchaft er jezt Tag und Nacht verweilte. Einſt indeß ſagte Abbaas zu ihm: „Ich halte dich gewiß von deinen Geſchäften und von deinem Gewerbe ab.“ — „Ach,“ erwiederte jener, „welch angenehmeres Geſchäft kann man haben, als ſich mit dir zu unterhalten, und welch beſſeres Gewerbe, als bei dir zu ſein?“ So entſpann ſich nach und nach unter ihnen eine innige, auf gegenſeitige Achtung gegründete Freundſchaft.

Was unterdeß den König anbetrifft, ſo war er mit den zwei Käſtchen in ſeinen Harem gegangen, und hatte ſie ſeiner Gemahlin, der Königin Affyſe übergeben. „Wie viel mögen die Edelſteine wohl werth ſein?“ fragte dieſe. „Dergleichen,“ erwiederte er, „findet man nur bei den größten Königen, und ſie können nicht geſchäzt werden.“ — „Von wem haſt du ſie?“ fragte ſie ihn weiter. Da erzählte er ihr die ganze Begebenheit mit Abbaas von Anfang bis zu Ende. „Bei

Gott,“ erwiederte die Königin, „wir ſind dieſem Menſchen vielen Dank ſchuldig, welchen ihm der König noch nicht erwieſen hat; denn er iſt weder zum König gefordert worden, noch auch hat er an ſeiner Seite geſeſſen.“ Am andern Morgen befahl der König ſogleich, ein köſtliches Gaſtmahl anzurichten, ſo wie es nur für Könige geziemt. Das Schloß wurde ausgeſchmückt, die Vornehmſten des Hofes eingeladen, und ein Großer des Reiches wurde zu Abbaas abgeſandt. Dieſer traf ihn, wie er eben aus dem Bade kam, und ſagte zu ihm, daß ihn der König einladen laſſe. Abbaas begab ſich ſogleich mit ihm zum Könige. Als ſie daſelbſt anlangten, war die Königin und ihre Tochter Maria hinter einem Vorhange verborgen, um den Abbaas unbemerkt ſehen zu können. Dieſer bezeigte dem Könige ſeine Ehrfurcht in den angemeſſenſten Ausdrücken, und alle, die zugegen waren, beeiferten ſich, dem Abbaas ihre Achtung an den Tag zu legen. Jedermann bewunderte ſeine Schönheit und ſeinen Anſtand. Der König ließ ihn neben ſich ſetzen, und ſeine Gemahlin, als ſie den Abbaas gehörig beobachtet und betrachtet hatte, konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen, daß dieſer durchaus der Sohn eines Königs ſein müſſe, und daß er nur in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ihnen gekommen ſein könne. Zugleich betrachtete ſie ihre Tochter Maria, und fand, daß ihr Geſicht ſich verändert hatte, daß in ihren Augen Thränen glänzten, und daß ſie den Blick gar nicht von Abbaas abwendete; denn die Liebe zu dem Fremden hatte ſich bereits ihres Herzens bemächtigt. Die Königin beſorgte nun, daß ihre Tochter ſich Kummer bereiten möchte. Deshalb verhinderte ſie dieſelbe, ferner auf ihn hin zu ſehen, und begab ſich ſehr bald mit ihr hinweg. Die Fürſtin Maria hatte ihre eigenen Gemächer, wovon mehrere Fenſter auf den Platz und auf die Straße Ausſicht hatten; auch hatte ſie ein Kammermädchen, die ſie bediente, wie dies bei Königstöchtern Brauch iſt. Als das Feſt geendet war, und die Leute ſich entfernt hatten, ſprach der König zu Abbaas: „Ich wünſchte, daß du bei mir bliebeſt. Deshalb will ich dir ein Haus kaufen, um dich für die großen Dienſte zu belohnen, die du mir erwieſen haſt. Dies iſt eine Pflicht, die mir obliegt, und die ich nicht länger unerfüllt laſſen will; denn es iſt mir unangenehm, dich von mir entfernt zu wiſſen.“ Bei dieſen Worten neigte ſich Abbaas vor dem König zur Erde, dankte ihm für ſeine großmüthigen Geſinnungen, und ſprach: „Ich bin ein Sklave des Königs, wo ich mich auch befinden möge. Seinen Blicken kann ich mich nicht entziehen, wie fern ich auch von ihm wohne.“ Und nun erzählte er dem Könige ſeine ganzen Verhältniſſe mit dem Kaufmann, und die Urſache ſeines Hauskaufs. „Ich hätte zwar ſehr gewünſcht,“ ſprach hierauf der König, „daß du in meiner Nähe wohnteſt; indeß du haſt, wie ich ſehe, bereits andre Einrichtungen getroffen.“ Abbaas bat hierauf um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen. Als er fort ging, führte ihn ſein Weg bei dem Schloſſe der Maria vorbei. Sie lag eben im Fenſter, und Abbaas blickte zu ihr hinauf. Ihr Blick begegnete dem ſeinigen, und machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß ſein Innerſtes davon ganz zerrüttet wurde. Jedoch verbarg er, was in ihm vorging, und ſuchte, ſo bald als möglich, ſein Haus zu erreichen. Als er daſelbſt angelangt war, ſprach ſein Diener Amer zu ihm: „Mein Herr, woher kommt die Veränderung, die ich an dir wahrnehme? Haſt du irgend eine Unannehmlichkeit gehabt? Biſt du in Zorn, oder iſt dir unwohl? Krankheit kann ja endlich wieder vergehen, und Zorn wird durch Geduld vermindert.“ Abbaas aber antwortete nicht, ſondern zog ein Schreibzeug und Papier hervor, und ſchrieb folgende Verſe nieder:

„Der Schmerz der Liebe fängt an in meinem Herzen ſich fühlen zu laſſen, und Sehnſucht iſt in mir kräftig rege.“

„Mein Auge, die Süßigkeit des Schlafs erreicht es nicht, und die Urſache meines Schmerzes kann ich mir nicht verbergen.“

„Ich fürchte mich vor den Wechſeln der Zeit und vor der Trennung, damit es mir nicht ergehe, wie es ſo manchem unglücklich Liebenden ergangen iſt,“

„Und ich nicht auch einſt zum Geſpräch der Leute werde, und meine Tage vorüber gehen ſehe, ohne meinen Wunſch zu erreichen.“

„Weiß denn meine Geliebte, als ich ſie, gleich der Sonne, über mir herabblicken ſah, daß ihre Augen ſchmerzlicher verwunden, als ein gezogenes Schwert, und daß ſie die Sinne rauben?“

„Ich ſahe auf ſie, als ſie am Fenſter der friſchen Luft genoß, und eben den Schleier von ihren Wangen abgenommen hatte.“

„Da warf ſie mich mit einem Pfeile, der mein Herz traf; und nun bin ich ein Raub der Sehnſucht und des Schmerzes.“

„Weißt du auch, du ſchöne Schloßbewohnerin, daß ich wegen dir die Wüſten von fernen Gegenden her durchwandert habe?“

„Lies alſo meinen Brief, o du meine Geliebte, und habe Mitleid mit mir, der ich ohne Rettung durch die Pfeile deiner Augen verwundet bin!“

Als er geendigt hatte, bog er den Brief zu. Während dieſer ganzen Zeit hatte die Frau des Kaufmanns ihm vom Fenſter her zugeſehn, ohne daß er es bemerkt hatte. Sie hatte wahrgenommen, daß mit Abbaas irgend etwas bedeutendes vorgefallen ſein müßte. Sie war früher Amme der Königstochter geweſen.

Nun trat ſie zu Abbaas herein, grüßte ihn freundlichſt, und redete ihn mit folgenden Worten an:

Neunhundert und ſiebzigſte Nacht.

„Guten Tag,“ ſprach ſie zu ihm, „du von Kummer gedrückter, der du dagegen kein Mittel weißt. Es muß dir irgend etwas bedeutendes widerfahren ſein. Theile mir es mit, wäre es auch ein großes Geheimniß. Schon vermuthe ich etwas; denn ich habe dich ſo eben ein Gedicht leſen hören, welches ſehr zärtlich war, und mir einigen Aufſchluß giebt.“ Auf dieſe Bitte entdeckte er ihr alles, was ſich zugetragen hatte, empfahl ihr aber dabei das ſtrengſte Geheimniß. Dies verſprach ſie ihm auch, und fügte hinzu: „Wie willſt du den belohnen, der deinen Brief überreicht, und dir die Antwort überbringt?“ Da neigte er ſein Geſicht zur Erde. Sie aber fuhr fort: „Scheue dich nicht, ſondern übergieb mir deinen Brief.“ Er überreichte ihr denſelben, und ſie ging ſogleich damit zu Maria. „Nimm dieſen Brief,“ ſagte ſie zu dieſer, „und gieb mir bald Antwort darauf.“ Maria liebte nichts mehr, als Verſe und Poeſie, auch hatte ſie viele Sprachkenntniſſe. Sie nahm den Brief, öffnete ihn, las ihn, und als ſie den Inhalt vernommen hatte, warf ſie den

Brief zur Erde, und ſprach: »Liebe Frau, auf dieſen Brief kann ich keine Antwort geben.« Jene erwiederte darauf: „Das iſt eine Schwäche von dir, und ein Mangel an Höflichkeit, den du dir zu Schulden kommen läſſeſt; denn weit und breit biſt du berühmt wegen deines Scharfſinns und deines Anſtands. Antworte ihm alſo, wie es dir dein Herz eingiebt.“ — »Aber, liebe Frau,“ erwiederte die Prinzeſſin, „wer iſt denn derjenige, mit dem du mir einen Briefwechſel einzugehn vorſchlägſt? Vielleicht iſt es der junge Fremde, der meinem Vater die Edelſteine übergeben hat?“ — »Er iſt es ſelbſt,“ erwiederte die Frau. — »Da will ich ihm antworten,“ ſprach die Prinzeſſin, „damit du mir nicht noch einen zweiten Brief von ihm bringſt.« Zugleich ließ ſie ſich ein Schreibzeug und Papier bringen, und ſchrieb folgende Verſe:

„Du haſt mir in einem Gedicht deine Geſinnung mitgetheilt; hüte dich aber, daß dir dieſer Schritt nicht Kummer zuzieht, da du ein Fremder biſt.“

„Du ſagſt, daß ein Blick, den du auf mich gethan haſt, dich aufs Krankenlager bringen werde — mache dir keine Hoffnungen — wie könnte ich einen Fremdling anhören!“

„Wer biſt du denn, du Thor, daß du deine Wünſche bis zu mir erhebeſt, daß du es wagſt, mir zu ſchreiben, haben dich deine Sinne verlaſſen?«

„Biſt du ſo thörigt, nach meinem Beſitz zu ſtreben, ſo ſtirb hin in deiner Krankheit! Gegen ſolche Thorheit kenne ich kein ander Mittel.“

„Laß alſo ab, mir ferner Gedichte zuzuſenden, und betrage dich nicht wie ein Irrender im Beſſerungshauſe.“

„Reiſe wieder ab, und bilde dir nie ein, daß ich mich nach dir ſehne. — Söhne des Weges ſind nicht die, nach denen ich ſtrebe.“

„Meine Liebe ſchenke ich nicht Fremdlingen, die auf der weiten Erde nichts beſitzen, was ſie ihr Eigenthum nennen könnten; gehe dahin zurück, wo du herkamſt.“

„Du biſt nicht der erſte, der ſich vergebens das gewünſcht hat, was er liebte.“

„Geh alſo von dannen, und begehre nicht ferner, was du nie erlangen wirſt, ſo nahe es dir auch ſcheint.“

„Das iſt hier mein Entſchluß; mehr mag ich dir nicht ſagen. Sei alſo vernünftig, erwäge alles wohl, damit du den rechten Weg ergreifſt.“

Als Maria geendet hatte, faltete ſie den Brief zuſammen, und gab ihn der Vertrauten des Abbaas, welche ſich ſofort zu ihm begab, und ihm das Papier überreichte. Er öffnete es ſogleich und las es. Als er aber an das Ende kam, wurde er ſo betäubt und erſchrocken, daß er in Ohnmacht fiel. Da er wieder zu ſich gekommen war, ſprach er: „Gott ſei Dank, daß du mir die Antwort überbracht haſt. Würdeſt du mir wohl einen zweiten Brief an die Fürſtin beſorgen?" — "Was nutzen dir deine Briefe bei ihr, da ſie dir auf dieſe Art antwortet?" — "Ach," erwiederte Abbaas, "ich hoffe doch, ſie wird ſich noch beſänftigen laſſen." Zugleich nahm er ein Dintenfaß und Papier, und ſchrieb folgende Verſe:

"Deinen Brief habe ich erhalten; allein als ich ihn las, nahm meine Sehnſucht nebſt meinem Schmerze nur noch zu."

"Schlaflos hat er mich gemacht; meinen Kummer und meine Krankheit hat er vermehrt."

"Ach wenn du doch wüßteſt, was ich wegen deiner Liebe empfinde, wie mein Herz vor Kummer vergeht! Vergebens mühe ich mich, dich zu vergeſſen, mein Verſtand gehorcht mir nicht!"

"Wiſſe, wegen keinem andern Zwecke bin ich in dein Land gekommen, als um das Glück zu haben, dich zu beſitzen."

"Wie viel Mühſeligkeiten, wie viel Gefahren habe ich überſtehen, wie viel ſchlafloſe Nächte habe ich durchwachen müſſen."

"Blos dich zu ſehen, war mein einziger Zweck, Liebe und Sehnſucht befahlen es mir."

"Bei dem, der mich in dieſen Zuſtand verſetzt hat, beſchwöre ich dich, erbarme dich meiner und kühle meine Glut."

"Freilich biſt du mit dem Gewande der Hoheit bekleidet und mit den Reizen der Schönheit geſchmückt, freilich beſitzeſt du Vorzüge jeder Art, aber wer kann dich anſehen, deine Schönheit betrachten, und mich dann noch tadeln!"

Als er geendet, und den Brief zugemacht hatte, gab er ihn ſeiner Freundin, und empfahl ihr, alles ganz geheim zu halten. Sie nahm den Brief, übergab ihn der Maria, welche ihn ſogleich öffnete, und las. Nach Endigung deſſelben ſprach ſie zu der Ueberbringerin: „Dieſer Briefwechſel laſtet auf mir, und bereitet mir großen Kummer, und nie habe ich etwas drückenderes empfunden." — „O meine Fürſtin," ſprach die Frau, „du biſt Gebieterin in deinem Schloß. Antworte ihm alſo, und habe keinen Kummer." Da ließ Maria ein Dintenfaß, Feder und Papier bringen, und ſchrieb folgende Verſe:

„O du Betrogener, wie bethöreſt du dich ſelbſt durch deine Anſtrengungen! Denke, wie viel Fürſten ſchon wegen mir die Nächte durchwacht haben, ſich mit der Hoffnung ſchmeichelnd, meine Einwilligung zu erhalten!"

„Du alſo, wenn du auch in nächtlicher Weile, Wüſten nah und fern durchſtreift haſt, wenn auch dein Auge die Erquickungen des Schlafes vermieden hat und du, deinen thörigen Begierden folgend, dich nicht zurecht weiſen läſſeſt, und dennoch fortwähreſt, nach meinen Beſitz zu ſtreben, ſo übe dich, o armſeliger Lehmhüttenbewohner, in Geduld die Nicht-Erfüllung deiner Wünſche zu ertragen."

„Haben doch viele Fürſten und Könige nach meinem Beſitz vergebens geſtrebt, erkundige dich ſelbſt nach allen jenen Edeln, die mit koſtbaren Kameellaſten zu mir geeilet ſind,"

„Wie ſie mir, nebſt Sklawen und Sklawinnen, ganze Züge von Pferden, nebſt Waffen und koſtbaren Kleider anboten und um mich anhielten, ſie haben aber nichts erreicht."

„Auch der große Na'aman nahte ſich mir mit ſeinem Antrage, ſeinen Wunſch habe ich aber nicht erhört, denn ich zog immer vor, fern von aller Verbindung zu bleiben."

„Höre alſo auf, o Fremdling, nach mir deine Wünſche zu erheben, denn Schimpf und Schande würde dir deine Thorheit nur einbringen."

Nach Endigung dieſer Zeilen übergab ſie den Brief der Vertrauten, welche ihn ſogleich dem Abbaas zuſtellte. Als ihn dieſer geleſen hatte, ließ er ſich das nöthige bringen, und ſchrieb ihr folgende Zeilen:

„Du haſt vieler tapferen Könige erwähnt, welche verdienen, kühne und muthige Löwen genannt zu werden;“

„Ihnen, gleich mir, haſt du den Verſtand geraubt, mich, wie ſie, haſt du mit deinen Zauberblicken getroffen.“

„Du ſprichſt von den Sklawen, den Roſſen und den Mädchen, ſo wie der vielen Geſchenke, die du erhalten, und daß du dennoch die Geber, groß oder gering, verſchmähet haſt.“

„Nach ihnen bin ich endlich gekommen, und wünſchte deinen Beſitz. Nichts anderes hatte ich aber, als mein Schwert.“

„Bei mir ſah man weder Sklawen noch Kameele, noch verſchleierte Mädchen.“

„Wenn du alſo dennoch meine Wünſche begünſtigſt, ſo ſollſt du ſehen, wie vor meiner Waffe die Feinde fliehen werden;“

„Du ſollſt aber auch um Bagdad herum eine Reiterei ſehen, gleich Wolken, die die Gegenden verdunkeln.“

„Gehorſam wirſt du ſie finden meinen Winken, befolgend meine Befehle, wie ich nur will.“

„Soll ich dir zweitauſend Sklawen zu deinen Füßen legen, oder ziehest du es vor, Könige da zu ſehen?“

„Yemen iſt das Land, das unter meinen Befehlen ſteht, ſo wie auch Negd.“

„Dieſes alles habe ich wegen dir verlaſſen; vom Theuerſten habe ich mich entfernt,“

„Die Nächte mit Gefahren durchwacht, ſobald mir die Kunde deiner Schönheit wurde. Mit Briefen wandte ich mich an dich, die dein Herz wohl erweichen konnten, aber mit Treuloſigkeit haſt du ſie erwiedert.“

„So iſt aber die Zeit; doch wer ſie kennt, wird ſie nicht treulos finden.“

„Sehr haſt du geirrt, wenn du glaubteſt, daß, obgleich fremd, ich verſtandlos und ein Sklavenſohn wäre.“

Dieſen Brief überreichte er ſeiner Vertrauten, gab ihr zugleich fünfhundert Goldſtücke, und ſprach: „Nimm dies als einen Beweis meiner Dankbarkeit an, denn viel Mühe habe ich dir ſchon verurſacht.“ — „Mein einziger Wunſch iſt,“ erwiederte ſie, „dazu beizutragen, euch zu vereinigen, ſollte es auch mit dem Verluſte deſſen geſchehn, was mir am liebſten iſt. Gott lohne dir indeſſen das, was du an mir thuſt.“ Zugleich nahm ſie den Brief und ging mit dieſem zu Maria. Sie überreichte ihr denſelben mit folgenden Worten: „Nimm dieſen Brief, es iſt vielleicht der lezte dieſes Briefwechſels.“ Als ſie ihn geleſen hatte, ſagte ſie zur

Ueberbringerin. „Nun fängt er an, ſich gegen mich groß zu machen, indem er erwähnt, er beſäße Länder, Pferde, und ſogar Truppen, die ihm zu Gebote ſtehen; allein er verlangt etwas von mir, was er nie erreichen wird; du weißt es, treue Pflegerin meiner Kindheit, daß die Söhne der Könige um mich geworben, und koſtbare Geſchenke geſpendet haben, ohne daß ſie auf mich irgend einen Eindruck gemacht hätten. Wie könnte ich dieſen Thoren annehmen, der nichts beſitzt, als die zwei Käſtchen mit Edelgeſteinen, die er meinem Vater gegeben hat, der in dem ſchlichten Hauſe eines Mannes wie Ghadryf iſt, wohnt, und der weder Gold noch Silber beſitzt. Ich beſchwöre dich alſo, gehe zu ihm zurück, und benimm ihm alle Hoffnung; denn in ſeine Vorſchläge kann ich nimmermehr eingehen." Auf dieſe beſtimmte Erklärung entfernte ſich jene, und begab ſich zu Abbaas. Als dieſer ſie betrübt und niedergeſchlagen ohne Brief ankommen ſah, fragte er ſie, was das zu bedeuten habe? Da ſagte ſie ihm denn mit wenigen Worten, daß ſie ihm nicht beſchreiben könne, was ihr Maria alles vorgehalten, und daß ſie ihr befohlen hätte, ihm mündlich zu ſagen, daß er nichts hoffen dürfe. Bei dieſer Nachricht wurde er zwar ſehr betrübt, indeß bewog er ſie doch, noch einen, und zwar den lezten Brief an Maria zu übergeben. Er nahm zugleich Papier und Feder, und ſchrieb folgendes:

„Mein Geheimniß iſt offenbart, wiewohl ich es hätte verbergen ſollen; aber nun habe ich genug an deiner Liebe."

"Meine Freunde habe ich verlaſſen, und meine Verwandten weinen wegen meiner Abweſenheit."

"Nach Bagdad war ich gekommen, wo mich Härte und Abneigung erwartete;"

"Da, wo ich hoffte, den Becher der Freude zu trinken, gereicht von der Hand der Geliebten. Doch dieſe hat mir leider nur Bitterkeit gereicht."

"In Schmerzen und Qualen aller Art bin ich dadurch verſezt, und die Liebe hat mich traurig gemacht."

„Wie viele Nächte habe ich durchwacht. Wie viel Arten des Kummers erduldet;"

"Während daß du, mich verachtend, ſorglos ſchliefſt, und weder Kummer noch Verachtung erduldeteſt."

"Glücklich hätte ich mich geſchäzt, wenn nur deine Geſtalt im Traume mir erſchienen wäre, minder hätte ich dich hart gefunden;"

"Aber nur härter wurdeſt du, je mehr du von mir Briefe ſaheſt, und alle Hoffnung haſt du mir geraubet."

"Meinen lezten Brief haſt du nicht beantwortet, ob er gleich Geſtändniſſe enthielt, deren Sinn du durchſchauen konnteſt."

„Du glaubſt, dein Glück kann dich nicht verlaſſen, deswegen bekümmerſt du dich weder um Groß noch Klein;"

„Doch hätteſt du erfahren, was mich betroffen hat, ſo würdeſt du wiſſen, was Schmerz und Kummer der Liebe iſt."

„Aber wahrlich, dir ſteht einſt das bevor, was ich von dir erfahren habe; dann wird dein Herz auch vergebens ſchlagen."

„Der, den du erſehneſt, wird dann auch hartherzig ſein, und wird ſich nicht bekümmern um den Wechſel der Zeiten. Lebe wohl! Ich wünſche dir dauerndes Glück."

Nach Endigung dieſes Briefes übergab er ihn der Vertrauten, welche ihn ſogleich der Maria überlieferte. Bei ihrem Eintritt verneigte ſie ſich gegen Maria; dieſe erwiederte aber ihren Gruß nicht. „O meine Fürſtin," ſagte ſie, „wie biſt du hartherzig! Gönnſt du mir nicht die Erwiederung meines Grußes? doch nimm dieſen Brief, es iſt der lezte, den du von ihm empfängſt. Maria aber ſprach: „Empfange hiermit meinen wohlgemeinten Rath: Kehre nie in mein Schloß zurück; es würde dir ſonſt dein Leben koſten. Ich ſehe nun deutlich, du willſt mich in Schimpf und Schande bringen. Gehe daher und laß dich nicht wieder ſehen." Zugleich befahl ſie einigen

Frauen von ihrer Bedienung, ſie mit Schlägen aus dem Schloſſe zu treiben; und dieſe verließ es fliehend.

Neunhundert und ein und ſiebzigſte Nacht.

Ganz entſtellt vor Schmerz kam ſie zu Abbaas zurück. Dieſer ſchien vor Betäubung wie aus einem Schlafe zu erwachen, als er ſie in dieſem Zuſtande ankommen ſah. „Sage, was iſt dir begegnet?“ rief er ihr zu. — „Ich bitte dich, ſchicke mich nie mehr zu Maria, ſie hat mich ſchändlich behandelt, und ſo iſt es mir ergangen.“ Darauf erzählte ſie ihm alles genau, und Abbaas, von Ehrgefühl ergriffen, fühlte ſich ſo beleidigt, daß ſeine Liebe zu ihr erloſch. „Wie viel bekamſt du monatlich von Maria?“ fragte er ſie. — „Zehn Goldſtücke,“ war ihre Antwort. — „Betrübe dich nicht,“ ſagte er nun zu ihr, indem er ihr zweihundert Goldſtücke gab, „hier gebe ich dir dein Jahrgehalt. Höre von nun an auf, irgend jemandem vom königlichen Hofe Dienſte zu leiſten. Wenn das Jahr vorüber iſt, ſollſt du das doppelte erhalten, ſowohl für deine Bemühungen um mich, als auch weil du von Maria ausgeſtoßen biſt.“ Zugleich übergab er ihr ein ſchönes Kleid, und ſprach: „Da du mir nun die Handlungsweiſe Maria's offenbart haſt, fühle ich mich ganz frei von ihr. Gott hat meine Liebe zu ihr aus meinem Herzen geriſſen, und nie wird ſie wieder in mir rege werden. Geprieſen ſei der, der die Herzen und die Geſinnungen ändert. Sie iſt Urſache, daß ich Yemen, mein Vaterland, verlaſſen habe, nun iſt die Zeit verſtrichen, binnen welcher ich meinem Vater zurückzukehren verſprach. Ich fürchte ſogar, er möchte mit ſeinem Heere aufbrechen und mich aufſuchen, in der Beſorgniß, mir wäre hier etwas Uebles geſchehen; denn er hat keinen andern Sohn, als mich. Mein Vater und meine Mutter werden über mein langes Außenbleiben untröſtlich ſein." — „Mein Herr," erwiederte die Frau des Kaufmanns, „welcher König iſt dein Vater?" — „Mein Vater iſt Aſys, König von Yemen, und Nubien, Beherrſcher der Inſeln Kachtaan, und der zwei heiligen Städte Medina und Mekka, die Gott beſchützen möge. Wenn mein Vater ſich in den Krieg begiebt, ſo umgeben ihn hundert und vier und zwanzig tauſend tapfre Reiter, den Hofſtaat und das Gefolge ungerechnet. Alle folgen ſeinen Befehlen, ſo wie auch den meinigen." — „Warum aber," fragte ſie ihn hierauf, „haſt du ein Geheimniß daraus gemacht, und deine edle Abkunft verborgen? Warum haſt du dich in das Gewand der Unbekannten und Fremdlinge geworfen? Welcher Schimpf für uns, daß wir dir nicht die gebührende Ehrfurcht erwieſen haben! Wie können wir uns darüber bei dir entſchuldigen?" — „Bei Gott," erwiederte er, „du haſt in nichts gefehlt, ſondern ich werde dir lebenslang große Dankbarkeit ſchuldig bleiben, wenn ich auch noch ſo fern von dir ſein werde." — Zugleich rief er ſeinen Diener Amer, und befahl ihm, das Roß zu ſatteln. Als die Frau dies hörte, und die Pferde vorführen ſah, floſſen Thränen aus ihren Augen, und ſie ſprach: „Wie ſchmerzt mich deine Trennung, du Wonne meiner Augen! Wohin begiebſt du dich jezt, damit ich Nachrichten von dir erfahren kann." — „Von hier," erwiederte er, „begebe ich mich zu Okeel, meinem Vetter. Er iſt eben bei dem Stamm Kenda ben Heſcham. Schon zwanzig Jahre habe ich jenen nicht geſehn. Ich will mich daher nun zu ihm begeben, und ſehn, wie es ihm geht, und dann wieder hier durch nach Yemen reiſen." Hierauf empfahl er ſich bei ihr und ihrem Manne um ſich zu Okeel, dem Sohne ſeines Oheims, zu begeben, bis zu welchem er von Bagdad aus noch vierzig Tagereiſen hatte. Er ſchwang ſich auf ſein Roß, und ſein Diener folgte ſeinem Beiſpiele.

Als ſie unterweges waren, ſagte Abbaas folgendes Gedicht:

„Ich bekämpfe, die gegen mich Verbündeten. Ich bin der ſeltne Tapfere. Ich tödte die Feinde, ich durchdringe ihre Reihen.“

„Ich mache mich auf, um Okeel zu beſuchen; ich verdopple meine Schritte, ich durcheile die Wüſten, und mein treuer Amer folgt mir.“

„Wer uns mit Feindſchaft droht, oder uns den Weg ſtreitig macht, auf den ſtürze ich mich, wie der Tieger auf ſeine Beute,“

„Mit Wehe und Schimpf überdecke ich ihn, und zum letzten Tranke reiche ich ihm den Becher des Todes.“

„Mein Wurfſpieß bahnt ſich den Weg durch die Lüfte zu jedem Feinde, und mein blankes Schwert iſt Felſen durchdringend.“

„Mit mir iſt weder ein Heer noch irgend jemand, der mir hilft, nur allein Gott, mein Herr und mein Schöpfer. Ihm ſei Preis!“

„Auf ihn baue ich in allen Schreckniſſen, auf ihn, der dem Herrn ſo wie dem Diener die Fehltritte verzeiht.“ —

Sie ſetzten nun ihren Weg fort, als ſie auf einmal von fern eine Menge arabiſcher Zelte erblickten. Als er nach ihnen fragte, wurde ihm geſagt, daß es der Stamm der Beniſachra ſei, und daß ſie Feinde des Okeel wären. Eine Menge Laſtthiere und Heerden waren um dieſen Stamm verſammelt. Man ſagte ihm ferner, daß ſie oft den Okeel überfielen, und ihm ſeine Laſtthiere raubten, obgleich er ihnen jährlich einen Tribut bezahle, weil er ihrer Macht nicht zu widerſtehen im Stande ſei. Als Abbaas ſich den Zelten genähert hatte, ſtieg er ab, ſo wie auch Amer, und ſie ſetzten ſich beide hin, um zu eſſen und auszuruhen; dann befahl Abbaas ſeinem Diener, Waſſer zu holen, um die Pferde zu tränken, und welches für die Reiſe mitzunehmen. Dieſer nahm ſofort den Schlauch, und ging nach Waſſer. Als er an den Brunnen gekommen war, fand er daſelbſt zwei Leute mit Stricken. So wie ſie den Amer erblickten, fragten ſie ihn: „Wohin willſt du? und von welchen Arabern biſt du?" — „Fülle meinen Schlauch, ihr Männer, ich bin ein reiſender Fremder; mein Gefährte wartet auf mich." — „Du biſt kein Reiſender," entgegnete ihm jener, „ſondern du biſt ein Kundſchafter des Okeel." Zugleich ergriffen ſie ihn und brachten ihn zu Scheier, Sohn des Sahabib. Als er vor ihn kam, fragte ihn dieſer ebenfalls, von welchen Arabern er wäre? und er beantwortete es eben ſo wie das vorige mal. Auf die Frage: „Woher kommſt du? und wohin willſt du?" antwortete er: „Ich will zu Okeel." So wie Sahrier dieſen Namen nennen hörte, zitterte er vor Wuth, und winkte ſeinen Leuten. Auf die Frage: Was er bei Okeel wolle? antwortete er, daß er nebſt ſeinem Gefährten ihn beſuchen wolle. Als Saheier dieſes hörte, befahl er, den

Amer zu enthaupten. Sein Weſir indeß rieth ihm davon ab, bis er auch ſeinen Gefährten in ſeiner Gewalt haben würde. Er befahl ſogleich zweien Sklawen, ihn zu holen. Als ſie bei Abbaas angekommen waren, riefen ſie ihm zu: „Komm und gieb dem Könige Saheier Red und Antwort.“ — „Und was verlangt der König von mir?“ fragte ſie Abbaas. — „Das wiſſen wir nicht,“ war ihre Antwort. — „Und wer hat den König von meiner Ankunft unterrichtet?“ — „Wir waren eben Waſſer holen gegangen, als ein Mann ankam, den wir befragten. Da er uns aber keine befriedigende Antwort gab, ſo ſchleppten wir ihn zum König Saheier. Dieſem ſagte er nun, daß er zu Okeel gehe. Okeel aber iſt ein Feind des Königs, und deshalb hat dieſer beſchloſſen, ihn anzufallen, und ſeine Kinder fortzuführen, um ſeine Nachkommenſchaft zu vernichten.“ — „Und was hat denn Okeel gethan, daß der König ſich dieſes vorgenommen hat?“ — „Er hat ſich verpflichtet,“ erwiederten ſie, „dem Könige jährlich tauſend Pferde, zweihundert Sklawen, und funfzig Mädchen zu geben. Der König hat aber erfahren, daß Okeel damit umgehe, dieſen Tribut nicht mehr zu zahlen; daher iſt er nun entſchloſſen, ihn anzugreifen. Komm alſo bald mit uns, ehe der König ſich erzürnt.“ Da ſprach Abbaas zu ihnen: „Bleibt indeſſen bei meinen Waffen und Pferden, bis ich zurückkehre.“ — „Du machſt ſehr viel Worte," ſagten ſie zu ihm, „das ziemt dir gar nicht. Mache dich ſchnell auf; wo nicht, ſo bringen wir dem Könige deinen Kopf. Denn er will dich und deinen Gefährten ohnehin tödten, und deine Sachen rauben." Als Abbaas dieſes hörte, wurde er entrüſtet, jagte ihnen durch ſeine Worte Furcht ein, ſprang aufs Pferd, und eilte zum Zelte des Saheier. Dort rief er mit lauter Stimme: „Zu Pferde, ihr Tapfern, zu Pferde!" und zu gleicher Zeit richtete er ſeine Lanze nach dem Zelte Saheiers, um welches tauſend Schwertträger die Wache hielten. Auf dieſe ſtürzte er ſich, durchbrach ihre Reihen, und gelangte in das Zelt Saheiers, in welchem er dieſen ganz allein ſah. Hier rief er ihm zu: „O Saheier, genügt es dir nicht, dem Okeel einen Tribut auferlegt zu haben, willſt du noch ihn und ſeine Nachkommen ausrotten? Weißt du nicht, daß er zum Geſchlecht Kenda gehört, welcher ein Nachkomme des Schaiban iſt, ſo berühmt durch ſeine Tapferkeit? Biſt du ſo begierig, ihn wegen ſeiner Schätze zu überfallen, da du ſchon ſo viele ſeiner Tapfern getödtet haſt? Aber, bei Mohammed, ich werde dich den Tod koſten laſſen!" Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert heraus, hieb auf den König, und ſpaltete ihn. In demſelben Augenblicke trat ſein Weſir herein, den er ebenfalls tödtete. Plötzlich hörte er jezt die Stimme Amers, der ihm zurief: „Komm, rette mich, ſonſt bin ich verloren!" Abbaas eilte zu ihm hin, und fand ihn zwiſchen vier Pfählen, an vier Ketten gebunden, auf dem Rücken liegend. Sogleich löſte er ſeine Banden, und ſprach: „Komm, Amer, und gehe mir voran!"

Neunhundert und zwei und ſiebzigſte Nacht.

Amer that dies, und als ſie aus dem Zelte traten, fanden ſie die Reiterei, zwölftauſend Mann ſtark, und angeführt von Sahal, dem Sohne Kaab's. Dieſer ritt auf einem prächtigen ſchwarzen Rappen, und hieb nach Amer, welcher ſofort die Flucht ergriff. Nunmehr ſtürzte er ſich auf Abbaas, welcher dem Amer zurief: "Siehe nur auf mein Pferd, und beſchütze meinen Rücken." Jener that dieſes, und Abbaas ſtürzte ſich in die Reihen der Reiter, brachte die Tapferſten zum Weichen, und tödtete beinahe zweitauſend Mann derſelben, ohne daß jemand wußte, woher dieſe Niederlage käme, und wen ſie zu bekämpfen hätten. Auch verbreitete ſich bereits unter ihnen das Gerücht vom Tode des Königs. „Für wen ſollen wir denn kämpfen?" ſprachen ſie nun, „da der König todt iſt? Nun iſt es Zeit, entweder vor dem Feinde zu fliehen, oder ſich unter ſeine Fahnen zu begeben." Dies lezte befolgten ſie denn auch, ſtiegen von ihren Pferden, legten ihre Waffen ab, und begaben ſich mit den Zeichen der Unterthänigkeit zu Abbaas, den ſie für den Anführer eines großen Kriegsheeres hielten. Die Nachricht von dieſem Ereigniß verbreitete ſich bald in der Umgegend, und von allen Seiten kamen die Leute zu Abbaas geſtrömt. Drei Tage hielt er ſich auf dem Schlachtfelde auf, während welcher Zeit er von den erbeuteten Schätzen unter die zu ihm übergegangene Armee und unter die zu ihm gekommenen Bewohner der Umgegend Geſchenke austheilte, und ihre Huldigungen empfing. Sodann befahl er ihnen, zum Okeel aufzubrechen, bei welchem ſie denn auch am ſiebenten Tage anlangten. Vorher befahl er ſeinem Diener Amer, ihm in das Lager Okeels voranzugehen, und dieſem ſeine Ankunft zu melden. Dieſer entledigte ſich ſeines Auftrags, und meldete dieſem zugleich den Tod Saheier's und dem Sieg über deſſen Schaaren. Okeel freute ſich eben ſo ſehr über die Ankunft des Abbaas, als über den Tod ſeines Feindes, und beides verbreitete Frohlocken in dem ganzen Lager. Amer wurde mit Ehrenkleidern bedeckt, und Okeel befahl ſogleich, dem Abbaas entgegen zu ziehn. Niemand durfte ſich ausſchließen, weder Groß noch Klein, weder Herr noch Knecht. Nach einem Zuge von drei Paraſangen trafen ſie ihn auch wirklich an. Abbaas und Okeel ſtiegen von ihren Pferden, umarmten ſich, und im Triumpf zog der erſtere in Okeels Lager ein, wo für ſie alle ſehr prächtige Zelte errichtet wurden, in denen das ehemals feindliche Kriegsheer freundliche Aufnahme fand. Die koſtbarſten Gemüſe und die ſeltenſten Fleiſcharten wurden vertheilt, und königliche Gaſtmahle zwanzig Tage lang gefeiert.

Was unterdeß den König Aſys, den Vater des Abbaas betrifft, ſo war er nebſt ſeiner Gemahlin ſeit der Abreiſe ſeines Sohnes, ſehr betrübt. Als nun die Nachrichten von ihm ſo lange ausblieben, und die zu ſeiner Rückkehr feſtgeſetzte Zeit verſtrichen war, befahl er, das Kriegsheer zu verſammeln, und die Reiterei aufſitzen zu laſſen. Drei Tage lang ließ er in ſeinen Staaten dieſen Befehl kund thun, mit dem Beifügen, daß keine Entſchuldigung irgend eines Saumſeligen angenommen werden würde. Am vierten Tage befahl der König, das Heer zu zählen, und es fand ſich, daß es ſich bis auf 24000 Mann zu Roß belief, die Dienerſchaft und den Troß ungerechnet. Darauf wurden die Fahnen erhoben, und die Trommeln zum Aufbruch geſchlagen, und das Heer zog nun, den König an der Spitze, grades Weges nach Bagdad. Als ſie nur noch eine halbe Tagereiſe von dieſer Stadt entfernt waren, befahl er, daß das Heer an dem Orte, welcher die grüne Wieſe genannt wurde, ihr Lager aufſchlagen ſollte. Faſt hätte es auf dieſer großen Ebene nicht Platz gehabt. Dem Könige wurde daſelbſt ein Zelt von grünem Damaſt, welches mit Perlen und Edelſteinen beſetzt war, errichtet. Nach kurzem Aufenthalt daſelbſt verlangte der König, daß die fünf und zwanzig Mammluken ſeines Sohnes, die ſich mit bei dem Heere befanden, vorgeführt würden. Von den zehn Mädchen, die ſeinem Sohne gehörten, und die von ausgezeichneter Schönheit waren, hatte der König blos fünf mitgenommen; die übrigen hatte er bei der Mutter des Abbaas zurück gelaſſen. Als die Mammluken erſchienen, gab er jedem von ihnen eine grün damaſtne Mütze, und befahl ihnen, Roſſe zu beſteigen, welche einander ganz gleich wären, ſodann nach Bagdad zu reiten, und ſich dort nach ihrem Herrn, dem Abbaas, zu erkundigen. Sobald dieſe daſelbſt angelangt waren, durchſtreiften ſie die Straßen und Märkte, und erregten durch ihre Pracht ſo viel Aufſehen, daß niemand, weder alt noch jung, zu Hauſe blieb, und alle ſich aufmachten, um dieſen ſchönen Anblick zu ſehen. Endlich gelangten ſie auch an das Schloß des Königs, welcher ſie eben kommen ſah, und über ihre Schönheit, Pracht und jugendliche Geſtalt ganz erſtaunt war. „Ich möchte doch wohl wiſſen,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „von welchem Stamme dieſe Leute ſind.“ Zugleich befahl er einem ſeiner Verſchnittenen, Kundſchaft über ſie einzuziehen. dieſer eilte ſofort zu ihnen, und befragte ſie. — „Gehe zu deinem Herrn,“ ſagten ſie zu ihm, „und frage ihn nach dem Könige Abbaas, ob er etwa zu ihm gekommen iſt. Denn bereits hat er den König, ſeinen Vater, ſeit länger als einem Jahre verlaſſen. Die Sehnſucht, ſeinen geliebten Sohn wiederzuſehen, hat ihn bewogen, perſönlich mit einem Theile ſeines Heeres auszuziehen, und ihn zu ſuchen.“ — „Iſt denn unter euch irgend einer ſeiner Brüder oder ein Sohn von ihm?“ fragte ſie der Verſchnittne hierauf. — „Nein,“ antworteten ſie, „wir ſind alle ſeine Sklawen, die er mit ſeinem Gelde gekauft hat; ſein Vater, der König Aſys, hat uns geſandt, um uns wegen ihm zu erkundigen. Gehe alſo zu deinem Herrn, frage ihn, und bringe uns ſeine Antwort.“ — „Wo iſt denn der König?“ fragte ſie der Verſchnittene weiter. — „Er befindet ſich auf der grünen Wieſe,“ war ihre Antwort. Der Verſchnittene begab ſich ſogleich zum Könige zurück, um ihm ſeine Kunde mitzutheilen. Da merkte endlich der König, und bereuete es, daß er den Abbaas nicht nach Würden behandelt habe, ob er gleich vermuthet hatte, daß er ein Königsſohn ſei. Wie er eben noch mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt war, trat ſeine Gemahlin herein, und bemerkte, daß er über irgend etwas ſehr in Sorgen ſein müſſe. „Was macht dir ſolchen Kummer?“ fragte ſie ihn. — „Erinnerſt du dich noch an den jungen Fremden,“ antwortete er, „welcher mir die zwei goldnen Käſtchen mit den

Rubinen verehrte?" — „Ja wohl." — „Siehſt du die jungen Leute, die dort auf dem Schloßplatz verſammelt ſind? das ſind ſeine Mammluken, und ſein Vater Aſys, der König von Yemen, iſt auf der grünen Wieſe mit ſeinem Kriegsheere, um ihn abzuholen." Als die Königin das hörte, betrübte ſie ſich ſehr, nahm vielen Antheil an Abbaas, und rieth zugleich dem Könige, die Mammluken auf das köſtlichſte bewirthen zu laſſen. Dieſen Vorſchlag befolgte er ſogleich, ſandte ſeine Verſchnittnen aus, um jene in ſchönen Häuſern unterzubringen, und ließ ihnen zugleich ſagen, ſie möchten warten, bis er ihnen Nachricht von ihrem Herrn geben würde. Bei dieſen Worten entrannen ihren Augen Thränen der Freude, weil ſie nun hofften, ihren Herrn bald wiederzuſehen. Der König aber rieth ſeiner Gemahlin, ſich hinter das Gitterwerk zu verbergen, während er die Mammluken vorfordern laſſen würde. Als ſie erſchienen, küßten ſie die Erde vor ſeinen Füßen, und erwieſen ihm die größten Ehrenbezeigungen. Er lud ſie ein, ſich zu ſetzen; ſie ſchlugen es aber aus, bis er ſie endlich im Namen ihres Herren, des Abbaas, darum bat; da thaten ſie es endlich, und nun wurden ihnen alle Arten Speiſen, Früchte und Zuckerwerk vorgeſetzt. Während ſie ſpeiſten, ſchickte die Königin Affyſe zu ihrer Tochter Maria, und ließ ihr ſagen, ſie möchte doch zu ihr kommen. Es ging nämlich von dem Gemache aus, in welchem ſich die Königin befand, ein unterirdiſcher Gang bis zu dem Schloſſe Maria's. Durch dieſen Gang begab ſich dieſe nun ungeſehen hinter das Gitterwerk zu der Königin. Sobald ſie daſelbſt angelangt war, zeigte ihre Mutter ihr an, daß Abbaas der Sohn des Königs von Yemen geweſen ſei; daß die Anweſenden ſeine Mammluken ſeien, und daß ſein Vater mit ſeinem Heere auf der grünen Wieſe angelangt ſei, um ihn zu ſuchen. Maria betrachtete nun voll Verwunderung dieſe Mammluken, und die Schönheit ihres Anzuges. Als ſie geſpeiſt hatten, wiederholte ihnen der König nochmals, was er ihnen bereits von Abbaas geſagt hatte, und verabſchiedete ſie alsdann. Nachdem Maria in ihr Schloß zurückgekehrt war, dachte ſie an alles, was zwiſchen ihr und Abbaas vorgefallen war, und bereuete innigſt, daß ſie ihn auf eine ſo ſchnöde Art behandelt hatte. Nunmehr faßte die Liebe zu ihm in ihrem Herzen Wurzel. So wie die Nacht herangenaht war, befahl ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich zu entfernen, und nun nahm ſie alle die Briefe vor, die ſie von Abbaas empfangen hatte, um ſie durchzuleſen. Dies Geſchäft machte ſie nun ſo traurig, daß ſie die ganze Nacht mit Weinen zubrachte. Als der Morgen anbrach, rufte ſie eine ihrer Mädchen, mit Namen Schafyke. *)

---

*) Die Theilnehmende.

So wie diese kam, sagte sie zu ihr: „Ich habe dir etwas mitzutheilen, was mich sehr betrübt, wobei ich aber von dir das strengste Geheimniß verlange. Ich wünschte nämlich, daß du zu der Frau des Kaufmanns gehst, und sie zu mir führest; denn ich bedarf ihrer in einer sehr traurigen Angelegenheit.“

Neunhundert und drei und siebzigste Nacht.

Das Mädchen befolgte den Befehl der Prinzessin, und ging zu der Frau hin. Als sie eintrat, fand sie dieselbe in weit schönerem und köstlicherem Schmucke, als gewöhnlich. Sie grüßte sie, und fragte sie sogleich: „Woher hast du dieses schöne Gewand und diesen Schmuck, desgleichen man nichts schöneres finden kann?“ — „O Schafsköpfe,“ antwortete jene, „du glaubst wohl, daß man nur bei deiner Fürstin etwas Schönes und Gutes sehen kann. Bei Gott, ich habe mich sehr bestrebt, ihr zu dienen, dennoch aber hat sie mich auf eine schändliche Art behandelt, so, daß sie sogar den Verschnittenen befahl, mich zu schlagen. Sage ihr nunmehr, daß derjenige, für den ich mich bei ihr verwendet hatte, mich in die Lage gesetzt hat, ihrer entbehren zu können, und ihren bösen Launen für immer zu entgehen. Er hat mir viel schöne Kleider verehrt, hat mir zweihundert und funfzig Goldſtücke gegeben, welche Summe er mir für alle Jahre feſtgeſetzt hat, und hat mir verboten, irgend jemandem zu dienen." Da ſprach Schafyke: „Aber die Fürſtin hat dich in einer Angelegenheit ſehr nöthig; komm alſo mit mir, ich bringe dich nachher in Frieden wieder zurück." Jene antwortete indeß: „Ihr Schloß iſt mir von nun an verboten, und nie werde ich es wieder betreten. Gott ſei ewig geprieſen, daß ich nun ihrer entbehren kann!" Schafyke ging zurück, und überbrachte der Fürſtin die Antwort ihrer ehemaligen Dienerin. Auch erzählte ſie ihr von dem Wohlſtand, worin ſie dieſelbe angetroffen hätte, und die Fürſtin mußte bekennen, daß ſie gegen die Frau den Anſtand verlezt hatte, und bereute nun, aber zu ſpät, ihre Uebereilung. So verbrachte ſie mehrere Tage, während welcher Zeit das Feuer der Sehnſucht immer tiefer in ihr Herz eindrang.

Was unterdeß den Prinzen Abbaas betrifft, ſo war er bei ſeinem Vetter Okeel zwanzig Tage geblieben, worauf er ſich zur Reiſe nach Bagdad anſchickte. Vorher aber ließ er die Leute, die er von dem Könige Saheier gemacht hatte, vorbringen, und theilte ſie mit ſeinem Neffen. Als er ungefähr zwei Tagereiſen von Bagdad entfernt war, befahl er ſeinem Diener Amer, ſein beſtes Pferd zu beſteigen, und ihm mit der Karawane voranzugehen, welche die Beut- fortſchaffte. Dieſen Befehl befolgte jener, und langte bei Anbruch des zweiten Tages in Bagdad an. Da blieb ſelbſt kein Kind zu Hauſe, und kein Greis in ſeiner Wohnung; ſonder alle eilten dieſem prunkvollen Zuge von erbeuteten Schätzen, Laſtthieren und Sklawinnen entgegen. Abbaas, der dieſem Zuge folgte, wurde bald erkannt, und die Leute waren trunken vor Freude, ihn wiederzuſehen. Bald gelangte auch zum Könige die Nachricht, daß Abbaas, der junge Mann, der von ihm weggereiſt war, nunmehr mit unendlichen Schätzen, Geſchenken, Sklawen und Truppen einziehe. Er ſelber ſei noch vor der Stadt, Amer aber, ſein Diener, wäre ſo eben eingerückt, um für ſeinen Herrn Wohnungen einzurichten. Sobald der König das hörte, ſchickte er ſogleich zu Amer, und ließ ihn vor ſich fordern. Dieſer erſchien alsbald vor dem Könige, neigte ſich zur Erde, und bezeigte dem Könige ſeine Ehrfurcht. Dieſer befahl ihm, aufzuſtehen, und befragte ihn wegen Abbaas. Amer benachrichtigte ihn auf das genaueſte von alle dem, was vorgefallen war, und daß Abbaas am andern Morgen ſelbſt ſeinen Einzug an der Spitze von funfzigtauſend Mann halten würde. Der König befahl nun ſogleich, daß die Gebäude mit koſtbaren Teppichen behangen würden, und daß wegen der Ankunft des Abbaas niemand anders als in feſtlichen Kleidern ausgehen ſolle.

Zugleich ſandte er dem Könige Aſys die frohe Nachricht von der Ankunft ſeines Sohnes Abbaas, und benachrichtigte ihn umſtändlich von allem, was er von Amer gehört hatte. Sobald der König Aſys die Nachricht von der Ankunft ſeines Sohnes vernahm, freute er ſich außerordentlich. Er beſtieg ſogleich ſein Roß, alle ſeine Soldaten mußten aufſitzen, die Pauken wurden geſchlagen, und die ſchönſte kriegeriſche Muſik ertönte von allen Seiten, ſo daß die Erde erbebte, und dieſer Tag für Bagdad ein höchſt merkwürdiger Tag war. Da Maria nun alles dieſes ſah, nahm ihre Reue immer mehr zu. Die Truppen wurden nun alle befehligt, dem Herrn des Abbaas entgegen zu gehen. Dieſer war in einer Gegend gelagert, welche die grüne Inſel hieß. Als er nun dieſe Truppen immer näher kommen ſah, betrachtete er ſie genauer, und ſprach zu ſeinen Gefährten: „Ich ſehe unter dieſen Haufen von Kriegern eine Menge verſchiedener Fahnen. Die große grüne Fahne aber erkenne ich für diejenige meines Vaters, die immer in ſeiner Nähe iſt. Gewiß iſt er ausgezogen, um mich zu ſuchen." Endlich kamen ſie noch näher, und er erkannte ſie nun ganz genau. Sie ſtiegen beiderſeits von den Pferden, und er wurde von allen begrüßt und bewillkommnet. So wie er aber zu ſeinem Vater kam, umarmten ſie ſich, und konnten vor Freuden kaum ſprechen. Abbaas befahl ſodann ſeinen Leuten, aufzuſitzen, ſeine Leibmammlucken umgaben ihn, und ſo zogen ſie in Bagdad mit der größten Pracht ein. Die Frau des Kaufmanns war ebenfalls mit den übrigen aus der Stadt gegangen, um dieſe Pracht zu ſehen. Als ſie nun den Abbaas erblickte, und ſeine Schönheit, den Glanz ſeines Heeres ſo wie auch die erbeuteten Schätze und Sklawen bemerkte, ſagte ſie folgende Verſe her:

„Abbaas kommt nun von Okeel zurück mit erbeuteten Schätzen und Reichthümern."

„Zahlreiche Pferde führt er mit ſich, gleich Opferthieren koſtbar behangen, von deren Hufen die Erde erdröhnte."

„Auf ihren Sätteln ſind Männer, welche die Pauken ſchlagen, deren Wirbeln, vereinigt mit dem Wiehern der Pferde, den Verſtand betäubt."

„Wer ſich ihnen feindlich nahet, denen kommt der Tod entgegen von den Stößen der Spitzen."

„Freuet euch, ihr Freunde, und rufet mit mir fröhlich aus: Willkommen ſeieſt du, erhabener Freund!"

„Man freue ſich wegen ſeiner Ankunft, und frohlocke, und nehme die Geſchenke ſeiner Freigebigkeit in Empfang!"

Als ſie in die Stadt angekommen waren, begab ſich jeder in die ihm beſtimmte Wohnung. Abbaas aber begab ſich allein in die Nähe des Tigris, ließ täg lich für ſeine Truppen ſchlachten, backen, und ſie im Freien ſpeiſen, wozu ſich die Leute aus der Stadt haufenweiſe herandrängten, und mitaßen. Auch verbreitete ſich die Nachricht von ſeiner Ankunft bis zu den Wüſtenbewohnern und zu den entfernteren Gegenden, von woher dieſe denn ebenfalls nach Bagdad kamen, und ihm Geſchenke brachten. Endlich aber begab ſich Abbaas in das Haus, das er früher gekauft hatte, und der Kaufmann und ſeine Frau eilten, ihn zu bewillkommen. Er befahl nun, daß ſogleich ihrem Manne drei der koſtbarſten Pferde vom älteſten Stamme, zehn Kameele und hundert Stück anderes Vieh überantwortet würden, außerdem ſchenkte er ihnen noch die koſtbarſten Stoffe zu Anzügen. Ferner ließen zehn Mädchen und zehn Sklawen, funfzig der ſchönſten Pferde, und funfzig der beſten Kameele, ſo wie dreihundert Stücke geringeres Vieh, zwanzig Unzen Muskus, und eben ſo viel Unzen andere Wohlgerüche dem Könige von Bagdad ſenden. Als dieſes koſtbare Geſchenk dem Könige überreicht wurde, war er davon ſehr angenehm überraſcht, aber auch eben ſo verlegen, wie er dies Geſchenk erwiedern ſollte. Abbaas beſchäftigte ſich unterdeſſen immerfort mit Austheilen von Geſchenken an Vornehme und Geringe, jedem nach Maaßgabe ſeines Standes und ſeiner Würde; nur Maria empfing nichts. Dies ſchmerzte und beleidigte ſie außerordentlich.

Voll Betrübniß darüber, daß er ihrer gar nicht gedachte, wandte ſie ſich daher an ihre Sklawin Schaſyke, und befahl ihr, zu Abbaas zu gehen, ihn zu grüßen, und ihm zu ſagen: „Was hält dich denn ab, daß du meiner Gebieterin nicht auch einen Theil von deiner Beute ſchickſt?" — Mit dieſem Auftrage begab ſich die Sklawin ſofort zu Abbaas. Als ſie indeß bei ſeinem Hauſe ankam, hielten ſie die Kammerherren ab, bis zu ihm zu gelangen, bevor ſie nicht ſeine Erlaubniß eingeholt hätten. Sie erhielten dieſe, und als ſie hereingetreten war, erkannte er ſie, und merkte, daß ſie ihm etwas mitzutheilen hätte; weshalb er den Mammlucken gebot, ſich zu entfernen.

„Was bringſt du?" ſagte er zu ihr, als ſie allein waren. — „Ich bin die Sklawin der Fürſtin Maria," antwortete jene; „ſie küßt dir die Hände, grüßt dich, und iſt ſehr erfreut über deine glückliche Rückkunft; aber eben ſo betrübt iſt ſie auch, und ſie macht dir auch deshalb Vorwürfe, daß du ſie ſo ſehr allen Leuten nachgeſetzt haſt. Groß und Klein haben von dir Geſchenke erhalten, und du haſt dennoch ihrer, gleich als wenn du hartherzig gegen ſie wäreſt, nicht gedacht." — „Gott ſei gelobet, der die Herzen ändert!" antwortete er; „ich geſtehe, mein Herz war ganz voll von Liebe für ſie, und aus Sehnſucht nach ihr habe ich mein Land, meine Familie und mein Vermögen verlaſſen. Nicht bei mir, ſondern bei ihr begann die Hartherzigkeit. Doch ohnerachtet alles deſſen will ich es ſie nicht entgelten laſſen, ſondern ich will ihr doch etwas ſchicken, was ihr zur Erinnerung dienen mag; denn ich bleibe in ihrem Lande nur noch wenige Tage, und gehe von hier ſehr bald wieder nach Yemen ab.“ Zugleich befahl er, daß ihm ein Kaſten gebracht würde. Aus dieſem zog er eine prächtige Halsſchnur von griechiſcher Arbeit, tauſend Goldſtücke an Werth, hervor, that ſie in einen Beutel von grüner Seide, der mit Perlen und Edelſteinen beſetzt, und mit Gold durchflochten war, legte dann noch zwei Käſtchen mit Muskus und Ambra hinein, und beſchenkte die Sklawin mit einem ſeidnen griechiſchen Kopfputze, worauf allerhand Figuren in Gold geſtickt waren. Sie empfahl ſich nun, und ging voll Freuden zu der Fürſtin Maria, welcher ſie alles genau erzählte, was ſie von Abbaas geſehen und vernommen hatte. Zuletzt überreichte ſie ihr auch das für ſie beſtimmte Geſchenk.

Als Maria das prächtige Halsband ſah, welches von dem Reichthume des Gebers zeugte, ſah ſie ihre Sklawin an, und ſprach! „Bei Gott, Schafyke, ein einziger Blick auf ihn ſelbſt, iſt mir lieber, als alles, was ich beſitze. O hätte ich ihn doch nie geſehen, und nie etwas von ihm gehört!“ Nachdem ſie ſich noch eine Zeit lang ihren betrübten Gedanken überlaſſen hatte, ließ ſie ſich ein Schreibzeug und Papier bringen, und ſchrieb folgende Verſe:

„Wie lange dauert ſchon mein Harren, und wie lange brennt ſchon das Feuer in meiner Bruſt! Der ſchmerzhafteſte Pfeil der Trennung iſt in mich eingedrungen, und verlezt mich!"

„So oft ich mich zwingen will, deine Liebe zu vergeſſen, ſo führt mich meine Sehnſucht und mein Verlangen wieder zu dir zurück."

„Ich verbarg meine Liebe aus Furcht vor den Beobachtern; aber die häufigen Thränen auf meinen Wangen verriethen, was in mir vorging."

„Der ſchönſte Ort, das anmuthigſte Leben, ja die größten Ergötzlichkeiten, nichts freut mich ohne dich."

„Das Feuer der Liebe, welches mich verzehrt, freuet mich, während mich die Trennung vernichtet, und die Sehnſucht mir ſchlafloſe Nächte verurſacht."

„Es vergeht keine Nacht, wo ich nicht dein Bild im Traum erblicke; doch ſehe ich in dir nicht einen, der mich wieder liebt."

„O möchteſt du doch wiſſen, was ich wegen deiner Liebe erdulde, während du mich mit deiner Entfernung betrübeſt."

„Lies meinen Brief, und verbirg ſeinen Inhalt; es iſt meine Geſchichte, und zeigt dir, wie mich das Schickſal verfolgt."

„Siehe das Unglück, welches mich trifft, und bewahre mein Geheimniß vor jedermann."

Sie legte nun den Brief zuſammen, und übergab ihn ſogleich dem Mädchen, um ihn dem Abbaas zu tragen, und Antwort darauf zu bringen. Dieſe begab ſich nun zu ihm, und als ſie eingelaſſen wurde, fand ſie bei ihm fünf Mädchen, die an Schönheit den Vollmond übertrafen, und die mit Schmuck und koſtbaren Gewändern bekleidet waren.

Neunhundert und vier und ſiebzigſte Nacht.

Als Abbaas Schafyken erblickte, fragte er ſie: „Was iſt dein Begehr?" Statt aller Antwort küßte ſie den Brief, und überreichte ihm denſelben. Er aber befahl einer ſeiner Sklawinnen, ihr denſelben abzunehmen, und von dieſer nahm er ihn ſodann an, und als er ihn geleſen hatte, ſagte er: „Wir gehören Gott an, und wir müſſen alle dereinſt zu ihm zurückkehren." Zugleich ließ er ſich Feder und Papier geben, und ſchrieb folgende Verſe:

„Wie befremdet es mich, zu ſehen, daß du dich zur Liebe neigſt, nun, da mein Herz von der Liebe zu dir ſich abgeneigt fühlt.“

„Einſt ſchriebſt du mir: In Verſen haſt du zwar deinen Brief geordnet, aber mit Söhnen des Weges *) laſſe ich mich nicht ein.“

„Wie viel Könige ſind ſchon zu mir gekommen mit Herren, und ſchwerbelaſtete Kameele folgten ihnen,“

„Koſtbare Pferde von altem Geſchlecht, und eben ſo edle Kameelmütter nebſt allem, was nur ausgezeichnet iſt.“

„Und wer iſt denn dieſer?“ fragteſt du. Ich bin es, der gekommen war, Vereinigung mit dir zu ſuchen; doch ich übergehe alles, was ſich ſeit meiner Liebe zugetragen hat.“

„Du warſt es, die du dich von mir entfernteſt, und mir Beleidigungen anthateſt, die kein Freund ertragen kann.“

„Häufig ſind in der Liebe Streitigkeiten und Trübſal, und ſelten giebt es einen Geliebten, der nicht Urſache hat, zu klagen.“

„Nur den bittern Kelch der Liebe habe ich genoſſen, und Trübſal empfunden, deren Wiederholung nichts nützt.“

---

*) D. h. mit Reiſenden.

Univ. Bibl.
München

„Du ſagteſt mir ſtets: Geduld und Ertragung iſt die ſchönſte Pflicht, und bringt dem, der ſie ausübt, nichts als Gutes.“

„Uebe du nun dieſe ſchöne Pflicht der Geduld aus; ſie iſt lobenswürdig, und ſie zu befolgen, wird dir leicht ſein.“

„Du hörſt, was ich dir nun ſage. Merke dir es, und wiſſe, daß ich mit dem, was du wünſcheſt, nichts zu ſchaffen haben mag.“

Nun faltete er den Brief, und übergab ihn dem Mädchen. Dieſe nahm ihn, und überreichte ihn der Fürſtin. Als dieſe ihn geleſen hatte, ſagte ſie: „Es ſcheint, als wenn er das Vergangene wieder in Erwähnung bringen wollte.“ Und ſchnell rief ſie ſodann nach Feder und Papier, und ſchrieb folgendes:

„So lange haſt du mir die Liebe angetragen, bis ich ſie nun ſelbſt empfinde, und jezt verfolgt mich der Trennungsſchmerz, der mit jedem Tage zunimmt.“

„Der Schlaf fliehet zu mir, und auf meinem Ruhekiſſen finde ich ſeit deiner Trennung keine Erholung.“

„Du haſt mich die Liebe kennen gelehrt, die ich vorher nicht kannte; nun aber zeigſt du mir auch, wie unausſprechlich ihr Schmerz iſt.“

„Ich beſchwöre dich, laß mich nicht länger deinen Unmuth fühlen. Sei wieder der Liebekranken günſtig, welche vom Trennungsſchmerz tief gebeugt iſt."

„Es wäre ein harter Schlag, der mich dem Grabe nahe bringt, und der mit dem Leichentuche endigen wird."

„Du haſt mich verlaſſen in dem Augenblicke, wo die Liebe auf mich ihre ſtärkſte Macht ausübt, und wo ich die brennendſten Schmerzen erleide."

Maria ſchloß hier ihren Brief, und übergab ihn dem Mädchen. Dieſe hatte viele Mühe, um vor Abbaas vorgelaſſen zu werden, und als ſie eintrat, fand ſie ihn umgeben von den fünf ſchönen, bereits erwähnten Mädchen, die ihm ſein Vater mitgebracht hatte. Als Abbaas Schafyken ſahe, befahl er einer von den fünfen, Namens Chaſyſe, *) einer Sineſerin, ihr den Brief abzunehmen, und hieß ſie dann, nachdem er ihn geleſen hatte, die Laute zu ſtimmen, und etwas über die Trennung zu ſingen. Dieſes that ſie denn auch, nachdem ſie ihre Kunſt in der Laute durch ein Vorſpiel in vier und zwanzig Tonarten bewieſen hatte, in folgenden Verſen:

---

*) Die Leichte.

„Sie haben uns verlaſſen, die Freunde, am Tage des Aufrufs zum Abgange, und ſtürzen uns in alle Unglücksfälle der Trennung."

„An jenem Tage, wo die Kameele ihre Laſten erhoben, und ihr Anführer das ſchreckliche Zeichen zum Aufbruche gab." —

„Da floſſen meine Thränen, da bemächtigte ſich meiner Verzweiflung, da floh von meinen Augen der Schlaf."

„So ſehr ich auch weinte, niemand bemitleidete mich. Ich ſtreckte meine Arme nach den Abreiſenden aus, und unaufhaltſam eilten ſie weiter."

„Ach, ihr Augen, wie viel habt ihr geweint! ach, du Seele, wie viel brennenden Schmerz haſt du erlitten! Ach, ihr Seufzer, welche das härteſte Herz zu ſchmelzen vermocht haben würden, wie groß iſt eure Zahl, die ich ausgeſtoßen habe!"

„Wem ſoll ich nun klagen, was in mir vorgeht? Dir kann ich es nicht, der du von mir gegangen biſt."

„Das Feuer meiner Liebe nimmt täglich zu, und die Urſache meines Schmerzes entfernt ſich mit jedem Tage."

„O ſanfter Morgenwind, wehe meinen Schmerz hinweg; aber treu will ich bleiben meinem Bündniſſe."

„So oft du über den Wohnort meines Geliebten haucheſt, ſo gieße über ihn meine Glückswünſche und meinen Segen aus, als mein höchſtes Ziel."

„Ueberſchütte ihn mit Wohlgerüchen des Muskus und der Ambra, ſtets und zu jeder Zeit; das iſt mein lezter Wunſch."

Als ſie geendigt hatte, war Abbaas ſo gerührt, daß er ſeiner nicht mehr mächtig war, und in Ohnmacht fiel. Nachdem ſie ihn mit Roſenwaſſer beſprengt hatten, kam er wieder zu ſich, und rufte ein anderes Mädchen, mit Namen Hafiſe, *) eine Türkin, um ebenfalls etwas über die Trennung zu ſingen, welches ſie mit folgenden Worten that:

„O mein Freund, meine Augen überſtrömen von Thränen, und mein Herz iſt von den Qualen der Trennung ergriffen."

„Mein Körper wird ſchwach wegen den Qualen meines Gemüths, die Sehnſucht der Liebe nimmt zu, und die Seufzer dauern ununterbrochen fort."

„Nur ein Mittel bleibt mir, wenn, der Verzweiflung nahe, das Feuer der Liebe in meinem Inneren, wüthet. Dies iſt: es durch Thränen abkühlen."

---

*) Die treue Bewahrerin.

"Doch nichts kann helfen, mein Körper wird dem Schmerze unterliegen; die Trennung wird ihn tödten."

Als ſie geendet hatte, lobte ſie Abbaas, und rufte ein andres Mädchen auf, die aus Dilem gebürtig war, mit Namen Morgane *), und ſprach: "Morgane, ſchildre du mir einmal die Trennung." Dieſe that es mit folgenden Worten:

"Uebet Geduld; denn ſie iſt eine Tugend, deren Befolgung immer Seegen bringt. So bezeugen es alle Geſchichten."

"Wie viel habe ich Urſache gehabt, mich über Unglück zu beklagen! dem Tode war ich ſchon nahe, wegen der vielen erduldeten Schmerzen."

"Wie viel Nächte habe ich durchwacht, wo ich die Sterne, Zeugen meines Schmerzes, beobachtete. Wie viel bittre Kelche habe ich geleert!"

„Wie glücklich fühlte ich mich, wenn nur im Traume du mir einmal erſchienſt, obgleich beim Erwachen mein Schmerz dann nur noch größer ward.“

„Doch nun hat Gott meine Liebe zu dir aus meinem Herzen verbannt, nachdem ich nur im Andenken an dich meine Wonne fand.“

„Morgen reiſe ich ab, und verlaſſe euer Land. Ihr werdet mich fortziehen ſehen.“

---

*) Koralle.

„Fürchtet aber nichts für mich, wenn ihr mir fern ſein werdet; auch weiß ich nicht, ob ich je von euch Nachricht erhalten werde.“

„Wer weiß, ob, wenn uns daſſelbe Haus einſt vereinigt geſehen hätte, unſer Leben glücklich und ohne Ungemach geweſen wäre.“

Als das Mädchen geendet hatte, lobte er ſie, und ſprach: „Du haſt geſungen, was mir ſelbſt in den Sinn gekommen iſt, du haſt geſprochen, als hätteſt du mit meiner Zunge geredet.“ Nun winkte er dem vierten Mädchen, welche eine Aegyptierin war, und Sittulhuſn *) hieß, befahl ihr, ihre Laute zu ſtimmen, und über denſelben Gegenſtand zu ſingen. Sie that es mit folgenden Worten:

„O Geduld, wie ſchön biſt du; denn nach Bedrängniß kommt Erleichterung. Alles hat ſeine Zeit, und jedes Mittel ſeine Beſtimmung.“

„Wenn auch die Zeit manchmal trübe iſt, ſo iſt die Urſache, daß ſich ihre Augenblicke verändern; daher iſt der Menſch (wegen mancher ſeiner Handlungen) zu entſchuldigen.“

„Das ſind Veränderungen des Schickſals, die Gott eintreten läßt, und denen die Armen und Unglücklichen eben ſo wohl unterworfen ſind, als die Reichen und vom Glück Begünſtigten.“

---

*) Dame der Schönheit.

„Nur rette deine Ehre, und vertraue dein Geheimniß nur einem Mann von edler Herkunft an,“

„Bei dem es verborgen bleibt, und wenn du es ihm offenbareſt, ſo thue es aus Achtung für ihn; jedem andern hüte dich, es auszuplaudern.“

Als ſie geendigt hatte, ſagte er: „Gut, Sittulhuſui, du haſt den Mismuth aus meinem Herzen zerſtreut. Zugleich winkte er dem fünften Mädchen, einer Perſerin, mit Namen Mardye *), und ſprach: "Stimme deine Laute, und ſinge über denſelben Gegenſtand; denn bald machen wir uns auf den Weg nach Yemen." Sie ſang folgendes:

"O Freund meines Herzens, wie iſt mein Blick trübe, (wenn er dich nicht antrifft). Sind wir aber einſt vereint, ſo möge der Ort, wo ich mich aufhalte, auch ſtets der deinige ſein."

"O Bewohner meines Herzens, in dem nur du throneſt, ich laſſe mein Leben für dich, wenn du dich nie von mir trenneſt."

"Schenke mir dein Wohlwollen, zum Troß der Feinde; dann wird meine Schwermuth und mein Kummer mich verlaſſen."

"Um dein Wohlwollen bitte ich dich, wenn du mir es vergönnſt, ſo wird daſſelbe mir zur größten

---

*) Die Gefällige.

Ehre gereichen, und mich unter den Leuten ſo erſcheinen laſſen, als ob ich mit dem ſchönſten Ehrenkleide angethan wäre."

Als ſie geendet hatte, weinten ſie alle, und Abbaas lobte ſie. Dieſes alles aber geſchah in Gegenwart der Schaſyke, welche ganz bezaubert war, von der Schönheit dieſer Mädchen, und von ihrer Kenntniß. Sie bat nunmehr um die Erlaubniß, ſich fortzubegeben, und kehrte nun ohne Brief und ohne Antwort zur Fürſtin Maria zurück.

Neunhundert und fünf und ſiebzigſte Nacht.

Als ſie bei Maria angekommen war, erzählte ſie ihr alles, was ſie bei Abbaas geſehen und gehört hatte, ſo wie auch, daß er entſchloſſen ſei, bald in ſein Vaterland zu reiſen. Als Maria dies hörte, weinte und ſeufzte ſie, und ſtarb faſt vor Betrübniß. Sie warf ſich auf ihr Ruhekiſſen, worauf ſie lange Zeit unbeweglich liegen blieb. Endlich rufte ſie die Schaſyke, und ſprach: „Dir will ich anvertrauen, was ich fühle. Gott weiß es, ich werde ſterben! Wenn ich daher meinen lezten Athemzug ausgehaucht habe, ſo nimm die Halsſchnur und den Beutel, den mir Abbaas geſchenkt hat, und trage ſie ihm zurück. Sage ihm zugleich, daß ich nicht mehr bin; dann wird er ihren Anblick nicht mehr ertragen, und nach mir nicht mehr leben können. Wenn nun Gott auch über ihn mein Schickſal ergehen läßt, und er ſelbſt nicht mehr ſein wird, ſo iſt mein lezter Wille, daß man uns vereinige, und in daſſelbe Grabmal begrabe.“

Maria veränderte ſich hierauf ſichtlich, und ihre Farbe wurde immer bleicher. Da nun Schafyke ihre Gebieterin in dieſem Zuſtande ſah, ſo benachrichtigte ſie ihre Mutter davon, und ſagte, daß ſie jezt nun auch zu eſſen und zu trinken ſich weigere. — „Seit wenn geſchieht das?“ fragte die Mutter. — „Seit geſtern,“ war Schafykens Antwort. Dies bekümmerte ihre Mutter außerordentlich; ſie begab ſich ſogleich zu ihr, und fand ſie in einem Zuſtande, der dem Tode nahe war. Als ſie ſich neben ihr Kopfkiſſen geſezt hatte, öffnete Maria die Augen, und erblickte ihre Mutter. Da ſuchte ſie ſich, ſo gut ſie konnte, aufzurichten, und ihre Mutter fragte ſie, was ihr fehle? Sie antwortete: „Ich bin ins Bad gegangen; das hat mich ſehr geſchwächt, und es iſt mir davon ein Kopfſchmerz zurückgeblieben, den ich kaum ertragen kann. Ich bitte Gott, daß er bald vergehen möge.“ Als ihre Mutter ſich wieder entfernt hatte, fing Maria an, das Mädchen ſehr zu ſchelten, daß ſie jener etwas geſagt hatte. „Der Tod iſt mir lieber,“ fügte ſie hinzu, „als ein ſolches Leben; aber unterſtehe dich ja nicht, irgend jemandem etwas von mir zu ſagen.“ Kaum hatte ſie ausgeredet, als eine lange Entkräftung ſie überfiel. So wie ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſah ſie das Mädchen weinen. Sie erinnerte ſich ſogleich an den ihr früher gegebenen Befehl, und band das Halsband ab, ſo wie den Beutel, den ſie ebenfalls auf ihrem Körper trug, und ſprach zu ihr: „Binde dieſes in ein Tuch, trage es zu Abbaas, und ſchildere ihm die Sehnſucht, die ich habe, die Welt zu verlaſſen, und ſeiner Entfernung durch die meinige zuvorzukommen.“ Schafyke nahm dieſes, und ging damit zu Abbaas, den ſie ganz mit ſeiner Abreiſe nach Yemen beſchäftigt fand. Als ſie ihm aber das Tuch ſammt ſeinem Inhalt überreichte, und er das Halsband und den Beutel darin fand, gerieth er in den höchſten Zorn, und ſeine Augen funkelten vor Wuth. Als Schafyke ihn in dieſem Zuſtande ſah, ſagte ſie zu ihm: „O edler Herr, meine Gebieterin ſchickt dir dieſes nicht aus Verachtung zurück, ſondern ſie iſt dem Tode nahe, und findet, daß du allein würdig biſt, dieſe Sachen wieder in deine Hände zu bekommen.“. Da ſprach Abbaas: „Was iſt die Urſache ihres Zuſtandes?“ — „Du weißt es am beſten,“ erwiederte ſie: „denn bei Gott, ich kenne weder unter Arabern, noch unter fremden Völkern, noch unter den Königsſöhnen einen, der ein unempfindlicheres Herz hätte, als du. Wie kann dir es ſo leicht fal len, das Leben der Maria zu verbittern, ſo daß ſie es bedauert, auf der Welt zu ſein, und daß ſie dieſelbe nun wirklich bald wegen dir verlaſſen wird. Bei Gott, unter den Königstöchtern iſt keine, die ihr gleicht.“ Abbaas wurde durch dieſe Rede ſehr gerührt, und es war ihm keinesweges gleichgültig, Maria ſo leidend zu wiſſen. Daher fragte er Schafyken, ob ſie ihm könnte eine Unterhaltung mit Maria verſchaffen? „Vielleicht gelingt es mir,“ fügte er hinzu, „ſie zu beruhigen.“ Als ſie ihm dieſes verſprochen hatte, begab er ſich mit ihr ins Schloß. Nach ihrem Eintritt in die Gemächer der Maria, verſchloß Schafyke alle Thüren, und als er in das Zimmer der Fürſtin trat, fand er ſie auf einem Teppich ausgeſtreckt liegen. Ihr Geſicht glich der untergehenden Sonne. Um ſie herum lagen mit Straußfedern ausgeſtopfte Polſter; ſie ſelbſt aber bewegte kein Glied. Als Schafyke ſie in dieſem Zuſtande ſah, glaubte ſie, ſie wäre todt, und wollte ſchon das Schloß mit ihrem Klagegeſchrei anfüllen, allein Abbaas hielt ſie davon ab. „Warte,“ ſprach er, „bis wir genau uns überzeugen; und ſollte Gott ihren Tod beſchloſſen haben, ſo öffne mir die Thüre, und laß mich unbemerkt wieder hinausgehn; dann kannſt du thun, was dir beliebt.“ Hierauf näherte er ſich der Maria, legte ſeine Hand auf ihre Bruſt, und fühlte, daß ihr Herz noch ganz leiſe ſchlug, und daß noch Leben in ihr wäre.

Er berührte nun ihre Wange; da öffnete ſie ihre Augen, blickte die Schafyke an, und fragte ſie durch Zeichen, wer das wäre, der ihren Teppich beträte, und ſich in ihr Gemach gewagt hätte. Dieſe näherte ſich ihr und ſprach: „O Fürſtin, es iſt der König Abbaas, wegen welchem du das Leben zu verlaſſen wünſcheſt.“ Sobald Maria hörte, daß es Abbaas wäre, hob ſie ihre Hand unter der Decke empor, legte ſie auf den Hals des Abbaas, und ſtrengte ihre Kräfte an, um ſich etwas aufzurichten; worauf ſie ſich eine geraume Zeit unterhielten. Dann wandte ſie ſich an Schafyke, und befahl, etwas zu eſſen zu bringen. Dies wurde auch bald herbei geholt, und ſie aßen, ohne zu fürchten, daß jemand ſie ſtören könnte. Als ſchon der Morgen beinahe anbrach, ſprach Abbaas: „Nun iſt es Zeit, daß ich mich aufmache, und zu deinem Vater gehen, auf daß ich um dich anhalte, wie es unſer Geſetz und unſere Religion vorſchreibt.“ — „Bei Gott,“ ſprach Maria, „das iſt ein ſchöner Vorſchlag.“ Abbaas begab ſich nunmehr nach ſeinem Hauſe zurück. Am andern Morgen aber begab er ſich zu ſeinem Vater, der auf der grünen Wieſe am Ufer des Tigris ſeine Zelte aufgeſchlagen hatte, die ſo zahlreich waren, und die, wegen ihrer großen Menge, ſo nahe an einander aufgeſchlagen werden mußten, daß niemand dazwiſchen wegen der ſich durchkreuzenden Stricke, womit ſie befeſtigt waren, gehen konnte. Als Abbaas dem Lager nahe kam, erkannten ihn die Truppen, und einige Abtheilungen begaben ſich ſogleich zu ihm, und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Endlich näherte er ſich auch dem Zelte ſeines Vaters, der, ſo wie er ſeine Ankunft vernahm, ihm ſogleich entgegen ging, ihn umarmte, und ihn mit ſich in ſein Zelt nahm. Als ſie einige Zeit ſich unterredet hatten, ſprach der König zu ſeinem Sohne: „Nun iſt es Zeit, dich zur Rückkehr zu bereiten; denn die Unterthanen ſind in unſerer Abweſenheit, wie eine Heerde ohne Hirten. Da blickte Abbaas ſeinen Vater an, und eine große Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner. Als er ſich wieder erholt hatte, ſagte er folgende Verſe:

„Ich habe ihn umarmt und bin trunken worden von dem entzückenden Muskusgeruche, ich habe mich ergötzt an dem Anblicke dieſes ſchönen ſchlanken Zweiges."

„Trunken wurde ich von dem Weine, der aus ſeinem Munde floß, doch noch trunkener von der Wonne ſeiner Liebe."

„Die Schönheit hat auf ihre Wangen ihr Siegel aufgedrückt, und alles, was ſchön iſt, widmet ſich ihr als Sklawe: daher herrſcht ſie auch über die Herzen."

„Wie kann man mich ſchelten, ſie zu lieben, nachdem die Sehnſucht mich von ihren Lippen nehmen ließ, was ich nahm."

„Bei Gott, nie wird in meinen Sinn kommen, ſie
zu vergeſſen, ſo lange mich noch das Leben
feſſelt.“

„Nur in Liebe zu ihr will ich leben, und in der
Liebe zu ihr will ich ſterben! Wie wonnevoll
iſt das für mich!“

Als er geendet hatte, ſprach der Vater zu ihm: „Bei Gott, mein Sohn, giebt es etwas, was du nicht erreichen kannſt, ſo eile ich, dir alle meine Schätze anzubieten, um dir dazu zu verhelfen.“ — „O mein Vater,“ antwortete Abbaas, „ich habe freilich ein ſehr beunruhigendes Anliegen, wegen welchem ich auch mein Land und meine Familie verlaſſen, und mich vielen Mühſeligkeiten ausgeſetzt habe. Ich bitte dich, du wolleſt mir mit deiner einſichtsvollen Weisheit dazu verhelfen.“ — „Was kann ich thun?“ fragte der Vater.“ — „Ich bitte dich, du mögeſt gehn, und für mich um Maria, die Tochter des Königs von Bagdad, anhalten; denn mein Herz iſt ganz für ſie eingenommen.“ Er erzählte hierauf ſeinem Vater alles umſtändlich, was ſich zwiſchen ihm und Maria zugetragen hatte. Als der König dieſes hörte, ſtand er ſogleich auf, befahl, daß man ihm das Pferd, an dem die Reihe war, vorführte, und mit ihm begaben ſich zugleich vier und vierzig Fürſten, die Vornehmſten ſeines Reiches, zu Roß zu dem Könige von Bagdad. Da dieſer ſie ankommen ſah, ließ er ſogleich die Thore ſeines Schloſſes öffnen, ging ihnen entgegen, erſuchte ſie, mit auf ſein Schloß zu kommen, und ließ ihnen die koſtbarſten Teppiche ausbreiten. Der König von Bagdad aber ſetzte ſich auf ſeinen Thron, ließ den König Aſys neben ſich auf einen goldenen Stuhl, deſſen Füße von Elfenbein, und mit Perlen und Juwelen verziert waren, ſetzen, und ihnen die koſtbarſten Speiſen auftragen. Vier und zwanzig Hammel und eben ſo viele Ochſen und Gänſe mußten geſchlachtet, Hühner und Tauben mußten gefüllt und gebraten werden, und in einer verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeit wurden die Speiſen in goldnen und ſilbernen Schüſſeln aufgetragen. Nach eingenommenem Mahle wurde Wein in den koſtbarſten Gefäßen vorgeſetzt. Nach dieſem wurden die Tonkünſtler des Hofes hereingerufen; und ſogleich betraten vier und zwanzig Mädchen den Saal. Unter ihnen befanden ſich Lauten- Klavier- und Violin-Spielerinnen. Als dieſe ihr Talent gezeigt hatten, ſprach der König Aſys zu dem Könige von Bagdad: „Ich habe dir etwas zu ſagen, wovon mich die Anweſenden nicht abhalten ſollen. Genehmigſt du es, ſo ſoll alles, was ich habe, zu deinen Dienſten ſtehen, und deine Feinde ſollen auch die meinigen ſeien.“ —

Neunhundert und ſechs und ſiebzigſte Nacht.

„Was iſt dein Begehr?“ fragte hierauf der König von Bagdad; „denn, bei Gott, deinen Worten kann man ſchwer widerſtehen.“ — „Ich wünſche,“ ſprach Aſys, „daß du deine Tochter Maria meinem Sohne Abbaas zur Frau geben möchteſt; denn dir iſt bekannt, wie ſchön, verſtändig und tapfer er iſt.“ — Da antwortete der König von Bagdad: „O König, bei Gott, aus Liebe zu meiner Tochter Maria habe ich ihr völlig freie Wahl gelaſſen. Wen ſie alſo vorziehen wird, der ſoll ihr Gatte werden.“ Er begab ſich hierauf ſelbſt zu Maria, bei welcher er ihre Mutter antraf und erzählte beiden, was ihm angetragen worden war. Da ſprach Maria: „O! mein Vater, mein Wille ſteht dem deinigen nach; deinem Befehl zu folgen, iſt mein Wunſch; wen du auswählen wirſt, den werde ich auch wählen.“ Aus dieſer Antwort ſchloß der König, daß ſie den Abbaas wünſchte. Deshalb ging er ſogleich zum Könige Aſys zurück und ſprach zu ihm: „Gott möge deine Angelegenheiten zum Beſten leiten. Dein Wunſch iſt erfüllt.“ Hierauf erwiederte der König Aſys: „Gott iſt es, der alle Angelegenheiten zum Beſten wendet. Meinſt du nicht,“ fügte er dann hinzu, „daß wir den Abbaas herrufen und die Verbindung mit Maria ſogleich beſchließen?“ — „Dein Wille iſt der meinige, erwiederte der König Aſys und ſchickte ſogleich nach ſeinem Sohne und ließ ihn von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

Abbaas befahl ſogleich, daß vier und zwanzig Laſtthiere, zehn der beſten Pferde, nebſt koſtbaren Stoffen ihm gebracht würden. Dieſe ließ er in Seide einpacken und gab ſie den Laſtträgern zu tragen. Die Laſtthiere aber ließ er mit ſeidenen Stoffen, Wohlgerüchen und Teppichen beladen, und auf Kameele ließ er Kiſten mit goldnen und ſilbernen Geräthſchaften packen und mit dieſen Koſtbarkeiten begab er ſich zum Schloſſe des Königs von Bagdad. Das ganze Gefolge des Abbaas ſtieg nun ab, beugte ſich vor ihm und nun begaben ſie ſich zum Könige ſelbſt, welchem ſie den Wunſch äußerten, ihm dieſe Schätze vorlegen zu dürfen. Der König befahl ſofort, daß ihm alles in ein Gemach des Harems gebracht würde. Zugleich ließ er auch Richter und Zeugen kommen, um den Heirathskontrakt zwiſchen Maria und Abbaas aufzuſetzen. Der leztere befahl, ein großes Gaſtmahl anzurichten und lud dazu alle Stämme der ſich in der Nähe befindenden Nomaden-Araber und die Wüſtenbewohner ein. Dies Feſt dauerte zehn Tage. Abbaas hatte das Glück, ſeine Hochzeit an einem günſtigen Zeitpunkte zu feiern und fand an Maria alles das Glück und die Freude, die er ſich von ihr verſprochen hatte. Am ſiebenten Tage nach der Hochzeit äußerte der König Aſys den Wunſch, zurückzukehren, und befahl daher ſeinem Sohne, den

König von Bagdad, ſeinen Schwiegervater, um die Erlaubniß zu bitten, ſeine Tochter heimführen zu dürfen. Dieſer verweigerte ſie ihm nicht, gab der Maria noch koſtbare Geſchenke und Schmuck mit, und Maria beſtieg einen Tragſeſſel, welcher von Maulthieren getragen wurde. Nun ſah man die Fahnen und die Standarten wehen, die Trommeln und Pauken wurden geſchlagen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, welchen der König von Bagdad drei Tage lang begleitete. Hierauf begab der leztere ſich wieder zurück. Als die Reiſenden noch drei Tagereiſen von Yemen entfernt waren, ſchickten ſie drei Schnellläufer an die Mutter des Abbaas mit der Nachricht, daß Maria, Tochter des Königs von Bagdad, mit ihnen wäre. Bei dieſer Nachricht war ſie außer ſich vor Freude, ließ die übrigen fünf Mädchen des Abbaas köſtlich ſchmücken, und als am andern Morgen die Sonne aufging und man von ferne ſchon die Fahnen ſehn konnte, ging die Mutter des Abbaas ihrem Sohne entgegen. Sie wurde von einer großen Volksmaſſe begleitet und mit Pauken- und Trompetenſchall wurden die Ankommenden in die Stadt eingeführt. Alle umliegenden Stämme und Landbewohner beeiferten ſich, dem Abbaas durch koſtbare Geſchenke ihr Freude zu erkennen zu geben und dieſer ließ nun große Gaſtmahle bereiten und gab prachtvolle Feſte. Freudenfeuer wurden angezündet, ſo daß man ſchon von ferne ſehen konnte, daß dort ein Ort der Luſt und der Feſtlichkeit wäre und dieſes lockte denn noch eine Menge von Neugierigen nach Bagdad. Die Mutter des Abbaas befahl hierauf, ſeine fünf Mädchen in ihrem Glanze vorzuführen. Da ſie nun alle zehn beiſammen waren, ließ ſie fünf an ihrer Rechten und fünf an ihrer Linken ſitzen. Sodann befahl ſie ihnen, etwas in Verſen herzuſagen, um die Geſellſchaft, beſonders den Abbaas, damit zu erfreuen. Die Mädchen traten nun vor, jede in ihrer Hand eine Zither, Laute, Harfe oder andere Inſtrumente haltend. Eine unter ihnen, mit Namen Ba'utſe, *) aus Sina, trat hervor und ſang folgende Verſe:

„Dein Land gewinnt für mich wieder an Werth, ſeitdem du zurückgekehrt biſt; es nimmt zu an Glanze, nachdem es für mich dunkel war;"

„Es füllt ſich mit erquickendem Grün, nachdem es wüſte war, und Früchte prangen, welche vorher fehlten."

„Die Traurigkeit hört auf, welche früher wegen deiner Entfernung darin waltete."

„Bei Gott, ſchmerzlich habe ich die Dauer deiner Abweſenheit empfunden. O! mein Herr, wäre es mir doch vergönnt geweſen, dir als Diener zu folgen."

---

*) Die Aufgeweckte.

Als ſie geendet hatte, bezeigten ihr die Anweſenden ihren Beifall. Abbaas freute ſich über ihr gut gelungenes Gedicht und befahl dem zweiten Mädchen über denſelben Gegenſtand etwas zu ſingen. Dieſe war aus Balch, und ſang folgende Verſe:

„Zu uns iſt gekommen der Verkündiger der frohen Nachricht eurer Ankunft und hat uns angemeldet denjenigen, der durch ſeine Abweſenheit uns ſo betrübte."

„Ich rief ihm zu, dem Ueberbringer deiner Kunde: Für dich laſſe ich mein Leben, denn du haſt mich erquickt, meinen Schmerz haſt du in Freude verwandelt."

„Ihr habt Treue gelobt und euer Gelübde gehalten, auch ich gelobte euch Treue und ferne ſei es von mir, ſie euch zu brechen."

„Euch wieder zu ſehen, ging ich euch entgegen und rief: Willkommen, ihr theuren Ankommenden!"

„Schon nahte ſich der Tod vor Schmerz wegen eurer Entfernung. Nun ihr aber uns wiedergegeben ſeid, beginnt für uns ein neues Leben."

Als ſie geendet hatte, befahl Abbaas dem dritten Mädchen, welche aus Samarkand war und Romane *) hieß, ebenfalls etwas zu ſingen.

---

*) Granatapfel.

Neunhundert und ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Dieſe nahm die Harfe und ſang dazu einige Verſe ähnlichen Inhalts, welche Abbaas auch mit ſeinem Beifall belohnte. Nun befahl er dem vierten Mädchen, welche aus Afrika war und die Balhatſa hieß, gleichfalls zu ſingen. Dieſe bediente ſich des Klaviers und ſang folgende Worte:

„Als wir uns zur Freude verſammelten, da glänzten uns aus deinen Augen zwei lange nicht geſehene Lichter.“

„Deine Ankunft brachte in uns die Wirkung des Weins hervor und die Heiterkeit löſte unſre Zungen.“

„Als wir dich ſahen, wurden wir von deinem Anblick gefeſſelt. Wir glaubten die Sonne und den Mond zugleich ſcheinen zu ſehn.“

„Hell wurde uns der Himmel durch die Nähe des Geliebten, denn die Trennung hörte auf und Liebe erquickte uns, gleich einem ſanften Regen.“

„Die Freunde vereinigen ſich, der Trennungsſchmerz entflieht und aus dem Becher der Liebe trinken die Wiedervereinigten.“

Als ſie geendet hatte, freuten ſich die Anweſenden, Abbaas lobte die Sängerin und befahl dem fünften Mädchen, ſich auch hören zu laſſen.

Neunhundert und acht und ſiebzigſte Nacht.

Dieſe war aus Syrien und hieß Ryhane. *) Sie nahm die Mandoline und ſang folgende Verſe:

„Gott hat mir das Glück vergönnt, dich willkommen zu heißen; denn euer Anblick iſt Freude und der Gegenſtand meiner Wünſche.“

„Von dir geliebt zu werden, thut dem Herzen wohl, und deine Liebe iſt ſüßer, als das Leben ſelbſt.“

„Bei Gott, nie wirſt du aufhören, der Gegenſtand meiner Wünſche zu ſein, und Leute, die dir gleichen, werden von jedermann geſchätzt und gewünſcht.“

„Frage meine Augen, ob von dem Tage unſrer Trennung an, ſie je den Schlaf genoſſen, oder irgend ein Anblick ſie erfreute.“

„Mein übles Ausſehn iſt ein Beweis, daß mein Herz während deiner Abweſenheit in Kummer war.“

„Doch nach allen dieſen Leiden erwächſt mir nun durch die Wiederkehr meines Geliebten Freude, Glück und Heiterkeit.“

„Nach Trennung folgte Wiedervereinigung, die Wohlthat, die du mir dadurch erzeigſt, ſoll dir nicht verloren gehn.“

---

*) Myrte.

Als der König Aſys dieſe Geſänge hörte, freute er ſich außerordentlich und ſprach: „Mein Sohn, dieſe Mädchen ſind durch dieſen Vortrag ſehr angeſtrengt worden. Sie haben aber in uns Gefühle geweckt, die uns das Glück der Rückkehr in unſere Heimat doppelt empfinden laſſen. Durch ihre Gegenwart dienten ſie unſrer Verſammlung zur Zier, und durch ihren Geſang haben ſie uns ergötzt. Ich erſuche dich daher, mein Sohn, ihnen die Freiheit zu ſchenken.“ — Hierauf antwortete Abbaas: „Kein Befehl iſt mir angenehmer, als der, den ich aus deinem Munde erhalte.“ Und auf der Stelle gab er allen zehn Mädchen die Freiheit. Sie küßten ihrem Gebieter dafür die Hände, prieſen Gott, legten alle ihre Koſtbarkeiten ab und begaben ſich in ihre Wohnungen, wo ſie ein zurückgezogenes, Gott wohlgefälliges Leben führten. Nach ſieben Jahren ſtarb der König Aſys, und ſein Sohn Abbaas ließ ihn prachtvoll beerdigen. Nach einem Monate beſtieg er den Thron, ſpendete Geſchenke, ließ alle Gefangenen in Freiheit ſetzen und beſchützte den Unterdrückten vor dem Unterdrücker. Alles Volk wünſchte ihm dafür Segen und von vielen entfernten Gegenden huldigte man ihm und brachte ihm Geſchenke. Mit der Königin Maria aber lebte er höchſt glücklich und je länger ſie verbunden waren, deſto mehr nahm ihre Liebe zu. Sie beſchenkte ihn bald mit ſchönen Kindern und ſo verlebten ſie ihre Tage in Glück und Freude bis an ihr Ende.

Neunhundert und neun und ſiebzigſte Nacht.

Geſchichte

des Königs, ſeines Sohnes und der ſieben Weſire.

In Sina lebte ein König von außerordentlicher Macht, alle Fürſten ehrten ihn wegen ſeiner Weisheit und ſein Volk liebte ihn wegen ſeiner Gerechtigkeit. Da er ſchon alt war und keine Kinder hatte, empfand er darüber große Betrübniß, dieſe nahm ſo zu, daß er ganze Tage lang ſich ſeinem Kummer überließ und ſehr in Sorgen darüber war, daß ſein Reich einſt einem Fremden zu Theil werden könnte. Eine geraume Zeit lang hatte er ſein Schloß nicht verlaſſen und die Leute fingen ſchon an zu glauben, daß er geſtorben wäre und daß man ſeinen Tod noch verheimliche. Die Königin, welche eben ſo ſchön als verſtändig war, und welcher dieſe Gerüchte zu Ohren gekommen waren, begab ſich daher zum Könige, den ſie in den bitterſten Kummer verſenkt fand. Sie warf ſich vor ihm zur Erde und ſprach: „O! mein König, mein Leben wollte ich für deine Ruhe geben. Möchte nie ein Wechſel des Glücks dich treffen und möchte Gott dir ſtets Freude und Linderung für deinen Schmerz geben. Aber warum ſehe ich dich ſo betrübt und in Gram verſunken?“ — „Du weißt,“ erwiederte er, „daß ich bejahrt bin, und der größte Theil meines Lebens verfloſſen iſt, ohne daß ich das Glück habe, Kinder zu beſitzen. Du weißt, daß nach mir das Reich an einen andern Stamm fällt, und mein Geſchlecht erliſcht. Das iſt nun die Urſache meines Kummers.“ — "Gott möge dir ihn verſcheuchen," erwiederte ſie, "auch ich habe ſchon längſt darüber nachgedacht. In dieſer Nacht aber iſt mir ein Traumbild erſchienen, welches mir ſagte: "Der König wünſcht ſich einen Sohn; wenn er indeß einen erhalten ſollte, ſo wird dieſem Sohne viel Ungemach und Drangſal bevorſtehn; doch wird er dem Tode entgehen. Bekommt er aber eine Tochter, ſo wird ſie Urſache ſein, daß ſein Reich ſich auflöſen wird. Auf keinen Fall aber wird ihm eine andre Frau als du ein Kind gebären. Der günſtige Zeitpunkt zu deiner Schwangerſchaft wird ſein, wenn der Mond in das Geſtirn der Zwillinge tritt.“ In dieſem Augenblicke wachte ich auf. Du kannſt denken, wie unangenehm mir es war, die Verheißung eines

Kindes von dieſem Traumbilde zu vernehmen, da uns davon ſo viel Unheil bevorſteht.“ Der König aber erwiederte: "Es geſchehe, was da wolle, ich werde doch nicht aufhören, mir von Gott ein Kind zu erflehen.“ Die Königin hörte ſeit dieſer Zeit nicht auf, ihren Gemahl aufzuheitern und zu tröſten, ſo daß er ſich den Geſchäften überließ, und ſich den Leuten zeigte. Als nun der Mond in die Zwillinge trat, wurde auch wirklich die Königin ſchwanger, und ſie gebar einen Sohn von außerordentlicher Schönheit. Dieſes Ereigniß verſetzte das Volk in die größte Freude, und der König ließ alle Weiſen und Sterndeuter verſammeln, und befahl ihnen, ſeinem Sohne das Horoskop zu ſtellen, und ihm, dem Könige, offen zu ſagen, was ihm bevorſtände. Dieſem Befehl unterzogen ſie ſich, und als ſie ihr Geſchäft vollbracht hatten, erklärten ſie ihm: "Wir ſehen, daß dein Sohn glücklich ſein, und ein langes Leben genießen wird; nur ſteht ihm eine große Gefahr während ſeiner Jugend bevor; doch wird er dieſe glücklich überſtehen, und nachher wird ihm nichts Böſes mehr widerfahren.“ Nachdem ſie der König reichlich beſchenkt hatte, entfernten ſie ſich; den Sohn aber übergab er den Mädchen und Pflegerinnen, bis er größer wurde. Als er nun ſieben Jahr alt war, ſchickte der König in alle Provinzen und Statthalterſchaften eine Aufforderung an alle Weiſen und Rechtsgelehrten, ſich bei ihm einzufinden, worauf ſich dreihun dert und ſechzig Menſchen bei ihm einſtellten. Dieſen wies er prächtige Wohnungen an, und gab ihnen zu Ehren prächtige Gaſtmähler. Eines Tages eröffnete er ihnen, er wünſche, ſie möchten aus ihrer Mitte funfzig ausgezeichnete Männer erwählen. Dieſe funfzig ſollten unter ſich zehn, und dieſe zehn unter ſich einen auswählen. Von dieſem wollte er ſeinen Sohn in allen Wiſſenſchaften unterrichten laſſen. Wenn dann ſein Sohn die nöthigen Kenntniſſe erworben haben würde, ſo wolle er ihm große Wohlthaten zu Theil werden laſſen. Sie erklärten hierauf alle, daß unter ihnen keiner mit mehr Weisheit Kenntniß und Gelehrſamkeit begabt wäre, als Sindbad der Weiſe. Dieſer aber befände ſich in ſeinem Reiche; er dürfte daher dieſem nur den Befehl zuſchicken, zu erſcheinen, und ihm dann ſeinen Willen kund thun.

Sobald Sindbad hinberufen und angekommen war, ſagte er zu ihm, daß er alle dieſe Weiſen verſammelt habe, damit ſie einen unter ſich auswählen ſollten, dem er die Erziehung ſeines Sohnes anvertrauen könne; daß aber ihre Wahl einſtimmig auf ihn gefallen ſei. ”Findeſt du alſo,“ fügte er hinzu, ”in dir die Kraft, dieſen Auftrag zu erfüllen, ſo übertrage ich dir hiermit dieſes Geſchäft. Vergiß aber nicht, daß das Theuerſte, was der Menſch hat, ſein Kind iſt. Wende alſo deine Geſchicklichkeit an, ihn zu unterrichten.“ Zugleich ließ er ſeinen Sohn rufen, übergab ihn ſeinem künftigen Lehrer, und befahl dieſem noch an, die Erziehung binnen drei Jahren zu vollenden.

Sindbad übernahm den Sohn des Königs, und wendete alle ſeine Geſchicklichkeit an, ihm Kenntniße beizubringen; allein die drei Jahre waren verfloſſen, und er hatte noch nichts gelernt, denn er hatte ſich blos mit Spielen und Scherzen beſchäftigt. Als nun der König ſeinen Sohn vor ſich kommen ließ, um ſeine Kenntniſſe zu unterſuchen, und bemerkte, daß ſein Sohn noch gar nichts wüßte, verſammelte er zum zweitenmal die Gelehrten, und trug ihnen nochmals auf, einen unter ihnen auszuſuchen. Wie ſie ankamen, fragten ſie den König, was Sindbad bis jezt ſeinem Sohne beigebracht habe. Als ihnen nun der König erwiederte, daß ſein Sohn gar nichts wiſſe, ſo ließen ſie Sindbad rufen, und fragten ihn: was ihn denn abgehalten habe, während dieſer Zeit den Sohn des Königs etwas zu lehren?“ — "Seine ſtete Neigung zu Spiel und Scherz,“ "antwortete er, "indeß, wenn der König einige Bedingungen eingehn will, ſo verpflichte ich mich, ſeinen Sohn in ſieben Wochen ſo viel zu lehren; als ein anderer kaum in ſieben Jahren zu lehren, vermag.“ — "Worin beſtehen denn dieſe Bedingungen?“ fragte der König. Worauf Sindbad antwortete: "O König, behalte folgende Sprüche in deinem Gedächtniß. Erſtens: Thue deinen Leuten nur das, was du wünſcheſt, daß dir ſelbſt geſchehe. — Zweitens: Unternimm keine Sache in Uebereilung, ſondern befrage vorher Leute von Einſicht. — Drittens: So oft du kannſt, ſei bereit zu verzeihen. — Das iſt alles, was ich von dir genau beobachtet wünſche.“ Der König forderte hierauf alle Anweſenden zu Zeugen auf, daß er ſich dieſen drei Vorſchriften unterziehe, und verpflichtete ſich auch noch ſchriftlich in ihrer Gegenwart dazu. Sindbad nahm nun von neuem den Sohn des Königs mit ſich in ſeine Wohnung, wohin der König viele Geſchenke und andre nothwendige Bedürfniſſe bringen ließ. Der Weiſe aber ließ für den Sohn des Königs ein beſonderes Zimmer einrichten, auf deſſen Wände er alle die Lehren ſchrieb, die der Sohn lernen ſollte. In dieſes Zimmer führte er ihn dann ſelbſt, ſagte ihm, er möchte Auszüge von allem dem machen, was er auf den Wänden geſchrieben fände, und verließ ihn hierauf, nachdem er ihn mit Lebensmitteln verſehen hatte, und ſchloß die Thüre mit ſieben Schlöſſern hinter ihm zu. Nach drei Tagen kam er wieder zu ihm, brachte ihm friſche Lebensmittel, und gab ihm ferneren Unterricht über die Art, wie er dieſe Schriften abſchreiben ſollte. Dann verließ er ihn wieder, und verſchloß ihn, wie gewöhnlich. Der junge Prinz aber, ſo oft ihn Bangigkeit und lange Weile quälte, beſchäftigte ſich damit, ihm auch den Sinn derſelben zu erklären, und auf dieſe Art hörte der Lehrer nicht auf zu verfahren, bis der Prinz in kurzer Zeit die Kenntniſſe, die der Lehrer aus dieſem Zimmer, und ließ ihn reiten und Pfeile werfen lernen. Sobald er auch dieſes vollkommen inne hatte, ließ er den König benachrichtigen, daß ſein Sohn jezt in Beſitz von den Kenntniſſen wäre, die man von ſeines gleichen erwartete. Der König, der darüber ſehr erfreut war, ließ ſeine Weſire und die vornehmſten ſeines Reichs zuſammen kommen, um die Kentniſſe ſeines Sohnes zu preiſen. Auch ſchickte er nach dem Weiſen, damit er ſeinen Sohn an einem beſtimmten Tage an den Hof bringen möchte. Da beobachtete Sindbad vorher die Sterne, und ſah, daß dem Knaben binnen ſieben Tagen ein großes Unglück bevorſtehe. Er rief denſelben daher zu ſich, und ſagte: "Siehe du ſelbſt die Bedeutung dieſes Standes der Sterne, und beobachte das Verhältniß, in welchem ſie zu der Stellung ſind, welche ſie am Tage deiner Geburt hatten.“ Da betrachtete der junge Prinz die Sterne, und fand, daß ihm ein großes Unglück bevorſtehe, worüber er in große Beſorgniß gerieth. "Was räthſt du mir,“ fragte er ſeinen Lehrer, "daß ich thun ſoll?“ — Da antwortete Sindbad: "Ich rathe dir, und befehle dir, während den ſieben Tagen kein Wort zu ſprechen, ſollte auch dein Vater dich tödten wollen.“

Neunhundert und achtzigſte Nacht.

„Entgehſt du dieſer Gefahr," fuhr der Weiſe fort, ſo wirſt du ſehr glücklich ſein, und das Reich deines Vaters ungeſtört beſitzen; unterliegſt du aber, ſo bedenke, daß man Gottes Rathſchluß nicht entgehen kann." — „Du haſt aber," erwiederte der Prinz, „darin gefehlt, daß du ſo geeilt haſt, meinen Vater von meinen Fortſchritten zu benachrichtigen, ehe du die Sterne um Rath gefragt hatteſt. Hätteſt du alsdann die ſieben Tage abgewartet, ſo wäre es beſſer geweſen." — „Da antwortete ſein Lehrer: „Mein Sohn, was geſchehen iſt, iſt geſchehen! Meine Freude, dich ſo unterrichtet zu ſehen, iſt Urſache, daß ich ſo geeilt habe, deinen Vater davon zu benachrichtigen. Indeſſen ſei geduldig, vertraue auf Gott, und laß dich um keinen Preis zum Sprechen verleiten."

Der junge Prinz begab ſich hierauf zum Vater, und die Weſire beeilten ſich, ihm entgegen zu gehen. Als er beim Könige angekommen war, empfing dieſer ihn aufs freundlichſte, und redete ihn an, erhielt aber keine Antwort von ihm. Der König war darüber ſehr beſorgt, und befahl, ſeinen Lehrer, den Sindbad, vor ſich zu rufen. Dieſer indeß hatte ſich verborgen, und niemand konnte ihn finden. Die Meinungen über dieſen Zufall des Prinzen waren ſehr verſchieden; doch diejenigen, die da behaupteten, er wäre ſo verlegen, und von Ehrfurcht für den König und die Verſammelten ſo durchdrungen, daß ihm die Scheu die Zunge lähmte, behielten die Oberhand, und daher wurde denn auch ihr Rath befolgt, daß man ihn in das Frauengemach bringen ſollte, wo er hoffentlich den Gebrauch der Sprache wiedererhalten würde. Er wurde nun ſogleich in das königliche Schloß zu den Frauen gebracht. Hier ſah ihn eine der Lieblingsfrauen des Königs. Dieſe wurde von ſeiner Schönheit ganz bezaubert. Sie näherte ſich ihm, und grüßte ihn, er aber antwortete ihr nicht. Sie wurde indeß immer zärtlicher, und ſprach: „Schenke mir deine Liebe, ſo will ich dir bald zum Beſitz des Reichs deines Vaters verhelfen. Ich will ihm nämlich Gift geben; dann kannſt du dein Reich in aller Ruhe beſitzen." Darüber ergrimmte der Prinz; empfand einen ſchrecklichen Abſcheu gegen dieſe Frau, und dachte bei ſich ſelbſt: „O du Verworfene, du ſollſt deinen Lohn erhalten, wenn die Zeit kommen wird, daß ich wieder werde reden können." Zugleich eilte er zornig aus ihrem Gemache. Die Frau aber fürchtete für ſich ſelbſt, ſchlug ſich ins Geſicht, zerriß ihre Kleider, und zerraufte ihr Haar, und begab ſich in dieſem Zuſtande zum Könige. „Wer iſt mit dir ſo umgegangen?" fragte dieſer ſie grimmig. — „Das iſt dein Sohn geweſen," erwiederte ſie, „von welchem dein Hofſtaat ſagt, daß er ſtumm ſei. Dieſer hat mir nämlich Anträge gemacht, vor denen ich ſchauderte. Vor Grimm, daß ich ſeinen Wünſchen nicht Genüge leiſten wollte, hat er mich ſo behandelt, wie du hier ſieheſt.“ Im Zorne befahl der König ſogleich, ihn zu tödten.

Als das ſeine ſieben Weſire hörten, berathſchlagten ſie ſich, und ſprachen: „Wie kann der König ſeinen Sohn auf die bloße Anklage einer ſeiner Frauen tödten laſſen, da ihm dieſe Handlung die größte Reue verurſachen wird. Hier gilts, irgend etwas auszufinden, um den Prinzen zu retten.“ — „Für den heutigen Tag nehme ich es auf mich, ihn zu retten,“ ſagte einer unter ihnen, „ich will durch irgend ein Mittel ihn nöthigen, ſeinen Tod zu verſchieben.“ — „Thue das,“ erwiederten die andern, „und jeder von uns wird daſſelbe die folgenden Tage über verſuchen, bis es Gott gefallen wird, den Prinzen zu retten.“ Da trat den erſten Tag ein Weſir zum Könige, und bat ihn um die Erlaubniß, ihm einen Vortrag halten zu dürfen. Der König erlaubte es ihm, und der Weſir ſprach: „Wenn du tauſend Kinder hätteſt, ſo würde es mich nicht wundern, daß es dir ein leichtes iſt, einen wegen der bloßen Beſchuldigung einer Frau, zu tödten, ohne zu unterſuchen, ob ſie die Wahrheit redet, oder ob ſie gelogen hat. Du haſt aber nur ein Kind, und es iſt möglich, daß ſie die Unwahrheit geſagt hat. Ueberhaupt ſind von den Frauen ſo viele liſtige Streiche bekannt, woraus man ihre Gewandtheit ſehr gut abnehmen kann. Erlaube mir, daß ich dir ein Beiſpiel erzähle.

Geſchichte

des Königs, des Weſirs und deſſen Frau.

Ein König, der große Macht beſaß, aber der Liebe zu den Frauen ſehr ergeben war, ſah einſt auf dem Dache eines Hauſes ein Mädchen von beſonderer Schönheit, und beſchloß, ihr ſeine Liebe zu entdecken. Er erkundigte ſich daher, wer ſie wäre? und als man ihm berichtete, ſie wäre bereits verheirathet, und zwar an ſeinen Weſir, ſo benutzte er die erſte Gelegenheit, die ſich ihm darbot, dieſen auf unbeſtimmte Zeit in eine entfernte Gegend ſeines Reichs zu ſchicken. Kaum war dieſer abgereiſt, als der König ſich Zutritt bei ſeiner Frau zu verſchaffen wußte. Sie erkannte den König ſogleich, warf ſich ihm zu Füßen, und fragte: „Welch einem Umſtande verdanke ich deinen gnädigen Beſuch?“ Jener erwiederte ganz unbefangen: „Der Stärke meiner Liebe zu dir, und der Sehnſucht, dich zu ſehen.“ Sie warf ſich ihm hierauf zum zweitenmal zu Füßen, und ſprach: „Ich fühle, daß ich nicht werth bin, eine Sklawin der geringſten deiner Dienerinnen zu ſein. Es iſt daher ein außerordentliches Glück, daß du mich in dieſem Maaße eines Blicks gewürdigt haſt.“ Der König wollte ſie wegen dieſer freundlichen Antwort küſſen; ſie aber antwortete: „Unterlaß dieſes noch; wir haben Zeit, es entgeht uns nicht. Ich bitte nur den König, mir, ſeiner Sklawin, die Gnade zu erweiſen, dieſen Tag bei mir zu bleiben, um ihn bewirthen zu dürfen.“ Der König ſetzte ſich hierauf, und ſie überreichte ihm unterdeſſen ein Buch, worin Warnungen, Vorſchriften der Weisheit, und Anempfehlungen der Sittlichkeit enthalten waren. Während der König dieſe Lehren las, welche ihn von ſeinem Vorhaben abbrachten, bereitete die Frau Speiſen zu, und ließ nach einer Weile dieſelben in neunzig Schüſſeln auftragen. Der König aß von jeder Schüſſel etwas, und ſo verſchiedenartig auch das Anſehn der Speiſen war, ſo bemerkte er doch mit Erſtaunen, daß ſie alle denſelben Geſchmack hatten. Als er der Frau darüber ſein Befremden bezeigte, erwiederte ſie: „Ich habe dir hiedurch nur ein kleines Gleichniß darſtellen wollen. Die neunzig Schüſſeln bedeuten die neunzig Mädchen, die du in deinem Schloſſe haſt. Dem Anſehn nach ſind ſie verſchieden, aber ihre Küſſe ſind ſich alle gleich.“ Da ſchämte ſich der König, ließ von ſeinem Vorhaben ab, und ging in ſein Schloß. Er hatte indeß ſeinen

Siegelring bei ihr vergeſſen, und als er es bemerkte,
trug er Bedenken, ihr denſelben abzufordern. Wäh-
rend der Zeit kehrte ihr Mann zurück, und als er
ſich auf das Sofa ſezte, fand er einen Ring unter
dem Kiſſen, den er ſogleich für den Ring des Königs
rkannte. Er ſchöpfte ſogleich Verdacht auf ſeine
Frau, und hielt ſich deshalb ein ganzes Jahr lang
on ihr entfernt, bis ſie ſich darüber bei ihrem Va-
er beſchwerte.

Neunhundert und ein und achtzigſte Nacht.

Dieſer begab ſich deshalb zum Könige, und ver-
agte den Weſir, der eben gegenwärtig war.

„Ich hatte,“ ſprach er zum Könige, „einen ſchö-
en Garten, den ich gepflanzt und mit eigener Hand
epflegt hatte. Einen großen Theil meines Vermö-
ens hatte ich darauf verwendet, bis er Früchte tra-
en konnte. In dieſem Zuſtande ſchenkte ich ihn dei-
em Weſir. Dieſer hat davon genoſſen; nun aber
t er ihn überdrüßig, und ſein Glanz vergeht.“ Da
wiederte der Weſir: „Er hat ganz Recht, o Kö-
g; ich habe dieſes Geſchenk auch ſtets hochgehalten;
ein eines Tages betrat ich den Garten, und fand
rin die Spuren eines Löwen. Von dieſer Zeit an

habe ich mir den Beſuch des Gartens unterſagt.“ Der König, der ſehr wohl verſtand, was der Weſir damit meinte, ſprach zu dieſem: „Sei unbeſorgt, kehre in deinen Garten zurück, und wenn der Löwe auch ihn betreten hat, ſo hat er ihn doch unverlezt wieder verlaſſen.“ Der Weſir gehorchte, ließ ſich den Vorfall daheim von ſeiner Frau erzählen, und lebte von neuem glücklich mit ſeiner Familie. *)

Neunhundert und zwei und achtzigſte Nacht.

„Ich habe dir dieſes erzählt,“ fuhr der Weſir nach Beendigung dieſer Geſchichte fort, „um dir zu zeigen, wie weit die Liſt der Weiber gehen kann, und wie groß die Reue iſt, wenn man ihren Verſicherungen je Gehör gegeben hat.“ Der König wurde nun abgeneigt, ſeinen Sohn tödten zu laſſen. So wie indeß die Nacht begann, kam die Frau zum Könige, und ſprach: „O Herr, wie kann es dir ſo gleichgültig ſein, mich beleidigt zu ſehen, und was wird die

---

*) Hier folgt in der Tuneſiſchen Handſchrift die Geſchichte von dem Ehemanne und dem Papagei, die wir hier auslaſſen, da ſie bereits im erſten Bande (Seite 147) mitgetheilt worden iſt.

Welt ſagen, wenn ſie erfährt, daß du einen Befehl gegeben haſt, und daß dein Weſir dich davon abwenden konnte. Ich bitte, verſchaffe mir Gerechtigkeit gegen deinen Sohn, und habe zugleich die Güte, folgende Geſchichte von mir anzuhören. —

Geſchichte
des Walkers und ſeines Sohnes.

Ein Walker mußte wegen ſeiner Geſchäfte ſich alle Tage an das Ufer des Fluſſes begeben, um Tuche oder Zeuge zu walken oder auszuwaſchen. Sein Sohn, der ihn jedsmal zu begleiten pflegte, beluſtigte ſich immer in dem Fluſſe mit Schwimmen. Eines Tages, als er untertauchte, wurde er matt, und ſank. Sein Vater, der dies bemerkte, fürchtete, er möchte ertrinken, und eilte ihm zu Hülfe. Der Sohn hielt in ſeiner Angſt ſich feſt an den Vater an, zog ihn mit ſich hinab, und beide ertranken. — So auch du, o König," fuhr ſie fort, „wenn du nicht an deinem Sohne Rache nimmſt wegen der mir angethanen Schmach, ſo fürchte ich, daß du mit ihm zu Grunde geheſt, indem er von neuem Ränke gegen dich ſchmiedet. Ich kann dir noch eine Geſchichte erzählen.

Geſchichte

des Böſewichts und der tugendhaften Frau.

Ein ſchändlicher Menſch liebte eine ſehr ſchöne Frau, welche eben ſo tugendhaft und enthaltſam als ich war. Sie hatte einen Mann, den ſie ſehr liebte, und widerſetzte ſich jedem Angriff, den jener auf ihre Tugend machen wollte.

Neunhundert und drei und achtzigſte Nacht.

Um zu ſeinen Zwecken zu gelangen, ſuchte ſich der Liebhaber der Frau die Freundſchaft eines Knaben zu erwerben, den ihr Mann zu ſich genommen hatte. Er machte ſich dieſen ſo zum Freunde, daß er von ihm alles erlangen konnte, was er wollte. Eines Tages fragte er ihn: „Willſt du mir wohl den Eintritt zu den Zimmern der Frau deines Herren verſtatten, wenn ſie ausgegangen ſein wird?" Der Knabe verſprach es ihm, und führte ihn auch wirklich eines Tages in ihr Zimmer. Hier betrug er ſich ſo, daß ihr Mann bei ſeinem Eintritt vermuthen mußte, ein Fremder ſei gegenwärtig geweſen. Als der Mann endlich wieder kam, und ſeine Frau nicht fand, und die Unordnung im Zimmer bemerkte, fragte er den Knaben, wo ſeine Frau wäre? — „Sie iſt im Bade," antwortete dieſer. Während der Zeit ihrer Abweſenheit dachte er noch mehr darüber nach, und ſeine Eiferſucht vermehrte ſich ſo, daß er, als ſie eintrat, auf ſie los ſtürzte, um ſie zu tödten. Auf ihr Geſchrei eilten die Nachbarn herbei, und fragten ihn um die Urſache ſeines Benehmens. Nachdem er ihnen alles erzählt hatte, gelang es dem Knaben, ihm ſeinen ungegründeten Verdacht zu benehmen. Hier ſiehſt du ein neues Beiſpiel von der Liſt und Schändlichkeit der Männer." Dieſe Geſchichte bewog den König, aufs neue, Befehl zur Hinrichtung ſeines Sohnes zu geben.

Neunhundert und vier und achtzigſte Nacht.

Am andern Tage begab ſich der zweite Weſir zum Könige, bat um Gnade für ſeinen Sohn, und warf ſich zu den Füßen des Königs: „Steh auf,“ ſprach dieſer, „nur vor Gott darfſt du dich auf dein Angeſicht werfen.“ Hier ſtand der Weſir auf, und bat ihn, die Geſchichte des Kaufmanns und der alten Frau anzuhören. „Was iſt das für eine Geſchichte?“ ſagte der König, und der Weſir hob folgendermaßen an:

Geſchichte

des Kaufmanns und der alten Frau.

Ein Kaufmann, der ſehr oft Reiſen zu machen hatte, begab ſich einſt in eine Stadt, und während er in ſelbiger die Straßen und Plätze beſuchte, begegnete ihm eine alte Frau, die ihm zwei Brote anbot, welche ſehr ſchön ausſahen, und künſtlich geſtaltet waren. Da er ſie ſehr wohlfeil fand, ſo kaufte er ſie, nahm ſie mit ſich nach Hauſe, und aß ſie. Am andern Tage begab er ſich an denſelben Ort, und fand die nämliche Frau mit ähnlichen zwei Broten, und kaufte ſie wieder. Dies geſchah fünf und zwanzig Tage hinter einander fort, nach welchen er die Frau nicht mehr antraf. Nach einer langen Zeit fand er ſie auf einem andern Platze der Stadt. Er fragte ſie ſogleich, woher es komme, daß er ſie nicht mehr angetroffen habe, und erkundigte ſich nach den Broten. Sie wollte ihm darauf nicht antworten. Da bat er ſie, und drang ſo lange in ſie, bis ſie ihm endlich ſagte: „Mein Herr, Gott möge dich geſund erhalten! Ich diente dazumal einem Menſchen, der ein Geſchwür auf dem Rücken hatte. Da befahl denn der Arzt, einen Brei von Mehl zu machen, etwas Fett hinein zu miſchen, und dieſes auf der böſen Stelle des Mannes die Nacht über liegen zu laſſen. Am Morgen nahmen wir es dann ab, und machten ein neues Pflaſter. Ich nahm es dann jedesmal, knetete es, geſtaltete es in Kuchenform, buk es, und verkaufte es bald dir, bald einem andern. Nun aber iſt der arme Mann geſtorben, und ich kann dir leider keine Brote mehr anbieten." Da ſprach der Kaufmann: „Wir gehören Gott an, und müſſen einſt zu ihm zurückkehren." Auch fügte er folgenden Spruch aus dem erhabenen Koran hinzu: „Was dir Gutes begegnet, das hat dir Gott geſandt; was dir aber Böſes widerfährt, haſt du dir ſelbſt zugezogen." Hierauf fing er an auszuſpucken, wurde krank, und bereute zu ſpät ſeine Genäſchigkeit. „Ich kann dir noch eine andre Geſchichte erzählen," fügte der Weſir hinzu; „es iſt nämlich die Geſchichte des Schwertträgers und des jungen Mädchens.

Der Schwertträger und das junge Mädchen.

Der Schwertträger eines Königs liebte eine Frau aus dem Volke. Das einemal ſchickte ihr Geliebter einen Knaben zu ihr, durch welchen er ihr irgend etwas anzeigen ließ. Als dieſer ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, ließ ſie ihn ſetzen, unterhielt ſich mit ihm eine Zeit lang und erklärte ihm, daß ſie ihn weit mehr liebe, als ihren Geliebten, der ihn geſchickt habe.

Neunhundert und fünf und achtzigſte Nacht.

Während ſie in der beſten Unterredung waren, kam der Herr des Knaben an, klopfte an die Thür, und ſie verbarg den Knaben unter einem Korbe. Kaum hatte der Neuangekommene ſich geſetzt, und ſich mit der Frau unterhalten, als ſich auch ihr Mann an der Thüre einfand, und durch Klopfen eingelaſſen zu werden, verlangte. „Was iſt zu thun?" fragte der Fremde erſchrocken. — „Das Beſte, was du kannſt," erwiederte ſie, „iſt, daß du dich gegen mich grimmig anſtellſt, mich bedrohſt, und mich ſchilteſt; ſobald aber mein Mann eingetreten iſt, ſo verlaſſe dieſen Ort ganz unbeſorgt." So that er denn nun, und als ihr Mann hereintrat, und einen Waffenträger des Königs mit gezogenem Schwerte erblickte, war er erſtaunt, und fragte ſeine Frau um die Urſache. Der Schwertträger aber ſteckte ſein Schwert in die Scheide, und ging davon.

„Ich war, lieber Mann," ſagte nun die Frau, „mit Waſchen beſchäftigt, als ein Knabe zu mir hereintrat, und bei mir Schutz gegen einen Ungerechten ſuchte, der ihn mit gezogenem Schwerte verfolgte, und ihn tödten wolle. Da habe ich ihn denn unter jenen Korb verſteckt, und dieſer Mann verfolgte ihn ſodann bis hierher, und bedrohte mich, wie du geſehn haſt, weil ich es leugnete, daß der Knabe bei mir ſei. Gott ſei Dank, daß du endlich gekommen biſt, ſonſt wäre ich verloren geweſen." Er ging hierauf zu dem Korbe, und ſagte zu dem Knaben: „Du haſt nichts mehr zu befürchten. „Gehe in Frieden." Der Mann merkte auf dieſe Weiſe nicht, daß er von ſeiner Frau doppelt betrogen worden war.

„Hier haſt du ein neues Beiſpiel von der Liſt der Frauen," fügte der Weſir hinzu, und dies bewog den König, den Tod ſeines Sohnes aufzuſchieben.

Bei Anbruch der dritten Nacht begab ſich die Frau wieder zum Könige, verlangte Gerechtigkeit gegen ſeinen Sohn, und erzählte folgende Geſchichte, um ihm zu beweiſen, daß er ſeinen Weſiren nicht trauen dürfe:

Der Königsſohn und der Weſir.

Ein König hatte einen Sohn, den er ſehr liebte, und ſeinen übrigen Kindern weit vorzog. Dieſer äußerte einſt gegen ſeinen Vater den Wunſch, auf die Jagd zu gehen. Nachdem der König die dazu nöthigen Befehle ertheilt hatte, trug er ſeinem Weſir auf, ſeinen Sohn zu begleiten und für alle ſeine Bedürfniſſe Sorge zu tragen. Mit allem Nöthigen verſehen, gelangten ſie endlich an einen zur Jagd ſehr günſtigen Ort, in welchem ſehr viel Wild war. Der Sohn des Königs ging voran, ließ die Falken und Jagdhunde los, und ſie machten einen großen Fang von aller Art. Als ſie bereits auf die Rückkehr bedacht waren, traf der Prinz auf eine ſehr ſchöne Gazelle, die ſich von ihren Gefährten entfernt zu haben ſchien. Die Luſt, ſie zu fangen, bemächtigte ſich ſeiner, und er ſagte zu dem Weſir, daß er ſie verfolgen wolle. Er eilte ihr auch wirklich ſogleich nach, und entfernte ſich durch die Verfolgung derſelben immer mehr von dem Weſir.

Schon begann es Abend zu werden, als die Gazelle ſich in eine Bergſchlucht rettete; und dahin wollte ſie der Prinz nicht weiter verfolgen. Er wollte jezt zurück; allein es war ſchon dunkel, und er konnte den Weg dahin nicht finden. Um ſich nicht noch weiter zu verirren, beſchloß er, auf derſelben Stelle den Morgen zu erwarten; allein am Morgen war er nicht glucklicher. Er irrte überall umher, ohne den Weg finden zu können. Endlich ſah er von ferne eine Stadt, und eilte auf ſie zu; allein bei ſeiner Hinkunft fand er ſie ganz wüſte und zerſtört. Ihre Ruinen ſetzten ihn in Erſtaunen. Plötzlich ſah er unter einer Mauer ein ſchönes Mädchen ſitzen, welche weinte und wehklagte. Er näherte ſich ihr, und fragte, wer ſie wäre, und wer ſie hierher gebracht habe. Da antwortete ſie ihm: „Ich heiße Mamyme *) Tochter des Metach, **) des Königs des grauen Landes. Ich war bei Nacht aus meines Vaters Hauſe gegangen, als ein Geiſt auf mich los ſtürzte, und mich durch die Lüfte fort trug. Hier bin ich nun ſchon ſeit drei Tagen dem Hunger und dem Durſte ausgeſezt. Als ich dich indeß ſah, gewann ich wieder Hoffnung zum Leben. „Dieſe Rede rührte den Prinzen, und von

---

*) Truglieb. **) Stößer.

Mitleid durchdrungen, ließ er ſie hinter ſich auf ſein Pferd ſetzen. „Wenn mir Gott aus dieſer wüſten Einöde hilft,“ ſagte er zu ihr, „ſo verſpreche ich, dich zu deiner Familie zurückzuführen.“ Hierauf betete er, und empfahl ſich Gott. Während er ſeinen Weg weiter fortſetzte, kam er an einem Geſträuch vorbei, hinter welchem eine Mauer war. „Hier,“ ſprach das Mädchen zum Prinzen,“ habe ich etwas zu verrichten. Warte ein wenig auf mich.“ Der Prinz hielt ſein Pferd an; ſie ſtieg ab, und trat hinter die Mauer. Allein bald darauf kam ſie wieder hervor, und zwar in der Geſtalt einer Flamme. Der Prinz war darüber äußerſt erſchrocken, und wußte nicht, was er thun ſollte. Sie aber nahm ſchnell ihren vorigen Platz hinter ihm ein, und ſprach: „Mein Prinz, warum biſt du ſo bekümmert, und warum iſt deine Geſichtsfarbe ſo verändert?“ — „Ach,“ ſagte er, „irgend eine Angelegenheit macht mir Kummer.“ — „Nun wohl, dein Vater iſt König,“ erwiederte ſie, „bediene dich ſeiner Reichthümer, benutze ſeine Schätze.“ — „Was mich bekümmert,“ ſagte der Prinz, “kann nicht durch Schätze abgewandt, auch nicht durch Kriegsheere vermieden werden.“ — „Ihr Leute ſagt ja,“ ſprach ſie, „daß ihr einen Himmel und einen Gott habet, der alles ſieht, ohne geſehen zu werden, der allgegenwärtig, allmächtig, allwiſſend iſt, und über den keine Macht geht. Rufe dieſen zu Hülfe gegen das, was dich betrübt.“ — „Sehr wohl,“ ſagte er, „nur an ihn kann ich mich wenden.“ Zugleich richtete er ſeinen Blick zum Himmel, ſchüttete ſein Herz in einem frommen Gebet vor Gott aus, und ſprach: „O mein Gott, zu dir nehme ich meine Zuflucht in der Angelegenheit, die mich jezt bekümmert,“ und indem er dieſes ſagte, zeigte er auf ſie. In demſelben Augenblicke fiel ſie, immer noch als Flamme, zur Erde, und wurde eine ausgebrannte, ſchwarze Kohle. Da lobte und dankte er Gott wegen ſeiner Rettung. Seinen Weg immer weiter fortſetzend, gelangte er endlich in ſein Land und zu ſeinem Vater.

„Du mußt aber wiſſen, o König,“ fügte die Frau hinzu, „daß dieſes alles auf Veranſtaltung des Weſirs geſchehen war, welcher die Abſicht hatte, den Sohn des Königs umkommen zu laſſen. Du ſiehſt alſo, o König, daß den Weſiren nicht immer zu trauen iſt.“ Der König beſchloß hierauf, keinem ſeiner Weſire mehr Gehör zu geben.

Neunhundert und ſechs und achtzigſte Nacht.

Am folgenden Tage begab ſich der vierte Weſir zum Könige, machte ihm Vorſtellungen wegen ſeines Sohnes, bat ihn, nicht den einzigen Thronerben auf eine leichte Anklage zu tödten, und erzählte ihm folgende Geſchichte.

Geſchichte des Jägers.

Ein Jäger verfolgte einſt Wild in einer gebirgigen Gegend. Da ſtieß er plötzlich auf eine Höhle, in die er ſofort eintrat. Zu ſeinem Erſtaunen erblickte er in derſelben eine Grube, die voll Honig war. Er eilte, ſeinen Schlauch damit zu füllen, und brachte ihn in die Stadt, um ihn zu verkaufen. Sein Jagdhund, der ihm ſehr werth war, war mit ihm. Er trat zu einem Krämer ein, und bot ihm den Honig an. Als ſie über den Preis verhandelten, öffnete jener den Schlauch, um den Honig zu koſten. Da fielen einige Tropfen auf die Erde, auf welche ſich ſogleich Fliegen ſetzten, welche die Katze des Krämers eiligſt wegzufangen ſuchte. In demſelben Augenblicke ſtürzte ſich der Hund des Jägers auf die Katze, und erbiß ſie. Darüber ergrimmt, ergriff der Krämer einen Stock, und ſchlug den Hund todt. Der Jäger, dem ſein Hund theurer als alles war, warf ſich auf den Krämer; dieſer vertheidigte ſich, und ſo entſtand zwiſchen beiden ein Streit, der ſich ſehr in die Länge zog. Die Freunde des Jägers, der aus einem Dorfe, nahe bei der

Stadt her war, benachrichtigten die Dorfbewohner davon, und der Krämer, der ebenfalls aus einem Dorfe, nahe bei der Stadt her war, ließ desgleichen die Freunde in ſeinem Dorfe davon benachrichtigen. Die Bewohner beider Dörfer eilten ihren Freunden zu Hülfe und ſo entſtand ein mörderiſches Gefecht, welches ſich mit dem Tode vieler Leute endigte, und das alles wegen eines Tropfen Honigs, dieſes alles iſt eine Folge der Liſt der Weiber. Daher beeile dich nicht, deinen Sohn zu tödten; es könnte dich ſonſt zu ſpät reuen.*) Auch kann ich dir noch ein andres Beiſpiel von der Liſt der Frauen erzählen.

---

*) Wo in dieſer Geſchichte die Weiberliſt zu finden ſein ſoll, vermag der Ueberſetzer nicht zu ergründen.

Geſchichte
der Frau und des Krämers.

Ein Mann gab einſt ſeiner Frau Geld, um Reis zu kaufen. Sie nahm es, ging zum Krämer, gab es ihm, und ſprach: „Gieb mir für dieſes Geld Reis.“ Da die Frau ſehr ſchön war, ſo fing der Krämer an, ihr Schmeicheleien zu ſagen, und ſie zu liebkoſen. Endlich ſprach er zu ihr: „Der Reis taugt nicht, ohne Zucker.“ — „Nun wohl, ſo gieb mir Zucker und Reis,“ ſagte ſie. Während er ſie nun ſo in den Laden lockte, um ihr Zucker zu geben, ſagte er einem ſeiner Leute, er ſolle in das Tuch der Frau, ſtatt Reis, Steine und Sand hinein thun. Er bezweckte nämlich dadurch, die Frau zur Wiederkehr zu nöthigen. Dieſe nahm ihr Tuch, und ging fort, in dem Glauben, ſie trüge in demſelben Reis und Zucker. Als ſie nach Hauſe kam, übergab ſie das Tuch dem

Manne, und ging unterdeſſen, um einen Topf zu holen. Während dieſer Zeit öffnete der Mann das Tuch, und fand darin Steine und Sand. Sobald ſie wiederkam, fragte ſie ihr Mann: „Was fällt dir denn ein, daß du Steine und Sand bringſt?“ Als die Frau den Sand ſah, merkte ſie wohl, daß der Krämer ſie angeführt hätte. Sie ſagte zu ihrem Manne: „Ich bin ſo in Gedanken geweſen; ich wollte das Sieb hineinholen, und habe den Topf gebracht. Ich muß dir nämlich nur ſagen, lieber Mann, daß, als ich auf dem Markte war, mir das Geld aus der Hand in den Sand fiel. Ich ſchämte mich, vor den Leuten den Sand zu durchwühlen; und da habe ich den ganzen Sand in mein Tuch eingeſcharrt, und wollte dich bitten, den Sand durchzuſieben. Der Mann ging alſo, holte ein Sieb, und ſiebte den ganzen Sand durch, ohne ein Stück Geld zu finden. Seinen Bart hatte er dabei ganz eingeſtaubt, und war doch weit entfernt, zu glauben, daß das eine Liſt ſeiner Frau war.

„Hüte dich alſo, o König, deinen Sohn übereilt zu tödten.“

In der vierten Nacht kam die Frau wieder zum Könige, bat wiederholt um Gerechtigkeit, und bekräftigte ihre Bitte durch folgende Geſchichte:

Der Königsſohn und der Weſir.

Einer der älteſten Könige hatte einen einzigen Sohn, den er mit der Tochter eines andern Königs verheirathete. Sie war ſehr ſchön, und einer ihrer Vettern, der ſie ſchon längſt liebte, hatte mehreremal vergebens bei ihrem Vater um ſie angehalten. Es ſchmerzte ihn daher ſehr, ſeine Geliebte an jenen Prinzen verheirathet zu ſehen. Seine Verzweiflung trieb ihn ſo weit, daß er ſich an den Weſir ſeines Vaters wandte, ihm ſeine Pein entdeckte, und ihn bat, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um entweder jenen ganz zu verderben, oder zu verhindern, daß er nicht geliebt würde; ſo ſehr quälte ihn ſein Gram. Er begleitete dieſe Bitte mit vielen koſtbaren Geſchenken, und der Weſir willigte endlich ein, und verſprach, ihm beizuſtehen.

Neunhundert und ſieben und achtzigſte Nacht.

Um jene Zeit ließ der Vater der Prinzeſſin den Sohn des Königs abholen, um die Hochzeit zu feiern. Er ſollte ſodann mit ihr in das Land ſeines Vaters zurückkehren. Der König ließ ſeinen Sohn abreiſen, und gab ihm ſeinen Weſir nebſt bedeutenden Geſchenken, Geldern und Koſtbarkeiten mit. Als ſie unterweges waren, erinnerte ſich der Weſir, daß unfern von der Straße eine Quelle ſich befinde, welche unter dem Namen Sachra *) bekannt ſei. Wenige Leute kannten ſie. Ihre Eigenſchaften indeß waren ſehr ſonderbar. Wenn nämlich ein Mann aus ihr trank, ſo wurde er alsbald zu einem Weibe. In der Nähe dieſer Quelle ließ er ſeine Begleiter Halt machen. Er ſelbſt aber beſtieg ſein ſchönſtes Roß, und ſprach zum Sohne des Königs: „Reiſe mit mir; wir wollen uns in dieſem Thale umſehen. Sie entfernten ſich hierauf von den Begleitern, und der Prinz, weit entfernt, zu ahnden, was der Weſir mit ihm vorhatte, entfernte ſich immer weiter mit ihm, bis er Durſt bekam. Da ſagte er es dem Weſir, und dieſer ſprach: „So ſteige ab, und trinke von dieſer Quelle!“ bei welcher ſie ſich gerade ſehr nahe befanden. Da ihn der Durſt ſehr ermüdet hatte,

---

*) Die glänzende.

ſtieg er ſogleich ab, und trank in großen Zügen. — Aber — ſiehe! da wurde er plötzlich in eine Frau verwandelt. Als der Prinz es merkte, weinte er, und fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Da näherte ſich ihm der Weſir, und fragte ihn: was ihm widerfahren wäre, und warum er weinte? Nachdem ihn der Prinz von der Urſache ſeines Schmerzes benachrichtigt hatte, ſprach der Weſir: „Gott behüte dich vor dieſem Unglücke. Das iſt ein grauſames Geſchick; ſo nahe an dem Beſitz einer ſo ſchönen Prinzeſſin zu ſein, als die iſt, zu der wir uns jezt begeben, um ſie zu heiraten, und nun plötzlich in dieſen Zuſtand verſetzt zu ſein! Was iſt zu thun? Was willſt du mir befehlen?“ Da ſprach der Prinz: „Kehre zu meinem Vater zurück, und benachrichtige ihn von meinem Unfall. Ich will dieſen Ort nicht eher verlaſſen, als bis mich Gott von meinem Misgeſchick befreit haben wird; lieber wollte ich hier ſterben.“ Er gab zugleich dem Weſir einen Brief an ſeinen Vater mit, und der Weſir entfernte ſich nun voll Freude, ſeinen Zweck erreicht zu haben. Als der Weſir nach Hauſe gekommen war, und den König von dem Unglück ſeines Sohnes benachrichtigt hatte, wurde der König ſehr beſtürzt, und ſchickte ſogleich eine Aufforderung an alle Aerzte und Weiſen, irgend ein Mittel aufzufinden, wodurch ſeinem Sohne ſeine vorige Geſtalt wiedergegeben werden könne. Leider aber fand ſich niemand, der es unternehmen wollte und konnte. Das war ein großer Schmerz für den König. Der Weſir ſchickte ſeinerſeits zum Vetter der Prinzeſſin, um ihn von dem glücklichen Erfolge ſeines Unternehmens zu benachrichtigen, daß er ihn nämlich hätte aus der Quelle trinken laſſen. Dieſer freute ſich, ſchöpfte nun Hoffnung, ſeine Nichte noch zu beſitzen, und bezeigte dem Weſir ſeinen Dank.

Was unterdeß den Sohn des Königs anbetrifft, ſo hatte er drei Tage an der Quelle verweilt, ohne zu eſſen und zu trinken, und ſein Pferd weidete das Gras umher ab. Am vierten Tage aber traf ein Reiter auf einem gelben Pferde bei ihm ein. „Wer biſt du? und wer hat dich hierher gebracht?“ war die erſte Frage deſſelben. Der Prinz beantwortete ſie ihm, und fügte hinzu, daß er auf dem Wege wäre, ſeine Braut abzuholen, daß ihn aber ſein Weſir von dieſer Quelle habe trinken laſſen, und daß ihm darauf dieſes Unglück widerfahren wäre. Der fremde Ritter empfand inniges Mitleid mit ſeinem Zuſtande. „Mit Willen,“ ſagte er darauf zu ihm, „hat dich der Weſir deines Vaters in dieſes Unglück geſtürzt; denn unter Tauſenden weiß kaum einer um dieſe Quelle. Doch faſſe Muth, und komme mit mir.“ Sie entfernten ſich nun, und der Ritter ſagte zum Prinzen: „Du biſt dieſe Nacht mein Gaſt.“ — „Habe die Güte, mir zu ſagen, wer du biſt?“ fragte der Prinz. —

„Ich bin," erwiederte jener, „der Sohn eines Königs der Geiſter; beruhige dein Herz, und verſcheuche deinen Kummer; denn von mir ſollſt du deine Rettung erhalten." Als ſie noch ein Stück geritten waren, fragte er ihn: „Prinz, wie viel Weg, glaubſt du wohl, daß wir zurückgelegt haben?" — „Eine Tagereiſe ungefähr," war ſeine Antwort. — „Der ſchnellſte Reiter," erwiederte jener, „würde dieſen Weg in dem Zeitraum eines Jahres bei Tag und bei Nacht nicht zurückgelegt haben." — „Ach wie werde ich zu meiner Familie zurückkommen!" ſagte hierauf der Prinz. — „Das iſt nicht deine Sorge," antwortete der andere, „ſondern, ſobald du wieder hergeſtellt biſt, ſollſt du in kurzer Friſt wieder bei den Deinigen anlangen." Dieſes erfreute und beruhigte den Prinzen. Er dankte ihm dafür, und ſie ſetzten ihre Reiſe fort bis zum Morgen, wo ſie ſich auf einem ſchönen Erdſtriche, der dem Paradieſe glich, befanden. Hier ſtiegen ſie ab, und der Sohn des Königs der Geiſter nahm den Prinzen bei der Hand, und führte ihn in ein prächtiges Schloß. Hier ſah er ſich von Prunk und Glanz umgeben, woraus er abnahm, wie groß die Macht jenes Königes ſein müſſe. Den ganzen Tag brachten ſie mit Eſſen, Trinken und Scherzen zu, bis die Nacht anbrach. Nun beſtiegen ſie wieder ihre Roſſe, eilten ſchnell vorwärts, und am Morgen kamen ſie in einer ſchauerlichen Gegend an. Alles, was ſie da erblickten, war ſchwarz; Erde und Steine hatten die Farbe der Trauer; es ſchien die Vorhalle der Hölle zu ſein. „Wie heißt dies Land?“ fragte der Prinz zurückbebend. — „Es iſt,“ ſagte jener ganz kaltblütig, „unter dem Namen des ſchwarzen oder des Unglücks-Landes bekannt. Sein Beherrſcher iſt ein Geiſt, und heißt Dſoulganohein. *) Niemand darf ſein Land ohne ſeine Erlaubniß betreten. Bleibe alſo hier, und warte, bis ich für dich ausgewirkt habe. Der Prinz blieb an dieſem Orte, wo der Sohn des Königs der Geiſter ihn nach einer kurzen Weile abholte, und ihn zu einer Quelle führte, die aus einem ſchwarzen Felſen hervor floß. „Von dieſer Quelle trinke,“ ſagte jezt der Sohn des Geiſter-Königs zu ihm. Dieſes that er denn auch, und zur Stelle wurde er mit der Erlaubniß Gottes, des Erhabenen, wieder zum Manne. Da freute ſich der Prinz außerordentlich, dankte dem Ritter, warf ſich ihm zu Füßen, und küßte ſeine Hand. „O mein Herr,“ ſagte er dann zu ihm, „wie heißt dieſe Segensquelle?“ — „Sie heißt die Quelle der Frauen,“ erwiederte dieſer, „und jede Frau, die davon trinkt, wird zum Manne. Preiſe du Gott, und danke ihm, daß du von deinem Unglück befreit biſt.“

---

*) Der Geflügelte.

Neunhundert und acht und achtzigſte Nacht.

Nach einem innigen Dankgebete des Prinzen begaben ſie ſich auf den Rückweg. „Und wie viel glaubſt du, daß du nun von deiner Familie entfernt biſt? Zehn Jahre würde der ſchnellſte Reiter brauchen, um den Weg, den wir gemacht haben, zurückzulegen. Aber Gott iſt dir ſehr gnädig geweſen, und meiner Bekanntſchaft haſt du es zu danken, daß wir dieſe Zeit nicht brauchen.“ Sie ſetzten darauf ihren Weg immer weiter fort, und am Ende des Tages gelangten ſie an ein ſchönes grünes Land, welches dem Sohne des Königs der Geiſter gehörte. Hier brachten ſie abermals die Nacht mit Eſſen, Trinken, Scherz und Frohſinn zu. Am Morgen fragte ihn ſein Retter: „Willſt du heute ſchon wieder zu deiner Familie zurück?“ Da der Prinz erklärte, daß ihm dies viele Freude machen würde, ſo befahl jener einem Sklawen, den Prinzen auf ſeine Schultern zu nehmen, und ihn am Morgen in das Schloß ſeines Schwiegervaters und ſeiner Braut zu tragen. Als ungefähr der dritte Theil der Nacht verfloſſen war, kam der Sklawe, um den erhaltenen Befehl auszuführen. Der Prinz näherte ſich nun ſeinem Vetter, umarmte ihn, und dankte ihm nochmals; der Sklawe aber trat näher, und ſagte ihm, er möge ſich die Augen verbinden, damit ihn nicht Furcht anwandle, herabzufallen.

„Steige dann auf meinen Nacken, fügte der Sklave hinzu, und fürchte übrigens nichts." Der Prinz that es, nachdem er ſich die Augen verbunden hatte. Sie entfernten ſich nun, und als der Geiſt ihm ſagte, er möge ſeine Binde wieder abnehmen, befand er ſich auf dem Dache des Schloſſes ſeines Schwiegervaters. In demſelben Augenblicke verließ ihn auch ſein Träger. Als der Prinz ſich erholt hatte, brach eben der Morgen an, und er ſtieg hinab ins Schloß. So wie der König, ſein Schwiegervater, ihn ſahe und erkannte, umarmte er ihn, freute ſich über ſeine Ankunft, ſagte aber auch: „Gewöhnlich kommen ſonſt die Leute auf der Erde; du aber ſcheinſt vom Himmel gekommen zu ſein. Das nimmt mich großes Wunder." — „Ja, wohl," entgegnete der Prinz, „was mir begegnet iſt, iſt auch wunderbar. Und hierauf erzählte er alles, was ihm widerfahren war. Darüber war der König ſehr erſtaunt, und pries Gott wegen ſeiner wunderbaren Rettung; zugleich befahl er, die Feſtlichkeit der Hochzeit zu beſchleunigen, welche ſofort mit aller Pracht vollzogen wurde. Einen Monat hielt ſich der Prinz bei ſeinem Schwiegervater auf; ſodann begab er ſich mit ſeiner Frau in die Reſidenz ſeines Vaters. Der Vetter der Fürſtin war vor Gram und Eiferſucht außer ſich. Der Vater aber kam ſeinem Sohne entgegen, und die größten Feſtlichkeiten wurden deshalb angeordnet.

„Du ſiehſt alſo," — „wie ſehr du gegen deine Weſire und deinen Sohn auf der Hut ſein mußt." Hierauf beſchloß der König, ſeinen Sohn tödten zu laſſen.

Neunhundert und neun und achtzigſte Nacht.

Am folgenden Tage trat der vierte Weſir herein, und bat um das Leben des Prinzen; und um ſeine Bitte zu bekräftigen, erzählte er folgende Geſchichte.

Geſchichte

von dem jungen Manne und einer Frau.

Ein junger Mann ſah eine Frau von außerordentlicher Schönheit. Da er indeß bemerkte, daß die Frau nichts von ihm hören wollte, ſo wandte er ſich an eine alte Frau, welcher er alles entdeckte, und die ihm ſogleich verſprach, ſeinen Wünſchen behülflich zu ſein. Eines Tages verreiſte der Mann dieſer ſchönen Frau, und dieſen Zeitpunkt benutzte die Alte, um zu ihr zu gehen, und mit ihr Bekanntſchaft anzuknüpfen. Sie hatte eine Hündin an ſich gewöhnt, und zwar dadurch, daß ſie ihr oft etwas zu freſſen gab. Dieſe Hündin nahm ſie jedesmal mit ſich zu der ſchönen Frau. Eines Tages aber hatte dieſe Alte einen Teig bereitet, worein ſie Fett und ſehr viel Pfeffer gethan hatte, und gab dieſen der Hündin zu freſſen. Hierauf ging ſie zu der jungen Frau, wohin ihr die Hündin, wie gewöhnlich, folgte. Da nun aber der viele Pfeffer ſeine

Wirkung that, und ihr die Augen von Thränen überliefen, ſo fragte ſie die Alte: woher es käme, daß die Hündin ihr immer nachliefe, und daß ſie immer weinte. „Ach,“ ſagte die Alte, "es hat ſich mit jener Hündin etwas ſehr ſonderbares zugetragen. Sie war nämlich einſt eine ſehr ſchöne Frau, und ein Chriſt wurde in ſie verliebt, und hielt um ſie an. Sie verweigerte ihm aber ihre Hand, nnd da er alle Hoffnung verlor, ſie zu beſitzen, verwandelte er ſie, wie du ſiehſt, in eine Hündin. Sie war meine vertraute Freundin, daher liebe und pflege ich ſie jezt, und ſie kann mich nicht ſehen, ohne zu weinen, wodurch ſie mir gleichſam ihren Zuſtand klagt." — „Ach," ſagte die junge Frau, "liebe Alte, ich kenne auch einen jungen Mann, der mich liebt; ich habe ihn aber nie anhören wollen; nun aber machſt du mir vor ihm Furcht, daß er mich auch wohl bezaubern könnte." — „Da haſt du ganz Recht,“ erwiederte die Alte, „es iſt ſehr möglich, daß er es thun könnte; ich rathe dir es als Freundin, wenn dich jemand um deine Liebe bittet, ſie ihm nicht abzuſchlagen. Kennſt du nicht das Sprüchwort: Der Vernünftige nimmt ein Beiſpiel an andern?" — „Wohl,“ ſagte die junge Frau, "ich werde jezt gleich Speiſe und Trank zurecht machen, und dich bitten, ihn zu holen.“ Da ſich aber die Alte ſtellte, als wenn ſie ihn nicht kenne, ſo mußte ſie ihr vorher genau ſeine Wohnung beſchreiben. Die Alte begab ſich nunmehr auf den Weg, und ſuchte den Mann auf; allein er war nirgends zu finden. „Was?“ ſagte die Alte bei ſich ſelbſt, „ich ſollte den heutigen Tag dieſes Eſſen, dieſes Trinken unbenutzt laſſen? Ich ſollte ihr niemanden bringen, daß er davon genieße? Nein, das ſoll nicht ſein.“ Sie begab ſich nunmehr auf den Markt, wo ſie einen Mann ſah, der von allen Leuten gegrüßt und mit Auszeichnung behandelt wurde. An dieſen wandte ſie ſich, und ſprach zu ihm: „Mein Herr, willſt du dieſen Abend bei einer ſchönen Frau zubringen, und von ihr köſtlich bewirthet werden?“ — „Und wo iſt dieſe?“ fragte er. — „Bei mir,“ erwiederte ſie. — „Nun wohl, ſo gehe voran, ich werde dir folgen,“ ſagte er darauf. Sie ging nun von einem Ort zum andern, er immer hinter ihr, bis ſie endlich in das Viertheil der Stadt kam, wo der Mann ſelber wohnte. Als ſie hier auch durch einige Straßen gegangen war, blieb ſie endlich an ſeiner eigenen Hausthür ſtehen. Hier ließ ihn die Alte an der Thüre warten, während er gar nicht wußte, was er ſich davon denken ſollte.

Unterdeß ſah die junge Frau, am Fenſter ſtehend, ihren Mann mit der Alten ankommen. „Leider,“ ſagte die Alte zu ihr, „habe ich den, den du wünſcheſt, nicht finden können; ich bringe dir aber einen andern, der weit ſchöner iſt.“ — „Wehe dir,“ erwiederte die junge Frau, „das iſt ja mein Mann, der eben von der Reiſe gekommen iſt." — "So?" ſagte die Alte, "nun wohl, das hat gar nichts zu ſagen; ſtelle du dich nur, als hätteſt du mich ausgeſchickt, um ihn auf die Probe zu ſtellen, ob er auch die Treue hält, die er dir geſchworen hat." Als nun der Mann eintrat, eilte ihm ſeine Frau mit einem Pantoffel entgegen, ſchlug ihn damit, und rief ihm zu: "Sehr ſchön, ſo hältſt du mir alſo deine Treue? So muß ichs anſtellen, um zu erfahren, wie du gegen mich geſinnt biſt? Du führſt ein ſchönes Leben, daß du dich ſo zu Frauen führen läſſeſt!" Sie fügte noch mehreres der Art hinzu, und hörte nicht auf, ihn zu ſchlagen, während er ſich entſchuldigte, und ihr ſchwur, daß er ſie nie hintergangen, und weit entfernt ſei, ihren Verdacht zu verdienen. Er that nun alles mögliche, um ſie zu beſänftigen, küßte ihre Hand, und brachte es endlich dahin, daß ſie wieder freundlich wurde.

Siehe alſo, o König, wie weit die Liſt der Weiber gehen kann."

Dieſe Erzählung bewog auch wirklich den König, den Tod ſeines Sohnes aufzuſchieben.

Als die fünfte Nacht anbrach, trat die Frau zum Könige herein, indem ſie in ihrer Hand einen Becher mit Gift trug. „O König," ſagte ſie zu ihm, "wenn du mir nicht gegen deinen Sohn Gerechtigkeit verſchaffſt, ſo trinke ich dieſes Gift, und dies Verbrechen wird dann an jenem Tage ſchwer auf dir laſten. Dein-

Weſire dichten mir Liſt und Kunſtgriffe an; aber es giebt auf der Welt nichts liſtigeres, als die Männer. Dies will ich dir durch folgende Geſchichte, von dem in das Bildniß eines Mädchens verliebten Juwelier, beweiſen. *)

Neunhundert und neunzigſte Nacht.

Als die Frau die Geſchichte des Juweliers vollendet hatte, ſprach ſie zum Könige: „Hier kannſt du, o König, alſo deutlich die Liſt der Männer ſehen. Du würdeſt daher ſehr Unrecht thun, wenn du ihnen trauen und ihren Worten glauben wollteſt.

Inzwiſchen war der fünfte Tag heran gekommen, und der fünfte Weſir nahte ſich dem Könige, warf ſich vor ihm auf die Erde und ſprach: "O König, ich

---

*) Dieſes iſt eben dieſelbe Geſchichte, welche in dem erſten Bande Seite 245 unter dem Titel: „Geſchichte Machmuds" erzählt wird, nur mit dem Unterſchiede, daß Machmud in der Tuneſiſchen Handſchrift nicht Maler, ſondern Juwelier iſt; und daß er ſich in Perſien befindet, nicht aber nach Perſien, ſondern nach Indien, und zwar nach der Stadt Sanhag reiſet. Dieſe Erzählung füllt in unſerer Tuneſiſchen Handſchrift die 990ſte und den Anfang der 991ſten Nacht aus.

beſchwöre dich, bei dem Todesurtheil gegen deinen Sohn, dich nicht zu übereilen, denn Eile könnte eine lebenslängliche Reue zur Folge haben. Es könnte dir gehen, wie einem Manne, deſſen Geſchichte ich dir erzählen werde.

Neunhundert und ein und neunzigſte Nacht.

Geſchichte

eines Mannes, der aus Reue ſein Leben lang nicht mehr gelacht hat.

Ein ſehr angeſehener und begüterter Mann hatte einen Sohn, den er ſehr zeitig verlaſſen mußte; denn ein ſchneller Tod nahm den Vater von der Welt. Er hinterließ ſeinem Sohne ſehr viele Reichthümer, welche dieſer aber, als er größer wurde, durch thörichte Ausgaben ſehr verminderte, indem er nicht das Glück genoſſen hatte, von ſeinem Vater hierüber beſondere Lehren empfangen zu können. Dieſe Verſchwendung ging ſo weit, daß er große Summen und Geſchenke von beträchtlichem Werth an ſeine Freunde austheilte, bis endlich das ganze Vermögen ſeines Vaters durchgebracht war. Dies brachte ihn indeß eben nicht auf den Weg der Beſſerung; vielmehr fing er nun an, ſeine Sklawinnen, ſo wie auch ſeine Aecker und Laudhäuſer zu verkaufen. Das dafür erhaltene Geld verſchwendete er dann eben ſo thöricht auf Spiel und alle Arten von Luſtbarkeiten. Endlich trieb er ſeine Thorheit ſo weit, daß er zulezt ſeine Kleider verkaufte. Als auch dieſes Mittel erſchöpft war, und er nichts mehr hatte, und vom Hunger gequält wurde, während auch ſeine Freunde ihm nicht mehr beiſtehen wollten, beſchloß er, ſich für Lohn auf Tagearbeit zu vermiethen. So ſchwer ihm dies auch anfangs wurde, ſo gelang es ihm doch, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Schon hatte er ein Jahr lang ſich auf dieſe Art erhalten, als er eines Tages, da er ſich wie gewöhnlich an einen Ort geſetzt hatte, um abzuwarten, ob ihn jemand miethen würde, von einem ſehr ehrwürdigen Greiſe angeſprochen wurde. Da der Alte ihn ſehr genau anſah, ſo fragte ihn der junge Mann: „Kennſt du mich denn?" „das wohl nicht," erwiederte der Alte, „aber ich bemerke an dir Spuren von Wohlſtand, die mich befremden." Worauf ihm jener antwortete: „Gewohnheit läßt ſich ſchwer vertilgen, aber ſage mir nur kurz, ob du mich brauchen kannſt?" — „Das könnte ich wohl," ſagte der Greis, „wiſſe aber, daß wir eine Geſellſchaft von zehn Greiſen ausmachen, die in einem Hauſe wohnen. Wir haben niemanden, der unſre Ausgaben beſorgte, und es wäre mir ſehr angenehm, wenn du die Verpflichtung über dich nehmen wollteſt, für unſre Kleidung, Speiſe und Trank zu ſorgen. Auf dieſe Art könnte dich Gott wieder in deinen vorigen Wohlſtand verſetzen.“ — „Das würde ich ſehr gern übernehmen,“ erwiederte er. — „Nun wohl,“ erwiederte der Greis; „doch habe ich noch folgende Bedingung, nämlich die, daß du das tiefſte Stillſchweigen über alles beobachteſt, was du bei uns ſehen wirſt, und daß du, wenn du uns weinen ſiehſt, nie um die Urſache unſrer Betrübniß fragſt.“ — „Dieſe Bedingung gehe ich ein, ehrwürdiger Vater.“ — „Nun gut,“ ſagte jener, „ſchicke dich in Gottes Namen an.“ Der junge Mann ſtand nun auf und folgte dem Greiſe. Dieſer führte ihn zuerſt in ein Bad, überreichte ihm dann ein ſehr ſchönes Gewand, und ſo bekleidet führte er ihn hierauf in ſein Haus, welches ein ſehr hohes und geräumiges Gebäude war, und Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten hatte. Nachdem er mit ihm durch mehrere Zimmer und Gemächer gegangen war, kamen ſie in einen großen Saal, deſſen Wände ganz mit farbigem Marmor ausgetäfelt waren. Die Decke war himmelblau gemalt und der Fußboden mit den koſtbarſten Teppichen belegt. In dieſem Saale ſaßen zehn Greiſe, einer dem andern gegenüber. Sie waren mit Trauerkleidern angethan, weinten, und kehrten ſich an nichts, was um ſie her vorging. Der junge Mann war darüber erſtaunt und eben im Begriff, ſeinen Gefährten darüber zu fragen, als er ſich noch zu rechter Zeit an die Bedingung erinnerte und ſeine Neugier bezähmte. Sie gingen hierauf in ein anderes Gemach, und hier. übergab ihm der Greis einen Kaſten, in welchem ſich dreißigtauſend Goldſtücke befanden und ſagte: „Mein Sohn, von dieſem Golde hier beſtreite unſre Ausgaben, bewahre aber wohl das Geheimniß, was ich dir anvertraut habe.“ Drei Jahre hatte der junge Mann ſein Amt treu verwaltet, als einer der Greiſe ſtarb. Seine Gefährten nahmen ihn, wuſchen ihn, wickelten ihn in ein Leichentuch und begruben ihn in einen Garten, der hinter dem Hauſe war. Nach Verlauf noch eines Jahres, in welchem der junge Mann ſeine Pflicht, wie gewöhnlich erfüllt hatte, ſtarb ein anderer Greis, den ſie eben ſo behandelten und neben den erſten begruben. Es hörte hierauf der Tod nicht auf, einen nach dem andern hinwegzuraffen, bis nur noch derjenige übrig war, der den jungen Mann gemiethet hatte. Mehrere Jahre blieben ſie nun in dieſem Hauſe allein wohnen, bis auch dieſer letzte Greis erkrankte. Darüber gerieth jener in die tiefſte Betrübniß, leiſtete ihm beſtändig Geſellſchaft und theilte ſeine Schmerzen und ſeine Leiden. Eines Tages, ſprach er zu dem Greiſe: „Mein Herr, zwölf Jahre habe ich euch bedient, nie habt ihr mich nachläßig gefunden, ſondern alle meine Sorgfalt habe ich euch gewidmet.“ — „Das iſt alles wahr,“ ſagte der Greis.

„Iſt dir irgend etwas bekannt," fragte ihn hierauf jener, „worüber du mir Vorwürfe machen könnteſt?" — „Nein." — „Nun wohl," fuhr jener fort, „ich kann alſo mit deſto mehr Zutrauen die Bitte an dich richten, mir die Urſache deines Weinens und der Betrübniß deiner andern Freunde zu ſagen." — „Mein Sohn, erwiederte jener," das brauchſt du nicht zu wiſſen. Verlange nicht von mir etwas, was ich nicht thun kann, denn ich habe ein Gelübde gethan, dieſes-niemandem zu ſagen, damit er nicht in dieſelbe Lage komme, in welche wir verſetzt worden ſind. Wenn du alſo von unſerm harten Schickſale befreit bleiben willſt, ſo hüte dich, jemals jene Thüre, (die er ihm mit der Hand zeigte,) zu öffnen. Kannſt du aber deiner Neugierde nicht widerſtehen und läſſeſt du dich durch deinen Vorwitz hinreißen, ſie zu öffnen, dann wirſt du zwar die Urſache unſers Betragens erfahren, aber du wirſt deinen Schritt tief und lebenslang bereuen." Die Krankheit des Greiſes nahm unterdeß täglich zu und endlich ſtarb er. Da wuſch ihn ſein Pfleger, beſorgte alles nöthige und begrub ihn neben ſeine Freunde.

Neunhundert und zwei und neunzigſte Nacht.

Er bewohnte nun ganz allein dieſes große Haus und war im Beſitz aller Reichthümer, die es enthielt.

Deſſen ungeachtet quälte ihn das Verbot, die Thüre zu öffnen, und er konnte nicht umhin, ſich derſelben zu nähern, um ſie zu beſehen. Er fand ſie ſehr klein, in einem dunkeln Winkel angebracht und ganz mit Spinnenweben überwebt, auch hatte ſie vier Schlöſſer. Da betrachtete er ſie noch einmal ganz genau, und wandte ſich dann ſchnell um, der Warnung des Greiſes gedenkend. Ein ganzes Jahr lang hatte er nun ſo, obgleich mit vieler Mühe, dem Drange, die Thür zu öffnen, widerſtanden. Endlich aber gewann ſeine Sehnſucht das Uebergewicht und er beſchloß, ſie zu öffnen, um doch, wie er meinte, zu ſehen, was ſie enthielte, und die Urſache zu ergründen, warum jene Greiſe ſo geweint und ihr übriges Leben der Trauer gewidmet hätten. Hätte er die Folgen vorausgeſehn, ſo würde er ſich wohl gehütet haben, dieſen Schritt zu thun, allein er faßte guten Muth und ſprach: „Was nicht ſein ſoll, das wird auch nicht geſchehen, und was beſtimmt iſt, dem kann man nicht entgehen.“ Hiermit ging er zur Thüre, ſchloß die Schlöſſer auf, öffnete und trat hinein. Er befand ſich hier in einem ſehr engen, langen Gange, der immer dunkler wurde und endlich gar kein Tageslicht mehr einließ.

Drei Stunden hatte er ſchon in dieſem finſtern Gange herumgetappt, als es anfing helle zu werden; und immer weiter vorſchreitend, kam er endlich heraus und befand ſich am Ufer eines großen Meeres. Darüber war er außerordentlich erſtaunt und ſuchte ſich zu recht zu finden; allein es war ihm nicht möglich. Alles blieb ihm fremd. Als er ſo rechts und links um ſich blickte, ſtürzte plötzlich ein großer Adler auf ihn herab, führte ihn durch die Lüfte und brachte ihn auf eine Inſel in dieſem Meere, dort ſetzte er ihn ruhig hin, und flog davon. Der Mann war darüber ganz beſtürzt und hatte ſich noch kaum von ſeinem Erſtaunen erholt, als er in weiter Ferne auf dem Meere ein Seegel erblickte. Auf dieſes richtete er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und hoffte von ihm ſeine Rettung. Auch nahte es ſich wirklich der Inſel und gelangte endlich ans Ufer derſelben. Es war ein großer Kahn von Ebenholz, mit Elfenbein ausgelegt und mit Gold verziert. Die Nägel waren vom glänzendſten Stahl. Das Schiff war voll ſchöner junger Mädchen, welche, ſo wie ſie ihn ſahen, ausſtiegen, und ſich ihm zu Füßen warfen, indem ſie ausriefen: „Du biſt der König, du biſt der Gatte! Dir bringen ſich die Herzen dar.“ Eine von ihnen, welche von ganz vorzüglicher Schönheit war und die Sonne am hellſten Himmel an Glanz überſtrahlte, trat hervor, in ihrer Hand ein ſeidnes Tuch haltend, in welches ein königliches Gewand und eine goldne Krone, mit koſtbaren Edelſteinen geziert, gewickelt war. Sie legte ihm dieſes Gewand an, und lud ihn ein, ſich auf das Schiff zu begeben. Zu gleicher Zeit nahten ſich auch die andern und trugen ihn gleichſam auf daſſelbe hin. Hier fand er alles in der größten Pracht, und die ſchönſten Teppiche waren zu ſeinem Dienſt ausgebreitet. Nunmehr lichteten ſie ſchnell die Anker, das Schiff eilte davon und er dünkte ſich noch immer wie im Traume. Als ſie an das Ufer, wohin ſie ſegelten, gelangt waren, ſahe er es voll bewaffneter und gepanzerter Krieger, die in der ſchönſten Haltung da ſtanden. Sobald das Schiff geankert hatte, wurden ihm fünf der ſchönſten Roſſe, deren Sättel mit koſtbaren Perlen und Edelſteinen beſetzt waren, vorgeführt. Aus dieſen wählte er ſich eines und beſtieg es ſogleich. In demſelben Augenblick ließ man die Fahnen und Standarten wehen, man ſchwenkte ſie über ſeinem Haupte und zugleich wurden die Pauken geſchlagen. Das Kriegsheer theilte ſich in einen rechten und in einen linken Flügel, und dieſe ſchwenkten ſich ſo, daß er gerade in die Mitte kam. Dies alles vermehrte ſeine Beſtürzung, und er konnte noch immer nicht glauben, daß er wirklich wachte. Unterdeſſen ritt er, von dieſen Truppen umgeben, immer vorwärts, bis er auf einer ſchönen Ebene anlangte, die dem ſchönſten Garten glich. Bildſäulen wechſelten mit den ſchönſten Bäumen ab, und ſtrömende Bäche bahnten ſich Wege durch die mannigfaltigſten Blumen. Hier näherte ſich plötzlich ein zweites Kriegsheer, das zwiſchen den Bäumen und Strömen durchdrang. So wie daſſelbe näher gekommen war, machten ſie Halt und nun trat der König dieſer Inſel, welcher ganz verſchleiert war, mit einigen ſeiner Hofbeamten hervor und näherte ſich dem jungen Manne, welcher aus Ehrfurcht ſogleich vom Pferde ſtieg. Der König that indeſſen desgleichen, und nun begrüßten ſie ſich gegenſeitig auf das höflichſte. Der König ſagte zu ihm hierauf: „Du biſt mein Gaſt, komm und begleite mich.“ Sie beſtiegen drauf ihre Roſſe und ritten ſo freundſchaftlich und nahe beiſammen, daß der Steigbügel des einen den des andern berührte. Unter ſtetem Geſpräch und in Begleitung der Truppen gelangten ſie endlich an das Schloß, wo ſie abſtiegen und wo der König dem jungen Manne die Hand reichte und ihn einführte. Sie begaben ſich da in einen prächtigen gewölbten Saal, in welchem der Thron des Reichs ſtand, und welchen ſie beide beſtiegen. Als ſie ſich geſetzt hatten, entſchleierte ſich der König und nun ſah er, daß es ein ſchönes Mädchen, gleich einer ſtrahlenden Sonne, war. Erſtaunt über ihre Reize und über alle die Wunder, die er bis jetzt geſehen hatte, vermochte er kein Wort zu ſprechen. Sie indeß ſagte zu ihm: „Wiſſe, daß ich die Königin dieſes Landes bin. Die Truppen, die du um dich ſiehſt, ſind alles Frauen, und ich bin ihre Gebieterin. Die Männer bei uns beſchäftigen ſich im Innern des Landes mit Ackerbau und mit andern friedlichen Handthierungen.

Die Weiber dagegen bilden bei uns die Kriegsheere, und ſind zugleich auch die Schriftgelehrten, die Weiſen und Richter. Darüber war er denn außerordentlich erſtaunt.

Nach einiger Zeit näherte ſich eine alte Frau, die ihm als Großweſir vorgeführt wurde. Dieſer befahl die Königin, den Richter und die Zeugen vorzuführen, und während dieſe ihren Auftrag ausrichtete, unterhielt ſich die Königin mit dem Fremden auf eine ſo gefällige, angenehme und zärtliche Art, daß alle ſeine Beſorgniſſe verſchwanden. „Willſt du,“ fragte ſie ihn endlich, „mein Gatte werden?“ Auf dieſe Frage wollte er ſich ihr zu Füßen werfen; ſie aber hielt ihn davon ab und ſprach: „Betrachte mich als eine der geringſten Sklawinnen, die dir gehorchen, denn alles, was du um dich ſiehſt, von Menſchen und Ländereien, iſt nunmehr dein Eigenthum, und du kannſt darüber ſchalten, wie dir beliebt. Nur jenem verſchloſſenen Hauſe, (welches ſie ihm zeigte,) nahe dich niemals. Hüte dich, daß dies nie geſchehe! denn ſollteſt du mir hierin ungehorſam ſein, ſo wirſt du es lebenslänglich bereuen.“

Neunhundert und drei und neunzigſte Nacht.

Kaum hatte ſie ausgeredet, als der weibliche Weſir mit dem Kadi und den Zeugen ankam, nebſt einer großen Anzahl ehrwürdiger Frauen, deren Haare lang herunterhingen, die aber übrigens ſehr anſtändig gekleidet waren. Sie befahl derſelben, den Heirathskontrakt aufzuſetzen und als dies geſchehen war, begann ein großes, prächtiges Feſt.

Von nun an lebte der junge Mann mit ihr als Gatte ſehr glücklich. Sieben Jahre hatte er bereits als Herrſcher dieſer Inſeln und als Gatte der liebenswürdigſten aller Frauen, zugebracht, nicht ohne bisweilen den innern Drang zu fühlen, ſich von den Geheimniſſen, die über dieſem Hauſe ſchwebten, zu unterrichten, als er einſt die Abweſenheit der Königin benutzte, und in der Hoffnung, es würde ihr verborgen bleiben, ſich der verbotenen Thüre näherte und ſie öffnete. Aber in demſelben Augenblicke ſtürzte ſich aus der ſo eben geöffneten Thüre derſelbe Vogel heraus, der ihn auf die Inſel gebracht hatte, nahm ihn mit ſich fort und ſetzte ihn auf dieſelbe Inſel, von der er ihn geraubt hatte, wieder nieder. Hier verließ er ihn, und der Unglückliche ſah ſich zu ſeinem Erſtaunen am Eingange derſelben Höhle, durch die er gekommen war. Durch dieſe begab er ſich nun wieder zurück in ſein voriges Haus, und dachte hier an ſeine verlorne Glückſeligkeit und Ruhe mit Bedauern zurück. Noch immer konnte er die ſüße Hoffnung nicht aufgeben, einſt mit ſeiner Gattin wieder vereinigt zu werden, allein dieſe Hoffnung wurde ihm nach einigen Monaten völlig geraubt, da er eine Stimme vernahm, die ihm deutlich zurief:

„Das verlorne und verſcherzte Glück
Kehrt im Leben nicht zurück.“

Hier begann zugleich ein Trauern und Wehklagen, welches ihm deutlich anzeigte, daß die Greiſe ein gleiches Schickſal mit ihm, und dieſelbe Urſache zum Weinen und Wehklagen gehabt haben mußten. Nun zog er Trauerkleider an, bewohnte das Gemach des lezten Greiſes, widmete ſich vierzig Jahre der Reue, enthielt ſich aller guten Speiſen und Getränke und nie lachte er mehr bis zum lezten Hauche ſeines Lebens.

„Du ſiehſt alſo, o König!“ fuhr nun der Weſir fort, „daß eine übereilte That nie lobenswürdig iſt, ſondern ſtets Reue nach ſich zieht. Daher hüte dich, deinen Sohn zu tödten und nimm dieſes gütig als eine Warnung auf.“ Der König beſchloß auch wirklich, die Hinrichtung ſeines Sohnes bis auf den andern Tag zu verſchieben.

Beim Anbruch der ſechsten Nacht aber trat die Frau zum Könige herein, warf ſich ihm zu Füßen und hatte einen Dolch in der Hand. „O Fürſt!“ rief ſie aus, „wenn du mir nicht Gerechtigkeit verſchaffſt gegen die Beleidigungen deines Sohnes, ſo ſchwöre ich bei deinem Haupte, daß ich mich mit dieſem Dolche umbringen werde. Deine Miniſter ſprechen dir immer von der Liſt der Weiber vor, aber ich verſichre dich, die Männer ſind liſtiger als die Frauen, und was unter andern dem Sohne des Königs und der Kaufmanns-Frau begegnet iſt, ſoll dir dies beweiſen." — „Was iſt das für eine Geſchichte?" fragte ſie der König hierauf, und ſie hub nun folgendermaßen an.

Geſchichte.

von dem Sohne des Königs und der Kaufmanns-Frau.

Ein Kaufmann hatte eine ſehr ſchöne Frau, war aber dabei außerordentlich eiferſüchtig. Aus Furcht, ſie möchte irgend jemandem gefallen, ließ er ſie nicht in der Stadt wohnen, ſondern gab ihr ein einzeln liegendes Schloß ein, welches er außerhalb der Stadt beſaß, und welches, da es ganz vom Wege abgelegen war, von niemandem beſucht wurde. Er nahm übrigens noch andre Vorſichtsmaaßregeln, indem er eine hohe Mauer um daſſelbe ziehen und die Pforten mit feſten Schlöſſern verſehen ließ. So oft er ſich nun in die Stadt begab, verſchloß er alles genau und nahm die Schlüſſel mit ſich.

Eines Tages ging der Sohn des Königs aus, um ſich außerhalb der Stadt zu zerſtreuen. Die um das Schloß neu aufgeführte Mauer erregte ſeine Aufmerkſamkeit und er begab ſich nahe heran, um es zu betrachten. Da wurde er denn die Frau des Kaufmanns an einem Fenſter gewahr und ihre Schönheit betäubte ihn ganz. Er verſuchte mit ihr zu ſprechen, allein die weite Entfernung machte es unmöglich, er ſuchte ins Schloß zu kommen, allein auch dies gelang ihm nicht. Da rief er ſeinen Diener, der mit ihm war und befahl ihm ſein Schreibzeug zu geben. Dieſer überreichte es ihm und er ſchrieb nun einen Brief, den er an einen Pfeil befeſtigte und ſo in das Schloß abſchoß. Die Frau ſuchte ſogleich den Pfeil auf und fand das daran befeſtigte Briefchen. Sie las es und ſah darin, daß er von ihrer Schönheit gerührt war und die größte Sehnſucht fühlte, ſie kennen zu lernen. Sie ſäumte nun nicht, dieſen Brief zu beantworten, ſie ſchrieb ihm: daß ſie nicht minder wünſche, ihn kennen zu lernen, und daß ſie ſeine Sehnſucht theile. Dieſen Brief warf ſie ihm ſodann, mit einem Steine beſchwert, über die Mauer. Als der Prinz dieſen Brief geleſen und daraus erſehen hatte, daß er geliebt werde, befeſtigte er den Schlüſſel eines Kaſtens an einen andern Pfeil, ſchoß ihn in das Schloß ab und ging dann nach einem freundlichen Abſchiedsgruß wieder von dannen. Die Frau ging ſofort wieder nach dem Pfeile hin, fand aber diesmal blos einen Schlüſſel daran befeſtigt, den ſie gleichwohl aufhob, mit ſich nahm und aufbewahrte.

Der Prinz wandte ſich daheim an einen der Weſire ſeines Vaters, erzählte ihm aufrichtig, was ihm begegnet war, daß er dieſe Frau ſehr liebe und von ihr wieder geliebt werde, daß es ihm aber nicht möglich wäre, zu ihr ins Schloß zu gelangen. „Was kann ich da für dich thun?“ fragte hierauf der Weſir. — „Ich bitte dich,“ erwiederte der Prinz, „du mögteſt mich in einen großen Kaſten thun, ihn mit dieſem Schloß, (das er ihm zugleich überreichte,) verſchließen, und ihn dem Kaufmann auf ſein Schloß in Verwahrung geben, unter dem Vorwande, er enthalte Schätze und Koſtbarkeiten, die du in Sicherheit bringen wolleſt.“ Der Weſir verſprach es ihm und der Prinz ſchickte ihm nun den Kaſten, ſtieg zugleich in denſelben hinein und der Weſir verſchloß ihn ſodann mit dem Schloſſe, deſſen Schlüſſel der Prinz der Frau zugeſchoſſen hatte. Er wurde nunmehr auf ein Kameel geladen und in Begleitung des Weſirs nach dem Schloſſe des Kaufmanns gebracht. Dieſer, über einen ſo hohen Beſuch erſtaunt und erfreut, eilte dem Weſir entgegen, verſicherte ihn, daß es ein Tag des Glücks für ihn ſei, ihn bei ſich zu ſehn und erkundigte ſich nach der Urſache ſeines Beſuches. Der Weſir antwortete, daß er ihm hiermit einen Kaſten in Verwahrung geben wolle und er bäte ihn, dieſen ſo lange bei ſich zu behalten bis er ihn ſelbſt abholen würde. Der Kaufmann willigte gern ein und nahm den Kaſten auf ſein Schloß. Der Weſir entfernte ſich hierauf und der Kaufmann, der ebenfalls in der Stadt Geſchäfte hatte, verließ das Schloß, nachdem er es wohl verſchloſſen hatte. Nun ging die Frau zu dem Kaſten, öffnete ihn mit dem Schlüſſel, den ſie bei ſich hatte, und der Prinz ſtieg heraus. Sie legte nun ſogleich ihre koſtbarſten Kleider an und leiſtete ihm Geſellſchaft; ſo oft ſie indeß die Ankunft ihres Mannes wahrnahm, verbarg ſie ihn jedesmal wieder in den Kaſten. Eines Tages verlangte der König ſeinen Sohn zu ſehen. Da begab ſich der Weſir eiligſt zum Kaufmann, der ſich in der Stadt befand und verlangte von ihm ſeinen Kaſten. Sie gingen beide ſofort auf das Schloß, da es aber zur ungewöhnlichen Zeit und der Kaufmann ſehr eilig war, hatte die Frau kaum Zeit, den Prinzen in den Kaſten zu bringen. Nur zur Noth konnte ſie das Schloß vorlegen, als ihr Mann auch ſchon eintrat. Eben wollte er den Kaſten fortſchieben, als der Deckel aufſprang und er zu ſeinem größten Erſtaunen den Sohn des Königs darin liegend erblickte. Er hieß dieſen nun ſogleich aufſtehen, führte ihn zu dem Weſir und überzeugte ſich zu ſeiner tiefen Betrübniß, daß er überliſtet worden war, und daß alle ſeine Vorſicht ihm nichts genützt hatte. Darauf verſtieß er ſofort ſeine Frau und beſchloß, ſich nie wieder zu verheirathen.

„Hier ſiehſt du alſo, o König!“ ſetzte die Frau hinzu, „wie liſtig die Männer ſind, wenn es darauf ankommt, etwas durchzuſetzen. Derſelbe Fall iſt es nun auch mit deinem Sohne, daher bitte ich dich, verſchaffe mir Gerechtigkeit gegen ihn.“ Da der König die Frau nun ſehr liebte, ſo befahl er auch ſogleich, daß ſein Sohn getödtet werden ſolle.

Als indeß der ſechste Tag angebrochen war und der ſechste Weſir dieſen Befehl vernommen hatte, begab er ſich zum Könige, warf ſich ihm zu Füßen und ſprach: „O Herr! ich bitte um Aufſchub für deinen Sohn, denn der Trug gleicht dem Rauche, er kann wohl auf einen Augenblick die Wahrheit verdunkeln, dieſe indeß ſteht unveränderlich feſt und ihr Licht dringt früh oder ſpät durch den Dunſt der Lüge. Weißt du nicht, daß ſogar in dem heiligen Buche des erhabenen Gottes geſchrieben ſteht, daß die Liſt der Weiber groß iſt? Ich kann es dir beweiſen, und zwar durch folgende

Geſchichte

des Mannes, der da wünſchte die Nacht Al Kader °) kennen zu lernen. *)

---

*) Da der Anſtand nicht erlaubt, dieſe Geſchichte hier mitzutheilen, ſo laſſen wir ſie in unſrer Ueberſetzung aus.

„Du ſiehſt alſo,“ fuhr der Weſir fort, „wie thöricht man thut, ſich nach den Wünſchen der Weiber zu richten. Hüte dich alſo, deinen einzigen Sohn, der dein Andenken nach dir erhalten wird, hinrichten zu laſſen.“ Dieſe Betrachtung bewog den König, den Tod ſeines Sohnes abermals aufzuſchieben.

Neunhundert und vier und neunzigſte Nacht.

Bei Anfang der ſiebenten Nacht trat die Frau wieder zum Könige herein. Sie hatte ein großes Feuer anzünden laſſen und wollte ſich hineinſtürzen, man hatte ſie indeß davon abgehalten und ſie zum Könige gebracht. Dieſen redete ſie in ihrer Verzweiflung mit folgenden Worten an: „O König! wenn du mir nicht Gerechtigkeit gegen deinen Sohn verſchaffſt, ſo ſtürze ich mich in jenes Feuer und werde dich einſt an jenem Tage des Gerichts dafür anklagen. Ich bin des Lebens überdrüßig und habe bereits mein Teſtament gemacht und alle meine Angelegenheiten beſorgt. Du aber wirſt es einſt eben ſo bereuen, wie einſt ein König die Verurtheilung einer frommen Frau bereute.“ — „Und wie war das?“ fragte ſie der König. Da erzählte ſie ihm folgende Geſchichte.

Geſchichte der frommen Frau.

Eine fromme, gottergebne Frau lebte an dem Hofe eines Königs. Sie ſtand bei ihm in ſolcher Achtung, daß ſein ganzes Haus glaubte, ſie bringe Seegen in ſeine Familie. Eines Tages ſaß ſie neben der Königin und dieſe gab ihr da eine ſehr koſtbare Juwelenſchnur, tauſend Goldſtücke an Werth, zum aufbewahren. „Nimm dieſes,“ ſagte ſie zugleich zu ihr, „bis ich aus dem Bade zurückkomme.“ Die fromme Frau legte das Halsband auf ihr Betpult und verrichtete ſodann einige Geſchäfte. Während dieſer Zeit aber kam eine Elſter, trug dieſe Schnur in ihrem Schnabel fort, und verbarg ſie in irgend einem Winkel des Schloſſes. Als die Königin aus dem Bade zurückkam, verlangte ſie die Schnur von der Frau zurück, welche dieſelbe aber nirgends fand. Da die Königin nochmals das anvertraute Kleinod von ihr forderte, erwiederte ſie: „O Königin! als ich es von dir in Empfang nahm, legte ich es in meinen Betſtuhl, in welchem ich betete, dann verrichtete ich noch einige Geſchäfte, bis du vom Bade zurückkamſt, und nun finde ich es nicht mehr. Vielleicht hat jemand von der Dienerſchaft mich unachtſam gefunden und es indeſſen geraubt.“ Der König, der ein ſehr grauſamer Mann war, ſetzte, als er dies hörte, alle Hochachtung, die er bisher für ſie gehabt hatte, bei Seite, ließ ſeinem Zorn und Argwohn freien Lauf und befahl, da ſie nicht geſtehn wollte, ſie auf die Folter zu legen. Hier erduldete ſie die größten Qualen und Martern, ohne jedoch ihre Ausſage zu ändern. Sie wurde darauf in ein Gefängniß gebracht und an Händen und Füßen gefeſſelt. Eines Tages ſaß der König und ſeine Gemahlin in einem Gartenhauſe, dem Schloſſe gegenüber, und ſah dieſen Vogel, wie er aus einem Fenſter des Schloſſes herausflog und in ſeinem Schnabel etwas hielt, das er an einen nicht ſehr entfernten Ort hintrug. Sogleich befahl er einigen Sklaven, dem Vogel nachzulaufen, um zu ſehen, was er wegtrüge. Dieſe nahmen es ihm auch bald ab, und die Königin erkannte, daß es die vermißte Schnur ſei. Nun ſah der König die Unſchuld der frommen Frau ein und bereute die grauſome Ungerechtigkeit, womit er ſie behandelt hatte. Mit Reichthümern wollte er ſie jetzt überhäufen, mit Thränen bat er es ihr ab, aber das Geſchehene konnte er dadurch nicht ungeſchehen machen. Sie weigerte ſich, irgend etwas von ihm anzunehmen, verließ ſeinen Hof und widmete ſich ganz dem Dienſte Gottes und den Handlungen der Frömmigkeit.

„Doch es fällt mir noch eine andre Geſchichte ein,“ fügte die Frau hinzu, „die dir die Liſt der Männer deutlich zeigen wird.

Geſchichte

des Königsſohnes und der Tochter eines andern Königs.

Einſt lebte, wie man erzählt, eine Prinzeſſin von ſo außerordentlicher Schönheit, die ſo gut zu reiten und die Waffen zu handhaben verſtand, daß ſie von keinem ihrer Zeitgenoſſen übertroffen wurde. Viele Prinzen hatten ſchon um ſie angehalten, aber ſie hatte keinem irgend eine Antwort gegeben, bevor er nicht mit ihr ſich in einen Zweikampf eingelaſſen hatte. Sie hatte nämlich beſtimmt erklärt: „Nur derjenige ſoll mein Gatte werden, der mich auf dem Kampfplatze bezwingt. Beſiege ich ihn aber, ſo nehme ich ſein Pferd, ſeine Waffen und ſeine Kleider und präge meinen Namen auf ſeine Stirn ein." Dies hielt nun zwar die Söhne mehrerer Könige nicht ab, ſich von den entfernteſten Gegenden her zu ihr zu begeben, allein ſie hatte ſie alle beſiegt, ihre Waffen als Siegeszeichen behalten und ſie auf der Stirn bezeichnet.

Unter andern hatte auch der Sohn eines perſiſchen Königs, mit Namen Bachram ben Tagi, ebenfalls von ihr gehört. Auch dieſer entſchloß ſich, die weite Reiſe zu ihr hinzumachen und nahm unermeßliche Reichthümer mit ſich. Als er in die Stadt kam, wo der Vater der Prinzeſſin wohnte, legte er ſeine Schätze an einem ſichern Orte nieder und richtete es ſo ein, daß man nichts von dieſen Reichthümern vermuthen konnte. Den nächſten Tag darauf begab er ſich dann mit ſehr anſehnlichen Geſchenken zum Könige. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf und verſicherte ihn, daß es ihm ſehr angenehm ſein würde, alle ſeine Wünſche zu befriedigen. Als ihm indeß der Prinz eröffnete, daß er blos in der Abſicht gekommen ſei, um ſeine Tochter anzuhalten, da erwiederte er: „Das, was du begehrſt, hängt nicht von mir ab. Ich habe ihr verſprochen, daß ich ſie ganz Herrin über ihre Wahl laſſen will und ſie hat ſich durch einen Schwur verpflichtet, nur den zu heirathen, der ſie im Zweikampfe überwinden würde." Der Prinz empfahl ſich hierauf und bereitete ſich zum Kampfe mit der ſchönen Prinzeſſin vor. Er ließ ſie ſodann um die Erlaubniß erſuchen, mit ihr kämpfen zu dürfen und bat ſich zugleich die Stunde aus, in der es ihr gefällig ſein würde. Sie willigte ein, zeigte ihm die Stunde an, und das Gerücht von dieſem Kampf verbreitete ſich in der ganzen Stadt und zur feſtgeſetzten Zeit verſammelte ſich eine große Menge Neugieriger auf dem Kampfplatz. Die Prinzeſſin erſchien völlig bewaffnet, gegürtet und mit einem dichten Schleier verhüllt, aber auch der perſiſche Prinz trat in völliger Rüſtung, höchſt geſchmackvoll angethan, herein. Sie begrüßten ſich auf kriegeriſche Art und begannen den Kampf. Er wurde ſehr langwierig und hartnäckig. Beides, Kraft und Liſt wurden dabei angewandt, und die Prinzeſſin ſah wohl, daß ſie es mit einem der Tapferſten unter den Tapfern zu thun hatte, denn nie hatte ſie einen ſolchen Widerſtand von einem andern erfahren. Auch war er wirklich geübter als ſie und ſie fürchtete mit Recht, daß beim letzten Gange, wenn ſeine Hitze aufs äußerſte geſtiegen ſein würde, er ſie überwältigen würde. Sie nahm daher zu ihrer letzten Liſt ihre Zuflucht und entſchleierte ſich. Als der Prinz ihr ſchönes Angeſicht erblickte, wurde er von ihrem Reiz höchſt bezaubert, er war nun ſeiner Kräfte nicht mehr mächtig und verlor den Muth, eine ſolche Gegnerin zu bekämpfen. Als ſie den Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte, wahrnahm, benutzte ſie dieſen Augenblick, fiel ihn unvermuthet an, hob ihn mit ihrer Lanze aus dem Sattel und bemächtigte ſich ſeiner mit Blitzesſchnelle. Er indeß betrachtete ſie noch immer und gewahrte kaum, was mit ihm vorging. Sie aber nahm ſein Roß, ſeine Waffen, ſeine Kleider, zeichnete ihn auf die Stirn und ließ ihn gehen. Nun kam er wieder zu ſich ſelbſt und ſah jezt erſt die Größe ſeines Verluſtes. Vor Gram und Kummer konnte er von nun an weder eſſen noch trinken, denn zu ſeinem Unglück hatte die Liebe zu dieſer Prinzeſſin ſich ſeines Herzens gänzlich bemächtigt. Er entließ nun ſeine ganze Dienerſchaft und ſchrieb ſeinem Vater, daß er ſich feſt vorgenommen habe, nicht eher zurückzukehren, bis er ſeine Sache durchgeſetzt haben würde. Wofern er das nicht könne, ſo wolle er ſterben. Dieſe Nachricht betrübte ſeinen Vater außerordentlich und er war ſchon Willens, ihn zu unterſtützen und ihm mit Truppen zu Hülfe zu kommen, allein ſeine Räthe widerriethen ihm dies und er überließ daher Gott die Angelegenheiten ſeines Sohnes. Dieſer aber erſann eine Liſt. Er verkleidete ſich nämlich, legte ſich den Bart eines Greiſes an und begab ſich zum Gärtner der Königin, unter dem Vorwande, daß er die Gärtnerei ſehr gut verſtehe. Von dem Gärtner erfuhr er nun, daß die Prinzeſſin alle Abende in den Garten komme, um ſich zu erfriſchen.

Neunhundert und fünf und neunzigſte Nacht.

Der Prinz pries ihm nun um ſo mehr ſeine Geſchicklichkeit im Umpflanzen der Bäume, im Pfropfen, im Senken der Weinſtöcke und dem Pflegen der Pflanzen und Blumen, und ſagte ihm zugleich, er verſtehe ſehr vortheilhafte Waſſermaſchinen zu bauen. Dieſes freute den Gärtner ſo, daß er ihm ſogleich die Sorgſalt für den Garten übertrug und allen ſeinen Gehülfen befahl, ſeine Anordnungen auszuführen. Der Prinz, der einen ſehr durchdringenden Verſtand hatte, ſah gleich beim erſten Anblick, daß dieſer Garten vieler Verſchönerungen fähig ſei. Er entwarf ſogleich einen Plan, an deſſen Ausführung ſofort gearbeitet wurde, und in wenigen Tagen konnte man ſchon ſehen, daß dieſer Garten der ſchönſte werden würde, den man je in dieſen Gegenden geſehn hatte. Nach einigen Wochen kamen eine Menge Sklawen in den Garten, welche Teppiche und eine Menge von Geſchirren hervorbrachten. Als er nun nach der Urſache dieſer Vorkehrungen fragte, ſagte man ihm, daß die Prinzeſſin den Garten beſehen wollte, um ſich zu zerſtreuen. Auf dieſe Nachricht ging der Prinz ſchnell zu dem Orte, wo er ſeine Koſtbarkeiten aufbewahrt hatte, nahm einiges davon an ſich, und kehrte dann in den Garten zurück. Hier ſetzte er ſich und that, als wenn er vor Alter und Schwäche zitterte. Nach einer Weile traten Sklawinnen und Dienerinnen in den Garten, und in ihrer Mitte die Prinzeſſin, wie der Mond unter den Sternen. Sie fingen ſogleich an, den Garten in allen Richtungen zu durchgehen, und bewunderten die ſchönen Anlagen deſſelben. Endlich kamen ſie auch zu dem als Greis verkleideten Prinzen, der eine Menge von Koſtbarkeiten neben ſich liegen hatte. Erſtaunt über dieſen Anblick, fragten ſie ihn, was er mit dieſem Schmuck machen wolle? — "Ich will eine unter euch heirathen," ſagte er, "und es ihr zum Brautſchmuck geben.“ Da lachten ſie über ihn und ſcherzten, er aber ſprach: "Meine Heirath beſteht bloß aus einem Kuß, und dann verſtoße ich meine Frau wieder.“ Da ſprach die Prinzeſſin, die den Scherz ſehr liebte, zu ihm, indem ſie auf ein ſehr ſchönes Mädchen zeigte. "Dieſe da gebe ich dir zur Frau.“ Da ſtand er auf, indem er ſich gleich einem ſchwachen Manne, auf ſeinen Stab ſtützte, küßte ſie zitternd, gleich einem hinfälligen Greiſe, und gab ihr den Schmuck. Dieſe freute ſich außerordentlich darüber, und alle verließen ihn hierauf ſchäkernd und lachend. Am andern Tage kam die Prinzeſſin wiederum mit ihrer Dienerſchaft in den Garten; ſie trafen den Prinzen, wie den Tag vorher, als Greis angethan, und bei noch mehreren Koſtbarkeiten, als den Tag vorher, da ſitzend. "Was willſt du denn mit dieſen Koſtbarkeiten machen?“ fragte ſie ihn wieder. Hierauf führte ihm die Prinzeſſin ein andres Mädchen zu, und ſprach: "Mit dieſer vermähle ich dich heute.“ Er ſtand ſofort auf, küßte ſie, und überreichte ihr den Schmuck. Sie nahm ihn in Empfang, und freudig und lachend verließen ſie abermals den Greis. Daſſelbe geſchah auch den dritten und vierten Tag. Als aber die Prinzeſſin dieſe Koſtbarkeiten in den Händen ihrer Sklawinnen ſah, und zugleich erwog, daß der Werth derſelben ſo bedeutend ſei, daß eine Königstochter ſich damit ſchmücken könnte, dachte ſie bei ſich ſelbſt: "Wie kommen denn dieſe Diener dazu, ſolche Koſtbarkeiten zu beſitzen? Dergleichen gebührt mir eher, als ihnen, und die Art, ſie zu erlangen, iſt ja ſo leicht.“ Sie faßte daher den Entſchluß, machte ſich eines Morgens früh ganz allein auf, verkleidete ſich als eine Sklawin, ging in den Garten, ſuchte den Greis auf, und ſprach zu ihm: "Die Prinzeſſin ſchickt mich, daß du mich heirathen ſollſt.“ Da ſah er ſie an und erkannte ſie. "Sehr gern gehorche ich der Prinzeſſin," antwortete er, ſtand zitternd auf, und ſuchte, was er nur Koſtbares finden konnte, von Schmuck aus, und übergab es ihr. Drauf näherte er ſich ihr, um den Kuß zu empfangen, und die Prinzeſſin, unbeſorgt und in völliger Sicherheit, ließ ihn ganz nahe kommen. Der Prinz aber ergriff ſie, warf ſie auf die Erde nieder, kniete auf ſie, riß ſich den falſchen Bart ab, öffnete ſeinen Greiſenmantel, und ſprach: "Nun habe ich dich überwunden. Kennſt du mich nun? Ich bin Bachram, der Sohn des Königs Taag; ich habe mich bis jetzt blos um deinetwillen verkleidet, blos deinetwegen bin ich aus meiner Familie und aus meinem Lande gegangen; aber nun habe ich meinen Zweck erreicht, und dich überwunden." — Sie ſtand beſchämt und ſchweigend auf, ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Schloß, und überließ ſich ihrem Aerger und ihrer Betrübniß. Die Schaam ſich überliſtet zu ſehn, war ſo groß, daß ſie ſich das Leben rauben, oder verſuchen wollte, ihn umzubringen; doch ſah ſie alle dieſe Vorſätze als nutzlos an, und beſchloß endlich, mit ihm die Flucht zu ergreifen, da ſie nicht haben wollte, daß man in ihrem Lande ſagen ſolle, ſie ſei überwältigt worden. Sie theilte ihm alſo ihren Entſchluß mit, beſtimmte ihm die Zeit und Stunde ihrer Abreiſe, und packte ihm alle Koſtbarkeiten zuſammen. Er that ein gleiches. Als nun die zur Abreiſe beſtimmte Nacht angebrochen war, begab ſie ſich zu ihm; ſie beſtiegen dann ſchnelle Roſſe, und entkamen unbemerkt unter den Fittigen der Nacht. Am andern Morgen hatten ſie ſchon eine große Strecke zurückgelegt. Sie verfolgten indeß immerfort eifrig ihren Weg, bis ſie endlich glücklich in Perſien anlangten. Der Vater war über die Zurückkunft ſeines Sohnes außerordentlich erfreut, und empfing ihn nebſt ſeiner ſchönen liebenswürdigen Gattin auf eine ausgezeichnete Art. Er fertigte zugleich eine Geſandtſchaft mit den auserleſenſten Geſchenken an den Vater der Prinzeſſin ab, um die Erlaubniß zur Heirath ſeines Sohnes mit der Prinzeſſin zu erhalten. Als dieſe Geſandſchaft daſelbſt angekommen war, und der König die Briefe geleſen, und die Geſchenke in Empfang genommen hatte, war er außerordentlich erfreut über die Nachrichten von ſeiner Tochter, deren Entweichung ihn ſehr betrübt hatte. Er verordnete ſogleich Freudenfeſte, und befahl, daß der Großrichter und die Zeugen in Gegenwart der fremden Geſandten erſcheinen möchten. Seiner Tochter ernannte er einen Anwald, und ſo wurde der Heirathsvertrag aufgeſetzt. Nachdem er die Geſandten reichlich beſchenkt und mit Ehrenpelzen bekleidet hatte, ließ er ſie wieder abreiſen, und überſandte ſeiner Tochter eine koſtbare Ausſtattung, nebſt allen ihren Sklawinnen. Bei der Rückkunft der Geſandten in ihr Vaterland wurde die Hochzeit durch die glänzendſten Feſte gefeiert und der Prinz lebte mit ihr im höchſten Grade glücklich.

"Du ſiehſt alſo, o König," fuhr die Frau fort, "wie groß die Liſt der Männer iſt. Was euch aber betrifft, ſo werde ich, ſo lange ich lebe, auf meiner gerechten Forderung nach Genugthuung beſtehen."

Als der ſiebente Tag anbrach, trat der ſiebente Weſir herein, küßte die Erde vor dem Könige, und ſprach! "O König, noch nie hat jemand den Aufſchub einer Sache bereut; dagegen iſt derjenige, der ſich übereilte, faſt ſtets mit Schaam und Reue bedeckt werden. Mit Kummer ſehe ich die Anſtrengungen dieſer Frau, dich zu einer übereilten Handlung zu bewegen, die dir eine reuevolle Zukunft bereiten würde. Doch ich, dein treuer Diener, kenne die Liſt der Weiber genauer, als jeder andere, und die

Geſchichte der alten Frau mit dem Sohne des Kaufmanns

enthält in dieſer Hinſicht ein zu warnendes Beiſpiel, als daß ich ſie dir nicht mittheilen ſollte." —

"Was iſt das für eine Geſchichte?" fragte der König, und der Weſyr begann alſo:

Geſchichte

der alten Frau mit dem Sohne des Kaufmanns.

Ein ſehr reicher Kaufmann hatte einen Sohn, Namens Gadryf, den er ſehr zärtlich liebte. Seine Zuneigung zu ihm ging ſo weit, daß er ihm öfters ſagte: „Welches auch immer deine Wünſche ſein mögen, ſo theile ſie mir mit, es wird mich freuen, ſie dir zu erfüllen." Eines Tages ſagte ſein Sohn zu ihm, daß er ſich ſehr ſehne, nach Bagdad, dieſem Wohnorte des Glücks und des Friedens, zu reiſen. „Ich will," ſagte er, „dieſe merkwürdige Stadt beſuchen, ihre Schönheiten bewundern, das Schloß der Kalifen betrachten, auf dem Tigris Luſtfahrten machen und andre Ergötzlichkeiten daſelbſt genießen, welche mir die Kaufleute und die Reiſenden beſchrieben haben." — „Mein Sohn," erwiderte der Vater, „dieſes iſt ein Wunſch, den ich nicht erfüllen kann. Du biſt zu jung und es fällt mir zu ſchwer, dich von mir zu laſſen." — „Du haſt mich ſo oft gebeten," erwiederte der Sohn, „ich möchte dir meine Wünſche anzeigen, nunmehr, da ichs gethan habe, verweigerſt du mir die Erfüllung. Ich laſſe indeſſen nicht ab, dich darum zu bitten, denn meine Sehnſucht iſt zu groß, als daß ich ſie überwinden könnte. Nur durch die Reiſe kann ſie gehoben werden." Als nun der Vater den feſten Entſchluß ſeines Sohnes wahrnahm, ſo traf er die nöthigen Anſtalten, beſorgte koſtbare Waaren, an Werth von dreißig tauſend Goldſtücken und empfahl ihn einigen Kaufleuten, die eben dahin abreiſten. Gadryf reiſte ab. Der Vater begleitete ihn mit einem frommen Gebet und die Reiſe ſelbſt wurde ſchnell und glücklich vollbracht, denn ſchon nach zwei Monaten waren ſie in Bagdad angelangt. Sein erſter Gang war nach dem Marktplatze, wo er ein ſehr ſchönes Haus miethen wollte. Eins derſelben, das von ſeltner Pracht und Schönheit war, reizte ihn und er beſchloß, es näher anzuſehn. Er fand darin ſo viel Aufwand und Glanz, daß er ſich nicht genug darüber verwundern konnte. Doch als er in den Garten trat, die reichlich hervorſtrömenden Springbrunnen darin betrachtete, die Bäche, die im Garten floſſen und die ſeltnen Bäume darin erblickte, ſo ſtieg ſein Erſtaunen noch höher. Drauf trat er in einen Gartenſaal, deſſen Fußboden mit Marmor ſo ausgetäfelt war, daß er Figuren bildete, und deſſen Decke Goldmalereien ſchmückten. Er wagte kaum nach dem Miethzins zu fragen. Indeſſen that er es doch und äußerte, daß er zu wiſſen wünſche, wie viel man den Monat dafür zahlen müſſe? „Zehn Goldſtücke,“ antwortete ſein Führer. — „Iſt das wahr, was du ſagſt?“ — „Ja,“ erwiederte jener, „denn kaum iſt es möglich, daß jemand länger als eine oder höchſtens zwei Wochen darin wohnen kann?“ — „Warum das?“ fragte Gadryf. — „Weil derjenige, der es bewohnt, entweder krank wird oder ſtirbt. Das iſt nun bereits in Bagdad bekannt, darum kommt niemand, es zu miethen, und eben deshalb iſt der Preis ſo ſehr geſunken.“ Gadryf wunderte ſich darüber außerordentlich, und dachte bei ſich ſelbſt: „Ich möchte doch gern die Urſache ergründen, warum jedem Bewohner Tod oder Krankheit droht.“ Er miethete alſo das Haus, bewohnte es und enthielt ſich alles Kummers wegen des bekannten Umſtandes. Zugleich beſchäftigte er ſich mit Kaufen und Verkaufen eine geraume Zeit hindurch, und war in ſeinen Geſchäften ſehr glücklich.

Eines Tages ging ein altes Weib bei ihm vorbei, deren Ausſehn nichts Gutes verſprach. Sie betete unaufhörlich den Roſenkranz [9] ab; als ſie aber den jungen Mann auf einer Bank, die vor ſeinem Hauſe ſtand, ſitzen ſah, war ſie über ſeinen Anblick ſehr erſtaune. „Du fromme Frau,“ ſagte Gadryf zu ihr, „kennſt du mich, oder hältſt du mich für einen andern?“ Da grüßte ſie ihn ſehr freundlich, und ſprach: „Wie lange wohnſt du in dieſem Hauſe?“ — „Zwei Monate,“ antwortete er. — „Darüber eben bin ich erſtaunt; denn vor dir hat niemand daſſelbe länger als eine Woche bewohnt, und hat es nur krank oder todt verlaſſen; aber ich weiß ſchon, du haſt gewiß die Thür des Belvedere auf dem oberſten Theil nicht geöffnet. Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihren Weg, immerfort betend, weiter fort. Dieſer war ganz verwundert über die Aeußerung der Alten, und ſagte bei ſich ſelbſt: „In dieſem Hauſe ſollte ein Belvedere ſein, und ich hätte es noch nicht geſehn?“ Und ſogleich ging er hin, um den Eingang zu demſelben zu ſuchen. Er ließ keinen Winkel dieſes großen Hauſes undurchſucht, bis er endlich hinter einem Haufen Mauerſteine eine kleine Thür erblickte, die von Spinnenweben ſchon ganz bedeckt war. „Wie?“ rief er lächelnd aus, „hinter dieſer kleinen Thüre ſollte der Tod mich erwarten?“ Nein, das kann nicht ſein! Steht nicht im Koran, in dieſem heiligen Buche: Nur was uns beſtimmt iſt, wird uns begegnen. Daher kann ich ganz unbeſorgt hineingehen; es kann mich nur, hier oder dort, mein beſtimmtes Schickſal treffen.“ Mit Mühe kletterte er über die Haufen der davorliegenden Steine, und öffnete die Thür, hinter welcher er ſogleich eine Treppe erblickte, die er ſofort hinanſtieg. Nachdem er lange ſo fort geſtiegen war, gelangte er endlich an das geſuchte Belvedere. Dort ſah er einen Seſſel, worauf ein ſehr ſchönes Mädchen ſaß, die alle Herzen bezaubern mußte. Kaum hatte er ſie geſehen, als er in ſeinem Herzen die heftigſte Liebe gegen ſie empfand. „Ach, wenn das wahr iſt,“ dachte er, „was die Leute ſagen, daß jeder, der dies Haus bewohnt, ſtirbt oder krank wird, ſo iſt nur dieſes Mädchen die Urſache daran. Wehe mir! wie wird es mit mir enden, da jezt ſchon gleichſam mein Verſtand mir geraubt, und mein Herz bethört iſt?

Neunhundert und ſechs und neunzigſte Nacht.

Hierauf verließ er dieſen Ort, ganz in Gedanken vertieft, und auf ein Mittel ſinnend, der Gefahr zu entgehn. Er ſetzte ſich in einen Saal, allein er verließ ihn ſehr bald wieder, da er keine Ruhe hatte, und ſetzte ſich vor die Thür des Hauſes. Kaum hatte er einige Minuten da geſeſſen, als die alte Frau wieder vorbei kam, immer noch in ihr Gebet vertieft. Sobald er ſie ſah, ſtand er auf, eilte ihr entgegen, und grüßte ſie ſehr zuvorkommend. „Mutter,“ redete er ſie hierauf an, „ich war glücklich und heiter, bis zu dem Augenblick, wo du mir von Oeffnung jener

Thüre geſagt haſt. Jetzt aber, nun ich ſie geöffnet und geſehen habe, was ſich da oben befindet, bin ich beſiegt, außer mir, und ohne Zweifel verloren, wenn du mir nicht ein Mittel an die Hand giebſt.“ — Da lachte die Alte und ſagte: ”Fürchte nichts, habe keine Sorgen. Es wird alles gut gehn.“ — Auf dieſe tröſtende Verſicherung gab er ihr ſogleich einen Beutel mit hundert Goldſtücken, und ſprach: „Schalte über mich, wie die Gebieterin über den Sklaven; aber hüte dich, daß nicht einſt am Tage des Gerichts ich über dich Rache rufe.“ — „Das wird nicht geſchehen, erwiederte ſie, aber du wirſt mir auch beiſtehen, damit wir zu unſerm Zwecke gelangen.“ — „Was habe ich da zu thun?“ — „Gehe du auf den Markt zu den Seidenhändlern, frage nach dem Laden des Abilfateh ben Kedar, und kaufe von ihm einen mit Gold gewirkten Schleier. Dieſen behalte bei dir, bis ich morgen zu dir kommen werde. Er verſprach ihr, dies pünktlich auszuführen, worauf ſie ihn verließ. Gadryf aber war voll Ungeduld, und konnte den Morgen kaum erwarten. Endlich brach er an, und er begab ſich auf den Markt, wo er nach dem benannten Laden fragte. Man zeigte ihm denſelben, und ſagte zugleich, daß Abilfateh ben Kedar einer der angeſehenſten Kaufleute wäre, und ſehr viel beim Kalifen gälte. Als er in deſſen Laden gekommen war, fand er, daß es ein ſehr junger und ſchöner Mann war. Es waren mehrere

Sklawen bei ihm und ſein Aeußeres ſchien anzuzeigen, daß er ſehr begütert ſein müſſe. Zu dem Glück, deſſen er genoß, geſellte ſich auch noch der Umſtand, daß er der Beſitzer eben jenes Mädchens war, welches den Gadryf ſo bezaubert hatte, ſie war nämlich ſeine Gattin, und hieß Mardye. Gadryf bat ihn um einen Schleier, der mit Gold auf ägyptiſche Art gewirkt, dabei aber ſo prächtig ſei, daß er keinen ſeines gleichen habe. Da rief der Kaufmann einen Diener und befahl ihm, ein ganzes Päckchen Stoffe aus der Mitte des Ladens zu holen. Dies geſchah, der Kaufmann öffnete das Päckchen und zeigte ihm einige Schleier, wovon Gadryf einen auswählte und ihn mit zwanzig Goldſtücken bezahlte. Darauf begab er ſich mit demſelben in ſein Haus zurück, wo ſich auch die Frau bald einfand. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen überreichte er ihr den Schleier. Sie verlangte nun ein Kohlfeuer, und als er es ihr brachte, verbrannte ſie zwei Stellen an dem Schleier. Alsdann legte ſie ihn wieder zuſammen, nahm ihn unter ihr Kleid und ging damit in das Haus des Seidenhändlers. Sie klopfte an die Thür und ſogleich kam die Frau des Kaufmanns ihr entgegen und ſprach: „Wer iſt da?“ — „Ich bin Hariſſa, die Freundin deiner Mutter.“ Dieſe kam nämlich oft in das Haus des Kaufmanns. — „Was iſt dein Begehr?“ fragte jene, „meine Mutter iſt nicht zu Hauſe.“ — „Meine Tochter," erwiederte die Alte, „die Stunde des Gebets nahet heran und ich wollte die Abwaſchungen in deinem Hauſe verrichten, weil ſeine Bewohner den Ruf der Frömmigkeit haben. Sie wurde ſogleich hereingelaſſen und ihr ein Zimmer angezeigt, wo ſie die Abwaſchungen verrichten konnte, allein ſie verließ es ſehr bald wieder, und verlangte ein andres Gemach, um ungeſtörter beten zu können, weil die Dienerinnen des Hauſes ſie bis jezt immer unterbrochen hätten. Mardye führte daher die Alte in das Schlafgemach ihres Gemahls. Hier betete ſie und benutzte einen Augenblick, wo die Hausfrau ſie nicht beobachtete und ſtopfte den Schleier unter das Kopfkiſſen ihres Mannes. Darauf begab ſie ſich zu der jungen Frau, dankte ihr und ging davon. Gegen Abend kam der Mann nach Hauſe. Seine Frau ſetzte ihm Speiſe vor, und als die Betzeit herankam, begab er ſich in ſein Schlafzimmer, um zu beten. Als er ſich auf das Kiſſen ſtützte, bemerkte er unter demſelben den Schleier, zog ihn hervor und erkannte ihn für denjenigen, welchen der junge Mann vor kurzem bei ihm gekauft hatte. Natürlich bildete er ſich ſogleich ein, der junge Mann müſſe bei ſeiner Frau geweſen ſein. Er verbarg ſofort den Schleier, hütete ſich aber, ein Wort gegen ſeine Frau hierüber zu äußern, denn er fürchtete, dies möchte zu einem Gerede in der Stadt Anlaß geben und er dadurch die Gunſt des Kalifen verlieren. Eines Tages indeß rufte er ſie zu ſich, und ſprach: "Ich habe ſo eben gehört, deine Mutter ſei ſehr unwohl, und ſie verlange, daß du ſogleich zu ihr kommen möchteſt. Sie ſtand daher augenblicklich auf, und voll Beſorgniß wegen ihrer Mutter, eilte ſie ſchnell zu dieſer; allein, als ſie eintrat, fand ſie die Alte ſehr heiter und geſund. "Sage mir," fragte die Mutter, "wie kommt es, daß du zu dieſer ungewöhnlichen Stunde zu mir kommſt?" Mardye ſagte ihr die Urſache, und als ſie noch darüber im Geſpräch waren und jede ihre Muthmaßung äußerte, ſiehe, da kamen auch ſchon die Laſtträger und brachten ihre Ausſtattung und ihr ganzes Eigenthum zurück. Da ſprach die Mutter: „Es muß etwas zwiſchen euch beiden vorgefallen ſein, ich dringe darauf, daß du mir es ſageſt." Die Tochter hingegen verſicherte, daß ihr nichts der Art bekannt wäre. „Es iſt unmöglich," ſagte drauf die Mutter, „daß ein ſolches Benehmen nicht durch einen bedeutenden Vorfall veranlaßt worden ſein ſollte." Allein die Tochter beſtand auf ihrer erſten Ausſage. Darüber betrübte ſich die Mutter außerordentlich und weinte, denn es that ihr ſehr weh, ihre Tochter von einem ſo reichen Manne verſtoßen zu ſehn. Nach Verlauf eines Monats trat Hariſſa, jene Alte, zu der Mutter der Mardye herein, ſtellte ſich ſehr beſtürzt und ſprach: „Ich habe ſo eben gehört, daß Abulfateh deine Tochter verſtoßen hat. Das betrübt mich außerordentlich und ich habe nicht aufgehört, Tag und Nacht für ſie zu beten. Aber wo iſt denn deine Tochter?“ — „Sie iſt betrübt,“ erwiederte die Mutter, „und hat ſich in dieſes Gemach zurückgezogen. Sie weint und trauert, daß nun niemand mehr mit ihr ſprechen will. Ich fürchte ſehr, daß der Schmerz ſie am Ende überwältigt und ſie ſtirbt.“ — „Das verhüte Gott,“ erwiederte die Alte, „ſo weit ſoll es nicht kommen, ich will verſuchen, ſie mit ihrem Manne wieder auszuſöhnen. Aber morgen iſt bei mir ein großes Feſt, wegen der Verheirathung meiner Tochter. Ich wünſchte ſehr, daß die deinige dabei ſein, durch ihre Gegenwart mein Haus beglücken, und ſich zerſtreuen möchte.“ Dieſes bewilligte die Mutter ſehr gern, zog Mardyen koſtbare Kleider an, ſchmückte ſie, und drauf führte die Alte ſie mit ſich hinweg. Statt ſie aber in ihr eigenes Haus zu führen, führte ſie jene zu Gadryf. Mardye indeſſen glaubte in dem Hauſe der Alten angekommen zu ſein.

Neunhundert und ſieben und neunzigſte Nacht.

Als Gadryf ſie ſahe, näherte er ſich ihr, küßte ihr die Hand und erſuchte ſie, an einem Tiſche Platz zu nehmen, auf welchem er die koſtbarſten Speiſen und

Getränke aufgeſetzt hatte. Mardye, welche glaubte, er ſei der Bräutigam der Tochter Hariſſa's, ließ ſich nicht lange nöthigen, und auf dieſe Weiſe aßen und tranken ſie denn miteinander und waren ſehr vergnügt. Allein ſehr bald erklärte er ihr, daß er ſie liebe und ſie konnte nicht umhin, ihn ebenfalls ſehr liebenswürdig zu finden. Leider brach nun aber die Zeit an, wo ſie zu ihrer Mutter zurückkehren ſollte; indeß die Alte ließ ſich bewegen, bei ihrer Mutter um Verlängerung der Erlaubniß anzuhalten, und erhielt auch dieſelbe. Nachdem die Zeit verſtrichen war, brachte die Alte Mardyen wieder zu ihrer Mutter zurück, und ihre Mutter bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Traurigkeit ſich etwas vermindert hatte. Die Alte aber ging ſofort zu Gadryf und ſagte ihm: „Nun müſſen wir aber auch wieder gut machen, was wir Böſes angerichtet haben und die Frau ihrem Gatten wiederbringen, denn nicht trennen, ſondern vereinigen, iſt löblich.“ — „Wie können wir das machen?“ fragte Gadryf. — „Gehe du nur,“ ſagte ſie, „in den Laden ihres Mannes und unterhalte dich mit ihm. Ich werde dort vorbeigehn. Sobald du mich nun ſiehest, ſo ſpringe aus dem Laden und ergreife mich, ſchelte mich aus, verlange von mir den Schleier und ſage zu gleicher Zeit dem Kaufmanne und den Anweſenden:“ „Du erinnerſt dich wohl noch an den Schleier, den ich bei dir gekauft hatte, den habe ich meine

Sklawin nur ein einzigesmal tragen laſſen. Sie räucherte ſich nämlich, und da fiel ein Funken Feuer auf ihn, der ihn an zwei Orten verſehrte. Da gab ihn denn meine Sklawin dieſer Alten, um ihn ausbeſſern zu laſſen, und dieſe nahm ihn zwar in Empfang, hat mir ihn aber bis heute noch nicht zurückgebracht.“

Gadryf verſprach, das zu thun, und begab ſich ſogleich zu Abilfateh, grüßte ihn, und unterhielt ſich mit ihm. Kurz darauf ſah er die Alte vorbeigehn, welche betete. Gadryf ſprang auf, hielt die Alte bei den Kleidern feſt, und fing an, ſie auszuſchelten. Sie aber ſchmeichelte ihm und ſprach: "Lieber Sohn, was fehlt dir?“ Da wandte ſich Gadryf zu den Umſtehenden, und ſprach: "Wiſſet, daß ich von dieſem Kaufmann einen Schleier um zwanzig Goldſtücke gekauft habe. Meine Sklawin hat ihn umgemacht, und wollte eben ſich räuchern, als ein Funken aus dem Räucherbecken auf den Schleier flog, und ihn an zwei Orten verbrannte. Wir gaben ihn daher dieſer Alten, um ihn auszubeſſern und ihn dann wieder uns zurückzubringen; aber von jenem Tage an haben wir ſie nicht mehr wiedergeſehen.“ — "Der Mann hat ganz recht,“ erwiederte die Alte, "ich habe den Schleier von ihm in Empfang genommen; aber ich habe ihn irgendwo liegen laſſen, und nun beſinne ich mich nicht mehr, wo? Ich bin arm, und kann ihm keine Entſchädigung dafür geben.“ Der Kaufmann, der dieſe Erzählung aufmerkſam angehört hatte, dachte darüber nach, und ſah ein, daß er ſeiner Frau wohl Unrecht gethan haben könne. Doch fragte er die Alte, ob ſie ihn etwa bei ihm vergeſſen hätte? — Da ſagte dieſe: "Ich trete bald hier, bald dort ein, und habe ſchon überall nachgefragt, aber niemand hat mir Nachricht gegeben." — "Haſt du auch in meinem Hauſe nachgefragt?" erkundigte er ſich weiter. — "Ich bin auch bei dir geweſen, fand aber niemanden, und ſpäterhin wurde mir geſagt, du hätteſt deine Frau verſtoßen." Nunmehr wandte ſich der Kaufmann zu Gadryſ, und ſprach: "Laß die Frau gehen; ich werde dir deinen Schleier wiedergeben, und ihn ausbeſſern laſſen." Als die Alte dieſes hörte, ſtellte ſie ſich, als wenn ſie ſehr verwundert darüber wäre, dankte dem Kaufmann, und ging davon. Die Anweſenden erſtaunten über dieſe Begebenheit, und der Kaufmann holte den Schleier, übergab ihn in Gegenwart Gadryſs einem Manne, der ihn ausbeſſern mußte, und da er ſich überzeugte, daß er gegen ſeine Frau ungerecht geweſen wäre, ſchickte er zu ihr, ließ ſie um Verzeihung bitten, machte ihr Geſchenke und brachte es ſo weit, daß ſie wieder zu ihm kam.

Du ſiehſt alſo, o König, welche Liſt die Weiber anwenden, um zu ihren Zwecken zu gelangen, ſollten ſie auch zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen." Der

König, durch dieſes neue Beiſpiel überzeugt, verſchob nochmals die Hinrichtung ſeines Sohnes.

Zur Nachtzeit aber kam ein Geſandter von dem Sohne des Königs an die Geſammtheit der Weſire an, und lud ſie ein, vor ihm zu erſcheinen. Sie eilten zu ihm, und er empfing ſie aufs freundlichſte, lobte ſie, und dankte ihnen, daß ſie ihn bei ſeinem Vater rtheidigt hätten, um ihn am Leben zu erhalten. Zu- eich verſprach er ihnen, ſie einſt dafür zu belohnen, ıd erzählte ihnen hierauf den ganzen Hergang der ache, und die Urſache ſeines Schweigens. Sie freu- n ſich darüber, wünſchten ihm Heil und Seegen, nd gingen davon. Am achten Tage ſetzte ſich der önig auf den Thron in dem Gerichtſaale, und ſein Sohn trat zu ihm herein, geführt von ſeinem Lehrer Sindbad. Beide verneigten ſich vor ihm auf die Erde, und der Sohn des Königs fing an, ſeinen Vater ſo wie deſſen Weſire und Hofleute zu preiſen.

Neunhundert und acht und neunzigſte Nacht.

Alles dieſes geſchah in Gegenwart der Weiſen, Rechtsgelehrten und vornehmſten Männer, welche alle über die Geläufigkeit ſeines Ausdrucks und über ſeine

Beredſamkeit erſtaunt waren. Der König freute ſich ebenfalls, küßte ihn, und rief ſeinen Lehrer Sindbad, behandelte dieſen ſehr freundlich, und fragte ihn um die Urſache des Stillſchweigens, welches ſein Sohn ſieben Tage lang beobachtet hätte. "Ich habe es ihm ſelbſt angerathen," erwiederte Sindbad, "aus Furcht vor einem Unglück, welches ihm während dieſer ſieben Tage bevorſtand. Sein Geſchick wollte es, daß er ſich durch Schweigen rettete, und gelobt ſei Gott, daß es gelungen iſt." — "Doch," ſprach der König, "wem wäre die Schuld zuzuſchreiben geweſen, wenn ich meinen Sohn getödtet hätte? Mir? der Frau? oder ſeinem Lehrer?" Da ſprachen alle Gegenwärtigen: "Das können wir nicht entſcheiden." Nun erhob ſich der Sohn des Königs, und ſprach: „Höre, o Herr, folgende Geſchichte."

Geſchichte des Kaufmanns.

Ein Kaufmann erhielt einſt unerwartet mehrere Gäſte, da ſchickte er ſein Mädchen auf den Markt, um einen Topf Milch zu holen. Dieſe kaufte die Milch, und trug ſie ſodann nach Hauſe zu ihrem Herren. Unterweges flog ein Raubvogel über ihr vorbei, der in ſeinen Klauen eine giftige Schlange trug, welche ihr Gift tropfenweiſe herabfallen ließ. Zum Unglück fielen einige Tropfen Gift in den Topf, ohne daß es die Sklawin bemerkte. Als dieſe nun bei ihrem Herrn anlangte, nahm er ihr die Milch ab, trug ſie auf, und genoß mit ſeinen Gäſten davon, welche alle davon nach einiger Zeit ſtarben."

Jetzt wandte ſich der Sohn des Königs zu denen, welche um ihn ſtanden, und ſprach: "Wem glaubet ihr wohl, daß die Schuld von dieſem Unglück zuzuſchreiben ſei? Der Sklawin, welche die Milch gebracht hat, oder der Geſellſchaft, welche ſie genoſſen hat?" — Da ſprach einer von der Verſammlung: „Die Geſellſchaft ſelbſt iſt Schuld daran, daß ſie die Milch nicht vorher unterſucht hat." — "Nein," ſprach ein anderer, "die Sklawin trägt allein die Schuld, weil ſie den Topf nicht zugedeckt hat." — "Und was ſagſt du?" fragte der weiſe Sindbad den Sohn des Königs. — "Das Lebensziel dieſer Leute war gekommen," antwortete dieſer, "daher mußte ſich ihnen der Tod nahen. Das iſt der wahre Grund ihres Sterbens. Da wunderten ſich alle Anweſenden, prieſen den Sohn des Königs, und ſagten: "Du biſt der Weiſe deiner Zeit." — "Mit nichten," antwortete der Prinz; "Die Geſchichte des blinden Greiſes wird euch belehren, daß dieſer weiſer war, als ich."

Geſchichte
des blinden Greiſes.

Ein ſehr reicher Kaufmann, den ſeine Geſchäfte oft zu reiſen nöthigten, mußte ſich einſt in ein entferntes Land begeben. Vorher fragte er diejenigen, die oft dahin zu reiſen hatten, welche Waare wohl dort den meiſten Abſatz fände. Da ſagte man ihm: das Sandelholz. Er kaufte daher einen großen Vorrath davon. Als er nun an das Ziel der Reiſe kam, war es ſchon ſpät Abends, und er war beſorgt, in dieſer Stadt eine gute Wohnung zu finden. Da begegnete er einer Frau, an die er ſich deshalb wandte. "Wer biſt du? fragte ihn dieſe. — "Ich bin ein Kaufmann, "antwortete er ihr, "bin hier fremd, und komme aus einem entfernten Lande."— "Hüte dich," erwiederte ſie ihm, "vor den Bewohnern dieſer Stadt. Sie ſuchen auf alle Art die Fremden zu betrügen. Dabei ſind ſie ſehr liſtig und diebiſch, und es macht ihnen die größte Freude und Ehre, einen Fremden hintergangen zu haben.

Lachend verzehren ſie dann ſein Hab' und Gut." Am Morgen begegnete ihm ein Mann aus dieſer Stadt. Dieſer grüßte ihn, und fragte ihn ſehr zuvorkommend: "Wer biſt du? und woher kommſt du?" — "Ich bin ein Kaufmann, und komme aus Samarkand." — "Was haſt du denn für Waaren mitgebracht?" fragte ihn der Mann. — "Sandelholz habe ich mitgebracht," war des Kaufmanns Antwort; "denn man hat mir geſagt, es habe in dieſer Stadt einen hohen Werth." — "Der dir das geſagt hat, hat dich ſehr betrogen," entgegnete jener, "hier zündet man das Feuer damit an, und allen Bewohnern dieſes Landes dient es als Brennmaterial. Es gilt hier nichts mehr, als das gewöhnliche Brennholz." Darüber war der Kaufmann ſehr erſtaunt, bereute es ſehr, ſoviel Sandelholz gekauft zu haben, und war faſt in Verzweiflung, den größten Theil ſeines Vermögens ſo dabei verlieren zu müſſen. Er begab ſich nunmehr in einen der Gaſthöfe der Stadt, und als die Nacht anbrach, ſah er einen Kaufmann, der unter einem Keſſel Feuer anmachte, und zwar, wie er leider ſah, mit Sandelholz. Das war indeß blos eine veranſtaltete Liſt des Mannes, mit dem er geredet hatte. Der fremde Kaufmann aber glaubte nun gewiß, daß das Sandelholz in dieſer Stadt wirklich einen ſo geringen Werth habe, und ſchloß mit dem Manne, der das Feuer anzündete, einen Handel ab, durch welchen er ihm ſein ganzes mitgebrachtes Sandelholz verkaufte, und zwar verpflichtete ſich der Käufer, ihm dafür einen Sack von dem, was er ſich wünſchen würde, zu füllen, und ließ dieſes koſtbare Holz in ſeine Speicher bringen.

Der Kaufmann aber ging voll Betrübniß ein andermal wieder aus. Er hatte blaue Augen. Nun war in dieſer Stadt ein Mann, welcher eben ſolche blaue Augen hatte, wie er, dabei aber einäugig war. Dieſer ſah es jenem ſogleich an, daß er ein Fremder wäre, lief daher auf ihn zu, fiel ihn wüthend an, und rief: „Du haſt mir mein Auge geſtohlen! Ich laſſe dich nicht los, es ſei denn, du giebſt mir eine Entſchädigung dafür. Der Kaufmann weigerte ſich, und ſo entſtand ein Wortwechſel, der viele Leute herbeizog; dieſe brachten es dahin, daß ſie ſich bis morgen geduldeten. Indeß verlangte der Einäugige ein Pfand für ſeine Zurückkunft, ohne welches er ihn nicht loslaſſen wollte. Der Kaufmann gab ihm eins und ging davon.

Unterdeß war einer ſeiner Schuhe zerriſſen, und er gab ihn daher einem Schuhflicker mit den Worten: „Beſſere ihn aus, und was dich befriedigt, werde ich dir dann geben.“ Mit dieſen Worten ging er davon, und blieb unterweges bei einer Menge von Leuten ſtehen, welche das Richterſpiel [10] ſpielten. Er geſellte ſich zu ihnen, um ſich von ſeinem Kummer und Aerſich zu ihnen, um ſich von ſeinem Kummer und Aergerniß zu zerſtreuen. Da baten ſie ihn, mit ihnen zu ſpielen, welche Einladung er annahm. Zum Unglück aber verlor er, und der Sieger verurtheilte ihn, das Waſſer des Meeres auszutrinken, oder ihm eine große Summe Geldes auszuzahlen. Darüber war er ganz außer ſich, und ſprach: "Laß mir Zeit bis Morgen." Dieſe Friſt wurde ihm geſtattet, und der Kaufmann entfernte ſich höchſt betrübt, und wußte nun nicht, wo er hingehen ſollte. Während er ſo in ſeinen Gedanken vertieft war, kam eine alte Frau und ſprach: "Es ſcheint mir, du biſt ein Fremder." — "Freilich bin ichs," ſprach er verdrüßlich. — "Nun wohl, ſo hüte dich vor den Bewohnern dieſer Stadt; denn es ſind unverſchämte Betrüger. Ich ſehe dich ſo betrübt, es iſt dir gewiß ſchon etwas begegnet?" Er erzählte ihr hierauf alles, was ihm begegnet war. "Der erſte Betrug, den man an dir ausgeübt hat," erwiederte die Alte, "iſt der mit dem Sandelholz; denn das Pfund gilt hier zehn Goldſtücke. Ich wünſche ſehr, daß du noch zu deinem Gelde kommen mögeſt. Ich kann dir nichts weiter rathen, als daß du an das Stadtthor geheſt; dort wirſt du einen blinden Greis ſitzen ſehen, der ein ſehr weiſer und unterrichteter Mann iſt. Er kennt alle Schelme und Betrüger dieſer Stadt; denn alle Abende kommen ſie zu ihm, erzählen ihm alle ihre Streiche, und holen ſich Raths bei ihm. Kannſt du dich alſo verbergen oder verkleiden, ſo gehe hin, damit du ſie reden höreſt, ohne von ihnen geſehen zu werden. Ich rathe es dir ſehr, verſäume es ja nicht; vielleicht höreſt du dort etwas, was dir ſehr nützen kann.“ Sie ging davon, und der Kaufmann begab ſich an den beſtimmten Ort, wo er auch den Greis wirklich fand. Er verſteckte ſich ganz nahe bei ihm, und es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich auch ſchon eine Menge Leute bei ihm verſammelt. Zu ſeiner Freude bemerkte er unter ihnen auch die vier Schelme, die ihn betrogen hatten. Nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, erzählte jeder dem Greiſe, was ihm den Tag über begegnet war. Endlich kam auch der Mann, der das Sandelholz gekauft hatte, und ſagte ihm: ”Ich habe heute Sandelholz faſt umſonſt gekauft, und zwar um einen Sack, voll von dem, was der Käufer wünſchen würde.“ — »Du haſt einen ſehr ſchlechten Handel gemacht,“ erwiederte der Greis. »Deine Gegenparthei kann vor dem Richter ihren Prozeß gewinnen.“ — „Wie ſo das? Und wenn er einen großen Sack voll Gold verlangte, ſo würde ich ihm denſelben gern geben, denn ich würde noch viel dabei gewinnen.“ — „Siehſt du denn nicht ein,“ entgegnete ihm der Greis, „daß, wenn er von dir einen Sack voll Flöhe verlangt, halb

Männchen und halb Weibchen, du ihm dieſelben nicht geben kannſt?" — Da ſah er ein, daß er nicht gewinnen würde, und zog ſich zurück.

Nun trat der Einäugige hervor, und ſprach: "Heute habe ich einen Mann, der eben ſolche blaue Augen hatte als ich, getroffen; dieſen habe ich angefallen, und zu ihm geſagt: "Du haſt mir mein Auge geſtohlen;" und ich habe ihn nicht eher von mir gelaſſen, als bis er ſich durch ein Pfand verpflichtete, mir das zu geben, was ich verlangen würde." — "Wenn der Mann wollte," ſagte der Greis, "ſo könnte er dich überliſten." — "Und wie das?" — "Wenn er dir nun ſagte: "Reiß vorher dein Auge aus, und ich will eins von meinen ausreißen; dann wollen wir ſie gegeneinander wiegen. Sind ſie einander an Gewicht gleich, ſo wird man dadurch erſt ſehen, ob es wahr iſt, was du behaupteſt. Dann "fügte der Greis hinzu, „biſt du eines Betruges überführt, und du wirſt ganz blind ſein, da er nur einäugig ſein wird." Da ſah dieſer ein, daß er auch überliſtet werden könnte, und zog ſich zurück.

Neunhundert und neun und neunzigſte Nacht.

Nunmehr trat der Schuhflicker hervor: "O Greis es iſt heute ein Mann zu mir gekommen, der hat mir einen Schuh zum Ausbeſſern gegeben. "Was giebſt du mir dafür?" fragte ich ihn. "Was dir Freude machen wird," war die Antwort. "Ich verlange aber nichts weniger, als ſein ganzes Vermögen." Da ſagte zu ihm der Greis: "Wenn er wollte von dir nehmen, anſtatt dir zu geben, ſo könnte er es thun." — "Und wie denn?" — "Wenn er dir nun ſagte," fuhr der Greis fort, "der Sultan hat ſeine Feinde beſiegt, ſeine Gegner in die Flucht geſchlagen, und ſeine Bundesgenoſſen vermehrt. Macht dir dieſe Nachricht Freude?" Wenn du ſagſt: ja, ſo nimmt er ſeinen Schuh, und geht fort, ohne dir weiter etwas zu geben. Sagſt du aber: nein, ſo wird dir der Hals abgeſchlagen." Hier erkannte er, daß er überliſtet werden könne, und trat zurück.

Nun ſprach derjenige, der mit dem Kaufmann das Richterſpiel geſpielt hatte, zum Greiſe: "Ich ſpielte heute mit einem Manne, und habe gewonnen. Da trug ich ihm auf, entweder das Meer auszutrinken, oder wenn er das nicht könnte, mir einen Theil ſeines Vermögens zu geben." — Da ſprach der Greis zu ihm: "Wenn er wollte, ſo könnte er dich überliſten." — "Und wie das?" fragte jener. — "Er darf dir nur ſagen," erwiederte der Greis, "du ſolleſt die Ausflüſſe der Ströme verſtopfen; denn nur das Meer habe er ſich verpflichtet zu trinken, nicht aber die Ströme, die ſich hinein ergießen. Das wirſt du aber nicht können, und dann würde der Urtheilsſpruch der Richter gegen dich ausfallen.“ Hieraus erſah er, daß er verlieren könne.

Sodann nahten ſich noch mehrere andre dieſes Gelichters dem Greiſe, und erzählten ihm, was ſie den Tag über gethan hatten. Der Kaufmann aber merkte ſich wohl, was der Greis geſagt hatte, dankte ihm in ſeinem Herzen, und ging froh von dem Orte, wo er ſich verborgen hatte, ohne bemerkt zu werden, nach Hauſe, und erwartete ruhig den andern Morgen. Der Tag war noch nicht lange angebrochen, als ſich auch ſchon einer von den Betrügern bei ihm meldete, und zwar derjenige, mit dem er das Richterſpiel geſpielt hatte. Der Kaufmann ſagte ihm, daß er ſein Verſprechen nicht zurücknähme. "Du mußt aber vorher,“ ſagte er, "die Mündungen der Flüſſe und Bäche verſtopfen, damit ich das Meer, wie du gewollt haſt, austrinken kann.“ Der Betrüger fand hier kein Mittel, auszuweichen. Er ſah, daß er ſich ſelbſt eine Grube gegraben hatte, und der Kaufmann ließ ihn nicht eher los, bis er ihm hundert Goldſtücke ausgezahlt hatte. „Er ging darauf davon, und der Kaufmann ſchöpfte nun Muth, ging zum Schuhflicker, und ſagte zu ihm: "Der Sultan hat ſeine Feinde überwunden, ſeine Gegner unterdrückt, ſeine Hülfsvölker haben ſich vermehrt, und ſeine Familie iſt zahlreicher geworden. Biſt du damit zufrieden?" — „Sehr wohl," erwiederte jener, und der Kaufmann nahm nun ſeinen Schuh, ohne ihm irgend einen Lohn zu geben und ging davon. Kaum war er zwei Schritte gegangen, als der Einäugige ihm begegnete, und ihm zurief: "Gieb mir mein Auge." — "Sehr gern," antwortete der Kaufmann, „reiß aber vorher das deinige aus; ich werde zugleich eins von meinen ausreiſſen; dann wollen wir ſie wiegen, wenn dann eins ſo viel wiegt, als das andre, ſo werde ich ſehen, daß dein Vorgeben, daß ich nämlich dir dein Auge geſtohlen habe, wahr iſt, und du kannſt mir dann dein Auge wiederabnehmen. Sind ſie aber von verſchiedenem Gewicht, ſo erkenne ich, daß du ein Lügner biſt, und werde dich vor dem Richter anklagen, um Erſatz für mein Auge zu erhalten." Bei dieſen Worten wurde der Betrüger kleinmüthig, bat erſt um Erlaß, dann um Aufſchub. "Ich bin ein Fremder," antwortete der Kaufmann, "und kann niemandem Aufſchub verſtatten, und ich laſſe dich daher nicht los, bis du mir Genugthuung verſchaft haſt." Da ſah ſich der Betrüger genöthigt, ihm hundert Goldſtücke auszuzahlen. Hierauf begab ſich der Kaufmann zu demjenigen, der ihm ſein Sandelholz abgekauft hatte, und verlangte Bezahlung. "Was willſt du für dein Sandelholz haben?" fragte ihn dieſer. — "Ganz, wie wir den Accord miteinander gemacht haben; ein Sack voll deſſen, was mir belieben wird." — "Was verlangſt du denn?" fragte jener; "ich will nicht geizig gegen dich ſein, und wenn du den Sack voll Gold verlangſt, ich würde dir ihn geben." — " Ich verlange kein Gold," erwiederte der Kaufmann. — "Was willſt du denn?" — „Ich will einen Sack voll Flöhe, halb Männchen halb Weibchen." — "Das iſt ja ganz unmöglich," ſagte jener; "das kann dir niemand geben." — „Geſtehe alſo," ſagte der Kaufmann, „daß ich dich überliſtet habe, und ich verlaſſe dich nicht eher, als bis du mir Entſchädigung giebſt." Da kaufte ſich der Betrüger mit hundert Goldſtücken los, und gab ihm das Sandelholz zurück. Er verkaufte dies nun in kurzer Zeit, machte großen Gewinn dabei, und kehrte in ſein Land zurück, — ein Glück, welches er kaum zu erreichen gehofft hatte!

Doch," fügte der Sohn des Königs hinzu, "iſt das noch nicht ſo ſonderbar, als die andere Geſchichte. —

Geſchichte
des Knaben von fünf Jahren.

Vier Kaufleute vereinigten ſich zu einem Geſchäft, wozu ſie insgeſammt tauſend Goldſtücke beitrugen, welche ſie in einen Beutel thaten. Drauf gingen ſie fort, um dafür Waaren einzukaufen. Auf ihrem Wege mußten ſie an einem Garten vorbei, deſſen Schönheit ſie einlud, einzutreten.

Tauſendſte Nacht.

Sie gingen auch wirklich in den Garten hinein, und übergaben den Beutel der Gärtnersfrau zum aufbewahren. Hierauf beſahen ſie ſich die Anlagen, aßen von den Früchten, die auf den Bäumen prangten, tranken von den Quellen, und ergötzten ſich auf alle Art. Da ſprach einer unter ihnen: »Ich habe ſehr wohlriechende Seiſe bei mir; kommt, wir wollen uns bei dieſer ſchönen Quelle das Geſicht und die Haare waſchen." — „Dazu brauchen wir aber einen Kamm," ſagte ein anderer. — "Den wird uns wohl die Gärtnersfrau borgen," ſagte ein dritter, und in demſelben Augenblicke lief einer ſchon, um einen Kamm zu holen. Dieſer hatte indeß einen Betrug im Sinne; denn er forderte von der Gärtnersfrau den Beutel. Allein ſie ſagte: "Ich gebe ihn dir nicht, außer, wenn ihr alle beiſammen ſeid, oder deine Gefährten mir befehlen, ihn dir auszuliefern." Nun traf es ſich aber, daß die Freunde des Kaufmanns an einem Ort ſtanden, an welchem die Gärtnersfrau ſie ſehen konnte. Da rief der Mann ſeinen Freunden zu: "Sie will mir ihn nicht geben:" Da rieſen ſeine Freunde zurück: "Gieb ihm doch!" denn ſie glaubten, er meinte den Kamm. Die Frau aber übergab ihm den Beutel, welchen dieſer nahm, und damit eiligſt entfloh. Als er nun jenen zu lange ausblieb, gingen ſie zur Gärtnerin, und fragten ſie: "Warum giebſt du ihm nicht den Kamm?" — "Bei Gott," erwiederte ſie, "er hat mir von keinem Kamm geſagt, ſondern vom Beutel, den er auch erhalten, und davon getragen hat." Da ſchlugen ſie ſich vor Aergerniß ins Geſicht, hielten ſich an die Frau, und ſagten: "Wir haben dir nur befohlen, ihm den Kamm zu geben." Sie behauptete indeß, daß er nur den Beutel verlangt hätte. Da führten ſie die Frau vor den Richter, erzählten ihm die ganze Sache, und dieſer verurtheilte ſie zur Wiedererſtattung des Geldes. Da ging die Frau ganz außer ſich fort, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſollte. Zufällig gieng ſie bei einem kleinen Knaben von fünf Jahren vorbei, der in der Straße ſpielte. Dieſer ſah ſie weinen und fragte ſie: "Warum weineſt du denn, Mutter?" Sie aber kehrte ſich nicht an ihn, und verachtete ihn, weil er noch ſo jung war. Doch der Knabe ließ ſich nicht abhalten, lief ihr nach, und hörte nicht eher auf, ſie zu verfolgen, als bis ſie ihm endlich ihr Unglück erzählte. Da ſprach er zu ihr: "Schenke mir eine Drachme, daß ich mir Zuckerwerk kaufen kann; da will ich dich von deinem Kummer befreien." — "Was weißt du denn von ſolchen Sachen? du biſt ja noch ein Kind!" — „Ich habe dir es geſagt," erwiederte er, "und ich nehme es auf mich." — Sie gab ihm alſo fünf Drachmen; dieſe nahm er mit Freuden, und ſagte: "Gehe nur zu dem Richter zurück, und bitte ihn, daß er alle vier Männer zuſammen vor ſich ladet. Dann wolleſt du ihnen den Beutel wiedergeben, wie es verabredet war." Sie begab ſich alſo zum Richter, und ſprach: "Mein Herr, es iſt die Verabredung geweſen, daß ich den Beutel nur in Gegenwart aller Viere zurückgeben ſoll. Laß ſie alſo vor dir erſcheinen; dann will ich ihnen den Beutel wiedergeben.“ Zugleich wandte ſie ſich zu ihren Anklägern, und ſprach:

"Verſchafft mir euren vierten Freund. Wenn ihr dann alle beiſammen ſeid, ſo ſollt ihr den Beutel haben. Sie gingen nun davon, um ihn zu ſuchen,, die Gärtnersfrau aber ging ganz unbeſorgt nach Hauſe, und es iſt wohl ſicher, daß ſie ihren Freund nicht wiedergefunden haben werden."

Da freuete ſich der König über ſeinen Sohn ſo wie auch alle verſammelten Weſire und Großen des Reichs, und alle bezeigten ihm ihren Beifall. Der König fragte hierauf ſeinen Sohn, wie ſich die Sache mit jener Frau verhielte, die ihn ſolcher Verbrechen beſchuldigte. Da rechtfertigte ſich der Sohn, und ſchwur bei dem erhabnen Gotte, daß dergleichen nie in ſeinen Sinn gekommen ſei, ſondern daß ſie im Gegentheil jenen ſchändlichen Anſchlag gemacht habe, und ihn zu ihrem Manne habe erwählen wollen. "Ich habe mich wohl ſtets dagegen geſträubt," fügte er hinzu, "ſie aber hat mir immer vorgeſpiegelt, daß ich dann König ſein würde, ſobald ſie dich nämlich durch Gift umgebracht hätte. Darüber wurde ich denn erzürnt und ſprach bei mir ſelbſt: "O du Schändliche, wenn ich werde reden dürfen, ſo ſollſt du deinen Lohn empfangen." Da fürchtete ſie ſich vor mir, und ließ ſich nun zu der Handlung verleiten, die dir bekannt iſt."

Der König befahl nun, die Frau vorzuführen; und fragte inzwiſchen die Anweſenden: "Welche Todesart ſoll dieſe Frau jezt erleiden?" — Da ſagten die einen: "Es ſoll ihr die Zunge ausgeſchnitten werden.“ Andere ſagten dagegen: "Die Zunge ſoll ihr erſt ausgeſchnitten, dann aber verbrannt werden.“ Nunmehr trat die Verbrecherin herein und redete die Verſammlung mit folgenden Worten an: „Mein Verhältniß zu euch gleicht der Geſchichte von dem Fuchſe." — „Wie lautet dieſe Geſchichte?" fragte man ſie.

Geſchichte von dem Fuchſe.

„Man erzählt, o großer König,“ fing ſie an, ”daß ein Fuchs einſt über die Stadtmauer in eine Stadt kam, ſich in die Werkſtatt eines Gärbers ſchlich, alles darin befindliche verwüſtete, und ſogar die Felle zernagte. Da erſann der Gerber eine Liſt, um ihn zu fangen, und wirklich wurde er auch ſeiner habhaft. Er ſchlug ihn nun nach allen Kräften, und zwar ſo, daß der Fuchs ganz bewegungslos unter ſeinen Händen liegen blieb. Da dachte der Gärber, er wäre todt, und warf ihn auf die Straße, nahe beim Stadtthore. Eine alte Frau kam da vorbei, und ſagte: ”Wie kommt dieſer Fuchs hierher? doch Fuchsaugen ſollen ja gut ſein gegen das Weinen der Kinder, wenn man ſie ihnen anhängt.“ Sie riß ihm alſo das rechte Auge aus. Kaum war ſie weggegangen, als ein Junge vorbeikam, dem der Schwanz des Fuchſes gefiel, und der dieſem daher den Schwanz abſchnitt. Hierauf ging ein Mann vorbei, welchem, als er den Fuchs ſo daliegen ſah, einfiel, daß die Galle des Fuchſes die Schwäche des Auges vertreibt, wenn es damit beſtrichen wird, und der daher ſagte: " Dieſe Gelegenheit muß ich benutzen, um dem Fuchs die Galle zu nehmen. " Als der Fuchs dies hörte, dachte er bei ſich ſelbſt: "das Ausreißen des Auges und das Abſchneiden des Schwanzes habe ich wohl ertragen können; aber den Bauch mir aufſchneiden zu laſſen, ſo weit geht meine Geduld nicht." Sogleich ſprang er daher auf, und eilte zum Stadtthore hinaus.

Hier bemerkte Scheheraſade den Morgen, und hörte auf, den Sultan durch ihre Unterhaltungen zu bezaubern. In der kommenden Nacht begann ſie folgendermaaßen:

Tauſend und Eine Nacht.

„Man ſagt, o Sultan, daß jene Frau dem Könige weiter erzählte, wie der Fuchs glücklich aus der Stadt entkommen, und auf dieſe Weiſe ſein Leben gerettet habe, wie er nimmermehr geglaubt hatte. Da ſagte der König: „Ich will die Verurtheilung der Frau meinem Sohne überlaſſen; er mag ſie vorher foltern, oder gleich tödten laſſen.“ Der Sohn des Königs nahm nun das Wort und ſagte: „Verzeihen iſt beſſer, als Rache nehmen; ſo handelt der Edle.“—

„Ich überlaſſe es dir ganz,“ ſagte darauf der König.“— „Wenn das iſt,“ erwiederte der Prinz, „ſo ſchenke ich ihr die Freiheit; aber,“ indem er ſich an ſie wandte, „verlaß auf immer unſre Nähe. Gott hat dir deine früheren Uebelthaten verziehen.“ Hierauf ſtand der König von ſeinem Throne auf, ließ ſeinen Sohn auf ſelbigen ſetzen, nahm dann die Krone vom Haupte, krönte ſeinen Sohn damit, und befahl, daß dieſem gehuldigt werden ſolle. „Denn,“ fügte er hinzu, „ich bin alt; ich will mich nun ganz dem Dienſte meines Herren, dem erhabenen Schöpfer aller Welten, widmen, und ich nehme euch hiemit zum Zeugen, daß ich meine königliche Gewalt meinem Sohne übertrage, ſo wie ich ihm jezt meine Krone ſo eben aufs Haupt geſezt habe.“ Nunmehr leiſteten ihm die Herrn und die Vornehmen des Hofes den Eid der Treue. Der Vater zog ſich ſofort in eine fromme Einſamkeit zurück, und der Sohn hörte nicht auf, dem Reiche mit Gerechtigkeit vorzuſtehen, und daſſelbe durch wohlthuende Handlungen zu erfreuen. Seine Macht und ſeine Größe nahmen täglich zu, bis ihn endlich das Gewiſſe[**] erreichte.“

Hier bezeigte der König Schacherbas ſeine Verwunderung mit den Worten: „Bei Gott, ich ſehe aus allen dieſen Geſchichten, daß der Gottloſe und Ungerechte ſich kein Gewiſſen daraus macht, ſeine Unterthanen zu tödten.„ Er ließ ſich das von Schehereſade bisher Erzählte zur Warnung dienen, und bat Gott, daß er ihm bei ſeinem Vorſatze, gut und gerecht zu werden, behülflich ſein möge. Dann wandte er ſich zu Scheheraſade, und ſprach: "Erzähle mir doch noch etwas von deinen ſchönen Geſchichten, und zwar noch eine recht niedliche. Das mag denn die lezte ſein." — "Ich gehorche dir ſowohl aus Liebe als aus Ehrerbietung ſehr gern," erwiederte Scheheraſade.

Man hat mir erzählt, — fuhr ſie nun fort — daß ein Mann zu ſagen pflegte: "Durch Gewalt und Zwang kann man das Glück erringen!" allein um ihm das Gegentheil zu beweiſen, erzählte ihm einer ſeiner Freunde folgende Geſchichte:

"Ich habe viele Reiſen gemacht, bin in mehrere große Städte gekommen, und gelangte, als ich ſchon alt war, einſt auch in eine Stadt, worin ein König von dem Geſchlecht der Tubbaa [12] regierte. Dieſer ſpielte mit dem Leben ſeiner Unterthanen, unterdrückte die Frommen, und verwüſtete das Land. Er hatte einen Bruder, der in Samarkand herrſchte. Beide hatten ſchon lange in ihren Königreichen gelebt, als ſie einſt große Sehnſucht empfanden, ſich wieder zu ſehen. Da ſchickte der älteſte Bruder ſeinen Weſir an den jüngeren Bruder ab, und als derſelbe bei ihm ankam, machte ſich dieſer ſchleunigſt reiſefertig; denn er empfand nicht minder Sehnſucht, ſeinen ältern Bruder wiederzuſehn.

Zelte aller Art, und alles, was zur Reiſe nöthig war, wurden aufgepackt, und der König begab ſich nach Mitternacht zu ſeiner Gemahlin, um von ihr Abſchied zu nehmen. Hier ſah er aber einen Mann neben ihrem Bette ſchlafen. Da bemächtigte ſich ſeiner die Wuth; er tödtete ſie beide, nahm ſie dann bei ihren Füßen und warf ſie zum Bette hinab. Ohne ſich weiter aufzuhalten, machte er ſich ſodann auf die Reiſe, und kam glücklich bei ſeinem Bruder an, welcher ſich ſehr freute, ihn wiederzuſehn. Er ließ ihn in ein prächtiges Schloß, welches neben dem ſeinigen lag, einkehren, aus welchem er auch in den Garten ſeines Bruders ſehn konnte.

Hier war er bereits einige Tage, als die Erinnerung an die That ſeiner Gemahlin ihm von neuem ins Gedächtniß kam. Er bedachte, wie er ſie getödtet, und wie ſein hoher Stand ihn nicht vor einem Misgeſchick der Art hatte bewahren können. Dies alles machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er zulezt weder Speiſe noch Trank zu ſich nahm, und wenn er auch etwas noch genoß, ſo gedieh es ihm nicht. Sein Bruder bemerkte es zwar; ſchrieb es indeß dem Schmerz über die Trennung von ſeiner Familie zu. "Komm," ſagte er eines Tages zu ihm, "du mußt dich zerſtreuen. Wir wollen auf die Jagd und auf den Fiſchfang gehen." Allein er lehnte es ab, und der König ging allein auf die Jagd. Als nun der zurückgebliebene Bruder einmal aus ſeinem Fenſter in den Garten hinab ſah, da erblickte er die Gemahlin ſeines Bruders, und bemerkte, daß ſie von zehn Sklawinnen begleitet war, denen zehn Sklawen folgten. Jede von ihnen ging mit einem Sklawen von dannen, und auch die Gattin ſeines Bruders nahm einen mit ſich, und alle brachten ihre Zeit auf die ausſchweifendſte Art zu. Hierauf gingen ſie wieder ins Schloß zurück. Der Bruder des Königs war darüber äußerſt erſtaunt, und ihm dünkte ſein Unglück erträglicher, da ſein Bruder daſſelbe Schickſal mit ihm theilte. Seine Krankheit nahm nun ab, und die Eßluſt fand ſich wieder ein. Nach einigen Tagen kehrte der Bruder zurück, und fand zu ſeiner Verwunderung, daß jener ſich gänzlich erholt hatte. Er fragte ihn, woher ſeine Krankheit entſtanden ſei, und wie es doch käme, daß er ſich nun wieder wohl befinde. Er erzählte ihm nun ohne Rückhalt alles, was ihm widerfahren war, und was er geſehn hatte. Dieſer fand die Sache ganz außerordentlich. Beide Brüder verabredeten nun mit einander, die Sache geheim zu halten, beſchloſſen, das Königreich zu verlaſſen, und ſich durch Reiſen zu zerſtreuen; denn ſie glaubten, daß niemandem je etwas ähnliches widerfahren könne. Als ſie nun ſo mit einander reiſten, erblickten ſie auf ihrem Wege eine Frau, die in ſieben Kaſten eingeſchloſſen geweſen, welche mit fünf Schlöſſern verſchloſſen geweſen waren. Dieſe Frau war nämlich im Meere von einem Geiſt bewacht worden; deſſen ungeachtet hatte ſie Mittel gefunden, mit den beiden Brüdern zu thun, was ſie wollte, und den Geiſt zu überliſten.

Das Benehmen dieſer Frau brachte die beiden Könige auf andre Gedanken, und ſie wunderten ſich blos, wie dieſe Frau einen Geiſt, der ſie im Grunde des Meeres verwahrte, zu überliſten vermocht hatte. Sie beſchloſſen ſofort, wieder in ihre Königreiche zurückzukehren. Der jüngere begab ſich nun nach Sarmarkand, der ältere aber nach Sina zurück. Hier hatte er bereits ein Jahr auf dieſe Weiſe verlebt, daß er täglich ein Mädchen tödten ließ, und ſein Weſir mußte ihm für jede kommende Nacht ein anderes Mädchen überliefern, welche er ihm am andern Morgen jedesmal wieder zum Hinrichten übergab. Dies dauerte eine geraume Zeit ſo fort. Die Leute wehklagten und murrten, daß ſie dieſe unſchuldigen Opfer ſo hinrichten ſehen mußten; das gemeine Volk war in Verzweiflung über das Unglück, in welchem es ſich befand; und fürchtete, es ſei dies eine von Gott beſtimmte Strafe, durch dieſen grauſamen König nach und nach aufgeopfert zu werden. Die Mädchen aber erfüllten die Lüfte mit ihrem Klagegeſchrei, und baten Gott um Hülfe gegen die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit des Königs.

Sein Weſir hatte zwei Töchter. Unter dieſen war die erſte ſehr beleſen, beſaß viele Kentniſſe, hatte die Bücher der Weiſen ſtudirt, und war zugleich ſehr verſtändig, und mit glänzenden Eigenſchaften begabt. Dieſe hörte, was die Unterthanen von ihrem Könige erdulden mußten, und wie er über ihre Töchter verfügte. Sogleich ward ſie von der regſten Theilnahme ergriffen und bat Gott, den Hochgepriesnen, daß er doch den König von dieſem ſeltſamen Verfahren abbringen möchte. Gott erhörte auch in der Folge ihr Gebet. Sie fragte nämlich ihre jüngere Schweſter um Rath, und ſprach: "Ich wollte ſehr gern etwas unternehmen, wodurch die Töchter der Unterthanen von dem Unglück, das ſie bedroht, befreit würden. Was meinſt du, wenn ich mich dem Könige vorführen, und dann dich holen ließe? Wenn du nun zu mir kommſt, und der König bereits mein Gemahl iſt, ſo bitte mich und ſprich: „Liebe Schweſter, erzähle mir doch eine von den ſchönen Geſchichten, die du weißt, damit wir die Nacht bis zum Morgen angenehm zubringen, denn dann müſſen wir uns trennen." — „Sehr gern," ſagte die Schweſter, „denn auf dieſe Art wird wenigſtens für dieſe Nacht der König von ſeinem Vorhaben abgehalten werden, und du wirſt in jenem Leben großen Lohn und Barmherzigkeit empfangen, da du dich ſelbſt für andre aufopfern willſt. Denn es können nur zwei Fälle ſtatt finden: entweder wirſt du hingerichtet, oder du erreichſt deinen Zweck."

Sie führte dies Vorhaben auch wirklich aus, wobei ſie vom Glück unterſtützt, und von den Verhältniſſen begünſtigt wurde. Zuerſt ſtellte ſie dieſen Vorſatz dem Weſir, ihrem Vater, vor, der ſie aber davon abhielt, aus Beſorgniß, ſie würde hingerichtet werden. Dreimal hatte ſie ihn vergebens um Erlaubniß dazu gebeten, worauf er ſie endlich durch Beiſpiele davon abzuhalten ſuchte. Doch ſie wußte ihn ebenfalls durch Beiſpiele ſo zu widerlegen, daß es ihm klar wurde, er werde ſie von ihrem Vorſatz nicht abbringen. Sie ſagte endlich zu ihm: „Ich muß durchaus dieſen König heirathen, damit ich mich zum Opfer für die Töchter der Gläubigen darbringe, denn entweder muß ich ihn von dieſem Vorſatze abbringen, oder ich muß ſterben." Der Weſir entſchloß ſich alſo, den König davon zu benachrichtigen, und ſprach zu ihm: "Ich habe eine Tochter, die ſich dir ſelbſt zur Gattin anbietet." — "Wie kannſt du dein eigenes Blut ſo preisgeben?“ erwiederte der König, "da du doch weißt, daß ich jedes Mädchen nur eine einzige Nacht leben laſſe, daß jede am andern Morgen ſterben muß, und daß du derjenige biſt, dem ich die Ausführung des Todesurtheils zu übertragen pflege." — "Das habe ich ihr alles vorgeſtellt," erwiederte der Weſir, "allein ſie verlangt nichts, als das Glück, in deiner Nähe und in Verbindung mit dir zu kommen. Wohl habe ich ihr manche weiſe Sprüche vorgeſtellt; allein ſie weiß mir ſie immer durch noch treffendere zu widerlegen.“ — „Nun wohl, ſie mag die nächſte Nacht kommen,„ erwiederte der König, „du aber finde dich morgen früh bei mir ein, um ſie zum Tode zu führen, und bei Gott, wenn du ſie nicht hinrichteſt, ſo laſſe ich euch umbringen. Der Weſir gehorchte, ging nach Hauſe, und fand ſeine Tochter weinend. „Warum weinſt du, meine Tochter,“ fragte er ſie, „du haſt ja ſelbſt dein Schickſal gewählt.“ — „Ich weine nur,„ erwiederte ſie, „aus Betrübniß, daß ich mich von meiner jüngern Schweſter trennen muß; denn ſo lange ich lebe, ſind wir nie einen Augenblick getrennt geweſen, als eben heute. Wenn aber der König mir erlaubt, ſie holen zu laſſen, daß ich ſie ſehen, und bis zum Morgen mich mit ihr unterhalten könnte, ſo würde es eine große Gnade von ihm ſein.“

Als ſie darauf beim Könige eingeführt worden war, erlaubte dieſer es wirklich, daß die andere Schweſter geholt werden durfte. Hier unterhielten ſie ſich nun eine lange Weile, und als der König das Bett beſtieg, um zu ſchlafen, ſagte die jüngere Schweſter zur älteren: „Bei Gott, liebe Schweſter, ich beſchwöre dich, wenn du nicht ſchläfſt, ſo erzähle uns doch eine von deinen ſchönen Geſchichten, um die Nachtwache bis zum Morgen angenehm zuzubringen, ehe wir uns trennen.“ — „Sehr gern will ich es thun,“ erwiederte jene; und nun fing ſie an zu erzählen, und der König hörte ihr zu, und fand ihren Vortrag ſehr angenehm und ergötzlich. Als ſie mit der Geſchichte, die ſie erzählte, ungefähr in der Mitte war, brach die Morgenröthe an; der König indeß, begierig die Fortſetzung der Geſchichte zu hören, friſtete ihr Leben bis zur folgenden Nacht, in welcher ſie eine andere Geſchichte zu erzählen anfing, in welcher ſie ebenfalls nur bis zur Mitte kam, als eben die Morgenröthe anbrach. Hier hörte ſie abermals auf zu erzählen, und der König verſchob ihren Tod bis auf die folgende Nacht, um die Fortſetzung der Geſchichte zu hören.

Die Einwohner der Stadt aber freuten ſich eben ſo ſehr, als ſie ſich wunderten, daß ſchon drei Nächte vergangen waren, ohne daß der König die Tochter des Weſirs hatte umbringen laſſen. Sie wünſchten den Töchtern des Weſirs Glück, und prieſen ſie, daß durch ſie der König endlich einmal von ſeinem grauſamen Vorſatz ablaſſe. In der vierten Nacht erzählte ſie ihm wieder etwas noch ſchöneres; in der fünften unterhielt ſie ihn von den Begebenheiten der Könige, der Weſire und der Großen das Reichs, und ſo blieb es immer von einem Tage zum andern, während der König ſich jedesmal vornahm, am Ende der Geſchichte ſie hinrichten zu laſſen. Die Leute erſtaunten immer mehr, und die Bewohner der entfernteſten Gegenden vernahmen mit unendlicher Freude, daß der König ſeinen grauſamen Entſchluß aufgegeben habe. Von allen Ländern kehrten die Leute in ſeine Staaten zurück, bevölkerten von neuem die Städte, die ſie verlaſſen hatten, und alle flehten zu Gott für ſein Wohl.

So weit geht die Geſchichte, die mir mein Freund erzählt hat.“

Da ſprach der König: „O Schehereſade, endige nur immer die Geſchichte; ſie gleicht zu ſehr der Geſchichte eines Königs, den ich kenne, als daß ich nicht wünſchen müßte, zu erfahren, wie es dem Volke dieſes Landes noch ferner ergangen iſt, und was ſie vom Könige weiter ſagten.“ — „Sehr gern will ich es thun,“ erwiederte ſie. “Wiſſe, o glücklicher, einſichtsvoller und tapferer König, daß die Leute, als ſie ſich nun gänzlich überzeugt hatten, daß der König gänzlich aufgehört habe, die Mädchen tödten zu laſſen, nunmehr gar nicht aufhören konnten, Gott zu preiſen, und für ſein Wohl zu beten. Indeſſen konnten ſie nicht unterlaſſen, nach der Urſache zu forſchen, die ihn zu dieſer Grauſamkeit bewogen haben mochte. Die Weiſen, die den wahren Grund wußten, ſagten: „Obgleich der König Urſache gehabt hat, über ſeine Gemahlin zu zürnen, ſo ſollte er doch wiſſen, daß ſich nicht alle Frauen gleichen, ſo wenig als die Finger der Hand ſich alle einander ähnlich ſehn.“

Als der König Schacherbaas dieſe Geſchichte hörte, erwachte er gleichſam wie aus einer Verblendung, und rief aus: "Bei Gott, dieſe Geſchichte iſt meine Geſchichte. Ach, in welche Wuth und in welchen Zorn war ich nicht verſunken, und wie viel Anſtrengung hat es ihr nicht gekoſtet, mich von dieſem Wege auf den Pfad des Rechtes zu bringen. Geprieſen ſei der Urheber der Urſachen! O Scheheraſade," fügte er dann hinzu, "du haſt mich zu etwas Gutem erweckt, und von meiner Verblendung befreit." — Da erwiederte ſie: "O König der Könige, die Weiſen ſagen: "Das Königreich ſei ein Gebäude, und die Truppen ſeien die Grundpfeiler deſſelben. Sind dieſe feſt, ſo dauert das Gebäude. Daher geziemt es dem Könige, die Grundpfeiler zu befeſtigen. Auch iſt es nöthig, daß der König ſeine Truppen vertheile, und gegen ſeine Unterthanen ſtrenge Gerechtigkeit handhabe, gerade ſo wie der Gärtner die Bäume verpflanzt, ſie nicht beiſammen läßt, und das Unkraut und alles Unnütze abſchneidet. Ferner geziemt es ſich, daß der König ſelbſt ſich um die Angelegenheiten der Unterthanen bekümmere, und alle Ungerechtigkeit von ihnen abwende. Auch iſt es nothwendig, o König, daß dein Weſir fromm, mit den Angelegenheiten der Leute ſehr vertraut, und gegen die Unterthanen wohlthätig ſei. Gott der Erhabene ſelbſt hat dieſen Beamten den Titel gegeben, und zwar in der Geſchichte Moſes, über dem Frieden ſei, wenn er ſagt: "Und gieb mir einen We ſie von meiner Familie, den Haroun" *). Und wenn irgend jemand einen Weſir hätte entbehren können, ſo wäre es gewiß Moſes, der Sohn Amrams geweſen; denn der Sultan läßt den Weſir ſeine geheimſten Angelegenheiten eben ſo gut ſehen, als ſeine öffentlichen. Du, o König, deinen Unterthanen gegenüber, gleicheſt einem Arzte bei dem Kranken; der Weſir aber muß in allen ſeinen Reden und Handlungen wahrhaftig ſein, und ſehr nachſichtig gegen die Unterthanen. Dies alles liegt dir ob, einzurichten; denn wenn du fromm biſt, ſo ſind es deine Unterthanen auch; biſt du aber gottlos oder ungerecht, ſo ſind ſie es ebenfalls."

Als der König dies hörte, verfiel er in ein tiefes Nachdenken, und plötzlich befahl er, daß das ganze Schloß erleuchtet werden, und daß in allen Zimmern Wachskerzen brennen ſollten. Er ſetzte ſich ſodann auf ſeinen Thron, ließ Scheheraſade neben ſich ſetzen, und ſah ſie ſehr freundlich an. Dieſe warf ſich ihm zu Füßen und ſprach: "O König der Zeit und Herr des Jahrhunderts, geprieſen ſei der Allmächtige und der Barmherzige, daß er mich durch ſeine Gnade zu dir geleitet hat, um dich einſt des Paradieſes werth zu machen. Denn das, was du begangen haſt, hat keiner deiner Vorgänger gethan. Geprieſen alſo ſei Gott, daß er dich von dem Wege, auf dem du wandelteſt, abgeleitet

---

*) Aaron.

hat. Was die Frauen betrifft, ſo darfſt du nicht glauben, daß ſie alle ſchlecht ſind; denn der erhabene Gott erwähnt ja ſelbſt die Frauen, wenn er im Koran ſagt: Die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen, die frommen Männer und die frommen Frauen, die keuſchen Männer und die keuſchen Frauen u. ſ. w. Uebrigens iſt das, was dir begegnet iſt, gar manchen Königen vor dir ebenfalls wiederfahren. Ihre Frauen haben ſie hintergangen, obgleich ſie mächtiger waren, als du. Wenn du nun befiehlſt, o König, ſo will ich dir von der Liſt der Weiber Sachen erzählen, mit denen ich, ſo lange ich lebe, nicht fertig werden würde. Ich habe dir früher, und zwar noch die lezte Nacht manches von der Liſt der Frauen erzählt; aber ich weiß eine ſolche Menge von Beiſpielen der Art, daß mir die Auswahl ſchwer fällt. Indeſſen, wenn du befiehlſt, ſo will ich dir etwas erzählen, was den früheren Königen von der Hinterliſt ihrer Frauen begegnet iſt. —

"Erzähle mir dies doch," unterbrach ſie der Sultan. Worauf ſie alſo begann:

Geſchichte
einer von den Frauen eines Kalifen.

Ein Mann unterhielt einſt eine Geſellſchaft mit folgender Geſchichte.

Eines Tages ſaß ich an der Thür meines Hauſes, während die Sonne drückend heiß war. Da ging eine ſehr ſchöne Frau, welcher eine Sklavin ein Päckchen nachtrug, bei meinem Hauſe vorüber und redete mich an: „Haſt du nicht einen Trunk Waſſer?“ — „Er ſteht zu deinem Befehl, meine Herrin,“ antwortete ich ihr; „bemühe dich nur in die Vorhalle meines Hauſes, wo du es trinken kannſt.“ Ich begab mich ſodann in mein Haus, und kam mit zwei porzellanenen Bechern zurück, die mit Muskus beſtrichen wären, und welche ganz friſches Waſſer enthielten. Sie nahm den einen, hob, um zu trinken, ihren Schleier in die Höhe, und da genoß ich des Anblicks der glänzenden

Sonne oder des aufſteigenden Mondes. „O, meine Gebieterin,“ ſagte ich zu ihr, „wenn es dir doch belieben wollte, weiter in mein Haus einzutreten, um da ſo lange auszuruhn, und zu warten, bis die Luft ſich abkühlt. Darnach kannſt du ja deinen Weg weiter fortſetzen.“ — Da fragte ſie mich: „Biſt du allein?“ — „Ich bin unverheirathet, und ganz allein.“ — „Wahrſcheinlich biſt du hier auch fremd?“ ſprach ſie weiter, ging dann ſofort hinauf in mein Haus, und lüftete ihren Schleier. Hier wurde ich aufs neue von ihr bezaubert. Ich beeilte mich nun, ihr einige Erfriſchungen vorzuſetzen und ſagte dabei: „Entſchuldige mich, meine Herrin, dies hier iſt alles, was ich bei mir habe.“ — „Das iſt ſehr viel,“ erwiederte ſie, „und eben das, was ich mir gewünſcht habe.“ Sie aß hierauf und gab dem Mädchen das, was übrig blieb. Darauf überreichte ich ihr eine Flaſche mit muskusduftendem Roſenwaſſer, womit ſie ſich die Hände wuſch, und ſodann noch bis zur Abendzeit bei mir blieb. Alsdann zog ſie aus ihrem Päkchen ein Hemde, ein Paar lange Beinkleider, ein Paar kürzere, die darüber gezogen werden konnten, und einen zirkaſſiſchen Schawl. Dieſes alles gab ſie mir mit den Worten: „Wiſſe, ich bin eine von den Frauen des Kalifen. Wir ſind ihrer vierzig, welche jede einen Geliebten hat, der zu ihr kommt, ſo oft ſie es verlangt. Nur ich allein habe keinen Anbeter. Heute bin ich ausgegangen, um zu ſehen, ob das Glück mir auch jemanden beſcheren würde, und es hat mich dir zugeführt. Wiſſe nun, daß der Kalif uns nur nach der Reihe beſucht, ſo daß die übrigen Neununddreißig jedesmal wiſſen, daß ſie frei und vor dem Kalifen ſicher ſind. Komm du nur an dem und dem Tage zu mir, bekleide dich mit dieſen Sachen, und gehe an dem beſtimmten Tage unbeſorgt aufs Schloß des Kalifen. Wenn da ein kleiner Sklawe auf dich zugeht, und dich mit den Worten anredet: Biſt du Schaudal? ſo ſage: Ja! und gehe mit ihm.“ ‘Hierauf nahm ſie von mir Abſchied, und ging davon, nachdem wir uns zärtlich umarmt hatten. Seit der Zeit konnte ich jenen Tag kaum erwarten. Endlich kam er, und die erſehnte Stunde nahte. Ich machte mich jetzt ſchnell auf, um mich beim Stelldichein einzufinden. Unterwegs begegnete mir ein ſehr geliebter Freund, der mich bat, einen Augenblick zu ihm hinauf zu kommen, da er mir etwas mittheilen wollte. Ich that es, und ging mit ihm hinauf. „Warte einen Augenblick,“ ſagte er, als ich oben war, „ich hole nur etwas, um uns zu erfriſchen.“ Kaum hatte er dieſes geſagt, als er auch ſchon zur Thüre hinaus war, und ſie hinter ſich zugeſchloſſen hatte. Während dieſer Zeit erlitt ich die größten Qualen der Ungeduld; denn ſchon hatte ich über die zur Zuſammenkunft beſtimmte Zeit gewartet und er war noch nicht da. Nicht blos Viertelſondern ganze Stunden verſtrichen, ohne daß er erſchien. Endlich wurde es ſchon ganz dunkel und ich ſtarb vor Ungeduld, als ich ſah, daß ich mir auf keine Art helfen konnte. Die Nacht brach an, und wachend mußte ich ſie bis zum Morgen zubringen. Noch heute wundere ich mich, daß ich nicht vor Wuth geſtorben bin. Endlich, als es ſchon hoch am Morgen war, kam mein Freund, öffnete die Thüre, und brachte einen zähen Mehlbrei und Honigwaſſer. "Bei Gott," ſprach er, "ich kam zu einer Geſellſchaft; dieſe wollte mich nicht fortlaſſen, und verſchloß mich. Jetzt eben erſt bin ich von ihr losgekommen, entſchuldige mich alſo." Vor Zorn gab ich ihm keine Antwort. Er ſetzte mir hierauf die Speiſe vor. Ich aß auch wirklich einen Biſſen, weil mir ſchon ganz übel war, eilte aber dann, ohne ein Wort zu ſagen, aufs Schloß, in der Hoffnung, mich bei meiner Gebieterin entſchuldigen zu können. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich bei meiner Ankunft am Schloſſe ſah, daß vor ſelbigem acht und dreißig Holzpfähle aufgepflanzt und daran acht und dreißig Männer angenagelt waren, und ihnen gegenüber acht und dreißig andre Holzpfähle, an denen acht und dreißig ſehr ſchöne Frauen hingen. Als ich mich erkundigte, warum jene Männer und Weiber angenagelt worden wären, antworte man mir: "Der Kalif hat dieſe Männer bei dieſen Weibern gefunden, und da ſie ſeine Frauen ſind, ſo hat er an ihnen dieſe Strafe vollziehen laſſen.“ Da lobte ich Gott, und ſagte bei mir ſelbſt: "Tauſend Dank dir, lieber Freund, daß du mich eingeladen haſt; ſonſt hätte ich auch mit dieſen hier hängen müſſen. Gott ſei dafür ewig geprieſen!“

Doch ich will dir jezt eine andere Geſchichte erzählen.

Geſchichte
einer Frau des Kalifen Mahmoun.

Ein Kaufmann erzählte mir einſt folgendes.

Ich ſaß einſt an einem ſehr ſchönen Tage in meinem Laden, als eine reizende Frau zu mir heran kam, welcher eine Sklawin folgte. Ich war zu meiner Zeit ebenfalls ſehr ſchön. Die Frau ſetzte ſich nun an meinen Laden, kaufte mir einige Zeuge ab, bezahlte mir den Preis, und ging dann davon. Ich fragte ihre Dienerin nach ihrem Namen, dieſe ſagte aber, daß ſie ihn nicht wiſſe. Ich erkundigte mich nach ihrer Wohnung; ſie erwiederte mir aber lachend: "Ihre Wohnung iſt im Himmel." — "Jezt," ſagte ich, iſt ſie ja doch auf der Erde. Wenn ſteigt ſie denn nun in den Himmel, und wo iſt die Treppe, auf welcher ſie hinaufgeht?" — "Sie iſt in dem Schloſſe, das zwiſchen den zwei Strömen liegt; das iſt das Schloß des Kalifen Mahmoun el Hakim bi Amrillah." — „Ach!" ſagte ich hierauf, "ich bin verloren." —

"Gedulde dich nur,“ erwiederte die Sklawin, "ſie wird wohl wieder etwas bei dir kaufen kommen.“ — "Aber wie kann der Fürſt der Gläubigen,“ fragte ich ſie weiter, "ſolches Zutrauen in ſie ſetzen, und ſie ſo frei ausgehn laſſen?“ — "Ach,“ antwortete ſie mir, "er liebt ſie außerordentlich, iſt ihr ganz ergeben, und widerſpricht ihr nie.“ Mit dieſen Worten eilte die Sklawin ihrer Gebieterin nach. Ich aber verließ den Laden, ging in einiger Entfernung hinter ihnen her, um den Wuchs der ſchönen Frau zu betrachten, und blieb den ganzen Weg über hinter ihnen, bis ich ſie aus dem Auge verlor; aber aus meinem Herzen verlor ich das Feuer der Liebe nicht. Nach einigen Tagen kam ſie wieder, und kaufte andre Stoffe. Diesmal weigerte ich mich, von ihr Geld anzunehmen. Sie erwiederte aber: "Wir brauchen deine Waaren nicht.“ — "O meine Herrin," erwiederte ich ihr, habe die Güte, ſie als Geſchenk von mir anzunehmen." — "Wohlan, es ſei! Ich will dich auf die Probe ſtellen," war ihre Antwort. Alsdann aber nahm ſie aus ihrem Buſen einen Beutel, gab mir tauſend Goldſtücke daraus, und ſagte: "Treibe mit dieſem Gelde Handel, bis ich zurückkehre.“ Ich nahm es, ſie ging fort, und blieb ſechs Monate aus. Ich aber machte mit dieſem Gelde ſo gute Geſchäfte, daß ich damit tauſend andre Goldſtücke gewann. Nach dieſer Zeit kam ſie, und als ich ihr das Geld zurückgeben wollte, indem ich ihr ſagte, daß ich das Doppelte gewonnen hätte, ſo entgegnete ſie: "Laß es noch bei dir, und nimm noch dieſe tauſend Goldſtücke dazu. Wenn ich von dir weggegangen ſein werde, ſo gehe auf die Inſel Rouda, [13] und baue daſelbſt ein ſchönes Schloß, und wenn daſſelbe vollendet iſt, ſo zeige mir es an.“ Als ſie mich verlaſſen hatte, ging ich ſogleich auf die Inſel Rouda, bereitete daſelbſt das Nöthige vor, und begann darauf den Bau des Schloſſes. Als alles vollendet und im beſten Stande war, benachrichtigte ich ſie davon, und ſie ließ mir zurückſagen: "Er ſoll mich bei dem Thor Suweyla [14] bei Morgenanbruch erwarten und ein gutes Maulthier bei ſich haben.“ Dieſes beſorgte ich denn alles, und kam zur beſtimmten Zeit am Thor Suweyla an. Hier fand ich einen jungen Mann auf einem Pferde, und aus ſeiner Antwort vernahm ich, daß er ebenfalls auf ſie warte. Während wir ſo ſtehen blieben, kam ſie ſelbſt mit einer Sklawin an. Als ſie den jungen Mann erblickte, fragte ſie ihn verwundert: "Biſt du hier?“ — "Wie du ſiehſt,“ antwortete er. — "Ich bin heute,“ erwiederte ſie, "zu dieſem Manne eingeladen. Wollteſt du wohl mit uns gehn?“ — "Ja, meine Gebieterin,“ war ſeine Antwort. — "Wie?“ ſagte ſie darauf, "ohne meinen Willen wollteſt du mit uns gehn? Iſt es dein Ernſt? Willſt du in jedem Fall uns begleiten?“ — "Ja,“ erwiederte er, „ich laſſe mich nicht davon abhalten.“ Wir gingen daher auf die Inſel Rouda, und betraten das Schloß. Sie betrachtete aufs genauſte ſeine Bauart, und die Art, wie ich das Innere hatte einrichten und verzieren laſſen. In dem ſchönſten Saale ſetzte ſie ſich dann nieder, nahm ihren Schleier und die ihr zu läſtigen Kleider ab, und unterhielt ſich mit dem jungen Manne. Ich entfernte mich unterdeſſen, um ihnen Frühſtück zu beſorgen. Meine Verwunderung ſtieg indeſſen mit jedem Augenblick, als ich ſah, daß ſie ſich mit jenem immer freundſchaftlicher unterhielt, obwohl ſie vorher ſolchen Widerwillen bezeigt hatte, ihn aufzunehmen.

Jedoch ich enthielt mich jedes Urtheils, bezwang meine Eiferſucht, und beſorgte das Mittageſſen mit eben der Gefälligkeit wie zuvor. Ich brachte den Nachtiſch, die Früchte, die Wohlgerüche und die Getränke, mit einem Wort, ich bediente ſie aufs pünktlichſte. Ich blieb immerfort ſtehen, und ſie ſagte mir kein einzigesmal, weder, daß ich mich ſetzen, noch daß ich miteſſen oder mittrinken ſollte; ſondern ſie beſchäftigte ſich blos mit dem jungen Manne, ſie ſpielten, ſie lachten mit einander, und küßten ſich. Endlich ſagte ſie: „Bis jezt haben wir nicht genug getrunken, laß mich einſchenken.“ Sie nahm alſo den Becher, und füllte ihn; alsdann reichte ſie ihm einen zweiten, den ſie mit Zucker verſüßte, und den er ebenfalls austrank, worauf er bald ganz trunken wurde. Nun näherte ſie ſich ihm, führte ihn in ein Nebengemach, kam aber bald wieder heraus, und trug den Kopf des jungen Mannes in ihrer Hand. Ich konnte ſie jezt kaum anſehen, ſondern blieb ſtumm und unbeweglich ſtehen, und vermochte nicht, ſie um Erklärung dieſes Anblicks zu fragen. Da ſagte ſie: „Was ſteheſt du da ſo ſtill? Nimm dieſen hier, und wirf ihn in den Fluß.“ Zu gleicher Zeit nahm ſie ein Meſſer, zerſchnitt den jungen Mann in kleine Stücke, und that ſie in drei Körbe. “Wirf dies alles in den Fluß,“ wiederholte ſie mir, und als ich es gethan hatte, und zurückgekehrt war, ſagte ſie zu mir: „Nun ſetze dich, damit ich dir Aufklärung gebe über das, was du geſehn haſt, und dir deine gerechte Furcht benehme. Wiſſe,“ fuhr ſie fort, „ich bin eine Frau des Kalifen. Ihm iſt niemand theurer, als ich. Sechs Tage im Monat bin ich ganz frei. Dieſe brachte ich bei der Frau, die mich erzogen hat, zu, wo ich ganz ungezwungen thun konnte, was ich wollte. Dieſer junge Mann war der Sohn der Nachbarin meiner Erzieherin. Dieſe war eines Tages ausgegangen, und ich befand mich allein in dem Hauſe. Gegen Abend ging ich aufs Dach, um die kühle Luft zu genießen, und mich dann ſchlafen zu legen. Plötzlich aber wurde ich durch die Ankunft des jungen Mannes überraſcht, der mit einem Dolche in der Hand mich zwingen wollte, mit ihm zu gehn, und der ſich zugleich auf die beleidigendſte Weiſe gegen mich betrug. Ich vertheidigte mich indeß, und er mußte mich verlaſſen. Doch damit begnügte er ſich nicht, ſondern er machte mich zum Gerede der Leute, indem er jedesmal, wenn er mich ſah, im Wege ſtehen blieb, und mich verfolgte, wohin ich auch immer gehn mochte. Dieſes iſt meine Geſchichte. Was dich aber betrifft, ſo haſt du mich durch deine Geduld, deine Beſcheidenheit und dein Betragen eben ſo erfreut, als du mir wohlgefallen haſt. Nichts auf der Welt iſt mir ſo lieb, als du.“ Wir brachten den übrigen Theil der Nacht miteinander zu, und am andern Morgen gab ſie mir alles, was ſie an Koſtbarkeiten mitgebracht hatte, und ging davon. Ich aber blieb im Schloſſe, und ſie kam alle Monate auf ſechs Tage zu mir zum Beſuch. Dies dauerte ein ganzes Jahr ſo fort. Endlich blieb ſie einen Monat ganz aus. Dies verurſachte mir großen Kummer; denn ich liebte ſie unbeſchreiblich. Auch der zweite Monat verſtrich, ohne daß ſie gekommen wäre. Endlich kam ein Diener zu mir, und ſagte: „Ich bin abgeſandt von deiner Geliebten; ſie läßt dir ſagen, daß der Fürſt der Gläubigen ſie nebſt ſechsundzwanzig andern ſeiner Frauen zum Ertränken verurtheilt habe. Der und der Tag iſt dazu beſtimmt, und das Urtheil ſoll bei dem und dem Kloſter, — welches er mir nannte, — vollzogen werden. Dieſe Frauen haben nämlich die Thorheit begangen, eine die andere wegen Untreue anzuklagen.

Siehe alſo zu, wie du es anſtellen kannſt, um ſie zu retten. Spare nichts, und ſollteſt du ihr ganzes Vermögen dabei aufopfern. Hier iſt der Augenblick, zu beweiſen, daß du ein Mann voll Kraft biſt.“ Da ſprach ich zu dem Diener: „Ich kenne dieſe Frau nicht. Vielleicht biſt du an einen andern abgeſchickt. Hüte dich, mich in Unglück zu ſtürzen.“ Er aber verließ mich mit den Worten: „Ich habe wenigſtens meine Pflicht gethan, und habe dir es geſagt.“

Bei dieſer Nachricht gerieth ich in die allergrößte Beſtürzung. Ich wußte durchaus nicht, wie ich die Sache anſtellen ſollte, um ſie zu retten. Endlich entſchloß ich mich, Bekanntſchaft mit einigen Schiffern zu machen, als das einzige Mittel, welches mir zweckmäßig ſchien. Ich nahm alſo meinen Beutel voll Gold, legte meine Kleider ab, und zog einen Schifferanzug an. Hierauf kaufte ich ein gutes Mittagsmahl, und ging zu einem Schiffer, ließ mich in ein Geſpräch mit ihm ein, ſetzte mich dann zu ihm, und wir fingen hierauf an, mit einander zu eſſen. Dann fragte ich ihn: „Vermieteſt du auch Schiffe? Ich wünſchte, daß du mir dieſes hier borgteſt.„ Hierauf antwortete er, daß es ihm nicht möglich wäre, indem der Fürſt der Gläubigen ihm befohlen habe, ſich damit auf dieſer Stelle in Bereitſchaft zu halten. Zugleich erzählte er mir die ganze Begebenheit der Frauen des Kalifen, und daß der Fürſt der Gläubigen beſchloſſen habe, ſie zu ertränken. Als ich das von ihm vernahm, gab ich ihm zehn Goldſtücke, und vertraute ihm mein Geheimniß an. Er bezeigte ſich ſehr theilnehmend, und ſagte: „Verſchaffe mir ſchnell einen leeren, aufgeblaſenen Schlauch, und ſobald deine Freundin kommen wird, ſo zeige mir es an, und ich werde ſchon ein Mittel finden, ſie zu retten.“ Ich fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hand, und eilte, um das Nöthige zu beſorgen. Ich war ſchnell wieder zurück, und ſchon ſah ich Truppen und Dienerſchaft ankommen, in deren Mitte ſich die Weiber befanden, an deren Weinen und Klagen man ihre traurige Beſtimmung leicht merken konnte. Als ſie ſich dem Schiffe näherten, nahmen ſie von einander Abſchied, und die Diener riefen uns zu. Wir brachten das Schiff ans Ufer, und ſie fragten den Schiffer: „Wer iſt dieſer da?“ — „Es iſt mein Gefährte, der mir helfen muß, denn einer muß beim Schiffe bleiben, und der andre euch bedienen.“ Dieſes glaubten ſie denn auch; ſie brachten dann eine nach der andern von dieſen Frauen aufs Schiff, und ſprachen: „Werft ſie nach der Gegend der Inſel zu ins Waſſer.“ Einer jeden von ihnen hatte man einen Sack voll Sand angebunden, und ſo warfen wir ſie denn, eine nach der andern, ins Waſſer, bis endlich auch die Reihe an meine Geliebte kam. Hier winkte ich dem Schiffer, und indem wir ſie in die Mitte des Stromes warfen, gaben wir ihr den leeren Schlauch unter den Arm, und ich ſprach zu ihr: „Der Strom wird dich auf die Mündung des Kanals zu treiben; dort ſuche mich zu erwarten.“ Und ſomit warfen wir ſie ins Waſſer, nachdem wir vorher den Sandſack abgeſchnitten, und ihre Feſſeln gelöſet hatten. Sie war die vorlezte. Dann warfen wir auch noch die lezte in den Nil; worauf ſich die Diener und die Truppen zurück begaben. Wir aber fuhren mit dem Schiffe ſtromabwärts, bis an die Mündung des Kanals, wo mich meine Geliebte bereits erwartete. Wir nahmen ſie ſogleich ins Schiff, und fuhren mit ihr nach der Inſel Rouda, wo wir uns ſogleich ins Schloß begaben. Nachdem ich dem Schiffer durch reichliche Geſchenke meine Erkenntlichkeit an den Tag gelegt hatte, ſtieß er wieder ab.

„Du biſt der Freund, den man in der Noth findet,“ war das erſte Wort meiner Geliebten. Wir verließen uns von nun an keinen Augenblick; indeß der Schrecken hatte doch ſo nachtheilig auf ſie gewirkt, daß ſie krank wurde, und endlich die Schwindſucht bekam. Ihre Magerkeit und Schwäche nahm ſo zu, daß ſie endlich ſtarb. Mein Schmerz über ihren Verluſt war grenzenlos. Tag und Nacht dachte ich an ſie, und ich konnte nichts, als weinen. Endlich mußte ich ſie doch begraben laſſen. Darauf beſchäftigte ich mich damit, alles, was im Schloſſe war, in ein anderes Haus zu ſchaffen. Unter andern hatte meine Geliebte auch einen kleinen kupfernen Kaſten in das Schloß gebracht, den ſie, ohne daß ich es wußte, an einen verborgenen Ort geſetzt hatte. Als nun dem Geſetz gemäß der Gerichtsbeamte, der über die Erbſchaftsangelegenheiten geſetzt iſt, zu mir hereintrat, ſo durchſuchte er das ganze Schloß, und fand auch jenen Kaſten, an dem der Schlüſſel ſteckte. Er öffnete ihn, und ſah ihn voll der koſtbarſten Edelſteine, voll Schmuck und Ringe, alles von einer Auswahl und Schönheit, wie man ſie nur bei Königen und Kaiſern findet. Seine Gehülfen nahmen den Kaſten und ſchleppten mich mit ſich fort. Als wir in der Präfektur ankamen, brachten ſie es endlich durch Schläge und üble Behandlung ſo weit, daß ich ihnen alles geſtehen mußte. Darauf brachten ſie mich ſofort zum Kalifen, dem ich alles geſtand. Dieſer ſprach: „Freund, verlaſſe dieſes Land. Ich ſchenke dir deine Freiheit und dein Leben wegen deines Muthes, deiner Verſchwiegenheit, und deiner Unerſchrockenheit vor dem Tode." Und ſo entließ er mich ſo bald als möglich aus ſeinem Lande.

Dieſes, fuhr Scheheraſade fort, o König, war die Geſchichte jenes Mannes.

Der König war ſehr verwundert über dieſe Begebenheit, und ſie fuhr dann weiter fort: "Du konnteſt alſo, o großer König, dich über das verwundern, was dir von den Weibern zugeſtoßen war, während doch den Königen vor dir noch ſchlimmeres wiederfahren iſt! Ich könnte dir noch viel mehr ähnliche Sachen erzählen; allein das würde zu lange aufhalten, und dich ermüden. In dem bereits Erzählten iſt Lehre und Warnung genug für den Verſtändigen.“

Als der König Schacherbaas ſie angehört hatte, fühlte er, daß ihre Unterhaltung von großem Nutzen für ihn geweſen wäre. Sein Herz war reiner, und ſein Verſtand ruhiger geworden. Er kehrte zur Reue zurück, und tröſtete ſich damit, daß anderen Königen vor ihm noch ſchlimmeres begegnet wäre. „Was aber Scheheraſade anbetrifft,“ ſprach er, „ſo findet man nirgends jemanden, der ihr gleicht. Geprieſen ſei Gott, der ſie zum Mittel ausgewählt hat, meine Unterthanen zu befreien. „Hier erhob er ſich von ſeinem Sitz, und küßte das Haupt Scheheraſadens, worüber ſie und ihre Schweſter Dinarſade außerordentlich erfreut war.

Am andern Morgen begab ſich der König in den Thronſaal, und ließ die Vornehmſten ſeines Hofes vor ſich kommen. Sie warfen ſich vor ihm zur Erde nieder, desgleichen auch der Weſir. Der König aber überreichte ihm ein Ehrenkleid, überhäufte ihn mit Auszeichnungen und erzählte den oberſten Beamten ſeines Hofes alles, was ihm mit Scheheraſade begegnet war, daß er nun ſeinen früheren Grauſamkeiten völlig entſagt habe, und darüber die größte Reue fühle. Endlich erklärte er ihnen, daß er geſonnen ſei, ſich mit Scheheraſaden, der Tochter ſeines Weſirs zu verheirathen, und er befahl, daß ſogleich die nöthigen Kontracte hierüber aufgeſetzt würden. Als die Anweſenden das hörten, neigten ſie ſich vor ihm, und wünſchten ihm Heil und Segen, ſo wie auch der ſchönen Scheheraſade. Der Weſir, ihr Vater, war nicht der letzte, der ihr ſein Lob zollte. Der König hob hierauf die Sitzung auf, und alle gingen in ihre Wohnung zurück. Die Nachricht verbreitete ſich ſehr bald in der Stadt, daß der König die Tochter ſeines Weſirs, Scheheraſaden, heirathen wolle, welches allgemeine Freude verurſachte, die noch durch die Feſtlichkeiten, die der König veranſtaltete, vermehrt wurde.

Der König ſchickte jezt zugleich einen Boten an ſeinen Bruder Schachriar ab. Dieſer kam auch in kurzer Zeit mit einem prächtigen Gefolge an, und hielt zugleich mit ſeinem Bruder, der ihm entgegengekommen war, ſeinen Einzug. Die Stadt wurde aufs köſtlichſte geſchmückt, auf allen Plätzen und den vornehmſten Straßen wurde mit dem koſtbarſten Räucherwerk geräuchert, und Pauken, Trommeln und andere Inſtrumente verkündigten den feierlichen Tag. Als ſie im Schloſſe angekommen waren, wurden in allen Zimmern die koſtbarſten Speiſen und Getränke aufgetragen, und Ausrufer mußten in den Straßen die Leute zum Gaſtmahle einladen, zum Zeichen, daß die Liebe des Sultans zu ſeinen Völkern wiedergekehrt ſei, und daß hiedurch ein Bündniß der gegenſeitigen Zuneigung geknüpft werden ſolle. Große und Geringe, Vornehme und Niedrige kamen auf das Schloß, und aßen und tranken daſelbſt ſieben Tage lang. Endlich nahm der König ſeinen Bruder beiſeits, und erzählte ihm, was ſich während der drei Jahre zwiſchen ihm und ſeines Weſirs Tochter zugetragen, und wie Scheherafade ihn immer mit Erzählungen, Geſchichten und Verſen unterhalten habe. Sein Bruder erſtaunte darüber, und ſprach: „Ich will die jüngere Schweſter heirathen, damit wir zwei Brüder zwei Schweſtern haben, die uns gleich Schweſtern lieben werden. Denn mein Unglück war an der Entdeckung des deinigen Schuld, und während jener drei Jahre habe ich keinen glücklichen Augenblick gehabt. Alle Tage habe ich ſeitdem eine andere Frau geheirathet, und ſie am andern Morgen tödten laſſen. Daher bin ich feſt entſchloſſen, Dinarſade, die Schweſter deiner Frau, zu heirathen.“ Als der König Schacherbaas dieſes hörte, freute er ſich außerordentlich. Er ging auf der Stelle zu ſeiner Gemahlin Scheheraſade, und benachrichtigte ſie von dem Entſchluſſe ſeines Bruders, und daß er bereits um ihre Schweſter Dinarſade angehalten habe. „O großer König,“ antwortete Scheheraſade, „wir wollen ihm hiebei eine Bedingung machen, nämlich die, daß er bei uns wohnen bleibe. Es iſt mir nämlich nicht möglich, mich auch nur einen Augenblick von meiner

Schweſter zu trennen, da wir beide mit einander aufer zogen worden ſind. Wenn er dieſe Bedingung annimmt, ſo ſei ſie ſeine Sklawin.“ Schacherbaas ging ſogleich hin, um ſeinem Bruder dieſe Bedingung kund zu thun. „O,“ rief dieſer, „das war ohnehin ſchon mein Vorſatz, und ich hatte mich ſchon feſt entſchloſſen, dich nie wieder zu verlaſſen. Ich ſehne mich nicht mehr nach der Würde eines Königs, und Gott wird ſchon die Wahl meiner Unterthanen auf einen guten Beherrſcher leiten.“ Als der König dieſe Verſicherung Schachriars hörte, freute er ſich, und rief entzückt aus: „Gott ſei gelobt, daß alle meine liebſten Wünſche ſo in Erfüllung gehn; denn auch für mich wäre deine Abreiſe ein großer Schmerz geweſen.“ Sogleich wurden die Großrichter, die Weiſen, die Anführer des Kriegsheeres und die Großen des Reichs zuſammenberufen, und die beiden Brüder ſchloſſen in deren Gegenwart das Ehebündniß mit den zwei Schweſtern. Sie ſelber bekleideten ſich mit atlaſſenen Gewändern; die Stadt aber wurde mit prächtigen Teppichen behangen, und jeder Fürſt, jeder Weſir, jeder Kammerherr und jeder Statthalter erhielt von dem Könige Befehl, ſeinen Palaſt auf das geſchmackvollſte auszuſchmücken. Das Volk überließ ſich der ausgelaſſenſten Freude. Zugleich befahl der König, daß überall Küchen aufgeſchlagen, alle Arten von Vieh geſchlachtet, und alle, groß und klein, arm und reich, feſtlich bewirthet würden. Im Schloſſe beſchäftigte ſich die Dienerſchaft damit, alle mögliche Wohlgerüche zu beſorgen, um ſie in die Bäder der beiden Sultaninnen zu bringen. Scheheraſade und Dinarſade begaben ſich darauf ins Bad, ließen da ihre langen ſchwarzen Haare flechten, und legten ſodann, als ſie das Bad verließen, königlichen Schmuck an. Scheheraſade zog hierauf ein ſchönes ſeidnes, mit Gold geſticktes, Kleid an, in welches die Figuren von allerhand Vögeln und wilden Thieren gewirkt waren. Auch legten ſie prächtigere Armbänder von Edelſteinen von ſolcher Größe an, dergleichen ſelbſt Alexander der Große nicht beſeſſen hatte. Beide Fürſtinnen waren von einer Schönheit, die ſelbſt der Beredteſte nicht zu ſchildern vermöchte; jede von ihnen übertraf die Sonne und den Mond an Glanz und Anmuth. Es wurden jezt die Wachskerzen angezündet, aber wie ſehr wurden ſie durch das Antlitz dieſer beiden Schönheiten verfinſtert und wie ſehr empfand man, daß ihre Augen durchdringender waren, als gezückte Schwerter, daß ihre Augenbraunen die Herzen bezauberten und daß vor der Glut ihrer Wangen die Roſen ſelber erbleichen mußten! Mit feierlicher Muſik wurden beide von ihren Sklawinnen empfangen. Darauf begaben ſich auch die beiden Könige ins Bad, und ſetzten ſich ſodann auf ihren Thron. Die beiden Schweſtern naheten ſich ihnen nun, und entzückten jedermann durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit. Scheheraſade wurde zuerſt vorgeführt, und dem üblichen Brauche zufolge ſiebenmal nach einander verſchieden angekleidet. Das erſte Gewand, als ſie dem Könige Schacherbaas vorgeführt wurde, war roth. Der König ſtand auf, um ſie zu betrachten; er wurde ganz von ihr bezaubert, und alle Anweſenden, Männer und Frauen, gaben deutlich ihren Beifall zu erkennen. Sodann wurde Dinarſade in einem blauen Gewande dem Könige Schachriar vorgeführt. Sie glich einem aufgehenden Monde. Der König freute ſich ſehr über ſie, und war vor Liebe außer ſich. Nachher wurde Scheheraſade in ihrem zweiten Gewande vorgeführt. Nun waren ihre Haare aufgeſteckt, ihre Seitenhaare aber hingen lockenartig herunter, ſo daß ſie ſich hinter die Nacht verborgen zu haben ſchien. Eben ſo wurde auch Dinarſade mit den übrigen ſechs Gewändern bekleidet, nachdem Scheheraſade ſich auf dieſelbe Art eben ſo oft umgekleidet hatte. Als dieſe Feſtlichkeit vorüber war, beſchenkte der König jedermann mit koſtbaren Kleidern. Die Königinnen aber wurden in ihre Gemächer eingeführt, und ihre Gatten begaben ſich zu ihnen, und jeder fand ſich in dem Beſitz ſeiner Geliebten höchſt glücklich. Am andern Morgen kamen die Weſire und Großen des Reichs, um ihren Glückwunſch abzuſtatten, wobei die Könige koſtbare Geſchenke austheilten. Hierauf wurde in einer feierlichen Verſammlung beſchloſſen, daß ihr Schwiegervater, der Weſir, als Statthalter nach Samarkand, der Hauptſtadt des Reichs, von Schachriar geſchickt würde. Nachdem dieſer ihnen ſeine Dankbarkeit auf eine rührende Art zu erkennen gegeben, wurde er auch ſogleich dahin abgeſandt, und Schachriar gab ihm noch fünf der Vornehmſten Weſire mit. Der Weſir ſelbſt aber begab ſich noch vorher zu ſeinen beiden Töchtern, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Dieſe küßten ihm die Hände, wünſchten ihm zu dieſem hohen Poſten Glück, und machten ihm große Geſchenke. Er gelangte hierauf glücklich nach Samarkand, deſſen Bewohner ihm drei Tagereiſen weit entgegengekommen waren. Die Stadt ſelber fand er aufs köſtlichſte geſchmückt. Als er in dieſelbe eingezogen war, ſetzte er ſich daſelbſt auf den königlichen Thron, und die Vornehmſten der Stadt Samarkand und des ganzen Reichs brachten ihm ihre Huldigungen dar. Er vertheilte die koſtbarſten Ehrenkleider unter ſie, und ſie leiſteten ihm zugleich den Eid der Treue.

Nach der Abreiſe des Weſirs theilten ſich die beiden Brüder in die Angelegenheiten des Reichs, und zwar ſo, daß ſie alle Tage mit ihren Geſchäften abwechſelten. So lebten ſie nun fortan in einer Eintracht, welche alle ihre Unterthanen zur höchſten Freude ſtimmte. Auf allen Predigtſtühlen wurde für ſie gebetet, und ihr Ruf verbreitete ſich durch die Reiſenden in die entfernteſten Gegenden. Der König Schacherbaas aber beſtellte eine große Anzahl von Schreibern zu ſich, und gab ihnen den Auftrag, alles das aufzuzeichnen, was ſich während der Zeit zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin zugetragen hatte. Dieſes, ſo wie alle erzählten Geſchichten wurden ſorgfältig geſammelt und niedergeſchrieben. Man nannte ſie die Begebenheiten der Tauſend und eine Nacht. Sie füllten dreißig Bände, und der König ließ ſie in ſeinen Bücherſchatz aufſtellen.

Nach dieſer Zeit lebten die beiden Brüder noch eine lange Zeit in Glück und Einigkeit beiſammen, bis der Zerſtörer aller Ergötzlichkeiten, der Trenner aller Geſellſchaften, der Veröder der Wohnungen und der Bevölkerer der Gräber ſie abrief, und ſie zur Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes eingingen. Jahrhunderte vergingen, während welchen ihre Schlöſſer zerſtört wurden, und andere Könige ihre Reichthümer und Schätze erbten. Endlich regierte nach ihnen ein ſehr weiſer, verſtändiger und gerechter König, der die Wiſſenſchaften, und vorzüglich die Geſchichten alter Zeiten ſehr liebte. Unter ſeiner Regierung fand man nun dieſes ſchöne, wundervolle und ergötzliche Buch wieder auf. Man las den erſten Band, den zweiten, den dritten, bis zum letzten, und jeder Band gefiel immer beſſer als der vorhergehende. Der König, der davon Nachricht erhalten hatte, ließ ſich ſofort die darin enthaltenen Geſchichten vorleſen, und da dieſe ihm außerordentlich wohl gefielen, ſo befahl er, daß das Buch häufig abgeſchrieben, und in alle Gegenden und Länder ausgebreitet würde. Der Ruf von dieſem Buche verbreitete ſich bald überall, und man nannte es die wunderbaren Begebenheiten und Seltenheiten der tauſend und einen Nacht.

Dieſes iſt alles, was uns von dieſem Buche kund geworden iſt. Gott allein aber iſt das Wahre bekannt.

Ende der Tuneſiſchen Handſchrift.

Anmerkungen.

1) Dieſer **Sayd Annahas** iſt in der vorhergehenden Geſchichte (Band 14, Seite 268.) als Sklawenhändler des Kalifen erwähnt worden.

2) Nach dem Glauben der Mohammedaner iſt jeder Vers im Koran dem Propheten Mohammed herabgeſandt worden; daher der obige Ausdruck.

3) Eine aus dem Koran entlehnte Redensart.

4) Die Laute heißt auf arabiſch **Alaud**, (woher auch das deutſche Wort **Laute** kommen ſoll); daſſelbe Wort bedeutet aber zugleich auch: **Holz**.

5) **Muſtapha** heißt: der Auserwählte, und iſt einer von den Beinamen des Propheten Mohammed.

6) Der Elephant iſt das, was bei uns der Thurm im Schach iſt. Das Spiel iſt übrigens eine perſiſche Erfindung, und heißt im Arabiſchen wie im Perſiſchen: **Schatreng**.

7) Die Schreibzeuge der Araber ſind ſo eingerichtet, daß an der Federſcheide, welche von Silber oder von Meſſing iſt, zugleich

das Dintenfaß, von demſelben Metall, feſt angemacht iſt. Die in dem lezteren befindlichen, reichlich mit Dinte, meiſtens aber mit aufgelöſter chineſiſcher Tuſche geſättigte Baumwolle enthält für den fleißigſten Schreiber auf lange Zeit Flüſſigkeit genug. Die Scheide wird im Gurte getragen, und zwar ſo, daß das Dintenfaß oberwärts herausragt, in welches die Kalams (Rohrfedern) getaucht werden, ohne daß es nöthig iſt, daſſelbe aus dem Gurte zu ziehen.

Es giebt ſelten einen Araber, welcher nicht auf dieſe oben beſchriebene Art, ſein Schreibzeug ſtets, auch ſogar auf Reiſen bei ſich trüge.

8) Kader heißt ſoviel als: Ehre und Würde, aber auch ſoviel als: Vorherbeſtimmung. In dieſer Nacht iſt der Koran dem Propheten Mohammed vom Himmel herabgeſendet worden: auch glauben die Mohammedaner, daß in dieſer Nacht die Schickſale der Menſchen feſtgeſtellt worden ſind.

9) Auch die Mohammedaner bedienen ſich der Roſenkränze bei ihren Andachtsübungen.

10) Dies Spiel heißt im Arabiſchen: Alhukmu warredha d. i. das Urtheil, Beruhigung beim Urtheile, oder Unterwerfung unter daſſelbe.

11) Das arabiſche Wort iſt Aljakyn und heißt ſo viel als das Gewiſſe, womit der Tod bezeichnet wird, weil er auf dieſer Welt das Gewiſſeſte iſt.

12) Tubbaa (im Plural Tababi') iſt der Beiname der alten Hamjaritiſchen Könige und heißt ſo viel als: Nachfolger (von Tabaa, nachfolgen.)

13) Die Inſel Rouda liegt in dem Nil, der Stadt Kairo gegenüber. Sie iſt von bedeutender Größe und iſt jezt ſo mit Häuſern und Straßen bedeckt, daß ſie einer großen Stadt gleicht; auch wird ſie zu Kairo gerechnet. Den Namen Rouda (Garten) verdient ſie wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit; auch iſt ſie noch heute mit Gärten bedeckt.

14) Das Thor Suweyla in Kairo liegt der Inſel Boulak, auch Ozatye genannt, gegenüber. Dieſe Inſel iſt unterwärts der Inſel Rouda, und iſt ebenfalls ſehr bebaut und bevölkert. Auf einem kleinen Umwege kann man aus dem Thor Suweyla nach der Inſel Rouda gelangen.

15) Dies iſt die Inſel Boulak oder Ozatye, welche gemeinhin blos die Inſel genannt wird; ſie liegt unterwärts der Inſel Rouda.

Inhalt

des funfzehnten Bändchens.

Seite.

958ſte Nacht. Abul Haſſan aus Damaskus und ſein Sohn Nureddyn Aly 3
959ſte Nacht. 8
960ſte Nacht. 13
961ſte Nacht. 20
962ſte Nacht. 25
963ſte Nacht. 34
964ſte Nacht. 40
965ſte Nacht. 48
966ſte Nacht. Ins ben Kies und ſeine Tochter. . . 57
967ſte Nacht. 62
968ſte Nacht. 76
969ſte Nacht. 79
970ſte Nacht. 87
971ſte Nacht. 98
972ſte Nacht. 105
973ſte Nacht. 112

Seite
974ſte Nacht. 121
975ſte Nacht. 130
976ſte Nacht. 233
977ſte Nacht. 143
978ſte Nacht. 144
979ſte Nacht. Der König, ſein Sohn und die ſieben Weſire. 146
980ſte Nacht. 153
Der König, der Weſir und deſſen Frau. 157
981ſte Nacht. 159
982ſte Nacht. 160
Der Walker und ſein Sohn. . . 162
983ſte Nacht. Der Böſewicht und die tugendhafte Frau. 163
984ſte Nacht. 164
Der Kaufmann und die alte Frau. . 166
985ſte Nacht. Der Schwertträger und das junge Mädchen. 168
Der Königsſohn und der Weſir. . 171
986ſte Nacht. 174
Geſchichte des Jägers. 175
Die Frau und der Krämer. . . . 177
Der Königsſohn und der Weſir. . . 179
987ſte Nacht. 180
988ſte Nacht. 185
989ſte Nacht. 187
Der junge Mann und eine Frau. . 188
990ſte Nacht. 192
991ſte Nacht. Der Mann, der aus Reue ſein Lebelang nicht mehr gelacht hat. . . 194
992ſte Nacht. 198

Seite
993ſte Nacht. 203
Der Sohn des Königs und die Kaufmannsfrau. 207
994ſte Nacht. 212
Die fromme Frau. 213
Der Königsſohn und die Tochter eines andern Königs. 216
995ſte Nacht. 219
Die alte Frau mit dem Sohne des Kaufmanns. 226
996ſte Nacht. 230
997ſte Nacht. 233
998ſte Nacht. 239
Geſchichte des Kaufmanns. 241
Geſchichte des blinden Greiſes. . . 243
999ſte Nacht 248
1000ſte Nacht. Geſchichte des Knaben von fünf Jahren. 253
Geſchichte von dem Fuchſe. . . 258
1001ſte Nacht. 259
Geſchichte einer von den Frauen eines Kalifen. 273
Geſchichte einer Frau des Kalifen Mahmoun. 278

Druckfehler im vierzehnten Bändchen.

Seite 37. in der Anmerk. ſtatt unbekanntes wildes Thier, lies: unbekanntes Thier.
— 181. Z. 14. ſt. Mausoura l. **Mansoura.**
— 186. Z. 1. fehlt oben die Zeile: „Sparſam zählt Gott die Tage der Vereinigung und....“ welche der Setzer S. 187. untenhin geſetzt hat.
— 194. Z. 4. ſt. Mausoura l. Mansoura.
— 199. Z. 2. ſt. Buknuddyn l. Ruknuddyn, und ſo überall.
— 200. Z. 6. ſt. ihm l. ihnen.
— 252. Z. 1. ſt. daß er ſich geirrt habe, l. daß er ſich **nicht** geirrt habe.
— 261. Z. 14. ſt. Tuchſatulaulonb l. Tochſatulkulonb.
— 266. Z. 15. ſt. Abweſenheit, l. Anweſenheit.
— 268. Z. 16. ſt. ihr berichtete, l. ihm berichtete.
— 269. Z. 26. ſt. Abweſenden l. Anweſenden.
— 281. Z. 7. ſt. Arufat l. Arrafat.
— 291. Z. 7. **nach:** ſtellte ſie ihren Schweſtern vor, **lies: grüßte** ſie und fügte hinzu: dieſe hier iſt u. ſ. w.
— 297. Z. 16. ſt. Luine l. Lulue.
— 312. Z. 17. ſt. Scha'alt l. Scha'aet.
— 323. Z. 14. ſt. Balken l. Balkon.
— 325. Z. 14. ſt. wünſchen l. einſehen.

Im funfzehnten Bändchen.

Seite 30. Z. 17. ſtatt mie, lies: mit
— 37. Z. 14. ſt. deiner Güte wegen, l. deiner Güte, wegen.
— 57. Z. 8. ſt. Assaudasy l. Assandasy.
— 68. Z. 8. ſt. Nachban l. Nabban (der Aufgeweckte.)
— — Z. 18. ſt. Nachban l. Nabban.
— 69. Z. 14. ſt. abweſend l. anweſend.
— 62. Z. 24. ſt. meinem l. einem.
— 102. Z. 10. ſt. Scheier Sohn des Sahabib l. Sohair Sohn des Schabib.
— — Z. 23. ſt. Sahrier l. Sohair.
— — Z. 27. eben ſo.
— 103. Z. 6. eben ſo.
— 106. Z. 18. ſt. dem l. den.
— 113. Z. 22. ſt. Leute l. Beute.
— 115. Z. 13. ſt. dem Herrn l. dem Heere.
— 117. Z. 14. ſt. ließen l. ließ er.
— 122. Z. 8. ſt. Herren l. Heeren.
— 123. Z. 20. ſt. zu l. von.
— 128. Z. 12. ſt. Sittuthuſul l. Sittuthuſni.
— 141. Z. 2. ſt. nach Bagdad l. nach der Stadt.
— 152. Z. 1. hinter Lehrer l. in dieſem Gemach aufgezeichnet hatte; hierauf nahm er ihn aus dieſem Zimmer und ließ ihn . . . .
— — Z. 8. ſt. preiſen l. prüfen.
— 159. Z. 6. ſt. ſogleich l. folglich.

Gesammtabenteuer.

Hundert altdeutsche Erzählungen:

Ritter- und Pfaffen-Mären

Stadt- und Dorfgeschichten

Schwänke, Wundersagen und Legenden

von

Jakob Appet, Dietrich von Glatz, dem Freudenleeren, Heinz dem Keliner, Jansen Enenkel, Heinrich und Johannes von Freiberg, Hermann Freſsant, dem Hufferer, Konrad von Würzburg, Niemand, Rafold, Rüdiger dem Hunthover, Rüdiger von Müner, Ruprecht von Würzburg, Sibot, dem Stricker, Volrat, dem Vriolsheimer, Wernher dem Gartener, Herrand von Wildonie, dem Zwingäuer und Anderen,

meist zum erstenmal gedruckt

und herausgegeben von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Erster Band.

Stuttgart und Tubingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Seiner Excellenz

dem Königlich Preuſsischen wirklichen Geheimenrath

Herrn Freiherrn

Alexander von Humboldt

in tiefster Verehrung

gewidmet.

Inhalt

Seite

Vorbericht XI

(I. Dichter der Altdeutschen Erzählungen: Reim und Versmaß S. XII — II. Dieser Sammlung Umfang, Einrichtung und Ausgabe S. XXIII — III. Geschichte dieser Sammlung: Vorgänger und Mitarbeiter S. XXXV — IV. Übersicht dieser Sammlung S. XLVIII — V. Geschichte der einzelnen Erzählungen S. LXIX)

I. Adam und Eva (498 Reime) 1
II. Aristoteles und Phyllis (534 R.) 17
III. Frauenzucht. Von Sibot (929 R.) 37
IV. Heinrich von Kempten und des Kaisers Bart. Von Konrad von Würzburg (764 R.) 59
V. Die alte Mutter und Kaiser Friedrich (424 R.) 85
VI. Rittertreue (865 R.) 101
VII. Crescentia (1002 R.) 129
VIII. Die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk (678 R.) 165
IX. Alten Weibes List. Von Konrad von Würzburg (400 R.) 189
X. Die halbe Birn. Von Konrad von Würzburg (510 R.) 207
XI. Das Herz. Von Konrad von Würzburg (588 R.) . . . 229
XII. Das Auge (276 R.) 245
XIII. Frauen-Treue (400 R.) 257
XIV. Der Schüler zu Paris (1136 R.) 277
XV. Hero und Leander (465 R.) 313
XVI. Der Busant (Magelona.) (1074 R.) 339
XVII. Der Frauen Turnei (412 R.) 367
XVIII. Die Heidin (1009 R.) 391
XIX. Der Nußberg. Von Heinrich Rafolt (78 R.) 441
XX. Der Gürtel. Von Dietrich von Glaz (566 R.) . . . 449
Lesarten, Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge . . . 479

Universitäts-
Bibliothek
München

Die Europäische Welt konnte den drei und dreiſsigjährigen Frieden nicht ertragen. Ein neues Geschlecht ist aufgewachsen, das weiſs von der wahren Freiheitsheldenzeit der Jahre 1813 bis 1815 nur aus Erzählungen. Noch ferner liegen ihm die vorangegangenen bösen sieben Jahre des Umsturzes und der Schmach. Und noch früher begann, in geheimer Vorahnung, und dann im treuen Bunde zur Herstellung, das tiefe Besinnen auf die alte Weltherrlichkeit des Deutschen Volkes, auf seine angestammte edle Ursprache und deren groſse alte Werke, auf die hohe Bildung unserer Altvordern in Kunst und Leben.

Ich habe es frühe für meinen Lebensberuf erkannt und fortwährend gehalten, solche vaterländische Werke, zuvorderst die volksthümlichen, ans Licht zu ziehen, zu erneuen und zu verbreiten, zur Erhebung, Gemüthsergetzung und sonstigen guten Wirkung; es trieb mich, meine Freude daran mitzutheilen. Das uralte Heldenthum und Christliche Ritterthum erscheint nirgend so herrlich: es ist für uns mehr als klassisch und romantisch.

Nachdem über ganz Europa eine Zeit der Unruhe und der Verwirrung hereingebrochen, und der grimmigste der Kriege, der innere, Empörung und Bürgerkrieg, neben dem äuſsern, alle Reiche zerriſsen und zerrüttet hat, gelingt es vielleicht jetzo, weil der Sturm etwas beschwichtigt scheint, wieder die Stimme der Vorzeit vernehmbar zu machen. Die »Neuzeit« mag auch von dieser guten alten Zeit sich wieder etwas erzählen laſsen und es weiter erzählen, um sich daran zu meſsen und zu erkennen, zu stärken und zu erheitern.

Sie kann solches bei ihren »universalen Tendenzen« und allgemeinen Menschheitsbestrebungen um so eher, als ihr hier in weitem Umfange, aus der besten poetischen Zeit des Mittelalters, nicht allein Vaterländisches, — und dieses auch von groſser Bedeutung — sondern noch mehr Allgemeingut der Morgenländischen und Abendländischen Welt geboten wird, und als in diesen hundertstimmigen Abenteuern, welche sich so vielgestaltig in Novellen und Schauspiele verwandelt haben und fürder verwandeln laſsen, die laut Goethe, anmarschirende Weltlitteratur überschwänglicher sich vorbildet, als in anderen alten und neuen Ueberkommenschaften.

Hier erklingen noch bedeutsame Stimmen aus der Urzeit des Menschengeschlechtes, Ueberlieferungen und Dichtungen, welche in den Grundzügen sich überallwiederfinden, Heldensagen und Rittergedichte, Bürger- und Bauergeschichten, zarte Minneabenteuer und derbe Schwänke, Feen- und Zaubermärchen, fromme und Wunder-Erzählungen.

An einigen unumwundenen Darstellungen wird man nicht Anstoſs nehmen: das Alterthum zierte sich auch darin nicht. Das Leichtfertige ist hier so wenig schlüpfrig, als die Legende voll Salbung; jene will so wenig verführen, als diese bekehren.

Das Gesammtabenteuer, wie ich mit der reichhaltigsten alten Sammlung meine Auslese benannt habe, will überhaupt nichts lehren; sie enthält sich daher auch der verwandten Spruchgedichte und Fabeln. Ihre Geschichten und Dichtungen gleichen hierin der auch nicht ohne Dichtung bestehenden Weltgeschichte, welche bekanntlich lehrt, daſs sie nichts lehrt.

Es kam hiebei freilich auf die Auswahl an. Wie übergroſs der Reichthum ist an Stückzahl und manigfaltigen Bearbeitungen und Darstellungen, ergeben das Quellenverzeichnis, die Nachweise bei den einzelnen Stücken, die Nachträge.

Ich habe die runde Zahl behalten, die bei solchen Geschichten und Fabeln altherkömmlich, und nach dem Decamerone oft wiederholt ist, auch wol mit einem Zusatze, zum verstärkten Ausdrucke der höhern Einheit, wie bei 1001 Nacht, 1001 Tag. Die frühere Sammlung und Verdeutschung dieser beiden Morgenländischen Märchengruppen im ähnlichen Umfange, zugleich märchenhaft eingerahmt, war mir ein ermunterndes Vorspiel, mit zwei schon verstorbenen Freunden.

Möchte die Auswahl mir gelungen sein: wie jenem alten morgenländischen Könige, der sein Lebenlang hundert der schönsten Perlen wählte und wieder wählte, wie sie ihm von allen Seiten gebracht wurden. Ihr Kranz sollte mir ein hundertblättriger Rosenkranz des innigen Andenkens und des Dankes sein für den treuen Beistand, durch welchen nur dieses vielgestaltige Abenteuer ritterlich zu bestehen war: so daſs auch in solchem Sinne die Benennung »Gesammtabenteuer« sich bewährte.

Wie lange und viel zu diesem weitschichtigen Unternehmen mit einem auch schon vorangegangenen Freunde vorgearbeitet, welche vielseitige Hülfe dazu nöthig und freundlich geleistet ward, bezeugt der nachfolgende Bericht: gerne bekenne ich auch darin meinen herzlichen Dank, wie ich ihn schon schriftlich und mündlich gesagt habe.

Den höchsten stillen Dank bewahre ich dafür, daſs mir vergönnt ward, auch diese langjährige Arbeit, während die Schatten immer länger und dunkler wurden, noch zu vollenden, und sie den Wohlwollenden, und vor allen dem unsterblichen Heros beider Welten, dem sie gewidmet ist, darzubringen.

Berlin, an A. v. Humboldts achtzigstem Jahrstage.

F. H. v. d. Hagen.

Vorbericht.

Die Erzählungen, welche der Inhalt vorliegenden Werkes sind, geben den allgemeinen Zusammenhang der Abendländischen alten und neuen Dichtung mit der Morgenländischen, sowie der Germanischen mit der Romanischen, und beider mit sich selber, noch manigfaltiger und tiefer zu erkennen, als die Gedichte der groſsen Sagenkreise von der Tafelrunde und dem heiligen Grale, von Karl dem Groſsen und seinen Helden, von den Kreuzzügen, und andere romantische Feen- und Ritterdichtungen. Ein groſser Theil dieser hundert Erzählungen ist also manigfaltig überliefert, hin- und her- und zurückgegeben, wie die folgende Uebersicht nachweist. Es fehlt darunter aber auch nicht an eigenthümlich einheimischen Erzählungen, und die meisten sind örtlich aufgefaſst und lebendig angeeignet. Ihre Volksmäſsigkeit zeigt sich auch darin, daſs seltener als bei den gröſseren Romanen, die Uebertragenden sich namhaft gemacht haben; daſs viele Erzählungen mehrfältig bearbeitet sind (dergleichen die Nachträge darbieten), und sich allgemein verbreitet finden: sowie auch hier die alte Art der freien Uebertragung in Saft und Kraft noch allgemeiner gilt. Sie gehören demnach groſsentheils, mit den ganz volksthümlichen, meist namenlosen Gedichten des Heldenbuchs und der

Nibelungen, und anderseits mit den ganz persönlichen Liedern der meist namhaften Dichter, zu den eigensten Altdeutschen Gedichten, ungeachtet des allgemeinen Inhalts eines groſsen Theils derselben.

I. Dichtart der Altdeutschen Erzählungen: Reim und Versmaſs.

Von beider Dichtarten, der epischen des Heldenbuchs, wie der lyrischen, fast durchgängiger **Liedesform**, in Strophen, Stanzen, unterscheiden sich aber diese Erzählungen durch ihre eben so durchgängigen kurzen **Reimpaare**, welche die groſsen Romane, bei wenigen Ausnahmen, mit ihnen gemein haben. Zwar heiſsen diese Reimpaare mitunter auch **Lied** (namentlich hier in LV, 548, wie Wernhers Mariengedicht u. a.), und es gehen dieselben auf eine alte vierreimige Strophe zurück, wie solche am Ludwigsliede, als Sieges- und Kriegsgesang, vorauszusetzen ist, in Otfrieds vierreimigen Akrostichen entschieden hervortritt, und zugleich durch die Schreibung, das Vorrücken der Langzeile des ersten Reimpaares mit gemalten Anfangsbuchstaben, ausgedrückt ist. Auch habe ich die alte Verbindung jedes Reimpaares einer Langzeile dadurch ausgedrückt, daſs ich jedes Reimpaar, nicht jede kurze Reimzeile, mit einem groſsen Buchstaben anhebe: wie solches in Mittelhochdeutschen Handschriften durch Ausrücken jeder ersten Zeile vorgebildet ist, namentlich in der groſsen Heidelberger Sammlung (Tafel I). Aber die Anwendung solcher Reimpaare im 12ten bis 14ten Jahrhundert, wie sie uns hier vorliegt, laſst keine Nachwirkung jener Althochdeutschen Strophe mehr zu, und nur durch vierreimige Verschränkung, Ueberschlagung oder Wiederkehr und zugleich Umkehr desselben Reimes entsteht wieder eine Stanze, wie die zugleich auch durch Akrostichen bezeichnete Stanze des Einganges zum Tristan, und der Nachfolger Gottfrieds. * Die Abtheilung nach einer ungefähr gleichen Anzahl (20 bis 30) Reimpaare durch dreireimigen Schluſs (LI. LXVIII), wie schon ein Gedicht des 12ten Jahrhunderts, ** dann die Rittergedichte Wirnts von Gravenberg, Heinrichs und Ulrichs von dem Türlin haben, ähnlich den durchgereimten Sätzen Provenzalischer und Nordfranzösischer Gedichte, sind noch weniger strophische Bildung, als die nach wirklich gleicher Anzahl der Reimpaare ebenso abgeschloſsenen Briefe und Büchlein Ulrichs von Lichtenstein. ***

Diese Reimpaare bilden den nächsten Uebergang zur ungebundenen Rede, oder sind vielmehr, nach der schon im Althochdeutschen gebildeten Prosa, die mit der völligen Ausbildung der Reimkunst und Lust an den Reimen, beliebte Einkleidung, selbst der eigentlichen Geschichtswerke in den Reimchroniken, neben der Prosa in Urkunden, Gesetzbüchern und geistlichen Reden. Um so eher wurde solche Reimweise in den Erzählungen aller Art und damit verwandten Spruch- und Lehrgedichten angewandt.

Es gilt auch hier die damalige Mittelhochdeutsche Gestaltung dieser Reimpaare. Ihre einzelnen Zeilen haben zur allgemeinen Grundlage vier oder drei accentuirte Sylben oder Füſse, und können, mit vorherrschend jambischem Gange, eben so viel minder betonte oder tonlose Sylben, in manigfaltiger Stellung haben, so daſs auch hier, wie überhaupt in den auf solche Weise gebildeten Reimzeilen, ein manigfaltiger rhythmischer Wechsel spielt, welcher sich für einzelne Gedichte und Dichter näher bestimmen läſst.

---

* Minnesinger Th. IV, S. 617.

** In Graffs Diutiska Bd. II, S. 298.

*** Minnesinger IV, 400. Ebenso schlieſst der erste der »Sechs (Minne-) Briefe, her. v. K. Ettmüller (Zürich 1843).« Ein Büchlein Hartmanns von Aue in der Ambras-Wiener Handschrift schlieſst sechsreimig.

Die Reime der vierfüſsigen Zeilen sind männlich: die der dreifüſsigen Zeilen sind weiblich: jene von den Meistersingern stumpf, diese klingend genannt. Die ersten unterscheiden sich von unseren jetzigen männlichen durchaus einsylbigen Reimen dadurch, daſs sie auch zweisylbig sein können, nämlich: zweisylbige Reime mit kurzer erster Sylbe, d. h. mit einfachem Selblaut und einfachem, darauf folgendem Mitlaut, gelten nur gleich dem einsylbigen Reim; dagegen zweisylbige Reime mit langer erster Sylbe, d. h. mit doppeltem Selblaut, oder doppeltem, ja mehrfachem Mitlaut, oder auch mit beidem, gelten erst als wirklich zweisylbige Reime. Es drückt sich hierin noch das antike metrische Grundgesetz und Grundmaſs aus, daſs zwei Kürzen gleich sind einer Länge, wobei ebenfalls die Verstärkung der Länge durch Verbindung von langem Vokal mit Position keinen metrischen Unterschied macht. Die antike Rücksicht auf Verbindung der flüſsigen und der stummen Mitlaute fällt aber hier weg, und alle Doppellaute des einfachen Reims oder der ersten Reimsylbe gelten als lang. In der zweiten Reimsylbe, wie überhaupt in den Bildungs-, Ableitungs- und Biegungssylben findet dieſs nicht statt, und leb*ent* (gesprochen lebnt, wie lebn für leben, auch häufig so geschrieben) gibt der zweiten Sylbe ebensowenig ein Uebergewicht über die kurze Stammsylbe, als lebe*nd*e eine solche Wirkung auf die hinzutretende dritte Sylbe hat, wie die Wurzel- oder Stammsylbe e*nd*e dadurch den wirklich zweisylbigen Reim bildet. Der Grundzug der Bedeutsamkeit hat im Deutschen von jeher das Maſs überwogen. Der Reim selber ist hier erst zu seiner tiefsten Bedeutung gekommen, indem er, nur auf bedeutende Wörter treffend, zu seiner vollen Kraft in die Wurzel gezogen. Solches geschah schon im Mittelhochdeutschen, wo nur ausnahmsweise noch die häufigen Althochdeutschen Reime, auf damals klangvolle Ableitungs- und Biegungssylben vorkommen: minnist: ist; gewarnôt: nôt. Sonst aber gibt sich hier gerade noch an den Reimen, und an den ihnen durch Anhalt zunächst stehenden, oft auch gereimten Einschnitten, die ursprünglich gemeinsame antike Mefsung zu erkennen. Alle manigfaltige Verdoppelung der Selblaute gilt hier der Wiederholung des gleichen Selblautes, d. h. einer aus zwei Kürzen bestehenden Länge, gleich, und wird daher im Althochdeutschen, wie zum Theil auch im Mittelhochdeutschen, durch die Verbindung ˆ (= ´`), auch über zwei verschiedenen Vocalen, bezeichnet. Ebenso bildet die Wiederholung des gleichen Mitlautes eine solche Länge, wie jede andere Mitlautsverbindung. Als solche gilt auch die Aspiration ch (= kh) und f (= ph), zu welchen nur im Angelsächischen und Nordischen noch th, dh kömmt.

Dieser durch die Länge der ersten Sylbe wirklich zweisylbige Reim vertritt den Althochdeutschen durchgängigen männlichen Reim auf der zweiten Sylbe, welche damals noch nicht den im Mittelhochdeutschen schon allgemeinen Biegungslaut e hatte, sondern noch volltönig zum Endreim taugte; wobei damals schon ein Zusammenklang auch in der ersten Sylbe den Mittelhochdeutschen weiblichen Reim vorbereitete, der nun als Wechsel mit dem männlichen, um einen Fufs oder Hebung längern Reimzeile verstanden wurde.

Wie der zweisylbige Reim mit zwei Kürzen dem langen einsylbigen Reim (der freilich auch kurz sein kann) gleich gilt: so gilt der dreisylbige Reim mit drei Kürzen (welcher im Althochdeutschen auch nur als männlicher Reim auf der Endsylbe dient) gleich dem zweisylbigen Reim mit Anfangslänge; wobei das eben von der Position Bemerkte Anwendung findet, und in leb*ende*: heb*ende* nicht etwa bloſs die beiden Endsylben überwiegend reimen; obgleich ausnahmsweise auch solche Reime, aber mit volltöniger Biegungssylbe, vorkommen, suochünde: kunde. Solche Reime sind auch nur zweisylbig zu lesen, aber so, daſs zugleich durch Berührung der Mitlaute wirklich Länge entsteht: leb*n*de: geb*n*de, wie auch häufig geschrieben steht. Nur die selteneren dreisylbigen Reime mit langer erster Sylbe sind wirklich gleitende oder kindliche Reime: werbende: sterbende; wie jetzo freilich auch, durch die gedehnte Aussprache, lêbende: hêbende.

Dieſs von den Reimwörtern Gesagte findet auch auf die Geltung derselben Wörter innerhalb der Reimzeile Anwendung, jedoch nur als Freiheit, indem hier, nach Umständen, die kurzen zwei- und dreisylbigen Wörter bald ebenso wie im Reime gemeſsen, bald, und zwar gewöhnlicher, ohne solche Verschleifung fortgezählt werden können. Wie schon im Reimworte selber lange zweite Sylben nicht als Längen wirken, so auch nicht innerhalb der Reimzeile; und hier, zwischen zwei Wörtern zählt die dicht auf eine Länge folgende Sylbe deshalb nicht nothwendig mit. Besonders zu Anfang des Verses kürzt sich z. B. das seltener dreisylbig zählende Dô enwas in Do enwas oder Done was = Don was. Es gilt hier, zwar bei vorherrschend jambischen Füſsen, der schon damals von einem Dichter ausgesprochene Satz, daſs in jeder Zeile eines Reimpaares fünf Sylben zu wenig, zehn Sylben zu viel sind;[*] daſs also in der dreifüſsigen weiblichen Reimzeile von den drei tonlosen Sylben zwei fehlen können (was um so mehr auch von der um einen Fuſs längern Reimzeile gilt), und daſs diese längere männliche Reimzeile höchstens nur neun Sylben zuläſst, und zwar nur wenn der männliche Reim aus zwei kurzen Sylben besteht, dagegen eilf Sylben mit fünf Fuſsen das Maſs überschreiten würden. Dabei ist zu beachten, daſs zwar manchmal in den Handschriften die Kürzungen und Verschmelzungen als solche ausgedrückt sind (dougen für den Vierlaut diu ougen; zem, zer für ze dem, ze der; dast für daȥ ist; deiswâr für daȥ ist wâr), häufiger jedoch vollständig ausgeschrieben stehen, wenngleich sie so verkürzt gesprochen werden müſsen. Daſselbe gilt von dem Wegfalle des End-*e* vor folgendem Selblaute, welches auch, zumal in den älteren Handschriften, häufig ausgeschrieben steht: auf ähnliche Weise wie in den Romanischen Sprachen fast alle an einander stoſsende Selblaute zweier Wörter ausgeschrieben stehen, jedoch als Eine Sylbe gesprochen, zwar meist auch als Doppellaute, ja Drei-, Vierlaute (im volltönigen Italienisch) gehört werden. Zugleich meidet aber die Altdeutsche Reimsprache keineswegs ängstlich zwei so selblautend auf einander treffende Sylben (den Hiatus), vielmehr laſsen manche Wortformen nicht einmal gern die Kürzung (Apostrophirung) zu, namentlich die Vergangenheitsendung der abgeleiteten Zeitwörter te, de, nach langer Sylbe oder nach zwei kurzen Sylben; welche Biegungssylbe die Liederdichter sogar mitunter noch männlich reimen, was im Althochdeutschen immer geschah.*

---

[*] Nicol. Jeroschin in seiner Preuſsischen Reimkronik von 1335: „Die lenge helt der silben zal, dar under man ouch merken sal, Daȥ vünf silben sint ze kurz, zehen hânt ze langen schurz: Zwischen den zwein enden rîment die behenden, Die buecher pflegent tihten.“ Diese Stelle habe ich schon in

Einige Gedichte dieser allgemein Mittelhoch-

---

der Einleitung zum Herzog Ernst (1808) S. XX aus der Königsberger Handschrift beigebracht. In Gräters Iduna 1813, Sp. 80 und Mone's Anz. des M. A. 1836, Sp. 82 steht sie länger aus der Heidelberger Handschrift.

* Vgl. Minnesinger I, Vorbericht S. XXVI. Das den Mittelhochdeutschen Dichtern Gemeinsame wird hier zum Theil näher bestimmt.

deutschen Reimweise der Erzählungen laſsen in ihren Reimpaaren auch vierfüſsige Zeilen mit weiblichen Reimen zu, so daſs die alte darin durchgängige Vierzahl sich herstellt. Solche Reimpaare stimmen dann völlig mit den entsprechenden Altfranzösischen Reimpaaren der meisten gröſseren erzählenden Gedichte und fast durchweg der kürzeren Erzählungen, welche zwar, nach Art aller Romanischen Verse, nicht mehr aus antiker metrischer Nachwirkung gemeſsen, sondern nur nach Sylben, mit Accenten auf gewissen (noch den Versfuſs bezeichnenden) Stellen abgezählt werden: das ist der acht- und neunsylbige Vers, mit vorherrschend männlichen Reimen, welche mit weiblichen Reimen frei wechseln.[*]

Die alte und folgende Niederländische Dichtkunst hat eben diese Reimpaare aus dem hier zunächst von jeher stark einwirkenden Französischen. Im Deutschen konnten dieselben auch fremde Einwirkung sein, um so mehr, als ein groſser Theil dieser und der längeren erzählenden Gedichte aus dem Französischen übertragen ist. Wirklich ist solches auch wol der Fall bei dem sich selber als »Wälschen Gast« ankündigenden Thomasin von Zerkläre aus Friaul, dessen groſses Spruch- und Sittengedicht entschieden diese damals auch in Italien beliebte Französisch-Romanische Reimweise mit überwiegend männlichen Reimen anwendet.[**]

---

[*] Als vorzüglich galten dabei die vollständigen Reime, nämlich auch des Anlautes der Reimsylben, und beim männlichen Reime auch noch der vorhergehenden Selblaute. Sie hieſsen rimes leonines, angeblich vom Löwen, als dem vollkommensten Thiere. Vgl. die Vorrede zu Méons Ausgabe von Barbazans Samml. Bd. 3. S. XIII. Die Lateinischen Leoninischen Verse reimen gern ebenso. Unsere reichen, der Meistersänger rührende Reime sind zum Theil dieselben.

[**] Minnesinger IV. 183. Dieselbe, Walthern betreffende Stelle steht in Mone's Anz. des M. A. 1834. Sp. 260 vollständiger aus der ältern Heidelberger Handschrift.

sowie sein Nachbar Herrand von Wildonie in seinen Erzählungen mit fast durchgängig männlichen Reimen dieselbe Erscheinung gewährt (vgl. Nachtrag zu XII); und wie dessen Freund Ulrich von Lichtenstein, der ihm aus Friaul eine Erzählung (XLIII) mittheilte, dieselben wirklich durchgängig männlichen Reimpaare in seinem groſsen Gedichte »Frauendienst« gebraucht, dessen achtreimige Stanze zugleich die alte Otfriedische Strophe, nur verdoppelt, erneuet.[*] Solche Reimpaare herrschen dann allgemein bei den späteren Dichtern, besonders eben jener Gegend, wie Teichner, Suchenwirt u. a., und durchaus bei den Meistersängern. Hans Sachs hat fast alle seine Sprüche, erzählenden und dramatischen Gedichte darin verfaſst, deren Menge und Verbreitung diese Reimpaare auch den Hans Sachsischen Vers nennen lieſs. Die Reime sind hier durchweg männlich, und die früher dafür geltenden kurzen zweisylbigen Reime sind hier entschieden einsylbig geschrieben (lebn, sign, badn), auch innerhalb der Reimzeilen, mit mancherlei sonstigen Zusammenziehungen, besonders der Vorsylben be, ge (wie *bl*eiben und *gl*auben), und anderen härteren Kürzungen. Es ist dieſs derselbe Vers, welcher dann wieder von solchem Leisten gelöst, Knittelvers genannt wurde, nicht etwa nach dem Knittel eines wandernden Rhapsoden oder Stabsängers, sondern nach einem Schulrector Knittel, der ihn neben dem klassischen Schulscepter volksmäſsig handhabte. In solcher freiern Weise ist dieser Vers dann besonders durch Goethe im Puppenspiel, Faust, Erzählungen u. s. w., in die neue Dichtkunst eingeführt und zu volksmäſsigen erzählenden und dramatischen Gedichten eigenthümlich ausgebildet, indem durch die Auflösung der meistersängerischen Verhärtungen an die Stelle der im Auftakt oder Niederschlag stehenden Sylbe des vorherrschend jambischen Schrittes zwei Sylben treten können, also anapästische, oder beim Abfalle des Auftaktes daktylische Fuſse darin abwechseln laſsen.

---

[*] Minnesinger IV, 383. 401. Vgl. Vorbericht S. IX.

In allen diesen Verwandlungen wurde die Vierzahl der Fuſse oder Hebungen und Senkungen festgehalten, wie sie in der Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen Dichtkunst vorgebildet ist. Zwar sind unter den Mittelhochdeutschen Gedichten, und namentlich unter vorliegenden Erzählungen manche, die dieses Gesetz nicht durchgreifend ausdrücken, sondern häufig in längeren Reimzeilen ausschreiten, also auch die Reime nicht in Beziehung auf bestimmte Länge und Kurze der Zeilen wechseln, und sonst ungenau gereimt sind. Es sind dieſs aber nur einzelne rauhere volksmäſsige Stimmen, wie LVIII. das Rädlein Johanns von Freiberg und einige andere: wo man nicht damit ausreicht, daſs man er sprach und ähnliche ausgeschriebene Wörter als auſserhalb des Verses stehend oder als Zusatz hinausweiset, wie sonst wol, z. B. im XXXI. Reiher-Märe. Noch mehr gilt solches von dem märchenhaften LXIV. der Jungherr und sein treuer Heinrich, das auch später gedichtet ist.

Man kann diese Abweichungen von der herrschenden Mittelhochdeutschen Reimkunst zum Theil als Niederdeutsche Einwirkung ansehen. Denn gewiſs ist, daſs die Niederdeutschen alten Gedichte und Kroniken in Reimpaaren das Mittelhochdeutsche Maſs nicht halten, sondern in unbestimmt langen und kurzen Zeilen auslaufen: wie die hier aufgenommene XLII. treue Magd, und die abkürzende Verarbeitung von XIII. Frauentreue (in den Nachträgen) zeigen, wo mit den ungleichen Zeilen zugleich Unreime hervorgekommen sind.

In beider Hinsicht stimmen diese Niederdeutschen Gedichte mit einer Reihe gröſserer Gedichte des zwölften Jahrhunderts, welche die Vorläufer des ausgebildeten, eigenthümlich Mittelhochdeutschen Systems dieser Reimpaare durch Heinrich von Veldeke sind, meist auch in Niederdeutscher Beziehung stehen, vornämlich um den Niederrhein heimisch sind, als: das Anno-Lied in naher Verbindung mit dem Kaiserbuche, König Rother, Herzog Ernst, des Braunschweigers Eilhard von Oberge Tristan, des Pfaffen Konrad Karl der Groſse für Herzog Heinrich den Löwen. Der allen diesen Gedichten gemeinsame, häufig nur ungefähre Zusammenklang der Reimwörter nähert sich noch dem Althochdeutschen Reime, doch ohne dessen bestimmtes Verhältnis und Gesetzmäſsigkeit der Reimzeile, vielmehr als Verwilderung, welche dann erst durch Heinrich von Veldeke wieder abgethan und eigenthümlich ausgebildet ward.* Die Anwendung hievon sehen wir noch deutlich und lehrreich an demgemäſsen Umbildungen einiger der angeführten älteren Gedichte, namentlich an dem Rolandsliede durch den Stricker, und an dem Kaiserbuche durch einen Ungenannten. Und aus dem letzten bietet unsere VII. Crescentia in der jüngern ausgebildeten Gestalt die Vergleichung mit dem ältern, nunmehr gedruckten Werke, zum Theil auch hier in den Lesarten.

Eine ähnliche Verwilderung dieser Ausbildung zeigt sich noch einmal in der Jüdischdeutschen Auffaſsung und Verarbeitung der Mittelhochdeutschen Reimweise. Durch den Althebräischen Parallelismus den Reimpaaren geneigt, nahmen diese Jüdischen Poeten es jedoch mit den Reimen nicht genau, und noch weniger hielten ihre Reimzeilen irgend ein Maſs. Am nächsten zeigt solches die Vergleichung des Wigalois Wirnts von Gravenberg mit dem Jüdischdeutschen

---

* Vgl. Minnesinger IV. 75.

Ritter Wieduwilt durch Josel Witzenhausen den Schreiber,* welcher auch 1678 die Jüdischdeutsche Uebertragung des alten Testaments in der 1711 gedruckten Pentapla gemacht hat. Dieses Ungereimsel entspricht völlig der übrigen burlesken Darstellung, vielmehr Travestirung in der Hebräisch gemischten und im Bau verwahrlosten Jüdischdeutschen Mundart.

Mit Kunst und Zierlichkeit hat dagegen Wieland in seinen Erzählungen eine ähnliche freie Form sich geschaffen, welche in den sehr ungleichen Reimzeilen, jedoch in gewissem Maſse (von 2, 3, 4 bis 5, 6, und von 1 bis 5 Füſsen), die Reime nicht bloſs paart, sondern auch manigfaltig verschränkt, und in dem jambischen Schritt auch mit zweisylbigem Auftakt und Niederschlag wechselt, und so den nächsten Uebergang zur Prosa bildet. Bei Wielands Nachdichtern, und vollends bei Thümmel, der fast nach Jüdischdeutscher Art sich in ungemeſsenen Streckversen ergeht, bis er wieder auf gut Glück an ein Reimwort kömmt, ist die Poesie, nach der, ich meine, Französischen Definition, wirklich nur gebundene Prosa.

* Grundr. 144. Museum für Altd. Litt. und Kunst I. 536 ff gibt Auszüge. Mit der Vorrede ebd. stimmt die auch so gereimte Vorrede der Bibel zum Theil wörtlich. Witzenhausen ist wol nicht ein Witz- und Spitz-Name, wie die Witzenbürger für Schildbürger, Laienbürger, sondern der so genannte Hessische Ort: da die Juden, seitdem sie bestimmte Zunamen annehmen musten, sich noch gern, wie die Handwerksburschen, nach Ländern und Ortschaften (Schlesinger, Breslauer) benennen.

II. Dieser Sammlung Umfang, Einrichtung und Ausgabe.

Aus dem Gesagten ergibt sich schon der Gesichtskreis dieser Sammlung: sie umfaſst gereimte Erzählungen des 12. bis 14. Jahrhunderts, meist in Mittelhochdeutscher Sprache und Dichtart; auf ähnliche Weise wie meine Sammlung der Altdeutschen Liederdichter. Sie schlieſst alle strophischen Gedichte aus, auch wenn dieselben erzählenden Inhalts sind. Es gibt dergleichen aus der genannten Zeit theils nur solche, die dem Sagenkreise des Heldenbuchs, überhaupt dem Volksepos angehören, wie das Hildebrandslied, Herzog Ernst, Heinrich der Löwe, — die Ritter-Romanze tritt erst neben dem geschichtlichen Volksliede hervor; — theils gehören sie zu der lyrischen Liederdichtung, dergleichen etliche unter den Minneliedern vorkommen, namentlich Herrn Nitharts Abenteuer und Schwänke mit den Bauern um Wien. Diese sind aber, zur Belustigung des Babenberger Hofes gedichtet, meist in künstlichen lyrischen Strophen des „hofelichen" Gesanges, und auch von Nachdichtern unter seinem und anderen Namen in gleicher Weise verfaſst. Hiedurch und durch die ganze übrige Darstellung machen sie zugleich den wahren Uebergang zu den erzählenden „Baren" oder Liedern der Meistersänger, welche neben den geistlichen und lehrhaften Gesängen auch weltliche Stoffe aus der Geschichte und Dichtung über ihren Leisten schlugen, namentlich die früh verdeutschten und gedruckten „der alten Weisen Exempel" (1548), Gesta Romanorum (1489) und den Decamerone („Cento novella" 1540); ja selbst volksmäſsige Heldenlieder, z. B. von Heinrich dem Löwen,* in ihren drei „Gesätzen" zusammenkeilten.

---

* Auch Niederländisches Volkslied in der Heldenbuchstanze. Germania VIII, 359.

Dem Inhalte nach, sind überhaupt ausgeschloſsen Lehr- und Spruchgedichte und Allegorien, in Erzählungsweise; sowie unter den Legenden nur volksmässige zugelaſsen, die frei sind von dem Anstriche der „Kanzelschmiere;" freilich ist hier die Gränze sehr schwierig. Mit der bloſs lehrhaften Fabel sind überhaupt Thiergedichte ausgeschloſsen, wenn dieselben auch volkssagenhaft waren, wie ein groſser Theil der zum Reineke Vos gehörigen Dichtungen, die einen eigenen groſsen Kreis bilden: so daſs auch der zweite Herausgeber der Altfranzösischen **Fabliaux et contes**, Méon daneben eine Sammlung **Roman du Renard** gestellt hat. Die zum Theil auch darin einschlächtigen Abenteuer des **Pfaffen Amis** vom Erzählungsdichter **Stricker** habe ich hier auch übergangen, sowie die ebenfalls in Oesterreich heimischen Schwänke des **Pfarrers** vom **Kalenberg**, dem sich **Peter Leu** und andere spätere anreihen.* Ebensowenig sind die Erzählungen der **sieben weisen Meister** benutzt, weil sie, zugleich märchenhaft eingerahmt, wie 1001 Nacht, ein Ganzes für sich ausmachen, dessen Dichtung durch den späteren **Buheler** nicht mehr die Mittelhochdeutschen Reimpaare einhält, und überdieſs schon für sich gedruckt und erläutert ist (1841), wie der Französische **Romans des sept sages** durch denselben ersten Herausgeber A. **Keller** (1836).

Es sind aber hier, wie bei den Minnesingern, neben den sonst durchgängig **Hochdeutschen** auch **Niederdeutsche** Stücke aufgenommen, versteht sich, in ihrer eigenthümlichen, vom Mittelhochdeutschen System abweichenden Reim- und Versweise. Macht, Herrschaft und auch Anzahl war von jeher überwiegend bei den Hochdeutschen Stämmen. So bildete in dieser nach allen Richtungen des Deutschen Lebens glänzendsten Zeit des 12. bis 14. Jahrhunderts, vornämlich die Weltherrlichkeit der Hohenstaufen, die Hochdeutsche, allgemein gültige Sprache des Reiches, der Gesetze, der Urkunden, des Hofes und der Dichtkunst, überhaupt die gemeinsame Schrift- und Büchersprache, auch in ungebundener Rede, zwar weniger der Geschichte, welche meist auch gereimt ward, als der geistlichen Rede, mit Befreiung von der Lateinischen Kirchensprache, welche auch in der Wiſsenschaft und Gelahrtheit noch lange die Herrschaft behauptete. Das Niederdeutsche fand gleichzeitig in der eigenthümlichen Sonderung und reichen Bildung des Niederländischen seine Vertretung, als Grundlage einer noch so fortdauernden Litteratur. Zerstreuter und in sich unzusammenhangender waren die übrigen Niederdeutschen Stämme. Sie nahmen leichter auch die Hochdeutsche Sprache auf, ja schrieben und dichteten selber darin, wie der Niederdeutsche Heinrich von Veldeke, am Thüringer Hofe sogar der Vater der ausgebildeten Hochdeutschen Reimkunst ward. Auf ähnliche Weise ward nachmals Luther der Vater der Neuhochdeutschen Rede, er, dem Namen nach zwar auch ein Sachse, aber ein Hochdeutscher Thüringischer Obersachse, auf der Gränze des wirklichen (Nieder-) Sachsens, wie des frühern Slavenlandes, vollendete er den Umkreis der Deutschen Sprache durch ihre volle Berechtigung als Sprache der Kirche und Heiligen Schrift, des Gesanges und der Predigt, und durch ihre Erhebung damit zur wahren Volkssprache, deren mächtige Wirkung, zumal in dem nördlichen Deutschland, die Niederdeutschen Mundarten fortwährend unaufhaltsam zurückdrängte. Luthers Hochdeutsch ist aber weder das Hochdeutsch der Hohenstaufisch-Schwäbischen Herrschaft, noch stammt es zunächst davon ab, wie zum Theil noch die ihm vorangehenden Bibelverdeutschungen, sondern ist, mit einigen Eigenheiten seiner Thüringisch-Sächsischen Mundart, das Hochdeutsch der damaligen gemeinsamen Schriftsprache. Dieses aber bildete und verbreitete sich durch die nach den Hohenstaufen herrschenden, ursprünglich auch Alemannischen Habsburger von dem neuen mächtig wachsenden Oesterreichischen Erblande her als herrschende Reichs-, Gerichts- und Hofsprache, und ward nunmehr nicht allein Schrift- sondern auch Drucksprache, die besonders auch durch den noch gleichzeitigen acht Deutschen Kaiser Maximilian eigenhändig in Rede und Reim kräftig gefördert wurde.* Es ist die den Mundarten der südöstlichen Donauländer zum Grunde liegende Sprache, welche ungeachtet der Hohenstaufischen Herrschaft, schon unter den Babenbergern sich als Schriftsprache geltend gemacht, namentlich bei dem Wiener Jansen Enenkel, welcher den Untergang dieses ebenso kühnen als tragischen Fürstenstammes verherrlichte, und bei dem schon die Habsburger preisenden Ottokar. Beide, nebst einigen anderen ihnen nahen Dichtern, betrachte ich als die eigentliche Grundlage unsers gegenwärtigen allgemeinen Hochdeutsch in Schrift, Buch, und Wortlaut, welches nicht, wie Adelung und andere annehmen, aus dem Besten aller Deutschen Mundarten, oberen und niederen, abgeschöpft (das wäre abgeschäumt) ist, sondern, mit wenigen, meist seemännischen Ausnahmen, — weil nur Niederdeutsche Stämme an Ost- und Nordsee wohnen — rein Oberdeutsch ist,** und sich deshalb auch zunächst daraus kräftigen

---

* Vgl. Grundr. 336 ff.

---

* Im Theuerdank, dessen merkwürdige Geschichte K. Haltaus in seiner Ausgabe (1836) aufklärte, und im Weiskunig: (beides zugleich so herrliche Werke der Druck- und Holzschneidekunst). Seine Gedenkbücher und Handschriften zeigen, wie viel er vollendete, und wie viel er noch vorbereitete zur Herausgabe, zugleich wie bedeutend und wahrhaft Volksdeutsch seine Wahl darin war.

** Vergleiche die scharfe Unterscheidung des Sächsischen, und reinigen muſs, wie Luther vortrefflich verstanden hat. Ich habe daher die aus Enenkels Weltbuch aufgenommenen Erzählungen (XCI—C) von der übrigens hier herrschenden Alemannischen, d. i. Schwaben, Elsaſs und Schweiz umfaſsenden Sprache unterschieden, und die ihnen, laut aller Handschriften, zukommende, durch Reime wie durch Urkunden bestätigte Schreibung belaſsen und durchgeführt. Dieselbe stimmt vornämlich in den Selblauten noch mit dem ältesten Hochdeutsch, dem Gothischen, sowie mit unsrer lebenden gemeinen Sprache, nämlich für î und û doppellautet *ei* und *au*; für *ei* und *ou* ist das noch Oberdeutsch hörbare, sonst nur noch mitunter in der Schrift sichtbare *ai* (Waise, Haide, Kaiser) und *au* zu hören; und für das alte, schon Gothische *iu* unser gegenwärtiges *eu*, wo es nicht in *ie* oder gar *e* abgeschwächt ist (di*e* auch für das weibliche und geschlechtlose di*u*, de*u*; und selb*e* für selb*iu*, selb*eu*). In Ansehung der Mitlaute zeigt sich weniger Abweichung von dem Alemannischen: die Annäherung hierin, durch Verhärtung, zum Althochdeutschen erscheint weniger als Schriftsprache, denn noch als Volksmundart. Enenkels Abenteure LXVII. Friedrich von Auchenfurt, welche ich ins Alemannische umgeschrieben, sollte ebenfalls Enenkels Sprache behalten, sowie eine andere Stelle (neben XIII) bekommen haben. Zur Bestätigung dieser Schreibweise der Enenkelschen Erzählungen diente mir besonders noch die nachmals mir zugekommene Heidelberger Pergamenthandschrift des Wälschen Gastes, von dessen den Altfranzösischen acht- und neunsylbigen Reimpaaren

---

Niederdeutschen, neben dem Slavischen, Wälschen und Lateinischen im LXVI Helmbrecht 695 ff. — Solche einzelne Wörter sind z. B. Flotte, flott, Nelke (Oberdeutsch Nägelèin). bluemekîn braucht Lichtenstein im Frauendienst auf ähnliche Weise, wie Helmbrecht kindekîn.

entsprechender Weise schon die Rede gewesen, und der in dieser ältesten, noch dem 13. Jahrhundert angehörigen Handschrift völlig und durchgängig die eben bemerkten Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Schrift ausdruckt.*

Für das weitschichtige Dichtwerk, welchem die Marienlegenden LXXIV — LXXXVI. LXXXVIII angehören, hat Mone eine andere, zwar minder abweichende Art des Mittelhochdeutschen angenommen, und dessen Eigenthümlichkeit zusammengestellt;** und der Herausgeber dieser sämmtlichen (25) Marienlegenden hat eben diese Mundart, deren Eigenheiten***

---

* In der oben (S. XVIII) gedachten Stelle dieser und der jüngern Gothaer Handschrift ist diese Eigenthümlichkeit in das gemeine Mittelhochdeutsch umgeschrieben; nur Mone's Anzeiger des M. A. gibt sie buchstäblich aus der Heidelberger Handschrift, und zugleich vollständiger, so dafs die Sprache und Schreibweise genugsam zu erkennen ist. Reime wie sein (esse) auf bein (meist bain geschrieben) bestätigen sie. Die Schrift, der Hohenems-Lafsbergischen Nibelungen-Handschrift (Liedersaal Bd. IV. und Büschings wöchentl. Nachr. IV, 162) sehr ähnlich, ist gewiss des 13. Jahrhunderts, sowie die vielen Randgemälde, deren eins Bl. 33. einen Schoppen zeigt, der vor seinem Herrn sitzend, auf dem Blatt in der Hand geschrieben hat Anno dñi Mo CC. XVI. Also gerade die Zeit des Gedichts, welches 28 Jahre nach dem Verlust Jerusalems (am 3. Oct. 1187) verfafst, und dessen 10 Theile binnen 10 Monaten vollendet wurden.

** Anzeiger des M. A. 1837, Sp. 147.

*** Mangel der Doppellaute und Umlaute uo, ue für beide ů; æ (dafür è), œ (dafür ö), ô (dafür o), iu (dafür û) und û (dafür u). Für *ht* und *hs* steht *cht* und *chs*; für *mp*, *mb* steht *m* und *mm*. — Meiner Handschrift mangeln eben diese Doppellaute und Umlaute; jedoch reimen fast niemals die in der vollständigen Schreibung umlautenden Wörter auf die nicht umlautenden (auf *muote* nicht *guete* u. s. w.); einigemal erscheint in der hier so häufigen Zusammenziehung (gân; sân = sâhen und dgl.) auch spuen: muen (muhen); gluen: mueten (mühten): sluten, und vreun: streun; dreun; leun; d. i. nicht eu für iu, welches letzte zwar auch nur u geschrieben wird, wie uo besonders auch aus Niederdeutschen Einmischungen bestehen, zur Anwendung gebracht (1846). Ich habe

und *ue*, aber auch nicht auf solche Wörter reimt, denen diese Doppellaute zukommen (nicht vl*iu*ch auf *vluo*ch) oder gar auf wirklich einfachen Laut (nicht guoten, *ruten*: triuten: buten, nur einmal varen (= vaoren): schuren (von schürn). Der Reim dru: *u* für dr*iu*; *iu* weiset zugleich auf die sonst auch nur durch *e* ausgedrückte Flexion *iu*. Der durchgängige Reim vrunde (vriunde): sunde (sünde), nicht auf Wörter ohne Umlaut, ergibt die Aussprache vründe. Die Reime nu: zu (zuo): da sind Freiheiten, wie lieht: niht; stärker ist triegen: swigen. Solche Freiheiten herrschen hier zumal bei den ins Niederdeutsche spielenden Reimen: bis (für bis*t*), is (für is*t*), gewes*t* (für gewesen), kur*t* (für kurz), di*t* (für diz); welche sämmtlich, meist überwiegend, auch in der gewöhnlichen Weise, manchmal dicht daneben, reimen. Ebenso wechseln im Reime: sal und sol, wollen und wellen, brengen und bringen, karte und kêrte, gesa*t* und gesa*tzt*, geschet (auf sehet und kret = kræt) und geschi*cht*; beset (: enphet = enphe*h*et) und besi*cht*. Einzelner stehen die Reime: slet (= slâ*h*et): gêt; geschen (= geschehen): wehen (Wæjen); gelacht (= gelegt, geleit): nacht. Innerhalb der Reimzeilen steht immer das Gewöhnliche. Dazu kommen noch die häufig auf einander reimenden kurzen und langen Vocale, vornämlich *a* : *â* und *i* : *î*; seltener *o* : *ô*, *u* : *û* (schon beim Doppellaut *iu* berührt), und die langen und kurzen Umlaute (erværte: swerte), noch weniger die einfachen Umlaute und Nichtumlaute; das Conjunctiv-*n* ist meist durchgedrungen, doch in den anomalen sain, mugen u. s. w. noch der Vollaut haftend. Mehre der obigen Reime (dit, is, gewest) treffen auf Lateinische Wörter, und man bemerkt auch hierin, wie überhaupt, eine gelehrte Bildung des aus dem Latein übertragenden Dichters, der sich und den Urheber seines Werkes nicht nennen will, welches ihnen beiden viel Haſs erweckt habe. So hat er das oft, auch im Reim vorkommende predigat aus praedicatio gebildet, und dem eine ganze Reihe rein Deutscher Wörter nachgebildet: irr*at*, dien*at*, klüter*at* (Anschlag), wunder*at*, marter*at* (nach klein*at*). Als Eigenheiten sind noch zu merken: zwis: dris (für zwi*r* und dri*r*), tusant: wunt; der Wechsel von *s* und *st* in du scheide*s*, ha*st*, wolde*s*, mide*s* (Präteritum), tar*s* (von turren), sal*t* im Reim. Das durchgängig e*cht* (wie jetzo für das alte *ht*) bestätigen die Reime ma*cht*: a*cht* (achtet): la*cht*; wa*cht*: geda*cht*; hor*cht*: wor*cht*; so wie *um*, für um*b*, mich bei diesen schon früher hier aufgenommenen und gedruckten Legenden, nach Einsicht des gesammten dreitheiligen Werkes und des dazu gehörigen Gedichts von dem Leben der Altväter, nicht von der Reimnothwendigkeit einer solchen Behandlung desselben überzeugt, und stimme vielmehr mit der ebenfalls später (1844) gedruckten Ausgabe des LXXXIV. Theophilus von E. Sommer, der die Heidelberger Handschrift in das gemeine Mittelhochdeutsch umgeschrieben hat. Diese Marienlegenden erscheinen also auch hier, wie die anderweitig entnommenen Marienlegenden LXXII—III LXXXVII. LXXXIX. XC., und die meisten übrigen Gedichte, in der gemeinsamen Mittelhochdeutschen Sprache und Schreibung, welche nur bei einzelnen Gedichten und Dichtern, nach Maſsgabe ihrer Reime und sonstigen Werke, mehr oder minder abweicht.

Die wenigen Stücke, welche nur in Niederdeutscher Sprache vorhanden (XLII), oder darin übertragen sind (XIII. Nachtrag), sind natürlich in ihrer dieselbe ausdrückenden Schreibung belaſsen und hingestellt.

Wo nur spätere Handschriften vorlagen, welche meist sich der alten Oesterreichischen und unserer jetzigen Schriftsprache nähern, wurden sie auf die ältere ihnen zukommende Gestalt zurückgeführt. Um so mehr bei einzigen Handschriften, welche überhaupt, auch wenn sie noch aus älterer Zeit waren,

---

auf Lateinisches um reimt. Die männlichen und weiblichen Reime wechseln gern mit klingenden, und zwar mit wirklich damals dreisylbigen überklingenden): handelte, wandelte, minnerte, innerte, wanderte, änderte, besigelten, versigelten; neben touwete, zeigete, engele, wundere, die sich auch zweisylbig hören laſsen. Endlich sind manchmal dreireimige Zeilen, den Reimpaaren eingemischt, jedoch nur einmal als Schluſs eines Satzes, und sonst nicht einzeln, sondern in Gruppen von 2, 3 und mehreren Wiederholungen, dergleichen auch einige viereimige vorkommen.

eine freiere Behandlung forderten, namentlich Ergänzungen und Ausschlieſsungen, welche durch (runde) und [eckige] Klammern kenntlich gemacht sind.

Ich habe diesmal, wie schon in den Altdeutschen Stücken der Germania Bd. 1—8, und in der Ausgabe des Orendel-Liedes vom heiligen Rock (1844), die Lateinische Schrift gewählt, weil diese 100 Erzählungen mehr als die bisher von mir ausgegebenen Altdeutschen Werke, auch den Neulateinischen, Romanischen Sprachen, überhaupt der allgemeinen Litteratur angehören. Mit alten Handschriften sind auch hier nur die Eigennamen, Völker- und Ländernamen und Ableitungen derselben groſs geschrieben, sowie der Name Gottes, welcher im Althochdeutschen noch als Eigenname declinirt wird.

Zugleich habe ich die in den alten Handschriften, namentlich in der Heidelberger, hie und da erscheinenden Langezeichen der Selblaute â, ê, î, ô, û, welche aus Verdoppelung der ursprünglichen Kürze, oder aus Zusammenziehung entstehen, durchgeführt.[*] Die Kürze, — oder vielmehr die Nichtlänge, eben als das Ursprüngliche — bezeichnet dagegen sich selber durch Nichtbezeichnung. Die Bedeutung dieses Verhältnisses für die Reime, männliche und weibliche, und für die Versfüſse, ist schon entwickelt. Bei den häufig durch Reime verbundenen kurzen und langen Lauten (meist a:â und i:î, seltener o:ô und u:û) lieſsen entscheidende Reime jedoch die Bezeichnung durchsetzen.

Bei den Niederdeutschen Gedichten habe ich diese Bezeichnung nicht eingeführt, weil sie in Bezug auf die Reime unsicher erscheint.

---

[*] Daher sie im Althochdeutschen, und noch in der Heidelberger Handschrift des Wälschen Gastes, auch häufig über den Doppellauten stehen, wie sie noch im Französischen, als Circumflex, den Ausfall der Mitlaute bezeichnen (maître, âne, même), sowie diese sich auch in Selblaute verwandeln: soeur, beau.

Die häufig über einander geschrieben **Doppellaute** sind durchweg neben einander gestellt.

Die **Umlaute** dagegen sind oben punktirt: *ü*, *ö*; selten *ä*, wofür gemeinlich *e* geschrieben und gedruckt ist, entschiedener als jetzo, wo schon *ärmel*, *drängen*, *stäts* neben *gerben*, *enge*, *stets* gilt. Zu e erscheint *i* (dessen Zutritt allen Umlaut wirkt) in Umlautsverhältnis (*irdisch*, *nimt*), auf ähnliche Weise wie *iu* zu *û* und *ie* (*hiuser*, *vliuget*). Der Umlaut von *ou* ist *öu* bezeichnet, zur Abkürzung (wie noch das entsprechende *äu* von *au*: *Fräulein*), weil er vollständig *öü* lautet, oder *äü*, als worauf das häufige alte und jetzige *eu* weist; in welchem *e*, wie gewöhnlich, *ä* vertritt (gegen die Ableitung von *o* in *Freude* von *froh*). Ebenso, nur umgekehrt, ist der Umlaut *üe* zu *uo* mehr das noch Schwäbische *üä*, als das Schweizerische *üö*. Aehnliche Abkürzung ist *æ* und *œ* für *ää* und *öö*. — Der im Mittelhochdeutschen als Ersatz der Flexion durchgedrungene Umlaut ist hier auch meist durchgeführt, und die Nichtumlautung, besonders des *u*, nur dann mit den Handschriften behalten, wenn Reime dafür entschieden (*junge* : *drunge*; *hunde* : *vunde*; *brunne* : *begunne*); wobei die meist zu Hülfswörtern gewordenen Verba, welche schon von jeher das ursprüngliche, in der Wurzel ablautende Präteritum als Präsens gebrauchen und sich dafür ein neues Präteritum durch Flexionssylben angebildet haben, den alten Vollaut verhärtet hegen, wenn übrigens auch der Conjunctiv umlautet.

So forderte auch der Reim manchmal für das gemeine *si* die ältere bestimmte Unterscheidung *sie* und *siu*.

In Betreff der **Mitlaute** ist das nur in jüngeren Handschriften, wie im Althochdeutschen, unterschiedene *ſz* und *z* (alle Mittelhochdeutsche Handschriften haben nur *z* für beides), durch ȝ und z ausgedrückt.

Die gewöhnliche, auf der ursprünglichen Einheit von *k* und *c* beruhende Schreibung *ck* ist, mit alten Handschriften, in wirklicher Verdoppelung *kk* durchgesetzt. Ebenso ist für *tz* (das auf das ursprüngliche, noch Niederdeutsche *t* für *z* und *ȥ* weiset) das noch häufiger damit wechselnde *zz* durchgeführt, obgleich *z* (= *ts*) eigentlich keine Verdoppelung leidet: ähnlich der allgemeinen ebenfalls nicht eigentlichen Verdoppelung *ff*, das ist *phph*.

Die Auslautung anlangend, so ist der Mittellaut (*b*, *g*, *d*), mit alten Handschriften, bei nachfolgendem Selblaut, Mittellaut (j, w), Hauch (h, s) und flüſsigen Lauten (*l*, *m*, *n*, *r*) belaſsen; am Reimwort jedoch sehr selten, nur bei starkem Ueberschritt in die folgende Zeile, da sein selbständiges Austönen (mehr noch als der mitunter gereimte Einschnitt) den scharfen Auslaut (*p*, *k*, *t*) fordert. Derselbe tritt sonst auch vor anderen scharfen Lauten ein, sowie vor dem Hauchlaute *f*=*ph*, und *pf*; (*ch*=*kh* steht nicht anlautend, und *th* fehlt ganz).

In den Lesarten ist, mit Angabe der durchgehenden Lautverhältniſse der einzelnen Handschriften, alles aufgeführt, was irgend für die Sprachbildung, für die Gestaltung und Lesung des Verses und Reimes erheblich sein möchte. Zugleich sind nachträglich beſsere Lesarten, und anderweite Berichtigungen, auch der Druckfehler, hier bemerkt, und durch einen Stern * voraus kenntlich gemacht. Bei starker Ueberarbeitung in einigen Handschriften ist manchmal ein zu dicker Wald von Lesarten aufgeschoſsen, so daſs beſser dafür ein Abdruck des Ganzen gegeben wäre: wie denn auch einigemal dergleichen Abdrücke theilweise einzelnen Stücken angefügt sind (XIII. LXXI).

Bei solchen Gedichten, wo nur eine oder ein paar Handschriften vorlagen, sind die erheblichsten Lesarten gleich darunter gesetzt, welche hinten jedoch vervollständigt, und manchmal in den Nachträgen noch vermehrt werden musten (VIII. LIV. XLXXII).

Die Nachträge liefern auch von starken Ueberarbeitungen, anstatt der zu weitläufigen Lesarten, buchstäblichen Abdruck (zu XIII); desgleichen von prosaischen Auflösungen (I):* vornämlich jedoch anderweite selbständige Darstellungen desselben Stoffes. Dabei ist besonders das noch Ungedruckte aufgenommen, und auf das Gedruckte verwiesen. Diese Stücke sind hier nicht in verglichener und berichtigter Ausgabe, sondern buchstäblich aus den Quellen, meist einzigen Handschriften, abgedruckt. Auch Lateinische Darstellungen solcher Art sind aufgenommen (XLVII. LXXIX).** Die Romanischen Bearbeitungen hingegen sind ausgeschloſsen, und nur in der hier folgenden Uebersicht des gesammten und einzelnen Inhalts ist auf sie hingewiesen. Obgleich in nächster Berührung mit unseren Altdeutschen Gedichten, bilden sie jedoch einen groſsen eigenen Kreis. Ungedrucktes stand mir hier nicht zu Gebote.

Zur allgemeinen Einsicht ist jedem Gedicht ein umständlicher Auszug vorgesetzt, und darin, wie auch in den Lesarten, das Nöthige zur Erklärung einzelner Stellen beigebracht. Eines Wörterbuchs bedurfte es hier um so weniger, und ist übrigens auch auf das allgemeine Mittelhochdeutsche Wörterbuch des verstorbenen A. Ziemann (1838) zu verweisen: das aus Benecke's Nachlaſs von W. Müller verfaſste ist noch immer nicht vollendet.

Zu jedem einzelnen Gedichte sind vor den Lesarten die davon vorfindlichen und benutzten Handschriften und Drucke, und seine Stelle darin, angegeben. Das Nähere über dieselben ist zusammengeſtellt in dem dieses Buch beschlieſsenden Quellenverzeichnisse, zwar mit Bezug auf die schon im Grundriſse, sowie anderweit beschriebenen, jedoch mit der nöthigen Kunde von allen, sowie mit ausführlicher Nachricht von den nicht genugend, oder bisher noch gar nicht bekannten Quellen: meist aus eigner Ansicht dieser mehr als 100 alten Handschriften und Drucke. Nur wenige darunter waren mir gar nicht, oder nicht ganz zugänglich. Durch gelungene Steindrucke treuer Abbildungen der merkwürdigsten Handschriften sind dieselben zur völligen Anschauung gebracht; sie sollen nachträglich noch mit einer Tafel vermehrt werden. Die Abdrücke, Ausgaben, Erneuungen und Bearbeitungen jeder Quelle sind dabei angeführt, und in der zunächst hier folgenden litterargeschichtlichen Zusammenstellung der Vorgänger und Mitarbeiter in diesem Felde auch kurz mit erwähnt. Alle sind, mit Anerkennung, gewiſsenhaft benutzt.

---

* Anderweite prosaische Darstellungen sind: von VII Crescentia, in Hdſ. 92; und zu XCIX. S. vrind. Gr. Naturrecht nachzutragen.

** Zu I. gehört noch in dem Quellenverzeichnis Hdſ. 88.

Wie in den Nachträgen die entsprechenden Romanischen Darstellungen ausgeschloſsen, so sind auch die Romanischen Quellen hier nicht zusammengestellt. Verglichen sind sie aber in der Uebersicht des Inhaltes dieser Sammlung, und in der nähern Betrachtung der einzelnen Stücke, womit dieser Bericht schlieſst.

III. Geschichte dieser Sammlung: Vorgänger und Mitarbeiter.

Die Vorbereitungen zu diesem Buche reichen in die Zeit zurück, wo ich mit Büsching, meinem treuen Gefährten bei verwandten Werken, als: Volkslieder (1807), Buch der Liebe (1808), Deutsche Gedichte des Mittelalters (1808), Museum für Altdeutsche Litteratur und Kunst (1809—11), Grundriſs zur Geschichte der Altdeutschen Dichtkunst (1812), in Breslau war (seit 1811), und sein früher Tod (1829) hat auch dieses Unternehmen, wie so manches der mir leider abgeschiedenen Freunde, mir allein überlaſsen; wobei nur das Andenken und die Ausführung eines Vermächtnisses ein tröstlicher Antrieb war. Die bekannte Sammlung Altfranzösischer Fabliaux et Contes von Barbazan (1756. 1766), von Le Grand d'Aussy in Prosa erzählt (1779), und so durch mehrere Auflagen (1781. 1829) verbreitet, auch verdeutscht (durch Lütkemüller 1795), erschien damals (1811) durch Méon wieder in der Ursprache, vermehrt und beſser ausgestattet, und forderte so zu unserer Altdeutschen Sammlung auf. Büsching hatte schon die Dresdner alte Sammlung selber abgeschrieben, sowie mehrere einzelne Stücke Eschenburgs und die Erlanger Handschrift, und andere abschreiben laſsen, wie ich im Grundriſs S. 301—368 von unserm gesammten Vorrath und Kunde dieses Gebietes Bericht gegeben habe. Darunter vornämlich noch von der Wiener alten Sammlung, welche ich schon im Museum näher angezeigt hatte; und von der damals noch Vatikanischen grösten alten Sammlung, welche uns durch F. Glöckle weiter bekannt ward; nachdem schon L. Tieck sie, nebst vielen anderen Altdeutschen Handschriften des Vatikans eingesehen, und uns Abschriften und Auszüge (Rother, Ravenna-Schlacht, Lohengrin u. a.) freundlich mitgetheilt hatte. Sobald diese Erzählungen-Handschrift, sammt den übrigen im dreiſsigjährigen Kriege von Heidelberg nach Rom verschleppten Altdeutschen Handschriften, besonders durch Preuſsens nachdrücklichen Betrieb zu Paris (1815) heimgeführt, und an Heidelberg zurückgegeben war, mit Bedingung freier Benutzung im ganzen Vaterlande (1815—16), ward diese alte Sammlung, deren Reichthum schon F. Wilkens, des Heimführers, Verzeichnis [1817] ergab, nach Breslau geholt, und dort durch die fleiſsige Hand des nun auch schon verstorbenen Archivbeamten J. Jarick [von dem mehre Aufsätze in Büschings wöchentlichen Nachrichten stehn] abgeschrieben, Zeile für Zeile, Spalte für Spalte: wie solche 1496 12zeilige Seiten betragende Arbeit in der hiesigen königlichen Bibliothek sich befindet, sammt allen übrigen Altdeutschen Handschriften und Abschriften Büschings, deren Ankauf ich für die Erben vermittelte. Die unterdes von derselben Bibliothek auch angekauften Adelungischen Altdeutschen Handschriften und Abschriften boten ebenfalls willkommene Hülfsmittel dar, z. B. die Mölker Handschrift Strickers. Damals [1816] ward der uns schon vielfach behülfliche M. Schottky, auf unsere Empfehlung, von Breslau nach Wien gesandt, um für die Berliner und Breslauer Bibliothek Altdeutsche Abschriften zu nehmen, deren so manche beide Bibliotheken bewahren, für welche er auch einige alte Handschriften erwarb, namentlich die Berliner Handschrift der VIII. Königin von Frankreich. In Wien verglich er Büschings Abschrift der Dresdner Sammlung zum Theil mit Wiener Handschriften [XXII], und mit der Abschrift der Koloczaer Sammlung [XLIX], und half bei der Herausgabe eines Theiles derselben vom Grafen Mailath und J. Köffinger [1817]. Der erste, von welchem ich mich vorher schon mancher Mittheilungen erfreute [wie des Karlsburger Nibelungen-Bruchstücks], gab dann [1819] auch in neuer Umdichtung eine Auswahl dieser groſsen alten Sammlung, welche so nahe mit der Heidelberger stimmte, daſs sie als eine für den Ungarkönig Matthias Corvinus genommene Abschrift derselben betrachtet ward. Damals empfing ich auch durch A. Primisser Kunde von der Ambras-Wiener Handschrift des Heldenbuchs und der Nibelungen, die meine Verbindung mit ihm zu einem neuen Heldenbuch in der

Ursprache (1820–25) zur Folge hatte. Aus dieser prächtigen, für Kaiser Maximilian 1502–17 aus dem »Heldenbuch an der Etsch« abgeschriebenen Handschrift, hat uns Schottky auch einige darin enthaltene Erzählungen abgeschrieben, namentlich XXIII. den verkehrten Wirth, LXVI. Helmbrecht, das übel Weib, Priester Johann; sowie für die Berliner Bibliothek Hartmanns von Aue Heiligen Gregor aus einer andern Wiener Handschrift, und Auszug derselben in Büschings wöchentlichen Nachr.

Ich war damals (1816–17) auf der Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, zur Aufsuchung und Benutzung solcher Altdeutschen und überhaupt mittelalterlichen Denkmale, worüber meine »Briefe in die Heimat« (1818–21) berichten. So fand ich denn auch in Prag, Nürnberg, Fürth, Regensburg, Freisingen, Landshut, München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, St. Gallen, Zürich, Bern und Basel, ja selbst in Rom und Neapel, manches für diese Erzählungen, erhielt von Th. Ried in Regensburg, wo ich die Neresheimer Handschrift von Enenkels Weltbuch einsah, seine Abschrift der verlorenen alten Regensburger Sammlung, sah in Straſsburg die kürzlich erst durch Laſsberg wiedergebrachte alte Sammlung, und durchlief in Heidelberg die in Rom, bis auf wenige neben den Altdeutschen Drucken, nicht mehr angetroffenen Altdeutschen Handschriften, zur weitern Benutzung daheim. Unter den hieher gehörigen waren auch die Handschriften Veesenmeyers zu Ulm, namentlich die Erzählung von Kaisers Lucius Tochter, Bruchstück von Hartmanns Heiligem Gregor u. a., welche darnach in Breslau der mir mannigfaltig behülfliche E. Dronke, gegenwärtig Gymnasiumsdirektor in Fulda, und Beinling, Jaricks Nachfolger beim Archiv, vollständig abschrieben.

Unterdessen waren mehrere Zeitschriften für Deutsche Sprache und Alterthum thätig, zumal in Breslau.

und lieferten auch für unsern Zweck erhebliche Beiträge. Vor dem mit Büsching und Docen angefangenen Museum, welches noch in Breslau eine Fortsetzung erhielt, »Sammlung für Altdeutsche Litteratur und Kunst« (1812), erschienen schon Docens Miscellaneen zur Geschichte der Deutschen Litteratur (1807), neben v. Aretins Beiträgen (aus welchen sie zum Theil wiederholt sind) und neuem litterarischen Anzeiger (1806-8), auch Arnims und Brentano's Einsiedlerzeitung (1808); unter welchen die Miscellaneen auch mehre Erzählungen (LXX. XCI) aus Münchner Handschriften enthalten. Die von D. Gräter und Ch. Böckh noch früher (1791) begonnenen Bände und Hefte für Deutsches und Nordisches Alterthum, »Bragur«, wurden auch in Breslau 1812 noch mit einem achten Bande vermehrt, durch Betrieb von Teuthold Heinze, der schon (1805) ein Repertorium zu den ersten sechs Bänden herausgegeben hatte. Aufserdem besorgte Heinze, der mit Büsching im Auftrage der Regierung die Kloster-Bibliotheken Schlesiens bereist hatte,* 1812 eine neue Zeitschrift Gräters »Idunna und Hermode« desselben Inhaltes, die ich, nach Heinzens Tode, in dem verhängnisvollen Jahr 1813 übernahm, worauf sie Gräter noch bis 1816 in Schillingfürst und Schwäbisch-Hall fortsetzte. In diesen Zeitschriften finden sich unter andern Mittheilungen aus der Wiener Erzählungen-Handschrift (XXII. der Sperber, LIV. Stempe), aus der Neresheimer Handschrift von Enenkels Weltbuch, aus Hoheneigners Handschrift (durch Docen), aus Roths Handschrift. Auch Th. Berndt, Ausarbeiter des Campe'schen Wörterbuchs, damals mit Heinze, und ihm zunächst befreundet, Bibliothekgehülfe, gegenwärtig in Bonn, half bei diesen Unternehmungen. Daneben gab Büsching 1816—19 die wöchentlichen Nachrichten, zu welchen Schottky und M. v. Kovachich aus Oesterreich Mittheilungen, besonders über die Koloczaer Sammlung, und ich einen Theil meiner Reiseberichte einsandte. Büsching, der früher (1810) schon Hartmanns armen Heinrich, mit Bildern von F. Hegi, erneuet hatte, wirkte durch die »Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtspiele und Schwänke des Mittelalters,« 2 Hefte (1814) noch besonders in dieser Richtung, durch Erneuungen, z. B. von LI. der Wiener Meerfahrt, und von fünf Erzählungen, welche ich aus der Dresdner Handschrift der Altdeutschen Gesta Romanorum gab. Die gleichzeitigen Zeitblätter »Altdeutsche Wälder« der Brüder Grimm (1813—15) brachten, neben ihrer Ausgabe des armen Heinrich, mit Vergleichung der Heidelberger Handschrift (1815), Abdrücke aus der Weimarer und Gothaer Handschrift (LXVIII. zwei Kaufmänner, XXIX. der wahrsagende Baum), und aus der Wiener Handschrift einen Theil der Beispiele, welche ich, mit Docen, unter dem alten Namen in der Würzburger Handschrift »Strickers Welt« zusammenfaſse.

---

* Bericht davon geben Büschings „Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien in den Jahren 1810-12." Breslau 1813.

Dr. N. Meyer in Minden, der mir schon 1801 in Weimar, als Goethe's Hausfreund, gefällig war, gab mir 1818 Nachricht und Abschriften aus seiner, auch Goethe'n mitgetheilten Erzählungenhandschrift, welche E. F. Mooyer 1827 noch vermehrte, so daſs sie mir zur Berichtigung des vollständigen Abdruckes dienten, den nachmals (1833) beide lieferten; es thut mir Leid, daſs ich es versäumte, ihm damals schon dafür zu danken. Andere Arbeiten nahmen mich stark in Anspruch. Doch gedachte ich auch auf der Donaufahrt nach den Nibelungen 1818, in Wien bei der Durchsicht der Altdeutschen Handschriften, deren handschriftliche Verzeichnisse und Auszüge von den Bibliothekkustoden J. Heyrenbach und J. G. Schwandner dort Schottky für Berlin und Breslau abgeschrieben (1817), auch der Erzählungen; zumal in der Ambraser

Sammlung des Belvedere unter A. Primissers Aufſicht, der sie trefflich beschrieben hat (1819). F. Ziska, der Volkssagen in Wiener Mundart (1822), und mit Schottky Oesterreichische Volkslieder und ihre Sangweisen herausgab (1819), half treulich dabei. Die gefälligen Mittheilungen J. von Hammers, dessen Französische Uebersetzung der Aegyptischen vollständigen 1001 Nacht (Deutsch von Zinserling 1823) mir schon Johannes von Müller mitgetheilt hatte, war mir auch wegen des innigen Zusammenhanges dieser Morgenländischen mit unsern Abendländischen Erzählungen sehr lehrreich. — Die Minnesingerfahrt nach Paris 1823 gewährte für diese Erzählungen keine gelegentliche Ausbeute, und durch die Sammlung der Minnesinger (bis 1838), wie zuvor durch die Nibelungen (bis 1820), Heldenbuch (bis 1825), und Tristan (bis 1823), und durch meine hierauf folgende Heimkehr nach Berlin (1824) wurde mir das Unternehmen ziemlich entrückt: ich wuste es in guten Händen bei Büsching, der in Breslau verblieb und fortwährend dafür thätig war. Er erhielt durch Bibliothekar W. Hanka in Prag eine vollständige Abschrift des groſsen Sammelwerkes der Klara Hätzlerin in Augsburg, von welcher ich später L. Bechsteins Handschrift bei dem Herausgeber derselben, Profeſsor K. Haltaus, in Leipzig einsah. Als nach Büschings Tode sein Altdeutscher Nachlaſs hieher kam, übernahm ich allein die endliche Herausgabe der Erzählungen. Zuvor und im Laufe derselben (seit 1840) wurden noch manche Beiträge dazu veröffentlicht.

Neue unserm Alterthum gewidmete Zeitschriften traten an die Stelle der vorigen. Die manigfaltigen damals beginnenden Vereinschriften für Geschichte und Alterthümer der einzelnen Deutschen Landschaften brachten auch manches hier einschlagende: die Beiträge des Sächsishen Vereins zu Leipzig, Bd. 1 (1826).

die erste Nachricht von der Leipziger Hds. der zu den Marienlegenden gehörigen Leben der Altväter, vom Domherrn Dr. Tittmann; der Jahresbericht der Leipziger Deut. Gesellsch. 1831, vom Propst Dr. Stieglitz über eine sonst unbekannte Hds. von Erzählungen und volksmäſsigen Legenden (Georg, Oswald). Graffs Diutiska, auf der Reise für seinen Althochdeutschen Sprachschatz gesammelt (1826—30), gab weitere Kunde und Auszüge von der Straſsburger Erzählungenhandschrift, von den Wiener Handschriften des Kaiserbuchs, des Enenkelschen Weltbuchs, der Strickerschen Welt (auch Vergleichung mit der Mölker Handschrift), der Windhag-Wiener Handschrift einiger Strickerschen Beispiele und Marienlegenden, nebst Abdruck der VIII. Königin von Frankreich. Der vom Freiherrn H. von Aufseſs bei Nürnberg 1832 begonnene Anzeiger des Mittelalters, welchen F. Mone in Karlsruhe bis 1839 fortsetzte, machte bisher verborgene Handschriften bekannt, die Innsbrucker alte Sammlung, die Vatikanische Handschrift der Strickerschen Beispiele, die Trierer und Regensburger Handschriften, und hieher gehörige alte Drucke. Daneben erschienen von H. Hoffmann Fundgruben 1830, mit M. Haupt Altd. Blätter (1835—40), welche der letzte allein in der Zeitschrift für Deutsches Alterthum fortführte (seit 1841). Beide liefern Abdrücke aus der Ambras-Wiener Handschrift (Wundermantel und Wunderhorn, Priester Johann); Leipziger Bruchstücke (XVII) durch H. Lyser, Enenkels Erzählungen von Kaiser Friedrich (LXVII), aus der Leipziger Handschrift, die alte Mutter (V), Piramus und Tisbe, Helmbrecht (LXVI) von Haupt, Strickersche Beispiele (XLVII) und Frauentrost (LXXII) von F. Pfeiffer. Gleichzeitig begann ich (1835) die Herausgabe der Germania oder des Neuen Jahrbuchs der Berliner Deutschen Gesellschaft, und gab darin Abdrücke der groſsen Heidelberger Sammlung:

Strickersche Gedichte, des Michelspergers Ritterfahrt; den Sperber (XXII), nebst anderen Stücken der Berliner Tristanhandschrift, das Wachtelmäre, und Beispiele aus der groſsen Wiener Sammlung, nach Schottky's Abschriften; Dr. Lütcke über LI. die Wiener Meerfahrt; Prediger C. Kläden über meine Handschrift der Marienlegenden, und Maſsmann über die Straſsburger Handschrift des dritten Buchs derselben.

Zugleich erschienen mehre gesammelte und einzelne Erzählungen in Abdrücken, Ausgaben und Bearbeitungen: zuvorderst des Freiherrn J. v. Laſsberg, damals auf Eppishusen bei St. Gallen, gegenwärtig in Merspurg am Bodensee, Abdruck der groſsen Donaueschinger Sammlung, welche er schon 1816 in Gräters Jdunna anzeigte, worauf ich sie 1817, auf der Nibelungenfahrt, bei ihm zu Heiligenberg am Bodensee einsah, und deren gedr. drei Bände 1820. 22 ff., seit 1846 im Buchhandel, früher nur als Geschenk des Herausgebers zugänglich waren, wie auch ich mich dessen zu erfreuen hatte. Dann, der schon gedachte Meyer-Moojersche Abdruck ihrer Sammlung (1833). Ausgaben: Hartmanns Armer Heinrich durch K. Lachmann (1820); der Heilige Oswald, aus der Schafhauser Handschrift, von L. Ettmüller (1835); Abdruck von Hartmanns Heiligem Gregor, aus der im Vatikan zurückgebliebenen Pergamenthandschrift, durch den St. Galler C. Greith (Spicilegium Vatican. 1838); darnach, mit Vergleichung von Schottky's Abschrift der Wiener Handschrift, durch Lachmann (1838). Abdrücke des LXVI. Helmbrecht und der Erzählungen des Herrand von Wildonie (Nachträge zu XI) aus der Ambras-Wiener Handschrift durch J. Bergmann, Primissers Nachfolger bei der Ambraser Sammlung (1839. 1841, einzeln aus den Wiener Jahrbüchern). Ausgaben: Kaiser Otto (IV), und (13) Gedichte Strickers (L. LXI.), von Dr. K. A. Hahn in Heidelberg (1838. 39); der arme Heinrich von W. Wackernagel (1835. 1838–42), und von W. Müller (1842); Konrads von Würzburg Engelhart und Engeltrut, durch M. Haupt nach dem alten Druck (1573); Eraclius (XCIII), und St. Alexius, von Maſsmann (1842. 43); der Wiener Meerfahrt (LI), und drei Gedichte (LXXIV–V) aus der Heidelberger Handschrift, von K. Schädel (Klausthal 1842, Hannover 1845); der Welt Lohn (LXX) und das Herz (XI), von F. Roth in Frankfurt am Main (1843. 46); Theophilus (LXXXIV), von Dr. E. Sommer in Berlin (1844, seitdem in Halle gestorben). Die sämmtlichen (25) Marienlegenden (1846, durch F. Pfeiffer, Bibliothekar in Stuttgart), und des von Wirtemberg Buch (Grundr. 325. 518), von Prof. H. A. Keller zu Tübingen (1845); früher schon (1818) im Morgenblatt von Cz (verst. Prof. Conz in Tübingen) erneuet. — W. Wackernagels Altdeutsches Lesebuch (1835–42) gibt auch einige Erzählungen (VII. XXXVII); und Dr. F. W. Genthe zu Eisleben, Dichtungen des Mittelalters (Bd. 2. 1841, der Berliner Deutschen Gesellschaft zugeeignet), liefert im ersten Bande Erneuungen, Auszüge und Auflösungen von IV, Hartmanns armem Heinrich und H. Gregor, und vom H. Oswald; im zweiten Bande aus dem Abdrucke der Koloczaer Handschrift Nr. XXXVIII – XLV. XLVIII. XLIX. LIII., welche (mit Ausschluſs der von uns übergangenen XL. XLII. LIII) unsern LI. XVII. XXVI. XXXI. XXVIII. XXIX. VII. XIII entsprechen. Auſserdem gibt dieser Band auch unser LXVIII. und den Traum aus den Abdrücken der Gothaer Handschrift, und Salomon und Morolf nach meiner Angabe (1805). In den Erneuungen der Volksbücher hat K. Simrock auch Salomon und Morolf (1839), Hartmanns armen Heinrich (1830) und H. Gregor, und O. Marbach Nr. 32 den armen Heinrich. — Auch sind hier die als eigene Sammlungen zwar ausgeschloſsenen, doch nahverwandten, und einzeln noch in

Berührung stehenden alten Sammlungen aufzuführen: die Gesta Romanorum, die Lateinische Urschrift und Altdeutsche Uebersetzung, hat Keller beide herausgegeben, jene ohne Angabe der Quelle 1842, diese aus der Münchner Handschrift 1841, nachdem schon Bodmer bei Boners »Fabeln der Minnesinger« (1757), aus der Züricher Handschrift, so wie ich aus der Dresdner Handschrift (1814), Erzählungen daraus bekannt gemacht hatte. Eine neue Verdeutschung mit Anmerkungen lieferte D. G. Th. Gräſse 1842. Die sieben weisen Meister in Reimpaaren durch Hans von Bühel gab Keller zuerst, aus der Basler Handschrift 1841 (als Bd. 22 der Deut. Nat.-Bibl.), mit Erläuterungen in Bezug auf seine Ausgabe des Roman des sept sages 1836. Das Altdeutsche Volksbuch erneut Simrock 1840; Marbach Nr. 30.

Auch Handschriften und Abschriften wurden mir weiter zu Theil: Dr. Carové überlieſs mir seine Abschriften und Auszüge Heidelberger Handschriften, darunter auch hieher Gehöriges (besonders aus Nr. 313). Aus Wien erwarb ich durch F. Goldhann eine Titurelhandschrift mit dem Helmbrecht (LXVI), welche ich der Berliner Bibliothek überlieſs. Diese besaſs nunmehr auch die Blankenheimische Tristanhandschrift, mit dem Sperber (XXII) und anderen kleinen Gedichten. Goethe sandte mir, nach dem groſsen Jenaer Liederbuch, auch die Weimarische Handschrift (104) Erzählungen und Spruchgedichte. Von Endlicher in Wien erhielt ich Abschrift der mir noch fehlenden Erzählungen, nebst Hartmanns von Aue kleinen Gedichten, aus der Ambraser Handschrift, durch Goldhann, der mir auſserdem sehr viel (besonders für das Heldenbuch) dort abgeschrieben hat. Aus Königsberg bekam ich die Erzählungenhandschrift (5), durch F. A. Gottholdt, meinen lieben Freund und ersten Italischen Reisegefährten (1801). Candidat H. W.

Schutz aus Arnstadt (durch ein »Kleines Namen-Lexikon« 1837 bekannt) nahm mir davon Abschrift, und von einer Heidelberger Handschrift des Schülers von Paris (XIV); sowie Cand. Edler aus Breslau von Strickerschen Beispielen und anderen Wiener Handschriften. Von dem groſsen Dichtwerke, welches die Marienlegenden enthält, erwarb ich eine schöne Handschrift durch den verstorbenen Bratring. Aus Frankfurt am Main sandte mir F. Roth Abschriften und Vergleichung der Kloſsischen Handschrift (XIV), Verbeſserungen des Müller'schen Drucks der Straſsburger Sammlung (X. XIV), und Abschrift des »zwölfjährigen Mönchleins« aus einer Handschrift der Frankfurter Stadtbibliothek. Sonst habe ich selber die Abschriften Anderer und die Abdrucke nochmals mit allen mir erreichbaren Urschriften verglichen und berichtigt, namentlich die groſse Heidelberger Sammlung und alle übrigen Heidelberger Handschriften, die Dresdner und Königsberger Sammlungen. Den unmittelbaren Gebrauch jenes reichsten Hortes hat auch hier, wie bei den Minnesingern, die Güte unserer Geistlichen und auswärtigen Ministerien mir vermittelt, sowie die Königliche Bibliothek mir gefälligst alle ihre Handschriften gewährte. Die Zeichnungen zu den Abbildungen der wichtigsten dieser Quellen verdanke ich auch wieder, wie bei den Liederdichtern, der treuen Hand meines lieben Freundes F. Sotzmann, bis auf das Blatt nach der Ambras-Wiener Handschrift durch Primisser. Eine nachträgliche Tafel wird von demselben auch die Abbildung des Anfanges der Marienlegenden in meiner Handschrift, zur Vergleichung mit dem in der Heidelberger Handschrift, liefern, sowie der Königsberger Sammlung durch Prof. Schubert, und meiner Handschrift des Helmbrecht durch Maſsmann. Dieser, der mir schon seit 1825 von seinen vaterländischen Kaiserbuchsfahrten alles Wünschenswerthe mitgetheilt hatte, neben den 1827 gedr. Denkm., half mir seit seiner Heimkehr (1843) vielfältig bei diesem Buche: namentlich habe ich von ihm Handschriftenvergleichung zu Strickerschen Beispielen (XXXII. XXXIII. XXXVII. XLVII. L) und zu Enenkels Erzählungen (XCI—C). Er, sammt anderen Freunden der Deutschen Geſellschaft und Genoſsen der Germania, August, Bonnell, Bormann, Diesterweg, Fischer (†), E. Förstemann, A. Giesebrecht, Graff (†), Hermes, A. Höfer, Holzapfel, Kannegieſser, Kläden, Klein, Kletke, F. A. Köpke, Kuhn, Lehmann, Lütcke, Mahn, A. Müller, Odebrecht, Pischon, Riedel, Ribbek (†), Rührmund, E. H. Schmidt, A. Schulz, O. Schulz (†), Straſs, Tostmann (†), Zelle, Zober, Zeune, Zinnow (†), förderten durch lebendige Mittheilung, Nachweisung und verwandte Arbeiten, meine langathmige Unternehmung. Unter ihnen habe ich vornämlich noch des Dr. F. Liebrecht zu gedenken, welcher, gegenwärtig Profeſsor der Deutschen Sprache im Wallonischen Lüttich, und rühmlich bekannt durch seine Verdeutschung und Erläuterung des Neapelschen Pentamerone (1846), manches Jahr mich durch innige Theilnahme an der Arbeit und Nachweisung der mannigfaltigen entsprechenden Dichtungen des Mittelalters, besonders des Romanischen, erfreuet hat: wie sich diese Umsicht in noch weiterem Kreise an seiner schon druckfertigen Bearbeitung des Dunlopschen Werkes erweisen wird.

Gleichwol, bei solcher Zusammenwirkung, hat der Druck dieses Werkes, der schon 1840 begann, sich so lange verzögert (zum völligen nonum prematur in annum) nicht nur durch den Umfang desselben, durch die weite Entfernung vom Druckorte, sondern auch durch mancherlei Unterbrechung, und zuletzt durch die allgemeine Zerrüttung, von welcher der vaterländische Boden noch schwankt.

Ich wollte auch bei dieser Sammlung, wie bei den Minnesingern, das Ganze fertig auf einmal geben, so gut ich vermochte. So ist es denn auch hier geschehen, daſs während des Druckes manches damals noch ungedruckte Stück nun schon anderweitig erschienen, obgleich später gedruckt ist.

IV. Uebersicht dieser Sammlung.

Folgende Zusammenstellung des Inhalts im Umriſse rollt ihn auf, zum Ueberblicke desselben als eines Ganzen, nach seinem dichterischen Gehalt und Bedeutung; wobei manches, im Laufe der Herausgabe anders Gestellte zurechte gerückt ist, wie es beſser das groſse Musivgemälde bilden hilft. Die Hinsicht auf anderweite Gestaltungen und Darstellungen einzelner Stoffe berührt hier nur die Spitzen, und wird in der darauf folgenden sagengeschichtlichen Nachweisung und Vergleichung der einzelnen Stücke nach der Reihe der Sammlung weiter ausgeführt.

Band I.

Die hundertschichtigen Gesammtabenteuer heben an mit der Urgeschichte des Menschen: I. es ist die Reue und Buſse des Sündenfalls nach dem Verluſte des Paradieses, wie Morgen- und Abendländische Einbildung die kurze Offenbarung ausmalt, in dem Sinne, wie der höchsten Engel einer Gottes Gebot, den mit ihnen erschaffenen Menschen zu verehren, stolz versagt und ebenfalls fällt; wie dagegen Michael selber hier Eva's Hebamme ist, und Sonne und Sterne als Boten zwischen den getrennten Gatten wandeln, und Lucifer sie bei der Abwaschungsbuſse im Paradiesesfluſse Tigris nochmals zu Falle bringt, und zwar wiederum durch Verführung des Weibes: so daſs das Menschengeschlecht in diesem arbeitseligen und wehevollen Todesleben ausharren muſs, bis zur vollen Sühne und Erlösung.

Solche dämonische Macht des Weibes zeigt sich zunächst II. in antiker lustiger Verkleidung: der durch das ganze Mittelalter als gröster der Weltweisen geehrte Lehrer des Griechischen Welteroberers selber muſs nicht allein durch die reizende Geliebte des Helden bethört werden, sondern sogar, zum langohrigen oder langbärtigen Vierfüſser erniedrigt, sich von ihr zäumen und reiten laſsen, angesichts seines gescholtenen Schülers; wie selbst ein altes Kirchenbild ihn zeigt; weit das Schicksal des weisesten der Könige, wie die Volksdichtung ihn in Salomon und Morolf schildert, überbietend.

Ein Seitenbild zum Aristoteles ist XCII. der in seiner Heimat früh zum Zauberer gewordene Führer Dante's durch die Hölle. Die Schöne, nach der ihn gelüstete, läſst ihn, im Korbe emporgezogen, am Thurme hangen, zum allgemeinen Spotte: das sonst so manigfaltig durchgespielte Abenteuer, vom Schreiber im Korbe u. s. w. Virgilius rächt sich freilich noch grausamer an dem treuen Weibe, die in Römischer Volkssage sogar Chriemhild benannt wird. — Er lernte die Zauberei von den Teufeln, welche er aus einem Glase befreite, auf ähnliche Weise wie der Geist zu Anfang der 1001 Nacht erlöst wird. Von ihm kam diese schwarze Kunst her, und er gebrauchte sie zu mancherlei heilsamen Zauberwerken in Rom, und zumeist in Neapel und am Vesuv.

Anders als bei Virgilius ist III. die Züchtigung des bösen widerspenstigen Weibes: wie zur Rache des Aristoteles, wird sie von dem gestrengen Rittersmanne gesattelt, gezäumt und geritten; während Shakſpeare sie, schon etwas zahmer, zwar beritten, aber nicht geritten sein, und nicht über die Bühne, doch hinter der Bühne traben und stürzen läſst.

Hier sind einzureihen einige der dem 2. Bande beigefügten Erzählungen aus Enenkels Weltbuche, welches, wie das ältere Kaiserbuch, wundersame, aus Volksage und fremdweitiger Ueberlieferung, märchenhaft und abenteuerlich in die Weltgeschichte hineingedichtete Geschichten enthält, und diese vielmehr zu einem weltlichen Geschichtenbuche macht. Es werden auch hier vor allen die ragenden Gipfel vom Zauberlichte der Dichtung umspielt.

Noch zum Trojanischen Kriege gehörig ist XCI. Achilles und Deidamia, welche Schöne, wie Danae und Hildegund, vor allen Freiern auf einen Thurm versperrt ist, wo der verkleidet eingedrungene Achilles sich wundersam in einen Mann verwandelt, und die Travestirung so ausschweifend ist, daſs der Vater der Deidamia durch Verwechslung der Harngläser für schwanger erklärt wird, und nun seiner hochstrebenden Gattin die Schuld beimiſst.

Der Römische Kaiser Phokas kauft den Eraklius wegen seiner Kunde der Edelsteine, Rosse und Weiber, laſst sich durch ihn eine schöne und tugendhafte Frau erwählen, vergiſst jedoch der Warnung, ihrer eifersüchtig zu hüten, so daſs sie vermittelst einer kupplerischen Wäscherin einem jungen Ritter ihre Gunst schenkt, die beide mit dem Tode büſsen. (XCIII.)

Als Rom ohne Kaiser war, hatten alle zur Wahl versperrte Cardinäle das gleiche Gesicht: ein Mann Namens Dagbrecht solle Kaiser werden. Dieser Mann wird in einem Eirer (Eierhändler) gefunden, mit einem Fischernetze (St. Peters?) bekleidet, und bewährt sich, auf den Thron erhoben, so gegen die gewaltthätigen und aufsätzigen Fürsten, daſs er mit Ehren und Frieden herrschte. (XCV.)

Kaiser Constantin, noch als Heide, hatte eine schöne, aber unzüchtige Frau, die sich sogar mit einem krummfüſsigen Münzstempelschneider betreffen lieſs, sodaſs Constantin sie durchstach und ihren Bulen durch sein Ross zu Tode trat. Hierauf vom Aussatze befallen, kann er nur durch ein Bad von Kinderblut geheilt werden: er will jedoch lieber sterben. Da erscheint ihm nachts St Peter in Bischofstracht und weist ihn an den Bischof Sylvester, der ihn den Christenglauben lehrt, ihn in dem zum Blutbade gemachten Marmorbecken tauft, und damit sogleich vom Aussatze reinigt: das heiligere Vorbild vieler ähnlicher Blutbads-Heilungen. (XCVI.)

Als Karl der Groſse im Ungarnkriege fast 10 Jahre — das von ihm gesetzte Ziel — ausbleibt, und nun die Herren vom Rheine die Kaiserin drängen, einen andern Mann zu nehmen, sie jedoch die verabredete Sendung des Ringes abwarten will: da verkündet ihm ein Engel Gottes die nahe Hochzeit, und Karl eilt aus der Bulgarei binnen drei Tagen, auf zwei von ihm erwählten Rossen, nach Achen; wo der Greis nachts im Dom auf dem Throne sitzend, das Schwert auf den Knien, dem Bischof (Turpin) erscheint, mit Glockengeläute verkündigt wird, und seine Gemahlin befreit und behält. Diese wird dann sogar als Leiche noch von ihm geliebt, bis der Bischof ihr den Liebeszauber unter der Zunge hervorzieht, worauf sie in scheuſslicher Verwesung zerfällt. (XCVIII.)

Karls strenges Recht, das jeder durch das Läuten einer Glocke ansprechen konnte, forderte einst sogar eine Natter, die sich um den Klöpfel schlingend ihn bewegte; und als man ihr zu dem Neste folgte, lag breit über ihren Eiern eine Kröte, an welcher der Kaiser das Naturrecht vollstrecken lieſs. — Ist noch Volkssage, welche in Zürich noch das Haus des Kaisers zeigt. (XCIX.)

Ein herrliches treues Ritterbild ist IV. **Heinrich von Kempten**, der für die Züchtigung seines jungen Herrn und Herzogs von Schwaben durch einen kaiserlichen Diener, selbst des rothen Kaisers Otto prächtigen Bart nicht schont; dann jedoch, mit dem Schwerte nackt aus dem Bade springend, denselben Kaiser in Walschland vor Meuchelmord beschirmt.

Ein heiteres Bild gewährt V. wie die **blinde Mutter** ihren allzu ritterlich lebenden Sohn vor den **Kaiser** führen will, aber einen Fremden ergreiſt und verklagt, der sie als Mutter behalten muſs, bis der Sohn sie zurückfordert.

Ins Geisterreich spielt, wie ein wegen Schulden vom Wirth im Miste **begrabener Ritter**, einem andern Ritter, der seinen Leichnam und seine Seele erlöst, zum Siege verhilſt, und dieser ihm sogar die dadurch errungene geliebte Braut überlaſsen, und sein Wort halten will: — das edlere Vorbild vieler ähnlicher Geschichten.

Es folgen VII. VIII. rührende Geschichten von Königinnen, die von zurückgewiesenen Wollüstlingen des Ehebruchs angeklagt, rasch verurtheilt, aber wunderbar gerettet und unschuldig erkannt werden: — die schon in der Heldensage von Siegfrieds Mutter, wie in der Legende von Siegfrieds Genoveva, und sonst manigfaltig wiederkehrende Geschichte; welche in XCVII. des **Reuſsenkönig Tochter** mit der unnatürlichen Liebe des Vaters zu ihr verbunden ist, wie die Königstochter von Frankreich, Helena u. a.

In diese Reihe gehört auch die Erzählung LXVIII. von der Wette **zweier Kaufmänner** über die Frauentreue, wonach die schöne Frau des einen zu Verdün durch die Ränke des andern, der ein Liebes- und Leibeszeichen von ihr aufweiset, des Ehebruchs schuldig gehalten, aber durch Aufdeckung des Betruges gerechtfertigt wird. — Das ist auch eine manigfaltig verbreitete Geschichte, hier in bürgerlicher Einkleidung, wie sie auch in Boccaccio's Novelle erscheint; dagegen sie in der Altfranzösischen Euryanthe, die bei uns als Oper lebt, wie in Shakſpeare's Cymbeline in älterer Gestalt auftritt, welche sie auch in der Walisischen und Neugriechischen Dichtung bewahrt, minder in dem Altdeutschen, Dänischen und Schwedischen Volksbuche.

Dann wechseln einige Beispiele von leichtfertigen und tugendhaften Frauen: IX. ein beiderseits nach verbotener Frucht lüsternes Ehepaar wird auf dem Bulwege überraschend einander zugeführt, und kömmt so wieder zu sich selber; und X. eine Französische Königstochter, die einen dankgekrönten Ritter verhöhnt, weil er ihr eine halbe Birne ungeschält bietet, läſst diesen in Narrenverkleidung lüstern in ihr Bette, zum Vorgriff ihrer Ehegemeinschaft. Beidemal ist kuppelnd ein altes Weib im Spiele, vor welcher ja sogar der Teufel sich fürchtet, als vor seiner Groſsmutter, und ihr aufträgt, was er selber nicht wagt.

Dagegen, fast zu schmerzlich ist, XII. wie eine schöne Frau, deren unschöner Mann im Turnir ein Auge verliert, und sich so nicht will sehen laſsen, sich selber mit der Scheere ein Auge aussticht, um ihm gleich zu sein.

Vielfach gesagt und gesungen ist, zumal im Wälschen, wie der eifersüchtige Mann seiner Frau das ihr gesandte Herz ihres im gelobten Lande gefallenen Ritters zu eſsen gibt, so daſs sie, mit gebrochenem Herzen keiner Speise mehr bedarf.

Leidenschaftlich, »fleischlich, blutig,« tödtlich waltet so die Minne in einer Reihe von Abenteuern.

Tollkühn rennt ein junger Ritter ohne Panzerhemde für seine Schöne, eines Bürgers Weib, in den Zweikampf, und den tödtlich Verwundeten heilt sie, ihm das Eisen aus der Wunde ziehend (wie der

Minne Speer die Wunde die er schlägt, zugleich heilt): aber in glühender Umarmung bricht die Wunde wieder auf, und verblutet der Mann im minneseligen Tode. Die Geliebte, die den Leichnam mit starkem Arme hinwegträgt, opfert bei der Todesfeier in der Kirche all ihr Gewand, und zuletzt sich selbst im brechenden Herzen. (XIII.)

Geschichtlich heftet sich dieses Rittermäre an Kaiser Friedrichs (I. II.) Gesinde, Ritter Friedrich von Auchenfurt (LXVIII), der gegen Römische Ritter ebenso turnirt, auf Forderung der geliebten Gräfin, die ihn abschrecken will; ein Arzt heilt ihn, er verblutet sich nicht, und die Frau muſs, für die ihm verheiſsene Minne, am Pfingstfest in der Kirche ihren Mantel opfern, und im blutigen Waffenhemde des Ritters dastehn, angesichts ihres Mannes.

Die beiden hier fallen gelaſsenen Todeszüge bewahrt XIV. der Schüler von Paris, der aber nicht eines Andern Weib, sondern eines Bürgers Tochter minnet, und nicht an der Turnirwunde, sondern am Aderlaſse verblutet.

Wie zwei Königskinder, durch die See getrennt, allnächtlich zusammenkommen, bis die Sturmflut den kühnen Schwimmer verschlingt, und ihn todt der Geliebten zum Tode wiedergibt, — diese tief im Morgenlande wieder aufgetauchte Hero- und Leander-Sage, wird manigfaltig noch bei uns gesungen, nicht bloſs in Niederland, an der See, sondern auch hoch im Lande, wo Seen und Ströme sind. (XV.)

Nicht minder weit verbreitet im Morgen- und Abendlande, auch in Griechenland, ist XVI. die Magelona-Dichtung: wie zwei Gelieben, durch den ein Kleinod entführenden Raubvogel getrennt, und nach langen Irrfahrten, wieder zusammengeführt werden, — ist hier romantisch-ritterlich, auch von zwei Königskindern Englands und Frankreichs, erzählte.

Ein eigenthümlich Deutsches, und zwar Rheinisches Gebilde sind XVII. die ritterlichen Frauen, die in Abwesenheit der in einer Ueberrheinischen Burg beisammen wohnenden Männer, in deren Rüstung und Namen turniren, und unter welchen die Jungfrau, die als Herzog Walrabe von Limburg den Preis gewonnen, von diesem mit einem tapfern Ritter ausgestattet wird.

Ebendorthin, und zugleich auf das Morgenland, weiset XVIII. das gröſsere Rittergedicht von dem Ueberrheinischen Grafen Alpharius, der von der berühmten Schönheit einer Heidenkönigin entbrannt, mit seinem Gefolge ins Morgenland abenteuert, bis er den Heidenkönig angesichts ihrer im Zweikampfe besiegt, und durch andere tapfere Thaten ihre Minne erringt, zwar so, daſs sie ihm nur ihre eine freie Hälfte gewährt, und er zart ritterlich den Obertheil wählt, sie jedoch, weil beide Hälften bald in üblen Widerstreit gerathen, auch die andere Hälfte hingibt; worauf er das Ganze, als seine eigene Hälfte, ihrem Manne entführt, und daheim die heidnische Schöne, mit goldgelben Haaren, als seine Gattin taufen läſst. — Diese Dichtung, welche einerseits zu einem weitläufigen Rittergedicht »Witig vom Jordan« ausgesponnen, anderseits den Heldengedichten von Otnits Brautfahrt und Wolfdietrichs Abenteuern verwandt ist, scheint in der eigenthümlichen Minnetheilung des Leibes nicht Germanisch, vielmehr Romanisch; ebenso wie die nackte Anschauung ihres jungfräulichen Leibes, welche Sigune im Titurel ihrem Tschonatulander zur ritterlichen Begeisterung gewährt.

Merkwürdig ist, und absichtlich scheint XIX. das Gegenstück, wie die Frau des tapfern Ritters von Nuſsberg an der Heidengränze (der Ostmark Oesterreichs) von einem gefangenen Heidenkönig entführt wird.

Mehr als zweideutig, nämlich eindeutig, ist XX. die reizende Schwäbin, die einen Ritter für sein Ross, Windhunde, Habicht und Gürtel, ihren Gürtel lösen lafst, ihrem Manne zum Gewinn, aber deshalb von diesem verlafsen, ihn in Ritterkleidung aufsucht, der nun dieselben Kleinode für ihre Mannesminne erkaufen will. — Diese Mitschuldigen verrathen die Gränze Walschlands, wie Strickers Männeler-Gedicht und Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch: obgleich die Venus mascula, damals auch im hohen Norden, an der wüsten See, auftaucht.

Band II.

Hieran reihen sich mehre verwandte, jedoch minder anstofsige Abenteuer in weiblichen und männlichen Gruppen: XXI. wie ein Mägdlein in aller Unschuld ihre Minne einem Ritter für ein gefangenes Häselein verkauft, und, von der Mutter gescholten, wieder zurückkauft, und dennoch seine Hausfrau wird; XXII. wie eine Nonne ebenso für einen Sperber ihre Minne hingibt, und von der Oberin deshalb gezüchtigt, sie zurücknimmt, übel ärger machend.

Ein junger Mönch, welchem auf einer Amtsreise der Abt die ihm neuen Mädchen für junge Gänse ausgibt, wird von einer Maierstochter des Klosters handgreiflich darüber belehrt, und empfiehlt diese Kost allen seinen Klosterbrüdern. (XXIII.)

Ein anderer junger Mönch, der über das gelesene Wort »der Minne Band« nachdenkt, erfährt, auch auf einer Klosterreise, die Bedeutung davon in solcher Art, dafs er sich für schwanger hält, und einem hinter ihm aufspringenden Hasen, als seinem Kindlein nachläuft. (XXIV.)

Allbekannt ist XXV. die Erzählung von dem Mägdlein, die gern die Nachtigall hören will, und sie sogar fängt, vornämlich durch Boccaccio's Novelle.

Sie erklärt, Lope de Vega's Schauspiel: *No son todos ruiseñores;* und auf eine ähnliche Geschichte bezieht sich wol der Italienische Spruch *ella prende il cazzo per il fischio.* (XXVI.)

Eine Frau die »der Minne Buch« gelesen, und sich von einem anfangs schnöde abgewiesenen Schüler (Studenten) gewinnen läſst, überführt ihren Mann handgreiflich, daſs der Augenschein täuscht. (XXVI.)

Lustiger ist das Abenteuer XXVII, welches der pikanten Cervantesischen Novelle vom Fürwitzigen Neugierigen zum Grunde liegt: hier aber nimmt es nicht die ernsthafte Wendung, sondern ein Ritter der seinem Knappen die Liebeswerbung bei seiner Frau befohlen, wird von der treuen Gattin und ihren Mädchen in der Knappenverkleidung tüchtig durchgebläuet und gründlich geheilt. —

Es folgt eine Reihe meist ländlicher Schwänke aus dem Dorf- und Bauerleben, worin mitunter auch die Herren ihre Rolle spielen. Auch fehlt es hier nicht an den Ränken des bürgerlichen Stadtlebens, zumal bei den meist hier auftretenden wohlhäbigen üppigen Bewohnern der städtischen Dörfer Süddeutschlands, in welchen auch Herr Nithart seine Abenteuer bestand.

Die Aechtung des Teufels in die Hölle, welche eine Braut höchst eifrig betreibt, entspricht dem *rimettere il diavolo nel inferno* der Alibech bei den frommen Einsiedlern. (XXVIII.)

Eine andre Braut läſst den allzu zärtlich sie schonenden Bräutigam durch einen weiſsagenden Hohlbaum derben Rath geben. (XXIX.)

Eine Frau die den gebratenen Hasen welchen ihr Mann erjagt hat, selber gegeſsen, verscheucht den darauf geladenen Gast durch vorgespiegelte Todesgefahr, und jägt ihren Mann hinterdrein. (XXX.)

Auf ähnliche Weise täuscht eine Frau ihren Mann, der zufällig mit einem Hahn einen Reiher gefangen hat. Es folgt dann aber, als der Mann sich rächen will, die schon aus dem Altindischen Fabelbuche bekannte List, indem die Frau ihre Gevatterin, die mitgegeſsen hat, beredet, ihre Stelle im Ehebette einzunehmen, und am Morgen ungebläuet und ungeschoren, den Mann abermals bethort (vgl. XLIII), dessen Hahn-Reiher noch den in der alten Erzählung wirklichen Hahnreih verrath. (XXXI.)

Wie ein Mann seine tödtlich verhaſste Frau, nachdem sie scheinbar gestorben und begraben ist, als eine Fremde so heftig liebt, daſs er nimmer von ihr scheiden will, ist »Ehestand, Tod und Hochzeit« im ähnlichen Sinne, nur von männlicher Seite, wie Jean Pauls so benannter bester Roman, der Armenadvokat Siebenkas. (XXXII.)

Einen Mann der die Ehe nach seinem Tode noch gehalten verlangt, beschwichtigt die Frau damit, daſs sie fordert, sie beide sollen sich mit ihrer Habe sogleich in Kloster begeben. (XXXIII.)

Ein andrer Mann der auf der Stelle von seinem Weibe sich scheiden will, wird von dieser so eingetrieben, daſs er froh ist, sie zu behalten. (XXXIV.)

Noch ein andrer Mann, der neben seiner Ehefrau zwei Bulerinnen hat, soll seiner Frau von einer Reise für einen Heller Witz mitbringen, erhält ihn von einem Greise in Ypern, und findet ihn bewährt, indem er, als verstellter Bettler heimkommend, von den Bulerinnen schnöde weggewiesen, von der Ehefrau liebevoll aufgenommen wird. (XXXV.)

Uebernaiv ist XXXVI. das warme Almosen, womit die Frau eines geizigen Mannes, in Ermangelung alles Andern, einen Bettler erfreut.

Ein bedeutsames Gepräge tragen XXXVII. die drei Wünsche, welche Gott durch einen Engel einem Ehepaare gewährt, das sich über seine unverdiente Armut beklagt, aber durch die unsinnigen Wünsche, welche sich aufheben und nichts verändern, seine Schuld bezeugt.

Märchenhaft ist auch XXXVIII, wie ein Mann, der sein Weib als das Thier mit vier Füſsen und doppeltem Rücken gesehen hat, sich von ihr, mit Hülfe einer Kupplerin, einreden läſst, es sei nur Wirkung des genoſsenen Kerbelkrautes, das Alles doppelt sehen mache.

Die Keckheit der treulosen Weiber, die ihren sie überraschenden Männern geradezu gestehn, daſs sie ihre Liebhaber bei sich verborgen halten, XXXIX. die eine unter dem Bette, XLI. die andre unterm Zuber, kommt sogar im Morgenländischen Harem vor, in 1001 Nacht, wo der Sultan auf dem Kasten des darin versteckten Bulers sitzt und aufgefordert wird, ihn aufzuschlieſsen, und sich auch damit äffen läſst.

Das Anzünden des Hauses dabei, um die Aufmerksamkeit abzulenken, in unserer zweiten Erzählung, ist in der folgenden XLII. das Mittel, wodurch eine treue Magd ihre Herrin vor der Entdeckung in den Armen eines Schreibers bewahrt.

Die Schwänke XL. XLIII, wie der Mann seinem Vieh, Gaiſs oder Esel nachlaufen muſs, während der Liebhaber sich mit der Frau vergnügt, ist, in Verbindung mit dem Faden an der Fuſszehe, auch durch Boccaccio's Novelle bekannt, dem die ältere Erzählung welche Herrand von Wildonie von Ulrich von Lichtenstein aus Friaul vernommen hat, auch örtlich näher steht. Der Beschluſs dieses Abenteuers mit dem Unschuldsbeweise der treulosen Frau, wiederholt obgedachte (zu XXXI) List des Indischen Fabelbuchs.

In XLIV. der Beichte gegenseitiger Untreue absolvirt das Weib den Mann mit dem Besen.

Noch weit ärger ist XLV. das treulose Weib die mit ihrem Bulpfaffen ihrem einfältigen Mann einbildet, er sei todt, und ihn lebendig begräbt. — Eine manigfaltig in Romanischen Novellen wiederkehrende Erzählung.

Dagegen muſs XLVI. ein andres Weib ihre Treue durch das Gottesurtheil des glühenden Eisens bewahren, und bleibt nicht so unverletzt, wie Tristans Isolde in derselben Keuschheitsprobe.

Einen vorgeblich durch inbrünstigen Schneegenuſs der Frau erzeugten Bastard läſst der Mann ebenso wieder an der Sonne zu Waſser werden: was schon im 10. Jahrhundert Lateinisch gedichtet ward. (XLVII.)

Nicht minder alt und vielverbreitet sind die beiden Erzählungen von undankbaren Kindern.

Die eine XLIX. von den drei Töchtern und ihren Männern, ist das härtere Vorbild zum König Lear und seinen drei Töchtern, darunter doch eine gute; hingegen nicht so tragisch, durch das gemächliche Ende des Vaters. Sein Vermächtnis des Schlagels mit der Warnung in der leeren Schatzkiste lebt noch in dem bedeutsamen Spruche »wer seinen Kindern« u. s. w. und die Keule (dazu) hängt wol noch an manchem Stadtthore, ohne daſs ich sie noch auf den heidnischen Thorsdienst zurück beziehen möchte.

Den von der bösen Schwiegertochter der Kälte bloſsgegebenen Vater versöhnt der Enkel durch den kindlich herben Spruch, daſs er die Hälfte der für den Groſsvater erbetenen Decke für den Vater bewahren wolle. (XLVIII.) —

Erheiternd folgt L. der Schwank, wie ein Wirth das Martinsfest so übermäſsig begeht, daſs ein Dieb ihm als St. Martin erscheint und ihm das Rindvieh wegtreibt.

Noch lustiger wäre der schon im Griechisch-Römischen Alterthum lebende Schwank, der hier LI. von Wienern erzählt wird, wie sie auf dem luftigen Soller eines Weinhauses sich einbilden, im Schiffe auf der Meerfahrt zum gelobten Lande zu sein, wenn die Trunkenbolde in dem mit der Weinflut wachsenden Sturme nicht durch Ueberbordwerfen der betrunken Liegenden so halsbrechenden Unfug anrichteten.

Band III.

Der Weltheilige zeigt, wie ein Söffling in Anwandlung von Frömmigkeit als Einsiedler im Walde den Heiligen spielt und den leichtgläubigen Weiblein aus dem dargebrachten Weinbecher weiſsagt, bald aber den Credit verliert, so daſs die Spenden ausbleiben, und er zur Weinstube heimkehrt. (LII.)

Das Märchen von dem weiſsen Rosendorn, dessen Berührung das Wunder der *bijoux indiscrets* hervorruft, und eine noch wundersamere, von der Schönen sich trennende und wieder mit ihr sich versöhnende Persönlichkeit zu Wege bringt, ist nur *sub rosa* zu erzählen. (LIII.)

Das vordem noch in Süddeutschland umgehende Gespenst Berchta, in der Berchtnacht vom Vater gewarnte Kind verräth, den Geist in der Gestalt des schwarzen Pfaffen auf seiner Mutter schon gesehen zu haben. (LIV.)

Jrregang und Girregar heiſsen die Gespenster, wodurch zwei muntere Gesellen mit der jungen Frau und Tochter eines alten Mannes, nach einer Nacht voll Irrungen durch eine versetzte Wiege, den Mann vollends bethören: — die von Boccaccio, Chaucer, und sonst bis in die neuste Zeit mit Vorliebe variirte und weiter ausgeführte Erzählung. (LV.)

Den Minnedurst stillt eine Braut durch ihren Geliebten, während der trunkene Bräutigam aus dem Bette ihr zuruft, sich am Eimer satt zu trinken. (LVII.)

Das Rädlein heiſst ein Schwank, darin ein Schreiber durch ähnliche Malerei, wie der Reisende

Thümmel bei dem bekreuzten Klärchen ausführte, die volle Gunst der schönen Kellnerin gewinnt. (LVIII.)

Zwei Blofsstellungen andrer Art sind: LIX. wie einem armen Ritter durch seinen überdienstfertigen Wirth in Gegenwart der Frauen am heifsen Kamin, der Rock abgezogen wird, und er ohne Unterkleid dasteht; und LX. wie ein Bote, in die Badstube eines Ritters gewiesen, sich schnell zu baden gedenkt, aber nackt in das Frauenzimmer tritt.

Die Gewandtheit, womit ein Knecht die köstliche Zurichtung der Hausfrau für den bulerischen Pfaffen, während sie den Mann auf den Holzweg schickt, sich und dem Herrn auftischen läfst, und den Pfaffen züchtigt, — ist vielfältig alt und neu dargestellt und geht noch singend und klingend über unsere Bretter. (LXI.)

Die alte Morgenländische Erzählung von den drei Buckligen zu Bagdad ist, unchristlich genug, auf LXII. drei Mönche zu Kolmar übertragen, welche um eine schöne Frau in der Beichte bulen, und die der gewinnsüchtige Ehemann nach einander hereinlockt, umbringt, und sie dann wegtragen läfst, als denselben noch einmal, und noch einmal.

In andrer Art ist die Altpersische Sage von der schönen, durch ihre Räthsel tödtenden oder zu gewinnenden Turandot, dadurch parodirt, dafs LXIII. ein unflätiger Gesell mit unsauberen Worten und Werken ihre Weisheit besiegt, wie Morolf den Salomon.

Der Jungherr und der treue Heinrich ist das längste und eins der anmuthigsten der Gesammtabenteuer. Der junge, im ritterlichen Leben seine Habe und Gut verthuende Herr, der endlich die zum Kampfpreise gesetzte schöne Königstochter von Cypern zu gewinnen auszieht; seine unverwüstliche Freigebigkeit gegen einen tückischen, mehrmals von ihm besiegten Ritter; daneben sein treuer sorglicher Knappe Heinrich; die Zuversicht und Tapferkeit des Herrn in den abenteuerlichsten Aufzügen und sorglosen Festen; die heimliche Minne der Königstochter, vermittelt durch liebliche Feerei und Verwandlungen in ein Vögelein — das alles gibt eins der anziehendsten und eigenthümlichsten Gebilde in dieser Reihe. Die weniger gebildete Gestalt, Sprache und Reim nähern es, wie der Inhalt, auch mehr dem Volksmärchen. (LXIV.)

Das noch gangbare Märe LXV. von dem aus Norwegen zum Geschenke gesandten Waſserbären, und dessen siegreicher Kampf mit einem Schrätel, oder bösen Hausgeist, in der durch diesen verödeten Herberge, ist ein gespenstig-nordisches Gegenbild zum vorigen, und geht dort, wie bei uns, noch in der Sage um.

In die volle Härte der Wirklichkeit zurück führt LXVI. Helmbrecht, des Maiers Helmbrecht Sohn, der, daheim üppig verzogen, im Dienst eines Raubritters vollends verwildert, bei seinem Besuche zu Hause den Vornehmen spielt, Latein, Sachsisch, Windisch und Romanisch spricht, sich für einen ritterlichen Bastard erklärt, und seine alsbald von ihm angesteckte Schwester mit einem seiner Raubgesellen verlobt. Grausend ist, wie beim Henkersmahle der Gräuelhochzeit von dem Raube der Gemiſshandelten und Ermordeten, die Spieſsgesellen, die sämmtlich wüste Namen führen, als Lämmerschlind, Wolfsdarm, Höllensack, Schauder überläuft vor der Ankunft der Gerichtsschergen, so daſs sie widerstandlos ergriffen und hingerichtet werden. Und entsetzlich ist, wie an Helmbrecht der ihm verkündete Traum des Vaters erfüllt wird, der ihn hoch in den Lüften und zwei Vögel auf seinen Schultern sein Haar strälen sah: mit ausgestochenen Augen, Armstummel und Stelzfuſs, wird er, aus dem Vaterhause gestoſsen, im Walde von Holzhauern, die sämmtlich an ihm Mord, Nothzucht, Raub zu rächen haben, zerschlagen und hoch an einen Baum gehenkt, den Raben zum Raube, die keine Augen mehr an ihm auszuhacken finden. —

Aus solchem Wechselspiele der Geschichte und Sage, der Dichtung und des Lebens bilden drei bedeutsame, zum Theil allegorische Stücke den Uebergang zu den geistlichen, Christlichen Dichtungen:

Der böse Richter, der, mit dem Teufel den Markt durchwandernd, bei dem mehrfältigen Ausrufe des Teufelholens, ihn auffordert, das ihm damit Uebergebene zu nehmen, wird, auf den Fluch einer von ihm beraubten Witwe, die es ernstlich meint, selber sogleich geholt. (LXIX.)

Frau Welt erscheint dem Dichter des Wigalois, Wirnt von Gravenberg, schön und reizend von vorn, aber scheufslich von hinten, voll Schlangen und Gewürm der Verwesung. — Der Vorläufer des damals noch nicht aufgeführten Todtentanzes. (LXX.)

Dem hochmüthigen König im Bade, dessen Kleider und Gestalt ein Engel des Königs der Könige annimmt, sodafs den nackten König selbst die Gattin nicht erkennt, bis der Engel sich offenbart, wird die demüthige Gleichheit aller Menschenkinder eingeschärft. (LXXI.)

Hieher gehört auch C. der milde Sultan Saladin, der, beim Lebensende zweifelnd, welcher Gott der wahre sei, seinen unschätzbaren Sapphirtisch in drei gleiche Theile schneiden läfst, und dem Gotte der Heiden (Mahomed), der Juden und der Christen jedem sein Theil gibt: der mächtigste möge seiner Seele helfen. — Leicht erkennt man hier, nur etwas anders gewendet, die alte, wol Morgenländische Dichtung, welche zunächst aus Boccaccio's Decamerone in Lessings Nathan übergegangen ist. Der alte Christliche Dichter läfst es jedoch nicht zweifelhaft, welcher Gott der wahre sei.

Und so folgt nun aus dem groſsen Reichthum an Wundern der Mutter Gottes ein Aushub vornämlich volksmäſsiger und märchenhafter, in der Darstellung vorzüglicher, und schöne bedeutsame Bilder darbietender Legenden.

Eine durch Misshandlung des Mannes verzweifelnde Ehefrau bewahrt Maria im lichtgrauen Kleide vor dem Selbstmorde im Gartenteiche, und verweist sie an das Marterbild ihres Sohnes, so daſs der Mann durch die freudig duldende Liebe der Frau besiegt wird. (LXXII.)

Ein Ritter ehrt eine ihm hingegebene Jungfrau, als er ihren Namen der Heiligen Jungfrau vernimmt. (LXXIII.)

Für einen in Andacht vor ihrem Bilde versunkenen Ritter turnirt Maria selber in seiner Gestalt und erringt ihm den Preis. (LXXIV.)

Eine Mutter, deren Sohn gefangen ist, nimmt der Mutter Gottes das Christkind, bis sie den Sohn befreit. (LXXV.)

Einem Maler, den der Teufel, weil er ihn so scheuſslich malt, vom Gerüste stürzen will, streckt Maria, die er desto schöner malt, die Hand aus dem Bilde zur Hülfe. (LXXVI.)

Allzu weltlichen Mönchen erscheint ein durch den Klosterhof fahrendes Teufelsschiff mit dem Propst von St. Gallen, und hätte sie mitgenommen, wenn sie nicht Maria angerufen hätten. (LXXVII.)

Einen frommen Pfarrer, der nur die Marienmeſse singen kann und immer singt, und deshalb vom Bischof abgesetzt wird, muſs auf Maria's drohende Erscheinung und Befehl der Bischof wieder ehrenvoll einsetzen. (LXXIX.)

Ein Schüler, der wegen einer Kirchweihe sein tägliches Ave vergeſsen hat, erblickt im Walde auf einem Baumstamm ein wunderschönes Marienbild, betet, bekränzt und umhüllt es mit seinem Hemde. Dem

Heimkehrenden ruft das Bild nach, er solle sich morgen zum Priester weihen laſsen. Der ihn abweisende Bischof ward durch Maria's Erscheinung zurecht gewiesen, und der junge Priester singt ungelehrt die Marienmeſse und das ganze Amt, wobei Maria mit himmlischem Gefolge erscheint, den frischen Kranz des Schülers in der Hand: der Priester aber steht todt am Altare. (LXXX.)

Ein andrer junger Marienverehrer will an seinem Hochzeittage das vergeſsene Gebet in der Kirche nachholen, wird jedoch von seiner Himmelsbraut zornig an seine Treue gemahnt, so daſs er im Kloster als Mönch bleibt. (LXXXI.)

In Rom bereden sich zwölf Schüler, wer am Sonntage, wo sie »von hübschen Dingen sagen und singen,« das geringste Minnekleinod aufzeige, solle die Andern bewirthen. Der arme Thomas, der nur Marien minnet, erhält auf sein Gebet von ihr ein Büchslein, welches den Preis gewinnt, und aus dem er ein vollständiges kostbares Meſsgewand hervorzieht, welches feierlich in der Stadt umgetragen, und darin der Glückselige dann vom Papste zum Bischof von Kandelberg (Canterbury) geweihet wird. (LXXXVII.)

Ein Klosterglöckner, der nachts gewöhnlich zu den Leuten umherlief, doch nie das Ave Maria vergaſs, fiel vom Steg und ertrank: die Teufel fahren sogleich auf die arme Seele los, aber Maria bewegt den höchsten Richter, die Seele zum Leibe zurückkehren zu laſsen, und so wird der Glöckner gebeſsert und selig. (LXXXV.)

Einer armen Seele, die auf der Sündenwaage in der Hand des Erzengels Michael) die Teufel hinab zu ziehen streben, hält Maria's Finger die Schale empor, so daſs die aufgehäufte Sündenlast weit überwogen wird. (LXXXII.)

Ein Raubritter, der aber nie des Mariengebebetes vergaſs, wird von einem beraubten frommen Mönche zur Buſse ermahnt, sammt seinem Gesinde, unter welchem jedoch der Kämmerer erst gezwungen erscheint, und sich als einen Teufel entdeckt, der auf Satans Geheiſs schon 14 Jahre den Ritter in seiner Sünde bestärkte, um ihn ganz zu verderben, nun aber durch Beschwörung verschwindet. (LXXXVI.)

Der Teufel verschafft einem verschwenderischen Ritter Geld, damit er ihm seine fromme Hausfrau bringe: anstatt dieser, die in einer Kapelle zu Maria betet, steigt Maria in deren Gestalt zu Rosse: der Teufel erkennt sogleich die Himmelskönigin, und entweicht. (LXXVIII.)

Ein andrer verschwenderischer Ritter, der für des Teufels Gold Leib, Seele und Gott absagte, jedoch von Marien nicht laſsen wollte, entschläft, nach schwerer Strafe und Verlust von Burg, Weib und Kind, im Gebete vor Maria's Bild: da steht die Mutter Gottes auf, setzt ihr Kind vom Schooſs auf den Thron, und erbittet knieend Gnade für den armen Sünder. (LXXXIII.)

Ein Spieler verlor so viel, daſs er auf einem Kreuzwege sich dem Teufel ergab und ihm mit seinem Blute Leib und Seele verschrieb, die ihm verfallen sollten, sobald er als Papst in Jerusalem Meſse läse. Der Teufel dreht ihm nun die Würfel, und macht ihn endlich zum Papst: da soll er in Jerusalem Meſse lesen, nämlich in einer also genannten Kirche (*S. Croce in Gerusalemme*), und erkennt nun den Teufelstrug, bereuet, und beichtet in dieser Kirche Alles, und läſst sich alle Glieder abhauen, womit er Gott gelästert hat, und welche die Teufel sogleich holen. (XCIV = Anhang 4.)

Bekannter, auch durch ein Altfranzösisches geistliches Schauspiel, und der Faustsage zunächst verwandt, ist, wie der Mönch Theophilus, durch einen

Juden belehrt, sich dem Teufel durch Brief und Siegel verschreibt, um sein Amt als Statthalter des Bischofs zu behalten, dann aber durch Reue und Anrufung Maria's bewirkt, dafs diese den Teufel zwingt, den Brief zurück zu geben. (LXXXIV.)

Ein Ritter der in das Graue Kloster Citeaux trat, lernte nur die beiden Wörter Ave Maria, und ward deshalb von den Mönchen missachtet: aber auf seinem Grabe wuchs eine hohe Lilie, deren Blätter diese Wörter in Goldschrift trugen; und als man nachgrub, fand man die Wurzel in seinem Munde. (LXXXVIII.)

Ein Weltkind wand jedoch täglich der Heiligen Jungfrau einen Kranz von Rosen oder anderen Blumen und kränzte damit ihr Bild. Er ward Grauer Bruder, wollte aber wieder aus dem Orden treten, weil Singen und Lesen ihn am Blumenlesen hinderte, bis ein alter Mönch ihm dafür 50 (und 50) Ave's empfahl. So ward er Prior, und ritt einst in der Maiwonne durch den Wald, und begann, nach dem Gebet, auch wieder einen Kranz zu winden: da sehen drei Räuber, die ihm nachstellen, wie eine wunderschöne hohe Frau neben ihm geht, stäts frische Rosen von seinem Munde nimmt, sie zum Kranze füget und sich aufsetzt. So betete der fromme Mann den Rosenkranz Maria's, und die Räuber wurden durch diese Erscheinung der Himmelskönigin ihre Diener. (LXXXIX.)

Endlich, (XC.) Bruder Felix wandelte morgens durchs Gefilde, lesend, sinnend und zweifelnd über die himmlische Freude ohne Leid und Ende. Da sandte Gott ein Vögelein (seinen Engel), das mit englischem Gesange ihn so beseligte, dafs er es fangen wollte, und immer weiter und weiter verlockt ward, bis es entschwand, und er die Morgenglocke hörte. Als er ins Kloster zurückkam, wollte niemand ihn erkennen, bis der Abt durch einen Mönch der über 100 Jahr im Kloster war, und aus Urkunden ermittelte, daſs gerade vor 100 Jahren ein Mönch Felix sich verloren hatte, dessen Name, der Glückselige, so wunderbar an ihm wahr geworden ist. —

Damit schlieſst sich der Kreis und Kranz dieser Gesammtabenteuer des Menschengeschlechts, und es ist durch Ave wieder in das zeitlose irdische Paradies heimgekehrt, mit dessen Verlust durch Eva es begonnen hat.

V. Geschichte der einzelnen Erzählungen.

Erster Band.

1. Adam und Eva.

Von diesem Gedichte der Heidelberger groſsen Sammlung (Quellenverzeichnis Nr. 1) und einer wol etwas älteren Wiener Handschrift (ebenda 3) steht auch ein Bruchstück in einer älteren Wiener Handschrift (Nachtrag I: sollte auch im Quellenverzeichnis vor 32 aufgeführt sein). Eben dieses Gedicht ohne Zweifel war dem Grafen Hugo von Montfort und Bregenz bekannt, der in seinem handschriftlichen Liederbuche um 1400[1] darauf anspielt, Nr. 32: *Ich rüff dich an als Adam tatt Er stünd gen dir in büsse.* Daſs die aus der Neresheimer Handschrift einer »Historienbibel« im Nachtrag I wiederholte Erzählung wirklich nur eine prosaische Auflösung des Gedichtes ist, bezeugen die stehn gebliebenen Reime und Versglieder, zwar zerstreut und erweitert. Als nächste Quelle des Gedichts möchte sich die Lateinische Prosa ergeben, welche ich in einer Wiener Handschrift (Quellenverzeichniss 88) nachgewiesen habe.

---

[1] Vgl. Grundriſs 197 Germania VII, 337.

Die höhere Quelle aber kann ich, wie schon der Inhalt vermuthen lieſs, wirklich in einer Talmudischen Bibelerzählung aufzeigen, die kürzlich so lautet: Nach dem Apfelbiſse fastete Adam 130 Jahre; eben so lange lebte er getrennt von Eva; nach gleichem Zeitraume legte er einen Feigengürtel an, und trat endlich in den Ganges bis an den Hals, und verharrte so darin sieben Tage lang im Gebete zu Gott um Vergebung seiner Sünden.[1] Nach andrer kabbalistischer Sage buſste Adam im Gihon, bis sein Leib schimmelig ward, worauf Gott ihn durch den Engel Raziel erlöste und heilte.[2]

Die wenigen Züge laſsen die Uebereinstimmung nicht verkennen, selbst in der Abweichung der Namen (des Ganges und Gihon für den Tigris) und der Zahlen (sieben Jahre läſst die Lateinische Erzählung den Aufenthalt im Paradiese währen). Die dreiſsig Kinderpaare des Gedichtes sind wol nur ein Auswuchs der drei, Kain, Abel und Seth, denen auch Zwillingsschwestern beigefügt werden.[3] Kain, durch Michaels und zwölf Engel Hülfe kaum geboren, holt der Wehmutter sogleich ein Heilkraut aus dem Paradiese. Bedeutsamer erhält der fromme Knabe Seth, als Adam erkrankt, vom Engel des Paradieses einen Zweig des Lebensbaums, der (auf Adams Grab gepflanzt) zu dem Baume erwuchs, aus welchem das Kreuz Christi gezimmert wurde (wie Salomon und die Sibylle schon weiſsagten).[4]

[1] *J. A. Fabricii cod. pseudepigraph. vet. testam. t.* I (*Hamb.* 1722), *p.* 21. 48; *t.* II. p. 21. aus *J. G. Rabner, amoenitat. hist. philol.* (*Lips.* 1695), *p.* 340. *Vgl. J. F. Mayeri diſs. de Adami poenitentia. Wittenb.* 1683. 1710. *J. Gregorii observatt. sacr. c.* 25.

[2] *Fabric. l. c.* I, 19.

[3] *Fabric. l. c.* II, 44.

[4] Grundriſs 460, 512. Briefe in die Heimat Bd. I (1818), S. 265: Auszug des Altdeutschen Sibyllen-Gedichts in einer

Daſs in Adams Klage, wie das Gedicht sich selber benennt, alle Geschöpfe mit einstimmen, erinnert an die ebenso allgemeine Klage, durch welche die Nordische Göttersage Balders Tod beweinen läſst. So konnte auch der schöne Zug, daſs die Sonne und Gestirne die Boten der im Abendlande von Adam getrennten Eva sind, ein eigenthümlich Germanischer sein, nach ihrer schon von Caesar bezeugten, und noch bei den verwandten Persern fortwährenden Verehrung der Sonne, als des täglich und jährlich am Himmel auf und ab, hin und her fahrenden[1] Gestirnes.

Die übrigen Grundzüge stimmen mehr zu den frühen gnostischen Ausweitungen der Bibel durch morgenländische alte Mythen und neue Träume, namentlich auch mit den märchenhaften Fortdichtungen der biblischen Geschichte bei den Bekennern der aus solchen getrübten Quellen und heimischen Arabischen Ueberlieferungen hervorgegangene Lehre des Korans. Nach diesen Dichtungen,[2] welche auch Adams und aller Geschöpfe Klage, die Buſse, und die Botschaft zwischen dem getrennten Paare, beider Belehrung durch die Erzengel, enthalten, wurde Adam von Gott

---

Berner Handschrift. Vgl. die anderweitige Zusammenstellung in W. Menzels mythol. Forschungen und Sammlungen Bd. I (Stuttgart 1842), S. 235. Die 5000 Jahre, welche Eva bis Maria (Ave) im Gefängnisse büſste, laut des Altfranzösischen Ged. vom *Chevalier au Cygne* (*ed. de Reiffenberg, Brux.* 1846) v. 1775, beziehen sich auf die Vorhölle, aus welcher Christus sie mit Adam u. s. w. erlöste.

[1] Das bedeutet der Name Sonne. Germania Bd. I (1836), S. 37: über die Wochentage-Götter.

[2] G. Weil, biblische Legenden der Muselmänner (Frankf. a. M. 1845), von Adam (S. 1—43) bis Christus, aus dem Koran und vier handschriftl. Sammlungen, als Vorgeschichte des Islams und Mohameds, groſsentheils nach Rabbinischer Ueberlieferung „Midrasch“, angeeignet.

mit den vier höchsten Engeln Gabril, Michail, Israfil und Asrail, am Freitag Nachmittag um drei Uhr aus Erden aller vier Weltenden geschaffen, mit der tausend Jahr ältern Seele (deren Stätte laut der Rabbinen, unterm Gottesthron ist) belebt, die Gott preiset, und die Namen aller Geschöpfe von ihm vernimmt. Alle Engel sollen sich vor Adam, als dem vollkommensten und freisten Geschöpfe, neigen, der sie an Weisheit übertrifft, da er alle Geschöpfe in siebenzig Sprachen nennen kann, und ihnen eine Predigt hält von Gottes Allmacht und Weisheit. Hierauf gibt ihm Gott eine Traube des Paradieses, Adam entschläft und träumt Eva, die geschaffen wird. Iblis allein, der den Menschen schon vor der Beseelung, wegen seiner Schönheit beneidete, ihn gebrechlich schalt, von Erde, versagte stolz, als Feuergeist, ihn so zu ehren, und ward deshalb aus dem Paradiese verstoſsen, schlich sich aber, durch Vermittelung des Pfaues, zwischen den Zähnen der Schlange, welche er damit für immer vergiftete, wieder ins Paradies, und sprach aus ihr, die damals noch wunderschön, kameelähnlich war, und Fuſse hatte. Unter dem verbotenen Waizenbaum erschien Iblis in Engelsgestalt mit Menschengesicht, der Eva, verhieſs ihr von dem Baum ewige Jugend und Unsterblichkeit, wie er selber als Mensch dadurch zum Engel geworden; und Eva aſs, und beredete Adam. Diesem entschwand alsbald die Königskrone, Thron im Zelt und Prachtkleidung; beide wurden nackt, nur mit einem Blatte bedeckt, verwiesen, Adam aus dem Thore der Buſse, Eva aus dem Thore der Gnade, die Schlange aus dem Thore des Zornes; Iblis, zur Hölle verdammt, aus dem Thore des Fluches. Adam kam nach Serendib (Ceylon), Eva nach Djidda. Adam, dessen Haupt noch den untersten Himmel berührte und die Lobgesänge der Engel hörte, wuchs nun der Bart; seine noch paradiesischen Thränen tränkten die

Thiere und brachten Gewürze und wohlriechende Bäume aus der Erde. Eva's Thränen verwandeln im Meere sich in Perlen, und erzeugen die schönsten Blumen.[1] Beide jammerten so laut, daſs der Westwind Eva's Geschrei und der Ostwind Adams Klage einander zuwehten. Eva schlug unaufhörlich die Hände über dem Haupte zusammen; Adam hielt stäts die Rechte unterm Barte. Zuletzt schwellte Adams Thränenstrom den Euphrat und Tigris. Die ganze Schöpfung weinte mit ihm; Thiere und Vögel kamen mitleidig herbei. Gabriel belehrt nun den reuigen Adam, und Michael die Eva, und beide werden begnadigt. Iblis erhält Aufschub der Hölle und seiner Gewalt über alle Sünder, bis zur Auferstehung. Der gröste Prophet, Mahomed, wird verkündet, und dessen Dienst und Gotteshaus in Mekka. Dort finden Adam und Eva sich wieder, und beide bauen die Kaaba mit vier Thoren, Adams, Abrahams, Ismaels, Mohameds, nach dem Entwurfe Gabriels, der darin auch den leuchtenden Edelstein bringt, welcher ursprünglich ein Engel war und Hüter des Weizenbaums, aber seiner Nachläſsigkeit wegen versteint ward, und allmälig durch die Sünden der Menschen schwarz geworden ist. Adam, mit Eva wieder nach Indien gekommen, schrumpft nun auf 60 Ellen ein, aus Leid über Habils Ermordung um den Besitz der schönen Schwester (von den Rabbinen Huna genannt). Gott sendet ihm, der bisher von Kräutern lebte, durch Gabriel die übrigen von Eva gepflückten Weizenkörner, so groſs wie Strauſseneier, und dieser lehrt ihn pflügen und säen. Adams Thränen befruchten die Saat, welche aber schon unter Esdra so geringe war, wie jetzo. Gabriel lehrte auch Kochen, Wolle spinnen und weben. Kain wird vom Engel der Blutrache getödtet. Scheth wird geboren. Die ersten Aeltern erlebten 40, bis 70,000 Abkömmlinge. Adam schenkte von den 1000 Jahren seines Lebens 70 an David (Gott zeigte ihm alle künftigen Enkel), und der Todesengel erschien ihm als ein scheuſslicher Bock: die Erde that sich auf, und forderte seinen Leib zurück. Eva starb ein Jahr später. Gott segnete beide Seelen. Ihre Grabstätte wiſsen Einige in Indien, Andere auf dem Berge Kubeis, Andere in Jerusalem. Gott allein ist allwiſsend. —

---

[1] Laut Arabischer und anderer Morgenländischer Sage, entsproſsen aus beider Thränen die gewürzigen Kräuter, Aloe, Ingwer u. dgl. *Fabric. l. c.* I, 87. Das Seitenstück zu den Bernsteinthränen der Heliaden und den Goldthränen der Freya.

Alte Abecedarische Verse, die ihr Vorbild schon in den alphabetischen Psalmen haben, laſsen Adam, welchen biblische Sagen zum Erfinder der Buchstaben machen, auch den ersten Buchstaben bezeichnen:[1]

Adam primus homo dampnavit secula pomo
Vir similis fere septem barbas tenet in se.

Ebenso lautete, nach Jean Pauls wichtiger Entdeckung im »Leben Fibels« (Nürnberg 1812) S. 123, der erste Reim des weltgeschichtlichen Fibelwerkes ursprünglich:

»Der Adam gar possierlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel friſst.«

anstatt »der Affe«; welcher nicht bloſs im allgemeinen Sinne des Repräsentativ-Systems, wie Jean Paul bemerkt, sondern auch in nächster Beziehung auf Adams Nachahmung der Eva, sowie auf ihren Verführer, den »Affen Gottes,« Wahrheit und Bedeutung hat.

---

[1] Aus einer Mülhauser Papierhandschrift des 15ten Jahrhunderts in F. Stephan, Neue Stofflief. für deut. Gesch., Spr. Recht u. Litt. H. 2 (Mülh. 1847), S. 172.

II. *Aristoteles und Phyllis.*

Unser Gedicht, das nur in der Straſsburger und Regensburger Handschrift (Quellenverzeichnis 4. 42) erhalten ist, meint vermuthlich auch Graf Hugo von Bregenz und Montfort, der in seinem Liederbuche um 1400 zweimal auf den Inhalt anspielt. In Nr. 24 entschuldigt der Dichter seine Schwachheit mit dem Beispiele berühmter Namen, Hektor, David, Salomon, Samson, Absalon:

Aristotiles der gemait
In allen künsten zwar
Ain junkfraw in da rait
Do er was worden grâ.

Dicht darauf folgt, wie Chriemhild alle Helden zu Etzelnburg in Noth und Tod brachte, die nur Dietrich von Bern mannlich bestand.[1]

Und in Nr. 38:

Aristotiles den klugen
Liebi über chum in mit gewalt
Ain juncfraw chund im es fügen
Do er was worden alt
By Alexanders zeiten
Tett jms ain stoltze magt
Mit ainer gaisel reiten
Als die ystory sagt.

Das Altfranzösische Gedicht, *Lay d'Aristote* des Henry d'Andeli, von welchem schon Caylus einen Auszug gegeben, nach der bei Barbazan-Méon III, 96 gedruckten Handschrift, ist nicht die nächste Quelle des Deutschen, obgleich nicht fern davon. Zwei wenig von jener verschiedene Handschriften[1] hat Legrand zu seinem Auszuge I, 214 gebraucht, dabei das erste im Garten von der Schönen gesungene Lied mit einem andern ungedruckten von Eustache Deschamps vertauscht, und das dritte, auf dem Rücken des Aristoteles gesungene Lied, etwas verändert. Unser Gedicht erwähnt nur dies letzte, ohne es einzufügen. Die Faſsung des Französischen ist etwas mehr geschichtlich: Alexander ist schon auf seinem Siegeszuge, in eine namenlose Indische Schöne verliebt, und Aristoteles stellt ihm die Unzufriedenheit seiner Feldherren vor. Auch fehlt das abenteuerliche Ende von des Weisen Insel-Flucht und Rache durch sein Buch von den Listen der Weiber. — Dieſs stimmt mehr zu der wahrscheinlich gemeinsamen Arabischen Erzählung, worin der von den Arabern hochverehrte und zum Theil dem Abendland erst zugeführte Griechische Weise keineswegs so erniedrigt ist, sondern ein Visir, den eine schöne Odaliske seinem jungen Sultan so verführt, zwar nur im Zimmer: worauf der Visir seine Lehre eben durch sein Beispiel bestätigt. Sonst zeigt diese von Cardonne mitgetheilte Erzählung[2] ganz gleiche Grundlage. — Dieselbe geht aber noch weiter ins Morgenland zurück, auf das Altindische, schon im sechsten Jahrhundert ins Persische, dann ins Arabische, Mongolische, Türkische, Neupersische und Griechische übertragene Fabelbuch Bidpai's, Kalila und Dimna,[3] welches 1262—78 von dem bekehrten Juden Johannes von Capua Lateinisch aus dem Hebräischen übersetzt, und hiedurch in alle Sprachen des Abendlandes übergegangen ist.[1] Auch in der Indischen Heimat ist es jetzo manigfaltig wiedergefunden, als Altindisches Fabelbuch Hitopadesa (heilsame Unterweisung) des Braminen Vischnusarma, in Versen, das auch ins Persische und weiter übersetzt wurde; und dessen Grundlage ist das noch volksmäſsig in den Indischen Mundarten unter dem alten Namen Pantschatantra (fünf Theile) manigfaltig lebende Werk.[2] In dem vierten Theile dieses älteren Buches finden sich nun auch zwei hiehergehörige Erzählungen, welche dessen jüngere Bearbeitungen ausgelaſsen haben: der Minister Vararutschi läſst sich, seiner Frau zu gefallen, das Haupt kahl scheeren; und sein König Nanda läſst sich von seiner Frau Zaum und Gebiſs anlegen und reiten, und muſs dabei wie ein Pferd wiehern.[3]

---

[1] F. Adelungs Nachr. von den Altd. Hdss. des Vatikans II, 230. W. Wackernagels Altd. Lesebuch (1842) Sp. 981 aus der Mersburger Abschrift (die Laſsberg von der Berliner Deutschen Gesellschaft erhielt).

---

[1] In keiner von allen findet sich die von Caylus erzählte Verkleidung Alexanders in einen Abbé.

[2] *Mélanges de Littérature Orientale* (Paris 1770) t. I, p. 16–21. Diese Erzählung ist übersetzt aus *Adjaïbel Measer*, Pariser Handschrift 153.

[3] Aus Silvestre de Sacy's trefflicher Ausgabe des Arabischen (1816), Deutsch von C. H. Holmboe (Christiania 1832), und von Ph. Wolff (Stuttgart 1837). Das Türkische hat Galland übersetzt (1724), Cardonne vollendet (1778). Die Wiederholung von Gallands Arbeit durch C. Mouton (Hamburg 1730) ist von

---

Neugriechische übersetzt (Wien 1783), aus dem Türkischen hat auch H. F. v. Diez das Königsbuch (1811) verdeutscht. Der ältere Französische *Pilpay* ist von dem Perser D. Sahid aus dem Persischen (Paris 1644. 1698).

[1] Ich habe die erste Ausgabe des Lateinischen o. J. u. O. Fol. u. die Deutsche Uebersetzung 1548. o. O. 4.

[2] Hitopadesa ist zuerst von Carey (Serampur 1804, London 1810) herausgegeben, dann von W. Schlegel u. Ch. Laſsen (Bonn 1829). Englisch von Ch. Wilkins (Bath 1787) und W. Jones (London 1799). — Das Sanskrit-Pantschatantra ist bisher nur durch Wilsons Auszüge in den *Transactions* der Asiat. Gesellsch. zu London Bd. I. bekannt. Die Französische Uebersetzung des Miſsionars J. A. Dubois (Paris 1826) ist aus drei Handschriften Indischer Mundarten, A. Loiseleur des Longchamps (*eſsai sur les fables Indiennes, Paris* 1838) hat Wilsons Auszug mit Kalila und Dimna verglichen, und Bericht von der ganzen Geschichte des alten Werkes gegeben, meist nach Silvestre de Sacy zu seiner Ausgabe des Arabischen, und in den *Notices et extr. des mſs. t. X.*

[3] Loiseleur *p.* 50. Diese Erzählungen fehlen auch bei Dubois, wie im Arabischen.

Zur Abendländischen Uebertragung auf Aristoteles bemerkt Legrand zwar, daſs Aristoteles in die Nichte (oder Tochter, oder Enkelin) seines Freundes Hermias, die er heirathete: so verliebt ward, daſs er ihr sogar Opfer darbrachte; es ist jedoch wahrscheinlicher, daſs der Morgenländische Schwank schon um so eher und bedeutsamer auf ihn überging, als dieser Weise damals der Abgott (*Daemonius*) der Universitäten und Schulen war, und seine Verbindung mit dem weltherrschenden Helden und König zugleich die doppelte Gewalt der Frauenschönheit bewahrte. Jakob von Vitriaco, anfangs des 13ten Jahrhunderts, Bischof von Ptolemais, zuletzt in Rom, auf dessen drei Bücher Morgen- und Abendländische Geschichte der gleichzeitige Vincenz von Beauvais sich beruft,[1] wird als Gewährsmann dafür angeführt, daſs auch die weisesten Lehrer durch Frauenlist bethört werden, wie Aristoteles, der den Alexander ermahnt, sich seiner schönen Gemahlin, zum allgemeinen Wohle, mehr zu enthalten, aber von dieser selbst sogar verthiert wird.[2]

Im nächsten Verhältnis zu dem Altfranzösischen Lai stehen die Folgenden Französischen Darstellungen:

Bibliotheque amusante et instructive t. 2, p. 15.
Historiettes ou Nouvelles en vers par Imbert p. 87.
Marmontel: le philosophe, conte moral.

---

[1] *Specul. hist.* XXX, 23.

[2] *Discipulus, promptuarium exempl. litt. M. tit. Mulier, exempl. 67: Mulierum astutia etiam decepit sapientissimos docentes alios, ut dicit magister Jacobus de Vitriaco. Nam Aristoteles, quum doceret Alexandrum ut se contineret ab acceſsu frequenti uxoris suae, quae erat pulchra valde, ne animum suum a communi providentia impediret, et Alexander ei acquiesceret, hoc advertens regina et dolens etc.* Wiederholt Lange im *Democritus ridens* (*ed.* 2. *Ulm* 1689) *p.* 605. Vgl. V. Schmidt zu *Petri Alfonsi disciplina clericalis* (Berlin 1824) S. 106.

Desgleichen die Bühnenspiele:

Le tribunal domestique, ein 1776 aufgeführtes Lustspiel, läſst einen Venetianer, der ein altes strenges Gesetz gegen seine Frau erneuen will, durch deren Mädchen, in die er verliebt ist, als ihr Hündlein am Bande über die Bühne hüpfen.

Aristote amoureux ou le philosophe bridé, eine komische Oper des Italienischen Theaters, läſst den Aristoteles selber Alexanders Geliebte Orphale im Wagen über die Bühne ziehen.

In Italien auch bezeugen die Geläufigkeit dieser Dichtung die Anspielungen: in der Leandra des Pier Durante di Gualdo,[1] und bei Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II, in seinem Lateinischen, auch in unserm alten Buche der Liebe verdeutschten Liebesroman Eurialus und Lucretia.[2]

Im Deutschen hat schon Hans Sachs im Jahr 1551 diesen Schwank in eine »Comedi« gebracht: »Persones, die Königin, reit den Philosophum Aristotelem, und hat 5 Acten;«[3] und neuerlich hat ihn L. Kannegieſser dramatisirt.[4]

Nicht minder hat die bildende Kunst einen so günstigen Stoff früh ergriffen, und manigfaltig bis in neuster Zeit dargestellt.

Zwei alte Elfenbeindeckel der Abtei S. Germain *des prés*, abgebildet bei Montfaucon,[5] haben vier roh ausgeführte Schnitzwerke, von welchen das eine den

---

[1] Venedig 1508, B. 6, Bl. 39: *Vedi como Aristotil portal freno, O summa filosofia, e alto ingegno — Una donna te inganno si como io sento.*

[2] *Opera, Basil.* 1571. *Fol. p.* 627: *Quid de philosophis dicemus disciplinarum magistris et artis bene vivendi praeceptoribus? Aristotelem tanquam equum mulier ascendit, freno coërcuit et calcaribus pupugit.*

[3] Werke, Nürnberg 1561. Fol. B. 3, Th. 2. Bl. 64

[4] Dramatische Spiele.

[5] *Antiquité expliquée t.* III, *p.* 3, *p.* 356.

Hippokrates (Virgil, vgl. XCII) im Korbe zeigt, und das andere den Aristoteles, wie er auf allen Vieren von der Geliebten Alexanders mit einer Peitsche in der Hand geritten wird, während der König mit einem Begleiter vom Thurme zuschaut.[1]

Eine ähnliche Zusammenstellung liefern die Kupferstiche zu Barbazan-Méon und zur Deutschen Uebersetzung Legrands. (oben S. XXXVI.)

Einfacher, auf die Hauptgruppe beschränkt, sind die Altdeutschen Holzschnittbilder eines Chorstuhls und eines zum Minnegeschenk geeigneten Kästchens, welche ich beschrieben habe.[2]

Der Maler, Kaiser Rudolfs II. Spranger, malte die Reiterin ebenfalls mit der Peitsche in der einen Hand, den Zügel in der andern, dabei aber ganz nackt. So ist dieses Bild von Sadeler gestochen, und heiſst bei den Kunsthändlern der Philosoph, deren einer es durch Sokrates und Xantippe erklärte.[3]

Eine Marmorgruppe desselben Gegenstandes besaſs der Marquis de Vence in Paris; und eine entferntere Nachahmung ist das Bild von F. van Bossuit: eine ganz nackte Venus den Pan reitend, welchen Amor am Halfter führt.[4] —

Nahe verwandt mit dieser Dichtung, auch ähnlichen Ursprunges, ist die Erzählung der *Gesta Romanorum* (*c.* 11), welche in den Renner[5] und weiter übergegangen ist: die Königin des Nordens, Alexanders Macht, und die Weisheit seines Lehrers Aristoteles vernehmend, nährte ihre Tochter seit der Geburt mit Gift, ſodaſs ihre Schönheit Alle bezauberte, und zu Alexander gesandt, auch diesen sogleich zur Umarmung reizt: aber auf des Weisen Rath, läſst er zuvor einen zum Tode Verurtheilten ihr beiwohnen, der auf der Stelle stirbt; worauf Alexander die gefährliche Schöne heimsendet. — Diese Geschichte rührt aus einem Lateinisch übersetzten Arabischen Briefe angeblich des Aristoteles an Alexander her.[1]

---

[1] Legrand I. 239 hat die andern beiden Bildwerke nicht so nachweisen können.

[2] In der zweiten Vorlesung über die Minnesinger-Bildwerke, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſsenschaften 1844, S. 308.

[3] [4] Legrand I. 224.

[5] Des alten Druckes Bl. 71ᵃ.

Zwar ohne diese Namen, meint jedoch der Oesterreichische Reimchronist **Ottokar** dieselbe Geschichte, indem die Römer einen Kaiser ebenso durch ein mit Gift genährtes Mägdlein wirklich sollen getödtet haben. Er erwähnt dieser alten Geschichte bei dem ihm gleichzeitigen Tode des Böhmenkönigs Wenzel II, dessen geliebte Agnes, die »fideln und singen konnte,« und ihn manigfaltig durch Botschaften und Vermittelung anderer Weiber diente, sich aber von seinen Feinden bestechen lieſs, ihn durch ihre Minne tödtete, nachdem sie selber ihren Leib vergiftet hatte.[2]

Aristoteles ist sonst noch in zwei Altdeutschen Lehrgedichten im Allgemeinen der Lehrer Alexanders.[3]

Der alte Neapelsche Novellist **Morlini**[4] hat unter seinen Lateinischen Novellen auch eine (80) ähnlichen Inhaltes, nur umgekehrt. — So verwandelt sich der alte Schwank selber in sein Widerspiel, und bildet den Uebergang zum folgenden.

---

[1] *Aristot. Secretum secretorum. Warton hist. of Engl. poetry t.* I, *p.* CXIV. V. Schmidt a. a. O. S. 107, der noch *Fabricii bibl. Gr. ed. Harleſs* III, 284 u. *Bibl. universelle. Litt. t.* VII, p. 325 (Genf 1818) anführt. — Gräſse, Uebers. der *Gesta Romanor.* II, 257 bemerkt, daſs Aehnliches bei *Plin.* XXV, 3 und *Gell.* XVII, 16 von Mithridates erzählt werde.

[2] Kap. 754. Dieſs Seitenstück zu der Vergiftung des Herzogs Heinrich von Breslau (Minnesinger IV, 22) sollte im Leben König Wenzels (ebd. 14) auch bemerkt sein.

[3] Grundriſs zur Gesch. der Altd. Dichtkunst S. 306.

[4] Briefe in die Heimat III, 168. Die Sammlung, 80 Novellen, 20 Fabeln und eine Komödie, ist 1520. 4. in Neapel gedruckt, und in Paris wiederholt, doch nur in 40 Abdrücken. Der alte Druck, von dem sonst nur noch ein Exemplar bekannt ist, wurde in der Libri'schen Versteigerung zu Paris mit 1000 Franken bezahlt.

III. *Frauenzucht. Von Sibot.*

Frauenzucht, welche schon Held Siegfried so mannhaft lehrt und so handfest übt, in den Nibelungen (3461–3590), wo die beiden dämonischen Frauen, deren eine nur durch Kampf auf Tod und Leben mit ihr erworben wird, das Ungeheure hervorrufen, erscheint in diesem Schwank als Gegenstück des vorigen. Bühnengemäſs hat ihn **Shakspeare** aufgeführt in der Zähmung der Widerspenstigen (*taming of the shrew*), zugleich eingefaſst in den volksmäſsigen, auch in 1001 Nacht und 1001 Tag vorkommenden[1] Schwank von dem betrunkenen Armen, den man als reichen Herrn erwachen und mit dem Schauspiel unterhalten läſst; worauf **Holberg** denselben Schwank als besonderes Lustspiel (»Jeppe paa Bjerget«) verarbeitet hat.[2] Tieck setzt[3] Shakspeare's Lustspiel 1606–7, und hält ein älteres Lustspiel ganz desselben Inhaltes[1] um 1589—90 für »eine hastige Jugendarbeit des Dichters.«

---

[1] In meinen Verdeutschungen: 1001 Nacht, Bd. 13, S. 251; 1001 Tag Bd. 5, S. 64.

[2] Aus *Jac. Bidermanni Utopia ed.* 3. Dillingen 1691. — Aus *Heuterus de reb. Burgund.*, zunächst wol aus *Goulart trésor d'histoires* (1610), hat auch unser fleiſsiger dramatischer Rector zu Görlitz, Th. Weise diesen Schwank zum Schulactus verarbeitet, 1700, Gottscheds nöth. Vorrath zur Gesch. der dram. Dichtk. I, 270. — Warton fand ihn schon in einer Englischen Erzählungen-Sammlung von 1570. Vgl. Eschenburg zu seiner Uebersetzung Shakspeare's, der n. Ausg. Bd. 4 (1800) S. 569. — Das Gegenstück dazu ist das wol noch gangbare Lustspiel Der lustige Schuster, wo eine vornehme Frau als Schusterin erwacht, und umgekehrt. — So wird auch dieser Schwank nach allen Seiten gewendet.

[3] Zu W. Schlegel's und seiner Uebersetzung Shakspeare's, in der ersten Ausg. Bd. 7 (1831), S. 363.

Die in fünf Sammlungen erhaltene, zum Theil überarbeitete und erweiterte Altdeutsche Erzählung, des nur dem Namen nach bekannten Dichters,[2] welche in Laſsbergs Sammlung noch neben einer eigenthümlichen kürzern Darstellung steht,[3] haben allein die Zähmung durch das wirkliche Reiten. Das zunächst verwandte Altfranzosische Gedicht[4] hat mit ihr zwar das Tödten der ritterlichen Thiere, Windhunde und Ross (beides als Mitgabe), denen das Deutsche noch den Habicht beifügt, gemein, aber nicht das Satteln und Reiten der Frau. Dieses allein ist der Inhalt der kürzern Deutschen Erzählung, aus welcher es vielleicht erst herrührt, da dieselbe recht volksmäſsig erscheint, auch dadurch, daſs der Hausherr seinen Hund Willebrecht beredet zu zelten, wie sein Zelter (Paſsgänger), worüber die Frau keift, aber nun gezwungen wird, selber zu zelten. Das Französische nähert sich darin dem Lustspiele, daſs der Mann die Brutalität in seinem

---

[1] Gedruckt in den *six old plays* 1779, aus dem Druck von 1607.

[2] Sibot ist doch wol Verkürzung vom Ahd. *Sigipoto* (Siegesbote). Graff Ahd. Sprachschatz III, S. 81.

[3] Wie im Quellenverzeichnis 11 (S. 764) nachgetragen ist. Lesarten daraus wären noch mitzutheilen gewesen.

[4] *Barbazan-Meon* IV, 365: *De la male Damae*, alias *de la Dame qui fu escoillee*, *Manuscrits*, no. 7615, et 1830 *de Saint Germain*. 662 Reimzeilen. *Legrand* III, 204: *De la Dame qui fut corrigée*. ändert so aus Anständigkeit die Ueberschrift, und bricht seine Uebertragung dort ab, wo der Mutter die Geilen *(couillons)* ausgeschnitten werden, oder sie gegelzt wird. Daher noch Franzós. *gaillard*, Altdeutsch Geilhart. Sonderbar ist das anstöſsige Wort misverstanden in Simrocks Anmerkungen zu Shakspeare's Quellen III, 234: *écoliée* (meint geschult), mit Beziehung auf *Dunlop hist. of fiction* II, 444. *Legrand* Ausg. v. 1829. III, 187, mit dem alten Gedicht. Deut. Uebers. III, 146.

Hause noch gegen seine Leute und gegen die Frau (mit Schlägen) fortsetzt. Anstatt der Deutschen beiden »Zornbraten,« welche der Frauenzüchter der Schwiegermutter aus den Lenden schneidet, sind es im Französischen die beiden frisch abgeschnittenen Stier-Hoden des Herrschgelüstes, nach denen sogar das Gedicht benannt ist. Eigenthümlich ist dem Französischen noch anfangs der verstellte Widerspruch des Vaters, wodurch er seine böse Sieben zur Auf- und Annahme des Schwiegersohns reizt.

Die Italienische Novelle in Straparola's ergetzlichen Nächten,[1] welche man für Shakspeare's nächste Quelle angesehen, stimmt, neben der Italienisch-städtischen Oertlichkeit (Padua: Cornetto), auch darin mit ihm, daſs die beiden Frauen nicht Mutter und Tochter, sondern Schwestern sind (sowie die beiden Freier bei Straparola Brüder, Kriegsmänner). Straparola hat auch, nachdem der Mann der Frau den Prügelkampf um die Hosen (nicht bloſs sprichwörtlich) angeboten, noch das einschreckende Todten des Pferdes, zwar im Stalle: dagegen Shakspeare nur Thiere und Menschen mishandeln läſst, freilich sogar den Priester bei der Trauung. Das zweite Paar ist auch bei beiden verschieden: bei Shakspeare sind die Schwester und ihr Freier sanftmüthig, und mit anderweitiger Verwickelung aus einem Lustspiel Ariosts[2] entnommen. Dagegen bei Straparola ist die Schwester ebenso böse, und als ihr gutmüthiger Mann später das Beispiel seines Bruders befolgt, belehrt sie ihn, daſs es zu spät sei.

---

[1] *Tredeci piacevoli notti* (Venedig 1554). *Notte* VIII, *nov.* 2. Wiederholt im *Novelliero Italiano* (*Venezia* 1754) *v.* III, *p.* 206. Uebersetzt in der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, herausg. von *Dr.* Th. Echtermayer, L. Henschel und K. Simrock Th. 1–3, auch mit dem Titel: Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen (Berlin 1831; Th. 4: Novellenschatz der Italiener 1832) Th. 1, S. 214.

[2] *J. Suppositi*, nach Gascoigne's Bearbeitung schon 1566 in England aufgeführt. Eschenburg a. a. O. 570 gibt nähere Vergleichung.

Es ist demnach wahrscheinlich, daſs zwischen Straparola und Shakspeare noch eine andre Italienische Darstellung, auch mit anderen Namen, liegt.[1]

Die nächste Aehnlichkeit mit Straparola hat eine Persische, wol noch gangbare Erzählung:[2] der Mann einer vornehmen Gattin erzählt einem ganz unterm Pantoffel stehenden Männlein, er habe dadurch seine Mannsherrschaft behauptet, daſs er angesichts seiner Frau ihrer Lieblingskatze den Kopf abgehauen und die Stücke aus dem Fenster geworfen; das Männlein befolgt dieses Beispiel, empfängt, jedoch mit der Lehre, das hätte er am Hochzeittage thun sollen, ein paar derbe Maulschellen. — So wendet auch dieser Schwank sich zugleich in sein Widerspiel (II). Von dem Kampf um die Hosen kann hier nicht die Rede sein, weil die Morgenländischen Weiber auch Hosen tragen. —

Einfache Beispiele, welche, wie die eine Deutsche Erzählung, nur den ersten Theil, Ein Ehepaar betreffen, vom Einschrecken der Frauen durch Thiertödtung vor ihren Augen, sind noch manche vorhanden.

Die Erzählungen des Castilischen Infanten Juan Manuel im 14. Jahrhundert (st. 1362), der nach Art des Bidpai, und auch wol aus Arabischer Einwirkung, den

---

[1] Wie auch schon Eschenburg zu seiner Uebersetzung annimmt, und mit ihm Simrock.

[2] In „Kisseh Khun, der Persische Erzähler" (Berl. bei Nicolai 1829), einer Sammlung Orientalischer Erzählungen aus den *Sketches of Persia*, eines Englischen Gesandten in Persien, den ein solcher Erzähler begleitete. So führt dieses Buch an, und wiederholt daraus die Erzählung, Simrock III, S. 234. Und ebenso steht es in dem hiesigen Conversationsblatt 1829, Nr. 29 mit einer Erzählung daraus. Nachfragen bei der genannten Buchhandlung aber ergeben, daſs dieses Buch nie erschienen ist.

Grafen Lucanor für mancherlei Fälle von seinem Rath Patronio durch (49) Beispiele und Fabeln belehren läſst, enthalten auch dieses Abenteuer (45),[1] ohne Namen: der Sohn eines Mauren (die damals noch in Spanien mächtig waren) bändigt die böse Tochter eines andern reichen Mauren, nachdem er sie heimgeführt, und alle sie begleitenden Verwandten seinen Tod befürchten, dadurch daſs er vor Tische erst von seinem Hunde, dann von seinem Falken und endlich von seinem Rosse verlangt, sie sollen ihm Handwaſser bringen, und weil sies nicht thun, sie mit dem Schwerte erschlägt und zerstückt, sodaſs Tafel und Zimmer davon besudelt werden.[2] —

Aehnliche spätere Beispiele werden angeführt: ein Kriegsmann tödtet so sein Roſs und seinen Hund auf freiem Felde.[3] Ein ungehorsamer Sohn wird durch Erschieſsen eines widerspenstigen Hundes gebeſsert.[4]

Noch mehr Beispiele und Fabeln lehren dieselbe Wirkung auf die Weiber durch eine Hand voll ungebrannter Asche oder durch das Fünffingerkraut: ein Mann vernimmt von dem Haushahne, wie nicht bloſs eine, sondern viele Weiber zu bemeistern sind: die weit, auch im Morgenlande verbreitete Erzählung.[5]

---

[1] *El conde Lucanor. Madrid* 1624. 4. Das selbst in Spanien seltene Buch wiederholt A. Keller im ersten Bde. der *Bibliotheca Castellana.* Stuttgart 1839. Verdeutscht durch J. von Eichendorff 1840. Vgl. F. Liebrecht in Germania VIII, 200.

[2] Es erhellt, daſs diese Erzählung, der Zeit nach wol, aber dem Inhalte nach gewiss nicht Shakspeare's Quelle sein kann, worüber Simrock S. 233 zweifelt, der sie nur aus *Douce's Illustrations of Shakespeare* 1, 343 kannte.

[3] Bei Legrand 224, aus der *Bibliothèque de la Cour t.* 3, *p.* 186.

[4] Ebd. 223, aus dem *Journal de Paris* 1777, 31 *Juillet.*

[5] 1001 Nacht 1, 23. *Straparola* XII, 3. Vergl. V. Schmidts Uebersetzung S. 188.

Oft wiederholt ist auch bei den italienischen Novellisten, wie ein Mann von einem Mauleseltreiber auf der Gänsebrücke lernt, die Widerspenstigen folgsam zu machen.[1] Härter, zugleich mit einer Spitze, erzählen die Franzosen, wie ein Mann am ersten Ehetage seiner Frau den Arm bricht, und den Arzt doppelt bezahlt, gleich zum voraus für den zweiten Armbruch;[2] und ein Französisches Lustspiel läſst die blutig geschlagene Frau sogar in eine gesalzene Ochsenhaut wickeln.[3] Lustiger ist, wie ein keifendes Weib jedesmal in eine Wiege gelegt und so lange gewiegt wird, bis sie schweigt.[4] Und wieder zum allgemeinern Märchen wird, wenn eine hochmüthige Königstochter alle Freier verschmäht und durch einen König gedemüthigt und erworben wird;[5] wie die mit Räthseln ihre Freier todtende Turandot (LXIII).

Altfranzösische Erzählungen laſsen selbst die bösen Weiber ähnliche Versuche machen, wie oben die Männer, sich durch Thiertödtung und dergleichen der Herrschaft zu bemeistern: es schlägt aber nicht minder unglücklich für sie aus, als die obigen nachgeahmten Versuche der Männer. Die eine fället und verbrennt den von ihrem Manne gepflanzten Baum, tödtet sein Windspiel, und als ihr Herr alle seine Lehnsmannen bewirthet, reiſst sie mit dem heimlich an ihre Schlüſsel befestigten Tischtuche das ganze

---

[1] *Boccaccio decam. giorn.* IX. *nov.* 9 *Sansovino giorn.* VI, *nov.* 5. *Straparola p.* 90. *Pecorone giorn.* V, *nov.* 2.

[2] Legrand 223.

[3] *La peau de boeuf. Valenciennes* 1720. Laut der Vorrede ist dieſs Abenteuer 30 Jahre früher in Deutschland geschehen. Legrand 227.

[4] *Bouchet Serees p.* 87. Legrand 226.

[5] Basile's Pentamerone (Neapelsches Märchenbuch) IV, 10 F. Liebrechts Uebersetzung (1816) Bd. 2, S. 135. — Der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen (1822) I, 52. — *L. Bechstein* D. Marchenbuch erzählt aus Laſsberg 148.

Gastmal zu Boden: worauf der Mann ihr so viel böses Blut abzapfen läſst, daſs sie erschöpft hinsinkt, und fortan gut ist.[1] Diese Erzählung steht auch in den Sieben Weisen Meistern, welche, mit dem Bidpai, aus Indien entsprungen, in 1001 Nacht, ins Hebräische, Griechische, Lateinische, Altdeutsche, Altfranzösische und in alle Abendländischen Sprachen übergegangen, manigfaltig, auch in Reimen bearbeitet, erneuet und noch Volksbuch sind.[2] Hier steht diese Geschichte als Warnung vor den Bosheiten der Weiber,[3] und ist dann noch manigfaltig wiederholt.[4] —

Schon vor Shakspeare hat **Hans Sachs** denselben Schwank für die Bühne bearbeitet, in einem Fastnachtspiele mit drei Personen »der böſs Rauch« am 13. Januar 1551;[5] auch zunächst mit Straparola stimmend, doch nicht unmittelbar daraus, und mit der eigenen Wendung, daſs, im wirklichen, volksmäſsigen Kampf um die Hosen, die Frau, deren schnippische Reden ganz den boshaften Sprüchen der Weiber in Sibots Gedicht entsprechen, gewinnt und vom Manne noch Meſser und Tasche dazu erhält. — Dagegen ist ein späteres Deutsches Lustspiel »Kunst über alle Künste, ein bös Weib gut zu machen. Vormahls von einem Italiänischen Cavalier practicirt: Jetzo aber von einem Deutschen Edelmann glücklich nachgeahmet, und in einem sehr lustigen poſsenvollem Freuden-Spiele fürgestellt 1653,«[1] in durchgängiger, selbst wörtlicher Uebereinstimmung mit Shakspeare's Lustspiel, rührt ohne Zweifel auch zunächst daraus her, obgleich die Italienischen Namen mit Deutschen vertauscht sind, und der unbekannte Verfaſser des Freudenspiels, aus Erfindung, Redensarten und Namen, es »von Italiänischem Ursprunge« hält, und sich nur die freie Behandlung zuschreibt. Er sagt dabei, es sei oft von den Komödianten gespielt worden; und dieſs deutet auf eine Vermittelung, wie bei den Shakspeare'schen und anderen Englischen Stücken, welche, laut der von 1620—70 dreimal vermehrt erschienenen Sammlung, »von den Engelländern in Deutschland agirt« sind, an Höfen, Reichs-, Handels- und See-

---

[1] Legrand III. 177. Der Grund ist das Gelüste zur Untreue, welches die schöne Erzählung vom klugen Procurator (in Goethe's Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten) an der Gattin seines Freundes ebenfalls durch Aderlaſs heilt. Diesen Aderlaſs treibt die Spanische Eifersucht, in Calderone's Arzt seiner Ehre, bis zum Morde.

[2] Vgl. 1001 Nacht Bd. XIII. 349. XIV. XV. Görres Volksbücher S. 154. Grundriſs 303. A. Keller, zur ersten Ausgabe des Franz. Gedichts Anf. des 13. Jahrh. *Romans des sept sages* (1836) und zum ersten Abdruck des Deutschen Gedichts von Hans vom Bühel 1412, als Bd. 22 der Basse'schen Bibliothek der D. Nat.-Litt. 1841. *Loiseleur Deslongchamps essai sur les fables Indiennes* (1838) *p.* 80; mit *Le Roux de Lincy's* Ausgabe von Herbers Dolopatos.

[3] Des vierten Weisen, im Lateinischen, wie im Altfranz., Altdeutschen u. s. w., Buche. Vgl. Loiseleur 150. Keller CCI, und 56 zu Bühelers Gedicht, wo Z. 3335 ff. diese Geschichte steht.

[4] In den *Contes de Bonaventure des Periers* (Kammerdiener der Verfaſserin des Heptameron) der neuesten Ausgabe v. Jacob (*Par.* 1843) *nouv.* 127. Dann in den *amans heureux p.* 123. In des Abbée's Prevot Sammlung *Contes, aventures et faits singuliers t.* 2, *p.* 13 tritt Einsperrung ins Tollhaus an die Stelle des Aderlaſses.

[5] Aus B. 2, Th. 4 aufgenommen in Tiecks Deutsch.

Theater (Berlin 1817) Bd. 1, S. 19. Die Benennung „Der bös Rauch" deutet sich durch das Sprichwort, daſs drei Dinge, ein durchregnendes Dach, ein rauchendes Zimmer und böses Weib, unerträglich im Hause sind. Vgl. Minnes. III, 323. Alle drei Dinge kommen auch bei H. Sachs vor.

[1] „Sammt angehängtem singenden Poſsen-Spiele, worinn die unnöthige Eifersucht eines Mannes artig durchgezogen wird, Rappendorf." 12. Gottscheds nöth. Vorrath I, 207, wonach der Anhang eins der ältesten Deutschen Singspiele ist. Eschenburg erhielt dieſs Buch aus der Handbibliothek der verw. Herzogin von Weimar, in welche Gottscheds ganze Sammlung übergegangen war (und seitdem im Schloſsbrand zerstört ist), und gibt S. 572—82 Auszüge.

städten.[1] — Ein andres Altdeutsches Schauspiel »die wunderbare Heirath Petruvios mit der bösen Katharina«[2] konnte die nächste Urkunde des Freudenspiels sein, welche noch die Italienischen Namen behalten hat.

Eine Art Fortsetzung und zugleich Widerspiel von Shakspeare's Lustspiel ist der gezähmte Zähmer (*the tamer tam'd*) von **Beaumont** und **Fletcher**: Petruchio heiratet nach Katharina's Tod eine als Braut sanfte Maria, die aber den herrischen Mann so unter den Pantoffel bringt, dafs selbst sein Scheintod (wie Siebenkäs) sie nur zu einer spöttischen Leichenrede bewegt, worauf sie endlich freiwillig sich zur friedlichen Ehe bequemt.[3]

IV. Heinrich von Kempten und des Kaisers Bart.

Dieses in sechs[4] Handschriften übrige Gedicht **Konrads** von **Würzburg**, eines der fruchtbarsten Dichter der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, gehört zu gröfseren und kleineren Erzählungen und Legenden, durch welche er auch in dieser Richtung als einer der reichsten erscheint, abgesehen von den ihm auch unrichtig zugeschriebenen Erzählungen. Weil er zugleich einer der besten Dichter seiner Zeit, so ist hier auch der groste Theil seiner meist schon bekannten Erzählungen aufgenommen (IX. X. XI. LXX); von welchen, wie von seinen übrigen Werken und seinem Leben, ich zu seinen Liedern umständlich gehandelt habe.[1]

---

[1] Freieslebens Nachlese zu Gottsched S. 23. Zweite Ausgabe, auch a. O. 1624. Zweiter Theil 1630. Gottsched I, 182—189. Die ebd. I, 226 angeführte Ausgabe in drei Bänden (Frankfurt 1670) fügt den Englischen noch Französische Comödianten, und auch Französische, ebenso verdeutschte Stücke bei.

[2] So erwähnt es Simrock a. a. O. 241, auch aus Gottscheds nöth. Vorr., ohne nähere Angabe; ich finde es nicht darin.

[3] Eschenburg a. a. O. 583.

[4] Die sechste Handschrift ist in den Minnes. IV, 726 Anm. 1 nachgewiesen und im Quellenverzeichnis nachzutragen.

Konrad dichtete den Otto, wie er am Ende sagt, für den Herrn von Tiersberg, Dompropst zu Straſsburg,[2] aus dem Latein. Gottfrieds von Viterbo (st. nach 1192) weltgeschichtliches Pantheum, in gereimten Hexametern und Pentametern,[3] kann die Quelle nicht sein, weil er, mit Ausnahme des Kaisers Otto, ohne alle namentliche und örtliche Beziehung, dieses Abenteuer erzählt; der Schwur beim Barte wird nicht erwähnt, obschon dieser nicht minder gerauft wird, und der Kaiser lieber durch einen Bartscheerer bedient wäre (Z. 370 ff.); jedoch tröstet er sich Christlich durch die Osterfeier (vgl. Z. 214 ff.), und schützt den Beleidiger selbst gegen die Menge. Den Kaiser rettet und schirmt dann der nackte Held vor dem Ueberfall im Mittagsschlafe.[1]

---

[1] Minnesinger IV, 723. Bei der Nachricht von seinem Tode zu Freiburg 1287 in den *Annal. Dominic.* steht noch in der Handschrift, was Wurstisens Abdruck übergeht: *Conradus de Wirciburc vagus fecit rhitmos Teutonicos de beata virgine preciosa* (goldene Schmiede und andere Mariengedichte): er war also ein Fahrender, Fremder dort. M. Haupts Zeitschr. IV, 573. — Ein Gedicht auf Konrads Tod, von Schnezler in deſsen Badischen Sagen I (1846), 370, hat die Anmerkung, daſs ein Verzeichnis der Mönche des ehemaligen Dominikaner-Klosters in Freiburg auch einen Bruder Konrad aus Würzburg um diese Zeit aufführt. Das damals häufige Ende der irdischen Wallfahrt. Seine Legende von St. Sylvester, aus dem Latein für den Basler Domherrn Leuthold von Rötenlein gedichtet, gab Graff in Diutiska II, 1 aus der Trierer Handschrift; und den H. Alexius aus der Straſsburger Handschrift (Quellenverzeichnis 4) hat Maſsmann (ebd. 11). Der H. Pantaleon, für Johann von Arguel, der 1297 noch in Basel wohnte, hat M. Haupt (Zeitschr. VI, 193) aus der Wiener Handschrift (Grundr. 296), und das der Schluſserzählung der 7 weisen Meister entsprechende Gedicht Engelhart und Engeltrut (1844) aus dem alten Druck (Grundr. 313. Vgl. v. Auſseſs Anz. des M. A. 1833 Sp. 24) in Konrads Mittelhochdeutsch umgeschrieben. Ueber das Gedicht der Turnei von Nantes vgl. Minnes. IV, 13. 28. 34.

[2] Ein Bertold v. T. ist urkundlich schon 1247 Canonicus am Dome. A. W. Strobel in Hahns Vorr. zu Konrads Ged. S. 36.

[3] Deren einer je zwei Hexameter zu einer dreizeiligen Strophe abschlieſst.

Crusius erzählt in seinen Schwäbischen Jahrbüchern meist ebenso, ausdrücklich auch nach Gottfried, zwar mittelbar durch Herm. Aedituus, benutzt dabei aber auch Andere. Daher hat er die heimischen Namen ganz so, wie Konrads Gedicht, bis auf den Ort des Osterfestes, welches zu Pavia, oder, was jedoch unrichtig sei, zu Rom, gehalten wird; sowie die Heerfahrt nach Italien näher bestimmt wird durch den Abfall des Papstes Johann zum Berengar im Jahr 963, wo dieser in St. Leo, Bergveste im Herzogthum Spoleto, belagert wird. Dort erhebt Heinrich auch das Feldgeschrei: »Hie Römisch Rich'« und der Kaiser duldet sogar nach der Misshandlung noch ihn mit dem jungen Schwabenherzog am Hofe.[2] — Solche anderweitige Ueberlieferungen lagen dem alten Schwäbischen Geschichtschreiber am nächsten; die dem Gedichte Konrads allein eigene umständliche Beziehung auf Kempten, die Lehnsverhältnisse Heinrichs zum Abt u. s. w. lassen eine dort heimische Darstellung als Konrads nächste Quelle annehmen, die sich vielleicht noch entdeckt.

Die kurzen fast wörtlich übereinstimmenden Berichte Königshovens, und darnach der Kölner Kronik erzählen nur den ersten Theil, bis zur Begnadigung, zwar auch mit den Namen. Ebenso erzählt des Barfüſser-Mönchs Pauli Schimpf und Ernst.[1] Daſs beide Theile ursprünglich getrennt, und zur bloſsen Sage des ersten Geschichtliches im zweiten gefügt worden,[2] folgt daraus nicht. Von keinem der beiden Theile kennt die Geschichte mehr, als den schon von Crusius angegebenen Hintergrund, daſs der Kaiser anfangs 964 den Abfall der Römer strafte, dem Meuchelmorde zuvorkam und mit Wenigen der Seinen innerhalb der Stadt die zahlreichen Verschworenen angriff und besiegte.[3]

---

[1] *Pistorius scriptt. rer. Germ. ed. Struv.* II. 326. Daraus vor Hahns Ausg. von Konrads Gedicht S. 22, sowie die Berichte von Crusius, Königshofen und der Kölner Chronik, welche sämmtlich angeführt sind zu den Grimmischen D. Sagen Nr. 466: nur Auszug von Konrads Gedicht, wie bei Genthe D. Dichtungen des M. A. I, 363–74.

[2] *M. Crusii annal. Suev.* II. 4. 10.

Die in Konrads Gedicht hervorgehobene böse, harte Gemüthsart des Kaisers ist, mit dem Judasbarte, wol von Otto II auf seinen Vater Otto I übertragen. Jener wird in Geschichte und Dichtung der Rothe (*Rufus;* Franz. *Roux*) benannt.[4] Aber auch Otto I hatte rothen Bart,[5] vielleicht als Sächsische blonde Stammeseigenheit: wie denn ein solcher schöner Bart auch Karl den Groſsen und Friedrich Barbarossa auszeichnet; und überhaupt in der Geschichte und Sage eine so bedeutende Rolle spielt, daſs des Kaisers Bart noch sprichwörtlich ist, und vielleicht bald wirklich zum Vorschein kommen wird.[6] — Der unverbrüchliche

---

[1] Dem als zweiten Theil die Hochdeutsche Bearbeitung des Reineke Vos (von Beuther) beigefügt ist, Frankf. a. M. 1545. Fol.

[2] Wie Hahn S. 32 annimmt.

[3] *Reginonis chron. cont.* bei *Pertz mon. Germ. hist.* I, 626. Dicht vorher geht die Eroberung von St. Leo.

[4] Lohengrin S. 186 und die von Hahn S. 33 angeführten Zeugniſse.

[5] Herzog Ernst 1338 1368. Sächs. Weichbild erste Vorr. S. 2, Nr. 5.

[6] Vgl. Rückerts bedeutsames Lied von Barbarossa im Kiffhäuser an der goldenen Aue, und Kaulbachs schönes Bild dazu.

Schwur bei seinem Barte, wenn es an Haut und Haar ging (Z. 240 ff.), war aber nicht Otto II, nur Otto I eigen.[1] Ohne Zweifel ist in der ganzen Erzählung dieser erste und berühmteste Otto gemeint, welcher mit Recht der Groſse benannt, und wie Karl, ein strenger Richter, scharfer Züchtiger der aufsätzigen Reichs-Fursten und -Unterthanen, und tapferer Hersteller des Deutschen Reichs war, auf welches er die Kaiserglorie Karls des Groſsen übertrug;[2] sowie er auch durch seine Heldenthaten, namentlich gegen die mit den Hunnen verwechselten Ungarn, welche er fur immer in die Gränzen Karls des Groſsen zurückschlug, die Auffrischung und Verjüngung der von Karl gesammelten Heldenlieder und Sagen der Völkerwanderung und älterer Zeiten, namentlich die Nibelungen, durch den befreundeten Bischof Pilgerin von Paſsau, hervorrief, zugleich mit der Verherrlichung seiner eigenen romantischen und kriegerischen Geschichte.[3]

Ein bedeutsames Zeugnis hievon ist die der Ottonischen Kaiserzeit angehörige Lateinische Dichtung, deren übergeschriebene Sangweise nach ihm *Modus*

---

[1] Unter den von Hahn S. 34 angeführten Zeugniſsen hat auch das Sachs. Weichb. (Anmerk. 2) seinen Schwur: *Symmer mein bart*, welcher mit seinem Namen so fest verbunden ward, daſs eine Erzählung von seinem strengen Recht (aus der Heidelberger Hdschr. 825, Bl. 68, in den Grimmischen D. Sagen Nr. 472) ihn selber schworen läſst: *sammer Otten bart!*

[2] In dem Altfranz. Gedichte vom *Chevalier au Cygne* vertritt Otto die Stelle Karls, wie im Lohengrin sein Vater Heinrich. Vgl. meine Schwanensage S. 49.

[3] Neben dem Leoninischen Lobgedicht der Gandersheimischen Nonne Hroswitha, auch Lateinische Volks- und Soldatenlieder (um 970. bei *Muratori* III. 690. vgl. 709), das Bruchstück in wechselnd Lateinischen und Deutschen Reimen, die Lateinischen Dichtungen in Versen und Prosa und die Deutschen Gedichte von Otto's Stiefsohn Herzog Ernst, noch Volksbuch. Grundr. 181. Minnes. IV. 68–76.

Ottinc genannt ist:[1] *Magnus Caesar Otto* liegt einst im Schlaf, als im Palaste Feuer ausbricht; niemand wagt, ihn anzurühren, und nur durch Saitentöne, deren Weise deshalb so nach ihm benannt ist, wird er geweckt. Alsbald erhebt er sich zum Kampfe gegen die eingefallenen Ungarn,[2] mit seinem Bannerherrn Herzog Konrad, und schlägt sie völlig am Lech (*Liquus:* der berühmte Sieg auf dem Lechfelde 955). — Nach Beklagung seines Todes, werden dann noch seine gleichnamigen würdigen Nachfolger, Sohn und Enkel gepriesen: so daſs dieses Gedicht recht eigentlich das Ottingen-Lied ist; zwar ein gelehrtes, das am Schluſse auf Virgil (*Maro*) hinweist. Vgl. zu XCII.

V. Die alte Mutter und Kaiser Friedrich.

Findet sich nur in der Heidelberger und Wiener Sammlung, in der letzten jedoch stark überarbeitet und verkürzt; ebenso vermuthlich in der Innsbrucker Abschrift.[3]

Dieser Schwank tritt hier am harmlosesten auf, im edelfreien ritterlichen Leben des groſsen Hohenstaufen-Kaisers. Die besorgte alte Mutter bildet einen heitern Gegensatz zu dem unbekümmert lebenden und turnirenden jungen Ritter, dessen Ebenbild uns hier noch manchmal (VI. LXIV. LXXVIII. LXXXIII) begegnet.

Das entsprechende *Altfranzösische* Gedicht[4] von dem Priester, dem eine Mutter aufgenöthigt wird, erscheint im Mönchskleide und in widrigen Verhältnissen: sodaſs unser Deutsches Gedicht selbständig daneben steht. Ein Pfarrer hält seine alte bucklige und böse Mutter auſser dem Hause viel schlechter als seine junge hübsche Freundin (*amie*), worüber die Alte so ergrimmt, daſs sie den Sohn beim Bischof verklagt. Dieser fordert beide Theile vor sein Gericht, und droht, den Priester abzusetzen (*suspendre*); was die Mutter misversteht, erschrickt, und bereut, sodaſs sie am Gerichtstage im Gedränge einen eben eintretenden wolgenährten Kaplan für ihren Sohn erklärt. Dieser wird trotz aller Widerrede, daſs seine Mutter längst todt sei, verurtheilt, und nur begnadigt, wenn er seine Mutter anständig halte. Das verspricht der Kaplan, zieht mit der ihm aufgezwungenen Mutter ab, und begegnet ihrem wirklichen Sohn. Beide winken sich, und der Kaplan läſst sich die Mutter für ein Jahrgeld abkaufen, womit der Sohn sie fortan anständig hält. — Diese in Anlage und vielen Zügen abweichende Darstellung sieht aus, wie eine Wendung des alten Abenteuers zur Verspottung der Geistlichen und ihres Haushaltes.

---

[1] Wie *Modus Liebinc* aus derselben Handschrift im Nachtrage zu XLVII, auch bei Ebert S. 87 gedruckt; früher schon in *Eccardi quaternio monumentorum:* die Grundlage scheinen trochäische Dimeter, zum Theil alliterirend.

[2] *Ungarios,* dann immer *Parthi* genannt.

[3] Diese (J. 25) ist bei den Lesarten übersehen. — Aus der Wiener Hds. in M. Haupts Zeitschrift IV, 497.

[4] *Barbazan-Méon* III, 190: *Du prestre qui ot mere a force.* 202 Reimzeilen). Legrand III, 119. Ausg. v. 1829. III, 117. Deut. Uebers. III, 86.

VI. Rittertreue.

Obgleich der Ritter dieses Abenteuers aus Frankreich ist (Z. 25 ff.), so finde ich doch kein übereinstimmendes Altfranzösisches Gedicht, und das Altdeutsche, allein in der Heidelberger Sammlung stehende Gedicht, scheint eigenthümliche Darstellung. Zum Deutschen Namen des Grafen Willekin von Muntaburg ist vielleicht auch an Montabur (*Mons Tabor*) am Altfränkischen Niederrhein gedacht. Des Grafen sorgloses, Gut und Lanzen schwendendes Ritterleben ist wie in der vorigen Erzählung; und stimmt noch weiter, durch die schöne reiche Braut als Turnirpreis, und deren

Erwerbung, mit dem jungen Ritter (LXIV), sowie beide Gedichte auch die Einwirkung des Wunderbaren gemein haben; freilich dort ein feenhaftes, hier ein kirchliches.

Aber das Vorbild beider Altdeutschen Gedichte ist ohne Zweifel doch eine Französische Dichtung, welche gewiss älter und dort heimisch, nämlich das Rittergedicht vom Herzog Herpin von Bruges und seinem Sohn Lyon, in 20,000 Alexandrinern mit durchgehenden Reimsätzen, welches nochmal so weitläufig in 8—9 sylbigen Reimpaaren umgearbeitet ist.[1] Wir kennen es nur in der spätern Prosa eines wol noch mehr erweiterten Ritterromans, welcher auch früh ins Deutsche, wie ins Isländische, übersetzt und gedruckt ist, namentlich in Straſsburg 1514,[2] und dann in der alten Sammlung »Buch der Liebe«.[3] Herzog

---

[1] Handschrift der ältern *Chanson de geste* des 15. Jahrh. in Paris; ebd. das erweiterte Gedicht, Perg. Fol.: beide ungedruckt. *P. Paris manuscr. Franc. de la bibl. du roi. t.* 3 (Paris 1840), *p.* 1–4 kurzer Auszug.

[2] Durch Grüninger, in Fol. mit Holzschn. 182 gespaltene Bl. In der Dresdner Bibl. Ebert bibl. Lex., der den in Panzers Annal. der Altd. Litt. I, 47 angeführten Druck o. J. und O. 181 Bl. Univ.-Bibl. in Ingolstadt (also jetzt in München) nur für ein unvollständiges Exemplar des Straſsburger Druckes von 1514 hält, den Panzer nicht kennt.

[3] Durch S. C. Feyerabendt, Frankfurt a. M. 1587, Fol. Herzog Herpin Bl. 347^b — 381^b. Vgl. meine Vorrede zum neuen Buch der Liebe (1809) S. XXXII. Erneut in O. Marbachs D. Volksbüchern 41. 42. 43. — Die in Grundr. 185 angeführte Papierhandschrift des 15. Jahrh. mit schönen Federzeichnungen, befindet sich in der Berliner Bibliothek. — In Braunschweig ist auch ein „Lewenbuch oder Herpin von Burges in Berry und sein Sohn Lew“ und dazu ein Sassisches Wörterbuch des 14. Jahrhunderts. Scheller Plattdeutsche Bücherkunde S. 472, mit der Bemerkung, dieses Buch sei aus dem Französischen zuerst ins Niederdeutsche, dann schlecht ins Oberdeutsche übersetzt. — Die ungedruckte Isländische Saga *Herpeni ducis et Leonis filii ejus* nennt *Halfdanus Einari* (*Sciagraphia hist.*

Herpins von Burges (das Deutscher klingt) Sohn Löw, welchen Ritter Badwin bei Florenz in einer Löwengrube fand und in seiner Burg Montlin aufzog, bewährt seine Abkunft durch sein verschwenderisch-ritterliches Leben und Turniren, sodaſs des Pflegevaters Habe draufgeht, und Löw mit einem Knecht auf Abenteuer reitet. Da läſst Köng Heinrich von Sicilien seine Tochter sammt dem Königreich als Turnirpreis ausrufen; Löw kommt durch manche Ritterthat nach Montlisan, und verschafft sich dadurch Aufnahme bei dem Wirthe Dietrich, daſs er einen in Schulden verstorbenen und schon zehn Jahr im Rauche gehangenen Ritter mit 100 Pfund auslöst und Christlich begraben läſst. Er gewinnt schon vor dem Turnei die Gunst der schönen Königstochter, als sie ihn ganz roth vorbeireiten sieht, und ihre reichen Geschenke rüsten ihn herrlich aus zu prächtiger Hofhaltung, mit Geschenken an die Spielleute und an alle Gäste. Zum Turnire gesellt sich ihm ein Ritter in ganz weiſser Kleidung: es ist der von ihm ausgelöste Todte, den Gott ihm zum Lohne gesendet, und verheiſst seine Hülfe für die Hälfte des Gewinnes. Löw gelobt ihm sogleich das Königreich, und will nur die Königstochter behalten. Zunächst verhilft der weiſse Ritter ihm zu einem beſsern Rosse; das erste vom Kaiserssohn im Turnir gewonnene Ross nahmen beide ihm wieder ab. So hilft der weiſse Ritter Löwen fürder zum Preise, der ihm allgemein zuerkannt wird. Löw wird vom König und seiner Tochter prächtig eingeholt, und empfängt Braut und Reich. Nach der Verlobung spielt er mit ihr in ihrer Kammer die halbe Nacht Schach. Der weiſse Ritter, der bei Tafel gedient, fordert nun sein Theil, und Löw übergibt ihm willig das Königreich: da offenbart sich

---

litt. Island. Havn. 1777, *p.* 103) unter den vor dem 16 Jahrhundert geschriebenen, vermuthlich aus den Französischen.

der weiſse Ritter »mit einem Hölzlein« als ein Bote Gottes, und verschwindet. — Es folgt dann noch mehr: die Braut wird entführt, und nach mancherlei Abenteuern wiedergewonnen. Der weiſse Ritter bleibt Löws Gefährte, und scheidet zwar, als Löw gegen seine Braut eine Untreue begeht, hilft ihm aber dennoch. Zuletzt findet Löw seine Aeltern, und bewährt sich als ihren ächten Sohn und Erben, dadurch daſs er in Burges das gewaltige Horn bläst;[1] er hilft dem König Karl und Otger von Dänemark gegen die Heiden, und endet im Kloster, nach Uebergabe des Reichs an seinen Sohn Wilhelm.

In den Grundzügen dieser ganzen, durch die Thaten und Schicksale der Aeltern noch weiter ausgedehnten Dichtung ist das acht Volksmäſsige wol zu spüren, obgleich ihre Verbindung mit dem Sagenkreise Karls des Groſsen nur lose ist. Noch weniger ist die Uebereinstimmung mit unsern beiden Altdeutschen Gedichten zu verkennen, zumal wenn die bei dem längern (LXIV) hervorzuhebenden gemeinsamen Züge noch hinzukommen. Zu vorliegendem kurzem Gedichte bezeugen selbst die Abweichungen die Einheit, oder sind unerheblich. Der Pflegevater, anstatt des rechten, stimmt zu der höhern Abkunft und dem weitern Thatenkreise des Helden. Das Hangen im Rauch ist auch etwas edler, als das Begraben im Miste. Der **weiſse** Ritter entspricht dem Boten Gottes;[2] seine Bedingung ist minder hart, als in unserm Gedichte, welches die allzuschmerzliche Prüfung der Treue mit anderen Dichtungen von der Treue zweier Freunde gemein hat, welche über die Hingebung der Vermählten[1] hinaus sogar bis zum Schlachten der eigenen Kinder zum heilenden Blutbade (vgl. XCVI) des Freundes[2] sich versteigt.

---

[1] Dieſs wurde zu Bruges aufbewahrt, und hatte wol ähnliche Bedeutung, wie das vererbte Horn des Schwanenritters. Vgl. die Schwanensage S. 550.

[2] Ist Z. 484 *snê var* für *selpvar* zu lesen? oder so zu verstehn? — Ein andrer Roman ist der auch aus dem Don Quixote bekannte Tirante der Weiſse. Vgl. zu XIII.

Unser Deutsches Gedicht schlieſst mit der Bewahrung und Belohnung der Rittertreue einfach ab, während der Französische Roman daneben noch durch die eheliche Untreue geht.

VII. Crescentia.

Als ein Theil des Kaiserbuchs, ist sie mit demselben, neben Maſsmanns Ausgabe, nunmehr auch aus der Vorauer Handschrift (Quellenverzeichnis 56) durch J. Diemer (Wien 1849) gedruckt. Die Absonderung dieser Geschichte in der Heidelberg-Koloczaer Sammlung stellt sie gewissermaſsen in ihrer Ursprünglichkeit her, als eine von den zuvor selbständigen Erzählungen des Kaiserbuchs: als welche sie auch in den hier folgenden alten Deutschen, Französischen und Lateinischen Darstellungen auftritt. Die in den ausgebildeten Reimpaaren (oben S. XII) durchgeführte Umschmelzung der ältern Gestalt des Kaiserbuchs in diesem abgesonderten

---

[1] Unter andern von zwei Kaufmännern (Gegenstück zu LXVIII), aus Petrus Alphonsus *discipl. cleric.* III (dazu V. Schmidt S. 98), in: *Gest. Rom.* 171; Steinhövels Aesop 92; erweitert bei Boccaccio X, 8 (dazu V. Schmidt Beitr. 110), daraus H. Sachs Komödia (III, 2. 7). Altfranz. bei Méon II, 52; Legrand III, 262. Dazu gehört auch der verdeutschte gereimte Roman Atys und Profilias *Hist. litt. de Fr.* XV, 179. Germania II, 93.

[2] Beides in der Schluſserzählung der 7 weisen Meister, in Konrads von Würzburg Engelhart und Engeltrut u. s. w. Vgl. Minnes. IV, 273. Germania VII, 323. A. Keller Einleit. zum *Roman des sept sages* S. CCXXXI — XLVI, und zu Bühelers Bearbeitung S. 63. *Loiseleur fables Ind.* 162—67, mehr über die durch die meisten Europäischen Sprachen und manigfaltige Darstellungen gegangene ältere Dichtung von *Amicus* und *Amelius*, und die verwandten *Oliver* und *Artus*; zu denen auch der arme Heinrich gehört. Quellenverz. S. 758. 760.

Stücke, sowie in zwei Handschriften und Bruchstücken des ganzen Werkes (Quellenverzeichnis 54. 55. 56), ist im Einklange mit den meisten übrigen Gedichten unserer Sammlung gewählt, wie die alte Sammlung sie schon darbot; und die in den Lesarten gegebene Vergleichung mit der älteren Darstellung (vgl. oben S. XXI) würde noch anschaulicher und lehrreicher vortreten, wenn diese der Umbildung gegenüber gedruckt stünde.

In der Zusammenstellung über die Schwanensage[1] habe ich die Berührungen mit den verwandten Dichtungen von boshaft verfolgten, endlich als unschuldig erkannten Frauen und Jungfrauen, Müttern und Töchtern weiter nachgewiesen; zu welchen hier die Königin von Frankreich (VIII) und des Reuſsenkönigs Tochter (XCVII) gehören.

Die Altdeutsche Prosa von Crescentia (Quellenverz. 92) ist keine Auflösung der gereimten Darstellung, wie Genthe II, 310, sondern wol aus einer der manigfaltigen Prosa-Kroniken hervorgegangen,[2] über welche Maſsmann zum Kaiserbuch weitern Bericht geben wird.

Das Altfranzösische Gedicht von der Römischen Kaiserin Florence[3] steht in naher Uebereinstimmung mit dem Deutschen, wol aus gemeinsamer Lateinischer Quelle, dergleichen die kurze Geschichtserzählung des Vinzenz von Beauvais[4] von der Römischen Kaiserin Florentia (die blühende Crescentia). Die Abwesenheit des Kaisers, womit das Gedicht anhebt, ist aber schon eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe. Drei Ritter sollen die Kaiserin ins Meer werfen, setzen sie jedoch auf einer Felseninsel aus, und bringen die Kleider zum Zeugnis der Ausführung. Sie befiehlt sich besonders der Heiligen Jungfrau, welche ihr erscheint, sie tröstet, und ihr das Heilkraut jedes Aussätzigen zeigt, wenn er seine Sünden bekennt. Ein Pilger-Schiff führt sie in ein Land, wo sie bei einer frommen Frau von ihrer Hände Arbeit lebt. Sie heilt den König und alle Aussätzigen, so dafs der Kaiser sie auch für sich und seinen Bruder nach Rom holen läfst, wo sie sich endlich durch Enthüllung ihres Schleiers zu erkennen gibt. Die drei Ritter werden belohnt; der böse Bruder wird begnadigt, aber verbannt.[1]

---

[1] Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſsenschaften 1846. S. 364 ff.

[2] Wiederholt in W. Wackernagels Altd. Lesebuch. 2. Ausg. 987.

[3] *Méon nouv. recueil de fabliaux et contes* II, 50. Auszug bei Legrand V, 164: *De la bonne Imperatrice qui garda loyalement la foi du mariage.* Alias: *De l'Empereur de Rome qui fit le voyage d'Outremer.* Ausg. v. 1829 V, 125.

[4] *Specul. hist.* VII, 90.

Zunächst steht die Lateinische Erzählung der *Gesta Romanorum*, welche ebenso beginnt, aber durch die zum Theil verwandte Octavians-Dichtung veranlafst, den Gemal der ungenannten Heldin eben zum Kaiser Octavianus macht, während die übrigen Namen auch fehlen.[2] Die Uebereinstimmung mit Crescentia und dem Französischen Gedicht geht bis zur Vollstreckung des übereilten Urteils, indem des Kaisers böser Bruder die Schuldlose bei den Haaren an den Baum henkt, wo der Herzog sie findet, der sie, nach dem scheinbaren Kindesmorde, zu Pferde entläfst. Sie kauft noch einen Knecht vom Galgen los, welcher sie jedoch einem Schiffer, der beide überfahren soll, verräth, worauf ein Schiffbruch sie endlich in eine Abtei bringt. Hier wird sie durch ihre Heilkunde

---

[1] Legrand fügt hinzu, dafs Fräulein *de la Rocheguilem* aus dieser Erzählung „einen Roman *Adelaide de Hongrie* gemacht hat, der sich genau daran hält, bis auf die Frömmigkeit und die Entwickelung, welche durch eine den bösen Bruder liebende Prinzessin herbeigeführt wird.

[2] Im Anhange zu Gräfse's Verdeutschung II. 152. 281, wo sie „die gänzlich vereinfachte Geschichte vom Octavianus“ heifst.

(ohne heilige Mittheilung) berühmt, und heilt auch ihre vier zu ihr kommenden Verfolger (den Knecht von Blindheit, den Schiffer von Waſsersucht). Enthüllung und Ende, wie im Französischen Gedichte.

Eine hiemit noch näher stimmende Darstellung enthält ein andres Altfranzösisches Gedicht, welches ausdrücklich sagt, daſs es aus Römischen Kroniken erzähle, nicht wie ein davon vorhandener *rommans*, der viel Unstatthaftes zugefügt habe. Es ist das Spruchgedicht Flourence von Rom, in Strophen von vierzeiligen und einreimigen Alexandrinern mit freiem weiblichem Einschnitt;[1] welche Versart, mit der neuern Sprache und dem breiten lehrhaften Vortrage jüngere Zeit verräth. Die Kaiserstochter Flourence wird zwar dem guten Esmeré verlobt, hat aber zuvor schon ewige Jungfrauschaft gelobt,[2] welche in furchtbare Gefahren kömmt, zunächst durch den bösen Bruder Miles, der vom Papste deshalb in einen Thurm gesperrt, aber, von Flourence zum Empfange des Bruders befreit, sie entführt, und nur durch eine Schlange, dann durch Bären verhindert, sie zu nothzüchtigen (was sehr umständlich geschildert ist), sie bei den blonden Haaren an einen Baum henkt u. s. w.[3] wo nur noch Namen beigefügt sind: ihr Retter Tierry

---

[1] *A. Jubinal nouv. recueil des contes, dits, fabliaux et autres poesies inedites des* 13–15 *siecles. t.* 1 (*Paris* 1839), *p.* 88–117: *Le dit de Flourence de Romme. Ms.* 198. *N. D.* Es steht hier eine ganze Reihe solcher Gedichte, deren Eigenthümlichkeit auch oben S. XVIII zu beachten war. Die Berufung auf die Quelle steht gleich vorn, wo die Römische Kronik der von St. Denys vorgezogen wird; dann *p.* 112.

[2] Bis hieher stimmt die Erzählung mehr mit der Kölnischen Legende und Volksbuch von Eufemia, genannt Gertrud von Köln, die, Königstochter von England, vor einer Heirat entflieht, in Köln im Krankenhause dient, und Braut Christi bleibt.

[3] Es fehlt zwar (S. 110) ein Blatt, aber das Uebrige stimmt völlig.

(Dietrich), der vom Galgen befreite *Archembaut* (Erkenbold), der Schiffer *Cadot*, der sie nach dem heiligen Lande fahren sollte, und ihres Retters Seneschal, welcher den herkömmlichen Verräthernamen *Maquaire* (vgl. zu VIII) führt. Die vier Bösewichter werden ungeachtet Flourencens Fürbitte verbrannt, und sie gebiert dem Kaiser zwei Söhne. Die Abtei, wo sie bei den Nonnen lebte, heiſst *Beau Repaire*.

Diese noch sonst im Altfranzösichen berühmte[1] Dichtung ging auch früh in ein Schauspiel über, *Miracle de Notre Dame*,[2] deren Hülfe Flourence auch in dem vorigen Gedicht anfleht und erfährt.

Aus dem Französischen kommen vermuthlich auch das alte Spanische[3] und Englische[4] Gedicht dieses Inhaltes, so wie das Niederländische Volksbuch.[5]

VIII. *Die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk.*

Der Zusammenhang mit der vorstehenden Crescentia und anderen verwandten Dichtungen ist schon bei dieser bemerkt. Die hier fast namenlos erzählte Geschichte gehört der Altfränkischen Sagengeschichte

---

[1] F. Michel zum *roman de la violette* (vgl. unser LXVIII) V. 819.

[2] *Touchant l'Imperatrice de Rome, que le frère de l'Empereur accusa pour la faire perir, parce qu'elle n'avoit pas volu faire sa volonté. Depuis il devint lepreux, et la Dame le guerit, après qu'il eut confessé son mefait.* Gedruckt in *Monmerqué et Michel theatre Franç. au moyen age* p. 365–416. Vgl. *A. Jubinal mysteres inédits du 15. siecle (Par. 1837) I, pref.* XXVI.

[3] *Timoneda Patrañas nr.* 21. Germania VIII, 205.

[4] *La bone Florence of Rome* in *Ritson metr. rom.* III, 1–92. vgl. I, CLV. III, 340. Gräſse findet noch Anklänge in Gower's *Constance* II, 32 und in Chaucer's *man of law's tale*; sowie mit unserm Volksbuche von der Britannischen Herzogstochter Hirlanda, die jedoch dem Schwanenritter näher steht.

[5] I. P. C. van den *Bergh de Nederlandsche volksromans* (Amsterd. 1837) 11, *Florentina de getrouwe.*

Karls des Groſsen. Die Königin ist nämlich, wie schon ein Geschichtschreiber des 13ten Jahrhunderts berichtet, Sibilia, die von Karl dem Groſsen verſtoſsene Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, von deren Geschichte Französische Sänger eine sehr schöne Dichtung verfaſst haben.[1] Nachdem dieser für die Karolingische Sagengeschichte so reichhaltige Alberich von Troisfontaines zum Jahr 770 nach Alkwin berichtet hat, die Ursache der Verſtoſsung sei ungewiss, erzählt er aus der Dichtung: ein schändlicher Zwerg habe die Verſtoſsung verursacht, der Ritter Alberich von Montdidier (*Montis-Desiderii*), der die Verſtoſsene geleiten sollte, sei von dem Verräther, *Macharius* erschlagen, sein Jagdhund aber habe den Mörder in Karls Gegenwart zu Paris in wunderbarem Zweikampfe besiegt; worauf Macharius sammt Galleran und Bachar an den Galgen gehenkt werden. —

Hier haben wir, bis auf die Namen, die gemeinsamen Grundzüge des vordern Theiles der Sage, in welchem der Hund eine Hauptrolle spielt, sodaſs eine der eilf Handschriften unsers Alten Gedichtes (Quellenverz. 33—41) es auch überschreibt »Von dem Hund von Frankreich.« So gehört dieses Gottesurteil durch den Zweikampf und Sieg des Hundes[2] zu den Erzählungen von entdeckten Mordthaten durch Thiere, von den durch Schiller allbekannten Kranichen des

---

[1] *Albericus trium fontium chron.* bis 1241: *a cantoribus Gallicis pulcherima contexta est fabula. Leibnit. access. hist.* I, 2. *p.* 105. Die ganze Stelle wiederholt F. Wolf über die Altfranzösischen Heldengedichte aus dem Fränkischen Karolingischen Sagenkreise (Wien 1833) S. 150—51, mit Nachweisung der übrigen sagengeschichtlichen Stellen Alberichs.

[2] Die Art der Gleichstellung zum Gerichtskampf erinnert an jenen zwischen Mann und Weib. Vgl. meine Vorlesung über die Gemälde der Altdeutschen Liederhandschriften, in den Abhandl. der Berliner Akad der Wiſsensch. 184. S. 295.

Ibykus,[1] von dem durch Rebhühner entdeckten Judenmord,[2] von den die Mörder des Heiligen Meinrad verrathenden Raben[3] u. a.

Ein bedeutender Unterschied ist jedoch in vorliegendem Gedichte die nicht bloſs zufällige Entdeckung, sondern die durch die streitbare Treue des Hundes entschiedene Wahrheit.

Dieſs ist der annoch berühmte Hund des **Aubry** (d. i. *Alberich*) von Montdidier, auch der Hund von **Montargis** genannt, wo dessen Geschichte an einer Wand des Schloſses gemalt war, und gemeiniglich der Zeit eines jüngern Karl, König Karls V um 1371, zugeschrieben ward,[4] vermuthlich, weil aus dieser Zeit das Gemälde herrührt, von welchem Montfaucon eine Abbildung gibt.[5] Andere beziehen das Gemälde auf Philipp Augusts oder Ludwigs VII Zeit,[6] oder erklären es überhaupt für fabelhaft.[7] Legrand allein deutet es richtig durch die von Alberich erwähnte Dichtung.[8] Es fragt sich ob das Wandgemälde noch vorhanden ist? Der Hund selber ist noch zu Goethe's groſsem Aerger über die Bühne gelaufen. Nicht minder wie ein ähnlich edelmüthiger Affe, der sein Vorbild auch in einer Altfranzösischen an Karl den Groſsen geknüpften Volksdichtung hat, nämlich in der oben (S. C) gedachten, von den zwei Freunden, die im gedruckten Volksbuch Amys und Milles heiſsen: wo ein Affe die beiden Knaben des letzten bewacht, ihnen durch Trauerkleidung den Tod ihres Vaters andeutet, ihre ins Meer geworfene Mutter rettet, und durch einen siegreichen Zweikampf mit dem Ritter der Mörderin alles ans Licht bringt: welcher Kampf auch an einer Wand des Pariser Justizpalastes, der 1618 abbrannte, gemalt war.[1] Das ist offenbare Nachbildung, welche den treuen Hund dem Menschen noch naher bringen will, ihn jedoch nur äffisch verzerrt.

---

[1] Balladen und Romanzen der Deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von V. Schmidt (Berlin 1827) S. 208. Vgl. noch *Plutarch. de sera num. vind. c. 8.*

[2] Boners Edelstein 66.

[3] Lang theol. hist. Grundriſs der alten und jeweiligen Christenwelt (Einsiedeln 692) Th. 1. S. 617. Zur Nachfolge Christi. Legendensammlung von E. v. Bülow (Leipzig 1842) S. 191.

[4] F. W. V. S. 127 führt an: *Olivier de la Marche livre des ducs* (*Paris* 1566) *p.* 8 mit Bezug auf alte Chroniken. *I. C. Scaliger exoteric. exercitat. l. XV.* (*Par.* 1586. 4) *p.* 272. *Wilson de la Colombière theatre d'honneur et de la chevalerie t. II. p.* 300.

[5] *Monumens de la monarchie Franç. t. III. p.* 68.

[6] *Saint-Foix essais hist. sur Paris p.* 181. in s. *Oeuvres compl.* (*Paris* 1778) *t.* 3.

[7] *Dulaure hist. des env. de Paris* (1828) *t. VII, p.* 40.

[8] *Fabliaux et contes* I, 276. *ed.* 3 (1829) I. 324.

Wie der Hund des Aubry, ist auch Aubry's Mörder Macarius, Französisch *Macaire* sprichwörtlich und eine Art Maske verblieben. Ebenso heiſst in dem Altfranzösischen Gedicht vom Schwanenritter, als erstem Theil des Gottfried von Bouillon, der Gehülfe und Kampe der bösen Schwiegermutter gegen die unschuldig des Ehebruchs verklagte Königin und Mutter des Schwanenritters, der ihn im gottesgerichtlichen Zweikampfe besiegt, und zum Bekenntnis zwingt, worauf Macaire an den Galgen gehängt wird.[2] Ebenso wird im Provenzalischen Fierabras (v. 3776) *Macari* neben *Gaynelo* genannt, und *Macario* ist auch im Alt-

---

[1] A. Keller Einl. S. CCXL zum *roman des 7 Sages.* F. Wolf a. a. O. 138, der auch auf *Gaillard hist. de Charlemagne* (*Par.* 1772 *t.* III, *p.* 488 und *Dunlop hist. of fiction* 1, 437 verweist. Gräſse Sagenkr. 352 bemerkt noch aus *Monmerque* (*et F. Michel theatre Franc. au moyen age*) *p.* 218, daſs die ganze Geschichte häufig auf alten Teppichen abgebildet war.

[2] *Le chevalier au Cygne ed. de Reifenberg v.* 798. 1041 ff., wo der Name immer *Mauquare* geschrieben ist. Vgl. *introd. p.* XCVI, wo noch ein *memoire sur le chien de Montargis* von Bullet in dessen sehr seltenen *dissert. sur la mythologie Franc.* (*Paris* 1771. 12) angeführt wird.

Italienischen Gedicht von der Roncevall-Schlacht *la Spagna* ein solcher Verräther.[1] Und wahrscheinlich ist der noch manigfaltig (auch wol als *advocatus diaboli*) aufgeführte *Macaire* ein Abkömmling des alten Ritters (S. CIV), dessen Name vielleicht den namenlosen Marschal unsers Deutschen Gedichts veranlaſst hat.

Die von Alberich erwähnte Darstellung der Altfranzösischen Dichter ist bisher noch nicht aufgefunden.[2] Ohne Zweifel kommen aber aus derselben die sonst in Romanischer und Germanischer Prosa vorhandenen Volksbücher. Zunächst der Spanische Roman von der Königin »Sebilla«, welcher im 16ten Jahrhundert mehrmals gedruckt ist, auch mit einem Titelholzschnitt: Karl auf dem Thron, einige Männer, der Hund, die Königin und vor ihr kniend der Zwerg.[3] Das Spanische Büchlein ist wol schon aus erweiterter Französischer Prosa übertragen, die Namen, Spanisch verändert, vielleicht auch Manches vom Inhalt. Ich bemerke nur Einiges aus dem ersten Theile der Dichtung: Der Zwerg selber stiehlt lüstern sich zur Königin; Macayre mit Galelon und anderen Rittern des (Mainzer) Verräthergeschlechts betreiben die Verbrennung der Königin mit dem Zwerge. Der alte Herzog Jaymes (Naimes von Baiern) und Almerique (Franz. *Aimery* = Amelrich; im Wilhelm von Oranse misverstanden »Heimerich«) von Narbona bewirken Gnade für die schwangere Königin, und Ritter *Auberin de Mondiser* (*Aubry de Montdidier*) soll sie auf den Buſsweg nach Rom geleiten, und wird ungewaffnet vom vollständig gerüsteten Macayre erschlagen. Die Königin entkömmt, und wird nach »Videuniz« geführt durch einen baurischen Eseltreiber Baruquel, der sie zu ihrem Vater, Kaiser Richard von Konstantinopel, bringen will. Der treue Hund scharrt den Leichnam seines Herrn ein, bewacht ihn, und führt den Hof zu ihm, der nun ehrenvoll bestattet wird. Herzog Jaymes und die 12 unter einem Baume versammelten Pairs sprechen dem Hunde sein Kampfrecht zu; Macayre erhält Schild und Knüttel, und will mit den Seinen dabei den Kaiser Karl ermorden. Der Hund besiegt ihn; Galelon, der gewaffnet ihm zu Hülfe reitet, wird überwältigt, und mit Macayre, der alles bekennt, an Rosschweifen durch ganz Paris geschleift. Der treue Hund stirbt auf dem Grabe seines Herrn, und wird neben dem Kirchhofe desselben begraben. —

---

[1] V. Schmidt: Rolands Abenteuer Th. III, S. 89.

[2] F. Wolf, a. a. O. 158 berichtet, daſs ein in *Roquefort glossaire de la langue Romaine* unter *Sibille* aufgeführtes Gedicht sich auf seine Erkundigung durch *F. Michel* in Paris als Sibyllen-Weissagung ausgewiesen hat.

[3] *Hystoria de la reyna Sebilla* laut der Schluſsschrift *nuevamente corregido y emendado. Sevilla por Juan cromberger* 1532. 36 Bl. 4. in der Wiener Hofbibl. F. Wolf a. a. O. 124–155 gibt einen vollständigen Auszug. Eine jüngere Ausgabe *Burgos* 1551 erwähnt *L. F. de Moratin origenes del teatro Español* I, 96 in seinen Werken, Madrid 1830. t. 1.

Der zweite Theil ist viel weitschichtiger, und enthält, mit den Schicksalen der Königin, nach Art der alten Prosaromane, mancherlei andere Abenteuer, auch der Nachkömmlinge im zweiten, ja dritten Gliede. Wie im ersten Theile, stimmt auch Alberichs kurzer Auszug des Uebrigen so mit dem Spanischen Romane, daſs ich ihn hieher setze. Er handelt: von dem Bauern und Eseltreiber *Warochero* (Baruquel), welcher die (eines Knaben genesene) Königin wunderbarlich in ihre Heimat bringt; von dem berüchtigten Räuber *Girimardo* (Guiomar) auf ihrer Straſse, der sie geleitet; von dem Einsiedler, und seinem Bruder *Richero*, Kaiser von Konstantinopel, der Königin Vater; von dessen Heerfahrt nach Frankreich. Von Sibilia's Sohn Ludwig, dem Herzog *Naaman* seine Tochter *Blancaflora* vermält; von Karl dem Groſsen, wie er auf dem Berge *Widomari* (*Altafoja* = Hautefeuille), von Ludwig und den Griechen belagert wird; von Versöhnung der Königin mit Karln (*quod omnino falsum est*); von dem Tode der sechs Verräther aus *Ganalonis* Geschlecht, deren zwei, die obigen *Macharius* und *Galerannus*, in Paris umkamen, zwei vor dem Thore *Montis Wi(do)mari*, davon einer *Almagius* (Macion, der andre Justior); und zwei in der Feste selber, *et caetera ista fabulae annexa ex parte magna falsissima. Quae omnia, quamvis delectent, et ad risum moveant audientes, vel etiam ad lacrimas, tamen a veritate historiae comprobantur nimis recedere, lucri gratia ita composita.*

Aus dem Spanischen Buche bemerke ich zu den hier eingefügten Zügen, noch einiges Ergänzende: Baruquel, zwar ungeheuerlich geschildert, wie Morolf oder Pervonte, bildet in seiner gutmüthigen Schalkheit mit dem von ihm besiegten und bekehrten Räuber Guiomar,[1] einen Gegensatz zum Macayre und erheiternde Erscheinung auf dem meist düstern Hintergrunde, auch durch seinen Esel, der ihn, nach langer Abwesenheit an der Stimme eher erkennt und antwortet, als sein Weib.[2] — Der Einsiedler, Oheim der Königin, schlägt für sie sein Mönchthum in die Schanze, und tritt wieder als streitbarer Held hervor, der mit Hülfe des Papstes und des ungenannten Lombardenherzogs, die Versöhnung seiner Nichte mit Karl dem Groſsen herbeiführt, zuletzt durch einen demüthigen Aufzug der Krieger und bis auf den Gürtel entblöſsten Frauen mit der Königin, vor dem erzürnten Karl, der nun auch noch die übrigen (laut Alberichs, zwei) Verräther schleifen und hängen läſst. Zugleich wird beider Sohns Ludwig Hochzeit mit Blankaflor, der Tochter Almerique's von Narbona (nicht *Naaman's* = Naimas von Baiern, im Widerspruch mit der Geschichte[1] und mit den Französischen und Deutschen Gedichten von Wilhelm von Oranse), in Paris prächtig gefeiert; dabei auch Baruquel zum Ritter, *Mayordomo mayor* erhoben und mit Burg und Gebiet von Malete belehnt.

---

[1] *Baruquel* entführt Karl dem Groſsen sein bestes Roſs auf ähnliche Weise, wie Reinold den Bayard, und Guiomar stiehlt ihm im Schlafe sein Schwert Giosa (*Joyeuse*).

[2] Wolf 147 bemerkt hiebei, daſs den *Buovo d'Antona* sein Roſs *Rondello* (Franz. *Hirondelle*) eher erkannte, als seine Gattin Drusiana (*Reali di Francia* IV, 24), und in der *Spagna* Karls des Groſsen Hündchen ihn eher, als die Königin. *Ginguené hist. litt. d'Italie* IV, 160. — Der Hund des Odysseus nicht zu vergeſsen.

Die Hauptabweichung von Alberichs Auszug ist die Verwandlung der Longobardischen Königstochter in eine Griechische Kaiserstochter. Wenn aber Alberich hier mehrmals die Erdichtung von der wahren Geschichte unterscheidet, so ist doch eben die von ihm angeführte Vermälung Karls mit der Longobardischen Sibilia eben nicht weiter beglaubigt.

In dem Altenglischen Gedicht *Syr Tryamour* stimmt der Anfang, von den Aeltern bis zur Geburt des Helden, in den Grundzügen so auffallend überein, daſs eine Nachbildung des ersten Theils bis zur Niederkunft der Sibilia, mit veränderten Namen, um so sicherer ist, als das Gedicht sich ausdrücklich auf Romanische Erzählung beruft.[2]

Kürzlich hat F. Wolf in Wien auch einen alten Niederländischen Druck dieser ganzen Dichtung aufgefunden, welche auſserdem noch in einer Romanischen Chronik vorkömmt, und wird über deren Verhältnis nächstens erwünschte Auskunft geben.

---

[1] Alberich nennt sie Irmengard, wie in den Gedichten ihre Mutter heiſst.

[2] V. 316: *as it is in Romayne tolde*. Auszug gibt *Ellis specim. of early Engl. metr. romances* III, 182. Wolf 130.

Ueber den Schwedischen Talandus (Karls Bruder) und Hildegard vgl. zu LXVIII.

In den Dänischen beiden Volksbüchern, einer groſsern und kleinern »Kronik« von Karl dem Groſsen, welche den Schwanenritter und Elegast enthalten, findet sich diese Dichtung nicht: die darin vorkommende Sibille ist die von Rolands Bruder Baldewin entführte Sachsenkönigin, wie Jean Bodels Altfranzösisches Gedicht davon erzählt.[1]

Unser Deutsches Gedicht hat, mit Auslaſsung fast aller übrigen Namen, im ersten Theil anstatt des Baiernherzogs den Herzog Leupold von Oesterreich gesetzt, wie mehre der Babenberger heiſsen, deren Zeit und Land das Gedicht nahe steht. Der zweite Theil weicht noch stärker ab, durch die völlige Ablösung von dem Karolingischen Sagenkreis, indem die kurze Erzählung romanzenartig auf die Königin sich beschränkt, deren Wiederfindung also auf ähnliche Weise, wie bei Genoveva, Sisile, u. a. erfolgt. Wie beliebt diese Erzählung gewesen, bezeugen die vielen Abschriften derselben durch mehre Jahrhunderte.

Auch in einen Meistergesang, in des Regenbogen langem Ton, ist dieſs Gedicht gefaſst, welcher im 16ten Jahrhundert zu Nürnberg gedruckt ist.[2]

IX. Alten Weibes List. Von Konrad von Würzburg.

Der vordere Theil dieses Schwankes, die Verkuppelung, wie er örtlich und namentlich Würzburgisch, scheint auch eigenthümlich Deutsch. In den manigfaltigen fremden Darstellungen ist der hintere Theil, die Zusammenführung des Ehepaares, mit einer

[1] Früher nur bekannt durch den Auszug der *bibl. des romans* 1777, *Juill.* II, nunmehr gedruckt durch F. Michel: *La chanson des Saxons. Par.* 1839.

[2] Vgl. die nähere Anzeige dieses alten Druckes in dem Quellenverzeichnis 93.

ganz andern Erzählung verbunden, welche in anderen morgen- und abendländischen Darstellungen, und auch selbständig auftritt. Das gemeinsame Band ist eben nur das alte kuppelnde Weib: diese will aber einer sonst ehrbaren Strohwitwe dadurch den Liebhaber zuführen, daſs sie ihr Hündlein künstlich zum Weinen bringt, und der Frau einbildet, es sei ihre Tochter (Schwester, Freundin), die wegen ihrer Sprödigkeit gegen ihren Liebhaber in eine Hündin verwandelt worden.[1] Der ursprünglich Indische Zusammenhang ergibt sich zu LXVIII; in obiger Verbindung erzählen es aber mehre Bearbeitungen der sieben weisen Meister, (welche, zuerst nach dem Indischen Weisen Sendabad zu König Kuru's Zeit benannt, und in 1001 Nacht übergegangen, wie die Reisen Sindbads, oft hiemit verwechselt sind): die Griechische Bearbeitung eines Andreopulos, wie der weise Syntipas den Sohn des Perserkönigs Kyros erzieht;[2] die Hebräische Bearbeitung des 12ten Jahrhunderts, genannt die Parabeln Sendabars;[1] und die Arabischen sieben Visire, worin der Lehrer des Königssohns von Sina auch Sindbad heiſst.[2] Alle drei stimmen darin überein, daſs die Alte, als sie den Liebhaber nirgends finden kann, auf dem Markte den heimkehrenden Mann der in ihrem Hause wartenden Frau zuführt, der dann auf ihren Rath mit dem Pantoffel so bearbeitet wird, daſs er froh ist, sie zu begütigen.

---

[1] *Petri Alfonsi disciplina clericalis ed. V. Schmidt* XIV, der dazu die Erzählung der Griechischen 7 w. Meister zuerst mittheilt, und hinweist auf die Franz. Bearb. aus der *Disc. cler.* im *Castoiement* bei *Barbazan-Méon* II, 92. Legrand III, 394 (Deutsch IV, 132); in Steinhöwels Aesop. (Freiburg 1555, 4. Bl. CII. Fab. X); *Gesta Romanor.* c. 28. Hans Sachs Fastnachtspiel „das weynent Hündlein" (IV. 3, 28) hat Italienische Namen. *Loiseleur* 107 verweist noch auf die sieben Visire (der Engl. Uebers. S. 100), die Parabeln Sendabars, die Indische groſse Sammlung *Vrihat-Kathâ* (LXVIII), und in den *additions* auf *les Fantasies de mere Sote* (*par P. Gringore. Par.* 1516, 4). Legrand nennt als Nachahmung *le doctrinal de Sapience* und *Grand Caton en vers*, ohne nähere Angabe. Vgl. noch A. Kellers Einl. zu den *sept Sages* CXLV und zum Büheler 47.

[2] Vollständig herausgegeben von *J. F. Boissonnade. Par.* 1828, 12, nach der von *Dacier* (*Mém. de l'Acad. B.* XLI, 501) angeführten Pariser Handschrift, welche V. Schmidt auch früher (1827) bei seinem Abdrucke der der *discipl. cler.* entsprechenden Erzählungen aus der Wiener Handschrift, verglichen hat. — Neugriechisch erschien „Syntipa" schon 1805 in Venedig.

Selbständig, ohne jenen ersten Theil, steht diese Kuppelgeschichte auch schon in dem Persischen Tutinameh, d. i. Papageienbuch, Nachterzählungen eines Papageien, von Neschebi im Jahr 1329 vollendet, von Kaderi nach dem 15—16ten Jahrhundert in Indien Persisch verkürzt, mit anderen Erzählungen,[3] dann auch ins Hindostanische übertragen.[4] Hier, bei Kaderi,[5] lebt die Frau lustig während Abwesenheit des Mannes, und als dieser nachts heimkömmt, wendet er sich an eine Kupplerin, welche ihm seine eigene reichgeschmückte Frau zuführt: diese ruft sogleich alle Nachbarn über die von ihr versuchte Treulosigkeit ihres Mannes herbei, die hierauf Frieden stiften.

---

[1] Gedruckt zu Konstantinopel 1517: Venedig 1544. 1605. Ins Deutsche übersetzt von H. Sengelmann. Halle u. Leipz. 1842.

[2] Verdeutscht von M. Habicht, in der mit ihm und K. Schall von mir vervollständigten 1001 Nacht (erste Ausg. Breslau 1823. 12. Fünfte A. 1848. 8.) N. 979 ff., Erzählung des vierten Visirs (N. 989); im Syntipas des dritten Weisen zweites Beispiel.

[3] Kaderi's Werk ist in Calcutta Persisch und Englisch (von Gladwin) herausgegeben, in London 1801 wiedergedruckt: *The Tooti Nameh or tales of a Parrot*. Eine andre Ausgabe, Persisch und Englisch von Hadeley, erwähnt *Dr.* L. Iken in der Verdeutschung nach Gladwins Uebersetzung S. 151, welche Prof. J. G. L. Kosegarten aus dem Persischen berichtigte, erläuterte und zugleich mit Entdeckung des ältern Werkes Neschebi's in einer Handschrift und Erzählungen daraus bereicherte (Stuttgart 1822). Vgl. Goethe's Werke XLVI, 289.

[4] *Tota Kahanee: a translation of the popular Persian tales, entitled Tuthi Nameh, under the superintendence of J. Gilchrist: Hindostany prose. 2. edit. Calcutta* 1810. 4.

[5] Achte Erzählung, bei Iken S. 48.

Dem nähert sich sehr, obschon durch anderweitige Vermittelung, das Fastnachtspiel unsers Jakob Ayrer, des Nürnbergischen unmittelbaren Nachfolgers Hans Sachsens. »Wie einem Weib jhr eygener Mann vnwiſsenter Ding verkuppelt wird, durch eine erfahrene Kupplerin.«[1] Anderseits stimmt es auch darin zu unserm Gedicht, als die alte »Elſsbeth,« auch »die Zottet Elſs«[2] genannt, selber erst einen »verhurten Pfaffen Emerich« und die Frau zum Liebeshandel verwickelt. Diese junge Frau »Eva« ist erbost auf ihren den Buhldirnen und Trunk nachlaufenden Mann, und geht aus, sich zu rächen. Die Kupplerin kauft vom Sündenlohne des »Chorherrn« auch einen Säckel als angebliches Geschenk desselben, und veranstaltet die Bulerei in ihrem Hause, »zu der rothen Scheiben.« Der Chorherr wird durch die letzte Oelung eines Kranken verhindert. Vor Eintritt des Mannes versteckt sich die Frau, belauscht ihn, tritt dann scheltend und schlagend, mit Korb oder Besen, hervor, und jägt ihn nach Hause. Sie rauft sich dann noch mit der Kupplerin, die zuletzt auch noch von dem Mann abgeschmiert wird, ihr Handwerk bereut und aufgibt. Eva beschlieſst zufrieden mit der Beſserung ihres Mannes, und gelobt, ihre Ehre nicht mehr aufs Spiel zu setzen.

Die angegebene Oertlichkeit ist wol in Nürnberg zu suchen, von diesem jedoch das Fränkische Würzburg des Gedichts nicht fern, sodaſs die nahe Zusammenstimmung der sonst durch Jahrhunderte getrennten beiden Darstellungen aus gemeinsamer Ueberlieferung sich wol begreift.[1] Der vermuthlich dort heimische Dichter, der arme Konrad konnte doch wol der berühmte Konrad von Würzburg sein, da dieser auch manchmal über Armut klagt, und ein fahrender Singer war,[2] der diesen Schwank vor seiner Uebersiedelung nach Süddeutschland reimte.

---

[1] *Opus theatricum*. Dreiſsig Auſsbündige schöne Comedien vnd Tragedien. Nürnberg 1618. Fol. Dahinter folgen, ohne besonderes Titelblatt, doch mit neuer Blätterzahl, „Faſsnacht oder Possenspiel, welcher an der Zahl 36 seindt.“ Schon 1610 ebd. gedruckt. Bl. 81.

[2] Die „rauhe Els“ (Elbe, Elfe?) im Wolfdietrich.

Mit zeitgemäſser Verfeinerung lieſse sich der Stoff noch wol zum Lustspiele verarbeiten.

X. *Die halbe Birn. Von Konrad von Würzburg.*

Von dieser Dichtung habe ich sonst noch keine Spur gefunden. Die ganze herbe Anlage und nackte Darstellung[3] stimmt zu den *fabliaux et contes* und weiset auf Walsches Vorbild, in damaliger Nähe Konrads, aus dessen reifer meisterlicher Zeit das Gedicht ist. Die Narrenverkleidung erinnert an die Tristans, welche Ulrich von Lichtenstein nachahmte,[4] wie Don Quixote den Amadis.

XI. *Das Herz. Von Konrad von Würzburg.*

Diese Dichtung ist dagegen desto weiter verbreitet, desto manigfaltiger dargestellt, wie schon die sieben alten und neuern Handschriften unsers Deutschen Gedichts bekunden.[5] Es ist eine ritterliche Dichtersage, welche den so häufigen Ausdruck der alten Liederdichter, zumal der in »Gottes Minne« zum heiligen Lande fahrenden, daſs sie ihr Herz bei der Geliebten zurücklaſsen und deren Herz dafür mitnehmen, geschichtlich belebt, indem der dort Sterbende der Geliebten das Herz heimsendet, die, beide Herzen unwiſsentlich in sich vereinend, dem geliebten Todten nachfolgt, zum ewigen Austausche der verklärten Herzen.

---

[1] Vgl. Minnes. IV, 726. Ein Dietmar von Rotenstein 1206 erscheint ebd. 329.

[2] Vgl. zu IV.

[3] Der Mangel an Bequemlichkeit für die nöthigsten Bedürfnisse selbst im Königshause, Z. 225, findet sich sogar noch in den Briefen der Pfälzischen Prinzessin von Orleans am Hofe Ludwigs XIV.

[4] Minnesinger IV, 358.

[5] Ausgabe von Roth. s. Quellenverz. S. 788. Erneuung von Mailath 209.

Bei der Verbindung dieser Sage mit unserm ritterlichen Dichter Reinman von Brannenberg, um Mitte des 13ten Jahrhunderts, habe ich dieselbe in ihrer frühern Verknüpfung mit dem Provenzaldichter Wilhelm von Cabestaing und mit dem Nordfranzösischen Raoul von Couci, beide zu Ende des 12ten Jahrhunderts, umständlich besprochen,[1] von welchen beiden die Geschichte des letzten und der Frau von Fajel, die auch Uhland erneuet hat, mit unserm Gedichte die meiste Aehnlichkeit zeigt, und auch dem Dichter, Konrad von Würzburg, zunächst stand.

Es gab davon auch eine kürzere Altfranzösische Erzählung, neben dem ausführlichen, unlängst gedruckten Roman in kurzen Reimpaaren mit eingeflochtenen Liedern,[2] nach Art von Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst. Gottfrieds Tristan singt zur Harfe den Britunischen (Bretagne'schen) sehnlichen

---

[1] Minnes. IV, 281. Zusätze, im Quellenverz. 96. 97.

[2] Es fragt sich, ob der von Legrand IV. 143 nach einer Königl. Handschrift des 14—15ten Jahrhunderts erwähnte Roman, von welchem Du Belloi einen Auszug gegeben und eine Abhandlung über dessen Glaubwürdigkeit geschrieben (1770), derselbe ist, welchen Crapelet herausgegeben hat (1829). Vier der von F. Michel 1830 bekannt gemachten Sangweisen desselben hat schon *Laborde essai sur la musique* (1780) II. 205. 281. 287. 291. die Burney und Forkel zu übersetzen versuchten. Von Laborde ist noch ein *Memoire hist. sur Raoul de Couci, avec un recueil de ses chansons* (23) *en vieux langage et la traduction de l'ancienne musique. Par.* 1782. 3 voll.

Lauch von Herrn Gurun und seiner Geliebten:[1] so wie in andern Romanen der *lai* von ihm und Isolden gesungen wird.[2] In dem mit Gottfrieds Tristan zunächst verwandten Altfranzösischen Tristan des Thomas von Britanie dichtet, singt und spielt Isolde in ihrer Sehnsucht diesen traurigen Liebes-*lai:* wie Herr *Guirun*, betroffen in der Liebe zu der Frau des Grafen, getödtet wird, und dieser ihr heimlich Guiruns Herz zu eſsen gibt, und von ihrem Leide, als sie's vernimmt.[3] Dieſs nähert sich mehr dem Cabestaing, als dem Coucy.

Daſselbe thut einerseits auch der noch vorhandene *lay del prison* (*du prisonnier*) oder *lai d'Ignaurès*[4] des 12ten Jahrhunderts, von **Jean Renault** aus Bassin, obgleich er anderseits durch die Vermehrung der Herzensfrauen eine eigene breitere Entwickelung hat: Ritter Ignaurès in Bretagne ist so liebenswürdig und liebesfähig, daſs zwölf Frauen zugleich sein Herz besitzen, bis die Frau des Herrn von Ariol es entdeckt, und alle sich in einem Haine vereinen, ihn unfähig zu machen, daſs er noch andere Frauen so berücke. Er entschuldigt sich mit ihrer aller Liebenswürdigkeit, und fordert diejenige auf, den ersten Streich zu thun, die ihn am meisten geliebt hat. [1] So rührt und entwaffnet er die Schönen, soll jedoch eine von ihnen ausschlieſslich erwählen. Er wählt die Frau von Ariol, und bleibt ihr fortan getreu. Das Abenteuer bleibt aber nicht verborgen, und als einst die zwölf Ehemänner bei ihrem Lehnsherrn versammelt sind, lacht einer der Burgleute über diese »Brüderschaft des H. Arnold,« und jene vernehmen Alles. Der Herr von Ariol erspäht und ergreift den Ignaurés, und die versammelten zwölf Männer beschlie-

---

[1] Z. 3524 meiner Ausg. von Gottfrieds Werken. Das Franz. *lai* (alter Nominativ *lais*) ist durch das ähnlichklingende *leich* übersetzt. Vgl. Minnes. I. Vorb. XXXIV ff.

[2] Den Tristan selber dichtete, Z. 19, 205. Vgl. Minnes. IV, 579.

[3] So besagt das Bruchstück einer Handschrift des 12. Jahrhunderts, welches F. Michel bei einem Pfarrer in Hertfortshire fand, und für den dritten Band seiner Altfranzösischen Tristansammlung (1835) bestimmte. F. Wolf, über die Lais, Sequenzen und Leiche (Heidelberg 1841) S. 52 gibt die bezügliche Stelle aus Michels Mittheilung, und S. 237 zwei Stellen aus dem *Guillaume d'Orange* und *Anseis de Carthage*, wo *la loi Gorhon*, *le lai Goron* gesungen wird. Bei der ersten Stelle liest eine andre Handschrift *Gorion*. Vgl. meine Vorl. über das Mittelgriechische Gedicht von Artus, Tristan etc. in den Abhandl. der Berlin. Akad. 1848, S. 253, wo die Beziehung auf Gero (Giron, Guiron) hienach unstatthaft ist.

[4] Legrand IV, 126 (Deut. Uebersetzung IV, 235). Die neue Ausgabe (1829) IV, 162 hat die Ursprache nicht beigefügt. Diese ist, mit zwei andern Lai's, aus zwei Handschriften, durch L. J. N. Monmerqué und F. Michel herausgegeben, Paris 1832, nur in 150 Abdrücken, und darin erst der Dichter genannt. Der Inhalt war auch den Provenzalen bekannt und Arnaud de Marsan, des 13. Jahrhunderts, nennt den Ritter *Linaure*, und auch den sonst nicht vorkommenden Verräther *Massot*. *Raynouard choix des poesies des Troubadours* II, 308. Derselbe im *Journal des Savans* 1833, *Janv.* 5. In nächstem Bezug auf dieses gemeinsame

---

Herzeſsen will der von Dante ins Fegefeuer versetzte Trubadur Sordel das Herz des verstorbenen Herrn von Blacatz vier Fürsten zu eſsen geben, sie zu beherzen; dagegen Bertram von Alamon es unter dessen geliebte Frauen vertheilen will. *Raynouard* IV, 67. 68. W. Wackernagel erinnert dabei an den neunherzigen Mann, Bischof Siegfried von Epstein, wie Reimar von Zweter ihn nennt (Minnes. II, 210), und an das Eſsen von neun ungebornen Herzen als Zaubermittel für Diebe und andere Verbrecher, bei v. Tettau und Temme Preuſs. Volkssagen S. 266. M. Haupt Zeitschr. VI, 295

[1] Der Ritter *De la Tour* in seiner *Instruction à ses filles* 1373 erzählt dieselbe List von einem Ritter gegen drei von ihm betrogene Frauen. Deutsch im „Buch der Liebe“ Kap. 22. Fauchet berichtet von Jean de Meung, daſs er durch ähnliche Wendung der Rache der Hofdamen entging, die sich durch seinen Roman von der Rose unverblümt beleidigt fanden. Weitere Uebertragung in Italienische und Französische Erzählungen weist Legrand nach.

sen, ihm das Herz auszuschneiden und es ihren Frauen zu eſsen zu geben. So geschieht's: die Frauen, deren Liebe für den Unglücklichen wieder erwacht, wurden zu einem Male vereint, und ihnen nach demselben das entsetzliche Gericht verkündet. Alle preisen nun den Genoſsenen, und nehmen fortan keine Speise mehr.

Diese von Imbert erneute Erzählung, deren Eingang die Zeit angibt, da Poitou und Frankreich noch getrennt waren, vor Philipp August, betrachtet Legrand als die Grundlage der beiden Uebertragungen auf Cabestaing und Couci, in deren Geschichte sie gleich wenig beglaubigt ist. Ein älterer gemeinsamer Sagengrund ist aber auch für den Ignaurès anzunehmen, dessen zwölffach getheiltes Herz mit den zwölf ihm im Tode getreuen Treulosen und deren zwölf hartherzigen Männern zwar einen märchenhaften Anstrich haben, aber noch mehr eine spätere pikante Zurichtung verrathen, im frivolen Französischen Geschmacke, der z. B. auch im Roman von Hug Schapter, jedoch nicht so anstöſsig, erscheint.

Ein Leich des Minnesingers von Gliers,[1] Heinrich von dem Turlin in der Abenteuer-Krone,[2] und der Schwank vom »Weinschwelg«[3] gedenken des Unglücklichen der erschlagen und (d. h. dessen Herz) gesotten, und den Frauen, die sein nicht vergeſsen wollten, zu eſsen gegeben ward. Die Mehrzahl der Frauen stimmt zum Ignaurès, und der Name Gralant, welchen beide Gedichte ihm geben, ist nur Verwechslung mit dem anderweitig auch bei Deutschen Dichtern berühmten Gralandes-Leich.[4]

---

[1] Minnesinger I. 108.

[2] Der Heidelb. Hds. B. 269: *Vnd da man Gralanden sol.*

[3] Quellenverzeichnis 16. Wiederholt in W. Wackernagels Altd. Leseb. 2. Ausg. 575.

[4] *Barbazan Meon* IV. 57: *Lay de Graelent par Marie de France.* Legrand I. 125: *lai de Gruelan*, sehr ähnlicher

Aus dem Französischen ist wol zunächst die Altenglische Romanze, der Ritter von Couci und die schöne Frau von Fajel;[1] so wie die Spanische Uebertragung auf einen Marques von Astorga zu König Karls II Zeit, obgleich diese auf Eigenthum Anspruch macht.[2]

Aus der einfachen Ueberlieferung rührt Boccaccio's schöne Novelle her (Decam. IV, 9), zunächst wie er sagt, aus Erzählung der Provenzalen, und wol aus den alten chronikenartigen Lebensbeschreibungen der Provenzaldichter,[3] weil überhaupt keine Provenzalische *contes et fabliaux* bekannt sind, und bewährt so eine bewundernswürdige Ausbildung zur kunstreichen Novelle. Die heimischen Provenzal-Namen sind auch alle behalten, nur Italienisch ausgesprochen, Guardastagno für Cabestaing u. s. w.[4]

Petrarca führt im Triumph der Liebe (IV, 53) auch den Wilhelm (von Coucy) auf, den sein Gesang in der Blüte hinraffte.

Inhalt mit dem vorhergehenden *lai de Lanval*, von derselben. Roquefort hat in seiner Ausg. ihrer Werke (I, 202. 486) ihr auch beide lai's zugeschrieben, da jener als Wiederholung ihr doch schwerlich gehört, auch nicht in der Londoner Handschrift steht. Vgl. Wolf S. 238. Ich habe das Gralands-Lied verdeutscht in den „Erzählungen und Märchen" Bd. 1 (Prenzlau 1825), S. 81: welche Sammlung in 2 Bänden, aus dem Morgen- und Abendlande, auch oben S. XLI anzuführen war. Die von Gräſse II, 1121 angegebene Nachbildung in *Cento novelle antiche n* 39 findet sich darin nicht.

[1] *Ritson anc. Engl. metr. rom.* (*Lond.* 1802) III, 193: *The knight of Curtesy and the fair Lady of Faguell.*

[2] Ideler Gesch. der Altfranz. Nat.-Lit. S. 127.

[3] Aus einer Handschrift in Manni's Geschichte des Decamerone (Florenz 1742); darnach übersetzt in (Millot's) *hist. des troubadours* (*Par.* 1774) *t.* I. *p.* 134—149.

[4] Nostradamus in seiner Bearbeitung der älteren Lebensbeschreibungen der Provenzaldichter nennt die Frau Triclina Corboneila und ihren Mann Raimond di Seglians, und setzt den Tod des Dichters 1213

Den Nordfranzösische Castellan von **Couci** kennt schon Legrand als Helden zweier moderner Tragödien, und gewiss sind noch mehre vorhanden. —

Verwandten Inhaltes ist die noch bekanntere Novelle **Boccaccio's** (IV, 1), wie der Fürst **Tancred von Salern** dem bei seiner Tochter **Gismunda**, verwitweten Herzogin von Capua, betroffenen Diener **Guiscardo** das Herz ausschneiden und ihr in einem Goldgefäſse geben lieſs; worauf sie, es küssend und beweinend, bereit gehaltenes Gift aus dem Gefäſse trank, und es an ihr Herz drückend starb.[1]

Diese Novelle ist noch viel häufiger nachgeahmt und bearbeitet: Lateinisch von **Leonardo Aretino** 1438;[2] in Terzinen von **Michael Accolti** (st. 1483); abermals in einer Novelle von **Hier. Benivieni** 1485,[3] und von **Parabosco** im 16ten Jahrhundert; in Lateinischen elegischen Versen von **Philipp Beroaldus** (st. 1558), die von **F. Habert** 1553 und von **R. le Blanc** 1553 Französisch übersetzt erschienen;[4] in Italienischen Oktaven von **Annibal Guasco**; und in fünf Italienischen **Trauerspielen**, eins des 15ten Jahrhunderts, drei des 16ten, und eins des 17ten.[5] — Eine **Französische** *Piteuse et lamentable histoire* erschien in Lyon 1520.[6] — In **Englischen** Oktaven dichtete sie **Will. Walter** im 16ten Jahrhundert.[7]

---

[1] *Ed. du Méril hist. de la poésie Scandinave* p. 348 weist auf Boccaccio's Quelle in einer Erzählung, welche *Lami novelle letter.* 1755, *p.* 241 aus einer Handschrift der Riccardischen Bibl. in Florenz mitgetheilt hat.

[2] In den Werken des Aeneas Sylvius und bei Manni. Einzeln: (Rom) o. J. 4; Florenz 1487. 4. und häufig. Franzos. Uebers. v. J. Fleury. Paris 1493. und öfter. Gräſse. II. 2. 1122.

[3] Ebert bibl. Lex. V. Schmidt zu Bürgers Ballade S. 43.

[4] Gräſse a. a. O.

[5] Bei Manni näher angezeigt.

[6] *Melanges tirees d'une grande bibliotheque* X. 277.

[7] *Warton hist. of Engl. poetry* II. 233. Gräſse 1123

Fünf Engländer haben davon ein ungeheuerliches Trauerspiel mit vier Chören verfaſst, das vor der Königin Elisabeth 1568 aufgeführt wurde.[1] Dryden blieb bei der Erzählung, in gereimten Jamben (1779).

Aretins Latein hat Nicolaus von Wyle im 15ten Jahrhundert verdeutscht;[2] und Hans Sachs hat aus Boccaccio's Novelle (die auch in »Schimpf und Ernst« Deutsch steht) eine »klägliche Tragedi des Fürsten Concreti« gereimt, ohne Zuthat. Am berühmtesten ist diese Dichtung durch Bürgers Ballade »Lenardo und Blandine,«[3] Tochter des Fürsten von Burgund, und seine viele Nachahmer geworden, deren Verhältnis zu Boccaccio's edler Darstellung schon W. Schlegel treffend gewürdigt hat,[4] als völlig, in Form und Behandlung, verunglücktes Zerrbild. Schlegel gedenkt dabei noch der etwas fratzenhaft die Ballade begleitenden Zeichnungen eines Herrn von Götz, und des Gemäldes von Hogarth, der den edlen Italienischen Styl aus dem Stegereif überbieten wollte, diese Novelle dazu wählte, und auch nur eine Caricatur malte.

Der »fleischlich, blutig unnatürliche« Inhalt dieser und der verwandten Wälschen Dichtungen erzeugte freilich derlei Ungeheuer; und in diesem Sinne sagt

---

nennt noch: *the amerous hist. of Guisc. and Sygism. Lond.* 1532. 4. und *the stately tragedy of G. and S. Lond.* 1597.

[1] Mit Aenderungen durch Rob. Wilmot, einen der Fünfe, gedruckt 1592; wiederholt in der Dodsley'schen Sammlung II, 153. Naheres darüber, mit übersetzten Stellen, bei Schmidt 32; ebd. 35 über Drydens Gedicht.

[2] „Tranſslation oder Tütschungen.“ Straſsburg 1510.

[3] Balladen und Romanzen der Deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von V. Schmidt (Berlin 1827) S. 43, wo, sowie in den Beiträgen, noch mehr Ausführungen und litterarische Nachweisungen.

[4] Charakteristiken und Kritiken von A. W. Schlegel und F. Schlegel (Königsberg 1801) Bd. 2. S. 51 ff.

schon Legrand, wenn eine Sammlung Erzählungen für die Kambalen gemacht werde, dürfe man diese nicht vergessen.[1]

XII. *Das Auge.*

Diese nur in zwei Handschriften befindliche Erzählung weiſs ich nicht anderweitig nachzuweisen. Sie scheint dem Inhalte nach ebenfalls Wälscher Abkunft. Die selbständige Darstellung derselben durch **Herrand von Wildonie**, welcher vermuthlich der Minnesinger dieses Namens ist,[2] spricht auch für Uebertragung aus dem nahen Walschland, aus welchem Wildonie eingeständlich eine andere Erzählung (XLIII) überkam. Seine Darstellung ist aus der einzigen Handschrift zur Vergleichung im Nachtrage (S. 713) gedruckt.

XIII. *Frauentreue*[3]

und

LXVII. *Friedrich von Auchenfurt. Von Jansen Enenkel.*

Beide Gedichte haben gemeinsame Grundlage. Sie theilen dieselbe noch mit einem dritten, ja vierten. Die Altfranzösische Erzählung des **Jacques Basin** von den drei Rittern und dem Frauenhemde[4] lautet so: Drei Ritter, zum Turnier ziehend, erbieten der schönen Frau eines von ihr beherrschten Herrn, der sie gastlich bewirthet, jeder für sich, ihren Minnedienst bis zum Tode. Sie weist alle ab, sendet ihnen jedoch durch einen Knappen ihr Hemde nach, und will den als ihren Ritter annehmen, der in diesem Hemde, bloſs mit Panzerhosen, Helm, Schild und Schwert gewaffnet, das Turnier besteht. Die beiden reichen der drei Ritter greifen anfangs zu, besinnen sich aber bald, allein der dritte, arme, nur mit einem Schild-Knappen versehene, aber streitbarste und kühnste Ritter, wagt es, schenkt dem Boten ein schon gewonnenes Ross, reitet getrost so im Frauenhemde zum Kampfe, „tränkt sein Schwert mit Blut“ und erringt den Preis des Turniers. Schwer verwundet, will er jedoch das Hemde während der Heilung nicht ablegen. Seine darob höchst erfreute Herrin laſst ihn durch ihren Boten trösten und reichlich verpflegen. Bald genesen, eilt er zu ihr, als ihr Gemal eben einen groſsen Hof halten will. Da fordert der Ritter, daſs seine Herrin bei dem Festmale das blutige Hemde trage. Sie war sogleich bereit, und erschien darin zu aller Erstaunen und Bewunderung. Die beiden feigen Ritter, die auch gekommen, schlichen beschämt weg, und der kühne erhielt auch seinen höchsten Lohn, welchen der Gemal ihm nicht streitig machte. —

---

[1] Die gemeiniglich auch hieher gezogene Altfranz. Erzählung von der *Chatelaine de Vergy* (*Barbazan-Méon* IV, 296. Legrand IV, 49, auch bei Boccaccio III, 10 erwähnt, und ähnl. Erzählung im Heptameron VII, 10, und Tragödie von Belloy) hat nur das geheime Liebesverständnis und den Tod Beider gemein, ohne das blutige Herz. Und die von Stollberg als Ballade „die Büſsende“ gedichtete Erzählung der Königin von Navarra (Heptameron IV, 2) gehört noch weniger hieher. Vgl. V. Schmidt 121.

[2] Minnesinger IV, 299.

[3] Abdruck bei Mailath 275. Auszug bei Genthe II, 247. vgl. Nachträge.

[4] Méon nouv. rec. I, 91. Legrand I, 161: *Les trois che-*

Die Vergleichung ergibt nähere Aehnlichkeit mit dem auch in Walschland spielenden Herrn von Auchenfurt: aber die in beiden Deutschen Gedichten verherrlichte Frauentreue erhebt beide Frauen bedeutend über die Französische leichtfertige, von Allen gebilligte

---

valiers et la chemise. Als Eingang gibt er eine Stelle eines andern Gedichts, die schwungvolle Verherrlichung eines kühnen Rittersmannes. (Deut. Uebers. I. 201). In Renouards Ausgabe (1829) I, 229 heiſst der Dichter *Jakes de Basin.* Legrand hat unter Jaques Basir's Namen noch eine Erzählung: *la vessie du curé.*

Dame, welche selber das Hemd-Abenteuer mit dem daran geknüpften und gewährten Lohn erst hervorruft. Die Römische Gräfin erbietet zwar auch so ihr Kleid, aber nur um abzuwehren, und gewährt keineswegs die verheiſsene Gunst. Der Ritter verzichtet auch edelmüthig darauf, und bedingt nur, daſs die treue Gattin im blutigen Kleide beim Pfingstfest in der Kirche erscheint, die nun erst ihrem würdigen Gemal alles offenbart. — Edler noch und herzlicher erscheint die schöne Bürgerin der »Frauentreue.« Ihre Schönheit entzündet den kühnen Ritter von selber zum Berserkerkampf im bloſsen seidenen Hemde, und reizend und beweglich ist, wie die zarte Frau endlich nur auf Zureden ihres braven Mannes seinem Freunde, dem Ritter, das Speereisen zitternd aus der Wunde zieht; ergreifend ist es, wie sie den Leichnam des nächtlich zu ihr eingedrungenen verbluteten Ritters selber hinausträgt; und die rührendste Weihe erhält diese glühende Liebe durch ihr Todesopfer in der Kirche, welches sie nicht bloſs durch ihre Kleider darbringt, sondern auch durch ihr brechendes Herz, von Allen beklagt. Das ist gewiss die edelste und innigste, ächt Deutsche Gestalt dieser Dichtung, zugleich die einfachste, während in der Französischen noch die beiden kleinmüthigen Ritter zum Gegensatz dienen müſsen. Die durchweg freie und erweiternde Ueberarbeitung in der jungen Laſsbergischen Handschrift hat sehr roh nach der Heilung des Ritters eine verabredete Zusammenkunft anstatt seines unversehenen Eindringens gesetzt.

Der romantische Mythus, daſs das Hemde der Geliebten nicht minder zum ritterlichen Schutze diene, wie St. Georgs Hemde dem Helden Wolf-Dietrich, ja der heilige Rock dem König Orendel, wiederholt sich auch sonst noch. In dem alten Prosa-Roman *Tirant le Blanc* (vgl. oben zu VI) verlangt dieser Ritter von seiner Herrin eins ihrer Hemden, und trägt es im

Streite. Anderseits bemerkt Legrand aus des Ritters *de la Tour-Landri instructions à ses filles 1373* (oben S. CXIX), wie ein der Vergiftung beschuldigtes Fräulein durch einen Ritter im gerichtlichen Zweikampfe gereinigt wird, und als dieser, tödlich verwundet, ihr sterbend sein blutiges Hemde sendet, daſselbe zeitlebens trägt.

XIV. Der Schüler zu Paris

ist zum Theil auch mit den beiden vorigen Gedichten verwandten Stoffes. Der traurige Ausgang, die Verblutung (zwar vom Aderlaſs, der im Tristan nur die Umarmung verräth) und das Todesopfer in der Kirche stimmen völlig mit XIII Frauentreue. Der Hauptunterschied ist die beiderseitige Freiheit der jugendlichen, verzehrenden Liebe, welche jedoch gehemmt, auch der Heimlichkeit und Listen bedarf.

Diese Schlauheit, wodurch das versperrte Mägdlein ihren Beichtiger zum unwiſsenden Unterhändler ihrer Minne macht, ist der Hauptinhalt vieler anderer Erzählungen und auch Lustspiele, welche seit Boccaccio's bekannter Novelle (III, 3) sich wolgefällig wiederholt haben. Die muthwillige, vornämlich die Geistlichkeit verspottende Novelle wird für eine gleichzeitige Florenzer Stadtgeschichte ausgegeben, weshalb man die Namen verschweige, und das listige Weib ist die adelige Frau eines Wollarbeiters. Eine Novelle Massuccio's von Salern[1] gibt sich auch für gleichzeitig; es ist aber ein Fürst von Salern und eine vornehme Neaplerin, und der vermittelnde Priester durchschaut ihre List. — Bei Bonaventure de Periers (*nouv. CXIV*) ist es eine junge Frau in Orleans und ein Schüler, und der gefoppte Beichtiger rächt sich, indem er laut von der Kanzel herab die Frau bezeichnet, die ihn zum Kuppler gemacht habe.[2] — Dann erzählt

---

[1] *Le cinquanta Novelle* (Venedig 1531) *nov.* 30.

[2] Dazu wird in der neuen Ausgabe von P. L. Jacob (St. Croix)

Bebelius davon Lateinisch einen kurzen Schwank, und seitdem ist dieſs Abenteuer bald länger, bald kürzer, zahllos wiederholt. — Auch für die Bühne ist der dazu so geeignete Stoff verarbeitet, namentlich in zwei **Englischen** Lustspielen: von J. **Marston**, einem Zeitgenoſsen Shakspeare's, im „Parasitaster," wo die Tochter des Herzogs von Urbino mit dem Sohne des Herzogs von Ferrara ihren Vater als Vermittler gebraucht;[2] dann von Th. **Otway**, zur Zeit Karls II, wo die Frau des reichen Dunce ihre Liebschaft mit einem Hauptmann ganz ihren Mann selber vermitteln läſst.[3] — **Moliere's** *école des maris*, aus Boccaccio's Novelle, erhält sich noch lebendig auf der Bühne.

XV. Hero und Leander.

Das kurze antike Epos hat neben der klassischen gymnastischen Schönheit zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft mit der Romanze; und wie es manigfaltig in solcher Romanischen und Germanischen Liedesgestalt und kurzer Erzählung gedichtet und noch lebendig ist, nicht nur an dem zugleich trennenden und verbindenden verhängnisvollen Meere, sondern auch tief im Lande, an Strömen und Seen: so geht diese Dichtung auch weit ins Morgenland zurück, bis in **Indien**, und ist vielleicht auch selbst in Namen dort heimisch. Am Gestade des Chinab, im Pendschab, leben im Munde

---

(*Paris* 1843; die erste Lyon 1558. 4) bemerkt, die Erzählung stehe auch in den *Cent nouvelles nouvelles, et recueilli aussi par Henri Etienne chap.* XV. und etwas Aehnliches enthalte **Lafontaine's** Erzählung *du Magnifique*. — In den *Cent nouv. nouv.* finde ich sie jedoch nicht. H **Stephanus** hat sie in seiner Einleitung zur Apologie Herodots.

[1] *Facetiae* (*Tübing.* 1670) *p.* 96.

[2] *Parasitaster, or the Fawn* 1606; wiederholt in den *Old plays* (London 1816), II, 291.

[3] Works (Lond. 1757) II. 131. Mehr über beide Lustspiele und übersetzte Stellen des ersten gibt V. Schmidt Beitr. 16 ff.

des Volkes viele Lieder, welche das Unglück der treuen Geliebten Hir und Rânjha beklagen, und wird dort ihr Grabmal gezeigt,[1] wie das der Hero und Leanders am Hellespont.

Vor dem Gedichte des Alexandrinischen Grammatikers Musäus im 5—6. Jahrhundert ist die Sage im Griechischen und Römischen Alterthume zwar lebendig, wie die elegische Griechische Grabschrift am Hellespont von Antipater aus Thessalonich bezeugt:[2] die Erzählung in 12 Griechischen Hexametern ist jedoch nur ein Cento aus Homer;[3] und es scheint kein altes bedeutendes Gedicht vorhanden gewesen zu sein. Virgil gedenkt der Geschichte,[4] und Ovid besingt sie in zwei Heroiden (18. 19) in seiner losen Manier. Nur das sinnliche und antike Verhältnis erscheint bisher. Erst Musäus, obgleich noch in antiker Götterwelt, hat die sich selbst genügende innige Liebe über den Tod hinaus, dargestellt, und so die dem Stoffe wol ursprünglich inwohnende Gefühlstiefe mit der nackten Schönheit verschmolzen; so daſs sein Gedicht selber einen Uebergang bildet, und noch vor allen andern antiken, durch Uebersetzung, Nachahmung und manigfaltige Verarbeitung in die gesammte Romanische und Germanische Poesie übergegangen ist.

Vermuthlich gab es, wenn auch nicht Provenzalische, doch Altfranzösische Gedichte, neben dem unsern. Dante spielt auf den Inhalt an.[1] — Straparola hat in einer seiner Nachterzählungen,[2] ohne alle Beziehung auf die Griechische Dichtung, es scheint, aus örtlicher Sage, sie stark herabgezogen, sie mit Wälscher Hinterlist und Rache verstrickt, und zugleich die Rollen vertauscht: Der Held Theodoro wohnt auf einem wüsten Eiland zwischen Ragusa und der Insel Mezo, wo er Almosen sammelt und die Liebe der schönen Malgherita erwirbt, die allnächtlich zu ihm schwimmt, aber von Fischern entdeckt und ihren Brüdern verrathen wird, die, während der eine den Theodoro durch scheinbar erbetene Zuflucht in der Hütte zurückhält, mit der Leuchte im Boote die Schwimmerin weit ins Meer verlocken, sodaſs sie darin versinkt. Am dritten Tage treibt ihr Leichnam an Theodoro's Eiland, wo er trauernd, sie mit Blumen geschmückt begräbt.

---

[1] *Les aventures de Kâmrûp par Tahein-Uddin, traduites de l'Hindoustani par Garcin de Tassy* (*Paris* 1834) *p.* 11, *n.* 3, wo Obiges aus des Afsos Araisch-i Mahfil *p.* 191 angeführt, und dazu bemerkt wird, diese beiden Liebenden seien in Indien nicht minder berühmt, als Kâmrûp und Kala, Nal und Daman, Manasora und Madhmâlet.

[2] Aus der *Anthol. Gr. ed. Jacobs* I, 510 wiederholt, mit Lat. und Deut. Uebers. von Grotius und Jacobs, bei V. Schmidt zu Schillers Ballade S. 270.

[3] *Analecta* III, 148. V. Schmidt 271 weist sie einzeln nach.

[4] *Georgic.* III, 258.

Der Spanier Juan Boscan übersetzte den Musäus in reimlosen Jamben; wonach Luis de Gonzaga y Argote (st. 1627) in einer burlesken Romanze das Gedicht parodiren, und zugleich den Uebersetzer lächerlich machen wollte.[3] Zwei Spanische Romanzen finden sich in den groſsen Sammlungen.[4] Lope de Vega bearbeitete den Stoff für die Bühne, sowie Mira von Mescua, auf dessen Stück Calderone anspielt.[5]

In England erschien 1593 Marlow's, des ältern Zeitgenoſsen Shakspeare's, Bearbeitung des Musäus, welche Chapman vollendete, und ward sehr beliebt auch von Shakspeare selber.[6]

---

[1] *Purgatorio* XXVIII, 71.

[2] VII, 2. Uebersetzt in E. v. Bulows Novellenbuch. II (1835), 1.

[3] Mehr bei V. Schmidt 277, mit Beweisstellen.

[4] Bei Depping, neue Ausg. II, 443.

[5] In *La Dama duende*. Die von Schmidt 273 übersetzte Stelle. Lope's *Hero y Leandro* erwähnt v. Schack II, 698.

[6] Stellen darüber, aus *Nash Lenten Stuff* 1599, und Shakspeare's zwei Veroneser I, 1, III, 2, bei Schmidt 275.

Unser Altdeutsches Gedicht behält zwar noch die antiken Namen, ist jedoch eine völlig eigene herzliche Darstellung.

Hans Sachs hat im Juni 1541 eine „Histori,“ kurze Erzählung gedichtet: „Die unglückhafft Lieb Leandri mit Fraw Ehron,“ und beruft sich dabei (mit seiner nächsten Quelle) auf „Musäus.“[1] Diesen verarbeitete auch J. B. von Alxinger, Wielands Nachahmer, dem auch das in Wielands Ton und Reimweise verfaſste Gedicht zugeeignet ist.[2] F. Passow endlich lieferte (1810) den Musäus in kunstgerechter Uebersetzung.

Aus lebendiger Ueberlieferung aber kommen die mancherlei alten und eben noch lebenden Deutschen, überhaupt Germanischen Volkslieder. Im Quellenverzeichnis, unter 96, sind zu dem Hochdeutschen Liede in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts nachgewiesen: das Hochdeutsche mündliche Lied der mit Büsching von mir herausgegebenen Sammlung; wie die beiden im Wunderhorn I, 235. II, 252,[3] das letzte von H. Schloſser mitgetheilt (die beiden ersten Strophen des ersten stehn schon bei G. Forster frische Liedlein. Nürnberg 1540. Nr. XLIX); das Lied aus dem Oberschlesischen Kuhländchen, mit dem eigenen Zuge, daſs der Fischer der Mörder des Königssohns ist; das Westfälische Lied (wie das Münsterländische, durch Anna v. Droste-Hülshof in Uhlands Sammlung 91); das Ostfriesische

---

[1] B. I, Th. 2, Bl. 137 der Fol.-Ausg. 1560. Von Schmidt 274 wiederholt. Erneut, in Büschings H. Sachs Bd. I (1816), S. 214.

[2] Deutsches Museum 1785, Bd. II, S. 289. Stellen daraus bei Schmidt 276.

[3] Der neuen Ausgabe I, 334. 336, und 338 auch das Westfälische Lied nach Haxthausen wiederholt. Vgl. v. Erlach's Samml. II, 137. 580.

Lied; das Brusseler Lied; das Holländische Lied.[1] —

Danisch werden zwei alte einzelne Drucke angefuhrt in der Sammlung von Abrahamsen, Nyerup und Rahbek (Kopenh. 1812—1814, 5 Theile), Th. V, S. 67: „En ny Klagevise, hvorledes en Kongesön gav sig selv udi Livsfare for sin Kjærestes Skyld, og derover druknade. Kan synges som: Svend Felding sidder paa Helsingborg," 1689; wiederholt 1698. 4 Bl. in 8. Das Lied selber wurde, als Uebersetzung des zweiten Liedes im Wunderhorn, nicht aufgenommen, steht aber in der Fortsetzung dieser Sammlung von Nyerup und Rasmussen, »Udvalg af Danske Viser« (Kopenh. 1821), S. 47. —

Schwedisch, etwas erweitert, stehn drei abweichende Ueberlieferungen in der Sammlung von Geijer und Afzelius („Svenska Folkvisor fran Forntiden." Stockholm 1816. 3 Th., und 1 Heft Sangweisen) I, 103. 106. II, 210: zwei mündlich aufgenommen, das eine mit Sangweise, das andere aus Ostgotland; das dritte aus einem Drucke von 1686. Dazu wird auch eine Handschrift des Liedes in einer Sammlung von 1500 der königl. Bibl. zu Stockholm angeführt. Die neueste Sammlung von A. J. Arwidsson („Svenska Fornsånger." Stockholm 1837, 3 Th. mit Sangweisen) II, 198 gibt das Lied mit Sangweisen aus dem handschriftlichen „Wisbok" (Liedweisen-Buch) von 1610 der Stockholmer königl. Bibl., wo es noch in zwei Handschriften steht, im Wisbok Harald Olåfsons und in Bergshammars Sammlung. — Aus Geijers Sammlung hat G. Mohnike das erste Lied übersetzt (Altschwedische Balladen, Märchen etc. S. 79).

---

[1] Die angefuhrte Sammlung ist zugleich *P.* II der *Horae Belgicae* (Breslau 1833), und nimmt das Lied aus *Oudt Amsterd. Liedboek* Bl. 79. Uebersetzt in H. Hoffmanns Liedern und Romanzen, und in O. L. B. Wolfs Hausschatz der Volkspoesie (Leipzig 1846) S. 197. — Hoffmann hatte es auch in Paderbornischer und Niederrheinischer Mundart. — Vgl. dessen Schlesische Volkslieder.

Den vollen Liederkranz beschlieſst glänzend Schillers Ballade, in welcher die ursprüngliche, tragische Elementarbedeutung des Stoffes zugleich in reicher mythologischer Fülle und antiker Schönheit ausgesprochen ist, sodaſs eins der neusten und schönsten Werke der bildenden Kunst, die Marmorgruppe von K. Steinhäuser, vollendet ausgedrückt steht in den Worten:

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen,
Von der schwer bestandnen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart.

XVI. Der Busant.

Der erste Theil dieser Dichtung, welchen ich durch den Beisatz Magelona bezeichnet habe, ist wieder Morgen- und Abendländisches Gemeingut. Es ist auch die Liebe zweier schönen Königskinder, die, von Trennung bedroht, entfliehen, im Walde ruhen, aber getrennt werden, indem ein Raubvogel ein Kleinod der schlafenden Schönen, welches der Liebende beschaut hat, entführt, und den Verfolgenden so verirrt, daſs beide erst nach langen, in den verschiedenen Erzählungen manigfaltig abweichenden Abenteuern sich wieder finden.

In 1001 Nacht ist diese Erzählung gerade diejenige, bis wohin die Handschriften zusammenstimmen, welche darnach manigfaltige Fortsetzung enthalten; sie gehört also zu den ächten alten Nachtmärchen. Es ist die Liebesgeschichte Kamaralsamans, Prinzen der Insel Chaledan, und der Badur, Prinzessin von

China;[1] deren Inhalt auch der Türkische Roman „Abenteuer des Abdul-Selam und der Prinzessin Schelnissa" ist.

Das Neugriechische Volksbuch von Emperios, dem Königssohn der Probenza und der Margarona, in politischen Reimpaaren, 1806 gedruckt,[2] ist, wie schon die Namen zeigen, nicht vom Morgenlande, sondern schon von dem Romanischen Peter von Provenze und Magelona ausgegangen.

Eine Romanische Darstellung in Reimen ist bisher noch nicht entdeckt; überhaupt keine Südfranzösische, Provenzalische, worauf doch die Heimat des Helden weist. Die in dem Roman der Heldin Zuflucht gewährende Insel bei Marseille heiſst noch Magelone, und man zeigt in der Provence noch ihr Grab. Ein Kanonikus in Magelone, Bernard de Trivies, soll zuerst ihre Geschichte im 12. Jahrhundert verfaſst[3] und Provenzalisch gedichtet,[4] und Petrarca (der Lateinische Uebersetzer von Boccaccio's Walther und Griseldis) sie verbeſsert haben. Sie wurde dann 1457 in

---

[1] *N.* 221—228. Vgl. meine Uebersicht der ersten 13 Bände der mit Habicht und Schall übersetzten 1001 N. Bd. 13. zu XLIX.

[2] *Ἱστορία τοῦ Ἡμπερίου υἱοῦ τῶν βασιλέων τῆς Προβέντζας καὶ τῆς Μαργαρώνας*, unerkannt angeführt von Fauriel, vor den Neugriechischen Volksliedern *p.* XIX; im Verzeichnis Neugriechischer Bücher von L. von Sinner, vor seiner neuen Courier'schen Ausgabe des Longus (Paris 1829) S. XXVI bis XXXVI; darnach von Struve, in den Abhandlungen der Königsberger Deutschen Gesellschaft Bd. 3 (1834) S. 65: „Iberius oder Imperius." Vgl. J. Grimm Sendschreiben über Reinhart Fuchs (Leipzig 1840) S. 60. Gräſse Sagenkr. 387.

[3] Nyerup über die Dänischen Volksbücher (Morskabslæsning. Kopenhagen 1816) S. 134. Er fügt hinzu, laut Müllers Bekenntnisse merkw. Männer Th. I. S. 260 soll Petrarca diesen Roman verbeſsert haben. Gräſse 386 führt hierüber noch an: *Gariel idée de la ville de Montpellier* II. 113 und *Millin voyage en France* IV. 1. 354.

[4] *Raynouard troubad.* II. 317.

Nordfranzösische Prosa übertragen, wie der Uebersetzer selber sagt.[1] Der Roman hat neben der romantisch-abenteuerlichen Ritterlichkeit einen gewissen frommen, ja kirchlichen Anstrich, schon im Namen des Helden, der zu Ehren desselben die beiden St. Peters-Schlüſsel zum Wappen nimmt, sowie Magelona bei der Trennung nach Rom wallfahrt, in der Peterskirche und auch sonst andächtig betet, und in ihrer milden Stiftung auf der Insel Magelona mit dem Peters-Altare verharrt, bis diese die Gelieben wieder vereinigt, bis zum Grabe darin: so daſs beide ein schönes Beispiel treuer Liebe sind. Die Vereinigung Neapels mit der Provence durch beider Sohn weist auf die Zeit des Grafen von Provence, Karls von Anjou, welcher durch päbstliche Hülfe zum Untergange der Hohenstaufen, zugleich König von Neapel ward (1266).

Die älteste bekannte Darstellung ist diese Nordfranzösische, welche schon 1480 o. O. und früh o. J. zu Lyon und Paris mit Gothischen Buchstaben gedruckt,[2] oft wiederholt, namentlich: 1490 o. O. 4; Paris 1492. 4; Rouen o. J. 4; o. J. und O.; Avignon 1524; Troyes o. J.; Lyon 1625;[3] und in der *Biblio-*

---

[1] *Ordonnee en cestui languaige . . . et fut mis en cestui languaige l'an mil* CCCCLVII. Graſse 586. Ideler Gesch. der Altfranz. Nat.-Litt. (Berlin 1842) schreibt diesen Roman dem Adenez zu, wie den Cleomades: aus Verwechslung, weil das Zauberpferd im Cleomades auch in (Spanischer) Verbindung mit Magelona steht.

[2] *Histoire des deux vrais et parfaits amans Pierre de Provence et de la belle Magelone fille du Roy de Naples. Paris* ohne Jahr 4. Wiederholt: *Avignon* 1524. 8. Görres 153. Auszug in der *Bibl. des romans* 1779, *Aout.* In (Reichards) Deut. Rom. Bibl. XIV, 75—94 steht ein Auszug von Vlps (Vulpius), darüber eine Franz. Ausg. o. O. 1480. 4: er ist aber aus dem Deutschen Volksbuche gemacht. Eine Franz. Ausg. von 1585 ist mit v. Naglers Samml. in der Berlin. Bibl.

[3] Diese sieben Ausgaben und die Lyoner o. J. 4, nennt auch Ebert Bibl. Lex.; die von 1480 nur Vulpius (Anm. 2),

thèque bleue[1] Volksbuch geblieben ist, nachdem es den Poeten **Clement Marot** noch zu einer Heroide begeistert hat.[2]

Auffallend wäre, wenn dieser Neapel und Rom so nahe betreffende Roman sich nicht auch **Italienisch** fände.[3] Vermuthlich ist die **Spanische** Uebertragung,[4] und daraus die **Katalonische**[5] von **Honorat Comalda**, aus dem Französischen gemacht, obgleich das, laut des Don Quixote (VI, 8), im Zeughause zu Barcelona, zum Zeugnis der Wahrheit aufbewahrte Zapfen des hölzernen Rosses Peters und Magelona's, dem der berühmte Zapfenhölzern nachgebildet ist, auf anderweitige Spanische Dichtungen deutet, welche mit dem zauberischen Luftross in 1001 Nacht,[6] sowie mit dem *cheval de fust* (Holzross) in Altfranzösischen Romanen[7] verwandt sind.

---

und die Pariser o. J. nur Görres, mit der von 1524 (Anm. 2).

[1] Erneuung und Bearbeitung der Französischen Volksbücher, so genannt von ihren blauen Umschlagen (welche die Weimarer „blaue Bibliothek" (von Bertuch) wiederholte), erschien in Paris 1769 in 5 Bänden, dann in Lüttich 1775. 1787. 3 Bde., und öfter. Vgl. *Mélanges tirées d'une grande bibl. Litt. E. p.* 170.

[2] *Maguelone à son ami Pierre de Provence*, als sie von ihm getrennt ist. *Esprit des journaux* 1792. *Nov.*

[3] Bisher habe ich ihn so vergeblich gesucht, auch in *G. Ferrario bibliografia dei romanzi e poemi romanzeschi d'Italia. Milano* 1829.

[4] *La historia de la linda Magelona hija del Rey de Naples y de Pierres d. P. Saviglia* 1533. 1542. 4. Görres 153. Früher schon in Toledo 1526. 4., dann in Saragoſsa 1602. 4. Ebert.

[5] *La historia del cavaller Pierres de Provença fill del conte de Provença y de la gentil Magalona fille del rey de Napoles traduyda de llengua castellana en la llengua catalana per Honorat Comalda. Barcelona* 1650. 4.

[6] LXIV. *N.* 390—403. Vgl. Bd. 13, S. 364.

[7] Im Cleomades von **Adenez**, Valentin und Urson u. a.

Aus dem Französischen zunächst ist auch wol das Niederländische Volksbuch o. J. (um 1521) zu Antwerpen 4, stark mit Versen gemischt.[1]

Das Deutsche Volksbuch ist eingeständlich aus dem Französischen übersetzt durch den sonst nicht bekannten Magister Viten Warbek, mit einem »Sendbrief« von Georg Spalatinus, der von seinem Geburtsort Spalt bei Pleienfeld benannt, als Gelehrter und Hofkaplan des Sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen, wolbekannt ist, und 1545 als Superintendent in Altenburg starb, also in der Uebergangszeit zur Reformation lebte, sodaſs seine Theilnahme für dieses der früheren Zeit angehörige Erzeugnis sich erklärt. Es erschien zuerst in Augsburg 1535,[2] seitdem öfter, namentlich 1549[3] in Frankfurt a. M. 4, 1550,[4] im Buch der Liebe 1587;[5] dann o. O. 1593;[6] zu Leipzig 1611; Nürnberg 1678,[7] und ebenda 1744 bei J. A.

---

[1] Mone Niederländ. Volkslitt. (1838) S. 62 nimmt deshalb ein älteres Niederl. Gedicht an. Bei *L. Ph. C. van den Bergh de Nederlandsche volksromans* (*Amsterd.* 1837) vermisse ich dieses Buch.

[2] Gedruckt durch Heinrich Steiner. Görres „Die teutschen Volksbücher“ (Heidelberg 1807) S. 153. Dieselbe Ausgabe fand ich, nebst vielen anderen alten Ausgaben Deutscher Volksbücher, welche mit sämmtl. Drucken aus der Heidelberger Bibliothek im Vatikan geblieben, daselbst. Briefe in die Heimat IV, 19. Die Jahrzahl 1534 ist Druckfehler. Görres berichtigte so auch die von Koch (Compend. II, 246) angegebene Augsburger Ausgabe von 1545. 4, von welcher sonst nichts erhellt.

[3] Gräſse 387.

[4] Mit der vorigen aus v. Naglers Samml. in der Berlin. Bibliothek.

[5] Gleich vorn nach dem Octavian Bl. 31—44.

[6] Berlin. Monatschrift Bd. 6, S. 300.

[7] Beide in der Romanbibl. XX, 288 bezeichnet BG, d. h. wol: Bibliothek zu Gotha, wo Reichard Bibliothekar war, von dem dieses Volksbücherverzeichnis wahrscheinlich herrührt, als Beſchluſs seiner Rom.-Bibl., indem der einzige noch folgende Bd.

Endter, seitdem Hauptdruckerei der Volksbücher, als welches denn auch die Magelona häufig o. J. und O. gedruckt ist, bis in die neueste Zeit. Erneut ist es auch in O. Marbachs Sammlung (Nr. 5). — Im 15. und 16. Jahrhundert ward der Roman zu einem Meistergesang im Langen Regenbogen-Ton vom Grafen von Savoien und seiner Frau, des Königs von Frankreich Schwester, verarbeitet, vermuthlich aus irgend einer andern Walschen „Geschrift.“[1] — Eine wahrhaft dichterische Erneuung ist die von L. Tieck, in den Volksmärchen von Peter Leberecht 1797, darnach in dem Phantasus 1812;[2] welche alle übrigen Bearbeitungen, von Morgenroth (1829), von Lyser und Anderen überflüſsig macht.[3]

Das Dänische Volksbuch ist eingeständlich aus dem Deutschen übersetzt, und in Kopenhagener Ausgaben von 1662, 1690, 1731, 1734, 1783 und o. J. bekannt.[4]

Die Isländische „Lika-Peturs- (Schlüſsel-Peters) Saga,“ oder „fogru Magelona-Saga,“ neuere Ueber-

---

zugleich erster Bd. einer Neuen Rom.-Bibl. ist, die nicht zur Ausführung gekommen.

[1] Minnesinger VI. 640.

[2] Die Volksmärchen, Berlin 1797, 3 Bde. sind zugleich Bd. 6—8 der unrechtmäſsigen Ausgabe „Sämmtliche Werke.“ Berlin 1799, 12 Bde. Der Phantasus (Berlin 1812—16. 3 Bde.) ist dann Bd. 4—6 (Berlin 1828) von „L. Tiecks Schriften.“

[3] Peter Graf von Provence oder der Ritter mit den silbernen Schlüſseln von J. F. Morgenroth. Leipzig 1829. — Abendländische 1001 Nacht von Lyser, Bd. 3. S. 123.

[4] Nyerup 185, wo die letzte den Titel führt: „En meget smuk Historie om den skjønne Magelona en Konges Datter af Neapolis og en Ridder som blev kaldet Peder med Sölvnöglen, en Greves Søn af Provinzia. Af det frantsøsiske Sprog først paa Tysk udsat og siden derefter paa Dansk. 7 Bogen in 8. Ich habe einen kürzern Kopenhagener Druck o. J. und ohne die letzte Angabe. Die Ausg. v. 1662 nennt Ebert.

setzung, könnte auch unmittelbar aus dem Französischen kommen. Sie ist dann von dem Isländischen Psalmendichter Halgrim Petursſon in Verse („Rimur") gebracht.[1]

Sollte dieser Roman nicht auch ins Schwedische[2] übergegangen sein, und ins Englische?

Aus dem Deutschen zunächst kömmt wol das Böhmische Volksbuch,[3] sowie etwa aus diesem die Polnische[4] und Ruſsische[5] Uebersetzung. —

Der zweite Theil unsers Deutschen Gedichtes, seit der Trennung bis zum Wiederfinden, weicht von allen bekannten Darstellungen der Magelona völlig ab. Ihr verborgenes Leben in der Mühle erinnert theils an die vertauschte Königstochter und Braut Pipins, der auf der Jagd sie auch in der Mühle findet und Karln mit ihr erzeugt;[6] theils durch die feinen weiblichen Arbeiten, woran sie erkannt wird, an VIII die Königin von Frankreich, Karls verstoſsene Gemahlin. Der Liebeswahnsinn des Helden hat Vorbilder genug, in

---

[1] *Halfdan Einarsson hist. litt. Isl.* p. 104: * *Petri et Magellonae (hist.) Gallice primum scripta.* Der Stern * bezeichnet die Bearbeitung in Versen. *p.* 82: *Hallgrimus Petraeus, historiam — Magellonae carminibus aliquot inclusit.* Nyerup 135.

[2] In *P. O. Bäckström Svenska folkböcker* (Stockholm 1845 bis 48. 2 Bde.) findet er sich nicht.

[3] *Hystorya o krásné kněžně Mageloně a udatném rytjři Petrowi. Wsem milownjkům k prjjemnějšjmu čtenj zrjzená a oprawena. Wytistena w Kralowe Hradcy.* 8. — *Tez na Horach Kutnách* 1805. 8 — *W Olomaunc* 1767. 8 — *W Praze* 1793. 8. Gräſe 387.

[4] *Historya o Magillonie królewnie Neapolitanskey. W Krakowie* 1701. 8. Ebert.

[5] Verdeutscht in Dietrichs Ruſsischen Volksmärchen (Leipz. 1831 S. [illegible]92.)

[6] Laut der Deutschen Sage, Grundr. 170. — Der entsprechende Altfranz. Roman ist *Berte au grand pied* von Adenez her. v. Paulin Paris. Paris 1836. Vgl. Ideler Altfranz. Nat.-Litt. 80. Gräſse Sagenkr. 290.

Iwein, Roland, Amadis, hinter denen Don Quixote nicht zurückblieb: er äuſsert sich hier jedoch mehr in thierischer Verwilderung, welche nach der Zähmung nochmals beim Anblicke des trennenden Raubvogels ausbricht, und die Wiedervereinigung herbeiführt. Diese Verthierung auf eine zeitlang findet sich auch in dem jüngern Roman von Pipins Söhnen Valentin und Ursson, d. i. Bärensohn, weil er im Bärenneste wild aufgewachsen.[1] Eigenthümlich ist das umständlich erzählte Hochzeitfest, welches die anmuthige Darstellung des Ganzen schon beschlieſst. Die Verbindung Englands und Frankreichs durch diese Hochzeit, und der Wohnungswechsel in beiden Reichen weist auf die Zeit, wo Nordfrankreich, seit der Normannischen Eroberung, noch groſsentheils zu England gehörte.

XVII. Der Frauen Turnei.

Streitbare Frauen fehlen noch weniger der Dichtung, als der Geschichte; solche Göttinnen und Heldinnen hat mit der antiken Mythe, die ein ganzes mannweibliches Volk der Amazonen kennt, die Germanische Götter- und Heldensage gemein, von Hilde, den Valkyrien und Schildjungfrauen, wie Brunhild, die um ihre Minne in vier Kampfſpielen auf den Tod stritt.[2] Auch das Ritterthum, das in Frauenverehrung, vor allen den Kampf für und um die Frauen auf sich nahm, hat noch solche reizende Erscheinungen: wie

---

[1] In Deut. Gedichten auch Namelos. Grundr. 103. Gräſse 277. Die Verbindung mit des Adenez Cleomades u. s. w. durch das hölzerne Zauberpferd ist schon berührt S. CXXXVI.

[2] In dem Türkischen Volksritterroman *Sejjid Batthâl* (Streitheld), aus der Zeit der Kriege mit Byzanz, 14—15. Jahrh.) will des Königs Hamiran Tochter Adana auch nur den heiraten, der sie im Zweikampfe besiegt. Batthal besiegt sie, nachdem sie viele Bewerber getödtet, und überläſst sie seinem Vetter Bedirun. Gesch. und Auszug von Fleischer, in den Verhandl. der Leipz. Akad. 1848, S. 164

Ulrich von Liechtenstein in seinem Frauendienst, als die geharnischte Frau Venus, von dem gleich dieser Göttin dem Meer entstiegenen Venedig aus, turnierend zum Preis der Frauen durch Wälschland und Deutschland zog; wie die Heilige Jungfrau selber für ihre Verehrer turnierte (LXXIV), Anführerin ihres Heeres war, und mit ihren himmlischen Heerschaaren Sieg verlieh.

So treten die Frauen auch in Romanischen Gedichten auf: herrlich ist die tapfere Vertheidigung der Veste Oranse durch Kyburg und ihre Frauen gegen die Heiden, anstatt ihres entfernten Mannes, in Eschenbachs Wilhelm.[1] Uebermüthig dagegen ist die Ausforderung der heidnischen Friesenkönigin und anderer Fürstinnen mit ihren Frauen in der Rheinischen Veste St. Herbert, und deren Vertheidigung selbst gegen ihre Männer, in dem Karolingischen Sachsenkriege.[2] Und schon 1211 ward zu Treviso ein solcher Kampf zum Festspiele, wo die Frauen ihre hölzerne Burg mit Blumen, Obst und Backwerk gegen die anstürmenden Ritter vertheidigten.[3] Ein ernstes Frauenturnier zu Lagny-sur-Marne, das Hues d'Oisy schildert,[4] nähert sich mehr unserm Gedichte. Die Frauen sind aber nur neugierig, so zu erfahren, wie die Streiche und Stöſse thun, deren die Ritter ihrentwegen sich rühmen.

Dagegen sind unsere Deutschen Ueberrheinischen Ritterfrauen in Einer Burg, bei Abwesenheit der Ritter, ernstlich darauf gestellt, das Kampfspiel derselben zu versuchen, und eine herrliche Erscheinung darin ist die kräftige Jungfrau, welche ritterlich den Preis erstreite und auch ritterlich dafür belohnt wird. Eigenthümlich ist das Zusammenleben der Ritter in einer Ueberrheinischen Burg, als eigentliche Bürger, d. i. zugleich streitbare Wehr der ungenannten, gewiss groſsen und geräumigen Burg, und zwar nicht als ritterliche Dienstmannen eines Burgherrn, was sonst auch vorkommt,[1] sondern selber als freiledige Gesamtherren, deren Umsichgreifen und Tagefahrt deshalb eben das Frauenturnei veranlaſst. Der tapfere Herzog von Limburg, unter dessen Namen und Feldgeschrei die ritterliche Jungfrau siegt, weist auf die Zeit dieser alten Herzoge an der Maas, die schon 1280 mit Walrabe ausstarben. Der bedeutsame Name Walrabe war in dieser Gegend herkömmlich, wie im Norden Valrafn.[2] Hier ist wol der Herzog Valeran (= Walrabe) gemeint, der seinem Vater Heinrich 1206 folgte, und dessen einzige Tochter Irmengard 1282 starb, und von deren Erben Herzog Johann von Brabant das Land Limburg kaufte, aber deshalb in Streit gerieth, welchen die groſse Schlacht von Woeringen 1288 entschied. —

---

[1] Vgl. Minnesinger IV, 208.

[2] *Chanson des Saxons* von Jean Bodel aus Arras, her. von Fr. Michel (Paris 1839); diese Stelle daraus wiederholt Ideler 96. Vgl. Graſse 291.

[3] *Muratori antiquitat. Ital. med. aevi* II, 837.

[4] *Dinaux Trouvères Cambrésiens p.* 120–40.

---

[1] Solche Dienstmannen saſsen z. B. auf Hohenburg im Nordgau, und konnten, unbeschadet ihrer Ritterschaft, vererbt, ja verkauft werden, als edle Leib-Eigene. Vgl. die zu den Minnes. IV, 69 angeführten Hohenburg-Regensburger Urkunden. Für die „edelfreie" Königstochter Chriemhild war es freilich ein Schimpf, wenn Brunhild sie „Eigene," Dienstweib schalt. Nibel. 3325. 3333. 3378. 3382.

[2] Gebildet, wie Val-kyrie, Val-hall, Walstatt, Niederländisch Walraven, gemeinlich Waleram, Walleran, wie noch in der Schlacht von Woeringen Herr „Walraven van Valkenborch" mit dem Feldgeschrei Karls des Groſsen in den Romanen „Montjoye" und der Luxemburger Waleran von Roche gegen den Herzog Johann von Brabant fochten. Jan van Heelu's Reimchronik, her. von J. A. Willems (Brüssel 1836). Vgl. Minnes. IV, 40. Falkenburg gehörte zum Herzogthum Limburg, sowie Montjoye. Zwei Walerane von Jülich waren auch Johanns Gegner. Willems Vorb. S. XLIII.

Ob das Altfranzösische Gedicht *Li Tournoiement as Dames*, welches zu Meaux gehalten wurde, mit unserm Frauenturnei in näherer Beziehung steht, wie die Benennung andeutet, kann ich nicht angeben, weil Méons *nouveau recueil de fabliaux ou contes* (Paris 1823. 2 voll.), worin es I. 391 steht, mir bisher unzugänglich gewesen ist.

XVIII. Die Heidin

Viele Morgen- und Abendländische Dichtungen sagen, wie der Held auf die Schilderung eines wunderschönen Weibes auszieht, sie zu erringen. Manchmal ist ein bezauberndes Bildnis mit im Spiele (wie das der Turandot); bald ist es eine selbständige Mannjungfrau (wie Brunhild), bald eine vom Vater stolz versperrte Königstochter (Hildburg), auf welche wol gar der Vater selber ein Auge hat (wie Sidrat), oder eine wider Willen entführte, gefangene, verzauberte Schöne (wie Don Quixote auch in dieser Hinsicht seinen Vorbildern folgt). Bedeutend verschieden hievon sind die Dichtungen, darin ein Christlicher Ritter ein schönes heidnisches Weib ihrem Manne entführt, zugleich sie bekehrt und als Christi ehlicht, wie Wilhelm von Oranse die schöne Arabele, in der Taufe Kyburg genannt, dem Terramer entführt. Zu dieser letzten Art gehört auch unser Gedicht, welches den alten Namen »die Heidin« führt, und in vier Handschriften vorliegt. Unter diesen ist aber eine, welche vermuthlich einer andern eigenthümlichen Darstellung und Fortsetzung derselben Sage angehört, die noch in zwei anderen Handschriften übrig ist.[1] Und wiederum ist von diesen Handschriften die eine, in Gotha, eine fast um die Hälfte erweiterte Ueberarbeitung der andern, in Heidelberg, welche nur etwas mehr als ein Drittel weitläuftiger ist, als unser Gedicht.[1] Durchgreifende Abweichungen in beiden sind die Namen: Witig vom Jordan nimmt dem heidnischen Herzog Belyant seine Frau Libanet, des Herzogs Jason Tochter. Ihrem minnesiechen Herzen räth ein dreihundert Jahr altes Weib zum Heilmittel, und ihr Bote findet den Geliebten in der Stadt Gazzephat. Ihre Bekehrung beginnt schon vor der Entführung, und sie gibt ihm Schwert, Helm und Harnisch, das kunstreiche Werk der Gebirgszwerge, und legt selbst Rittertracht an. Unterwegs begegnet ihnen Belyant, der sie unerkannt ziehen läſst. Nach der Taufe und Hochzeit folgt aber noch ein eigener zweiter Theil: Belyant sammelt zur Rache ein groſses Heer mit 7 Königen, 16 Herzogen u. s. w., wozu auch die Zwerge 30,000 Halsberge (Mann) senden, und zieht an den Jordan. Der Christen sind nur 20,000 Mann. Nach einem Zweikampfe Witigs und Belyants, folgt eine groſse Schlacht, in

---

[1] In der Wien-Windhager Hds. (Quellenverz. 28) stimmt die fünfte Zeile des von Graff angeführten Anfanges mit den gröſsern Gedichten, ebenso der mir von F. Goldhan mitgetheilte Schluſs.

Got uns durch seo sein hulde gebe.
Got muez dein phlegen.
Und gies auf dich der Saelden regen.
Amen.

---

[1] Vgl. über diese beiden Handschriften den Grundr. 202. Wilken 434. Büschings Abschrift der Gothaer Hds. 4617 Zeilen, ist jetzt in der Berliner Bibl. Einen Auszug gibt F. A. Ukert in den von ihm mit F. Jakobs her. Beitr. zur ält. Litt. oder Merkw. der Goth. Bibl. Leipz. 1835. Die Heidelberger Hds., 2684 Zeilen, hat F. Mone ausgezogen, in Büschings wöchentl. Nachr. IV. 196—201, für eine Vergleichung mit der Brautfahrt Siegfrieds, Otnits, Hugdietrichs und Walthers, welche, zumal bei dem letzten, sich nur im Allgemeinen halten kann. Dagegen ist der zunächst stehende Wilhelm unbeachtet. Büsching hat S. 213—14 unser auch übersehenes Gedicht, das damals schon aus der Koloczaer Hds. gedruckt war, nachträglich angeführt.

welcher die Heiden völlig geschlagen, viele im Jordan zum Tode getauft, und Belyant mit den 7 Fürsten gefangen werden. Witig gewährt ihnen auf seiner Burg allerlei Kurzweil, sodaſs Belyant sich in ein Fräulein verliebt, getauft und mit ihr vermält wird.

Hier haben wir die weitere Uebereinstimmung mit Wilhelm von Oranse, wo nach der Heimführung (der romantischen Helena) auch die Rache, die Belagerung von Oranse und Schlachten auf Alischanz folgen, mit welchen Eschenbach seinen Wilhelm in der Mitte (wie die Ilias) anhebt.[1] Während hier aber der Streit ins Abendland herüber gespielt wird, beruht er bei Witig im Morgenland am Jordan; sowie Libanet an Libanon klingt (denn Witigs Benennung von Portugal und Sicilien ist Zusatz der erweiterten Bearbeitung; und Joreys, wie ebenda sein Land heiſst, ist Erinnerung aus einem Roman der Tafelrunde); und so weist er auf die Zeit, wo im gelobten Lande Christliche Fürsten neben den heidnischen, d. i. Muhamedanischen, ſaſsen.

An Wolfdietrich, dessen letzte Ausspinnung, die noch zum alten Drucke verarbeitet ward, ihn auch solche Kämpfe im heiligen Lande bestehn läſst, zwar in Gemeinschaft des Christlichen Ritterordens, erinnert, auch in unserm Gedichte, besonders sein Verhältnis zu Otnit und Sidrat; welches in dem gröſsern Gedicht (der Heidelberger Handschrift) dadurch noch verstärkt wird, daſs Witig auch vor Belyants Burg unter der Linde am Steine erscheint, 12 Männer besiegt, und 12 treue Dienstmannen *zu* Gefährten hat. Belyant ist auch wol dem Namen nach eins mit dem Heidenfürsten Belligan (Bel-gian), welchen Wolfdietrich im Zweikampfe, sowie den Zauber seiner Tochter, besiegt. Dieser Name, mit Witig, dem berühmten Helden Dietrichs von Bern, veranlaſste früher, den Witig vom Jordan auch zum Sagenkreise des Heldenbuchs zu zählen, während Andere den Inhalt und die Darstellung aus dem Provenzalischen (überhaupt Französischen) herleiten.[1] Für das Letzte würden auch die eingemischten Romanischen Wörter und Endungen (*curteis*, *leissieren* u. a.) sprechen, wenn dergleichen nicht auch in unseren eigensten Gedichten des Heldenbuchs (selbst in den Nibelungen) vorkäme, zwar zum Theil ursprünglich Deutsche Wörter, zumal kriegerische, jedoch in der Umbildung des in den Romanischen Ländern früher entwickelten Ritterthums (*buhurt*, *buhurdieren*: wie *biouac*). Ein Altfranzösisches Gedicht von Witig oder Belyant ist nicht wahrscheinlich, und davon, sowie von anderweitigen Uebertragungen eines solchen nichts bekannt.[2] Der Dichter mischte in loser Faſsung Morgen- und Abendland, Heldensage und romantische Dichtung willkürlich, wie in mehren dergleichen Gedichten (Friedrich von Schwaben, Wilhelm von Oesterreich) geschieht, und wie die erweiternde Bearbeitung noch fürder thut, indem sie auſser den gedachten Ländern Witigs, auch Libanet in der Taufe Beaflur nennt.

---

[1] Vgl. Minnesinger IV, 208

Unser meist namenloses, einfaches Gedicht, ohne die Fortsetzung, ist sichtlich, wie das beſsere, auch urkundlich das ältere, doch nicht etwa die Grundlage der längern Bearbeitung, obgleich die vier ersten allgemeinen Zeilen übereinstimmen.[3] Der Boden ist heimisch und der Held sitzt auf einer überrheinischen Burg; es ist auch hier keine Meerfahrt, und die ferne Heidenschaft meint die noch damalige Preuſsische oder Slavische, wie im folgenden Gedicht, auch im Wolfdietrich; die schöne Heidin führt schon den guten Deutschen Namen Demut (753), welchen sie in der Taufe behalten kann. Sie ist sogar vertraut mit der Deutschen Heldensage von Dietrich von Bern, Ecke und Hagen (936. 1254), sowie mit Samson, Salomon (941), Hektor und Paris (416), Alexander (1134), Piramus und Tisbe (598). Der Held nennt der Frau Demut sich von Lebenberg, was nur ein bedeutsamer, kein wirklicher Name zu sein scheint.[1] Er nennt sich früher (745) noch Alpharius (= Alp-hari), wie in dem Lateinischen Gedichte von Walther dessen Vater Alpher heiſst.

---

[1] Mone 205 ff. nimmt diese auch an, aber eine ältere Deutsche Grundlage, eben die Brautfahrt der genannten Helden, und will Jordan aus Garda, Altdeutsch Garten, Ortnits Burg am Garda-See, erklären.

[2] Der Roman von *Belian* in Perret's *Bibl. des romans* II, 197. 209, und *Belian du Grec* in Clement's Katalog der Valliere'schen Bibl. II, 627, ist doch wol der auch aus dem Don Quixote bekannte Don Belianis, das letzte, 24—25ste Buch des Amadis. Vgl. *Ferrario bibliografia dei romanzi p.* 284.

[3] Mit den beiden ersten Zeilen beginnt auch die kürzere

Bei allen solchen Beziehungen halte ich dieses Gedicht in seiner Ganzheit doch nicht für ursprünglich Deutsch.[2] Die eigenthümliche Spitze desselben, die Leibestheilung der Frau zwischen Ehemann und Geliebten, des letzten scharfsinnige Ueberlegung vor der Wahl, und die daraus entstehenden Verwickelungen, tragen weniger ein Germanisches, als ein Romanisches Gepräge, wo andere ähnliche Züge vorkommen, und die Minnehöfe der Frauen selbst solche kitzliche Fragen entschieden. Die unbefangene Entführung und Zueignung eines Andern Weibes entschuldigt zwar der damals allgemeine Sinn, daſs die heidnische Ehe gar keine ist, und erst durch die Christliche Heiligung eine wahre Ehe wird. Sonst wird dabei auch der

---

Darstellung des Laurin oder kleinen Rosengartens in 2 Wiener und einer Regensburger Handschriften.

[1] Z. 989. Ich finde nur ein Lebenberg im Böhmischen Kreis Elnbogen. Die Lesart *Lebenderk* ergibt noch weniger.

[2] Wie J. Grimm: Die Heldensage von Alphere und Walthere, in M. Haupts Zeitschr. V, 8.

noch gangbare Spruch gedacht, daſs die Weiber langes Haar und kurzen Sinn haben.[1] Vielleicht liegt eine Italienische Ueberlieferung in der Mitte, wie die unvollständige Benamung und der latinisirte Alpharius andeuten; auch wol der sonderbare Name Tituban (597), unter den heidnischen von Alphar besiegten Rittern, neben Ringelolt, Wolfhart, Kuonrich.

Die übrige Darstellung ist so gut Deutsch und gebildet, daſs ich sie dem Dichter des Schlägels (XLIX) zueignen möchte, obgleich Püterich von Reichertshausen ausdrücklich den Meister Rüdiger von Hindihoſen als Dichter des Witig vom Jordan nennt, wo nichts davon erhellt.

XIX. Der Nuſsberg. Von Heinrich Rafold.

Dieses Gedicht scheint ein absichtliches Gegenstück zu dem vorigen, und dessen Widerspiel, auf ähnliche Weise, wie II und III; es erscheint so noch mehr in Vergleich mit dem ersten Theile des Wilhelm von Oranse, welchen Ulrich von dem Türlin Deutsch gedichtet hat, indem Wilhelm auch als Gefangener das Herz der schönen Heidenkönigin gewinnt,[2] wie hier der Heidenkönig die Christenfrau. Die Heidenschaft, gegen welche die Burg zum Schutz auf der Gränze erbaut ward, ist auch, wie im vorigen Gedichte, die Slavische oder Ungarische; auf der Ostmark Oesterreichs, und in Kärnthen sind zwei Burgen Nuſsberg, deren eine zerstört ist, die andre den Herren von Welzer gehört. Der damit beliehene und darnach benannte Ritter von Nuſsberg, der sich als ein so tapferer Markmann bewährt, meint ohne Zweifel das edle Geschlecht der Herren von Nuſsberg, deren im 13ten Jahrhundert

[1] Z. 993. Vgl. zu XXXI. Ihr blondes Haar ist ihr auch verhängnisvoll 1064. Ueber den darauf von ihr erwiderten Spruch 1033 vgl. die Lesarten.

[2] Minnesinger IV. 205.

mehre vorkommen, namentlich: Albrecht v. N. schon 1225—26 bei einem Fürstentage zu Friesach, in Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst VI, und 1236 in Urkunde des letzten Babenberger Herzogs Friedrichs des Streitbaren, der im Kampfe gegen die Ungarn 1246 fiel; und Konrad, Dienstmann des Herzogs von Kärnthen, in Urkunden 1239, und noch 1283 zu St. Veit, mit seinen Brüdern Konrad, Ernst und Gerlach, und dem St. Veiter Bürger Konrad von dem Türlin;[1] mit welchem letzten vermuthlich die beiden dieser Zeit und Gegend angehörigen Dichter der Abenteuer-Krone Heinrich, und der eben gedachte Ulrich von dem Türlin nahe verwandt sind.

Der Dichter Heinrich Rafold, dessen Werk nur in Einer unvollständigen Handschrift übrig, ist sonst auch nicht weiter bekannt; er ist vielleicht in der Gegend von Nuſsberg heimisch, und nahm daher den Anlaſs seines Gedichts. Sein Bekenntnis, daſs er keinen Buchstab, also weder lesen, noch schreiben lernte (wie ja selbst Eschenbach und Liechtenstein bekennen), und daſs Stahl- und Eisenschmieden sein Tagewerk sei, das bewährt, gleich Regenbogen, daſs die Schmiedekunst sich wol mit der Dichtkunst verträgt, welche beide die Nordischen Götter im goldenen Zeitalter übten: sowie in Konrads von Würzburg goldener Schmiede, und in einem Liede, die Schmiedekunst auch bildlich auf die Dichtkunst angewendet wird.[2]

XX. Der Gürtel. Von Dietrich von Glas.

Auch dieser Dichter ist ein sonst noch unbekannter, erweist sich hier aber als ein recht guter, der seinen Gegenstand mit Liebe behandelt, indem er sich selber als treu im Frauendienste bekennt, und nur bedauert, daſs die Welt damals schon Geld und Gut mehr achtet, als Minne. Ein Herr Wilhelm, dessen Vater als gewaltiger Vogt zu Widena saſs, ebenfalls ein stæter »Frauenknecht,« hat ihn zu diesem Gedichte veranlaſst. Vermuthlich ist das jetzige Städtchen Weidenau im Mährischen Kreis Troppau[1] gemeint, nicht weit von Glaz, obgleich ich keine darnach benannte Herren finde. Auch weiſs ich den wol auf denselben Herrn Wilhelm zu beziehenden Namen Punzinger, dem zum Schluſse Trost der Lieben Frau gewünscht wird, nicht anderweitig nachzuweisen.

---

[1] Minnesinger IV, 329. 330 (Anm. 1). 336 (Anm. 1). 343 (Anm. 3).

[2] Minnesinger IV, 634. 726.

Das erzählte Abenteuer ist sonst ebensowenig bekannt, als der Dichter und sein Gönner. Es betrifft zwar einen Herrn Konrad in Schwaben, mehr noch seine Frau, und zieht sich nach Brabant an des Herzogs Hof, zur Entwickelung: dennoch halte ich es nicht für ursprünglich Deutsch, sondern wahrscheinlich ist es aus dem nahen Wälschland, über den Rhein oder über die Alpen her, eingewandert. Die arge Spitze, auf welche auch diese anstöſsige Verwickelung, freilich nur zum Scheine, getrieben wird, die Männerminne, kommt auch sonst nur an der Wälschen Gränze vor, als Anklage der Frauen in Ulrichs von Liechtenstein Frauenbuch,[2] und in des Strickers Rügegedicht gegen die »Männeler.«[3] Dietrich von Glaz stand dieser Gegend auch nicht fern. Er hat durch seine Darstellung wieder etwas vergütet, was der Inhalt verletzt. Seine fein ausgemalte Schilderung der schönen Frau ist selber schön: ihr Bild, mit blonden Locken, ist auch allgemeines Romanisches Schönheitsideal. Die groſse Unbefangenheit, mit welcher diese Frau ihre Hingebung für Windhunde, Habicht, Ross, und besonders für den siegverleihenden Gürtel (Thors Megingiarth), nicht für sich, sondern für ihren ritterlichen, und eben turnierenden Mann, entschuldigt, und diesen zuletzt damit beschämt und versöhnt, — das wird noch durch die kühne und dichterische Schilderung des Beilagers im Garten erhöht, welches von Bäumen beschattet, von lachenden Blumen umduftet, von Vögelein besungen, fast an das Beilager des Gottes und der Göttin auf dem Ida erinnert.

---

[1] Dort wohnte auch der mündliche Gewährsmann des Gedichts vom Kreuzzuge des Landgrafen Ludwig, der Thüringer Ludwig von Meditz. Minnesinger IV, 33.

[2] Minnesinger IV, 383, wo Punzinger auf den Dichter bezogen ist.

[3] In der Heidelberger Sammlung (Quellenverzeichnis 1, 190). In der Koloczaer Abschrift weggelaſsen.

I.

Adam und Eva.

Adam und Eva, aus dem Paradiese verwiesen, sitzen sieben Tage in Wehklage, ohne Speise, und finden dann, anstatt der Engelsspeise, nur Kraut und Gras, das Futter der Thiere. Eva bittet den klagenden Adam um den Tod, weil es ihre Schuld sey. Adam fordert sie zu einer Buſse auf, 34 Tage nackt auf einem Steine bis ans Kinn im Paradiesesstrome Tigris zu stehen; wie er selber 40 Tage im Jordan stehen will. Es geschieht, und Adam bittet das Waſser, alle Fische darin, die Vögel der Luft und Thiere des Feldes, ihm klagen zu helfen; das Waſser steht still, und alle Geschöpfe klagen mit ihm. Am achtzehnten Tage tritt der Teufel in Engelsschein zu Eva, tröstet die Weinende, daſs die Engel ihr Gnade erbeten haben, und will sie zu Adam und beide wieder ins Paradies führen. Sie steigt aus dem Waſser, fällt von Frost erstarrt nieder, wird aufgehoben und zu Adam gebracht. Adam erkennt sogleich und beklagt den abermaligen Betrug. Eva sinkt verzweifelnd nieder, und beide fragen den Teufel, warum er ihnen so nachstelle. Satan erseufzt und sagt: als Gott Adam nach seinem Bilde geschaffen, habe er geboten, ihn anzubeten; was er (Satan) vielmehr von Adam verlangt habe, weil er früher geschaffen worden. Michael mit den anderen Engeln aber habe Gottes Gebot geleistet, und ihn (Satan), der sich auf Gottes Thron erheben wollen, ins Elend hinabgestoſsen. Adam weint, betet zu Gott, so daſs der Teufel entweicht, und hält standhaft die 40tägige Buſse aus. Eva erkennt sich seiner nicht würdig, scheidet von ihm gen Sonnenniedergang, zimmert sich eine Wohnung, und jammert und flehet in Kindeswehen vergeblich zu Gott; da bittet sie Sonne und Sterne im Aufgang, es Adam zu verkünden. Adam kömmt, betet für sie, und Gott sendet nun zwölf Engel mit Michael, so daſs sie ein schönes Kind gebiert, den Kain, der alsbald hinlauft und der Mutter ein Kräutlein bringt. Adam kehrt mit den Seinen heim gen Aufgang: Michael lehrt ihn das Land bauen, zeigt ihm alle Samen, und unterscheidet ihm die reinen und unreinen Thiere. So baut Adam und sein Geschlecht die Erde; er hat 30 Söhne und 30 Töchter, und lebte 930 Jahre.

I.

Adam und Eva.

Dis buechel heiʒt Adams klag',
Die er leid mangen tag.

Welt ir eʒ vernemen, daʒ ich iu sage,
ein vil jæmerliche klage,
Grôʒ herzen leit und ungemach,
daʒ Adam und Even geschach
Von des tiuvels ræten,
dem si gevolget hæten.
Nû habet ir dikke wol vernomen,
wie eʒ zuo der rede ist komen,
Wan allenthalben ist geschriben,
wie her Adam wart vertriben
Von dem paradîse:
Got wolt' im [selbe] geben die wîse
Her ûf daʒ ertriche:
dâ lebeten si jæmerliche,
Dâ machten si ein hüttelin;
die ellenden sâʒen dar în
Mit grôʒer riuwe unde klage.
alsus sâʒen si siben tage,
Daʒ si niht âʒen,
aller [ir] vröuden [si] vergâʒen.
Dô der ahte tâk verschiet,
die ellenden hungern geriet.

Dô suochten(s) an dem niunden tage,
ob si iht mohten bejagen,
Daȥ si sich generten
und sich des hungers werten;
In den selben stunden
niht anders si dâ vunden,
Danne krût, loup und gras,
daȥ der tiere vuoter was.
  Dô sprach her Adam,
der ellende wîse man:
»Nû mag uns wol riuwen,
daȥ uns des tiuvels untriuwe
Verriet von dem paradîse,
dâ wir lebten der engelischen spîse
Und daȥ wir hie nû mueȥen leben
des den tieren ist gegeben,
Des hab' wir billich[en] ungemach.»
  Eva dô weinende sprach:
»Adam, lieber herre mîn,
gewer mich durch die guete dîn,
Unt tuo mich von dem lîbe,
ob dich Got [lîhte] læȥet blîben
Bî im und nimet dich wider în;
wan dû von den schulden mîn
Dîne vröude hâst verlorn,
dar zuo dich Got hete erkorn.“
  Dô sprach her Adam,
Sô er ir bete vernam:
„Eva, dû solt niht sô sprechen,
daȥ Got iht mêr an uns reche,
Daȥ wir wider in haben getân;
ich kan uns daȥ gewîsen an,
Wir suln uns ein buoȥe nemen,
diu unsern sünden wol gezeme.
Dâ sul wir Got beȥȥern mite,
und suln in weinende biten,
Durch die erbarmeheit,
die hât sîn[e] heilige Gotheit,

Daʒ er sich über uns armen
geruoch' genædiklich erbarmen,
Und vergebe uns unser schulde,
und uns wider lâʒe sîn hulde.«
Eva diu getriuwe
sprach mit grôʒer riuwe:
»Kein buoʒe möhte sô swære gesîn,
dâ mit ich gebuoʒt' die sünde mîn,
Diu ist vil grôʒer, dan diu dîn:
doch bin ich, lieber herre mîn,
Dir vil gerne gehôrsam.«
dô sprach der wîse Adam:
»Ein waʒʒer heiʒet Tigerîs,
daʒ vliuʒet ûʒ dem paradîs,
Dar in soltu nakket gên
und solt ûf einen stein stên
Vil tief biʒ an dîn kinne,
und die wîle dû stês dar inne
Sô soltu Got nihtes biten,
da[ʒ] dû('n) iht erzürnest mite;
Wan dû des niht wirdik bist,
daʒ dû in der selben vrist
Iht manest umbe dîne nôt;
wan dû tæte, daʒ er uns verbôt.
Merke mêre, waʒ ich dir sage:
alsô stant vier und drîʒik tage;
Die selben buoʒe vierzik tage
in dem Jordan ich ouch trage:
So ist unser herre alsô guot,
daʒ er uns lîht g(e)nâde tuot.«
Eva gie dô ze hant,
dâ si daʒ selbe waʒʒer vant,
Si tet, daʒ si des niht enlieʒ,
swaʒ si her Adam tuon hieʒ.
Her Adam was ouch dâ bereit,
gegen dem waʒʒer er dô schreit.
Zuo der buoʒe was im gâch;
si sach im jæmerlîchen nâch.

Dô er in daʒ waʒʒer trat.
nû sult ir hœren, wes er bat.
Dô sprach der wîse Adam:
»ich bite dich, waʒʒer Jordan,
Und die vische die dar inne sîn,
und in den lüften ouch diu vogelîn,
Und iuch tier alle gemeine[n],
daʒ ir mir helfet weinen
Und mînen grôʒen kumber klagen,
den ich von mînen sünden trage[n].
Ir sît unschuldik dar an,
ich bin der gesündet hân.«
Dô her Adam diz gesprach,
sân er umbe sich sach
Diu tier und ouch diu vogelîn,
daʒ waʒʒer lieʒ sîn vlieʒen sîn,
Elliu geschefede half im klage(n):
alsô stuonden si ahzehen tage.
Daʒ was dem tiuvel leit,
der elliu guoten dink ie neit.
Er gedâhte, ob si bestuenden,
daʒ si sich mit Got besuenden,
Daʒ er si næme wider în;
er machte sich in engels schîn,
Als er ein engel wære,
der valsche lugenære,
Unt kom zuo dem waʒʒer ze hant,
dâ vern Even er weinent vant,
Er begunde mit ir weinen,
er sprach: »wie stêstu so eine[n]?
Mir ist leit dîn ungemach.«
mit grôʒer âkust er daʒ sprach.
»Dîn weinen ist ze Gote komen,
er hât Adams gebet vernomen:
Des habe wir engel in erbeten:
nû soltu ûʒ dem waʒʒer treten,
Und solt ruowen ze hant:
wan mich hât Got nâch dir gesant,

Daȝ ich dich vuere zuo Adam;
den sol ich trœsten ouch alsam,
Und sol iu geben wîse
wider ze dem paradîse,
Und sol iu schaffen guot gemach.«
Dô diz Eva gesach,
Si geloubet' im der lüge dô,
und wart ouch von herzen vrô.
Uȝ dem waȝȝer si dô gienk,
der tiuvel si ze hant enpfienk.
Von vroste was ir diu hût
gestellet als ein valwes krût,
Vor unmaht viel si nidere,
der tiuvel huob si ûf widere;
Unde vuorte si ze hant,
dâ er Adam weinent vant.
Dô si her Adam kumen sach,
vil jæmerlîche er weinent sprach:
»A wê dir, Eva, wê dir, wê!
dû betrogen bist aber, als ê,
Von dem, der uns ê verriet
und [uns] von dem paradîse schiet;
Erniuwet ist [uns] unser missetât:
wâfen! über sînen valschen rât.«
Sust kwelte sich her Adam.
dô daȝ Eva vernam,
Daȝ der tiuvel bî ir was,
zuo der erden ûf daȝ gras
Viel si von ungemuete sân.
si sprach: »waȝ hab' wir dir getân,
Daȝ du unser lâgest ze aller stunt?
in die alten wunden bin ich wunt.«
Mit leide sprach her Adam:
»wê, wie bistu uns sô gram?
Dîner êren hab' wir dir niht genomen,
eȝ ist ân' unser schulde komen,
Daȝ dû verlure dîn gemach.«
Der tiuvel ersûfzte unde sprach:

»Wie mahtu mir gesagen daʒ?
ze dir trag' ich von rehte haʒ;
Wan daʒ ich wart verstôʒen
mit andern mînen genôʒen,
Daʒ kom von dînen schulden:
mir gebôt bî sînen hulden
Got unser schepfære,
nâch dem dû gebildet wære,
Dô dû im wære gelîch,
daʒ ich ane betet' dich;
Ich sprach, daʒ ich'ʒ niht tæte,
sît er mich schœner hæte
Und ê geschaffen, danne dich,
sô soldestu ane beten mich.
Dâ ane beten dich algemeine
die engel, den ich eine;
Michêl der engel hêrste
der was der aller êrste;
Der selbe Michêl sprach ze mir:
»unser herre hât geboten dir,
Daʒ du ane betest sîn[e] hant getât,
Adam, den er gebildet hât
Nâch sînes selbes bilde.«
ich sprach, diu rede [diu] wær' wilde.
Jchn' wolde niht ane beten dich;
er möhte lîhte erzürnen mich,
Daʒ ich mit mînem trône
sæʒe gegen dem aquilône
Und wurde glîch dem obersten Gote:
sân geschach von sînem gebote,
Daʒ ich her ab gestôʒen wart;
dô vuor ich ein leidige vart
Her in diu ellenden.
dâ von sô wolt' ich wenden,
Daʒ ir iht wæret beliben
in den vröuden, von den ich wart vertriben,
Und riet dînem wîbe daʒ
si daz verboten obeʒ aʒ;

Dâ von sô wurde dû betrogen.
nû hân ich ir aber an erlogen,
Daʒ si durch mînen valschen rât
mir ûʒ der buoʒe gevolget hât:
Und wil ouch immer mêre,
swâ ich mak, ich verkêre
Dich und dîn geslehte.
ich nîde dich von rehte,
Wan ich von dînen schulden
verlôs mînes schepfers hulden.«
Adam der weinte sêre,
dô er vernam diu mære.
Er ersiufzet' und sach ûf ze Gote,
er sprach: »herre, in dînem gebote
Stê mîn sêle und mîn leben!
ich bit', daʒ dû wellest geben
Mir dînen veterlichen trôst,
daʒ ich von im werde erlôst,
Der mir ist alsô gevære.
Got, milter erbarmære,
Gib mir hilf' und dînen rât,
daʒ der, der mich verrâten hât,
Mir iht mêr muge an gesigen
und daʒ ich iht sulle under geligen,
Des bit' ich dich innenklîchen,
dû solt mir niht geswîchen,
Sint daʒ ich bin dîn hant getât,
so enweiʒ ich mêr deheinen rât,
Den an dir al einen;
dû solt an mir bescheinen
Dîn[e] veterlîche guete,
daʒ ich vor im [werde] behuete
Mîn sêle und ouch mîn krankeʒ leben,
daʒ dû mir, herre, hâst gegeben.«
Dô er gebeten hæte,
und Got gesach sîn stæte,
Er tet, als er noch hiute tuot,
swenne an in gewendet sînen muot

Genzlichen der sündære,
dem buozet er sîn[er] swære
Alsô daz er im gewert,
ob er rehter dinge gert.
Adam half er dô ze hant,
daz der leidige vient verswant,
Daz er in nimmer ensach.
Dô diu gnâde Adam geschach,
An Got wold' er niht verzagen,
er über stuont die vierzik tage,
Biz sîn buoze ein ende nam.
Eva sprach: »herre Adam,
Dû solt von rehte vröuwen dich,
daz dû niht bist betrogen, als ich,
Des wil dir unser herre geben
vroude und êwiklichez leben;
Des stætige ouch dîn gemuete,
und immer dich behuete
Vor aller slahte leiden!
ich wil von dir scheiden,
Sô michel ist diu schulde mîn,
daz ich des iht wirdik bin,
Daz ich sî dîn genôz;
mîn missetât ist alsô grôz,
Daz ich mînes endes bîte.«
An diser selben zîte
Begunde si von im gê(n):
daz scheiden tet in beiden wê.
Si mohte bluot weinen.
dô kom si alters eine[n]
Zuo des sunnen under gank;
daz ungewiter si dô twank,
Daz si zimbern gunde,
des si vil lützel kunde.
Ein kint, nâch menschlichem site,
dâ was si bekümbert mite,
Wan si dâ mit niht kunde:
diu zît nâhen begunde.

Daʒ si eʒ zer werlt solde bringen:
diu wêhen begunden si twingen.
Ruowe hete si dehein[e].
sin herze wær' herter dan ein stein[e],
Den si niht wolde erbarmen.
dô sprach diu vröuden arme[n]:
»O wê, daʒ ich ie wart geborn,
daʒ ich mînes schepfers zorn
Von mîner schulde erarnet hân!
nû hân ich leider nie man,
Ze dem ich vinde deheinen rât,
wan Got, der mich geschaffen hât:
Der sende schiere an mich den tôt,
oder helfe mir von mîner nôt,
Die ich ze disen zîten trage.«
unser herre hôrt' niht ir klage;
Wan er het sînen zorn
gegen ir niht verlorn,
In erbarmet' niht ir ungemach.
mit grôʒer riuwe si dô sprach:
»O wê, daʒ ich nû nie man hân,
ze dem ich vinde trôstes wân!
Daʒ lâ dich, herre, erbarmen,
daʒ ich vröuden arme[n]
Niergen vinde deheinen rât.
sô grôʒ ist mîn missetât,
Daʒ mir sint elliu geschepfede gram.
west' eʒ doch her Adam!
West' ich, wen ich vünde,
der eʒ im wolde künde(n),
Ich wolt' im eʒ enbieten:
daʒ er mir darzuo geriete[n].
Nû wil ich biten gerne,
dich, sunne, und ouch dich, sterne,
Swen ir zuo dem orient kumet,
daʒ ir mir ze mîner nœte vrumet,
Unt kündet dem lieben herren mîn,
daʒ ich hân sô grôʒen pîn.«

Sân zuo der selben stunde
Adam wart ir klage kunde,
Er sprach mit ungemuete:
»moht' ich mich nû behuete(n),
Daȝ des tiuvels geræte
der armen Even iht tæte,
Als er ir mêr hât getân.«
weinende huob er sich sân,
Dâ er Evam in nœten vant.
dô si in sach, si sprach ze hant:
»Adam, lieber herre mîn,
nû bit unsern trehtîn,
Daȝ er sich erbarme über mich;
ob er lihte erhœret dich;
Sint mîner sünde ist sô vil,
daȝ er mich niht erhœren wil.«
Dô tet der guote Adam,
als eȝ im wol gezam,
Er mant(e) vlîȝiklichen
unsern her[re]n von himel richen,
Daȝ er dar gedæhte,
ob si ein kint ze der werlde bræhte,
Des het' (er) lob und êre,
dâ von begunde sich mêre(n)
Sîne gotlichiu hant getât.
unser herre tet, des er in bat,
Er lieȝ Evam erbarmen sich,
zwelf engel er ir lêch,
Die wurden ir ze hilfe gesant.
dô daȝ Eva ervant,
Dô wart si von herzen vrô,
unde beriet si dô
Nâch wîplichem sit';
vil wênik kunde si dâmit,
Wan si niemêr des hete getân,
denne als si Michêl wîset' an
Unde sprach: »alsô tuo.«
und half ir mit der hant dar zuo;

Er habet' Evam ein halp,
die andern engel anderthalp.
Unser guot wart dô schîn;
ich wæne, daʒ ie [kein] keiserîn
Sô achper ammen nie gewan.
Sent Michêl seit' ir sân:
»Eva, dû muost heilik sîn
von Adam, dem wirte dîn;
Den hât Got sô gar erkant,
daʒ er uns hât ze dir gesant,
Er hât gestillet sînen zorn.«
dô wart ein schœneʒ kint geborn,
Daʒ was geheiʒen Kaïn,
daʒ stuont ze hant ûf und lief hin
Und brâht' ein grueneʒ kriutelîn
und gab daʒ der muoter sîn.
Dô diu rede alsô geschach,
geminnert wart ir ungemach.
Adam bereite sich ze hant,
sîn[e]s gesindes er sich under want,
Gegen [dem] orient begunde er kêren.
Sent Michêl muost' in lêren
Beide, bouwen und arbeit,
dâ vôn diu erde noch hiute treit,
Er wîset' im alle sâmen;
daʒ beste si dô nâmen,
Des er geleben mohte
und im ze bouwen tohte;
Er wîset' im vil schiere
die vogel' und diu tiere,
Welheʒ rein(e) wære,
daʒ unreine er verbære.
Do er si alles dinges under schiet,
er gesegent' die ellenden diet,
Ûf vuor er ze himel rîche
mit den engeln gelîche.
Dô bouwet' Adam die erden:
Von im begunde werden

Ein vil grôʒ geslehte.
er gewan drîʒik knehte
Und drîʒik tohter wol getân,
dâ von sint vil manik man
Unde (manik) wîp sint komen.
swaʒ ich von buochen hân vernomen,
Daʒ mag ich sagen wol ver wâr:
er lebet' niun hundert [und] drîʒik jâr,
Biʒ unser herre daʒ gebôt,
daʒ her Adam(en) der tôt
Nam von disem ellende.
Mîn mære hât ein ende,
Sint daʒ ich hân vol brâht
der rede, der ich hât' gedâht.
Daʒ mære heiʒet Adams klage.
ob ich nû alleʒ solde sagen,
Daʒ er ûf der erden leit,
daʒ wær' ein michel arbeit,
Und diuhte lîhte idoch ze lank.
ir saget mir der rede dank,
Ob si iu wol gevalle.
hie mit mueʒ' uns alle
Got gewern êwiklîche
in sînes vater rîche.
Amen.

II.

Ariſtoteles und Phyllis.

Der Griechische König Philipp lieſs seinen Sohn Alexander durch den weisesten Meister Aristoteles erziehen, und gab beiden mit ihrem Gesinde ein besonderes Haus mit einem schönen Garten. Die hoffnungsvolle Zucht und Lehre wurde aber durch die Minne unterbrochen, in welcher der junge feurige Alexander gegen die schöne Phyllis, ein Fräulein seiner Mutter, entbrannte; die schöne erwiederte seine Liebe, und bald vereinigte beide der heimliche Garten. Als Aristoteles dieſs entdeckte, klagte er es dem Könige, der dem Fräulein mit Strafe drohte. Diese betheuerte ihre Unschuld, welche die Königin bezeugte. Die beiden Geliebten wurden aber scharf beobachtet und auseinander gehalten. Alexander saſs brummend in der Schule; und die leidvolle Phyllis sann auf Rache. Sie schmückte sich auſs Reizendste, und ging früh Morgens mit nackten schneeweiſsen Füſsen im Garten durch den Thau, zum rieselnden Brunnen, Blumen und Blüten sammelnd, und dabei ihr luftiges Gewand bis übers Knie aufhebend. Der weise Greis erblickte sie durch das Fenster, und lieſs sich durch die Liebreizende bethören, die ihm eine Hand voll Blumen ins Fenster warf und ihn minniglich grüſste: er lud sie zu sich herein, und bot ihr, die sich kosend zu ihm setzte, zwanzig Mark für eine Nacht. Sie versagte ihr Magdthum für Geld, wollte jedoch seinen Willen thun, wenn er sich einen Sattel, der dort hing, auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen, und so von ihr durch den Garten reiten lieſse. Der weltweise Aristoteles war nicht stärker, als Adam, Samson, David und Salomon; er lieſs sich von der Minne reiten: die Reizende saſs auf ihm, mit einem Rosenzweig in der Hand, und sang ein Minnelied, während der alte Graue auf allen Vieren durch den Garten trabte. Als sie am Ziele war, sprang sie fröhlich ab, schalt den alten Gauch, daſs er ihr Ehre und Liebe genommen, verhöhnte ihn, daſs seine hundert Jahre nun wieder zu sieben geworden, und wünſchte ihn zum Teufel. Die Königin hatte mit ihren Fräulein von der Zinne des Palastes Alles gesehen, so ward die groſse Schmach bald dem Könige und dem ganzen Hofe kund, und erscholl überall; so daſs der weise Meister, dem Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche mit seinen Büchern und aller Habe heimlich zu Schiffe ging, und nach einer Insel Galicia fuhr. Dort schrieb er ein groſses Buch von den Listen der schönen falschen Weiber. Nichts vermag dagegen zu helfen, als ferne von ihnen bleiben.

II.

Aristoteles und Fillis.

In Kriechen was geseʒʒen
ein künik vil vermeʒʒen,
Der was genant Filippus,
daʒ mære saget uns alsus,
Daʒ er gewaltik wære,
milte und êrbære
Was er alliu sîne jâr,
an lîbe, an muote und an gebâr,
Nâch wunsche was er volle komen,
vor andern künigen ûʒgenomen,
An gewalt und an rîcheit,
als uns diu âventiure seit.
Der selbe künig het ein wîp,
diu was sô schœne, daʒ nie lîp
Schœnre an wîbe wart gesehen;
des muosten alle die jehen,
Die si ie gesâhen,
die verren und die nâhen;
Diu was, als uns daʒ mære seit,
ein bluome reinre wîpheit
Und ganzer tügende ein adamas
und lûter als ein spiegel glas
Vor wandel und vor missetât,
als noch maniger vrouwen stât.
Dem künige und der künigîn
verlêch Got ein kindelîn,

Daz twanc dar nâch alliu lant,
Alexander was er genant,
Daz hôch wol geborne kint;
alle die nû lebende sint,
Gerihten nie sô verre,
als Alexander der herre
Sider tet bî sînen tagen.
daz kint wart, als ich hôrte sagen,
Schœne unde aller tugende vol.
an im was swaz man sehen sol
An hôher küniges vruhte;
durch kunst, durch herren zuhte,
Wart daz kint ze schuole gesat.
der künig ime gewinnen bat
Ein[en] meister, der was wise
und gar von alter grîse,
Aristôteles was er genant;
der künig sprach: »meister, sît gemant
Eren unde tugende,
und macht in sînre jügende
Daz kint wise und lêret ez.« —
»ich tuon.« sprach Aristôteles,
Der was sô kunsten riche,
daz al[le] diu werlt gelîche
Noch sînre künste lêre
hât hiute und iemer mêre.
Er sprach: „nâch grôzen êren
wil ich daz kint lêren
Und wil ime geben stiure
von al der âventiure,
Die diu werlt haben sol.«
dô sprach der künig: »dar umbe ich sol
Und wil iuch sicherlîche
guotes machen riche.«
Vor des küniges pâlas
ein schœner boum garte was,
Dâ vor ein hûs erbouwen wol;
der künig sprach: »meister, diz hûs sol

Sîn iuwer und des kindes
unde des in gesindes,
Daʒ ir haben bî iu welt.«
dâ wart dô langer niht getwelt,
Der meister nam den jungen knaben
und lêrte in die buoch staben
A b c d e e e.
daʒ tet im an dem êrsten wê,
Als eʒ noch tuot den jungen,
die dâ sint betwungen
Mit schuole meisterschefte.
daʒ kint gevieng mit krefte
Der künste von dem meister vil.
wan sîn sin was âne zil,
Gelernig unde verstanden,
daʒ man in allen landen
Sô wîsen knaben niht envant.
doch wart er leider gepfant
An wizzen unde an sinne;
daʒ tet diu strenge minne.
Diu künigîn het eine maget,
diu was sô schœne, sô man saget,
An lîbe unde an varwe,
daʒ man sich an ir garwe
Völleklîchen hete ersehen;
die schœne an wîben kunden spehen,
Die sprâchen, daʒ si wære
schœne unde lobebære.
Si was von hôhem künne,
der werlte gar ein wünne;
Diu sueʒe vröuden schouwe
was der künigîn jung vrouwe
Unde was Fillis genant.
Alexander wart enbrant
In irre minnen gluete,
verirret an gemuete
Wart der jung herre,
er gedâhte harte verre

Wie ime der sorgen burde
ein teil geringert würde.
Sîn lernen was verirret gar,
er nam der jung vrouwen war:
Swenne er die niht ensach,
sô sach man grôʒ ungemach
An dem jüngelinge.
swen nû diu minne twinge,
Der merke, wie im wære:
Alexander der martelære
Enweste, wie gebâren;
diu minne in tûsent jâren
Getwang nie sô sêre
eins mannes herze mêre,
Als er von ir betwungen was,
swâ er stuont oder gesaʒ.
Sô was diu reine guote
Fillis in sînem muote.
Diz werte alsô lange zît,
daʒ diu jung vrouwe sît
Alse dikke bî im was,
daʒ er ie baʒ unde baʒ
Kam in heinlîchen
mit der minneklîchen,
Daʒ si einen muot gewunnen
und nâch ein ander brunnen.
Er was betwungen, si noch baʒ;
alsô lange werte daʒ,
Daʒ diu jung vrouwe zart
wol an ime inne wart,
Daʒ er nâch ir tobete;
dar nâch si im gelobete.
Dô er si vlîʒeklîchen bat,
si wolte kumen an eine stat
In den boum garten,
dâ wolte si sîn warten.
Des kômen si beide über ein.
dô wart under den gelieben zwein

Vriuntschaft unde triuwe.
in ganzen vröuden niuwe
Wart ir minne und ir gemach.
alsô dikke daʒ geschach,
Sô si des state mohten hân.
  Dô began sich des entstân
Der meister an dem jungen
daʒ ime was misselungen
Von der jung vrouwen minne.
des wart er dar nâch inne
Unde bevant wol die wârheit.
dar umbe er harte sêre streit
Den jungen, unde morten
mit slegen und mit worten.
Und huot' sîn alle stunde,
sô er ie beste kunde.
Daʒ half alleʒ niht ein hâr:
swen er mohte kumen dar,
Eʒ wære spâte oder vruo.
der lieben gieng er alles zuo
Und hete mit ir guot gemach:
ir beider hant vil gar zebrach.
Dâ mite si gebunden
wâren ze allen stunden
Von der strengen minne,
ir herze unde ir sinne
Di sewebeten in vröuden gar
hôhe alsam ein adel ar.
  Diz was dem meister harte swâr,
er gienk zuo dem künige dar
Und seit' ime disiu mære,
daʒ der jung herre wære
Verirret an der schœnen.
der künig begunde hœnen
Und strâfen sêre dise maget.
si sprach: »herre, waʒ er saget,
Da enist dekeiniu schulde mite:
mîn vrouwe erkennet mîne site.

Die sint wol sô stæte,
daʒ ich nœte missetæte.«
Und swuor dô sô manigen eit,
daʒ diu küniginne streit
Selb' umbe ir unschulde.
dô kam si ze hulde,
Diu wol getâne Fillis
was dô nâch ungewis
Minne und vriuntschefte;
des wart ir lîp an krefte
Beroubet und an vrouden bar;
wan man nam ir beider war
Mit der vertânen huote,
daʒ diu reine guote
Niht mohte an ime gestillen
irs wunden herzen willen.
Dô wart leide[r] Alexander,
sîn herze leit erkand'er,
Wan ime sîn liep benomen was;
harte zornig er dô saʒ
An der schuol' brummende als ein ber,
er want sich hin, er want sich her,
Er was in sîme sinne
erblendet von der minne.
Diu sende jâmerunge
vergieng ouch nicht die junge.
Diu klâre unde schœne
wart ûzer mâzen hœne,
Si was mit dem selben schaden
durch in, als er durch si, beladen.
Diu gewaltige minne
diu was ouch in ir[me] sinne
Ein teil ze stürmische komen
und het ir mit gewalt benomen
Ein teil ir besten mâʒe;
si was an ir gelâʒe
Ir selben, noch der werlte mite
nâch irme gewönlichem site;

Swaʒ si sich vröuden an genam,
als ir dâ vor wol gezam,
Daʒ missetet si alleʒ dô;
ir leben was gerihtet sô,
Si gedâhte in irem muote,
diu sueze reine guote,
Wie si ir liep gespræche,
ir herze leit geræche
An dem meister wîse,
der was vor alter grîse.
Nû merket, wie eʒ hier umbe ergienk:
Fillis diu liehte sunne gienk
In eine kemenâte hin,
und nam ein sîdîn swenzelîn
Und leit' eʒ an ir zarten lîp,
daʒ sueze minneklîche wîp
Het einen pelz dar under,
der was ouch guot bisunder,
Er gap ir sô blanken schîn
und was gar lûter hermîn;
Si was schœne, daʒ geloubet,
si sazte ûf ir houbet
Einen zirkel von golde,
der was smal, als er solde,
Geworht mit hôhem sinne,
dô lagen gimmen inne,
Zwischen dem gesteine,
vil lieht und ie doch kleine,
Die besten von dem lande,
smâragden und jâchande,
Saffire und kalzedône,
und wâren die vil schône
Dâ unde dar in geleit;
des werkmannes wîsheit
Nâch rehter spæheite
nie steine baʒ geleite.
Diu schœne wol gezieret was;
si nam ein liehteʒ spiegelglas

An lîbe unde ouch an varwe
beschoute si sich vil garwe,
Ob kein ding ir möhte missestân,
daʒ beʒʒerunge solte hân:
Diu schœne was wol an geleit,
als uns diu âventiure seit.
Dâ der boumgarte was,
dô gieng si vür den pâlas
Bar vuoʒ, an den vüeʒen blôʒ:
ir bein wâren wîʒer dan ein slôʒ
Und slehter dan ein kerze,
blank, ân' alle swerze.
Diu wurden von dem touwe naʒ;
dâ bî ein kwekbrunne was,
Dem gie diu minnekliche bî,
vrô unde aller sorgen vrî;
Ir tritte wâren und ir gank
gemeʒʒen, niht ze kurz, noch ze lank,
Und doch in rehter mâʒe;
si was an ir gelâʒe
Ûfreht und offenbære,
gelîch dem sperwære,
Und gestreichet als ein pâpegân,
und lieʒ ir ougen umbe gân
Als ein valke ûf dem aste;
ze lîse, noch ze vaste
Heten si beide ir weide.
si weideten beide
Vil eben und vil lîse
in harte sueʒer wîse;
Daʒ minnekliche bilde
gebârete harte wilde,
Si seich her unde hin,
ûf huop si ir swenzelîn
Vil nâch unz über iriu knie,
bluomen lesende si gie
Und warf die in iren swanz:
Fillis diu liehte sunne glanz

Begunde sus gebâren,
durch daȥ si möhte ervâren
295 Und betriegen den alten man,
der ir ir herzeliep benan;
Dar umbe lief der minnen trût
spilende als ein windes brût,
Durch daȥ gras ze dem brunnen.
300 waȥ wîbe liste kunnen,
Daȥ künde nie man gesagen;
ein wîp kan ûf der verte jagen.
Daȥ sich vor iren listen
nie man kan gevristen;
5 Eȥ wart nie man sô wîse,
noch von alter sô grîse,
Wil er sîn den wîben bî,
er(n) werde gevangen an ein zwî
Unde an der minnen lîm ruot',
10 reht als der wilde vogel tuot,
Der durch vrîheit die er hât
ûf daȥ gelîmete zwî stât,
Als er des denne entsebet
und sich ûf ze berge hebet,
15 Sus klebet er dô mitten dran,
und reget sich unde wil dan,
Dâ mite rueret er daȥ zwî
an kleiner stat, swie kuene er sî,
Eȥ bindet in und macht in haft:
20 sus wirt der man (un)sigehaft
Und gevangen in dem strikke
von wîbes ougen blikke;
Swie wîse er sî, swie lôs ein man,
von wîbes listen nie man kan
25 Sîn gemuete enbinden,
wil er sich lâȥen vinden
In ir gesellescheſte;
sô stark sint minnen kreſte.
Swer des welle wesen vrî,
30 der sî den wîben selten bî;

Wan anders niht gehelfen kan,
wen[ne] vliehen verre von in dan.
Nû lâȝen wir die rede stân,
und vâhen daȝ mære wider an,
Daȝ eȝ niht blîb' in wâne:
Fillis diu wolgetâne
Gienk spilnde under der bluete,
vil stolz was ir gemuete,
Si sleich har unde hin.
diz ersach durch ein vensterlîn
Der alte meister und blikt' dar
und nam irre gebærden war.
Die dûhten im gar wunderlich.
»hei,« dâht' er »wie minneklich,
Wie schœne und wie gehiure,
wie zartiu crêatiure
Ist daȝ minnekliche wîp!
er sælig man, der sînen lîp
Solte mit ir elten!«
in stieȝ an ein kelten
Unde einiu hizze dar nâch;
diu minne tet im manigen schâch
Und machte in ze eime kinde.
under der gruenen linde
Dô kam diu sueȝe reine
gar alles wandels eine
Vur des meisters vensterlîn
und warf ime bluomen dar in
Mê dan eine hant vol,
si sprach: »meister, ich gan iu wol
Gelükkes unde êren;
und möht' ich iu gemêren
Vröude unde kurzewîle,
dar umbe ich eine mîle
Wolte gân, wie krank ich sî.«
der meister sprach: »gramerzî,
Minnekliche sueȝe vruht;
an iu lît alliu diu genuht.

Die man zer werlte haben sol.
jungvrouwelîn, nû tuo sô wol
Und ruoche dich erbarmen
über mich vil armen
Und ruoche gân her in ze mir,
hie ist nieman mê dan ir.«
Dô gie diu sueʒe reine,
gar alles wandels eine
Zuo dem meister hin in:
si kêrte dar ûf iren sin,
Wie si in geschante,
dar an si gar gemante;
Si gie dar bî in sizzen.
er sprach: »ich bin an wizzen
Unde an sinnen gepfant;
ich hân ervarn manig lant,
Ich gesach nie kint sô wol getân,
lâ mich dîne hulde hân,
Ich gibe dir goldes zweinzik mark,
und vuere dich in mînen ark
Und nim dar ûʒ, wie vil dû wilt.«
si sprach: »der rede mich bevilt,
Meister, wes muotet ir an mich?« —
»ich wolte, daʒ dû lieʒest mich
Ein naht bî dir slâfen.«
si sprach: »geschriren wâfen!
Meister, wie solt' ich daʒ getuon?
ich wil mînen magetuon
Sô tœrliche niht verliesen.«
do begunde si wol kiesen,
Daʒ er an si vereffet was.
nû sach diu minnekliche, daʒ
Ein satel bî der wende lak,
si sprach: »en triuwen, ich enmak
Diz ding niht tuon vergebene:
lât mich iu vil ebene
Den satel ûf den rükke legen,
des sult ir iuch gen mir bewegen.

Und lât mich tuon an dirre stunt
einen zoum in iuwern munt.
Daȥ ist mîn sîdîn gürtelîn;
tuot'ȥ, wen es mag niht anders gesîn:
Ich enmag niht langer bîten,
ir mueȥet mich lân rîten
In dem boumgarten,
dâ enmag uns gewarten
Deweder wîp, noch man.«
der alte sprach: »ich enkan
Dich niht vil wol gereiten.«
si sprach: »ich wil iuch bereiten
Vil schône und eben, als ein pfert:
sô sît ir mir denne wert.
Und wil tuon swaȥ iu liep ist.«
nû hœret wunderlîchen list
Von einem jungen wîbe:
swie sô man eȥ trîbe.
Ein schœne minneklicheȥ wîp,
diu beide, muot hât unde lîp,
Waȥ diu wunders begât
und wie vil gewaltes si hât
Und wie si kan versêren,
herze und muot verkêren
Mit iren sueȥen worten,
swie si an allen orten
Mit gallen sint gemischet.
Vor den gar verlischet
Mannes kunst, swie wîse er ist;
wunder wirket wîbes list,
Ir smeichen unde ir zarten,
ir lôgen unde ir warten,
Ir sprechen und ir singen,
ir tanzen und ir springen,
Ir weinen und ir lachen,
die kunnen alle machen
Den strik und die gebende,
daȥ si mit irre hende

Vüeret den man, swar si wil:
wîbes kunst ist âne zil.
Daʒ si vil wol bewæret:
von wîben wart erværet
Adam unde Samsôn,
Davît unde Sâlomôn
Unde die besten alle.
doch, samir Sante Galle,
Diu wîp sint alle niht alsô,
wîp machent manig herze vrô.
Daʒ in sorgen wære begraben:
wil ir ein teil niht êre haben,
Noch kiusche(n) sîn, noch stæten muot,
daʒ schat den niht, die sint behuot
Und vrî vor aller missetât;
tûsent wîbe tügende hât
Ein wîp: ob keiniu wære
bœse und wandelbære,
Wâ solte man erkennen bî,
welhiu wære an missewende vrî.
  Nu süln wir vâhen wider an
daʒ mære, dâ eʒ wart verlân:
Diu gewaltige minne,
der sinne ein rouberinne,
Betwang den meister grîsen,
der hôhen künste wîsen,
Er sprach: »schœneʒ vröuwelîn,
ich wil dir undertænig sîn
Unt tuon swaʒ dû mir gebiutest,
daʒ dû mich niuwen triutest.«
Der alte gouch sich nider lie
ûf die hende und ûf diu knie,
Diu schœne minnekliche
nam vil behendikliche
Und leite den satel ûf in,
und nam ir sîdîn gürtelîn
Und macht' im ein zoum in den munt:
dô hete si gewunnen an der stunt

Von rôsen ein bluejendeʒ zwî,
diu schœne, missewende vrî
Nam den zoum in die hant
unde saʒ ûf den wigant
Unde reit in vil schône,
in eime sueʒen dône
Sang si ein sueʒeʒ minneliet.
dô sûmte sich der alte niet,
Er krouch ûf allen vieren dô,
des wart ir gemuete vrô,
Unt krouch gegen dem boumgarten
unt truog ûf im den zarten
Sueʒen minneklichen lip.
Daʒ ersach des küniges wip
Und ander ir[re] junk vrouwen,
an den zinnen schouwen
Begunden si daʒ wunder,
daʒ Fillis dâ bî sunder
Alsô herliche reit;
des wart diu künigîn gemeit
Und wunderte si harte vil,
dô si gereit unz an daʒ zil,
Dâ saʒ si vrœlichen abe,
si sprach: »dû alter gouch, nû habe
Diz laster ie mer mêre,
daʒ dû mir mîn êre
Unde mîn liep hâst benomen.
dîne hundert jâr sint nû komen
Ze siben jâren ûʒ erwegen;
daʒ dîn der tiuvel mueʒe pflegen!«
Fillis lief durch daʒ gras
vrœlichen in den palas.
Diz grôʒe unbilde daʒ erschal
in den hof und in den sal
Vur den künig und [alle] die sîne.
Fillis diu sueʒe fîne
Hâte ir leit gerochen.
Dâ nâch in einre wochen

Nam der meister sâ ze hant
siniu buoch und sîn gewant,
Sîn golt, sîn silber und sîn habe,
er schikket' eʒ bî naht abe
Heinlich in ein schiffelîn,
er enmohte dâ niht langer gesîn
Von dem spotte und von dem schimpf
und von dem grôʒen ungelimpf,
Den si hâten ûf dem sal.
er vuor daʒ waʒʒer hin ze tal,
Daʒ dâ durch die gegene vlôʒ,
wan in des schimpfes dâ verdrôʒ,
Daʒ man sîn dâ wurde sat;
er kam gevarn in eine stat
In ein insel, hieʒ Galiciâ,
dâ beleip er und machte dâ
Ein michel buoch und schreip dar an,
waʒ wunderlîche liste kan
Daʒ schœne ungetriuwe wîp,
und wie diu leben unde lîp
Manigem hât versêret,
und swer sich an si kêret,
Der wirt von ir gevangen,
als der visch an dem angen
Und als der vogel in dem strikke.
ir lachen, ir ougen blikke
Vâhent, sam der agestein.
ich bin des komen über ein,
Daʒ dâ vür niht gehelfen kan,
wan daʒ ein iegelich wîse man,
Der gerne âne vreisen sî,
sî ir geselleschefte vrî
Und vliehe verre von in dan;
wan anders niht gehelfen kan.

III.

Frauenzucht.

Von

Sibot.

Ein Ritter hatte, bei allem übrigen Glück, ein grundböses, zornig widerbellendes Weib: alle Hasel, Birken und Eichen-Gerten konnten sie binnen dreiſsig Jahren nicht erweichen. Beide hatten eine schöne Tochter, welche, trotz der Zucht des Vaters, die Bosheit der Mutter dreifach an sich nahm, ihrer Lehre zufolge, auch „das längere Meſser tragen" wollte, und die väterliche Warnung schnöde abwies. Ein benachbarter biederer Ritter, reich an Gut und Muth, warb um sie. Der Vater verhehlte ihm nichts; der junge Brautwerber jedoch verhieſs ihm baldige Beſserung der Braut, und erhielt sie.

Nach acht Tagen holte er sie ab, und die Mutter rief ihr noch ihre Lehren nach. Die stattliche Braut saſs hinter dem Bräutigam auf einem schlechten Rosse, und dieser ritt mit ihr einen Steig fernab der Straſse. Er führte einen Habicht auf der Hand, der ungeduldig die Fittige schlug, und von ihm zur Ruhe verwiesen wurde, und als er nach einer Krähe auffahren wollte, erwürgte ihn der Ritter wie ein Huhn, und drohte, heute jedes Widerstreben ebenso zu bestrafen. Auf dem engen Waldpfade blieb sein Jagdhund zurück und zerrte an dem Seile; der Ritter schalt, und hieb ihn mit dem Schwerte enzwei. Das bloſse Schwert in der Hand, ritt er fürder, und als das schwache Ross den Sporen nicht recht folgen mochte, hieb er ihm den Hals ab. Hierauf sagte er zu der Braut, er als Ritter könne nicht zu Fuſse gehen, und müſse sie nun reiten. Diese, durch alles still geschehene eingeschreckt, bat, sie nur mit dem Sattel zu verschonen, als er dies aber auch unritterlich fand, und der Widerspruch ihn in Harnisch brachte, lieſs sie sich geduldig satteln und zäumen, und trug ihn drei Speere lang; da versagte ihr die Kraft, und als er sie dennoch fürder zum Zelten (Paſsgehen) anspornte, erbot sie sich zu allem, was er wollte. Da hub er sie auf, nahm sie lieblich unter sein Gewand, und führte sie im Geleite seiner Freunde, die heimlich alles gesehen hatten, heim zur fröhlichen Hochzeit, und sie ward das beste Weib.

Nach sechs Wochen besuchten ihre Eltern das junge Paar. Die Mutter ergrimmte über das Betragen der Tochter und schalt und schimpfte, die Tochter aber rühmte sich des besten Mannes, und warnte sie vor ihm. Der Schwäher und Eidam belauschten ihren Wortwechsel, und dieser verhieſs jenem, die Alte bald ebenso zu zähmen. Er steckte zwei frisch ausgeschnittene Braten zu sich, trat zu ihr ein, erwiderte ihren höhnischen Gruſs „Herr Eckehart!" durch „Frau Isenhart!" und ermahnte sie, ihre Bosheit abzulegen, welche ihr der Mann mit einer „Flämischen Elle" austreiben sollte. Auf ihre schnöde Widerrede sagte er, er wiſse, der Sitz ihrer Bosheit seyen zwei Zornbraten an ihrem Leibe, die er ihr ausschneiden wolle. Sie spottete, und wollte hinweg, aber zwei Knechte ergriffen sie, warfen sie nieder, und er schnitt ihr mit einem Meſser durch das Hemde eine starke Wunde, und zog einen Braten hervor, wälzte ihn in Blut und warf ihn in ein Gefäſs. Sie schrie, und erkannte, daſs dieſs ihr Uebel gewesen. Der Arzt aber meinte, sie trüge noch auf der andern Seite einen solchen Braten, sie läugnete zwar, aber die Tochter bestätigte es, und trotz ihres Schreiens wurde er ihr ebenso ausgeschnitten. Sie gelobte, fortan gut zu seyn. Voll Furcht fuhr sie jedoch bald mit ihrem Manne heim, und wenn ihre alte Tücke wieder vorbrach, half alsbald der Spruch des Mannes, daſs er nach seinem Eidam senden müſse.

III.

Der vrouwen zuht.

Diz buechel heizt daz übel wîp:
der tiuvel kom' noch in ir aller lîp!

Welt ir hœren, als ich vernam,
ein mære daz mir vür kwam
Von gemelichen dingen,
kunde ich ez ze ende bringen.
Diu rede hât mich guot gedûht:
diz mære heizt der vrouwen zuht.
Swelch man ein übel wîp hât,
der sol merken disen rât.
Ob ich die wârheit sprechen sol,
so bedorft' ich selbe râtes wol.
Wan ich die mînen betwungen hân,
si ist mir alsô undertân.
Sprich' ich swarz, si sprichet wîz,
dar an kêrt si allen iren vlîz.
Unt tuot daz sêre wider Got:
diz mære tihte Sibot.
Ern' meinte ine kein vrouwen dâ mit,
im behaget wol aller ir sit';
Wan daz ich si mit zühten man,
ir keiniu zukke sich'z niht an,
Daz si iht sich selben melden,
als knehte ûf den velden,

Die sprechen: »weln wir uns sin trœsten
unde bole wir den bœsten.«
Sô meldet der schuldige selben sich
und spricht: »en triuwen, und werft ir mich,
Sint ich sin iuch vor bescheide,
ez wirt iuwer einem ze leide.«
Der selbe ist wandelbære.
nu hœrt vor baz diz mære.
  Vernemet alle geliche:
ez was ein ritter riche,
Der het alles des genuok,
des diu erde ie getruok.
Als man noch von dem sprichet,
dem nihtes gebrichet.
Des hât' er alles ein teil,
vroude, sælde, grôzez heil
Gar an in gewendet,
daz er was ungepfendet
Der êren und des guotes:
er was [al] ze senftes muotes:
Daz schein an sinem wibe wol,
als ich iu nû sagen sol.
Er hâte daz ergeste wip,
diu ie gewan mannes lip
Dar ûf al der erden
nie erger wip mohte werden.
Ir nâch gebûren hâten si dâ vur erkorn,
daz nie erger wip wær' geborn.
Swie vil hesliner gerten
irn rukke zeberten,
Birkin oder eichin,
die enkunden si niht erweichen.
Daz si wolde guot sin,
daz wart an mangen dingen schin:
Swen kwâmen nôthafte liute,
als ouch geschiht noch hiute,
Und bâten der herberge,
si enpfienk si mit erge;

Swen er wolde vertrîben,
den hieʒ si dâ belîben;
Swes er niht enwolde,
daʒ tet diu unholde:
Swaʒ er gerne hete gesehen,
des enkunde im niht geschehen.
Der strît wert' under in, daʒ ist wâr,
volliklîchen drîʒik jâr,
Si beleip vor im unbetwungen,
si was ouch an ir zungen
Gar unversunnen.
in der zît si gewunnen
Beidentsamt ein tohter;
der vater enmoht'er
Mit allen sînen sinnen
nie an gewinnen,
Daʒ si die site wolde lâʒen,
si enwolde sich nâch der muoter sâʒen:
Der übele und der erge,
der bôsheit und der kerge,
Die der muoter wonten bî,
der hete diu tohter mê dan drî,
Si was bœse unde ark,
dâ bî schœne unde stark,
Und was sô gar erwildet.
Got hâte si gebildet
Ze einer schœnen junk vrouwen,
swer si muoste schouwen,
Den dûhte si vil minnenklîch,
und an der rede gar unguetlich.
»Tohter, dîner muoter sit'
volgent dir ze lange mit,«
Sprach der vater eines tages
»swen dû uns her nâch klages,
Und hâst genomen einen man,
dern' wil, noch enkan
Dîner erge niht vertragen,
sô wirstu dikke zeslagen.

Sô geriuwet dich'ȝ ze spât.
nû sich, daȝ dû dîner muoter rât
Volgest niht ze verre,
daȝ eȝ dir her nâch iht werre:
Er zesleht dir dînen rükke und dîn huf.« —
»jâ, dort gêt der mân' ûf,
Der rehte und der krumbe,
man bôt dâ siben umbe,
Eȝ wære übel verkouft;
wie dikke habet ir zerouft
Mîne muoter unt zeslagen?« —
»tohter, daȝ wil ich dir sagen,
Dâ lebt' ich gerne mit gemach.« —
»wænt ir, daȝ mîn sælde iht wach'?
Mir mak Got den man beschern,
ich trûwe, mich vor im wol ernern.« —
»Dû maht dem man zuo kumen, der dich twingt
und nâch sînen siten bringt,
Sô wirt dir übele ergên,
dir wirt der slege michels mê,
Denne der pfenninge;
dir muoȝ misselingen,
Daȝ ist billîch unde reht;
er sî ritter oder kneht,
Swer dîn ze wîbe gert,
er wirt dîn sâ ze hant gewert
Dem gibe ich dich ze wîbe,
sô mak daȝ niht [al]sô belîben,
Du enmueȝest sîner hant entseben,
swenne er mit eichînen steben
Dîn hût beginnet villen.« —
»jâ, durch der vedern willen,
Daȝ die gense wol gerâten!
wâ sint, die mîn bâten,
Nâch den ich gerne vrâge?
ir kein tar eȝ mit mir wâgen:
Swer eȝ aber mit mir wâget,
der hât eȝ übele gelâget.

Iuwer rede sint unmügelich,
und ich hân wol des bedâht mich,
Ob eȥ morgen alsô kwæme
daȥ ich einen man genæme,
Ern' möhte mir daȥ nimmer versagen,
ichn' wolde daȥ lenger meȥȥer tragen.
Daȥ ir mir sô vil vor saget
und mîner muoter hât vertraget
Her alsô manigen tak,
des iuch wol verdrieȥen mak;
Iuwer rede sint vil dünne:
ich tuon billîcher nâch dem künne,
Dan ich nâch dem künge tuo:
diu sunne gêt ûf morgen vruo,
Ze dem gerihte hœrt iuwer wort,
daȥ dunket mich niht guot gehôrt.« —
»Tohter, nu ensage ich dir niht mê;
Got gebe, daȥ mîn wille ergê,
Und sende dir den in kurzer zît,
der dâ halde strît wider strît.«
Nû saȥ ein ritter nâ dâ bî
niwan über mîle drî,
Der was rîch des guotes
und menlîches muotes;
Doch was er menlîcher an dem muot,
dan er wær' rîch an dem guot;
Der vernam wol disiu mære,
daȥ si schœne wære,
Nâch sagen und nâch vrâgen,
er dâht': »ich wil eȥ wâgen.«
Unde kwam in sînen muot:
»wie ob ich si mache guot?
Unde mak des niht ergân,
so wil ich si alsô übel hân,
Durch die schœne die si hât,
des enmak niht werden rât.«
Eins tages kwam er ze irm vater
mit sînen vriunden, unde bat er;

Er sprach, er wolde sich ze im vründen.
»solde ich mich daran versünden?«
Sprach der vater al ze hant,
unt tet im mit worten bekant,
Stille und offenbære,
wie sîn tohter gesitet wære.
Er sprach: »daʒ hân ich wol vernomen;
darumbe bin ich her komen,
Daʒ ir mir si ze wîbe gebet:
wil Got, daʒ ir ein jâr gelebet,
Ir gesehet wol, wie si wirt;
ich schaffe, daʒ si verbirt
Alleʒ daʒ mir leit ist:
daʒ geseht ir in kurzer vrist.«
Ze dem eidem sprach der swæher:
»ichn' weiʒ, waʒ sagen mêr,
Wan, huetet iuch des vor;
kumt si ûf der muoter spor,
Ir gewinnet nimmer guoten tak,
vor wâr ich iu daʒ sagen mak,
Ir mueʒet schiere alden.« —
»seht, des lâʒt mich walden,
Alsô jung als ich bin.«
  Hie mite giengen si hin
Unde wurden des in ein,
die vriunt under in zwein,
Swelch zît er dar kwæme,
daʒ er si mit im næme:
Dâ rette nieman niht wider:
diz gelobten si und leisten sider.
Nu enweste diu muoter niht,
daʒ eʒ was alsô geschiht,
Daʒ diu tohter was vergeben,
si drouwete ir an daʒ leben,
Dô si die rede ervuor,
vil tiuwer daʒ si swuor.
Eins tages dô si bî ir saʒ,
si sprach: »heldest dînen man baʒ,

Denne ich dînen vater hân,
ich wil dich selbe ze tôde slân.
Tohter, vernim mich,
swenne er zürnet wider dich
Unde dich wirfet dar nider,
bîʒe, krazze, rouf' in wider,
Unde tuo den willen mîn,
lâʒ dir michel lieber sîn.
Als ich hân gesprochen,
daʒ dû vier wochen
Habest sêren rükke,
wan dir dîn man enzükke.
Daʒ er dîn ober houbet sî.
nû merke rehte mich dâ bî,
Ich sage dir, tohter, ungelogen,
ich hân dînem vater hâres ûʒ gezogen
Mêr dan ein schæper wollen:
dû bist gewahsen vollen
An liden und an armen,
lâʒ dich sîn niht erbarmen:
Ich was vil minner dan dû sîs,
ich behielt doch wol den prîs.«
Dar nâch über siben naht
der ritter weste wol, wes im was gedâht,
Unde gewan ein pfert,
daʒ was lihtes schazzes wert.
Als noch ungæbiu pfert sint:
dar zuo nam er einen wint,
Den vuorte er an sînem strikke,
und gienk ze sînem rikke,
Dâ der habech saʒ bî der want,
den nam er ûf sîne hant,
Unde gerte nihtes mêr,
und reit ze sînem swæher,
Unde vordert' sîne brût.
die gap man im überlût,
Und hieʒ si in Gotes namen varn:
er sprach: »Got mueʒe iuch bewarn,

Beʒʒer heil mueʒ' iu mit ir erstân,
dan ich mit der muoter [gehabt] hân!«
Dô si hinder daʒ pfert gesaʒ,
diu muoter des niht vergaʒ.
Si enrief und sprach zuo der maget:
»tohter, vernim, waʒ ich dir hân gesaget,
Und wis dînem manne undertân,
als ich dich ê gelêret hân.« —
»Muoter, habet iuwer gemach,
ich weiʒ wol, waʒ ich wider iuch sprach.
Daʒ wil ich durch nie man enlân.«
dâ mit riten si von dan.
Durch der meide bœsen kriek
reit er einen smalen stik,
Und het der breiten strâʒe rât,
daʒ ieman gesæhe ir zweier tât.
· Der kleine wek ungeberte
· truok si durch [ein] wilt geverte:
Dô gert' der habech von der hant,
als sîn site was gewant.
Er sprach: »dû lâʒt dîn veder sahen,
oder ich wil dich ze tôde slahen.
Ich briche dir dîn houbet,
daʒ dû wirst betoubet
Dîner sinne und dîner bœsen list.«
dô sach der habch in kurzer vrist
Ûf varen aber eine krâ,
der wære er gerne gewesen nâ.
[Er sprach:] »sint dû nâch ungemache strebest
und ungerne sanfte lebest,
Sô wil ich dir dîn reht tuon.«
er würgete in, als ein huon,
Und warf in nider ûf daʒ gras.
»nû habe dir, daʒ dîn wille was!
Ich sprich' eʒ âne valschen list,
alleʒ daʒ hiute bî mir ist,
Eʒn' welle haben guote site,
ich spil im des selben mite. —

Eya, dû hof wart, wie dû dich nû zükkest
und mir mînen arm zerükkest
An disem starken seile,
eʒ kumt dir ze unheile.«
Diu rede diu was gar en wiht,
der wint mohte im niht
Bî der sîten gevolgen,
dô wart der her erbolgen
Unde rükkete daʒ swert,
und hiu mit den sporn daʒ pfert.
Unde hiu den hunt en zwei.
daʒ diu maget niht enschrei.
Ir wart doch übel ze muote,
[si sprach:] »o wê, her[re] Got der guote.
Wes ist disem manne gedâht.
welch tiuvel hât dich her brâht!«
Daʒ swert er dannoch bar vuorte;
swen er daʒ pfert mit den sporn ruorte.
In dûhte, wie eʒ niht rehte wolde gân: —
man muoʒ etwaʒ ze worte hân
Und etewaʒ erdenken,
swen man den hunt wil henken.
Man spricht, er sî ein leder vraʒ,
der nie keinez gaʒ: —
Unde rükkete daʒ swert,
unde hiu vaste daʒ pfert
Im sînen hals abe:
nû lige, gurre, unde snabe!
Hetestu reht gegangen,
sô hetestu den tôt niht enpfangen.
Vrouwe, ir habet wol gesehen,
waʒ hie ist geschehen:
Mir was unwerde worden ze dem pfert,
daʒ sluog ich mit dem swert
Zuo dem winde unt zuo dem veder spil.
daʒ muete mich ein teil ze vil:
Nû kan ich unsanfte gân.
ich hân eʒ selten mê getân.

Ich tuon eȥ niht ze disen zîten:
vrouwe, ich muoȥ iuch rîten.«
Dô si den ernest gesach,
daȥ si solde lîden ungemach,
Und er si satelen begunde,
si sprach an der stunde:
»Herre, daȥ iuch Got mueȥ' bewarn,
lâȥet den satel varn,
Sô trag' ich iuch vil dester baȥ.«—
»vrouwe, wie stuende daȥ,
Daȥ ich bar rosse rite?
mich dunket, ir habet bœse site,
Daȥ ir sprechet dâ wider.«
dô sprach diu vrouwe sider:
»Herre, dar umb si iu niht leide,
ich trage iuch wol beide.«
Dô satelt' er si an der stunt
und leit' ir den zoum in den munt,
Und hieȥ sich [vaste] haben bî der hant,
ûf saȥ der stolze wigant.
Dô si rîten ein wîle,
minner danne ein mîle, —
Welt ir hœren die wârheit,
wie verre er die maget reit:
Er reit si drîer spere lank —
der reise was si ze krank,
Ir begunde vaste abe gân;
si hât' eȥ selten mê getân.
Er sprach: »vrouwe, snabet ir?« —
»nein ich, her[re], des geloubet mir,
Dîz ist ein sô schœneȥ velt,
ich briche mich noch, wie ich zelt'.« —
»Seht, daȥ ir alsô iht zeldet,
daȥ ir sîn iht engeldet.« —
»Nein, lieber herre, ich entuo,
ich briche mich ie dar zuo;
Zeldens dünket ir mich wol wert;
in mînes vaters hof gêt ein pfert,

Bî dem ich eȝ gelernet hân:
ich kan wol sanfte und ebene gân.« —
»Welt ir tuon, swaȝ ich wil?« —
»desn' dünket mich niht ze vil.«
Dô lieȝ er si ûf ze hant
und nam si under sîn gewant.
Sîn vriunt wâren dâ bî an einer stat,
den er ir heimelîche geseit hât'.
Daȝ si dar kwæmen
und die vrouwen ûf næmen
Und vuorten si an ir gemach.
ichn' weiȝ, waȝ sint dâ geschach.
Ich'n was ze ir hôchzît niet:
wan, daȝ si wol geriet,
Unde wart daȝ beste wîp,
diu ie gewan irn lîp,
Unde tet daȝ beste
und enpfienk wol die geste
Und warte sînes willen ze aller zît.
Über sehs wochen sît
Kwam ir lieber vater dar,
und ir muoter an der schar,
Und wolte warten, waȝ si tæten,
und ob si iht guotes hæten,
Dâ mit si sich begiengen,
und wie si ir dink ane viengen.
Dô diu zorn herte
der tohter geverte
Alsô schiere gesach,
si nam si hin unde sprach:
»Eya, dû verschaffene barn,
wie hâstu alsô gevarn?
Ich hân gesehen in kurzer vrist,
daȝ dîn man dîn meister ist:
Jâ, dû vil übele hût,
daȝ dû ie wurdest sîn brût.
Das mueȝe dir Got geswîchen!
wie hâstu sô guetlîchen

Dîn dink ane gevangen?«
sust begunde si sie zwangen
Allenthalben an irn geliden:
dô wart weinen niht vermiden.
Diu rede was gar ein wint:
swelch vrouwe ir kint
Sieht dar umbe (daʒ) eʒ ist guot,
ich weiʒ wol, daʒ si unrehte tuot.
[Si sprach: »muoter] sît ir durch sc[illegible]en komen her,
seht, wer es iuch gewer.
Ich hân den aller besten man,
den kein vrouwe ie gewan;
Er ist biderbe unde guot:
swer sînes willen niht entuot,
Wirt im ûf den zorn,
der hât ze hant den lîp verlorn.«
Si sprach: »dû alte gimpels dirn',
der tiuvel ist in dînem hirn'.
Desn' wird' ich dir nimmer holt,
dû unreiner kozzolt!« —
»Muoter, ich endröuw' iu niht,
ich sag' aber, waʒ iu geschiht.
Ich törste iu wol râten daʒ,
daʒ ir mînen man grueʒet baʒ,
Dan ir mînen vater tuot;
daʒ würde iu harte guot,
Und würde ouch iuwer gelükke:
oder er beginnet iuwerm rükke
Würken ein sulch knutel werk.« —
»jâ,« sprach si »Hennenberk!
Lâʒ, übel hût, dîn klaffen stân:
dîn man törste sich baʒ hân,
Als werlîche bestê in diu suht,
danne daʒ er sîne zuht
An mich gelege immer.«
Der swæher und der eidam inner
Der zît sâʒen heimlîch dort
und hôrten wol disiu wort.

Die zwêne lûsterære
vernâmen wol diu mære.
Dô sprach der swæher aber dô:
»nû bin ich ûȝ der mâȝen vrô,
Daȝ ir mîne tohter hât;
swenne mich der tôt bestât,
Daȝ ich niht lenger sol geleben,
sô wil ich iu mîn erbe geben
Unde swaȝ ich guotes hân;
ich sihe wol, ir habt si iu under tân.
Herre, guotes sol ich iu wol getrûwen.
Got lâȝe iuch mit genâden bûwen
Iuwer eigen und iuwer erbe:
mîner vrouwen rede ist unbiderbe.« —
»Welt ir hœren mînen muot,
waȝ mich dar umbe dunket guot,
Ich mache mit ir in kurzer vrist,
daȝ si immer mê guot ist.« —
»Herre, des wil ich iuch gewern,
welt ir si villen oder schern
Oder brâten in den koln,
daȝ mag ich alleȝ wol verdoln,
Unde hilfe gerne dar zuo,
wan ich eȝ billîchen tuo.« —
»Sô swîget der rede mê,
und hœret, wie eȝ noch hiute ergê.«
Er hâte sich des berâten,
und gewan zwêne brâten,
Do er in die kemenâten gienk,
nû hœret, wie si in enpfienk:
»Sît wille komen, her Ekkehart!« —
»gnâde, vrouwe, ver Isenhart!«
Sprach er ze hant hin wider,
unt trat vür si aber sider:
»Vrouwe, törste iuch ie man biten,
daȝ ir lieȝet iuwer bœse siten,
Die ir wider mînen herren tuot:
er ist ze lange in swærem muot:

Dar umbe bin ich iu gehaʒ:
er solde iuch twingen baʒ.
Mit einer Flemischen ellen
slege ûf iuwern rukke zellen:
Swenne er eine het' zeslagen,
sô sold' man im ein ander [dar] tragen,
Biʒ daʒ ir in bætet umb den lîp.
eʒ gewan nie man noch wîp,
(Der) muot (sî) sô swinder.« —
»jâ, wes kuo biʒʒen diu rinder?
Wir hôrten ze jâr dâ von sagen.
ir het ir vil alsô erslagen.
Lieber eidem, her Gikkengouch,
ich habe hût und hâr noch
Vor im biʒ her behalden:
sol ich gelukkes walden,
Ich behalt' eʒ ouch wol langer;
mîn muot ist sô zanger.« —
»Sô solt ir sîn doch gnâde hân.« —
»sich, waʒ hân ich im getân?« —
»Dô leidet ir im sîn eigen hûs.« —
»ich heiʒe sîne kazze [und] mûs,
Und nante sînen wint Rîn.
ich wil immer sîn meister sîn,
Die wîle wir mit einander wonen.« —
»sô mueʒe wir uns sîn anders erholn,
E wir uns tâlank gescheiden,
ich schaffe under iu beiden,
Daʒ ir âne iuwern dank
lâʒet allen bœsen wank.« —
»Sun, wie moht ir daʒ gemachen?
dar umbe wil ich mich niht swachen.« —
»Ich weiʒ wol, waʒ iu wirret,
daʒ ir sît verirret,
Und alsô übele gerâten:
ir traget zwên' zorn brâten,
Die ligent an iuwerm die,
dâ von ir guete gewunnet nie.

Swer iu die ûȝ snite,
so gewunnet ir guote site,
Daȝ wær' iu innenklichen guot,
und gewunnet den besten muot.«
Si sprach: »mir ist liep an dirre zît,
daȝ ir ein arzât worden sît
Und iuch mit arzenîe begât:
habt ir iht cristianen her brâht,
Und agrimonia? und bekennet ir bibôȝ?« —
»vrouwe, iuwer üppikeit diu ist grôȝ.« —
«Nû wie moht' ich des gelachen?
oder waȝ welt ir ûȝ mir machen?
Wie mohte daȝ gerâten,
daȝ ich trage brâten,
Als ein wilt eber swîn?
lât, herre, iuwer teidingen sîn.«
Al ze hant wolde si von dan,
dô griffen si zwên' knehte an
Unde wurfen si dar nider;
dô greif er an sîn meȝȝer sider,
Daȝ hât' einen scharfen ort,
und begunde si vaste snîden dort
Durch daȝ nider hemde,
lachen wart dâ vremde,
Er sneit ein wunden tief und lank;
daȝ liet, daȝ si dâ sank,
Daȝ machte daȝ herze unvrô;
einen brâten nam er dô,
Den hât' er in sîner huote,
und welket' in in dem bluote,
Und warf in nider an ein vaȝ:
»vrou[we], dâ von sît ir guotes laȝ
Gewesen alsô manik jâr.«
si lak under im unde kar:
»Jâ, herre, daȝ ist daȝ mir war
und mich aller guete beschar;
Welch tiuvel mich des beriet,
desn' west' ich an mir selben niht.« —

»Neinâ, ir habt noch einen
an dem andern beine.« —
»Dern' wir(re)t mir sô sêre niht,
als(ô) der dâ vor iu lît.«
Dô sprach diu tohter wolgemuot:
»ich sage iu, waȝ mich dünket guot,
Daȝ ein michel arbeit
wær' verlorn ze diser zît.
Ir(n') snîdet ûȝ den zorn brâten:
er möhte alsô gerâten,
Daȝ er gewünne ein jungen,
sô wær' uns misselungen.« —
»Neinâ, liebe tohter, sprich derzuo,
durch Got, daȝ er eȝ iht tuo,
Und lâȝ' mich unversêret:
ich hân mich des bekêret,
Daȝ ich wil (gerne) wesen guot,
und lobe [gerne] waȝ ir alle tuot.«
Dô sprach diu tohter aber dô:
»wolt' Got, muoter, kwæm' eȝ sô,
Daȝ wær' mînem vater ein sælik werk.
wâ ist nû iuwer Hennenberk?
Und ander manik sprich wort,
diu ich von iu hân gehôrt.
Ir gâbet mir einen rât,
der allen vrouwen missestât,
Daȝ man wider die man strîte:
mich wundert sêre, wes man bîte,
Daȝ man den andern niht snîdet ûȝ.
ir dunket iuch kundiger, dan ein strûȝ.«
Dô greif er an daȝ ander bein:
sî schrei lûte: »neinâ, herre, nein!
Eȝ ist mir genuok:
gedenkâ, tohter, daȝ ich dich truok,
Und gewinne mir einen vride:
ich wil dir sweren bî der wide,
Daȝ ich wil gerne wesen guot,
und lobe, swaȝ iuch dunket guot.«

Dô liez er si ûf ze hant;
si gelobet' im guot sîn an die hant,
Und wolde immer guot sîn:
iedoch verbrünne ê der Rîn,
Daz was im als ein bast,
wan ir kriek was ze vast.
Des selben tages ze nahte
lak si unde trahte,
Waz ir des tages was geschehen:
si sprach: »nû moht ir sehen,
Ich mag niht lenger belîben, (wîlen?)
wir suln sêre îlen
Von disem grôzen twange
mich vil sêre belange(t);
Ich vürhte, ob ich mich verspreche,
daz er ez an mir reche
Mit sînem zornigen muote:
Got habe in in sîner huote!«
Dô er mit ir heim kwam,
swelch zît er vernam,
Daz si wider in iht sprach,
daz im was leit und ungemach,
So sprach er: »ich kan ez niht volenden,
ich muoz nâch unserm eidem senden.«
Sô wart si von schame rôt,
si sprach, im wære sîn niht nôt,
»Sîn kumen ist mir niht guot,
ich hân gedâht in mînem muot,
Daz ich wil (gerne) wesen guot.«
ez was ir wille, swaz ir man tuot.
Hie bî rât' ich allen vrouwen daz,
daz si ir manne gruezent baz,
Dan[ne] disiu vrouwe tæte.
nû merket dise ræte:
Ich râte ez iu allen,
daz ir ez iu lât [wol] gevallen,
Und volget iuwern mannen dar an;
daz ist lobelîchen getân.

IV.

Heinrich von Kempten

und

des Kaiſers Bart.

Von

Konrad von Würzburg.

Der mächtige Kaiser Otto hatte einen schönen langen Bart, dessen er sorgfältig pflegte, und bei dem er unwiderruflich schwur. Sein Haar war röthlich und sein Gemüth böse und hart, und wer etwas wider ihn that, dem wurde ohne Gnade der Tod geschworen. Einst feierte er auf der schönen Veste Babenberg das Osterfest, zu welchem viele geistliche und weltliche Fürsten und Mannen kamen. Am Ostertage, während der Meſse, wurden die Tische bereitet, Trinkgefäſse hingesetzt und Brode aufgelegt. Nun war zum Feste auch der Sohn und Erbe des Herzogs von Schwaben gesandt; der zarte Knabe ging um die Tische, und nahm in seine schönen weiſsen Hände ein Brod, es zu eſsen, wie Kinder pflegen. Da gewahrte es der Truchseſs des Kaisers, und schlug mit seinem Stabe den jungen Herzog, daſs er niederstürzte, und ihm das Blut vom Scheitel rann. Das ersah der mannliche Ritter Heinrich von Kempten, der Zuchtmeister des jungen Herrn, den er väterlich liebte und her geleitet hatte: er gerieth in Zorn, und schalt den Truchseſs, daſs er so unritterlich einen Fürstensohn schlage. Der Truchseſs trotzte auf sein Amt: er furchte ihn so wenig, als der Habicht das Huhn. Da ergriff Heinrich einen Stecken und zerschlug ihm den Schädel, wie ein Ei. Nun kam der Kaiser, saſs zu Tische, und sah das frische Blut auf dem Estrich; zornig vernahm er die That, und verurtheilte den Schänder des kaiserlichen Hofes zum Tode. Heinrich entschuldigte sich, und bat, durch Gnade das Fest und die hohe Versammlung an ihm zu ehren. Der rothe Kaiser aber ergrimmt, schwur ihm den Tod bei seinem Barte. Da Heinrich dies Zeichen kannte, entschuldigte er sich mit der Nothwehr, sprang zum Kaiser, ergriff ihn bei dem Barte und zog ihn über den Tisch, daſs alle Speisen zu Boden geriſsen wurden, dem Kaiser die Krone vom Haupte fiel, und ihm viele Haare ausgerauft wurden; Heinrich warf den Kaiser unter sich, ergriff ein Meſser, packte ihn am Halse, setzte es ihm an die Kehle, und forderte Widerruf des Eides. Alle Fürsten sprangen auf, den Kaiser zu befreien; Heinrich aber drohte diesem sogleich den Tod, wenn ihn einer anrührte, und jedem, der es wagte. Da traten alle zurück, und der unverzagte Heinrich zwang den Kaiser, daſs er mit aufgehobenen Fingern gelobte, ihn unverletzt heimkehren zu laſsen. Da lieſs Heinrich ihn los. Als aber der Kaiser wieder auf dem Stuhle saſs, strich er seinen Bart, und gebot Herrn Heinrich, dem er nur das Leben geschenkt, sogleich von hinnen zu fahren, und ihm nimmer vor Augen zu kommen; er brauche keinen so ungefügen Bartscheerer, der ihm Haut und Haar abgeriſsen habe.

Heinrich kehrte so heim nach Schwaben, auf sein reiches Lehen, welches er von der Abtei Kempten hatte.

Zehn Jahre darnach belagerte Kaiser Otto in schwerem Kriege jenseit des Gebirges eine Stadt, so lange, daſs es ihm an Leuten fehlte, und er daher alle Lehensmannen des Reiches nach Apulien entbot. So rüstete sich auch der Abt von Kempten, und forderte vor allen seinen Dienstmann Heinrich zur Heerfahrt auf. Dieser weigerte sich wegen des Kaisers Bannes, und erbot seine beiden Söhne für sich; der Abt aber vertraute weit mehr auf seinen Rath und That, und drohte, ihm das Lehen zu entziehen. Da gehorchte Heinrich seinem Dienstherrn, und zog mit ihm kühnlich übers Gebirge zu der belagerten Stadt. Dort mied er jedoch des Kaisers Angesicht, und hatte sein Zelt etwas fernab vom Heere aufgeschlagen. Hier saſs er eines Tages im Badezuber, und sah, wie eine Bürgerschaar aus der Stadt dem Kaiser entgegenritt, um mit ihm zu theidingen, ihn aber in einen Hinterhalt lockte, der den waffenlosen Kaiser ermorden wollte; da sprang der Held aus dem Bade, ergriff Schild und Schwert, und eilte, nackt wie er war, dem Kaiser zu Hülfe; er erschlug viele der Feinde und jagte die übrigen in die Flucht. Hierauf eilte er wieder in sein Bad, und badete, wie zuvor. Der Kaiser floh zurück ins Heerlager, zornig saſs er hier unter seinem Zelte, von den Fürsten umgeben, und fragte nach seinem Retter, den er hoch rühmte und kaiserlich belohnen wollte. Alle kannten ihn wohl, wollten ihn jedoch nicht eher nennen, als bis der Kaiser ihm eine Schuld verziehe. Dieser verhieſs ihm Gnade, und wenn er auch seinen Vater erschlagen hätte. Da nannten sie Heinrich von Kempten. Der Kaiser erkannte, daſs nur der Held, der einst seinen Bart raufte, jetzo nackt so tapfer für ihn streiten mochte; er gab ihm seine Huld, doch wollte er ihn noch erschrecken. Er lieſs ihn sogleich holen, und fragte ihn zornig, wie er sich unterstünde, ihm vor Augen zu kommen. Heinrich entschuldigte sich freimüthig durch das Gebot seines Lehnsherrn, und betheuerte, daſs er dem ungern gefolgt sey. Da lachte der Kaiser, dankte ihm laut sein Leben, sprang auf und küsste ihn, und gab ihm reiches Lehen zu seiner Huld. So erwarb der kühne Held Reichthum und unvergänglichen Ruhm.

IV.

Keiser Otte.

Diz buechel ist keiser Otte genant.
Got der helf' uns in sîn lant!

Ein keiser Otte was genant,
des magenkrefte manik lant
Mit vorhten under tænik wart;
schœne und lank was im der bart,
Wan er in zôch vil zarte;
und swaz er bî dem barte
Geswuor, daz liez er allez wâr;
er hete rœteleihtez hâr,
Und was mit alle ein übel man;
sîn herze in argem muote bran,
Und bewærte daz an manger stat:
swer iht wider in getât,
Der muoste den lîp hân verlorn;
über swen der eit gesworn
Von des keisers munde wart:
»dû garnest ez, sam mir mîn bart!«
Der muoste ligen tôt ze hant,
wand er dô keine milte vant
An sîner hende danne.
sust het er mangem manne
Daz leben und den lîp benomen,
der von sînen gnâden komen

Was, durch hôher schulde werk.
Nû het er dâ ze Babenberk
In der schœnen veste wît
gemachet eine hôchgezît,
Und was diu z'einen ôstern;
des kômen ûʒer klôstern
Vil hôher epte in den hof,
und manik werder bischof,
Der mit êren îlte dar;
ouch kômen dar in liehter schar
Grâven, vrîen, dienstman,
die daʒ rîche hôrten an
Und den keiserlichen voget:
die kômen alle dar gezoget
In wunneklicher presse.
nû daʒ gesungen messe
Was an dem ôsterlichen tage,
dô wâren sunder leides klage
Alle die tische dâ bereit,
und het man brôt dar ûf geleit,
Und manik schœne trinkvaʒ
dar ûf gesezzet, umbe daʒ,
Sô der keiser Otte
mit sîner vürsten rotte
Von dem münster kwæme,
daʒ er dâ waʒʒer næme
Und er enbiʒʒe sâ ze hant.
nû was durch âventiur' gesant
Ein werder junkherre dar,
der edel und der wunnevar
An herzen und an lîbe schein;
die hut' im alle sunder mein
Vil hôhen prîs dâ gâben;
sîn vater was von Swâben
Herzog' vil gewaltik,
des gulte manikvaltik
Solt' erben dirre al eine;
der selbe knabe reine

Des tages dô ze hove gie
vor den tischen unde lie
Dar ûf die blanken hende sîn,
ein lindeʒ brôt nam er dar in
Und wold' eʒ eʒʒen, sam diu kint,
diu des siten elliu sint
Und in der wille stêt dar zuo,
daʒ si gern enbîʒent vruo.
Der junge vürste wunnesam,
als er daʒ brôt an sich genam
Und ein teil gebrach dar abe,
dô gienk al dâ mit sînem stabe
Des keisers truhsæʒe
und schikte, daʒ man æʒe,
Sô man gesungen hete gar;
der selbe der wart des gewar,
Daʒ der junk herre wert
des brôtes hete dâ gegert.
Des wart er zornik sâ ze hant;
der site sîn was sô gewant,
Daʒ in muot' ein kleine dink,
des lief er an den jungelink
Mit sînem stabe, den er truok,
dâ mit er ûf daʒ houbet sluok
Den junk herren edel unt klâr,
daʒ im diu scheitel und daʒ hâr
Von rôtem bluote wurden naʒ;
des viel er nider, unde saʒ
Und weinde mangen heiʒen traben.
daʒ in der truhsæʒe slahen
Getorste, daʒ ersach ein helt,
der was ein ritter ûʒ erwelt
Und hieʒ von Kempten Heinrich;
sîn edel muot der hete sich
Rîlicher manheit an genomen;
wan er mit dem kinde komen
Was von Swâben, als ich eʒ las;
wan er sîn zuht meister was

Und er in trûtlichen zôch:
daʒ man den junkherren hôch
Als unerbermeklichen sluok,
daʒ muot' in sêre und übel genuok
Und was im leit und ungemach;
ze deme truhsæʒen sprach
Der unverzagte ritter dô
harte zorniklich alsô:
»Waʒ habet ir gerochen,
daʒ ir nû habt zerbrochen
Iuwer ritterlichen zuht,
daʒ ir eins edelen vürsten vruht
Als übelliche habet geslagen?
ich wil iu nemelichen sagen,
Ir werbet anders, den ir sult,
daʒ ir sunder alle schult
Geslagen habt den herren mîn.« —
»daʒ lât iu gar unmære sîn;«
Sprach der truhsæʒe
»mir ist daʒ wol gemæʒe,
Daʒ ich ungevuegen schelken wer,
und einen iegelichen ber,
Der hie ze hove unzühtik ist.
lât iuwer rede an dirre vrist
Beliben al gemeine;
ich vürht' iuch alsô kleine,
Als der habich tuot daʒ huon.
waʒ welt ir nû dar zuo tuon,
Daʒ ich den herzogen sluok?« —
»daʒ wirt bekant iu schiere genuok,«
Sprach von Kempten Heinrich
»daʒ ir vürsten edellich
Alsust kunnet bliuwen,
daʒ sol iuch hie geriuwen,
Wan ich vertrag' sîn lenger niht;
nû, tugentlôser bœse wiht,
Wie getorstet ir daʒ ie geleben,
daʒ ir dem kinde habt gegeben

Als ungevuege biusche!
daȝ iuwer hant unkiusche
Sô rehte unedelliche tuot,
des muoȝ begieȝen iuwer bluot
Den sal und disen vlekken.«
sust begreif er einen stekken,
Als einen grôȝen reitel,
er sluog in, daȝ diu scheitel
Im zerklikte, sam ein ei,
und im daȝ houbet spielt enzwei,
Reht als ein haven schirben,
daȝ er begunde zwirben
Al umb und umbe, als ein topf;
daȝ hirne wart im und der kopf
Erschellet harte, dunket mich,
des viel er ûf den esterich
Und lak dâ jæmerliche tôt:
der sal wart sines bluotes rôt.
Des huop sich ein michel dôȝ
und ein lût gebrehte grôȝ.
Nû was ouch der keiser komen
unde hete waȝȝer genomen
Und was geseȝȝen uber tisch;
daȝ bluot begund' er alsô vrisch
Ûf dem esteriche sehen;
er sprach: »waȝ ist al hie geschehen?
Wer hât den sal entreinet,
und die getât erscheinet,
Daȝ er bluotik worden ist?«
alsust begund' im an der vrist
Sîn werdeȝ ingesinde sagen,
daȝ im sîn truhsæȝe erslagen
Wære bî der zît alsô.
mit zorne sprach der keiser dô:
»Wer hat an im beswæret mich?« —
»daȝ tet von Kempten Heinrich!«
Riefens' alle geliche:
»jâ,« sprach der keiser rîche

»Hât im der sinen lip benomen,
sô ist er uns ze vruo komen
Her von Swâben in diz lant;
er werde schiere nû besant
Vür min antlutze her;
ich wil in vrâgen, war umb er
Mir habe alsô vaste geschat.«
sust wart der ritter dô gelat
Vür den keiser vreissam:
und als er vür den keiser kwam,
Und er in verrest ane sach,
mit zorn er wider in dô sprach:
»Wie habet ir sust getobet,
daz min truhsæze hôch gelobet
Von iu lit ermordet?
ir habt ûf iuch gehordet
Min ungenâde manikvalt:
iu sol min keiserlich gewalt
Erzeiget werden sêre.
ir habt mins hoves êre
Und minen pris zebrochen;
daz wirt an iu gerochen.
Der hôhe mein und diu geschiht,
daz man den truhsæzen siht
Von iu ze tôde erlempten.« —
»nein, herre,« sprach von Kempten
Der unverzagete Heinrich
»lât hie genâde vinden mich
Und iuwer stæten hulde;
geruochet min unschulde
Hie vernemen und mine schult;
hab' ich mit rehter ungedult
Verdienet iuwer vintschaft,
sô lât iuwer magenkraft
Mich vellen unde veigen:
mag aber ich erzeigen,
Daz niht diu schulde wære min,
so geruochet mir genædik sin.

Daȥ ir mir niht übels tuont;
durch den Got, der hiut' erstuont
An disem ôsterlîchen tage,
sô gunnet mir, daȥ ich bejage
Iuwer keiserlîche gunst,
sint daȥ ir habet die vernunst,
Daȥ ir von art bescheiden sît,
sô êret dise hôch gezît
An mir vil armen hiute;
lât mich der werden liute
Geniezen, der man schouwet hie:
kein schulde wart sô michel nie,
Da enhœre zuo genâden teil:
durch daȥ sô lât mich daȥ heil
Hie vinden und erwerben,
daȥ ich iht sul ersterben.«
  Der keiser übel unde rôt
der rede im ein antwurt bôt
Uȥ einem grimmen herzen,
er sprach: »des tôdes smerzen,
Den hie mîn truhsæze treit,
den lîde ich mit sulher arbeit,
Daȥ ich niht muotes hân dar zuo,
daȥ ich iu keine gnâde tuo
Umb iuwer grôȥe schulde;
mîn keiserlîche hulde
Muoȥ iu immer sîn verspart:
ir arnet eȥ, sam mir mîn bart,
Daȥ mîn truhsæȥe tôt
lît von iu al sunder nôt.«
  Der werde ritter Heinrich
verstuont bî dem eide sich,
Den der keiser übel tet,
daȥ er be namen an der stet'
Daȥ leben mueste hân verlorn;
des wart im alsô rehte zorn,
Daȥ er den lîp wolte wern,
und daȥ leben sîn genern

Mit vil williklîcher ger;
wand er bekante wol, swaʒ er
Bî dem barte sîn gehieʒ,
daʒ er daʒ alleʒ wâr lieʒ;
Dâ von sprach er: »nû merke ich wol,
daʒ ich benamen sterben sol:
Des bin ich reht, daʒ ich mich wer
und daʒ leben mîn gener
Al die wîte daʒ ich kan.«
hie mit der ûʒ erwelte man
Geswinde vür den keiser sprank,
er begreif in bî dem barte lank,
Er zukt' in über sînen tisch,
eʒ wære vleisch oder visch,
Daʒ man dâ hete vür in brâht,
daʒ wart gevellet in ein bâht,
Als er in bî dem barte dans;
daʒ kinne wart im und der vlans
Vil hâres dâ beroubet;
sîn keiserlicheʒ houbet
Wart sêre entschumpfieret;
diu krône wol gezieret,
Diu dar ûf gesezzet was,
viel nider in daʒ palas,
Und alle sîn rîchlich zierheit;
er het in under sich geleit
Geswinde bî den zîten;
er zukte von der sîten
Ein meʒʒer wol gewezzet,
daʒ het er im gesezzet
Vil schiere an sîne kelen hin,
mit der hant begund' er in
Vast umb den kragen würgen.
er sprach: »nû lât mich bürgen
Enpfâhen unde sicherheit,
daʒ iuwer gnâde mir bereit
Und iuwer hulde werde:
ir mueʒet ûf der erde

Daʒ leben anders hân verlorn;
den eit den ir hât gesworn,
Den velschet, ob ir welt genesen,
oder eʒ muoʒ iuwer ende wesen.«
Sust lag er ûf im an der zît
und rouft' in sêre wider strît
Mit sînem langen barte,
er wurgt' in alsô harte
Daʒ er niht mohte sprechen.
die werden und die vrechen
Vürsten alle ûf sprungen,
geswinde si dô drungen
Vil gemeinlîchen dar,
dâ der keiser tôt gevar
Lag under dem von Kempten;
an kreften den erlempten
Heten s' an den stunden
vil gern von im enbunden.
  Dô sprach der ritter Heinrich:
»ist ie man, der nû rueret mich,
Sô muoʒ der keiser ligen tôt;
dar nâch sô bring' ich den ze nôt,
Der mich zem êrsten rueret an;
sît daʒ ich niht genesen kan,
Sô kumt der wirt ze vreisen:
ich stich' im ab den weisen
Mit disem meʒʒer veste;
ouch mueʒen sîn die geste
Engelten, die mich wellen slahen,
ich giuʒ' ir bluotes mangen trahen,
E daʒ ich muge verderben:
nû dar, swer welle sterben,
Der kêre her und ruere mich!«
sust trâten s' alle hinder sich,
Als in diu wâre schult gebôt.
der keiser ouch mit manger nôt
Winken sêre dâ began,
daʒ si giengen alle hin dan.

Daʒ wart getân und diz geschach.
zuo deme keiser dô sprach
Der unverzagete Heinrich:
»lât hie niht lange ligen mich,
Ob ir daʒ leben wellet hân:
mir werde sicherheit getân,
Daʒ ich genese, ich lâʒ' iuch leben:
wirt mir gewisheit niht gegeben
Umb den lîp, eʒ ist iuwer tôt.«
Hie mit ûf sîn vinger bôt
Der keiser unde lobte sâ
bî keiserlichen êren dâ,
Daʒ er in lieʒe bî der stunt
von dannen kêren wol gesunt.
Nû diu sicherheit ergie,
keiser Otten er dô lie
Geswinde von im ûf stân:
er het im schiere dâ verlân
Den bart ûʒ sînen handen.
und als er ûf gestanden
Was von dem esteriche wider,
dô gieng er aber sizzen nider
ûf sînen stuol von rîcher art,
daʒ hâr begund' er und den bart
Strichen, unde sprach alsô
zuo deme ritter aber dô:
»Ich hân iu sicherheit gegeben,
daʒ ich iu lîp unde leben
Unverderbet lâʒe:
nû strichet iuwer strâʒe,
Alsô daʒ ir mich immer
vermîdet, und ich nimmer
Iuch mit ougen angesehe;
ich prueve daʒ wol unde spehe,
Daʒ ir ze eime ingesinde mir
ze swære sît; jâ habet ir
Vil harte an mir geunvuoget;
Swer blikket unde luoget

An mînen bart, der kiuset wol,
daz ich immer gerne sol
Iuwer heimeliche enbern.
mir muoz ein ander meister schern,
Denne ir, daz wizzet âne spot;
mîn bart muoz immer, sammir Got,
Iuwer schar sahs mîden,
ez kan unsanfte snîden
Hût und hâr den kunigen abe;
wie wol ich daz bevunden habe,
Daz ir ein übel scherer sît!
ir sult bî dirre tage zît
Uns rûmen hof unde lant.«
sust nam der ritter al ze hant
Zuo des keisers mannen
urloup, und vuor von dannen.
Er kêrte gegen Swaben wider,
und lie sich dâ ze lande nider
Ûf ein rîchez lêhen gelt:
akker, wisen unde velt
Het der von Kempten, als ich las;
dar ûf liez er sich, wan er was
Ein dienst man der selben stift;
uns seit von im diu wâre schrift,
Daz er sich schône gar betruok,
wan er hete gülte genuok,
Und was an êren offenbâr.
Dar nâch über zehen jâr
Kom ez von geschiht alsô,
daz der keiser Otte dô
Eins grôzen urliuges pflak
und jen sît dem gebirge lak
Vor einer stat vil wunnenklich;
er und die sînen heten sich
Dar ûf gevlizzen mange zît,
wie si der veste gæben strît
Mit steinen und mit pfîlen:
doch was er bî den wîlen

An liuten alsô nôthaft,
daz er nâch Diutscher ritterschaft
Her ûz begunde senden,
er hiez in allen enden
Den liuten kunden unde sagen,
swer iht hete bî den tagen
Ze lêhen von dem rîche,
daz im der snelliklîche
Ze helfe kœme bî der stunt;
dâ bî tet er den vürsten kunt,
Swer im wære diensthaft
und lêhen oder mans kraft
Enpfangen hete von im,
daz die ze helfe kœmen hin
Ze Pulle bî den zîten
und im dâ hulfen strîten:
Swer des niht entæte,
daz der sîn lêhen hæte
Verwürket und ez solte lân.
nû daz diu botschaft getân
Wart in elliu Diutsche lant,
dô wart ze Kempten gesant
Dem apte ouch ein bote sâ,
der im diu mære seite dâ.
  Als der vürste lobesam
des keisers botschaft vernam,
Dô wart er ûf die vart bereit;
ouch wurden schiere, sô man seit,
Alle sîn dienstman besant
und ûf die reise dâ gemant
Mit triuwen und mit eiden;
den ritter wol bescheiden
Von Kempten hiez er vür sich komen.
er sprach: ir habt daz wol vernomen,
Daz der keiser hât gesant
nâch liuten her in Diutschiu lant,
Und ich der vürsten einer bin,
der im ze helfe komen bin

Über daʒ gebirge sol:
dar zuo bedarf ich iuwer wol
Und miner dienst liute,
die man' ich alle hiute,
Und iuch ze vorderst, daʒ ir vart
und die reise niht enspart,
Diu mir und iu geboten ist:
dà von sult ir an dirre vrist
Uf die vart sin bereit.« —
»ach, herre, waʒ habt ir geseit?«
Sprach von Kempten Heinrich
»nû wiʒʒet ir vil wol, daʒ ich
Vür den keiser niht entar
und ich sine hulde gar
Immer mè verwirket hàn;
ir sult der reise mich erlàn
Immer durch den willen min;
der keiser hàt die gnàde sin
Vil gar von mir geleitet
und über mich gespreitet
Siner ungenàde bun:
ich hàn erzogen zwène sün,
Die sende ich, herre, mit iu dar:
è daʒ ich alters eine var,
Sò vueret si bède samt;
gezieret wol ùf strites amt
Sint si, vuerent si dà hin.« —
»nein,« sprach der apt »ich enbin
Des muotes niht, daʒ ich ir ger,
und iuwer durch si bède enber:
Wan ir mir nüzzer eine sit:
min tròst und al min ère lit
An iu bi dirre zite,
jà kunnet ir ze strite
Geràten ùʒ der màʒe wol,
und swaʒ man hòher dinge sol
Ze hove schikken alle wege,
daʒ mag verrihten iuwer pflege

Michels baʒ, dan ieman.
sô nuzze ist mir nieman
An dirre her verte, als ir:
dâ von sô bit' ich, daʒ ir mir
Rât mit wîser lêre gebet:
ist, daʒ ir dâ wider strebet
Und ir mir dienstes abe gât,
swaʒ ir von mir ze lêhen hât,
Weiʒ Got, daʒ lîhe ich anders war,
dâ man'ʒ verdienen wol getar.« —
»En triuwen,« sprach der ritter dô
»und ist der rede denne alsô,
Daʒ ir mîn lêhen lîhet hin,
ob ich iu niht gehôrsam bin,
Ich var ê mit iu, wiʒʒe Krist,
swie mir diu reise an dirre vrist
Ze grôʒen sorgen sî gewant;
ê daʒ ich lâʒ' ûʒ mîner hant
Mîn lêhen und mîn êre,
ê îlte ich unde kêre
Mit iu be namen in den tôt:
mîn helfe sol ze rehter nôt
Iu bereit mit willen sîn;
wan ir sît der herre mîn,
Den ich dienstes muoʒ gewern;
sît ir sîn niht welt enbern,
Sô werd' ervüllet iuwer muot;
swaʒ mir der keiser übels tuot,
Daʒ wil ich gerne dulden,
durch daʒ ich iu ze hulden
Gedienen mug' an dirre vart.«
  Hie mit ûf sîn reise wart
Bereit der ellens rîche man;
er vuor mit sînem herren dan,
Über daʒ gebirge en wek;
er was sô kuene und ouch sô kek,
Daʒ er durch vorhte wênik lieʒ;
er tet, swaʒ in sîn herre hieʒ,

Und wart im under tœnik gar.
si wâren bêde schiere dar
Vür die selben stat gezoget.
dâ der Rœmische voget
Lak mit sînem her vil stark.
Heinrich von Kempten sich bark
Vor des keisers angesiht.
unt kwam vür in ze liehte niht.
Wan er im durch den alten haʒ
und durch sîne schuld entsaʒ.
Sô vloch in der vil kuene man;
ein lüzzel von dem her hin dan
Het er die hütten sîn geslagen.
ein bat was im da rin getragen
An einem tag, als ich eʒ las,
wan im nâch siner verte was
Gemaches durft, dâ badet' er
in einem zuber, der im her
Was von einem dorfe brâht.
und dô der ritter wol bedâht
Was geseʒʒen in daʒ bat,
dô sach er kumen ûʒ der stat
Ein teil der burgære.
und den keiser mære
Stapfen gegen im dort hin;
umb die stat wolt' er mit in
Teidingen unde kôsen:
dâ von die triuwe lôsen
Burgære heten ûf geleit
mit parât und mit valscheit,
Daʒ si in ze tôde sluegen;
si wolten gerne vuegen,
So er mit in sprâchen wolte,
daʒ man in slahen solte
Und ermorden, ân' wider sagen.
nû hete schiere sich getragen
Diu zit alsô, des bin ich wer,
daʒ er geriten kwam dort her

Gewæfens îtel unde bar:
ein tougenliche harmschar
Was im ze lâge dâ geleit,
dar in er ungewarnet reit,
Und wart mit vrechen handen
eins strites dâ bestanden,
Wan diu triuwe lôse diet,
diu tougen sînen schaden riet,
Wolten im briuwen ungemach:
und dô der ritter daʒ ersach
Von Kempten, in dem bade dort,
daʒ man dâ mein unde mort
Alsus begunde briuwen,
und daʒ man an den triuwen
Den keiser Otten wolte slahen,
dô lieʒ er baden unde twahen
Vil gar belîben under wegen;
als ein ûʒ erwelter degen
Sprank er ûʒ dem zuber tief,
ze sînem schilte er dô lief,
Der hienk an einer wende,
den nam er zuo der hende
Und ein swert gar ûʒ erwelt,
dâ mit kom der blôʒe helt
Geloufen zuo dem keiser hin,
von den burgern lôst' er in,
Und wert' sich alsô nakket;
zerhouwen unt zerhakket
Wart von im der viende genuok,
der liute er vil ze tôde sluok,
Die den keiser wolten slahen,
er gôz ir bluotes mangen trahen
Mit ellenthafter hende,
ze bitterlichem ende
Er der liute genuok dâ treip,
und swaʒ ir lebendik beleip,
Die macht' er alle vlühtik.
und dô der ritter zühtik

Den keiser het enbunden,
dô lief er an den stunden
Aber in daʒ bat hin wider,
dar in saʒ er drâte nider
Und badet', als er tet dâ vor.
Der keiser ûf der vlühte spor
Rante wider in daʒ her.
wer in mit menlicher wer
Het' erlœset bî der stunt,
daʒ was im harte kleine kunt,
Wan er sîn niht erkande.
under sîn gezelt er rande.
Dâ erbeiʒt' er balde nider,
und saʒ ûf sîn gestuele wider
Vil zorniklichen bî der zît.
die vürsten kômen alle sît
Vür in gedrungen schiere dar;
er sprach: »ir herren, nemet war,
Wie nâh' ich was verrâten,
wan daʒ mir helfe tâten
Zwô ritterliche hende schîn,
sô muest' ich gar verloren sîn
Und daʒ leben hân gelân;
west' ich, wer mir kunt getân
Het alsô baltlichen trôst,
daʒ er mich nakket hât erlôst,
Ich wolde im lîhen unde geben:
den lîp hân ich und daʒ leben
Von sîner helfe stiure;
nie ritter wart sô tiure,
Noch sô vrech, ân' allen spot.
erkennet in ie man, durch Got,
Der bring' in vür mîn ougen her;
ich bin des offenlichen wer,
Daʒ er enpfâhet rîchen solt,
mîn herze ist im an triuwen holt
Und muoʒ im immer günstik wesen,
kein ritter sô gar ûʒ erlesen

Lebet weder hie, noch anders wâ.«
nû stuonden sumeliche dâ,
Die wol westen under in,
Daʒ Heinrich dem keiser hin
Geholfen hete bî der zît,
die sprachen alle wider strît:
»Wir wiʒʒen, herre, wol den helt,
der iuwer leben ûʒ erwelt
Von dem tôde erlœset hât:
nû vert eʒ leider unde stât
Umbe in alsô bî dirre zît,
daʒ iuwer ungenâde lît
Ze verre ûf sînem rukke;
er hât daʒ ungelükke,
Daʒ er durch sîn schulde
vermîdet iuwer hulde:
Würd' im diu sælde nû getân,
daʒ er die mohte wider hân,
Wir lieʒen, herre, iuch in sehen.«
der keiser dô begunde jehen,
Het' er den vater sîn erslagen,
er lieʒ' in sîne hulde tragen
Unt tæt' im sîn genâde schîn:
daʒ nam er ûf die triuwe sîn
Unde ûf sîn êre keiserlich.
sust wart der ritter Heinrich
Von Kempten im genennet.
der keiser wît erkennet
Sprach wider si sâ ʒe hant:
»und ist er komen in diz lant,
Daʒ weiʒ ich gerne, sunder wân;
wer het' ouch anders diz getân,
Daʒ er nakket hiute streit?
wan er ouch die getürstikeit
Truog in sînem herzen hôch,
daʒ er bî dem barte zôch
Mich ob mînem keiser tisch;
sîn muot ist vrölich unde vrisch,

Des engilt er nimmer;
min helfe muoʒ in immer
Genædiklichen dekken:
doch wil ich in erschrekken
Und übellich enpfâhen.«
  Sust hieʒ er balde gâhen
Und in ze hove bringen.
mit zorneklichen dingen
Wart er gevueret vür in hin;
seht, dâ gebârt' er wider in,
Als er gehaʒ im wære:
»nû saget,« sprach der mære
Keiser »wie getorstet ir
ie gestrichen her ze mir
Oder vür min ougen komen?
nû habet ir doch wol vernomen,
War umb ich iuwer vient wart:
ir sit eʒ doch, der mir den bart
Ane schar sahs hât geschorn,
und des grimmelicher zorn
Vil hâres in beroubet hât:
daʒ er noch âne lökke stât,
Daʒ hât gevrümet iuwer hant;
daʒ ir getorstet in diz lant
kumen, dar an wirt wol schin,
daʒ ir hôchvertik wellet sin
Und über muotes wellet pflegen.« —
„genâde, herre,“ sprach der degen
„Ich kom getwungenlichen her;
dâ von sô bit' ich unde ger,
Daʒ ir verkieset dise tât:
min herre, ein vürste, der hie stât,
Bi siner hulde mir gebôt,
daʒ ich durch keiner slahte nôt
Lieʒ', ich vuere her mit im;
ich sezze daʒ hiute unde nim
Uf alle mine sælikeit,
daʒ ich die vart ungerne reit.

Wan daʒ ich muoste, sam mir Got,
ervullen sîn hôch gebot.
Wær' ich mit im ûʒ niht komen;
mîn lêben het' er mir benomen,
Wær' ich an den stunden
an der vert' erwunden.
'Ouch wolte ich lœsen mînen eit,
'daʒ ich mit mîme herren reit.
'Wer mir dar über iht übels tuot,
'weiʒ Got, der enist niht wol gemuot,
'Dem zeige ich drumbe ein sulheʒ ort,
'daʒ er gesprichet nie mêr wort.«
Der keiser lachen dô began,
er sprach: »ir ûʒ erwelter man,
Ir sît unschuldik, hœre ich wol;
dâ von ich gerne lâʒen sol
Gegen iu den zorn mîn:
mir unde Gote sult ir sîn
Wol tûsent werbe wille komen,
ir habt mir swære vil benomen
Und daʒ leben mîn genert:
den lîp muest' ich hân verzert,
Wan iuwer helfe, sælik man.«
sust sprank er ûf und lief in an
Unt kust' im ougen unde lide,
ein suone lûter und ein vride
Wart gemachet under in:
ir zweier vientschaft was dâ hin.
Wan der keiser hôch geborn
und sîn gremelicher zorn
Was dem ritter niht gevêch:
ein gelt gab er im unde lêch,
Daʒ jâres galt driu hundert mark:
sîn manheit vrevel unde stark
Brâht' in in hôhen richtuom,
und in ganzer wirde ruom,
Daʒ man sîn noch gedenket wol.
dar umb ein itslich ritter sol

Wesen sînes gemuetes kek,
und werf' alle zageheit en wek
Und uebe sînes lîbes kraft:
wan manheit unde ritterschaft
Diu zwei diu prîsent sêre,
si bringent lob und êre
Noch einem ie gelîchen man,
der si wol gehalten kan
Und in beiden mak geleben.
  Hie sol diz mær' ein ende geben
Und dirre kurzen rede werk,
waȝ ich durch den von Tiersberk
In rîme hân gerihtet
und von Latîn getihtet
In Diutsche[n], als er mich bat:
ze Straȝburk in der guoten stat
Dâ ist er zuo dem tuome
brob(e)st, und ein bluome
Schînet manger êren;
Got welle im sælde mêren!
Wan er sô vil der tugende hât.
von Wirzeburk ich Kuonrât
Muoȝ im immer heiles biten:
er hât der êren strît gestriten
Mit gerne gebender hende.
hie hât diz mære ein ende.

V.

Die alte Mutter

und

Kaiser Friedrich.

In Schwaben saſs eine reiche Freifrau, verwitwet und in hohen Jahren, harthörig und kurzsichtig. Ihr Sohn befliſs sich eines ritterlichen ehrenvollen Lebens, verwandte freigebig sein Gut und Einkommen, und kehrte sich nicht an die Einreden der Mutter, die, karg und ängstlich, ihn auch gern knauserig gemacht hätte. Da vernahm sie, daſs Kaiser Friedrich nach Nürnberg gekommen, und gedachte, bei ihm ihren Sohn zu verklagen; sie verlangte also von diesem, sie dahin zu geleiten: er, ihre Absicht wohl merkend, erbot sich, ihr Geschäft zu verrichten; sie bestand aber darauf, und er fuhr mit ihr hin.

Der Kaiser saſs eben zu Gerichte, als der Ritter mit der Mutter in den Saal trat; er hieſs sie sich an den lose hangenden Aermel seines Ueberkleides halten, um sie durch das Gedränge vor den Thron zu führen. Da sah er einen andern ähnlich gekleideten Ritter eben dahin dringen, dessen Aermel gab er nun der halbblinden Mutter in die Hand, und diese folgte jenem. So kam sie mit ihm vor den Kaiser, und erhub die Klage, welche als Frauenklage vor allen gehört wurde: er verthue all ihr Gut, und habe wohl hundert Huben Landes versetzt. Der fremde Ritter betheuerte, seine Mutter sei längst todt; sie aber beharrte auf ihrer Klage, und nach mancher Hin- und Herrede entschied der Kaiser, der Ritter solle fürder nicht mehr seiner Mutter Gut verschwenden, ihr alles vergüten, und sie heimführen. Der Ritter sah sich nach Bekannten um, ihm die Wahrheit zu bezeugen, alle aber verbargen sich und lachten; der Kaiser, erzürnt über die Verläugnung, bestätigte seinen Spruch, und der Ritter muste die Klägerin als seine Mutter annehmen und abführen. Er eilte alsbald mit ihr hinweg. Da begegnete ihm der wahre Sohn, und dem erzählte er als wunderbare Neuigkeit, daſs man zu Hofe seine Mutter wiederfinde, die vor 30 Jahren gestorben. Der Sohn nahm jetzt aber seine Mutter zurück, und führte sie heim. Als die Mähre am Hofe bekannt ward, lachte der Kaiser herzlich, und schenkte dem verurtheilten Ritter ein Ross, 20 Mark werth, für die wieder verlorene Mutter.

V.

Diu alte muoter.

Hie enpfalch keiser Vridrich einem vremden ritter eines andern ritters muoter.

Mit rede ist uns getihtet,
gevueget unde berihtet
Ein gemelicheʒ mære,
man seit, daʒ eʒ wâr wære,
Daʒ eʒ be wîlen hie vor geschach,
des mir ein wârhaft ritter jach,
In der stat ze Nuerenberk,
dâ dikke willeklîchiu werk
Geworht hânt die Swâbe
mit herlîcher gâbe.
Nû lât iu sagen vür baʒ:
ze Swâben ein vrouwe saʒ,
Diu was edel unde rich,
ir geburt der vrîen gelich,
Und was ze iren tagen komen:
daʒ alter het ir benomen,
Daʒ si übel hôrt' und niht ensach,
und doch wol wider die liute sprach
Swaʒ sô si wolde,
als si daʒ tuon solde.
Der tôt hât' ir den man genomen,
von in zwein was bekomen

Ein sun, den ir der vater lieʒ;
swaʒ den diu muoter tuon hieʒ,
Dar ûf enaht' er niht ein bast,
und was an stæten triuwen vast,
Unde vertet, unde gewan,
alsô noch vil manik man,
Der gern daʒ beste tæte:
an tugenden ganzer stæte
Vleiʒ er sich in allen wîs,
des gewan er lop unt prîs,
Daʒ man im daʒ beste sprach,
swâ man in hôrte oder sach;
Des vlouk sîn lop über velt:
er vertet sîner huoben gelt,
Als man seit, nâch werdikeit.
daʒ was der muoter harte leit
Und wolde in darnâch twingen
und nâch ir siten bringen,
Daʒ er hieʒ ein pfrisemære:
doch macht' er den schrîn lære,
Swâ er den schaz ane kwam,
daʒ er den ze sich genam,
Unt kleite sich und sîne knehte
und die muoter, nâch ir rehte,
Daʒ ir nihtes gebrach,
und schuof nâch êren ir gemach;
Doch ennam si'ʒ niht vür guot,
als manig unwîse vrouwe tuot;
Si trûte nirgen genesen,
si wolte ein pfrismerinne wesen,
Und sprach dem sune bœsiu wort.
doch kêrt' er sich an keinen hort,
Unde vertet, unde gewan,
als ein êrbærer man.
  Eins tages dâhte si zehant:
»kwæm' der keiser in diz lant,
Ich wolde mînen sun beklagen,
ichn' mag eʒ lenger niht vertragen;

Mîn leben wær' sust engestlich.«
[under des] dô kwam der keiser Vriderich;
Nû er ze Nuerenberk ist komen,
und daʒ diu muoter hât vernomen,
Si wart sîn ûʒ der mâʒen vrô,
ze irem sune sprach si dô:
»Sun, ich wil ze hove varn,
dâ hin soltu mich bewarn,
Ich spræche den keiser gerne,
des entouk mir niht z'enberne.«
Der ritter sprach: »muoter mîn,
ir muget wol hie heime sîn,
Und lât mich iuwer botschaft sagen.«
er dâhte, si wolde in beklagen,
Und anders nieman mê.
»tage reise tuot iu wê;
Blîbet hie heime, daʒ ist iu guot.«
si sprach: »ich bin'ʒ, diu'ʒ niht entuot,
Eʒ ist umb sô getâne tât,
ich hân sîn rehte keinen rât.«
[Er sprach:] »muoter, sô welt ir mich beklagen?« —
»daʒ wil ich dir gar wider sagen,
Daʒ ich dich beklagen wolde:
wer daʒ tuon solde,
Dem wurde ich nimmer holt.«
[er sprach:] »muoter, nû habt iuwer dolt
Und lebet sanftes muotes,
uns gebrichet nimmer guotes,
Al die wîle daʒ ich lebe,
sô wil ich uns beiden gnuok geben;
Und lâʒet iuwern grôʒen zorn,
wir haben noch sô vil niht verlorn,
Wir haben noch eigen unde habe,
wir begên uns immer drabe,
Daʒ wil ich mit iu teilen mit minnen,
man muoʒ verliesen und gewinnen;
Stêt eʒ uns hiure ze vâr',
wir gewinnen lîhte ze jâr.«

[Si sprach:] »sun, ich enwîʒe dir niht wan guot,
als ein muoter ir kinde tuot;
Nû hilf ôt mir dar;
und wis klage ân' angest gar.«
Er sprach: »(liebiu) muoter,
ich dîn sun guoter,
Ich wil dir's niht versagen.«
er dâht' idoch, si wolte in beklagen;
Er tet, des in diu vrouwe bat,
und vuorte si hin in die stat.
  Eines tages dô man gaʒ,
[und] der keiser an dem gerihte saʒ,
Dô brâht' er sîne muoter vür,
unde kwam an des sales tür;
Die mit im waren komen dar,
die hieʒ er varn anders war,
Eʒ wære im liep oder leit.
nû hœret umb des ritters kleit,
Wie daʒ wære geschrôt:
Roc unde surkôt
Hât' er beidentsamt an,
zwêne ermel hiengen dar an
Nider gein dem elle bogen;
des wart diu muoter betrogen.
Der sal der was liute vol;
[er sprach:] »muoter, waʒ ich iu sagen sol,
Ein rede tuon ich iu bekant,
swenne ich iu gebe in iuwer hant
Mînen ermel der sukkenîen,
des sult ir iuch niht verzîhen,
Und sult iuch vaste an mich halten,
solt' iuch ie man von mir schalten,
Doch sult ir vaste nâch mir dringen;
wen ich iuch vür den keiser bringe,
Dâ sult ir sagen, swaʒ ir wolt,
als ir von rehte tuon solt.«
Si sprach: »sun, daʒ si getân.«
dô sach er einen ritter stân,

Des kleider wâren gesniten
reht nâch sînen siten.
Unde im ein teil gelîch er sprach,
der selbe z'einem herren jach:
»Ich wil vür den keiser gân,
wen ich dâ ze tuon(e) hân.«
Dô er des wart gewar,
vil schier brâht' er sîn muoter dar,
Der ritter künste rîche
nam vil behendiklîche
Des vremden ritters mouwen,
und gab si sîner vrouwen:
Er sprach ze sîner muoter,
ir lieber sun guoter:
»Nû habt iuch vaste, als ich ê sprach.«
und vuor er schaffen sînen gemach.
Dem ritter was hin vür gâch,
diu vrouwe volgte vaste nâch,
Durch die liute was ir enge,
dô si kwam in daʒ gedrenge,
Si begunde im vaste volgen:
des wart er sêre erbolgen,
Er sprach: »vrouwe, waʒ ist daʒ?
bediutet eʒ keinen haʒ,
Daʒ ir mich sust ziehet.« —
»ich wæn', si niht gesihet.«
Sprach ein ritter, stuont dâ bî
»Nû lâʒet si volgen, swer si sî:
Si wil lîht vür den keiser gân,
si mak dâ wol ze tuone hân.«
Der ritter gedâhte niht dar an,
si volgte im vil vaste dan.
Dô si vür den keiser kam
und daʒ vil rehte vernam,
Daʒ si die liute hôrte klagen,
dô begunde si ouch ir rede sagen,
Si rief vil lûte unde sprach:
»herre, leit und ungemach

Klage ich iu unde Gote,
daʒ dirre tiuvels bote
Mir min guot hât vertân,
daʒ ich rehte niht enhân.«
Dô si klagen begunde,
dô hieʒ man sân ze stunde
Die liute swîgen über al,
als man von rehte tuon sal;
Wen eʒ noch vil wol gezimt,
daʒ man vrouwen klage alrerst vernimt.
Der ritter sach al umbe sich,
und dûht' in gar gemelîch,
Er sprach: »wen meinet ir, vrouwe hêr?« —
»daʒ tuon ich dich, dû vür bringer,
Wen dû hâst mich in manige swære
brâht, und mich êren lære
gemachet und des guotes;
des bin ich truebes muotes,
Und wil sîn nimmer werden vrô.«
zuo ir sprach der keiser dô:
»Ist er iu iht, vrouwe,
der man, den ich hie schouwe?«
Si sprach: »jâ, herre, er ist mîn kint;
ich bin von Gotes gewelten blint,
Worden, und des lîbes [gar] verhert:
alsust hât er mir verzert
Beide, eigen unde huobe,
dar umbe ich sêre truobe,
Und hât mir leides vil getân.«
zuo im sprach der keiser sân:
»Waʒ redet ir, vil guoter kneht?« —
»herre, si hât unreht,
Sam mir iuwer hulde,
ich gewan sîn nie schulde.
Si tuot die rede âne nôt:
mîn muoter ist langest tôt,
Daʒ erziuge ich wol,
als ich von rehte sol,

Nû in kurzem tage,
daʒ ich iu al wâr sage,
Und swer es iu einen eit,
daʒ si unrehte seit;
Ich sach si nie mê, danne hie,
und ê, dô si mir nâch gie
Und mich bî mînem kleide dans.«
[si sprach:] »jâ, waʒ dû arger liste kans,
Und mir die hâst erzeiget,
daʒ sô mangen [guoter man] veiget,
Und dich diu erde lange treit,
daʒ ist mir getriulîchen leit.«
Dô sprach der ritter wol bedâht:
»eija, vrouwe, wer hât iuch her brâht?
Ich west' eʒ aller gernest,
ob eʒ wær' iuwer ernest.«
[Si sprach:] »jâ, dû wirdest es vil wol inne,
ê dû scheidest hinne.«
Er sprach: »swîget, vrou, durch Got,
und machet nieman keinen spot.
[Liebe] vrouwe, waʒ wirret iu her ze mir,
daʒ lâʒet mich wiʒʒen schier:
[Weder] hân ich iu den wîn vergoʒʒen,
oder den speht erschoʒʒen?
Oder hân ich iu den Rîn verbrant?
ir habt mich unreht erkant,
Iuwer sinne harte tumbe sint,
ich wart nie iuwer kint.«
[Si sprach:] »herre keiser, nû merke hie bî,
welch ein mære dâ heime sî,
Dô er lougent nû mîn, —
wie möhte ich des vrô gesîn? —
Und mir mîn guot verswendet;
sint mich Got hât gepfendet
Mîner wunne und mînes liehtes,
ern' pfliget mir rehte nihtes.«
Der keiser sprach: »daʒ ist mîn rât,
ob ir iht verzeret hât,

Oder in unzît vertân.
ir muoȥet ir ze buoȥe stân;
Vuert si heim, und halt eȥ mêr,
unt pfleget ir baȥ, danne êr.«
Des antwurt' im der ritter dô,
[er sprach:] »z'wâr, herre, ê ich mich alsô
Von kinde her begienge ie,
daȥ ich irs guotes nie
Vertet umb eines pfenninges wert,
daȥ si mîn denne ze sune gert,
Daȥ dunkt mich harte wunderlich:
herre, sehet des ûf mich:
Wir sîn als nâhe mâge,
als Akers unde Prâge.«
Dem ritter dem was leide,
si hielt in [vaste] bî dem kleide;
Dô sach er her unde dar,
ob er iemandes wurde gewar,
Den er dâ erkente,
dem er rief und nente:
Die si bekanten beide,
dô vergâȥen s' irre leide.
Eȥ dûhte si harte gemelich,
si lachten und verburgen sich,
Unz er en wek bræhte
daȥ unsippe geslehte.
  Zuo im sprach der keiser mê:
»ich wæn', eȥ iu kumberlichen stê,
Mich dunkt, ir sît erværet:
wie gerne ir [von] hinnen wæret!«
Er sprach: »nein, herre, vür wâr,
ich hân mich sô manik jâr
Begangen an' ir habe,
mich dunket, ich kume es wol abe.«
[Si sprach:] »jâ, dû dunkest sîn wol ab ze komen;
waȥ dû mir êren hâst benomen
Unde guotes gelezzet
unde eigens versezzet!

Wol hundert huoben landes
die stênt noch hiute pfandes
Unde werdent nimmer mîn.« —
»jâ, dô moht ir nâch swerende sîn
Von mînen schulden nimmer:
ob ir trûret immer,
Ich wil mîn guot verzern,
und wil daʒ dem rîche swern,
Waʒ ich iuwer guotes hân,
daʒ vergult' ich wol mit einem spân.«
Zuo im sprach der keiser sân:
»daʒ ist übel getân;
Unser herre Got gebiutet daʒ,
und ist ouch wâr, sunder haʒ,
Swer muoter und vater êre,
daʒ Got sîn heil mêre,
Und behalde daʒ êwige leben:
des hât [er] uns urkünde gegeben
Moyses der (vür)loufer.«
dô sprach dirre unde der,
Daʒ er aller rede abe kwæme
und sîn muoter wider næme.
[Er sprach:] »und stuende eʒ in Antyoch geschriben,
ichn' werde da zuo nimmer getriben,
Ir wolt mich der sinne berouben:
nû sprechet ir an dem gelouben,
Diu werlt sulle alle gelîch erstân:
hât aber nû wunder getân
Unser herre Got der guoter,
daʒ mir mîne muoter
Erstanden ist aleine,
so ist mîn geloube kleine.
Kwæme Sente Mertîn,
sô mohte wol diu rede sîn,
Und næm' si ûʒ dem grabe.
ich wæne si doch vergolten habe:
Ich het si gerne z'einem gewern:
si wolde ie bürgeschaft enbern;

Ich west' si sô getriuwe wol,
ob ich dir wârheit reden sol,
Daʒ si vor ir tôde sô gar vergalt,
daʒ si nieman in dem grabe schalt.«
  Daʒ was dem keiser ungemach,
zornlich er zuo dem ritter sprach:
»Nû sehet ze disem hêren!
ir wolt iuwer laster mêren,
Ir dunket mich ein bœser man,
keiner êren ich iu gan,
Und wæret ir ein guoter,
ir verlougent nimmer iuwer muoter:
Ir wert dô misseprîset,
ob sich himel und erde wîset,
Daʒ ir iuch von ir sundert,
eins dinges mich nû wundert,
Daʒ ich'ʒ sô lange dulde:
ich gebiut' iu bî des rîches hulde,
Daʒ ir si vueret after wege,
und habet si in muoterlîcher pflege,
Als eʒ einer vrouwen wol gezeme,
und daʒ prîse, wer eʒ verneme.«
  Der ritter gedâhte in sînem muot:
»dir ist nû niht alsô guot,
Dich gênt die liute alle an,
ich gon daʒ wægest dar an.
Der tiuvel hât si dir beschert;
ich bin, der sich ir niht enwert.
Dem keiser ist sîn muot sô heiʒ,
nû ich daʒ vür wâr weiʒ,
Daʒ er ir unreche hât,
ich wil tuon den hôhsten rât.«
Er sprach (zem keiser): »hêre,
ich mich niht were,
Swaʒ ir gebietet, daʒ sî getân,
dâ wil ich immer an stân.
Nû mir mîn muoter,
diu reine und diu guote,

Mir al hie erstanden is,
nû sî [ouch] menlich des gewis.
Daȝ im ouch diu sîne erstê.
ich geloube aber nimmer mê
An keiner pfaffen sage:
ich wânte, an dem jungesten tage
Diu werlt alle solte erstân.
mir ist liep, daȝ ich si hân
Hie ze hove vunden
nû an disen stunden.« —
[Er sprach:] »wol her, liebe muoter mîn,
ir sult mir wille komen sîn;
Doch ervriesch ich sulher mære nie,
daȝ alsô lange ein vrouwe ie
Hin enbriten sî gewesen,
und alsust manik jâr genesen.
Si sol uns dennoch sagen mê,
wie eȝ in jener werlde stê.
Mîn gelükke ist wol êren wert.«
Er hieȝ bereiten diu pfert;
Niht lenger si enbiten,
si sâȝen ûf unde riten
Wol ein halbe mîle
in vil kurzer wîle.
Diz nam er im zuo einem spil,
mit sînem gesinde rette er vil,
[Er sprach:] »mîn heil daȝ sol sich mêren.«
Dô begunden im hêren
Begegen mit einer micheln scharn,
die wolden ouch ze hove varn,
Die begunden vrâgen [der] mære,
waȝ dâ ze hove wære.
[Er zuo in sprach
und in verjach:]
»Waȝ mohten grôȝer mære sîn?
dem keiser wont grôȝ gerihte bî.« —
»Herre, saget vür baȝ,
waȝ mæres mak wesen daȝ?« —

»Der sîne muoter hât begraben,
die vindet er ze hove erhaben,
Und vor drîʒik jâren anderswâ,
der vindet si ze hove al dâ:
Sehet, ich vuere mîne al hie;
ich gesach si bî drîʒik jâren nie.«
Er sprach: »lâʒt iu niht wesen zorn,
die muoter habet ir verlorn,
•Entriuwen, daʒ geloubet mir,
•die vrouwen die erkennen wir.«
•Er sprach: »diu muoter ist mîn.« —
•»Nein,« sprach er »eʒ mag niht sîn.«
Dô wert' er sich niht sêre,
wen ein lützel durch sîn êre,
Ob daʒ mære ze hove kwæme,
daʒ man eʒ iht ze spotte næme,
Daʒ im sîn muoter âne wer
iht genomen wær'.
Dô daʒ mære kwam in den sal,
in den hof und über al,
Der keiser lachte starke;
ein ros von zweinzik marken
Hieʒ er im dar bringen,
und gab'ʒ im vür sîn twingen.
[Er sprach:] »ir dunkt mich ein man guoter:
daʒ ros nemt vür iuwer muoter.«

VI.

Rittertreue.

Graf Willekin von Montaburg in Frankreich verthat in ritterlichem Leben, Turnieren und Streiten wohl zwei Drittheile seines väterlichen Gutes, so daſs der Vater ihm nichts mehr geben wollte, und der junge Ritter fünf Jahre lang daheim liegen muste. Da lieſs eine schöne reiche Jungfrau, nach Rath ihrer Freunde, ein Turnier ausrufen: der Sieger in demselben solle ihr Gemahl werden. Ein Bote kam auch nach Montaburg; der Schreiber las den Brief, der den Turnei 14 Tage nach Pfingsten ausschrieb; und der junge Ritter erlangte durch Verwendung seines Knappen, daſs der Vater ihm noch, als letzte Ausstattung, 70 Mark und zwei Pferde gab. Alsbald rüstete sich der Graf, sprang zu Rosse, und schied von der weinenden Mutter, die ihm aus ihrer Kiste noch zehn Pfund gute Venediger (Münzen) nachsandte. So ritt er sechs Wochen bis er zur Stelle kam.

Er sandte den Knecht in die Stadt voraus, Herberge zu suchen bei einem reichen Wirthe, der borgen könne. Der Knappe suchte lange, rief die Heilige Gedrut um Beistand an, und kam endlich zu drei reichen Kaufleuten, die vor einer groſsen Thüre standen; auf sein Gesuch verredete jedoch der eine, der Münzherr und Reichste in der Stadt, jemals wieder einen Ritter zu beherbergen, nachdem einer in seinem Hause verstorben, der ihm siebenzig Mark schuldig geblieben, aber von seinen Erben nicht ausgelöst worden; so daſs er, der Gläubiger, ihnen zur Schande, den Leichnam in eine Kufe geworfen und so im Miste des Pferdestalles verscharrt habe: wer ihm jedoch die 70 Mark für den Todten gäbe, den wolle er aufnehmen, und ihm wohl 3000 Mark borgen. Der Knecht ritt wieder zum Herrn; dieser hieſs ihn, das Geld geben, und vom Wirthe fordern, daſs er ihm zum Turnei vier Rotten miethe, jede von 12 Mann, und alle reichlich pflege. Der Wirth wog das Silber, und verschaffte alsbald das Gefolge, das den Grafen ehrenvoll in die Stadt holte, und von ihm ritterlich ausgerüstet wurde. Der Graf lieſs nun den Todten aus dem Miste graben, in einen Sarg legen, und ihn, mit vielen Seelmessen, ehrenvoll bestatten. Die Fahrenden (Spielleute) beschenkte er reichlich, und den Rittern gab er glänzende Gastmähler, und erwarb so allgemeine Gunst und Ehre. Am Tage vor dem Turnier sorgte der Graf um ein beſseres Ross; der Wirth erbot sogleich seine Hülfe: es fand sich jedoch kein genügendes. Da sah der Graf aus dem Fenster einen Ritter auf dem trefflichsten Rosse daher reiten, er feilschte es an, bestieg es, und schätzte es auf 100 Mark. Der Ritter wollte kein Geld dafür, aber den halben Gewinn des Turniers, und der Graf ging den

Handel ein. Am Morgen ritt er, herrlich gerüstet, in rothseidenem Wappenrock, welchen die Herrin des Turniers ihm gesandt hatte, mit seinem glänzenden Gefolge, unter dem Schalle der Spielleute, zum Turnier. Die Schöne wünschte ihm den Preis. Er ritt zuerst in den Kampf, und stach seinen Gegner ab, und darnach alle übrigen; ebenso siegte er im Schwertkampfe. Alle erkannten ihm den Preis zu; so ritt er heim, legte die Waffen ab, zog ein schönes Kleid an, und saſs fröhlich. Da kam die Herrin des Landes mit ihrem Gefolge, grüſste ihn minniglich, und erbot ihm den errungenen Preis, Leib und Gut. Er dankte herzlich, ging mit ihr zu Tische, und Alle erfreuten sich des glänzenden Hochzeitmahles. Das Brautpaar wurde zu Bette gebracht, schlief aber wenig. Als der Graf am Morgen zuerst erwachte, und das holdselige Bild lilienweiſs und rosenroth neben sich liegen sah, pries er sich glückselig. Das Turnier und Hochzeitfest währte noch fort; als aber am Abend der Graf die Thür des Brautgemachs verriegeln wollte, trat der Ritter heran, der ihm das Ross gebracht, und forderte sein bedungenes Theil. Der Graf erbot ihm gern das Gut, und als jener auch die Frau verlangte, verwünschte er sein Unheil und das Teufels Ross, flehte, und bot alles Gut für die Frau, aber vergeblich; und seiner Treue gemahnt, ging er endlich, mit verhülltem Haupte, weinend hinaus. Da kam der Ritter ihm nach, offenbarte ihm, er sei jener Ritter, der von ihm ausgelöst und bestattet worden, und habe nur seine Treue versuchen wollen. Als der Graf, freudig, noch *zweifelte*, muste er sich handgreiflich überzeugen, und griff durch den Ritter, wie durch die Luft. Dieser dankte ihm noch, entsagte seines irdischen Theils, und entschwand, ein Engel, zu Gottes Thron; der Graf ging um so freudiger zu seiner geliebten Gattin. Er vergalt auch dem Wirthe reichlich Herberge und Darlehn, und so ward ihm der volle Lohn seiner Treue.

VI.

Ritter triuwe.

Dis ist von einem ritter zart,
der in einem miste begraben wart.

Ich wil den hêren râten daʒ,
daʒ si niht sîn an tugenden laʒ,
Und ir triuwe halden wol
ze rehte; dekein ritter sol
Nimmer niht gesprechen
entriuwen, daʒ zebrechen.
Triuwe daʒ ist ein niuweʒ kleit,
swelch ritter si an ze reht(e) treit.
Der kan niht baz gekleiden sich,
seht, vür wâr des dunket mich.
Ouch hôrt' ich einen ritter jehen,
wie einem hêren sî geschehen,
Der sîn triuwe nie zebrach:
wol im, daʒ daʒ ie geschach!
Des muoʒ man von im sprechen wol,
als man ouch ze reht(e) sol.
Swer noch triuwe und êre hât,
des mak ze jungest werden rât.
Dâ gedenket, ir ritter, an,
daʒ wol mit triuwen mak ein man
Pris und êre erwerben;
swenne die getriuwen sterben.

Daz nâch über hundert jâr
jiht man im guotes, daʒ ist wâr.
In Vrankrîch was geseʒʒen
ein hêre so vermeʒʒen.
Der was ein ritter ûʒerkorn,
von Muntaburk was er geborn.
Und hieʒ der grâve Willekîn;
niht beʒʒers ritters moht' gesîn
Dâ bî sînen zîten;
in turnei und in strîten
Tet er ie daʒ beste,
an ganzen tugenden veste
Was sîn herze stæte:
swie vil er getæte,
Ze ritterschaft stuont al sîn muot,
biʒ daʒ er sînes vater guot
Vertet wol diu zwei teil;
ze guot het er kein heil;
Er tet wol swaʒ er solde,
biʒ im sîn vater wolde
Niht mêr geben sînes guotes.
dô wart er trûriges muotes.
Der tugent rîche lak ze hûs,
er muoste mangen grûs
Von sînem vater dulden;
daʒ kwam von turneis schulden.
Daʒ ich iu sage, daʒ ist wâr,
der hêre was wol vünf jâr,
Daʒ er alleʒ dâ heim saʒ,
biʒ man sîn leider gar vergaʒ,
Als man noch eines hêrn tuot,
der alsô gar verliuset sîn guot.
In dem vünften (?) lande
dâ was ân' alle schande
Ein schœne junkvrouwe gezogen,
mit zuhten was ir gepflogen.
Daʒ si ein schœne meit was:
von der man schreib unde las;

Diu was guotes alsô rich,
si weste ninder iren gelich.
Den si ze man(ne) mohte
nemen, der ir tohte.
Si dâht' kein wile alsus leben,
si sante nâch iren rât geben,
Si seit': »ir hêrn, sprecht dar zuo,
und rât(et) mir, wie ich nû tuo,
Daʒ ich einen man neme,
der iu allen ze hêren zeme.«
Vil wunderlich(en) drâte
sprach(en) si zuo dem râte:
»Vrouwe, des ir habt gedâht,
daʒ sol werden vol brâht:
Lât einen turnei künden,
und sagt eʒ [dan] iuwern vründen;
Dunkt eʒ dan iuwer vrünt guot,
(sô nemt) swer daʒ beste dâ getuot.«
Diu vrouwe sprach: »ir rât mir reht,
er si ritter oder kneht,
Ist er ân' êlich wip,
sô sol er triuten minen lip.«
Dô wart brieve vil gesant;
diu vrouwe mit ir wiʒen hant
Gab si den garzuonen dar;
si nam ir vliʒiklichen war,
Si sprach: »vil lieben kneht(e),
die botschaft werbet reht(e):
Læʒt mir Got minen gesunt
rôtes goldes zehen pfunt
Gib' ich ie dem man ze lône,«
sprach diu vrouwe schône
»Ich wil iuch machen rich(e)
allentsamt gelich(e).«
Si nigen der vrouwen alle,
mit vil gemeinem schalle,
Si truogen dô brief' in diu lant,
den turnei tæten si bekant.

Dar nâch eines morgens vruo
dô lief ein garzuon dort her zuo.
Dô jener vrume hêre was,
der was gegangen an ein gras
Durch sîn kurze wîlen,
dô sach er balde îlen
Den garzuon an der strâʒen.
er dâht': »ich wil sîn niht lâʒen,
Ich vrâge in umbe mære
wol, ob sich mîn swære
Eteswâ von geringet,
daʒ mir noch wol gelinget.«
Dô im der garzuon kwam sô nân,
der hêre bat in stille stân,
Er vrâgt' in umbe mære,
waʒ in dem lande wære.
Dô er den hêren an gesach,
der garzuon huob ûf unde sprach:
»Ich wil iu niuwiu mære sagen,
diu sol ich keinem man verdagen:
Mîn vrouwe ist ein schœne meit,
daʒ sî iu vür wâr geseit,
Si hât ouch guotes harte vil,
daʒ si deheinen man wil,
Er(n') sî ze turnei ûʒ erwelt
unde in strîte gar ein helt.«
Dô siufzet' er und gedâhte:
»ô wê, daz Got ie brâhte
Mînen lîp ritterschaft [al]sô vol!
daʒ dû dâ heime wesen sol.«
Der garzuon wolte dâ niht stên,
der hêre begunde mit im gên,
Biʒ si kwâmen gein dem tor;
dâ vant er sînen vater vor;
Dô er den vater an gesach,
zuo dem garzuon er dô sprach,
Daʒ er im's iht verbære,
ern' sagt' im disiu mære

Und lieʒ' in sînen brief sehen,
daʒ er der wârheit möhte jehen.
Der garzuon sprach dem hêren zuo,
er wolt' eʒ harte gerne tuon.
Geriht er gegen dem alten gienk;
der hêre in harte wol enpfienk,
Er hieʒ in gên mit im hin in,
man gab im brôt unde wîn,
Dar zuo guote spîse.
den wirt begund' er prîsen.
Dô er getrank unde gaʒ,
dô greif er an sîn brief vaʒ,
Er sprach: »wem ist diu schrift bekant,
der neme den brief in die hant,
Und sehe dar an unde lese,
wenne der turnei sulle wesen,
Den mîn vrouwe hât genomen,
dar sol manik ritter komen,
Swaʒ an disem brieve stêt,
daʒ daʒ gar ergêt.«
Der schrîber nam in unde las,
er sach wol, wer diu vrouwe was:
Ir name stuont dâ, wie si hieʒ,
diu den turnei künden lieʒ;
Er sprach: »si ist schœn' und wol gemuot,
si hât ouch alsô grôʒ guot,
Ichn' weiʒ ninder iren gelîch,
der ze zehenteil sî sô rîch.
Hêre, ich enweiʒ, wie eʒ iu behage:
nâch pfinsten über vier zehen tage
Sô kumt dar manik ritter guot
durch die vrouwen wol gemuot;
Diu vrouwe ist junk und dâ bî wîs:
swelch ritter beheldet dâ den prîs,
Dem wil si wesen immer holt,
si gît im alsô grôʒen solt,
Daʒ er ir immer danken sol,
swelch ritter ir gevellet wol.«

Hie mit lief der garzuon hin.
er hâte darûf kleinen sin,
Ob er der ritter solde wesen,
von dem man schrîben unde lesen
Begunde in mangem lande.
ze keiner slahte schande
Gestuont dem hêren nie sîn muot,
wan, er het leider klein guot.
Eȝ næhent vaste dem tage,
grôȝ wart des hêren klage.
Er was wol eines mannes wert:
er het weder ors noch pfert.
Daȝ ich iu sage, daz ist reht,
der hêre bat sînes vater kneht,
Daȝ er dem vater spræche zuo,
daȝ er wol gegen im tæte nuo,
Und hulfe im eteswâ mit,
daȝ er zuo dem turnei rît'.
Disiu botschaft diu geschach;
der alte ze dem knehte sprach:
»Ich wil im geben sibenzik mark, —
er sî milte oder kark,
Ich hab' im nie mêr ze geben;
ich denke noch selber ze leben, —
Dar zuo iu beiden guotiu pfert,
dar zuo mentel unde swert.
Alsust wil ich iuch lâȝen
rîten iuwer strâȝen.«
Der kneht seit' im wider alsô,
vor liebe wart der hêre vrô.
Dar nâch der hêre wart bereit,
die setel' ûf diu pfert geleit;
Ze sîner sîten gurt' er daȝ swert,
er sprank vluges ûf daȝ pfert.
Dô er daȝ pfert dâ beschreit,
er nam urloup, unde reit.
Von sîner muoter daȝ geschach;
al weinde si im nâch sach;

Diu vrouwe was ein alt wîp,
er was ir liep als ir lîp.
Ze einer kisten wart ir gâch,
si sant' im zehen pfunt nâch
Vil guoter Venezære;
dô wart er sorgen lære:
Daȝ tet diu vrouwe umbe daȝ,
daȝ er vuere dester baȝ
Und daȝ er ûf der strâȝen
deheiniu pfant dorfte lâȝen.
Alsust wart dâ gesprochen,
mêr denne sehs wochen
Der hêre sêre gâhte,
biȝ er der stat nâhte,
Dâ man die schœnen vrouwen
inne solde schouwen.
Der vrume des niht enlieȝ,
sînen kneht er rîten hieȝ
Umbe herberge vür,
er sprach: »dû hâst noch wol die kür:
Wir sîn mit den êrsten hie,
dû solt ze ei[ne]m rîchen ziehen ie,
Der uns wol geborgen müge
und uns wol ze wirte tüge.
Jâ weistu wol, jâ hân ich niht:
die sibenzik mark, daȝ ist ein wiht:
Wan ich wil mit schalle leben,
ich wil alsô tugentlich geben,
Daȝ man von mir sagen sol,
eȝ gê mir übel oder wol.«
Der kneht reit balde in die stat,
al umbe herberge er bat,
Der kein im werden mohte,
diu sînem hêren tohte.
Er dâhte her unde hin,
z'ei[ne]m rîchen man stuont sîn sin:
Swie vil er des versuochte,
des guotes niemant geruochte.

Er begunde ruofen über lût
»eijâ, vrouwe Sant Gedrût!
Wie sol ich armer kneht getuon?
sende mir einen wirt zuo.
Dâ mîn hêre mit êren sî!«
dô sach er rîcher manne drî
Stên bî einer grôʒen tür,
dô reit der kneht zuo in her vür.
Der kneht kleit' in sîn ungemach.
ze hant [dô] der eine kouf man sprach:
»Z'wâr, eʒ ist mir als ein bast.
kein ritter wirt nimmer mîn gast,
Noch keines ritters kint;
etlich' sint an êren blint.
Ein ritter borges zuo mir pflak,
in mînem hûse er tôt gelak.
Der was mir schuldik sibenzik mark:
sîne vriunt sint alsô kark,
Daʒ in keiner lœsen wil,
und habent doch sînes erbes vil.
Vor zorn wir daʒ schuofen,
in ein veste kuofen
Wart er tôt gestôʒen,
ze schanden sînen genôʒen:
Dar nâch bî einer kurzen vrist
hieʒ ich in graben in den mist
In mîner pferde stalle.
ich(n') weiʒ, wie eʒ iu gevalle.
Der ritter muoʒ dâ immer ligen;
mîns guotes hân ich mich [noh niht] verzigen.
Geloubet mir der mære.
ich bin ein münzære.
Diu münze ist hie mîn rehtes lê[he]n:
ich darf, weiʒ Got, niemant vlê[he]n.
Ich bin der rîchest in der stat.«
alrêrst der kneht dô sêre bat,
[Er sprach:] »nû haldet mînen hêren,
der lôn[e]t iu wol mit êren.«

Der burger sprach: »ichn' tuon sîn niht,
iuwer bet' ist gar enwiht;
Wan ich hân'ʒ versprochen,
sô mueʒ' ich werden erstochen,
Ich brent' ê daʒ hûs, en triuwen,
und wold' ein anderʒ [niuwe] biuwen:
Der in mîn hûs wolde
sibenzik mark er solde
Mir vür den tôten ritter geben:
sold' ich danne gesunt leben,
Ich möhte wol geborgen,
er dörfte hie niht sorgen.
Driu tûsent mark, und dannoch mê,
daʒ mîn pfant [n]iht dörften stên.«
Die grôʒe stal miete
torst' im der kneht niht bieten;
Er dâht': »eʒ ist nû gar verlorn.«
er nam daʒ pfert ze beiden sporn,
Er rante verre dan in zelt
ze sînem hêren ûf daʒ velt.
  Er sprach: »hêre, eʒ ist mir leit,
daʒ ich ie mit iu gereit:
Kein her berge iu werden kan,
ir welt dan lœsen einen man,
Daʒ was ein ritter, und ist tôt.«
der hêre sprach: »daʒ ist ein nôt.
Sol ich die tôten lœsen,
sô hân ich eʒ hie [gar] mit den bœsen.
Hâstu aber iht vernomen,
wie eʒ umbe den ritter sî komen?
Mahtu doch her zuo mir jên,
und sage mir, wie vil er stê.«
Der kneht sprach: »eʒ ist iu ze stark,
er sold' dem wirte sibenzik mark:
Dâ von lieʒ' er niht ein hâr.«
der hêre sprach: »nû gib s'im dar,
Und sprich, dâ ich in umbe bit',
daʒ er vier rotte miet',

Ie an der rotte zwelf man,
sô er si beste erwerben kan.
Die den turnei mit mir sîn;
und heiz' uns koufen guoten wîn,
Dâ zuo spîse alsô vil,
als ich ir hie vertuon wil.«
  Der vrume (kneht) des niht enliez,
daz in sîn hêre tuon hiez.
Er rante balde hin wider,
daz geliebte im doch sider,
Er reit gegen jener selben tür;
der wirt gienk zuo im hinvür:
Dô er den wirt an gesach,
er erbeizte balde unde sprach:
»Gêt her zuo mir, vrumer man,
ir wizzet niht, waz mîn hêre kan,
Er wil den tôten læsen,
er wære biderbe oder bœse.
Daz tuot er durch des ritters namen;
mîn hêr muest' sich sîn immer schamen,
Daz er einen ritter wiste
begraben in iuwerm miste;
Er stê wênik oder vil,
mîn hêre in gerne læsen wil.«
  Der wirt begunde vrâgen
balde nâch der wâgen.
Der kneht gab daz silber dar,
er nam des wegens kleinen war.
Die wîle der wirt daz silber wak,
des knehtes man wol mit tranke pflak.
Dô daz silber wart gewegen,
des wirtes zorn was gelegen;
Waz des hêren knecht dô sprach
gein dem wirte, daz geschah.
Rîcher rotte viere
gewan der wirt sô schiere;
Die holten wol mit êren
in die stat den hêren;

Die ritter wâren im alleȥ bî,
als si von rehte solden sîn.
Setel' unde schilde
die gab er in, der milde.
Dar zuo guotiu kleider.
ir lebt nû wênik, leider.
Die alsus nâch êren streben
unde alsô reht vil vergeben.
Alsô ist daȥ mære komen,
der tôte was ê her vür genomen.
Ein niuwer sark was im gemacht.
des nahtes wart er wol bewacht:
Von des edelen hêren wegen
muoste man der lîche pflegen,
Als er sîn vater wære.
alsô spricht eȥ an dem mære.
Des morgens man in ze kirchen truok:
wie sêre man im ze samnen sluok!
Mit einer unzellîchen schar
volget, im der hêre dar.
Er kunde wol nâch êren streben,
er hieȥ dâ pfenninge umbe geben.
Er wær' arm oder rîche,
daȥ er opfert' der lîche.
Hie von sîn lop vil sêre erschal
in der stat gar über al.
Daȥ im vil manger wol sprach,
der in mit ougen nie gesach.
Dô nâmen sîn die varnden war,
ein michel teil huop sich ir dar
Vür des hêren wirtes tür:
dô hieȥ er balde tragen vür,
Beide, silber unde gewant,
er gab, als er die stat(e) vant,
Ie dem man nâch sîner kunst:
er behielt ir aller gunst,
Er lieȥ si scheiden von im sô,
daȥ si wurden alle vil vrô.

Beide, naht unde tage
was daʒ sin meiste klage.
Wie er alsô getæte,
daʒ man im guotes bæte.
Der hère dà mit schalle lak,
rehter tugent er ie pflak.
Er reit vil dikke in die stat,
vil ritter er ze hûse bat;
Swà er ie die besten sach,
den schuof er bi im guot gemach.
Alsust gab er umb ère solt:
der in nie gesach, der was im holt.
[Gar] vil liute wunschten im heiles,
sint der tòt sînes teiles
Niht vergaʒ, daʒ kwam von Got,
daʒ wart im sint ein nuzzer bot''
Nu trehtet man ùʒ biʒ morgen vruo,
der hère sprach: »wie tuon ich nuo?
Ichn' han niht ors, daʒ mir behagen
kunne.« er begunde an vröuden zagen.
Der wirt sprach: »gehabt iuch wol,
ob ich iu eineʒ koufen sol.
Daʒ silber ist mir bereite:
mirn' darf niemant beiten
Ob iu iht misselinge,
ir sult doch wol gedingen,
Geloubet mir, ich sag' iu wâr,
ich beite iu des silbers wol ein jàr.«
Der hère sprach: »ir ret sô wol,
daʒ ich iu immer danken sol.«
Vil ors er dô versuochte,
daʒ er keines geruochte:
Er wære ritter oder knecht,
ir keines ors was im reht.
»Nu iu keineʒ werden mak,
nû beit biʒ morgen an den tak,«
Sprach der wirt »daʒ ist mîn ràt;
waʒ ob iht etswer hât

Einez, daz iu gevellet:
daz er mir versellet.«
Der hêre sprach: »ich tuon alsô.«
er was sin doch ze mâzen vrô.
Der hêre dô gie sizzen
in ein venster, von der hizzen.
Diu luft was im ze mâzen:
dô sach er an die strâzen.
Dâ kwam ein ritter her geriten,
der hât' ein guot ors überschriten.
Der vuorte kleider selpvar;
des nam der hêre guoten war;
Der ritter was ze mâzen alt,
daz ors ze wunsche wolgestalt.
Mit den sporn er ez ruorte,
in sprunge ez in dâ vuorte
Biz er dem venster nâte,
der ritter der vuor drâte,
Er wolde hin wider sin geriten.
der hêre sprach mit guoten siten:
»Lât mich daz ors schouwen,
daz tuot durch alle vrouwen.«
Der vremde ritter sprach: »ich tuon,
ich wolt' ez zegliden als ein huon.
Durch aller vrouwen êre,
ich erschrek sin tâlank sêre.«
Daz ors gab er dem hêren sider,
si liefen allentsamt hin wider.
Si kaffeten [in an] besunder
daz ors an durch wunder;
Die ritter alle gemeine jâ[he]n,
[ein] sô schœnez ros si nie gesâ[he]n.
Der hêr[re] daz ors ungerne liez;
er sprach zehant: »wie gebt ir mir'z?« —
»Ez ist umb kein silber veile,
ir wolt dan[ne] mit mir teilen,
Ob ir hie niht ersturbet,
swaz ir dâr ûf erwürbet.

Daȝ sol halbeȝ wesen mîn.«
der hêre sprach: »des mak niht sîn.
Gebt mir'ȝ umb bescheiden guot.« —
»des hab' ich keinen muot.«
Sprach der ritter al ze hant
»ir habt mich harte unreht erkant.
Wan ich bin sô getân ein man,
daȝ ich mit silber niht enkan.«
Dô sprach der wirt: »al ein
welt ir danne edel gestein,
Nû ir kein silber kunt haben?
eijâ, lât mich eȝ traben
Ûf daȝ velt, daȝ ich gesehe,
ob ich im guotes muge jehen.«
Der ritter reit eȝ nû hin:
»mich entriege danne mîn sin,
Eȝ tuot allen iuwern muot,
eȝ ist in turnei guot.«
Der hêre der bekande,
dô er daȝ ors berande
Eȝ wær' ein alsô guot pfert,
eȝ wær' wol hundert marke wert.
Der ritter sprach: »ir wænt, ich lob',
jâ wirt iu niht, ir(n') gelobt
Iuwer triuwe mir an mîn hant,
wirt iu diu vrouwe und ir lant,
Daȝ ir gelîche teilt mit mir.«
der hêre sprach: »daȝ lob' ich dir.
Beschert mir morgen Got ein heil,
ich gib' iu, triuwen, rehten teil.«
Daȝ guot gab er im gerne geslibt:
an die vrouwen gedâht' er niht.
Er bieȝ daȝ ors behalten,
er sprach: »Got mueȝ' dîn walten!
Ich wæne, daȝ ie kein man
ein sô guot ors ie gewan:
Sol eȝ mir immer wol ergên,
daȝ muoȝ an dem ors gestên.«

Des andern tages morgens vruo
machet' sich der hêre zuo
Mit den sînen allen,
dô wart ein michel schallen
Von pfîfen und von videlen:
ûf einer schœnen sidelen
Saȝ der hêre, daȝ ist wâr,
man truog im sîn wâfen dar,
Diu zôch er balde an sînen lîp.
nû bat man unde wîp,
Daȝ Got durch sîn guete
in dâ wol behuete
Und hulfe im guotes und êren.
dem tugentlichen hêren.
Der hêre wart gereite,
sîn ors wart im bereite
Mit einem baldikîne[n],
den sach man verre schînen
Von edelem gesteine,
daȝ vuort' der hêre reine.
Ein wâfen rok wart im gesant,
daȝ er dâ bî wær' erkant,
Den sant' im diu vrouwe guot,
der was rôt sîdîn, als ein bluot.
Daȝ si ûf der zinnen sæhe,
ob im dehein leit geschæhe.
Al hie kom er ze velde,
alrêrst begunde man melden
Den hêren offenbâr,
unde rief dâ vür wâr,
Swer in an gesach.
ze hant diu schœne vrou dô sprach:
»Hêre Got, nû hilfe mir,
daȝ er den prîs behalde hier,
Von Mantaburk der jungelink!«
der vuor zem êrsten an den rink
Mit einem arm grôȝen sper,
ze tschustieren was ie sîn ger.

Einer kwam gein in geriten,
wol nâch ritterlîchem site[n]:
Wie schiere si genâmen,
daʒ si ze samne gerâmen.
Hurtâ, wie si stâchen!
diu sper si beide brâchen:
Der hêre stach den ritter nider:
daʒ selbe tet er mangem sider,
Swer sich tschustes gein im vermaʒ,
des tages nie keiner besaʒ.
Er viel ûf daʒ gras.
wie liep daʒ der vrouwen was,
Daʒ si mit iren ougen sach,
daʒ er sô manigen nider stach!
Vil manik sper brach er enzwei:
alrêrst huob sich der turnei,
Als man in Vrankrîche pfligt:
hie tschust, dort ein ander ligt.
Alrêrst gesâhen vrouwen
mit scharfen swerten houwen
Ûf helme und ûf schilde;
der biderbe und der milde
Der wielk eʒ in dem melme,
under sînem helme,
Daʒ si im alle des prîses jâ[he]n,
die in ûf dem velde ersâ[he]n.
Dô er den prîs hât' erstriten,
dô kwam er wider heim geriten.
Sîn harnasch legt' er nider zehant,
er zôch an ein vil guot gewant.
Er saʒ nider, und was vrô.
Der vrouwen sîn stuont alsô,
Daʒ si den hêren wolde sehen,
dô si im des prîses hôrte jehen:
Vürwâr ich iu daʒ sagen wil,
bî ir was schœner vrouwen vil.
Mit den kwam si gegangen:
dô wart er wol enpfangen.

Von manger vrouwen munde.
zuo der selben stunde
Des landes vrouwe in an gesach.
vil minnenklîchen si dô sprach:
»Hêre, ich wil iu rehte jehen,
iu sol guot von mir geschehen.
Niemant uns gescheiden kan:
ich wil iuch haben vür einen man
Immer al die wîle ich lebe;
lîp und guot wil ich iu geben.«
Der hêre neig ir, unde sprach:
»wol mich, daȝ daȝ ie geschach!
Ir sît sô minnenklîch gestalt;
Got helfe uns, daȝ wir werden alt,
Und Gotes hulde erwerben,
ê danne wir ersterben!«
Diu vrouwe sprach: »des helfe uns Got!
wol ûf, eȝ ist nicht mîn spot,
Wir mugen hie niht lenger gestên.
wol ûf, wir suln eȝȝen gên.«
Er sprach: »und het' ich tûsent her,
ich wolde mit iu gên ân' wer.«
  Er gienk mit ir ze tische:
vil manger hande vische,
Swaȝ guoter spîse wart gedâht.
der wart dâ vil ze hove brâht;
Vil guoten wîn über al
schankte man dâ mit schal.
Der geste pflak man aller wol:
ich wæne, daȝ diu werlt sol
Alsô zergên, ê eȝ mêr geschehe.
daȝ man sô mangen ritter sehe
Ze eines hêren hôchzît;
wan eȝ was erschullen wît
In vil manges hêren lant,
dô diu botschaft wart gesant.
Der turnei wîten was vernomen.
die besten wâren alle [dar] komen.

Die sich lônes dâ versân:
man sach dâ mangen ritter stân
In vil guoten gewanden.
ân' allerslahte schanden
Wart si im dâ ze bette brâht:
solde der hêre haben gedâht
Ze wunsche selber umb ein wîp,
noch minnenklîcher was ir lîp,
Denne er erdenken künde.
swem Got der êren günde,
Daʒ er si hete gesehen,
dem wære heiles vil geschehen.
Dô lâgen si uf dem bette,
ich törste des wol wetten,
Der in beiden riefe,
ob ir ietwederʒ sliefe:
Diu naht was in ein stunde:
von irem roten munde
Mank senfteʒ küssen im dô wart,
vriuntschaft in im verspart.
Des morgens liep im dâ geschach,
dô er si bi im ligen sach,
Als ein erwunschteʒ bilde gar:
liljenwîʒ und rôsenvar
Was si an iren wangen:
sîn sorge was zergangen,
Diu in dô vil dikke twank,
dô er mit armuete rank.
Si wâren beide schanden blôʒ,
des wart ir hôchzît alsô grôʒ:
Eʒ wart nie sint, noch ê
[nie] ein sô grôʒe hôchzît mê.
Dâ moht' niemant volschouwen
vil ritter unde vrouwen:
Dâ was vröude stæte,
dô man geʒʒen hæte.
Kurzewîle man dâ pflak
ein(en) sumerlangen tak:

Dâ wart vil gebuhurdieret:
mangen ritter wolgezieret
Sach man dâ vrô über lût:
hie mit êrten si die brût.
Man sach mangen ritter geviert
unde da bî vil wol geziert
Sach man dâ schône rîten,
durch keiner slahte strîten.
Man tet eʒ durch rehte hübscheit:
mangen ritter wol gemeit
Sach man dâ vrô über lût:
hie mit êrten si die brût.
Des andern âbendes, dô man gaʒ,
und ein wîle dar nâch gesaʒ,
Man hieʒ die vrouwen ûf stên,
man sprach, si solte slâfen gên.
Si gienk unt zôch ûʒ ir gewant
und leget' sich nider al ze hant.
Dem hêren was vor liebe gâch,
er kwam gegangen balde nâch,
Man zôch im ab sîn schuohe nuo:
er sprach: »ich wil die tür tuon zuo.«
Er hieʒ si gên alle hin vür,
er zôch einen rigel vür die tür.
Er wolte zuo der vrouwen gên:
alrêrst hieʒ in der ritter stên,
Der in sô wol bedâhte
und im daʒ ors vür brâhte.
Er sprach: »hêre, ir wiʒʒet vil wol,
daʒ ich mit iu teilen sol:
Ir habt hînte bî ir gelegen,
ir sult geselleschefte pflegen.«
Der hêre sprach: »biʒ morgen,
eʒ ist vor iu unverborgen,
Habet niht wan senften muot,
ich gib' iu gerne halp ir guot.«
Der ritter sprach: »des mak niht sîn,
diu vrouwe ist ouch halp mîn.«

Der herre sprach: »daȥ lâȥt durch Got,
wan daȥ wær' der tiuvel spot.
Solde ich iu die vrouwen geben,
wê, waȥ töhte danne mîn leben!
Ê ich die vrouwen hie verkur,
den lîp ich lieber verlur.« —
»Ist iuwer triuwe iht bœse,
sen durft ir si niht lœsen:
Ist si aber guot,
nemt eȥ reht in iuwern muot.
Ich wil iuch [gerne] lâȥen kiesen:
ir mueȥt ir eineȥ verliesen,
Die vrouwen oder die triuwe:
nû kiest, daȥ es iuch iht geriuwe.«
Dô er im an die triuwe sprach,
daȥ jâmer durch sîn herze brach.
Wie rehte sêr er des erschrak!
swaȥ er vrouden al den tak
Hâte, diu was gar dâ hin.
er sprach: »o wê; daȥ ich bin
Leider worden alsust alt!
nu wirt mîn sorge manikvalt.
Daȥ ich armer niht ê erstarp,
ê ich die vrouwen ie erwarp,
Daȥ wil ich immer Gote klagen:
eijâ, wær' ich ûf dem velde erslagen.
Seht, vür wâr, daȥ wær' mir liep;
der mich nû hienge, als einen diep,
Zwâr, des wær' ich wol wert.
zether! hiute ûf daȥ pfert,
Daȥ ich eȥ mit ougen ie gesach!«
al weinende er daȥ wort sprach
»Ich der triuwe bî gestê,
swie mir'ȥ umb die vrouw(en) ergê.«
Der ritter balde sprach: »sô gêt;
ich(n') weiȥ, wes ir sô lange stêt.«
Dô sach er in jæmerlichen an:
»nû dunket ir mich ein guot man.

Des lâzet mich geniezen:
gedenket, der iuch stieze
Von iuwer schœnen vrouwen,
möht ir den zehouwen,
Daz weiz ich wol, ir liezt sîn niht.
nû gebt mir des guotes kein pfliht.
Und lât mir die vrouwen eine.«
er begunde sêre weinen.
Der ritter sprach: »seht, iuwer wer
hilft iu gein mir ein ber;
Solde alliu disiu werlt sîn
biz an daz jungest urteil mîn,
Ich aht' es alles, als ein grûz:
nû halt die triuw' und gêt hin ûz.«
Der hêre sprach: »ob ich nû kür,
daz ich die triuwe hie verlür,
Beriht(et) mich, waz hulfe daz?
jâ tuot ir dar an verre baz,
Daz ir mir die vrouwen lâzt,
und iuch irs guotes gar an mâzt.«
Der ritter sprach: »ir sît ir holt:
wæren alle steine golt,
Die næm' ich vür mîn teil niht,
ich wil der vrouwen haben pfliht.
Welt ir niht hin ûz gên,
lât iuwer triuwe mir verstên:
Ich wil iu lâzen al ze hant,
beide, vrouwen und daz lant.« —
»Owê,« sprach er »hêre Got!
der tiuvel gap durch sînen spot
Ouch daz pfert mir ze schaden:
nû wird' ich sorgen über laden.
Ir wolt nâch mînen triuwen streben:
immer (al) die wîle ich lebe,
Son' enwird' ich nimmer triu lôs.«
die vrouwen er aldâ verkôs.
Hie mit gienk er hin ûz.
als tiuwer als umb ein grûz

West' diu vrouwe darumbe niht,
daʒ si hieumbe gæben pfliht.
Dô der hêre kwam hin vür,
der ritter tet zuo die tür,
Er lieʒ si ein wênik offen stên,
der hêre muoste von im gên.
Ichen weiʒ, ob ir'ʒ geloubet,
er umbe want sîn houbet,
Er begunde sêre weinen.
wâ vunde man der nû einen,
Der daʒ selbe tæte?
sîn triuwe diu was stæte.
Dô der ritter daʒ gesach,
er gienk im nâch, unde sprach:
»Hêre, ich hab' iuch wol versuocht:
wiʒʒet, daʒ iuwer Got geruocht.
Ich sage iu wol, wer ich bin:
iuwer kunft hân ich gewin
Mêr, dan ir gewunnet ie:
ir lieʒt mich ûʒ dem miste hie
Ziehen; von iu muoʒ ich in vröuden sîn;
ich bin eins armen vleisches schîn,
Ir habt mich ûʒ grôʒer nôt erlôst.« —
»hêre, veterlîcher trôst,«
Sprach der hêre al ze hant
»wie wirt mir daʒ erkant,
Daʒ mich Got versuocht alsô?
des wær' ich immer mêre vrô.« —
»Wie wol ich's iuch bescheiden kan:
nû stên ich vor iu als ein man,
Und bin iu iezunt nâhen bî:
nû grîft e(t) her, waʒ ich sî.«
Der hêre greif mit sîner hant,
als durch den schîn an der want,
Er begunde sêre lachen:
»daʒ wunder kan Got machen;
War zuo solt' iu guot oder wîp?« —
»hêre, ich hân keinen lîp,

Der Gotes genâden bin ich vol,
von iuwern schulden ist mir wol,
Und ouch von iuwern triuwen.
eʒ darf niemant riuwen,
Swer triuwe und milde bî bestêt,
ze jungest eʒ im wol ergêt.
Hêre, nû muoʒ ich varn;
Got mueʒ' iuch beidentsamt bewarn!
Ich wil iu immer biten heiles
hie verzîhe ich mich mînes teiles.«
Hin vuor der engel schône
ze dem himelischen trône.
Der hêre gienk ze der tür hin wider,
er was vil vrôer, danne sider:
Wan er mêr von Gote dan
weste, wan ein ander man.
Swer triuwe unde êre
behalten kan (sô) sêre,
Der mak ie Gotes hulden
ze jungest wol verschulden.
Alsust nam eʒ ein ende:
nâch dem wirte er hieʒ senden,
Der vil tugentrîche gast,
er gab im silbers wol einen last,
In sîn steinhûs er daʒ truok,
von sîner gülte er im's niht sluok,
Daʒ sult ir merken ebene,
daʒ gab er im vergebene;
Sint dô galt er im sîn guot.
der hêre hâte milden muot.
Beide, den wirt und sîniu kint
machte er alle rîche sint.
Er sprach: »hêr' wirt, die wîle ich lebe,
sô wil ich iu lîhen unde geben.«
Alsust wurden si alle drî
von grôʒer triuwe sorgen vrî,
Der wirt und ouch sîn geste.
triuwe ist noch daʒ beste:

Ir ritter, halt die triuwe wert:
sent iu Got hie niht ein pfert,
Er gibt iu dort ze lône
daʒ himelrîche schône.
Alsô mueʒ' uns allen
ze jungest wol gevallen.
Des helfe uns der rîche Got,
der vür uns alle leit den tôt.

VII.

Crescentia.

Narcissus, König von Rom, hatte mit seiner Gemahlin Elisabeth zwei Söhne, beide Dietrich genannt. Die Eltern starben früh, und der Papst gebot, daſs derjenige von beiden Brüdern König sein sollte, der zuerst vermählt würde. Beide, als sie Ritter geworden, warben um die Tochter eines Königs in Afrika, die schöne Crescentia; und der Senat lieſs diese zwischen beiden Brüdern wählen. Nun war der eine schön und stattlich und hieſs der schöne Dietrich, der andre dagegen, unschön und unscheinbar, hieſs der ungethane Dietrich: die Jungfrau wählte jedoch den letzten, und dieser ward König von Rom. Er bezwang die Normannen; und wollte über Meer, einen andern König zu bekriegen. Seine Mannen riethen, unterdessen die Königin ihrem Vater zu senden; der König aber besorgte, wenn er umkäme, würde man sie vom Reiche verstoſsen, und die Königin fürchtete, ihr Vater würde ihr die Heimsendung Schuld geben, und rieth, sie und das Reich seinem Bruder zu befehlen. Das geschah, und der König fuhr hinweg.

Der schöne Dietrich aber lieſs sich vom Teufel verblenden, und warb um die Minne der Königin; und als diese ihn abwies, drohte er ihr Rache wegen der frühern Verschmähung. Crescentia stellte sich, als willige sie ein, hieſs ihn aber zuvor einen festen Thurm bauen, für sie beide, zur Sicherheit gegen den Zorn der Römer, und ihn mit allem Nöthigen versehen, auch mit einem Kaplan und vielen Heilthümern (Reliquien). Eines Abends ging sie mit ihm dahin, lieſs ihn aber zuerst eintreten, und verschloſs ihn darin: er solle seines Heils gedenken und den Bruder erwarten. Niemand wusste darum, und wo der Herr hin gekommen.

Nach drei Jahren, gegen den Winter, zog der Kaiser heim, und sandte Botschaft voraus. Die Königin lieſs jetzt ihren Schwager aus dem Thurm, und gelobte Verschwiegenheit. Sie empfing ihn öffentlich, als käme er von einer Reise, und bat ihn, dem Kaiser entgegen zu gehen. Der falsche Dietrich lieſs zwölf seiner Mannen schwören, alles zu bestätigen was er sage. So empfing er den Bruder, und verklagte die Königin der Unzucht mit jedermann. Der König, tief betrübt, wollte sie nicht sehen, und lieſs seinen Bruder das Todesurtheil vollstrecken. Dieser sandte sogleich zwei Knechte hin, welche der Königin, als sie mit ihren Frauen zum Empfange im Grünen stand, ihr Schicksal ankündigten; worauf sie, die Rache wohl erkennend, in Ergebung, unter allgemeiner Wehklage, ihren königlichen Schmuck verschenkte, und dann gebunden, hinweggeführt und von der Brücke ins Waſser gestürzt wurde. Der Strom trieb sie an den Strand, und ein Fischer zog sie heraus. Zur Stund aber wurden beide Dietriche aussätzig, gelähmt, ohne Sprache, Gehör und Gesicht."

Die Königin sagte dem Fischer, sie sei ein armes Weib, und wolle ihm dienen. Als der Fischer nun zu seines Herrn Hofe kam ohne Fische, sollte er gebläuet werden, entschuldigte sich aber durch den Fang einer Frau. Er musste sie, ihr zu Leide, seinem Herrn bringen, der, als er sie so holdselig sah, es dem Vizthum, und dieser dem Herzog sagte, welcher sie sich bringen lieſs. Die Herzogin hielt sie, die sich für eine Schiffbrüchige ausgab, sehr freundlich; und der Herzog, der eben die Trauerbotschaft vom Hofe brachte, die Königin aber nicht erkannte in ihrer Trübsal, vertraute ihr die Erziehung seines Söhnleins, und zog sie selber zu Rathe. Der Vizthum, auf ihren Einfluſs eifersüchtig, suchte sie durch eine Magd zu seinem Willen zu bringen; aber abgewiesen, schalt er sie bei den anderen Frauen einen Unhold, und wurde kaum abgewehrt, sie mit Füſsen zu stoſsen. Die Königin wehklagte, verschwieg es jedoch dem Herzog. Der Vizthum lieſs sich nun einen Nachschlüſsel zu ihrem Zimmer machen, trat Nachts leise herein, schnitt mit dem Schwerte dem Kinde das Haupt ab, und legte es ihr in den Schooſs. Dann weckte er den Herzog zur Mette, der sich wunderte, daſs die Hofmeisterin sie diesmal verschlafen habe, und den Vizthum zu ihr sandte. Dieser erhob nun das Mordgeschrei, und Alle eilten hin. Die Königin erwachte, sah sich im Blute des Kindes, und beklagte ihr unseliges Geschick. Der Vizthum schlug sie an den Mund, daſs das Blut niederrann, und die Herzogin forderte ihren Tod; den Herzog aber erbarmte die Unglückselige, die ihre Unschuld betheuerte, mehr noch, als das Kind, und ungern übergab er sie dem Vizthume. Dieser betheuerte, daſs sie ihn behext habe, schlug sie mit Fäusten, ergriff sie bei den Haaren, und stürzte sie, die ihre Seele Gott befahl, abermals ins Waſser. Von Stund an wurde er, so wie sein Herr, von der Gicht gelähmt und aller Sinne beraubt.

Die Königin aber schwamm den Strom hinab, und blieb am dritten Tage auf einem Werder liegen. Da erschien ihr St. Peter auf dem Wasser, faſste sie bei der Hand, führte sie trockenes Fuſses ans Gestade, hieſs sie wieder zum Herzog gehen, und ertheilte ihr die Kraft, jeden zu heilen, der seine Sünden öffentlich bekenne. So kam sie denselben Tag noch wieder zur Burg, und erbot sich, unerkannt, zum Arzt: der Herzog beichtete und bereute die Missethat, und ward zur Stunde geheilt. Er bat auch für seinen Vizthum, der anfangs zurückhielt, jedoch endlich auch den Mord des Kindes bekennen musste, um zu genesen. Der Herzog aber lieſs ihn, trotz Fürbitte der Heilenden, ins Waſser werfen. Er bat sie nun, auch den Kaiser zu heilen, und führte sie nach Rom, wo sie mit groſsen Ehren empfangen wurde. Der Kaiser beichtete und bereute, vor allem seine Missethat an ihr, und genas zur Stunde. Er bat auch für seinen Bruder, der aber nicht genas, weil er die Mordthat verschwieg. Da lieſs Crescentia den Kaiser schwören, dem Bruder zu verzeihen, wenn er etwas gegen ihn verschuldet habe: worauf der Bruder alles bekannte, und Gesundheit und Gnade gewann.

Dem Kaiser sagte sein Herz, es sei Crescentia: und nachdem er gelobt hatte, ihr jede Bitte zu gewähren, gab sie sich zu erkennen: ein Schnitt mit der Scheere durch ihr Hemde machte ein Kreuzlein sichtbar, als ihr Erkennungszeichen. Er fiel ihr zu Füſsen, und beider und Aller Freude war groſs. Nach acht Tagen war glänzender Hof mit allen Fürsten berufen, und der Kaiser saſs auf seinem Throne: da trat die Kaiserin vor ihn, mahnte ihn an sein Wort, und verlangte, daſs er sich mit ihr der weltlichen Herrlichkeit abthun und dem geistlichen Leben widmen, Kirchen und Gotteshäuser bauen solle. Er erschrack, hielt jedoch sein Kaiserwort, und vertauschte die irdische Krone mit der himmlischen, so wie Crescentia eine Klausnerin ward. Der schöne Dietrich ward Kaiser.

VII.

Crescentia.

Diz buechel heiʒet Kreszenziâ,
diu was ein vrouwe lobesa(m).

Hie vor ein künik ze Rôme was,
Narzisse genant, als ich eʒ las,
Der lebt' in wunsches wale,*
daʒ zuo dem selben mâle
Nur eines dinges im gebrast,
des er an vröuden was ein gast,
Daʒ er niht erben mohte hân.
dô hieʒ er al[le] sîne undertân
Mit vlîʒe ruofen hin ze Got,
daʒ er in lôste von der nôt,
Daʒ er von sulhen sorgen,
dar inne er lak verborgen,
Schiere würde enbunden.
dar nâch in kurzen stunden
Sîn vrouwe Elisabet gebar
zwêne süne, wâren klâr,
Schœne, zart und minnenklîch,
man nant' sie beide Dietrîch.
Dô starp, als ich berihtet bin,
der künik und diu künegin;
Diu kinder wurden weisen;
daʒ rîche stuont mit vreisen,

---

* twâle?

Daʒ die liute dolten nôt;
darumb der babest daʒ gebôt.
Swem ê ein vrouwe würde gesworn,
daʒ der ze künge würd' erkorn.
Alsust zôch man diu kinder wert,
unz daʒ sie mohten tragen swert.
Nû hete ein künik in Afrikâ
ein tohter [diu] hieʒ Kreszenziâ,
Schœne, tugentlich und[e] guot.
die bruoder beide [dâ] holden muot
Ûf truogen, und wurben umb sie.
des wundert' ser[e] den vater hie.
Nû vant der Senâtus:
»den strit sol man scheiden sus:
Einen rink man stelle;
swen dâ diu meit welle,
Dem lâʒe man daʒ rîche.«
daʒ lobten sie alle geliche.
Nû was der eine Dietrich
ein helt en vollen herlich,
Daʒ man in in dem lande
den schœnen Dietrich nande;
Der ander, swarz und ungevar,
swâ sîn die liute nâmen war,
Sie nanten in alle gelich
den ungetânen* Dietrich.
Sie giengen an den rink stân:
der dâ wirs was getân,
Den kôs diu meit guote;
er geviel ir in dem muote.
Dô wart im Rôme und Latrân
williklichen undertân.
Die Normangen** er betwank:
des sagten im die Rômer dank.
Nû huob er sich über mer

---

* swarzen W.
** Normannen W.

mit vil kreftigem her,
Einen künik wold' er betwingen.
dar nâch begunde er ringen.
Sîn holden er im râten bat
durch ir triuwe, an welher stat
Er die vrouwen wol getân
mit guoten êren möhte lân,
Unz daʒ er wider kwæme.
sie sprâch(en), eʒ gezæme,
Daʒ er sie heim ze lande
irem vater sande,
Dâ wær' diu reine guote
in der besten huote.
    Den künik jâmern began,
dô im sust rieten sîne man:
Er gienk zuo der selben stunt,
unt tet'ʒ der künegionne[n] kunt;
Er umb[e] vienk sie mit armen
und sprach: »mich muoʒ erbarmen,
Daʒ ich dich dem vater dîn
senden sol, daʒ macht mir pîn:
Unt tuot mir alsô grôʒe nôt:
ich vürhte, kiuse ich nû den tôt,
Sie verstôʒen dich von dem rîche,
daʒ klage ich klegelîche.
Mîn liebeʒ liep, dô rât mir zuo,
daʒ ich nâch dînem willen tuo.«
Dô sprach diu vrouwe guote,
als ir was ze muote:
»War ir mich welt hin senden,
daʒ kan ich niht erwenden:
Solde aber ich der râtgeb' sîn,
sô nim ich eʒ ûf die triuwe mîn,
Daʒ ich ê sterben wolde,
ê ich die smâcheit dolde,
Daʒ man mich wider sande
ze mînes vater lande;
Dâ von gewünne ich sînen haʒ.

er dæhte, ich verschuldet' daʒ
Mit unzuht und mit untât.
dar umbe, herre, versmæhe den rât,
Daʒ dû mich [iht] sendest über sê:
dû solt dich baʒ bedenken ê.«
Er sprach: »nû rât selbe mir,
swaʒ dû wilt, des volge ich dir.«
Sie sprach: »dîn bruoder Dietrich,
der ist ein man so tugentlich
Und ist des lîbes gar verwegen,
der sol dîner rîche pflegen,
Dem soltu bevelhen mich,
sô mahtu varen sicherlich.«
Dar nâch eines morgens vruo
man(e)k vürste kwam dar zuo,
Dâ er bevalch die vrouwen guot
in sînes bruoder huot,
Er vieng sie bî der hende,
dô vuor[en] in daʒ ellende
Der keiser und die sînen man.
der leidige tiuvel began
Disen herren schünden,
daʒ er wolde sünden
Mit sîn selbes lîbe
an sînes bruoder wîbe.
Dô der vâlandes man
eʒ mit ir reden began,
Eʒ wart der vrouwen ungemach,
diu wort (sie) weinunde sprach:
»War tuostu, herre, dînen sin?
nû weistu wol, daʒ ich bin
Dînes bruoder ben(n)ige:
ervreischet eʒ diu menige,*
Wir kumen in schanden und in nôt.

---

* 28. Ited:
Dînes bruoder wîp,
vreischet daʒ dhein lîp.

uns möhte lieber sîn der tôt.«
Dô sprach der ungetriuwe man:
»ich wil mich rechen, swie ich kan:
Wan dû mich harte schantest,
dô dû mir êre wantest,
Und mînen bruoder næme:
z'wâr, daʒ ich dir gezæme
Mit schœne und ouch mit vrumekeit:
daʒ muoʒ mir immer wesen leit.
Dû (en)wandelst mir die missetât,
sô bistu diu die schande* hât.«
Diu vrouwe Krezenziâ
gedâht' in (ir) herzen sâ
Einer guoten liste,
dâ mit sie sich vriste,
Sie sprach: »herre, wilt dû,
daʒ ich dînen willen tuo,
Sô heiʒe steine houwen,
einen hôhen turn bouwen,
Stark unde veste,
daʒ dunket mich daʒ beste,
Daʒ prueve in dînen wizzen,
daʒ wir dar ûf entsizzen
Der Rômær(e) zorn:
gevreischent sie eʒ, wir sîn[t] verlorn,
Diu rede ist lûter unde sleht,
sie steinent uns, das ist reht.«
Der rede wart der herre vrô,
den turn hieʒ er bouwen hô
Von steinen und von blîe,
daʒ er dar ûf der vrîe
Vor aller gruoʒe wære.
der vrouwen sagt' er mære,
Daʒ der turn was volbrâht,
er sprach: »nû tuo, des ich gedâht
Hân in mînem herzen,

---

* den schaden. W.

dû ringest mînem smerzen.«
Diu vrouwe sprach vil drâte:
»dû tuo, daʒ ich dir râte,
Nû wes' wir des unverdroʒʒen,
daʒ der turn mit sloʒʒen
Bewart und behuot sî,
sô sî wir sicher unde vrî.«
Daʒ geschach vil wundern schiere,
alʒ nach der vrouwen gire;
Ouch hieʒ diu vrouwe lîse
darûf gewinnen spîse,
Daʒ sie (dâ) von hungers nôt
iht dörften ligen tôt.
Er sprach: »nû ist eʒ vol brâht,
als dû, vrouwe, hâst gedâht.«
Sie sprach: »dû solt noch tuon ein dink,
daʒ wirt unser beider gelink,
Heiʒ einen dînen kappelân
in Rôme und in Laterân
Heiliktuomes gewinnen vil,
des ich niht enbern wil,
Daʒ wir an unser venie
unser sünden menie
Ruegen vor dem heiliktuom;
daʒ wirt uns an der sêle vrum.
Und vergiʒt Got der missetât,
sô mag sîn alles werden rât.«
Daʒ wart niht lenger gespart,
daʒ heiliktuom bestatet* wart.
Eines aben(t)s spæte
diu vrouwe nam ir gewæte
Die slüʒʒel sie darin want,
der herre nam sie bî der hant.
Er gieng ein[en] vrôlîchen gank,
der weg dûht' in enpor lank.
Dô sie beide trâten

---

* verserhet W.

vür die kemenâten,
Er sprach: »hie soltu stillen
mînes [wunden] herzen willen.«
Nû sprach diu vrouwe: »daʒ sol sîn,
gê dû, herre, von êrste hin in.«
Sust sprach daʒ minnenklîche wîp,
»jâ hân ich sêle unde lîp
Gesezzet sêre in arbeit.«
in die kamer er dô schreit,
Diu vrou[we] vil vaste slôʒ die tür
nâch ires herzen wille kür.
Dô sprach der ungetriuwe,
ich wæn', in der gank riuwe:
«Owê, trût, des wankes!
hâstu, liebe, mich dankes
Versperret sust hie inne,
daʒ heiʒ' ich unminne.
Geswige, erlâ mich dirre nôt,
daʒ ich iht werde der werlde tôt;
Ich swer dir zwêne eide,
daʒ ich dir nimmer leide
Getuo an dînem lîbe;
ichn' ger dîn niht ze wîbe.«
Des antwurt' im diu vrouwe schier:
»dîner eide ich wol enbir.
Nû sich allenthalben dîn,
dû hâst brôt unde wîn,
Schœneʒ bettegewæte
und ander guot geræte:
Die heiligen sint dir nâhen;
dir wirt nimmer so gâhen,[*]
Du(n') erbeitest mînes herren dâ.«
hin gie diu guote Kreszenziâ.
Dô sie den herren hât' verspart,
des dinges nieman innen wart.
Des morgens dô man messe sank,

---

[*] swie balt dû wilt gâhen. W.

des volkes vröude diu wart krank.
Daʒ sie den herren heten vlorn.
ouch weinte diu vrouwe wolgeborn.
Doch sult ir wiʒʒen sunder wân,
sie weinte umb iren lieben man,
Daʒ ir den Got gesande
gesunden schier ze lande.
Der winter nâhen began,
der keiser und die sîne[n] man
Îlten[*] heim ze lande;
boten er vür sande
Unt tet eʒ der vrouwen kunt.
ûf stuont sie zuo der selben stunt.
Unde gie über den hof breit,
verholn(e) sie in daʒ hûs schreit,
Den rink sie lîse ruorte.
der herre ir antwurte:[**]
»Wen hœr' ich vor der pforten stân?« —
»welt ir noch herûʒ gân?« —
Sô sprach diu vrouwe guote
»wie ist iu noch ze muote?«
»Vil gerne wold' ich hinûʒ gân,
ob ich dîn hulde möhte hân.
Harte schiuwet[***] mich diu vorht,
daʒ ich daʒ habe [†] verworht,
Ich genieʒe dîner guete;
swaʒ ich dich ie gemuete,
Des soltu vergeʒʒen.
jâ bin ich hie [††] geseʒʒen
Zwei ganze jâr mit alle.
swaʒ sô dir gevalle,
Daʒ tuo an mînem lîbe;

---

[*] nugeten. W.

[**] Do ruorte si die porte,
der helt eʒ da inne hôrte. W.

[***] suochte. W.

[†] daʒ houbet hab. W.

[††] ich hân hie.

ich vürhte, der keiser mich vertribe.«
Uf slôʒ sie daʒ türlîn.
sie sprach: »habe die hulde mîn,
Und wirb umb Gotes hulde;
ich verswîge dîne schulde.«
Sie kust' in an den munt:
»ê dû dînen gesunt
Verlurst von dem râte min,
ich wolde ê dulden grôʒen pîn.«
Sîn gevankusse ein ende nam,
verholn' er in die burk kwam,
Des morgens dô eʒ tagete.
der kamerer dô sagete
Über al die burk [gemeine] mære,
daʒ sîn her[re] komen wære.
Sie enpfieng in vor den liuten,
und begund' in lieplich triuten.
Sie hieʒ in balde gâhen,
den bruoder sîn enpfâhen.
Den muot er niht verkârte,
als in untriuwe lârte,
Er was ir ot von herzen gram;
swâ er zuo den liuten kwam,
Er sagt' ein lügen mære,
daʒ er gevangen wære
Gewesen diu zwei jâr und vervuort;
untriu[we] sîn herze het geruort.
Als er'ʒ her nâch bescheinte,
daʒ sie sint beweinte;
Er traht' ot ûf der vrouwen leit.
er huob sich ûf unde reit.
Der künik begunde nâhen,
daʒ sie ein ander sâhen.
Dietrich der schœne man
der sînen nam zwelf hin dan
Und gelobt' in vil sîn[e]s guotes,
hulfen sie im sînes muotes.
Diu rede het ein ende,

sie rakten ûf die hende
Und gelobten im'ȥ en triuwen.
er wold' ot schaden briuwen
Der vrouwen, als er het begân,
er sagt' in, waȥ sie hete getân,
Er bat sie alle gemeine,
waȥ er sprech' al eine,
Daȥ sie des alle jehen,
als ob sie'ȥ heten gesehen.
Die helde harte erkwâmen,
dô sie die rede vernâmen;
Sie klagten alle den rât,
daȥ man durch solhe tât
Die vrouwen solt' verliesen:
er möhte die rede [wol] verkiesen.
Nû sprach der wîsest' under in:
»herre, eȥ ist ein tumber sin;
Mîn vrouwe ist zühtik unde guot;
von sulher rede kêrt iuwern muot.« —
»Dû tuost, als mir dîn vater tet;
eȥ ist diu jungest bet',
Die ich immer an dich gelege:
die andern ich doch erwege,
Daȥ sie mînen willen tuon.
dû bist ot dînes vater sun.«
Der kneht sprach dem herren zuo:
»war zuo zelt ir mich nû.
Ich sprich' eȥ niht eine,
ich enweiȥ beȥȥer debeine:
Idoch hilf' ich dar zuo,
swie ungerne ich daȥ tuo.«
Ûf dem velde (vil) breit,
dâ der kunik zuo reit,
Und er sînen bruoder sach,
daȥ wort er lîende sprach:
»Wie gehabt sich mîn vil liebeȥ wîp?
diu mir ist liep, als der lîp.« —
»Sie hât sich enthalden,

daȥ ir mueȥe walden,
Der ie tugende störte!.
ich schem' mich der worte:*
Vrâgt ir dise knehte,
die sagen'ȥ iu vil rehte.« —
»Sage, bruoder, ob zuo der schult
hœre kein gedult,
Ob ich sie muge behalten,
mit êren mit ir alten?
Ist der untât al ze vil,
ze Rôme ich nimmer kumen wil.« —
»Ich sag' iu, wie eȥ drumbe stât,
ir unzuht sich gebreitet hât
Sô verre, daȥ sie, sunder bet',
aller der manne wille(n) tet,
Die mînen hof besuochten
und ir ze bôsheit ruochten.«
Der künik weinende sprach:
»nû riuwe Got, daȥ ich sie ie gesach!« —
»Dû solt dich [, bruoder,] niht schenden,
dînen muot niht wenden
An die gar unreinen:
heiȥ sie hâhen oder steinen
Oder werfen sâ ze stunt
an des (tiefen) meres grunt,
Lâȥ sie hin vlieȥen,
[sie sol] der bôsheit** niht genieȥen.« —
»Nû tuo (ir) swaȥ dir gevalle,
ich verzîch mich ir mit alle,
Lâȥ mich sie niht beschouwen.«
dô hieȥ der hunt die vrouwen
Sîner knehte zwêne binden,
der reise niht erwinden,
Unz sie in der tiefe swebte,
den tag unz naht niht lebte.

---

* Der leidig(e) helle hunt!
ich scham' mich ir an dirre stunt. W.

** ir huores. W.

Nû was diu künegin gegân
mit den vrouwen ûf den plân.
Dâ sie des küniges nâmen war:
die boten kwâmen zuo in dar.
Die vrâgt[e] sie der mære,
wâ ir herre wære.
Sie erbeiʒten nider ûf daʒ gras,
waʒ in dâ bevolhen was,
Daʒ sagten sie der vrouwen.
dâ moht' man jâmer schouwen
Von richen und von armen.
die kneht' eʒ muost' erbarmen.
Sie wolten sie gerne leben lân,
und wolten sich verzigen hân
Ires herren hulde,
wan sie âne schulde
Solt' verliesen iren lîp.
dô sprach daʒ minnenklîche wîp:
»Hieʒ mir mîn herre tuon den tôt,
sô sult ir leisten sîn gebôt.
Dar umbe, ir vrou[we]n, niht weinet.
ich weiʒ wol, waʒ eʒ meinet.
Dô slouf diu Gotes holde
ûʒ sîden und ûʒ golde,
Sie nam ir stolz gebende
mit snê wîʒer hende
Einer dirne si daʒ bôt,
sie sprach: »nû scheidet uns der tôt.
Nû trag eʒ durch den willen mîn:
swaʒ Got behaget, daʒ sol sîn.«
Diu rede het ein ende,
sie bunden ir die hende
Hinden ûf den rukke,
sie vuorten sie ûf die brukke,
Daʒ was ein jâmer al ze grôʒ,
in daʒ waʒʒer man sie schôʒ.
Dâ vlôʒ si zuo dem sande,
ein vischer braht' sie ze lande.

Dô rihte Got gelîch(e)
über die zwên[e] Dietrich(e),
Die wurden zuo der selben stunt
miselsühtik, daʒ ir munt
Niht sprach, ir ôren hôrten niht,
vergangen was in daʒ gesiht:
Daʒ was ein Gotes zeichen:
eʒʒen, trinken reichen
Muost' man in besunder;
daʒ was ein michel wunder.
Dô sie der vischer brâhte heim,
er kükket' sie bî dem viuwer sein.
Dô sie wider ze kreften kwam,
dô was diu vrouwe lustsam,
Der vischer vrâgt' sie mære,
von wannen sie komen wære;
Er vrâgt' nâch irem kunne.
sie sprach: »daʒ dir Got gunne
Heiles unde sælden!
lâʒ mich sîn niht engelden.
Ich bin ein (vil) armeʒ wîp,
unde wil (den) mînen lîp
In dînem dienst(e) verzern,
daʒ dû mich ruochest nern.«
Er sprach, daʒ er tæte,
swes in diu vrouwe bæte.
Si bat in dagen stille(n)
durch sîner triuwen wille(n).
Dô der vischære
ze hove kwam lære
Und niht brâhte vische,
man hieʒ in vor dem tische
Die knehte nider strekken
mit knütteln durchrekken.*
Er bat sie haben (dâ) gedult,
unz daʒ er gesagt(e) sîn unschult;

---

* mit steben ûf in lekken. W

»Ich sach ein vrouwen vliezen.
des lâz(e)t mich geniezen,
Der half ich ûz der ünde,
jâ vorht' ich, her[re], die sünde
Ob ich sie liez' ertrinken
unt ze grunde sinken.«
Dô hiez man in daz selbe wîp,
als lieb im wær(e) der lîp,
Dar ze hove bringen,
sô möht' er wol gedingen.
Der vischer tet, als im gebôt
der vogt, und brâht(e) sie mit nôt
Ze hove: diu vil hêre,
daz beweinte sie vil sêre.
Sie trôsten sie ze stunden,
so sie beste kunden.
Der vogt [der] sprach zuo sî[ne]m wîbe:
»ich sich an irem lîbe,
An ougen und an henden,
wir muezen sie (dar) senden
Dem herzogen vil vruo;
nû gewæhen (h. gewæhet) ir sin niht zuo:
Mîn vrouwe kan sie triuten,
[si] kan wol mit sulhen liuten.«
Der vogt ez niht verdagte,
dem viztuom er ez sagte,
Der viztuom unbetrogen:
sagte ez dem herzogen.
Ze hant der herzoge sprach:
»sende mir die vrouwen.« daz geschach.
Von der herzoginne
enpfangen wart mit minne
Diu vrouw', als uns daz buechel seit,
sie heten sie vür ein(e) meit;
Sie kleiten sie mit guoter wât,
diu den vrouwen wol an stât.

Der herzoge von hove kwam,

dô daʒ diu herzoginne vernam,
Si gieng mit iren meiden schôn[e]
und enpfieng in, als si was gewon[e].
Er sagt' ir leidiu mære,
wie eʒ ergangen wære:
»Min herren ligen(t) beide,
jan' geschach mir nie sô leide:
Min vrouwe ist ertrunken:
wen möhte daʒ guot dunken!«
Dô weinte alleʒ daʒ dâ was:
daʒ diu vrouwe niht genas,
Daʒ betruebet' in ir gemuete,
sie klagten alle ir guete.
Diu vrou[we] sprach dem herzogen zuo.
»man brâht' mir eines morgens vruo
Ein meit, diu ist uns (un)bekant,
ûf dem waʒʒer man si vant.«
Er bat sie bringen vür sich dar;
er mohte ir niht erkennen z'wâr,
Swie er sie hete vor gesehen,
daʒ was von truebesal geschên,
Des ir sô vil widervuor.
der herzoge der swuor,
Er wolde sie es ergezzen.
er hieʒ sie schône sezzen.
Daʒ sie wær' gewaldik
über êre manikvaldik:
Er bat sie zuo im sizzen,
er vrâgt(e) sie mit wizzen,
Von wanne sie wær' komen dar.
dô sprach diu vrouwe klâr:
»Ja enist eʒ niht sô getân,
als ir, herre, habet wân:
Ich und min(e) holden
ze Rôme varen wolden;
Dô geschach von minen sünden,
daʒ chef brast von den ünden;

Sie entrunnen alle gemeine,
ân',[*] ich alters eine
Kom gevloʒʒen an den sant,
dâ mich dîn vischer vant.«
Dô hielt er sie mit êren
und bat sie, daʒ si lêren
Wolte sînen lieben sun.
swaʒ der herzoge wolt(e) tuon,
Er nam ie zuo der vrouwen rât.
sie was kiusch' an aller stat,
Ir herze in Gotes liebe bran.
sêre wundern des began
Des herzogen viztuom,
daʒ diu vrouwe sulhen ruom
Ze hove het erworben;
in dûhte, er wær' verdorben,
Eʒ ergieng(e) dan sîn wille an ir:
er dâht' in herzen: »würde mir
Diu vrouwe genædik unde holt,
sie gæb' mir silber unde golt,
Wan sie des guotes waltet,
sie sliuʒet, sie behaltet.
Ouch kan ich vinden wol den list,
mîn herre mir sô genædig ist,
Ob sie mich verkiuset,
daʒ sie die hulde verliuset.«
Ein dirne welt' er dar zuo,
diu warp spât' unde vruo,
Daʒ sie sînen willen
verholn(e) wolde stillen,
Er gæbe ir erbe und eigen[**] breit.
diu rede wart der vrouwen leit:
»War umbe redest dû daʒ?
jâ zimt(e) dem herren baʒ
Sîn genôʒ' an sînem[***] arme.

---

[*] wan W.
[**] ir manig huobe W.
[***] genœʒsame an dem. W.

dan ich ellende arme;
Sô wær' ze sünden im getân,
ob er mich wolde ze kebeʒ hân;
Ze kone wær' ich im ze smæhe.
ichn' wæn' niht, daʒ ie geschæhe
Sô leide einem armen wîbe,
als mir an mînem lîbe.« —
»Des wil er wol ergezzen dich,
ob dû eʒ wellest tuon, sô sprich,
Sô bring' ich in verholn(e)
zuo dir und verstoln(e).« —
»Ich hân dir gesaget mînen muot,
diu rede ist ze nihte guot,
Und enhât kein vuoge;
vrouwen sint genuoge,
Die mag er wol gewinnen;
erlâʒ' er mich's mit minnen,
Und mache der werlde keinen spot,
daʒ im sîn danke Got.
Mîn[en] dienst mag er sust wol hân,
wil er die rede lâʒen stân.
Hie mit wær' ich beswichen,
mîn êre wær' verblichen.«
Diu dirne tet im die rede kunt:
»ichn' wil niht mêr, von dirre stunt,
Mit ir reden ein halbeʒ wort,
sulch rede hân ich von ir gehôrt.«
Diu rede was dem viztuom zorn,
ein eit von im was gesworn,
Daʒ er ir mit valscher kunst
erwürbe des herren ungunst.
Mit grimme gienk er in den sal,
da die meide sâʒen über al,
Dô er die vrouwen an sach,
disiu wort er zornlîchen sprach:
»Owê, dû unholde,
sizzestu hie mit golde
Gezieret und behangen!

eʒ ist dir wol ergangen:
Ich wil des wesen sicher,
du soldest billîcher
Dâ (hin) ze holze varn,
danne meide hie bewarn.
Ich kan niht wiʒʒen, umb(e) waʒ
ich mich gegen dir sô gar vergaʒ.
Daʒ ich des ie geruochte
unt ze dir besuochte
Deheinen mînen willen.
man solt' dich [niht] mit besemen villen.« —
»Ich enruoch' niht, waʒ ir sprecht,[*]
ir tuot mir michel unreht:
Wan ich iu mînen dien(e)st bôt,
daʒ ir mich lieʒet ân(e) nôt.
Ich bin kein unholde.«
der viztuom sie wolde
Mit den vueʒen stôʒen.
ûf sprungen ir genôʒen
Und werten, daʒ des niht geschach.
dô er sich an ir niht gerach,
Dannen schiet er unvrô,
(vil) michel was sîn drô.
Dô want sie ir hende:
»nû bin ich ellende:[**]
Lützel mir daʒ vrum was,
daʒ ich des wages (ie) genas;
Nû muoʒ ich mit itewîʒen sîn;
daʒ erbarm[e] dich, herre trehtîn!«
Dô rieten ir megedîn,
daʒ sie ir weinen lieʒe sîn,
Und irem herren klagete:
nimmer er ir'ʒ versagete,
»Er riht[et] dir wol mit êren.«
sie wolt' sich dran niht kêren:

[*] Si sprach: „her(re), guot(er) kneht. W.
[**] „Ach, mich ellende! W.

»Ich wil mînem herren guot
niht betrueben sînen muot
Durch kein mîn ungemach,
daȝ mir der viztuom übel sprach:
Und swaȝ er hât an mir getân,
daȝ wil ich alleȝ lâȝen stân
Immer ungerochen;
jâ hât er mich besprochen,[*]
Er wolt' mich gerne swachen.«
der viztuom lieȝ im machen
Ein[en] slüȝȝel zuo der kamern.
des muoȝ mîn herze jâmern.
Daȝ er sie brâht' in arbeit
und in sô grôȝ herzen leit.
Der hunt, der ungetriuwe man
huob sich zuo der kamern sân.
Als er sie lîse ûf slôȝ,
dô wart ein michel wintstôȝ,[**]
In dem selben winde
sneit er ab dem kinde
Daȝ houpt mit dem swerte,
als sîn bôsheit gerte,
Dâ was sünde und schade grôȝ,
der vrouwen leget' er'ȝ in die schôȝ.
Sam ob si eȝ selbe het' getân.
sâ ze hant huob er sich dan
Vor sînes herren bette;
eȝ dûht' in alleȝ wette,
Daȝ im von ir was geschehen;
dem herzogen begund' er jehen.
Eȝ wær' ein teil ze spâte
nâch der hanen krâte,
Er solt(e) balde ûf stân
(hin) zuo der metten[***] gân.

---

[*] Er hât mir vil leides gesprochen. W

[**] wint dôȝ. W

[***] mettin. W

Eȥ schîne der tagsterne. —
»ich slief(e) noch vil gerne;
Mit der metten[*] dû mich mît:
mîn meisterin weiȥ wol die zît.
Nu ervar mir, waȥ daȥ mache,
daȥ sie niht enwache.
Ich sich wol, eȥ ist tak.«
er gie, dâ diu vrouwe lak
Vor allem meine blôȥ,
der tür tet er einen stôȥ,
Daȥ sie brast enzwei;
eijâ, wie lûte er schrei:
»Wol ûf, alle die hie sint!
jâ hât diu morderin[**] daȥ kint
Ermordet an dem arme;
daȥ eȥ Got erbarme,
Daȥ wir sie ie gesâhen!«
sie ilten dar mit gâhen.
Dâ lag diu vrouwe guote
bewollen in dem bluote
Als sie des bluotes enpfant.
sie greif dar mit der hant
Und suochte daȥ kindelîn,
sie sprach: »herre, trehtîn,
Ichn' weiȥ vor leide, wâ ich bin,
verlorn hân ich (gar) den sin,
Wie hâstu mîn vergeȥȥen!
heten mich doch vreȥȥen
Die vische an dem sande,
daȥ mich kein mensche erkande!«
An lief sie der hunt,
er sluog sie an den munt,
Daȥ daȥ bluot ze tale vlôȥ
der vrouwen in ir schôȥ:
»Dû læst mir dînen gesunt,
dû muost wider an den grunt.

---

[*] mettin. W
[**] valandin. W

Dâ man dich ûȝ verte;
daȝ man dich dâ ernerte,
Daȝ hilfet dich vil kleine.«
daȝ gesinde gar gemeine
Liefen dar durch schouwen.
der herzoge sprach ze der vrouwen,
Diu vor im stuont im riuwe:
»nû hâstu dîne triuwe
Gar an mir zebrochen,
waȝ hâst an mir gerochen?
Het' ich dir niht gelônet,
dû möhtest doch Gotes haben geschônet.« —
»Ich bin ein ellendeȝ wîp,
ich hân verworht den lîp,
Dar umb vürht' ich niht den tôt:
ich kwam umsust* in dise nôt.
Waȝ ir welt mit mir begân,
daȝ kan nieman understân,
Eȝn' welle bedenken Krist,
der aller witwen vog(e)t ist.«
Dô sprach des herzogen trût:
»wie getar sie werden lût?
Man sol sie werfen sâzestunt
wider in des meres grunt.«
Daȝ was dem herren ungemach,
disiu wort klegelîche[n] er sprach:
»Het' wir sie immer erhangen,
doch wær' der schade ergangen;
Dar umb sul wir sie lâȝen gân,
daȝ dunket mich daȝ beste getân.«
Dô sprach der leidige viztuom,
er was ir ot dehein vrum:
»Wer sol diz dink anden?
jâ hât sie dich bestanden
Mit zouberlichen listen:
man sol sie nimmer vristen.«

---

* ân' schuld. W.

Der herzoge sprach: »sam mir min lip,
noch mêre riuwet mich daȝ wip.
Dan[ne] mich daȝ kint erbarme,
daȝ sie treit am arme
Zuo dem tôde verhouwen.
nu begê dich mit der vrouwen.
Swie sô dir gevalle;
hab' dir min schult mit alle.«
Der Gote leide vâlant
ûf huob er die hant
Und sluog sie mit der viuste,
daȝ ir daȝ houb(e)t[*] siuste.
Unt daȝ kindelin entsleif,
mit beiden henden er sie begreif
Unt vaste bi dem hâr[e]
er vuorte sie vürwâr(e)
Ûȝ der kemenâten.
die liute in alle bâten,
Daȝ er sie leben lieȝe
und mit dem vuoȝe [n]iht stieȝe.[**]
Des leides duht' in niht genuok,
mit der vûst er si aber sluok,
Daȝ si niht moht(e) sprechen,
er sprach: »ich wil mich rechen
An dir vil unreinen,
daȝ dû nimmer deheinen
Bezouberst noch verliusest,
den tôt dû von mir kiusest.«
Diu vrouwe ersûfzt' ûȝ herzen tief,
mit vliȝe sie ze Gote rief:
»Nu enpfâhe, herre, minen geist!
wan dû min unschult wol weist.«
Als sie daȝ wort nider lieȝ,
bi dem hals er sie stieȝ
In den wâg unz an den grunt.

---

[*] ore. H

[**] den vueȝen niht enstieȝe. H

des mordes vröut(e) sich der hunt.
Dô rihte Got daʒ unreht
über den herren und über den kneht.
In geschach dar umbe leide,
und sie wurden beide
Vergiht* an dem lîbe;
daʒ verdienten sie an dem wîbe.
Dannen vlôʒ diu vrouwe
ze tal bî der ouwe**
Unz an den dritten tak,
in einem werde sie gelak;
Sent Pêter sach sie zuo gân
unde ob dem waʒʒer stân.
Er rakt(e) ir sîne hant
unde wîste sie anʒ*** lant
Mit trukken vueʒen über vluot,
ir geverte daʒ was guot.
Nu hieʒ sie der grîse man
ze des herzogen burk wider gân.
Er sprach: »swer dir sîn sünde
offenlîchen künde,
Den mache gesunt unde heil.«
der rede wart diu vrouwe geil,
Sie gie unverdroʒʒen,
waʒ sie was gevloʒʒen
Die zwêne tage hin ze tal,
daʒ gie sie zuo dem selben mâl.
Unt kwam hin wider ze nône.†
Sent Pêter vuort' sie schône
Unz vür die burk, er schiet von dan.
des herzogen dienst man
Deheiner sie bekante;
diu vrouwe sich ouch niht nante.
Sie vrâgten, ob ir wære kunt

---

* miselsuhtik, hart' unkreftik. W.
** zwên(e) tag' en ouwe. W. vergl. 803.
*** si ûʒ an daʒ. W.
† An dem dritten tak ze nôn'. W.

kein arz(â)t, der gesunt
iren herren mahte.
ein wîle sie sich betrahte:
»Wîset mich,« (sprach) diu vrouwe
»daʒ ich den herren beschouwe,
Wieʒ umb die siuche sî getân,
ob eʒ ein arz(â)t muge bestân.«
Man vuort' sie, dâ der herre lak,
sie sprâchen: »eʒ ist der dritte tak,
Daʒ im diz dink geschach,
daʒ er gehôrte, noch gesach,
Keines eʒʒens* nie enbeiʒ;
wir enwiʒʒen, Goteweiʒ,
Weder er lebe ze dirre vrist,
wan daʒ der âtem in im ist,
Der gêt von sînem munde,
trœst uns ze sînem gesunde.«**
Sie sprach: »wiltu sîn gesunt,
sô soltu sagen sâ ze stunt
Alle dîne missetât,
sô mag der siuche werden rât.«
Sîn vroude sich erkwikte,
vrôlichen er ûf blikte,
Mit rede er vür brâhte,
swes er sich verdâhte.
Dô diu bîhte was getân,
diu vrouwe hieʒ in ûf stân.
An der verte im noch gebrast.
»daʒ machet dîner sünden last.«
Sprach diu vrouw(e) »bedenke dich baʒ,
mich dunket, dich irt noch etwaʒ.«
Waʒ toug die rede gelenget?
daʒ er des het verhenget,
Daʒ man die vrouwen in daʒ waʒʒer warf,
des wart sîn riuwe strenge und scharf.

---

* maʒes. W.
** Nû trœst' uns an der stunde. W.

Er weinte mangen heiʒen zâr
unde bîht' eʒ offenbâr.
Dô wart er sâ ze stunt
geheilet unde wol gesunt.
Er bat sie, daʒ sie wolde gân
über einen sînen dienst man,
Der was mit siuchen bürde
beswæret: ob der würde
Gesunt, er gæb' ir rîchen solt,
gesteine, silber unde golt.
Sie sprach: »dîn schaz mich ringe wigt:
man vuer' mich, dâ der sieche ligt.«
Sie kwam und ruort' in mit der hant,
er kêrt(e) sich von der want.
(Si sprach:) »sich ûf unde sprich,
dîner sünden dû verjich
Offenbâr von herzen grunt,
sô mahtu werden wol gesunt.« —
»Ich wil dir gerne sagen ein teil
verholn(e) mîner sünden meil.«
»Nein, z'wâr, des mag niht geschên,
du muost offenlîch verjehen.«
Sie sprach zuo dem herzogen:
»mich hab' dan mîn sin betrogen,
Sô schiuhet er dich an der bîht
etewaʒ hât er lîht
Getân wider die hulde dîn:
daʒ verkêrt (l. verkieset), durch den willen mîn.« —
»Waʒ solt(e) mich schiuhen der man?
ich weiʒ wol, daʒ ich nie gewan
Ein kint, daʒ mir wær' sô trût;
er mag wol sprechen überlût;
Ich wolde sîn sweren einen eit,
er getet mir nie kein leit,
Ich(n') mug' eʒ wol verkiesen,
mînen lîp wold' ich durch in verliesen.«
Dô er des mordes (dâ) verjach,
der herzoge in an sach.

Diu vrouwe hieʒ in ûf stân,
vür die kemenâten gân.
Ûf stuont er wolgesunt:
»waʒ wîsse dû mir, hunt?
Sprach der herzoge hêr
»daʒ dû mir (sô) mangen[*] sêr
Hâst getân? entriuwen,
eʒ sol dich hart beriuwen.«
Diu vrouwe sprach darzuo:
»nein, herre, des niht entuo,
Lâ dir niht wesen alsô zorn,
wan dû eʒ alleʒ hâst verkorn.« —
»Ich hân verkorn mîn schulde:
swaʒ er wider Gotes hulde
Hât getân an dem wîbe,
daʒ wil ich an sînem lîbe
Vil zorniklîchen rechen.
ich wil mich's niht besprechen.«[**]
Daʒ mohte nieman understân.
er hieʒ den ungetriuwen man
Werfen in [des] wâges ünde:
sust valten in sîn sünde.
Der herzoge sprach ze der vrouwen,
daʒ sie geruochte schouwen
Den keiser und den bruoder sîn:
»dich hât unser trehtîn
Uns ze trôste her gesant;
nû wis darumb gemant,
Daʒ dû sie machest gesunt;
dir wirt (vil) grôʒ(iu) êre kunt.«
Sie sprach: »nû wiʒʒet sunder spot,
der arzât ist unser herre Got,
Von dem ich den gewalt hân:
eʒ sî wîb oder man,
Die mir kunden offenbâr

---

[*] sô grôziu. W

[**] mich niemmer gesprechen. W

ir sünde, die genesent z'wâr.«
Nû begunden sie kêren
ze Rôme mit grôȝen êren.
Durch diu niuwen mære
giengen Rômære
Vor die burk schouwen;
sie enpfiengen wol die vrouwen.
Dô gie diu vrouwe guote
mit vil riuwigem muote,
Als sie iren herren an sach,
daȝ wort sie weinende sprach,
Stille und niht überlût:
»wie erbarmet mich mîn trût!
Er hât'ȝ an mir verdienet wol.«
ir herze daȝ was leides vol
Umb den keiser iren man;
sie sprach: »waȝ dû hast getân
Von dînen kintlîchen tagen,
daȝ soltu offenlîchen sagen;
Sô scheidet dich diu Gotes kraft
von siuche, dâmit dû bist behaft.«
Dô er getet, als sie in hieȝ,
diu siuche in dannoch niht verlieȝ.
Wan er der künigin vergaȝ.
»sô bedenke dich (noch) baȝ,«
Sprach diu vrouwe guote.
dô sant' im Got ze muote,
Daȝ er daran gedâhte,
uber lût er vür brâhte,
Wie er sie hieȝ ertrenken:
»ich enkan niht mêr gedenken,
Daȝ ich wider Got hân getân.«
diu vrouw(e) hieȝ in ûf stân
Gesunt, sam er ê was.
daȝ der herre (dâ) genas,
Des vröuten sich Rômære,
eȝ wâren in guotiu mære.
Er sprach: »lâ dich erbarmen.

ein[en] bruoder hân ich armen
In den selben arbeiten.«
sie hieʒ sich dar leiten;
Mit willen sie daʒ übersach,
swaʒ ir ze leide von im geschach:
Sie hieʒ in, daʒ er künde
offenbâr sîn sünde,
Ob er wolde werden
gesunt ûf dirre erden.
Dô enhal er dehein wort:
doch wolde er gern den mort
Verswîgen der gemeine,
er bat, daʒ sie sich eine
Neig(e)te zuo im dar.
»nein,« sprach sie, »du muost offenbâr
Sagen, waʒ dû hâst getân.«
zuo dem künige sprach sie sân.
»Swer ein rîche sol bewarn,
der mag lihte missevarn,
Der sich niht wol hueten kan.
hât dîn bruoder iht getân
Wider dich und dîn liute,
daʒ soltu verkiesen hiute.«
Der künik des einen eit swuor.
dô sagt' er, wie er gevuor,
Daʒ sîn geswîe wart verlorn.
den Rômæren wart vil zorn,
Sie wolten im verteilen:
gesunden unde heilen
Hieʒ in diu vrouwe mit ir gân.
den keiser brâhte sie dar an,
Daʒ er im gab sîn hulde,
und übersach die schulde.
    Nû wart der künik unmâʒen vrô,
sîn herze begunde im sagen sô:
»Z'wâr, daʒ ist Kreszenziâ.«
zuo der vrouwen sprach er sâ:
»Ob dû mich einer bete gewerest,

ich tuon allez, des dû gerest.«
Sie sprach, daz sie daz tæte:
ob sie in ihtes bæte,
Daz er ir'z ouch gehiez(e)
unz des niht enliez(e).
Daz gelobt' er vor den vürsten dâ.
dô sprach diu vrou[we] Kreszenziâ:[*]
»Sô tuon ich dînes herzen ger.«
er hiez im bringen ein(e) schær',
Dannoch was si im vremde,
unz er ir daz hemde
Versneit, daz er ein kriuzel sach, —
eijâ, wie liebe im dâ geschach! —
Dâ bî er sie erkante,
mit namen er sie nante,
Er viel ir nider vür den vuoz:
»wol mich, daz ich dich sehen muoz!
Got hât dich mir behalten,
wir sul[le]n mit vröuden alten.«
Sie wurden alle irs leides vrî.
Dô wont(e) sie dem künige bî
Niht lenger, den ein wochen,[**]
dô wart ein hof gesprochen.
Dâ kômen vil der vürsten hin.

---

[*] Für 1001—9 liest W.
er sprach: „lâ mich sniden ein türlin
An dirre verte
zwischen dîn herte."
Sie sprach: „der bet' wil ich dich wern,
und wil dû tuon, des ich wil gern
An dich, herre, wizze Krist,
sô leist' ich, swaz dir lieb ist."
Dô hiez der künik springen,
ein schâr dar bringen,
Er bat die vrouwen sich dar haben.
er versneit ir den saben,
Daz hemde und den baldikin:
dâ vant er eines markes schîn,
Daz er wol erkande.

[**] ein jâr und aht wochen. W.

nû kom ouch dar diu künegin.
Der künik saʒ an dem gerihte
ze ir aller angesihte.
Diu vrouwe vür den künik trat,
mit zuhten sie in gedenken bat
Sîner küniklîchen wort',
diu manik vürste het gehôrt.
Er sprach: »bit mich, swes dû wilt,
der gäb' mich gegen dir niht bevilt.«
Diu vrouwe muote, daʒ er sîn leben
verwandelt' und sich wolt' begeben,
Boute kirchen und Gotes hûs;
sô wolte sie wonen in einer klûs.
Der künik der rede sô hart erschrak,
daʒ im diu sprâche ein wîle gelak.
Doch enmoht' er sîn niht ab gestân,
wan daʒ gelübde was getân
Vor den vursten; dô er sich
der rede vermaʒ sô ernstlîch,
Dô geloubt' er sich der krône.
des hât im Got ze lône
Sîn schœneʒ himelrîch' gegeben
und êwiklîchen mit im leben.
Dô wart diu vrouwe ein klûsnerîn
umb den êwigen gewin.
Nu besaʒ der schœne Dietrîch
daʒ rîche ze Rome gewaltiklîch.
Hie hât daʒ mære ein ende.
nû heb(e)t ûf die hende
Und bitet Got durch sînen tôt,
daʒ er uns lœse ûʒ aller nôt
Unt teil' uns mit sînen hort,
ich mein' sîn himelrîche dort.

VIII.

Die Königin von Frankreich
und
der ungetreue Marschalk.

Der König von Frankreich hatte eine schöne tugendhafte Gemahlin. Sein Marschall, der groſse Gewalt hatte, bewarb sich um ihre Minne: sie aber wies ihn zurück, und drohte, es dem Könige zu offenbaren. Dieser ritt früh morgens, während sie noch schlief, auf die Jagd: da nahm der Marschall den auch noch schlafenden Zwerg des Königs und legte ihn der Königin in die Arme. Dann eilte er dem Könige nach, und klagte die Königin des Ehebruchs an. Der König ritt sogleich heim, und als er die beiden so im Schlafe liegen sah, ergriff er den Zwerg, zerschmetterte ihn an der Wand, und wollte die Königin verbrennen laſsen. Da kam der Herzog Leupold von Oesterreich, sein Mutterbruder, herbei, behauptete ihre Unschuld, und erbat, sie doch zuvor des Kindes genesen zu laſsen, welches sie trage. Der König befahl einem Ritter, sie hinweg zu führen, nach der Geburt sie zu verbrennen, und ihm das Kind zu bringen. Der Ritter musste aber dem Herzoge geloben, sie nicht zu tödten, und ritt mit ihr in einen Wald. Der Marschall eilte ihm nach, ermordete ihn und verbarg den Leichnam dort: die Königin aber entkam, und irrte im Walde umher, von Laub, Wurzeln und Gras lebend, bis sie zu einem Köhler kam, der sie liebreich aufnahm. Sie gab ihm zwölf Goldgülden, die sie bewahrt hatte, und hieſs ihn nach Paris gehen, Seide von allen Farben und Speise kaufen, jedoch verschwiegen. Das geschah, und sie sandte darnach ihrer kunstreichen Hände Werk wieder zum Verkaufe hin. Sie genas dort eines schönen Knableins, und lebte so verborgen.

Unterdess lief ein starker Hund des ermordeten Ritters, durch den Hunger von dem Leichnam getrieben, zurück an den Hof, als der König eben mit geistlichen und weltlichen Fürsten zu Tische saſs; er fiel dem dort gehenden Marschall hinten in die Beine, zerrte ihn grimmig, sprang dann fliehend auf den Tisch, packte ein Brot, und lief wieder in den Wald zu seinem todten Herrn. So trieb er es manchmal. Einst verbarg er sich unter der Bank, bis der Marschall zu Tische saſs; sogleich schlich er unter den Tisch, und biſs den Marschall so grimmig, daſs ihm das Blut über die Füſse rann, dann packte er wieder ein Brot, und wollte hinaus; aber die Thür war verschloſsen, und der König gebot zornig, den Hund zu tödten: da sprang dieser dem Herzoge Leupold, der neben dem Könige saſs, in den Schooſs. Der Herzog bat fuſsfällig, ihm für den Hund, der ein Wunder Gottes offenbare, das Wort zu gönnen, und erklärte, derselbe stehe zum Kampfe gegen den Mörder seines Herrn, den Marschall. Dieser läugnete trotzig, der Herzog aber drang auf das

Kampfurtheil, und der König befragte einen alten Ritter über das Kampfrecht in diesem Falle. Der Ritter entschied: dem Manne gebüre hier ein Knüttel und dem Hunde seine Zähne zur Wehr. So geschah's. Sogleich wurde ein Kreis geschloſsen, und der Herzog bat Alle, Gott um Hülfe des Gerechten zu bitten. Der Kampf war grimmig: der Marschall schlug den Hund zu Boden; dieser aber sprang ihm an die Kehle, biſs und riſs ihn so gewaltig, daſs das Blut hinströmte, und der Marschall zu Boden fiel: da streckte er die Hände zu Gott empor, daſs man seine Schuld erkannte; er bat, ihn von dem Hunde zu befreien, und bekannte seine ganze Schuld. Zur Strafe wurden ihm Rücken und Beine abgestoſsen und er auf ein Rad gelegt. Der König aber klagte um seine verlorene treue Gattin, und sandte überall nach ihr aus.

Nach viertehalb Jahren, als die Königin den Köhler abermals, ihr Gewirk zu verkaufen, nach Paris sandte, hieſs ihn die Krämerin warten, eilte mit der Botschaft zum Könige, der sie vor Freuden umarmte und küsste. Er ging sogleich mit dem Herzog von Oesterreich hin und befragte den Köhler, der anfangs vorgab, er käme von England; als aber der König das Gewirk für seiner Gemahlin Arbeit erkannte, erzählte er alles, wie die Frau, mit kurzem Haar im grauen Rock, armutselig lebe mit ihrem schönen Knaben; und erbat sich nur, daſs ihr kein Leid geschähe; was der Herzog ihm auch verbürgte. Der König lieſs die Freude sogleich allgemein kund machen, und eilte mit dem ganzen Hofe in den Wald. Der Köhler aber führte ihn allein zur Hütte, damit die Frau nicht vor dem Lärmen entflöhe; da fand der König zuerst seinen Sohn, der Vöglein schieſsen ging, aber vor dem Fremdling zurücklief zur Mutter, und es ihr sagte. Diese nahm den Knaben, mit ihm zu entfliehen, er war ihr aber zu schwer, und der König ereilte sie, fiel ihr zu Fuſsen, flehte um Verzeihung, und es erging eine herzliche Wiedervereinigung. So wurde die Königin fröhlich heimgeführt, festlich empfangen, und wieder in ihre Würde eingesetzt. Der Knabe wurde getauft, und der Köhler, sein Gevatter, empfing Burg und Land zum Lohn. Ein groſser Hof wurde der Königin zu Ehren berufen.

VIII.

Diu künigin von Frankrich

und

der ungetriuwe marschalk.

Ir hœret, waʒ (hie)vor geschach,
daʒ man in hôhen êren sach,
In Frankrîch einen künik guot,
der was vor wandel wolbehuot;
Der selbe künik hêre
der pflag grôʒer hûsêre,
Und het ein minniklîcheʒ wîp,
ze wunsche was gestalt ir lîp,
Si was züchtig und bescheiden,
daʒ si nieman kund' geleiden.
Wer si mit ougen an gesach,
daʒ er ir aller êren jach.
Der künik het einen marschal,
dem man muost' leisten über al.
Swaʒ er dâ ze hove gebôt;
dâvon kam diu vrouw' in nôt.
Diu edel küniginne,
die bat er umb ir minne.
Swâ er heimlîch bî ir was:
in tugent si vor im genas.
Si versagt' im tugentlîche.
diu rein' und êrenrîche.

Diu kluog', an allen orten,
mit iren senften worten
Sprach si: »war umbe tuostu daʒ?
dû weist doch selb' wol, umbe waʒ
Und durch wen dû'ʒ lâʒen solt:
mîn herre ist dir in triuwen holt.
Er hât gesazt in dîne hant
bürge, stete unde lant:
Dar zuo dû sîn gewaltig bist:
durch Got, lâʒ dînen valschen list,
Unde bit mich niht mêre,
daʒ mir gange an mîn êre.«
Der marschalk ungetriuwe
sprach: »mir wirt iemêr niuwe
Ungemach und herzenleit;
iedoch hab' ich, ûf mînen eit,
Iu gedient von kindes jugent:
lât mich iuwer wîplich tugent
Genieʒen, und gewert mich,
zarte vrou gar minniklich.«
Dô sprach diu kuniginne rîche
mit irem munt bescheidenlîche
»Dû erlâʒ dîner bete mich,
ê daʒ ich bringe dich
In kumber und in ungemach.«
der marschalk gedâhte: »wê mir, ach,
Und legt si'ʒ mînem herren vür,
sô weiʒ ich wol, daʒ ich verlür
Lîb und êr' und alleʒ guot.«
er gedâht' im in sînem muot,
Als im sîn valscheʒ herze riet:
dâmit er von der vrouwen schiet.
Der kunik eines sites pflak,
wan er sach an bre[c]hen den tak,
Sîniu tugent im daʒ hieʒ,
daʒ er die vrouwen ligen lieʒ,
Wan si was der jâre niht alt,
er reit kurzwîlen in den walt,

Birsen unde beiʒen.
ouch het er geheiʒen,
Daʒ man vor dem marschalk kein tor
beslüʒʒe, wan er wær' dâvor.
Der künig im lieplich het erzogen
ein twerig gar unbetrogen,
Daʒ lag und slief in dem sal:
daʒ nam der veige marschal
Unt truog'ʒ der vrouwen an den arm,
unde dakt' eʒ alsô warm,
Unde legt' ir'ʒ an die brust,
daʒ ir keineʒ darumb wust'.
Und huop sich alsô balde
hin zuo dem selben walde,
Mit alsô swinder tschuste,
dâ er den herren wuste.
Als er den vürsten êrst ersach,
ûʒ valschem munde er dô sprach:
»Lât iuwer beiʒen belîben,
ir sult ein anderʒ trîben,
Daʒ iu nâhen ze herzen gât,
unt kumberlich mak werden rât.«
Der künik sprach ân' allen haʒ:
»waʒ bediutet uns (nû) daʒ?«
Der [marschalk] sprach: »diu küniginne
diu pfliget valscher minne;
Des sult ir werden inne,
mir triegen den [al] mîn sinne.
Het mit mir heime drât,
ir vindet si an vrischer tât.«
Der künik der rede sêr erschrak,
beiʒen er niht lenger pflak,
Er reit in zorne wider hein,
dô vant er die wandelsein'
Ligend' an einem bet,
unde wie si bî ir het
Daʒ twerig, ân' alle schulde:
daʒ was sîn ungedulde,

Er nam eȝ in sîne hende,
er sluog eȝ umb die wende,
Daȝ eȝ der tôt muos' komen an:
kein schuld' eȝ nie daran gewan.
Diu vrouw' erwachete unde sprach:
»herre, waȝ ist dîn ungemach,
Daȝ dû bist zornes alsô vol?« —
»vrâgstu der schand', und weist doch wol?
Sich, wie schemlîchen dû list,
und mich mit laster übergîst
Mit dîner valschen minne!« —
»ach, her, halt dîne sinne,«
Sprach diu küniginne zart
»wiȝȝest, daȝ ich nie schuldik wart.« —
»Swîg und rede dâwider niht!
ich hân dich an der geschiht
Hie bî disen stunden
sô lesterlîchen vunden:
Daȝ leben muostu verlorn hân,
als bald ich daȝ gevuegen kan.«
Nû vuogt' sich, daȝ dâ nâhen lak
ein vürst', der hôher êren pflak,
Genant herzoge Liupolt,
als Got eȝ selber vuegen wolt'.
Der hôrte diz gebrehte,
und was von sînem geslehte,
* Und was des künigs swesterkint,
* als man eȝ noch geschriben vint,
Und was von Österrîch genant:
er lief, dâ er den künik vant
Gar zornklîchen stân,
dô sprach der vürste lobesan:
»Herre, umbe waȝ zürnet ir?
durch Got, daȝ sult ir sagen mir.«
Dô sprach der von Frankrîch:
»œheim, ist daȝ niht bermklîch?
Mîn kumber der ist alsô grôȝ,
sich, wie dîn schande, êren blôȝ,

Sô lesterlich geworben hât,
daz ir mag iemêr werden rât!«
Dô sprach der herzoge Liupolt:
»herre, sô wert mir niemêr holt,
Mîn vrouwe schulde nie gewan,
si muoz etwer verlogen hân.«
Der künik hôchgeborne
sprach ûz grôzem zorne:
»Si muoz brinnen ûf einer hurt.«
der herzoge sprach: »die geburt,
Die si in irem lîbe treit,
tœtet ir die, ez würd' iu leit.
Sît (daz) ir gerben niht
habet (nû) ze diser pfliht:
Und wolt ir diu verderben,
diu von iu solten erben!
Edeler künik, tuot sô wol,
[und] ich iu sîn iemêr danken sol,
Gebt ir ein vrist, unz si genese,
durch daz ich iuwer diener wese.
Ich (weiz), vil lieber herre mîn,
kein schulde sol sô grôz (ge)sîn,
Dâ sol ein teil genâd' an stân:
diu künigin ist gelogen an.
Eret die meit, diu Got gebar,
und nemet iuwer zuhte war
An dem vil armen wîbe,
wan si in irme lîbe
Treit ein swære burde:
ich wæn', [daz] si nie schuldik würde
An diser grôzen missetât,
swie ez sich joch gevueget hât.«
Dô sprach der künik sâzehant:
»dû weist doch wol, wie ich si vant
Ligende alsô schemlich:
ein teil wil ich gewern dich.«
Der künik ruoft' einen ritter dar,
daz er der vroun solt' nemen war,

[Und] si vueren in ein vremdeʒ lant,
wan si hiet' geworht nâch schant,
(Und) wan si ledig würd' der burt,
er solt' si brennen ûf einer hurt:
»Daʒ kint daʒ soltu bringen mir;
des mag ich wol danken dir.«
Dô sprach herzoge Liupolt,
dem was der ritter in triuwen holt:
»(Hœrt) ir vil (ge)triuwer man,
man sol die vroun niht tœten lân:
Si ist mit valscheit uberseit;
eʒ würd' iu an der sêle leit.«
Er muost' im des sîn triuwe geben,
daʒ er der vroun niht tœt' an dem leben.
Der ritter nam die vrouwen zart,
dô im daʒ kind enpfolhen wart,
Und vuort' si durch ein wilden tan.
des nam gewar der untriuwe man,
Der marschalk wâfent' sich vil gâch,
er reit im balde hinden nâch,
Und ermorte den ritter stolz:
diu vrouw' entran im in daʒ holz.
Ab dem wege zôch er balt
den ritter hin in den walt,
Und verbarg in under einen boum:
darnâch nam er der vrouwen goum:
Wie gerne er ouch an der stete
die vrouwen (dâ) ermordet hete!
Dô het si sich verborgen.
heim reit er mit sorgen,
Der gar verschamte bœsewiht.
Diu vrouwe gieng in leides pfliht
In dem walde, dâ si was;
loup, wurzen und daʒ gruene gras
Aʒ si in dem gewilde,
daʒ minnikliche bilde,
Und gieng aleine in dem tan,
unz si ze einem koler kam.

Diu minniklîche geslahte,
diu vrâgt' in, waʒ er mahte.
Der koler sprach: »ich mache kol.«
si sprach: »wie ist dir dâmit wol?
Eʒ machet dich doch swarzgevar.«
si nam sîn gar eben wâr
»Und machet dir bleich dînen lîp.«
sprach daʒ minniklîche wîp.
Der koler sprach âne haʒ:
»wolte Got, und hiet' ich'ʒ baʒ!
Sust muoʒ ich durch hungers nôt
blîben unz an mînen tôt.«
Dô sprach diu edele künigîn:
»wiltu mich lâʒen bî dir sîn?
Waʒ dû trîbest, des hilf ich dir,
daʒ solt dû gelouben mir.«
Dô sprach der getriuwe man:
»ir mugt iuch leider niht begân,
Als iu wol mæzik wære.«
dô sprach diu wunnebære:
»Lieber koler, tuo sô wol,
daʒ ich dir iemêr danken sol,
Ich habe hie zwelf guldîn,
die nim in den biutel dîn,
Und gê bald und île,
des wegs wol siben mîle,
In die stat zuo Paris,
und kouf mir sîden gel und wîʒ,
Und von rôter varwe dâ,
gruene, brûn unde blâ:
Und kouf nâch dîner wîse,
swes wir bedürfen ze der spîse.
Vrâgt dich ieman, ze waʒ daʒ wilt,
sô wis mit rede niht ze milt,
Daʒ dû mich niht enruegest:
wan dû mir kumber vuegest.«
Der koler des niht enlieʒ,
sîniu tugent in daʒ hieʒ,

Er tet, wes si in dâ bat,
er gienk ze Paris in die stat.
Er kouft' ir, waʒ si wolte,
und waʒ si haben solte,
Nadelen unde schære.
diu minnikliche hêre,
Diu arbeit' alsô vaste,
und si niht vil raste,
Und sant' eʒ wider in die stat:
den koler si'ʒ verkoufen bat.
Alsô lief er ûʒ und în,
unz daʒ diu reine künigin
Einen schœnen sun gebar.
diu zarte reine vierdehalp jâr
In dem wilden walde was,
unz si mit Gotes willen genas.
Nû lag der ritter ermort
bî den selben zîten dort
Verholne in dem wilden tan.
erzogen het der werde man
Lieplich einen starken hunt,
der lekkete in, swâ er was wunt.
Unz in der hunger von im treip,
niht lenger er bî im beleip,
Wider lief er hin gen hof,
dâ epte und manik bischof
Und hôhe vürsten sâʒen,
trunken unde âʒen;
Der hunt lief zuo in den sal,
dô sach er, wâ der marschal
Mit steben vor dem tische gie,
der hunt in vrevellich umb vie
Hinderwîse in diu bein,
er zart' in vaste unde grein;
Unz der ungetriuwe man
under in den sik gewan.
Alsô der hunt vorhte den tôt,
ûf dem tisch nam er ein brôt

Und lief alsô balde
hin wider zuo dem walde,
Dâ sîn herre ermordet lak,
und huote sîn naht unde tak.
Daʒ treib er ze manigem mâl,
unt tet dem marschalk grôʒen kwal
Und beiʒ im eine wunden tief,
und er als oft ze walde lief.
Eins tages der marschalk hievor
gebôt, daʒ man beslüʒ diu tor,
Wan der hunt kæme
unde aber spîse næme.
Darnâch in der selben stunt
in geslichen kam der hunt,
Durch die liute er dô drank,
und bark sich under einen bank,
Unz der marschalk ze tische saʒ,
der hunt (dâ) des niht vergaʒ,
Er sleich under dem tische dar
und nam des veigen marschalks war.
Er zart' in vaste unde beiʒ,
daʒ dem marschalk wart sô heiʒ,
Daʒ im daʒ bluot über die vueʒe ran.
der künik was ein zornig man,
Er ruoft' mit lûter stimme
und ouch in zornes grimme:
»Ir tœtet balt den veigen hunt,
wan er mir hât gemachet wunt
Den marschalk vor den ougen mîn;
des muoʒ er lîden tôdes pîn.«
Der hunt vil snelle dannen gienk,
ein brôt er in daʒ mûl gevienk,
Als er vor vil dikke tet:
die tür man zuo gesloʒʒen het.
Durch daʒ man in tœten wolt',
er sach, wâ herzoge Liupolt
Bî dem künig an dem tische saʒ,
der sîner muoter bruoder was.

Dem zarten herren, wandels blôȝ,
dem sprang der hunt in die schôȝ.
Dô sprach der von Osterrich:
»lieber her, nû hœret mich,
Ich bit' iuch betlich umb den hunt;
erloubet mir an diser stunt,
Daȝ ich hie sin wort tuo,
minen rât gib' ich dar zuo.«
Alsô betlich er in bat,
von dem tische er dô trat,
Und viel dem vürsten an den vuoȝ.
er sprach: »ich dich geweren muoȝ,
Swie eȝ si sô gar unmügelich.«
dô sprach der von Osterrich:
»Lieber her, sô hœret zuo,
wie Got hie ein wunder tuo,
Hie vor iu in diser stunt,
in kampfes wise stêt der hunt,
* Daȝ im sin herre ermordet ist,
* und bitet iuch ân' argen list,
Daȝ ir im helfet stempfen,
er wil mit dem morder kempfen,
Der schuldig ist an diser tât:
der marschalk im ermordet hat
Sin herren, der von hinne vuor,
und iu mit ganzen triuwen swuor
Iuwer nuz und êre.
nû habet der vursten lêre
Wie man geveste disen kampf.«
der marschalk sich mit sorgen rampf,
Und sprach ze dem von Osterrich:
»wie machet ir mich sô schemlich?
Ich hab' iu nie kein leit getân;
der rede sult ir mich erlân;
Des mordes ir mich zihet hie:
ich hab'ȝ umb iuch verdienet nie.«
Der herzoge bat den kunik vrâgen,
er sprach: »lât iuch niht betrâgen,

Sît ir ein rehter rihter sît,
sô rihtet hie ze diser zît.
Die vürsten wiʒʒen alle wol,
wie man mit hunden kempfen sol.«
Der künik ein alten ritter sach,
durch reht geriht' er zuo im sprach:
»Sag' an, wes dû dich verstâst,
dû lange tage gelebet hâst,
Daʒ ich mîn gerihte ervül,
wie man mit hunden kempfen sül.«
Der ritter sprach: »spricht ieman baʒ,
dem wil ich volgen âne haʒ:
Man sol dem man ein knütel geben,
dâ mit er vristen sol sîn leben,
Armes grôʒ, und elen lank,
daʒ ist mîn rât und mîn gedank:
Ouch gebe man dem hunde
die zend' in sînem munde,
Dâ mit er sich weren sol,
des mag er sich vrîen wol.«
Daʒ urteil daʒ wart volbrâht,
des wart (dâ) ein kreiʒ gemaht
Gar schiere an der selben zît.
der marschalk mit grôʒem nît
In den kreiʒ er dô trat.
der herzoge die liute bat,
Arm und rîch, ân' allen spot,
daʒ si hulfen biten Got,
Daʒ er dem hilfe tæte,
der under den zwein reht bæte.
Dô wart gekempfet ie sô vast,
ieglich hât' an dem andern überlast,
Einer dem andern niht vertruok;
der marschalk ûf den hunt sluok,
Daʒ er sich ze der erden bouk;
der hunt sich selben niht betrouk,
Er sprang in einem sprung(e) snel
und viel dem morder in sîn kel,

Den munt er vaste zuo slôz,
mit bizzen manigen herten stôz,
Daz im daz bluot hernâch wiel:
der marschalk zuo der erden viel.
Im wart von nœten alsô heiz,
der hunt im sînen kiuwel beiz,
Und want' im kiuwel unde rans,
glîch als ob er wær' ein gans.
Unz daz der morder in der nôt
sîn hende gegen Gote bôt,
Und tet kunt dem vürsten daz,
daz er des mordes schuldik was.
Dô der kunik daz erhôrte,
er schuof, daz man störte
Von dem marschalk dô den hunt.
der kunik edel an der stunt
Vrâgte dô den mordære,
ob er des [mordes] schuldik wære.
Darumb er het gekempfet dâ.
der marschalk sprach: »leider, jâ.« —
»Sag' an, dû veiger bœse wiht,
waz ist dîn mordes geschiht',
Daz dû sô lange ûf dir weist,
und ez sô gar verborgen treist?«
Dô sprach der marschalk sigelôs:
»mîn kumber der ist alsô grôz,
Mich zimt, ich müg' genesen niht,
darumbe mîn munt hie verjiht.
Waz ich mordes hab' getân:
den ritter ich ermordet hân,
Durch daz er in triuwe swuor,
dô er mit mîner vrouwen vuor,
Der edelen kuniginne:
die bat ich umb ir minne;
Darumbe daz si mir verseit',
dô schuof ich ir die arbeit,
Daz twerg ich slâfende truok
zuo der reinen vrouwen kluok,

Ich legete eʒ an ir brust,
daʒ ir dekeineʒ dar umb wust',
Mit valsche ich daʒ geriet,
daʒ man si von dem hûs ûʒ schiet,
Daʒ man si tœten solte,
umb daʒ si niht wolte
Kiesen mich ze einem man.«
dô sprach der vürste lobesan:
»Wê mir ie mêr (unde) ach!
herzenleit und ungemach
Muoʒ mich ie mêr rîten,
hiut' unt ze allen zîten,
Daʒ ich mîner vrouwen zart
ie sô ungenædik wart!«
Von jâmer er sich selber sluok,
mit trehen er sîn hende twuok,
Daʒ si im dar über guʒʒen,
sîn vröude im gar zervluʒʒen,
Er roufte sich sêr unde vast:
»wâ bistu, ellender gast,
Dû reine vruht, dû zarter lîp,
dû vil minniklîcheʒ wîp!
Sol nû mînes herzen lust
nie mêr rueren an dîn brust;
Her Got, sô muote ich von dir,
daʒ dû den tôt sendest mir,
Umb die grôʒe missetât:
her, sô hilf mir ûf daʒ pfat,
Daʒ ich mîn vrouwen vinde,
[und] mîn trûren gar verswinde!«
Er vrâgte mêr den bœse wiht:
»sag' an, unde lâʒ des niht,
War mîn vrouwe kæme,
dô dû dem ritter næme
Den lîp, ân' alle schulde?«
er sprach: »her, iuwer hulde
Ist mir gar ungewæge:
mîn vrou was niht ze træge,

Dô ich dem ritter nam den lîp,
dô vlôch daz minnikliche wîp
Als verre in den wilden tan,
daz ich niht weste, war si kam.«
Der kunig dô den henker hiez,
daz er im arm, bein, rükke zerstiez,
Und er ez wol verdienet hât',
er hiez bereiten im ein rat,
Darûf sazt' man den ritter,
sîn ende wart gar bitter.
Darnâch kurzlîch in alliu lant
boten wurden ûz gesant,
Ob ieman iht vernæme,
war diu vrouwe kæme.
Man suochete si hin und her,
von ir hôrte nie man mêr.
Daz zôch sich ûf vierdehalp jâr,
unz daz aber diu vrouwe klâr
Sante koufschaz in die stat,
den koler si'z verkoufen bat.
Als er in die stat kam,
diu krâmerin in zuo ir nam.
Si sprach ze im: »bît ein wîle,
ich kum gar schier und île.
Ich wil in daz næhste hûs.«
dô lief si mit vröuden ûz
Ûf die burk sâ ze hant,
dâ si den werden künik vant.
Und iesch im daz botenbrôt:
»her, ir sult nimmer haben nôt.
Ich wæn', mîn vrouwe wandels vrî
mit Gotes hilfe vunden sî.«
Der kunik wart der mære vrô,
an die vrouwen viel er dô,
Er kuste si weinende an den munt,
er sprach: »wâ ist mîner sælden vunt,
Die mîn herz' verkoufet hât?
herre Got, durch dînen rât,

Enbinde mich sündigen man
von grôzem kumber, den ich hân!«
Dô sprach diu vrouwe tugentlich:
»nemt mit iu den von Osterrîch,
Und kumet mit mir an mîn gaden,
sô werdet ir (vil wol) entladen
Grôzer sorgen und überlast;
ir vindet ein einvaltigen gast,
Den sult ir vrâgen, er sagt iu wol,
wâ man mîn vrouwen vinden sol.«
  Dô gieng der künik tugentlich,
er und der von Osterrîch,
In vröuden vrischem sinne
hin ze der krâmerinne;
Dô sach er, wâ der koler stuont,
als noch die selben liute tuont,
Die koufschaz wellen trîben.
der künik wolt' niht lân blîben.
Er vrâgte bald den selben kneht:
»lieber gesel, nû sag' mir reht,
Von wan hâstu den koufschaz brâht?
des beger ich in mîner aht.«
Er sprach: »ich kum von Engellant,
dannen bin ich her gesant,
Dâvon bring' ich den koufschaz her.«
der künik sprach in rehter ger:
»Diz werk worhte mîn vrouwe fîn;
unt zeige mir die meisterîn.
Und sagstu mir die wârheit niht,
der tôt dir hie von mir geschiht.«
Der koler stuont in kumber grôz,
mit zahern er sich übergôz,
Er sprach zuo im in leide:
»gelobt mir bî iuwerm eide,
Daz ir dem zarten wîbe
niht leit tuot an dem lîbe,
Daz si niht beswæret sî.«
der von Osterrîch stuont dâbî.

Und sprach: »des nim die triuwe mîn,
dâ vür wil ich dîn bürge sîn.« —
»Und welt ir dan an schouwen
die minniklîchen vrouwen,
Sô kumet mit mir in daʒ holz,
ir sehet, wie diu vrouwe stolz
Sich hât sô gar an Got ergeben
an ein vil heiligeʒ leben:
Kurz sint ir die lökke,
si treit an grâwe rökke,
Und bit alle tag' umb den degen,
der ir ze gemahel wart gegeben.«
Der künik was der red' unvrô,
daʒ si sich het beschoren dô,
Als ein regelærinne
in der Gotes minne:
Durch Gotes willen si daʒ tet,
an den si sich verlâʒen het.
Der künik sprach: »nû sage mir,
ûf welhe zît kam si ze dir?«
Der koler sprach: »daʒ ist vierdhalp jâr,
waʒ ich iu sage, daʒ ist wâr,
Daʒ si ze mir kam in den tan:
dar nâch si schier ein kint gewan,
Daʒ ist nû ein schœner knabe,
mit vlîʒ ich des gepflegen habe;
Ich sprich' eʒ wol ân' allen wank,
mir ist diu wîl' bî in niht lank.«
Der künik sich dô bedâhte,
und lieʒ sîn herz' ûʒ ahte,
Daʒ mit leid umbvangen was,
ze hove hieʒ er künden daʒ,
Wie sîn vrouwe mære
mit Gotes hilf' vunden wære.
Des wurden (dô) die herren vrô,
die mit dem künige zogten dô,
Die werden vürsten alle,
mit vröudenrîchem schalle,

Und ritten hin ze dem walde.
der koler sprach (dô) balde:
»Her, mîn vrouwe ist alsô gemuot,
der wider Gotes willen tuot,
Den schiuhet si vil sêre;
ir volget mîner lêre,
Kumt mit mir heimelîchen dar:
wirt mîn vrou des gebrehtes gewar,
Si verbirget sich in der geschiht,
daȝ wir ir künnen vinden niht.«
Der künik tet, als man im riet,
durch daȝ er vunde die reinen diet,
Die er sô lange hât' verlorn:
und dô der künik hôchgeborn
Nâhe zuo der hütten kam,
der knabe liuf umb in dem tan,
Er wolte vögelîn schieȝen,
des in niht moht' verdrieȝen:
Dô er sô vil der liute sach,
er lief ze der muoter, unde sprach:
»Muoter, waȝ tuont die liute hie?«
diu muoter vür die hütten gie,
Dô sach si, daȝ der künik her zôch,
si nam daȝ kint unde vlôch:
Wie gern si entrunnen wære!
daȝ kint was ir ze swære.
Der künik lît' ir hinden nâch,
dâ er die vrouwen loufen sach,
Er sprach zuo ir gar bermiklîch:
»ach, vrouwe, erbarm' dich über mich!
Ich hân gen dir unreht getân,
daȝ ich nimmer überwinden kan.«
Dô nezzete er der sueȝen
mit zeheren ir vueȝe.
Diu vrouwe sich ze der erden lie,
mit [iren] armen si in umbe vie,
Si kust' in lieplîch an den munt.
er sprach: »ach, sælik sî diu stunt,

Daȥ ich dich, vrouwe wolgetân,
mit Gotes hilfe vunden hân!«
Er kust' ir ougen und ir glide,
ein stætiu suon', ein ganzer vride
Zwischen in beiden dô ergie.
daȥ liebe kint er umbe vie,
Er sprach gar erbarmherziklich:
»und solt' ich hân verderbet dich,
So wær' mîn sêl' versenket;
wie wol dû mich hâst bedenket,
Von himelrîch' ein werder stam,
der von der reinen meide kam!
Dû hâst geholfen mir ûȥ nôt,
ach, herre Got, durch dînen tôt:
Dîn helfe mich noch nie verlie:
ich hân mit vrouden vunden hie
Die ich mir ze trôst hân ûȥ erkorn,
und daȥ kint sô wolgeborn
Von irem zarten lîbe,
diu mir ze einem wîbe
Wart gegeben in der jugent.
herre Got, durch al dîn tugent,
Wie hâstu mich enbunden
mit trôst, ze disen stunden,
Von grôȥer sorgen über last!«
dem lieben sun dô niht gebrast.
Dô wart diu zarte, wandels ein'
gevuert mit ganzen vrouden hein.
Eȥ wurden vrô alle die,
die mit dem helde giengen hie,
Bischof und ouch priester guot,
vrouw' und man in vrôlichem muot,
Der gemein' ein michel gesint
enpfienk die künigin und ir kint
Gar lieplîch an der selben stat.
dar nâch man gevateren bat,
Daȥ man toufte daȥ kindelîn.
der koler muost' ouch gevater sîn.

Daʒ er hueb' den vürsten junge;
dar nâch im wol gelunge,
Burge, stet' und wîtiu lant
gab man dem koler in die hant,
Sîner armuet' wart er ergezt,
man gab im (vil) rîche lez,
Der künik und sîn liebeʒ kint.
alsô diu rede ein ende nimt.
Von dem künig in hôher art,
ein grôʒer hof geruefet wart,
Ze lob dem reinen bilde,
daʒ man in dem gewilde
Sô lobelîch het vunden,
und wart von sorge enbunden.
Und nimt alsô hie ende.
Got unser ungemach wende!

Die Berliner Handſchrift ſchließt mit folgenden Zeilen:

Sô êren rîch het vunden.
wir süln ze disen stunden
Die rede lâʒen belîben,
und gedenken bî guoten wîben,
Die sich schanden haben gewert:
wem der einiu ist beschert,
Dem kan niht misselingen
an keinen guoten dingen.
Daʒ man (hie) wol prueven mak,
daʒ im erschin(en) ist der tak,

Daȥ im vröud(e) was genomen,
und wider ist ze vröuden komen.
Alsô helf' uns Got der guot(e),
und hab' uns in sîner huot(e).

Wuchs(e) loub unde gras,
Als(ô) nîd unde haȥ,
Eȥ æȥ' oft ein ros dester baȥ.

IX.

Alten Weibes Liſt.

Von

Konrad von Würzburg.

Man erzählt von Morolfs List in eines alten Juden Balg: hier folgt eines alten Weibes List, dergleichen noch manche leben.

In Frankenland, in der wohlgebauten, ehrenvollen und reichen Stadt Würzburg, lebte ein Weib, die für Geld guten Rath in Minnehaftem gab und manche stille Hochzeit fügte. Eines Tages, da sie nichts zu thun hatte, und in Sorgen war, wie sie zu Pfingsten sich gütlich thun könnte, ging sie zur Messe, und schaute sich nach Kundschaft um; da sah sie einen der hohen Chorherren, den Dompropst Heinrich von Rotenstein, durch das Münster gehen; sie trat näher, faſste sein Kleid, und bat, ihr eine Botschaft zu erlauben: ein schönes Weib habe Herz und Sinne an ihn gewandt, die möge er nicht schmachten laſsen. Er ward roth, jedoch lieſs er sich gelüsten, und auf ihre Versicherung des Ernstes, verhieſs er ihr reichen Lohn, griff in den Seckel und gab ihr so viel er faſste. Die Alte schied, vergnügt über den guten Anfang. Da sah sie eine schöne Frau herkommen, grüſste sie lächelnd, und als diese schweigend dankte, und vorüber gehen wollte, redete sie sie an, und vertraute ihr, der trefflichste Mann sei von ihrer Minne todtwund, wenn sie ihn nicht heile. Die Frau erröthete, betheuerte lachend ihre Unschuld, und wollte nach der Messe mehr hören. Die Alte gedachte, die Wurst nach der Speckseite zu werfen, kaufte einen seidenen Gürtel mit einem schönen Säckel daran, erwartete die Frau im Münster, und brachte ihr beides als Geschenk ihres Minners. Diese nahm es gern, verhieſs es zu vergelten, und schenkte der Alten drei Schillinge. Die Alte ging fröhlich heim, und bestellte ihre Küche zum Feste. Nun sann sie darauf, die beide Angeworbenen zusammen zu bringen. Sie ging aus, traf den Dompropst, und brachte ihm fröhliche Botschaft. Indem kam auch die Frau, reizend geschmückt, daher; die Alte zeigte sie dem Dompropste, der augenblicks gegen sie entbrannte. Dann ging sie zu der Frau, und zeigte ihr den Dompropst als ihren Minner, der dieser nicht minder gefiel. Die Frau ging in die Messe, aber ohne Andacht; und beim Weggehen lud die Alte, die sich „Frau Metz die Käuflerin" nannte, sie Nachmittags in ihr Häuselein bei dem Spital neben einem bemalten Hause. Die Schöne war willig, und kam mit ihrer treuen Dienstmagd, beide im besten Staate. Die Alte setzte ihr Wein vor, und eilte zum Dompropste, den sie auch bald im Kreuzgange fand. Voll Freuden wollte er sogleich mit ihr gehen: da kamen vier Chorherren mit dem Schreiber, und forderten ihn und das Insiegel zu einem dringenden Geschäfte, dessen Säumnis ihnen Allen schaden und ihn selber um 100 Mark bringen würde; wie sehr er sich sträubte, sie zogen ihn mit Gewalt fort; und die Alte musste ingrimmig abziehen. Da begegnet ihr ein stattlicher, etwa dreiſsigjähriger Mann, der ihr sogleich zum Stellvertreter füglich schien, sie grüſste ihn, und köderte ihn auch bald zum Liebesabenteuer, so daſs er ihr folgte. Die harrend durchs Fenster blickende Frau erkannte in ihm ihren Mann, erschrack, und bereute. Auf den Rath ihrer Magd aber, fiel sie ihrem eintretenden Manne sogleich mit Backenstreichen ins Haar und machte ihm die bittersten Vorwürfe der Untreue. Der Mann betheuerte, er sei unschuldig dazu gekommen, gelobte von neuem Treue, und fand leicht Versöhnung bei der nicht minder schuldigen Ehehälfte. Die Alte war, als sie die Rauferei ersah, aus dem Hause geflohen.

IX.

Alten wîbes list.

Swâ man von wunderlisten seit,
da gedenket man der listikeit,
Wie Morolf ein alten Juden schant
und sich in sîn hût verwant,
Daʒ man in niht erkande:
sust vuor er in dem lande,
Unz daʒ er aventiur' vernam:
nû wil ich sagen, ob ich kan,
Von eines alten wîbes list,
der noch mengiu lebent ist.
  Ein stat lît in Vrankenlant,
Wirzeburg ist si genant,
Mit rîcher kost erbuwen wol,
êres und guotes ist si vol,
Dâ saʒ ein wîp, diu kunde daʒ,
swer mit der minne bekümbert was.
Dem gab si guoten rât darzuo:
si pflag sîn spât unde vruo,
Unde nam darumbe miet';
si schuof unde riet
Manig' stille hôchzît,
der lüzzel keiniu êre gît.
  Eins tages vuogt' eʒ sich alsô,
daʒ diu werberinne dô
Alles werkes mueʒig saʒ,
darumb ir swær' ze muote was.

Dô gedâhte s' in ir sinnen:
»wie sol ich gewinnen,
Daʒ ich vertrîb' dise hôchzît,
diu pfingsten uns sô nâhe lît?
Uns gânt die vîrtag' her zuo.«
an einem morgen, niht ze vruo,
Dô wolt' si zuo der messe gân;
si begund' ein wîle stân
Under kalîharten,
ir koufes wolt' si warten;
Si gedâhte an ir michel leit;
wê, waʒ grôʒer bôsheit
Truog diu hechel in ir!
ir sunt daʒ gelouben mir,
[So] daʒ si kund' mangen hüpschen list,
der gemeinlîch ze hœren ist.
Si warf ir ougen hin und dar:
vil schiere wirt si gewar,
Wie gen ir durch daʒ münster gât,
gezieret schœn' in rîcher wât
Der hôhen kôrherren ein,
der tuombrobst von Rôtenstein,
Er was her Heinrîch genant:
»diz vâh' ich an mit rîcher hant,«
Gedâht' si, dô si gen im gie;
bî dem gêren si in gevie
Und bat in stille stân durch Got,
und sprach: »ich bin ein swacher bot'
Gen iuwer tugent, daʒ weiʒ ich wol;
ob ich nû vürbaʒ werben sol
Darumb ich zuo (z')iu bin gesant,
sô tuont mir iuwer zuht bekant,
Daʒ ir eʒ lâzent âne haʒ.«
er sprach: »nû redent vürbaʒ
Mit hulden alleʒ, daʒ ir went.«
si sprach: »ich bin zuo (z')iu gesent,
Sît ich eʒ vürbaʒ werben muoʒ:
iu enbiutet vriuntschaft unde gruoʒ

Mit hulden gar ein schœnez wîp,
si hât ir sin, herz' unde lîp
Mit hôhem vlîz an iuch geleit;
ir tuont'z durch iuwer werdekeit
Und lânt iuch'z niht versmâhen.«
zehant gund' er enpfâhen
Ein varwe rôt sam ein bluot:
diu rede dûht' in harte guot,
Und sprach: »vrou, sagent mir durch Got,
ist ez ernst ald iuwer spot,
Daz lânt mich wizzen sicherlîch.«
si sprach: »herre tugentrîch,
Ez ist mîn ernst.« sprach si dô.
des wart er inneklîchen vrô
Und sprach: »liebiu muoter mîn,
ich sez ez an die triuwe dîn.
Dû lâ dich's niht verdriezen,
ich lân ouch dich's geniezen
Al die wîl' ich mag geleben,
ich wil dir rîlich darumb geben.«
Diu hant im in den sekkel sleif,
swaz er pfenning' dâ begreif,
Die stiez er ir in die hende,
und sprach: »mach's ein ende,
Darumb wil ich dir lônen wol.«
si sprach: »nû tuon ich, waz ich sol.«
Sust schiet er von der mechelen.
wie wart der alten rechelen
Ir hant sô wol gerâten!
»lâ sieden unde brâten!
Ich hân wol an gevangen.«
Dô kam dorther gegangen
Ein schœnez wîp minneklîch:
»daz ist wâr,« gedâht' si, »hie wil ich
Ouch mîn hakken slâhen an;
lâ sehen, ob ich ir iht kan
Mit listen an gewinnen;
wil si des schimpfes beginnen,

Des wird' ich schier an ir gewar.«
si huob sich snelliklîchen dar
Und gruoʒte si nâch schalkes sit',
ein schimpflîch lachen gie dâmit,
Als sölichen wîben wol an zimt,
dâ man ir schimpf vür guot nimt.
Diu vrouwe zuo dem gruoʒe sweik.
mit dem houpte si ir neik,
Und wolte vür gangen sîn.
si sprach: »liebiu vrouwe mîn,
Ir mueʒent reht ein kleine stân,
zwei wort mit iu reden lân.«
»Sô sag', waʒ wiltu werben?« —
»ach, eʒ wil verderben
Nâch iu der tugentlîchest man.
der vrouwen künde ie gewan,
Unt tuot iu daʒ mit triuwen kunt,
in hab' iuwer minne verwunt:
Sô vast, daʒ er niht mug' genesen,
ir wellent den sîn arzât wesen.«
Diu vrouwe sprach: »daʒ ist mir leit:
hât er von mir dehein' arbeit,
Dâ bin ich gar unschuldig an;
er sol sich hueten, ob er kan.«
Ein varw' ir under diu ougen schôʒ,
ir rôter munt einteil zervlôʒ.
Si begunde lieplîch lachen.
»nû wil eʒ sich machen,«
Gedâht' daʒ alte schedel vaʒ
»ich wil'ʒ versuochen vürbaʒ.«
Diu vrouwe sprach: »ich muoʒ gân,
ich mag niht lenger hie (ge)stân:
Waʒ ir bedurfent noch von mir,
daʒ reden hienâch aber wir.«
Diu vrouwe zuo der messe gie.
diu alt' vil mangen list gevie,
Wie si eʒ solte beginnen;
si sprach: »wer wil gewinnen,

Der muoȝ wâgen alliu spil:
wer wâget, der gewinnet vil:
Wirf die wurst an bachen,
vil lîht' sô wirt er krachen,
Daȝ in diu wurst erschellet
und daȝ er mit ir vellet.«
Si gie ze einer krâme hin
unt kouft' ein sîdîn gürtelîn
Und einen kluogen sekkel dran;
si gie wider in daȝ münster stân.
Dar nâch (sô) wart nit lank,
daȝ man die messe volsank,
Diu vrouw' stuont ûf und wolte gân;
als si vor hete getân,
Diu alte aber zuo(z')ir gie,
und sprach: »vrouw', ich bin aber hie.
Sênt hin, vil liebiu vrouwe mîn,
hie mit sol iu geschenket sîn,
Daȝ hât mîn her geschikket her,
ûf sîne triuwe sprichet er:
Went ir nû eȝ han vür guot,
er hab' des willen unde muot,
Er wel iu solich kleinôt geben,
ir mügent hân, die wîl' ir leben.«
Diu vrouwe tugentlîchen sprach,
dô si daȝ kleinôt an sach:
»Es sol mich wol benuegen;
mag aber ich'ȝ gevuegen,
Ich gilt' im'ȝ sô ich beste kan,
er sol dâ niht verliesen an.
Ouch soltu etwaȝ hân von mir.«
drî schilling' pfenning' gab si ir,
Und schieden von einander dô.
alêrst wart diu alte vrô:
»Lâȝ ûf gân agen' unde vlahs!«
si sleich heime als ein tahs,
Und beriet ir küchen wol,
daȝ man zen (vîr)tagen haben sol,

Und sprach »der stil sizzender krâ
180 dorret snabel unde klâ;
Wer sich niht wol kan begân,
der mag wol sorg' und angest hân.«
Des andern tages vruo wart,
si huob sich aber ûf die vart;
85 Wie dikke wart von ir gedâht,
wie eʒ würde zuo brâht
Und wie si solte grîfen an,
daʒ diu vrouwe und ouch der man
ietwederʒ daʒ ander sæhe,
90 daʒ [in] beiden lieb beschæhe.
Sô si in den gedanken stât,
der herre dorther gen ir gât,
Er gruoʒte si und sprach ir zuo,
er sprach: »waʒ tuostu hie sô vruo?«
95 Si sprach: »ich warte iuwer hie;
sît gester geruowete ich nie,
Wie ich iuwer ding wurb' alsô,
daʒ iuwer herze würde vrô,
Und daʒ wîb, daʒ iuwer gert;
200 daʒ ist wâr, si ist aller êren wert.«
Der herre sprach: »sô sage mir,
ûf [die] triuwe, wie gevellet dir
Diu rede, die si gen dir tuot?
weder ist si übel oder guot?«
5 Si sprach: »die rede lâʒent sîn,
ich sez eʒ an daʒ leben mîn,
Kunnent ir iht guotes gen ir gern,
noch beʒʒers kan si iuch gewern;
Went ir eʒ alsô wâgen,
10 sô lânt iuch niht betrâgen,
Und schaffent daʒ, müg' eʒ beschehen,
daʒ ir einander werdent sehen,
Sô wirt villîht ein wilt erjagt,
daʒ iuwerm herzen wol behagt.«
15 Dô si daʒ wort hete getân,
dô sehent si dort her gân

Daʒ selbe wunnekliche wîp:
si het ouch iren werden lîp
Gezieret an der stunde,
sô si beste kunde;
Wan si wolt' sich schouwen lân:
swaʒ si dâheime mohte hân
Von sîden und von golde,
daʒ truog si dem ze holde,
Der ir daʒ herze het verwunt.
»nû sehent, herre, wâ si kumt,
An der ie lag hôher prîs!
si gât dorther nâch allem vlîʒ.«
Er sprach: »ist eʒ, die ich dâ meine?« —
»jâ,« sprach diu valsch' unreine.
Des wart sîn herze vröudenrîch.
zuo der vrouwen huob si sich
Und sprach: »sehent, wâ er stât,
der sich gen iu geneiget hât,
Als daʒ einhürne gen der maget.«
alsbalde si ir daʒ het' gesaget,
Si lieʒ ir ougen slîchen dar;
vil schiere wart ir herz' sô gar
Von der sueʒen minne enbrant,
sölich vröud' ûf erd' nie wart bekant.
Sô von in beiden dâ beschach,
dô ietwederʒ daʒ ander sach.
Diu vrouw' (ir) houbet undersluok,
daʒ si vor schôn' enbor truok,
Und gie hin zuo der messe.
wie lützel si dô wesse,
Waʒ man in dem münster tet;
ir was verirret ir gebet;
Wan ir diu werde minne
benomen het ir sinne,
Daʒ si niht wiste, wâ si was,
ald' waʒ man an den buochen las.
Darnâch wart niht ze lank,
daʒ man die messe volsank

Unde si hete getân,
diu vrouw' stuont ûf und wolte gân.
Diu alte aber zuo(z')ir gie
und sprach: »vrouwe, ich bin hie,
Vernement ein wenig, waʒ iu sage,
sô denne wirt nâch mittem tage
Und daʒ ir (welt) enbîʒen,
so sunt ir iuch vlîʒen
Und iuch schône bereiten,
sô wil ich iuwer beiten
Dâheim in mînem hiuselîn;
ich heiʒ' vrouw' Mez diu kouflerîn
Und sizze bî dem spitâl,
dâ stât ein hûs daʒ ist gemâl,
Dâ siz ich ze aller næhste bî;
als rehte lieb als ich iu sî,
Tuont eʒ durch den willen mîn,
lânt iuch dâhin gebeten sîn.«
Diu vrouwe sprach: »daʒ sî beschehen,
ich wil dich dâheim besehen.«
Si schieden von einander hein.
ir gedanke wâren niht (ze) klein;
Dâ si gesaʒ über tisch,
eʒ wære brôt, vleisch, ald visch,
Wîn, alde swaʒ eʒ was,
wie rehte wênig si daʒ aʒ.
Dô man von dem tische gie,
ein unmuoʒe si ane vie,
Wie si sich bereite
al dar man ir beite.
  Nû het si eine dienstmagt,
diu ir an triuwen wol behagt,
Si wart des wol an ir gewar,
daʒ eʒ wære verswigen gar,
Waʒ si gesehen hæte;
si was an triuwen stæte.
Si sprach: »vil liebe kochærin,
leg' an dîn hübscheʒ kittelîn,

Und gang mit mir an eine stat,
dar man mich hiut' am morgen bat.«
Diu magt sprach: »daʒ sî getân,
ich wil gerne mit iu gân.«
Vil schiere wurden si bereit
in zwei behagenlîchiu kleit,
Si giengen mit einander hin
ze vrouw' Mezzen kouflerin.
Diu alte si gar wol enpfie:
»sölich' geste hân ich nie
In mîne herberge genomen;
vrouwe, sint mir Got wilkomen.«
Si danket' ir schôn' hinwider,
und sâʒen zuo(z')einander nider
In einer kemenâten,
dâ si gestuele hâten,
Als man dâ sizzen solte;
ir guoten wîn si holte
Und sazt' ir den mit willen zuo,
und sprach: »mîn keiserinne, tuo
Ein wîle ân' mich kurzewîl',
und pflegent unz des wînes spil,
Unt trinkent, vrouwe, wen ir went;
eʒ ist hie bî nâch mir gesent,
Dâ muoʒ ich balde hin gân,
unz sunt ir iuch niht verdrieʒen lân.«
Dô gie si nâch dem pfaffen,
ir koufschanz vür baʒ schaffen.
Nû was daʒ alte bokvel
zuo den vueʒen alsô snel;
Der ungestalte Rienolt
lief, als in der tiuvel wolt'
Vâhen unde binden;
si wolte niht erwinden,
Ê si kam in den kriuz gank;
darnâch wart niht ze lank,
Daʒ si den herren aber vant;
si winkt' im hin mit der hant,

Und sprach: »ir sunt bald mit mir gân,
wan ich hân iu dâheim gelân
Ein gast, den hân ich iu geladen,
ich wæn', daʒ er iu niht (tuo) schaden.
Ir mugent sîn wol vrumen hân:
eʒ ist ein vrouwe wolgetân.« —
»Ist eʒ, die ich hiut' am morgen sach?«
der von Rôtenstein dô sprach. —
»Jâ, sam mir mîn lîp,
eʒ ist daʒ selbe werde wîp.«
Von vröuden er dô ûf sprank
und sprach: »muoter, des hab' dank.
Der unmuoʒ' wil ich lônen dir,
daʒ dû eʒ iemer dankest mir.«
Got und der tiuvel kan daʒ wol:
der tiuvel schande vuegen sol;
Sô sol doch Got schande wern
und reiniu wîp vor laster nern.
Der tuombrobst von Rôtenstein
wolt' mit dem alten wîp sîn hein;
Dô kômen im vil schiere
der kôrherren viere,
Und ein schrîber gie mit in;
si sprâchen: »her, wâ went ir hin?«
Er sprach: »ich muoʒ ein kleine gân.«
si sprâchen: »her, wir mueʒen iuch hân,
Eʒ wær' uns schedlîch allen samen.«
er sprach: »ich tuon sîn niht, bî namen,
Ich muoʒ mînen vriunt gesehen.«
si sprâchen: »eʒ mag niht beschehen,
Wir mueʒen daʒ insigel hân,
nû ze mâl daʒ muoʒ ergân,
Und iuch selben dâ bî,
daʒ diu rede wâr sî.
Der brief wirt guot unde stark;
eʒ möht' iu schaden hundert mark,
Kœmet ir niht mit uns dar;
daʒ guot wær' verloren gar.

So stirpt ouch iuwer vriunt niht,
unz daʒ diu rede dâ beschiht.«
Si zugen in mit gewalt dâ hin.
ich wæne, daʒ diu vâlandin
Gar tiuvellîchen sach,
unde ir ouch leit beschach,
Si schiet in unmuot hin dan.
Dô kam der vrouwen ê man,
Schœn' und liut sælik,
[und] ân' allen wandel mælik,
Hüpsch unde wol gestalt,
er was ûf drîzig jâr alt
Unde lüzzel vüro baʒ.
nû wiste si niht, wer er was,
Si gedâht' in kurzer vrist:
»sît mir der her engangen ist,
Sô wil ich aber disen nemen;
mich dunkt, eʒ müg' im wol gezemen,
Daʒ er mit gelimpfe
mit schœnen vrouwen schimpfe.«
Ir gab der herre guoten tak;
im neig der alte hader sak
Und sprach: »waʒ gebent ir ze miete
dem der iuch des beriete,
Daʒ iu wurd' ein schœneʒ wîp?
mich dunkt wol, daʒ iuwer lîp
Mit vrouwen (schône) künne leben;
des schimpfes wirt iu gnuog (ge)geben.«
Er sprach: »vrouw', wen daʒ beschiht,
ich lân iuch's ungemietet niht.«
Si gie vor, er gie ir nâch,
ir was ze herberge gâch.
Diu vrouw' an einem venster saʒ,
ir vriundes selten si vergaʒ:
Sô siht si dorther gân
die vrouwen und ir werden man:
»Owê ôwê, daʒ ich ie wart!
ôwê, daʒ ich die schande vart

Mit disem wîbe hân getân!
ôwê, wie sol eʒ mir ergân,
Owê, daʒ ich ie wart geborn,
wie hân ich lîb und êr' verlorn!«
Si vuor ûf und nider,
si sach hin unde her wider,
Si wist' niht, war si solte,
ald waʒ si tuon wolte.
Diu magt erschrokkenlichen sprach
zuo der vrouwen, und si an sach
Ir vil sendeʒ herzeleit,
daʒ si truog in irrikeit:
»Vrouwe, waʒ ist iu beschehen,
alde wen hânt ir gesehen?« —
»Owê, dîn herre gât dâ her!« —
»ûf iuwer triuwe, wâ ist er?« —
»Luog', wie er mit dem wîb her gât.«
diu maget sprach: »es wirt guot rât.
Des bœsten man sich trœsten sol,
ir sunt iuch gehaben wol,
Ich wil iu geben, wiʒʒe Krist,
einen rât, der iu guot ist;
So er êrst ze der tür in gange,
sô sûment iuch niht lange,
Ir vallent im in daʒ hâr
unde sprechent: »nû ist eʒ wâr,
Dâ vür ir mir vil hânt gesworn!« — —
»mohtent ir des niht hân enborn,«
Sprach si »ir valscher diep!
darzuo wârent ir mir ze liep,
Ich wânt', [daʒ] ir des niht pflægent,
[daʒ ir] bî andern wîben lægent:
Was ich iu niht schœn' genuok?«
an den bakken si in sluok,
Daʒ im daʒ wange rôt wart:
»pfî, ir bœser unart!«
Der herre sprach: »ir hânt gedult,
durch Got, vernement mîn unschult;

Ich bin ân' schulde dar zuo komen,
und hâst mir ouch die vröud' benomen.«
Si sprach: »und ist eȝ niht erlogen,
daȝ ir alsô sint erbogen,
Sô gênt mir iuwer triuwe,
daȝ ir vuegent niuwe,
Daȝ eȝ beschehe niemer mê,
sô sîn wir vriunt aber, als ê.«
Er sprach: »daȝ wil ich gerne tuon,
lâȝ varn umbe einen suon,
Wan eȝ riuwet mich gar sêr,
und beschiht mir niemer mêr.«
Diu vrouw' irs zorns des ê vergaȝ,
wan si der mær' selb' schuldig was.
Eȝ vuogt' diu guote Gotes kraft,
daȝ diu valsche botschaft
Mit êren wart erwendet
und niemer mê volendet.
  Daȝ alt' wîp ûȝ dem hûse vlôch,
dô si sach, wie diu vrouwe zôch
Ir man umbe bî dem hâr,
von ir selber schulde z'wâr,
Unt zêch in dô der missetât.
  Diz mær' der arme Kuonrât
Hât getihtet und geseit.
Got mueȝ' im iemer vuegen leit,
Der schœne vrouwen schende
und si an êren pfende;
Und mueȝ' ouch alleȝ laster hân,
wer reinen vroun iht guotes gan.
  Amen sunt die wîsen jehen:
nû trink, mîn vriunt, lâ vriuntlich sehen
In dîner hant ein brât wurst
ze einem grôȝen wînes durst.
Hie[mit] hât diz mær' ein ende:
Got uns sîn[en] segen sende!

X.

Die halbe Birn.

Von

Konrad von Würzburg.

Ein mächtiger König hatte eine schöne Tochter, die versagte er allen Freiern, und setzte sie zum Preise eines Turniers, welches er zum Mai berief. Da kam auch ein Freiherr Arnold, ein junger stattlicher Ritter; er besiegte Viele im Turnier, und gefiel der Königstochter. Der König lud ihn zu Tische und setzte ihn zu ihr. Zuletzt wurden die köstlichsten Birnen aufgetragen, je zweien Personen eine, nebst Käse. Der Ritter zerschnitt die Birn ungeschält, warf die eine Hälfte in den Mund, und bot die andre der Königstochter dar. Als er nun wieder zum Turniere kam, verhöhnte sie ihn laut wegen solcher Unhöflichkeit; so dafs er beschämt und zornig heimkehrte, und Rache schwur.

Auf den Rath seines Knappen Heinrich, liefs er sich die Haare ganz abscheeren, besudelte sein Antlitz, legte eine Narrenkappe an, und nahm eine Kolbe zur Hand. So lief er mit närrischen Gebärden in die Königsburg, von Geschrei und Spott verfolgt; er stellte sich taubstumm, schlug aber mit der Kolbe kräftig um sich. Nachts legte er sich vor den Palast, darin die Königstochter schlief, um einen Schimpf für sie zu erspähen. Eines Abends trat eine ihrer Frauen heraus, ihr Wasser zu lassen, und sah den Narren, meldete es, und muste ihn zur Kurzweile herein holen. Man liefs ihn am Kaminfeuer niedersitzen; er hatte weder Schuh, noch linnen Untergewand an, und so hing sein langes Geschirre in der Asche; er trieb allerlei Narrenspiel, bis die starke Natur seinen Ebenalten zum Sturm aufrichtete. Durch den Anblick dieses Minnedorns entbrannten Frau Venus und ihr Sohn Amor die junge Königin so heftig, dafs sie alle Frauen schlafen gehen hiefs; nur ein altes durchtriebenes Kammerweib, Irmengard, blieb, und diente ihrem Gelüste: sie legte den Narren zu ihr ins Bette, und als er auch hier wie ein Stock lag, muste sie ihn, auf der Königin Zuruf, in die rechte Stellung bringen, und mit Ruthenstreichen endlich in Bewegung setzen; ja noch zuletzt muste die Königin ihr zurufen: „staup' ihn, Irmengard!" Mit Tagesanbruch wurde der Narr wieder hinaus vor die Thüre gestofsen.

Hierauf lief er heim, legte die Narrentracht ab, und kehrte, auf den Rath seines Knappen, ritterlich zum Turniere zurück. Als er erschien, verhöhnte ihn die junge Königin alsbald wieder, als den Ritter mit der halben Birn! Er aber rief dagegen: „Staup' ihn, Irmengard!" so dafs sie vor Schrecken blafs und fast ohnmächtig ward. Das Kammerweib durchschaute sogleich die List des Ritters, und rieth, ihn zu begütigen und ihm Hand und Herz zu bieten. Das geschah, und so gewann der Freiherr Land und Leute mit der Königin; die ihm jedoch wegen ihrer Lüsternheit nicht traulich ward. So rächte sich an beiden die Sitte und die Zucht.

X.

Diu halbe bir.

Hie vor ein rîcher künig was,
als ich von im geschriben las.
Der hâte ein wunnenklicheʒ wîp
und eine tohter, der (der) lîp
Stuont ze wunsche garwe,
daʒ man sich in ir varwe
Völlekliche mohte besehen.
die schœne an wîben kunden spehen,
Die jâhen ir des besten,
daʒ man si möhte gesten
Vür eine wunnenkliche maget;
swaʒ manne[n] an wîbe[n] wol behaget,
Dâ was si vollekomen an.
swie manigen bittel si gewan,
Den wart si verzigen allen.
nû was eʒ sô gevallen,
Daʒ der künig dar (nâch) ir bet'
den vürsten allen kunt tet,
Swer si gewinnen wolte,
daʒ der si arnen solte
Ze eime turneije,
sô der liehte meije

Mit sinre wunne kæme,
und swer den pris dâ næme,
Der solte si ze wibe hân.
vür die burg ûf den plân
Wart diu ritterschaft geleit,
si solte weren, sô man seit',
Durch al[le] die schœne sumerzit.
diu mære erschullen alse wit,
Daʒ al[le] die liute kômen dar,
die ritterschefte nâmen war.
Nû was geseʒʒen dâ bi
ein ritter an geburte vri,
Der was geheiʒen Arnolt,
der hât' umbe der minnen solt
Gevohten alsô mangen wik;
er bluote als ein berender zwik
An êren und an tugende;
er bluote in sinre jugende
Und hâte lobes vil bejaget;
der kam ouch durch die selbe maget
Zuo dem turneije:
der ûʒerwelte leije.
Als er ze velde komen was,
ein semit gruene alsam ein gras
Was sin cövertiure,
ouch vuorte der vil gehiure
Desselben einen wâfenrok;
vil ritterlich was sin gezok.
Den er ze velde vuorte;
swen er dâ beruorte,
Der muoste ime sicherheite jehen.
daʒ kunde harte wol geschen
Diu junge küniginne,
und gedâhte in irme sinne
Vil dikke, wer er mohte sin;
sin ellen (wart) vil harte schin
An manigem stolzen ritter;
den vienden was er bitter.

Wan er mit ellenthafter hant
von dem orse ûf den sant
Vil manigen gehürten kunde.
der künig daʒ begunde
Merken alsô vaste,
daʒ er in ze eime gaste
Eins tages über tisch luot
durch sînen menlîchen muot.
Des wart diu künigîn gemeit.
waʒ man von guoter spîse seit,
Die rîche herren süllen haben,
der wart ein wunder dar getragen
Dem ritter und der künigîn,
diu was der maʒgenôʒe sîn.
Ze jüngest kam in getragen vür
diu beste bir, die man kür
Ûf allem ertrîche,
die teilte man gelîche,
Zwein unt zwein eine
. . . .
Kæses dar zuo gehouwen:
des mag man noch wol schouwen.
Ûf rîcher herren tische.
nû hœret, wie (tet) der vrische:
Diu bir dô getellet wart
nâch gebiurschlîcher art,
Diu vür den ritter wart geleit
und vür die junkvrouwen vil gemeit,
Die nam der unbedâhte helt
und sneit die bir, ungeschelt
Enzwei mit sînem meʒʒer:
des wart ime vil gebeʒʒer
Des rîchen küniges tohter:
erbeiten niht en moht'er,
Biʒ daʒ er si schône besnite,
er sach ûf, nâch eins vrâʒes site,
Und warf die halbe bir in sîn munt.
die ander halbe leit' er ze stunt

Ile vür die junkvrouwen.
  Nû mag man wunder schouwen:
Als er kam wider ûf den plân,
dô rief diu maget wolgetân:
»Ei, schevaliers, werder helt,
der die bir unbeschelt
Halben in den munt warf,
waʒ er zuhte noch bedarf!
Ei, schevaliers Ungevuok,
der die halbe birn nuok!«
Als er sich aber dô gevleiʒ
ûf einen langen puneiʒ,
Dô rief diu wolgetâne aber:
»hiute und iemer laster hab'er,
Der die halbe bir aʒ!
er ist an hovezuhten laʒ.«
Vil schiere er dô bekande
daʒ laster und ouch die schande,
Die ime diu kuniginne bôt:
darumbe wart er schamerôt
Vor allen [den], die dâ wâren;
er enwiste, wie [er solte] gebâren.
Von zorne er wider heim vuor,
harte tobelich er swuor
Bi allen Gotes bilden,
er wolte sich verwilden
An êren und an guote,
biʒ er die gemuote,
Die er geschendet hæte.
  Nû hâte der vil stæte
Ein[en] kneht der ganze triuwe hielt
und ouch guotes râtes wielt,
Der was geheiʒen Heinrich,
den nam der herre vür sich
An eine heimeliche stat,
dâ er in sines râtes bat.
Swie er daʒ vergulte,
daʒ in diu vrouwe schulte

Durch sô kleine missetât.
»vernement, herre, mînen rât,«
Sprach der knappe Heinrich
»ez ist iu guot, des versihe ich mich:
Werfent von iu dise wât
und verandernt iuch, daz ist mîn rât.
Und werdent ze eime tôren,
lânt iu obe den ôren
Daz hâr [alles] garwe abe nemen;
diu kleit diu tœrlîch(e) gezemen,
Diu heizent iu gewinnen
nâch tôbelîchen sinnen
Und lânt iuch bemüseln
mit râme und ouch mit üseln
Antliz unde varwe,
daz iu der lip vil garwe
Swarz alsam ein erde sî,
ein[en] kolben swær' alsam ein blî
Den nement ze eime leite stabe;
als ein tôrehter knabe
Loufent vür des küniges tisch,
ez sî reiger oder visch,
Daz slâhent allez der nider;
redet ieman der wider
Dem slâhent ein gebiusche,
und machent ein geriusche
Vor der küniginne,
als ir niht habent sinne;
Vrâget iuch ieman iht,
dem antwürtet niht,
Reht als ir sint ein stumme,
varent umb und umme.
Swâ diu küniginne sî,
dâ wonent stætelîche bî;
Swaz antwürte geschiht,
des verswîgent mir niht,
Swen ir her wider kumet,
wan iuch mîn rât wol vrumet.«

Dô volget' er gedrâte
sîme wîsen râte:
Daʒ hâr wart im abe gesniten,
gar nâch tœrlichen siten.
Er wart gekleit als ein tôre,
geswerzet als ein môre,
Daʒ kleit im an dem kniu erwant:
ein[en] kolben nam er an die hant.
Dâmite huop er sich von dan.
beide, wîp unde man
Sâhen in vür einen gief;
dô er in der bürge lief,
Dô wart ein grôʒ gebiuze:
»daʒ vil heilige kriuze
Beschirme uns noch hiute!«
riefen alle die liute.
»Wer brâht' [uns] disen tôren in diz hûs?«
si machten alle ûʒ im irn grûs
Unt triben mit ime irn schimpf.
dâwider kund' er den gelimpf.
Der tôren was gemæʒe;
alleʒ sîn gelæʒe
Was unmâʒen tôbelich,
vaste sluog er umbe sich.
Mit sîner herten kiulen
maht' er starke biulen
Den knehten die dâ liefen
und ime »tôre!« riefen:
Doch muosten si'ʒ verguot hân
von dem tôrehten man;
Wan der mit tôren schimpfen wil,
der muoʒ verdulden narrenspil.
Nû hœrent, wes er vlîʒig was:
ein wunneklicheʒ palas,
Dâ diu vrouwe inne slief,
dâvür leite sich der gief.
Swen eʒ begunde nahten,
durch daʒ er begunde gahten,

Obe diu wunnenklîche
in ir heimelîche
Begienge keinre slahte dingen,
unt ze laster möhte bringen,
Lag er ze allen zîten dâ
gerner vil, dan anders wâ.
Diz treip er unz ûf eine naht,
daʒ diu maget vil geslaht
Bî iren junkvrouwen saʒ,
und irre swære gar vergaʒ
Bî eime schœnen viure
mit maniger âventiure.
Dô kam der vrouwen eine
gegangen alters eine
Vür der kemenâten tür,
und wolte gerne dâ vür
Sich des waʒʒers erlâʒen.
dâ vant si disen blâʒen.
Der ein tôre solte sîn;
balde lief si wider în,
Und seite ir vrouwen mære,
daʒ der tôre wære
Vor der kemenâten.
»sô werden wir berâten
Mit schœnre gemellîche.«
sô sprach diu minnenklîche
»Bringent uns har den narren:
er muoʒ hie tâlang scharren
Vor mir in der eschen.«
»vrouwe, er ist ungeweschen,«
Sprach ein kamerrûʒe
»lâʒent in dâ ûʒe.«
»Waʒ darumbe?« sprach diu maget
»mir ist sô vil von ime gesaget,
Und ist sô rehte spæhe,
daʒ ich in gerne sæhe.«
Dô wart langer niht gebiten,
zwei vröuwelîn hin weg riten.

In die kemenâten
sizzen si in bâten
Nider zuo dem viure.
dô waren ime tiure
Schuohe unde lînîn wât,
oder waʒ geruechliche stât.
Des gieng er alles irre:
sîn vil lang geschirre
Daʒ hieng im in die eschen:
sus saʒ er ungeweschen
Vor der küniginne.
an tœrlîchem sinne
Leit' er allen sînen gerink:
als ein tumber snürrink
Zart' er ûf sînen giel.
den vrouwen allen wol geviel.
Swaʒ er des nahtes ane vienk:
vil gemelîche er daʒ begienk.
Biʒ an deme gebûren
die starken natûren
Ir kraft begunden öugen;
daʒ begund' er erzöugen
An sîme ebenalten,
der vor lag gevalten
Und sich krampf als ein wurm,
der hâte sich ûf einen sturm
Bereit mit aller sîner ger,
er stuont mit ûfgerihtem sper.
Daʒ wart der küniginne sûr,
vrou[we] Venus und ir sun Amûr
Begiengen an ir wunder,
si enbran als ein zunder
Von der angesihte,
daʒ dem tumben wihte
Der eilfte vinger was ersworn;
si sach den selben minnedorn
Und leit vil seneklîche nôt:
den vrouwen allen si gebôt.

Daȝ si sich leiten nidere.
dâ wâren si niht widere,
Sunder einiu diu dâ saȝ,
diu bekante ir vrouwen baȝ.
Daȝ was ein alteȝ kamerwîp,
durchriben was der selben lîp.
Irmengart was si genant.
ir vrouwe sprach zuo (z')ir zehant:
»Nû lâ mich dînes râtes pflegen,
sît dû mir dikke rât hâst gegeben
Von heimelîchen sachen,
sô hilf mir, daȝ ich gevachen
Den kumber, den ich dulde:
von dis tôren schulde
Brinne ich alsô sêre,
daȝ beide, lîp und êre
Noch hînaht an der wâge stât,
obe mîn wille niht vür sich gât.«
Dô sprach diu kamerbelle:
»nû varent al gevelle,
Mîn rât der wirt iu nüzze,
ir werdent urdrüzze
Der minnen gelustes:
sît iuch âkustes
Nieman kan erretten,
lânt iuch schône betten.
Waȝ obe ich disen giegen
mit listen kan betriegen,
Daȝ er sich zuo (z')iu smükket
und iu die nôt enzükket,
Diu von der minne kumet.
swaȝ iuwer lîp mit ime gevrumet,
Des sint ir unvermeldet ouch:
er ist der alrebeste gouch.
Der ie wart getœret,
er ensprichet, noch enhœret.
Er ist ein rehter stumme.«
diz hôrte wol der tumme.

Dekeines wortes er verjach,
swaȝ diu dirne zuo (z')ime sprach,
Wan daȝ er si an kaffete.
und dô si daȝ geschaffete,
Daȝ ir vrouwe nider kam,
den tôren si bî der hende nam
Und vuorte in an ir bette,
vil schiere si in hette
Zuo der vrouwen geleit,
als uns diu âventiure seit,
Dô lag der ungevuege stampf,
daȝ er sich als ein igel krampf.
Und smuhten sich z'ein ander;
vil gerne bekand' er
Der küniginne lekkerheit,
als ich dâ vor hân geseit,
Durch daȝ er si geschante:
dar umbe er nie genante,
Wan er si wolte grîfen an.
dô lag von minnen (siech) und bran
Diu minnenklîche künigîn
und leit vil seneklîche pîn,
Daȝ der tumbe gouch (dâ) lak
und der minnen niht enpflak,
Diu guoten wîben sanfte tuont.
dô sich diu junkvrou[we] des entstuont,
Dô sprach des rîchen küniges vruht:
»Irmengart, durch dîne zuht,
Obe dû mir keins guotes ganst,
sô lâ die liste, die dû kanst,
Noch hînaht an mir werden schîn:
daȝ muoȝ dir iemer guot sîn.« —
»Gerne, vrouwe,« sprach diu maget
mîn dienest ist iu unversaget.«
Sî nam den vil tumben slûch
und leit' in ûf ir linden bûch
Und druhte in zwischen ir bein:
noch dâ lag er unde grein,

Als ein alter hove wart,
biʒ diu vrouwe Irmengart
Einen stap erkripfete
und mit der gerte stipfete.
Der kom ir dâ ze heile.
des tôren hinderteile
Gap si stich über stich,
biʒ er begunde regen sich,
Des wart ir vröude manikvalt.
doch was der arge ribalt
Des küniges tohter alsô gram,
dô er in die wîse kam,
Daʒ die vröuden zuo sigen,
dô lieʒ er die schœnen ligen
Alles liebes âne.
dô rief diu wol getâne:
»Stipfe, maget Irmengart,
durch dîne wîplîche art,
Diu von geburt an erbet dich,
sô reget aber der tôre sich.«
Diu maget dô gewerte
die junkvrouwen des si gerte,
Si menete und kipfete,
si stipfet' unde stipfete,
Biʒ in der vrouwen minnen art
beiden alsô tûre wart,
Daʒ in diu sueʒikeit zerran. —
dô wart der tôrehte man
Gestoʒen vür den palas.
  Des morgens dô der tag ûf was,
Dô huop er sich von dannen
und lief ze sînen mannen
Und seite sîme knehte
alleʒ daʒ vil rehte,
Daʒ ime des nahtes wider vuor.
der kneht dô vil tûre swuor,
Eʒ wær' einiu sælige vart.
niht langer dô gebiten wart,

Ein schœneʒ bat daʒ wart getragen,
er wart geweschen und getwagen
Von râme und ouch von schimele.
er lobete Got von himele,
Daʒ im sô rehte wol gelank;
er seite ouch sînem knehte dank
Des râtes und der helfe,
mit grôʒem gegelfe
Sprach der knappe Heinrich:
»herre, nû vernement mich,
Varent wider ûf den plân
vür die jungvrouwen wolgetân
Mit schilte und ouch mit helme,
rîtent in solichem melme
Als ein guot ritter sol,
sô ruefet si, daʒ weiʒ ich wol:
»Ritter mit der halben bir!«
dâ wider ruofent ir wol zwir:
»Stipfe, vrouwe Irmengart,
durch dîne wîpliche art,
Diu von geburt an erbet dich!«
ze hant sô verstât si sich
Der lekkerlîchen missetât,
die si mit iu begangen hât
Dâheime an irm bette;
ich sezze iu ze wette
Beide, mîn guot unde lîp,
ob iuch daʒ minnenklîche wîp
Iemer mê an geschrîe.«
   Von dannan reit der vrîe
Wider ûf den turnei.
diu vrouwe in aber an schrei:
»Ei, schevaliers, werder helt,
der die bir ungeschelt
Halben in den munt warf,
waʒ er zuhte noch bedarf!«
Dâ wider rief der ritter guot:
»ei, schevaliers, hôher muot!

Stipf, ein vrouwe Irmengart,
durch dîne wîpliche art,
Diu von geburt an erbet dich!
sô reget aber der tôre sich.«
Dô diu vrouwe daȝ vernam,
ein schrekke ir an daȝ herze kam.
Daȝ ir vil nâch geswunden was;
si wart noch gruener dan ein gras,
Und dar nâch als ein kirse.
dô sprach diu kamer birse:
»Vrouwe, ich hân eȝ wol vernomen,
wir sîn ze laster beide komen;
Der tôre, der uns hât betrogen,
daȝ was der ritter wol gezogen,
Den ir dâ hânt gescholten:
nû hât er iu vergolten
Den unverdienten itewîȝ;
eȝ was ouch ie der welte vlîȝ,
Daȝ er ze spotte dikke wirt,
swer bœses schimpfes niht verbirt.
Nû volgent mir, daȝ ist mîn rât:
der helt, der iuch beswichen hât,
Den muezent ir besenden;
bevelhent sînen henden
Beide, lîp unde guot,
und nement den ritter hôch gemuot
Ze eime êlichen man;
mit liebe bringent in dar an,
Daȝ er ze wîbe iuch behabe;
sô koment ir der schanden abe.
Dâ mite ir sint gebunden.«
An den selben stunden
Wart der ritter dô besant:
beide, liute unde lant
Wart ime under tænik.
doch hât' er arg wænik
Der vrouwen bœse tükke,
durch daȝ ungelükke,

Daʒ ime des nahtes dâ geschach.
dô man in stipfete und stach
In der kemenâten.
  Darumbe wil ich râten
Allen guoten wîben,
daʒ si die zühte trîben,
Die reinen wîben wol gezemen.
und ein sælig bilde nemen
An der küniginne,
wie si betroug diu minne,
Dô si den list eröugete,
dâmite si erzöugete
Ir manne die grôʒe lekkerheit:
des wart ir ungemuete breit.
Er was ir iemermê gehaʒ.
ein sælig man der merke daʒ,
Wie der ritter Arnolt
aller sîner tugende solt
Alse garwe gar verlôr,
[daʒ] (ob) er niht worden wær' ein tôr',
Daʒ er geschendet wære.
ein hübescher heinnære
Der vlîʒe sich der dinge,
daʒ ime niht misselinge;
Daʒ ist mîniu bet' und ouch mîn rât.
[wan] von einre kleinen missetât
Wirt ein man geschendet,
unde ein wîp gewendet
Guotes willen den si hât.
von Wirzeburg ich Kuonrât
Kan iu anders niht verjehen:
Got lâʒe uns allen wol beschehen!

XI.

Das Herz

Von

Konrad von Würzburg.

Weil lautere Minne der Welt fremde geworden, sollen Ritter und Frauen folgende Erzählung zum Bilde nehmen; laut Meisters Gottfried von Straſsburg Worte (im Tristan), daſs Singen und Sagen von Minne sie stärke.

Ein Ritter und eine Frau brannten in gewaltiger unauslöschlicher Minne für einander. Sie konnten aber nicht füglich zusammen kommen nach ihres Herzens Willen, weil die Frau einen gestrengen Mann hatte, der eifersüchtig ihrer hütete, zumal als er ihrer Leidenschaft inne ward. Zur Sicherheit entschloſs dieser sich, mit ihr eine Fahrt über Meer nach dem heiligen Grabe zu thun, bis sie ihrer Liebe vergeſsen habe. Als der Ritter dieses vernahm, dünkte es ihn unmöglich zurückzubleiben und wollte er sogleich ihr nach Jerusalem folgen. Die Frau aber bat ihn, lieber zuvor allein dahin zu fahren, damit ihr Mann, wenn er es vernähme, sie daheim lieſse, und zugleich sein Argwohn, und überhaupt das Gerücht schwände; sie gab ihm einen Ring zum Angedenken und küsste ihn minniglich. Der Ritter fügte sich ihrem Wunsche, mit schwerem Herzen zwar und seinen Tod ahnend, und schied ungern aus der letzten heiſsesten Umarmung.

Er fuhr traurig übers Meer, und verzichtete fortan auf alle Freuden, bis er die Geliebte wiedersähe. So lebte er, gleich der vereinzelten Turteltaube auf dürrem Aste neben dem grünen Laube, in stätem Liebesleide, bis die Sehnsucht so heftig ward, daſs er seinen nahen Tod fühlte. Da hieſs er seinen Knappen, nach seinem Tode ihm das Herz aus dem Leibe nehmen, es balsamen, daſs es frisch bleibe, so es in ein Kästchen von Gold und Gestein legen, den Ring der geliebten Frau dazu thun, und alles verschloſsen und versiegelt ihr überbringen, daſs sie darin seine Liebe und Leiden erkenne und sein gedenke. Er befahl sie und seine Seele in Gottes Erbarmen, und verschied bald darauf. Der Knappe vollzog leidvoll seinen Befehl, und fuhr mit seinem Herzen heim.

Er nahte sich so der Burg der Herrin; da ritt ihm zufällig ihr Gemahl auf der Reigerbeize entgegen, erkannte ihn alsbald, und argwöhnte eine heimliche Liebesbotschaft, ritt hinzu und ersah das Kästchen an seinem Gürtel. Er grüſste den Knappen, und fragte ihn, was er brächte; und als dieser ihm auswich, und die Auslieferung des Kästchens verweigerte, entriſs er es ihm mit Gewalt, öffnete es, und erkannte sogleich die Bedeutung und Bestimmung des Inhaltes. Er wies dem Boten die Wege, ritt heim, und befahl dem Koche, aus dem

Herzen ein möglichst leckeres kleines Gericht mit allerlei Würze zu bereiten. Als er nun mit seiner Frau zu Tische saſs, bot er ihr die feine Speise, die allein für sie bestimmt sei. So aſs sie unwiſsend das geliebte Herz, niemals hatte ihr etwas beſser geschmeckt, und auf die Frage ihres Mannes versicherte sie, daſs es ihr die süſseste und köstlichste aller Speisen gewesen. Sie fragte, ob es Wild oder Zahm gewesen, und er antwortete: beides, und offenbarte den ganzen entsetzlichen Jammer, den der Ring bezeugte. Da erstarrte sie, wie todt, ihr Herz erkaltete, die Hände sanken ihr in den Schooſs, das Blut schoſs ihr aus dem Munde, und mit groſser Noth gelobte sie noch, daſs sie, nach dem Herzen des immerdar geliebtesten Mannes, nach dieser in Wahrheit köstlichsten aller Speisen, fortan keiner andern Nahrung mehr genieſsen werde und bedürfe bis zum Tode, womit sie von ganzem Herzen des Theuersten Liebe und Leid theilen und ihn nicht länger überleben wolle. Da ward ihr Herzeleid so stark, daſs sie krampfhaft ihre weiſsen Hände zusammenfaltete, und der Jammer ihr das Herz zerspaltete. So erwiederte sie die Liebestreue in vollem Maaſse. Der Dichter wünscht, daſs er minder hart büſsen müſse, und verwünscht ihren rohen Verderber und Erfinder eines so grauenvollen Gerichtes.

XI.

Daʒ herze.

Ich prueve in mîme sinne,
daʒ lûterlîchiu minne
Der werlde ist worden wilde,
dâvon sô sult ir bilde,
Ir ritter und ir vrouwen,
an disem mære schouwen,
Wan eʒ von ganzer liebe seit.
des bringet uns gewisheit
Von Strâʒburk meister Gotfrit:
swer ûf der wâren minne trit
Wil ebene sezzen sînen vuoʒ,
daʒ er benamen hœren muoʒ
Sagen unde singen
von herzelieben dingen,
Und daʒ den wære geschehen,
die sich heten under sehen
Mit minnenklîchen ougen.
diu rede ist âne lougen,
Er minnet iemer deste baʒ,
swer von minnen eteważ
Hœret singen oder lesen;
darumbe wil ich vlîʒik wesen,
Daʒ ich diʒ schœne mære
mit rede alsô bewære,
Daʒ man daran gekiesen müge
ein bilde, daʒ der minne tüge.

Diu lûter unde reine
sol sîn vor allem meine.
Ein ritter und ein vrouwe guot,
die hâten leben unde muot
In ein ander sô geweben,
daʒ, beide, ir muot und ir leben
Ein dink was worden alse gar,
swaʒ der vrouwen arges war,
Daʒ war ouch dem ritter;
dâ von ze jungest bitter
Wart ir ende leider.
diu minne was ir beider
Worden sô gewaltik,
daʒ si vil manikvaltik
Macht' ir herzen smerzen;
grôʒ smerze wart ir herzen
Von der sueʒen minne kunt;
si hete si biʒ an den grunt
Mit ir viure enzündet
und alsô gar durchgründet
Mit minneklîcher trûtschaft,
daʒ niemer möhte sulhiu kraft
Mit rede werden ze ende brâht:
ir lûterlîche andâht
Nieman kunde volle sagen;
nie grœʒer triuwe wart getragen
Von manne, noch von wîbe,
dan ouch in ir lîbe
Si zwei ze samene truogen.
ouch kunden si mit vuogen
Zuo(z)ein ander kumen niht,
daʒ si zuo der minnen pfliht
Ir eigen willen möhten hân.
daʒ sueʒe wîp vil wolgetân
Hâte ein werden man zer ê;
des wart ir herzen dikke wê;
Wan ir schœne was behuot
sô vaste, daʒ der ritter guot

Nie mohte an ir gestillen
sîns wunden herzen willen,
Daʒ nâch ir minne lag versniten;
des wart diu nôt von im geliten,
Diu strenge was und engestlich;
nâch ir minne minneklich
Begunde er alsô sere kweln,
daʒ er sîne pîn verheln
Niht mohte vor ir manne:
zuo der schœnen danne
Gienk er, swanne eʒ mohte sîn
unt tet ir dô mit klage schîn
Sînes herzen ungemach;
dâvon zejungest im geschach
Ein leit, daʒ in beswârte.
der vrouwen herre warte
Mit grôʒer huote ir beider
sô lang, unz daʒ er leider
An ir geberden wart gewar,
daʒ si diu sueʒe minne gar
Hete in ir strik geworren,
und daʒ si muosten dorren
Nâch ein ander beide;
dar umbe wart vil leide
Disem guoten herren dô;
er dâhte wider sich alsô:
»Enhuete ich mînes wîbes niht,
mîn ouge lîhte an ir gesiht
Daʒ mich har nâch geriuwet;
wan si mir schaden briuwet
Mit disem werden edeln man:
dast wâr, ob ich eʒ gevuegen kan,
Ich bringe s' ûʒer sîner wer;
über daʒ vil wilde mer
Wil ich z'wâre mit ir varn,
durch daʒ ich künne si bewarn
Vor ime, unz daʒ er gar von ir
gewende sînes herzen gir,

Und si den muot von im geneme;
ich hôrte ie sagen, daʒ deme
Sîn liep vil sanfte werde leit,
daʒ mit langer stætikeit
Von im gescheiden werde gar;
dar umbe wil ich mit ir dar
Zuo dem vrônen Gotes grabe,
unz daʒ si gar vergeʒʒen habe
Der hôhen liebe, die si treit
dem werden ritter vil gemeit.«
Alsus kam er überein,
daʒ er den gelieben zwein
Ir trûtschaft wolde leiden,
diu niemer doch gescheiden
Mohte werden under in.
er kêrte dar ûf sînen sin,
Daʒ er mit der vrouwen
bî namen wolte schouwen
Jerûsalem daʒ reine lant.
und dô der ritter daʒ bevant,
Der nâch ir werden minne bran,
dô wart der muotsieche man
Schiere des ze râte,
daʒ er nâch ir drâte
Wolt' ouch varn über mer;
in dûhte, daʒ er âne wer
Dâheime tôt gelæge,
ob er sich des verwæge.
Daʒ er wendig würde
an der minne bürde,
diu twang sô vaste sînen lîp,
daʒ er durch daʒ schœne wîp
Wære in den grimmen tôt gevarn;
dar umbe er do[ch] niht langer sparn
Wolte nâch ir sîne vart.
und dô des an ime inne wart
Diu sueʒe tügenderîche,
do besant' in minneklîche

Daʒ vil keiserlîche wîp:
»vriunt,« sprach si »und lieber lîp,
Mîn man ist an den willen komen,
alse dû selber wol hâst vernomen,
Daʒ er mich vlœhen wil von dir:
nû volge, trût geselle, mir,
Durch dînre hôhen sælden art,
und verwende dise vart,
Die sîn lîp hât ûf geleit
über daʒ wilde mer vil breit:
Var aleine darüber ê,
dar umbe daʒ ich hie bestê;
Wan swenne er hât von dir vernomen,
daʒ dû bist vor im über komen,
Sô blîbet er alhie zehant,
und wirt der arg wân erwant,
Den sîn lîp hât ûfe mich;
wan er gedenket wider sich:
»Wære an disen dingen iht,
der mîn herze sich versiht
An mînem schœnen wîbe guot,
der werde ritter hôchgemuot
Wære niht von dem lande komen.«
sus wirt der zwîvel im benomen,
Den wider mich sîn herze treit.
ouch sol dir daʒ niht wesen leit.
Obe dû bist eine wîle dort,
unz man verredet hie daʒ wort,
Daʒ von uns vliuget über lant.
sô dich her wider hât gesant
Der vil sueʒe reine Krist,
sô hâstu samir alle vrist
Dînen willen deste baʒ,
obe man nû gar verredet daʒ,
Daʒ man ûf uns ze mære saget.
dem edeln Gote si eʒ geklaget,
Daʒ dû nâch dem willen dîn
niht iemer maht bî mir gesîn.

Unde ich bî dir nâch mînre ger.
nû gank, vil lieber herre, her,
Und enpfâch von mir diz vingerlîn,
dâ bî soltu der swære mîn
Gedenken understunden,
dâ mite ich bin gebunden,
Sô dich mîn ouge niht ersiht:
wan z'wâre sô mir iht geschiht,
Ich muoʒ an dich gedenken,
dîn vart diu kan mir senken
Jâmer in mîns herzen grunt.
gip mir her an mînen munt
Ein vriuntlîchen sueʒen kus,
unde tuo durch mich alsus,
Alse ich hân gesaget dir.« —
»Gerne,« sprach er »vrouwe,« ze ir
Mit truebes herzen sinne
swaʒ ich dar an gewinne,
Ich tuon mit willen, swaʒ ir went:
ich hân sô gar an iuch versent
Herze, muot und ouch den sin,
daʒ ich iu von rehte bin
Eigenlîchen under tân.
nû lânt mich iuwern urloup hân,
Uʒerwelte vrouwe guot,
und wiʒʒent, daʒ mîn sender muot
Nâch iu muoʒ grôʒen kumber doln:
ich bin sô gar an iuch verkwoln
Mit herzen und mit lîbe,
liebeste aller wîbe,
Daʒ ich des michel angest habe,
man trage mich tôten zuo dem grabe,
E mir diu sælde mê geschehe,
daʒ ich dich iemer mê gesehe.«
Hie mite was diu rede hin,
die si dâ trîben under in
Von ir herzeleide:
diu zwei gelieben beide

Schieden sich mit marter,
unt twungen sich dô harter
Zuo herzen an der stunde,
dan ich mit dem munde
Iu gesagen künne;
an werltlîcher wünne
Lag ir beider herze tôt;
ir liehten münde rôsenrôt
Vil senfter minne pflâgen:
dar nâch si sich bewâgen
Aller vröuden under in.
Der werde ritter kêrte hin
Mit jâmer an daʒ mer zehant;
den êrsten kiel den er dâ vant,
Dâ wart er inne über brâht;
er hâte sich des wol bedâht,
Daʒ er ûf der erden
nie mê wolde werden
Vröudehaft, noch rehte vrô,
Got geschuef eʒ danne alsô,
Daʒ er ze lande kæme
und etewaʒ vernæme
Von der lieben vrouwen sîn;
des wart sîn herzeklîcher pîn
Vil strenge und ouch vil bitter;
der tugenthafte ritter
Begunde nâch ir trûren
und in sîn herze mûren
Vil jâmerlîche riuwe;
sîn alte sorge niuwe
Nâch ir sueʒen minne wart;
der reinen turteltûben art
Tet er offenlîche schîn,
wan er, nâch dem leide sîn,
Vermeit der gruenen vröuden zwî,
und wonte stæteklîche bî
Der dürren sorgen aste;
er sente sich nâch ir vaste.

Und wart sîn leit sô rehte stark,
daȝ im der jâmer durch daȝ mark
Drang biȝ an der sêle grunt;
er wart vil tiefer sorgen wunt
Und minnenklîcher swære:
der sende martelære
Sprach ze maniger stunde
mit siufzendem munde:
»Gehêret sî daȝ reine wîp!
der lieben und der sueȝen lîp
Mir gît sô herzeklîchen pîn;
jâ si vil sueȝe vrouwe mîn,
Wie kan ir sueȝiu meisterschaft
sô bitterlîcher nœte kraft
Senden mir ze herzen!
wie mag sô grôȝen smerzen
Ir vil sælig lîp gegeben!
sol si trœsten niht mîn leben,
Sô bin ich endeliche tôt.«
in dirre herzeklage nôt
Was er mit jâmer alle tage,
unt treip sô lange dise klage,
Biȝ er zejungest wart geleit
in alsô grôȝe sendikeit,
Daȝ er niht langer mohte leben;
ime wart sô grimmiu nôt gegeben,
Daȝ man wol an ime sach
daȝ tougenlîche ungemach,
Daȝ er an sîme herzen truok,
und dô der werde ritter kluok
Der leiden mære sich versach,
daȝ im ze sterbenne geschach,
Dô sprach er zuo dem knehte sîn:
»vernim mich, trût geselle mîn,
Ich bevinde leider wol,
daȝ ich sicher sterben sol
Durch liebe mîner vrouwen;
wan si mich hât verhouwen

Biʒ ûf den tôt mit sender klage:
darumbe tuo daʒ ich dir sage:
Swen ich sî verdorben
und ich lige erstorben
Durch daʒ keiserlîche wîp,
sô heiʒ mir snîden ûf den lîp
Und nim herûʒ mîn herze gar,
bluotig unde riuwevar,
Daʒ soltu denne salben
mit balsemen allenthalben,
Durch daʒ eʒ lange vrisch bestê;
vernim waʒ ich dir sage mê,
Und vrüme ein ledelîn kleine
von golde und von gesteine,
Darin mîn tôteʒ herze tuo,
und lege daʒ vingerlîn darzuo,
Daʒ mir gap diu vrouwe mîn;
sô diu zwei zuo(z')einander sîn
Besloʒʒen und versigelet,
sô bring alsô verrigelet
Si beide mînre vrouwen,
durch daʒ si müge schouwen,
Waʒ ich von ir hân erliten,
und wie mîn herze sî versniten
Nâch ir vil sueʒen minne:
si hât sô reine sinne
Und alsô ganze triuwe,
daʒ ir mîn jâmer niuwe
Lît iemer an ir herzen,
bevindet si den smerzen,
Den ich durch si lîden sol:
darumbe tuo sô rehte wol
Und ervülle mîn gebot;
der reine und der sueʒe Got,
Der kein edel herze nie
mit der helfe sîn verlie,
Der mueʒe sich erbarmen
über mich vil armen

Und geruoche der vil lieben geben
vroude und ein wunnenklîcheʒ leben,
Durch die ich hie muoʒ ligen tôt.«
Mit dirre klagenden herzenôt
[Daʒ lâ dich, herre Got, erbarmen
und trœste mîne sêle vil armen]
Der ritter nam sîn ende.
dar umbe sîne hende
Der kneht vil jæmerlîche want.
er hieʒ in snîden ûf ze hant
Und ervüllet' ime sîne bete;
swaʒ er in ê gebeten hete,
Daʒ tet er, unde kêrte dan,
alse ein vröudelôser man,
Mit dem herzen alsô tôt,
er vuort' eʒ, alse er im gebôt,
Zuo der selben veste,
da er die vrouwen ûfe weste,
Durch die der liebe herre sîn
leit des grimmen todes pîn.
  Dô er zuo der veste kam,
dâ diu vrouwe tugentsam
Was inne bî der selben zît,
dô reit ime ûf dem velde wît
Ir man engegen von geschiht,
und wolte, als uns daʒ mære jiht,
Dâ lihte hân gebeiʒet;
des wart der kneht gereiʒet
Ûf klegelicheʒ ungemach;
wan dô der ritter in gesach,
Dô gedâht' er al ze hant:
»z'wâr, dirre ist har gesant
Umbe anders niht, wan umbe daʒ,
daʒ er der mære eteswaʒ
Bringe mînem wîbe
von sînes herren lîbe,
Der nâch ir minne jâmer treit.«
hie mite er zuo dem knehte reit

Und wolte in mære vrâgen sâ:
do ersach er vil schiere dâ
Die lade von gezierde kluok,
darinne er daʒ herze truok
Und ouch der vrouwen vingerlîn;
er hete si an den gürtel sîn
Den liuten gehenget zuo gesiht,
als ob eʒ wære anders iht.
Dô der ritter daʒ ersach,
den knappen gruoʒt' er unde sprach,
Waʒ er darinne truege.
dô sprach der vil gevuege
Und der getriuwe jungelink:
»herre, eʒ ist einrehande dink,
Daʒ verre mit mir ist gesant.« —
»lâ sehen,« sprach er alzehant
»Waʒ darinne sî verborgen.«
dô sprach der kneht mit sorgen:
»Z'wâre, des entuon ich niht,
kein mensche eʒ niemêr gesiht,
Wan der eʒ sol von rehte sehen.« —
»nein, alsus mag es niht geschehen,«
Sprach der ritter zuo(z') ime,
»wan ich eʒ dir mit gewalte nime
Und schouwe eʒ sunder dînen dank.«
darnâch was vil harte unlank,
Biʒ daʒ er im daʒ ledelîn
brach von dem gürtel sîn;
Daʒ tet er ûf dô mit der hant:
er sach daʒ herze unde vant
Dâbî der vrouwen vingerlîn;
an den zwein wart im wol schîn,
Daʒ der ritter læge tôt,
und disiu zwei sîner nôt
Ein urkünde wæren
zuo der vil sældebæren.
Der ritter sprach dem knehte zuo:
»ich sage dir, knappe, waʒ dû tuo,

Var dîne strâʒe, wellest dû;
ich wil diu kleinœter nû
Mir selber hân, daʒ sage ich dir.«
sus reit er heim, nâch sîner gir,
Und sprach ze sînem koche sâ,
daʒ er ime ûʒ dem herzen dâ
Ein kleine sunder trahte
mit hôhem vlîʒe mahte.
Daʒ tet der koch mit willen gar,
er nam zuo ime daʒ herze dar
Und maht' eʒ alsô rehte wol,
daʒ man enbîʒen mêr(e) sol
Dekeinre slahte spîse,
diu sô wol nâch prîse
Mit edeln würzen sî gemaht,
sô daʒ herze vil geslaht.
  Als eʒ was gar bereitet,
dô wart niht mê gebeitet,
Der wirt gienk ouch über tisch,
und hieʒ tragen alsô vrisch
Die trahte sînem wîbe dar.
»vrouwe,« sprach er suoʒe gar
»Diz ist ein spîse kleine,
die solt dû eʒʒen eine,
Wan dû ir niht geteilen maht.«
sus nam diu vrouwe vil geslaht
Und aʒ ir vriundes herze gar,
alsô daʒ si niht wart gewar,
Welher slahte eʒ möhte sîn,
daʒ jæmerlîche trehtelîn
Sueʒe dûht' eʒ werdem munt,
daʒ si dâ vor ze keinre stunt
Nie dekeiner spîse gaʒ,
der gesmak ir ie geviele baʒ.
  Dô diu vrouwe stæte
daʒ herze geʒʒen hæte,
Dô sprach der herre alzehant:
»vrouwe, nû tuo mir bekant:

Wie disiu trahte dir behage:
ich wæne, daʒ dû dîne tage
Enbiʒʒest keinre spîse nie
sueʒer, vrouwe, denne die.« —
»Lieber herre,« sprach si dô
»nie mêr werd' ich rehte vrô,
Ob ich ie spîse gæʒe,
diu sô zukker mæʒe
Mich dûhte und alsô reine,
als disiu trahte kleine,
Der ich iezunt hân bekort;
aller spîse ein überhort
Muoʒ si mir bî namen sîn.
nû sprechent, lieber herre mîn,
Ist diz eʒʒen lobesam
gewesen wilde oder zam?« —
»Vrouwe,« sprach er aber ze ir
»vernim vil rehte, waʒ ich dir
Mit worten hie bescheide:
zam und wilde, beide,
Was disiu trahte, samir Got:
den vröuden wilde, âne spot;
Den sorgen zam ân' underlâʒ:
dû hâst des ritters herze gâʒ,
Daʒ er in sîme lîbe truok,
der nâch dir hât erliten genuok
Jâmers alle sîne tage;
geloube mir, waʒ ich dir sage,
Er ist von sender herze nôt
nâch dînre sueʒen minne tôt,
Unde hât dir daʒ herze sîn
und daʒ guote vingerlîn
Ze eime urkünde her gesant
mit sîme knehte in diz lant.«
Von dem leiden mære
wart diu sældenbære
Alse ein tôteʒ wîp gestalt,
ir wart in dem lîbe kalt

Daʒ herze, daʒ geloubent mir,
ir liehten hende enpfielent ir
Beide vür sich in die schôʒ,
daʒ bluot ir ûʒ dem munde gôʒ.
Als eʒ diu wâre schult gebôt:
»jâ,« sprach si dô mit grôʒer nôt
»Hân ich sîn herze denne gâʒ,
der mir hât âne underlâʒ
Von grunde ie holden muot getragen,
sô wil ich iu bî namen sagen,
Daʒ ich nâch dirre spîse,
sô wol gemaht nâch prîse,
Nie mêr keinre trahte her
mich vürbaʒ wil genieten mêr;
Got verbiete mir durch sînen muot,
daʒ nâch sô werder spîse guot
In mich kein swache trahte gê!
enbîʒen sol ich niemer mê
Dekeinre slahte dinges,
wan des ungelinges,
Der geheiʒen ist der tôt;
ich sol mit sender herzenôt
Verswenden hie mîn armeʒ leben
umbe in, der durch mich hât gegeben
Beide, leben unde lîp;
ich wære ein triuwelôseʒ wîp,
Ob ich gedæhte niht daran,
daʒ der tugenthafte man
Sante mir sîn herze tôt.
wê, daʒ mir ie nâch sînre nôt
Wart einen tag daʒ leben schîn!
z'wâr, eʒ mag niht lenger sîn,
Daʒ ich eine ân' in lebe,
unde er in dem tôde swebe,
Der vor mir triuwe nie verbark.«
sus wart ir nôt sô rehte stark,
Daʒ si von sendem leide
ir blanken hende beide

Mit grimme zuo(z')ein ander vielt;
daʒ herze ir in dem lîbe spielt
Von sendem jâmer niuwe.
hie mite gap diu getriuwe
Ein ende ir sueʒem lebene,
und wider wak vil ebene
Mit eime swæren lôte,
swaʒ ir dâ vor genôte
Ir vriunt geborget hæte;
si galt mit ganzer stæte
Und ouch mit hôhen triuwen ime.
Got welle, swaʒ ich dinges nime,
Daʒ ich wider gebe daʒ,
beidiu, senfter unde baʒ,
Denne ir vil reineʒ herze tete.
ich wæne, daʒ an keiner stete
Wart nie vergolten alsô gar,
noch niemer wirt, daʒ ist (al)wâr,
An den liuten, die nû sint;
wan nû vrou Minne underbint
Lît niht strenklichen an,
daʒ, beidiu, vrouwen unde man
Ze samen niht gebunden sîn,
daʒ si des grimmen tôdes pîn
Nû durch ein ander lîden.
man sliʒet ab der wîden
Ein bast vil sterker mit der hant,
denne iezuo sî der Minne bant,
Dâ nû liep bî liebe lît:
ân' des grimmen tôdes strît
Werdent si gescheiden wol,
die nû kumberlichen dol
Durch ein ander wellen tragen.
vrou Minne gît bî disen tagen
Ir selber alsô guoten kouf.
wiʒʒent, daʒ si nie geslouf
Ze tougenlîcher diete
umb sô swache miete,

Sô durch ir suezikeit sô guot,
daʒ durch si manig edel muot
Biʒ ûf den tôt versêret was.
nû merkent si ir art baʒ,
Und ist sô krank ir orden,
daʒ si wol(veile) ist worden
Den argen umb ein kleineʒ guot;
dar umb ieman lützel tuot
Durch si nû dem lîbe wê,
man wil darûf niht ahten mê;
Und riuwet daʒ vil kleine mich,
sît si nû gelîchet sich
Den liuten allen gemeine;
man aht darûf vil kleine,
Als ist eʒ umb die Minne:
gewint aber si die sinne,
Daʒ si tiure würde,
eʒ wær' des jâmers bürde,
Die geleit sô veste an,
denne iezuo teten vroun und man.
Eʒ wirt nâch ir alsô gestriten
und einer vür den andern biten,
Daʒ man eʒ gerne möhte sehen.
niht anders kan ich iu verjehen.
Von Wirzeburg ich Kuonrât.
wer alsô reine sinne hât,
Daʒ er daʒ beste gerne tuot,
der sol diz mær' in sînem muot
Darumb sezzen gerne,
daʒ er dâbî gelerne
Die minne lûterlîchen tragen:
kein edel herze sol verzagen.
Dâmit hât disiu red' ein ende:
daʒ Got die valschen herzen schende!

XII.

Das Auge.

Ein edler tapferer Ritter, unschön von Gestalt, hatte das schönste Weib, die er innig liebte, und die, ebenso tugendhaft, ihn herzlich wieder liebte, und ihm alle Zweifel wegen seiner Gestalt benahm. Er fuhr weit umher auf Turniere und Ritterschaft, und fand daheim bei seiner Gattin immer gleiche Liebe und Treue. Auf einem solchen Turnier stach er einen Ritter durch den Arm, und dieser ihm ein Auge aus. Alle bedauerten ihn, und er selber beklagte den Unfall, besonders wegen seiner Frau, und wollte, so entstellt, ihr nicht mehr vor Augen kommen. Sein Knappe jedoch, der zugleich sein Verwandter war, mit dem er sich in der Herberge berieth, tröstete ihn, bei dem keineswegs unehrenhaften Verluste, durch die bewährte Güte seiner Gattin, und erbot sich, ihr die Nachricht zu bringen, und ihm die Aufnahme derselben zu melden.

Der Knappe wurde freudig empfangen; er erzählte der Herrin das Unglück ihres Gatten, und wie derselbe beschloſsen habe, nicht wieder heim zu kommen, um durch seinen miſsfälligen Anblick ihr nicht wehe zu thun oder Schaam zu erregen; worüber, wenn sie es auch verhehlte, jedoch der Zweifel ihn quälen würde: er wolle also nach dem heiligen Grabe fahren, und Leib und Leben für ihr beider Seligkeit hingeben. Da erwiederte die treue Gattin, dafür gäbe es noch wohl Rath, und sie könne ihm allen Zweifel deshalb benehmen. Sie hieſs den Boten warten, ging hinaus, und stach sich selber mit einer spitzen Scheere ein Auge aus; so kam sie wieder zu dem Knappen, und hieſs ihn ihrem Manne die Botschaft bringen, daſs sie nun beide gleiches Wappen trügen; er möge also getrost heimkommen.

Der Ritter beklagte schmerzlich die übergroſse Treue der Gattin, kehrte jedoch heim, und lebte mit ihr in herzlicher Liebe und Freude bis ans Ende.

XII.

Daʒ ouge.

Man seite mir ein mære,
daʒ ein herre wære
Milte sînes guotes,
werde und hôhes muotes,
Ze den besten einre ûʒ genomen,
und gar nâch wunsche volle komen
An tugenden und an manheit,
sîn prîs, mit volge, überstreit
Die besten die man iendert vant;
daʒ erstreit sîn werdiu hant
Mit hôher kunst, mit ritterschaft,
an turnei unde an mannes kraft;
Er was alles wandels ein gast:
eineʒ doch an ime gebrast,
Er was niht ein schœnre man,
weserehte unde ran,
Swarz und snœde was sîn hâr,
sîn varwe bleich und niht klâr,
Unwunneklîche was sîn lîp.
ein daʒ allerschœnest wîp,
Diu man bî sînen zîten vant,
diu was sîn êlich wîp genant,
Und was, als uns diz mære seit,
ein bluome reiner wîpheit,
Aller tugend ein spiegel glas:
nihtes niht an ir was,

Wan des man wünschen solde:
der ir wünschen wolde,
Daʒ erzougt' ir hôher prîs
an maniger tugend, in manige wîs,
Und erzougete eʒ daran,
ir was alsô liep ir man,
Daʒ eʒ nie wîp, âne haʒ,
erbôt alsô wol, noch baʒ
Ir liebem man, als siu'ʒ ime bôt.
siu lie daʒ durch deheine nôt,
Siu vlîʒʒe sich mit zühten ie,
daʒ siu niht des übergie,
Daʒ im nâch sînes herzen gir
behagen solde wol an ir;
Des was ir gewillig muot bereit
mit ungewanter stætikeit.
Ouch kunde siu sich des bewarn,
daʒ er si nie kunde ervarn
An keinre hande siten,
die beʒʒer wæren vermiten,
Denne getân: ir reinem site
wonte wunder wunsches mite,
An solichem muote.
des was im diu guote
Lieber, daʒ vil reine wîp,
dan guot, sêle oder lîp,
Unde alleʒ daʒ er ie gesach.
ir iewederʒ nie gebrach
Gegen ander stæter liebe kraft,
die ganzes herzen vriuntschaft
Mit triuwen an im worhte.
nû was doch daʒ sîn vorhte,
Daʒ sîn übelgetânre lîp
betruebete sîn [vil] reineʒ wîp
Lîhte an solichen sachen,
die an ir muosten machen
Etelîchen zwîvels wank.
daʒ was ân' nôt, wan ir gedank

An stæten triuwen vester was,
dan ein herter adamas.
Ouch lieȥ er die huote
an si, unt tet mit guote
Unde ouch mit liebe deste baȥ,
daȥ er undervuere daȥ.
Er was wîse und kunde wol,
als ein ritter wesen sol,
Zühtig, milde und wârhaft;
turnei, dienest, ritterschaft
Suohte er wît in vremdiu lant,
und machte sich dâ wîte erkant,
Daȥ man in wol erkande,
wâ man die besten nande,
Und man in wol vürûȥ genam.
als er danne wider kam,
So enpfie die tugentrîche
in alsô minniklîche,
Daȥ er niht wolte hân sîn leben
umb al der welte leben geben.
Diu schœne im daȥ mit triuwen galt.
ir zweier minne was einvalt.
Mit einre liebe alsô besigelt
und in ir herze alsô verrigelt,
Daȥ deweders herze wart
vor dem andern ûf gespart;
Ir lieplîchiu geselleschaft
vlaht sich in eines strikkes haft,
Den von sînen kreften
nie man kunde entheften
Gegen wanke an in zwein;
ir liebe in ganzen triuwen schein
Unverwandelt unde ganz,
stæte gar, âne allen schranz;
Iewederȥ was des andern vrô.
Nû gevuogt' eȥ sich alsô,
Daȥ durch sîne werdikeit
der ritter ze eime turnei reit.

Daʒ in diu sældenrîche
schœne und hêrlîche
Nâch ritters orden zierte.
der werde helt tschustierte
Wider einen ritter guot,
der was vrisch und wolgemuot,
Ûf den er ein sper zerbrach,
und in durch den arm stach:
[Leider] ouch vermisset' er sîn niht,
er traf in hin zuo der gesiht,
Und stach ime daʒ ouge hin.
disen grôʒen ungewin,
Den er mit schaden dâ gewan,
den klagete wîp unde man,
Durch die hôhe manheit,
diu sîme lîbe was bereit.
Dô er ze der herberge kam,
und jâmers vil aldâ vernam,
Der umbe sînen lîp geschach,
ime was sîn leit und ungemach
Leider durch sîn liebeʒ wîp,
denne durch sîn selbes lîp.
Nû hât' er einen knappen dâ,
der was im dâ und anderswâ
Lieber, dan ein ander,
wan an ime erkand' er
Triuwe und dienestlîchen muot;
dirre selbe knappe guot
Was sîn mâg und ouch sîn kneht,
darzuo het er en triuwen reht,
Den hieʒ er sizzen dar vür sich:
er sprach: »neve, wîse mich,
Und gip mir etelîchen rât
ze mînem ding, als eʒ nû stât.« —
»Wie? herre mîn, des wîset mich:
swaʒ ir welt, darzuo rât' ich
Mit willen, sô ich beste kan.«
dô sprach der vröudelôse man:

»Dû hâst selber wol gesehen,
waʒ mir leides ist beschehen:
E nû mîn ungetânre lîp
hinnan vür mîn reine wîp
Betrueben solde, ê wolt' ich,
daʒ man ieze tôte mich.
Siu hât durch wîplîchen prîs
mich geêret in manige wîs
Mit vriuntlîcher stæte,
daʒ ich missetæte
Lieʒ' ich si iht des an mir sehen,
dâ von ir mueste leit geschehen
Und des siu an mir schamte sich.
ich was ê niht sô minniklich:
Ich möhte ir widerzæme
nû sîn und ungenæme.« —
»Herre,« sprach der knappe dô
»gehabt iuch wol: wie tuot ir sô?
Mîn sælge vrouwe ist alsô guot,
daʒ siu iu niemer niht getuot,
Wan als si hât unz her getân:
ir sült von iu den zwîvel lân.
Unde an iu selbe niht verzagen.
lât ir mich diu mære sagen:
Al darnâch siu danne lebe
und dem leide antwurt gebe.
Darnâch tuot den, daʒ rât' ich.
der schade ist vil unlesterlich,
Der iu leider ist geschehen,
des muoʒ man von wârheit jehen.
Lât mich an disen zîten
heim mit den mæren rîten.«
Der rât behagete wol in zwein,
von dannen reit der knappe hein.
Alse in diu vrouwe komen sach,
vil balde siu dô zuo ime sprach:
»Sag' mir, wâ ist der herre mîn?
daʒ er sælig mueʒe sîn!«

»Vrouwe, er enmag nû komen niht.« —
»ôwê! wâvon? wirret ime iht,
Daȥ ungelükke meine?« —
»jâ, vrouwe, im ist ein kleine
Geschehen an dem lîbe.« —
»ôwê mir armen wîbe!«
Sprach siu »waȥ ist ime geschehen?
daȥ soltu mir durch Got verjehen.« —
»Vrouwe reine, wolgeborn,
er hât leider (dâ) verlorn
Ein ouge an der ritterschaft,
dô er mit ritterlîcher kraft
Warp nâch hôhem prîse.«
dô sprach diu reine wîse:
»Sô möht' er doch wol komen sîn.«
der knappe sprach dô: »vrouwe mîn,
Er hât gewærlich gejehen,
er welle iuch niemer mê gesehen;
Ir habt dâher in iuwern tagen
alsô zühtiklich vertragen
Sînen übelgetânen lîp,
daȥ er iuch, reine sælig wîp,
Niemer mê beswæren wil;
der beswærde wære ze vil,
Daȥ ir in soltet sehen an,
als einen halben blinden man.
Er ist alse übel nû getân,
daȥ er iuch gerne wil erlân
Schame und sîner angesiht.
ir tætet eȥ vil lîhte niht:
Sô muoȥ er doch den zwîvel hân.
des wil er iuch und in erlân,
Und wil sich nû bekêren,
weltlîcher êren
Wil er durch Got nû tuon sich abe,
und wil zuo dem heiligen grabe
Varn, unde Gote ergeben,
beide, lîp unde leben,

Umbe iuwer beider sælikeit.
alsô hât er'ʒ ûf geleit
Und hât mich wider in diz lant
an iuch nâch urloube gesant.
Und wiʒʒet, daʒ sîn scheiden
muoʒ sîme herzen leiden
Vröude und allen hôhen muot.«
dô sprach diu reine vrouwe guot
»Hân ich im anders iht getân,
darumbe er mich welle lân.
Wan daʒ er vürhtet, daʒ ich
in ze sehene schame mich?«
»Vrouwe, nu ist ime anders niht.«
siu sprach: »sô möhte der geschiht
Werden noch vil lîhte rât;
sît eʒ an sînre vorhte stât,
Ich kan ime erzöugen wol
den muot, daʒ er niht zwîveln sol
Unde er mag âne vorhte sîn:
nû wis dû hie und beite mîn.«
Nû huop siu sich vil drâte
in eine kemenâte
Bî sunder heinlîch danne,
und wolte ir liebem manne
Benemen des zwîvels swære:
mit einre spizzen schære
Ir selber siu ein ouge ûʒ stach
daʒ siu niht mê daran gesach
Ir tage unz an ir ende sider,
und gie zuo dem knappen wider;
Siu sprach: »nû sage dem herren dîn,
er müge nû âne zwîvel sîn,
Sît wir gelîche wâfen tragen.
swaʒ ich im her in mînen tagen
Eren noch erboten hân,
daʒ ist âne schameheit getân,
Niht wan mit stæter triuwen kraft
leist' ich ime gesellesſchaft.

Nû soltu manen in hie bî,
daʒ er âne zwîvel sî,
Und daʒ er kume, er würde mir
nie so liep, er(n') sî noch zwir
Mir alsô liep, alse er was ê.«
 Dem knappen tet von herzen wê
Der vrouwen leit und ungemach.
er reit von dannan, dô daʒ geschach,
Hin, dâ er sînen herren vant,
unt tet ime disiu mære erkant.
Daʒ klaget' er, unde was unvrô,
daʒ siu erzöuget' ime alsô,
Wie stæte ir triuwe, ir herze was.
er vuor hein, alse er genas,
Zuo sîme lieben wîbe,
und hâte mit ir lîbe
Vröude, unz an ir beider tôt:
wan ie wederʒ dem andern bôt
Gewilliklîchen, widerstrît,
die grœsten êre ze aller zît.

XIII.

Frauen-Treue.

Noch immer möge so treue Liebe walten, als eine Frau ihrem bis in den Tod Liebenden und Geliebten bewährte.

Ein edler Degen warb stets ritterlich nach Frauengruſs, achtete nicht der Wunden und Wehen in ihrem Dienst, und gewann so überall Preis und Ruhm. Auf seinen Abenteuern kam er einst in eine Stadt, wo er niemand kannte, auſser einem Bürger, den er schon anderswo gesehen hatte. Mit diesem gab er sich ins Gespräch, und fragte ihn nach der schönsten Frau der Stadt. Der Bürger antwortete, morgen sei Kirchtag, und da könne er selber die schönste erkiesen, die er ihm dann nennen wolle. So trat der Ritter mit ihm an die Kirchthüre und sah die Frauen vorüber gehen, bis eine erschien, daſs er nimmer ein schöneres Frauenbild gesehen, und die augenblicks seines Herzen Grund einnahm, und nie mehr daraus schied: ihr Haar glich gesponnenem Golde, ihre Wimpern waren braun, ihre Augen funkelnd wie Sterne, ihr Antlitz fein, ihr Mündlein rosenroth glühend, ihr Hals weiſs und minniglich, ihre Gestalt schlank und ebenmäſsig, ihr Gang fräulich mit niedergesenktem Blicke, ihr Gewand ihrer Schönheit angemeſsen; noch mehr schmückten sie Güte und Tugend: sie war würdig, des Reiches Krone zu tragen. — Der Bürger fragte den Ritter, welcher er da den Preis der Schönheit gäbe; und dieser zeigte ihm seine eigene Frau. Der Bürger lachte und bat den Ritter zu Gaste. Dieser, ganz von der Schönen erfüllt, versagte, und dachte beständig nur an sie; er trat ihr überall in den Weg, um sich nur ihres Gruſses zu erfreuen, den sie ihm unbefangen bot. Als er jedoch Herberge in ihrer Nachbarschaft nahm, ward sie seiner Leidenschaft inne, und behutsam; sie liebte ihren Ehemann treulich.

Der Ritter, in seiner Minneglut, lieſs in der Stadt ausrufen, wer gewaffnet gegen ihn käme, den wolle er bloſs im seidenen Hemde bestehen. So geschah's, daſs ein unerfahrener im Kampfe ihn stach, daſs das Speer abbrach und das Eisen in der Wunde stecken blieb. Man trug ihn für todt in die Herberge, und ein Arzt kam: aber der Ritter wollte nur von der geheilt werden, um die er verwundet worden, oder sterben, wenn sie's versage. So lag er siech und bleich, und manche edle Frau kam, ihm zum Troste: allein die Auserwählte nicht.

Da bat ihr Ehemann selber, daſs sie zu ihm ginge: sie jedoch weigerte sich, weil er ihr unbekannt sei, und wohl ohne sie genese. Der Mann aber drang in sie, damit der Ritter nicht wähne, daſs er, sein einziger Bekannter am Orte, es ihr wehre. Da ging sie hin, mit ihrer Magd, und belebte den Ritter mit Freuden des Paradieses. Er bat sie, bei ihm zu sitzen; und sie saſs da in lieblicher Verschämtheit glühend, daſs sie kaum ein Wort sprechen, und ihr Mitleiden bezeugen konnte. Auf ihre Frage, wie er sich gehabe, antwortete er: wie sie wolle; bei ihr stehe sein Leben oder Tod. Sie wünschte ihm Genesung, doch wäre sie kein Arzt, noch weniger Gottes Sohn, und empfahl ihn Gott. Der Ritter bat sie aber, ihn vom Tode zu retten und das Eisen aus der Seite zu ziehen. Die Frau ward schamroth und ängstlich; ihre Magd aber sprach ihr Muth ein, und brachte sie dahin, daſs sie mit ihrer Hand das Eisen heraus zog. Darauf beurlaubte sie sich, und ging heim. Der Ritter nahm nun einen Arzt, der ihn bald heilte.

Dem Ritter lag aber Tag und Nacht die Frau im Sinne, und um sie zu gewinnen, achtete er sein Leben gering. Eines Nachts stieg er durch's Fenster in das Gemach, wo die Frau mit ihrem Manne schlief, nahte sich und berührte sie linde: sie erschrack heftig, und als er sich zu erkennen gab, wehklagte sie, daſs sie beide verloren wären; er wollte kein Leben ohne sie; und sie warf ein seiden Hemde über, und ging mit ihm von dem Bette, um ihn glimpflich hinaus zu bringen: er aber umfing sie gewaltig und drückte sie in seiner Minneglut so heftig, daſs seine Wunde wieder aufriſs, und er sich schleunig verblutete. Die Frau in diesem Jammer, wäre gerne mit ihm todt gewesen. Noth bricht Eisen: sie stellte ein Brett ans Fenster, gewaltig faſste sie den Leichnam und trug ihn in sein Bette; dann legte sie sich wieder zu ihrem Manne.

Am Morgen weckte der Kämmerer des Ritters ihn vergeblich: er schlief den langen Schlaf. Da weinten und wehklagten alle die Seinen. Sie wanden den Leichnam in einen Purpur, bahrten ihn auf, und trugen ihn zur Kirche, wo über ihn gelesen und gesungen wurde. Die von der Liebe des Ritters mächtig ergriffene Frau bat ihren Mann um Erlaubnis, ihm auch Seelopfer zu bringen; ihrer Magd allein vertraute sie alles. Sie ging zur Kirche, und opferte, in tiefem Herzeleide, zuerst ihren Mantel, dann ihr Gewand, so daſs sie im Rocke dastand, endlich auch, nichts mehr scheuend, auch diesen; sie trat hin zu dem Todten, blickte ihn an, erschrak und erbleichte; jammervoll rang sie die Hände, und ihr Herz zerspaltete sich im Leibe: todt sank sie neben der Leiche nieder. Alle liefen hinzu; ihr Mann raufte sich das Haar, und beklagte sein treues Weib. Die beiden geliebten Leichen wurden in ein Grab gelegt, und im Tode vereinigt.

Der Dichter der Frauentreue warnt und schilt die Frauen, die ihre getreuen Männer verderben laſsen; er preiset dagegen die ihnen lohnen, und wünscht sich solchen Lohn.

XIII.

Vrouwen triuwe.

Diz buechel heizet [der] vrouwen triuwe:
Got helf' uns mit ganzer riuwe!

Ich wolde wünschen, möht eʒ wesen,
swaʒ ich von liebe hân gelesen
Und von ganzer minne,
daʒ noch der werlde sinne
Dâ mit gestrikket wære,
als ich iu an disem mære
Bescheiden wil mit worten,
wie stæt' an allen orten
Der werden vrouwen herze was,
von der ich diz mære las,
Alsô daʒ si im mit triuwen galt.
der ir ze dienst(e) het gezalt
Lîp, herze, sinne unde muot:
enzun[de]t was von ir minne gluot
Sîn herze, nie gescheiden wart
von ir, biʒ eʒ der tôt verkârt'. *
Des lônte im diu guote,
diu reine, wol gemuote,
Alsô daʒ si daʒ leben verlôs
[und] den tôt durch sînen willen kôs.

---

* biʒ ûf des tôdes vart?

Die vor rede wil ich lân:
hie hebet sich daȝ mære an.
Ein ritter und ein werder degen,
lîbes und muotes gar erwegen,
Der het gewendet sînen muot,
als noch manik vrumer ritter tuot,
Daȝ er warp nâch vrouwen gunst;
dâ von er manik bluot runst
Enpfienk mit grimmer bitterkeit:
dar umb er doch nie vermeit,
Er wære in vrouwen dienste balt
mit ritterschefte manikvalt,
Mit sper und mit dem schilde,
mit tugenden und mit milde.
Dâ von er wîten wart bekant.
swâ der werde des enpfant
Und swâ er dienen weste
den vrouwen, [dâ] tet er daȝ beste, [*]
Der ritter unverdroȝȝen.
des hât' er ofte genoȝȝen:
Ze jungest er sîn doch engalt,
wan eȝ in verleitet' unt valt'.
Der selbe ritter kwam geriten
ûf âventiur[e], nâch sînem siten,
Durch ritterschaft, in eine stat,
dar ûȝ er nie mêr vuoȝ getrat.
Diu liute im wâren unbekant,
sunder einen burger, den er vant,
Den het er vor gesehen,
dem begund' er sich næhen, [**]

---

[*] Diese drei Zeilen erweitert L.:
Verre vuor er durch diu lant,
Den reinen wîben wart er holt,
den diente er mit rîchem solt
Williklich und gerne;
wær' er gesîn ze Berne,
Des het ff.

[**] zuo dem begund' er jehen. L. beide Zeilen fehlen H.

Er redet' mit im ze künde,
er vrâgt' in, wâ er vünde
Die aller schœnsten vrouwen.
er sprach: »helt, welt ir schouwen
Die schœnste(n), diu hie irgent ist,
die zeige ich iu in kurzer vrist:
Morgen ist hie kirch tak,
vil wol daȝ geschehen mak,
Daȝ ir si sehet alle;
swelch iu dô baȝ gevalle,
Die zeiget mir mit winken
oder mit ougen pinken.«*
Der ritter wart der rede vrô;
si trâten vür die kirch tür dô,
Die wîle dâ pfaffen sungen,
die vrouwen vür si drungen.
Der ritter eine dâ ersach,
in sînem herzen er dô jach,
Ern' sæhe nie bilde mêr sô klâr,
er begunde der vrouwen nemen war,
Si kam im zuo der selben stunt
mitten in sînes herzen grunt,
Dar ûȝ si nimmer mêr geschiet,
unz** biȝ eȝ der tôt verschriet;
Si het in gar der sinne beroub[e]t:
diu vrouwe truog ûf irem houb[e]t
Hâr, gespunnen golt gelîch,
dar ob gebende zwinzerlich,***
Ir wimprân brûn, ir antlüz fîn,
ir ougen sam der sterne schîn,
Ir mündel daȝ stuont rôsen var,
ob rôsen bleter wæren dar
Geströut und brünnen vor † rœte,
daȝ brâht' den helt in nœte,

---

* blinken *L. M.* Ausserdem ändert *L.* und schiebt 4 Zeilen ein.
** Wen. *M.*
*** fraserlich *M.* rich *L.*
† brûn var.

Ir hals wîʒ und ir kinne
gestellet wol ze der minne,
Ze den sîten smal, ze mâʒen lank,
si het vrouw(e)lîchen gank,
Daʒ si nimmer ir ougen
erhuop, daʒ ist âne luogen,
Ze wildiklîchem blikke;[*]
der ritter [er]sufzte dikke,
Und sach si an unverdroʒʒen;
alsam ein bilde ergoʒʒen
Nâch wunsche, was ir zarter lîp;
jâ, wer gesach ie schœner wîp!
Ze prîse stuont [wol] ir gewæte
ze der schœne, die si hæte;[**]
Si was mit guete und mit tugent
gezieret wol, ir sueʒe jugent,
Ich enkünd'eʒ halbeʒ niht vol sagen:
si solde des rîches krône tragen.
Der burger sprach dem ritter zuo:
»welhiu,« sprach er »dünket iuh nû
Diu schœnste? des sult ir mir verjehen;
ich weiʒ wol, daʒ ir habt gesehen
Mangen schœnen stolzen lîp.«
er zeiget' im sîn selbes wîp.
Der burger lachen des began;
er het dar ûf keinen wân.
Er bat den ritter mære,
daʒ er sîn gast wære.
Daʒ versagt' im der helt;
sîn herze daʒ was gar verselt
An die[***] vrouwen tag und naht,
er trünke, er æʒe, er slief, er waht',
Er stuende, er gienge, er læg', er saʒ,
der vrouwen nimmer er vergaʒ.

---

[*] Diese 3 Zeilen verkürzt *H*: ir ouge erblickten. Die beiden letzten fehlen auch in *L*.

[**] gewet: het.

[***] verkwelt Nâch der. *H*

Unt kêrte dar(an) sînen sin,
swâ diu vrouwe gienge hin,
Daʒ er ir an den wek trat,
beide, vruo unde spât,
Durch daʒ, daʒ si in grueʒte
und dâmit swære (im) bueʒte.
An' ark wân, durch ir selbes zuht,
gruoʒt' si den ritter; der helt enruocht'
Aller vröuden [*] niht umb ein hâr,
swenne er solde shen die vrouwen klâr. [**]
Der unverzagte weerde man
her berge sâ gewan
Ze næhest bî der vrouwen,
durch daʒ er si geschouwen
Deste dikker mehte,
daʒ in von sorgen bræhte. [***]
Des wart inne diu vrouwe guot,
daʒ er ir trueg(e) holden muot.
Er wolt' [sich] nâch ir erwueten:
diu vrouwe [diu] begunde sich hueten,
Und was irem herzen leit genuok.
wan si ze nie man liebe truok, [†]
Wan ze irem êlichen man.
der ritter in der minne bran.
Daʒ enstuont dar nâch niht lank,
ir sueʒe minne in dar zuo twank,
Daʒ er lieʒ ruofen über al,
daʒ eʒ in der stat erschal,

---

[*] vrouwen. *H.*

[**] Für diese 3 Zeilen setzt *L.*:

gruoʒt(e) diu reine vruht
Den ritter stolz und gemeit.
ze dienst(e) wart er schier bereit
Der edlen und der zarten,
der wolt' er gâ (gerne?) warten.

[***] möhte, daʒ im vor sorgen töhte. *H.*

[†] Diess Reimpaar erweitert *L.* zu 6 Zeilen.

Ob ie man in wolde bestân,
mit der tschôst, gewæfen ân',*
Gegen dem wold' er ze velde komen,
in einem [sîdîn] hemde, hân ich vernomen.**
Die rede erhôrt' ein tumber,
der brâht' den helt in kumber,
Alsô daʒ er den ritter stach,
daʒ daʒ sper in im zebrach,
Wan er mit grimme ûf in treip,
daʒ daʒ îsen in im beleip.
Man sach in bleich, der ê was rôt,
man huob den werden ûf ver tôt,
Man brâht' in in sîn her berge sân,
einen arzt man im gewan,
Als man ze wunden liuten pfliget.
der tôt im nâhen an gesiget
Het mit smerzen bitter.
mit grimme sprach der ritter:
»Mich sol nieman tuon gesunt,
wan durch der wille(n) ich wart wunt,

---

* gewâpent an. H. gewappoten. I.

** I. malt ungeschickt weiter aus:
als ich eʒ reht hân vernomen,
Zuo den selben ziten,
in einem hemd' von siden
Mit schœnen guldîn borten
an siten und an orten,
wâren al umb dar ûf geleit,
beidiu, smal unde breit,
Daʒ si gâben schîn und glanz
ûf der minnen kranz,
Der was sô rehte schœne;
dar nâch ein gedœne
Huop sich von seiten spil,
des was unmâʒen vil
Von busûnen unt pfîfen.
dô sach man den werden strîchen
Ûf der ban her unde dar;
des nâmen schœne vrouwen war.
Den tschust den hôrt' ein tumber.

Læȝt mich diu sust verderben,
sô wil ich gerne sterben.«
Mank werde vrouwe kom gegân
al dar ze trôst dem wunden man,
Und manger werder man alsam:
sîn[e]s herzen trût daȝ[*] niht enkwam;
Dâ von sîn herze in jâmer kwal,
sîn bluende jugent diu wart val.
Dô tet der selben vrouwen wirt
ein dink, dar an er was verirt,
Er begunde biten unde vlên
die vrouwen, daȝ si wolde gên
Zuo dem selben ritter wunt.
si sprach: »er ist mir unkunt,
Ichn' weiȝ, waȝ ich dâ tuon sol,
er geniset ân' mîn hülfe wol.«
Wol west' si, daȝ er durch si dolt'
den smerzen und ir wære holt.[**]
Der wirt sprach aber der vrouwen zuo:
»durch mînen willen, vrou, daȝ tuo
Und gê[***] zuo dem manne dar,
wan ich weiȝ daȝ wol ver wâr,
Daȝ er mir'ȝ ver übel hât,
sint nie man ist in dirre stat,
An' mich, den er bekenne mêr;
er wænet lîht, daȝ ich dir'ȝ wer.
Ich wil sîn halt[†] mit niht enbern,
du enmueȝest mich der bet' gewern.«

---

[*] dar. *H. L.*

[**] diese 6 Zeilen lauten in *L.*:

Si sprach: »er ist mir unkunt;
er wirt wol âne mich gesunt.«
Doch wist' diu edel' fîne,
daȝ er die grôȝen pîne
Durch ir willen het enpfangen,
und er het nâch ir belangen.

[***] ganc. *H. L.*

[†] ouch. *L.*

Durch ir zuht si daʒ tet,
und ouch durch ires mannes bet'.
Daʒ si sich nimmer werte,
si huop sich ûf die verte.
Het' er gewest des ritters muot,
er het' die vrouwen baʒ behuot.
Dar kom diu vrouwe gegangen dô;
des wart der helt unmâʒen vrô,
Ob er ân' alle swære
in dem paradîse wære;
Die vrouwe(n) lieplîch er enpfienk,
und ir dirne, diu mit ir gienk,
Er bat si bî sich[*] sizzen.
si begund' von scham erhizzen;
Sam in einer gluete,
si saʒ, unt kund' vor guete
Dem manne koum zuo sprechen;
si entet niht, sam die vrechen,
Blœdiklîchen[**] si daʒ sprach:
»mir ist leit iuwer ungemach;
Wie gehabt ir iuh?« er antwort' ir:
»vrouwe, waʒ geschehen ist an mir,[***]
Daʒ geschach durch iuch,« sprach der helt.
»ich gehab' mich, vrouwe, wie ir welt:
Welt ir, ir helft mir von der nôt;
tuot ir des niht, sô bin ich tôt.«
Si sprach: »daʒ ir wert wol gesunt,
daʒ mir wær' liep; daʒ ir sît wunt,
Dar zuo mag iu ein arz(â)t baʒ,
wan ich, gerâten, wiʒʒet daʒ.

---

[*] im. L.

[**] bluchlich. L.

[***] Erweitert L.:

»Ach, wie gehabt ir iuch,
iuwer antwurt her vür ziuch.« —
»Vrou, waʒ ist geschehen an mir,
daʒ geschach durch mîns herzen gir,
Und durch etc.

Ouch bin ich'ʒ niht Gotes sun,
daʒ ich die tôten muge getuon
Lebendik: Got der reine
hât den gewalt al eine,
Der mag über iuch erbarmen sich.«
er sprach: »vrouwe, welt ir mich
Vor dem tôde vrîen
unt vor des jâmers schrîen,
So erlœst mich von der marter bant,
unt ziehet mit iuwer wîʒen hant
Daʒ îsen ûʒ der sîten mîn:
oder ich muoʒ des tôdes sîn.«
Diu vrou[we] sich schamte harte,
diu sueʒe und diu vil zarte
Von scham wart [si] rôt, von sweiʒe naʒ,
diu dirn(e) sprach: »waʒ schat iu daʒ?«
Und brâht' si an mit aller nôt,
daʒ si ir hant zer wunden bôt
Unt zôch ûʒ daʒ îsen;
des wil ich sie immer prîsen
Baʒ, den ein', diu ze hant gereit
gewesen wær' durch [ir] vür wizzikeit.[*]
Diu vrou[we] nam urloup und gienk dan.
der ritter einen arzt gewan.[**]
Der machet' in in kurzer stunt
mit tranke heil und wol gesunt.
  Nâhen im ze dem herzen lak
diu vrouwe, er trâhte naht unt tak
W(ie) er des begünne,
daʒ er die vrouwe(n) gewünne.
Wilder gedank(e) het er genuok,
des lebens gar er sich verwuok:

---

[*] Erweitert *L.*:

Vil baʒ, den der eine
diu dâ wær' gemeine,
Daʒ si ze hant wær' bereit
durch ir baldikeit.

[**] Von hier bis Z. 290 weicht *L.* auch im Inhalt ab, und macht die Frau ihrem Manne treulos. Die Stelle ist hinten beigefügt.

Ze einem venster in gestigen
kom er, dâ er die vrouwen ligen
Vant mit irem lieben man
ze dem bette huob er sich sân,
Er ruorte die vrouwen linde.
der wirt und daʒ gesinde
Wâren entslafen vaste;
daʒ was vil liep dem gaste.
Diu reine sueʒe [vil] sêr erschrak,
als ob ein grôʒer doner slak
Si het' mit kraft betoubet.
etlich (iu) des niht geloubet,
Diu gar âne scheme
ein[e]s grôʒern niht erkwæme.
Erkalt vor vorhten was ir lîp;
dô sich daʒ minnenklîche wîp
Versan, dô sprach si: »waʒ bist dû?«
der ritter sprach der vrouwen zuo;
»Daʒ bin ich,« sprach er »vrouwe zart,
der wunt durch iuwern willen wart.« —
»Wê,« sprach si »daʒ ich bin geborn!
wir haben beide daʒ leben verlorn.«
Er sprach: »vrouw', waʒ touk mîn leben!
sol ich sust in jâmer streben
Nâch iu, in seniklîcher nôt,
vil lieber wil ich ligen tôt.«
Vor leide diu vrou[we] daʒ hâr uʒ rouft';
ein sîdîn hemd(e) si an slouft',
Mit im von dem bette
si gienk, daʒ si in hette
Mit listen gern(e) brâht von dan.
die vrouwen [die] umbe vienk der man
Und drukte si nâhen zuo (z')im hin
vor liebe: daʒ was sîn ungewin,
Diu strenge minne tet im sô heiʒ,
diu wunde von ein ander reiʒ,
Dô er die vrouwe(n) zuo (z')im slôʒ,
daʒ bluot mit düʒʒen von im schôʒ,

Daʒ er vor unmeht' nider viel,
daʒ bluot im ûʒ der wunden wiel,[*]
Daʒ er der sêle wart ein gast,
daʒ herze im in dem lîbe brast.
Der vrouwen der wart leide,
daʒ sprich' ich bî dem eide,
Ir wart sô wê von jâmers nôt,
si wær(e) gern(e) mit im tôt,
Ir herz[e] vor jâmer leid getwank,
si het manger hande gedank,
Wie si in von danne möht' getragen;
si entorst' dem manne niht gesagen:
Wan als uns sagent die wîsen,
daʒ noch nôt bricht daʒ îsen:
Ein bret si zuo dem venster stalt',[**]
den ritter nam si mit gewalt
Unt truog in an sîn bette wider,
ze irem manne gienk si sider,
Und leit(e) sich mit sinne,
daʒ er sîn nie wart inne.
Alrest diu vrouwe gedâhte
der grôʒen liebe ahte,
Die der ritter zuo ir hæt(e):
dô was eʒ leider [nû] ze spæt(e).[***]
Des ritters kneht' des morgens vruo
sprâchen irem herren zuo,
Der kameræ̂r' im vaste rief:
den langen slâf er leider slief.

---

[*] Dies Reimpaar fehlt *L.*

[**] *L.* ändert und setzt zu:

Daʒ si in herzen wart sô kalt.
si nam den ritter mit gewalt
Und brâht' in wider in sîn gemach,
des wart ir gemuete swach,
Unt truog etc.

[***] Diese 4 Zeilen ändert *L.*

Daʒ beschach dâ ze stunt,
der vrouwen herz' wart sêr verwunt,
Daʒ der ritter tôt gelak.
mornet dô man kant' den tak.

Irn her[re]n si tôten ligen sâ[he]n.
si weinten mangen heiʒen trahen.[*]
Si wâren vröuden lære;
si enwesten, wie im wære
Geschehen, daʒ was in leit genuok.
einen purper[**] man dar truok,
Den tôten ritter man da[r] nam
und bârt' in ûf, als im wol zam.
Er wart an allen dingen,
mit lesen und mit singen
Bewart[***] nâch sînem rehte;
sîn getriuwen knehte
Truogen in ze der kirchen vruo.[†]
Merket, wie diu vrouwe nû
Im sîner triuwen lône:
die himelische(n) krône[††]

[*] *L.* wiederholt anstatt dieses Reimpaares, Z. 375—376:
Des was ein ungevuegiu nôt:
ir lieber her[re] der was tôt.

[**] ein bâre. *L.*

[***] bestattet. *L.*

[†] alsô dô. *L.*

[††] *L.* anders und setzt zu:
Si bat die himelischen krône
Vür in und sîne missetât,
die er ie begangen hât',
Und Got durch sîne guete,
daʒ er sîn sêl' behuete,
Und durch sîn triw' im ruochen geben,
daʒ si êwiklichen leben
In sînem himelrîche,
dâ vroud' ist êwikliche.
Dô si gebat daʒ hôhe wort,
vür ir obrôsten hort
Umb gnâd' vür sîne schulde
und im warb nâch Gotes hulde,
ze irem manne si dô gie,
vil lieplich si in dô umbe vie
Mit versêrtem smerzen,
den si het im herzen,
Daʒ was in leid verschrôten etc.

Got durch ir triuwe muoste geben,
und êwiklichen mit im leben.
Ze dem wirte diu vrouwe gienk,
lieplich si in umbe vienk.
Ir herze was verschrôten,
si bat, daȝ si dem tôten
Opfern, nâch irs herzen gir,
muest'; der wirt erloupt' eȝ ir,
Daȝ si tæt(e) nâch ir ger,
waȝ nâch irem willen wær'.
Diu vrouw' des ritters niht vergaȝ;
der wirt, noch nieman weste, waȝ
Dâ mit meinte diu reine,
sunder ir dirn' al eine,
Diu vor bî im mit ir was
gewesen, als ich ê las,
Der het diu vrouw' verjehen,
wie ir was geschehen.
Ir reineȝ herze in jâmer rank,
diu sueȝe zuo dem opfer drank.
Mantel und[e] sukkenie
opfert' diu valsches vrîe.
Ir herze in jâmers riuwe kwal,
si opfert' zuo dem andern mâl
Ir gewant, daȝ si in dem rokke bestuont;
bleich wart ir rôsenvarwer munt.
Zem dritten mâl tet si alsam,
si vergaȝ vor leide gar der scham,
Si gie, dâ der ritter lak,
si blikt' in an, ir herze erschrak,
Ir varwe si verkârte,
jæmerlichen si gebârte, [*]
Mit jâmer si ir hende vielt,
ir herze sich in dem lîbe spielt,

[*] Dies Reimpaar lautet in *L.*:
Ir varwe verkêrte sich,
si gebâret' truriklich.

Diu vrouwe zuo der erden sank;
umb si wart ein vil grôʒ gedrank;
Daʒ was ein ungevuege nôt:
diu vrouwe was vor leide tôt.[*]
Der rette sust, der rette sô,
der vrouwen wirt der kwam unvrô,
Vor leide zart' er ûʒ sin hâr,
er sprach: »ich weiʒ daʒ wol ver wâr,
Und dunket mich, gar sunder wân,
daʒ nie kein man zer werlde gewan
Ein wip sô gar ân' valschen list,
swie eʒ dar zuo komen ist.«[**]
Dâ legte man sie beide
mit jâmer und mit leide
In ein grap, die holden.
sust het si im vergolden,
Unt tet im ganze triuwe schîn.
hie endet sich daʒ buechelîn.[***]
Daʒ heiʒet vrouwen triuwe. —
si lebe in jâmers riuwe
Und mueʒ' in leide ersterben,
diu den lâʒ' verderben,
Der ir trage holden muot;
nimmer mueʒ' ir liep, noch guot
Geschehen, und mueʒ' verfluochet sîn!
des wunschet ir daʒ herze mîn

---

[*] *L.* fügt hinzu:
Von rehter triuwe, die si hæt',
und beleib an allen êren stæt'.

[**] *L.* schiebt ein, und ändert:
Des weiʒ ich niht in dirre zît,
wan grôʒer jâmer mir an lît.«
Man leite si ze ein ander
in ein grab behander
Die zwei geholden.

[***] *L.* beschliesst mit:
Und was ein nôt ob aller nôt.
des muegen wir alle lîden den tôt.

Und lîp unde sinne,
daȝ ir nimmer minne
Guete geschehen mueȝe(n)
Von reiner manne grueȝe(n)
Hie ûf dirre erde
ir nimmer buoȝ werde
Jæmerlîches smerzen
an lîbe und irs herzen
In siuchen mueȝe[n] swinden,
als man die kelde linden
Siht, in grôȝer hizze,
alsam mueȝ' si in jâmer swizze(n):
Uȝer diu vrouwe, diu dâ lôn
gibt irem diener schôn,
Die mueȝ' in sînem rîche
Got krœnen êwiklîche,
Und dâ mit grôȝer wirdikeit
beschouwen die [werde] drîvaltikeit.
Liep von reht erwerben sol,
der liep mit liebe kan gelten wol.
Der liebe mueȝ' teilhaftik wesen,
der iu daȝ buechel hât gelesen.

Für Z. 249—290 giebt *L.*:

Der macht' in in kurzer vrist
mit sîner kunst und sîner list
Mit tranken heil und gesunt.
daȝ was ein sæligiu stunt;
Daȝ er alsô wider kam
und im diu vrou sîn smerzen benam.
Sîn herz' begund' sich senken
und darnâch gedenken
Mit allen sînen sinnen,
wie er möht' gewinnen
Mit ganzer triu[we] iren gunst;
wan er doch den strengen dunst
Durch si het erlitten,
und im den buoȝt' mit sitten;

Des wolt' er ir iemer danken;
sîn gemuet' begund(e) wanken
Gen ir mit ganzer stætikeit;
waʒ si gebût' durch lieb, durch leit,
Des wolt' er alles willig sîn.
  Sich vuogt' eins tages, sunder pîn,
Daʒ er si bat umb eine stunt,
daʒ er sîn triu(w') ir mohte kunt
Tuon, nâch ganzem willen.
si sprach: »moht ir'ʒ gestillen,
Sô wolt' ich iuch innen bringen
stæter triu(w') ein gedingen,
Und wil mich dar zuo vuegen,
ob eʒ iuch wil benuegen,
Daʒ ir wol mit mir rett
und ir iuch iuwer red' entlett;
Des wil ich iu iemer sagen dank
mit stæter triu(we), sunder wank.« —
»So sag(e)t, liebiu vrouwe, mir,
wen welt eʒ aber vuegen ir?
Daʒ solt ir mich wiʒʒen lân;
wan sendeʒ belangen ich nâch iu hân,
Dar umb vuegt eʒ ze kurzer zît;
wan ich vil kûm' enbit'
Der sæligen stunde,
daʒ mir von iuwerm munde
Vröud' unt trôst wider var.«
si sprach: »nemt mîn noch hînaht war,
Sô man wider tag, noch naht nent
und der slâf erblent
Mînen gesellen mit slâf,
und eʒ müg' sîn âne strâf,
Sô wil ich iuch în lâʒen:
sô gêt nû über die strâʒen;
Sî ich den in dem vensterlîn,
sô gêt zuo der tür hin în.«
Der ritter wart von herzen vrô.
diu vrouwe vuegt(e) sich dô,
Daʒ si alsô kam ze im
durch lieb; daʒ was ir ungewin.
Diu strenge minne etc.

XIV.

Der Schüler zu Paris.

Ein Bürger in Paris hatte eine Tochter, schön vor allen Frauen, wie die Rose vor den Dornen, die erkor sich zur Minne den schönsten Jüngling, der wie die Sonne vor den Wolken leuchtete. Er war, von edlem Geschlechte, aus Engelland auf die hohe Schule nach Paris gekommen. Auf den ersten Blick entbrannte er für die Schöne. Er lud ihren Vater öfter zu sich, und wurde auch wieder in dessen Palast geladen. Da gesellte sich bald die Liebe zu der Schöne, und die beiden Jungen wurden bald Eine Seele und Ein Leib, und liebten sich so unsäglich, daſs keins mehr ohne das andre leben konnte. Der Vater ward ihrer Vertraulichkeit inne, und versperrte die Tochter in einem festen Gemache, worin drei Mägde, die ihm Treue schwuren, sie bedienen und behüten musten, und nur die Kellnerin Zutritt hatte, der ihre Obhut vertraut war. Die Schöne klagte sehnlich ihr Liebesleid, und sann auf List. Sie stellte sich krank, und wollte beichten. Ein Barfüſser kam, und vernahm von ihr, wie sie sich dem Schüler in Liebe hingegeben, und deshalb versperrt worden, der Schüler jedoch, verkleidet, als die Kellnerin, immer noch heimlich zu ihr gekommen, und ihr auch ein Kleinod geschenkt, welches er (der Beichtiger) ihm wiederbringen, und ihn dabei bitten möge, daſs er nicht mehr käme, sondern ihr Seelenheil bedächte.

Der Barfüſser ging zu dem Schüler, der ihn freundlich in einem Garten empfing, und die Strafrede mit dem Kleinode wohl verstand, sich schuldig bekannte, und ein Halsband, als Geschenk der Schönen, zurückgab, auf welchem in manigfaltigen (Schmelz-) Farben ein Mägdlein gebildet war, die einem Jüngling den Pfeil ins Herz schoſs; mit einer Umschrift, welche die Minne pries, daſs sie so süſsen Trost erfinde. So diente der gute Barfüſser unwiſsend als Zwischenträger, und der Schüler kam bald wieder, als Kellnerin verkleidet, zu der Schönen, und beide freuten sich so der verstohlenen Minne zwei ganze Jahre.

Eines Tages hatte der Schüler zu Ader gelaſsen, kam jedoch in Begleitung eines Vertrauten, zur Geliebten, und beide lagen mehr als je in verzehrender Minneglut bei einander die ganze Nacht, bis sie entschliefen: da brach dem Jünglinge die Ader auf, und sein Blut versiegte unaufhaltsam, so daſs er aufwachte, alsbald seinen Tod fühlte, und reuvoll Gottes Erbarmen anrief. Sie schrak auf, flehte, daſs ihnen beiden, zuvor durch Gottes Leichnam versöhnt, mitsammen zu sterben vergönnt wäre. Er wünschte auch, sie möchte Niemand nach ihm zu Theile werden, empfahl sich mit ihr Gottes Gnade, und verschied. Sie sprang auf, zündete ein Licht am Heerd, zerschlug und zerraufte sich über dem Todten, herzte und küsste ihn weinend, wehklagte, und rief den Tod herbei. Sie wünschte, den Geliebten durch ihre Stimme zu erwecken, wie der Löwe und die Nachtigall ihre Jungen; oder durch ihr Gesicht, wie der Strauſs und der Vogel Galadrius: sie bat Gott, ihn zu erwecken wie Lazarus, und gelobte, fortan keusch und geistlich mit ihm zu leben: und wenn dieſs alles ungewährt bliebe, wünschte sie wenigstens den Todten öffentlich als ihren Geliebten zu bekennen. Sie nahm eine goldene Schale, wusch ihn mit Wein und Wasser von Rosen, Salvei und Raute, und legte ihm das Kleid an, worin er gekommen. Dann ging sie hinaus zu seinem Begleiter, und bat ihn um Rath und Hülfe. Dieser nahm den Leichnam seines Herrn, von dem sie mit gröſserm Jammer schied, als Herzeloide und Sigune einst klagten, und trug ihn heim in sein Bette. Als man ihn todt darin fand, beklagte ihn herzlich sein Wirth, dem er so milde gewesen, und veranstaltete ihm das ehrenvollste Begräbnis.

Die trauernde Geliebte bat nun den Vater zu sich, meldete ihm den Tod des Schülers, und erhielt die Erlaubnis, bei seinem Begräbnis zum Seelopfer zu gehen. Sie trat mit anderen Frauen in die Kirche, und als sie die Bahre erblickte, erbleichte sie und weinte, daſs es einen Stein hätte erbarmen mögen. Als das Opferamt gesungen wurde, drang sie hin, und brachte ihren Kranz dar, zum Zeichen, daſs ihm ihr Magdthum geweihet sei; darnach opferte sie das ihr geschenkte Halsband; wiederum trat sie an die Bahre, und vertheilte milde Gaben, jedem der ihrer begehrte. Als das Amt vorbei war, und man die Leiche zum Grabe trug, wollte ihr Schmerz das Herz zersprengen; sie lief hin zum Grabe, fiel auf den Todten, und war todt.

Allgemeine Wehklage erhub sich. Der Vater kam erschrocken herbei, klagte sich ihres Mordes an, und wüthete gegen sich selbst. Seine Freunde führten ihn heim, er aber stiftete ein Frauenkloster, darin er die Geliebten bestatten lieſs, und gab alles sein Gut hinein; er nahm einen Stab in die Hand, und pilgerte in Buſse und Klage von einem Gotteshause zum andern: bis Gott sie alle drei in seinem Reiche aufnahm.

XIV.

Der schuolære ze Paris.

Man liset von minnen dikke,
daȥ minnekliche blikke
Zwei herze in eine schlieȥen
und sô gar begieȥen
Mit liebes vluot, daȥ zwei in ein
sich vlehten, herter dan ein stein,
Den man verwürket in ein want.
von solher red' ist mir bekant,
Daȥ wîlunt ein burgære
ze Paris geseȥȥen wære,
Zühtig, rîch und wol geborn,
dem hete Got erkorn
Daȥ aller schœneste kint,
daȥ weder vor, noch ouch sint,
Ein wîbes bilde sô reht zart
ûf erde ie geborn wart.
Diu selbe junkvrouwe
lûht', sam in dem touwe
Diu rôse vür den dorn tuot;
si was vor wandel wol behuot.
Daȥ wil ich sprechen offenbâr.
ir schœne und ir tugent gar
Ze den selben zîten unde tagen,
möhte nieman vol (ge)sagen,
Noch niht geschriben.
si truog ob allen wîben

Reine tugent unde zuht;
ſi hete diu wunneklîche vruht
Einen spiegel der minne
erkorn in irem sinne,
Ze sehen einen schuoler
der was durch hôhe kunst her.
Wie er wolte werden wîse,
gevarn gen Parîse:
Von dem uns sagt daȝ mære,
daȝ der selbe wære
Der aller schœnest jungelink,
den man in (des) landes rink
iendert vinden mehte:
ouch was er ie von geslehte,
Ûȝ Engellant von hôher art.
sînen lîb er niht enspart
An aller hant gevuegikeit.
als mir von im wart geseit,
Dô im diu maget wart erkant,
ir schœn' sich in sîn herze brant'
Durch siniu ougen al ze mâl,
in vil snellikliche kwâl'
Wart er sâ gesezzet,
an vröuden gar geletzet.
Hier umbe begunde er trahten,
wie er der geslahten
Möhte under stunden wonen bî
nû gedâhte im der vil,
Daȝ er sich wölte machen
mit allen hübschen sachen
Ir vater liebe und geminne,
dar ûf sazt' er sîne sinne
Und alles sînes herzen muot:
vil dikke er in ze hûse luot
Und enbôt im grôȝer êren vil.
sît kom eȝ an daȝ zil,
Daȝ ir zweier geselleschaft
vereinte sich mit grôȝer kraft.

Der wîse ouch niht enspart',
der junge von im geb(et)en wart
Vil dikke ûf sînen palast,
sô wart (dâ) der werde gast
Enpfangen minneklîchen
von der tugent rîchen.
Des wart sîn gemuete geil,
wan sîner vröuden besten teil
Und sînes herzen swære
truog diu vil sældenbære.
Nû mag des selden werden rât,
swâ diu welt iht schœnes hât,
Dâ muoʒ ouch wesen liebe bî:
des hete diu werde Minne si
Sô gar verworren in ein strik;
ach Got, wie manigen ougen blik
Si stolzlich ze samen mâʒen,
biʒ si vil dik gesâʒen
Der sinne und ouch der witze bar;
si wâren gein ein ander gar
Ûf liebe verkoln ze aller zît.
nû geschach eʒ alsô sît,
Daʒ diu werde Minne guot
si beide nâch irs herzen muot
Vereinte gar natûrlich,
nâch wunsches guet' gar minneklich
Wart von in gesparet niht
der vil sueʒen Minne pfliht,
Sô si des stat' mohten hân,
sô wart eʒ von in getân
Mit helsen, küssen, triuten,
daʒ eʒ von zweien liuten
Sô lieblich nie begangen wart;
ir minneklîchiu mündlîn zart
Sich in ein ander guʒʒen;
und wie si sich besluʒʒen
Mit helsen und mit dringen.
wie möhte daʒ vol singen

le man, mit tûsent zungen.
daʒ die lieben jungen
Mit ein ander begiengen,
sô si sich umbe viengen
Mit armen blanken, beide!
ir sterben was ir leide.
Eʒ hete ir beider sinne
diu wîse werde Minne
Sô gar in ein gevlohten,
daʒ si niht enmohten
Von herze liebe lâʒen.
sô gar âne mâʒen
Minten si sich under in.
si heten herze unde sin
Sô genzlîch in ein geweben,
daʒ ich ir minneklîcheʒ leben
An keiner rede zele:
noch lieber, dan ir sêle,
Si heten under ein ander sich.
ach, herre Got von himel rîch,
Daʒ si niht immer solten leben, —
sît daʒ in von dir gegeben
Was der sin und ouch der muot,
daʒ si sich, sam irs herzen bluot,
Beide minten under in. —
daʒ muoʒ dir geklaget sîn.
Nû ist eʒ leider, als man jiht,
daʒ man die liebe selten siht,
Si enmueʒe mit leide ende hân:
daʒ mügt ir hie wol prueven an,
Wie sich die gelieben beide
schieden mit grôʒem leide.
Der junk vrou[we]n vater wart gewar,
daʒ diu sueʒe minne gar
Zwischen in ein goukel spil
gemachet het; dâ von er vil
Leides gewan in sînem muot:
ûf eine sicher huot

Geriet er gedenken dô,
wie er (si) geschied' alsô
Daʒ dâ wurde geleschet gar
diu liebe, der er wart gewar
In kurzer zît al under in:
hier ûf sô sazt' er sînen sin.
Daʒ was ein seltsân gedank.
ouch was daʒ schier âne wank:
Hundert tûsent vientschaft
bræht' ein man ze liebes kraft,
E daʒ man mit rehte
ein [stæte] liebe ze leide bræhte.
Dar umbe er sîn doch niht lieʒ,
er(n') tæte als in sîn muot (ge)hieʒ.
Und im wart gerâten,
in einer kemenâten
Vermûrte er die tohter sîn:
er tet ûf triuwe ze ir dar in
Gar minneklicher megede drî,
die ir solten wesen bî
Mit dienste und mit arbeit:
die heten des gesworn eit,
nie mêr solten si dâ sparn
ir huot, âne alleʒ über varn,
An irs herren kinde.
der herre ouch dem gesinde
Bî iren ougen dô verbôt,
daʒ si bewarten, sunder spot,
Daʒ nimmer nieman mêr dar in
kœme, dan ein kellærîn;
Die hete er alsô behuot,
wan er erkante iren muot,
Und hete si erkant alsô,
daʒ er ir bevalh al dô
Sînes kindes huote;
er sprach mit senftem muote,
Si solte s' in ir pflege hân,
und solt' ir nihts gebrechen lân

An getranke, noch an spîse.
niht vergaʒ der wîse,
Der tür er si behuoten bat,
daʒ nimmer nieman an die stat
Kœme, dan si aleine.
daʒ gelobte im diu reine.
Dô diu minnekliche guot
wart alsô mit vlîʒ behuot,
Des leit si mit smerzen
grôʒ pîn an irem herzen
Und bitterlicheʒ ungemach.
owê, wie jæmerlich si [dô] sprach:
»Ach Got, waʒ sol ich ie geborn?
mîn beste vröude ist nû verlorn.
Sol ich alsô gescheiden sîn
von im, der daʒ herze mîn
Treit in sînes herzen slôʒ.«
ein bach ir ûʒ den ougen vlôʒ,
Als ir diu sueʒe Minne gebôt,
ir minnekliche wenglîn rôt
Si dâ mit verselte,
in jâmer si sich kwelte.
Si sprach ûʒ sendes herzen grunt,
als ir eʒ diu Minne vuegen kunt':
»Ach, [sueʒer] Got von himelrîche!
ich klag' dir sô klegliche
Mîner vröuden ungewin,
daʒ ich von im gescheiden bin,
Sô sêre, sô daʒ herzen leit,
daʒ er (alsô) nâch mir treit
In sînes herzen mûren;
gen senelichem trûren
Entslôʒ sich mînes herzen tür.«
si begunde gedenken vür
An manigen zarten blik
unde an der minne strik,
Dar in si dikke lâgen,
sô si vröuden pflâgen;

Hier an geriet si gedenken,
daʒ begunde senken
Der schœnen ze aller stunt
jâmer in irs herzen grunt.
Ouch kwelt' diu junge stolze sich,
daʒ er sô gar gewaltiklich
Waʒ komen von den hulden,
und si von sînen schulden
In der ellenden huote lak,
swaʒ man vröuden aldâ gepflak.
Daʒ was ir alleʒ tiure;
diu rein' und diu gehiure
Ir segnende nôt aleine truok,
daʒ si sî(n) nieman gewuok
Ûʒerhalp, noch dinne;
iedoch in irem sinne
Pruofte man und verstuont wol,
daʒ si senclîchen dol
Unde jâmers alze vil
truog in irs herzen zil
Und darzuo grôʒeʒ ungemach.
  Ze einer zîte daʒ geschach,
Daʒ diu vil reine guote
gedâht' in irem muote,
Wie sie verholne bræht' ir liep
zuo z'ir, als einen minnen diep,
Sô daʒ sîn nieman würd' gewar,
hierûf sazte si ir sinne gar:
Hœret, wie si es ane vieng.
ze iren meiden si dô gieng,
Si sprach: »mich bitet diu kellærin,
ich süle si lân ze mir herin
Mîn vater habe geboten ir,
si süle des nahtes sîn bî mir
In mîner kemenâten,
des habe er sich berâten,
Durch daʒ er sicher sî dâbî,
daʒ anders ieman bî mir sî.« —

»Vrouwe, des sulen wir wol vertragen,
iedoch welt ir uns sicher sagen
Aller valschen dinge,
wir wâgen'ʒ harte ringe.
Swâ ir iuwers vaters muot
ervüllet gar, daʒ ist iu guot.«
Dô disiu rede alsô ergie,
si begunde gedenken, wie
Ir ze irem lieben trûte
heimlich, niht über lûte,
Ein bote möhte werden,
der es ûf der erden
Nieman mê gewuege,
und gar verborgen truege
Ze samene ir beider sin:
si gedâht' her unde hin.
Iedoch in kurzen stunden
wart der list gevunden.
Nû merket, wes si vürbaʒ pflak:
si legt' sich nider an einem tak,
Und sprach, ir wær' von herzen wê,
si begerte mit grôʒer vlê,
Daʒ man ir nôt bedæhte
und ir einen priester bræhte,
Dem si ir bihte tæte kunt.
ein Barvuoʒ an der (selben) stunt,
Getriuwe und erbære bekant,
nâch dem wart iesâ gesant.
Der kom ze ir gegangen;
gar guetlich enpfangen
Wart er an der selben stat;
diu vrouwe den herren sizzen bat
Von palmât ûf einen matraʒ;
der herre vür die vrouwen saʒ;
Dô sprach diu vrouwe hochgemuot
ir bihte, diu si dûhte guot,
Dâmit si ir liebe gewan;
mit disen worten vienk si an.

Diu vil schœne minneklîch:
»vil lieber herre, vernemet mich,
Und merket mîne sünde:
ê ich dise leide bevünde,
Daʒ ich vermûret würde,
der strengen minne bürde
Kom ze mir gedrungen,
gar hete si mir bezwungen
Herze, lîb unde muot,
daʒ ich ûf einen schuoler guot
Die sinne gar bewante,
sîn liebe mich verbrante,
Der wart ich beroubet,
der wizze alsô betoubet,
Daʒ ich im lieʒ gestillen
an mir sîns herzen willen.
Des wart mîn vater inne,
in sîn selbes sinne
Kurzlîch vant er disen rât,
daʒ er mich hie vermûret hât
Mit den junkvrouwen mîn;
ze mir sô gât ein kellærîn,
Diu mîn stætigs pflegen sol,
mit ganzen triuwen unde wol.
Des ist si mir gebunden:
ouch sol si under stunden
Hie inne bî mir ligen;
ander vröude ist mir verzigen,
Dâ von hân ich leides genuok.
nû hât der selbe schuoler kluok
Hie zuo vunden einen list,
gar in (einer) kurzer vrist,
Wie er her in kæme
und sorgen mir benæme:
Er hieʒ im kleider machen,
gelîche in allen sachen,
Als si diu kellærîn(ne) truok,
gebendes hæte er genuok,

Er kam geslichen vür die tür,
vil lise klopfet' er dâ vür,
Als ob eʒ wære diu kellærin.
dô ich (alsô) disen sin
Von im vernomen hæte,
vil bald' ich im ûf tæte.
Er was mir willekomen z'wâr,
herre, ich sage iu vür wâr,
Gar guetlich ich in enpfienk,
mit solhem liste er dannen gienk
Mit mir slâfen an der stunt;
sô tet ich minen megden kunt,
Eʒ wær' diu kellærinne;
diu solte hi mir hinne
Underwilen slâfen,
sô sulen si mich niht strâfen,
Min vater habe eʒ geheiʒen.
alsô kan ich si reiʒen,
Daʒ si eʒ lâʒen âne nit.
diz hât gewert soliche zit
Unde leider alsô vil,
daʒ ich Gote klagen wil
Miner sünde kwâle.
herre, ze einem mâle
Ein kleinôt er mir gap;
nû tuot eʒ durch daʒ heilig' grap,
Und bringet im'ʒ hin wider vür,
daʒ er (rehte) daran spür,
Daʒ ich mich (nû) wil begeben
der missetât, daʒ minem leben
Werde etlicher sünden buoʒ'.
nû sagt im, herre, minen gruoʒ,
Und bitet in, von himelrich'
durch Got und durch sin tugent rich,
Und ob ich ie getæte
im ze liebe, daʒ er stæte
Halte, daʒ er nimmermê
ze mir her (in..) gê.

Mîner sêle z'untrôste,
diu ûf der sünden rôste
Leider gar verdorret ist.
nû bitet den sueȥen Jêsus Krist,
Daȥ er sich mueȥe erbarmen
über mich vil armen,
Und mir mîn sünde welle vergeben,
und in mit sælden laȥen leben.«
  Der mære wart der herre vrô,
zuo der vrouwen sprach er dô:
»Ich wil eȥ wol understân,
zuo dem herren wil ich gân,
Und wil in biten, sunder spot,
daȥ er eȥ lâȥe durch Got,
Und ouch durch den willen mîn:
des sulet ir gewis sîn.«
Sprach er zuo der vrouwen guot
»Got der habe iuch in sîner huot!«
  Zuo dem herren er dô gienk;
tugentlich er in enpfienk;
Balde wart wîn dar getragen.
er sprach: »herre, ich solt' iu sagen
Eine sache heimelîch,
wâ iu daȥ vueget, daȥ tuon ich.«
Er nam in bî der hende
und vuort' in an ein ende
Ein teil bî der hende hin;
die herren saȥen under in.
Dô sprach der bruoder alzehant:
»junkher, ich bin her gesant
Von einer maget sueȥen,
diu bat iuch, herre, grueȥen:
Si lît verworht in einem sal,
dâ von ir liehte varwe val
Worden ist und bleich dâ bî;
bî ir dar in sint schœner drî
Gar minneklîcher megde junk;
dâ von irs herzen jâmerunk,

Brinnet, sam ein heiȥe gluot;
hin ûȥ huet ir ein vrouwe guot.
Nû hât si mir gesaget daȥ,
daȥ merket sunder [âne] (allen) haȥ.
Kleider habt ir iu gemaht,
dar inne ir iuch gen der naht
Kleidet schœne nâch prîse:
gelîche in aller wîse
An iuwerm wolgestalten lîp,
als ob eȥ sî daȥ selbe wîp.
Der der slüȥȥel ist bevoln;
des nahtes kumet ir verholn
Geslîchen zuo der reinen,
unt trœstet si vür weinen.
Als eȥ diu kellærîn sol sîn,
si gab mir dizze vingerlîn,
Daȥ ich'ȥ in wider bræhte,
und daȥ ir gedæhtet
An iuwer selbes êre,
und daȥ ir niht mêre
Zuo ir suochtet solichen gank:
wan si ist leider alsô krank
Und gar siech von ungehabe.
herre, nû lâȥt iuch wîsen abe,
Lâȥt si niht engelten mîn,
daȥ wil ich immer verdiende sîn.
Ouch bitet si iuch durch Got,
daȥ ir eȥ sunder [ân'] allen spot
Vür baȥ wellet lâȥen
und iuch der genge mâȥen,
Ir zuo einem heile.«
dô sprach der junge geile:
»Herre, ir dunket mich des wert,
swes ir (ie mêr) zuo mir gert,
Daȥ ich daȥ alleȥ (gerne) tuo.
ze mir sô kumet morgen vruo;
Daȥ ir mit sælden mueȥet leben!
ein kleinôt hât si mir gegeben,

Daʒ bringet ir hin wider in
immer durch den willen mîn.«
Vil balde der werde reine,
von golde und von gesteine
Lieʒ er ein vürspan wirken,
darin hieʒ er zirken
Von maniger varwe wilde
zwei minneklîchiu bilde,
Diu wol nâch wunsche gâben schîn,
daʒ eine was ein maget fîn,
Daʒ ander ein schuolære:
»Got ringe im sîne swære!«
Ouch stuont an dem vürspan,
daʒ diu maget wolgetân
Truog einen bogen in [der] hende,
dâmit si gar behende
Schôʒ der minne strâle
durch sîn herz' alzemâle.
Ouch lieʒ er einen zirkel graben,
der was mit buochstaben erhaben
Alumbe an dem orte
mit sôgetânem worte:
»Ach, reine sueʒe Minne!
dû gibst verborgen sinne
Manigem kranken herzen,
daʒ von der liebe smerzen
Im erdenket solichen vunt,
der im sunst selten würde kunt.
Und immer mêr wær' tiure,
ân' dîner hilfe stiure.«
Diz sante er der vrouwen sîn
bî dem herren, (dô) wart schîn,
Daʒ er von ir verwundet was,
sô sêre, daʒ er kûme genas.
Der herre brâhte daʒ vürspan
der vrouwen schœn' und wolgetân.
[Er sprach]: »ich bring' iu liebiu mære,
diz sendet iu der schuolære,

Ze urkunt hât er eȥ getân,
er wil nimmer zuo(z)'iu gân,
Und wil eȥ lâȥen, sunder spot,
durch mich und durch den richen Got.«
Do alsô der herre stæte
diu mære geworben hæte,
In sînem herzen was er vrô,
daȥ er si het gescheiden [al]sô:
Niht weste der geslahte,
daȥ er in êrst gemahte
Ze samen einen stæten gank.
dar nâch stuont eȥ niht (ze) lank,
Daȥ im der junge sueȥe
hieȥ kleider ûf die vueȥe
Schrôten, nâch der selben magt,
als im der herre het gesagt,
Und gienk ze sînem liebe,
gelîche einem minnendiebe,
Der nâch geluste minne stilt,
und daȥ vor aller welt(e) hilt.
Dô der kluoge lobesam
alsô zuo der vrouwen kam,
Des wart ir gemuete geil,
umb in vlaht si ein seil
Von rehter liebe gelust,
sunder valsche âkust,
Von ir er vil getriutet wart;
diu vil minneklîche zart
Mit im slâfen gienk si dan
an ein bette, lobesan
Mit maniger hande zierde bereit,
bedaht mit einem pfeller breit;
Si heten stæter wunne vil,
sich hete ir beider vröuden zil
Ergangen an der selben stete,
der (junge) die vil schœnen hete
Lieblich umbe vangen,
ir mündlîn und ir wangen

Er [vil] dikke gein den sînen maʒ;
nû waʒ diu schœne niht ze laʒ.
Si galt im'ʒ unbetwungen,
vil dikke wart er gedrungen
Mit wîʒen armen an ir brust;
durch ir vröudenrîchen lust
Lâgen si gar verworren;
ir trûren muoste dorren,
Als gein dem winde [der] Zêfirûs
der arge wint [der] verswinden muoʒ,
Und als der edele trîak
die gift mit maht verdringen mak:
Sust muost' si trûren vliehen,
si wolten vröude ziehen
In ir beider herze;
verswunden was ir smerze,
Dô eʒ alsô nâch gelükke gie
und sich diu schîbe trîben lie
Etwie lange [zît und] stunde.
darnâch als sich begunde
Rihten ûf ein bœseʒ gevert,
daʒ daʒ spil wart gar zehert,
Alsô daʒ man grôʒ ungemach
leider an in beiden sach.
Nû geschach eʒ alsô sît,
daʒ der schuoler ze einer zît
Hete ûf dem arme gelâʒen,
und wolte sich doch niht mâʒen
Der vil starken liebe sîn,
die der wolgemuote fîn
Tougenlîche gen ir truok;
mit einem jungelinge kluok
Er zuo (z')ir gegangen kam,
dâvon si bitter leit vernam.
Den hete er erkant alsô,
daʒ er im getrouwet' al dô;
Er brâht' in dar in junkvroun wât,
als mir daʒ mær' gekündet hât.

Durch daʒ er in wolte
560 [vor schaden] behueten, als er solte,
(Und) verwarten, sunder haʒ,
des er ouch vil vlîʒik was.
Dô si gegangen kâmen dar,
und ir diu schœne wart gewar,
65 Si enpfieng in unde sprach,
dô si in gein ir komende sach:
»Mîn vröude, bis Got wil(le)komen.
nû ist mir trûren (gar) benomen.«
Den knecht hieʒ si dûʒen sîn,
70 ir herzenliep lieʒ si hinin
(Al dâ) zuo der selben stunt,
unt tet im soliche vröude kunt
Mit helsen, küssen, triuten,
daʒ nie man moht' betiuten.
75 Wolt' er eʒ offenbæren
und mit rede bewæren,
Hete er drîer meister kunst.
zuo im het si solich gunst,
Als vipperâ und nepâ,
80 diu zwei von grôʒer liebe dâ
Sô gar heiʒe erbrinnent,
daʒ si sich niht versinnent,
Si bîʒe im ab daʒ houbet sîn,
in rehter liebe, dâ tuot si schîn
85 Daʒ si in mint von rehter gir; —
solicher minne ich gern enbir; —
Mohte si in alsô geʒʒen hân,
daʒ hete si sicherlîchen getân,
Diu vil reine, diu (vil) zart':
90 swaʒ ie von liebe geschriben wart,
Daʒ wære gein der gar entwiht.
ganzer liebe [mit] stæte[r] pfliht
Wart von in zweien begangen;
ir mündlîn und ir wangen
95 Er vil dikke an sînen [lîb] geduht, (druht'?)
darûf twang in der minnen suht.

Diz triben s' verre in die naht,
biʒ daʒ in kam des slâfes maht,
Daʒ si entsliefen beide;
dâ von gar bitter leide
Der vil zarten dâ geschach.
diu âder leider im ûf brach
Und bluot' sô sêre und sô vil,
biʒ eʒ kam ûf daʒ zil,
Daʒ er des bluotes gar erran.
do erwachete der lobesan,
Ahî, wie jæmerlich er sprach:
»wâfen! immer mêr und ach!
Tôt, dû hâst begriffen mich.
ach, sueʒer Got von himelrîch',
Geruoch' mîme ende wesen bî,
durch dîner hôhen namen drî!
Vernim, herre, mîn gebet:
ob ich ie wider dich getet,
Daʒ riuwet mich nû harte;
durch dîn [reine] muoter zarte,
Ruoch' mir gnædiklich vergeben
mîn vil süntlicheʒ leben;
Des mane ich dîn erbarmikeit,
diu dem sünder ist bereit.
Ach, Minne, dîne strikke,
darinne dû mich dikke
Hâst mit gewalte gebunden,
Got wil an disen stunden
Entlœsen mich der selben bant.
vür wâr ich stirbe (al)zehant!«
Diu vrouwe ûʒ slâfe sêre erschrak
si sprach: »owê dem leidigen tak,
An dem ich ie geboren wart!
und stirbest du an diser vart,
Sô ist mîn vröude gar entwiht.
ich enweiʒ, wie mir geschiht,
Oder immer mêr geschehen sol:
der liebe Got der tuo sô wol,

Und lâȝe dich als lange leben,
daȝ dir und mir werde gegeben
Der heilige lîcham sîn,
und mir dan daȝ leben mîn
In diser grôȝen ungehabe
mit dir werd' gesniten abe.«
Er sprach: »daȝ wær' mîns herzen ger,
daȝ dû keinem manne mêr
Nâch mir ûf diser erden
ze teile soltest werden:
Daȝ wil (aber) Got niht geben,
ich muoȝ sterben, dû solt leben.
Mir sol dîn triuwe werden schîn,
dû solt gedenken, vrouwe, mîn.
Got wil gebieten über mich,
dem enpfilch ich, vrouwe, dich.«
Hie mit im diu rede gelak,
sîn leben gein dem tôde wak.
Ûf sprang (dô) diu lobesan,
gein dem hert gienk si dan,
Si blies ein viuwer al ze hant,
biȝ daȝ (si) ein liht enbrant',
Und lief dâhin in grôȝer nôt,
si vant den jüngling ligen tôt,
Got hete geboten über in:
der mueȝe uns allen genædik sîn.
Dô diu sueȝe wandels bâr
der leidigen mære wart gewar,
Daȝ er bî ir erstorben lak,
vil manigen bitterlîchen slak
Tæt si ze irem herzen,
si leit (vil) grôȝen smerzen
Und vil seneklîche nôt
umbe des jungen herren tôt.
Ir vil wîȝe hende,
hâre und daȝ gebende
Zervuort' si [vil] jâmerlîchen:
ach Got, wie klegelîchen

Si sich roufte unde sluok!
von herzenleide, daȝ si truok,
Dâmit was si überladen,
des muoste ir herze in jâmer baden;
Uf in viel si vor leide
sîne hende beide
Si kuste dâ ze maniger stunt,
sîn ougen, wenglîn und den munt
Trûte si vlîziklîchen,
und sprach gar zühtiklîchen:
»O wê der jæmerlîchen vart,
daran ich ie geboren wart!
O wê der bitterlîchen nôt,
sol dir nû dîn munt (sô) rôt
Werden bleich und ungevar!
o wê dîner ougen klâr,
Diu dir nâch wunsche stuonden wol,
o wê, daȝ dir truoben sol
Dîn vil zarter aneblik!
des nimt mîn herze solichen schrik,
Der mînen vröuden wirt ein slak:
vervluochet sî der selbe tak,
Als ich ûf erde sî komen,
sît in der tôt hât genomen!
Nû sol ich weinen, armeȝ wîp:
ze wiu sol mir mîn junger lîp?
Sît mir der ist benomen,
des ich vil kûm (..) was komen
Der allerliebeste man,
den vrouwe ûf erde ie gewan,
Noch nimmer(mêre) wirt geborn.
o wê, jâ het ich in erkorn
Vür alle. die ich ie gesach:
nû ist vil grôȝ mîn ungemach.
Daȝ mir nû daȝ heil geschæhe,
daȝ der tôt vil gæhe
Kæme unt zukte mir daȝ leben!
wan mînem leben ist vergeben,

Durch waʒ solt' ich des lebens gern,
sît ich dîn muoʒ enbern?
Ach, grimmer tôt, dû vliuhest mich:
eʒ ist zît, nû öuge dich:
War umbe schônest dû mîn?
sît ich von herzen gere dîn.
Waʒ vurhtest an mir armen maget?
dû wær' ie grim[mig], nû bist verzagt,
Daʒ du mich niht næm' vür in,
an dem aller mîn gewin
Und mînes herzen vröude lak.
ô, ach, vil bitterlîcher tak,
An dem dîn lîb erstorben ist!
vil krankeʒ herze, nû zebrist
In mînem lîbe von diser nôt:
ei, vil grimmiklîcher tôt,
Ja enmag ich niht dîn vriunt gesîn,
waʒ ræch' dû an dem vriunde mîn?
Der triuwe nie vor mir verbark.«
alsô wart ir nôt sô stark, "

Hier folgt in M noch:

Von grôʒer jâmerunge,
daʒ der klâre junge
Genomen hete sîn ende,
ir hâr unde ir gewende,
Daʒ wart gar zerriʒʒen,
si hete sich des gevliʒʒen,
Daʒ si roufte unde sluok
von herzeleide, daʒ si truok.
In solichen gevangen kwâlen
truok si in einer schâlen
Jâmer unde geluste,
ûʒer ir zarten bruste
Ir milch, dâ mit si in twuok;
daʒ was jæmerlich genuok;
Diu sueʒe, reine fîne,
diu trank ir milch mit wîne,
(Unde sprach:) »nu menge dich in dem herzen mîn
gar bitterlich mit brinnender pîn,
Und würke in mir die jâmers vluot,
daʒ ich leit trage mit im genuok.

Daȝ si vil jâmerlîchen schrei:
»kom, tôt, brich mir mîn herze enzwei!
Ach Got, möhte daȝ geschehen, —
dû læȝest dik dîn wunder sehen
Hie ûf diser erden —
daȝ er möhte werden
Von geschreie lebendik,
daȝ wære mir ein vrœlich blik;
Sô wölte ich schrîen, âne scham,
und lûte ruofen, reht alsam
Der lêo sînen kinden,
daȝ si daȝ leben vinden.
Von Got und von geschrei ir leben
wirt den jungen dâ gegeben;
Daȝ dir alsô möhte geschehen,
sô wölte ich von schulden jehen,
Daȝ vrouwen nie geschæhe baȝ,
sô wölt' ich trûren tragen haȝ.
Möht' mir ein teil gelingen,
daȝ ich nû künde singen
In der nahtigalen dôn
die mit irem gesange schôn
Bruetent ûȝ die jungen,
sô würde von mir gesungen,
Daȝ nie Sirên sô suoȝe sank;
diz wölt' ich trîben alsô lank,
Biȝ dir dîn leben schôn
bræhte mîner stimme dôn
Ach Got, würd' mir diu gnâde schîn,
daȝ ich mit den ougen mîn
Sô lieplîch sehen künde,
ob mir dîn hilfe günde.

Ich arme, biȝ an disen tak,
daȝ ich niht sêre gelouben mak.«
In sollichem grimme
lieȝ si mit herter stimme
Einen jæmerlichen schrei etc.
Dafür fehlen Z. 731–58.

Sam der strûʒ sehen kan!
er siht sîniu eijer an
Biʒ im sîn sehen daʒ gebirt,
daʒ in dem ei lebendik wirt
Dâ vor im der junge:
sollcher ordenunge
Von natûre stât der strûʒ,
er siht siniu eijer ûʒ:
Möht' daʒ wunder an mir geschehen,
daʒ ich sô lieplîch künde sehen,
Daʒ ich dich vor mir sæhe ûf stân,
sô muest' mîn sorge ein ende hân.
Ach Got, daʒ eʒ mich vervie,
sô wölte ich wünschen aber hie,
Daʒ ich dich künde erkükken sus,
sam der vogel galandrius!
Des sehen hât sô starke maht,
swaʒ er siechen, tag und naht,
Mit sînen ougen ane siht,
vür wâr man den irs lebens jiht;
Sô gar reine ist sîn art:
ei, mîn ûʒerwelter zart,
Künde ich mit solichen sachen
dich wider lebendig machen,
Sô spriche sicherlîchen ich,
daʒ ich stætiklîchen sich
Und mit mîn[en] ougen sæhe,
biʒ mir daʒ heil geschæhe,
Daʒ ich dir bræht' dîns lebens zins;
mîn ougen muesten werden [ein] vlins,
Diu wölte ich darumbe geben,
daʒ ich wære blint, und dir dîn leben
Wider würde gesendet,
sô wær' mîn leide verendet.
Ach liep, daʒ tæte ich umbe dich,
dîn junger lîp der riuwet mich.[*]

---

[*] Nu wünsche ich, ân' argen wân,
alsô der vogel pellikân,

Ei, barmherziger Got,
mich möhte wol, nâch dinem gebot,
Nâch grôʒem leide machen vrô,
daʒ dû im, als dû Lâzarô,
Gæbest nû sin jungeʒ leben:
sô muest' min herze in vröuden sweben,
Sô wolte ich dir geloben daʒ,
daʒ ich mit im vürbaʒ
Wolte kiuschelichen leben,
und mich der welte gar begeben.
Sit daʒ (nû) niht mag ergân,
daʒ er vom tôde sule erstân.
Sô gæbe mir doch vröuden vil,
in mines sendes herzen zil,
Daʒ ich in vor den liuten
getörste tôten triuten.«
Mit diser grôʒen kwâle
truok si dar ein schâle,
Geworht ûʒ rôtem golde,
dâmite si in wolde
Waschen ab sin schœneʒ bluot,
daʒ von sinen âdern wuot,
Uf in dô gôʒ si win,
dâmite wuosch in diu fin,
Unde waʒʒer maniger hant,
daʒ von rôsen was gebrant,
Uʒ salvei und ûʒ rûten.
darnâch si den trûten
Kleite vil schôn nâch prise
in aller der wise

Möhte ich mit mines herzen bluot
dich erkwikken, als er sin jungen tuot:
Alsus wolt' ich durch daʒ leben din
gerne liden des tôdes pin.
Ach, (herre) Got, waʒ solt' eʒ mir?
sit ich der sueʒen minne enbir,
Der was an dich sô vil geleit,
daʒ mag min herze wol begân daʒ leit.

M.

Alsô er was komen dar;
si stuont ob im und nam sîn war
Mit vlîze und mit sinne:
»ô, ach, ich [gotz] mordærinne!«
Sprach si »dîn lîb erstorben ist
von mir, wan ich disen list
Durch liebe mir erdâhte,
daz ich dich zuo mir brâhte:
Hete ich daz niht getân,
sô wære ez villîht ergân
Michels baz, dan ez ist.
vil barmherzîger Krist!
Ob ich arme getürre dich
biten, sô erhœre mich!«
Sô diu werde (vrouwe) kluok
geklagete vil und ouch genuok,
Unde si daz niht verviengk,
si huop sich von dan und gienk
Zuo dem jungelink her vür,
der dâ stuont vor der tür,
Gar vorhtiklîchen si in ane sach,
erbermeklîchen si [dô] ze im sprach:
»Geselle, waz sprichest dû hiezuo?
râte mir balt, waz ich getuo,
In mînen grôzen leiden:
dîn herre [der] ist hie verscheiden,
Der mir nie übel wort gesprach;
ei, vriunt mîner, mîn ungemach,
Daz leider mich besezzen hât,
gib mir etelîchen rât,
Wie ich mit im sol gevarn,
daz ich mîn êre müge bewarn.«
Dô sprach der kneht gezogenlîch:
»vil liebe vrouwe, waz sol ich
Râten zuo der jâmers nôt?
mînes lieben herren tôt
Biz an mîn end', ich armer man,
nimmer [mêr] überwinden kan.«

Diu vrouwe sprach: »ach (wê) mich!
lieber geselle, balde sprich,
Wie wir (nû) tuon wellen;
der tag wil uns erschellen,
Sô bin ich immer mêr geschant;
nû bis aller triuwe ermant,
Und hilf in mînem leide mir,
des wil ich immer danken dir.«
Dô sprach der knappe vürbaʒ:
»ich riet' iu gerne, weste ich, waʒ.
Nû lâʒet iuwer senendeʒ klagen:
ich wil in an sîn bette tragen,
E daʒ eʒ volle werde tak;
mit listen ich'ʒ gevuegen mak,
Daʒ man eʒ sicher dâ vür hât,
daʒ er in sîner kemenât
Dâheimen sî verdorben
und an dem bette erstorben.«
Vil balde si dô gâhte,
biʒ si den herren brâhte
Heime an sîn bettestat.
als mir daʒ mære gekündet hât,
Ich weiʒ endelîchen wol,
von scheiden leit si solich dol,
Als ir diu wâre triuwe gebôt,
daʒ nie kein sêle mit solicher nôt
Geschiet von menschen lîbe,
von manne, noch von wîbe;
Si schieden sich mit marter,
si drukt' in zuo ir harter.

Anstatt der folgenden 12 Z. liest *M.*:

Si stuont in solichen lîden,
man möht' eʒ niht volle geschrîben,
Alleʒ ir leit und ire swær',
und wær' îtel tinten daʒ mer
Und der himel bermentîn,
dar an möht' eʒ alleʒ niht geschriben sîn.

Der den jâmer möhte [von ir] sagen,
si vuort' sô ein jæmerlicheʒ klagen.
Sô ie lenger, sô ie baʒ,
ich weiʒ sicherlîchen, daʒ
Diu Herzelaudîne
und ir niftel Sigûne,
Und darzuo Jêremîas
in grôʒer klage nie gesaʒ.
Hiemit der knappe (in) nam,
in sînen armen er in dan
Truok von der vrouwen lîse,
mit klegelîcher wîse
Legt' er in an sîn bette,
als er ir gelobet hette.
Des morgens dô der tag ûf brach,
des hern wirt [ein] herzeleit geschach.
Dô im daʒ mære wart geseit,
daʒ der jüngeling gemeit
Genomen het sîn ende,
der im mit milder hende
Manig êre tet bekant;
grôʒ jâmer in des ermant.
Daʒ er in klagete klagelich:
daran sô tât er tugentlich,
Er bestat' in mit der êre,
daʒ nie kein herre mêre
Mit sô grôʒer schœnheit
in ein grap wart geleit.
Diu vrouwe ze hande
nâch irem vater sande,
Durch triuwe und veterlîchen siten.
si hieʒ in [vil] vlîʒiklîchen biten,
Daʒ er zuo ir kæme
und ir rede vernæme.
Der vater zuo den zîten
niht lenger wolte bîten,
Er gieng gezogenlîchen.
ze der vil minneklîchen.

Dô sprach diu sældenbære:
»vater [mîn], mir ist dîn swære,
Von allen triuwen, vil leit;
mir ist ie zuo geseit,
Daʒ der jungelink sî tôt,
von dem ich in dise nôt
Komen bin, daʒ ist mir leit.
swie daʒ ich manig bitterkeit
Und nôt von sînen schulden
oft und dik muoste dulden:
Dû hieʒ' mîn hueten sêre:
nû tuo mir, durch dîn êre,
Veterlîche triuwe schîn,
und lâʒ mich ûʒer diser pîn,
Sît dû mîn niht darft hueten mêre:
dû hâst gar ze sêre
Dîn herte an mir begangen,
ich bin dîn gevangen
Her gewesen manik zît;
daʒ wil ich lâʒen âne nît,
Ob dû mich (nû) wilt gewern,
einer bete wil ich gern
Gar vlîʒiklîchen, âne spot,
daʒ dû mich durch den rîchen Got
Ze sînem opfer lâʒest gân,
und mich ouch dâbî lâʒest stân,
Dâ man den vil werden
sol legen under die erden,*
Der unser gast was hie bî.«
der [ge]bete gewert' er sî.
Dô diu zarte lobesam
ûʒ der kemenâten kam,
Und man den werden reinen
ze der kirchen truog mit weinen,

---

* Daʒ soltu tuon zen êren
dem werden, lobes hêren.

Dô gieng diu jâmers rîche
sô gar zühtiklîche
Mit andern reinen vrouwen;
nû mag man wunder schouwen:
Dô si der bâre wart gewar,
ze hant wart si ungevar
Bleich, under wîlen gel;
ir wengelîn und (ouch) ir kel
Begôȝ si dô mit weinen:
wæren al[liu] herze steinen,
Herter dan ie wart kein vlins,
diu möhte noch des jâmers zins.
Den man sach an der armen,
von schulden wol erbarmen.
Dô man daȝ opfer ampt gesank,
mit jâmer si dar zuo drank,
Si truok (hin) vür ir schæpelîn
zuo opfer; dâ mit tet si schîn,
Daȝ si ir kiusche und ir jugent
durch ir (reine) werde tugent
Ûf in hete ze mâle begeben;
dâ mit kwalt' si ir jungeȝ leben.
Dâbî man ouch ein messe sank,
diu vröuden lôse dar zuo drank;
Als man daȝ opfer singet,
und man hin næher dringet,
Dô gieng diu arme, trôstes bar,
mit iren megden ouch al dar,
Si opfert' zühtiklîche
ir vür span kosperlîche,
Daȝ er ir vor hete gesant;
dâ mite tet si dâ bekant,
Daȝ si sich der triuwe verzihe,
die er ir dâ mit verlihe.
Dô daȝ opfer wart getân,
seht, dô gienk si wider stân
Zuo der bâre an ir stat;
wer sîn gert' oder si bat

Und durch Got ermante,
dem tet si bekante
Ir gâbe und ir stiure;
diu reine vil gehiure
Kunde ir seneklîcheȝ klagen
mit solicher tougenheite tragen.
Daȝ des wênig ie man kôs;
manigen geswinden jâmer grôȝ
Si dâ muost' verdrükken,
dô ir herze ze stükken
Sich al dâ muoste klieben;
si getorste nie den gelieben
Klagen offenbære;
daȝ was ir meiste swære. *
Dô daȝ ambet dâ geschach,
dô huop sich ir ungemach,
Dô man in ze dem grabe truok.
der jâmer grôȝ ir herze ersluok,
Daȝ si in unmaht (nider) viel,
ir herze in solichem jâmer wiel,
Daȝ nie kein keȝȝel (al)sô guot
sô vaste gewiel von viures gluot.
Ie doch wart si kreftik wider,
si begunde loufen sider,
Dô man in legte in daȝ grap:
alles jâmers urhap
Begunde sich ze ir senken,
iren lîp sô bekrenken,
Daȝ si viel ûf in, und was tôt.
dô huop sich klegelîchiu nôt
Von der welte, diu dâ was,
liehtiu ougen wurden naȝ,
Diu den jâmer sâhen an,
beide, vrouwen unde man,

---

* Daȝ eȝ wære mügelich ze sagen:
hülfe eȝ iht, sô wolt' ich eȝ klagen.
M.

Begunden klagen âne zil
des vil grôʒen jâmers spil.
Dô ir vater daʒ vernam,
ein schrek im an sîn herze kam,
Daʒ im vil nâhe dâ geswant:
ich wæn', daʒ ie kein man bevant
Alsô grôʒen ungemach,
als man an dem herren sach;
Des niht begrîfen mag mîn sin,
daʒ ich sîns leides ungewin
Und sîn jæmerlicheʒ klagen
en vollen müge ze ende sagen
Und allen sînen ungemach.
o wê, wie jæmerlîchen sprach.
In des leides grimme,
er mit jâmers stimme:
»Ach Got, eʒ ist mir reht ergân,
von schulden erbet eʒ mich an,
Daʒ dû nû an mir begâst,
sît dû mir benomen hâst
Mîner vröuden besten hort;
ich hân gestiftet disen mort;
Daʒ der jüngling und mîn kint
sô jæmerlîch erstorben sint,
Daʒ hete ich wol under stân,
hete ich mîn kint der buot' erlân,
Und niht alsô gevangen,
sô wære eʒ baʒ ergangen;
Und sô eʒ nû ist geschehen,
sô sol man mich in jâmer sehen
Und [ouch] aller kurze wîle bar.
immer, ûf mîn ende gar.
Waʒ sol mir êre unde guot,
waʒ vrümet rîcheit sendem muot,
Waʒ sol mir wirde an hôhem lobe?
ich bin doch ermer, danne Jop
Ie wurde in sîner wuesten zît.
sît vor mir erstorben lît

Mîn kint, schœne, gehiure;
mîn[er] vröuden âventiure
Wirt nû von mir gescheiden.
wær' ich ein Jude und [ein] beiden.
Got hât übel an mir getân;
swaz ich guots und êren hân,
Daz sol mir sîn ein unlust.«
vil dikke er gegen sîner brust
Tât vil manigen geswinden slak,
er sprach: »hiut' von disem tak
Sol in mînes herzen schrîn
diz leit vürbaz verslozzen sîn,
Daz wirt mir nimmermêr benomen.«
nû sach man iesâ zuo im komen
Sîn vriund' aldâ gelîche,
beide, arme und rîche,
Si trôsten in an den stunden,
sô si beste kunden,
Und vuorten in an sîn gemach;
âne sînen dank daz geschach.
Dar nâch in kurzen zîten,
er wolt' niht lenger bîten,
In sînem muote gedâht' er, daz
er mit willen, âne haz,
Ein vrouwen klôster stiften hiez,
dar in er si bestaten liez;
Sîn guot er allez dar in gap.
in sîn hant nam er ein stap,
Unde wart ein pilgerîn,
in buoze leit er grôze pîn,
Wallend' gieng er durch diu lant,
als in sîn muot (het) bewant,
Ze kirchen unt ze klûsen
unt ze allen Gotes hûsen,
Sô lange biz daz Got ûf siu
verzêch, daz siu alliu driu
Ze himelrîche kâmen:
alsô muezen wir ouch. Amen!

XV.

Hero und Leander.

Die Minne gibt nach süſsem Anfange oft bittern Ausgang.

Ein Fürst jenseit Meeres hatte einen Sohn, Leander; der schönste adelichste Jüngling. Die Burg lag am Gestade, und gegenüber, jenseit des Meerarmes, stand eine andre Burg, deren Herrin die reizendste Jungfrau war; Hero, sechzehn Jahr alt, und von Gotteshand so schön gebildet, wie kein Maler sie zu malen vermöchte: goldgelb ihr Haar, die Brauen braun, die Augen klar, die Wangen wie Rosen und Lilien, der Mund rubinglühend, die Zähne wie Elfenbein, das Kinn lieblich, Nacken und Busen blendend weiſs. Beide liebten sich herzinniglich, konnten jedoch nicht anders zusammen kommen, als daſs Leander nachts hinüber schwamm, geleitet von einer Leuchte, die Hero über die Zinne hinaussteckte.

So geschah es manchesmal, bis einst Wind und Wellen so heftig gingen, daſs Leander nicht hinüber zu schwimmen wagte. Hero trauerte, und schrieb ihm einen sehnsüchtigen Brief, worin sie klagte, daſs er wohl durch Jagen, Saitenspiel, Brettspiel, Fechten, Schieſsen, und ritterliche Fahrten sich die Zeit kürzen könne: sie dagegen nur mit ihrer alten Amme stets von ihm rede, die ihr vorspiegele, daſs er bald käme, aber darüber einschlafe; sie (Hero) küsse oft das Gewand, welches er anlege, wenn er herübergeschwommen, und wenn sie, schlaflos liegend, endlich am Morgen einschlafe, täusche sie ein seliger Traum, aus dem sie um so schmerzlicher erwache; dazu fürchte sie noch, daſs er etwa eine andere liebe: nur Wiedersehen könne sie beruhigen.

Ein Fischer überbrachte diesen Brief dem Jünglinge, der tief seufzte und von Schmerz erbleichte. Er schrieb zärtlich zurück: es gebe keine Freude für ihn ohne sie; die Zeit der Trennung dünke ihm schon sieben Jahre lang; wenn er, schlaflos, nachts ihre Leuchte sehe, so gedenke er der schönen stillen Nacht, als er zuerst zu ihr schwamm, wie ihr Licht seine Arme gekräftigt, wie sie von der Burg ihm entgegen gekommen, ihn lieblich umfangen, in einen warmen Mantel gehüllt, und die seligste Nacht sie beide eingewiegt habe, bis am Morgen die Amme ihn zum leidigen Scheiden geweckt, und er trübselig zurückgeschwommen. Jetzo stürme zwar das Meer: dennoch könne er nicht länger fern bleiben, und wolle in nächster Nacht kommen; und wenn er verunglücke, empfehle er ihr seine Seele.

Diesen Brief sandte er voraus, und schwamm nachts durch das tobende Meer: der Sturm aber wuchs mit Donner und Blitz, und der Regen strömte, so daſs der kühne Schwimmer die Leuchte nicht sah.

und, von Wind und Wellen getrieben, endlich ermüdete, er beklagte sein junges Leben, noch mehr sein Scheiden von der Geliebten, und seine Seele Gott befehlend, verschied er.

Am Morgen sah man Leanders Leichnam auf dem Meere schwimmen; als Hero dieses vernahm, sank sie auf der Stelle leblos nieder und vereinte sich im Tode mit ihm.

Der Nachdichter warnt vor so überschwänglicher Minne; er weiſs sich zwar sicher davor, daſs seine Geliebte ihm solches Leid bereite, weil sie sich wenig um ihn kümmere; gleichwohl solle sie an ihm sein lebelang einen Anhang haben, weil er sie im Tode ohnedies meiden müſse; auch getröste er sich noch ihrer Huld, und wünscht ihr Gottes Lohn.

XV.

Hero und Leander.

Ach, min, dîn sueʒer anvank
gît mangen bittern ûʒgank
Dem der sich liebes underwint,
unt zejungst ein angel vint
In sölhem luot verborgen.
er mak von schulden sorgen.
Wer sich der minne hât ergeben,
wie er sîn minnegerndeʒ leben
Rihte ûf ein ende guot;
daʒ doch diu minne selten tuot:
Si prueft vil dik die wernden nôt
ir diener, und etwan den tôt;
Als ich iu hie bewær(e)
mit einem vremden mær(e).
Daʒ ist wâr und niht erlogen.
  Eʒ was enent mers gezogen
Ein junkher gar unmâʒen zart,
des vater was von hôhem art
Erborn und ouch diu muoter sîn:
im diente gar ân' alle pîn'
Ein wîteʒ lant, darinne was
ein houptstat, dâ er selbe saʒ,
Gelegen einhalb an dem mer.
si minten beidiu vast und sêr
Den junkherren, ir eigen sun;
wan er was biderb' unde vrum;

Zuht, scham, triuw', und ganziu tugent
vant man an im, sîn bluende jugent
Vor allen wandels vrîte sich.
er was der schœnste sicherlich,
Der daz leben ie gewan;
unt kunt' sich lieben ie der man.
Der junge degen vrisch und hêr
hiez der schœne Leander.
Nû was, als ich vernomen hân,
dar bî ein burg gar wunnesam
Erbûwen wol, dâ von niht ver
was diu stat, daz wilde mer
Enzwischen geilte sîn gewil;
wol umb ein halbe Tiusche mîl'
Lâgens' von ein ander.
dem junkherren Leander
Worden dik diu ougen naz,
wen er die form' [verre?] eben maz.
Nû was, als ich gewîset bin
ûf der burg ein junkvrou fîn.
Der vater und diu muoter was
tôt, als ich ez von in las;
Dâ von diu kiusch', diu reine
het besezzen alters eine
Die burg, unt pflag ir alle zît.
si was die schœnst', diu vor, ald sît
Ze dirre welt ie wart geborn;
si was sicherlich erkorn
Vur ander vrouwen sunderbâr:
nâch wunsche het si goltvar hâr,
Ir brâwen brûn, ir ougen klâr,
gemischet wâren, âne vâr,
Ir vil zarten wengelîn;
reht als ein liehter rubîn
Stuont ir rôsevarwer munt,
als er mit viure wær' erzunt;
Ir zen gelîch dem helfenbein;
ir kin darunder lieblich schein;

Ir nak, ir kel diu gliste
von wîʒe, mit kei[ne]m liste
Kein mâler möht' eʒ zuo hân brâht:
Got het ir form' vil wol bedâht
In sîner hôhen mâjestât.
si was bekleit mit rîcher wât,
Unt kund' lieblîch gebâren;
wol bî sehzehen jâren
Was diu magt, an sölicher jugent,
von ir hôch gelopter tugent
Weder wîb, noch man
nie mêr volle sagen kan
Von der tugent, die si hât',
mit allen zühten, die si tâte:
Si was gar ân' allen drô
geheiʒen sicherlîch[en] Hêrô.
Dem selben reinen vröuwelîn
liept' sich der junkherre fîn,
Ich mein', der zart' Leander guot.
ouch truog si im vil holden muot,
Als ich von in gelesen hân,
daʒ von liebe der strik kan,
Den nie man wol enbinden mak:
ir lîb in sînem herzen lak
Verborgen ze allen stunden;
man het' ouch selten vunden
Ir herz' ân' den junkherren zart,
si het verrigelt unt verspart
Den junk hern in ir herzen.
mit grundelôsem smerzen
Ietwederʒ was bekrenket,
mit jâmer gar versenket.
Des moht' Leander nie mêr komen
ze Hêrô, als ich hân vernomen,
Wan sô er nahtes über swam
und mit swimmen zuo ir kam:
Des was Hêrô an im gewon,
wan wen Leander solte komen,

Sô stakt' si über die zinnen
ein lieht, daʒ muoste brinnen
Und im ein sôlich zeichen geben,
daʒ er swum gen der burge eben.
Daʒ triben si vil mangen tak,
unz eines mâls des meres pflak
Ein wint mit starkem gewille;
des junkherren wille
An swimmen dô vil (gar) verzagt';
dâvon der minniklichen magt
Ir vroude wurden (dâ) benomen;
si sprach (dâht'?), er wolte niht mê komen.
Und schreib im ein brievelin,
den schikt' si bî einem vischer hin,
Unt tet im kunt, si wær' unvrô;
der brief stuont geschriben sô:
»Mîn vriunt, Got grueʒ' dich tûsent stunt
mîn herz' ist senlichen verwunt,
Mîn trût, von dînen schulden.
swie daʒ wir beide dulden
Lîplichen smerzen, sô bin ich
an kreften dir doch ungelich:
Dîn vester lîp treit vesten muot,
des mîn blœdeʒ herz' niht tuot;
Wan, sol ich lenger mîden
dich, sô wirt mîn lîden
Mit dem tôt sich enden.
darzuo maht dû wol wenden
Dîn nôt mit kurzwîle vil,
birsen, beiʒen, seitenspil
Diu wendent dir den kumber dîn;
guot geselschaft unde wîn
Vuegent dir ouch grôʒe kraft;
darzuo mahtu ritterschaft
Suochen in den landen.
eʒ ist vil mangerhanden
Vroud', der dû maht trîben vil:
schâchzabel ziehen und bretspil.

Schirmen, schieʒen mit dem bogen;
dâmit diu mîn wirt gar betrogen.
Der kurze wîle hân ich niht:
mîn herze ist al ein verpfliht
Mit lieblichen gedenken;
diu mîn wil mir versenken
Mîn herz', wan ich niht anders kan.
ach, owê! ich hân nieman,
Mit dem ich ouch kurzwîle trîp.
mîn amme ist ein alteʒ wîp.
Mit der sô rûn' ich naht unt tag
von dir, und sprich': »mîn am, nû sag',
Waʒ wænst, daʒ iezuo tuo mîn liep?«
sô spricht si: »heinlîch als ein diep
Slîcht er ieʒ nakke[n]t an den sê.«
dar nâch unlang' sô vrâg' ich mê:
»Wænst, ob er iezuo halben weg
geswummen sî? daʒ sîn Got pfleg'!«
Sô træst si mich und spricht: »ze hant
kumt er her über an daʒ lant.«
Dar nâch sô vrâg' ich aber den:
»sag' an, mîn am, wen kumt er, wen?«
Von slâf gît si kein antwurt mir,
wan eʒ gât niht ze herzen ir.
Ich kus ouch dik mit mînem munt
daʒ kleit, daʒ dû ze aller stunt
An leist, sô dû geswimmest her.
alsus mit grôʒer jâmers ger
Wart' ich den ûf die mitten naht;
mîn am sich den ze bette maht:
Sô leg' ich mich ouch slâfen.
wâfen, iemêr wâfen!
Daʒ ander teil der nahte mich
eins jârs lang dunket, sicherlich:
Wan ich slâfen niht enmak,
ob ich den entslâf' gen tak,
Sô troumet mir vil lîht von dir,
wie dû swimmest her zuo mir.

Und ich dir biut' der kleider dîn
und leg' dich an den arm mîn.
Dâ wirt kus mit kusses tschust
vergolten mit lieplîchem lust. —
Dar zuo getroumet mir gar vil,
daʒ ich doch niht sprechen wil.
Wen ich sô (muoʒ) erwachen,
sô muoʒ mîn herz' erkrachen
Von leit, wan dû in kurzer vrist
mir mit dem slâf entrunnen bist.
Ich vürht' ouch eineʒ naht unt tag,
daʒ dir ein ander vrou behag'
Ze lieb in dînem sinne.
von solicher angst (ich) brinne,
Daʒ mir von unmaht wirt sô heiʒ,
daʒ ich swiz einen kalten sweiʒ.
Alsô hân ich lîb unde leben
genzlich an dîn g(e)nâd' ergeben,
Ob dû bræchest triuw' an mir,
daʒ eʒ wær' iemêr sünde dir.
Diz sprich' ich niht, daʒ eʒ kein munt
mir doch hab' von dir gekunt.
Wan daʒ mîn minnegernder lîp
vürhten muoʒ als, daʒ ein wîp
Von minne werd' vertriben.
ich wil dir nimê schrîben,
Wan, daʒ dû kumest, daʒ ist mîn gir,
sô wirt mîn leit benomen mir.
Wan lieb hân unde selten sehen,
daʒ tuot wê, daʒ muoʒ ich jehen.«
  Dô si den brief geschriben het,
der vischer dâ irn willen tet.
Und brâht' in dem junkherren zart.
der las in zuo der selben vart,
Und ersiufzet' von [ganzem] herzen,
[und] von grundelôsem smerzen
Wart er bleich und ungestalt.
er sprach zuo dem vischer: »halt

Hie ein wîl', darumb wil ich
dich iemêr rîchen sicherlîch.«
Und schreib ir einen brief alsô:
»Mîn heil, mîn eigner trôst, Hêrô,
Got geb' dir sæld' und êr(e)!
wiʒʒest, daʒ ich niemermêr(e)
An' dich mag vrœlîch werden;
wen swaʒ [ich] ûf dirre erden
Mag wun und dâbî vröude sîn,
daʒ ist alleʒ mir ein pîn,
Ich wær' den, herzelieb, bî dir.
eʒ sint siben jâr, daʒ mir
Nie kein zît sô lange wart.
ach, reine, minniklîche, zart',
Ich wæn', dem grôʒen jâmer mîn
würd' nie gelîch keins herzen pîn.
Ich serwen in leitlîcher klag',
des nahtes ich niht slâfen mag;
Wen ich sich daʒ zeichen dîn,
sô wünsch' ich in dem herzen mîn,
Daʒ eʒ wær' ein stilliu naht,
als dô ich swam ân' allen braht
Des êrsten über daʒ wilde mer;
ich vorhte mir nie sô sêr,
Doch was mîn minnegernder muot
ze swimmen vest' unde guot,
Daʒ ich swimmens niht enaht';
eʒ was gar ein helle naht,
Dô ich den êrsten swam die vart;
wen ich von swimmen muede wart,
Sô sach ich an daʒ zeichen dîn,
daʒ gap kraft den armen mîn;
Ich was von minne sô enzunt,
daʒ ich niht aht' ûf kalten grunt;
Ie mê(r) ich swam, ie næher wart
mir dîn stat zuo der selben vart;
Sach ich dich von der bürge komen,
mir wart mîn muede gar benomen,

Dô ich dich sach gein waʒʒer gân
und mich lieblich woltest enpfân,
Und ich swam mit vlîʒe gar;
wan eʒ sâhen dîn ougen klâr.
Sust wart ich schôn enpfangen
und lieblich umbevangen
Von dir, liebe vrouwe mîn.
dû but' ouch mit der hende dîn
Mir einen mantel warm und guot.
wie dô mîn[ne]m herze(n) wær' ze muot,
Ich wæn', daʒ künne nieman sagen.
ich wil ouch gar stil verdagen
Der guoten nahtsæld', die ich nam.
dô mornet wart gen tag, dô kam
Dîn am und wakt(e) uns vil vast.
alsus mit grôʒem jâmers last
Schied ich von dir an daʒ mer.
dû wein(e)test unmâʒen sêr.
Wie dô mîm' herzen wær' ze muot,
daʒ weiʒ aleine Got der guot',
Dem alliu herzen sint wol kunt.
dû segnetest mich tûsent stunt.
Ich erteilt' nie wort, von rehter nôt,
wan daʒ ich dir die hant bôt,
Und swam unwilliklichen hein;
mir was, ich swüm ûf einem rein.
Als swær' was mir mîn widerkomen.
ach Got, wie ist sô gar benomen
Dem himel iez sîn lûterkeit!
wen er vil swarzer wolken treit;
Daʒ mer ouch swilt von windes nôt:
doch solt' ich iemêr ligen tot,
Ich mag dich nimê mîden.
ein scharpfeʒ bitterʒ lîden
Mîn herze wil verzeren gar.
mîn trût, nim mîn noch hînaht war,
Sô kom ich, daʒ ist ein sicher dink.
doch ob mir (dar an) misselink

[Dar an] und ich sterb', sô gedenk(e) mîn,
lâʒ dir mîn sêl' enpfolhen sîn.«
Und sante dô (sâ) ze hant
den brief hin über an daʒ lant
Der reinen minniklîchen zart.
des nahtes huob er sich ûf die vart,
Und swam, als er ouch dik tet ê.
owê, hiut' und iemer mê!
Ie was sîn swimmen missellch.
ach Got, daʒ nieman eigenlich
Sîn nôt erschînen mag, noch sol!
ach, Minne, ist dir dâmit wol,
Daʒ in dîm' dienst sô manig man
verdirbet, der nie niht gewan,
Wan stætiu triuw' in herzen!
alsus mit sendem smerzen
Dîn sueʒe dik sich endet;
dîn lust vil dikke blendet
Dem man sîn rehte sinne,
daʒ er nâch wîbes minne
Wâget, beidiu, lîb und leben.
alsus ergieng eʒ leider eben
Dem junkherren vrisch und vruot:
der het, beide, sin und muot
Mit liebe sô vereinet,
daʒ eʒ sît dik beweinet'
Sîn vater und sîn muoter.
jâ, herre Got, vil guoter.
Sît dîner tougen Gotes kraft
und dîner wîsheit meisterschaft
Nieman bedenken kan und mak,
sô wundert mich doch naht unt tak
Waʒ wunders minne müge sîn,
daʒ si sô gar in sueʒem schîn
Eins jungen mannes herze dert
und eʒ mit kwâle sô zerbert,
Daʒ er nâch minne wirbet.
dar umb er dik erstirbet.

Alsus tet der junkherre zart,
der îlte nahtes an die vart,
Und swam, als er vor het getân.
dô er nû wol (vol?) hinûʒ kan
Von dem land hin ûf daʒ mer,
die himel sich dô blæten sêr
Mit einem starken sturmwint:
vil manig durnslag geswint
Huob sich nâch den blizzen dô.
der junkher(re) wart unvrô,
Und dâht', wie eʒ im solt' ergân.
daʒ gewil(le) treib in hin und dan.
Darzuo der regen was sô dik,
daʒ er gesach niht einen stik,
War er sich solte kêren;
sîn leid begund' (sich) mêren.
Wen er niht sach des liehtes schîn,
dâmit Hêrô diu vrouwe sîn
Im ougte dikke lieblîch triu;
er gewan vil grôʒe riu,
Daʒ er des nahtes ie ûʒ swam.
vil vast im in sîn herze kam
Er solte kêren wider hein:
doch het diu muede im diu bein
Und hend' sô gar gevangen,
daʒ im was engangen
Sîn kraft von sînen armen.
er sprach: »lâʒ dich erbarmen,
Milter Got, mîn ungemach!
ach, ôwê iemêr und ach!
Daʒ nieman mir gehelfen mag.
ôwê mîner jungen tag'!
Wâfen, hiut' und iemer mê!«
im wart von muede (al)sô wê,
Daʒ er sich swimmens gar verwak.
hend' und vueʒ' im dô gelak.
Vil êwiklîch er dô sprach:
»ôwê, daʒ ich dich nie gesach.

Hêrô! ich muoz verderben.
mir tuot sô wê mîn sterben
Niht, sô[wê] mir tuot ein scheiden,
daz nû wirt under uns beiden.« —
Er sprach: »vil minniklîchez wîp,
Hêrô, ich wæn', dîn zarten lîp
Ich niemer mê gesehe an,
wan ich muoz leider hie bestân
În dirre wilden vreise.
owê, jâ wirt ein weise
Dîn lîp, daz ist mîn grœstiu klag'!«
des lebens er sich dô verwag.
Und schrei ûz klagendes herzen nôt:
»ach, vil g(e)nædiger Got,
Der kein getriuwez herze nie
an der helfe sîn verlie,
Lâ dir, her, bevolhen sîn
und enpfâch die sêle mîn!
Wan ich muoz leider ligen tôt.«
alsus mit klagendes herzen nôt
Nam er sîn end' mit leide gar.
waz klag' wart stil und offenbâr
Mornet umb den werden kneht,
ich wæn', daz ieman künde reht
Sagen oder schrîben:
dâ von lâz' ich belîben
Die klag', und rât' iu iemêr daz,
daz ir iuch huetet dester baz,
Und niht volget tumbem muot,
der iu vil dikke schaden tuot.
Dô Hêrô nû die red' vernam,
daz Leander tôt(er) swam
Uf dem ungevuegen mer,
si klagte dô irs herzen sêr
Von dem unmuot, den si hât'.
daz si an der selben stat
Nider sank und ir geswant
und ir daz leben engienk ze hant;

Daʒ si ouch (dâ) tôt gelak,
daʒ schuof diu triuwe, der si pflak.
Der nû ie zuo lützel ist
ûf erd(en) hie ze kurzer[*] vrist.
Wan wiʒʒet, daʒ niht nâher gât
[ze herzen], wan dô einʒ ein(en) buolen hât.
Diu sich ze samen hânt verpfliht
mit stæter triuw' in ein geschiht,
Als disiu zwei nû hânt getân;
daʒ muost' in an daʒ leben gân.
Von den stæten triuwen,
und valschen[**] unde niuwen.
Dâ von tuot iuch der (un)triuwe abe,
diu iuch zuo dem tode labe,
Und im sîn leben dâ mit vergât
und eʒ den ân(e) vröude stât.
Wan (guotiu) zît ist anders niht,
den guoter geding' ein zuo versiht.
Dem diu nû werd', der hab' si vast.
wan minne ist ein über last
An disen zwein hie gewesen.
des mueʒen s' an der sêl' genesen!
Das bit' ich Got von himelrîch',
daʒ er daʒ tuo sicherlich.
[Wan] ich weiʒ wol, daʒ diu vrouwe mîn
mir niht vueget sölich pîn,
Und si mich sölicher ding' erlât.
daʒ jâr vâht an unt zergât,
Daʒ si mir niht gebiutet
ze tuone, noch verbiutet,
Und lât mich leben, wie ich wil;
si sorget umb mich (niht) gar vil.
Tuon ich reht, des wil si niht
wiʒʒen; (und) ob mir beschiht

---

[*] 'diser'

[**] 'unvalschen'

Ein widerdrieʒ, und ich ir'ʒ klag'.
si lachet sîn durch den tag.
Niemêr baʒ ze muot wær' ir,
den sô si zanken solt' mit mir,
Sô bræhte si mir'ʒ ûʒ dem gal(?)
ê daʒ si mit mir lebte wol.
Si sprach ê, ich trib' bœs' gevert'
mit ir, ald ich het ungebert.
Sust lât si mir'ʒ werden.
ich hân ûf dirre erden
Mit ir ein wunderlîcheʒ leben:
ich muoʒ si umbe gân als eben,
Sam ein kleineʒ kindelîn.
ich wæn', si wel enberen mîn:
Sô mag eht ich ir niht enbern;
ich bin ir holder hiur', den vern,
Doch si mir niht, daʒ weiʒ ich wol.
des ist mîn herze kumbers vol.
Des gang' eʒ, swie eʒ gank,
si muoʒ an mir ein anhank
Hân die wîl' ich leben sol.
ich kan [doch] leider dennoch wol
Si [ze] mîden, sô ich stirbe
und an dem lîb [vil gar] verdirbe.
Doch ist mir heil von ir beschert,
wær' si mir tûsent stunt sô hert,
Sô muoʒ si mir'ʒ doch werden lân,
swie sie mir's nû ze mâl niht gan.
Dar ûf wil ich gedinge hân,
daʒ mich Got niht sô lâʒ' verstân,
Mir(n') werde vor ir lieblîch gruoʒ
ze trôst unt tuo mir leides buoʒ;
Des sich ir muot nû hât gewert
gen mir, und sô gar verhert
Ist ir gemuet' gen mir gewesen.
ich trû, si mueʒ' mich lân genesen,
Ob eʒ ouch niht ir wille ist.
dar ûf erdenk' ich lîht ein list,

Daʒ mir ir huld' mueʒ' werden,
480 ald' ich darumbe sterben,
Dâmit mag si eʒ wenden wol.
Got behuet' si, als er billîch sol,
Hie, und dort in êwikeit,
und geb' ir lieb ân' alleʒ leit
85 In sînem himelrîche schôn';
den wunsch hab' si von mir ze lôn.

XVI.

Der Buſant.

(Magelona.)

Grofse Liebe thut Wunder: wie sich oft bewährt hat. Gegenwärtig zwar ist sie selten: die Frauen lachen den an, der Unglimpf und Unfug treibt, und ihnen nur damit lohnt, dafs er überall sie verlästert: was dagegen ein biederber Mann nicht duldet.

Der König von Engelland sandte seinen Sohn auf die hohe Schule nach Paris und begleitete ihn mit grofsem Gefolge vor das Thor. Nach herzlichem Abschiede ritt der Königssohn dahin mit seinem Kaplan, dessen Pflege er anvertraut war, und der ihn unterwegs fleifsig belehrte über adeliche Reden und Gebärden, die sein edles Gemüth sich leicht aneignete. In Paris ward er freundlich aufgenommen, und in der Schule that er sich bald so hervor, dafs er zwei Söhne des Königs von Frankreich überholte. Diese wollten fortan seine Schulgesellen sein, und erwarben von dem Schulmeister, dafs der Kaplan sie alle drei unterrichtete als Lesemeister. Am Hofe wurde nun der holdselige Jüngling von König und Königin ehrenvoll empfangen; auch die schöne Königstochter grüfste ihn lieblich, und beider Blicke entzündeten sogleich die herzlichste Liebe. Der Kaplan warnte ihn: ihr beider Ehre und Leben stünde auf dem Spiel, und es wäre sicherer, heimzukehren. Der Jüngling wollte dem Rathe folgen: aber König, Königin und Königskinder, vor allen die Geliebte, liefsen ihn nicht weg, und die innige Minne kam nun vollends zu Erklärung und Betheurung. Die Königstochter beklagte, dafs ihr Vater sie einem Könige verlobt, der goldene Berge haben solle. Beide gelobten, ewig einander anzugehören, und verabredeten heimliche Flucht. Der Kaplan wiederholte seine Warnung; der Jüngling liefs sich nun nicht länger am Hofe zurückhalten, schied mit minniglichen Worten und Küssen von der Geliebten, und ritt mit dem Kaplan heim.

In Engelland wurde er vom Vater, dessen ganzes Reich in hohen Ehren stand, freudig empfangen mit allerlei Festen, Turnier, Tanz, Sang und Klang. Er gedachte nur seiner Trauten. Er ritt im Reiche umher, und machte sich mit den Burgvögten bekannt. Die drei besten zog er in sein Vertrauen, und bat sie um drei der besten Rosse, die er auch bald erhielt, sie heimlich bewahren und prächtig ausrüsten liefs. Zugleich liefs er sich eine Geige so köstlich bereiten, wie sie ein Fürst führen soll. Darüber verging das verabredete Jahr. Er sandte nun eines Morgens heimlich den Knecht mit den Rossen voraus vors Thor, folgte ihm nach, und ritt mit ihm freudig wieder nach Frankreich, in der Verkleidung eines stattlichen Fiedlers oder Spielmanns.

So kam er unerkannt nach Paris, wo der König ihn aufforderte, zur nahen Hochzeit seiner Tochter reiche Gabe zu verdienen, und ihn verlachte, als er sich damit entschuldigte, dafs er eine weifse Taube befreien muſse, die ihm sonst ein andrer nehme. Zu aller Bedauern ritt er furder und hielt sich verborgen (bis der Konig von Marokko nach Paris kam, um seine Braut abzuholen). Auf des Königs Gebot ritten und gingen Alle ihm entgegen, so daſs die Königstochter unbeachtet allein blieb. Sie ging nun in den verabredeten Baumgarten, wo der junge Spielmann alsbald erschien, sie ohne Gruſs schleunig auf sein Ross hub, und mit ihr rasch von hinnen sprengte, indem er sie in seinen Armen herzte und kusste.

Unterdessen hatte der Konig seinen kunftigen Eidam feierlich in die Stadt gefuhrt: die Braut jedoch war nirgends zu finden. Alle klagten um sie; es ging aber die Sage, ein Engel habe sie entfuhrt, damit sie keines Mannes Weib wurde. Der Konig von Marrokko fuhr ledig wieder dahin, wo er hergekommen war.

Die beiden Geliebten aber ritten in einen Wald, und kamen auf ein in Blumen und Bluten des Maies prangendes Gefilde, das Fräulein ermudet von der Reise, bat um Ruhe, und beide legten sich ins Grune und schickten den Knecht in die nachste Stadt, Herberge fur sie zu suchen. Die Schone entschlief in des Junglings Schooſs; und dieser nahm zwei Ringe, die sie trug, und beschaute sie naher; indem er so den einen Ring von der Hand lieſs, schoſs ein Busant (Falke) hernieder und entfuhrte ihn. Der Jungling erhub sich leise, und verfolgte den Raubvogel mit Stocken und Steinen, um ihm den Ring, der hochst kostbar war, wieder abzujagen, verlief sich aber daruber, daſs er sich nicht wieder zu der Verlaſsenen finden konnte, und laute Wehklage um sie erhub, sich selber verwunschte, und endlich so von Sinnen kam, daſs er sich die Kleider vom Leibe riſs und wie ein wildes Thier auf allen Vieren im Walde umherlief.

Die Schone, als sie erwachte, getröstete sich zwar seiner baldigen Wiederkehr, da sie sein Ross und Zeug sah, gerieth aber auch in Leid und Angst, als sie vergeblich harrte und suchte. Sie kam an einen Bach, dem ritt sie nach, und gelangte so zu einer Muhle. Sie bat den Muhlmeister um Herberge, klagte ihm ihren Verlust, und fand sammt ihren beiden Pferden freundliche Aufnahme. Sie hieſs ihn für beide Pferde Seide und Gold einkaufen, aus welcher sie schöne Borten und allerlei Kleiderschmuck wirkte zum Verkaufe. So lebte sie dort, bis wieder der Wald grunte und bluhte und Vöglein sungen. Da kam der Herzog, wie gewohnlich im Mai, zu einer wonniglichen Linde über einen Brunnquell bei der Muhle. Die Herzogin erkannte bald an Gestalt, Betragen und auch Arbeit die edle Herkunft der Fremden, und nahm sie in ihrem Frauengefolge mit auf ihre Burg. Diese hieſs Engelstein, und der Herzog war Bruder des Königs von Engelland, mit dem er noch das spurlose Verschwinden seines Sohnes beklagte. Nicht minder beweinte ihn die Liebende im Stillen auch hier ein ganzes Jahr.

Einst ging der Jagermeister mit Hunden in den Wald, und verfolgte einen Hirsch: da ersah er einen wilden Mann auf allen Vieren laufen, und vor den Hunden auf einen Baum fliehen. Einer der drei Jäger lief, während die beiden andern den Baum bewachten, zum

Herzoge, der alsbald in den Wald ritt, wo der wilde Mann schon gefangen war und daher getrieben wurde. Er erbarmte den Herzog, der einen nur Verwilderten in ihm erkannte und ihn aufrichten lieſs, konnte aber anfangs nicht mehr aufrecht gehen, und war ganz mit spannenlangem Haare bewachsen. Er wurde so vor den Frauen verborgen, sechs Wochen lang gebadet und geschoren, gesalbet und mit guter Speise gepflegt, bis ihm Hirn und Mark wieder frisch ward, und er wieder menschlich ging und ritt. Da sah er einen Falken auf einer Stange, und bezeigte sich der Vogelbeize kundig. Der Herzog lieſs ihn, in Begleitung von vier Jägern, hinausreiten. Der Wilde ersah einen Busant, und schwang sogleich den Falken nach ihm, der ihn auch zu Tode stieſs. Da ergriff er den Busant, biſs ihm den Kopf ab und zerrupfte und zerfleischte den Vogel ganz. Seine Begleiter wähnten, er fiele in die Wildheit zurück, und wollten ihn fangen: er aber wollte noch ein Wild für den Herzog erjagen, schwang den Falken auf einen Entvogel, den er jagdgerecht fing und bewahrte. So kamen sie heim zum Herzoge, der alles vernahm, und den Wilden befragte. Dieser erzählte nun, wie ein Busant ihn um sein Herzlieb und in den wilden Zustand gebracht habe. Die Holde war gegenwärtig, und als er sie und sich nannte, sprang sie auf und sank in seine Arme. Der Herzog umfing die beiden Glücklichen und die Freude war allgemein.

Sechs Ritter wurden nach Engelland und sechs nach Frankreich mit der frohen Botschaft gesandt. Die beiden Väter und Könige kamen alsbald mit prächtigem Ritter- und Frauengefolge nach Engelstein, wo auf dem Gefilde umher ein Lustlager aufgeschlagen wurde. Die beiden Königskinder ritten mit stattlichem Gefolge hinaus zu den hocherfreuten Eltern. Die beiden Könige lieſsen sogleich einen Hof vor Engelstein ausrufen, wo sich viele geistliche und weltliche Fürsten, Ritter und Frauen, und eine groſse Volksmenge versammelte, darunter allein vierhundert fahrende Spielleute, Singer und Sager, deren keinen man ohne Ross und Gewand von dannen lieſs. Der junge Fürst ward hier Ritter und zugleich mit der Geliebten vermählt. Er schüttete einen reichen Mahlschatz aus, und widmete dem heiligen Grabe die Brautgabe; nicht minder reich war die Gabe, welche die Braut ausschüttete. Eine glänzende Hochzeit wurde gefeiert mit Turnier und Tanz, Sang und Klang, bei Speise und Trank in Fülle.

Darnach fragte man den jungen Fürsten, ob er in Frankreich oder Engelland wohnen wolle, und er entschied sich für beides abwechselnd. Da gab ihm der Vater Städte, Burgen und Land, und das junge Fürstenpaar lebte so in hoher Glückseligkeit.

XVI.

Diz ist der busant.

Wâr seit mîn sin und ouch mîn muot,
daʒ grôʒiu liebe wunder tuot,
Unde ouch dikke hât getân,
die wîl' si triuwe mohte hân,
Dô was diu liebe unmâʒen stark.
in ganzen triuwen sich verbark
In rehter[*] liebe zwischen zwein,
die selben truogen si al ein
Ein ander ûʒer mâʒen zart.
daʒ grôʒiu liebe nie enwart
Bî mînen sîten, hœr' ich jehen;
wiʒʒent, eʒ ist ouch dikke geschehen,
Daʒ nieman ganze triuwe hât.
wie einʒ daʒ ander balde lât,
Dô ist triuwe gar dâ hin.
die jungen habent nû den sin
Wer unglimpf unde unvuoge kan,
den lachent si allesament an,
Unde ist in vil genæmer,
denne [ob] ein gezæmer,
Der künde tugent unde gelimpf,
kunst dar zuo und allen schimpf.
Daʒ (en)was hie vor niht,
dâ von man in noch lobes jiht,

---

[*] Diu rehte?

Daȝ vrouwen heten in den muot,
daȝ si durch keinerslahte guot
Ze keinem êrlôsen man
keine liebe mohten hân;
Und solch man âne sinne
solte guoter wîbe minne
Iemer wesen âne;
wan in wirt niht [mê] ze lône,
Swâ er sizzet oder stât,
daȝ er si niht ungeschendet lât.
Darumb sol ein bescheiden man
wol aller vrouwen gunst hân,
Und ir edele minne:
er hât sô kluoge sinne,
Daȝ im wær' innenklîchen leit,
wer in tæt' unwirdikeit,
Die im niht wol enfuoten,[*]
daȝ er in dâvor behuote
Und gar streng[e]lîche solte hân,
unde in daȝ abe hieȝe gân;
Unde ob er niht enwolte
volgen, als er solte,
Daȝ er in [von] dannen vuorte,
ê in der schade ruorte.[**]

— — — —
— — — —
— — — —
— — — —

Dem kunig daȝ gelobet wart.
ze hant dô waren s' ûf der vart
Bereit und riten von dannen.
vrouwen unde ouch mannen
Mit in ze dem tor ûȝ giengen,
[vil] minnenklîch si in umb viengen.

[*] envuogte?

[**] *Hier fehlt, wie der König von England seinen Sohn auf die hohe Schule nach Paris sendet.*

Daʒ hôchgeborn' edele wîp
die druht' er nâhe an sîn lîp,
Und neig[et] ir tief in dankes mein:
er reit hin weg, si giengen hein.
  Der kapelân der sîn solte pflegen
allenthalben under wegen,
Lêrt' in tugent unde glimpf,
durch daʒ sîn nieman hæte schimpf,
War er mit im kæme,
wie daʒ im wol gezæme
An reden unde an geberde.
der edel und der werde
Durch sînen adel niht enlieʒ,
er tet al(le)ʒ daʒ man in hieʒ,
Und was ouch des gehôrsam,
unz daʒ er gen Paris kam.
Mit herzen unde ouch [an] sinne
dâ man sîn bâte minne,
Ze hove, al(s) in der schuole,
dâ er (ûf) der künste stuole
Besaʒ, dâ las er alsô wol,
daʒ man darumb in prîsen sol.
Ze der lêre im alsô gâch was,
daʒ er mit künsten überlas
Zwên' junkherren lobelîch,
die wâren [des kunges sun] von Frankenrîch
Des künges sün [und]e bêde sant;
zuo im sprâchen si ze hant,
Er solte ir schuole geselle wesen,
sîn kapelân der solt' in lesen,
Allen drien ze schuole dô.
des wart der junge vürste vrô.
Er gelobet'(ʒ) in vil schiere.
hin giengen si al(le) viere,
Dâ der schuole meister saʒ
und den jungen schuolern las
Ein buoch, was von rîcher kunst.
si sprâchen: »meister, dîne[n] gunst

Gip disem werden kapelân.
wir wolten alle gern(e) hân
Zuo les(e)meister in.«
er sprach: »sît daȝ iuwer sin
Stât alsô, [so] sult ir sin gewert;
und sagent im, al(le)s des er gert,
Des sol er durch iuch gewert sin.« —
»gnâdent, lieber meister mîn,«
Sprach der junge ûȝ Engellant.
urloup si nâmen alzehant
Ze ir meister, unde riten dan.
In der zît ein bote kam,
Der si hieȝ ze hove gân.
der junge vürste wolgetân
Durch rehte liebe mit in gienk,
hin vuorten si den jungelink
Mit vröuden în des küniges sal.
daȝ hovegesinde überal
Daȝ hieȝ in willekomen sîn;
unde ouch diu junkvrouwe fîn,
Diu was des edelen küniges kint:
ir aller gruoȝ was gar ein wint
Wider den diu junkvrou[we] gegen im tet;
er neig[ete] ir tief in dankes bet'.
Gar tugentlich er vürbaȝ gienk.
der künig in selber wol enpfienk
Unde ouch diu alte künigîn
sprach: »er sol mir [ouch] wilkomen sîn.
Wer ist dirr(e) junkherre wert?
ein engel sînes wandel(s) gert,
Er hât (ist?) sô tugentlîch getân.«
dô sprach des vürsten kapelân:
»Vrouwe, er ist ouch eins [edelen] küniges barn,
und ist ûȝ Engellant gevarn
Durch hôhe lêre und durch vernunst;
er hæt' ouch gerne rîche kunst
Geler(n)t, des wær(e) er ouch wert.«
der künig sprach: »swes er danne gert,

Daʒ sol im von hove sîn bereit,
daʒ sî iu allen vor geseit.«
Er gelobet' in allen bêden dô.
der glübde wâren si alle vrô.
Und des küniges tohter sunder haʒ:
diu liebe in irme herzen saʒ;
Si het ze im soliche ger,
er gieng(e) hin oder her,
Si nam sîn eigenlîchen war.
er blik[ke]te ouch dik mit ougen dar,
Der selbe vürste junge[linge],
sîn herze unde ouch sîn [sinne] (zunge)
Hâten sich gar [in] ir[en dienst] geneiget,
wan er hât' ir erzeiget,
Wie liep si im ouch wære,
[beide] stille unde offenbære:
Doch getorst' er ir gemuoten niht,
darûf der minne bete jiht.
Der kapelân truog ir liebe haʒ,
er sprach: »herre mîn, wiʒʒent daʒ,
Entêrent ir des küniges vruht,
durch die man iu so grôʒe zuht
Hât erboten, sît [daʒ] wir kâmen har,
und ist, daʒ [daʒ] ieman wirt gewar
Der liebe, die ir zuo ir hânt,
irn' beschouwent niemer[me] Engellant,
Noch ich; des trûre ich sêre,
ich vürhte, [dâʒ] ir iuwer êre
Verliesent unde ich [den] mînen lîp.
wæger wæren iu alliu wîp
Ze Frankenrîch gelâʒen,
und daʒ wir unser strâʒen
Vueren hein ze lande,
ê dan ir uns ze schande
Bræhtent unde in arbeit.«
er sprach: »dû hâst mir (wâr) geseit,
Wolûf, wir wellen [von] hinnen;
mag ich urloup gewinnen

Von der jungen künigin,
sô sol diu rede stæte sîn.«
Si wolten heim ze lande varn:
der künig sprach: »daʒ soltu sparn
Durch mînen willen noch ein jâr.«
dô sprach diu künigîn: »daʒ ist wâr,
Sît iuch mîn herre gerne siht,
sô sul[le]nt ir [von] hinnen komen niht.
Daʒ bit' ich iuch, unde mîn kint,
unde alle die hie ze hove sint:
Woltent ir die niht êren,
daʒ solt' man iu verkêren.«
Dô sprach diu junge künigîn:
»des wellen wir von iu gewert sîn.«
Si griffen im balde nâch der hant.
der junge vürst' von Engellant
Si tugentlich gewerte,
wan er ir hulde gerte.
Doch vleiʒ er sich ze aller stunt,
daʒ eʒ nieman würde kunt,
Sîn rede und sîn geberde.
nâch hôher êren werde
Stuont dem jungen ie der muot.
wan er und diu junkvrouwe guot
Zesamen (beide) mohten komen,
sô was ir trûren gar benomen
Und was ir dikke dester baʒ.
Eines mâles geburt' sich daʒ,
Daʒ er die junkvrou[we]n wolgetân
vant an einem venster stân,
Gar tugentlich si in umbevienk.
nû hœrent, wie eʒ harnâch ergienk.
[Er sprach:] »bis Got wilkomen, mîns herzen trôst,
dû hâst ûʒ sorgen mich erlôst
Mîns herzen, daʒ ie lag verkwoln,
daʒ ich sô lange hân verholn,
Daʒ ich dich, schœn' junkvrouwe, nie
mit ganzen triuwen wiʒʒen lie,

Daʒ ich dir bin sô rehte holt:
wæren alle berge golt,
Die wolt' ich iemer durch dich lân,
daʒ dû mich liep woldest hân
In rehter liebe, als ich dich.«
si sprach: »daʒ wiʒʒest eigenlich,
Als[o] grôʒe liebe dû hâst ze mir,
noch grôʒer triuwe hân ich ze dir,
Daʒ sî dir eigenlich geseit.
wilt dû, ich swer dir tûsent eit,
Wær' aller der welte schœnheit
an einen jungen man geleit,
Daʒ wær' al(le)ʒ gegen dir niht.
dû solt hân die zuo versiht,
Diu liebe die dû zuo mir hâst
diu bringet dir noch willen rast (vil unrast?)
Dû solt ouch des gewissen sîn,
ich wolt', daʒ dû den herren mîn
Gebeten hetest umbe mich.
mir ist geseit eigenlich,
Ich sî gelobet einem man,
der sol ein künigrîch(e) hân,
Daʒ guldîn(e) berge hât:
nû wol, swie eʒ dar umb(e) stât,
Er muoʒ mîn iemer sîn entwert.
mîn herze keines mannes gert,
Sunder[bar] dînes einigen lîp.«
er sprach: »sô wil ich alliu wîp
Iemer durch dich varen lân.
hât aber dîn herre daʒ getân,
Sô mag er sîn niht wider komen,
dû würdest im denn(e) genomen,
Ich mueste dich von im steln.«
si sprach: »daʒ soltu genôte heln,
Und [solt] dâ bî niht erwinden,
dû sollest schier ûf binden
Und solt heim ze lande varn,
und solt die vart niht lange(r) sparn,

Und solt dâ sîn ein ganzeʒ jâr.
ich sage dir eigenlîch vür wâr,
Als ist im ouch der tag gemaht.
die wîle soltu hân betraht,
Daʒ dû habest [der] sneller volen drî,
sô ir in allen landen sî
Und man si iergen vinden mak;
kum her wider ûf den selben tak
Her zuo mir, ûf daʒ zil,
sô man mich [von] hinnan vueren wil;
In disem boumgarten,
dâ wil ich dîn inne warten.
Wan der künig kumt gevarn,
sô siht man manig edelʒ barn
Gegen im ûʒ rîten unde gân;
die wîle si mit ime unmuoʒe hân,
Daʒ wir die wîle rîten hin;
ê daʒ ir keinem in den sin
Kome, war wir sint bekomen,
sô hân wir weges vür uns genomen
Alsô vil, daʒ uns kein man
erloufen, noch errîten kan.«
Hiemit diu rede alsus ergienk,
iegelîch[eʒ] daʒ ander umb(e) vienk;
Nâch sînes herzen luste
er si vil dikke kuste.
  Wan daʒ der kapelân ersach,
mit zornes muote er dô sprach:
»Owê, herre, diser nôt!
ir wel[le]nt uns bêde in den tôt
Geben âne zwîvel.«
er sprach: »hât dich der tîvel
Alsô balde getragen har,
daʒ dû mîn [al]sô genôte nimest war!
Nû wol, eʒ mag uns niht geschaden:
gang als in des hordes gaden,
Dâ der schaz in(ne) lît,
unt trag' her ûʒ in der zît

Gewant, silber unde swert,
unde heiʒ uns diu pfert
Den kneht bereiten al ze hant:
wir mueʒen hin gen Engellant.«
Daʒ er dô hieʒ, daʒ wart getân.
si giengen vür den künig stân,
Der junge vürst(e) sich dô lie
vür den künig ûf diu knie:
»Gnâde[nt], her[re] der künig gemeit,
gnâde unde dank sî iu geseit
Iuwer guoten handelunge.«
Diu minnenklîche junge
diu wartete sîn [aber] vor der tür,
wen er kæme (aber) her vür.
Der junge vürst(e) kam ze hant
vür die tür, dâ er die schœn(en) vant;
Si bot im ir snê wîʒe hant:
dô wart ir bêder herze enbrant
Von liebe unde ouch von minne.
diu junge küniginne
Mit trehen(en) zwuog ir wangen,
si sprach: »mich muoʒ belangen,
Mîn herze trût, ie mêr nâch dir,
unz dû har wider komest ze mir.
Daʒ ich mich von dir scheiden muoʒ,
des wirt mir swærde nie mer buoʒ.
Wie sol ich dîn vergeʒʒen?
mîn herz' ist mir beseʒʒen
Mit bitterlîchem leide.
dû wær' mîn ougen weide:
Mit weinen sol ich nû vröude hân.«
er sprach: »daʒ weinen soltu lân,
Und sol gedenken, lieb, an mich,
daʒ gît vröude, als(ô) tuon ouch ich:
Wan ich an dich gedenke,
ich mir [selber] trûren krenke,
Biʒ mir komet der liebe tak,
daʒ ich dich von hinnan bringen mak.

Sliuʒ ûf die arm', und lâʒ mich varn:
Got selber mueʒe dich bewarn,
Mîns herzen trût, vor aller nôt!
ich wolte lieber in den tôt
Gân unde durch dich lîden,
wan daʒ ich dich muoʒ mîden.«
Si bôt den munt, er gap den kus.
mit jâmer schieden si alsus.
Er vuor dâhin, dar was im gâch.
si sprach im manigen segen nâch
Mit ganzen triuwen, âne haʒ;
und niemer tak vermeit si daʒ,
Biʒ daʒ er kam gen Engellant.
  Bêde, stete und bürge er vant
In hôhen êren wol behuot,
manigen landes herren guot.
Der künig unde al sîn(e) man
gegen im ûʒ geriten kam;
Si enpfiengen in nâch wirde.
sîn herz' und sîn begirde
Was dô gar wandels eine,
[er] der schœnen kiuschen reinen
Junkvrouwe(n er) nie vergaʒ,
diu im in sînem herzen was;
Er gedâhte zuo der stunt:
»ach, minneklîcher rôter munt,
Wan sol ich dich küssen mê?
mir ist nâch dir sô rehte wê,
Daʒ ich keine vröude hân.«
bêde, vrouwen unde man
Triben vor im vröuden vil,
trumben, pfîfen, seitenspil,
Turnieren, stechen, singen,
lachen unde springen:
Der im keinʒ nie wol geviel:
sîn herze daʒ lag unde wiel
Vor minnen in dem bluote;
im was sô wê ze muote,

Ie mê er schœner vrouwen sach,
ie grôʒer wart sîn ungemach,
Wan er gedâht(e ie) an die,
die er alsô betruebet[lichen] lie.
Doch nam er des rîches war,
er reit hin unde [dâ bî] dar,
Dâ die veste lâgen,
er begunde vrâgen,
Wie die vögele wæren genant,
ûf daʒ si ime alle würden bekant.
Drie die besten vuort' er ûʒ
einthalben in ein hûs,
Und bat si umb driu snelle ros,
wol bereit alsam ein gos (?).
Nâch sînem willen, als er bat,
dô wart manig guote stat
Darnâch ersuochet, ê man si vant:
iedoch wurden si ze hant
In kurzer zît vür in brâht.
die wîle het er sich bedâht,
Wâ si heimlich gestuenden,
daʒ eʒ nieman vünde.
Dâ zôch man si in und bôt'ʒ in wol,
als man noch guoten rossen sol,
Diu man ûf liebe verte spart.
den rossen (dâ) geordent wart
Drie satel' êrlich,
die wâren [von] hôher künste rîch,
Zoum unde stegereif
mit golt beslagen, durch den sweif,
Waʒ von leder solte sîn,
daʒ was von sîden fîn,
Mit guldîn borten überzogen;
sporen, stegereif, satelbogen,
Daʒ was fîn golt von Arabîn,
daʒ niht kluoger möhte gesîn.
Dô daʒ als wart volle brâht,
als er sich vor hete bedâht,

Dô hieȝ er im bereiten
mit sîdînen seiten
Ein videle(n), erziuget wol,
als si ein vürste vueren sol,
Daȝ (holz?) gebrûnieret,
der cappelon (?) gezieret
Mit golde und mit gesteine,
von edelem helfenbeine,
Under dem swebet ein [palmât sîdîn] borte:
si was ze allen orten
Mit guldîn borten überleit;
alsus diu gîge wart bereit,
Die negel wâren guldîn,
diu gîge was von sîden fîn
Gewirket wol mit bilde klâr.
  Hie mit was im daȝ ganze jâr
Enweg gegangen vil nâch;
des was dem jungen vil gâch,
Wie er ûf die vart würde bereit.
dem kneht(e) het er geseit,
Er solt(e) rîten vor,
des morgens vür daȝ tor:
Daȝ sîn nieman enahte.
der edel' und der geslahte
Im mit tugende nâch kam,
dô [g]âhte der hôchgeêrte man
Dar ir dâ nieman wart gewar;
sîn muot stuont zuo sîm[e] liebe dar.
Dô riten si mit vröuden hin,
ir bêder herze unde ouch ir sin
Stuont als hin gen Frankenrîch.
der junge vürst(e) lobelich
Wart gar ûzer mâzen vrô;
daȝ er sô rehte schiere dô
Ze sîme liebe solte;
er sprach: »ich niht enwolte
In himelrîch' vür dise vart;
wan grôzer liebe nie enwart

Mit ganzer triuwe [so gar] vereinet:
si hât vil nâch mir geweinet.«
Er sprach: »si hât mîn lange enborn,
die ich ze vröuden hân erkorn
Vür al(le)ȝ daȝ ich ie gesach.
waȝ mir ze liebe ie beschach,
Daȝ gap mir alleȝ ze schaffen niht,
wan daȝ mich diu zuoversiht
Hât sô vrô gemachet,
daȝ mir mîn herze lachet
Von liebe unde ouch von minne.
vinde ich die künig(inn)e,\
So kom' ich reht, als[o] si mir riet,
dô ich vonjungest von ir schiet.«
Swâ er ze herberge lak,
die lange(n) naht unz an den tak
Er selten iemer rehte slief,
ze sînem kneht er dikke rief:
»Wolûf, wir sullen rîten!
ich mag niht lenger bîten,
Mir ist ze diser vart als[o] gâch.«
der kneht vuort' im al(le)s nâch
Die gîge, diu (sô) schœne was.
daȝ tet er al(le)s umb(e) daȝ,
Daȝ sîn nieman enkande
von Frankenrîch in dem lande,
Unz [daȝ] er dem her [al]sô nâhe kam.
dô wundert' vrouwen unde man,
Daȝ der jung' vürste wære
ein genger videlære.
Der künig im engegen trat,
vil zuht(e)lich(en) er in bat
Und sprach, er solte rîten
ze sîner hôchgezîte.
Dô sprach der junge vürste: »nein,
ich muoȝ rîten altersein
Dar, der ich es hân gelobet.«
(der künik sprach:) »sehent, wie der tobet,

Daʒ er niht mit mir gâhet,
und mîn rîch' gâbe versmâhet
Unde ouch die mîne hôchgezît.«
er sprach: »ir wiʒʒent niht, wie eʒ ist,
Eʒ würde iu danne geseit:
vor eim(e) jâr hân ich geleit
Ein wîʒ(e) tûbe(n) in ein strik,
zuo der ich manigen ougenblik
Underwîlen hân getân;
solt' ich die [ie] mêre warten lân,
Sô würde si [vil] lîhte ei[ne]m' ander(n) man,
dem ich der tûben niht engan.«
Des lachet(e) der künigrîch,
eʒ dûhte in alsô tôrlich,
Daʒ er nâch einer tûbe(n) reit,
unde die vart niht vermeit,
Dô in der künik selbe umbe bat.
urloup nam er ûf der stat,
Gar vriuntliche er von dannen reit,
daʒ was den herren allen leit,
Den weg, den er wol kunde,
al[le] zuo der selben stunde,
Und huop sich heimelich(e) dar,
dâ ir nieman wart gewar*

— — — —

— — — —

Der künig enbôt gen Paris in,
daʒ man ûʒ rite gegen in.
Dô der bote dar kam,
bêde, vrouwen unde man
Uʒ riten unde giengen,
daʒ si in wol enpfiengen,
Den künig, als er wol wert was.
daʒ man der junkvrou[we]n dâ vergaʒ,
Daʒ si bleip al eine,
[des wart] diu schœn(e) kiusche reine

* *Hier fehlt wieder: die Ankunft des Königs von Marokko in Paris, seine Braut zu holen.*

(Des wart) ûȝ der mâȝen vrô;
mit ganzem willen gienk si dô
In ein(en) boum garten,
dâ si wolte warten
Des jungen vürsten lobesam.
dô si êrst in den garten kam,
Dô sach si in dâhar komen,
dô was ir trûren gar benomen.
[Daȝ] si einander niht engruoȝten,
wan si sô schier(e) muosten
Von dannen durch vorht und durch nôt.
wie geswinde si im die hant gebôt!
Dô huop er si ûf den volen sîn;
er reit mit der junkvrouwen hin;
Diu ros diu giengen snelleklîch:
die zwên' geliebe [die] hâten sich
Mit armen umb(e) vangen,
ir munt unde ouch ir wangen
Gâben vil manige(n) sueȝe(n) kus.
Hie mit was der künik sus
Mit hôhen êren in geriten;
do enwart lenger niht gebiten,
Si vrâg[e]ten nâch (der) briute,
si suoch[e]ten al[le] die liute:
Der junkvrouwen nieman envant;
ir hôchgemuete gar verswant,
Si hâten [alle] jâmer unde leit:
wan daȝ in schiere wart geseit,
Daȝ si ein engel hæte hin
gezükket (dan), ûf den gewin,
Durch daȝ ir reiner zarter lîp
nie[mer] solte werden mannes wîp.
Si sprâchen [alle]: »si hât uns der genomen,
von dem wir al(le) sint bekomen,
[Unde] der alliu ding beschaffen hât:
daȝ zürne nieman, daȝ ist mîn rât.«
Der künig von Marroch urloup nam,
der reit dâhin, da er har bekam.

E dan[nen] er urloup hete genomen,
dô was der junge vürste komen
Durch ein gewilde in einen tan,
der was sô reht[e] wunnesam
Von bluomen und[e ouch] von bluete;
des sueʒen meijen guete
Was in dem gewilde.
daʒ reine vrouwe[n] bilde
Ir trût gar innenklich[e] bat,
daʒ er den kneht zer næhst[en] stat
Schikte, herberge zuo enpfân;
[unde] si (bliben) ûf dem gruenen plân
Die zwên' geliebe aleine;
diu schœne kiusche reine
Entslief im in der schôʒe[n] sîn.
dô hât[e] si zwei vingerlîn,
Diu wolt' er beschouwet hân:
ein bûsant im daʒ ein[e] nam,
Dô er'ʒ von der hende lie.
ich wæne, daʒ sô schœnes ie
An menschen hant gestôʒen wart;
eʒ kam alsô von hôher art,
Daʒ eʒ in rou sô sêre,
daʒ er die [schœn] kiusche hêre
Lie sitzen alterseine,
mit bengeln und mit steine
Lief er dem bûsant al[le]s nâch
verre in daʒ gewilde gâch,
legnôt* dort, denne hie,
unz er sich als verre vergie,
Daʒ er niht wider kunde komen:
dô was im vröude gar benomen,
Dâvon er [vil] jæmerlîche schrê
erbermeklich: »owê, [o] wê!
Wie hân ich nû mîn liep verlorn,
diu mich vür den het erkorn,

---

* lenen? Vergl. Z. 987.

Der verre bezzer was den ich
und si mit vröude wunderklich (ô- wunneklich)
Wolt(e) hân gevueret hein:
und si mit mir al muoterein
585 Uz hôhen êren ist geriten,
daz ich die vart hete vermiten.
Darumb(e) wolt' ich iemer sîn
ein ellender bilgerîn,
Unde daz ich niemer tak
90 læge, dâ ich den [den] andern lak.
Umb daz mîn liep het(e) gemach
owê, daz ich si ie gesach
Unde ich si [ie] bráht' in dis(e) nôt!
ich wolt(e) lieber den tôt
95 Iemer lîden vür ir arbeit:
Si hât sô jæmerlichez leit!«
Der klage er niht abe liez,
unz ez im an sîn herze stiez;
Wande er si mit triuwen meinde;
600 gar innenklich er weinde.
Die trehen(en) wâren alsô grôz,
daz er diu wange[n] und brust begôz
Unde die hende dâmit zwuok:
gar sêre er sich rouft' unde sluok.
5 Sîn leit, sîn jâmer was [al]sô stark,
daz im hirn' unde mark
Verswant, daz er von sinnen kam.
der trôstelôs(e) junge man
Sîme lîbe manig laster bôt,
10 abe zarte er sîn gewant durch nôt;
Die wîle er ruowet' an ein want,
niderliez er sich zehant
Und gieng ûf allen vieren,
glîch den wilden tieren,
15 Durch dorn unde durch hürst(e),
der hôchgeborn(e) vürst(e);
Menschliche(r) sin im gar verswant.
Die wîle erwachete [si] zehant

Diu schœn(e) kiusch(e reine) maget
wart an vrouden gar verzaget,
Dô si ir lieb[e] niht ensach:
iedoch gedâht(e) si unde sprach:
»Nu ist hie sîn ros und sîn gewant,
er kumt doch vil lîhte zehant,
Der junge vürste lobelich.«
alsô getrôste si sich,
Unz daȝ er gar ze langen was;
vil trûriklich(en) si dô saȝ
Und sach gar wît umb(e) sich;
si sprach: »liep, wie hâstu mich
Sô lange alein(e) hie gelân?«
des wil ich haben keinen wân,
Si enwiste, wâ oder war.
dô sach si vliegen dort har
Ein waȝȝer, dem reit si nâch,
ir wart sô ernst unde gâch,
Daȝ si ze den liuten bekæme;
diu maget vil gezæme
Vil schier ein(e) müle ersach;
dô verswant ir ungemach
Ein teil unde ouch ir herzeleit;
vur die müle si dô reit.
Von dem rosse si sich lie,
gegen ir dô ûȝ gie,
Der [dô] der müle meister was;
den gruoȝte si ân' allen haȝ;
Er neig[et] ir zuhteklich(e);
si bat in innenklich(e)
Umb(e) die herberge dô.
er sprach: »[schœn] junkvrou[we], wie kumt eȝ sô,
Daȝ ir sît al eine?«
dô weinde diu vil reine.
Si sprach: »joch habe ich den verlorn,
den ich ze trôste hât' erkorn
Mir selber ze einem gesellen,
jâ wolt' ich in der hellen

Iemer darumb lîden pîn,
daȝ ich bî im solt(e) sîn.«
Er sprach: »ir sulnt iuch wol gehalen.«
660 diu pfert hieȝ er sîn(en) knaben
Bêde sament vueren in:
unde ouch diu schœn' junkvrouwe fîn.
Der stuol[e]te man schôn: dô si saȝ,
dô vrâgete er si aber vürbaȝ,
65 Wie ir in dem walde wære beschehen.
dô begunde si verjehen,
Wie eȝ in bêde(n) ergie.
»der müller[*] sprach: »sô belîbent hie
In diser mülen, daȝ ist mîn rât,
70 ist eȝ, daȝ er daȝ leben hât,
Sô kumt er alsbalde har,
alsô iergen anderswar.« —
»Sît dû mir gîst disen rât,
und mir dîn munt gerâten hât,
75 Sô nim unde verkouf' diu pfert,
und bring' uns drîer marke wert,
Bêde, sîden unde golt,
dâmit ich (vil) rîche(n) solt
Hart(e) wol verdienen kan:
80 stolen unde hantvan,
Kasukkel unde borten kluok
kan ich von künsten machen genuok,
Dâvon wir werden rîch(e).«
diz tet vil[**] snelliklîch(e).
85 Daȝ er gerette [daȝ] lieȝ er wâr.
  Si was bî im ein ganz(eȝ) jâr,
Unz(e) nâch ôster(n) hin,
daȝ man diu kleine vogelîn
Aber hôrt(e) singen,
90 und [liehte] bluomen sach ûȝ dringen
Durch den wunneklîchen klê.
ir was nâch irme liebe wê;

---

[*] besser mülner
[**] tuon ich?

Man pflog ir vlætekliche.
 Ein herzoge riche
Dâ nahe bî mit hûse saʒ,
dâ diu selbe mûle was,
Der schœne walt unde ouch daʒ lant,
des site was alsô gewant,
Daʒ er ûf den meigen tak
vil gerne ob einem burnen lak
Mit vrou[we]n und mit gesinde.
ein wunnenkliche linde
Stuont bî der mülen in dem wald[e],
dar under ein[er] schœn(er) brunne kald[e]:
Dâ riten si hin aldurch gemach.
dô des herren vrouwe ersach
Daʒ keiserliche megedîn,
si sprach: »ach Got, wie mag daʒ sîn?
Bist dû in diser mül(n) erzogen?
wærestu ûʒ himelrich' gevlogen,
Ein zarter engel wunnesam,
man mohte dich niht schœner hân.«
Si bat den mulnære,*
daʒ er die maget hère
Lieʒe ir junkvrouwe sîn.
[er sprach:] »gnâdent, liebe vrouwe mîn,
Ich entar iuch niht ent(w)eren,
wes ir an mich wellent begeren,
Des vrâgent ir die maget vrî,
obe eʒ ir guoter wille sî,
Daʒ si mit iu von hinnen var.«
si sprach: »ich kume gern(e) dar,
Künde ich nâch ir willen wol
dienen, als man ûf bürgen sol.
Daʒ ist mir leider unbekant.«
dô sprach diu herzogin zehant:
»Die rede soltu lâzen varn,
dû bist von art ein edel barn,

---

* müllere

Wanne joch dû sist geborn,
dîn lîp der ist sô ûzerkorn
Unde alle dîn(e) sinn(e);
die tugent ich an dir minn(e),
Der zuo dîn wæhez næjen:
sô kluoger sîden dræjen
Ist in mülen wênig mê gesehen,
wie dir joch hie sî geschehen.
Dû bist b(î) namen edellich.«
dô sprach der herzoge rîch:
»Wir wellen si vueren mit uns hein.«
  Sî edelz hûs hiez Engelstein,
Wan er des küniges bruoder was,
der dâ in Engellande saz.
Si heten beide leides genuok
umb den grôz(en) ungevuok:
Si enwisten, wie er was verlorn,
der junge vürst(e) hôchgeborn:
Dâ von betruebet was ir sin.
si hâten manigen boten hin
Gesendet wît(en) in diu lant:
den jungen herren nieman vant.
Man hete sich getrœstet sîn,
als der* der zarte(n) junkvrouwe(n) fîn,
Der man vil rîlich(e) pflak,
ie doch si nie, naht, noch tak,
Kein mensche nie vrœlich gesach,
si hete leit unde ungemach,
Swâ si was al ein(e),
dâ weinde diu vil rein(e).
Dis treip si mê, wan ein jâr.
  dizze buoch seit uns vür wâr,
Daz man den jegermeister hiez,
daz er die hunde ab(e) liez
Und vuer(e) jagen in den walt
rûhe stîge manikvalt

---

* dort?

Hin über daʒ gevilde,
durch walt und durch gewilde,
Ei[ne]m hirʒ(e) kômen si ûf die spor,
der lief in lange und lange vor,
Biʒ si ersâhen ein(en) man
vor in ûf al(len) vieren gân.
Dô in die hunde liefen an,
ze hant dô vlôch der wilde man
Ûf ein(en) boum, der was hôch,
daʒ er sich in lüften zôch.
Der jeger' drîe wâren,
die sîn begunden vâren;
Zwên' bliben bî dem wilde [man] alein,
den dritten schik[ke]ten si wider hein,
Daʒ er diu mær(e) sagete,
wie ir meister jagete
Einen wilden ruhen man,
der in ûf den boum entran.
Der herzoge sprach: »ich wil ouch dar.«
balde brâht(e) man im har
Ros unde sîn gewæte;
hin reit der herre stæte.
E danne er in den walt bekam,
dô heten si den wilden man
Gevangen, unde triben in
alle drîe vor in hin.
Dô daʒ der herzoge ersach,
dô erbarmte in sîn ungemach,
Und hieʒ in ûf rihten,
diu bein (im) ûf slihten:
Eʒ half als niht, daʒ er möht' gân.
er sprach: »sô sul[le]n wir in als lân.«
Dô sprach der herzoge rîch:
»nu enist er dem niht g(e)lîch,
Wie er von art(e) wilde sî:
wonte er der warmen spîse bî,
Und der in sanfte bæte,
er kæme [wider] ûf der stete.«

Alsus vuorten si in wider heim.
dâ was lîp, arm unde bein
über zogen z'wâre
mit spannen langem hâre.
Dô si in heim(e) brâhten,
daran si gedâhten,
Die vrouwe(n) hieʒ man dannen gân.
man wolt(e) si niht sehen lân,
Daʒ er sô schemlîch(e) lak,
reht unz ûf den selben tak,
Daʒ er gebatte unde geschar:
sehs wuochen batt'er gar;
Des nahtes leit(e) man in nider,
man salbete unde strîchete in wider,
Mit guoter spîse man sîn pflak
bêde, naht unde tak,
Unz im hirn' unde mark
wider wart alsô vrisch und[e alsô] stark,
Daʒ er sich begunde wol verstân
und vrischlîch rîten unde gân.
Dô sach er einen valken
sizzen vor dem balken
Ûf einer stangen bî der want;
zuo im sprâchen si zehant,
Obe er dâmit künde. —
»jâ, der mir sîn günde,
Dâ künde ich mit gebeiʒen wol,
als man noch hovelîchen sol
Mit dem valken wunneklîch.«
dô lachete der herzoge rîch:
Man schikte mit im vier(e),
die berieten sich gar schier(e),
Daʒ si sîn solten hueten,
ob er wolte wueten.
Dô er hin kam ûf daʒ lant,
dâ sach er einen bûsant;
Den valken lieʒ er swingen,
er sprach: »dû solt mir bringen

Den bûsant, daʒ gebiut' ich dir,
Daʒ er ze der hant werde mir.«
Vil snellecliche er sich ûf swank,
noch balder er sich nider sank
Unde im den bûsant ze tôde stieʒ.
der junge herre niht enlieʒ,
Dem bûsant er daʒ houb[e]t abe beiʒ,
hût unde vleisch er im abe reiʒ,
Gebein' und daʒ gevidere
daʒ warf er von im nidere.
Dô daʒ die viere ersâhen,
ze einander si (dâ) jâhen:
»Wir sul[le]n in vüeren wider hin in,
es wil aber wilde sîn.«
Si wolten in gevangen hân;
er sprach: »ir sullent mich hie [uzen] lân,
Unz daʒ uns wirt ein vögelîn,
daʒ wir mit uns hin in
Bringen vür den herzogen.«
al zehant kam gevlogen
Ein antvogel hôch [und gâch]:
dô beizete der valk(e) nâch,
Biʒ daʒ er in zerstieʒ.
der junge vürste sich dô lieʒ
Von dem ross(e) ûf daʒ lant,
den valken nam er ûf die hant
Und streichete sîn gevider,
und greif dâ wider nider
Nâch dem antvögelîn
und stieʒ eʒ in den esser sîn.
Ze hant riten si hin in.
man brâht' ûf brôt unde wîn,
Man gap in genuog und bôt'ʒ in wol,
als man noch billîch(e) sol.
Der herzoge zuo dem wilden [man] saʒ;
hart(e) vast er trank unde aʒ,
Waʒ dâ vür in wart geleit,
dem herren hâten si ê geseit.

Wie [illegible] dâʒ(en) het getân.
[er sprach:] »nû wirt er sîn niht erlân.
Er muoʒ sagen alzehant,
warumb er den bûsant
Zerzerret hât sô jæmerlich.« —
»herre, des erlâʒent mich,«
Sprach der junge vürste dô
»ir enwürdent [al] niemer vrô,
E iu daʒ klegeliche leit
iemer würde halb(e)ʒ geseit,
Daʒ ich an mînem herzen hân;
wan ich des iemer mich verstân,
Wie eʒ mir in dem walde ergienk,
dâ mich der jâmer inne vienk,
Dô ich mîn herzeliep verlôs,
die ich vür alle[n] vrouwen kôs
Ze trût unde ouch ze vrouwe(n) mir;
alsô reht liep was ich ir,
Daʒ si alein(e) mit mir reit,
unde einen rîchen künig vermeit,
Dem si ê gelobet wart.
dô wir kômen ûf die vart,
Dô tet ich, des si mich bat,
den kneht schik[ke]te ich zer næhsten stat.
Er solt' uns herberge enpfâ[he]n,
und wir* ûf den gruenen plân[e lagen]
Erbeiʒen lieʒ(e) durch gemach;
ê si daʒ wort ie volle sprach,
Dô hât' ich eʒ durch si getân,
und sâʒen nider ûf den plân,
Wir zwên' geliebe aleine;
diu schœne kiusche reine
Entslief mir in der schôʒe mîn;
dô hete si zwei vingerlîn,
Diu wolt' ich beschouwet hân:
ein bûsant mir daʒ eine nam.

---

* Beſſer und daʒ ich si

Dô ich eȥ êrst von hende lie:[*]
ich wæne, daȥ sô schœneȥ ie
An menschen hant gestôȥen wart,
eȥ kam alsô von hôher art,
Daȥ eȥ mich rou sô sêre,
daȥ ich die kiusch(en) bêre
Lie sizzen alters eine
mit bengeln und mit steine
Lief ich dem bûsant al(le)s nâch,
verre in daȥ gewilde hôch[**]
Ich im nâch warf unde lief
zuo im schrê unde rief,
lezen dort, denne hie,
unz ich mich alsô verre vergie,
Daȥ ich niht wider kunde komen:
dâ von wart mir lieb gar benomen,
Daȥ ich sô innenklîche schrê.
mir het' der tôt niht getân sô wê,
Als[ô] daȥ ich si aleine sizzen lie,
unde ich niht weiȥ, wie eȥ ir ergie.
O wê! si was von Frankenrich
eins küniges tohter adellich,
Unde ich des sun von Engellant.«
ûf sprang diu junkvrouwe alzehant.
Mit wein[en]den ougen si in umb vienk.
von vröude(n) ir daȥ herze ergienk,
Daȥ si vor im dâ nider seik.
der junge vürst(e) stille sweik,
Wan er [vor ir] niht wortes moht(e) hân.
ûf sprang der herre lobesam,
Und wart gar ûȥer mâȥen vrô,
er umb(e) vieng si bêde dô,
Und sprach: »bist dû mîns bruoder kint,
dem die von Engellande sint
Allesament undertân,
daȥ rede ich gar ân' allen wân,

[**] der Reim fordert gâch

Sô bis mir Gote wil(le)komen,
noch hiute mê den[ne] tûsent stund[en],
Und darnâch iemer mêre.
ist ieman, dem mîn êre
Unde mîn vröude liep sî,
der sô trete ouch hie bî
Und heiʒ' ouch wil(le)komen sîn
den vürsten und den herren mîn.«
Man vuort' si in daʒ gestuel(e) wider,
man saz[ze]te si erlich(e) nider,
Und bôt'ʒ in wirdekliche baʒ,
dan eʒ in vor erboten was.
Dô hieʒ der herzoge ûf stân
zwel(e)f ritter wolgetân,
Sich bereiten al ze hant,
sehs(e) hin gen Engellant,
Und sehs(e) hin gen Frankenrich.
Der künig enpfieng si wirdeklich:
Dô er die botschaft bevant,
er hieʒ in geben ros und gewant,
Ein [vil] wirdeklicheʒ bote(n)brôt.
allen den sinen er gebôt,
Grâven, vrien, dienestman,
swaʒ er liutes mohte hân
Von edelem geslehte,
[eʒ wæren] ritter oder knehte,
Die würden ûf die vart bereit,
und manik schœn(e) wip gemeit.
Diu künigin mit vröuden sprach,
swâ si iht schœner vrouwen sach:
»Ach, legent an iuwer beste wât.
ist ieman, der dâ werde hât,
Der sol durch mich in vröuden sin:
wan ich die lieben tohter mîn
Lebendig (wider) sol gesehen,
mir künde lieber niht geschehen.
Mir tuot diu vröude alsô wol,
daʒ ich sô zart beziehen sol

Vür Engelstein ûf daȥ velt.«
Manig wunnenklich gezelt
Wart ûf geslagen al ze hant.
dar kam der von Engellant,
In hôher êre kam er dar
mit einer rîlîchen schar.
Dô daȥ man ûf der burg bevant,
daȥ die künige bêde sant
Wâren dâ mit richer maht,
der (junge) her(re) sô geslaht
Mit sînen rittern ûf reit,
er het ouch ritterlichiu kleit,
Mit im vier unde zwênzig man,
die nâmen sich alsament an,
Daȥ si ritter werden wolten,
und dem vürsten solten
Dienen ze allen zîten;
man sach si [vil] schœn' ûf rîten:
Nâch im diu von Frankenrîch
mit iren mageden lobelich.
Des wâren die künige bêde vrô.
gar swintlich(e) hieȥ er dô
Schrîen zwêner künige hof.
dar kam vil manige(r) bischof,
Unde ouch der landes herren vil.
der schrîger sprach: »wer gâben wil
Durch Got unde (ouch) umb êre,
vür Engelstein er kêre
Ûf daȥ wunnenklîche velt,
dâ wirt vröuden widergelt
Von zwên künigen ûȥ erkorn,
die heten ir kint verlorn,
Und hânt si wider vunden!
man wil si bî disen stunden
Einander geben zuo der ê.
sô rîlîch (hôch)zît (wart) nie mê,
Noch niemermê(re) werden kan.«
dô rîten vrouwen unde ouch man.

Dô sprach der spîsære,
daʒ dâ ze hove wære
Vier hundert als varender diet;
der lieʒ man einʒ dannan niet,
Man gæbe im ros unde gewant.
der vürste ritter wart erkant;
Dô gap man im sîn liep ze der ê.
eʒ ist kein brûtgebe mê
Volleklîcher, ein mahelschaz,
er schutte pfennige ûf den plaz,
Dâ man im die vrouwe(n) gap.
er sprach: »[man sol] an daʒ heilige grap
(Sol man) die pfennige geben,
daʒ uns Got lâʒe lange leben.«
Des nam si eigenlîchen war,
si schutte ouch pfennig(e) dar
Lützel minre, den ouch er;
si sprach: »dich der bete gewer.
Daʒ[*] uns wol alle vröude gît.«
Dô wart ein rîlich hôchgezît,
Man gap spîse wolgemaht;
des ze vröuden wart betraht.
Des was dâ ûʒermâʒen vil,
trumben, pfîfen, seitenspil:
Turnieren, stechen ûf dem plân
wart dâ wunder(s) vil getân,
Biʒ daʒ diu (hôch)gezît zergienk.
dô vrag[e]te man den jungelink,
Wa er allergernest wolte sîn
mit hûse mit der vrouwen sîn,
In Parîs oder in Engellant.
dô sprach der vürste sâ ze hant:
»Ich wil bêdenthalben sîn
in hûse bî dem vater mîn.«
Dô sprach der künig ûʒ Engellant:
»dar umb(e) gibe ich dir ze hant

---

[*] Beſſer Der

Stete, bürge und swaȥ ich hân,
daȥ sî dir alleȥ undertân
Und dîner zarten briute.«
ûf stuonden al[le] die liute.
Der hof begunde scheiden.
den zwên gelieben beiden
Geschach ûȥer mâȥen wol;
als man noch billîch(e) sol.
Die reht(e) liebe stæte hânt,
und ouch (n)iemer abe gelânt.
Alsô wol mueȥe uns geschehen:
dar nâch sol man »âmen« jehen.

XVII.

Der Frauen Turnei.

In einer überrheinischen Burg wohnten zusammen vierzig ritterliche Bürger mit den Ihrigen, unter einem erwählten Hauptmann, der jede Zwietracht schlichtete, so daſs Alle einmüthig für Einen standen, und so überall gefürchtet und berühmt waren. Sie gewannen auch in manchem Turniere den Preis, während ihre Frauen daheim eben so einträchtig lebten. Die Ritter griffen dabei gewaltig um sich, fanden aber einst einen mächtigen Gegner, und nach manigfaltigen Kämpfen und Verheerungen wurde ein Tag zur Sühne vermittelt, zu welchem man ungewaffnet kommen sollte. So begaben sich die Ritter an einem Sonntage nach dem bestimmten Orte.

Ihre Frauen gingen unterdes auf eine lustige Aue vor der Burg. Da gedachte eine derselben, kühner als die übrigen, des Ruhmes ihrer Männer, und wünschte den Frauen auch ihr Theil. Eine andre verwies sie dagegen an ihren Beruf für das Haus, und die übrigen stimmten bei. Jene aber fuhr fort, die Frauen müſsten sich doch Lob erwerben, wozu sie ein Spiel erdacht habe, und Alle stimmten ihr ebenfalls bei. Sie lieſs es jede einzeln geloben, und schlug hierauf ein Turnier vor. Widerspruch wurde nun für Meineid erklärt. Die Thore wurden geschloſsen, die Wächter ausgesperrt, Rüstungen und Rosse wurden hervorgezogen, und die Frauen wappneten sich vollständig. So angethan theilten sie sich in zwei Schaaren, als Sachsen und Ueberrheinische; jede nahm überdieſs einen Ritternamen an.

Da war auch eine stattliche und kluge Jungfrau, schon in reifen Jahren, deren Vater zwar arm war, jedoch ein treffliches Ross und Rüstung hatte, womit angethan sie daher kam. Sie wählte sich den Namen des Herzogs Walrabe von Limburg, als des besten Ritters, den je die Sonne beschien. Das Turnier hub an, und sie brach im Lanzenrennen ihr Speer ritterlich, und sprengte im Getümmel so kräftig umher, daſs sie Manche zu Boden rannte, und Alle in ihr Feldgeschrei „Limburg!“ einstimmten. Sie behauptete bis zuletzt das Feld, während Viele hart zerschlagen, zerstoſsen und zerquetscht nieder lagen, und das Spiel bereuten. Am Ende brachten sie alles wieder an seine Stelle, wuschen sich, und gelobten Verschwiegenheit.

Als aber die Männer heimkamen, fanden sie die Rosse schweiſsig, fragten, und ihre kleinen Knappen erzählten ihnen das ganze Frauenturnier. Die Ritter lachten; einer rieth zwar, sie für die verkehrte Welt zu züchtigen, ein andrer rieth jedoch, ihrer Jugend das Ritterspiel zu Gute zu halten, und ihnen nicht doppelt wehe zu thun, sondern sie baden zu laſsen: und alle stimmten bei.

Die Kunde von dem Frauenturnier erscholl aber weit umher im Lande, und so erfuhr auch der Herzog von Limburg, wie ehrenvoll die Jungfrau dort seinen Namen geführt hatte. Er kam darnach an ihrer Burg vorbei, und fand drauſsen, an einem Montage, die Frauen fröhlich beisammen. Er ritt naher, und wünschte die ritterliche Jungfrau zu sehen. Sie trat ehrerbietig hervor, und der Herzog dankte ihr und verhieſs ihr den schuldigen Lohn; er lieſs ihren Vater kommen, fragte, warum er die rüstige Tochter nicht längst schon ausgestattet hätte, und als er dessen Dürftigkeit vernahm, gab er selber ihr zur Ausstattung hundert Mark, dazu Ross und Pferd. Er verheirathete sie einem reichen Manne, mit dem sie darnach in allen Ehren manchen Turnei begann: wie noch die Frauen harte Speere brechen, und auch im Unterliegen siegen.

XVII.

Der vrouwen turnei.

Diz heiʒet der vrouwen turnei,
und ist veste als ein ei

Ich hôrte sagen, sunder wân,
daʒ mugt ir gerne verstân,
Ein seltsæneʒ mære,
wie ein burk wære
Verre über jenen Rîn,
daʒ si guote ritter sîn.
Daʒ ist ofte worden schîn;
darumbe habent si groʒen pîn.
Wie sie der werlde wol behagen,
dâ wonten ûf, hort' ich sagen,
Vierzig burger oder mê;
die kunden sich alsô begên,
Daʒ si über ein truogen
wol mit solhen vuogen,
Als ich iu gesagen kan;
sie kurn einen houb(e)tman.
Waʒ in under einander war,
sehet, daʒ ebent' er gar.
Er gestatte keiner zwîtraht;
Des wurden sie sô werhaft.
Welhen ein nôt ane gie,
sô wâren die andern hie

Und râchen sîn ande.
des wurden sie in dem lande
Gevorht unde vermæret.
die helde unerværet,
Sie suochten mangen turnei,
sie truogen niht enzwei
An aller hande dingen.
des muost' in wol gelingen:
Si hulfen ein ander in allem wîs,
sô daʒ in der hœhste prîs
Von den besten wart gegeben.
ir vrouwen sazten ouch ir leben.
Swen[ne] sie zuo brâchen,
daʒ sie dar zwischen sprâchen
Unde ebenten'ʒ ze hant,
daʒ man niht zornes under in vant.
Die stolzen burgære
uber huoben sich der mære,
Sie riten vaste umbe sich,
und dûhten sich des vröuden rîch.
Ze jungest si einen trâfen,
der was ouch niht entslâfen.
Er was ein teil sô werhaft,
und[e] weste hinder im die kraft
An vriunden und an guote;
im was ouch des ze muote,
Daʒ er sich vaste werte:
er brante unde herte.
Swâ er in wider reit,
er brâhte sie in arbeit.
Do die herren daʒ vernâmen,
ze samen si alle kwâmen,
Si gestatten 's niht die lengen,
sie wolten niht verhengen
Deheiner hande unvuoge,
sie brâhten eʒ ze suone,
Daʒ sie eʒ lieʒen an den rât,
wer den grôsten schaden hât,

Der diene, als er endienet hât:
sust kurn die herren an der stat.
Darnâch über aht tage[n]
solde man den rât sagen.
Sie solden alle kumen dar,
und dâheime lâʒen gar
Alle gemeine ir wer,
ir swert umb sich, und niht mêr,
Ûf iren zelden pferden,
sô moht' eʒ guot werden.
Der rât geburt' sich, hôrt' ich sagen,
daʒ man den rât solde sagen
Reht an einem suntage:
sie kômen alle zuo dem tage,
Sie heten guote muoʒe,
geriten und ouch ze vuoʒe,
Wan eʒ was dâbî vil nâ.
ûf der burk bleib nieman dâ.
Wan die vrouwen eine.
  Ir vröude wart gemeine.
Sie huoben sich hin vür sân
ûf einen wunneklîchen (plân).
Der vor der bürge was gelegen;
sie begunden iriu mære segen.
Dô sprach ein vrouwe, diu was balt,
si was ze junk, noch ze alt:
»Wir mugen balde wesen vrô,
sint unser man lebent sô,
Daʒ sie sô vaste kriegent dort,
und[e] hânt daʒ aller beste wort
Gewunnen in dem lande;
sie lebent ân' alle schande.
Künde wir solhen prîs bejagen,
daʒ man von uns begünde sagen,
Als man von unsern mannen tuot,
daʒ wær' unsern êren guot.«
  Ein ander vrouwe, diu was wîs,
diu sprach: »waʒ sol uns hôher prîs

Ze diure werlde mêre,
wan daʒ mir unser êre
Behalden und unser wîpheit,
swelch vrouwe dise krône treit,
Diu beheldet alsô hôhen prîs,
daʒ weder Hektôr, noch Pâris
Nie sô grôʒen prîs gewan,
sie minne iren lieben man
Und habe in mit triuwen wert,
des prîses man von vrouwen gert.«
Die vrouwen jehent alle an ir wort.
diu êrste sprach aber vort:
»Welt ir mir ein gelübde nû
tuon,* ich bringe eʒ wol dar zuo,
Daʒ wir lob erwerben,
ê danne wir ersterben.
Ich hân uns ertraht ein spil,
dâ mite gewinnen wir lobes vil,
Wâ man eʒ vernæme,
daʒ eʒ uns wol an zæme.«
Die vrouwen sprâchen alle sân:
»dâ von wir lob möhten enpfân.
Swer des (niht) wolde loben,
der wolde wærlîchen toben.«
Diu erste sprach aber vort:
»diz habt ir alle wol gehôrt.«
Von einer si ze der andern gie,
ir gelübde si enpfie.
Sô schiere als daʒ geschach,
si huob ûf unde sprach:
»Wol ûf, ich hân erdâht
daʒ eʒ werde vollenbrâht:
Wir teilen uns enzwei
und machen einen turnei.
Sint wir sust eine sîn,
und lâʒen nieman her in.«

---

* In der Hds. steht umgekehrt tuon nu

Sie hieʒ die burk zuo slieʒen,
daʒ man dâ vor lieʒe
Tor warten und wahtære:
»die beginnent eʒ ze mære
In allen landen von uns sagen.
wir heiʒen daʒ harnasch her tragen
Und diu ros bereiten;
hie ist niht lenger beiten.«
Dô sprach ein vrouwe wol gezogen:
»des ist selten mêr gepflogen;
Lâʒt den turnei blîben;
eʒ zimt niht guoten wîben.
Wie begünd' ich, des ich nie began?
sold' ich rîten als ein man?
Wir sullen von der rede lân,
daʒ ist vroulîch getân.«
Diu êrste sprach aber vort:
»diz habt ir alle wol gehôrt.
Swer hie wider sprich(e)t
und sîn triuwe brich(e)t.
Den künde ich mein eide
unde triu lôs, beide;
Des enmak kein rât (ge) sîn.«
man brâht(e) daʒ harnasch dar în,
Seht, dâ wâfent(e) sich sân
manek vrouwe wol getân,
Sie wurden in ir hosen geschuoht,
die wâfen rökke wâren guot.
Eʒ was ein sæligiu hant,
diu die riemen alle bant
Oben an daʒ senftenier,
sô wol gesteppet huffenier
Begreif nie mannes hant,
sô man an den vrouwen vant;
Sie wâren schiere bereit,
die helme ûf diu houbt geleit,
Sie riten von ein ander en zwei.
sust huop sich der turnei.

Daȝ eine solden die Sahsen sîn,
daȝ ander die herren über Rîn.
Diu vrouwe huop sich aber dar,
diu den turnei meistert' gar
Diu des spiles alles wielt,
diu ros man hinder die helme hielt.
Si sprach: »ir sult iuch nennen,
daȝ man iuch muge erkennen,
Itslich vrouwe nâch irem man,
dâ bî man iuch erkennen kan.
Oder nâch wem ir welt sîn genant;
dâ von werde wir erkant.«
Si wurden des ze râte
und nanten sich vil drâte,
Die vrouwen (al) gemeine gar.
dô kwam ein junkvrouwe dar,
Diu was über ir(..) tage
gegangen, sunder (alle) klage.
Vünf jâr oder mê[r];
si kunde sich vil wol verstên,
Si was schœne und hôch gemuot,
ir wille was ouch vil guot;
Irem vater gieng daȝ guot abe,
im was entwichen diu habe;
Eȝ was alsô komen,
der sie ê gerne het' genomen.
Der lieȝ eȝ durch sîn armuot [ot],
sust gieng diu meit durch nôt.
Nû geloubet mir der mære,
swie arm ir vater wære,
Sîn ros stuont doch dâ gereit,
sîn wâfen schôn dâ bî geleit.
Da gebrach niht eines riemen an:
daȝ leget' diu junkvrouwe do an.
Die andern vrâgten mære,
wie ir name wære.
Si begunde denken umb einen namen;
si muoste sich des sêre schamen.

Daȥ ir vater dâ heime lak,
noch ir mâge deheiner pflak
Turneis, nâch dem si sich nente,
dâ bî man sie erkente;
Si dâhte sêre umb einen namen,
des si sich niht dorfte schamen,
Wâ man eȥ vernæme,
daȥ eȥ wol zæme.
Si sprach: »einen namen wil ich haben,
der herzoge Walraben
Von Limburk wil ich sîn genant,
dâ von sô wirde ich wol bekant;
Der ist der besten ritter ein,
den diu sunne ie beschein;
Behalde ich hiute sînen namen,
ich wil mich nimmer sîn geschamen.«
Si wart des namen harte vrô.
ûf bunden sie die helme dô.
Diu junkvrouw' gab ir guoten trôst,
sie vuor ûȥ umb ein tschôst,
Sie wart dâ wol bestanden,
und[e] stach mit [iren] wîȥen handen
Ein sper sô ritterlich enzwei,
daȥ alleȥ ûf dem velde schrei:
»ȥâ ȥâ, Limburk, ȥâ!«
der turnei begunde zesamen slân,
Diu junkvrouw' rante darzuo
unt tet eȥ alsô wol nû
Mitten in dem ringe
mit hurten und mit gedringe,
Daȥ man wunder an ir sach.
daȥ volk gemeinlîchen sprach:
»Der herzoge Walraben
wil (hie) den prîs behaben;
Sie riefen »Limburk!« über al.
mangen ungevuegen val
Brâht(e) sie ze der erden
nider von den pferden.

Mich mueʒen sêre erbarmen
der vrouwen blanke arme
Zebrochen und ir wîʒen bein;
der vrouwen lüzzel (dâ) dehein
Was, ir(n') geschæhe alsô wê,
solden sie'ʒ alrêst bestên,
Sî begünden sîn nimmer mê;
in tet der turnei alsô wê.
Diu junk vrouw' wold' sîn dannoch mê,
ir tet nirgen kein slak wê.
Man hôrt' dâ niht dan: klingâ klink!
und sach dâ niht dan: dringâ drink!
Ir kunst dâ ritterlîche[n] erschein:
harte manik wîʒeʒ bein
Wart dâ vil sêre erschalt,
dô diu ros mit gewalt
Gegen ein ander drungen,
die helme sêre erklungen.
Dô des genuok wart getân,
dô muosten sie dar abe lân.
Sie enpfetten sich gar,
und legeten heimlîchen dar
Daʒ harnasch, dâ sie'ʒ nâmen,
ê danne die herren kwâmen.
Sie heten schône sich getwagen;
eʒ ensolde nieman sagen.
Die herren wurden('s) doch gewar,
diu ros wâren sweiʒik gar.
Der vrouwen vil dâ lâgen.
die herren begunden vrâgen
Ir kleinen kamerære.
die sagten in diu mære,
Wie jeniu dise nider stach,
und wie diu ir sper brach.
Do die herren daʒ vernâmen
unt ze samne kwâmen,
Sie lachten dirre mære;
eʒ dûht' sie doch vil swære

Daʒ die vrouwen daʒ heten getân.
dô sprach under in ein man:
»Waʒ habent unser wîp getân?«
der ander sprach: »wir suln sie slân:
Wellen sie turnieren varn,
sô mueʒe wir daʒ hûs bewarn.
Hât sie der tiuvel daʒ gelêrt?
wie sich diu werlt hât verkêrt!
Ich wil einer den turnei ûf slân:
sî gedenket (wol) ein jâr daran.«
Ein ander sprach, der stuont dâ bî:
»eʒ dunket mich niht guot (ge)sîn:
Wir sul[le]n sie niht darumbe slân:
wir sprechen, sie haben wol getân:
Und jehet, sam eʒ iu liep sî:
gebietet in doch dâ bî,
Daʒ sie eʒ mêre (wol) bewarn;
sie habent übel(e) gevarn.
Eʒ ist geschehen von irre jugent:
wir haben'ʒ in vür ein(e) tugent.
Sie habent in sô wê getân,
solde wir sie darzuo slân,
So gewinnent sie zwêne schaden.
wir sul[le]n sie rehte lâʒen baden,
Nâch der grôʒen arbeit;
sust sî der zorn hin geleit.«
Sie gevielen an sîn rede gar,
und sprâchen alle, er het' ouch wâr.
Sie enwânden sîn nimmer mê,
eʒ enkunde doch niht sô ergên.
Daʒ mære daʒ erschal
in diu land über al.
Eʒ enwart niht alsô begraben.
der herzoge Walraben
(D)er ervuor daʒ mære sân,
daʒ eʒ diu junkvrouw' het' getân
Sô rehte wol in sînem namen,
und(e) hete von ir gamen.

Die ritter swâ sie sâȥen,
trunken oder âȥen,
Sie lachten der mære jô.
Dar nâch kom eȥ alsô.
Daȥ der herzoge gemeit
vür die burk hin (ge)reit.
Dâ der turnei ûf geschach,
ze sînen knehten er dô sprach:
»Möht' eȥ immer geschehen,
ich wolde die junkvrouw(en) [gerne] sehen,
Diu sich nâch mir hât genant,
daȥ ich ir wurde baȥ bekant.
Nu enwil ich hiute hinnen komen,
eȥ gê ze schaden oder ze vromen,«
Sprach der herzoge sân,
»ich ensehe, wie sie sî getân.«
Eȥ geschach, hôrt' ich sagen,
an einem mântage,
Die vrouwen wâren komen dar,
mit einer (vil) grôȥen schar,
Und wâren alle glîch(e) vrô.
der herzoge erbeiȥte dô
Unt kom zuo(z')in gegangen,
dâ wart er wol enpfangen.
Er sprach: habt ir vernomen,
durch waȥ ich her bin komen?«
Die junkvrouwe(n) het ich gern erkant,
diu sich nâch mir hât genant,
Die sult ir mir wîsen,
die wil ich immer prîsen,
Und wil eȥ verdienen immer mê.«
sie hieȥen die junkvroun ûf stên
Und hieȥen si sizzen bî in.
diu junkvrouwe gienk (dô) hin.
Si kom vür in unde neik.
der herzoge niht lenger sweik,
Er stuond ûf und(e) sprach:
»junkvrouw', hie hœrt dien(e)st nâch.

Daʒ ir durch mînen willen habt getân.«
er bat nâch irem vater gân.
Nâch dem wart (schiere) dô gesant,
er kom gegangen (al) ze hant.
Der herzoge sprach: »nû seit,
war umbe habt ir dise meit
Niht bestatet vor mangem tage?« —
»herre, daʒ ist diu (mîne) klage,
Daʒ ich des guotes niht enhân,
daʒ hât mir ofte schaden getân:
Herre, des engildet sie.
der Walrabe sprach: »saget mir hie,
Wâ mite muget ir sie bestaten
(. . .) zuo irem gegaten?«
Ir vater sprach gevuege:
»sie lieʒ' ir wol genuegen,
Wær(e) der schaz niht gar grôʒ;
und wurde ir niht ir genôʒ',
Sie tæte', swaʒ man sie hieʒ' tuon.« —
»dâ habet mîne hilfe zuo,«
Sprach der herzoge Walrabe,
»mit hundert marken ich si begabe,
Beide, ros unde pfert;
sie ist manger êren wert,
Sie hât getân in mînem namen,
des ich mich nimmer wil geschamen,
Ich vuege ir guot und êre.«
der herzoge dankt' ir sêre.
Diu meit lieʒ sich an in gar,
der herre gab sîn gelübde dar,
Er gab sie einem rîchen man,
mit dem sie ofte began
Turneis, des man ze êren pflît,
und behielt den prîs z'aller zît.
Ir spil was mangerleye
mit dem turneye,
Des man zuo den êren pflît,
diu vrouwe zuo der selben zît

Alsô grôʒen pris gewan,
daʒ in der werlde kein man
Nu, noch immer mêre
erwirbet grôʒer êre,
Sô diu junkvrouwe gewan
mit irem vil lieben man.
Der vrouwen turnei heiʒt diz mær'
sie kunnen brechen herte sper.
Daʒ ist ein michel wunder:
sie ligent stæte under,
Und behaldent doch den pris,
der man si junk oder gris.

XVIII.

Die Heidinn.

Ein streitbarer und mächtiger Heidenkönig hatte die schönste der Frauen, mit der er in Freuden lebte, sich in ihrer Minne glücklich pries, und sie gern aller Welt verborgen hätte. Dennoch ward ihre Schönheit weit und breit berühmt, wie seine Tapferkeit, und führte Abenteuer herbei. — Wer aber nicht fürder hören wolle, der sitze beiseite. —

Ein überrheinischer Graf vernahm den Preis ihrer Schönheit, und entbrannte in der heftigsten Leidenschaft für sie, so daſs er, all seine Habe gering achtend, seinen Mannen eine Heerfahrt ankündigte, und sie einen Hauptmann aus ihnen wählen hieſs, zu seinem Nachfolger, wenn er nicht wieder heim käme. Nach dem Rathe des Angesehensten unter ihnen, erboten alle Mannen ihre Dienste, und ritten wohlgerüstet mit dem Grafen dahin. In dem ersten Nachtlager, auf grüner Haide, lieſs der Graf die Dienstmannen schwören, ihm auf Abenteuer zu folgen, durch manches Land, in ritterlichem Frauendienste. Da kam ein Bote und verkündigte ein Turnier in der Nähe von 20 Meilen. Dorthin ritt der Graf mit seinen Helden, und wurde, an einem Sonntage, von den Frauen und Rittern der Veste ehrenvoll empfangen. Der Turnei theilte sich in zwei Schaaren, und erhub sich mit Ungestüm; Viele wurden niedergeschmettert, Manche getödtet: der Graf aber saſs, wie ein Stein, und gewann mit den Seinen den Preis. — So abenteuerte er eilf Jahre ritterlich dahin, stäts die Erkorene im Sinne führend, bis er endlich in ihr Land kam.

Er empfahl hier, in der Heidenschaft, seinen Leuten auf der Hut zu sein, erreichte glücklich so die Königsburg, und pries sich über Hektor und Paris. Als der Heidenkönig die Zelte erblickte, die im Gefilde aufgeschlagen standen, sandte er einen Boten hinaus, den der Graf reichlich beschenkte, und melden lieſs, er sei ein Christenmann, und erwarte jeden, der ihn etwa bestehen wolle. Der König selber war sogleich bereit; und beide ritten gewappnet auf den weiten Plan: ein Heerhorn erscholl, beide rannten zusammen, und zerstachen ihre Speere, ohne zu wanken. Der Heidenkönig ergrimmte; die Königin, die ihn begleitet hatte, warnte ihn vor dem Tode; er wies sie hinweg: sie aber ritt zu dem Christen, und bat ihn um aller Frauen Willen, vom Kampf abzustehen. Durch ihren Anblick entzückt, gewährte er sogleich, und wenn er gegen niemand mehr kämpfen solle; er wolle dem Könige selbst den Preis geben. Froh ritt die Königin wieder zu diesem, und rühmte die Willfährigkeit des Gastes. Der König ergrimmte jedoch nur um so mehr auch auf sie, und forderte sein Gefolge auf, den Fremden niederzurennen. Da sprengte der kühne Ringelold mit drei Gefährten, Wolfhart, Titoban und Kunrich, den Grafen an, der ihn aber durch den Kragen zu Tode stach, darnach die folgenden drei, und ebenso noch fünf andere. Da dankte der König seiner Frau, dafs sie ihm das Leben bewahrt habe, und hiefs sie den Christen zum Ausruhen auf drei oder vier Tage einladen. Der Graf gewährte mit Freuden; er wurde vom Könige selber und seinem Gefolge ehrenvoll eingeholt, auf die Burg geführt, und gastlich bewirthet.

So verweilte der Graf gern dort bei allerlei Kurzweil, und während der König auf die Jagd ritt, ging der Graf zu den Frauen, und koste höflich mit der Königin: er nannte sich Alpharius, ein Landesherr über Rhein; und als sie sich Demuth nannte, und wifsen wollte, in welcher Frauen Dienst er durch die Lande fahre, pries er die engelgleiche Bewährung ihres Namens, und gestand, dafs er die Herrin und das Ziel seiner Fahrt erblickt habe, jedoch nicht mehr sagen dürfe, als dafs sie durchaus vollkommen sei. Die Königin erbot sich, ihm die Huld derselben zu erwerben; der Graf nannte nun, nachdem sie ihm endlich freie Rede erlaubt hatte — sie selber: er sei gänzlich ihrem Dienste geweihet, und flehe sie, die spannenweite Wunde seines Herzens, welche sie mit dem Minnepfeil ihm geschlagen, durch ihren Minnebalsam zu heilen. Sie erschrak, sank schamroth nieder, und schwieg lange; endlich klagte sie, dafs er sie so sehr betrübt, und bat, sie ohne Spott zu lafsen. Er aber vertraute auf Gewährung, als einer, der seine herzliche Minne der Erkorenen kund gethan, und sich nimmer derselben rühme. Sie erwiederte, sie habe ihre Ehre lieber, als ihn, und werde sich nicht berücken lafsen. Er versicherte, er leide mehr, als Piramus und Thisbe. Sie verwies ihn an andere leichtgläubige Frauen, und drohte, alles ihrem Manne zu offenbaren, der ihn tödten würde, und wäre er auch so kühn, wie Dietrich von Bern, Hagen und Ecke, so stark wie Samson, so weise wie Salomon. Er betheuerte seine stäte herzliche Liebe, um welche er sein Leben gering achte. Sie spottete, er wifse nicht, was der Tod heifse; auch möge er nicht Alle todt stechen, sondern heimfahren. Er sagte, er heifse von Lebenberg, und schäme sich seines Namens nicht; er getröste sich, dafs „Frauen langes Haar haben und kurzen Muth;“ sie bleibe dennoch seine Herrin, in deren Dienst er fürder ritterlich leben wolle, und er sei ihr doch zum Troste geboren. Sie höhnte: „was er an ihr erworben, sei verdorben,“ und hiefs ihn ein Horn (zum Abzug) blasen; sie wolle sich den Dorn, der ihm vielleicht im Fufse stecke, nicht ausheften lafsen, und lieber sich das Leben nehmen, als eines Christen Weib werden. Er schalt ihre Härte, empfahl sich Gott, und schied.

Er fuhr mit seiner Ritterschaft fürder in der Heidenschaft, bis ans Meer; überall verlieh Gott ihm Sieg, und alles vollbrachte er in seinem getreuen Frauendienste; nimmer wollte er sie jedoch nennen, selbst im

Tode nicht, den er vergeblich suchte. Weit erscholl sein Name in der Heidenschaft, die er zehn Jahre lang so ritterlich durchzog, daſs sein Ruhm uber Alexander erhoben wurde. Als die Konigin, die gern seinen Tod vernommen hatte, solches horte, schwanden ihr fast die Sinne; sie verschloſs sich in ihrer Kammer, saſs auf ihr Bette, und versank in tiefes Sinnen; sie wollte sich erstechen, daſs sie ihn mit seiner treuen Minne so trostlos dem Tode preisgegeben, und wollte ihm nun alles gewahren. Dann gedachte sie wieder ihres nicht minder ritterlichen und sie uber alles liebenden Mannes, ihrer Ehre und Treue; und würde der Graf auch als der streitbarste Ritter in ihrem Dienst erschlagen, so geschähe ihm nur, wie anderen Helden, Dietrich, Ecke und Hagen. So schwankte sie lange hin und her; endlich jedoch „schmolz ihr weibliches Herz wie Wachs am Feuer;“ sie konnte den geliebten Mann nicht fur sie sterben laſsen.

Sie sandte einen Boten an den Grafen, der freudig Tag und Nacht ritt, und fast erschrack, als sie mit lieblichem Gruſse sich seine Dienerin nannte; er begruſste sie als seine state Herrin, und beide saſsen frohlich am Mahle, bei allerlei Kurzweil und Saitenspiel, wahrend der Konig ausgeritten war. Nun forderte der Graf auch den Minnelohn; sie lachte und wollte ihm nur in der Art gewahren, daſs sie ihm die Wahl gab, den obern oder untern Theil ihres durch den Gurtel getheilten Leibes zu nehmen. Da saſs der Graf, „als ware ihm der Bart ohne Scheermeſser geschoren;“ er schalt ihre List, und begehrte drei Tage Bedenkzeit. Er sann nun hin und her, und entschied sich fur den obern Theil, als der Ritterehre und dem Sinne der Herrin gemaſs, und womit ihm der untere Theil doch zufallen müſte. Sie freute sich der Wahl, gewahrte ihm minniglich Umarmung und Kuſs, versagte jedoch seine Bitte, daſs sein Theil ihm auch den ihren erwerben mochte, oder einen Tausch. Der Graf verzweifelte schier in solcher Minnepein, „die fur einen Riesen zu stark gewesen ware.“

Als aber der Konig heim kam, verbot der Graf dem Obertheil, ihm irgend etwas zu Willen zu thun. Das geschah: uber Tische antwortete die Konigin auf alles verquer, so daſs der Konig sie als wahnsinnig beklagte. Das wahrte sieben Tage; da sie aber mit allen Andern verstandig redete, drohte er ihr, ritt auf die Jagd, und schnitt sich drei Knuttel ab, und da sie in ihrem Betragen gegen ihn fortfuhr, ergriff er sie bei ihrem schonen gelben Haare, zerknullte ihr das Haupt, und zerschlug die Knuttel auf ihrem Rucken. Dann ritt er zornig hinweg, und wollte lange ausbleiben.

Die Konigin ging nun zu dem Grafen, der unterdessen wohl verpflegt war, und klagte und zeigte ihm ihr Weh. Er bedauerte es, trostete sie jedoch, daſs es nur seinen Theil und nicht den ihren getroffen: sie aber meinte, er spreche wie ein Kind, „Klage mir, und habe dir,“ und wollte fortan nichts mehr von jener Theilung wiſsen. Sie umarmte den begluckten Mann, verriegelte die Thur, beide entkleideten sich vollig, und sanken zusammen auf das Bette, wo beide Theile innig eins wurden und blieben, die liebe lange Nacht.

Nachdem sie acht Tage so in Wonne gelebt hatten, nahm die Königin Silber und Gold, und fuhr mit dem Grafen hinweg in sein Land, wo sie fortan glückselig lebten; während der Heidenkönig, als er heimkam und alles vernahm, immerdar seinen Verlust beklagte. Der Graf erkaufte noch ein Land, ließ die Königin taufen, und feierte mit ihr eine fröhliche Hochzeit.

XVIII.

Diu heideninne.

Hie hebet sich an diu heideninne:
Got geb' uns die wâre(n) minne.

Ein heide(n) was geseʒʒen,
an tugenden gar vermeʒʒen
Lîbes unde guotes,
êren unde muotes;
Er was von küniklîcher art,
sô edeleʒ nie geboren wart;
Bî sînen zîten überal
gab man im den besten schal,
Den nie kein herre gewan;
er was ein sô kuener man,
Mit sînes lîbes kuenheit
was er allen den bereit,
Swie man es an im gerte;
wie wol er si des gewerte
Mit sper oder mit schilde!
ouch was er zuo dem gevilde
Ein sô volkomen man,
als ich iu wol gesagen kan.
Er vellete wilde unde zam,
der werde künik lobesam.
Er was sô behende,
ân' alle missewende,

Swaz er sich erzeigete,
wie drâte sich daz neigete!
Und wart im ouch undertân,
dem edelem künige wol getân.
Der künik het ein vrouwe(n) guot,
ze der stuont alle(r) sin muot.
Si was [im] ein wol gemachtez wîp,
mit zuhten hielt si iren lîp;
Die wârheit hân ich vernomen,
si was von rehte dar zuo komen.
Daz man si loben solde;
ich gelîch(e) sie dem golde.
Ich spriche wol vürbaz,
si was ze snel, noch ze laz.
An trank(e) und an âze
hât si kein übermâze;
Mit guoten siten spotten,
mit gigen und mit rotten.
Dar zuo mangerhande spil,
des man vor ir machte vil.
Swie der künik wolde,
mit vröuden, als si solde,
Kunde si ez wol verstân;
dem herren was si undertân.
Swes er si bat oder hiez,
mit zuhten si des niht enliez.
Si bôt sich minnenklîchen dar,
und nam sîn allenthalben war;
Mit sô ganzer stætikeit
was si im ze allen zîten bereit;
Ez was ir wol angeborn,
ze vrouwen het er si erkorn.
Wan von küniklîcher art
nie schœner wîp geborn wart.
Si kom ouch nie mit schulden
ûz des küniges hulden,
Wie klein ez wær', umb' ein hâr.
der edel herre nam des war.

Er gedâht' in sînem muote:
»sint dir Got der guote
Hât ein reinez wîp gegeben,
des mahtu wol mit vröuden leben:
ûf disem ertrîche
weiz ich ir kein gelîche.
Mînem reinen wîbe;
von irem schœnen lîbe
Muoz ich der wârheit(e) jehen,
ich hân nie schœner wîp gesehen;
Si tuot mir (aller) sorgen buoz;
ich wil sprechen unde muoz
Ir dienen, als dem herzen mîn,
si ûzerweltez vröuwelîn!
Ich sach den klê, den gruenen walt,
ich sach den snê, den winter kalt;
Sint ich ir beider hân gewalt,
darumbe dunke ich mich sô balt:
Sô lob' ich mîne vrouwen mê,
den die bluomen und den klê.
Si ist ein krône der tugent
und ein schœne der jugent,
Dar zuo ein ûzerweltez vaz.
wer buezet mir den kumber baz,
Den diu minneclîche?
(si) macht mich vröudenrîche,
Daz mir leit wære,
west' ie man disiu mære,
Daz si volle komen ist sô gar,
si weiz sîn niht als umb ein hâr,
Daz ich si mit sinne
so unmæzlîchen minne.
Nu gebiut' ich dem herzen mîn,
daz ez der hêren künigin,
Noch der vrouwen iht tuo kunt,
ouch verbiut' ich mînem munt,
Daz er iht sage der vrouwen mîn,
noch ieman, den liehten schîn.

Wan künd' ieman von ir lesen,
daȥ muest' mir immer leit wesen.
Waȥ êren an der schœnen lît
und waȥ vröuden si mir gît.
Jâ sprich' ich eȥ niht offenbâr,
si hât niht wandels umb ein hâr.«
Nû wiȥȥet, daȥ sich nie verbarc
diu minne, sô si von herzen starc
Gêt tougenlîch, sô hœre ich jên,
eȥ muezen ouch die liute sên:
Swie verholn si nû ist,
man wurde ir in kurzer vrist
Vil tougenlîchen inne,
alsô ich mich versinne.
Die rede (wil ich gar) verheln:
die stat' lêrt den diep steln.
Swen er vindet daȥ guot
unbewart und unbehuot.
Daȥ ist ein gelîche wîse,
dâ mit ich die vrouwen prîse.
Mit reht hât si den erworben,
(der) dâ moht' sîn erstorben.
In der selben (. . .) zît
man hôrt' eȥ in der werlde wît
Von mannen und von wîben,
ir lob man begunde schrîben
'n der breiten werlde vil;
si hât' des lobes daȥ beste zil
Behalten dâ mit rehte,
daȥ ritter unde knehte,
[Und] die besten alle gelîche
sprâchen wærlîche:
Si hât ganze tugent
sô schône mit ir jugent.
Er daȥ lob behabete,
daȥ man mære sagete,
Wie stolz sîn herze wære,
mit ôrsen zuo dem spere

Kuen' unde milde,
vrum under dem schilde:
Eʒ ist niht ein bî spel:
er was ze allen dingen snel:
Und wâren beide wolgemuot.
si was rein unde guot:
Wer ie von dem lande kwam,
der lobt' die vrouwen lobesam.
Sust hâte daʒ reine wîp
und ir wolwerder lîp
Dem künige sîn lob gar benomen:
si was mit rehte darzuo komen,
Als ich iu vor sagete,
an nihte si verzagete,
Daʒ nâch êren solde sîn,
diu ûʒerwelte künigîn.
Welt ir, ich tuon iu kunt
die rede mit mîn selbes munt.
Eʒ læg(e) wol mit werdikeit,
ich bit' iuh alle sô gemeit,
Wer eʒ hœren welle vürbaʒ,
der sol (eʒ) lâʒen âne haʒ.
Eʒ sî vrouw' oder man:
die eʒ niht wellen verstân,
Die bit' ich sizzen hin dan.
nû hebt sich âventiuwer an.
  Ein grâve, geseʒʒen über Rîn,
der was in dem lande sîn,
Dem kômen disiu mære,
wie ein schœne vrouwe wære,
Mit zühten unde werdikeit,
mit allerhande stætikeit,
Und ein heidenischeʒ wîp.
er sprach: »ich wil mînen lîp
Wâgen ûf âventiure.
Got gebe mir ze stiure.
Waʒ sîn genâde welle wesen:
lenger mag ich niht genesen.

Ich wil varen an die stat,
dâ man mir von gesaget hât.«
Er gedâht(e) hin und her,
sîn muot was an gedanken swær'.
Vor liebe und ouch vor leide,
die gedanken hât' er beide:
Vor liebe was sîn herze vrô;
vor leide gedâht' er im alsô:
»Solt dû nû hinnen varn,
wer sol dîn hûs hieheim bewarn
Und dîn bürge und dîn lant?
wirt aber diu vrouwe dir niht bekant,
Sô maht dû verliesen dîn leben;
ungern ouch soltu dich begeben.
Und muost doch den tôt lîden.
lieber mahtu vermîden,
Beide, bürge unde lant.
sint eȥ darzuo ist gewant,
Daȥ du dîn leben maht behalten.
nû laȥ sîn Got walten:
Hilf dir selber [noch] ûȥ der nôt,
sint daȥ der grimmige tôt
Gerne bî dir wolde wesen;
dû maht noch gerne genesen.
Got weiȥ eȥ, der rîche,
daȥ ûf disem ertrîche
Nieman weiȥ disen smerzen,
den ich an mînem herzen
Trag(e nû) [un]verborgen
mit mangerhande sorgen
Immer mêr aleine.
und westen 'ȥ nû gemeine
Die liute, waȥ ich sorgen trage,
vil (wie?) grôȥ ist mînes herzen klage,
Si würden lîhte spotten mîn.
sust sô wil ich sicher sîn,
Daȥ eȥ ûȥ mîn selbes munt
nimmer wirt getân kunt

Weder man, noch wîp,
daz verbiut' ich mir an den lîp.
Biz ich si gar erwerbe,
oder ê ersterbe
Und mir daz leben wirt benomen
ez gê ze schaden oder ze vromen.
Ich wil nu wesen bereit.
lieber muot, nû wis gemeit.
Gib mînem herzen mannes kraft
und mînem lîbe [ganze] ritterschaft
Nâch triuwen und nâch rehte.«
ze ritter unt ze knehte
Sprach er: »hie wirt niht gespart.
wir sullen ein[e] hervart
In disen zîten nû varn;
Got muez' uns selbe bewarn!
Wir muezen grôzen prîs bejagen.
wird' aber ich ze tôde erslagen,
Sô vart, helde[n], zehant
her wider heim in mîn lant.
Und sît gewaltik des ich hân,
dar zuo einen houb(e)tman
Kieset ûz iu allen:
daz lât iu wol gevallen.«
  Dô die herren daz vernâmen,
ze samen si alle kwâmen
Und giengen dâ ze râte
ûf einer kemenâte:
Den rât algemeinen
funden si an einen.
Mit wîsheit kom er dar zuo,
daz man spât unde vruo
Den rât stæte zuo [z']im nam
dâ sprach der wîse râtman:
»Ir kuenen dienstliute;
træst[et] iuwern herren hiute
Mînes herren êrster rât,
wizzet, daz der an mir stât.

Ich rât' iu ûf die triuwe mîn,
daȥ ir volget dem willen sîn',
Und ob eȥ iuch immer geriuwe,
daȥ ir mir an die triuwe
Mit scharfen worten sprechet,
oder iuch an mir gerechet,
Waȥ iu ze schaden wirt getân.«
si sprâchen: »hie genueget uns an.«
Dem herren seiten si alsô.
vor grôȥer liebe wart er vrô
Unde in von herzen holt:
beide, silber unde golt
Gab er ritter[n] unt knehte.
si gelobten im ze rehte,
Die im wâren undertân:
alle sîne dienstman
Wurden (al) ze hant bereit;
die setel' ûf diu ros geleit
Wurden al[le] mit alle,
mit vrœlichem schalle:
Nihtes si vergâȥen.
ûf diu ros si dô sâȥen,
Si riten die tage weide;
ûf eine gruene heide
Kwâmen si ze âbent zît,
diu was breit unde wît.
Muede si alle wâren;
si mohten niht gevaren
Vür baȥ in der selben zît,
si blîben ûf dem anger wît
Die naht biȥ an den morgen.
ir herre sprach mit sorgen:
»Ich wil teilen ein spil,
wer mir mit triuwen volgen wil.
Der sol mir swern einen eit,
ze hant wil ich sîn bereit,
Iu dienen, unde swern, daȥ
ich iu wil tuon (noch vil) baȥ.

Denne ich ie hân getân.«
zehant der hô(h)est dienstman
Swuor dem herren den eit,
daȝ er im sô bereit
Wolde sîn in allen nœten,
ob man in ouch solde tœten.
Die herren alle gelîche
swuoren wærlîche
Dem grâven wesen undertân
und in den nœten bî im stân.
Der grâve sprach: »nû sît bereit.
wol ûf, helde[n] sô gemeit,
Wir sul[le]n niht lenger bîten,
nâch âventiure rîten
Sulle wir in manik lant,
daȝ wir dâ werden bekant.
Und daȝ wir dâ schouwen
[schœne] vrouwen und junkvrouwen,
Den sul wir gerne wesen bî
mit zühten unde valsches vrî.
Got herre, stark unde wîs,
hilf, daȝ wir behalten den prîs
Und an nihte verzagen!«
dô kom ein bot' und begunde sagen
Dem grâven niuwiu mære,
daȝ ein turnei wære
Vil nâhen zweinzik mîlen.
dâ begund' er hin îlen,
Unde kom, als ich iu sage,
vruo an einem suntage.
Mit zühten si umb(e) giengen,
die helde[n si] schôn' enpfiengen.
Junkvrouwen unde vrouwen
begunden si vaste schouwen,
Unt vrâgen von den gesten.
die herren von den vesten
Kômen (zuo z'in) dar geriten;
iklîcher lobt' ir siten.

Vil manger (sprach): »waʒ lob(e)t ir?
[sprach] ich sag' iu, des geloub(e)t mir.
Si sint wol ze wer umb ein ei.«
330 dô huob sich der turnei:
Zehant, unde wart
ouch lenger niht gespart.
Si teilten sich gelîch enzwei.
dô huob sich der turnei.
35 Ze den rossen si dô giengen,
die satel' si dâ geviengen.
In den selben stunden
si die helm' ûf bunden.
Beide, ritter unt knehte:
40 man sach dâ grôʒ gevehte.
Und mangen vrumen dienstman
den turnei zesamen slân.
Mit engestlichen dingen
sach man si vaste ringen.
45 Diu swert man hôrt(e) klingen.
durch die rotte twingen.
Man sach vehten vaste.
Got half ouch dem gaste.
Daʒ er saʒ, als ein stein:
50 mangem brach er diu bein
Und sluog her unde dar:
man nam sîn allenthalben war.
Die liute alle gemeine,
beide, grôʒ' unt kleine,
55 Sprâchen wærlîche:
»eija, Got der rîche,
Waʒ wirt man wunders von im sagen!
wer in hât vür einen zagen,
Der muoʒ selbe ein tôre sîn
60 sint er ist komen über Rîn
Gewaldiklîchen an diz lant
und hât uns alle geschant.«
Des turneis wart genuok getân:
dô muosten si darabe lân:

Diu ros wâren in ouch erlegen,
der hieȥ man dô schône pflegen:
Vil manger ouch von grôȥer nôt
muoste dâ kiesen den tôt:
Ir leit was michel unde grôȥ,
sie möhten lieber alle blôȥ
In iren hemden sîn geriten,
sô heten si den tôt vermiten.
[In] die tôten leit' man in daȥ grap;
den prîs man dem grâven gap:
Mit willen und mit rehte
lobt' man ouch sîn knehte.
Si wâren komen über Rîn,
und möhten kuener niht gesîn,
Alle mit dem grâven dar,
umb ein vrouwen, diu was klâr.
Daȥ ich iu sage, daȥ ist wâr,
sust triben si'ȥ wol einlef jâr,
Und lebten âne schande,
dô komen si ze lande,
Dâ si die vrouwen wisten.
der grâve sprach mit listen
Und mit ganzer manheit:
»ir werden helde[n], sît gemeit.
Wir sîn komen in ein lant,
daȥ ist uns allen unbekant:
Eȥ ist niht ein kindes spil,
daȥ ich iu (nû) sagen wil:
Wie ob daȥ heidenische her
mit (vil) kreftiklicher wer
Uf uns kumt geriten her:
behuetet schilde unde sper
Und sezzet huotliute
an disem tag(e) hiute.«
Si tâten daȥ man in gebôt:
Got half in ûȥ aller nôt.
Dô si kwâmen sô nâhen,
daȥ si die burk an sâhen.

Dâ diu vrouwe ûf was,
von der man seit' unde las,
Wie vröudenrîch si wære,
nu geloubet mir der mære,
Die burk der Kristen an gesach,
in sînem herzen er dô sprach:
»Wol mich wart der lieben stunt,
daȝ mir diu burk ist worden kunt,
Die mîn ougen hân(t) gesehen.
sol gelükke mir geschehen,
Daȝ mîn vrouwe mich gewert,
des mîn herze an ir gert,
So gewinne ich den hôsten prîs,
daȝ weder Hektôr, noch Pârîs
Nie sô grôȝen prîs gewan,
und wær' ein vröudenrîcher man.«
Si riten an ein wîteȝ velt
und sluogen ûf ir gezelt.
Man sach dar wunnenklîchen
von der burk lobelîchen.
Si tâten niht, sô die zagen.
si riten und begunden sagen
Dem heiden niuwiu mære,
waȝ geste komen wære
Mit gewalt in sîn lant.
er sprach: »nû rîtet hin ze hant
Unt vrâget, wer der herre sî,
ob er sî grâve oder vrî,
Oder waȝ er suoche in mînem land[e]:
daȝ mir daȝ werde bekand[e],
Ob er vriunt, oder vient sî.«
dô sprach diu küneginne vrî:
»Mich triege denne mîn muot,
mich dunket, eȝ sîn vriunde guot.«
Ein bote (dâ) bereit was,
ûf ein ros er dô saȝ.
Der bote dô hin nider reit.
der grâve was dâ gemeit.

Und enpfienk den boten lieplîch,
und liez in von im lobelîch.
Er gab im silber unde golt,
darumb wart im der bote holt,
Darzuo ein herlîch gewant.
er sprach zuo(z')im ze hant:
»Sag' dem edeln hêren dîn,
als liep dir ist diu êre sîn,
Ez sî reht ein Kristen man;
und wil mich ieman bestân
Mit sper oder mit schilde,
der kum ûf daz gevilde
Her gegen mir geriten,
ob er wil mit guoten siten.
Sô wil ich sîn hie beiten
und mich dar zuo bereiten.«
Dô der bote heim kwam,
und der künik diu mære vernam,
Daz muet' in vil sêre.
[er sprach:] »sô mir lip und êre,
Sô wirt er an mir gewert
alles, des sîn herze gert.«
Dem heiden und dem Kristen man
leit' man beiden harnasch an,
Sie wurden beide wol bereit,
nâch ritters gewonheit.
Unt kômen an ein[en] wîten plân.
dô sprach diu vrouwe wol getân:
»Ez gê ze schaden oder ze vrumen,
ich wil zuo dem Kristen kumen,
Und wil den Kristen erkennen;
er wolde sich nie genennen.«
  Man blies ein starkez herhorn.
dem heiden was unmæzlîch[en] zorn;
Daz (in) ein Kristen man
[in] sô kuenlîchen torste bestân,
Des was er vrô und gemeit.
die helm' ûf diu houbt geleit

Wurden in kurzen stunden
und vil vaste gebunden;
Ze den rossen si dô giengen,
diu sper sie geviengen,
Unde diu ros mit zorn
hieben sie mit den sporn.
Der (heiden) kom geriten her,
der Kristen neiget' ouch sîn sper
Gegen des heiden brust;
der heide(n) an dem tschust
Stach ûf den Kristen griulîch;
do besaʒ er lobelîch
Diu sper sie beide brâchen,
daʒ alle liute sprâchen:
»Der ein' ist kuen, der ander ein helt,
sie sint rekken ûʒerwelt
Mit einander beide.«
dem heiden was gar leide,
Daʒ der Kristen was beseʒʒen;
er begunde sich vermeʒʒen,
Er wolde den tôt lîden,
ê daʒ er vermîden
Wolde den Kristen man.
»vil lieber hêre wolgetân,«
Sprach diu vrouwe »volge mir,
ich rât' eʒ ûf mîn triuwe dir,
Dû solt in niht mêr bestân,
er ist en vollen [ein] kuener man.
Dir ist nû heil bî gewesen,
wiltu [n]iht vür baʒ genesen,
Sô hilf dir selber ûʒ der nôt;
er tuot dir anders den tôt.
Hie mit senfte mir die pîn',
vil minnenklîcher herre mîn.«
Der künik dô mit zorn(e) sprach:
»sol ich nû sîn (al)sô swach,
Und dâ bî sô gar verzagen?
ich wil ê werden erslagen.

Denne ich im gebe den prîs.«
vor zorne moht' er werden grîs.
Sust sprach der heidenische man:
»ich wil in an dirre* stunt bestân,
Und sold' ich lîden den tôt.«
sîner vrouwen er gebôt,
Daȥ sie von im rite hin dan,
er wolt' in anderweit bestân.
Diu vrou tet, sam ein reineȥ wîp.
diu mit zühten iren lîp
Zuo den tagen hâte brâht,
vil drâte sie (sich) bedâht'.
Sie neig irem hêren,
und wart umb(e) kêren
Gegen dem Kristenman
und sach in zühtiklîchen an,
Und hieȥ in willekomen sîn.
dô sach (er) iren liehten pîn**
Und iren munt, der was rôt:
mit willen er sich ir bôt
Und danket' ir hovelîch(e).
dô sprach diu minnenklîch(e):
»Guot hêre, tar ich iuch biten,
durch iuwer zuht mit guoten siten,
Sô bit' ich, des mîn herze gert,
durch iuwer vrouwen mich gewert:
Lât den tschust underwegen,
iu volget nâch mîn guoter segen,
Mit dem lieben hêren mîn,
als lieb iu alle vrouwen sîn.«
Dô sprach der grâve sunder kwâl':
»und sol ich vürbaȥ ze keinem mâl
Nimmer keinen man bestân,
eȥ sol nâch iuwer[e]m willen gân.
Unde muoȥ (ouch) alsô sîn,
vil ûȥerwelte künigîn.

---

* *besser* ander.
** *besser* schîn.

Gebietet mir, und bitet niht;
sol ich immer sîn en wiht,
Ich wil eʒ durch iuch lân,
und wil in vürbaʒ niht bestân;
Ouch wil ich im den prîs geben:
daʒ ir mit vröuden mueʒ(e)t leben,
Des wünscht iu mîn herze und sin.«
mit zühten neig im diu künegîn,
Und wart der werunge vrô.
ze hant diu küneginne dô
Reit ze irem lieben hêren,
[si sprach]: »Got mueʒ' den gast êren,
Den ich nû mit vorhten bat:
er mich an der selben stat
Mit zühten gewerte,
des ich an im gerte.
Ich bat in, dir den prîs geben;
er gewert' mich, des vröut sich mîn leben.«
Dô daʒ der künik erhörte,
sîn vröude sich zestörte,
Und was im ûf die vrouwen zorn;
ein eit wart von im gesworn,
Sie mueste lîden den tôt,
oder sust vil grôʒe nôt,
Diu vil grimme wære;
nu geloubet mir der mære.
Er zurnte nie sô vaste,
diu vrouwe dankt[e] dem gaste.
Der heiden rief den hêren sîn,
»ir helde, tuot mir helfe schîn;
Und wirt er ab gestochen niht,
sô sî wir alle gar en wiht;
Wir muesten sîn von rehte zagen,
sold' er den prîs al hie bejagen.«
Dô kom ein rekke, gar ein helt,
der was ze kuenheit ûʒ erwelt,
Der sprach: »er muoʒ sîn leben
mir ûf disem anger geben.«

Ringelolt was er genant,
grôʒ(e) kuenheit was im bekant.
Dô nâch wâren helde dri,
die stuonden Ringelo(l)te[n] bi.
Der êrste hieʒ Wolfart,
der niht wenne strites wart';
Der ander Tituban genant,
er was zuo den besten bekant,
An allen dingen [was er] lobelich:
dâ hieʒ der dritte Kuonrich,
Der was der manheit gar ein helt,
zuo den besten wart er gezelt.
Noch wâren helde (dâ) genuok,
die ir wille darzuo truok,
Daʒ sie in wolden bestân:
doch gewan er in den sik an.
Ringelo(l)t der êrste
dûhte sich der hêrste,
Er vuor limmende als ein ber,
er nam schilt unde sper
Und rant(e) ûf den Kristen.
der grâve stach mit listen
Ringelo(l)ten an den kragen,
daʒ er dâselbest muost' verzagen,
Daʒ im daʒ bluot ze dem munde ûʒ schôʒ,
der ander wart dô sin genôʒ',
Er ilte ûf den grâven her,
durch den stach er daʒ sper.
Daʒ er vor tôde viel nider.
ûf den vierden reit er wider,
Der leit vil grôʒ(e) pin'.
den andern gôʒ man waʒʒer in.
Dem sehsten gab er die selben nôt,
den sibenden stach er ouch ze tôt;
Der ahte ouch sin ende nam.
der niunde uf in gedrungen kwam,
Der was ein helt sô vermært:
doch viel er nider under daʒ pfært,

Daʒ im diu sêle ûʒ gienk.
der künik die vrouwen umb(e) vienk
Dô er die manheit an im sach,
daʒ er die alle nider stach:
Er sprach: »vil liebe vrouwe mîn,
mîn lîp sol dîn eigen sîn,
Ich wil mich in dîn gnâde gebęn,
dû hâst behalten mir daʒ leben,
Des wil ich immer danken dir.
nû tuo (sô) wol und volge mir,
Rîte zuo dem Kristen,
und überkum in mit listen,
Daʒ er vier tage oder drî
bî uns ruowende sî,
Daʒ wir êren sînen lîp.«
hin reit daʒ werde wîp.
Unde zuo dem grâven sprach:
»ich sol niht sîn ein bote swach,
Ich bit' iuch, hêr[re] von über Rîn,
daʒ [w]ir mit iuwern liuten sîn
Wellet [sîn] unser gast,
eʒ ist iu niht ein überlast,
Zwêne tage oder drî,
als liep iu iuwer vrouwe sî.«
Der grâve sprach: »nû sît gewert
alles, des ir an mir gert.«
Des selben dûht' er sich gemeit.
mit zühten diu vrouwe wider reit,
Irem hêren seite sie,
er wolde gerne belîben hie.
Der êren was der künik vrô,
sînen schaffæren gebôt er dô,
Daʒ sie eʒ berihten nâch êren.
selbe begund' er kêren
Gegen dem grâven lobesam,
als eʒ sînen êren wol zam.
Ritter unde spilliute,
als man pfliget noch hiute,

Riten mit im al dar.
dô des der grâve wart gewar,
Vil minnenklich eȝ im ergienk.
der wirt (dà) den gast enpfienk
Und daȝ gesinde minnenklich.
er sprach gar lieplich:
»Ir sult mir wille komen sîn;
und wiȝȝet bî den triuwen mîn,
Daȝ iu mîn lîp und mîn guot
ist bereit mit ganzem muot,
Swie ir selbe gebietet;
und als ir iuch genietet,
Sô kêr(e)t, wâ ir hin welt.«
mit zühten neik im der helt,
Und was unmæȝlichen vrô.
mit vröuden riten sie dô
Ûf des küniges veste.
dà was kein gebreste
an êren und an guote;
sie wâren in irem muote
In allen holt über al.
sich huob ein wunnenklicher schal,
Biȝ daȝ man sold(e) eȝȝen;
dà wart nihtes vergeȝȝen,
Eȝ wart (al) zehant bereit,
diu tuoch wurden ûf geleit,
Und man waȝȝer genam,
als eȝ den helden wol (ge)zam,
Der wirt hieȝ sie sizzen,
mit vil guoten wizzen,
Einen ieklîchen man;
und er selbe[n] hin dan
Ze dem grâven was geseȝȝen.
der truchsezze hât' ouch niht vergeȝȝen,
Wan er ze rehter zît kwam,
von wilt unde von zam
Des wart und was bereit genuok,
mit willen er daȝ vür truok.

Man gab in den besten wîn,
der in dem lande mohte sîn.
Sie trunken unde âȝen,
mit vröuden sie dô sâȝen.
Und sâhen manger hande spil,
des man vor in machte vil.
Der ros ich niht vergeȝȝen sol,
der pflag man ûȝ der mâȝe[n] wol.
  Dô daȝ ende genam,
menlich kurzwîlet', als eȝ zam
Unde daȝ êrlîch(e) was,
dâ ûf dem palas,
Und er gehaben mohte,
als sînen êren [ouch] tohte.
Mit vil grôȝer edelkeit,
des hêren was man dâ gemeit.
Der künik reit selbe an daȝ gejeit,
als mir ist vor geseit;
Der grâve gienk ze den vrouwen,
die moht' er gerne schouwen.
Sie bâten in sizzen nider,
des (en)was der helt niht wider,
Er tet gerne, des man bat.
diu vrouwe sprach an der stat:
»Umb[e] welheȝ tugenthafteȝ wîp
kwelt ir, hêre, iuwern lîp?
Daȝ sult ir mir sagen;
ist eȝ, sô wil ich iuch klagen.
Ob dâ von iuwer leit
entwîch', unt kum ein senftikeit
Iuwerm senden herzen,
dâ von eȝ sînen smerzen
Lieȝe varen hie zestunt.
daȝ sol mir sagen iuwer munt,
Wie ir selbe sît genant,
daȝ mir der name wert bekant,
Ob ich iuch hœre nennen,
daȝ ich iuch muge erkennen;

Sô habt ir vil wol getân.«
dô sprach der Kristenman:
745 Ich bin Alphârius genant,
und han ouch bürge unde lant
Einhalbe über Rîn.
nû sult ir, liebe vrouwe mîn,
Ouch (vil) rehte sagen mir,
50 durch iuwer zuht, wie heiȝet ir?«
Sie sprach: »ist iu dester baȝ iht,
ich hân iuch sîn schier beriht:
Genant sô bin ich Dêmuot.« —
»wol sie, diu nâch dem namen tuot!
55 Vrouwe mîn, diu solde sîn
wol mit reht der engel schîn,
Wan sie sich vor valsche hât behuot,
sie ist zühtik unde guot;
Got gebe ir sælde und êre!
60 des wünsch' ich dir vil sêre.«
Diu vrouwe sprach mit zühten dô:
»jâ wolde ich gerne wesen vrô,
Daȝ mir diu vrouwe wurde bekant,
durch die ir vart in diu lant;
65 Sie mag wol sîn der sælden schrîn,
und sol ver Sælde genant sîn.«
Er sprach: »nâch einer vrouwen
ich var, möht' ich die beschouwen:
Doch hân ich sie (nû) gesehen;
70 anders tar ich niht (ge)jehen,
Wenne sie ist [wol] volkomen gar,
als kein vrouwe, daȝ ist wâr.«
Dô sprach diu reine künegîn:
»vil wolgelobter hêre mîn,
75 Wie ist diu vrouwe genant?
unde wird sie mir bekant,
Sô wil ich iu mîn triuwe geben,
unt vristet mir Got daȝ leben,
Ich wil iu darzuo guot sîn,
80 daȝ ir erwerbet der sælden schrîn.«

Dô sprach der grâve wol getân,
wan er sich des wol versan,
Daʒ diu vrouwe listik was,
mit verdâhtem muote sprach er daʒ:
»Wurde mir ein gelübde getân,
sô möhte ich dester baʒ gehân.«
Sie sprach: »des sî mîn eit
mit stæten triuwen iu bereit.
Ich wirbe eʒ, sô ich beste kan:
jâ sult ir niht zwîveln an.« —
»Jâ,« sprach der grâve listiklîch
wider die vrouwen edel und rîch
»Urloubes gert nû mîn munt,
ob er, vrouwe, ze dirre stunt
Mit zühten iht gereden kan,
daʒ ir mir keinen bœsen wân,
Von [iuweren] genâden, dar zuo kêret,
und iuch dâmit êret.«
Sie sprach: »sprech(e)t, waʒ ir welt.«
des vröuwet(e) sich der helt,
Diu vrouw' in gar lieplîch an sach,
ûʒ vrîem muot er dô sprach:
»Eijâ, ûʒ erwelteʒ spiegelvaʒ,
nû lâ die rede âne haʒ:
Dû bist diu liebe vrouwe mîn,
nâch dir lîde ich grôʒe pîn'
Mit vil grôʒer kwâle,
wan dû mit der minne strâle
Mich hâst in daʒ herze troffen:
diu wunde stêt noch offen
Baʒ denne einer spanne wît,
sît mir die salbe nieman gît,
Diu dem siechtuom mug' erwern
und mich siechen sold' ernern.
Sô engestlîchen eʒ mir stât,
sint die salbe nieman hât,
Wenne ir, vrouw' al eine.
wiʒʒet ir, waʒ ich meine:

Diu selbe heiʒet minne,
unt tuot mich âne sinne.
Dar zuo twinget sie mich [sô] sêre,
daʒ ich, vrouwe hêre,
Mich genzlich dir ergeben hân
und[e] bin dir, vrouwe, undertân,
Und wil nâch dînem willen leben:
Got mueʒ(e) mir die genâde geben,
Daʒ dû gnædik werdest mir!
ûf genâde hân ich dir
Mînes willen hie verjehen.
nû lâ mich, vrouwe, an dir sehen
Senften tag unde naht,
durch aller dîner tugende maht;
Nû lâ mich niht in dirre nôt;
daʒ wil ich biʒ an mînen tôt
Gerne verdienen umbe dich.
reineʒ wîp, nû trœste mich
Mit dîner klâren minne,
gewere mich, keiserinne!«
Diu künegin dô sêr erschrak,
daʒ ir zunge gar erlak
Und gereden niht enmohte
ze reht, als eʒ tohte;
Wan sie saʒ in grôʒer nôt,
sie wart von schamen alsô rôt,
Daʒ sie vor leide nider seik
unde lange wîle sweik.
Überlank sider(e)
kwam sie ze mahte wider(e),
Dô sie daʒ an dem Kristen sach,
unde doch mit zühten sprach:
»Got weiʒ eʒ wol der guote,
daʒ ir mir mînen muote
Getruebet habt sô sêre,
daʒ ich vür baʒ mêre
Enweiʒ, waʒ ich reden sol,
daʒ mînen êren stuende wol.

Wan daȝ ich bite durch Got,
daȝ ir lâȝet iuwern spot,
Den ir ûȝ mir machen wolt.
ich bin iu sust gerne holt.[*]
Daȝ ir mich lâȝet blîben
bî andern reinen wîben,
Daȝ ich mîn zuht muge behalten
und mit êren alten,
Ob mir Got des heiles gan.«
dô sprach aber der Kristenman:
»Ich hôrte etwenne sagen,
daȝ nieman sol verzagen,
Wer vrouwen gerne dienen wil
mit zühten, unt tuot er des vil,
Und ruemet sich niht dâ bî,
wie liebe im sîn vrouwe sî,
Ob er sie des bræht' inne,
daȝ er sie von herȝen minne,
Und dar zuo wær' undertân,
sie möhte eȝ nimmer verlân,
Sie muest(e) im genædik wesen.
sint ich, vrouwe, durch genesen
Bin gevarn her ze dir,
wiltu, sô mahtu lônen mir,
Oder sol ich verliesen mînen lîp?«
dâ wider sprach daȝ reine wîp:
»Guot hêre, tuot tugentlich,
durch iuwer zuht, nû gewert mich,
Und lât die rede under wegen:
ich wil mîner êren pflegen,
Diu ist mir lieber (vil), dan ir;
welt ir eȝ gelouben mir,
Ich wil es iuch tuon inne,
daȝ ir mîner minne

---

[*] *In der Handschrift steht*
Daȝ ir lâȝet mich on nôt
uñ lât iuwern spot, den ir machen wolt
ûȝ mir, ich bin iu sust gern holt.

Nimmer werdet teilhaft,
iu[we]r rede habe nie sô grôʒe kraft;
Wan ir trieget mit listen.«
dô sprach aber der Kristen:
»Vrouwe, sich an mîne pîn',
die ich trage an dem herzen mîn,
Wan mir ist mêr(e) wê,
den Piramô unt Tisbê;
Ein swert sie beide ze tôde stach;
dô was volendet ir ungemach:
Daʒ ist mir leider niht geschên;
des mag ich mit jâmer jên,
Den tôt hânt sie mit liebe genomen;
der ist mir leider noch niht komen.
Darumbe möht' ich wol verzagen.«
diu vrouwe sprach: »ich wil iu sagen
Mînen muot mit zorne,
und sol ich diu verlorne
Biʒ an mîn ende sîn,
ich sag' eʒ dem hêren mîn,
Welt ir mich niht lâʒen ân' nôt,
unde macht ûʒ (m)ir den spot.
Die ir ê habt betrogen
und mit valsche überlogen,
Sie wâren lîht unwîse:
ir betrieget mich niht sô lîse,
Als ir mange getân hât.
sprecht ir »schâch!« sô sprich' ich »mat!«
Sô ist daʒ spil gewunnen mîn.«
der grâve sprach: »daʒ muoʒ sîn
Leider mir die wîle ich lebe:
gern ich nâch gnâden strebe;
Genâde ist beʒʒer, denne reht.
ich bin, vrou, dîn eigen kneht;
Und wiltu dich niht erbarmen
über dînen diener armen,
Der ist mêr, denne halber tôt?«
dô sprach diu vrouwe: »lât mich ân' nôt,

Ir ungetriuwer Kristen;
welt ir mit iuwern listen
Mich mit valsche überkomen?
ich hân des triegens vil vernomen.
Nû vernemet mich vürbaʒ:
und wirt iu mîn hêre gehaʒ,
Ich sag' eʒ im ungerne,
und wært ir'ʒ der von Berne,
Sô kuene als her Dietrich,
der was ein helt lobelich.
Ich nem alle rekken,
hern Hagen und hern Ekken,
Sterker wen hêr Samsôn,
wîser denne hêr Sâlomôn,
Kunt ir bedenken vil,
der rede gibe ich iu ein zil,
Er benimt iu daʒ leben.
gerne muget ir mich begeben,
Und lâʒt mich mit gemache.«
der grâve sprach: »ich wache,
Ich slâfe, oder iʒʒe,
dîn ich niht vergiʒʒe,
Noch nimmer vergeʒʒen mak
biʒ an mînen lesten tak.
Des soltu mich geniezen lân,
vil reine vrouwe wolgetân,
Unde trœste mich en zît,
sint mir nieman vröude gît,
Wan dîn wunneklicher lîp.«
dô sprach daʒ minneklîche wîp:
»Guoter rede kunt ir vil:
ich tuon doch, daʒ ich tuon wil,
Nâch mînes herzen gelust.
muget ir rûmen iuwer brust
Unde redet, waʒ ir wolt.«
der grâve sprach: »ich bin dir holt,
Und wil gerne mîn leben
durch iuch dem grimmen tôde geben;

Du entrœstest mich, vil sælik wîp,
sô verliuse ich mînen lîp.
Nû bricht mir daȝ herze enzwei,
des ahte ich niht umbe ein ei,
Daȝ mug(e)t ir gelouben wol.«
sie sprach: »ir sît strîtes vol,
Geloubet mir der mære,
und west ir, waȝ eȝ wære,
Daȝ der tôt heiȝet,
ir lieȝet mich ungereiȝet,
Unde mangen kuenen helt,
die ouch sint rekken ûȝerwelt,
Als(ô) kuene, als ir,
des sult ir gelouben mir.
Ich wil iu geben einen rât,
der iuwer[e]n êren wol an stât, —
Ir stech(e)t si niht al ze tôt,
ir muget kumen in grôȝer nôt, —
Daȝ ir vart (al)zehant
hin wider heim in iuwer lant,
Daȝ dunket mich vil wol getân.«
zehant sprach der kuene man:
Von Lebenberk hân ich den namen,
des ich mich niht wil schamen,
Ich spriche noch wol, vrouwe guot:
vrouwen die habent kurzen muot,
Saget man, und langeȝ hâr.
Swâ ich in dem lande var,
Sô bistu doch diu vrouwe mîn.«
zehant dô sprach diu künegîn:
»Got mueȝ' iuwer leiter [sîn und] wesen,
und lâȝ' mich ouch dâbî genesen
Mit vröuden âne swære!
geloubet mir der mære.«
Der grâve trûriklîche[n] ane sach
die (schœnen) vrouwen, unde sprach:
»Got geb' dir, vrouwe, waȝ dû wil!
mîne vröude ich dir bevil,

Die dû mir möhtest geben:
ich wil nû trœsten mîn leben
Selbe und mir geben trôst;
wil eȝ Got, ich wirde erlôst
Vil lîht über drîȝik jâr.«
diu vrouwe sprach: »ir habet wâr;
Vart ir ouch alsô hin,
ir nemt sîn guoten gewin,
An dem ir iuch versuochet habet:
huetet, daȝ ir iht besnabet,
Iu kumt lîht ein rekke, als ir,
des sult ir gelouben mir,
Sô muget ir nemen den tôt.«
er sprach: »der selben nôt
Muoȝ ich nû bekoren,
sint ich sinne [nu] hân verloren,
Sô wil ich sie eine haben,
sold' ich werden begraben.
Daȝ machet dîn vil werder lîp,
sint ich dich vor alliu wîp
Mir ze vrouwen hân erkorn,
ich bin ze trôste dir geborn.
Daȝ wiȝȝet, vrouwe, wærlich.«
sie sprach (aber): »des wæn' ich.
Und weiȝ eȝ vür wârheit wol.
iuwer lîp ist strîtes vol.
Nû nemet mit iu von hinnen,
daȝ ir mit iuwer[e]n sinnen
Habt an mir erworben;
ich wæn', eȝ sî verdorben,
Unde sprich(e), blâst ein horn,
iuwer dienst ist verlorn.
Iuch sticht lîht ein dorn in den vuoȝ,
des wolt ir iuch machen buoȝ.
Und wolt mir in stechen in:
des mag (aber) niht gesîn
Vart balde, war ir wolt,
werbet umb ein[en] beȝȝern solt.

Wen ir hie erworben hât.
ich wil der rede haben rât.«
Urloup nam der Kristen man
von der vrouwen wol getân;
Er sprach: »ir sît ein herteʒ wîp.«
sie sprach: »ê ich mînen lîp
Wold' iu bœsem Kristen geben,
ich næm' ê mir daʒ leben
Und wolde kiesen den tôt.«
der grâve leit vil grôʒe nôt,
Daʒ er muoste von ir varn:
»Got hêre, dû solt mich bewarn
Mit aller mîner ritterschaft!«
  Dô reit er in die heidenschaft
Verre hin biʒ an daʒ mer,
mit im sô vuor alleʒ sîn her,
Swâ er hin kêrte,
Got in dâ mit êrte,
Daʒ er ie den sik gewan,
und was dâbî ein zühtik man,
Sô daʒ er keiner vrouwen pflak,
swie hô im ze minnen lak,
Dâ aht' er ûf niht
und dûhte in wider si[n vrouwen] en wiht
Der er mit [ganzen] triuwen neigete
sich, und mit dienste erzeigete
An vil mangem strîte.
daʒ wart erschollen wîte
Und ouch diu heidenschaft vernam.
sie sprach: »hêre lobesam,
War umbe kwelt ir iuwern lîp?«
er sprach: »umb ein reineʒ wîp,
Diu hât mir mîn herze besniten
mit iren guoten siten.«
»Hêre, wie ist sie genant?« —
»weiʒ Got, sie wirt iu niht bekant,
Des hân ich einen eit gesworn,
biʒ ich daʒ leben hân verlorn

Und drî tag' gelig' in dem grab(e),
als ich mir vor gesezzet hab(e),
Sô bin ich wærlîchen tôt,
und ist volendet (al) mîn nôt.
Die ich mit [worten und mit] jæmerlîcher klag(e)
(nû) in mînem herzen trag(e),
Sô wil ich iu sie nennen,
daʒ ir sie muget erkennen.«
Nû merket rehte, waʒ ich sage:
vil grôʒ was (ie) sîn klage:
Umb daʒ heidenische wîp,
er hete gerne sînen lîp
Dem grimmen tôt gegeben,
nû widerstuont daʒ leben.
Unde wær' gewesen tôt
gerne. schouwet, welich ein nôt
Der grâve nâch ir minne dolt,
wenne er kom sô unverholt
Nâch âventiure in vremdiu lant,
diu im wâren unbekant.
Nu geloubet mir der mære,
swie holt er ir wære
Unde sie im wider gram,
doch diu vrouwe wunnesam
Die geste vaste vrâgete,
daʒ man ir mær(e) sagete;
Sie hete gerne (daʒ) gehôrt
daʒ er wær(e) ermort,
Oder ze tôt erstochen,
sô würde an im gerochen
Ires herzen ungemach.
iederman besunder sprach
»Eʒ vert ein helt in dem lande,
ân' allerslahte schande,
Er ist ein rekke ûʒerwelt,
und ist zuo den besten gezelt,
Die irgen in dem lande sîn,
und jiht, er sî (von) über Rîn,

Und sî ouch ein Kristenman.
nieman tar in bestân
Mit stechen, noch mit houwen.
er dient einer vrouwen.
Komen ist er in diu lant,
sîn dienest daȝ ist unbekant,
Wen[ne] wir [der vrouwen] (ir) niht enkennen,
ouch wil er ir niht nennen:
Im möhte lieber sîn der tôt,
ê denne er sô grôȝe nôt
Lide durch eines keisers wîp;
er wâget tumplich sînen lîp.
Ouch sprich(e)t man daȝ offenbâr,
daȝ er wol zehen jâr
Hab' gestriten nâch einander.
lebte der wunderlich Alexander,
Er möhte niht vol brengen daȝ.«
diu vrouwe nider (dâ ge)saȝ;
Dô sie rehte het' vernomen,
von sinnen was sie vil nâch komen,
Unde stuond al eine,
diu guote und diu reine,
Jâ was eȝ niht ze spâte,
in die kemenâte
Gieng sie, und sluok zuo die tür,
den rigel schôȝ sie vaste vür.
Sie saȝ ûf ir bette hin,
hie ûf geleit' sie iren sin,
Waȝ sie tuon wolde,
oder waȝ sie lâȝen solde.
Sie dâhte hin unde her,
ir muot was an gedanken swær'.
Dô sie nieman bî ir sach,
zuo(z')ir selben sie dô sprach:
»Dû wær' ein ungetriuweȝ wîp,
ungesiaht was ie dîn lîp.
Daȝ dû versagetest dem man
die minne, die er [mit zühten] werben kan!

Verliuset nû der helt sîn leben,
waʒ wiltu im ze lône geben,
Oder wie wilt im gedanken des?« —
sie sprach: »hêre Got! west' ich, wes
Er het engolden an der stat,
dâ er dîner minne bat,
Da(ʒ) du im niht tæte[st] lieben wân,
daʒ het' ervröu[we]t den werden man,
Oder in nâch zühten hetest gewert,
dû soldest nemen ein swert
Und dich ze tôde stechen,
die schult soldestu rechen,
Die dû an im begangen hâst!«
von des jâmers überlast
Begunde sie sere weinen;
sie sprach: »nû hâstu keinen
Man gewunnen mêr(e) liep;
jâ tuot er niht, als ein diep,
Der verholn(e) stelen vert:
er hât sich offenbâr erwert
Und [hât] behalten des prîses zil
mit manheit vor [andern] rekken vil;
Er ist ein wolgezogen man:
des soltu in genieʒen lân
Und [solt] dich über in erbarmen;
lâʒ in an dînen armen
Erwarmen eine naht.« —
sie sprach: »dû hâst missedâht
An dirre selben stunt:
nû tuo dû ein ander kunt.
Dô er næhest bî dir was
und bitende bî dir saʒ
Umbe dîne minne,
die versag(t)estu im mit sinne.
Dû woldest dich ê stechen ze tôt,
denne dû senftes sîne nôt,
Unde wilt nû missetreten;
daʒ mag dich in schanden weten.

Ouch hat dînes herzen liep
niht gevarn, als ein diep.
Und hât dich vür ein werdez wîp,
und hât ein alsô reinen lîp.
Und ist alsô schœn, als er,
und brichet kurzlîch sîn sper,
Und minnet dich vür alliu wîp.
ich rât' dir daz an dînen lîp,
Sô dich einer enpfienge
und sîn wille ergienge,
Sô würdestu im ungenæme,
dir selben widerzæme.
Lîht vuer' er wider in sîn lant,
sô wærstu immermê geschant,
Beide, an lîp und an êren.
dû solt wider kêren
Und minnen dînen werden man:
den Kristen soltu varen lân,
Als er allerbeste mak;
ich wil pflegen, des ich pflak,
Unsinnik bist(u) ê gewesen.«
sie begunde aber her wider lesen
Und gedenken an den kuenen man,
sie sprach: »mich dunket guot getân,
Daz dû den rekken und den helt,
der ûz den besten ist gezelt,
Von minnen iht lâst ligen tôt;
der hât umb dich grôze nôt
Gehabet und vil bœser zît;
dar zuo vil mangen herten strît
Hât er gevohten umbe dich,
übel unde ark, daz sich
An, und senfte sîne pîn',
dû solt tuon den willen sîn,
Unde des er an dir gert,
des ist der helt (vil wol) gewert,
Dar zuo soltu stille dagen,
er tar ez nimmer (mêr) gesagen.«

Do begunde si hin wider drâte
[den degen laden] nâch der minne râte.
Sie sprach: »dû wilt im wesen bî,
er ist gevangen, mach' in vrî:
Er ist siech, er muoȝ genesen,
eȝ muoȝ wærlich alsô wesen.
Ûf mîn triu[we], daȝ mein' ich.«
sie sprach aber: »nein ich.
Ich was ûf unrehten wegen:
Got der mueȝe mich gesegen,
Daȝ mir diu rede iht mêre entrinne!
ich was komen von sinne;
Ich widerbreng' an dirre stunt,
daȝ ich mit mîn selbes munt
Die rede hie gespræche,
daȝ ich mîn triuwe iht [ze]bræche
An dem lieben hêren mîn;
wærlîchen daȝ sol sîn.
Z'wâr, wirt der grâve erslagen,
sô mueȝ(e) wir in doch verklagen,
Als die andern rekken,
hern Dietrichen und [hern] Ekken
Und dâ bî hern Hagen:
die vuoren ouch niht, als die zagen,
Sie wâren offenbâr genuok:
wênik sie daȝ vür truok,
Wan sie wurden erslagen ze tôt:
geschiht daȝ dem, welich nôt!
Jâ wil ich [immer] mîner êren pflegen,
und lâ[ȝe]n den grâven underwegen,
An êren und an lîbe.« —
  Nû sul[le] wir an disem wîbe
Merken einen schœnen strît,
der gewert hât lange zît.
Ein wîle sprach sie »jâ!« ein wîle »nein!«
sie was herte, als ein stein.
Dô ir gemuete [an] alsô [[illegible]de] wielz,
unde ir daȝ herze smie[illegible].

Als daʒ wahs gegen dem viure:
»möht' ich nû ze stiure
Vinden keine guote list,
diu mir doch bræht' etliche list, [*]
1275 Daʒ ich mich kund' enthalden,
sô möht' ich mit vröuden alden.«
Sust saʒ sie, und ensach,
noch enhôrt', si sider sprach:
»Waʒ sol mir nû der lîp?
80 ich zwir unsælik wîp!
Sol der grâve sô sîn verlorn,
sô wær' ich beʒʒer ungeborn.«
Ein[en] reinen muot diu guot' gewan,
der selbe muoste vür sich gân;
85 Sie sprach: »er muoʒ her wider kumen,
eʒ gê ze schaden oder ze vrumen.«
Ein[en] boten sie im sante,
der selbe bote dar rante,
Dâ er den grâven wiste,
90 er sprach: »dû werder Kriste,
Ein miete soltu mir geben:
mîn vrouwe wünschet umb dîn leben,
Dû bist ir genesen und ir trôst,
mit dir wirt sie von sorge[n] erlôst,
95 Sint dû botschaft hâst vernomen,
dû solt mit mir zuo ir komen,
Des soltu niht (en)lân.«
wer vrôer, wen der Kristenman!
Er was (al)zehant bereit;
1300 die naht er zuo dem tage reit,
Biʒ er zuo der vrouwen kwam,
iren gruoʒ er lieplich vernam,
Sie sprach: »wilkum, hêre mîn!
ich bin diu dienerinne dîn.«
5 Des erschrak er vil sêr(e):
»eijâ, vrouwe hêr(e),

---

[*] *besser vrist.*

Dû solt niht mîn dienerin[ne] sîn.
dû bist diu liebe vrouwe mîn.»
Sie sprach vil unvermeʒʒen:
«dû solt mit mir eʒʒen.»
Dô bereit' man aller hande gnuok,
nâch êren man eʒ vür truok.
Der heide[n] was ûʒ geriten dô,
daʒ huob den Kristen gar unhô.
Sie heten kurz[e]wîle vil
und mangerhande seiten spil.
Daʒ lâʒ' wir alleʒ under wegen.
er wær[e] gerne gelegen
Mit der vrouwen an der legerstat:
und hœrt, wie er die guoten bat:
«Eijâ, reine vrouwe mîn,
sich, wie wunt ich (nû) bin.
Und ist ouch iezunt spâte:
in die kemenâte
Sul wir beide slâfen gên;
ich wil iu, triuwen, bî gestên.
Ouch wirt volendet mîn ungemach.»
diu vrouwe lachende sprach:
«Wâ zwên' gevangen diebe
ze einander tragent liebe,
Die mugen mit einander steln,
wellen si eʒ mit einander heln.
Man vindet dar zuo liste vil,
der eʒ gerne tuon wil.»
Dô daʒ diu vrouwe gesprach,
der grâve sie lieplîch an sach,
[Und sprach:] «hiute lieber, denne gester,
sô wirt diu liebe vester
Von tage zuo tage an dir,
sô belîbest dû mir
Mitten in dem herzen mîn,
ûʒerwelte keiserîn.»
Sô sprach der werde Kristen.
er hete sie mit listen

Gern in daʒ bette bräht.
diu vrouwe sich (dô) bedâht'.
Sie sprach: »vil lieber hêre mîn,
ich wil senften dîne pîn',
Sô dû mit vröuden muost leben,
ich wil dir zwei geteilte geben,
Diu doch beide hübsche sint,
so sprach* werder minnen kint.
Wellet ir eineʒ bestân?«
der grâve sprach: »nû teilet an,
Daʒ uns beiden wol an stê,
und niht krumbes dâmit gê.«
Diu küniginne sprach ze im:
»sich, hêre, daʒ beste nim:
Oberhalb[e] der gürtel mîn,
wiltu, daʒ sol wesen dîn;
Oder von der gürtel hin ze tal,
wiltu, daʒ nim uber al.
Und nimest dû daʒ beste teil,
daʒ wirt niht dîn unheil;
Daʒ beʒʒer teil sol wesen dîn,
daʒ ergest' lâʒ wesen mîn. –
Die wal hab' ich gegeben dir,
welcheʒ dû wilt; daʒ ander lâ mir
Wis gewaltik uber mich,
wie dû wilt, alsô sprich.«
Der grâve hienk daʒ houbet nider.
diu vrouwe sprach: »antwürt' mir wider.«
Im was ûf sich selben zorn;
er maʒ, als im wær' geschorn
Der bart âne scher meʒʒer;
er sprach: »mir ist beʒʒer,
Daʒ ich mich selben stech' ze tôt,
wenne daʒ ich lîde nôt,
Die ir (mir) gebt, vil sælik wîp,
und mir kwelet mînen lîp:

---

* besser sprich.

Iʒ komet* mangerhande list.
ich ger drier tage vrist,
Daʒ ich mich bedenke wol,
welheʒ teil ich nemen sol.«
Diu vrouwe sprach: »nû wis gewert
des ziles, des dû hâst gegert.«
Mit urloub gienk sie slâfen.
der grâve schrei: »wâfen!«
Über daʒ listige wîp.
»si benimt mir noch guot sît den lîp.«
Sprach er wider sich selben dô.
er leit' sich nider unvrô.
Dô lak er unde dâhte,
gedanken er gnuok brâhte
Mit sinnikeit in sînen muot:
»daʒ oberst teil daʒ ist guot:
Doch ist daʒ underst beʒʒer vil;
wie ob ich eʒ nemen wil?
Wan eʒ ist gar minneklîch
und mak mich machen vröudenrîch:
Mit dem selben erwirb' ich
daʒ oberst' teil. — sê, wie sprich' ich?
Ich bin ein kint, daʒ prüev' ich wol:
wen[ne] dich dîn vrouwe hete vol**
Gehelset mit irn armen,
sie mueste sich erbarmen
Und möht' eʒ nimmer gelân,
sie muest' dir wesen undertân
Mit alle dînem lîbe,
und möht' dich nimmer vertrîben.
Ich weiʒ ouch vür wâr, daʒ
sie nimmer gespræche laʒ.
Dû maht alsô kiesen,
daʒ dû maht verliesen.«
Unde sprach: »ich wære
von rehte ein dorfære.

---

* Hs.: Ir kumet.
** Hs.: vol.

Und het' ir unreht getân:
daʒ sol ich wol understân. —
Doch nim daʒ underst' teil,
dâvon dîn herze mak werden geil:
Wenne dû sie behabetest,
swaʒ dû ir denne sagetest,
Daʒ würde getân lieplich. —
owê, wie sprich' aber ich!
Jâ wær' eʒ ein michel schande,
swâ man eʒ in dem lande
Hôrt', oder ûʒ kwæme,
daʒ ich daʒ underst[e] teil næme.
Man würde mich lîhte ruofen an:
»schouwet alle an disen man,
Der zuo im verspiet!
hiuzet unde schriet
Ûf in, als ûf einen diep!
jâ wirt er nimmer vrouwen liep,
Der alsô kiuset und hât gekorn.«
sô wær' ich beʒʒer nie geborn.
[Wenne] den liuten sin[t] gedanke[n] vrî,
und dir nieman wonet bî:
Sô überlöufest dû si umbsust,
dû kiusest ze schaden, oder ze verlust.
Und sol ich halt daran verliesen,
sô wil ich rehte kiesen
Daʒ oberste stükke:
eʒ wirt lîht mîn gelükke:
Sie hât dich versuochet dâmite.
dû solt sie mit zühten bîten,
Sô kan sie nimmer dir versagen.
dû solt an ir niht verzagen,
Sint sie ist ganzer sinne vol:
sie weiʒ wol, waʒ sie tuon sol.
Dâvon ist billich unde reht,
si ist mîn vrouwe, und ich ir kneht:
Sô lâʒ ouch ir den strit,
und nim daʒ dâ oben lît.«

Sust was der grâve, beide,
mit liebe und mit leide
Bevangen dise drî tage,
mit sorgen und mit grôȝer klage;
Der hete nâch dem wîbe
ervröuwet sich in [sînem] lîbe,
Daȝ er der êren wære wert,
der er ie hete gegert
An daȝ tugenthafte wîp:
dâ wider was aber sîn lîp
Mit herzen leide bevangen [vil];
er gedâhte gar angil:*
»Vünd' ich nû die beste(n) kür,
daȝ ich (iht) ir hulde verlür,
Die ich mir ze vrouwen kôs!«
sust was sîn sorge bî [den] vröuden grôȝ.
Die rede lâȝ' wir hie bestân.
diu selbe vrouwe wolgetân
Gieng an dem dritten tage vruo
und sprach dem grâven lieplîch[en] zuo:
»Hêre, wie habt ir iuch bedâht?
ist iuwer wille volbrâht,
Welch teil ir nemen welt?«
mit rühten antwurt' ir der helt:
»Sô wil ich, vrouw', an dirre stunt
iu die rede tuon kunt,
Und wil eȝ lenger niht verdagen,
ich wil eȝ ûf g(e)nâde sagen:
Daȝ oberst[e] teil sol wesen mîn.«
diu vrouwe sprach: »daȝ muoȝ sîn.«
Und sach an den werden man
mit spilnden ougen und lacht' in an.
Der grâve sprach: »sol eȝ sô sîn,
so gebiut' ich dem teil(e) mîn,
Daȝ obwendik der gürtel ist,
daȝ eȝ nû ze dirre vrist

---

* besser ange

Mich lieplich umbevâhen sol,
daʒ stêt sînen êren wol.«
Ze hant von der guoten daʒ geschach.
der grâve ir lieplichen zuo sprach:
»Erbiut mir dînen rôten munt.«
sie sprach: »jâ, wiltu, tûsent stunt.«
Sie drukket(e) mit armen in,
er helste sie, und sie kust' in,
Lieplich sie in umbe vie.
der helt sprach: »vrouwe, wie
Sol ich nach dînem willen leben?
die lêre bit' ich (dich) mir geben.«
Sie sprach: »dîn teil ist dir holt,
dû tuost wol mit im, swaʒ dû solt.«
Sie greif in lieplichen an.
dô sprach der helt so (wol) getân:
»Vrouwe, reine wîbes vruht,
durch aller vrouwen zuht,
Daʒ ander teil erwirb ouch mir,
daʒ bit' ich und gebiut' eʒ dir.«
Sie sprach: »des mak niht gesîn,
[daʒ] ein[e] teil ist mîn, daʒ ander dîn:
Nû tuo mit dînem kurzwîle vil,
ich tuo mit mînem, waʒ ich wil.
Ich wil daʒ mîne haben mir,
und wil daʒ dîne geben dir,
Swaʒ dû wilt, daʒ tuo ûʒ im.«
er sprach: »vrouwe reine nim,
Und habe dir gar daʒ mîne,
und verlîch mir daʒ dîne.«
Sie sprach: »des geschiht niht,
sô wær' ich immermêr enwiht.«
Dô sprach der werde Kristen:
»owê, manger[hande] listen
Bistu reine, guote, vol;
jâ stuend' eʒ dînen êren wol,
Daʒ dû spræchest: »eʒ muoʒ sîn,
sô wærstu zwir diu vrouwe mîn.«

Sie sprach: »des mag nû niht wesen;
1530 wie möht' ich denne an êren genesen?
Daʒ ich übergienge den rât,
daʒ wær' ein grôʒe missetât.
Lâ dir genuegen an dem dînen,
und lâʒ ouch mich bî dem mînen.«
35 Des wart der grâve vil unvrô,
und sprach ûʒ grôʒer sende sô:
»Jâ wiltu mich [al]sô tœten.«
sie sprach: »ich hât' ûʒ nœten
Dînen werden lîp brâht:
40 nû hâstu selbe missedâht.
Daʒ wil ich immer klagen.«
er sprach: »vrouwe, ich muoʒ verzagen.
Des maht dû gelouben mir.«
sie sprach: »daʒ dîne habe dir.«
45 Nu geloubet, daʒ ich iu sage.
alrêst huob sich der vrouwen * klage,
Daʒ in sîn vrouwe umbevienk,
und sîn wille niht ergienk,
Daʒ was im ein [al]sô swære pîn',
50 daʒ er's lieber möht' ænik sîn.
Sie helst(e) unde kust' in vil:
iedoch wart im daʒ beste spil
Mit rehter kündekeit genomen;
er was nâch von sinnen komen.
55 Hie bî nemet nû ein bilde:
eʒ enwart nie man sô wilde,
Noch sô senfte geborn,
eʒ muest' im von herzen wesen zorn.
Wer in einsît zemte,
60 und doch andersît lemte;
Als dem armen grâven was:
wunder was, daʒ er genas.
Von sô senlîcher nôt
möhte ein rise ligen tôt.

* besser des grâven

Daʒ mære sî in gesaget,
der grâve het gar verzaget,
Sô daʒ er urloup genam.
der künik heim geriten kwam.
  Der grâve einen guoten list
vand in einer kurzen vrist:
Wan er hât' eʒ wol vernomen,
daʒ der künik wær' heim komen;
[D]er [grâve] sprach: »reine vrouwe guot,
noch mugt ir trœsten mînen muot.«
Dô sprach sie: »lieber hêre mîn,
habe dir daʒ teil dîn,
Und solt mir daʒ mîne lân.«
dô sprach der grâve wolgetân:
»Sint dem mâle daʒ ich
niht hân erworben dich,
Sô verbiut' ich mînen ougen,
daʒ si nimmer tougen
Gesehen an den beiden,
daʒ verbiut' ich in beiden:
Ich verbiut' ouch mînen ôren,
daʒ sie von im iht hœren,
Ob er dich, vrouwe, iht bite,
daʒ sie in betrueben dâ mite;
Ouch verbiut' ich mînem rôten munt,
daʒ er im von dirre stunt
Gespreche nimmer guetlich[en] zuo:
waʒ er wil, daʒ ander tuo.
Spricht er »nein,« sô sprich »jâ,«
spricht er »swarz,« sô sprich »blâ,«
Spricht er »wîʒ als ein snê,«
sô sprich »gruen als ein klê.«
Ich verbiut' ouch mînen armen,
daʒ sie in nicht erwarmen
Lâʒen an den brüsten mîn.«
sie sprach: »eʒ muoʒ alleʒ sîn,
Alsô dû hâst geboten mir,
hêre mîn, daʒ gelob' ich dir

Mit stæten triuwen behalden.« —
»Got mueʒ(e) sîn walden!«
Sô sprach der werde Kristen.
dis bewart' er mit listen,
Sô daʒ sie von unschulden
möhte zuo unhulden
Kumen wider iren man.
do beleip der grâve eine stân,
Als mir ist vür wâr gesaget,
von im sô schiet diu vrouwe maget.
Und gienk, dâ sie den künik sach,
der zuo den truchsezzen sprach,
Ob daʒ eʒʒen wær' gereit,
daʒ diu tischlachen würden ûf geleit,
Als ich iu nû hab' gesaget.
ouch sol eʒ niht sîn verdaget,
Ob man des grâven pflæge wol.
jâ, als man eines vürsten sol
Pflegen, sô wart sîn gepflogen;
daʒ ist niht umb ein hâr gelogen:
Wan man pflag sîn tag und naht
so als eʒ diu vrouwe het bedâht,
Daʒ er hât(e) guot gemach,
dâ im alleʒ guot geschach.
  Der künik ze tische saʒ,
und darnâch ein wîle gaʒ.
Sîn vrouwen er ane sach,
minneklîchen er dô sprach:
»Vrouwe, dû sölt eʒʒen.«
sie sprach: »wir sullen meʒʒen
Die vueʒe ûf dem tische.«
dônâch brâht' man vische;
Dô sprach er: »gebt mir trinken her.«
sie sprach: »breng' im schilt und sper.«
Er sprach: »ir muget wol trunken wesen.«
sie sprach: »ich wil wærlîchen lesen,
Waʒ wunders noch geschehen sol.«
er sprach: »jâ stuend' eʒ vrouwen wol,

Daʒ sie sæʒen mit [guoten] sinnen.«
sie sprach: »ich wil beginnen
Und machen einen abenttanz.«
er sprach: »ir sît worden glanz.
Der tiuvel hât iuch betrogen.« —
»entriuwen, ir habt gelogen
In iuwern hals.« sô sprach daʒ wîp;
ze wunsche was ir reiner lîp.
Der künik jæmerlîchen sprach:
»owê mir hiut' und immer ach!
Sie hât verlorn gar den sin.
owê, liebe vrouwe mîn,«
Sprach er »wer hât dir getân?«
sie sprach: »sehet in alle an.«
Er sprach: »gebt mir wîrouch.«
sie sprach: »ir sît gar ein gouch.«
Waʒ sol ich iu mêr(e) sagen?
der künik wart sie vaste klagen.
Sprach er »jâ«, sie sprach »nein«;
nante er »brôt«, sie sprach »stein«:
Sprach er »trunken«, sie sprach »naʒ«.
dar an sie ouch niht vergaʒ.
Swes er sie vrâgete,
ie daʒ ander sie im sagete.
Daʒ treip sie reht(e), als ich sage,
vollîklîchen siben tage.
Dô der künik daʒ gesach,
daʒ sie in allen zuo sprach
Guetlîchen gemeine,
wan im sunder al eine,
Er sprach: »ich wil iu sagen,
ûʒ wil ich rîten jagen:
Vrouw(e), tuot iuch der vuor' abe,
ich bring' iuch anders zuo dem grabe.«
Hin zuo velde er dô reit,
drî knütel er dô sneit.
Nach sînem willen eʒ ergienk,
zwêne hasen er gevienk.

Und dô er wider heim kwam,
sô minner sie sîn war nam,
Den sie vor hâte getân;
er nam die vrouwen wolgetân.
Daʒ sag' ich iu vür wâr(e),
bî dem gelwen hâr(e).
Unt zôch sie hin unde dar,
sust zer[re]t' er ir daʒ schœne hâr,
Er zeknultes' umb daʒ houb(e)t wol,
und sluog ir ouch den rükke vol.
Die knütel sluog er gar enzwei.
diu vrouwe jæmerlîchen schrei;
Dô er sie wol durch sluok,
daʒ man sie in daʒ bette truok,
Der künik mit zorn(e) zuo ir sprach:
»nû habt ir grôʒ ungemach;
Nû wil ich ûʒ rîten,
niht lenger wil ich bîten,
Ich gibe iu des die triuwe mîn,
ich wil niht lenger ûʒen sîn,
Denne ich selber hân gedâht:
dâ habt ir mich kûm zuo brâht.«
Er hieʒ diu ros bereiten,
und wold' niht lenger beiten:
Sust kârt' er mit zorn[e] dannen.
do begund' diu vrouwe mannen
Unde gienk zuo dem grâven guot,
betruebet was ir (der) muot:
Sie klaget' im ir ungemach.
der grâve ir guetlîchen zuo sprach:
»Reine, wer hât dir getân?«
sie sprach: »daʒ hât mîn leider man,
Sich, hêre, getân umb dîn gebot.«
er sprach: »nein, eʒ ist dîn spot.« —
»Nein eʒ, ûf die triuwe mîn.« —
»sô sag(e) mir den smerzen dîn.«
Dô zeigte sie im daʒ houb(e)t,
daʒ was ir gar betoub(e)t.

Sie zeigte im arm' und rükke,
und sprach: »diz ungelükke
Mîn lîp durch dînen willen treit.«
der grâve sprach: »eʒ ist mir leit,
Unde lob' doch Got dâ bî,
daʒ dîn teil ist slege vrî;
Ob mîn teil ist geslagen,
daʒ wil ich, vrou, doch wol verklagen:
Wirret dir aber an dînem teil iht?«
sie sprach: »hêre, nein eʒ, niht.« —
»Sô wirt sîn vil guot rât,
sint dîn teil niht slege hât.«
Sie sprach: »dû maht wol wesen blint,
und sprichest als ein tumbeʒ kint:
»Klage mir, und habe dir.« —
»jâ wurden sie geslagen mir«
Sprach er »uf den rükke mîn.«
sie sprach! »lâ dîn spotten sîn,
Ich sag' dir vil wol, wie eʒ lît,
in dirre selben zît,
Die slege die ich geliden hân,
die sullen dir alle sîn getân,
Vil lieber hêr[re], sô sagestu mir:
nû wil ich sagen dir,
Daʒ nimmer mê von disem tak
wirt mir stôʒ, noch slak
Durch dînen willen getân.«
sie sprach: »wir sullen slâfen gân.«
Dô was eʒ ein wênik spâte,
ouch was diu kemenâte
Bestat mit ganzer zierheit,
ein wer[l]tlîch bette was bereit.
Der grâve sie alumbe vienk,
gegen dem bette er dô gienk,
Sie sluog nâch ir zuo die tür,
den rigel schôʒ sie vaste vür:
Dô sie rehte wol bestôʒ,
der kleider wurden sie beide blôʒ

Reht alsô daʒ (dâ) kein
vadem an irem lîbe erschein.
Wer vrôer denne der grâve was!
wan der helt dâ (wol) genas.
Sust vielen sie in daʒ bette hin,
der grâve mit der künegîn.
Ir vröude was unmâʒen grôʒ,
sie wâren aller sorgen blôʒ.
Der selbe (alsô) kuene man
und diu vrouwe wol getân,
Sie hâten beide vröuden vil
und gar ein wunnenklîcheʒ spil.
Des nie man verdrieʒen mak:
die lange naht biʒ an den tak
Hâten sie kurz wîle vil;
dar an ich niht liegen wil:
Ich weiʒ wol, daʒ kein man
mit grôʒer wunne gesagen kan,
Den sie hâten beide,
gar ân' alle leide.
Sîn herze wart von rehte vrô,
er vorhte nie man umb ein strô;
Sie wurden beide ein ander holt,
des trâten sie den poʒsolt.
Sie sprach: »vil lieber hêre,
ich bit' dich dîner lêre,
Daʒ dû die wollest geben mir,
daʒ ich kunne geleben dir.«
Er sprach: »aller vrouwen schîn,
ich muoʒ dîn eigen immer sîn,
[Und] dir dienen biʒ an mînen tôt,
wan dû mich hâst brâht ûʒ der nôt.«
Dizz(e) was umbe sust,
sie machten einen andern tschust.
Sie sprach: »nû vart mit sinnen,
ich wil iu niht entrinnen.«
Alsô sprach daʒ schœne wîp
»nû hâstu gar den mînen lîp,

Des hab' dû guot gewalt;
lâ dir niht wesen (al)ze balt
Und var gar sinklîche,
daʒ dich diu sælde rîche.«
Sie hâten kurz wîle vil
und mit vröuden der minne spil
Vollîklîch, als ich iu sage.
nâch einander aht tage.
Diu vrouwe zuo dem grâven sprach:
»vol endet ist dîn ungemach
Wol nâch dînen sinnen;
ich wil mit dir von hinnen
Varen.« sô sprach diu künegîn.
er sprach: »vrouwe, daʒ sol sîn,
Wir sullen uns bereiten,
und sul[le]n niht lenger beiten.«
Sie nam silber unde golt,
unde gab vil grôʒen solt,
Biʒ daʒ sie zuo dem lande kwam
mit dem grâven lobesam,
(h)in heim ze sînem lande.
sie lebten âne schande.
Dô der heiden heim kwam,
und disiu leiden mær' vernam,
Er sprach trûriklîche:
»eijâ, Got der rîche,
Waʒ sol mir nû der lîp!
sint ich hân verlorn mîn wîp,
Diu ich ze trôste hât' erkorn;
lieber wær' ich niht geborn,
Sint mir der ungetriu[we] Kristen
mit sînen bœsen listen
Enpfuer(e)t hât mîn reineʒ wîp,
diu mir liep was, sô der lîp.
Alrêst muoʒ ich sorgen
offenbâr [und] unverborgen
Tragen under mîner brust
nâch sô grôʒer verlust.

O wê mîner vröuden grôȝ,
owê, wie wendet sich daȝ lôȝ
Von liebe ze herzenleide!
owê, sueȝe öugelweide,
Daȝ ich dich niht haben muoȝ!
wâ ist dîn minnenklîcher gruoȝ?«
Gedâht' er in dem muote sîn:
er sprach: »owê, künegîn,
Daȝ ich dîn enbern muoȝ!
dîn handelunge und dîn gruoȝ
Was mîner vröude ein ôster tak;
wenne ich an dînem arme lak
Und dînen lîp al umbe vie,
sô was mir (sô) rehte, wie
[Wie] ich wære in dem paradîse.
diu guote, die ich [immer] prîse,
Benimt mir offenbâr den sin;
der jâmer gibt mir ungewin.
Nâch dir muoȝ mich erlangen,
[wan ich] dîn[e] minne (ich) hân enpfangen.
Al die wîle daȝ ich lebe,
nâch dir ich immer strebe.
Wan dû bist sô minnenklîch
und ouch sô ganzer tugende rîch:
Alle die wîle daȝ ich lebe,
nâch dir ich immer strebe.
O wê hiut' und (immer) ach,
[immer] leit unde ungemach,
Beswært habt ir mich beide!
wem læstu mich, öugelweide?
Wer sol mich minneklîch[en] grueȝen,
wer sol mir kumber bueȝen,
Wer sol mir vröude bringen,
wer sol mir swære ringen,
Wer sol mich lieplîch ane sehen,
wer sol mir ganzes prîses jehen,
Wer sol mir leit verkêren,
wer sol mir vröude mêren,

Wer sol mir buezen mîn(iu) leit?
mînes herzen umbekleit
Ist nû leider worden blôz,
mîne sorge[n] die (sint) grôz.
Wer sol mir swær' vertrîben?
ich muoz in sorgen blîben.
Hiut' und immer mêre,
überladen mit herzen sêre
Bin ich und wunt an mînen tôt.«
daz was des heiden(s grœstiu) nôt.
Der lebte dô mit sorgen
den âbent und den morgen.
  Diz mære wît erschal
in dem lande über al.
Der grâve was ouch heim(e) komen,
als ir dâ vor wol habt vernomen.
Der heide(n) in sorgen strebete:
der grâve mit * vröuden leb(e)te
Mit der selben vrouwen sîn;
sie hâten vröude âne pîn.
Ein lant der grâve koufte,
die heidenin[ne] man toufte.
Sie hâten guot und êre
vür baz immer mêre
Beide biz an iren tôt;
sie hâten nie kein(e) nôt.
Und lebten dô mit schulden
gar nâch Gotes hulden.
Alsô gelank dem Kristen man
mit der vrouwen wol getân
An' alle missewende.
hie hât daz buoch ein ende.
Noch baz mueg' uns gelingen
an allen unsern dingen!

---

* *beſſer* in

XIX.

Der Nußberg.

Von

Heinrich Rafold.

Heinrich Rafold, der keinen Buchstaben kann, und sich vom Stahl- und Eisenschmieden nährt, fühlt sich gedrungen zu dichten, wie einst ein biederber Ritter von seinem Weibe missachtet wurde.

Laut eines Buches, saſs ein mächtiger König in der Nähe der Heidenschaft, mit welcher er oft streiten muste; er baute deshalb eine feste Burg, die er Nuſsberg nannte, und übergab sie einem tapfern Ritter, der auch von derselben benannt wurde. In den fortwährenden Kämpfen gegen die Heiden fing dieser den Heidenkönig, und führte ihn auf seine Burg. Hier lieſs er ihn, als Fürsten ehrend, ungefeſselt umgeben, und ritt zu seinem Herrn; wo Alle sich des Fanges freuten.

Dabeim aber war keine Hut. Der Burgfrau gefiel der gefangene König so wohl, daſs sie, von seiner Minne gefangen, mit ihm entfloh, nachdem sie die übrigen gefangenen Heiden aus ihren Banden gelöset hatte . . . . .

Hie hebet sich an ein buoch daʒ heiʒet der Nuʒberk.

Heinrich Rafolt getihtet hât,
dem die sinne * keinen rât
Ze sîner lêre nie gegap,
er engelêrte nie buochstap.
Wan im ist unbekant,
waʒ zer schrift ist gewant,
Er enkan si niht bewîsen:
ûʒ stâle und ûʒ îsen
Gewinnet er sîn nerunge.
in hât sîn herze betwungen,
Ze sprechen, wie hie vor geschach
eime ritter, dem man jach
Ere unde vrümekeit;
swâ man urliugete unde streit,
Dâ kunde er prîs wol bejagen;
er erwarp bî sînen tagen,
Daʒ man in hâte vür einen man:
des wolde in niht genieʒen lân
Sîn eigen wîp, swie vrum er wære.
alsô hebet sich daʒ mære.
  An eime buoche man daʒ las,
wie hie vor ein künik was,
Gewaldik und vermeʒʒen,
[er was] den heiden nâ geseʒʒen.

---

* schuole ?

Mit den er muoste [dikke] strîten.
eʒ geschach in kurzen zîten,
Daʒ er bûte schœne,
ân' allerslahte bœne
Eine burk veste.
der selbe künik weste
Einen ritter wol gemuot,
an triuwen stæte unde guot.
Dem er die burk zuo eigen lieʒ:
Nuʒberk man daʒ hûs hieʒ.
Der ritter ouch den namen gewan,
als ich iu gesagen kan.
Er hieʒ der von Nuʒberk,
wan er dikke heldes werk
Wol mit manheit (het) bejeit,
sint er mit den heiden streit.
Der strît im alsô wol (er)gienk,
daʒ er den tiuristen vienk,
Der der künik under in was,
darzuo er die besten las,
Die er wolde mit im vâhen;
do die andern daʒ ersâhen,
Daʒ man den herren dannen vuorte,
ze wer sich nie keiner geruorte.
Do er den künik heim brâhte,
an sînen sinnen er gedâhte:
»Nû var im vürstlîchen mit,
und lâʒ in gehen unversmit.«
Niht sêre gebunden
zuo den selben stunden
Lieʒ er in sizzen unde stên
und in der burk al umbe gên.
Der ritter ûʒ der burk reit,
sîme herren er diu mære seit',
Daʒ er hete den künik gevangen.
dâvon sô wart er wol enpfangen
Von sîme herren willeklîche;
des wurden si an vröuden rîche.

Sint wart dâheime niht wol gehuot:
sîn wîp gewan sulhen muot,
Der iren (êren) missezam
und ir die wirdekeit benam.
Der heiden ir sô liebe tet,
daȝ diu minne und sîn gebet
Brâhte die vrouwen an den sin,
daȝ si ir sælde und iren gewin
Leite ûf den heidenischen man,
daȝ si im volgete (hin) dan.
Diu vrouwe ir triuwe sêre brach:
an kurzen zîten daȝ geschach,
Daȝ si kwam gegangen
und lôste die gevangen,
Die heidenische schar,
stille und niht offenbâr . . . .

XX.

Der Gürtel.

Von

Dietrich von Glaz.

Ein stolzer, in ritterlichem Frauendienste wohlbekannter Ritter; Konrad, hatte das schönste Weib: gelb war ihr Haar, ihre Wangen wie Rosen und Lilien, Augen wie ein Adler, Nase im Ebenmaaſs, Rosenmund, Kinn, Hals und Busen so weiſs und hell, daſs man den Wein hindurch flieſsen sah, Zähne wie Elfenbein, Zunge wie Gold, Schultern, Arme und Hände ritterlich, der Leib untadlich, unter dem Gürtel ein Wunderkleinod, Beine und Füſse zierlich: das Haus, darin sie weilte, leuchtete nachts wie der Tag; ihre Füſse hatten des Meeres Flut gesüſset; alle Vögel und Thiere, Berg und Wald müſsen ihr sich neigen: ihr Gruſs bewahrte drei Tage vor jeder Traurigkeit; sie war keusch und tugendlich, und zürnte nie mit ihrem Manne.

In der Maiwonne, beim Gesange der Nachtigal, lagen beide minniglich beisammen, und nach dem Morgenkusse gedachte der Ritter seines Ruhmes in manchen Landen, und wollte noch der Holden zu Liebe zu einem nahen Turniere reiten. Die Frau erlaubte es gern, und er ritt hin.

Nachmittags lustwandelte sie im Garten, und sah durch den Zaun einen stattlichen Ritter, auf muthigem Rosse, einen Habicht auf der Hand, zwei Windhunde am Seile; sein Gürtel leuchtete von Edelsteinen. Als er die Frau erblickte, entbrannte er heftig in ihrer Minne, sprengte zur Gartenthüre, stieg ab, band Ross und Windhunde an einen Baum, warf den Habicht auf ein Rick, und trat in den Garten. Die Frau empfing ihn freundlich, und gewährte ihm Kühlung gegen die Hitze; sie lieſs ein Jungfräulein Wein bringen, und reichte ihm den Becher, den er ihr höflich zurückbot. Minnetrunken saſs er bei ihr, bis es kühle ward; da mahnte sie ihn, sich zu entfernen, wenn er nicht etwa ein Verwandter ihres Mannes wäre. Er aber bekannte ihr seine Glut, ward dringend, und bot ihr seinen trefflichen Habicht. Als sie ihn unwillig zurückwies, bot er dazu seine Windhunde, dann ebenso sein Ross, und endlich seinen Gürtel, dessen mehr als 50 Edelsteine des Morgenlandes er ihr rühmte, darunter vor allen einer aus Griechenland heilkräftig sei, und überall Sieg verleihe. Dieſs Erbieten reizte die Schöne, sie wechselte die Farbe, rief eine Magd, hieſs sie die sämmtlichen Geschenke in Empfang nehmen, und der Thüre hüten: dann gewährte sie dem Ritter das Minnespiel im Garten, daſs die Bäume rauschten, Blumen und Gras lachten, und die Vöglein davon sungen. Darnach fragte sie ihn, ob ihn die reiche Gabe um die kurze Lust nicht gereue: er jedoch pries sich glückselig, und schied mit minniglichem Kusse von ihr.

Ein Knecht aber hatte alles belauscht, ritt seinem Herrn entgegen und entdeckte es ihm. Dieser wehklagte über die Untreue und Entehrung, und beſchloſs, von Stund' an sein Land zu meiden, kehrte um und ritt gen Brabant.

Die Frau trauerte über sein Zürnen, getröstete sich jedoch der Sühne, und nachdem sie, erst 20 Jahre alt, zwei Jahre einsam gewesen, und der Mai wiederkehrte, nahm sie ihr zweijähriges Einkommen, 500 Mark, legte den Gürtel an, bestieg das Ross, nahm Habicht und Hunde zur Hand, und ritt mit 10 Knechten hinweg. Fernab in einer Stadt nahm sie Herberge, sandte die Knechte heim, und vertraute dem Wirthe: sie sei, obgleich zart von Gestalt, doch kein Weib, sondern ein starker Ritter, und wegen übermächtiger Feindschaft ausheim entflohen; sie übergab ihm 600 Mark, ihr 12 ritterliche Knechte und für sie selber Ritterkleider und Harnisch und auch einen Spielmann anzuschaffen. Das geschah; sie schnitt ihr Haar ab, das Mannskleid stand ihr trefflich, und so ritt sie gen Brabant. Mit Klang und Sang erschien sie vor der Burg des Herzogs, im Scharlachkleide, mit Goldborten, Hermelin, darüber der köstliche Gürtel, und ein Kranz auf den blonden Locken. Man empfing sie ehrenvoll, führte sie in den Speisesaal, und setzte sie gerade zu Ritter Konrad, ihrem Manne. Sie nannte sich ihm Heinrich von Schwaben, und beide, als Fremde hier, gelobten sich treue Gesellschaft. Nach Tische ritt man auf die Jagd: ein Bär widerstand allen Hunden, bis Heinrich seine beiden Windhunde losließs, die ihn alsbald erlegten. Der Herzog bot 500 Mark dafür, sie waren aber nicht feil. Furder ritten sie auf die Vogelbaize: Heinrichs Habicht überflog alle übrigen Stoſsvögel, und erstieſs bald 40 Vögel, so daſs der Herzog ihn gern auch theuer gekauft hätte. Im Heimreiten versuchten Alle ihre Rosse gegen einander: Heinrichs Ross rannte allen weit vor, und der Herzog bot Land und Gold dafür, vergeblich. Darnach hielt der Herzog ein Turnier, zu welchem auch ein Britte kam, in rothem Wappenrock, auf pantherschnellem Rosse, und Allen die Lanze bot. Konrad allein erhub sich gegen ihn, ward aber in den Sand gestreckt. Da lieſs Heinrich sich wappnen, und ritt hervor: im Ringpanzer roth von härtendem Drachenblute, die Schienen goldig, der Brustharnisch gesteint, der Helm mit Maiblüten geschmückt, der Wappenrock grün mit Rosen bestreut, darüber das Schwert an goldenem Feſsel und der köstliche Gürtel; im goldenen Schilde führte er eine Lilie, und den Speer in der Hand, sprengte er auf dem schnaubenden Rosse daher, daſs sein Geschmeide laut erklang; und trotz der Warnung des Herzogs rannte er mit dem Britten zusammen: beider Speere zerstoben; aber mit dem zweiten Speere stach Heinrich ihn hinter das Ross. Im darauf folgenden Turniere zu zwei Schaaren erfocht er der seinigen den Sieg, und gewann 30 Rosse, dazu hohen Ruhm. Darnach begleiteten Heinrich und Konrad den Herzog auf eine Heerfahrt gegen eine Stadt, und beide ritten auf die Warte. Da bat ihn Konrad dringend um Habicht, Hunde oder Ross. Heinrich weigerte sich; endlich jedoch verhieſs er ihm Habicht und Hunde, wenn er seinen Willen thäte: er liebe nämlich nicht die Weiber, sondern die Männer. Konrad, mit Bedauern zwar, willigte ein. Als er aber nachts dazu bereit lag, da verspottete Heinrich ihn, daſs er ein »Ketzer« werden wollte, gab sich als sein Weib zu erkennen, und schalt ihn, daſs er um geringen Gewinn sich so entehren und Unchristliches thun wollte, während sie nur was menschlich gethan, und ihm untreu geworden, um ihn durch die Kraft des Gürtels überall siegreich zu machen. Konrad bat um Verzeihung seiner Unzucht, und erbot sich seinem lieben reinen Weibe zu allem Willen. Sie versöhnte sich mit ihm, gab ihm Habicht, Hunde, Ross und Gürtel, und beide fuhren heim nach Schwabenreich, wo sie mit Freuden bis an ihr Ende lebten, wohl 100 Jahre.

Dieſs hat Dietrich von Glaz gedichtet, der stäts im Frauendienste befliſsen war, obschon die Welt sich verkehret hat, und Geld und Gut über Minne achtet; dem Dichter dagegen geht ein Kuss von Rosenmunde über alles, und er mahnt die Männer zum Dienste der Frauen, denen er alles Heil wünscht. Wilhelm von Widena, der tugendreiche Frauendiener, hat dieſs Gedicht veranlaſst: dem Punzinger sende, Liebe Frau, deinen Trost.

XX.

Der borte.

Diz buechel heiȝet der bort':
Got gebe uns des himels hort!

Ich bin der borte genant,
hovischen liuten sol ich [sîn] bekant.
Den argen sol ich vremde sîn,
si sulen immer lîden pîn
5 Durch ir missewende
unz an ir bitter ende.
Man sol mich hovischen liuten lesen,
die suln mit mir vrôlîch wesen
Durch ir tugent manikvalt:
10 wan nieman sîner tugent engalt.
Eȝ was ein ritter lobelîch,
mit hovischeit tugende rîch.
Der was **Kuonrât** genant,
in allen zîten wol erkant
15 Von rittern unt von vrouwen:
man moht' in dikke schouwen
Ze hove mit den besten;
dem gesinde und den gesten
Tet er dikke liebes vil:
20 dar umb ich von im schrîben wil.
Er hete einen stolzen site,
daȝ lob behielt er dâmite,

Er bankte dikke den lîp,
durch ruom und durch schœniu wîp.
Man mohte in dikke schouwen
stechen unde houwen,
Ûf dem plân schallieren,
ritterlich turnieren
Durch der êren gîtikeit:
er was ein ritter vil gemeit.
  Er hete ein wîp zer ê genomen,
diu was mit ganzen tugenden komen
Von edelem geslehte;
der si bekande rehte,
Der gesach nie schœner wîp:
wê, wie stolz was ir lîp,
Ir houbet, darûf gelwez hâr,
stolz ir wengel rôsen var,
Und liljen wîz dar under;
mich nimet michel wunder,
Daz ir ougen sint sô klâr,
si siht reht sam ein adelar;
ir wolgeschaffen nasebein
Was ze grôz, noch ze klein,
Ir munt dar under rôsen rôt;
wie sælik, dem si ir küssen bôt!
Ir kinne wîz, sinewel,
ir kel was ein lûter vel,
Dâ durch sach man des wînes swank,
swenne diu schœne vrouwe trank:
Ir zene sam ein helfenbein,
ir zunge sam ein guldîn zein,
Ir ahsel vil siuberlîch,
ir hende, ir arme ritterlîch
Stuonden ir ze wunsche wol:
ir herze daz was tugende vol.
Swer ir an ir ougen sach,
dem tet ir minne ungemach.
Ir lîp der was (un)gewollen
ze wunsche wol en vollen.

Under ir gürtel stuont ein stein,
der was klâr unde rein.
Daʒ wâren wunderlîchiu dink.
herze, sage unde sink
Von dem dinge heimlîch!
eʒ ist ein dink wunderlîch.
Ir bein, ir vueʒe hovelîch,
ir schuohe stuonden ritterlîch.
Daʒ hûs dâ si inne lak,
daʒ schein des nahtes als der tak.
Noch enwil ich niht verdagen,
ichn' welle von ir guete sagen:
Ir guete was sô sueʒe,
und wæren ir die vueʒe
Komen in des meres vluot,
daʒ mer daʒ wære worden guot
Von iren vueʒen reinen
und von ir wîʒen beinen.
Wir suln der vueʒe swîgen:
ir guete solde nîgen,
Beide, vogel unde tier,
berk, walt sol nîgen ir:
Swem si gibet iren gruoʒ,
dem ist drî tage buoʒ
Aller slahte trûrikeit,
ir guete machet in gemeit.
Swelch ritter het ein solich wîp,
der wære ein sæliger lîp.
Si was von tugenden ûʒerkorn,
nie wart kiuscher wîp geborn:
Nie zorn si gewan
mit ir êlîchem man.
  In dem meijen wunnenklîch,
dô die vogele vrôlîch
Sungen mit der nahtigal,
dô lag diu vrouwe in einem sal
Bî dem ritter lobelîch,
den si hete êlîch.

Gegen tage nâch ir minne:
er nam si bî ir kinne
Unt kuste si an iren munt,
er sprach: »mir tuot mîn herze kunt,
Daʒ dû mir getriuwe bist;
ich hân mit ritterlîcher list
In vremden lenden ruom bejagt,
ich bin noch niht verzagt,
Ichn' weile durch dîn lachen
einen turnei schiere machen
Unde durch dîn reine tugent,
die dû hâst gevuort von jugent:
Ich bin ouch hügelîche
gevarn durch manik rîche,
Daʒ ich prîs hân bejaget
in disem lande nieman saget,
Daʒ ich sî vermeʒʒen;
mîn ist hie gar vergeʒʒen.
Durch daʒ sô wil ich schiere
hie haben die turniere
Nâhen in zwein mîlen,
dar zuo sô wil ich îlen.«
Diu vrouwe sprach: »jâ, herre mîn,
dar inne wil ich gerne sîn
ze dienste dir gebunden
nû unde ze allen stunden.«
Diu rede wart betrochen,
der turnei wart gesprochen
Dar nâch über vierzehen tage.
dô die vergiengen, als ich sage,
Der ritter der bereite sich
zuo dem turnei hübschlîch,
Diu vrouwe gab im iren segen,
hin wek sô reit der degen.
Als des tages veste
an der sunne gleste
Halber was vergangen,
diu vrouwe was gegangen

In einen garten durch gemach;
durch den zûn si gesach
Ein[en] ritter der dâ vür reit,
der was stolz unde gemeit,
Sîn ros daʒ was niht laʒ.
ûf sîner hant ein habich saʒ;
Ouch vuort' er an sîner hant
gesloʒʒen in zwei wint bant
Zwêne winde kürlich,
einen borten umbe sich,
Der was von gesteine klâr,
daʒ ich iu sage, daʒ ist wâr;
Dô er die vrouwen baʒ gesach,
dô huop sich stark sîn ungemach.
Er enbrante an ir minne,
daʒ er vil nâch die sinne
Nâch ir minne hete verlorn;
in sîn ors sluok er die sporn.
Er îlte gegen des garten tür!
dô er dô komen was der vür
Zuo der erden er dô sprank,
daʒ ors er mit dem zoume twank
an eines boumes veste,
dâ bî an zwên' este
Bant er die wint strikke;
er gienk ze einem rikke
In den garten wolgemuot,
dar ûf warf er den habich guot.
Diu vrouwe im engegen gie,
guetlich si in enpfie.
Si sprach: »diz weter ist gar heiʒ,
durch daʒ sît ir, Got weiʒ,
Entrunnen der hizzen;
ir sult nider sizzen,
Unz der klâre sunne schîn
lâʒe ein teil der hizze sîn.«
Si hieʒ ein junkvröuwelîn
in einem kopfe bringen wîn.

Dem ritter si den kopf bôt,
der was von minne vil nâch tôt.
Er trank vil gezogenlîche
und bôt wider hovelîche
Den kopf mit dem wîne
dem wunnenklîchen schîne.
Der stolzen wirtinne;
er was durch ir minne
Harte sêre worden wunt
in sîn selbes herzen grunt.
Dô si dâ gesâʒen,
daʒ diu hizze miʒen
Begund' iren warmen schîn,
dô sprach diu schœne wirtîn
»Herre, ich muoʒ vrâgen,
wie ir geturret wâgen,
Daʒ ir sô lange hinnen wonet?
wie ob der wirt her in donet,
Sô reiʒet ir im sînen muot,
er zwîvelt, waʒ ir hinne tuot.
Sît ir aber sîn sippebluot,
sô dunket eʒ mich harte guot,
Daʒ ir sizzet stille;
ich weiʒ, eʒ ist sîn wille,
Daʒ ir hinne habet gemach.«
der ritter zuo der vrouwen sprach
»Vrouwe guot, der êren last,
ich bin gar ein vremder gast;
Der wirt der ist mir unerkant.«
dô sprach diu vrouwe sâ zehant
»Sô sult ir hinnen rîten,
irn' sult niht lenger bîten.«
Dô sprach der ritter wolgemuot
»ach, minnenklîche, vrouwe guot
Ichn' mak niht komen hinne,
mich habent iuwer minne
Gebunden alsô sêre.«
si sprach »und ist daʒ êre,

Daʒ ir des gedenket,
wie ir mîn êre krenket?
Eʒ ist gar mîn wille,
daʒ ir swîget stille.«
Der ritter dannoch stille saʒ,
er sprach: »owê, sældenvaʒ,
Vrouwe guot, lât mich leben:
ich wil iu einen habech geben,
Der gulde vünfhundert mark,
sît mir armen man niht ark.
Genert, vrouwe, mich dâ mite
unt tuot, des ich iuch dâ bite:
Swaʒ vlouget oder vliegen sol,
daʒ bekt der habech alleʒ wol.«
Diu vrouwe sprach: »dehein veder spil
nimmer ich gewinnen wil
Mînem herren alsô.« —
»Dar umbe bin ich unvrô.«
Sprach dô der ritter guot
»mînen willen den tuot:
Ich hân zwêne winde,
Daʒ nieman möhte vinden
Kein tier ûf der erde kreiʒ,
Der si hezte, Gote weiʒ.
Der snelle oder der starke wern
möhte vor in erneren.
Die winde gib' ich iu zehant,
entstrikket mir der minnen bant.«
Diu vrouwe sprach zestunde:
»ich wil durch keine hunde
Mîn êre ûf prellen
und mich in schande vellen;
Eʒ sol nimmer werden kunt,
daʒ mir mîn êre næm' ein hunt.
Iuwer rede, die ir tuot,
diu machet bitter mir den muot.«
Der ritter sprach: »vrouwe mîn,
herzebrehen, sunneschîn,

Von reinen siten edeliu vruht,
behaltet an mir iuwer zuht:
Ich wil iu mîn guot ors geben,
daʒ kan wol an dem zoume streben
Nâch der ritterschefte gelust;
ein stein lît im in der brust,
Dâvon eʒ stark ist unde snel;
eʒ ist nâch wunsche sinewel;
Swer sô rîtet daʒ selbe ros,
der wirdet nimmer sigelôs:
Daʒ sol iuwer eigen sîn,
vrouwe, tuot den willen mîn.«
Diu vrouwe sprach mit sinnen:
»ir muget niht gewinnen,
Des ir an mir gert,
des wert ir ungewert,
Durch ros, noch durch sîn loufen
sol ich mîn êre [niht] verkoufen;
Ein ros mir niht gezæme,
daʒ mir mîn êre næme.«
Dô sprach aber der ritter guot:
»vrouwe mîn, des meijen bluot,
Ganzer vröuden aneblik,
dû bist der süeʒen minne strik,
Dû bist ein sumertokke,
von sorgen dû mich lokke,
Mich armen, den dû hâst verwunt;
genâde, rôsenrôter munt.
Ich hân einen borten,
der ist an beiden orten
Geziert mit edelen steinen,
mit guldînen zeinen
Ist er wol underslagen,
~~von den steinen mag man sagen~~,
Der ist vunfzik unde mê,
ir kwam ein teil über sê,
Ein teil wart ir von Marroch brâht,
daʒ ist wâr und niht missedâht.

Die Môren dâ von Indiâ
und daz volk von Sîriâ
Die brâhten über des meres vluot
zwelf krisoprassen guot
Unde vier onichiôs
unde drî krisolitôs,
Die stênt in dem borten
an beiden sînen orten:
Ein stein der kwam von Kriechen lant
der ist von sîner varwe erkant,
Er ist halber wolken var,
swer in vuert, der wirt gewar,
Daz er in der ritterschaft
wert ist von des steines kraft:
Anderhalp tunkelrôt
ist der stein, vür manik nôt
Ist er guot den liuten:
als ich iuch wil bediuten,
Swer den borten umbe hât,
dâ der stein inne stât,
Der wirdet nimmer êren blôz,
im vellet wol der sælden lôz.
Er wirt nimmer erslagen,
er mak nimmer verzagen,
Er gesiget ze aller zît,
swen er rîtet an den strît.
Vür viuwer, wazzer ist er guot.
ob ir mînen willen tuot,
Vrouwe, sô sol iuwer sîn
der borte und der habech mîn,
Daz ros mit den hunden:
nû heilet mîne wunden!«
Dô der ritter daz gesprach,
diu vrouwe vür sich nider sach,
durch die gâbe die er bôt,
dô wart si bleich unde rôt;
Si rief irre maget dar,
si sprach: »liebe, nû nim war,

Daʒ ieman her in wanke:
des wil ich dir danken.
Den habech und die hunde
gehalt an dirre stunde,
Lâʒ eʒ heiles walden,
und vuer' daʒ ros behalden.« —
Si sprach: »herre wolgemuot,
gebet mir den borten guot:
Habech, ros mit den hunden
die sint iezuo gebunden
In mîner heimlicheit.«
dô wart der ritter gemeit.
Diu vrouwe sprach dô stille:
»nû muoʒ iuwer wille
Reht ân' allerslahte wân
an tougener minne vür gân.«
Ich sag' iu rehte vür wâr,
der ritter gab den borten dar:
Die boum' begunden krachen,
die rôsen sêre lachen,
Diu voglîn von den sachen
begunden dœne machen.
Dô diu vrouwe nider seik
und der ritter nâch neik,
Von der rehten minne gruoʒ
wart dem ritter sorgen buoʒ.
Vil rôsen ûʒ dem grase gienk,
dô liep mit armen liep enpfienk.
Dô daʒ spil ergangen was,
dô lachten bluomen unde gras.
Dô der ritter urloup nam,
dô sprach diu vrouwe lussam:
»Nu ist iuwer wille vol kumen:
des habet ir doch lützel vrumen;
Ir möht sîn lieber haben enborn,
den borten habet ir verlorn,
Den habech und die winde
und daʒ ros swinde:

Irn' sît niht wol gemuot,
daȥ ir sô tôrlich iuwer guot
Habt geworfen ze verlust
durch einen kleinen wollust.«
Der ritter der sprach: »vrouwe mîn,
lâȥet solhe rede sîn,
Daȥ ir ahtet (mir) ze schaden,
daȥ wil ich ze gelükke laden;
Nie geschach sô liebe mir,
alsô, vrouwe, hie bî dir.
Nû tuo mir, vrouwe, minne kunt,
unt küsse mich an mînen munt.«
Diu vrouwe kust' in minnenklîch,
dô schiet er danne trûriklîch.
  Ein kneht der hete (wol) gesehen,
waȥ im garten was geschehen,
Gegen dem wirt er dô reit,
er seit' im sîn herzenleit,
Er sprach: »herre, ich wil iu sagen
und wil eȥ immer Gote klagen,
Daȥ mîn vrouwe triuget dich,
si pfligt ze minnen tougenlich:
Dô ich begunde warten,
dô sach ich imme garten
Einen ritter wolgemuot,
der tet ir, swaȥ in dûhte guot;
Si tât allen den willen sîn.«
der wirt sprach: »owê, trehtîn,
Wie ist mîn vröude nû verlorn!
ich het ein kiuscheȥ wîp erkorn,
Der ist ir kiusch' entwichen,
si hât mich beswichen.
Daȥ si mich sô hât geschant,
dar umbe wil ich daȥ lant
Rûmen immer mêre:
ich hân verlorn mîn êre.«
Daȥ ros er mit den sporn twank,
er tet einen umbeswank

Und ilte gegen Pravant.
Daz mære daz kwam al ze hant
Der vrouwen. diu wart leides vol,
si sprach: »mîn herre der mag wol
Mir sîn hulde versagen;
daz muoz ich unde wil verklagen:
zürnet er nû ûf mich,
hernâch bedenket er sich.« —
Der die vrouwen dô verriet,
mit schanden er von danne schiet.
Diu vrouwe diu was zwei jâr
ân' iren herren, daz ist wâr,
Daz si nie het vernomen,
wâ er hin was bekomen.
Swaz ir guot zwei jâr galt,
daz leite si in ir gewalt;
Ir gedanke wâren manikvalt,
si was doch stolz unde balt,
Unt kûme zweinzik jâr alt,
nieman ir geberde schalt.
Dô der meije mit gewalt
vertreib den aprillen kalt,
Und dô von loube was gestalt
gruene var der schœne walt,
Diu vrouwe wart an vröuden stark,
ir sorge si dô gar verbark,
Si nam vunf hundert mark,
si sprach: »mîn herre (der) ist stark
Gewesen lange wider mich:
an die reise sô muoz ich
Suochen in, den lieben man,
wan ich nie lieber liep gewan.«
Dô dâ zuo der selben vart
diu vrouwe gar bereitet wart,
Den habech nam si ûf die hant,
die winde an zwei wint bant,
Den borten gurte si umbe sich,
ir ros truok si vrolich;

Mit zehen knehten si dô reit
von hûse, si was wolgemeit.
Dô si dâ vil verre kwam
in eine stat diu was lussam,
Ze einem wirte wolgemuot
kêrte dâ diu vrouwe guot.
Der wirt ir engegen gienk,
hovelîch er si enpfienk.
Dem wirte si dô dankte,
vome rosse si sich swankte.
Mit zühten gie si hin in,
der wirt der hieȝ bringen wîn.
Si trunken vil vrôlîche.
diu vrouwe gar heimlîche
Sprach zuo iren knehten:
»nû merket mich vil rehte.
Ir sult durch mîn êre
heim ze hûse kêren,
Unt pfleget dâheim des ich habe,
und sît getriuwe, stolze knaben.«
Die knehte sprâchen: »vrouwe guot,
alleȝ daȝ ir mit uns tuot,
Des sul wir alle wesen vrô.«
heime kêrten si dô.
Als ich aber iu wil sagen,
darnâch an dem vierden tage,
Diu vrouwe zuo dem wirte gienk,
bî der hant si in gevienk.
Si sprach: »her wirt, ir sult verdagen,
ich wil iu mîn tougen sagen.
Ich bin ein ritter, [und] niht ein wîp;
al eine schînt mir krank der lîp.
Ich hân doch sterke harte vil,
swen ot ich si ueben wil.
Ich hete starke vientschaft
diu tat mir grôȝe überkraft,
Durch daȝ vuort' ich diz gewant
verre her durch vremdiu lant.

Nemt hin vier hundert mark,
mînes guotes sît niht ark.
Gewinnet mir mit guoter kraft
zwelf knehte degenhaft,
Und iedem man ein ros guot,
harnasch, kleider: sô ist mîn muot
Ervrouwet harte swinde
mit solhem ingesinde;
Ritters kleider gewinnet mir,
harnasch glanz unde zier.«
Der wirt daȥ alleȥ gewan,
und ouch einen spilman.
Als ich eȥ vernomen hân,
dô diu vrouwe wolgetân
Bereit wart, und ir hâr ab geschriet,
mit den knehten si dô schiet
Von dem wirte in mannes wât:
wê, wie wol ir daȥ stât!
Si reit hin gegen Pravant;
dô si dâ kwam in daȥ lant
Vur eine burk herlîche,
dâ hieȥ si vil vrölîche
Slâhen ûf einen schal,
daȥ eȥ dœnte über al.
Der herzoge gehôrte daȥ,
er sprach ze den knehten: »sît niht laȥ.
Ich hœre vremde geste,
die wellent her ze der veste;
Daȥ ist wol der wille mîn,
wartet, wer si mugen sîn.«
zuo dem herzogen sprach
ein ritter, der die vrouwen sach:
»Eȥ ist ein ritter vil gemeit,
sîn gezok ist wol bereit.«
Der wirt der sprach: »lâȥet in în,
er sol willekomen sîn
zuo der herberge mîn
mit allen den knappen sîn.«

Diu burk wart dâ gesloʒʒen.
si kwâmen in gedoʒʒen;
Diu vrouwe (dâ) in ritters wât
vuorte einen scharlât.
Mit guldînen borten
durchslagen an allen orten;
Diu veder diu was hermîn;
dannoch gab der borte schîn.
Den si vuorte umbe sich.
ein schœner kranz lobelich
Zierte wol ir blankeʒ hâr:
si mohte in der ritter schar
Schînen mit den besten.
do enpfienk man den gesten
Diu ros, man fuort' si in den stal.
die vrouwe diu gienk in den sal.
Dâ der herzoge saʒ;
dâ saʒ ir man ouch unde aʒ;
Man hieʒ sie willekomen sîn.
si kwam in (eines) ritters schîn.
Si wart gesezzet zuo (z') ir man;
si erkant' in (wol); er sach si an.
Er sprach: »herre, saget mir,
von welhem lande komet ir?«
Si sprach: »ich kom von Swâbenlant.«
her Kuonrat sprach: »tuot mir erkant.
Wie iuwer name sî genant.«
dâ sprach diu vrouwe sâ ze hant:
»Herre, ich heiʒe Heinrich.«
dô sprach her Kuonrat: »ir und ich
Sîn hie vremde geste.
wir suln machen veste
Unser zweier vriuntschaft.
daʒ hilft uns an der ritterschaft.«
Her Heinrich sprach: »daʒ sol sîn,
lieber geselle mîn.«
Sint machten si niuwe
ir vil alte triuwe.

Dô der tisch wart erhaben,
man rief der jegere knaben.
Si vuoren alle ûf die jaget:
als uns diz buoch vür wâr saget.
Si begunden einen beren jagen:
der hunde ræʒe verzagen
Begunde an dem wilden tier:
her Heinrich zwêne winde zier
Lieʒ von den banden,
der ber wart bestanden
Von der winde biʒʒikeit,
der ber niht lange wider streit.
Er wart von in erbiʒʒen,
die hût si im abe riʒʒen.
Dô der her zoge daʒ gesach,
daʒ daʒ wunder dâ geschach,
In dûhten die winde stark,
er bôt vünf hundert mark
Umbe die selben winde:
si wâren alsô swinde,
Daʒ niht mohte vor in leben,
swaʒ in ze wer laʒ wart gegeben.
Her Heinrich sprach: »herre mîn,
die winde mir niht veile sîn.«
Dô gevellet was daʒ tier,
si riten ûf die rivier
Beiʒen mit ir vederspil:
valken, hebche was dâ vil:
Her Heinrich sînen habich lieʒ,
vierzik vogel' der erstieʒ;
Swaʒ vogel' ûf der beiʒe was,
vor im keiner der genas.
Den her zogen nam wunder,
dô bôt er besunder
Umbe den habich guotes vil.
her Heinrich sprach: »ich enwil
Den habich nimmer hin gegeben,
Die wîle ich haben mag daʒ leben.«

Si riten heim mit schalle,
si begunden albetalle
diu ros banken ûf dem plân:
ich wil iu sagen sunder wân,
Her Heinrich ûf dem ors enbor
reit in allen verre vor.
Der herzoge umbe daȥ ors bôt
lant unde golt rôt.
Dô sprach her Heinrich: »herre mîn,
daȥ ors ensol niht veile sîn.«
Der herzoge einen turnei nam,
dâ manik ritter hine kwam;
Dar kwam ein Brite wolgemuot,
des wâfenrok was als ein gluot,
Rôt was ouch sîn lankenier,
sîn ros sprank als ein pantier:
Der bôt si alle an stechen.
dô torste nieman brechen
Sîn sper an dem ritter guot.
ûf sprank her Kuonrat wol gemuot.
Er leite an sîn sarwât,
in den stegereif er trat,
Sîn sper nam er in die hant,
er bark sich hinder schildes rant,
Den Briten er an reit:
daȥ ward im sider ein herzenleit:
Der Brite in dar nidèr stach:
hern Kuonrât nie sô leide geschach.
Daȥ mære in den hof kwam,
dô her Heinrich daȥ vernam,
Er sprach: »ich wil sunder wân,
den Briten hiute bestân.«
Vil drâte wart er bereit.
der herzoge im engegen reit,
Er sprach: »mîn her Heinrich,
ich wil iuch biten vlêhelîch,
Ir lât dem Briten die ritterschaft,
ir habt an im überkraft:

Den besten der ze hove was,
den stach er nider ûf daʒ gras:
Er ist stark, und ir niht,
ir sît gegen im en wiht.«
Her Heinrich sprach: »herre mîn,
lâʒet iu niht zornsîn.
Swie eʒ mir hiute wirt ergân,
den Briten den wil ich bestân.«
Sîn harnasch schein als ein glas,
geschuoht er in die hosen was,
Die wâren kleiner ringe,
vil guot sîn hurtelinge,
Die machte rôt der trachen bluot,
sîn schiviere wâren guot
Mit golde übergoʒʒen:
ûf der huf gedoʒʒen
Lag ein sîdîn huffenier,
von blankeit ein spaldenier
Ziert' im den lîp wol;
sîn plate was gesteines vol;
Sîn arme heten spozzenier
bedekket unde muzzenier;
Sîn helm darûf ein zimier guot
gefloriert an des meijen bluot;
Er vuort' ein swert kurlîch,
sîn veʒʒel der was wunderlîch,
Er was mit golde durchslagen,
von dem borten wil ich sagen,
Der sîn gürtel solde sîn,
der schirmte in vor aller pîn;
Sîn wâfenrok was gruene var,
von guldînen rôsen klâr;
Er vuort' ein sper in der hant,
guldîn was des schildes rant,
Dâ mitten inne ein lilje wîʒ;
des vil guoten meisters vlîʒ
ziert' harte wol daʒ lankenier;
von golde was daʒ testier;

Daʒ lankenier was gruene var.
dar ûf von golde rôsen klâr.
Von des gesmîdes ringen
gienk daʒ ros klingen,
Streben unde ringen
begund' eʒ unde springen.
Eʒ grein, dô eʒ den schal vernam;
ûf den plân her Heinrich kwam.
Si begunden tschostieren,
man hôrte dâ trumbieren.
Her Heinrich der kwam ritterlich;
niht sûmete der Brite sich:
Her Heinrich sîn sper zebrach.
der Brite ouch enzwei stach.
Dô schrei dirre unde der:
»bringet balde andriu sper!«
Dô diu sper kwâmen.
die helde dâ nâmen
Diu ors mit den sporn,
si suochten sich mit zorn:
Dô wart der Brite sigelôs,
her Heinrich stach in hinderʒ ros.
Dar nâch zehant der turnei wart
von slâhen und von ringen hart:
Swâ her Heinrich hin gedôʒ,
dâ wart daʒ velt von wichen blôʒ:
Die stolzen massenîen
begunden sêre schrîen:
»zuo, zuo!« unde »halt!«
dâ vuor her Heinrich mit gewalt.
Diu widerwertige schar
wart entschumpfiert dâ gar.
Mit gelükke, daʒ dâ heiʒet sors.
gewan her Heinrich drîʒik ors.
Mit vil michelm schalle
tobten si in alle.
Dar nâch niht lange wart.
der herzog' eine hervart

Vuor gegen einer stat.
her Heinrich und her Kuonrât
Ûf eine warte riten:
her Kuonrât begunde biten
Hern Heinrich umb die winde.
er sprach: »ob ich vinde,
Geselle mîn, daȥ ane dir,
daȥ dû die winde gebest mir,
Oder habech, oder ros,
sô wære der liebe vlôȥ
Gevloȥȥen wol her ze mir:
gewere mich, ich danke dir.«
Her Heinrich sprach: »geselle mîn,
dû verliusest die bite dîn:
Nieman ich geben wil
winde, ros oder vederspil:
Iuwer bet(e) stêt vergeben,
ir bitet gar uneben.«
Her Kuonrât sprach: »geselle mîn,
nû tuot mir ganze triuwe schîn,
Ich wil iuwer eigen sîn,
unde mînes herzen schrîn
Sol iuch in ganzer liebe tragen:
ir sult mir niht sô versagen.«
Dô sprach her Heinrich sâ zehant:
»mîn dink daȥ ist sô gewant,
Welt ir tuon daȥ ich wil,
so gib' ich iu daȥ vederspil.«
Her Kuonrât sprach: »geselle mîn!
swaȥ ir wellet, daȥ sol sîn.«
Her Heinrich sprach: »mîn gerink
ist einer hande dink:
Ich minne gerne die man,
nie dehein wîp ich gewan:
Tuot ir daȥ und swaȥ ich wil,
winde unde vederspil
Gib' ich iu mit willen:
dis muoȥ geschehen stille.«

Her Kuonrât sprach: »geselle mîn.
eʒ muoʒ mîn klage immer sîn.
Daʒ iuwer stolzer lîp
minnet die man, und niht diu wîp.«
Her Heinrich sprach: »vil lieber man.
nû merke, waʒ ich dir gesagen kan:
Wiltu tuon daʒ ich wil,
ich gib' dir daʒ vederspil.«
Her Kuonrât sprach: »waʒ wære daʒ?«
her Heinrich sprach: »nû merket baʒ:
Dû muost dich nider zuo mir legen.
sô wil ich mit dir pflegen
Aller der minne,
der ich von mînem sinne
Gedenken und ertrahten kan.
darzuo swes ein ieglich man
Mit sîner vrouwen pfligt.
swenne er nahtes bî ir ligt.«
Zehant sprach her Kuonrât
dâ zuo derselben stat:
»Ich wil eʒ alleʒ lîden
und nihtes niht vermîden;
Des dû hâst gegert an mich.
daʒ wil unde muoʒ ich
Dulden durch wind' und vederspil.«
der rede was genuok und vil.
Her Heinrich sprach ze hern Kuonrât:
»daʒ sî hie an dirre stat.«
Her Heinze hern Kuonrât über reit'.
daʒ er sich an den rükke leit'.
Dô sprach her Heinrich: »weiʒ Got.
Ir sît worden mir ein spot:
Welt ir nû ein kezzer sîn
durch hunde und den habech mîn.
Vil untugenthafter lîp!
ich bin iuwer êlich wîp.
Durch habech und durch winde
und durch daʒ ros geswinde

Und durch mînen borten guot,
der mir gibet hôhen muot
Ze strîten unt ze tschuste,
einen ritter ich kuste
Und lieʒ in bî mir slâfen,
daʒ ir mit dem wâfen
Wæret, mit des borten kraft,
werder in der ritterschaft:
Nû welt ir ein kezzer sîn
vil gerne durch den habech mîn,
Und rûmet ir vor mir diu lant;
ir habt iuch selben geschant:
Daʒ ich tet, daʒ was menschlîch:
sô woltet ir unkristenlîch
Vil gerne haben getân;
ir sît ein unreiner man,
Daʒ ir durch die minsten gabe zwô
iuwer êre woldet alsô
Haben gar verlorn;
sehet, daʒ ist mir zorn.«
Her Kuonrât sprach: »vrouwe mîn,
ich wil iuwer eigen sîn.
Vergebet mir die unzuht,
vrouwe liebe, reine vruht!«
Si sprach: »daʒ tuon ich gerne,
ich wil ouch, herre, lernen
Allen dînen willen;
den zorn sul wir stillen:
Herre, dû selbe wol weist,
diu schulde was dîn aller meist.
Nû nim den habech und daʒ ros,
du enwirdest nimmer sigelôs,
Den borten und die hunde.«
Zuo der selben stunde
Vuoren si vil vrœlîche
hin heim in Swâben rîche.
Si pflâgen zuht und êre
lieplîch immermêre.

Si lebten ân' alle sorgen,
beidiu, âbent und morgen,
Unz an ir beider ende,
in' alle missewende.
Dar nâch wol hundert jâr,
daȝ ist sicherlichen wâr.
Von der Glezze Dietrich
hât mit sînen sinnen mich
Hübschen liuten getihtet,
ertrahtet und berihtet,
Sô er beste kunde
nû unt ze aller stunde.
Nieman trage keinen haȝ, —
wan er enkunde sîn niht baȝ. —
Durch daȝ getihte wider in;
in vrouwen dienst stuont ie sîn sin.
Ze allen zîten was er bereit
ze sprechen von der reinikeit,
Diu an schœnen vrouwen liget:
des man nû leider selten pfliget:
Diu werlt sich verkêret hât,
ir muot wan nâch dem guote stât:
Si ahtent niht ûf die minne,
nur nâch dem pfenninge
Stêt aller liute gedank;
dâvon ist diu minne krank,
Die man ze den vrouwen haben sol
daȝ gevellet mir niht wol;
Wan swâ ein man wirdet wunt
in sîn selbes herzen grunt
Von der süeȝen minne,
den enmag golt, noch gimme
Nimmer machen gesunt,
aber ein rosenrôter munt
Unt tuot im der ein küssen kunt,
daȝ ist ein sô süeȝer vunt,
Dâvon sô wirt im swære buoȝ,
von einem rôten munde ein kus

Dem kan sich niht gelîchen
in allen landen rîchen.
wol im, der daʒ verdienen kan!
der ist ze der werlt ein sælik man.
Ich næmʒ vür silber und vür golt,
daʒ mir wæren vrouwen holt.
nieman kan geschrîben
von den reinen wîben,
Waʒ si hôher vröude gebent
den, die in ir dienste lebent.
Ir man, ich wil iuch lêren,
vrouwen sult ir êren
Und sult in undertænik sîn:
wand iriu rôten mündelîn
und ir wîʒen wengelîn
diu bringent iuch von grôʒer pîn.
Alliu reiniu vröuwelîn
diu müeʒen immer sælik sîn!
Des wünschet in daʒ herze mîn
nû stætiklîchen âne pîn.
Wilhelm, der vrouwen kneht,
gevlîʒʒen an der tugende reht,
Der schuof, daʒ ich gelihtet wart:
kein tugent wart nie von im gespart:
Sîn vater saʒ ze Widenâ,
gewaldik voget was er dâ.
Der borte hât ein ende:
Punzingêren sende,
Liebe vrouwe, dînen trôst,
sô wirt er von sorgen erlôst.

Lesarten,

Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge.

Lesarten.

(Wo nur H, die Heidelberger Sammlung, ohne C, deren Coloczaer Abschrift, vorliegt, sind die Lesarten der ersten unbezeichnet. Dasselbe gilt von anderen einzigen Handschriften anderer Stücke. Die gemeinsamen Lesarten mehrer Handschriften sind in der Schreibung der zuerst bezeichneten Handschrift gegeben. Die eckigen Klammern bezeichnen Fehlendes, die runden das Mehr, oder Abweichendes. Ein Stern macht die Berichtigungen kenntlich.)

I. *Adam und Eva.*

H. 55. *C.* 52. *ist* A. klage genant -t. zehant *C.* 1. Wolt. 7. 8 vernemen: kemen *(meist so)*. 15. mahten. 17. vnd. 22. geriet (ge *übergeschrieben*). 23. den n. tagen 26. hungeres. 30. tier. 34. teufeles vntriwen. 37. da wir. 40. *kein Absatz*. 43. vnd. 44. blibe. 50. erkórn. 56. gezemen. 57. 58. schvln–mit: bit. 63. vns vnder. 65. *kein Absatz*. 68. gebvzet. 69. Di. 73. hezet tygeris. 75. solt tv. 79. solt *dv*-bite. 84. tete. 88. ovh. 91. *kein Absatz*. 92. Do. 95. 97. waz. 100. schvlt. 1. *Absatz*. 4. 13. die v. 17. *kein Absatz*. 19. 20. bestenden: besenden. 22. engeles. 25. Vñ. 30. enkvnst. 34. solt *dv*. 39. evh. 40. zv. 41. evh. 42. *kein Absatz*. 47. waz. 47. 48. hort: krovt. 48.* *lies* valwez. 51. Vnd fvrt. 53. kvm. 59. ernëwet. 61. qvelt. 65. vngemevte. 67. zv. 71. genvm̃. 74. vñ. 75. maht *dv*. 76 zv. 88. soldest *dv*. 91. 92. herest: erst. 93. zv. 98. die r. die *was* (as *ist als ungültig unten punktirt, und* w' *dafür gesetzt*). 200. erzenen. 4. Sam. 7. die. 22. schepheres. 24. die. 25. Er dersvlzet. 28. wollest. 40. Son enweiz. 47. *kein Absatz*. 52. swere. 56. veint. 58. *kein Absatz*. die. 60. stvnde-tage. 61. Piz 67.* *lies* Der. 71. die. 73. sei din genoze: groze. 76 *kein Absatz*. 81.* *lies* der. 83. zimmern gonde: konde. 86. bekvmmert. 87. konde. 88. Die-begonde. 96. schepheres. 97. er arnet. 99. zv. 301. Den. 3. 10. zv. 15. elle. *das folgende* ge *ist übergeschrieben*. 24. zv m. note. 25. Vñ. 27. *der Absatz beginnt erst* 29. *beſser wol* stunt: kunt. 46. richẽ 48. zv. 50. begonde. 51. *beſser* Sin *oder* Sinin. 58. Vnd. 60. konde. 61. nimer. 63. Vnd. 71. 72. sein: dein. 74. zv. 77.* *lies* wart. 83. zv. 84. sich do u. 85. begonde. 87. *hovwen* vnd erbeit. 88. die. 92. *hovwen*.

394. di*e* t. 95. Welchez. 99. zv. 402. begonde. 5. tochter *tochter* w. 7. Vn*d*-kemen: v'nem̃. 9. v'war. 20. *er*beit. 21. *zv*. 23. ec*h*. 25. geweren.

II. *Aristoteles und Phyllis.*

Handschriften: Straſsburger Sammlung (St.) 20; Regensburger Handschrift (R.)

Dis seit von alexander vñ alistotiles St. Aristotiles *R.* 1. Chrichen *R.* 2. chün*g* *R.* (*immer so*). 3. p*f*lippus *St.* 4 Di*e* *St.* mer *R.* *seit* *St.* 5. 6. wer Mil*t* u. g*a*r erb*er* *R.* *Daz er* *R.* alle *St.* *R.* sein g*a*r *R.* 8. l. *und* an *St.* lei*b* gu*t* mut an *R.* 9. wúnsche *St.* wunsc*h*-chumen *R.* 10. genumen *R.* 11. *Mit*-[an] *R.* 12. abenteur *R.* 13. sel*b* *R.* hett*e* *St.* 14. schön *R.* 15. Schöner an wei*b* *R.* *hette* (*für* wart) *St.* 16. dz mucsten*s* *St.* 17. sú (*meist so*). sie *R.* 18. verre *R.* 19. di*e* m. *St.* *R.* mer *R.* 20. Ein*e* *St.* plu*m* aller w. *R.* 21. Und*e* *St.* dugen*t* *R.* 23. und*e* *St.* 24. Als*e* *St.* man*g*er *R.* vr h'*ze* st. *St.* 25. chünig *R.* 27. do n. *St.* 29. [wol] *St.* gepor*n* *R.* 30. lebendi*g* *R.* 31. Gerich*t*eten *St*, *Die* geriten *R.* 33. Sei*t* er det *R.* *Er* tet *in* *St.* sei*n* *R.* 34. hör *R.* 35. Schö*n* un*d* a. dugen*t* *R.* 36. [swaz] *R.* 37. fruch*t* *R.* 38. h'n zuch*t* *R.* 39. *zuo* *St.* schu*l* gesan*t* *R.* 40. chüng im gewan ze hañt *R.* 41. weiz *R.* 42. Und w*a*z v. a. greiz *R.* 43. Des w. Aristotiles g. *R.* 44. sin*t* *St.* 45. 46. dugent: sein*er* jugent *R.* machen*s* *St.* 47. weiz u. lert *R.* leren*t* *St.* 48. Aristotiles *St.* *R.* 49. 50. *umgesetzt St.* 49. *Dz alle die orch hant.* *R.* *St.* reich *R.* 50. *welt* *St.* gleich *R.* 51. N*a*ch *St.* *R.* sein*er* chu*n*s*t* *R.* 52. Haben *St.* heu*t*-mer *R.* 53. *Absatz St.* ern: ler*n* *R.* 55. Und*e* *St.* i*m* g. steu*r* *R.* 56. all*e* *St.* all*er* d. abenteu*r* *R.* 57. *welt* *St.* 58. Der chüng spr. darum *R.* der u. *St.* 59. Unde *St.* sicherleic*h* *R.* 60. gutz m. reic*h* *R.* 61. *kein Absatz St.* *R.* 62. schœne *St.* 64. daz sol *R.* 65. eu*r* *R.* 66. Un*d* *R.* 67. De*n*-üc*h* *St.* 68. Do-nu*t* *St* nit getzelt *R.* 70. ler*t* *R.* 71. A. b. c. d*e* *St.* 72. de*n* *St.* 73. [ez] *R.* 74. do *St.* 75. 76. meisterschelten: kreften *St.* schulmaisterscheft: ving m. chreft *R.* 77. kunst *R.* 78. un*d* *R.* (*immer*). 81. n. d*a* v. *R.* 84. *macht* d. stren*g* *R.* 85. *kein Absatz St.* *R.* chüngine h. ai*n* *R.* 86. schon *R.* 87. leib-var*b* *R.* 88. men-gerwe *St.* sich*er* gar*b* *R* 89. Volleclic*h* het *R.* 90. D*er* schö*n* an wei*b* chun*d* *R.* 91. sprochen*t* *St.* w*er*: lober *R.* 93. sú *St*, sie *R.* (*immer*). chunne: wunne *R.* [95. 96] *R.* froeid*e* *frowen* sch. *St.* 97. [Unde] *R.* *phillis St*, fitis *R.* (*immer*). 98. ire minne glut *R.* 100. an seim mut *R.* 1. iunge *R.* 3. i*m* di*e* s*w*er b. *R.* 4. *getihtert St.* 5. wart *R.*

107. *Wen* *St.* d*er* *R.* 10. [diu] *St.* *R.* 11. im*e* *St.* 12. merterer *R.* 13. Enwuste *St.* *Er* west *niht* w. *R.* 15. *B*elw. *R.* nie *man* so *St.* 16. man*s* hertze*n* *R.* 18. gestuont *St.* saz *R.* 21. D*az* war*t* *R.* 23. Als*o* *R.* imè *St.* 25. haiml. *R.* 28. Und*e* *St.* 32. im inne*n* *R.* 35. er so fleizig *R.* 36. *k*omen *St.* an d*ie* st. *R.* 38. Do *St.* *R.* s. s. *nu* w. *R.* 39. pai*d* *R.* 40. w. d. lieben *R.* 43. u. [ir] g. *R.* 44. Als*e* *St.* 45. statten *St*, stat *R.* 46. *kein Absatz* *St.* *R.* beg*unde* *St.* *v*erstan *R.* 50. Do *R.* d*o* noch *St.* 52. D*er* *St.* v*m* *R.* 53. De*m* *R.* 54. *In* mit *R.* 55. Unde huot*e* *St.* 57. De*z* h. n. al*z* *um* e. *R.* 58. Wen *R.* moehte *St.* 59. *Absatz* *St.* 60. gie er allez *R.* 61. he*tte* *St*, het *R.* *62. *lies* bant *für* kant. V*il* b. b. *er* z. *R.* *zer*b. *St.* 63. Do mi*tte* *St.* mi*t* *R.* 64. Waren*t* zuo *St.* 67. Sú sw. *St.* **lies* Die s*w*ebeten. 68. Hoc*h* sam *R.* 69. 70. sw*er*: der *St.* 71. Und*e* *St.* *sagt* *R.* 75. Unde *St.* fro*g*t ser d*ie* *R.* 77. Do ist chain schul*d* mein *R.* 78 chent mein si*n* *R.* 79. ist *gar* w. st. *R.* 80. ich *nicht* m. *R.* 81. Und*e* *St.* maugen *R.* 83. Selb*er*-unschulde*n* *St.* u*m*. *R.* 84. D*a* *R.* hulde*n* *St.* [85—94.] *R.* 86. *beſser* darnàch. 87. unde. 90. Wanne men. 93. moehte. 95. *Absatz* *St.* lai*di*g *R.* 96. l. d*z* erk. *St.* 97. leip *R.* 98. d*a* *R.* 99. *In* *R.* schuo*le*n *St.* 200. hin *und* w. *St.* 1. *Wan* er w. *St.* 2. seine*m* *R.* 3: 4. iamerun*g*: iun*g* *R.* 5. clar *die* schö*n* *R.* 6. v'mossen hön *R.* [7-22.] *R.* 8. Dur. 9. gewalt*e*ge. 11. sturmliche. 15: 16. welte mi*tte*: si*tte*. 23. lip gesprec*h* *R.* 24. hertze*n* l. gerech *R.* 25. weiz *R.* 26.* *lies* v*on* *St.* w. al*t* *und* greiz *R.* 27. merken*t* *St.* merc*t* w. ez g. *R.* 28. d. *iungfrowe* g. *St.* liht *R.* 29. chemna'e*n* *R.* 30. [ein] *R.* 31. leit*e* *daz* *St*, legtz *R.* ire*n* *St.* *R.* 32. süzz m. lic*h* *R.* minnencl. *St.* 33. hett*e* e. *b*elz *St.* bes. *R.* 35. *Und* g. *R.* 36. ez w. t. herm*t*ein *R.* 37. schön g. *R.* 38. sa*tte* St, sat*zt* *R.* 39. ain *c*hirkel v. gol*d* *R.* 40. sol*d* *R.* 42. gym*e* *R.* 43. zwischen*t* *St.* stai*n* *R.* 44. u. chlai*n* *R.* 45. l*a*nd *R.* 46. smaraude*n* unde ioch. *St.* yoachstand *R.* 47. saphire*n* und*e* kalzid. *St*, saphir u. ch*a*don *R* 48. Die w. v. schon *R.* 49. Do *St.* *Die w. v. sch.* drain *g*lait *R* 50. werde*n* m. *R.* 51. *Mit* v. worhai*t* *R.* 52. stai*n* *waz* paz gelait *R.* 53. schö*n* w. getziert *R.* 55. 56. *umgesetzt* *R.* 55. lei*b*-var*b* *R.* 56. beschou*w*ete-*g*erwe *St.* Und schaut-gar*b* *R.* 57. o*b* k. d. ir misseta*n* *R.* 58. pesseruns sol*t* *R.* 59. schön w. w. geclait *R.* 60 a*b*enteur *R.* 61. Do *St.* *R.* gar*t* *R.* 62. d*a* gie *R.* 64. weiz *und* sl*o*z *R.* 65: 66. [und]-kertz: swertz *R.* 67. *S*ie-ta*n* *R.* 68. do-que*g*burn*e* *St.* *chüter* prun *R.* 69. d*a* gieng d. *w*unneclich *R.* minnencl. *St.* (*immer*). 70. Frut un*d* *R.* 71. dri*t* *R.* 72. [niht ze]

St. 273 u. *auch* in *R.* 74. irem *R.* 75. offenbar *R.* 76. *ainem* sperber *R.* 77. Gestrichen a. e. *ploben* stan *R.* 78. *Sie* l.-um *R.* 79. valck-ast *R.* 80. weder ze leizvast *R.* 81. hetten *St.* paid ir waid *R.* 82. wainten *auch* paid *R.* 83. unde *St.* leiz *R.* 84. hart s. weiz *R.* 85. lich pild *R.* 86. geport *auch gar* wild An geperd und an gelazz Und doch in rechter mazz *R.* 87 * *lies* steich *St.* sach h. und *R.* 89. nahunt u. ü. ir *R.* 90. lesen sie *do R.* 91. unde *St.* 92. licht sunnen *R.* 93, Begund so geporn *R.* 94. [durch] *St.* möcht ervorn *R.* 95. unde *St.* 95. herz lip benam *R.* [97. 98] *R.* Der. 99. *Und* lief zu *R.* brünnen: künnen *St.* 300. *Daz* weib list *R.* 1 kunde *St.* chan niemant *R.* 2. de vert *R.* 6. a. also *St. R.* greiz: weiz *R.* 8. wert *R.* an *den z. St.* [9-22] *R.* 10. alse. 11. ere. 12. zwig. 14. unde. 15. mitteln. 16. Unde. 17. do mitte. 18. wie. 19. unde machet. *beſser:* keiner stat-ezn' binde in unde mache: *wie in Gottfrieds Tristan, dessen* 842—51 *hier* 10—19 *wiederholt ist.* 20. wart. 21. unde. 23. wie-wie *St. R.* 25. gemüt *R.* 27. ire geselscheft *R.* 28. *Sie pinden in* mit kreft *R.* 29. Wer-werden *R.* 31. 32. *umgesetzt: Und* libe Nicht paz im. g. k. *R.* 34. unde vahent die *St.* mer *R.* 35. dz nüt *St.* iht pleib in wan *R.* 36. getan *R.* 37. spilent-plut *R.* 38. gemüt *R.* 39. sach her *R.* 40. *Daz R.* 41. alt-ptickt *R.* 42. ir geperd *R.* 43. *Sie R.* 44 heja *R.* 45. schön-geheur *R.* unde *St.* 46. wie *ain schöne* createur *R.* 47. lich *R.* 48. sein *R.* 49. sol *R.* 50. eine *St.* 51. und hitz *R.* 52. det im mangen *R.* 53. unde *St.* machet-ainem chind *R.* 54. *Vor St.* lind *R.* 55. [do] *St.* suzz rain *R.* 56. g. *on* w.-ain *R.* 58. [ime] *R.* 59. mer-ain *R.* 60. [meister] *R.* üch *St. R.* 61. gutes und ere *R.* 62. üch *St. R.* mere *R.* 63. freud und kurtzweil *machen* Der maister begund lachen *R.* 64. Ain vil gut weil *R.* [64. 65] *R.* 66. Er s. gramatzi *R.* 66. üch *St.* [diu] *R.* 69. men z. welte *St.* *zu der* werlt *R.* 70. j. frawe *R.* 71. unde *St.* *Nu* ruch *R.* 73. u. gauh *R.* 74. Hinnant i. n. mant dan wir *R.* (*wir ist beſser*). 75. Dan gieng *R.* 76. g. *on* w. *R.* 78. der *St.* 79. schant *R.* 80. Darnoch si gewant *R.* (*beſser* genante, *von* genenden). 81. *im R.* 82. ane *St.* [83] *R.* 84. hab ervaren *R.* 86. dein huld *R.* 87. gib *R.* zwenzig *St.* 88. unde *St.* für mein. 89. unde *St.* * *lies* swie *St.* 90. red *R.* 91. muotent *St.* mut *R.* 92. wolt-hest *R.* 94. geschrunnen *St.* 95. tun *R.* 96. mein magtum *R.* 97. l-lich *R.* 98. begund *R.* 99. geeft *R.* 400. lich *R.* 1. wend *R.* 2. entrenn *R.* 3. getun vergeben *R.* 4. lont *St.* üch *St. R.* eben *R.* 5. ruck *R.* 6. sult *St.* v'wegen *R.* 7. laut *St.* dieser *R.* 8. *den z.* in euren *R.* 409. seiden gürtelein *R.* 10. tuontz *St.* dut ez m. *R.* 11. mag n. lang *R.* 12. muezent *St.* müst *R.* 14. mag u. niemant g. *R.* 15. Weder *R.* 16. alt *R.* 17. Niht w. *also* r. *R.* 18. *praiten* *R.* 19. Schön *R.* 20. sint *St.* dan *R.* 21. *waz* *R.* úch *St.* *R.* [22] *R.* hœrent *St.* 23. eime *St.* weib *R.* 24. Wie m. ez so dreib *R.* mens t. *St.* 25. *Absatz* *St.* 25. schön m. lich *R.* 26. h. m. und *R.* 28. sie gewaltz *R.* 29. [unde]-verchern *R.* 30. hertz m. versern *R.* 32. *Die* en *R.* 33. sein *R.* 35. *wie* weiz *R.* 36. würket *St*, würchent *R.* 37. smarcken *R.* 38. lachen *R.* 42. chünnen *R*, künnent *St.* 43. unde *St.* geperd *R.* 44. hend *R.* 45. fürt-*wo* *R.* [47—64] *R.* 59. unde. 60. tusent *wiederholt.* 61. obe. 62. unde. 63. men. 65. súlte *St.* 66. die m. do sú *St.* die *ret* do ez w. gelan *R.* 67. gewaltig *R.* * *lies* gewaltige. 68. [ein] *R.* 70. höchsten chunst *R.* 73. unde *St.* *waz ir* mir gepeutzt *R.* 74. mich treutzt *R.* 76. hend *R.* uf sine k. *St.* 77. schön-lich *R.* 78. v. *dugent*lich *R.* 79. unde *R.* d. s. u. lait *den* *R.* 80. Sie n.-gurtelin *R.* 82. da het sie g. die st. *R.* 83. v. *plumen* e. z. *R.* bluegendes *St.* 84. schön m. wend *R.* 86. und *St.* *R.* 87. und-schon *R.* 88. ainem s. don *R.* 89. e. minnen l. *R.* 90. da saumt-alt *R.* 91. 93. chroch *R.* 92. gemüt *R.* 93. Unde *St*, Er — [dem] *R.* 94. ime *St.* 96. chünges *R.* 97. [ir] *R.* 98. *auf der zin* *R.* 99. Die *nomen michel* w. *R.* 500. do *St.* daz *die maget* bes. *R.* 1. herlichen *R* 2. chüngin *R.* so g. *St.* 3. wundert sie hart *R.* 4. Daz *St*, Piz *R.* [unz] *R.* 5. do *St.* *R.* ab *R.* 6. [du]-hab *R.* 7. *dir* ditz-mer *R.* 8. m. nemst m. er *R.* 10. *beſser* din. 9—11. Und dein iar sint auz geben *R.* 12. müz *R.* 13. F. *die* l. *R.* 14. frölich *auf* *R.* 15. Daz g. unpild *R.* 16. dem-dem *R.* 17. chüng-sein *R.* 18. süzz vein *R.* 19. hatte *St*, het *R.* 20. dar-ainer *R.* 21. [sa] *R.* 22. Sein *R.* 23. [sin silber]-hab *R.* sine h. *St.* 24. *Und* schickt ez pey *der* n. ab *R.* 25. 26. *umgestellt* *St.* Haiml.-schellel.-mocht do n. lenger *R* sin *St.* 27. spot *R.* schimphe *St.* 28. [grozen] *R.* ungelimphe *St.* 29. daz sie toten in *R.* hatten *St.* 31. do *St.* [dâ]-gegent *R.* 32. schimfz *R.* do *St.* *R.* 33. do *St.* würt *R.* 34. gevaren in ain *R.* [35. 36] *R.* insele-do. 37. U. s. e. b. *san* *R.* 38. * *lies* wunderlicher *St.* wunderlich list *R.* 39. schön vngetrew *R.* 40. Unde *St.* der l. und l. *R.* 41. mangem h. versert *R.* 42. unde *St.* Der sich-chert *R.* 43. *in* *St.* *R.* (*kann auch bestehen*). 44. alse *St.* angel *R.* 45. alse *St.* [der] v. an d. strick *R.* 46. lage *St.* plick *R.* 48. über chumen *R.* 49. do *St.* *R.* helfen *R.* 50. ieglich weizer *R.* [51. 52] *R.* 53. Flih *R.* 54. a. ime n. *St.* *Aristotiles hat hye ain end.* *R.*

III. *Frauenzucht von Sibot.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H) 191; Coloczaer Abschrift (C) 181. Dresdner Sammlung (D) 27. Königsberger Sammlung (K. 1. beginnt erst Z. 121). — Laßbergs Liedersaal (L. 42: „Die scheltende Frau") gibt eine ganz andre Darstellung.

Buch ist H. Ditz ist von einem ubelen wibe, die selten gut wart bi ir libe C. Von dem zorn bratten D. 2. cham *D.* 4. *das* zů end *D*, *iz* zv *rede H.* 6. heizzet *H. D.* 7. Welcher *D. bösez* w. *H.* 8. D. *vernem gern* d. *D.* 9. *Vn* ob-*sagen D.* 10. bedörft ich selber *D.* 11. Weñ ich *mein weyb* so b. *D.* 12. alz *D.* 13. Sprech *H. so* spricht si *D.* 14. so *tail* si i. *D. irn H.* [15. 16.] *D.* 17.* ine *ist Druckfehler für* nie *H. Ich* main k. vr. *hie* m. *D.* 18. Mich duncket gůt ir a. *D.* 19. *Nit* wäñ *D.* mane *H.* 20. irn kein -ane *H. stöst sich dar* an *D.* 21. sich iht *H.* sy sich selber nit verm. *D.* 22. Weñ *D. die* kn. *H. D.* 23. [Die] *D. wolle H. welln* w. u. getr. *D.* 24. *schlachñ alle* die b. *D.* 25. Deñ verm. ainer selber *D.* 26. Trawē sprach er *schlachñt* ir *D.* 27. Wañ ichz *D.* 28. ewerm *H. üch allen* ze *D.* 29. Der *knecht* was *D.* 30. horet *H.* hórēt vor d. *D.* 31. *all D.* 33. *hat H.* 34. Daz d. *welt D.* [35. 36] *D.* 37. Er het a. d. *D.* 38. Die seld het ir h. *D.* 39. *So* gar *D.* 42. *Doch* w. er s. *D.* 44. evch *H. D.* nů beschaidñ *D.* 45. hatte *H. hett* dz *aller* ergost *D.* 46. *Daz* ie g. *irn* l. *H. Für* 47. 48. *hat D:* Sprach er ain wort wider sy Dez u͛schwayg sy im nie Sy antwurt im zehenstund od͛ mer Das mut in dick ser Weñ er ichtz wid͛ si sprach Das was ir zorñ vnd vngemach Si hall (*beſser ball*) hin wid͛ vñ schalt Dez ir rugg uil dick engalt Dez hett sy clain tür Ir vm̃ gesessn nachgepur. 49. *nahgebvre* hatten *H.* Die hätten wol dez gesworñ *D.* 50. *so übels* w. n. *wurd D.* 51. *Wie* D. hesegeliner *H.* 52. Vil dick iren ruggen b. *D.* zeperte *H.* 53. Büchin vñ aichñ *D.* 54. [en] -nie *D.* erkonden *H.* 55. gütig wölt *D.* 56. *was* an mengen *D.* 57. Swenne *H.* Wañ komen bilgrins l. *D.* 58. Als gesch*ehen möchte* h. *H.* 59. *Die da* b. *D.* 60. *Die* e. si *all* m. *D.* 61.—66. Weñ ers behalten w. Si sprach er ens. v. Wen er w. v. Si sprach er müst hie b. Wen er da biesz hinnan gan Si sprach der müsz hie bestan Wolt er susz si wolt so Dez ward er uil dick vnfro Im ward uil dick we ze můt Alz ir reden das wůt Vñ wolt nit haben ere Das hertz was im uil swere Das er si nit mocht bezwingen Weñ er trauret so wolt si singen *D.* 66. geschen *H.* 67. Dez pflagen si lang d. *D.* 68. Volkomenlich *D.* 69. Si *was nö D.* 70. *Vñ* w. *mit* ir *D.* 71. Waisz got uil u. *D.* 72. *Doch hetten* si *D.* 73. Bey ain ander e. *D.* 74. v. *doch nie* m. *D.* 75. M. *nie keinen dingen H.* 76. An der tochter nit

g. *D.* 77. sitt*en* w. *D.* 78. Sin*en* w. *H.* Si *wölt* n. d. m. sl*acht* *D.* 79. 80. übl*in-arghait*: karg*hait* *D.* 81. mer *D.* 83. w. übel D. 84. *Si was* sch. *D.* 85 *Si* w. *D.* w. *des niht entw.* *H.* 86. hat*te* *H*, het *D.* 88. *Wer* si *begund* *D.* 90. Ir red was doch vnwunneclich Wer aber ir arbait vernam Vil vngern er daz an kam Das er wolt vm̄ si bitten Durch ir wunderlich sitten Si belaib by irem vater dz ist war Volkomenlich XX jar Das ir niemant gerot Wañ ir böser krieg zelang werot *D.* 92. Volg*en* *H.* 94. du *mir das* clages*t* *D.* (*in H. ist t gelöscht*). 95. *So du* h. e. froñen m. *D.* 97. *Dir* dein *boshait* nit *D.* 98. *durch* sl. *D.* 99. So clagestu mirs deñ ze *D.* 100. *Hüt dich* das D. spate: rate *H.* 1. *icht* *H.* (*ist beſser*). 3—38. *Nach* 2. *hat D:* Die tochter sprach vater mein Nu lasz yñer dein täding sein Ir ma sind alle claffer Ewer kallen ist mir vnmär Ir sind der tulen genosz Ewer üppikait ist zegrosz Ja gieng ez gar an die not Susz han ich mich verainot *D.* *Hierauf* 39.—42. 39. 40. ich *morn* ain m. näm. *D.* 41. *Er künd* *D.* 42. *Ich* wölt *D.* *Dann hat D*: Dauō lasz dein tädingē sein In meiner mûter sitten wil ich sein Dochter das dūket mich nit gût Wöltestu habñ senften mût Das möcht dir her nach froñen. *Hierauf* 115—16. komen Der d. *vil schier bez*winget Vñ dich n. s. s. pringet. *Dann*: So müstu im entweichen Dañ uil ungern schleichen So leidestu koñer vnd laid vnd menig grosz arbait So wirt dir dick dz hertze schwer Vñ wirst auch niñer sorgen ler So kompt ez dir ze vnhail Ja sprach si daz was wolfail Nū kauff vns dez selbñ me Ee das der marckt zergee Der vatter do mit zorñ sprach Hastu laid vñ vngemach Lieber dañ gût vnd er Fräude fluichet dich ser. *Hier tritt K. ein mit* 151—52. Swerlich hore ich vwer wort Wen si sint mir nicht gut gehort. *Die 2 folgenden Zeilen haben D. und* K. *gemein:* Ja du uil übelu *Krienhilt D*, Ja sprach her du *Crimilt K*. Das du mir nit folgen wilt *K. D.* Du tûst ez gar on meinen rat Vñ folgestu deiner mûter pfat So sag ich dir noch bas Mit slegen wirt dein rugg nasz *D*, *kürzt K:* Kumit iz an d. m. stat Von sl. w. d. *ruke salt.* *Darauf* 121—26. 22. s. her' o. *D.* 23. d. (hût *D.*) *zů mir* g. D. *K.* 24. [din] *K.* d. *zemal* g. *D.* 25. gib D, *gebe K* So wen ich d. is so icht blibe *K*, Ich w. — mit bel. *D.* 27. Du in genis lasin widerstreben *K.* 28. *Als* her m. *ecinen K.* *Nach* 126. *fährt D. allein fort:* Du müsest uō im erzittern Weñ er beginnet dich durch wittern Mit zwain aichin stebñ (123) Susz lert er dich webñ Er slecht dich auff deinē kopff Vñ treibt dich vm̄ alz ain topff So gat ez dir deñ an dz lebñ Ja vatter der zorñ sey got ergebñ Tochter ez ergaut sich also nicht Vater du hast mit sorgen ser pflicht Du sorgest vast vm̄ den Rein Vñ vm̃ dez hechten mones schein Vñ vm̃ der Tonaw gangk Ich wil vnder deinē gangk (*beſser dank*) Halbñ meinē willn gar Nu hörend vñ nemēt war.' *Dann* 147–50. 47. 48. Ich *stach* b. n. meiner müter k. Mit so getaner wünne *D*. 49. 50. Deñ — künig ste Vater erlass mich deiner red me *D*. 51–54. *erweitert D*: Das dunkt mich uil güt getan Wañ dein sinnloser wan Machet vns dick rasan Nu gang nach der nasñ Vñ lass vns vnbetaubet Ir brechēt vns dz haubet Vñ lass auch die leut gehörñ Tochter du pist ain tören Vñ hast auch ainen tümē müt So müsz ich ym̃er sein verwůt Ich riet dir gern das pest Weñ dich die swerñ lest Begiñet zwingē uil sere So hättistu laidigu mere So er dich wirt schinden vñ scherñ Alz aine vngefügē berñ. *Dann folgt* 129–36, *womit auch* K. *wieder eintritt:* *Vñ* d. h. b. *durch* v. *D*. *Dinen ruke K*. 30. da *sprach si* d. *D*. *Si sprach* ia — vederen *K*. 31. D. *vns* d. *gens D*. 32. Wo *warin* si di *mich K*. s. *nu* d. *vm̃ mich D* 33. *gerinc K*. *tragen D*. 34 Ir keiner *ist der* is waige *K*. Ir *nie* k. der iz m. m. wage *H*. Ir keiner K. *D*, Ir *nie* k. *H*. k. *ist der is* w. *K*. k. der *is* m. *H*. k. *getarr D*. wage *H*. *K*. [35. 36] *K*. 36. h. *uil übels* gew. *D*. *Hierauf fahren K. und D. fort:* Do sprach der vater abir du (Der v. s. a. do *D*.) Owe tochtir wi redis du nu (Liebu t. w. rede*st so*) Du weist wol der vrowin strit (Ja waistu w. das weibes st.) Nicht gewert zu aller zit (N. wer*et* ze lange z.) Si weichtin mit den zungin (Das si vechtend m. der) Werdin si abir betwngin (Werdent a. si) Das man ir beginnit slegin So ist ir groser strit gelegin (So ist die züg schier erlegen Weñ er dein zerecht wirt pflegen) Du macht nicht do widir Her wirfit dich vnder sich nid' (Er fürt dich an dem tennē Vñ alz ain hennē) Vn ritit dich mit den sporen (Er wirt d. ritñ m. sp.) Das mochte nid wol bewaren (D. wer pesser verborn). *Dann folgt in K. und D.* 103–106. *zust. H K* sleit dir d. h. *K*. *durch* sl. dir ruggē vñ h. *D*. 4. Ja *sprach si* dort *gal D*. *Si spr*. d. geil *K*. 5. D*i* riete n. d*i* k. *K*. Die rechte*n* vñ d*ie D*. krum*me H*. *K*. 6. b*a*t d*a*r *D*. b. sibene *drumme K*. [107–14] *D*. 7. war *H*. ubel*e K*. 8. Ja w. d. ir h. *K*. 9. gesl. *K*. 10. *Sich* t. *K*. 11. Ich leb -gemach*e K*. 12. So we*n* ir d. *man* m. mic*h* ach*te* Do sprach di tochter zuhant Nu kerit uch vm̃e vñ criset di want *K*. 13. 14. bescherin Das i. m. truge wol irwerin *K*. *Nach* 106. *fährt D. fort:* Vil lieber vater güter Du ha*st* meiner müter Alz lang vor gefaiget Bis das si dir nit uertraget Darvm̃ du lass dein kriegē stan Meiner müter sitten wil ich han Do sprach der vater all zü hand Er ist dir noch uil vnbekant Der dein gewaltig sol wesen Owe tochter wie wiltu genessn Du enwaist nit wie er tüt Oder wie er sey gemüt Weñ er gezürnet mit dir So woltestu han geuolget mir Er machet dich türr alz ein grub Ja vater dez gelt güter spil drui Wirff auff pald du seczest Daz du dein zen so weczest Vergebñ vñ deinē bart Nū krüch her für Adelhart Der vatter sprach tochter mein Seit du wilt han den willñ dein. *Dann folgt* 155. ff., in *K.* zuvor auch 153—54. f. so rede i. numme *K.* 55. sen*te* *H.* So sen*d* dir *got* in *D.* [den] *K.* 56. häl*t* s. *gen* s. *D.* *do* hab *in sinē hercen* s. *K.* 57. *was gesessen* e. *knab* *D.* *Do* s. — *do* *K.* [nâ] *H.* *K.* 58. Niwanē *H.* Minder (Minner) deñ *D.* K. mile*n* *K.* [59—62] *K.* 60. manlich *dez* *D.* 61. 62. manlichers mütez Deñ er r. *was des* gütes *D.* müte gvte *H.* 63. *Da* er v. *diu* *D.* [wol] *K.* 64. si *so* s. *K.* *D.* 66. dochte *K.* gedacht er *wölt* *D.* 67. q. *im* in *K.* Vñ *gedacht* in seinē *D.* 68. Wi *ticte* mach ich si *K.* W*as* ob *du* si gemachas*t* *D.* 69. [unde] *H.* m. *min wille* n. *K.* Niemât das mit uallē gan D. (*meint etwa* enmac des nit volle gan). 70. wil*tu* *D.* als *H.* *D.* 71. *ir* schöni *D.* 72. wes*in* *K.* Vñ wil dez ħan kainē r. *D.* *Hierauf hat allein K*: Her begonde werbin vm̄e di magit Von der ich uch han e gesagit. 73. Eines *H.* Vñ q. *K.* *Der man* k. *D.* ire*m* *K.* *D.* 74. v. *in* *D.* hat ir (: vatir) *K.* 75. *Do* her w. *K.* Er *wölt* — gevr *D.* 76. *Sal* i. m. *an uch* v. *K.* *Der vater sprach* i. m. an ew *nit* v. *D.* 77. 78. Zū h. zū derselben stund Früntlich tät er im chund *D.* im *sine truwe* b. *K.* 79. *Haimlich* vñ *nit* o. *D.* offenb*are* *H.* *K.* 80. Welch*is sitin si* w. *K.* *Was wandels an* seinr t. *D.* 81. *Hr* d. *D.* vern*u*men *K.* *H.* (: *kumen*). 82. Ich h. *also* h. *D.* 83. Ich wil recht d. ir m. si g. *D.* *Ist* d. ir si m. *wollet* gebin *K.* 84. *Ist* d. *D.* Vñ sal ich e. j. t. *K.* 85—90. Ich gewene si also Das wir sin beide werdin wro *K.* 85. gesc*ht* *H.* *Forschent* w. *wer* *D.* 86. geschaff *D.* 88—90. D. red ich on argen list Vñ sprich ez on argen wan Werdent ir ym̄er ir man So sag ich ew zeuor *D.* 91. Herre ich warne uch dovor *K.* 92. Kum*it* si *K.* *Vñ gedritt* *D.* *an ir* m. *K.* *D.* 93. 94. *umgestellt* *K.* *D.* So gewin(nē)t ir n. *K.* *D.* *erh* H. *K.* 95. Vñ m. *deñ* vil s. *D.* *sere* *K.* 96. *Sit* d lazzet *H.* *Nu lat* m. d. *K*, Des land m. *allez* *D.* 97. Als *tum̄* a. *D.* *Swie* tvmp i. *H.* 98. mit g. si *wider* h. *D* 98—200. Zu rate vurdin si vnder in *K.* 99. *trügend* *D.* 200. *Mit ganzen worten* u. *D.* *Hierauf*: Das (er) si im [si] gelobt [in] (all)da Vñ welchis tagis her do(r) na *K.* *D.* 1. *da* *H.* Oder wer nach ir q. *D* *Noch siner tochter* q. *K.* [3. 4.] *D.* 3. [niht] K. 4. leisten*s* *H.* (*beſser* leisten'z). Her gelobte si vñ geleste is *K* 5. 6. Do di muter hatte vornumen Das is was also kumen *K.* 5. *Nvn* wesst *ez* *D.* 6. D. der raut w. g. *D*. 207. *ir* t. *K. D.* *hin* w. g. *D*. 8. dro*het* *H*, *befalch* *D*. *berat* [ir] *K*. *uf ir* l. *K. D.* 11. Eines *H. K.* *da* — [ir] *was* *D*. t. si *zu* ir ges. *K*. 12. *Vn* geh. *K*. Behütestu d. m. *ymer* b. *D*. h. *dv* d. *H*. 13. Immer. denne *H*. Den *D. K.* *getan* h. *K*. 14. wölt d. selbe*r* *D*. [selbe] *K*. 215—18. *hat K. hinter* 232, *u. versetzt D. in die Erweiterung hinter* 234. 15. 16. Libe t. geborche mir Sal es das her curne dir *K*. *(in D. verändert.)* 17. w. d. *do K*. *Wen* er d. werff *vnder sich* n. *D*. 18. Roufe vñ k. w. *K*. Czeitu vñ peis zvn r. *her* w. *D*. 19. Vñ tus *du* *mich* d. *K*. Du enbütest d. *D*. 20. *Tohter* l. d. l. *D*. d. vil l. *K*. 21. *Wan* i. *D*. habe *K* 22. [du] *H*. sechs *K*, zechñ *D*. 23. seve fücke *H*. *Tragis sichin* r. *K*. 24. m. die meisterschaft e. *H*. Deñ man dir [das] für zucke *D. K.* 25. iemant d. *H*. D des (din) *man* d. *meister* *K. D.* 26. Hie m. m. bi *H*. Hie soltu mein gedenken bey *D*. *Hierauf lesen K u. D:* [Tochter vernim̃ *K*.] Was ich [do mite *D*.] meine Ich was eine magit (ain mägdlin *D*.) cleine Do ich zu dinem vater quam Vñ ich in aller erst (er mich e. *D*.) genam. 127—32 *folgen in K. hinter* 133—34, *und versetzt D*. 27. [dir] *H*. d. *für war* *D*. 28. h. *siner* hor *K*. h. u. *gezert* deins vaters har *D*. 29. Grösser *den* e. *D. K.* *wiszil* w. *K*. *wicklin* wol *D*. 30. gewaschin *K*. vol *D*. 32. d. in *D*. *Nu* lase *mit* d. s. e. *K*. [sin] *H*. 33. *jünger D*, cleiner *K*. *deñ D. K*, *danne H*. du *bis K*. 34. Jdoch b. i. *K*. *Ja* doch *behub* i. *D*. [wol] *K. D.* *Nach 32 hat K.* 15—18, *u. fährt dann mit D. fort:* Merche wol was ich dᵉ saige Ganzer sechs wochin tage (Tochter ich sag dir es fir war Alltag ain halbs jar *D*.) Sluc mich din vater (Durch sl. er m. wol) dri stunt Des was ich lange (Das i. lang w.) vngesunt Das man mich dicke labete (Vñ m. dick vnder im habt) Idoch ich behabete (nit verzagt) Zu allen ziten minem strit (Zu dem alten s.) Vñ habe in ie behalten sint (han auch gesiget ym̃er seyt) Do sprach di tochter muter vor war (M. ich sag dir v.) Vñ sal ich lebin tusint iar (Sölten wir l.) Ich lase mich nicht effin (m. *in* n.) Das truwe ich wol geschafin (Ich get. ez w. *mit im schläffn*). *Die letzten 4 Zeilen gibt D. erst zum Schlusse des folgenden Einschiebsels:* Tochter das ich dir raut dz ist gůt Du solt habñ vesten mût Vñ solt ser wider herten So wirstu der geuerten Die an krefften wol mügẽt turen Du solt im wol uast schuren Mit worten vñ mit wercken Du solt auff mich wol merckñ Vñ solt kün wesñ alz ain strusz Gib im ainẽ wangen busz Weñ er dich slach vm̃ dein kopff Mach dein faust hert alz ain topff Vñ gib im ainẽ grossen mulband Das im ain wider slag uō der wand Wider kom an sein haupt So wirt er wol betaupt So machestu in uil dick switzñ Vñ von arbait an hitzñ Du solt in dar nider uellñ Vñ solt im das maul swellñ So machestu in zū ainē törñ Nū soltu mich mer hörñ. *Nun folgen* 217—18. 227—32; *dann*: Du solt im mit listen by wesñ Das er doch kaum müg genesñ Du solt in niñer mit gemach lassñ Vñ solt in wol vermaussñ Also das du sein maister mügest sein So haistu deñ fridelein Vñ hast deñ frid weñ du wilt Weñ aber dir das beuilt So tūstu im dañ deiner tick kunt Vñ fürst in vm̃ alz ain hunt. *Die obigen 4 Zeilen beschliefsen.* 235—36. *in K. umgesetzt.* 35. xiiij n. *D.* 36. D. *knab* wess*t* w. w. *er* g. *D.* *Nu* hatte d. *eidim* g. *K.* 37. *Er* g. *D.* *Do* g. *her* *K.* 38. cleines *lones* *K.* *starck vn lützel* w. *D.* 39. n. *gnuc* pherde *K.* n. *vil mengi* s. *D.* 40. *Do* *K.* so n. *er seine* *D* 41. er hatte *H.* *sime* *K.* für*t*-strick: rick *D.* 42. *Er* g. *D.* *sime* *K.* 43. *Do* *H.* *K.* habich *K.* *D.* stūnd *D.* *K.* 44. vñ n. *in* *H.* 45. 46. *umgestellt* *K.* D*a* *begert* er nicht*z* *D.* 45. Mit im reit nimant m. *K.* mere *H.* *K.* 46. *sime* swere *K.* swe*here* *H.* 47. vorderte *K*, fordrot *D.* 49. h. *in gote berolln* v. *K.* 50. m. *vns* *K.* *Für* 49. 50. *gibt* *D:* Im was doch wol ze mūt Er fraget nit nach gūt Er ward fro vnd fräudenreich Das im die magt säuberleich Ward enpfolchñ vñ gegebñ Auch ward er sorgen vm̃ ir lebñ Das er die schönē nit abnem Vñ ob ez also darzū käm Das si seins willñs farn wölt So si ze recht sölt Susz ward er der mägt gewert Da er si nam auff dz pfert Vñ do der vater das gesach Nū hörend gerñ wie er sprach. 51. muse *K.* ev*h* *H.* *K.* ir *irgan* *K.* Her *adam* b. h. m. ewch *best*an *D.* 52. De*ñ* *D.* *K.* gehab*it* *K*, gehebt *D.* 53. Do *her uf* d. *K.* 54. *Ir* m. d. *ouch* n. *K* 55. 56. Si rif irre tochter nach Zu der rede was ir gach *K.* 53—56. Do sprach die mūter mit listñ Tochter du solt dein arghait fristē Vñ solt *n*it übel wesen *(der Reim fehlt)* *D.* 57. *bis den* man *K.* *Du solt* d. man *wesen* u. *D.* 58. [ė] *K.* gel*a*rt *H.* i. wider d. *gerett* *D.* *D. setzt wieder zu:* Vñ solt in ser habñ lieb Das dhainer falscher dieb Euch müg verwerren Ausz mengē landñ ferren Du solt in auch uil sere treutñ Vor allen gūtē leuten. 59. m. *nū* ha*b* de*in* *D.* *Si sprach* *K.* 60. I. *gedenke* w. *K.* i. *e* w. *H.* [wider in] *S.* *D.* 61. nieman*den* lan *H.* Des *in* w. i. n. lasin *K.* Dez w. i. n. *enlassñ* *D.* 62. Da r. si ir (Si r. ire) strassen *D.* *K.* [63. 64] *K.* *D* 63. Die straze. Dvrch *H.* mä*gt.* 64. st*ie*ck *H.* *D.* 65. hatten *H.* *K.* D. b. s. *het er* r. *D.* 66. *Durch* d. *D.* niemant *D.* *K.* sege *K*, sä*ch* *D.* beider *K.* [* *] *H.* So er ain weilin gefert So aygloth der habich vñ begert *D.* 67. gerte *H*, ger*it* *K.* In zwain swingē vor *D.* 68. *also* *K.* im s. s. *erkand* *D.* *Dann:* Do der rittir das gesach Zu de*n* habche her do sprach *K.* Do sp. d. r. mit zorn Vogel du pist der verlorñ *D.* 269. [Er sp.] *K. D.* *Nu* lass d. *vettschlachñ* *D.* *lezzet* *H.* (* *lies* lâz *für* lâzt u. slahen *für* sahen). v. s. stan. *K. D.* 70 [oder] *H.* Das dunchit mich wol (gût) getan *K. D.* 71. *Oder* i. *K. D.* prich d. *ab* daz *D.* breche *H.* *K.* d. *abe* d. *H.* 72. *So wirdis* du (wirstu) *K. D.* [73. 74] *D.* Din zuchin ist mir ungemach Der habich abir do irsach *K.* 75. [aber] *H. K.* Do ersach d. h. aber ain kran *D.* 76. *gewest* *H.* er *aber* gerñ nan *D.* 77. sp. n. u. du *stebis* *K.* vngemach *H.* Wiltu n. vngnadñ strebñ *D.* 78. Vñ *nu du so* u. lebis *K.* So benim ich dir dein lebñ *D.* [79. 80] *D.* *Vñ* wurget *H.* 81. *Er* w. in tod n. *in* *D.* 82. *So* nu *hab* daz *D.* *Hierauf hat K. allein:* Des du hast gegerit Des bist du von mir gewerit. 83—86. *umschreibt D:* Mit grim̃e da der hr' sprach Wer gerñ well habñ gemach Der sol bösen krieg laussen Vnd sol sich boser ding maussẽ Vñ sol sich wider seinẽ willñ zwigẽ So mag er lob ze hoff bringen Tut er dez nit ez wirt im laid Im geschicht dauō grosz arbaid Ich raut auch wer by mir well sein Er tû deñ den willñ mein Wil ez by mir mit trowñ wesñ On zorñ lan ichs genesen. 83. Das *spcke* ich *sunder* valche *K.* sprech *H.* 85. Is *in tase bose* sitin *K.* 86. spite *in* *K.* *Hierauf haben K. und D:* Do hatte der weic ein enge (Nvn waz d. w. e.) Gar eine bose gedrenge (Vñ hett etzwañ zweng) Das her kyme zu riten tochte (So d. er zû r. nit erdacht) Der wint in nich in mochte (Noch d. w. nenm.) Zv den siten *v*olgin (s. nit env.) Das her wart bolgin (Da w. er *ir volgen*). 87. 88. Her sprach schro wi du den weic schuwes Vñ waste zuwes *K.* 89. *disine* wins. *K.* 90. kumit *K.* 87—90. Der herr sp. da ze stund Du uil vnsäliger hunt *D.* *Dann haben K. u. D:* Las bowe hart din strebin (Du enlast nit d.) Oder ich beneme dir din lebin (Ich benim̃ d. auch d.) 91. r. w. *im* g. ein *K.* Das w. *auch allez* entw. *D.* 92. *Wan her* m. *K.* [in] *H.* D. hunt mocht im geuolgen n. *D.* [93. 94] *D.* *Ze* den *K.* 94. Des w. her e. *K.* [95. 96] *K. D.* rvcket-harte *H.* 97. *Er hiuw* d. h. mitten e. *D.* *Do* sluc her d. *wint in* *K.* 98. 99. doch d. fraw n. e. *D.* *Hierauf hat K:* Das was ein wndir gros Des wegis si sere vordros. *D. erweitert wieder:* Er sprach so helffen mir die drey Was noch huit by mir sey Erlass sich hoff sitten Ich spil im des hutlins mitten Vñ slach im daz haupt ab Vñ trag ez hin zû grab Vñ gericht ez vnder die erdn So mein yñer raut musz werdn. 299. 300. Do gedacte si an ir mutir Vñ sprach got der guter *K.* 299—302. *setzt D. hinter* 310: Des w. ir uil we zem. Si gedacht ach reicher g. *D.* vbele *H.* 1 W. hot *dirre* *K.* man *K. D.* 2. Ich wän der t. *D.* *Oder* h. *sich* der t. zu im h. *K.* *Nach*

298 *fährt D. fort:* Die fraw gedacht ir uil laid Da si ritten über die haid Waz ist ze můt disem gepur Wisz got er ist vngehur *D.* *Dann:* Si wart truric vñ bleich var (w. auch übel gev.) Das swert wrte her also (allez) bar *K. D.* 303. Do her si also v. *K.* *Da* er si *hinder* im v. *D.* 4. Das p. her m. d. spor*nen* *K.* [m. d. s.] *D.* 5. Das in mochte n. *wol* geg. *K.* *Erweitert wiederholend D:* d. ez wölt n. g. Bald vñ senft der sprach der mã Wie gaustu so du faulez pferd Es ist mir uō d[illegible] vnwert Ez chund nit sanft gan. 6. *Her* mus*te* etisw. *K.* Er můs*t auch* z. *D.* etswaz *H.* 7. Vñ *muste* etisw. ged. *K.* etw. *dar* vñ e. *D.* 8. *So* — irtrenkin *K.* *senken* *H.* 9. *So haisset* m. in l. *D.* *So* sprichit m. — [leder] *K.* 10. D. *doch* n. *nichtes* *K.* D. *ie selten* kains geausz *D.* *Hierauf ergänzen K. u. D:* Her sprach gurre du snabis(t) Weder du in celdis noch in drabis (Noch gavst recht n. *trabest*) Vnd wilt du nich ebene gan (Du enwellest uil ebñ gachñ) So wil ich dich zu tode slan (I. w. dir dein haupt ab slachñ) Das phert nicht celdin konde Was (Wan) is sin ni begonde Her sprach vrowe ir sult derbeisen (V. s. er *ir* baissend) Ich tun was ir mich seites (W. ir m. haissend) Si hette is gerne wol zu ir gehant Do irbeiste der ritter al zu hant. *Für das letzte Reimpaar hat D:* Dui fraw uō dem pferd sprank Si gewan uil mangẽ gedank Des si nit getorst sprechñ Vñ sich mit wortẽ nit mocht rechẽ. *Dann folgt* 299—302. 11 ff. 11. Zv beiden handin nam her d. *K.* Der man faunstett do d. *D.* 12. hie*be H*, *sluc K.* [vaste] *D.* *an K.* 13. Er slug dem pferd den h. *D.* Vñ sluc in das hobit a. *K.* 14. nu *ganc* *K. D.* 15. Het*tis* du *ebene* *K.* 16. Du h. *D.* *K setzt hinzu:* Dv schufis d' selbe dise not Dor vmme mus du ligin tot. *D. hat hier:* Mit füge sprach der hr' do Baidu susz vñ so. 17. 18. V. is ist also kumen Als ir wol hat vornumen *K.* Jūckv. ir hand w. vernomẽ Wie mein ding sind bekomẽ *D.* 19. w. *gar* u. *K.* [20] *K.* 22. *elte* *K.* 23. *mac* i. vbele *K.* 24. Wen i. is s. h. g. *K.* *In K. u. D. folgt:* Wi ich mine din ane wine (*mein ding* ie an gev.) Das ich ni eine mile gegine (i. *halb* m. *ie g.*) 25. tūns *auch* n. *D.* Den bi d. *K.* 26. *Her sprach* v. *K.* *Junck*vr. — euch *hinnen* r. *D.* 27. si *des mannes* e. irs. *K.* dui *maget* seinen e. *D.* ernst *H. D.* solde*n* *H.* Si muste duldin u. *K.* 28—30. Nu hörend wie si da sprach *D.* 29. *Do* her si *K.* sate*tn* *H.* 31. 32. Herre das vch libe geschi (lieb gescheh) Lase wir den satil hi (Nū lassñ) *K. D.* 33. Ich trag*e* uch dest*e* *K.* On sattel t. — [dester] *D.* 34. *Nich* v. *K.* W. *mein* v. *sprechat ir* dz *D.* [35. 36] *D.* Das eerin vnriterliche s. — bar*u*sse *K.* rit: *sit* *H.* 37. 38. Ich hore wol ir redit w. Ir vollit den satil legin nidir *K.* Vñ wolt

d. s. l. n. An dz swert graiff er w. Vñ stalt sich da vil gruilich Da sprach dui fraw seuberlich *D*. 339. vm*be* si ee*h* *H*. Nů land euch n. wesñ l. *D*. Das wart ir vil l. *K*. 40. trag *H*. *D*. *Si sprach* i. *K*. euch *vil* w. *D*. 41. Her satil*te* si *K*. 42. leit*e* *K*. *vermehrt D:* Do sprach der her mit zorñ Fraw ir sind dᵉ uerlorñ Ir wellend deñ gar ebñ gan Ewer haupt wil ich ew ab slan Da sprach dui fraw mit züchtñ gar Hrᵉ mein nů nemēt war Ich tů gerñ was ewer will ist Also helff mir der hailig crist So helff mir gar der mich beschůff Da let er ir den sattel vff Da begraiff sy die steig leder Die nam si ietweder. 43. Baider seyt an die h. *D*. Her nam den satil in di h. *K*. 44. [stolze] *D*. *H*. *Für* 45—48. *gibt D*: Doch hett er gehept meinē sittē Er hätt si uil anders gerittē Vñ manges gůten mannes můt Der seiner frawñ uil anders tůt. 45. (**lies* riten). Vñ her reit si ein*e* *K*. 46. Des *wegis* nic*h* ein*e* *K*. 47. Ich sage uch di recte w. *K*. 48. ir *si* r. *H*. 49. 50. *stellen K. u. D. um.* si *wol vier* sper *K*. r. *wol* d. *morgen D*. Si w. zu groser r. ä. *K*. zu grosser r. w. si k. *D*. 51. Da b. ir a. g. *D*, Do b. ir a. zu g. *K*. *ab H*. *D*. 52. Wen si is ni vor hatte g. *K*. Weñ si hett er s. *nie D*. 53. Der *hrᵉ* sp. *D*. 54. [ich] *D*. [her] *K*. *dz gl*. *D*. 55. [so] *H*. Hie i. alz e. *ebñ weg D*. 56. breche *K*, brach *D*, brech *H*. [noch] *H*. n. *den* z. *K*. (nach dem zelt? *oder* noch en zelt?). b. euch *vast an dz* z. *D*. 57. *Nu* s. *K*. Fraw nů sechent *D*. *so K*. *D*. [iht] *D*. 58. *nit D*. [59. 60] *D*. [libe] *H*. breche *H*. *K*. m. *wol do K*. 61. 7. *sit* (sind) ir w. *K*. *D*. gewert *D*. 62. *was D*. *Wir han do heime* e. *K*. 63. d. *so* i. *K*. i. *zeldin* g. *K*. *D*. gelernt *H*. *D*, gelerñ *K*. 64. w. *pald* sanft g. *D*. Das k. semphte *K*. eben *H*. *Hierauf*: Her sprach vrowe vñ kunt ir so Des bin ich vs der mase vro *K*. *D*. *schiebt ein*: Ir dunckend mich auch so gefüg Das ich gerñ euch sanft trug. 65. Nu wolt — *das K*. *Fraw* wend ir *deñ* t. *D*. 66. *Ja* das *tunckt D*. Ja herre des in *is* mir *K*. *Dann hat K*. *allein*: Ich tu alles das vch lip is Des sult ir wesin gewis. 67. Do irbeiste der ritter z. *K*. 67. 68. Da n. der herr früntlich Vnder s. g. Den sattel warff er an dz land *D*. 69. einer *steht am Rande für das unterpunktirte* der *H*. 70. ez *für* er *H*. 69—72. Ritens was si vil wol wert Her sacte se vf ein schonis phert *K*. 73. wrte si an *sin K*, fůrt si *hain* in sein *D*. (*weiterhin*). 74. Ich in w. *nich w*. *do* g. *K*. 75.* *lies* Ichn. zil (*H*) *meint vielleicht* zite. 75. 76. Im was zu der brutlouft gach Ich sage uch das si hindin nach *K*. 77. 78. W. d. *aller* b. — g. *den* iren *K*. *Swaz* w. si — Das ie g. *mannes* l. *D*. 79. tete *H*. *D*. (*weiterhin*). 80. *hat D*. *weiterhin*: Weñ im komen lieb g. *Für* 79—81. *gibt K*: Si wart biderwe vñ gut Vñ gewan so stetem mut Das si des nicht in lis Was her si dornoch his. 369—84. *umschreibt D:* In ain stat fürt er si do Die hett er besetzet so Mit fründen vñ mit magen Da gewan er ainē wagen Da satzt er sein frawñ vff (*fehlt, etwa* zehand er schût) Vil gût gemach in allen do Das si wurdñ uol vñ fro (*dann* 73) Der hr' hiesz vñ sprach Man sölt in gebñ allñ genûg Das duï welt ye getrûg Do sprach dui jūg prut Zû der stunt vberlaut Hr' ich sprich ez on streit Vñ lob ez zû diser hochzeit (*vgl.* 75) Lant mich mit fräudñ üch genesñ (*fehlt ein Reim*) Nach der zeit nam si sich an Wañ si sach iren liebñ man Si sach im dick uil taugen Vnder sein baidu augen Ob er ûtz wölt Oder ob si ûtz tûn sölt (*dann* 80) Ir mût was sere vest Si enpfieng si all mit fräudñ do Vñ was uil gerñ mit in fro Si chund si auch uil wol gesetzñ Mit fräudñ wol genetzen Nach iren kintlichñ jarñ Chund si uil wol geparñ (*dann* 77. 78. *u. weiteres Einschiebsel:*) Vber xiiij nächt darnach (*vgl.* 82) Dui swiger zû irem wirt sprach Nū varñ wir zū vnserm tochtermā Vñ warten wie si sich began Es ist wol der wille mein Wart müg es an deinē huldñ sein So rüsten wir ainē wagen Wölt ez deñ dich nit betragen Ja nū tail vñ auch gût wamen (*fehlt ein Reim*) Hünr vnd auch gens So süllend sich ir gepflens Vō vnserm gût komē wir wol Ich treib si in ain enges hol Tût si icht anders dañ ich tû Das han ich gesworñ by meinē schē Dō si nū dar komē Offte daz si vernomen. 82. w. her sint Zu schouwin ir libis kint *K.* 83. *der* v. *H.* 84. *die* m. an d. selben *H.* 85. 86. Das si segen wi si sich gehette Vñ was si g. tete *K.* Was si baidu t. — *mit D.* [87. 88] *K.* *Wie* si — an *D.* *D. fügt hinzu:* Da ward ain gegen lauff getan Vō der tochter vñ dem man Vñ vō dem ingesind gar. 89. de*n* z. *H.* 89—91. Do sach di le(i)dige muter Ir tochtir so gutir Das si ires mannis warte Vñ gutlichin gegen im gebarte Das was ir zorn vñ vngemach *K.* 92. Di muter zu der tochter s. *K.* 89—92. Da die mûter ward gewar Daz die tochter wol gemût Tett irem wirt allez gût So das ir gefügte Vñ das ez im genügde An allen dingen wz si im berait Das wz der mûter vō herczen laid Si wincket ir mit der han(t) hindan Da gieng si mit ir on argē wan *D.* 93. Die mûter sprach uil übel b. *D.* *Ja* du *vil ubele ge*barne *K.* 94. h. *so D.* *sust* gevar*ne* K. h. *din dink an* g. *H.* 95. 96. *hinter* 97. 98. *D.* 95. gese*n* *K.* 96. *der* man *K.* 97. Du *H. D.* [vil] *H.* 98. wurdis K, wurt *D.* 99. * *lies* Des. 400. *Das* du *K.* 1. *Dine* d. *hast* a. *K.* 2. Si b. s. *sere* z. *K.* 99—402. Mit uil grossm̄ grymen Ward si uil vast an si crimen *D.* 3. *den* l. *K.* *liden* *K. D.* 4. *Da H.* Weinen w. do (*was da*) *K. D.* [5—8] *K. D*, *wo dafür (in D.*

umgestellt) Si inwonte (wesst) mich wes si ingalt Das si sa ir tochter Wan si ir muter ser schalt. **K.** *fährt allein fort:* Das was ir zorn vñ vngemach Di tochter do zu der muter sprach. 809. Syt ir d. *streit* **K.** 9. 10. k. h. D. sch. **D.** 10. *Hi ist niemant der* **K.** **D.** [es] **K.** *en beger* **D.** 11. [aller] **H.** 12. D. ir v. **H.** ir k. v. **D**, k. *wip* ir **K.** 14. *Wer aber* sinem **K.** 13. 14. Muter mich duckt gut Das du habest senften müt **D.** 15. *Vn* w. — *im* z. **K.** 16. h. *samen* l. **K.** 15—26. Vñ habest dein gedold Er ist dir zemaussen holt **D.** *Wie* **K.** *fortfährt:* Du von rechti sch gedultin Muter ich *swer* bi swerin holdin Ir in redit gar mich wicce Oder ich mach eine spizze Von im werdin vorborgin Ja des habe ich sorge **K.** 17. *Ja du boser* lampil dirne **K.** gumpel *dirne* **H.** 18. i. *wor* (*meist var*) in *di* h. **K.** birne **H.** **K.** 19. 20. Das du mir so droin salt Daz ummer wide **K.** werd **H.** 21. *endro* **H.**, in *drowe* **K.** *euch* **H.** **K.** 22. sage **K.** s. euch w. g. **H.** 23. *torst* **H.** tar **K.** euch **H.** **K.** 25. den **K.** 26. *wurd euch* **H.** wirt ich *an allen dingen* g. **K.** 27. *verkert* i. *eng.* **K.** 28. *er swerren* **K.** 27. 28. Oder waistu wen duck Er wilt auff deinen r. **D.** 29. Werkin **K.** [solch] **H.** 1. michil groz **D.** 30. Du s. si *der von besnebere* **K.** 31. L. *boser* l. **K.** 32. *torst* **H.** **K.** *fährt fort:* Vñ auch dor zu dich Di redes zu vil wider mich. 31. 32. Er mocht sich selb lieber hachen Deß er mich törst slachen Sweig du poses hüdelein Lass dein tädingen sein **D.** 33. So lange habe du d. **K.**, Vñ leg dich in d. **D.** 34. *Bis das* **K.** *er immer sin* **H.** Muter du vergiwest deiner z. **D.** 35. 36. An mich zu legen bestat Wen is in weninc vorvat Ir wort wor unbescheidin Der swer vñ der eidem **K.** 37. Stunden hemelichen d. **K.** Vñ *vernomen* d. **K.** 35—38. An mir vñ an dem wort mein Tochter de müsz ymer sein Ich wil ymer geben uff ich sold Vñ wird ich deren nimer hold Der vater vñ der tochterman Stünden mit her von dan **D.** 39. losere **K.**, lustrere **D.** 40. [wol] **K.** *dise* **H.** **K.** *Horten der swayer* m. **D.** 41. Der swer s. zu *de* eide *do* **K.** 42. Ich wil ymmer wesin v. **K.** 43. *min* **H.** i. *betwungin* b. **K.** 44. *Wen so* d. t. m. **K.** 45. *mach* g. **K.** *leben* **H.** 46. *euch* **H.** **K.** 41—46. Der swecher zü dem tochterman sprach Da er hort vñ sach Das sein tochter was so güt Vñ das si hett stäten müt Dez ward er fro vñ fröudenrich Her ich lob ich sicherlich Habend myn güt ergeben Daz ander nach meine lebe **D.** 47. Vñ *anders was* **K.** 48. *sehe euch* **H.** Ir h. si *ich gemachet* o. **K.** 47. 48. Was ir myn tochter hand gemachet So güt das mein hertz lachet Vñ bin dez sicherlich fro Der tochterman sprach aber do **D.** 49. Her s. *sal ich* **K.** 50. i. *maan euch* mit t. **D.** *euh* **H.** 50 i. *wol* geb. **K.**, i. *lang* b. **D.** 52. r. *di* s. **K.** *sint* **H.**

Er i. *D*. 453. *Wolt H*. *Wollet ir vollin an* k. 54. Ich sage uch herre was ir tůt Vñ das ir is lasit ane has So wil ich uch ratin das *K*. 55. f. *si m. in K*. 56. si uch vndertanic i. *K*. *dann*: Ja herre also ich lebe Ich *wil* uch mine truwe gebe *K*. 57. Vñ vil uch des *gewerin K*. 58. *Wellet H*. Wolt — *scherin K*. 53—58. Ich wil mich nit übel began Mit meiner frawñ wolgetan Ich wil ir sprechñ das pest *Ze erst vnd* zelest Wolt irs aber lassñ on nest Ich wolt schaidñ disñ streit Vñ wolt min frawñ machñ Gůt mit leichtē sachñ Der sweher der sprach aber do Dez wolt ich ymer wesñ fro Wie du dz wollest erdenckñ Woltu si würgen oder henckñ *D*. 59. *brotat si bi d. laten K*. O. h. *oder* k. *D*. 60. *trug* [*meind* truw'] — *gebalin K*. [*alles*] *H*. *D*. *getolen D*. *Dann*: Was du wellest mit ir tůn Dez sol mich nimer müen *D*. [61. 62] *K*. 61. *hette H*. *Ich wölt der* g. helfñ *D*. 62. Nu rüchet was ich mit *ir* t. *D*. 63. *Her sprach so gen. ein K*. 64. *waz ich mit ir anege K*. *dann*: Der wirt fzornis riche Der gewan hemeliche *K*. 65. *hatte H*. 65. 66. Von *eime rinde* z. h. Vir knapen dar trotin *K*. *dann*: Di quamen mit im aldar Als uns sin buch sagit vor war Der meide vater ginc do hin Do hup sich ir vngewin *K*. 63—66. Der tochterman gewan vil schier starcker knecht vier Ob si ichtz da uernemen Das si im zehilff kämen Da hiess er beraiten gnůg Ain schaff mā da nider slůg Da gab man die zwen nierñ Den selbñ knechtē vierñ Da gieng der tochterman uil trat In die kämnat Da die frawñ inn sassñ Er ward grim on massñ Da gieng er ain wenig fürpas Die swiger ir da nit uergas *D*. 67. *kemenate K*. Do sie gesach den jüngeling *D*. 68. Nv *mugit ir* horin *K*. 69. *kuñ er H*. kum *K*. wilt k. *Eberhart D*. 70. *vor* ysinhart *K*. *wisengart H*. *Ewer* g. fraw ysengart *D*. 71. *er dar w*. *H*. 72. Nv vernemit die rede sidir *K*. [71. 72] *D*. *Dann hat K*. *mit D*: Ein wenic her vorbas trat (V. b. *er aber* da t.) Sin[*e*] vrowe(n) her gutlichin b. (*do* h.). *D*. *allein setzt hinzu*: Das sie bin sitten wolt lassen Jo si füren gester on strassen. 73. *So mocte man* uch *ir* beiten *K*. Si wolten nit baiten *D*. 74. *bosin K*. Ich wil ymer sorñ laiten *D*. 75. Der i. z. l. *mit uch gemut K*. *dann*: Ir habit vil mangin bosin wanc Ja das hab ich an vweren danc Diz ich bis her gewesin bin Min muter hatte den selbin sin Den mine muter mir sere riet Des lase ich duch uch nit *K*. 77. *Her sprach des K*. *euch H*. *K*. 78. *Min herre der* — vtin h. *K*. 79. *eim K*. 80. *vweren K*. *zeben H*. *K*. *dann*: Wo her si hine crisse Das die hut do zu rise *K*. 81. *So her e. gar heile K*. 82. sold' m. *eine andere noch* l. *K*. *dann*: Vñ messin vber vweren rucke Bis do wurdin manic stucke Bis ir vch nach mochtit gerurin Sus seid' her uch waste schurin *K*. 483. [daz] — nimme *K*. ir *gnade* b. *H*. 84. Is so g. n. *magt K*. 85. *Ein* gemute *K*. 75—85. Vñ wil ymer ain gut weib wesñ Die dui büch kunnē lesen Die müssen vns by gestan Das vnser will sol für sich gan Ich sag ez fraw durch kainē hass Erent ir meinē heñ bass (77. 78) Deñ ir bis her hand getan Nu sagent mir sweher uf wellē plan Wellent ir reiten stechñ Vñ cleinu sper brechñ Schilt ich in oder wez zeicht ir mich nu Ja sein varch hiess ich sa sû? (*retud oder* mich: ich?) Ir tund im vil dick zorñ Dz er enwaiss welchez end er worñ Sol kerñ oder hinder *D*. 86. hû *D*. 87. *Ich hore ouch so me* s. *K*. 88. heltit v. *der lutte K*. 89—93. *hinter* 522. *D*. 89. Liebe *r*. *er H*. gouch *in* g. *K*. vil l. swager guggag. *D*. 90. han *D*. Ir sult das wissen ouch *K*. 91. Vñ *D*. V. *erch* beh. *H*. Ich sal mich *wol* b. *K*. 92. Sal *min K*. Sol *er auch* g. *D*. *gl*. *H*. 93. is *noch K*. *D*. *lengit K*., lurpas *D*. 94. m. *der* — *lengit K*. 95. Vrowe ir sult s. gen. *K*. 96. *Si H*. *si sprach* w. *K*. *dann*: Ir syt bosir sprüche rich Vnd scheldit in tegelich *K*. 87—96. Fraw ir tünd im laides vil Das ist meiner fräudñ spil *D*. 97. Ir l. im *K*. *D*. s. *selbis* h. *K*. 98. Ja ich bin s. k. m. *K*. Ja sein katzen h. i. ein m. *D*. 99. U. s. *hunt* R. *K*. S. hunt den *hiesz ich* R. *D*. 500. Ja w. ich i. *K*. S. m. w. ich i. *D*. 1. 2. Sus hup sich sin reide an So mus ich uch anders man *K*. 3. E. *das* w. u. sch. *K*. 4. *euch H*. s. *to* n. *ene* b. *K*. 5. 6. *in K*. *umgestellt*. 5. an *H*. D. *schaffe ich* an weren *K*. 6. *Das* ir l. b. *K*. 7. *Sem H*. (Sih im?) Wie *wolt* ir d. gehactin (*meint* geahten) *K*. 8. Wir musin dor vme trachtin *K*. 9. euch *H*. *K*. 10. Allez daz evch i. *H*. 1—9. Fraw das ist ewer laster Ja lieber swager pflaster pflaster Was ist laster das sag mir Fraw dz wissend da tragēt ir. *dann* 12. 11. *D*. 11. *als H*. *s*. *misse r*. *K*. Das ir so ū. *sind* g. *D*. 12. *zwene K*. [Ir tr.] *D*. 13. An beiden ewern dihe *H*. *vwerem K*. *Vsswendig* an *dem* diech *D*. 14. wrt *ir gut K*. Fraw ich sag uch wie *D*. *K*. *fährt fort*: Vch si das vor gesagit Di wile ir di tragit. 15. *Der D*. *euch H*. *D*. 15. 16. So gewinnet ir numer g. siten Si in werdin uch us gesniten *K*. 17. D. ist uch *an allen dingen* g. *K*. *evch H*. 18. *g. einen steten* m. *K*. 19. Si irren uch zu aller z. *K*. 15—19. Ir wurdent das aller pest wyb Die ie gewan mañes leib *D*. 20. *arzate H*. Si sprach sint ir e. arzt s. *K*. 21. *arztige K*. 22. So ist mir lip das ir mine tochter hat *K*. 20—22. Her tochter mā sind ir ain artzat L. i. m. d. ir m. l. hand *D*. *K fährt fort*: Hat ir icht guter salbe da Oder heisit ir meister Seneca. 23. *So* k. ir w. *den* b. *K*. 24. [dar] *K*. *dann*: Ir kunnit manchin smehen spruc Si sprach des werdit an m' numer brue. *hierauf* 26. 25: So w. wen(t) ir m. m. Odir wer mechte d. g. *K.* 27. 28. Odir wenne went ir das is behage Das ir sprechit das ich bratin trage *K.* 23—28. Vnser mügt vil ain loffel auff den füsz Nu tünd ir der sorgen püsz Lieber mein swager Wie sind ir so mager Das ir euch nit ertzoyen tüt Ir hand euch so wol behüt Das euch nit gewerrñ kan Fraw mein he' ewer man Der ist mit euch wol erslagen Da wölt ich nimer nach gefragē Dz er euch slieg vnd stiesz Ain har auff ewerm haupt nit liesz. *dann* 89—93. *und:* Fründ ich sag euch das Sprechent ir dise wort zü mir Daz ich gang alz ain tier *D.* 29. Vñ trag braten a. e. e. *D.* 30. Lasit — claffin *K.* Losen schmidel d. tädigen *D.* 31. Si stunt uf vñ wolde dan gon (dannē) *K. D.* 32. greif *her* di vrowe *K.* g. si mein frawñ *D.* 33. *do K.* Si w. si *ender sich* n. *D.* 34. An s. (das) m. g. er s. *K. D.* 35. hatte e. langen *K.* hett *D.* 36. Do sneit her si al d. *K.* Damit machet *er* ir d. *D.* [37. 38] *D.* 38. w. *ir* v. *K.* 39. *eine H.* Eines vingirs l. *K.* Ain w. aine v. l. *D.* 40. D. *si di niht* in s. *K.* 41. *ir* h. *K.* ir d. h. nit v. *D.* 42. Den *ein K.* Den *e. niern D.* 43. *er* hatte *D.* 44. Den *bewelle her* in *K.* 45. in *vor si* in *K.* 46. *Hiran* s. ir also l. *K.* 47. *vil* m. *K.* *Dann:* Das ich uch sage das ist *war*, *und hierauf* 48. 49. [50] *K.* [47. 50] *D.* 48. *gar K.* 49. *Si sprach* jo d. *K.*, Si s. d. i. auch d. *D.* [51. 52] *D.* 52. 51. *K.* bereit *H. K.* Des ich waste — [selben] *K.* *Vor* 53. *ergänzt K:* Si begonde sere weinen. 53. Neine — *eine H.* Nein vrowe ir tragit *K.* Ja fraw ir hand *D.* [54] *D.* anderen *K.* *hierauf:* Niht here der ist kleine *K.*; *in D hinter* 53: Nein — gar ze clainē. 55. Der *irret* mich *K.* 56. So dirre den man hi ligin sijt *(meint siht u. reimt beſser) K. K. fährt fort:* Der hatte den schadin getan Swas ich cornis noch han Nv lasit den anderen vngesnitin Ich *vil* habin gute sitin. *Für* 55. 56. *hat D.* Vil lieber he' es ist genüg Was ich arges ie getrüg Das ist alles enweg gar Ir hett das sag ich ew fürwar Ich wil yiñer me ein güt wyb wesñ Ist das ir mich lând genesen. 57. D. l. s. *vil* w. *D.* 58. *Ir herren* m. *D* euch *H.* uch *herre* w. ir *tut K.* 59. Ich wes di worheit *(meint weiz die warheit u. reimt beſser) K.* 60. D. *man grosse* s. *K.* 61—64. An miner mutir vorlure Der ander brote (en) quē her wre *K.* 65. 66. l. min Hilf mir das du musis selic sin *K.* 59—65. Ir schneidet ausz den andern schier Vñ gewinnet noch starker vier Die müter schray vil laut do Ach vñ we vñ waffen in Helffend mir all güt durch got Das ich kom ausz diser not Not vñ angst die zwingt mich Tochter liebez chind vñ sprich *D.* 67. Daz her lase mir *K.* 68. Ja habe i. m. b. *K.* 69. l.

w. habin gutin mut *K.* [570—89] *K.* [66—72] *D, wo* 73. 74. *nach* 88. *folgt:* Muter wie genalt dir dis w. — nu hin komē h. (579). 76. *erh H.* 75—80. Wir duchtē dich allu chinder Wa ist nu komen wez ku pissñ die rinder (586) Wa ist nu manig schalk spruch Vñ manich grulicher flüch Den du mir vñ deinē man Dick mit grimkait hast getan *D.* 81. 82. Ir hrñ schnydēt den tuifel u. *Si* ducht sich köner deñ *D.* [83. 84] *D.* 85—88. *dicht hinter* 65. *D.* 85. 86. Zû deinem mañ wañ ez i. gn. Gedenck *D.* 87. *Hilff mir gen deinē man sin D.* 88. l. swer euch türer deñ b. *D, mit dem Zusatze:* Wañ ich ymer bös sitten will lassñ Vñ allez übels massen (*dann* 73. 74.—81. 82.) 90. Vñ *tun* was *K, fährt fort:* Her sprach sint ir wides gert Des sult ir sin von mir gewert Vñ ab uch vorbas me Ymmer kein corn beste Das man uch den anderen snide Wi man is ouch irlide. *Nach* 82. *gibt D. besonders weitläufige u. fast ganz eigene Ausführung, bis* 91: Si dauchte sich weiser dañ salomon Vñ stercker wil deñ sampson Si daucht sich so uolkomen Vnd an allen dingen wol uernomē Dez schmit man dich alz ain rind Vil liebu tochter mein chind Lausz ab deinē zorñ so grulich Nit also gan uber mich Weñ du hast den besten man Der wol zorñ pratē kennē kan Darum̄ tochter so pitt ich dich Das du recht vernemist mich Vñ mir wellest erwerbñ huld Vm̄ deinē mā ich uerschuld Das er mich lass genesen gerñ Dui tochter sprach der wer ze perñ Der kām zû dem marckt gnûg zit *(vgl. den* Kampel markt ze Bern, *Verona, im jüngern Titurel)* Fraw tochter richt mir disen strit Ich glob es mit heñdñ vñ mit fussñ Das ich ymer wil grussñ Deinē vater mit züchten Ich wil ymer lebñ in den fluchtē Dz ich mich dez pestē wil flissñ Vñ niemāt mich argez wissñ Darvm̄ so nemēt meinē aid Alle posshait ist mir laid Da sprach dui tochter müterlein Nimpstu auff die truwe dein Das du bös sitten wellest lassñ Ja so musz mich got verwassen Ich wil gerñ das pest tün Man musz mich worgē alz ain hun Ob ich ymer an kainer zeit Erheb kainer slacht streit Mit wortñ oder mit wercken Daz süllend ir allez mercken Ich swer euch by dem lebendigē gotte Vñ by seinen xij potte So helff mir got der mich beschüff Hie liessen si mein frawñ auff. 91. Her l. si uf *al z. K.* 92. Her in ruete wer si bant *K.* [93. 94] *K.* 95. Is w. ir eine swere last *K.* 96. Ir *bosir l. der w so K. dann:* Den warf si vnder sich do nider Vñ bleip immer gut sidir *K.* 98. Vf irme bette si gedacte *K.* 99—602. t. geschach Zu irme manne si do sprach Ob ich di warheit sprechen sol Wir habin vnse tochter bestatet wol* *(reimt beßer) K.* 3. 4. Ich blibe abir vngerne l. In *also* grosseme getw. *K.* * *(reimt auch beßer).* 5. 6. *in*

D. weiterhin 605. *das* ich *K. D.* 6. Vñ d. is min eidē an *K.* Vñ er *sich D.* 7—10. Wir sullin von hinnen zin Das vngeluche muse si vlin Ab ir is recte habit vornumin Do si heim varin komin *K.* *Mit* 11. *schließt D. wieder eine Erweiterung, nach* 591: Zehand an der selbñ stat Gewan man ainē arczat Der die frawñ da uerband Ain fün ward auch zehand Gemachet vnder in allen Si begundñ ser schallñ Si auffen vñ trücken do Vñ warñ inneclichñ fro Si hetten ain uil güt lebñ Den zorñ si got ergebñ Da ez nū an den abend kam Vñ das man die nacht vernam Vñ si ze bett giengen Mit armē si sich vm viengen Die müter zü dem vatter do Sprach lieber man nū bin ich fro Dz wir vnser tochter so gesetzt hand Si haut den aller pesten man Der wol erkennt zorñ prautē Mir ist uilleicht nit wol getrautē Hie zehausz mein tochter man Nu schaff vns ainē hain gang Vil lieber hr̄ vñ man mein Dz du sälig müssest sein (*dann* 605—6) Ich bin hie so kaum genesen Kom̄ ich hain ich wil ymer güt wesñ Des andern morgēs frü Si riet vast darzü Das sie da vrlob nāmi Vñ das si hain kāmi über vierzehñ nācht darnach. 11. *Wen* si *D.* Wene si i. *denne* s. *K.* 12. w. *corn K. dann*: Das er vngerñ hort Er sprach mit senftem wort *D.* 13. wil ise. *K.* (*besser*). * Ich getraw ez mit dir nit e. *D.* 14. *wil* — tochter man *D.* Vñ eñ n. *mine K.* 16. wer *H.* 20. *waz H.* 15—20. So si *wornam* dise wort Neina herre lat nu in dort Vñ allis das ist war Beide stille vñ offenbar Das der here wolde Als si *won* recte solde *K.* 21. Do *won* i. rate dē v. *K.* 22. irre *heren wartin K.* 23. Denne *die K.* 24. Das sin(t) mine *K.* 23. 26. evch *H.* 25—28. Vñ wer noch habe ein vbil wip Der leige einen satil uf iren lip Vñ rite si ouch alsam Ja w̄t si in wol vinger zam Hi nimt das bugch ein ende Got genade uns wen wir varin us dem encleude amen *K.* *Nach* 14 *schließt D. so*: Susz ward si dick rot vñ schamē Wen̄ si hort seinē namē Nennē so erschrack si uil ser Ir was das hertz dick swer Ee dz si gewonti der sitten Weñ er was ausz geritten Daz zü güten dingen hort Si ward mit kurtzem wort Keusch vnd rain bis an irē todt Si tett auch gerñ sein gebot Vñ ward daz aller pest wyb Das ie gewan mannes lyb.

IV. *Kaiser Otto.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (*H*) 121; *Coloczaer Abschrift derselben* (*C*) 119. *Andre Heidelberger Handschrift* (395) *Bl* 98, *zwischen Strickers Karl und Eschenbachs Wilhelm* (*B*). *Wiener Sammlung* (*W*) 68; *Insbrucker Abschrift derselben* (*I*) 58.

D. i. von k. Otten ein mer, Nu h. u. g. von alter swer C. Von k. Otten W. I. Keiser Otto mit dē barte B. 1. K. Otto *B.* (*immer* Otto, *gegen den Reim*). 2.

m. kreft W. magen manc kreftic H, mage m. kreftich B. 5. Wande B. 6. deme B. 7. allis B. 8. hatte B. 9. bit a. B. 10. argen B. argē mut W. 11. D. er h. W. bewert H. W. maniger B. stete: lete B. W. [13—16] B. 13. mvst H. het s. l. W. 14. Wenn ū. m d. W. 16. garnsts samm' W. 17. mvst H. W. So m. er W. 18. Wande er k. B. Was er da k. W. 19. Von B. 20. Sus hatte B. mangen H, manigē B. W. 21. L. vñ l. benumen: kumen (*öfter*) B. Sein lebn g. W. 22. genaden B. sein' gnad wz k. W. 23. hoer B. 24. hette B. [da] W. 26. hoh g. B, hoh z. W. 27. D. w. sich zu e. osteren B. 28. Dar quamen u. closteren B. vz H. auz iren k. W. 29. hoer eppete B. ebt H. an W. 30. hoher W. 31. Die — ilten B. 32. 36. quamen B. 33. frigen B. 35. vnt B. (*sonst auch meist* vñ). 37. wunnikl. W. 38. Vñ do g. wz di m. W. 40. De B, Do H. [l.] W. 41. T. schon b. W. 42. vnde hette m. broit drof B. 43. Vnde m. schon B. vñ m. t W. 45. Swan B. rotte (otte) B. 47. deme B. qvem: nem H. 48. Vnde er dan w. B. 49. Daz er — sān H. 50. auenture B, hofzucht W. 52. vnde w. B. (*besser*). 53. herze H. 54. lvte B. 55. hoengauen: swauen B. 56. [was] H. ze Sw. W. 57. Ein herzoge B. 58. gvlt H. 59. Solte erren B. 60. knapp W. 62. vur W. t. vmbe gerie H. 63. Die schonen bl. H. B. 64. dor in H, drin B. W. *Hierauf*: Da prach der hoh geporn knab Lützl vñ ain wenig ab W. 65. wolde daz B. 66. alle B. 67. Daz in B. [in] W. 68. gerne in bisgen B. 69. 70. Als d. v. — D. witze b. B. nam W. 71. prach W ab: stab H. 72. Da H, Du B. gie W. sime B. W. 73. truchsez: ez H, troszese: ese B. 74. sait H. 75. 78. hette B. 76. Vnd d. W. [der] B. W. w. gwar W. 78. do H. beg. B. h. b. W. 79. Do w. — al z. W. 80. Sein sit W. 81. mvet H, müt W, mute B. clein H, klains W. 82. jungl. W. 83. sime s. d. er da t. B. 84. mvde B. er im u. W. 85. knabñ W. 86. ime d. schedil vnt B. 87. blvt H, blude B. 89. weind H. weinte manigen B. m. t. W. iran: slan B. 90. troszeze H. torst s. W. 91. getorst H, Torste B. 93. kernpten H. 94. hatte B. 95. Ritterleich W, menlicher B. genvm (genümen): kvmen H. B. (*öfter*). 96. Wande — dene B. 96. 97. Er was m. — Von S. dar z. W. 98. Vñ er B. 99. Ja in nach gantzer wird z. W. 101. So vnerbemenel. B. mir bermerel. H, vnerpermikleich W. 2. mut W. gauch B. W. 3. Er w. W. leide B. 4. trosezen B. truksezz er do s. W. 5. vnuerzagete B. 6. zornenel. B. 7. habt H. W. ir ne g. B. 8. habet H, hat B. [nu] B. W. 9. Vre B. ritterliche H. 10. Vñ e. e. W. eines H B. 11. vbelich B. W. So rehte *nere* hab *B.* 112. *uch B. H.* namelich *H.* 13. *schvlt H.* werbêt a. dan ir solt: scholt *B.* 15. haut d. herre *B.* 16. laut B. *uch B. H.* vnmer *H. W.* 17. truchsez: gemez *H.* trossege *B.* 19. 20. were: bere *H. B.* Vnde ein *B. W.* *ieslichen H.* 21. *Die* hie *H.* 22. Laut *ere* r. in *B.* ze *diser W.* 23. *Bliben* alle *H.* 24. furte *B.* als *H.* 26. wolt *H. B.* ir *darumb* t. *W.* da *B.* 27. i. *dar* d. *W.* 28. uch *H. B.* gauch *B. W.* 30. edelich *B*, *lobl. W.* 31. Alsus kument *B*, So *vast* künt *W.* 32. D. wirt ew *schier* g. *W.* *ber B.* 33. Wäde i. vertragis uch secher n. *B.* 34. *Ir* t. *B. W.* bösw. *H.* 35. getorst *H.* torsêt *B.* *Nu* w. g. ir g. *W.* 36. kind *H.* haut *B.* gebü *W.* 37. Also *B.* vngeuvg *H.* 38. vre *B.* 39. *Als* [So gar] vnedlich *H. W.* vnedeliche *B.* 40. meez *H.* er *B.* 41. Do *B. W.* gr. er ain *W.* 43. Grozer dan ein reidel: scheidel *B.* *Vñ* ain *W.* 44. sluch *B.* 45. Ime *B.* zerklakt *W.* als e. *B.* 46. *Daz* im d. h. spilt *ist* zwei *B.* der *gebel W.* 47. aim *W.* haben schirbelen: zwirbelen *B.* 49. Alvmbe *B.* vmb als *H.* Vmb vñ vmb sam *W.* 50. hirn *H. W.* vnt *B.* 52. estrich *H. W.* 53. Vnde — lichen *B.* iemerlich *H.* 55. Da *von W.* hvb *H.* mecil *B.* 56. gebrecht *H.* 57. *Dv* w. *B.* [keiser] *H.* 58. hatte *B.* genemen: kemen *H. B.* het w. *da* gn. *W.* 60. begond er *als H.* begunde *B.* 61. deme *B.* estrich *H.* 62. [al] *B. W.* geschen *H. B.* 63. intr. *B.* 64. Vnt *B.* 65. wurden *B.* er so b. i. *W.* 66. *Do W.* zuhät begüde *man* in *B.* 67. S. *hof* g. *W.* 68. truchsez *H.* trosseze *were* e. *B. H.* 69. Wer *H.* *Nv* bi *dirre* g. *B.* 71. h. *da* b. *B.* 73. R. *si W.* *Sprachen si* alg. *B.* 75. *ime B.* benvm: kemen *H. B.* 77. V. s. h. *W.* 78. werd *H.* 79. Vor *B.* 80. übe *B.* èr *H.* 81. hab so vast *gesat H.* h. vast *an im* geschadet *W.* 82. Sus *B*, *So W.* [do] *H. B.* gestalt *B*, geladet *W.* 83. 84. Vor *B.* *Nu er* v. *sein* augñ kam *W.* [Und] *B.* 85. Vnde — *verste B.* von erst ers. *W.* 86. [do] *W.* Wolt ir horen wie er s. *B.* 87. habt ir *herr* so *W.* sus *H.* 88. truchsez *H.* trosseze hoh *B.* 89. ech *H. B.* leit *H. W.* 92. Vch *B. H.* 93. 94. fer: èr *H.* mines *H.* 95. gebn *B.* 96. uch *B. H.* 97. hoe m. vnt *B.* höhe min *H.* *Sicherleichă dise* g. *W.* 98. trossezĕ *B.* niht *H.* 99. uch *B. H.* 200. De s. der v. *B*, Gnad hr s. *der* v. *W.* 1. verzaget *H.* vnverzagt ritter Seit mir niht so pitter Noch als vnpermiklich *W.* 2. Laut — vinde *B.* 3. Vnde er *B.* * lies stæte. 4. mine *B.* 5. scholt: vngedolt *B.* Vñ m. s. gar *W.* 6. Habe *B.* H. i. m. vnrecht zwar *W.* 7. vre vientl. *B.* 8. laut er manliche k. *B.* menlich k. *H.* (*vgl.* 2.) 10. Mege *B.* 11. schuld *sei* m. *W.* 12. ruchet *B. W.* 13. *So* d. — vbel *W.* 14. hute *B.* 15. disme osterlicheme *B.* österleichem *W.* tag: beiag *H. W.* 16. gümnt

W. 217. *Vre B.* 18. Sit *H.* 20. erent d. ho D. hochz. *W.* 22. *Lazent B.* 23. *die B. W.* 24. Keine *B.* schvlt *H. W. groz W.* 25. inhore *B*, *hore H*, *gehör W.* 26. laint *B*, lazzut *W.* 28. niht *H.* sulle *B.* müzz st. *W.* 29. *roit:* boit *B.* 30. [ein] *H. W.* entwerde *B*, antwort *W.* 31. *eime B.* 33. truchsez *H*, trosseze *B*, truksezz *W. (lies *truhsæze).* 34. Lid m. *H* solcher *B.* Tut mir div grozz *W.* 35. n. h. m. *W.* 36. uch *B. H.* [keine] gnadū *W.* genade *B.* 37. umbe *ure B. habe W.* 39. Mvez *H.* uch *B. H.* 40. *arnt H*, garnt *W.* arndis sin m. m. *B.* 41. trvchsez *H*, trosseze *B.* trucksezz ist t. *W.* 42. V. uch l. *B.* *evh H.* Ir muzzt leiden div selb n. *W.* 44. *Der* stvnt *H.* *deme B.* 45. ū. k. *B. W.* 46. *bi B.* 47. mvst *H. W.* M. habū den *leib W.* 48. Daz w. im *gar z. W.* 49. *er sich gern* w. *W.* wolt *H. W.* welte *B.* 49. 50. *Mit* vbelichen geberen Daz — *B.* [51-58] *B.* 51. M. willikleichm *herzens* g. *W.* 52. bekant *H.* *W. er H.* 54. allz *stet* l. *W.* 55. *Er* s. *W.* 57. *Nu ist zeit* daz *W.* 58. l. *im* g. *H*, *hie W.* 59. alle *B.* d. *er* k. *B.* w. *end* i. *W.* lebe *hinter* ich *ist durchstrichen u. unterpunktirt H.* 60. mite *B.* erweiter *H*, erwelt *W.* 61. vor *B.* 62. graif *W.* 63. Vñ zucte *B. W.* 64. wer *H. W.* 65. het *H.* vor in hatte *B.* [da] *W.* 66. verschuttet, ser er falt *W.* 67. *deme B. Do* er *W.* 68. *ime* vnt *B.* 71. entschvmpliert: geziert (geniert) *H. W.* intzvnferet *B.* 73. *drvt B.* 74. Div v. *W.* *den* p. *B.* [75—92] *B.* *al* s. *reichen W.* 77. Geswind *H*, *Vil schier W.* 78. zvckt *H. W.* 81. *Geswind* an sein *het W.* 82. begond *H.* 83. U. sein k. *W.* 84 85. setzt *mir* b. Vñ gar gute s. *W.* 86. huld *W.* 87. gnad *W.* 89. Ewr l. habū v. *W.* 90. Der — *habt W.* 91. v. w. ir *W.* 93. Sus l. er ime *B.* *lang* z. *W.* 94. rulle *B*, *ropfet W.* s. *in* w. *B.* [95, 96] *B.* *Pen* s. *W.* hart: hart *H.* 96. wurgte in so *W.* 97. mocht *H. W. ges. B.* 98. vnt *H.* 300. 1. Vil g. si dr. Algemeineclīche d. *B.* si *dar* dr. V. gem. *drvngen* d. *H.* 1. Gem. *W.* 3. Lach *B.* 4. *enerl. B.* 5. *Hetten si in B.* 6. gerne v. ime *B.* 7. *Dr B.* 8. emant — *rvre B. W.* sich *W.* 10. Da — bringe *B.* noch *H.* *in* n. *W.* 11. zem *B. W.* greiffet *W.* 12. Sint *B.* 13. So w. er z. *W.* 14. abe d. wesen *B.* 15. diesen *B.* vest: *gest H.* 16. S. m. d. *W.* mvzēt *B. W.* 17. Engelten — willet slan *B.* gvez *H.* guze irs h. manigen tran *B.* 19. mvg *H*, müzz *W.* 20. Ne *her* w. *B. W.* wille *B.* 21. vnde *B.* 22. Sus t. si *B.* 23. Also *B.* selt *H*, scholt *B.* 24. maniger *B.* 25. Vil s. winkū do *W.* 26. a. g. h. *W.* g. *halde* g. *B.* 27. Dis *H.* Ditz *W.* vnt *dz H.* ez *W.* 28. dem *H.* de *B.* er *aber* s. *W.* 29. vnverzaget *H*, *ward* ritter *W.* 30. Lant *B* lenger *W.* 31.

wollet *B.* 333. *laze B.* 35. Vmbe—*er B.* *Kvm* d. l. êst *H.* 36. *mite* uf *sine B.* m. *er* u. *W.* *jenger H.* 37. gelopte *B.* 38. b. *der* k. ere *W.* 39. liez *H. W.* 41. *Als B.* 42. Den k. *B. W.* [Otten] *W.* *du B.* 43. *geswind H. W.* 44. *hette B.* *in W.* schir *H. W.* do *W.* 46. *Vnde B.* Do er was *W.* 47. *Von* e. *W.* *estrich H. W.* 48. *Da gienge H.* *gie* er s. *W.* Dv saz er a. drate n. *B.* 50. begerde *B.* *vnde H*, *vnt B.* 51. Strechen vñ *sprechen* so *B.* 52. dem *H. W.* d. von Kemptñ *W.* 53. 54. *uch H. B.* *gebñ W.* 55. lazen: Strazen *B.* 56. strichēt vre *B.* 58. Vermeidñt vñ *auch W.* nimer *B.* 60. pruvê *B.* brîf *H. W.* 61. *einem H. W.* 62. *idoch (auch) habt H. W.* haut *B.* 63. V. *raste B*, *Ser W.* 64. *Wer W.* vñ *H. W.* 66. *gern H. W.* 67. *Vre* hemeliche *enberen*: *scheren B.* heimlich *H. W.* 69. *Dan B. W.* 70. sol *W.* *so* mir *B.* 71. *sach H. B*, *sah W.* (*kann auch bestehen. Wörterb. zu Tristan. vgl.* sech). 72. Er *H.* vusanft *H. W.* 73. kungñ *W.* ab: hab *H.* 74. *Vñ* w. t. *des* gev. *H.* *enphüdñ W.* 75. scherrer *B.* 76. solt *B.* dieser *B. W.* 77. *vnd H*, vñ *B. W.* 78. *Srs B.* 79. Von *B*, *ze W.* 80. vnde *B.* *eitte* d. *W.* 81. kert *H.* 82. liez *H.* 83. leben *H.* 84. vñ *H*, *vnd W.* 85. *Hatte*—ichz *B.* 86. wande *B.* 88. *saget B.* 89. *vil* schon s. *W.* 90. Wande er *hatte* gultē gauch *B.* guts *W.* 91. Vnde *B.* 92. *Da noch B.* zihen *B*, *zwank W.* 93. Quā—geschiete *B.* *geschift* so *W.* 94. *otto do B.* 95. *eines H. B.* 96. *deme B.* *enhalb* des gpirgs *W.* 97. wunnckl. *H. W.* 98. *vnt*—*hatten B.* 99. *manige B.* 400. *Daz* si d. *vesten B.* 1. *steine B*, *stain W.* 2. *an B.* 3. Alles an laistñ n. *W.* 4. *tuscher B*, *taẅtscher W.* 5. *begonde H. B*, *pegund W.* 6. *an W.* 8. *Wer W.* *het H. W*, *hette B.* 9. *lebene B.* *rich*:-*lich H.* 10. snellencl. *B.* 11. hilfe *W.* *q̄me B.* *an* d. *W.* 12. d. herren *W.* 13. *Wer B. W.* 14. L. vñ m. *W.* *manhaft B.* 15. *entphangen hette B.* het e. *W.* *heten B.* 16. *er* — queme *B.* *er pald kert* h. *W.* 17. *Gen* püllñ *W.* 18. Vnde ime *B.* *hulfe B. W.* 19. entet: het *H.* Vñ ob *er den* n. t. *W.* 20. D. *der B.* 21. verwirket *B*, verworht *W.* *solt H.* *solde* is *B.* 22. bodesch. wart g. *B.* 23. *altusch B.* *alle W.* 24. *Da B.* 25. *Deme B.* *apt H. W.* 26. *sagede B.* 27. Do — wünesam *B.* *Ne W.* 29. *Da H*, *De B.* 30. *waren B.* 31. *sine H.* 32. [dâ] *B*, do *W.* 33. Pey t. vñ *pey* e. *W.* 35. *vor H.* [v. s.] *W.* kümē: vernemē *B.* 36. hat *B.* 38. tusch l. *B*, taẅtsch l. *W.* 40. hilf *W.* *kume B.* 42. *er B.* 43. Vñ *ander* m. *B.* 44. *mane B.* 45. *vorders* — *varent*: in *sparent B.* fodrist *W.* 46. *Vnt B.* 47. *uch B. H.* 48. in *B.* *der* v. *W.* 49. Werdñ u. d. v. b. *W.* 50. habet *B.* ir *bereit H.* 52. *wist* ir w.

H. W. *ir doch w. B. (so ist für vil zu lesen). 453. vor — getar B. 54. Wande B. siner H. ze hofe kom vnd ich gar W. 55. mer B. Verworht sein huld h. W. 56. reisen B. 57. Imer B. d. dienst H. W. 58. engenade B, huld W. 60. Vnde uf B. gesetzet: gespretzet W. 61. vngenaden bune: sune B. bvn: svn H. 62. habe B. zwen H. W. 64. erch H. B. 65. fvert H. Wande si sint beide sampt B. mit W. zu s. ampt B. 66. Seht die furet mit uch h. B. 69. [ir] B. 70. er — beide B. [bêde] W. 71. Wande B. 72. vnt B. alte H. 73. vch B. H. zit: strit H. diesen ziten: striten B. W. 75. vszer m. B, mazen B. W. 76. Vnde — hoer B. 77. weg H. 78 kan v. vre b. v. alle weg H. 79. Vil b. W. Baz b. d. anders i(e)m. B. W. 80. nvtz H. i ist B. *(beſser en ist). 81. hinvert H. hinfart W. hervart B. 82. [so] B. ger W. 83. gebat: strebāt W. 84. l. daz daz ir B. Vnd ist W. 85. [ir] H. gaut: haut B. W. 86. habt H. 87. lige B. 89. l. d. H. sache W. danne B. 90. ligent B. 92. 93. evch H. B. So v. i. m. W. 94. Wie B. W. rede in B. der v. W. 95. sin H. 96. laze B. 97. lant vnde B. 98. rite H vnd W. 99. 501. evch H. B. bi B. 500. hilfe W. 1. m. truwē B, von schuldū W. 2. Wande B. 3. trewn W. 3. 4. geweren: inperen B. 4. [sin] n. wiſlet B. 5. werde e. er B. 6. Waz — Vōl. W. 7. gern. H. W. 8. uch B. 9. mug H. W. 10. m. sine B. 11. ellentr. B, ellenthafte W. 12. Vū v. m sime B. 13. im w. B. 14. quech B. 15. vorcht H. forte niht in l. B. 16. daz W. 18. beide B. W. 19. Vor B. 20. Do d. romes H. 21. sime B. here s. W. 22. s. allz b. W. 23. angesihte B. 24. kom W. [in] B. [25. 26] B. im arch d. H. [im] W. 26. sein s. sich e. W. 27. Sūs B. [vil] H. W. 28. wenig W. 29. Hette B. hutte B, hütt W. 30. ime drin B. 31. eime tage B [er] W. 32. Wande ime — verde B. 33. gemachz H nol B. du B, so W. 34. eime B. W zvlere B. 35. eime B. 36. Vnt du B. da H. 38. Du B, Da H. kom W. 40. 41. Gegen in der k. m. Begunde stappen gegen in B. Vñ ouch der kaiser (: purger, Reitñ g. W. 42. Vmbe B. [er] H. m. hin B. 43. Tedingen B W. vñ H. W. 44. truglösen W. 45. bvrger H. W. hetten B. 46. barrat B. 47. ersl. W. 49. Daz er B. wolt (: scholt H.) H W. 50. Vū m. B. in dann solt Erm. W. 51. an H W. 52. 53. hette B. het auch schier dar g. Also W. schir H. 54. kom W. 55. Waffens i. ploz vñ b. W. 56. tougenlichev H. *(lies tougenlichiu). tougenlichen B, towgnleich W. harnschar B, harschar W. 57. berait W. 60. Eines B. 61. Want B. tree l. H, truwe losen B. 62. Tougentlichen B. Hierauf: Div kom auf in gerawschet Mit plozzñ swertñ pawscht *W.* 563. *Vñ* w. *B*, *Sy* w. *W.* [im] brẏven *H.* 64. Vn*t* *du B.* d*a H.* 66. vñ *H. B.* 67. Also *W.* begonde brẏen : treẏen *H* 68. Vn*t B.* 69. K. — *ersl.* *W.* wol*t H.* 70. D*r B*, D*a H.* 71. [Vil] *W.* *bliben H.* 73. Sprang *W.* zv*f*er *B.* 74. sime *H.* er *pald* l. *W.* 75. hien*g W.* 76. er *vil beh.* *W.* 77. [gar] *W.* 78. *quā B.* 80. bvrgeren *H. B.* *Hierauf:* Den schilt er do ze schirm pot Vnd half im auz grozzer not Er dakt seine plozze lid Vnd maht dem keiser frid Dem tet er wol geleich Als ein ritter ellent reich *W.* 81. wert*e B.* *Wert* er *W.* 82. zerhaw*t W.* vñ *H.* 83. [von im] *W.* vnde *H. W.* gavch *B. W.* 85. slan : tran *B.* *ersl.* *W.* 86. ir*s* b. manigen *B.* 87. ellentefter *B* 88. bitterlicheme *B.* 89. Eer *B.* guvc *H. B.* *Mit slegen* er *ir gnug W.* [da] *H. W.* 90. *Waz W.* 91. machet *B.* er aber v. *W.* 92. Vn*t du B.* d*a H.* 93. ha*t*te *B.* 94. D*a H*, D*r B.* 95. Nakent in *W.* 96. dra*t H.* *Dann:* Als ob er vmb die geschicht West in der welte nicht *W.* 97. *Er* b. *W.* ba*t*e sam *B.* [da] *W.* 98. fluch*t H. W.* 99. Ran*t H*, Kom geriten *W.* 600. manlicher *B.* 1. Erl. he*t*te *B.* *an W.* 2. *Es* — har*d*e *B* gar *W.* klei*n H. W.* 3. Wan*d*e *B.* 4. *Für* *W.* 5. Darinne *W.* er beizze*t H*, er beze*d*e *B.* 6. *Auf s. g.* saz *er W.* 7. zorn*ae*cliche *B.* 8. quam*e B.* a. k. *W.* 9. V*o*r *B.* [schiere] *W.* 10. nemen*t B.* Ir h. s. er *W.* 11. nac*h H*, nahñ *W*, n*a B.* 12. Want *B.* 13. Zw*u H* 14. Ich m. *W.* muste *B.* verlorn *H. B*, *verdorben W.* 15. Vn*t B.* d*en lip verloren han H.* 16. 17. *Vñ* w. i. w. m. b. g. A. *W.* W. ir *H.* Wiste i. w. he*tt*e g. Mir *so helfen*cl. *B.* 18. *Der* m. *B.* nak*e*nt e. *W.* 19. wol*t*e im li*g*en *B.* 20. vn*t B.* Ich h. m*ein* l. vñ m*ein* l. *W.* 21. helf *H*, hilffe *W.* 23. an*e B.* 24. Erkenne i*n* *ſ*man *B.* 25. breng*e* in *vor B.* 26. *osterl. H.* 27. en*t*ph. *B*, enphehet *H.* 28. im*e in B.* mit *W.* 29. *ſ*mcr *B.* 33. wisten *B.* 34. dem*e B.* 35. he*t H. W.* he*t*te *in B.* an *W.* 36. *Si s. a. in* w. *B.* 37. wol h. *B.* w. *all* w. d. *W.* 38. *er* l. *B.* 39. dem*e B.* 40. leder *B.* vñ *B. W.* 41. Vmme *H.* der z. *B.* 42. *er B.* leit *H.* 43. So v. u. sime *B.* *ra*st *W.* 45. sin*e B.* *un*schuld *W.* 46. vr*e B.* 47. d. sel*b W.* Wer die rede also g. *B.* 48. w. m. *B.* 49. [herre] *W.* nv *für* in *H.* 50. k. bego (u)nd *H. W* 51. He*t*te *B.* er *mir mein* v. e. *W.* 52. lâze in *gerne* h. *B.* Ich l. in mei gunst beiagñ *W.* 53. de*de B.* m*ein* gu. *W.* 54. 55. Ditz nim *ich* — l. *mein* — *mein* e. *W.* 56. D*r B*, D*o W.* 59. [Sa] *H.* 60. l. er k. *her* in *B.* kumen *H. B* 62. he*t*te *B.* av*h H.* *dz B.* 63. nacken*t W.* 64. Wande *er* d. *B.* er e o. *H.* *(das e durchstrichen).* 65. Truc*h* in sim*e* h. ho*h B.* 66. pei sein*em* b. *W.* 67. *Minen H.* ' *Einen* k. *über* l. *B.* *(ist* *beſſer*). Ain k. vber sein t. *W*. 669. in *kilt* er *niemer* *B*. 70. hilffe *sol* *W*. 71. genedel. *B*. 73. vbelich(en) *H*. *B*, vbleich *W*. 74. *Dv* *B*, *Do* *W*. 76. zornel. *H*, zornel. *B*. 77. hin fvr in *H*, hin fur hin (*aus im gebeſſert*) *B*. fur in g. hin *W*. [Seht] *H*. da gebarte *B*. 79. er im *W*. 80. *Sagent* *B*. 81. *Der* k. *W*. getorstent *B*. 82. *Immer* gestraichen *W*. 83. O. *ymmer* v. *W*. kumen: vernümen *B*. 84. Ir h. d. *H*. habt *H*. *W*, hat *B*. [wol] *W*. 85. umbe i. *er* *B*. vint *H*. * (*lies* vient). 86. [ez] *W*. 87. scharsais *H*, schar sach *H*. 88. Vñ vr grimel. *B*. griml. *H*. Vnd mit ewr z. *W*. 89. *Mein* hawbt geraufet h. *W*. 90. *es mir* an lök *W*. [noch] *H*. locke *H*. *B*. 91. gefremet *H*. *B*, *getan* *W*. ere *B*. 92. getorstet *ie* in *B*. 93. *Ie* kom̃ *W*. d. embe *B*. *in dám ist* w. *W*. 94. hoh v. willēt *B*. welt *W*. 95. willēt *B*, *künt* *W*. 96. Gn *B*. *W*. 97. quā *betw*. *B*. I. *wart* betwungen h. *W*. 98. [fö] *B*. *W* vñ *H*. *W*. 99. div *getat* *W*. 701. sinē hulden *B*. 3. *Niht* lieze *B*. *W*. i. *in* v. m. *B*. 4. setz *H*. *W*. 5. selek. *B*. [7. 8.] *B*. mvst *H*. *W*. samir *W*. 8. E. *meins herrñ* g. *W*. 9. Were — ime *B*. n. u. m. k. *H*. n. u. *W*. kom̃: *benem̃* *H*, kumē: genumen *B*. 10. Mine l. hette B. *gnom̃* *W*. 11. *pei* disen *W*. 11. 12. Sa *zu hant* an d. s. *Obe* i. an d. ferte were e. *B*. *die besternten 6 Zeilen gibt allein B*. * (*lies* umbe *für* über). der *in is* gesprechet. 13. da *H*. 14. [ir] *W*. 16. Dar *umb* *W*. 17. Wider *W*. uch *B*. *H*. 18. * (*lies* und). got *H*. Got vñ m. *W*. solt *H*. *B*. 19. varbe *H*, *stunt* *W*. *wilk*. *W*. kum̃: benum̃ *H*. *B*. 20. hāt m. swerden *B*. swer *H*. *W*. 21. Vnt — *ernert* *B*. l. *hie* g. *W*. 22. muste *B*. 23. *Dan ere* *B*. Wer i. hilfe *W*. 24. Sus *B*. Er sprang *W*. *hierauf*: Gar minnikleichā hie Mit arm̃ er in vmb vie *W*. 25. Vnde kuste *B*. liden *H*. 26. Eine *B*, *Minen* *H*. sren *H*. *W*. [luter] *W*. vrid *H*. *W*. 28. zweiger vientschaf *B*. vints. *H*. [dâ] *W*. 29. Want *B*. hoh *B*. *W*. 30. grimel. *B*. *W*. 31. deme — geveich: leich *B*. 32. gap *B*. *W*. vñ *H*. *W*. 33. iars *H*. g. *des* Jaris (jars) *B*. *W*. *zwai* h. *H*. *W*. druh. *B*. 34. freh *W*. vñ *H*. *W*. 35. Brahte — hoen *B*. *auf* h. *W*. 38. War *H*. umbe *B*. *egelich* *B*, *edl* *W*. 39. sins gemedes quech *B*. Gern sein dez müts k. *W*. 40. Werfe a. *zaheit* *B*. *all* zagh *W*. 41. Vnde *B*. ner s. *H*. 42. Wande *B*. 43. prisen *B*. 44. brengent lop vnde *B*. 45. [Noch] *W*. eime *B*. iesl. *H*. 46. D. *in* w. *geleben* k. *H*, D. sich ze rehte vbñ k. *W*. 48. *dz* mere *B*. *sei* dem m. *W*. *J*. 49. diser süzzñ *W*. *J*. *B schlieſst hier kürzer ab*: Svnder alle missetat Von Wirzeburch ich conrat Kan da von niht me veriehen Got laze vns allen wol geschen Amen sprechent vil hart. Hie endet sich der bart. *Die beiden* *letzten Zeilen roth.* — 750. *Daz* — tierbeck *W. J.* 51. reim *W. J.* 52. in tewtsch g. *W. J.* 53. Von Lat. — [mich] *W. J.* 54. schön *W. J.* 55. Da er *inne* z. *W. J.* tvm: blvm *H.* 56. Ist probest *W. J.* 57. *Da* scheint *W. J.* 58 müzz *W. J.* 59. *Seit* — tugūt *W. J.* 60. Wyrzpurg *J.* 61. Müzz *J.* 62. derren *J.* 63. geren *J.* 64. Daz püch *J.* *Hierauf:* Maria sei gelobet schöne Got geb vns die (den) himel krone (thröne) Amen daz (d. es) werd war *W. J.* *J fügt hinzu:* Vnd helff vns zw der heiligen schar. Deo gratias. Et finitum est am freytag nach sand gilgen tag jm lvj jar. (1456.)

V. *Die alte Mutter und Kaiser Friedrich.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H) 202 (fehlt in der Coloczaer Abschrift). Wiener Handschrift (W).

Daz mer von der alten muter W. 1. *Volrat hat* g. *W* 1. 2. geticht: bericht *H.* gefügt vnd ger. *W.* 3. gemechleichs *W.* 4. *sagt W. is H. (immer).* 5. *Vnd* weilent g. *W.* 6. [wârhaft] gach *W.* 7. Nvrnberch *H.* 8. do *H.* dik wunderleich *W.* 9. 10. han d. swaben: herlichen gaben *H.* 11. *hôrent aber* v. *W.* 12. fraw *W.* 13. vnd *W. (immer).* 14. *Si waz wol* d. freyn *W.* 15. Vnde *H.* auch *für* was *W.* 16. si *weder* h. *noch* s. *H.* vnde *W.* 18. [wol] — lawt *W.* 19. *Allez daz* si wolte *W.* sie *H. (immer).* 20. So si *ez* t. *wolte H.* 21. het — ben. *W.* 21. 22. genemen: bekemen *H. (immer).* 24. *Waz in* div *fraw W.* 25. *Des* achtet er n. *fast W.* 26. Er het in steter tugent rast *W.* [27—30] *W.* 27. vñ vor tet. 29. gern. 30. gantze. 31. *Des* vl. — aller *W.* 32. *gwan W.* 33. des pesten jach *W.* 34. *swie H. Wa* — hort *W.* 35. vlog *W.* 36. sein hub *W.* 37. a. *dik geschicht derh W.* noch *H.* 38. *seiner* m. l. *W.* 39. *Si* wolt in n. ir *W.* 40. *Zu iren* s. *W.* 41. *(lies hiez')*. prôsner *W.* 42. *Da* m. er *ir* daz s. ler *W.* 43. *Wa* — an *kam W.* 44. An s. er d. n. *W.* 45. Vnde — vnde *H.* Er kl. — sein knecht *W.* 46. *irem H. sein* m. *von* recht *W.* [47. 48] *W.* vnde — iren g. 49. Daz n. *div muter* n. verg. *W.* 50. manche *H.* fraw *W.* [51. 52] *W.* 53. *Si* sp. *W.* 54. *Er* k. s. *nicht* an ain ort *W.* kart *H.* 55. Er v. *waz er gwan W.* vor tet *H.* 56. e. *ander* erber *W.* 57. Eines *H.* [tages] gedacht si ir *W.* 58. *Vnd* kôm — *ins W.* 59. So wolt ich mein *W.* 60. ich m. *W.* 61. *ist so* ängstl. *W.* 62. *Nu* kom *auch* k. *W.* fridrich *H. W.* 63. 64. Do d. m. het v. Daz der kaiser waz k. *W.* 65. Des *waz si* vnm. *W.* 66. sun *W.* 67. *gen* h. faren *W.* 68. do *H.* bewaren *W.* 69. *besprech* — *geren W.* 70. en*mag* ich n. enperen *W.* 71. *Absatz in H.* 71—74. Er sp. m. waz wolt ir dar Ich wirb w. ewr b. gar *W.* 73. *vor* sagen *steht* h. *unterpunktirt, als Ansatz zu* hœren. 75. Vnd pleibt hie haim ymmer me *W.* niemand*e H.* 76. Ew t. d. tagr. *W.* v*ch H. (immer).* 77–82. Si sp. ich muz ie dar Clagen piz an angst gar *W.* 78. ich ie bins diz. 79. vmm*e.* 81. *Der* dich b. *W.* 82. *Vnd daz du im nicht* ens. *W.* 85. w*ürd W.* 86. m. h. geduls *W.* 87. vnd*e H. seit guts W.* 88. *Ew zerrinnet W.* [89–92] *W.* 91. vnd*e.* 93. [vñ] ha*b W.* 94. *Vnd* b. u. *wol dar* ab *W.* [95–96] *W.* 95. ich vch mit. 96. vnd*e.* 97. *ainem* hewr ze *war H.* 98. *Er vbr wint es aber ze W.* * *(beſser scheint* hiur' ze våre: lih*t* ze jår*e).* 99–102. ich muz ie dar Chlage*n* piz an an*gst W.* 99. enwizze. 100. irem. 3. 4. m. *ich hilf ew dar* Daz sol geschehen an var *W.* 5. 6. Er ged. *daz* si in wolt b. *Da ez schier solt tage*n *W.* [7. 8] *W.* vnd*e.* 9. Ains tag*s W.* 10. *ze* gerich*t W.* 11. Er b. sein *W.* brocht *H.* 12. *Vnd* kom für d. sal*s W.* 14. faren W. 15. *wer W.* 16. *secht* u. ains *W.* vmb*e H.* 17. *wer* geschort *H., gesniten sey W.* 18. vnd *suckaney W.* 19. *Dir* het er paid an *W.* 20. zwe*n* — *dran* W. 21. *zu* de*n* elle*n W.* 23. [der] *W.* 24. M. *als* ich *W.* 25. Ein*e H.* red — ir *W.* 26. *Als* — geb *W.* 27. *Die* erm*t* d. suckeney*n W.* 28. So s. ir n. verzie*h*en *W.* 29. Vnd*e* schult *H. Ir* s. *ew vast* — haben *W.* 30. Daz ew niemen — scha*b W.* [31–34] *W.* 36. ai*n W.* 38. Nach de*s* sune*s* s. *H.* 39. [unde] e. t. er im g. *W.* [er] *H.* 40. *Als vns daz mer verjach W.* 41. *Er wolt auch* v. *W.* vor *H.* 42. *Vnd wolt sein sache hören lan W.* [43. 44] *W.* schire. 45. kenste*n H.* 46. *Der* n. b. *W.* 47–50. d. *selben* r. muder Er g. ez s. m. *W.* 51. ha*tt* mich a. *W.* 52. vnd*e H.* sein *W.* [53. 54] *W.* 55. den sal w. *W.* 56. kome*n an W.* 57–62. Wie fast si an im hieng Daz er ir nicht engieng Si nam in pey den ellenpogen Vnd wolt für den chaiser zogen Der ritter der sach vmb sich Fraw warumb ziecht ir mich Ich wen si lützl gesicht Si tut ez vmb süst nicht *W.* 64. [nû] lat *W.* [65. 66] *W.* liht. tvn. 67. gedach*t W.* 68. *Dir* muter volg*t* vast *hin* an *W.* 69. *Piz* — *ka*m *W.* vor *H.* 70. vnd*e H.* u. *si* v. rech*t W.* 71. si *ander* lawt hort sagen *W.* 72. d*a* pegu*nd si* o. *chlagen W.* 73–78 *hinter 184 versetzt W.* 73. lawt vnd *W.* 74. herr *W.* 75. Daz k. *W.* got *H. W.* 76. d. *mir* de*r W.* bot *H. W.* 77. [mir] *W.* 78. ich *nimmer* h. W. 79. do di*e* fra*w* k. *W.* 80. M. h. *sa W.* 81. law*t W.* 82. m. *noch* v. r. *un* s. *H.* (un *ist unten punktirt, so daſs* tuon *wegfallen und* noch *bestehen kann*). *ze* rech*t W.* 83. *Vnd* ez *gar* w. z. *W.* 34. frawn chla*g* v. *Hierauf folgen* 289–93, *dann* 233–40, *u. fehlen* 185—232 *W*. 185. vmm*e*. 87. he'. 88. *hinter* dich *steht* vor *unten punktirt*. vurbringe'. 89—90. mich e. l. B. u. in m. s. Vnde g. d. 201. hube*n*. 2. vmm*e*. 3. vnd*e*. 12. rech*t*. 15. swerez. 31. vro*w*. 32. vnd*e* m. niemand*e*. 33. Fraw- ew mer *W*. miir *H*. 34. *Ich sol ez wol sagen dir* Daz da wirret mir *W*. 36. o. *han ich ew* d. W. 39. ew*r* s. ta*ub* *W*. 41. *Absatz H*. [41—62.] *W*. 42. welch*e* — do. 43. d*a* er lou*k*ent. 45. vnd*e*. 49. m. recht *unten punktirt u.* rat *darüber geschrieben*. 50. *vor* h.t *steht* het, *punktirt*. 51. *vnzit steht über punktirtem* zit. 53. vnde het. *(*lies* huet=huetet *hütet euch davor*). 57. *beſser* begieng. 59. *wiederholt* Nie v. 61. dvnk*e*t. 63. nahe*n* *W*. 64. *Ache* vn*d* p. Secht herr waz er mir tete Ob ich ewr nicht hete *W*. [65. 66.] *W*. 67. 68. Der ritter der sach vmb sich Ez dawcht in vnpillich *W*. 69. 70. Ob er iemant erkant Daz er in ruft u. in nand *W*. 71. si *do* b. *W*. 72. D*ie* vergazzen ir *W*. 73. dawcht s*i* g. *W*. [75—88.] *W*. 78. kvmmerl. 79. dvnk*e*t — erverret. 84. iz. 89—93. *stehen schon hinter* 178 *W*. 89. hu*b* land*s* *W*. 90. hewt phan*ds* *W*. 91. vnd w. nimmer *mer* *W*. werde*n* *H*. 92. de*s* möcht ir sweren*d* *W*. 93. *Pey* mei*n* s. immer *mer* *W*. [94—98.] *W*. 97. w*an*. 98. *vur* gult. 99. *Do* sp. de*s* kaiser*s* *kapplan* *W*. 300. ditz *W*. [301. 2.] *W*. 3—8. vns sagt moises ain lere *W*er v. u. m. e. Daz der selig werd Hie auf der erd *W*. 3. *beſser* v. u. m. 5. vnd*e*. [9—30.] *W*. 11. ant*h*yoch. 12. d*o*. 15. sc*h*ulle. 18. **lies* min*iu*. 24. sie *doch* g. 30. nieman*t*. 31. 32. Dem k. wart vil zorn Daz wer pezzer verporn Zornikleich er sp. Do er in an sach *W*. 33. sech*t* *an* dise*n* *W*. herren *W*. *H*. 34. *Er wil* l. *W*. [36—40.] *W*. 37. vnd*e*. 38. verlou*k*ent. 39. (wert *ist* werdet). 40. **lies do* sich. 41. ir *ewr muter* v. ew s. *W*. 42. einez *H*. ding*s* m. [nu] *W*. 43. hulde*n* *H*. 42. 44. pei *mein* hulden Vnd pey ewren schulden *W*. 45. fur*t* *ab* *W*. 46. ir m. leiche*n* phlege*t* *W*. [47. 48.] *W*. 47. *is*. 48. *iz*. 49. **lies* gedâht'. 50. [nû] n. so *W*. [51. 52.] *W*. 51. ge*n*. 54. *Du* pis*t* — erwert *W*. [55—82.] *W*. 59. *hinter* herre *ist* ich mich niht *ausgewischt*. 61. *W*az. 62. d*o*. 64. gvt*e*r. 65. en*s*t. 70. wonte. 76. sc*h*ult—k*u*men. 80. vnd*e*. 83. geluk i. [wol] *W*. 84. *do* h. er p*ringen ain* p. W. 85. si *do* b. *W*. 86. vnd *W*. 87. 88. Do si geriten ain w. Dez *weges* ain m. *W*. [89. 90.] *W*. 91. 92. Do bege*nt* i*n* a*nder* h. Die begunden gen in keren *W*. [93. 94.] *W*. 95. Vnd fragten in d. *W*. 96. Vnd wer ze *W*. [97. 98.] *W*. 99. Er sprach waz mer ze hof sei *W*. 400. Daz sag ich ew habt hie pei Seit daz got die erd geschuff Vnd den himel dar auf Vnd daz mer dar vmb gie So erforst ich pezzer mer nie W. 401. Sagent herr *W*. 2. mer sint W. 3—10. Er spr. wer sein m. h. verloren Daz sprich ich an zoren Vor dr. j. der vind sei hie Ich für div mein hie In dr. j. han ich sei nie gesehen Daz wil ich in der warhait gehen Do sprach ain ritter nain Des frümikait dar an schain *W*. [*11—14.] *H*. *11. tre*wn*. *12. erkenn*e*. 11. Der ritter w. ser *W*. 12. *Wan — er W*. 13. ho*f* kem *W*. 14—17. m. im sein muter nem *W*. 17. 18. Der ritter rait mir grozzer klag Von der gemeleichen sag *W*. 19. 20. lach*et* star*k*: star*k W*. 21. Daz h. er [im] *W*. 22. *Er* gab imz *W*. [Er spr.] *H*. 24. h*abt ew* v. ewr m. Ich wil ew jmmer berait sein Wa ir bedürfet mein Ditz mer hat ein end Got vns all klag wend Amen *W*.

VI. *Rittertreue*.

Nur in der Heidelberger Sammlung [*H* 201.]; *fehlt in der Colocaner Abschrift* [C.]

1. herr*en* (*immer*). 2. sie (*immer*). 4. die. kein. 6. ze *b*rechen. 8. s*ie*. 14. d*o*. 24. *g*iht. 29. vnd*e*. 31. Daz. 41. sc*h*olde. 42. i*m*. 45. rich. 46. manc*hen*. 48. qeam (*immer*). 49. *v*ch s. 53. **lies* hêren. 64. *hinter* man *steht* weste, *unten punktirt*, *als ungültig*. 66. san*t*. 67. **lies* hêren. 70. v*ch* (*immer*). 77. dvnk*et* 83. brief*e*. 85. gab*e*. 89. les*t*. 97. brief. 99. *kein Absatz*. 101. do. 7. vmme mer. 8. *hinter* wol *ein Punkt: vielleicht ist* waz ob *zu lesen*. swer. 9. etteswo. 13: 14. mer: wer. 24. **lies* strite. 25: 26. gedacht: bracht. 29. wol*t*. 30. begonde (*immer*). 32. d*o*. 35: 36. verber: mer. 38. mocht. 40. iz—tvn *ne*. 51. Und*e*. 52. schull*e*. 54: 55. genemen: kemen. 55. brie*f*. 65. iz (*immer*). 76. hat. 78. vñ. 80. slah*t*. 89. 90. sprech *ze*: n*e*. 91. eteswo. 94. **lies* zuo. 99. **lies* guotin. 209. do. 12. alweinende. 17: 18. venetzer: ler. 20. vür. 24. danne. 27. do. 28. scholde. 38. *n*iht. 40. geleben (le *unten punktirt*). 47. dach*t* her vn*d*. 53: 54. getvn *ne*: *z*e. 59. *Absatz*. 68. si*n*. 69. losen. 80. mine*z*. 81: 82. mer: mvntzer. 88. v*ch*. 98. schold. *hinter* gesunt *steht* we *unten punktirt*, wal *Ansatz zu* wesen. 300. dor*t*. 3. gro*z*. 4. *d*orst. 11. kan *steht über punktirtem* mac. 15. sch*ol*. 17: 18. vernemen: kemen. 19. mach*t de*-*gen*. 21. *m*e*ge*. der (*die Beſserung des Reimes* ste in stên *ist aber vergeſsen*). 24. gib*e*. 28. *vor* kan *steht* ma *unten punktirt*. 31. Daz zv. 35. rant. 36. gelieb*t*. 45: 46. nam̃: scham̃. 47: 48. wist: mis*t*. 57. *'beſser* wil'. 58. wol *ist überzählich*. 61: 62. vier: sehier. 62. so *ist nachgetragen*. 66. rech*t* sc*h*olden. 75: 76. *k*emen: *k*emen. 78. mvs*t*. 79: 80. wer: mer. 84. *'lies* volget' im. 85. *k*oude. 87: 88. ric*h*:

lich. 393. da. 94. ir *ist nachgetragen.* 402. vil *ist überzählig.* 7. do. 15. *'beſser* wunscht'. 16. *vor* teiles *ist* heiles *wiederholt, aber unten punktirt.* 21. 22. *vielleicht* behage *und* kunne *zu streichen.* 28. schult. 30. silbes. 33. *ers (fast immer.)* 37. *'lies* Nû. 43. *Absatz.* 49. do. 55: 56. *rvrt*: lvrt. 64. *zr glüden.* 66. *'beſser* erschrik. 69. kaflenten. 74. mir *ez.* 75. vmbe. 87. *Absatz.* 90. *dr*aben. 501. *Absatz.* 5. gelich. 11. ôrs. 24. truge — wapen. 31: 32. gereit: *be breit.* 35: 36. gestein: rein. 37. wapen. 48. vrow. 50. hir. 51. mvntaberch. *'lies* Muntaburk (*wie* 28.) 54. *Jr*stieren. 55. *'lies* im. 57. *s*wie. 63. *wer* sich Jvstez. 71. francrich. 72. Jvst. 73. g. *die* vr. 77: 78. helm: melm. 86. *kein Absatz.* 88. pris *hiez* (*das letzte Wort unten punktirt, und darüber* hort.) 97. *Absatz.* reht. 610. *'lies* niht. 13. *Absatz.* 16. mancher. 18. wirt. 20. schanket. 21. m. da a. 26. *'lies* erschollen. 29: 30. vernvmen: kvmen. 34. *kein Absatz.* 36. scholde. 45: 46. rief: slief. 47. *Absatz.* 51. do. 54. lilyen. 60. ir *bosheit.* 63. do. 68 langer. 69. 71. do. 74. vnd do. (*'lies* und *dâ*). 75. 79. do. 84. solt. 97. vil *ist überzählig.* 99. hient. 700. schult. 2. vor *kann fehlen.* 9. scholde. 10. *'beſser* dan. 14. sonen d. *'lies* so endurft. 15. *ist zu kurz; etwa* vest und guot. 18. ie *für* ir, *kann auch bestehen.* 25. hat. 31. got. 40. *'beſser* vrouwen *gê.* 41. 53. *Absatz.* 51. und *ist überzählig.* 53. ſue' wer. 54. *'beſser* m. *niht* e. 57. achtez allez—grv̊z. 60. trew. 61. be *r*icht. 64. vñ *ir* irs. 65. *Absatz.* 66. stein. 79. sonen wird. 81. *Absatz* 82. grôz. 85. *kein Absatz.* 87. stån. 88. mvst. 89. *'lies* Ich *en*weiz. 92. wo. (der *ist überzählig*). 95. *Absatz.* 802. 3. *ist für* hie Zihen *beſser* zien *zu lesen.* 4. einez. 5. grôzer *kann fehlen.* 10. mer. 14. e *ist unten punktirt, also wol* grifet *zu lesen.* 25. *Absatz.* 27. *vielleicht* ich *binne* varn. 31. *kein Absatz.* 31: 32. schon: tron. 35. got. 43. rich. 47: 48. eben: vergeben. 50. hat. 52. rich. 55. a. rich d. *unten punktirt.*

VII. *Crescentia.*

Heidelberger Sammlung (*H.*) 51.; *Coloczaer Abschrift* (*C.*) 48: *umgearbeitet und abgekürzt aus dem alten Kaiserbuche* (*K.*) *der Heidelberger Handschrift Nr.* 361. (*Bl.* 68–77.: 1462 *Zeilen*), *dessen Ueberarbeitung in Sprache, Reimen und Maaſse der Reimpaare, die Wiener Handschrift* (*W.* z. 10,920–12,365.) *enthält. Die Vergleichung beschränkt sich auf die gemeinsam gebliebenen Reimzeilen. Ueberschrift:* e. edel vr. sa *C.*

1. Rom *C.* 12. Dor *H.* 15. Elizabet *H.* Elizabet *C*, Elisabeth *K*, *fehlt W.* 20. si *H. W*, sie *C. K.* (*fast immer*). 26. wurde *C.* 35. *riet K. W.* 36. Wir sch. d. st. s. *K*, Nu sch. w. d. st. *als. W.* 37. Daz m. ein

(en) r. *K. W.* 38. Sweder(e)n dev frauwe w. *W. K.* 41. Do w. (wart) d. ain(e) Diet(e)reich *W. K.* 42. d*ie* vol*le W*, *wol K.* *er*leich *W.* 48. h. d. *selben* Diterich*en*: gelichen *K.* unge*b*ar *C.* 48. *ungetanen* Ditereich*en*: riche *K.* 49. *Do* g. s. *K*, Dev frawe gie *W.* 51. *nam K. W.* 52. ir *baz* in *K. W.* 53. Rom *C.* 53. 54. R. u. Lat(e) ran Wurden im (bede) u. *W. K.* 56. Nor*t*man *K.* 56, sag*e*ten im Rômær(e) *W. K.* 57. *Do K. W.* machete *K.* chert er ü. *W.* 58. gr*o*zeme *K.* eine*m* k. *W.* 59. Ei*n* *richen* k. *K. tw. K. W.* 60. D*a W.* begonde *K. H.* (*meist so*). 65. [daz] *K.* 71. iameren *K.* 72. *Daz* im (*daz*) r. *W. K.* 73. San z. d. st. *K. An* d. *W.* 74. Tet er (i)z d. chvniginne *K. W.* 75. vm*b W.* vie *K. W.* 76. *Er* s. *nu* m. *K. W.* 79. Durh eine michele n. *K.* Ic*h* tô*n* es durch n. *W.* 80. vúrcht ob ich lig t. *W.* Belibe ich underwegen t. *K.* kiese *H. C.* 83. Da gip m. dinen r. z. *K. M.* travt nv r. m. dar z. *W.* 84. i. mein ere an dir (ge)t. *W. K.* 87. wolt *H. C.* 90. nem *H. C.* 99. [iht] *K. W.* send*is K.* 100. d. *is* baz *K.* Des s. du d. [baz] *W.* 3. Dû hast einen br. herlich *K.* D. b. ist erl. *W.* 4. Geheize*n* ist er Dieterich *K. W.* 5. 6. Dem (e) sint dev reich(e so) gelegen Vnd sol auch (Er s.) deines gerichtes p. *W. K* 9. E. morgen(e)s *W. h.* vil v. *W.* 10. Manic *K. W.* kom *W.* 13. Er *beralch* (enpf.) s. im bi *K.* 14. vûr *W. H.* in *enel. K.*, *dan zehant*: hant *W.* 15. kunic uñ sin[e] *K. W.* 16. leide uiant (veint) *K. W.* 17. Den sinen (selben) *K. W.* 21. 22. Do iz do (erz) r. b. Der uil ungetruwe m. *K. W.* 23. D. v. was e. *K. W.* 24. D*a*z w. sie weinende *K. W.* 27. *winie K.* (Althd. winia: *hat* benige *veranlaſst*). 28. *V*ereisset *K.* 29. *'lies* schand*e*. 33. Wand*e*-*sere K.* 34. du *von mir* w. *K. W.* 36. *Doch* i. d. b. *K. W.* *zæm*: næm *W.* 37. *An getene* (getaet) uñ an v. *K. W.* 38. *sol K.* 39. Du *ne* wandels *K.* 40. d*en scaden K. W.* 42. Do begoñde sie sa *K.* Vil stille gesweig et sa *W.* 43. *Vil maniger* g. list*en K.* Si ged. m*aniger* l. *W.* 44. *mohte* gevristen *K.* Da s. s. m. *W.* 46. *'lies* ich. 51. *prvſe H. C.* 52. en*s*izzen *C.* 53. romer*e K.* 54. *Geſri*(ei)schent *C. H*, Vireiskent *K*, Vraischent *W.* si*n* *C.* 56. *'lies* daȥ. 59. *gestain W. Vz* s. vñ *uze* b. *K.* 60. D*a*r *C.* 61. gru*s*e *C.* 66. mine*n C.* 69. 70. daz hus Mit *uil uesten* sl. *K.* Das die tv́r werden besl. *W.* So si (varn) wir genozzen *K. W.* (ge*borgen*, *bewahrt: erinnert an* Nib. 3742). *Weiterhin nochmals*: Die smide unuirdrozzen Daz hus wol besl. *K*, Die weil chvnd er nv́tzen Die tv́r hiez er beslvtzen *W.* 72. *sei H.* 74. Al*s H. C.* noch *H.* 75. 76. lise: spise *H.* 77. *dar uſ K. W.* 83. capelan *H. C.* dine (die) cappelane (chapplan) gan *K. W.* 84.

Rom -- *Latran W.* 185. 89. 94. heiligt. *H. C. W.* 92. m. is w. *K*, wirt vnser *W.* gût r. *K. W.* 93. **lies* lenger niht. 94. h. (er) bestifte *K.* 95. Der abent was (so) sp. *W. K.* 97. stûzzele *K.* 98. *leite* s. *an K.* Den *herren vúrt* si *an W.* 99. Einen *K. W.* gieng*e H. C.* 200. *ne* ducht*e K.* in *niht* l. *K. W.* 2. Di*e* v. d. *unterpunktirt H.* vor *H. C.* 3. solt *tv H.* 7. Vor *mir* (*Aller*erst v. m.) s. d. w. *K. W.* 8. h. *in* s. *C.* Ich h. s. *K.* 9. Durch dich g. *W.* (sere) *K. W.* 10. kem*men*aten *er s. K.* Als er in dev k. s. *W.* 15. Owe sprach er d. K. Er sprach auwe d. *W.* 16. *Vnd* h. *W.* h. *dines* d. *K. W.* 17. Mich beslozzen (B. m.) h(er)inne *W. K.* 18. heiz*e K.* 19. *geswie K*, *geswei W.* 21. swer*e K.* *zween C.* *einen* ait: lait *W.* 23. Getrŭn *W.* 24. *ne gere K*, ger *W.* 25. antwort — schir *H. C.* 27. *Si* sprach s. *W.* 28. *Hinne ist* b. *W.* ha*s K.* 29. 30. *ungesezt K. W.* (guot) *K.* Scone b. *uñ* g. *K.* 31. nah*e K.* 32. D. *ne si nie* so gah*e K.* hart (*nicht* habt) *W.* 33. Du mûst hinne (m. h.) biten *K. W.* 39. *lloren H*, *verlorn C.* 43. 44. Biz in *H.* sante z. l. *K.* Vntz in g. wider sande *W.* 46. ge*sun*gen *C.* künic *uñ* sin*e K. W.* 47. Di*e* hugeten *K. W.* 48. Der (Ein) bote uor (vúr) rande *K. W.* 49. Vn*d H.* *Er* — ku*ne*ginne *K. W.* 50. an *W.* [d. s.] *K.* 51. Sie gie(ne) *K. W.* 52. Frr holn *H*, Ver holn *C*, Ver*holne K.* s. *da* hine s. *K*, si zû dem túrn s. *W.* 53. 54. Da sie r. (die) porte. Der helt ir antwúrte *K.* 55. zûn túren D, bei de*m* tvrn *W.* 56. Wolt *K.* 57. [So] *K. W.* 58. w. *ich uch C.* *evh H.* Ha(b)t ir (noch) beka(e)rt úwer gemûte (evrn mŭt: gŭt) *K. W.* 59. Er sprach i. w. (*g.* wolde i.) u. *W. K.* 60. din*e K.* holde *C.* *Mocht i.* d. h. h. *W.* 61. 62. M. scúhet d. uorchte Daz houbet ich uirworchte *K.* ha*b H. C.* 63. *ne* gen. *K.* 65. *solt dv H. K. W.* Ich han hie *K. W.* 67. (ganze) *K. W.* 68. *Swie aber* d. *W.* 69. D. *wirke* uon *K*, So *gebar mit W.* 70. vurcht das m. d. k. *W*, v. *man* m. v. *K.* 72. 73. Gotis h. uñ m. Habe *K. W.* 75. Dev frawe k. *W.* Kuste in an *sinen K.* 76. Sie sprach e. *K.* d. leip (: weip) *W.* 77. Ver lvrst *H. C*, Virlûrest *K. W.* 79. gevanc*nisse C.* 81. *als*(e) ez *W. K.* 82. wachter(e) *W. K.* 83. al*le K. W.* stat *W.* [gemeine] *K. W.* 84. der *chenic W.* krmen *H. C.* 85. *in*tfienc *K*, enphieng*e K. W.* 86. begond *H. C.* 93. Ein*e K.* lug*e* m. *C.* (mit worten lugebær *W.*). 96. vntríwe *H.* 97. bescheinde *K.* 300. Do *saz er* uf *K.* 301. Die herren begonden *K. W.* 2. *Biz K*, Vntz *W.* s. *an* s. *K.* 3. Diterich *K.* 4. zwen *W.* 5. vnd*e H.* 8. *Des* r. s. *K. W.* s. *alle* i. *K.* 10. brŭwen *H*, brewen *C.* 12. *im H. C.* hatt*e H*, het *C.* 14. spr*a*ch *C.* 16. hetten *H. C.* 17—18. alle dagten Der

r. s. verzagten *W*. 319. A. k. s. *K*. 20. getat *K*. *W*. selche *H*. *C*. 21. solde *K*, *sol* *W*. 22. Si sprachen er solt (m.) es (w.) v. *W*. *K*. 23. *Do* *K*. *W*. wisiste (: beste) *K*. Mich dvnchet mein bester s. *W*. 29. gelége *H*. 39. *An* *K*. *W*. *vil* b. *K*. 40. chaiser *W*. 41. [er] s. b. *an* s. *K*. 42. *er zehant* s. *W*. 43. *Bruder* w. *mac* m. w. *K*. *W*. 44. m. der *liebeste* l. *K*, Si i. m. *lieber* danne, dhain l. *W*. 45. Da h. (Hab) s. s. beh. *K*. *W*. 46. *Alse* ir *K*. störte *H*. *C*. 47. 48. Der *leide* *hellewarte* Ja müwet mich harte *K*. 49. Vrag(e)t dise(n) güt(en) k. *W*. *K*. 50. sagent iz *K*. Ir *zucht weisent si* euch r. *W*. 57. *euh* *H*, iuch *C*. 65. Du *ne* s. *K*. [br.] *K*. *W*. 66. N. mer an sie w. *K*, Noch nimmer gew. *W*. 67. An *sie vil* u. *K*. *W*. 68. hohen *H*. *C*. Du solt sie heizen steinen *K*. *C. setzt hinzu* Durch ir unzucht gemeinen. 69. *senchen* *W*. Werfen nu ze stunden *K*. 70. *Wages* *W*. *K*. *w*. *unden* *K*. 71. *La* s. hine *K*. *Vnd* la *W*. 72. Daz s. d. unuure iht genize *K*. 73. *Er sprach* t. (ir) s. *K*. *W*. 74. *wirzie*—metalle *K*. 75. *La*—*nimmer* *K*. *W*. 76. Sin *bruder* hiez *K*. *W*. 77. Sein(e) *holden* b. *W*. *K*. 78. Das *willen* *K*. 79. *E* — *Tyber* swebete *K*, Daz si da n. s. *W*. 80. t. n. *ubir* lebete *K*, Vnd auch n. lenger l. *W*. 83. Do *H*. 96. *an* *C*. 98. d. *lussam* w. *K*. *W*. 402. *versten* *W*. ditz *W*. *K*. 3. So *C*. 5. Do n. sie ir g. *K*. *W*. 6. *sine* w. *C*. Vnd *winchet(e)* *mit* der h. *W*. *K*. 7. *lies sie. 8. (Sie sp.) *K*. *W*. 11. hêt *H*. 12. *Do* b. s. *K*. 14. ze rome zû der (*auf* dev) b. *K*. *W*. 16. *den* wac *er* s. *K*. *W*. 17. Do — *an* *K*. Si v. *ze tal* an *einen sant* *W*. 18. uiskere *K*. Da nach si e. v. *vant* *W*. 19. 20. geliche: Diteriche *K*. zwen *W*. 29. heim *H*. *C*. 30. sin *C*. (*In* *K*. *u*. *W*. *ganz andere Reime*). 34. kumen *C*. 41. *lies dienst. 42. *ern* *C*. 43. er (i)z (uil) gern(e) t. *W*. *K*. 44. gebete *K*. 45. 46. Sie sprach solt dû wesen (so sweig mein vil) st. Daz ist (wol) min w. *K*. *W*. 47. d. *selb* v. *W*. 48. K. z. h. *K* *hof* chom *W*. 49. *Mit* l*vtzelen* vischen *W*. *K*. 50. Vnd m. in v. dem(n) tischen *K*. *W*. 51. N. solt(e) st. *W*. *K*. 52. M. *den staben* v. *K*. 54. vnsult *H*. *C*. 57. Der *sweh(e)t(e)* in den *v́nden* *W*. *K*. 58. Do vorcht(e) [illegible] nir sv́nden *W*. *K*. 59. *lieze* *K*. 60. *In den waz* [illegible]. Do hiez man im schenken *K*. 61. *im* *C*. 62. [illegible] *H* [illegible]. Des andern tages (morgens) h. *K*. *W*. 64. mohte — *gelingen* *K*. 70. *lies sô. 76. gewehen *H*. *C*. 81. vmbet. *H* 82. Sagt *H*. *C*. 85. (brachte er sie) Vür die h. *W*. *K*. 86. Sie infie sie wol mit m. *K*. *W*. 87. *ditz* *C*. 88. *hetten* s. *vor* *H*. *C*. 89. *kleitten* *H*. Sie hiez sie wol weten (beraten) *K*. *W*. (: kemmenaten *K*. *W*.). 91. *Do* d. *K*. 93. Sie *gienge* *H*. 95. *Dû bringest* *K*, *Es twetet* *W*. 500. *mac* *K*.

W. 501. *Do H.* 5. D. herzoginne sp. im (Do sp. d. h. dar) zü *W. K.* 6. *ienes* m. *H*, *ander*(e)*s tages W. K.* 7. 8. *un*bekant Uns *C.* 10. Donerkante er s. g. *K*, Si erchante nieman z. *W.* 11. 12. gesche*hen C.* 16. *wol K.* 17. *siez H. C.* 23. Si sprach ez (in) i. *W. K.* 24. So *du* h. ha(be)st *W. K.* 25. min*e K.* 26. var*n s*olden *W.* 27. **ties* Do. *Des K. kom K. W.* 28. schi*f K.* (**ties* schef). 30. *W*en *K.* altersalain *W.* 31. *disen* s. *W*, d. *wac* s. *K.* 32. D*o H. C.* uisker*e K.* 33. M. *michelen* e. *K. W.* 34. Er b. s. sinen sun l. *K. W.* 35. Wolte*n H. C.* 36. *W*az *H. C.* 39. libe *H.* 41. uizzetum *K.* 42. *den* r. *K*, *mit* r. *W.* 44. ver*t*orben *C.* 50. slvset *H*, slu*st C.* 57. 58. s. den helt næm Der ir vil wol zæm *W.* (Daz s. d. h. kůne) Neme mit ir w. Er wolde ir uirsellen *K.* 59. 60. Manige hůbe breite Vñ gebe sie ir gereite *K.* 60. Vñ wær ir immer berait *W.* 63. genoz*in* an de*m K.* 64. Danne das (Danne) ich dar an(e) erwarm(e) *W. K.* 65. Auch wær(e) im *W. K.* [ze] sv́nd*e W.* 66. ce kebes*e* w. *K.* Wolt er m. ze che*b*se *W.* 67. chonen — *smæch*: geschæ*ch W.* 68. Ich wene (daz) ie wibe so uil leides (so laide) ges*he K. W.* 72. wollest *H. C.* 73. bring*e H. C.* 75. ges*ait W.* 76 *i*nist *K.* nich*t W.* 77. Si (ne) h. *W. K.* *dh*ain W, *ni*chein*e K.* 78. g*n. K.* 80. Er irlaz*e K*, Er erla*s H. C*, Erlazz*e* er *W.* mich *es W. K.* 81. Und*e C.* 83. Mi*n* dienist *K. sol* er súst *W.* [wol] *K. W.* 84. er von der r. st. *W.* 85. mit*e were K.* 86. Ja nemac ich nicht gescaffen. Ja nesůlt ir die hileich niht machē *K.* (*wo die erste hier überzählige Zeile bald darauf richtig steht, mit demselben Reime, den H. C. W. verbeſsert haben: so wie dagegen zur zweiten Zeile W. einen neuen rollen Reim gibt:* Ir svlt es anders sachen Vnd dhainen heirat machen). Er *w*urbe *H.* 95. zôm *zorne gie K.* 96. Da s. d. me(a)gede *K. W.* 99. Dû *bist ein* u. *K. W.* vnhelde *H. C.* 600. 1. Vnd sitzest (hie) behangen m. *W. K.* g*u*lde *C.* [2.] *K. W.* [3.] *K.* 4. 5. soldes b. — holz. *K.* (*Eine Reimzeile: W. dagegen theilt die überlange Zeile, mit anderm Zusatz als H.:* Er sprach wes hůtest dv da Dv soltest sein anderswa Billeicher datz holtz.) 5. **ist hin zu streichen, und wol* zuo, *aus dem in H. C gewöhnlichen* zu, *für* ze, *hervorzuheben.* 6. Dan *die* megede *K*, Danne maget *W.* 12. *niht* mit b. *H*, *niht* bese*m C.* 13. spre*ht H.* Sie sprach (goteweiz) her gůt chnecht *W. K.* 14. mich*i*l *K.* 15. Wand*e* ich v min dien*ist* *in*poit *K*, M. *willen* ich ev *en*b. *W.* ev*ch H. C.* 16. an*e K.* 17. 18. Got weiz wol die schulde (mein vnschulde groz) Ob i. b. ein u. (Bin ich vnholden genoz) *K. W.* 21. daz *es C.* 23. Danna*n W.* 24. *Vil K. W.* 25. De*v* fra*w*e w. *W.* 26. *Sie* *sprach ach mich* enelende *K.* 627. 28. *umgestellt* Lüzzel hilfet mich daz *K.*, Da ich so lang inne was *W.* 29. itewzzen *K.* J. m. m. *itwizze W.* 30. erbarm *W.* 31. Do *baten si W.* die (dev) *m*agedin *K. W.* mege*t*in *C.* 32. liez *W.* 33. 34. 36 Vñ kl. iz ir h. *K.* 33. 34. Si solt es ir h. chlagen Si wolten ims auch sagen *W.* [35. 36.] *W.* 35. Der r. iz nach dinen e. *K.* 41. Daz er m. ce leide h. (II. er m. laides icht) g. *K. W.* 42. [allez] *W.*, also *K.* 44. Er h. mir [an sculde] uil leides gesp. *K. W.* [45. 46.] *K. W.* 47. 48. Ein smit mit sinem hamer[e Der] worcht(e) zu der (ir) kamer[e] *C.* sl. *K. W.* 50. herz*e C.* 53. Als[e] er die kemmenatē (chamer) uf intsl. (gesl.) *K. W.* 54 D*a W.* 56. Do sn. (Snaide) *er* d. *K. W.* 57. D. houbet *abe* (Ab. d. h.) *K. W.* hou*b*t *C. W.* 58. Sam iz die urowe irmordet hete. (61.) *K.* 57. 58. h. sein Vnd læt es der maistrein *W.* 59. 60. *umgestellt* Er l. iz ir *an* d. scoze *K.* In ir *slafendev* s. *W.* Do tet er (Er t. da) sch. groz[en] *K. W.* 65. **lies Waz.* 68. kra*h*te *C.* 67. 68. *in K. u. W. weiterhin als Antwort des Herzogs:* Ez [in] ist noch nicht ce spe[te] Ich wen[e] dichein (der) han[e] noh (nicht) cret[e]. 69. [Er sprach] herre ir sult u. *K. W.* 70. metten*e K.* 71. Ja (es) schin*et K. W.* tac *W.* 72. Ir nesliefet nie nicheines morgenes (Wie slafet ir heint) so g. *K. W.* 73. [mit] d. mett*ene* dû *d*ich *K.* m. meit *W.* 74. Biz iz mine meisteriñe dunke z. *K.* Es duncht dev maisterinne noch nicht z. *W.* 75. [mir] *K. W.* d. main *W.* 76. D. min meisterin selbe ninerw. *K.* D. vns dev maistrein wechet so sain *W.* 79. Vf hup er den vûz *K.* 80. Er t. d. tûr[e] *K. W* (*wo, anstatt* 79, *folgt*: Das was dhain wunder groz). 81. s. al z. inein *K.* Dev tvr chlaup sich e. *W.* 82. Vill. *er ir* zû s. *K.* Der viztvm l. s. *W.* 83–85. Vf uf a. — sin: vale(a)ndin Daz k. e. *K. W.* 86. D. müze g. *K.* 88. il*d*en *alle* d. *K.* [mit] *K. W.* 89. Do *H. C.* 91. [Do] die urowe *K. W. daz* plû*t* in*t*ph. *K.* 92. Do g. s. *K.* 93. G(e)nedeclicher t. *K. W.* 95. *Wo H.* 97. Waz hat man mir gewizzen *K.* Dv h. *W.* 98. 99. Warumbe ne baten (Wan hæten) m. d. v. [nich] vr. An d. (wilden) s. *K. W.* 700. E (Do) mih der uisker[e] brechte (bracht) ce lande *K. W.* [1–12.] *K. W.* 12. 13. hertzog sp. *mit* r. *W.* Do sp. d. h. mit rûwen *K.* 14. ha*n ich* m. *K. W.* trûw*en K.* 15. Vil luzzel (Nicht) genozzen (an dir: mir) *K. W.* 16. d*u* m. *gewizzen K.* d*u* g. an m. *W.* 17. H*ete K.* 18. mochte*s K.* ha*n K. W.* G. m. d. h. *W.* 19. *Sie sprach* ene(el)lend*e K. W.* 20. V. h. i. d. (meinen) *K. W.* 21. V*on* di*r* v. *K. W. neu*fûrch*te* i. d. *K.* 22. Wan[de] i. an[e] scult *K. W.* **lies umb.* 25. E. z*u* w. *C.* Ez nerwende der heilige K. *K*, Mir enhelf danne K. W. 726. witewen K. voget K. W. 28. s. vñ w. K. 33. Hete(n) — [immer] K. W. 34. So wer[e] doh K. W. 35. umbe sulte C. 39. Wir [ne] dürfen iz nicht a. K. W. 41. 42. z. dingen Dû wilt ir noch (In) grozern scaden gewinnē (bringen) K. W. 44. mer C. (*in H. ist e übergeschrieben*). 48. Nu C. 49. Tû ir swaz dir g. K. W. 50. Habe d. mine K. scûlde K. W, sult H. [met]a. K. W. 53. 54. vúste: súste K, vuste: suste C. ore K. 55. Vñ ir d. K. 56. handen K. W. 57. Vil v. K. vast W. 58. Do v. er s. zw. K. W. zware: hare K. 59. Vúr W. K. chemn. W. 60. lævt W. 62. den uûze nine st. K. 63. ne dûchte K. 64. uûste er s. in den munt sl. K. In den mvnt er si sl. W. 65. nine mochte gesp. K. moeht C. 66. m. so r. K. 68. nich K. u. mer dh. W. 69. 70. noh ne betruges: kuses K. Mvgest getriegen Man sol dir wern dein liegen W. 71. ersvltz H. C. 73. H. intſach K. W. 74. vnschulde waist W. Mine scûlt dû w. w. K. vnsult H. 75. Alse K. w. verliez K. W. 76. halse K. 78. urówete K. 79. g. alse er wol kan K. 80. [den] — [den] W. dem — dem C. uñ den man K. 81. 82. S. w. muselsuchtic Beide uil (Hart) uncrettic K. W. 83. An al(lem) ir[me] K. W. 84. uerdiende K, diemten W. 85. Also vl. K. W. 86. Zwen tag(e) in (en) owe K. W. 88. An e. werd W. 89. Sente (Sant) Petern K. W. 90. [unde] K. W. den wazzere K. 91. Der herre gap (bot) K. W. 92. Vñ wisete [sie] K. uz an daz K. W. 93. trocken — die vl. K. den vl. W. 94. [daz] w. so (vil) g. K. W. 97. Vñ sw. K. W. sine K. 98. offenliche K, offentl. C. 804. selbem H. 5. den dr. tage K. 6. bracht si dar s. W. Dar brachte sie der herre s. W. 7. vor H. 8. Der H. 10. och H. 11. Ob ir icht wer[e in] künde K. W. 12. Einen arzet den man vünde K. Oder ie artzat befunde W. 13. 14. machte: betrachte H. C. 15. Nu w. K. W. [sprach] H. 16. Da W. scowe K. W. 17. Ob iz vmme sine s. so si g. K. Ob sein svcht sei so g. W. 18. Deiz (Daz es) an arzat m. irgan K. W. 17. 18. si *gestalt* — mug *haben gewalt* C. *Zu* 20. *reimt* W: Daz er mazzes uicht phlac *aus* 823; *in* K. *anders*. 21. 22. *umgekehrt* Daz er nesach n. nesprach K, Er ensprach n. ens. W. Daz (Seit) im dise (dev) not g. K. W. gehort C. 23. Nicheines K, Dhaines W. mazzes er ne (en) b. K. W. 24. Ja newizze w. g. K. gotw. W. C. 25. leb[et] oder tot ist (sei) K. W. 26. Wen daz im der adm warm ist K. d. im d. a. i. bei W. adem H. C. 27. D. da g. K. g. noch v. W. 28. Gip uns trost K. 29. wilt C. 30. solt dv H. C. 32. **lies* siuche. 36. Swaz C. 37. beicht W. 41. vrowe C. 53. **lies* wær'. 54. beschwert H. C. 57. die C. 59. [kw. u.] K. W. hende: wende K.

860. karte *K*. *gein W*. 61. Sie sp. *K*. *W*. sich *her K*. 62. vergih(ch) *H*. *C*. *W*, *uiriecke K*. 64. maht *dv H*. *C*. 67. *geschehen C*. 71. *mich H*. *C*. 72. *nicht* C. 73. hulden *C*. *min H*. *C*. 74. verkert *H*. *C*. (*uerkies dû K*. *W*.) 75. *Er sprach* w. *K*. *W*. solde *mih* scühen *K*. w. *scharrchet* m. *W*. 76 Wan[de] ich mi[n]e *K*. *W*. *gwan K*. 81. *ere C*. [81. 82.] *W*. mac iz *lichte* v. *K*. 82. wolde *groz gut* durh *K*. 84. *Sin* herre in *do* an *K*. *W*. [85. 86.] *K*. *W*. 86. Vor *H*. *C*. 87. st. *do* — [wol] *K*. der man *K*. *W*. *vil* g. *W*. 88. W. *wens* w. *K*. **lies* wizze. 89. *Do* sp. *K*. 90. *so* manic *K*, *so grozzer W*. 91. Has g. *in guten* l. *K*. *an den* l. *W*. 92. *Daz* s. d. *uil sere ger*. *K*. Daz *muz* mich *ser* r. *W*. 95. Ez [en] sol d. n. w. z. *K*. *W*. 96. Du h. e. a. *K*. *W*. *verlorn H*. *C*. *dann*: Daz er [ie getet] wider dinen hûlden Dû [ne] solt in nicht mer sculden *K*. *W*. 97. *Er sprach* v. h. i. *mine K*, Ich verchos *sein W*. 98. *Daz K*. *W*. hulden *K*. 99. Tet *W*. d. *ellenden* w. *K*. *W*. 901. *tiwre* ger. *K*, *swar hie* r. *W*. 2. *ne* w. m. *is nimmer uerrer besp*. *K*. *Des* w. i. m. *W*. 5. (Sie wurfen) in Zû d. *K*, In d. *W*. grunde *K*. 6. Do v. in *die K*. *W*. [7. 8.] *K*. D. hertzog sp. *sa* Zû d. vr. Crescencia *W*. 9. unde *C*. 14. *groze C*. 16. min trechti (got) i. d. medicus: sus *K*. *W*. 18. Doch h. i. v. gote (V. g. het i.) d. gwalt: gezalt *K*. *W*. 21. begonden *H*. *W*. 23. 24. Do g. r. D. d. n. (*lieben*) m. *K*. *W*. 25. **befser* Vür. *An daz welt* s. *K*. *W*. 26. [In] gegen der (edeln) vr. *K*. *W*. 29. Alse *K*. *irn K*, *ir W*. 30. wein*u*nde *C*. [31. 33.] W. m. m. t. (M. t. m.) e. Swie wol er habe gearnet (An dem leib ist er gearmet) *K*. *W*. 38. solt *dv H*. *C*. 43. Wan*de* er *einer* sc*ulde* v. *K*. Einer *sünde e*. v. W. 44. Nu b. d. (vür) b. *K*. *W*. 45. gût *W*. 46. sant*e K*. *in den* mût *W*. 47. *der kuneginne* g. *K*. *W*. gedacht: bracht *W*. 48. *Mit rede* er *K*. *W*. vor *H*. *C*. 49. *Das* er *W*. 50. [ne] mag *K*. *W*. 51. Des *K*. *W*. gotis *hulden* h. *K*. 52. urow*e K*. *W*. 53. *als W*. 55. urou*eten K*. 56. Sie ureisketen (vrieschen) liebe(ev) m. *K*. *W*. 57. La d. [daz] e. *K*. *W*. 58. *Meinen* h. *vil* a. *W*. 59. s noten: gûte *K*. *Der leit* i. d. s. nôten: tôten *W*. — Du *solt* dar umbe arb. *K*. *W*. 60. Heiz mich sprach die urowe d. *K*, *Ne* hais mich *zu im* l. *W*. 61. Die vrowe alles des (es a.) uergaz *K*. *W*. 62. Des ir z. l. geschen was *K*, *Das* si im nicht was gehas *W*. 67. 68. wórt: mórt *H*. 79. Icht getan w. gote uñ wider die l. *K*. 80. *solt dv K*, solt *tv H*. *dann* Mit inniclichen mûte. Do sprach der künic gûte *K*. (Icht getan wider got Ob er hat der lævt spot Des verchevs in deinem mût Do sp. d. k. gût *W*.) 84. Daz was r. z. *K*. *W*. 85—87. *in K*. *W*. *umgekehrt*: Do w. in (im) r. v. *K*. Gesvnt W.

D. vr. h. in úf stan **K. W.** (*In der hierauf folgenden Klage um sein Weib sagt der König noch:* Solde ich mit reifen immer sin beslagen **K**, Sol*t* ich m. r. *gen* b. **W.**: *wie der eiserne Heinrich?*) 992. begonde **H. C.** 95. 96. gebete *w*erst: gerst **C.** 1000. **lies* und. 6. **lies* unz. *In den zu* 1—9 *aus* **W.** *angeführten* 14 *Zeilen liest* **K**: 1. Daz dû mich lazes *fi*nden e. 3. Inzw. dine*n* herten. 4. bete i. d. gewer*e*. 5. Wilt — i. ger*e* (1003). 7. leiste i. ger*ne* da*z*. 8. k. mere. 9. Br. e. sher*e* (1004). 11. Do v. er ir. 12. hemede joch daz roclin. 13. Do — anschī. 14. (irkant*e*). — 10. *Bi* **K. W.** nand*e* **W.** 11. vor **H. C**, *an* **K**, *auf* **W.** 12. m. *sprach er* d. i. ha*b*en d. **K.** d. *han* m. **W.** 17. Ein (jar uñ acht[e] w. **K. W.** 18. e. *offen* h. **K.** 21. an *daz* **K. W.** 22. [an] **K. W.** 23. vor **H. C.** 29. mv̊te **H.** 30. uirwandelete daz l. **K.** wardelt **W.** 36. gelu*b*e **C.** 39. geloubete **K**, glav*b*t **W.** 38. Ime gap g. **K**, Do g. im g. **W.** 41—47. Daz h. r. an e. **K. W.** 48. heb*e* wir **K**, rekchen avt **W.** 49—52. Vñ bite*n* sie daz sie uns [B. unser] niht uergezzē. Wāde sie daz (Den) himel(riche) hāt (si) besezzē **K. W.**

VIII. *Die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk.*

Wiener Pergamenthandschrift Nr. 545 (**W.**), 8 *Blätter mit* 8 *Bildern. Wiener Papierhandschrift Nr.* 3045, *Bl.* 143—48, *gedruckt in Graffs Diutiska* (**G.**) *Bd. III, S.* 378. *Zwei Heidelberger Papierhandschriften: Nr.* 374 (**H.**) *Bl.* 133—36; *Nr.* 472 (**Hh.**) *Bl.* 195—201. *Berliner Papierhandschrift Nr.* 267 (**B.**), 16 *Bl. Meyers Sammlung* (**M.**) V. *Leipziger Papierhandschrift* (**L.**) *Docens Handschrift* (**D**).

Ueberschrift: Gnad got **H.** Von der kuneginn von franckreich wie ez ir erging **Hh. L.** Dis ist der kúnig von franckrich **M.** Von dem hunt von franckreich **B.** 1. Die geschrift bedeu(te)t (seit **M.**) **Hh. H.** wie dz besch. **M.** vns (waz auch) g. **H. Hh.** Aynsten das g. **B.** 2. *grossen* e. **M**, hochern **Hh.** 3. Von **B. H. Hh. M.** franck*en*r. **M.** ein **W. M. B.** 4. *von* **H. Hh.** wandele*n* **H.** Er w. *mit eren* w. **B.** 5. 6. *umgesetzt* **B. H. M.** sel*big* k. also her **W.** Er het *auch* (hel*te* **M.**) **B. H. M.** gro*s* **H. M.** grosse ho*y*ser **B.** g. hendlein er **W.** 7. Er **B**, *Der* **M.** [Vnd] **H.** hat **M.** minnicleic*h* **W. B.** 8. *Nach* **B. H. W.** wunsch **B. H. M. W.** g. w. **B. M.** geste*ltet* **H.** 9. *Vnd* w. **B.** [Si w.] **H. M.** vñ *ouch* b. **M.** 10. nyempt **W.** nymand*t* k. l. **B.** *chut* **W**, mo(ȫ)hte **H. M.** *bel.* **H.** 11. W. ir o. **H.** sy ye m. **B.** an*e* **M. H.** [an] **B.** sach **B. H. M.** 12. hoh*er* e. **B**, *grosse ere* **M.** Daz ir der hohe*n* e. **H.** 13. het(*te*) ei*n* **B. M.** marscalck **H. B. M. W.** 14. must man **H. M.** 15. [da] *gan* h. *pat* **W.** do **M.** zu h. *do* **H.** 14. 15. *Das* m. m. ü. all Muest laysten was er zw b. pot

B. 16. Do M. B. v. d. fraw(e, künigin) k. B. H. M. 17. zart(e) B. H. M. 18. [Die] M. die m. M. H. Hierauf Vmb das sy ym das verseit Do schůf er ir laster vñ leit M. 19. Wo W, Wan B. H. M. er ir M. H. dick(e) h. B. H. M. 20. An (Mit, By) eren M. B. H. sy gar stete war M. Hierauf Das sú durch kein[er] bette (gebet) Ir zúht [ve] missetet[e] M. B. (Usz) irer z je müsz træte H. 21. Vñ v. M. versaget H, verseit M. B. im gar l. M. 22. D. eit r. W. di für und B. Do sprach die mynnecliche M, Zu im sp. sie mynneglich: tugentlich H. [23. 24.] M. H. Dy eit k. W. 24. disen s. B. 25. [Spr. si] B. M. H. vmb mutestu dez von mir (mûtestus mir an) H. M. 26. [doch] W. B. selber B. H. fehlt M. [vmb] B. [u. w.] H. M. 27. [Und] B. H. M. W. Was (Das) du l. W. B. wez willen du daz H. soltest lan M 28. herr W. H. so rehte h. M, also h. H. Wan d. m. h. i. h. B. Hierauf, anstatt 30, Das er sin silber vnd öch sin golt M. 29. Und h. H. Ges. h. M. gesetz[e]t M. H. B. din M. B. H. 30. Purig W, Pürg B. H. stet B. H. W. *und wite l. B. H. (beſser). 31. Das du als g. B. 32. la H, so lo M. din H. argen H. M, spayhen (meint spæhen) B. 33. (Wie dir) B(e)liben u. M. H. [mich] H. me[r] B. M. H. m. furbas ny niemer W. 34. m. vt g. M. gee B. W, get H. er B. H. W. 35. Sprach d. W. 36. [Sp.] W. B. wirt nun aldrest n. W. [niuwe] H. 37. Grosse wunden und W. hertz H, hertzecliches M. 38. mein B. 38. 39. Doch han ich üch nit (Ich h. vch auch an) vnderscheit Gedienet M. H. kintlicher M. mügt: tungt B. 40. Nun laszent H. Land M, Last B. [w.] M. H, werd B. 41. u höret H, u. herhörent H, u. erent M. 43. Vil zarte frow[e] m. H. M. B. 43. 44. d. edel (rain) künigin Ich nim es vff die trúwe min M. B. 45. [Du] B. pet B. W. erlast m. nit diser bette M. 46. pring B. W. dich verwette M. 47. Ir leit u. M. 48. da g. W. gedacht B. W. m. end a. B. [we m. a.] W. 49. Legt sy es B, Leit sis nü M. 50. [wol] B. 51. Den l. u. a. B. [u.] ere M. [52.] M. [im] B. 53. 54. umgesetzt Hie mit der marschalg v. d. reinen s. M. [v. d.] W. valscher mût M, pöser syn B. hertz W. geriet B. 55. siten W. M. 56. hat für sach W. er her gleissen s. B. So er gelesten s. M. Hierauf Das er vff stunt in hoher art Vil lis[e] von der fröwen zart M. B. 57. Sein W. 57. 58. umgekehrt er sy schlaffen liesz(e) Als sy(ch) jugent hiesz(e) B. M. 59. jaren W, jar B. M. sy n. d. j. w. B. so a. M. [60.] B. Aus für er birssen in M. fůr W. 61. vñ öch M. 62. Er h. o. B. M. hat M. 63. Solt beschlyessen wen er w. hin B. 63. 64. man b. k. t. W. der m. w. do M. Hierauf Nw sült jr merkchen darnach Was von (dem) argen marschalch geschach B.

Univ.-Bibl. München

65. *Den* d. *B.* [im] l. e. hat (het) *M. B.* 66. twerck an (getwerg sunder) alle missetat *B. M.* [67.] *M.* 68. faig *W. B.* marschal*ch W. B. M.* 69. *Er* tr. *das* — dem *B.* tr. *es B.* [70.] *M.* Vn*d techt W.* Vnd d. es *zw* a. *B.* 71. Vn*d W. B.* leit *es* ir *naket* an *M.* 72. k. *nich* w. *B.* west *W. B.* ir*s antweders* nit enwuste *M.* 73. s. *dar* b. *B.* pal*d*: wal*t W. B. machte* s. *dannan* b. *M.* 74. [selben] *W.* [75. 76.] *B. umgestellt M.* niste *W.* (*Lesefehler für iuste*). In volleclicher juste *M. Do W. M. künig M. weste W.* 77. 78. *umgestellt B.* 77. *Do M. B.* d. (werden) herren *an* s. *W. B.* 78. v. muet *W. B.* [do] *W.* 79. *eur* b. *hie* b. *W. pyrschen B.* Lant birssen v*nderwegen* b*t. M.* 80. scholt *wol* e. ander streiben *W.* (*Lesefehler*). súllent [ein] *M.* 81. nahen*t W. B. neher üch M.* 82. chumerl. *W. B*, kumbelich*en M.* nat *W.* (*Lesefehler*). 83. 84. spr. w*as* (wer) ma*g das* sin *M. B.* 85. künigi*n M. B.* 86. phle*gt W.* Her' *du* phleg*st* v. my*n B.* 87. schelt *W.* Ir súllent sin w. ynne*n M.* Du solt w. y*n B.* [88.] *M. B.* 89. Chompt dan m. m. dr. *B.* Chume*nt* m. m. *vil get*rat *M.* 90. vin*t* — fa(*l*)scher *W. B.* vinde*ntz* an vr. getat *M.* ratt *W.* (*Lesefehler*). 91. [d. r.] *W.* re*d* s. erschrack*t B.* ser*e M. dir*schrach *W.* 92. *birsen M*, Pyerschen *B.* 93. czoren *W.* In z. r. (fur) er *B. M.* haim *W. B. M.* 94. wand*el* rain *W.* Er (Vñ) v. d. zarte(n) frawen vein (w. e.) *B M.* 95. *Ligen vnd* an W. (*meint vielleicht* Ligunde). Sla*ffen* an *dem* b. *M. B.* bett*e*: het*te M.* 96. he*b*t *W.* 97. twerck *B*, get*w*erg *M.* schul*d*: vngedul*d W. B.* 98. Er *nam* es *mit* u. *M. B.* 99. trueg *das* in seine*n* henden *W.* Pei seiner das (Das getwerg in die) h. *B. M.* hen*t*: wen*t B.* 100. *Vñ* sl. (warff) *M. B.* 1. 2. *umgestellt B.* [Kein] — Der t. es von seynen henten nam *B*, [1.] Vntz es v. s. h. *starp M.* 3. fröwe *M.* er*wackt* vnd *B*, e*n twa*ich vnd *W.* 4. Her *W. B. eur W.* 5. *ir seyt W.* so z. *B.* 6. *Er sprach* du vrayst *nach* schande*n* u. w. *es* w. *B.* Du wibes schande du w. w. *M.* wai*s W.* 7. *Nw* s. w. schämlic*h B. Löge M. b*eschemleich *W.* 8. *d*ich *W. bosheit M.* 9. valscher *B. M.* mynn: synn *B.* 10. *Ja* her in meynem s. (deine*n* sinne*n*) *B. W.* herr*e M. Hierauf* Hat es der marschalch getan Der vayg vngetrew man *B.* 11. d. rain (edele) fraw(e) z. *B. M.* 12. Wi*st W.* Wyss *herr* d. i. s*ein* n. *B. Hierauf*: Au diser missetat Wie es sich ioch gefüget hat *M.* 13. *Nu* swige — *do M. red B.* Sweig*t* u. ret*t W.* 14. ha*b B.* d. *doch* an *diser M.* 15. *Also* hie *W.* 15. 16. Also (So) schämleich(en) v. Das du an d(is)en st. *B. M.* 17. *Den lip M.* mü*st M. B.* verlore*n B.* 18. *So* bald*e M.* Also b. *s*ich *B.* 19. *Vnd* v. *W. Es* fügete *M. do W. B. M.* nohe *M*, *w*achen*t W.* 20. furs*te M.* hohe*n B.* 21. herzog*e W.*

B. M. 122. es g. [selber] *B. M.* g. *von im* w. *B.* wolte *M.* 23. hort *B.* das *B. M.* gepächt *B.* 24. *Wan* er w. v. *sime M.* 23. 24. *umgestellt*: Der was — *Vnd* hort d. gesprech *W.* *Die folgenden beiden besternten Zeilen fehlen in W.* kuniges *M.* [ez] *M.* 25. *Er* w. *der* v. *R.* öst. *B. M.* 26. *gieng W.* do *W. B. M.* [27. 28.] *M. B.* 28. Inerst lobesam *W.* 29. Er (Vñ) sprach *B. M.* Her *vmb W.* h. was *M.*, warumb *B.* zurn(*en*)t *B. M.* 30. scholt *W.*, süllent *M.*, *fehlt B.* 31. d. *edel chünig* r. *B. M.* 32. ohaim das (öhem) las erparm(en) dich *B. M.* *Achain W.* 33. chumer *W.*, hertzen laid *B.* 34. [diu] *B.* schant *W.*, *B.* *vnd* ern *B.* 33. 34. *umgesetzt*: sch. *an* e. *bl.* Vergessen hat aller ir genos *M.* 35. Vñ so lesterlichen *M.* geporen *W.* 36. ny(e) mer mag *B. M.* 37. [der] *B.* hertzog *B. W.* *fürste* lütpolt *M.* 38. Her *W. B.* ir werdent *M.* 39. fraw n. (nicht) schuld *B. W.* 40. Sei *W.* (*häufig*). verraten *M.* 41. geboren: czoren *W.*, geborn: zorn(e)] *B. M.* 42. *seynem* z. *B.* 43. *verbürnen M.* 44. *Nayn* spr. d. h. *B. M.* hertzog *W. B. M.* *ewer* g. *M.* 45. ierm (*dem*) leib *W. B.* 46. *Tot B.*, Totte(n)t *W. M.* wirt *B.* [ez w. in l.] *M.* 47. 48. [Seynt ir] erben nit enhant [Dy] pürg(e) stet(te) vnd weyte landt *B. M.* [49.] *M.* 49. 50. *umgestellt*: [Diu] — [Und] *B.* boll *W.* 50. *Ez* billichen v. ich e. *sol M.* 51. *Werder* k. *M. B.* *nu tue B.* tunt *M.* [52.] *M.* *Das* i. *dir* s. *B.* 53. Gent *M.* [ein] *B. M.* n. *das chind* g. *B.* genes(t): wes *B. W.* 54. eur *W.* [55.] *B.* Als ich bin gewesen ye *M.* 56. schuld *W. B.* *ward* so gr. *nye B. M.* 57. süll — g. *sein B.* *Sy* s. — *gnedig sin M.* 58. Er(en)t di edel (zarte) k. *B. M.* 59. Die rain(e) magt *B. M.* 60. Nement *M.* nempt eu(e)r zucht *B. M.* gewar *W.* 62. ireme *M.* 63. bürdin *M.* 61—64. Gein (Hie an) d. a. weib zw d(is)er zeyt Wan sy ein frawen (swere) purd trayt *B. W.* 65. Sy gewan nye schuld (Si ist vnschuldig) an der tat *B. W.* 66. Wie *W. B. M.* [joch] *W. B.* gefuegt *B*, gewandelt *W.* *M. setzt hinzu*: Soltent ir die verderben Das sol man vch verkeren. 67. er *alltzw* h. *B.* so *W.* Der k. sp. *da z. M.* 68. [doch] *W. B.* 69. Ligend *W.*, Ligen *B. M.* so *B.* 70. geweren *W.*, eren M, *lernen B.* 71—86. *hat allein W.* 71. rueft. 72. scholt (*oft*). 74. gewaracht. 75. puerd: huert. 77. scholt dw. 80. Der w. dem. 84. wurt — set. 85. trew. 84. frawen. *Für* 71—86. *lesen B. u. M*: Nym (Füre) sy von den augen mein Vntzt sy gepe(i)rt ein chind(e)lein (*weiterhin nochmals*) Oder sy muesz verlyesen den leyb Vil schnel das verschampt weib (*anstatt dieses letzten Reimpaares gibt M. das weiterhin auch wiederholte*: Das kint soltu bringen mir (177.) Vñ lo die müter hinder dir). Der hertzog (do) von Oesterreich Nam dye fraw(e) mynnikleich

Dem chünig(e) von den augen Vnd schickt sy gar tagen (süchete ir so getougen) Der (Einen) hochgepor(e)n (edelen) man Des(r) laster ma(o)sen nye gewan (Vñ mit eren heildes craft) Hat bebeist (bewiset) maister(ritter)schafft Mit werchen vnd (Stete) mit (sinen) worten Gantz an allen orten *(dies Reimpaar hat M. umgestellt)* Dem enp(be)falch er di [chunigin] guet(e) Er (Vñ) sprach hab sy in (diner) huet(e) Vnd für(e) sy in fro(ö)mde lant (173) Vntzt ir genant werd (Wan ir got gnade tüt) bechant Vntzt (Das) sy geper(birt) ein (das) chindelein So soltu [da nicht lenger sein] Das chind [soltu] pringen mir (177) Vnd la[s] di mueter hinder dir. — 187. [ritter] — fraw*n* *B*, fr*ö*we *M*. 88. *Der* d. *B*. chind*lein* *W*. D*ie* im *do* bev. *M*. 89. *Er* *B*. fürt*e* si *mit im* d. ein*en* *M*. [wilden] *B*. *M*. 90. *Das* *vernam* d. *B*. vn[ge]tre*w* *W*. *B*. Vnd do das ersach der valsche m. *M*. 91. wa*p*ent — v. *trot* *W*. [vil] *B*. *Vff den ritter was* im *gohe*: *nohe* *M*. 92. [im] *W*. Vnd zuch(gete) in(m) hynden (heimelichen) n. *B*. *M*. 93. *der*mort *W*, ermordet*e* *M*, mört*t* *B*. 94. *künigin* *M*. floch [im] *B*. *M*. [95—98]. *B*. *Ob* d. weg — vnd*r* *W*. Er z. d. r. von d. w. Von der rehten strossen stegen Durch das nieman sehe Was mordes do geschehen were *M*. 99. gern *W*. *B*. *M*. [ouch] *W*. *B*. stet(te): het(te) *W*. *B*. *M*. 200. fra*wn* *B*, fr*öwe* *M*. ermördet *B*, erm*u*rdet *M*. 1. 2. hat — v. in der geschiht Das er si kunde finden niht *M*. 2. Do *fuer hin* m. *B*. 3. [gar] versch*ampt* *W*. po(ö)*s*w. *B*. *M*. verschante *M*. 4. fraw *B*. *M*. *gie* *B*. *waldes* *W*. 5. d. *wilden* wal*d* si *as* *W*, de*n* wald *do* sy *azz* *B*. do *M*. 6. wurtz*elen* vn*de* gras *M*. [daz] *B*. grüen*es* *B*. *W*. 7. *Das* aszs *B*. [Az si] *W*. gewild: pild *W*. 8. gewild*en* *M*. d. *vil* mynniklich*s* *B*. 9. *Sünst* g. *sy* *B*. gie *W*. alai*n* *W*. *B*. *Si* g. *so lang* in *M*. 11. mynnychlich *B*. *W*. geslach*t*: macht *W*. *an dem* geschlächt: mächt *B*. 12. *wie* *B*. 13. *Er* *M*. mach *M*. *W*. *B*. 14. [Si sp.] *M* womit i. dir (dan) w. *W*. *M*. 15. mach*t* d. [doch] *W*. *B*. swartz *var* *W*. 16. [gar] *B*, vil *M*. **lies war für wär*. 17. [U. m.] *Vil bl.* *W*. mach*t* *dich trüeb* *B*. *an dem* l. *B*. *W*. [18.] *B*. -leic*h* *W*. 19. an *B*, sunder *M*. 20. Wol*d* *B*. *W*. g. so h. *M*. *ich* b. *W*. 21. *Also* *B*, *Nu* — i. *hie* *M*. 22. *Bl*. *W*. *M*. 23. ede*l* *M*, rain *B*. chunigin*ne* rain *W*. 24. Wild*u* *du* *B*, *Woldes dw* *W*. *tan* b. d. *hin* *B*. 25. an va*h*est *M*, *wild* *B*. 26. Du s. d. *B*. *gl*. *M*. . 27. *trew* *B*. 28. *Ich* m. *v*ch *M*. 29. [wol] *B*. ich *gezeme* mere *M*. wär *B*. *W*. 30. Also sp. *sy* *zwar* (*der* *choter*) *B*. *W*. 31. *du* so*lt* w. *B*. 32. *Als* *W*. d. *seyn* i. *B*. 33. ha*b* *W*, ha*n* *B*. *M*. h. di (by mir) fünfl *B*. *M*. 34. peitel *W*, *seckel* *M*. 35. Vñ gang [u. i.] *M*. gee hin mit grosser *B*. eyl: meyl *B*. *W*. 36. weg(e)s fünff *B*. *M*. 37. *gen* p. *M*. 38. [U.] *M*. gel*b* *B*.

239. 40. *umgestellt M.* V. *auch* v. *B. M.* var*b B.* varwen zwo *M.* da*r W.* Grüe*n B. W. M.* schwartz *für* brûn *B. M.* vñ *ouch* blau *M.* pla*b B. W.* 41. (Vñ) Pring vns n. *B. M.* weys: speys *B. W.* 42. *Was B. W. M.* Wes *B.* [43.] *B.* Vrag*e M.* *iempt W.* i. *war du* w. *M.* 44. *Vnd* pis m. re*d B.* *Bis* die r. n. *so M.* 45. *Da M.* m. *indert* (iergent) r. *B. M.* rue*chest*: sue*chest W.* 46. *Oder* m., *keinen* k. *M.* 47. t. was sy in hies(se) *B. M.* 48. Sin *M. W. B.* tre*uws hertz* (truwe) in des nit enlies(se) *B. M.* 49. *Vñ* t. *M.* als (was) in die fraw(e) *B. M.* 50. *Vnd* gie(ng) *B. M.* *gen M.* 51. Vñ k. *B. M.* koufte *M.* wolt: solt *B. W.* 52. si zû *werg* h. *M.* 53. Nade*l B.* schär *B. W.* Er koufte ir nalden vñ schere*n M.* 54. -lei*ch* so *her W.* 54—56. *Der* m. liche*n* here*n* Die zarte ou allen widersatz (Der zarten an wider pär) Würkete (Sy warcht) von siden grossen (rayn) schatz *M. B.* vas*t*: ras*t W.* 59. gie *W.* *der koter M.* 60. [daz] *B. M.* rai*n W. B*, *edel M.* 61. E*in* schön *B.* ge*wan W.* 62. Also trayb sy es vier*dh. B.* Verhollen in dem wilden tan *W.* 63. wal*d W. B*, sy *do B.* do *si W.* 64. Untze*n* si m. *M*, *Vnd* m. — sas *B. W.* 65. Nu*n W*, Donn*acht M.* dort ermört: dort *B.* 66. *In B. M.* 67. Verhol(l)*en B. W*, Ver*borgen M.* *einem* W. 68. *Derz. W.* (*ofter*) hat *M.* wer*d B.* *selbe M* 69. Liepliche*m M.* ai*n B.* [st.] *M.* 70. leck*t B. W.* *wo W. M*, *do B.* 71. Bitz — h. *dannan* t. *M.* 72. L. er do n. b. *B. M* *bl. M. W.* 73. *Vnd* l. w. *B.* [hin] *M.* lie*f* — *zu M. B.* Das er lee*f gan W.* 74. Do *B. W. M.* h(a)p*t B.* pischol*ff B. W.* u. bischove (: hove) *M.* 75. Hoc*h W.* grosz(e) *B. M.* *heren M.* assen*t W. M.* 76. Vnd gross heren (hohe fürsten) *W. M.* *sassent M.* vn*d B.* 77. ging *M.* [zuo] *B. W.* 78. er s. *B.* s. de*n* m. *B. W.* *wo M.* marschal*ch W. B. M.* 79. *Do er* vor(*n*) *W. B.* gyen*g*: vyeng *B. M.* 80. *e*rlich *B*, vnrain *W.* v*m W*, an *B. M.* gev. *M.* [81. 82.] *M.* wei*s W.* *In die* lüesz vnd in *B.* *Der hunt* z. *B.* zä(*e*)rt *B. W.* [vast] *W.* vn*d B. W.* [* *] *W.* *Bitz M.* v*ntrew B.* Vnder i*m M.* Wider sich versan *B.* 83. Der h. als er vorcht *B.* Wa*n er pesargt* d. *W.* 84. Zû *hant erwischet er M.* [ein] *B.* 85. hueb sich (floch) dan(nen) b. *B. M.* pal*d*: wal*d B. W.* 86. W. in den selben w. *B.* [wider] *M.* 87. Do *W. B. M.* ermör*t B.* 88. [Vnd] de*s* hue(o)t er *B. M.* hue*t W.* vnd *B. W. M.* 89. traib er *offt* manig*s B*, *tet* er *dich vñ* manig *M.* 90. [dem] *W.* *reigen* m. k. *M.* 91. *Er B.* [ein] w. *B*, *manige* wund*e M.* 92. Vñ *dann wider* zû *M.* de*m* wal*t W.* Zw wal*d* er *wider* l. *B.* 93. Eines *W.* 93. 94. Der m. *het* e. tag*s vor* Gepote*n* d. m. *tür vnd* tor *B.* *motes* hat g. v. Der m. d. m. beslisse *M.* [95. 96.] *W.* chä*m*: spei*s* nä*m B.* 97. 98. n. haymlich(en) k. (k. h.) d. h. In g.

(stal er sich) an der (zû einer) st. *B. M.* 299. lewt er tr. *B.* Er *sich* vnder d. leit tr. *W.* 300. parich — ain *B.* s. *haimleich* u. dy *W.* 1. U. *das W.* tisch *B.* s. zû t. *M.* 2. Des selben er doch nye v. *B*, Man braht im morsel vische *M.* *Hierauf:* Der hunt was da nit (w. n. so) träg(e) Do er sag(ch) sein wäg(e) *B. M.* 3. Do *stouf* er *M.* *wider W.* tisch *B. W.* 4. marschal(i)ch *B. W.* marschalkes schenkel w. *M.* 5. *vast vnd W.* Er *greint* vnd b. in end *zärtt B*, Er *zannete vñ grein vñ* v. b. *M.* 6. *Vntz M.* Vnd macht d. m. h. *B.* 7. laez *W.* 7. 8. Der chünig hoch geporn Aus vill grossem (Von smerzen vñ ouch von) zorn(e) *B. M.* (*in M. umgesetzt*). 9. [Er] *B. M.* rüeft *W.* *B*, *Schrei M.* stim: *grim B.* 10. [ouch] *mit zorns B.* Von *zorne* vñ o. *von* g. *M.* 11. Töt *B*, *Totent M*, *tot W.* balde *M.* 12. h. m. *W.* *verwundt B. W.* 13. *von M.* 14. *mues M. B.* 15. snel *W*, pald(e) *B. M.* [d.] *B. W.* *gie:* *gevie M.* 16. in *sein B.* vyeng *B. W.* er *vff dem tische* g. *M.* 17. [vil] *B. M.* *dickch W*, offt *B.* 18. tor m. *besl. M.* 19. [Durch] *W. M.* *wolte M.* 20. wo hertzog *B. W. M.* 21. *künige über M.* [an d. t.] *B.* 22. *Vnd* s. *B.* 23. [z.] *W*, *werden B.* fürsten *B. W.* *an wandet W. tos B.* 24. [Dem] *M.* in *sein*(e) *B. M.* 25. d. *hertzoge tugentrich M* 26. Nu *hört* l. herr *mein* m. *B.* [herre] *W.* *Edler* fürste *erhörent M.* 27. vm *W*, *für M.* betl. *an der stunt B.* 28. zû *M.* *Erloubt* m. *den hunt B.* 29. [hie] *B. M.* wart *W.* *B*, *rede M.* 30. geb *W.* *Vnd* g. m. r. (min bestes kere) d. *M.* *Hierauf schon* 338: Wye got hie ein wunder begat *B.* 31. *guetleich B*, gar *lieplichen M.* [in] *W*, *den künig M.* 32. *tisch B. W.* 33. d. *künig B*, *in W. do zû* v. *M*, an *v. B.* 34. *wie* i. *doch gewern B.* *Der künig* sp. *sit* i. d. *eren M.* [35.] *M.* *Wie* — *vnmügt. B. W.* 36. d. *hertzöge* v. *M.* *Hierauf:* Nit habentz gar vmbelich *M.* 37. Nw (Vñ) hör(ent vil) lieber(n) herre(n) zw *B. M.* 38. [hie] *B.* (*vgl. zu 330.*) *Was* e. *michel* w. *M.* 39. 40. *umgesetzt B. M.* *an der B.* Vñ tût v́ch vñ den fursten kunt *M.* Zw k. *B.* weys *B. W.* stot *M.* [* *] *W.* herr *ermört B.* *bittent* v́ch *sunder M*, *pit sunder an B.* 41. im *helft czw W*, im dar zû wellent helffen *M*, in nit welt *B.* stenpfen *M*, *tempfen B. W.* 42. mörder *B.* 43. D. *do* sch. — getat *M.* *der* t. *B.* 44. *in W. B.* ermördet *B.* 45. *Seinen W. M.* h. *do er B.* hynnen *B*, *hinan M.* 46. ouch *für* in *W.* [mit] *gantze trewe M.* 47. *Eur W.* vñ vwer e. *M. B.* er ler *W. B.* 48. *habt B*, habentz *M.* *halt* d. *edeln* v. *W.* 49. *gelessen W*, vassen *sol B.* kanpf: ranpf *M.* *vor B.* 51. *Er B.* 52. Warumb *B. M.* *magst dv W.* ir schemig mich *M.* 53. [kein] l. n. (*leides nit*) *B. M.* 54. red *der W.* Ir *soltent* m. *diser* r. e. *M.* *Des* sült ir m. *genyessen* lan

B. 356. Icha h. *W.* han *es* u. [in] *M.* verdien*t B.* 57. hertzog *B. W.* in *für* d. k. *B.* cz*u* vr. *W.* *sprach on* vrage *M.* 58. *Edler fürste l. M.* be*t*agen *B.* 59. *Wan* ir *B. M.* 60. Richt(ent) herr (werlich) an der (es ist) *B. M.* 61. De*n* v. wissen*t M.* al*t B.* 62. [m. h.] *B.* haen*t*en *W.* kenpfen *M.* 63. eine*n* r. *M.* richter *B.* 64. rechtes *W.* [im] *B.* 65. S. *mir* w. *B.* [66.] *M.* *Seynd* du lang g. *B.* 67. gerich*t B. W.* erfül*le*: sül*le M.* 68. [m. h.] *B*, hae *M.* *Hierauf haben B. und M*: (Durch) Das — hie geschech(he) chain gewalt Du pist der jar wol so alt Das du sein ha(e)st gesehen vil Es tunck(e)t mich nit ein (kein) gümpel (gockel) spil Hie chempf(e)t (h)vnd(e) vnd leyt (lite) Vnd (Es) gilt(e)t hals vnd heyt (hute). *M. allein fügt hinzu*: Der ritter selber sich nit vergass Vnd sprach mich dancket das. 69. [D. r. sp.] spriche*t aber* i. *M.* richter sprach *zu*m *herren* b. *B.* aemai *für* ieman *W.* 70. D. *rechtein B.* volg(e) i. (nach) an (allen) h. *B. M.* s. eine*n* be*ngel* ne*men M.* 72. *Das* er da mit fris*t B.* Den sol man dem ritter geben *M.* [73. 74.] *B.* A*inn* gras vnd *daumelen* l. *W.* r. *on allen wang M.* *Hierauf*: Do mit er sich behelffen sol Des mag er sich erweren wol (377. 78.) Ander gewer er nit bedarff Von keiner hande waffen scharff *M.* 75. *geb* — hun*t*: mun*t B. W.* *Gegen* dem *selben* h. *M.* 76. *zene M.* sine*n M. W*, sei*n B.* 77. Do *W. B. M.* *erw. M.* 78. free*n W.* *Vn* m. *im selber geiffen* w. *M.* (*vgl. zu* 373. 74.) 79. D*ye B.* [daz] w. vervachet (nye veracht) *M. B.* 80. *Auch* w. *B.* Do w. *vil schier* gemachet *M.* 81. schi*er B. W.* *in* d. z. *B.* *Ein* kreis z*u* d. *M.* 82. so m. *M.* 83. *At* in d. *ring M.* [er do] *B.* 84. hertzo*g W. B.* *do* die *M.* leu*t B*, leit *W.* 86. si *im* hülffen *M.* sy rüeffen vnd päten *B.* 87. d. *hunde* helffe *M.* hil*f* te*t B. W.* 88. *Der do* r. he*t B.* ger. hie*t W.* *Also verre er* v. *M.* 89. *Sus M.* *Nu* w. *ch*empf*t B.* [lie so] *W. B.* 90. Je(g)liche*r M. W.* *tet* ü. *B*, *sein nit vergas W.* 91. den anderen *W.* An d. a. [burdin] g(e)nüg *M. B.* 92. mo(o)rder *B. M.* 93. *°lies* zuo *für* ze. po(a)g: betro(a)g *B. W.* 94. selber *W. M.* 95. *mit B.* *vff* einen *M.* 96. [U. v.] *B.* hing *M.* *an* (in) *die* k. *M. B.* 97. 98. *hinter* 400. *versetzt B*, *umgestellt M.* vas*t W. B. M.* besl. *M.* peyssen *tet er im* m. st. *B.* 99. 400. *umgestellt B.* (*Vnd*) Das *bl. W. B.* dar *es M.* (Das) D. *mo(ö)rder M. B.* m. *nyder* v. *B.* [1—4.] *W.* 1. vor *B.* 2. *in in* seyne *chnye B.* [3. 4.] *B.* 5. *Bitz M.* [daz] *M. B.* *er* [d. m.] *W.* de*n* m. *nöt B.* (do) *in* n. *M. W.* 6. *Das er* s. *B.* *Die* h. *M.* her*n W.* hent gen *B.* g*ot W. B*, dem himel *M.* 7. de*n B. M.* d. v. k. *W.* 9. [Do] *M.* hört: stört *B. W.* 10. *hiez balde* dz *M.* 11. mo(ö)rder *M. B.* [do] *W. B.* 12. *D. werde* k. *do* rû st. *M.* 13. vragete *M.*

Vragt *W*, Vrayt *B*. (in) ob er sch. wär Er sait (sag) im [do] *B*. *W*. 415. *hiet* gechempfft *B*, kempfete *M*. 16. mo(ö)rder *M*. *B*. 17. *dû *ist zu streichen. verschampter* posw. *B*. an *vnd la das nicht W*. 18. mort mo(ö)rtlich *M*. *B*. gesiecht *W*. 19. laug *W*. *B*. du vff dich *selber* w. *M*. traist *W*. 20. [ez] *B*. so *lange* v. *M*. waist *W*. 21. mo(ö)rder *M*. *B*. sigl. *B*. *M* 22. [der] *B*. 23. *duncket M*. *iung W*. (*meint* mug), möge *M*, chün *B*. 24. vmb *M*. Do *von euch* m. m. v. *B*. *M*. 25. han *M*. *Das mord* h. i. g. *B*. 26. ermort *B*. 27. *Vvb*. *M*. [tr.] *B*. *ewr eid W*. 28. *Vñ* mit *M*. frau *von hiñe* v. *W*. 29. *Mit* d. *W*. *B*. *zarten* chünigin: mynn *B*. *Die zarte* k. *M*. 30. [Die] — *die* m. *M*. 31. [Dar] — das v. *M*. vmb *W*. *M*. *B*. 32. [ir] *B*. ir *laster* vñ *leit M*. 33. getw *M*. slaffen *M*. *B*, slossen *W*. 35. *Vñ* leit *M*. *B*. *legt W*. es ir *nohe* an *die M*. 36. es *für* ir *B*. chaines *M*. *B*. *nicht enwest B*. *irs antweders enwiste M*, *wo folgt*: Das munt gegen munt rûrte. 37. valsch *B*. *W*. i. *auch* d. r. *B*. d. *fûrte M*. [38.] *M*. [m.] sy v. *euch* sch. *B*. 39. *Durch* d. *M*. solt: wolt *B*. *W*. 40. *Wann* sy n. w. *B*. Wan *ich was ir* n. *holt* Sy w. *W*. mich n. *eren* w. *M*. [41. 42.] *M*. m. nicht k. — vürst *W*. Gewern des jch pat Nw ist es warn spat *B*. 43. Der chünig sprach (schrei) wee m. ach. *B*. *M*. *Ach* m. *W*. 44. Hertze*kliches* l. *M*. [und] *B*. gem. *W*. [45. 46.] *W*. *B*. 47. *der reinen* vr. *B*. *M*. 48. so *gar* u. *B*. vngn. *M*. [49—52.] *W*. *B*. gissen: zerflissen *M*. 53. 54. *verkehrt B*. rauft *W*. *B*. Vñ r. s. *selber* s. *M*. *Er sprach wo B*. *W*. pist *edler W*. *Ach* wo *M*. 55 Ey *schöne B*. *Ein süsse* vr. ein zarter *M*. 56. -lichs *B*. Ach du hochgebornes w. *M*. 57. Sol *ich nach* m. *B*. *M*. mine *M*. gelust *B*. 58. rüern d. *B*. an sein mei br. *W*. Ger. n. *me* dine *M*. 59. *Ach* g. (h. *vnd* g.) *B*. *M*. [v.] *M*. 60. sendost *W*. Vil gar nach meynes hertzen gyer *B*. 61. grosȝ *B*. 62. Dy mein leib begangen hat *B*. *M*. [63. 64.] *B*. *M*. find: verswint *W*. 65. 66. *umgekehrt B*. *Der künig* vr. *do* d. *M*. fragt — posw. *B*. *W*. 66. *Nw* s. *B*. S. *balde* u. *M*. das *W*. *M*. 67. *Sag mir B*. *wo* m. fraw *hin cham B*. *W*. 68. *Das* — r. lobesam *W*. r. das leben nambst *B*. [69—72.] *B*. Sein l. *nampst* ane schult *W*. 70. herre *M*. eur huld *W*. 71. m. vngewac *W*. vnwege *M*. 72. fròwe w. n. *so M*. trage *W*. 73. n. *sein* l. *W*. 74. Die *weyt W*. -leich *W*. *B*. 75. So *M*. *B*. verr *B*. *W*. [w.] *B*. v. *von mir* in d. t. *M*. 76. wiste *M*. west *wo* sy *hin B*. *W*. *In M. folgt noch*: Wie gern ich òch an der stette Die fròwe ermordet hette Do hat si sich verborgen in der geschiht Das ichs sy kunde vinden niht. 77. k. *in [do] vahen* b. *B*. *W*. 78. rücken *M*. Ruck vnd pain er im do (im man) *ab* st. *B*. *W*. 79. *Das M*. *B*. er *so* w.

verschuldet *M.* 480. *Vnd* h. im b. *B. M.* 81. satz*ete M.* Das auff setzt er in vnsauber *B.* 82. end *W. B. Das* e. w. *im* g. sawer *B.* 83. u. ward potschafft (wurdent botten vs) gesant *B. M.* 84. Potschaft wart *W. Pald* in a. l. *B.* *Vs* in verre frömde l. *M.* 85. W*er* das nw vernäm *B.* imant hiet vernummen *W.* 86. Wo di fraw wer hin kumen (ye *hin* käm) *B.* komen were *M.* 87. *Er B.* sucht *B. W.* u. *wider* h. *M.* 88. hort niemant *W. B. erfur* n. *kein* m. *M.* 89. *Si czugen* aus in das v. *W.* vierd*h. B. W.* 90. fraw *zwar B*, vr. *czart W.* Das ich sage das ist wor *M.* 91. *Sant W. B.* S. *si M. den* (dy) koufmanschatz(schafft) *M. B.* 92. *sy es B.* Den si do gewirket hat *M*, *wo noch folgt*. Noch ir so grosser iomer was In der stat ein fröwe sas Die irem botten siden gap Die si verwirkete vñ verwap. *Das folgende Reimpaar hat auch B*: Side wolte der botte kouffen (Vnd solt ir seyden k.) Die fröwe (Er) sprach ich müs (pa^l^d) louffen. [93. 94.] *M. B.* [95. 96.] *M.* Dy *kramerin* sp. *nw* b. *B.* weit: eyl *B. W.* chüm sch. in schneller e. *B.* 97. *Louffen* in *M.* nachs*t W.* zw dem nags*ten B.* 98. *Also B.* Sus l. *die fröwe in M.* 99 *In W.* pürig zw *B.* so *W*, *do M.* 500. *Do W. B. M. fursten M.* 1. hiesche *M*, *sait B. Si sagt dem* chünig(e) *B. M.* 2. [Her] *W. Vñ sprach* herre *hybend keine* n. *M.* 3. wene *M.* fraw *B. W. sei* w. *W.* 4. heiſſe *M.* hilf ſ*ind wir sei W.* 5. was d. *red vil W*, was von hertzen *B.* 6. fraw(e) *B. M.* 7. Vñ k. *M.* chüs*t* sy [w.] *B. W.* in *B.* 8. Vñ *M.* wo *B. W. M.* mein fraw *der* s. *B.* mins *heiles M.* 9. verchaufft *B.* 10. *Hilff mir* h. d. dei*n tod B. für* 9. 10. Die sich mins lebens hat betrost Hilff herre dz ich werde erlost Von not vñ öch von arbeit Von kumber den min hertze treit *M.* 11. Enpi(n)t m. armen (a. senden) m. *W. B.* 12. chu*mer W*, *jamer B.* Ich han gen dir vnreht getan *M.* 13. fraw *B*, *si W.* 14. Nement d. hertzog rich *M.* 15. kome*nt M*, chömbt, *B*, champt haimleich *W.* in m. *gewelib B.* 16. *Do B.* werd(en)t *B. W. M.* 17. *Von* grossen [u.] *M.* 18. *Er W.* Da vindt ir *B.* sehent einen *vrömden M.* 19. D. frag(en)t *er sayt B. M.* 20. Wo *B. W. M.* 21. gie d. *edel* k. *reich B.* 22. *Mit im* d. *B.* 21. 22. Der k. do nit lenger lie zü dern hertzogen er do gie *M.* 23. vr. *reichem* syn*n B*, *haimleichen* sin *W.* 24. [Hin] *B. W.* d. *selbigen W.* chra*merym* (in) *B. W.* 25. *wo B. W. M. kouffman M.* 26. [auch] *die* kouflüte alle *M*, di(*selben*) *frawen B. W.* 27. *ir chauffmanschaft B*, *do* kouff*man* schatz *M.* 28. Vnd n. l. *bei. B.* l. *möhte swigen M.* 29. *Vñ* vr. *M.* frag*t* — selbigen *W. do für bald M.* Des chünig vñ sein kn. *B.* 30. *Vñ* sprach sag *vñ sage öch* r. *M.* Di vragten b. gar r. *B.* 31. *di W.* Wann*an* du d. kouffman sch.

breht *M*. *w*. *di* chauff*manschafft wär* br. *B*. 532. Der gert er in seiner n. *B*. Der koler sich balde hat bedoht Vñ lies sin hertz vs achte *M*. 33. *Vñ* sp. — *vs M*. enge*l W*. 34. Dann*an M*, Do van *W*, Von d*an B*. [her] *W*, h*ar M*. [35.] *M*. V*nd* br. *di ding da von* h. *B*. 36. k. *(do)* in reicher ge(i)r *B*. *M*. *Darauf:* Sprach trag mir dz werg herfür *M*. 37. 38. *umgesetzt M*. werich *b*urcht *W*. *Das würcht ein* fra*w B*. Die do wircket dz w. so f. *M*. 38. [U.] *B*. *zayg B*. *W*. 39. sag*st du B W*, seis*tu M*. 40. [hie] *B*. *M* *besch*. *B*. 41. kam *B*. *M*. 42. *trehen* er *sin wangen* b. *M*, wägnen er s. *beg*. *B*. 43. *Vñ* sp. *M*. laid: aid *B*. *W*. 44. Globen*t M*, *Dy labt* — *eu*rem *W*. 45. d. *minnichleichen* w. *W*. weib: leib *B*. *W*. [ir] *M*. 46. Icht t. *B*. *ètte bescheh*e *M*. an *ie*rem(e) *B*. *M*. 47. Do *mit si M*. (*also wol zu lesen* *Dâ si mit). beswer*t M*. *W*. *B*. 48. Der *hertzog* st. (do) nahe[n] *B*. *M*. stu*e*t *W*. 49. *Er* sp. [des] *B*. Des si *dir hin* d. *W*. 50. *Dar B*. Do v. so w. *M*. [din] *B*. *M*. purge*t W*, pür*g B*. 51. Der koler sprach wellent — [an] *M*. we*l wir W*. W. ir d. *geren* sch. *B*. 53. *Wan* ir *chömbt* in *B*. chom*pt W*, kumen*t M*. 54. (So) Seeht ir — fraw *W*. *L*. 55. h. erg. *W*. S. *selber* h. geben *B*. 56. *In W*. *B*. [ein] ainfaltiges *W*. [vil] heyligs *B*. 57. [er] *W*. *M*. [die] *B*. lock*h*: röck*h B*. *W*. 58. *Vnd* tr. *B*. [an] *M*. *zwen* (*czwey*) gr. *B*. *W*. 59. *Sy* b. *all* t. für *B*. *Mit* flis bitet si got den werden *M*. 60. Für *den* der *M*. mechel *W*. geben *B*. *M*. 61. k. *der* w. *W*. *mere M*. *nicht* fro *W*. 62. beschor*n B*, pesch*a*den *W*. b. h. *also M*. 63. reglerin: min *B*. *W*. 64. Die d. *M*. *In der B*. *W*. 65. lieb *B*. 66. lassen *B*, ergeben *M*. 67. sp. *mer B*. *Er* frogt in *der mer W*. 68. *Zw* welicher z. *B*. *W*. k. si her *B*, si chummen wer *W*. 69. *Er* sp. *sein* v. *W*. vierd*eh*. *M*. i. war *B*. 70. *Und* w. — *sag W*, *Das* ieh s. *M*. Das ist nw wol v. h. jar *B*. 71. k. z. m. *W*. *Da* si k. in *B*. 72. sch. sy *B*. 73. [nu] *B*. kna*b*: ha*b B*. *W*. 74. flisse *M*. dem *(im)* ged*ienet B*. *M*. 75. *Sünderleich* an *B*. *M*. an s*under* w. *W*. 76. im *B*. *M*. n. zû l. *M*. 77. [do] bedach*t*: ach*t B*. *W*. 78. l*ie B*. *das* h. aus *der B*. *W*. her*ze M*. 79. D. vor (er) m. *M*. *B*. leiden besessen *M*. 80. hoff *B*. *W*. k. d*y mer W*. 81. Das s, fra*w här B*. s. reine vr. herre *M*. 81. 82. fraw m. g. h. *aber* v. *W*. helffe *M*. wär *B*. *W*. 83. was die welt also *B*. Die welte worent der mere vro *M*. 84. d. *fuersten W*. *Mit* d. k. (im) zogete man (zogens) do *M*. *B*. 85. 86. *umgestellt B*. fürsten *B*. *M*. *all:* scha*l B*. *W*. vr. *in* r. *W*, *manigem* r. *M*, mynnychlichem. *B*. 87. *czog*ten h. *gegen W*. [Und] *M*. [U. r.] Geyn d. selben *B*. wald: ba*ld B*. *W*. 89. [Her] *W*. fra*w B*. *W*. *so B*. 90. *Wer B*. *M*. 91. schei*ch*t *W*. sch*ilt* sy *gar B*. ser: ler *B*. *W*.

592. Nu volg(en)t B. M. mein W. 93. Vñ koment M. haymlich(en) B. W. M. 94. Vnd w. B. Wart m. frôwe M. [gebr.] B, prausä W. 95. verpirigt W. pirgt B. schicht W. 96. w. si M. ir sy chünd B. [v.] W. 97. was für als B. er im B. M. 98. *vünd B. *(beſſer)*, vant W. reine M. W. die W. (*meint* diu). [599. 600.] W. B. 1. Do (Als) er nahen(t) B. W. den W. 2. chnab W, junge fürst B, furste yung M. liei B. M. [umb] B. M. den W. M. 3. woſt (die) fogt ein) B. W. Es M. [4.] M. Das B. W. chund B. 5. Des er v. W. es M. [der] lewt B. W. 6. vnd B. W. Vil balde es zû siner m. sp. M. 7. Sag an B, Sag nu freylein W. 8. chünigin B. M. 9. Sy s. das B. wo d. k. har M. 10. zuchkt B. vnd B. W. 11. gerne si enpflohen M. wär: schwär B. W. 12. Der chnab B. ir ein teil z. W. Do w. ir d. k. M, *wo folgt:* Vngerne si bliben wolte Der tet als er solte. 13. lieff (Vñ l.) ir n. schnelliklich (endelich) B. M. [14.] B. M. 16. Frau — m. guetleich W. 15. 16. sp. fraw erb. d. Genädichlich ü. m. B. erbarme d. ü. m. M. 17. hab u. [an dir] B. W. [18.] B. M, *wo dafür, vor* 17: Tröst (Erhöre) mich vil senden (sündigen) man. *Auf* 17 *folgt noch:* Das ich vntzt (vntz) an den jungsten tag (Dir) Nymer vber winden (wieder dienen) mag B. M. *Allein M. fährt fort:* Das du durch mich gelitten hast Zarte frôwe tû das beste Vñ bût mir lieplich dinen grûs Ich wil dir neigen vff dinen fûs. 19. Vñ n. d. reinen s. M. neczt W. Genetzt hyet die süesse B. 20. czacheren W, zähern B, trehen ire M. fuessen W. 21. fraw B. [sich] — viel W. 22. Der werde (Den werden) künig sy M. B. vmb B. vmviel W. 23. Er k. syn. B. [l.] W. 24. [ach] B. M. gelobet si M. 25. fraw B. W. 26. hilf W. B, helffe M. 27. kuste — glider M, glid: frid B. W. 28. Er W. stäter B. W, gûter M. vñ e. steter vr. M. 29. Von B. M. 30. lieb B. W. vmb B. 31. Vñ sp. M. zu ir (im) B. M. pärmichlich B. W. 32. [Und] W. B. sol M. haben W. verderbt B. 33. hertz versencken M. 34. [du] W. Wie haste m. M. 35. rainer B. W. 36. magt B, maid W, megde M. [37 — 42.] W. Hat B. 38. reicher g. d. seinen B. 39. hilff m. [nach] B. [40.] B, *wo dafür, vor* 39: Nw hilff mir armen hye. 41. Den mein hertz hat B. troste M. 42. [So] M. 43. ierm B. leib: weib B. W. [44.] W. 45. geben B. M. 45. 46. verkehrt B. Her W. Ach M. Got h. B. d. d. edel t. M. 47. 48. embunden B. m. z. d. st. W. [M. tr.] M. tr. vmebunden W. [49. 50.] B. W. grossen — Ei nem lieplichen M. 51. Also w. d. zart (die) rain B. W. 52. Gefüret H. [Gev.] B. grossen B. W. H. haym W. B. Mit gr. vr. geseczt wider h. W. [53 — 64.] B. H. M. 54. helten g. gegen mit [hie] W. 56. Frauen W. 61. tauft d. chindt.

W. 665. Purig *B*, Burg *H*. *W*. stette *M*. 66. *er* — (da) zû h. *M*. *H*. 67. man in wol erg. *W*. Sin armût er im gar begrûp *W*, *H*. 68. im *dannoch* guete l. *B*. Der koler (im) erst(e) vs touffe [er]hûp *M*. *H*. (*vgl.* 63.) 69. fürst *B*. liebe *W*. Den *jungen* s. *H*. Den fursten jung s. *vil* l. *M*. 70. Hiemit *M*. *H*. red *B*. *W*. diesz buch *H*. 71. künige *M*. vz *H*. *M*. der chünigin h. *B*. 72. richer *H*. *M*. ber. *H*, geruefft *B*. 73. dienst *B*. *M*. *H*. werden *B*, zarten *M*. *H*. pild: wild *B*. *W*. 74. Die *M*. *H*. *er* *B*. *M*. *H*. gefilde *H*. der wild *B*. 75. lobt. *W*, erlich *H*, er(e)nreich *B*. *M*. hat *M*. 76. sargen gepunden *W*. endt: wend *W*. — *Mit dem Schluſse von B. stimmt meist M:* 75. súllen *B*. *M*. *H*. *allen* st. *M*. [77.] *M*. red *B*. 78. Gedenken(t) reiner (guter) wibe Die sich mit ir libe *M*. *H*. 79. der sch. hat erw. *H*. Der sch. haut so gar erw. *M*. 80. Wem got d. e. *hat* *M*. *H*. 81. *mag* *M*. *H*. 82. Zû *allen* g. *M*. 83. pryſen *B*. 85. freyd w. genumen: chumen *B*. *Nach* 82. *schlieſsen M. und H. so:* Hie mit die rede ein ende (e. e. d. r.) hat (*vgl.* 70.) Almechtige reine trinitat Hilf vns zû den genoden (der freuden) din Vñ behût (beschirm) vns vor der helle[n] pin. — *Vorstehend meint W. durchaus G, die Wiener Handschrift bei Graff.*

IX. *Alten Weibes List.*

Aus Laſsbergs Handschrift, Liedersaal CLXVI. Ohne Zweifel „Konrads von Würzburg Schwank von einem Chorherrn zu Würzburg," welchen Docen abschriftlich besaſs (Grundriſs S. 331); und vermuthlich in der Wiener Sammlung die Erzählung 43. „Von der Kaufleriu" (wie hier 266. 300. 320 die Kupplerin heiſst), welche in der Insbrucker Abschrift fehlt.

Ohne Ueberschrift. 1. Wa. 2. gedenckt. 3. Maroll (*bezieht sich auf das Heldenlied von Salomon u. Morolf, das ich in den Deutschen Gedichten des Mittelalters Bd. 1. herausgegeben habe*). 5. nit (*immer*) erkant: lant. 10. mengi (*sonst auch* ü *für* iu). 12. Würzburg. 14. Eres. 15. konde. 16. Wer — minn. 18. vnd (*immer*). 21. still. 26. swer ze mütig *meint wol* swermuetig. 27. gedachts ire jrem. 29. ditz. 35. **lies* kalharten (*von kallen schwatzen*). 36. Irz koffez. 37. gedacht. 39. hächel. 40. sond d. geloben. 42. hörent. 44. schier. 47. aine. rotenstaine. 50. vach. 53. still. 57. 62. 64. vch (*immer*). 64. entbütt. 70. varb. 81. 82. dichz. 87. 88. hend: end. 91. schied. 105. grüszt — schalles. 9. frow — grusz. 10. hopt. 11. wolt. 12. clain. 17. tugentlichost. 18. kont. 20. minn. 24. kain. 29. begund. 35. Waz wir — von jr. 36. redent. 39. solt. 46. mit *einander* v. 47. kräm. 51. **beſser* niht. 52. messz. 53 wolt. 54. bett. 55. alt. 60. trüw spricht. 61. Wönd. 62. Es. 63. wöl. 65. frow. 72. phennig. 76. haim. 77. kucht. 80. Doret.

82. angst. 186. würd. 87. *°lies Ald.* 88. frow. 89. 90. sach: beschäch. 93. grüzt. 96. geruwet. 98. hertz wurdi. 201. sag. 2. trüw. 3. 5. red. 7. itz gutz. 15. hett. 16. dert. 17 selb wunneclich. 19. 20. den stunden: konden. 22. Waz — heim mocht. 23. 24. gold: hold. 26. konnt. 29. 30. main: unrain. 35. ain herre. 36. bald. 38. schier. 39 min. 44. schön. 49. werden. 51. wisset. 55. hett. 56. wolt. 57. alt. 58. frow. 59. *°lies* wénig waz *ich* im. 60. denn — mitten tag: sag. 63. Daz jr ych schön 65. husalin. 66. köfflerin. 67. sich. 69. nechst. 70. recht. 76. getanc warent. 78. wär. 79. ald wat. 80. recht. 82. vnmusz. 83. 84. berait: baitt. 86. trüw. 88. wär. 89. 90 hett: stett. 92. kittalin. 93. ain. 95. magt. 96. gern. 97. schier wurdent. 301. att. 2. gest. 3. min herberg. 4. frow. 6. sazzent. 7. ain. 8. gestulet. 12 kaiserin. 15. frow. 17. bald. 21. att. 23. vngestat. 26. wolt. 37. morgentz. 38. rottenstain. 39. sam. 40. selb. 46. 47. schand weren: neren. 49. tomb brobst. 51. 52. schier: fier. 54. 57. 60. sprachent — wönd. 55. clain. 56. 60. müzzint. 63. selb. 64. 71. red. 71. zugent. 72. wän. 73. tüfenlichen. 75. schied. 76. *Absatz.* 78. *beſser* Und *nicht* w. 82. wiszt. 86. 94. tunkt. 89. her. 91. Und sprach *steht hier, wie öfter, als auſserhalb der Reimzeile.* 400. herberg. 3. dört. 7. wib. 11. *°beſser* unde. 13. 14. solt: wolt. 18. irikait. 20. Ald. 21. her. 22. trüw. 24. ez. 28. Ain. 29. 30. gang: lang. 31. ins har. *Nach* 33. *oder* 34. *fehlt etwas, die Vorbereitung, u. Ankunft des Mannes.* 37. wänt. 41. wang. 45. schuld. 49. 50. trüw: nüw. 51. beschech nimer. 50. sint. 54. umb. 56. nimer. 57. zornes. 59. fügt dü gut. 60. valsch. 63. husz. 64. frow. 65. umb. 66. selbes. 67. zoch. 68. arm. 70. schön v. schend: phend. 74. frowen. *°beſser* niht. 79. 70. send: end.

X. *Die halbe Birn.*

Handschriften. Straſsburger Sammlung (St.) 23. Wiener Sammlung (W.) 14. Insbrucker Abschrift (I.) 12. Laſsbergs Liedersaal (L.) CXCI.

Ueberschrift: Dis ist von der bir St. Der ritter mit der halben piren W. Von dem ritter mit der halben pirn I. 2. ichz *L.* ime *St.* 3. hatte *St. (öfter).* bel e. minnecl. *L.* 4. ain t. d. ir l. *L. (beſser).* 4. 92. dohter *St.* 5. wúnsche *St*, wunsch *L.* 7. Folliklich ers. *L.* möhte *St.* 8. *frowen* kunten *L.* 9. jahent *St*, *sprachent — des* b. *L.* 10. Si kont sich wolg. *L.* 11. wunnërliche *(aus* wunderliche *gebeſsert) St.* Zu ainer minneclichen magt: behagt *L.* 12. Daz an *L.* 13. Do — sú *(öfter, für alle Fälle) St.* vol *L.* 14. Mangen ritter *L.* 15. Si w. versait in a. *L.* 16. Daz w. also *L.* 17. *°lies* dur ir *St.*

durch *L.* 19. *Der* si haben wôlt: sôlt *L.* 20. *er* si *ers.* *L.* 21. *In ainem* *L.* turne*y*: me*y* *St.* *L.* 22. *Als* d. *vil* l. *L.* 23. si*ner* *L.* wunne*n* *St.* kéme: néme *St*, kam: nam *L.* 24. *Wer* *L.* 26. Vor de*r* *L.* 27. der turnay *L.* 28. Der sol*t* *werden* *L.* 29. Gen der liechten s. *L.* 30. mére *St.* mâr *erhüllen* w. *L.* 31. di*e* kôment *L.* 32—34. Der ritterschafft w. Namen da by w. g. E. r. so vermezzen *L.* 33. *do St.* 36. U*nd* heit durc*h* *hocher* minn*e* *L.* 37. Gev. m. turnay *L.* 38. blût — *grûnez* zwa*y* *L.* 39. *tugenden*: jügende*n* *St*, tugen*t*: jugen*t* *L.* 40. 41. he*tt* in si*ner* j. *Der* *prisz* so v. *L.* Und*e* *St.* 42. 43. Das er d. d. *schônen* m. Wôlt riten *z.* *L.* túrne*ge*: *lege* *St*, turna*y*: la*y* *L.* 44. vil vnuerzagt l. *L.* 45. *Do L.* 46. grû*n* al*s* *L.* 47. Der w. *itel newûr*: gehûr *L.* 48. De*n* v. d. [vil] *L.* 49. Ze ainem stoltzen w. *L.* 50. Mit im ain ritterlicher zock Kam aldar geritten Mit klûglichen sitten *L.* 51. Sin sper daz er v. *L.* 52. do *St.* Wen er damit r. *L.* 53. muost im sicherhait *L.* 54. kont vil w. sprechen (: jechen) *L.* 55. konigin *L.* 56. Gedacht in irem sinn *L.* 57. D. w. môcht der *L.* 58. ellent *St.* w. im dick *L.* 59. Gen mangen vryen *L.* 60. wart *L.* 61. *Die* — ellenh. *L.* 62. or*s* u. *das lant* *L.* 63. Wol gestozzen *L.* 64. [daz] *L.* 65 Warten vff in vast: gast *L.* 66. Wan — ainem *L.* 67. *Dez L.* 68. manl. *L.* 69. frôwet sich dû schône magt: sagt *L.* 70. spisen *St.* 72. *folgt unmittelbar auf* 70, *u. für* 71: Als si wol solt behagen *L.* 71. süllen*t* *St.* 72. De*s* *St.* 73. und*e* *St.* 74. *geselle L.* 75. jungt trug man ain tracht *L.* 76. De*r* beste*n* bir*n* so *ich* spûr *L.* 77. rich: gelich *L.* 78. me*n* *St.* Man tai*lt vil* g. *L.* 79. *Ze* z. — ai*n* *L.* 80. **ergänzt L.*: Dar nâch sô wart ein klein(e). 81. Da*s für* g. *L.* 82. **lies Daz St.* *Als* man *dick* m. sch. *L.* 83. richez *L.* 84. hôren*t* *St.* (*kann auch bestehen*). merket w. dû *L.* 85. Bir*e* *L.* 86. gepü*r*licher *L.* [87. 88.] *L.* iungfrow*e* *St.* 89 *Der vil* vnu*er*dacht *L.* heilt *St.* 90. *Schrotete* dû bir*n* *L.* 91. sine*n* *St.* ainem nam er sin m. *L.* 92. im *L.* 93. *d*ohter: enmôhter *L.* 94. *Er* n. *gebiten* m. *L.* 95. Bitz*e* — schône besni*tte*: *sitte St.* B. er dû birn hett besnitten *L.* 96. *schob* n. *fraisigen* sitte*n* *L.* 97. Und*e* *St.* Dû bir*n* hal*b* in sine*n* *L.* (**beſſer* die bir halb, *oder* bir *zu streichen und* sinen *zu lesen*). 98. Er l. zu der selbe*n* st. Hin daz ander tail Im ze grozzem vnhail *L.* 99. iunfrow*e* *St.* 100. Ir muezin*t* w. *L.* 1. Als *L.* [3—6.] *L.* 3. 7. *schafe*liers *St.* 5. Halbe*r* *St.* 7. Za ha *genatter* u. *L.* 8. *halbe*n* (*beſſer*) biren *L.* [9—12.] *L.* 12. und*e* *St.* 13. **beſſer* halben. Vnd si *vnbeschelt* asz *L.* 14. De*r was* hoff *L.* 15. *Wie wol L.* 16. und*e* *St.* *[ouch] *L.* (*beſſer*). 17. im d. konig*in* *L.* 18. De*r* *St.* Er w. *dick* scham *L.* 19.

[den] *L.* 120. enwuste *St.* enwest w. er g. Als waz er tun solt Vnd ob er dannen wolt *L.* 21. Wider er dannen v. *L.* 22. *Tůr er sich versw. L.* 24. wolt s. *entw. L.* 25. unde *St.* 26. Bitz *St*, B. *das L.* 27. *lies in *für* er. bescholten *L.* hette *St.* 28. hete *St.* 28—30. Vmb sin mizzetett Er hett ain k. so stett Der phlag guoter rett *L.* 30. Unde *St.* 32. her zu im glich *L.* 33. ain *L.* beinl. *St.* 34. Do *St.* 35. *Wie er ir v. L.* 36. Dů in so *besch. L.* 37. *Vmb* [illegible] *L.* cleinen *St.* 38. her *L.* 39. knab *L.* 40. Herre nu[illegible]ernement mich *L.* (*wiederholt* 138). 40. 41. uch *St. L.* (*meist*). [41. 42.] *L.* verandern *St.* 43. *Ir w.* — ainem *L.* 44. *Vnd* l. — *ob L.* 45. *Vwer* h. *ab L.* 45. 52. g'we *St.* 46. *Vnd claider* dů vch torl. z. *L.* [47—50.] *L.* 51. 52. Vnd entwilden vwer g. Mit a. vnd vwer v. *L.* 51 und *St.* 53. als *dů* e. *L.* 54. *Vnd* ain k. *als L.* 55. 56. N. *in die* hant ze *ainem* stab So sint ir ain vil tumber k. *L.* 57. *Vnd* l. *L.* disch *St.* 58. sy *witt* prât o. *L.* 59. *werfent als dar L.* 60. Sprech iem. *icht da L. do St.* (*lies dâ). 61. *gebosz*: gestosz *L.* 63. konigin: sin *L.* 64. *icht L.* [65—74.] *L.* 66. *lies antwürtent. 70. Do *St.* *lies starteklîche. 73. komet *St.* 75. *vil drat*: rat *L.* 76. sinem *L.* 77. 78. gesniffen: siffen *St.* *lies tierlichem. Vnd hiez im gewinnen Nach torichen sinnen *L.* 79. 80. Claider v. ainem toren Sich swartzen — moren Vnd daȥ clait sniden Von semit vnd siden *L.* 80. *eine St.* 81. D. ez im *ab L.* 82. *Den — in L.* 83. mitte *St.* mit *schied* er v. *L.* 84. Ez wârent vrowen oder *L.* 85. Sahent *St.* Lachent in an v. e. gicch *L.* 86. *gen.* d. burg *L.* [87. 88.] *L.* gehútze: crúze *St.* (*lies gehiuze). 89. 90. Ain tail sprachent dů lût Her got behůt vns hút *L.* Rieffent *St.* 91. *Waz* br. *den* t. in daz *L.* 92. machtent *St.* tribent *ab im* iren *L.* 93. tribent *St.*, *hetten — iren L.* 94. Do *St.* kam der *L.* 95. *dem* t. w. gemaz *L.* 96. 97. wesen daz Ducht sy hert gemenlich *L.* 98. vast — vmb *L.* 99. 200. *folgen nach* 202: Er sl. in grozze bůlen Mit sinen h. knůlen *L.* 1. Die knaben im nach l. *L.* do *St.* 2. Sy vast vff in r. *L.* 3. muestent *St.* 3. 4. Daz muost man allez h. v. g. Als man noch dick tuot *L.* 5. [Wan] *L.* 6. dulden *L.* 8. Vor ainem schonen p. *L.* 9. 10. Do *St.* maget innen — lait *L.* [11. 12.] *L.* 13. 14. Ob das minecliche kint Tett kain ding daz ir mizziempt *L.* 15. 16 Da mit *der* snůdelingen Ze l. móchte *L.* 17. 18. do: wo *St.* 17. *folgt hinter*: Mit sochtanen sachen sa (*für* 18.) *L.* 19. Das zoch sich bisz ze ainer *L.* 20. vil *für* so *L.* [21. 22.] *L.* 21. irre *St.* 22. Unde *St.* 23. Sasz by e. v. *L.* 24. manger *L.* 26. alters *elleine St.* 28. Unde *St.* 25—28. Wart sy da gemain Vnder den megden ain Dů wer gern vůr das tor

Gewesen daz sy sich da vor *L.* 229. D. w. hett benomen *L.* 30. Do — d*en* *St.* sach si den selben komen *L.* 31. d*er* tor sol*t* *L.* 32. *r*ief *St.* luoff si *hin* w. *St.* 33. Und*e* s. i*rre* *St.* sai*t* *der* *L.* 34. Daz *da* d. tor *L.* 36. *sin* wir *L.* 37. 38. Al gemainclich hie Sp. dû minneclich ye *L.* 39. Nu bringen mir d. toren *L.* 40. ta*tung* *St.* m. mit mir schoren *L.* 41. H*ie* v. in *L.* 42. D*er* e*it* u. *L.* 43. 44. Do sp. e. alte k. rach Nain frow lant in mit gemach Er ist ain tor ain affen Vnd ist gar vngeschaffen *L.* 45. umb *L.* 46. [so v.] *L.* 47. Und*e* *St.* Er sy recht gespäch *L.* 48. gern sách *L.* 49. D*a* *L.* gebi*tt*en: ri*tt*en *St.* *L.* 50. vrô*w*lin *en* w. *s*ritten *L.* *Hierauf ergänzt L:* Vnd namen den toren an dû hant Sy fuerten in sa ze hant. 51. 52. Enschwischen in vil drat In aine kemenat *L.* 53. Zu ainem guoten v. *L.* 54. waren*t* *St.* Im was laider t. *L.* 55. Schuc*h* vnd *och* li*n* w. *L.* 56. wol gevuegliche *zu lesen*. Er vorchtlich nacket st. *L.* 57. W*ann* er der *bruch* i. *L.* 58. *Das* s. lange*s* *L.* 59. Im h. *L.* 60. Vnd was gar u. *L.* [61—68.] *L*, *wo dafür:* Er saz in dem schalle Vnder den frowen alle. 62. sinne*n* *St.* 69—72. Do wuochs an dem gebure Sin groz nature Sich schier het erzaiget Vnd sich also eraiget *L.* öigen: erzöigen *St.* 73. *In sinem* *L.* 74. vor *für* è. *L.* 75. s. kra*m*pf *St*, gerumpffen *L.* 76. stuont gericht *L.* 77. **lies* finre *St.* Nach allez sinez hercen g. *L.* 78. gerecktem *L.* (*beſser*). 79. 86. Des w. dû konigin Gehezt von V. der minn *L.* 81. Begiengen*t* *St*, Si gieng *L.* 85. 86. ailflt v. stuont enbor Ir wart kunt daz ir da vor Nie was beschechen Si begunt vast dar sechen *L.* 87. Und*e* *St.* l. snelleclich *L.* 89. nider: wider *L.* 90. Do *St.* waren*t* *St.* *L.* 91. e. *da* ges. *L.* 92. erkant *L.* *Hierauf:* Denn die andern alle Sy giengent an schalle In ain kemenate Stil vnd gedrate *L.* 93. D*a* *L.* 94. Der d. r. w. ir l. *L.* 96. [z. ir] *L.* 97. Du lasz *L.* 98. W*ann* — dic*k* *L.* 99. hei*m*l. *St.* Zu vil hai*m*licher sach*e* *L.* 300. H. m. d. i. *icht* geswache *L.* 1. *An* de*m* k. — duld *L*, tuld*e* *St.* 2. de*z* t. schul*d* *L.* 3. Brin*n* — ser: er *L.* 4. baydez *L.* und*e* *St.* 5. H. vll d. wa*g* *L.* 6. *Ob* m. wil*t* n. *erg.* *L.* 7. bílle *L.* 8. **lies* algetelle *St.* *Frowe* v. stílle *L.* 9. [der] *L.* 11. 12. Vor d. min*n* gelus*t* Syd s. ir akus*t* *L.* 13. *mag entr.* *L.* 14. scho*n* *L.* 15. [W.] *L.* 16. ma*g* *tr.* *L.* 17. smuck*e:* enzuck*e* *L.* 19. 20. Dû *ech* v. — kunt Daz — wurd gesunt *L.* 21. s. *ir* u. *L.* 22. aller *L.* 23. *b*el. *L.* 24. gesic*h*et n. [illegible] *L.* 25. 26. stumbe Dez lachet d. vil tumbe *L.* 27. 28. vergaz *Waȝ* sy *allez* zu ir *L.* 29. 30. [W.] — sy also afft Da sy also in in gafft *L.* 31. *Daz dû* *L.* 32. h*ant* *L.* 33. Und*e* *St.* 33. 34. *Si* fuert in zu ir bett Schier

— hett L. 336. mir L. 37. Nu L. 38. egel rampff L. krampf St. 39. Nahe zu L. 41. koniginen bösheit L. 42. vch vor ist L. do St. 43. 44. Das — gern geschant Da von er sin namen vant L. 45. 46. *umgekehrt:* Si l. — Do — wolt L. 47. minneclichen L. 48. 50. Unde St. [U.] -senelichen L. 49. Do L. 50. minne L. 51. schonen frowen sanft L. tůt St. L. 52. frow L. enstůnt St, antstut L., *fährt fort:* Daz er stille wolt ligen Do was ir fröd gar ersigen. 53. [r.] L. kúnges St. 54. din L. 55. Ob — kainez L. 56. lasz din L. 57. [N.] L. 58. Ez L. 59. Gern sp. der frowen magt L. 60. dienst St, hilff sy — sagt L. 61. d. vngefuegen L. 62. iren L. 63. Unde truhte St. truckt zw. irú L. 64. [N.] L. do St. L. 65. hof L. 66. Bitze St. das du frow L. 67. 68. gericht Mit ainem grozzen sticht L. stúpfete St. 69. Dir L. lies kam St. L. vail: hinter tail L. 71. wider L. 72. [er] begund L. 73. Do w. dů fröd L. 74. Dez wart d. selb L. 76. *lies ez für er L. St. zit L. 77. ir fröd solt s. L. 78. schóne St. er si l. L. 79. guotez an: getan L 81. Stupfa St. **besser* Stipfa. Stupf in stupf in l. L. 82. din L. wiplich L. St. 84. regt — tor L. 86. jungfrowe St. 85. 86. Der frowen dirn gewert Dů vr. wez si gert L. 87. 88. kupfete Si stupfet u. stupfete St. mant si das si stupfte Si stach si bupfte L. 89. Minne? 89—91. Bisz er si ze wib gewan L. 92. torecht L. 93. 94. zogen — ballast Morgen — brachst L. 95. 96. s. dan Hin zu sinem d. man L. 97. Unde St. sagt sinem L. 98. vil r. L. 99. im L. 400. túre St. Vil túr er do L. 1. ain säldicliche L. 2. gebitten St. lenger da gebůtet L. 3. b. w. dar g. L. 4. Im w. gewaschen u. gezwagen L. 5. rome — schimbele St. ram u. r. schimel L. 6. lobet g. vom himel L. 7. ime St. also w. L. 8. sait s. knecht L. sime St. 9. 10. helff M. hart grozzer gelff L. 11. knecht L. 12. nun vernimme L. 13. Rittent L. 14. [jung] L. frowe St. 15. unde St. schilt — helm L. 16. in den melm L. 18. Si r. vch d. L. 19. bim L. 20. Do St. Do ruoft — zwirn L. 21. Stupfe St. Stupfi frow L. 22. din L. wiplich St. L. Nach 23. *wiederholt* L: Do [*meint* So] regt aber der tore sich (384. 444.) 24 Sa ze h. verstet si dich L, *mit dem Zusatze:* Vnd gedencket wider sich. 27. Do St. ir L. 28. setz L. St. 29. Baidú g. vnd L. 28. minneclich L. 29. m. mer beschry L. 32. dannen — fry L. 33. in L. 34. fro nu a. sch. L. 35. 40. schafaliers — heilt St. Hie ze tait vart der h. L. 36. birn vnbesch. L. 37. Halber St. Halb in sinen L. 38. n. holzucht L. 39. Do St. 40. Hie ze lait der vngefugt L. 41. Stupf St. Stupffe frow L. 42. din wiplich L. 44. regt L. 45. si d. mer v. L. 46. sreck — berta quam L. 447. si v. n. geuallen L. 48. denn L. 49. [Und] L. 51. Frow L. 52. sint St. Das w. ze schant s. k. L. 53. ech hett L. 54. ist L. 55. do St. besch. L. 56. Der h. vch wol v. L. 57. ittewis St. Der vnuerschulte ritter wis L. 58. Daz w. frow ye L. 59. 60. *verkehrt*: er da von ze sp. w. Der bösen schimpf L. schinphes nút St. 62. ritter — beslaffen L. 63. heizzent bes. L. 65. Baidů lib vnd L. 66. [Und] L. 67. ainem chel. L. 68. Br. in m. liebi dran L. 69. vch ze wib hab: ab L. 71. Do mitte St. mit L. 72. Do zu d. L. 73. [do] L. 74. Baidů lůt L. vnd L. St. 75. im L. 76. hett er ain wenig L. 77. Dů vr. gemant ir böser L. 78. d. selbe gel. L. 79. im — [då] bes. L. do St. 80. stupffet L., stumpfete St. 82. von w. i. ech r. L. 84. den willen L. 85. 86. gezéme: néme St. Der r. frowen w. gezám Das si dar an e. b. nám L. 87. 88. By d. konigin Dů b. dů minn L. 88. die St. 89. ir öigete St. dů liste taiget L. 90. Do mitte sú irzöigete St. mit sy erzöget L. 91. Irem man d. l. L. (*beſser*). 94. iglich m. m. L. 96. siner tugent L. tůgende St. 97. 98. *berichtigt u. ergänzt* L: Von jr vnminneclich verloz Ain spáchen list er im erkosz Wie er daz vergulte Als si an im verschulte Dez was si im nit lang vor Wár er nit w. e. t. 99. wer: minner L. 500. Sin St. Ain iglich m. L. (*lies* minnære St.) 1. [Der] — ding: ling L. 2. im L. 3. [ouch] L. 4. Vmb ain clain mistat L. 5. Wurt St. 6. Vnd e. frow L. * *lies* erwendet L. St. 7. Der guoten L. 8. Wurzeburg St. wirtzburg maister k. L. 9. Hat vns daz v. L. 10. lasz u. w. besch. L.

XI. *Das Herz.*

Handschriften: *Strafsburger Sammlung* (St.) 2. *Heidelberger Sammlung* (H.) 193, *womit eine andere Hand beginnt*; *Coloczaer Abschrift* (C.) 183 (*im Verzeichnisse aber mit* 188), H. 104 (*hier* XXIII) *ausgeschnitten*. *Wiener Sammlung* (W.) 3; *Insbrucker Abschrift* (I.) 3. *Laſsbergs Liedersaal* (L.) CXXXIII. *Der Klara Hätzlerin Liederbuch* (K.) II, 23.

Ueberschrift: Dise mére mahte meister gotfrit von strazburg vñ seit von der minnen St.| Das ist das hertzmëre. W. daz ist daz herzs märe I. Der hertz spruch K. Ditz mer ist daz herze genant vnt tut triwe vns bekant H. Diz ist von den herzen do von liden zwei geliben smerzen C.

1. priwe in minen sinnen H. prüf L. K. minem L. meines hertzen synn: mynn K. 2. lûterl. St. lavterliches minnen H. 3. welte St, welt L. K. i. so wild: pild K. 4. v. sol man L. Der umbe so súllent b. St. [so] H. Hieran so mügen b. K. 5. [Ir — ir] St. L. 6. disē meren St. spruch K. 7. Was vns v. H. Als vns v. g. tugent L. 8. bringt L. Das b. n. die weisshait K. Vnd ouch von rechter warheit H. 9. götfrid K. Von wierzburch m. Conrat H.

10. *Wer L.* minnen *phat H.* Der worcht als ain haubtschmid Alles sein geticht in gût Wer ye der minn mût *K.* 11. eben *H. L.* E. *gesetzet H.* Der setz weislich s. *K.* 12. D. *der* [be n.] *L.* er *dester gerner* h. *H. Wissent* d. er h. *K.* 13. Beide s. *H.* 14. hertz l. *L.* herzenlichen *H*, minne(n)clichen *K. St.* 15. *Die e waren H.* Von den was sich g. *L.* Wem die säld möcht bes. *K.* 16. *Das si* sich *St.* Das *er* s. möcht u. *K. Da* sy sich halten vnd s. *L.* 17. minnecl. *K. L.*, *innercl. H.* 18. *red L. K. dann* l. *L.* 19. *Der* m. [iemer] *K.* immer *H.* dester *H. K. Ir* m. *ainer* dez dar b. *L.* 20. *Wer H. K. L.* mynn *K. ettesw. H*, ettw. *K. L.* 22. umb *K. L. Durch das so* w. *H.* 23. dise *St. stoltze H. Wie* i. *dises* m. *K.* 24. red *K. L.* 25. kiesen *H. L.* dauon *mynnen K.* 26. minnen *St*, werlde *H. Merck wer zu* der m. *K.* 27. u. *die* r. *H. L.* 28. Sal *H.* aller *L.* [27. 28.] *K.* 30. H. *lib* l. *L.* hetten(t) *K. L. St.* 31. [so] *St. verw. St. K*, *erw. L.* 32. ir *leip* u. *H. K.* [ir] l. *K.* 33. w. *gehaissen* g. *L*, w. *gentzlichen* g. *H.* W. e. d. *worden* g. *K.* 34. *Waz L. H. K.* vr. *ie gew. H.* 35. was *H. L. K.* 36. jüngst *L*, *letst K.* 37. W. *baider lieb* l. *K.* e. *beider*: *leider H.* 39. also *St.* geweldik: *valdik H.* 40. [vil] *St.* Si *was* so m. *L*, *Vnd* so m. *K.* 41. *irs H.* mahten herze *St.* Si hetten baide sm. *L*, Chomen in ir hertz *K.* 42. *irn H.* Mit dencken vnd jn h. *L.* Dauon grosser schmertz *K.* 43. m. *süsse L.* 44. *hette St*, hat *L. Die* si b. *H.* 43. 44. In baiden ward bechannt Als ich die aubentewr vandt Wann die stark mynne Hett in irs hertzen grymme *K.* 45. *irem feuwer H. K.* 46. alz *L.* [gar] *H.* 47. M. *irre* — *lichen St.* minnecl. *K*, *wunickl. L.* redelicher *fruntschaft.* 48. *soliche St. nimmer H. K.* nymant *L.* mö(o)cht ir lieb (libes, fröde) k. *K. H L.* 49. han *L. worten* w. *vollen* b. *H.* 50. *In St.* lúterlicher *St. L.* 51. Niemant *H. L. K.* kunde *St*, konde *H*, kont *L. vol K. L*, *vollen H.* K. n. v. *K.* 52. *gantzer* trü *L.* Grösser triu (Gr. lieb) w. n. *K. H.* 53. m. *vñ ouch St.* 54. D. sy *zway* an *irem* l. *K.* o. *ir beider* l. *St.* Als von ir beider l. *H.* 55. Dū z. *L*, Baide *K.* samen(t) *K. L. Die* si zv *samne H.* 56. *mochten H.* 57. komen *St. L K.* 56. 57. Vnd sy baide m. v. Ze samen mochten k *K.* 58. *Also* d. *H. L.* [zuo] *H. K. minne L. K.* d. *gerenden* m. *K.* 59. Ir *gernden* w. (minne) *H. L*, Mitainander *K.* mochten *L*, mochte *H.* 60 *schone* w. w. *H.* Die schön fraw w. *L.* 61. *Hatte H. L*, *Hette St*, *Hett K. einen H. L. K.* [werden] *H. K.* zu *der K.* zu rechter *H.* 62. geschach *H. irme St.* irem h. wee *K.* 61. 62. man: Also daz ich sagen kan D. w. ir hertze d. we Von dem man den sy bett ze e *L.* 63. W. *si schon L. Wen si* w. *also* b. *H. Das* sy

so ser w. *K.* 64. d. *herre* g. *St. L.* So (Vnd) d. d. *werde* r. *H. K.* 65. *Nit K.* möhte *St*, mocht *L. K.* An ir nicht (nie) m. *H. L.* 66. Sines *H. L. K.* [wunden] *L. K.* 67. Der *K.* irre *St.* minnen *St. L.* *was H. L.* 68. *ime St*, ir *K*, *in L.* [diu] *K.* [von] in ir litan *H.* gelitten *K.* vermitten *L.* 69. strengen *L.* w. *im* e. *H.* engesl. *St*, angstl. *L*, *engel. K.* 70. *irer K*, irre *St.* minnen *St. H*, *libe H*, lieb *K.* minnencl. *St. H.* 71. Begonde *H*, Begund *L. K.* [al] *K.* *raste St. L.* keln *L.* 72. [er] *St.* 72. 73. *den* p. nicht v. m. *H.* er *es* nit mocht v. V. *irem* eeman *K.* vor *ieman L.* möhte v. ir *lange St.* 74. dan *L. K.* Er rait zu ir hin vnd d. *K.* Zû gienc er *genge St.* 75. Rait *L.* wanne *St*, wenn *L. H.* möhte *St.* Vnd ye als das möcht ges. *K.* 76. [do] *H.* do mitte (*da mit*) ir *St. L.* *So* t. er ir *K.* 78. Do — iúngest *ime St.* [im] *L. K.* 79. d. sy *K.* beswerte *St.* 80. vr. *der* h. *H*, vr. *man L. K.* m. *nam* hertt: beschwärt *K.* Vnde sú do nach bew. *St.* 81. starker *St. L.* hût *K. L.* [ir] *K.* 82. lange *bitz* er (daz er) *St. L.* Bis er zû letst l. *K.* 83. *irn St.* gebärd *L. K.* *gebaren innen* wart *H.* 84. [si] *L.* *der* sv̊zzen minnen zart *St.* D. sich d. *lieb* ym̃er g. *K.* 85. *Hatte* in iren *H.* Hette in irn *St.* Hett *K.* *Si* hat *L.* 86. [Und] *St. K.* Da *von* si *H.* mústent *St*, müsent *L.* 87. Noch *H.* 88. Das w. *do L.* geschach *H.* 89. Dem *St. L.* 90. gedacht *H. L.* s. *selben* so *H.* 87—90. B. n. e. a. *da* Der frawen man d. also *K.* 91. *Vnde* h. *H*, Hüt *L.* miner *vrowen H.* 92. ogen *L.* licht *H. L. K.* sicht *K.* 93. her *H. L.* Ain *ding* d. m. g. *K.* 94. Wen *H.* Vnd m. vil schanden *K.* 95. *An* — edelen *H.* e. w. *L.* Also gedacht der elich m. *K.* 96. Zwar *H. K.* *ab* ichz behuten *H.* Das wend ich ob ichs v. *L.* 97. bring(e) sy vz siner *L. K. H.* 98. *Hin* ü. *K.* d. w. *leber* m. *H.* 99. zwar *St. L*, *vil gerne H.* So w. i. m. i. v. *K.* 100. *Ob* i. *L.* si mug *H.* i. *mich* b. *K.* 1. [V. i.] *H.* bitze *St.* 2. gewenket *St.* 1—3. Vnd von ir wend sin hertze gar Vnd si von jm das er zwar D. m. v. *ir L.* 3 *hinter* 4. Daz dem siechen man gen. *St.* 4. hort s. ez zäm (: genäm) *L.* 1—4. Müg vnd sy von im Wann ich michs angenym̃ So wirt die lieb geschaiden Völliclich von in baiden *K.* 5. *wirde St.* Ain l. vnges. l. *L.* Vnd wirt villeicht darus ain l. *K.* 6. Der *St.* So *lieb* m. *gantzer St. K.* 7. *ime besch.* wirde *St.* *werd* geschaidet *L.* 8. *Durch daz H.* i. *gern*(e) m. ir *var L. H.* 7. 8. Die leng wirt gespartt Nun w. i. faren dise fart *K.* 9. *frone L.* *gottes St.* vnsers herren *K.* 10. *Bitze St*, Bisz *L. K.* [gar] *K.* 11. *Verholn* l. *L.* *minne* d. nv t. *H.* 12. v. w. r. g. *L.* Gen d. r. g. *K.* *Gein* ir *der* r. so g. *H.* 13. Also *K.* *wart* er *des in* e. *H.* 14. *Wie* — *lieben K.* 15. holtschaft *wolt erl. L.* fruntschaft *wurd*

K. 116. nimmer *H.* doch *mit g. K.* 16. 17. *minne* d. g. Nimmer m. *L.* Möhten *St.* 17. D. u. *satzt K.* 18. 19. *Alsus het* er s. s. *Gewant* d. *H. Wie K.* 20. *Vil* gerne *H*, *gar schier K*, *Och L.* 21. *schone L*, gůt *K.* 22. [Unde *St.*] *H. L. K.* [daz] *L.* Da *des iener* b. *H.* 23. 24. *umgekehrt St.* 23. noch *irre St.* *súzzen H.* ir m. *ser K. Das er* n. ir m. *L.* 24. *Da H. K. L.* můtreiche *K*, riche, mude *H.* w. sin m. dez jnnan *L.* 25. *Vil* s. *H.* Vnd *wart* d. *L.* 26. *vor* ir *H.* gedr. *L.* er *pald vnd* tratt *K. trate St.* 27. *wolde* v. *H. L.* *Seth* w. *K.* varen *St. K.* 28. *davcht H. K*, *dunckte L.* *des St*, *wie K.* 29. Do *St*, *Hie K.* Da *hindan* l. *L.* 30. s. *nicht* v. *H.* er *das* verlege *L.* 32. *Wan* d. *sêzzen H*, D. *strengen St. K.* minnen *St. L.* 33. [Du] *St. H betw.* v. *L.* so *ser*(e) *K. H.* 34. *rain* w. *K.* 35. [den] *L.* [gr.] *K.* In d. i. *wolde* v. *H.* 36. Der *St.* vm*b wolt* er n. *L.* *Vnd* doch d. vmb. n. *H.* lenger *H. L.* Er sprach got müsz mich bewaren *K.* 37. noch *St.* Wolde *der wende* s. *H.* Ich *wil* n. ir *an die* v. *K.* 38. [Und] *H. L. K.* *Da H. K.* *daz St. L.* Do *er* d. *L.* *im H*, *in L.* inne*n H. L.* d. *die* fraw *nam* w. *K.* 38. *steht in L. voran*, *und darauf*, *anstatt* 37: Das sy wolten faren hart. [39. svzzen tvgenden *H*, *säld vnd* tvgent *K.* 40. [Da *H.*] *K.* minnencl. *St*, *heiml. H*, *taugen*l. *K.* 39. 40. Do wolt er sin verblichen Nach der tugentl. *L.* 41. [vil] *K.* 42. [vnde *H.*] *St.* Sp. vr. *höre* l. l. *L.* Sp. vr. l. *dan mein* l. *K.* M. *her L.* Meinem m. *i.* ze synn k. *K.* 44. Al*s* — [wol] *H. L. K.* selb*s K.* gen. *L.* 45. füren *K.* vor *H.* 46. volg *lieber* herre *K.* 47. din*er H. L. K.* h. *werden* a *L*, höch*sten tugent* a. *K.* 48. * *lies* erwende. *Selbe* erwenden *H.* *wend mir K*, *wo* 48 *vor* 47 *steht.* 49. Wann all mein trost an dir l. *K.* 50. mer(e) br. *L. K. H.* 51. *allers* ein(e) *L. H.* eine *St. hin* ü. *H.* V. *vor mir* ü. *K.* 52. *Durch* d. *H. L. K er L.*, mein man *K.* *al* hi *H.* 53. Wann*e* swen *St.* *Vnd wenn L.* Swe*n* — verne*men*: kemen *H.* 54. [im] *St*, mir *H.* [53. 54.] *K.* 55. *bet.* er [al h.] *H. L.* so *sa* ze *H.* (*so scheint aus* zv *gebeſsert*, *oder Ansatz zu* sa). Er bel. h. *K.* 56. Unde wurt d. a. won *St.* arkw. *H. K.* *ist an dem wan L.* [57—64.] *H.* *er* h. *wider K.* *vf L.* 58. *Vnd* g. *auch* w. *K.* 59. 60. Wär an dise*m* ding i. Des *L. K.* 61. *Gen* meiner fra*wen K.* 62. So *wär* der r. *K.* 63. Wär *L.* V. d. l. *nymer* k. *K.* 64. *Vnd* w. i. z. *K.* wurt *St.* *vern. L.* 65. *Vnd* w. *sich L. gegen* mir *H.* D. er hat *vf vns* getait *K.* 66. O. *las H.* [daz] *H. L. K. Es darff* d. n. *K*, *mit dem Zusatze:* Ob vnser fart nit wendig wirt Die fart vns baiden fräden pirt Beleiben aber wir So bedarff nit laid wesen dir. 67. *Ob L. Belib* ein w. *durch mich* d. *H.* 70. *Bitze St. disz L.* [hie] dise *H.* 71. *Die* — fligent *H.* in *dem K.* 72. har *St.* hat her *H.* *Als*

d. *dan* hat w. g. *K.* 171. D. r. *vnd der* s. *H*, D. *edel* s. r. *L.* v. *lieb Jhesu K.* 72. hestu *St.* *sam* mir *L*, *mit* mir *K.* h. *mich zu* aller *H.* 73. *Nach* dinem *H.* dester *H. L. K.* 74. *So* m. *H.* men *St.* [nu] *St. L.* [gar] *L.* So die welt vsz r. *K.* 75. *Was* m. *der* m. *von H.* man *ietz* von u. s. *von* u. *L.* 76. svzzen *H* *gotte St*, *got L.* Ach g. nun s. dir g. *K.* 77. *den St.* 78. N. *eine* m. *H.* 77. 78. du nit *soll* b. m. s. Ym̃er n. d. w. d. *K.* 79. *Und* — *miner H. L.* 80. G. *zu mir liebes bülti* h. *L.* 79. 80. i. nach meines hertzen gir Nit ym̃er mag gesein by dir *K.* 81. *Unde St. nim hin das H.* Nym̃ v. m. das *K.* 82. *mit salt* tv — *din H.* 83. *zu allen* st. *K.* 84. *Do mitte St. mit L. K. Vnd wie* i *H* b. i. *L*, i. *gang K.* 85. *Wen H*, *Als K.* [nút *St.*] *K.* *an* s. *St. K.* 86. [Wan] *L.* *zwar St. L.* *was* m. *doch bes. L. Was* m. *halt da von* g. *H*, Grosz trauren m. d. v. g. *K.* 87. *So* m. i. *L.* Mein trost will sich sencken *K.* 88. [diu] *L. K.* *tůt K.* schenken *H. K.* 89. Sorg *K.* mines *H. K.* 90. *Ne gip* h. *herre H.* m. *lieb L. Nun* pewtt m. *lieb deinen K.* 91. Einen (Dinen) s. frevndes k. *H. L.* Mit ainem vr. k. *K.* 92. Vnd *H. L.* tu *doch herre* a. *H.* Tů d. meinen willen sus *K.* 93. Als *H. L. K.* hab *K.* 94. G. vr. sp. er *H. K. L.* fro *L.* 95. Vz *H. K.* trübtes *K*, trües *L.* 96. 97. *Was L. K.* tu m. *trüwen L.* *So* t. i. *geren K.* Ich *leiste gerne* — *welt H.* 98. bin — *nach* (an) *euch K. L.* so *sere* — verselt *H.* [99—206] *K.* 99. H. *leip* (*l.* m.) u. s. *H. L.* unde *St. H.* 200. úch *St. H. L.* 1. *Ewigl. L.* 2. [Nu] *St. L.* last *H.* uwern u. *enphon* (: ton) *St.* 4. *wizzet H.* 5. [N. *sich St. H.*] *L.* kvmmer *H.* *toln St.* 6. [so g.] — *verholn L.* so *sere* — ver*koln H.* 7. herz(e) *L. H.* unde *St*, u. *auch H.* 8. *Die* lieb*st L*, Schon*est H.* Fraw schön ist all ewr scheib *K.* 9. [daz *St.*] *K.* *grozzen H. Kan mir* m. a. haben *L.* 10. trag *K.* *tot* m. *H.* [dem] *L. K.* *Ich wolt* m. trug m. *e* ze *graben L.* 11. E *das* m. *das heil H.* *das vngelük L.* [me] *H. L. K. besch. L.* 12. *euch immer H*, *jr nimer L.* mer (*für* me) *H. L. K.* [13. 14] *K.* *mitte St.* mit *H. L.* so *gienck H.* 14. [da] *L*, do *St.* tribent *St. L.* (*öfter so das Prät.*) 15. ir *zwē H.* herzen *H. L.* *Mit im̃er vnd mit* l. *K.* 16. *liebt L*, *lieben K.* 17. *erweitert L.*: Sch. s. mit lait Vff min trü vnd ayd Do hub sich grosser marter. *Anders erweitert K. diese Stelle*: Zway hertzen zwungen in ain Den ritter vnd die fraw rain Die lieb ir hertz durch schnaid Mit trauren vnd mit laid Schieden sy sich an der stund: mund. 18. *zugen* s. *H.* [do] *L.* 20. Den *St. H. Me* den [ich] *L.* *Mer dann K.* 21. *Ich* üch *L.* beschaiden *L. K.* 22. *weltl. St. L*, *wirdicl. K.* 23. *So* l. *K.* vrer*de H.* 24. süsser münd*el L.* wenglen liecht vnd rot *K.* 25. sa(e)nfter küsse *L. K.* *Sezzer kvsse H.*

226. Hie mit H, Das K. verw. H. K. L. 27. fröd L. 28. karte H. kert (schied) da h. L. K. 29. [M. j.] K. 30. [da] L. H. K. do St. 31. Do St. Darynn w. er K. jn L. 32. hatte H, hette St, hett L. d. vil w. H. Vnd er s. d. b. K. 34. mer L. nimmer H. K. 35. Freudenh. H. L, Frädenreich K. 36. gefuget ez (füget) im dan H. K. füg ez den L. 37. er wider qreme H. 38. Unde St. ett(e, es) waz L. K, St. H. 39. liebsten K. 40. herzenl. H, hertzliche L. K. Nach der s. K. 41. So st. u. also b. H. strenger u. b. L. Was st. u. o. b. K. 42. jung keck r. K. 43. Begonde sere t. H, Begund ser (s. nach ir) K. L. 44. [in] — verm. K. 45. iamerlichen ruwen: nuwen St. senecl. H. In clägl. K. [45] L. 46. s. ward n. K. nüwen Nach ir minne trüwen L. [47—58] K. [47. 48] L. 48. durtelt. St. 49. öffenl. St. offenlichen H. 50. Das H. liebe H. L. 52. Unde St. H. wonnet L. stetiklichen H. L. 53. trüwen s. este: veste L. 54. sant L. Besaz er durch si v. H. 55. Unde St. Des w. s. not also st. H. 56. ime St. 57. [illegible] St. L. bitz St, entz L. in H, vff L. selen St. 58. [vil] L. w. so sere s. H. 59. Unde St. innencl. H, jnickl. L. In iämerlicher K. 60. senent K, minne L. mart(e)rere L. K. H. 61. Rüfft K. Sp. er L. manger H. 62. Vz H. K. sûfzenden St, senftem L. 63. Ach g. K. geeret St. L. K. [r.] K. schone H. 64. leben H. L. K. [der] K. svzzer H. K. u. ir l. L. 65. tôt so hertzlich K. herzekliche St. so strenger note p. H. 66. Da dû L. [vie] H. L. * lies v. liebe vr. St. H. L. Ach liebste vr. K. 67. liebi L. hat so gar mit m. K. 68. Des b. todes K. [69. 70] K. in min h. St. kan H. 71. svzzer l. H. Mir ir schoner (ir rainer) l. (ge)geben L. K. 72. Wil H. K. si mir tr. H. n. tr. (mir) K. L. 73. endec (ewig)lichen H. L. musz i. sicher ligen t. K. 74. Mit H. diser L. klagenden herzen H, clagendez hertze L. der clag vnd in der n. K. 75. So er L. So lag der ritter a. K. 76. [Unde St.] L. [77—80] H. K. Bitze St. jüngst L. 78. In so sender siechait L. 79. möhte St. 80. grimmes lait L. 81. Bis d. K. m. vzen an H. [wol] K. im H. L. K. 82. taugenlich H, täglich L. K. 83. D. inner (inreht) halp sin herze H. L. 84. Vnd (Vntz) das d. H. L, Da nun d. K. L fügt hinzu Von jamer wolte sterben Vnd also verderben. Umständlicher noch fährt K. fort Was chomen vber mer Sein craflt was on wer Gentzlich von im chomen Er hett gar schier vernomen Das seiner frawen fart Erwendt vnd vermitten ward Von ires herren wegen Da nun der rain tegen. 85. laidigen K. Do er s. dez v. L. 86. Da von ze st. im K. ime zû sterbende St. sterbent L, sterben H. K. besch. L. 87. Da H. Er sp. K. L. Erweitert L. zu sinem knechte Nu thu mir so rechte. 88.

Nu hör t. *K*. *L. fügt hinzu:* Sid ich nu musz da hin. 289. *Wan* i. *enphinde H*. 1. versich mich des w. *K*. 90. *Benamen* d. i. st. *H*. i. st. *můsz vnd* s. *K*. 91. D. mi*n* lieben *H*, Nach mi*ner* lieb*en L*. [91—96] *K*. 92. W*en H*. 93. Bitz*e St*. 94. vmb *L*, vm*me H*. hör *L*. *waz H*. *L*. 95. *W*enn — *er*storben *L*. ver*t*orben *H*. U. l. *an* ſröd e. *L*, U. *alhie* e. *H*. 97 *vil minnen*cl. *H*, *vil raine K*. 98. [So] *K*. uſ sn. mi*nen H*. So sn*id* mir u. mi*nem L*. 99. Und*e St*. n. *daruz L*. *K*. *Dar* vz n. *H*. 300. Plutig*es* u. reuwen *H*. vn*d St*. *L*. *K*. re*ü*ig gevar *K*. 1. d*a*nne *L*. Vnd(e) *haisz es* schon (vaste) *K*. *H*. 2. balsam(en) *L*. *K*. *H*. 3. [Durch] *L*. *K*. 4. Hör *K*. 5. [Und] *L*. *K*. frumme *St*, Früm *L*. *K*. lä*d*lin *K*, *lad L*. 6. und*e H*. u. *edelm* g. *K*. 7. Dar*e*in *K*. to*d*es *H*. 8. leg *K*. *L*. disz *L*. *rin*glin *K*. 9. trutin *L*. 10. [So] *L*. *bi* e. *H*. *L*. Das d. z. gesam̄et s. *K*. 11. *Versl*. *H*. *L*. verrigelt *H*. *K*. 12. [So] b. *ez L*. *K*. breng*e H*. versigelt *H*, *besigelt K*. *Lies versigel(*e*)t: verrigel(*e*)t. 13. mi*ner H*. *L*. *K*. *Vnd bring* daz m. *L*. M. liebsten vr. *K*. 14. [Durch] *H*. *K*. sy *daran* müg *L*. b*e*sch. *H*. 15. *durch sy* h. *K*. h. *durch sie H*. hab *L*. *K*. erli*tt*en: versni*tt*en *St*. *L*. *K*. 16. Und*e St*. Vnd *wie H*. *L*. *Wie mir* m. *K*. [si] *L*. 17. edel(e)n *K*. *H*. 18. So h. si *H*. sog*tan* s. *L*. 19. Unde *St*. *gute H* so *gar* g. *K*. 20. [ir] *L*. 21. Liget i*mm*er an ir*em H*. *in* ir hertz*e* süs *L*. L*e*it s*a*mir an *St*. *Stättigs* gang zu h. *K*. [22] *L*. *Eruorschet K*. 23. müsz Als ich von rechte sol *L*. 24. vm*me H*. 25. Und*e St*. erſolle disz g. *L*. 26. und*e St*. [u. d.] *L*. *vil* s. *K*. 27. rewig h. *K*. *ye L*. 28. M. sin*er* h. *H*. *K*. hilff *K*. 29. ruch s. *L*. 30. [vil] *L*. [31. 32] *K*. 31. Unde m*ů*sze *St*. musz d. [vil] *L*. 32. Fröd *L*. [ein] *H*. *L*. 33. *Von ir* m. i. *St*, *Wan* i. m. *L*. 34. M. *grimmen* clagender *H*. [dirre] clagend*ez L*. herz*en H*. *L*. 33. 34. In der clag vnd in der n. So lag der ritter t. *K*. [35 36] *H*. *L*. *K*. 37. Vnd n. *also* s. *K*. 38. vm*me H*, vm*b L*. *K*. 39. [vil] *L*. *K*. jamerl. *L*. -lich*en H*. *L*. *K*. 40. V*nd* h. i*m vz* s. *L*. Den h*e*rr*en er* vfl schn*aid K*, *wo dann*, *anstatt* 41. 42, *aus* 299—302 *wiederholt wird* Vnd nam darus sein hertz gar Das was rewig geuar Er liesz es schon ſalben Mit palsam̄ allenthalben. 41. er *ſ*ollet sins herren *b*. *L*, erfelte s. gebe*t*: he*t H*. 42. *Als* er in [e] *H*. *L*. 43. tel*e H*. un*d St*. *L*. U. k. *da von* d. *L*, D*arn*ach s*chied er* von d. *K*. 44. Al*s H*. *L*. *K*. vreudenl. *H*. *L*, *vnfrö*t*lich K*. [45. 46.] *H*. 45. sei*ns* herr*en* h. t. *K*. 46. fürt*z L*. Daz v. er *K*. al*s* er im *L*. *K*. 47. *Her vber mer wider* zv d. v. *H*. 48. er s*ú* uff*en* wuste *St*. [u.] *L*. 47—53. er u. w. D. vr. zu d. s. z. *K*. [49. 50] *H*. D. de*n* lieb*en* herr*en* s. Lait er d. *L*. 51. der knecht *L*. vest*en St*. p*urge* quam *H*. 52. D*o St*. *H*.

lobesam H. 353. W. *in* d. *L.* 54. Do *wider* r. im *H*, Do *errait jn L.* Des mals im engegen raitt *K.* 55. Ir *wirt H.* [en g.] *L.* Der *frawen* m. v. *K.* 56. wol*t L.* Alse u. d*ie St.* Als u. d*ie aventeuwer H. g*iht *St. H. L.* Der hett sich darzu gericht *K.* 57. D*o St.* [l.] *L.* V*nd wolde* haben (wolt b.) *H. K.* 59. *sen*eliches *H*, *sin* clägl. *L*, *t*äglich *K.* 60. Da in d. r. *L.* [do] — *ers H.* Der herre zu dem knecht sprach *K.* [61—68] *K.* D*a H. L.* er *im san* z. *H.* [al] *L.* 62. d*er H*, d*ir knecht L.* h*er H. L.* 63. vmme *H*, vm*b L.* wen *St.* 64. [der] *St. L.* ett(e,es)w. *L. St. H.* 66. herzen *H.* 67. irr*e St. tait* t. *L*, sende m. t. *H.* 68 mitte *St*, mi*t H. L.* 69. wold*e H.* frage*t* jn *der* m. *L.* 69. 70. wolt vr. der mär Also ersach er *K.* ges. *H. L.* [vil] *L.* er *pi im hangen* da *H.* 71. D*az* ledel*in H.* An seiner seitten ain l. k. *K.* 72. D*o St.* in *L.* Da er d. h. ynne*n K.* 73. Unde d. *St*, Vnd d. *L*, Vnd *seiner K. ringl. K.* 74. hat (het) *ez L. H. dem St*, d*ie H.* 75. Gehenket beide von geschiht *St.* 75. 76. Baidi gehenckt vnd gestricket Er w a. für geritte*t L.* 74—76. An dem ward im wol schein Wie der ritter wär tott Vnd die zway seiner not Ain vrchund wären Zu der vil säldenberen *K.* 77. Do daz d. r. (herr) *St. L. K.* 78. knappe *St*, knecht *L. K.* D*a* gruzte er u. *H.* und *St. L. K.* 80. D*a L.* d. *knecht* g. *H.* [79. 80] *K.* *wo* 85. 86. 81—84. *versetzt folgen.* Unde *St.* *reine H.* Als ain beschaiden j. *K.* jüng*l. L. K.* 82. [H.] *L.* *daz* i. ainer *H.* *zwaiger L.* *ain* haimtich *K.* 83. fer *by* m. *L. K.* i. *her L.* b*ie H.* 84. Laz *H. K.* s*a* z. *H.* [al] *K.* Ja sp. der her tu mir bekant *L.* 85. *in ist L.* Was tregst du hie v. *K.* 86. Der k. sp. *K.* 87. Zwar *St. L*, *Herre H.* Er sprach d. h. t *K.* 88. avg(e) *H. K.* nimmer *H*, miner *L.* (*wol Lesefehler für* nimer). *an* g. *K.* 89. W*en daz H. Dann* d. *K.* ez zv (von) r. *H. K. L.* recht *H. K.* sal *H.* 90. also — *besch. L.* N. *des* m. *H.* D*as kan doch* n. *K.* 91. im: nim *L.* Wen ich wol so gewaltik bin *H.* d. herre wider in *K.* 92. ich*s wol* m. *L.* *Das* i. dir*s* m. gewalt nim *H*, M. gewalt nym̄ i. dir*s hin K.* 93 Und*e* — under *St.* uber *L.* 94. n. *über* u. *L. H.* Nv stvnd ez d. n. u. *H.* 95. Bitz*e* — im*e St.* [Biz] *H.* *Was* d. *selbe* led*a*lin *L.* Er im d. l. *K.* 96. Brach*t L.* der g. *H*, der seiten *K. L.* 97. Er (Vnd) t. es (das) *H. K.* u. m. *siner* h. *H. K. L.* 98. ges. — und *L.* Da er d. h. darium v. *K.* 99. D*o St.* [Da bi] *L.* *Vnd seines weibes ringl. K.* 400. *disen dingen h*, *dem K.* im*e St.* [wol] *St. H.* 1. *do lag L*, wär(e) *K. H.* 2. Unde *St.* dise *peide H*, *das sölichs K.* *von* s. *L.* sin*er L. H. K.* 3. wäre: bäre *L. K.* 4. selde*n H. L. K.* 5. *herre K.* 6. *geselle H.* [kn.] *L.* [6] *K*, *wo* 7. *mit* 5. *reimt*: Nu reit von dannen w., *und fortfährt* Fristen lüsz vnd henndt Es ist ym̄er vnerwendt. 407. *Nr* v. d*in* *H.* D. st. v. du: nu *L.* 8. *das St. K*, *ditz H. L.* clainot(e) *L. H*, clain*at K.* 9. selben h*aben* s. *H.* *sag L.* 8. 9. D. k. w. i. haben mir: gir *K.* 10. Sus*t* — sin*er L.* hi*n L.* H. r. er n. hertz*ens* g. *K.* 11. Und*e St.* *Er* sp. *K.* de*m* k. *St. K.* k*necht so:* do *L.* *also K.* 12. im *H. L. K.* 13. Ein*e St.* *gefuge gerichte* (*rain essen*) *machte H. K.* 14. hohe*n St*, alle*m L.* vliz *ertrachte H.* Und m. vl. *das ertr. K*, *mit dem Zusatze* Merck auch dabey Was speis ze kochen sey Die sol versaltzen werden Das sy vff der erden Nyemant müg genyessen Des lasz dich nit verdriessen. 15. *er L.* 16. d. hertz zv i. *H.* im *L. H.* Er n. d. *tot* h. d. *K.* 17. macht *H. K*, *berait L.* als *K.* [a. r.] *L.* 18. nier *St.* (*meint* niemer, *und ist so zu lesen*), ni*mmer H.* m. *by namen* s. *K.* Als m. ain tracht essen s. *L.* 19. *Keiner* slach*t H*, Ein ckeiner slechte *L.* Versůchen chainer p. *K.* 20. D. *ir* so *L.* *als K.* zv *H.* 21. edele*n H*, *güten K.* wurzen *St.* *H. K*, wirzen *L.* *wer H.* gemacht: geslacht *H. L. K.* 22. *Als H. L. K.* d. *tott* h. g. *K.* so g. *L.* 23. Da die spise w. (ze mal wart) berait *H. L.* 24. Der nach w. — gebait *L.* Der wirt n. *lenger en*pait *H.* 23. 24. *erweitert K*, *gemäſs dem Zusatze nach* 414: Da die zeitt komen was Das der herr zu tisch sasz Der koch hett nit vergessen Er hett versaltzen das essen Das man es wider dann trůg Darvmb ward im geflůcht gnůg. 25. [ouch] *L.* Er satzte sich ü. *den* t. *H.* Ze letst trůg man ze t. *K.* 26. Und*e St.* Er h. *daz herze* a. *H*, *Ze hant trug man* a. *L.* 27. tracht siner frowen *L.* Siner vrowen bringen *H.* Der herre pot es der frawen *K.* 28. s*üze St*, *end* s. *H.* Er sp. frow versuch ez *L.* Fraw du solt g. *K.* 29. Dis*e* sp. (*richt*) *H. K*, Wol *disz* sp. *L.* 30. Ir s. *sin* e. *L.* E. *alters* (*beſser* alters) e. *K.* 31. Wenn *ir sin* u. g. *mugent* Si was üch kont jn üwer jugent *L.* 32. Sus*t* *H. Do* — [vil] g. An allen wider spacht *L.* Die *edel* vr. g. *K.* 33. ausz *L.* *irs St. H.* Asz *das* tott h. *K.* 34. Als*us L.* *So* — nie *H.* [Also] *K.* 35. Well*icherlay K*, *Weller hant L.* mochte *H.* möcht *ges.* *K.* 36. iamerl. *L.* *speis*lein *K.* [37—40] *H.* Funt sy so süsz in ir m. *L.* 38. do *St.* *in kainer L.* 39. *ckainer L.* 40. smack g. ir b. *L.*, *mit dem Zusatz* Do es also rain was Dü fro da hertz gern ausz. 41. D*a H*, Do *nu L* 43. *ritter H. L.* [sa] *L.* 44. m. *das* b. *H.* Du tu m. vr. *min* b. *L.* [45. 46] *H.* d. disi tracht *L.* 46. we*n* du *alle* d. *L.* 37—46. Da des der herre ward gewar Er sprach fraw nu dar *L.* 47. Enpizzest*u H*, Enbis*t L.*, *Wa geäszt du K.* keiner *H. L.*, kai*n K.* spise*n St.* *ie H*, *me L.* (*wol* nie). 48. Die s. *wär* d. d. *K.* d*a*nne *H. L.* 49. Die fraw sp. da *K.* 50. ni*mmer H. K.* w*urt St.* mv̊z i. werden (i. můsz

n. w.) v. H. K. 451. geäsz K. 52. zückere St. Dû mich so L. K. z. reesz L. 53. devchte u. so H. Dücht L. Gedeücht noch so K. 54. So L. spise H, richt K. 55. ietz L. min herze ie H. 56. spisen St. 57. m. ditz gerichte s. H, disû tracht allain s. L. 58 [Nu] St. Si sprach H. 55—58. Nun sagent mir durch got Die wârhait on spot K. *(vgl. 65. 66.)* 59. disû tracht (speis) L. K. 60. wild H. L. K. W. g. K. 61. [aber] L. Da sp. der ritter s. H. Er sp. vr. gelaub mir K. 62. [vil] H. L. [r.] w. i. nv sage d. H. Der ritter der mit dienst dir K. [63—66] K. Vnd m. H. 64. wild dû b. L. 65. ditz gerichte H. samer L. 66. wilt L. 67. Was ye berait on K. 68. Desselben h. h. du K. 69. sinem H. L. K. 70. durch dich H. K. (Er h. d. d. K.) gelıden H. gn. H. L. K. 71. Jamer L. 72. Vernym w. K. 73. herzen H. senender n. K. 74. diner H. L. Durch dein edel m. K. [75—78] K. Vnd H. L. 76. ditz H. ain gût L. 77. [e.] H. ainer vrkunt L. 78. Bi sinem L. 79. dirre St. laidigen K. 80. Da w. L. K. 81. Alsam H, Als L. K. todes H. L. todt g. K. 83. des geloubet H h. nu g. L. [daz] K. 84. blanken (weisz) bend L. K. empfielen K, *enpfielen L. *(so ist zu lesen).* 85. vor H. nider in K. den H, ir L. 86. zu d. m. u. K. doz H [87. 88] H. ir *(für ez)* L. K. 88. [do] m. (esz) man(i)ger H. K. 89. danne H. s. totes h. g. L. Hab i. meins friunds hertzen K. 90. m. ie on L. mich on K. an H. 91. g. hat h. L. In h. m. hat K. 92. üch binamene St, Evch ben. H, üch sicher L. i. sicherlich K. 93. 94. spisen: prisen St. ze p. H. ı. chainerlay speis In kainerlay weis K. 94—96. Kainer nimer me L. 95. trahten St. 95. 96. Mich nimmer keins gerichtes m. Vor b. — her H. 95—97. Mich v. b. (ym̃er) w. g. Got sol (müsz) mir ver(ge)b. Durch s. tugentlichen m. L. K. 96. noch so weder L. 99. keine St. swach gerichte H, weltlich spise L. Schnöder speis in m. nit ge K. 500. nimer L, nim̃er K. H. Ich empeisz K. 1. Keiner H. L. K. lay K. 2. Den d. H. iungelinges H, jüngelinges L. *(poetischer Misverstand).* 3. Das K. [der] t. L. 4. herzen H. L. [4—11] K. 5 nv *für* hie H. 6. Vmb H. L. 7. und St. 8. wer H. 7. 8. Hertz lip dar zu sin leben Dez wil ich nu in liden streben Ich wär e. vngetrüwes w. Sid er hat geben vmb mich sin lib L. 9. gedahte St. L. 10. er vil tugentlicher L. 12. Owe St, Obe — [ie] K. siner H. L. K. 13. ein St, ainig [tag] H. Ye t. w. des lebens K. 14. l. n. ges. H. Es en m. n. anders s. L. Es m. vnd sol n. s. K. 15. an in einen H. i. hie allain l. K, i. vil arme frowe l. L. 16. er dört ym K. [17—20] K. 18. Sust H. L. 19. v. herzen l. H. L. 21. in e. H. L. Ir hennd sy ze samen hielt K. 22. in ir l. L. 23. [Sich.] von sender iamerunge *H. L*, *In sölicher* jamerunge *K.* 524. mit*te* *St*, mi*t* *H. L.* geb *L.* *iunge H. L.* Die zart fraw jung *K.* 25. ir*me* *St.* sůze*n* *St. H. L.* e. gab ire*m* l. *K.* lebend*e*: ebend*e* *St*, leb*en*: eb*en* *L. K.* 26. *Sy* w. w. *K.* 27. ain*em* *H. L. K.* 28. *Was H. L*, *Das K.* *do St. L.* [da] v. mit dem tott: lott *K.* 29. verborg*en* *L.* 30. *Das* gal*tz* m. *L.* Mit iamerlicher tätt *K.* 31. Und*e* *St.* i*m*: ni*m* *H. L.* *So* vergalt sy im *K.* 32. *wöl L*, geb(e) *K. H.* waz *L. H. K.* i. genym̄ *K.* 33. geb*en* *St. H.* es alles vergalt bas *K.* 34. Můze *St. H.* sanfter *H.* un*d* *L.* Dann die fraw tett das *K.* 35–92. *gibt allein L*: Denn. 36. Ach wen*n*. 38. nimer. 43. 44. sin*t*: pin*t*. 46. slai*chst ez* ab. (*meint wol sleizet*). 48. Den*n* ietz*o*. 49. bi lie*bi*. 52. nu*n*. 53. Du*r* — wollen. 66. ieman*t*. 70. Si*d*. 77. *ʼ ist wol Nie für Die und* 79. würdʼ *für wirt zu lesen.* 78. Den*n* ietzu*n*t t*ätten* frow*en*. 81. ger*n*. 82. üc*h*. 83. wirtz*b*urg. 84. hätt. 85. gern t*ätt*. 90. hertz. 91. 92. en*d*: schen*d*.

Anstatt 35—92. *schlieſsen St*, *H. und K. kürzer ab*, *und zwar H. also:*

Hie hat das herze ein ende
  Der riche got in schende
Das er der spise ie gewuck
  Die so iemerlichen truk
So gar getreuwem wibe
  Das leben von irem libe
Daz muz mich reuwen immer
  Vnd vʼgesse ouch nimmer
Siner dorperheite
  Das er irs ie geseite
Hie hat das hertz ein ende
  Got vns zv himmel sende. AMEN.

1. dise mere *St.* Also nam sy e. *K.* 2. Das g. den herren *K.* spise*n* *St.* 4. — lich*e* *St.* D. man der frawen für t. *K.* 5. So *rehten St*, *Disem K.* getruwe*n* *St. K.* 6. ir*me* *St.* D. wunsch ich seinem l. *K.* [7—10] *K.* 7. 8. D. mich ruwe*t* *iemer* Vnde ich vergisset niemer Sinre tǒrp. *St.* 10. er*s* i*r* *St.* [11. 12] *St.* Ditz iam̄erung hatt ain end Für alle missewend *K.* — *Diese Verkürzung des Schluſses, ohne den Namen des Dichters, rührt wol daher, weil man den vorn genannten Gottfried von Straſsburg für den Verfaſser nahm, wie die Ueberschrift von St. bezeugt, anstatt dessen dagegen H. den im vollständigen Schluſse als Dichter sich nennenden Konrad von Würzburg setzt, als vermeinte Berichtigung.*

XII. *Das Auge.*

Handschriften: Straſsburger Sammlung 25 (St.) und Laſsbergs Liedersaal XXVI (L.) — Herrands von Wildonie Erzählung desselben Inhalts, in der Handschrift des Ambraser Heldenbuchs (Minnesinger IV, 300) ist eine ganz selbständige Darstellung.

Ueberschrift Dis ist von eime getrúwen ritter *St.* (*Müllers Abdruck hat* wip ritter, *vermuthlich weil in der Abschrift* wip *als Berichtigung von* ritter *beigefügt war*).

1. Men — eine *St.* 2. ritter *L.* 4. Wúrd *L.*, Wilde *St.* *Hierauf* Und gar nach wunsche volle komen *St.* (*überzählig, aus* 6. 8). 5. *Zem* b. *ain L.* 7. tugent *L.* 8. *volle St.* [9. 10] *St.* 11. k. *vnd* maister*schaft L.* [12] *L.* 13. w. *ouch* a. *St.* *[ein] *L.* (*beſser: und* ouch *kann bestehen*). 14. Eins *St. L.* 14. *im L.*, *wo der dritte Reim* Daz was jm ain grosz überlast *den fehlenden* (12) *nicht ersetzt.* 15. schöner *L.* 16. *Mittel wachsen* u. *L.* 17. u. schön *L.* s. *gran: zeran St.* 19. Unwunnenclich *St*, Vnd minicklich *L.* w. *jm* s. *L.* 20. d. schón*st L.* schóneste *St.* 22. [Diu] *L.* 23. Und*e St*, *Sy L.* als*e* u. die *St.* 24. 25. An túgenden unde an clarheit Luter als e. *St.* 26. *Got* n. n an ir *vergas St.* 27. das *St.* 28. *Die L.* 29. erzóiget *St*, erzaigt *L.* 30. In manig*e ende und* in *St.* mange *L.* 31. erz*aigt* ez daz *L.*, erzóigete *wol* d. *St.* 32. a(l)s *St.* 34. als*e St.* 35. Ir*me St.* lieben *St. L.* alse *sus* i. *St.*, als sy jms *L.* (*sú* in *St*, *sy*, *si* in *L. fast immer*). 36. *kain L.* 38 *nie* nit *L.* das *St.* 39. ime *St.* noch *L.* (*öfter* o *für* á). 41. *wär* ir willig *L.* 42. Mit *ane* wanken st. *St.* 44. *si in* n. künd *L.* 45. Ain kain*er stachte L.* sitten: vermitten *St. L.* 46. beste *St.* werent *St. L.* (*öfter so im Prät. und Conj.*). 47. Denn *L.* irme reinen. *St.* jr *jamers* s. *L.* sitte(n): mitte(n) *St. L.* 48. Wonten *St.* *nach* wunsches *wunsche* m. *L.* W. im d. *rain* g. *L.* 52. Denn *L.* 53. *Oder* als d. ie *geschach L.* 54. *en* w. *L.* 55. Gein andern stättes liebes *L.* 57. *lies in für im.* 58. ward *och* sin*e St.* si *L.* 59. getan*er L.* 60. Betrúbt — *liebes L.* 61. *Recht L.* 62. an *ime St.* músten (t) *L. St.* 63. Etliches *z.* wan *L.* 64. ane *St.* 64. 65. n. getan Ir *danck* an stätter trü herter *L.* 66. Den e. *vester L.* 68. unde [tet] *St.* 69. Vnd n. l. jr dester *L.* 70. u. *werre St.* 71. w. *gar* u. kandes *St.* 73. [und] *L.* 74. dienst *St. L.* 75. Sucht *L.* wite *St*, *mit L.* 76. *mahte St*, *machet L.* [do *St.*] *L.* 77. 78. *umgestellt:* jn *dafür* erkant — den b. *rant L.* 79. *da für wol St. vor L.* 80. *[illegible] L.* 81. enpfieng *St.* 82. minnencl. *St.* 84. Umbe *St.* *aber* w. *L.* 85. [im] *St.* 86. zwaiger *St. L.* myn w. *manig* v. *L.* 87. *ainem lib vers. L.* 88. hertzen v. *L.* 89. *enweders L.* 90. Von a. *fründen* vf *L.* 91. Ire lieplich

St. 92. eins *St*, *ein L.* 94. kont *L.* 95. *Gen* wanckes *wanck* an *L.* 96. lie*b* jn *stätte* s. *L.* 98. an a. *srantz L.* 99. Yetw. w. dem *L.* 100. fügt *L.* 1. *ain* w. *L. Hierauf wiederholt St:* Daz durch sinre ritterschaft erbeit *und fügt nach* 2. *hinzu* Sin hoher můt was vil gemeit. 2. herre *St* ai*m L.* 3. *Dar an L. Und ouch* daz *St.* *(*Dar scheint beſser*). 4. Schö*n* u. *ritter*l. *L* 6. [*heit St*] *L.* just *St. L.* 7. ai*n jungen* r. *L* 8. w. ouch húbesch u. g. *St.* 9. *vil* sp. *L.* 10. *ime St.* 11. vermisch*t L.* 12. jn *jn ze L.* 15. do *St.* 16. Clagte*n L.* 17. hoche*n L.* *(*lies* höhen), *rehte St.* 18. *sinem hertzen L.* 19. [der] *L.* herberge*n St.* 20. [al] *L.* do *St.* 21. um*b* — besch. *L.* 22. Im *L.* l. *sin* u. *St* 24. Dann *L.* 25. kn*a*ben *L.* do: wo *St.* 26. jm da w. *L.* 27. denn *L.* 28. *er* jm *L.* 29. dienstl. *St*, *stätten L.* 30. *Trug der* s. knabe *L.* 31. 32. Waz ain gutter mag sin Vnd tått jm stått truwe schin *L.* 33. [dar] *St.* 34. neff *nu* w. 35. Unde *St. ett. L.* 36. mine*n* dinge*n St.* 37. ber d. *L.* wise*n*(t) *St. L.* 38. *went St*, *wönd L. daz* r. *L.* 41. hest sel*b L.* 42. [nu] — ta*ner L* 43. Hine*n L.* 45. solt *L.* 46. ietz t*ötte L.* 48. *geert L.* in *also* m. *St.* 51. i. si*n n*icht an *L.* 52. *b*esch. *L.* 53. [des] — schå*mpte L.* 54. minnencl. *St.* 55. musz *L.* 56. [Nu] s. und*e ang. St.* 58. Geha*nt St.* 59. *selig* fro *L.* *(*beſser* sælig, *als* sælge). 60. úch *St. L* *m*iner *L.* (*meint* nimer). [niht] *St.* 61. als*e St.* unz*e St.* *bisz L.* 62. úch *St.* Dez sůnd ir nit z. han *L* 64. La*nt* *St. L.* m. ir *L.* 65. [Al] — den *L.* 66. lai*t L.* antw*ä*rt*e* *St.* 67. tů*nt St. L.* 68. scha*d L. der* i. [vil] *St.* 69. úch *St. L.* hie l. i. *bes L.* 70. Daz *L.* 71. La*nt St. L.* de*n* *L.* der mer*e St*, den *maiden L* (*Misverstand von* mæren *als* mœren). 73. *Daz* b. *St.* beha*gt L.* 74 *danen* — kna*b L.* 75—76. Die vr. sp. dem knaben zu Si spr. wie kumpt du so fru *L.* 77. S*ú sprach St.* wo *L* 79. [en] m. *noch L.* 80. W*e* — wurret *St. ist* j*m L.* 85. *wie* i. j*m besch. L* 86. solt *du L.* 87. rain *vnd* w. *L.* 92. D*o* *L.* 94. Do sp. d. kna*b L.* 95. *w*å*r*lich *L.* 96. wol *L.* 97. ha*nt St. L.* do *St.* 99. Si*n* úbel*n L.* 201. mer beswer*n* *L* 2. w*å*r *L.* 3. solte*n*(t) *L. St.* 4. ai*n L.* 5. al*s L.* 7. si*ner L.* 8. tete*nt St. L.* 11. Und*e St.* [nu] *L.* 12. *An* weltliche*n L.* 13. [nu] *St.* s. t. *St. L.* 14. Varen *L.* und got*te St.* 16. [Beide] l. n. *auch daz* l. *L.* 17. Vm*b* *L.* 18. *er* u. *L.* 19. Und*e St. das L.* 20. N. u. an úch *L.* 21. wizze*nt St. L.* 22. sine*m L.* 23. 24. *verkehrt St.* Fro *L.* 25. *n*it *L.* 26. vm*b* — wölle *L.* 27. [daz] er v. *des* d. *L.* *(des *ist aufzunehmen*). 28. sehend*e St.* sechen schåm *L.* 29. [nu] jm ist *L.* 30. Sit *daz* es *St.* Si*d hier an* sin vorcht *L.* 31. j*m* erz*ai*gen *L.* erzöigen *St.* 35. *Wen* ez m. *L.* 36. *bisz* — bai*t L.* 37. *Sprach sy vnd*

h. d. *L.* *trate* *St.* 239. *Bes.* haiml. *L.* 40. ir*me* *St.* jr*en* *hertz* l. *L.* lieben *St.* *L.* 41. Benā*n* *L.* 42. ain*er* spitz*igen* *L.* 43. Sy jr sel*b* *L.* 44. n*ü*t me dran *St.* 45. *Die* tag *L.* 47. sag *L.* 48. múg nu*n* a*n* z. *wol* s. *L.* 49. gelichü *L.* * (*lies* gelichi*u*). 50. Wa*nn* *L.* 52. a*n* smāch*en* *L.* 53. trüw*e* *L.* 54. j*m* *L.* 55. Du ma*n* jn h. *L.* 57. kom er wurd*i* *L.* 58. sy *nu* z. *L.* 59. alz er *L.* 60. knab*en* *L.* 62. dan — *b*esch. *L.* 63. d*o* *St.* *L.* 64. Und*e* — di*e* *St.* mer *b*ek. *L.* 65. klag*t* *L.* 66. j*m* erz*ai*gt *L.* erzōiget *St.* 67. stā*tt* jr tr*ü* *L.* 68. hain *do* er *L.* 69. sin*em* *L.* 70. Und*e* *hatte* *St.* ha*t* *L.* ir*me* *St.* 71. Frō*d* *L.* 72. iedweders *L.*, iewede*s* *St.* 73. *W*illichlic*h* jn w. *L.* 74. grōst*e* *St.* er *L.*, *wo fortgefahren wird:* Der ez sich ze aller stunt Gen jm geflissen kunt Mit vnfalschen trůwen Ze allen zitten nüwen. — Wer ye hertz lieb gewann Ez sy wib oder man Der merk wol disz mār Wie grosz dů liebi wār — *und so folgen noch 168 Zeilen, die ohne weitere Beziehung auf dieses Beispiel minnigliche Treue lehren.*

XIII. *Frauentreue.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H.) 53; Coloczaer Abschrift (C.) 49. Lassbergs Liedersaal (L.) XXIV. Ein Bruchstück (Z. 45—108. 168—75), in den Altdeutschen Blättern I, 241 (B so der Erzählung selber mit H. bezeichnet). Niederdeutsche Uebertragung und Verkürzung in Eschenburgs Denkmälern Altd. Litt. XI, aus seiner Handschrift (E.); Bruchstück bis Z. 236 die völlig umgearbeiteten Stellen sind übergangen und nur die erheblichen Lesarten verglichen.

Ueberschrift: [der] *C.* [mit] *C.* [1—22.] *L.* solde w. mocht*e* *dat* *E.* 2. Wat men v. herte l. mach l. *E.* 3. der suten leve so zart *E.* 4. n*a*ch *H.* *C.* Na — s. unde art *E.* [5. 6] *E.* 6. evch *H.* *C.* (*immer*). 8. *Dat* *steyt* *E.* 9. Wo eyner vr. to me*te* *E.* 10. Als ik vth deme boke l. *E.* 11. *in* *C.* 11. 12 *verkehrt:* Wat er to vrauden wart g. M. tr. se d. gar vor g. *E.* [13—20] *E.* 22. mer *C.* 21. 22. Disse vr. w. yk nv laten stan Vnd wil diss bock nv heuen an *E.* 23. *stolzer* *L.* 24. *verwegen* *E.* 25. Hatte *t*ehret (*meint* keret) *L.* 26. Also *C.* *ain* vr. *L.* [25. 26] *E.* 27. Der *ouch* wir*bt* *L.* 28. mengen strengen dunst *L.*, manige b. rinne *E.* 29. Enphi*e* *L.* [30] *E.* 31. w*a*r *an* *L.* dienest. *C.* d. *b*er*eyt* *E.* [32—36] *E.* 33. u. *och* m. s. *L.* 34. tugend*e* *C*, *turnay* *L.* 35. *e*rkant *L.* 36. 37. w*o* — do *H.* *C.* 38. he yo dat *E.* [39—42] *E.* 40. dick *L.* 41. 42. Ze lest musz ers engelten doch Als tut vil maniger laider noch *L.* 43. *k*am *L.* 44. aventevr*en* *C*, *e*uenture *E*, auentůr *L.* sine*n* *C.* *L.* *B.* 45. kurtziwil *L.* an *B.* 46. m*e* *C.* nimmer *L.* *B.* Dar one nemant heyme enbat *E.* 47. [im] *C.* w. im(e) *L.* *B.* unerk. *L.* 48. [Sunder] *B.* [den] *L.* 49. De*n* *C.* begond(e) — nehen

H. C. geseyn: syk theyn *E.* 51. *Vnd rett L.* M. deme redete hee *B.* 52. Vñ vrag*ete* in war *B.* 53. schon*e*sten *B.* 54. *herre* wolt *B.* sp. er wölt in lan sch. *L.* 55. schon(i)st*en* *L. E. B.* hir irg*en* *B.* d. *iend*ert da *L.* 56. zaig *E. irz. B.* ev*h* *H.*, uch *B. L.* 57. Morgene i. der *B.* Mor*n* wann ez i. k*il*ch t. *L.* *billich* dach *E.* 58. sich d. gefhugen *B.* wesen m. *E.* D. ma sy w. gesechen m. *L.* [59. 60] *E.* 59. D*es* *H.* i*e* sie sch*owit* *B.* *Vnd* ir sy sch*owend* a. *L.* *W*elch uch [do] *B.* 60. Welh*ů* d*an*n [ev*h* do b.] *L.* 61. zaigent m. [mit] *L.* *irz.* mi*e* m. *B.* 62. *bl*inken *B. L. E.* Die musz uverm hertz bl. Daz durch die mynn erglentzet Vnd zertlich erfrentzet Ist ir rotes mündalin Wölt got vnd möcht ez sin *L.* 63. Sprach d. helt dez wâr ich v. *L.* 64. tratten*t* *L.* kerchen (*kilchen*) do *B. L.* 65. w. do *die C*, *wil(e)* die *L. B.* 66. vor *H. C. B.* 67. do *H. C. L*, dar *B. E.* *s*ach *E. L.* 68. si*me* — d*es* *B.* *s*prach *L.* 69. Er ges*âch* *L.*, Hee ge*s*ehe *B.* [mer] *L.* b. *a*lso *E.* 70. Vñ *B.* begonde *H. C.* Der selben v. nam er *L.* 71. kom *H. C.* ime *B.* [71—74] *E.* 72. Mitten*e* *B.* *E*nmetten jn sin*s* *L.* 73. me *L.* 74. vor schriet *B.* Bisz sy d. t. von jm entwied *L.* 75. h*ä*tte *B.* berouet: gelouet *E.* 76. *ob C. ir B.* 75. 76. Sy bet*ö*bt jm die sinnen gar Dez ward er sider wol gewar *L.* 77. Ha*t* *C.* gold*e* gl*ich* *B.* *Ir* h. waz gesprung*en* *L.* 78. Daz ober g. *B.* vff waz ain h*ar ben*dlin rich *L.* eyne binden erentrik *E.* [79. 80] *E.* Ir*e* win*bra* — an*luze* *B.* win*b*ran *C.* brae — ant*litz* *L.* 80. Ir*e* o. *so* d. stern*en* *B.* als *L.* ster*n* *C.* 82. *Als*(o) r. *L. B.* bleter*e* *B.* 83. Gestro(ô)wel *B. E. L.* bren*ten* *B.* vo*n* *B*, *in* *L.* brvnvar r. *H.* 84. bracht*e* *B. E.* [85. 86] *E.* u. *ouch* *L.* 86. W*az* w. g. *L.* [zv] *B.* 87. [den] — *ze* mas*ze* *L.* to mate *E.* 88. hat(te) *L. B.* vrowel. *B.* *a*inen zartl. (*weydel.*) *L. E.* [89—102] *E.* [89—92] *L.* * *lies* lougen. 93. Daz s. der ritter unv. *L.* 94. Also *B*, *Schön als* — gossen *L.* 95. W. n. w. ir sch*oner* *L.* 96. *So* w. *B.* W. je g. *zarter* *L.* 97. w. ste*t* *B.* gewet: het *H. C.* g*ûtte* — d*er* sy b*ûte* *L.* 99. *Iz* w. — [u. m.] *B.* *So* w. m. *rechter* t. *L.* 100. [sueze] *L.* 1. hal*p* n. [vol] *B.* *ges.* *L. B.* 2. sol*t* *ains* k*oniges* *L.* cron*en* *B.* 3. deme rittere *B.* 4. Welch(e) *C. H*, Welch vrowe *B.* (*zu lange Ergänzung des Druckes*). Ey*a* welker *E.* Baidů spat vnd ouch fru Welch tunket uch die schônste So kan ich uch raten daz beste *L.* 5. schoneste — mie ien: ges*en* *B*, my g*eyn*: geseyn *E.* Daz sun*d* *L.* 6. [daz] *L.* d. *e* ir *C.* hab*i*t *B*, han*d* *L.* 7. Manigen *B.* *zarten* st. *L.* 8. *irz*eiget*e* ime sin*es* *B.* [9. 10] *E.* 9. des l. *B*, l. do *L.* 10. ha(â)t*te* *B. L.* 11. *Vnd* b. *L.* 13. versaget *L.* vorsait*e* im*e* *B.* 15. und*e* *C.* n. u. t. *L.* [16—20] *E.* wacht *H. C. L.* slephe hee eacht Nach ir hee stont oder

s. *B.* stund er gie *L.* lege *C.* 118. er *nie* (nimmer) *L. B.* 19. Unde *H. C.* karte *B.* dar *an* *L. B.* 20. Swo d. vrowen giengen *H. C.* Wa *L.*, War — gienc *B.* 21. er *in* *H. C.* vor se *E.* *in* d. *C. E.* [ir] — getr. *L.* 22. Baidû *L.* 23. [daz] *B. L. E.* 24. dar mete ime sw. *B.* U. im syn komber (sw.) *L. E.* grevste: berste *H.* (*meint* grêzte: bêzte. [25—28] *E.* Ane *B.* arqeam *H.*, arguan *C*, argen w. *B. L.*, w. *wen* d. *iris* *B.* [s.] *L.* 26. Gruzste — r. hee *hette* gerucht *B.* 28. *Wen* hee sehen s. *B.* * (*lies sehen*). 29. unvorzagete werder *B*, elende *E.* 30 *dar für sa* *B. L.* herbergen *d. began* *L.* 31. nâchstem *L.*, n. *in ein* hus *B.* 32. sch. *B. L. E.* [33—44] *E.* möchte *H. L.* 34. D. sy in *L.* 35. Innan w. dû *L.* *Do* d. gew*are* w. d. *B.* 36. D. *der ritter* t. *B.* truge *C. B.* 37. [sich] — *w*ûten *L.* N. ir vñ wolde *e.* *B.* 38. D. *schôn* begund *L.* [diu] *B.* begonde *H. C. B.* 39. *ir* leide *B.* 40. Wen — manne *B.* 39. 40. Die rain stoltz vnd gemait Da von sy kumber vnd lait Trug in jrem hertzen Vnd sendelichen smertzen Wann sy zu nieman liebe trûgt (40) Sy waz och wol behûgt *L.* 41. *Den* zv *irme* *B.* Dan zv ir *selben* manne *L.* 42. *liebe* *B.* Dez hat sy keine schame *B.* 43. [en] st. *L.* in *was* *B.* 44. Dů s. *L.* *zarte* liebe *B.* 45. *hiesz* *L.* 46. schal *E.* 47. *Ab* in ie *B.* mand *H. C. B.* wöll *L*, durste *E.* 48. *t*iost *H. C.* [der] *iost* *B.*, *ainem* jugst *L.* gewapent *B*, gewafen(t) *H. C.* In vollem wapene ydder ane *E.* 49. *Kein* (Myd) deme wolde *B. E.* *Gen* d. wöll *L.* 50. *sidim* *H*, sidinen *C.* *eime* hemede h. *B.* In zyden hemden *E.* 51. gehorte *B.* tvmmer: kvmmer *H. C. B. E.* 52. brachte *B. E.* 54. ime *B.* *in der syden aff* h. *E.* zerb. *L.* 55 Wen *B.* [55. 56] *E.* ime *bl.* *B.* 57. Do *wart* he *E.* jm *val* *L.* d. *er* *B*, vor *E.* 58. d. ritter *B. E.* vor *B. E.* vür *L.* 59. brachte in m. *die* *B.* Vnd trugent in ze h. *L.* [59—70] *E.* 60. arzit *B.* artzat *L.* ime *B.* 61. Also m. zv gewvnten *B.* phligt: gesigt *L.* 62. ime *na hat* g. *B.* t. *hett* im nach *L.* noben *H.* 63. Mit mangem s. *L*, *Von grozeme* s. *B.* 64. grimmen *L.* 65. *sal* niemant *B.* 66. Wen *B.* des *C.* willen *C. B. L.* *bin* gewunt *B.* 67. Lozit *B*, Lat *L.* [sust] *B. L.*: ve(o)rterben *H. C. B.* 69. Manic — quam *B.* stoltz frowen kament dar *L.* 70. troste deme *B.* Vnd nament des ritters wunden war *L.* 71. manik *B. E. L.* Dar zv m. w. m. [alsam] *L.* 72 Sins — *kam* *L.* dar *E.* [73—79] *E.* Dar v. — iamere *B.* 74. b. *erorde* *B*, blûwandû *varb* w. *L.* 75. Do wart *L.* 76. An derselben zit v. *L.* 77. begonde *H. C. B*, begund *L.* beten *B.* flehen *H. C. L.* 78. Das sy den ritter gieng besechen *L.* 79. deme s. rittere *B.* gew. *B. E.* 81. Ich *in* w. *B*, w. nicht *E.* t. ze *ime* sol *B.* 82. genist (dut) ane *B. E.* 83. Sie wiste w. *B.* [83. 84] *E.* 84. w. ir *B.* [85] *E.*

[aber] *L. E.* 186. vrowe *B.* C. [daz] *B.* 87. dem(e) ritter(e) *L. B.* 88. [Wan] *B.* [d. w.] *L.* vor *B*, für *L. C.* [87—89] *E.* [189—237] *B.* 89. [mir] *ez* für *L.* vur *C.* 90. niemant *H. C.* Wann ez i. n. ir *der L.* 91. [A. m.] — mere *L.* 92. went lihte *C.* Davon gang frow here *L.* 93. s. *ouch* n. *L.* *wils van dy* n. *E.* 94. Ir müssent *L*, *Du sult E.* [95. 96] *E.* 96. *ir L.* 97. nie (nicht) mer *L. E.* [199. 200] *E.* 200. [die] *C.* 1. Dez kam d. frow *L.* 2. waz *L.* 3. *In ducht wie* — swår: wår *L.* 1—4. Do se aldar quam De ritter was eyn vro man Do he se sach in sulker wise Ome duchte he were in dem paradise *E.* 5. frowen *L. E.* er l. enphie: gie *L.* schone *E.* 6. U. *die die* m. *L.* (*meint* die diu, diu). maget *E.* 8. Vor s. b. sy *switzen L.* De vraawe begunde sweten *E.* 9. Yfft se were in *E.* Als sy in e. gl. såsz Blůkait waz jr gemåsz *L.* 10. (*vor* 9.) Dat quam von orer g. *E.* [11—20] *E.* 11. 12. Sy kunt vor scham nicht sp. Als dicke tunt d. *L.* 13. *do L.* 15. 17. 23. *uch C*, evh *H.* 19. Wölt ir hellen m. vz n. *L.* 21. 22. Ich wolt d. jr wårent w. g. M. ist *tait* d. *L.* (*H. setzt hinter* liep *ein Punkt.* wert *in H. C. meint auch wol eher* wæret, *als* werdet). Se sprack leue here gy sint sere gewunt Gy weren my vil leuer gesund *E.* 23. *kan* uch e. artzat *L.* 24. Sicher gehelffen wissent *L.* [25. 26] *E.* Ich b. n. g. *L.* 26. den siechen helff kün than *L.* 27. Wann g. *L.* crist *E*, *wo* 23. 24. *hinter* 28. *versetzt ist, und anstatt* 29. 30. *steht* He sprack yk bin disse stund Durch eyn werde wiff gewund Let my de vorderuen So wille yk gerne steruen. 30. wo(ö)lt *H. C. L.* 33. *lassent* m. v. *laides* h. *L.* bank *C.* [33. 34] *E.* ziechent *L.* 35. wunden *L.* 37. D. *raine* schampte s. so h. *L.* *werde* sik *E.* 38. [die] v. *L.* 39. W. v. sch. *swaisz* n. *L.* stunt v. sw. *E.* 40. mag(e)t *L. E.* swaz *C.* evh *H*, u(ů)ch *C. L.* 41. *dar* an m. *groter* n. *E.* 42. *die* h. *ze der* w. (syden) *L. E.* 43. *jm* vz *L. E.* 44. iemer *L.* [45—47] *E.* 47. frow — *gie von* d. *L.* 48. artzat *L*, arrzit *B.* arsten wan Eynen vil gute man *E.* 49. machete *B. E.* k. *crist C. L.* 50. trenken *B*, saluen *E.* [wol] *B.* u. *an dem genist C.* 51. *Vil* nahe deme *rittere* ze h. *B.* 52. gedachte *B.* 53. *Wie* hee *B.* 54. sie *B.* 55. gedanken hat *B.* 56. lebenes hee s. g. *ir* w. *B.* 57. eime venstere *B.* in gesiegen *E. B.* (*vorher* Mit gedanken also *vorwegen E.*) 58. Qvam *B.* do *H. C*, *dar* — *legen B.* 59. *irme B.* 60. deme b. gienc hee san *B.* 61. grep vff se vel l. *E.* 62. *sin* g. *E.* 63. Warn *H. C* Wern *E.* 64. deme *B. E.* 65. D. vrowe (des) v. *B. E.* sere *L. C. E.* 66. groz *B.* donre *B. E.* [67—72] *E.* 68. Etesliche *E.* es *B.* 70. grozeren *B.* 71. wart *B.* [27.] *B.* 73. [Versan] *B.* we *E.* bistu *H. C. B. E.* 47. De my nu wil tu *E.* 75. i. *edele*

vr. *E.* 276. d. jw *vorwundet E.* [77—82] *E.* 79. *touch C.* 81. *euch H.* *uch C.* 83. se sik roffte: *sloffte E.* 84. syden *hemd H*, *hemede E.* *auflouft C.* 85. 86. Vnd g. vth deme b. Vnd welde den wert nicht wecken *E.* 89—92. Myd armen se one vmme veng Wo dat god an or vorheng *E.* 90. *Durch* l. — *ir* u. *L.* 91. *minn L.* 93. *frowen* zv *in L.* Vnd myd armen one vmme s. *E.* 94. gutzen v. im *flosz L.* Or leyde weren sere grot *E.* [95. 96] *L.* *unmaht C.* 95—98. Dat was eyne grote not De ridder vel neder vnd was dot *E.* 99. v. *geschach* l. *L.*, v. w. *gar* l. *E.* 300. sprech *H. C*, *spreke E.* [1—4] *E.* 1. [so] *L.* 3. von *jamers not* geswanck *L.* 4. *hat L.* 5. *dannen L. E.* 6. (en)*torft L. C.* *nemande E.* 7. sagen *H. C. L.*, spreken *E.* 8. [noch] *L.* *brichet L. C.* [daz] *L*, *(in H. übergeschrieben).* 9—10. se vth der want gewan Dar vp lede se den doden man Vnd brachte *E.* 18. gespet *H.* 13—18. Dat des nymant wart enwar in deme hus al ane var Wen de maget de myd ore was Als man vns in deme boke las *E.* 20. *Sprach sinen lieben* h. *L.* 21. V*nd* de *kamer tude* r. *E*, *Er sere* in die *kamer* r. *L.* 22. er *do* sl. *L.* [23—26] *E.* 25. Dez w. sy v. *L.* 26. enwisten *L.* 27. Besch. *L.* 28. eyn *tept E. dort her* l. *L.* [29—32] *E.* 30. Vff d*ie bar* a. w. *gez. L.* 31. *Daz* er wård *mit* a. *L.* 32. [mit] S. *L.* 33. 34. *Sine besten* k. Houen ene vp myd r. *E.* 35. *ze kilchen L.* k. seder *E.* 36. *Nu* merkent w. *im* d. *L.* Vnd setten one dar neder Myd lesen vnd myd singen Vnd ok myd guten dingen (31. 33.) De vrauwe syk des an nam *E.* *(das Uebrige fehlt).* 37. *Tåt* s. *trůwe L.* 45. *Opfert L.* 46. [Muest] Daz wart gelobet ir *L.* 48. W. *ires hertzen* W. *L.* 49. *nie C.* 50. *nimant H.* 51—54. mit die edel r. In sunder mit maine Dann d. v. m. ir dar g. A. i. daz e hat geb. *L.* 59. *suckn(e)ye C. H*, *sugenie L.* 60. wandels *L.* 61. Ir *raines* h. in jamer k. *L.* 62. *ze L.* 63. stund *L.* 64. *roter L. C.* 65. Ze *dem* dr. [mal] *L.* 66. *laid* [gar] *L.* 67. *gieng hin* da *L.* 68. hertz *der* schrack *L.* 71. Von *L.* 72. hertz *L.* 73. *Daz sy* — erd*e L.* 74. [vil] *L.* 76. wart *C*, lag *L.* 77. Ainer ret sus d. ander so *L.* 78. w. *was* u. *L.* 80. Vnd sp. — [d. w.] *L.* fů(u)r *L. C.* 81. Vnd wil ez han an alle scham *L.* 82. ze *C.* D. kai*ner in* der *welt* g. *L.* 84. Wie ez d. *vmb L. kemen H.* 89. *gantzer L.* 94. la*ze* verterben *C.* 401. 2. gruze: muze *L.* 5. jemerkl. smerze*ns*: herzen*s H. C.* 10. iamers *C.* *(H. hat 5. oben und unten punktirt, als ungültig).* 11. do *C.* 15. w*u*rdikeit *C.* 20. ev*ch H.* uch *ditz C.*

XIV. *Der Schüler zu Paris.*

Handschriften: Heidelberger Handschrift 4 (H.), Bl. 211. Meyers Sammlung (M.) VI. Kloſs's Handschrift (K.) Bl. 22. Vermuthlich auch in der Wiener Sammlung (W.) 29, und in der Insbrucker Abschrift (I.) 27.

So sagt ditzs nachgeschribene Rede von dem Studenten zû Pareyſs vnd der schönen Junckfrawē daselbst wie ains durch das ander starbe vonn grosser liebin wegen die sie zû ainander hetten. *H.* Dis ist der schûler von paris *M.* Hie hebet sich der scholer vō parys *K.* Hie hebt an diu red Von Paris von zwain libñ *W.* Hie hebt sich an die red von paris von zwain lieben *I.*

1. Von minne(n) l. m. *K. M.* *So* liszt man *H.* 3. ains hertzen sere enzundet *M*, h. dik enzündē *K.* 4. *also* *K.* g. durch grundet(n) *M. K.* 5. liebe d. *sick* z. *K.* *M.* 6. [Sich] *K. M.* flehtent *M.* harter *K.* denne *M.* 7. verwirket *K. M.* eine *M.* 8. solicher *H. K. M.* rede *K.* *M.* 9. *bi wilen K*, *hie vor M.* [11. 12] *M.* geporen: erkoren *H.* Der was rich vnd erber Deme hatte got vnser her *K.* 13. Der hette d. a. schônste *M.* schönest *H.* Bescheret ein so schonez *K.* 14. n. *nach* s. *H.* Dz me hie v. *oder* s. *M*, Dz v. *oder* w. s. *K.* 15. 16. *ungestellt* *M. K.* pildt — erd *H.* erden (ertrich) ye gebor(e)n w. Sin (Yr) lip was so rehte *K. M.* [17—20] *K.* selbig *H.* Das sy vor andrñ fròwen Lúhte als ein rose in dem owen Die rose lihtet v. d. *torn* Es wart nie schôner wip geborn *M.* 21. für *war* *K.* 22. schon *H.* t. u. ir s. *M.* *K.* schonez *har* *K.* [23] *K. M.* 24. 25. Mohte *K.* mant *H.* volte schriben *M*, *ge*schriben *K.* 26. *Die* sie *K.* t. an irme (irem) *libe* *K. M.* 27. R. (Schone) kúsche vñ schône (r.) z. *M. K.* 28. Nu *K. M.* hatte d. wûnnēb'de *K.* d. rain v. *H.* 29. rigel *M.* d. *süssen* m. *M. K.* 30. irme *K.* 31. zû *frúnde* *M. K.* *ir* e. *M.* schûlere *K.* 32. d. zuht(e) vnd ere *K. M.* 33. (Vnd) Daz er *H. K.* wölt *H.* wis: parys *K.* 34. Gefaren *H. K. M.* in *die stat* g. (zû) *M. K.* 35. deme *seit* die *K.* sprichet dise *M.* 36. s. schûlere *M*, selbig schûler w. *H.* 37. schôn(e)ste *K. M.* jüng(e)ling *H. M. K.* 38. *über der erden* r. *K*, in den welte fùnd *M.* 39. möchte *H.* 43. gefügigkaytt *H.* 47. 48. male: quale *H.* 39—74. Irgen konde (Noch niemer möhte) finden Sin schin (Er stunt) vor andern kinden Als die liehte sunne clar Schinet für die wolken var (gar) *K. M.* 57. Irem — u. *an* m. *H.* 61. empott *H.* 62. kome *H.* 63. gesellschafft *H.* 66. jung *H.* 71. 72. gayle: tayle *H.* [75—76] *M.* ez leider sin kein r. *Was* d. werlt *K.* 77. mûste o. l. w. *M.* Do wese o. *die* l. *K.* 78. hat *K.* süsze m. *M. K.* *fry* *M.* 79. *Vil* g. *K.* verborgen *M.* in irem *M. K.* stricke: blicke *M.* 80. Das si (vil) ma-

ni(e)gen súszen b. *M. K.* 81. 82. Gegen (Gein) e(i)nander tat(d)en Wanne sú die statten (sie ez stade) hattent (haden) *M. K. vgl.* 93. [83—90] *M. K.* 85. lieb*in H.* 86. geschach*e H.* [91—94] *K.* Das w. — gespar*t M.* 92. W*anne* sú der s. *M.* 93. W*anne si iren willen* m. *M.* 94. Daz w. so l*ieplich* v. *M.* 95. *Und* h. *K.* Von her*tzlich süsen* t. *M.* 96. v. *keinen* l. *K. M.* 97. Nie so l. *K*, So s*ûzzlich* *M.* 98. minneclichen(*es*) *M. H*, lieplichez *K.* munde *M*, mü*d*elin *K.* 99. 100. slussen Der liebe die sú vergussen *M.* Sie dicke in ain and*e* stozzen Ey wie sie sich begozzen *K.* [101—6] *K. Zeichnung eines Kreises, wol zu einem Gemälde, mit der Rundschrift in groſsen Buchstaben* Von dem studenten von Pareys vnd von seiner amey wie sie ainander vmbfieng vnd kust. *H.* 1. M. *flehen* u. *M.* (flehten?) 2. 3. *Wer* — Nyemant *H*, *Kein* man *mõht* d. v. s. *Vñ het er* t. *M.* 4 *ge*lieben *M.* 5. *do under in* *M.* 6. um*b H.* 7. bl. (wizzẽ) a. *M. K.* 8. ** Erstorben* w. *K. (so ist zu lesen)*, Vergessen wart *M.* [9—14] *K.* 9. he*t in M.* 10. weyb werd *H*, vil sûsse *M.* 11. ayn*s* *H.* 12. Sú enkunden noch enm. *M.* 13. gelassen *M.* 14. Di*e trugens M.* one *H. M.* *Hierauf* Ich wil dz wol bi namen (D. w. i. vch) sagen Dz grôszer liebe nie (N. g. l.) wart getragen *M. K.* 15. De(a)n sú trúgen u. *M.* *K.* 16. hatten *K.* hertz *H*, herz*en M.* 17. [So] *K.* In e. *ander sus M.* 18. Dz sie [an ein] mit mo(ô)htẽ (ge)-leben *K. M.* [19. 20] *K.* On ein ander keine zit Vil lieber denn ir sele wit *M.* 21. Het*ens M.* So liep sie hatten beide s. *K.* 22. [Ach] *K.* 24. d. is*t* g. *H.* 25. [ouch] *M.* 26. s*o* ire*s K.* 27. B. suſs mi*tten H.* minne*t*en *M.* 28. *músze got* g. *M. K.* *b*ekl. *K.* 29. *Wan* ez i. *M.* [leider] — sehet: sehet *K.* *g*ibt *H. M.* 30. lieb*en H.* sel*d*en *K* 31. [en] *H.* Do [en] si auch hertzeleide by (h. lei*t* a. ie) *K. M.* 32. mag man auch schawen (Als man a. m. s.) hie *K. M.* [33—34] *K. M.* 35. 36. D. schônen v. w. (Do w. d. s. v.) inne Das zwúschen in die (Ir zweier süzze) minne *K. M.* [37. 38] *K.* Gem. h. ir g. s. Do v. er *grosses* l. v. *M.* Gewan — mü*te M*, Do gedahte der vil güde *K.* ein *M. H.* hût(d)e *M. K.* *(muote: huote *reimt beſser als* muot: buot*'*). 41. Be*gund* er *ſaste* d. *da:* al*sa K.* Gedaht er im furbas do *M.* 42. [si] *H.* *K.* geschied*e* so *M.* 43. D. zwúschen in verlesche g. *K.* *M.* 44. er *da* w. *K.* [45. 46] *K.* Die worden was zwúschen in Dar vñ statt *M.* 47. Ez w. võ ym e. dum̃er wan *K.* w. tumplich getan *M.* 48. Ich wil ez werliche han *K*, Wan ich weis sunder wan *M.* 49. Dz man (e) t. b*e*geschaft (vigentschaft) *K. M.* Breht*e K. M.* zû *der* *li*ebe k. *M*, zû gantzer frûntschaft *K.* 51. E *denn M.* 52. [stæte] *K. M.* lie*p K.* [53. 54] *K.* vmb er d. *des M.*

154. *hertze* M. 55. *Yedoch* w. im K. Vñ in im w. zû rate: kamenate M. 56. Uf M. K. 57. Vermaurtt H, Verwirket K. M. 58. Vñ t. *öch* zû M. K. tätte H. 59. [Gar] K. M. maget H, megde M, meide K. 60. D. hies er flissig gein ir sin M, Vnd bat sie flizlich bi ir sy K. 61. dynst u. *auch* m. K. Zû d. u. zû erbeit M. 62. Sy hatten — *ein* e. K. gesworen M. [Nie mer] H. Das sú si wol bewarten Selten sú do sparten M. [63. 64] K. *darauf* Sy hûten ir mit flize gar Yr ere wúlde (truwe wolten) sie bewar K. M. 65. yres K. 66. [ouch] K. 67. dz *für* do K. Satzete in vesteclich gebot M. 68. bewertẽ K. 69. ẏmer *ieman* [me] M. K. 70. Bekweme — kelnerin K. *Gienge* den die k. M. [71. 72] K. M. 73. *Die* [het] *er* e. *(bek.)* M. K. 74. 75. *Getrúwe* d. er ir also Bev. sin(e)s M. K. bevalhe — hût: müt H. 76. Ez süzzẽ K. 77. soltens H. 77. 78. Dz sie ir schone plege Er wûld ir lonen wege K, Plig ir gar schône Ich wil dir wol lonen. [79. 80] M. Mit trang vñ *auch der* s. K. 81. Die K. M. *(*ist beſser als* Der). 82. [nimmer] M. vmer yeman K. 83. *Me* kweme K, Keme sú denne M. 84. Dz *selb* M. gelobt H, ge obet M, *globte* K. ime M, do K. 85. 86. schône w. [behût] alsus (Gefangẽ) In ir(e)z vater hus M. K. 87. m. grossem s. H. Do gewan sú vil der (sie pin vñ) s. M. K. 88. Vñ p. M. Dz sie krenket in irme K. 89. senecl. M, *merte* sich ir K. 90. [do] K. M. 91. *gotte* H. solt i. [ie] K. *das* i. ie *wart* g. M. 92. [beste] K. M. *die* i. K. *gar* v. M. 93. *Sit dz* i. g. bin K. M. 94. dem(e) M. K. 95. Trûg H. K. 96. von M. ûz *yren* o. K. 97. *Daz* d. — *bot* M. 98. Ir wengelin (ougen) vñ ir mûdel[in] r. K. M. 99. 200. do mid (tt)e gar begoz Weinens (Wenne) sie do nit vert(d)roz K. M. [1—4] K. 1. 2. Zû derselben stunden Spr. sú vs irem roten munde M. [3. 4] M. 5. Sie sprach ich clage (Nû cl. i.) nit mine (mines hertzen) pin K. M. 6. ime M. g. v. ym K. 7. dan d. hertze K. 8. er dort ôzze n. K. *(*lies* dort ûȝe *für* also). 7. 8. Als s. als er n. m. tr. Desze an sime h. l. M. [9. 10] K. hertz múre An bitterlichen M. 11. meins H, ires M. 11. 12. h. schlúsel An manigen minneclichen kússen M. Als er gedenket an die sloz Vnd an mangẽ minnẽ kosz K. 13. (Vnd) An die z. M. K. blicke: *die* minnẽ stricke K. 15. inne K. Vnd wie lieblich sy denn legent M. 16. *Wanne* K. Wenne sú *der* minnen pflegent M. 17. *Dar* K. M. ane begonde si d. K. 18. *riet ir do* s. K. Vñ sich so gar herkrenken M. 19. 20. *umgestellt* K. Die schone M. zû *der selben* K. M. *Kam das* j. M. ires M. K. [21—28] K. Dz sú sich solte scheiden Von ime dz hertze leide Die zarte reine sûsse Die swere kunde búszen M. 26. *Was* H. 29. **lies*

senende *H.* Sie d. n. *K*, *Dz leit* sü *M.* 230. *Also* dz *K.* sie sie *H*, sie *ez* nie g. *K.* Mit gar grossem vnfüg *M.* 31. Der kemer meide dar inne *K.* (inne *aus d'nne gebeſsert*). 32. An i. *libe vnd* s. *M.* (*vor 31.*) Sie worden [ez] doch (ouch) wol inne *K. M.* [33. 34] *K. M.* Prüfft *H.* 35. Daz sie leides *K. M.* 36—459 *fehlen in K*, *mit einem Blatte.* 37. Als senecliches u. *M.* 38. An e. zit g. *M.* 39. [vil] *M.* rayn *die H.* 40. *Die* g. *M.* 41. verhole*n* *H. M.* liebe: diebe *H.* 41. 42. v. *ires liebes* lib zü in br. a. e. d. *M.* 43. [So] — wurd*e* *M.* nyeman*t* *H.* (*meist*). 44. satz*t* *H.* *statte* su ir*e* *M.* [45—73] *M.* 45. Hör*tt* *H.* 47. bitt. 50. *solle.* 55. **beſser* daʒ. 56. wölt. 59. *Wa.* 60. *euch* (*immer*) 63. trau*tt*: lau*tt*. 69. same*n*. 70. vnd. 72. liste. 73. merken*t* *H. M.* wie sü v. b. jach *M.* 74. *leit* — *eime* *M.* tag*e* *H. M.* 75. tete das höbet *M.* 76—78. Man *sol* noch eime pr. *gen* *M.* 80. barfus*ze* zû d. *selben* *M.* [81. 82] *M.* erber *H.* 83. kom*e* *H.* *Schier* dar kam g. *M.* 84. 85. Do w. er schône e. *Sehent* an d. s. *fart* *M.* 86. Nider man in *M.* 87. 88. V. ei*me* *b*almat vff ein mas*arat* D. *hing* vorder schônen *zart* *M.* ûf *versetzt* *H.* *vor* saz. [89—92] *M.* 93. Es sprach die süsze gar m. *M.* 94. vernemen*t* *H. M.* (*immer*). 96. di*ts* *H.* Wie ich üch die künde *M.* *Raum zu einem fehlenden Bilde.* *H.* *Anstatt* 97—300 *hat M.*, *den Missverstand von 298 fortsetzend:* Er lie sich erbarmen das Das sy dar in gewircket was Hinder die strengen porte Dz man sy weder Sehe noch horte. 99. kom*e* *H.* 301. Sy sprach ein schûler vermessen Hat mir besessen H. 1. *sin* u. *M.* Hertz *H. M.* leyb*e* *H.* 2. den selben *M.* studenten *H.* 3. 4. bewandt: m. alda verprannt *H.* han gewant Dz ich von ime bin erbrant *M.* [5. 6] *M.* 7. lies*ze* *M.* 8. sin*es* *M. H.* 9—20. Das fant m. v. disen funt Das er mich hie hinne beslossen zestunt *M.* 10. selbs *H.* 19. inn *H.* 21. Do v. so trage i. swere mût *M.* 22. hette d. sch. also gût *M.* 23. 24. *umgestellt:* Schier*e* gev. *M.* *Ditzs* v. *H.* Zû der selben v. *M.* 25. er *zû* *ir* k. *M.* 26. sorg*e* *ir* *M.* 27. hiess*e* *H.* Kl. h. er im*e* *M.* 28. *Gl*ich an *M.* 30. G. *siht des* hat *M.* *gnug* *M. H.* *Hierauf* Dar in kond stellen sich der fry Als er die kellerin sy *M.* 31. kom*e* *H.* *Vñ kumet gegangen* *M.* 32. [Vil] — do *M.* [33] *M.* 34—42. Als i. es den han v. Schier bin ich dar kumen Vñ losse in zû m. sl. gon Zû m. m. sprich i. san *M.* 35. hett: tatt *H.* 40. so*l*ichem *H.* 43. Es *sü* *M.* 44. *Vñ stille* *M.* * (*lies* bl *für* hi). 46. *Des* süllen sü [mich] *M.* 49. lossen*t* *M.* * (*lies* lâʒent). 50. Vil lieber herre zû einer z. *M.* [51—54] *M.* 51. Vnd *H.* 52. i*chs* got*t* *H.* 55—60. G. er m. die kleinet gût Das nement in rehter demût *M.* 55. gabe: grabe *H.* 61. 62. *umgesetzt* Vñ bringet im mit mine*m* g. Durch das mir w. sorgen b. *M.* 363. 64. in tugentlichen D. g. v. h. riche*n* *M.* 66. *Min* liep d. er *das* st. *M.* 67. Hal*t* *H.* *so* d. er *niemer* *M.* 68. Gange zů m. alz e *M.* 69. *zů* troste *H. M.* 70. *in* *M.* 72. Vñ b. got zů aller frist *M.* 73. *welle* *M.* 75. m. *die* s. min [welle] *M.* 76. Daz ir m. s. můsset l. *M.* 77—87. D. b. niht verdahte sich Er spr. vr. minneclich Ich will es volle bringen Zů dem iungelinge Er zů den selben ziten gie: enpfie *M.* *Ueberschrift, auch wol zu einem Gemälde, für welches jedoch kein Raum gelaſsen ist:* Als der herr zu dem studenten gieng vnd im die mere saget. *H.* gieng er *do:* empfieng*e* so *H.* [88—92] *M.* 90. here *H.* 91. hay*m*lich *H.* 95. 96. Durch sin túgende zarten In einen wurtze garten Nider sú do sossen Leides *sù* vergossen *M.* 97. 98. I. herre sp. d. herre z. h. J. b. zů ẃch h. g. *M.* herr g. *H.* 99. fröwen *M.* 400. i. *lieplich* g. *M.* 1. *lit* verw*i*rck*et* in eine*n* *M.* 2. *Do* *M.* 3—8. I. w. wis gewar (*meint* gerar) Des erlant sú endelich gar *M.* 5. m*agte* *H.* 9. Sú het *M.* 10. m. ane *allen* *M.* 11. h*ant* ir g. *M.* 12. inn *H.* Die tragent in (*meint* ir) bi *M.* 13. Dar in kúnnent ir úch prisen so fry *M.* *Raum zu einem Bilde.* *H.* *Für* 14—18. *schon* 21. kellerin*ne* sy *M.* 15. leybe: weybe *H.* 17. bevol*hen:* verho*ten* *H.* 19. Vñ slichen*t* *M.* 20. t. *ir* w. *M.* 21. *s. zu* 14. 22. gabe m. ditz*s* *H.* Dis kelinet (*meint* kleinet) g. sú m. *M.* 23. i. úch dz *M.* brächt: gedächtt *H.* 24. Vñ hies ẃch von hertzen reh*t* *M.* 25. se*lbs* *H.* Manen durch i. *truw* *M.* (*ungereimt*). 26. D. er n. wollent *M.* (*fehlt auch das Reimwort* mêre *zu* êre *für* truw, *und ist* nit *überflüſsig*). 27. V*ermiden* s. *M.* 28. W*enne* — [also] *M.* 29. siech*e* *H.* 29. 30. Vñ tut v. vngemach s. Des bitte ich ẃch fliszclich *M.* [31. 32] *M.* verdiene*nt* *H.* 33. 34. *umgestellt* Gar túgentlich ane s. D. den mitten süszen g. *M.* bi*tt* *H.* 35—37. Dz ir das stete wellent halten Ir sete sol sellden walten Zů troste vñ öch ze h. *M.* d. *werde* g. *M.* [39. 40] *M.* 41. Zwar herre ich wil es *gerne* tůn *M.* 42. [so] k. morn*e* *M.* 43. ir *iemer selig* *M.* 44. Disz *M.* klainet *H.* 45. ir w. bin *M.* *ein*: mein *H.* 46. *iemer* *M.* 47. Do hette d. *M.* 49. E. v. s. loszen *M.* span*g* *H.* *M.* wurcken *H.* So liess er *t*r*u*cken *M.* 51. varwe*n* *M.* 52. zway*n* *H.* men*s*chlic*h* *M.* 53. zü w*ü*nsche *M.* 54. *ain* w. *H.* mag*edin* *M.* 55—62. schüler wolgezogen Die (*meint* Do) hete d. m. (D. m. het) e. bogen Do mitte sú (behende) den (vil stoltzen) schüler sch. Mitten d. (in) sin[e]s hertzen sloz *M.* *K.* 59. hen*dt:* behenn*dt* *H.* 62. hertz*e* *H.* [63—74] *M.* zyr*g*el *H.* 65. Alle — ortt: wortt. 67—74. *rothe Schrift.* 70. liebi*n*. 72. w*u*rd. 73. wer für: stür. 75. *Dz* sint *K.* 76. Mit d. h. wider in *K.* 75. 76.

Des sant — jungvr. ſin Sehent do mitte er ir erschein *M.* 478. Also d. er mit not *K.* *dz dz* er *M.* ser samm sie vnd dañocht baz *H.* [79—86] *M.* *K.* bracht d. fürspañg *H.* 87. [also] *K.* 88. mer *K.* 87. 88. Nû *merckent* so — stet Vnd d. — het *M.* *Raum für ein Bild.* *H.* 89. *sime* h. *wart* *M.* 90. g. he(a)*tte do* *M.* *K.* 91. N. *en*wiste *K.* Nû wuste *M.* 92. [in] *alter* e. mahte *M.* *in weg* m. *K.* *hett* gemachte *H.* 93. Zû in *M.* eine slehte ban *M.* *K.* 94—97. D. j. *liez* ym kl. an Machen — meit *K.* Der jungeling kl. alsan Liesz schr. — maget *M.* 98. Die der herre hatte geseit *K*, Er gieng a. im wz getaget *M.* 99. *sleich* zû *sime* *M.* *K.* 500. Glich e. *M.* *K.* minner *M.* [1. 2] *M.* *K.* stillt *H.* 3. 4. *umgestellt* Do er zû d. schônen k. Solich (Die) frôide sú in ir hertz (an hertze sie) nam Das sú in vnmaht (amehtig) viel [der] nider Doch wart sú kreftig wider *M.* *K.* 5. Vñ so frôlich vñ so g. *M.* *K.* 6. Daz sú in u. fing (fiel vm yn) als e. *M.* *K.* [7. 8] *M.* *K.* lieb *H.* 9. Er vil v. ir (Wie sûszclich er) gekúszet *K.* *M.* 10. minneklich *H.* An sin sûzzes mûndelin z. *K*, Von eime sûszen mundel z. *M.* [11. 12] *M.* lobesamm *H.* 13. handt *H.* Ein bett(e) stunt do by (wol) b. *M.* *K.* 14. Dar in v. sch. s. geleit *K.* Vñ schiere er sich dar an leit *M.* 15—18. Beide hatten (Mit der sûszen) myñecliche[n] In (Die) ha(e)tte die liebes (er lobes) riche *K.* *M.* 19. *Do* schone *K*, *Die* schône *M.* 20. mûdelin *K.* *M.* 21. [vil] *M.* *K.* Sie — dē sinē *K.* gen dem sine *M.* d. *yren* *H.* 22. Ouch *M.* Doch w. der freche *K.* 23. es im *M.* Er g. ez ir *K.* mit willen (witzen) gar *M.* 24—26. Trûde (*meint* Triuten) kûndē sie nit spar *K.* Truren (*aus* Triuten) kunde sú gespar Ir eins das ander dicke *zewang* Zû der süszen minnen drang *M.* *Raum für ein Gemälde.* *H.* 27. Sie l. g. *K.* verborgen gar: d. zwar *M.* 29—44. Di(a)z werte mit (under) yn dz ist war Vollclich ein (zwei) gantze[s] jar *K.* *M.* Dz ez kein mēsche wart gewar Yr myñe der sie plagen gar *K*, D. sy p. sôllicher mynnen Dz er wart nieman innen *M.* 31. tryacke *H.* 35. In *in* *H.* 38. d. scheyb. s. *H.* 42. spyle *H.* *Nach* 44. *rothe Ueberschrift* Wie ym der student zû ainem male gelassen hett zû der adern do er bey seinē liebe lag do im die ader uffbrach des er starbe. *H.* 45. ez *leider* s. *K.* *M.* 46. [Dz] *M.* 47. Zû (der) *adern* hatte *K.* *M.* 48. Do kunde er sich n. gem. *M.* Trûden kûnd er n. m. *K.* 49—52. [Vñ] Grosze(r) l. trûg er zû (die er tr.) ir Mit e. (eime) j. schier *M.* *K.* 53. kwam *K.* 54. Do *H.* *K.* Do sú *mit* *M.* hertze[n] leide n. (leit gewan) *M.* *K.* 55. hat er *doch* *K.* *kant* *M.* *K.* 56. Getruwe (Getruget) dz er in (ir) a. *M.* *K.* 57. jungfrawē *H.* Mit ym fûrt in (F. m. im) frawē *K.* *M.*

558. Also *M.* *uns K.* diz bůch *K. M. bek. M.* [59—62] *K. M.* 63. Dz [sic] gesliche̅ *K. M.* kwamen *K*, komen *H. M.* 64. das *für* ir *M. K.* [65. 66] *M.* 65. yn myñecliche *K.* 66—71. Vñ nam gar zůhtecliche Zů (Si n. z.) ir ir [hertze] l. l. Verhol(e)n als ein[e̅] m. Vñ leid en (sich) an ir (sine) brůstelin *K. M.* 72. im s. liebe (sůszer fröiden) schin *K. M.* 73. Von — *vñ* t. *M.* 76. D. *es K. M.* getůden noch nie von *luten M.* [76. 77] *K.* So lieplich begongen wart Ir rosen rotes mundlin zart. So dicke in einander slússent Ouch wie si sich begusszent Mit vechten vñ mit ringen Wer möhte sagen oder singen *M.* 77. Het *K.* tusent *K. M. zungen* k. *M.* 78. ime hat *K.* solíche(n) *K. M.* 79. *Reht* a. *die* veper n. *K*, Also der v. *vñ die* n. *M.* 80. [zwei] *K. M.* vor *M.* liebin *H.* [81. 82] *K.* Die reht *es* br. : verstimment *M.* 83. *Bizzet K*, *Bi leit M.* irme liebe [abe] *K. M.* he(o)ubet: l. dz sie g(e)le(o)ubet *K. M.* [85. 86] *K. M.* 85. minñt *H.* 86. empir *H.* [87. 88] *M.* Mocht *H.* sie *vil wol* g. *K.* 89. Sie trůg im (in) also (rehte) z. *M. K.* 90. Wz *K. H. M.* 91. Dz ez dar wider (D. ist do w.) *K. M. ein* w. *K*, g. nit *M.* 92. [mit] stete *K. M.* 93. [zw.] *K. M.* 94. Sin mündelin vñ *sin K*, Sinen munt *sine M.* 95. leybe *H.* (Die) Hette si gern(e) geszen do (nů) *M. K.* 96. Do t. sie grozze liebe zů *K. M.* [97—600] Ditzs *H.* Dis *werte eine gantze* n. *M.* 98. kome d. slaffe̅s *H.* Das si beide die můde vber faht *M.* 99. [Daz] *M.* 600. v. bittrem *M.* 1. D. *minnenklichen* do *M.* 2. *Sin K.* s. en (in) br. *M. K.* 3. 4. blůtet(e) also s. D. der tůgende here (dogentbere) *M. K.* kome *H.* 5. 6. Der schönen an der siten starp Der tot ir senendes leit (hertze l.) erwarp *M. K.* [7—60] *K. M.* 9. tode. 11. Gerůche meine̅. 13. Vernime. 15. hartí: zartt. 21. dein. *Nach* 26. *Raum für ein Gemälde.* 30. * *lies* dû. 32. enwaisse. 34. thůe. 36. werd. 37. haylig leychnam. 42. man. *Ueber* 53 *roth:* Als er nach verschiden was vnd sie ain für bracht. 55. feur. 61. s. phine (reine) clar *K. M.* 62. W. d. l. m. *H.* leiden *K. M.* 64. manegen *K*, manig *M.* 65. Si t. *M. K. irme K.* 66. laide *H.* Eya (Ey a. l.) w. l. sie s. *K. M.* [67—76] *K.* Vñ pin vñ s. *M.* 68. Do si ir liep vant bi ir t. *M.* 69. Ir *site* wissen *M.* 70. *Ir* har *vñ* ir g. *M.* [71. 72] *M.* 72. klägt. *H.* 73. Zerfürten sy vñ r. *M.* 74. Vor hertze *M.* 76. müst ir hertz *ir* j. *M.* h. j. tragen *H.* 77. Si v. uf in *M. K.* 78. *Sin wizzen* h. *K*, Sin *füsse* sin h. *M.* 79. K. si *M.* [da] me dan (denne) *K. M.* 80. Seine *H.* wengelin *K. M.* [den] *K.* 81. Trut *H.* Sie *küste minne*cliche *K.* siessecliche *M.* 82. *Sie* sp. *M.* g. (vil) jemerliche *M. K.* 83. j. *not.* [84. 85] *K. M.* 86. Sol *K.* [dir] nů d. sússec mundelin r. *M. K.* 87. plaiche

H. 687—89. Verblichẽ (Verbleichet) vñ die o. din Die wol zû (n.) w. gaben schin [90—92] *K.* *M.* Als der liecht karfunkel Die sint nû worden tunckel *M.* 90. trûben *H.* 91. an *H.* 93. Dz ist miner vr. *K.* *M.* [ein] *K.* 94. selbi*g* *H.* [95—702] *K.* *M.* 96. tode. 98. *Zû* wû. 700. v. kom. 1. liebste. 3. 4. Da myñe ie süsze (Das der s. m. ie) wart g. Sit ich dich trût han (Sol i. liep haben d.) verlorn. [5. 6] *K.* *M.* geschäch: gäc*h* *H.* 7. 8. Het ich [doch] soliche gewalt (selde) Dz der dot vil balt(de) *K.* *M.* 9. Kome *H.* K(w)em(e) vñ nem(e) *M.* *K.* d. l. m. *K.* 10. Wann*e* dz l. i. mir v. *M.* Sit dz ich din drut enbir *K.* [11—14] *M.* *K.* ger*en*: emper*en* *H.* 15. *Ach got was* s. *M.* 16. gern*e* *M.* 17. W*es* schonest d*u* einer a. *M.* 18. wer*dt* *H.* were grûn vñ list *M.* 17. 18. Ach dot wie dû verswindes Dz du mich nit vers[ch]lindes *K.* 19. nem*pt* *H.*, nem*e* *K.* *M.* vor *K.* nit n. m. *M.* [20] *K.*, *wo vor* 19: Wes sparet an mir vntruwe din *K.* [21—28] *K.* *M.* 23. ley*he*. 24. hertz *nu* zerb. 27. fründ*e*. 28. recht. 29. vo*n* m. n. *M.* 30. Sus (Do) w. ir *leit* so *rehte* st. *K.* *M.* *Die hierauf in M. folgenden 24 Zeilen hat auch K, mit meist besserer Lesart* (2. die. 3. Wol * (*beſser* Mit ir) sne wizzen hende. 4. ge*b*ende. 5. zû fürte vnde zû r. 6. Dz hat sie s. 7. *sie sich* r. [9. 10] 11. 12. Vō iamers mût gelüste Drücte sie ꝰz irre brüste. 11. iren z. brûsten *M.*, (*wo* 9. 10 *wol zu lesen* * Gev. in s. k. Trukt' si). 13—16. M. yn tw. die f. Dz tr. sie ꝰz m. *K.* 17. Vñ sp. dû bitters iamers flût Dû kindere spise vñ mēschē blût Nû *K.* * (*beſser*). 17. mengen *M.* 18. [gar] — bürnder *K.* brennender *M.* 19. 20. wirke — j. süht Die wil ich tragen mit genüht *K.* * (*beſser*). 21. An artzetye b. an den t. *K.* 22. i. n*ü*me geleben *K.* 23. 24. In disen grim̃e iamerz gr. Schrey (sie m. iamers st. *K.*) 31. Einen *bitter*l. *K.* 32. Kom*e* *H.* K*u*m t. *vñ* b. *M.* [en] *K.* 37—48. Vñ lose vō der martet mich ach herre got von hymelrich Het(te) ich [doch] soliche (stimme) kraft Als(o) der lewẽ der lebenthaft (lɔwe grymmehaft) ꝰz schryet sine (Bringet sinen) jungen So wer(e) mir wol gelüngen *K.* *M.* 37. geschray *H.* 44. Würt. 45. möch*t*. 46. wol*t*. 49—51. Oder het(te) ich (der) nahte*g*. *K.* *M.* Möcht*e* — tail*e* *H.* don*e*: schon*e* *H.* 52. ir*me* *s*ange *K.* 53. *Frûhtet* vsz*er* ire*n* *M.* ire *K.* 54. Von vröide wer mir gelungen *M.* 55. syren*e* *K.* *lerche* so *wol* ges. *M.* 56. Na(o)ch keiner slahte harph (k. vogelin) kl. [57. 58] *K.* *M.* Ditzs *H.* 57. 58. schone Br*a*ch*t* — don*e*. [59—68] *K.* *M.* würd*e*. 64. 70. ayr. 71. Ach got künd(e) ich gewünschen me *K.* *M.* 72. k. *se* *K.* k. so l. *gesehen M. Hierauf* 69. 70. Als(o) sehen kan (wol k. s.) der werde st. Der sine jüngẽ se(i)bet ꝰz *K.* *M.* [75—98] *K.* 75—78. Oder kunde ich gezwingen so ser Also der vogel gelander *M.* 779. Der h. so grosze m. *M.* 80. *Was H.* Das er zů tage noch zů n. *M.* 81. [s.] o. *zu einem male* an *M.* 82. im *des lebes M.* giht *M. H.* [83. 84] *M.* rain. 86. [w.] l. *gem. M.* 87. sprach i. sicherliche *M.* 88. i. dich stetekliche *M.* * *(beſser* dich *für sich zu leſen, und das folgende* Und *zu ſtreichen).* 89. 90. Yemer me wolt ansehen Oder m. müste d. h. geschehen *M. säch*: geschäch *H.* 91. 92. *umgestellt* w. *gar* ein [vl.] Oder i. brehte d. das leben wider in *M. Die hierauf in M. folgenden 10 Zeilen hat auch K, meist beſser* 1. Nach wunsche sunder. 2. v. vñ den crutzen kan *M.* Daz ich yn als der p. *K.* 3. Mohte mit *K.* 4. [d.] — die j. *K.* hergwicket — junger *M.* 5. *Sus* — *vor* — *sin K.* 6. L. g. *K.* 7. War zů sal nů dz leben m. *K.* * *(beſser).* 8. süzze *sin* e. *K.* minnen *M.* [9. 10] *K.*) — 799. Ach ihesus sûzzer milder g. *K. M.* 800. Noch wûnsch (*wùsche*) ich sùnder (ane) spot *K. M.* 1. Daz ich were (al) so seleg [no] *K. M.* (no *meint* vro). 2. Dz *ich* ym also *L. K*, Vnd mir armen so gnedig *M.* 3. (Dz du im) Gebe(st) *wider* s. *K. M.* 4. mùste *H. K. M.* frôide *streben M. steben K.* 5. Dar zû wûld i. *gl. K.* i. *sere* g. *M.* 6. yme *M.* 7. keusch*l. H.* 7. 8. Wûlde kùsche*k*liche Leben wirde stetcliche *K.* W. steteclich kùsche l. *M.* [8] *M.* *wo dafür* 9. *So* d. *H. nů* n. m. geschehen *M.* [9—14] *K.* 10. er lebendig mag werden So but * (*lies* bit) ich dich got vil werden *M. solle H.* 11. gip *M.* 12. [In] *M.* h. senden *H.* 14. *Also* tot mûge *M.* [15—42] *K. M.* 15. grosser. 18. 22. Dami*t.* * (*beſser* im). 22. wùsche. 23. Vnd. 29. *Als.* 30. nam*e.* *Nach 31 Raum für ein Gemälde.* 43—49. Do sie [yn s]ûs geclag(e)t g[e]nûg Vñ sie dz lützel (lùtzet) für [ge]trûg *K. M.* 44. geklage*tt* — gnûg *H.* 45. Vn*d H.* 46. hub*e H.* 47. jung*l*ing *H.* 48. d*o H.* 50. Erpärmklich *H.* Zû dem knehte si do sp. *M* Dē jüngē sie do zû gesp. *K.* [51—55] *K. M.* 53. meine*m H.* 56. [Ei] *M* vr. *vernim* min *M. K.* 58. Vñ g. *K. M.* erl. *H*, *trut. K.* 59. yme solle v. *K.* im *gevare*: e. *beware H.* 61. süssecl. *K*, *gar zuhtecl. M.* 62. Süsze vr. (maget gar) verneme(n)t mich *K. M.* [63—77] *K. M.* 64. Mein*s.* 70. tage. 72. trewe*n.* 73. hilf*fe.* 77. *Vñ* l. *M.* laszent *M H*, *lat. K.* *grosze*(z) kl. *M. K.* 78. An s. b. w. ich in *H.* 79. d*an*(ne) ez w. v. *K. M.* volle*n K.* 80. ich *daz* g. *M*, ich g. *K.* 81. *do* v. *M.* dar *H. K.* vor *K.* 82. *an* s. *bette stat K*, an sim b. sy tot *M.* 83. *Vñ* do *M.* Do heime si erstorben *K. M.* 84. Balde sie do würben *K*, Vil schiere si geworben *M.* 85—88. Dz sie den (vil) geslahten (Heim) An sin(e) bette brahten *K. M. Hierauf fährt K. fort*: Do det dz scheidē ir so we Dz sie dvrch floz ein bitter se Vor grozzer iamerûnge Die zarte phine jûnge Ir hende jhemerliche want Dz scheiden hat ir enbrant Hertze sin lip vñ mût Als für ein dûrrez zûnder tût Sie drûcket yn zû ir zarter Von yme schiet mit marter (*vgl.* 95. 96.) 889. Dz scheiden det ir nit w. *K*, Doch tet sch. n. w. *M.* 90. solch*en* *K.* sch. leg*et* si *sich do M.* 91. 92. In yres endes hertzen (Daz irs h.) schryn Dz numer keiner (Noch nie kein sele in) soliche(r) pin *K. M.* 93. Geschie*den* *H*, Geschiht — liben *K.* 894—903. Wer mohte daz volle schryben Obe dz mer wer allez dynt Vnd der hymel pergament Vñ alle sterren schribere Was sie leit in hertzen swere Doch müste sie yn lazzen varn Der knecht erfûlte dz ist war *K.* (kn. wolte das bewarn *M.*) ***Hinter* 900 *Raum für ein Bild, mit der Randschrift*** Als sie bey dem knecht vor der tur stunt und darnach als er in hin trûg *H.* 1. 2. hertze laudin*a*: sigun*a*. 6. arm*e*. 7. Trûge. 9. 10. Dz (Also) er gelobet (ir) h. Vnd (Er) drûg in an s. b. *K. M.* 11. Do *nû* der *K.* 12. Dem wirte *K. M.* *gar* leide *bes.* *M.* 13. *Als K.* d*ie* m. *K. M.* 14. *so* g. *K. M.* 15. he*tte* *M*, ha*tte* *K.* 16—19. Dar vmb (Her vm̃e) er sin(e h)ende Want gar (vil) jemerliche[n] *K. M.* 20. Sin frôd waz im entwichñ *M*, Doch det er dogentliche *K.* 21—24. Vñ liez (hiesze) yn mit solich er (solicher werde) do Begraben (Bestetten) daz nie tode (kein ritter) so Werdeclich bestadet (E wirdeclichen me begraben) wart *K. M.* 25. 26. Die sûsze reine [clare] zart In irm hertzen (Der hertze in jamer) brant(e) Z*û* i. v. *si do* sant(e) *M. K.* han*t*: san*t* *H.* *27. 28. *sind umzusetzen.* *Vn* h. *K. M.* *liesz* *K.* [vil] *K. M.* flizliche(n) *K. M.* [tr. u.] veterlich*e* *K.* 31. *Ir K.* der *selben zit* *K. M.* 32. l. *er do* bit *M.* Langer *des auch* n. *en*bit *K.* 33. gie dar gezogeliche *M*, g. vil dogentliche *K.* 34. 35. Zû im (ir do) sp. d. riche In iamer (Jamerz) vñ [in] bitterkeit *M. K.* 36. *Lieber* v. *M.* 36—38. ist geseit *K. M.* 41. Bin k. *M.* 42. *Wie H.* 44. mûst *H.* 45. hiez*est* *H.* 41—45. dz (vñ du) mich hie Inne leitest (Liezze behûden) vñ [och] do by Gar fliszlichen min (Min flizzekliche) hûte(n) *M. K.* 46. 47. Nû gedenk[e] an alle gûte(n) Vñ t. m. vater tr. *M. K.* 48. lass*e* *H.* lose m. vô *K.* di*rre* *M.* ***Raum für ein Bild H.*** [49—56] *M.* 49. h. d. n. me *K.* 50—56. Vor yme laz mich ₰z ge Von disem gefengnisse Auch biden ich dich gewisse *K.* 51. hertt*in* *H.* 55. 56. ger*en*: gewer*en* *H.* 57. 58. *umgestellt M.* Flizlich an *allen* sp. *M*, Vñ ernestliche sunder sp. *K.* 58. Dorch d. sûzzẽ mildẽ g. *K*, Auch bit ich dich d. g. *M.* 59. Daz du mich zû dem o. l. g. (l. opper gen) *M. K.* 60. Vñ (ouch) bi der bare[n] sten (stan) *K. M.* 61. d. sûzzen w. *K. M.* 62. Bestaden sal (Begraben s.) zû der Daz saltû dûn zû eren Dem werden lobez heren *K. M.* 963. gaste *H.* Der bi vns ist gesezzen (gewesen) hie *K. M.* 64. bede *K*, bette *M.* er (do) sie *M. K.* 65. die *süeze M.* 66. Vs*zer* d. kem*e*nat*e M.* 68. Zû *grabe K. M.* 70. *Dar vil* z. *K.* 71. schonen *K.* 72. Hie mogẽt ir jamer *K.* 69—72. die reine trostes bar Mit irre meide aldar *M.* 73. bare*n K. M.* 74. Ir lie*h*te glantze varwe (v. ganz vñ) cl*e*r *K. M.* 75. (Die) wart (do) bl. vñ g. *M. K.* 76. Ir wangẽ (ougen wange) mundelin (vñ och ir) k. *K. M.* 77. gar *für* do *K. M.* 78. herze*n K. M.* 79. *Vñ* h. *K. M.* d. *ein K.* den der stahel verr *M.* 80. Der *M.* möchte*n H. K.* m. *nit* d. *K.* m. wol das iamer *M.* 81. 82. *umgestellt M.* 81. Das do leit (Den an sich leide) die arme *M. K.* 82. erbarm*e K.* 83. ammt sang *K.* 83. 84. m. vollebracht dz ambacht Vñ si kumen an die stat Das man dz opher singet Vñ dz volch zû tringet Do ging die reine trostes bar Mit irre meide auch aldar (*wiederholt die Lesart für 69—72*) *M.* 84. Die freuden lose (92) da *K.* 85. Vñ leide dar ir schappel fin (ein schappelin) *K. M.* 86. *Al*do t. *M.* do mid*e K.* 88. Gelazzen hat (hette) an sin[e] *K. M.* Vñ gentzlich dorch yn geben *K.* [89—1002] *M.* 90. Sus kweltẽ sie ir l. *K.* 91. 92. Do kwam es zû der stet Dz man dz ammet det *K.* 93. Vñ m. *K.* 94. Vnd dz fol*g* zû tr. *K.* 95. dy reine *K.* 96. Mit andern frauwẽ aber d. *K.* 97. Vñ opp*erte K.* 98. *Dz* v. *K.* spang *M.* küstecliche *K.* 99. vor*e hatte K.* 1000. mi*t H.* [da] *K.* 1. sie d. trûwe*n* do ver*zeich K.* 2. do mi*de leich K.* 3. *So diz* o. wa*s K.* 4. [Seht] — w. *hin* st. *M.* 5. *Bi die K.* bare*n K. M.* b. vñ kwelte (hûbe) sich *K. M.* 6—18. Mit smertzẽ alzû (hartte) iemerlich Doch (tet) irem hertzen nit (nút al)so we (Wan) Dz sie zühtlich müste (sie m. stille) ste [Vñ] dz sie yres hertzen trut Nit getürst(e) ꝰber lût *K. M.* 7. 8. ermant: bekant *H.* 12. *Raum für ein Bild H.* 13. das *H. Nach* 20: Die ꝰnmezzig wer zû sagen Hûlf ez yt noch sûld ich klagen *K. M.* 21. 22. *umgestellt K. M.* 21. am*met nû* g. *K.* ampt(e) *M. H.* [da] *M.* 22. Ir leit vñ (auch) ir *K. M.* 23. *Vñ dz* m. *K.* [dem] *K. M.* 24. Das lei*der* ir *M.* Den vil stoltzẽ schûler clûg *K.* 25. sie *vnmehteg K.* nider *K. M.* 26. in j. *so erw. K.* Dz der j in ir w. *M.* 27. *noch* n. k. g. *K. Als ein* k. *M.* 28. So *heiz K. M. erwiel in K.* h. *ir hertze* v. *M.* 29. [le] *K. M.* si w. kr. an *K*, si kr. *san M.* 30. *Vñ* b. (doch) mide gan *K. M.* 31. *Da K.* legt *H*, leit *M*, le*ide K.* 32. *Yres* j. *K.* le*ides ane* bas *M.* 33. Geriet sich in sie (si in sich) *K. M.* 34. *Vñ* so *gar dorch*kr. (herkr.) *K. M.* 35. 36. sie *nider* (dicke) v. ꝰf in (Sehent do) Sûs gyng ir [beider] leben hin *K. M.* 37—42. Ach herre got von hymelrich Nû mûz (mûsze) ez erbarmen dich Daz solicher (solche) liebe ye wart (gedacht) Die süs mit leide wart (leid wird) folbracht *K. M.* 1037. welt *H.* 42. *Raum für ein Bild, mit der Ueberschrift* Als sie todt nider fiel *H.* 43. diz *K.* die mere *M.* 44. schrecke *H.* So grozze leide an *K.* Soliche leit in *M.* kwam *K.* 45—48. Vñ so bittere wonden (bitterliche stünde) Die (Das es) nieman mohte künden (möhte volle gründen) *K. M.* 49. Het er (Vñ went) tusent meister sin *K. M.* 50. Des selben jamers (vñ) u. *K. M.* [51—54] *M.* Ym hette reht erworben Dz er auch wer erstorben *K.* 55. In disem leiden (sus getanem) gr. *K. M.* 56 *Sprach* er m. iamer *K. M.* 54. *er sach H.* (*kann bestehen, so wie dann* 56 *Sprach er*). 57—1100. Nû sint (ist) die schûlde (alle) myn Dz sie beide gestorben (erst.) sin Wan (Vñ) het ich mines kind(e)s süs [Niht] gehût(et) in mime (minem) hûs(e) Vñ so jhemerlich (nit) gefangen So wer(e) ez (mir) liht(e) ergangen Michel[z] baz dan (den) ez [nû] ist Ach ihs suzzer (s. i.) milder crist Was dun ich freudeloser man Sit ich den mort begangen (gestiffet) han *K. M.* 58. *er erbt* m. *H.* 65. *hette H.* 71. *weil H.* 73. und *H.* 74. frompt r. senden *H.* 84. Was *H.* 87. Tatte *H.* 90. Ditzs leide *H.* 94. vnde *H.* 1100. wölte *H.* 1. 2. Sin eigen sin yme doch geriet (Das leben i. sin herze r.) Dz er zû (in) der selben zit *K. M.* 3. machen *K. M.* m. *tet M.* 4. sich bestanden het *M.* 5. [gût] *K.* dar zu *K. M.* 6. 7. sine h. er einen st. Nam *K.* 8. herte *K.* Vñ büszete ir beder hertze p. *M.* [9. 10] *M.* Wallende g. er *in* dy werlt Beide gebedelt vñ gekerlet *K.* 11. (Vñ ging) Zu kappellen *K. M.* 12. [Unt] *K.* 13. [daz] *H. M.* sie: die *K. M.* 14. verzeich *K. M.* 15. kwâmen *K.* 16. wir *alle* sament amen *M.*

XV. *Hero und Leander.*

Laſsbergs Liedersaal XLV.

8. *minen.* 13. *üch.* 18. *hochen.* 20. *in dienten.* 28. *blügent.* 29. *friten.* 32. * *richtig wäre* ie *dem.* 36. wunnesam *kann bestehn.* 39. *gailti.* 49. 50. *rain*: ain. 59. *wangelin.* 61. *uarbe.* 62. für *wâr erpunt.* 65. *glitzte.* 78. * *ties* tât. 92. *verhart.* 93. junckher*en.* 101. 2. *in gewan*: *seite kam.* 6. *burg.* 8. *ains.* 9. 10. *gewit*: *wit* (*vgl.* 30). 15. *briefalin.* 22. Wie. 30. machtu. 39. mocht. 51. tag vnd nacht. 53. *iezo.* 57. yetz. 69. 70. *nacht*: macht. 73. *nachti.* 79. *biet.* 81. wurt — just. 82. *lieplichen.* 89. *aines.* 94. ain. 95. vnd (*meist* vñ). 97. trú. 99. 200. lünd: *gekünt.* 1. *minen* g. 3. *wert.* 20. * *beſser eigen.* 22. * mer *ist überzählig.* 30. rain. 43. *swimanz.* 45. * *beſser* des ersten. 52. *ze.* 54. *vernomen.*

255. gem *(ist wol eher* zem *zu lesen, als in* gen *dem aufzulösen).* 64. * *lies* mi[ne]m'. 73. min hertz. 74. wisz allain. 78. * *beſser* die hant dir. 79. haim. 80. swim. 87. nimen. 89. zer zeren. 95. * *beſser* Unde *ohne* så. 306. Verderbet. 7. trů 10. dick. 20. * *gehört ein Komma anstatt des Punktes.* 28. quat. 34. Da. 38. dûrn. * (*beſser* dunre). 41. tacht. 45. solt. 49. ågte dick. 53. solti — haim. 56. warent. 65. swimmanz. 72. nun. 75. gesecht. 90. wurd. 94. ichz. 95. ůchz nie. 96. hûtent. 98. dück. 408. trů. 9. Do na yetz. 10. wissent d. nichtz. 13. sament. 14. trů. 19. 20. ab: tab. 29. Dez. * *lies* Des. 36. thunt. 46. lebti. 57. dez. 59. wie. 62. dennocht. 63. 64. stirb: verdirb. 68. Wil. * *lies* si. 71. werdt.

XVI. *Der Busant.* (*Magelona*).

Meyers Sammlung II.

Rothe Ueberschrift: Dis ist d' busant. 1. *Groſser rothgemalter Anfangsbuchstabe, ebenso der folgenden Absätze.* Wjr * (*beſser* Mir) — sinne. 3. Vñ (*fast immer*). 4. mohte. 5. *Das.* 7. zwuschent zwen. 8. seltē. 11. mynnen. 13. gantz. 14. eines. 15. do hin. 16. haben nûn. 17. vnglinſp vñ vnfûgen. 18. si (*häufig*) a. sament. 20. obe. 22. aller schinſp. 24. do. 25. im. 28. môhtēt. 29. sôttich m. a. sinnen. 30. wiben mynnen. 32. * Wan *ist wol als Anfang der folgenden Zeile zu setzen, so daſs* mē *besteht.* 33. Wo. 36. kunst. 39. ime. 42. si in do fur behûten. 44. lan. 45. Vñ obe. 47. dannan fürtē. 49. *Gemalter groſser Buchstabe.* globet. 50. worent wñ. 51. dannan. 56. druhter er. 61. tûgen vñ glinſp: schinſp. 64. keine: gezein. 65. geberden: werden. 70. gon. 71. sinnen: minnen. 72. *Do.* 73. schûllen. 74. 75. do. 77. Zû. 79. here. 81. vñ b. 82. in. 85. schûlen. 86. Daz. 87. * *beſser* gelobet' in's. 90. schûler. 91. richter. 94. allen. 97. sûllen. 98. in a. dz. 99. Das. 101. engelant (*immer*). 3. Zû iren. 5. zû hofe hies. 6. fürst. 7. rehter. 18. *Rother Buchstabe.* 21. * *lies* dir(re). 27. hohen — vernûft. 28. hat o. gern. 29. dz. 30. was er danna. 32. ûch (*meist*). 47. gemûte. 48. das vf der myn bette. * *Punkt am Ende.* 49. iro. 56. ir enb. 59. Verlierent. 75. gern. 76. sûllen — hinan. 81. jung. 82. wellent. 99. vm̄. 201. *Rother Buchstabe.* herze. 10. woltest. 12. 15. 26. eigentlich. 16. Wultu. 25. hest vm̄. 30. wie es har. 32. manē. 33. eigen. 39. mûst. 45. do. 46. eigentlich. 47. gemacht. 50. so si in a. lande. 52. * her *ist überzählige Wiederholung.* 58. edels. 59. in. 60. vnmûssen. 63. Komē. 64. hant. 69. lûst: kust. 72. mûtes. 78. genôte minest. 79. *Gemalter Buch-*

stabe. 280. hardes. 81. Do. 85. bereite. 90. kine. 93. handenlunge. 94. minenchen. 95. dem tor: vor. 98. tor. 303. wagen. 8. wurt. 13. freide. 16. freiden. * als *hat kein* (o) *nöthig*. 21. slússe wlle. 24. wolt. 25. vñ * (*lies* und). 27. mund. 39. wurde. 45. gedoht. 49. kein freiden. 52. trvmber. 55. keis. 56. hertz. 57. blút. 69. Drien. 72. alsem eingoe. 74. manige. 79. gestunde: funde. 81. Do. * *lies* bolz. 82. Also. 84. geordenet. 85. erlich sattil. 86 kunstē. 89. solt. 90. fyner syden. 91. perten. 94. môht. 400. fúrst. 1. 2. *umgestellt*. 3. gestein. 4. edelme b. bein. 5. siden perte. 10. syde. 12. des gantzes. 22. ahtete. 23. do. 25. *Gemalter Buchstabe*. 28. jungen. 33. gantze — v'ienet. 43. gemaht. 47. reit. 49. Wo. 53. war. 58. teit. 64. fydeler. 68. gezitten. 74. * *beſser* und *zu streichen und* riche *zu lesen*. 75. min. 79. Eine wis — stricke. 83. einen. 85. *Gemalter Buchstabe*. 91. dennē. 94. den. 96. do. 97. gan. 98. ritten. 500. frowe. 4. frowe do. 8. gantzen. 13. do har. 28. enwurt. 33. allen. 35. hatte. 42. Des. 43. *Gemalter Buchstabe*. Marrach. 44. do hin do. 46. fúrst. 49. blút. 50. meigen. 55. enpfohen. 56. den. 57. Die ij g. allein. 58. schôn. 60. zwen. 63. Do. 64. wenne. 65. mensches. 70. bengele. 72. gew. hoch: noch. 73. Ingnot. 77. Do vor — schrey. 79. nûn. 83. gefûrt heim. 86. hett. 90. do. 95. erbeit. 603. Vñ * (*lies* Und) — do. 4. vñ * (*lies* und). 17. Menscheliche. 33. wo o. 34. sas sú. 35. wasserdam r. 39. 42. mile. 43. rosz. 51. sint *kann bleiben*. 56. Jo. 59. súllen. 71. kunt. 72. an der swar. 73. So sit. 76. mark. 84. Die — snellecliche. 93. * *lies* pflag ir starteklich(e). 94. hertzougen rich. 95. 96. Do. 97. schôn. 98. Dz. 705. Do. 7. megetin. 9. Bistu. 12. môht. 18. Was. 19. frogen. 21. hinan. 22. kome. 24. burgen. 26. hertzogen. 27. losse. 33. 34. nágen: drágen. 35. milen. 37. edelich. 39. wellent — heim. 40. * *lies* Sin. 42. engelant. 43. bede. 45. enwustent. 47. Do. 57. Wo. 58. Do. 60. Dis. 62. hund. 64. rûhe. 68. langen vñ. 69. Biltze. 76. begunde. 77. Zwein. 78. drite — heim. 82. erdran. 85. vñ * (*lies* und) — gewette: stette. 88. walde. 94. flihten. 98. einst. 802. statte: batte. * *beſser wol* state: bate (*für* badete, *wie* 713.) 4. Do 7. im. 16. seilbete. 19. hirm. 22. frischelich. 28. Jo de. 29. Do. 33. schicke. 34. bereitēt. 38. Do. 43. snelleclicher er. 47. Er dem h. 50. nider. 56. súllen. 57. wurt. 62. noch: hoch. 64. furst. 67. streickete. 68. do. 69. antfoigelin. 70. ôser. 75. wilde. 77. do. 79. dus. 80. wurt. 84. dz. 87. E ich dz. 90. iomer. 92. Do. 901. ich dz. 6. valle. 10. schôn k. rein. 11. Entsliefe. 14. ein. 20.

herre. 921. ein. 26. vñ *(*lies und*). 30. Do. 31. miſſencliche *schrei*. 36. adenlich. 39. *im*. 41. *do*. 43. möht. 47. bist*u*. 48. engelan*t*. 50. *rette*. 51. d. M. st. *Hier fehlen wol zwei Reimzeilen, weil auch* kumn *und* stunt *nicht gut reimen würden*. 55. Vñ *(*lies* Und). 56. Dor so trettē. 61. *im* würdecliche. 62. *W*an. 69. *Gemalter Buchstabe*. 71. wúrdecl. 72. Al*te*. 73. dieneste. 74. m*ö*hte. 75. edelinge slehte. 76. knech*t*. 79. kúnig*en*. 80. *Wo*. 81. legen. 82. do. 96. künig. 97. do. 98. geslahte. 99. ritterē. 1001. vñ *(*lies* un*t*). 4. *w*olten. 8. magede. 11. kúnigen. 18. Do. 28. do. 35. Volclicher 37. Do. 40. *los*. 41. Das — eigentl. 49. Der was *do*. 50. trumpen. 51. den. 52. do. 55. Wo. 58. *so*. 63. wz. 68. geliebe.

XVII. *Der Frauen Turnei.*

Heidelberger Sammlung (H) 38. *Coloczaer Abschrift* (C) 39.

Hie hebet sich an der — i. ouch v. C.

6. sie *C.* (*immer*: * *und ist überall so zu lesen*). 8. haben *C.* 10. Do *H. C.* 11. * *lies* vierzik. 12. konden — begene *H*, bege *C.* 13. si *wol* ü. *H. C.* 14. [wol] *H. C.* 14. sulchen *H.* 15. evch *H*, uch *C.* (*fast immer*). 16. houpt *C.* 18. Sehent *C.* 19. zweitraht *H. C.* 23. Vnde *H. C.* 25. Geworcht *C.* 32. *h*oste *C.* 35. Swenne sie ze *C.* 37. Vnd *H. C.* ver ebenten *es C.* 44. entslaven *C.* 50. vñ *H.* 54. 55. * *lies sie.* 61. *in* dienet *C.* 70. macht *C.* 71—74. *stehen in C.* 72. 71. 73. 74, *in H.* 71. 73. 72. 74, *beſſer.* 78. nieman*t* *H. C.* 80. *kein Absatz H. C.* 82. [plan] *H*, *wo nur* pls *von späterer Hand steht.* 84. sægen *H*, pflegen *C.* * (*beſſer*). 90. Und *C.* 93. Konde wir sulchen *H.* 96. begonde *H. C.* 100. Wand *H.* 11. 12. tun nu *C.* 13. lobe *C.* 16. mit *C.* 17. Wo *H. C.* 20. lop *C.* 23. * *lies* êrste. 25. zer s. gienge: enpfienge *C.* 26. * *lies* sie. 28. vñ *H.* 36. liezen *C.* 37. unde *C.* wachter: mêr *H. C.* 45. beliben *C.* 47. begunde *C.* 48. Scholde i. r. *wie* e. *C.* 49. schullen *C.* 50. vrevlich *C.* 51. *Absatz H. C.* 54. *die* tr. *C.* 55. kunde *H. C.* min *C.* 56. Und *C.* 59. Sehent *C.* wapent *H. C.* Manch *H.* 62. wap(*h*)en rocke *C. H.* 65. senpf(ph)tenir: huſſenir *H. C.* *vgl. Minnesinger Th. IV, S.* 226. 357. 70. helm *H. C.* 71. entzwei *C.* 73. e. *daz* s. *C.* 77. alles *H.* 78. helm *C.* 79. *Absatz C.* 81. Itsliche *C.* 86. Unde *C.* 89. [ir] *C.* 92. konde *H. C.* 97. kumen: genumen *C.* 95. gienge *H. C.* 205. Do *H. C.* 7. vragen *C.* vr. *sere H.* 13. noch *H.* 17. Wo *H. C.* 18. *iz H*, ist *C.* 22. werde *H. C.* 29. jungevrow *H.* 30. tyost *H. C.* 32. wisen *C.* 33. entzwei *C.* 35. Zaha

zu C. 236. sla C. 43. *Absatz* H. C. 46. Mangen H. C. 50. blanken armen H. C. 51. Ze brachen C. 53. gesche H. 54. alrerst beste C. bestent H. 55. begonden H. C. 59. den C. 67. gavck H. C. 69. enphenten C. 70. legten C. 74. Izn s. C. niemant H. C. 75. *kein Absatz* H. C. 82. Unde C. 84. samen C. 89. haben H. C. 91. Wollen H. C. 92. meze H. 93. gelernt C. 97. *Absatz.* C. 99. suln — umb C. 304. gewarn C. 9. gewinnen H, gewunnen C. * *lies* gewünnen. 10. schullen C. 12. sie C. 14. Unde C. 15. enweheten C. 16. Ize konde C. kond H. 18. lant C. 19. Ize w. C. 24. beten C. 25. swo H. C. 27. *kein Absatz.* H. C. 30. gereit C. 31. Do H. C. 33. geschen H. 37. Nunen w. C. 38. [ze] vr. C. frem̃ H. 40. sie *da* sie C. 41. *Absatz.* C. 46. der beiste C. 47. kam C. 48. Do H. C. 49. vernumen: kumen C. H. 51. juncvrow C. 56. juncvrow C. H. ste C. 58. jungvrow H. C. 59. kam C. vñ H. 62. hort H. C. 69. manchem H. C. 75. Wo C. [76] C. 77. gefvgẽ H. 80. Unde C. 82. h. *ouch* m. C. 86. mancher H. C. 90. dankte C. 97. mancher H. C. ley H. 98. turney H. C. [403—6] C. 7. heizet C. 10. li(e)gen H. C. 11. Unde C. behalden H. C. 12. sie C, sei H. wis C.

XVIII. *Die Heidin.*

Heidelberger Sammlung (H.) 47; *Coloczaer Abschrift* (C.) 48: *Diz ist von einer heideninne Die phlac guter sinne. Wiener Sammlung* (W) 30: *Die heidin. Fehlt in der Insbrucker Abschrift. Wiener Handschrift des Heldenbuchs von* 1393, *bl.* [illegible]—71.

3. Liebes C, Leibes H. 6. edeles H. C. geborn H. 13. iz H. C. 14. sie C. (*immer*: * *und ist so zu lesen, nach 657*). 17. kumen H. C. erh H, uch C. (*immer*). 20. lobesan C. 23. Swo H. C. 26. edelen C. 28. aller C. 31. vernumen: kumen H. C. (*meist*). 32. da C. 35. spreche H. C. 37. tranke C. 44. scholde H. C. 45. konde H. C. (*oft*). 58. * *lies* ůz. 64. macht *du* H. C. 70. gesehn H. 74. vrowelin H. 79. vrowe C. 80. Denne C. 81. 82. eine C. schone H. C. 83. waz C. 85. Denne C. 88. Wost C. iemant H. C. 89. volkumen C. 93. gebiet H. C. 94. ir *für* ez H. C. herren C. 96. verbiet ich minen H. C. 98. 99. imant H. C. iren *für* den H. C. * (*ist richtig*). 99. kond(e) H. C. 102. mit C. 3. sprech H. 7. tovgenklich H, tugentlich C. jeh(e)n: seh(e)n H. C. 10. wurde H. C. * (*beſser* wirdet). 13. * *für* gar *ist beſser* niht *zu ergänzen*. 16. Vmbewart vñ vmbehvt H. 19. sin C. * den *ist überzählig*. 20. mochte C. 22. hort H. 24. begonde man H. C. 32. * *beſser* tugende: jugende. 36. orsen C. 37. kune C. vnd H. 38. Frume C. 39. Er

C. 142. vnd *H.* 45. hatte *H. C.* 47. benvm̄: kvm̄ *H. C.* 53. Wolt *H. C.* *(*kann bestehen, wie* 859. 963. 1041). 55. lege *C.* 57. wolle *H. C.* 60. wollen *H. C.* 62. hebet sich die aventeure *C.* 67. vñ *H.* 73. wollen *H. C.* 75. varn *C.* 79. 81. libe *H.* 83. Solt tv *H.* 85. die b. *C.* burge *H. C.* die l. *C.* 88. Ungerne solt du dich ouch *C.* solt tu *H.* 90. maht tv (du) *H. C.* 91. burge *C.* vñ *H.* 201. Niemant *H. C.* (*immer*). 9. wurden *H. C.* 14. verbit *H. C.* 17. wert *H. C.* *(*kann für werde bestehen, wie* 740.) benvm̄: vrvm̄ *H. C.* 22. liebe gantz *C.* 26. suln *C.* 28. muz *C.* 30. Werd(e) *H. C.* 38. ane *für* alle *C.* 39. Unde *C.* 43. kam *C.* 44. vñ *H.* 46. Do *C.* 48. ewren *H.* 52. **lies* sîn *für* sin'. 53. berewe *C.* 56. ouch *für* iuch *C.* 61. Und *C. H.* 62. vñ *H.* 63. unde *C.* 68. sedel *H.* 74. grune *C. H.* 76. vñ *H.* 84. trîwen *H.* 87. und sweren *C.* vñ *H.* 96. werliche *H. C.* 301. suln *C.* rîten *H*, riten *C.* 6. schone *H. C.* 8. uñ(d) *H. C.* 9. vñ *H.* 12. kam *C.* begonde *H. C.* (*fast immer*). 14. torney *C.* 15. zwinzic *C.* 16. begond(e) *H. C.* 17. Vnd *H. C.* kam *C.* 19. umbe *C.* 20. schone *C.* 21. vñ *H.* 22. begonde(n) *C. H.* 23. vragten *C.* 25. Kamen *C.* 26. Iglicher *C.* 34. hup *C.* 36. **lies* setel. 39. unde *C.* 40. do *H. C.* 45. hort man *H. C.* 46. * dringen *scheint beſser.* 51. vnd *H. C.* 54. unde *C.* 64. Da *H. C.* 68. do *H. C.* 69. vñ *H.* 70. 71. *Vgl.* hemde - bloȝ *in den Nibelungen* 4519. 73. [In] *C.* 78. mohten *H. C.* 85. Do *H. C.* 89. siht *C.* 96. vñ. *H.* 97. Unde *C.* 98. tage *C.* 403. Do *H*, Wo *C.* 4. vñ *H.* 12. geschen *H.* 14. uch *für* ir *C.* 15. hohsten *C.* 21. der *C.* 25. niwe *H.* 29. Unde *C.* 30. sie *H.* 33. vint *C*, veint *H.* 35. trige *H. C.* 36. tunket *H.* 41. Unde *C.* 43. vñ *H.* 44. umbe *C.* 50. iemant *H. C.* 57. *Absatz C.* 60. **lies* lip. 62. Allez *H. C.* 67. Unde kamen *C.* 73. *kein Absatz H. C.* 74. unmazen *C.* 84. Hiben *H.* 86. kam *C.* 88. zeivst *H*, tyust *C.* 93. kune *C.* 96. Den *H. C.* 508. Wilt tv *H.* 13. *Absatz H. C.* 13. zorne *C.* 19. heidnische *C.* 24. andertweit *H.* 25. vrowe *C.* 27. hatte *H. C.* 29. herren *C.* 30. umbe *C.* 39. dar *C.* 43. tziust *H*, tyost *C.* 44. ein *für* min *C.* 45. herren *H. C.* 47. *Absatz C.* 50. iwerm *C.* 51. Und *H. C.* 58. muzet *C.* 59. **beſser* wünschet. 61. Unde *C.* 63. [lieben] *C.* herren *H. C.* (*meist*). 64. muz *C.* 68. Daz *H.* 86. Scholde *C.* 87. kam *C.* 93. Dar *C.* (*beſser*). 96. wan *C.* 600. kunrich *H. C.* 4. da zv *H.* 7. Ringelott *H. C.* vnd *H.* 14. selbst *C.* 35. die *für* dîn *C.* 39. Rîte *H.* 42. rvende *H. C.* 45. Und *C.* Vñ *H.* 47. von über Rîn, *abgekürzt* über Rin 360. 377. 1118, *wie in den Nibelungen.* 49. Wollet wesen *C.* 54. Allez *H. C.* 62. begonde *C.* 63. den *C.* 66. pfleget *C.*

668. [des] C. 69. minnenklichen C. 74. der C. 79. wo H. C. 80. im te der C. 84. Do C. 89. solde C. 91. war C. 700. truchsetze H. C. 2. 7. und H. C. 10. mahte H. 15. Und C. 18. ouch *gehört wol in 17 nach er.* 22. von C. (*meint wol* von im). 24. mochte C. 29. Umb welch C. 30. eweren H. 35. Ewerem H. 46. Unde C. 54. sin C. 66. verselde H. C. 68. 69. ich beschouwen Die doch h. i. [sie] C. 73. *Absatz* C. 75. vrowen C. 76. Und H. C. * *lies* wirt. 78. Unde C. 86. mocht C. 89. werbe H. C. 90. *wol* Dâ *für* Jâ *zu lesen.* 92. unde C. 97. iwern C. 99. *Absatz* C. 801. vrowe C. 5. Sp. gien C. 11. spannen C. 12. 16. nîmant C. H. 13. muz C. 14. solde C. 17. vrowe C. 20. Unde C. 24. Und C. 25. 26. *umgestellt* C. muze C. 27. genedic C. 31. tage C. *und* H. 41. Unde — vermochte C. 46. Und C, Vñ H. 50. Und H. C. 51. 52. *wol* vil guot: muot *zu reimen.* 58—60. *liest* C. *ganz wie* H. 68. niemant H. C. 73. brecht des C. 74. * *lies* herzen. 76. mocht C. 77. muste C. in H. C. 80. macht du wol l. C. 81. verkiesen C. 88. Welt H. C. geloben C, geloben H. 89. is *für* ez H. C. 92. Swer C. (*wol nur Druckfehler*). 93. triget H. 95. primo H. C. 900. vngemach H. 1. geschehen C. 2. leben H. C. 3. han H. C. libe H. 11. Welt H. C. * *beſser* lân *für* lâzen. 12. Und H. C. der C. (*Vielleicht ist* in *für* ir *zu lesen, und die Zeile zum Folgenden zu nehmen*). 18. sprech ich H. C. 22. Gerne C. 24. vrow(e) H. C. 34. Unde C. 37. der *für* her H. C. 39. neme C. 40. Ern H. 43. Kunt *meint wol* kündet. 44. gebe H. C. 47. last H. C. 49. ezze: vergezze H. C. 52. letsten H. C. 53. solt tv H. 55. trôst H. C. 56. ni(e)mant H. C. 57. wunnenclicher C. 58. minnencliche C. 62. r. *meine* br. C. 63. Vnd H. * *lies* dez. 67. Dunen tr. C, 68. verliez(s)e H. C. 69. entzwei H. C. 70. umb C. 71. must C. 77. Und H. C. 82. iwern C. 83. Ich steche C. 84. groze C. * (*beſser*). 89. lebenderk H. 91. spreche H. C. 92. Vrowe C. haben H. C. 94. Wo H. C. 97. [sin und] C. 1001. *Absatz.* an C. 2. vñ H. 3. gebe C. 5. mohtez(s) H. C. 8. werde H. C. 20. hant H. 22. Solde C. 24. * *beſser* vür. 26. trô(o)sten H. C. 29. vor H. 32. iwern C. 34. sie is C. vertorben H. C. *Vgl. den Spruchreim Walthers von der Vogelweide, Minnesinger Thl.* I, *S.* 209. 36. Vñ H. sprech H. C. 37. lichte C. 41. wo H. C, 42. bezzeren H. 43. ir ine er worben C. 45. *Absatz* C. 49. Wolde bôsen C. 50. neme C. 56. *kein Absatz.* 59. Wo H. C. 63. Do C. 64. Wie H. C. 65. Do H. C. 67. neigte: erzeigte C. 69. manchen H. 73. Wer H. 81. tage gelige H. C. 85. 86. mit klag Jemerlichen in C. 91. heidnische C. 92. hette H. C. 93. tode geben C. 95. Vñ H. 96.

weich *C.* 1098. Wen *C.* 1102. *Wie H. C.* 3. Und *H. C.* 7. hette *H. C.* 9. lode *C.* 10. *lies* wurde. 16. dem *H.* 18. gihâ *H. C.* sie *C.* *Vgl.* zu 640. 20. Ni(e)mant *H. C.* 24. dienst. *C.* 28. erknen *C* 33. Habe *C.* 35. bringen *C.* 39. reht *H. C.* 43. Gienge *H. C.* 44. slies (*meint* sliez) *für* schoz *C.* 48. scholde *H.* 49. und *C.*, vñ *H.* 51. ni(e)mant *H. C.* 53. were *C.* 55. versag(e)tes *C. H.* 57. Verl(e)ust *H. C.* 60. *Sie sprach *ist überzählig.* 63. Do du *C.* 64. ervreut *C.* 65. hettes(t) *C. H.* 68. svlt *H.* scholdest *du C.* 74. tet *C.* 80. solt tv (du) *H. C.* 81. sold *C.* 88. Vñ *H. C.* 92. dine not *H. C.* 93. Unde *C.* 94. schaden *H*, schaten *C.* 96. Unde *C.* 99. schone *C.* 1206. wurdest tv (du) *H. C.* 12. solt dv (du) *H. C.* 15. bist du *C.* 17. 18. *umgestellt*: Unde gedanken *C.* 23. Gehabt *C.* 26. und *H. C.* 27. unde *C.* 29. Und *H. C.* 31. solt du *C.* 32. *Er getar C.* 33. *Do H. C.* 35. *Er spr. C.* 40. nem ich *C.* (*wol nur Druckfehler*). 45. brenge *C.* 47. hin *C.* 60. dem *so* wel ich *C.* 66. werte *eine* l. *C.* 70. Und *H. C.* 71. Fiwer *H. C.* 72. stiwer *H.* 74. swist *C.* 75. konde *C.* 82. besser ich *H. C.* 83. gute *C.* 85. *Absatz.* her m. her *C.* 89. weste *H. C.* 91. 96. solt du *C.* 98. wan *C.* 1302. lieplichen *C.* 13. *Absatz. C.* 15. kurtze *C.* 16. *selden C.* 20. *wol* Nu *für* Und (uñ) *zu lesen.* 25. *Sulle C.* 30. tragen *H. C.* 32. Wollen *H. C.* 37. Unde *C.* 40. beliebest *C.* 43. Si(e) *H. C.* 44. hette *H. C.* 45. Gerne *C.* 49. möst *H.* 56. krvmmes *H*, kummers *C.* 57. *Absatz C.* 59. halbe *H.* 60. Wilt tv *H.* 63. nimmeste *H.* 72. antwort *H. C.* 77. selbe *H. C.* 85. Iz kunnet *C.* 90. gvtzit *H. C.* 93. lag *C.* 99. minneclich *C.* 1401. erwerb(e) *H. C.* 2. sim wie sprach *C.* sprech *H.* 3. prvf(e) *H. C.* 4. hette *H. C.* 5. iren *C.* 15. Und *H. C.* sprech *H.* 16. dorp(*pf*)ere *C. H.* 17. ich *für* ir *C.* 19. unders *C.* 21. gehabetes: sagetes *H. C.* *lies* gehabetest. 23. liplich *H.* 24. sprech *H. C.* 29. Swo *H. C.* 30. *Sowet C.* (*wol nur Druckfehler*). 31. verspelt: schreit *H.* 32. Hv(iu)tzet *H. C.* 35. unde *C.* 37. Wan *C.* 38. nimant *H. C.* 51. vñ *H. C.* 55. *kein Absatz H.* Sus *C.* 57. tag *H.* 59. *Die* er hette *C.* 60. Er erwêwet *H. C.* 67. Funde *C.* 71. *kein Absatz H. C.* 78. antwort *H. C.* 79. vrowe *C.* 81. niht lenger *H. C.* 83. oberst *C.* 87. *Absatz C.* 88. gebiet *H. C.* teile *C.* 91. liplich *H.* 1500. *er* wirb(e) *H. C.* 10. gebiet *H. C.* 13. kurtze *C.* 14. minen *H. C.* 17. *Was H. C.* 18. [nim] *C.* 19. 20. Unde *C.* 21. *Absatz C.* 26. stunde *C.* [illegible] werst du *C.* 37. *anstatt* also *steht in H. und C.* aber, *in H. kleiner übergeschrieben, und ist so zu lesen.* 41. nimmer *C.* 43. machtu *H.* 46. alrerst *C.* 50. ers *C.* 51. und *H. C.* 52. Idoch *H. C.* 53. kundekeit *C.* 54.

noch *H. C.* 1556. Ine wart *C.* 66. bete *C.* 69. *kein Absatz H. C.* 70. Vant *C.* 73. *Absatz C.* 77. sold *H.* 81. 84. 85. 97. verbiet *H. C.* 89. mines *H. C.* 96. grune *C.* 98. **lies* niht. 1607. vnevlden *H.* 13. Vnde *H. C.* 14. *se*(t)sen *C. H.* 24. *gedacht C.* 27. *kein Absatz H. C.* 29. an *C.* 30. Minnenklichen *C.* 32. schullen *C.* 34. Der *C.* 45. tevfel *H. C.* 55 gebet *C.* 61. **lies* trukken. 63. Wes *H. C.* [er] *C.* 73. fure *C.* 76. knuttel *H. C.* 77. **lies* Nach. 78. hasen *H.* 80. sin sin *C.* 81. Denne *C.* ba(e)tte *H. C.* 85. und *H. C.* 87. zv (ze) knultes *H. C.* 89. knuttel *H. C.* 93. zorne *C.* 95. riten *H.* 96. beiten *H*, bieten *C.* 97. geb(e) *C. H.* 98. niht *für* siht *C.* 1700 De *C.* 6. begunde *C.* 7. gie *C.* 13. Nem is *C.* 21. Vnd *H*, lobe *C.* 24. vrow *H. C.* 25. teile *C.* 31. *Auch ein öfter vorkommender alter Spruch.* 38. schullen *C.* 41. tage: slage *C.* 44. schullen *C.* 49. *Absatz C.* 53. **lies* beslôz. 56. vaden *C.* 57. vrore *C.* **lies* den[ne]. 65. 69. 73. hatten *H. C.* 69. kurtze w. *C.* 70. *ligen H.* 72. **wol* von *für* mit. wonne *C.* 78. bossolt *C.* 79. herre *H. C.* (*immer*). 87. umb *C.* 88. tivel *H. C.* 89. wart *C.* 95. Unde *C.* **lies* sitikliche. 97. hatten *H. C.* kurze w. *C.* 1801. *kein Absatz H. C.* 10. Und *H. C.* [vil] *C.* 12. braven *C.* 14 an *C.* 15. *kein Absatz H. C.* 16. mere *C.* 22. **lies* nie. 25. Entpfurt *C.* 26. mit l. w. *do* dem l. *C.* 27. Alrerst *C.* wvst *H. C.* 36. Wa *H*, *Nu C.* [37—40] *C.* 40. der *C.* 51. Alle die *C.* 56. und *H.* 60. lest *dv C.* 61 wunnenklichen *C.* 65. an *C.* 68. [mir] *C.* 72. sin *H*, sint *C.* 88. 91. 94. hatten *H. C.* an *C.* 95. **bester* von *für* mit. 98. wol verstan *C.*

XIX. *Der Nufsberg von Heinrich Rafold.*

Königsberger Sammlung 3.

Ueberschrift: nusbere. 4. in gelerte. 5. is vmbekant. 6. sur. 8. isem. 9. sine. 10. betwunge. 11. Ze (*immer*). 13. vnd. 14. *Wo* m. urlogete vnd. 15. Do kende. 17. hatte vor. 19 wi. 27. buete. 32. trugwin — vnd. 35. nam. 44. Dor. 46. andrin. 47. herin. 51. war. 52. gen vnversmit. 55. vnd. 56. vmme. 59. hette. 60. Do. 63. *kein Absatz.* do. 64. sulchin. 69. vrowe. 70. sold'. 73. *Absatz.* 74. **lies* in. 77. heinische. — *Das Uebrige fehlt mit dem übrigen Theile der Handschrift.*

XX. *Der Gürtel. Von Dietrich von Glas.*

Heidelberger Sammlung (H.) 190; Coloczaer Abschrift (C.) 119: Diſs ist von dem porten ein mere Got buſse uns unser swere. Heidelberger Handschrift 4, hinter Rudolfs Wilhelm von Orleans, durch Konrad von Göttingen in Augsburg geschrieben (A.) 1478: Diser spruch ist der portt genant Den schönen leütten wolerkannt. (Anz. 3. 1. 9).

[1—10.] *A.* 4. *sie C (immer).* schul(le)n *C. H.* 7. hrbuchen *C.* 10. niemant *C.* 11. loſleich *A.* 12. m. grosser h. *A.* hu(ü)bscheit *C. A.* tugent *A.* 13. kourat *H. C. A.* 14. alten *H. C. A.* 16. möcht in dick *A.* 18. gesindt *A.* 19. Tatt er dick *A.* 21. hette *H*, het *C. A.* sit : mit *C. A.* 23. banchte d. *H. C*, übte dick *A.* 25. mocht in dick *A.* 26. vñ *H*, vnd *A.* 28. Ritterlichen *H. C.* 29. güttigkait *A.* 31. *kein Absatz: Vnd* hett *A.* zv e *H. C.* 32. t. volkomen *A.* 33. Vnd v. edelm *A.* 34. *sie A (immer).* bekante *C. A.* 35. nicht *A.* 37. havpt *H. A.* 38. wenglin *A.* 39. lilien *H. C. A.* 40. nymph *A.* 41. ire *A.* 42. sibet *C. A.* [reht] *A.* 43. Als *für* ir *C.* Wol g. *was* ir naspain *A.* 44. Weder ze *kurtz* n. *A.* 46. *Er ist* s. *A.* 47. synwell *A.* 48. kele *A.* [was] *H. C.* 50. *Wenn A.* 53. sov(u)berlich *H. C.* 54. arm *H. C. A.* 56. tugent *A.* 57. *Wer C. A.* 60. wunsch *A.* 61. irer *A.* 62. 64. vñ *H*, vnd *A.* sag *A.* 65. ding *A.* 67. hoflich *A.* 68. sch. *die* st. *H. C.* 69. do *H. C. A.* inn *A.* 72. enwölle *A.* 73. also *A.* 76. mere d. wer *C.* 78. Vnde *H.* ir *sussen* b. *A.* 79. su(o)llen *H. A.* gesw. *A.* 80. scholde *H. C.* 81. vñ *H.* 82. Berge *C.* 83. gibt *A.* 87. Welich *A.* swich *H. C.* 90. küner *A.* 92. irem *A.* elichen *H. C.* 93. wunnekl. *A.* 94. vogel *H. C. A.* 96. Da *H.* 98. hatt. *A.* 99. tag *A.* 101. Vnde *C.* 3. getrev *H.* 7. Ich enw. *C.* 8. [schiere] *A.* *(*ist auch überzählig*). 9. Vñ *H*, vnd *C.* 10. gefuret *C.* gefüret hast *H.* 11. hvgelich : rich *H. C.* hügliche *A.* 12. Gevaren *H. C.* 16. Noch da haym still gesessen *A.* 18. Hie *nahen bi* turni(e)re *H. C.* 19. Nahent in zway *A.* 21. *Absatz H. C.* 22. Dabey *A.* gern *H. C.* 24. vnd zalleu *C.* 25. *kein Absatz. H. C.* 29. [der] *A.* 30. 31. *Was* an der sunnen g(e)leste H. v. *A. C.* 40. vnd *C.* 42. habch *C.* 45. Zwen *A.* 46. porten *H. C. A (meist).* vmb *A.* 49. Do *der A.* 51. enbrant *H. C*, empr. *A.* 52. irer *A.* [minne] het *H. C.* 56. [do] k. w. dar *A.* 57. erden *C.* 58. örs *C*, ross *A.* 59. 60. b. aste Vnd och dabey vaste *A.* 65. gieng : empfieng *A.* 66. *Vil* g. *A.* 67. Ditzs *A.* 68. sind *A.* 70. sollent *A.* 71. sunnen *A.* 73. j. frawlein *A.* 76. minnen *A.* 77. [vil] *A.* 78. Vnde *H.* hofl. *A.* 80. Den *A.* -lichem *H.* 85. *Absatz. H. C.* *(*beſser*), sie *ain weyl* g. *A.* do *H. C.* 87. Bego(u)nde *C. A.* 89. *kein Absatz. H. C (beſser).*

190. Das lasst euch nicht betragen A. 91. 92. Das ir hynn seytt so lang Dauon dem wirt mag werden pang A. 94. Und sw. — hynnen A. 95. s. gesyppt A. 96. gar g. A. 99. hynn habt A. 204. so A. 5. schult C. sollent ir von h. A. 6. Und sollent A. 8. mynen A. m. zobel H. C. A. 9. von hynnen A. 17. dannocht A. 20. habch H. C, habtch A (immer). 21. gúlte A. 22. manne H. C. 23. Generte H, Gewert C. 24. [da] A. 26. vecht C. (b ist auch in H. zweifelhaft), vahet A. 27. kain A. 29. Minen H. C. 30. umb A. 33. zwen winden A. 34. niemant A. 35. greis H. 36. got A. 37. Das sn. — weren : erneren H. C. 38. möcht vor ir A. 39. euch ich A. 40. enstr. H. C. A. mit A. 42. kein H. C, dehain A. 46. neme C. 48. [diu] A. 50. Hertzen brechen sunnen A. breche H. C. 51. edele C, edel A. 53. rosz A. 54. soum A. 55. ritterschе(a)ft H. C. A. 56. ligt A. 57. vñ H. 58. sinwel A. 59. Wer r. d. selbig A. 60. wirt n. syglos A. 65. mich A. 67. oder für noch H. C. A. 73. anplick A. 75. dock : lock A. 78. gnaden A. 79. Gezi(e)ret H. C. A. edelm gestaine A. 82. m. feinen guldin A. 85. vñ H, vnd C. 86. kom A. 88. erdacht A. 90. Cytia H. C. Cyria A. 91. das mere A. 95. sten H. C, stain A. 97. kom A. 303. tunbel A. 4. vor H. C. 5. Vnd ist g. A. 6. ichs — beteútten A. 7. Do C. A. innen A. 9. 11. wúrt A. 11. wirdet H. C. 12. Vnd mag A. 13. saller C. 14. riten H. 15. feür A. 17. Vrow H. 18. habch H. C. 20. m. ferch w. A. 24. vñ H. 25. rüfte irer A. 27. her ein kum A. wanken C. 28. Das mag werden dein frum A. 30. Behaltt A. 31. Lasse A. 34. Gebt A. 35. Habch ros vñ(d) hunde H. C. 36. yetzo A. 37. min C. H. 40. Nun was A. 42. taugner A. vor C. 43. kein Absatz. H. C. 45. 46. begonden H. C. 47. vogeln A. 51. rechte A. 56. lachen C. vñ H. C. 58. lustsam A. 59. koñen : froñen A. 60. Der C. habt C. A. 61. möcht — verboren A. han C. A. 62. habt A. 63. Vnd habch H. C. unde w. C. wynden A. 64. gesw. A. 65. Ir ens. A. 67. zerworffen A. 68. Vnd durch C. 70. solche red A. 72. gelück A. 74. als A. 75. Nun tůn — minnē A. 76. kúss A. m. vrowe an C. 77. minneklich A. 78. dannen A. 79. [der] A. 80. in dem A. geschen H. 81. wirte A. 82. sagt A. 83. Vnd spr. A. 84. gut H. C. A. 86. myñ A. 88. inn dem A. 90. dovcht H. C, tauchte A. 91. als A. 92. öwe A. 95. chevsche C. 98. umb A. 99. Sovmen C. mer : er A. 401. sporen A. 2. vmme H. 3. prafandt A. 4. kein Absatz. H. C. [das] kom A. 8. vñ H, vnd C. wile A. 9. zurnt H. C. 12. °ties der für er. dannen C. A. 13. fraw was A. 16. wo C. 18. leit H. C, lezte — iren A. 20. vñ H. 21.

Vnde C. kom A. 424. mey A. 25. da v. laub A. 28. 29. umgestellt C. A. da A. 33. Sôchen ine H. 34. über lîp H. 35. [Do] A. do H. C. 36. bereit H. C. 37. habch H. C. 38. wind(e) bant H. C. 39. gurtt A. vmb H. C. A. 43. [do] A, do H. C. kam A. 44. ein H. C. A. 46. do H. C. A. 48. hoflich A. 50. Von dem C. A. 51. gieng — [hin] A. 52. [der] h. A. 53. vrolich : heimlich H. C. 56. m. mit r. A. rechten H. C. A. 57. schult C. stillt mich damit eren A. 58. Vnd haym A. 59. pflegt — des wir haben A. heime C. 60. stoltzen C. 62. von vns H. C. 63. schvl C. alles H. 64. Heim H. C. A. 65. kein Absatz H. C. euch nu sag A. 69. schvlt C. vertagen C. A. 72. allein A. schinet C. A. 74. oc ich C. Wenn ich sie auch A. 75. hon A. vintschaft H. C. 76. tet H. C. gros C. 77. Durch die für A. 81. *lies guotes. 82. knecht A. 83. *lies ie dem. manne A. 85. gswynde A. 86. solichem A. 88. vñ zir H. C. 90. Vnd darzů e. A. 91. geschriben chan H. C. 95. wirtt A. 97. prabant A. 98. do H. C. kam A. 99. ein A. herlich vrolich H. C. 500. Do H. C. A. 2. Daz (ez) erschal A. C. 3. hertzog A. gehort H. C, erhörtte A. 4. zun kn. A. 6. zer v. A. 13. [der] — laszt A. [in] in H, C. 14. witk. A. 16. knaben A. 18. komen A. 21. guldin A. 22. [slagen] A. 23. federn waren A. 25. fvrt H. vmb A. 26. [schœner] H. C. 27. Ziert H. 29. die gestē A. 31. rosz fûrt man in 32. *lies diu für die. [diu] g. A. 33. Do H. C. A. 34. Do C. vnd H. C. 35. witk. A. 36. kom A. 37. Vnd. w. g. zů irem A. 40. welichem lanndt seytt ir A. 41. spr. herre ich H. C. 42. Er k. H. bekant A. 43. namē A. 44. Do H. A. 46. er k. H. 48. s(ch)ullen A. C. 51. Er H. H. C. 53. Seydt A. 55. kein Absatz H. C. Do H. 56. ieger H. C. A. 60. rezze H. C. 61. Begunden A. 62. Er H. C. 63. Liesse A. 65. *lies winde für winde. br(ei)zzikeit H. C, braiszigkait A. 67. von ir C. 68. [si] im ab zeryssen A. 69. hertzog das ersach A. 70. do C. 74. gschwyndt A. 75. nichts mocht A. 76. ze ferre w. A. 77. Er H. H. C. 78. fayl A. 80. rifi(e)r H. C. A. 81. Beytzen m. irem A. 82. habich A. 83. Er H. H. C. habch C. 84. er für der A. her stiez H. C. 86. in H. k. do g. A. 87. hersongen H. h. den n. C. 88. Do H. C. A. gepott A. 90. 97. Er H. C. 91. h. min n. H. C. 92. weist A. 94. all mit alt A. 95. banchen H. C, pfancken — den A. 97. ros steht in der Zeile, ors am Rande. H. ross empôr A. 98. alle A. 99. vmb H. C. ôrs H, orse A. 600. vñ H. Hundert marck von golde rot A. 1. Do A. er H. C. 2. ôrs C. ross soll A. 4. Do C. Do vil m. r. hin kâm A. 5. britte H. C, prytân A. 6. pfütt A. 7. lancni(e)r : panti(e)r H. C. 9. bote H. 10.

torst ni(e)mant *H. C.* 613. leit *H. C*, legt *A.* sine *C.* sare w. *A. C.* 14. steg r. *H. C. A.* 16. schiltes *A.* 17. pryttun̄ *A.* (*immer*). 18. wart *C.* hertz *A.* 19. britte *H.* da *C.* 20. laydt *A.* 21. mer *H. A.* kām *A.* 22. Da *H.* er *H. C.* 24. britten *H.* 25. *tralte A.* 34. entwicht *A.* 35. *Er H. C.* 36. **lies* zorn sin. 38. britten *H.* 40. geschuhet *C. A.* 41. claider *A.* 43. Der m. *A.* tracken *H. C.* 44. schivir *H. C*, schwiere *A.* 47. Lage *C.* 48. blancheit *H.* 49. Ziert *H. C.* 50. plātte *A.* 51. arm bette *A.* spossenir *C.* 52. vn̄ *C.* 54. Geflorieret *A*, *Er* floriret *C.* 59. scholde *C.* 60. schirmt *H. C.* 61. wappen *A.* 62. guldin *A.* 64. schiltes *A.* 65. Do *C.* inn *A.* lytie *H*, lilyen *C. A.* 67. hartt *A.* 68. tessyer *A.* [70] *A.* r. war *H*, gar *C.* 72. 73. vn̄ *H.* 76. *er* H. *H. C.* kām *A.* 77. tyo(u)stieren *H. A. C.* 78. hort *H. C. A.* tombi(e)ren *H. C*, turnyeren *A.* 79. *Er H. C.* saumte *H. C.* britte *H.* 81. *Er H.* zerbr. *A. C.* 82. britte *H. C.* 83. vn̄ *H.* vnd *C.* 84. paldt *A.* andere *C.* 85. kom̄en *A.* 86. *do H. C.* 87. rosz *A.* 89. britte segelos *H.* siglos *A.* 90. *Er C.* 93. *Wa H. er* H. *H. C.* 94. Do *H. C. A.* er H. *H. C.* 99. werdige *H*, wertigen *A.* 700. entschephirt *H*, ensch. *A.* 2. *er* H. *H. C. vos H. C. A.* 3. [vil] michelem *H. C.* 5. *kein Absatz H. C.* 6. herzoge *C.* ein *H. C. A.* 8. *Er — er H. C.* 9. wartt *A.* 10. *Ern H. C.* Hainrichn̄ *A.* 12. *vn̄ niht für* ob *H. C.* 13. an *A.* 15. habch *H. C.* 16. wer *A.* libe *H.* 19. *Er H. C.* 20. bete *C. A.* 22. Wind *H. C.* 28. Vnt *H. C.* 29. Soll ich *A.* 30. schvlt *C.* 31. *er* H. *H. C.* 32. [daz] *A.* 35. *Absatz. H. C.* 36. *Was H. C.* welt *C. A.* 37. *Er H. C.* 39. gern *H*, gerner *A.* 42. Wind vn̄ *H.* 43. Gibe *A.* wille : stille *H. C.* 44. Ditzs *was A.* 46. klag *A.* 49. *Er H. C.* 50. merck *A.* 51. Wilt. dv *H. was A.* 53. 54. *Er C. Da* spr. h. H. *A.* 55. *Ir* müssent *euch A.* 56. m. euch *A.* 57. mynnen *A.* 58. meinen synnen *A.* 59. Red. *A. er* tr. *H. C.* 60. iglich *H. C.* 62. Wenn *A.* 64. Do *H. C.* 66. Vnde *H.* 68. vnd *C.* 70. red w. gnūg *A.* 71. 73. *Er C.* 72. diser *A.* 73. 74. Herren Cūnraten über redt her hainrich, Daz er legt an den ruggen sich *A.* 75. Da *A.* (775—878 *fehlt mir die Vergleichung von C*). 77. Wolt *H.* 78. hundt *A.* 78. 84. habch *H.* 82. swinde *H.* 85. strite — tieste *H*, streytt — tyōst *A.* 86. kuszt *A.* 87. lie *H.* 91. Nun *A.* wolt *H.* 92. [vil] geren *A.* gern — habch *H.* 93. rvmt ir von *H.* raumpt *A.* 94. **lies* iuch *für* iuch. selber *A.* 95. tātt *A.* 96. wolt *H.* 97. geren *A.* 99. gaube *A* (*öfter* au *für* â, *welches mehrmals durch* â *bezeichnet ist*, wie ô *durch* ó). 800. woltent so *A.* 1. [gar] *H.* verloren *A.* 2. Seht *H.* 3. Der k. *H.* 5. Vergebt *A.* 7. gern : lern *H.* geren : euch h. leren *A.* 9. ewern *A.*

810. süll *A*. 11. selber *A*. 13. habch *H*. 14. [en] — *sigt*. *A*. 16. *kein Absatz*, *H*. 17. vrolich : rich *H*. *A*. 22. aubent *A*. 25. *achtzig* jar *A*. 26. war. *Amen*. *Hiemit schlieſst A*; *darunter steht, kleiner und roth, von derselben Hand:* Geendet auf Assumcoīs Marie wurtzweich uon Conradē schreyber uō Otingñ der zeit zů Augspurg Anno dñi MCCCC.lxxviij. — 30. *Er trahtet*. 32. vnts zv. 38. reinnikeit. 40. selden. 57. Do. 68. dienst. 82. tvgend *H*. 84. vogt *C*.

Gesammtabenteuer.

Hundert altdeutsche Erzählungen:

Ritter- und Pfaffen-Mären
Stadt- und Dorfgeschichten
Schwänke, Wundersagen und Legenden

von

Jakob Appet, Dietrich von Glatz, dem Freudenleeren
Heinz dem Kellner, Jansen Enenkel, Heinrich und
Johannes von Freiberg, Hermann Fresant, dem Hufferer,
Konrad von Würzburg, Niemand, Rafold, Rüdiger dem
Hunthover, Rüdiger von Müner, Ruprecht von Würzburg,
Sibot, dem Stricker, Volrat, dem Vriolsheimer,
Wernher dem Gartener, Herrand von Wildonie, dem
Zwingäuer und Anderen,

meist zum erstenmal gedruckt

und herausgegeben von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Inhalt.

Seite

Geschichte der einzelnen Erzählungen V

XXI. Das Häselein (506 Reime) 1

XXII. Der Sperber (370 R.) 19

XXIII. Das Gänselein (272 R.) 37

XXIV. Der schwangere Mönch. Von dem Zwingäuer (544 R.) 49

XXV. Die Nachtigall (264 R.) 71

XXVI. Frauenlist (618 R.) 83

XXVII. Frauenbeständigkeit (468 R.) 106

XXVIII. Die Teufelsacht (324 R.) 123

XXIX. Der wahrsagende Baum (132 R.) 137

XXX. Der entlaufene Hasenbraten. Von dem Vriolsheimer (130 R.) 146

XXXI. Der Reiher (480 R.) 153

XXXII. Ehestand, Tod und Hochzeit (644 R.) 171

XXXIII. Ehe im Leben und Tode (246 R.) 193

XXXIV. Scheidung und Sühne (152 R.) 205

XXXV. Ehefrau und Buhlerin. Von Hermann Freſsant (778 R.) 215

XXXVI. Das warme Almosen (130 R.) 241

XXXVII. Die drei Wünsche (228 R.) 249

XXXVIII. Weiberlist (280 R.) 261

XXXIX. Der Ritter und die Nüſse (196 R.) 273

XL. Die Meierin mit der Geiſs (164 R.) 283

XLI. Der Ritter unterm Zuber. Von Jakob Appet (386 R.) 293

XLII. Die treue Magd (624 R.) 309

XLIII. Der verkehrte Wirth. Von Herrand von Wildonie (364 R.) 333

XLIV. Die Beichte (84 R.) 349

XLV. Der begrabene Ehemann ([illegible] R.) 357

XLVI. Das heiſse Eisen (198 R.) 369

XLVII. Das Schneekind (90 R.) 379

XLVIII. Die halbe Decke (304 R.) 387

Seite
XLIX. Der Schlegel. Von Rüdiger dem Hunthover (1900 R.) . . . 401
L. Martinsfest. Von dem Stricker (214 R.) . . . 453
LI. Der Wiener Meerfahrt. Von dem Freudenleeren (706 R.) . . . 463
Anhang. Aus Jansen Enenkels Weltbuche . . . 487
1. XCI. Achilles und Deidamia (586 R.) . . . 490
2. XCII. Der Zauberer Virgilius (530 R.) . . . 509
3. XCIII. Eraklius (530 R.) . . . 529
4. XCIV. Der Teufels-Papst (356 R.) . . . 540
5. XCV. Kaiser Dagobert (248 R.) . . . 563
6. XCVI. Constantin ([illegible] R.) . . . 575
7. XCVII. Des Reuſsenkönigs Tochter (680 R.) . . . 591
8. Karl der Groſse:
I. XCVIII. Liebeszauber (580 R.) . . . 617
II. XCIX. Naturrecht (169 R.) . . . 635
9. C. Saladin (128 R.) . . . 643
CLXVII. Herr Friedrich von Auchenfurt. Von Jansen Enenkel (388 R.) . . . 337
Lesarten, Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge . . . 651

Universitäts-
Bibliothek
München

Geschichte der einzelnen Erzählungen.

XXI. Das Häselein

hat im ersten Theile zwar viel Aehnlichkeit mit dem folgenden Sperber, ist aber schon dadurch milder gehalten, daſs die unschuldig um ihre Minne Betrogene keine Braut des Himmels, sondern ein kindliches Landmägdlein ist, für welche das bei der Aernte gefangene Häselein auch beſser paſst, als der Sperber für die Nonne. Der dazu sehr gut stimmende und versöhnende zweite Theil, die Hochzeit, ist ganz eigenthümlich, und wie dieses Gedicht nur in der Straſsburger Handschrift übrig (Quellenverz. 4), so ist es auch dem Inhalte nach sonst nicht bekannt. Die Worte des Dichters, daſs er zur Ergetzung und Gunst der Edlen, und trotz der Neider, mit Frau Venus Hülfe dieſs »Abendmärlein« Deutsch reimen wolle, besagen nicht nothwendig eine Uebertragung aus fremder Sprache; welche in Bezug auf den ersten Theil sonst wol verstanden werden könnte, obgleich sie, wegen dieser Beschränkung, und auch übrigens näher vom folgenden Gedichte gilt. Die Art wie die vornehme Braut, mehr als naiv, sich verschnappt, wird noch in ähnlichen Verhältnissen von unserm Pommerschen Fräulein und ihrem Hofmeister erzählt.

XXII. Der Sperber.

Hier beruft sich der Dichter auf mündliche Sage, und weicht auch bedeutend genug von dem entsprechenden Altfranzösischen Gedicht ab, ſodaſs dieses auch wenigstens nicht unmittelbar seine Quelle ist.

Es ist dort die viel kürzere Erzählung vom Kranich,[1] und anstatt des Klosters ist es ein Thurm, wo ein Burgherr seine schöne Tochter, zur Sicherung ihrer Ehre, mit ihrer Amme versperrt hat. Während diese einen Löffel holt und die Thüre offen läſst, kömmt ein Knappe mit einem (durch einen Sperber) gebaizten Kranich. Nach dem ersten Schaden geht die Amme abermals weg, und holt ein Meſser, den gerupften Kranich zu bereiten; und nach dem rückgängigen Handel nimmt ihn der Knappe wieder mit sich weg. — Dieser rohern Gestalt gemäſs ist auch die Darstellung vielmehr eine Bloſsstellung von der schamlosesten Nacktheit; wie solche denn überhaupt sehr vielen Altfranzösischen Gedichten von der Minne[2] gemein ist. Absonderlich klingen dicht daneben die Betheurungen bei allen Heiligen von Orleans, und beim Apostel Petrus! — Unser ritterliches Gedicht vom Sperber und der kindlichen Nonne mit ihrer geistlichen Mutter nimmt sich gegen diesen Französischen (Fischart dolmetscht »franksäuischen«) Kranich ebenso züchtig, wie gebildet aus.

Die Beliebtheit dieses Gedichts durch mehre Jahrhunderte bekunden acht Handschriften und eine Altniederrheinische Umschreibung. Vgl. Quellenverzeichnis 26. Zwei Abdrücke ebd. A. 6. 10.

XXIII. Das Gänselein.

Auch dieses Gedicht ist auſserdem ebensowenig bekannt, als der Dichter desselben. Das Gänselein ist aber sichtlich das Seitenstück zu dem vorstehnden

---

[1] *Barbazan-Meon* IV, 250: *De la Grue* 148 Reimzeilen. Aus den Handschriften 7218. 7615. und St. Germain 1830. Legrand IV, 299 Auszug; in der Ausg. von 1829 IV, 302, mit Imbert's Reimen.

[2] So steht hier für dieses schöne Wort immer *le foutre*, was freilich noch ein so allgemeiner Französischer Ausruf ist, daſs schon ein *conte* bei *Barbazan-Meon* III, 458 (Legrand

Sperber: Kloster, Mönch und Abt sind ganz entsprechend der Nonne und ihrer Oberin, das Gänselein ist zugleich das Mägdelein. Die Reden des Mönchs und seine frommen Wünsche für das Kloster sind ebenso vergnüglich, wie jene der Nonne; und der Abt muſs ebenso durch seine eigene Schuld sich trösten, und schweigen, wie die Oberin. Der alte Fibelspruch: »Das Fleisch der Gänse schmecket wohl« bewährte hier sich in neuem Sinne. — Des Dichters Seitenblick am Schluſse auf das Kloster Drahow, wo zwei oder drei Mönche solchen Geschmackes ebenso ihren Abt alles mögen zum besten kehren laſsen, meint wol das noch so stattliche und wolhäbige Benediktiner-Kloster Strahov hoch am Hradschin in Prag; in welcher Stadt damals, am Hofe der Böhmenkönige, Deutsche Sprache und Dichtkunst gepflegt wurden; sodaſs ich dort, namentlich auch in der glänzenden Bibliothek Strahovs, Altdeutsche Ueberbleibsel davon gefunden habe.[1] Drahov, was ich sonst nicht finde, ist aber gleichwol ein Böhmischer Name, wie Drahomira u. a. Ist hier Strahov zu verstehn, so wohnte der Dichter auch wol in Prag, und kannte das Leben dieser Mönche.

Ein kurzer Reimspruch eines viel spätern Französischen Dichters, Martin Franc um 1450, deutet den Inhalt nur im Allgemeinen an: daſs einem Mönche die schönen Frauen für Gänse ausgegeben wurden, und er nun weder eſsen noch trinken, sondern nur die Gänse sehn wollte, wie er den anderen Mönchen sagte.[2]

Früher erzählt Boccaccio (Eingang zu IV): ein Florenzer Bürger, Filippo Balducci, wird Witwer und

---

IV, 312) von einem Fräulein erzählt, die jedesmal darüber in Ohnmacht fiel, jedoch die Sache sich so genau umschreiben und an sich ausführen lieſs, wie hier geschieht.

[1] Briefe in die Heimat (1816) I. 18.

[2] Das kurze Gedicht in 2 achtreimigen Strophen wiederholt L. Ideler. Altfranz. Nat.-Litt. S 352, vgl. S. 213, Anm. 9.

begibt sich auf den Berg Asinajo als Einsiedler, wo er seinen Sohn bis zum 18ten Jahr erzieht, dann mit nach Florenz nimmt, und ihm dort junge von einer Hochzeit kommende Mädchen junge Gänse (*papere*) nennt, aber vergeblich davor warnt, weil sie dem Jüngling über alles gefallen, sodafs er gern eine davon mitnehmen will. — Lafontaine hat hienach seine Erzählung *les oies de frere Philippe* gereimt.[1]

Hiedurch bildet sich ein Uebergang zu den Erzählungen, wo dieses bedeutsame, mit der *reine pie dauque* und *mere d'oye* märchenhaft verwachsene Gänselein ganz aus dem Spiele bleibt, aber dafür der Teufel eintritt.

Solcher Art ist, älter als alle vorigen Erzählungen, das Beispiel im Barlaam und Josaphat: einem Königssohne, welcher, um seine Erblindung zu vermeiden, neun Jahre im Dunkeln erzogen ist, werden dann die Herrlichkeiten der Welt gezeigt und benannt, darunter auch zwei Reihen Männer und Weiber im Schmucke. Die letzten nennt man ihm zum Scherze Dämonen; und auf die Frage, was von allen ihm am meisten gefallen, nennt er die Teufel. — Dieses durch viele Uebertragungen der Griechischen Legende des Johannes von Damascus im 8ten Jahrhundert,[2] auch durch Rudolfs von Hohenems Altdeutsches Gedicht, bekannte Beispiel, ist einzeln daraus übersetzt in den *Cento*

---

[1] *Contes et nouvelles en vers* (*Paris* 1768, *t.* 2. *p.* 1).

[2] Grundrifs 282. Die Griechische Urschrift steht in *Boissonade anecdota Gr. t.* 4; daraus verdeutscht von F. Liebrecht (Münster 1847). Aus der Lat., schon von Vincenz von Beauvais erwähnten Uebersetzung (aus welcher diefs Beispiel auch wol in der von Warton *hist. of Engl. poetry* III, 44. 167 angeführten Perg. Hds. von 200 Stücken steht) ist nicht allein Rudolfs Ged. (her. von F. A. Köpke 1819, von F. Pfeifer 1843) und eines Andern Gedicht (Nachr. von Diefenbach 1836), sondern auch die Altdeut. Prosa, sowie die Französische, Italienische, Spanische und Nordische

Novelle antiche (n. 13), und wol aus diesen zunächst von Boccaccio entnommen. Früher, im 13ten Jahrhundert, ist es auch in Herbers Dolopatos (7 weise Meister) übertragen;[1] sowie später (Ende des 15ten Jahrhunderts) in Cornazzano's *Proverbi* (pr. 9). Hans Sachs erzählt es (IV, 2, 125) von dem Sohne des Schwedenkönigs Haldan, vermuthlich aus einem Nordischen Geschichtsbuche.

XXIV. *Der schwangere Mönch. Von dem Zwingäuer.*

Der hier in der Reihe von Klostergeschichten auftretende Schwank ist manigfaltig anders angewandt und verbreitet. Die kurze Erzählung unter den Fabeln der Marie de France[2] hat nur die Einbildung der Schwangerschaft, mit eigenthümlicher Wendung, indem einem Bauern, bei nöthiger Verrichtung im Gebüsch ein Mistkäfer (*escarbot*) in den Leib schlüpft, und er sich fortan für schwanger hält, was groſse ärztliche Berathungen veranlaſst, und wichtige Ereignisse verkündigt, sodaſs man Tag und Nacht auf die Wundergeburt harrt: bis eines schönen Morgens der Käfer wieder hinausschlüpft, wie er gekommen ist, und die Sache vergeſsen und lächerlich wird. — Der weitere Zug in noch gangbaren Volkserzählungen, daſs der Bauer ein hinter ihm aufſpringendes Thier für sein Kindlein hält, stimmt noch förder zu unserm Gedichte.—

---

[1] V. Schmidt Beitr. 27. A. Keller vor des Büheler 7 *w.* M. 19. 69 mit Hinweisung auf *Dunlop hist. of fiction* II, 273. Im Dolopatos finde ich es aber nicht. Dunlop wiederholt Fauchet *l'origine de la langue et poesie Franc.* (Paris 1381) *p.* 106, der nur gelegentlich bei Hebers Dolopatos bemerkt, daſs Boccaccio's Erzählung aus dem Josaphat herrührt.

[2] Legrand IV, 408: *Du villain et de l'escarbot.* In der Ausgabe von 1829 auch ohne Urschrift, welche in Roqueforts Ausg. von Mariens Werken II, 203. Legrand scheint diese Fabel eine Parodie zu der vom Berge, der eine Maus gebiert.

Die übrigen Erzählungen verbinden meist die Einbildung der Schwangerschaft mit anderen Mystificationen, Listen, Gaunereien, sodafs mitunter die Schwangerschaft gar nicht mehr vorkommt, wie bei **Straparola**,[1] wo solche Täuschungen sich überbieten und völlig märchenhaft sind.

In **Boccaccio**'s Novelle (IX, 3) wird dem einfältigen und geizigen Calandrino in Florenz von drei lustigen Gesellen und dem Arzte Simon (die als solche schon in früheren Novellen vorkommen) die Schwangerschaft eingebildet, und wieder durch Claret (Gewürzwein) vertrieben, von dessen angeblicher Zubereitung die Viere sich einen fröhlichen Tag machen.

Eine Erzählung des **Giraldo Giraldi** zu Ende des 15ten Jahrhunderts steht dem Boccaccio am nächsten: sie stimmt aber merkwürdig darin mit unserm Gedichte, dafs anstatt Calandrino's auch ein einfältiger Mönch auftritt.[2]

Spätere Nachbildungen sind von **Baudius** (*amores*) und von **Poggius**: *puer gravidus*.[3]

Hans Sachs hat diesen Stoff als Schwank,[4] und 1544 auch als Fastnachtspiel[5] glücklich und treu nach Boccaccio bearbeitet. Da sind es vier Bauern und auch der Arzt Simon. Der karge, schwangere Bauer heifst Karges.

Der am Ende unsers alten Gedichtes in drei Handschriften als Verfaſser sich nennende Zwingäuer ist auſserdem nicht bekannt.

---

[1] *N.* 1, *fav.* 3. V. Schmidt hat zu der Uebersetzung S. 308 mehre solche Erzählungen zusammengestellt, darunter auch die zu unserm XLV gehörige.

[2] *Novelle di Giraldo Giraldi Fiorentino per la prima volta date in luce* (Amsterdam 1796) *nov.* 8. Verschieden von dem berühmteren **Giraldi Cinthio**, dessen 100 Novellen, *Hecatommithi* schon 1565 und 1574 gedruckt sind.

[3] *Poggii facet.* (*Lond.* 1798) II, 178.

[4] In der Kempiner Ausg. seiner Werke (1612) I. 999.

[5] IV, 6 der Ausgabe von 1560. Erneuet von Büsching II (1819) 229.

XXV. Die Nachtigall.

Aehnlichen Inhaltes ist Marie de France Lai von der Nachtigall:[1] eine Frau in S. Malo koset mit dem Geliebten, und sagt, daſs sie dem Gesange der Nachtigall auf dem Baum an ihrem Fenster lausche; der eifersüchtige Ritter fängt aber die Nachtigall, zerfleischt sie und wirft ihr das Herz hin; sie sendet sie dem Geliebten, der sie in einer Goldkapsel stäts am Herzen trägt. — Die *Gesta Romanorum* (c. 121) verbinden zuletzt durch den Tod des Mannes die Liebenden.

Boccaccio's bekannte Novelle (V, 4) stimmt sehr nahe mit unserm Gedichte: die Aeltern der beiden Gelieben sind Edle der Romagna, der Katharina Vater ist Lizio da Valbona und Ricciardo gehört zum Geschlechte der Manardi; welche beide Namen auch bei Dante ehrenvoll neben einander stehn.[2] Der Vater tritt auch in der Novelle noch etwas kräftiger auf, als in unserm Gedicht (das nur in Einer Handschrift vorliegt), er versagt anfangs das Gelüst der Tochter, im Erker (*verone*) nach dem Garten zu schlafen, und verlobt die beiden Betroffenen sogleich durch seinen und seiner Gattin Ring. Boccaccio's Darstellung ist, wie gewöhnlich, noch etwas südlich nackter, obschon auch Frauen sie vernehmen. — Darnach von Lafontaine (II, 166).

Noch weniger verhüllt ist die gereimte Bearbeitung von Casti.[3] — Lope de Vega's Lustspiel *No son*

---

[1] In Roqueforts Ausgabe ihrer Werke (1820) I, 314: *Lai du laustic*; was doch wol aus *luscinia* entstanden ist, wie *rosignol*, Spanisch *ruiseñor*, Italienisch *rusignuolo*, *usignuolo*.

[2] *Purgatorio* XIV, 97.

[3] *Novelle galanti* 2.

todos ruiseñores Los que cantan entre los flores stimmt zu Boccaccio, mit Gärtnerverkleidung. A. F. v. Schack Gesch. des Span. Theaters Bd. 2, S. 373. 696.

XXVI. Frauenliſt.

Der Schluſs dieses Gedichts, die derbe Aeffung des Mannes durch das Bild im Waſserzuber, ist der Inhalt eines Schwankes unter den Fabeln der Marie de France.[1] Der Mann, noch einfältiger, als er durch das Schlüſselloch gesehen, geht weg, und macht erst Lärm, als die Frau wieder allein ist.

Von der vorangehenden standhaften Bewerbung des Schülers (Studenten) um die hochmüthige schöne Frau erhellt sonst nichts. Die höhnischen Abweisungen erinnern an jene in der Frauenzucht von Sibot (III). Noch mehr die weiteren Gespräche, und endlich ihre Berathung und Gespräch mit ihrem Herzen und der Erfolg, sind ganz in der Art, wie das Herzgespräch, welches unter ähnlichen Verhältnissen die Heidin (XVIII) führt.[2] In den Liedern der Minnesinger kommen solche Gespräche mit dem Herzen, das in ihrer Geschichte so bedeutsam erscheint (XI), noch häufiger vor: wie in den geistlichen Gedichten die Gespräche mit der Seele. »Der Minne Buch,« worauf die Frau sich beruft (388), meint wol weniger irgend ein bestimmtes Minnegedicht, als überhaupt eine Sammlung von Aussprüchen der Minnehöfe, oder von Minneabenteuern, wie das spätere »Buch der Liebe.«

Dieſs Gedicht steht nur in zwei Handschriften, welche überdieſs, ungeachtet des starken Einschiebsels der

---

[1] Legrand IV, 394: *Du prud'homme qui vit sa femme avec un amant.* Roqueforts Ausg. ihrer Werke II, 206.

[2] Beide Gedichte gebrauchen auch, mit Walther, den Spruchreim vom Erwerben und Verderben. Z. 133 und XVIII. 1033

Abschrift (hinter 348), nur als Eine gelten.[1] — Es könnte wol mit XVIII der Heidin von Einem Verfaſser sein.

Aehnlichen Inhaltes, doch eigenthümlich, ist XXXVIII Weiberlist.

XXVII. Frauenbeständigkeit.

Das Altfranzösische Gedicht von der Kaufmannsfrau in Orleans, die ihren Mann abbläuen lieſs,[2] stimmt eben nur darin mit unserm Deutschen, daſs die Frau ihren eifersüchtigen Mann züchtigen läſst, indem sie sich stellt, als hielte sie ihn für den zudringlichen, und deshalb zur Schönen bestellten Liebhaber. Dieser ist nämlich einer von vier jungen Studenten *(clercs)* in Orleans, den die Kaufmannsfrau während einer Marktreise ihres Mannes aufrichtig bestellt. Es wird aber durch eine kleine Nichte des Mannes verrathen, der nur zum Schein abreist, und wolverhüllt dem Liebhaber zuvorkömmt. Die Frau, die selber ihn einläſst, erkennt ihn aber, sperrt ihn in ein Zimmer, dort etwas zu warten, und schickt nun all ihr Gesinde, und selbst die Nichte und ein Paar Neffen hinein, die auch den angeblichen Liebhaber, indem sie ihm die Kaputze fest über den Kopf ziehen, schmählich durchprügeln und ihn aus dem Hause auf den Mist werfen, während die Frau sich mit dem Liebhaber vergnügt. Der zerschlagen heimkehrende Mann gibt vor, Räubern in die Hände gefallen zu sein, wird gepflegt und geheilt, und freut sich, eine so tugendbewährte Gattin zu haben. Ebenso bei Boccaccio u. a. —

---

[1] Gedr. Koloczaer Codex 95. Auszug von Genthe II. 239.

[2] *Barbazan-Méon* III. 161: *De la borgoise d'Orliens.* Aus der Hds. 7218 248 Reimzeilen. Legrand IV. 287 fügt noch der Ueberschrift hinzu: *De la Dame qui fit battre son mari.* Ausg. von 1829 IV. 294 hat die Urschrift nicht. Lafontaine, nach Boccaccio, II, 15: *Le cocu battu et content.*

Die glänzendste, in ihrer Art vollendete Ausbildung unsers Stoffes, zwar mit echt Spanisch auf die Spitze getriebener Wendung und tragischem Ende, ist allbekannt mit dem Don Quixote, in der Novelle von dem »Fürwitzigen Neugierigen« (*el curioso impertinente*). (Millot) *histoire des Troubadours III, 296* gibt *Raimond Vidal's* Nordfranzös. ähnliche Erzählung von zwei Aragonischen Rittern, die dem König Alfons von Castilien (st. 1214) vorgetragen ward.

XXVIII. Die Teufelsacht.

In der Novelle Boccaccio's (III, 9) ist der Nerv das *rimettere il diavolo in inferno* gemeinsam mit unserm Gedichte, dort aber noch bedeutsamer, indem die junge Alibech eine Heidin der Barbarei zu Kapsa ist, und begierig, nach Weise der Christen Gott zu dienen, sich zu den heiligen Einsiedlern der Thebaischen Wüste begibt, wo sie, von einigen weitergewiesen, endlich am Bruder Rustico ihren Lehrer des Dienstes findet, in welchem sie bald so eifrig wird, daſs Rustico froh ist, ihrer wieder ledig zu werden. Sie ist nämlich unterdessen Erbin bedeutenden Vermögens geworden, und ein junger Freier Neerbale sucht sie auf, und führt sie heim. Sie beklagt sich gegen die Frauen, daſs sie dem frommen Dienst entzogen worden, und wird zwar auf ihren Bräutigam verwiesen, seitdem aber ist das *rimettere il diavolo in inferno* sprichwörtlich übers Meer herübergekommen.

Auch diese Novelle hat Casti[1] gereimt, sowie vor ihm schon Lafontaine.[2]

Unser Gedicht (in zwei Handschriften die nur für Eine zählen) hebt erst beim Schluſse der Novelle an, und macht den Bräutigam zum Teufelsächter.

---

[1] *Novelle galanti* 14.

[2] II, 108: *Le diable en enfer.*

XXIX. Der wahrsagende Baum.

Zu diesem Gedicht (in drei, eigentlich nur zwei[1] Handschriften) weiſs ich nichts Entsprechendes nachzuweisen. Das ländlich-sittliche Bild dürfte wol ein heimisches sein. Der von heilenden Heiligen bewohnte hohle Baum ist noch eine Verwandlung der heidnischen Baum- und Hainverehrung in Christlichen Heiligendienst. Man denke an die Altgermanische Eiche ihres Jupiters (Donnergottes = Thor) und an des Deutschen Apostels Bonifacius Umhauen der Donnereiche desselben an der Dimel, wobei man erwartete, daſs Feuer herausfahren und ihn vernichten würde. Im Niederland, zwischen Koeklenberg und Moelenbek, unweit Brüssel, erzählt man noch, daſs einen uralten hohlen Eichbaum nachts eine Flamme umspielt, und eine grauvolle Stimme daraus einem Wanderer zugerufen: »Geh zu, geh zu! für dich ist der Tag, und die Nacht ist für mich!« und bei jedem Worte starkes Feuer aus dem Baum gefahren: sodaſs der Wanderer erschrocken heim eilte.[2] Auch sonst singen und sagen Volkslieder, Abend- und Morgenländische Nacht- und Tag-Märchen von singenden und redenden Bäumen mit ihren Blätterzungen, namentlich von solchen Orangenbäumen, Hasel- und Holunder- oder Hollerbüschen.

XXX. Der entlaufene Hasenbraten. Von dem Vriolsheimer.

Das Altfranzösische Gedicht von den Rebhühnern[3] weicht von unserm Altdeutschen nur in einzelnen Umstanden ab: dort ist ein Bauer, Gombaud (Gundebald), der in seinem Gehäge zwei Rebhühner fängt, die Frau iſst sie allein, und sagt, die Katze habe sie gefreſsen, beschwichtigt dann aber des Mannes Zorn dadurch, daſs sie vorgibt, der Braten stehe verdeckt warm. Der Kaplan umarmt vertraulich die Frau, und diese bildet ihm ein, ihr meſserwetzender Mann wolle ihn abälardisiren,[1] sodaſs er entrinnt, und sich vor dem Nachlaufenden in seinem Hause verschlieſst.

---

[1] Gedr. aus der Gothaer Hds. (Quellenverzeichnis 20). Auszug von Genthe II, 248.

[2] Niederländische Sagen, her. von J. W. Wolf (Leipzig 1843) Nr. 421.

[3] *Barbazan-Méon* III, 181: *Le dit des perdris*, aus der

Manigfaltig ist dieser Schwank wiederholt, und Legrand fuhrt folgende Sammlungen an:

Passa tempo de' curiosi p. 22.

Nouveaux contes a rire p. 266.

Facetie, motti e burle da Chr. Zabata p. 36.

Contes du sieur d'Ouville t. 2, p. 225.

Wiederum gereimt von Imbert.

Ihnen ist beizufügen: *Timoneda Alivio de Caminantes P. II, n. 51. Bibl. de aut Español. vol. 3. Madrid 1846.*

Der Verfaſser unsers Gedichts (in zwei, eigentlich nur Einer Handschrift),[2] der sich Vriolsheimer nennt, ist nicht weiter bekannt. Sein Name ist doch wol von Friaut herzuleiten. Altdeutsch Vrîûl, Frîûl (noch näher am ursprünglichen *Forum Julii*), wie es im Gedicht des dort benachbarten Wildonie (XLIII, 21) steht. — Derselben Gegend konnte auch der Vriols-

---

Handschrift 7218. 156 Reimzeilen. Legrand III, 442 bezeichnet es mit zwei Sternen, als wenn es zum *Castoiement d'un pere a son fils* (Belehrung in Beispielen, bei Barbazan-Meon II) gehörte, was jedoch nicht der Fall ist. Die Ausgabe von 1829 IV, 38 fügt die Urschrift nicht bei. Eine Deutsche Uebersetzung der letzten steht im Berliner Conversations-Blatt 1829, Nr. 252: Die beiden Schnepfen. Deut. Uebers. Legrands IV, 110.

[1] Das meinen auch die beide Z. 101 und der eine 100, verglichen mit 76 ff.

[2] Aus der Koloczaer Hds. erneut von Mailath 246.

heimer angehören. — Ueber den verwandten Theil des folgenden Gedichts mehr bei diesem.

XXXI. Der Reiher.

Der vordere Theil dieses nur in zwei Handschriften (die für Eine gelten) stehenden Gedichtes[1] ist eine Variation des vorigen: hier ist eine Gevatterin, deren Mann nach St. Jakob (in Spanien) gewallfahrtet, beim Gelüste der Frau nach dem verbotenen Braten stärker im Spiele. Und dieser Braten ist ein Reiher, welcher Vogel der hohen Jagd der Reiherbaize nicht bloſs der Federn wegen gejagt wurde, sondern auch, wie der Kranich (zu XXII) und Pfau, die ritterliche Tafel zierte. Sonderbarer Weise wird hier der Reiher durch einen Hahn erschreckt und gefangen, und der wolhäbige Landmann, der mit dem Hahn auf der Hand, wie ein Ritter mit dem Falken, lustwandelt, will den Reiher seinem Herrn vorsetzen. Es erinnert, zufällig wortspielend daran, daſs der Mann ein Hahnrei, oder laut alter Auslegung ein »Hahnreiher«[2] ist, in einer folgenden Erzählung, wo die Züchtigung und das Haarabschneiden[3] der Frau dadurch beſser begründet ist. Zu jener Erzählung (XLIII), wo die uralte Ueberlieferung in ihrer spätern Ausbildung und in vollem Zusammenhange auftritt, ist die Geschichte dieser Dichtung gehörig. Vorliegendes Gedicht vom Reiher ist sehr nachläſsig in den Reimzeilen und scheint von ungeübter Hand, der es jedoch nicht an Anspielungen mancher Art fehlt.[1]

---

[1] Gedr. Kolocz. Cod. 127. Auszug von Gräſse II, 243.

[2] Zu *Dr.* Lücke's Abhandlung über dieses Wort in Germania I (1836), 155 ist noch anzuführen: der Hahnreyen Abkunft 1652, mit der Ableitung von einem Hahnen-Reigen-Tanz, den auch ein Holzschnitt abbildet; ist mit v. Naglers Sammlung in die Berliner Bibliothek gekommen.

[3] Verhängnisvoll klingt hier Z. 10 der schon in XVIII und XXVI vorgekommene Spruch vom langen Haar und kurzen Sinn der Weiber. Vgl. die Klage: „spannelanger Weibessinn."

XXXII Ehestand, Tod und Hochzeit.

Auch zu diesem Gedicht ist mir nirgend etwas Entsprechendes vorgekommen, und meine Ueberschrift ist nur Hindeutung auf die davon unabhängige Dichtung eines ähnlichen, doch zugleich ganz eigenthümlichen Verhältnisses. Das lebhaft ausgeführte Gedicht ist eine Süddeutsche Dorfgeschichte; und dorthin gehören auch die sieben Handschriften derselben durch mehre Jahrhunderte. Daſs es in der Würzburger Handschrift von Strickers »Welt« (Quellenverz. 12) steht, weist ebendahin.

XXXIII. Ehe im Leben und Tode.

Ein Altfranzösisches Gedicht[2] stimmt mit dem unsrigen nur in dem wirksamen Kunstgriffe der Frau, den Mann zu beschwichtigen, daſs sie sogleich in ein Kloster gehn will, und nun der Mann froh ist, daſs sie sich erbitten läſst, bei ihm zu bleiben. Der Anlaſs dazu ist aber ganz anders, indem ein Bauer sein Weib, die er mit einem Freunde ins Gebüsch gehn sieht, eifersüchtig deshalb, schilt; worauf sie es für eine gespenstische Erscheinung ausgibt, welche ebenso ihres Vaters und ihrer Mutter Tod angekündigt habe, daher sie ihr Seelenheil berathen wolle. — Von unserm in denselben sieben Handschriften mit dem vorigen enthaltenen Gedichte gilt auch daſſelbe.

---

[1] Auſser der öfter (XLII) erwähnten St. Gertrud (380), Wolfhart (206).

[2] Legrand III, 440: *Du villain qui vit sa fenme avec un autre.* Die Ausgabe von 1829 IV, 38 fügt diesem Auszuge die Urschrift nicht bei. Deut. Uebers. IV, 108.

XXXIV. Scheidung und Sühne.

Auch dieses, zwar nur in zwei Handschriften (welche überdieſs nur für Eine zählen) enthaltene Gedicht gehört dem Inhalt und der Darstellung nach ganz zu demselben Kreise mit den beiden vorigen, und das fröhliche Liedersingen ist so wie in einem folgenden Abenteuer.

XXXV. Ehefrau und Bulerin. Von Herman Freſant.

In dem entsprechenden Altfranzosischen Gedichte des Jean le Galois d'Aubepierre[1] wohnt der Kaufmann Renier zu Decise in der Grafschaft Nevers, auf einer Loire-Insel, und seine schöne Frau Fhélise ist eine Ritterstochter; er unterhält nur Eine Bulerin Mabille, und verspricht ihr, als er mit Samt- und Seidenzeug, Gold- und Silbergerath zum groſsen Markte nach Troyes reist, ein Kleid von Ypern. Ein Spanischer Gewürzhändler aus Galizien eröffnet ihm das Verständnis des Hellerbeutels (*bourse d'un denier*) voll Witz, welchen die Frau verlangte; und nach der Bewährung, worin die Frau all ihre Habe darbietet, und auch das für die Bulerin gekaufte Kleid erhält, prüft der Kaufmann noch seine Freunde, die ebenso schlecht bestehn, wie die Bulerin, und durch die Ankunft seiner reichen Waarenlager beschämt werden.

Fauchet gab schon einen umständlichen Auszug dieser Erzählung,[2] und darnach hat der ungenannte

---

[1] Barbazan-Méon III, 38: *De la bourse pleine de sens. Par Jehans li Galois d'Aubepierre*, aus den Hdss. 7218 und 7615. 432 Reimzeilen. Legrand III, 402. Ausg. v. 1829. IV, 1. Deut. Uebers. IV, 77.

[2] *Recueil de l'origine de la langue et poesie Franc.* (*Paris* 1581) *p.* 167—69. Gereimt im *Mercure galant* 1684 Octob. — Unter den drei *Aubepierre* ist wahrscheinlich das nächste an Nevers in der *Marche*, an der Gränze von Berri, gemeint.

Herausgeber der Italienischen Novellensammlung eine Novelle gearbeitet, die einzige darin von ihm, womit er die Sammlung beschlieſst, um an diesem Beispiele zu bewahren, wie die Italienische Novellendichtung vornämlich aus den älteren Französischen Erzählungen hervorgegangen ist.[1]

Unser Deutsches Gedicht hält sich auch dem Französischen ziemlich nahe, zwar fast namenlos, von einer Stadt, die etwa Hermans heimisches Augsburg meint, von wo die Handelsreise durch Frankreich Flandern (297. 322) geht, sodaſs der Rock von Ypern (84. 335) völlig mit dem Französischen stimmt, aber mit der zweiten Bulerin noch Gent (169) hinzukommt. Der kürzere Abschluſs ist beſser, die übrige Darstellung ausführlicher und frischer, gemäſs dem eingeständlich ersten Werke des Dichters, der mit Recht billiges Urtheil dafür anspricht, nach dem alten Sprichworte, nicht »in der Mühle harfen« will (8), und sich vertraut zeigt mit der biblischen Geschichte (Tobias 290), und Mythe (Sirene 587), wie mit den Dichtungen von der Tafelrunde (Parzival, Tristan 585 ff.) Auch in der Wahl des Stoffes ist er glücklich gewesen, und behandelt ihn mit herzlicher Theilnahme. Kennen wir diesen Herman Freſsant zwar weiter nicht, und gehört er auch zu den jüngeren Dichtern, so hat er sich hier jedoch den Dank der oft sprichwörtlich mit Recht gerühmten schönen und tugendsamen Frauen seiner guten Stadt Augsburg verdient. In derselben ist auch die handschriftliche Sammlung (9) von Erzählungen im J. 1447 gemacht, welche uns sein Gedicht vor allen erhalten hat.

Eine andre Altdeutsche Bearbeitung desselben Stoffes von einem namenlosen Dichter, in der Laſsbergischen Sammlung (Quellenverzeichnis 10) ist auch übrigens ganz namenlos, unbestimmt, kurz und dürftig (nur 102 Reimzeilen): hier ist schlechthin ein junger Mann, mit zwei jungen Geliebten [1], neben seiner Frau; er macht eine Meerfahrt; gibt vor, gefangen zu sein, und bittet um Lösegeld; die Frau erhält beide für die Nebenweiber gekaufte Kleider.

---

[1] *Novelliero Italiano* (Venedig 1754) t. IV. *p.* 341–48. Vorrede *p.* XXIII.

Beide Gedichte scheinen ziemlich gleichzeitig, das letzte nur nach Hörensagen verfaſst. In den Nachträgen habe ich es zur Vergleichung wiederholt.

XXXVI. Das warme Almosen

ist auſser den vier (eigentlich nur zwei) Handschriften, auch dem Inhalte nach, nicht weiter bekannt. Kaum enthält Rudolfs Barlaam und Josaphat (vgl. zu XXIII) eine Anspielung darauf. Ich habe die Stelle zu Rudolfs Minneliedern vollständig mitgetheilt, [2] und bei dem Anlaſs, daſs eine Schöne den frommen Jüngling verführen und sich dafür taufen laſsen will, sagt der Dichter:

Ich wurde uber wunden sus,
Ob mir so manigen sueʒen kus
Bute alsô ein schœneʒ wîp,
Daʒ ich minnete ir werden lîp,
Uf die rede, daʒ si sich
Gote ergæbe, des hulfe ich;
Ein solich almuosen wær' mîn gir,
Ob es geruochte ein wîp von mir.

Ob die ganze Stelle, die nicht in allen Handschriften steht, ein Einschiebsel ist, darauf kömmt es eben nicht viel an: sie bezeugt wenigstens für sich den sprichwörtlichen Ausdruck »Almosen« der Minne, welcher hier freilich als Gabe der armutseligen Hausfrau etwas stark bethätigt ist.

[1] „Amyen.“ Laſsberg überschreibt daher dieses Gedicht „Von den Freundinnen.“ — *Fressant* ist wol *vrez-zant*.

[2] Minnesinger IV. 546

XXXVII. *Die drei Wünsche.*

Dieſs Beispiel von der Thorheit menschlicher Wünsche, die zum Verderben ausschlagen, oder sich selbst wieder aufheben müſsen, um nur den vorigen leidlichen Zustand herzustellen, geht auf das **Altindische** Fabelbuch zurück. **Pantschatantra**[1] erzählt: Der Weber Manthara, der seinen Webestuhl zerbrochen, will einen Baum am Ufer des Meeres fallen. Ein darin wohnender Geist erbietet ihm für den Baum die Erfüllung jedes andern Wunsches. Der Weber beräth sich mit dem Barbier des Dorfes, der ihn auffordert, sich zum Könige machen zu laſsen. Die Frau dagegen beredet ihn, sein Gewerbe zu behalten, sich jedoch zwei Köpfe und vier Aerme (wie ein Indischer Gott) zu wünschen, um es desto wirksamer zu betreiben. Sein Wunsch wird erfüllt, als er aber so verwandelt zurückkömmt, wird er von den Dorfleuten als ein Ungeheuer erschlagen.

Die **Griechischen**, **Hebräischen** und **Arabischen** Bearbeitungen der **sieben Weisen Meister**[2] gehn schon ins Abendländische über:

Ein Mann hatte einen Wahrsagergeist (*πύθων*), der ihm viel Gewinn brachte, und als er von ihm schied, ihm noch die Erfüllung dreier Wünsche verhieſs. Auf Betrieb seines Weibes wünschte der Mann sich viele Zeugungsglieder, und alsbald hatte er den ganzen Leib voll davon (*αἰδοίων καὶ ὄρχεων*); um der Last wieder ledig zu werden, wünschte er alle hinweg, und damit auch das ihm angeborene, welches der dritte Wunsch ihm zurückgeben muste.

Dem zunächst steht das **Altfranzösische** Gedicht von den vier Wünschen des Heiligen Martin;[1] welcher vornämlich in Frankreich verehrte Heilige[2] hier die Stelle des Geistes vertritt, und einem Bauern der Normandie, der fleiſsig zu ihm betet, vier Wünsche verleiht. Der Mann gibt seiner Frau einen Wunsch ab, und sie wünscht nun daſselbe, wie die vorige Frau. Darauf wünscht aber der Mann ihr eben so viel weibliche Zeugeglieder; und die beiden übrigen Wünsche werden dann ebenfalls zum Wegwünschen und Herstellen verbraucht.

---

[1] Aus Wilson 195, bei Loiseleur 54. Fehlt bei Dubois.

[2] Aus Syntipas 84; Sendabar; und sieben Visire 154, bei Loiseleur 114.

Züchtiger ist die Auffassung in einem Gedicht der Marie de France:[3] Ein Bauer hat einen Geist (*Folet*), der im Hause spukt, endlich gefangen, und dieser löst sich durch Verleihung dreier Wünsche. Der Bauer beräth sich mit seiner Frau, und bevor sie sich entscheiden können, geräth der Frau am Sonntag ein Hammelknochen in den Hals, und sie wünscht nun ihrem Mann einen Waldschnepfenschnabel; worauf er sich durch den gleichen Wunsch an ihr rächt, und der dritte Wunsch dann beide herstellen muſs.

Durch irgend eine Vermittelung ist dieſs auch wol die Quelle von Lafontaine's Fabel *les trois souhaits*, und C. Perraults Erzählung *les souhaits ridicules*.[4]

Dem nähert sich am meisten unser Altdeutsches Gedicht, wo ein Engel anstatt des Geistes und Heiligen, das Ganze noch bedeutsamer erhebt, indem Gott ihn herabsendet, die Klagen des Mannes und seines Weibes über ihre Armut, da sie sich doch keiner Schuld bewuſst seien, zum Schweigen zu bringen.

---

[1] *Barbazan-Méon* IV, 386: *Les quatre souhais S. Martin*, aus Hds. 7218. 200 Reimzeilen.

[2] Seinen Mantel, die *capa S. Martini*, als ein Hauptheiligthum, führten die darnach benannten *capelani* den ältesten Französischen Königen mit in den Krieg. — Vgl. zu L.

[3] Unter den Fabeln, in ihren *poesies ed. Roquefort* II, 140. Legrand IV, 401; in der Ausg. von 1829. IV, 385 ohne die Urschrift.

[4] Keller Einl. CLXXXII verweist hiebei noch auf Mad. de *Beaumont*, im *Magasin des enfants*.

Unter den sieben Handschriften, welche die Verbreitung dieses Gedichtes durch Jahrhunderte bekunden,[1] findet sich auch die Sammlung von Strickers Welt, dem also daſselbe auch angehören würde.

Aus der Heidelberger und Würzburger Handschrift gibt es W. Wackernagels Altdeutsches Lesebuch 455 (2. Ausg. 567.)

Auf den Inhalt dieser Dichtung deutet auch Reimar von Zweter:[2] »Unt het' ich drier wünsche gewalt.« Dieselben Worte wie in unserm Gedichte Z. 81.

Spätere Deutsche Bearbeitungen dieses Stoffes sind:

Kirchhoſs Wendunmuth (Frankfurt 1573) I. 180: »Von einem geitzigen weib ein Fabel.«

Lehmanns erneuerter politischer Blumengarten (Frankfurt 1640): ein Weib, der St. Peter drei Wünsche verliehen, wünscht sich erstlich schönes goldgelbes Haar, dann eine Bürste dazu; worüber der Mann erzürnt, einen bösen Wunsch thut, dessen Erfüllung der dritte wieder aufheben muſs.

Hebels »drei Wünsche« gibt ein »weiſses Weiblein« die Bergfey »Anna Fritze« (vgl. zu LIV) einem Ehepaar, das sich lange bedenkt, bis der Lise beim Rösten der Kartoffeln der Wunsch einer Bratwurst dazu entfährt, und der Hans im Zorne darüber ihr die Bratwurst an die Nase wünscht, welche der dritte Wunsch ihr wieder wegwünschen muſs.[3] —

---

[1] Einen Auszug aus der Wiener Handschrift 428 (Quellenverzeichnis 6) geben Grimm Kinder- und Hausmärchen (1822) III, 131. Anm. zu 87. Die hiernach von Docen, der das Gedicht dem Stricker zuschreibt, beseſsene Handschrift, ist wol nur die Würzburg-Münchener (Quellenverz. 11).

[2] Minnesinger II, 187.

[3] Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes (Tübingen 1811) S. 117.

Das Widerspiel zu all diesen unseligen Wünschen bilden die klüglich gethanen und wolgerathenen Wünsche. Dergleichen sind auch meist drei, oder vier, die Christus, St. Peter und andere heilige Männer für gute Herberge gewähren. Meist ist es ein Schmid, und vornämlich der von Jüterbog, aber auch der von Bielefeld, von Apolda, von Mitterbach in Baiern, und anderswo in Süddeutschland, von Tachau in Deutschböhmen u. a. Die Wünsche, welche hier meist durch Werkzeuge (Hammer, Tasche, Kappe, Stuhl, Baum) vermittelt wirken, zwingen dem Tode Frist ab, bannen und vertreiben den Teufel, bringen in den Himmel. Ein Hannöverscher Schmied wird sogar dadurch vom Bündnisse mit dem Teufel (unser LXXXIV) befreit. — Diesen Mären und Sagen reihen sich an die mancherlei Wünschelkleinode und Zaubergeräthe, welche irdische Gewalt und Genuſs jeder Art gewähren, wie: der allesfaſsende Ranzen des Oesterreichischen »Bruder Lustig«; die Karten und Würfel des Böhmischen »Spielhansels«, der damit die ganze Welt gewinnt; die alles festspielende Geige des Münsterischen »Hans Lustig«; der alles aufnehmende Ranzen und nie leere Geldbeutel eines Hessischen Märchens;[1] also auch die drei Wünschkleinode des Fortunatus, der Rolandsknappen u. s. w. —

Ein andres Hessisches Märchen verbindet solche wolberathene Wünsche mit den unseligen: als der liebe Gott noch auf Erden wandelte, ward er vor der Thüre des Reichen abgewiesen, von dem Armen herzlich aufgenommen, und gewährt diesem drei Wünsche:

---

[1] Auszüge und weitere Nachweisungen über alle diese Dichtungen gibt Keller zu den 7 *sages* Einl. CLXXXII — IV. und zu Bühelers 7. w. M. Einl. 54. Meist nach Grimm III, 135—149, wo der Schmid durch Thor mit dem Hammer, der Teufel durch einen Riesen u. s. w. gedeutet werden. Das Märchen von dem Schmied und seinem teufelbannenden Baum kenne ich aus meiner Heimat, der Ukermark.

die ewige Seligkeit, Gesundheit und Genüge bis zum Tode, und Erneuung des Hauses. Der darob neidische Reiche reitet dem abgewiesenen Herrn nach, und erbittet auch drei Wünsche; darauf sinnend, von seinem stolpernden Pferde gestört, wünscht er, daſs dieses den Hals breche; als das geschieht, trägt er selber das Sattelzeug, und unter der Last ärgerlich wünscht er den Sattel heim und daſs sein Weib darauf fest ſaſse: so findet er es daheim, und muſs durch den dritten Wunsch sie wieder befreien.[1]

XXXVIII. Weiberlist.

Dieses nur in Einer Handschrift gefundene Gedicht[2] weiſs ich auch dem Inhalte nach nicht weiter nachzuweisen. Es gehört im Allgemeinen zur groſsen Sippschaft der Erzählungen, welche die Ueberschrift bezeichnet, und welche zum Theil im Altindischen Fabelbuche (Pantscha-tantra, von Dubois *les cinq ruses* übersetzt), und noch mehr in den eigens darauf angelegten sieben weisen Meistern, manigfaltig verändert und vermehrt (bis zu den 40 Visiren), vorgetragen werden, sowie ihnen ein besonderer Tag des Decamerone gewidmet ist, in welchem sie auch sonst noch genug wuchern. Damit beginnt auch hier noch eine Reihe solcher Erzählungen (bis XLV), dergleichen schon zuvor (II. IX. XIV. XVIII—XX. XXVI. XXX. XXXI) sich einmischten. Die eigenthümliche Weise, wie hier der Mann dumm gemacht *(dupé)* wird, die Verzauberung, ist zwar etwas dick aufgetragen, jedoch nicht unglaublich.

---

[1] Grimm Märchen II, 1. Nr. 87, dazu III, 153, wo an Philemon und Baucis und den antiken, Indischen und Nordischen Götter-Besuch der Menschen erinnert wird. Vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie, Vorr. S. XIX.

[2] In Prosa von Goethe I. 441.

XXXIX. Der Ritter und die Nüſse.

Ist eine der manigfaltigen Erzählungen, wie ein Ehemann mit sehenden Augen blind gemacht wird. Zuerst erscheint sie in dem Altindischen Fabelbuche, zwar nicht im Pantschatantra, sondern im Hitopadesa.[1] Eine junge Frau, von ihrem alten Manne mit ihrem Bulen überrascht, schlingt sich ihm um den Hals, überhäuft ihn mit Liebkosungen, und hält sein Haupt so zwischen ihren Händen, daſs der Liebhaber entwischt. — Dann, in Petri Alfonsi *disciplina clericalis* X, 6—8: Ein Ritter (*miles*) besucht seinen Weinberg, und kömmt früher heim, weil eine Rebe ihm ein Auge verletzt. Die Frau hält ihn von der Bettkammer zurück, wo sie den Liebhaber verborgen hat, und will ihm das gesunde Auge vor ähnlichem Schaden sichern durch ihre Heilkunde und Besprechen (*carminare*; franz. *charmer*), indem sie ihren Mund daran hält und so lange anhaucht (*fovet*), bis der Versteckte ungesehen entschlüpft ist.[2]

Uebertragen, unverändert, in dem Altfranzösischen Gedichte des Vaters Lehren in Beispielen.[3] Ebenso übersetzt von Steinhövel, bei seinem Aesop: »Die *xiij.* Fabel von eim listigen Weib eins Weingartners. Kein böser thier auff erden ist dann ein weib von argem list.« Auch im Folgenden ist manche Freiheit des Ausdrucks, und zum Schluſse heiſst es: »Durch den behenden bösen list der frawen ward der biderman betrogen, als auch vor zeiten in Kriechenlande beschehen ist, gelobt sey Gott, daſs solchs bey vns nit wirt erfunden.«[1]

---

[1] B. I, Fab. 6; bei Schlegel-Lassen S. 27; bei Wilkins S. 52. Vgl. Loiseleur 76.

[2] Bei V. Schmidt *p.* 48. 123—26, wo die meisten folgenden Veränderungen beigebracht sind, meist nach Legrand.

[3] *Le Castoiement d'un pere à son fils. Conte* VII. *De la male feme.* Bei Barbazan-Meon II, 81. Legrand IV, 158, wo nicht genau übersetzt ist, daſs die Frau das kranke Auge küsst und das gesunde zuhält.

Zum Theil wörtlich, etwas verkürzt, übergegangen in die *Gesta Romanorum.*[2]

Ein sonst unbekannter Adolfus hat unter seinen zehn, im J. 1315 einem Ulrich gewidmeten Erzählungen in elegischen Versen, auch diese, stark mit Mythologie aufgestutzt,[3] besonders die verliebte Zusammenkunft. Der Schluſs warnt die Studenten:

Omnes istius fraudes audite, studentes,
    Ne vos seducat femina nugigera.
Thais amore caret, juveni non servat amorem:
    Fisci bonis viget hic, teque carente perit.

Später, und freier ist das Lateinische Gedicht in Senaren von Monnoye,[4] welches den Mann schon vorweg als einäugig aufführt, wie die Novellisten thun.

So die *Cent nouvelles nouvelles:* ein Ritter in Artois, der im Kriege das linke Auge verloren, zieht den Preuſsen gegen die Heiden zu Hülfe, und kömmt, nach tapferen Thaten, unerwartet nachts heim. Die treulose Frau will geträumt haben, er sehe wieder auf beiden Augen; was zu bewähren, sie ihm das rechte Auge zudrückt und das Licht vor das linke hält, so daſs er nichts sieht.[1]

---

[1] Der Ausg. von 1535 Bl. 104.

[2] *Cap.* 122. Kellers Ausg. *p.* 195. Graſse's Uebersetzung I, 259. II, 271. Altdeutsche Uebersetzung (1498) Bl. 107: „von dem ritter, dem ein reb in das aug schlug, und den sein weib also betrog, wann sy jren bulen in das pedt gelegt hete.“ — In der Lat. Ausg. 1489 (o. O. Fol.) Bl. LX, mit der *Moralisatio.*

[3] Aus der Wolfenbütteler Handschrift, gedruckt in *P. Leyseri hist. poetar. et poemat. med. aevi* (*Halae* 1721) *p.* 2011. *Fabula* III. Darin eine Anspielung auf den armen *Heinricum,* d. i. *Heinricus Septimellensis,* gemeinlich *H. pauper* genannt. Vgl. Minnesinger. IV, 378. Vorn, in Akrostichen, nennt sich der Dichter. Die Widmung hinten ist in Leoninischen Versen.

[4] *De la Monnoye oeuvres chois.* (*La Haye* 1770) *t.* 2. *p.* 151. *Uxor Coclitis.* Den Schluſs wiederholt Schmidt 124.

Die von Legrand in dieser Reihe genannte Novelle des Sabadino hat jedoch einen ganz andern Inhalt.[2]

Straparola gibt in der Mundart von Treviso eine breit ausgesponnene Erzählung mit Aenderungen und Uebergang zur folgenden Variation, indem der Mann sich auf den Boden legen muſs, und ihm das Haupt umhüllt wird.[3]

In Bandello's Novelle ist es, unschuldiger, ein Mädchen, die ihre einäugige Wärterin so hinters Licht führt.[4]

Der Heptameron der Königin Margaretha von Navarra macht aus dem Ritter einen alten Kammerdiener des Herzogs Karl von Alençon, der seine Frau in Verdacht hat, und auch ihre List hinterher gewahrt, sich deshalb von ihr trennt, jedoch durch Verwandte versöhnt wird.[5]

[1] Der Ausgabe von Köln 1701 *t. 1, p.* 121—28. *Nouvelle* XVI. *Le borgne aveugle.* Da sind *les bons seigneurs de Pruſse vrays defenseurs de la tres saincte foy chrestienne;* und die Heiden heiſsen *Sarrazins*, wie in den Altfranzösischen Heldengedichten von Karl d. Gr. die Sachsen.

[2] *Sabadino degli Arienti Le Porretane settantuna novelle* 1483 und sechs folgende Ausgaben sind nicht zur Hand: die von Legrand (und nach ihm von *Dunlop hist. of fict.* II. 404) angeführte *Nov.* 4 ist in dem *Novelliero-Italiano* (*Ven.* 1754) II. 141 wiederholt, und daraus Französisch in der *Bibl. des rom.* 1778.

[3] *Notte* 5, *fav.* IV: *Marsilio Verzellese ama la Thia moglie di Ceccato Rabbioso, e in casa la conduce, e mentre, ch'ella fa un sedazzo al marito, egli chetamente si fugge.* — Die Faxen, welche die Frau mit dem Mann anstellt, erinnern an die in unserm LV und XXXI, 420 *ff.*

[4] Th. 1, Nov. 23.

[5] *Journ.* 1, *nouv.* 6: *Subtilité d'une femme qui fait evader son amy, lors que son mary, qui estoit borgne, les pensoit surprendre.*

Malespini's Novelle ist eine Uebertragung aus den *cent nouvelles nouvelles*, mit Aenderung des Geschichtlichen, Auslaſsung von Artois, und wie der Mann einäugig geworden.[1]

In der *Arcadia di Brenta* eines Unbekannten ist ein ausschweifender Schwank daraus geworden: Die Frau hat eine Menge Buler, deren zwei durch einen Ring sich begünstigt erkennen, und das Gelübde einer Wallfahrt nach Loretto ist dabei ins Spiel gebracht.[2]

Auſserdem führt Legrand noch folgende Bearbeitungen an:

*Contes du sieur d'***Ouville***. t. 2, p. 215.*

Nouveau recueil de bons mots. t. 2, 216.

Elite des bons mots. t. 2, p. 290.

Zuletzt wiederholte sich diese List in der Liebesgeschichte des Grafen de Guiche mit Madame, laut der Briefe der Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth von der Pfalz und der *Biographie universelle t. 32, p. 103*, unter *Philippe d'Orleans*. —

Sehr nahe hiemit verwandt ist ein andrer Schwank: ein Mann vertraut während einer Reise seine Frau ihrer Mutter: diese begünstigt die Liebschaft ihrer Tochter, und als der heimkehrende Mann sie überrascht, holt sie eine Webe Leinwand von der Tochter und ihren Händen, um sie ihm zu zeigen, und beide breiten sie ihm so weit vor den Augen aus, daſs der Buler entschlüpft.

---

[1] *Celso Malespini ducento novelle* (Venedig 1609) enthalten so sämmtliche *Cent nouv. nouv.*, wie *Dunlop hist. of fict.* II, 473 einzeln nachgewiesen hat.

[2] Bei Legrand *p.* 131 dieser nicht näher angegebenen Sammlung lustiger Geschichten, die in Eberts bibl. Lex. fehlt, und von welcher V. Schmidt 125 eine spätere Ausgabe benutzte: *l'Arcadia in Brenta, overo la melanconia sbandita, di Ginnesio Gavardo Vacalerio* (Bologna 1673. 12), welcher Name, laut der Zueignung des Verlegers, einen sehr vornehmen Mann maskirt.

So erzählt Petrus Alfonsus (XI, 1—4), unmittelbar auf den vorigen Schwank; und ebenso folgt er dicht auf diesen, mit fast wörtlicher Aufnahme, in den *Gesta Romanorum* (c. 123); in den Altfranzösischen Reimen des *Castoiement*[1] (wo der Ritter zu St. Peter in Rom wallfahrtet und die Leinewand zu Samt wird); in Legrands Auszug;[2] und in Steinhövels Verdeutschung nach Alfonsus:[3] während der Altdeutsche Druck der *Gesta Romanorum* ihn übergangen hat,[4] wol eben der groſsen Aehnlichkeit wegen. Das Unterscheidende, zugleich Mildernde ist, daſs hier ein altes Weib, Schwiegermutter (noch sprichwörtlich »des Teufels Unterfutter«), die Hände im Spiele hat; noch mehr, daſs hier der Mann nicht Ein Auge zudrücken muſs, sondern beide ihm verschleiert werden. Alfonsus allein fügt auf die Bemerkung der Schwieger, daſs ihre und ihrer Tochter Hand das Linnen gewoben, hinzu: *Cui maritus: Et tu, domina, scis tale linteum præparare? — Et illa: O fili, multa hujusmodi præparavi.* — Im Widerspruche des gleichwol am Ende bewährten Sprichworts: »Es ist nichts so fein gesponnen, Kömmt doch endlich an die Sonnen.« —

Lange vor Alfonsus waren aber diese Weiber-Schwänke und Ränke schon im alten Griechenland bekannt, und in des Aristophanes Thesmophoriazusen (v. 498 ff.) kömmt, neben den mancherlei anstöſsigen und ausschweifenden Streichen der Weiber, auch vor, wie eine dem Manne durch Vorzeigen eines Gewandes das Auge verhüllt, und den Buler entschlüpfen läſst.[1]

---

[1] Barbazan-Méon II, 83: *Conte* VIII. *autre de la male dame.* 40 Reimzeilen.

[2] IV, 160. In der Ausg. von 1829. IV, 188 auch ohne Urschrift.

[3] Hinter dem Aesop Bl. 104. „Die xiiij. fabel von dem alten Weib mit dem Linlachen. Die alten weib seind schneller böſslist, des hör ein argument. Do ein kauffmann vſsfur“ u. s. w.

[4] In Gräſse's Anmerkung zu seiner Verdeutschung II, 271 ist die Hinweisung auf den Griechischen Syntipas sammt Loiseleur *p.* 77. 100 zu streichen, die sich auf die folgende verwandte Erzählung beziehen.

So hat denn auch die neuere Zeit diesen Schwank selbst auf die Bühne gebracht. Die Englischen Komödien und Tragödien haben im ersten Theil vom J. 1624 ein »Lustiges Pickelherings-Spiel von der schönen Maria und alten Hanrey,« worin ein Laken, das die Mäuse sollen zerfreſsen haben, diese Rolle spielt. Daſselbe hat L. A. v. Arnim verarbeitet in seiner Schaubühne (Berlin 1813): »Herr Hanrei und Maria vom langen Markte.«[2]

Eine dritte Erzählung dieser Gruppe von Weiberlisten, welche sich dadurch von den beiden vorigen sondert, daſs hier nicht Verblendung, sondern Spiegelfechterei im Spiele ist, verhält sich in ihrer Geschichte auch ganz ähnlich.

Im Altindischen Hitopadesa, wo die obige Fabel als die Grundlage der beiden vorigen Schwänke zu betrachten ist, findet auch dieser dritte sich zuerst:[3] Eine Pächtersfrau verkehrt zugleich mit einem Richter und dessen Sohne. Mit diesem vom Vater überrascht, verbirgt sie den Sohn auf dem Kornboden, und empfängt den Vater. Da sieht sie auch ihren Mann kommen, und heiſst den Richter mit einem Stock wie in groſsem Zorne hinaustreten. Dem darüber verwunderten Manne sagt sie, der Sohn des Richters habe sich vor dessen Zorn in ihr Haus geflüchtet, wo sie ihn verborgen, sodaſs der Vater ihn nicht gefunden habe. Der Jüngling wird hierauf vom Kornboden geholt und freundlich aufgenommen.

---

[1] Die ganze Stelle gibt Schmidt 126. Vgl. zu LVII.

[2] In der neuen Ausgabe seiner Werke Bd. 5. 6.

[3] B. 2, Fab. 9. Bei Schlegel-Lassen S. 66; bei Wilkins S. 136. Vgl. Loiseleur 77.

Zunächst ist diese Weiberlist in die sieben weisen Meister übergegangen, welche dergleichen, einem gefährlichen Weibe gegenüber, erzählen. In der Griechischen Uebertragung aus dem Syrischen, wo der zweite Weise dieſs vorträgt, vertritt den Richter und seinen Sohn ein königlicher Kriegsmann und sein junger Sklave, der als Bote dient, und im Innern des Hauses versteckt wird. Der Kriegsmann muſs sein Schwert ziehen und sich auch zornig als Verfolger stellen. Das Uebrige stimmt.[1]

Ebenso erzählen die Hebräische Uebertragung,[2] und die Arabischen sieben Visire (wo der Diener unter einem Korbe verborgen wird, und die Frau sagt, sie sei gerade beim Waschen gewesen),[3] nicht auch die Abendländischen Darstellungen.

Gleich der vorigen, zweiten Erzählung ist diese ebenso unmittelbar die dritte:

Bei Alfonsus (XII, 1—4). Die Anlage ist ganz wie die vorige, und eine Schwiegermutter dabei thätig, auch nur Ein Liebhaber, dem sie ein Schwert in die Hand gibt, ihn an der Thüre stehn heiſst, und dem eintretenden Manne sagt, jener habe im Hause vor drei Mördern Zuflucht gefunden: worauf der Mann ihn bis zur Nacht dort behält und bewirthet.

Im *Castoiement*, mit derselben Ueberschrift, wie die beiden vorigen Weiberlisten, nur mit zwei Mördern.[1]

---

[1] *Syntipas ed. Boissonade p.* 29. Aus der Wiener Hds. 120 und Pariser Hds. 2912 bei V. Schmidt zu *Alfonsi discipl. cleric.* S. 127. Dacier's Auszug (*Mem. de litt. de l'acad. royale t.* 41, *p.* 551) wiederholt Loiseleur 100.

[2] Mischlé (Parabeln) Sendabar.

[3] Bei Jon. Scott S. 67. In 1001 Nacht, meiner mit Habicht und Schall unternommenen Verdeutschung und Ergänzung aus der Tunesischen Hds. durch Habicht, Nacht 984.

In Steinhowels Verdeutschung des Alfonsus steht diese »Fabel« vor den beiden vorigen.[2]

Die *Gesta Romanorum* haben sie übergangen.[3]

Dagegen laſst Adolfus sie dicht auf die erste folgen, noch mehr mythologisch zugerichtet, und übergeht die zweite.[4]

Boccaccio (VII, 6) steht in näherer Berührung mit den weisen Meistern, und hat keine Schwiegermutter, dagegen zwei Buler der Isabella sind zwei Edelleute, Lionetto und Lambertuccio. Der Mann wohnt in Florenz, wo dieſs wirklich geschehen sein, also sich wiederholt haben soll.[5] — Bei *Sansovino* III, 10.

Poggius, auch aus Florenz, hat Boccaccio's Novelle Lateinisch kurz zusammengezogen.[6]

Legrand (IV, 161) führt noch folgende Bearbeitungen auf:

Ruses d'Amour.

Bandello t. 2, nov. 11 (*Una donna si trova in un tempo aver tre inamorati in casa, e venendo il marito quello mirabilmente beffa;* ist verwandten Inhalts).

---

[1] Barbazan-Meon II, 85: *Conte* IX. *Autre de la male feme.* Legrand IV, 160 (Ausgabe von 1829, IV, 189) nennt irrig auch den Dolopatos.

[2] Hinter Aesop, Bl. 101: „Die X Fabel von einem Kauffman, seinem Weib, Bulen, vnd Schwiger.“

[3] Sie soll in der Züricher Hds. der Deutschen *Gesta Romanorum* stehe, laut Kellers Einl. zum Büheler S. 46, wo aber die Angabe, sie sei auch in die Lateinischen *Gesta Romanorum* übergegangen, unbelegt ist.

[4] Bei Leyser *poet. med. aevi p.* 2013: *Fabula* IV. *Vir lucri cupidus longinquos currit ad Indos.*

[5] Einen Auszug gibt Legrand IV, 161. Ausg. v. 1829. IV, 190. Vgl. zu dieser Novelle V. Schmidts Beitr. 69. Manni hält sie für geschichtlich.

[6] *Poggii opera* (Basel 1538) *p.* 489: *Callida consilia Florentinae facinore deprehensae.*

(Gast) *Convivales sermones* (Basel 1545) *t. 1, p. 27.*

(Etienne) *Apologie pour Herodote.*

Ottomari Luscinii joci ac sales.

Contes du sieur d'Ouville II. 204.

Les facétieuses journées p. 251. — *Les amans heureux p.* 135. — *Le printemps de l'amour.*

Dunlop *(hist. of fict.)* nennt (mit Lagrand) als Nachahmung noch Parabosco's Nov. 16 *(I diporti di Parabosco. Lond. 1795. p. 226)*, die nur entfernt hieher gehört.

Unser Hagedorn hat frei nach Boccaccio gedichtet (II. 154), und führt dazu außer Gast, noch als Nachbildung an *le Misanthrope I, 14.*

Auch für die Bühne ist diese weitverbreitete Erzählung verarbeitet. Hans Sachs hat im Jahr 1552 ein Fastnachtspiel »die listig Bulerin« daraus gemacht.

Von Beaumont und Fletcher ist die Novelle Boccaccio's mit einer darauf folgenden (VII, 8. unser XLIII) in ihr Lustspiel *Women pleased*, auf welches schon Shakspeare's *Taming of the shrew* (vgl. zu II) anspielt,[2] verwoben; im zweiten Aufzuge spielt der verkleidete Bruder der Frau Lionetto's Rolle, nur um seine Schwester zu versuchen, und diese wird nicht wirklich verführt, sondern mit ihrem geizigen Manne gebeſsert.[3] Dancourt *comédie La Parisienne* mit drei Liebhabern, wie bei Bandello.

XL. Die Meierin mit der Geiſs.

Abermals eine Weiberlist, einer Jungen mit einer Alten, den eifersüchtigen Mann durch Geiſsgeschrei selber zum gehörnten Thiere zu äffen und die Meierin

---

[1] B. IV, Th. 3, Bl. 9. Den Schluſs wiederholt Schmidt 70.

[2] In dem Vorspiele. Näheres darüber gibt Tieck zu seiner Uebersetzung Shakspeare's Th. 7 (1832), S. 363. Schmidt 71 läſst sich noch über die beiden vereinigten Dichter aus.

[3] *The works of Fr. Beaumont and Fletcher* (Lond. 1780.) *v.* 8. *p.* 26.

beritten zu machen. Das von dem Ritter vorgeschlagene verblümte Zeichen zur Vereinigung im Walde (Z. 73 ff.) ist bedeutsam aus Tristan und Isolde, in Obergs Gedicht und der daraus gebildeten Prosa.[1]

Den Inhalt unsers in drei (eigentlich nur zwei) Handschriften übrigen Gedichtes weiſs ich sonst nicht nachzuweisen.

XLI. Der Ritter unterm Zuber. Von Jakob Appet.

Diese Weiberlist, mit Hülfe einer **treuen Magd**, wie die folgende Niederdeutsche Bearbeitung desselben Stoffes sich selber nennt, ist dagegen desto weiter verbreitet, obgleich Hochdeutsch nur in zwei Handschriften (Quellenverzeichnis 4. 11) übrig, neben welchen noch eine mit **Gemälden** erwähnt wird,[2] und von einem sonst nicht bekannten Dichter, der diesseits des Rheines zu Hause war (Z. 143). Dieser hat, wie er eingangs sagt, das Abenteuer mündlich von dem Ritter vernommen, dem es selber begegnet war. Es ist aber früher, wie später, auch schriftlich im Auslande manigfaltig vorhanden, und mag sich wirklich wiederholt haben.

Zunächst verwandt ist das **Altfranzösische** Gedicht von der **Kufe**: eine Kaufmannsfrau badet sich mit ihrem Liebhaber, einem Schreiber *(clerc)*, als ihr Mann plötzlich mit drei andern Kaufleuten von Provins heimkömmt. Beide kleiden sich schnell an. Sie gieſst das Bad aus, und der Buler versteckt sich unter der umgestürzten Kufe. Der Mann deckt selber ein Tischtuch darüber, und läſst schleunig Eſsen auftragen, weil er mit den drei Gästen gleich weiter will. Da läſst die Nachbarin durch ihre Magd die geborgte Kufe zurückfordern, und der Mann will sie schon hingeben, die Frau hält sie aber fest, und läſst der Nachbarin antworten, sie müſse ja wiſsen, was Noth *(besoing)* sei. Die Nachbarin kannte auch wol solche Noth, rief einen Bummler *(ribaut)* von der Straſse, und gab ihm Geld, daſs er laut »Feuer!« schrie. Alsbald stürzten die Kaufleute aus dem Hause, und der Versteckte entrann. [1]

---

[1] Im alten und neuen Buch der Liebe Kap. 40.

[2] In dem Verzeichnis eines Handschriftenmalers vor der Berliner Hds. der H. 3 Könige, wo, unter den 35 Büchern, 25: *Item d. Ritter unter dem Zuber*; und 19: *Item von einem getreuen ritter der sin eigen hertz gab umb einer schönen frowen willen.* Zu XI gehörig.

Man sieht, die Verschiedenheit betrifft meist nur Nebenumstände: die bedeutendste Abweichung ist, daſs der Mann nicht eifersüchtig mit seinen Brüdern heimkommt, und die Frau sie nicht so keck herausfordert.

Verschiedener ist die Erzählung der *Délices de Verboquet le généreux* (Paris 1623. p. 83), welche dem Legrand aus dem Fabliau herzurühren scheint: Die vom Mann überraschte Frau fürchtet, ihren versteckten Liebhaber durch ein anbellendes Hündlein verrathen zu sehen, tritt vor die Thüre, und kömmt mit zerraufter Haube zurück, und ruft um Hülfe gegen zwei Buben; der Mann eilt hinaus, und der Buler entwischt.

Die hier fehlende Kufe spielt dagegen auch in Boccaccio's Novelle (VII, 2) die Hauptrolle, nur mit andrer Entwickelung, und als Faſs, während sie im Altfranzösischen Gedicht als Badewanne, für Zwei, am paſsendsten erscheint (vgl. LXI). Doch kömmt hier auch das Faſs *ex post* noch zu Ehren. Nämlich, Peronella, eines Maurers Frau zu Neapel, läſst ihren Liebhaber Gianello in das Faſs steigen, als ihr Mann heimkömmt mit einem Andern, dem er das Faſs verkauft hat.

---

[1] Barbazan - Méon III, 91: *Le cuvier.* Aus der Hds. 7218. 150 Reimzeilen. Legrands Auszug (III, 455) läſst die Frau selber die letzte List anwenden. Ausg. v. 1829, IV, 47. Deut. IV, 120

Die Frau schilt, daſs er zu wolfeil verkauft, während sie es theurer verhandelt habe an einen, der es eben inwendig besehe. Zugleich springt Gianello heraus, und bestätigt den Handel, wenn es gehörig gereinigt werde. Nun steigt der Mann hinein, und während er damit beschäftigt ist, schaut die Frau mit Gianello über den Rand hinein, und beide machen es, wie *gli sfrenati cavalli.*

So erzählt schon Apulejus im neunten Buche seiner Metamorphosen,[1] woraus Boccaccio frei übertragen hat.

Aber nicht nur in das antike Frauenzimmer (Gynäceum), sondern sogar in den Morgenländischen Harem ist diese Weiberlist eingedrungen, nur mit örtlichen Aenderungen.

In 1001 Nacht ist es selbst die Favoritin des Schachs von Persien zu Ispahan, die, in einen jungen Seidenhändler verliebt, durch Vermittelung ihrer Amme, ihn in einer von mehren groſsen Kisten voll Seidenwaaren in ihr Zimmer bringen läſst, jedoch vom Sultan überrascht, den kaum daraus befreiten Liebhaber wieder darin verbergen muſs. Der Sultan ist neugierig die Seidenzeuche zu sehen, die Favoritin aber weigert sich, weil ihr Liebhaber sich in einer Kiste befinde; und als der Sultan darob in Wuth geräth, lacht sie ihn aus, daſs er den Scherz für Ernst halte, und reicht ihm die Schlüſsel, will aber nicht länger bei ihm bleiben, weil sie sein Vertrauen verloren habe. Dadurch kleinlaut gemacht, hat er genug zu thun, ihren Zorn zu besänftigen.[2]

Diese mit unserm alten Gedichte stimmende

---

[1] Der Pariser Ausgabe von 1688 S. 269. Bemerkte schon Ph. Beroaldus im Commentar dazu: *transposuit commodissime, non ut interpres, sed ut conditor.*

[2] In meiner Verdeutschung Nacht 539. Bd. XII, S. 204. Dazu XIII. 373. Vgl. die Kiste LXVIII

Geistesgegenwart und Kühnheit der Frau ist auch auf die Bühne gebracht, in einem Französischen Lustspiele *la Gageure imprevue*.

Entfernter steht, als Gegenstück, in den sieben Visiren der 1001 Nacht die sechste Erzählung der Frau: des Sultans Sohn wird in einem Kasten, welchen der Visir, als wäre er voll Kostbarkeiten, einem Kaufmann zu Verwahrung gibt, zu dessen schöner Frau gebracht, mit der er sich sechs Tage lang vergnügt, bis der Vater nach ihm verlangt, und er so schleunig abgeholt wird, daſs der Kasten, nicht fest verschloſsen, sich öffnet, und den Prinzen entdeckt, worauf der Mann die Frau verstöſst.[1]

Diese Erzählung findet sich auch schon in einer alten Französischen Sammlung *les Comptes du monde avantureux, contenant liiij discours* (Paris 1582), die zweite: *La façon qu'une Juifve fut convertie à la foi de Jésus Christ par la poursuite d'un jeune Romain.* — Dann auch in *les delices de Verboquet le généreux* (Paris 1623) p. 325.[2]

Früher hat sie auch Straparola (IV, 2) verarbeitet: in Athen versperrt der eifersüchtige alte Erminione sein schönes Weib Filenia auf einem Thurm, und ein Schüler (Student) Hippolito aus Kreta, der sie früher schon liebte, gibt selber ihm einen von zwei gleichen Kasten, mit Kostbarkeiten, in Verwahrung, wird in

[1] Ebenda Nacht 993. Bd. XV, S. 163. Habichts Ergänzung aus der Tunesischen Handschrift. Bei Jon. Scott 131. — Der eifersüchtige Mann hält die schöne Frau in einem festen Schloſse verwahrt, der Prinz schieſst Briefe und den Kastenschlüſsel am Pfeile zu ihr hinauf: wie auf dem Bilde zu unserem Minnesinger Rubin (bei den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſsenschaften) 1848 Taf. VII, und schon in dem Griech. Ged. *de amoribus Lybistri et Rhodamnes* bei *Fabricii bibl. Gr. ed. Harles* VIII, 155.

[2] Beides nach Loiseleur 139.

dem andern, durch Vermittelung seines Dieners, hinauf getragen, vergnügt sich mit der Frau, und läfst sich vor Heimkehr des Mannes wieder wegtragen. Dieser argwöhnt aber aus gewissen Spuckflecken an der Decke des Schlafgemachs, die er nicht erreichen kann, den Betrug, und verklagt die Frau des Ehebruchs. Sie soll öffentlich ihre Unschuld beschwören, und da stellt Hippolito sich als ein Wahnwitziger und umarmt sie auf der Strafse, so dafs sie getrost den Eid leistet: ganz wie Tristan und Isolde. Auch mufs sie (anstatt des glühenden Eisens, im Tristan) der (ehernen) Schlange auf der rothen Säule die Hand in den Rachen stecken, der ihr nicht schadet, zum Zeugnisse der Wahrheit: ähnlich der steinernen *bocca di verità Virgils*, die noch in Rom gezeigt wird.[1] Der Ankläger sollte nun selber verbrannt werden, ward jedoch zum Gefängnis begnadigt, worin er bald starb, sodafs die beiden Jungen sich ehlichen konnten.

Aehnliche Züge hat eine andre Novelle Boccaccio's (V, 10): In Perugia wird Pietro's Frau mit ihrem Liebhaber überrascht, und versteckt ihn unter einen Hühnerkorb; ein Esel tritt ihn aber auf den Finger, sodafs er entdeckt wird. Die Frau beschwichtigt jedoch den Mann, und alle Drei verzehren das für Zwei bereitete Abendefsen. —

Auch diese Novelle ist aus Apulejus Metamorphosen (l. IX. p. 291) übertragen. Manni und Dunlop vergleichen damit noch Girol. Morlini's Nov. 31 und 33: von welchen jedoch die letzte nicht hieher gehört. Schmidt (Beitr. 61) fügt »wegen des allgemeinen« hinzu: Dante Inf. canto 15 und 16, und Bandello I, 6.

[1] Vgl. meine Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien (1816—17) IV, 106. 120. Eine Schlange auf einer Säule steht noch vor S. Ambrogio in Mailand. Ebd. I, 286. Vgl. XCII.

XLII. Die treue Magd

ist eine Niederdeutsche, nur in Einer Handschrift (Quellenverz. 31) übrige Darstellung des vorigen Abenteuers, unabhängig von dem Hochdeutschen, aus gemeinsamer Ueberlieferung, dabei sichtlich mit eigenthümlicher Ausführung. Es ist ein liebliches Bild eines damaligen Schülers (Studenten), der nach Paris reitet, wie andere nach Padua,[1] zugleich der freien Künste und des ritterlichen Frauendienstes befliſsen, ein fahrender Schüler im edlen Sinne. Sein allabendliches Gebet zu St. Gertrud (170. 502) hat hier so kräftige Wirkung, daſs er im einsamen Landhause des Waldes die reizendste Herberge in den Armen der schönen Wirthin findet. Wie beide so innig verschlungen, nur Eins scheinend, im Schlafe liegen zu Angesicht des Mannes und ihrer beiden Brüder, überbietet glänzend den Versteck unter Zuber oder Badekufe, wie die Uebertragung der Rettung von der Nachbarin auf die zuvor schon die Entdeckung sorglich verhütende Magd, deren Treue selig gepriesen, und nach ihr die ganze Erzählung benannt wird.

Die H. Gertrud aber, welche auch XXXI, 380. LI, 620 so vorkömmt, wie bei Boccaccio und Lafontaine (II, 22) der H. Julian als Schutzheiliger der Reisenden,[2] hatte sich in ein Kloster begeben, obschon ein Ritter sie liebte und dennoch in ihrer Nähe blieb (wie der Ritter von Toggenburg). Dieser verschrieb sogar seine Seele nach sieben Jahren dem Teufel, der ihm jedoch nicht zu helfen vermochte. Da erschien St. Johannes Gertruden im Traum und mahnte sie, den Ritter zu retten. Sie trat, als Aebtin, mit ihren

---

[1] Z. 100. Vgl. XIV. XVI, 70.

[2] Auch in einem Fabliau bei Legrand III, 416: *l'hôtel de S. Julien.* Ebd. 424. Auch *l'hôtel S. Martin* kömmt ebd. 418 so vor. Vgl. zu L.

Nonnen vor das Klosterthor, als eben der Teufel mit dem Ritter vorüber fuhr, und bot dem Ritter einen Becher Weins, ihn auf St. Johannes Schutz zu leeren. Er that's, und beim letzten Tropfen flog unter Geheul des Teufels die Verschreibung zerriſsen zu seinen Füſsen. Daher malt man St. Gertruden mit dem Hirtenstab in der einen Hand, und dem Kelch in der andern, und trinkt man auf »Sinte Geerteminne.«[1] —

Neben diesem halbheidnischen Minne (Gedächtnis)-Trinken, welches noch allgemeiner mit S. Johannes verbunden ist, erscheinen hier auch der ganz heidnische Niederdeutsche Ausruf »Jodute« (519), und der geheimnisvolle märchenhafte Ausdruck: »die Sonne geht zu Golde.«[2]

XLIII. Der verkehrte Wirth. Von Herrand von Wildonie.

Die Grundlage dieser Erzählung ist das zweite Beispiel des Altindischen Fabelbuchs **Pantschatantra**, und fast aller Uebertragungen und Bearbeitungen desselben: eine Schusterfrau mit ihrem Buler von ihrem Mann überrascht, wird von diesem an eine Säule gebunden und gezüchtigt, bis er müde zu Bette geht. Eine Badersfrau, die als Kupplerin diente, und sie jetzt zu ihrem Buler abruft, läſst sich an ihrer Statt binden. Der aufwachende Mann, dem sie nicht antwortet, springt wüthend auf, schneidet ihr die Nase ab, und gibt sie ihr in die Hand, sie ihrem Liebhaber zu schenken, und geht wieder schlafen. Die Frau kömmt zurück, tröstet die Unglückliche und löst sie ab. Am Morgen ruft sie aus, zum Zeichen ihrer Unschuld möge ihr die Nase wieder wachsen; so geschieht's, und der Mann nimmt es reuig als ein Wunder an. Die Badersfrau verbirgt ihren Schaden, und als ihr Mann befiehlt, ihm sein Besteck zu geben, bringt sie ihm dreimal das Scheermeſser, worauf er zornig es nach ihr wirft, und sie aufschreit, daſs er ihr die Nase getroffen habe. Nun entsteht ein Zusammenlauf, der Bader wird vor Gericht geschleppt, und soll durch die Straſsen gestäupt werden, als der Einsiedler Dewasarma, den der Schuster beherbergt, und der Alles beobachtet hat, die Wahrheit offenbart.[1]

---

[1] J. W. Wolf Niederländische Sagen (Leipz. 1843) Nr. 350, aus *Willem van Hildegaerdsborgh* (1356), in *Clignetts Bydragen*, und *De Reiffenberg Nouvelles archives historiques* 1827. Nach (v. Radowitz) Ikonographie der Heiligen (Berlin 1834) S. 28 wird St. Gertrud von **Eisleben** mit den Zeichen (Krummstab) der Aebtissin abgebildet, St. Gertrud von Nivelle mit ganz anderen Abzeichen.

[2] Vgl. zu 168 die Lesarten.

Das Altfranzösische Gedicht von Guerin nähert sich schon mehr den Deutschen und übrigen Abendländischen Darstellungen: ein Ritter, der mit der Frau eines andern Ritters bei seiner Schwester heimliche Zusammenkünfte hat, schleicht nachts in ihr Zimmer, geräth aber an den Mann, der ihn, als einen Räuber, ergreift, in einen Zuber stürzt, und nach Licht ruft. Die Frau erbietet sich, den Räuber so lange zu halten, und der Mann gibt ihr dessen Haare in die Hand, bis er Licht und Degen geholt. Sie aber läſst ihren Buler entwischen, holt das Maulthier herein an den Zuber, und hält es bei den Ohren. Der Mann erkennt den Betrug, und weist sie aus dem Hause, dem Entlaſsenen nach, und will nichts mehr mit ihr zu schaffen haben. Sie geht auch zu diesem bei dessen Schwester, und beredet eine Freundin, bei ihrem Mann ihre Stelle einzunehmen. Der Mann, von den Wehklagen der vermeintlichen Frau aufgeweckt, züchtigt sie mit Stöſsen und Schlägen, und schneidet ihr mit dem Meſser die Zöpfe ab. So kömmt sie zu der wirklichen Frau, welche ihr reichen Lohn und auch die Haare wieder verspricht, sich zu ihrem schlafenden Mann begibt, die Zöpfe unter seinem Kopfkissen findet und einen abgeschnittenen Pferdeschwanz dafür hinlegt. Am andern Morgen bewährt sie durch ihren fleckenlosen Leib und lange Locken ihre Unschuld, und räth dem Manne, der sich für berauscht oder verblendet hält, zur Augenstärkung nach *Vendosme* und *à la seinte Lerme* zu gehen. Er widerspricht fortan der Frau nicht, und hält alles was ihm anders vorkömmt für Täuschung oder Traum.[1]

---

[1] Wilsons Uebersicht des Pantschatantra (XLIII) nach drei Handschriften erwähnt dies Beispiel nicht. Loiseleur, der in Paris nur eine abgekürzte Talingas-Handschrift hatte, gibt nicht an, woher er seinen Auszug (S. 34) genommen. Bei Dubois fehlt dieſs Beispiel auch. Es findet sich dagegen: im Hitopadesa (bei Wilkins 131); in Simeon Sethi's Griech. Uebers. (*specim. sap. Ind.* Berlin 1697); in Joels Hebr. Uebers. (aus dem Arabischen Kalila und Dimna), die nur noch aus Doni's Ital. Bearbeitung (*la filosofia morale.* Vened. 1606) bekannt ist, und daraus in der Lat. Uebers. Johanns von Capua, wodurch es in alle Abendl. Sprachen übergegangen ist; ebenso auch in Galland's und Cardonne's Franz. Uebers. aus dem Türkischen (1724). V. Schmidt zu Boccaccio's Novelle, Beitr. 75 übersetzt das Lateinische. Legrand II. 284 gibt einen Auszug nach Galland-Cardonne

Die Hauptänderungen sind hier die Locken anstatt der Nase. Nase- und Ohren-Abschneiden sind zwar alte schimpfliche Leibesstrafen: aber das Haar-Abscheeren war schon bei den Germanen des Tacitus (Germ. c. 19) vornämlich Strafe des seltenen Ehebruchs, und kömmt so im Mittelalter öfter vor;[1] während das lange, zumal blondlockige Haar und das Nichtbescheeren desselben (schon im alten und neuen Testament) eine Auszeichnung, nicht nur der Frauen (mit langem Haar und kurzem Sinn) war, sondern auch der edlen Männer,[2] und der alten Königsgeschlechter, vornämlich der Franken-Burgunden, wo das Abscheeren des Haares zur Thronfolge unfähig machte. Es geschah mit goldener Scheere (wie noch in Vitets Barricaden gedroht wird); zum leidigen Vorrechte, wie das Enthaupten des Kaisers mit goldenem Beile laut des alten Weichbilds (Kap. 8). Leibeigene und Knechte waren geschoren; wie die Geistlichen aus Demuth, als Gottesknechte, zugleich im Bilde der Dornenkrone. —

---

[1] Barbazan-Méon IV, 393: *Des tresces. Par Guerin* (dessen Name im Gedichte selber nicht vorkömmt). Aus Hands. 1830 von St. Germain. 434 Reimzeilen. Legrand II, 280: *De la Dame qui fit accroire à son mari qu'il avait rêvé. Alias Les cheveux coupes.* Hier wird Guerin (von dem Legrand noch drei andere Erzählungen hat, Vgl. I, CXIV), im Eingange genannt. Der Auszug weicht auch sonst in Einzelheiten ab: es ist ein Kalb anstatt des Maulthiers und Pferdes, und die Leidende ist die Magd der Frau (wie bei Boccaccio). Legrand erwähnt auch eine andre „Version," worin der Mann ein Bauer ist, das Uebrige jedoch wenig abweicht. Die Ausg. von 1829 II, 340 mit der Urschrift. Deut. Uebers. II, 230.

Unser altes, nur in einer jüngern Abschrift vorhandenes Gedicht stimmt in diesem Haarabschneiden, wie alle folgende Darstellungen überein mit dem Französischen und auch sonst in den Hauptzügen. Es fügt aber zuerst die Schnur an der Fuſszehe hinzu, und erweckt dadurch sogleich die Eifersucht des »alten« Ritters, der aus gleichem Grunde, aber minder glaublich, die Frau den Ertappten halten läſst. Der Esel stimmt zum obigen Maulthier, führt aber weiter in die Irre. Die dort schon von der Leidenden getrennte Gelegenheitsmacherin fehlt hier ganz, obwol die Gevatterin auch dafür gelten kann, welche das Abenteuer aber nicht verschweigt. — Von dem Dichter **Herrand von Wildonie** und seinem Gewährsmann Ulrich von Liechtenstein ist schon bei seiner Erzählung von der schönen Frau, die dagegen ihren unschönen Mann lieber hat, als ihren Augapfel (XII), das Nöthige gesagt. Die Oertlichkeit des Abenteuers im Wälschen **Friaul** weiset auf gemeinsame Quelle mit den folgenden Italienischen Novellen.

---

[1] Bei Legrand II, 259. Im Heptameron IV, 2 (Stollbergs Büſsende vgl. XI). Legrand bemerkt aus alten Handschriften, daſs Kupplerinnen der Ehefrauen an den Schandpfahl (*pilori*) gebunden, ihnen die Haare abgeschnitten und vor ihnen verbrannt, sie selber verbannt wurden. Dieselbe Strafe litten Mütter, die ihre Töchter verkuppelten, und vor etlichen Jahren noch (vor 1781) wurden öffentliche Weiber mit Haarabschneiden bestraft.

[2] Der zu den kahlköpfigen Völkern gehörige Pascha von Janina erkannte den Lord Byron für einen vornehmen Mann, weil der lockiges Haar, kleine Ohren und kleine Hände hatte.

Bei **Boccaccio** (VII, 8) ist es ein reicher Kaufmann Arriguccio Berlinghieri, der eine adlige junge Frau Monna Sismunda geheiratet, und von dem jungen Ruberto gekrönt und gehörnt wird. Kein andres Thier ist im Spiele. Während beide Männer auf der Straſse fechten, beredet die Frau ihre Magd, ihre Stelle einzunehmen. Der Mann, durch die vom Lärm erwachenden Bürger vom unbekannten Nebenbuler geschieden, holt am Morgen ihre drei Brüder und Mutter herbei, die ihn aber heftig schelten und bedrohen, als die unschuldig erscheinende Frau ihn anklagt, daſs er berauscht wol eine der Bulerinnen, mit denen er verkehre, so behandelt habe: sodaſs er verstummt und sich ihr völlig unterwirft.[1]

Die der Ehebrecherin gebürende Strafe des Haarabschneidens haben wir schon in dem Hahn-Reiher-Abenteuer (XXXI) gesehen, aber als unschicklich angewendet für einen dem Mann abgeläugneten und von der Frau selber verzehrten Braten. Die Gevatterin, die mitgegeſsen hat, muſs dort auch aushelfen, und zwar aus dem eigenthümlichen Vorwande, weil der Mann so ungenügsam im Bettspiele sei, daſs die

---

[1] Auszug bei Legrand II, 286.

Frau, überdieſs unwol, es nicht ertragen könne; und als die abermals leckere Gevatterin, mit ihren abgeschnittenen Zöpfen in der Hand, wehklagend heimgeht, wird sie von der Frau noch verhöhnt. —

Die Vermischung jenes in dem entlaufenen Hasenbraten (XXX) und anderen entsprechenden Erzählungen sich angemeſsen harmlos abschlieſsenden Abenteuers mit den blutigen Züchtigungen findet sich auch in den *Cent nouvelles nouvelles:* [1] Ein Kaufmann in Tours bringt seiner Frau eine Lamprete, den Pfarrer und einige andere Gäste damit zu bewirthen. Sie behauptet, nur andere Fische empfangen zu haben, und bittet unter dem erwähnten Vorwand eine Freundin-Witwe, ihre Stelle einzunehmen, auf welche der Mann ein Bündel Ruthen zerschlägt. Jedoch schneidet er ihr nicht die Haare ab, weil er keinen Ehebruch zu strafen im Sinne hat, obgleich die Frau wirklich diese Strafe verdiente; denn während ihre Stellvertreterin gezüchtigt wird, läſst sie die lecker zugerichtete Lamprete zu ihrem Franziskanerbruder Bernard tragen, bringt die Nacht bei ihm zu, und kömmt erst am Morgen heim, den Mann dumm zu machen, und ihm zu beweisen, daſs er ihr ebenso die Lamprete übergeben, als sie geschlagen habe.

Mit der ganzen Sammlung ist auch diese Novelle von Malefpini übersetzt. [2]

Hans Sachs hat sie zu einem Schwanke, »der Bauer mit dem Zopf,« verarbeitet. [3]

Nach Boccaccio ist die dritte Erzählung in Lafontaine's *Gageure des trois commeres.* (I, 31). —

Der Erzählung des Indischen Fabelbuchs stehn nahe: die Persischen Papageimärchen Tutinameh,[1] und das Persische Märchenbuch Bahar-Danusch, Garten der Erkenntnis,[2] worin die Weiberlist sogar den Braminen, der den fünften Veda unter den besten Lehrerinnen studirt hat, besiegt.

---

[1] *Nouv.* XXXVIII. *Une verge pour l'autre.* Auszug bei Legrand II. 286.

[2] *Ducento novelle n.* 140.

[3] B. II. Th. 4. Bl. 133.

Mit dem Indischen Buche stimmt auch: unter den *Novelle amorose de gli Incogniti* die 23ste, und die erste der beiden Novellen des Annibal Campeggi, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts.[3] Sie spielt in Neapel und ist mythologisch ausstaffirt: der Eifersüchtige träumt, er sei in einen Satyr verwandelt, worauf er dem Weibe die Nase abschneidet.

Die Englischen Bühnendichter haben auch dieser Erzählung sich bemächtigt. Massinger, Shakspeare's älterer Zeitgenoſse, läſst in seinem Lustspiele *The Guardian*, ebenfalls der an die Säule gebundenen vermeintlichen Frau die Nase abschneiden.[4]

Dagegen ist ein Theil des schon zu XXXIX gedachten Lustspiels *Women pleased* von Beaumont und Fletcher aus Boccaccio genommen, und namentlich der Faden, welchen der Mann, aber am Finger der in ihren Kleidern entschlafenen Frau entdeckt.[5]

Die in den meisten neueren Bearbeitungen ausgelaſsene Einmischung eines Thieres tritt dagegen anderweitig in ähnlicher Verbindung auf.

---

[1] Vgl. zu IX. LXVIII. Loiseleur 35 führt die Englische Uebers. *p.* 98, und die Französische von Marie d'Heures (Paris 1826, aus dem Engl.) *p.* 95 an: in der Deutschen finde ich jedoch diese Erzählung nicht.

[2] Ins Englische übersetzt von Jon. Scott (Shrewsbury 1799) Bd. 2, S 82.

[3] *Novelle due esposte nello stile di M. Giov. Boccaccio dall' Academico Oscuro* (Venedig 1630 4). Beide wiederholt im *Novelliero Ital.* IV, 273.

[4] *The plays of Ph. Massinger* (Lond. 1813) v. 4. *p.* 185. Diese Stelle daraus hat Schmidt (Beitr. 79) übersetzt: Vgl. *Dunlop. hist. of fiction* II, 315.

[5] Auch diese Stelle gibt Schmidt (Beitr. 80) Deutsch.

In den *Cent nouvelles nouvelles* (61) wird ein Ritter beim Nachtbesuch einer Kaufmannsfrau in ein dunkles Zimmer versperrt: aber während der Mann die Verwandten der Frau herbeiholt, befreit sie den Geliebten, und sperrt dafür einen Esel ein, der beim Oeffnen der Thür Allen entgegenbrüllt.

Uebersetzt in Maleſpini's Sammlung Nov. 61.

Ebenso erzählen:

(Gast) *Convivales sermones t. 2, p. 99.*

Die *Novelle di Domenichi p. 71;* und

Melandri *Joco-seria t. 2, p. 41*, mit einigen Veränderungen.

Legrand II, 288 fügt diesen Anführungen hinzu:

In *Aristaeneti epist.* wird eine Frau mit ihrem Buler von ihrem Manne nachts überrascht und eingesperrt: sie bindet nun ihrem Geliebten die Hände und überliefert ihn als einen Räuber ihrem Mann. Dieser will ihn tödten, sie aber räth, ihn am Tage der Gerechtigkeit zu übergeben, und erbietet sich, ihn zu bewachen. Sobald der Mann entschlafen ist, läſst sie den Minnedieb entwischen.

XLIV. Die Beichte.

Für diese Erzählung, die nur in Einer Abschrift vorhanden, und nicht mit einer manigfaltig verbreiteten ähnlichen zu verwechseln ist, wo ein Mann in Verkleidung des Beichtvaters die Beichte der Frau hört, habe ich keine anderweitige Nachweisung. Sie bietet ein ländlich-sittliches Gemälde in Wintereinsamkeit.

XLV. Der begrabene Ehemann.

Das entsprechende Altfranzösische Gedicht von Jean de Boves beginnt, ohne die vorbereitende Abrichtung des Mannes, damit, daſs die Frau, in ihrer Vertraulichkeit mit dem Pfarrer, ihrem Mann, einem Bauer zu Bailleul in der Picardie, entgegeneilt und ihm Krankheit und endlich den Tod einbildet, ihn auf dem Stroh im Stalle mit einem Leichentuche bedeckt, und wehklagt. Der Pfarrer kömmt auch zur Todtenfeier, singt seine *Oremus*, und geht dann mit der Witwe in die Stube. Der Scheintodte hebt auf ein Geräusch in der Stube das Tuch auf, und ruft dem Pfaffen zu, wenn er nicht todt wäre, würde er ihn todtprügeln.[1]

Das läſst noch einen minder grausamen Ausgang zu, als das Deutsche Gedicht. Andere Erzählungen machen wirklich nur einen Scherz daraus, und laſsen auch den anstöſsigen Ehebruch mit dem Pfaffen weg.[2]

In Des Periers Erzählungen (*nouv. LXX*) dient ein *maitre Berthaud* in Rouen zur allgemeinen Belustigung, und wie er in allerlei Verkleidung auftrat, Narrenteiding trieb, und sich viel darauf einbildete, daſs man ihn Meister nannte, ward er völlig zum Narren. Lustige Vögel redeten ihm ein, er sei krank, und endlich gar todt, und führten ihn so mit *Libera me, Domine!* durch die Straſsen, wobei er sogar manchen Nadelstich in die Lenden aushielt, bis er Einem, der es zu scharf gemacht, zornig zurief: »wäre ich nicht todt, ich würde dich sogleich todtschlagen.« Bei dem fortgesetzten Leichenbegängnis und Klage: »Berthaud ist todt!« ohne ihn Meister zu nennen, erhob er sich und rief: »Ihr lügt, noch lebt euer Meister!«

Ebenso erzählen: Poggii *facetiae*,[3] wo der Zuruf »Narr!« dieselbe Wirkung thut; und

Les illustres proverbes p. 10.

Boccaccio's Novelle (III, 3) bringt dagegen die

---

[1] Legrand IV, 192: *Le villain de Bailleul.* Alias *La femme qui fit croire à son mari qu'il etait mort.* Die Ausg. von 1829 hat zu dem Auszug IV, 218 nicht das alte Gedicht, welches in der Berner Perg. Handschrift 354. 4 steht. *J. R. Sinner catal. codd. bibl. Bernens.* III (1772), 377.

[2] Auszug gibt Legrand III 193.

[3] *Poggii Florentini opera* (Basel 1538) *p.* 480. V. Schmidt

Geistlichkeit viel ärger ins Spiel: einem, bis auf die Weiber, ganz heiligen Abt, in einer einsamen Gegend Toscana's, gefällt die schöne Frau eines reichen eifersüchtigen Bauern dermaſsen, daſs er sie mit einem Ringe beschenkt und beredet, ihm während ihr Mann im Fegefeuer sei, dessen Stelle vertreten zu laſsen. Ein Pulver, durch welches der Alte vom Berge seine Jünger (die nach solchem berauschenden Hanfsafte genannten Assassinen) in sein Paradies verzückt, versenkt den Ferondo in dreitägigen Schlaf, sodaſs er für todt eingesargt, dann aber heimlich durch Hülfe eines Bolognesischen Mönchs wieder herausgenommen, in das dunkle Klostergefängnis gesetzt, und dem Erwachenden eingebildet wird, er sei im Fegefeuer, wo er für seine Eifersucht büſsen müſse, und auch täglich zweimal stark mit Ruthen gestrichen wird. Unterdes vergnügt sich der Abt mit Ferondo's Witwe, und benutzt dazu dessen Kleider, sodaſs er als Gespenst erscheint. Nach zehn Monaten aber fühlt die Witwe sich schwanger, und Ferondo wird wieder in Schlaf versenkt, in den Sarg gelegt, erwacht und ersteht vom Tode, unter feierlichem Gepränge des Klosters. Anfangs für ein Gespenst gehalten, kömmt er heim, ist nicht mehr eifersüchtig, und nimmt den im Fegefeuer ihm mit der Urstände verkündigten Sohn, den er zum Danke nach dem Heiligen Benedict nennen soll, als den seinen an. Der Abt aber, dessen Heiligkeit durch dieſs Wunder noch vermehrt worden, setzt den heimlichen Umgang mit seinem Weibe fort.[1]

Diese gottlose Einmischung der Geistlichkeit ist

---

zu seiner Uebersetzung des Straparola S. 300. — Anderweitige verabredete Einbildungen (Mystificationen) sind zu XXIV angeführt.

[1] Schmidt (Beitr. 24) führt hiezu eine Novelle Bandello's (II, 17) an: eines Brescianers trunksüchtiges Weib fällt in einen Mehlkasten, und benebelt, auch vom Mehlstaube, wähnt

wieder durch einen andern Hintergrund ersetzt in einer Novelle von **Grazzini**, genannt **Lasca**, der von 1503 bis 1583 lebte: Manente, ein Arzt in Florenz, ward dem Lorenz Medici, benannt der Prächtige, so überlästig, daſs er ihn in der Trunkenheit in ein dunkles Gemach bringen, und darin ein Jahr lang von Masken in langen weiſsen Mönchskleidern mit bloſsem Schwert in der Hand bedienen läſst, sodaſs er sich einbildet, in einem Zauberpalast zu sein und guter Dinge ist. Unterdessen wird ein Leichnam an seiner Statt begraben, und seine Witwe heiratet wieder. Hierauf wird er in einem abgelegenen Thale ausgesetzt, und bei der Heimkehr für ein Gespenst gehalten: alles zu groſser Ergetzlichkeit Lorenzo's, der ihn auch nie erfahren läſst, was mit ihm geschehen ist.[1] — Hier ist der alte Schwank zur Belustigung des Hofes erneuet.

Fernere Bearbeitungen sind: in *Doni lettere* (Florenz 1547) *l. 2, p. 14;* oder *Novelle di Doni (ed. Zamba 1815)* *nov. 5.* — Von **Lafontaine** (II, 91) nach Boccaccio. — Im *Almanach des Muses par Hardouin 1778: Le mort parlant.* —

Nach dem Altfranzösischen Gedicht hat **Imbert**, in seinen *Nouvelles historiettes en vers III, 1* dieses Abenteuer gereimt.

XLVI. Das heiſse Eisen.

Es gibt zwar alte Geschichten genug von Gottesurteilen der Keuschheit, für welche besonders die Feuerprobe gehörte: jedoch kenne ich keine Ueberlieferung, welche auf ähnliche abenteuerliche Weise von der treulosen Frau herausgefordert, sie so hart

sie sich in jener Welt, beichtet ihre Sünden, ohne sonderliche Reue, und setzt dann auch ihre Völlerei fort. — Nur als eine wol kaum absichtliche Umkehrung gehört dieſs hieher.

[1] *Novelle di Grazzini, detto il Lasca* (Lond. 1793) *t. 2. p.* 117. Einen Auszug gibt Schmidt 23.

geſtraft hätte, zumal da der Mann durch den Betrug keineswegs seine Unschuld bewährt hat. Auf ähnliche Weise ward Isolde gegen die Feuerprobe bewahrt,[1] obgleich sie durch den Minnezaubertrank mit ihrem einzigen Tristan entschuldigt war.

XLVII. Das Schneekind.

Ein sehr altes, oft erneutes Märe, in alten und neuen Sprachen.

Das Lateinische Gedicht um Anfang des 11ten Jahrhunderts, nach der eigenen, zwar nicht aufgezeichneten Sangweise, *Modus Liebinc* benannt, ist in den Nachträgen (Bd. 3, S. 728) gegeben.[2] Das kurze Lateinische Gedicht, welches neulich wieder herausgegeben,[3] und von Geoffrey de Vinesauf, einem Normännisch-Englischen Dichter um 1200 verfaſst ist, lautet so:

Rebus in agendis longe remorante marito,
Uxor moecha parit puerum: post multa reuerso,
De nive conceptum fingit: fraus mutua: caute
Sustulit, asportat, vendit, matrique reportans
Ridiculum simile, liquefactum sole refingit.

Das Altfranzösische Gedicht hat dagegen noch einige nähere Bestimmungen: der Mann bleibt zwei Jahre aus, und die Frau vergeht sich mit einem

---

[1] Gottfrieds von Straſsburg Tristan und Isolde, in meiner Ausg. seiner Werke (1824) Z. 15,733 ff.

[2] Die Zeit bestimmt sich dadurch, daſs in dem *Modus Ottinc* (vgl. zu IV) auch K. Otto III gepriesen wird.

[3] Durch Thomas Wright *essays on subjects connected with the litterature, popular superstitions and history of England in the middle ages* (Lond. 1846, *t.* 2, *p.* 180. Daſselbe hat schon Leyser (*poet. med. aevi p.* 901) in *Galfridi de Vinosalvo* Lehrged. *Poetria nova* vom J. 1216, aus 4 Hdss., wo es als Beispiel bündiger Kürze dient. Galfrid beklagt unter andern auch den Tod Richards Löwenherz. Lesarten: *agendis* — *distante* 4. *Sustinet* — *reportat*.

bacheler (Jüngling). Als der Schneeknabe fünfzehnjährig ist, führt der Kaufmann ihn durch die Lombardei nach Genua, und verkauft ihn an einen Händler, der ihn nach Alexandrien führt zum weitern Verkauf. Es schlieſst mit einem ähnlichen Spruche, wie das in den Nachtragen stehende Altdeutsche Gedicht:

Bien l'en avint qu' avenir dut, Qu'elle brassa ce qu'ele but.[1]

Unser in der Reihe stehendes Altdeutsches Gedicht ist das ältere, aus welchem das nur in einer spätern Abschrift vorhandene Gedicht des Nachtrages noch einzelne Anklänge behalten hat, und gehört in der Würzburg-Münchner Handschrift zu **Strickers** »Welt«, dem es auch wol zuzuschreiben ist. Eigen ist ihm der spottische Trost des Mannes: weil alles Waſser binnen Jahresfrist zu seinem Ursprunge zurückkehre, werde der geschmolzene Schneesohn ihr auch wieder zuflieſsen.

Italienisch findet sich dieser Schwank in *Doni Filosofia morale* (Venedig 1552) *t. 2, p. 111;* und als eine der hundert Novellen bei **Francesco Sansovino**, eigentlich **Fr. Tatti** geheiſsen.[2]

Ferner **Französisch**, in den *Facétieuses journées p. 303.*

In den *Cent Nouvelles nouvelles (n. 19)* ist der Kaufmann erst drei, dann zehn Jahre abwesend, und findet einen siebenjährigen Knaben; und die Frau meint, sie sei länger mit diesem Kinde gegangen, als gewöhnlich; oder als sie im Garten ein vom Schnee bedecktes Blatt (*feuille dosille*) gesucht, habe sie nur ein Stück Schnee genoſsen, und sei davon schwanger geworden: kurz, es sei ein Wunder. Der Mann verkauft den Schneesohn selber in Alexandrien.

---

[1] Barbazan Meon III, 216: *De l'enfant qui fut remis au soleil.* Aus Hds. 7218. 148 Zeilen. — Legrand III, 86: *De l'enfant qui fondit au soleil.* In der Ausg. von 1829 III, 81 auch ohne Urschrift. Deut. Uebers. III, 63.

[2] *Cento novelle scelte* (Venedig 1598) *giorn. 9, nov. 6.* Vgl. über diese Sammlung und ihr Verhältnis zum Decamerone. Schmidt Beitr. 103.

In Malespini's zweihundert Novellen übersetzt, mit allen übrigen dieser Sammlung (Nov. 38)

Contes de Grécourt t. 3, p. 67. —

Deutsch findet sich diese Erzählung auch schon in der alten Sammlung »Ernst mit der Wahrheit« (Frankfurt durch Egenolf) Bl. 38 a.

Endlich, lebt sie noch in Deutscher Mundart, namentlich in der Fränkischen um Miltenberg am Maine, woher sie Jos. v. Schmeller in den »Mundarten Baierns grammatisch dargestellt« (München 1821) S. 449 aufgenommen hat. Hier ist es ein Kaufmann aus Frankfurt, welcher den aus einem Eiszapfen entstandenen und so genannten Knaben einem Holländischen Seelenverkäufer verhandelt.

XLVIII. Die halbe Decke.

Diese und die folgende Einschärfung des vierten Gebotes durch bedeutsame Beispiele gehören auch zu den weitverbreiteten manigfaltig dargestellten und noch lebenden Geschichten.

Das Altfranzösische Gedicht, die getheilte Decke, von Bernier, hat manches Eigene, und stimmt zum Theil mehr mit dem Gedichte des Hufferers, im Nachtrage, als mit dem hier aus vier (eigentlich nur zwei) Handschriften[1] in der Reihe stehenden, auch hinsichts der Ausführlichkeit. Der sonst nicht bekannte Dichter, der sich am Ende nennt, beschwert sich eingangs, daſs die Hofdichter (*Ménétriers = Ministeriales*) immer nur ihre alten Geschichten wiederholen, während man doch in den Schlöſsern, wo viel lebhafter Verkehr ist, und alle Welt aus- und eingeht, tausend neue schöne Geschichten vernimmt, welche man benutzen solle, wie die Vorfahren gethan haben. Er wolle nun eine solche erzählen, welche vor etwa 20 Jahren einem Bürger von Abbeville begegnet sei. Dieser Mann, wolbegütert, begab sich wegen Feindschaft einer mächtigen Familie nach Paris und ward des Königs Lehnsmann. Als seine Frau starb, vermälte er seinen Sohn mit einem edeln Fräulein, deren Brüder nur einwilligten, wenn er sein Vermögen völlig dem Sohne übergäbe, weil er sonst noch weiſser oder schwarzer Mönch oder Tempelherr werden und ihm dadurch alles entziehen könnte. Bald mochte die hochmüthige Frau den Alten nicht mehr leiden, und drang auf seine Entfernung. Der Sohn folgte, und vergeblich flehte der Vater bei der Verstoſsung aus dem Hause wenigstens um einen beſsern Rock gegen die Kälte, und begnügte sich endlich mit einer Rossdecke. Der siebenjährige Enkel zerschneidet die Decke, und sagt den kindlich-herben Spruch.[1]

---

[1] Abgedruckt im Koloczaer Codex S. 143.

Die Geschichte ist hier weit härter durch die Ausstoſsung des alten Vaters, im Winter, ohne warmes Kleid, obgleich etwas gemildert durch die Einwirkung des Weibes auf den Sohn, welche in unsers sonst nicht bekannten **Hufferers** Gedicht von einem Ritter und seinem Sohne, noch mehr allmälig gesteigert ist. Unsere beiden Gedichte heben auch die unbefangene Rede des Kindes als Gottes Stimme des vierten Gebotes hervor: während in dem Französischen Gedichte der Knabe, um die halbe Decke zankend, seinem Vater droht; wie der Dichter am Ende nur davor warnt, von der Kinder Gnade zu leben.

Dem näher steht die Italienische Novelle des

---

[1] Barbazan-Méon IV, 472: *La houce partie. Par Bernier.* Aus Hds. 7218 416 Zeilen. Legrand IV, 74: *Le bourgeois d'Abbeville.* Alias *La housse coupée en deux.* Die Ausg. von 1829 IV, 117 hat auch die Urschrift. Deut. Uebers. IV, 197. — *Houce, housse* ist daſselbe Wort mit unserm Kotzen.

Mailändischen Arztes **Ortensio Lando** um Mitte des 16ten Jahrhunderts, der Luthers Lehre nach Deutschland folgte. Der Vater ist dort ein reicher Florenzer Kaufmann Riccardo Capponi, der seinem Sohne Vincenti, einem ebenso eifrigen und geizigen Kaufmann, durch Alter und Waſsersucht so überlästig ward, daſs dieser ihn in ein Krankenhaus verstieſs. Dorthin sandte der Sohn ihm zwei Hemden durch den sechsjährigen Enkel, der eins davon behielt, und seinem Vater ganz gleiche Behandlung drohte, mit dem Spruche *Chi la fa, l'aspetta,*[1] welcher seitdem sprichwörtlich durch ganz Italien geworden.[2]

Denselben Gegenstand behandelten noch wenig später die Novellisten: **Niccolo Granucci** von Lucca:[3] und **Sercambi** (*nov. 5*).

Auf ähnliche Weise wie Lando erzählt der Abbé **Le Monnier**:[4] der Sohn sendet seinem ins Krankenhaus verwiesenen Vater von Zeit zu Zeit etwas Suppe in einem Zinngefäſse. Als der Alte gestorben, will der Enkel den Napf behalten, um ihn auch seinem Vater ins Spital zu senden.

Das Altfranzösische Gedicht hat **Imbert** neu gereimt.

Auch in alten, und noch lebenden Deutschen **Volksstimmen** ertönt diese Gottesstimme: »das vierte Gebot«, ein Lied von einem alten Könige von Frankreich,[1] und eine Erzählung in der Mundart um Simmern: dem alten kranken Vater wird anstatt des irdenen Napfes, der ihm entfallen und zerbrochen ist, ein hölzerner zu seiner schlechten Kost an der Thüre gegeben, und der vierjährige Enkel will nun auch einen solchen hölzernen Napf für seinen Vater schnitzen.[2]

---

[1] Altdeutsch *selbe tæte, selbe habe.*

[2] Lando's vierzehn Novellen stehn in seinem *Varj componimenti* (Venedig 1552). Diese dreizehnte Novelle ist unter den vier in den *Novelliero Italiano* (Vened. 1754) aufgenommenen Novellen, Bd. 3, S. 180: *Nella seguente novella narrasi un miracoloso accidente: e imparasi quanto sia abbominevol cosa la crudeltà de' figliuoli verso i padri loro.* Vgl. die Vorrede S. XII.

[3] *La piacevol notte e lieto giorno, opera morale* (Venedig 1574) *l. 2, p.* 160. Vgl. *Novelliero Italiano* Bd. 4. Vorr. S. VI. Granucci übertrug auch Boccaccio's *Teseide* aus den Ottaven in Prosa.

[4] In seinen *Fables p.* 68. Auszug gibt Legrand IV, 83.

XLIX. Der Schlägel. Von Rüdiger dem Hunthover.

Nicht so verbreitet, als das vorige Beispiel von dem unnatürlichen Sohne, dem der Enkel gleiches Schicksal verkündet, wenigstens nicht bei den Romanischen Völkern, wo sonst, namentlich in Frankreich, ziemlich allgemein der erwachsene Sohn sich durch den alten Vater im Besitz und Genuſs des Vermögens für beeinträchtigt hält. Fast weniger grausam, als die Verstoſsung vom Besitz ist bei heidnischen Stämmen, auch der Germanen, das Tödten der schwachen Greise.[3] Hier erscheint nun auch der kindliche Undank der 2 Töchter, sowie der 3 Söhne, zugleich noch verstärkt durch ihre Männer und Weiber. Früh und manigfaltig ist dieser Stoff dargestellt, wenn auch sonst nicht in so vollem Chore der Familie, zumeist in England, vor und nach Shakspeare's Lear;[4] er bewegt sich ursprunglich dort, wie Cymbeline (vgl. zu LXVIII), im königlichen Kreise der Brittischen Sagengeschichte.

---

[1] In O. L. B. Wolfs Hausschatz der Volkspoesie (Leipzig 1846) S. 191.

[2] J. M. Firmenich: Germaniens Völkerstimmen Bd. I (Berlin 1843—46), S. 532.

[3] Von den Herulern meldet es Prokop *Goth.* II, 14. Andere Altnordische, mehr Slavische, Altpreuſsische, Nordamerikanische, Römische Zeugnisse bei J. Grimm Rechtsalterth. S. 486. Auch Zigeuner.

[4] Von den verschiedenen Darstellungen handeln die Ausleger Shakspeare's zum Lear, bei uns: Eschenburg zu seiner Uebersetzung (n. A. 1777) Bd. 11, S. 547—80; Simrock Quellen Shakspeare's Th. 3 (1831), S. 209—74 Gräſse Litt.

Galfrid von Monmoruh, im 12ten Jahrhundert, soll bei König Leir wirklich ältere Walisische Quellen haben, in der Konigskronik Tysilio's, Bischofs von Wales gegen Ende des 7ten Jahrhunderts, welche nur in wenigen Abschriften vorhanden ist. Hier ist Llyr, Bleidduds Sohn, der eilfte Brittische König, und wird seine Geschichte aus mündlicher Ueberlieferung erzählt:[1] ohne Sohn will er seinen Töchtern nach dem Maaſs ihrer Liebe das Erbe geben. Goronilla und Regan schwören bei Himmel und Erde, daſs die erste ihn mehr liebt als ihre Seele, die andre unaussprechlich; worauf er sie mit den Fürsten Maglon von Cornwall und Henwyn von Alban (Schottland) vermält und ihnen die Hälfte des Reiches gibt. Cordeilla, die nur sagt, sie liebe ihn wie ihren Vater, und verkündet, er werde nicht mehr geachtet als er Macht und Muth habe, geht leer aus, und wird dem König Aganippus von Frankreich ohne Erbe gegeben. Als Llyr alt wird, bemächtigen sich die beiden ersten Schwiegersöhne des ganzen Reichs, und Llyr wohnt abwechselnd bei ihnen, wird aber seines Gefolges von 40 Rittern allmälig so beraubt und von den Töchtern so schnöde behandelt, während er zweimal von einer zur andern geht, daſs er wüthend und klagend über die Bewährung der Worte Cordeilla's, mit Einem Ritter zu ihr flieht, die ihn in Amiad (Amiens) so ausrüstet, daſs er mit Gefolge in Paris einzieht. Er erhält von Aganippus ein Kriegsheer, Cordeilla allein begleitet ihn, er

---

Gesch. II, 3, 99—100 und s. Uebers. der *Gesta Romanor.* II, 283.

[1] *Original story of king Lear*, aus dem *Chronicle of the Kings*, im *Edinb. Journal.* Deutsch im litt. Unterh.-Bl. 1842, Nr. 311. Weitere Nachweisung fehlt.

erobert sein Land wieder, und verjagt die bösen Schwiegersöhne von der Insel. Unterdes stirbt Agannippus, und Cordeilla bleibt bei dem Vater, und regiert mit ihm bis zu seinem Tode. Llyr wird in dem von ihm erbauten Tempel des *Janus bifrons* bei seiner Stadt Caer Llyr (Leicester) am Soramfluſse begraben, und sein Jahresfest gefeiert. Cordeilla regiert allein noch fünf Jahre, bis ihre Schwestersöhne Margan und Cunedda sie bekriegen, das Reich erobern, und sie ins Gefängnis werfen, in welchem sie sich ersticht: 1500 Jahre nach der Sündflut.

Galfrid, und nach ihm Holinshed, dessen Geschichte Shakspeare zunächst, und oft wörtlich folgte, weichen nur in einzelnen Umständen und Namen hievon ab:[1] Cordeilla ist eigentlich Leirs liebste Tochter; wie sich zuletzt auch bewährt. Die schnöde Behandlung durch die beiden bösen Töchter und deren Männer wird nur allgemein angegeben. Aganippus zieht mit nach Britannien. Maglanus und Henninus fallen im Treffen, Leir wird wieder König, und liegt bei Leicester unter der Waſserleitung des Doreflufses begraben.

Cordeilla's Schicksale fehlen hier, finden sich jedoch ebenso in Spensers Feenkönigin (II. 10, 27—33), nur daſs sie sich nicht ersticht, sondern erhangt; welche Todesart sie auch bei Shakspeare erleidet.[2]

Die Altenglische Ballade von König Lear und seinen Töchtern,[3] deren Zeit nicht genau bestimmt ist, erzählt im Ganzen ebenso: Lear schenkt sogleich beiden Töchtern sein ganzes Reich. Cordelia irrt verlaſsen im Lande umher, bis der König von Frankreich sie findet. Leirs Behandlung wird umständlich geschildert: bei der Wiederkehr zu den beiden Töchtern erhält er den Abfall der Speisen von der Küchenmagd, und wird zuletzt hinausgestoſsen. Er irrt wahnsinnig umher. Cordelia allein hilft ihm sein Reich wiedergewinnen, kömmt aber im Treffen um. — Die nur trocken darstellende Ballade könnte die nähere Aehnlichkeit mit Shakspeare, z. B. Lears Wahnsinn, erst aus ihm selber haben: aber Andeutung desselben enthält schon Tysilio's Geschichtbuch, und Johnson bemerkt richtig, der Balladenschreiber würde mehr dergleichen entlehnt haben, wenn er Shakspeare's Lear vor sich gehabt hätte.

---

[1] Holinsheds Erzählung verdeutscht Eschenburg zum Lear S. 348—52.

[2] Steevens bemerkt zum Schluſse des Lear, Shakspeare habe dieſs Schicksal Cordeilla's so in der Geschichte gefunden, und erzählt diese ganz wie Tysilio. Etwa nach *Tyrrel general history of England* (Lond. 1700)?

[3] Bei *Percy reliq.* I, 228 aus der Sammlung *The golden*

Das ältere Schauspiel König Lear, welches schon 1605 in London gedruckt,[1] zuvor manchmal aufgeführt, und von Tieck als Shakspeare's eigenes früheres Werk verdeutscht ist,[2] hat den Wahnsinn noch nicht, und endet mit Lears Wiedereinsetzung durch Cordelia und ihren Gemal. Auch sind Gloster, Edgar und Edmund nicht eingeflochten, welche die Ballade zwar absichtlich absondern mochte.

Die Geschichte dieser drei ist aus Sidney's Arkadia[3] genommen; ihre Verbindung mit der Brittischen

---

Garland. Deutsch von Eschenburg 552–58. 25 Stanzen. Wiederholt O. L. B. Wolf Hausschatz der Volkspoesie.

[1] *The true chronicle history of king Leir and his three daughthers Gonoril, Ragan and Cordella, as it has ben diuers and sundry times lately acted.* 4. Wiederholt in den *Six old plays* und bei Steevens Ausg. von 20 Stücken Shakspeare's (Lond. 1766 4 Bde.) Bd. 4.

[2] Altengl. Theater II (1811), 205. Vgl. Vorr. X–XIV. Einen Auszug gibt Eschenburg 559–66.

[3] Der Ausgabe von 1590. 4. *p.* 142. *Shaksp. illustr.* III, 291.

Sagengeschichte, auf ähnliche Weise wie im Cymbeline (s. zu LXVIII), und wie sie Shakspeare auch sonst liebt, ist in dem vollendeten Werke der reifsten Zeit des groſsen Dichters von tiefer Bedeutung, als Seitenbild zu Lear und seinen Töchtern, durch den Vater mit seinem natürlichen und unnatürlichen Sohne, welches das erschütternde Zusammentreffen des verstellten mit dem wirklichen Wahnsinn und dem Narren herbeiführt. — Spätere Bühnenbearbeitungen von Shakspeare's Lear durch Nahum Tate und Colman haben den glücklichen Schluſs des älteren Lear hergestellt, Colman hat jedoch die von Tate hinzugedichtete Liebe zwischen Edgar und Cordelia wieder entfernt.[1]

Auf gleicher Grundlage beruht die Erzählung Camden's[2] von dem Westsächsischen König Ina, der auch die Liebe seiner drei Töchter erforschte, und nach den übertriebenen Betheurungen der beiden älteren, von der jüngsten vernimmt, sie liebe ihn, wie sein Kind, werde jedoch einst jemand noch mehr lieben. Shakspeare läſst daſselbe Cordelien ausdrücklich in Bezug auf ihren künftigen Mann sagen.

Eine entsprechende Erzählung der *Gesta Romanorum* findet sich auch nur in der Englischen Uebertragung derselben,[3] obgleich es hier der Römische Kaiser Theodosius ist, dem die jüngste der drei

---

[1] *The history of king Lear by N. Tate. Lond.* 1681. 4. 1729. 8. — *The history of king Lear. Lond.* 1769. In der Vorr. nennt sich Colman.

[2] *Remains (ed.* 1674) *p.* 306.

[3] Ch. Swan's Ausgabe (Lond. 1829) *c.* 21. Douce's Auszug in s. *illustrat. of Shakespeare* II, 171. Deutsch bei Gräſse II, 227—30. Auszug bei Simrock 272—73, der bei dem Verhältnis beider Schwestern mit Edmund noch an die beiden Töchter des Servius Tullius und deren Männer (in Livius) erinnert, wo die Bösen mit den Guten gepaart, diese weggeschafft werden und Jene sich verbinden, in völliger Wahlverwandtschaft.

Töchter sagt, sie liebe ihn nur so viel als er verdiene (wie bei Holinshed, und Galfrid: *quantum habes, tantum vales, tantumque te diligo*); worauf er diese nur einem Grafen gibt, jene dagegen einem Herzog und König. Dem vom Könige von Aegypten besiegten Vater erbietet die älteste Tochter nur fünf Ritter, die zweite nur Unterhalt: die jüngste dagegen mit ihrem Manne stellt ihn her, und erbt das Reich. — Man erkennt hier wol die unbestimmte Faſsung für den lehrhaften Zweck dieses Buches.

Wie sich hiezu die Italienischen Novellen des Marco Cadomosto von Lodi[1] und Sercambi *(nov. 42)* verhalten, weiſs ich nicht, weil mir diese Bücher fehlen.

Unser altes Gedicht erscheint sehr eigenthümlich in seiner bürgerlich-heimischen Darstellung und umständlichen Entwickelung des Verhaltens der fünf Kinder und ihrer Gatten, sowie der sinnreichen Erfindung des von der Kreuzfahrt heimgekehrten Freundes für das gemächliche Leben des Alten bis ans Ende, beſser als wenn er, nach noch fortwährendem Deutschen Recht, »auf den alten Theil« gesetzt wäre; und zwar auf Kosten der undankbaren Kinder, die durch sein Vermächtnis tief beschämt und gerecht bestraft werden.

Diese sonst nicht vorkommende Wendung ist aber durchgängig in den Deutschen Darstellungen dieses Stoffes, und noch gegenwärtig lebendig in mündlicher, ja in bildlicher Ueberlieferung.

Luther hat in seinen Tischreden sich in bestimmter Beziehung auf dieselben geäuſsert.[2]

---

[1] Die vierte seiner sieben Novellen bei s. *Sonetti e altre rime.* Rom 1544. Vgl. *Novelliero Ital.* II, Vorr. S. XXII–IV. Dunlop *hist. of fict.* nennt unrichtig hier den Giovanni Brevio. *Nov.* 3.

[2] Kap. 36 der Leipziger Ausg. von 1621, Bl. 445.

Hans Sachs hat diesen Stoff vermuthlich auch aus lebendiger Sage und Anschauung gedichtet,[1] und druckt den Spruch, welcher in dem ältern Gedichte das Vermächtnis des Schlägels enthält, in folgenden Reimen aus:

Wer sein kinden bei seinem leben
Sein hab und gut thut übergeben
Den sol man denn zu schand und spott
Mit dem kolben schlagen zu todt.

Dieſs nähert sich sehr dem noch gangbaren, in seinen drei bedeutungsschweren Reimen noch kräftiger lautenden Volksspruche:

»Wer seinen Kindern gibt das Brod,
Und leidet selber dabei Noth,
Den soll man schlagen mit dieser Keule todt.«

So deutete dieser, auch wol daneben stehende Spruch die an manchem Stadtthore aufgehängte Keule, wie solche namentlich in Schlesien zu sehen waren, und wol noch sind, obschon dergleichen immer mehr verschwindet: weil die heutige hohe Erleuchtung sich solcher Zeugniſse finsterer Jahrhunderte schämt: zuletzt (1824) habe ich sie noch in Krossen am Thore nach Berlin gesehen.

In **England** hing, und hängt vielleicht noch, hinter dem Kirchthore *the holy maule*, womit der Sohn den 70jährigen untüchtigen Vater erschlagen mochte.[2] Dieser Widerspruch mit unserm Spruch ist nur scheinbar, weil jener die unzeitige und völlige Gutsvertheilung an die Kinder meint: die Englische Erlaubnis dagegen in Bezug auf das hohe untüchtige Alter und biblische Lebensziel von 70—80 einen auch bei uns nicht fremden Sinn ausdrückt.[1] Den letzten hält J. Grimm[2] für den alteren, und den heiligen »Hammer oder Schlägel« ursprünglich für den Hammer des Gottes Donar, Nordisch Thor, welcher etwa am Eingange seines Tempels gehangen oder bildlich ausgehauen war. Man kann hinzufügen, daſs die schon im Namen dem Gotte gewidmeten Orte und Städte[3] solches auch in Christlicher Zeit als Warzeichen behalten mochten. Die Gestalt der Keule oder Kolbe, anstatt des Hammers, macht keine Schwierigkeit, da Thors Blitzhammer auch eine Streitaxt ist, und er in den noch vorhandenen zahlreichen Bildern des gemeinsamen Germanischen Donnergottes, auch im Norden, mehr mit der Keule, als mit dem Hammer gebildet ist.[4] Unser Schlägel befaſst beides: wie das Altenglische *maule*, jetzt *mail*, Franz. *mail*, Kolbe, von *malleus* kommt. Indessen ist kein rechter Grund, in vorliegender Verbindung des Schlägels, auch des Englischen heiligen, an Thor zu denken. Ihn durch die Stelle am Thor mit Thor-Donar zu verknüpfen, wäre eben auch nur ein thörichter Einfall, wie die Berliner Thorstraſse vom Gotte Thor herzuleiten. — Wir wiſsen wol, daſs man im Norden sich im Alter vom Felsen ins Meer stürzte, um zu Odhin zu fahren, weil nur gewaltsamer Tod zu ihm nach Walhall führte, während die von Alter und Siechthum Sterbenden ins traurige Haus der Hel (*Helle*, Hölle) kamen. Dieſe Vorſtellung lag auch wol dem Tödten der Greiſe durchs Schwert (bei den vom Norden kommenden Herulern) mit zum Grunde. Es bliebe nun anzunehmen, daſs hier der Donar-Thor, im Mittellatein meiſt *Jupiter* (*Tonans*) genannt, als höchſter Himmels-Gott, ſelbſt über Wodan-Odhin (*Mercurius*), angeſehen ward; wovon ſich allerdings Spuren im Norden zeigen, wie in Bezug auf Tyr (*Ty*, *Tiu*, *Ziu*), auch bei uns.[1] Auf jeden Fall ſind uns hier uralte Sinnbilder, Sprüche und Beiſpiele bewahrt und aufgegeben.

---

[1] Der Nürnberger Ausgabe von seinem Gedichte von 1560 B. II. Th. 2. Bl. 105.

[2] *Anecdotes and traditions derived from ms. sources, edited by W. J. Thoms* (*Lond.* 1839. 4. für die *Camden society*) *p.* 84.

---

[1] Ein braver Landmann meines Geburtsdorfes in solchem zur langgewohnten Arbeit untüchtigen Alter pflegte unmuthig, nur halb scherzweise zu sagen: „*Sun olen Minschen, de nüscht mer dücht, mütten dot schlan.*“

[2] In M. Haupts Zeitschrift V (1845), 73—74.

[3] Donnersberg, Dornburg, Dorstad, Thorn? Wie im Norden *Thorbiarg*, *Thorbiörg*, *Thorsnæs*.

[4] Unter den von Büsching anfangs für Tyr-Bilder erklärten Erzbildern Thors, deren wol zwanzig zum Theil in den fernsten Germanischen Ländern gefunden sind, habe ich nur eins (bei Graf Renns in Koblenz 1823) mit einem Hammer gesehen.

L. *Martinsfeſt.* *Von dem Stricker.*

Unter den ſechs Handſchriften dieſes Schwankes iſt auch die Wiener gröſte Sammlung Strickerſcher Gedichte,[2] und ihm derſelbe auch ohnedieſs wol zuzuſchreiben. Der Inhalt iſt mir ſonſt noch nicht vorgekommen. Den Heiligen Martin haben wir ſchon als Verleiher der drei Wünſche an ſeine Verehrer geſehen, zu XXXVII. Vgl. auch zu LV.

LI. *Der Wiener Meerfahrt.* *Von dem Freudenleeren.*

Nur in zwei Handſchriften vorliegend, welche überdieſs nur als Eine gelten, iſt dieſer ſchon der antiken Welt angehörige groſsartige Schwank ebenſowenig durch frühere mittelalterliche Darſtellungen bekannt, als der aus Z. 45 namhaft gemachte Dichter, der Freudenleere: ein angenommener bedeutſamer Name, wie dergleichen damals ſchon, im 13ten Jahrhundert, aufkamen.[1] Der Dichter rühmt den Burggrafen Herman von Devin, von welchem er das Abenteuer in Wien vernommen, wie derselbe es von guten Leuten gehört habe. Devin scheint hienach das alte Ungarisch-Slavische Devin (*Davena*, *Dovina*)[2] unterhalb Wien am Zusammenfluſse der March und Donau, das zu Deven und Theben geworden; wie der Pfaffe von Kalenberg (bei Wien) eigentlich Weigand von Theben hieſs.[3] Burggrafen von Devin sind zwar besonders nur von dem Sächsisch-Slavischen Devin, jetzo Deben, bei Grimma, bekannt, obgleich kein Herman. Aber auch von dem Donau-Devin gab es damals Burggrafen, namentlich: Heinrich 1260 und 1269, der die Witwe des Grafen Otto von Hardeck heiratete, und seitdem auch von Hardeck heiſst; und ein jüngerer Heinrich von Devin 1312: sodaſs der auch hier fehlende Herman doch wol hieher gehört.[4] Der mit ihm befreundete Dichter beschreibt zugleich noch das Leben zu »Wien in Oesterreich«: dort gebe es eine Art Bad, wo man des Silbers und der Kleider völlig bloſs und baar gemacht werde. Er meint wol ein Frauenhaus, vielleicht zugleich ein wirkliches Bad mit ins Waſser gehenden Frauen; und der Dichter kannte dieſs wol nicht bloſs von Hörensagen, sondern aus Erfahrung, sodaſs er daher etwa sich den Freudenleeren nannte. Das gab dann auch nächsten Anlaſs zur umständlichen Dichtung dieses ungeheuerlichen Abenteuers in einem Wiener Weinhause.

---

[1] Vgl. *Germania* I, 366 ff.

[2] Quellenverz. 16. Die Zahl 2885 bei den Lesarten iſt irrig, anſtatt 2705 (darin dieſes das 63ſte Gedicht iſt), und gehört der Wiener Papierhandſchrift. Quellenverzeichnis 6. — Ausg. dieſes Gedichts von Hahn 20. Darnach in Proſa von Genthe II, 105. Aus der Kolocz. Hds. erneut von Mailath 253.

---

[1] Vgl. Minnesinger IV, 710.

[2] *Civitas quae lingua gentis illius Dowina, id est puella dicitur.* *Rudolfi annal. Fuldens. a.* 864 bei *Pertz mon. hist. Germ.* I, 378, wozu der Her. bemerkt, daſs er 1821 die Trümmer von Thürmen und Mauern auf steilem Felsen an der Donau gesehen habe, wie es 864 schon eine Feste war.

[3] Vgl. Grundriſs S. 357.

[4] Wilken Geschichte der Kreuzzüge Bd. 4 (1826), Beilagen S. 54 erwähnt aus dem Gedichte von des Landgrafen Ludwig des Frommen Kreuzfahrt den Burggrafen Heinrich v. D., und aus Sagittarius (Nachr. von den Burggrafen und Herren zu Devin, in der Sammlung verm. Nachr. zur Sächs. Geschichte Bd. 9, S. 357) auch die älteren Burggrafen, Konrad 1185, Erkenbert 1198. 1210.

Auſserdem gibt er der Stadt Wien das schönste Lob: man lebt dort, freilich für Geld (»wer ein Geld hat«), in Herrlichkeit, Freuden und Fülle, bei köstlichen Fischen und Wein, und schönen Fräulein, Rossen und allerlei (ritterlicher) Kurzweil, Sagen, Singen und Saitenspiel: eine Schilderung der fröhlichen Zeiten Wiens vor dem Falle des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren (in der Ungarnschlacht 1246), der selber den Tanzreigen anführte und vorsang;[1] worauf die trüben freudenleeren und gesanglosen Zeiten Oesterreichs folgten, welche Ulrich von Liechtenstein und der Stricker beklagen.[2]

Wenngleich der Freudenleere dieses Abenteuer aus mündlicher und örtlicher Sage dichtete, so sind die Grundzüge desselben doch uralt, und gehören schon der Griechenzeit. Athenäus[3] erzählt aus dem ältern Sicilischen Geschichtschreiber Timäus von Taormina, weshalb ein Haus in Agrigent das Schiff genannt werde: eine taumelnde Trinkgesellschaft darin bildete sich ein, zu Schiffe im Sturme zu sein, so daſs sie Tische, Stühle, Bänke und andres Hausgeräth über Bord warfen und tobten, bis am Morgen die Obrigkeit erschien, dem Unfuge zu steuern: einer der Trunkenen hielt die Beamten für Meergötter, und begrüſste sie als ihre Retter; diese hieſsen alle heimgehn, und die noch Taumelnden gelobten, wenn sie glücklich aus dem Sturme kämen, ihnen daheim bei den andern Seegöttern Bildsäulen zu errichten.

---

[1] Vgl. Minnesinger IV, 422.

[2] Minnesinger IV, 381. Germania II, 91.

[3] *Deipnosophist.* l. 2. c. 5. Uebersetzt in Schadels Ausg. der Meerfahrt S. 3.

Durch unbekannte Vermittelung zeigt unser Gedicht diesen antiken Schwank in der Tracht des Mittelalters. Die Seereise und Verehrung der Seegötter sind hier eine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande. Als weite Entfernung werden Akers und Prag zusammen genannt (136). Akers (Akkon, St. Jean d'Acre = Ptolemais), von Saladin 1187 erobert, von Richard Löwenherz 1191 wiedergewonnen, Sitz der Johanniter-Ritter, war gewöhnlich Landungsort der Kreuzfahrer, bis 1291 der Aegyptische Sultan es einnahm, und damit die Christen ganz aus Palästina vertrieb. Dadurch bestimmt sich die Zeit des Dichters, der ohne Zweifel noch während solcher Meerfahrten lebte. Diese gingen über Brandeis (360), was nicht dieser Ort unweit Prag, sondern nur Brundusium, jetzo Brindisi an der Italischen Ostküste sein kann, sodaſs die Fahrt von dem Wien zunächst liegenden Adriatischen Meer ausging. In Prag aber, wo damals, vornämlich unter dem König und Minnesinger Wenzel Deutsche Dichtkunst blühte, mochte der Dichter wirklich bekannt sein. Als andere damals gangbare Wallfahrten und Kreuzfahrten gedenkt er auch St. Jakobs Weg (nach Compostella in Spanien) und der Preuſsenfahrt (115. 117), d. i. der Heerfahrten gegen die heidnischen Preuſsen, auch Litauer genannt, welche seit dem Uebergange des Deutschordens aus Palästina (1230) auch von Oesterreich und Böhmen aus sich vielfältig bewegten.[1] Der Freudenleere zeigt sich auch sonst als ein kundiger Dichter, der Gertrudens gute Herberge (vgl. zu XLII) der Kriemhilden (Nibelungen) Noth gegenüberstellt (624. 629). Sein Gedicht ist auch eigenthümlich ausgebildet durch die nicht häufigen dreireimig geschloſsenen Sätze (Bd. I. S. XII), und dem gemäſs ist die mit Fleiſs ausgeführte Darstellung anschaulich und lebendig.

[1] Vgl. Minnesinger IV. 13. 295 800 Grundr. 186.

Der Inhalt dieses Gedichts ist seitdem zwar öfter Deutsch wiederholt, jedoch aus anderweitigen Vermittelungen.

Nicht lange darnach erzählt Hugo von Trimberg, in seinem 1300 begonnenen Renner kürzlich diesen Schwank: in einer Stadt entschliefen Baiern nachts vom starken süſsen Moste; da riefen zween im Traume: »Wolauf, über Meer, mit des Königs Heer!« und Viele erhuben sich; einer der gestreckt da lag, wurde für todt und dem Schiffe gefährlich, hinabgeworfen von der hohen Laube, so daſs er Arm und Bein brach, und laut schrie; worauf die droben erst nüchtern wurden.[1]

Stadt und Volkchen sind hier anders; die Baiern, jetzo mehr ein Biervolk, paſsen nicht so gut zum Mostrausch, als die Wiener; und die Meerfahrt erst nach dem Aufruf im Traum ist auch keine glückliche Aenderung. Der Auswurf des Leichnams vom Söller und dessen Unheil stimmt zu dem Gedichte; das Uebrige ist verkürzt.

Weit ab, in aller Hinsicht, steht, was in Mitte des 17ten Jahrhunderts Hans Mich. Moscherosch, in seinen wunderlichen und wahrhaften Gesichten Philanders von Sittewald, als Erlebnis erzählt (st. 1669). Philander und seine beiden Freunde Expertus Robertus und Thurnmeyr haben in der Herberge bei einer Burg an der Saar mit einem Saufbruder Lalius und einigen Schweizern und Franzosen gezecht, und ergehn sich im Freien, während die übrigen sechs oder sieben mit Lälius fort saufen, von Holländern und Meerfahrten schwatzen, und sich einbilden im Schiffe zu sein und Sturm zu leiden, alles Geräth und ihre Kleider aus dem Fenster werfen, sich dabei so lange zutrinken, bis sie niedersinken. Einer der sich auf die obere Kammer verkrochen hat, vom Lärmen unten aufgeweckt, stürzt die Treppe hinab. Die aus dem Freien in die Herberge Zurückkehrenden finden alle am Boden im Unflat liegen und schlafen. — Sehr umständlich ist alles ausgemalt, und gute Lehre beigefügt.[1]

---

[1] Renner: in der Ausg. von 1549 Bl. 53^b; in der Bamberger Ausg. 1834 Z. 10.208—35; wiederholt von Lütcke in Germania V 139.

Bald darauf erzählt Ulrich Megerle, der unter dem Namen Abraham a Santa Clara bekannte burleske Wiener Kanzelredner (st. 1704), denselben Schwank von den Straſsburgern.[2]

Die letzte bekannte Darstellung, welche ebenfalls unabhängig von den drei vorigen ist, enthält das seltene Buch »Neu eröffnete lustige Schaubühne Menschlicher Gewon- und Thorheiten« (o. J. und O. 12) S. 120: »Biere-Logia«, wo, aus Wirkung des alten Bieres, Saufbrüder sich einbilden, im Schiffe auf stürmischem Meere zu sein, und alles vom Verdecke werfen, bis die Wache kömmt, welche sie für Tritonen oder Meergötter fuſsfällig anbeten und ihnen daheim Opfer geloben. Das Haus wurde seitdem »Triremis oder die Galeere« genannt.[3]

Hiemit kehrt diese Erzählung zu ihrem antiken Ursprunge zurück, wenn auch nicht unmittelbar.

Wie dieselbe manigfaltig, fast für alle Deutsche Stämme, wiederholt worden, ist auch unser altes Gedicht davon besonders fleiſsig bearbeitet worden. Zuerst hat es Büsching in Prosa erneuet, aus Glöckle's Abschrift der Heidelberger (damals noch Vatikanischen)

---

[1] Nach der Straſsburger Ausgabe 1650 Th. 2. S. 227. bei Schädel 9 wiederholt. Es gehört zum neunten Gesicht „Hanſs hinüber, Ganſs herüber: Jäckel hienaus, Jockel herein; Gans vbers Meer, vnd wider herüber.“ welches gegen die Ausländerei gerichtet ist; wie wir noch sagen: „es flog ein Gänslein über den Rhein, und kam eine Gans wieder heim.“

[2] In dem Bescheideſsen 1836. S. 384.

[3] Mitgetheilt von L. v. Soltau in Mone's Anzeiger des M. A. 1834. Sp. 46. Daraus wiederholt von Lütcke 142.

Handschrift, in den Erzählungen u. s. w. des Mittelalters H. 1 (Breslau 1814), S. 214—31. Dann ist es aus der Koloczaer Abschrift mit 14 andern Gedichten durch Mailath und Köffinger (Pesth 1817) S. 55—74 abgedruckt.[1] Diesen Abdruck hat Genthe in den Dichtungen des Mittelalters II (Eisleben 1841), S. 224—35 nochmals in Prosa übersetzt.[2] Ferner, hat Schädel aus demselben Abdrucke, mit Vergleichung einiger Stellen der Heidelberger Urschrift durch Hahn, eine Ausgabe, als Programm des Gymnasiums zu Klausthal, 1842 besorgt. Endlich, hat Lütcke in der Berliner Deutschen Gesellschaft einen Vortrag über dieses Gedicht gehalten, welcher im Jahrbuche derselben oder Germania Bd. 5 (1843), S. 122—42 gedruckt ist.[3]

Es bewährt sich in solcher vielfachen und vielseitigen Erneuung dieses Abenteuers ausschlieſslich bei den Deutschen die eigenthümliche Anziehung des Stoffes für sie, und daſs mit Recht von jeher ihre Gründlichkeit auch in dieser Hinsicht berühmt ist. Zu verwundern ist daher, daſs der Rheinländische Gervinus ein solches Missfallen an diesem Gedichte hat und es so unbarmherzig verurteilt,[4] ungeachtet des klassischen Ursprunges, welchen er wol noch nicht kannte. Der Schwank ist hier freilich nicht harmlos, man darf ihn jedoch den freudigen Wienern wol zutrauen, die im 14ten Jahrhundert noch heftiger Ernst machten aus dem Spaſs, als im Jahre 1848, laut Beheims Buch von den Wienern.

---

[1] Vgl. das Quellenverzeichnis 2 (S. 757).

[2] Den Irrthum, welchen er aus dem vorigen Buch überkommen, hat schon Schädel 5 berichtigt.

[3] Er ist, mit Schädel, geneigt, den Stricker für den Verfaſser zu halten: dem widerspricht aber, auſser dem Namen, auch Darstellung und Sprache.

[4] Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen Th. 1 (1835), S. 300, wonach dieses Gedicht noch in Laſsbergs Liedersaal stehn soll.

XXI.

Das Häſelein.

Der Dichter, von Gottes Gnaden, will seine Zeit nicht verlieren, sondern, den Neidern zu Leide, ein Abendmärlein Deutsch reimen, den Edlen zu Liebe, und diese mit Hülfe der Frau Venus im Minnedienste bestärken.

Ein edler Ritter ritt zur Ärntezeit mit zweien Hunden und einem Sperber auf die Jagd: ein Häslein entrann ihm in das Korn, wo ein Schnitter es fing und dem Jäger gab. Dieser streichelte es, und gedachte, es einem Fräulein zu bringen, um deren Minne er lange schon vergeblich warb, und nun durch dieſs Spielwerk versuchen wollte. Sein Weg führte ihn durch ein Dorf, wo ein edles schönes Jungfräulein, noch voll kindlicher Einfalt, in einer Laube an der Straſse stand, und auf seinen Gruſs sich das Häselein wünschte, wenn es ihm feil wäre. Er wollte es um ihre Minne geben. Sie fragte, was das wäre, und bot ihm drei Pfund Fingerlein (Ringe), zehn Bickelsteine und einen Gürtel mit Gold und Perlen. Der Ritter verlangte jedoch nur ihre Minne; sie wollte sie gerne geben, wenn sie sie nur hätte; und da ihre Mutter und Gesinde in der Kirche war, stieg er rasch ab, setzte den Sperber ab, band das Ross an, und ging in die Laube: die Holdselige empfing freudig das Häſelein, und lieſs ihn gerne die Minne suchen, die er auch glücklich fand, zu beider Wonne, so daſs sie ihn nicht übervortheilen wollte, und nochmals suchen lieſs, und als er beim dritten Nachsuchen Überraschung fürchtete, ihm nachrief wiederzukommen; sie wolle nicht seinen Schaden.

Als ihr Mütterlein heimkam, zeigte sie fröhlich ihr Häselein, und erzählte ihr Alles; da wurden aber ihre gelben Locken zerrauft und ihre strahlenden Wangen gezwickt, so daſs sie hurtig entsprang. Sie trauerte weniger um die Minne, als über die Schläge, und schaute täglich von der Laube nach dem Ritter aus, um den Handel zurück zu thun.

Am dritten Tage kam er wieder, und schon von ferne forderte sie ihre Minne zurück und klagte ihm ihr Leid. Er war sogleich bereit: sie lief herab mit dem Häselein, nahm mit Freuden ihre Minne wieder, und wähnte aus einem Weibe wieder Magd geworden zu sein, sah jedoch traurig auf das Häselein; der Ritter lieſs es ihr gern obenein, und sie freute sich, ihn so übervortheilt zu haben.

Sie eilte, es ihrem Mütterlein zu verkünden, als die heimkam, wurde aber wieder gerauft und gescholten wegen des doppelten Ungewinnes. Die Mutter gab sich selber Schuld, und wehklagte. Die Tochter jedoch blieb getrost: sie wolle ihre Schuld tragen, und zum

Geschehenen müſse man sich des Besten versehen. So tröstete sie selbst ihre Mutter, die sie schweigen und fröhlich den Jungfernkranz tragen hieſs.

Darnach über ein Jahr verlobte der Ritter sich mit einem schönen und reichen Fräulein, und lud zu seiner Hochzeit viele Freunde. Da gedachte er auch des Mägdleins mit dem Häselein, ritt hin, und lud die Mutter mit ihr und ihrem Häselein zu seinem Ehrentage. Die Mutter lieſs sich nichts merken, und willigte, obwohl mit schwerem Herzen, ein.

Am Hochzeittage saſs der Ritter neben seiner Braut, und als das Mägdlein mit dem Häselein daher ritt, lachte er, eingedenk des ganzen Handels, so laut auf und so anhaltend, daſs Alle ihn deshalb fragten. Vor Allen auch die Braut, deren Fürwitz durch sein Versagen so gereizt ward, daſs sie ihm keine guten Tage verhieſs, wenn er nicht Bescheid gäbe. Nun erzählte er ihr Alles, und sie erwiederte, jene sei eine rechte Thorin gewesen: ihr (der Braut) habe der Kaplan wohl hundertmal daſselbe gethan, ohne daſs sie es je ihrer Mutter gesagt habe. Da erschrack der Bräutigam, wechselte die Farbe, entschloſs sich jedoch rasch, sprang auf und führte die Schöne mit dem Häselein zum Sitz an seine Seite. Darnach, als alle Gäste beisammen waren, erhub er sich, und erzählte laut die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende. Dann bat er seine Freunde um Rath und Wahl zwischen den beiden Bräuten. Alle entschieden einstimmig für das Mägdlein mit dem Häselein. Jene ward also ihrem Kaplan heimgesandt, und diese dem Bräutigam angetraut. So bewährte sich: was sein soll, muſs geschehen.

XXI.

Daȥ heselîn.

»Tribe ich die zît vergebene hin,«
sît ich von Gotes genâden bin
Genemmet in der mâzen,
man solte mich verwâzen:
Ich wil durch kurze wîle,
den nîdæren ze bîle
Ein abent mærlîn welzen,
unt Tiutschlîchen velzen
Dise rîmes ende.
und wær' ich sô behende,
Daȥ ich sô reine worhte,
daȥ ich mir niht envorhte
Der lôsen nîdære schimpf,
die dô ze hant ungelimpf
Ûf ander liute hânt getân,
und doch niht êren mag an in stân.
Nû wolt' ich hân der edeln gunst,
und gît vrou[we] Venus mir vernunst,
Sô sprenge ich ûf ir zuo versiht,
die man nâch minnen ringen siht.
Ein ritter, wol gebârende,
der welte günste vârende
Mit milte und ouch mit vrumekeit,
reit, dô mengelîch sîn korn sneit,
Ze velde ûf sînen akker,
mit zwein hunden wakker

Und mit eime sperwære:
der selbe beizære
Ersach ein jungez heselîn.
dâ jaget' er zuo die hunde sîn.
Ouch jaget' er ime selber nâch:
ze vluhte was dem hasen gâch.
Und entran hin in daz korn:
des wart sîniu vrîheit verlorn.
Wan ez gevienc ein snitter,
und gab ez dem selben ritter.
Daz was ouch reht, daz wizze Got,
wan er het ez gejagôt.
Des vrou[we]te sich der ritter dô,
und gedâhte in sînem muot alsô:
»Diz ist rehte ein âventiure.«
nu betrâhte[te] der gehiure,
Waz er hie mite tæte:
dô riet sîn herze ime stæte.
Er solt' ez bringen einre maget,
diu ime lange was versaget.
Nâch der sîn minne tragender muot
gluejet' in der senede gluot,
Als in der essen tuot daz golt,
des wart sîn muot in ein geholt;[1]
Wan man kumet[2] geringe
mit sollichem dinge
Ze vriunde (wol) gewinnet;
ein kint den apfel minnet
Und næme ein ei vür des rîches lant.
alsus reit er al ze hant
Gegen eime dorfe hin,
als in bewîsete sîn sin.
Dâ sîniu strâze durch gie;
sîn heselîn er streichet' ie.
  Nû lag ein junk vröuwelîn,
edel, schœne unde fîn.

---

[1] geholt?
[2] kint?

Der jâre ein kint, und ouch einvalt,
an einre louben, diu gestalt
Was engegen der strâȝen hin:
und als er kam geriten in
Mit dem tierlîn wilder art
vür die junkvrouwe(n) zart,
Daȝ ersach diu junge magt.
er gruoȝte si; siu sprach: »her[re], sagt.
Wannan kam iu daȝ heselîn?
wan wolte Got, und wær' eȝ mîn!
Oder wær' eȝ iu aber veile?«
er sprach: »eȝ mak ze teile
Iu vil wol werden, schœneȝ kint,
ob ir des koufes vlîȝik sint.«—
»Jâ, vil lieber herre mîn,
vil gerne het' ich daȝ heselîn;
Nû sagent mir, wes ist eȝ wert?
und hân ich den iht des ir gert,
Dâ mit ich iuch geweren mak,
ich engelebete nie sô lieben tak.«
Er sprach vil balde: »ich gib' eȝ iu
umbe iuwer minne.« dô sprach siu:
»Minne, herre, waȝ ist daȝ?
ir vordernt, Got weiȝ, ich(n) weiȝ, waȝ:
Nemet daȝ ich geleisten müge;
ob iu der muot ze koufe züge.
Herre, ich hân in mîme schrîn
besloȝȝen driu pfunt vingerlîn.
Und zehen bikkelsteine,
und einen borten kleine,
Sîdîn, mit golde wol durchslagen.
dar ûf berlîn sint getragen.
Gemischet rôt unde wîȝ,
daran mîn muoter leite irn vlîȝ
Und aller meisterschefte list:
den nemet, ob iu ernest ist,
Und lânt den kouf nû vür sich gân;
wan ich es nû niht beȝȝer hân.«

Der ritter der sprach aber dô:
»der kouf mag niht ergân alsô,
Ich enwil weder golt, noch steine,
wan iuwer minne reine.« —
»Der hân ich niht.« — »Ich vinde si wol
bî iu, ob ich si suochen sol.« —
»Sô nement si hin: wes beitent ir?
und gênt den jungen hasen mir,
Und hânt ir iuwer minne.«
er sprach: »ist ieman hinne,
Der uns hœret oder siht,
sô mag ich ir genemen niht:
Ir mueʒent sîn aleine.«
dô sprach diu maget reine,
Daʒ linde turteltiubelîn:
»ze kirchen ist mîn mueterlîn,
Und alleʒ daʒ gesinde.«
do erbeiʒet' er geswinde,
Den sperwer sast' er von der hant,
und als er dô sîn pfert gebant,
Dô huob er sich ze der louben in
und gap daʒ junge heselîn
Der jungen maget, dâ siu saʒ,
an der niht des Got vergaʒ,
Daʒ schœniu wîp erzöugen sol;
sîn meisterschaft schein an ir wol,
Ir forme was versniten niht,
engelvar was ir gesiht,
Ir wonten wîbes site bî,
diu mâse lie si wandels vrî;
Ir was wol sô rehte geschehen,
Got möhte selber gerne sehen
Die selbe junkvrouwen
in sîme himel schouwen.
Und dô daʒ selbe megetîn
enpfangen hete ir heselîn,
Siu sprach: »herre, ich bin gewert,
nemet selber, des ir dâ gert.«

Der ritter tet, als ime gelank,
daʒ junge kint er zuo(z')ime twank,
Unt kuste ir mündelîn rôsen rôt,
als im sîn wille dô gebôt.
Herre, wie gewarp er dô,
sît ime diu state wart alsô.
Dâ lag er sanfte, âne vluoch,
nider ûf daʒ hunger tuoch,
Und betwang in kündeklîche ir wer.
diu betwungen hât vil manik her
Unde alle künige twinget:
der durch liebe ringet,
Swaʒ lebelîchen lebende ist,
Minne und minneklîcher list
Hât noch der welte gesiget an.
die vant ouch hie der junge man.
Und nôʒ ir jungen sueʒen lîp,
biʒ daʒ diu maget wart ein wîp.
Daʒ dunket, ûf mînen orden, mich
ûʒer mâʒen wunderlich.
Und dô diu junk vrouwe zart
der sumer zîte ginre(t) wart,
Siu sprach: »suochet [her wider], tiurre helt,
âne zorn, swie vil ir welt,
Biʒ ir die minne vunden hânt;
sint iuwers heselîns gemant.«
Dô suocht' er aber vür baʒ;
daʒ lie diu junk vrouw' âne haʒ.
Dar nâch dûht' in varndes zît:
diu junk vrouwe twang in aber sît
Mit irs herzen gelüste
vil lieplîch an ir brüste
Und bat in zertliche,
daʒ er niht entwiche,
Eʒ wær' im anders sünde,
ê er die minne vünde.
Dâ noch [niwan] ze einem mâle,
dô vorht' er, daʒ diu twâle

Vreisen wære swanger.
dô enbeitet' er niht langer.
Dô rief [im] diu junkvrouwe aber nâch:
»herre, war ist iu sô gâch?
Wes nemet ir niht die minne gar?
ich wirde, weiȝ Got, wol gewar,
Daȝ ir si gar niht hânt genomen;
wellent ir niht her wider komen,
Sô ist mir iuwer schade leit.«
der ritter lachende dannan reit.
  Nû hât' ir mueterlîn vernomen
messe, und was her wider komen.
Und als[e] diu tohter si ersach,
siu lief engegen ir, und sprach:
»Luoge, liebe muoter, sich,
zarte muoter, waȝ hân ich,
Ein alsô hübescheȝ heselîn!«
siu sprach: »sage, kint mîn,
Wer gap dir daȝ hübesche tierlîn?«
siu beschiet vil eben ir den sin,
Wie siu den hasen hete kouft.
des wart ir gelweȝ har zerrouft,
Dar nâch ir[e] liehten wangen
begunde diu muoter zwangen
Mit irm[e] vil leiden vinger.
diu tohter wart geringer,
In sprüngen siu von dannan vlôch,
irs zornes siu sich sus enzôch.
Der jungen tet ir schade wê:
doch muoten si die slege mê
Dan der minne[n] verlüste;
kein trûren an ir brüste
Kam nâch der verlornen minne.
sus gie siu in dem sinne
Ie tages an die louben,
und wartet' in dem glouben
Des ritters, ob er kæme,
daȝ siu ir minne wider næme.

Unde ir tæte, als er ir ê tet,
daʒ siu ir minne wider het'.
Als obe der koufschaz wære verlorn.
des hete siu dô wol gesworn.
Nû kam er ouch geriten sider
an dem dritten tage wider,
Und als siu in von êrst an sach,
vil lûte rief siu unde sprach,
Alse siu niht hete sinne:
»herre, mîne minne
Süllent ir mir her wider geben.
ich hân ein martellîcheʒ leben
Und jæmerlîche hôchgezît
gehabet von mînre muoter sît,
Siu hât mir ûʒ mîn hâr gerouft;
ich hân niht wol umbe iuch gekouft.
Gênt mir wider die minne mîn
und nement ir iuwer heselîn;
Wir süln des koufes wider komen.
ich hân sîn schaden gnuog genomen,
Sît ich die minne hân verlorn.«
dô sprach der ritter wol geborn:
»Muget ir dâ mite ze hulden komen,
die minne, die ich hân genomen,
Wær' ich eine, die leite ich wider.«
nû lief diu schœne hin nider,
Und brâhte mit ir daʒ heselîn.
siu sprach: »zarter herre mîn,
Sît ich nû aber eine bin,
sô nement iuwern hasen hin,
Und gênt mir mîne minne.«
der ritter guoter sinne
Ervulte dô der jungen bet';
daʒ er ouch ân' daʒ gerne tet.
Des lieʒ er lîhte sich erbiten.
man pfliget noch der selben siten,
Swar zuo dem manne stât sîn muot,
daʒ er daʒ durch kleine bete tuot.

Sus wart von eime wîbe maget,
daʒ ist doch selten mê gesaget;
Ich mein'ʒ alsus, nû merkent daʒ,
siu wânde sîn, als[e] siu ê des was,
Ein maget wider worden,
an[e] megetlichen orden:
Wer zwîvelt nû dem mære,
dem guoten ritter wære
Mit irre reiner minne wol?
nie man daʒ unbilden sol.
Noch waʒ der âventiure geschiht,
als uns daʒ mære hie verjiht.
Der minnen überguldе,
nû wer behuop ir hulde?
Der ritter sældenrîche,
daʒ diu minneklîche
Wânde ein maget sîn, als ê,
daʒ siu verworht habe ê. (?)
Und dô disiu âventiure ergie,
diu junkvrouwe [dikke] blikket' ir
An ir vil liebeʒ heselîn;
ouch tet er sîne tugent schîn,
Und lieʒ ir ire minne wider,
und gap ir ouch den hasen sider,
Der bleip ir zuo gewinne:
si dûhte in irme sinne,
Siu het' eʒ wol geschaffet,
und er wær[e] gar veraffet.
Nû daʒ der ritter wol bedâht
sîn pfert ze velde hâte brâht,
Dô was ouch komen ir mueterlîn;
daʒ kint tet ir aber schîn,
Und lief vil balde gegen ir,
und rief vil lûte, mê den zwir:
«Nû, muoter, mag ich noch genesen,
der ritter der ist hie gewesen,
Und hât mir mîne minne wider
und ouch den hasen (ge)geben sider.

Den hân ich vor ze teiles.«
siu sprach: »wê mir dîns heiles,
Und owê dem gewinne!«
siu kripfte in irme sinne
Ir schœne tohter in daȝ hâr,
siu sprach: »nû weiȝ ich wol vür wâr,
Sô daȝ ich dîn muoter bin,
er hât dînen magetuom dâ hin,
Des muoȝ ich iemer trûrik sîn:
und owê, kint, der ëren dîn!
Ich solte dîn baȝ war hân genomen,
sô wære ich niht ze leide komen,
In dem mîn herze muoȝ sîn begraben
die wîle wir daȝ leben haben.« —
»Nu gehabe dich wol, diz ist geschehen,
man sol ze dem besten sich versehen.«
Sprach daȝ wênige kint,
»mîn leit daȝ wert âne under bint,
Und wîset an mîn ende mich.« —
»liebe muoter, nû trœste dich,
Ich tet eȝ, und sol 'ȝ ouch gerne tragen,
swîg und lâ dîn jâmer klagen.«
Des kindes trôst der alten wak,
siu sprach: »noch mueȝ' ich lieben tak
An dir geleben und sælikeit!
vröude dir ist unverseit,
Lâ sîn, sez ûf den borten stolz:
dîn sezzen ist noch niht ze holz.
Swîg, und lâ dich vrœlîche sehen,
dir mag noch wunder wol beschehen.«
  Darnâch wart über ein jâr,
dô wart dem ritter offenbâr
Einre junkvrouwen lîp
gelobet vür ein êlîch wîp,
Diu was schœn(e) unde kluok,
wol gevriunt und rîch genuok,
Unt truog der meide schappelîn,
durch daȝ siu ein maget solte sîn,

Der borte ist der megede reht.
der êren ein getriuwer kneht
[Und] versach sich niht wan guotes:
des was er hôhes muotes
Und bewak sich kosten unde schaden:
vrouwen unde herren laden.
Die er ze vriunt bekande,
begunde er in dem lande
Ze sîner êren hôch gezît.
nû pruevet, wâ mîn wân an lît:
Swaʒ geschehen sol, daʒ geschiht,
also wæne ich, und anders niht.
Daʒ wart an disen dingen schîn:
eʒ ergieng, als eʒ solte sîn.
  Der werde junge ritter fîn
gedâht' ouch an sîn heselîn,
Unde an daʒ kint gehiure,
und aller [der] âventiure,
Wie eʒ umbe den kouf ergie:
sîn edel herze niht enlie,
Siu mueste dâ ze hove sîn:
sîn junkvrouwe und ir heselîn.
Wie het' er si gelâʒen dâ!
hie mite reit er hin ie sâ,
Dâ îme der liebe kouf geschach.
diu junkvrouwe von êrst ersach
Ir vriunt, ze dem ir herze truog,
siu sprach: »liebe muoter, luog',
Der ist, der die minne nam.«
dâvon diu muoter sêre erkam:
»Ach, kint, wes hâstu mich ermant!«
nû was ouch er hinzuo gerant,
Unde bat ir [vrouwe ir] mueterlîn,
daʒ siu iemer durch den willen sîn
Ze sîner êren kæme,
und daʒ siu mit ir næme
Die junkvrouwe und ir heselîn.
siu gedâht': »owê der êren mîn!

Kum ich zuo des hôchgezît,
der mîne tohter hât gevrît
Ze kebse, wan ich den sihe an,
wie lützel ich dan vröuden hân!
Sît er des hoves solte
billîch, ob er wolte,
Pflegen mit der tohter dîn,
ouch vürht' ich sêre, und lâʒ' ich sîn,
Daʒ er offene die geschiht.«
siu wolt' eʒ im eht versagen niht.
»Herre, gerne,« sprach siu dô,
»ich bin iuwerre êren vrô.
Wir süllen beide gerne komen.«
dô sprach der ritter ûʒ genomen:
»Genâde und dank habent iemer,
der tugende vergiʒ ich niemer.«
Er schiet von dannan heim vil vrô.
nû sich diu zît getruog alsô,
Daʒ er an sînre vröuden tak,
an dem sîn hôchgezît gelak,
Durch kôsen bî ir sîten saʒ,
diu ime gelobet ze wîbe was,
Ein wunder dô kam in geriten,
daʒ kint mit kintlîchen siten,
Von dem ich ê hân geseit,
und brâhte sîn hesellîn gemeit
Mit ime, ân' arge liste.
der wirt, der dâ wol wiste,
Wie der hase wart gekouft,
und wie diu tohter wart zerrouft,
Und wie der wehselkouf geschach,
der lachete, unt tet einen kach,
Und began sô sêre lachen
von den selben sachen,
Und mohte sich des niht enthaben,
daʒ man in ieze wolte laben,
Und wider kûme kam ze sich.
dô wolte vrâgen menglîch.

Wes er gelachet hæte,
des enthuop sich wol der stæte;
Ich wæne, [daʒ] er sîne heinlikeit
vil ungerne ieman hæte geseit.
Nu begunde in ouch daʒ vrouwelîn,
diu sîn gemahel solte sîn,
Mit ernstes vrâge under stân,
durch waʒ er hæte getân
sô herzeklicheʒ lachen.
dô wolt' er die sachen
Niht entsliеʒen, und bat si,
daʒ siu in der vrage lieʒe vrî.
Der vür wiz reiʒete si dô mê,
wan ir het' starker wart, dan ê.
Siu wolte wiʒʒen dô bî namen,
wâ von kæme dirre gamen.
Dô wert' er: »[s]ich entuon sîn niht.«
siu sprach: »ir sagent mir dise geschiht,
Samir leben unde lîp,
oder ir gewinnet nie[mer] guot wîp
An mir, unde lieben tak.«
der vrouwen krieg dô nider wak.
Daʒ er der jungen briute zart
ires willen volgende wart.
Unde si dô gewerte
der rede, der siu gerte.
Und seit' ir von des hasen vart,
wie er in dem korne erslichen wart,
Und wie er dar nâch wart verkouft,
und wie diu tohter wart zerrouft,
Daʒ siu die minne verlôs,
und wie er si aber wider nôʒ,
Do er ir die minne wider gap.
siu sprach: »samir daʒ heilige grap,
Diu was ein rehte tœrîn:
hete siu gehabet den willen mîn,
Siu enhet' es, weiʒ Got, niht geseit;
eʒ was ein grôʒe tumpheit.

Inâ! joch het mir unser kappelân
wol hundert stunt alsô getân,
Und wær' mir, weiʒ Got, [noch] hiute leit,
würde eʒ der muoter mîn geseit.
Inâ! waʒ seit' siu rehteʒ tœrlîn,
wan lie siu niht ir klaffen sîn!«
Dô der ritter diz vernam,
ein schrekke im an sîn herze kam,
Sîn varwe sô verwandelt was,
daʒ er kûme (dâ) gesaʒ,
leze bleich und denne rôt,
als im der schrekke dô gebôt.
Und dô er wider sich versan,
ze hant er trahten began,
Wie der rede wære dô;
er gedâhte: »ist disem dinge alsô,
Sô wirt mîn brûtluft vol brâht
anders, dan ich hân gedâht.«
Sîn sizzen was niht langer,
in eime zorne ûf sprang er.
Er lie hin gen dem kinde trasen,
daʒ dô was komen mit dem hasen,
Bî sîne sîte sat er die,
die er von êrst mit spotte enpfie.
Swaʒ durch in dar komen was,
dô sich daʒ alleʒ ze samen gelas,
Beide, vrouwen unde man,
si wânten eine brût hân
An der gemahelten maget:
ûf stuont der wirt, sô man saget,
Und hieʒ sich hœren über al
und seite von oben ze tal
Vil eben, wie eʒ ergangen was,
umbe diz unde umbe daʒ,
Wie kouflich er daʒ kint gewan,
und wie er ir minne vuorte dan,
Und wie er si ir gap hin wider:
dar nâch seit' er aber sider,

Wie ez umbe die brût was getân,
und ouch umbe iren kappelân.
Unde alse er volle seite,
dô bat er gereite,
Die sîne vriunde wâren dâ,
daz si ime durch liebe seiten sâ,
Unde des würden in ein,
welhiu im geviele under den zwein,
Daz er die sîme lîbe
behuebe ze einem wîbe.
Dô rieten s' an der stunde
alle mit einem munde,
Daz er die junge fîne
mit dem heselîne
Ze rehte wîben solte,
ob er gedenken wolte,
Waz billîch wære und êre.
do enbeitet' er niht mêre,
Er nam si mit des pfaffen hant.
diu ander wider heim wart gesant
Ze irme kappelâne.
Noch bin ich in dem wâne,
Und gloub' ez, und wil es iemer jehen:
daz sîn sol, daz muoz geschehen.
Als an disen selben zwein
geschach, und offenlîch erschein.

XXII.

Der Sperber.

In einem stattlichen Frauenkloster, wie man sagt, wetteiferten Alte und Junge im Gottesdienst, und waren auſserdem nie müſsig, sondern webten und wirkten, zeichneten und schrieben. Kein Mann durfte das Kloster betreten, und nur die Nonnen im Amte kamen herfür: die jungen unerfahrenen blieben stets drinnen, und die Schulmeisterin lehrte sie singen und lesen, sprechen und gehen, und im Chore stehen und sich verneigen, dem Orden gemäſs. Sie waren so lieblich, daſs Gott ihren rosenrothen Münden keine Bitte versagen konnte.

Unter ihnen war ein so schönes Jungfräulein, daſs sie untadlich erschien, und ihr durchaus nichts gebrach, als daſs sie gar nichts von der Welt auſserhalb des Klosters kannte, in welchem sie schon 15 Jahre gelebt hatte. In dieser klösterlichen Einfalt stand sie einst an der Ringmauer des Klosters, unweit der Thüre an der Landstraſse. Da kam ein Ritter daher, zu Rosse, einen Sperber auf der Hand. Sie grüſste ihn, und fragte, ob er das Vöglein weit her führe; und als er verneinte, fand sie es wunderschön, es singe gewis auch süſs, und die Frau, der er es bringe, müſse ihm immer hold sein. Der Ritter, ihre gute Einfalt erkennend, sagte, es sei ein Sperber, und ihm wohl feil. Die Jungfrau beklagte, daſs sie kein Geld habe; jedoch wolle sie gern sonst etwas dafür geben. Da erbot ihn der Ritter für ihre Minne. Diese war ihr unbekannt: sie habe in ihrem Schrein nur zwei Bilder, drei Nadeln, eine Scheere, zwei neue Haarbänder, ihr feiertäglich Gewand und ihren Psalter; darunter gebe sie ihm die Wahl. Der Ritter bestand jedoch auf ihre Minne, die er bald bei ihr finden würde. Sie wollte ihn gern suchen laſsen, er hub sie von der Mauer, führte sie in einen Baumgarten, band das Ross und den Sperber an einen Ast, saſs mit der Schönen in den Klee, und fand bald die Minne, zu beider Freuden, so daſs sie sich nicht durch Kargheit versünden wollte, sondern ihn aufforderte, sich nach Herzenslust bezahlt zu machen. Darnach hob er sie wieder auf die Mauer, und ritt weg.

Das Fräulein ging fröhlich mit dem Sperber zu ihrer Lehrmeisterin, erzählte ihr den wohlfeilen Handel, und beklagte, daſs das Kloster keinen solchen Minnesucher habe, für den sie Alle ihre Pfründe hergeben sollten. Die Alte schalt sie, daſs sie ein Weib geworden, raufte und schlug sie zwier zu Boden, so daſs sie fast todt lag. Die Junge gedachte, es wieder gut zu machen, und wartete frühmorgens heimlich auf der Mauer, bis der Ritter wiederkam. Sogleich forderte sie ihre Minne und Magdthum für den Sperber zurück. Der Ritter war bereit, er that ihr abermals, wie zuvor, und sie hielt genau darauf, daſs er ihr die Minne so dreifach wiedergab, wie er sie genommen. Dann eilte sie vergnügt zur alten Nonne, verkündigte ihr den glücklichen Tausch, und rühmte den ehrlichen Mann, der dem Kloster sehr zu wünschen wäre. Die Alte rügte die überschwängliche Einfalt der Jungen, die Übel ärger gemacht; warf sich selber jedoch vor, daſs sie nicht beſser vorgesehen hatte, und lieſs ihren Zorn über das Unwiederbringliche

XXII.

Der Sperwære.

Mir ist ein mære geseit
vil gar vür eine wârheit,
Niht vür ein lug, noch vür ein spel,
eʒ ist hübesch unde snel:
Ich sage in'ʒ, man seite mir'ʒ:
als ir'ʒ gelernt, sô sagt ouch ir'ʒ.
Eʒ was hie vor, als man seit,
ein klôster guot und wol bereit,
Erbouwen schôn unde wol,
als man von reht ein klôster sol:
Dâ wâren vrouwen inne,
die dienten Got mit sinne:
Die alten und die jungen
lâsen unde sungen
Ze ieslîcher ir tage zît,
si dienten Gote ze wider strît.[1]
Sô si aller beste kunden,
und muosten under stunden.
Sô si niht solden singen,
næn oder borten dringen,[2]
Oder würken an der ram:
ieglîchiu wold' des haben scham.
Diu dâ muezik wære beliben,
si entwurfen oder schriben.

---

[1] Z. 13–16 fehlen B.

[2] [illegible] B.

legllchiu nâch ir ahte
worhte, swaz si gemahte.[1]
Nû was ez, als mir ist geseit,
ir reht und ir gewonheit,
Daz nimmer dehein man
in ir klôster getorste gân
Durch deheine sache;
si wâren mit gemache
Inner halp des klôsters tür;
ir deheiniu kom her vür,
Wan die der amt(e) pflâgen:
an den die witze niht lâgen,
Die muosten innerthalben sîn.
ez lêrt' diu schuole meisterîn
Die jungen singen unde lesen,
wie si mit zühten solden wesen,
Beide, sprechen unde gên,
ze kôre nîgen unde stên,
Als in der orden dâ gebôt.
in wâren die münde alsô rôt,
Swes si Got gebâten,
ob si ez mit vlîze tâten,
Daz er niht enkunde
sô rôsen rôtem munde
Werltchiu dink[2] versagen.
Nû was bî den selben tagen
Ein schœniu junkvrouwe dâ:
wær' si gewesen anders wâ,
Dâ man si mohte hân gesehen,
sô muesten ir die liute jehen,
Daz si be namen wære
gar unwandelbære
Lîbes unde muotes,
dâ bî alles guotes

---

[1] erdâhte B. *Die folgenden Zeilen 27–36 fehlen ebd.*

[2] Werltlicher dinge B.

Wære volliklich gewert,
des man an schœnen vrouwen gert:
Wan daȥ ir des einen gebrast,
daȥ si den liuten was ein gast,
Und daȥ si in dem lande
weder liut noch site erkande.
Der man ûȥer halben pflak;
wan si was vil manigen tak
Dâ ze klôster beliben
und het ir zît da vertriben
Vil nâhen ûf funfzehen [1] jâr:
si ahte niht als umb ein hâr
Uf der werlt üppikeit,
si lebet' in einvaltikeit
Unde reht nâch klôster site,
dâ si was erzogen mite.
  Diu selbe junkvrouwe
eines tages durch schouwe
Uf die rinkmûre gie,
diu daȥ klôster umbe vie,
Unverre [2] von der klôster tür,
dâ gie diu lantstrâȥe vür;
Dô kom ein ritter [3] dar geriten,
dem stuont wol nâch ritters siten
Sîn lîp unde sîn gewant;
ein sperwer vuort' er ûf der hant:
Do er kom ir sô nâhen,
ir gruoȥ und ir enpfâhen
Bôt si im, dô si in sach,
daȥ si alsô zuo im sprach:
»Ich wil iuch gerne vrâgen,
des lât iuch niht betrâgen.

---

[1] vier unt zweinzik. B
[2] Verre. B.
[3] schriber. B. (so immer.)
[4] Z. 89. 90 fehlen. B

Mîn vil lieber herre,
habet ir iht verre
Diz vogelîn gevüeret her?« —
»nein ich, vrouwe.« sô sprach er.
Si sprach: »sô tuot mir bekant,
wie iuwer vogel sî genant:
Im sint sîn vüeʒe alsô gel,
sîniu ougen schœn' und sinewel.
Sîn gevider vêch [1] und sleht:
wære im sîn snabel gereht,
Sone wær' kein gebrest' dar an:
vil wol ich mich des entstân,
Daʒ eʒ vil suoʒe singet.
swelher vrou[we]n ir'ʒ bringet,
Diu muoʒ iu immer holt sîn:
eʒ ist ein schœneʒ vogelîn.«
Der ritter vil wol hôrte
an der junk vrouwen worte,
Daʒ si be namen wære
guot und alwære; [2]
Er tet ir alsô bekant,
eʒ wær' ein sperwær' genant.
»Und ist mir, vrouwe, veile:
eʒ wirt iu wol ze teile,
Und welt ir eʒ mir gelten.«
si sprach: »man gît mir selten
Ze pfruende [3] pfenninge:
kumt ir an ein gedinge,
Daʒ ich selber mak gehân,
ich lâʒ' des koufes niht zergân,
Sô gern het' ich daʒ vogelîn.«
er sprach: »vil liebe vrouwe mîn,
Sît ir koufes an mich gert,
sô nim ich gern iuwern wert:

[1] vehen. B
[2] Z. 107–110 *fehlen*. B
[3] ze miner provenden. B

Ich wil'ʒ umb iuwer minne geben:
dâ sult ir niht wider streben.«
Sprach diu junkvrouwe dô:
»daʒ tæt' ich gerne und wær' sîn vrô;
Nun' weiʒ ich leider, waʒ ir welt,
daʒ ir mir habt vür gezelt
Und eʒ minne habt genant,
daʒ ist mir leider unbekant.
Ich weiʒ niht, waʒ eʒ muge gesîn:
ich hân niht in mînem schrîn,
Denne zwên bildære,[1]
drî nâdel' und ein schære,
Unt zwei niuwe hârbant,
und mîn vîrteglich gewant,[2]
Dar zuo mînen salter,
ich gewan bî mînem alter
Niht mêr guotes bî der zal:
dar under lâʒ' ich iu die wal;[3]
Unt zürnet dan mîn muemelîn,
sô hân ich doch daʒ vogelîn.«
Er sprach: »vrouwe minneklîch,
iuwer lîp ist minne rîch,[4]
Die wold' ich balde vinden,
solt' ich mich underwinden,
Daʒ ich bî iu solt' suochen;
und wolt ir sîn geruochen,
Ich hueb' iuch von der mûr' her nider.« —
»wie kœm' ich danne her ûf wider?«
Sprach diu junkvrouwe dô.
der ritter wart der rede vrô:
»Daʒ gevueg' ich, vrouwe, wol.«
sîn herze daʒ wart vröuden vol,[5]

---

[1] Den nuonen biedere. *B.*

[2] Z. 137–138 *fehlen.* *B.*

[3] — guotes umb ein hâr:
von den nemet ein ân' vâr. *B.*

[4] ſûberlîch: minnelîch. *B.*

[5] Z. 155–156 *fehlen.* *B.*

Der lieben er sich under want,
er vuorte si dar bî ze hant
In einen boumgarten;
er begund' mit vlîʒe warten,
Daʒ eʒ nieman gesæhe,
waʒ von in beiden geschæhe:
Sîn pfert bant er vaste
ze eines boumes [1] aste
Und sînen sperwære;
sîn herz' wart vröudenbære,
Er saʒ zuo (z')ir an den klê,
der lieben tet er sanfte wê,
Er suocht' die minne, unz er si vant;
diu sueʒe minne si beide bant;
Er hiels si unde kuste,
als vil in des geluste,
Und suocht' die minne aber dô.
dô sprach diu junkvrouwe sô: [2]
»Herre, nemt iuwer minne gar,
daʒ ich iu rehte mite var,
Daʒ ich mich iht versünde;
und merket, waʒ ich iu künde:
Swer ein dink gewinnet,
und sich des niht versinnet,
Daʒ er eʒ gar vergolden hât,
daʒ ist ein grôʒe missetât.
Nû nemt hin iuwer minne,
und suochet si mit sinne,
Nemt ir, swie vil ir nû welt;
ich hân daʒ rehte wol gezelt,
Daʒ ich iuch niht hân gar gewert.
nû nemet ir, swie vil ir gert: [3]
Sît ich mit minne gelten sol,
so getriuwe ich iu vergelten wol;

---

[1] einer linden. B

[2] Z. 171—174 *fehlen.* B

[3] Z. 181—188 *fehlen.* B

Geltes bin ich iu bereit.«
der ritter hübsch und wolgemeit.
Suocht' aber dô die minne,
uns in dûht' in sîn' sinne,
Daz im sîn sperwære
vil wol vergolten wære.
Im sagte ouch daz herze sîn,
daz im dehein vogelîn
Würd' baz vergolten, vor, noch sider.
er half ir ûf die mûre wider,
Und nam urloup zuo(z')ir sâ;
dô reit er hin, und lie si dâ.
  Nû hœret, wie ez ir ergie
und wie si ir dink ane vie:
Si gie und gâhete ze hant,
dâ si ir meisterinne vant;
Si sprach: »vil liebez muemelîn,
disze schœne vogelîn
Hân ich gekoufet ringe,
ân' alle pfenninge,
Ein herre hât mir ez gegeben:
daz er mit sælden mueze leben!
Alsô wil ich im vluochen:
ich liez in dar umbe suochen
Einez, daz ist minne genant,
und ist mir worden wol bekant,
Alsô daz ich enruoche,
wie oft er si bî mir suoche:
Er ist reht ein meister dar an.
daz dis klôster nie gewan
Ein solhen suochære,[1]
daz ist mir immer swære;
Wir sîn doch guotes wol sô rîch,
ez ist harte unbillich,[2]

---

[1] ſchuelære. B.

[2] unmügelich. B.

Daz man uns iht gebresten lât:
sint man minne veile hât.[1]
Wær' uns guot sô tiure,
sô solten wir ze stiure
Unser pfruende geben dar an;[2]
sô liebes ich nie niht gewan.
Ich enhelfe ez dâ mit gelten.«
diu alte begunde schelten,
Si rouft' si sêre unde sluok:
daz si des koufes ie gewuok,
Daz mohte si wol Gote klagen:
si het' si nâch ze tôde erslagen.
Ir zornes si lange pflak,
unz si zwir ûf der erde lak:
»Nû bistu worden ein wîp,
dîn vil sinnelôser lîp
Hât dir benomen dîn êre,
des gewinstu nimmer mêre
Wider junkvrouwen namen,
vür wâr, dû maht dich immer schamen.«[3]
Ir zorn was unmâzen grôz,
manigen zwik[4] unde stôz
Het diu guot' enpfangen.
  Dô daz was ergangen,
Des vröute sich diu guote,
und gedâhte in ir muote,[5]
Wie si nâch ir schulde
kæm' ze ir muomen hulde,

---

[1] des man iergen veile hât. *B.*

[2] *B. erweitert:*

Unse halbe provende geben,
umbe ein sô kurzewîlez leben.
Daz [illegible] kan der [illegible] man.

[3] Z. 237—244 *fehlen. B.*

[4] flek. *B.*

[5] Z. 249—290 *fehlen. B.*

Der gedank' ir an dem herzen lak
biʒ an den dritten tak,
Do begund' si heimelîchen
wider ûf die mûre slîchen,[1]
Ob ir daʒ heil geschæhe,
daʒ si den ritter sæhe.
Dar nâch stuont aller ir gedank.
nû wart dar nâch unlank,
Daʒ er kom dort her geriten:
si sprach im zuo mit unsiten:
»Hebet mich von der mûre nider,
und gebet mir mîn minne wider,
Und nemet ir iuwer vogelîn:
wan eʒ hât mîn muemelîn
Mit mir gezürnet sêre,
und jiht, ich hab' mîn êre
Durch den sperwer verkorn
und mîn magetuom verlorn;
Hebet mich ze der erde,
daʒ mir wider werde
Mîn minne, und iu daʒ vogelîn.«[2]
der ritter sprach: »vrou, daʒ sol sîn.«
Er huop si nider in den klê,
unt tet ir rehte alsam ê.
Und suocht' aber ir minne,
als er von sînem sinne
Aller beste kunde.
si sprach: »der mir des gunde.[3]
Ich kouft' al tag zwei vogelîn:
nû jiht aber mîn muemelîn,

[1] *W. fügt hinzu:*
Si saʒ an ir stat hin wider,
und luoget' bî der mûre nider.

[2] Z. 266—273 *fehlen.* *B*

[3] Z. 277—280 *fehlen*, *B.*, *wo* 281 *so lautet:*
In' weiʒ, waʒ minne müge sîn.

Ich hab' sîn grôȝeȝ laster;
nû muet iuch dester [1] vaster,
Daȝ ir mich machet magt, als ê:
ir wænet lîht, eȝ tuo mir wê,
Und welt mir lîhte [2] borgen:
darumb sult ir niht sorgen;
Machet ir mich wider magt,
sô sît ir von mir unbeklagt, [3]
Ich hân eȝ alleȝ wol verguot,
sô waȝ ir mit mir nû tuot;
Wan sô muoȝ mîn muemelîn
ir grôȝeȝ zürnen lâȝen sîn, [4]
Sô ir diu mære werdent kunt.«
dô galt er ir dô ander [5] stunt,
Und sprach: »liebiu vrouwe mîn,
ich tar niht lenger hie gesîn, [6]
Wan ich muoȝ von hinne varn:
Got mueȝ' iuwer êr' [7] und lîb bewarn!«
Si sprach: »ir vart alsô niht hin;
durch daȝ ich sô einvaltik [8] bin,
Sô welt ir mich betriegen;
sich hueb' ein langeȝ kriegen,
E daȝ ir vueret sô von mir:
ir habt mir vergolten niht wan zwir,

---

[1] muedet iuch de. *B.*

[2] welt die minne. *B.*

[3] Z. 289—290 *lauten in B.*:

Ich dulde gerne disen pîn;
mich sluok sô sêre mîn muemelîn.

[4] Z. 293—294 *fehlen*, *B.*; *und* 295 *lautet*:

er kuste si an iren munt

[5] de ze. *B.*

[6] Z. 297—298 *fehlen*. *B.*

[7] iu sêle. *B.*

[8] ich alwære. *B.*

Und nâmet mîn minne drîstunt;
eʒ wær' ein ungetriuwer vunt.
Welt ir mir sô entwîchen:[1]
ir mueʒet mir nemlîchen
Die dritten minne wider geben;
und welt ir iht dâ wider streben,
Des habt ir immer mînen haʒ.« —
»vil gerne, vrouwe, tuon ich daʒ.«
Sprach der ritter tugentlîch,
diu rede dûht' in gemelîch,
Er galt ir guetlîch unde gar;
er sprach: »Got gebe, daʒ ich wol gevar.«
Er half ir hin wider[2] in:
sô reit dô der ritter hin.[3]
Diu junkvrou was ir wehsels vrô,
ze ir meisterinne sprach si dô:
»Nû, vil liebeʒ muemelîn,
lâ dîn grôʒeʒ zürnen sîn
Und lâ mich dîne hulde hân:
ich hân eʒ alleʒ wider tân.
Dar umbe dû mich hâst geslagen,
ich wil dir liebiu mære sagen,
Ich hân wider mîn minne,
dô ir alle sliefet hinne,
Hiute vor der nône,
dô galt er mir vil schône,
Der ritter, dem ich mîn minne gap;
ungehalten und âne stap
übergên ich noch wol wîten rink;[4]
eʒ was ein seltsæneʒ dink.

---

[1] Z. 308—309 *fehlen, und auf* 310 (nemeliche) *folgt*:
sô mir Got der riche. *B.*

[2] ir ûf die mûre. *B.*

[3] er reit in wek, si gienk in. *B.*

[4] Gieng' ich wol umbe einen rink. *B.*

Daʒ dû zurntest sô sêre
und sprachst, mir wær' mîn êre
Mit der minne gar benomen;
und wær' er niht her wider komen.
Dannoch muest' ich sîn genesen:
ich wil im immer holt wesen,
Wan er ist ein getriuwer man,
des verstên ich mich wol dar an,[1]
Wan er galt mir guetlichen[2] gar:
Got gebe, daʒ er wol gevar!
Des wünsch' ich im, als ich sol;
er zæme hie ze klôster wol.
Wan wær' er hie, des wær' ich vrô.«
diu alte diu sprach aber dô:
Swaʒ ieman seit oder tuot,
sô hâstu alwæren muot;
Wære der schade nû einer,
sô wær' er dester kleiner:
Nû ist eʒ zwirnt geschehen;
des solt' ich ê hân under sehen:[3]
Sint ich des niht hân getân,
sô muoʒ ich mînen zorn lân.«
Swer daʒ viur erkenne,
der huet', daʒ in iht brenne:
Swer sich aber übersiht,
daʒ im solher schade geschiht,
Den nieman erwenden kan,
eʒ sî wîb oder man,
Der sol in guetlich lâʒen varn,
alder sol in ê bewarn.

---

[1] dâ stân ich mit allen sinnen an. *B.*

[2] guetlich unde. *B.*

[3] *Z.* 355—356 *lauten in B.*:

Ich solde dich baʒ hân behuot,
daʒ wære uns beiden gewest guot

Daȥ ist wîser liute site.
hie sî iu bescheiden mite
Diz vil hübsche mære
370 von dem sperwære.[1]

---

[1] *In B. ist dieser Schlusssatz, Z. 360 – 370, verändert und lautet buchstäblich:*

We dese mere gehort hayt
De mirke desen korten rayt
Inde behalde dese lere
Id vromet eme vmmermere
Weme so gedane schade weder uert
Dat he den uor neyt erwert
De lais id geueitlichen uaren
Of he sals uan eirste bewaren
Dat is wiser lude sede
Hey endit sich dese mere mede
Oyg heissit dese mere
Der vrauwen sperwere.

XXIII.

Das Gänſelein.

Ein stattliches Kloster stand in groſsen Ehren, sein Gasthaus bewirthete jeden, der es betrat: wenn aber das Klosterthor geschloſsen war, durfte bei Leibesstrafe kein Weib eingelaſsen werden. So lebten darin mehrere Mönche, die nie aus dem Kloster kamen, darunter auch ein junger Mönch, der von Kindheit an drinnen war, und gar nichts von der Welt wuste, und Rosse und Reiter nur von Hörensagen kannte. Der bat den Abt, als dieser die Güter des Klosters besuchen wollte, ihn mitzunehmen; der Abt gewährte, um ihn mit Land und Leuten bekannt zu machen, damit er einst dem Kloster nützlich werde. So ritten beide über Feld, und der Abt nannte dem jungen Mönch alles Gethier, das ihnen begegnete. So kamen sie zu einem Maier des Klosters, dort zu übernachten, und saſsen, wohlaufgenommen, beim Feuer. Das Weib und die Tochter des Maiers, ein wohlgestaltes achtzehnjähriges Mägdlein, musten sich, auf Geheiſs des Abtes, zu ihnen setzen, und der Mönch fragte, was das für Creaturen wären. Der Abt sagte ihm, sie hieſsen Gänse. Dem Mönche gefielen sie, und er bedauerte, daſs das Kloster nicht solche Gänse hätte, wo sie doch Weide genug fänden. Beide lachten, und wunderten sich über des Mönchs Unwiſsenheit, und der Abt erklärte sie ihnen. Der Tochter aber gefiel der junge Mönch, und sie nahm sich im Stillen vor, die Wahrheit zu versuchen. Um Schlafens Zeit fügte sie es so, daſs dem Abte, seines Gemaches wegen, fernab von dem Mönche gebettet wurde. Alle gingen hierauf zur Ruhe; der Mönch aber konnte nicht einschlafen, und dachte über die zum erstenmal gesehenen mannigfaltigen Geschöpfe und ihre Namen nach; auch die Maierstochter lag ohne zu schlafen, und sann auf die Vollbringung ihres Willens. Sie stand leise auf, und schlich zum Bette des Mönchs, und als dieser fragte, was da wäre, nannte sie sich das Gänselein, und bat ihn, weil es kalt sei, sie nicht erfrieren zu laſsen, sondern unter seine Decke zu nehmen. Der gute Mönch that es gern, und es bewährte sich, daſs er gar nichts von dem Bettspiele verstand; sie aber konnte es etwas beſser, und gab ihm spielenden Unterricht, so daſs er es alsbald begriff, und mit Freuden so lange trieb, bis es Tag ward. Sie schärfte ihm aber beim Scheiden strenge Verschwiegenheit ein: der Abt tödte sie sonst beide.

Am Morgen besorgte der Abt die Geschäfte des Klosters, und ritt mit dem Mönche heim. Dieser ergetzte die Klosterleute durch die Erzählung von der Reise, verschwieg jedoch sein Abenteuer mit dem Gänselein.

Vor Weihnachten hieſs der Abt den Koch und Keilner der Klosterleute wegen des vielen Singens und Lesens reichlich pflegen. Da rieth der junge Mönch, zur vollständigen Bewirthung, jedem Bruder auch eine Gans zu geben. Der Abt verwies ihm zornig die Rede, weil sie ja kein Fleisch aſsen, und drohte ihm Buſse. Der Mönch muste weichen, erklärte jedoch allewege Gänse und Gänselein für gute Speise. Der Abt nahm ihn hierauf beiseite und gebot ihm ernstlich, zu sagen, warum ihn denn nach Gänsen so gelüste. Da beichtete der junge Mönch alles, und der Abt legte ihm zwar Buſse auf, gab sich aber selber die Schuld, weil er ihn getäuscht, und sagte ihm nun, daſs er ein Weib erkannt habe. — Lug und Trug frommt nimmer. Genug: zu Drahov sind wohl zwei, drei Mönche, die beſser ein Weib erkennen; denen rathe ich, sich die Huld ihres Abtes zu erwerben.

XXIII.

Daȝ genselîn.

Diz mære heiȝet daȝ genſelin,
und ſagt von einem münche und von einem magedin.

Ich wil iu sagen ein mære,
daȝ [hie bevor] ein klôster wære
Schœne und erbouwen wol,
als noch von rehte ein klôster sol,
Ir gasthûs unde ir spital
daȝ was gesezzet in sulhen wal.
In swelhen zîten daȝ der man
geriten oder gegangen kwam.
Daȝ eȝȝen vand er ie bereit,
minnenklîch unde unverseit
Gâben si im, swaȝ si mohten hân;
alsô solten noch diu klôster stân;
Ir spîse wart vor nieman verspart:
und wen daȝ tôr versloȝȝen wart,
Sô was geboten an den lîp,
daȝ man keiner slahte wîp
Immer lieȝe darin;
si sazten niht wan iren sin,
Daȝ si behielten (gar) ir leben,
als in ze rehte was gegeben.
Ich hôrt' ouch mære von in sagen,
daȝ ir klôster wær' underslagen.

Daʒ die münche und iren gemach
ze rehte vremdes nieman sach.
Ich sag' iu selbe ein mære,
daʒ manger münch dâ wære,
Der nimmer ûʒ dem klôster kwam.
dâ was ouch inne ein junger man,
Der het sîn jâr alsô vertriben,
daʒ er darinne was beliben
Von einem kleinen kindelîn;
des muost' im unerkennik sîn,
Waʒ lebt' in dem lande,
wan daʒ er ros [nach sag'] erkande.
Daʒ man diu solde rîten.
daʒ was bî den zîten,
Daʒ der apte rîten wolde,
und niht beliben solde,
Rihten umb sînes klôsters dink.
in bat der selbe jungelink,
Daʒ er in vuert' mit im in diu lant,
darumb daʒ im würden erkant
Diu reht von dem lande,
der er niht erkande.
Der apte dâ gewerte,
des der münche gerte:
In einem sinne daʒ geschach,
er gedâht' und wider sich selben sprach:
»Und werdent im diu reht bekant,
beide, liut und ouch diu lant,
Sô mag man im enpfelhen wol,
wes ein man (hie) pflegen sol,
Und wirt ein vil nüzzer man.«
alsô vuort' er in mit im dan;
Si sâʒen ûf unde riten,
die klôsterliute niht vermiten.
Dô si kwamen ûf daʒ velt,
ir pfert giengen schône enzelt;
Swaʒ in viehes widergie,
der münche des niht verlie.

Er vrâgte, wie eȥ wær' genant,
daȥ eȥ im würde bekant,
Oder wie sîn name solde sîn,
eȥ wæren schâf, rind[er] oder swîn,
Daȥ macht' im der apte kunt.
si kômen z'einer kurzen stunt
Ze ei[ne]m meyer, dâ si wolden
belîben unde solden.
Der meyer des niht verlie,
sînen herren er enpfie,
Er sprach: »wilkomen, herre mîn,
und alle die mit iu komen sîn.«
Al dâ man in diu ros enpfie;
der münche und der apte gie
Ze einem viu[we]r an ir gemach,
bî einer wîle daȥ geschach.
Der meyer het ein wîp
und eine tohter, der lîp
Was ze wunsche wol gestalt
und was ahzehen jâr alt;
Der apte bat si sizzen nider;
seht, des wâren si niht wider,
Si sâȥen an der selben stat.
der münch dô den apte bat,
Daȥ er in wiȥȥen lieȥe,
wie diu creatûre hieȥe.
Dô sprach der apt sâ ze hant:
»daȥ sint gense genant.« —
»Crêde mich!« sprach der münich
»sô sint die gense siuberlîch.
Wie kumt, daȥ wir niht gense hân?
nû mohten si sich wol begân
An unser klôster weide.«
des lachten si dô beide,
Des wirtes tohter und sîn wîp,
wunder nam (si), daȥ sîn lîp
Wær' sô rehte minnenklîch,
und daȥ er niht verstuende sich.

Wie dâ wîp wær' genant.
den apte vrâgten si ze hant,
Ob er sinnik wære.
dô sagt' er in diu mære
Vil rehte, wie er dar was bekomen,
als ir ê habt vernomen,
Wie er erwahsen wære.
dô dizze selbe mære
Des wirtes tohter (wart) bekant,
si gedâhte ir ze hant:
»Diz ist ein siuberlîcher man;
daȝ ist wâr, ob ich'ȝ gevuegen kan,
Ich versuoche noch hînt, ob sîn lîp
erkennen kan, wie man diu wîp
An dem bette handeln sol.«
er geviel ir harte wol,
Der rede si stille gedagte,
ir gedank si nieman sagte,
Unz man slâfen solde gân,
der wirt der wolde niht enlân,
Er hieȝ in betten nâch ir site;
dâ was ouch sîn tohter mite,
Si schuof, daȝ dem jungen man
wart gebettet wol hin dan
Von dem apte verre,
dar umbe daȝ der herre
Sînen gemach het dester baȝ:
nâch ir willen geschach daȝ.
  Dô sich die herren [dô] geleiten,
der wirt hieȝ al dâ gereiten
Die liut' alle slâfen gân,
die herren iren gemach hân.
Der münch niht slâfen mahte,
er het in sîner ahte,
Wie ein ieslich dink wær' genant
als eȝ im vor was genant.
Diu junkvrouw' unslâfende lak,
vil manger gedank(e) si dô pflak,

Wie ir wille würde volbrâht,
als si ir ê het gedâht.
Diu junkvrouwe sich dô stal,
si kom dar ân' allen schal
Und gienk hin vür sîn bette dar.
als ir der münche wart gewar,
Er sprach ze hant: »waʒ mak hie sîn?«
[si sprach:] »ich bin'ʒ, daʒ junge genselîn,
Und hân hie vrostes vil geliten,
und wolde iuch, herre, gerne biten,
Daʒ ir hin under lieʒet mich
in der minne, (sô) daʒ ich
Iht ervries', eʒ ist hie kalt.«
dô was der münch als ein valt,
Daʒ er si hin under lie,
in der minne daʒ ergie.
Dô si dâ hin under kwam,
do enkund' der selbe junge man
Weder wênik, noch vil,
daʒ man heiʒet bettespil:
Doch kunde si eʒ ein wênik baʒ,
mit guoten vuogen schuof si daʒ,
Daʒ er in kurzer stunde
des selben spils begunde;
Der münch daʒ gensel brûchte
mit vlîʒe, in des dûchte,
Im wære wol und dennoch baʒ;
alsô lange triben si daʒ,
Daʒ si des dûht', eʒ 'wære tak,
(diu maget dâ niht lenger lak,)
Si stuont ûf unde sprach:
»welt ir haben mêr sulhen gemach,
So sult ir nimmer man verjehen,
waʒ under uns beiden ist geschehen;
Und wurde eʒ dem apt bekant,
er tæt' uns beiden sâ ze hant
Niht wan den grimmigen tôt.«
vil tiuwer si im daʒ verbôt,

(Daȝ er sagte sînen gemach.)
nie sô schiere daȝ geschach.
  Under des gie ûf der tak,
der apt ouch niht lenger lak,
Er stuond ûf und schuof sînes klôsters dink,
er und der selbe jungelink,
Darumbe si kômen dar:
dô si daȝ geschuofen gar,
Si sâȝen ûf unde riten:
die klôsterliute niht vermiten,
Dô si heim wâren komen,
der junge münch wart vernomen,
Si begunden in vrâgen vil:
sîn rede was ir aller spil,
Idoch pflag er der kündikeit,
daȝ er nieman niht enseit,
Wie im des nahtes ûf der vart
diu junge gans ze teile wart.
  Diz geschach vor einer hôchzît.
diu noch in dem winder lît
Und die wînahte ist genant.
der apte sich (dô) besant',
Beide, kelner unt koche,
er sprach: »uns nâht ein woche,
Daȝ wir mueȝen vil singen und lesen,
nu sult ir alle vlîȝik wesen
Und sult uns eine wirtschaft geben,
die wîle die liute in arbeit leben,
Daȝ man ir pflege dester baȝ.«
die herren lobten alle daȝ.
Der junge münch stuond ouch dâbî,
er sprach: »sît iuwer wille sî,
Daȝ ir volleȝ ampt wellet hân,
sô sult ir nimmer verlân,
Mug' eȝ an iuwern staten sîn,
ir schaft, lieber herre mîn,
Daȝ ie dem manne ein gans werde;
sô geschach ûf dirre erde

Nie deheinen liuten baȝ.«
der rede gevie der apte haȝ:
»Eijâ, bruoder, tuot die rede hin;
wê, war habt ir iuwern sin
Oder iuwer wizze hin getân?
selber mugt ir iuch verstân,
Daȝ wir niht vleisch(es) eȝȝen;
ich wil mich des vermeȝȝen,
Ir mueȝet buoȝ' dar umbe bestân.«
er hieȝ in balde gên hin dan,
Des torst' er verlâȝen niht,
idoch sprach er: »swaȝ mir geschiht,
Gense, wer die möhte hân,
die wæren minnenklich getân,
Gense und junge genselîn
mugen wol guotiu spîse sîn.«
Der junge münch wart dô vertriben,
die alten alle dâ beliben,
Si schuofen umb ir lîp nar,
dar umb si wâren komen dar,
Und umb ir singen unde [umb ir] lesen,
wer des meister solde wesen.
Dô daȝ allesamt geschach,
der apt ze einem münche sprach:
»Bringet mir den jungen man.«
den vuort' er verre hin dan
An sîne heimlîche,
er beswert' in tougenlîche,
Er sprach (zuo im): »nû sag(e)t an,
von wem diu rede kwam,
Daȝ dû der gense hâst gegert?«
der junge münch in dô gewert,
Dô er sô tiuwer wart gemant,
dô verjach er im zehant,
Wie im des nahtes ûf der vart
diu junge gans ze teile wart.
Als eȝ dem apte wart bekant,
trûriklîch sprach er zehant:

»Leider mir, dû bist betrogen,
ich hân dich selber überlogen:
Crêde mich, eȥ was ein wîp:
dîn vil sinnelôser lîp
Der ist wîben bî gelegen.
ich solt' dîn baȥ hân gepflegen,
Sô het' ich rehte getân.«
buoȥe hieȥ er in bestân,
Die leist' er nâch sînem gebot,
eȥ ensolt' im doch sîn kein spot:
Wan het' er im die wârheit
reht und âne spot geseit,
Sô het' er sich baȥ behuot.
liegen unt triegen ist selten guot.
Eȥ ist sünde und unêre.
waȥ mag ich iu sagen mêre,
Daȥ noch ze Drahov sî
zwêne münche oder drî,
Die ouch wîb erkennent baȥ.
verdienent die irs aptes haȥ.
Die werben umb sîn hulde, daȥ ist mîn rât:
hiemit daȥ mær' ein ende hât.

XXIV.

Der ſchwangere Mönch.

Von

dem Zwingäuer.

Ein junger Mönch war seit dem siebenten Jahre in einem Waldkloster und wuste nichts von der Welt. Da las er eines Tages in einem Buche die Worte „der Minne Band," und ward von Stund an nachdenklich über ihre Bedeutung. Er schlich zu einem Knechte, der stäts mit dem Abte ausritt, und befragte ihn um die Minne. Der Knecht rühmte ihm die Macht der Frau Minne und ihr wonnevolles Haus. Der Mönch wollte dahin, und auf des Knechts Rath bat er den Abt um Pferd und Knecht zu einer Reise in Angelegenheiten seiner Verwandten. Der Abt gewährte, und gab ihm auch Reisegeld. So ritt der junge Mönch, der selber zehn Pfund dazu sparte, hinweg mit dem Knechte, und dieser brachte ihn in einer Stadt zu Herberge bei einer Frau in ihren besten Jahren, deren Mann über See war. Sie bewirthete den Gast köstlich mit Speisen und Wein, so daſs er sich diesen Minnehof auch im Kloster wünschte. Der Knecht forderte sie auf, dem Mönch auch ein Fräulein zur Minne zu verschaffen; und da sie für sechs Pfund selber dazu bereit war, löste sie ihre Pfänder ein, schmückte sich, und setzte sich zu dem Mönche: ihre strahlenden Augen, Rosenwangen, hermelinweiſse Brust, zarten Finger, runden Arme und ansehnliche Gestalt behagten dem Mönche gar sehr. Der Knecht rieth ihm, alles zu thun, was sie ihn hieſse, und sie dreist anzugreifen: sie werde ihm die Minne zeigen. Bald brachte sie den Mönch zu Bette, zog ihm den Rock ab, den er anbehalten wollte, löschte das Licht, legte sich zu ihm, und drückte ihn an sich; er aber, der Minne ganz unkundig, lag wie ein Stock. Da gedachte sie im Aerger, ihn zu äffen: sie stieſs ihn mit den Füſsen, daſs er an die Wand rollte, rückte ihm nah auf den Leib, knätete ihn mit ihren Knieen und trat ihn mit Füſsen; zuletzt gab sie ihm einen Schlag, daſs er stille lag, und sagte, das sende ihm Frau Minne. Der Mönch empfand die Minne zu schmerzlich, und regte sich nicht. Um Mitternacht wandte die Frau sich um, und streckte unwillkürlich die Hände nach Minne aus: sie ergriff abermals den Mönch, schlug ihn derb, und sagte, das sei der andere Denkzettel der Frau Minne. Daſselbe that sie zum dritten Male gegen den Morgen, und entlieſs den schlaflosen Mönch, der nun zornig dem Knechte rief, um schleunigst zu entrinnen. Der Knecht erschrak, im Wahne, der Hauswirth sei heimgekehrt, und beide ritten eiligst querfeldein, über drei Meilen: da stiegen sie ab, und der Knecht fragte den Mönch um die Minne; dieser wollte jedoch nichts davon rühmen.

Als beide wieder daheim im Kloster waren, gerieth der Mönch in Sorge wegen des Kindes, welches, wie er oft gehört, von der Minne komme, und fragte den Knecht, wer von beiden es trage. Dieser antwortete: der unten liege. Da fiel es ihm schwer auſs Herz, daſs er dieſs gewesen, und nun durch Geburt eines Kindes seine Ehre und Pfründe verlieren werde. Wohl 12 Wochen ging er so zerschlagen und schweigend umher: da klagte ein Bauer dem Abte, ein Hofmann des Klosters, der Witwensohn oben im Dorfe, habe ihm eine Kuh so geschlagen, daſs es ein Kalb verworfen; und der Abt entschied sogleich auf Schadenersatz. Der Mönch merkte sich diesen Handel, und bat heimlich den Witwensohn, ihn auch so zu schlagen, daſs das Kind von ihm gehe. Der Schalk, nachdem er ihn gefragt, ob der Abt oder Kellner an dem Kinde Schuld sei, und alles vernommen hatte, war bereit zu dem Dienste, für welchen er drei Pfund erhielt. Morgens früh lieſs er ihn in das Gehölz beim Kloster kommen, nahm drei derbe eichene Knüttel, zog ihn aus bis auf den Rock, warf ihn nieder und zerbläute ihn dermaſsen, daſs ihm wohl sieben Kinder abgegangen wären. Beim Zerschlagen des dritten Knüttels sprang von dem Geräusch ein Hase aus dem Gebüsche: da lieſs der Mönch innehalten, und lief seinem Kindlein nach, um es einer Amme zu bringen. Als es so schnell vorauslief, pries er es, daſs es zum fürstlichen Briefboten gut wäre, so wie seine Löffel (Ohren) einen guten Koch verkündigten. Bald aber entschwand es ihm, und er lief wehklagend und sich raufend im Walde umher. Da kam ein andrer Mönch geritten, und hielt ihn für wahnsinnig, gab ihm einen Kolbenschlag, und da jener bei seiner Rede verharrte, band er ihm die Hände, und führte ihn so unter Streichen ins Kloster zurück. Dort vor dem Abt und allen Brüdern wiederholte der Unglückliche seine Wehklage, daſs sein Kindlein ungetauft bleibe, bei dem der Prior und Kellner Gevattern sein sollten. Sie sahen seinen zerschlagenen Leib, hielten ihn für beseſsen, und wollten durch den Psalter und andere Bücher und Beschwörungen den bösen Geist austreiben: es half aber nicht, und eben so wenig, daſs sie ihn mit Weihwaſser besprengten und ihm die Stole umhängten. Da wurde er, als wahnsinnig, in den Kerker geworfen, bei Waſser und Brod, wo er noch immer Gott um sein Kindlein bat, daſs es doch ein Christ würde. Endlich, am 15ten Tage, in der Beichte, offenbarte er Alles dem Abte, wurde sogleich frei gelaſsen, losgesprochen, und wieder als guter Bruder aufgenommen, in dessen Gebet der Abt sich befahl.

XXIV.

Der swanger münch.

Diz iſt ein ſchoeneʒ maere gnuok.
Wie ein münch ein kint truok.

Ich seit' iu gern etswaʒ,
daʒ iu luste dester baʒ.
Sô ich bi iu wære:
nû hœr(e)t disiu mære,
Diu sint seltsæn(e) gnuok,
wie ein münch ein kint truok,
Unde wie er eʒ gewan;
dà sult ir wunder prueven an.
Ein kleineʒ kint wart gegeben
ze einem münch in ein reineʒ leben.
Im was diu werlt unbekant,
dô wart eʒ anders wà gesant
Ze einem klôster in einen walt;
eʒ was wan siben jàr alt;
Eʒ lernt' die schrift und wîsheit.
diu kunst wart im alsô bereit.
Daʒ eʒ alleʒ daʒ wol las.
daʒ vor im geschriben was.
Daʒ kint nam an der lenge zuo,
mêr den eʒ an der grœʒe tuo.
Biʒ daʒ eʒ wart ein jungelink,
der apt eʒ ze kameren enpfienk.

Eines morgens nâch mettîn
saʒ er vor sînem bettlîn
Und las, waʒ er geschriben vant:
dâ sach er »der Minne bant«
Geschriben an einem blettelîn:
er dâht', waʒ eʒ möhte gesîn,
Oder waʒ eʒ bediute,
daʒ eʒ bünde die liute.
Zehant tet er daʒ buoch hin
und leit(e) dar ûf sînen sin,
Daʒ im wurde bekant
welheʒ wær' der Minne bant.
Der münch begunde slîchen
ze einem kneht[e] heimlîchen,
Der pflak ze allen zîten
mit dem apt(e) rîten:
Er dûht' in vil gewære,
und vrâg[e]t' in, waʒ Minne wære,
Und wâ man si möhte vinden,
bî alten oder bî kinden,
Und ob si het' iht grôʒe kraft,
oder ob si bünde von meisterschaft.
Der kneht antwurt' im des:
»ir wiʒʒet selbe niht, wes
Ir mich dâ habt gevrâget:
ob ir siech læget,
Vrou[we] Minne machet' iuch gesunt;
si bindet niht ze aller stunt,
Swem si gibt iren trôst,
der wirt von allem leide erlôst;
Ir hûs ist gezieret wol,
guoter spîse und wînes vol.«
Der münch sprach: »sô wil ich dar,
ê daʒ werde ein halbeʒ jâr.«
Der kneht gab im die ræte,
daʒ er den apt bæte
Umb(e) kneht und umb ein pfært;
sîne vriunt wæren beswært

Mit vil swæren sachen:
daʒ wolte er ze guote machen.
Der apt gewert in sîner bet',
kneht unde pfært an der stet',
Und dazuo silbers genuok.
er was ouch selber sô kluok,
Daʒ er in einer kurzen stunt
gesam(ne)t het wol zehen pfunt.
Als in der kneht lêrte,
von hûs er dô kêrte;
Der kneht reit alleʒ vor,
der münch volgte sînem spor,
Wan er was nie mêr ûʒ komen;
daʒ hete der kneht wol vernomen.
Si kâmen in ein guote stat,
der kneht herberge bat
Ze einer vrouwen, diu was balt,
weder ze junk, noch ze alt,
Ir man was über sê gevarn,
si solt' dâ heim daʒ hûs bewarn.
Der kneht hieʒ bereiten gnuok,
der vrouwen er die malhen [zuo] truok.
Vil gern(e) si diu vrouw' enpfienk,
vil vaste si dâ umb(e) gienk
Und hete grôʒe arbeit,
wie sîn gemach wart bereit,
Heim(e)lîch(e), von dem wege,
dâ si des münches wol pflege.
Dô brâht' man spîse manikvalt,
beide, warm unde kalt,
Dar zuo edeln kuelen wîn.
der münch sprach: »hie mag wol sîn
Der Minne[n] hof und ir gewalt;
eʒ dunket mich sô wol gestalt,
Wær' eʒ in mînem klôster sô,
die münche wæren alle vrô.«
Der kneht sprach zuo der wirtîn:
»wiʒʒet ir ein vröuwelîn,

Daʒ minem herren gezæme
und guot dar umb(e) næme?«
Diu vrouwe sprach: »wie stêt sin leben?
mag er geleisten und gegeben
Zehen pfunt an lieber stat?«[1]
der kneht die vrouwen vaste bat,
Daʒ si den münch ze ir lieʒe;
des moht' si wol genieʒen
Diu vrouwe sprach al ze hant:
»ich hân versezzet miniu pfant;
Werdent diu mir gelôst,
sô wirt der junge münch getrôst,
Und ich tuon alleʒ, daʒ ich sol.«
der kneht sprach: »sô tuot ir wol:
Daʒ guot habt ir besloʒʒen,
nû nemet unverdroʒʒen,
Swie vil ir selbe wolt:
er ist iu von herzen holt,
Wan er sêre nâch iu tobt.«
dô wurden sehs pfunt gelobt
Unt ze hant dâ gezalt;
alsô der kneht die minne galt.
Diu vrouwe ervolte sin gebet,
diu besten kleider si an tet,
Zuo dem münche si gesaʒ,
ir munt was niht an worten laʒ.
Ir ougen als der stern(e) schin,
rôsen var ir wengelin,
Ir kel wiʒ als ein harm,
ir vinger klein, sinewel ir arm,
Si was ze guoter mâʒe grôʒ
den münch des dinges niht verdrôʒ:

---

[1] Die andre Handſchrift hat hier:

Sehs pfunt an dirre stat,
si wolt' in tuon der minne rât.
Der kneht die vrouwen vurbaʒ bat,
dô si sust geredet hât
Daʒ si u. s. w.

Anders kund' er niht mêre;
der kneht gab im die lêre,
Swaȝ in diu vrouwe hieȝe,
daȝ er des niht enlieȝe;
Er sprach: »si sol iu zeigen
die Minne ist iuwer eigen:
Nû grifet si vrilichen an,
wan ich si wol verlônet hân.«
Der münch wart der mære vrô,
er sprach: »ich wil eȝ vuegen sô,
Daȝ diu Minne mit mir vert
und dem apte vröude mêrt,
Dar zuo der samenunge,
alt' unde junge.«
Der tôre wânt(e) des vür wâr,
der apt und der münche schar
Wæren sunder minne erzogen:
dâ was er sêre an betrogen.
Ze hant diu wirtinne kwam,
den münch si bi der hant nam;
Eijâ, wie schiere er wart brâht,
dâ si hin het gedâht!
Dâ stuont ein bette wol bereit,
dâ wart der münch ûf geleit.[1]
Sinen rok behielt er an.
dô sprach diu vrouwe wol getân:
»Ir sit in iuwerm klôster niht,
tuot ab den rok.« dô lasch daȝ lieht.
Niht lenger si dô beite,
ze dem münche si sich leite.
Der tôre lag, als ein stok;
diu vrouwe zôch im ab den rok,

---

[1] *In der andern Handschrift lauten diese 4 Zeilen:*

Dâ was ouch bereit
ein bett(e), wol bekleit,
Dâ wart der münch an geleit
mit aller schœnheit.

Hin nâher si ze im rukte,
sêre si in zuo ir drukte:
Si hete gerne gesehen,
daʒ ir ein guot wær' geschên.[1]
Er lak stille, als ein ron,
wanne ern' weste niht dâ von,
Waʒ er dâ solde trîben:
er was vor allen wîben
Von kintheit sicher gewesen:
er kunde singen unde lesen
Vil baʒ, denne minnen.
diu vrouwe in irn sinnen
Mit liste des gedâhte,
wie si in ze tôren mâhte.
Wan si des muoʒligens verdrôʒ:
si gab dem münch einen stôʒ
Mit den vueʒen al ze hant,
daʒ er wielz an die want;
Der vrouwen was ze dem münche gâch,
vil vaste si im rukte nâch.
Mit iren knien si in knat,
mit iren vueʒen si in trat:
An rukke und an herzen
begund' eʒ in sêre smerzen,
Als er verbrant wære;
er dâht' im vil unmære
Alliu wîp ze minnen;
vil gern wolt' er entrinnen:
Daʒ er die minne het' erkorn,
des het' er wol gesworn.
Im gab diu vrouw' einen slak,
daʒ er (aber) stille lak.
Si sprach: »nû liget, ir bœs(e)wiht,
iu geschiht an dem lîbe niht,
Daʒ hât iu vrouw(e) Minne gesant,
nâch der ir vart in diu lant.«

---

[1] Hier fehlen etwa 6 Zeilen.

Des slâbens wart dô wol geswigen,
der münch beleip dâ stille ligen.
Dô eʒ mittiu naht wart,
diu vrouwe tet nâch ir art.
Si begund' sich umbe wenden,
ûʒ warf si die hende
Nâch minne, sô diu natûre tuot,
sô si ze schanden hât den muot.
Den münch si aber an gewant,
mit grôʒen slegen al ze hant
Kürzet' si im die wîle.
er wær' über hundert mîle
Gewesen lieber, danne dâ:
in dâht', im wære diu Minne ze nâ.
Owê, wie wênik er dâ slief!
si sprach: »daʒ ist der ander brief,
Den iu vrou Minne hât gegeben:
nû mugt ir wol mit vröuden leben.«
Er sweik vil stille, und gedâht(e) doch:
»wær' ich in mînem klôster noch,
Und sæʒ[e] vrou Minne vor dem tôr,
ich enkœm' nimmer dar vor.«
Dar nâch ein wênik vor dem tag(e)
huop sich der vrouwen dritte klag(e),
Daʒ si von im versûmet was;
eine[n] lezzen si im dô las
Mit slegen, daʒ was diu dritte nôt.
dô sach si den morgen rôt,
Urloup gab si dem münche dô.
des was er von herzen vrô,
Ungesegent er von danne lief;
dem kneht er dô mit zorne rief,
Daʒ er diu pfært bræhte nâ,
er wolt' niht lenger belîben dâ.
Der kneht erschrak der mære,
er wânt', [daʒ] der wirt komen wære;
In was beiden vil gâch,
der münch vuor dem knehte nâch.

Si riten baʒ, den enzelt,
alleʒ twerhes über velt
Mêr den guoter mîle drî;
240 ir 'tweder was dâ sorgen vrî,
Biʒ ze einer gruenen heide:
da erbeiʒten si beide.
Der kneht sach den herren an,
er dûht' in missevar getân,
45 Bleich gar an den wangen,
er vrâgt', wie eʒ im [wær'] ergangen
(Wære) mit der Minne.[1]
der münch sprach mit sinne:
»Ob eʒ mir ist ergangen wol,
50 dâ von ich mich niht ruemen sol:
Wen ruemen daʒ ist Got(e) leit,
des sag' ich dir die wârheit.«
Der kneht vrâgt' in niht mêre.
der münch îlte sêre
55 Heim ze sînem klôster wider;
zuo dem knehte sprach er sider:
»Ich hân vil dikke (wol) vernomen,
daʒ dâ von kint sint komen,
Wâ zwei bî ein ander sîn:
60 nû sag' mir, ûf die triuwe dîn,
Wer sol daʒ kint tragen?« —
»daʒ wil ich rehte sagen:«[2]
Sprach der kneht, »der under lît.« —
»owê der jæmerlîchen zît!«
65 Gedâht' der münch al ze hant,
alrêrst wart im leit erkant;

---

[1] *Dieses Reimpaar fehlt der andern Handschrift.*

[2] *Dieses Reimpaar vermehrt die andre Handschrift.*
Wederʒ treit daʒ kindelîn?«
»daʒ sag' ich ûf die triuwe mîn,«
Sprach der kneht dô
»disem ding ist alsô,
Wederʒ under lît

Er gedâht': »o wê, wes sol ich pflegen?
nû bin ich armer under gelegen,
Nû wirt ein kint von mir geborn:
sô hab' ich mîn êre gar verlorn:
Dar zuo verliuse ich mîn pfruend(e) gar,
ob sîn der apt wirt gewar,
Und die münche gemeine
werdent mich von in scheiden;[1]
Sô wær' mir lieber der tôt,
ê ich lîde iren spot.«
  Dar nâch wol zwelf wochen
dô gienk der münch sochen:
Sô hete si in zestôʒen.
in vrâgeten sîn genôʒen
Wie er wære sô gar dürre,
und ouch, waʒ im würre.
Er wolt' eʒ keinem verjehen,
waʒ im von [der] Minne wær' geschên:
Wan er wol hete gesworn,
eʒ wurde ein kint von im geborn.
  Dar nâch an einem tag(e)
kom dem apt ein grôʒiu klag(e)
Von einem sînem hof man;
daʒ hôrt' der tragent münch an:
Der man sprach: »ich muoʒ iu klagen,
der witwen sun hât mir geslagen
Dort oben in dem dorfe,
ein rint, daʒ eʒ hât verworfen
Ein vil schœneʒ kelbelîn.« —
»ich wil guot rihter sîn,«
Sprach der apt ze dem hof man,
»er ist mir sô under tân,
Daʒ ich in wol betwinge,
und er mit dir dinge,
Und vergilt dir dîn kalp wol,
als er'ʒ ze reht(e) gelten sol.«

---

[1] *In der andern Handschrift:*
die schœnent mîn kleine.

Der tragent münch het wol gehôrt
vil eben des hove mannes wort:
Nâch der witwen sun er sant(e)
wan er in wol erkant(e),
Daȝ er heimlich zuo im kwæme
und sîn wort vernæme.
Der witwen sun in daȝ klôster gienk:
der münch in lieplîchen enpfienk,
Und vuort' in heimlîch[en] an sîn gemach:
nû hœr(e)t, wie der münch sprach:
»Ich hôrt' hiut' über dich klagen,
daȝ dû ein rint hetest geslagen,
Daȝ eȝ ein kalp verwürfe:
mich dünkt, wie ich ouch wol bedürfe
Sulher slege von dîner hant;
wan mir ist leider wol bekant,
Daȝ ich (ein) lebendeȝ kint trage;
nû vürht' ich, ob ich'ȝ ie man sage,
Daȝ ich (gar) werd(e) geschant.«
der witwen sun sprach sâ ze hant:[1]
»Wê, wâ von ist iu komen daȝ?
nû dunket mich der prior ze laȝ,
Sô ist der apt gar ze alt:
wer hât daȝ wunder an iu gestalt?
Hât eȝ der keiner getân,
so ist er ein vrevellîcher man.«
Der münch sprach: »wærlich, nein er,
der münch(e) ist keiner
Schuldig an mînem lîbe:
ich trag' eȝ von einem wîbe,
Mit der hân ich minne getriben,
daȝ mir daȝ kint ist beliben.«

---

[1] *Die folgenden 6 Zeilen erweitert die andre Handschrift:*

Wâ von ist daȝ bekomen,
daȝ iu ein kint ist zuo benomen?
Nû dunket mich der priol laȝ,
sô mag der apt borvil baȝ;
Wer hât diz wunder an iu gestalt?
was er jung oder alt?

Dô sprach aber der witwen sun:
»herre, ich wil gerne tuon
Alleȥ, daȥ iu liep ist:
idoch wênik liute genist,
Die ir kint (niht) mugen getragen
volle zît ze iren tagen.«
Der münch sprach: »ich wil eȥ wâgen,
nû lâȥ dich's niht betrâgen:
Slach mich sêre, des ist mir nôt,
niht gedenke an mînen tôt;
Ich vergib' lûterlichen dir,
swaȥ dû sünden begêst an mir.
Daȥ ich des slabens gewis sî,
ich gib' dir guoter pfunde drî.«
Der witwen sun was des gemeit,
niht lenger er dô beit',[1]
[Er sprach:] »daȥ holz daȥ bî dem klôster lît,
Dar in kumt morgen ze prîme zît,
Sô wil ich iu helfen, ob ich mak,
ê daȥ werde mitter tak.«
[Der münch sprach:] »ich wil volgen dînem rât,[2]
kum ouch dû niht ze spât.«
Der witwen sun was ein schalk,
er macht(e) ûf des münches balk
Drî knütel eichîn,
die brâht' er mit im dar in.
Der münch was vruo komen dar;
dô er des knehtes wart gewar,
Er gab im driu pfunt unde sprach:
»unverdroȥȥen(lîchen) slach,[3]

---

[1] *In der andern Handschrift:*
Daȥ im der münch sîn seit'.

[2] *Die andre Handschrift liest:*
Der münch sprach: »ich volg' dir drât.«

[3] *Diese 4 Zeilen lauten in der andern Handschrift:*
Dô er des knehtes wart gewar,
dô gab er im daȥ silber dar,
Er sprach: »unbedroȥȥenlichen slach.«
daȥ meint' er, do er die knütel sach.

Dû solt mîn niht schônen,
ich wil dir(ʒnoch) baʒ lônen.«
Dar zuo sprach der witwen sun:
»ir sult ab iu die kappen tuon.«
Daʒ was vil schiere getân,
im beleip niht dan ein rok an;
Er warf in nider, als ein rint,
und sluog in, [und] wæren siben kint
In sînem lîbe gewesen,
ir wær(e) keineʒ genesen;
Alle sîne knochen
wurden im zebrochen[1]
Und(er) mangen herten slak.
dâ bî in einer (vurhen) lak
[Lag] mit vorhten ein junger hase,
der was bedekket mit dem grase,
Der torste sich niht geregen
vor den engestlîchen slegen:
Dô der dritte knütel brach,
der münch den hasen loufen sach,
Er sprach: »lâ die slege sîn,
ich wil [loufen] nâch dem kinde mîn.
O wê, möht' ich eʒ gevân,
ich wold' eʒ einer ammen lân,
Daʒ si eʒ ernerte.«
der hase gegen walde kêrte;
Der münch sach im alleʒ nâch,
vil jæmerlîchen er dô sprach:
»O wê, mîn vil liebeʒ kint,
wie snel dir diu bein sint!
Daʒ muoʒ ich immer klagen;
dû soldest [eines] vürsten brief tragen,
Wan in einer kurzen wîl'
liefest dû manik mîl',

---

[1] *Dieses Reimpaar fehlt in der andern Handschrift, die auch für die beiden folgenden nur liest:*

Mit vorhten was ein kleiner has'
verborgen in dem gras.

Oder soldest worden sîn ein koch,
wan dû treist die löffel noch
Bereit, als ein ander man,
der wol z'eʒʒen machen kan.«
  Nû pruevet an dem tôren:
er meint' des hasen ôren,
Diu er ûf gerekket sach.
gegen walde wart dem münche gâch,
Er wolt' daʒ leit niht lenger doln,
er wolt(e) sîn kint wider holn,
Er lief, als ein tobender hunt,
sîn herze sluog er tûsent stunt,
Sîn hende er jæmerlîchen want;
sîn kint er do(ch) niht envant;
Von leide rouft' er ûʒ sîn hâr.
  Des wart ein alter münch gewar,
Der kam [von] unwiʒʒen(d') dar geriten.
er sprach: »waʒ mein(e)t ir hie miten?
Oder wes ist diu schulde,
daʒ ir hapt sô grôʒ' undulde?
Oder meint eʒ unsers herren zorn?« [1]
er sprach: »mîn kint hab' ich verlorn,
Daʒ ich selbe hab' getragen;
daʒ muoʒ ich von schulden klagen.«
Der rîtende münch mit zorne sprach:
»Got weiʒ wol, daʒ ich nie gesach
Münch kint mêr getragen;
ich wil eʒ dem apt(e) sagen,
Dar zuo der samenunge.«
des antwurt' im der junge: [2]

---

[1] *In der andern Handschrift:*
Weder meinet 'ʒ unsin oder zorn

[2] *Für dieses Reimpaar liest die andre Handschrift:*
Des antwurt' im der junge:
»daʒ mir nû gelunge,
Daʒ mir mîn kint würde,
sô wær' ich âne bürde.

»Ich enruechte, wer eʒ weste,
der bœsest' oder der beste.
Het' ich wan mîn kint wider,
hie ist mîn vröude gar der nider.«[1]
Er gab im einen kolben slak
daʒ er vor im nider lak.
[Er sprach:] »ir sît unsinnik worden
und schendet uns den orden
Und alle die dâ inne sint.«
er sprach: »het' ich mîn kint
Noch z' ei(nem) mâl gesehen,
ichn' ruochte, waʒ mir [noch] möht' geschên.« —
»In nomine!« sprach der alde
»daʒ ir in disem walde
Ein kint woldet vinden.«
er begunde im sêre binden
Die hende, als einem diebe;
er sprach: »sint iu sô liebe
Ist ze vremden kinden,
ir sult eʒ wol ervinden,
Wie mir dar umbe ist ze muote.«
vil lützel er dô ruote,
Er sluog in mit der kiule
vil manik grôʒe biule.
Waʒ der alte münch gereit,
der junge alleʒ neben im schreit.
Gebunden an ei[ne]m strikke:
vil heiʒ(e) weint' er dikke,
Sîn[e]s kindes er gedâht(e),
dô er in in daʒ kloster brâht(e).
Die münche nâmen sîn al[le] war,
unt kâmen mit der menige dar.
Dô in der apt an gesach,
vil tougenlîchen er dô sprach:

---

[1] *Lautet ebendaselbst*

Het' ich nû mîn kint.«
er sprach: »drî tiuvel in iu sint

»Sag' an, liebe, wie ist dir geschên?«
er sprach: »het' ir mîn kint gesehen,
Eʒ muest iu wol behagen:
ich kan iu niht mêr gesagen.
Wan, möht' ich eʒ erloufen,
ich wolt' eʒ lâʒen toufen,
Und wold' iuch ze gevatern biten.
und den prior dâ miten.
Dazuo den kelnære.«
den münchen disiu mære
Wunderlich(e) dûhten:
den rok si im ûf lûhten.
Dô si die siege sâhen,
mit alle si dâ jâhen,
Daʒ er wære behaft
von der bœsen geist(e) kraft.
  Der apt hieʒ dô suochen
den salter mit andern buochen,
Und hieʒ beswern den bœsen geist
mit aller sîner volleist,
Daʒ der münch erlôst würde
von sîner swæren bürde.
Des aptes gebot si [dô] tâten,
über den münch si [dô] trâten,
Guote segen si [dô] lâsen.
der münch begunde râsen,
In disem grôʒen leide
[sprach der münch:] »mîn kint ist noch heide(n):[1]
Het' eʒ enpfangen die Kristenheit,
so wær' zergangen mîn leit«
Der apt sprach: »nû, hœret,
wie uns der tiuvel tœret!
Sîniu wort sint [sô] spæhe,
daʒ bannen ist im smæhe,
Er kan bœser liste genuok.«
den wîh brunnen man dar truok.

---

[1] Ebendaſelbſt:
er sprach: »er ist noch ein heide.

Und begund' in mit sprengen,
mit der stol' umb hengen.
Swaȥ si im tâten,
si drôten oder bâten,
Daȥ was alleȥ ein wint:
er sprach: »het' ich mîn liebeȥ kint.
Daȥ ich wol zwelf wochen truok,
sô het' ich aller vröuden genuok.«
Dô wart den münchen allen zorn,
si heten alle des gesworn,
Daȥ er unsinnik wære.
in einen karkære
Sazten si in mit grimme.
dâ was der arme inne
Vierzehen tag' unde naht,
daȥ im eȥȥens niht wart brâht,
Wan ltel waȥȥer unde brôt.
ze allen zîten bat er Got,
Daȥ er sîn kint dar sante,
daȥ eȥ Kristen nam(en) erkante.
An dem vunfzehenden tage
der münch begunde dem apt sagen
In sîner bîhte rehte
von der minne und von dem knehte
Und von der vrouwen, diu in dâ sluok,
von der er daȥ kint truok,
Und wie er under ir lak,
dô si der minne mit im pflak,
Und sagt' von ende, wie eȥ geschach.
dô sprach der apt: »dîn ungemach
Sol hiute (hie ein) ende nemen;
dû darft dich nimmer(mê) schemen
Vor mir, noch vor dem prîôre,
dû solt gên ze kôre.

---

[1] [illegible]:

Sluȥȥen si in dâ.
des was der arm' unvrô.
Dâ was er vierzehen naht

Unt solt singen unde lesen,
unde solt ein guot kint wesen.
535 Als dû gewonheit vor tet:
und hab' mich in dînem gebet!
Dîn sünde sint dir vergeben:
nû wirb umb daʒ êwige leben.«
[1] Hie endet sich diz mære:
40 daʒ macht' der Zwinge(u)wære,
Und hat geseit des münches nôt.
nû biten wir den selben Got,
Daʒ er uns an dem jüngsten tag(e)
sîn himel rîch(e) niht versag(e).

---

[1] *Diesen Schluss hat allein die andre Handschrift.*

XXV.

Die Nachtigall.

Man sagt, in einem Gau saſs ein Ritter auf einem hohen festen Hause, der hatte reiches Gut und eine Tochter, sein einziges Kind und weit und breit das schönste Fräulein. Da saſs in der Nachbarschaft ein andrer reicher Ritter, der hatte einen schönen Sohn, auch sein einziges Kind, den er sorgfältig erzog, bis er seinen Sinn auf Minne richtete Die beiden Jungen waren zwanzig Jahre alt, und der Jüngling warb mit stätiger Liebe um die Gunst der Schönen, die ihn auch lieber hatte, als alles Silber und Gold. Sie war aber in ihrem Hause so versperrt, daſs beide nicht zu einander kommen konnten.

Vor dem Hause lag ein fest eingehegter Garten, unter dessen Baumen und Blumen die Luft beſser und süſser war als anderswo, und in welchen ein enges Thürlein aus dem Hause führte. Drinnen stand ein hohes laubiges Sommerhaus, in welchem gespeiset wurde. Nun sandte das Fräulein ihrem Geliebten einen Boten, daſs er Nachts heimlich in den Baumgarten käme, wo sie ihn erwarte. Er sagte mit Freuden zu, und sie legte sich zu Bette und klagte sehr über Weh am Haupte, Herzen und allenthalben. Der Vater rieth zu einer guten Salbe. die Tochter wuste aber ein beſseres Mittel: wenn sie die Nacht auf der Laube schliefe, wo die Luft so gewürzig sei, und ihr vielleicht auch ein Vöglein so nahe käme, daſs sie es fienge und sich erfreue. Die Mutter lieſs sogleich ein frisches Bette auf der Laube bereiten, und dem Gesinde wurde alles Geräusch verboten, um das liebe Kind nicht zu wecken, die sich beim Schlafengehen noch ein Glas guten Weins vor das Bette stellen lieſs. Die Mutter sperrte die Thüre zu, und lieſs das Töchterlein allein. In der Nacht schlich der Jungherr herbei, stieg an einem Schaft in den Garten, und kam in das Lusthaus zu der Jungfrau, die ihn lieblich empfing, und mit ihm bald im süſsen Minnespiel nicht auf den Vogelgesang achtete, so daſs der Morgen der zu kurzen Nacht sie noch darin fand. Sie verschliefen dann aber beide die Zeit, so daſs die Sonne sie überschien.

Die Mutter war besorgt darüber, und der Vater stand auf, ging hin und sah durch ein kleines Fenster in das Gemach des Töchterleins: da lagen die Geliebten, ohne Gewand und Decke, die hinabgesunken war innig in einander geschmiegt. Der Vater ging leise zurück, und verkündete der Mutter, wie das Töchterlein wirklich einen Vogel gefangen und ihn fest beim Kragen halte. Die Mutter nahm es für Spott; der Vater beschrieb ihr aber die Pracht des Thieres; und sie, das Vöglein beklagend, trat selber an das Fensterlein. Bei dem Anblicke schlug sie die Hände zusammen, zerraufte sich, und erhob ein Wehgeschrei.

Davon erwachte der Jüngling, erschrak, und wehklagte, daſs der helle Sonnenschein sie beide überrascht habe. Da trat der Vater zur Thüre herein, und freute sich, daſs die Tochter das Vöglein gefangen habe und genesen sei, rieth ihr aber es nicht entrinnen zu laſsen. Der Jüngling bat um sein Leben, und der Vater versicherte es ihm, wenn er die Geminnete zum Weibe nehme. Er war gerne bereit dazu, und von beiden Aeltern wurden die Gelieben einander zur Ehe gegeben, und reichlich ausgestattet, so daſs sie in Freuden und Ehren lebten.

XXV.

Diu nahtigal.

Swaȝ ein iegelich hübisch man
âventiure weiȝ oder kan,
Von gemellichen dingen,
die sol er vür bringen;
Wan gevellet eȝ einem niht,
ist eȝ seltsæne geschiht,
So behaget si dem andern wol;
dâ von man des niht heln sol.
Dâ von kan ich niht gelâȝen daȝ,
ich muoȝ iu sagen etwaȝ;
  Man saget, eȝ wær' geseȝȝen
ein ritter, wol vermeȝȝen,
Uf einem göuw(e) hie vor,
der het ein hûs, daȝ stuont enbor,
Daȝ was erbûwen veste,
dar inne was kein gebreste.
Er was des guotes ein richer man,
und hete ein tohter wol getân,
Und hete ouch niht mêr kinde,
als ich eȝ hie bevinde,
Schœn' und wol gestalt was ir lip,
daȝ man weder magt, noch wip
In der gegene, noch über lant,
sô schœnes niergent niht envant.

Und was dâ bî gesezzen
ein ritter, gar vermezzen,
Des guotes ouch gar rîche,
der saz gar weidelîche;
Einen schœnen sun hete der,
unde ouch kindes niht mêr.
Den zôch er [schôn biz] an die stunde,
daz der sun trahten begunde
Und war ze nemene umb ein wîp:
er hete einen schœnen lîp.
Er was hübisch unde kluok
unde dar zuo vlætig gnuok;
Er was ouch, als man im zalt',
niht mêr den zweinzig jâr alt.
Sus wâren si beide siuberlîch.
ouch vleiz der junkherre sich
Umb der junkvrouwen minne;
wie er des [solte] beginne,
Dar an wante er sînen muot,
als noch vil manger lîhte tuot,
Der dâ vindet, daz im behaget.
alsô warb er umb die maget
Mit vlîze ze aller stunde,
wen(ne) si im des gunde,
Unde ez ime vuoge mohte gesîn.
si was ouch, daz megetîn,
Dem knaben worden alsô holt,
daz si weder silber, noch golt
Dâ vür (niemer) hete genomen,
swâ si zuo im möhte komen.
Doch was diu maget sô verspart
unde in irs vaters hûs bewart,
Daz weder bî tag, noch bî naht,
kein mensche zuo ir kumen maht',
Weder dar ûz, noch dar in;
daz was der zweier ungewin.
Vor dem hûse ein boumgarte lak
dar umb gieng ein vestez hak,

Dâ mit er bevridet was:
beide, bluomen unde gras
Man dar in(ne) ste(he)n sach.
die heten ein vil richeȝ dach
Von vil edelen boumen breit.
die wâren schœn' und wol bekleit.
Ouch hete der ritter vil trût
manig wurze unde krût,
Diu er dar innen het erzogen:
man sagt vür wâr und ungelogen,
Daȝ der luft beȝȝer dâ
und sueȝer wære, denne anders wâ.
Von dem hûse gieng dar in
ein vil engeȝ türlîn.
Nû hâte der wirt ouch dâ vor
gebû[we]t ein louben hôch enbor.
Diu was gemachet umbe daȝ,
daȝ der wirt dar inne saȝ,
In dem sumer, wen er aȝ:
in dûht', in bekæm' diu spîse des baȝ.
Eines tages diu maget nam
ein[en] boten, der dar zuo gezam.
Den sante si sâ ze hant,
dâ man den junk herren vant.
Und hieȝ im sagen mære,
daȝ er des nahtes wære
Aller dinge bereitet dar,
und verholn(e) kæme dar
In den boum garten,
dâ wolte si sîn warten,
Ob si eȝ mit gevuegen dingen
[ie mer] dar zuo möhte bringen,
Sô wolte si leisten sîn gebet.
der knabe eȝ willeklichen tet,
Als er die botschaft vernam,
diu von der junk vrouwen kam.
Er wart (des) von herzen vrô,
sîner junk vrouwen danket' er dô.

Daz im sô liebe solte geschehen.
daz er si dâ solte sehen.
Dô ir daz wart wider (ge)seit,
an ein bette si sich leit'
Und begunde sich sêre klagen:
daz kunde si niht vertragen.
Ir muoter, als si daz vernam,
ze hant si zuo der tohter kam
Und sprach: »sage mir, tohterlîn,
waz mag dir geschehen sîn?
Oder wâ lît dîn ungemach?
diu tohter zuo ir muoter sprach:
»In dem houpt, und waz mir ist,
daz swachet sêre an dirre vrist.«
Und dô daz der vater vernam,
balde er zuo in beiden kam,
Zuo der tohter er dô sprach:
»wâ ist dîn meistez ungemach?« —
»Umb daz herze unde allenthalben.«
er sprach: »mit einer guoten salben
Sol man dich bestrichen,
sô muoz von dir entwîchen
Dîn leit und dîn ungemach.«
diu junkvrouwe hin wider sprach:
»Vater, ich hân vunden einen list,
der mir benamen guot ist,
Und der mir wol mag gevrumen,
sol mir ihtes ze staten kumen,
Ob ez (l)îht alsô geschiht.«
er sprach: »kint, des hil mir niht,
Des (en)wirt dir niht verzigen.«
si sprach: »benamen, dâ wil ich ligen
Uf der louben, diu dâ vor stêt;
wan von dem lufte der dâ gêt,
Von dem smakke der kriuter guot,
lîhtert mir mîn swærer muot,
und von dem boumgarten;
ich wolte joch gerne warten.

Ob mir ein vogel kæme nâhen,
daȝ ich in möhte gevâhen.
[wan] sô hete mîn sorge ein ende.«
»Got dir den schiere sende!«
Sprach ir muoter dâ ze hant.
schœn und röscheȝ betgewant
Hieȝ man dar bereiten,
man wolt' niht lenger beiten,
Eȝȝen unt trinken man dar truok,
slâfens man ze hant gewuok.
Ouch verbôt man den schal
den hûsgesinden über al,
Daȝ man daȝ kint iht schrekkete,
oder ûȝ dem slâfe erwekkete.
E daȝ eȝ naht wurde gar,
dô kam ir muoter wider dar,
Und sprach, ob si iht wolte.
si sprach: »muoter, ich solte
Ein glas mit guotem wîne hân,
daȝ sol vor mînem bette stân,
Daȝ ich mich mit gelabe,
ob ich mich baȝ gehabe.«
Der wîn vil schiere brâht wart,
diu muoter die tür nâch ir verspart'.
Und lieȝ die tohter eine dâ;
[wan] ir was dâ baȝ, den anders wâ.
Als balde dô der tag entweich,
der junkherre [balde] zuo ir sleich,
Wan er vil grôȝ(er) vuoge pflak,
mit listen kam er durch den hak,
Eine(n) schaft er zuo im nam,
biȝ er in den boumgarten kam,
Daran steig er darin ze hant,
dâ er die junkvrouwen vant,
Lieplîch si sich enpfiengen.
an daȝ bette si [beide] giengen.
Unt triben dâ der minnen spil,
si heten kurzewîle vil,

Si ahten niht der vogel gesank,
diu naht dûhte si niht ze lank.
Unde als ich vernomen hân,
dô der tag wolte ûf gân.
Si heten sich gesmükket
ze samen unde gedrükket
Mit wîʒen armen. diu vrouwe sprach:
»lieber mir nie mê geschach,
Wan daʒ ich dich sæligen man
hînaht nach mînem willen hân.«
Doch versliefen si gemein,
biʒ si diu sunne über schein.
Der muoter wart (dô) zuo ir gâch.
ze irem meister si dô sprach:
»Mir ist übel (vil) geschehen,
daʒ ich daʒ kint niht hân besehen,
Ob uns Got die sælde gît,
daʒ si noch lebendig lît.«
Er sprach: »ir sület hie bestên,
ich wil selber dar gên.«
Und leit' er an sîn gewant,
er stuont ûf unde gienk ze hant
An ein (engeʒ) venster spehen,
dâ wolt' er sîn tohter sehen,
Ob si, nâch ir swære,
[iht] in [ein] ruowe komen wære:
Dô sach er an dem vensterlîn,
daʒ der knabe und diu tohter sîn
Bî ein ander lâgen
und schœner ruowe pflâgen:
Alsô stuond er und sach si an:
dâ wâren si gar wol getân,
Der slâf hete si begriffen,
und was ab in gesliffen
Daʒ dekke lachen unde ir gewant,
si hete den sînen in der hant,
Der stuond in aller sîner kraft,
und ragete vaste als ein schaft,

Er stuond ir rîlîcher vür.
der ritter dô vermeit die tür,
Wan er si alsô slâfen lie,
ze sînem bette er wider gie,
Er sprach: »vil liebe vrouwe,
nû stand ûf, unde schouwe,
Eʒ ist dîner tohter wol ergangen,
sî hât den vogel gevangen,
Als dû si nehten hôrtest sagen,
si hât in begriffen bî dem kragen.«
Si sprach: »eʒ ist lîht dîn spot.« —
»nein eʒ, vrouwe, sammer Got,
Wol il mir des geloubet,
er brinnet umb sîn houbet,
Daʒ er niht schœner möhte gesîn.«
»owê daʒ (arme) vögellîn!«
Sprach si »ich wil ouch dar gân
unde wârheit schouwen sân.«
Si gie zuo dem vensterlîn,
dâ der knabe und daʒ megetîn
Bî ein ander lâgen,
und hübischer ruowe pflâgen.
Als balde diu muoter eʒ gesach,
ze hant si roufet' sich und sprach;
»Daʒ mich mîn muoter ie getruok!«
die hende si vast ze samen sluok.
  Der knabe erwachte und hôrt' den schal,
und dô diu sunne schein über al,
Er sprach: »wâfen, herre, wâfen!
wir haben ze lange geslâfen
Beide an disem bette hie.«
der ritter zuo der tür in gie,
Und sprach zuo dem megetîn:
»tohter, hâstu daʒ vogellîn?
Bistu genesen, daʒ ist guot:
dîn vâhen gît uns swæren muot.

Nû warte des vogels mit sinne,
daʒ er dir iht entrinne.«
Der knabe sprach: »lieber herre,
daʒ mir ze dem lîbe iht werre.«
[Er sprach:] »iu wirret niht ze dem lîbe.
behabt ir si ze [einem] wîbe,
Sît ir ir sît gelegen bî,
sô wartet, daʒ iu ern(e)st sî.«
Er sprach: »ich wil si gerne hân.«
alsô wart er ir ê man,
Ir bêder veter gâben in guot,
si gewunnen gnuog, und hôhen muot,
Des bejagten si prîs und êre.
der nahtigal [rede] ist niht mêre.

XXVI.

Frauenliſt.

Ein Schüler, tugendlich gemuth, mied schnöde Gesellschaft, redete nie übel von Frauen, und widersprach solcher Rede: es gebe tausend gute gegen eine böse; alle Menschen seien Frauenkind, und wer Frauen ehre und Gott liebe, dessen Ende werde gut; Gott schuf sie, wie die Engel im Himmel, so zu Engeln der Erde. Dieser Jüngling verliebte sich sterblich in eine überaus schöne Frau, die aber so spöttisch und so hoch von Geburt war, daſs er sie nicht anzureden wagte, und hin und her sann; endlich vertraute er seiner Beständigkeit und grüſste sie eines Morgens mit lieblichen Worten. Sie sprach höhnisch: »ich spüre, hier fuhr gestern auch einer vorbei.« Den andern Tag, als er den Hut zog und grüſste, sagte sie: »meſst uns sieben Füſse, das sind drei und vier, die anderen kommen nach.« Ebenso am dritten Tage: »sie kommen nimmer her.« Als er fragte: »wer?« sagte sie: »die wilden Heiden.« Zum viertenmale kehrte sie sich verächtlich um zu ihrer Dirne und hieſs sie ihm danken; sie habe Kopfweh. Abermals wünschte sie Gott möge es ihm nimmer danken, daſs er so grüſsam sei: so könne er es lange treiben. Ihm war wohl mit diesem Gezänke, und er erwiederte, wer den Vogel fangen wolle, müſse ihm viele Stricke spannen. Ueber diese Worte ward sie daheim so nachdenklich, daſs sie ihren Fürwitz nicht bezwingen konnte, sondern ihre Dirne nach dem Schüler sandte. Er kam voll Freuden, und auf ihre Frage bedeutete er sie, daſs er mit allen Sinnen sie in der Minne Stricke zu verwirren trachte, weil sein Herz fast zerspringe vor unsäglicher Liebe. Sie verhöhnte ihn: wenn dem Esel zu wohl sei, gehe er auſs Eis; Schweigen hätte ihm vielleicht eher ihre Huld gewonnen; der zu früh aus dem Neste fliegende Vogel werde ein Kinderspiel: er rede wie ein Kind Er erklärte sich auch für ein Kind, rede ebenso die Wahrheit und beharre kindlich in seinem Verlangen. Sie warnte ihn darauf vor der Ruthe: er aber wollte gern alles Weh von ihr leiden, weil er so sehr sie liebe, daſs ihr in jener Welt seine Seele leibeigen sein solle, wie hier der Leib. Sie erwiederte, der Dorn steche, wie schöne Rosen er trage, und die Galle bleibe bitter, wie viel Honig man darauf streiche: er betheuerte dagegen seine herzliche Liebe, und flehte um Erwiederung. Sie achtete sein Wort so gering, als eine Beere; erinnerte, daſs er ihr stäte Nachstellung gedroht, und bot ihm eben so stäte Gegenwehr. Er erklärte, er ringe nur nach ihrer Huld. Sie nannte ihn einen klugen Fuchs, rühmte sich aber auch der Schule, sie habe der Minne Buch gelesen, und sei längst gewesen, wo er hin wolle; er sei ein Thor, und wähne, sie auch zu bethören: sie wolle nichts mehr hören. Er flehte, daſs sie sein Herz, das sie mit der Minne Pfeil verwundet, durch ihren Rosenmund helle. Sie trotzte seinen losen Reden, und wenn er noch viermal so schlau wäre. Er wollte gern schweigen, wenn er nur einmal sie küssen dürfte. Sie höhnte: ehe sie ihm ein Leid geschehen lieſse, lieber lieſse sie ihn staupen und scheeren, und drohte, ihm ein Bad zu bereiten, und es ihrem Manne zu sagen. Er ergab sich gänzlich ihrem Willen, und wenn ihm das Herz nicht breche, werde er sich ersterben.

Als sie ihn so herzlich und standhaft sah, gereute es sie, daſs er um sie sterben sollte, und hieſs ihn gehen, bevor ihr Mann käme. Er wollte nicht ohne Trost sie verlaſsen: sie verhieſs ihm, sich mit ihrem Herzen zu berathen, und ihm bald Kunde zu geben: da ging er fröhlich von ihr. In demselben Augenblicke kam auch der Mann.

Die Frau besprach sich nun mit ihrem Herzen, und dieses rieth ihr, dem Werbenden zu gewähren, um sein schmerzliches Leid und seine herzliche Liebe. Auf den Einwand der Ehre antwortete das Herz: um die Liebe solle man Leib, Gut und Ehre wagen; die Liebe gebot Gott selber; sie ist stärker als der Tod. Endlich in Betreff des Ehemannes rieth das Herz, alle Schuld eben nur dem Herzen zu geben, das unwiderstehlich sei. So folgte die Frau ihrem Herzen, und bat nur um Geheimhaltung, die das Herz verhieſs, wofür die Frau seine Wunden von Venus Pfeile zu heilen versprach.

Sie sandte nun nach dem Schüler, umarmte ihn, und ergab sich ihm ganz zu Willen: nach herzlichen Küssen gingen sie in die Kammer; und was sie darin thaten, davon will der Dichter nur sagen, daſs es ihm selber lieber wäre, denn tausend Pfund Goldes. Als der Schüler wieder herausging, erblickte ihn der Ehemann, der gerade heim kam. Dieser befragte die Frau deshalb, und sie machte ihm weiſs, der Schüler habe ihr drinnen einen Brief gegen das Zahnweh geschrieben; wie er noch öfter thun müſse, weil es so gut wirke. Ein andermal sah ihn der Mann wieder aus der Kammer kommen, und meinte, er schriebe eine üble Schrift: sie gab vor, er habe ihr den Husten geheilt, was heimlich geschehen müſse. Der Mann lieſs es gut sein, gab aber fortan schärfer Acht; und als er abermals den Schüler von seinem Weibe kommen sah, wollte er im Zorne sie tödten. Sie entschuldigte sich, und da er sich auf den Augenschein berief, wodurch er wiſse und nicht glaube, führte sie ihn über einen nahe stehenden Waſserzuber, worin er sie und sich ersah, da hieſs sie ihn hineingreifen, sich von der Nichtigkeit des Scheins zu überzeugen, und äffte ihn somit, daſs er nicht glaube was er sehe, bevor er es nicht mit Händen greife.

XXVI.

Vrouwen list.

Diz buechel heiʒet vrouwen list:
Got herre uns selben bî ist.

Welt ir hœren ein hübscheʒ mær'
von einem stolzen schuolær':
Der hât', als ich verrihtet bin,
darnâch gewendet sînen sin,
Daʒ er reiner tugende wielt,
die er in sîn herze vielt,
Daʒ im ûʒ sînem munde
nie ze keiner stunde
Entran ein unbesniteneʒ wort.
er het' sich lân ze tôde ermort,
E er kein unzuht het' gestift.
vor vröuden reht als ein vergift,
Vlôch er snœde geselleschaft;
wan er vorht(e), daʒ er behaft'
Und sich verwurre in bœsen siten,
daʒ er mit untugenden wurd' versniten.
Wan mit den guoten wirt man guot,
und bœse bî dem, der bœslîch tuot.
Swâ man vrouwen übel sprach,
daʒ was sîn[e]s herzen ungemach,

Daʒ wider ret' er immer,
und sprach: »man sol nimmer
Vrouwen übel sprechen.
mîn herze möht' ê brechen,
Swen ich hœr[e] solhe kœse.
ist ir einiu bœse,
Sô sint tûsent oder mêr,
den niht sô liep ist, als ir êr',
Die niht durch aller werlde guot
wolden velschen iren muot
Und ir herze reine:
der vindet man niht eine.
Swer den vrouwen übel spricht,
mit dem hân ich keine pfliht;
Eʒ ist ein schanden wernder sit',
er unêrt sich selbe dâmit,
Wan wir sîn alle vrouwen kint,
tump sînes herzen sinne sint.
Ir sult daʒ (wiʒʒen) sunder spot,
swer vrouwen êr[e]t und minnet Got,
Daʒ sîn ende wir(de)t guot:
übel im geschiht, swer des niht tuot.
Wir sul[le]n die vrouwen êren,
und ir lob niht versêren;
Wan(de) Got mit sînem wort
(im) beschuof die engel dort:
Solch[e] genâde er an uns begie,
daʒ er si gap vür engel hie.« —
Mit zühten er sich zâfte;
selben er sich strâfte,
Swen sîn herze in valle neik
gegen untugenden, dâ wider treik
Sîn stolzen muot en vollen.
sîn herze was unbewollen
Mit der untugende scham(e),
wand der tugent sâm(e)
Gewurzelt het sô sêre
dar inne, daʒ zuht und êre

Bluet' ûʒ sînes herzen gruft,
daʒ was sîner sælden guft.
Der selbe stolze schuolær',
von dem getihtet ist daʒ mær'.
Der was einer vrouwen holt,
dâ von (sîn) herze smerzen dolt',
Diu was unmâʒen schœne,
und dâ bî ouch gar hœne,
Ouch was si an geburt sô hôch,
daʒ in sêre dar ab zôch,
Daʒ er sînes herzen gir
mit rede niht torste künden ir.
»Eijâ«, dâht' er in dem herzen sîn
»törst' ich reden den willen mîn,
Sô muest' mir sorge wilden,
mîn vröude mueste zwî spilden;
Ob mîn mu(n)t nû sprichet iht,
si stêt mir als lange niht,
Daʒ ich vol ende mîn wort;
sô sprich' ich, mîn sin[ne] der tôrt,
Ich weiʒ, si ist sô tugentlîch,
daʒ si niht versmæhet mich;
Ir tugent dar zuo twinge[n]t sie,
tuot si mir niht mêr, daʒ si doch ie
An mînen wörtern inne wirt,
daʒ mir ir lîp trûren birt,
Und waʒ mîn herze leides dolt
dâ von, daʒ ich ir bin sô holt.«
Dô gedâht' er sider her wider:
»si ist ze hôch, und ich ze nider.
Ich hôrt(e) sagen, daʒ der viel,
der ze hôch stîgen wil.«
Er begunde aber her wider heben:[1]
»eʒ ist grôʒer dink geschehen,
Wan ob daʒ geschæhe;
swie si mir sî ze wæhe,

---

[1] *besser* jehen

Doch wil ich dar an niht verzagen.
ei, liebeȥ herze, wir sullen'ȥ wâgen.«
Er dâht' im aber: »leider,
snœde sint mîn kleider,
Dar umb si lîht versmæhet mich,
daȥ ich bin arm, und si ist rîch.«
Wider sich selben er aber sprach:
»die gedanke die sint swach,
Kwæm' ich in irs herzen schrîn,
eȥ diuht' si alleȥ scharlach sîn.
Wie ob si eȥ iren vriunden klaget,
und ouch irem wirte saget,
Sô möht' ich leben unde lîp
verliesen durch daȥ reine wîp.
Nû hin, daȥ wil ich alleȥ wâgen,
wird' ich durch die schœne erslagen,
Daȥ ist niht ein grôȥe nôt;
ich weiȥ doch wol, daȥ mich der tôt
Immer mêr niht leben lât;
dar umb(e) wirt sîn vil guot rât. —
Z'wâr,« dâht' er »ich wil dar ab lân,
eȥ mag doch nimmer vür sich gân;
Wil ich niht von dem willen treten,
daȥ mag mich mit schanden weten. —
Dar umb ich'ȥ nimmer lâȥen wil;
ich hân dâ von gehœret vil,
Swar nâch der man mit stæte rank,
daȥ im (iedoch) ein teil gelank,
Ob eȥ im niht alleȥ werden kan;
ich wil ûf den selben wân
Versuochen mîn gelükke:
wie ob mîn sælde vlükke
Wir(t) von ir trôstes stiuren!
swaȥ mir von der gehiuren
Geschiht, des hân ich mich verwegen.
ich möhte sô lange swîgens pflegen,
Daȥ ich gar verdürbe,
oder vor leide stürbe:

Vil ofte ein dink verdirbet,
daz man niht enwirbet.[1]
135 Dâ von ich die lâze niht,
swaz halt mir dâ von geschiht.
Entwerf' ich wider ir kiusch' iht nû,
sê, waz sprichet si dar zu?
Mîn sin der ist dar an verirt;
40 ich weiz wol, daz diu guote wirt
Zürnen und mir tragen haz.
verwâr, sô wær' mir verre baz,
Daz ich begraben wære,
ê ich ir hulde enbære;
45 Nein, si ist sô tugentsam,
si wirt mir nimmer dar umbe gram.
Solt' si mir triuwe gelden
mit untriuwe und mit schelden,
Dar an het' ich vil schiere erspurt,
50 daz sie ein bœse âder ruort';
Daz tuon(t) die ungeslahten;
son' enwold' ich nimmer ahten
Der liebe, die ich hân getragen
zuo ir, und wold' ouch nimmer klagen,
55 Daz mir ie wær(e) worden kunt.
des trouw' ich dir niht, rôter munt!
Etslîchiu sich ein wîle vrist
mit worten, allez durch (den) list,
Daz si werde inne,
60 wie des mannes sinne,
Sîn muot und ouch sîn herze stê;
solch triegen[2] daz tuot sanfte wê,
Ob er'z mit triuwen meine.
ob si der sî eine,
65 Daz het' ich schier an ir vernomen,
wær' ich mit ir ze rede komen:
Dar ûf kan ich mich verstân,
sint ich mich's mêr genietet hân.

---

[1] *Vergl. Walther von der Vogelweide.* Minnes. I., 209

[2] kriegen?

Vil liebez herze, nû wis vrô,
ez muoz reht(e) wesen sô,
Ich wil reden, und wil ez wâgen,
sold' ich ze tôde werden erslagen.«
Er sach eines morgens vruo
Die vrouwen, und sprach ir lieplîch zuo:
»Got gruez' iuch, liebe vrouwe mîn!« —
»des sul[le] wir alle vrœlîch sîn.
Ich pruev(e) wol ûf disem spor
hie vuor ouch einer gestern vor.«
Diz was ir antwurt, hônschaft vol.
dô dâht' der schuoler: »ez wil wol.«
Des andern (tages) er niht vermeit,
dô er si sach, er was gereit,
Daz er von dem houpt den huot
liez vliegen und sprach: »vrouwe guot,
Daz iuch mîn engel grueze!« —
»sô mezt uns siben vueze.
Daz sint trî und vier(e),
die andern kumen(t) schier(e).«
Daz was aber ir antwurt dô.
des dritten tages kom ez alsô,
Daz er die vrouwen aber sach,
mit sînem gruoz er ir zuo sprach.
Daz was der vrouwen gar unmær',
si sprach: »si kument nimmer her.« —
»Wer?« sprach er »vrouwe milde.«
si sprach: »die beiden wilde.«
Dar nâch kurzlîch aber geschach,
daz er ir zuo mit gruoze sprach:
Smæhlîch si sich umbe kârt'
und sprach ze der dirnen: »liebe, wart',
Wer uns grueze, dem danke dû;
ich bin ein teil ze krank dar zuo,
Mir ist in dem houbet wê;
red' ich den[ne] vil, sîn wurde mê.«
Ein ander mâl ez aber kwam,
daz er sie gruozte in hônsam [1]

---

[1] besser gruozte hovesam

Des het si aber iren spot,
und sprach: »daʒ eʒ iu nimmer Got
Vergelde, daʒ ir sô grueʒsam sît;
sô habt ir'ʒ vor iu lange zît.«
Mit dem gezenke was im wol,
er sprach: »vrouw(e), tugent vol,
Swer den vogel vâhen wil,
der muoʒ im (legen) strikke vil,
Daʒ er sich dar inne
verwerre und niht entrinne;
Er darf guoter sinne wol,
der ein solch tier vâhen sol.«
Diu wort si in ir herze nam,
und dô si an die her berg' kwam,
In die kemenâte
gienk si ein (vil) drâte,
Vil vaste si sich dar inne
verslôʒ, irn vlîʒ, ir sinne
Leget' si darûf, waʒ disiu wort
meinten, diu si het' gehôrt.
Si tôrte rehte sam ein kint;
als [si] vrouwen vür wizz(ik) sint,
Ir wart sô swinde, und wê dar nâch,
daʒ si zuo der dirne sprach:
»Vil liebe mîne, lôse her,
sende uns nâch dem schuoler,
Der uns grueʒet sô gerne,
daʒ ich von im lerne
Ein dink, daʒ ich ie wiʒʒen sol;
des darf ich ûʒ der mâʒe wol.«
Daʒ tet diu dirn' mit willen gar,
si gieng nâch im; er kom dar.
Diu vrouwe hieʒ in wil[le] komen sîn.
er sprach: »vrouwe, waʒ durft ir mîn?
Daʒ iuwer tugend und iuwer zuht
von iuwern gnâden des geruocht,
Daʒ ir nâch mir habt gesant;
und wær' ich in dem vierden lant,

245 Ich wolde gerne komen her;
ich weiʒ wol, eʒ sint vremdiu mær'.«
Dô sprach diu vrouwe minnenklîch:
»iuwer wort' der wundert mich,
Diu sint sô seltsæn, diu ir sprâch't.
50 dâ [ha] hân ich sider ûf gedâht.
Waʒ ir dâ mit meinet,
daʒ ir mich des bescheidet.«[1]
Er sprach: »ich weiʒ niht, waʒ ich hân
geret.« diu vrouwe wol getân
55 Sprach: »ir sagt von einem tier.«
er sprach: »entriuwen, daʒ sît ir.
Ich lege dar ûf mînen sin,
swâ ich in der werlde bin,
Mit allem vlîʒ ich ringe,
60 wie ich'ʒ dar zuo bringe,
Daʒ ich iuch in der minne strik
wurre, daʒ ich behab' den sik.
Vrouwe, swen iuch mîn ougen sehen,
sô moht(e) mir niht lieber geschên;
65 Vor liebe spilt daʒ herze mîn
in mînem lîbe sunder pîn,
Eʒ wirt sô ganzer vröuden vol,
eʒ weiʒ niht, wie eʒ gebâren sol,
Eʒ kan nirgen belîben,
70 eʒ wil vor liebe zeklieben,
Geloubet mir, daʒ ich iu sag(e)
die liebe, die ich zuo (z') iu trag(e).
Die mak kein herze durch denken niht,
menschlich mu(n)t eʒ niht wol[2] spricht:
75 Des sult ir mich genieʒen lân,
vrouwe, daʒ stêt iu wol an.«
Si sprach: »jâ, ist daʒ diu nôt?
der hôchvart über heb' iuch Got:
Ir habet errâten, stîget her ab.«
80 solhe antwurt si im in hônschaft gap

---

[1] mir daʒ bescheinet?

[2] kann vol.

»Sint daz ich ez iu sagen sol,
Swenne dem esel ist ze wol,
Sô gêt er tanzen ûf daz îs:
ir sult wizzen, wær' er wîs',
Er gieng' lieber verre von dan.
dem selben habt ir glîch getân,
Dô ich iu gunde, durch mîn zuht,
ze reden: nû habt ir mich versuocht:
Daz ir suocht, des vint ir niht,
iuwer rede ist gar en wiht.
Waz habt ir gewunnen dran?
ez ist bezzer vor gelân:
Het ir geswigen, wizzet daz,
ir het mîn hulde [illegible] des[ter] baz.
Der vogel sich selben triuget,
der von dem neste vliuget
Ze vruo, der wirt der kinde spil:
daz selbe ich iu gelîchen wil:
Ich hœre wol, ir sît ein kint,
des iuwer wort ouch kintlich sint.« —
»Ich bin ein kint, daz ist wâr,
dar umbe ich kintlich gebâr';
Diu kint redent mêr die wârheit:
swar zuo ir kintlich sin[ne] si treit,
Dar nâch strebent si sêre:
alsô muoz ich immer mêre,
Vrouwe, nâch iuwern hulden streben,
die wîle ich einen tak sol leben.
Swâ diu kint gevallent an,
muelich man si dar ab kan
Gerihten mit biten und mit vlê[he]n,
ez muoz nâch irem willen gên:
Der selben kint ich einez bin,
daz nimmer niemen mînen sin
Ab gerihte[n] tag, noch naht,
ez(n') kum', als ich hân gedâht.« —
»Habt ir aber vernomen iht,
wie dem kinde dan geschiht?«

Sprach diu vrouwe wol getân.
»swen sie niht von dem kriege lân,
Man zühtigt sie dar umbe alsô,
beide, mit slegen und mit drô,
Daȝ sie lieber âne pîn
möhten mit gemache sîn.«
Er sprach: »liebe vrouwe mîn,
swaȝ ich smerzen oder pîn
Durch iuwern willen lîde,
dar umbe ich niht vermîde,
Ich trag' iu immer holden muot,
vrouwe hêr', swie ir mir tuot;
In dem muot ich sterben wil,
eȝ ist mir ein wunnen spil,
Ob durch iuwern willen iht
ungemaches mir geschiht;
Ze trôst(e) hân ich iuh erkorn,
ich bin ze dienst(e) iu geborn
Immer al die wîle ich hân
von Got daȝ leben; und swen ich dan
Sterbe, sô sol diu sêle mîn
iu under tân mit dienest sîn
In jener werlt, als [ich] hie den[1] lîp.«
dô sprach daȝ wol gemachet wîp:
»Der dorn vil schœner rôsen birt,
des stechen doch vil sêre swirt:
Dâ vor sol ich mich hueten noch.
diu galle was ie bitter doch,
Swaȝ man honiges dar ûf streich:
iuwer smieren wirt niht weich.«[2]
Er sprach: »vrouwe tugentrîch,
ir sult niht erkennen mich
Vür einen gilhsenær(e):
eȝ sol mir sîn unmær(e),

---

[1] besser der.

[2] Hier hat die Koloczaer Abschrift noch 40 Reimzeilen, offenbar Einschiebsel des Abschreibers, wie Inhalt (Fortsetzung des Gesprächs und Entschluss der Frau zur Gewährung) und auch die Reime bezeugen.

Daȝ ich rede mit dem munt,
daȝ dem herzen sî unkunt,
So enwerd' ich nimmer sorgen vrî,
ob iht valsches dâ bî sî.
Sô liebeȝ liep wart mir nie kunt,
liebe gêt ûȝ des herzen grunt,
Alles valsches âne.
eijâ, sueȝe wolgetâne,
Mîn[e]s herzen trôst, mîn keiserîn,
lâȝt mich in iuwern hulden sîn.«
Si sprach: »ich gib(e) niht ein ber[e]
umb iuwer rede; mich wundert sêr[e],
Daȝ iuch der rede niht bevilt,
mîn vriuntschaft sol iu wesen wilt.
Ich kan sîn niht verswîgen:
ir sprech[e]t, ir wellet kriegen
Mit mir, und welt niht ab(e) lân,
iu[we]r wille mueȝe vür sich gân:
Ich kan, des geloubet mir,
kriegens als(ô) vil, als ir.
Ich kriege mit iu immer mê,
und besêhe, wes kriek vür gê.« —
»Alsô sult ir's niht verstân,«
sprach er »vrouwe wolgetân:
Anders krieges ich niht pflege
wider iuch, wan daȝ ich alle wege
Mit vlîȝe dar nâch ringe,
daȝ mir sô wol gelinge,
Daȝ iu mîn dien(e)st wol behage,
daȝ ist mîn trahten alle tage.
Vrouwe hêre, daȝ ist der strît,
den wil ich haben ze aller zît.« —
»Ir sît ein kluoger vuhs, al eine
eȝ iuch wider mich helfe kleine.
Jâ bin ich ouch ze schuole gewesen,
und hân »der Minnen buoch« gelesen:
Swâ ir hin welt, dâ bin ich vor
gewesen. ir sît ein rehter tôr',

Daʒ ir iuch des nemet an,
daʒ muelich mak vür sich gân:
Ir sult iuch der rede mâʒen,
[und] mich sîn vür baʒ erlâʒen,
Ich wil sîn nimmer hœren:
ir wænt, ir sult mich tœren.« —
»Kein tôrheit suoch' ich an iu niht;
ich weiʒ wol, daʒ mîn herze bricht
Von bitterlîcher kwâle;
mit der minnen strâle
Habt ir mîn herze troffen:
diu wunde stêt noch offen,
Diu nimmer mak geheilen,
ir(n') wellet mit mir teilen
Iuwern minnenklîchen lîp.
noch trœstâ dû mich, sælik wîp!
Wiltu, ich wird(e) wol gesunt;
hilf, rôsen varwer rôter munt!« —
»Ir kunt lôser rede genuok:
und wær(e)t ir vier stund als kluok,
Ir verkêrt niht mînen muot;
dâ von weset hôch gemuot.« —
»Vrouwe, ich rede ân' valschen list,
daʒ mir umb daʒ herze ist:
Der rede wold' ich geswîgen,
möht' ich mir daʒ erkriegen,
Daʒ ich kuste ze einer stunt
iuwern rôsen rôten munt.« —
»Sê, waʒ het' ich an iu ersehen!
ê ich iu lieʒ' ein leit geschên,
Ich lieʒ' iuch villen unde schern.
ʒ'wâr, welt ir sîn niht enbern,
Iu wirt von mir ein bat bereit,
daʒ iuch beriuwet und wirt leit:
Ich wil eʒ mînem wirte sagen,
und(e) wil sîn niht verdagen.« —
»Vrouwe, dar umb tuot, swaʒ ir welt;
mîn herze sich (vil) sêre kwelt

Nâch iu, daʒ ich niht lange lebe.
ob ich in solhem leide strebe
Die lenge, vrou[we], sô bin ich tôt.
ê ich lebte in solher nôt,
Wolt' mir daʒ herz[e] niht brechen,
ich wold' mich selbe erstechen.«
Dô daʒ geprueft diu vrouwe guot,
daʒ sin herze und ouch sin muot
In ganzer liebe [sô] stæte was,
die liebe si in ir herze las,
Und bedâhte gar ebene,
ob er von dem lebene
Durch ir willen kwæme,
daʒ ir daʒ niht enzæme.
Si sprach: »gêt, daʒ ist iuwer vrum',
ê daʒ min man er heim her [1] kum'.«
Si wære gerne von im erlôst.
er sprach: »ich kum' niht ungetrôst
Von iuwer gnâden, sueʒeʒ wip.« [2]
dô sprach daʒ wunnen berndeʒ [schœn] wip:
»Nu tuot ein dink, daʒ wol stât,
unde gêt. ich wil nemen rât
Dar über zuo dem herzen min:
und waʒ eʒ danne mag gesin,
Daʒ sag' ich iu in kurzer vrist,
als liep min vröulich êre mir ist.«
Des wart er vrô, und schiet von dan.
sâ ze hant dô kwam der man.
Diu vrouwe gie ze râte,
beidiu, vruo und spâte,
Mit irem herzen unde rank
mit der liebe, diu sie twank.
Si sprach: »liebeʒ herze min,
waʒ dunket dich daʒ beste sin?

---

[1] *Beſſer* man her heime.
[2] *Beſſer* ſueʒer lip.

Rât, wie ich gebâre,
daʒ ich mîn êre beware.«
465 Ir herze antwurt' ir des schier
und sprach: »wiltu volgen mir,
Sô tuostu niht wan des er gert:
wan des ist er (vil) wol wert;
Dar zuo soltu niht werden laʒ.« —
70 »wâ mit hât er verdienet daʒ?«
Sprach diu vrouwe »herze mîn.« —
»dâ hât er smerzen unde pîn
Durch dînen willen vil erliden;
den tôt den het' er niht vermiden.
75 Sol(de) er in durch dich kiesen;
des sol er niht verliesen.«
Dô sprach diu vrouwe wol getân:
»wie stuend' daʒ mînen êren an?
Möht' ich daʒ verwinden [w]ie?«
80 dô sprach daʒ herze wider sie:
»Man sol durch vriundes liebe vil,
als ich dich verrihten wil,
Wâgen, lîp, guot, êre,
noch hœre ein ander lêre:
85 Ist er dir holt, sô wis im sam;
reinen vrouwen daʒ ie zam:
Die liebe selbe Got gebôt:
diu liebe ist sterker, den der tôt.«
Si sprach: »dû weist wol, daʒ ich hân,
90 vil liebeʒ herze, einen man,
Der mir ist zu(r) ê gegeben;
dar umbe bedenke ich vil eben,
Daʒ dîn rât dar ub[illegible].
daʒ ich werd[e] der [illegible] vrî.«
95 Daʒ herze aber antwurt' ir
und sprach: »gib die schulde mir,
Sprich: mîn herz[e] mich dar zuo twank,
eʒ wil dar, ân' mînen dank,
Ich muoʒ im sînen willen lân,
500 sint ich im niht erweren kan.«

Si sprach: »ich wil volgen dir,
daʒ' dû hâst gerâten mir.
Nû gib mir, herz[e], die sinne,
daʒ man sîn niht werde inne,
Daʒ mir niht ein ungemach
dâ von entstê.« daʒ herze sprach:
»Dîn sorge die sîn kleine,
dar umb lâ mich eine
Sorgen, nû unt ze aller vrist;
ich kan wol sô mangen list,
Daʒ ich dem man enpfuere,
daʒ er dar nâch geswuere,
Daʒ des nie niht wær' geschên,
daʒ er mit ougen het' gesehen.«
Si sprach: »liebeʒ herze mîn,
ich tuon durch den willen dîn,
Daʒ dû in vröuden werdest geil
und dîn wunden werden heil.
Die Vênus mit ir strâle
dir schôʒ, dâ von dû kwâle
Lîdest alsô bitterlîch;
dar umb muoʒ ich erbarmen mich.
Ich hân alrêrst enpfunden
an dînen bittern wunden,
Waʒ ungemaches im wirt kunt,
den diu Minne reht verwunt.«
Nâch dem schuoler sande sie,
mit armen sie in umbe vie.
Sie sprach: »trût geselle mîn,
hiut(e) sol der wille [sîn] dîn
Ergên nâch dînes herzen gir;
swes dû muoten tarst an mir,
Des wirstu williklîch gewert,
sprich mir zuo, des dîn herze gert.«
Sô wart, als sie wolden,
mit küssen kus vergolden
Lieplîch von in beiden.
wer möhte die gescheiden.

Die sô holt ein ander sint,
die lieb(e) strikket unde bint:
Waʒ in an lîp, [oder] an sêl' geschiht,
des enruocht sie an in niht.
In die kemenâten
sie giengen: waʒ sie tâten
Dar inne dô, dâ von wil ich
niht vür baʒ sagen, wan daʒ ich sprich',
Daʒ ich næm' ein solhe stunt
vür rôtes goldes tûsent pfunt.
Dô sie her ûʒ solden gân,
dô kwam ir êlîcher man,
Er sach vil wol den schuolær',
und[e] vrâget' die vrouwen, wer er wær'
Und waʒ er hete mit ir getân
in dem gadem. sie sprach sân:
»Sint ir daʒ wiʒʒet gerne,
er hât vür den zant swerne
Mir geschriben einen brief.«
alsô effet' sie den gief.
Sie sprach: »sie tuont mir nimmer wê:
doch muoʒ er mir schrîben mê.«
Ze einer andern stunt geschach,
daʒ er den schuoler aber sach
Ûʒ der kemenâten gân:
»sê, waʒ hât der hie getân?«
Sprach er zuo dem wîbe,
»daʒ dich der tiuvel schrîbe!
Mich dunkt, er schrîb' ein bœse schrift,
daʒ mir schand' und schaden stift.« —
»Zürne niht, vil lieber man,«
sprach diu vrouwe wol getân
»Er buoʒte mir des huosten:
dar umbe wir gên muosten
An ein heim(e)lîch(e) stat:
wan den menschen niht verlât
Diu siuche, swen eʒ ie man siht,
sô hilfet solhiu buoʒe niht.«

Er tet, als ein guot man,
und lieʒ eʒ aber hin gân:
Idoch begund' er prueven daʒ,
und der vrouwen hueten baʒ.
Ein[e]s tages kam er vür die tür,
und sach aber gên dâ her vür
Den schuoler von dem wîbe:
er wold' sie von dem lîbe
Haben getân vor zorne:
»dû bist eʒ diu verlorne,«
Sprach er »sint ich niht enkan
dir erleiden vremden man!«
Sie sprach: »herre, waʒ ist diu schult,
daʒ dû hâst solhen ungedult?«
Er sprach: »sold' ich zürnen niht
dar umbe, daʒ mîn ougen siht,
Daʒ ich so ofte hân vunden,
[beide] nû unt ze [allen] andern stunden
Bî dir einen vremden man?
ûf mîn triuwe, man sol mich hân,
Ob ich dir'ʒ vertruege
und dich niht zesluege.
Z'wâr, swaʒ mîn ouge reht ersiht,
daʒ weiʒ ich, und geloub[e] sîn niht.«
Diu vrouwe gunde in effen wol,
über einen zuber waʒʒers vol
Vuort' sie in, und stuont dâ bî:
»wartâ, waʒ dar inne sî.«
Sprach diu vrouwe. er sach dar,
waʒ dâ wær', des nam er war,
Er sprach: »ich sich mich unde dich.«
dô sprach diu vrouwe minneclîch:
»Grîf dar, wart', ist daʒ iht?«
er greif dar, und sprach: »nein eʒ niht.« —
»Alsô ist jeneʒ gewesen,
lieber man, lâ mich genesen,
Unde geloube nimmer mê,
waʒ dû sihst, dû grîfest eʒ ê.«

615 Sust wart geeffet der tumbe man,
als noch manger wirt getân.
Diz buechel heizet Vrouwen list:
von leide scheide uns Jesu Krist!

XXVII.

Frauenbeſtändigkeit.

Im Osterlande saſs ein reicher und ehrenhalter Ritter, der hatte eine schöne und züchtige Frau, und beide lebten glücklich zusammen. Da gerieth der Mann auf den unseligen Gedanken, die Treue der Frau zu versuchen. Er hatte einen getreuen Edelknecht Hänselein, den bat er heimlich, um die Frau zu werben. Der Knappe weigerte es, der Herr aber gebot es bei seiner Ungnade, und wenn die Frau ihm ihre Gunst gewähre, wolle er (der Mann) an seine Stelle treten. Der Jüngling gehorchte ungern. Er war zunächst um die Herrin, und machte sich ihr auf alle Weise dienstlich und gefällig; endlich bat er sie um Erlaubnis, was er schon lange im Herzen trage, zu sagen. Sie gewährte, sofern es bescheiden sei, und er erklärte ihr nun seine glühende Liebe, die, unerwiedert, sein Leben verzehre. Sie nahm es für zu starken Scherz, und gebot ihm Schweigen, bei seinem Leben. Er aber ergab ihr Tod und Leben. Da drohte sie, es seinem Herrn zu sagen.

Der Knappe selber hinterbrachte alles seinem Herrn. Dieser hieſs ihn dennoch in der Bewerbung fortfahren; und als solches geschah klagte alsbald die Frau es ihrem Manne, und bat ihn, den Knappen zurecht zu weisen. Der Mann wollte jedoch dergleichen nicht hören und sich den getreuen Knecht dadurch nicht verdächtigen laſsen. Die Frau erschrak über diesen Bescheid, und bat leidvoll Gott, sie zu behüten.

Der Knappe setzte seine Liebeswerbung fort. Die Herrin drohte ihm nun, es nächste Feiertage ihren Verwandten zu klagen; er aber beharrte, und koste es auch sein Leben. Die Frau bedachte nun, wie sie ihre Ehre bewahrte, ohne das klägliche Ende, da der Knappe von ihren Verwandten sicher erschlagen würde. Sie rief die Mutter Gottes an, und fand einen andern Ausweg.

Als der Knappe wieder kam, hieſs sie ihn sitzen, und sagte ihm freundlich, seine Beharrlichkeit habe sie überwunden, und sein Leben sei ihr lieb, weil er doch von edler Geburt sei: er möge des nächsten Tages, da sein Herr wegreite, spät durch das Gärtlein zu ihrer Kammer kommen, wo sie selber ihn einlaſsen werde. Er dankte fröhlich, eilte zu seinem Herrn und sagte ihm alles. Dieser fand nun Freidanks Spruch vom Wankelmuthe der Weiber bewahrt.

Die Frau aber entdeckte alles heimlich ihren Jungfrauen, und bat sie, zur Bewahrung ihrer Ehre den Frechen züchtigen zu helfen. Sie waren gern bereit dazu; das Kammerweib muste drei derbe Knittel und drei zähe Ruthen herbeischaffen, und alles wurde verabredet.

Am bestimmten Sonntag Abend schlich der Herr anstatt des Knappen, dem er freundlich dankte, zur Kammerthüre seiner Frau, klopfte an, nannte sich Hänselein, und wurde in die fast dunkle Kammer gelaſsen. Alsbald aber griff ihm die stärkste der Jungfrauen mit beiden Händen ins Haar und riſs ihn auf den Estrich nieder; die drei anderen Jungfrauen und das Kammerweib schlugen zugleich mit den Stäben und Gerten dermaſsen auf ihn los, daſs nimmer ein Hofschalk so zerbläuet ward: wie sehr er um Gnade rief und sich zu erkennen gab, sie schlugen nur um so stärker; kein Turnier und Streit hatte ihm so weh gethan; und zuletzt muste er, wenn er geneſen wollte, Huld schwören, sein Lebelang ihrem Willen zu gehorchen. Nun wurde das verschattete Kerzenlicht aufgedeckt, und mit Erstaunen erkannte die Frau ihren leiblichen Ehemann. Auf ihre zürnende Frage bekannte er seinen unseligen Fürwitz und die Verstellung, und bat um Gnade. Die Frau schalt ihn ernstlich: wie sein zerschlagener Leib kein Mitleid und Pflege verdiene. Sie betheuerte, daſs kein Mann auf Erden lebe, der sie seiner Ehre vergeſsen machen könne. Wie mistrauisch er aber auch gegen sie gehandelt habe, dennoch wolle sie ihm beſsere Treue beweisen. Sie lieſs sogleich Morgens einen Heilkundigen kommen, und den Zerschlagenen mit Salben bestreichen, so daſs er nach einem halben Jahre geheilt war. Er lohnte es der treuen Gattin fortan durch festes Vertrauen.

XXVII.

Vrouwen stætikeit.

Diz mære uns hie seit
von einer vrouwen stætikeit.

Seltsæner dinge vil geschiht,
als man hœr(e)t unde siht
Tegelichen besunder:
der selben vremden wunder
Ich eineȝ ze sagen, willen hân,
von einem richen werden man,
Mit rîmen sô ich beste kan,
und hebe alsô zem êrsten an.
Eȝ was in ôsterlande
ein ritter âne schande
Geseȝȝen, rich und vrüm genuok,
der lobes vil und êren truok
Vor andern sînen genôȝen,
richen unde blôȝen;
Der selbe edel biderb' man
het ein vrouwe(n) wol getân,
Rein und ouch wol gezogen;
ir lob was alsô vür gevlogen,
Der edelen (unde) sueȝen vruht,
daȝ an kiusche, an stæter zuht
In dem lande bî der [selben] stunde
der sueȝen niht gelîchen kunde.

Der ritter unde sîn wîp
stalten ir leben und ir lîp
Nâch triuwen und nâch êren.
nû begunde verkêren
Unheil des wirtes sîn,
ûf der vrouwen ungewin,
Im selber ouch ze unguote,
daz er gedâht' in sînem muote:
»Mich wundert an der vrouwen mîn,
ob si stæte muge sîn.
Als si kan gebâren,
daz ich daz [an ir] möhte ervaren.«
Hœret, wie ein wunderlîch sin,
ân' wizze wol, verleitet in.
 Nû het der ritter einen kneht,
der was getriuwe unde sleht.
Unde was wol von der art,
daz er ritters namen vârt'
Von mâgen und von [den] vriunden sîn.
der was geheizen Henselîn:
Den bat der ritter heim(e)lîch,
daz er under wunde sich
Gewerbes gein sîner vrouwen:
»mîn vorderunge under houwen (unverhouwen?)
Muostu dar umbe immer hân.« –
»herre, des sult ir mich erlân
Durch iuwer selbes êre,
unt tuot der bet' niht mêre
Durch zuht und durch iuwern prîs:
mich dunket diu bete unwîs,«
Sprach der selbe jungelink
»ez sint wunderlîchiu dink,
Der ir, herre, gert an mich:
mit hulden sô verzîhe ich
Iuch dirre üppigen bet',
diu nû gein mir iuwer munt tet.«
Aber dô der ritter sprach:
»ich jihe noch, als ich ê jach,

Ob dû daȥ an mîn bet(e) tuost,
daȥ dû des genieȥen muost;
Verzîhestu mich aber der bet',
swaȥ ich dir triuwen ie getet,
Diu muoȥ dar umbe ein ende hân.
doch soltu reht mîn bet' verstân:
Maht dû mit hübschen dingen
eȥ immer dar zuo bringen,
Daȥ dîn vrouwe dir (e)s gan,
unde ob dîn muot erwerben kan
Daȥ si dir ganze liebe jiht,
swenne sô daȥ geschiht,
Daȥ si dir'ȥ geheiȥen hât,
sô wil ich treten an dîn stat;
Dâ von sô schat eȥ wênik dir,
eȥ sol ouch wênik schaden ir.
Ouch wil ich dich'ȥ wiȥȥen lân,
war umbe ich eȥ begunnen hân:
Daȥ ist dar umbe geschehen,
daȥ ich gerne wil besehen
Dîner vrouwen stætikeit,
die man wîten von ir seit,
Zuo der schœne die si hât:
ist, daȥ si nû stæte bestât
Gein der rede, der ich dich wîse,
daȥ wil ich [d]ir zelen ze prîse.«
  Dô disiu seltsæniu mære
der knappe hübsch und gewære
Vernam von sînem herren,
daȥ im niht moht' gewerren
Der dienst den er tæte,
ob er sîn vrouwen [der minne] bæte
In sô verborgener wîse,
ân' schaden und ân' unprîse,
Dô tet er, als ein biderber kneht,
er sprach: »herre, ich bin gereht
Iu ze dienst(e), swie ir welt,
wan, daȥ ich triulôs gezelt

Wurde: daȝ wær' mir ân' ende
schade, ân' schande wende.
Herre, bî iuwern hulden,
welt ir gerne dulden,
Dirre dinge wær' ich gerne ab,
doch daȝ ich iuwer hulde behab',
Sô wil ich werben alsô dar,
daȝ mich darunder Got bewar.
Des bit' ich in vil sêre,
mîn triuwe und ouch mîn êre.«
Hie mit nam diu rede ein ende;
der knappe hubsch und behende
Was [an] sîner vrouwen wæge
mit dienste, und niht ze træge.
Von tak ze tage ie baȝ und baȝ.
an einem tage gevuogt' sich daȝ,
Daȝ si solt' von kirchen gân,
als si vor dikke hete getân:
Der jungelink des niht enlie,
wen er was der næhste ie,
Eintweder erneben oder bevor
wiste er sie hubschlich enbor,
Als man noch tuot, nâch vrouwen sit';
nû begunde er ouch hie mit
An der selben stunde,
als er beste kunde,
Er sprach: »vrouwe mîn, genâde,
durch iuwer tugent, daȝ mir iht schade
Mîn rede, der ich beginne
[wil] gegen iu, küneginne,
Als ich ir lange gedâht hân;
in hulden sol daȝ sîn getân.«
Diu vrouwe tugentrîch
antwurt' alsô zühtiklich:
»Sage mir, liebeȝ Henselîn,
waȝ rede mak sô dizz(e) sîn,
Daȝ dû urloup nimest von mir?
ich gunde ie wol ze reden dir,

Als den andern knappen min:
nû rede reht den willen dîn
Ouch gein mir in triuwen noch,
und daȝ bescheiden si (ie) doch.« —
»Genâde, vrouwe sueȝe,
daȝ ich leben mueȝe
Die zît mîner jâr'.
mir hât herze und sinne gar
Betwungen mîn gemuete
iuwer schœne und iuwer guete.
In minen tagen jungen
so bevangen und betwungen,
Daȝ mîn leben muoȝ swinden,
ich (en)muge genâde vinden
Uf lieplicher vrouwen (*besser* vröuden) wân,
den ich lange gehabt hân
Mit getriuwen ougen
gein iu in herzen tougen.«
Des antwurt' im diu guote,
vor valsche wol behuote:
»Dir ist des schimpfes gar ze vil,
dâ von gebiut' ich unde wil,
Daȝ dû der rede dich mâȝest
und mich der bet' erlâȝest,
Als liep sô dir daȝ leben sî.« —
»genâde, vrouwe, missewende vrî.
Ich hân mîn lîp und mîn leben
iu in iuwer genâde ergeben,
Leben und des tôdes zil
lîden, swie iuwer genâde wil.«
Dô sprach diu reine minnenklîch:
»dû bitest unsicherlich (*besser* unsinneklîch)
Sint dû niht wilt erwinden,
eȝ muoȝ dîn herre bevinden.
Niht mêre wil ich dir sagen,
noch in disen zweien tagen.«
Dâmit gie si ze dem hûse in.
nû hete der knappe den sin,

Daʒ er zuo dem herren gie
und die rede in wiʒʒen lie.
Er sprach: »herre, mîn vrouwe
ist sô veste, daʒ ich getrouwe
Mit rede gein ir geschaffen niht;
wan si vil zornlichen jiht,
Si welle iu klagen über mich.«
der herre sprach: »nun enruoche dich,
So vervâhe ich ir'ʒ in der wîse,
daʒ si offenlîch, noch lîse
Mir sin gewæhent nimmer mê.«
hie mit warp der knappe, als ê,
Aber nâch sînes herren bet'.
ouch gie diu vrouwe sô gar stæt',
Ze irem wirte zuhtiklich
unt klaget' im bescheidenlîch
Und bat in des z'einer gâbe,
daʒ er sulhes muotes abe
Wiste disen jungelink.
dô sprach er: »vrouwe, al sulch dink
Sult ir mir nimmer bringen vür:
ir welt, daʒ ich den kneht verlür.
Des muest' ich immer schaden hân:
hât er iu anders iht getân,
Vrouwe, des sult ir mir verjehen:
wan ich enhân nie (mêr) gesehen
Ein[en] kneht alsô getriuwen,
des muest' er mich [immer] riuwen.
Ob ir im pruevet sulhe nôt,
daʒ er mueste ligen von mir tôt.
Dâ von, liebe vrouwe mîn,
mügt ir iuwer klagen lâʒen sîn.«
  Der antwurt diu vrouwe erschrak
si gelebet' nie sô leiden tak,
Manikvalt was ir leit,
daʒ si im die rede hete geseit,
Und er ir's dô alsô vervie,
vil nâhe[n] ir daʒ ze herzen gie:

»Von himelrîche [vil] sueʒer Got,
hilf, daʒ keiner hande nôt,
Noch laster ûf mich werde gezogen!«
  Der knappe hübsch und niht betrogen,
Aber nâch sînes herren rât,
die vrouwe(n) umb ir minne bat
Mit gevuegen worten,
der kund' er vil an allen orten.
Si sprach: »sint ich'ʒ han geseit
dînem herren, und er daʒ verdeit,
Daʒ er dir'ʒ niht under seit,
daʒ ist mir doch von herzen leit;
Doch sô wil ich, ob ich mak,
als schier sô mir der vîher tak,
Kumt, mînen vriunden klagen,
daʒ si den gewerp dir under sagen;
Wiltu mich sîn niht über heben,
dû muost darumbe daʒ leben geben.«
  Er sprach: »vrouwe, ich weiʒ wol,
daʒ ich sterben muoʒ und sol,
Des hân ich alles mich erwegen,
ê daʒ ich welle niderlegen
Die rede, der ich begunnen hân;
mîn lîp muoʒ ze pfande stân:
Doch bit' ich Got, daʒ ir iuch baʒ
verdenket, gerne hœre ich daʒ.«
  Tougen disiu rede ergie,
diu vrouwe doch des niht enlie,
Si entrahte hin und here,
wie si gevriste[n mohte] ir êre.
Ir leit was underscheiden
mit zweierhande leiden,
Si gedâht': »sold' ich nû klagen
mînen vriunden und mînen mâgen
Dise wîplich' geschiht,
son enlâʒent sie des niht,
Sie (en)slâhen in darumb ze tôt,
sô hân ich jâmer unde nôt

Die wîle ich lebe immer mêre;
verliuse aber ich mîn êre,
Des hân ich laster unde spot
von der werlde und von Got.
Nun enweiʒ ich, waʒ ich tuo
beide, spât unde vruo.
Was daʒ in irem sinne:
»himelische küneginne,«
Sprach diu tugent veste,
»nû [rât' und] vuege mir daʒ beste;
Des bit' ich dich vil sêre
durch dînes kindes êre!«
  Nû sant' ir Got der guot'
in ir sinne und in iren muot
Mit guoten listen einen gedank,
der leit unt kumber vor ir twank.
Ouch was der knappe wîse
dar komen sô lîse
Ze der vrouwen mit vuogen,
mit spæhen worten kluogen
Von herzen unt von munde
warp er, so er beste kunde.
Dô hieʒ in diu vrouwe sizzen,
si sprach mit guoten wizzen:
»Ich hœre nû wol dîn stæte,
daʒ mîn bete, noch mîn ræte
Mîn vlêhen, noch mîn drô
eʒ niht kan geschaffen sô.
Ich muoʒ der êren mich erwegen,
und dich durch liebe zuo mir legen;
Des hân ich wol bedâht mich,
daʒ dizze noch gevueg(e)t sich.
E daʒ dîn lîp und dîn leben
dem tôde durch mich wurd' gegeben,
Und dû doch bist von edeler art,
sô wirt eʒ lenger niht gespart.
Nû merke reht, waʒ ich dir sage
dîn herre wil nâch disem tage

Rîten, sô kum[e ouch] dû spâte
ze mîner kemenâte
Durch daʒ kleine gertelîn,
dâ wil ich lâʒen dich selber în.«
Des dankte er ir und was sîn vrô,
heimlîchen zuo dem herren dô
Er vil balde gâhte;
die rede er im zuo brâhte.
Der herre sprach: »diz seit ich dir,
wiltu noch gelouben mir,
Die vrouwen sint ir muotes krank,
als uns saget der **Vrîdank**,
Sie wæren alle stæte,
der ir keiner [niht en]bæte
Ir lîbes, noch ir minne:
des bin ich [noch wol] worden inne.«
Diu vrouwe doch des niht enlie,
eines tages si heimlîch gie
Mit iren junk vrouwen in ir kemenâte
und hieʒ die tür sperren drâte,
Ein alteʒ kamer wîp gienk nâch ir,
si sprach: »junk vrouwen, helfet mir,
Daʒ ich mîn triuwe behalte
und ouch mit [mînen] êren alte,
Als(ô) ich her komen sî.«
sie sprachen: »sagt an, vrouwe, wie?
Des sî wir willik und bereit.«
diu vrouwe in dô vil rehte seit',
Wie der knappe junge
von êren sie gerne verdrunge,
Sô daʒ er ir minne gert,
und daʒ hete wol ein jâr gewert:
»Nû wil ich mit listen
sînen lîp vristen:
Des suntages naht spât(e)
kumt er an mîn kemenât(e),
Dâ wil ich in în lân:
als ich im geheiʒen hân.

Sô sult ir vrouwen bî mir sîn.
unde swen ich in lâze her in.
Sô sich bî dînem lîbe,«
sprach si ze dem kamerwîbe
»Daʒ dû driu starke spiʒ holz
habest zuo dem knappen stolz
Brâh', und drî [guote] ruoten
mit zæhen esten guoten.
Dâ mit wir im sîn hût zebern,
und uns vor schanden wol ernern;
Diu under uns diu sterkest' sî.
diu sî im diu næhest bî
Unt vâhe in rehte bî dem hâr
und werfe in ûf den estrich dar.
Daʒ demselben affen
rükke und rip(pe) [beginnen] klaffen;
Die andern mit den gerten
in slâhen zuo der herten
Und mit den zwîgen staben.
Daʒ man in mit waʒʒer muoʒ laben:
Wir suln im ölen daʒ krût,
biʒ daʒ sîn verworhte hût
Sich schrinde unt zerîzen mak;
durch mînen willen lât niht ab.
Swaʒ ich spreche oder tuo:
sô slâh(e)t ouch ir vaste zuo.« —
Diz geviel dem herren wol:
»vil gerne ich dir danken sol«
Sprach er zuo dem jungelink
»dirre heimelîchen dink.«
Dâ mite gie er drâte,
nâch sînes knappen râte.
Des selben âbendes spâte
ze der vrouwen kemenâte,
Unt klopfet' dar an gevuoge.
diu schœne und die kluoge
Sprach: »wer mak nû dâ sîn?« —
»vrouwe, daʒ bin ich Henselîn,

Iuwer langer diener und iuwer kneht.« —
»mich dunket des, dû habest reht,
An dem gange und an der stimme dîn.«
nû was ein kleineȥ kerzelîn
Verborgen gesezzet verre hindan,
daȥ selbe lûht' unde bran.
»In lâȥens ist nû zît.«
ein wênik ûf und niht ȥe wît
Wart diu kemenât' getân
unde dirre man in gelân.
Ze hant was ouch diu êrste,
diu tiurest unde hêrste
Mit beiden henden komen dar
und nam in reht(e) bî dem hâr,
Ûf den estrich si in swank,
daȥ er muost' strûchen âne dank
Und im der lîp erklaffet'.
drî junk vrouwen, als si het geschaffet,
Wâr(e)n ouch ze hant dâ,
und daȥ kamer wîp alsâ,
Mit den starken, vesten
steben, und auch den esten
Zesluogen sie im (sô) den balk,
Daȥ nie kein hofschalk
Mit steben sô wol durch slagen wart.
in gerou wol sehen stunt diu vart,
Die er dar het getân;
er ruoft' vaste die vrouwen an:
»Genâde, vrouwe, jâ bin ich eȥ!«
sô wart im ie eines striches
Deste mê gegeben
mit den swachen (*besser* starken) steben.
Dô er dâ wol wart durch slagen,
sô daȥ er bî sînen tagen
In turnei, noch in strîte
nie gewan riuwiger zîte,
Dô hieȥ si in hulde swern,
ob er sich selbe wolde ernern.

Des was er willik und bereit,
er swuor des ûf sînem eit
Und ûf sîn menlîch êre,
daz er immer mêre
Gerne tæte und ouch verbære
allez daz ir wille wære,
Die wîle daz er lebt'.
ze hant dô wart erhebt
Daz lieht, daz dâ verborgen was:
alrêrst ersach diu vrouwe daz,
Daz er ir wirt wære:
si begunde in vrâgen der mære,
Diu reine und ouch diu guote
mit grôzem unmuote
Hin zuo im der rede began:
»sagt mir, vil unsæliger man,
Waz hât iuch her in brâht
hinte in [sô] sulher aht?«
Von der grôzen vreise
er sprach: »unsælde leise
Hât mich verwîset, vrouwe:
iuwern genâden ich getrouwe,
Ir helfet mir, daz ich genese:
ûf genâde, wil ich verjehen des,
Wider iuch hân ich getân,
mich hât betrogen mîn tumber wân.«
Dô sagt' er ir vil reht,
wie er sînen kneht
Het gebeten, Henselîn:
»daz was allez von den schulden mîn,
Swaz er warp unde gebat.«
diu vrouwe sprach an der selben stat:
»Pfî dich, ungetriuwer man!
und stuend' ez mir niht übel an,
Ich liez' iuch alsô durftigen
in bette rise wîse ligen.
Wænt ir, daz ich mîn stæte
und mîn êre über træte

Durch in oder durch ander man?
ich weiȝ ûf der erden nie man
In allen Diutschen rîchen
sô schœnen, noch [so] werltlîchen,
Der guotes sô vil gehaben kunde,
daȝ ich iuch ze keiner stunde
Wolde mit im über sehen.
iu ist vil reht geschehen;
Swie aber ir mir habt getân,
sô wil ich beȝȝer triuwe hân,
Danne ir habt erzeiget mir.«
si hieȝ ze hant bringen ir
Des morgens einen wîsen man,
der streich im guote salben an,
Diu im benam diu meil
und macht' im die wunden heil.
Vür wâr ich iu dar sagen wil,
daȝ er in halben jâres zil
Kûm geheilet' schône:
vil mangen Gotes lône
Gab er der hübschen vrouwen.
ouch wold'er getrouwen
Vür baȝ immer mêre.
Durch der vrouwen êre
Wart daȝ kurze mære
sleht unde gewære
Genant, als man mir seit,
der reinen vrouwen stætikeit.

XXVIII.

Die Teufelsacht.

In den guten Tagen, als der neue Bund an die Stelle des alten trat, lebte eine schöne Jungfrau, die von ihrer Mutter tugendsam erzogen wurde, bis zu 20 Jahren: da wurde sie, mit Willen der Verwandten, einem anständigen Manne vermählt. Als sie am Hochzeittage zu Bette gehen wollte, belehrte ihre Mutter sie noch, alles gern zu dulden was der Bräutigam mit ihr thue zu ihrem Heile. Dieser begann mit ihr alsbald das Werk, wodurch die Welt vermehrt wird; sie, verwundert über ihre Lage, fragte ihn, was das wäre. Er sagte, damit werde der Teufel, den es ärgere, geächtet. Der Minne ganz unkundig, erbot sie um so lieber ihre kräftige Hülfe gegen den Höllenwicht; und als es geschehen war, schalt sie eifrig auf den bösen Geist. Der junge Mann küsste und herzte sie nun inbrünstig; auf ihre Frage, bedeutete er sie, das sei Minne, und fragte, was ihr lieber wäre, diese, oder die Teufelsächtung. Sie meinte, wenn man nicht beides haben könne, müſse man, nach ihrer Mutter und ihres Pfarrers Lehre, zuvörderst das Seelenheil bedenken, und den Teufel wieder in die Hölle treiben; es sei ihr lieber als Psalterlesen: sie erbot sich mit Beinen und Armen dazu, und er war ebenso rüstig zum Heileswerke. Darnach gedachte sie all ihrer Sünden, und beichtete ihrem Mann, wie sie ihre Mutter bestohlen, um Haarband, Nadeln und Ringlein zu kaufen, wofür sie sicherlich in die Hölle müſse, wenn er ihr den Teufel nicht vertreiben helfe. Es geschah abermals so, daſs sie Tag und Nacht den Lucifer ächten wollte. Dann entschliefen beide lieblich, bis der Tag sie beschien. Die Mutter trat ein, und wünschte ihnen Gottes Segen und Heil. Die Braut wurde nun als junge Frau in Linnen und Scharlachmantel gekleidet, und dem jungen Paare ein kräftiges Morgeneſsen bereitet. Als sie mit Freunden fröhlich beim Mahle saſsen, rühmte die Braut, wie sie beide nachts den Teufel dreimal in die Hölle verjagt und wie es ihr dabei ergangen. Alle sahen einander an und lachten; der junge Mann ward schaamroth, und die Mutter hieſs die Tochter schweigen; diese aber sagte zu ihres Mannes Schwester, die Mutter selber habe sie ja vorm Niederlegen ermahnt, des Bräutigams Willen zu thun, und das habe sie willig geleistet, und wolle auch fürder gern mit ihm den Teufel ächten. Die Mutter lachte, und bekannte sich für die Schuldige. Die Männer musten hierauf hinausgehen, und die Frauen lieſsen sich nun umständlich von der Braut erzählen, wie sie sich bei der Teufelsacht anstellen muste: sie empfahl es ihnen aber, ungeachtet des anfänglichen Wehes, mehr als Wallfahrten nach Rom und über Meer, mehr als Fasten und Beten; sie wolle wenigstens ihre Sünden nie anders büſsen: sie schlafe sanft darnach in ihres Mannes Armen. Darum wollte sie auch, als ein Bote die Frauen zum Kirchgange abrief, daheim bleiben, und mit ihrem Manne ihr Seelenheil berathen: wie denn auch immerfort geschah

XXVIII.

Des tiuvels âhte.

Diz heiȝet des tiuvels ehte,
des pflag ein meit mit einem knehte

Hie vor dô daȝ geschach,
daȝ man die alten ê zebrach
Und uns gab die niuwen,
âne haȝ mit triuwen
5 Was dô wîp unde man,
si heten niht ze valsche wân.
Bî den zîten, als man saget,
was ein wol getâne maget,
Zuo den selben guoten tagen,
10 von der wil ich diz mære sagen,
Die ir muoter triulîchen zôch,
dâvon si missewende vlôch,
Unz si wart wol zweinzik jâr alt;
si wart dar under nie sô balt,
15 Daȝ si sich des iht wolde bewegen,
daȝ si iht mannes wolde pflegen:
Ir vriunde wolten doch niht,
als von vriunden noch geschiht,
Man engæbe si ze man.
20 daȝ dûhte die muoter wol getân,
Diu sprach: »eȝ ist nû wol zît,
daȝ man si [wol] ze manne gît.«

Dô man des willen wart gewar,
vil schiere kom in einer dar,
Der ir ze manne wol gezam
und si vil willeklîchen nam.
Dô daz gelübde dâ geschach,
und man des tages nimme sach,
Die schœnen hiez man slâfen gân
diu muoter bat si stille stân,
[Si sprach:] »tohter, merke mînen rât,
ich weiz vil wol, wie'z dir ergât,
Swaz dîn gemechid' mit dir tuot,
daz soltu haben gar ver guot
Und solt ez willeklîchen doln,
daz mak dir sælikeit erholn.
Nû enruoch', wie er dir tuo,
oder ich verwîze dir ez vruo.«
  Hie mit leite si sich nider,
und gienk von der guoten wider
Zuo dem jungen hübschen man,
und hiez in ouch dâ slâfen gân.
Der schœnen er sich underwant,
er wohte mit ir sâ ze hant,
Dâ mit diu werlt ist gemêret,
daz wart si dô gelêret;
Und dô er des werkes pflak
und si sô wunderlîchen lak,
Dô sprach diu schœne sunder haz:
»sagt mir, herre, waz ist daz,
Des wir mit einander pfligen?
ich muoz sô gemelîchen ligen,
Ez dunket mich ein vremde sit'.«
[er sprach:] »dô æhte wir den tiuvel mit,
Dem ist ez leit und ungemach.«
der schœnen er alsust verjach;
Si weste niht, waz minne was,
dâ von si sît vil wol genas.
Dô was der junge wol gemuot,
beide, sô hübsch und sô guot,

Daʒ er ir tet, als man sol,
daʒ ir wart sanft unde wol,
Mit guetlicher worhte.
[si sprach:] »ist diz des tiuvels vorhte,
Und mak man den dâ mit verjagen,
sone wil ich niht verzagen,«
Sprach diu schœne wol getân
»ich hilf iu, sô ich beste kan,
Den tiuvel in die ahte bringen;
ich wil an iuch gedingen,
Daʒ wir diz ungetriuwe wiht
noch hinte bringen gar ze niht.
Sich, nû tuo mir, swaʒ dû wilt,
des mich nimmer (mêr) bevilt,
Sît eʒ dem tiuvel ist sô leit,
des ehtens bin ich vil bereit.«
Diu minneklîch' sich des bewâk,
daʒ si des ehtens mit im pflak,
Sô si immer beste kunde,
ze leide dem helle hunde;
Der ehte wurden si beide vrô,
si ehten wekkerlîchen dô.
Daʒ ehten was unlank,
ê daʒ in beiden geswant
Unde stille gelâgen,
[und] des ehtens nimme pflâgen.
Der guoten guetlichen geschach;
ûʒ wîbes guete si dô sprach:
»Mirn' getet nie ehten baʒ,
vil bœser geist, nû wiʒʒe daʒ,
Sît ich diz ehten alsô weiʒ,
daʒ dû mir rûmen muost den kreiʒ.«
Der junge man dô niht enlie,
die schœnen er zuo im gevie
Und drukte ir liehten wengelîn
alsô nâhen an daʒ sîn,
Er kuste si an ir rôten munt
in kurzer wîle wol drîʒik stunt.

Dô daʒ küssen was geschên,
ze hant bat si, ir verjehen,
Si sprach: »herre, tuo mir kunt,
warumbe hâstu dînen munt
Sô dikke gestôʒen an den mîn?
waʒ ist eʒ, oder waʒ mag eʒ sîn?
Mîn lîp sich's niht versinnet.«
er sprach: »eʒ ist geminnet.
Dâ von balde sage mir,
wederʒ baʒ gevalle dir,
Diu minne oder diu ahte?«
diu reine wol bedâhte:
»Des einen sul[le] wir uns bewegen,
und des andern sul[le] wir pflegen.«
Sprach diu schœne wol getân
»muge wir ir beider niht gehân,
So ist eʒ vil ungeteilet,
dâ mit man die sêle heilet
Unde den tiuvel verjaget.
mir hât mîn muoter vil gesaget
Und ouch mîn pfarrære
vil jæmerlichiu mære,
Diu helle sî ein übel hol:
dâ von gevellet mir vil wol,
Daʒ wir die minne lâʒen,
und ehten den verwâʒen.«
In Gotes dienste si gerne schein:
ir siehte linden wîʒen bein
Gab si ir gesellen in die hant,
si sprach: »nu, helt, wis gemant,
Bring en in die ahte:
ein sælik man, der's ie gedâhte,
Daʒ man an der sêle mak genesen;
ich nim eʒ vür mîn salter lesen.
Nû lâ sîn niht gerasten;
wan ich wil minnen vasten.
Vür keine mîne sünde,
er muoʒ in daʒ abgründe.

Wider in die helle;
neinâ, trût geselle,
Lâ dar nâher strichen,
und ehte wekkerlichen.«
Daz ehten [daz] gienk sô hin in ein,
si vlâhten arm unde bein.
Vueze unde hande,
daz man niht erkande,
Wederz dâ daz ander was.
si triben alsô lange daz,
Biz in beiden verswant,
dar nâch ietwederz want
Hende, arm' unt vueze,
dô wart daz ehten sueze:
Si lâgen eine wîle,
wol ein halbe mîle.
Si begunde[n] ir sünde riuwen,
si sprach: »in rehten triuwen.
Ich hân begangen harte vil,
daz ich dir ie zuo bîhten wil,
Ez wirt niht lenger verholn,
ich hân mîner muoter verstoln,
Swaz ich in ir hûse vant, /
daz gab ich umb diu hâr bant,
Nâdeln unde vingerlîn;
des muoz ich leider immer sîn
Gesinde in der helle:
neinâ, trût geselle,
Hilf mir, daz ich'z gebueze,
daz dir Got lônen mueze;
Wol im, der's ie gedâhte!
bring' wir'n in die dritten ahte;
Des wil ich immer wesen vrô.«
vil drâte erhuoben si dô
Die dritten ahte in beide.
»swer diz ehten scheide,
Der gewünne nimmer herren liep:
Lûcifer, dû rehter diep.

175 Ich tuon dir laster unde leit,
ich wil ze ehten sîn bereit
Hinnen vür naht unde tak,
daʒ ich dich ehte, swen ich mak.«
Daʒ ehten vriuntlîch ergie,
80 ietwederʒ daʒ ander umbe vie.
Vil wênik si dô riefen,
lieplîch si entsliefen
Beide samt unz an den tak:
der schein über si, diu brût erschrak,
85 Si wakt' ir man, der dannoch slief.
an der tür ein vrouwe rief,
Diu was ir muoter und sîn swiger,
si lâgen dennoch beide nider,
An daʒ gadem tet si mangen stôʒ.
90 schier man ir die tür ûf slôʒ.
Si sprach: »Got grueʒ' iuch, kinder,
ros unde rinder,
Korn unde wîn
bescher iu unser trehtîn,
95 Sælde unde heil,
guotes ein michel teil,
Immer êwiklîche,
und ouch sîn himelrîche
Teil er mit iu beiden!«
200 diu vrouwe was bescheiden,
Diu tür wart nâch in zuo getân,
unz daʒ si sich geleiten an.
Diu wirtîn gie mit guoten siten
und nam diu bette, diu zeriten
5 Wâren von ein ander nider,
und leite si vil schône wider,
Dar nâch slôʒ si ûf ein[en] schrîn
und nam dar ûʒ, daʒ muoste sîn,
Harte guote lîn wât,
10 kleine unde wol genât,
Und bant si mit vîlʒe
in ein kürsen wîge,

[in] einen scharlaches mantel guot,
den man ouch her vür truok,
Den leit(e) si ir tohter an,
der der briute wol gezam.
Zuo dem knappen sprach sîn swiger:
»lieben kint, nû sitzet nider;
Ich wil gên nâch den liuten,
eʒ ist billîch, daʒ man mit briuten
An dem morgen eʒʒen sol.
daʒ hân ich geschaffet wol.«
Si sprachen beide: »daʒ sol sîn.«
man truok dar brôt unde wîn,
Ir hûs was wol berâten,
gesoten und gebrâten
Truok man dar ein michel teil;
si âʒen vaste und wâren geil.
Diu brût, dô daʒ diu muoter sach,
si begund' ir winken unde sprach:
»Tohter, waʒ hâstu gedâht?« —
»muoter, dâ hân ich ze ahte brâht,
Ich und mîn geselle,
den tiuvel in der helle,
Hînaht drî stunt verjaget.«
vil rehte wart in dô gesaget,
Waʒ si des nahtes heten erliten.
dô wart lachens niht vermiten,
Iglîcheʒ sach daʒ ander an.
des schemte sich der junge man,
Daʒ sach man wol, wan er wart rôt.
diu muoter ir ze hant verbôt,
Daʒ si geswige der mære,
si wæren lasterbære
Ze sagen einer briute. —
»[muoter,] waʒ nehten oder hiute
Ich hân begangen dar an,
dâ bistu reht schuldik an,
Nû ist diu schulde niergen mîn.
ich wil dir sagen, swesterlîn,«

Sprach si ze ir mannes swester
»nehten unde gester
Hieʒ mîn muoter dikke mich
unde bat mich, daʒ ich
Williklichen tæte,
swes mich dîn bruoder bæte:
Hie mite leiten si mich nider;
dêswâr, done wart ich nie wider,
Ich tæte, swaʒ er wolde,
und swie ich mich legen solde,
Daʒ tet ich wærlîche;
und wil ouch sicherlîche
Den tiuvel [helfen] ehten gerne,
wen ich eʒ baʒ gelerne.«
Diu muoter lachen began,
die rede nam si sich an.
Si sprach: »swîc, liebe tohter mîn,
ich wil diu schuldige sîn.«
Hie mite der rede wart geswigen;
die man wurden ûʒ getriben,
Die vrouwen dar inne bliben,
die knehte und man wurden ûʒ getriben;
Alrêst huob sich ein brehten
von den vrouwen umb daʒ ehten.
Si vrâgten si der mære,
wie sô grôʒe swære
Der tiuvel lide von in zwein.
si sprach: »ze hant er mir diu bein
In beide hende gevie,
[eines dinges er mich niht erlie,]
dô drukt' er mir diu knie
Nâhen zuo dem herzen,
dô muost' ich lîden smerzen:
Waʒ sol ich iu sagen mê?
daʒ ehten tuot von êrste wê,
Und beginnet dar nâch sueʒen:
welle iuwer keiniu bueʒen
Sünde oder missetât,

In manger wîse man die sêle genert,
vil liute gegen Rôme vert,
Sî varent etslîch' über mer;
man sol immer mit wer
Wider den vâlant sîn;
gnuoge enpfâhent kerrîn'
Unt vastent vür die missetât;
etslîcher ouch den siten hât,
Daȝ er vastet und betet vil:
mîn sünde ich anders bueȝen wil,
Wil mir helfen ehten mîn man,
ich bringe mange sêle [dan] von der helle ban
Mit der ahte wîse
[daȝ si kument] in daȝ paradîse.
Mir ist ze ehten gar gâch,
ich ruowe sanfte dar nâch
An mînes mannes armen.
er sol mich klein erbarmen,
Der der helle hât gewalt,
ich tuon im laster manikvalt;
Den leidigen helle hunden,
die dâ sint gebunden,
Den wil ich immer sîn gehaȝ:
ir vrouwen, wiȝȝet alle daȝ,
Daȝ ich den tiuvel ehten wil
unz an mînes tôdes zil.«
  Nâch den vrouwen ein bote kwam,
si solten zuo der kirchen gân;
Des antwurt(e) dô diu brût,
beide, stille und über lût:
»Wan ich und der geselle mîn
wellen rehte hie heime sîn,
Wir begên wol anders unser zît.«
alsust ehtent si immer zît
Den tiuvel vür ir missetât.
hie mite diu rede ein ende hât.

XXIX.

Der wahrſagende Baum.

Ein einfältiger Mann nahm vor Fastnacht eine junge Braut, die er so lieb hatte, daſs er die leiseste Beschwerde von ihr abhielt. So lag er auch nachts bei ihr, und überwand ihr beider Jugendgelüste, um ihr ja kein Leid zu thun. Das verdroſs jedoch auf die Länge die jungfräuliche Frau, und sie sann Tag und Nacht darauf, ihren Bettgenoſsen andres Sinnes zu machen. Endlich fand sie's: sie klagte ihrem Manne, ihr Leib thue ihr so wehe, sei bald heiſs bald kalt, und sterbenskrank. Der Mann beklagte sie zärtlich, wuste aber auch kein Mittel. Da fiel ihr ein: in der Nähe stehe ein hohler Baum, in welchem Heilige wohnen und Aller Gebet erhören; zu dem solle er hingehen, und aufmerken, was er dort vernehme. Der gute Mann ging alsbald hin. Sie aber lief unbemerkt, wie ein Pfeil voraus in den Wald, und versteckte sich in dem Hohlbaume. Darauf trat der Mann heran, fiel auf seine Knie und rief zu den Heiligen des Baumes um Hülfe für seine Frau. Da sprach eine Stimme aus dem Baume: das beste Mittel gegen all ihre Wehtage sei, sie wirklich zur Frau zu machen, viermal vor dem Hahnenschrei, und dreimal darnach; darauf möge er Nacht und Tag befliſsen sein, so werde sie lange Jahre gesund und fröhlich mit ihm leben. Der gute Mann ging gläubig damit heim; die Frau jedoch eilte ihm wieder heimlich zuvor, und als der Mann an die Thüre kam, that sie ihm auf, und fragte ihn sogleich, was er vernommen habe. Er fürchtete, daſs es ihr schädlich sein möchte; sie aber drang darauf, und als er ihr nun den Ausspruch des Hohlbaumes sagte, ermahnte sie ihn, getrost denselben zu erfüllen. Das geschah denn auch, und die Frau war wirklich alsbald genesen und zufrieden.

XXIX.

Der holboum.

Diz ist von einem alwæren man,
den ein wîp effen began.

Ez was ein alwære man,
von dem ich niht gesagen kan
Reiht an disem mære,
wannen oder wâ er wære,
Der nam vor vasenaht ein brût,
diu was im liep unde trût,
Daz er ir niht engunde,
noch geliden kunde,
Daz ir ie man tæte,
dâ von sie swære hæte.
Des nahtes als sie lâgen,
kurzewîle pflâgen,
Als noch junge liute tuont,
sô sie diu vröude bestuont
Und sie bereit wârn zuo dem spil, —
»nein, z'wâr ez ist ze vil,«
Dâht' er in sînem muote
»lâze ez kumen dir ze guote.«
Sust liez er'z dikke bestân,
ob er ez doch wol hete getân,
Ez wære âne zorn beliben.
dô er dizze bete getriben

Lange unde al ze lange,
dô wart der vrouwen bange.
Wie sie ir des erdæhte,
daz sie in inne bræhte,
Von allem irem sinne,
des spiles von der minne,
Dô was sie ûf gedâht,
beide, tag unde naht:
Dar umbe vant sie einen list,
sie sprach: »vil lieber man, mir ist
In mînem lîbe alsô wê,
ich enmak iezunt nimmê;
Ich vürht', ich sterben muoze:
kündestu keine buoze?«
Er sprach: »o wê mir, wê!
nû wart nie manne mê
Wîp sô liep, sô dû mir bist:
kündestu selbe keinen list,
Dâ von dû möhtest genesen,
und dir guot möhte wesen?«
Sie sprach: »z'wâr, ich enweiz,
ich bin kalt, ich bin heiz,
Ich enweiz, waz mir guot sî:
wan, ein hol boum stêt hie bî;
Nû hœre, wie dû solt an vâhen,
ze hant soltu dar gâhen,
Swaz dû dâ [hœrest oder] merkest,
daz dû dich dar an sterkest
An dînen guoten sinnen:
dâ sint heiligen innen,
Die erhœren aller liute gebet!«
Der selbe guote man daz tet;
Er was gar alwære
und geloubet' wol der mære,
Unde huop sich vil balde
hin zuo dem walde.
Diu vrouwe lief vor in das holz
alsô snel als ein bolz.

In den holen boum sie sich bouk,
nû hœrt, wie sie den man betrouk.
Dô der alwære man
dem boume sô nâhen kwam,
Er viel an sîniu baren knie
und sprach: »waʒ heiligen sint hie,
Die bit' ich vil sêre,
durch ir selbes êre,
Daʒ sie mir rât wolden geben
umb mînes lieben wîbes leben,
Wie ich ir gehelfen sol.«
dô sprach diu vrouwe ûʒ dem hol: *
»Nû hœre mich, vil guot man,
den besten rât den ich kan
Dir gerâten zuo dem wîbe,
daʒ sie mit gesundem lîbe
Mak geleben noch manik jâr;
sô sage ich dir vür wâr,
Triute sie vierstunt vor der han krât,
drî stunt dar nâch, sô wirt ir rât
Aller irre wê tagen,
und hœrest sie nimmer mê geklagen
Weder heiʒ, noch kalt.
ich sag' dir, waʒ dû tuon salt:
Naht unde tage habe die site,
daʒ dû ir vaste spiles mite
Mit vilʒe disiu selben spil,
sô gevellest dû ir vil;
Und triute ouch vaste dîn wîp,
so gewinnet sie gesunden lîp.«
Der man was alwære
unde geloubte wol der mære,
Unde huop sich dô vil balde
wider ûʒ dem walde.
Diu vrouwe lief ümbe
die rihte und die krümbe,

---

* *Z. 73 — 90 fehlen in G.*

Und was wider heim komen,
daʒ der man niht hâte vernomen,
Und dô er kwam vür die tür,
sie sprach: »liebe, bistu dâvür?
Hâstu iht guotes vernomen
daʒ uns beiden nû muge vromen?«
Er sprach: »ich dir daʒ nœte sage,
daʒ ich lag lange an mîner klage,
Ich vürhte, daʒ ich dich beswære.«
sie sprach: »swaʒ eʒ nû wære,
Des soltu mir niht verheln;
wie lange sol ich nû kweln
In der jæmerlichen nôt?
jâ wære mir lieber der tôt.«[*]
Dô sprach der man alwære:
»nû hœre disiu mære,
Diu ich dort vernam,
dô ich dem boum sô nâhen kwam,
Dô sprach ein stimme wider mich,
ich solte vaste minnen dich:
Nû wæn' ich dir schaden tuo.« —
»gehœrt anders iht darzuo,
Dâ von ich muge genesen
unde mir guot muge wesen,
Sô dir Got lônen muoʒe,
nû halt vaste die buoʒe,
Ich genise wol dâ bî,
eʒn' sî, daʒ ich veige sî.«
Alsô hielt er die buoʒe
stæte unde mit muoʒe;
Dâ von wart sîn wîp gesunt,
und al dâ wart ir kunt
Daʒ spil von der minne,
do begunde sie gewinnen
Vröude immer mêre.
alsust endet sich daʒ mære.

[*] Z. 11 – 14 *fehlen in G*

XXX.

Der entlaufene Haſenbraten.

Von

dem Vriolsheimer.

Ein Ritter erjagte einst zwei Hasen, brachte sie heim, und hieſs sie wohl bereiten. Die Hausfrau rieth, den Pfarrer, ihren Gevatter, dazu einzuladen. Der Mann that's gern, zur Erwiederung so mancher Bewirthung, und hieſs die Frau ein reichliches Gastmahl zurichten. Sie ging hurtig ans Werk, und bat auch ihre Muhmen, Basen und Niftein (Nichten) dazu. Das geschah am Sonntage, und während der Mann noch in der Kirche, und das Wild schon gebraten war, forderte sie ihre Gefreundinnen auf, mit ihr den einen Hasen zu eſsen: die Männer hätten an dem andern genug. Als der eine verzehrt war, lieſs sie aber auch den andern auftragen und getrost verspeisen: Frauengelüst gehe vor Männergenieſs.

Indem kam der Wirth mit dem Pfarrer geritten. Die Frau entschuldigte sich, daſs das Eſsen noch nicht bereit wäre, weil er Magd und Knecht zu lange schlafen laſse. Der Pfarrer muste sich neben sie setzen, und es wurde Trinken gebracht. Der Wirth, unzufrieden und hungrig, nahm sein Meſser und schärfte es auf einem Wetzstein. Der Pfarrer fragte die Frau, warum der Herr so unmuthig sei. Sie sagte ihm leise, es geschehe deshalb, weil sie mit ihm (dem Pfarrer) eines verbotenen Umganges fälschlich bezichtigt worden. Der Pfarrer, voll Furcht, es möchte ihm ergehen, wie so manchem Pfaffen wegen verstohlener Minne,[*] schwang sich heimlich auf sein Pferd, und trabte ohne Knecht von hinnen.

Jetzt brachte ein Diener feine Tischlachen, und Becken mit Handwaſser: der Herr fragte nach dem Pfarrer, und die Frau sagte, der sei davon geritten mit den beiden Hasen. Er fand das sehr unziemlich, und setzte sich auch sogleich zu Pferde, ihm die Hasen wieder abzujagen. Als er ihm nachkam, rief er ihm schon von weitem zu: er müſse sie ihm beide da laſsen. Der Pfarrer eilte um so mehr, und schalt den feindseligen Freund, er wollte auch nichts hören, als ihm zugerufen wurde, wenigstens einen da zu laſsen, sondern erreichte glücklich seinen Freidhof, entrann in die Kirche, und verschloſs sich darin.

Da lieſs der Ritter seinen Zorn fahren, ritt heim, und aſs was noch vorhanden war. Darnach vernahm er, wie es zusammenhing, und sagte zu der Frau, Scherz sei zuweilen gut, wenn kein Zorn dabei sei.

Diese wahrhafte Erzählung dichtete der Vriolsheimer.

---

[*] Nämlich, wie dem Abelard.

XXX.

Die hasen.

Diʒ ist von den hasen,
die man jaget ûf den rasen.

Ein ritter eines tages reit
kurze wîlen an sîn gejeit,
Dô er zwêne hasen vienk,
von sîner künste daʒ ergienk.
Sîn gelükke er dran spurte,
die hasen er [bêde] heim vuorte,
Er hieʒ sie im bereiten wol.
dô sprach diu hûsvrouwe: »man sol
Unsern gevatern dar zuo laden,
gæʒe wir s' eine, daʒ möht' uns schaden;
Wirtschaft suenet dikke baʒ.«
dô sprach der wirt: »sô schaffeʒ baʒ.
Lâ dir 's niht werden swære:
unsern gevatern den pfarrære
Wil ich dar zuo biten komen,
der hât mich dikke genomen
Hin heim ze sîner spîse;
ich wære niht vil wîse,
Solt' ich's niht wider tuon;
daʒ lamp, schâf, gans, kizze, daʒ huon
Heiʒ bereiten und den antvogel.«
dô wart diu wirtîn sô gogel,

Daʒ sie dar zuo kumen bat
ir niftel, muomen an der stat,
Sie bat ir basen ouch dar zuo.
Diz geschach eines suntages vruo,
Die wîle der wirt ze kirchen was;
des vordern tages gevangen der has'
Was und daʒ wilt præte,
diu wârheit diu ist stæte.
Sie sprach: »muome, niftel, basen,
nû geʒʒe wir den einen hasen,
Der wirt hât an dem andern genuok,
und der techant sint sô kluok,
Daʒ si'ʒ wol kunnen vâhen.«
dô sie den gâzen nâhen,
Dô hieʒ sie den andern ouch dar tragen,
[sie sprach:] »solt' ich werden gar zerslagen,
Im wirt der hasen nimmer niht,
swaʒ halt mir dar umbe geschiht;
Vrouwen schimpf gêt [dikke] mannen vor.«
In[nen] des kom geriten an daʒ tor
Der wirt und der pfarrære,
in dem hûse vrâgt' er der mære,
Ob daʒ eʒʒen wær' bereit.
diu vrouwe sprach mit kündikeit:
»Jâ, wie ir nû vor hunger veht!
ir lâʒet die dirne und den kneht
Des morgens lange slâfen.«
[alsô] begunde sie den ritter strâfen,
[Sie sprach:] »eʒ ist noch niht sô nâhen,
ir mugt sîn niht ergâhen,
Ir mueʒet noch lenger bîten.«
an der hûs vrouwen sîten
Sazte man den pfaffen.
der wirt hieʒ im trinken schaffen,
Wan er was zorniklîch gemuot,
er tet, als noch ein man tuot,
Den hungert, und hât spîse da heim.
er zôch ûz einen wezzel stein,

Sîn meʒʒer begund' er wezzen,
er wolt' sich schiere sezzen.
Dô der pfaffe daʒ gesach,
zuo der vrouwen er dô sprach:
»Vil liebe gevater, saget mir,
durch Got, unde wiʒʒet ir,
War umbe ist der wirt sô ungemuot?«
sie sprach: »wiʒt ir, war umb er daʒ tuot?« —
»Triuwen,« sprach er »nein, ich.« —
»man hât iuch unde mich
Gezigen, daʒ wir hân getân,
wir solten eʒ billich hân verlân;
Ir sît gein im belogen«
do begund' er gein der tür zogen,
Er sprach: «mir ist ein teil ze heiʒ.«
er gedâht': »mir geschiht lîht, Got weiʒ,
Als mangem pfaffen ist ergân,
der verholne minnet', sunder wân;
Dâ vor sol mich Got bewarn:
mag aber ich daʒ undervarn,
So geschiht mir hie niht pfaffen reht.«
ûf sîn pfert gesaʒ er âne kneht,
[Dannen] trabet' er vil kekke.
tisch lachen unde bekke.
Brâht' ein kamerære dar,
ein tish lachen wîʒ gevar
Von bilden vil ahtbære.
»wâ ist mîn gevater der pfarrære«
Sprach der wirt »hin bekomen?«
diu vrouwe sprach: »er hât genomen
Die hasen bêde, und ist dâ hin.« —
»triuwen,« sprach der wirt »den sin
Prueve ich niht vür werdikeit.«
des wirtes pfert was ouch bereit,
Er sprach: »er læt sie hie, weiʒ Got,
vuert' er sie hin, daʒ wær' ein spot,
Man het' mich vür ein[en] affen.«
dô rant' er nâch dem pfaffen;

Dô er in verrest ane sach,
er rief lûte unde sprach:
»Weiz Got, ir lâzet sie bêde hie!«
der pfaffe dar nâher loufen lie,
Er sprach: »ich entuon, ob Got wil,
mir wart nie erteilt sulch spil,
Es ist gar ân' die schulde mîn:
ich wânt', ir solt mîn vriunt sîn,
Des enist niht, daz sihe ich wol;
ichn' weiz niht, wa ich mich hueten sol.« —
»Eijâ, sô lâz mir doch den einen!« —
»nein, ich, triuwen, keinen,
Die wîle ich'z wol erwenden mak.«
sîn kirche im sô nâhen lak,
Daz er den vrîthof gewan,
wie balde er in die kirche entran!
Die slôz er vaste nâch im zuo.
do bedâhte sich der ritter duo,
Do er sîn niht moht' ergrîfen,
dô liez er zorn entslîfen,
Von dannen er dô kêrte,
sîn zuht er dâ mit êrte,
Er reit heim, unde saz
und hiez im vür tragen, und az
Die spîse, die er mohte hân,
unz daz er het sîn[en] zorn verlân,
Und daz er reht inne wart
umb die hasen und [umb] des pfaffen vart.
Er sprach: »jâ, vrouwe, schimpf ist guot
underwîlen, dô man in âne zorn tuot.«
Diz ungelogen mære
macht' uns der Vriolsheimære.

XXXI.

Der Reiher.

Was aller Welt behagt, zu singen und zu sagen ohne Sünde, dazu gehört ein Wunder: verständig ist, wer guter Leute Gunst durch seine Kunst behalten kann.

Es heiſst: Frauen haben langes Haar und kurzen Sinn; beſser als ich erkannte sie, wer sie zuerst Frauen nannte; welche Frau aber fräulich thut in rechter Zucht und so sich ehrt, daſs sie ein Weib von reinen Sitten heiſsen mag, um die mag ein Mann gerne werben.

Wollt ihr nun schweigen, so sage ich ein artiges Märe, welches ein Bebendiger gedichtet hat.

Ein Mann, reich an Gut und Ländereien, hatte seine Freude an einem Hahne, der auf seinen Ruf ihm auf die Hand flog und sich so überall mit umhertragen lieſs. So fand der Mann einst an seinem Teiche einen Reiher, der sich beim Anblicke des habichtähnlichen Hahns niederduckte. Der Mann trat näher, schwang den Hahn von der Hand, warf sein Gewand über den Reiher und fing ihn. Er eilte nach Hause, und frohlockte, daſs er mit seinem Hahne, den er wieder (wie einen Falken) auf der Hand trug, einen Reiher gebeizt habe; worauf seine Frau ihn öfter so jagen hieſs. Er lieſs einen Koch kommen, den Reiher köstlich zurichten, und ihn seiner Frau bringen. Sie hieſs die Magd ihn bewahren, und willigte in den Vorschlag ihres Mannes, seinen Herrn zu dem Wildpret einzuladen. Frühmorgens ritt der Mann zu dem Herrn; die Frau aber lud ihre Gevatterin zu Tische, und als beide gegeſsen und getrunken, bezeigte die Frau Gelüste nach dem Wildprete; die Gevatterin ersann den Vorwand, daſs ihr, als einer Kranken, ein Flügel und eine Keule davon gesandt worden; und als diese verzehrt waren, erbot sie sich auch für das Übrige buſsen zu helfen, und so aſsen beide den ganzen Reiher, und vergruben das Gebein; worauf die Gevatterin heimging.

Unterdessen hatte der Mann seinen Herrn zu Gaste geladen, und kam mit ihm zu Hause geritten. Die Frau empfing ihn ehrerbietig; es wurde ihm Handwasser gereicht und mancherlei Speise und Trank vorgesetzt: worauf der Wirth ihm den Reiher ankündigte, und der Frau gebot den Braten aufzutragen. Diese wollte von keinem Reiher wiſsen: es möge ihn derjenige bringen, dem er ihn zu Bewahrung gegeben habe. Der Mann fand den Spaſs unzeitig: sie aber berief sich auf ihr Gesinde, und alle bezeugten es als unglaublich, daſs man einen Reiher mit einem Hahne finge. Der Wirth sah sich überstritten, drohte aber Vergeltung. Der Herr forderte ihn auf, ihn nach Hause zu begleiten, und beide ritten hinweg.

Die Frau lieſs sogleich die Gevatterin kommen, stellte sich unwohl, und bat sie, die Nacht ihre Stelle bei ihrem Manne einzunehmen, der ungenügsam sei im Bettspiel und auch die Kranke nicht in Ruhe laſsen werde. Die Gevatterin wandte den doppelten Ehebruch ein, der einem Todtschlage gleich sei; die Frau aber erbot sich durch dreiſsig Messen und Speisung dreier Dürftigen an jedem Sonntag ein Jahrlang, die Sünde zu büſsen, und schenkte der Gevatterin einen schönen neuen Schleier. Diese willigte ein, und beide setzten sich in ein Kämmerlein und tranken vom Besten.

Als der Mann heimkam, schnitt er sich drei Stäbe, und steckte sie im Schlafgemache neben dem Bettbrette, ging dann zu seinen Leuten und spielte mit dem Kinde. Die Frau kam hervor, er hieſs sie zornig schlafen gehn, und sie lieſs nun die Gevatterin sich ins Bette an die Wand legen. Diese hatte vergeſsen, St. Gertruden um gute Herberge zu bitten; der Mann ging in Wolfharts Muthe zu Bette, und zerschlug auf ihr die drei Stäbe, mit dem Zuruf: er sei noch der Mann, der den Reiher mit dem Hahne fing; dann schnitt er ihr zum Warzeichen beide Zöpfe ab. Sie raffte nun ihre Zöpfe auf und schlüpfte hinaus. Auf die Frage der Wirthin, ob sie der Minne satt sei, verfluchte sie das Gelüst nach dem Reiher, und wünschte, daſs sie mit ihrem Mann ein Wolkenbruch ersäufe. Die Wirthin hieſs sie, diese Minne (Angedenken) von ihnen zu haben, und sie abzureiben, wenn sie trockne.

Am Morgen weckte die Frau ihren Mann, der sich wunderte, sie so munter zu sehen, und sich laut rühmte, drei Knüttel auf ihr zerschlagen zu haben. Sie erwiederte, das sei eben so wahr, als er den Reiher mit dem Hahne gefangen; und als er sich auf die abgeschnittenen Zöpfe berief, lieſs sie ihr langes wachsgelbes Haar wallen. Da bekannte der Mann sich für unsinnig, und bat sie um Heilung. Sie nahm ihr neues Kopfband, maſs ihn damit die Länge und die Queere, faſste es zweifach, hieſs ihn, auf ihren rechten Fuſs treten, hindurchblasen, sich zu Bette legen, bis er schwitze, und dann dritthalb Roggenkörner eſsen, so werde er genesen.

So affte die Frau ihren Mann.

XXXI.

Der reiger.

Diz ist von einem reiger ein mære:
Got überhebe uns aller swære.

Wer nû kan singen unde sagen,
daȝ al der werlde sol behagen,
Mak daȝ âne sünde sîn,
dâ muoȝ wunder wesen bî.
Wer vür bringen kan sîn kunst
[al]sô daȝ er guoter liute gunst
Mit vuogen kan behalten,
der mak wizze walten.
Ich hôrt' ie sagen, daȝ ist wâr:
vrouwen die haben langeȝ hâr,
Dâ bî einen kurzen sin.
alsô dunket mich an in.
Daȝ si sie baȝ den ich erkanten,
die sie alrêst vrouwen nanten.
Aber welch vrouw' vroulîchen tuot,
sô daz si ir herze und iren muot
Wendet an rehte zuht,
sô hât diu schande von ir vluht;
Als ein vrouw' iren werden lîp
sô tiuret, daȝ si ein wîp
Geheiȝen mak mit reinen siten,
der mak ein man vil gerne biten

Wolt ir mir nû stille gedagen,
sô wold' ich iu vil gerne sagen
Ein hovelîchez mære:
daz hât ein Behendigære
Getihtet von einem man,
der vienk den reiger mit dem han.
Der was des guotes rîche:
holz unde tîche
Hât' er, manik akker lank;
dar zuo sô tet er mangen gank,
Als ich iu nû wil sagen:
ein han begund' im wol behagen
Den ezt' er dikke ûf sîner hant,
ûf daz, daz er im wurde [wol] bekant;
Wen er im zeimâl gerief,
vil snellîchen er dar lief,
Er vlouk im sân ûf sine hant
williklîchen, sunder bant,
Er truog in, war in dûhte guot,
daz im ze vliegen niht stuont sîn muot.
Ze einen zîten daz geschach,
daz der wirt durch sin gemach
Ze sînen tîchen wolde gân,
dâ vant er einen reiger stân,
Der wart', ob er iht vische
ze spîse mohte erwischen;
Als er des hanen wart gewar,
der hât' ouch eines habechs var.
Er begunde sich drukken.
der wirt dâht': »ob mir [ein] glükke
Gesch(æh)e zuo dirre stunt,
daz diuhte mich ein tiure vunt,
Daz mir sô wol ergienge,
daz ich [mit den hanen] den reiger vienge.«
Der reiger was erschrokken gar,
der wirt der trat im vaste nâr,
Dô betroug in sîn tumber sin,
daz er kwam über in,

Den hanen stieʒ er von der hant,
über den reiger warf er sîn gewant,
Er drukt' in zuo der erden,
[er sprach:] »dû muost gevangen werden.«
Als er den reiger dô vienk,
ze hant er gegen hûse gienk:
»Disen reiger vieng ich mit dem han
waʒ wir dem guotes haben getân,
Daʒ hab' wir alleʒ wol bewant.«
[den]noch stuont im der han ûf der hant.
[Si sprach:] »kunt ir mit han(en) reiger vân,
sô sult ir dikke beiʒen gân.«
Der wirt hieʒ werben umb einen koch,
er sprach: »man sol den reiger noch
Von meisterlîchen sachen
mit guoten würzen machen.«
Als der reiger wart bereit
von meisterlîcher arbeit,
Der koch truog in ze hant,
dâ er sînen herren vant.
[Er sprach:] »du solt in dîner vrouwen tragen,
lâʒ si sehen, wie er ir behage.«
Zorniklîchen sprach si[n]: »meit,
hœrst dû, waʒ ich dir hab' geseit,
Trage den reiger von dem wege
und hald' in vaste in dîner pflege.«
Der wirt sprach: »vrouwe guote,
mir ist in mînem muote,
Möht' eʒ mit dînem willen sîn,
daʒ ich den lieben hêren mîn
Her ze hûse bæte
ze disem wiltpræte.»
Si sprach: »eʒ ist mîn wille wol,
ich bin, diu eʒ verdienen sol,
Waʒ kumen mag zuo êren
iu und iuwerm hêren,
Des bin ich innenklîchen vrô.«
also antwurt' im diu vrouwe dô.

Des morgens dô eʒ tagete,
der wirt niht langer endagete,
Er hieʒ gereiten diu pfert,
des wart er schiere gewert,
Ze sînem hêren daʒ er reit.
diu vrouwe niht langer beit'.
Si sprach: »meit, gê her ze mir
und e hœre, waʒ ich sage dir.
Gê ze mîner gevatern bî,
und wart', ob si dâ heime sî;
Heiʒe si zuo mir kumen her,
sprich, ich mug' ir niht enbern.«
Ze hant diu meit des niht enlieʒ,
daʒ si ir vrouwe tuon hieʒ.
Si lief al ze hant,
dâ si die gevatern vant,
[Si sprach:] »vrouwe, mîn herre ist ûʒ geriten,
mîn vrouw' læt iuch ze hûse biten,
Wir wellen [noch hiute] haben einen guoten tak,
ob ich eʒ umb iub erwerben mak.
Herzen liebe vrouwe,
nû lâʒt iuch balde zouwen.«
[Si sprach:] »z'wâr, dû wirbest dîn botschaft
alsô mit gewaltiklîcher kraft.
Von swannen dû her bist bekomen;
ich hab' ouch dikke vernomen:
Wer einen biderben [boten] sendet,
sîne êre er wol vol endet.
Ob ich eʒ nû gerne lieʒe,
si muest' des boten genieʒen.«
Si sprach: »meit, nû breng' her in
daʒ gebende und ouch diu kleider mîn.«
Vil schier hât' si sich an geleit. —
»wiltu gên, ich bin bereit.«
Si giengen beide al ze hant,
dâ si die gevatern vant.
Als si die gevatern an gesach,
daʒ wort si guetlîchen sprach,

Si sprach: »vil liebe gevater mîn,
daȥ ir sælik mueȥet sîn,
Wie mag daȥ immer geschên,
daȥ ir mir sît sô seltsæn'?
Daȥ ich iuh dikke mueste sehen,
mir künde liebers niht geschên.«
Diu vrouwe begunde winken,
diu meit diu brâht(e) trinken;
Si trunken unde sazten nider. —
»simmeit, genk her wider,
Ist daȥ eȥȥen bereit?« —
»jâ, vrou[we], daȥ brôt ist ûf geleit.« —
»Nû hin, [gevater,] sô gê wir eȥȥen,
daȥ wir ouch vergeȥȥen
Unsre grôȥen leide,
ir und ich, wir beide.«
Si sazten sich ze dem tische,
vleisch unde vische
Wart dâ vil vür getragen,
ich wileȥ iu wærlîchen sagen,
Als si dô hâten geȥȥen,
diu wirtin[ne] sprach: »ich hab' vergeȥȥen,
Gevater, gebet mir iuwer ræte,
mîn wirt hât ein wilpræte,
Wie wir des mit unsern sinnen
im ein wênik an gewinnen.«
Si sprach: »den rât den vinde ich wol,
heiȥ uns daȥ wilpræte holn.«
Als der reiger wart brâht,
si sprach: »gevatere, ich hab' gedâht,
Ir sult sprechen, ich sî siech,
einen vitch und ein diech
Habet ir mir gesendet.« —
»so ist diu teidink vol endet,
Got gebe uns guot gelükke.«
si nâmen des reigers zwei stükke,
Diu hâten vor in kurzen vuoȥ;
die wârheit ich nû sprechen muoȥ.

Dô sprach diu gestinne:
»ich kan mich niht versinnen,
Ob ich ie beʒʒers wilpræts enbeiʒ.
diu galreide ist von würzen heiʒ.
Gevatere, ich bite iuh unde vlê,
gebt mir des wilprætes mê.«
Si sprach: »diu bet' ist gar verlorn,
jâ vorht' ich mînes mannes zorn,
Und aht' ouch dikke sînes gebotes
verre mêr, denne Gotes.«
[Si sprach: »gevater,] mich ist komen an ein gelust,
nû gebt mir des reigers brust,
Und nemt dar nâch daʒ beste stükke:
sol man eʒ bueʒen, ich wil mich bükken
Und wil mir lâʒen smizzen
mit willen siben spizzen.«
[Si sprach:] »gevater, welt ir'ʒ under stên,
sô wil ich eʒ mit iu an gên,
Daʒ ir mir'ʒ helfet bueʒen,
ob sûr kumt nâch sueʒen.« —
»Jâ ich, vil liebe gevater mîn,
daʒ ir sælik mueʒet sîn.«
Nû hin, der reiger wart geʒʒen,
dô wart niht lenger geseʒʒen.
Si nâmen daʒ gebeine,
beide, grôʒ unt kleine,
Si begruoben'ʒ in einem stalle
mit luzz[e]lem schalle.
Als daʒ gebeine wart begraben,
diu gestin sprach: »ich wil urloup haben,
Mîn gesinde ich selber muoʒ bewarn,
ze sent Jakob ist mîn man gevarn.«
Als si den urloup genam,
ze hant der wirt geriten kwam.
Dâ er sînen hêrren vant,
er sprach mit willen sâ ze hant:
»Hêre, alsô liep als ich iu sî,
sô tuot mich hiute sorgen vrî

Und eʒʒet mit mir arm(en) man
des ich iu ze geben(e) hân.«
[Er sprach:] »sît dû es mit willen hâst gegert,
sô soltu sîn vil wol gewert.«
Als diu vrouwe daʒ vernam,
daʒ der hêre mit dem wirte kwam,
Si wurden wol enpfangen.
si kwamgegen in gegangen,
Si sprach: »vil lieber hêre mîn,
Got muostu wille komen sîn;
Ich gesach bî einem jâre
nie liebern gast, ver wâre.«
Als diu vrouwe den wirt an gesach,
daʒ wort si guetlîchen sprach:
»Heiʒet eʒʒen unsern hêren
mit vil grôʒen êren.«
Ze hant der hêre waʒʒer nam,
der gerihte vil ze tische kwam
Von spîse und ouch von tranke,
daʒ stuont dâ wol ze danke.
Der wirt vür sînen hêren trat,
[er sprach: «wiʒt ir,] warumb ich iuch ze hûse bat?
Eʒ ist mir wol ergangen,
ich habe mit einem han einen reiger gevangen,
Des sulle wir eʒʒen,
êr denne wir's vergeʒʒen.«
Er sprach: »trouwen, ist daʒ geschên?
daʒ habe ich selten mêr gesehen.«
[Der wirt sprach:] »vrouw', als liep ich iu muge sîn,
sô bringet uns den reiger her in.«
Dô sprach diu vrouwe zuo der stunt:
»mir ist umb keinen reiger [niht] kunt;
Dem ir einen reiger ze halten habt getân,
den muget ir'n iu bringen lân.«
[Er sprach:] »schade und schimpf ist bœse,
mich muet alsust gekœse;
Vrouwe, ich enwil sîn niht enbern,
irn' bringet uns den reiger her.«

[Si sprach:] »nû hœret, lieben alle,
wie iu daz gevalle,
Daz mir hie unser man
wil ertwingen einen reiger an.«
Dô sprâch(en) si ze der stunde
mit gemeinem munde:
»Z'wâr, ich wæne, daz ez doch ie ergienge,
daz man mit hanen reiger vienge.«
Dô sprach der wirt mit guoten siten:
»seht, nû bin ich über striten:
Ez muoz aber etswer engelden.«
»jâ,« dâht' si »der mit az, der muoz mit gelden.«
Als der hêre daz gesach,
daz der wirt hât' ungemach,
Er sprach: »nû lât iuwer sorgen:
ich wil iu vröude borgen,
Ir sult niht lenger bîten,
ir sult mit mir gegen hûse rîten;
Ir kumt dennoch sider
wol bî sunnen schîn her wider.«
Als er den hof gerûmete,
diu vrouwe niht lenger sûmete,
Si leget' sich nider ûf ir diech
unde seite, si wære siech.
Si sprach: »meit, ganc her ze mir,
und hœre, waz ich sage dir,
Louf[e] ze mîner gevateren
und ruof ir über den gateren.«
Zehant diu meit des niht enliez,
daz si ir vrouwe tuon hiez,
Si lief zuo ir gevateren,
und rief ir über den gateren.
Dô kwam si geswungen;
ir was ouch ê gelungen.
Als si die gevateren an gesach,
daz wort si guotlîchen sprach:
»Eijâ, liebe gevater, wie ist iu geschên?
ich hab' iuh selten mê sô krank gesehen.«

Dô sprach si zuo der stunt:
»ich bin siech und ungesunt,
Eʒ grimmet mich ze dem herzen
und lîde grôʒen smerzen.«
[Si sprach: »gevater,] sagt mir, waʒ iu werre;
und sold' ich eʒ holen verre
Ûf mînes selbes lîbe,
iuwer siuche [wil] ich gar vertrîbe[n].«
[Si sprach:] »gevater, ich habe einen man,
ich enweiʒ, waʒ den ist komen an:
Als ich mich in daʒ bette lege,
unde mich nirgen rege
Unde ê ich vollen werde warm,
sô nimt er mich an sînen arm,
Und daʒ dâ heiʒet bettespil,
des kan er ûʒer mâʒen vil,
Daʒ er mir keiner ruowe [niht] enlât:
und het' er den visch von salât
An einem ende geʒʒen,
er wær(e) gnuok vermeʒʒen.
Sol ich ouch hînaht bî im ligen,
der tôt der muoʒ mir an gesigen:
[Gevater,] welt aber ir, daʒ ich genese,
sô sult ir hînaht bî im wesen.«
Si sprach: »die rede lâʒt bestên;
alsô bræch' ich zwô ê,
Und læge ich bî im ein(e) naht,
baʒ bueʒte ich ein(e) man slaht.«
[Si sprach: »nein, gevater,] ich sag' iu, waʒ ich tuo,
ich bringe eʒ vil wol anders zuo:
Drîʒik betemesse
werden vil gewisse
Von mir gevrümt;
und daʒ baʒ ze staten kümt,
Alle suntage ein jâr
drî durftigen, daʒ ist wâr,
Von mir ze tische gesezzet;
dâmit werde wir ergezzet

[Alle] der sünde die wir daran begên,
die lâʒ alle ûf mir bestên.«
[Si sprach:] »gevater, mag eʒ alsô gewesen,
sô wil ich iuch gerne helfen genesen.«
Diu wirtin nam die laden ûf den schôʒ,
vil schiere si ûf geslôʒ.
Si nam mit ir hende
her ûʒ ein [weiʒ] stolz gebende.
[Si sprach:] »gevater, ir sît mir getriuwe,
nû nemet hin die risen niuwe.«
Dô kwam der wirt geriten zuo,
[si sprach:] »gevater, waʒ sol ich nû tuon?«
[Si sprach:] »dô gê wir alsô drâte
bî unser kemenâte
In ein kleineʒ kemerlîn,
dâ welle wir uns sezzen in
Unt trinken des besten des dâ sî,
sô werde wir aller sorge vrî.«
Als der wirt erbeiʒte,
sîn muot in sêre reiʒte.
Er huob sich al ze hant,
da er einen hûfen holz vant.
Dar ûʒ sneit er drî stabe:
merket, war zuo wold' er die haben?
Er truok si alsô drâte
in sîne kemenâte
Und stieʒ si bî sîn betbret;
merket, warumb er daʒ tet.
Er gienk ze sînem gesinde
und spilte mit dem kinde.
Diu wirtin sprach: »gevater, ir sult nirgen gên,
ich wil warten, wie'ʒ umb den wirt muge stên.«
Als der wirt die vrouwen an gesach,
daʒ wort er zorniklîchen sprach:
»Eʒ wær[e] slâfens zît;
ich heʒ iuch suochen immer sît.«
Si sprach: »ich bin al bereit,
ich het' mich hiut' sîn gerne geleit.« —

365 Si sprach: »gevater, welt ir nû ûf stên,
der wirt der heiʒet mich slâfen gên.«
Vil schiere hât' si sich bedâht,
Got der gæbe ir guot(e) naht.
Si sprach: »sô stêt ûf sâ zehant,
70 und leget iuch in daʒ bette bî die want,
Und swîget gar stille,
biʒ daʒ ergêt sîn wille,
Sô wirt er der allerbeste man,
den ie kein vrouwe gewan.«
75 Slâfen gienk der guote
in Wolfhartes muote,
Lützel was sîn rûʒen.
si begunde lûʒen;
Si hât' ouch bî aller wochen
80 Sente Gedrûden nie gesprochen
Noch umb kein guote herberge gebeten.
merket, waʒ der wirt tete,
Unz er ertihte,
ûf er sich rihte,
85 Niht lenger er dâ lak,
wan dâ was niht wan: slâhâ, slâch!
Er sprach: »jâ bin ich eʒ noh der man,
der [dâ] vienk den reiger mit dem han!«
Ich wil eʒ iu wærlichen sagen,
90 biʒ er hât' ûf ir drî knütel zeslagen,
Er zôch daʒ meʒʒer ûʒ der scheide
und sneit ir abe die zöpfe beide,
[Er sprach:] »diz wil ich ze worzeichen habe,
daʒ strît ir mir doch morgen niht ab.«
95 Ûf der erden si dô reiſte,
biʒ si die zöpfe erkreiſte;
Dô wart niht lenger gespart,
si spilt' des samen mit der vart,
Als ûʒ der kemenâten trat,
400 diu wirtin sprach: »sît ir noch triutens sat?«
»Jâ,« sprach si, »daʒ mich iuwers reigers hât gelust,
des ertrenke iuch beide ein grôʒ wolken brust.«

Si sprach: »die minne sult ir von uns haben;
getrukkent si, sô rîbet si abe.«
Des morgens dô man lûte,
diu vrouwe gienk ze irem trûte,
Si sprach: »welt ir niht ûf stên?
man liut, ir sult ze kirchen gên.«
Er sprach: »sîm, sît ir iezunt genesen?«
si sprach sân: »waʒ sal mir wesen?« —
»Ich wânt', ir wær(e)t lange tôt.«
si sprach: »von welher hande nôt?« —
»Jâ, lieben, lât iu sagen,
ich hab' dri knütel an ir zeslagen.« —
»Jâ, daʒ ist reht als vil ergangen,
als ir mit hanen reiger habt gevangen.«
Er sprach: »ich sneit iu die zöpfe ab.« —
»z'wâr, ich wæn', daʒ ich si alhie hab'.« —
»Jâ, bringet ir mich dan iuwers hâres inne,
sô hab' ich niht rehter sinne.«
Si swank her vür ein vahs,
der was gel als ein wahs,
Si sprach: »jâ ist wunder, daʒ ir lebt,
und doch alsô sêre in grimme strebt.«
Er sprach: »liebe, ich habe niht mîner sinne,
hilf mir, daʒ ich si gewinne;
Buezt dû mir niht, vil liebeʒ wîp,
sô verlius' ich mînen lîp.«
Si sprach: »sô halt her und lâʒt iuch meʒʒen,
ob îhtes an iu sî vergeʒʒen.«
Si was ungetriuwe,
si nam ir risen niuwe,
Si maʒ in nâch der lenge:
dâ was eʒ im ze enge.
Si maʒ im twerhes über houbt —
swaʒ ich spreche, daʒ geloubt —
Si nam die risen zwivalt:
»blâset dardurch mit gewalt,
Unt tret mir ûf mînen rehten vuoz,
sô wirt iu iuwer siuche buoʒ.

Ir sult iuch in daʒ bette legen
unde sult iuch nirgen regen,
Biʒ daʒ ir erhizzet
und ein wênik erswizzet,
Sô eʒʒet drithalp rokkenkorn,
sô wirt iuwer siuche gar verlorn,
Und lât iu den ungelouben
der sinne niht mê berouben.«
Seht, alsô efte diu vrouw' iren man,
reht als ich iu gesaget hân.

XXXII.

Eheſtand, Tod und Hochzeit.

Ein Bauer hatte auf sein Weib einen solchen Haſs geworfen, daſs er sie umgebracht hätte, wenn er nicht die Leute gefürchtet; ihr Anblick und Rede war ihm zuwider, und er bat Gott, der Tod möge ihn von ihr befreien, oder der Donner sie beide erschlagen: der Teufel und seine Mutter habe sie zusammengebracht. Er raufte und schlug sie, bis er sie für todt liegen lieſs, und schalt und fluchte, daſs sie doch nicht davon sterbe. Gleichwohl wuste er keinen gerechten Grund seines Hasses anzugeben. Die Miſshandlung ward so arg, daſs die Frau auch lieber todt gewesen wäre. Da kam eine Gevatterin zu ihr, der klagte sie ihr Leid, und diese verhieſs ihr, den Mann so zu verwandeln, daſs er sie lieber haben sollte, als all des Kaisers Gold. Die unglückliche Frau erbot der Gevatterin groſsen Lohn dafür; diese aber wollte es nur ihr zu Liebe thun, und beide verabredeten sich.

Die Gevatterin ging hinaus zu dem Manne, der eben aufs Feld ziehen wollte, und sagte ihm, er möge nur daheim bleiben, seine Frau liege drinnen todtkrank, so daſs er sie nicht mehr lebend träfe, wenn er nicht sehr eilte. Er hielt es für Scherz, wollte aber gern 10 Pfund für die Wahrheit geben, und verhieſs ihr Botenlohn, wenn es binnen sieben Tagen geschähe; ihn gelüste nicht, sie zu sehen, er wolle auch nicht eher heimkommen, als bis sie begraben wäre: der Pfarrer und sie (die Gevatterin) möchten nur das Begräbniſs besorgen, er wolle gern alles bezahlen.

Die Gevatterin ging wieder zu der Frau, und hieſs sie all ihr Linnenzeug, Kleider und Geld zusammensuchen; sie thaten es in Säcke, und gingen damit heimlich in die Wohnung der Gevatterin, die unverheirathet und ein erfahrenes Biederweib war. Dort bezog die Frau ein annehmliches Schlafgemach mit Läden, und hielt sich verborgen darin.

Die Gevatterin ging dann wieder zur Wohnung des Bauern, schloſs den Hof zu, und trug einen Block ins Haus; den kleidete sie als eine Leiche ein, meldete dann dem Pfarrer den Tod der Frau, die vor dem Hahnenschrei verschieden sei, und verhieſs ihm die reichliche Gabe des Mannes, wenn sie heute noch begraben würde. Der Pfarrer wunderte sich, daſs sie so schleunig, ohne Beichte und Geläute, gestorben; und die Gevatterin gab der Unminne des Mannes Schuld, daſs sie nicht gehörig besorgt worden: jedoch habe ja der Pfarrer ihre Beichte oft gehört, und sie sei gewiſs selig gestorben. Der Pfarrer forderte Pfand für zwei Pfund, lieſs durch seine Knechte die Leiche abholen, und sie gehörig begraben.

Hierauf ging sie zu dem Witwer und meldete ihm alles; dieser, der eben mit vier Ochsen zu pflügen zog, erbot ihr vor Freuden den Ochsen sammt dem Pfluge, ja sein halbes Gut. Sie hieſs ihn Gott danken, und verlangte nur, daſs er sie zu Rathe zöge, wenn er sich wieder beweiben wollte. Er versprach es ihr, die ihm lieber wäre, als Gott, und lebte nun in staten Freuden fünf Wochen lang.

Da sagte er der Gevatterin, daſs er nicht länger ohne Weib sein wolle. Sie war bereit, ihn binnen einer Woche mit einer Frau ganz nach Herzens Wunsche bekannt zu machen. Er war froh, und sie pflegte der bei ihr Verborgenen aus deren Mitteln auf alle Weise so wohl, daſs sie nach den sechs Wochen wieder völlig in ihrer Schönheit blühte. Sie kleidete sie eben so fein und zierlich, und führte nun den Mann heimlich zu ihr in das köstlich geschmückte Gemach. Die Schöne grüſste ihn freundlich; er erwiederte höflich, und sie gefiel ihm über die Maaſsen, als eine nie Gesehene. Er aſs vergnügt mit ihr, und nach dem reichlichen Mahle nahm er die Gevatterin bei Seite und drang auf Verbindung mit der Schönen. Auf ihr Bedenken wegen seiner Mishandlung der ersten Frau, gelobte er die liebreichste Behandlung der Holden. Die Gevatterin hieſs ihn heimgehen, und zur Nacht heimlich wiederkommen. Das geschah; der Verliebte fand Gnade bei der Schönen, und es ward ihm die Nacht bei ihr so wohl, daſs er den Tag verwünschte. Er konnte sich ihrer Liebe nicht ersättigen, blieb Tag und Nacht bei ihr, und kümmerte sich nicht um Wagen und Pflug. Seine Freunde kamen und schalten ihn deshalb, er aber entschuldigte sich durch einen unwiderstehlichen Zauber, und blieb in seinem Himmelreiche. Da fragte sie ihn endlich, warum sie, die früher Mishandelte, ihm denn nun so lieb sei; und entdeckte die Täuschung, die ihn nun so belehrte. Er bat sie um Geheimhaltung; dennoch ward die Geschichte schon binnen zwölf Tagen landkundig, und er blieb immerdar der Leute Spott, wiewohl er fortan mit seinem Weibe in Frieden lebte.

Daʒ bloch.

Diz mære ist, wie ein bloch wart
begraben von der kündigen gevateren rât

Eʒ was hie vor ein gebûre
den dûhte bitter und sûre
Bî sînem wîbe daʒ wesen,
ern' trûte bî ir niht genesen
[Weder] an sêle, noch an lîbe;
eʒn' wart keinem wîbe
Ir man nie mêr sô gram:
daʒ er ir den lîp niht ennam,
Daʒ lieʒ er durch die liute mê,
denne durch die geistlîchen ê.
Ern' moht' ir niht zuo gesprechen;
im wânte sîn herze brechen,
Daʒ er sie hôrt' unde sach:
swaʒ sie tet und swaʒ sie sprach.
Daʒ dûhte in alleʒ bœse.
»daʒ mich Got von dir erlœse!«
Daʒ sprach er ze allen zîten
»wie sol ich des erbîten,
Daʒ uns der tôt scheide?
der doner slahe uns beide!
Der tiuvel brâhte mich ze dir,
unt dich sîn muoter her ze mir.«

Swenne er sie rouſte unde sluok,
des dûht' in nimmer genuok,
Unz er sie vür tôt ligen lieʒ;
er trat sie sêre unde stieʒ.
Des genuoget' in vil selten,
sîn vluochen und sîn schelten
Diu wâren âne mâʒe gar;
er nam der vuoge ninder war.
Er swuor vil ernstlîche,
al[le die] liute ûf ertrîche,
Beide, man, kint unde wîp,
ob sie alle sluegen ûf ir lîp,
Sie wurde nimmer wol erslagen.
ern' kunde nieman gesagen,
Waʒ gebresten an ir wære,
und was im doch unmære.
Daʒ wîp weinte sêre:
sie muete daʒ noch mêre,
Daʒ er ir missetât nie gewuok,
denne alleʒ daʒ er sie gesluok;
Er tet ir wirs danne wê,
unt zeich sie dâ bî nihtes mê.
Wan, daʒ er ir vînt was;
sô sie vil kûme genas,
Sô sluog er sie aber nider,
und habte danne niht wider
Unz er sie brâhte in die nôt,
daʒ ir michel lieber der tôt
Und ouch beʒʒer wære gewesen,
denne alsô kumberlîch genesen.
  Dô sich ir nôt solt' enden
und sie Got wolde wenden,
Dô kom ein ir gevater dar,
diu wart ir leides wol gewar,
Diu sprach: »gevater, saget mir,
durch Got, war umbe trûret ir?
Ist iu mîn gevater gram,
ich mache in iu sô gehorsam,

Daʒ er iu nimmer niht getuot,
wan, alleʒ daʒ iuch dunket guot.«
Sie sprach: »er ist mir gehaʒ,
ern' weiʒ niht selbe, umbe waʒ.
Ich was im holt mit triuwen ie,
ich über gie sîn gebot nie,
Sîn wille und sîn êre
diu wâren mir alsô sêre
Bevolhen, sô mîn sêle.
der Got, der Dâniêle
Von den löuwen lôste sînen lîp,
der lœse mich vil armeʒ wîp!
Ichn' künde iu nimmer vollen sagen,
waʒ er mich hât girouf[e]t und geslagen
Und getreten unde gestôʒen.
under allen sînen genôʒen
Wart nie tiuwerre man geborn,
swen er lieʒe sînen zorn.«
Dô sprach diu ander ze hant:
»mîn triuwe diu sî iuwer pfant,
Tuot, als ich iuch lêre,
ern' gesiht iuch nimmer mêre,
Und wirt iu dar zuo sô holt,
het' er des keisers golt,
Daʒ gæbe er iuwerm lîbe
ê, danne deheinem wîbe.«
Si sprach: »des enger ich niht;
gewinne ich oder hân ich iht,
Des ir ze lône dar umbe gert,
des sît ir alles gewert,
Daʒ ir mir'ʒ bringet dar zuo,
Daʒ er sich slahens abe tuo.«
Sie sprach: »sît ringes muotes,
ichn' ger niht iuwers guotes;
Ich wil iu mîn meisterschaft
erzeigen durch der liebe kraft,
Die ich iu hân lange getragen;
irn' sult an mir niht verzagen.

Swaz ich iuch heize, daz tuot:
ich mache iu vröuden rîchen muot:
So ir in von akker varen sehet,
sô leget iuch nider, unde jehet,
Iu tuo daz herze vil wê:
ich wil in ouch gesprechen ê,
Und wil im wærlîchen sagen,
daz ir in disen zwein tagen
Vil gewislîchen sterbet,
unde niht lange serbet.
Iuch hât der sælden tak betagt,
der al der werlde wol behagt,
Daz ich iu zuo komen bin.«
Mit der rede gie sie hin,
Dô sie in ze akker varen sach,
sie gruozt' in weinde unde sprach:
»O wê, trût gevater mîn,
lât iuwer ze akker varen sîn!
Mîn gevater, iuwer wîp,
diu wil verwandeln disen lîp:
Sie ist der tôt ane komen.«
als er daz hete vernomen,
Er sprach: »ez ist iuwer spot.«
sie sprach: »sô helfe mir Got,
Irn' gâhet denne sêre,
irn' gesehet sie nimmer mêre
Weder lebent, noch gesunt.«
er sprach: »het' ich zehen pfunt,
Diu sold' ich iu ze lône geben,
sol ich siben tage leben,
Gelît mir daz wîp tôt,
ich gibe iu gerne ein boten brôt:
Swie vil mir ze vasten geschiht,
ich wil dester ê heim niht,
Mich enlustet niht, daz ich sie sehe.
sî, daz mir sô wol geschê,
Daz sie verwandel daz leben,
swaz ich dem pfaffen sol geben,

Davür sezze ich nû ein pfant,
daʒ er mir helfe ze hant,
Daʒ sie begraben werde.
verslunde sie diu erde,
Sô wold' ich vrô dar heim varn:
daʒ wil ich ê vil wol bewarn,
Die wîle ich sie unbegraben weiʒ,
sô swizze ich bluotigen sweiʒ.
Swaʒ ir welt, daʒ gebet dar abe,
daʒ man ir balde ein grab grabe.
Als ir diu sêle ûʒ gê;
begrabet ir s' ouch ein wênik ê.
Sie stirbet in dem grabe wol:
swaʒ eʒ mich danne kosten sol,
Daʒ ich sie vinde begraben,
den schaden wil ich gerne haben.«
  Dô gie sie balde von dan,
und dâhte vaste dar an,
Wie sie ir gevateren beide
erlôste von ir leide;
Sie muete ir beider ungemach.
zuo dem wîbe sie dô sprach,
Dô sie hin wider heim kwam:
»mîn gevater ist iu vil gram;
Nû sît ein herzen hafteʒ wîp:
ir werdet im liep, sam sîn lîp.
Nû traget vür her ze hant
iuwer beste lînîn gewant
Und dar zuo alleʒ daʒ guot,
daʒ ir vor dem wirte habt behuot,
Tuoch, kleider, pfenninge;
dêswar, ich mache iu ringe
Mit ein ander iuwer leben,
oder ich wil iu mînen lîp geben.«
  Dô sie ir guot alleʒ brâhte,
diu meisterinne gâhte,
Daʒ sie'ʒ in sekke gestieʒ;
ir gevateren sie hieʒ

Vil balde mit ir heim(e) gân.
daȥ wart schiere getân,
Sie kwâmen tougenlîchen dar,
unt truogen daȥ guot gar,
Des ir gevater alsô wielt,
daȥ sie'ȥ dem wirte vür gehielt.
Dô was diu meisterinne
ein wîp vol rîcher sinne;
Sie was lange ân' man genesen,
und wolt' ouch immer alsô wesen,
Und was vil wârhaft erkant;
dâ von geloubten ir ze hant
Ir gevatern beide dester baȥ;
sine warp ouch ninder umb ir baȥ.
Sie het ein schœneȥ slâf gadem,
daȥ was geworht mit guoten laden;
Dâ tet sie ir gevatern în,
und gie vil balde wider hin.
Nû hœret, wes sie dô pflak:
in ir gevatern hove lak
Ein bloch wol alsô swære,
sam eȥ ein mensche wære,
Und was ouch in der mâȥe grôȥ;
den hof sie vaste beslôȥ,
Daȥ bloch sie in daȥ hûs truok,
daȥ sie nie man zuo gewuok,
Sîn wart ouch nie man gewar;
dô kleite sie daȥ bloch gar
Und macht' eȥ alsô gestalt,
daȥ eȥ weder junk, noch alt,
Nie man het an gesehen,
er muest' es ze einem tôten jehen;
Alsô machte si'ȥ geschaffen.
dô gie sie zuo dem pfaffen
Und saget' im daȥ mære,
daȥ ir gevater tôt wære
Nehten vor der hân krât:
»nû wil der wirt keinen rât

Vor sînem zorne des haben,
sine werde hiute begraben,
Ern' wil ouch zuo (z')ir grabe niht:
swaȥ im ze gebene geschiht,
Dâ vür sezze ich iu ein pfant,
daȥ ir sie leget sâ ze hant.«
Der pfaffe sprach: »wie ist daȥ komen?
ich solde ir bîhte hân vernomen
Und solt' ir rehte hân getân,
und solt' ir ouch geliutet hân
Dar nâch ze hant dô sie starp.« —
»daȥ ir daȥ hie nie man warp,«
Sô sprach diu meisterinne
»daȥ schuof diu grôȥe unminne,
Die ir der wirt nû lange truok:
der dûht' in dannoch niht genuok,
Dane hât er sie niht wol behuot;
dâ vür nemet ir sîn guot,
Ich sezze iu pfant vür swaȥ ir welt,
daȥ ir langer niht entwelt,
Irn' leget sie, dâ sie ligen sol;
ir habet an ir bîhte wol
Vil dikke und ofte vernomen,
sie ist mit triuwen her komen;
Nu ist sie des gæhen tôdes beliben:
sît an den buochen ist geschriben,
Swie der rehte mensche stirbet,
daȥ diu sêle niht verdirbet;
Dâ von sult ir gewis wesen,
sie ist zuo der sêle wol genesen. —
»Nû gêt hin balde,« sprach er
»und bringet mir ein pfant her,
Daȥ zweier pfunde wert sî.«
sîn knehte stuonden dâ bî,
Die sant' er nâch dem tôten,
dem bloche wart geschroten
Ein grab, dâ si'ȥ in huoben
und eȥ vil wol begruoben.

Swie dem pfaffen was gelogen,
er was idoch niht gar betrogen,
Er het ein pfant vür zwei pfunt.
daȝ tet diu meisterinne kunt
Ir gevatern vil schiere.
der ohsen wâren viere,
Dâ mit er ze akker gie;
er sprach: »gevater, nemet hie
Disen ohsen mit dem pfluoge;
ob iu des niht genuoge,
Daȝ sult ir mich wiȝȝen lân,
ich gibe iu halbeȝ, daȝ ich hân,
Ê ich mich der mære verzige.
nû hât mîn vröude den sige
An mînem herzen leide erstriten;
der sælde hân ich kûme erbiten.«
Dô sprach diu meisterinne:
»gevater, ich gewinne
Iuwer guot wol, swenne ich wil,
eȝ sî wenik oder vil.
Swaȝ iu ze heile sî geschên,
der gnâden sult ir Got jên,
Des bin ich âne schulde;
doch wil ich iuwer hulde
Ze boten brôte gern(e) hân,
und wil iuch des niht erlân,
Irn' gebet mir iuwer triuwe,
und leisteȝ âne riuwe,
Swenne iuwer muot ze minnen stê,
daȝ ir ein wîp ze iuwer ê
Nâch mînem râte kieset;
swaȝ ir dar an verlieset,
Dêswar, des wirt vil kleine:
ichn' rât' iu an keine,
Irn' muezet mir des immer jehen,
eȝ wurde nie beȝȝer wîp gesehen.«
Er sprach: »des wil ich iu swern,
die wolve muezen mich verzern,

Ich weiȥ iuch wol sô reine,
geneme ich immer keine,
Wan, die mir zeiget iuwer rât;
daȥ ir mir sô vil guotes hât
Getân, unde ouch noch tuot,
des gib' ich lîp unde guot
Vil gar in iuwer gebot,
ir sît mir lieber, danne Got.«
Sîn hôch gemuete daȥ nam zuo
mit vröuden spât unde vruo,
Swaȥ im leides ie gewar,
des vergaȥ er alsô gar,
Daȥ er kûm ân' wîp beleip,
unz er vünve wochen vertreip.
Dô sprach er: »trût gevater mîn,
ichn' mag niht ân(e) wîp gesîn;
Nû machet aber niuwe
die gevaterlichen triuwe,
Und helfet mir, daȥ ich iuwer kunst
und iuwer[n] vriuntlîchen gunst
Dar an genieȥen mueȥe;
diu mære sint sô sueȥe,
Diu man saget von wîbes guete,
daȥ ich immer mîn gemuete
Vür baȥ getwingen mak:
sol ich mêre keinen tak
Eines wîbes enbern,
sô mag ich lenger niht gewern.«
Sie sprach: »gevater, nû sît vrô,
ich wil eȥ vuegen alsô,
Daȥ ich iu zeigen wil ein wîp,
diu einen wunneklîchen lîp
Von Gotes meisterschefte hât,
der alleȥ daȥ ze wunsche stât,
Daȥ man an wîben loben sol:
sie ist der tugende sô vol,
Ist eȥ an iuwerm heile
daȥ sie iu wirdet ze teile,

So geschach nie mannes lîbe
sô wol mit einem wîbe:
Sie ist ouch alsô stæte,
daȝ sie nie man des erbæte,
Daȝ sie immer wurde mannes wîp,
sine tuo eȝ den[ne] durch mînen lîp.
Nu enthabet iuch dise wochen,
unz daȝ hân ich sie besprochen.
Sol ich in disen sehse tagen
daȝ ze samene getragen,
Daȝ ir ein ander muget sehen,
daȝ muoȝ ir halben geschehen
Von grôȝer mîner arbeit,
sît ich iu von ir hân geseit.
Ich wâge guot unde lîp,
sine mueȝe werden iuwer wîp.«
  Er neig ir unde sprach dô:
»gevater, ich bin iuwer vrô
Ir sult gebieten [al ze hant] über mich;
swaȝ ir welt, daȝ wil ouch ich
Mit worten und mit muote;
mit lîbe und mit guote
Diene ich nâch iuwern hulden.
ich bin von iuwern schulden
Ein vröuden rîch (und) sælik man.«
er schiet mit urloube dan
Unt pflag wol sînes lîbes.
  Dô pflag ouch sie des wîbes
Sô rehte meisterliche wol,
daȝ man sie dar umbe loben sol:
Diene lieȝ sie ninder vür daȝ gaden;
eȝȝen, slâfen unde baden,
Daȝ was ein leben, des sie pflak;
ir bette dâ sie ûfe lak,
Daȝ was senfte unde hôch;
dane mohte ein sneller vlôch
Mit springen niht gelangen,
eȝ was vil wol behangen

Al umbe und umbe, vür den stoup;
beide, krût, gras unde loup,
Des lag der estrich vol;
dillen und wende wâren wol
Mit bluomen gar bedekket;
der was dar an gestekket,
Daȝ man dâ niht wan bluomen sach.
ir was sô wol, daȝ sie des jach,
Sie wære in dem paradîse.
der aller besten spîse,
Diu an dem market veile kwam,
sie wære wilt oder zam,
Der koufte diu meisterinne genuok;
wan sie in dem biutel truok
Ir[re] gevateren pfenninge,
die dûhten sie vil ringe.
Sie kunde ouch vil wol kochen,
und machte in den sehs wochen
Ir[re] gevatern ein[en] sô schœnen lîp,
daȝ man (ein) sô schœne wîp
In der gegende ninder vant.
sie het ouch beȝȝer gewant,
Denne kein gebiurinne dâ:
ein[en] niuwen mantel der was blâ,
Der was genât ze vlîȝe;
ein snœde kürsen wîȝe,
Die sie dar under truok,
diu stuonden beide wol genuok;
Ein sîdîn houbet lachen guot,
und einen wol stênden huot,
Unde guot lînîn gewant.
dem sie ê was wol bekant,
Dem wære sie nû vremde.
ir rökkel und ir hemde
Diu wâren klein unde wîȝ;
sie hete michelen vlîȝ
An kleine valten geleit;
ir gürtel was ze mâȝe breit.

Eȥ was ein borte wol beslagen,
dar an muoste sie tragen
Einen schœnen biutel wurzen vol;
ir schuohe stuonden harte wol
Unde ir wîȥen schepelinge.
sie was ouch aller dinge
Volkomen an dem lîbe
z'einem vil biderben wîbe.
Dô diu sehste woche ende nam,
der man vil vrœlîchen kwam.
Do enpfienk in sîn gevater wol:
»ichn' weiȥ, waȥ ich 's genieȥen sol.«
Sô sprach diu meisterinne
»ich hân umbe iuwer minne
Erliten michel arebeit,
und hân von iuwer vrumekeit
Iuch vaste vermæret:
ist, daȥ ir eȥ niht bewæret,
Sô hân ich mîn êre verlorn;
ich hân vil sêre gesworn,
Getriuwe und êrbære,
ir sît, biderbe und gewære,
Gevuege, milt unde guot,
bescheiden, stæte und wolgemuot,
Daȥ hân ich her zuo genomen.
nû wil diu vrouwe her komen
Und wil iuch hiute gesehen;
daȥ sol sô stille geschên,
Daȥ eȥ nieman wiȥȥe, danne wir;
sie wil hie enbîȥȥen mit mir.
Sô sult ouch ir hie eȥȥen,
und sult des niht vergeȥȥen,
Als ir die messe habe vernomen,
ir sult sô heimelîchen komen,
Daȥ nieman wiȥȥe, wer ir sît;
wir sul[le]n eȥ helen an der zît,
Daȥ wir tougen gesehen,
wes wir offenlîchen wellen jehen.«

Dô muoste er zuo der kirchen gân,
daz het' er gerne verlân,
In dûhte diu wîle vil lank,
unz man messe gesank:
Do entsagte er sich den liuten gar,
und kwam vil heim(e)lîchen dar.
Dô liez in sîn gevater in,
und wîste in in daz gadem hin,
Daz dô sô wol gebluemet was,
niuwe loup, krût unde gras
Daz machte dar inne kuele:
dô hete sie die stuele
Mit vêhen küssen bedâht,
und het ouch alle die naht
Bereitet wol ze prîse
ein wirtschaft guoter spîse.
Dô er in daz gadem gie,
daz wîp in minnenklich enpfie;
Daz galt er ir mit wizzen.
sie hiez in zuo z'ir sizzen.
Des dûht' er sich ein sælik man,
er sach sie vrôlichen an,
Dô dûhte sie in ein sô schœnez wîp,
daz in dûhte, sîn lîp
Wær' immer mê vor aller nôt
gevriet unz an sînen tôt,
Wurde sie im ze teile;
daz wær' vor allem heile
Sîn beste sælde immer mê:
het er sie ie gesehen ê,
Daz was im nû unbekant.
dô gab' im wazzer ze hant
Ir gevater, diu wîse,
und gab in guoter spîse
Ein wirtschaft willeklîche.
der man was vröuden rîche
Durch die schœne des wîbes,
in dûhte, ob er des lîbes

Gewaltik wesen solde,
daȝ er immer werden wolde
Unsælik, arme und unvrô;
er wolt' ouch danken alsô
Sîner gevatern unde Got;
er wolt' ir zweier gebot
Leisten grôȝer stæte,
danne ie kein man getæte.
Dô daȝ eȝȝen ergie,
sîn gevateren er gevie
Vrôlîch bî der hende,
hin an des gademes ende
Wîste er sie von dem wîbe,
er sprach: »mit mînem lîbe,
Mit allem mînem guote
tuot, swes iu sî ze muote,
Und samet mich unt daȝ wîp;
daȝ beiten nimet mir den lîp.«
Sie sprach: »ich entsizze daȝ,
daȝ mîn gevater grôȝen haȝ
Von iu muese dulden,
ich enweiȝ von welhen schulden:
Tuot ir nû disem wîbe sam,
(so ist ze wâre grôȝ diu scham)
In der ich danne muoȝ gestân;
wan ich vür iuch gelobet hân.
Ir sît der beste wîbes man,
den disiu werld ie gewan.« —
»Dâ vür nemet mînen eit
und alle die gewisheit,
Der ir gedenket,« sprach er.
sie sprach: »nû gêt ze nahte her
Und liget ir tougenlîchen bî;
swie sie iu danne morgen sî,
Dar nâch sul wir uns kêren:
wir sîn von unsern êren
Beide samt gescheiden,
beginnet sie iu leiden.

Daʒ sint gar iuwer schulde,
so versag' ich iu mîn hulde;
Sie ist sô genzlîchen guot,
wolt' ein herre sînen muot
An ein wîp durch tugende kêren,
er næme sie ze allen êren.
Nû lât sehen, ob ir dar zuo tuget,
daʒ ir guot vür guot nemen muget.« —
»Jâ,« sprach er »ob Got wil:
wirt mîner sælden (al)sô vil,
Daʒ sie mir holt mak gewesen,
sô möhte ein pfaffe niht erlesen
Die vil manikvalde êre,
die ich immer an sie kêre.«
Sie sprach: »gêt hin verholn(e),
unt komet her wider verstoln(e)
Ze nahte sô man slâfen sol;
ich hœre morgen vruo wol,
Welch geist iuch danne vueret;
swaʒ ir mir nû swueret,
Ich geloube iu danne ân' eide baʒ.
nû sprechent doch die wîsen daʒ,
Vinde der tôre goldes iht,
eʒ muge in doch gehelfen niht:
Swer sich der êren niht wert,
ir ist im dester mê beschert.«
  Dô gie er danne über maht,
unt kom dar wider hin ze naht,
Dâ wart er wol enpfangen;
dô was diu naht ergangen,
E dan im liep wære:
»diz ist daʒ bœste mære,«
Sprach er »daʒ ich ie vernam,«
dô sîn gevater dar kwam
Und sprach: »stêt ûf, eʒ ist tak.«
er sprach: »gevater, ich enmak:
Swaʒ mir dar umbe geschiht,
ich kom von dem wîbe niht.

Ichn' weiʒ, waʒ Got genâden habe,
er hât mir reht her abe
Ein himelrîche gegeben,
lieʒe er mich nû sô lange leben.
Daʒ ich mich es doch geniete,
sô wære reht, daʒ ich in miete,
Mit guote und mit lîbe.«
sust beleip er bî dem wîbe
Vil lange naht unde tak:
swie vil er bî ir gelak,
Des endûht' in alleʒ niht genuok;
er lie den wagen und den pfluok
Sô lange stille dar umbe stên,
daʒ im zuo begunden gên
Sîne vriunde, und jâhen,
dô sie in ligen sâhen,
Er wolde gar verderben,
unde hieʒen in werben,
Als ein ander sîn genôʒ'.
er sprach: »diu liebe ist sô grôʒ,
Diu mich ze dem wîbe twinget,
swer mich von ir bringet,
Daʒ muoʒ mit zouber geschên:
ich hân alrêst nû gesehen,
Waʒ gnâde an guoten wîben ist.«
sust lag er stille unz an die vrist,
Daʒ die vremden und die kunden
sîn leben gar bevunden
In der gegende über al;
wan er sît nieman des enhal,
Im enhete Got an ir gegeben
hie an erde ein himelischeʒ leben.
Alsô verzert(e) der man
alleʒ daʒ er ie gewan.
Dô sprach er zuo dem wîbe,
»ich muoʒ bî dînem lîbe
Von hunger ligen tôt,
uns wil nieman ein brôt

Weder lîhen, noch geben;
sol ich verliesen mîn leben,
Daȥ muoȥ hie bî dir geschên,
ich stirbe, sol ich dich niht sehen.«
Dô sie wol hete vernomen,
daȥ er von ir niht mohte komen
Sô verre unz er gewunne ein brôt,
done wolte sie sô grôȥe nôt
Mit der liebe wol erwerben,
daȥ sie hungers wolde sterben:
»Durch Got, nû saget,« sprach daȥ wîp
»von swelhen schulden ist mîn lîp
Nû sô guot wider ê,
dô ir mir tâtet sô wê
Mit slegen naht unde tak?
ich weiȥ wol, als ich ê lak,
Als ich hân sît bî iu gelegen.«
dô tet er vür sich einen segen
Und sprach: »hâstu mir wâr geseit?«
sie sprach: »eȥ ist diu wârheit,
Ichn' starp niht, ich lebe noch,
und hân dich underwîset doch,
Daȥ dû ein vil tumber man bist,
und enweist, waȥ guot oder übel ist.«
Er sprach: »nû swîge durch Got;
ich muoȥ der lant liute spot
Lîden unz an mînen tôt,
sie tuont mir sô grôȥe nôt,
Vreischent sie daȥ mære,
daȥ ich gerner tôt wære.«
Swie wol sie eȥ verdageten,
und nieman niht ensageten,
Daȥ mære wart in zwelf tagen
durch die gegende getragen
Allenthalben in daȥ lant.
dô man die wârheit bevant,
Dô wart er sô ze schalle,
daȥ die lant liute alle

Mit im unmueʒik wâren.
in allen sînen jâren
Moht' er den spot nicht über streben:
solt' er tûsent jâr leben,
Er wære der liute spot gewesen.
sît lieʒ er daʒ wîp genesen.
Die getorst' er schelten, noch loben,
man nant' ietwederʒ vür ein toben.
Sust was sîn tumbheit erkant,
und was sîn wîsheit geschant.
Wan daʒ man's niht versuochen sol,
man vunde noch den man wol,
Den man alsô wol betrüge,
dem man sô kündiklîchen lüge.

XXXIII.

Ehe im Leben und Tode.

Ein Mann verlangte von seinem Weibe, sie solle nach seinem Tode ohne Mann bleiben, um sich, mit seinem Danke, das Lob der Welt und das Himmelreich zu verdienen. Sie erwiederte, er möge nur sorgen, daſs sie bei seinem Leben ohne andern Mann bleibe; sie kümmere sich nicht, was er nach ihrem Tode thue. Er aber bestand darauf, schalt sie eine Unchristin, und drohte ihr den Tod. Sie erbat sich drei Tage Bedenkzeit, ging zu einer Gevatterin und bot ihr Geld für guten Rath. Diese wollte gern umsonst solche Forderung von allen Freunden abwenden, und belehrte sie, so daſs sie fröhlich ward und manches Lied sang, bis zum vierten Tage. Da kamen ihre und ihres Mannes Verwandten, die Zeugen ihres Gelübdes sein sollten. Sie wollte zuvor wiſsen, ob er es aus Liebe oder Haſs fordere. Er betheuerte seine Liebe, und sie verlangte nun von ihm das gleiche Gelübde. Er leistete es mit einem Eide, und setzte ihren Verwandten 30 Pfund zum Pfande, daſs er ihn nicht bräche. Da sagte sie, sie wiſse kein beſseres Pfand, als daſs sie beide sich sogleich schieden und jedes mit der Hälfte ihrer gemeinsamen Habe zur Pfründe in ein Kloster ginge. Er aber betheuerte, er könne ohne sie nicht leben, er wolle lieber seinen Eid brechen und alles hingeben, als ihr Pfand annehmen. Sie bestand darauf; da bat er sie fuſsfällig, und hieſs alle Gegenwärtige für ihn bitten, bis sie endlich gewährte, jedoch mit der Buſse, daſs er ihr noch einen Mann zu beliebiger Zeit erlaube. Er willigte in Alles, sie gab ihm den Versöhnungskuss, und freudig feierte er mit ihr von neuem seine Hochzeit. Er hielt nun seine Frau um so werther, damit sie nicht von ihrem Rechte Gebrauch machte, und beide lebten seitdem vergnügt und in Frieden mit einander.

XXXIII.

Man und wîp.

Diz ist ein seltsæneʒ mære,
wie ein man sîn wîp bat, daʒ si nâch sînem tôde âne man wære.

Ein man sprach ze sînem wîbe:
»nû wis nâch mînem lîbe
Durch mînen willen âne man,
da gewinnest dû vil dinges an,
5 Dich lobet diu werlt gelîche,
und verdienst ouch Gotes rîche:
Dar zuo wil ich eʒ verschulden
sô wol gegen dînen hulden,
Daʒ man nie dienst baʒ vergalt
10 ich wil dir'ʒ gelten hundertvalt.« —
»Ir muget wol grâwen,« sprach daʒ wîp
»sich mak wol rümpfen iuwer lîp,
Daʒ ir [vremde] swære borget
und ir dar umbe sorget,
15 Wie eʒ nâch iuwerm tôde ergê;
ob eʒ bî iuwerm leben wol stê.
Des lobet ir Got vil sêre;
und enbitet mich nihtes mêre.
Wan, daʒ ich bî iuwerm lîbe
20 ân' ander man belîbe.
Und nemet daʒ von mir vür guot,
swaʒ ir nâch mînem tôde tuot.

Dâ sorge ich lützel umbe:
wæret ir niht ein tumbe,
Ir tætet mir vil rehte alsam:
daȥ ich mich der rede vür iuch scham
Und ir iuch selben niht enschamt,
dâ habet ir rehte tôren amt.«
Er sprach: »nû lâ die rede stân;
des ich dich dâ gebeten hân,
Desn' wil ich von dir niht enbern:
wil dû mich sîn niht [vil] gern gewern.
Dêswâr, ich nime dir den lîp;
dû bist ein unkristen wîp.
Daȥ dû dich sezzest wider mich:
des wil ouch ich mich wider dich
Mit alle sezzen ze hant.
nû gib mir ein gewisseȥ pfant.
Ob dû mich uber lebest,
dise werlt mit alle ûf gebest.
Des wil ich dich erlâȥen niht;
sprichst aber dû dâ wider iht,
Swie eȥ mir dâr nâch ergê,
dun'en sprichest wort nimmer mê.«
Si sprach: »ich wande, weiȥ Got,
eȥ wære ein schimpf und ein spot:
Sît dir der rede ernest ist,
sô gib mir drî tage vrist,
Unz daȥ wil ich bedenken mich;
sô solt ouch dû bedenken dich.
Waȥ pfandes sich gevuege,
des dich von mir genuege.« —
»Daȥ tuon ich gerne:« sprach er
»ich wil des tages bringen her,
Beide, mîn vriunt und ouch die dîn,
daȥ si der rede geziuk sîn.«
  Dô si die vrist von im gewan,
dâ mit gie si von dan,
Dâ si ein ir gevatern vant,
der tet si schiere bekant.

Daʒ ir man dar nâch strebete,
ob si in überlebete,
Daʒ si alle man verbære,
und als ein nunne wære,
»Des wil er haben gewisheit,
eʒ sî mir liep oder leit,
Rehte an dem vierden tage vruo;
durch Got, nû râtet mir dar zuo,
Mugt ir eʒ immer under stân,
ich gib' iu alleʒ daʒ ich hân.«
Ir gevater lachet' unde sprach:
»wurde iuwer sælde sô swach,
Daʒ er iuch des über kwæme,
sô daʒ diu werlt vernæme,
Sô wolt' eʒ danne ein ietslîch man;
daʒ wil ich wenden, ob ich kan.
Sît vrôlîch unde wol gemuot
und habet iu alleʒ iuwer guot,
Ich gelêre iuch daʒ vergebene,
daʒ er iu bî sînem lebene
Ein[en] andern man erloubet;
daʒ habet ûf mîn houbet.«
Si hieʒ si zuo(z')ir sizzen
und lerte si mit wizzen,
Wie si ir man solde
über reden, swes si wolde.
Si lêrte si vil schiere alsô,
daʒ si wart geil unde vrô
Und gar von ungemuete schiet;
si sank vor vröuden manik liet.
Des vierden tages komen dar
ir vriunde und ouch des mannes gar.
Dô huob si selbe ir rede an,
si sprach: »mich bitet mîn man,
Daʒ ich nâch sînem lîbe
ân' ander man belîbe;
Nû sult ir alle hœren daʒ,
ob er daʒ tuo durch mînen haʒ,

Oder er'ȥ durch mîne liebe tuo:
mir ist dester lieber dar zuo.
Ob er'ȥ durch rehte liebe tuot.«
er sprach: »mîn lîp und mîn guot
Mueȥe ich verliesen, als ein diep.
dune sîst mir alsô rehte liep,
Daȥ ich'ȥ durch ganze minne ger;
und weste ich hiute,« sprach er
»Daȥ du nimmer man genæmest mê,
ich stürbe zehen jâr dester ê.«
Si sprach: »nû tuo, des ich dich bite,
dâ bewarestu die liebe mite.
Vermîd[e] dû nâch mir elliu wîp,
sô vermîde ich aller manne lîp,
Und gewer mich, des ich dich wer.« —
»daȥ tuon ich gerne,« sprach er
»Daȥ habe ûf mînem lîbe,
ich gewinne ze keinem wîbe
Nimmer nie keinen muot.«
si sprach: »diu rede ist vil guot,
Der gib mir ein gewisseȥ pfant,
daȥ selbe gib' ich dir ze hant.«
Er sprach: »swaȥ pfandes dû gerst,
daȥ ouch dû mich des selben werst,
Des pfandes bin ich vil bereit.«
si sprach: »des swer mir einen eit.«
Den eit swuor er sâ ze stunt.
si sprach: »nû setze drîȥik pfunt
Ze widerwette vür den eit,
ob dû brechest dîne wârheit,
Daȥ dû diu mînen vriunden gebest
und dâ wider niht enstrebest.«
Diu drîȥik pfunt sazte er dar,
unt tet ir willen vil gar.
Dô wart si vröuden rîche
und sprach vil vrölîche:
»Ichn' weiȥ kein gewisser pfant,
sô, daȥ wir uns scheiden ze hant

Mit lîbe und mit guote,
und mit guotem muote
Durch Got in zwei klôster varn:
wir mugen uns nimmer baʒ bewarn.
So gelern' ich unz an dînen tôt,
daʒ ich wol danne âne nôt
An' ander man belîbe:
so entwonestu ouch dem wîbe
Unz hin an mînes tôdes vrist,
daʒ dû rinklîch âne wîp bist.
Des pfandes wil ich niht enbern,
des sul wir beide ein ander gewern.« —
»O wê!« sprach er »vrouwe mîn,
sol ich dîn selbe âne sîn,
So stirbe ich aber hie ze hant:
het' ich dir umbe daʒ pfant
Tûsent eide gesworn,
si würden alle verlorn.«
Ir mâge sprâchen sâzestunt:
»ir mueʒet uns geben drîʒik pfunt,
Welt ir den eit niht stæte lân.«
er sprach: »sô nemet, swaʒ ich hân,
Der eide mak niht stæte sîn.«
si sprach: »daʒ guot ist halbeʒ mîn,
Dâ wil ich pfruende koufen mit,
und leben nâch der nunnen sit';
Ir sult ouch als ein münch leben;
ir mueʒet drîʒik pfunt geben,
Und brechet dar zuo iuwern eit;
daʒ wurde ein grôʒe unwerdikeit,
So verlürt ir guot und êre
und wert danne immer mêre
Aller der werlde ungenæme
und ouch mir sô wider zæme,
Daʒ ich eʒ mit iu niht enwâge.«
dô kniet' er vür ir mâge
Und bat si, swie er kunde,
daʒ si in der drîʒik pfunde

Durch den rîchen Got erlieʒen
und daʒ wîp ir zornes hieʒen
Vergeʒʒen durch die namen drî,
und im des eides lieʒen vrî.
Dô sprâchen si alle gemeine:
»sine lâʒe den eit al eine
Unde lâʒe dar zuo ir zorn,
diu drîʒik pfunt sint gar verlorn.«
Des swuoren si bî ir lîbe.
dô gienc er zuo dem wîbe
Und viel ir an ir vueʒe
und bat si durch die sueʒe,
Die an ir tugenden wâren
und durch ir schepfer bâren,
Daʒ si ir zorn varn lieʒe.
er tæt', swaʒ si im hieʒe.
Der bete nam si ninder war.
dô rief er sînen mâgen dar,
Daʒ si ir mâge bæten,
und eʒ danne alle tæten
Durch Got und durch Gotes tôt,
daʒ si im hulfen von der nôt.
Des schamten sich sîne mâge;
sumelîcher tet eʒ trâge.
Dô was ouch der, der eʒ gerne tet:
doch komen s' alle zuo der bet'
Und bâten im umb ir hulde.
si sprach: »ichn' wil die schulde
Niht lâʒen, dun enbueʒest mir.«
er sprach: »vrouwe, ich bueʒe dir
Dane zwîvel aber nimmer an.«
si sprach: »dû muost mir einen man
Erlouben, des bedenke dich,
und muost daʒ lâʒen âne mich,
Daʒ ich den neme, swanne ich wil:
dû maht mir lîhte sô vil
Gedienen, daʒ ich eʒ lâʒe.
dich dûhte daʒ unmâʒe.

Ob ich nâch dir næme einen:
nû wil ich dir keinen
Verloben bî dînem leben(e).«
er sprach: »daz lît vil eben(e),
Lâ niht wan dînen zorn varn;
dû kanst dîn êre wol bewarn,
Tuo allez daz dich dunket guot.«
dô liez si slîfen ir muot,
Und huob in ûf unt kust' in.
dô was diu ungenâde hin.
Des genâdet' er in allen;
er sprach: »nû ist ez mir gevallen
Ein seit[1] von iuwern schulden,
daz ich bin komen ze hulden;
Nû wil ich brûtloft machen.«
des begunden s' alle lachen,
Daz im diu schande geschach,
und er doch sælden dar an jach.
Er machete ein hôch zît,
und hete die hûs vrouwen sît
An allen dingen dester baz,
daz si ir zornes vergaz
Und ander man verbære
die wîle er lebende wære;
Des dûht' in gar ze luzzel ê:
nû gert' er von ir nihtes mê.
Si lebten vrôlîchen sît
und heten nie keinen strît;
Er tet allez daz si wolde,
dô tet si, swaz si solde.
Si beswærten beide ein ander nie;
dô er si leides erlie,
Do erliez si in aller swære.
sus endet sich daz mære.

---

[1] [illegible] seit

XXXIV.

Scheidung und Sühne.

Ein Mann schalt heftig auf sein Weib, und wollte nicht mehr ein Jahr bei ihr bleiben, ja er ereiferte sich allmählich so, dafs er von Stund' an von ihr scheiden wollte, als von dem abscheulichsten aller Weiber an Leib und Gemüth. Sie erwiederte, es möge auf der Stelle an ein Scheiden gehen, jedoch sich bedenkend, hielt sie morgen für besser, und so in umgekehrter Steigerung, beschlofs sie damit, dafs sie nun und nimmermehr bis zum Tode von ihm scheiden werde, das könne weder der Teufel, noch Gott verhindern; und sie drohte dem Manne, wenn er dawider spräche, ihn wie ein Huhn zu erwürgen. Alsbald ward er kleinlaut, bat fufsfällig um Gnade, entschuldigte sich durch Trunkenheit, und pries sie hoch über alle andere Weiber an Schönheit und Tugend. Da vergab sie ihm, beide küfsten sich, versöhnten sich sogleich vollends auf dem Bette und sangen ein Lied in einer hohen Weise.

XXXIV.

Wîp und man.

Diz mære ist von man und von wîbe
die bî ein ander wolden niht belîben

Ein man sprach ze sînem wîbe
«wænstu, daʒ ich bî dir belîbe
immer alleʒ mîn leben?
ich wil dir urloub geben
Von hiute über ein jâr:
wir mueʒen uns scheiden, daʒ ist wâr.
Von hiut über vierzik wochen:
ich hân missesprochen.
Ir werdent vil kûme drîʒik:
ich bin des gerne vlîʒik.
Daʒ eʒ in zweinzigen ergê:
eʒ geschiht, weiʒ Got, michels ê.
Wan ich eʒ in sehzehen tuon wil
dannoch wirt ir niht sô vil.
Wan eʒ muoʒ in zwelven geschehen:
ich wil dich selbe lâʒen sên.
Daʒ eʒ in zehen geschiht:
ern' wirt idoch sô vil niht.
Eʒ muoʒ in ehten ergân:
und wirt noch michels ê getân.
Eʒ wirt mit sehsen geendet:
sô werde aber ich geschendet.

Irn' suln niwan viere sîn:
behalt' aber ich den lîp mîn.
Ez geschiht über vierzehen naht;
und wirt noch næher gemacht.
Ez geschiht in disen siben tagen:
er wirt noch mê ab geslagen.
Der tage werden niwan drî:
dû bist mir alsô swære bî.
Wir muezen uns scheiden morgen:
ich bin in grôzen sorgen,
Wie ich bî dir belîbe disen tak:
daz ich getuon niht enmak,
Wan dû muost ie zuo von mir.
sach ich den tiuvel an dir,
Daz ich ie sô lange bî dir beleip,
daz ich dich von mir niht entreip?
Dû bist bœse unde ark,
ubel gestalt unde kark.
Dû bist gerumpfen unde swarz,
dîn arme smekkent als ein harz:
Dû bist aller wîbe unêre,
dû schadest der werlde sêre.
Die liute engeldent alle dîn,
daz sie alle unsælik muezen sîn.
Mir wart nie bœser wîp kunt:
der mir gæbe drîzik pfunt,
Daz ich unz morgen bî dir wære,
diu wæren mir unmære;
Mir grûlet, daz ich dich sehen sol.
het' ich pfenninge einen sak vol,
Die gæbe ich âne swære,
daz ich ein mîle von dir wære.
Wær' ich von den ougen dîn,
wær' allez ertrîche mîn,
Daz wolde ich gerne drumbe geben:
ich behalde anders nimmer mîn leben.»
Dâ wider sprach dô daz wîp:
»ez muese, sam mir mîn lîp,

An ein scheiden ie zuo gân,
wan, daʒ ich mich bedâht hân,
Wir suln unz morgen ent samt wesen:
sold' aber dû's nimmer genesen.
65 Wir sîn noch samet siben tage.
dû jihest, wie übel ich dir behage:
Daʒ wirt an dir gerochen,
wir sîn noch samet zwô wochen:
Dêswar, ir werdent wol drî,
70 diu vierde muoʒ dâ wesen bi,
Und dannoch diu vünfte dar zuo;
swie wê eʒ dînem lîbe tuo,
Diu sehste woche muoʒ ouch her:
swie dir dîn herze drumbe swer.
75 Ich wil die 1) siben wochen hân:
die ahten wil ich dich niht lân,
Und dar zuo die niunden;
mit allen dînen vriunden
Mahtu des niht werden vrî.
80 ichn' sî dir zehen wochen bî:
Die einleften lâʒ' ich dich niht,
ob man dich tôten ligen siht,
Ich wil dîn zwelf wochen pflegen,
dirn' möhte ein keiser niht gewegen,
85 Dun' sîst drî zehen wochen mîn;
diu vier zehende muoʒ dâ mite sîn,
Und diu vünf zehende alsô wol:
dîn ougen sint mîn niht sô vol,
Dû muost mich sehzehen wochen sehen.
90 dêswâr, eʒ muoʒ noch mê geschehen,
Diu siben zehent muoʒ ouch dar,
und diu ahzehende alsô gar,
Und dar zuo diu niun zehende;
wirde ich der wârheit jehende,
95 So gesaget' ich dir rehte nie.
dû bist noch zweinzik wochen hie

---

1 dich?

Unt zweinzik wochen dar nâch;
dirne si von mir ninder sô gâch.
Ich bin immer mit dir;
der tôt (en)scheide dich von mir.
Dû muost leisten mîn gebot;
daz enmak der tiuvel, noch Got.
Noch alliu diu werlt wider tuon;
ich zebriche dich rehte als ein huon.
Sprichest ein wort dâ widere.»
Dô neigete er sich dânidere
Und suocht' ir hulde umbe daz,
daz er genese dester baz.
Er sprach: «dû solt dînen zorn lân,
ichn' weiz, waz ich gesprochen hân.
Ich bin sô trunken disen tak,
daz ich mich niht versinnen mak.
Ichn' weiz, waz ich dir buezen sol
sprach ich übel oder wol.
Daz was gar von dem wîne;
des enpfâh[e] die triuwe mîne.
Sô helf' mir unser herre Krist,
dû wær' mir ie und immer bist
Als liep, sam mîn eigen lîp;
ezn' wart nie vrouwe, noch wîp
Bezzer, noch baz geschaffen;
ezn' möhten alle pfaffen
Dîn tugent niht vol schrîben.
dû bist vor allen wîben,
Sam diu sunne vor den sternen.
die vrouwen solten lernen
Dîn tugent alle gemeine;
ezn' wart nie wîp sô reine.
Dîn name schînet vor Got obe
allen den vrouwen mit lobe.
Die man inder künde vinden
under allen Adames kinden;
Dîn vil minnenklîcher lîp
der machet sælik elliu wîp;

135 Diu werlt solt' elliu wesen dîn:
dune mohtest nimmer bezzer sîn,
Got enwart nie bezzer wîp kunt:
dû soldest junk und gesunt
Immer êwiklîche leben!«
40 si sprach: »nû sî dir vergeben,
Swaz dû ie ge(tæ)te wider mich.«
ie sâ kusten sie sich,
Dô nam der zorn ein ende;
er vie sie bî der hende
45 Und wîste s' an ein bette hin;
do ergie ein suone under in,
Diu grôze vröude machte;
sie lachte, und er lachte,
Do sie schieden von dem bette,
50 sie kusten sich ze wette
Und sungen ein liet ze prîse
in einer vil hôhen wîse.

XXXV.

Ehefrau und Bulerin.

Von

Hermann Fressant.

Der Dichter bittet für dieses sein erstes Gedicht, welches ihn jemand nach seiner Erzählung dichten hieſs, um freundliche Aufnahme.

Ein junger Kaufmann in einer Stadt hatte eine tugendreiche Frau, der zum Herzeleid er gleichwohl noch zwei Bulerinnen unterhielt, die er fleiſsig besuchte und reichlich beschenkte. So kam er vor einer Reise zu der einen, ergetzte sich mit ihr und fragte sie, was er ihr mitbringen solle. Sie verlangte einen rothen Rock und Mantel von Ypern, weinte beim Abschied sehr, und verhieſs, bis zu seiner Wiederkehr zu fasten und zu beten und in keinen Schuh zu treten. Als er zu der andern Bulerin kam, bellte ihn ein Hündlein an, und war ein andrer Mann oben bei ihr. Diesen versteckte sie alsbald in einer Kiste, eilte dem Kaufmann entgegen, und führte ihn unten in ein Gemach, wo sie ihm alles Liebes erwies. Beim Abschiede weinte sie sehr, wollte Messen und Almosen für ihn geben und stäts trauern, bis sie ihn wiedersähe, und bat ihn um einen Rock und Mantel von Gent. — Bei der Schilderung ihrer Liebkosungen beklagt der Dichter, daſs er wie der Blinde von Rosen und Sonne rede. — Hierauf ging der Kaufmann heim zu seiner Hausfrau, die liebreich sein Ausbleiben beklagte, und beim Abschied ihm einen Heller gab, mit der Bitte, ihr dafür aus der Fremde einen Hellerwerth Witz mitzubringen. Er versprach ihr, sich fleiſsig darnach umzuthun, und schied zärtlich von ihr, die ihm St. Tobias Segen nachrief.

Er ritt fröhlich durch Frankreich und Flandern, und forschte zugleich überall nach dem Hellerwerth Witz. So ging er auch in Ypern die Gaſsen auf und ab, laut seinen Heller ausbietend, und wurde von zwei Gesellen, die es verdroſs, derb abgedroschen. Ein Greis, der vor seiner Thüre saſs, nahm sich seiner an, befragte ihn genau, und vernahm von ihm den ganzen Zusammenhang. Da gab er ihm weisen Rath, und erhielt dafür den Heller.

Der Kaufmann zog einen schlechten Rock an und ging heim. Er kam zu der einen Bulerin, klagte ihr, daſs er ganz beraubt wäre, und mahnte sie der gelobten Treue: sie aber wies ihn an einen Juden, und sagte ihm frech ihre Gunst auf, weil er ohne Gut sei. Da ging er zu der andern Bulerin, und versuchte auf gleiche Weise ihre Treue: die versagte ihm sogar einen Trunk Waſser, schlug ihm einen Schlüſsel an den Kopf, und stieſs ihn mit Hülfe eines andern Weibes zur Thüre hinaus. — Der Dichter schilt auf die bösen Weiber, die alle Schönheit und Tugend Guvernals, Parcivals, Tristans, Gawans, Gamurets und den Sirenengesang mit leerer Hand verschmähen, aber Misgestalt und

Untugend um Geld minnen; dagegen könnten alle Meister, wie Ovidius, die guten Weiber, das Herrlichste unter der Sonnen, nie genug loben. — Der Kaufmann ging nun von den feilen Dirnen zu seiner Hausehre, die ihn freudig und liebevoll empfing, und treulich seine vorgebliche Noth beklagte. Sie wusch ihm das Haupt, und wollte nunmehr früh und spät für sie beide nähen und spinnen. Da pries der Mann den Tag glückselig, da er solche Treue gefunden, offenbarte ihr alles, wie er endlich den Witz gekauft, und gelobte ihr auch fortan stäte Treue; sie dankte Gott für die Bekehrung, und beide lebten glücklich mitsammen bis ans Ende.

Zuletzt nennt sich der Dichter, Hermann Fressant aus Augsburg, und preiset solche tugendhafte und treue Frauen, um die er gern 30 Meilen und weiter wandern möchte.

XXXV.

Von den ledigen wîben.

Wer die leng' wider waʒʒer swim[me]t
und sich vliʒet, daʒ er klim[me]t.
Dâ sich nie man geheben mak,
und wer rueft einen ganzen tak
Und im doch nie man antwurt.
und wer diu waʒʒer rît ân' vurt.
Der verliurt grôʒer arbeit vil:
und wer in der mül harpfen spil
Trîbt und sueʒeʒ gîgen,
der möht' vil lieber swîgen.
Wan im sîn nie man saget dank.
mir mag diu wîl' wol wesen lank.
Wan ich dise rede sagen.
und dâ bî nie man wil bedagen.
Der si wel merken und vernemen
sô ist mir reht alsô jenem.
Der sîn korn sæt an daʒ grieʒ.
der nem auch allen sîn genieʒ
Diʒ ist mîn ersteʒ getiht:
sô lât iu versmâhen niht
Reht durch iuwer kurtesîn:
swie krank mir die sinne sîn.
So enmag ich doch nicht gelân
die rede. der ich begunnen hân.

Die bræht' ich gerne vür baʒ,
vörht' ich niht der valschen haʒ.
Wan von in niht gebeʒʒert wirt,
vil lîht mîn getiht mir gebirt
Ein[en] hab' dank von den liuten:
dâ von ich iu betiuten
Wil ein harte vremdeʒ dink.
  Eʒ was hie vor ein jüngelink,
Ein kouf man sô vermeʒʒen
in einer stat geseʒʒen.
Der het ein wîp ze der stæt(e).
ich wæn, [daʒ] ie kein man hæt[e]
Ein wîb alsô zühtik:
aller tugent genühtik
Was si, als mich wiʒʒen lieʒ,
der mich diz mære tihten hieʒ.
Der selben vrouwen was daʒ leit,
daʒ ir man ze ledikeit
Zwei wîp het gesazt ze hûs,
swenne er wolte varen ûʒ.
Sô kam er heim vil selten,
si muost' siu [ouch] dik engelten.
Ir man het des guoten sit',
der im gerne volget' mit,
Swenne er wolt' varn in diu lant,
sô gieng er sâ ze hant
Zuo den ledigen wîben;
die kunden im vertrîben
Die zît unde ouch die stunt;
in wart ouch dikke von im kunt
Grôʒe liebe unde miet',
swenne er von dem lande schiet.
  Nû vuogt' eʒ sich ze einen zîten
daʒ er sînes koufes rîten
Mit kouf schaz wolt' in diu lant,
umbe daʒ im wurde bekant
Etlîcher gewin an der vart.
daʒ wart lenger niht gespart.

Ze einer ledigen er dô gienk;
minneklîch si in enpfienk,
55 Si begund' in zuo (z')ir sezzen
er sprach: »ich wil mich lezzen.«
Und hieʒ dar tragen guoten wîn.
»nû sag' mir, liebiu vrouwe mîn,
Waʒ dir aller best behage.
70 daʒ bring' ich dir, als ich dir sage,
So ich schierest mag von lande:
lâʒ dir niht wesen ande.
Daʒ ich bî dir niht mag gesîn.«
si sprach; »mîn jâmer und mîn pîn
75 Mueʒen immer niuwe wesen,
wan ich ân' dich niht mag genesen.
So getriu ist daʒ herze mîn.
sît eʒ niht anders mag gesîn.
Sô süln wir'ʒ zem besten rîden:
80 dû solt niht vermîden.
Dû bringest mir ân' wandel.
beidiu, rok und mandel
In rôter varw' der guoten
von Yper, wiil ich muoten.« —
85 »Daʒ tuon ich gerne.« sprach der man.
mit ir ringen er began
Und warf si an ein bette.
dô wart es alles wette,
Wan er suochte (dâ) ze hant
90 ein stat, diu ist mir unbekant,
Ich kan niht wiʒʒen, wie man si nent.
wan, man dâ die vrouwen dik an rent
Mit sô vreislicher hurt.
[nu] wiʒʒet, daʒ er den selben vurt
95 Nû vunden het ân' alleʒ lieht.
waʒ von in beiden nû geschiht,
Des bedarf man niht vrâgen:
ich sag' iu, daʒ si lâgen
Gesmukt ân' allen smerzen,
100 schimpfen und ouch scherzen

Begunnen si ein guote wîl(e).
ze stund mit [vil] gæher lî(e)
Sprach er. »ich sûm' mich sêre:
dîn[en] lîb und al dîn êre
Geruoche Got der guote
haben in sîner huote.«
Sêre weinen si began:
»hiute sô wil ich heben an«
Sprach si »mit vasten und mit beten,
und wil nimmer mêr getreten
In keinen schuoch hin z' an die stunt,
daȥ mir dîn kunft wir(de)t kunt;
So wil ich [den] durch den willen dîn
aber in hôhem muote sîn.«
Küssent si in umbe vienk.
Hie mit er von dannen gienk.
Er kam ze der andern vrouwen sîn.
dô er schreit in daȥ hûs hin în,
Ein kleineȥ hündlîn bal in an
dô was bî ir ein ander man
In einer kamer obnan ûf,
und luoget' ze einem venster dût.
Unt vrâgte, wer dâ wære. —
»geloube mir ein mære,
Eȥ ist mîn bruoder, wiȥȥe daȥ,
des muest' ich haben sînen haȥ.
Und wurde er des innen,
daȥ dû bist bî mir hinnen,
Sô huob' sich angest unde nôt,
wan er tæt' uns beiden den tôt:
Dâ von lâȥ dich versliezen,
und lâȥ dich niht verdrieȥen.«
In einer kisten daȥ beschach:
wie schiere si her ûȥ sprach!
»Wer ist dâ?« — »daȥ bin ich.«
»jâ, bistu daȥ? wie vröuw' ich mich!«
Sprach si, und lief resch her ab,
ungebunken, âne stab

Kam si ze der tür gegangen,
er wart vil wol enpfangen
Von ir, und [1]) vuorte in vil drât
hie unden in ein kemenât.
Dâ im allez lieb geschach.
ze hant er dâ (zuo z'ir) sprach:
»Dû solt wizzen, vrouwe mîn,
daz ich bî dir niht mag gesîn
Kein wîl' an disen zîten,
wan ich von hinnen rîten
Wil morgen vruo, als ez taget;
swaz dir nû aller best behaget,
Daz bring' ich dir mit willen.«
weinende ûf die dillen
Saz si nider (al) ze hant
und sprach: »wiltu nû in daz lant
Von mir varen hie ze stunt,
als mir verjehen hât dîn munt
Sô kan mir leider niht geschehen:
wan man mich beginnet sehen
In jâmer und in trûren,
alle vröud' vermûren
Wil ich hin z' an den tak,
daz ich dich aber gesehen mak
Nâch mînes herzen geluste.«
vriuntlîche si in kuste,
Und sprach: »sît dû niht maht
belîben, sô hân ich mir bedâht,
Got gebe, daz mir geling':
rok und mantel dû mir bring
Von Gent des guoten, bit' ich dich.«
er sprach; »daz tuon ich sicherlîch.
Ob ich daz leben sol hân,
sô muoz dîn wil dar an ergân,
Und wær' ez zwirnt als tiure.«
si sprach: »dû bist sô gehiure,

---

[1] *besser: si.*

Daʒ ich al zît gern bî dir wær':
alle man sint mir unmær',
Denne dû, des muoʒ ich jehen,
wan mir niht liebes mag geschehen.
Den sô ich dich erwische:
von dir sô wird' ich vrische
An muot und an dem herzen.«
ze hant begund' er scherzen
Mit ir an einem bette.
wer wil nû (des) wetten,
Ob [nu] von in lenger wurde vermiten,
daʒ si mit hoflîchen siten
Wâren, ân' alleʒ kriegen?
der red' ir mich niht liegen
Heiʒet: wan eʒ von in geschach.
nû wiʒʒet, daʒ si dûht' niht swach
Daʒ vröuden rîche bette spil. —
man vindet [noch] blinder liute vil,
Die noch beginnent kôsen
von liehten glanz rôsen
Unt von der sunnen alsô klâr:
ich sage iu, daʒ niht vür wâr
Ze diser red' gelîchen kan
ein alsô hüpscher man.
Sît ich von vremden dingen
rede muoʒ beginnen,
Der ich niht (en)hân gesehen,
des ist mir reht als dem geschehen,
Der dâ saget mære,
wie tief daʒ mer wære,
Und der doch nie dar (be)kam. —
si lâgen, als in wol gezam.
Vil guot' wîl' bî ein ander:
daʒ er suocht', daʒ vand er.
Und alsô schiere daʒ ergie,
er sprach: »ich mag niht lenger hie
Belîben, wan eʒ ist nû zît,
Jâ solt eʒ lân ân allen strît,

Daʒ ich muoʒ von dir gâhen.«
halsen und umb vâhen
Wart von in niht vergeʒʒen.
»mit almuosen und [mit] messen
Sô wil ich dîn [alʒ wol] gedenken.« —
»Got geb', daʒ ich dir schenken
Mueʒ' mit vröuden, als ich ger.«
dâ ze hant nam er
Urloub, unt kom gegangen
hin heim, dâ er enpfangen
Wart wol in sînem hûs:
»wâ bistu sô lang ûʒ
Gewesen?« sprach sîn vrouwe.
»daʒ ich dir sô wol getrouwe,
Des engilt' ich dikke sêre;
dû soltest nâch mîner lêre
Leben, des fröuwet' ich mich.«
er sprach: »vil gerne tuon ich
Alleʒ daʒ dir lieb ist.«
si sprach: »nim hin an diser vrist
Einen helbling, und niht mêr,
und kouf mir, als ich beger,
Dar umb ein haller wert wizze.«
er sprach: »wâ zuo sol dizze,
Daʒ dû mir hie vor hâst genant?
daʒ soltu tuon mir bekant,
Daʒ ich dich sus hœr' nennen;
ich gloub', ob man eʒ erkennen
Künd' in allen landen,
von wîben und von mannen,
[Ob] ich eʒ [niht] ervorschen mag.«
si sprach: »vernim, waʒ ich dir sag',
Wen du kumest in diu lant,
dâ man ie guoten kouf vant,
Ein haller wert wizze, als ich ger,
wiltu volgen mîner lêr',
Sô vindestu etwen einen man,
der dir den helbling gelten kan.

Nû tuo, daȝ ich dich bit',
dâ erwirbest dû mit
Mîn hulde êwiklîchen.« —
»mir welle denn(e) entwîchen«
Sprach er »der lîb und daȝ guot,
sô bin ich wol in dem muot,
Daȝ ich der vrâg' niht enlâȝe,
swâ ich var ûf der strâȝe,
Unt kum ouch her hein nimmer,
und solt' ich varen immer,
Biȝ daȝ ich vind' ein häller wert wîz,
unt tuo daȝ aller meist umb dîz,
Daȝ dû niht mügest sprechen,
daȝ ich wel zerbrechen
Mîn triuwe und daȝ ich dir hab'
geheiȝen, des gang' ich dir niht ab;
Des mahtu wol wesen sicher.«
si gedâht' ir inneklîcher:
»Sô mag mîn ding wol werden guot,
ist er den alsô gemuot,
Daȝ er der vrâge niht erwint,
sô weiȝ ich (wol), daȝ er vint
Vil mengen wizzigen man,
der im den helbling gelten kan.«
Ir gedank was alsus.
manik trûtlîcher kus
Von in beiden dâ geschach.
dar nâch der man aber sprach
Mit senfter rede sueȝe:
»Got dich behueten mueȝe
Mit sîner stæten huote!
mir ist des wol ze muote,
Daȝ ich ze hant wil rîten,
ich mag niht lenger bîten,
Wan eȝ ist (des) volliu zît.«
do begund' er si ân' allen nît
Halsen und umb vâhen.
hie mit begund' er gâhen

Ze sînem ros und dar ûf saʒ.
»der guote her Sant Tobîas«
Sprach si »der geruoch' dîn pflegen!«
si tet im nâch vil mangen segen,
Unde nant' im aber dîz,
daʒ dâ heiʒt ein helwert wîz.
Si enpfalch in Got vil tiure.
hin reit der gehiure
Gegen Frankrîch dem lande.
da er die wirt' wol erkande,
Und ouch in Flandern über al;
er vuor hin vrœlîch mit schal.
Daʒ im sîn wîp enpfolhen het
vil mengem er eʒ kunt tet,
Der im niht gerâten kunde.
er lief vil menig stunde.
Daʒ wiʒʒet sicherlîche,
dem vil gar gelîche,
Der sîn kuo verloren hât,
der vrâget ouch, swâ er gât,
Ob si ieman gesehen hab',
ein gaʒʒen ûf, die andern ab
Begund' er schrîen und loufen:
»wer gibt mir ze koufen
Ein haller wert, als ich beger?«
vil manger sprach (dâ): »waʒ wil der?
Dirr' wil uns hie betœren
und nieman lân gehœren.«
Er enruochte, swaʒ ie man seit',
von vruo mes biʒ ze vesper zît
Lief er schrîen alle tage,
eʒ ist wâr, waʒ ich iu sage,
Von einer stat zer andern
über al in Flandern,
Daʒ er nie kund' ervorschen dîz,
daʒ da heiʒt ein haller wert wîz.
Swann' er (dar nâch) vorschen began,
sô gedâht' im iederman:

»Dû maht wol hân eins narren sin.«
und gienk ze hant von im hin,
Als er sîn niht verstanden het.
wie (nû) der koufman tet,
Der nâch dem hel wert wiz vrâget?
ob iuch der red' niht betrâget,
Sô sag' ich iu, wie im gelank.
eȝ stuont dar nâch unlank,
Daȝ er gen Yper kêrte,
als in sîn sin lêrte.
Dâ lief er an den strâȝen,
des wolt' er niht lâȝen,
Von gaȝȝen hin ze gaȝȝen,
unz man in [sêr) begunde haȝȝen.
Er gieng eins tages vruo ûȝ.
dâ liefen zwên' gen im her ûȝ
Die begunden in wol erdreschen
daȝ von keiner weschen,
Diu in der hant ein slagen hât,
weder hemd', noch nider wât
Nie sô wol gebluwen wart.
vil sêr gerouw in diu varȝ,
Daȝ er ie dar kam.
der ein' in bî der hant nam
Und warf in [under sich] ûf die erd(e),
er wart gar unwerd(e)
Gehandelt von in beiden:
»wir sîn noch ungescheiden,
E dû der wizze wir(de)st sat!«
der eine sluog, der ander trat,
Unz er sîn genuog gewan.
nû hœret, wie der koufman
Tet, dô si in heten gelâȝen:
dô gieng er an die strâȝen
Unt klagte sêr sîn ungemach.
vil schier ein burger daȝ ersach,
Der was mit listen wîse
und von alter grîse,

Der saz alters ein(e)
vor [sîne]m hûs ûf einem stein(e).
Er begund' im ruefen zuo(z')im dar,
er sprach, er sæh' wol und næm' war.
Daz im vil leides wær' beschehen,
daz künd' er wol an im ersehen.
Doch vrâgt' er in der mære,
waz im beschehen wære,
Oder wer im getân hæte,
daz er im daz kunt tæte,
Ob er im niht künd' gerâten
umb die selben getâten. —
»Mir ist vil grôzez ungemach
nun daz ich vür si gie und sprach.
Wer gæb' mir ze koufen ein helwert wîz.«
dô sprach der burger: »waz ist diz?
Daz dû mir vor hâst genant,
daz soltu tuon mir bekant.«
Er vuort' in an ein heimlîch' stat,
dâ er in verjehen bat
Von dem helwert wîzze;
er nam in bî dem slizze
Und hiez in nider sizzen.
dô seit' er im mit wizzen
Von den drîen wîben.
die red' begund' er schrîben
In sînes herzen porte,
dô er diu mær' erhôrte.
Als die wîsen gerne tuont.
er sprach: »dir wirt von mir kunt.
Wiltu mir gerne volgen
und niht wesen erbolgen,
Sô wil ich dich lêren einen list,
der wol eins helblinges wert ist:
Nû vernim, waz ich dir sage,
ob ez dir wol behage,
[Warumbe si daz taten]
Sô volg' dû mînem râte
und vürder dich vil drâte

Heim gen dînem lande:
in vil bœsem gewande
Soltu dich lâȝen schouwen
vor den drîen vrouwen.
Und ervar michel wunder,
unt klag' ir ietslîch besunder
Dîn swære und dîn armuot,
und wie man dir alleȝ dîn guot
Beroubet und genomen hab',
[und] man zug' dir alȝ dîn gewant ab,
Und habest ûf aller erde
niht eines schillings werde:
Und man si aller triuwen,
der alten und der niuwen,
Der dû ie ze in gewünne,
und daȝ man (ie) dich [ze allen zîten] vünde,
Bî in in hôhem muote
die wîl' dû wærest bî guote,
Daȝ si des noch gedenken,
und heiȝ dir etwaȝ schenken
Dar nâch als ir genâde sî,
alsô versuoch' si alle drî,
Und merke eben mînen rât:
welhiu denne dich wol hât
Und niht siht gerne dîn armuot,
der soltu tragen holden muot;
Wan diu meint dich mit triuwen gar
der guoten vriunde nimt man war
In der rehten nœte.«
der koufman was genœrte
Des râtes, den er von im nam,
und sprach, als im vil wol gezam:
»Ir hânt vil wol vergolten mir
den helbling nâch mîns herzen gir.«
 Er nam urloub und schiet von dan,
er tet einen bœsen rok an
Als in der burger lêrte,
dô zehant er kêrte

Heim gen sînem lande.
in vil bœsem gewande
Kam er hin heim gegangen.
er wart vil trâg' enpfangen
Von der êrsten vrouwen.
die wolt' er gerne schouwen.
Unt kam vil drât' geloffen
ze irem hûs, daʒ vant er offen.
Dâ vant er si inne sitzen,
dô gruoʒt' er si mit witzen,
Do seit' er ir daʒ ze mære,
daʒ er beroubet wære
Lîbes und ouch guotes
(. . . . .)
Daʒ wær' dâ hin ze mâl(e):
»und sich an die bittern kwâl(e).
Die ich dulde von armuot,
nu gedenke, daʒ ich hôhen muot
Wîlent hete durch dich,
und daʒ dû dikke vröuden rîch
Von mîner gâbe würde.
nu entlœse mich der bürde.«
Si sprach: »mîn vriuntlîche hult
ich gen dir vil lützel gedult,
Und muoʒ dir immer sîn verspart.«
dô si von im des innen wart,
Daʒ im was genomen sîn guot,
dô tet si, als noch mengiu tuot,
Und rette zuo (z')im vil unwert,
und sprach, waʒ er hete begert
Von einem wilden heiden:
»dû solt von hinnan scheiden,
Ob dû wilt mit vride sîn.
ein Jud' und ouch ein karzîn [1]
Die tuont dir mê ze guot.«
er sprach: »dir ist mîn muot

---

[1] kezzerin?

Gewesen ie hold mit triuwen;
eʒ mag mich vil wol riuwen.
Ob dû des wilt vergeʒʒen,
ich bin ouch dik geseʒʒen
Bî dir alsô nâhen,
daʒ halsen und umb vâhen
Von dir niht wart vermiten;
ich wil dich manen und biten.
Daʒ dû weinent spræch' ze mir,
do ich ze jungest schiet von dir,
Dû woltest durch den willen mîn
alle die wîl' die ich ûʒ wölt' sîn,
Vil vasten unde beten
und wöltest ouch nimmer treten
In keinen schuoch biʒ an die stunt,
daʒ dir mîn kunft wurde kunt:
Nû bin ich komen leider
guotes und ouch kleider
Nakket (und) enblœʒet gar.« —
»daʒ ich dir sage, daʒ ist wâr,«
Sprach si an der selben stunt
»des mag gelougen niht mîn munt.
Ich wær' dir wîlent under tân;
daʒ tet ich nun ûf den wân,
Daʒ ich dîn möhte genieʒen.
hœr', ich wil dir entslieʒen
Ein vremde red' an diser vrist:
sît dû des guotes âne bist,
Sô schaffe, swaʒ dû wellest,
ich sag' dir, dû gevellest
Mir niht eines hâres wert;
hetestu guot hiur', als vert,
Sô wærestu vil gehiure:
dir muoʒ sust wesen tiure
Von mir genâd' und vriuntschaft.
dû wærest dan sô stathaft,
Daʒ dir (niht) wær' genomen dîn guot,
sô wær' ich haʒ gen dir gemuot:

Sît dû nimmer guotes hâst,
vil bald du ûʒ mînen ougen gâst,
Oder es geriuwet dich.«
mit der red' dâ schieden si sich.
  Dô gedâht' er im und sprach:
»wie rehte liebe mir geschach,
Daʒ man mir den helbling galt!«
dâ ze hant lief er vil balt
Ze der andern ledigen vrouwen
und wolt' ouch ir triu schouwen.
Mit disen niuwen mæren
wolt' er si ouch erværen.
Dô er zuo (z')ir komen was,
dô seit' er ir ze mære daʒ,
Daʒ im genomen wær' sîn guot.
unt klagt' ir sêr sîn armuot
Und waʒ er kumbers het' erliten.
er sprach: »ich wil dich manen und biten
Aller der triuwen,
der alten und der niuwen,
Die ich ie ze dir gewan,
daʒ dû gedenkest dar an
Unt tuo mir dîner genâden schîn,
daʒ wil ich immer dienent sîn,
Die wîl' und ich daʒ leben hân.« —
»dû solt die bete abe lân«
Sprach si »und dîn kallen;
dû muost mir missevallen,
Sît man dich beroubet hât,
sô vürder dich hin ûʒ drât',
Wan ich gib' dir niht an der stunt
einen waʒʒers trunk in den munt.
Dâ von (sô) swîg stille.«
er sprach: »mîn guoter wille
Was gen dir wîlent niuwe
in vriuntlîcher triuwe.
Des soltu niht vergeʒʒen.«
er was zuo (z') ir geseʒʒen

Des si dûhte, ze nâhen,
daz begund' ir gar versmâhen,
Und sluog in an den drüzzel,
mit einem grôzen sluzzel
Sluog si in vornen an den kopf,
daz im bluotig wart der schopf.
Ir wâren zwô in der stuben,
mit ein ander si in schuben
Hin ûz mit dem hals.
si sprach: »nû truz unde kals,
Daz ich gewesen sî dîn wîp!«
er gedâhte: »wære mîn lîp
Mit êren komen hin ûz!«
si stiezen in vür daz hûs,
Als ob er wære ein diep.
er gedâhte: »wart ich dir sô liep,
Dem hâstu getân gar ungelîch.«
von dem hûse huob er sich,
Und begunde nîgen in daz lant,
dâ er daz helwert wizze vant.
Alsô schied er von ir hin. —
Ez hât betruebet mir den sin.
Daz manik zierlichez wîp
sô reht wol hât ein zieren lîp
Und sô reht unendlîch tuot,
daz si sich lât durch guot
Erwerben und gewinnen.
als ich mich kan versinnen,
Sô hânt vil vrouwen ouch den sit',
welher man in niht gît,
Der wirt in schier unmære,
und ob er als kluog wære,
Als der hüpsche Curvenâl,
und wær' er schœn als Parcivâl,
Und sunge baz, wenne Sirên',
hât er den vrouwen niht ze gên,
Si künnen in schier' versmâhen:
ez kund' in niht vervâhen,

Und mint' er baȥ, denne Tristan
und wær' er als Gâwin ein man
An tugend und an muote,
und wær' er kuen und vruote
Als Gâmuret genant,
er künde doch mit lærer hant
Nimmer vrouwen gunst bejagen.
sprechen, singen unde sagen,
Zuht mit bescheidenheit
und aller hand behendikeit,
Swaȥ der welt ie vröuden brâht',
daȥ ist alleȥ durch wîb erdâht:
Der went si nimmer ahten,
si beginnent nûn ze trahten
Umb ein guotes rîchen man,
den sehent si vil lieber an.
Swie ungestalt er wære,
eȥ diuhte si niht ze swære.
Ob im sîn âtem stinke,
und wær' er lam und hinke,
Und wær' an allen tugenden bar,
het' er alliu sîniu jâr
Vertriben und alle sîne zît,
ob er den vrouwen guot gît,
Er liebet in an der stunt:
het' er einen wîten munt
Mit drî lefsen oder mêr,
wær' er swarz als ein ber,
Und het' ein hover hinden unt vorn,
daȥ lieȥen si ân' allen zorn.
Und wurde von in gewert
alles des sîn herz' begert.
Aber einem reinem wîp
der wær' ein söllcher lîp
Unmær', und het' er alleȥ golt,
si künd' im nimmer werden holt.
Dâ von weiȥ ich wol ân' wân,
daȥ reiniu wîp der eren van

Tragent und den hœhsten prîs.
Ovidius der sinne wîs
Und alle die meister, der ich
noch aller versinne mich
Ie gevreisten von Adâmen,
die künnen nimmer wîbes namen
Niht volprîsen ûf ein ort:
si sint ein schaz und ein hort
Und aller tugend genuhtik:
ein reineʒ wîp gar zühtik
Ervrischet (eines) mannes muot.
waʒ wær' diu welt, waʒ wære guot,
Wie solt' tuon [eins] jungen mannes lîp,
wæren ûf erd' niht reiniu wîp?
Der name ist alsô rein,
daʒ diu sunne über schein
Kein ding sô vröudenrîch;
eʒ mag joch niht sîn ir gelîch
Ob der erd', noch dar under:
aller tugend' ein zunder
Sint reiniu wîp, daʒ muoʒ ich jehen.
man mag ouch mangen vunken spehen
An ei[ne]m unreinen wîbe,
diu erzeigt mit irem lîbe
Mangen (argen) valschen list,
der al hie bewæret ist
Mit disen wîben unreine.
sô si der tiuvel meine! —
  Do er sîn êlîch vrouwen vant,
dô begund' er klagen ze hant,
Daʒ im wær' alleʒ daʒ genomen,
dâ mit er wære ûʒ komen.
Mit schœnen zühten si bedagt
hin z' daʒ er ir hete gesagt,
Wie gar er wær' beroubet.
ob ir mir nû geloubet,
Sô sage ich iu, wie si tete:
si hieʒ im an der selben stete

Nâch sînen arbeiten
ein guot bad bereiten.
Er wart von ir wol gehandlôt,
ir muot wart nie verwandlôt.
Swie gar er wær' beroubet,
si twuog im wol daʒ houbet,
Wan si was aller tugend vol,
si sprach: »vriunt, gehab' dich wol,
Sît dir genomen ist dîn guot,
sô verzag' niht an dem muot
Unt volge mînem râte,
ich wil vruo und spâte
Mir selber des enblanden,
ich getriu mit mînen handen
Uns vil genuog gewinnen
mit næjen und mit spinnen,
Unz eʒ wæger werden mak.« —
»wol mich, daʒ ich ie disen tak
Hân gelebet!« sprach der man
»nû bin ich worden innan,
Wâ ich triu sol suochen.
vrouw', wiltu geruochen,
Sô sag' ich dir an diser vrist,
wie mir gelungen ist.« —
»Jâ wil ich,« (alsô) sprach sie. —
»sô vernim wol, rehte wie
Mir gelang an diser vart.«
vil schier si von im innen wart
Der mære, als ich hân gesagt:
mit schœnen zühten si bedagt',
Biʒ er si het ermæret,
wie er diu wîb erværet,
Und wie im dâ vor geschach.
dô ze hant si dâ sprach:
»Ich wil des immer loben Krist,
daʒ dû innen worden bist,
Wer dich mit triuwen meinte »
gar wol si bescheinte,

705 Daʒ si im was mit triuwen bî:
»als rehte liep ich dir sî,
Sô vermîd ir geselleschaft:
daʒ dû niht mê werdest behaft.
[Des] wil ich [dir] mit triuwen râten.
10 gedenk', daʒ si dir tâten
Sô rehte ungetriuwelich.« —
»waʒ dû wilt, daʒ wil ouch ich:«
Sprach er »daʒ wil ich dir swern:
dîn triu, dîn guet' mag mir erwern,
15 Daʒ ich muoʒ mîden alliu wîp,
den dînen tugentlîchen lîp,
Des mag ich vermîden niht;
mîn herz' dir ganzer triu verjiht,
Wenn' ich gedenk' an die getât,
20 die dîn lîp begangen hât
An mir in rehter triuwe.«
si sprach: »daʒ wirt noch niuwe,
Ob ich daʒ leben sol hân,
sô wirt dir von mir kunt getân,
25 Des dû dich lützel solt schamen
[. . . . .]
Do sprach der man zuo dem wîp:
»dû bist mîns herzen leit vertrîp.
Ich wil dir der [ganzen] wârheit(e) jehen,
30 swie grôʒeʒ leit mir ist geschehen,
Biʒ ich dir kouft' ein belwert wiz,
sô wil ich dir doch sagen diz,
Dû solt haben guoten muot,
wan ich hân noch êr' und guot.
35 Dar umb soltu niht sorgen:
ich hof, eʒ komen über morgen
Niun wegene wol geladen.
ich hof, ich hab' den groesten schaden
Sô vür baʒ über wunden;
40 wan ich mîn triu hân vunden.
Von Flandern ûʒ dem lande
[. . . . .]

Unde von Yper der stat
si vuerent (vil) riche wât.«
Daȝ ist wâr be namen.
unde went ir sînen namen,
Der dise rede hat beriht
unde vür bràht in getiht,
Der wirt in allen hie bekant:
er heiȝet Herman Fressant.
Alsô hât er sich genennet;
ze Augspurg man in [wol] erkennet.
Daȝ geloubent, ob ir mugent,
mit vil menger tugent
Lebten disiu vrouw' und man,
als ich von in vernomen hân.
Sô was ir leben wunniklich,
daȝ wölt' ich gerne, sicherlich,
Daȝ ein ietlich zühtig man,
der tugent und êr' erkennen kan;
Het' ein alsô zühtig wîp,
und eines sölhen mannes lîp
Ein ietlich reine vrouwe hæt'.
dar umb ich gienge, der mich bæt',
Drîȝig mîle oder mêre;
durch reiner vrouwen êre
Wölt' ich eȝ tuon mit willen.
ein reine wîp kan stillen
Mannes ungemuete
mit ir wîplich(er) guete.
Daȝ ist an diser vrouwen schîn:
si kund' ir man wol wenden pîn,
Wenn(e) er ungemuot was.
wîplicher guet' si niht vergaȝ
Und erzeigt' im reiner vrouwen sit'.
hie hât diu red' ein ende mit.

XXXVI.

Das warme Almoſen.

Ein Mann war so karg, daſs er sogar vor seinem Weibe alles verschloſs und den Schlüſsel stets bei sich trug, auch wenn er nicht daheim war; er zählte die Käse und wuſste jedes Ei, das ihm gelegt ward: sein Weib aber hatte kaum zu eſsen. Eines Tages war er nach der Mühle gefahren und sie allein zu Hause, da trat ein armer Mann herein und bat sie um Gotteswillen ihm etwas zu geben. Sie klagte ihm ihre eigene Noth, und daſs ihr, wie gern sie gäbe, ihr Mann alles versperrte; wolle er, der Bittende, jedoch ihre Minne, so gebe sie sie ihm um Gotteswillen. Der Arme hielt es für Spott; sie aber führte ihn zu einem Bette und gab ihm ihr Almosen sowohl anstatt des Fleisches, als des Brotes. Der Arme lieſs es sich wohlgefallen, und rühmte, daſs er nimmer ein beſser Almosen empfangen habe, und St. Michael und das heilige Grab mögen es ihr lohnen. Damit ging er hinweg, gerade als der Mann heimkam. Dieser hörte vor der Thüre die Danksagung, eilte hinein und fragte seine Frau, was sie dem Armen gegeben habe. Sie läugnete jede Gabe, weil er ihr ja nichts dazu gelaſsen habe. Er aber ergriff ein Scheit und schlug sie, bis sie weinend gestand, daſs sie das zum Seelenheil nöthige Almosen, in Ermangelung anderer Mittel, durch ihre Minne gegeben habe. Da verwünschte der Mann seine Kargheit, die ihm so theuer zu stehen gekommen war, übergab der Frau die Schlüſsel und lieſs sie von nun an über alles im Hause schalten und walten, verbot ihr aber bei ihrer Ehre, fürder ein solches Almosen zu geben. Der Dichter meint jedoch, es wäre immer noch ein groſses Almosen, wenn es manniglich um Gotteswillen gegeben würde.

XXXVI.

Daz warme almuosen.

Diz ist ein seltsæn' mære gnuok
von dem warmen almuosen kluok.

Ez was hie vor ein karger man
der nam sich einen siten an,
Des er vil lützel genôz,
vor sînem wîbe er verslôz
Allez daz er hâte,
beide, vruo und spâte,
Er pflak des noch der karge pflit
den sluzzel truog er z'aller zît,
Swâ er gienk oder reit.
wie manik ez im wart geleit.
Daz weste er wol bî dem tage:
sie kunde im einez niht entsagen.
Sîn kæse wâren ouch gezalt.
er liez ir keinen gewalt
Ueber diz, noch über daz;
ir wart kûme daz sie gaz.
    Eins tages solt' er ze der mule varn
und sie dâ heim daz hûs bewarn.
Dô kwam sich ein vil arm man
zuo(z')ir in daz hûs gegân.
Er bat sie inneklichen
durch Got den vil rîchen.

Daʒ sie im gæbe eteswaʒ.
diu vrouwe kleite im daʒ,
Daʒ sie niht enhæte,
swie gerne sie daʒ tæte,
Sie sprach: »mir hât mîn karger man
besloʒʒen alleʒ daʒ ich hân,
Beide, vleisch unde brôt;
solt' ich vor hunger ligen tôt,
Ich kunde sîn niht gewinnen:
wolt ir mîne minnen,
Die gæbe ich iu durch Got.«
er sprach: »vrouwe, lâzt den spot;
Ich bin ein sô armer man,
mich gêt niht spottens an.
Daʒ ouch daʒ selbe mære
iuwer ernest wære,
Des wær' mir innenklichen nôt;
man gibt mir vleisch unde brôt
Sô vil, daʒ ich den lîp gener
und mich des hungers wol erwer.«
Diu vrouwe nam in bî der hant,
sie vuort' in, dâ sie ein bette vant,
Hie leiten (sie) sich (beide) an,
diu vrouwe und der guote man;
Sehet, dô spilt' er ir mit
mit vrouden, nâch der werlde sit'.
Und nam daʒ almuosen dâ,
und sprach, daʒ im nie anders wâ
Enwurde nie mêre
erboten grœʒer êre.
Sie sprach: »daʒ ich gegeben hân,
daʒ hân ich vür daʒ brôt getân;
Nemt iu vür daʒ vleisch dar zuo,
ob ir'ʒ nu gerne wellet tuon.«
Hie gewant' [aber] der guote man
aber sîne vrouwen an,
Und nam daʒ almuosen baʒ;
mit vlîʒe gab sie im daʒ.

Er sprach: »mîn herre Sent Michaêl
der vergeldes irre sêl'!
Mir wart bî allem mînem leben
ein solch almuosen nie gegeben:
65 Daʒ sie mir dar zuo gap,
daʒ lône ir daʒ heilige grap!«
  Sust gie er danken vür die tür.
dô begegent' im dâ vür
Der wirt, und hôrt(e) sîn gebet
70 unde daʒ danken, daʒ er tet.
Der wirt der lief hin in ze hant,
dâ er die hûs vrouwen vant.
Er sprach: »vrouwe, saget an,
waʒ gæb(e)t ir dem guoten man,
75 Der gein mir hin ûʒ gât,
und iu sô vil gedanket hât?«
Sie sprach: »ich (en)gab im niht;
wenne liezet ir mir iht,
Daʒ ich ie man mohte gegeben?
80 ich hab' ein sêle, und weiʒ, wes leben.«
Hie erwischt' der wirt ein schît
und sluok die vrou[we], biʒ an die zît,
Daʒ sie im der wârheit bejach,
sie begunde weinen, unde sprach:
85 »Nû weiʒ ich doch ein dink wol,
wer ze himel kumen sol.
Der muoʒ sîn almuosen geben;
ich hab' ein sêle, und wil niht leben,
Als ein [ander] heideninne:
90 ich gab im mîne minne
Zuo sêle geræte,
wan ich anders niht enhæte,
Vür iuwer sünde und vür die mîn.
daʒ lôn sol unser beider sîn.«
95 Dô sich dâ der guote man
umbe daʒ laster versan,
Eʒ was im leit und ungemach,
vil lûte rief er unde sprach:

»O we, daʒ ich ie wart geborn!
daʒ dû dîn êre hâst verlorn,
Unde ich daʒ gemachet hân!
daʒ laster daʒ dû hâst getân
Daʒ hetestu wol bewart;
wan ich dir vor hât' verspart
Wes dû soltest leben
und den armen liuten geben:
Des ist diu schulde mîn
als(ô) vaste, als diu dîn.
Nu under wint dich alles des ich hân
und alles des ich ie gewan,
Beide, vleisch unde brôt,
und gib, wes den armen si nôt:
Und gibest du [der dinge] iht mêre,
eʒ gêt dir an dîn êre.«
Sust gewan diu vrouwe ir[en] man
den gewalt und die slüʒʒel an,
Unde gewan ein vil guot leben:
sie mohte daʒ almuosen [gerne] geben.
Noch nimt mich immer wunder,
daʒ pruevet besunder,
Ob eʒ noch ein vrouwe tæte,
ob sie sîn almuosen hæte.
Eineʒ sprich' ich wol, sunder wân,
sie tæt' noch grôʒ almuosen dran,
Diu eʒ gæbe minnenkliche
durch Got von himel rîche.
Hie hât diz mære ein ende
ân' alle missewende
Muegen die vrouwen immer leben
die sulch[eʒ] almuosen gerne geben.

XXXVII.

Die drei Wünſche.

Ein Mann klagte seinem Weibe bitterlich ihrer beider Armut, da er doch nicht wiſse, womit er sich gegen Gott versündigt habe, und fragte sie, ob sie etwa sich einer Schuld bewuſst wäre. Sie verneinte, und er glaubte nun, wenn sie beide Gott recht ernstlich Tag und Nacht bäten, werde er sie reich und glücklich machen. Das thaten sie denn auch so lange, bis Gott den Engel des Mannes herabsandte, der ihn belehrte, er müſse nicht um Gut bitten, weil er es ohnedieſs erhalten hätte, wenn es ihm beschieden und zuträglich wäre. Der Mann jedoch bestand auf seiner Bitte, daſs ihm Recht geschehe, und der Engel gewährte: da er ihm und Gott nicht glauben wolle, möge er sein Heil versuchen, und selber die Schuld tragen, wenn er wieder arm werde. Er gab ihm drei Wünsche, die unfehlbar erfüllt würden. Der Mann ging fröhlich heim zu seinem Weibe und pries sich mit ihr überglücklich durch diese Gabe. Sie gingen nun zu Rathe über die drei Wünsche. Er schlug vor: einen groſsen Berg Goldes, mit einer festen hohen Mauer umher gegen das Vieh; oder einen Schrein immer gleich voll Goldes, wieviel auch davon genommen würde. Das Weib bat ihn zuvor um einen der drei Wünsche, und als er ihr gewährt war, wünschte sie sich ein so schönes Kleid, wie es noch niemals ein Weib auf der Welt getragen habe: und auf der Stelle war sie damit bekleidet. Da schalt sie der Mann, daſs sie nur an sich gedacht habe, während sie doch zugleich alle andere Frauen hätte bekleiden können, und verwünschte das Kleid ihr in den Bauch, damit sie satt davon würde. Auch dieser Wunsch ward erfüllt: das Kleid fuhr dem Weibe sogleich in den Bauch, und that ihr so weh, daſs sie fürchterlich schrie. Die Bauern liefen alle herbei, und das Weib klagte ihnen, daſs ihr Mann es ihr angethan habe. Da drohten sie ihm und zückten Meſser und Schwert, wenn er sein Weib nicht wieder erlöse. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie durch den dritten und letzten Wunsch von ihrer Qual zu befreien. So waren die drei Wünsche schmählich verbracht, und beide überwiesen, daſs sie kein Gut verdienten. Doch gab man dem Manne die meiste Schuld, und er ward so der Leute Spott, daſs er Gott um den Tod bat, und auch vor Leid verdarb und starb. — Der Dichter beschlieſst mit der Betrachtung: es gebe dreierlei Thoren: solche, die weder wiſsen, noch können; solche, die nicht wiſsen wollen; und solche, die wohl wiſsen und können, jedoch das Uebelste thun, und nur nach Gut und Freude trachten, ohne der Seele zu gedenken.

XXXVII.

Drî wunsche.

Diz ist ein mære ze halten
von drin wunsch gewalten.

Ein man sprach ze sînem wîbe:
»an unser zweier lîbe
Tuot Got grôȥe ungenâde schîn
daȥ er uns sust læt arme sîn:
Sol ich unz an mînen tôt
von armuot lîden sulhe nôt:
Ich wolde mich selbe tœten ê;
mir tuot armuot sô wê,
Daȥ ich enweiȥ, wie ich gebâren sol.
ich bin zornes und leides vol.
Ichn' kan des niht versinnen mich,
daȥ ich mich inder wider dich
Verworht habe, oder wider Got:
hâstu inder Gotes gebot
Zebrochen, daȥ solt dû mir sagen;
ich hilfe dir die buoȥe tragen,
Unz ich dich dîner schulde
bringe an Gotes hulde.«
Si sprach: »swaȥ ich begangen hân,
daȥ ist gar mit dir getân.«
Er sprach: »sô ist mir niht bekant,
war umbe uns Got habe gepfant

Eren und grôȝes guotes;
Got ist sô rehtes muotes,
Gert(en) wir's, als wir solten,
er wert' uns swes wir wolten:
Wir suln wachen über maht
und biten in tak unde naht,
Daȝ er uns gebe michel guot;
ersiht er unsern stæten muot
Und die grôȝen arbeit dar zuo,
die wir beide spât unt vruo
Mit der bete lîden mueȝen,
er beginnet uns sîn lîhte bueȝen.« —
»Daȝ tuon ich gerne,« sprach daȝ wîp
»sol ich's verliesen den lîp,
Sô tuot mir baȝ ein kurzer tôt,
denne daȝ ich ein lange nôt
Vor armuot mueȝe lîden:
die wil ich gerne mîden.«
Sine sûmten sich niht mêre,
sie bâten Got vil sêre
Umb wer(l)tliche rîcheit,
und liden michel arbeit
Mit wachen und mit vasten,
sin enlieȝen ir lîp niht rasten
Mit venie unde mit gebet,
swaȝ ie man mit gebet(e) tet.
Des lieȝen sie niht under wegen;
des begunden sie sô lange pflegen,
Unz Got ir tumpheit schande
und in sîn[en] engel sande,
Der kwam, dâ er den man vant,
zuo dem sprach er ze hant:
»Dun' ensolt niht biten umbe guot;
Got hât sô genædigen muot,
Soldestu guot gehabet hân,
er hete dir rehte getân,
Als er den andern rehte tuot,
Die er læt haben michel guot.

Ich bin der engel, der dîn pfliget;
daʒ dir diu tumpheit an gesiget,
Des verliuse ich mîn arbeit,
daʒ ist mir inneklîchen leit.«
Er sprach: »daʒ ich niht guot hân,
dâ hat mir Got gewalt getân:
Ich wær' als wol guotes wert,
sam alle die er guotes hât gewert;
Gæbe er mir'ʒ, sô sol ich eʒ hân:
ir muoʒt genâde an mir begân,
Ich bit' dich immer umbe guot,
unz daʒ er mînen willen tuot.«
Dô sprach der himelische bot':
»sît dû dem oberisten Got
Niht gelouben wil, noch mir,
sô wil ich guotes geben dir
Noch mêre, denne ein michel teil,
daʒ dû versuochest dîn heil;
Wirstu danne ein armer man,
dâ bistu selbe schuldik an.
Habe drîer wunsche gewalt;
swie dîne wunsche sint gestalt,
Die ersten drî die werden wâr;
soldestu leben tûsent jâr,
Dû hâst mêre, danne vil,
ob daʒ guot mit dir wesen wil.«
Er sprach: »sô bin ich rîche.«
er gie vil vrôlîche
Hin heim ze sînem wîbe,
[er sprach:] »unser zweier lîbe
Hât Got ir nôt verendet,
er hât uns guot gesendet
Mêr dan wir in gebeten hân,
wir mugen in wol mit vride lân
Und mugen wol mit vröuden leben:
er hât drî wunsche mir gegeben,
Die werdent wâr alle drî;
nû rât, waʒ uns daʒ beste sî.

Dunket dich daʒ wol gewant,
sô wil ich wünschen ze hant
Vol goldes einen grôʒen berk,
und dar umbe ein sô vesteʒ werk
Von einer hôhen mûre guot,
daʒ uns daʒ vihe niht entuot;
Daʒ wünsche ich ze einem wunsche wol.
oder ich wünsch' einen schrîn vol
Swie guoter pfenninge ich wil,
der immer sî gelîch(e) vil,
Swie vil ich drûʒ genemen kan,
und swem ich drûʒ ze nemen gan:
Daʒ er doch sî gelîche vol.«
dô sprach daʒ wîp: »ich hœre wol,
Wir haben mêre, danne vil;
nû tuo, des ich dich biten wil,
Dû solt mir einen wunsch geben,
und solt dâ wider niht streben,
Dû hâst genuok an den zwein;
dû weist wol, daʒ ich mîniu bein
Sô vil dar nâch gebogen hân;
eʒ hât Got alsô wol getân
Durch mîn gebete, sam durch daʒ dîn:
ein wunsch ist billîch(e) mîn.«
Er sprach: »nû habe dir einen,
ichn' gib' dir mê deheinen,
Und sich, daʒ dû in bestatest sô,
daʒ es alliu diu werlt werde vrô.«
»Dô wolte Got,« sprach sie ze hant
»hete ich daʒ beste gewant
Ie zuo an mînem lîbe,
daʒ an keinem wîbe
Ze dirre werlt ie wart gesehen.«
als der wunsch was geschehen,
Dô hete sie daʒ gewant an.
»wê mir wê!« sprach der man
»Dû vil (un)sæligeʒ wîp,
dû möhtest aller wîbe lîp

Vil wol zuo dir gekleidet hân,
und hetest dannoch daʒ getân.
Wærstu ieman holt gewesen:
dîn sêle ist immer ungenesen,
Daʒ du niemans vriunt gewesen bist;
daʒ wolde der heilige Krist,
Sît dû triuwen bist lære,
daʒ eʒ dir in dem bûche wære.
Daʒ dû gewandes wurdest sat!«
daʒ wart wâr an der stat.
Daʒ gewant was in dem wîbe
daʒ hete si in dem lîbe
Vil nâch gezerret enzwei;
vil ungevuoge sie schrei,
Wan ir was wirs, danne wê,
sie schrei ie mê unde mê.
Dô man gehôrte disen schal,
die gebûren kômen über al,
Unt vrâgten, waʒ ir wære.
dô sagete si in daʒ mære,
Daʒ eʒ ir von ir manne geschach.
daʒ was ir vriunden ungemach.
Die dröuten im mit schalle,
und sprâchen daʒ alle:
»Læset ir uns niht daʒ wîp
wir nemen iu ie zuo den lîp.«
Sie zukten ir meʒʒer und ir swert
und drungen vaste dar wert.
Dô er wol hôrt' unde sach,
beide, des wîbes ungemach
Unde sîner vînde drô,
dô macht' er s' alle samt vrô.
Er sprach: »daʒ wolde Got, unser trôst,
daʒ sie sanfte wære erlôst,
Daʒ sie gesunt wær', als ê.«
do enwart ir aber niht wê mê.
Sie was ir ungenâden vrî.
Und heten die wunsche alle drî

Ein schentlich ende genomen,
und wâren sie des ze ende komen,
Daʒ sie niht guotes solten hân.
sie heten beide missetân:
Doch wart dem man[ne] der schult verjehen
dem was ouch vaste misseschehen.
Des wart im wol vergolten.
er wart sô vil gescholten
Und wart sô gar der werlde spot,
daʒ er unsern herren Got
Niht anders bat, wan umb den tôt:
sîn schade was ein grôʒe nôt.
Dô wart sîn unwerdikeit
vil volliklich ein herzen leit.
Sîn laster und sîn schande
vulten alle in dem lande
[Beide] naht unt tak ir ôren.
er wart vor allen tôren
Mit [den] worten ungeschœnet
und wart sô gar verhœnet,
Daʒ er vor leide verdarp
und durch daʒ leit vor leide starp.
Swer sô vil guotes noch verlür,
swie grôʒe klage er drumbe erkür,
Er möht' eʒ volle klagen niht,
als uns der tôren sit(e) jiht:
Unrehtiu gir, unrehte bejagen,
und nâch vluste unrehteʒ klagen,
Daʒ ist der tôren ahte.
die tôren sint drier slahte:
Die niht sinne hânt gewunnen,
diu enwiʒʒen, noch enkunnen;
Die andern wellent wiʒʒen niht,
die sint noch vür baʒ ein wiht;
Sô sint die dritten sinne vol,
die kunnen unde wiʒʒen wol,
Unt tuont daʒ bœste dâ bî:
swie eʒ in allen kunt sî.

Manik tôre ist des muotes,
ob er vil vröude und [vil] guotes
Gewinnen und behalten kan,
sô dunk[e]t er sich ein wîse man.
Swaȥ vröude er hât, swie rîch er ist,
und ist der heilige Krist
Sîn vriunt niht alters eine,
sô hilft eȥ alleȥ kleine,
Swaȥ er vriunde und guotes hât,
swenne er vriunde und guot lât,
Ist im diu sêle danne ungenesen,
sô ist er ie ein tôr' gewesen.
Swer die sêle niht ernert,
der ist ein tôre, swie er vert.
Eȥn' hât nieman wîsen muot,
wan, der Gotes willen tuot.

XXXVIII.

Weiberliſt.

Weibesliſt auf Minne iſt ſo behende, daſs ſie den Mann mit ſehenden Augen blind macht.

Ein Mann ſah einen Buler von ſeinem Weibe gehen; ſie wollte ihm einreden, er habe ſich verſehen, und das Geſchrei darüber brächte ihnen beiden nur Schande ohne Noth. Er aber lieſs ſich nicht weglaugnen, daſs er an ihrem Leibe vier Füſse geſehen, ergriff ein Scheit, zerbläute ihr den Rücken und zog ſie bei den Haaren, daſs ſie laut um Hülfe ſchrie. Die Nachbarn liefen herbei und machten ſie los; ſie klagte ihnen, ihr Mann ſei vom Teufel beſeſsen und habe ſich auſser dem Hauſe voll Weines getrunken. Es wurde Sühne geſtiftet, und beide lebten vier Tage in Frieden. Die Frau aber ſann darauf, ſich vor ſolchen Wehtagen zu verwahren. Sie ging zu einer alten Fügerin (Kupplerin) in der Stadt, klagte ihr die Noth, und bot ihr reichen Lohn, wenn ihrem Manne die Eiferſucht, ſie wiſse wohl auf wen, benommen würde. Die Alte war bereit, und fragte, ob ſie an jenem Tage nicht etwa eine ungewöhnliche Speiſe gegeſsen haben. Die Frau erinnerte ſich, es ſei Kerbelkraut geweſen. Da hieſs die Alte ſie gutes Muthes ſein, und die Junge ging heim. Der Mann fragte, wo ſie geweſen; ſie ſagte, in der Kirche, und ſchalt zugleich auf ihn, daſs er beim Eingang in die Kirche viel nach einer Bulerin geblickt, und beklagte ſich über ſeine Untreue. Er aber erwiederte, ſie wolle ſich nur damit beſchönen; und als ſie weinte und wehklagte, ging er zornig hinaus. Da trat ihm die alte Kupplerin entgegen, grüſste ihn, und entſetzte ſich zugleich vor ſeinem ungeheuerlichen Anſehen mit zwei Naſen und vier Füſsen. Er lachte, und hielt es für Spott; ſie jedoch wiederholte ernſtlich, daſs er ſo entſtellt ſei. Als er betheuerte, er ſei unverändert, beſann ſie ſich, daſs ſie geſtern ein übles Kraut gegeſsen, wodurch ſie immer miſsehe, und entſchuldigte ſich, wenn ſie ihm Unrecht gethan habe: es geſchehe jedem ſo, der von dem Kraut eſse, daſs er eins für zwei und zwei für drei ſehe. Er fragte ſie darauf, wie das Kraut heiſse, und ſie nannte es Kerbel. Alsbald gedachte der Thor, daſs er vielleicht ſich ebenſo verſehen und ſein Weib unſchuldig miſshandelt habe. Er ging heim, und fragte ſogleich ſeine Hausfrau, was ſie an jenem Tage gegeſsen haben. Sie verwies ihn an die Küchenmagd: die habe ihr geklagt, daſs ſie damals ein Kraut in die Speiſe gethan, davon er gewiss so unsinnig geworden, daſs sie gedacht, es wäre vom Weine. Auf seine Frage, nannte sie es Kerbelkraut: da bereute er laut, daſs er ihr unschuldig so wehe gethan, herzte und tröstete sie, und versprach ihr zur Sühne das schönste neue Kleid.

So ward er von der alten Kupplerin und der losen Jungen geäfft, wie noch so manchem Manne geschieht: drum ist es ebenso verlorene Arbeit, seines Weibes zu hüten, als einen Todten zu Stuhle zu tragen.

XXXVIII.

Der wîbe List.

Diz seit von der wîbe list

Ein mære ich iu sagen wil,
daȝ wîbes list alsô vil,
Siu sî jung [oder] alt, und swie siu sî,
und ist ir muot alsô vrî,
Daȝ siu wil pflegen minne,
siu hât ouch soliche sinne
Uf kluoge sünde wæhe,
ob eȝ ir man joch sæhe,
Siu spræch', er het' es niht gesehen.
dâ bî mag man wunder spehen.
Wie einem man hie vor geschach,
der von sînem wîbe sach
Einen sicherlîchen gân:
er sprach: »eȝ ist unreht getân!«
Und begunde zürnen sêre.
siu sprach: »dû wilt mir mîn êre
Benemen, mîn vil lieber man,
dû weist wol, daȝ ich nie gewan
Unrehte sinne gegen dir;
dû solt vil baȝ gelouben mir,
Dan dînen ougen, mag ich jehen;
siu hânt dir sêre missesehen.

Unt triegent dir die sinne dîn,
dur Got, dû lâ die rede sîn.
Und gip mich niht den liuten vür;
unt kumet diu rede vür die tür,
Sô sîn wir iemer mê geschant.
ich wolt' ê, daʒ ich wære verbrant,
Ob ich eʒ tæte.« sprach daʒ wîp.
er sprach: »daʒ dir Got dînen lîp
Schiere schenden mueʒe!
doch sach ich vier vueʒe:
Die stânt an dîme lîbe niht.
sol man gelouben daʒ man siht,
Sô ist eʒ âne lougen,
ich sach eʒ mit den ougen;
Oder siu wurden mir ûʒ gegraben.
ein biderbe wîp wânde ich haben;
Nû ist mîn wân enbunden;
ich habe eʒ wol bevunden,
Daʒ dû mir sêre hâst gelogen
und lange (mich) dâ her betrogen,
Gemachet ze eime tôren.«
eins schîtes begunde er vâren
Und gap ir ûf den rukken har,
in dem hûse hier und dar
Zôch er sie bî dem hâre nider.
siu schrê eht alles vaste wider:
»Dû tuost mir unreht, samir Got!
und machest uns der liute spot.«
Vil lûte schrei siu umbe daʒ,
daʒ ir ze helfe deste baʒ
Die nâhgebûren kæmen,
sô siu den schrei vernæmen.
Vil schiere ir dô ze helfe kan,
beide, vrouwen unde man.
Ab irem man zôch und stieʒ,
unz er ir daʒ hâr verlieʒ.
Dô vrâgete man in mære,
waʒ ime beschehen wære.

Oder wie eȝ wære ergangen.
siu sprach: »er ist gevangen
Mit dem tiuvel leider,
er hât mir mîniu kleider
Zerzerret unt zerbrochen.
ist ime dizze iht gesprochen,
Daȝ ist mir sicherlîchen leit.
sîn grôȝe unbescheidenheit
Diu tuot mir manig ungemach;
er seit ein ding, daȝ nie geschach,
Und (n)ie mer joch geschehen sol.
er ist dâ ûȝe worden vol,
Des muoȝ ich heime engelten;
vluochen unde schelten
Hab' ich von ime, und anders niht:
der ungeslahte bœse wiht
Der hât sich wînes ervüllet,
dar umbe er mich hie krüllet (knüllet?).«
Dô bâten siu umbe einen vride.
ie doch hât' er ir diu gelid[e]
Harte wol gestreichet,
mit bengeln sô erweichet,
Daȝ eȝ ir was ein ungehabe.
der vride werte vier tage
Zwischen in dô beiden,
alsus wart eȝ gescheiden.
Hie bi erdâhte siu einen list,
wie daȝ siu sich gevrist',
Daȝ eȝ geschehe nie mer mê,
die slege tâten ir sô wê.
    Eines morgens siu getrat
ze eim' alten wîbe in die stat.
Diu was ein vuegerinne
und wiste ouch solhe minne.
Diu hieȝ sie Gote wilkome sîn.
siu sprach: »Got lôn' dir, muoter min
Unt tet ouch nie sô rehte nôt:
min man wil mir den grimmen tot

Tuon mit starken slegen grôʒ.
wær' ich ein herter ane bôʒ.
Ich solte dâ von zerklieben:
möht' ich mich ime gelieben.
Daʒ ich ime würde, als im was ê,
dar umbe wolt' ich dir ie mer mê.
Beide, lîhen unde geben.
mîn schulde muoʒ ich dir verjehen:
Er sach einen von mir gên,[1]
dû weist wol, wen ich dâ mein'.
Muoter, nû soltu mir geben.
des ich dir hân verjehen.
Dîn[en] rât und dîne stiure
ze dirre âventiure.«
Diu alte sprach: »tuot es dir nôt,
sô kan ich dir wol guoten rât
Geben zuo der sachen,
und dînen man gemachen,
Daʒ er swuere hundert eide,
ime geschæhe nie sô leide
Sô daʒ er sluege dîren lîp.«
dô lachete daʒ junge wîp.
Dô sprach [ouch] diu vuegerinne:
»lâ trueben niht die sinne.
Liebe tohter, unde sage.
âʒet ir an dem tage
Kein[e] seltsæne spîse?
der mære dû mich bewîse.« —
»Jâ,« sprach diu junge ze hant
»ein krût ist kerle genant
Daʒ kam in unser eʒʒen.
daʒ hân ich unvergeʒʒen.«
Dô sprach diu alte: »daʒ ist guot,
tohter, nû hab' ich hôhen muot.
Ich getriuwe dir gehelfen wol,
wan ich dir billîch[e] gehelfen sol.«

---

[1] besser: gehen von mir ein

Diu junge [dô] von ir urloup nam.
dô siu wider heim dâ kam,
Dô sprach der man: »wâ wær' dû hin?« —
»mueding,« sprach siu wider in
»Sæhe dû mich niht vor [der] kirchen stân?
wie sol'ȝ mir armen wîbe ergân!
Und wiltu alsus missesehen,
sô mahtu wol ze den ougen jehen:
»Wie welt ir mich betriegen
und machen ze eime giegen!«
Dû gienge doch ze der kirchen in,
unt stuende bî dem neven dîn;
Dô sach ich gar dikke,
daȝ dîn aneblikke
Einre schumpfen wâren bî:
daȝ ich dâ von sach, daȝ sî,
Dâ von ich lîde herzeleit,
und daȝ mîn lîp dir daȝ vertreit,
Daȝ dîn ungeslahter lîp
minnet lieber ander[e] wîp,
Dâ von ich kumber dulde
gar âne mîne schulde.«
Mit rede siu begunde
versuochen, obe siu kunde
Dekeine sache vinden,
dâ mite siu in möhte gelinden,
Daȝ er sîn zürnen lieȝe sîn.
er sprach: »die valschen tükke dîn
Die sint mir komen zuo gesiht;
dû maht dich beschœnen niht,
Wan ich eȝ mit den ougen sach.«
nû hœret, wie siu wider in sprach:
»Eȝ ist noch wâr, daȝ man seit,
daȝ mannes triuwe ist niht ze breit,
Daȝ hân ich wol bevunden
an dir ze maniger stunden.«
Siu weinde und want ir hende:
»jâ, Got, (dû) mir sende

Den tôt, daʒ ich niht lebe mê!
mir tuot niht alsô rehte wê,
Als, deme ich nie ungetriuwe wart,
der nû sîn[e] triuwe gegen mir spart.«
Mit zorne er vür die türe gie.
diu alte vuegerîn was hie.
Unt trat engegen im har;
nû hœret, wie siu in tôrte gar:
Siu sprach: »sun, Got grueʒe dich.
durch Got, dû solt bescheiden mich,
Obe dû sîst worden wilde;
sich hât dîn menschen bilde
Sô wunderlîch entschikket,
daʒ sîn mîn herze erschrikket.«
Er sprach: »wie ist mir den beschên?«
siu sprach: »ich hân an dir ersên
Zwô nasen und vier vueʒe;
daʒ dir Got lônen mueʒe,
Gâ heim; eʒ stât dir übel an.«
er sêre lachen dô began:
Und sprach: »muoter, sô dir Got,
oder ist dir ernst, oder spot,
Oder ist dir dîn gesiht(e)
worden nû ze niht(e)?«
Siu sprach: »obe mir sîn ernst sî?
mir wont wol solich alter bî,
Daʒ ich nie mannes spotten sol.
dar zuo gesihe ich harte wol.
Dû hâst vier vueʒe und nasen zwô.«
balde sprach er zuo(z)ir dô:
»Muoter, dir ist gar unreht;
mir ist mîn antlitz alsô sleht,
Als ei[ne]m menschen sol billich[en] sîn.
dô sprach diu alte vuegerîn:
»Nû lâ mich dich beschouwen baʒ:
ein veigeʒ krût ich nehten aʒ.
Dâ von ich ie sît missesihe.
sunder mære ich dir verjihe.

Daʒ ich dir unreht hân getân,
nû lâ gen mir disen zorn stân,
Und lâ mich hân dîn hulde!
daʒ krût daʒ hât diu schulde.
Wer eʒ iʒʒet, dem geschiht,
daʒ er alsus missesiht.
Einʒ vür zwei, zwei vür driu.
lieber sun, nû sê mîn triu,
Daʒ mir sô leide nie geschach«
alsus nû diu alte sprach
»An dir, dû wær[e] mir ie sô trût:
daʒ ungeslahte veige krût
Daʒ het mich sô getœret,
der sinne mîn zerstœret.«
Er sprach: »wie ist daʒ krût genant?«
siu sprach: »daʒ tuon ich dir bekant.
Eʒ heiʒet kernel z'wâre.«
ze hant gedâht[e] der tôre:
»Mir ist ouch lîhte alsô geschehen:
ach, und hân ich missesehen
An mîme lieben wîbe,
wie hân ich denne ir[me] lîbe
Unschuldeklîch getân sô wê!
ich vürhte, ich sîn ze buoʒe stê
Umbe die sünde Got und ir;
ist eht alsus geschehen mir,
Daʒ ich des selben krûtes aʒ,
ich geloub' eʒ ir ie mer deste baʒ.«
Niht langer wolt' er dô gestân,
er sprach: »muoter, ich wil gân
Heim versuochen, obe mir sî
daʒ selbe krût gewesen bî.«
Dô lachete siu, und kêrte [sich] dan.
heim(e) gie der tumbe man
Geswinde und ouch gedrâte.
sîn wîp er balde vrâte,
Waʒ er des tages æʒe,
daʒ er sô ungemæʒe

Mit slegen was ûf iren lîp.
gar zornlîche sprach daʒ wîp:
»Daʒ soltu vrâgen dîne maget;
siu hât mir sîder wol geklaget.
Siu tet ein krût in unser muos,
dâ von dir rehter sinne buoʒ
Wart ê in dem hirne,
dir umb lief dîne stirne.
Ich wânde, eʒ wær[e] von wîne.« —
»ach, liebe vrouwe mîne,
Wie ist daʒ krût genennet?« —
»daʒ tuon ich dir bekennet.
Eʒ ist geheiʒen kernel krût.« —
»o wê!« sprach er »liebeʒ trût,
Nû solt dû'ʒ vergeben mir,
sît ich unschuldeklîche dir
Hân getân sô rehte wê:
sich, eʒ geschiht dir niemer mê.
Des sol mîn triuwe sîn dîn pfant.
ze suone kouf' ich dir ein gewant,
Daʒ beste daʒ man vindet.«
alsus wart er gelindet
An muot und an dem sinne.
daʒ geschuof diu vuegærinne
Und der junge lôse lîp.
sus kunnen sumelîchiu wîp
Noch wol ir man vertœren,
die eht siu went gehœren.
Dâ von nieman enwuete,
daʒ er sîns wîbes huete:
Eʒ ist verlorniu arbeit,
wer den tôten schîʒen treit.

XXXIX.

Der Ritter und die Nüſſe.

Man soll von den Frauen Gutes reden, denn sie haben viel Künste.

Ein Ritter ritt eines Tages mit Windhunden auf die Jagd. Seine Frau sandte alsbald heimlich zu ihrem Buhlen, der auch sogleich kam und mit ihr that, was ein Mönch rathen mag. Ein heftiger Regen aber veranlaſste den Ritter heimzureiten; da traf er unterwegs Kinder, die Nüſse gepflückt hatten, und auch heimgingen; er lieſs sich in seinem Hute Nüſse von ihnen geben, und knackte davon. Seine Hunde liefen voraus und kratzten an der Thüre. Der Ritter, der bei der Frau lag, erschrak; die Frau aber stund auf, hieſs ihn ruhig liegen und zu allem still schweigen; sie werde ihn schon befreien; sie zog den Umhang zu, und setzte sich davor. Der Hausherr ritt in den Hof, lieſs sich das Pferd abnehmen, und ging zu seiner Frau. Sie empfing ihn freundlich, und sagte, sie wollte eben schlafen gehen, weil ihr so allein die Zeit lang werde, und beklagte sich, daſs er stäts auf die Jagd ritte. Er beschwichtigte sie damit, daſs er ihr zur Kurzweile Nüſse mitgebracht, schüttete sie ihr in den Schooſs, und beide saſsen und biſsen sie auf. Die Frau rief laut dem Ritter im Bette zu, er dürfe nicht sorgen, sie werde ihn, wie sie versprochen, sicher hinaushelfen; er möge sich auch die Zeit mit den Nüſsen vertreiben; und damit warf sie eine Handvoll unter den Umhang. Der Mann verwunderte sich, und sie wiederholte, es läge ein Ritter da an ihrer Bettstatt. Der Mann nahm es für Scherz; die Frau aber forderte ihn auf, sich zu überzeugen, und beklagte, daſs ihre Kurzweile gestört worden, da der wackere Held bei ihr gelegen. Der Mann schalt sie für besessen: sie möge sich doch besinnen. Sie jedoch hieſs ihn aufstehen und selber schauen. Er meinte, sie wolle ihn nur äffen, um ihn darnach mit anderen Weibern zu verspotten. Sie schalt ihn verzagt, und mit Recht liege der Kühne dort. Dieser hatte nicht Lust, die ihm zugeworfenen Nüſse zu knacken, und wäre lieber zu St. Jakob von Compostella darnach gewallet. Der Mann blieb aber ruhig sitzen. Da sagte auch die Frau, es sei alles nur Neckerei; jedoch vermaſs sie sich, wenn wirklich ein Ritter dort läge, ihn füglich hinauszubringen. Er war neugierig zu vernehmen, wie. Da sagte sie, sie würde ihn fest an sich drücken, ihm ihr Gewand überwerfen, mit ihm ringen, und den Ritter hinausgehen heiſsen. Indem that sie dieſs alles wirklich; und der Ritter eilte hinaus und kam unbemerkt von dannen. Nun lieſs die Frau ihrem Mann das Haupt wieder frei, und bat ihn um Verzeihung, daſs sie sich den Scherz mit ihm erlaubt habe.

Vor bösen Weibern, die so mausern können, soll man sich hüten, und den Narren mit Kolben lausen.

XXXIX.

Von dem ritter mit den nüʒʒen.

Man sol vrouwen reden guot,
er ist sælig, wer daʒ tuot.
Wen die vrouwen [die] künnen vil;
dâ von merket ein bî spil.
Wie ein ritter wart betrogen,
daʒ wil ich sagen unerlogen.
Dô er von sîner vrouwen reit
eins tages, nâch gewonheit,
Ze velde mit den hunden,
si besant' an disen stunden
iren minneklîchen trût,
daʒ tet si niht über lût,
Daʒ er balt zuo ir kæme
und dâ ir red' vernæme.
Dô er die botschaft vernam,
er was vrô, unde kam.
Dô er in die kamer trat,
dô giengen si an die bette stât,
Die zwei heimlîchen holden,
und teten, waʒ si wolden.
Aber waʒ si tâten
daʒ möht' ein münch râten.
Nû wider vuor dem hern ein regen,
daʒ er wider kêrt' under wegen.

Er gedâhte: »nû wirstu naʒ.
kêr' wider heim, dâ tuostu baʒ.«
Wan diu wolken vluʒʒen,
dâ wâren gangen nuʒʒen
kint, zuo den er (hin) reit,
diu sluhen ouch den regen breit,
ê daʒ eʒ vester [an] güʒʒe.
dâ heten si [ein teil] der nüʒʒe
in iren buosem gebrochen,
dâ von ich hân gesprochen.
Dô bat er, im der nüʒʒe geben.
des gewerten si in eben.
Er huob dar sînen huot,
in dûht' diu kurzwîle guot.
Diu kint teten niht dâ wider.
dô reit der ritter heim wider.
Sîn winde liefen im vor,
der eine krazzet' an dem tor.
Daʒ der ritter sêr erschrak,
der an des wirtes bette lak.
Er gedâht', der wirt wær' komen.
dô daʒ diu vrouwe het vernomen,
Si stuond ûf in allem gâh:
»ir bedurfet kein' angest hân«,
[si sprach,] »her ritter, liget still(e).
ich rât' [iu eʒ] und ist mîn (wille).
Der umbehang ist gelesen,
uns mag arges niht bî wesen.
Ich sol iuch [wol von] hinnen bringen.
mit wol vuoglichen dingen;
Swaʒ ich sprich', sô swîget ir:
ich hilf' iu [von] hinnen, geloubet mir.«
Dô der wirt in den hof kam,
ze hant man im sîn pfer(i)t nam;
Biʒ er an die kemnâten kam hin(vür),
dô het si ûf getân die tür.
Und was nider geseʒʒen bî einem stein,
dort lag der ritter al ein

Under dem umbe hange.
dar nâch was niht lange,
Daȥ der wirt in gienk.
diu vrouw' in guetlich enpfienk.
»Wîb,« sprâch er »waȥ tuost dû?« —
»dô wolt' ich« sprach si »ie zuo
Slâfen sîn gegangen;
mich begunde sêr belangen,
Daȥ ich alsô einig saȥ.
ach Got, waȥ (mag) dich helfen daȥ,
Daȥ dû ze allen stunden
rîtest mit den hunden,
Und lâst mich einig sizzen?
unt pflægestu guoter wizzen,
Dû wærest dikker bî mir;
wen ich dîn unsanft enbir.«
[Er sprach: »swig.] ich hân dir haselnüȥȥe brâht.«
si sprach: »dû hâst wol gedâht,
Daȥ ich niht kurze wîle hân,
dem hâstu wol gelîch getân;
Wen dû bist wol verwiȥȥen.«
dâ sâȥen si und biȥȥen
Der nüȥȥe ûȥ der vrouwen schôȥ.
des gastes angest diu was grôȥ,
Der dâ lak verborgen.
»dir bedürfet niht sorgen«,
[Sprach si] »her ritter an dem bette,
ich hilf' iu, âne wette,
ûȥ diser kemenâten
ir sît hie unverrâten,
Als ich iu vor beschiet,
iu kan hie geschaden niet.
Waȥ sol man iu verwîȥen?
helfet uns [ouch] der nüȥȥe bîȥen,
Wan iu nieman schaden sol.«
dô nam si der nüȥȥe ein hant vol
Und warf si under den umbe hank.
daȥ bîȥen dûht' den gast ze lank.

Der wirt begunde si an sehen.
er sprach: »ach Got, waȥ ist dir beschehen.
Ze wem sprichstu disiu wort?«
si sprach: »dâ lît ein ritter dort
105 An unser bettestat.«
der ritter sprach vil drât
Ze disen selben zîten:
»er törst' mîn niht [da] erbîten.
Und wær' er dâ.« — »daȥ gloub' ich dir.
10 du seitest eȥ, weiȥ Got, tâlank mir.
Nû wil ich sîn kein sünde hân:
ich heiȥ' dich selber dar gân.
Stand ûf und luog', wer er sî:
er lag mir sider vil nâhe bî.
15 Daȥ dû sô schiere bist komen,
des hâstu du uns kurzwîl' vil benomen.
Wen er ist ein helt vermeȥȥen.« —
»ȥ'wâre«, sprach er »dich hât beseȥȥen
Ein tiuvel, genant Lesterlînk:
20 Got der beȥȥer dînin dink.
[Und helf' mir,] daȥ dû dîne sinne[n]
wider muoȥest gewinnen.
Des wære dir, weiȥ Got, nôt.
wer wær' der, der ûf sînen tôt
25 An mîne betstat gienge.
daȥ ich in erslueg' oder vienge?
Sô dir Got helf', bedenke dich
und lâȥ unbekumbert mich.«
Dô sprach des herren vrouwe:
30 »nû stand ûf und schouwe:
Wænest dû, daȥ ich unbesinnet sî?
mir sint vil guoterwitze bî:
Dû bist an dir selb' betrogen.«
[er sprach:] »ich bin von dir unbetrogen.
35 Swaȥ dû talest geschaffest,
und daȥ du mich alsô affest,
Daȥ ich nur dar kæme
und nie man dâ vernæme.

Daȝ dû sîn dan lachetest
und dînen spot machetest [1]
Ûȝ mir under andern wîben:
ich sol und wil hie belîben,
Wen ich getriuw' dîn[en] werken (l. worten) niht.«
si sprach: »diu rede ist vür niht,
Getrouw wol den hengst hin reit: [2]
doch ist eȝ gar ein wârheit,
Daȝ wil ich nemen ûf mînen eit,
alleȝ daȝ ich dir hân geseit.
Dû getarst niht dar gân,
des bistu gar ein verzagter man:
Sô lît er dâ von rehte,
gelîch einem kuenen knehte.«
Swie vil si in des beschiet,
dennoch kam er dar niet.
Jener der daȝ bette bûte,
und ir gar wol getrûte,
Der beiȝ der nüȝȝe klein(e):
[wen] er het si lieber [alters] eine
Geholet zuo Sant Jakop,
wen er bejagt' wol ritters lop.
»Be namen,« sprach si »daȝ gloub' mir,
ich hân unreht gesaget dir,
Wan dâ ist wærlîch nieman,
wan ich dir alles guotes gan.
Doch sag' ich dir ein mære,
ob nu ein ritter dâ wære,
Den wolt' ich dannen bringen
mit gar vuoklîchen dingen,
Daȝ er ûȝ dînem hûse kæm'
unt keine schande dâ von næm'.«
Er sprach: »wie woltestu daȝ tuon?«
»daȝ ich dir sage ie zuon:
Dô næm' ich dich alsô ze hant
zuo mir under mîn gewant

---

[1] *Die Handschrift reimt: lachetiet: machetiet*
[2] *Wohl ein sprichwörtlicher Ausdruck*

Und begund' dich an mich twingen
und vaste mit dir ringen,
Alsô verdakt' ich dir daʒ houpt:
herre gast, iu sî erloupt,
Nû kêret bald iuwer strâʒe,
wan ich sîn niht erlâʒe,
Und rûmet uns daʒ hûs sân,
daʒ houpt ich im verdekket hân.«
Dô si dem gast alsô geseit,
er sich niht sûmete, er schreit [1]
Des weges hin ûʒ vil verholn.
alsô half si irem buoln,
Daʒ er kam sîn strâʒen.
dô begund' si im daʒ houpt lâʒen,
Si greif im vornen an den schopf!
»heb' ûf, lieb, dînen kopf
Unde sich mich vrœlich an,
daʒ ich den schimpf begangen hân
Und vergib mir'ʒ durch dîn guete.«
Vor [bœsen] wîben man sich huete,
Die alsô kunnen mûsen.
man sol narren mit kolben lûsen.

---

[1] In der Handschrift steht:
Des weges er sich nicht sûmet
Er schreit hin ûʒ vil verholn

XL.

Die Meierin mit der Geiß.

Die Frauen, die durch strenge Hut an ihrer Minne gehindert werden, erfinden oft solche Listen, daſs es lustig zu hören ist.

Ein Meier hatte das schönste Weib, so je ein Mann gewann: ihr Haar war gelb wie Seide und lockig, Kinn und Brauen waren lieblich, die Augen wonniglich, Mund und Wangen rosig, die Brüstlein fein und rund, die Arme voll und weiſs, die Händlein zierlich und lang: sie verdiente eine Gräfin zu seyn, und der Dichter würde noch mehr ihren holdseligen Leib loben, fürchtete er nicht den Haſs höherer Frauen. Der Meier hatte dieſs schöne Weib so lieb, daſs er sie nimmer ohne Hut lieſs. Wenn er etwa nicht daheim schlief, so kam seine Schwester und gab auf sie Acht.

In der Nähe stand eine Burg, da saſs ein Ritter, dem die Meierin so wohl gefiel, daſs er zu ihr durchs Meer gewatet wäre. Er bot einer Werberin Gabe und Geld, und die erwarb ihm auch bald die Gunst des schönen Weibes. Es war zur fröhlichen Sommerzeit, und er meldete der Schönen: wann sie zu der Pfarrkirche bei der Burg durch das Gehölz ginge, sollte ein in den Weg geworfener Zweig bedeuten, daſs er rechtsab versteckt ihrer harre. Sie wandte ein, daſs ihre Schwiegerin und deren Bruder sie stäts begleiteten; und die Alte, ihr die groſse Brunst des Ritters vorstellend, hieſs sie etwas anderes erfinden. Da besann sie sich und sagte: ihr Mann habe eine Geiſs, nach welcher vorige Nacht die Wölfe gegraben; der Ritter möge durch seinen Schüler die Geiſs heimlich wegführen laſsen, so werde der Meier hinterdrein laufen, und der Ritter könne unterdessen zu ihr ins Haus schleichen. Der Alten gefiel dieser Anschlag, und als eben der Meier dazu kam, fing sie dermaſsen an zu husten, daſs er wähnte, es wäre ihr Ende, und hieſs sein Weib ihr etwas geben. Die antwortete schnöde, sie hätte sie noch lange ohne Gabe sitzen laſsen, wenn er es nicht geböte. Das gefiel dem Meier, und die Alte ging weg, so lange ächzend und krächzend, bis er sie nicht mehr hörte.

Der Ritter war vergnügt über ihre Botschaft, und richtete den Anschlag sogleich ins Werk. In der finstern Nacht ging er mit dem Schüler und einem Knechte zur Meierei, und sie brachten die Geiſs zum schreien. Da weckte die Meierin ihren Mann: die Wölfe wären wieder da. Der Meier fuhr auf und lief der Geiſs nach, welche der Schüler über manchen Zaun hinwegführte und ihr das Ohr kniff, daſs sie schrie. Der alte Thor lief laut rufend so lange hinterdrein, bis er sie dem Wolfe wieder abjagte. Unterdessen hatte der Ritter mit der schönen Meierin ein kurzweiliges Spiel getrieben, und war schon wieder von hinnen, als der Meier mit seiner Geiſs heim kam.

Wer seines Weibes zu ängstlich hütet, verliert all seine Arbeit.

XL.

Von der meirîn mit der geiȥ.

Wer heimlîch wirbet umb diu wîp,
dem erlachet dik der lîp,
Sô er ze weide liuten kumt.
diu min[ne] den vrouwen alsô vrumt.
Wen ein vrouwe ze irem man
irs willen [niht] gevuegen kan
Niht vor grôȥer huote,
si vindet in irem muote
Vil manigen sphæhen list,
daȥ sich ze lachenne ist.
Daȥ ist mir in mengen dingen kunt.
    Eȥ was ein meir ze einer stunt,
Der het daȥ aller schœnest wîp,
sô si ie gewan mannes lîp.
Daȥ ist âne zwîvel wâr:
gel als diu sîde was ir hâr,
Ir kinne, ir brân man loben sol,
ir ougen stuonden wunne[klîchen] wol (b. vol),
Ir mund und ouch ir wengelîn
diu gâben rœselohten schîn,
Ir hâr was reid unde gel,
ir brüstlîn klein und sinewel,
Ir arm' gedrollen unde blank;
wîȥ, hoflîch unde lank

Wæren ir diu bendelîn; —
daʒ si niht solt' ein grævin sîn.
Daʒ klag' ich stille und offenbâr: —
ir lîb was hübsch unde klâr:
Ir lob daʒ wölt' ich mêren baʒ,
sô vürht' ich hôher vrouwen haʒ.
Des wil ich von der meirin gedagen,
und wil von dem meire sagen,
Wie dem sîn wîp ze herzen gie:
wan alsô, daʒ er niht enlie
An' huote sîn wîb einen tak,
wan er niht dâ heime lak,
Sô kam sîn liebiu swester dar
und nam ir vil eben war.
Ein pfarre bî einer bürge was,
dar ûf man sang unde las;
Dâ bî was geseʒʒen
ein ritter gar vermeʒʒen,
Der selb' ritter was unverzagt,
diu meirin im sô wol behagt'.
Er leite an si al die list,
daʒ eʒ âne mâʒe ist.
Der selbe ritter alsô hêr
er wær' gewaten durch daʒ mer
Zuo der kluogen meirin,
daʒ er ze ir komen möhte sîn.
Er gedâht' in sînem muote:
»eʒ kumt mir lîht ze guote,
Wan si ze der kirchen sol gân,
sô mag si niht gelân,
Si muoʒ gân durch daʒ holz.«
des vröute sich der ritter stolz,
Ob diu kluoge meirin
wölt' im ein teil genædig sîn.
Der küene ritterlîche man,
ein werberin er dâ gewan.
Der gab er gâbe unt pfennink,
diu hete balde sîniu dink

Geworben gen der meirîn,
daz si wölt' den willen sîn
Rehte gerne vuegen.
des muost' [doch] in wol benuegen.
Daz geschach in einer sumerzît,
so ietlîch vögelîn wider strît
Vil suoze sang, swâ ez saz:
do enbôt der hübsche ritter daz
Der vil kluogen meirîn,
er wölt' ûf gnâd' ir diener sîn,
Sô si ze der kirchen gienge,
daz si daz eben vervienge,
Dâ si vünd' ein gruenez zwîk
vür sich gevallen in den stîk,
Dâ bî solt' ir sîn bekant,
daz si gieng' ze der rehten hant,
Daz si iu an der[selben] stunde
sicherlich dâ vunde.
Dô sprach diu kluoge meirîn:
»daz tæt' ich gern, und möht' ez sîn:
Swâ ich nû hine gân
und ein wîle dâ gestân,
Sô gât mîn geswîe mit mir
und ir bruoder ouch mit ir,
Und huetent ze allen zîten mîn:
und mag ouch leider niht gesîn.«
Der bote was ein altez wîp,
si sprach: »vrou, mînes herren lîp
Lîdet von iu sô grôze nôt,
daz im wæger wær' der tôt:
Besehet, ob ir die stunt
ienan (sô) gevuegen kunt,
Daz mîn her bî iu müg' wesen:
oder er ist immer ungenesen.«
Ir houpt iu dâ nider seik;
ein kleine wîle si dâ sweik:
Dô si nû wider ûf sach:
»ûf mînen eid, »sidô sprach

Daʒ ich beʒʒers niht (en)weiʒ.
wen: wir haben eine geiʒ.
Dâ gruoben nehten [die] wolve zuo;
sprechet ze im, daʒ er [ouch] alsô tuo
Und daʒ er sînen schuoler heiʒ'
slichen heimlich zuo der geiʒ;
Sô weiʒ ich wol, ze der selben zît
daʒ der meier niht verlît.
Er louft alleʒ hinden nâch,
und ist im ze helfenne gâch.
Er schrît »haha! [ha ha] dû muost hie lân!«
sô kan der ritter in daʒ hûs gân.«
Diu alte sprach: »nû wænt[1] ir wol,
mîn herre sich des vröuwen sol,
Und muoʒ ouch immer vrô sîn.«
ze hant gieng der meier in;
Die alten dô der huoste brach,
daʒ si weder sach, noch sprach:
Er wânt', si möhte niht genesen,
er hieʒ ir sîn wîb etwaʒ geben.
Dô sprach diu stolze meirîn:
»nû muest' si lang geseʒʒen sîn,
E ich ir het' geben ân' iur wort.«
daʒ dûht' den meier gar ein hort.
Dô nû diu alte ûʒ gienk,
»owê!« si dô schrien vienk.
Dô schrei si alʒ: »o wê und ach!«
biʒ si nie man mê (ge)sach,
Dô dâ nie man saʒ, (?)
wie balde si dar komen was,
Dâ si vant den ritter kluok,
si seit' im liebes hart genuok.
Er sprach: »ich hân ûf mîner vest(e)
ein schuoler, der rât mir daʒ best(e):
Dennoch hân ich einen kneht,
der vuoget dar zuo vil reht,

---

[1] *In der Handschrift*: wend

Der weiʒ des dinges wol ein aht.«
  Dà kam gar ein vinster naht.
Dô giengen die drî dà hin,
140 unt teten nàch der meirln sin,
Als sich dà diu lère vant,
dô wart diu geiʒ an gerant.
Dô diu geiʒ (lûte) schrê,
dô schrei diu meirln: »o wê!
45 Her meier, hàstu niht vernomen?
die leidigen wolv' sint aber komen.«
Biʒ daʒ diu meirln gedæhte,
wie si den meir ûf bræhte,
Dô het der schuoler die geiʒ
50 über mengen zûn, Got weiʒ.
Er beiʒ si [vil] vast in daʒ ôr(e).
[hinden] nàch lief der alte tôr(e)
Und schrei alʒ: »haho! dû veiger grûs!«
dô sprang der ritter in daʒ hûs.
55 Biʒ der meir dem wolf die geiʒ genam,
dô was der ritter komen hin dan.
  Der àventiur' was geswigen [mê den] ein jâr,
daʒ ist sicherlîchen wâr:
Wer überig' huot' an sîn wîb leit,
60 der verliuset michel arbeit.
Daʒ ist der meirln mære:
Got buez' uns [al] unser swære,
An' alle missewende!
hie hât diu red' ein ende.

[1] *Die Handschrift setzt:* hauʒ

XLI.

Der Ritter unterm Zuber.

Von

Jakob Appet.

Viel wird erzählt, wie Frauen ihre Männer überlisten. So vernahm ich auch ein Abenteuer aus dem Munde eines Ritters, der mit einer Frau lang im innigsten Liebesverständnisse lebte, bis es ruchtbar ward. Ihr Mann hatte drei starke Brüder, die ihm die stadtkundige Ehrlosigkeit seines Weibes vorhielten; er wollte es nicht glauben, sie aber erboten sich, ihn zu überzeugen, und verabredeten alles mit ihm.

Am Morgen gab der Mann eine dringende weite Reise vor, und hieſs die Frau das Haus hüten. Sie wollte ihn mit zärtlichen Worten, Küssen und Thränen zurückhalten, so daſs er sie für schuldlos hielt, jedoch hinweg ritt.

Alsbald sandte sie zu ihrem Ritter, der auch zur Nacht kam, minniglich empfangen wurde, mit ihr zu Bette ging und ein Spiel begann, wie man jenseit des Rheines thut. Sie erzählte ihm noch den rührenden Abschied: da war der Mann schon heimlich mit seinen Brüdern zurückgekommen, vernahm beide drinnen, und pochte an die Thür. Der Ritter sprang auf, und verbarg sich, bloſs im Niederkleid, beim Heerd unter einem Zuber; sein übriges Gewand versteckte die Frau, und öffnete den ungestüm Hereindringenden, die sogleich im Bette suchten, aber das Nest leer fanden. Sie muste Licht anzünden, der Mann kehrte das ganze Haus um, und schalt ihre Treulosigkeit, die er wohl belauscht habe. Sie entschuldigte sich mit ihrer groſsen Liebe zu ihm, daſs sie im Traume ihn zu umarmen gewähnt und etwa laut geredet habe, sie betheuerte ihre Treue und liebkoste ihm. Er besänftigte sich, zumal da sie selber noch vergeblich suchen half. Er dankte Gott, daſs der Teufel ihn nicht zum Morde seines Weibes verblendet habe, setzte sich mit seinen Brüdern am Feuerheerde, lieſs Speise und Wein bringen, und alle waren guter Dinge. Einer saſs auf dem Zuber, darunter der Ritter stak, und bemerkte, daſs überall gesucht worden, bis auf diesen Zuber. Die Frau schalt seine Nachläſsigkeit, denn sie habe wirklich den Ritter darunter versteckt. Jener lachte, und wollte sich nicht noch mehr bethören laſsen. Sie wiederholte, der Ritter sitze verdrieſslich darunter, und müſse durch Abenteuer befreit werden. Der Mann bat sie, ihr Spotten zu laſsen, es sei genug an des Teufels Spott. Sie erwiederte, Spott gehöre auf Schaden, und er solle noch furder bethört werden.

Nebenan wohnte eine Beckerin, der der Zuber gehörte, die sandte am Morgen, als sie backen wollte, ihre Magd darnach. Die bedrängte Frau lieſs sie bei ihrer Gevatterschaft bitten, ihr den Zuber noch zu laſsen; und als die Beckerin abermals ihn fordern lieſs, bat sie, sie durch Weibesnoth zu entschuldigen. Die Beckerin, die solche Abenteuer und der heimlichen Minne Recht wohl verstund, zürnte, daſs ihre

Nachbarin dieſs nicht eher gesagt, sie würde sie sogleich befreit haben. Damit ergriff sie einen Brand, zündete ein abwärts stehendes Scheuerlein an, und schrie Feuer! Da lief der Mann mit seinen Brüdern eiligst zum Loschen, und die Frau lieſs unterdessen den Ritter zur Hinterthüre hinaus, gab ihm seine Kleider, küsste ihn und befahl ihn Gott. So kam er glucklich heim, und bewährte sich Weiberlist.

Jakob Appet sagt: wer hat, der hüte wohl; verliert er etwas ohne es zu vermissen), was schadet ihm das?

XLI.

Diz ist der ritter underm zuber.

Eʒ ist uns dikke wol geseit,
waʒ liste und grôʒ' kündikeit
Künnent sümelîchiu wîp,
dâ mite siu vil dikke iren lîp
Vor irn mannen vristent,
die siu vil dikke überlistent
Und machent si ze tôren gar.
hiebî nemet einre mære war,
Wie einiu âventiur' beschach
eime ritter, den ich sach,
Der mir'ʒ mit sînem munde
seite ze einre stunde:
Er minnete eine wirtin,
diu selbe ouch sêre minnet'in.
Si heten bêde an ander liep:
ir zweiger vriuntschaft möht' ein diep
Unsanfte in beiden hân verstoln.
wenne eʒ mohte sîn verholn,
Sô kômen si ze einander,
so enwart nie sâlamander
In dem heiʒen viure baʒ,
denne in zwein bînander was.
Diu vriuntschaft werte langen tak;
ze jüngest, als melde nie gelak,
Der wirt hete starker brueder drî,
nâch langer rede, wie dem sî,

Diu mære si bevunden.
si begunden an den stunden
Den bruoder strâfen sêre:
»daʒ dir Got alle dîn êre
Neme, dû rehte bœse wiht!«
sprâchen si: »weist dû niht,
Wie man von dînem wîbe seit
sô rehte grôʒ' unstætikeit?
Siu minnet einen ritter,
der lebet alsô mitir.
Daʒ wir sîn haben schande
in allem disem lande.«[1]
Der wirt sprach: »dâ ist niht an,
mîn wîp enminnet keinen man
Anders, wærlîch, danne mich.
des wolt' ich swern sicherlîch:
Siu ist sô stæte und ist sô guot,
ich weiʒ wol, daʒ siu niht entuot.«
Si sprâchen: »eʒ ist sicher wâr,
siu trîbet eʒ ieze wol ein jâr,
Daʒ siu in offenlîche hât,
eʒ weiʒ gemeinlîche al diu stat,
Kint, wîp und alle die man;
des lasters maniger dir verban.«
Dô sprach der wirt: »daʒ ist mir leit.
wie bevinde ich nû die wârheit?«
Sprach er aber zuo (z')in. —
»wiltû nû hœren unsern sin
Und wilt der wârheit kumen zuo,
sô soltu sprechen morne vruo,
Dû wellest rîten etewar:
des nahtes sô kum wider har,
Und lâʒ uns alle mit dir gân
und vür alle ire türen stân.

---

[1] *M. verkeret Z.* 35—38
Wie siu einen ritter minnet,
daʒ dir unde uns niht wol an *zimet*

Und gang dû selber an die want,
sô hœrest in dinne alzehant.«
Der wirt des râtes schiere pflak,
morne vruo dô eʒ wart tak,
Und er sich schône an geleit
und sich diu vrouwe ouch hât' bereit.
Dô sprach er: »liebe vrouwe mîn,
lâ dir mîn hûs bevolhen sîn:
Wan ich in disen zîten
muoʒ verre von dir rîten;
Mir ist solichiu botschaft getân,
daʒ ich eʒ nicht mag abe lân;
Und enkume niht in kurzer vrist:
huete wol, also liep dû mir bist.«
Dô sprach diu vrouwe: »waʒ seist dû?
wiltu aber von mir nû?
Waʒ wiltu dâmite meinen?«
siu begunde weinen
Und sprach: »grôʒ' sünde dû begâst,
daʒ dû mich alterseine lâst.
Lieber wirt, belîb bî mir;
wan ich dîn alsô kûme enbir.«
Von triuwen rette siu niht daʒ:
ir tet daʒ hinscheiden baʒ;
Wan siu des was von herzen vrô.
mit armen umbe vieng siu in dô
Unt kuste in mit irem munde:
der kus gienk niht von grunde.
Siu sprach: «mîn lieber trûter wirt,
wie kûme dîn mîn lîp enbirt!«
Doch dâht' siu heimlich: »daʒ ist wâr,
ach Got, wen wærest du ein jâr,
Daʒ wolt' ich harte ringe wegen,
und lieʒe dîn dort den tiuvel pflegen,
Und het' ich hie minne und gemach
mit dem, den ich ie gerne sach.«
Vor ime siu grôʒe trehen(en) lie,
daʒ wênig ir ze herzen gie

Daʒ grôʒe weinen daʒ siu tet.
der wirt vil nâch verzaget het,
Daʒ er beliben wolte sîn; [1]
er dâht[e]: »dâst wâr, die brueder dîn
Die hânt dich sicherlîch betrogen;
wan si hânt ûf dîn wîp gelogen.«
Und sprach ze ir: »gehabe dich wol.«
siu sprach: »ich tuon baʒ, dan ich sol,
Wan mir dîn hine vart swære lît.«
er sprach: »tuo wol, eʒ ist rîtens zît.«
Alsus der wirt von hûse reit.
dem ritter wart dô balde geseit,
Daʒ er des nahtes kæme ze hûs,
der wirt wære geriten ûʒ;
Er solte hân minne und gemach.
»der rîche Got mich ie gesach.«
Sprach der ritter, und waʒ vrô.
ûf huop er sich balde dô
Des nahtes unde kam al dar.
diu vrouwe nam sîn schône war,
Und hieʒ in Gote wilkome sîn:
»vriunt und lieber herre mîn,
Nû süln wir wunneklîchen leben,
sît uns Got den tag hât gegeben,
Daʒ uns gerûmet hât mîn man.
ir sült gar kleine sorge hân,
Daʒ er iht kume in kurzer stunt,
daʒ hât verjehen mir sîn munt.«
Siu truog dar ir amîse
vil reinre guoter spîse,
Darzuo den allerbesten wîn;
siu sprach: »vil lieber herre mîn,
»Nû sült ir leben ime sûse,
ir sît hie wirt ze hûse, [2]

---

[1] *M. liest hier noch:*
Er gedâhte: „diz ist niht wâr,
daz ist kunt unde offenbâr.“

[2] Diese beiden Zeilen läſst M. aus, und ändert die 4 vorhergehenden. Ueberhaupt weicht von hier an M. stärker ab.

Waȝ ir welt, daȝ ist geschehen,
dâ wider getar nieman jehen.
Doch wil ich iu sagen den murz:
wol ûf, eȝ ist zît, diu naht ist kurz.
Wir süln ze samen slâfen gân.«
der ritter sprach: »daȝ sî getân.
Des ir gert, des bin ich vrô.«
si giengen mit ein ander dô
Ze bette dô ze stunden,
eins spiles si dâ begunden,
Alsô man jensît Rînes tuot:
daȝ spil den wirt niht dûhte guot.
Dô daȝ spil ein ende nam,
diu vrouwe sagen dô began,
Wie von ir gescheiden was
ir man vil gar âne allen haȝ.
Und wie siu drumbe weinte,
und daȝ niht anders meinte,
Wan daȝ siu was des scheidens vrô.
alsus seite siu [dem ritter] dô
Diu[selben] mære dem ritter;
daȝ dûht[e] den wirt gar bitter.
Der [wirt] was des abendes wider komen,
und hete werk und rede vernomen;
Und dar zuo sîner brueder drî,
die im dâ stuonden nâhe bî.
Si sprâchen: »bruoder, hœrstu in dâ?«
»en triuwen,« sprach er »bruoder, jâ.
Ich hœre in leider dinne,
mich triegen den[ne] mîn[e] sinne,
Beide, man und ouch mîn wîp;
dâst wâr, es gilt[et] ir beider lîp.«
Die brueder sprâchen: »so ist es zît.«
si begunden widerstrît
Klopfen harte sêre.
»o wê, iemer mêre!«
Sprach der ritter »war sol ich,
dâ ich wol verberge mich?«

Dô sprach diu vil gehiure:«
«dâ ûȝe bî dem viure
Ein vil grôȝer zuber stât,
dâ sliefet under, daȝ ist mîn rât.«
Der ritter niht ȝe træge was,
under den zuber er dô saȝ,
Ze mâle bark er sich darin.
sîn hûbe wær' ich lieber gesîn
Des mâles, den[ne] sîn niderkleit,
als er mir selber sider seit'.
Die wîle verbarg siu sîn gewant
alsô daȝ eȝ nieman vant.
Dô daȝ verbergen geschach,
dort ûȝe der wirt mit zorne sprach:
»Wiltu mich niht lâȝen in«?
»jâ, vil lieber meister mîn.«
Siu zuhte die tür ûf schiere;
dô drungen si alle viere
In daȝ (hûs) inwette,
si suohten an dem bette,[1]
Ob ieman daran wære:
dô vunden si eȝ lære,
Die vogel' wâren ûȝ gevlogen.
der wirt wart gar ungezogen,
Dô er nieman dinne ervant:
»zünd' ûf ein lieht!« sprach er zehant
»Lâ mich ersuochen alle gaden
nâch dem, der mir tuot grôȝen schaden
An guote und an êren.«
er begunde daȝ hûs umb kêren.
Diu vrouwe sprach: »wie verstu sus«?
er sprach: »dâ muostu bœser nuȝ«

---

[1] M. *liest*:
Mittenander in daȝ hûs,
dem ritter machten si grôȝen grûs.
Unde suocheten, ob ff.

Von mir noch hiute erbîʒen,
wiltu mich sô beschîʒen.[1]
Dû bœse lottervalle!
joch hôrt' ich iuwer kalle,
Die ir tribet bêdesant,
dô ich stuont bî iu an der want
Und ir mîn nâmet kleine war,
dô hôrt' ich iuwer kallen gar.«
Siu sprach: »daʒ lâ mich dir sagen,
ich wil eʒ Gote von himel klagen,
Daʒ ir mich hât erschrekket
und alse unsanfte erwekket,
In eime troume dô ich lak
und ich vil grôʒer vröuden pflak;
Ich wânde, daʒ ich dich hette
bî mir an dem bette,
Sô rette ich vil lîhte etewaʒ;
wan ich dîn selten ie vergaʒ;
Wan wer dem andern guotes gan,
kûme er des vergeʒʒen kan,
Er slâfe oder wache,
kumet mir daʒ z'ungemache,
Daʒ ich hân gegen dir triuwe grôʒ,
so engilte ich des ich nie genôʒ,
Und mag mir iemêr werden leit
mîn triuwe und ouch mîn stætikeit;
Wan dû zuo keinen stunden
hâst untriuwe an mir bevunden;
Wes zîhest dû mich armeʒ wîp?
ze pfande sez ich mînen lîp,
Daʒ nie kein wîp hâte einen man
sô rehte liep, als ich dich hân.«
Dô der wirt die rede bevant,
do begund' er milten dâ zehant

---

[1] *In M. lauten diese 3 Zeilen:*
wen wænstu vinden in dem hûs?"
Er sprach: „beschîʒestu mich alsô,
des mahtu z'wâr wesen vrô.

Und lieȝ einteil sîn wueten.
»Got mueȝe dich behueten
Vor allem leide!« sprach siu dô
»lieber wirt, wie tuostu sô
Gegen dîme reinen wîbe?
Got rech' eȝ an irem lîbe!
Die dich darzuo bringen,
mir zuo ungelingen,
Daȝ dû mich bringest ze ruofe hie.«
mit armen siu in umbe vie,
Siu sprach: »dû solt dîn zürnen lân.«
dô sprach der wirt: »daȝ sî getân.«
Er lie sîn zürnen dô zehant;
siu half ouch, daȝ er nieman vant,
Beide, hôrte, noch ensach.
zuo den bruedern er dô sprach:
»Der tiuvel mit uns umbe gât,
der dikke mort geschaffen hât,
Der wolte lîhte, daȝ ich mîn wîp
ermordet' unde daȝ mîn lîp
Dâvon würde ze spotte.
ich dank' es iemêr Gote,
Daȝ des tiuvels bœsiu kraft
hie niht ist worden sigehaft.«
  Sus nam der zorn ein ende gar.
der wirt hieȝ balde tragen dar
Spîse und darzuo guoten wîn;
er und ouch die brueder sîn
Zuo dem viure sâȝen
unt trunken unde âȝen,
Ir schallen daȝ was harte grôȝ,
daȝ doch den ritter sêre verdrôȝ,
Der dâ under dem zuber lak
und dâ vil kleinre vröuden pflak.
Einer ûf den zuber saȝ,
dâ der ritter under was,
Er sprach: »nû hân ich alles gar
daȝ hûs ersuochet har und dar,

Wan, under disem zuber hie,
dar under gesuochete ich nie.«
Mit der viuste er den sluok.
diu vrouwe sprach: »dâst ungevuok.
Daʒ dû des niht enruochest,
under dem zuber suochest,
Wan er ist drunder, wiʒʒest daʒ,
der bî mir an dem bette was.
Was er eht an dem bette dâ,
sô vindestu in dâ, niht anders wâ,
Wan ich in drunder sliefen hieʒ,
dô mîn man an die türe stieʒ.
Die rehte wârheit ich dir sage;
suochestu in niht, sô bist ein zage.«
Des begunde er lachen:
»wiltu mich« sprach er »machen
Zuo eime tôren? sage mir;
des râtes ich niht volge dir.
jâ sîn wir genuok vertœret.«
siu sprach: »dâst wâr, er hœret,
Waʒ wir alle hân geseit;
ime ist daʒ lange sizzen leit.
Wan ime ist vröude tiure.
mit vremder aventiure
Muoʒ er von iu werden brâht,
swie übelʒ ir über in hât gedâht.«
Der wirt sprach: »liebe wirtîn,
dû solt dîn spotten lâʒen sîn:
Het' ich in vunden hinne,
ime wæren dîne minne
Ze sûre worden, samir Got!
dâvon sô lâʒ uns âne spot;
Mîn ist gespottet harte genuok:
daʒ tet des tiuvels unvuok.«[1]
Dô sprach aber diu wirtîn:
»wol verstandenre meister mîn.

---

[1] In M. fehlen diese beiden Zeilen.

Spot nâch schaden hœret.
ir werdet daʒ vertœret,
Daʒ wil ich offenliche sagen.«
innen des begund' eʒ tagen.
Nû was geseʒʒen neben in
ein hûs bach [kluoge] brôtbekkerin,[1]
Diu wol der mære sich verstuont,
alse hübsche vrouwen dikke tuont.[2]
Diu wiste wol der minnen reht,
siu wiste, bêde, krump und sleht,
Waʒ heimelîche minne hôrte an,
darûf siu sich gar wol versan;
Der selben ouch der zuber was,
dâ der ritter under saʒ.
Diu wolte des morgens bachen
unde ir teig machen.[3]
Dô muoste siu iren zuber hân;
siu sprach ze der megede: »gâ hin dan
Zuo mînre gevatern hûs,
bring mir den zuber balde herûʒ,
Den ich ir nehten spâte lêch,
und ir'n ungerne verzêch.«
Diu maget diu gienk balde dar,
siu sprach: »vrouwe mîn, gât har,
Gebt uns den zuber wider hein,
wir mueʒen in haben überein.«[4]
Diu vrouwe sprach: »mîn trût gespil,
hœre, waʒ ich dir sagen wil,
Sage dînre vrouwen, er sî haft,
daʒ siu durch rehte gevaterschaft
Mir den zuber lâʒe hie;
siu tet mir sô liebe nie.«

---

[1] *In M. fehlt* hûs bach.

[2] Auch diese beiden Zeilen fehlen in M.

[3] Beide Zeilen fehlen in M.

[4] *Für diese 4 Zeilen steht in M. nur:*
Siu sprach: „mîn vrouwe, daʒ si getân.“
siu kam zuo der wirtin gân

Diu maget diu gienk wider hein.
diu vrouwe sprach: »bringestu?« — »nein.«
345 Siu sprach: »wie gevueget sich daz?« —
»vrouwe, siu wil in brûchen baz,
Und wil ez ze grôzem dienste hân,
welt ir ir den zuber lân.«
Diu vrouwe zurnde sêre,
50 siu sprach: »ûf alle mîn êre,
Heiz mir den zuber wider gên;
oder ez muoz allez daz vernên,
Daz in dirre gazzen ist,
samer der werde sueze Krist!«
55 Diu maget gie balde wider dan,
siu sprach: »ich muoz den zuber hân,
Vrouwe, daz geloubet mir.«
siu sprach: »gâ wider, und sage ir,
Wîbes nôt diu irre mich;
60 niht mê ze dîner vrouwen sprich:
Ich hân dâvür, siu merk' ez wol,
des ich ir getrûwen sol.« [1]
Diu maget gie wider hein und sprach:
»vrouwe mîn, hât guot gemach,
65 Des zubers muezet ir enbern;
des wil ich iuch mit triuwen wern,
Wanne ez meinet wîbes nôt.«
»lôsâ!« [sprach siu] »durch des tiuvels tôt!
Bristet mîner gevatern anders niht?
70 daz ist ein wunderlîcher sit', [2]
Hete siu mir des hiute [lange] gedâht,
ich hete sie von sorgen brâht,
Swie zornig mîn gevater sî.«
nû stuont ein schiurlîn dâbî
75 Ein wênink von dem hûse hindan,
daz zunte diu brotbekkerin an

---

[1] Z. 343—62 fehlen in M.

[2] M. *liest:*
des wundert mich, wenne diu geschiht,
läßt die drei folgenden Zeilen aus, und fährt fort:
ich wil sie machen leides vrî.

Mit eime viure sâ ze hant.
dô daz schiurlîn was enbrant,
Dô schrê siu: »viurâ!«[1] sêre.
waz sol diu rede mêre?
Dar kam geloufen manig man,
der wirt mit sînen bruedern kam
Geloufen zuo dem viure.
die wîle diu gehiure
Den zuber abe dem ritter stiez,
zer hindertür siu in ûz liez,
Diu kleider gap siu im an den arm,
siu sprach: »nû mueze iuch Got bewarn!«
Unt kuste in guetlîch an sîn munt.
hin schiet der ritter dâ zestunt.
  Alsus sô wart der wirt betrogen.
diz mære ist wâr und niht gelogen.
Wîp kunnen grôze kündikeit:
alse Iakob Appet dô hât geseit:
Der habe, der huete deste baz:
verliurt er iht, waz schat ime daz?[2]

---

[1] viurio : M.

[2] *Anstatt der 2 letzten Zeilen, schließt M. dreireimig:*
daz ist uns dikke vor geseit.
des mugen sie wol sîn gemeit.

XLII.

Die treue Magd.

Höret Alle meine heilsame Rede. Niemand kennt genugsam die böse Welt; jedoch soll er kluglich thun, wie einst ein Schreiber (Student), der täglich zwei Gebete sprach, eins des Morgens, an den dreieinigen Gott um Behütung vor Schaden; und eins gegen Abend, an die Heilige Gertrud um gute Herberge. Der junge Schreiber war eines reichen Herrn Sohn, fleiſsig zur Schule, und so tugendsam, daſs er überall, wo er hinkam, Heiterkeit verbreitete. Da fing er an, über die Zierheit (Freude) der Welt nachzusinnen, von welcher er so mancherlei hörte. Er befragte seines Vaters Knecht deshalb. Dieser pries ihm das Leben der Fürsten und Edelherren, die stets in hohen Ehren, Festen und Ritterspielen leben. Ein Anderer pries mehr die Pfaffen (Geistlichen), welche sich hoher Künste und Lehre befleiſsen, und dadurch gemächlich und geehrt leben. Der Dritte erhob über beide die zarten minniglichen Frauen und ihre Freuden. Der junge Schreiber beschloſs hierauf, sich den Künsten (Wissenschaften) und zugleich dem Frauendienste zu widmen, und bat seinen Vater, ihn noch mehr lernen zu lassen. Der Vater sagte, wenn er das gewuſst, hätte er ihn längst nach Padua oder Paris gesandt; er gab dem Sohne Silber und Gold und einen Zelter, darauf nach Paris zu reiten. Die Mutter gab ihm beim zärtlichen Abschiede noch 50 Gulden (Goldstücke). Freunde und Verwandte begleiteten ihn bis auf eine weite Heide.

Der Schreiber ritt in Gottes Namen allein fürder. Da traf er unterwegs reiche Krämer und Kaufleute, gesellte sich zu ihnen, und sie ritten fröhlich 60 Meilen zusammen, bis zu einer Stadt, von welcher jene heimkehrten. Er wollte hier nicht sein Gut verzehren, befahl sich dem dreieinigen Gott, und ritt einsam weiter. Als die Sonne unterging, bevor er die nächste Stadt erreichen konnte, da rief er zur Heiligen Gertrud um Herberge, versah sich jedoch im Walde, noch 3 Meilen von der Stadt, übernachten zu müssen, und lieſs sein Pferd gemächlich gehen. Da sah er seitwärts ein Mägdlein Lämmer und Schweine aus der Heide treiben, dankte Gott, daſs er Leute antraf, und ritt nach einem Hofe, und spornte sein Pferd sittlich hinein. Ein Kindlein sah ihn, lief hin und meldete es der Herrin. Diese trat an ein Fenster, und der hübsche Schreiber sah sie dort stehen, wie eine Rose, die sich am Morgen aufschlieſst. Seine Augen spielten, er grüſste sie und fragte nach dem Herrn. Die Frau erwiederte, der Mann sei schon über drei Tage auſsen, und fragte, ob er etwas bedürfe. Er bat, als ein armer fremder Schüler, nur um eine Herberge. Die Frau war erbötig auch wohl seiner drei zu beherbergen, wenn ihr Mann zu Hause wäre. Der Schüler bat sie um Gotteswillen, weil ihm die Stadt zu fern wäre. Er redete so zutraulich, daſs der Frau das Herz im Leibe lachte, und sie minniglich antwortete, sie thäte es gerne, wenn nur die Leute nicht so lästerlich wären. Da tröstete der Schreiber sich mit dem Spruche: „was nicht sein kann, darnach soll man nicht ringen;" er hoffte dennoch bessern Abend, und wollte fürder durch die Nacht reiten. Die Frau hielt ihn noch mit lieblichen Worten auf; ihr ward so weh ums Herz, und gerne hätte sie noch lange mit ihm gesprochen. Indem kam ein Knappe über den Hof, der grüſste den Jungherrn, nahm ihm das Pferd ab, und sagte der Frau, es sei der Sohn eines reichen Mannes, dem er lange gedient habe, und bat für ihn um Herberge. Da willigte sie ein, hieſs das Pferd in den Stall ziehen, und dem Schreiber Malwasier und Romanischen Wein schenken. Darnach ward ihm Handwasser gereicht, und lud sie ihn zum Abendbrod. Er saſs neben ihr, und sie war so minniglich und sah ihn stäts so lieblich an, daſs er zu den wundersamsten Reden aufgeregt ward. Alle lachten darüber, und die Frau entbrannte dermaſsen, daſs ihr die Speise im Munde erstarb, und ihr so wehe ward, wie dem Fisch an der Angel. Auf seine Verwunderung darüber, entschuldigte sie sich, daſs ihr das Herz wehe thue, wenn sie am fröhlichsten sein sollte; sie stund auf und gab ihm ihren Segen. Dann hieſs sie ihre Mägde dem Gaste betten, wie einem Herrn, daſs er morgen früh bei der Abreise ihnen danke, und legte sich nieder. Als aber auch der Gast und alles Gesinde schlafen gegangen waren, da stund sie wieder auf und ging, von der Minne bezwungen, zu dem Gaste; sie umarmte ihn, und sagte, sein junger Leib tödte sie. Er wuſste nicht, was er gethan, und bereute, wenn er etwas geredet habe, das ihr Leid sei. Sie beruhigte ihn darüber: sie komme, mit ihm zu kosen und auf dem Minnefelde mit ihm Rosen zu brechen. Er hielt es für Scherz; sie versicherte ihn jedoch ihres Ernstes, und er gab sich ihr ganz zu eigen, und erwiederte ihre Küsse mit inniger Umarmung. Was weiter geschah, kann ich nicht errathen.

Als es Tag ward und beide entschlafen waren, kam der Wirth heim mit zweien ihrer Brüder und stieg im Hofe vom Pferde. Die Dienstmagd kam herbei, und der Wirth, der mit seinen Schwägern in das Gastzimmer trat, hieſs sie Feuer anmachen. Die beiden lagen dort im tiefen Schlafe, und hielten sich so fest umschlungen, daſs es aussah, als wenn nur Ein Mensch im Bette läge. Als der Wirth beim Scheine des Feuers sie sah, sagte die Magd ihm, wer es wäre. Der Herr hieſs den Gast ruhig schlafen lassen, und als der eine Schwager den weiſsen Arm bemerkte, den die Frau aus dem Bette streckte, meinte der Wirth, so ein Schreiber habe ein gemächliches Leben und sei nur auf Frauendienst bedacht. Der andere Schwager rühmte darauf die weiſse Hand des Gastes, und der Wirth erklärte es, weil die Schreiber keine Äxte und Hauen angreifen. Er hieſs die Magd seine Frau aufwecken, und als diese das Bette derselben leer fand, erschrak sie, und vermuthete sogleich, daſs sie bei dem Schreiber läge. Sie zerschlug und zerraufte sich, ging jedoch wieder zum Herrn, und entschuldigte die Frau durch Wehtage, daſs sie nicht sogleich käme. Sie nahm einen Tisch und stellte ihn an das Feuer, damit der Schreiber nicht von dem Rauch erweckt wurde. Als aber die Frau immer noch nicht erschien, ward der Wirth ungeduldig, und befahl der Magd abermals sie zu rufen. Die Magd ging mit einer Kerze in ihre Kammer, klebte die Kerze an ein Fensterstein, und saſs auf dem Bettbrette, wand jammernd die Hände, und wuste nicht, was sie thun sollte. Da gab St. Gertrud ihr einen Rath: sie ging wieder ins Gastzimmer, meldete, die Frau kleide sich an und werde alsbald kommen; sie selber müſse in den Hof gehen, zu sehen, warum die Ferken so laut grunzen. Nun lief sie schnell ums Haus, nahm die Kerze aus ihrem Kammerfenster, rannte damit zur Scheune und entzündete das Dach. Dann eilte sie wieder zum Hause, und rief: „Jo Jodute!" (Zeter!) Die Herren sprangen hinaus zu löschen, und die Magd schlüpfte hinein, sie weckte die Frau und den Schreiber, die beide erschrocken auffuhren, sich schnell ankleideten, und nun alles vernahmen. Der Brand wurde bald gelöscht, und die Frau ging hinaus ihren Mann und Brüder zu empfangen. Der Schreiber trat auch hervor, und der Wirth bedauerte, daſs er so unsanft geweckt worden, und lud ihn freundlich ein; so daſs er noch drei Tage bleiben, und mit ihm und den Schwägern zu Gaste umherreiten muste. Als sie wieder heimkamen, vergaſs der Schreiber nicht sein Gebet an St. Gertrud, und wurde von der Frau minniglich empfangen. Sie koste heimlich mit ihm, gab ihm einen Goldring mit einem Edelsteine, wohl 10 Mark werth, küsste ihn, und bat ihn zu schweigen und wiederzukommen, wenn er heim reite. Er verhieſs es, umarmte sie herzlich, und Beide schieden freudig, obschon mit Thränen. Hierauf dankte er dem Herrn für die gastliche Aufnahme, und ritt nach Paris.

Er ward ein hochgelehrter Mann: aber stets, wenn er in die Vorlesungen gehen sollte, gedachte er mit inniger Freude der Frau, die ihm so Liebes gethan hatte. — Wem Gott das Heil gönnt, dem gelingen noch wohl hübsche Dinge.

Dieſs Mähre heiſst die treue Magd, deren Treue den Tod nicht fürchtete. Drum bitten wir alle Gott und die Heilige Jungfrau, daſs wir am jüngsten Tage mit solcher Treue bestehen mögen, wie diese Magd im Dienst ihrer Frau. Amen!

XLII.

De truwe maged.

Nu horet algelike,
se sin arm idder rike:
wil he de land buwen,
he ensal sik nicht laten ruwen,
he enmerke, wat ik sage,
so settet he uppe de wage,
beide, levent unde gud;
nein man weit der werlde mud,
se is leider bos genoch,
doch sal ein man wesen kloch,
und don, als ein skriver dede,
he sprak alle dage twe bede,
des morgens wan he solde ut gan,
so gink he mid bedende dan;
dat God durch sine namen dri
ome makede van allen jamer vri;
wan dat an den avent trat,
dat ander beth he denne bat,
der en hemelik idder lud,
der hilgen sunte Gertrud,
dat se ome schope herberge gud,
ik mene wol an minen mud,

hedde dat sulve beth (nicht) gedan,
dat were ome jamerliken gan.
wo deme skriwer lang,
dat sage ik ju, hedde ik des dank:
horet, wo eme si gelungen,
van jaren was he junge,
und vornemet disse mere
van den sulven skrivere.
sin kumpan sede ome also,
sin vader were ein here ho
und des gudes also rik,
dat men nergen sin gelik
mochte hebben gevunden.
to den sulven stunden
de skriver al to der schole ging
und so grote lere entving
aller dat he horde,
mid dem sulven worde,
dat he sinen sin daran kerde,
dat he dat also vort lerde.
dar to was he so dogentsam,
wor he eins henne kwam,
mit tuchten he dat makede,
dat men dikke lachede.
dat warde so lange,
dat dem skrivere wart bange
na der werlde sirheit;
ome wart dikke geseit
so selsene vromede mere,
de in deme lande were.
he sprak to sines vaders knechte:
»do wal und sage mi rechte,
wat de werlt al sirheit halt
und wo se si in vrauden stalt,
kunde mi dat ieman sagen.«
de knecht sprak: »sunt ji mi vragen,
ik wil ju des berichten wal,
wat man vor de besten kesen sal,

darna mach ein leven
und lust der werlde heven:
dat sint vorsten und edele heren,
de leven an groten eren,
und ok to allen tiden
durch lust dustern und striden,
se hebben durch leve steden mud
und an dem lande manige tucht gud,
beide, sulver unde gold,
dure stene, kleder manigvold,
de sint stolt unde vrisch.«
ein ander sprak: »ik geve den papen hogeren pris,
de sik vliten jummer mere
an hogen kunsten sere,
so leven se mid gemake
und hebben nenes dinges brake,
se vorwerven mid der lere
van den luden lof und ere;
kenen riddern unde knapen,
dat beste lof geve ik den papen,
nu und to allen tiden.«
de derde sprak: »ik mach des nicht liden,
vor ridder und vor knapen
und vor den lerden papen,
love ik de werden vrauwen zart,
gesiret na minnichliker art,
de alle sorgen swaken
und manige vroude maken:
[dat mach men alle dage schauwen:]
den hogesten pris geve ik den vrauwen.«
de skriver sprak: »ik wil nummer rauwen,
mi dunket an mines sulves mud,
dat kunste mogen wesen gud;
ok so horde ik sagen,
dat mi mach wal behagen
und der joget voget wal,
dat men zarten vrauwen denen sal;
und nener lude man mer vint,
den der, de geleret sint,

de dat vor war menen,
dat se hoveschen vrauwen denen.«
he ging to deme vader sin
und sprak: »leve vader min,
were dat an juwer gunst,
ik lerde gerne groter kunst.«
do sprak de vader altohant:
»ik hedde di lange gesant
to Padawe idder to Paris,
wiste ik, dat du dinen vlit
woldest darto keren,
dat du woldest leren.«
de sone lovede ome dat.
de vader ging unde mat
ome, beide, sulver unde gold,
wente he was ome van herten hold,
und gaf ome en gut teldene perd,
und het ome riden to Paris werd.
do sin moder dat vornam,
al weinende dar se to ome kwam,
se sprak: »leve sone here,
ik vruchte, ik se di nummer mere;
darumme so wil ik di mede geven,
dat du desto bet mogest leven,
viftich gulden de sint hi[r],
de nim, leve kint, to di[r],
und vertere se to tiden.«
do sach se ome drovichliken van or riden.
he nam or orlof, unde reit;
he wart herde wal beleit
van vrunden und van magen,
de ome begunden to klagen;
wente on was vor ome leide.
vor ener groten heide,
de do sine vrund wern,
de heit he weder torugge kern
he reit alleine in Godes segen.
do af reit he under wegen

kramere und koplude
dat sage ik ju bode,
he grotte se berde tamelik;
se weren weldich unde rik
und dankeden ome mid vliten;
he begunde mid on to riden,
al in Godes namen
reden se tosamen
mid vrauden und ok mid ile
des weges sestich mile;
do gingen se ome ave,
se bekosten grote have,
und mosten to hus weder varn.
he sprak: »wene God wil bewarn,
de is to allen tiden wal behut.
er ik vorterde hir al min gut,
ik rede er aleine.«
de junge skriver reine
gar drovelik reit ut der stat.
nu moge ji horen, wo he bat;
he sprak: »eija, vader Iesu god,
wene du behodest, de is behot,
do dat durch diner namen dri,
und make mi van sorgen vri!«
  Hen reit de junge skriver.
dat ging ome wal na siner ger,
sunder dat ome was de stat,
alto verne und was spat,
to der he riden solde;
de sunne ging to golde,
do skrei he overlud:
›eija, junkvrauwe sunte Gertrud,
do mi guder herberge kund,
dat ik beholde mine sunt.«
he moijde sik gar balde,
wente he reit in einem walde
und in einer groten heide;
darumme was ome leide.

und begunde sere ilen,
wente he hadde groter milen
dre, er he de stat konde schauwen.
he dachte: »du most hir doch rauwen;
dat ik dat perd to dode rinne,
doch konde ik nicht komen darinne;
darumme wil ik sachte riden.«
do sach he verne bi der siden
ut der heide ein megedin
driven lemmer unde swin
in eines riken ridders hof;
he sprak: »God des hebbe lof,
dat ik dar gekomen bin,
dar ik lude mach sin.«
rechte he to dem hove reit,
ome was leve unde leit,
do he bi den hof kwam,
dat perd he mid den sporen nam,
und reid gar hoveliken darin.
do leip ein klene kindelin
und sede dat der vrauwen.
se stund up und wolde schauwen
und ging vor ein klene venster stan.
de skriver hovesch und walgedan
sach de vrauwen boven ome stan,
so ein rose, de des morgens is up gan:
sine ogen spelden, do he se sach;
tohand de junge skriver sprak,
und begunde gruten
mid dogentliken worden suten
de vrauwen an der stunde
rechte so he wal kunde:
»God grœte ju, edle vrauwe hir!
dot wal unde saget mi[r],
wor de here moge sin.«
de vrauwe sprak: »de here min
de reit over dren dagen ut;
he solde lange komen wesen to hus.«

se sprak: «bedurte ji sin icht nodlik?»
he sprak: «nein, t'war, vrauw, jo bin ik
ein arm elende scholere;
wil ji mi herbergen umme Unser Vrauwen ere?»
se sprak: «were hir heime min here,
dat juwer noch twe were,
ik herbergede nu alle gerne.»
he sprak: «mi is de stat to verne;
hir umme, edele vrauwe gud,
durch Unser Vrauwen willen dut,
herberget mi man disse nacht.»
sine wort weren trovelik und sacht,
de wort begunde he so hovelik to maken
der vrauwen herte to lachen
begunde in orem live:
went he nicht mid kive,
gar tuchtichliken he de vrauwen bad.
nu hort, wo minnichliken si to ome sprak:
«eija, vil herteleve kint,
ik dede dat gerne: went nu sint
de lude also unslicht,
dat dar nemant blift unvordicht.
werlik, mochte dat geschein,
ik lete ju nicht van hinnen tein.»
do de skriver horde
an der vrauwen worde
und vornam an orer rede,
dat se nicht twiden wolde siner bede,
doch he de vrauwen an sach
und sprak: «wat nicht wesen mach,
ik hebbe dat ut den boken lesen,
wat nicht mach wesen,
darna sal ein nummer ringen.
sal mi noch aventlang gelingen,
so bin ik des seker unde wis,
dat wert noch beter, wan dat sun(n)e is.
sal't mi ok gan wunderliken,
so mot ik van hinnen wiken,

ik enkan des nicht vermiden,
wente ik mut van hinnen riden
durch dat holt und durch den struk
disse nacht alut und ut:
doch wil ik dat ringe wegen,
dat is mi nu also gelegen
und anders nicht mach sin,
God segene ju, edele vrauwe fin,
wente ik mut van hinnen scheiden.»
do heit se one beiden,
und heilt one mid worden losen
uppe, dat se mid ome mochte kosen.
de vrauwe one do an gesach;
vorwar ik ju dat sagen mach,
dat van den tertliken worden,
de de vrauwe van ome horde,
went ik ju der warheit je,
or wart to dem herten we
und an dem mude bange:
se hedde gerne lange
dat mid ome gesproken,
dat hedde or nicht vordroten,
dat segge ik ju alsunder wan.
do sach he dar komen gan
over den hof einen knapen sere,
de sprak: «sit wilkomen, leve junkhere.»
he sach wal, wo it ome was bewant,
dat perd nam he ome ut der hant,
he sprak: «vrauwe, sint dit nicht selsen mere,
dat one God gesent heft here:
sinem vader ik lange gedenet han;
de is so gar ein rike man,
dat borge und lant sin egen sin.
ik bidde ju, leve vrauwe min,
dat ji one van dissen avende nergen lan.»
do sprak de vrauwe walgedan:
«so te dat perd hinin.»
se leit dem skriver schenken win,

molmesie, romaine und guden drank:
se sprak: «wi maken dat alto lank,
men drage uns dat brot hirin:
wolde min here komen sin,
he were komen lange.»
ore spilden ogen und or bloinde[r] wange
van deme skriver nicht wolde gein,
se wolde one stedelik an gesein.
tohand droch men dat brot henin,
se sprak: «stat up, leve her gast min,
nemet water, des is tid:
ik weit wal, dat ji mode sit.»
de skriver tohant water entfing,
gar tuchtichlike he vor se ging.
se sprak: «komet und settet ju her,
ik ete mid ju also mer,
als ik aleine sete
unde nicht vel ete.»
de skriver bi de vrauwen sat.
so minnichlik de vrauwe was,
dat se den skriver darto band,
dat he selsene rede vand,
dat se alle mosten lachen.
de vrauwe van den sulven sachen
van ome wart so gar un[t]sund,
de spise de se in den mund
gesteken hadde, de vorstarf;
sin hovescheit de vorwarf,
dat der vrauwen ward so we,
als de vische in der se,
de in den angel komen is
van sulker kwale, als ji wal wist;
also kwelede de vrauwe sere.
de skriver dachte: «ach ummer mere,
wat mach der vrauwen sin?»
he sprak: «etet, leve vrauwe min.»
se sprak: «etet vor ju, leve her gast,
eine sake dut mi overlast,

wan ik allervrolikest sal sin,
so dut mi we dat herte min.
we gerne ik bi ju sete,
uppe dat ji deste bet eten,
nu wil dat God also nicht han.»
se stund up und ging van dan,
se gaf deme skriver oren segen;
deme gesinde heit se siner plegen,
ok sprak se to den megeden also:
«gat und halet deme gaste stro,
und nemet beddewand hirvor,
ik wil sluten de dor,
beddet ome, als einen hern;
wente he wil vro van hinnen kern,
so mach he ju dank seggen:
ik mut mi to bedde leggen.»
de megede deden wat se on heit.
do de dach was al vorscheit,
men heit den skriver up stan
und heit one to bedde gan.
de skriver lede sik neder.
also dede dat ingesinne seder.
do dat gesinne slapen was,
de vrauwe in deme bedde sat,
ore was vil we to mude,
se sprak: «riker God vil gude,
sal ik hude nicht bi eme sin,
so vorlese ik dat levent min.»
up stund de vrauwe altohand,
de werde sute minne se darto band,
dat se to deme skriver ging,
mid oren armen se ene umme ving,
se sprak; «eija, leve skrivere,
uppe juwe gnade kome ik here,
dat mut ik don durch de nod,
juwe junge lif dut mi den dod.»
alna se sik bi one lede.
nu hore, wo de skriver sede:

«eija, leve vrauwe her,
wat do ik ju, wat wite ji mir?
God van himele dat wal weit,
han ik icht geredet, dat ju si leit,
dat ruwet mi van herten sere.»
se sprak: «eija, min leve skrivere,
ji hebt mi nicht to leide gedan:
doch so moste ik to ju gan,
und vrundliken mid ju kosen,
und breken mid ju de rosen
uppe der Minnen velde.
eija, min utirwelde,
sal ik min leit vordriven,
so mut ik nu bi ju bliven.»
to hand de junge skriver sprak:
«eddele vrauwe, hebt juwe gemak
und latet juwe schimpent sin.»
se sprak: «leve broder min,
wat solde des lusten mi,
dat ik aldus kweme to di
an disse nacht aleine,
werliken ik dat meine,
wo temede mi, dat ik solde up stan
und hire to juwe bedde gan
und bidden des min wille nicht enwere?
dat weren selsene mere.»
he sprak: «eddele vrauwe gud,
ik bin juwe egen, darumme dut
al dat ji nicht willen lan.»
tohand ore kussent und ore ummevan
den jungen skriver darto Land,
det he de vrauwen nam bi der hand,
und lede se in den arm sin:
do was ome vraude worden schin:
gar minnichliken se ummevingen sik.
des geweten nicht kan ik
und nein man to vullen reden,
wo lefliken de twe deden,

over wat se dar daden,
des enkan ik nicht entraden.
doch segge ik ju, als ik vornam:
do it an den dach kwam,
und se allebeide entslapen warn,
und hadden des vil kleine varn,
dat de werd gekomen was
und in deme hove af sat,
und ore brodere twe mid im.
he sprak to sinem knechte: «nim
de perde und vore se henin.«
do sprak he to den swegern sin:
»wal an, ga wi in dat hus.«
do kwam de maget tegen ome ut,
se entfeng de knapen stolt.
de werd de sprak: «men hale uns holt,
und make uns en gud vur to hant.»
noch was den twen de slap bekant.
do si begonden in gan,
und dat bedde sejen stan
und kwemen alle gegangen,
do legen de twe al umme bevangen
und wern al na to samende komen,
und hedden sik leflik umme nomen,
dat se alle hedden gesworn,
dat dar nene twe in dem bedde warn.
ein grot vur ward dar gemaket.
de werd vragede sine maget,
we in deme bedde were.
se sprak: «dat is ein skrivere;
t'avent he de herberge bat,
juwe knecht sinem vader denet hat,
de secht, sin vader si ein so rike man,
dat ome borge und land sin under dan.»
do sprak de here: «latet one ungewekket.»
de vrauwe hadde ut der dekken strekket
oren arm, dat men one sach;
to hand de jungeste broder sprak.

«segge, leve swager nim,
sejestu ju einen arm so fin,
so du machst schauwen, dat segge ik di[r],
van witter hut, als(o) hi[r]?»
he sprak: «swager, ik segge di dat,
dat nenen luden is bat;
se endorven nicht vele sorgen
unde ok nicht borgen:
dat mach wal wesen ore hogeste kwal,
wo se schonen vrauwen denen wal.»
de (anner) broder sprak to hand:
«se, leve broder, welk ein wit hand!
sejestu ju ene hand so suverlik?»
he sprak: «swager, weistu nicht,
dat skriver weke hende han?
wente se gripen selden an
axen unde hauwen.
dar umme lat din schauwen,
und lat ome hebn sin gemak.»
de werd to der maget sprak:
«lat dine vrauwen up stan
und lat se hire vor gan.»
De maget in de kemenaden ging,
dat bedde se al umme ving,
se sprak: «vrauwe, is ju worden bat?»
to hand begonde se to denken dat,
do se dar nicht inne lach,
vil sere se do vorschrak,
ore herte dat was leides vol,
wente se merkede wol,
dat se bi deme skrivere lach:
van leide gaf se sik manigen slach.
se ging weder vor de dore.
he sprak: »kumpt se noch nicht her vore?»
se sprak: «here, ik sage iu dat,
dat ore t'avende gar we was:
doch wil se schere hir vor gan.»
do sach se dar enen disch stan.

dene disch droch se vor de glud;
se sprak: «ik mut deme skriver wesen gud:
ik se wal, dar de wint weit
und de roik one nicht slapen leit.»
de list hadde se bedacht,
dat se or vrauwen hedde van dannen bracht.
do se eine wile seten,
der vrauwen se nicht vorgeten.
do sprak de werd: «horstu,
wo lange slept din vrauwe nu?
ga und hete se hir ut gan.»
de maget moste aver up stan,
ore hende se jamerliken wand;
eine kerse nam se in de hand,
se ging ander werve hen in,
de kersen klevede se bi ein vensterlin,
se sette sik uppe dat bedde bret,
so jamerliken als de junk vrauwe bert
mid ruwen und mid klagen,
dat ik ju des nicht half kan sagen.
dat dede se nicht over lud.
ik mene, min vrauwe Sunte Gertrud,
de de skriver des avendes an bad,
de gaf der junk vrauwen einen rad,
dat se ging weder vor de dore,
und sprak: «se kumpt schere hir vore,
se deit sik vaste an.
ik mut in den hof gan,
ik (en)weit, wat de varken mach erren,
ik hore se vaste gerren.»
de maget ging to hand hen ut
und leip snelle umme dat hus
to der kemenaden vensterlin
und grep suverliken dar in.
de kersen nam se in de hand
und lep dar se de schune vand,
se stak de kersen in dat dak.
se leip weder in, und sprak:

«to Jodute, hude und jummer mer!»
de hern lepen ut tegen er,
und lepen in der schunen wand.
de maged lep in dat hus to hand
und wekkede up de vrauwen gud.
do se sach de groten glud.
do vorschrak se also sere,
and on wunderde beiden, wo it darumme were,
unt togen sik snelliken an.
de maged sede or, wat se hedde gedan,
wo ore man und ore broder komen was
und aller bi dem vure sat.
de schune to hand geleschet wart.
de vrauwe des ok nicht enspart,
gar snelle se hen ut ging,
dene werd und ore brodere entfing.
de ene broder sprak also:
«wo bistu also unvro?»
se sprak: «jo wil dat God aldus han.»
se begunden weder in dat hus gan.
de skriver hadde sik bereit,
de kleder hadde he an geleit.
de werd sprak: «we heft ju gewekket?
ji mochten wol wesen vorskrekket.»
«truwen,» sprak de skrivere
«dat sint selsene mere.
dat ik so sere slapen han,
dat diss' allent is gedan
und di se vur is gemaket,
und ik bin nicht entwaket.»
de werd sprak: «ji mochten alle sin vorbrant:
God heft uns hire henne gesant,
dat wi geleschet hebt de schune;
hus, hof hedde gebrant und de schune.»
do sprak de wert to deme skrivere:
«leve her gast, settet ju here.»
de skriver moste sik dar setten.
leides wolden se vorgeten;

dre dage bad he one to hus.
dat he reid mid ome ut,
dat he one wolde laten nerne,
de swegere mid ome reden gerne;
wal dre dage se ute wern.
do begunden se weder kern.
do se aldus weder reden,
hemelik sprak he sine beden,
der he plach herde sere.
in Sunte Gertrudis ere.
do se kwemen in riden,
des de vrauwe plach to allen tiden.
ok se des do nicht enleit,
de vrauwe se alle wille komen heit,
also se to allen tiden plach:
God wet wal, wene se levest sach.
dar wern se alle vrauden rik.
de edele vrauwe dogenlik
deme skrivere begunde vaken
(hemelike vraude maken.)
de minnichlike vrauwe fin
gaf ome ein golden vingerlin
mit edelem duren steine,
dat kostede wol der marke teine.
in der sulven stund
kussede he der vrauwen vor oren mund.
se sprak: «eija, leve skrivere,
ik bidde ju, dat ji disse mere
nemande open barn.
wen ji willen weder to hus varn,
so komet weder to mir.»
do antworde he der vrauwen schir:
«ik weit wol, wat ik swigen sal.»
umme grep he de vrauwen smal;
nicht lenger dorste he dat maken.
se schede[de]n sik mid lachen,
doch se beide le[i]ten
dat water ute den ogen vleten.

de vrauwe doch sik van ome wand.
he reid dar he den hern vand
und dankede ome mid ganzer vlit.
he reid hen to Paris
und ward an kunsten ein groter man.
wan he to der lekzion solde gan,
ome were wal idder unsachte,
mid vruntheit he jo der vrauwen dachte,
de ome God hedde gedan.
deme God noch der salde gan,
deme mach an hoveschen dingen
noch rechte wal gelingen.
Nu hebbe ik ju de mere gesaget,
unde heit de truwe maged,
de durch truwe nu (*l.* nicht) vruchte den dod.
des bidde wi alle den leve(n) God
und de edelen vrien,
de milden moder Marien,
dat uns nummer werde schin
der ewigen helle pin,
und wan wi komen an den dach,
dar sik nein man vorbergen mach,
he enmute vor gerichte gan,
dat wi an truwen vaste stan,
als disse maged orer vr[a]uwen
was an oren denste truwen.
de(s) helpe uns allen de milde God
durch sinen bittern dod
und durch sine hilgen dre namen.
nu spreket alle: amen!

XLIII.

Der verkehrte Wirth.

Von

Herrand von Wildonie.

Erzählung von Abenteuer soll wahr und bezeugt sein, damit ein Unhübscher sie nicht Lügen strafe. Folgendes Abenteuer hat mir ein in allewege vollkommener Ritter, Herr Ulrich von Lichtenstein, gesagt.

Ein alter Ritter in Friaul hatte ein schönes junges Weib: sein Hof lag auf der Ebene und dahinter ein lustiger Hag. In der Nähe saſs ein stattlicher Ritter, welcher der Schönen so fleiſsig diente, bis sie ihm Lohn verhieſs, und durch einen Boten zu dem Erker bestellte, der nach dem Hage hinausgieng, wo er einen Ring an einer Schnur finden werde, welche, an ihren Fuſs gebunden, ihr seine Ankunft anzeigen solle. Der Ritter schlich in der Nacht herbei, und zog an der Schnur. Der Mann, dem sie über das Bein gieng, erwachte zuerst davon, spürte nach, und fand wo die Schnur angebunden war; er zog sie an sich mit dem Ring, und erkannte die leidige Untreue. Er sprang auf, lief durch ein Thürlein in den Hag hinaus, ergriff den dort harrenden Ritter beim Haar, und rief sein Gesinde. Da erwachte die Frau, erschrack, und lief hin, wo die beiden mit einander rangen. Der Mann rief, er müſse seinen Ehrenräuber erkennen, und die Frau erbot sich, ihn zu halten, bis er Licht bringe. Der Mann fürchtete, wenn er die Frau nach Licht gehen lieſse, wo mehr als zehn Männer lagen, gröſsern Schaden, als durch den einen hier, und übergab ihr diesen, mit der Drohung, sie umzubringen, wenn sie ihn entlieſse. Als der Mann weg war, hieſs die Frau den Ritter in den Hof gehen und ihrer warten. Der Ritter wollte lieber sein Leben laſsen, als das ihre gefährden: sie aber hieſs ihn getrost gehen; er küsste sie, und that's; sie holte nun einen Esel herbei, und ergriff ihn bei den Ohren, wurde aber von dem Thiere weit umher durch Neſseln und Dornen gezerrt, bis ihr Mann mit der Fackel kam. Als dieser den Esel sah, schalt er ihre Treulosigkeit, und hieſs sie zu Bette gehn. Er legte sich auch nieder und schlief fest ein. Da stand die Frau wieder auf, gieng in den Hof zu einer Gevatterin, und bot ihr ein halb Pfund, wenn sie ihre Stelle einnähme, und von ihrem Manne, wegen eines kleinen Zwistes, sich etwas gefallen lieſse. Diese war bereit, und die Frau gieng nun zu dem Ritter, und ergezte sich mit ihm nach Herzens Lust. Die Gevatterin aber wurde von dem erwachenden Mann erst tüchtig mit einem Riegel durchgebläuet, und ihr dann zum Warzeichen das Haar abgeschnitten, ohne daſs sie sich durch ein Wort verrieth. Darnach kam die Frau und forderte ihren Mann zurück, der jetzt in todähnlichem Schlafe lag. Die Gevatterin beklagte sich schwer, wurde jedoch durch den Lohn getröstet. Die Frau legte sich nun wieder zu ihrem Manne, umschlang ihn, bis er bei hoher Sonne erwachte. Da schalt er sie, und hielt ihr den ganzen Verlauf der unruhigen Nacht vor: sie aber läugnete alles, und bewies ihm durch ihren fleckenlosen Leib und ihr über die Hüften herabwallendes Haar ihre Unschuld, und daſs alles nur ein böser Traum gewesen. Da sagte er, er habe nur gescherzt: sie aber nahm den Scherz mit ihrer Ehre übel, und er muste sie dadurch begütigen, daſs er ihr einen Mantel von Sammt oder Baldakin (Zeuch aus Baldak, Bagdad) versprach.

Wir würden nichts von dieser Geschichte wiſsen, wenn die zerschlagene Gevatterin sie nicht verlautbart hätte, weil die Frau ihr nicht das Verheiſsene geben wollte. So hat Herrand von Wildonie dieſs Abenteuer gedichtet.

XLIII.

Der verkêrte wirt.

Daʒ buechel heizet der verkêrte wirt.

Aventiure wer die seit,
der sol die mit der wârheit
Oder mit geziugen bringen dar;
ob eʒ ein hübscher hab' vür wâr,
Sô wil lîhte ein unhübscher jehen,
eʒ en hab' nie man [1] gesehen:
Su[n]st getâneʒ strîten
wil ich an disen zîten
Zevueren mit der wârheit;
wan mir ein ritter hât geseit
Dise âventiur(e),
des lîb ist sô gehiur(e)
Und an êren sô vol komen,
waʒ ich hân von im vernomen,
Daʒ ich daʒ mit êren mak
wol b[e]reiten an den liehten tak:
Her Uolrich von Liehtenstein,
der ie (in) ritters êren schein,
Sagt(e) mir diz mære,
daʒ ein ritter wære
Ze Frîûl geseʒʒen;
und hât er sîn vergeʒʒen.

---

[1] *In der Hds. steht* Yetzü hab nyemand.

Daʒ er in mir niht hât genant,
sô tuon ouch ich'ʒ iu niht bekant.
Der selbe ritter het ein wîp,
diu het ein sô schœnen lîp,
Daʒ si was guot ze sehen' an:
dâ bî was vil alt der man.
Sîn hof an einer eben' lak,
dar hinder was ein schœne hak;
Ûʒ gegen dem hag ein ärker[1] gie,
dâ er des nahtes ruow' enpfie.
Nû was geseʒʒen nâhen bî in
ein ritter, der het sînen sin
Gewonet[2] an diz schœne wîp,
dem selben ritter was der lîp
Ze solhen dingen wol gestalt,
des er niht gegen ir engalt.
Nû er gedienet het sô vil,
daʒ diu vrouwe im gab ein zil,
Wie si im lonen wolte.
der ritter gerne dolte
Disiu mære, wan er nie
sô rehte guotiu mær' enpfie.
Der bot(e) sprach: »mîn vrouwe iu hât
enboten, daʒ ir îlse gât
Hin zuo dem hûse, und in dem[3] hage
wartet, unde vor dem tage
Gâhet under den ärker,
dâ vindet ir, nâch iuw(e)r ger,
An einer snuor ein vingerlîn
hangent, daʒ diu vrouwe mîn
Hât gebunden an ir[en] vuoʒ;
dâʒ ziehet: al ze hant si muoʒ
Sîn werden inne, daʒ ir'ʒ sît
hie, unt kumt iu an der zît.«

---

[1] *So lese ich immer für* agker
[2] gewendet?
[3] *In der Hds.* den

Der ritter sleich hin bî der naht.
als sîn diu vrouwe het gedâht,
Er vant die snuor und daʒ vingerlîn
hangen, nâch dem willen sîn,
Dâ greif er zuo unt zuk[ke]te dar.
nû wart der wirt der snuor gewar,
Wan si im gie über daʒ ein sîn bein:
dô im daʒ twang, er wart en ein,
Er wolt(e) wekken niht sîn wîp,
und doch besehen, waʒ im den lîp
Besiffelt; stille greif er dar:
nû wart er schier(e) des gewar,
Wâ diu snuor gebunden was;
die selbe(n) snuor er alles las
Unz an ein ende [als] in sîn hant:
dô er daʒ vingerlîn dâ vant,
Dô erschrak sîn alter lîp;
er dâht': «eʒ wil niht wol mîn wîp.»
Vor leide im viel daʒ vingerlîn
unwiʒʒende von der hende sîn:
Er sprang ûf von dem bette sîn
und lief, dâ er ein türelîn
Wiste[1] gênde in daʒ bak.
der ritter, der dâ wartens pflak,
Gedâht': «eʒ ist diu vrouwe mîn.»
dô er daʒ kleine türelîn
Hôrte ûf gân, er gâhte dar.
der wirt 'erwischte in bî dem hâr.
Und schrê nâch dem gesinde sîn.
der gast gedâht': »were ich mich dîn.
Sô kumt diu vrouw(e) mîn in wort,
sô bin ich an den êren mort.
Ich hân mich schier(e) dir benomen,
dû bist ân[e] swert und [ân'] meʒʒer komen:
Sô hân ich bî mir mîn wer,
dâ von hân ich dir über her.«

---

[1] Wisset in der Hds., welche meist die Präterita auf te so [illegible]

Von des wirtes ruof erschrak
diu vrouw(e), diu vor slâfes pflak:
Si zukte bald an sich ir wât,
und dâhte: »awê, mîn man der hât
Disen ritter vunden hie.«
si lief, niht bîlde si dar gie.
Und sprank ze in beiden in daȥ bak.
ie zuo der ob, der [ander] under lak,
Si sprach: «wie nû, waȥ sol daȥ sîn?
vil lieber wirt, bedarftu mîn?«
Er sprach: »dâ wiste ich gern(e), wer
diser wære, der mir her
Ist bekomen ûf mînen schaden.«
si sprach: »des wirstu lîht entladen,
Gib mir in her, und bring ein lieht:
und gib' ich dir hin wider niht,
Waȥ dû mir gîst in mîn(e) hant,
sô hab' mîn houb(e)t dir ze pfant.«
Der wirt gedâht': »lâȥ' ich si gân
da hin, dâ mêr dan zehen man
Ligent, unde zünden[t] lieht,
ich wæn', mêr schaden dâ geschiht,
Dann(e) von dem einen hie.»
er sprach: »nemt hin, und merket, wie
Ich iu bevilhe disen man:
und lât ir den, sô sît ir dar an
Schuldig, daȥ er her ist komen,
sô wiȥȥet, daȥ iu wirt benomen
Hie der lîb an sîner stat.«
diu vrouw(e) sprach: »waȥ ir mir lât,
Daȥ wil ich iu hin wider geben,
oder ir nemt mir mîn leben.»
Er gab in ir, und lief dâ hin
nâch einem lieht[e], daȥ was sîn sin.
Der ritter sprach: »ich bin her komen
iu leider, vrouwe, niht ze vrumen.»
Diu vrouwe sprach: »gêt, wartet mîn,
hin in den hof.» — «des mag niht sîn,»

Sprach der ritter »schœn(e) wîp,
nû habt ir vür mich iuw(e)rn lîp
Besezzet: ê dan ich den verlür,
den tôt ich ê mit willen kür.»
Si sprach: «nû sorget niht umb mich.»
er kuste si: »Got der segen' dich!«
Waʒ si dô tet, daʒ weiʒ ich wol,
und weiʒ, wie ich'ʒ iu nennen sol.
Wan einen esel, den si vant,
den nam diu vrouw(e) sâ zehant
Bî sînen ôren, und habet' in.
nû hât daʒ kunter sölhen sin,
Daʒ eʒ im niht wol gezimt,
wer eʒ bî den ôren nimt;
Daʒ kunter hinder sich dô gie,
daʒ hag wart sô dikke nie,
Eʒ endente sich dar in.
si dâht': »und lâʒ' ich dich, sô bin
Ich schuldig gar umb disen man,
wan ich dich wil ze worte hân.«
Dorn, neʒʒel, manig ast
was dâ niht der vrouwen gast,
Wan si ir nâhen wâren bî,
aller kleider wart si vrî.
Dô diu vrouw(e) wart gar blôʒ,
von bluote ir schœner lîb hin gôʒ.
Ine des lief zuo der wirt,
unlange het er sich verirt,
Dô brâht' er ein(e) pûbel grôʒ,
diu bran. die vrouw(e) des verdrôʒ,
Daʒ er sô lange was gewesen,
diu vrouw(e) schrê: »ich mag genesen
Niht, ir ungetriuwer man,
von dem, daʒ ir mir habt verlân.»
Nû lief er blâsende, im was gâch,
dâ er sîn wîb in nœten sach,
Er wolt' ir helfen: dô er vant
diz kunter in irer hant,

Dô erschrak er, unde sprach:
»âwê, daʒ ich iuch ie gesach!«
Er sprach: »war ist komen der man?«
si sprach: »nû seht daʒ ich hie hân,
Daʒ ir mir gâbet in mîn hant,
sô ir dem tiuvel sît bekant.«
Er sprach: »gât slâfen, ich weiʒ wol,
daʒ ir sît bœser [un]triuwen vol.«
Der wirt gieng slâfen, und sîn wîp
was vor dem bette: schier sîn lîp
Entslâfen was; diu vrouwe gie,
dô si in sach su[n]st mueden hie,
Hin in den hof, und bat ein wîp,
der gevater was ir lîp,
Si sprach: »gât zuo dem wirte mîn
und sizzet vür daʒ bette sîn;
Ret er mit iu, sô swîget ir:
ich kum iu, daʒ geloubet, schier.«
Si sprach: »waʒ habt ir getân?
daʒ ir niht selber welt dar gân.«
Diu vrouwe sprach: »ein zornlîn
ist zwischen uns; nû lât daʒ sîn.
Ob er iuch slahe, des ist vil,
daʒ selb' ich wider dienen wil,
Ich wil iu geben ein halp pfunt.»
si dâht': »und wird' ich von im wunt,
Daʒ würde mit dem halben heil;
die andern werden mir ze teil.»
Si gieng hin, und saʒ hin vür,
unt tet vil lîse zuo die tür.
Diu vrouwe disem eʒ wol bôt:
wes si dâ pflâgen, des ist unnôt,
Daʒ ich daʒ ieman tuo bekant.
Der wirt erwachte; dô er vant
Sîn wîb niht an dem bette sîn,
er sprach: «welt ir noch spotten mîn?»
Si sweig; er sprach: «nû legt iuch her.»
si sweig: den rigel zukket' er

Und legt' si vür sich, unde sluok,
unz in selber dûhte genuok.
Er leget' sich nider unde pfnach,
aber er zorniklichen sprach:
»Gêt ir niht her, iu mag geschehen,
daʒ ir ungerne müget sehen.«
Diu arme dâhte: »und melde ich mich,
sô ist verlorn gar, waʒ ich
Leides hie erliten hân,
und muoʒ des guotes ab gestân,
Daʒ man mir git: unsælde hât
mich brâht an dise veigen stat.«
Er sprach: «und welt ir nicht zuo mir,
so kum aber ich iu sô, daʒ ir
Mich gerne wisset anders wâ.»
er nam den selben rigel dâ
Und sluog ir manigen grôʒen slak.
er sprach: »sô eʒ nû werde tak,
Sô jeht, ich hab' iuch niht geslagen;
ein wortzeichen sult ir tragen,
Daʒ muoʒ bewarn mir den man,
den ir valschlich habt verlân.«
Die armen er zen vueʒen swank,
unt zukte ein meʒʒer daʒ was lank,
Und sneid ir ab ir schœne hâr
oberthalb der ôren gar.
Er sprach: »ich bin ân' angest z'wâr,
daʒ ir iu müget ein ander hâr
Gemachen, als ir ûʒ dem man
einen esel habt getân.»
Nû het sô sère sich erwegen
der wirt, dô er sich wolte legen,
Daʒ er hin viel reht vür tôt.
Diu vrouw' eʒ wol ir[n] vriunde[n] bot,
Und gab im urloub, und gie hin
wider zuo der kemenâten in,
Si sprach: «gevâterin, ir sult gân,
ich wil ouch triuten mînen man.»

Diu arme sprach: »daz triuten mîn
mag wol gên im verloren sîn;
Ich enweiz, waz ir im habt getân,
ich hân vür iuch ein buoze enpfân,
Der ich gedenken immer mak,
sô mangen ungehiur(e)n slak
Het', ich wæn', nie wîb erliten.
dar zuo hât er mir ab gesniten
Mîn schœn(e) hâr.« diu vrouwe sprach:
»wer niht lîdet ungemach,
Dem wart nie mit gemache wol:
billich ich iuch ergezzen sol.«
Diu arme gienk ze iren kinder(n) wider.
diu vrouwe smukte sich dar nider
Zuo irem wirte lîse gar.
vor muede wart er niht gewar,
Daz in daz vil karge wîp
twank vil nâhen an ir lîp
Unt twang ir wange an daz sîn.
Dô hôch ûf kam der sunnen schîn,
Der wirt erwachte, und sach si an,
er sprach: «hiet ir daz ê getân,
Sô möht ir mit ruowe sîn.»
si sprach: «waz meinstu, herre mîn?» —
»Ich mein', daz ir vil bœsez wîp
mir habt beswær(e)t mînen lîp.« —
»Mit welhen dingen, herre mîn?«
er sprach: »waz ist daz vingerlîn,
Daz an iuwer snuere was
gehangen abhin ûf daz gras
Und gelegt an iuwer zêhen?
nû welt ir mir daz ab ervlêhen,
Daz ich vergezze sölher tât,
die iuwer lîb begangen hât.«
Sî sprach: »z'wiu het' ich daz getân?« —
»dâ het ir einen vremden man
[illegible] kumen in daz hak;
diu [illegible] ûf mînem beine lak,

Dô er ziehen die began,
dô kam ouch ich, den[1] selben man
Begreif ich, nâch dem willen mîn,
bî dem hâr und den ôren sîn.«
Si sprach: »war tet ir den man?« —
»ir gewunnet mir in an,
Alsô daʒ iuwern valschen lîp
ich immer haʒʒe, bœseʒ wîp!« —
»Sît ich in iu an gewan,
nû wâhin hân ich in getân?« —
»Dâ gâbet ir vil valscheʒ wîp
mir mînen esel vür sînen lîp,
Den hieltet ir bî sînen ôren.
habt ir mich vür einen tôren,
Dâ bin ich iu doch ze grâ.«
si sprach: »waʒ tet ir mir dâ?» —
«Daʒ ist an iurem rukke[n] schîn.» —
si sprach: «seht ir die slege mîn,
Sô sult ir haben eʒ vür wâr.»
si endakte sich: dâ sach er dar.
Si sprach: »ist schœn' der rukke mîn,
sô mag eʒ iu wol getroumet sîn.«
Er[2] sprach: »nû zeiget iuwer hâr.« —
«war umbe?« — »dâ hân ichʒ iu gar
Ab gesniten.« — »jâ, ir helt!
und habt ir mich darzuo erwelt,
Daʒ iu von mir troumen sol,
daʒ mînen êren stât niht wol?«
Er sprach: »ir lâ[ʒe]t eʒ ungern sehen.« —
si sprach: »und ist es niht geschehen,
Sô sît ir gar ân(e) sin,
sô wiʒʒet, daʒ ich immer bin
Iu gehaʒ, und wil eʒ klagen
darzuo allen mînen mâgen.«
Er sprach: »den zorn welt ir hân
darumb, ich mueʒ' eʒ iu verlân:

---

[1] *In der Hds.* dem.

[2] *In der Hds.* Sy

Wiʒʒet, sîn mag niht geschehen,
ich(n') mueʒ' iuch schône gestrel(e)t sehen.«
Si sprach: »welt ir sîn niht enbern,
sô lâʒ' ich iuch'ʒ sehen gern:
Sô hân schône gestrelet ich
gegen im, mit dem ir zîhet mich.«
Si brach ir risen ab in zorn,
und sprach: »hân ich mîn hâr verlorn,
Daʒ ist dem leid, durch den ich'ʒ tragen
wil an den næhsten vîretagen.«
Nû was der vrouwen hâr sô lank,
daʒ eʒ ir ûf diu büffel sprank.
Der wirt erschrak, und dâhte: »ich bin
unsælig und gar ân(e) sin!
Wes hân gezigen ich mîn wîp?
eʒ ist billich, daʒ mir ir lîp
Nimmermêre werde holt,
daʒ hân ich wol gên ir verscholt.
Wâfen, wie ist mir geschehen!
und het' ich selber niht gesehen
ir schœnen lîb, ir schœn(e) hâr,
ich wolte wænen, eʒ wær' wâr.«
Er sprach: »liebe vrouwe mîn,
nû lâʒet iuwer zürnen sîn,
Wan ich mit iu geschimpfet hân.«
si sprach: »des sült ir mich erlân,
Daʒ ir die schimpfe mit mir hânt,
die mir an mîn êre gânt;
Nû suochet sülhiu wîb genuok,
die solhe schimpfe hân vergnuot.
Er sprach: »liebe vrouwe mîn,
von samît oder von baldekîn[1]
Gib' ich iu einen mantel guot,
daʒ ir lât iuwern zornes muot.«
Si sprach: »nû sî durch iuch getân;
ir sult's aber vürbaʒ mich erlân.«

---

[1] In der Hs. samat – Baldekein

355 Nû möht(e) wir des wizzen niht,
von welhen dingen diu geschiht
Wær' geschehen, wan, daz wîp,
der zerslagen wart der lîp,
Diu saget' ez, durch selben muot,
60 diu vrouw(e) wolt' ir niht daz guot
Geben, daz si ir hêt benant:
dâ von wart uns daz mære bekant. —
Der iuch der âventiur(e) mant,
der ist von Wildonie Herrant.

XLIV.

Die Beichte.

Ein Mann wohnte vor einem Walde, fernab von der Kirche. An einem Palmsonntage, da tiefer Schnee lag, und alle Leute zur Beichte gingen, machte der Mann seiner Frau, von der er viele kleine Kinder hatte, den Vorschlag, weil die Wege so verschneit wären, sich daheim gegenseitig zu beichten und zu sühnen. Die Frau willigte ein, kniete nieder vor ihm, und beichtete: als im vorigen Jahr ihr junger Herr gegen sie beide sehr erzürnt gewesen, habe sie ihn zu sich gelegt, so daſs er ihm gnädig geworden; der Amtmann Heinrich, der ihm auch Schaden gethan, habe zur Arntezeit sie beredet, ihn in ihre Stube zu laſsen und seinen Willen zu thun; auch ihr Nachbar Kunz habe sie, als sie vom Brunnen gegangen, zu seinem Willen verleitet; und auf dem Wege zur Mühle habe ein Pfaffe sie angehalten und bewogen, ihm zu Willen zu sein.

Auf des Mannes Frage, ob das alles sei, betheuerte sie es, und gelobte Beſserung, und der Mann bog sie in seinen Schooſs, gab ihr drei kleine Stöſse, und verzieh ihr in Gottes Namen die Schuld.

Sie forderte hierauf seine Beichte, und er versicherte, so lange sie sein Weib, sei er ihr nicht untreu gewesen, auſser einmal, da ihr Dienstmädchen Adelheid am Feuer gelegen in einem feinen Hemde, durch welches ihr Leib so minniglich geschienen, daſs er seinen Willen mit ihr gethan habe.

Da schalt das Weib laut den treulosen Mann, ergriff ihn bei den Haaren, zog ihn zur Thüre hinaus und schlug ihn mit dem verkehrten Besen.

Wo der Mann vom Weibe geschlagen wird, das heilt nimmer. Gott züchtige die treulosen Weiber, die ihre Männer um kleine Schuld [illegible] wollen.

XLIV.

Diu bîhte.

Ein man vor einem walde saz,
in dûhte, er sæz(e) niendert baz,
Wan daz er niemêr des vergaz,
daz er der kirchen ze verre was.
Sich vuogt' an einem balmtage,
als noch die liut(e) gânt ze der klage
Und alle liut' ze kirchen sint,
der man het vil kleiniu kint,
Dô was der snê unmâzen grôz,
daz in der kirchverte bedrôz.
Er nam zuo der vrouwen rât,
und sprach: »ze der kirchen niht pfades gât;
Vrouwe, dû solt bîhten mir:
alsô wil ich tuon ouch dir.
Daz tuon ich alles umbe daz,
daz under uns werd' dest minder haz.«
Diu vrou bedâht' sich stæt(e),
daz si daz gerne tæt(e),
Unt kniuwet' nider vür irn wirt,
si sprach: »vert wurden wir verirt
Gen unserm jungen herren,
der truog uns grôzen werren:
Den hân ich sider geleit zuo mir,
sît ist er gnædig worden dir.
Und Heinrich der amman,
der hât dir ouch vil leid getân.

Vert dô man daȝ korn sneit,
dô prueft' er mit sîner kündikeit,
Daȝ ich im in die stuben lie,
sîn willen er an mir begie.
Unt Kunz, der unser nâchgebûr ist,
der erdâht' im einen list,
Dâ ich von dem brunnen gie,
bî der hend' er mich gevie
Und mêret' mir mîn vröude ie,
biȝ daȝ sîn wil an mir ergie.
Dô ich ze müle solte gân,
dô sach ich an dem wege stân
Einen pfaffen wolgetân,
der wolt(e) mich ouch nihts erlân.
Er vürtrat mir daȝ pfat,
alsô vast er mich bat,
Daȝ ich in næm', durch sîn bet'
ich ouch sînen willen tet.«
Er sprach: »sag' ûf die triuwe dîn,
mag aber ir iht mêr(e) sîn?«
Si sprach: »ich hân dir gar verjehen;
eȝ sol niemer mê beschehen.«
Er bouk si in sîn schœȝelîn
und gab ir driu stœȝelîn.
Er sprach: »vergeben sî dir dîn schult
vor Got, sô habe ouch mîn hult.«
Si sprach: »nû wil ich niht gedagen,
dû solt mir ouch dîn bîhte sagen.
Dû vil hundiger [1] man,
waȝ hâstu wider Got getân?« —
»Vrou, sîd dû mir würd' geben ie,
sîd überhupft' ich dich nie.
Nu(n) unser dirne Adelheit,
diu het sich gên dem viur geleit.
Ein kleineȝ hemde het si an,
ir wîȝer lîb dardurch schein.

[1] sündiger

Ich sach ir iren stolzen lîp,
dô was si gar ein minniklîch wîp.
Und gevuegt' sich sider hie,
daz mîn wil an ir ergie.« —
»Owê, ir vil bœser man,
habt ir daz wider mich [êrhær' wîb] getân!«
Si nam den man bî dem hâr,
si zôch in umb vil ungevâr.
Si zôch in ûz vür die tür,
si kêrt' dem besem daz hinder her vür
Und sluog in dâ mit sêr(e).
Daz heilet nimer mêr(e).
Swa ein man von wîben wirt geslagen,
sust hœr' ich daz mære sagen.
Und wil sîn machen ein end(e),
daz Got diu valschen wîp schend(e),
Die grœzer schuld hân, dan ir man,
daz wünsch' ich, sô ich beste kan,
Daz in Got geb' ein bœsez jâr,
beidiu, stil und offenbâr,
Sîd si von kleiner schuld went twingen
die man mit allen dingen.

XLV.

Der begrabene Ehemann.

Ein Mann betheuerte seinem Weibe, sie sei ihm lieber, als der Griechen Gold. Sie verlangte zum Beweise die Gewährung einer Bitte, so wie sie alles thäte, was er verlange, weil sie ihn tausendmal lieber habe, als er sie. Er gelobte es, und sie forderte, daſs er glaube, was sie ihm sage. Er beschwur es, und sie entbod ihn am hellen Mittage zum Abendeſsen und Schlafengehn. Er wandte den Tag ein, und sie schalt ihn eidbrüchig, und sagte ihm ihre Huld auf. Er bereute, und bat um Sühne. Sie gewährte, und warnte. Zwölf Tage darauf sagte sie ihm eine andere Unwahrheit, und ward durch den Erfolg ihrer Herrschaft versichert. Sie versuchte ihn nun stärker, und hieſs ihn in ein warmes Bad gehen, das aber kalt war: er fand es warm genug, obschon er heftig darin fror; und sie bewies sich ihm nun so hold, und kirrte ihn so, daſs er auf ihr Wort geglaubt hätte, die Erde sei Gold. So trieb sie es wohl ein halbes Jahr.

Da war in der Stadt ein Pfaffe, der die Frau oft um ihre Gunst bat, und es nun dahin brachte, daſs sie ihn minnete. Eines Tages sah ihr Mann sie von ihm aus dem Stadel (Scheune) gehen. Er tadelte ihre Vertraulichkeit mit dem Pfaffen; sie aber betheuerte ihre Treue, schalt sein Misstraun, und drohte, sich ganz von ihm zu scheiden: er gelobte alles gut zu heiſsen, was sie sage und thue, und sie bezeigte sich ihm so hold, daſs er das beste Weib zu haben wähnte. Die Frau gewann aber den Pfaffen dermaſsen lieb, daſs er ihr ihren Mann verleidete. Als er eines Tages vom Felde kam, fragte sie, was ihm geschehen, weil er so bleich sei, und hieſs ihn zu Bette gehen. Sie holte den Pfaffen, lieſs den Todkranken beichten und ihm das Nachtmal reichen. Dann gab sie ihm eine Kerze in die Hand, drückte ihm die Augen zu, und erklärte ihn für gestorben. Man legte ihn auf die Bahre, die Nachbaren kamen, man bewachte ihn die Nacht, und trug ihn am Morgen zur Kirche. Die Frau wehklagte und zerraufte ihr Haar, wünschte jedoch mit dem Pfaffen sich des Geäfften zu entledigen, der aus Liebe und Furcht sich alles gefallen lieſs, und Erlösung hoffte, bis man ihn ins Grab senkte und schleunig begrub. Da rief er und machte sich auf alle Weise vernehmlich: der Pfaffe aber gebot Allen, einen Segen zu sprechen, um den Teufel von dem armen Leichnam zu vertreiben. Das Weib, und alle Gegenwärtigen sprachen Amen dazu. Vergeblich schrie der Mann in der Gruft, die beiden blieben dabei, es wäre der Teufel, und lieſsen ihn nicht wieder ausgraben. So kam er um sein Leben, weil er sich von einem thörichten Weibe beherrschen ließ

XLV.

Der begrabene ê man.

Diz mære (seit), wie ein wîp iren man
lebendik begruob ie sân.

Ein man sprach wider sîn wîp:
»dû bist mir liep alsô der lîp,
Z'wâre, wærest dû mir
sô rehte holt, als ich dir,
Daz næm' ich vür der Kriechen golt;
dun enmöhtest mir nimmer sô holt
Werden, als ich dir bin;
mir ist daz herze und der sin
Sô rehte sêre an dich geslagen,
daz ich dir nimmer kan gesagen.«
Si sprach: »daz lâ werden schîn;
ich tet durch den willen dîn,
Swes dû mich ie gebæte,
und bin dran immer stæte.
Tuo ein dink, des ich dich bit';
dêswâr, dâ wirbest dû mit,
Ez si wênik oder vil,
daz ich ez immer allez tuon wil,
Swes dû gesinnest ane mich,
und wil des inne bringen dich,
Daz dû noch lieber bist mir
tûsent stunt, dan ich dir.«

Er sprach: »nû sage, waȝ ist daȝ?
ich tuon eȝ michel vür baȝ,
Danne dû's immer gegerest;
dar umbe daȝ dû mich des gewerest,
Daȝ du alsô sêre minnest mich
mit triuwen immer, als ich dich.«
Si sprach: »des geloube mir,
mîn trût, swaȝ ich gesage dir,
Eȝ muet ein ietslîch wîp,
und gêt ir rehte an den lîp,
Swaȝ si gesaget ir man,
daȝ er des niht gelouben kan,
Uns entuot kein dink sô wê.«
er sprach: »enist des niht mê,
Des dû mich bitest?« si sprach: »nein.«
er sprach: »daȝ wær' ein mort und [ein] mein,
(En)wær' ich dir des vil bereit;
ich wil dir sweren einen eit,
Durch daȝ dû mir sô wol behagest,
swaȝ dû (immer) mir gesagest,
Daȝ ich des gelouben wil;
dîner triuwen ist sô vil,
Sô dû mich minnest, als ich dich,
daȝ dû nimmer getriugest mich.«
Als er der rede volle vuor,
daȝ er ir den eit geswuor,
Dô gedâhte si daran:
»wie versuoch' ich, ob mîn man
Gelouben welle daȝ ich sage?«
  Daȝ was an einem mitten tage.
Si sprach: »geselle, eȝ ist naht,
ich hân uns z'eȝȝen gemaht,
Wir sullen eȝȝen und slâfen gân.«
er sprach: »wie hâstu sô getan?
Eȝ ist noch kûm' mitter tak.« —
»daȝ ich dîn ie sô wol gepflak,«
Sprach daȝ wîp »daȝ ist mir leit.
nû hœre ich die wârheit.

Daȝ der manne triuwe bœse ist,
sît dû meineit worden bist
In sô kurzer wîle wider mich;
ich wolt' und hân versuochet dich,
Ob dîn triuwe und dîn eit
heten deheine stætikeit:
Nû sich ich unde hœre wol,
daȝ ich dich immer haben sol
Vür ein triuwelôseȝ vaȝ.
waȝ hete dir geworren daȝ,
Doch ich dir sagte, eȝ wær' niht,
hetestu dich wârhaft gemaht,
Und hetest gesprochen: «eȝ ist wâr?»
ich hân mê danne ein halp jâr
[Noch] baȝ getriutet dînen lîp,
dannoch ie dehein wîp
Ir manne mê getæte:
sô ist dîn triuwe unstæte,
Des scheidet sich (diu) vriuntschaft nû.
ich sach eȝ alsô wol, als dû,
Daȝ eȝ kûm mitte(r) tak ist,
wan, daȝ ich eȝ tete durch den list,
Daȝ ich dich dâmit ervuor.«
vil sêre si bî ir lîbe swuor,
(Er) gewünne ir hulde nimmermê.
diu drô diu tet im alsô wê,
Daȝ er vil kûme genas,
wan im daȝ wîp sô liep was.
Daȝ wort er trûriklîchen sprach:
»o wê, daȝ eȝ mir ie geschach,
Daȝ leit unde daȝ unheil!
dâvon lîde ich grôȝen meil
An allem mînem lîbe,
daȝ ich mînem wîbe
Niht gevolget hân sô vil
an irem tugenthaften spil,
Daȝ ist mir leit vil sêre,
unt klag' eȝ vrouwen Êre,

Und muoʒ ouch [daʒ] Got erbarmen:
eʒ was mir werltarmen
Vergeʒʒen, sam mir mîn lîp.«
dô kniete er nider vür daʒ wîp,
[Er sprach:] »liebe vrouwe sueʒe,
gunne mir, daʒ ich eʒ bueʒe,
Und daʒ ich eʒ immermê getuo;
ich wil dir geloben darzuo,
Geschæh' eʒ mir iht mê,
daʒ eʒ immer unversuenet stê.«
Si sprach: »sô wil ich eʒ varn lân;
dû solt daʒ vil gewis hân,
Eʒ muet mich nû sô sêre,
getuostû'ʒ immer mêre,
Sô ist diu vriuntschaft dâ hin,
unt kumest nimmer, dâ ich bin.«
Dô was er vrô, daʒ si den zorn
sô schiere hete verlorn.[1]
Dar nâch in zwelf tagen
begunde si im aber sagen
Ein gelogen mære, umbe daʒ,
daʒ si in versuochen wolte baʒ;
Si dûhte an disem mære,
daʒ si sîn meister wære,
Des wart si stolz unde balt:
si macht' ein volbat daʒ was kalt,
Und sprach: »gank in, eʒ ist warm.«
dô was er des muotes sô arm,
Daʒ er dâ wider niht ensprach:
wan er sich aber des versach,
Daʒ er ir hulde verlür;
swie sere er in dem bade vrür,
Er sprach: »eʒ ist warm genuok.«
wan er daʒ sô wol vertruok,
Des wart ir herze vröuden vol,
sît bôt sî'ʒ im alsô wol,

---

[1] verkorn?

Sam si dâ vor ê getæte,
und beleip dar an sô stæte,
Daz si in ir machte sô holt,
hete si gesprochen: »diu erde ist golt,»
Er hete gesprochen: »ez ist wâr.«
daz tet si ouch wol ouch wol ein halp jâr.
Dô was ein pfaffe in der stat,
der si des lîbes dikke bat,
Swen er'z gevuegen kunde;
daz treip er an die stunde,
Daz si in minnen began.
eines tages sach si ir man
Von im ûz ir stadel gân,
er sprach: »daz ist missetân,
Daz dû dem pfaffen [sô] heimlîch bist.»
si sprach: »dû liugest, wizze Krist!
Ez muet aber dînen sin,
daz ich dir sô holt bin;
Ezn' wart nie wîp, geloube mir,
ir manne holder, danne ich dir;
Wil dû mir des gelouben niht,
und sprichest dû dâ wider iht,
Ich tuon dir sulhen zorn schîn,
daz wir gescheiden immer sîn.
Swaz ich gespriche und begân,
wil dû daz niht vür guot hân,
Daz soltu balde sagen mir,
sô wil ich mich scheiden von dir.«
Er sprach: »ez ist allez guot,
swaz dîn reiner lîp getuot;
Dîniu wort [diu] sint alle wâr;
soldestu leben tûsend jâr,
Ich gezîhe dich nihtes mê.«
dô tet si im aber baz, dan ê,
Si bôt ez im wol und dannoch baz;
sô lange bezzerte si daz,
Unz si in dar zuo brâhte,
daz er ze allen zîten dâhte:

»Ich hân daz allerbeste wîp,
diu ie gewan wîbes lîp.«
Doch wart ez sô geschaffen,
daz si den selben pfaffen
Sô sere minnen began,
daz ir erleidet' ir man,
Daz tet si schîn, ich sag' iu, wie.
eins tages do er von akker gie,
Do begunde si in ane sehen,
si sprach: »waz ist dir geschehen?
Daz ich mîn leben ie gewan!« —
»waz meinstu, liebe?« sprach der man
Si sprach: »dâ bistu garwe
tôt an dîner varwe;
Dir wil des tôdes smerze
iezuo gên an dîn herze;
Da enist leider niht wider.
gank an dîn bette und lege dich nider.
Wê mir, dû wilt sterben!
lâ mich dir den pfaffen erwerben,
Daz er dir die sêle bewar.«
dô brâhte si den pfaffen dar,
Und hiez in sprechen sîn bîhte.
des erbat si in vil lîhte,
Er wolt' an allen dingen
ir willen vollenbringen.
Des twank in zweierhande nôt,
daz si('z) im sô wol erbôt,
Und ouch daz nie dehein man
ein wîp sô rehte liep gewan.
Dô si sîn bîhte vernâmen,
und er Gotes lîchamen
Zuo dem tôde (dâ) genam,
und der pfaffe danne kwam,
Dô gab sim an sîne hant
ein kerze, diu was schôn enbrant,
Unt tet im diu ougen zuo.
si sprach: »lieber man, nû tuo.

Sam die ouch sint' in dirre nôt;
wan leider mir, dû bist tôt;
Dun' ensolt' dich nimmer mê geregen.«
Si begunden in ûf die bâre legen.
Die brâhte si vil schiere dar.
dô kômen ir gebûren gar,
Die naht man im wachte,
unz sich der tak ûf machte,
Zuo der kirchen man in truok.
dô roufte si sich unde sluok,
Si gienk im weinunde mite
und hete klegelîche site.
Die sêlemesse man im sank;
die wîle idoch vil unlank
Dar nâch truok man in ze grabe.
si kômen sîn beide gerne abe,
Daʒ wîp und ouch der pfaffe:
dannoch wânt' der affe,
Si versuocht' in aber alsô
und wolt' in dar nâch machen vrô.
Daʒ wolt' er vil gewis hân.
sô lange het er den wân,
Unz man in in daʒ grap huop
und in vil balde begruop.
Do eʒ im an die rehten nôt gie,
dô rief er an alle die,,
Die da umb daʒ grap wâren,
und begunde gebâren,
Als, den dâ twinget der tôt.
der pfaffe in allen dô gebôt,
Daʒ si einen segen vür sich tæten
und Got vil sêre bæten,
Daʒ er den tiuvel dâ vertribe,
daʒ er niht lenger dâ belîbe
Bî dem armen lîchamen.
si sprach: »daʒ werde wâr.« — »amen!«
Sprach dô man unde wîp.
alsô verlôs er sînen lîp,

Swaʒ er gerief und geschrei,
dô sprâchen doch disiu zwei,
Diu dâ westen diu mære,
daʒ eʒ der tiuvel wære,
Und lieʒen in niht ûʒ graben.
den schaden muost' er des haben,
Daʒ er sazt' ein tumbeʒ wîp
ze meister über sînen lîp.

XLVI.

Das heiße Eiſen.

Ein Weib pries ihren Mann, und betheuerte ihm, daſs kein Weib ihren Mann so lieb hätte, verlangte aber dieselbe Versicherung von ihm. Er erbot sich zu jedem Beweise, und sie forderte die Feuerprobe seiner Treue, daſs er ein heiſses Eisen tragen solle. Er war bereit dazu: das Eisen wurde alsbald geglühet, und auf zwei Steine gelegt; der Mann hatte zuvor einen Span in seinen Aermel gesteckt, welchen er unvermerkt in die Hand gleiten lieſs, als er hinzutrat, das glühende Eisen aufhob, und es sechs Schritte, mit Betheurung seiner Treue, trug: worauf er den Span wieder heimlich in den Aermel schob, und die unversehrte Hand zeigte. Die Frau war befriedigt, und verhieſs ihm ihre stäte Huld. Der Mann forderte nun aber von ihr auf der Stelle denselben Beweis. Sie meinte, er wäre ohnedieſs schon von ihr überzeugt, daſs er ihr tausendmal lieber als ihre Seele sei. Er jedoch bestand darauf, lieſs das Eisen wieder ins Feuer legen und glühen. Da sie sich nicht mehr weigern konnte, bat sie ihn, den starken Mann, um Nachsicht mit dem schwach geschaffenen Weibe, und um Zulaſsung nur Eines Mannes, welchen sie auſser ihm gehabt habe. Er bewilligte, drang aber auf die Feuerprobe. Darauf bat sie noch um zwei Männer, und als auch diese zugestanden wurden, erbot sie ihm drei Pfund Geldes, welche sie heimlich bewahre, wenn er ihr noch drei Männer verstatte. Er gewährte auch dieſs, drohte ihr aber den Tod, wenn sie fürder Ausrede mache. Sie muste also schweigen, und nahm das Eisen, verbrannte sich aber so sehr, daſs sie es schreiend fallen lieſs. Er hatte ein Wachs und Tuch bereit, sie damit zu verbinden: sie aber wies ihn zurück, und wehklagte, daſs ihre Hand für immer unbrauchbar sei. Da gerieth er in Zorn, verkündigte ihr seinen Abscheu, und schalt ihre eingestandene Treulosigkeit, für welche sie den verdienten Lohn empfangen habe.

XLVI.

Daʒ heiʒe îsen.

Diʒ ist ein mære guot genuok,
wie ein wîp daʒ heiʒe îsen truok.[1]

Ein wîp sprach zuo ir man:
»daʒ ich dîn künde ie gewan,
Des wil ich immer wesen vrô:
Got hât dich gezieret sô
An schœne und an vrümkeit,
und hât sô gar an dich geleit,
Swaʒ einem manne wol gezimt,
daʒ mir diu sorge den lîp benimt,
Die ich dîn vor andern wîben hân:
wær' dîn muot nû sô getân,
Daʒ dû mich des gewis tætest,
daʒ dû niht ander wîp hætest,
Daʒ wolt' ich immer mêre
gedienen alsô sêre,
Daʒ dû des selben jæhest,
sô dû die wârheit sæhest,
Daʒ nie kein wîp iren man
von herzen alsô liep gewan.«

---

[1] *In der Dresd. Hds.* Nû sehet, mit welhem vuoge diu zwei daʒ heiʒ îsen truogen.

Er sprach: »vil liebiu minne mîn,
ichn' ger keines wîbes, den dîn,
Dû bist mir lieber, danne liep;
ich sî ein ungenæmer diep,
Hân ich deheine, wan dich;
sô dir Got, niht enzîhe mich,
Daȥ ich solheȥ iht tuo,
dâ bistu mir ze liebe zuo:
Ich bin dir gerne bereit
aller der gewisheit,
Der dû an mich geruochest,
daȥ dû wol versuochest,
Daȥ ich dînen lieben lîp
minnen wil vür alliu wîp.«
Si sprach: »unde tuostu daȥ,
sô wart nie kein man baȥ
Gehandelt von sî[ne]m wîbe,
dan[ne] dû von mînem lîbe[1]
Gehandelt immer werden muost,
ob dû mir ein gerihte tuost,
Des ich dich wil bewîsen:
trag mir daȥ heiȥe îsen,
Als liep ich dir ze vriunde sî,
dâ wil ich rehte sehen bî,
Welch liebe dû zuo mir hâst,
und ob dû âne schulde stâst,
Des wil ich von dir niht enbern;
und wilt dû mich es niht gewern,
So hâstu immer mînen haȥ,
sô læstu eȥ niht, wan umbe daȥ,
Daȥ dû minnest ander wîp
und enahtest niht ûf mînen lîp.«
Er sprach: »diu rede ist âne nôt,
mir wær' lieber der bitter tôt,
Danne ich erwurbe dînen haȥ;
ich tuon vil gerne alleȥ daȥ,

---

[1] *Dies Reimpaar fehlt in D*

55 Dâmit ich dir gedienen mak;
ichn' wil dir weder naht, noch tak
Dines willen niht versagen;
ich wil daʒ îsen iezuo tragen
Dar umbe, daʒ Got bescheine,
60 daʒ dich alters eine
Mit triuwen minnet mîn lîp,
und anders an dehein wîp
Nie gewan keinen muot.«
daʒ îsen wart ze hant gegluot,
65 Zwên' steine wâren dâ bereit.
dâ wart daʒ îsen ûf geleit,
Dâ eʒ nâch sînem rehte lak.
si sprach: »hebe ûf unt trak,
Daʒ ich dîne triuwe ervar.«
70 der man neigte sich dar:
Dô het er einen gevuegen spân
vor in den ermel getân,
Den lieʒ er vallen in die hant,
daʒ es daʒ wîp niht bevant.
75 Dar ûf nam er daʒ îsen:
er sprach: »nû sol Got wîsen,
Daʒ dir mîn lîp, noch mîn gedank
noch nie getet keinen wank
Und dir was ie mit triuwen mit.«
80 er truog eʒ mêr dan sehse schrit;
Dô daʒ schiere was getân,
dô bark er aber sînen spân
Unde lie si die hant sehen.
si sprach: »ich wil dir immer jehen,
85 Daʒ dû dich wol bewart hâst
und alles valsches âne stâst,
Diu hant ist schœne, als ein golt.
ich wil dir immer wesen holt.«
Er sprach: »des lône dir Got:
90 nû ist mîn bet' und mîn gebot,
Daʒ ouch dû mir daʒ îsen tragest.
ichn' state niht, daʒ dû mir'ʒ versagest,

Eʒ muoʒ hie zehant geschên,
ich wil ouch dîne triuwe sehen.«
Si sprach: »trût geselle mîn,
darzuo wil ich dir ze liep sîn,
Daʒ eʒ immer kœm' in dînen gedank,
daʒ ich dir [sô] getæte keinen wank;
Dû weist doch wol, wie mir ist,
daʒ dû mir tûsentstunt bist
Lieber danne diu sêle mîn.«
er sprach: »lâ die rede sîn,
Dune woldest mich sîn niht erlân,
z'wâr, alsô wirst ouch dû getân,
Dune kanst dich sîn niht entsagen,
dû muost daʒ îsen iezuo tragen.«
Zehant er'ʒ in daʒ viuwer truok
unde gluot' eʒ sêre genuok
Und leit' eʒ, dâ eʒ ouch im lak,
er sprach: »hebe ûf unt trak
Die wîle und eʒ die hizze hât.«
si sprach: »ist es kein rât?« —
»Nein eʒ, entriuwen,« sprach er
»dû hebest dich wærlîche her,
Und muost eʒ tragen, als ouch ich.«
si sprach: »geselle, sô bit' ich dich
Einer vil wênigen gebe,
daʒ gediene ich immer unz ich lebe,
Swaʒ ich dir liebes ie getete,
gewerstu mich der selben bete,
Des gedenke mir hiemite
unt tuo nû, des ich dich bite.
Dû weist wol, daʒ sich ein man
genuoger dinge enthaben kan,
Er hât starken muot und lîp:
sô sî wir swach und brœdiu wîp
Und enmugen uns niht enthaben sô wol:
die man sint grôʒer krefte vol,
Des mugen si tuon unde lân
und mugen dem dinge widerstân;

Daʒ wir der krefte niht enhân,
daʒ hât Got an uns getân,
Des sol uns nieman verdenken,
ob wir etewenne wenken:
Dâ von lâ mir vor einen man;
wan ich nie keinen mê gewan,
Âne dich, des wil ich Got jehen,
daʒ soltu an dem gerihte sehen.« —
»Daʒ wil ich tuon;« sprach er
»nû hebe dich zuo dem îsen her.«
Si sprach: »lieber man, nû tuo,
des ich dich bite, dar zuo,
Daʒ gediene ich alsô,
daʒ dû muost immer wesen vrô,
Daʒ dû'ʒ ie getæte;
sô ist ouch immer stæte
Diu herzelîche vriuntschaft
mit inniklîcher triuwen kraft
Und diu liebe, die ich zuo dir hân,
sô hâstu wol zuo mir getân,
Daʒ dû mir noch zwêne vor lâst;
sît dû sô wol zuo mir getân hâst,
Nû tuo wol vollen wider mich,
daʒ diene ich immer umbe dich.«
Er sprach: »daʒ sî getân;
dû muost balt zuo dem îsen gân.« —
»Lieber geselle,« sprach siu
»ich hân noch guoter pfunde driu,
Der du einen pfennink niht enweist:
nû tuo'ʒ durch Got allermeist,
Und nim diu selben driu pfunt,
ob dir ie ze keiner stunt
Kein liep sî von mir geschên:
dar an soltu hiute sên,
Als liep sô dir dîn sêle sî,
und lâ mir ûʒen noch drî.«[1]

---

[1] *D. fügt hinzu:*
Vier und dar zuo aber einen,
und nimmer mê keinen.

Er sprach: »die wil ich dir verlân,
dû hâst der rede genuok getân,
Gesprichstu tâlank kein wort mê,
du entragest mir daz îsen ê,
Dêswâr, ich tuon dir den tôt.«
dô muoste si swîgen durch nôt,
Daz îsen nams' ûf die hant,
und wart alsô sêre verbrant,
Daz si lût schrei mit ungehabe:
»owê, mir ist diu hant abe!«[1]
Ein wams het er gebreitet
und ein tuoch darzuo bereitet
Und wolte si verbinden.
des hiez si in erwinden,
Si sprach: »waz hilfet daz bant?
mir ist diu hant sô gar verbrant,
Daz si mir nû nimmer mê
ze vrumen mak werden, als ê.«
Als er daz hôrte unde sach,
ûz grôzem zorne er dô sprach:
»Hie ist dîn triuwe worden schîn;
nû solt ouch dû des gewis sîn,
Daz mir hiute kein wîp
unmære ist, danne dîn lîp;
Und allez daz dir leit ist,
daz wil ich tuon nâch dirre vrist.
Nû hâstu ûf dich geladen,
beide, laster unde schaden,
Diu wil ich dir helfen mêren;
reht als dû [der] dîner êren
Unz her hâst geschônet,
alsô wirt ouch dir gelônet.«[2]

---

[1] *Die folgenden 8 Zeilen fehlen in B.*

[2] *Anstatt der letzten 6 Zeilen, beschließt B*
Hie hât disiu red' ein ende.
Got verlîh' uns ein guot ende.

XLVII.

Das Schneekind.

Ein Kaufmann hatte ein Weib, die seine herzliche Liebe mit Falschheit erwiederte. Einst fuhr er nach Gewinn über Meer, und kam in ein fernes Land, wo er so guten Kauf fand, daſs er drei Jahre dort blieb, und erst mit Ende des vierten Jahres heimkam. Sein Weib empfing ihn minniglich: ein Kindlein ging mit ihr. Auf seine Frage, wem es gehöre, erzählte sie, wie sie, im brünstigen Verlangen nach ihm, in ihr Gärtlein gegangen, Schnee in den Mund genommen, seine Minne gespürt, und so das Kindlein von ihm empfangen habe. Der Mann meinte, es möge wohl sein, und wollte das Kind erziehen. Er lehrte den Knaben jagen mit Hunden und Habichten und allerlei Federspiel, dazu Schach ziehen, artig sprechen und schweigen, harfen, geigen und allerhand Saitenspiel, und viele andere Kurzweile. Hierauf, nach zehn Jahren, ging er abermals zu Schiffe, und nahm den Schneesohn mit. Er wurde in ein schönes Land verschlagen, wo er einem reichen Kaufmanne den Schneesohn als Waare darbot, und ihn für dreihundert Mark verkaufte: damit fuhr er heim. Seine Hausfrau empfing ihn minniglich; und auf ihre Frage nach dem Kinde, erzählte er: als der Wind auf dem wilden Meer ihn hin und her verschlagen habe, da sei das Schneekind naſs geworden und zu Waſser geschmolzen. Sie dürfe jedoch nicht klagen, denn wenn es wahr wäre, wie er höre, daſs jedes Waſser, wie weit es auch wegflieſse, binnen Jahresfrist zu seinem Ursprunge zurückkehre, so flieſse daſselbe wieder zu ihr.

Es ist klug gethan, wenn ein Mann so Weibeslist überbietet; denn die Weiber haben bekanntlich manchen Mann betrogen.

XLVII.

Des snêwes sun.

Eȝ het ein koufman ein wîp,
diu was im liep als der lîp.
Er wære ir liep, des jach ouch sie:
ie doch gewan ir herze nie
5 Die wârheit dar inne:
daȝ wâren valsche minne.
Eȝ geschach bî einen zîten,
niht langer wolde er bîten,
Von sînem hûse vuor er
10 mit koufe durch gewinnes ger.
Er huop sich ûf des meres vluot,
als noch manik koufman tuot.
Dô kom er in ein vremdeȝ lant,
da er guoten kouf inne vant.
15 Er beleip durch gewinne
driu jâr dar inne,
Daȝ er nie wider heim kam,
unz daȝ vierde jâr ende nam.
Sîn wîp in minneklîche enpfienk:
20 ein kindelîn mit samt ir gienk.
Dô vrâgt'er der mære,
wes daȝ kint wære?
[Sî sprach:] »herre, mich geluste dîn,
dô gieng ich in mîn gertelîn:
25 Des snêwes warf ich in den munt,
dô wurden mir dîn minne kunt,

Dô gewan ich dizze kindelîn:
ze mînen triuwen, eʒ ist dîn.« —
»Jâ mahtu vil wol wâr hân:
wir suln eʒ ziehen.« sprach der man.
Ern' brâhte si des inne,
daʒ er valscher minne
An ir was worden gewar,
unz dar nâch [wol] über zehen jâr.
Er lêrteʒ kint under stunden
mit hebechen und mit hunden,
Schâchzabel, und mit vederspil
maneger hant vröude vil,
Mit zühte sprechen [und] swîgen,
herpfen, rotten [und] gîgen
Und allerhande seitspil,
und ander kurzwîle vil.
Er gebôt daʒ sîn knehte
diu schef bereitten rehte
Mit spîse nâch dem altem site.
des snêwes sun vuorte er mite.
Er huop sich ûf daʒ wilde mer.
die unde[1] sluogen in entwer:
Si sluogen in in ein schœne lant,
da er einen rîchen koufman vant.
Der vrâgte in der mære,
wâ sîn koufschaz wære.
Des snêwes sun wart vür gestalt.
mit [driu] hundert marken er in galt;
Daʒ was ein grôʒer rîchtuom.
ouch hete er des vil grôʒen ruom,
Daʒ er daran niht was betrogen,
daʒ er daʒ gouchel[2] hæte gezogen.
Der schaz brâht' im in sînen gewalt
daʒ ime zwir als vil galt.
Nu beleip er niht langer dâ,
mit vröuden vuor er heim sâ.

---

[1] winde
[2] Lesarten: gouchelin, gouuel, grochel.

Sîn hûsvrouwe gein im gienk,
minneklîche sin enpfienk.
65 Si vrâgte in: »wâ ist daʒ kint?«
er sprach: »¹ mich sluok der wint
Beidiu hin unde her
ûf dem wildem mer entwer:
Dô wart daʒ kint naʒ dâ
70 und wart ze waʒʒer iesâ;
Wande ich het von dir vernomen,
daʒ er von snêwe wære bekomen.
Ist aber wâr, deich hœre sagen,
sone darft du'n nimmer geklagen.
75 Dehein waʒʒer vliege (sô) sêre,
eʒ(n') habe (die) widerkêre
Innerthalbe jâres vrist,
zem ursprink, danne eʒ komen ist:
Sô solt ouch dû gelouben mir,
80 eʒ vliuget schiere wider ze dir.«
Sus hete er widernüllet,
daʒ er was betrüllet.
Sweich man sich des bedenket,
ob in sîn wîp bekrenket,
85 Daʒ er den schaden (wider) stürze
und mit listen liste kürze,
Daʒ ist ein michel wîsheit:
wan diu wîp hânt mit karheit
Vil manegen man überkomen,
90 als ir ê dikke habt vernomen.

---

[1] vrouwe*

[redacted]

XLVIII.

Die halbe Decke.

Ein reicher Bürger in einer Stadt, der sehr mildthätig war, übergab als das Alter ihn an die Krücke brachte und sein Weib starb, Haus und Habe seinem 20jährigen Sohne. Dieser aber vergaſs ganz seiner Pflicht, und wenn er zu Tische saſs, lieſs er den Vater wie einen armen Pilger an der Thüre sitzen und ihm geringe Kost reichen. Der Sohn nahm ein Weib, und lebte mit ihr in groſser Fülle, welche der Alte dem Kinde bereitet hatte. Diesem ward nun aber eine Streu auf der Erde unter der Stiege angewiesen, wo er jämmerlich gehalten wurde; ihm zunächst lagen die Mastschweine seines Sohnes, von deren Kleien die Knechte ihm gaben. Die Frau gebar einen Knaben, der, als er siebenjährig ward, dem Groſsvater so liebevoll zugethan war, daſs er fast den ganzen Tag bei ihm unter der Stiege lag, und ihm spät und früh das Beste aus Küche und Keller, oder auch ein altes, für ihn gestohlenes Gewand zutrug. Der Alte herzte und küsste den holden Enkel und flehte Gottes Segen auf ihn herab.

Hierauf kam ein sehr kalter Winter. Der Alte litt sehr vom Frost, und hieſs den Enkel, ihm zum Schutze der Beine und Schenkel vom Vater einen alten Kotzen (Teppich, Decke) erbitten, welchen er selber einst über Meer mitgebracht habe. Der Knabe gieng sogleich, und bat den Vater darum, der auch einen Knecht den rauhen Kotzen holen hieſs, zugleich aber klagte, daſs der Tod ihn noch immer nicht von dem alten Manne befreie. Der Knabe wünschte, daſs Gott ihn nicht bei dieser Rede laſse. Der Vater jedoch, als er den Kotzen so lang und breit sah, schnitt ihn mit einem Meſser mittendurch, und lieſs das beſsere Stück wieder bewahren, weil das andere für den Alten genüge. Der Knabe brachte es dem Groſsvater, der sich über das Erbarmen des Sohnes innig freute, dem Enkel weinend dafür dankte, und sich auf dem Stroh so behaglich in die Decke hüllte, daſs der Knabe sogleich wieder zu dem Vater lief, ihm um den Hals fiel, und dringend um das andre Stück bat. Der Vater gewährte, und fragte, was er damit thun wolle. Da sprach das Kind: „wenn das Alter dich an den Stab bringt und du so hülflos liegst, wie der Groſsvater, dann gebe ich dir dieses Stück gegen Frost und Wind.“ Der Vater erkannte in dieser Rede des Kindes Gottes Eingebung, und gieng in sich. Er hieſs sogleich in einem Stübelein ein warmes Bad bereiten, gieng zum Vater, knieete nieder, und grüſste ihn freundlich. Der Alte, der den Sohn wohl in einem Halbjahre nicht gesehen hatte, verwunderte sich, und fürchtete, daſs ihm die Decke wieder genommen werden sollte. Der Sohn aber bat um Vergebung seiner Missethat, zerbrach die Thür des Verschlages unter der Stiege, hob den Vater auf, und trug ihn in das Bad; hier wusch er selber ihm Haupt und Haar, trocknete ihn, und legte ihn in sein eigenes

Bette. Nach dem Schlafe zog er ihm Linnen und Pelzgewand an, führte ihn in den Saal, setzte ihn neben die Hausfrau, und erquickte ihn mit Wein und Speise. Darnach fragte er das Kind, wie es ihn einst behandeln wollte; und das Kind sagte: ebenso, wie er an dem Grofsvater, wolle es einst sein Alter ehren. Der Vater wünschte das zu erleben, hiefs aber den Kotzen aus dem Hause schaffen und den Armen geben, und gelobte, seinen Vater bis ans Ende zu ehren als seinen Herrn und ihm den Ehrenplatz am Tische zu geben.

Also soll man, nach Gottes Gebote, Vater und Mutter ehren, und die Kinder dadurch lehren, dafs sie desgleichen thun, und man am allgemeinen Ende auf Gottes Gnade hoffen darf.

XLVIII.

Der kozze.

Diz heizet des kozzen mære
Got beneme uns unser swære

Eʒ saʒ ein richer burgær(e),
milt', biderb' und gewær(e),
In einer stat mit hûs(e);
nû hœret alters grûs(e):
Der tugend was er unverzeit,
sin brôt was den unverseit,
Die ze sinem hûse kwâmen
und eʒ in der minne nâmen.
Nû kom eʒ im an die stunde,
daʒ ein krükken begunde
In vor sin[en] triten leiten,
von [sines] alters arbeiten,
Daʒ im an der kraft gebrast.
des sint engalt (manik) armer gast,
Dem er willikliche[n] enbot
sinen win, sin vleisch, [und ouch] sin brôt.
Sin wip enpfolhen wart dem grab(e);
beide, sin hûsêre und sin hab(e)
Sinem lieben sun er selt',
dem waren zweinzik jâr gezelt.
Daʒ selbe kint gewan den muot,
als(ô) kint noch hiute tuot,

Dô er von im selben kwam,
daȝ er des vaters klein war nam
Und[e] sîner triuwen gar vergaȝ
an im: sô man ze tische saȝ,
So lie er den vater sîn,
als einen armen pilgerîn,
Un(t)riu[wek]lich[en] sizzen bi der tür.
dem truog man wênik des besten vür.
Daȝ hûs nâch êren was erboun,
dâ sazte der sun im ein vroun,
Diu vand darinne, swaȝ ein man
ze bette, ze tische ertrahten kan,
Unt ze allen den sachen
daȝ gebresten kan swachen,
Daȝ der alt' mit wizzen lêren
da er het gehôr[e]t mit êren
Ob des jungen menscheit
darumbe nie erleit arbeit.
Dâvon enwiȝȝen niht diu kint,
sô si in grôȝ[e]m vollen sint,
Beide, geweget und erzogen,
wannen die krân sint gevlogen.
Unt versmæhent den alten stam.
nû hœret, wie eȝ ende nam.
Der alte muost' sich smiegen,
bi der erde under ein stiegen
Wart im ein bettelîn geströut.
der sun in selten dâ gevröut
Mit guoter handelunge.
nu gewan der selbe junge
Ouch ein degenkindelîn,
daȝ im gebar diu vrouwe sîn.
Dô daȝ siben jâr alt wart,
den enen eȝ vil selten spart'
Mit liebe, er eȝ an sich went
und der muoter sîn entspent.
Daȝ eȝ vil nâch allen den tak
bi im under der stiege(n) lak,

Unt truog im spât unde vruo,
swaȥ eȥ kunde, daȥ beste zuo,
Daȥ eȥ ze tische, ze keller vant.
etwen stal'ȥ ein alt gewant
65 Unt truog eȥ ouch dem enen dar:
wan sîn vergeȥȥen was vil gar,
Daȥ im nieman niht enbôt;
des leit er armuot unde nôt.
Mit sînen tugenden eȥ in nert',
70 der tôt in ander(s) het' entwert
Des lebens von gebresten.
bî im zenæhest mesten
Des jungen wirtes kneht' diu swîn,
die gâben ouch im der selben kîn,
75 E daȥ kint dar zuo würd(e),
daȥ eȥ im half tragen sîn bürd(e).
Er drukt' eȥ dikke an sîn brust,
diu wengelîn, den munt er kust'
Und swaȥ er blôȥeȥ an im vant,
80 er sprach: »Got hât dich mir gesant
Von sîner grôȥen barmherzikeit.
dîn lôn ze himel wirt bereit,
Und ûf der erde wunnehaft.
der pâtriarken segen kraft
85 Die sullen, kint, an erben dich:
den wunsch dû dienest umbe mich
Mit dîner handelunge grôȥ,
dîn tugent sint engels genôȥ.«
  Nach den zîten kom ein winder
90 sô kalt und sô swinder,
Den man kreftiklîchen kôs,
wan manik waȥȥer tief gevrôs;
Dô muost' ouch vriesen den alden
von der grôȥen kalden.
95 Er sprach zuo dem kleinen:
»der vrost mir an den beinen
Tuot wê und an den lenden;
getörst' ich dich gesenden

Zuo mînem herren, dînem vater,
einen alten kozzen hât er,
Den brâht' ich wîlent über mer:
sent' er mir den, der wær' mîn wer
Vür dise kalden, die ich dol.« —
»jâ, enel, ich trouw(e) wol
Den kozzen dir gewinnen,
und ist er indert hinnen.«
Daʒ kindelîn huob sich ze hant,
dâ eʒ sînen vater vant,
Umb den kozzen eʒ in bat.
er sprach: »wer hât dir den rât
Umb den kozzen gegeben?«
eʒ jach: »mîn enel wil daʒ leben
Von der kalden enden;
dâ von soltu im senden
Den selben alten rûhen vlek.«
er sagt' einem kneht: »nû gê en wek
Und bringe mînem sun[1] den kozzen,
daʒ er darûf muge getozzen,[2]
Under die stiege(n) dâ niden. —
waʒ hân ich ungemaches erliden
Von dem selben alten man!
daʒ eʒ der tôt niht enden kan
Unde nem' in von hinne!«
daʒ kint sprach mit sinne,
Als im sîn engel gab die lêre:
»dise rede Got an dir verkêre!
Jâ lebt er doch mit kranker maht.«
der alte kozze der wart brâht,
Des der alte sieche gert',
er was doch krankes schazzes wert,
Ze mâʒen lank, ze mâʒen breit.
an der mitte er in sneit
En zwei mit einem meʒʒer,
und (hieʒ) hin tragen daʒ beʒʒer

---

[1] *besser : vater*

[2] *Kann auch gecozzen gelesen werden.*

Teil behalten ab dem wege;
er seit': »kint, diz teil daz lege
Im über, er hât sîn genuok.«
den halben kozzen ez dar truok
Sînem enen ûf daz strô.
des dankt' er im, und was sîn vrô.
Er sprach: »Got lône dir, kindelîn,
der kintlîchen triuwen dîn,
Die dû mir kanst bescheinen.«
er begunde vor vröuden weinen.
Diu ougen im über wielen,
daz im die treher vielen
Ze tal über den grâwen bart.
er sprach: »ô wol mich nû wart,
Daz mîn sûn hât ernen(d)et
und den kozzen mir gesendet.«
Daz kindelîn warte[t] allez dar
und nam des e[i]nen vröude war,
Die er mit dem kozzen treip:
niht langer ez dâ beleip,
Hin wider ez zuo dem vater lief,
sîn arm' ez umb den hals swief,
Ez weint', ez bat, ez kust' in,
ez sprach: »gedenk et, daz ich bin
Dîn einez kint, gewere mich.«
»swes dû gerest, des were ich dich,
Vil lieber sun, gehabe dich wol.« —
»sint mîn bet' vervâhen sol,
Sô ger ich, liebez veterlîn,
des andern trumes, daz si mîn,
Daz ab dem kozzen ist gesniten.«
er vrâget' daz kint mit suezen siten,
Daz ez im sagt', durch welhen vrum
ez halden wolde daz selbe trum.
Der vrâg' ez im antwort gap:
»sô nû dîn trit kumt an den stap,
Daz dich daz alder binden wirt,
und dir [1] aller gemach verbirt,

---

[1] *besser* : dich

Sam mînen enen, der dâ lît,
dem niemen trôst, noch helfe gît,
Sô lîhe ich dir des kozzen ort,
der wirt dir denne, als im, ein hort
Vür den vrost unt vür den wint.«
er sprach: »wê mir wê, liebez kint,
Wiltu mir alsô mit(e) varn!
ob Got wil, daz sol ich bewarn:
Dû sprichest ûz der wîsen munt,
ân' Gotes lêre, [dir] nie man kunt'
Dir, kint, gemezzen disen sin:
der dir in hât gestôzen in,
Daz ist Got der sueze,
der wil, daz ich daz bueze;
Der muoz gelobt sîn und geêr[e]t,
daz er den sin dich hât gelêr[e]t!«
Er hiez junge und alde,
daz man bereit(e) balde
In sînem stübelîn ein bat;
daz wart bereitet an der stat.
Hin ab er zuo dem grîsen gie,
ûf siniu knie er sich lie,
Er bôt im minnenklîchen gruoz.
der alt(e) neig im ûf den vuoz,
In wundert', ob er wolde,
daz er im wider solde
Den kozzen geben; wan er z'wâr
in (in) einem halben jâr
Mit sînen wizzen (niht) hât' gesehen;
oder waz im wær' geschên,
Daz er die diemuot an sich nam
unt zuo sîner stieg(en) kwam,
Dâ er bî den swînen lak
und was gelegen mangen tak.
Der sun den alten vater bat:
»vergip mir mîne missetât,
Die ich an dir begangen hân.
diu starke riuwe het in be

Und der gebrest(e), den er sach;
die spang' und diu breter er brach
Von der stiege(n) türlîn.
ûf huob er den vater sîn.
215 In daȝ bat er in truok.
selbe reib er in unt twuok.
Beide, sîn houbt und sîn hâr.
dar nâch ein badelachen klâr
Daȝ gab er dem alden an,
20 und wîste in an ein bette dan.
Dar er selbe an lak.
nâch dem slâfe er in wak[t]
Wider ûf sâ ze hant,
guot lînîn unde vêch gewant,
25 Des er hete dikke wol gepfleget.
daȝ wart der alte vor an geleget,
Und gewîset in den sal,
da er durch hûsêre manik mâl
Vil williklîchen hât' gegeben;
30 der schœnen hûsvrouwen neben
Wart der werde gesezzet
und sîner muede ergezzet:
Mit wîn und mit spise
ergezzet wart der grise
35 Des kozzen und der kîlen,
mit der sueȝe ûȝ den bien,
Daȝ von dem honig gegrawen [1] wart,
und mit manger handelunge zart.
Der an im wart vergeȝȝen.
40 Nâch des tisches eȝȝen
Hieȝ den kleinen gân vür sich
sîn vater; er sprach: »kint, nû sprich,
Wie wil dû mir lân geschên?« —
»vater, als ich hân gesehen,
45 Wie ir mînem enen getâtet
und in ze tîsche gebâtet,

---

[1] gebruwen?

Uʒ der stieg(en) gewandelt,
nâch êren schôn gehandelt:
Daʒ gibet mir die lêre,
daʒ ich dîn alter êre,
Ob ich daʒ ge(le)ben sol.« —
»lieber sun, sô lerne wol.
[Gegen] dem kozzen hân ich grüse,
er muoʒ ûʒ dem hûse,
Von herzen ich im vînt bin;
nû traget in den armen hin,
Er ist mir ungenæme
und ist mir widerzæme.
Den vater mîn ich êren wil
unz an mînes ende(s) zil;
Dû hâst die lêre mir gegeben;
die wil' ich und er sol leben,
Sô muoʒ er mîn herre sîn,
unt ze tische obhalb mîn,
Nâch hûses êren, sizzen.
Got gunne mir der wizzen,
Die mir ê wilde wâren
mînen tagen und jâren.«
Daʒ merket, arm' und rîche,
junge und alt' gelîche,
Daʒ nâch Gotes lêre
ein ieglîch mensche êre
Sîn[en] vater und sîn muoter;
Got ist im dester guoter
An sînes lebens orte,
sô diu sêle von der porte
Scheiden sol des mundes,
und beget im des grundes
Der êwigen helle.
daʒ merke, geselle,
Ob dû si beide êrest,
dîn selbes kint dû lêrest,
Daʒ eʒ her nâch dich êret,
so der stap dich treten lêret,

Unde gedenket dar an:
»als dû dînem vater hâst getân,
Alsô tuon ich, vater, dir.«
mit disen dröuwen sulle wir
Leben an unser ende,
unz (wir) diz blind' ellende
Mit suezen zühten rûmen,
die wârheit niht ensûmen,
Die êwikeit erkennen,
und Gotes barmde nennen,
Sîn[en] hôhen namen prîsen.
daz tuont alle die wîsen,
Die betrahtent disen sin,
daz die tage slîchent hin
Und der tôt allez nâch,
der sagt uns mit den alten »schâch!«
Dar nâch erzeiget er sîn »mat.«
wie aber ez dar nâch ergât,
An Gotes genâden daz stât:
wir muezen ot alle an daz pfat.

XLIX.

Der Schlägel.

Von

Rüdiger dem Hunthover.

Höret von mir, Rüdiger dem Hunthover, ein wundersames, wahres Märe, das die Jungen Gottes Gebot, Vater und Mutter zu ehren, lehrt, und die Alten warnt, sich den Kindern ganz hinzugeben.

Ein reicher Kaufmann war durch seine groſse Milde, Gott zu Ehren und der Welt zum Frommen, weit umher belobt. Dabei hatte er zwo Töchter und drei Söhne reichlich ausgestattet, daſs sie in vollen Ehren lebten. Im hohen Alter starb seine Gattin, und lebensmüde gedachte er, die übrigen Tage sorglos bei den Kindern zu verleben. Er beschied diese zu sich, und erbot ihnen all seine übrige Gabe, um als Witwer bei ihnen sein Leben zu beschlieſsen. Der älteste Sohn sagte, ihm gebüre es, den Vater bei sich zu pflegen, führte ihn in sein Haus, und ehrte ihn kindlich, sieben Wochen lang. Da rieth er ihm, eine Weile zu dem Bruder zu gehen, damit dieser es nicht übel nähme. Das that der Vater, und der zweite Sohn und die Schnur empfiengen ihn freudig, und pflegten ihn zu Tische und zu Bette, vierzig Tage lang. Da hieſs er den Vater, auch des jüngsten Bruders Haushalt und Pflege einige Zeit zu versuchen, und dann wieder zu kommen. Auch das geschah, und der dritte Sohn, der gerade beim Brettspiele saſs, sprang ihm entgegen, und bewirthete ihn gastlich, sechs Wochen lang. Da forderte er ihn auf, auch die beiden Schwestern und Schwieger nicht zu verschmähen. Er gab ihm ein Stäblein in die Hand, sich der Hunde zu erwehren, und der Alte kroch so zu der nächsten Tochter. Auch diese erbot ihm alle Ehre, zwei Monden lang. Da wies sie ihn zu der andern Schwester, welche eben fette Schweine und Rinder geschlachtet habe. Willig ging er zur jüngsten Tochter, die, vorzüglich reich an Hausrath, sogleich Teppiche auf die Bänke legen und an die Wände hängen, und die Stühle mit Seide bekleiden lieſs, und den Vater köstlich bewirthete, sieben Tage lang. Da wies das Töchterlein ihn zum ältesten Bruder zurück, der wol hundert Fuder besten Rheinweins bekommen habe. Der Alte nahm den Stab wieder zur Hand, und gieng zum Sohne, der eben zu Tische saſs, und den Vater, welchen er erst nach einem Jahre wieder erwartete, höhnisch fragte, wo er so lange gewesen. Der Alte klagte, daſs die jüngste Tochter so bald seiner überdrüſsig geworden, und der Sohn hieſs ihn, zur Vergütung, am Glutheerd im Winkel sitzen, sich zu wärmen, und lieſs ihm in schmutzigem Geschirre Speise und Trank reichen. So schnöde und verächtlich hielten der Sohn und sein Weib, während sie in Ueppigkeit lebten, fortan den Vater, der nun die Vertheilung all seiner Habe bereute, sich jedoch noch des andern Sohnes getröstete, und in seinen schäbigen Kleidern mit zerlumptem Mantel, zu ihm schlich. Dieser Sohn und sein Weib machten es aber ebenso: er hieſs den Vater auf den Ofen sitzen und ihm Kraut und Bier reichen, woran dieser nicht gewöhnt war. Traurig begab er sich zum dritten Sohne, der gerade beim Ringspiele * war, und schon alles wuste, jedoch, den Vater, der kaum eingelaſsen wurde, auf der Bank am Feuer ebenso gering abspeiste, zuletzt mit einem Käse und einer Birn. Der Alte bereute noch stärker seine Thorheit, und setzte bald seinen Stab weiter, zu der ältern Tochter. Diese that, als hätte sie ihn nie gesehen, fragte was er wollte, und wies ihn zu seinen Söhnen, denen er so viel gegeben habe. Nachdem er lange gestanden, hieſs sie ihn auf die Ofenbank sitzen, und gab ihm dünnes Mus, Erbsen und Bohnen. Er hatte bald genug, und kam endlich zu seiner jüngsten Tochter, die lag eben auf seidenen Kissen, grüſste ihn verächtlich, und schalt den Tod, daſs er ihn noch immer, ihnen allen zur Schande, so zerlumpt herumgehen laſse. Der Vater sagte, daſs er vor Hunger nicht an Kleidung denken könne, und erhielt nun Brod, Käse und Afterbier. Da weinte der Alte, und sah hierin die Strafe, daſs er zuvor nicht die Armen gespeist und gekleidet habe.

Nun hatte der gute Mann in seinen wohlhabenden Tagen einen Freund, der über See zum heiligen Grabe gefahren und mehr als ein Jahr lang ausgeblieben war: der kam gerade damals heim, und wurde von seinen Bekannten in der Stadt, wo er Weib und Kind und angesehene Verwandten hatte, freudig empfangen. Dieser Bürger stund eines Tages an der Kirchthüre seiner Pfarre, als der alte Elende, mit gesenktem Hute vorüberging, und bei seinem Anblicke vor Scham erschrack. Sein Freund hielt ihn am Mantel, zweifelnd, ob er es wäre. Beide erkannten sich unter Thränen, der Arme wollte die Ursache seines Zustandes bei beſserer Gelegenheit erzählen: der Freund aber nahm ihn sogleich mit in sein Haus, bewirthete ihn gastlich, und vernahm nun Alles. Er schalt den Undank der Kinder, und erbot dem Alten ein Mittel, bis ans Ende sorglos zu leben; was dieser mit Dank annahm. Er lieſs aus vier Blöcken eine Kiste machen, schwer mit Eisen beschlagen, und an starken Spangen, mit fünf groſsen Schlöſsern versehen, deren kleine Schlüſsel künstlich gezahnt und gebohrt waren. Diese Kiste, an welcher wol zwanzig Mann zu tragen hatten, wurde leer in ein Gewölbe gesetzt, und einen der Schlüſsel muste der Alte an einem Riemen umhängen, und damit nach Verabredung thun.

So ging der Vater wieder zum ältesten Sohne, der mit seinem Gesinde zu Tische saſs, und bat um Brod. Der Sohn, unwillig, als der älteste zumeist angesprochen zu werden, und den Eigensinn des Todes scheltend, der Gesunde wegraffe und den alten Siechen immer noch umkriechen laſse, wies ihn wieder auf die Ofenbank und gab ihm zu eſsen. Der Alte gebarte dabei so, daſs der Sohn den funkelnden Schlüſsel am Riemen auf der linken Seite durch den löcherigen Mantel erblickte. Als das Gesinde gegeſsen hatte und hinaus gegangen war, trat der Sohn zu dem Alten hin, ergriff den Schlüſsel, und besah ihn. Der Alte that erschrocken, und wollte ihn verstecken. Der Sohn aber hieſs ihn ge-

---

* „Der ringerlin spiln," oder „ringerlin snellen" — einen am Faden aufgehängten Ring auf einen Haken an der Wand schnellen, ist noch in Schlesien und auch sonst wohl üblich.

troſt sein, und fragte, ob der künstliche Schlüſsel etwa zu einem Kistlein gehörte. Er rief alsbald seinem Knechte Helmbrecht, hieſs ihn im silbernen Becher Moras (Gewürzwein) bringen, setzte sich traulich zu dem Vater, bot selber ihm den Becher, und forschte weiter nach dem Schlüſsel. Der Vater vertraute ihm nun, weil er doch einmal den Schlüſsel gesehen, daſs er noch eine groſse Kiste mit Geld vorlängst in einem Gewölbe bei einem Freunde verwahrt habe, der kürzlich erst von Jerusalem heimgekehrt sei, so daſs er bis dahin ihrer ermangelt habe: zu den fünf Schlöſsern derselben gehören fünf Schlüſsel, deren einen er bei sich trage; so wie er jedem Kinde einen Schlüſsel hinterlaſsen wolle. Der Sohn lieſs sogleich seinen Fuchspelz und einen guten Mantel bringen, und erbot dem Vater ein Bad. Dieser weigerte sich, und wollte die schon ein halbes Jahr getragene Entbehrung bis an sein nahes Ende halten: der Sohn aber entkleidete selber den Vater bis aufs Hemde, und gab ihm schöne Kleider; er ging mit ihm ins Bad, legte ihn dann in ein Bette mit Sammt und Pelzdecken, gab ihm feine Speise, und pflegte ihn, wie einen Altherren.

Des andern Tages ging der Alte zu seinem Freunde, dankte ihm herzlich, und wurde weiter von ihm angewiesen. Am dritten Morgen, da die Brüder zur Kirche gingen, sahen die beiden jüngeren den Vater im Pelzkleide und heiteren Angesichts bei dem älteren, und beide argwöhnten sogleich den Grund. Sie traten zu ihm, als er betete, grüſsten ihn, und blieben neben ihm bis zum Segen; im Hinausgehen faſsten sie ihn beim Rocke, beschwerten sich, daſs er sie verschmähe, baten ihn zu sich, und stritten, wessen Gast er zuerst sein sollte. Der Vater versprach, mit beiden abzuwechseln, und ging mit dem einen. Köstliche Speisen und edler Wein wurden ihm geboten; und nach dem Male lieſs er von ungefähr den Sohn seinen Schlüſsel an dem Riemen sehen, welcher noch durch eine schöne Kette verstärkt war. Der Sohn fragte darnach, und äuſserte, der Vater habe wol seine Kiste, wozu der Schlüſsel gehöre, dem ältern Sohne gebracht, der ihm dafür sein altes Kleid gegeben, nachdem er ihn zuvor habe erfrieren laſsen: der solle aber nicht Alles allein erhalten. Der Vater stillte seinen Zorn durch die Erzählung von der starken Schatzkiste im Gewölbe eines kürzlich erst heimgekehrten Freundes, mit ihren fünf Schlöſsern und Schlüſseln, deren Inhalt allen fünf Kindern gleich getheilt werden solle: eben diese Entdeckung habe den ältesten Sohn so freigebig gemacht. Der zweite Sohn rief seinen Knecht Irnfried, hieſs ihn schleunig seine besten, mit Borten und Pelz geschmückten Kleider, Hut und Schuhe bringen, welche der Vater anstatt der »Lumpen« anlegen muste. Dieser dankte im Stillen seinem Freunde, und gab das abgelegte Gewand den Armen, wie er sie manchmal beschenkt hatte. Er ging zur Kirche, Gott zu danken, und Alle wunderten sich über seine Veränderung. Der jüngste Sohn suchte ihn, trat nach dem Amte zu ihm, und sagte, er dürfe nicht ohne ihn zu seiner Frau kommen; er führte ihn heim, wo die Frau ihn herrlich empfing, neben sich setzte, und selber es ihm bequem machte. Da lieſs der Alte den Schlüſsel blinken, welchen der Sohn fortan mehr beachtete, als das aufgetragene Wildpret, Weiſsbrod und Wein. Nach dem fröhlichen Male, fragte er, und vernahm das Märlein von der Schatzkiste und ihren fünf Schlüſseln. Da wollte er den beiden Brüdern nichts vorauslaſsen, rief seine Magd **Prange**, und hieſs sie schleunig sein Gewand, Rock und Mantel bringen, und der Vater muste Scharlach mit neuem Pelzwerk anlegen, anstatt »der alten Schlinken« (Kittel), welche er den Armen gab.

Bald kam auch den beiden Töchtern **Jeute** und **Hilde**, das Gerücht von der Schatzkiste zu Ohren, sie besprachen sich, und wollten auch hinter den Brüdern nicht zurückstehen. Nächsten Tages legten beide ihre Festkleider an, gingen zur Kirche, und sahen auf dem Kirchhofe ihren Vater mit dem Sohne, von Freunden umgeben, wie einen Bischof. Sie fielen ihn an mit Vorwürfen, daſs er sie verschmähe, verlieſsen ihn nicht wieder, und nach dem Segen muste er mit ihnen heimgehen, wo beide sich zur besten Bewirthung vereinten, ihn mit Schmeichelworten bedienten, und ihn küssten, als er ihnen auch Alles eröffnete.

So ging des Alten Glück wieder auf, wie ein Teig; und seine fünf zärtlichen Kinder vereinten sich, daſs sie abwechselnd, jedes ein Jahr lang, ihn behalten sollten; und die Kiste verschaffte ihm fortan das ehrenvollste Leben.

Als er endlich seinen nahen Tod fühlte, lieſs er alle Kinder, vier Bürger und seinen Pfaffen kommen, übergab jedem dieser Fünfe einen Schlüſsel, und bat sie, nach seiner Bestattung, gemeinsam die Kiste zu öffnen und den Nachlaſs zu theilen; er selber wolle es nicht mehr thun, weil etwa Zwist sein Abscheiden irren könnte. So kam er auch mit groſsen Ehren ins Grab. Die Kinder konnten kaum die Zeit erwarten, daſs in Aller Beysein zur Eröffnung der Kiste geschritten wurde. Mühsam hob man, nach Aufschluſs der fünf Schlöſser, den Deckel, da ragte der Stiel eines groſsen Schlägels empor; weiter war nichts in der Kiste; an dem Stiele hing ein Zettel, welcher öffentlich gelesen wurde, und also lautete: »Wer so närrisch ist, und all seine Habe seinen Kindern gibt, so daſs er selber Noth leidet, dem soll man zuletzt mit diesem Schlägel das Gehirn einschlagen, und ihn auf den Rindsanger werfen.« Die Erben sahen verdutzt einander an; ihre Freude war wie ein Strohfeuer verloschen; anstatt des gehofften groſsen Schatzes, war ihnen ein Streich gespielt, welchen alle Gegenwärtigen ihnen als wohlverdient gönnten; alle fünf trugen gleiches Theil davon.

So hatte der getreue und sinnreiche Freund den guten Mann gegen die ungetreuen Kinder berathen; wie man noch wohl mehr Gutes von Fremden, als von Blutsfreunden erfährt.

Dieses Märlein heiſset **der Schlägel**. — Wer sich auf Kegel- und ander Spiel einläſst, muſs auf Täuschung gefaſst seyn; und wer sich äffen läſst, der wird zum Narren.

XLIX.

Der slegel.

Diz mære ist der slegel genant,
und schuof im manik êre bekant.[1]

Man hœret, der eʒ vernemen wil,
wunderlicher dinge vil,
Diu nû ergânt und sint geschehen,
der ich iu eines wil verjehen,
Ruedeger der Hunthovær(e)[2]
und ist ein wâreʒ mær(e),
Und ist durch tugentlichen muot
alten und jungen ze hœren guot,
Daʒ der junge[3], nâch Gotes lêre,
vater unde muoter êre,
Und daʒ alter sich behuet(e)
vor der jungen ungemuet(e);[4]
Wan daʒ zehent kindelîn
tuot niht dem vater die triuwe schîn,
Die er im erzeiget.
diu werlt daʒ[5] sêre veiget,
Wan si tegeliches ab(e)
nimt an aller tugende hab(e);

---

[1] nieman gebe sin guot ûʒ der hant. *Koloc. Abschrift*

[2] Rüdiger vnd hunighüser. *D.* (*Dresd. Hds.*)

[3] Daʒ jugent. *D.*

[4] unguete. *D.*

[5] vil. *D.*

Daʒ wîlent was gehiure,
nemt war, daʒ ist nû [leider] [1] tiure.
Ob eʒ nû mug' mit vuogen sîn,
sô hœret dizz(e) mærlîn,
Daʒ ich von der wârheit hân.
eʒ was ein rîcher koufman,
Er was gar [2] milte,
des in niht bevilte,
Ze Got und nâch der werlde lop
lag er [3] teg(e)lîchen op
Mit tugenden unt [4] prîse,
hôheʒ lop het der wîse
Al umb in dem lande,
dâ man in erkande.
Nû het der werde man dâ bî
zwô tohter unde sün(e) drî,
ieglîch kint bestatet [5] eben
mit grôʒem guot[e] bî sînem leben,
Dâ si sâʒen mit êren last
und in nihtes gebrast.
Nû kom der tôt mit sîner kraft
und nam [6] sîn wîp tugenthaft;
Des verdrôʒ in ze leben;
er gedâht': »ich wil mîn habe geben
Mînen kinden gemeine,
und wil leben mit in eine,
Sunder hûsvrouwen,
mich lâ[ʒe]n [7] durchnehtik schouwen,
Wan ich bin ein man alt,
unde sint mîn tage gezalt
Vil nâhen an ein ende.
mîn(iu) kint ich besende

---

[1] leider *fehlt* D
[2] Ewer getriu und. D
[3] er ir D
[4] und mit. D
[5] bestatt' er. D
[6] nam im D
[7] lân D

Und sag' in allen mînen muot.
waʒ sol mir êre unde[1] guot?
Sît daʒ ich[2] sterben muoʒ.
und gerech'[3] ich mînen vuoʒ.
Sô ist mîn sêle ellende;
eʒ ist guot, daʒ ich wende
Mîn guot[4] mînen kindelîn,
daʒ si her nâch gedenken mîn.«
Ze hant er des niht enlieʒ.
diu kint er im bringen hieʒ;
Den willen sîn er niht enbark.
er gæbe in wol ûf tûsent mark,
Und sprach: »lieben kint, diu[5] mînen,
lât kintlîch triuwe an mir schînen,[6]
Helfet mir mit êren ze dem grabe;
ich gên nû leider an dem stabe,
Und hûses mak (ich) niht gepflegen;[7]
mîn guot wil ich iu alleʒ wegen.
Ob ich nû mir ein konen[8] næme,
mîn[en] alten tagen[9] daʒ niht enzæme.
Und wær' ouch iu vil lîht(e) swær',
ich wil nû sîn ein witwær',
Vür die grôʒen missetât
die mîn lîp begangen hât,
Sît ich sünden êrst began.[10]
kint, nû hebet mit mir an,
Daʒ ir eʒ endet mit êren,
als iuch iuwer gewiʒʒen[11] lêren.«

---

[1] mir mîn grôʒ D.
[2] Sît ich doch schier D.
[3] gereck. D.
[4] guot zuo. D.
[5] diu *fehlt* D.
[6] triu erschînen. D.
[7] U. m. h. n. mê pflegen D.
[8] ich mir ein wîp D.
[9] mînem alter.
[10] *Versetzt* D *hinter* 108.
[11] wiz D.

Der alte sun sprach: »vater mîn,
eʒ ist billich, dû solt sîn
In mînen triuwen [1] und bî mir,
kintlîch triuwe leist' ich dir.«
Bî der hende gevie er in
und wîst' in ze sînem hûse hin
Unt tet im schône unde wol,
als ein kint sînem vater sol,
Daʒ er des kein stunt [2] vergaʒ.
ab sîner schüʒʒel er aʒ
Mit im al die stunde,
und im des sælde gunde.
Diu zît mit vröuden wart vertriben,
biʒ daʒ vergiengen wochen siben;
Der sun sprach [3]: »vater hêre,
nû volge mîner lêre,
Unde tuo nâch mînem rât:
mîn bruoder lîht vür übel hât,
Daʒ du sô lange bist bî mir;
kurzwîle ze im, daʒ rât' ich dir,
Und habe eʒ vür übel niht,
dîn snuor [4] dich vil gerne siht.
Wis bî im [5] ein wîle ouch dâ,
unt kum mir denne her wider sâ.« [6]
Der alte sprach: »daʒ sol geschên.
ich wil ouch dînen bruoder sehen;
Er wænt lîht, daʒ eʒ mir versmâht.«
urloup er nam und guot(e) naht
Ze dem andern sun, dâ klopft' er an.
vil balde wart im ûf getân,
Gegen im lief sun unde snuor
mit vil snellicher ruor. [7]

---

[1] mînen pfleg. D.
[2] des nimmer D.
[3] Dô sprach der sun H. (Heidelberg. Hds.)
[4] dîns suns wîp D.
[5] Bis im bî D.
[6] f. hs. D.
[7] .. beiden sun und suns wip
Von hertzen irs lip D.

Und hiezen in wilkomen[1] sin.
matras, bolster[2] pflûm vederin
Wurden im vil schôn geleget[3]
unde siu nâch êren gepfleget,[4]
Ze tisch,[5] ze bette, dort und hie,
sizzent, ligent, swâ er gie.
Den sun sin wille lêrte daz,
daz er in schikkete[6] vürbaz;
Dô er den vater alten
het vierzik[7] tag' behalten,
Er sprach: »[8]liebez veterlin,
dû solt den jungen bruoder min
Gesehen, wie er hûses pflege
und wie er an den tugenden mege;
Und wis ouch dâ[9] etliche vrist,
unt kum her wider; din genist
Daz gib' ich dir mit triuwen[10] gern.«
er jach: »des wil ich dich gewern,
Ich wil den jungen wirt ouch schouwen
und sin lieben hûs vrouwen.«
Mit urloub er ouch schiet von dan[11],
ze dem dritten kinde kom er sân,
Und ruort' den rink an der tür,
diu mære kômen snelle vür;
Der sun der zâbelt[12] ûf dem bret(e),
daz spil sluog er uf ze stet(e)
Und lief[13] dem alten engegen,
und hiez im schôn(e) tepich legen.

[1] wille komen. H
[2] Dat nach pfulben. D
[3] gelegen. D
[4] Sin wart n. e. gepflegen. D
[5] tische. H
[6] er stikket. H
[7] vierzehen. D.
[8] vil. D
[9] Bis ouch im bi. D
[10] mit triuwen *fehlt* H
[11] schide dan. H
[12] zâblôt. D
[13] liefe. H

Guot' spîse unde klâren[1] wîn,
und swaʒ edels[2] moht' gesîn,
Daʒ teilt' er dem vater mit.
nû tet er nâch der andern sit',
[Daʒ] sehs[3] wochen nâmen ende:
der sun seit': »vater, wende
Dich ze mînen geswîen,[4]
unt versuoch' ouch dâ der biten,[5]
Ze mînen swestern beiden;
unt doch von mir niht scheiden
Du enkumest mir[6] kurzlîch:
mit triuwen ich dir niht entwich'.«[7]
Er jach: »sun, dû seist mir wâr.
ich wil ein siben tag' ouch dar,
Wie sich mîn tohter halden.«
dem grîsen ein valden
Wart gegeben sîn geverte,
daʒ was ein stebilîn herte,
Dâ mite er sich der hunde werte
zuo der selben verte.[8]
Ûʒ dem hûse er dô krouch,
ze der næhsten tohter kom er ouch.
Unt klopft' oben an die want;
diu lieʒ[9] in in ouch sâ ze hant.
Die rede ich iu kürzen wil:
man erbôt im ouch dâ êren[10] vil:
Biʒ daʒ vergiengen mânen[11] zwên,
si sprach: »vater, dû solt gên

---

[1] edelen H
[2] klares H
[3] Dâ vunf H
[4] swestran H
[5] ouch ir bestân H
[6] Du kumst her wider H
[7] entswich H
[8] *jehu* H
[9] lie H
[10] guotes H
[11] mônat H

Ze der jungen mîner [1] swester,
diu hât geslahtet gester
Grôʒiu swîn und rinder.«
er sprach: »Got lône iu, [2] kinder,
Ir tuot mir helflîch unde wol,
des iu Got immer lônen [3] sol!«
Urloup er ouch ze der tohter nam,
ze dem jungen tohterlîn er kwam,
Diu was gar en vollen
mit guote bewollen [4]
Unde mit hûs [5] rât(e);
si hieʒ im [6] bringen drât(e)
Tepich' zuo den [7] benken
und an die wende henken
Sîdîniu stuol lachen, [8]
und ganze wirtschaft machen,
Des sich ervröut' daʒ gesinde,
guoten wîn und spîse linde,
Getemper(t) wol mit vlîʒe,
gab man ze dem imbîʒe [9]
Den âbent und den morgen.
nû wold' [10] niht lenger borgen
Daʒ tohterlîn junge [11];
dô siben tag' verdrungen,
Dô gab si im urloup.
des wart der grîse harte [12] toup,

---

[1] zuo m. j. *D.*
[2] iu lieben. *H*
[3] denken. *D.*
[4] *fehlt D*
[5] guotem. *D*
[6] im *fehlt H*
[7] ûf die. *H.*
[8] riglachen. *D.*
[9] *Für diese 4 Zeilen liest D*
Guoten wîn und lind(e) spîs'
getemperiert wol mit vlîʒ
Gab man im ze imbîʒ,
dem alten, der was grîs.
[10] wolt' er. *D.*
[11] vil jungen. *D*
[12] alt grîs. *D.*

Er sprach: »liebe, war sol ich nû?« —
»vater mîn, dâ solt tû
Gên ze dem altem mînem[1] bruoder,
dem hât[2] wol hundert vuoder
Grôzer vazze brâht der[3] Rîn,
daz ist der aller beste wîn.
Des ie (hât) kein munt bekort,
und wis ein wîle ouch mit im dort.«[4]
Der alt' gedâht' ze tuon(e) daz:
»er ist lîht verstanden baz.[5]
Ich kom al dar, als er mich hiez,
mîn tohter hât mîn hie verdriez.«
Sînen geverten er' niht lie,
der vor sînen triten gie,
Der was geleinet an ein want,
den nam er[6] sâ in die hant.
Urloup er nam, und sleich dan,
als ein guot einvalt man.[7]
Zuo des alten suns tor,
dâ was ein schœne loube vor
Und ein türlîn en neben,
daz vel sloz vort'[8] er eben
Und baz sich în lâzen.
wirt und hûsvrou sâzen
Mit vröuden ob dem tische
und heten rîche vische:
Dem sun kômen mære,
daz der vater dâ wære;

---

[1] zuo mînem alten. *D.*
[2] hât man. *D.*
[3] von dem. *D.*
[4] *D. fügt hinzu*
Und lâz dâ dîn zungen
an dem wîn, und die lungen
[5] Sîn alter sun verstât sich baz. *D.*
[6] er ie. *D.*
[7] *Dies Reimpaar fehlt D.*
[8] huob. *D.*

Vil trâge sprach er: »nû lâ in [1];
wie schiere er komen ist her in! [2]
Ich hete des wân, ze wâr,
er mide uns doch ein [3] jâr.«
Vür den tisch der alte gie.
der sun seit': »vater, sag' an, wie
Bist dû gewest [4] sô lange vrist?«
diu vrâge was ein valscher list.
Wan hönischen [5] under bunt
erzeiget' sîn herze und sîn munt.
Er jach: »ich hân beschouwet doch
diu kinder; ich bin zîtlich noch
Komen; einez ich dir sage,
ich bin gewest wan [6] siben tage
Ze der [7] jungen tohter, diu gab mir
urloup, dô gie ich her ze dir; [8]
Mich dûht', si hât(e) mîn verdriez;
sust si mich von ir scheiden liez.« [9]
Er sprach: »des mag wol werden rât;
vruo si sich dîn genietet hât.
Nû gang [10] hin und siz dort
zuo dem gluot herd an daz ort; [11]
Mîn sin [12] daz wol kiuset,
daz dich sêre vriuset.«
Dâ [13] man im ze ezzen truok,
sîn silber vaz [14] daz was ein kruok

---

[1] hin. *H.* in in. *D.*
[2] ez muet mich ûf die triuwe mîn. *D.*
[3] ein halbez. *D.*
[4] gewesen. *D.*
[5] hœmischiu urbunt. *D.*
[6] gewesen. *D.*
[7] mîner. *D.*
[8] daz was irs herzen gir. *D.*
[9] hiez. *D.*
[10] gink. *H.*
[11] gluehert an den. *D.*
[12] sinne. *H.*
[13] Daz. *H.*
[14] silber geschirre. *D.*

Und ein becher vil sal:
man erlieʒ in dâ[1] der guoten mâl.
Der man in vor hete gewenet,
250 der guoten handelunge entspenet
Wart er vür sîn almuosen;
manigem armen truog er ze buosem.[2]
Der sun ahtet' sîn niht umb ein ei,
wen als ein voller kruphei.[3]
55 Der gât ûf einem tenne,
und als ein vol gekruftiu[4] henne,
Diu niht mêr gluggen[5] mak,
alsô giengens' alle den[6] tak,
Diu hûsvrouw(e) und er,
60 hôch brogent in dem hûs en twer:
Ir kurzwîl(e) diu was ganz,
si kunden beide wol den swanz.
Den alten verdrôʒ der sit',[7]
daʒ man im vuor unrehte mit;
65 Er gedâht': »ich bin hie niht wol:
ze dem andern mînen sun ich sol,
Der denket lîht der triuwen sîn
an mir und gibt mir sînen wîn
Und etwenne schœneʒ brôt;
70 ich lige hie vor hunger[8] tôt,
Mîn sun hât gegen mir hôchvart:
wê, daʒ ich ie geborn wart!
Wes hân ich silber unde golt
gar mînen kinden dar geholt.[9]

---

[1] dâ *fehlt* D
[2] Der vür sîn almuosen
manigem armen truog zuo buosen. D
[3] kruphet. K. plaz. D
[4] vol gekrupfet. K. vol kropfe. D
[5] nimmer gelouben. H
[6] al D
[7] *Vor* 260 – 63 *hat* D: dem alten verdrôʒ des sit
[8] von gebresten. D
[9] gevolt. D

Daz ich nû selbe [1] niht enhân,
des bin ich ein unsælik man.
Diu wîle ist mir von schulden lanc,
ich bin alt [2] unde krank
Unde bin nû gar ab geschaben;
Got wolde, daz ich wær' begraben!«
  Ûz dem hûse sleich er [3] verholn;
im wâren versliffen gar [4] die soln,
Und daz gewant erarmet;
ir deheinen [4] daz erbarmet'.
Der [5] im gæbe ein gewant;
der mandel was im [6] dâ zer bant
Durch und [7] dâ ze dem [8] ellebogen;
alsô gie der arme gesmogen
Ze dem andern sun ze dem andern [9] mâl:
der saz in sîner stuben sal
Und enpfie in über wendiklîche. [10]
»nu lôn' dir Got der rîche!«
Sô sprach der einvalte,
»mir sint diu lid erkalte,
Ich wil ûf dînen [11] oven sizzen;
der rok mir dürhel ist ze den slizzen; [12]
Die schuohe sint mir [13] unden hol.«
der sun [14] sprach: »sô gevellet mir wol,
Dû gêst [15] dâ dir werde warm.«
ûf den oven saz der arm'.

---

[1] silber. *D*.
[2] ab. *D*.
[3] er *fehlt* *M*.
[4] verslissen. *D*. [4] deheiner. *M*. keinē. *D*.
[5] Ê er. *M*.
[6] m. dürhel. *M*.
[7] Und ouch. *M*.
[8] den. *D*.
[9] andern *fehlt* *D*.
[10] unwirdiklich. *D*.
[11] den. *D*.
[12] *D. setzt beide Zeilen umgekehrt und liest:* daz gewand ist mir versliʒʒen.
[13] unde d. sch. *M*.
[14] er. *D*.
[15] gangest. *D*.

Dô er ein wîle dâ gesaʒ,
im wart gedienet[1] luzzel baʒ.
Man gab im ein keʒʒel krût
und ein bier, sîn sun der[2] trût
305 Sach im alsô mit vlîʒe zuo,
beide, spât unde vruo,
Ern' ruocht(e),[3] wie er lebt(e);
diu sêle kûme in im klebt(e).[4]
Wan der arme grîse
310 het sô kranker spîse
Niht gewenet den sînen lîp.
nû der[5] tet ouch [als] des wirtes wîp.[6]
Er gedâht': owê mir wê!
ich vürht', daʒ eʒ mir übel ergê;
315 Dise zwên(e) sun' sint gar
gedûht[7] in ein kœs kar.[8]»
Niht lenger wold' er dâ bestân,
ze dem dritten sun kom er sân;
Dô spilten si der vingerlîn:
320 doch mit nœten kom er în
In die stuben niuwe;
dâ suocht' er kindes triuwe.[9]
«Vater, nû wis willekomen;»
seit' der sun «ich hân vernomen,
325 Daʒ dir mîn bruoder[10] niht wil geben
und dich armen[11] lâʒen leben.[12]

---

[1] gedienôt. D
[2] der fehlt D.
[3] r. kleine. H
[4] Die zung' was im verklebt. D
[5] under? Vgl. 299. 331.
[6] Undir tet des suns wîp. D
[7] gedruckt. D
[8] kæse gar kar. H
[9] Dies Reimpaar fehlt D
[10] m. br. dir. H
[11] dich alt arme. D
[12] hier folgt in D noch:
Daʒ ist ein missewende,
gang hin, wernt die hende:

Sitz zuo der gluot ûf die [1] bank,
ich sihe wol, daz dû bist krank.«
Von im leint' er sînen stap,
ze hant man im ze ezzen gap
Ein vil under' [2] rihte,
diu was gemacht von nihte. [3]
Dar nâch ein kæs' [4] und ein birn,
daz selten [5] gevröut im sîn hirn'.
Alrêst begunde im leiden,
daz er von guot was gescheiden,
Unde gedâht' [6] hinder sich,
er sprach: »ô wê [7], waz hân ich
An mir selben getân!
daz ich mînes guotes [8] hân
Sô vil niht behalten,
daz ich mir armen alten
Doch kouft' ein labunge. [9]
mir ist niht wol gelunge[n]
Nû in mînen alten tagen;
daz wil ich Got von himel klagen
Und allem himelischem her:
ichn' weiz, wie ich mich armen ner.
Wâ [10] sol ich helfe [nu] [11] vinden?
sint ich [nu] versmâhe [12] mîn[en] kinden;
Des hât mich deste[r] [13] unwerde,
swaz lebet ûf der [14] erde.«

---

[1] dem oven ûf den. D
[2] arme. D
[3] D fügt hinzu:

Ein(e) kæs' und ein(e) smalz
dar ûf gestreut was ein salz

[4] milch. D
[5] wênig. D
[6] Er gedâht' nû. D
[7] [er sprach:] owê, ich armer. D
[8] guotes selber. B
[9] labungen. D
[10] war. B.
[11] ich nû arm. D
[12] ich versmâcht bin von. D
[13] Die hânt mich gar. D.
[14] swer, daz ich nû [illegible] lebe. D

Niht lenger er sich sûmt(e),
daȝ hûs er balde rûmt(e),
355 Und gie ze sîner tohter;
vor leide vil [1] übel mohť er.
Diu tet, als ich iu wil verjehen,
sam si in nie mêr het' gesehen:
Si vrâgt' in, waȝ er wolde?
60 swaȝ [2] er kumbers dolde
An henden und an vüeȝen,
daȝ [3] solten im wol [4] büeȝen
Sîn(en) sune(n), den het' er [5] gegeben
guotes vil bî sînem leben:
65 Bî den solď er belîben.
er gedâhť: »ist nû [6] den wîben,
Als den leiden [7] mannen,
sô bin ich wol [8] verbannen
Von [9] mînen kinden allen:
70 in unsælde ich bin gevallen:
Daȝ sol ich lîden mit gedult,
eȝ ist mîn eigen schult.« [10]
Dô er sô lange was gestân,
diu tohter hieȝ in sitzen gân
75 Bî dem oven zuo der want;
eȝȝen gab man im ze hant;
Ein dünneȝ muos und [einen] löffel
diu vil liebe [tohter] [11] Söffel
Fîlzk ein alsô schône,
80 erbeiȝ [12] unde bône

---

[1] vil *fehlt* D.
[2] oder waȝ. D.
[3] *Die.* B.
[4] si im. D.
[5] Waȝ er in het. D.
[6] bin ich. D.
[7] Als unwert', als den. D.
[8] bent. D.
[9] Vor. D.
[10] Eȝ ist mîn gerade reht. B. *Hierauf wiederholt* D.: Billich ich eȝ dold
[11] diu lieb' sîn i. D. Vgl. 888.
[12] erwiz. D.

Gap si im vür brâten.
der tievel het ir'ʒ gerâten;[1]
Wan si het guotes âne zal,
dô[2] si im gab so krankiu mâl.
385 Er het sich schier genietet[3] dâ,
von dannen schiet der alte grâ.
Sîn[4] gesellen nam er, den stap,
der im selten ie[5] begap
Sîner reise deheinen trit,
90 der volgt' im endiklichen[6] mit.
Ze der jungen tohter kom er wider;
diu het ûf stôle pflûme[7] nider
Sich geleit durch ir[8] gemach;
irn vater si sust armen sach
95 Dort her treten an dem stab(e)
mit unmehtiger kreft(e) hab(e).
Wan sîn mage het dikken sîn
von dem muose und von dem brîn;
Si gruozt(e) in vil undâr[9]
600 und seit(e): »wie bist tû sô bar?[10]
Wâ ist dînes gewandes mê?«
er jach: »mir ist von hunger wê,
Daʒ ich gewandes [gar] vergiʒʒe.« —
»sô sitze nider und iʒʒe.«
5 Alsô sprach diu junge
mit unmilter[11] zungen:
»Gebt im[12] kæs' unde brôt. —
wie wunderlich doch ist der tôt.

---

[1] daʒ het [illegible] D.
[2] Daʒ. D., *wo diese Zeile vorangeht.*
[3] erlieppet. D.
[4] Sînen. D.
[5] ie *fehlt* D.
[6] ernstlichen. D.
[7] fulwîl. D.
[8] ir *fehlt* D.
[9] gar unsûber. D.
[10] so unsûber. D.
[11] [illegible] D.
[12] Und gab im. D.

Daz er dich niht von hinne nimt!
410 dîn swachez leben uns niht zimt.
Wan dû uns ze schanden gâst,
und weder umbe, noch an[1] hâst.«
Si hiez im bringen schier
zuo[2] dem kæs' ein alter bier.
15 Daz beweint' er vil tougen.
er sprach: »mîniu ougen
Sullen des engelten,
daz ich die armen selten
Hie vor hân gespîset;
20 des sint si[3] nû gewîset,
Daz si mich selbe(n) sehent arm
unt von gewande selden warm[4].«
Nû het der guote man gewær'
ze gesellen einen burgær',
25 Wîlent dô er was bî hab(e);
der was zuo dem heiligen grab(e)
Gevarn über den wilden sê,
und was gewest[5] ein jâr und mê.
Der kom wider an den stunden;
30 schôn und êrlîch von den kunden
Wart er enpfangen in der stat,
dâ er wîp unt kint hât'
Und ander rîche mâge.
der stuont an einem tage[6]
35 Bî[7] sîner pfarre kirchtür,
dâ gie der[8] ellende vür.

---

[1] an, noch zu dich. D
[2] nâch. D
[3] bin ich. D
[4] D sind arm, erwarm. *Hierauf folgt noch:*
Die hend begunden winden
und sich kratzen und schinden,
Als ein man tuot vor leide,
arm an gewand und spîs beide,
Und an kleidern ab gânt,
und sich daz nieman erbarmen lânt
[5] dâ gewesen. D
[6] e. virtage. D
[7] Vor. D
[8] der alt. D

Und het den huot gesenket
unt vür diu ougen gehenket;
Wan dô er in erblikt(e),
440 vor scham er sêre erschrikt(e).
Des nam war[1] der pilgerîn,
er gedâht': »weder mahtu eʒ gesîn,
Mîn vil[2] lieber geselle?
des Got niht enwelle,
45 Ob dû als arm worden bist
kûm in einer[3] jâres vrist.«
Er warte[t] unz er her wider gie,
vil blûclîche[n][4] er in gevie
Bî dem sînen mandel:
50 »zürnet niht, ob ich verhandel,«[5]
Sprach der pilgrîn wert
»mîn wille iuch ze vrâgen gert,
Sît ir'ʒ[6] der geselle mîn?«
do über wielen[7] im diu ougen sîn.
55 Der wârheit er im sô verjach.
dem pilgrîn ouch daʒ weinen brach,
Daʒ er die zeher rêrt(e):
»geselle,[8] waʒ [hât] verkêrt(e)
Dîne grôʒe rîcheit?
60 mir gât ze herzen sêr[e][9] dîn leit.« —
»Geselle, wie mir geschehen ist,
des mag ich[10] ze dirre vrist
Nû niht gesagen an ein zil,
vür baʒ ich eʒ iu sagen wil,
65 Sô mir des wirt beʒʒer stat.«
der pilgrîn seit': »geselle, sô gât

---

[1] gewarte D
[2] vil *fehlt* M
[3] einer *fehlt* M
[4] bluchlichen D
[5] daʒ ich handel D
[6] Bistu nicht D
[7] Gelen D
[8] sprach er D
[9] gar D
[10] ich in D

Mit mir heim(e) ezzen;
miner triuw'[1] ich vergezzen
Nimmer wil an iu ze wâr;
wan wir mit vröuden mangiu jâr
Haben gelebt lieplich(e).»
in nam der[2] triuwen rich(e)
Und liez in dâ niht[3] langer stân,
er muost' mit im heim(e) gân.
Dâ lobt' er sine menscheit;
dar nâch der guot(e) man im seit',
Wie er über eine
ein guot al gemeine
Sinen kinden het gegeben,
und in nû alsô[4] liezen leben
Mit gebresten[5] armen.
«daz mueze Got erbarmen,»
Sprach der[6] burgær(e)
biderb' und[7] gewær(e)
»Daz wir uns lâ[ze]n an unser kint,
und si uns[8] ungehôrsam sint;
Sô wir lip unde leben
und die sêl(e) durch si [ge]geben,
Sô verdienen wir wan[9] daz,
daz si untriuwe unde haz
Immer mêr uns bietent,
[und] sich unser schiere genietent.
Sô ez uns kumt an die vêr',
daz wir in niht geben mêr.» —[10]

---

[1] triuwen. B.
[2] der vil. B.
[3] lie in niht. B.
[4] in sô swach. D
[5] g. alsô. D
[6] der alt. D
[7] der triu und der. D
[8] uns sô. D.
[9] wan. D
[10] *Für diese Bemerkung gibt D*
Dâ solt ein ieslich wiser man
die wil er lebt, gedenken dar an

495 Er sprach: »geselle, [nû] volge mir,
ich wil gar wol râten dir,
Daʒ dû runder wende
mit êren kumst [uns] an dîn ende.«
Des kust' der arm' [man] sîn hende;
500 ân' alle missewende,[1]
Er lopt(e)[2] leisten sîn gebot,
und bat im ouch danken Got.
. Ze hant hieʒ er mit listen
würken eine kisten[3]
5 Von vier grôʒen blochen,
und oben wol belochen,[4]
Beslagen mit îsnîn[5] spangen,
daʒ über lit wol angehangen;
Mit îserînen spangen stark
10 wart geworht diu selbe ark,[6]
Als si wær' ergoʒʒen,
mit vünf starken slôʒ[ʒ]en.
Dar zuo[7] slüʒʒel kleine,
gemerlt[8] harte reine,
15 Die bolzen[9] inner halben hol.
alsô was diu kiste wol
Umb und umb(e) beslagen;
zweinzik man heten ze tragen
An der kisten (dâ) genuok;
20 in ein gewelbe man si truok,

[1] *Diese 4 Reimzeilen lauten in D.:*
Daʒ du kumest mit êren an din end(e)
er kust' im an sîn hend(e).
[2] lobt' im. *D.*
[3] ein eichîn grôʒ(e) kisten
Würken ungevueg(e),
daʒ man si vil küm getrueg(e). *D.*
[4] *D.* reimt blökken : bedekken
[5] îsenînen. *B.*
[6] Mit starken banden îsnîn,
alsô wart der hailig schrîn
Bewart mit u. s. w. *folgt* 512, *dann* 511. *D.*
[7] vünf. *D.*
[8] gewürket. *D.*
[9] bolzlîn. *D.*

Dâ sazt(e) man si alsô lær',
sam si zehen jâr [1] gestanden wær'.
Dâ mit und ouch daʒ geschach,
ze sînem [2] gesellen er dâ sprach:
»Sich, dirre sluʒʒel wirt dir nuz,
den mach' an dîn kuz [3]
innerthalb an ein[en] riemen
und lâʒ in sehen niemen:
Nur [4] ob in dîn sun gesæhe,
und ân' dîn wiʒʒen daʒ geschæhe.«
Und sagt' im dar zuo die ræt(e),
wie er gebârt' und tæt(e).[5]
Hin gie der alt(e) unverzaget,
als der geselle im het gesaget,
Hin zuo dem eltisten [6] sun
unde bat, im dâ ûf tuon.
Man vrâgt(e), wer dâ wære.
»daʒ bin ich, der arm' gengelære,[7]
Und æʒ' gern mînes [8] sunes brôt,
mich hungert, und wær' mir sîn nôt.«
Der sun [9] ob dem tische saʒ,
und daʒ gesinde über al aʒ.
Der torwertel [10] gie hin vür
und sagt', der alt' wær' an der tür,
Ob eʒ der wirt wolde,
daʒ man in în [11] lâʒen solde.
Der vrâg' antwurt(e) dô [12] der wirt:
»mîn vater selten mich verbirt,

---

[1] jâr dâ. D
[2] s. armen g. er sp. B
[3] nuz: dînen sluz. D
[4] niht wan. D
[5] den rât: tât. D
[6] eltern. D
[7] gougler. D
[8] æʒe gerne mînes B
[9] wirt. D
[10] torwart der. D
[11] in hin in. B
[12] *dô fehlt* B

Und[e] suocht mîn brueder selten:
sol ich des engelten,
Daz ich daz eltist kint bin sîn?[1]
nû ganc hin und lâz in her in.
Mich muet sîn umb(e) kriechen;
daz der tôt in siechen
Mit nœten hât gebunden,
unt tœtet einen gesunden,
Vür michel wunder ich daz hân.«
der arme[2] der wart în verlân.
Er gie, dâ er ê was gesezzen,
zuo dem oven, ezzen,
Unt kêrte die tenken[3] sîten dar,
daz[4] der sun möht' nemen war,
Dâ zuo dem ellenbogen, wie
der slüzzel an dem riemen hie.
Der sun vil dik[5] dar wart(e);
vil wîte was diu schart(e),
Diu durch daz mentellîn gie:
der slüzzel dâ ze blikke hie,
Als ob er wære silberîn,
sô reht(e)[6] lieht was sîn schîn.
Dô daz gesinde gezzen hât',
und daz man den tisch[7] entlât',
Daz diu stube wart eine,
der sun stuont ûf vil seine,[8]
Und gie an des tisches ende,
dâ saz der arme ellende.[9]

---

[1] *Nach dieser Zeile folgt in D:* lâzet in in.
zuo mir in daz hûs mîn.

[2] alt. *D*

[3] lenken. *D*.

[4] da. *B*

[5] dikke. *B*

[6] als gar. *D*

[7] und der tisch was *D*

[8] *Diese Zeile fehlt D*

[9] *Das Folgende lautet in D:*
frœlîch(en) ûf der bank,
sîn pfruend(e) was gewesen krank.

Und leint' sich, dâ der slüzzel hie,
bî dem riemen er in gevie
Und schout' in, wan er was gemeit.
der alte tet, sam ez im wær' leit.
Daz er in het' erblikket,
er zittert'[1] und erschrikket'
Und wolde in haben verborgen.
»dun[2] ensolt niht sorgen,«
Jach der sun »Vater mîn,
sag' mir hâstu ein kistelîn?
Ich gesach nie slüzzel so kluogen,
noch alsô gevuogen.«[3]
Er ruoft(e) sînem kneht(e),
dem snellen Helmbreht(e),[4]
Daz er im bræht' den silber[5] kopf:
»dâ von erburt sich dîn[6] schopf.«
Und dar inne môraz.[7]
zuo(z') im ûf die bank er[8] saz
Und gab[9] dem vater an den munt:
»trink vaste, sô wirstu gesunt;
[Und] lâ dich niht belangen hinne,
ich enbiut'[10] dir kintlîch minne:
Trink, lieber tetel[11] vaste,
daz der kopf[12] iht geraste,[13]

Daz er verholn dô beweint(e),
der sun sich gen im leint(e)
ze der sîten, dô u. s. w.

---

[1] zitterôt. D
[2] dô. D
[3] kluoge, geworht mit sölichem vuoge. D
[4] Hellepreht. D.
[5] brâht' den silbrîn. D
[6] sich enport der. D
[7] in guot wîn was. D.
[8] er ûf die b. W. den b. D
[9] gab in. D
[10] erzeig'. D
[11] vater. D.
[12] becher. B
[13] Hierauf hat D. noch:

Dô bist dôz' sêr erkliben,
dô soltest bî mir sîn beliben.

Und sag' mir, lieber vater, mê,
wie eʒ umb den slüʒʒel stê.« —
»Sun, sît dû in hâst ersehen,
sô wil ich heimlich dir verjehen:[1]
Ich bin ein man, der alt ist,
und wirde schiere asche und[2] mist,
Und bin ouch des muotes:
und het' ich vil guotes,
Daʒ mueste mîner[3] kindelîn
alleʒ nâch mînem tôde sîn;
Doch daʒ selbe daʒ ich hân,
noch hulf' einen wîsen man.
Ich hân ein(e) kisten verspart,
diu selten ie entsloʒʒen wart,
Dar an sint vünf slôʒ vil[4] stark,
und dar inne, ichn' weiʒ, wie[5] manik mark,
Diu hân ich noch behalten.
waʒ sol si[6] mir alten?
In einem gewelbe si ist
ze mînem gesellen lange vrist
Gestanden, der dâ nû ist komen,
des kunft ich gern(e) hân[7] vernomen,
Von Jêrusalêm her wider;
ich hân sîn sêre gemangelt[8] sider.
Der slüʒʒel einen hân ich hie,
den ich noch nie von mir verlie;
Sô weiʒ ich wol die viere,
swen ich wil, die vinde ich schiere;

Ich hân z'wâr(e) hûsrât
als vil, als mîn genôʒ' hât.
nû sag' u. s. w.

[1] ich dir der wârheit jehen. *D.*
[2] schier als ein. *D.*
[3] iuwer. *D.*
[4] vil *fehlt* *H.*
[5] ich weiʒ gar. *D.*
[6] si nû. *D.*
[7] hâte wol. *D.*
[8] gemanglôt. *D.*

Und swer ûf tuon wil den schrîn,
630 sô muezen s' alle dâ sîn:
Der wil ich nâch [1] mînem leben
itslîchem kinde einen geben.«
Der sun hieʒ balde springen,
sîn [2] vühsîn gewant im bringen
35 Und einen lûter vêhen [3] huot,
und [4] dar zuo ein kappen guot: [5]
»Vater mîn, daʒ leg' an dich;
ziuch ab daʒ alt'; du erbarmest mich:
Und gank [6] dan und bade wir,
40 ich wil ouch selbe gên mit dir.«
Der vater sprach: »sun, nein ich,
ich sol vür sünden [7] alsô mich
Hinnen vür behalten; [8]
Got der [9] mueʒe mîn walten!
45 Dîn gewant heiʒ tragen ab dem wege, [10]
eʒ ist sünde, ob ich eʒ an [11] lege;
Ich sol niht wæher wât tragen:
der tôt mir sizzet ûf dem kragen.
Ouch bin ich gewest z'wâr [12]
50 ungebadet [13] ein halbeʒ jâr,
Und wart nie sô warm, noch sô kalt,
daʒ mir diu wîle [14] würde gestalt.«

---

[1] bî. D.
[2] sîn. D.
[3] guoten märderîn. D.
[4] *und fehlt H.*
[5] *Hierauf folgt in D. noch*
schuoch und ein lîngewant,
daʒ wart alleʒ brâht ze hant.
[6] gangen-baden. D.
[7] sol vermîden. D.
[8] halten. H.
[9] *der fehlt D.*
[10] *dem fehlt D.*
[11] ich an mich. D.
[12] gewesen daʒ ist wâr. D.
[13] ungewætet. H.
[14] wîl' ie. D.

Der sun sprach: »tetel'[1] daȥ lâ ligen,
des[2] muoȥ ich dir an gesigen,
Eȥ ist mir[3] kein êre niht,
daȥ man dich alsô gên[4] siht.«
Den alten huot er von im nam,
den mantel und den rok alsam,
Hemde,[5] schuohe und nider kleit:
sîn gewant er im an leit',
Und[e] begunde den grîsen
mit im ze bade wîsen
Und dâ feisieren[6] schôn(e).
er gedâht': »daȥ Got dir lôn(e)
Geselliche liebe[7] mir bekant!
Got hât ȥe trôst dich mir gesant
Mit dînem gar getriuwen rât,
den mir dîn munt gegeben hât.«
Mit triuwen der gepriset'
wart von dem bade gewîset
An ein bette durch[8] gemach,
dâ man grôȥ(e) rîcheit[9] sach,
Daȥ bette was bedekket,
mit samît über strekket,[10]
Dâ bî mit vêhe und mit[11] bunt.
des wart der siech' ein teil gesunt:
Wan man sîn pflak besunder
mit edler spîse[12] wunder.

---

[1] vater. *D.*
[2] des krieges. *H.*
[3] wær' uns. *D.*
[4] dich so armen. *D.*
[5] hemde *fehlt D.*
[6] vaisiren. *H.* Und hieȥ sîn pflegen. *D.*
[7] geselle lieber. *D.*
[8] durch sîn. *D.*
[9] grôȥen richtuom. *D.*
[10] Mit samît über dekket,
mit wurzen wol bestekket. *D.*
[11] Dar ob lag vêch und. *D.*
[12] klârer spîse sunder. *H.*

Al nâch sînen êren,
als eines alt hêren.
Des andern tages er niht enlie,
ze sînem gesellen er dâ gie
Und dankt' im sîner triuwen.
»nû swîk, jâ muoȥ sich niuwen
Dîn vröude,«[1] sprach der geselle
»eȥn' sî, daȥ[2] Got niht welle,
Sô jeniu kint dich nû gesehent,
sô wirstu [wol] inne, wes diu jehent.«
Des dritten morgens dô man sank
unt vor der kirchen was gedrank,
[Und] die süne ze kirchen wolten gân,
dô sâhen si den vater stân
In wiltwerkîm'[3] gewand(e);
der junge in kûm erkand(e),
Swie lieht wær'[4] sîner ougen schîn;
er seit' ze dem andern[5] bruoder sîn:
»Wart', wâ[6] unser vater[7] stât!
weistu,[8] waȥ in berâten hât?
Des nimet mich grôȥ[9] wunder;
er hât eteważ besunder
Behalten sîn(e) tag(e) her;
sihstu niht, wie kuenlîch[10] stât er
In sîner vêhen[11] houben.« —
»ein andereȥ wil ich gelouben,«
Sprach der ander (sun) ze hant
»er treit unsers bruoders gewant,

---

[1] vrum *D.*
[2] ob eȥ *D*
[3] wiltwerkine *D*
[4] wâren *M*
[5] andern *fehlt M*
[6] wie. *D.*
[7] vater dort. *M*
[8] weist nit. *D*
[9] michel *D.*
[10] künlich *M*
[11] mardrîn *D.*

Daʒ vühsln und daʒ niuwe.« —
»daʒ ist wâr, ûf mîn triuwe.« —
»Sô hân ich daʒ betrahtet eben,
710 er hât im'ʒ niht[1] umb sust gegeben.
Uns sol des niht betrâgen,
wir suln der mær' in vrâgen,
Und der wârheit(e) lâgen,
und niht lenger gedagen.«
15 Si giengen dar sâ ze stet',
dâ der vater sprach sîn gebet;
Er stuont ân'[3] vrostes sorgen:
si gâben im guoten morgen.
Den gruoʒ er si[4] niht versweik,
20 er dankte in beiden unde neik.
Neben im si stuonden eben,
biʒ man den segen het gegeben,
Und man het gesungen,
und die liute vol[5] drungen
25 Und heim ze dem eʒʒen[6] giengen,
diu kint in geviengen
En neben bî dem gêren:
»dû solt danne kêren,
Lieber vater, heim[7] mit uns;
30 dû soltest doch dîns[8] alten suns
Uns niht lân[9] engelten;
daʒ dû kumst sô selten
Heim ze unserm tische,
daʒ stêt[10] ungelîche, wiʒʒe:[11]

---

[1] iht. M.
[2] *In D. fehlt diese Zeile, und die 3 vorhergehenden folgen so:* 712. 713. 711.
[3] âne. M.
[4] er in. D.
[5] von kirchen. D.
[6] inbiʒ. D.
[7] heim *fehlt* M.
[8] dînes. M.
[9] lâʒen. M.
[10] eʒ ist uns. D.
[11] wiʒʒe *fehlt* D., *wo dagegen noch folgt*

Wir sîn doch,[1] wizze Krist,
ouch dîniu kint, als er ist.«
Si wolten in des niht erlân,
den vater, er muoste mit[2] gân.
Der eine sun sprach: »vater mîn,
dû solt hiute mîn gast sîn.«
Der ander jach:[3] »vater mîn,
dû solt gân mit mir heim.«[4]
Daz was ir kriegen und ir schal.
der vater sprach: »gebt mir die wal.«
Diu wart an in verlâzen.[5]
»sô wil ich, sunder hazzen,[6]
Den einen hiute[7] inbîzens wern,
den andern morgen, harte gern.«
Des[8] wart verhenget (dâ) von in:
mit dem einen gieng[9] er hin.
Dem andern lobet' er ze wâr,
er kæm' des andern tages dar.
Im wart erboten wol daz mâl
mit spîse, der man hete die wal,
Und mit edelem[10] wîne. —
daz vuogt' sich von dem schrîne:
Swaz halt dar inne wær' verspart,
des bring' ich iuch wol an die vart.[11] —

Nû wellû wir uns ertrahtin,
daz wir ze der amme verwehselt sîn
ist an [illegible]. Nûn' welle unser trehtin

---

[1] doch, daz D.

[2] Er m. mit in heim D.

[3] sun sprach. D.

[4] *bejaer* hin oder nein *für* mir

[5] lâzen. D.

[6] ich mit dir ezzen ze mâzen. D.

[7] und hiut eines inbîs. D.

[8] Daz. D.

[9] gie. D.

[10] von klârem. D.

[11] D. *fügt hinzu*:

Und sît ez wolt daz ich in hie
dâ geborn wart (doch?) swigen [illegible]

Dô man nû het geʒʒen,
760 dô was der alte geseʒʒen
Gegen dem sun, ich(n') weiʒ,[1] wie,
alsô daʒ der[2] sluʒʒel hie
Von der[3] gürtel en neben
ze blik, daʒ in der sun sach eben.
65 Und het einen smit gebeten,
der im ein(e) kluoge[4] keten
Zuo dem riemen het geworht,
sâm er sîn ze stelen vorht'.
Dô der sun den slüʒʒel sach,
70 alsô er zuo dem vater sprach:
»Sag' an, ist der slüʒʒel dîn?« —
»jâ, en triuwen, er ist mîn.«
»So enmag ich des niht verdagen,
dû hâst dîn kistelîn getragen
75 Ze mînem bruoder [dem] alten,
der wil eʒ dir[5] behalten:
Ich sich[6] wol, dâ ist inne,
dû betest[7] ungerne hinne
Daʒ selbe kistel lâʒen stên;
80 du woldest ze allen zîten gên
Wan in sîn hûs, und niht ze mir;
des ich doch niht getroute dir.
Daʒ rede ich nur durch dîn.[8]
er kan wol sîniu sibeniu,
85 Daʒ hât er getân[9] bekant,
und dir gege[be]n[10] sîn alteʒ gewant
Ouch mag man dâ bî kiesen,

---

[1] ich sag' iu. *D.*
[2] daʒ er den. *D.*
[3] Lieʒ von dem. *D.*
[4] guot. *D.*
[5] hât dir eʒ. *D.*
[6] weiʒ. *D.*
[7] betest eʒ. *D.*, wo 779 *nicht folgt, darauf*
ze unserm alten bruoder sân
[8] ich niht den[illegible] umbe daʒ. *D.*
[9] er hie wol tân. *D.*
[10] Daʒ er dir gab. *D.*

er hât dich lân ervriesen
Her allez dizz(e)[1] lange jâr.
790 nu ist im daz kistel komen dar,[2]
Da inne weiz er den murzelink:
er kan wol schaffen sîniu dink
Mit sînen listen grôzen.
wir mugen uns[3] wol dar an stôzen,
95 Daz er uns dizz(e)[4] hât verholn:
er muoz ouch uns der brosem' smoln,[5]
Swie verre uns sî diu kiste,
in helfent niht sîn liste.«
Der sun wart harte zorn var.
800 des nam der vater vil wol war,
Er sprach: »sun, dise rede verbir,
ein ander mær(e) sag' ich dir,
Ich wil des wesen dîn gewer,
dû bist mir als(ô) liep, als er,
5 Und hân dich als(ô) hart erarnt;
der triuwen wis ouch (dû) gewarnt,[6]
Die ich im hân ernennet:
Got hât in[7] wider gesendet,
Den vil lieben gesellen mîn,
10 in des gewelbe[8] stêt mîn schrîn:
Daz ist der, den mir mîn vater lie,
der wart entspart noch[9] selten ie
Von keines menschen handen,
beslagen mit starken[10] banden:
15 Und dô mîn hûs vrouw(e) starp,
an einem smide ich daz erwarp,

---

[1] Noch hiur her daz. *D.*
[2] würzling. *D.*
[3] uns *fehlt. D.*
[4] er ez uns sô lang. *D*
[5] lân der prosmâ holn. *D.*
[6] *D. reimt* erarnôt: bis gewarnôt, *und wiederholt, anstatt der folgenden Zeile,* Der ich erarnôt.
[7] hât mir her. *D*
[8] gewalt. *D*
[9] entslozzen. *D.*
[10] îsnîn. *D*

Der ist mir ouch sît tôt geseit.[1]
daʒ er mir vünf slôʒ dran leit'
Und vünf slüʒʒel dar zuo;
ob der tôt kum spât' oder vruo
Und mich welle meinen,
[so] sol man ieslîchem einen
Geben mîner kinde,
und swaʒ man dar inne[2] vinde.
Daz sol man in g(e)lîch(e)[3] wegen,
daʒ si eʒ iht teilen mit den slegen.
Dar zuo wil ich schaffen
leijen unde pfaffen.[4]
Ich het' eʒ verholn noch lange[5] vrist,
wan daʒ dîn elter[6] bruoder ist
Etlicher mâʒe gewertik,[7]
der erblikt'[8] des riemen strik,
Dâ dirre slüʒʒel an hie,
zehant er mich des[9] niht enlie.
Ich muost' im sagen die wârheit;
dar umbe hât er an mich geleit.
Als dû[10] sihest, dizz(e) kleit
mit manger hande schœnheit.«[11]
  Der sun jach: »ist alsô den mærn,
sô sol dich, vater, niht beswærn.
Dû muost dise lumpen lân,
und mîniu kleider legen an.«
Er rief Irnvriden,
und (ge)bôt im bî der widen,[12]

---

[1] Der ist ouch verscheiden sît. *H.*
[2] Nâch mînem tôd, waʒ man *D*
[3] gemel. *D.*
[4] *Dieses Reimpaar fehlt D.*
[5] lenger. *D.*
[6] elterre. *H*
[7] gewerig. *D* wol gewerrik
[8] erblikket. *H*
[9] des *fehlt H*
[10] dû wol. *D*
[11] *Diese Zeile fehlt D*
[12] *Dieses Reimpaar lautet in D:*
Er ruoft sîner dirnen dar,
und bôt ir bî der wil z'wâr.

845 Daʒ er im balde [1] bræhte
sîn gewant, mit borten gewæhte,
Und niht den vilzînen [2] huot;
von Muret ein gugeln [3] guot
Mit lûtrem vêhen [4] bunde:
50 daz muost' er an der stunde
Legen an unverholn;
er wart der versliffen soln
Harte wol ergezzet,
und in gemach gesezzet.
55 Der genâden und der [5] minne
dankt' er in [6] sînem sinne
Sî[ne]m gesellen, der in'ʒ [7] lêrt(e),
daʒ man in sô hôch [8] êrt(e).
Des morgens dô diu sunne erschein,
60 dô dakt' er [9] sîn alt(e)ʒ gebein,
Daʒ im dâvor was ervrorn,
en neben, hinden unde vorn [10]
Mit [11] gewande warmen:
jeneʒ gab er den armen; [12]
65 Wan er dâvor bî sînem leben
den armen manigeʒ het gegeben.
Hin gieng [13] er ze kirchen wider
und banht' ze Gote [14] sîniu glider
Mit venigen [15] und mit gebet(e)
70 an einer heim(e)lîchen stet(e).

---

[1] si im dar. D.
[2] vilzin. D
[3] murrit ein kappen. D
[4] luterem. H.
[5] Der kintlichen. D
[6] der alt' in. H
[7] dâ. H
[8] alsô. H.
[9] ward im. D
[10] *Diese Reimpaar fehlt D*
[11] In dem. D
[12] *H. reimt* arm : warm
[13] gie. H
[14] huop ze Got uf. D
[15] weinen. D

Bî dem kôr(e) nâhen.
alle [die] wundert', die in sâhen,
Und in vor heten gesehen,
waz bildes[1] an im wær' geschên
875 Und in [siechen] in kurzen stunden
het gemachet wolgesunden.[2]
Sîn junger sun der lest(e)
disiu[3] mære niht enwest(e).
Der suocht' in her unde dar
80 und nam sîn dort und hie war.
Dô daz ampt wart[4] getân,
dô vant er in einen[5] stân.
Dâ er was unde bat,
er[6] sprach: »vater mîn, nû gât
85 Mit mir ze iuwer snuer(e),[7]
ich hân reht, daz ich iuch vuer(e)
Heim(e) in mîn[8] hûs ze ir:
daz[9] hât si geboten mir
Bî ir minne ban[de]ne.«
90 er muost' gên mit im danne.[10]
Tür unt tor im wart entspart,
mit êren er enpfangen wart
Ze menschlicher genuhtsam:
diu snuor[11] in bî der hende nam
95 Und sazt' in an ir siten,
do enwart niht lenger[12] biten.
Den swæher si engeste.
der sun vrâgt' in ze leste.

---

[1] wunders. *D.*
[2] *D. fügt hinzu:* und von sîner nôt enbunden.
[3] diu. *D.*
[4] Dô man daz a. het *D.*
[5] in dort al ein *D.*
[6] der sun *D.*
[7] tohter *D.*
[8] ir. *D.*
[9] wan daz *D.*
[10] *D. reimt* banden : dannen
[11] des suns wîb *D.*
[12] langez *D.*

Wan[1] daȝ gewant wær(e) komen
unde wer im'ȝ[2] hete genomen.
In dûhte, sîn bruoder beide
santen im ein[3] kleide:[4]
»Bî den borten ich'ȝ erkenne:
mir mag noch[5] etwenne
Kunt werden daȝ gelæȝe,
da ich gestuend' oder gesæȝe.«[6]
Der alt' die gürtel rukt(e),[7]
daȝ der sluȝȝel sich verzukt(e)[8]
Mit der keten ûf daȝ bein:
zehant er dem sun erschein,
Wan er was lieht silbervar,
und dar an geleget vlîȝ gar.[9]
Er[10] sprach: »nû lâ schouwen
mich und mîn hûsvrouwen
Disen guoten[11] slüȝȝel.«
vür getragen wârn die schüȝȝel
Mit edelm wiltpræt(e)
und manger hande geræt(e),
Wîn unde schœn(eȝ) brôt.
dem sun er den sluȝȝel bôt.
Daȝ eȝȝen lieȝ[12] er lange stân
und sach wan[13] den slüȝȝel an,
Wie schôn der slüȝȝel was gevîlt.[14]
dô enwart niht geîlt,[15]

---

[1] wanne im. D.
[2] oder wâ er eȝ. D.
[3] im'ȝ ze?
[4] samlôten in ir scheid(e). D.
[5] Jâ mit (wirt?) mir. D.
[6] an der trukken oder an der neȝȝe. H.
[7] den g. gezukt. D.
[8] sî. her vür rukt. D.
[9] D. *reimt* silber wîȝ: mit vlîȝ
[10] Der sun. D.
[11] klungen. D., *wo die folgende Zeile fehlt*
[12] lie. H.
[13] nû. D.
[14] er was gevîlôt. D.
[15] geîlôt. D.

Wan man muezîklîchen saȥ,
und vrôlîchen[1] trank und aȥ.
Der[2] sun des kûm erbeite,
daȥ man ab [dem] tische geleite
Daȥ wîȥe tisch lachen;
dô vrâgt' er von den sachen
Umb den slüȥȥel sâ zestunt,
daȥ im der vater tæt(e) kunt,
Wes der slüȥȥel möht(e) sîn.
er jach: »ein kiste diu ist mîn,
Dâ hœrt[3] er zuo und slüȥȥel vier;
des wânes bewîse[4] ich dich schier:
Der[5] burger, der nû ist komen,
des kunft tû nû wol hâst vernomen,
Der ist mîn geselle, z'wâr,
gewest[6] mêr denne drîȥik jâr;
Der hât von tagen alten
ein kisten mir behalten,
Dâ hœrent zuo vünf slüȥȥel eben,
der wil ich dir einen geben
Und einen ie dem kinde,
nach mî[ne]m tôd,[7] swaȥ man vinde,
Daȥ süln si teilen ân(e) strît;
man wirt wol innen, waȥ drin[8] lît.
Ich bin alt, waȥ sol eȥ mir?
ich lâȥ' (eȥ) mînen kinden und dir.«[9]
Und sagt' im, wie daȥ wær' geschên,
daȥ sîn bruoder het gesehen
Den slüȥȥel, und wie er im ze hant
gab[10] sîn vübsîn gewant;

---

[1] mit vröuden. *D.*
[2] Doch der. *H.*
[3] hœret. *H.*
[4] wâns bescheid'. *D.*
[5] Der werde. *H.*
[6] gewesen. *D.*
[7] tôde. *H.*
[8] drinne. *H.* dar in. *D.*
[9] *Diez Reimpaar fehlt D.*
[10] gæb'. *D.*

Und von dem andrem bruoder.
er sprach: »ich wil daz ruoder
Ouch nâch dem winde[1] wenden:
si wolden mir den venden
Vor ziehen mit listen:
des gesmîdes in der kisten
Muoz mir, ob Got wil, werden ouch;
si wænent des,[2] ich sî[3] ein gouch;
Leg' ab die alten slukken:
si wolten mich verdrukken.
Dû muost an legen scharlach,
daz beste daz ie man gesach:
Dar under ist ein niuwe veder,
daz mîn bruoder ietweder
Nie sô guotes niht getruok;
dar zuo wil ich dir genuok
Geben allez daz dû wil,
unz an dînes endes zil.«
Er ruoft' sîner magde Prange:
»bring mir[4] ab mîner stange[5]
Mîn gewant, rok und mandel. —
dû muost der kleider haben wandel,
Diu dir mîn bruoder hât gegeben;[6]
diu sint ze wît und stânt niht eben.[7]
Got gunne mir dîn lang[8] ze leben!
wan ich wil dir'z gern(e) geben.«
  Daz alt' gewant er den armen gap,
dâ êrt' er mit[9] daz heilige grap.

---

[1] den winden D
[2] liht D si si H
[3] sukkeln D
[4] bringe mir balde H
[5] D. *reimt* Prangen : stangen
[6] *Diese und Zeile 980 fehlen D*
[7] diu sint wît u. stênt dir eben H
[8] lang *fehlt* H
[9] da mit êrôt er. D

Dà sin geselle was gewesen,
und wider kom, vor[1] tôde genesen.[2]
  Meide kom, diu nie gelak,
und selten ouch geligen mak,
Sîn[en] tohtern, den wîbes bilden,
Jiuten[3] unde Hilden,
Daʒ ein kiste [vunden] wære
(vunden)[4] unmâʒen swære.
In des vater[5] gewalt,
dar inne wær' guot[6] ungezalt;
Und wie in mit rîcher kraft
ein sun vür den andern zâft[7]
Mit spîse und mit gewande.
»eʒ ist uns schade und schande.«
Diu eine zuo der andern sprach
»sul wir der kisten sehen nâch;
Daʒ uns der ruden[8] niht enwirt.
in mînem herzen mir[9] daʒ swirt:
Und an den mæren ich daʒ spür.
nû habent unser bruoder vür
In durch daʒ guot gevaʒʒet;
wir werden[10] sô niht verlaʒʒet[11]
Von in des[12] lieben vater mîn,
wir haben ouch brôt unde wîn;

---

[1] von dem. *D.*
[2] *Hierauf liest D. noch:*
Und bat Got, daʒ er in vrist(e),
durch sîn getriu(we) list(e),
Die er im het bewîset,
daʒ er mit êrñ wart gespîset.
[3] Sophein. *D.* vgl. 378
[4] die wær'. *D.*
[5] vaters. *D.*
[6] dâ wær' guot in. *D.*
[7] vaht. *H.*
[8] des guotes. *D.*
[9] mir *fehlt H.*
[10] sien also. *D.*
[11] gesatʒet. *H.*
[12] im dem. *D.*

Uns ensol niht engên der schrîn,
ob wir sullen bî leben sîn.«[1]
Den tak si vil[2] kûm erbiten
1010 daȝ si den kirchgank iht vermiten.
Si legten an ir lîp zehant.
beide ir hôch zîtlîch[3] gewant
Und ir pfæwîn huete,
als ein heide[4] bluete,
15 Alsô giengen si gevar.
dâ sâhen si die vriundes schar
Stân ûf dem kirchof,
irn vater als einen bischof,[5]
Und sîne[n] sun'[6] ze den sîten.
20 dô enwart niht lenger bîten,
Si vielen beid'[7] den vater an:
»nû sprich, waȝ hân wir[8] dir getân?
Daȝ du uns midest sô lange vrist,
weist[9] niht, daȝ du unser[10] vater bist,
25 Und ordenlîcher sippe[11] stam?
war umb tuost dû niht gein uns sam[12]
Nû dû gegen[13] unsern bruodern tuost?
grôȝe wizze[14] dar umb dû lîden muost.
Sag' an, weder versmâhe wir[15]
30 unde unser wirte dir?
Oder sparstu unser brôt?
ze wâr(e), des ist dir unnôt,[16]

---

[1] *Diese Zeile fehlt D.*
[2] vil *fehlt H.*
[3] virteglich. D
[4] heid' diu. H
[5] si stuonden ze hant dar nâch uf. D.
[6] sâhen den sun. D
[7] bêde. H
[8] ich. H.
[9] weistu. H
[10] uns. D
[11] sipp. H
[12] uns niht alsam. D
[13] als dû. D
[14] Ried'. D
[15] wir dir. D *fährt fort:* du tuost wider unsers herzen gir
[16] »wê, vater, daȝ ist ân' nôt. D

Wir geben dir'ʒ willeklichen[1] gern.
z'wâr, wir wellen[2] des niht enbern,
Vater mîn, dû gâst[3] mit uns
als billich, als[4] keins dînes suns,
Durch gemach in unser hûs,
und wis ouch in unser klûs,
iʒ[ʒest] unser[5] brôt dar under,
itlich(er)[6] besunder. α
Si stuonden im bî, unz daʒ geschach,
daʒ man den segen (dâ) gesprach,
Si entwichen im niht einen trit,
unz er in muoste volgen mit.[7]
Ze samen si ir pfruent truogen,
und herzten in[8] mit worten kluogen,
Als die vrouwen wol kunnen:
dem andern si niht gunnen.
Dâ kunnen si mit worten
krenken an allen orten,
Mit alsô behenden siten,
daʒ dâ ân' wâfen wirt versniten.

---

[1] mit triuwen. D.
[2] Vür neines wel wir. D.
[3] Vater, dû sist. H.
[4] billich kein. H. billich ze hûs, als D, *wo das folgende Reimpaar fehlt.*
[5] Brôt iʒʒe dû daʒ unser H.
[6] Als in ir itlichs. D.
[7] Daʒ si niht wolten von im unz er muoste volgen in. H.
[8] herzten in *fehlt in D, wo anstatt Zeile* 1047 – 70 *steht:*
Giengen si im sicherlich(e) nâch,
unz er in ouch verjach,
Daʒ er den sünen het verjehen,
wie si den slüʒʒel heten ersehen,
Der zuo der kisten wart gesmit,
dem volgent vier slüʒʒel mit,
Der hôrt(en) si ouch, sunder wân,
zwên nâch sînem tôd an.
In würd' ir teil ouch vür wâr
gelich gewegen als ein hâr.
Dô er in nû gar het geseit,
des wâren u. s. w.

Ir rede ist als ein salbe guot,
diu wol einer wunden tuot,
Diu von ir kreften heilet,
[ist] ob sie gemeilet
(ist) Mit unreinen scham.
dâ kumt vil lîht der klam
Darzuo, daʒ si bleichen muoʒ:
des ir [reine] salbe machet buoʒ.
Mit vrouwen gelæʒe und mit ir sit'
habe wir niht hie ze tuon(e) mit.
[Muost'] wir sagen von dem alten,
wie des wart gewalten.
Des genuhtsam nam zuo,
beide, spât unde vruo,
Als ein teik wol erhaben.
die vrouwen heten in ab geschaben:
Die tâten im ie daʒ beste.
er sagte in ze leste,
Als er den sünen het geseit,
der rede wâren si gemeit,
Unt kusten in an sînen bart:
vater nie baʒ gehandelt wart
Von keinen sînen kinden.
Nû woltens' niht erwinden,
Si wurden mit ein ander
ze rât(e), ein und ander,
Daʒ in[1] iglich kint gar
ûʒ und in[2] behielt' ein jâr
Mit gewant und mit spîse.
alsô[3] wart der grîse
Von sînen kinden ergezzet,
unt von der kisten gesezzet,
Beide, in êre und in gemach.
Und doch ze lesten[4] daʒ geschach,

---

[1] in *fehlt* H
[2] ûʒ. D
[3] alêrst D
[4] biʒ doch ze jungest D

Daʒ er sterben bekande:
sîniu kint er besande,
Vier burger und ein[1] pfaffen.
sîn[2] dink wold' er schaffen,
Er sprach: »nû hœret, liebe kint,
vier werde burger[3] hie sint
Und mîn her der[4] pfarrær(e),
biderbe und gewær(e),
Die bit' ich des walden,
daʒ si iu behalden
Die slüʒʒel, unz ich ze[r] erde
schôn bestatet werde,
Als eʒ kristenlîchen zem:
ze hant iuwer ieglîcher[5] nem
Besunder den slüʒʒel sîn,
unt tuot ûf alle[6] den schrîn,
Unt teilet daʒ guetel[7] schône:
daʒ iu mîn trehtîn[8] lône!
Wan ich dise vorhte[9] hân,
ob er würde iezuo ûf getân,
Daʒ lîht ein' kriek dâ[10] würde,
sô wær' beswært[11] mîn bürde,
Unde lieʒt den lîch[n]am[12] ligen,
dem der tôt wil an gesigen.«[13]

---

[1] sinen. *M.*
[2] siniu. *M.*
[3] vier rihter. *D.*
[4] her der *fehlt M.*
[5] ietlichʒ. *D.*
[6] gemein ûf. *D.*
[7] gelt. *D.*
[8] iuch immer Got. *D.*
[9] dise vorhten ich. *M.*
[10] dâ *fehlt M.*
[11] wurde geswært. *M.*
[12] Ir lieʒent d. l. lîht. *D.*
[13] *D. fährt fort:*
nû tuont an mir Gotes êr'. »sîner biht' het er verjehen,
nû was mit rât geschehen,
Daʒ er disiu ding begienk,
darnâch er stark(e) riu gevienk.

Die slüzzel er behalten gap.
mit êren kom er in daz grap
Und mit schœner bevilde.
daz wær' im gewesen wilde.
Wan sîn geselle mit der kisten,
der gedâht(e) des mit[1] listen,
Daz si in der schanden werten,
[und doch][2] die sêle an im nerten.
Der rede kûme wart erbiten,
dar nâch si mit gemeinen siten,
Beide, vrouwen unde man,
giengen zuo der kisten dan.[3]
Diu vröllchen von in wart
mit vünf slüzzeln entspart;[4]
Daz überlit man kûm erwegt':
oben ûz der kisten regt[5]
Uz einem grôzen siegel ein stil.
niht mêr ich iu sagen wil.
Waz in der kisten wære,
wan der selbe siegel swære,
Der rede lât iuch niht belangen:
an den stil was gehangen
Ein brief,[6] ze breit, noch ze smal,
der wart gelesen über al
Den, die der kisten wâren[7] bî;
dâ was[8] geschriben: »swer der sî,
Der êre habe unde guot,
dâ bî sô nerrischen[9] muot,
Daz er al[le] sîne[10] habe gebe
sînen kinden, und selben[11] lebe

---

[1] mit den. H.
[2] uñ ouch. D.
[3] stâft. H.
[4] ûf gespart. D.
[5] reht. D.
[6] zedel. D.
[7] stuonden. D.
[8] stuont. D.
[9] uñ dat bi sô närschen. D.
[10] er sin. D.
[11] uñ er selb. D. selbe G.

Mit nœten und mit gebresten,
den sol man ze lesten[1]
Slahen an die hirn bollen
mit disem slegel en vollen,[2]
Daʒ im daʒ hirn mit alle
ûf die zungen valle.
Und sol in denne vueren en wek[3]
und werfen in einen rinderzwek.[4]
Daran niht mêre geschriben was.
und dô man den brief gelas,
Eʒ erplatet[5] wip und man,
und sâhen vaste einander an:
Ir aller vröude diu wart toup,
reht[6] als ein erloschen schoup.

---

[1] zuo dem besten. D.

[2] D. reimt bollen: ze vallen

[3] in vueren den weg über einen hôhen steg. D.

[4] trek. D., *mit dem Zusatze, der hier buchstäblich folgt*

Auff ainẽ tach stůnd ain kra
Si schray vast ha ha ha ha
Narre bistu da
So merck mein sprach ebñ
Hastu deinẽ chindñ dein gůt gebñ
Vñ ir genad dein hab
So pistu tum̃^{e} deñ ain rab
Wañ der u^{e}pirgt die narũg sin
Vor den jũgen chindelin
Er fürt si in ir jugend
Ir rabisch untugend
Hie ob ir werd grisʒ
Daʒ er find sein spisʒ
Wañ er si pringt ze flůgen
So weist er si mit schönẽ zůgen
Võ dem nest in andru land
Also u^{e}furt er si zehand
Vñ clubet er deñ sein korn
Dü er hat u^{e}porgen vorñ
Vnd nüsset sein gewid^{e}
Aber gen dem wint^{e} wid^{e}

[5] Da erlatrot D.

[6] reht *fehlt* H

Si wânten, si vünden[1] grôʒen schaz:
dô was in ein ander saz
Mit listen eben vor gespilt.
mîn sin sich des niht enhilt,
Er het in reht(e) mit gevarn;
des jâhen ouch alle die dâ wârn,
Heim(e)lîchen under in.
si bejagten[2] den gewin,
Daʒ[3] si giengen danne, als dar,
des guotes ûʒ der kisten bar.
Diu rede hie sich[4] enden wil:
eʒ wart ie einem als(ô) vil,
Als dem andern gewegen,
ân' gezenke und âne slegen.[5]
Alsô het der geselle guot,
als noch vil manik geselle tuot,
Der triuwe unde wizze hât,
dem guoten man gegeben rât
Gegen [den] ungetriuwen kinden.
als man noch hiute [mak][6] vinden
(mak) Beʒʒern lant[7] man,
der dem vremden (mêr)[8] guotes gan,
Danne[9] geborner vrunt;
eʒ gestêt nû[10] niht der munt.
Dâ von ich immer triute
die getriuwen lant liute.[11]
Wie diz mærlîn sî genant,
daʒ tuon ich iu bekant:

---

[1] wânden vinden. D.
[2] si begten niht umb. D.
[3] Daʒ *fehlt* D.
[4] red' ich iu. D.
ân' zanken und ân' kriegen. D.
[6] ich n. h. wil. D.
[7] Getriuwen landes. D.
[8] dem andern rehl. D.
[9] deñ darnach. D.
[10] gestatet. D.
[11] triut: liut. M.

Eʒ ist genant der slegel. —
swer spilen welle der kegel,
Der sol gen ûf den plaz,
dâ vindet er mangen vürsaz;[1]
Oder gê[2] ûf daʒ rennen,
dâ sezt man vür[3] etwennen,
Dâ von vil manger wirt[4] betrogen:
iu wirt daʒ helmel[5] vür gezogen.
Welt ir suochen kamel[6] spil,
in wirt[7] diu veder, und iu der kil.
Und enruocht,[8] swaʒ man iu guoteʒ[9] seit,
gêt ot[10] nâch der affenheit,
Und weset dar an unverzeit,
sô wirt iuwer[11] eselheit
Ze bêden sîten vil breit,[12]
daʒ wert den narren gemeit,
Und den wîser herzen leit:
daʒ nim ich ûf mînen eit.

---

[1] *Diese Zeile fehlt D.*
[2] er gang'. D.
[3] wirt er geroufet. *D.*
[4] Vil m. w. dâ. *D.*
[5] helmlin. *D.*
[6] gouches. *D.* *Also* gampel.
[7] belibt. *D.*
[8] Ruochent. *D.*
[9] guoteʒ *fehlt H.*
[10] er. *D.*
[11] die. *D.*
[12] wol bereit. *D*

L.

Martinsfeſt.

Von

dem Stricker.

Ein reicher Bauer feierte die Martins-Nacht mit seinem Gesinde über diemaſsen; sie trunken so viel guten Weines, daſs alle von Sinnen kamen. Das gewahrten schlaue Diebe, brachen ein Loch in seinen Rinderstall, und der Verwegenste schlüpfte hinein. Da fingen aber zween Hofwarte (Hofhunde) grimmig an zu bellen, daſs der Wirth es hörte; er nahm ein Licht und ging zum Stalle. Der Dieb konnte nicht entrinnen, warf rasch sein Gewand ab, so daſs er nackt dastand, als der Wirth eintrat; und so machte er über ihn und seine Kinder, desgleichen über jedes Rind mehr als zwanzigmal das Kreuz, und murmelte dazu wie einen Segen. Er winkte dann den Wirth näher, sagte ihm, er sei St. Martin, und segne sein Gut, zur Vergeltung des Weines, welchen er am Martinsfeste gespendet habe. Zugleich habe er (der Heilige) seine Rinder gegen eindringende Diebe behütet, und wolle fürder all seine Habe bewahren, drum möge der Wirth getrost sein Fest fortsetzen. Der Wirth weinte vor Freuden, pries sich glücklich, daſs St. Martin ihn so gewürdigt habe, löschte das Licht, und ging wieder ins Haus. Hier verkündigte er die Erscheinung des Heiligen, und forderte Alle auf, zu Ehren desselben fürder zu trinken: er würde seinen Hühnern schenken, wenn sie Wein trunken. Sein Weib muste einen alten Käse auftragen, damit der Wein desto beſser schmeckte; und man trank auf sein und seines Weibes Leibes- und Seelenheil, und vor allen zu St. Martins Minne (Gedächtnis), so viel, bis Alle sinnlos dalagen. Unterdessen trieb der Dieb alle Ochsen und manche Kühe hinweg.

Als der Wirth seinen Rausch ausgeschlafen hatte, und am Morgen in den Stall ging, fand er ihn leer, und klagte seinem Gesinde, daſs St. Martin alle Rinder genommen habe, dem er nun keinen Becher mehr schenken wolle. Er heulte, und alle seine Kinder mit ihm. Sein Weib aber schalt ihn selber ein Rind, daſs er den Heiligen Martin gesehen zu haben wähnte. So hatte er Schaden und Schande, beklagte jedoch mehr jenen, als diese.

Drum soll man keinem Diebe trauen, der sich keinen Tag fristen konnte, wenn er sich für einen Dieb gäbe, und der den Leichtgläubigen am meisten betrügt.

I.

Sente Mertînes naht.

Hie ist, wie an Sente Mertînes naht
Ein gebûre sô vaste trank über maht.

Eʒ was ein rîcher bûman,
der sêre schallen began
An Sent Mertînes naht,
er trank vil vaste über maht.
Als tet daʒ gesinde sîn,
er hete harte guoten wîn.
Dô si des sô vil getrunken,
daʒ in die zungen bunken,
Dô kwâmen karge diebe dar,
die wurden des vil wol gewar
An den worten, diu si tâten,
daʒ si niht sinne hâten,
Dô wurden si des ze râte,
daʒ si brâchen vil drâte
Ein loch in sînen rinder stal,
doch entsâʒen si des wirtes schal,
Daʒ ir ietslîcher dar ûʒe beleip
und sînen gesellen drîn treip;
Dô was ein küener under in,
der vil vrevellîchen sin
Zuo diebes ampte truok
und was ouch kündik genuok.
Der slouf ze jungest dar în,
dô heten im den gewin

Zwên' hof wart(e) nâch genomen,
die begunden zorniklichen komen
Und bullen vaste in den stal.
do vernam der wirt disen schal,
Und gie mit einem liehte dar,
und wart des diebes gewar.
Dô des der diep wart innen,
daʒ er niht moht' entrinnen,
Do gewan er [illegible] ungehabe,
unt zukte sîn gewant abe,
Daʒ in der wirt nakket vant,
unt tet [im] mit sîner zeswen hant
über den wirt und [uber] sîniu kint
und über iesliche ʒ rint
Daʒ kriuze mê dan[ne] zweinzik stunt.
dar zuo ruort' er den munt,
Reht als er spræche einen segen,
des begunde er vlîʒiklich(e) pflegen.
Dô der wirt daʒ gesach,
dô stuont er, daʒ er niht ensprach,
Und nam ot sîner geberde war.
dô winkt' im der diep dar.
Der wirt gie dar nâher baʒ,
dô sprach der diep: »sihestu daʒ,
Wie ich dîn guot gesegent hân?
ich wil dich niht verliesen lân:
Ich bin Sant(e) Mertîn,
und wil dir gelten dînen wîn,
Den dû getrunken hâst durch mich;
dîn trinken ist sô grôʒlich;
Daʒ dû durch mînen willen tuost,
daʒ dû sîn vil wol genieʒen muost:
Hie wâren diebe her komen,
die wolden dir gern[e] hân genomen
Dîn rinder und dîn ander guot;
durch daʒ hân ich mich her gemuot,
Daʒ ich dîn guot unde dich
behueten wil: daʒ lâʒ an mich.

Des wil ich vlîziklîch(e) pflegen;
ich hân getân mînen segen
über dich und alleȝ daȝ dû hâst,
swâ dû nû dîn guot ligen lâst,
Daȝ dir nieman niht verstelen kan.
nû lesche daȝ lieht, lieber man,
Und gang an dînen gemach hin.
dannen ich her komen bin,
Dar wil ouch ich hin wider varn,
und wil dich immer(mê) bewarn.«
Dô weint[e] der wirt vor liebe,
und geloubte dem diebe,
Daȝ er Sant Mertîn wære:
»wol mich armen sündære!«
Gedâhte er in dem muote sîn
»daȝ mich Sant(e) Mertîn
Hie heim(e) hât gesuochet,
und der gnâden ruochet,
Daȝ er mich unde mîn guot
mit sînem segen hât behuot.«
Er neik vil williklîchen dar
unt verlaschte daȝ lieht gar,
Und wolte vil gewis sîn,
eȝ wære Sant(e) Mertîn;
Daȝ kwam von sîner trunkenheit:
des was der diep vil gemeit.
Er gie vrœlîch hin wider in:
»wol mich, daȝ ich sô sælik bin!«
Sô sprach er zuo den sînen
»ich hân Sant Mertînen
Mit mînen ougen (hie) gesehen;
mir mag nû nimmer misseschehen.
Er hât mir des gesaget dank,
daȝ ich ie sô volliklîch(e) trank
Durch sîn(e) grôȝe liebe;
er jiht, daȝ ich die diebe
Gevürhte nimmer mêre:
er hât mich alsô sêre

Gesegent unde mîn guot,
daʒ mir deheiner niht entuot.
Die mir nû triuwen schuldik sîn,
die trinken hin(te) mînen wîn
Durch Sant Mertînes êre,
ich wil nû nimmer mêre
An sînem lobe gehinken.
wölten mîn[e] huener trinken.
Den wolde ich schenken.« sprach er.
»schenke vrölîchen her.«
Sprach er ze sînem knehte
»ich hân bevunden rehte.
Swer die Heiligen êret.
daʒ ist vil wol bekêret.
Wir suln trinken mînen wîn
sô sêre, daʒ Sant Mertîn
Immer mêr ein herre sî.
und suln trinken dâ bî.
Daʒ er uns sîn immer dank sage:
sît ich im sô wol behage,
Daʒ er mich vor schaden wil bewarn.
nu enwil ich nimmer niht gesparn.
Swaʒ ich gewinne hinnen hin,
daʒ wil ich trinken durch in:
Des hân ich rehte schulde.
wie möhte mich sîn hulde
Immer sanfter ane komen!
sît ich von im hân vernomen
Daʒ er trinken(ne)s gert.
des wirt er von mir wol gewert.«
Er sprach wider sîn wîp:
»nû gank, sô dir dîn lîp.
Unt trag ein[en] alten kæs(e) her,
den sul wir eʒʒen,« sprach er
»Dâ ist daʒ trinken guot nâch.«
dô wart dem wîbe vil gâch.
Und brâht' im, swaʒ er vor sprach.
(s)waʒ [dô] dâ trinken(ne)s geschach.

Des wart (nû) ein vil michel teil:
si trunken umb(e) diu zwei heil.
Sîn [sinne] und sînes wîbes.
der sêle und des lîbes.
Und der andern [alle] gemeine:
diu wurden des nahtes kleine.
[Er sprach:] »trinket vaste, lieben kint:
ez ist reht allez ein wint.
Swaz hie trinkens ist geschehen.
man sol noch solhe trünke sehen.
Die wol mit êren mugen sîn.
wol dir, herre Sente Mertîn.
Wer möhte dir gelîchen!
si muezen dir alle entwîchen.
Die dâ ze himel rîche sint.
hebet ûf den becher, liebiu kint.
Und schenket in des kalten.
Sant Mertîn muoz es walten,
Daz wir hînt' getrinken sô,
daz unser sêle werden vrô.
Trinket vaste über maht!
welch Heilige hât ouch eine naht
Sô guot, sô Sant(e) Mertîn!
möhte wir allen mînen wîn
Noch hînt' allen getrinken ûz.
ichn' want' ez niht mit einer grûz.«
Sus trank er und die sîne
dem guoten Sant Mertîne
Ze liebe unt ze minnen,
unz si kwâmen von den sinnen
Unt keiner wizzen pflâgen
und enwesten, wâ si lâgen.
Dar an geschach dem diebe
des nahtes harte liebe.
Der treip ûz sînem stalle
sîn starken ohsen alle,
Und dar zuo mange guote kuo.
Dô der wirt des morgens vruo

Erstuont von sîner trunkenheit,
und hin ze sînem stalle schreit.
Dô was er rinder lære.
dô sagt' er bœsiu mære
Und sprach zuo dem gesinde sîn:
»ich wæn', uns Sant(e) Mertîn
Diu rinder elliu hât genomen;
ichn' weiʒ niht, war si sint komen.«
Den enwart der morgen, dunket mich,
dem âbende ninder gelîch;
Dem er des âbendes het wol
geschenket zweinzik becher vol,
Dem schankt' er nû niht einen;
er begunde vaste weinen.
Alsô tâten alliu sîniu kint.
dô sprach sîn wîp, er wær' ein rint
An allen [den] wizzen sînen,
daʒ er Sant Mertînen
Mit sînen ougen wânde sehen.
sust was im schade und schande geschehen;
Doch klagt' er michel vaster
den schaden, dan[ne] daʒ laster.
Dâ mane ich mîne vriunde bî:
swie guot des diebes rede sî
Und sîn geberde dar zuo,
daʒ man im doch sîn reht tuo
Und (in) vür einen dieb hab(e);
er muoʒ die liute leiten ab(e)
Mit sînen worten, swâ er mak:
ern' werte niht einen tak,
Jæhe er selbe, er wær' ein diep;
des ist im nôt unde liep,
Swâ mit er sich gevristen kan.
man sol in vür ein[en] getriuwen man
Durch sîniu wort niht (en)hân,
ern' lâʒe diu werk der nâch gân.
Ern' triuget niemen sô vil,
sô den, der im gelouben wil.

LI.

Der Wiener Meerfahrt.

Von

dem Freudenleeren.

Vormals war die Welt fröhlich, die jetzo nur auf Gut gestellt ist, und Frau Ehren verschmähet. Doch lebt noch mancher, der sie lieber hat. Burggraf **Herman von Dewin** (jetzo Teben, unterhalb Wien), ein wahrhafter Mann ohne Tadel, dessen Seele Gott gnade, erzählte mir dieses wunderliche Märe. Der **Freudenleere** hat es gedichtet, wie er es zu **Wien** von guten Leuten hörte.

In dieser guten Stadt, in Oesterreich, lebt man wonniglich, und hat alles in Hülle und Fülle. Dort ist eine Art Bad, in welchem ein Fremder bald des Silbers und der Kleider völlig bloſs gemacht wird. Dieses Bad gefällt mir nicht: sonst ist Wien zu loben, belebt von Rossen und allerlei Kurzweile! Sagen, Singen, Saitenspiel und anderen Künsten; für Geld giebts da viel Köstliches, den Hauſen (Donaufisch) und süſsen (Ungar-) Wein, und manch schönes Fräulein fröhlich und reich.

Hier nun saſsen einst reiche Bürger, fremde und bekannte, beim Weine, und aſsen dazu Speisen mit Safran und anderen Würzen, die den starken Wein versüſsen. Sie saſsen auf einer Laube (bedeckten Söller), die mit Gras bestreuet war, und leerten, bei mancherlei Kurzweile, die tiefen Becher und Gläser so gründlich, daſs ihnen die Füſse kugelrund wurden, und mancher seinen Nachbar nicht mehr erkannte. So ging's bis zum Abend, und als Licht angezündet wurde, hub das Trinken von Neuem an. Der Wein war gut; der Kellerschreiber muste, zur Freude des Wirthes, immer mehr bringen. Alle wurden reich; der Dürftige verhieſs dem Freunde Silber und Gewand. Dieser bereute seine Sünden; jener berechnete von Adams Rippe her seine Sippschaft mit einem andern, so nahe als **Ackers** (St. Jean d'Acre) an **Prag**. Einer sprach von Seereise, ein andrer von der Wallfahrt nach St. Jakob (in Compostella), der dritte von der Preuſsenfahrt (gegen die heidnischen Preuſsen). Alle lärmten, immerfort trinkend, durcheinander; mancher taumelte, und sprang auf die Bänke, mancher sank daneben.

Da verkündigte ein reicher Bürger einen guten Rath, und Alle riefen nach Wein, um zu hören. Jener forderte nun Alle auf, zum schuldigen Gottesdienst über Meer zu fahren; sein Nachbar stimmte bei, dann ein dritter, und bald wollten Alle sich so den kräftigsten Ablaſs holen, und auf der Stelle gen Ackers steuern. Sie ruckten zusammen, und schafften viel Speise, und zumal Trank in ihr Schiff. Der Kellerschreiber brachte dessen die Fülle. Der Wirth selber war einer der eifrigsten Pilger, und lieſs Latwerge holen; andere gaben Muskat, Ingwer, Galgan, Kubeben, Nelken: worauf der Wein theils warm, theils kalt, desto beſser mundete. Sie sungen und sagten Alle durch einander; so begaben sie sich zum Schiffe, lieſsen das Segel aufrichten, und als es über Mitternacht kam, wähnten sie sich schon auf dem Meere, und sungen ihren leisen Kyrieleis: „in Gottes Namen fahren wir." Einer empfahl scheidend seinem Freunde Weib und Kind. Alle baten um guten Wind, und lieſsen immerfort Wein bringen: einer lag und schlief, der andre tobte laut, der dritte strauchelte und fiel; der vierte meinte, das Schiff schwanke so, und Alle stimmten endlich ein, daſs ein Sturmwind sie treibe. Mancher ward seekrank; andere wehklagten um Weib und Kind, Seele und Gut, und gelobten, ihre Sünden zu büſsen. Sie sahen, von der Laube bedeckt, kein Gestirn, und gegen Morgen, als sie erst halbweges gen Brandeis (Brundiſium) waren, ward der Sturm immer heftiger. Die Laube schwamm von Wein, und den Untergang fürchtend, riefen sie zu Gott um Hülfe. Da sah einer einen reichen Bürger neben der Bank liegen, verkündigte darin Gottes Hülfe, und hieſs den Todten, dessen Bosheit Schuld an dem Sturme sei, ins Meer werfen, um es zu besänftigen. Alle stimmten ein, stunden mühsam auf, huben den Betrunkenen zum Fenster, und stürzten ihn, trotz seiner Lebensbetheurung, als einen Todten in die Straſse, auf Stock und Stein, daſs er Arme und Beine brach. Dann setzten sie sich fröhlich wieder hin, tranken fürder, freuten sich, daſs sie gen Ackers gefahren, und sangen Loblieder, so daſs sie das Zetergeschrei des Hinabgeworfenen nicht hörten. Endlich lagen Alle sinnlos da, der Wirth sammt den Gästen, und auch der Kellerschreiber, mit der Zeche im Kopfe.

Am Morgen kamen die Nachbarn, und riefen die Trunkenbolde auf: die Sonne stehe schon baumeshoch. Da erzählten diese von ihrer stürmischen Meerfahrt und Rettung durch den Auswurf. Die Nüchternen lachten, sprangen aber dem Ausgeworfenen zu Hülfe, und schalten die Meerfahrer, die, noch immer trunken, in ihrem Wahne beharrten. Darüber kamen die Freunde des Beschädigten herbei, und schon erhub sich Gedränge und Schwerterklang zur Rache desselben: die Besonnenen jedoch bewirkten durch Bitten und Vorstellungen eine Sühne, und männiglich führte seinen trunkenen Freund zu Bette. Es währte wohl bis zum dritten Tage, ehe sie völlig den Rausch ausgeschlafen hatten, und des Schadens inne worden; St Getrudens Minne (Anrufung um gute Herberge) ward ihnen Leid. Der schwer Verletzte verklagte sie Alle: da hub sich Kriemhildens Noth: schamroth sahen sie, was sie angerichtet hatten; und kaum konnten die Vermittler es dahin bringen, daſs zweihundert Pfund Silbers zur Buſse für des Mannes Schaden angenommen wurden. Dafür hätten sie die Meerfahrt mit Ehren machen können. So ward ihnen der süſse Wein sauer, der, mäſsig getrunken, Weib und Mann erfreuet, aber im Unmaaſse an Seele, Leib und Gut schadet, und an allen Hauptsünden Theil hat.

Jedoch mag einer, der Gut lieber hat als Ehre, zuweilen wohl über den Durst trinken, damit er doch eine kleine Mildigkeit begehe. Wer immer nur auf Gut gestellt, und allen Bitten taub ist, er sei nüchtern oder satt, der ist voll Bosheit, und Gott stoſse ihn vom Glücksrade.

So endet der Wiener Meerfahrt: ich küſse gern einen rothen Mund

LI.

Der Wiener mer vart.

Diz büechel ist [von] seltsæner art,
und heiʒet der Wiener mer vart

Diu werlt stuond etswenne sô,
daʒ die liute wâren vrô
In tugentlîchem muote
unde kêrten ze guote
Alleʒ daʒ sie kunden:
swes sie dô begunden,
Daʒ was gerne tugentlich:
nû hât diu werlt verkêret sich
Alleʒ hin nâch guote;
in wunnenklîchem muote
Vindet man ir kleine,
die rîchen alle gemeine
Habent ie ʒuo lieber guot,
denne wunnenklîchen muot;
Vrôlicher muot ist tiuwer:
daʒ guot ist sô gehiuwer,
Daʒ sîn alliu diu werlt gert.
hie vor dô was vrouw' Ere wert:
Nû ist daʒ guot werder gar,
denne vrouw' Ere, daʒ ist wâr.
Den bœsen missewenden.
man vindet mangen enden
Noch sô tugend rîchen man.

der Ere baz getriuten kan,
Dan ein schemelichez guot:
daz ist hovelicher muot,
swer die vuoge gerne tuot.
  Mir hât ein wârhafter munt
ein(e) rede gemachet kunt.
Diu mag wol heizen wunderlich:
alsô hât verrihtet mich
Von Dewin burgrâve Herman,
der nie schanden mâl gewan
An schentlicher missetât,
daz im der sêle werde rât,
Des sol man im von schulden biten:
er was ein man von guoten siten,
Gezogen und getriuwe gar
was der herre, daz ist wâr,
Gegen vremden und[e] gegen vründen;
des mach' in Got von sünden
Dort an der sêle vri
durch sîner hôhsten namen drî!
Der saget' mir diz mære:
daz hât der Vröudenlære
Gemachet, als ez dort geschach,
als man im ze Wienen jach,
Von guoter liute worte,
dô er daz mære hôrte:
Daz lit in Osterriche,
man lebt dâ wunnenkliche:
Swer silber unde golt hât,
der vindet manger hande rât.
In derselben guoten stat
man vindet einer hande bat,
Daz hân ich dikke wol gehôrt,
dâ man uns an den le[t]sten ort
Einen unbekanten man
schiere blôz gemachen kan,
Des silbers und der kleider
pfendet man in beider.

Swer dem bade volgen wil,
der wirt gesezzet an daʒ zil,
er habe wênik oder vil.
Daʒ bat gevellet mir niht wol,
die stat ich anders loben sol:
Wiene daʒ ist lobes wert,
dâ vindet man ros unde pfert.
Grôʒer kurze wîle vil,
sagen, singen, seitenspil,
Des vindet man ze Wiene(n) gnuok,
hübscheit und(e) ungevuok,
Swem diu wirt ze teile,
die vindet man dâ veile.
Swelch[e] man hât den pfennink,
der vindet manger hande dink,
Den hûsen und den sueʒen wîn,
und manek schœneʒ vröuwelîn
Vil wunnenklîches muotes
und rîche des guotes,
Die mag man dâ ze Wien(en) sehen.
in der stat ist geschehen
Diz seltsæne mære.
die rîchen burgære
Sâʒen ze einen stunden,
die vremden mit den kunden,
Ze einem wîne, der was guot,
der dikke trûregen muot
Ze vröuden kan gewenken gar,
und hieʒen vaste holen dar
In hovelîcher wîse
ir wolgemachten spîse
Mit würzen und mit safrân,
der ietslîcheʒ wol gemachen kan
Dem starken wîne sueʒen smak.
sie trunken vaste durch den tak,
unz ir trûren gar gelak.
Uf einer louben dô geschach
diz vrôlîche hûsgemach,

Dâ die herren sâȥen,
[beide], trunken und(e) âȥen,
Und[e] heten kurzewîle [vil] gnuok.
die spîse man vür sie truok;
Dâ was geströuwet grueneȥ gras,
beide, becher unde glas
Wart dâ selden lære;
sie trunken âne swære,
Unz in daȥ bat erwarmete;
ir keinen daȥ erbarmete,
Sie trunken alle zuo der stunt
daȥ tiefe glas an den grunt
Durch des wînes sueȥe;
des wurden in die vueȥe
Als die kugeln sinewel;
eȥ ist wâr und niht ein spel:
Der wîn was guot und niht sûr,
etlîcher sînen nâch gebûr
Ze jungest niht erkante.
dar nâch man lieht enbrante,
Diz geschach vil drâte,
dô der âbend nâhte,
Dô huob sich trinken aber, als ê,
sie hieȥen vaste holen mê:
daȥ tet dem wirte nirgen wê.
  Sie wurden alle rîche:
der vil kumberlîche
Des morgens nuehtern muoste leben,
der wolde dâ ze wette geben;
Der gelobte mit der hant,
beide, silber unde gewant
Ze gebene sînem vründe;
der klagete sîne sünde;
Der reite (dâ) die sippe:
»von Adâmes rippe
Sî wir gar mâge,
als Akers unde Prâge.«
Sprach einer zuo dem andern dô,

und wurden ûʒ der mâʒen vrô;
Sie sagten ir mære.
der stolze schrîbære
Holte vaste kuelen wîn,
der wolde mit den besten sîn:
Sie trunken vaste, âne wer.
einer sagete von dem mer
Unt von Sant Jâkobes wege.
unt trunken vaste (dâ) ze pflege.
Der von der Priuʒen vart:
mit hellender stimme wart
Vil swinde dâ getrunken,
daʒ die starken sunken
Nider bî die benke:
der wart sô gelenke,
Daʒ er tûmelt' unde sprank
von der tâvel ûf die bank,
daʒ er sider vaste hank.
  Dô diz alleʒ geschach,
ein rîcher burger sider sprach:
»Wol(de)t ir mir volgen nû,
ich wolde râten wol dar zuo,
Waʒ daʒ beste möhte sîn.«
sie riefen alle: »bringe wîn,
Sô lose wir dem mære.«
dô sprach der burgære:
»Ich sag' iu, waʒ mich dunket guot;
welt ir an (Got) den muot
Nâch mînem râte kêren,
wir sullen unserm hèrren
Dienen lobelîche,
wir sîn des guotes rîche
Unt vermugen'ʒ harte wol,
Got uns dar umbe danken sol,
Und sullen über mer varn;
da enwil ich nîmmer vor gesparn
Weder lîp, noch daʒ guot.« —
»ich hân ouch den selben muot.«

Sprach sîn nâkebûr dâ bî.
dar nâch schiere wart ir drî,
Die sprâchen alle gemeine:
»der antlâȝ ist reine,
Den man über mer holt.«
[und] unlange wart diz sint verdolt,
Sie riefen (dâ) mit schalle,
die kumpân' al metalle:
»Wir wellen endelîchen dar
mit einer kreftiklîchen schar
Varen durch Gotes guete.«
des wînes übervluete
Half vil sêre zuo der vart,
daȝ in des ze muote wart,
Daȝ sie der grôȝen arbeit
gerne wolden sîn gereit.
sust wart diu mervart ûf geleit.
Diz wart gelobet under in,
sie wolden mit ein ander hin
Gegen Akers varen, als man pflît,
kæm' eȝ immer an die zît,
Daȝ man ze rehte varen sol;
daȝ geviel in allen wol.
Dô rukten sie ze samne baȝ,
sunder allen bœsen haȝ,
Unde vi[e]l dar under:
sie sageten alle wunder,
Waȝ sie wolden vueren;
der wîn begunde rueren
Ir houbet dô mit sîner kraft;
spîse wart dâ vil geschaft
Und[e] guotes trankes in den kiel;
mit worten, als ich wænen wil,
Mit den werken kleine.
daȝ wiȝȝet al gemeine,
Sie wâren vil vermeȝȝen;
da enwart niht vergeȝȝen,
Swaȝ man haben solde,

von silber unt von golde,
Des heten sie ze Wien(en) gnuok.
der schrîber vaste wîn dar truok,
Und[e] sprach gegen in allen:
»lâzt iu die rede gevallen,
Wir haben unser zeche nû.«
er gap vil grôze trünke zuo.
Der wirt was ouch der besten ein,
der des nahtes dâ erschein
An der pilgerîme schar;
der liez ze jungest holen dar
Vil laktwârje drâte:
der gab die muschâte,
Der ingeber, der galgan;
dâ bî gab ein hübscher man
Kubêben; dirre neilikîn.
dar nâch trunken sie den wîn,
Den gewermet, disen kalt,
daz die jungen wurden alt
Und die alden sêre junk.
sust begegent in manik trunk,
[Under] ein ander ûf der louben dâ,
zuo der vart wart in gâ:
daz mer was noch vil unnâ.
 Dô huob sich singen unde sagen,
daz diu loube mohte wagen
Von dem grôzen schalle,
Die kumpân' al met alle
Heten (sich) geneiget,
daz in wart erzeiget
Des suezen wînes guete;
sie heten ir gemuete
Alle zuo dem mer gekart;
trinken wart dâ niht gespart;
Sie îlten ir strâze;
von wînes über mâze
Heten sie den sin verlorn;
sie heten alle wol gesworn,

Sie wæren halben weg gevarn:
dô hieʒen sie den kil bewarn,
Daʒ in daʒ waʒʒer schatte niht:
sust wart der segel ûf geriht
Und ir dink wol begat:
sie wâren verre von der stat.
Dâ Got menschlîchen gienk; [1]
des wînes kraft sie bevienk;
Daʒ sie wurden tôreht gar,
als diu kint, daʒ ist wâr.
Mit sulhen vröuden sâʒen sie,
und retten dort unde hie,
unz diu zît hin gie,
Alleʒ von dem Gotes wege;
sie trunken vaste (dâ) ze pflege
Den starken wîn über maht;
dô kom eʒ über die mitter naht,
Dô wurden sie durch schellik
unde sô gar gesellik.
Von des wînes sueʒikeit
wurden sie sô gar gemeit
Und des muotes alsô vrô,
daʒ sie wânten alle dô,
Sie wæren ie zuo an dem mer;
sie lieʒen allen herzen sêr
Und sungen vil schône
in einem lûten dône
Uf der louben offenbâr
irn leisen, daʒ ist wâr:
»In Gotes namen vare wir!«
der sprach: »vriunt, ich lâʒe dir,
Beide, kint unde wîp
ûf sêle unde ûf lîp,
Daʒ dû der mit triuwen pflegest,
und dich nimmer des bewegest,
Als ein vriunt ze rehte sol.

---

[1] Vgl. Walthers von der Vogelweide Kreuzlied. Minnesinger Th. I. S. 279.

daʒ geviel in allen wol,
wan sie wâren wînes vol.
Sust vuoren sie mit vröuden hin,
âne wîslichen sin.
Sie wâren tumb, als diu kint,
sie bâten umbe guoten wint,
Daʒ in den Got gesente;
daʒ ein bruoder kente
Den andern, des enwæn' ich niht:
dô sie vuoren in der schiht
Und an der wunnenklîchen stat,
der gebôt, dirre bat,
Daʒ der schrîber bræhte wîn:
mich dunket an den sinnen mîn,
Sie heten guotes windes genuok;
sô man den wîn vür sie truok,
Durch trunkenheit und durch guft,
sô sluog in diu vil sueʒe luft
Allen under diu ougen;
ich rede eʒ âne lougen,
Sie trunken harte swinde,
des wînes ingesinde,
Daʒ einer lag unde slief,
der ander schallet' unde rief,
Der dritte strouch unde viel,
der vierde sprach: »eʒ ist der kiel,
Der sust wankende gêt.« —
»ein sturm weter uns bestêt,«
Sprach der vünfte sâ ze hant;
dem sehsten sorge was bekant,
Der gesegent' sich vil swinde
vor dem grôʒen winde;
Dô wânten sie der mære,
daʒ eʒ daʒ mer wære:
Dô was eʒ der vil sueʒe wîn,
der tet sîne guete schîn.
Sust wurden sie erværet;
von wîne gar beswæret

Was ir houbet, daʒ ist wâr,
sie wâren alle trunken gar,
Daʒ was ir hœhster ungemach.
der eine jæmerlîchen sprach:
»Mir tuot daʒ houbet sêre wê;
swaʒ Got welle, daʒ ergê,
Uns wil ein sturm weter kumen,
daʒ wirt uns allen klein(e) vrumen.«
Dô huob sich michel trûren
von den nâkebûren,
Der eine klagt(e) den lîp,
der diu kint, der daʒ wîp,
Der die sêle, der daʒ guot.
alsust lag ir über muot,
als er noch vil dikke tuot.
Der wîn begunde vaste toben,
sich huob ein swern und geloben
Mit henden und mit vueʒen:
sie wolden gerne bueʒen
Swaʒ sie heten getân,
und[e] wolden des ze buoʒe stân.
Der eine ze ietslîchem sprach:
»daʒ diu vart ie geschach,
Daʒ mueʒe Got(e) sîn geklaget!
der wint den kiel ze sêre jaget
Und des waʒʒers ünde;
mich riuwe(n)t mîn sünde.«
In tobte daʒ gehirne,
sie kunden daʒ gestirne
Vor der louben niht gesehen,
des wil ich iu verwâre jehen,
Dô gieng eʒ an den morgen:
sie vuoren (dâ) mit sorgen,
Und wâren dannoch, Goteweiʒ,
(niht) halben wek gegen Brandeiʒ,
Dô nam der wîn über hant,
sie ruorten dannoch niht daʒ lant,
Und[e] riefen doch vil sêre:

»hilfâ, lieber hèrre,
Dîner armen hantgetât!
du engebest lère unde rât,
Sô mueze wir verderben gar.«
innes sach der eine dar,
Dô lag ein rîcher burger dort,
der was von einer tâveln ort
Bî die bank gevallen,
er sprach gegen in allen:
»Geverten, nû gehabt iuch wol,
menlîch Got(e) danken sol,
Daz er uns geholfen hât;
sîn sol werden vil guot rât,
Dirre grôzen wazzer nôt:
ein pilgerîm der lît hie tôt,
Des ist gewesen disiu schult,
daz daz mer sin ungedult
An uns hât erzeiget hier.
ir hèren, volget alle mir,
Nemet disen tôten man,
der uns niht gehelfen kan,
Den werfet drâte âne wer
ûz dem kiel(e) in daz mer,
Sô læzt ez sîn toben sîn.« —
»nû walde sîn unser trehtîn!«
Sprâchen sie gemeine
»daz mer ist sô reine,
Daz ez keine bôsheit
mak gelîden, sô man seit.«
und wurden alle gar gemeit.
Sie stuonden ûf vil drâte,
mit gemeinem râte,
Den vor grôzer trunkenheit
dannoch daz gên was gereit,
Und nâmen iren nâkebûr,
dem wart der sueze wîn vil sûr,
Und[e] truogen in mit grimme
in einer lûten stimme

Gegen einem venster, daʒ was hô,
der man begunde ruofen dô:
»Lâʒt mich mit gemache,
ir seht wol, daʒ ich wache,
Und ich bin gesunt, sam iuwer ein.«
sie sprâchen alle: »triuwen, nein,
Ir sît veige (hie) gewesen,
ir möht(et) nimmer doch genesen,
Daʒ ist uns allen wol bekant.«
und(e) truogen in ze hant,
Swaʒ er gerief unde gebat,
vaste hin von sîner stat
Unde wurfen in hin vür,
ûʒ dem venster vür die tür
Mitten in die strâʒe,
daʒ was ein unmâʒe,
Ûf stok und(e) ûf stein,
daʒ im der arm und daʒ bein
Von dem valle (dâ) zebrach;
daʒ was ein bœse hûs gemach. —
Vor sus getâner mer vart
wil ich gerne sîn bewart:
Tuot eʒ aber der sûre wîn,
sô muoʒ ich mit den andern sîn. —
Dô giengen sie mit vröuden wider
unde sazten sich dar nider
Unt trunken ander weide.
sie lieʒen herze leide,
Unde krigen aber vür baʒ.
diu loube was von wîne naʒ,
Daʒ mer schat' in kleine:
sie sprâchen alle gemeine:
»Uns ist ein michel heil geschehen,
daʒ wir den man haben gesehen,
Der sô veige ist gewesen:
wir möhten nimmer sîn genesen,
Wær(e) der man hinnen bliben:
Got hât in selbe hin vertriben

Und ûʒ dem kiele gesant
mit sîner gotlichen hant,
Und(e) hât uns alle erhôrt:
daʒ waʒʒer gieng uns an den bort.«
und[e] sungen vaste lobes wort.
Nû schrei der burger sêre:
»zether immer mere!
Waʒ ist an mir gerochen?
mîn bein ist mir zebrochen
Und der arm ouch enzwei.«
in jæmerlîcher stimme schrei
Der rîche burgære
von sô grôʒer swære
Unde klagte sînen val,
daʒ eʒ über al die gaʒʒe schal.
Die hergesellen wâren vrô,
und[e] sungen alsô lûte dô,
Daʒ sie in niht enhôrten,
von sust getânen worten,
Diu der burger klagete.
bî der zît eʒ tagete,
Der eine zuo dem andern sprach:
»wol uns, daʒ eʒ ie geschach,
Daʒ wir gegen Akers sîn gevarn!
Got sol uns dester baʒ bewarn
Sêle, guot unde lîp:
Got behuete unser wîp
Und diu kint, nâch grôʒem vrumen,
unz daʒ wir ze lande kumen.«
Sie enwesten niht der mære,
die tumben Wienære,
Daʒ sie ze Wiene(n) wâren,
dâ sie von kindes jâren
Alle wâren erzogen;
der wîn het(e) sie betrogen.
Dar nâch wart eʒ liehter tak,
daʒ ich ver wâr sagen mak,
Sie muosten sinne darben;

sie wâren, sam die garben,
Gestrûchet und gevallen.
der burger liez sîn schallen,
Der des nahtes alsô rief.
und sô rehte kleine slief,
Der was noch betoubet,
doch hete sîn houbet
Des wînes kraft gerûmet;
er hete sich versûmet,
Daz er ze schiere entslâfen was,
dâ von er kûme sint genas,
Dem tet der val harte wê,
und was im verre wirs, dan [w]ê:
Daz was sîn bester antlâz,
daz er was von bluote naz,
und des valles niht vergaz.
Des morgens vruo kômen dar
ir nâch[t] gebûren, daz ist wâr,
Die den schal vernâmen;
dô sie ze samen kwâmen,
Die nuehtern sprâchen alle dô:
»ir sît ûz der mâzen vrô
Gewesen alle dise naht
und habt lange gnuok gewaht
Und habt grôzen schal getriben.
ist des wînes iht mêre bliben?
Diu sunne stêt wol boumes hô.«
die trunkenbolde sprâchen dô:
»Ir sult uns des wol gunnen,
wir sîn in grôzen wunnen
Hînaht gevarn über mer,
gewaldiklîchen, âne wer;
Dâ hât uns Got geholfen zuo,
beide, spât unde vruo,
Er gab uns sêre guoten wint:
dar nâch huob sich aber sint
Ein sturm weter harte grôz,
daz uns daz wilde mer vlôz

Gewaltiklîchen in den kiel;
dâ von huop sich sorgen vil.
Wir wânten alle des ver wâr,
wir solden sîn ertrunken gar,
Wan daʒ uns doch ein heil geschach,
daʒ ein pilgerîm ersach
Einen man, der was tôt,
als eʒ selbe Got gebôt,
Den wurfe wir vil drâte,
mit gemeinem râte,
Uʒ dem kiele über den bort.
als wir heten vor gehôrt
Und der marner uns gebôt,
unt verwunden sulhe nôt,
Dô der sturm wint gelak
unt vil manik doner slak.«
Die nuohtern lachten vaste;
der wirt lag bî dem gaste,
Und wâren sêre trunken;
der schrîber was gesunken
Bî der bank hin ze tal,
der weste klein(e) von der zal.
Wer daʒ meiste teil galt:
noch was der wîn unbezalt.
Dô rief der burgære
und[e] klagte sîne swære,
Der in daʒ mer geschoʒʒen wart.
dô wart ein michel zuo vart
Zuo den selben stunden,
dô sie den man vunden,
Der was gevallen, hôch enpor
von dem venster, in daʒ hor,
Daʒ man sîn niht erkante,
unz er sich selbe nante;
Dô was er der besten ein.
sie sprâchen alle: »triuwen, nein,
Der spot ist nû niht guot gewesen;
der man sol kûme genesen:

diz lôȝ buoch ist unreht gelesen.«
Dô die vriunde dâ gesân,
daȝ der schade was getân
An dem manne rîche,
sie liefen zorniklîche
Mit ein ander alle hin.
übellich was ir begin.
Sie wolden jene erslân,
die daȝ het(t)en getân.
Sie sprâchen zorniklîchen gar:
»ir habt unsern vriunt vür wâr
Verderbet vrevelliche,
der was nehten rîche.
Dem ist der lîp zebrochen;
eȝ wirt an iu gerochen,
Daȝ ir die grôȝen kündikeit
an disen man habt geleit.«
Die hêrren sprâchen sâ ze hant:
»diu mære sint uns unbekant.
Wir haben rehte gevarn,
Got sol uns dester baȝ bewarn.
An des dienste vare wir (i)e:
beswært ir uns an ihte hie,
Des welle wir uns mit rehte wern;
sulle wir guot alsô verzern,
Daȝ ir uns missebieten wolt?
jâ habe wir silber unde golt
Ûf dem Gotes wege verzert;
dan daȝ uns der hât ernert,
Wir wæren alle bliben tôt;
wir kwâmen in sô grôȝe nôt,
Daȝ wir kûme sîn genesen;
welt ir uns dar ümbe vînt wesen,
Daȝ ist uns leit, daȝ wiȝȝe Got:
eȝ was des marners gebot,
Und niht gar ein kindes spot;
(des lobte(n) wir alle Got).«
Nû huop sich aber ein grôȝer haȝ
von den vriunden umbe daȝ

Und ein zuo dringen
und ein swert klingen
Und ein bœser sturm wint:
wan daȝ die besten alle sint
Vaste dar zuo trâten,
vlêhten unde bâten,
Unz siȝ brâhten ze tage,
alleȝ nâch ir beider klage.
Des mannes schade was in leit,
und wâren vrô der trunkenheit.
Diu den hêrren was geschehen:
sie heten alle wol gesehen,
Daȝ diz von grôȝen trünken kwam.
menlich sînen vriunt dô nam
Und[e] vuorten sie ze bette,
daȝ ich die muoȝe hette.
Ich sagete hie von wunders gnuok,
den burger man ze hûse truok,
Der sô hôh' gevallen was,
daȝ er kûme genas.
  Dô sie dâ gelâgen
unde der ruowe pflâgen
Wol biȝ an den dritten tak,
daȝ der sturm wint gelak
Unde des sueȝen wines kraft,
dâmite sie wâren behaft,
Dô stuonden sie mit sorgen
ûf gegen dem morgen:
Alrêst wart in dô bekant,
daȝ sie wâren gepfant
Von trunkenheit, der sinne.
Sant Ge(r)drûden minne
Wart in sider harte sûr.
der burger, ir nâhgebûr,
Der was der reise niht ze vrô,
der beklaget' sie alle dô:
Dô huop sich Krimhilden nôt;
sie wurden schemelîchen rôt.

Dô sie die wârheit gesân,
daȝ sie het(t)en getân
Den schaden an dem guoten man;
dâ gewunnen sie niht an.
Die burger sprâchen alle nû
daȝ beste vaste dar zuo,
Daȝ eȝ kûm(e) dar zuo kwam,
daȝ man beȝȝerunge nam,
Daȝ sie gæben zuo der stunt
dem selben man[ne] zwei hundert phunt
Vür den grôȝen schaden sîn.
sust wart in sûr der sueȝe wîn.
Dô sie daȝ silber wuogen dar,
dâ mite wæren sie verwâr
Mit êren über mer gevarn.
swer den wîn niht kan gesparn,
Und wil in trinken über reht,
dâ wirt der man des wînes kneht,
Und niht des wînes hêrre.
swer trinken wil ze sêre,
eȝ krenket im sîn êre.
  Nû hœret, waȝ der wîn tuot:
er vröuwet trûrigen muot,
Beide, vrouwen unde man,
swer in ze rehte trinken kan;
Und schadet doch den êren,
swer den sin wil kêren
Ûf den grôȝen über trank,
dâ von wirt der lîp krank,
Und[e] schadet ouch dem guete.
nû merk[e]t in iuwerm muote.
Waȝ der wîn geschaden mak:
der wîn ist der sêle slak;
Swer in trinket über daȝ zil
unt kein mâȝe haben wil,
Daz ist der sêle unheil;
an allen houptsünden teil
Hât diu leide trunkenheit:

dâ von wirt der lîp gemeit,
Dem er vliuʒet durch den munt,
daʒ machet mangen ungesunt
Die sêle, guot unde lîp.
des buetet, man unde wîp,
Daʒ ir von sulher trunkenheit
iht kumet ze langer arbeit.
Man vindet ouch vil mangen man,
der die beste(n) mâʒe kan
An grôʒem über tranke:
daʒ ist Got wol ze danke
Und der werlde ouch dâ mit,
swer trinken wil nâch rehtem sit'.
Swer aber sî des des muotes,
daʒ er des kranken guotes
Mêr schônet, dan der êren,
den wil ich trinken lêren:
Der mag under wîlen wol
sîn houbet guotes wînes vol
Durch kurze wîle trinken:
sô muoʒ sîn karkeit sinken,
Daʒ er durch grôʒe trunkenheit
eine kleine miltikeit
Under wîlen doch begêt.
swem der muot aber stê
Anders niht, dan ûf guo
der hât zaghaften muot.
Er sî nuohtern oder sat,
swaʒ man den bœsen ie gebat,
daʒ hilfet niht ein minzen blat:
Got werfe in von gelükkes rat,
der sich bôsheit undersat,
swer worden ist an êren mat. –
Diz mære ist ûʒ an dirre stat.
Daʒ ist diu mervart genant:
den namen lâʒt iu sîn bekant.
Daʒ mære ist ûʒ an dirre stunt:
ich kuste gerne ein[en] rôten munt.

Anhang.

Aus

Janſen Enenkels

Weltbuche.

1.

Achilles und Deidamia

Schon neun Jahre und einen Tag lagen die Griechen vor Troja, wo Schach- und Brettspiel und Würfel erfunden wurden von einem Griechen; der Streit währte fort, und der furchtbare Hektor erschlug viele Griechen, so daſs sie missmuthig waren. Da befragte ihr König den Weiſsager am Brunnen, wie Troja endlich zu gewinnen wäre, und dieser verkündigt, es könne nur durch den jungen Achilles geschehen, der in Frauenkleidern bei Jungfrauen verborgen sei. Sogleich ging der König zu Rathe, wie Achilles zu finden wäre.

Achilles, des Peleas und der Tetis Sohn, wurde von ihrem Wildschützen Schiro, der halb Ross halb Mann war, erzogen, und dieser lehrte ihn Springen, Ringen, Steinwerfen, Bogenschieſsen und alle Künste. Als Achilles zwanzig Jahr alt war, hörte er viel von der schönen Tochter eines Königs, jenseit Meeres, der gelobt hatte, sie nur dem zu geben, den sie wollte. Achilles gedachte, sie in Frauenverkleidung zu erwerben, und wünschte ein Mittel gegen den Bart, und Schiro brachte ihm eine Wurzel in einem Linnentuche, die um den Mund gestrichen, kein Haar wachsen lieſs. So völlig einer Jungfrau gleich, schiffte er ins Heidenland nach der schönen Deidamia.

Dort anlandend, ging er alsbald auf die Burg, an deren Thor er die Wäscherin der Königin traf und sich für eine Unglückliche ausgab, welche ihren fürstlichen Verwandten entführt worden, von einem Manne, der ihr viel Ehren verheiſsen, sie aber verlaſsen habe, so daſs sie hülflos sei, und gerne eine Königin Griechisch lehren möchte, damit sie ihre bisher bewahrten Kleider nicht verzehren müste. Die Wäscherin erbot sich mitleidig, ihre Herrin für sie anzusprechen, ging hinein und meldete es der Königin. Diese lieſs die Fremde kommen, erkannte sie für ein edles Weib, und befahl ihr die Tochter zur Lehre, für reichen Lohn. Achilles dankte der Gnade, faſste die Jungfrau bei der Hand und verhieſs, sie Griechisch zu lehren, wenn sie ihn dafür lieb hätte. Die Jungfrau wurde ganz seiner Pflege übergeben, und man bettete beide zusammen.

Achilles sann nun darauf, wie er sie mit ihrem Willen gewinnen möchte, und erzählte ihr traulich die seltsame Griechische Sitte, wie die Jungfrauen, unbeschadet ihrer Ehre, sich vergnügen können, wenn ihrer zwei heimlich beisammen sind, und fragte sie, ob sie wol ein Mann sein möchte. Sie wünschte es lieber, als der Griechen Gold; sie wollte dann um Frauen in fremden Landen ritterlich abenteuern, und verhieſs reichen Lohn. Achilles lehrte sie hierauf die Kunst, daſs eins von ihnen beiden ein Mann werde; er kenne einen fröhlichen Gott Ratsan, der auf inbrünstiges Gebet solches verleihe. Er sprach ihr das

Gebet vor, worin dem Gotte, mit drei Kniebeugungen, hohe Ehre und ein Bethaus gelobt wird. Nachdem beide es für sich dreimal gesprochen, hieſs Achilles die Jungfrau sich mit ihm ins Bette legen, um die Wirkung zu erfahren. Hier fand er noch Busen und wonnigliches Frauenspiel, nur Weibheit an ihr, und rühmte, daſs sein kräftiges Gebet beſser erhört sei. Sie überzeugte sich handgreiflich, und beide lebten die Nacht und fortan in Freuden. Der Gewinn war beiderseitig: die Königstochter gewann dazu ein Kindlein.

Unterdes ward ihr Vater krank; der Arzt kam, und hieſs den Harn des Kranken im Glase bewahren, um ihn zu beschauen. Das Glas wurde der Sorgfalt der Tochter übergeben. Diese setzte es aber, als es am nächsten Morgen gefüllt war, verkehrt hin, so daſs alles verschüttet ward. Sie wusste jedoch sich zu helfen, und ersetzte den Verlust gleich aus eigenen Mitteln. Als nun der Arzt kam und den Harn beschaute, da verkündete er ein Siechthum, wie noch kein Mann gehabt, und den sichern Tod, weil der König ein Kind trage, davon sein Leib verderbe. Der König fragte, woher das käme, und als der Arzt ohne Antwort wegging, lieſs er die Königin rufen und schalt sie zornig, daſs sie Schuld habe an seinen Kindesnöthen und Tode, weil sie von jeher mit Teufels Gewalt auf seinen schwachen Leib gestrebt habe, wie ein Mann. Sie beklagte sein Weh und entschuldigte sich, indem sie ihm nur Liebes thun wollen, und hieſs die wunderliche Geschichte den Arzt nochmals prüfen laſsen. Dieser wiederholte zornig seinen Ausspruch, kam jedoch und beschaute diesmal den wirklichen Harn des Königs, und er theilte nun die frohe Kunde, daſs der König des Kindes ledig sei und genesen werde. Dieser lieſs ihm alsbald hundert Mark geben, und die Königin war voll Freuden. Nicht minder ihre schöne Tochter, die fortwährend minniglich bei Achilles lag, bis sie ein Kind trug.

Als sie dessen inne ward, mischte beider Freude auf der Minnen Weide sich mit Leid, und sie furchten den Tod. Sie wehklagte, jedoch tröstete sie Achilles, sein Gott werde sie beide behüten und alles zum besten fügen, es sei nicht ohne Ursache so ergangen.

1.

Achilles und Deidâmiâ.

Daȥ her dâ vor der stat lak
niun jâr und einen tak,
Daȥ sie des ligens verdrôȥ dâ:
dâ wart manig spil vunden sâ,
Daȥ man nie vor het gesehen,
des muoȥ ich von der wârhait jehen.
Schachzabel und(e) bretspil
wart vunden dâ unmâȥen vil,
Würfel wurden dâ berait:
daȥ tet ain Kriech' mit kündikait.
Des ligens sie vil gar verdrôȥ,
beidiu, man sluog und schôȥ
Der Kriechen dâ ein michel teil
daȥ was der selben unheil.
Und was der Troijer vröud(en) spil:
auch wart dar zuo hart(e) vil
Von den Kriechen leben lôs,
dâ von der kurzweil' sie verdrôȥ.
Hektor dâ des nicht enlieȥ,
vil mangen er [dâ] von dem leben stieȥ:
Wan in des vechtens nicht verdrôȥ,
beideu, er sluog und schôȥ
Dâ vil mangen Kriechen hêr.
des vröuten sich die Troijer sêr:
Er was ze streit ain vrum man,
er rant' die veint degenleich an

Dô die Kriechen manige zeit
lâgen vor Troijen weit,
Und sie des ligens dâ verdrôȥ:
wan man ir [dâ] vil ze tôd' erschôȥ.
Als ich eu vor gesag(e)t hân,
der künik von Kriechen kom gegân,
Da er ainen weissagen vant,
er sprach: »dû solt mir tuon bekant,
Wie wir Troijen gewinnen,
seit dû hâst weis(e) sinnen.«
Er sprach: »daȥ sag' ich dir schier,
wilt dû eȥ gelouben mir:
Dû macht mit deinen sinnen
Troijen nicht gewinnen,
Dû gewinst dan ainen man,
den ich dir wol nennen kan.
Der ist Achilles genant,
ze streit(e) gar ein weigant.«
[Der künig sprach:] »wâ sol ich in suochen,
ob ich des mans wil ruochen?«
Er sprach: »er ist verborgen
under junkvrau[we]n mit sorgen,
Unt trait an der vrouwen klait,
ungevuog(e) ist im lait.«
Dô der künig dâ erhôrt'
des weissagen wort,
Do sant' er vil drât(e)
nâch seinem nâhsten rât(e)
Und betracht' an den stunden,
wie sie Achillen vunden,
Der dâ was in vrauwen klait
durch seines leibes hübschait. —
Nû lâȥen wir die rede stân,
und greifen daȥ mære an,
Wie eȥ dar zuo kæm(e),
daȥ Achilles næm(e)
An sich weipleichen klait,
durch seines leibes hübschait

Gieng er in vrauwen wât,
recht als(ô) ain vrauw(e) stât.
Daʒ tet er durch ain vrouwen guot,
deu nimmer kam auʒ seinem muot,
Und het sie doch nie gesehen;
des muoʒ ich von der wârheit jehen:
 Ain biderb man geseʒʒen was,
der was gehaiʒen Pêleas
Sein weip was Têtis genant,
den baiden ward ain kind bekant.
Achilles sein nam(e) hieʒ;
seinem wildnær' er eʒ lieʒ.
Der was gehaizen Schirô;
die pfaffen nennent in alsô,
Der was halbs ros, halbes man,
vür wâr ich eu daʒ sagen kan.
Daʒ Schirô zôch daz kint,
unʒ er vil vrum wart und besint.
Er wart auch von im wol gezogen;
er lêrt' eʒ schieʒen mit dem bogen.
Springen, ringen, werfen den stain
alle gevuog' lêrt' er eʒ gemain.
Dô daʒ kint gewuochs, nâch recht,
eʒ wart z'wâr ain vrumer knecht.
Und wol zwainzig jâr alt.
im ward dikk(e) vor gezalt,
Wie ain junkvrauw' wære,
vil edel und êrbære,
Und wær' enhalb[en] dem wilden mer;
ir vater het(e) manig her
Und wær' ain künig reich(e),
der hete [die junkvrouwen] sicherleich(e)
Gelobt, daʒ er sie nieman solde
geben, wan den sie nemen wolde.
 Do Achilles' wart kunt getân
daʒ mære, dô begund' er gân
Ze Schirô, dâ er in vant,
er sprach: »möcht' mir werden bekant

Ein vil seltsaineʒ dink
dar an stêt aller mein gerink,
Daʒ mir nicht wuechs' ein mannes bart,
daʒ wær' mir âne maʒen zart.«
Dô daʒ erhôrt(e) Schirô,
er sprach: »ich vürcht(e) kain(e) drô.
Ich bring(e) dir vil schier,
daʒ solt dû gelauben mir,
Ain wurz her in kurzer vrist,
deu dir harte nüzz(e) ist,
Daʒ dir wechset dehein bart,
wan ich hân dich gezogen zart.«
Ze hand er im ein wurz bracht',
deu was mit leinein tuoch bedacht,
Er sprach: »lieber herre mein,
streich sie umb den munt dein.
Dise wurz alsô guot,
und habe des deheinen muot,
Daʒ dir nimmer kain hærlein
her auʒ mug(e) wachsent sein.«
Dô Achilles daʒ vernam,
daʒ im der bart was wider tân,
Er lait' an sich vrauwen klait;
im was gar unmâʒen lait,
Daʒ er die haideninnen
nicht solt' von herzen minnen.
Deu junkvrauw' hieʒ Deidâmia:
sie waʒ im liep von herzen dâ,
Swie er sie doch nie het gesehen,
doch wolt' er ir des preises jehen.
Verholn(e) huob er sich von dan,
ze ainem kiel kam er gegân,
Unt vuor hin gen der haiden lant,
vur ain vrauwen was er bekant.
Dô er an daʒ stade stieʒ,
seineu zuht in nicht enlieʒ,
Deu gab im die lêr(e),
daʒ sein êrsteu kêr(e)

Er gein der bürge tor [er] dô gie.
der künigin wasch' in dâ enpfie.
Unt vrâgt(e) sie der mære,
von wannen sie komen wære.«
Er sprach: »ich bin ain armeȥ weip
und hân vil traurigen leip;
Getörst' ich eȥ, liebeu vrauwe mein,
eu hie gesagend(e) sein,
Daȥ eȥ wær' verborgen:
ich leid(e) manige sorgen
Umb meinen kranken bœsen leip:
ich bin ain nôtigeȥ weip;
Von meinen vreunden bin ich dan
gevuort, daȥ hât getân ain man,
Der mir michel êr' gehieȥ:
an disem kumber er mich lieȥ.
Daȥ er unsælig mueȥ(e) sein!
er hât mich von den verunden mein
Gevuort, dâ ich het êren vil.
vor eu ich des nicht enhil,
Ich trauw' eu, liebeu vrauw(e) mein,
mein gebrest' sol eu geklag(e)t sein;
Wan ich hie laider nieman hân,
dâ ich getür mich lâȥen an.
Swer mich hie wolt' versuochen
in den Kriechischen buochen,
Deu künd' ich wol bescheidenleich,
lêrn ain küniginne reich.
West' ich, wer mich darumb nert',
daȥ ich mein klaider nicht verzert',
Deu ich han vil kaum erspart,
sint ich vuor der unsælden vart
Und mich der man hât verlân,
mit dem ich von lande bin gegân,
Der machet' mich an sinnen blint:
ich bin z'wâr aines vürsten kint.«
Deu wesch(e) züchtikleichen sprach:
»mir ist vil laid eur ungemach;

Ich wil ze meiner vrauwen gân,
ob ir hie mugt bei ir bestân,
Daʒ wil ich eu heut ervarn;
ir mugt bei euwern jârn
Verdienen umb mein vrauwen guot,
daʒ sie eu grôʒ êr(e) tuot.«
Achilles ward der rede vrô
und dankt' der weschinne dô.
Deu weschin dô des nicht enlieʒ,
Achilles sie vil wol gehieʒ,
Und gie zuo der vrauwen dô,
sie sprach: »vrauwe, nû seit vrô,
Ich hân mit meinem sinne
ain lêr meisterinne
Vunden nâch dem willen dein,
deu nicht baʒ gelêrt mag sein.«
Sie sprach: »heiʒ sie versuochen,
an den Kriechischen buochen,
Der ist sie gelêret wol,
sie ist aller künst(e) vol,
Der ain vrauw(e) künnen wil,
der kunst hât sie ân' maʒen vil.«
Deu vrauwe(e) sant' nâch ir ze hant,
mit dienst sie sich ir under want,
Sie sprach: »auf die treuw(e) dein
lâ dir wol enpfolhen sein
Mein schœne(n) tochter, die ich hân,
deu muoʒ dir werden under tân,
Lêr' sie von Kriechen deu buoch,
mit zuchten dû an sie versuoch',
Ob sie eʒ gerne lern(en) wil,
sô gib' ich dir ân' mâʒen vil,
Von silber manik klainôt,
ain arm spank von gold(e) rôt
Muoʒ dein, be namen, sein,
ich schaff(e), daʒ der herre mein
Dir sein lônet mit treuwen,
eʒ sol dich nicht gereuwen.

Ich sich, daȝ dû ain edel weip
bist, wan dein wolgestalter leip
Wær' wol aines küniges wert,
dein leip vil hôher êren gert,
Dein gebærd' sint vil weipleich.
z'wâr, ich wil dich machen reich.«
Achilles zühtikleichen sprach:
»nâch meinem grôȝen ungemach,
Ist mir ain sæld' von eu bekant,
daȝ ich bin komen in diz lant,
Des mag ich mit vröuden alten:
mein êr' mag ich behalten,
Wan ich nie kainen man,
ân' disen bœs(e)wicht, gewan,
Der mich her gevuer(e)t hât:
mein mag nû wol werden rât.«
Die junkvraun nam er bei der hant,
er sprach: »eu wirt von mir bekant
Z'wâr die Kriechischen buochstaben,
welt ir mich darumb liep haben.«
Deu junkvrau volget' im mit
Achillen gar nâch seinem sit'.
Darnâch sag' ich eu offenbâr,
daȝ man Achillen vürwâr
Bettet' zuo der schœnen magt,
als uns daȝ buoch hât gesagt.
Daȝ wiȝȝet sicherleich(e),
der edel künig reich(e)
Der verhangt' eȝ mit willen gar,
daȝ er sich legt' zuo ir, vürwâr,
Wan er wânt', eȝ wær' ain weip,
sô wolgestalt was ir der leip.
Achilles begund(e) achten,
ain seltsain dink betrachten,
Wie er erwürb(e) die magt,
dâ ich eu vor hân von gesagt,
Daȝ eȝ geschæh' mit ir willen gar,
daȝ sein nieman würde gewar.

Aines listes er im gedâcht',
der im iren willen brâcht':
Er sprach: »junkvrauw(e) guot,
welt ir mir sagen euwern muot?
Ich wil eu meinen willen sagen,
welt ir mir euwern nicht verdagen.«
Sie sprach: »main ich, z'wâr,
ich bin dir heim(e)leich(e) gar:
Sprich alleȥ daȥ dir lieb sei,
dâ sol mein will(e) wesen bei.«
Er sprach: »eȥ habent die Kriechen
die gesunden und die siechen,
Z'wâr ainen seltsainen sit',
dâ sie ir êre behaltent mit:
Eȥ ist dâ nindert ain jungeȥ weip,
hât sie wolgestalten leip,
Und ist ir dan icht nâhen bei
ain junkvrau, (s)wie deu genant sei,
Und wellent die zwô sein en ain,
und versweigent eȥ under in zwain
Daȥ ir betrachtung(e) ist,
sie vindent mangen vremden list.
Nû sag(t) mir, schœneu junkvrauw' mein,
ir seit ain schœneȥ magedein,
Des ich eu wol von herzen gan,
sagt mir, wært ir icht gerne ain man?«
Dô sprach sie: »auf die treuwe mein,
möcht' ich ain man mit recht gesein,
Daȥ næm' ich vür der Kriechen golt,
sô wolt' ich sein vrauwen holt;
Zâhei! und sold' ich wesen ain man,
sô wold' ich wunders vil begân.
Ich wold(e) varn in vremdeu lant,
und wolt' dâ sein ain weigant,
Und wolt' dâ êr' erwerben,
oder ich muest' dâ ersterben.«
Dô Achilles erhôrt'
der edeln junkvrauwen wort,

Er sprach: »junk vrau, gehabt euch wol,
eur leib muoʒ werden vröuden vol,
Ich muoʒ besehen, ob ain man,
von eu immer werden kan.
Den list lernt' ich ze Kriechenlant,
dô ward er mir von êrst bekant.«
Dô deu junk vrau dâ vernam
sein red', ân' aller slacht(e) scham,
Sie sprach: »liebeu meisterin,
nû kêr(e) dar zuo dein(en) sin,
Daʒ diser list an mir ergê;
ich schaff(e), daʒ dû immer mê
Mit vröuden mu(eʒe)st alten;
dein treu solt dû behalten
An mir, ich bin ain magedein,
ich wil dir hold mit treuwen sein,
Und wil dir leihen und(e) geben
ân' aller hand(e) wider streben.«
Achilles liepleichen sprach,
wan er in zühten gein ir verjach:
»Iunk vrauw(e), welt ir volgen mir,
mein kunst wil ich eu zeigen schier;
Ir seit ain magt und ich ain weip,
dâ von haben wir geleichen leip:
Des mag mein weisheit vür sich gân,
daʒ ich oder ir wert ain man.
Ich erkenn' ein[en] abgot vröuden reich,
wel[le]n wir daʒ bitten sicherleich
Mit dem gebet, als ich wol kan,
sô wird' ich oder ir ain man;
Eʒ erlœst uns schier von smerzen,
wel[le]n wir mit lauterm herzen
Daʒ selb(e) abgot beten an,
unser ainem muoʒ eʒ wol ergân
Swem daʒ dink sol wesen bei,
deu tuo die andern sorgen vrei.
Junk vrauw', ich wil dir tuon bekant,
wie daʒ abgot ist genant.

Eʒ ist gehaiʒen Ratuan,
auʒ unser ainem wirt ain man.
Daʒ waiʒ ich sicherleichen wol,
wan eʒ ist g(e)nâden vol.«
Deu junkvrauw sprach: »maisterin, sprich,
swaʒ dû wilt, daʒ tuon ich.«
Achilles sprach: »junkvrauwe guot,
habt daʒ abgot in euwerm muot,
Und bitet eʒ [an] ze allen zeiten,
nahen unde weiten.
Und gêt an ain verborgen stat,
dâ sült ir nider vallen drât
Drei veni dem abgot ze êren,
dâmit sült ir eʒ êren,
Und rueft eʒ an mit stille,
ich waiʒ, daʒ ist sein wille,
Und sprechet: »her her Ratuan,
helfet mir, daʒ ich werd' ain man;
Dar umb wil ich euch êren
und euwer lob mêren,
Ich wil eu ain bethaus machen
mit seltsam(en) sachen,
Z'wâr nâch heid(e)nischem sit',
dâ wert ir wol geêret mit.«
Diz sült ir dreistunt tuon,
so gewinnet ir des abgots suon
Und sein hulde ân zweivel gar;
daʒ ich eu(ch) lêr(e) daʒ ist wâr.
Sô wil ich des selben pflegen
und wil mich vur sein vueʒ(e) legen
Und wil eʒ biten ân(e) spot,
mein genædigeʒ abgot,
Wan ich wil nicht schallen,
nider vur eʒ vallen,
Und wil eʒ vlê[he]n von herzen,
so vertreibt eʒ mir den smerzen.
Daʒ waiʒ ich sicherleichen wol,
wir werden von im vrouden vol.

Genâden guot vil an im leit:
370 ai, waz ez uns nû vröuden geit!«
  Deu junkvrau lobt' im daz stæt(e),
daz sie vil gern(e) tæt(e).
Waz er ir vor het gesait,
daran was sie unverzait.
75 Dô daz ze dem dritten mâl geschach,
Achilles gein der maget sprach:
»Junkvrauw, habt ir daz gebet getân,
sô sül wir balt ze bette gân,
Daz abgot wil erzaigen daz,
80 wer im hab' gedienet baz.«
Dô sprach deu magt gar unverzagt:
»waz dû mir hâst vor gesagt,
Dâz hân ich allez getân.«
sie begunden an daz bett(e) gân.«
Dô sprach Achilles: »junkvrau mein,
ez in euwern holden sein,
get mir hie, âne spot,
daz werd(e) abgot
gewert euwer bet,
90 daz lât mich greifen hie ze stet.«
Er graif an der brust zetal
gein dem bain überal
An daz werd(e) vrauwenspil:
dâ vand er wunne alsô vil,
95 Daz ich sein nicht gesagen mak, —
sein vröude wert' unz an den tak —
Daran er nicht dan weiphait vant.
er sprach: »mir ist daz wol bekant,
Daz abgot hât mir baz getân:
400 greifet her, ich bin ain man;
Ich hân im verlobt missetât,
daz abgot mich baz erhôrt hât;
Ich sprach daz gebet' von Kriechenlant,
dâvon mir vröude ist hie bekant.«
5 Dâ sie . . . .
Wan ir deu hant zetal slaif.

sie prach: »ez ist ain wârhait,
daz dû mir hie vor hast gesait.
Daz greif' ich sicherleichen wol.
mein hand ist alleu vol.« —
Deu naht gie in mit vröuden hin:
sie heten bêdenthalben gewin.
Der vrouden triben sie genuok,
unz daz deu magt ain kind(el) truok:
Des wart sie dannoch nicht gewar;
ir heimleich' was mit vrouden gar.
Dar nâch ir vater siech wart;
die kemenât(e) man verspart'.
Dô er dâ siecher inn(e) lak,
ain arz(â)t sein (vil) schôn(e) pflak;
Dô wart im gewunnen dâ
ain urinâl hiez er im sâ
Bringen an der selben stunt:
»dar an sô wirt mir kunt
Daz euwer leip niezen sol
und eu tuot an dem leibe wol;
Daz muoz ich an dem brunn(en) sehen,
sô kan ich dar nâch recht(e) spehen,
Wie ich eu dar nâch erzen sol,
daz sich ich an dem brunnen wol;
Des haiz(e)t pflegen tugentleich.«
alsô sprach der arzât reich.
Er sprach: »Tochter, daz dû mir bist
vil lieb, ân' allen valschen list,
Des solt dû lâzen geniezen mich,
daz ich hân ie geminnet dich,
Vür allez daz ich ie gewan,
und dir von herzen guot(e)s gan;
Dâ von lâ dir enpfolhen sein
vil gar auf die treuw(e) dein
Dizz(e) schœn(e) urinâl
huet' sein vor staub unt vor val,
Dâz ez icht zerbrest(e),
wan ez ist krank, [und] nicht vest(e);

Des trauw' ich nieman sô wol:
nicht vür baʒ ich dich manen sol.
Daʒ (d)ir nicht lait daran geschicht,
und daran gewirret nicht.«
Die nacht der künig lag mit sorgen,
mit sochung' biʒ an den morgen.
Sein lieben tochter muost' auch sein
vor irem lieben veterlein:
Des wolt' er von ir nicht enbern,
mit züchten muost' sie in gewern.
Dô in des zeit daucht(e),
daʒ der tak schier laucht(e),
Dô hieʒ er im daʒ urinâl
die tochter raichen, ân(e) schal:
Sie enpfie darin den brunnen sein.
er sprach: »vil liebeʒ kint mein,
Nû pflig dû des glases wol,
wan ich dir sein danken sol.«
Des glas(e)s sie sich underwant,
sie sazt' eʒ mit ir weiʒen hant
Ze tal, als er sie lêrt(e),
daʒ glas sie umb(e) kêrt(e);
Daʒ dâ lützel beleib darin.
sie gedâcht': »waʒ süllen nû mein sin'
Ich hân z'wâr(e) missetân,
mein[en] vater ich verlorn hân.«
Eines listes sie gedâcht(e),
der sie ze vrôuden brâcht(e).
Sie nam daʒ glas in die hant,
ir brunnen sie darin verswant'.
Sie dacht' in schôn und waidenleich,
des ward ir herze vrôuden reich.
Des morgens, dô der arzât kam
und von dem künig(e) vernam
Sein[en] bresten und sein swær(e),
wie im die nacht wære
Gewesen, senft oder hert(e),
dô er dâ sein gevert(e)

Vernam, wie im (dâ) was,
er hieʒ im raichen daʒ glas.
Dô er den brunnen an sach,
nû sült ir hœren, wie er sprach
Gein dem kunig sâ ze stunt:
mir ist ain siechtuom von eu kunt.
Daʒ wærleich nie kain man
solhen siech tagen [nie] gewan.«
Der kunig sprach: »lieber maister mein,
waʒ siechtuoms mag daʒ gesein,
Mag ich genesen daran?« —
»daʒ muoʒ an euwerm abgot stân;«
Dô sprach der arzât ze hant
»ir habt den tôd an der hant:
Ir tragt ain kind, daʒ ist wâr,
dâ von eur leip verdirb(e)t gar.«
Der kunig sprach: »lieber maister mein,
sagt mir von weu mag daʒ gesein,«
Er sprach: »daʒ waiʒ ich wærleich nicht,
diz ist ain wunderleich geschicht.«
Der maister urlaub nam
von dem kunig huob er sich dan.
Dô sante(e) der kunig reich
nâch der künigin sicherleich.
Dâ deu künigin vür in gie,
vil zornikleich er sie empfie,
Er sprach: »den tôt ich von eu dol,
daʒ waiʒ ich von der wârhait wol,
Dû wolt(e)s mich sein nie erlân,
seit ich dich ie ze weib gewan,
Dû wolts auf meinen kranken leip,
swie ich was man und dû weip;
Dâ von trag' ich ain kindelein,
dar an muost dû vil schuldig sein,
Daʒ ich nû leid' die grôʒen nôt
unt von dem kind muoʒ ligen tôt;
Des hietst dû mich wol über hebt,
und (nicht) dein[en] leip sô sêr gestrebt

Uf meinen leip ze aller vrist;
der teuvel gab dir disen list,
Dâ ich den leip umb muoȥ geben;
dû wolt(e)st nur auf mich streben,
Des muoȥ ich verliesen meinen leip.«
dô sprach daȥ wolgezogen weip:
»Owê mir diser grôȥen nôt!
und sol dein leip nû ligen tôt
Durch mein wunderleichen sit',
ich gevuor dir doch mit treuwen mit,
Und wânt', eȥ wær' dir alsô liep.
der teuvel der mir'ȥ ie geriet,
Der mueȥ' immer unsælik sein!
genâd', vil lieber herre mein,
Jâ sol dir doch gewerren nicht
von diser wunderleichen geschicht;
Lâȥ eȥ den maister baȥ an sehen,
ob er noch kün die wârhait spehen.«
Der maister zornikleichen sprach:
»in dem glas ich nindert sach
Des künigs leben ze dhainer vrist,
swie künst(e) reich mein leip ist,
Ich sach nicht lebens, wan sein tôt.«
doch gie er dar, des twang in nôt.
Daȥ urinâl nam er ze hant,
sein brunn(e) ward im dô bekant.
Er sprach: »seit vrô, vil sælig man,
des kindes seit ir worden ân',
Und wölt ir mir die miet(e) geben,
ich behalt' eu wol daȥ leben.«
Ze hant gab er im hundert mark. —
»seit euw(e)r miet' ist âlso stark,
Sô wil ich eu daȥ leben neren;
und wil eu des recht(e) sweren.«
Dar nâch der künik wol genas.
deu künigin des vrô was,
Und deu schœn(e) tochter sein,
deu het wunnikleichen schein.

Deu shiet dannoch liepleiche[n]
bei Achille vröuden reiche[n].
Und was ze minnen alsô kluok,
daȥ sie ain kint bei im truok.
  Dô sie des wart von im gewar
dô ward ir baider vröuden schar
Gemisch(e)t wol von laide
auf der minnen haid(e).
Sie vorchten den künik und die küniginn(e).
sie würden getœt(e)t umb ir minn(e),
Die sie dà heim(e)leichen tet,
alsô sie wider Achillen ret,
Dô sie der wârhait wurden gewar,
sie vorcht', sie verlur ir leben gar,
Und ir gesell' Achilles genant,
in würd(e) baiden dà bekânt,
Daȥ sie liten grôȥe nôt
und(e) z'wâr dar umb den tôt.
Doch trôst(e) sie Achilles sêr,
er sprach: »liebeu vrauw(e) hêr,
Uns mag baiden geschehen wol.
meinen abgot ich manen sol
Umb unser wunn(e), die wir hân,
eȥ mag uns baiden noch wol ergân.
Eȥ ist nicht ân(e) sach' geschehen,
des muoȥ ich wol von schulden jehen.
Dâ von gehab(e)t euch wol:
ich tuon, waȥ ich tuon sol.«

2.

Der Zauberer Virgilius.

Zu Rom wohnte ein groſser Zauberer, Virgilius, ein Heide und Kind der Hölle. Er fand die Zauberei so: er arbeitete in einem Weingarten und schlug mit der Haue tief in die Erde, daſs er auf ein Glas kam, welches voll Teufel war. Er hob es aus dem Boden und freute sich des Fundes. Da sprach ein Teufel aus dem Glase und bat, ihn sammt allen darin verschloſsenen Geistern auf die Heide fahren zu laſsen, sie wollten ihn auch viele ergetzliche Künste lehren. Virgilius schwur es zu thun, wenn sie zuvor das Verheiſsene leisteten. Da lehrten die Teufel alle ihn die Zauberkunst, wie sie heute noch in der Christenheit überall umgeht. Hierauf zerbrach Virgilius das Glas an einem Stein, und entlieſs die Teufel. Er freute sich, ohne Mühe Gut und Ehre zu gewinnen, und versuchte alsbald seine Kunst.

Er machte zu Rom das Steinbild eines Weibes, deren Leib mit solcher Kunst gebildet war, daſs alle Unkeusche, die zu einem Weibe gehen wollten, sich daran verunreinigten.

So trieb er noch viele andere Zaubereien, von welchen ich nur eine erzähle. Er warb um die Minne einer schönen Römischen Bürgerin, die jedoch ihre Treue nicht brechen wollte, und wenn er so schön wäre, wie Absalon: eher müsten alle Steine zerbrechen. Als er dennoch, und koste es sein Leben, nicht ablaſsen wollte, ihr Gold und Silber die Fülle bot, klagte sie es ihrem Mann und verlangte seinen Rath. Der Mann freute sich ihrer Treue, und die Frau that nach seiner Weisung. Sie lieſs den Virgilius rufen, klagte ihm, daſs ihr eifersüchtiger Mann sie hart geschlagen, und weil er zornig weggeritten, werde Virgilius in der Nacht sie willig finden. Virgilius war freudig bereit, und sie hieſs ihn sich heimlich in einem Korbe zu ihr auf den Thurm ziehen laſsen. In der Nacht stellte er sich ein, und warf ein Steinchen an das Fenster, Die Frau, in Begleitung ihres Mannes, öffnete, rief hinab und vernahm Virgilius, der den Korb verlangte. Sie lieſs den Korb hinab, und als Virgilius darin saſs, zog sie ihn empor, jedoch nur drei Stockwerke hoch: da strickte sie fest und lieſs ihn hangen. Sobald es tagte, vernahmen die Römer das Abenteuer; mancher wollte es dem weisen Manne nicht zutrauen. Alle überzeugte jedoch der Augenschein. Auf ihre laute Verwunderung antwortete Virgilius, es sei sein Wille. Der Ehemann fragte ihn noch schärfer, bedauerte ihn jedoch, und lieſs ihn frei.

Virgilius sann nun auf Rache. Er machte, daſs alles Feuer in Rom erlosch, so daſs man weder kochen noch backen konnte. In dieser Noth rieth ein Römer, sich an den mächtigen Virgilius zu wenden. Alle flehten ihn, der Hungersnoth zu steuern. Er weigerte sich, weil sein Mittel ihnen zu schwer fallen würde; als sie ihm aber ihre stäte Huld und alles, was er geböte, zu thun zuschwuren, erklärte er, daſs nur die Frau sie retten könne, an deren Thurm er gehangen habe. Man eilte zu ihr, und ihre Freunde drangen in ihren Mann, daſs er, obschon ungern, sie zu Virgilius gehen lieſs. Dieser empfieng sie schön, und fragte sie, ob sie nach seiner Weisung Land und Leute retten, oder mit ihnen umkommen wolle. Sie bat ihn, sie aus dem Spiele zu laſsen, da sie doch Leides genug von ihm habe. Virgilius aber betheuerte, es müste eher der Rhein austrocknen, als daſs ohne sie die Noth aufhöre. Da ergab sie sich drein, und Virgilius eröffnete ihr nun: sie müste sich auf jenen Stein stellen, nackt bis auf das Hemde, dort auf allen Vieren stehen, und das Gewand hinten aufheben, so könne man da wieder Feuer anzünden; wenn jedoch einer dem andern Feuer mittheilen wolle, so erlösche es, und müſse jeder also unmittelbar es dort am glimmenden After holen. Die Frau wollte eher Verbannung oder Tod dulden; Virgilius aber beharrte, und verkündigte ihr den Zwang. Wirklich baten anfangs ihre Verwandten und selbst ihr Mann, obschon ungern, und als sie trotz Flehen und Drohung lieber sterben wollte, lieſs er sie binden, entkleiden und auf den Stein stellen: so muste sie dort alle Kerzen, Unschlittlichter, Reisig und Späne anzünden, und solche Schmach und Noth leiden, daſs sie schier erstarb.

Damit verlieſs Virgilius Rom, und baute die noch wolbekannte Stadt Neapel mit groſser Kunst, indem er sie an drei Eier hieng, so daſs, wenn man diese zerbräche, sie versünke und alles Volk ersöffe.

Hierauf machte Virgilius ein ehernes Bild, dessen eine Hand auf den Bauch wies, und die andere auf den Berg (Vesuv); mit der goldenen Inschrift, daſs es einen Hort zeige. Alle gruben darnach den Berg um, fanden jedoch nichts. Da kam einst bei Nacht ein trunkener Mann an das Bild, und schlug ihm, damit es fürder niemand äffen sollte, mit einer Kolbe den Hals ab: so daſs das darin verborgene Gold ins Gras fiel, und den reichen Hort derjenige fand, dem er beschert war. –

Gott gebe auch uns Glück und Heil!

2.

Virgilius.

Ain man ze Rôm(e) saʒ alsus,
der was genant Virgilius,
Der was ze Rôm(e) alsô kluok,
daʒ er zaubers vant genuok.
Als ich eu wil beschaiden,
er was ain rechter haiden,
An rechtem glauben was er blint,
er was gar der helle kint,
Ich wil eu sagen, wie er gewan,
Virgilius der helb(e) man,
Daʒ er kunde zaubers vil,
vor nieman ich daʒ heln wil,
Ich sag(e) eu ze rechte
von dem selben knecht(e),
Wie er (dâ) daʒ zauber vant.
daʒ ist mir von im bekant:
In ainem weingarten haut' er
vil gar nâch seines herzen ger,
Vil vast er in die erde slouk,
daʒ eʒ deu hauwe kaum vertrouk;
Sô grôʒ sein hauwen, sein slag was,
daʒ er kam auf ain glas,
Daʒ was teuvel alsô vol,
daʒ ich sein nicht sagen sol:
Daʒ glas er auʒ der erde nam:
»vil wurme ich in dem glas(e) hân,«

Sprach der selb' Virgilius
»ich wil ez hie behalten sus.
Des hân ich vrum und êr(e),
swa ich in dem land' hin kêr(e).«
Dô sprach der teuvel auz dem glas,
der darin verslozzen was:
»Virgilius, lâz uns varn,
wir wellen dich immer bewarn
Vor allerhand(e) laid(e):
lâz uns varn auf die haid(e),
Wir wellen dich kunst lêren vil,
daz dû hâst vröude und(e) spil
Immer unz an deinen tôt,
in disem glas ist grôzeu nôt.
Zwên und sibenzig ist unser schar,
wir sagen dir sicherleich vür wâr.«
Dô sprach Virgilius der man:
»ich mag mich nicht an euch gelân.
Lêrt ir mich ganze lêr(e),
sô swer ich eu des sêr(e),
Daz ich daz glas zerbrechen wil;
lêrt ir mich kunst alsô vil,
Daz ich sein vrum gewinnen mak,
ich swer eu noch an disem tak,
Daz diz glas von meiner hant
zerbresten muoz sâ ze hant.«
Ze hant die teuvel alle
lêrten in mit schalle
Die zauberlist ân' arbait,
als sie noch in der Kristenhait
Allenthalben umb(e) gât,
wer zaubern kan, ân' missetât.
Dô er die kunst von in enpfie,
ze ainem staine er dô gie,
Er brach daz glas, und lie sie varn,
die teuvel alle mit irn scharn.
Ze hant gedâcht' Virgilius:
»ich muoz ir kunst versuochen sus,

Seit die teuvel sint von hinnen,
nu getrauw' ich wol gewinnen.
Baideu, êr(e) und(e) guot;
wie wol daȝ meinem herzen tuot,
Daȝ ich vrum und êre
gewinn' ân' herzen sêr(e)!«
Virgilius der selb(e) man
begunde (nû) ze Rôm(e) gân
Unt versuocht' sain maisterschaft,
ob [eȝ] wær' wâr der teuvel kraft.
Er macht' ze Rôm' ain stainein weip,
von künst(e) deu het ainen leip,
Swann' ain schalk, ain bœser man
wolte ze ainem weibe gân,
Daȝ er gie ze dem stain(e),
der bœs(e), der unraine,
Daȝ im was bei des staines leip,
recht als ob er wær' ain weip.
Nicht vür baȝ ich eu sagen sol,
mein mainung' wizt ir alle wol.
Des zaubers traib er genuok,
er was ain man unmâȝen kluok,
Ich mag ez nicht gar gesagen,
der wârhait muoȝ ich vil verdagen,
Wan aineȝ waiȝ ich vür wâr,
daȝ sag' ich eu offenbâr,
Daȝ er umb ainer vrauwen min
warb, deu was ain burgærin
Und was ze Rôm' in der stat
geseȝȝen, wan er sie dikk(e) bat,
Daȝ sie sein[en] willen tæt(e);
doch was deu vrauwe stæt(e),
Daȝ sie in nicht wolt(e) gewern,
des er an sie mocht(e) gern.
Doch lieȝ er nicht sein werben,
er jach, er muest' ê sterben,
»E daȝ ich von eu lâȝe;
eur minne kumt mir ze mâȝe.«

[Sie sprach:] »euer unsin eu lait gebirt,
wan ich sag' eȥ meinem wirt;
Und wært ir schœner dann' Absolôn,
mein minne ist eu versaget schôn;
Ich wil eu sein gar ze rain;
eȥ muesten bresten alle stain',
E ich eu wærleich wolt' gewern,
des ir welt an mich begern.
Gê' hin, lât mich ân(e) nôt,
mein man tuot eu den tôt,
Dem wil ich eȥ sagen sicherleich,
euwer red' ist gar unbilleich.«
Virgilius sein nicht enlieȥ,
silber, gold er ir gehieȥ,
Der vrauwen sicherleich(e),
er was ân' mâȥen reich(e).
Dô er die vrauwen wolgetân
von dem gewerb nicht wolt(e) lân,
Dô gie sie zuo irm wirt
(und sprach): »ain weiser man ir birt,
Und(e) seit nicht ze alt;
achtet (nû), wie ich behalt'
Mein(e) weipleiche êr',
die ich von meiner kinthait her
Mit zühten hân behalten;
mit êren muoȥ ich alten,
Ob eȥ nû euwer wille ist.
nû râtet mir in kurzer vrist,
Daȥ ich Virgiliô engê;
der tuot mir nôt und(e) wê
Z'wâr umb mein(e) minne;
nû nemt in euwer sinne,
Wie ich sein kunst umb(e) gê,
daȥ mir mein êr' von im bestê.«
Ir êleich man sprach zehant:
»vrauw', dein laster und dein schant
Wær(e) mir von herzen lait,
swie vol er ist der kündikait,

Sô wil ich trachten, vrauwe mein,
daȝ er muoȝ geschant sein.
Nû volg', vrauw', meinem rât(e),
send(e) nâch im drât(e).
Und glob' im, liebeu vrauw(e) mein,
dû wellest (gar) den willen sein
Laisten heint bei diser nacht,
des habest dû dich vil wol bedacht;
Dû solt im deu mær(e)
sagen, ich sei mit swær(e)
Von dir geriten und mit zorn,
dû habst mein huld umbsust verlorn.
Sag' im, er müg(e) nicht schier
in daȝ haus komen zuo dir,
Ich hab(e) dich in starker huot;
sprich: »mich dunket guot,
Daȝ ich eu lieȝ' ain[en] korp ze tal,
darin sô sizt ir âne schal;
Deu sorg(e) euch vil gar verbirt,
wan sein nieman innen wirt;
Eurn willen tuon ich sicherleich,
auf zeuch ich euch vrôleich
In den turn den ich hân,
euwern willen wil ich begân.«
Sô er sicht den willen dein,
sô wil ich ân' ang(e)st sein.«
Swaȝ ir der wirt vor sprach,
deu vrauwe tet eȝ alleȝ nâch:
Sie sant(e) nach Virgilium,
sie sprach: »seit ir ein degen vrum,
Daȝ sült ir [mir] heint erzaigen:
ich gib' mich eu vür aigen
Heint(e) bei diser nacht;
mein man hât sich nicht bedâcht,
Wan er mich sêr geslagen hât;
dâvon sô ist daȝ mein rât,
Daȝ ir heint(e) kumt ze mir,
des ir mich bit, daȝ tuon ich schier

Heint bei dirr(e) nacht(e) zeit:
mir ist in den landen weit
Nicht sô laides, sô mein man:
laides ich im vil wol gan.«
Dô der her Virgilius
von der vrauwen hôrt' alsus
Die red(e) die sie het getân,
er sprach: »sol ich heint zuo eu gân?«
sie sprach: »ich vürcht(e) die huot,
ich rât(e), daz ir sô wol tuot:
Lât euch in ainem korb(e) schier
herauf sicherleich zuo mir
Ziehen, daz ist recht getân.«
»vil gern(e), vrauw(e).« sprach der man.
»Wan ich ez immer dienen sol,
ir seit aller tugent vol.«
Des nachtes dô ez spâte wart,
Virgilius gie auf die vart
Zuo dem selben turn(e) hin,
er warf mit ainem stainlin
In daz venster, daz ez erhal,
dô gie deu vrauw(e) âne schal
Und entslôz daz venster schier,
ir êleich man gie mit ir;
Sie sach herab, und sprach alsus:
»seit ir dâ, her Virgilius?«
Er sprach: »vrauw(e) wolgetân,
den korb sult ir herab(e) lân,
Dâ wil ich sizzen in.« —
»ir habt daran weisen sin.«
Ze hand sie den korb liez,
als sie Virgilius dâ hiez,
Dâ saz schôn Virgilius in:
»ir habt daran weisen sin.«
Wan sie in auf mit sinne gar
in den turn zôch z'wâr
Wol dreier gadem hôch;
nicht vurbaz sie in auf zôch.

Sie strikt' in zuo, und lieʒ in hangen;
sein will(e) was nicht ergangen;
Sie was ein (vil) reineʒ weip,
keusch und schœn(e) was ir leip.
Des morgens dô eʒ tagte,
den Rômern man eʒ sagte,
Daʒ der weis' her Virgilius
wær' an ain[en] turn erhangen sus;
Dô sprach (vil) manig man:
»ich glaub' sein nicht, ich seh' eʒ an,
Wan z'wâre, sein weiser leip
ist weiser, denne man oder weip;
Dâ von eʒ nicht ergên mak,
sein leip ist weise nacht unt tak.«
Dô sagt' man in deu mær(e),
daʒ eʒ deu wârhait wær(e);
Dô giengen die Rômære dar
und nâmen seiner nôt war.
Ze jung(e)st kam ir êleich man
schôn zuo im geriten dan,
Sam er wær' von dannen gewesen.
Virgilius mocht(e) kaum genesen.
Wan er het swær' und ungemach,
iegleich Rœmer zuo im sprach:
»Wie ist daʒ komen, Virgilius,
daʒ ir hie hanget alsus?«
Virgilius sprach in stille:
»eʒ was z'wâr mein wille.«
Dô sprach der vrauwen êleich man:
»wer brâcht euch zuo dem turn(e) dan,
Daʒ ir hangt an meiner maur?
ich wæn', eʒ sei eu worden saur.
Doch ist eʒ mir an eu lait,
ir habet erliten smâchait.«
Der wirt zehand den weisen man
lieʒ in von dem turn(e) dan,
Daʒ in daʒ volk alleʒ sach.
er het grôʒen ungemach

Unt vil grôʒen smerzen
an leib(e) und an herzen.
Dô man Virgilium herab glieʒ
als in des hauses wirt hieʒ,
Do begund' er sêr(e) trachten
und in dem herzen achten,
Wie er dem getæt(e)
daʒ deu vrauw(e) stæt(e)
Von im laid gewünne,
und auch alʒ ir künne
Von dem laid geschant würd(e),
daʒ was ain swæreu bürd(e).
Dâmit der ungeheur(e)
schuof, daʒ daʒ veur(e)
Erlasch, daʒ in Rôm(e) was;
wunder was, daʒ icht genas,
Man mocht(e) nicht gebachen,
noch eʒʒen gemachen,
Man mocht(e) nicht gebreuwen;
sie heten vil der reuwen,
Sie wâr(e)n nâch des hungers tôt,
dâvon sie liten grôʒe nôt.
Dô die Rômær(e)
liten grôʒe swær(e),
Do begunden sie trachten,
wie sie daʒ gemachten,
Daʒ sie gewunnen veuw(e)r;
daʒ was nieman sô teuw(e)r,
Der eʒ betrachten kund(e).
in der selben stun(de)
Sprach ain Rômær' under in:
»ich wil eu sagen meinen sin,
Ich rât', daʒ man Virgilius
bit(e) vleiʒikleich alsus,
Der ist gar ain herre,
dem sagen wir, waʒ uns werre,
Sô wirt unser ungemach
verkêrt.« alsô der Rômêr sprach.

Der rât begund' in allen
vil rechte wol gevallen;
Dô giengen leicht' und(e) vrum'
alle vür Virgilium,
Und sprâchen: »herre, euwern rât
suochen wir, umb ain missetât,
Sie tuot uns alsô grôʒe nôt,
vor hunger wellen wir ligen tôt,
Wir mügen nicht gebachen,
wir mügen nicht eʒʒen machen,
Des mueʒen wir verderben
und hie ze Rôm' ersterben:
Nû wiʒʒen wir, her, dein weistuom,
der ist uns unmâʒen vrum.«
Virgilius sprach: »ich wil eu sagen,
ir mügt der rede stille dagen,
Wan sag' ich eu die wârhait,
daʒ wurd' eu ân(e) mâʒen lait,
Ir litet sêr und ungemach.«
alsus Virgilius gen in sprach.
Dô sprâchen gar mit swær(e)
die weisen Rômær(e):
»Herre, sein ist nicht ze vil,
swaʒ dû, vreunt und herre, wil,
Daʒ tuon wir gern mit sinnen,
daʒ wir veur gewinnen,
E wir alsus verderben
unt hie ze Rôm(e) sterben;
Der hunger machet uns blint,
uns stirbet weib und(e) kint.«
Er sprach: »ist eu der hunger lait,
sô sweret mir des ainen ait,
Daʒ ich euch haiʒ(e) tuon in zeit,
daʒ ir dâ wider nimmer seit,
Und daʒ ich euwer hulde
hab' umb die selben schulde;
Wan ich durch euwern willen
wil hie daʒ veuw(e)r vinden.«

Dô wurden sie ze rât(e),
daȝ sie vruo und spât(e)
Im nimmer wolten wider sein.
[sie sprâchen:] »wir wellen den willen dein
Tuon vil gar, nâch deinem rât;
ob sich under uns ieman hât
Versaumt gegen dir, daȝ lâȝ dû varn,
wir wel[le]n uns gen dir vürbaȝ bewarn.
Er sprach: »daȝ swert mir hie ze stet.«
alsus Virgilius gen in ret:
Des swuor(e)n sie im mit laide
iegleicher zwên' aide.
»Mit hulden ich eȝ sprechen sol,
euch bewart nieman sô wol,
Der euch von laid(e) schaid(e),
daȝ sag' ich eu bei mai[ne]m aid(e),
Sô deu vrauw(e) sicherleich,
deu dâ ist in dem turn(e) reich,
Dâ ich mit orten an hienk.«
vil maniger nâch der vrauwen gienk.
Die ir mâge wâr(e)n,
die sach man nâch ir vâr(e)n.
Ir man mit vleg(e) und mit bet',
doch er eȝ ungern(e) tet.
Wan er muost' in des gunnen,
er und al sein kunne,
Daȝ sie zuo her Virgilio gie.
Virgilius sie schôn enpfie:
Er sprach: »vrauw(e) wolgetân,
welt ir daȝ land nicht lân zergân
Und die leut' darinne,
sô volget meinem sinne
Unt tuot nâch meinem rât(e),
sô gewint ir veuw(e)r drât(e).
Oder ir mueȝt verderben
und mitsamt in sterben.«
Sie sprach: »lieber herr(e) mein,
mocht' eȝ in euwern hulden sein

Univ.-Bibl. München

Sô hæt(e) ich euch (vil) gern,
ob ir mich wolt(et) gewern,
Sô liezt ez sein ain ander spil:
ich hân doch von eu laides vil.«
Er sprach: »vrauw', des mag nicht gesein,
ez muest' ê trukken sein der Rein,
Ob ich ez liez' an disem tak:
ân' euch, ez nie man geschaffen mak.«
Deu vrauw(e) sprach: »sô lât mich sehen,
swaz mir hie sülle geschehen.«
Dâmit Virgilius sprach,
dô er sie schôn(e) vor im sach:
»Vrauw(e), seht ir disen stain,
darauf sült ir stên alain,
Daz gewant sült ir ab ziehen,
ab dem stain sült ir nicht vliehen.
Ir sült nicht haben, wan ain hemd(e
ander klaider sint eu vremd(e),
Und sült ir daz after muoder z'wâr
hinden auf heben gar,
Und an allen vieren stân:
ze hand sô sol weib und man
Zunden vor dem hindertail,
swer dan gewinnet daz unhail,
Der zuo dem andern zünden wil,
sô wirt in baiden nicht ze vil,
Wan sie erleschent baid' daz liecht;
daz man ez nimmer brinnen sicht;
Wellen sie aber veuw(e)r hân
sô muezen sie hin wider gân
Und muezen wider zünden,
so begin[ne]t der after ländeu.«
Dô sprach deu vrauw(e) wolgetân
»ê wolt' ich den leib lân,
E ich het(e) solhe schant,
ich wolt' ê raumen allen lant.«
Dô sprach Virgilius der man
»alsô mag ez nicht ergân,

Im muoȥ anders geschehen:
weln sie vröud' und wunne sehen.
Sie mueȥen euch darzuo twingen,
sô mag in wol gelingen.«
  Dô daȥ erhôrten ir mâg(e),
dô heten sie manige vrâg(e);
Auch sach eȥ zehand ir man,
daȥ eȥ nicht anders mocht' ergân:
Dô griffen sie an mit vlêg', mit bet',
deu vrauwe eȥ ungern(e) tet,
Wan sie schamt' sich sêre,
ir laides des ward mêre:
Sie jach: »ich lâȥ' mich tœten ê,
ê eȥ alsô an mir ergê.«
Dô nicht half weder drô, noch bet',
nû hœret, wie ir wirt tet:
Er wolt' des nicht erwinden,
er hieȥ die vrauwen binden,
Daȥ gewand hieȥ er ir ab ziehen,
des mocht' sie nicht enpfliehen,
Er stalt' sie nider auf den stain,
ir scham was (dâ) nicht klain:
Dâ muost' deu vrauw(e) mit schal
daȥ veuw(e)r geben uberal,
Wan sie muost' auf dem stain(e) stân,
des wolt(e) man sie nicht erlân:
Der ain(e) truog ain kerzen dar,
der ander unslit z'wâr,
Der dritt(e) truok ainen schaup,
der vierd(e) ainen boschen laup,
Der vünft(e) truog ain buechein her,
der sechst(e) ainen brand swær'.
Alsô zunten sie allesamt:
daȥ was der vrau[we]n ain bitter amt;
Alsô muost' sie eȥ leiden
und mocht' eȥ nicht vermeiden,
Sie muost' die scham und die nôt
leiden, sie was nâhen tôt.

Dâ mit Virgilius drât
vuor von Rôm', und baut' ain stat.
Als sie heut(e) ist bekant,
die ward Napels genant,
Mit listen er eʒ ane vie.
daʒ eʒ nâch seinem willen gie,
Recht(e) als er wolde
und als er mit listen solde.
Wan eʒ ze recht alsô ergienk:
die stat er an dreu eijer hienk,
Daʒ eʒ von im noch hât die kraft
unt von seiner meisterschaft,
Swer sie zerbræch', deu stat versünk(e),
daʒ volk vil gar ertrünk(e).
Daʒ bewart man in der stat wol.
swer gegen dem eije greifen sol,
Sô zit(t)ert deu stat über al
und die heuser âne zal.
Dar nâch Virgilius der her
vant dennoch liste mêr,
Er macht' ain bilde êrein,
daʒ bilde muost' von golde sein,
An dem bilde was gegraben
mit guldeinen buochstaben:
»Dâ ich hin zaig', daʒ ist ain hort;
swer in begreift, daʒ ist ain ort
Seiner armuot ab bekomen.«
dô daʒ die leut(e heten) vernomen,
Dô kam[en] der leut' ain michel tail,
iegleicher versuocht' sein hail,
Ob im der hord würde,
daʒ im der sorgen bürde
Muest' dâ von geringet sein
und ganzeu vröude werden schein.
Die ain hand het daʒ bilde
geleit auf den bauch wilde:
Der ander arm stuond gerakt,
des maniger dikke lacht'.

Daʒ bilde dâ zaigen began
mit seiner hand wol getân
An ainen berg, der gegen im lak;
alsô zaigt' eʒ nacht unt tak:
Mit dem vinger vur sich hin:
dâ suochte maniger den gewin
Und gruoben den berg umb(e),
der weise und der tumb(e).
Sein vinger im gerekk(e)t was
gegen dem berg, als ich eʒ las;
Der ander vinger zaigen began
gegen dem bauch den hort an.
Des verstuont sich nieman dâ:
sie vuoren nâch dem vinger sâ,
Der dâ stuond nâch dem berk,
darinne so worchten sie manig werk,
Wan sie wânden, daʒ sie dort
vunden in dem berg den hort:
Den hort dâ nieman (ge)sach.
aines tages ain trunken man sprach:
»Wie lang sol uns daʒ bilde
effen an dem wilde?
Ich wil die leut' an im rechen
und wil eʒ genzleich zerbrechen.«
Sein[en] kolben er bei dem orte vie,
vil trunken er gegen im gie,
Und sluog eʒ dâ an seinen nak,
daʒ eʒ auf der erden lak,
Seinen hals und sein(en) nak,
dannoch schain nicht der tak,
Wan eʒ bei der nacht was:
daʒ golt viel nider auf daʒ gras.
Dar an sol man gesehen wol,
wer grôʒeʒ guot haben sol,
Dem muoʒ eʒ werden beschaffen,
eʒ sein laijen oder pfaffen;
Als dem trunken manne geschach,
der daʒ bilde (dâ) zerbrach. —

Diz bild' sol nieman effent sein —
der west' nicht, daȝ daȝ guot was sein.
Unz er daz golt truok von dan:
dâ ward er ain reicher man.
Im wart beschert grôȝeȝ guot.
owê, wie sanft eȝ manigem tuot,
Daȝ er gewinnet sæld' und hail.
owê, wurd' uns des auch ain tail!
Des helf' uns Got von himel reich,
z'wâr, sô würden wir vröuden reich.

3.

Eraklius.

Als der König Phokas in Rom herrschte, kam ein Heide dahin und bot auf dem Markt einen Knaben feil, der aller Weisheit voll war; wie er dem Heiden zugekommen war, weiſs ich nicht. Des Königs Schaffner feilschte auf dem Markt um den Knaben, für welchen hundert Mark gefordert worden, und der Knabe, Eraklius genannt, rühmte sich: er kenne die Kräfte aller Gestirne; ebenso könne er jeder Frau ansehen, ob sie getreu oder wankelmüthig sein werde; endlich verstehe er sich auf die Tugenden und Mängel eines jeden Rosses: diese drei Künste habe er von einem heidnischen Sternseher gelernt.

Der Schaffner legte dem Könige den Handel vor, und dieser hieſs sogleich den Knaben kaufen. Als der Schaffner ihn brachte, prüfte der König ihn, und befragte ihn über allerlei Gestirne: worauf der Knabe ihm eines jeglichen Kraft angab.

Nun führte der König ihn auf den Markt, und hieſs ihn das beste Ross auswählen. Der Knabe zeigte ihm einen jungen Hengst, der tadellos und des Königs würdig wäre, wenn er gut gepflegt würde. Das Ross wurde gekauft, und ward so trefflich, daſs der König nicht ein Land dafür genommen hätte.

Hierauf hieſs der König den Knaben, ihm ein vollkommenes Weib zur Gemahlin aussuchen. Er lieſs alle, die neue Kleider tragen wollten, zu einer Hochzeit (Fest) laden, und es kamen viele Herzoge, Grafen und Dienstmannen, sammt allen schönen Frauen, die sich köstlich geschmückt hatten. Sie saſsen in drei Palästen, in einem die Fürstinnen, im andern die Burggräfinnen, im dritten die Ritterfrauen; die übrigen, Mann und Weib, saſsen im Hofe. Als alle über Tische saſsen, faſste der König den Knaben bei der Hand und führte ihn zur Brautschau. Im ersten Palaste fand Eraklius keine des Königs würdig. Im folgenden, wo die Dienstmannen und Ritterfrauen saſsen, sah der Knabe auch nur solche, die willig wären, wenn man sie um Minne bäte. Ebenso war es im dritten Palast. Da führte der König den Knaben in den Hof, wo das gemeine Volk saſs: da ersah Eraklius eine Jungfrau, die eben so rein und keusch, wie schön, und auch getreu wäre, wenn man sie ungehütet lieſse. Der König wollte sie zur Gemahlin nehmen, wenn es sich gewiſs so verhielte. Eraklius setzte sein Haupt zu Pfande, warnte jedoch, daſs die Hut sie wankelmüthig machen werde; und der König gelobte, ihr zu trauen.

Alsbald wurde die Jungfrau königlich gekleidet, die Frauen lehrten sie mancherlei Tugend, und so führte man sie aus einer Kammer hervor. Da hatte der König alle Gäste, Edle und Bürger, Männer und Frauen berufen, und verkündigte, daſs er die Jungfrau zur Gemahlin erwähle, Erben zu gewinnen. Alle hieſsen es gut. Hierauf trat er mit ihr in einen Kreis der Herren, und forderte sie auf, ihm die Jungfrau zu geben. Das geschah, und beide lebten in hohen Freuden.

So vergieng ein Jahr, da ward die Frau dem Könige so lieb, daſs er sie nicht ohne Hut laſsen konnte, und ihr seine Schwester spät und

Ieuh zur Aufseherin setzte. Das that ihr Leid, sie sagte sich, daſs ohnedies ihr reines Herz getreu sei, wollte nun aber versuchen, was die misstrauische Hut helfen könne.

Eines Abends saſs sie fröhlich, mit der Krone auf dem Haupte, in einem Fenster: da ritt ein junger Römer vorbei, den grüſste sie minniglich. Der Jüngling, hocherfreut darob, sann Tag und Nacht auf ihre Minne; er ritt alle Abend an ihrem Fenster vorüber, und sie sah ihn heimlich und grüſste ihn lieblich. So zwang die Minne sie beide, daſs er fast vor Liebe starb und sie ihm von ganzem Herzen hold war, obgleich sie noch kein Wort gewechselt hatten, doch liebten sie sich herzinnig. Die tödtliche Minnenoth war beiderseitig, dennoch wuste keines von beiden um des andern Herz. So minnewund versank sie in schwere Siechtage, daſs der König für ihr Leben fürchtete.

In diesem Siechthume kam zu ihr ein altes gewitztes Weib, Namens Romphea, die sah ihren Zustand, befühlte ihr Haupt, Hände und Hüften, und erklärte sie für minnesiech; sie möge aber ihren schönen Leib nicht verderben, sondern den geliebten Mann nennen, damit sie genese. Die Königin rühmte die Alte, daſs sie es getroffen, und bat sie verschwiegen zu sein. Romphea gelobte es bei tausend Toden, und die Königin vertraute ihr Alles. Romphea versprach ihr Hülfe, trotz aller Behütung, und die Königin verhieſs ihr reichen Lohn. Nun rieth die Alte, die Königin solle Mittwoch in der Stadt umher reiten, und sich an das Haus führen laſsen, in welchem sie wasche und spinne, und vor welchem eine Lache von dem ausgegoſsenen Waſser stehe: dort in ihrer Kammer wolle sie den Mann verborgen halten. Die Königin konnte diesen nur dadurch kenntlich machen, daſs sie ihn zeigte, und die Alte blieb da, bis er am Abend wieder vorbei ritt. Da erkannte ihn Romphea, und verhieſs, ihn zu gewinnen: die Königin möge beim Heimreiten an ihrem Hause das Gefolge entlaſsen und allein vorausreiten, dort ihr Pferd an einem Stein stolpern laſsen und selber in die Lache fallen; man werde ihr heraushelfen, und während ihr trockene Kleider geholt werden, solle sie sich in das Haus führen laſsen, wo sie den hübschen jungen Mann in der Kammer finden werde, erst thun könne, als wäre es ihr Leid, dann aber stehe ihr Bette zur Lust bereit. Der Königin war dieser Rath völlig zu Willen.

Am Mittwoch früh ritt sie aus, mit Frauen und Rittern, deren zwei der Königin Ross am Zaume führten. Als sie an die Lache kam, that sie alles, was Romphea gerathen, und lieſs sich in ihr Haus führen, wo der junge Mann sie erwartete, und beide der Minne pflagen.

Das trieben sie heimlich so lange, bis der König es inne ward, sie beobachten lieſs, sie bei einander betraf und beide tödtete; jedoch weiſs ich nicht gewiss, ob sie nicht mit dem Leben davon gekommen sind.

Der König sandte hierauf nach Eraklius, schalt ihn, daſs er ihn so getäuscht habe, und drohte ihm den Tod. Eraklius aber entschuldigte sich: man habe gegen seinen Rath, die Königin durch argwöhnische Behütung zur Missethat gereizt. Der König erkannte sein Unrecht, und bereute, daſs er den Rath nicht befolgt und sein Weib behalten hatte.

3.

Eràklius.

Dar nàch ain künik ze Ròm(e) was,
der was gehaiʒen Fòcas.
Vil wunders er dà begie;
ich kan nicht wol wiʒʒen, wie
Oder von wannen er dar kam,
und(e) dà sein ende nam.
Wan, aineʒ ist mir von im gesait
vür die ganzen wàrhait,
Daʒ ain haiden bei der zeit
kam auf den markt weit
Und het veil ainen knaben sus,
der was genant Eràklius.
Der knab' was aller weishait vol,
daʒ west' man vür die wàrhait wol.
Wie er dem haiden was zuo komen,
des hàn ich von im nicht vernomen.
Wan daʒ der haiden in het vail:
daʒ kam im seit ze gròʒem hail.
  Der künig het ainen schaffær(e),
der was treuw und èrbær(e).
Der rait an den markt guot;
als in dà lèrt(e) sein muot;
Daʒ kam dem kint ze hail(e):
Eràklius was vail(e).
Der schaffær' lieʒ sich nicht betràgen,
den haiden begund' er vràgen.

Wie er den man geben wolde,
und wie er in kaufen solde.
[Er sprach] »ich gib' in umb(e) hundert mark;
wan er ist ân(e) mâgen kark.«
Dô sprach der schaffær(e):
»der kauf ist mir ze swær(e).
Ir wolt(et) mir dan gunnen,
daʒ ich hôrt', waʒ er mocht' kunnen.«
Dô sprach Erâklius zehant:
»herr(e), ich tuon eu bekant
Daʒ ich in meinem herzen hân,
ob es mir hie der baiden gan.
Mein kunst ist nicht klain(e):
ich kan ain iegleich gestain(e)
Besehen, waʒ eʒ krefte hât
und(e) wie eʒ ze lobe stât.
Saphier und(e) jôchant,
deu sint mir all(e) wol bekant.
Und darzuo gemain(e)
alleʒ edel gestain(e).
Waʒ kraft ir iegleicheʒ hât,
daʒ kan ich besehen drât.
Darzuo kan ich mêr(e):
eʒ ist kain vrau sô hêr(e),
Oder (al)sô arm getân,
swenn(e) ich zuo ir gân,
Ich(n) sehe an ir varw(e) wol,
ob sie stæt beleiben sol,
Oder ob sie hât ain[en] kranken muot;
daʒ kan ich, lieber herre guot,
Ich kan eʒ sicherleich(e)
vinden an in geleich(e).
Darnâch wil ich eu mêr(e) sagen
ain kunst muoʒ ich stâte tragen,
Des kan ich nicht vergeʒʒen,
deu ist mit lieb geseʒʒen
Stæt(e) in meinem muot
daʒ d(e)hein ros ist sô guot,

Ich(n') kün'n an im ersehen wol,
swaȥ guoter tugend' eȥ haben sol,
Oder ob eȥ ist untugenthaft,
daȥ sich ich wol an seiner kraft.
Lauft eȥ snell' unde drât,
daȥ kenn' ich wol vruo und spât.
Und wil eȥ recht an dem ros sehen,
alsô kan ich ir tugend spehen.
Die künst(e) alle drei
sint mir wærleich gar bei.
Als ich eu wil bescheiden,
ich lernt' eȥ bei ainem haiden,
Die da haiȥent sternsehær(e),
dâ lernt' ich die kunst swær(e).«
Der schaffær(e) sprach ze hant:
»meinem hern tuon ich eȥ bekant;
Er lât den kauf nicht underwegen,
er haiȥet dein schôn(e) pflegen.«
Dem künik tet er eȥ bekant:
»kauf' in, ich næm' in vür ein lant.«
Alsô sprach her Fôcas,
des kaufes er gar vrô was.
Der schaffær' kauft(e) in ze hant,
und nam in schôn an die hant;
Vür den künig er dô gie,
der herr(e) in schôn enpfie.
Er sprach: »lâȥ mich dein kunst sehen,
ob ich sie von dir künn(e) spehen.«
Er hieȥ im stain(e) vil und genuok
vür in tragen: »bistu sô kluok,
Daȥ dû mir sagst an diser vrist,
war zuo iegleicher nüzz(e) ist.«
Die stain' Erâklius nam,
er sagt(e) im dô, ân(e) scham,
Waȥ kraft het iegleicher stain,
er wær(e) grôȥ oder klain.
Des was der künik vrô.
Er vuort' in auf den markt dô

Ze Rôm' in der grôʒen stat,
vil vleiʒekleich er in dô bat,
Daʒ er im ain ros erkant(e),
des bat er in und mant(e),
Daʒ drât lief' und snellikleich,
und wol zæm' ainem künig reich.
Vür in zôch man mit schœnhait
manig schœn ros gemait.
Der künig sprach: »welheʒ sol ich nemen,
daʒ meinen êren müg' gezemen?
Daʒ tuon ich gern, nâch deinem rât.«
er sprach: »der vol der dort stât,
Dem wirt nicht geleich(e)
über alleu künig reich(e),
Heistu sein pflegen schôn(e),
er zimt wol deiner krôn(e),
Er hât nicht vlôʒgallen,
er muoʒ dir wol gevallen.«
Der künig dô des nicht enlieʒ,
den volen er dô koufen hieʒ.
Er wart der best(e) den man vant:
der künig hiet(e) nicht ain lant
Genomen vür den volen guot,
er het in stât in seinem muot,
Des was er herzenleichen vrô,
daʒ er het disen volen dô.
Er sprach: »vil lieber Erâklius,
nû hâst dû mir gezaiget sus
Ros und edel gestain(e),
die wârhait gemain(e)
Hân ich an dir wol gesehen:
dû solt mir (nû) recht(e) spehen
Ainen gar vol komen leip:
ich hân nicht ain êleich weip.«
Dô sprach Erâklius der knecht:
»ich kan eu beschaiden recht
Ain weib nâch euwerm willen gar.
lâ[ʒe]t ir mich ir nemen war.

Geschech eu dar an immer icht,
sô lât mich sein genieʒen nicht.«
Ze hant der künig sande
weiten in dem lande
145 Und(e) hieʒ den leuten sagen,
swer neuweu klaider wolt(e) tragen,
Daʒ der kæm' zuo der hôch zeit.
daʒ sait' man in dem lande weit.
Daʒ er wolt' halten wirtschaft.
50 dar kam[en] der leut' ain michel kraft.
Herzogen, grâven, dienst man,
die kâmen zuo der wirtschaft dan,
Und dar zuo alleu schœneu weip,
deu heten gebreiset irn leip
55 Zuo der werden hôch zeit
heten sie sich schôn an geleit,
Ir wâr(e)n dar zuo vil bekomen,
daʒ ich daʒ von in hân vernomen,
Daʒ drei grôʒ(e) palas
60 von vrauw(e)n alsô vol was:
In ainem sâʒen vürstin,
in dem andern burg grâvin,
In dem dritten ritters weip:
sie heten êrleichen leip.
65 Dô was in dem hof geseʒʒen
alleʒ daʒ wolt' eʒʒen,
Eʒ wær(e) weip oder man,
daʒ zuo der hôch zeit wolt(e) gan.
Dâ vie der künig Erâklium
70 bei seiner hende: »dein weistuom
Der sol sich hie erzaigen
weist dû, daʒ dû mein aigen
Bist, lâ scheinen deinen weistuom stark.
ich kauft(e) dich umb hundert mark.
75 Swie daʒ selb(e) mein guot sei,
gewer mich heirâts, und bis vrei.
Daʒ mir werd' ain raineʒ weip,
deu wirt mir lieb alsam mein leip.

Deu sei arm oder reich(e),
wan ich ir nicht entweich(e).«
  Erâklius antwurt(e) dô:
»herre, dû solt wesen vrô,
Ich merk(e) dir auȝ ain(e) mait,
deu rain ist und unverzait.«
Dâmit er in den palast gie,
der künig in bei der hend(e) vie,
Dâ die vurstinne
wâren gemain inne.
Er sprach: »ich sih(e) kain(en) leip,
der dir zæm' zuo ainem weip.«
Ze hand dô gie er schauwen
zuo den andern vrauwen,
Dâ dienstman und ritter weip
heten wol gezierten leip.
Der künig sprach: »nû nim vür vol,
ob dir ieman gevall(e) wol,
Sint die hin nicht stæte.« —
»etleich, der sie bæte,
Deu bræch' ir treuw(e) gern,
ainen man möcht' sie gewern,
Der ir möcht' gedienen vil,
der sie umb minne biten wil;
Dâvon ist etleich vrauw(e) guot
rain und stæt an irm muot,
Ob man sie icht bæte,
daȝ sie eȝ gern(e) tæte.«
In daȝ drit palast er in bat
gên: daȝ geschach drât:
Der künig sprach: »tracht' mit sinn(e),
ist icht junkvraun hie inn(e),
Deu stæt an mir beleib(e) hie.«
in dem palast er umb(e) gie
Und schauwet' sicherleich(e)
die vrauwen dâ geleich(e).
Er sprach: »ich sich nieman hie.«
der künig in bei der hende vie

Und weist' in in den hof ze hant,
dâ er daȝ volk gemain(e) vant:
Er sprach: »nû sich mit sinne,
ist indert kaineu hinne,
Deu mir ze weib gezæm(e)
und die ich mit êr(e)n næm(e).«
Da begund' er umb(e) schauwen:
dâ sach er ain junkvrauwen,
Er sprach: »ich sich dort aine,
deu wær(e) keusch und rain(e)
Und(e) wær' recht wolgetân,
der sie wolt' nâch êren hân.
Ich sag' eu, lieber herr(e) guot,
der sie haben wolt' in huot,
So behabt' sie nicht ir stæt(e),
wan sie dan missetæt(e):
Wil aber man sie ân' huote lân,
sô mag ir nimmer missegân,
Wan sie behalt ir keuschait,
daȝ sei dir, herr(e), vor gesait.«
Dô sprach der herr(e) wolgetân:
»sol ich daȝ auf dir hân,
Daȝ sie belib(e) stæte
und nimmer missetæt(e),
Sô nim ich die mag(e)t z'wâr,
swie halt ich an ir gevar.«
Dô sprach Erâklius ze hant:
»des sei mein haub(e)t dein pfant,
Wilt dû sie nicht in huot(e) hân,
sô mag dir nimmer missegân:
Wilt dû ir aber hueten,
so beginnet ir herz' wueten,
Sie mag dâ von unrecht treten,
ob sie ieman het gebeten.«
»Nain ich,« sprach der künig drât
»z'wâr, ich gevar nach deinem rât.
Ich wil ir getrauwen wol,
seit sie ist rainer keusche vol.«

Zehand man der junkvrauwen truok
klaider deu wârn reich genuok,
Als ainer küniginne zam.
deu klaider sie sich an nam.
Dô wart sie ain schœneu mait,
daz man dâ wunder von ir sait'.
Die vrauwen nâmen sie mit gewalt,
und lêrten sie tugend manikvalt.
Und weist' man sie leis und nicht drât
auz ainer kemenât,
Dâ het sie sich an geleit.
z'wâr an der selben zeit
Bat der künig die vürsten gân
und die vrauwen wolgetân.
Dienstman und rittær(e),
knappen und burgær(e),
Die muosten dâ gemain(e) sein.
der künig sprach: »liebeu vrauw(e) mein,
Ir seit zuo mir komen her
nicht umbsust,« sprach er
»Ich wil ain weib mit sinn(e)
nemen, dâbei ich gewinn(e)
Erben, deu ist wolgetân.«
dô sprach weib und(e) man
Alle geleich(e),
arm' und(e) (reiche).
»Herr(e), daz dunket uns guot,
von ir wert ir wolgemuot.«
Man weiset' sie an ainen rink.
nû hœret des küniges taidink,
Wie er gegen den herren ret:
er sprach: »gebt mir sie hie ze stet.
Wan ich wil sie gerne nemen,
ze êr(e)n kan sie mir gezemen.«
Dô gab man sie im wunnikleich.
sie wâr(e)n baideu vröuden reich.«
Dô sie der künig het ain jâr,
dô ward sie im sô lieb gar,

Daʒ er ir hieʒ mit huot(e) pflegen.
und lieʒ all(e)ʒ dink under wegen.
Er sazt ir sein swester zuo,
daʒ sie spât und(e) vruo
Huott' ir schôn vor üppikait.
daʒ was der küniginne lait,
Dô sie die huot' ersach,
wider sich selben sie dô sprach:
»Wil er nû gar ân' ang(e)st sein,
mich hât das rain(e) herz(e) mein
Und(e) mein rainer muot
mit ganzer stæt(e) wol behuot;
Daʒ ist an mir wol worden schein:
waʒ dann' al deu huote sein!
Seit er mir nicht getrauwen wil
gar an meines herzen zil,
Sô wil ich besehen, ob sein huot'
im icht grôʒen vromen tuot.«
Ainer nacht sie in ain venster saʒ,
als irs laides sie vergaʒ;
Dô rait ain junger Rômær(e)
vür ir haus ân' swær(e);
Dô saʒ sie in irem venster schôn
mit irer guldeinen kron';
Den gruoʒt(e) sie minnekleich.
des wart' sein herz(e) vröudenreich;
Wan er tag und(e) nacht
an ir minne (het) gedâcht.
Darnâch rait er al nacht spât
vür ir venster, vür ir kemnât.
Sie nam sein taugenleichen war
und gruoʒt' in minnekleichen dar,
Wan sie in dô wol erkant',
dâvon sie twang der minne bant.
Daʒ der knapp(e) vröudenreich
rait vür die vrauwen wunnikleich
In betwank nâch ir der minne nôt,
daʒ er vor lieb(e) nâch was tôt.

Auch betwank ir herz' sie nâch im,
und ir muot unde sin
Was im mit ganzen treuwen bei.
swie [doch] zwischen in nicht red(e) sei
Ergangen, doch was sie im holt;
er het eȝ nicht umb sie verscholt;
Dô was er ir in [ir] herz(en) guot,
und het in stæt in irm muot.
Alsô het er sie z(e) wâr
liep ân(e) mâȝen gar.
Bedenthalb heten sie ungemach:
sô ie daȝ ain daȝ ander sach,
Sô was eȝ nâhen nâch im tôt;
des betwank sie baid' der minn(e) nôt.
Doch enwest' dhainȝ des andern herz(e),
des laid sie von im smerzen.
Dâvon sô ward sie minnen wunt,
daȝ ir der siechtag dô wârt kunt.
Dô wânt' der kunik, sie læg(e) tôt:
dô twank sie neur der minne nôt.
Dô deu vrauw(e) sô siech was,
daȝ sie vor siechtuom kaum genas,
Dô kam zuo ir ain kundigeȝ weip,
deu sach ir leben und ir leip,
Deu greif ir haub(e)t, hend' und diech,
sie sprach: »ir seit von minne siech.
Daȝ waiȝ ich wærleich vür wâr,
euch twingt deu minne alsô gar.
Welt ir euw(e)rn schœnen leip
verderben hie, vil sælik weip?
Zwâr daȝ ist unrecht getân.
sagt mir, vrauw', wer ist der man,
Nâch dem ir seit minne wunt?
ich mach' euch schier dâvon gesunt.«
Daȝ alt(e) weip hieȝ Rompheâ.
deu küniginne sprach dâ:
»Vür wâr, ich des wol swuere,
der al den kraiȝ ervuere

In Römischem reiche.
370 ist nindert dein geleiche.
Nû wil ich dir auf gnâd(e) sagen,
dû solt eʒ auch von mir verdagen;
Und ist eʒ von dir wol verdait,
mein heimleich' muoʒ dir sein gesait.«
75 Dô sprach daʒ alt' weib Romphéâ:
»ir sult des sein ân' angest sâ
Und wær' eʒ umbe tausent marc,
ich bræcht' eʒ nieman an ain ort.«
Sie sprach: »sô wil ich dir sagen,
80 und wil des vor dir nicht verdagen:
Ich hân gen dir nicht gallen:
mir ist gar vast gevallen
Ain junk man in daʒ herz(e) mein;
wirt mir der nicht, sô muoʒ ich sein
85 Immer (mêr) an vröuden tôt,
mir tuot sein minne sölich nôt,
Daʒ ich nâch verschaiden bin,
sein leip benimet mir den sin
Und hât noch nie d(e)hain wort
90 mit mir gered(e)t an ain ort.«
Rompheâ sprach: »vrauw(e) mein,
lât euwer trauren sein,
Ich tuon euch der sorgen vrei,
swie grôʒ euwer huot(e) sei.«
95 Sie sprach: »nû rât, nû lêr(e),
daʒ dien' ich immer mêr(e).«
Sie sprach: »liebe vrauw(e) mein,
ir sült von herzen vrô (ge)sein,
Heiʒt euch der mittichen zeit
400 vueren in die stat weit,
Uf ainem pfært, des nim' ich gaum,
und haiʒt euch vueren bei dem zaum
Vür mein haus, da ich inne
wasch' und(e) spinne.
5 Dâ stêt ain lach', deu von mir vleuʒt,
von dem waʒʒer daʒ man geuʒt:

Sô birg' ich den selben man
in mein kamer wolgetân;
West' ich neur deu mær(e),
wer der stolz' man wær(e).«
Dô sprach deu küniginn(e):
»ich zaig' dir in mit sinn(e),
Wan er reit al nachtekleich
vür mich also vröuden reich.
Dâ solt dû mit vrouden spehen,
sô macht dû in heinacht wol sehen;
Dû macht in schier dâ vinden.«
»dein trauren muoȝ verswinden,
Gewin[ne]st dû mir den selben man,
den ich dir gezaiget hân.«
Rompheâ sprach. »z(e)wâr,
ir sült sein ân' ang(e)st gar,
Ich sich [noch] heinacht sein reiten,
ich wil sein hie innen beiten.«
Des nachtes der junkher wol beklait
vür die küniginne rait.
Sie sprach: »der rain', der wolgemuot',
dem widervar hie alleȝ guot!
Sein ros daȝ get in sprung(e):
dâ reitet her der jung(e)!«
Rompheâ in vil wol an sach,
sie sprach: »habet guoten gemach,
Vil edeleu küniginn(e),
ich getrauw(e) meinem sinn(e),
Ich gewinne eu den selben man,
wan ich in erken(ne)t hân.
In den selben zeiten,
dâ ir sült ab reiten,
Sô merket daȝ vil rechte,
daȝ eu ritter unt knecht(e)
Vor meinem haus entweichen,
sô sült ir sicherleichen
Vor in (allen) reiten ain,
unt kêrt daȝ pfærd auf ainen stain,

Sô tuot, als ir, ân' euwern dank,
vallet ab dem pfærd(e) lank
In die lachen her nider,
sô hilft man eu auf wider.
Sô seit ir naȝ als ain maus,
sô haiȝt euch weisen in mein haus.
Und sendet nâch klaidern ze hant;
sô hân ich eu vor gesant
Nâch dem hübschen jungen man,
den vint ir in der kamer(en) stân:
Sô sült ir tuon, als eȝ eu lait
sei: sô ist mein bett' berait.
Ze hand dâ leget (ir) euch an,
und umb(e) vâht den selben man,
Sô kan eu nimmer werden baȝ.
vür wâr ich eu sage daȝ.«
Dô sprach deu küniginne:
»dû hâst vil weis(e) sinne,
Z'wâr bei meiner wârhait,
dû hâst gerâten und gesait,
Z'wâr nâch meinem willen wol,
recht als eȝ ergên sol.«
An dem mitichen morgen vruo,
deu künigin berait' sich dar zuo,
Als ir deu alt' gerâten hât',
daȝ sie wolt' reiten in die stat:
Vrauwen und(e) ritter guot
riten mit ir, sie wârn vruot:
Dô zaumten zwên' ritære
die künigin ân' swære.
Do sie kâmen zuo der lachen hin,
dâ viel sie mit guotem sin
In daȝ trueb(e) waȝȝer,
dâ muost' sie werden naȝȝer:
Dô hieȝ sie sich weisen sâ
in daȝ haus ze Rompheâ;
Dâ was der hübsch man inne
und wart[et] der küniginne.

Als sie der künigin het gesait,
alsò ergie deu hübschait.
Daʒ sie der minne pflâgen
und bei ain ander lâgen.
Dò lobt' deu künigin stæt(e),
daʒ sie eʒ gern(e) tæt(e).
Der haimleich' nâmen sie in genuok,
sie wâren wach unde kluok,
Unz sein der künig innen wart,
dò wart nicht lenger gespart.
Er sazt' in baiden lâg(e),
nach der melder sage.
Unz er sie bei ain ander vant:
der tòd wart in von im bekant.
Als man mir hât von in gesait,
ich waiʒ nicht selb(e) die wârhait,
Ob sie schieden lebendig dan,
oder in der tòd gesiget' an.
Doch ist mir gesaget sus,
der kunig sant' nâch Erâklius.
Er sprach: »sag' an, unsælig man,
wie ist dein weishait auʒ gegân,
Daʒ dû mich sò sêr hâst betrogen!
dû hâst mir von dem weib gelogen,
Dû jæh', sie wær' ain stæt(e) weip:
dar umb solt dû deinen leip
Wærleich(e) lâʒen hie.«
er sprach: »warumb(e) oder wie
Hân ich den tòd hie verscholt?
ich sait' dir, daʒ ich nicht enwolt'.
Den rât man gegen mir uber gie —
daʒ ir ieman huet(e) hie.
Darumb wil ich unschuldik sein
umb die lieben vrauwen mein,
Hât sie getân dhein missetât,
seit man hât den meinen rât
Daran ubergangen,
ich solt(e) billeich hangen.

Ob ich schuldig wær(e),
sô lid' ich billeich swær(e).«
Dô begund' der künig jehen,
im wære recht geschehen,
Er sprach: »und hiet' ich deinem rât
gevolgt, ich wær' ân' missetât,
Und hiet' nicht herzen swær(e),
und hiet' auch al mein êr(e).
Und hiet' ich gevolget deinem rât,
sô wær' mein weib ân' missetât.«

4.

Der Teufels-Papſt.

Ein Mann ward, wie ich vernahm, folgendermaſsen Papst zu Rom. Er war vornämlich ein Spieler und ohne alle Tugend, aber wohlgelehrt; er schrieb und las alles was man ihm vortrug, und war des neuen und alten Testaments aus dermaſsen kundig. Dabei war er bitterarm, weil er im Würfelspiel alles verlor. Da beschloſs er, sich von der Armut zu befreien und dem Teufel Seele, Leib und Leben zu ergeben. Er trat auf einen Kreuzweg, zog einen Kreis um sich und rief den Teufel herbei. Dieser erschien alsbald, und that unwillig, daſs der »Lotterpfaffe« ihn so mühe. Der Beschwörer begehrte vom Teufel, daſs er ihn der Armut entriſse. Der Teufel erbot sich, ihn gewaltig über alle Christen zu machen, nämlich zum Papst in Rom; dafür müſse er aber, sobald er am Altare zu Jerusalem als Papst die Messe singe, seine Seele in die Hölle führen laſsen. Der Pfaffe bot sogleich Leib und Seele für das Papstthum, indem er nimmer nach Jerusalem zu kommen gedachte. Der Teufel verlangte, dessen zu Urkund, einen Brief mit seinem Blute, und der Schüler stach sich in den Finger, und schrieb mit seinem Blute den Vertrag. Hierauf ging er, nach Weisung des Teufels, zum Bischof. Da war eben des Bischofs Schreiber, vom Teufel verleitet, zum Weine gegangen und ganz betrunken. Der Bischof aber wollte gerade einen Brief absenden und hieſs eilig den Schreiber herbei holen; der Teufel lieſs ihn jedoch nirgends finden. Unwillig auf seinen Diener, rief der Bischof heraus, er wolle den reich machen, wer ihm zur Stund einen Brief schreiben könnte. Das hörte der arme Schüler, sogleich erbot er sich dazu, und vermaſs sich, ihm zu genügen, und wenn es um ein Land ginge. Der Bischof glaubte ihm, gab ihm den Gegenstand an, und der Arme schrieb einen Brief, daſs Keiner es beſser gekonnt hätte. Das gestand ihm der Bischof mit Freuden, und erbot sich seiner anzunehmen, wenn er das Würfelspiel lieſse. Der Schüler gelobte es mit manchem Eide, und der Bischof lieſs ihm durch seinen Kämmerer neue Kleider geben, das beste Gewand von Ypern. Da war der neue Schreiber der stattlichste und geehrteste Mann. Obschon er das Spiel nicht lieſs, so drehte der Teufel ihm doch die Würfel zum Gewinnen. Der Bischof gewann ihn so lieb, daſs er ihn reich machte, und nach einjährigem Dienst ihn mit einer freudigen Botschaft nach Rom sandte. Der Schreiber richtete dieselbe so tüchtig aus, daſs der Bischof ihn noch lieber hatte und sich nimmer von ihm trennen wollte. Darnach sandte der Bischof ihn abermals nach Rom. Als der Schreiber fünf Tagereiſen weit war, kam ein Bote und meldete den Tod des Biſchofs. Da ernannte der Papſt den Schreiber, der ihm auch ein lieber Freund geworden war, auf des Teufels Rath, ſelber zum Biſchof, und verlieh ihm ſogleich das Bisthum. Der Schreiber, nun als Biſchof, machte ſich durch ſeine Freigebigkeit bei Allen beliebt, und war frohgemuth. So lebte er drei Jahre; da ſtarb der Papſt, und der junge Biſchof wurde durch Eingebung des Teufels, einſtimmig von den Patriarchen, Kardinalen und Fürſten zum Papſte gewählt; ſo ſaſs er nunmehr herrlich auf dem päpſtlichen Stuhle, wie der Teufel ihm verheiſsen hatte.

Da traten eines Tages die Kapläne vor den Papſt und forderten ihn auf, am nächſten Morgen, wie es ihm gebühre, in Jeruſalem das Hochamt zu verrichten. Der Papſt verwunderte ſich, weil er unmöglich binnen Tag und Nacht jenſeit Meeres nach Jeruſalem gelangen könne. Die Kapläne aber erklärten ihm, daſs nur ein nach Jeruſalem benanntes Kirchlein zu Rom gemeint ſei, welches der Papſt jährlich einmal beſingen müſse. Da erſchrak der Papſt, und wehklagte, daſs ſeine Seele verloren ſei. Am Morgen muſste er mit den Kardinälen nach dieſer Kirche reiten. Dort legte er den päpſtlichen Staat zum Hochamt an, beſtieg ſo den Leiner (das Lectorium), und rief vier ſeiner Knappen herbei. Sie muſsten ihm ſchwören, vor der hier verſammelten Chriſtenheit alles zu thun, was er befōhle, ſo fern es ihnen nicht ans Leben ginge. Er lieſs einen Block, ein ſcharfes Beil und ſtarkes Meſser bringen. Hierauf legte er eine öffentliche Beichte ab, wie er, vom Teufel betrogen, ihm Leib und Seele für das Papſtthum verſchrieben habe, und heute ihm verfallen ſei; jedennoch hoffe er auf Gottes Erbarmung. Er gebot nun den Knappen, ihm die Füſse abzuhauen, die ihn zum Teufel getragen, und die Hände, womit er ſich ihm verſchrieben habe; dann lieſs er ſich die Ohren und Naſe abſchneiden und die Augen ausſtechen, die alle ſo gern dem Teufel gefröhnt haben; und endlich ſollte man ihm die Zunge ausſchneiden, die ſo willig mit dem Teufel geredet und läſterlich Gottes Ordnung gebrochen habe; alles ſolle man den Teufeln hinwerfen. Alſo geſchah es. Die Teufel ergriffen alsbald die ihnen verfallenen Gliedmaſsen, ſpielten Ball damit, und führten ſie hinweg, angeſichts aller in der Kirche Gegenwärtigen. Wie es aber Gott mit ihm jenſeits geſchaffen habe, darüber hat noch niemand von dorther Kunde gebracht.

4.

Des teuvels bâbest.

Ze Rôm' wart bâb(e)st auch ain man,
als ich von im vernomen hân:
Wie eʒ (aber) darzuo kam,
daʒ man in ze bâb(e)st nam,
Daʒ hât man mir kund getân,
dâvon wil ich euch'ʒ wiʒʒen lân.
Er was des êrsten ain spilær(e),
aller tugend' was er lær(e),
Wan er wol gelêr(e)t was,
daʒ er wol schraib und(e) las.
Swaʒ man vor im zalt(e),
die neuw' ê und die alt(e)
Kund' er gar ân' mâʒen vil,
dâvon ich nicht versweigen wil.
Ich well' den leuten tuon bekant,
wie er bâbst wurd' und bâbst genant.
Er was ain arm vlætig man,
wan der würfel gewan im an,
Daʒ er was guot(e)s alsô bar,
daʒ ich es nicht gesagen tar.
Ze einen zeiten er gedâcht',
daʒ in zuo der bâbsthait brâcht'.
Er dâcht' in dem sinne sein:
»wie lang(e) sol ich arm sein?
Ich wil dem teuvel geben
sêl(e), leib und mein leben.«

Dâmit er an ain gewik(ke) gie,
er sprach: »warumb oder wie
Sol ich arm hie bestân?
ich wil dem teuvel mein sêl' lân.«
Vor ang(e)st was im haiz,
er umbraiz sich in ainem kraiz.
Und ruoft(e) den teuvel dar.
dar kam er offenbâr
Mit ang(e)stleicher vart,
sô bitters nie gesehen wart.
Er sprach: »waz wilt dû loterpfaff(e)?
dû bist ain rechter aff(e),
Daz dû mich muejest sô sêr.«
der nak[ken]t man sprach: »ich wil dein[er] lêr'
Gern(e) haben umb(e) guot;
mein armuot mir unsamfte tuot.«
Der teuvel (sprach): »wilt dû mir
volgen, sô lêr' ich dich schier,
Daz dû wirst ain gewaltig man,
und die Kristen dir [all] undertân
Werden (al)gemaine:
gib mir dein sêl' alaine,
Sô wil ich dich mit sachen
ze Rôm(e) bâb(e)st machen:
Gib mir von deiner sêl' ain lên,
wann' ich dich sull' an sên
Ze Jêrusalêm in bâb(e)st wât
und daz dein munt ze singen gât
Ze Jêrusalêm auf dem alter,
daz ich dich dan mit swær'
Vuere, swar ich well(e)
in die weiz' oder in die hell(e).«
Do gedacht im der lotterpfaf:
»tæt' ich des nicht, ich wær' ain af.
Wan kæm' ich ze Jêrusalêm?
daz mich dan der teuvel [hin] næm'.
Daz geschicht an mir nimmer;
ich bin vrei vor dir immer.

Wer sicht mich enhalb mer(e)s gân?«
alsô dâcht' im der tumbe man:
Dâ west(e) er nicht die geschicht,
daȝ er ze Jêrusalêm nicht
Maint', daȝ enhalb meres lak,
daȝ was dem tumben man ain slak:
Er maint' ain klain(e)ȝ kirchelein,
daȝ muoȝ stât ze Rôm(e) sein,
Und muost' ain iegleich bâb(e)st z'wâr
ainest besingen in dem jâr.
Des enwest(e) nicht der man;
er sprach: »mag ich die êr(e) hân,
Daȝ ich werd' bâbst und mug(e) sein,
sô hab' dir leib und sêl(e) mein.«
Der teuvel sprach: »des (soltu) mir
(geben) deinen brief vil schier,
Alsô daȝ ich mit deinem bluot
schreib' an ainen brief guot,
Daȝ der mein wort zaichen sei,
daȝ dû seist mein, und nicht vrei.«
  Ze hand dem schuolær(e)
was deu red' nicht swær(e),
Er stach in den vinger guot
alsô daȝ im daȝ rôt(e) bluot
Dâ zuo dem vinger her auȝ ran,
dâ schraib der vâlandes man
Ainen brief mit dem bluot;
daȝ was dem schuolær' nicht guot.
Er sprach: »ich wil dich lêr(e)n,
dû solt ze dem bischof kêr(e)n,
Dâ wil ich dich beraiten wol,
daȝ dû wirst ganzer vröuden vol.«
  Ze hand er zuo dem bischof gie;
nie man in da schôn enpfie,
Dâ stuond er auȝen an der tür,
nie man lieȝ in hin vür.
Des bischof(s) schreiber von im schiet,
als im der teuvel riet.

Daʒ er gie zuo ainem wein,
[unt trank,] daʒ er nicht trunkner möcht' gesein
Dô wolt' der bischof an der stat
seinen brief senden drât;
Er sprach: »ir sult mir senden drât
mein[en] schreiber in ain kem(e)nât,
Und eil(e)t des baldikleich,
ich muoʒ in haben wærleich.«
Dâ west' der teuvel an der stat,
der in ze dem wein geschikk(e)t hat'.
Der lieʒ nicht vinden den schreibær',
dem herren macht' er in unmær'.
Wie vast er auʒ der kamer rief:
»wær' ieman, der mir ainen brief
Kund' schreiben ze ainer stund(e),
sein armuot im verswund(e).«
Daʒ hört' der arm(e) nakkent man:
»törst(et) ir euch an mich lân,«
Sprach er »ich schrib' euch sicherleich;
ich bin gar künst(e) reich,
Daʒ secht ir wol an meiner hant,
und solt' eʒ sein umb ain lant,
Ir wært mit mir versaumet nicht,
an meiner geschrift man daʒ (wol) sicht.«
Der bischof glaubt(e) im vil gar;
die matery gab er im gar;
Dâ mit schraib der nakkent man
ainen brief, daʒ nie man
Sô guoten brief het gesehen;
des muost' im der bischof jehen,
Dô er den brief dâ gelas,
des ticht(e)s er vil vrô was,
Daʒ er was sô künst(e)reich;
er sprach: »ich sag' dir wærleich,
Woltest dû daʒ würfelspil lân,
ich wölt' mich umb dich nemen an.«
Des swuor er im manigen ait,
er sprach: »ich wil mein stætikait

Herre, nicht zerbrechen.«
do begund' der bischof sprechen
Zuo seinem kam(e)rær(e):
»ring' im sein(e) swær(e)
Und gib im an sein neuwen klait,
ob er mir biet' seinen ait,
Daz er well' daz würfelspil
lân, wan er kan sein vil.«
Dâ vür bôt er manigen ait,
daz er wölt' sein stætikait
Dar an lâzen vür gân.«
dô gab man im klaider an
Von Iper daz best(e),
daz ie man dâ west(e).
Er ward der baz gerietuest (?) man,
im ward berait der êren van.
Dâ mit er dient(e) z'wâr
dem bischove wol ain jâr.
(S)wann' er begraif daz spil,
der teuvel in nicht liez vil
Verliesen, wan er in lêrt(e),
den würfel er im kêrt(e)
Ze dem besten nâch gewinn(e),
daz des nieman ward inn(e);
Dâ von der schuolær(e)
gewan ân(e) swær(e)
Allez daz er wolt(e),
wan der teuvel im helfen wolte.
  Daz traib er wol ain jâr.
der schreiber ward dem bischof gar
Lieb sicherleich(e),
er macht(e) in reich(e),
Do er seinen muot erkant(e),
ze Rôm' er in [in den palast] sant(e)
Mit siner vröuden botschaft,
er gab im zerung' die kraft;
Des was der schreiber gemait,
zuo dem palast er dô rait,

Und warb sein botschaft, als ain man
der kranken muot nie gewan.
Dâ von wart er dem bischof liep:
»er mu(e)st(e) sein ain übel diep,
Der mich von dir wolt' schaiden;
Juden, Kristen, haiden
Mag mich von dir geschaiden nicht;
deu sæld' muoȝ mit dir haben pflicht.«
Alsô sprach der bischof guot
»ich trage dir (vil) holden muot.«
Ze ainen zeiten daȝ geschach,
daȝ der bischof zuo dem schreiber sprach,
Er solt(e) balt ze Rôm(e) varn,
und solt(e) sich darzuo bewarn.
Dâ mit der schreiber nicht enlieȝ,
waȝ in der bischof tuon hieȝ.
Er was im (vil) gar berait;
er vuor ze Rôm' mit stætikait.
Als er auf dem weg(e) rait,
wol vünf tagwaid', als man sait,
Dô kam ain bot' und sait(e) mær(e),
daȝ der bischof tôt wær(e),
Daȝ sait(e) man im sicherleich.
dô sprach der bâb(e)st reich:
»Schreiber, lieber vreunt mein,
dû solt selber bischof sein.«
Ze hand er im daȝ bistuom lieȝ,
vil wol er im darzuo gehieȝ,
Als dem babst der teuvel riet,
wan er in vil gern(e) hiet.
Dâ der schreiber bischof wart,
dô wart nicht lenger gespart,
Er liebt(e) sich den besten,
kunden und(e) gesten
Gab er sein brôt willekleich;
sein muot der was vrödenreich.
Dô er daȝ traib dreu jâr,
dô starb der bâb(e)st, daȝ ist wâr.

Dô viel deu wal gar an in,
daʒ daucht' den teuvel ain gewin.
Wan er ze allen zeiten riet,
wan er den schreiber gern(e) hiet.
Patriarken unt Kardinâl
und die vürsten, die die wal
Heten (al)gemain(e),
die lobten in gemain(e)
Daʒ er bâb(e)st würde:
daʒ ward im ain bürde.
Dô wart nicht lenger gespart,
der bischof ze bâbst(e) wart.
Dâ besaʒ er den stuol schôn,
daʒ was des teuvels lôn.
  Darnâch giengen aines tages vür in
und sprâchen mit guotem sin,
Sein kappelân gemain(e):
»herre guot und rain(e),
Eʒ ist morgen daʒ recht dein,
daʒ dû ze Jêrusalêm solt sein
Und solt daʒ ampt dâ begên,
vil schôn(e) ob dem alter stên.«
Dô (daʒ) der bâbst erhôrt' und sach,
wider die kappel(ân) er [do] sprach:
»Wie sol daʒ immer an mir ergên?
nû muoʒ Jêrusalêm stên
Enhalb mers; ich muoʒ verzagen,
wie sol ich in sô kurzen tagen
Die kirchen dâ besingen?
wie möcht' mir sô wol gelingen,
Daʒ ich möcht' in tag und in nacht
uber mer, als ir habt gedâcht?«
Dô sprâchen die kappelân:
»her, eʒ mag alsô nicht ergân:
Eʒ ist ain kirch' hie nâhen bei,
dâ solt dû morgen sorgen vrei
In singen, daʒ muoʒ ergân,
des mak kain bâb(e)st ab gestân;

Deu kirch' ze Jêrusalêm ist genant,
und ist vil weiten (wol) erkant.«
Der bâbst dâchte: »hôch geborn!
sô ist mein sêl(e) verlorn.«
Alsô [daʒ] deu sorge mit im rank
unz daʒ der morgen auf drank.
Doch muost' er mit den kardinâl
varn, daʒ im daʒ herz' erhal.
Er gedacht(e): »ich muoʒ varn dar!«
gegen berg sô gie im daʒ har.
Unz er kam ze Jêrusalêm geriten,
zehand dô ward (dâ) nicht vermiten.
Er garwte sich an, sicherleich,
alsam ain bâb(e)st reich.
Sam er daʒ ampt sol(t) singen:
dâ gie er auf den letter steigen.
Er sprach zuo vier knappen sein:
»euwer treuw(e) sol mir werden schein,
ich hân eu hie getrauwet wol,
ir habt mein red(e) hie vur vol.
Swer(t) mir hie ainen ait
hie vor diser Kristenhait.
Daʒ ich euch haiʒe schaffen
mit laigen und mit pfaffen,
Daʒ ir daʒ tuot ân' widerstreit
hie bei mir an diser zeit.«
Die knappen sprâch(en) all(e) vier:
»herre, ir sult g(e)lauben mir.
Wir schaffen hie euwer dink.«
dô sprach under in ain jung(e)link:
»Daʒ uns nicht (gê) an daʒ leben,
daʒ sül[le]n wir nimmer widerstreben.«
Dâ swuoren sie vil schier(e)
starker aid(e) vier(e).
Dô der bâbst vernam ir ait,
dem swuoren sie [beid] ir wârhait.
Er sprach: »nû bringt ain stok her,
daʒ ist mein(e)s herzen ger.

Dâ bei sô sol ain beihel sein,
daȥ nicht scharfer mag gesein,
Und ain vil starkeȥ meȥȥer,
daȥ nimmer möcht' sein beȥȥer.«
Dô man daȥ alleȥ dar brâcht',
»ich sag' eu, wes ich hân gedâcht,«
Sprach der bâb(e)st ze hant
»lieben leut', seit an mich gemant,
Ich wil mich beichten offenbâr
vor diser Kristenhait vür wâr,
Und(e) daȥ ir wiȥȥ(e)t drât,
wie (sô) mich der teuvel hât
Getwungen, als ain krankeȥ weip:
ich lobt' im sêl' und(e) leip,
Daȥ er mich bâb(e)st macht(e) hie;
alsô er mit mir umb(e) gie.
Daȥ eȥ ist hie von im geschehen,
des wil ich vor eu allen jehen,
Heut' sol er mich vueren hin.
nû hân ich ze Got doch ainen sin,
Daȥ er sich barm' über die getât,
die mein leib hie begangen hât.«
Er sagt' in recht, als im geschach
und als der teuvel gegen im jach.
Darnâch hieȥ er dar gân
die vier knappen wolgetân.
Er sprach: »slacht mir [ab] die vueȥ(e) hin,
die truogen mich ze dem teuvel hin.«
Daȥ wart vil schier(e) dâ getân.
er sprach: »ich wil die hend(e) lân,
Dâmit ich im geschriben hân
dem selben teuvelleichen man.«
Dâ[mit] sait' er in mit guotem sin:
»sneidet mir den oren hin,
Dâmit hân ich gehœr(e)t in,
des muoȥ zergên mein leib, mein sin.
Mein nâs(e) muoȥ dâ leiden;
sie wolt' daȥ nie vermeiden,

Sie wolt' den teuvel smekkend' sein
sô stich mir auʒ den augen mein,
Den kunden in vil recht(e) spehen,
wan sie wolten in (an) sehen.
Sô ist daʒ meins herzen gir,
daʒ man mir auʒ dem rachen hie(r)
sneid' auʒ mein vlaischleich[e] zung(e),
den hât ir ord(e)nung(e)
Zerbrochen, wan sie mit im ret,
dâ von (daʒ) sie eʒ gern(e) tet.«
Er sprach (mê) mit guotem sin:
»werft [sie] alleʒ den teuveln hin,
Daʒ sie eʒ in ir reich(e)
vuer(e)n gewalteklеich(e).«
Dem teuvel eʒ geworfen wart:
dâ wart lenger nicht gespart.
Sie spilten dâmit bal schôn,
und heten in den klainet ze lôn.
Daʒ sâhen alle gemain
in der kirchen, groʒ unt klain,
Die dar komen wâren
bei den selben jâr(e)n.
Wie eʒ Got mit im schuof dort,
des ist noch nieman an ain ort
Komen, an ain wârhait;
wan eʒ nieman her wider sait.

5.

Kaiſer Dagobert.

Wir lesen, daſs Rom ohne Kaiser war, und die Kardinäle und Fürsten alle zusammen im Palaste saſsen und gelobten, wer zum Eſsen oder Schlafe weggienge, der sollte die Wahl verloren haben. Da geschah es, daſs Alle daſselbe Gesicht hatten: sie sollten einen Mann wählen, Namens Dagbrecht, der arm, aber gerecht war, und auf dem Kaiserstuhl alles Krumme schlicht machen werde. Als sie hierauf zusammen kamen und sich besprachen, da erkannten sie Gottes Weisung in dem wunderbaren Gesicht, und wollten es erfüllen.

Während die Herren sich noch darüber beriethen, ward es ihren Kindern, die davon hörten, zu lang, sie ritten hinaus, schlugen ihr Gezelt auf, und trafen nach einer Meile Weges, einen Eirer (Eierhändler), mit einem Korb auf dem Rücken, worin er Käse und Eier trug, weil er zu arm war, ein Roſs zu kaufen. Sie grüſsten ihn und fragten nach seinem Namen. Der Mann wollte ihn nicht sagen, weil er unschön sei, und bedauerte, daſs man ihm keinen der manchen guten Namen gegeben, welche im Lande gangbar sind, wie Heinrich und Konrad. Die Jungherren aber hielten ihn fest, bis er sich nannte: Dagbrecht der Eirer. Sogleich riefen sie ihn zum Kaiser aus. Dagbrecht hielt es für Spott, und wollte fürder seinem Gewerbe nachgehen. Die Fürstenkinder betheuerten jedoch seine Bestimmung, wie sie vernommen, obschon er manchen nachmals am Leben strafte. Sie nahmen einem Fischer mit Schlägen sein Netz, legten es Dagbrechten an und führten ihn so nach Rom.

Als die Fürsten im Rathe die Unbesonnenheit ihrer Kinder vernahmen, hatten sie auch schon im Lande umfragen laſsen, ob ein Fürst Namens Dagbrecht da wäre. Man fand jedoch keinen, und so muſsten sich Alle dahin vereinen, daſs sie den Gefundenen als ihren Herrn annahmen. Dagbrecht bat, ihn nicht zu verhöhnen, und ihm nur zu eſsen zu geben, weil er schon den dritten Tag nüchtern sei. Die Herren aber zogen ihm das Netz ab, legten ihm fürstliche Kleider an und erwiesen ihm hohe Ehre. Als Dagbrecht ihren Ernst und sich so auf den Thron erhoben sah, lieſs er sich von Allen Gehorsam schwören, berief alsbald einen Hof, und verbot bei Lebensstrafe Allen Raub und Brand.

Da verdroſs es manche Fürsten daheim, daſs dieser Eifer ihnen so ans Leben dräute, und sie huben um so stärker wieder an zu rauben und zu brennen. Als Dagbrecht dieses vernahm, entbot er alsbald alle Fürsten des Reichs zu Hofe. Derselben kamen auch zweiundvierzig mit groſsem Rittergefolge. Der Kaiser, der sich dazu vorbereitet und gerüstet hatte, rügte hierauf mit Zorn den Frevel der Versammelten, und kündigte ihnen allen an, daſs sie Freiheit und Leben verwirkt haben. Alsbald lieſs er die Fürsten ergreifen, und ohne Gnade allen die Häupter abschlagen.

Seitdem fürchtete man den gerechten Kaiser Dagbrecht so sehr, daſs niemand sein Gebot zu übertreten wagte. Er machte alles Krumme schlicht, und Friede herrschte unter ihm im ganzen Reiche.

5.

Kaiser Dagbreht.

Nû merkt daʒ ich an dem buoch(e) las,
daʒ nicht kaisers ze Rôme was.
Dâ sâʒen ze samen die kardinâl
und die vürsten, an den die wal
Stuonden ze Rôm sicherleich,
die sâʒen in dem palast reich
Und gelobten daʒ gemain,
daʒ under in da[n] dehain
Wær', der dehein[e]s eʒʒens pflæg(e),
der dannen gieng' oder læge.
Er hiet(e) sein(e) wal verlorn;
daʒ lobten die hern hôch geborn.
Daʒ triben sie unz an den tak,
vür wâr ich daʒ gesprechen mak,
Deu red' ist âne laugen,
in kom allen ze augen,
Sie solten nemen ainen man,
den ich eu wol nennen kan,
Er was gehaiʒen Dagbrecht
und was ze rechten dingen slecht.
Als ich eu beschaiden kan,
er was z'wâr ain arm man.
Dô die hern deu mær(e)
al vernâmen ân' swær(e),
Iegleicher besunder, —
daʒ was ain stark(e)ʒ wunder —

Sie giengen ze samen, als in zam,
ir iegleicher sprach âne scham.
Dô sie ze samen kâmen,
und ir red' vernâmen.
Dô leit' ain jegleicher vür,
von dem gesidel unz an die tür.
Daȝ in daȝ best(e) daucht' getân,
dô sprach under in ain weiser man:
»Nû hœrt ir alle besunder,
ich wil eu sagen wunder,
Eu allen gemain(e),
mir ist heut' al ain(e),
Ze augen komen ain man,
den ich eu wol nennen kan.
Der ist genant Dagbrecht
und ist ze rechten dingen slecht.
Also ist er mir ze augen komen,
ain rechtikait hân ich vernomen.«
Dô ir iegleicher erhôrt'
des vrumen herren wort,
Dô sprâchen al geleich(e)
die herren alsô reich(e)
Eȝ wær' in auch ze augen komen,
sie heten gern(e) daȝ vernomen,
Daȝ Dagbrecht der selb(e) man
besæȝ(e) den stuol wolgetân.
Daȝ wær' ir will' und(e) recht,
er mocht' die krumben machen slecht:
Got het' eȝ nicht ân' sache getân,
daȝ er sô manigen vrumen man
Des nachtes wær(e) ze augen komen;
sie heten gern sein kunft vernomen.
Dô sprach iegleicher besunder:
»diz ist ain grôȝ wunder,
Daȝ uns allen samt geleich
ist daȝ mær(e) sicherleich
Komen gar ze augen.
daȝ ist Gotes taugen.

Wir sül[le]n nû nicht erwinden,
man muoʒ den man vinden,
Der unser herr(e) hie sol wesen,
ân' herren mügen wir nicht genesen.«
Die weil' sie des râtes pflâgen,
do begund' ir kind betrâgen,
Des riten sie auʒ an daʒ velt
und sluogen auf ir gezelt,
Sam noch tuont der vürsten kint,
die dar zuo geborn sint.
Dô sie dâ riten in kurzer weil'
vollikleichen ain(e) meil',
Da wider vuor in ân' swær(e)
ain armer airær(e),
Er truog ain krezzen auf dem ruk,
die er het(e) manik bruk
Getragen und(e) manigeʒ mos;
er het ze vergelten nicht ain ros;
Er truok kæs' und ay(e)r vil,
sein[en] kaufschaz ich nicht nennen wil.
Dô sie den airær' sahen,
do begunden sie zuo im gâhen,
Sie sprâchen: »Got grueʒ' dich, vrum man:
euwern namen nieman nennen kan,
Wie ir seit hie genant,
daʒ ist uns laider unbekant;
Ir sult euch hie nennen,
daʒ wir euch mugen erkennen.«
Dô sprach der vil arm(e) man:
»mein namen ich nicht nennen kan.
Wan er ist unschœne;
er mag wol haiʒen hœn(e).
Der mich alsô nennen hieʒ,
und manigen guoten namen lieʒ,
Hainrich und(e) Kuonrât
alles in dem land umb gât.«
Die junkherren jâhen ze hant:
»eur nam(e) muoʒ uns werden bekant.

Ir entrin[ne]t uns dan von dirr(e) stat,
den namen wel[le]n wir wiʒʒen drât.«
Dô sprach der vil arm(e) man:
»seit ich eu nicht entrinnen kan,
Sô wil ich in eu hie nennen,
daʒ ir in muget erkennen.
Er ist mir doch vil swær(e)
Dagbrecht der eirær(e),
Alsô bin ich genant.«
sie saiten: »sô sint eu deu lant
Wærleich allin undertân,
die vursten all' euch erwelt hân:
In dem kaisertuom habt ir gelimpf.«
Dagbrecht sprach: »lât euwern schimpf!
Lât mich gên, daʒ stât eu wol,
meines kaufes ich pflegen sol.«
Dô jâhen der vursten kint geleich:
»ir werdet kaiser sicherleich,
Als wir vor haben gehôrt.«
vil mangen er von dem leben stört'.
Sie gaben im an vremdeu klait,
darzuo wâren sie berait:
Sie sâhen ainen vischær(e),
dem ward daʒ dâ vil swær(e).
Sie nâmen im sein nezz(e),
und gaben im [dâ] die lezz(e).
Daʒ sie in zersluogen,
sein red' sie im nicht vertruogen.
Dagbrechte[n] laiten sie eʒ an,
und vuorten in in die stat dan
Vil snelleklaichen und(e) drât
hin ze Rôm(e) zuo dem rât.
Dô den vürsten wa[r]d gesait
der edeln kinde[n] tobhait,
Dô heten sie auch ê gesant
zuo den vürsten in deu lant,
Ob ieman west' deu mær(e),
daʒ under in ain vürst' wære.

Der Dagbrecht wær(e) genant,
daʒ man in daʒ tæt' bekant.
Der vand man nindert kainen,
dâ von muosten sie sich ainen,
Daʒ sie disem guoten man
wæren alle undertân.
Sie sprâchen alle gemain(e)
auʒ ainem mund alain(e):
»Seit euch Got hât her gesant,
sô sült ir herr(e) sein bekant.«
Dagbrecht sprach: »her, disen spot
den mueʒ' eu vergeben Got.«
Iegleicher zuo im sprach,
wan er gen im verjach:
»Z'wâr, auf die treuw(e) mein,
ich wil nicht lenger sust sein;
Ich bin heut' den dritten tak
z'wâr ungeʒʒen; ich enmak
Nicht lenger eʒ vertreiben,
ich enmag nicht sust beleiben.« —
»Ir mueʒet uns der bet' gewern,
tuot eʒ schier und nicht ungern.
Sô ziehet diz nezz(e) ab,
wan daʒ ist ain bœseu hab'.«
Ze hant man im klaider gewan,
wan man im der êren gan.
Dô der herr(e) Dagbrecht
gewan herren und(e) knecht,
Die im dienstes wâren undertân,
er sprach: »welt ir nicht rât hân,
Ich mueʒe euwer herr(e) sein,
sô sweret alle den willen mein
Laisten ze allen zeiten,
nâhen und(e) weiten.«
Des swuoren sie im alle
mit ainem groʒen schalle.
Ainen hof gebôt er ze hant
Den vürsten allen in deu lant.

Dar kâmen ir ain michel schar,
daʒ sagt uns daʒ buoch vür wâr.
Daʒ gebôt er in geleichen,
den armen und den reichen
Daʒ sie (behielten) alleu lant
[behielten] ân(e) raub und ân(e) brant:
Swer des nicht entæt(e),
er solt' daʒ wiʒʒen stæt(e),
Daʒ er in erzürnet' sêr(e),
und benæm' im leib und êre.
  Dô in deu red(e) ward bekant,
dô vuor(e)n sie heim in ir lant.
Etleich[er] sprach: »eʒ ist mir swær(e),
daʒ mir diser airær(e)
Sol dröuwen an daʒ haub(e)t mein,
eʒ muoʒ wol halbes umb in sein.
Daʒ er nicht gern an mir sicht,
durch in sô lâʒ(e) ich sein nicht,
Ich well' rauben und brennen,
man muoʒ mich herr(e)n nennen.
Mir ist sein red(e) swær(e),
des selben airær(e).«
Dâmit huoben aber deu lant
starken raub und(e) brant.
Daʒ ward gesait Dagbrecht(e);
er sprach: »diz ist unrecht(e)
Sul[le]n deu lant nicht mit vrid(e) wesen,
sô lâʒ' ich z'wâr nieman genesen.«
Dâmit er ainen hof ze hant
gebôt über alleu lant,
Daʒ sie ze hove kæmen
und sein red' dâ vernæmen,
Alle gemainleich(e),
beideu, arm' und reich(e),
Die dem reich' wârn undertân
unt vürsten namen solten hân.
Dô sie sein(e) botschaft
vernomen heten und sein kraft.

Dô kâmen ir zwên unt vierzik dar
mit rittern und mit braiter schar.
Dô sie alle wâren komen
und daʒ der kaiser het vernomen.
Und er sie êrst(e) an sach,
sein wort er zornikleichen sprach.
Wan er sich het dar zuo berait
mit harnasch und mit sicherhait.
Er sprach: »ir hern gemain(e),
daʒ deu lant nicht alain(e)
Sül[le]n haben von eu vrid' und suon'.
dâ von wil ich eu kunt tuon,
Daʒ ir mueʒet gevangen wesen:
euwer ainer mag nicht genesen.«
  Ze hant hieʒ er gâhen,
die vürsten alle vâhen.
Er lieʒ nicht durch vlêh', noch bet,
er hieʒ den herren dâ ze stet',
Deu haubt ab slahen gemain.
eʒ was ir nindert d(e)hain.
Er muost' sein haub(e)t vor im lân.
dâ von ward der selb(e) man
Gevorcht alsô sêre,
daʒ ir d(e)hainer mêre
Getorst' zerbrechen sein gebot;
man vorcht' in sêrer, dann(e) Got.
Eʒ ward auch vrid' über alleu lant,
der vrid(e) wart von im bekant,
Von dem herren Dagbrecht:
er macht' alle krümbe slecht.
Des stuonden alleu reich(e)
bei im mit vride geleich(e).

6.

Conſtantin.

Constantin, des Römischen Reichs Herrscher, war der unehliche Sohn König Constantins und der Helena, der schönsten seiner zwanzig Frauen. Sein Vater war noch ein Heide, er selber jedoch nicht mehr gänzlich, sondern herrschte löblich und gerecht zu Rom. Seine Gemahlin aber war den jungen Männern hold, und lieſs sich minnen.

Constantin beschloſs mit seinem Schreiber (Kanzler), eigene Münze (mit seinem Bilde) zu prägen, wie die von Kaiser Augustus geschlagenen Augustiner dessen Gedächtnis bewahrten. Der Schreiber besorgte gern, daſs die Münzstempel nach seinem Sinne gegraben wurden.

Nun hatte der Schreiber einen Bruder, in einem Kämmerlein unter der Stiege wohnend, dessen krumme Füſse über einander giengen, wie eine Wiege, der aber dreister war, als wenn er unverkrüppelt gewesen wäre, und um die Königin warb. Eines Tages sah ihm die Königin nach, und gewährte, was er oft verlangt hatte; sie wies ihn in einen Keller, wo beide des Bettspiels pflagen. Das trieben sie so lange, bis es ruchtbar und dem Könige kund ward. Dieser stellte es so an, daſs er beide in einer Kammer betraf; er schalt die Schamlose, daſs sie sich einem solchen Wichte, der wie eine Kröte schleiche, hingegeben, und durchstach sie mit dem Schwerte, daſs es zum Rücken hinaus fuhr. Zornig spornte er dann sein Ross auf den Frevler, daſs es ihn zu Tode trat. So den Krummfüſsigen überreitend sieht man ihn noch zu Rom auf einem Stein, den ein Römer aushauen lieſs; wo es sehen kann, wer es nicht glaubt.

Als der Schreiber dieses vernahm, lieſs er den Stempelschneider ein andres Münzeisen machen, weil das erste dem Herrn nicht gefalle, und darauf eingraben, wie ein Mann sein Weib durchsticht: um den König und seine Kinder dadurch zu beschimpfen. Dann ritt er aus dem Lande.

Während Constantin so noch gewaltig in Rom war, sandte Gottes Zorn ihm den Aussatz. Der König berief die ersten Meister der Arzneikunde, und verhieſs ihnen Reichthum für Heilung. Sie giengen sogleich zu Rathe, und einer von ihnen nannte als einziges Mittel das vermischte Blut kleiner Kinder, womit man den Siechen bestreichen müſse. Sie sagten es dem König, und als dieser sogleich bereit dazu war, hieſsen sie ihm einen tiefen Marmorstein beschaffen, darin das Blut gesammelt würde. Er lieſs nun durch viele Steinmetzen den Marmor aushöhlen, und gebot die zweijährigen Kinder des Landes zu bringen. Man brachte ihrer so viele, daſs dreiſsig Wagen sie kaum trugen. Hinter ihnen her aber erscholl groſses Geschrei. Da fragte Constantin, was es wäre, und als er vernahm, es sei das Wehgeschrei der

Mutter und Vater der Kindlein, gieng der Jammer ihm so zu Herzen, daſs er lieber auf seine Genesung verzichten wollte und den Ältern die Kinder wiedergeben lieſs; worauf Alle froh heimkehrten.

In der Nacht erschien St. Peter am Bette des Königs, den der Schmerz nicht schlafen lieſs, und sagte, Gott habe ihn gesandt, Constantins Erbarmung an den Kindlein angesehen, und wolle ihm die Gesundheit wiedergeben; der König möge sich seine (St. Peters) Erscheinung wol merken. St. Peter trug eine Casel, eine Inful auf dem Haupte und einen Krummstab in der Hand, alles reich und herrlich. Er hieſs den König am Morgen einen Mann aufsuchen, der eben solches Gewand trüge, und bei Haut und Haar fordern, daſs er ihn gesund mache.

Sobald es tagte, berief der König seine Räthe und verkündigte ihnen die Erscheinung. Sie erklärten diese für eine Täuschung; der König aber, in seinen schlaflosen Wehtagen an allen Gliedern, ritt hinab in die Stadt, und lieſs aus jeglichem Hause die Bewohner hervortreten. So kam er endlich an ein Haus, aus welchem zuletzt, bei Todesstrafe geboten, St. Sylvester in derselben Tracht hervorgieng, worin St. Peter erschienen war. Da freute sich Constantin, er bat den heiligen Mann um Gesundheit und verhieſs ihm reichen Lohn. Sylvester fürchtete Gefängnis und Tod, weil er den Christen heimlich gesungen hatte. Man führte ihn aber ins Haus, wo Constantin seine Bitte wiederholte. Sylvester entschuldigte sich, weil er kein Arzt wäre. Constantin jedoch drohte, und offenbarte ihm die Erscheinung und Verheiſsung St. Peters. Da war Sylvester bereit, diese zu erfüllen, wenn Constantin an Jesum Christum glaube. Der König war willig, sobald er die Wahrheit vernähme. Nun sprach Sylvester ihm den Glauben vor, und Constantin ihm nach. Das zum Kinderblute bestimmte Marmorbecken wurde mit Tiberwaſser gefüllt, und nachdem der König seine Beichte gethan, taufte der Bischof ihn; und auf der Stelle ward Constantin rein von dem Aussatze.

Hierauf lieſs der König alsbald alle Heiden fahen, die sich nicht zum Christenthume bekehren wollten, und taufte so viele, daſs das Waſser (der Tiber) sie kaum faſste. Zugleich begabte er die Geistlichkeit so reich, daſs sie die Fülle hat, so lange die Christenheit lebt; jeder Landbauer muste ihr den Zehnten, und jedermann ihr die Ehre geben. Endlich lieſs er einen goldenen Mantel bereiten und St. Peters Bild in Rom damit bekleiden.

6.

Konstantein.

Dannoch muost' vrid' ze Rôm(e) sein.
ain vrumer künig hieʒ Konstantein
Darnâch reichsen began.
als ich von im gelesen hân.
Er ward nicht geborn von rechter ê.
darnâch geschach im vil wê.
[Wan] sein vater het mit sinne,
wol zwainzik vreundinne.
Under den allen was ain weip.
deu het wolgestalten leip.
[Unt truog] bei im [und] muost' gewinnen
deu selbe vreundinne
Konstantein den künig reich.
daʒ sag' ich eu sicherleich.
Deu was Hêlenâ genant
und die schœnst(e) die man vant.
Er hieʒ selber Konstantinus,
dâvon schreibt man in alsus.
Des gelauben was er ain haiden,
dâ[von] muost' er von Got schaiden.
Von Konstantein seinem sun
dâvon wil ich eu kunt tuon,
Wie der ze Rôme lebt(e)
und nâch êren strebt(e).
Er was (nicht) gar ain haiden,
dâvon begund' im laiden

Allen ungerechtikait,
wan sie was im lait.
Er het ain hausvrauwen guot,
deu truog den jungen holden muot
Und(e) lieʒ sich minnen,
deu selb(e) küniginne.
Er lieʒ sich nicht betrâgen,
er begund' sein[en] schreiber vrâgen,
Wan der was gewær(e),
er sprach: »die Augustinær(e),
Die (kaiser) Augustus sluok,
der hân ich gesehen genuok.
Dâ bei muoʒ man gedenken[t] sein:
ich muoʒ haben pfennink, die sint mein.
Nû rât, lieber schreibær(e),
wie ich pfenning' swær(e)
Gewinn(e), dû bist alsô kluok,
nû schaf, daʒ ich ir hab' genuok.«
Des ward der schreibær(e) vrô,
er hieʒ graben munzeisen dô.
Wol nâch seinen sinnen
muost' man sie gewinnen.
Nû het der schreibær(e)
ainen bruoder mit swær(e),
Der was an baiden vueʒen krump,
und was auch ain man vil tump;
Er het ain klaineʒ kemerlein,
dâ er muoste inne sein,
Daʒ stuond under ainer stieg',
sein vueʒe giengen, sam ain wieg'
über ainander besunder:
doch was der krumbe tumber,
Dan ob er hiet' ganzen leip;
er warb umb des küniges weip.
Ze ainen zeiten daʒ geschach,
daʒ im deu künigin nâch sach,
Sie sprach: »schemler, nû bis gewert,
des dû dikk(e) hâst begert.«

Sie weist' in in ain keller guot,
des was der schemler wol gemuot,
Dâ pflâgen sie des bettes spil;
nicht vür baʒ ich eʒ sprechen wil:
Daʒ triben sie biʒ auf die zeit,
daʒ eʒ wart erschellet weit.
Und dem künig wart kund getân.
da begund' er mit in umb(e) gân
Vil recht kündikleich(e)
unz daʒ er sicherleich(e)
Die vrau[we]n vand und den krumben man
in ainer kamer wol getân.
Dô sprach er: »unsælig weip,
wie habt ir euwern verschamten leip
Getailt mit ainem solhen man,
der nicht engêt, wan affen kan,
Recht als ain bœseu krot'!
ir habt zerbrochen mein gebot,
Des mueʒt ir unsælig weip
mir hie lâʒen euwern leip.«
Er stach daʒ swert durch sie,
daʒ eʒ dâ z' dem rükk' auʒ gie,
Alsô wart im ân' mâʒen zorn,
er nam dâʒ ros mit den sporn,
Und rant' auf den vil krumben man,
daʒ er nie(mêr) kam von dan.
Er wart ze tôd ertreten dâ,
als man eʒ noch vindet sâ
Ze Rôm(e) stên an ainem stain,
daʒ er im sein krumbeu bain
Zertrat mit dem ross(e) gar:
wer des nicht glaub', der nem sein war
Ze Rôm(e) eʒ geworcht stât,
als eʒ ain Rômær' würken bat.
Dô daʒ erhôrt' der schreiber,
er sant' hin nach dem graber,
Der deu eisen het ergraben,
er sprach: »ich muoʒ ain anderʒ haben,

Diz eisen gefellet mir nicht wol.
mein her wil eʒ nicht haben vür vol:
Grabet mir ain eisen, daʒ daran
stê, daʒ ain gewaltig man
Ain swert durch sein weib stach
und sich mit groʒem zorne rach.«
Er gedâcht in seinem muot(e):
»wâ die pfenning' guot(e)
Werdent an dem præch bekant,
sô wirt mein herre geschant
Und seineu klaineu kindelein,
wan nieman spricht, daʒ sie sein sein.«
Ze hant dô daʒ wart getân,
und dâ man daʒ præch sach an
Auf den pfennig(en) guot,
dô rait er dan mit vreiem muot;
Umb des küniges schande
muost' er von dem lande.
Dannoch muost' her Konstantein
z'wâr ze Rôm' gewaltig sein.
Doch Got sant' im ainen zorn,
daʒ er lieber wær' verlorn;
Wan er wart z'wâr
auʒsezzik gar.
Dô er des an im innen wart,
dô ward nicht langer gespart,
Eʒ ward snellikleich gesant
nâch vürsten meistern ze hant.
Dô die selben arzât
kômen ze Rôm in die stat
Vür den künik Konstantein,
er sprach: »lât eu geklag(e)t sein
Meinen siechtuom den ich hân,
mügt ir mir den understân,
Z'wâr ich mach' euch alle reich,
des swer ich eu sicherleich.«
Den maistern den ward lait,
daʒ sie die auʒsezzikait

An dem künige sâhen.
sie jâhen: »wir süllen gâhen
Und werden hie ze râte,
wie wir den künig drâte
Bringen von seinem siechtuom.
des muezen wir haben vrum.«
Dô sprach ain maister under in:
»ich wil eu sagen meinen sin,
Mir ist daz vil wol kunt,
daz er nimer wirt gesunt.
Wan von klainen kindelein,
der bluot muoz bei ainander sein,
Dâ mit man in bestreich(e),
sô waiz ich sicherleich(e),
Daz im der siechtuom zergât
und in an der stat lât.«
Daz leiten sie dem herren vür.
der künig sprach: »ich des swuer'.
Ich hiet' ze Rôm(e) wol daz hail,
daz ich gewunn' ir wol ain tail,
Darzuo wær' ich nicht ze sain.« —
»ir sült uns ainen marmelstain
Gewinnen.« sprach der maister dô.
des was der künig alsô vrô,
Er sprach: »daz tuon ich, maister mein;
in welcher gewechst(e) sol er sein?« —
»Ich muoz haben alsô vil bluot,«
dô sprach der maister guot
»Ir sült glauben [mir] der mær(e),
daz man guot' maurær(e)
Muoz wærleich(e) haben,
die den marmel auz graben.«
Ze hand der künig sande
nâch maistern in dem lande,
Die (dâ) mauren kunden;
oder mauren ie begunden,
Der kam darzuo ain michel tail.
daz was des küniges unhail.

Den marmel(stain) sie im z'wâr
worchten nâch seinem willen gar.
Zehand der künig sand(e)
auʒ in dem land(e),
Daʒ man im bræcht(e) kindelein,
den zweier jâr' alt solten sein.
Die boten wurden (dô) berait,
als man in vor het gesait.
Kindel brâcht man im genuok,
dreiʒig wegen sie kaum getruok.
Dâ wart nâch ain michel schal,
ain grôʒeʒ geschrei überal.
Dô vrâgt' der herre Konstantein,
waʒ diz geschrai möcht(e) sein.
Dô sait' man im ze mæren,
daʒ eʒ der kind' muoter wæren,
Und iren vetern den wær' nôt
alles umb der kindel tôt.
Dô gie der herre Konstantein,
dô der jâmer nicht grôʒer möcht' gesein
Von vater unt von muoter klag(e),
der herr(e), nâch des buoches sage,
Und sach den grôʒen jâmer an;
dâ von er reuw(e) gewan
Und jâmer von der barmikait,
daʒ der kind(e) vater(n) was so lait.
Er sprach: »ich tuon eu allen kunt,
und solt' ich nimmer werden gesunt
Unz an meines leibes tôt,
ich wil die ang(e)stleichen nôt
Sehen an der armen
und wil mich erbarmen,
(S)wie mir sweren meineu glider,
gebt iegleichem sein kind wider.«
Sprach der herre Konstantein
»ich wil ê mit næten sein,
E ich sô manige nôt
sech, ich wil ê ligen tôt.«

Dâmit man in deu kindel dô
gab, des wurden sie vil vrô,
Unt vuor iegleicheʒ hin wider.
Des nachtes leit' sich der künig nider.
Dô kam Sant Pêter gegân,
hin vür daʒ bett(e) stân,
Er sprach: »slâfest dû, Konstantein?« —
»nain ich mag nicht slâfend' sein
Vor meinem grôʒen smerzen,
den ich hân an leib' und [an] herzen
Und(e) trag(e) ze aller zeit,
ich hân bitterleichen streit.«
Dô sprach Sant Pêter zehant:
»mich hât Got her zuo dir gesant,
Und hât (erkant) die barmung' dein
[erkant], deu nicht grôʒer mocht' gesein,
Daʒ dû dich über deu kint,
deu vor dir genesen sint,
Hâst erbarmet guetleich,
dâ wil Got von himel reich
Dir deinen gesunt wider geben,
ân' allerhand(e) widerstreben.
Nû sich mich an, wie ich stân,
und waʒ ich gewandes an mir hân,
Daʒ merk' in deinem muot(e).«
sprach Sant Pêter der guot(e).
Ich sag' eu, waʒ er an truok,
sein klaider wâr(e)n vremd' genuok,
Ain kasul was im erkant,
ain krumbstab in seiner hant
Het er sicherleich(e),
er was ân' mâʒen reich(e),
Ain infel er ob dem haubt truok,
deu was reiche genuok:
Alsô sach er in vor im stân.
sein gewant ich alleʒ nicht enkan
Gemerken, waʒ er an truok;
wan, eʒ was reich g(e)nuok.

Vür wâr ich daȥ gesprechen mak.
Sant Pêter sprach. »wann' eȥ werd' tak,
Sô solt dû suochen ainen man,
der dâ sei als ich getân
Und(e) sölich klaider trag(e);
nû merk' recht, waȥ ich dir sag(e):
Sô dir der selbe man werd' kunt,
sô sprich, daȥ er dich gesunt
Mach(e) sicherleiche z'wâr,
ob dû wellest hau[b]t und hâr
Slahen von dem leib(e) sein,
des sol er gewis sein,
Betwing in dar zuo schôn(e),
sô geit er dir ze lôn(e)
Vil sicherleich(en) deinen gesunt,
daȥ ist mir wærleich von im kunt.
Dein gebrest aller von dir vert:
daȥ hât dir Got dar umb beschert,
Daȥ dû dein barmung(e)
hetest gen den kinden jung(e).«
Des morgens dô eȥ tag wart,
sô ward nicht lenger gespart,
Er sant' nâch seinem rât(e),
daȥ geschach vil drâte.
Ze hand dô sein rât dar
ze samen kâmen, sunder war,
Dô sait' er in die wârhait,
als im Sant Pêter het gesait.
Dô der rât erhôrt'
des kuniges wort,
Sie jâhen, eȥ wær' ain trugenhait,
daȥ im des nachtes wær' gesait.
Dô tet der künig, als ain man,
der vor wêtagen nicht enkan
Entslâfen, wan er was siech
an leib, an henden und an diech.
Er rait zetal in die stat,
auȥ iegleichem haus er gên bat

Alleȝ sein gesind(e):
daȝ was etleichem geswind(e).
Ze jungst er an ain haus gie,
kainen menschen man (dâ) lie,
Eȝ muost' herauȝ, daȝ er eȝ sach,
und(e) daȝ eȝ im verjach,
Daȝ nieman mêr wær' darin,
oder eȝ kæm' ze ungewin
Den selben, wan er in tæt' nôt,
oder sie muesten leiden [den] tôt.
Dâ gie herauȝ mit swær'
der guot her Sant Silvester,
Unt truog recht deu klaider an,
als er Sant Pêter sach vor im stân.
Dô er ersach den man vil guot,
dô wart gevröuwet sein muot.
Er sprach: »lieber Silvester,
ringer mir mein grôȝ(e) swær'
Und schaf, daȝ ich werd' gesunt,
darumb gib' ich manik pfunt.«
Dô wânt' der her Silvester,
er wolt' in tœten mit swær',
Wan er in dem gerwe gie,
dô in Konstantinus vie,
Und het den Kristen gesungen;
in daucht', im wær' nicht gelungen.
Zem hause weist(e) man in dô:
»mach' mich gesunt, sô wird' ich vrô,«
Sprach der herre Konstantein.
er sprach: »ich kan nicht arzât sein.«
Zehand der künig auȝ zorn(e) sprach:
»sô muost dû grôȝen ungemach
Leiden hie von mir,
und machest dû mich nicht schier
An meinem leib(e) gesunt.
mir ward daȝ heint(e) wol gekunt,
Daȝ ich solt' werden sicherleich
gesunt« sô sprach der künig reich

»Von dir an dem leibe mein,
des wil ich gewis sein:
Nù hilf mir hie von meiner nòt,
oder ich muoȝ schiere ligen tòt.«
Dò sprach Silvester der guot':
»sag' mir hie recht deinen muot,
Wie dir heint(e) sei geschehen,
des solt dù vor mir verjehen.«
Dà mit der künig sait' ze hant,
wie im Sant Pèter tet bekant,
Daȝ tet er im schòn(e) kunt,
er solt(e) von im werden gesunt.
Dò sprach Sant Silvester:
»ich wil dir ringen deine swær',
Wilt dù gelauben an Jèsum Krist,
der himel und erd' gewaltig ist.«
Dò sprach der künik Konstantein:
»des wil ich gern(e) vleiȝig sein,
Ich wil gern der wàrhait
gelauben, wer mir die sait.«
Dò sprach er im den gelauben vor;
er sprach hin nàch, nàch seinem spor.
Dò hieȝ der künig springen,
der Teifer im bringen,
Unde hieȝ den marmel z'wàr
vüllen mit dem waȝȝer gar.
Dò hieȝ Silvester an der stat
den künig sein beicht tuon dràt,
Unt tauft in sicherleich(e),
den werden künig reich(e):
Dò ward der künig an der stunt
von seinem siechtagen gesunt.
  Dar nàch hieȝ er gàhen,
alle baiden vàhen,
Die sich nicht taufen wolden
und bekèr(e)n, als sie solden,
Er tauft(e) ir sò genuok,
daȝ sie daȝ waȝȝer kaum ertruok.

Der pfafhait gab er die êr',
daʒ sie heut' und immer mêr'
Habent, die weil' die Kristenhait
lebt, in grôʒer wirdikait.
Er schuof, daʒ ain iegleich man,
der bauwet oder gebauwen kan,
Geb' der werden pfafhait
und in mit dienst(e) werd' berait
Alles bauwes den zehnden tail,
daʒ was in ain grôʒ(eʒ) hail.
Und hieʒ den hailigen leich[n]am
bestäten gar ân' alle scham,
Und hieʒ sie êren, daʒ was recht,
herren, ritter und(e) knecht.
Er hieʒ beraiten von gold(e)
ainen mantel, als man sold(e),
Sant Pêter ze êren,
sein lob dâmit mêren,
Sant Pêters bild' mit zuchten gar
den gab er ze Rôm(e) z'wâr.

7.

Des Reußenkönigs Tochter.

Im Reuſsenlande herrschte ein mächtiger König, der hatte ein schönes Weib und eine noch schönere Tochter, die keinen Mann nehmen wollte, welcher ihr nicht zusagte. Den Vater freute ihr Anblick über alles, und als ihre Mutter starb, und die Landesherren ihn drängten, sich wieder zu vermählen, um einen Erben zu gewinnen, wollte er nur eine so schöne wie seine Tochter nehmen. Da wurden Boten an den Rhein gesandt und in alle Länder: aber nirgends fand man eine eben so schöne Jungfrau. Nun gelobte der König, immer ohne Weib zu bleiben. Die Herren jedoch beriethen sich, und erkauften vom Papste mit Gold und Silber die Erlaubnis, daſs der König seine Tochter heiraten könne. Der König, hocherfreut darüber, berief die Fürsten und seine Magen (Blutsfreunde), und verkündete ihnen die Bewilligung des Papstes, und daſs es seiner Seele nicht schaden solle; worauf es Alle gut hieſsen. Freudig sandte er weit umher nach den kostbarsten Kleidern von Sammt und Seide. Die Tochter empfieng dieselben, im Wahne, daſs sie einen ihr anständigen Mann erhalten sollte: als sie aber vernahm, daſs es ihr Vater wäre, gieng sie tiefbetrübt in ihre Kammer, schnitt mit der Scheere ihr schönes Haar vom Haupte, warf das Brautkleid ab, zog einen grauen Rock an, und zerkratzte ihr Antlitz dergestalt, daſs das Blut herabrann. So trat sie wieder heraus, und Alle entsetzten sich, wie vor einem Teufelsbilde. Ihr Vater sank vor Leid in Ohnmacht, und als er wieder zu sich kam, entlieſs er die Geladenen, und nahm Rache: gegen die Nacht lieſs er ein Faſs bringen, und befahl dem Marschall, die Tochter mit den schönen Kleidern darin zu verschlagen. Sie wollte es lieber dulden, als in eine bei Christen unerhörte Ehe willigen, und wurde mit dem Faſse in die See geworfen.

Die Fluten trugen sie nach Griechenland. Da stund der König am Ufer, und befahl einem Fischer, das schwimmende Faſs ans Land zu holen, und seinen Knappen, es zu öffnen. Diese zogen die Verstoſsene, sammt den schönen Kleidern hervor, und brachten sie dem Könige. Er fragte sie, wer ihr das gethan habe. Sie verschwieg es, und klagte nur ihr Unheil an. Auf seine Frage, ob sie noch Magd (Jungfrau) sei, betheuerte sie es, und daſs sie, so unglückselig, auch nimmer einen Mann nehmen wolle. Der König beklagte ihr Leid, und erkannte auch an ihren Kleidern die fürstliche Herkunft. Er behielt sie am Hofe, und sie erwies sich so tugendlich, daſs er nach einem Halbjahre sie zur Gemahlin nahm. Bald darauf ward sie schwanger.

Des Königs Mutter aber war ein böses Weib, die, samt allen bösen Weibern, in den Rhein ertränkt werden sollte; sie verwünschte ihren Sohn wegen dieser Missheirat in den Rhein, und vermaaſs sich, bis zum Tode, der verhaſsten Schwiegertochter alles Leid anzuthun. Hierauf befahl der König dem Marschall, seine Mutter auf eine entfernte Burg zu führen, wo sie unschädlich wäre. Das geschah.

Damals that ein streitbarer König einen Einfall in Griechenland, verwüstete es und erschlug Viele. Der Griechenkönig berief alsbald eine Heerfahrt, und zog dem Feind entgegen, den er an einem breiten Waſser traf, und sich ihm gegenüber lagerte. Unterdessen gebar die Königin ein schönes Degenkind (Sohn), und meldete, nach des Marschalls Rathe, solches in einem Briefe dem Könige. Der Weg führte den Boten auf die Burg der alten Königin, bei welcher er sich für die frohe Botschaft Lohn verdienen wollte. Sie verhieſs ihm Reichthum, machte ihn trunken, und während er fest schlief, stahl sie den Brief aus dem Brieffaſse (Briefbüchse), und schob einen andern dafür unter. Am Morgen eilte der Bote weiter zu seinem Herrn, und übergab den Brief. Der König lieſs ihn lesen vor dem Zelte, und vernahm, als Meldung des Marschalls, die ungeheure Schande, wie seine Gemahlin einen Teufel geboren habe, ein Scheusal, vor dem Alle sich entsetzen, so daſs der König es nicht dulden könne, sondern die Mutter mit ihm vertreiben müſse. Der König lieſs auf der Stelle seinen Schreiber dem Marschall antworten, daſs er angesichts des Schreibens, bei Lebensstrafe, die Königin mit ihrer Missgeburt wieder in ein Faſs verschlage und den Fluten übergebe. Weinend vollzog der Marschall den Befehl; die Königin betheuerte ihre Unschuld, und Alle beklagten sie und ihr schönes Kindlein.

Die Wogen trieben das Faſs in die Tiber bis nach Rom. Da stand ein edler Römer, der am Apulischen Fieber litt, auf der Tiberbrücke, und hieſs einen Fischer das Faſs herausholen; als er die schöne Frau mit dem Kinde und den kostbaren Kleidern darin fand, nahm er sie, als von Gott behütet, freundlich auf, und übergab sie seiner Hausfrau, der sie ganz zu Willen lebte.

Der Griechenkönig besiegte unterdessen die Heiden, und führte sie gefangen heim. Als der Marschall ihm wehklagend entgegenkam, und sich die Täuschung entdeckte, fiel der König, von Jammer übermannt, auf die Heide. Der Bote wurde alsbald gerufen, und die Verfälschung des Briefes befunden; worauf der König dem Marschall befahl, die teuflische Mutter zum ewigen Gefängnisse zu vermauern. Trauernd begab sich der König selber, zur Buſse, auf die Fahrt nach Rom.

Hier hatte unterdessen der Papst vernommen, wie die Frau mit dem Kinde aus dem Waſser in das Haus des Bürgers gekommen, und diesem dafür Erlaſs aller Sünden ertheilt, daſs er die Frau bei sich behielte. Da geschah es im fünften Jahre, daſs der Griechenkönig nach Rom kam. Zu derselben Zeit traf auch der Reuſsenkönig dort ein, um ebenfalls die Versündigung gegen seine Tochter zu büſsen. Als nun der Papst der beiden Könige Beichte vernahm, erkannte er in der zu Rom geborgenen Frau mit dem Kinde die von ihnen betrauerte Gattin und Tochter. Er bat beide Könige zu Gaste, und beim Mahle lieſs er die Frau mit dem Kinde in ihren kostbaren Kleidern hereintreten, und gab dem Griechenkönige die Gattin mit dem Sohn, und dem Reuſsenkönige die Tochter wieder. Die Freude war überschwänglich.

Hierauf kehrten alle vergnügt heim, und die Königin lebte fortan mit ihrem Gemahl in hohen Ehren und Gnaden Gottes, der sie so wunderbar erhalten hatte.

7.

Deu tochter des küniges von Reuȝen.

Nû süllen wir ân' schand(e)
von der Reuȝen land(e)
Von dem künig heben an,
wie der darnâch reichsen began.
Er was gewaltikleichen stark,
er het geldes manig mark.
Er het (auch) ain schœn(e) weip,
deu was im lieb sam der leip.
Dâbei het er ain tochter guot,
der was er vrô und wolgemuot:
Sie was so schœn(e), daȝ ist wâr,
daȝ man nindert offenbâr
Vinden mocht(e) irn geleich:
des muotes ward sie alsô reich,
Daȝ sie kainen man wolt' nemen,
wan der ir ze mann(e) möcht' gezemen
Deu tochter dem vater lieb was,
daȝ er vor vröuden kaum genas,
Sô er sie ane sehen solt',
sein herz(e), sein leib was ir holt.
Do er alsô ân(e) weib was,
als man von dem künig(e) las,
Dô giengen zuo die herren sein,
sie sprachen: »lieber herre mein,

»Solt' diz lant verderben
alsô daʒ ir sült sterben,
Daʒ wir nicht haben von eu ain kint,
dem *lant und leut'* gemain(e) sint
Vil genzleichen undertân?
sullen wir gebresten hân,
Daʒ kumt dâvon, daʒ euwer leip
nicht wil haben ain weip.«
Des antwurt' der kunik zehant:
»eʒ muoʒ immer daʒ lant
Von meinen schulden ân' erben sein,
ich mueʒ' denn' haben ain magedein,
Deu meiner tochter sei geleich.«
alsô sprâch der künig reich.
Die herren sprâchen (dô) zehant:
»so süllen wir boten in daʒ lant
Senden sicherleich(e),
ob ieman[t] ir geleich(e)
Mug' vinden ein(e) schœne magt,
deu meinem herzen wol behagt,
Seit eʒ mag anders nicht gesein.«
sie santen boten an den Rein
Und in deu land gemaine(e):
dâ vand man nindert ain(e),
Deu irm antliz wær' geleich.
daʒ sagte man dem künig(e) reich,
Daʒ man geleich nicht vund' irm leip.
»sô wil ich immer âne weip
Sein,« sprach der kunig guot
»(s)wie daʒ lant werd' behuot.«
  Dâ wurden die herren ze râte dô,
ê sie beliben ân' her[re]n alsô,
Sie solten ê zuo dem bâbste kêrn
und in mit gold und silber êrn,
Daʒ er dem kunig erlaubt(e) daʒ,
daʒ er die tochter, âne haʒ,
Næm(e) ze ainem weib(e),
daʒ von ir baider leib(e)

Got sie ains kindes beriet(e),
daʒ daʒ lant nâch ihm hiet(e).
Des volgt' in der bâbest dô,
wan er des schazzes was vil vrô,
Daʒ man im gab silber und golt,
dâvon er was dem künig(e) holt
Und erlaubt' im sicherleich
ze nemen sein tochter wunnekleich.
Dô die boten kâmen,
und [der künig] die Reuʒen vernâmen,
Daʒ er die tochter solt' nemen mit recht
des vröuten sich ritter unt knecht.
Der künig was herzenleichen vrô,
wan er sant' nâch den vürsten dô
Und nâch seinen mâgen,
und begund' in allen sagen,
Daʒ im erlaub(e)t wær(e)
sein tochter âne swær(e)
Nemen ze einem weib(e),
iren êren und irm leib(e)
Solt' er pflegen, als er kan:
»der bâbest hât mir kund getân,«
Begund' er in dô verjehen
»an meiner sel' sol [daʒ] nicht geschehen
Von der geschicht(e) d(e)hain lait;
alsô hât mir der bâbst gesait.«
Die herren begunden alle jehen:
»sô möcht' eʒ wol mit recht geschehen.
Seit eʒ der bâbst erlaubet hât,
sô wær' eʒ ân(e) missetât.«
Die herren begunden aber jehen,
sô möcht' eʒ wol mit recht geschehen,
Wan eʒ der bâbst erlaub(e)t hiet'.
er sprach: »seit mich Got ie beriet
Der (vil) schœnen tochter mein,
sô möcht' mein vröud' nicht grôʒer sein.«
  Dâmit er auʒ in deu lant
manigen vrumen boten sant',

Daȥ man im reicheu klaider brâcht';
wan er het im des gedâcht,
Daȥ er gæb(e) reicheu klait
al den seinen; als man sait,
Der tochter sein hieȥ er geben,
ân' allerhand(e) widerstreben.
Von pfell(e)r unt von sameit
gab er ir deu reichsten klait,
Deu ie kain vrauwe an getruok;
z'wâr, sie wâr(e)n reich genuok.
Doch was der vrauwen unbekant,
daȥ sie irn vater ze hant
Solt' nemen ze ainem mann(e) dâ:
sie wând', er wær(e) anderswâ,
Der ir ze mann(e) solt' gezemen
und(e) den sie solt(e) nemen.
Dô sait' man ir deu mær(e),
daȥ eȥ ir vater wær(e).
Des wart sie traurig und unvrô;
in ir kemnâten gie sie dô,
Und nam ain scharf(e) schær(e),
sie sprach: »mir ist unmær(e)
Mein schœneȥ hâr daȥ ich hân,
und sol mein vater sein mein man.«
Daȥ hâr sie von dem haubt(e) snait;
ir guot gewant daȥ ward ir lait,
Daȥ zôch sie ab irem leip,
daȥ selb(e) wolgetân(e) weip,
Ain[en] grâwen rok leit' sie an sich,
sie sprach: »wârleich, ich wil mich
Machen als ain schem gevar.«
sie zerkrazt' ir antliz gar,
Daȥ ir daȥ bluot ze tal ran.
alsô begund' sie her vür gân
Vur die vürsten âne zal,
daȥ sie sie sæhen uberal.
Dô sie sie dâ sâhen,
gemainleich sie dâ jâhen.

Sie wær(e) dem teuvel geleich,
deu ê was schœn und wunnekleich.
Dô diz ir vater ersach,
wider sich selben er dô sprach:
»Herre, waʒ mag daʒ gesein?
waʒ wirt der schœnen tochter mein?
Daʒ sie ist alleu bluot var
über ir antliz(ze) gar.«
Den vürsten sie alsô genaik;
ir vater hinder sich (dô) saik
Vor laid unt vor ungemach.
do er wider kam, gegen in er sprach:
»Ir her(re)n, vart heim ze land(e);
mein tochter deu hât schand(e)
An mich geleit vil sêr(e):
sô wil ich nimmer mêr(e)
Erwinden, ir mueʒ' wê geschehen,
des wil ich vor eu allen jehen.«
Ain vaʒ er hieʒ beraiten drât,
daʒ was gein der nacht(e) spât,
Und hieʒ sie verslahen schier;
daʒ guot gewant leit' man zuo ir.
Und lieʒ sie rinnen, als ain weip,
deu gar hiet ainen verschamten leip.
Er sprach zuo seinem marschalk guot:
»sie muoʒ doln den kraz, daʒ bluot.
Daʒ sie umbsust hât getân,
des muoʒ sie wol ze buoʒ(e) stân.«
Dô der marschalk daʒ erhôrt',
des küniges red' an ain ort,
Dô sprach er: »lieben junkvrau mein,
ir mueʒt sô gar verstôʒen sein
In disem vaʒ: mein herre hât
geschaffet, daʒ ich eʒ tuo drât.«
Deu junkvrau sprach traurikleich:
»ê daʒ ich in meines vater reich'
Wær' gewesen sein weip,
z'wâr, ich wil ê meinen leip

Verliesen: wan eʒ nie geschach«
alsô sie wider den marschalk sprach
»Wan von Kristen nie kain man
sein kint ze weib(e) gewan.«
In daʒ vaʒ man sie twank;
ir klaider weit und(e) lank
Leit' man zuo ir, deu wâr(e)n reich.
»herre Got, mir nicht entweich!«
Sprach sie »wan dû bist sô guot.«
man stieʒ sie auf des wages vluot,
Dâmit sie von danne ran.
Deu selb(e) magt wolgetân
Deu ran ze Kriechen in daʒ lant.
daʒ ward dem künig dâ wol bekant,
Wan er stuond bei dem mer z'wâr,
er sprach: »tuo war, waʒ dort var
In des (wilden) wages vluot.«
sprach er ze ainem vischer guot.
Der vischer vuor dem waʒʒer nâch,
als der künig gegen im sprach.
Als er daʒ vaʒ swebende vant,
er vuort' eʒ mit im an daʒ lant.
Dô sprach der künig reich(e)
vil gar gewalteklеich(e):
»Beseh(e)t, lieben knappen mein,
waʒ in dem vaʒʒ(e) müg' gesein.«
Die selben eʒ auf sluogen gar
und nâmen in dem vaʒʒ(e) war.
Dâ sâhen sie ain schœne mait,
deu was rain und unverzait:
Die selben maget sie viengen,
vür den künig sie giengen
Vil balde und(e) vil schier,
ir klaider truogen sie mit ir.
Der künig wider sie dô sprach:
»wer tet eu disen ungemach,
Daʒ ir gevangen seit gesant
her zuo mir in dizz(e) lant?«

Sie sprach: »der eʒ hât getân,
z'wâr, ich den nicht genennen kan.
Eʒ hât getân mein unhail,
daʒ ich dem waʒʒer wart ze tail.«
Er sprach: »sagt mir, seit ir ain magt?
daʒ sol von eu sein unverdagt.«
Deu junkvrau sprach wunnikleich:
»daʒ waiʒ Got von himelreich,
Daʒ ich nie kainen man
bei meinem leben(e) gewan,
Noch nimmermêr gewinnen wil;
wan ich hân nôt alsô vil
Erliten,« sprach deu junkvrau guot
»als ir mich auf des waʒʒers vluot
Sâhet her ze eu vlieʒen;
wolt' euch sein nicht verdrieʒen,
Ich klagt' eu meinen kumber schier,
wolt ir eʒ gelauben mir,
Wan daʒ eʒ wær' ain kinthait,
ob ich eu meinen kumber klait'.«
Der künik züchtikleichen sprach:
»mir ist vil lait dein ungemach;
An euwern klaidern ich wiʒʒen sol,
daʒ ir seit edel und guot wol,
Ir habt vürstleicheu klait.«
alsô er der junkvrauwen sait'.
Dâ mit er sie behielt;
ir tugend sich nicht enspielt;
Sie was bei im, daʒ ist wâr,
völlikleich ain halbeʒ jâr,
Daʒ sie nicht entet, des sie hiet scham:
darnâch sie der künig nam
Ze ainer konen êleich,
als eʒ wolt' Got von himelreich.
Dâ stuond eʒ unlanger,
ains kindes ward sie swanger,
Als eʒ Got selber wold(e),
und als eʒ wesen sold(e)

Der künig ain muoter het(e) z'wâr,
deu was (vil) bitter gar.
Als noch deu übeln weib sint:
sie mueʒen werden all(e) blint,
Die nicht wellen guot sein!
man sol sie ertrenken in dem Rein
Und darin versenken.
des muoʒ ich ir gedenken.
Des küniges muoter auʒ Kriechenlant,
deu was mit übel wol bekant;
Dâ von der vrauwen ungemach
vil dikk(e) dâ von ir geschach:
Wan sie zuo dem künig(e) sprach:
»dû soldest billeich ungemach
Leiden umb den heirât dein,
man solt' dich werfen in den Rein
Und dich darinne versenken
und dich ze tôd ertrenken:
Hâst dû genomen ain bœseʒ weip,
wie kan deu gezemen deinem leip?
Ich sag(e) dir daʒ vür vol,
mit ir sô kan ich nimmer wol
Geleben unz an meinen tôt,
ich tuon ir hie vil grôʒ(e) nôt.«
Dô daʒ der künig erhôrt' und sach,
wider den marschalk er dô sprach:
»Lâ dir von mir enpfolhen sein,
nim die alten muoter mein,
Unt vuer' sie auf ain burk ver hindan;
jâ hât sie laides vil getân
Der lieben hausvrauwen mein,
lâʒ sie ver(re) von mir sein,
Da ich s' nicht gehœren mag, noch gesehen.«
alsô begund' der künig jehen.
Dô der marschalk erhôrt'
des küniges red' und sein wort,
Dô vuort' er sie balde dan
auf ain(e) burg wolgetân.

Ze den zeiten was ain künig balt
geriten mit grôȥem gewalt
In daȥ lant ze Kriechen,
und macht' dâ manigen siechen,
Die wund(e) lâgen in den tôt,
daȥ sie liten grôȥe nôt.
Dô ward dem künig daȥ gesait,
der hieȥ auch unverzait
Ruofen ze hand (ain) her vart.
dô ward nicht lenger gespart.
Daȥ sült ir wol gelauben mir,
mit her leit' er sich gen im schier
An ainem waȥȥer, daȥ was brait,
dâ lâgen deu her unverzait
Baid(eu) gegen ain ander.
Dô ward deu vrauw(e) swanger,
Deu künigin auȥ Kriechen lant,
ainen brief sie dem künig(e) sant',
Nâch des marschalkes rat,
als ir vrumkait wol an stât.
Der brief dô geschriben wart,
der bot(e) huob sich auf die vart.
Geschriben was dar an z'wâr,
daȥ sie ain kind offenbâr
Het gewunnen mit liechtem schein,
daȥ nimmer schœner möcht' gesein;
Ain degen kint wær' eȥ ze recht,
eȥ wær(e) ritter oder knecht,
Allen lieb, sô vrum eȥ wær',
der brief solt' sagen dem künig deu mær'.
Dô der bot' von dannen schiet,
sein reis(e) zuo der vrauwen geriet,
Des küniges muoter ûȥ Kriechen lant;
wærleich tet er ir bekant,
Daȥ er vuort' dem künig(e) z'wâr
ainen brief offenbâr.
Er sprach: »liebeu vrauwe mein,
mir sol nicht versag(e)t sein

Euwer werdez boten brôt:
mein vrauw' ist genesen von irer nôt,
Und hât ain schœnez degenkint.
wâ vreunt und(e) mâg(e) sint,
Die sül[le]n des werden vröuden reich:
ez ist ain kind gar wunnekleich,
Mein herr(e) mag mich z'wâr
von meiner armuot(e) gar
Schaiden unt von meiner nôt,
er geit mir reichez boten brôt.«
Daz übel weib wider in sprach:
»wân, mir lieber nie geschach,
Ich wil dir helfen auz der nôt
und wil dir geben daz boten brôt,
Sô dû kumst von dem sun(e) mein,
dein armuot sol verswunden sein.«
Sie macht' in trunken, daz ist wâr,
und hiez im sanft(e) betten dar;
Den rechten brief sie im stal,
daz selb' sie vor den leuten hal,
Ainen andern brief sie im leit'
in sein briefvaz, daz was weit.
Des morgens dô der tag auf brach
und daz er den schein ane sach,
Dô huob er sich drât(e),
daz er nicht kæm' ze spât(e).
Und eilt(e) von dannen ze hant,
dâ er den werden vürsten vant.
Dô er den herren ane sach,
vil züchtikleich er zuo im sprach:
»Eu enbeut mein vrau hôchgemuot
iren willen und iren dien(e)st guot,
Und hât eu disen brief gesant,
und der marschalk von dem lant.«
Den brief er dâ lesen hiez,
als in sein vrümikait tuon liez;
An dem brief dô geschriben was,
den man im vor der hütten las:

»Der marschalk enbeut eu, herre,
daʒ ain grôʒer werre
Ist worden in eurm land(e),
des mueʒt ir haben schand(e):
Ainen teuvel hât mein vrauw' getragen,
daʒ wil ich eu vur wâr (ge)sagen,
Eʒ ist gestalt als ain schem';
ain teuvel eʒ schier hin nem'!
Ir muest mit im haben schant,
unt kœmt ir immer in daʒ lant,
Sô mügt ir nicht beleiben.
haiʒt sie von hinnen treiben;
Des habt ir vrum und êre,
oder ir mueʒ[e]t herzen sêre
Leiden unz an euwern tôt,
alrêst sô hebt sich euwer nôt:
Eʒ ist aisleich getân,
eʒ getar nieman sehen an.«
Zehant dô der herre
erhôrt(e) disen werren,
Do gewan er grôʒen ungemach,
wider seinen schreiber er dô sprach:
»Schreib, snellikleich(e)
meinem marschalk reich(e),
Wan er den brief seh(e) an,
daʒ er des nicht lâʒ' understân,
Er slah' die hausvrauwen mein
in ain vaʒ aichein,
Als sie mir ê ward bekant,
und send(e) sie auʒ in deu lant
Vil balde und(e) vil schier,
und(e) leg' daʒ kint zuo ir,
Daʒ (sô) aisleich ist getân.
wil er mein botschaft übergân,
Und er daʒ tuo nicht zehant,
er mueʒ' mir raumen daʒ lant;
Und ist, daʒ ich sie vinde,
des ich nimmer erwinde.

Er muoʒ mir lân den leib sein;
daʒ hab' er auf die treuw(e) mein,
Vind' ich kind oder weip,
z'wâr, eʒ gêt im an den leip.«
  Der bot(e) eilt(e) drât,
als er in reiten hat,
Unt vuort' den brief dem marschalk guot.
des ward dâ traurig sein muot,
Dô er den brief dâ gelas,
wie recht traurig er dô was,
Daʒ kund' eu nie man gesagen,
sein leib begunde dô verzagen:
Des vorcht' er des küniges zorn,
daʒ sein leib wær(e) verlorn.
Ob er nû daʒ lieʒ(e),
daʒ sein her tuon hieʒ(e).
Ain vaʒ gewan er drât,
die vrauwen er wainend(e) bat,
Daʒ sie im vergæb(e) daʒ,
er muest' sie slahen in ain vaʒ:
Des möcht(e) d(e)hein rât (ge)sein.
sie sprach: »wem sol daʒ kindelein
Beleiben? daʒ solt dû mir sagen.«
er sprach: »man sol eʒ auch vertragen
Zuo eu in daʒ aichein vaʒ.«
doch er des wainens nicht vergaʒ.
Dô sprach deu vrauw(e) wolgetân:
»daʒ ich die hult verlorn hân,
Und meines herzen swær(e),
west' ich, wannen daʒ mær(e),
Von welhen sachen eʒ wær' geschehen,
der mir des wolt' ain wênik verjehen —
Ich hiet' mich ê geleit in sucht,
ê ich kain(e) unzucht
Het an ichteu begân. —
ich künd' eʒ vil wol understân.«
  Waʒ sol ich mêr(e) dâ von jehen?
sô manig(e) klag' ward nie gesehen,

Als umb daȥ klain(e) kindelein,
und umb iren minnekleichen schein.
In dem vaȥ man sie versluok,
daȥ kind(elein) man zuo ir truok
Und guoter klaide[r] ain michel tail:
reuw' und jâmer was ir wolvail.
Man stieȥ sie auf des wages vluot.
dâr an deu schœne vrauwe guot
In die Teifer, daȥ ist wâr,
auȥ dem mer offenbâr
Ze Rôm(e) vür die grôȥen stat,
als sie Gotes wille bat.
Dô was ain Rômær(e)
gegangen mit swær(e)
Ze der Teifer auf die brükk(e),
dem was wê in dem rükk(e)
Und het das Püllisch vieber gar;
der sach daȥ vaȥ, daȥ ist wâr,
In der Teifer vlieȥen:
»ir lât euch nicht verdrieȥen,«
Sprach er ze ainem vischær(e)
»daȥ vaȥ sei vol oder lær(e),
Bringt mir eȥ her an die stat;
euwern lôn gib' ich eu drât.«
Der vischær' tet, als er in bat,
er brâcht(e) daȥ vaȥ an die stat,
Daȥ wart zerbrochen an der zeit,
deu klaider man ze samen leit':
Deu vrauw' was minnekleich getân;
mit zühten sie der Rômer an
Sach, und sprach: »vrauw(e) guot,
Got hât euch in seiner huot,
Euch und daȥ klaine kindelein;
dâ von wil ich eȥ ziehent sein.«
Alsô er zuo der vrauwen sprach
»ir habt bei mir guoten gemach.«
Daȥ kindel und die vrauwen guot
behielt er; des ward sie wolgemuot.

Deu edel Rômærinne;
von Kriechen deu küniginne
übergie der vrauwen willen nie,
swâ sie saȝ oder gie.
Nu lâzen wir die red(e) stân,
und greifen von Kriechen den künig an,
Der dort mit seinem her lak.
vor laid er kainer vröuden pflak.
Doch gesigt' der künik z'wâr
den haiden an vil gar,
Unt vuort' sie haim gevangen;
eȝ was im wol ergangen.
Dô er ze lande kêrt(e),
als in sein vrumkait lêrt(e),
Und (er) den marschalk ersach:
»wie klagest dû meinen ungemach.«
Sprach er »lieber marschalk guot?
eȝ wart zornig mein muot,
Dô man mir deinen brief las:
wie rechte traurig ich was
Daȝ kan ich dir nicht gesagen,
mein herz', mein leib wolt' verzagen;
Dô mir wart kunt von ir getân,
dâ muost(e) mein vröud(e) zergân,
Daȝ eȝ als ain teuvel wær(e),
dô wart mein herz(e) swær(e).
Wan mir laider nie geschach.
ich muoȝ laider ungemach
Leiden von dem brief dein.«
Dô sprach der marschalk: »herr(e) mein,
Den brief den ich gesant hân,
dâ was daȝ nicht geschriben an:
Mein brief sprach, daȝ nie dhain kint,
deu ê, noch seit geborn sint,
Nie sô schœneȝ wart getân.«
der künig sich raufen began,
Vor jâmer unt vor laid(e)
viel er auf die haid(e).

Daʒ er ain wort nie gesprach,
noch weder hört(e), noch gesach.
Er hieʒ den boten vür sich gân.
er sprach: »sag' mir, vertailter man,
Wie ist dem brief(e) geschehen?
der wârhait solt dû mir verjehen,
Oder ich tuon dir den tôt.«
deu vorcht dem boten (dô) gebôt,
Daʒ er sprach: »lieber herr(e) mein,
ich kan nicht wiʒʒende sein,
Wie dem brieve sei geschehen,
wan, aines wil ich eu verjehen:
Do ich kom zuo der vrauwen mein,
deu euwer muoter solt(e) sein,
Dâ belaib ich über nacht;
ob sie icht arges mir hab' gedâcht,
Des kan ich gesagen nicht.«
»der teuvel hât mit ir pflicht!«
Sprach der künig an der stat
»den brief sie dir verkêr(e)t hât.«
Vor zorn hieʒ er gâhen
und sein muoter vâhen
Und [hieʒ] sie vermauren êwikleich,
dâ muost' sie ir sünde sunderleich
Bueʒen unz an iren tôt
mit smerzen, jâmer und(e) nôt.
»Ich leide billeich ungemach;«
alsô der künig auʒ zorn(e) sprach
»Owê mir vil armen!
wie lüzzel ich erbarmen
(Tuon) den almechtigen Got!
des muoʒ ich leiden spot
Umb die lieben vrauw(e)n mein;
sô muoʒ ich immer traurig sein.«
Er gedâcht': »ich muoʒ ze Rôm(e) gân
und wil dâ in ze buoʒ(e) stân
Umb mein ang(e)stleichen tât,
die mein leib begangen hât.«

Ze Rôm' huob er sich an der stat,
in grôz(e) buoz(e) er dâ trat.
Dô was dem bâbst gesagt mær(e),
daz ain edel vrauw(e) wær(e)
Und ain klainez kindelein,
daz nicht schœner kund' gesein.
Ze samen beslozzen wær(e)
in ain vaz mit swær(e).
Und wær' ze Rôm' gerunnen dar,
des hiet' genomen ain burger war.
Der het sie behalten schôn(e).
»sô wil ich geben ze lôn(e),«
Sprach der bâbst ze urkünd(e)
»ich wil im vür sein sünd(e)
Geben unt vür sein missetât,
die sein leib begangen hât,
Daz er behalt' die vrauwen guot;
seiner sêl' er ain grôz' êr(e) tuot,
Und behaltet er sie schôn(e),
im geit Got der êren krôn(e).«
Darnâch den künig ze urkünd(e)
ruwen [darnâch] sein(e) sünd(e).
Von Kriechen was er genant,
ze Rôm(e) gie er, dâ er vant
Unsern vater, den bâb(e)st z'wâr,
sein sünde wolt' er sagen gar,
Die er an seiner vrauwen guot
getân het, und den übermuot.
Daz was darnâch z'wâr(e)
in dem vünften jâr(e).
Ze den zeiten Got der reich(e)
mant' auch andæchtikleich(e)
Den künig von Reuzen, daz ist wâr,
er gedâcht': »ich wil mein sünd(e) gar
Buezen, die ich begangen hân
an meiner tochter wolgetân,
Wan ich ez gar umbsust tet,
sie enhalf weder vlêg', noch bet',

Sie muost(e) den tôt von mir doln,
auf daȝ waȝȝer hieȝ ich sie boln.
Dâ hât sie verlorn iren leip:
ich gesach nie sô schœneȝ weip.
Ze Rôm(e) wil ich heben an
und in grôȝer buoȝ(e) stân.«
Ze Rôm der selb(e) künig gie,
wan im die reuw' sein herz(e) vie.
Dô iegleich künik ze Rôm(e) kam,
und der bâbst ir beicht vernam,
Dô west' der bâbst deu mær(e),
daȝ eȝ deu vrauw(e) wær(e),
Die der Rômær' het behalten,
daȝ jung' kind und die alten.
Dô sie ir sünd(e) heten gesait
und iren gebresten geklait
Dem bâb(e)st an Gotes stat,
der bâbst die vürsten baid(e) bat,
Daȝ sie in sein haus sæȝen
und sein brôt mit im æȝen.
Dô sant' der bâbst ân' swær(e)
nâch dem Rômær(e)
Und bat in durch den willen sein,
daȝ er bræcht' daȝ kindelein
Und die vrauwen dâ ze stet(e),
daȝ was sein vlêhen und sein bet(e).
Dô brâcht' der Rômær(e)
die vrauwen âne swær(e),
Deu truog dô ireu reicheu klait,
als ich eu vor hân gesait.
Dô sie dâ vor gesâȝen,
getrunken und geâȝen,
Dô sprach der bâbst: »herr(e) guot
von Reuȝen, nû seit wol gemuot,
Sæht ir icht gern euwer kint?«
er sprach: »ich wolt(e ie) sein blint,
Daȝ ich solt' sehen die tochter mein
und iren werden liechten schein.«

Dô sprach er: »her von Kriechen lant,
ob eu eur haus vrauw' wirt bekant,
Woltet ir des nicht vrô (ge)sein?«
»jâ,« sprach er »lieber herre mein,
Daʒ ich sie sehen solt(e) an,
sô wær' ich gar ain sælig man,
Darumb(e) sô wolt' ich geben,
sô mich Got lieʒ(e) leben,
Mein(e)n vuoʒ und mein(e) hant,
daʒ sie mir noch wurd' erkant.«
Der bâbst zuchtikleichen sprach:
»ain end' hab' euwer ungemach
Und euwer herzen sêr,
nû habt vröud(e) baid' und êr'.«
Der bâb(e)st gie auʒ vür die tür,
die vrauw(e)n weist' er hin vür
Und daʒ klain(e) kindelein.
ir vröud(e) kund' nicht grôʒer gesein,
Dô sie die vraun an sâhen,
do begunden sie beid(e) gâhen.
Daʒ was an in ain guot sin.
der bâbst sprach: »nemt die tochter hin,
Her künik von Reuʒen, deu ist guot.«
dô ward der künig wol gemuot.
Gein dem Kriechen er dô sprach:
»nû seit vrei vor ungemach,
Habt eu weib und(e) kint.«
all(e) die ê geborn sint
Die wurden in ir reich(e)
nie sô vrœleich(e).
Dô was ir vröud(e) nicht ze klain.
die vrauwen und daʒ kind(el) rain
Vuorten sie baide geleich(e)
haim in ir künik reich(e).
Dô ward sie [schôn] ain küniginn(e);
nâch êren kund' sie ring(en),
Baiden, tag unde nacht,
dâ wart vröud' in ir acht.

Daȥ sült ir wiȥȥen all(e),
sie lebten mit grôȥem schall(e)
Und mit grôȥer wirdikait,
allen wunne was in berait,
Und wurden ergezzet gar
alles des in ie gewar,
Von Got von himel reich(e),
dem ist nicht unmügleich(e).
Der geb' uns daȥ êwig reich(e)
und mach' uns vröuden reich(e)!

8.

Karl der Große.

1. Liebeszauber.

Karl that eine Heerfahrt gegen die Ungarn und begann sie zu Christen zu machen. Er drang bis zu den Walachen vor, und lagerte mit seinem Heere nahe am Meer. Er hatte seine Gemahlin beschieden, wenn er länger als zehn Jahre ausbliebe, dann wäre er auf der Fahrt umgekommen. Nun war er schon über neun Jahre in Ungarn: da hub sich zu Achen am Rheine groſse Schande, und überall Raub und Brand. Karl hatte mit seiner Frauen verabredet, wenn ein Bote ihr seinen Ring brächte, so sollte sie seiner Botschaft glauben.

Als es so tief ins zehnte Jahr gieng, da traten die Herren des Landes vor die Königin, beschwerten sich über die Verwirrung im herrenlosen Land, und verlangten, daſs sie einen andern Fürsten zum Manne nähme, weil Karl ihr wol Botschaft gesandt hätte, wenn er noch lebte. Sie weigerte sich der Schande: Karl werde sie tödten, wenn er komme; noch habe er ihr das Wort-Zeichen (verabredete Wahrzeichen) nicht gesandt, und sie wolle ihm Treue halten. Die Herren behaupteten, durch Boten zu wiſsen, daſs Karl todt sei, und drungen so lange in sie, bis sie einwilligte, dabei jedoch alle Schuld und Unheil auf das Haupt der Herren lud. Diese versicherten, die Fortdauer des herrenlosen Zustandes wäre ihr Aller, und auch der Königin Untergang: und bald darnach gaben sie ihr einen mächtigen König zum Manne, mit welchem am dritten Tage die Hochzeit sein sollte.

Da sandte Gott einen Engel zu Karl im Ungarland, der verkündigte ihm die Bedrängnis seiner Hausfrau, und belehrte ihn zugleich, wie er die 115 Raste bis in sein Land noch vor der Hochzeit zurücklegen könne. Karl, nicht an Gottes Wundermacht zweifelnd, that, wie der Engel gebot. Am nächsten Morgen kaufte er von seinem Schreiber dessen starkes Pferd, saſs sogleich auf, und es trug ihn in Einer Tagereise aus der Bulgarei über Feld, Moor und Heide, bis zur Stadt Rab. Am folgenden Tage, noch bei Sonnenschein, erreichte er Passau an der Donau, fand dort den bezeichneten Wirth, der ihn freundlich aufnahm, und als am Abend das Vieh heimkam, lief auch ein schönes Ross in den Hof; Karl ergriff es bei der Mähne und verlangte es von dem Wirthe. Dieser wandte ein, es wäre noch zu jung, auch ungebändigt. Karl aber bestund darauf, und der Wirth überlieſs es ihm gern für viele Goldstücke; obenein bot ihm Karl sein bisher gerittenes Pferd zum Leikauf.[1] Am dritten Morgen früh bestieg Karl das junge Ross, und es trug ihn denselben Tag bis vor seine Burg zu Achen, wo ein Wirth ihn beherbergte. Ueberall in den Gaſsen der Stadt war Sang und Klang, Tanzen und Springen: und Karl vernahm, nächsten Morgen sei die prächtige Hochzeit seiner vermeinten Witwe mit einem Könige, wobei ihm, wie Allen, Speise und Trank und Rossfutter gespendet werde. Karl aber wollte nichts vom Hofe annehmen, und gebot dem Wirthe, ihm Alles einzukaufen; was dieser für das reichlich gegebene Gold gerne that. So saſs Karl herrlich zu Tische, und lieſs den Wirth und sein ganzes Haus mit genieſsen. Als es Nacht ward und

---

[1] *Das Aufgeld über den bedungenen Preis, vom Vertrinken, von lît, Getränk (wie Weinkauf) und ebenso verschmolzen wie [illegible] aus lîtgebe, Wirth. Vergl. zu dem [illegible] Minnes. IV, [illegible]*

Karl schlafen gieng, muste der Wirth ihm einen Wächter bestellen, ihn zu wecken, sobald der Singoſs[1] im Dome geläutet werde. Das geschah. Karl belohnte den Wächter, legte sein königlich Kleid an, und bat den Wirth, ihn als Fremden, zum Dome zu geleiten. So kamen sie an das Burgthor, vor welchem starke Riegel lagen; der Wirth wies ihm, wie er hindurch könne, aber sein Gewand beschmutzt werde: Karl achtete dessen nicht und schlüpfte hinein. Er hieſs den Wirth heimgehen, gieng allein nach dem Dome, setzte sich auf den Königsstuhl, und legte das bloſse Schwert über seine Knie. Da kam der Meiſsner, die Bücher hervorzutragen, und als er diese Erscheinung sah, lief er zum Priester und verkündigte sie. Die Domherren wollten's nicht glauben: einer von ihnen gieng mit einem Lichte hin, sah die Wahrheit, und floh zu dem Bischofe. Dieser hieſs sich zwei groſse Kerzen vortragen, erschrak, als er den greisen Mann so still dort sitzen sah, beschwur ihn jedoch zu sagen, wer er wäre, geheuer oder ungeheuer. Da antwortete der auf dem Stuhle, daſs er als König Karl doch wol bekannt genug sei. Der Bischof trat nun näher, erkannte ihn, umfieng ihn und hieſs ihn freudig willkommen. Dann führte er ihn in sein Haus, und lieſs alle Glocken läuten. Als die zur Hochzeit geladenen Gäste so vernahmen, daſs König Karl heimgekehrt sei, riefen sie nach ihren Rossen und flohen hinweg; und wer nicht reiten konnte, sprang über die Stadtmauer. Der Bischof erbat sich von Karl zu Lohne, daſs er der Königin nicht zürnte: gerne gewährte Karl, und war ihr hold, wie zuvor. — —

Als darnach Karls Hausfrau starb, bewies er, daſs sie ihm so lieb war als das Leben. Er hieſs das schöne Weib balsamen, und ein teuflischer Zauber, den sie unter der Zunge trug, bewirkte, daſs er allnächtlich mit ihr umgehen muste, wie ein Mann mit seinem Weibe. Solches wusten nur zween Kämmerer, welche ihm den Leichnam baden und ins Bette legen musten. Doch wollte ihn Gott, ansehend seine stäte Reue und Beichte, nicht an Leib und Seele verderben laſsen. Eines Tages sang ein Bischof (Aegidius) vor ihm die Meſse: da kam eine Taube auf den Altar mit einem Briefe, worin Karls heimliche Sünde geschrieben stand; der Bischof las ihn, und schalt den König, daſs er eine Todsünde verschwiegen habe; Karl läugnete, aber der Bischof überführte ihn durch die Offenbarung von oben, und Karl beichtete nun alles, sagte jedoch, er könne nicht davon laſsen. Der Bischof verlangte die Todte zu sehen, und Karl öffnete ihm seine Schlafkammer, wo die Frau im Bette lag, als wenn sie schliefe. Auf des Bischofs Frage, ob ihr Mund noch wohl rieche, hieſs Karl ihn sich überzeugen: da that der Bischof ihr den Mund auf, und erkannte alsbald den Zauber, der, wie eine Scherbe groſs, herausfiel. Sogleich sank der Leichnam angesichts des Königs und Bischofs zusammen, als wenn er schon vor einem halben Jahre faul gewesen, und ward ganz zu Asche. Da verwandelte sich des Königs Inbrunst in Abscheu, und das todte Weib, die ihm Leib und Seele verderben sollte, stank ihm wie ein fauler Hund. Hierauf büſste er an dem Leibe seine Sünde bis zum Tode.

---

[1] Singoſs, [illegible]

I.

Minne zauber.

Dâ mit vuor der weigant
hin ze Ungern in daʒ lant
Und begund' sie Kristen machen,
die Ungern unz in Walachen.
Dâ leit' er sich mit seinem her,
eʒ was nâhen bei dem mer.
Er gelobt' der vrauwen sein,
wenn' er [wær'] zehen jâr von ir schein
Und daʒ er lenger wær(e),
daʒ sie dan west' deu mær(e).
Daʒ er wær' mit grôʒer nôt
z'wâr auf dem weg(e) tôt.
Da belaib er sicherleich vür wâr
mêr dann(e) neun jâr
Ze Ungern in dem land(e).
dâ huob sich grôʒ(e) schand(e)
Ze Ach(e) bei dem Rein,
dô er ze lang auʒ wolt(e) sein.
Sich huob raub unde brant
z'wâr über alleu lant.
Er het gelobt der vrauwen sein,
wenn' er ir sant' ain vingerlein.
Daʒ sol(t' ir) sein erkant,
daʒ selb' het er ir vor genant
Und het ir eʒ gezaiget dâ,
er sprach: »sô du eʒ gesihest ie sâ,

Daȝ guot(e) vingerlein,
waȝ dir gesagt der bot(e) mein.
Des solt dû gelaubig sein
ze hand, lieben vrauwe mein.« — —
Nû lâȝen wir die red(e) stân,
und greifen den künig an,
Dâ er lag in Ungern lant,
als ich eu vor tet bekant:
Er was neun jâr auȝ gewesen,
daȝ sült ir an dem buoch gelesen,
Dô huob sich raub und(e) brant
über alleu seineu lant,
Als ich eu vor hân verjehen:
daȝ wolten die hern nicht über sehen.
Die in dem lande wâr(e)n
bei den selben jâr(e)n;
Die giengen ze der küniginne:
»z'weu süllen unser sinne?
Seit wir nicht haben herren,
des haben wir grôȝen werren,
Dâ von wellen wir euch des biten,
daȝ ir, vrauw', mit guoten siten
Nemet ainen vürsten guot,
dâ mit deu lant sein behuot.
Mein herr' ist wærleich(e) tôt;
in möcht' nicht twingen sölich nôt.
Er hiet' eu, vrauw', in dizz(e) lant
seine botschaft her gesant.«
Deu vrauw' antwurt(e) ze hant:
»sô muest' ich sein von im geschant.
Swen künik Karel rain(e)
kæm' in die lant gemain(e),
Sô möcht' er mich wol tœten
mit ang(e)st und mit nœten.
Mir ist daȝ wortzaichen nicht bekant,
noch her wider nicht gesant,
Daȝ er mir gab, dô er sich schiet
von mir; dô mich sein Got beriet,

Sô brach ich nie die treuw(e) mein,
sie sol auch immer stæt(e) sein.«
Die herren zuo ir jâhen:
»sül[le]n wir eu nû versmahen,
Daȝ wir disen werren
haben, ân(e) herren?
Uns ist daȝ (vil) wol bekant
von boten, die wir haben gesant,
Daȝ unser her mit grôȝer nôt
ist auf dem weg(e) tôt.«
Sô lang(e) die herren auȝ sin
redeten mit der künigin
Und manten sie ir ungemach,
unz deu künigin verjach:
»Und sol mir icht werren,
daȝ kumt von eu, ir herren;
Ich zeuch eȝ an Got den guoten,
den getreuwen, [den] wolgemuoten,
Daȝ ich vil gar unschuldig bin.
tuot von mir die red(e) hin.
Geschicht mir icht, daȝ muoȝ von eu varn;
ich künd' mich selber wol bewarn.«
Die herren sprâchen aber dô:
»vrau, sô würden wir nimmer vrô,
Sül[le]n wir mit disem werren
immer leben, ân' herren.
Sô wiȝt, ir mueȝt des teuvels wesen,
wan unser lüzzel mag genesen.«
Die vrauw(e) züchtikleichen sprach:
»swie grôȝ nû sei mein ungemach,
Sô wil ich eu nû volgent sein,
swie grôȝ nû sei der kumber mein;
Wan ir mich sein nicht welt erlân,
euwern willen wil ich begân,
Eȝ ergê mir übel oder wol,
eurn willen ich nicht brechen sol.«
Dar nâch stuont eȝ unlang(e) zeit,
unz sie ain grôȝ(e) hôchzeit

Geruoften mit ai[ne]m künig reich,
den gâben sie ir sicherleich.
Deu hôchzeit, nâch des buoch(e)s sag(e),
solt' werden an dem dritten tag(e):
Daʒ wolt' Got selber understân,
als ich vor mir gehœr(e)t hân,
Wan Got ainen engel sant'
ze boten in daʒ Ungerlant,
Dâ der künig (inne) lak,
und was gelegen manigen tak.
Dô in der engel dâ vant,
deu botschaft ward im wol bekant:
»Ob eʒ dir lieb ist, oder lait,
künig, sei dir vür wâr gesait,
Kumst dû nicht zuo der künigin,
z'wâr sô verlaitent dich dein sin,
Ain ander künig hât sie genomen,
dâ von solt dû ze lande komen
Z'wâr an dem dritten tag(e),
gelaub' dû mir, waʒ ich dir sag(e).
Dein hausvrauw(e) wolgetân
wil z'wâr (vil un)gern(e) gân
An aines küniges bett(e) reich,
des gelaub' mir sicherleich.«
Der künik Karl sprach zehant:
»wie sol ich komen in mein lant
In drein tagen offenbâr?
z'wâr ich sag(e) dir vür wâr,
Daʒ dar ist hundert rast(e) lank,
dannoch sô ist daʒ mein gedank,
Baideu, spât und(e) vruo,
daʒ vunfzehen raste ist dar zuo
Z'wâr in daʒ land mein:
wie sol ich dar komend(e) sein?
Solt' ich dar reiten oder gân?
daʒ selb' ich nicht betrachten kan.«
Dô sprach der engel an der stunt:
»und ist dir nicht worden kunt,

Daʒ Got mak tuon, swaʒ er wil,
sint er hât gewalt(e)s vil?«
Der künig sprach: »daʒ mag wol sein,
ich glaub' eʒ, lieber herre mein.
Dâ hân ich kainen zweivel an,
vil wunders er getrachten kan.«
Zehand der engel vil gewær'
sprach: »gê ze deinem schreibær'
Der hât ain pfert alsô stark,
daʒ kauf' umb pfenning' und umb mark.
Wie du im eʒ mugest gewinnen an,
daʒ guot(e) pfærd wolgetân
Daʒ reitest du völlikleich ainen tak
als ich vürwâr gesprechen mak.
Deu tag(e)waid(e) wirt dir lank,
doch hât daʒ pfærd solhen gank,
Daʒ eʒ dich snell' unde drât
trait ze Râb in die stat,
Daʒ ist dein êrst(e) tag(e)waid(e),
eʒ trait dich mos, veld und haid(e).
Des andern tages vruo
solt dû beraiten dich darzuo.«
Alsô sprach der engel reich
»daʒ dû reitest snellikleich,
Sô kümst dû gen Paʒʒauw(e)
hinauf zuo der Tuonauw(e),
Daʒ ist dein andreu tag(e)waid(e);
von dem pfærd(e) dû dich schaid(e).
Ze Paʒʒau vindest du ainen wirt,
daʒ dich dein lait vil gar verbirt.
Dû kümst dar bei sunnen schein,
des solt dû vil gewis sein,
Der selb(e) wirt ist wolgemuot
hât ainen schœnen volen guot,
Den solt dû kaufen an der stat,
der trait dich bald unde drât;
Sô understêst dû dannoch wol
die hôchzeit deu dâ wesen sol.«

Zehand er daʒ pfærd gewan
seinem schreibær(e) an,
Und rait des morgens taugenleich,
der edel kunig reich,
Unz Râb, als im der engel sait':
dô sach er die wârhait.
Was daʒ nicht ain stark(e) rais(e)?
daʒ er rait mit grôʒer vrais(e),
Daʒ er von der Bulgarei
rait alsô gemaches vrei
Hin ze Râben in die stat,
als in der engel reiten bat.
Er sprach: »ich Got wol getrauw(e).«
Des andern tages gein Paʒʒauw(e)
Kam er von Râben geriten,
nâch Gotes lêr', mit guoten siten.
Als im der engel het gesait,
vand er den wirt unverzait:
Er schuof im guoten gemach,
mit guotem siten daʒ geschach.
Er kam dar bei sunnen schein,
des dankt' er seinem trechtein.
Des âbents dô daʒ viech in gie,
dô lief der vol', er in gevie
Bei seinem kopf und bei der man,
wan im des voln Got wol gan.
Er sprach: »her wirt, gebt mir daʒ ros,
daʒ wil ich reiten veld und mos.«
Dô sprach der wirt: »herre mein,
der vol' mak ze junk sein,
Er enmag euch nicht getragen.«
er sprach: »waʒ well(e)t ir mir sagen?
Gebet mir den volen guot.«
der wirt sprach: »er eu laid(e) tuot,
Z'wâr, lieber herre mein,
er muoʒ euer aigen sein,
Wær' er gezemt und geriten.«
der kunig sprach: »ich wil euch biten

Immer durch den dien(e)st mein,
daʒ ir den voln lât mein sein,
Und gebt mir in in kurzer vrist.«
er sprach: »seit er eu sô lieb ist,
Sô sol er eu nicht sein versait.«
dô kauft' er in mit stætikait
Umb guldein pfenning(e) guot;
daʒ pfærd er im ze leikauf bôt,
Daʒ er het dar geriten
von den Bulgern, mit guoten siten.
Eʒ was ain wunderleich geschicht,
daʒ er im was erlegen nicht;
Wan daʒ selb(e) wunder
daʒ schreibt man billeich besunder.
Des dritten morgens vruo
der künig berait(e) sich darzuo,
Daʒ er rait alain(e),
drât und nicht sain(e),
Hin ze Ach' vür daʒ burgtôr;
dâ vand er ainen wirt dâvor,
Der herbergt' in, als im gezam,
den werden künig lobesam.
Dô hôrt' er ainen grôʒen schal
in der stat überal
Von vloiten unt von singen,
von tanzen unt von springen
Wart dâ ain michel wunder
in den gaʒʒen besunder.
Dô vrâgt' der künig der mær(e),
waʒ in der stat wær(e).
[Er sprach:] »daʒ sag' ich eu [vür wâr], herre mein,
ain hôchzeit künd' nicht grôʒer sein,
Deu sol vruo hie ergân,
darzuo sô hât sich manig man
Gesamnet in die grôʒen stat,
als sie mein vrau her komen bat,
Deu hât genomen ainen man,
vürwâr ich eu daʒ gesagen kan,

Der ist ain künig reich(e):
daʒ sag' ich eu sicherleich(e).
Ir möchtet kost' wol ân(e) sein,
wan man geit brôt und(e) wein
In der stat, und speis(e),
er sei junk oder greis(e).
Man geit in allen genuok;
den rossen man daʒ vuoter truok
Ungemeʒʒen vür sie dar,
des hân ich wol genomen war.«
Der künig wider in dô sprach:
»her wirt, mag ich hinn(e) gemach
Haben mit hulden,« sprach er
»sô wil ich enruochen, wer
Die speis' vom hove nemen sol:
z'wâr, ich enbir ir wol.
Ich hân wol die kost(e) mein,
ich wil irer kost' âne sein.
Her wirt, kauft mir in der stat
die speis' umb pfenning(e) drât,
Z'wâr(e), die sint guldein,
her wirt, die lât von mir sein
Eu gegeben ze êren,
eur kost' die wil ich mêren;
Deu speis(e) sol sich heim, von mir
mêrn, haiʒet sie beraiten schier,
Daʒ euwer diener und eur knecht
mein heint genieʒen, daʒ ist recht,
Ir schaffet uns vil und g(e)nuok.«
der künik vil pfenning' vür in truok.
Dô der wirt daʒ gold ersach,
wider sich selber er dô sprach:
»Diser herre ist ain edelman,
seinen geleichen ich nie hân,
Z'wâr(e), mit den augen mein
gesehen, er künd' nicht milter gesein.«
Dô deu kost(e) ward berait,
ze tische saʒ er, als man sait.

Von trinken unt von speis(e)
heten sie daʒ pâradeis(e).
Dâ mit der künig des nicht enlie,
als eʒ wart nacht, er slâfen gie,
Den wirt gar êrbær(e)
bat er umb ainen wachtær(e).
Der sein des nachtes pflæg(e),
do er an dem bette læg(e).
Er sprach: »wæchter, tuo mir bekant,«
alsô teuw(e)r er in mant',
Wan den künig des nicht verdrôʒ,
er sprach: »sô man den singôʒ
An ziech zuo dem tuom(e) reich,
sô wekk(e) dû mich sicherleich,
Sô wil ich dir ze miet(e) geben,
sô mich Got lâʒ(e) leben,
Diz vingerlein guldein,
daʒ dû dir lâst enpfolhen sein,
Daʒ mir daʒ leuten werd' bekant,
dû solt mich wekken ze hant,
Als lieb dir diz klainôt sei,
wek mich, sô wird' ich sorgen vrei.«
Daʒ tet der wachtær' ze hant,
den herren er slâfen(de) vant,
Er sprach: »herr(e) wol gemuot,
stêt auf, und gebt mir mein guot,
Man leut(e)t den singôʒ.«
den herren dô des nicht verdrôʒ,
Er leit' an sich sein reiche wât,
den wirt er vleiʒig(leiche) bat,
Daʒ er mit im gieng(e),
sô daʒ man in icht vieng(e);
Er wær' dô laider unbekant,
den wirt den vieng er bei der hant,
Sie giengen zuo dem burgtor,
dâ wâren stark(e) rigel' vor;
Do begund der wirt ruefen:
»[her,] ir mueʒt hie durch sliefen,«

Sprach er zuo dem künik zehant
»sô wirt horwig euwer gewant.«
Der künig sprach: »des acht' ich nicht,
ob eʒ wir(de)t gar en wicht,
Daʒ wiʒʒ(e)t sicherleich(e).
sô sprach der künig reich(e).
Zehand er slauf ze dem tor hin in,
der herre het dâ weisen sin,
Wan er zuo dem tuom(e) gie,
den wirt er haim(e) g'n lie,
Und gie er selber in den tuom,
daʒ macht(e) sein weistuom,
Daʒ er z'wâr(e) nicht vergaʒ,
wan er auf dem stuol(e) saʒ,
Sô muost' er künig sein genant:
auf den stuol saʒ er zehant.
Daʒ daucht' in dô ain guot gewin;
ob dem swert(e) lieʒ er hin
Slieten die schaid(e), daʒ ist wâr,
er nam daʒ swert alsô bar
Und leit' daʒ über seineu knie.
zehand der mesner zuo gie
Und wolt' deu buoch her vür tragen:
dô begund' er gar verzagen,
Dô er in alsô sizzen sach
mit blôʒem swert, er nicht ensprach.
Er gie, dâ er den priester vant,
und(e) sprach: »mir ist bekant
Ain vraidigeʒ mær(e),
daʒ ist mir hart(e) swær(e):
Eʒ ist ain man leis(e)
geseʒʒen, der ist greise,
Auf dem gesegenten stuol z'wâr,
er hât ain blôʒeʒ swert bar
Geleit über seineu knie;
dô ich zuo dem alter gie
Und ich in sach sizzen,
do begund' ich aller swizzen.«

Dô sprâchen die tuomherren:
»wilt dû uns machen werren?
Des mag an uns nicht ergân.« —
»die wârhait ich gesehen hân,«
Sprach der mesnære
»dâ von ist mir vil swære,
Gelaubt ir mir nicht, daʒ ist mir lait:
gêt selb' und secht die wârhait.«
Dâmit ain tuomherre gie,
der selb' ain liecht mit im gevie,
Und gie zuo dem stuol unverzait:
dâ sach er selb(e) die wârhait,
Wan eʒ im sicher ward bekant;
daʒ liecht warf er auʒ der hant
Unt vlôch bald(e) von im dan,
dô er sach den greisen man.
Zuo dem bischof er dô gie,
er sprach: »welt ir hœrren, wie
Uns zuo dem tuom ist geschehen!«
der wârhait begund' er im verjehen.
Dô der bischof daʒ erhôrt',
der kôrherren wort,
Dô eilt' er vil drâte
auʒ seiner kem(e)nâte.
Gegen dem tuome(e) man dô gie,
zwô grôʒ(e) kerzen man dô gevie,
Daʒ tâten zwên(e) knecht(e),
und lauchten im vil rechte
Hin, dâ der künig saʒ
auf dem stuol, er nicht vergaʒ.
Er het daʒ swert alsô bar,
daʒ sagt uns daʒ buoch vür wâr.
Dô der bischof und sein man
kâmen zuo dem stuol(e) dan,
Und er in dâ erblikt(e),
vor vorchten er erschrikt(e);
Er sprach: »ir sült mich wiʒʒen lân,
wer eu icht laides hab' getân,

Oder waȥ mannes ir seit,
daȥ sag(e)t mir, wan des ist zeit.
Seit ir ungeheur(e)?
euwer red' ist mir teur(e).
Ich beswer euch bei dem Got,
daȥ ir leistet mein gebot,
Und sag(e)t mir recht an der zeit,
waȥ mannes ir seit;
Wan des ist zeit z(e) wâr,
die red(e) tuon ich offenbâr.«
Der kunig antwurt(e) zehant:
»ich was ê wol erkant,
Dô ich der kunik Karl hieȥ,
an gewalt ich nieman vur mich lieȥ.«
Zehand der bischof gein im trat,
als in dô sein will(e) bat.
Mit treuwen er gein im sprach,
dô er in rechte ane sach:
»Seit wilkomen, lieber herre mein,
eur kunft(e) wil ich vrô (ge)sein.«
Zuo im er liepleichen gie,
mit arm(en) er in umb(e) vie,
Und weist' in sicherleich(e)
in sein haus reich(e).
Und hieȥ die glokken uberal
leuten, dô ward ain grôȥer schal.
Dannoch eȥ nieman west(e),
die kunden, noch die gest(e),
Die dar wâr(e)n komen,
die heten disen schal vernomen.
Dô vragten sie der mær(e),
waȥ in der stat wær(e).
Dô sait' man in sicherleich(e),
daȥ kunik Karl der reich(e)
Wær(e) komen in die stat.
dâmit ain iegleich[er] gast bat,
Daȥ man im bræcht(e) sein ros,
sie vluhen veld und(e) mos.

Swer nicht mocht' gereiten,
der wolt' nicht lenger beiten,
Er viel die maur(e) ze tal.
von den gesten ward ain schal,
Dâ sie entrunnen von der stat.
der bischof den künig bat,
Daʒ er im gæb(e) ainen solt,
und der künigin wær(e) holt,
Eʒ wær' gar ân' ir schuld(e),
daʒ er ir gæb' sein huld(e).
Den bischof er gewert' der bet(e),
und ward ir hold aldâ ze stete. — — —
Dar nâch in kurzen zeiten
wolt' Got nicht lenger beiten,
Im sturb' deu hausvrauw(e) sein.
daʒ tet er mit werken schein,
Daʒ sie im lieb was, sam der leip:
daʒ selb(e) wolgetân(e) weip
Hieʒ er balsamen, daʒ ist wâr,
ain zauber het sie bei ir gar
Under der zungen,
des teuvels ordenungen,
Dâvon er sie nicht mocht(e) lân,
er muost' al nacht mit ir umb gân,
Als ain man mit ainem weib(e) tuot;
er het ainen vertailten muot,
Daʒ macht' daʒ zauber daʒ sie truok.
im was nâch ir wê genuok.
Doch west' nieman deu mær(e),
wan zwên(e) kam(e)rær(e),
Die baid(e) wârn im haimleich gar,
die muosten die vrauwen tôten z'wâr
Baden ze aller zeit(e),
alsô tôt man sie im leit(e)
An daʒ bet, dâ er an lak:
mit der tôten er dô pflak,
Als ich eu hân vor gesait;
daʒ ward im darnâch lait.

Doch wolt(e) Got der reich(e)
vil gar sicherleich(e)
In nicht lâʒen verderben,
noch an der sêle ersterben.
Er hiet des guoten sit',
dâ er sein sêle behielt mit,
Mit beicht, mit reu ze aller zeit,
swa er (vuor) in dem land(e) weit
[Vuor], dâ ruwen in sein sünd(e).
daʒ was ain guot urkünd(e).
Doch wolt' er der sünd' nicht lân,
die ich eu vor gesag(e)t hân.
Doch ze ainer zeit daʒ geschach,
daʒ man vor im mess(e) sprach.
Daʒ tet ain bischof der was guot,
dô kam ain taub(e) deu was vruot
Vür in auf den altar
deu brâcht' ainen brief [der was] offenbâr.
Der brief mit gold(e) was erhaben
gar mit schœnen buochstaben:
Dâ was deu sünd' geschriben an,
daʒ der künig nicht wolt(e) lân
Von dem tôten weibe,
wê geschach ir sêl', ir leibe.
Der bischof ob dem alter was,
den brief er (dô) schôn(e) las.
Dô er die mess(e) gesank,
er sprach: »ir habt ainen wank,
Her künig, lieber herre mein,
der euwer sêl' muoʒ schad(e) sein.«
Kunik Karl der best(e)
sprach: »(s)waʒ ich [meiner] beicht(e) west(e),
Die hân ich eu kund getân.«
dô sprach der bischof: »lieber man,
Ain sünd(e) habt ir mir verdait
und habt ir mir noch nicht gesait,
Die hât mir Got von himel reich
kunt getân gar sicherleich:

Ain vrauwen habt ir, deu ist tôt,
dâ von muoʒ euer sêl(e) nôt
Leiden und (auch) euwer leip,
daʒ ir habt ain tôteʒ weip.«
Der künig sprach: »lieber herre mein,
mein sünd(e) kan nicht grôʒer gesein;
Ich kan mich nicht geânen ir leip,
nie lieber ward mir kain weip,
Mein leib mag sich ir geânen nicht,
swaʒ mir halt darumb geschicht.«
Der bischof sprach: »gebt mir ain lê[he]n,
lât mich selber daʒ weip sehen,
Und gebt mir daʒ ze lôn(e),
ob ir leip noch smek schôn(e).«
Der künig sprach: »daʒ tuon ich drat.«
er tet auf die kem(e)nât
Und weist' in zuo dem bette hin.
daʒ daucht' den bischof ain guot sin.
Des küniges bett(e) daʒ was tief,
deu vrauw(e) lag, als ob sie slief.
Dâ von der künig het sie vür vol.
»smekk(e)t ir der mund wol,«
Sprach der bischof »herre mein?«
der künig sprach: »daʒ sol sein,
Ir mueʒt eʒ sehen sicherleich.«
alsô sprach der kunig reich.
Der bischof tet ir auf den munt,
dô ward im an der stat kunt
Daʒ zauber auʒ dem mund(e) viel,
in der grœʒ(e) sam ain schiel.
Ze hand dô daʒ alsô geschach,
der bischof und der künig sach,
Daʒ sie viel ze samen in der gebær(e),
sam sie vaul wær(e)
Vor ainem halben jâr,
alsô ward sie ze aschen gar.
Dem künig begund' sie wider stân,
er sprach: »waʒ ich lieb' zuo ir han,

Die hân ich (nû) al verkorn;
sie het mir leib und sêl' verlorn.
Sie stinket sam ain vauler hunt,
ir bôshait ist mir worden kunt.«
Darnâch den buoʒ(e) muost' ergân
dem künig, wan er het sünd' getân
An dem tôten weib(e),
des muost' er mit sei[ne]m leib(e)
Bueʒen alsô sêr(e),
der edel künig hêr(e).
Leiden muost' er grôʒ(e) nôt
unz auf seinen tôt.

II. Naturrecht.

Karl war der beste Richter, so man je gesehen. Ueberall wo er war, muſste man eine groſse Glocke aufrichten, die jeder lauten konnte, der Gerechtigkeit verlangte, und deren Klang ihn sogleich an Gottes Gericht mahnte.

Eines Tages, als er am Mahle von Hühnern und Fischen saſs, erklang die Glocke, und Karl wollte sogleich dem Armen, der ihn so anriefe, jede Unbill richten. Die vier Hüter der Glocke traten hervor, sahen aber niemand, und meldeten es dem Könige. Indem läutete es abermals, und Karl drohte den Hütern den Tod, wenn sie ihm nicht den Mann brächten, der da läutete. Die Hüter spähten überall umher, konnten jedoch niemand entdecken, und brachten dem Könige die Nachricht. Da läutete es zum drittenmale. Karl drohte den Hütern allen nochmals den Tod, wenn sie den Mann nicht herbeischafften. Diese betheuerten ihre Unschuld, und suchten abermals vergeblich; da schaute einer von ihnen in die Glocke, und sah darin eine lange Natter, die sich um den Klöpfel schlang, so daſs sie die Glocke läutete. Dieſs meldeten sie nun dem Könige, der ein Gottes-Wunder darin erkannte, und die Thür aufzuthun gebot. Alsbald schlüpfte die Natter herein, und nahte sich dem Könige, der ihr kein Leid zu thun gebot, worauf sie sich zu seinen Füſsen legte. Karl erkannte daran, daſs sie Gericht von ihm verlange; er redete sie an, und beschwur sie, ihm ihr Leid kund zu thun. Hierauf gieng die Natter wieder hinaus; Karl hieſs die vier Hüter sie begleiten, und sie folgten ihr in einen Baumgarten bis in ein Dickicht; dieses zerlührten die Hüter, und sahen nun, wie eine Kröte breit über den Eiern der Natter lag. Da trieben sie die Kröte mit manchem Schlage bis vor den König hin, der hieſs alsbald einen Spieſs durch die Kröte stoſsen.

Wie gewaltig der gerechte König war, dennoch konnte er den Wiederschlag in der Welt nicht verbieten. Uns im Oſterland (Oesterreich) ist wenig davon bekannt; da sind nur zwei Rechtsbrauche, man gibt zwo Nadeln für ein Ei, und zween gute Heller für einen Pfennig.

II.

Karles recht.

Doch was er, mit der swær(e),
der best(e) richtær(e),
Den ie kain aug(e) het gesehen,
des muost(e) man im dô jehen,
Swâ er was oder belaip,
mit gericht er nieman vertraip.
Daȝ was an im ain dank.
ain grôȝ(e) glok deu laut erklank
[Die] muost' man auf richten, swâ er was.
dâvon er an der sêle genas.
Die glokken het er durch die armen.
die begunden in erbarmen,
Wann' er sie hôrt' klenken,
sô begund' er gedenken
An Gotes zorn und an sein gericht',
des muost' er richten nâch der slicht'.
Ains tages saȝ er ob dem tisch,
dâ er aȝ huener und(e) visch,
Als von recht ain künig sol,
die glokken hôrt' er klenken wol.
Er sprach: »diz ist ain arm man,
hât man dem laides icht getân,
Daȝ richt' ich schôn, sam mir mein leip.
eȝ sei man oder weip.«
Ze hand die huetære(e)
giengen heraus ân' swær(e),

Unt tâten des armmannes war,
deu glokk(e) aber offenbâr
Het geklenket umb daʒ recht:
sie sâhen weder weib, noch knecht.
Daʒ tâten sie irem herren kunt.
deu glok klenket' anderstunt:
Er hieʒ sie aber herauʒ gân.
er sprach: »bringt ir mir nicht den man,
Dem laid und nôt ist bekant,
z'wâr, ich tœt(e) euch zehand.«
Do sie des kunges red' vernâmen,
wie schier die vier(e) kâmen,
Die der glokken pflâgen,
die getorst' des nicht betrâgen.
Sie muosten umb(e) schauwen,
ob eʒ wær(e)n man oder vrauwen.
Wer die glokken klankt(e),
ir iesleicher sich zetal sankt(e).
Ob sie ieman sæhen,
daʒ sie dem künig verjæhen:
Nieman sâhen sie dâ.
sie sâhen auf und anderswâ:
Dâ kunden sie nieman spehen.
den sie mochten dâ gesehen.
Dô giengen sie vür den künig stân,
sie jâhen: »wir sehen nieman,
Der die glokken hât geklenkt:
unser iegleich[er] het sich gesenkt,
Ob wir ieman sæhen,
daʒ wir des verjæhen:
Nu sehen wir nieman an der stunt.«
daʒ klenken ward im aber kunt.
Daʒ was ze dem dritten mâle dô.
der künig tet in manigen drô,
Er sprach: »bringt ir mir nicht den man,
der dise glokken klenken kan,
Z'wâr, ich haiʒ', mit nœten
euch all(e) vier(e) tœten.«

Dô giengen sie auʒ schier(e),
die knappen alle vier(e),
In tet deu ang(e)st grôʒ(e) nôt,
sie jâhen: »sül[le]n wir ligen tôt
Umb die grôʒen unschuld(e),
sô geb' uns Got sein huld(e)!«
Also ainer zuo dem andern sprach,
der ain in die glokken sach,
Und sach daʒ ain nater lank
sich umb den klechel swank.
Davon muost' deu glokke klingen,
dâmit begunden sie dringen
Hin wider vür den künig guot.
»ist ieman, dem man schaden tuot,«
Sprach der künig »den haiʒt her gân
ich wil im gerichts nicht ab gestân.«
Die hueter jâhen im ze hant:
»her, uns ist daʒ wol bekant,
Daʒ bei der glokken ist nieman,
wan ain nater wir vunden hân.
Deu swingt sich umb den swenkel grôʒ
unt tuot der glokken ainen stoʒ:
Eʒ ist ain greulich kunder.«
»daʒ ist Gotes wunder:«
Sprach der künik Karl dô
»sie mag sein traurig und unvrô,
Wan ir mag sein laid geschehen,
des sie mir wil gar verjehen.
Tuot auf die tür, lât sie her in,
ich muoʒ besehen recht ir sin:
Waʒ Got beschaffen wel mit ir,
daʒ hân ich besehen schier.
Und wie eʒ hie mit ir gevar,
des süllen wir nemen war.«
Dô gie deu nater vraisam
von der glokken âne scham
Unt kêrt(e) gein der tür hin:
der künig hieʒ sie lâʒen in,

Er sprach: »waz tuot deu nater lank?
sie hât ainen aisleichen gank.«
Dô sagten im die herren reich:
»sie gêt gein eu sicherleich.«
Dô verbôt der künig daz,
daz sie ir icht truegen haz,
[Doch] ir nieman lait tæt(e).
daz gebôt belaib an ir stæt(e).
Der künig zuo den seinen sprach:
»der nater tuot nicht ungemach
Kain mensch(e hie) vor mir.
ir herren sag(e)t (ir) mir schier,
Waz diseu nater tuo.« —
»sie gêt (ge)gen eu ie zuo
Und leit sich nider an den vuoz;
vür wâr ich eu daz gesagen muoz.«
Dô sprach der künig reich:
»sie gert genâden sicherleich,
Und wil, daz ich ir richt(e)
und ir iren kumber slicht(e).«
Er sprach: »dir sol geboten sein,
daz dû mir zaigst den kumber dein:
Bei Got, dem nichts verborgen ist,
tuo mir bekant deinen list,
Waz dir laides werr(e).«
alsô sprach der herre.
Deu nater gie von im her dan:
dô sant' er ir nâch vier man,
Daz sie besæhen daz wunder,
waz ir wær' besunder.
Des begunden sie warten:
sie gieng[en] in einen baumgarten
In ain dikk(ez) staudach,
dâ sie nieman inn(e) sach;
Daz zerworten (dâ) die man,
die dar war(e)n gegân
Mit ir, daz sie sehen wolden,
waz sie dem herren sagen solden:

Dô sâhen sie ain kroten brait:
daȝ was (dâ) der natern lait,
Wan sie ob irn aij(e)rn lak.
der kroten tet man manigen slak,
Und brâcht' sie vür den künig hin:
daȝ was der kroten ungewin;
Der künig richt(e) ir ze hant:
ainen spiȝ man durch sie verswant.
Daȝ schuof der künig Karl guot;
des ward deu nater wol gemuot.
(S)wie gewaltig der künig was,
als ich an dem buoch(e) las,
Doch kund' sein gebot manikvalt
under stên nicht den gewalt,
Als ich vür wâr gesprechen mak,
daȝ er nie den wider slak
Kund' in der werlt verbieten.
die weisen im da rieten,
Er solt' den wider slag under stân:
des mocht(e) wærleich nicht ergân.
Uns ist vil kizzel bekant
wærleich in dem Osterlant,
Der recht(e) sint neur zwei:
man geit zwô nadel' umb ain ai;
Man geit umb ainen pfennink, —
daȝ ist ain wâr(e)ȝ dink —
Zwên(e) helbling', sint sie guot,
dar an nie man schaden tuot.

9.

Saladin.

Saladin war der mildeste König, er gab alles hin, Rosse, Kleider Gold, Silber und Edelgestein, so daſs er nur einen Tisch behielt. Das war ein Saphir drei Ellen lang und zwei Ellen breit, auf einem goldenen Gestelle. Alle bewunderten ihn, wenn man ihn vor den König hinsetzte, und mancher Fürst hätte ein Land dafür gegeben. Saladin hatte zehntausend Pfund Goldes Einkünfte, litt jedoch Noth durch seine Freigebigkeit, indem er Keinem etwas versagte.

Bei aller Milde ward er todtkrank. Er lieſs die Aerzte kommen, die beschauten seinen Harn, und erkannten, daſs er nicht genesen könne. Da ward er traurig und besorgt für seine Seele. Er zweifelte: wenn er sie Machmet empfohle, so wäre es der Christen Spott, die ihren Gott für mächtiger hielten; dagegen die Juden ihren Gott als den stärksten priesen: wer unter diesen dreien ihm Sicherheit gewähre, dem wolle er seine Seele geben, und die andern beiden verlaſsen. Er verhieſs demselben Gott auch seinen Tisch; weil er jedoch keine Entscheidung darüber erhalten konnte, so beschloſs er, den edlen Stein allen Dreien zu theilen. Er lieſs den Tisch bringen und durch ein Beil in drei gleiche Theile hauen. Er gab dem Machmet, dem Christengott und dem Judengotte jedem ein Theil, und sagte: wer nun der stärkste sei, der möge ihm helfen, sei es der Heiden, oder Christen, oder Juden Gott. Damit schied die Seele von hinnen.

9.

Salatein.

Ich kan eu wærleich nicht verdagen,
von ainem künig(e) wil ich sagen,
Der was gehaizen Salatein,
z'wâr, der kund' nicht milter gesein.
Er gab ros und (auch) gewant,
sô man sie wol vail(e) vant,
Silber, gold, [edel] gestain(e)
gab er alles gemain(e),
Sein milt' sich nicht vor êren spielt,
wan er neur ainen tisch behielt,
Der was ain safîr grôȝ,
daȝ nie man vand seinen genôȝ,
Beȝȝer dann' ain rubein;
kain[es] hort kund' nicht beȝȝer gesein,
Wan der selb(e) tisch was,
sein leng(e) ich geschriben las:
Er was dreier elen lank,
zuo dem tisch was manig drank,
Dô man in vür den vürsten truok,
sô het er schauw(e)r genuok.
Sein weit(e) wil ich eu meȝȝen,
des mag ich [eu] nicht vergeȝȝen,
Wan er was an der selben zeit
wol zwei(e)r elen weit.
Sein gestell(e) was von gold(e),
als eȝ Got wünschen sold(e).

Sô reichen (tisch) nieman sach,
als es manik vürst(e) jach.
Wer disen tisch, den stain erkant',
er sprach: »ich næm' in vür ain lant.«
Der her was milt, als man im jach,
sô milteʒ herz(e) nieman sach,
Sô er het in dem leib(e) sein,
unt tet daʒ mit werk(e) schein;
Wan vor milt' im nicht belaip,
den hort er allen von im traip.
Ich sag' eu alle[n] sein gelt,
daʒ er in steten und in velt
Het vil sicherleich(e),
der edel künig reich(e),
Zehen tûsent pfund goldes rôt:
dâ bei laid er grôʒ(e) nôt
Und gebresten, von der miltikait;
wan grôʒer gâb' was er berait,
Er versait' sein gâb(e) nieman,
vür wâr ich eu daʒ gesagen kan,
Dem gâb' er miltekleich(e) tet,
nieman verzêch er seiner bet'.
Wan milter herz' ward nie gesehen,
des muoʒ ich von schulden jehen.

(S)wie milt der selb(e) herr(e) was,
doch wart er siech, und nicht genas;
Dô im deu krankait was bekant,
nâch guoten maistern er dô sant'
Und hieʒ sie seinen brunnen sehen,
sie begunden alle jehen,
Daʒ er sicher nicht genesen
möcht', er mueste tôt wesen.
Dô ward er alsô sêr geklait;
vrauwen, ritter und(e) mait
Klag(e)ten nicht ain(e),
die vrauwen algemain(e)
Und daʒ volk alleʒ gar,
wan deu red(e) ist (al) wâr,

Heten umb in ain solich klagen,
daʒ ich eʒ nimmer kan gesagen.
Dô der vrum(e) haiden
gesach, daʒ er solt' schaiden
Von êr(e) und(e) von guot,
dô wart traurig sein muot,
[Wan] sein leben wolt' im laiden,
er sprach: »sol ich nû schaiden,
Sô muoʒ ich des verjehen,
wie sol meiner sêl' geschehen?
Wer sol der pflegend(e) sein,
so sie schaidet von dem leib(e) mein,
Wer pfligt ir danne ze stet(e)?
sol ich sie Machmet(e)
Enpfelhen, daʒ ist der Kristen spot,
die jehent, daʒ ir herre Got
Sei sô stark dan Machmet,
alsô iesleicher Kristen red(e)t.
Sô ist mir daʒ wol bekant,
Daʒ die Juden (al) ze hant
Jehent, daʒ ir Got sterker sei.
welh[er] under den [dreien] mich sorgen vrei
Macht, dem wil ich mein sêl(e) lân,
und disen zwai(e)n ab gestân.
Nû ist laider diser streit
wider den Juden [Kristen] ze aller zeit:
Die (Kristen) jehent sein auch nicht.
daʒ ist ain jæmerleich geschicht:
Owê, west' ich deu mære(e),
welher der teur(e)st wær(e),
Dem wolt' ich meinen tisch geben
ân' aller hand(e) widerstreben.
Seit ich den [rechten] nicht enwiʒʒen kan
und ich ir aller zweivel hân,
Sô wil ich den edel(e)n stain
in tailen (allen drein) gemain,
Ich (main'), der tisch der dâ ist mein,
z'wâr, der muoʒ ir dreier sein.«

Den tisch hieʒ er vür sich tragen,
[z'wâr] daʒ kan ich eu vür wâr sagen.
Ain beil dâ berait(e) wart,
dô ward lenger nicht gespart.
Den tisch hieʒ er mit hail
tailen in dreu tail.
Daʒ ain(e) tail gab er ze stet
seinem got(e) Machmet;
Daʒ ander tail [gab er] ân(e) spot,
gab er durch der Kristen Got;
Daʒ dritte tail gab er gar
vür der Juden Got z'wâr.
Er sprach: »swelher sterker sei,
der muoʒ mich tuon sorgen vrei;
Wan ich nicht beʒʒers wiʒʒen kan.«
alsô sprach der vrum(e) man
»Und sei der Got der haiden
gewaltig, der muoʒ mich schaiden
Von meinem ungemache gar,
wen mein sêl' von hinnen var;
Sei aber der Kristen Got [Got]
gewaltig, der helf' mir auʒ nôt;
Sei aber Got der Juden reich
gewaltig, der helf' mir sicherleich:
Der muoʒ mich nicht von im verlân!«
dâ mit deu sêle schiet von dan.

Lesarten,

Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge.

Lesarten.

XXI. *Das Häselein.*

Straſsburger Sammlung 5.

1. vergeben. *Vgl. Gottfrieds Tristan* 1 ff. 2. gottes. 3. Genèmet. **beſser* mâzen: verwâzen. 4. Men. 6. nidern. zobile. 10. Unde. 12. mich. 13. nidère. 15. han. 16. nút (*öfter*). 19. sprengen. 22. gunst. 27. 36. Unde. 38. hettes. 40. Unde. 43. mitte. 44. i. s. h. 48. glueget. 51. men. 53. Zuo. 70. grueste sú sú (*meist*). 71. úch (*meist*). 81. Do. 89. schrine: vingerline. 95. Gemúschet. 96. **lies* vlîz. 109. 22. Unde. 23. do. 25. erzöigen. 26. an in. 29. sitte. 30. mahse. 33. **beſser* selben. 36. Empfangen hette. 38. do. 42. ime (*kann überall bleiben*). 44. statte. 51. loebelichen lebent. 52. minnencl. 56. Bitze. 60. zit. 63. Bitze. 65. suoht. 67. **beſser* varnes. 73. ime. 75. nach nuwen — mal: twal. 80. wer. 81. Wen. 82. wúrde. 96. oeben. 97. hette. 202. dohter. 6. muote. 18. 23. hette. 19. geritten. 21. 27. Unde. 28. Gehebet. 32. nemen. 33. súllent. 37. do mitte. 47. Erfúlle. 49. erbitten: sitten. 50. Men. 52. bette. 61. reinen minnen. 64. *die* mère h. vergiht. 68. minnencl. 70. habet. 75. Unde. 79. hett. 81. do *für* daz. 82. hatte. 89. Unde het. 93. Unde. 95. **beſser* schœnen. 98. het — do. 304. wiles wúr. 6. Men. 7. weninge. 8. *ist wol Rede der Mutter*. 15. unde. 19. froeliche. 20. Die. 26. gefrúnt. 27. Unde — megede (*kann bleiben*) schappellin. 29. b. rast d. meged. 33. Unde. 34. und. 38. prúfet. 40. Alse. 49. 51. do. 52. mitte — so. 53. Do. 58. hestu. 66. *gedahte (*ist nicht fehlerhaft*). 68. 73. dohter (*meist*). 74. voerht. 76. woltes. 79. Wúr súllent. 81. haben. 82. túgende. 87. sitzen. 89. geritten: sitten. 94. wurt der do. 98. Vnde l. unde. 401. Vnde moehte. 5. hette: stète. 8. 12. hette. 11. ernestes. 16. **beſser* vrâge. 20. gametn *ist Druckfehler*. 21. wert* sich. 23. und. 28. Iren. 31. Vnde. 33. der nach. 36. Vnde. 40. Hette sú gehebet. 42. eine. 59. brunlust. 67. der.

470. *wonden*. 72. *wirt* — *men*. 73. Vnd*e*. 75. *oe*ben. 77. koeiſ*l*ich. 79. er *sit* ir. 80. Der. 85. waren*t*. 86. *so*. 87. w*u*rden. 88. We*lle* ime. (*Vielleicht* in *für ime*). 95. *bli*ben. 501. kappe*ll*ane. 6. oeffen*t*lich.

XXII. *Der Sperber.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H.) 192. Coloczaer Abschrift (C.) 125. Straſsburger Sammlung (St.) 26. Wiener Sammlung (W.) 14. Insbrucker Abschrift (I.) 14. Dresdner Sammlung (D.) 1. Laſsbergs Liedersaal (L.) 31. Andere Wiener Papierhandschrift Nr 270, Bl 58–64) hinter Labers Jagdgedicht (Wn.) Berliner Pergamenthandschrift (B.) vor Gottfrieds Tristan 4, ins Niederrheinische umgeschrieben.

Ueberschrift: Ditz ist ein schonez mere Von einem sperwere *H.* (*ist beim Abdruck übersehen*). Ditz buchel heiset der sperwer Des sit furwar gewer *C.* Hie hebt (sich) an der (von dem) sparber *WI.* Hie hebt sich an der ritter mit dem sperwer *Wn.* Der vrouwen sperwere. *B.* ***Folgenden Eingang hat allein Wn***: DI. czeit schůl wir vertreiben Pey wol gemueten weiben Da nicht mag an gewezzen Do schol man singen oder lezzen Oder sagen ettewaz Zu chůrczeweile vmb daz Ob ein manichez gedenche Daz im chan sorgen chrenche Daz er sich travren mazze Vnd die weile da von lazze. 1. Als mir (vns) e. m. i. (ward *D.*) *H. B. L. Wn.* 2. Gar *H*, *War L*, Nit deñ *D*, Fur e. (de) gantz(e) w. *W. B.* 3. eyne lügene *B.* lůgen *Wn.* N. deñ v. e. bysp. *D.* Vnd auch mit surem sp. *L.* 4. hübsch(e) *L. D. H*, eben *W.* ist *für* ouch *Wn.* vñ s*inebel* *W.* 5. sag *H. B. W. Wn. D.* ew *es D*, id uch *B.* sait *auch W. Wn. L. D.* 6. *So W. D.* gelerne(n)t so sage(n)t *B. L. D.* [ouch] *H.* 7. [h. v.] *H. L. B.* m. *mir* s. *L.* a. mir ist ges. *B.* Als vns fůrwar i. ges *Wn.* 8. inde wale *B.* u. *gemeit W.* 7. 8. Ez w. e. kl. a. m. s. G. u. darzů w. b. *D.* [9. 10.] *W.* 9. Erbuwen *L. D*, Gebuwet harde w. *B.* 10. [man] *D. B.* durch r. *D.* e. kl. v. r. *H.* 13. w. schone vr. *B.* 14. gote *Wn. H.* m. minne *D.* [13. 14.] *D. B.* [15. 16.] *B.* 15. legliche(w) *L. W.* letlichu nach *D.* Cze einer iczleichen t. *Wn.* tag *H* 16. got w. *H. W. D. L.* 17. [a.] *H. L. B.* best *H. W. D.* 18. Si m. *W. Wn. B. D. L.* m. [sich] auch *Wn. B.* 19. Als *W. B.* musten *L.* man n. solt *D.* 20. Nehen of *B.* Ain alter *L.* (*meint* næjen alde). Von seiden b. bringen *Wn.* So masten si b. *H.* 21. Alder w. *L.* Of wirken *B*, Vnd w. *H.* in *D.* 22. sin *für* des *L. Wn.* d. w. *D.* Ir yeg(e)leich wolt(e) sich (sere) scham(en) *W. B.* 23. Daz si m. *W.* Die aber m. *Wn.* [da] *L.*, do *B.* wär *L. W*, waren *H. D. Wn.* w. m. *D.* plibñ *D. B.* 24. Si *H. B. D.* Si hett entworfen ald geschr. *L.* of si schr. *B*, vñ schr. *H. W.* [25. 26.] *Wn.* 25. Ir i. *H D.* eigelich *B*, ietlichu *D*. Ettlich hant ir *L*. irre *B*. aht *H*. *D*. *L*. Alle in iren achten *W*. 26. Worht *H*. *L*. Ygliche w. nach ir m. *L*. macht *L*. *D*. gemaht *H*. Was si gûtes m. *D*, Si worchten als si machtn *W*. [27—34.] *B*. *D*. 27. [ez] *H*. w. m. also g. *L*. Als m. nu i. g. *Wn*. 28. wonh. *Wn*. 29. enkain *L*, chain *W*. [n.] chainer slachte m. *W*. 30. getorst *H*, solti *L*. nicht enkam *W*. 31. Nach *Wn*. chainer hande s. *Wn*. (en ch. slachte s. *W*. *L*. sach: gemach *H*. 32. warn da *Wn*, lebtn *W*. 33. Inderhalben *H*. Inreth. der kloster *L*. 34. cheinev k. nicht h. *Wn*. k. dehein *H*. Da k. ir chaine nymmer v. *W*. Das ir kaini kâm h. *L*. 35. [Wan] *Wn*. Vnd *D*. am(p)t *Wn*. *D*. âmpter *L*. a. da *D*. 36. Vnd an — wicz l. *D*, Dar an d. w. l. *Wn*. Vnd die n. witzig waren *L*. 35. 36. Wan die wol chomen warn Zu iren gantzen jarn *W*. [35. 36.] *B*. 37. Sie *Wn*. Die andern *W*. inrenth *L*, inderth. *Wn*. innerhalb *W*. Das ir vrome mûchte sin *B*. 38. Do *Wn*, So leide ir *B*. schûlm. *W*. *Wn*. *B*. *D*. *L*. maistrin *W*. *Wn*. *D*. *B*. [39. 40.] *W*. 40. Vnd wi *H*. Inde m. schonen z. w. *B*. Als ir zucht solt w. *D*. 41. Baidi (u, ev) *L*. *D*. *Wn*, Gepet *W*. gan (: stan) *L*. *W*. *Wn*, sagen *D*. spr. ze chor g. *W*. Zû kore zytlichen geyn *B*. 42. chor *H*. *D*, ker *L*. gen. vnd auch *D*. Mit den andern bestan *W*. Inde mit schonen zûgten steyn *L*. 43. in ir *Wn*. [da] *H*. *W*. *D*. *L*. *B*. 44. warn d. mûnd vil *W*. munt. *L*. so *L*. *B*. irev mûndel r. *Wn*, iru mûndlin r. D. 45. So w. *B*. Wan waz *W*. baten *D*. *Wn*. *B*. *L*, beten: teten *H*. 46. fleiz *W*. *D*, willen *Wn*, zvhten *H*. Mit vl. si daz t. *D*. Vnd daz m. vl. t. *L*. 47. [er] *L*. *Wn* er in *D*. nimer *Wn*. *D*. *L*. *B*. chund(e) *D*. *L*. Daz Got ze kainer stund *W*. 48. Den r. *B*. rôselechte m. *Wn*, manigem r. m. *W*. Zû der selbñ stund *D*. 49. Betleichev *Wn*, Gaistlicher *D*, Er kain *L*. Chain zimleich pit mocht v *W*. 50. Ez *D*. Do *Wn*. 51. Eyne *B*. fraw D. *W*. 52. Vñ w. *D*. *W*. war *Wn*, swer *W*, were si geweist *B*. 53. Do *H*, Das *D*. sin *L*. moht *H*. *L*. *Wn*, möcht *D*. haben *Wn*. Da man si hedde geseyn *B*, Da sei die lawt hetn g. *W*. *(*beſser* möhte). 54. levt *H*. *D*. *L*. mochten d. l. han gej. *L*. Da mûste man ir hain gegeyn *B*, Daz si mustñ han gegebn (*meint* gejehen) *W*. 55. beyn *W*, *B*, penam *W*, sicher *L*. gar miñeclich *D*. wer: ber *H*. *D*, war: bar *L*. 56. vñ w. *W*. an wandel vnd an erb *D*. Schôn vnd alwere *Wn*. [57—60.] *Wn*. 57. 58 *umgesetzt* *H*. 57. vnd auch *D*. 58. Si was (oyg) a. *H*. *L*. *B*. 59. Wer v. *W*, Vollic(enc)lichen *H*. *L*. *B*. Daz *L*. Swes ain m. an weib g. *W*. 58—60. Fölclich wolt wert allez gûtez *D*. 61. Nu *L*, An *Wn*, Ayn *B*. ir ain(i)s *W*. *B*. [d. e.] *Wn*. Der schônen frawñ daz g. *D*. 62. der lawt(e)

W. B. were *Wn.* 63. [Und] *W. Wn. B.* [daz] *D.* [si] in *Wn*, Doch in *H.* d. selben l. *H. Wn.* 64. siet *Wn*, seit *H*, ere sede *B*, vihe *W.* Het si werder l. n. s. erkand (:land) *H.* Lůt noch disz n. das e. *L.* Niemant da e. *D.* [65. 66.] *D.* 65. Wes *Wn*, Was *L*, Als *W*, Noch d. *B.* auzzerth *W. L*, anderswa *B.* 66. [Wan] *W. Wn*, Want *B.* also m. *Wn.* mangen *B. D.* 67 In dem(e) *W. L. B*, Vñ was in einem *D.* bleuen *B*, plibñ *D.* 68. hat *H*, hadde *B.* de z. *B.* [do] *L*, dar inn *D.* 69. nach *L. Wn*, na *B.* Wol *W. D.* in dem fünfczechendñ *D.* zehn *H. W.* 70. Vnd geachtet *Wn*, Inde in a. *B.* achte(o)t *L. D.* aht *H.* nie *Wn.* het n. acht *W.* [als] *H. L. W. Wn.* [a. u.] *B.* 71. Vp al d. werlde *B.* welt *W. L. D.* 72. leuede *B*, lebet *Wn.* in einer e. *H. Wn.* in rechter e. *L*, gar in e. *D.* einvelt *L. D. B.* 73. [U.] *H. D.* Nach rechtem (gantzes) kl. *Wn. L.* Rechte n. kl. *B.* Recht n. irs kl. ordñ *D.* 74. [Da] *L*, Hie *D.* erz. w. *H.* w. si e. *L. D. Wn.* e. wordñ *D.* Si w. erwachsn da mit *W.* 75. fraw(en) *W. D.* 76. Ains tags *W. L. D.* d. ir schaw *W.* [d.] schawen *H.* gieng si schawe(n) *Wn. D.* 77. den r. hin aber g. *H.* m. si (do) gieng : vieng *Wn. D.* 75—77. E. t. se vp de mure geyne : ueyne *B.* 78. vmb *H. W*, vmme *Wn.* 79. Nicht v. v. *W. L. Wn*, Nahe by *D.* des klosters *W. D. L. B.* mur *D.* 80. [Do *Wn.*] *D.* gieng *D. Wn. B.* ein l. *W. D. L.* 81. kam *L. D*, qua *B.* [dar] *W. Wn.* her *D*, da *B.* 82. Deme *B.* [wale *H.*] *Wn.* Gar n. ritterlichm̃ s. *D.* 83. Paidew l. vñ g. *W. B.* Schön was s. l. *D.* 84. Einen *H. B.* uorte *B.* 85. er ir k. *W. L. B.* kam *L. D*, quam *B.* Der k. ir *D.* 86. Iren *D.* Irn gr. begunde er e. *D.* 87. Waz (zehant.) bi im *H. W. Wn.* eme *B.* da da si in an s. *Wn.* Waz da si den ritter an s. *D.* 88. Wan si a. wider *W.* Vnd dan z. *Wn.* Vnd aber do si z. *L.* *Mit* züchtñ die jückfraw sp. *D*, Zů deme schriuer si sp. *B.* 89. wöld *Wn.* sol (wil) vnd müz i. vr *W. L.* Herr i. m. u. w. i. vr. *D.* 90. lant *L.* (*meist*) ew *W.* Daz ensol i. *D.* 91. Sagent mir l. *D*, Sit willekomē l. *B.* 92. Habt *H. W*, Ha(be)nt *L. D*, Sait mir hait *B.* [ir] *W.* ir hüt i. *D*, ir aber i. *Wn.* 93. Das *D. B.* Gev. d. vogel *Wn.* vogalin *L*, vogelgin *B.* 94. [i.] *H. Wn.* jückfraw sp. *D. L.* 95. [so] *W*, nu *D.* 96. dat v. *B.* vogelein *W. D*, uogelgin *B* ist i. v. *D.* 97. Eme s. sine *B.* Sin v. s. im *W. Wn.* fůz *W. Wn. D.* [al] *H. W. L. B.* [also] *Wn.* gele : senewele *B.* 98. Sin *L. W.* sinwel *H. D. L.* 99. geuedere *B*, vedern *Wn.* waich *D*, schon *Wn.* 100. Wer *H. W. D. L.* Vnd [w.] im *L. Wn.* im newr (nü) *W. D.* der sn. *W.* snäbelin *D.* 101. So w. *W. L*, in were *B*, ist *Wn*, west ich *D.* breste(n) *H. Wn*, prechñ *D*, gebrüch *B.* 2. wale *B.* im *für* mich *H.*

[des] ***W***. ***D***. enst. ***H***. verst. ***W***. ***D***. ***Wn***. ***B***. erst. ***L***. Ich wen alz i. m. v. ***D***, Wie w. v. i. m. daran ***Wn***. 103 er ***L***. v. wol ***W***. ***D***. ***L***. 4. Welher ***W***. ***D***. ***B***. Weler ***L***. [vr.] ***Wn***. ir ez ***H***. ***Wn***. ***D***, ir daz ***L***., man ez ***W***, dat irt ***B***. ***Hierauf*** Dw mag ez vil gern han Ez ist so recht wolgetan ***W***. 5. Vñ m. —lieb ***W***. 6. Wan ez ***D***. schone uogelgin ***B***. vogalin ***L***. 107 — 10. *versetzt **B** hinter* 144. 7. [vil] ***D***. wale ***B***. 8. [junk] ***W***. 9. pey n. ***Wn***. ***B***, sicher ***L***. ainig da ***D***. 10. Schón ***Wn***. Eynueldich inde ***B***. albere ***W***. Gar an wandelber ***D***. 11. Also t. er ir ***D***. [also] ***H***. ***W***. Der ritter t. ir erk. ***L***. dede der súzer b. ***B***. 12. were ***B***, ist ***D***. sparw(b)er ***Wn***. ***W***. 13. Er i. m. nú v. ***D***. Er sprach vr. ez (er) i. m. v. ***H***. ***Wn***, Vñ (He) spr. er i. m. v. ***L***. ***B***. 14. Er ***L***. ***D***. ***Wn***, Inde ***B***. 15. wolt ***H***. ***Wn***. Wilt ***B***, We(o)nd ***D***. ***L***. in m. ***B***, m. in (nú) ***Wn***. ***L***. ***D***. Ob ir ez tewr w. g. ***W***. 16. nv g. m. m. ***Wn***. 17. Czv der ***Wn***. pfründ die ***W***, pfunt ***H***. Zechen pfund ***D***. 18. Chom an ***H***, Vnd chómt ir in ***Wn***, Komet in ***B***, Nemēt ir ain ander ding ***D***. 19. [selber] ***H***. ***W***. ***L***. ***Wn***. Ist d. i. m. han (ez erwerbñ kan) ***L***. ***D***. 20. lazze ***H***. ***B***, lan ***L***. ***D***. den kauf ***W***. ***D***. ***L***. ***B***. Den chauf liez i. n. 21. gerne hedde ***B***. Ich h. v. g. d. schóne ***Wn***. vógelin ***H***. ***D***, vogalin ***L***., uogelgin ***B***. 22. [vil] liebi ***L***, liebew(u) ***W***. ***D***. junckfraw ***D***. [23. 24.] ***W***. 23. Seint ***Wn***, Sint ***B***. Sid daz ***L***. des k. ***D***. ***Wn***. kauffs — beg. ***D***. 24. neme ***B***. gerne ***Wn***. ***B***. ***D***. úwer ***L***., irn ***Wn***. ure miñe w. ***B***. 25. wil evch ***H***, wil ez ***W***. ***B***. w. in (evch) ***L***. ***D***. umbe ***B***. ewr ***W***. 26. Da w. ***W***. ***D***. ***B***. sul(len)t ***Wn***. ***D***, sond ***L***. n. hart st. ***W***. 27. Da sp. ***L***. ***Wn***. ***D***. Do sp. de miñecliche also ***B*** 28. doyn — bin is ***B***. gern ***W***. ***L***. were ***B***. ***Wn***. [29. 30.] ***W***. 29. Nv ***H***. ***Wn***, Nú ***D***, Nu in ***B***. i. nit w. ***D***. Ich w. nit l. ***L***. 30. hant vor ***L***, vor hait ***B***. Oder w. ir m. hand ez. ***D***. [31 — 52.] ***D***. 31. 32. *umgekehrt* ***W***. 31. Vnd das m. ist ***L***. Das ir dw m. ***W***. Wan dat irs m. ***B***. 32. Id ***B***, So ***W***. vmbek. Ich han mich dar an nicht geflizzen Daz mir vmbe minne sei gewiszen ***Wn***. 33. in w. w. minne m. ***B***. mag ***W***. ***I***. ***L***. sein ***W***. Ich vnd alle die hinne : schreine ***Wn***. 34. [n.] ***W***. ***I***, n. mer ***Wn***. mime ***B***. m. chósterlein ***I***. 35 — 48. *sind in **I** hinten halb weggeriſsen*. 35. [D.] ***W***. ***I***, Wann ***L***. Vol czwene ***Wn***. bildnár ***L***. 36. nadeln ***W***. ***I***. ***Wn***, nadlin ***L***., naylden. inde eyne ***B***. 37. zwo — want ***H***. ain núwes ***L***. 38. [m.] ***W***. [vir] ***H***. ***L***. veiertegel. ***Wn***. 39. In da bim. ***B***. Vnd och (auch den) m. ***L***. ***Wn***, Vnd mein ***W***. ***I***. 40. in g. bi mime ***B***. 41. Nie ***W***. ***I***. ***L***. me ***L***. ***B***. Nie n. g. m. ***Wn***. 42. lan ***L***, liez ***Wn***. aus nem(en) tew ***W***. ***J***. 43. czurnte ***Wn***. danne ***H***. ***Wn***, denn ***L***, auch ***W***. múmalin : vogalin ***L***. 44. Doch h. i. ***H***,

Iedoch hett i. gern *Wn.* (*Vgl. zu* 107). 145. junckfro *L.* 46. i. schoner l. *H.* l. de is *B.* min *H.* minnen *Wn*, [so] minicklich *L.* Ir seit so recht wunnikleich *W. I.* 47. baide *H.* Ja travt i. (Ich getru) pei evch v. *L. Wn.* Daz i. pei ew vol traw v. *W. I.* De minne ich wale bi ug vinde *B.* 48. Sölt. *L.* mir *Wn.* Ob i. m. sol u. *W. I.* Of i. m. ur u. winde *B.* [49. 50.] *L.*, *umgekehrt B.* 49. i. si bi uch [solt] *B.* [sol] *W. I.*, getorst *H.* 50. Oder *Wn.* In wilt ir des *B.* [sin] *H.* Ob ir s. welt g. *W. I.* 51. Daz i. i. h. ab *L.* heb(e) *W. B.* mawer *Wn.* [her] *W.* 52. So kem i kom h. *L.* kom(e) *H. B.* dan *W. B.* hin *H.* 53. 54. umgekehrt *D:* Zû der j. vr. sp. er do. 54. Des w. d. r. vro *W. D.* Des reden w. d. *B.* 55. Er sprach *W. L. Wn.* [vr. d.] *W.* junkfro d. fûg *L.* gevuege *Wn.* Ich gewysz euch w. *D.* 56. [daz] *H. D.* was *W. L.* * *lies* herz(e). 57. De leuer he *B.* Er bot ir die hant *D.* 58. Vnd v. *L.* fûrt *L. H.*, weiset *Wn.* auch si sa ze *H*, sie san ze *Wn*, si da ze *L.* Da fürt er si ze *D.* 57. 58. *erweitert W:* Lat ew penam genügn Ich kan ez wol gefügn Daz ir wider komt auf die mawr Ob ez mir wirt ain wenig sawr Ich verchlay wol dw arbait Vil schier er hin zu rait Vnd nam dw fraw münnikleich Auf daz ros für sich. 59. Vñ fürt sei in *W.* 60. b. ir *H.* flisz *L. W. D.* Mit vl. b. er *W. L.* 59. 60. *umgesetzt:* Dey schone. dey zarte: garte *B.* 61. Ob *D*, Da *B.* nimen *H*, ieman *W. L. D.* da (do) sách : beschách *L. D.* enſach : geschach *H. B.* * (*lies* sæhe). 62. Swaz *H. W.* [b.] *W*, b. da *B*, zwain(ē) *L. D.* [63. 64.] *W.* 63. haft *D.* 64. An *B. L. D.* 65. Inde oyg *B.* 66. herze *H. B.* was *B. L.* vr. wére *H.* *Für* 65. 66. Ez liez sei zu der erde Er gedacht im vil werde *W.* 67. zû der lieben in *D.* Zu irs. er in dem *W.* de *B.* 68. guten t. [er] *H.* Er t. d. l. (guten) *W. D. L.* d. sûzer senfte *B.* [69. 70.] *W.* 69. miñ *D. L.* bis *D*, da *B.* 70. Er trut (kuste) si da (dar na) ze hant *L. B*, Dar nach truckt er si zeh. *D.* 71. hielse *L*, halst *H.* [si] *D.* 72. ofte *H*, dick vnd in g. *L.* 73. min *L. D.* a. d. m. *W.* Die m. s. er a. *D.* 74. fraw also *W. D. L.* *Hierauf* Herr ist daz dw minne genannt Dw wart mir nie mer pekant Do sprach der ritter tugentleich Ez ist dw minne werleich *W.* 75. Si sprach so n. ewr. *W.* Nu n. *L.* nement *L. D.* vre *B.* 76. * *lies* reht(e) mit(e). Vntz d. ich r. gen ûch v. *L.* ich r. da m. *D.* gev. *W. D.* i. da m. uch neyt intv. *B.* 77. m. an euch nit *D.* 78. Merkent *L*, Vernement *D.* Ich horte genûch lude künden (: versûnden) *B.* 79. Wer e. gût *D. L. B.* Swelch mensch e *W.* 80. [neyt *B.*] *H. L*, recht *D.* ez s. wol *W.* 81. er [sin] niht g. *H. D*, er ez n. [g.] *L.* Daz ez daz vnv. *W.* 82. Ez *W.* si eyne g. mis *B.* [83 — 88.] *B.* [83. 84.] *W.*

D. L. svcht H. 185. [N. ir] H. Ir (Dauö) u. der minne W. D, N. miner min L. wie v. (wz) ir w. W. L. D. 86. [daz] W. recht D. gar W, vil L, hort H. (*meint* harte). erz. D. 87. h. gar g. L. ir n. sit wol g. H. 88. Nempt W, Nement L. D. [ir] H, der miñ(e) wie D. W, hin w. L. 89. 90. *umgestellt* D. 89. Sint B. man L. i. ew m. m. W. min[nen] B. D. L. 90. getru L. W. [tu] B. Ich trewñ euch D. 91. Geldens B. L. wil i. sin b. D. ich ger. B. 92. r. uil g. D. houischz inde g. B. [wol] W. L. 93. Sûchte B. [da L.] W. B. 94. Daz W. D. im W. In dachte B. von allem H, in sime B. 95. eme B. nie kain D. 96. Also D. Wale B. 97. Eme B. sagt H, sait L. D. set W. [ouch] H, also W. sins herzen sin B. 98. Daz nie (auch nie W.) kain (cleynes B.) L. vógelin D. 99. Wûrde B. vergolden H. B. B. v. v. D. B. v. w. e W. 200. halpt er B. hub sei W. mur D. H. mawr hin W. L. 1. Url. n. er (der ritter) W. D. [zuo ir] H. von ir L, ie D. 2. Hin r. er W, Vnd r. h. D, Er r. von dan L. liesz L. D. do : so D. 1. 2. He reyt in wech. se geync in Nu mirket rechte desen sin B. 3. An W, Inde B. hörend W. D, hórt H. h. rechte weyt B. ergieng : vieng D. B. Wönd ir hóren L. 4. Inde B. an H. W. D. 5. gieng sa ze D, hub sich zu W. gahet H, ilte L. De zarte de geync zû B. 6. de m. B. maistrin W. D. 7. Vnd sp. W. L. liebe mûmalin : vogalin L. mûmlein W, nün (ne)lin D. H. 8. Ditz H. B, Daz W. L. schonez H, schön W, gar s. D. v. is min B. 9. erk. D, kauft gar W. Ich haynt gekûft B. 10. all D. 11. ritter D. schriuer de hayt is m. B. geben W. H. D. L. Daz hat e. h. m. W. 12. So W. D. 13. eme B. 14. lie H, vmb L. vm̄ vers. D. in pei mir s. W. 15. Ains daz i. D. L, Ains i. dw W. 16. Daz W. D. L. B. m. nu w. B [wol] W. erk. D. L. 17. Daz mich halt W. enruchte : suchte W. B. D. 18. dick(e) D. L. B. ers L, mans W. si uers. D. 19. [r.] W. L, gar D. e. m. gar B. 20. vnser D. 21. Ainen L. D. B. sôlichen L, so getan uers. D. 22. Ez H. m. hůt vnd iemer L. D. vns allñ W. mûys m. werden sw. B. ein sw. H. (ein *übergeschrieben*). 23. sint L. [doch] W. L. Nû seien w. dez g. r. D. 24. Vnd i. D. halt W, gar D, so gar L. vnganckl. L. 25. 26. *umgekehrt*. L. [iht]. D. dez L. gebrechen B. enbr. let : hete H. 26. Daz man doch wol vail W, Daz ain man w. h. D, Daz ie man vail L. 27. Vnd w. W. D. Were euer u. B. vnser g. nit D. [so] W. D. B. 28. sold(en) w. alle H. L. Wir s. alle D. 29. Dw W. pfrunte H. pfrünt gebn halb (h. g.) W. D. L. [d. an] L. 30. l. gût D. i. mir n. B. [niht] W. D. began H. Vnd solt ich tusent jar leben L. 31. helfe H. inhûlpe B, hülf L. W, hilf D. in H. L. ez m. willen

g. *D.* 132. alt *W. L.* begund *H. W. L.* allten begundñ *D.* si sch. *D. B*, ser sch. *L.* 33. Die *H.* rûchte *B.* [ser *W.*] *L.* 34. der komeschaf ey *D.* befug *L.* 33. 34. Si rauften si vil ser Vnd slûgen si ymermer *D.* 35. mocht *W. D*, must *H.* got w. *W.* got immer *H.*, zû g. *B.* si ez got móchti *L.* 36. hadde si *zû* t. na *B.* hettñ *D.* gesl. *D. L.* [37—44.] *L. B.* [37. 38.] *W. D.* 37. Irz *H.* 39. Si sprach(en) *W. D.* du b. w. *W.* 40. [vil] *H.* 41. die e. *H.* 42. Die *D. H.* gewinnestu *H.* 43. Werden *W*, Vnder rainen *D.* fraw *W.* 44. Dez m. (must) du *D. W.* [immer] *H.* wol *D.* 45. ward on masse *D*, w. michel inde *B.* 46. Mangen *L. B*, Mengen *D.* slag *L. B. D. W.* 47. Hadde *B.* lieb *D*, süze *B.* 48. dit *B.* nur w. *D.* 49. freut *H. W.* Do gedacht *L*, Da beriet s. *D* 50. gedaht *W. H. D.* * (*lies* gedaht(e)) Vil dick in *L.* ir[e]m *W. L. D. H.* 51. der sch. *L.*, den schulden : hulden *W.* Wer si wider komē in ir *D.* Si dachte mit wilchen schûlden : hûlden *B.* 52. Wider kå(o)m ze h. *L. W*, Si weder queme zû irre m. h. *B*, Zû irs nünleins h. *D.* 53. dank ir in *L.* in irm (irem, irme) *H. D. B.* 54. Hintz an dem *W.* Vntz an d. andern *L.* 55. Da *W. D.* Sie h. *L. B.* heiml. *H. W. D. L.* 56. [Wider] *H. L. D.* mavr *H. W. D. L.* hin wider sl. *D.* ***Das hier in W folgende Reimpaar hat auch L:*** Vnd s. — [hin] *W.* mur *L.* l. auf vñ n. *W.* 57. de seilde *B.* besch. *D. L. W.* 58 r. aber såch : beschåch *D.* 59. [st.] *L.* [al *B.*] *D.* 60. was id *B.* niht l. *H. B.* Vnd (Daz) d. *W. D*, Stunt nu *L.* vil u. *W. L.* 61. Bis *D.* Vntz *L*, der ritter (schriner) *L. B.* quam *B.* dört h. kam *D.* [d. h.] *L. B.* Do k. der ritter g. *W.* 62. eme *B.* zu im *W. D. L.* m. (gûten) s. *W. D.* [63—70.] *B.* 63. 64. ***umgesetzt*** *W.* 63. Herre (Vnd) b. *L. B. W.* hebt *H. W*, hebent *L. D.* mur *D. H. W.* mich her n. *L.* 64. Herr *W.* gebt *W. H.* gebent *D*, gelten *L.* 65. nempt *W.* nement *L. D.* [ir] *D.* ewr *W.* [66—73.] *W.* 66. Weñ *D.* nünnelin *H. D.* 67. [M. m.] *L.* (al) so s. *D. L.* 68. giht *H*, spricht *D. L.* 69. Vm̃ *D.* einen *L.* verlorn *L. D.* 70. minen *L.* magt von *H. L.* Vñ hab weibez namē erkorñ *D.* 71. Nu *L.* hebent *L. D*, Hebt *H.* zû d. *D*, an die *L*, vp de erden *B.* 72. w. müge werden *B.* 73. Miñe inde *B.* vm̃ *für* vnd iu *D.* ewer *H. D*, ur *B.* 74. Er *L. B.* [vrou] *H. D.* Gern vr. *W.* sal *B.* ***(fast immer). W fährt fort*** Sprach der ritter zehant Er nam sei pei der weizzn hant. 75. satte *B.* sasz zu ir in *L.* Vñ furt sei mit in *W.* 76. Er *D. W. B.* dede *B.* [ir] *D*, der liebn *W.* reht *H. D. L*, auch *W.* aber a. *D.* als *L. D. B. W.* 77. s. auch ir *D.* Vñ galt ir ir *W. L.* ***D wiederholt*** Alz er getan hett etc. 78. So er in (an) *W. L.* Daz er m. seinē sinnē Kund nim̃er mer gewinnē *D.* 79. Alz er a. *D.* best *L. D. W.*

280. wer m. sein *W*, vnd d. mirs *D*. 81. wölt aber kauffen *D*. aiu *L*. 82. So *W*. *D*, Want mir *B*. giht *H*, spricht *D*. *L*., speht *W*. [a.] *B*. daz *H*. nunnelin *H*, nüñlin *D*. 83. hayn is *B*, h. so *L*. groz *H*, grosses *D*, grozzen *B*, michel *L*. *W*. 84. Des *B*, Da von *L*. mü(g)ent *W*. *L*. miñēt mich *D*. dez *W*. *L*. [85—88] *W*. *In B. sind diese Reimpaare versetzt:* 89. 90. 85—88. 85. Macht m. magit w. *B*. ich (wider) werd m. *H*. *D*. 86. wen(en)t *H*. *L*, fürchtend *D*. lichte. dat id m. do *B*. ir tü(ûge)nd *D*. *L*. 87. Inde wilt *B*. we(ö)nd *D*. *L*. liht *H*. *L*, uilleicht *D*. **lies* liht(e). 88. Des *L* bedürfent *L*. *D*. Ir in dürfet d. umbe n. *B*. 89. Machent *D*. *L*. Daz (Vp. d.) ich w. werdė (werde w.) maget: klaget *W*. *B*. [91. 92.] *W*. *L*, *versetzt B. hinter* 94. 91. wale vor g. *B*. Ich wil ez a. h. für g. *D*. 92. Waz *D*. *H*. vz m. *H*. nū m. m. *D*. 93. Wenn *D*. So m. doch *L*, Vñ m. auch *W*. 94. [gr.] *W*. *D*. z. gen mir *D*. grozzen zorn *H*. 95. Als *L*, Wenn *D*. mer *H*. *D*. *L*. 96. Da *D*. Ir (Dw) min(ne) g. (gab) *L*. *W*, He g. ir de minne. *B*. [da *B*.] *D*. *L*. *W*. an der *H*. *W*. *D*, ze *L*. *B*. 97. Ich sags ew liebs fräwlein *W*. 98. lang pei ew *W*. 99. He sprach ich *B*. m. penam *W*. von ew *W*. *L*. 300 müisse uch sele inde *B*. ew wol.b. W. 297—300. Vnd nam vrlavp (von ir) sa Wan (Weñ) er torst n. l. da Bi der juncfrow[en] sin *H*. *D*. 1. n. a. *D*, n. so *B*, von m[illegible]. *H*. ja v. ir n. da h. *W*. [2] *D*. Vmbe *B*, Dar vmb *W*. [so] *B*. *W*. *L*. [3.—8.] *W*. [3. 4.] *D*. 3. wolt *H*. wülde *B*, wönd *L*. m. liht b. *H*. 4. grülich *L*. E. wůlde ich mit uch kr. *B*. 5. fvrt *H*. Si sprach ir varent so nit *L*, So vñbeschaidenlich *D*. 6. hant *L*. *D*. m. nu v. z. *L*. non vnv. mir *D*. 7. Ir namēt *D*, namt *H*. 8. Das *D*. Ir sint e. u. hunt *L*. 9. Weltent — also *D*. So w. ir m. *W*. mich so beswichen *L*. 10. must *H*. *W*. [mir] *L*. wárlichen *L*. *D*. 11. drit(e) *W*. *D*, derde *B*. min her w. *L*. 12. Wilt ir i. *B*. Wolt ir da w. i. *W*. wöllent (wond) — [iht] *D*. *L*. 13. So hait *B*. han *L*, hättēt *D*, müzzt ir habn *W*. [i.] *W*. *D*. 14. [Vil] *W*. *D*. 15. Der schriuer de was *B*. tugentrich *L*. *B*. r. aber do *W*. 16. In d. d. r. *B*. rôd dunkt mich *D*. gamenlich *L*. Er wart aim seinem herzen fro *W*. 17. 18. ir an der seluer stat De dirde miñe als si in bat *B*. Da gewert er si (Er g. si *L*, Vnd tet aber *W*.) des si in pat. Vnd (Er *L*.) halt ir (hub sei *W*.) an die alten (wider an ir *W*. *L*.) stat *D*. *L*. *W*. *D fügt hinzu* Vrlop nam der ritter ie so Er getorst nit lenger pleibñ do (*vgl. zu* 300). 19. 20. Bey der juncfraw sein Er r. h. si gieng hin w. in *D*, Er r. da h. si gie h. in Dez solt si billich trurig sin *L*, Vñ fürt mit im sin vögelein Dw fraw schied mit fräwdñ ein *W*. 21. Si w. des w. harde *B*, Irs w. w. si gar *W*, Do

w. si doch irs w. *L*, Vñ w. auch ir ietwedru *D*. 322. irre *B*, der *L*. maist(e)rin *W*. *D*. *B*, nvunen *H*. gie *W*. 23. Min v. *L*. Herze *B*. *D*, Vñ sprach v. *W*. nün(ne)lin *D*. *H*. 24. Nu laz *L*., groys *B*. zuru *H*. d. z. gen mir *D*. Du solt d. z. lazzn *W*. 25. lasz *L*. *D*. din *H*. *W*. *D*. haben *L*. [26.] *L*. 27. 28. *umgekehrt L*. vmb *W*. *D*. *L*. m. fer h. *W*. lib *H*. mer *H*. *W*. *D*. geslagn : sagn *H*. *W*. *L ersetzt* 26: Das han ich dir gern vertragen. [29. 30.] *W*, *umgekehrt L*. mine m. *B*. Do wart mir w. *L*. 30. Da *D*. Heut(e) *H*. *B*. ir slief(en)t *H*. *D*. du sleyfes (flieſt) *B*. *L*. hie inne *L*. 31. Hevt *H*. *L*. lange v. *L*, verre v. *B*. Vnd ee ez wer n. *D*, Da du schlieſt ze n. *W*. 32. Da *D*. *W*. [vil] *B*. *L*. *W*. *D*. 33. herr *W*. *D*. die *für* min *D*. Die min(n)e [min] die ich im (eme) *L*. *B*. 34. Vngehabt *W*. [und] *W*. *B*. Ich gie von dannen *L*. one *L*. *H*. ayn *B*. Der haiſt mir an die altñ stat *D*. *Auch das Uebrige ist in D ganz abweichend.* 35. gieng *W*. [g. i.] einen w. *L*. 36. seizen *B*. *L*., gemleich *W*. 37. mir zurnst *H*. zürnest *W*. 38. giht *H*, sprech *W*. er hett(e) *L*. *B*, ich hiet *W*. mine *B*. 39. minnen *B*. mir *für* gar *W*. *L*. *B*. 40. [Und] *W*. *L*. er ni(e) in daz (dit) lant k. *H*. *L*. *B*. 41. So m. i. (Ich m.) doch *W*. *L*. *B*. [sin] *H*. 42. wille eme *B*. So er mit seldñ müzze wesn *W*. 43. [Wan] *B*. *L*. gar e. g. *L*., e. vil guyt *B*. getwrer *W*. 44. verstan — [wol] *L*. Vil w. i. m. des verstan *W*. 45. [Wan] — gůtlich vnd(e) *L*. *W*. *B*. 46. geb *H*. *W*. *L*. wale *B*. [47. 48.] *W*. wunsche i. eme *B*. Ich w. a. i. von rechte s. *L*. 48. zemede in desen kl. *B*. kām dem kl. ze brobste w. *L*. 49. Weir *B*. Solt er h. sin *L*. *W*. 50. Do (Nu) sp. d. a. a. (d. maistrin) do *L*. *W*. a. [diu] sp. *H*. 51. Waz *W*. *L*. *B*. iemant *H*, man *W*. *L*. *B*. dir saget *L*., singt *W*, redit *B*. alder *L*., of *B*. 52. h. doch *B*. alber(e)n *W*. *H*. hest als ainen andern m. *L*. 53. Wan (Vnd) w. *H*. *L*. wår *L*. *H*. *W*. nu d. sch. *B*. schaden e. *L*. *W*. *B*. 54. were *B*. ez *W*. *L*. *B*. des de (dar) *B*. *L*. 55. Sid es nu aber i. besch. *L*., Sint nu der schade i. *H*. 56. Daz *H*. *W*. So s. ichz — vers. *L*. 57. Seit *W*. Sid aber ichs *L*. 58. wil *L*. mein zurn *W*. *L fügt hier zu* Der disz mär gehöret hat Der merck ainen kurtzen rat. 59. Wer *L*. *W*. tevwer *H*, mer *W*. 60. daz ez in *W*. d. er sich *H*. nit *L*. *In L und W folgt hier noch* Ez si wib (fraw) oder man Wer (Der) übel vnd gut verstan kan (k. v.) Daz frumet (Ez frumt) in vil (im dick) sere Vnd behalt im och (im all) sin ere. 61. Wer *L*. also *für* aber *H*. Ist a. daz er s. ü. *W*. 62. Vntz im e. sch. *L*. niemant *W*. k. bewarn *H*. [64] *H*. fraw *W*. 65. Daz s. er *W*, Den s. man *H*. [66] *H*. Ald er *L*. Oder er s. ez vor *W*. 67. i. der weisn *W*. i. nu der *L*. levt *H*. *W*. 68. ist vns bezaichnt *W.* 369. Daz hübsch (hofenliche) *W. L.* 70. der vrowen (junckfrawn) *L. W.* Añ. *H*, Daz gut mer hat ain ende *W.* — ***Mit* 334 *beginnt der ganz umgearbeitete Schluſs in D*:** Dem ich mein miñe gab (333) Der hûb mich zû im hinab Vñ gab mir wider die miñe mein Vñ nam auch wider sein fögelin Gar schon auff sein hand Die allt sprach (350) dz du seyest geschand Dz du so uil mēgē schlag grosz Vnd auch darzû mēgē stosz Darvm̃ hast enpfangen (246 — 47.) Vñ pist aber da hin gangen Das haut gemachet dein tum' sin Da wz der zorñ vm̃ si hin Da sprach aber die alt Daz sein der tûfel walt Der ain ding nit kan vnd' stan (363) Der solt ez mit gût varñ lan (365) Weñ ez wer ain schad pess' den zwen (353) Fürwar alz ich ez uersten Nû tû ez nim' me Du hettest ez pas gelassñ ez Des antwurt ir die gût Gar mit v'dachtem mût Ich gib dir mein trewen Ez hat mich ser gerûwñ Seyt du zürnest so sere Vnd sprechēt ich hab mein ere (337 38) Dar vm̃ gar uerlorñ Vnd hab weibez namē erkorñ (267 — 70) So wartet nû auff mein er Wañ ich tûn ez nim̃er mer Hie mit v'gab si ir schuld Vnd liesz si habñ ir huld Si halff ir pess'n vñ pûssñ Der rainē vnd der sûssñ Vnd das ist uon dem sperber (370) Got helff vns ausz aller swâr. — ***In Wn steht am Schluſse dieser Erzählung von derselben Hand*:** In p̃ĉio creavit deus celū et t'ram etc. Lieben frunt die meinen ich han ein wort in der latein geleget für. Daran ich grozze weishait spver. Daz ich die bescheid also daz ein iczleich mensche werde fro Dar vmb sprech ein frowe vnd ein man Einen pater noster der in chan Vnd ein aue maria dar czu Daz got sein genad an mir tv.

XXIIII. *Das Gänselein.*

Heidelberger Sammlung (H) 194; Coloczaer Abschrift (C) 102. Vgl. Wiener Sammlung (W) 24; Insbrucker Abschrift (I) 23

Ueberschrift: magtein *H.* (e *ausgekratzt*). *Ditz ist von den genselein daz was ein schones juncvrowelin C.* (*nur noch Z. 1 — 122: das Uebrige ist ausgeschnitten*). *Das mer von gens W. Daz mär von der gense I. Die folgenden Lesarten gehören H.* 1. evch (*meist*). 2. wer. 11. *was.* 13. 24. niemant. 21. mer. 26. manche. 39. Riten. 42. wûrt. 45. gewert : gert. 48. vnde. 53. netzer. 56. levt. 58. schône. 61. scholden. 72. kemen. 74. mvnch. 75. iren (*kann bleiben*). 89. mench. 91. gens. 98. verstvnt. 103. bekom̃. 8. gedacht. 11. heint. 15. gedagt : sagt. 19. sit : mit. 31. mochte. 36. mancher. 39. frow. 53. do. 54. enkonde. 57. konde. 63. wer w. vnde. 65. wer. 75. wen. 79 *ist wol* und *zu streichen* *und* sins *zu lesen.* 187. begonden. 90. nimant. 95. Unde — sint. 96. besamt. 97. vnde koch : woch. 98. nehent. 201. Vnde schult vns ein. 211. man. 16. wo tet ir eiwern. 17. witz. 24. *was* m. geschit. 27. vnde. 32. vmbe — kom̃. 36. mvnch. 39. haimlich : tovgenlich. 41. saget *meint* sag' et. 42. *vielleicht* dir dm. 43. gens. 44. *Hierauf folgt noch, überzählig:* Den apt alles des er an in gert. 48. tait. 49. able. 52. selben. 62. an. 68. zwen munch. 69. erkennen.

XXIV. *Der schwangere Mönch.*

Heidelberger Sammlung (H.) 54; Coloczaer Abschrift (C.) 51. Laßbergs Liedersaal (L.) 136.

Ueberschrift: genuc *C.* 1. evch *H. L. (meist).* ettwas *L.* 2. So enwaist ich nit was *L.* 3. *Wen L.* 4. *merckent L.* ditz *H.* 5. genug *L.* 7. Vnd *H. L.* ers *L.* 8. sond *L.* geben *L.* 10. [einem] *L. (beſser).* 11. welt *L.* vmb. *H.* 12. er a. war *L.* 13. ein w. *L.* *(beſser). 14. Er w. nu s. *L.* 15. Er lernet *schriben lesen* u. *L.* sch. *gern ze aller zit H.* 16. wol *für* also *L.* 17. er *L.* 19. n. *basz* an d. *lernen L.* 20. Den *ander tüte vil* tu *L.* 21. [daz] — jungt. *L.* 22. *ze* kamrer *ju L.* 23. morgen *vor L.* metten : betten *H.* 25. *daz L.* 26. Do *H.* 27. bietelin *H.* briefalin *L.* 28. gedacht w. *mag* ditz sin *L.* 29. betut : lut *L.*, mohte bedevten : levte *H.* 31. *lait* er d. *büchatin L.* *(*beſser* buechel hin). 32. In sines hertzen sriu *L.* 33. wurt *L.* 34. *Waz L.* 35. begonde *H.* begund *fliechen L.* 36. *Dem* k. *togent. L.* [37. 38] *L.* 39. tunckt — gefar : war *L.* 40. *Er L.* 41. *Ald L.* wo *L. H.* mocht *L.* 42. [bi] *L.* [43. 44] *L.* 45. antwort *H.* 46. wissent selb *L.* 47. [da] hant gefragt *L.* 48. 49. *Ich han üch schier gesagt* Ob — legent *vnd* enges. Fro m. *L.* [50] *L.* *(*reimt beſser*). 51. *Wem* sy *git* ir *guten* l. *L.* 52. lait *L.* 54. spisz *L.* 55. *musz L.* 56. *werd L.* 57. den *rat* : bat *L.* 59. [ein] *L.* 60. Sin *L.* 61. [vil] *L.* *vor* sachen *steht* schwachen *durchstrichen H.* 62. wolt er gut *L.* 63. *erfollet sin* gebett *L.* 64. [u.] plærit *lech er* jm ze st. *L.* 65. dar zu silber *gn. L* 66. w. s. *also L.* 68. Gesamnet *me* den *z. L.* 70. *da H.* 71. r. jm v. *L.* 72. volget sinem *L.* 73. n. me *vz* w. *L.* kemen : vernem̃ *H.* 74. hette *H.* 75. komen *H.* 76. *vmb* herberg *gat L.* 77. *gestalt L.* 79. ü. *lant L.* 80. [da h.] *H.* 82. daz *silber L.* 83. ez *L.* 84. *bald* si *hin* u. *L.* 85. hett(e) *L. H.* 86. *Bisz ain L.* *(*beſser*). 87. weg : pfleg *L.* 88. Do *H.* *Durch* d. m. pfl. *L.* 89. *Dar L.* 90. Baidi (*meint* Beidiu) w. *vnd L.* vñ *H. (meist).* 91. *edlen L.* 93. *husz* u. [ir] *L.* 94. *tuncket L.* 96. münch *wärent L.* 98. Wissent ir *kain* *L.* 99. hern *L.* 100. d. u. pfennig *L.* 1. frow — stat s. ding: gel. pfenning *L.* 5. liezen *H.* *L.* 6. [wol] *L.* 7. frow — [al] *L.* 8. versezt *L.* 9. Werden *L.* Wirt m. daz *H.* 10. jung *L.* *fehlt* *H.* 12. tun *L.* 13. hant *L.* 14. *Vnd* *H.* nement *L.* 15. *Als* — wölt *L.* 16. *Der münch* i. beschölt *L.* 17. N. ewch er s. *L.* 18. *zechen* *L.* 19. dar *L.* 21. *Absatz* *H.* *L.* erfottet *L.* 22. *Ir* *L.* 23. münch si *do* s. *L.* 24. [niht] an *fröden* *L.* 25. sterne *L.* 26. varb ir *mündalin* *L.* 27. hend *L.* 28. wisz *für* sinewel *L.* 30. d. *sitzens* v. *L.* 31. kond *der knecht* n. *H.* [k. *er*] nit mer *L.* 32. [kn.] *H.* [die] ler *L.* 33. *Waz* *L.* hiez : liez *H.* 34. daz n. *L.* 36. minn sy i. *ir* *L.* 37. griffent si vröl. 38. [wol] *H.* vergotten *L.* 39. *rede* *L.* 41. dü frow *L.* ze m. *H.* 43. 44. samenungen Alten vnd jungen *L.* 45. tor wont ez *L.* 46. *dü* münch *gar* *L.* 47. Wern *H.* Wärent *von der* min *L.* 48. wart er ser. 49. wirtin *kom* *L.* [51. 52] *L.* 56. fro *L.* 57. sint *L.* *Ja* s. ir *H.* 58. Tunt — r. *vnd lant den sitt (:nit)* *L.* 59. bait : lait *L.* 60. münch *L.* 65. hette *H.* geschen *H.* 67. still *L.* 68. Wann er wist *L.* 69. *scholde* *H.*, solt *L.* 70. von *L.* 71. [s.] *L.* 72. kont s. vnd *L.* 73. denn *mit der* minne *L.* 74. fro in *ir* sinne *L.* 75. listen daz *bedacht* : macht *L.* 77. *sins stilliegentz bedr.* *L.* 78. ain *L.* 79. dem fuz ze *L.* 80. viel *L.* 81. wart *aber* g. *L.* 82. Vast ruckt si im *L.* 83. 84. si *vff* in *trat* *Der münch jämerlichen bat* *L.* 85. rucken *L.* 86. [sere] *L.* 87. wär *L.* 88. im wer vn mär *L.* 92. Daz — *erborn* *L.* 93. Wann *si* g. im e. *L.* 95. ligent ir böser *L.* 96. lib *L.* 97. minn *L.* 98. varent *L.* 99. Daz slahen — [wol] *L.* 200. do *H.* gerte still l. *L.* 1. *Bisz ez* *L.* mitte *H.* *L.* 2. fro *L.* 3. 4. Vff w. sy *ir* hend *Si graiffet* vmb *die* wend *L.* 5. Von minnen *als* dü natur *L.* * (*beſſer* als *für* sö). 6. schaden *H.*, Wann sy zu *den* sch. *L.* 7. *want* *L.* 11. * *ties* denne *H.*, dan *L.* 12. tienckt im wär dü minn *L.* 13. *O* wie *lützel* *L.* do *L.* *H.* 14. *diz* i. *ain* a. *L.* 15. geben *L.* 16. mugent *L.* nv *hinter* ir *wiederholt* *H.* 17. [vil] still *L.* 19. Sässz — der tür *L.* 20. kam n. *me* dafür *L.* 21. e. *klain wil* v. t. *L.* 22. drittü *L.* * (*beſſer* drittin). 23. [Si] *L.* 24. Ain lecyen — [do] *L.* letzen (*oder* leczen) *H.* 25. dritt *L.* 26. daz m. *L.* 27. münch *L.* 29. Vngesegenet er dannen *L.* 30. er zorneclichen *L.* 31. *Berait* ie *sa* *L.* 32. wölt — bitten *L.* 34. *Wie ez ergangen* w. *L.* 35. b. *von herzen* g. *L.* 36. v. *hin* n. *L.* 37. in *L.* 38. *Als* entwerchs überz *L.* 39. Me dann starker *L.* 40. Ir iettweders w. s. *L.* 41. haid(en) *L.* *H.* 44. tucht *L.* 45. [gar] *L.* 46. [im] *L.* 50. Daz s. i. *für* w. *L.* 53. mer : ilet ser *L.* 55. zu den sinen w. *L.* 56. Er sp. z. d. knecht *L.* 57. [v. d.] *L.* [wol] vernvmen : kvmen

L. 258. k. da v. *L.* 59. Wo *H.* zwa *L.* 60. [Nü] *L.* 64. *angstlichen L.* 65. [al] *L.* 66. *Erst — bek. L.* 67. dacht [o wê] *L.* 69. *Vnd* w. *L.* 70. han i. g. m. *er L.* 71. verlür i. du pf. *L.* 73. münch *al* gemain : klain *L.* 75. w. *ich* l. *L.* 76. E *das* i. lit *disi not L.* 77. *zwölf L.* 79. *hette H.* Als sy im hett *L.* 80. fragten *L.* 81. 82. Wa von er wär so dürr Ob im an dem lip icht würr *L.* er so were waz im w. Vnd o. so g. d. *H.* 83. ez *in kaim L.* vor j. *H.* 84. [der] *H.* minn *was beschächen H.* 85. er *daz* w. *hett besw. L.* 86. wär *L.* 87. *zu e. mitten* t. *L.* 88. *Do* k. *L.* 89. sinen *L.* 90. horte *H.* 91. *wit L.* 92. *Ainer* w. *L.* m. *ein rint* gesl. *H.* 93. 94. *umgestellt L.*: obnan — dortan. 94. [E. r.] *H.* *Min* — *hett erw. L.* 95. *claines* kelbalin *L.* 300. Das ez kompt *ze tädinge L.* 2. *er* ze *L.* 3. [wol] *L.* 4. Des holm. *L.* 5. Der münch n. — [er] *L.* 7. käm : *red* vernam *L.* 9. *gie* : *willeclich* euphie *L.* 12. hörent *L.* 13. [hiut] *H.* 14. *hast L.* 15. *erw. L.* 16. Ich din o. *H.* [o. w.] *L.* 17. Sölicher *sleg L.* 18. [Wan] *L.* 19. *ain lebent* k. trag : sag *L.* 20. iemant *H.* 21. *gar* w. *beckant L.* *wert H.* 22. [så] *L.* (25. in *L.* *ist wol zu lesen* so enmag). 27. *ketter L.* 28. ez e. freudig *L.* (*meint wol vreidig*), vrevelich' *H.* 30. *Ez* i. *ir sicher* k. *L.* 32. *han L.* 33. 34. *umgekehrt. L.*: triben. 35. [aber] *L.* 36. Her — *ez gern L.* 38. *Wie* d. *vil* w. g. *L.* 39. [ir] k. *nit L.* mü(u)gent *L. H.* [40] *L.* 42. *la* dich n. *L.* *darauf, für 40*: Wann ich muz sin lagen *L.* 43. Vnd sl. m. ser *das L.* 44. *Vnd tenck* n. *L.* 45. *tuterl. L.* 46. *Waz — tust L.* 48. mark *L.* D. w. d. w. s. *L.* 49. *Her* d. h. d. *da* l. *L.* 50. koment morn *nach* prim *L.* 51. *hilf* ich üch *L.* 52. ez *werd L.* 56. *Nu* k. o. n. *L.* 58. M. *nu* u. *L.* 59. knüttel *L. H.* 61. kvm̄ *H.* 62. *Da H.* 63. vñ *H.* (63. Er sprach *in L ist überzählig*). 66. dirs noch *L.* 67. *Do* sp. *L.* 68. schult *H.* sunt üch ez *der L.* 69. [v.] schier *L.* 70. *blaib* n. *wan L.* 72. [und] warent *L.* 73. *lib L.* 74. Ez w. ir *ains nie L.* 81. *torst* s. nie *L.* Dar inne *getorst* n. *lenger ligen H.* 82. grozzen *L.* 83. *dritt L.* knü(t)ttel *H. L.* 85. *lass* din *L.* 87. [O wê] — *gehan L.* 88. *woll* — amman *L.* 89. si *mir* ez *nerte L.* 90. has *gen* wald *L.* 94. dir *dint L.* 95. ie mer *me L.* 96. soltest *ain L.* 97. kurtzer *L.* 98. Lülestu *L.* 99. O. werden *L.* 400. den *L.* 1. *Werstu* a. *H.* 3. brullent *L.* 5. gerichtet *L.* 6. Gen *den* walt was d. *hasen L.* 7. *mocht* — dolen : holen *L.* 8. [wider] *L.* 9. tober *L.* 10. hertz — *ze* st. *L.* 11. kent *L.* 12. *Daz — doch L.* 13. Vor lait *L.* 15. [von] vnwissent d. geritten *L.* 16. mainent ir *da mitten L.* 17. waz — *schutt L.* 18. hant *solich* vngedult *L.* 20. i. h. m. k. *L.* 21.

h. s. *H*, selb han *L*. 423. *geritten* — zorn *L*. 24. [wol] *L*. 25. En kain m. k. tr. *L*. 27. samnunge *H*. 28. Daz *H*. 29. *Vnd* enrücht *L*. 30. *türst vnd* d. *L*. 35. sint *L*. 36. schendent *L*. 37. *all* dü in *dem* orden *L*. 39. ze ainem *L*. 40. Ich rucht — [noch] m. *besch*. *L*. 41. 42. *umgekehrt H*. *Von wunder* sp. d. alt : walt *L*. 43. wölten *L*. 44. *in H*. [sêre] *L*. 45. hend — dieb *L*. *sam H*. 46. syd — lieb *L*. 48. sond w. *enphinden L*. 49. d. vmb ze mut *L*. 50. *Wie* l. er gerüwt *L*. 51. küiten : rosz bülten *L*. 53. alt g. ie *L*. 54. newen *H*. D. *münch* im *als ain* n. gie *L*. 55. aim strick : dick *L*. 57. So er s. kint *L*. 58. E er *L*. 59. münch s. alt nament *L*. 60. m. *ain ander L*. 61. Da — sach *L*. 62. taugenkl. *H*. Demüticlich *der münch* sp. *L*. 63. [an l.] — beschehen *L*. 64. ich *für* ir *L*. 65. müsz *L*. 66. me *L*. 68. wölt ez *haizzen L*. 70. priol *L*. 71. Dar — keller *L*. 72. *Die* münch d. mär *L*. 75. sleg *L* 76. Allü *L*. 77. wär *L*. 78. dez b. gaistes *L*. 79. da *L*. 80. besweren *H*. 82. Als sin gebot wart gelaist *L* 84. *groszen L*. 85. apt — [do] *L*. 86. Si ü. d. m. batten *L*. 87. Ir guten s. [si dô] *L*. 88. begund bassen *L*. 91. *er L*. enphan *H*. 92. * *lies* sô. wölt ich nimer clagen l. *L*. 95. sin *H*. [so] *L*. 96. Ez tuncket in so sm. *L*. im *enmere H*. 97. gnug *L*. 499. 500. *umgekehrt H*. Vnd *in* besp. *H*. 1. Waz si *nu* t. *L*. 2. troten *L*. 5. zwölff *L*. 6. fröd *L*. 8. d. a. *H*, *da* für wol *L*. 9. *nit* sinnig wär : kerker *L*, karchere *H*. 14. *ze* ezzen *nie L*. 15. und *L*. 16. Er b. *dick durch* g. *L*. 17. 18. daz k. da *hin* sant : erkant Da ez cristan namen erkant *L*. 19. 20. den funfzechn tagen Begund d. m. d. a. clagen *L*. 21. 22. bicht recht — minn u. d. knecht *L*. 23. [dâ] *L*. 25. [ir] *H*. 26. minn *L*. 27. sait wie ez im *L*. 29. 30. hüt hie *ain* e. han Du darst n. *me* gehan *L*. 31. Von — von *L*. prior : kor *L*. 33. [U. s.] *H*. [u.] *L*. 34. Vnd *H*. *L*. [soll] *L*. 35. * diu *für* dü *H*. (*beſser*). 36. dim *L*. 37. sünd *L*. 38. Ewig *L*. 39. mär : zwingewer *L*.

XXV. *Die Nachtigall.*

Meyers Sammlung VII.

Dis ist ein hübisch spruch von liebe. 1. Was. 10. éch (*immer*). 11. *kein Absatz*. 14. embor. 18. 19. Vñ (*immer*: *nicht* unde). hette (*meist*). kind. 23. gegent. 27. rich : weidelich. 31. schón. 33. nemen. 40. jung. 48. gunde. 49. möhte. 54. *Wo*. 55. magt. 58. mensch — kommen. 60. zwegger. 61. garten. 63. *Do*. 69. het. 70. wurtz. 77. hat. 82. *in *ist Druckfehler für* im. des *ist überzählig*. 83. *kein Absatz*. magt. 96. knappe. 111. wo. 16. beide. 18. wu. 31. Das. 32. nammen. 34. bitte. 36. sweren. 42. schier. 43. do. 48. gefug.

150 schrecket : erwecket. 51. Eu ez. 55. *sie*. 61. schier. 64. wo. 67. lüge. 73. liplich. 75. do. 76. kurtz. 78. duht. 81. gesmucket : getrucket. 86. Umaht noch ninem. 90. da. 95. sulent. 97. *lett*. 98. **beſser* und. 202. *nt*. 10. geslichen. 14. *caget* v. a. *in*. 20. stund. **beſser* und. 22. **lies* St. 29. möht. 36. plagen. 41. erwachet. 51. sinnen. 54. were. 57. ir *sint*. 58. wartent. 61. bede. 63. beiagen.

XXVI. *Frauenlist.*

Heidelberger Sammlung (H) 62. Coloczaer Abschrift (C) 41 vv. 1

Der vil mancher wise ist. C. 16. wurde C. 19. Swo *H*. C. 21. redet C. 25. sulche *H*, solich C. 28. lip *H*. 33. sprichet *H*. 38. siner C. 41. *din* e. *H*, die e. C. 52. do *H*. C. 53. Sinen C. *(*wol steig — stolzer zu lesen*). 60. siner *herzen* C. 61. *kein Absatz H*. C. 62. ditz C. 69. hertzens C. 70. *torfte* C. 72. *torft* C. 75. munt C. 83. wortern *H*. C. 91. *Absatz H*. C. 92. begonde — w. liebe *H*. 94. mir si sei *H*. 96. schullens C. 99. sie (*immer*) liebt C. 105. siz C. 14. 19. umbe C. 26. *pflvcke H*. C. 28. *Waz H*. C. 31. verturbe *H*. C. 33. vertirbet *H*. C. 35. sie C. 38. *Sim* C (*ist Sih im*, *vgl. hinter* 348). 42. *Fur* war C. 47. 50. 64. sie *H*. C. schelten : gelten C. 52. *Sonen* w. *H*. C. 54. wolde C. 56. trat C. 57. Etliche C. 65. schire C. vernumen : kumen *H*. C. 68. michs *H*. gemetet C. (*wol nur Druckfehler*). 72. Solde C. 75. *kein Absatz* C. *greez er H*, *gruz uch* — *vrowen* C. 77. disen C. 79. war C. antwort *H*. C. 82. *sie *H*. C. (*beſser*). 83. houbt *H*. C. 86. Sie meste C. 87. *dri unde* C. 89. antwort *H*. C. 92. gruze C. 94. *kumen H*, *komen* C. 97. *Absatz*. C. 200. Unde — dirne C. 4. Rede C. 6. si *H*. (unheimsam?). 7. gri[u]ssam *H*. C. 14. in *H*. 15. *Legen* daz C. 19. *kein Absatz H*. C. 22. Gienge *H*. C. 24. iren vl. *mit* s. C. 25. do *H*. C. 38. *kome* C. 42. genaden C. *gereht H*. 47. *vrowen* C. 49. *spraht H*. 50. [ha] C. 52. bescheinet C. 58. Swo *H*. C. 61. stricke C. 62. behabe C. 63. o *an* s. C. 64. l. *ie* gescheen C. 65. spielt C. 66. liebe C. 68. geboren *H*. 71. sage : trage C. 73. h. gedenken C. 74. Menslich *H*. 80. Sulch(e) antwort C. *H*. 83. daz *wis H*. 87. gonde *H*. C. 97. kindes C. 98. *selhe *fur* selbe *ist Druckfehler*. 303. m. den d. C. 5. sie *H*. 6. **beſser* ich *ie* mere. 9. Swo *H*. C. gevallen C. 12. iren *H*. 14. nimen *H*, nieman C. 17. vernumen *H*. C. 18. da C. 21. si *H*. 25. *Absatz*. *H*. C. 26. ich sj sm. C. 27. liden C. 28. umb C. 31. mute ich sterben C. 39. *Sterbe ist Conjunctiv*, *nach* swen, *wie* 320. 40. dienst C. 43. *Absatz*. *H*. C. 44. ser C. 45. Do *H*. C. hinten C. 48. smiren *H*. C. *Das hierauf allein in* C.

Folgende lautet buchstäblich: Und allez daz ir an get Mir fur nichte enstet Da von lazet under wegen Und machet zu mir iwer stegen Nicht mer daz ist niht not Daz uch iht beswere der tot Von sunderlichen schanden Und von grozen banden Die uf uch wirt gebunden In vil kurtzen stunden Sie dacht aber her wider Und sprach ouch sider Sim (*vgl.* 138) was tzihest du den man Der dich mit triwen kan Lieplichen truten doch Dem sollt du sin lonen noch Mit sunderlichen dingen Und nach siner minne ringen Und im damit vergelten Daz du in dicke schelten Gedachst umb sin kose Dar an wer du bose Und unversunnen genuc Wan er dir doch triwe truc Nu wil ich umbe keren Sin selde und gelucke meren Und in bringen inne Daz ich in von herzen minne Daz geschach sie wolde Im lonen nach ir holde Und im ertzeigen gunst Daz lerte sie der minne kunst Daz sie im bewiste Ir liebe und im geleiste In ir herzen wol Als ein vreunt dem andern sol Des wart er ouch inne In sines herzen sinne Unde quam dar nach dar Und antwort ir zwar *Unde* sprach (349). 55. enwerde *C.* 57. lip *H. C.* 60. eijà *steht öfter auſserhalb der Reimzeile, wie andere Ausrufe, und wie* Er, Si sprach. 62. * *ties* mich. 63. gibe — ber : ser *C.* 65. bevilht *H. C.* 68. krigen *H. C.* 70. muez *C.* 74. Unde *C.* **ties* besehe (*beſser* besihe). 83. *Absatz. H. C.* 84. zaller *C.* 89. Swar ir *C.* 91. daz *für* des *H. C.* 400. * *beſser* minne. 4. wollet *C.* 5. Iwer *C,* Eiwern *H.* (*ist durch das unrichtig hinzugemalte* E *entstanden, wie 418*). 7. Wilt *du H. C.* wirde *C.* 8. r. roter varwer *H. C.* 10. stunt *H. C.* 13. *Absatz H. C.* Vrow *C.* 15. wolt *C.* 16. erkrigen *H.* 17. zeiner *C.* 18. Eiwern *H.* (*wie 405*). 20. geschehen *C.* 27. vmbe *C.* 30. sulchen *C.* 34. wolde *C.* 35. *kein Absatz. H C.* 39. Unde *C.* 43. Sie — tröm : köm *H.* 47. eiwer *H.* (*vgl. 405*). iwern genaden suzzer lip *C.* 48. daz *schone* klare w. *C.* 52. mage sin *H. C.* 56. *da C.* 57. *kein Absatz H. C.* 58. Beide *H C.* 59. vnd *H.* 64. *vor* beware *steht* behabe *durchstrichen H.* 65. antwort(et) — schire *H. C.* 66. wilt *du H. C.* 69. solt *tv H.* 70. Wo *H. C.* verdient *C.* 72 Do *C.* 78. stûnt *H,* stunt *C.* 79. Mochte *C.* 83. und *für* guot *C.* 88. denne *C.* 95. antwort *H. C.* 96. din *C.* 500. Sind *H.* 3. gibe *C.* 8. umbe *C.* 9. *vor* vrist *steht* zit *durchstrichen H.* 10 manchen *H. C.* 11. ist *für* ich *C.* 13. were geschehen *C.* 14. hete *C.* 22. umbe *C.* 23. alrest *H. (kann bestehen).* empfunden *C.* 31. Er gen *H. C.* getarst *C.* 33. wirst *du H. C.* 40. liebe *C.* 41. im *H. C.* sele *C.* 42. im *H. C.* 47. neme *C.* 49. *kein Absatz. H. C.* 54. gaden — sam *C.* 56. zand *H.* 60. ledoch *C.* 64. So *H,* Sim *C. (vgl. 138).*

567. *tunk*[*e*]*t H. C.* schribe *C.* 68. schande *C.* 73. heimliche *C.* 75. swenne *C.* 76. sulche *H. C.* 78. Unde *C.* 79. begond[*e*] *H. C.* *81. *Absatz H. C.* (*beſser*). kom *H.* 88. fremde *C.* 89. svlt *H.* 91. solt [illegible] 94. [allen] *C.* andern *ist übergeschrieben H.* 99. [illegible] rechte *C.* 601. vrow *H.* gonde *H. C.* 5. *da C.* 7. [illegible] *C.* 9. dar *für* daz *C.* 10. nem *für* nein *C.* 16. [illegible] *C.* 20. scheid *u.* Jesus *C.* ihû *H.*

XXVII. *Frauenbeständigkeit.*

Heidelberger Sammlung (*H*) 175. *Fehlt in der Coloczaer Abschrift*

Ueberschrift reiner. *muſs bleiben, wie* 468. *Die gröſseren Anfangsbuchstaben der Absätze sind nur in der kleinen Vorschrift da, vom Schriftmaler nicht ausgeführt. Ebenso in den folgenden Stücken der Handschrift.* 1. fremeden. 12. Des. 23. vnd. 26. begonde. 29. *selben [*selber ist Druckfehler*]. 32. 33. *sie* (*immer*). 50. Vnde. 60. *iebe.* 71. gibt. 100. schaden. 2. wôlt. 13. tag ze. 15. scholt. 20 enpor. 32. antwort. 36. gonde. 39. gan. 43. *Vielleicht Al* die zit. 55. antwort. 56 valsch. 65. vnde. 70. herze. 72. *zwein.* 77. *Absatz.* 80. gibt. 82. *nunen* euch. 95. Scholt. 207. antwort. 20. kond. 26. viher (*das* h *übergeschrieben*). 28. gewert. 36. han *für* stan. 39. *kein Absatz.* 48. Sonen lazzent. 50. 53. vñ. 55. Nunen weiz. *Die Redehäkchen sind im Drucke vergeſsen.* 66. *in* twank *scheint t eher f.* 68. kemen. 76. **hinter* tote *fehlt ein Komma.* 82. ditz. 85. *tv.* hant *ist als ungültig unterpunktirt, und* art *übergeschrieben.* 87. *Absatz.* 92. **beſser* lâ[ze]n. 97. **lies seit*. 99. *irs.* 303. nach. 8. *Unde.* 13 kemen. 25 Do. 27. schult. 31. spis. 35. Do. 37. **lies* sterkest (*ohne Kürzungshäkchen*). 44. **lies* dem selben (*getrennt*). 45. **beſser* Unde. stehen *mit übergeschriebenem a.* 47. olen. 49. vnde ze ritzen [tz *in* z *gebeſsert*: **lies* zerizen]. 62. **lies* und ouch diu. 88. *beſser wol* hove. 93. ichz *mit übergeschriebenem e.* 97. do wol. 401. sweren : erneren. 7. **lies* ouch. 14. begonde. der *ist überzählig.* 20. hint. 22. 23. *erklärt in den Nibelungen* 3672 vurwise, urwise. *Vgl. Minnesinger* I, 351ᵇ *und Wörterbuch zu Tristan* verwisen *und* weise. 26. dese. 27. **beſser* iu. 33. vñ. 38. rise bette. 39. stet : tret. 42. **beſser* [der]. 55. nv *für* im. 57. *kein Absatz.* **lies* daz *für* dar. 64. *kein Absatz.* 66. vñ.

XXVIII. *Die Teufelsacht.*

Heidelberger Sammlung (*H*) 58. *Coloczaer Abschrift* (*C*) 25.

Ueberschrift [des] t. echt : knecht *C.* *Folgende Lesarten gehören H.* 3. gabe. 5. vñ. 6. hetten (*meist*).

16. wolte. 27. do. 29. schone. 35. scholt. 36. mag. 37. *Nû *für* Vñ *(lies* Und*) ist Druckfehler.* 38. verwizze *(*lies* verwize). 39. *kein Absatz.* 42. do. 46 da. 51. pflegen. 68. *evch (immer).* 69. echte. 72 hint. 73. *Sieh *für* Sich *ist Druckfehler.* *was* 77. minnenclich. **lies* bewak *für* bewâk. 85. 86. Vñ. 109. echte : bedechte. 16. Do. 17. Vñ. 29 Bringen. 29. 30. echte : gedechte. 45. do. 60. hor. 71. echte. 80. vmme. 81. weninc. 85. wachet. 230. begond. 31. **wes (mufs bleiben).* 32. echte. 67. sweich lebe. 72 *ist Wiederholung von* 70, *weil vermuthlich die auf* 69 *reimende Zeile ausgefallen.* 73. hvbe. 76. groz. 84. *vor* erste *steht* herzen *durchstrichen.* *Sí v. etslîch *für* Sô v. etslich *ist Druckfehler.* varen. 300. Von — ban *ist als dritte Reimzeile abgesetzt.* 1. echte. 16. scholten. 17. antwort. 20. Wellen.

XXIX. *Der wahrsagende Baum.*

Heidelberger Sam[illegible] *H.) 190. Coloczaer Abschrift (C.) 112. [illegible] Handschrift (G.)*

Ueberschrift: von *dem* a. — w. betrowg gtan *C.* *Von der minne eins albern G.* 1. alber *G.* 3. dem *G.* 4. We *o.* *von* wan *G.* *wo et wonenden w. C.* 5. vasn. e. wip *G.* 6. l. als der lip *G.* 7. [ir] *G.* engonde : konde *H. G.* 9. iemant *H.* 12. kurzw. *sie* pf. *G.* 13. 14. *verkehrt H.* [noch] — *Do* s. d *natur G.* 15. [sie] b. waren *G.* Sust w. s. b. *H.* 16. [zwar] *H.* 17. Bed. *G.* 18. *wol* ir *für* div. Ich wil es lazzen es ist g. *G.* 19. *Alsus* l. *er es* dick *G.* 20. erz *H.* [d. w.] *G.* 22. *er dis G,* erz *dicke H.* 23. vnd *H.* [alze] *G.* 24. dem *wibe ell* enge *G.* 25. W. *daz* s. e *G.* 26. *U*nd in innan *G.* 27. Und mit wie getanen sinnen *G.* 28. Daz er d. sp. beginne *G.* 29. hat *G.* 30. tage *H.* 31. umb *G.* 32. [vil] *G.* 33. [also] *G.* 34. enm. *recht* nimmer me *G.* 35. furchte *das* i. *G.* mêzze : bêzze *H.* 36. 40. Kondest *du H. G.* kein *G.* 37. [o] *G.* 38. 39. *Es* enw. n. m. w. me so l. *als G.* 40. selber *G.* 42. m. g. *G.* 43. entruwen *G.* 44. *und f.* ich *G.* 45. sie : bie *G.* 47. ane *H. (kann bleiben).* 48. solt *dv H.* 47. 48. Dar solt du gen uf der stat Wan mich groz not betwungen hat *G.* 49. do *H.* 50. du *übergeschrieben H.* 49. 50 Was dir widervar das merke Daz dich Got [mûzze] sterke *G.* 51. dinem g. sinne : inne *G.* 52. Do *H.* 53. *er hôren H. horent — bete G.* 54. *kein Absatz. H. G.* *Das* s. d. m. tete *G.* 55. [gar] *G.* 56. Vnde *H.* *ell* w. m. *G.* 57. *Und* h. s. uf v. *G.* 58. Hin *lief er* zu *G.* 61. b. *kroch G.* 62. horet *H.* [den] m. betroch *G.* 63. *kein Absatz. G.* 64. [so] nahe *G.* 65. v. *nider* uf s. knie *G.* 66. Unde *H.* 67. mane

G. 69. wollen *G.* 70. Umbe *H.* liebes *G.* 71. sulle *H.* 72. das *wip* uz der *hutte G.* [73—88] *G.* 89. Unde *H.* *Minne* v. *G.* 91. *kein Absatz. H. G.* m. *der* w. *G.* 92. Und geglaubet *vil* w. *G.* 92. 93. *beſser* Und. 93. ul *für* dô *G.* 95. l. *bald* u. *G.* umme : krumme *H.* 96. u. *auch* d. *G.* 97. kumen : hatte vernumen *H.* 97—101. Daz sie heim was kumen vor Do der man gie zû dem tor Sie sp. bist du kumen Was hast du vernumen *G.* 100. Si *H.* 3. Ein *ding* d. i. dir *ungern* s. *G.* 4. [Daz] *G.* 5. furcht(e) *H. G.* 6. *was dann* w. *G.* 7. Daz *G.* helen : : qveten *H.* 8. Solt ich langer *also* q. *G.* 9. Immer mere von *diser* n. *G.* 10. *So* w. *weger* m. d. *G.* [11—14] *G.* *Absatz. H.* 14. bovme *H.* 17. Do wand i. d. we tûn mit *G.* 18. Sie sprach hort a. d. z. it *G.* 20. Und m. m. g. *G.* 21. *Dar* d. *G.* mêzze : bêzze *H.* 22. Halte *G.* d. *selben* b. *H.* 23. genese *H. G.* 24. Es *dann* d. *G.* 26. St. m. *guter* m. *G.* 27. *Do* w. *H.* 28. [Und] — w. *im selber* k. *G.* 29. minnen *G.* 30. begonde *H* [32] *G.*

XXX. *Der entlaufene Hasenbraten. Von dem Vriolsheimer.*

Heidelberger Sammlung (H.) 29. Colmarer Abschrift (C.) 123. — (Seite 147 lies Tischlachen für Fischlache.) —

Ueberschrift: Ditz ist ein mere von zwen hasen Daz muget ir losen one nisen. *C.* *Die folgenden Lesarten gehören H.* 10. Gezze. 15. kumen : genumen. 17. *In* haim. 18. wer. 28. vodern. 30. Waz. 39. *kein Absatz.* 50. begonde. 51. *Absatz.* 54. *beiten.* 55. Satzt. 61. 74. begond. 66. vnd *wist.* 68. Sie sp. *ist überzählig.* 70. vnd. 78. verholn. 83. *drabet.* *(*beſser* Dan[nen] tr.) 85. kamerer. 88. Wo. (*ist* Wa *zu lesen, oder* min gevater *auszumerzen*). 89. bekumen : genumen. 99. *Absatz.* 100. lête. 3. ab. 5. **lies* Ez 6. scholt. 8. *wo.* 9. Eya (*ist wieder auſserhalb der Reimzeile zu nehmen*). 13. der vr. (*kann bestehen, als Genitiv zu* kirche). 16. bedacht. 20. do. 22. vñ. 24. Vnd.

XXXI. *Der Reiher.*

Heidelberger Sammlung (H.) 44. Colmarer Abschrift (C.) 63.

Ueberschrift: mer : swer *H.* Ditz mere ist wie ein man mit einem hanen einen reiger vieng *C.* 1. vñ *H.* 4. Do *H. C.* 5. vor *H. C.* 11. Do *H. C.* *Der bekannte Spruch Freidanks.* 5. *Vgl.* LVIII, 285. 13. *sie* si *C.* 14. alrerst *C.* 15. vrœlichen *C.* (*Wortspiel mit* vro, vroulich). 20. truret *C.* *sie H. C.* 22. *Gutes für sie bitten, ihr wün-*

schen. 24. evh *H*, uch *C* (*immer*). 26. het *C.* 32. mancken *H. C* 34. begond *H. C.* 36. [daz] er *C.* 37. *Wenne* — zennal *C.* 38. *her für* er *H.* da *C.* 39. vlock *H. C.* 41. wor in dêchte *H.* 42. [*niht*] *C.* 43. *Zeinen C.* 45. l. *daz* w. *C* (*meint* dar). 46. Do *H. C.* 48. er wische(n) *H. C.* 49. [*gewar*] *C.* 50. habschs *H*, habches *C.* 51. begonde *H. C.* 52. *Geschehe C.* 54. *tichte H*, *duchte* — *tewer C.* 56. dem han *C.* 57. 58. *umgestellt. C.* 61. betroge *H. C.* 63. *Hie für Er H. C.* 67. viene *C.* **Hinter* han *fehlt ein Punkt.* 69. habe *C.* 76. wurtzen *H. C.* 81. tragn *H.* 82. behagen *C.* 85. *weg* : phleg *H. C.* 86. halde *C.* 90. herren *H. C* (*fast immer*). 97. minnenkl. *C.* 98. antwort *H. C.* 99. *kein Absatz. H. C.* 100. endagte *H.* 1. *bereiten C.* 2. schir *H.* 3. hern *C.* 6. **lies* Und hœre. 9. Heiz *C.* 10. muge *C.* 14. Do *H. C.* gevatere *C.* 18. ichz *C* (*beſser*). 20. *er* b. zovwe *H.* 21. die *für* din *C.* 23. *wannen* — bekvmen : vernvmen *H. C.* 24. habe *C.* 26. Sin *C.* 28. geniere *H.* 29. bringe *C.* 30. [ouch] *C.* 31. schire het *C.* 32. Wilt *tv H.* 33. 34. 39. *sie H.* Do *H. C.* 35. an sach *C.* 36. gutl. *H. C.* 39. geschehen *C.* 42. konde *H. C.* geschehen *C.* 43. begonde *H. C.* 45. vñ *H. C.* 46. Sim mait *H.* Sim *du* m. gent *C.* 51. *Unsre *für* Unser *ist Druckfehler.* 54. und *C.* 56. *wilz *C* (*beſser*). 57. do hatten *H. C.* 60. 64. wiltprete *C.* 66. gevater *C.* 68. vitich *C.* 73. *Absatz. H. C.* hatten. *H. C.* 76. ve(o)rsinne *C. H.* 77. wiltpretes entpeiz *C.* 79. *Absatz. H. C.* Gevater *C.* vñ *H.* 80. Gebet — wiltpretes *C.* 85. gevater *Sunder vlater C.* (*Flickreim, um den Streckvers zu heilen: wie* 191, 217, 241, 287, 329, 335, 357, 365, 403). kem̃ *H. C.* 88. manz *C.* 89. mich *C.* 91. gevater *Sunder vlater C* (*wie* 185). wolt *H. C.* 94. Ab *H. C.* sver *H*, suwer *C.* 200. unde *H.* 2. lutzelem *C.* 6. *Wallfahrt zu St. Jakob nach Compostella.* 9. Do *C.* 11. [als] *C.* 15. *Absatz.* 17. *kein Absatz. H. C.* 15. spr. *zu im Min triwe des nim C.* (*ähnliche Zuthat, wie* 185). 16. solt *tv* (du) *H. C.* 18. **lies* kvam gegen. 20. kumen *H. C.* 27. **beſser* Heizt. 29. *Absatz. H. C.* 34. 35. ich uch bat *Ze* huse *C.* (*will auch den Vers beſsern*). 36. Ich han *C.* m. e. h. *ist überzählig, jedoch zu 240 erforderlich*). 37. schulle *C.* 38. *E für* Er *C.* 39. triwen — geschehen *C.* 40. hab *C.* 41. *Absatz. H. C.* 41. 42. vrowe *min* Also liep ich uch si und der herre din So bringe u. d. r. Der von dem han wart veiger *C.* (*vgl.* 185). 45. *ir *in* habt ze h. *C* (*beſser*). 46. Dem *C.* 47. unde *C.* *bose* : gekose *H. C.* 55. sie *H.* 59. *Absatz. H. C.* guter *C.* 60. Sehet *C.* 67. beiten *H. C.* 71. *kein Absatz.* geroumete : soumete *H. C.* 75. ginch *H. C.* 77. 78. gevatern Unde — gatern *C.* 80. vrow *C.*

281. heil (*für tief*) — gevatern : gatern *C.* 85. gevatern *C.* 87. gevater *Jensit des gater C* (*ebenso* 293. 297. 317. *vgl.* 185). geschehen *C.* 88. nie *für* me *C.* 91. den *C.* 93. gevater *Über den gater C* (*wie* 287). 94. solt *C.* halen *H.* 95. liben *H.* 97. gevater *Bi dem gater C.* (*wie* 287). 98. kemen *H. C.* 300. Und *H. C.* regen *C.* 1. Und *C.* 5. keine *C.* 8. were *C.* 11. wolt *H. C.* genesen *C.* 14. *zwu H. C. Eé H.* 15. Unde *C.* 17. gevater *Zu zir uber den gater C.* (*wie* 287). 20. *besser* werdent. 21. gefrumt : kumt *C.* 23. *Absatz. H. C.* 26. Do *H. C.* 29. gevater *Bi dem gater C.* (*wie* 287). 30. *[gerne] *C.* (*beſser*). 31. *die* schoz *C.* 32. sie *uch besloz C.* 33. Sie *H.* 34. *hinter w. steht ein durchstrichenes g. H.* 35. gevater *Über den gater C.* (*wie* 287). 36. riesen *C.* 38. [nû] *C.* iv *H. C.* (*in H ist ein n hinten ausgewischt*). 42. Do *H. C.* 43. Und *fru* tr. *C.* [44.] *H* (*eine Zeile ist dafür leer gelaſsen*). 45. *kein Absatz. C. er* beizte *C.* 47. *Ob* er sich *C.* 48. [Da] — haren *C.* 49. stebe *H. C* 50. wolde er die *gebe C.* habe *H.* (*ein Querstrich über dem e ist verwischt*). 57. gevater *Zu ir uber den gater C* (*wie* 287). 62. immer suchen *C.* 64. sam *C.* 65. gevater *Bi dem gater C.* (*wie* 287). 68. gute *C.* 70. legt *C.* 76. *Anspielung auf den grimmigen Wolfhart der Heldenlieder, Biterolf und Dietleib, Rosengarten, Nibelungen.* 77. rézen : lézen *H.* 80. Getruden *C* (*die man um gute Nachtherberge anrief.* XLII, 20. *vgl.* XXXV, 290). 81. gegeben *C.* 85. do *H. C.* 87. ichz *C.* 88. [da] d. r. v. *C.* 90. knuttel *H. C.* 91. zog *C.* 92. ab *C.* zopfe *H. C.* 93. worz. *H*, eorz. hab *C.* 95. zopfe *H. C.* erkreifte *C.* 98. dis s. *C.* 99. kemenate *C.* 400. trurens *C.* 2. [beide] *C.* 3. minne *Von ir sinne C.* (*wie* 185). 5. *kein Absatz. H. C.* 10. sol *C.* 13. leben *H* 14. knut[t]el *H. C.* an *uch ze* sl. *C.* 16. m. dem han *C.* 17. *zophe H. C.* 19. bringt *C.* 21. vor *H. C.* 22. [als] *C.* 25. hab *H. C.* n. *guter* s. *C.* 28. verliez *H. C.* 29. habt her *C.* 33. maze *C.* 34. Do *H. C.* 35. maze *H. C.* 36. geloubet *C.* 37. 38. *umgesetzt. C.* name *H. C.* 40. seche *H.* 42. Und *H. C.* 43. ir *der hitzet H. C.* 47. *in *für* iuch *ist Druckfehler.* 48. betouben *C.* 49. Sehet also hefte *C.*

XXXII. *Ehestand, Tod und Hochzeit.*

Heidelberger Sammlung (*H.*) 126. *Coloczaer Abschrift* (*C.*) 187. *Würzburger Sammlung* (*W.* — *hier als Münchner Handschrift* M^2 *bezeichnet*) 38. *Wiener Sammlung* (W^2) 33. *Wiener Pergamenthandschrift* (W^1) 134. *Insbrucker Sammlung* (*I.*) 31.

Ueberschrift: Hie riet ein gevater der andern wie sie Ein bloch begrup zehant. C. Võ einẽ gebure M^2. *Daz mer von dem plokẽ* W^2, plockhe *I. Fehlt* W^1. 1. W^2

pawr (sawr). 4. M^2 W^2 ninder bi ir genesen. 5. *Nur CH. haben* weder. 8. *CH. nur* en nam; W^2 Der ir daz leben nam. 10. W^2 gaistleich. 11. W^2 Er m. ir n. zv sprechen. 12. M^2 wolt sin. 13. W^1 M^2 So; W^1 oder. 14. *Alle* oder. sprach, *nur CH.* vnd swaz sie spr. 16. W^2 M^2 lose. 17. M^2 So. 20. M^2 donder, W^2 tonder. 23. W^1 die (*statt* sie). M^2 oder. 24. W^1 en duchte. 25. M^2 si ligen l. 32. *Alle* Alle die l. 34. *Nur CH.* si, *die andern* die. 35. *CH.* wol erslagen, W^1 vol slagen, M^2 volle slagen **(gewiss beſser)*. 36. *Nur CH.* ern, *die andern* Und kunde doch n. ges. 37. M^2 gebrestes. 39. *Absatz*. Daz w. diu w. s. 42. M^2 si sl., W^2 so sl. 44. W^2 niht me. 45. W^2 niht holt was. 46. M^2 W^2 Do. 47. *CH.* W^2 M^2 So. (Do?) 50. W^1 D. ir l. waere gewesen (der tot *von späterer Hand zugefügt*), W^2 D. ir l. *wer* der tot. 53. M^2 W^2 wolt. 55. W^2 *fehlt* ein. 56. W^2 w. irs l. gewar. 57. M^1 W^2 Si spr. 60. W^2 *fehlt* so. 61. M^2 *fehlt* iuch. 64. W^2 M^2 Er w. 69. W^2 Enpholhen; *alle* als. 71. M^2 dem lauwē; W^2 den lip. 73. M^2 W^2 Ich k., M^2 I. k. ê ez. 74. M^2 Wes; W^2 Wie ser er mich hat gesl. 78. *CH.* wen, W^2 Er l. newr s. z. *Hienach haben* $W^{1,2}$ M^2 Ich begerte niht für baz, wan möhtet ir gefüegen daz, daz er sin slahen wolde lân. des hât er mir sô vil getân, tuot er mir mêr deheinen slak. daz ich niht langer (M^2 W^2 für baz) leben mak. 79. W^2 div glatter. 80. W^2 M^2 m. tr. si des i. ph. 82. *Nur CH. haben* Ern. 83. M^2 Under; W^2 iu als h., M^2 iu also h. 85. M^2 Des. 86. M^2 keinem. 87. $W^{1,2}$ *fehlt* en. 88. $W^{1,2}$ *fehlt* ich. 91. W^2 D. irs br. 94. *Nur CH.* Ichn. 96. *CH.* lieben, W^2 Erz. d. l. kr. 98. W^2 M^2 Ir s. 99. W^2 M^2 heize tuon d. t. 100. W^2 M^2 Als. 4. M^2 W^2 *fehlt* ouch; W^2 besprechen. 8. M^2 W^2 Und. M^2 Und seht daz ir werbet, W^2 Und s. d. verderbent. 9. M^2 Vil rehte als ich iu han gesagt, W^2 Vil rehte als ich iw sagt. (10 = 9). 13. *CH.* Daz. 16. M^2 *fehlt* ze. 17. M^2 W^2 Min trut gevater. 18. M^2 W^2 den lip. 23. M^2 W^2 danne vil sere. 25. M^2 lebendic. 27. M^2 W^2 Die wold ich. 28. M^2 W^2 Sold ich. 29. W^2 Vñ leit. 30. W^2 iu ain g. dz b. br. 31. W^2 M^2 Swie mir. (vastene?) 32. M^2 dest ê; W^2 e hin h. n. 37. M^2 setzet im e. pf. 41. M^2 W^2 frôlich h. v. 42. W^2 *fehlt* ê. 46. M^2 gruobe; W^2 *fehlt* balde. 47. M^2 W^2 Sweune. 48. M^2 W^2 *fehlt* ouch. 49. M^2 der gruoben. 52. M^2 W^2 woldich wenic klagen. 54. M^2 W^2 gedahte. 55. M^2 gevelride. 56. M^2 W^2 Lôste. 57. W^2 Mir ist lait meins gefalt'n vngemach (*und* 58 : 57). 58. W^2 *fehlt* do. 61. W^2 herzehaftez. 62. W^2 alz s. l., M^2 alsam der l. 63. M^2 W^2 Und suoche(n)t her für zeh. 64. W^2 pestes lein g. 65. W^2 M^2 allez iuwer g. 67. M^2 W^2 Silber cleider pf. 68.

W^2 Zwar. 171. M^2 W^2 gar br. 72. M^2 W^2 gedahte. 73. M^2 stiez. 76. W^2 was; M^2 W^2 vil schiere. 78. W^2 M^2 U. brahten d. g. mit in (M^2 ir) gar. 79. M^2 Daz. 80. M^2 W^2 behielt. 85. M^2 ouch vil w., W^2 ouch w. 86. W^1 geloubt man. 87. W^2 M^2 *fehlt* beide. 88. W^2 M^2 Si warb; W^2 *fehlt* ouch. 90. W^2 M^2 von g. l. 93. M^2 W^2 merke(n)t. 96. M^2 W^2 Als ez. 97. M^2 W^2 Ez w. 98. M^2 W^2 Vil balde si d. b. besl. 99. M^2 Den bl. 200. M^2 W^2 Als si *des*. 1. M^2 Es. 2. M^2 *den* bl. 3. M^2 *ez*. 5. M^2 W^2 het ez. 6. W^2 muose. 7. W^2 M^2 Sus; W^2 vngeschaffen. 10. W^1 Wie ir. 11. W^1 Nachten spat. 13. W^1 M^2 Von. 14. W^1 hienet *(also hiute)*, M^2 W^2 hiute, *CH.* heute. 16. W^2 gelten. 18. W^2 *fehlt* sa. 20. M^2 W^2 Man. 25. W^2 M^2 *Dô*. 27. W^2 *fehlt* nu. 29. W^2 M^2 niht an ir beh. 31. W^2 M^2 waz. 34. W^2 M^2 ee (*statt* an). 36. M^2 W^2 Dicke u. oft v. 37 W^2 M^2 Und ist so. 42. M^2 Ir ist d. s. w. g., W^2 Vnd ist ir die. 49. W^2 M^2 dar in siz, W^1 da in; M^2 sie *ez*. 50. W^2 M^1 Und daz. 52. W^2 M^2 vil umbetrogen. 59. M^2 W^2 Die vier o. und den pfluc. 60. M^2 W^2 Ob in des dunket niht genuoc. 62. W^1 gæbe in; W^2 *waz*, M^2 *swaz*. 65. M^2 W^2 *fehlt* leide. 66. W^2 M^1 sælden. 69. W^2 wenn. 70. M^2 Sin si w. 71. *alle ze liebe.* 72. M^2 W^2 von gol j. 78. W^2 M^2 leiste(n)t. 79. M^2 W^2 ze frouwen. 80. W^2 M^2 ze rechter ê. 83. W^2 Zwar des; *sonst* daz. 86. W^1 Ez en w. 89. W^2 M^2 *fehlt* wol. 93. W^2 M^2 *CH* Beide; W^2 und noch t. 94. W^2 M^2 gibe ich *en*. 98. W^2 M^2 Beide sp. 99. *CH* leider. 300. M^2 W^2 do vil gar. 1. *CH* Do er. 2. W^2 M^2 Hinz. 8. W^2 M^2 grozen vernunst. 12. *CH* W^2 M^2 immer. 13. W^2 M^2 Vurbaz mer betw. m. 14. W^2 M^2 nie deheinen t. 16. W^1 So enmage. 17. W^2 M^2 g. wesent fro. 19. W^2 M^2 zeige e. w. 23. W^2 M^2 prüefen. 24. W^2 M^2 Und ist aller t. vol. 28. W^2 M^2 an e. w. 31. M^2 nimmer. 32. W^2 M^2 si tuo. 33. W^2 M^2 die w. 34. W^2 M^2 Hintz han i. s. g. 35. W^2 M^2 Ich sol i. d. siben t. 36. W^2 M^2 Gefüeclichen an tragen. 38. W^2 M^2 ir halp; W^2 beschehen. 39. W^2 M^2 Von miner grozen arb. 42. M^2 Si m.; W^2 Wan si ist ain minnkleichs wip. 43. W^2 M^2 alsô. 45. W^2 M^2 *fehlt* alzehant. 46. W^2 M^2 swie i. w. als (o). 49. W^2 *fehlt* nach. 50. M^2 W^2 Wan ich; W^2 *fehlt* bin. 51. W^2 M^2 e. fr. richer m. 52. M^2 W^2 von dan. 53. W^2 auch wol. 56. W^2 M^2 drumb. 57. W^2 M^2 Si lie si. 58. W^2 E. trinken sl. p. 59. W^2 ir l. 61. M^2 vil senfte, W^2 vil linde. 62. M^2 W^2 Dar uf; M^2 snelliû, W^2 *fehlt* sneller. 63. W^2 M^2 sprüngen; M^2 nit gelangen. 66. W^2 M^2 Schoenez kr. gr. u. grüenez l. 68. M^2 Dille. 69. M^2 M. schoenen bl. bed., W^2 Damit schon bed. 70. M^2 Die warn, W^2 Vñ was. 78. M^2

W^2 Wan si den b. vol tr. 81. *CH fehlt* vil. 383. W^2 M^2 einen lip. 84. W^2 ein schôns w. 85. M^2 gegen. 87. M^2 keines geborn. W^2 kein pawrñ. 89. W^2 M^2 Gesniten wol ze (nach W^2) vlize. 90. M^2 E. niwe, W^2 schôn. 91. W^2 M^2 Die (Sie M^2) under dem mantel tr. 93. W^2 hawptuch. 94. W^2 M^2 wol gestalten. 96. W^2 M^2 wol was. 97. M^2 W^2 was. 98. M^2 W^2 rockelin. 401. W^2 M^2 An die. 2. ze mazen. 3. W^2 M^2 Daz; W^2 *fehlt* wol. 5. M^2 guten b. w., W^2 pâwtl guter würtze. 10. W^2 M^2 z. e. werden w. 11. W^2 M^2 ein ende n. 14. *CH* W^2 M^2 waz ichs. 15. W^2 M^2 Spr. d. m. 18. W^2 M^2 *fehlt* iuwer. 19. W^2 M^2 vil vaste. 23 : 24 *kehren* W^2 M^2 *um*. 27. W^2 M^2 uf mich gen. 30. W^2 M^2 *fehlt* so. 32. M^2 empizzen hie m. m., W^2 Ich vnd si vnd ir. 33. W^1 Und sult o. hie e. 35. W^2 M^2 *fehlt* die. 37. W^2 M^2 wa ir sit. 38. M^2 hintz an die z., W^2 piz. 39. W^2 M^2 besehen. 41. W^2 M^2 ze k. g. 42. W^2 lieber lan. 44. W^2 M^2 Biz die m. ges. 48. W^2 In d. sch. g. h. 50. N. l. und grüenez gr. 52. W^2 M^2 Nu h. ouch s. d. st. 54. M^2 *fehlt* ouch; W^2 heten al d. n. 57. W^1 hin in. 60. $W^{1,2}$ M^2 zuo ir. 62. W^1 vil fr. 63. W^1 Si d. in e. schons w., W^1 Do *was* s. e. so sch. w.; W^2 M^2 *fehlt* so. 65. W^2 ebic' leich. 70. W^2 *fehlt* ê. 71. W^2 *fehlt* nu; W^2 M^2 vil unbek. 73. W^2 M^2 Sin. 74. W^2 M^2 im (*wie* 472). 75. W^1 vollecliche. 78. M^2 W^2 irs l. 81. W^2 M^2 noch unvro. 85. W^2 mit gr. st. 88. M^2 Sinen. 91. W^2 M^2 Besunder v. d. w. 93. W^2 M^2 Und mit. 94. M^2 swaz. 97. W^2 M^2 Do spr. si. 99. W^2 M^2 ie m. d. 501. W^2 M^2 T. ir disem w. alsam. 2. Daz wirt ein houbethaftiu scham (M^2), W^2 D. w. mir ain groz sch. 5. W^2 M^2 diu. 9. W^2 erdenkt. 10. M^2 zehant. 12. W^2 M^2 Morgen denne. 17. W^2 M^2 Daz ist. 18. M^2 versagt. 21. W^2 M^2 tugent. 23. W^2 M^2 Lat s. 25. W^2 M^2 Jaich. 26. W^2 M^2 also vil. 27. W^2 M^2 wesen. 28. W^2 So kûnd, M^2 Si kûnde; W^2 lesen. 29. W^2 M^2 Die manicvaltige e. 31. M^2 hinnan, W^2 hinnen. 33. W^2 Ze hant. 35. W^2 *fehlt* danne. 39. W^1 Wurde dem toren g. i. 40. W^1 moht. 41. M^2 enwert, W^2 niht wert. 42. W^2 M^2 Dem ist ir. 43. W^2 M^2 wider n. m. 44. W^2 M^2 hin w. ze n. 45. Dô? 46. W^2 M^2 Als diu n. w. erg. M^2 zergangen. 47. W^2 M^2 Do wart im gar (harte M^2) swaere. 51. W^2 Und spr. 58. W^2 Und l. W^2 M^2 *fehlt* nu. 59. W^2 M^2 mich ir wol gen. 60. W^2 M^2 ist. 61. W^1 Mit dem — dem. 62. W^2 M^2. Sus lag er. 65. W^1 Des end., W^2 M^2 Des d.; W^2 M^2 *fehlt* alles. 67. W^2 M^2 dar umbe stille. 68. W^2 zuo im. 69. W^2 M^2 alle unde. 70. *CH* W^2 M^2 So. 72. W^2 M^2 U. h. si in w. 74. M^2 Er jach. 78. W^2 M^2 *fehlt* nu. 83. M^2 gegen. 84. *sich* des niht enhal. 86. W^2 M^2 uf e. 87. M^2 Alsus. 91. W^2

M^2 Gar vor. 594. W^2 M^2 daz l. 97. W^2 M^2 *fehlt* wol. 601. W^2 M^2 m. d. l. *niht* erw. 3. W^2 *fehlt* nu. 7. W^2 M^2 slahen. 8. W^2 M^2 ich da lac. 9. Also bin ich sit gel. 11. M^2 Er spr., W^2 *fehlt* mir. 15. W^2 M^2 *fehlt* vil. 16. W^2 M^2 ubel o. g. i. 21. M^2 W^2 Vernement. 23. W^2 Wie. 24. M^2 U. n. en. s. 25. W^2 M^2 doch m. 27. W^2 M^2 durch d. l. 28. W^2 M^2 ervant. 37. W^1 Dien. 38. W^2 M^2 nam. 39. wart. 40. W^2 M^2 *fehlt* was. 44. W^2 M^2 Der im so. W^2 *setzt zu*: An all missewend Hie hat ditz mer ain end.

XXXIII. *Ehe im Leben und im Tode.*

Heidelberger Sammlung (H) 127; Coloczaer Abschrift (C) 120. Wiener Sammlung (W^1) 60; Insbrucker Abschrift (I) 36. Wiener Pergamenthandschrift (W^2) 151. Würzburger Sammlung (W: hier als Münchner Handschrift M^2 bezeichnet) 69.

Ueberschrift: Hie hat ein man sin wip daz si nach sinem tode one man beliben solde. *C.* Daz mer von dem weib an man W^2 *I.* Von einē (man) vñ von sinē wibe M^2. *Fehlt* W^1. 2. M^2 bis. 4. *CH* M^2 dinges, W^2 nutzes. 6. W^2 verdienst. 10. W^2tusentvalt. 13. W^2 Sit ir. 14. W^2 Daz ir. 15. M^2 libe. 16. W^1 lebenden. 17. W^1 ir *fehlt*; W^2 got von himel s. 18. W^1 Vmbe mich b. niht m. 21. W^2 ver guot. 24. W^2 gar t., M^2 gar ein t. 25 : 26. *fehlt* M^2. 27. M^2 Und ir iuch selbe des niht schamt (W^2 ew des n. sch.). 28. M^2 W^2 Des; W^2 der toren, W^1 eis t. 30. M^2 *fehlt* dich. 31. W^2 W^1 M^2 von dir niht. 32. W^2 M^2 Vnd wil; W^2 *fehlt* vil gern. 37. W^2 M^2 Setzen nu al h. ze h., W^1 Setzen hie zeh., M^2 S. al hie zē h. 39. M^2 Daz du ob. 40. $W^{1.2}$ Daz du die w. uf g. 42. M^2 aber *fehlt*. 43. W^2 Wie. 44. W^1 Du ne gespr., W^2 Du spr.; $W^{1.2}$ M^2 n. w. m. 45. M^2 wene. 46. W^2 din — din. 49. M^2 W^2 Hintz wil. 50. M^2 W^2 du ouch. 51. W^2 Des ph. 53. M^2 W^2 Daz wil ich tuon spr. er. 55. M^2 Min; $W^{1.2}$ M^2 ouch *fehlt*. 59. W^2 *fehlt* ein 64. *ein *ist Druckfehler für* ein. W^1 mvte (*statt* nunne). 67. W^2 M^2 *fehlt* Rehte. 69. W^2 M^2 Ob ir ez m. u. 70. W^2 M^2 halbez. 74. M^2 Daz. W^2 Und daz. 78. M^2 W^2 *fehlt* Und. 79. M^2 lere, W^1 lern; W^2 M^2 *fehlt* daz. 86. W^2 M^2 des si w. 90. W^2 *fehlt* manik. 91. W^1 chom *(*lies* komen). 92. W^2 M^2 *fehlt* ouch. 96. M^2 W^2 an alle m. h. 98. M^2 tuot. 99. W^2 *fehlt* mine. 101. W^2 M^2 von r. l. 4. M^2 rehte also. 5. **lies* ichs, W^2 *bloſs* ich; W^2 M^2 liebe. 7. W^2 immer n. m. me, M^2 nimmer genæmest man me. 10. W^2 erwirbst du. 11. M^2 Vermide du. 12. M^2 W^2 mide ich. 13. M^2 W^2 des ich da beger. 16. W^2 Daz ich g. 17. W^2 M^2 N. mer dch. m. (*nie meint wol* mê). 21. W^2 M^2

pfandes des du gerst (M^2 begerst). 122. W^2 M^2 D. du mich ouch. 23. W^2 M^2 So bin ich pf. dir b. 24. *Darnach folgt in* W^2 M^2: Ob dû braechest die warheit, daz dû des pfandes sist *bereit (Grund des Ausfalls?)* Und daz [daz du M^2] minen vriunden gebest, und dâ wider niht enstrebest. 25. W^2 M^2 Des sw. er da sa zest. 26. W^2 setz mir xxx ph. 32. W^2 M^2 also gar. 35. M^2 W^2 Ich w. 36. M^2 sch. uns. 38. W^2 M^2 vil g. m. 39. W^2 M^2 in ein kl. 40. W^1 wir en m.; W^2 niht b. bew. 41. W^2 So lern; W^2 M^2 biz. 42. W^2 M^2 D. i. dar nach an all n. 44. W^2 ouch du der wibe. 45. W^2 M^2 Hintz an. 46. W^1 gwislich, W^2 M^2 wol ane. 48. W^2 D. must du mich gewern, M^2 wern. 49. W^2 vr. nain. 50. W^2 M^2 Sold ich; M^2 danne lebender an dich s., W^2 dann leben an dich s. *Nach* 50 *haben* M^2 $W^{1.2}$: Dô (Und M^2, Des W^2, W^1 Da) ich daȝ niht erliden kan. Daȝ dû nâch mir næmest (einen M^2) man. 52. W^2 M^2 *fehlt* dir. 54. W^2 M^2 Die hete ich a. v. 55. W^2 *fehlt* sa. 59. M^2 W^2 D. eit. 65. W^2 brechent dannoch, M^2 br. ir dennoch. 67. M^2 Sus. 68. (wæret?); M^2 dannoch. W^2 darzu. 69. W^2 M^2 *fehlt* Aller. 71. W^1 *setzt um* 172 : 171. 75. W^2 M^2 D. g. alle erl. 78. W^2 Die der gothait wonen pei. 80. M^2 entliezen, W^2 liezen. 81. W^2 M^2 *setzen nun* 182:181; W^2 lazen. 82. W^2 M^2 *fehlt* gar. 85. W^1 *fehlt das erste* ir. 86. M^2 ir s.; W^2 Durch ewr sit sûze. 87 : 88 W^2 wæȝe : schepfære. 89. W^2 *fehlt* varn. 90. W^2 *fehlt* in. 92. W^2 frewnden. 93. W^2 frewnden. 94. W^2 M^2 U. si. 95. M^2 durch den g. t., W^2 d. sein t. 96. M^2 W^2 aus der n. 98. M^2 W^2 Etlicher. 99. W^2 M^2 Etlicher (Svmleicher W^2) ez balde tet. 200. W^2 M^2 Do. * (*lies* kômen). 1. W^1 im, M^2 si umb h. 2. W^2 M^2 din sch. 5. W^2 M^2 *fehlt* aber. 8. W^2 M^2 des. 12. M^2 ein vmazze. 17. M^2 niûr, W^2 newr. 19. W^2 M^2 dunke. 20. W^2 fliehen. 21. W^2 hilf in. 23. W^2 M^2 dankt. 24. W^2 M^2 Er spr. mir i. gev. 25. M^2 sele, *H.* selt, *C.* selde. (*ses?*) 27. W^2 hohzeit. 30. *CH* Do; W^2 selber jach. 36. W^2 lebendig, W^1 lebendich. 38. W^2 Nu begert, W^2 niht. 39. W^2 mit vrolichen sit. 40. W^2 deh. widerstrit. 41. W^2 M^2 *fehlt* allez; W^2 waz. 42. W^2 M^2 als si s. 43. W^2 M^2 *fehlt* beide; W^2 an ander nie. 45. W^2 M^2 Do erlie. 46. W^2 Hie, *H* sis.

XXXIV. *Scheidung und Sühne.*

Heidelberger Sammlung (H.) 120, *Coloczaer Abschrift (C.)* 129.

Ueberschrift: [mære] — wiben Die w. *in.* e. a. *C.* — *Die folgenden Lesarten gehören H.* 15. zwelfen. 16. sehen. 23. niewan vier. 29. * *beſser* werdent. 36. tevfel.

39. 40. 41. vñ. 59. Do. 60. merze. 63. **lies* entsamt. 66. *gihest*. 68 *zwu*. 70. do. 86 mit. 87. Ruf *zehenden*. 93. *da zv*. 102 *tevfel*. 6 *kein Absatz*. 29. Die *name*. 31. *indert* chonde. 36. mochtez *(*beſser* mohtest). 42. *si*.

XXXV. *Ehefrau und Bulerin. Von Hermann Fressant.*

Dresdner Sammlung (D.) 14. Wiener Sammlung (W.) 2. Innsbrucker Abschrift (I.) 2. — Laſsbergs Liedersaal (L.) LXXVI. hat eine ganz andere kürzere Darstellung.

Ueberschrift: Hie heb(e)t (sich) an diu helbertwitz. W. I. — Die folgenden Lesarten gehören D, wo nur 519 ein Absatz ist. 2. vñ *(immer)*. 3. *(*beſser dar*). niemant *(immer)*. 4. rueflet. 8. herpfñ. 11. Weñ — set (*meint* seit). 13. Weñ — red. 14 betagn. 16. alz. 17. korñ. 18. neñ. 21. kurtasyen. 22. Wie 23. nit *(meist)*. 24. *red*. 32. jungling. 38. *gemichtig*. 40. *mer*. 43. gesetzt. 44. 49. Weñ er *wolt*. 50. so. 52 **lies* vertriben. 55. liebi. 56. Weñ — land. 57. Nû *(immer)*. 58. 59. wolt *steht hinter* er. 60. Vm̃ — *wurd*. 63. *da*. 68. lieb*u* fraw. 69. behag : *sag*. 71. land : and. 75. Mússend i. ne*w*. 79. süllñ. 82 mantel. 83. dez. 84. **lies wil*. 87. belt : welt. 88. Da. 89. sucht. 101. güt. 4. ser : er. 5. Geruch — gut : hüt. 7. Ser. 8. Hüt. 19. **hinten fehlt ein Komma*. 20. Da. 23. sag *für* vrâgte *meint vielleicht* sach. wer : Gelaub — mer. 25. wiss. 27. wurd. 34. schier. 38. on. 41. fürt. 45. fraw. 50. Was. 52. Wainent — tillñ. 60. **lies Alle*. 63. gelust : kust. 67. geb. 73. zwirnt a. tur : gehür. 75. gerñ. 77. Deñ. 78. liebs. 79. erwisch : frisch. 85. wurd. 89. Haissend weñ. 90. wissent. **Das Komma vor* daz *gehört dahinter*. 92. leut. 200. Redñ. 3. mer : wer. 9. schier. 25. fraw : getraw. 27. dick ser : ler. 29. *hinter* Leben *scheint noch* daz *zu stehen*. 35. witz : ditz. 45. komest. 47. witz. 49. vindest *du*. 52. erwirbest*u*. 53 huld. 54. welt. 57. enlasz : Wa — strasz. 65. trui. 70. dañ. 71. frag. 76. Mang. 79. red sûsz : mûsz. 81. hüt : müt. 86. Da. 90. *St. Tobias wird zur glücklichen Reise angerufen: wie St. Gertrud um Nachtherberge. Vgl.* XXXII, 380. 92. mangen. 95. gehor : tur. 96. **sollte ein Absatz sein*. 97. land : erkand. 303. chund : stund. 6. wissent sicherleich : gedeich. 8. *wa*. 12. geb (*meint* gæb'). 17. enrúcht wz. 19. tag : sag. 25. Wañ. 35. kert : lert. 40. *Hintz* — begund. 43. erfreschen. 47. gebluwñ. 54. seyen. 55. witz. 56. ain. 58. horent. 59. 60 *da*. 60. *an an*. 61. clagt. 67. riefñ. 71. mär : wär. 73. hätt : tät. 78. nû *meint* niwan, *wie* 500. 604. 80. Da. 85. witz : slitz. 91. port : erhort.

98. belbling*s*. 399. sag : behag. *Nach 400 fehlt wol eine Reimzeile zu der als überzählig bezeichneten, etwa:* Ich wil dich wol berāten. 3. lan*d* : gew*and*. 6. dre*y*. 8. ietlich*u*. 9. swe*r*. 10. alz. 13. er*d* : wer*d*. 17. gewun*d* : fun*d*. 19. mūt : gūt. 23 gen*ad*. 24. al*t*. 25. merc*k*. 26. deñ. 29. Weñ. 30. frün*d* nim̃p*t*. 31. nöt : genöt. 39. ler*t* : D*a* — ker*t*. 41. lan*d* : gewan*d*. 50. 51. D*a*. 51. me*r* : we*r*. 57. du*ld*. 58. gedenck. 59. het*t*. 60. dick. 61. gab würd : entlös — bür*d*. 63. früntlic*h*. 66. 68 D*a*. 69. ret*t*. 70 hel*t*. 73. fri*d*. 84. **beſser* unde. 85. sprech*t*. 86 D*a*. 89. vn*d*. 92. wur*d*. 95. Nack*end*. 96. sag. 98 geläugnen. 500. nun *ist* niwan, *wie* 372. 1. möch*t*. 3. frem*d*. 4. o*n*. 5. schaff *w*as. 7. har*z*. 8. Hätte*st* d*u*. 9. were*st* d*u* v. gehür : tür. 20. rech*t* lie*b*. 28. D*a* sät — me*r*. 31. kom̃ers. 40. pel*t* a*b*. 47. stil*t* : wil*t*. 53. dauch*t*. 55. *t*rissel. 64. gedach*t* we*r*. 66. stie*ss* in. 67. we*r*. 68. gedach*t* 70. hausz. 71. begun*d*. 72. witz. 75. zierlic*h*. 76. aine*n* zier. 81. **lies noch für ouch*. 83. vnmär : w*er*. 85. kürnual. 86. por*t*iual. 87. süng. b. weñ. 89. künnen*t*. 91. miñt*e* — deñ. 92. ga*b*in. 93. mū*t* : frū*t*. 95. gamier*i*et. 96. kün*d*. 98. vn*d*. 601. *W*az. 3. wen*d*. 4. beg*ü*nnent. (nū *wie* 373). 7. *W*ie — wär : deuch*t* — swär. 9. stinc*k* : hinc*k*. 14. erden. 16. H*a*t. 17. läfftzen. 19. ho*f*er. 21. wur*d*. 25. a*l*z. 31. Alz ich d. m. di*e* ich. 32. alle. 34. künnen*t*. 35. *w*ol *b*reisen. 37. genichtig. 40. wer g. 44. na*m*. 46. nücz *für* niht. 50. 53. me*n*gen. 51 wei*b* : lei*b*. 54. bewert. 56. vnrai*n* : mai*n*. 57. 58 D*a*. 59. we*r*. 65. tä*t* : ste*t*. 71. *W*ie. 77. vol*g* — rau*t* : spau*t*. 80. getru*t*. 82. n*ä*en. 85. gele*pt*. 87. tru*i*. 95. me*r*. 96. betagt. 97. ermär*t* : erfär*t*. 700. D*a*. 3. maint : beschain*t*. 6. rech*t*. 7. gesellschaft. 9. **lies* [Daz]. 11. recht. 16. Deñ. 21. trui : nui. 27. D*a*. 30. Wie. 36. kom̃. 37. wegñ. 41. lan*d*. 43. *y*pper. 44. reich*u*. 46. wen*d* 47. re*d*. 50. haiss*t*. *Wol* Frezzant *Freſszahn*. 51. genennt : erkeñt. 55. Lebten*d*. 62 sö*tt*ichñ. 63. *rain* frawñ. 64. gieg̃. 65. meil o. me*r* : e*r*. 68. rai*n*. 69. ungemūt : gū*t*. 72. irm̃. 76. en*d*.

XXXVI. *Das warme Almosen.*

Heidelberger Sammlung (H.) 197. Coloczaer Abschrift (C.) 181. Wiener Sammlung (W.) 55; Insbrucker Abschrift (I.) 30.

Ueberschrift: Hie hebet sich an daz warme almusen von dem armen man C. Von der frawn almus(e)n. W. I. — Die folgenden Lesarten gehören H. 5. hatte. 7. phligt. 9. *W*o. 12. konde. 17. Eines. 24. klai*t*. 25. enhet*t*e. 26. *W*ie. 30. Schold. 31. konde. 38. ernste. 44. fért in do. 48. wert*t*. 49. do : wo. 64. selche. 72. Do. 78.

Wennen liest. 84. begonde. 92. Wen. 95. do. *lies der karge* man. 96. vmb. 105. scholtest 7. schvlt. 9. Absatz. 12. Unde gibe. 13. Unde. 15. 19. *kein Absatz*. 23. sprech.

XXXVII *Die drei Wünsche*.

Heidelberger Sammlung (H) 120; Coloczaer Abschrift (C) 130 Würzburger Sammlung (W^4 hier als Münchner Handschrift M^2 bezeichnet) 40 Wiener Sammlung (W^3) 38, fehlt in der Innsbrucker Abschrift (I.) Wiener Pergamenthandschrift (W^1) 35.

Ueberschrift: Ditz ist ein mere von drin wunsch gewalten zu einer lere. *C.* Ain mer von drein wunschen. ***W^3***. Von eim man vñ võ sinē wibe. ***M^2***. 2. ***W^3 M^2*** paider. 3. ***W^1*** grozer ungenaden. 4. ***W^1*** D. er uns lat so armen s. 6. ***W^3 M^2*** groze. 7. ***M^2*** selben, ***W^3*** selb. 8. ***W^3*** du armuot (***M^2*** din). 11. ***$W^{1.3}$ M^2*** Ich h. 13. ***M^2*** ode. 17. ***W^1*** vmb in schuld. 18. ***W^3 M^2*** Wider bringe. 20. ***W^3 M^2*** D. han ich gar (alz ***W^3***) m. d. g. 21. ***W^1*** son. 22. ***W^1*** *habe* g. g. 23. ***W^3 M^2*** Grozer e. u. g. 24. ***M^2*** gerechtes. 25. ***W^3 CH*** Gert, ***W^1*** Gerten; ***W^3*** Wir sein, ***W^1 M^2*** wirs. 26. ***W^3*** geb; ***W^1 M^2*** swaz. ***W^3 M^2*** *fügt nach*: Wir sullen die gir nu keren Mit alle nach gotes eren. 27. ***W^3 M^2*** Vnd s. 30. ***W^1*** Er siht an, ***W^3 M^2*** S. er u. st. m. 32. ***W^1*** Daz wir sp. u. fr.; ***$W^{1.3}$ M^2*** *fehlt* beide. 34. ***W^3 M^2*** si u.; ***W^1*** *fehlt* si(n). 36. ***M^2*** S. ich v. minen l., ***W^3*** S. i. v. meĩ l., ***W^1*** S. ichs v. danne den l. 37. ***W^3 M^2*** *fehlt* baz. 38. ***W^3 M^2*** Baz danne i. l. n. 41. ***W^3 M^2*** Do s. sis n. m. 42. ***W^3 M^2*** manten. 45. ***M^2*** Von w. u. v. gebet (*Reim von* 47), ***W^3 M.*** w. u. von gepet (46 : 47 *fehlt* ***M^2 W^3***). 46. ***W^1*** L. si ir l. n. r. 50. ***W^3 M^2*** Und h. sin so l. phl. 57. ***M^2*** gehebt. 58. ***W^1*** daz r. 59. ***W^1*** allen tuot. 60 ***M^2*** *fehlt* michel. 62. ***M^2*** din t. 64. ***W^1*** Mir ist i. daz l. 65. ***W^3 M^2*** gutes. 66. ***W^1*** Da tuot mir g. gew. an. 67. ***M^2*** bin. ***W^3*** Als w. pin ich g. w. 68. ***$W^{1.3}$ M^2*** Als; ***W^3 M^2*** Als *die* er. 69. ***W^1*** mirs; ***W^3 M^2*** mir ez ich sold; ***W^1*** so soldichz h. 70. ***W^1*** Er muoz. 71. ***W^1*** in (*statt* dich). 72. ***W^3 M^2*** Hinz er. 75. ***M^2 W^3*** wilt. 79. ***M^2 W^3*** arm m. 81. ***W^1*** Nu h. dir. 82. ***M^2*** sin. 83. ***W^3 M^2*** Die w. alle dri w. 84. ***W^3 M^2*** hundert. 85. ***M^2*** So h. du. 86. ***W^1*** Ob guot; ***W^3*** Ob g. bei d. beleiben w.; ***M^2*** mit d. bel. 87. ***W^3 M^2*** nu (*statt* so). 88. ***W^3*** gahte, ***M^2*** gahet. 90. ***W^1 M^2*** *fehlt* Er sprach. 91. ***M^2*** die n., ***W^3*** div. n. 92. ***W^1 M^2*** erwendet. 93. ***W^3 M^2*** Noh m. d. w. geb. h. 94. ***W^1*** wol in. *Darnach* ***W^3 M^2*** Und biten in niht mer umbe guot er hat erfullet unsern muot. 95. ***W^3 M^2*** wir m. mit fr. (***M^2*** immer) l. 99. ***W^3 M^2*** bewant. 101. ***W^3 M^2*** Von golde. 105. W^1 Des — zeinem male, W^4 ains wunsches. 8. W^4 ewikleich. 9. $W^{1.3}$ nemen. 10 W^4 M^2 Oder; M^2 *fehlt* ze. 12. W^5 M^2 Daz w. spr. 13. W^1 M^2 nu mer d.; M^2 ze vil. 14. W^4 *fehlt* Nu. ***Darnach*** W^3 M^2: Durch die triuwe, die du mir Leisten solt und ich dir 16. W^4 M^2 niht da w. str. 19. W^3 M^2 *fehlt* So. 20. $W^{1.3}$ als. 21. W^3 M^2 als d. d. d. 25. M^2 Nu s. d. du den best. so, W^4 wol (:). 26. M^2 Daz sin al diu. W^4 D. wir sein werden frawden vol. 27 W^1 Nu, W^4 M^2 Daz. 29. W^4 Alls, M^2 allez. 30. W^4 M^2 frawen oder an w. 31. W^3 M^2 In der w. w. ges. 35. $W^{1.3}$ M^2 uns. w. 36. ***CH*** wol a. w.; W^4 frowen. 37. W^4 M^2 mit dir. 38. W^3 U. h. wol b. g., M^2 U. h. verre b. g. 39. W^4 M^2 niemen holt. 43. W^3 so l. 44. W^3 D. ez in deim b. w. 48. M^2 in ie'm l. 49. M^2 gerizzen. W^3 Vñ het si gerizzen nah enzwei. 50 $W^{1.3}$ do W^3 M^2 Wie iaemerleich si. 53. W^3 M^2 Do si gehorten den sch. 54. W^1 burgern, W^4 läwt, M^2 liute; W^4 *hat* 154 : 153. 55. W^4 in. 56. M^2 im seit. 57. M^2 Wie ez; W^3 M^2 dem (*statt* ir). 59. ***CH*** ir. W^3 M^2 Die drungen zu m. sch. 60. W^1 M^2 U. spr. zorniklichen a. 61. W^1 Erlôsent. 62. M^2 iezunt. 63. ir — ir *fehlt*; W^3 M^2 M. u. sw. si zucten Auf in si do rukten (M^2 Dar nach her sie do ruckten). 65. W^4 M^2 Als er do. 66. W^4 M^2 sines w. u. 67. W^3 M^2 U. dar zuo (= irn M^2) freunde dro. 68. W^4 M^2 si. 69. W^3 M^2 Und spr.; W^3 M^2 D. w. uns (er M^2) aller tr. 70. $W^{1.4}$ wurde. 71. W^3 Vñ daz. 72. W^1 Do ne *wær*, W^4 *Da wære*; $W^{1.3}$ M^2 ir laides n. (M^2 nihs nit) me. 73. W^3 M^2 Si w. der u. fri. 76. W^4 M^2 Nu; W^1 *fehlt* sie. 77. M^2 *fehlt* niht; W^4 gut. 78. W^3 M^2 Der w. ir sch. verj. 80. vaster; W^3 M^2 In wer beiden m. 81. W^3 M^2 dem manne. 82. W^4 M^2 gar besch. 83. W^4 M^2 *fehlt* wart. 87. W^4 M^2 was. 88. W^5 sein. 90. W^3 M^2 Die f.; ***HC*** solten; W^1 allen den in l., M^2 allem dem in l. 91. W^3 Aller läute ir o., M^2 T. u. n. die o. 92. W^5 M^2 Er wer über ander t. 93. W^3 M^2 Mit W. bedônet. 94. W^4 M^2 gehoenet. 96. W^3 Und von grozzem laid st. 97. W^1 Swer noch. 98. W^3 M^2 gr. laid; W^4 er dan kür, M^2 darumbe erkör, ***CH*** drumbe verchur. 99. ***CH*** doch *fehlt*; W^3 daz verkl. 200. W^1 sit vergiht. 1. M^2 klagen. 2 M^2 Vnrehte red varechts sagen. 3. W^1 D. i. wan d. t. a. 8. W^3 gär'enwiht. 12. W^3 Wie wol e. in allen, W^1 im allez. 14. W^1 frevnde, M^2 frûnde; M^2 *fehlt* vil. 16. W^4 M^2 wiser. 17. W^3 M^2 friunde. 18. W^1 der vil h. kr.; W^3 M^2 Ist unser herre Jesu Cr. 19. W^1 aleine. 20. W^3 ez gar kl., M^2 hart kl. 27 : 28. M^2 *fehlt*, W^4 ***hat dafür***: Hie hat daz mer ain ende Got vns alle torhait wende.

XXXVIII. *Weiberlist.*

Straſsburger Sammlung (St.) 17. ohne Absatz, auſser 239.

1. Eine — üch (*meist*). 2. *hinter list *fehlt im Drucke ist.* 3. wie. 9. hettes nüt (*meist*) 10. Do m. men. 11. einen. 24. *lie.* 27. sint. 34. men — men. 37. werden. 42. do. 43. torn : vorn. 47. sü (*immer*). 63. túfel. 78. Der. 79. Da — friden : geliden. 85. Zwischent. 90. tatent. 92. zuo ein. 94. wuste o. soliche. 96. lone. 106 Mine. 7 gein. 8. do. 14. rot. 23. dohter (*immer*). 25. Azent. 34. *gehelfen *für* helfen *ist Druckfehler*. 36. do. 37. wo war. 39. kirche. 43. went. 44. mache 49. warent. 50. 51. do. 61. Do mitte. 62. dücke. 66. hoerent. 79. Vñ entrat e. eine h. 80. hoerent. 84. het dins. 88. erschn. 209. Do. 10. vergihe. 13. dine. 14. *din *für* die *ist Druckfehler*. 17. Eis. 34. voerhte. 36. alsu. 38. geloubes. ir. 45. getrate. 51. solte. 52. het (*lies* hât). 63. soltu düz. 74. künnent 79. erbeit.

XXXIX. *Der Ritter und die Nüſse.*

Dresdner Sammlung (D.) 6. Wiener Sammlung (W.) 21; Insbrucker Abschrift (I.) 21.

Ueberschrift: vnd *für* mit D. nuz'n W. *Die folgenden Lesarten gehören D, ohne Absatz.* 3. kündñ. 4. merckent. 7. Da. 9. fäld. 12. nit (*meist*). 13. käm : näm. 15. 17. 18 Da. 15. vnd. 18. bett. 25. gedacht. 32. hetten. 33. püsen. 35. Da — nuss. 38. weit 40. Da. 41. wind. 42. ain cratzot. 44. pet. 46. Da. 47. gabñ. 48. bedürffent k. angst habñ. 49. ligend. 50. *(wille) *für* will(e) *ist Druckfehler*. 51. vm̃. 55. Was — sweigend. 56. glaubẽt. 60. Da. 62. Dört. 63. hang : lang. 65. ein. 67. do : zo. 70. begund. 74. Rittest. 76. pflegest du. 80. Sü. 81. kurtzweil. 82. gleich. 85. nuss. 86. angst. 88. *dir *für* ir *ist Druckfehler*. bedürffent. 89. her'. 90. on. 91. kämmatñ. 92. sind. 94. Ich *für* iu. 96. Helffend — nusz. 97. niemāt. 98. Da — nusz. 99. vm̃. 101. begund. 3. weñ. 5. bett. 10. talag. 11. sünd. 15. schier. 20. pessere. 21. dein. 23. wer. 25. mei — gieng : erslieg o. vieng. 27. bedenck. 28. Da 29. 30. hrñ fraw : schaw. 31. vnbesint. 32. witz. **lies* guoter wizze. 35. Was du *talest talast* g. 37. kem. 38. niemāt da vernem. 43. getrüwñ. 44. Sü sp. dü red. 51. recht : knecht. 53. Wie. 54. Dennocht. 55. pett puwet : getrawet. 62. gesait. 65. mer : wer. 69. hausz. 70. kain schand. 72. sag. 73. Da. 75. begind. 76. vast. 79. kerent. 81. raumēt. 82. verdeckt. 83. Da — gesāt. 85. verbolñ : pülñ. 88. Da. 91. Vnd. 93. gût : hût.

XL. *Die Mairin mit der Gaifs.*

Dresdner Sammlung (D.) 5. *Wiener Sammlung (W.)* 13; *Insbrucker Abschrift (I)* 14.

Ueberschrift: Von der schön mairin W. I. — Die folgenden unbezeichneten Lesarten gehören D; ohne Absatz. 3. wai*d*. 6. nit *(meist)* 7. hü*t* : mü*t*. 9. * *lies* spæhen. 10. lache*nt*. 15. on. 16. seyd. 17. kin*n* ir prawñ. 19. weng*l*in. 21. vn*d*. 22. sinwel. 23. arm̃ getrollen vn*d*. 24. vn*d*. 25. hen*d*lein. 26. grá*f*in. 27. sti*ll*. 30. håher. 31. getagñ. 32. mai*r*. 35. hüt. 36. hai*m*. 39. pfarr — pür*g*. 40. vn*d*. 45 let. 46. on mauss. 47. sel*b*. 50. möch*t*. 51. mû*t* : gü*t*. 54. **beſser* si *(des)* niht. 56. freu*t*. 57. clüg. 59. kü*n* ritterlic*h*. 61. gau*b*. 62. he*tt* pal*d*. 65. Recht gern. 69. süsz s. *w*a. 70. Da — hüpsc*h*. 72. ir d. u. g. 73. gien*g* : verfien*g*. 79. stund: fun*d*. 81. D*a* — clü*g*. 82. gerñ. 83. *W*a ich nü*n* *(immer)* hi*n*. 84. wei*t*. 85. geswe*y*. 86. o. ir br. 89. bo*t*. 93. Besechen*d*. 97. *iu *für* ir *ist Druckfehler*. 98. clain weil. 99. D*a*. 100. da. **(lies* si dô*)*. ai*n* *geng* gaisz. 3. nächt*e* d. wol*ff*. 4. Sprechen*t*. 8. mai*r*. 10. helffen*t*. 13. al*tt*. (wend *steht hier öfter für* welnt, wellet, wollt, *und lautet Schwäbisch noch so)*. 16. mai*r* *ein*. 17. d*a* d. hüs*t*. 19. wond si möch*t*. 21. D*a* — stoltz. 24. mai*r*. 25. al*t*. 26. 27. d*a*. 28. 29. niemåt. 29. D*a* d*a*. 30. pal*d*. 32. sät. 35. Dennoch*t*. 36. füg*t*. 37. ding*s*. 38. finstr*w*. 39. D*a*. 41. le*r*. 42. 44. D*a*. rieft d. m. *hay* ha*y* *I*. *(also* schrei *im Reim)*. 45. mai*r* *D* *I*. hab*t* *ir* *I*. 47. gedäch*t* : prech*t* *D*. Piz vns si jm gedacht *I*. 48. maye*r* auff prach*t* *I*. 49. D*a*. 52. alt. 53. frausz *D*. ha*y* du *maus* *I*. 54. 56. Da 55. ganz p*nan* *I*. 56. *her* dan *I*. abñtür *D*. [mê den] *I*. 59. vbrig *I*. 60. verlews*t* *I*, verlúrt *D*. eil a. *I*. 61. mer : swár *D*. Hie endet sich das m. *I*. 62. u. al*te* sw. *I*. [63. 64] *I*. allez m. wen*d*:en*d*.

XLI. *Der Ritter unterm Zuber. Von Jakob Appel.*

Straſsburger Sammlung (St.) 3. *Meyers Sammlung (M.)* 3.

Ueberschrift: Dis ist von der wibe list St. ohne Absatz. 1. vor *für* wol. *M*. 2. *Daz* grosze l. u. k. *M*. 3. *ett*eliche *M*. 4. Do mi*tte* *St*. *M*. [vil] *M*. 5. yren *M*. 6. [vil] d. verl. *M*. 7. sú *St*. *M*. *(immer)*. 8. nemen*t* *St*. *M*. *der* m. *M*. mere*n* *St*. 9. ei*n* offentúre *M*. 10. i. *da* s. *St*. 11. mir m. *M*. 12. *Kunt tette* zü eine*r* *M*. 13. w*ü*rtin *St*. *M*. 13. 14. Wie er einer w. Diente mit hertzen vñ mit sin *M*. 15. het*tent* *St*. *M*. beide *ein* a. *M*. 16. beider vr. móhte *kein* *M*. 17. [in b.] *M*. 18. er *M*.

möhte St. M. verholen (: verstolen) M. 19. koment sú *beide* zů M. 20. So w. St. 22. [zw.] by *ein* a. M. 23. werete *manigen* M. 24. War ist dz ich üch sag M. 25. he alle M. St. drige dz sige M. 27. sú *do* b. M. 30. 31. g. *neme* d. e. Du rehter M. 32. Vñ spr. *zu ime* weystu M. 33. Waz St. *dime* M. 34. grosze vnselikeit M. 39. wurt (*immer*) — do St. M. 40. 41. Ir súllent sin keinen glouben han Sú hat nieman liep denne M. werliche St. 42. Dz wolte ich sweren M. 43. vñ *ouch* so M. 44. nit *also* t. M. 46. *het* es getriben *me denne* e. M. 47. öffenl. St. -lichen M. 48. *aller menglich in der* M. alle St. 49. vñ *ouch* m. M. 50. Dz laster M. 52. [nu] M. 53. Do sprochent (*ofter*) sú — im M. 54. [nu] *wissen* M. 55. kumen M. komen St. 56. mornen St. 57. etwar M. ettewer . her St. 58. n. kume M. 59. [a.] M. 60. So *went wir* füre *die* türe M. 62. *Sö für Dú ist Druckfehler. Vñ höre *in* al M. 63. *kein Absatz.* schier St. 64. Morgen *do* M. 66. Vñ o. d. vr. wart M. 69. Wenne ich zů M. 71. *ein* solick gebot M. 72. nút St (*meist*). Des ich u. m. gelan M. 73. Ich k. M. 75. *Absatz. wie* was seistu M. 77. [do] St. mitte St. M. 79. Sú sp. [grose St] M. 80. *also alleine* M. 81. blip M. 82. wenne i. d. *vnsanfft* e. M. 83. In tr. *so riel* sú ime St. 85. Wenne sú *w.* M. 86. vmb M. 87. iren St. *an sinen* munt: *hertzen* grunt M. 89. m. *vil* l. w. M. 90. m. *hertze* d. M. 91. gedohte sú dz haimel. M. -liche St. 92. [wen] werestu M. werst St. 93. *gar wenig* M. 94. Nu *müsze* din der M. 95. So wolte ich *han* hie gut M. 96. deme — ges. M. 100. wart St. [vil] M. noch M. St. (*ofter* o — ausgesprochen å — *für* a). M *fährt fort:* vñ bald schosz im in. 1. w. *bl.* M. 2. *erweitert* M. 3. *Din* bruder h. d. b. M. 4. [Wan] M. 5. Er sp. gehap M. 6. denne M. 7. Wenne — hin. M. dine St. 8. Sú St. 9. *kein Absatz.* Also do d. M. 10. [w. do] St. 14. 15. Der r. sp. wol dz m. g. ie ges. Vñ wart der meren harte fro M. 17. Vñ k. d. n. *balde* d. M. 18. würten M. schöne M. St. 19. in *willkumme* M. 20. Sú sprach vr. u. [l.] M. 21. *sülte* St. Wir súllent wunnenclich M. 22. g. u. het *dz gut* g. M. 23. het g. M. 24. súllent St. M. [g.] M. 25. [er] St. 26. het M. 27. 28. tr. im d. vil gute sp. Vñ pflag sú mit gute flifze M. [29] M., *wo dafür nach* 30 Was ir gebietent dz sol sin. 31. súl*tent* St. 32. sint St. [31. 32] M. 33. Vñ w. M. went St. M. sol M. 34. Do St. Ich wil mich in truwen laszen sehen M. [35. 36] M. 37. 38. Duncket es üch wol g. So s. w. bede sl. g. M. Wür . . llent St. M *fährt fort* Sit man es als gedencken sol So ist die naht kürtz dz wissent ir wol (*aus* 135). 39. gern' St. Was ir gebietent *dz* sol sin: do *hin* M. 42. Eines — [da] M. do St. 43. Alse men St.

gynesit M. [145—54] *M.* 48. one. 51. scheidendes (*meint* scheidennes). 53. selbe. 54. dahte. 55. Des was d. w. *her* w. *M.* 56—58. h. *sine brúder mit* ime gen Die st i. do n. by Mittenander try *M.* brúder drige: bige *St.* 58. ime do. *St. M.* 59. hôrestu *M.* do : yo *M. St.* 60. Endruwent *St.* 61. sú *beide do* inne *M.* 62. triegent *St. M.* 63. Ich hóre den m. vñ. *das* w. *M.* 64. *Zwore* es *M.* 65. brúder *St.* [so] es i. *M.* 67. *also* s. *M.* 68. Owe *miner ere M.* 69. *wor St.* 70. Do *St.* Dz i. verbirge *M.* 71. [vil] *M.* 72. Do *St. M.* *ussen M.* 74. Do slieten *St.* Dar u. sl. *M.* 75. *do* n. tr. *M.* 77. *Nackent verb. M.* 78. h. *ime* l. *were M.* 80. Also — *sicher M.* 83. gesach *M.* 84. Doert *St.* Der w. *do* m. *M.* 86. [vil] *St.* 87. *zucket* d. túre *vil* sch. *M.* 88. *trungent St. M.* 91. do *inne M.* 92. Sú v. *die winckel alle* ler *M.* 94. *Dz* wart d. w. g. *wol* z. *M.* 95. [dinne] v. *M.* *erv. *für* env. *ist Druckfehler.* 96. Zúnde — *der wúrt M.* 97. Los — dis g. *M.* 98. 99. demme d. m. den sch. Tût an gût *M.* 200. vmbe *M.* 1. *württin M.* 3. *erb. *für* enb. *ist Druckfehler.* 5. 6. fallen Ich hóre *gehoret* i. kallen *M.* 7. tribent *St.* Das ir mitten *ander* hant *M.* 8. *was* ussewendig an *M.* 9. nament *St. M.* kl. n. *M.* 10. horte — claffen *M.* 11. *Absatz.* Die *frowe* sp. lo *M.* 12. got v. h. *rich M.* 13. hant *St. M.* 14. [a.] *M.* 15. Vsz demme tröwe — inne l. *M.* 16. groze *St.* sorgen *M.* 17. *Vn wone M.* hete *St.* 19. *Do M.* *rede St.* ettewas *St. M.* 20. 21. Wenne — gûtz *M.* 22. *Vil* k. *M.* 24. *So* kunt — *zu M.* 26. engelte *St.* 27. wesen *M.* 28. [o.] *M.* 29. Wanne — keiner *M.* einre stunde *St.* 30. an m. u *nie M.* Nie u. an m. *begunde St.* 31. *Vinden liez* z. *St.*, *Was* z. *M.* 32. i. *dir* m. *M.* 33. het *M.* *hatte* ein *St.* 34. so ich *M.* 36. *Er* b. mittern al z. *M.* 41. dinem *M.* 42. irme *St.* 44. ang. *St*, vngedingent *M.* 45. zû r. br. *M* 46. vmb *M.* 48. Der w. *der* sp. 49. lies *su M.* 51. *Vñ ouch nit* b. *M.* 52. bruodern *St.* 54. *böses* g. *M.* 55. *Er* w. *vil* l. *M.* 56. Ermûrdete d. m. *selbes* l. *M.* 57. Do *St. M.* 58. gotte *St. M.* 59. *uber* kr. *St.* 60. sigeschafft *M.* 61. *kein Absatz.* *Alsus M.* 63. 64. vñ o. den brûdern s. Muschgatell vnd ander w. *M.* 65. v. *su* s. *M.* 66. *Su* tr. *M.* 67. schalle w. *M.* 68. es *für* doch *M.* 69. 70. [do] kleiner *M.* 71. Einre *St.*, *Wanne* e. *M.* 72. Do *St. M.* 73. i. *es* a. *M.* 74. [D. h.] e. her vñ ouch *har M.* e. *alles* h. *St.* 75. Wenne u. demme *M.* 76. Der *M.* so suochet *St.* 77. fuste *St.* er *dar vff M.* 78. du *hest für* dast *M.* 79. es *für* des *M.* 80. Vñ in der u. s. *M.* 81. Wenne — der u. *M.* 83. [eht] *M.* 84. Du vindest in *niergen* a. *M.* do *St.* 85. Wanne — der u. fliehen *M.* 86. du *für* m. m. *M.* 87. Suochest *du* [in] *St.* bistu *M.* 90. Er sp. w. m. *aber*

m. *M.* '*lies* wiltu. 291. *einem* t. *globe M.* 92. *Noch* s. *St.* *sint* — *bet. M.* 94. [d. w.] er *hat* geh. *M.* 95. Alles dz w. h. *M.* hant *St. M.* 96. *Zwor* i. i. langes *M.* 97. Wenne — vr. *ietzen* t. *M.* 98. 99. Doch müsz *der vil gehüre mit glückheit* w. v. üch *M.* 300. *Wie* — hant *St. M. vil* ir *vf M.* 1. *Do* sp. d. w. l. fröwe min *M.* 3. *Vñ hette M.* 4. *were sicher* diner *M.* 5. sar w. *sammer M.* 6. Do *M.* [so] *St.* *vsz dinem* sp. *M.* 10. verstandener *M.* 12. werdent *St. M. noch* b. *bet. M.* 13. öffenl. *St,* -lichen *M.* 14. *Nu* begunde es *ietzen* t. *M.* 15. *kein Absatz.* Do n. g. *nohe do by M.* nebent *St.* 16. Ein *gar vil* kl. br. *M.* 19. 20 wuste *St. M. ouch* w. *M* sü *für* bede *St.* 21. gehort *M.* 22. [gar] *M.* 24. Do *St. M.* 27. *Nu wolte M.* 28. *gang* hin *an M.* 29. miner *M.* 30. Vñ br. *vns* d. z. h. *wider vsz M.* 31. nehtin *St.* leich : verzeich *M.* 32. *in* ir *nit* g. *N.* 34. gant *St.* 35. Gent *St.* 36. Wur (*öfter*) muesent *St.* 37. wurtin *M.* 39. Sag diner — sigehaft *M.* 40. 41. Vñ sag in das es sige sache schaft Vñ das sü m. *M.* 42. *So* getet sü m. *M.* 48 Went *St.* 56. men *für* ich *St.* 57. geloubent *St.* 64. hant *St. M.* 65. muezent *St. M.* 66. [mit] *M.* 67. *Wenne M.* 68. *Do* sy. *M.* 69. Würt (*meint* wirret) miner *M.* 73. *Wie St.* 74. sch. *nohe M. do St. M.* 75. 76. Do ging die b. b. hin Vñ stiesz ein tur dar in *M.* 77. *so St.* 77—80. Do man des fures do befant Do schrei man fürio all z. h. *M.* 80. '*beſser der.* 81. 82. Do k. d. w. g. dar Vñ sine brueder alle gar *M.* 83. Vñ lieflent *M.* 84. d. *vil* g. *M.* 86. Zu *der* hindern *turen M.* 87. *ime M.* 88. Vñ bat g. dz er in solte b. *M.* 89. an *den* m. *M.* 90. Hie *M.* do *St. M.* 91. *kein Absatz.* [so] *M.* 92. Dise *St.* [m.] *M.* 93. künnent *St. M.* Hie hat der ritter vnder den zubber ein ende got vns allen kummer wende amen *M.*

XLII. *Die treue Magd.*

Kochenburgs Handschrift. Ohne Absatz. Die unmittelbar voranstehenden, und bei Kochenburg als Eingang der Erzählung gedruckten 30 Reimzeilen sind ein gar nicht dazu gehöriges Gleichniss von zwei Rosen auf einem Aste, deren eine sich mit der Sonne schließt und erhält, die andre offen bleibt und vom Nachtthau verdirbt; schwerlich auf 202 zu beziehen.

7. *und.* 10. kluch. 14. han *für* dan *wol Druckfehler.* 19. *der* eyn. 20. *vgl.* XXXII, 380. 25. '*lies* skrieer. 28. *yarn.* 30. '*lies* dem. 57. yemchman (*meint wol* einich man). 67. dustern *ist Hochdeutsch* tschostieren. 69. *steten.* 71. 73. *und.* 74. mit den *in zwei Zeilen abgesetzt: vielleicht fehlen zwei Reime.* 78. helbn. 81. 85. *ritter.* 98. tzartzen. *Richtiger* 267. 114. *kern* : *lern.* 14. 15. *und.* 16. *holt* 17. *pert* : *wert.* 18. *hete.* 19. *muder.* 24. *des tobet.* 29. ' or *ist beſser zu streichen.*

134. gronen *für* groten? *auch* 175. 36. ruge. 42. und. 65. * *ist das Komma hinter* verne *zu versetzen.* 68. *die Sonne hat ein goldenes Bette: wie der Lindwurm auf Gold liegt und dadurch sich nährt, wächst und gleiſst.* 69. euer. 85. megetin. 86. 92. und. 94. pert — sporn. 98. stunt. 202. deme des morgen sint up. 4. hant. 6. myt togentl. 9. 10. *grœte — dot *für* grute — dut *sind Druckfehler.* 13. utz. 15. notlick. 18. gy. 21. ju *für* nu? 27. machen. 33. hertze. 44. 46. was. 48. aventlang *entspricht dem* tâgelang, tâlang: *noch Niedersächsisch* âveling *abends, gegen Abend.* 49. und. 53. **vermiden* *für* vormiden *ist Druckfehler.* 54. 61. mud. 63. myt. 69. ge. 71. mute. 73. myt. 75. sege. 79. yd. 80. pert. 87. gy. 89. pert. 91. molmezie — drang: lang. 93. trage. 96. blaynder. 99. hant. 302. gy. 8. vnd. 9. satz. 11. dar tohant : vant. 19. wart. 21. yst. 22. gy. 39. wand. 43. segen : legen. 44. mud. 52. satz. 53. mute : gute. 55. hute. 57. hant. 58. dar tohant. 61. scriuerere. 62. juwre. 63. mud. 64. dot. 68. 73. gy. 75. vruntl. 79. vortriuen. 80. mud. 81. hand. 91. erwere. 92. wern. 95. gy. 96. hant. 97. dar tohant: hant. 401. vangen. 7. sege. 9. entschlapen. 12. satz. 20. wert. 21. eyn. 24. segen. 26. lege. 32. werd. 38. lant. 41. ore *für* one. 42. hant. 43. sege * (nim *für* min *ist Druckfehler*). 44. segestu. 45. mochst — sege. 47. sege. 50. und. 53 hant hant. 55. segestu — hant. 59. und. 62. wert. 68. hant. 70. to. 76. hir. 77. datz. 81. glut: gut. 82. mud. 89. wert. 92. ouer. 93. want : hant. 95. werne. 503. bat : rat. 8. mud. 10. vaste. 11. 15. hant : vant. 19. hute. 21. want : hant. 23. gut : glut. 26. yd. 28. maget. 30. satz. 31. hant. 34. 49. 53. wert. 42. gy. 46. dysss. 51. *etwa* fune *für* schune *zu lesen?* 57. bat. 58. revt. 65 *her de* sere. 74. togenlick. 79. *mit *für* mid *ist Druckfehler.* 82. * der *für* de *desgleichen.* munt. 84. 86. gy. 89. wal was. 91. machen. 95. want: vant. 97. vlys. 600. lexion. 3. *God *für* gud *ist Druckfehler.* 8. und — maget. 9. vruchteden. 19. maget. 22. tod. *Am Schluſse steht:* scriptum in liuonia per manus Johannis post creationem mundi 7231, *das ist* 1431, *wie unter dem folgenden Gedichte derselben Handschrift von eben diesem Schreiber steht.*

XLIII. *Der verkehrte Wirth. Von Herrand von Wildonie.*

Ambraser Sammlung Bl. 217^{b}. Ohne Absatz.

1. Abenteẘr. 5. So villeichte. 10. reůter. 27. sy (*immer*). 32. emphie (*immer*). 35. schöen. 38. entgalt.

40. gab im. 45. euch (*fast immer*). 46. empoten. 48. vnd. 56. kůmbt. 62. ward (*immer*). 64. zwang. 69. Wo. 71. Entz. 72. 73. 82. Da. 83. Höret. 84. derwischet *(das Häkchen vorn ist Druckfehler)*. 90. one — on. 93. rüeff. 102. bedarfst *du*. 3. wisset. 4. der *mein* her. 6. wirst *du*. 13. vnd. 31. reůtter. 36 küsset. 59. 69. Da — vnd. 74. teůlt. 76. *beſser fällt* berser *weg, und bleibt* untriuwen. 80. sůnst. 85. Redt. 86. kumb. 96. werdn *(beſser werdent)*. 201. yemand. 2. erwachet. 7. vnd. 20. kumb. 21. wo : rigl do. 30. zugket. 31. schően. 33. angst. 38. da. 43. solt. 46. *ties* gen. 48. puesse emphan. 54. *ein bekannter Spruch*. 63. zwang ir wänge. 64. Da. 65. erwachet. 67. rue. 73. eůr. schnüre. 75. ewr. 80. frömbden. 83. 84. Da. 89. ewrn. 91. ew. 92. wohin. 97. *vor ze ist zuo im Drucke ausgefallen*. 301. solt. 5. ewr. 20. gestrȇlt. 21. empern. 25. verloren. 29. veyer. 31. erschracke. 47. suechet. 51. mantt. 52. ewrn. 54. solts. 62. mare.

XLIV. *Die Beichte.*

Laßbergs Liedersaal XXXIII. *Ohne Ueberschrift*

5. tůgt — tag : klag. 6. gang (*wol Druckfehler*). 9. Der. 11. *Absatz*. 12. kitchen. 15. vmb. 18. gern. 21. *Absatz*. bern. 28. brůll. 31. *Absatz*. 37. můli solti. 40. nůtz. 49. buck — schósalin. 50. drů stósatin. 52. hab ich. 55. kóndiger. 56. bestu. 57. *Absatz*. 58. hůbst. 61. klenes. 62. schan. (61 *ist etwa umzustellen:* Si het an ein hemde klein). 63. ir irem. 70 *vielleicht* ungebär. 74. *kein Absatz*. 75. Wo. 78. wiben. 83. wend zwingen.

XLV. *Der begrabene Ehemann.*

Heidelberger Sammlung (H) 266. *Coloczaer Abschrift* (C) 131.

Ueberschrift: Ditz ist wie ein man sin wip begrup lebendic ysan. *C.* ysan *H.* *Die folgenden Lesarten gehören H; ohne Absatz*. 6. Dunen m. 16. wirbestv. 49. Da. 52. mittem. 54. gemacht. 57. mitte. 65. vñ. 66. Hetest dv — gemacht. 83. dar mit er fvr. 84. lébe. 85. Gewinne. *Das* n *von* nimmer *ist übergeschrieben*. 88. so *desgleichen*. 91. vñ. 112. Getvst dvz. 16. *verkorn *fand sich auch bei nachmaliger Vergleichung der Abschrift mit der Urschrift*. 17. noch. 18. begonde. 19. umb. 21. Sie. 23. vñ. 25. ginch. 30. [er]. 33. Wart inherze. 34. *im zwir als wol (*ist aus der Hds. zu berichtigen*). 35. sie. 40. **die Wiederholung von* ouch *wol ist Druckfehler*. 46. sie. 56. dar. 66. Soldest dv. **ties* tûsent. 68. Da. 70. bezzert. 79.

evh. 180. Einez. 82 geschen. 84. meinestv. 85. bist dv. 90. Ginch. 94. Da brochte. 200. sie. 3. sie sine. 4. lichnamen. 7. sin. 8. schon. 12. leider mære? *(denn daraus ist leider abgekürzt).* 13. Dvnen solt. 14. begonde *(lies begunde).* 15. 20. sie. 20. vñ. 24. *wile *für werte ist Druckfehler.* 29. 41. Sie. 38. begonde. 42. Vñ. 45. lichnamen. 47. vñ. 51. Die. 55. satzet.

XLVI. *Das heifse Eisen.*

Heidelberger Sammlung (H.) 131. Colocsaer Abschrift (C.) 132. Wiener Sammlung (W.) 15. Insbrucker Abschrift (I.) 16. Dresdner Sammlung (D.) 6.

Ueberschrift: haiz C. *Von dem haizzen eisen W. I. D. Die beiden Zeilen in D gehören auch hieher:* Nvn sechñt mit welchñ füge Die zwey dz haiss eysñ trüge.— *Die folgenden unbezeichneten Lesarten gehören D.* 1. fraw — irem. 2. chende *H*, chind. 5. schöni — frümkait. 7. *Wz* e. *schönē man* z. 8. *Da H.* sorg — [be]. 10. m. also. 11. mir [des]. 12. du *zū mir* andru w. n. 13. 14. wölt i. also ser Vm̄ dich vord. i. mer. 15. [des] selb. 16. werck. 19. liebu fraw. 20. Ich beger kainer dann. 21. lieb ob alle l. 22. vngemer *H.* Oder i. músz sein e. offner d. 23. deheinen *H.* Hab i. kain deñ. 24. g. lon n. zeich. 25. svlchez *H.* söllichez nit entū. 26. bist dv *H. D.* lieb. 27. din *H.* wil d. sein b. 29. begerst : bewerst. 31. zartñ. 33. vñ *tvst dv H.* vnd. 34. kaim m. n. [35. 36]. 37. Gehandlot vnd i. wesen. 38. gericht. 39. Das. 40. haiz *H. D.* A. recht 4. — [ze vr.]. 42. [r.] bes. 43. *Waz* liebi. 44. on schuld. 45. n. v. d. 46. w. *aber* dv *H.* wiltu m. dez. 47. Daz ist ein ewiger h. *H.* 48. Das lastu n. wenn vm̄. 49. andru. 50. hast kain acht. 51. red i. on. 53. Deñ *das* i. erwirb. 54. wil t. a. 55. i. gerichtñ. 56. Nit lenger ich das vertrag. 57. Ich wil dirs n. 58. yecz. 59. Daz g. damit beschain. 60. ich a. ain. 61. miñe deinen. 62. ander san *H.* Vnd zü dir kain ander. 63. *Noch* n. g. *andern* m. 64. [ge]. 65. Zwene *H.* stain‚ wurdñ. 67. *Do H.* Das — seinē rechtñ. 68. heb. 69. din *H.* deiner trui werd gewar. 70. naigt. 71. *Da H. D.* 72. [Vor]. 73. lie *H.* 74. *sein* — enpfand. 76. bew. 77. [dir] m. l. *vnd* m. D. danck *H.* 78. gewan. 79. ie w. trütich. 80. ez dane *nie* s. *H.* VI schr. *D.* 79. 80. Vñ alz daz da der man Volbracht het vñ getan. 81. *Vñ* l. sie *H.* Da liesz *er* si. 84. *nū* músz ich j. 85. gehaltñ. 86. falschū on. 87. dir schön. 88. músz. 89. lon. 90. Nū *(immer)* — gepet. 91. du o. [m.] 92. statte. Ich gestatt. 93. [hie] — geschechñ. 94. dein trui. 96.

solt. 97. [ez] *nimer* kem. 98. [dir] ie getät. 99. [doch] w. [wie]. 100. du *ze* t. *malñ*. 1. mir l. *deñ*. 2. nū lasz *dein claffñ*. 3. Du woltest. 4 [zwar] a. *wirt* o. dir. 5. Dvnen *H*, Du — [sin] D. 6. Dvnen *mḗgst H*. [iczv] *D*. 7. er *ez* — fuir. 8. Vñ *H*. *D*. glḗtez *H*. ser *D*. 9. let — im o. 10. he*b*. 11. wei*l* ez d. hitz. 12. *Wann* ez i. *D*. iz *H*. 13. *wärlich*. 14. he*bst* — liebñ. 15. *Du*. 16. gesel*t*. 17. [v.] cl*ainer*. 18. *tün* i. *die weil* i. 19. 20. Du last ez durch mein gepät *W*as i. ye lie*b*s d. getät. 20. gewers*t dv H*. 21. *tanck* m. *damit D*. [mir] *H*. 22. [nv] — bi*t*. 23. [sich]. 24. *Menger* ding sich enthaltñ. 25. st. m. u. *starken* l. *H*. 26. sey*en* w. plöd*u*. 27. 29. 30. m*u*gen*d* — enth*altñ* w. 28. kraft. 29. sie t. vñ *H*. vn*d D*. 30. de*n* dingñ. 31. kref*t*. 33. niman *H*. 34. *ettew*. *H*. 33. 34. ettweñ w. Vñ vns in sünd sencken. 35 Da vor *H*. *gib* — ain *D*. 36. Vñ n. kain. 37. Deñ d. d*as* — *verj*. 38. gerich*t*. 39. *V*ñ d. 40. he*b*. 41. trvt geselle *H*. 42. Daz — bi*tt*. 43. gedien ich *H*, wil i. *verdienen D*. 44. w. i. 45. du *ez* ye getä*t* : stä*t*. 47. hertz lieb. 48. truwer *miñeclicher*. 49. Vnd*e H*. liebi. 50. *W*añ du *h*. w. *an*. 51. *Ob* — *dry*. 52. [so] *H*. [zv] m. tan *D*. 53. So tü *noch* w. [v.]. 54. *verdien* — vñ. 56. bald*e H*. 57. *man* — su*t* : plun*d drui D*. *sie* : dri*e H*. 59. pfeñig n. w. 60. *Du ez*. 61. Von m. l. sey geschechñ. 62. [b.] sechñ. 63. A. *recht* l. *ich* d. 66. gib m. *vor*. 67. vor lan. 68. *red D*. gnve *H*. *D*. 69. Spr. [t.] 70. [en]. 71. Ich t. d. si*chertich*. 72. must — *von*. 73. nam *si in*. 74. ubel. 75. [l.] sch. m. *grozer* u. *H*. vngeha*b* : a*b D*. 79. wol*t H*. 80. 81. sie *H*. 85. *Do D*. hort *H*. *D*. vñ *H*. vnd *D*. 86. *M*it — d*a*. 87. deiner. 88. s. du *ez* dez. 89. *furpas*. 90. Vnmer*er* i. dañ. 91. das d*z* dir. 92. z*ú alter*. 93. Nv hast *nv H*. 94. vñ *H*. — *In H. folgt unmittelbar hierauf, ohne Ueberschrift, nur durch einen gemalten Anfangsbuchstaben bezeichnet, eins der „Beispiele“ aus* Strickers *„Welt“ (das Beispiel von der Burgstall): vermuthlich auch in C*.

XLVII. *Das Schneekind. Vom Stricker.*

Wiener Sammlung (W.) 37. Insbrucker Abschrift (I.) 3. Laßbergs Liedersaal (L.) CCXLII ist eine völlige Umschmelzung mit einigen Ueberbleibseln von Strickers Rede und Reimen. — Maßmann hat seine mir zum Abdrucke mitgetheilte Abschrift aus zwei Wiener und einer Münchner Handschrift entnommen. Vgl. L.

Ueberschrift: Daz mer von ainem (dem) sne pallñ *W. I. L. beginnt mit Sprüchen und vermehrt die zum Schluſse, die Erzählung kürzend*. 1. 2. Ain man hett ain *schon* w. Dü im w. l. *sam* sin lib *L*. (5. 6). 12. n.

vil manger tuot *L.* (10). 21. 22. er si d. m. Wer deʒ kindeʒ vatter w. *L.* (15. 16). 25. 26. Deʒ lait ich in d. m. Do wart ich swanger ze stunt *L* [25, 26]. *Der Schneesohn wird im Heidenlande verkauft, und der Kaufmann sagt, er sei in Aegypten von der Hitze zerschmolzen. L schlieſst (mit Wiederholung von 3. 4)* Der ist gar ain wiser man Der lug mit lug gelten kan.

XLVIII. *Die halbe Decke.*

Heidelberger Sammlung (H.) 48; Coloczaer Abschrift (C.) 44. Wiener Sammlung (W.) 4; Insbrucker Abschrift (I.) 8. — Dresdner Sammlung (D.) 11 ist eine ganz verschiedene Darstellung, von dem Rufferer. Laſsbergs Liedersaal (L.) LXXVIII ist abermals eine ganz verschiedene Darstellung.

Ueberschrift: ist — buze C. Daz mer von dem chotz(e)n W. I. — Vō dem ritter mit dem koczen D. — 5. unverzagt; unversagt *C.* 14. [manic] *H.* 15. bei williclichen ist cli *als Berichtigung übergeschrieben H.* 16. [vñ. o.] *C.* 19. **beſser* salt': gezalt. 25. Vnd — gantz *C.* 27. **lies* Sô. 28. einem *H. C.* 29. Vriwelichen *C.* 30. truge *C.* 32. Do setzte *C.* 33. waz *C.* 36. kan machen *C.* 39. menschkeit *C.* 42. sie *H. C.* 45. Vnde *C.* 46. *Absatz C.* 47. s(ch)migen *H. C.* 49. gestriwet: gefriwet *H*, gestrewet: gevrewet *C.* 50. selden *C.* 51. handlunge *C.* 56. Dem *C.* 57. libe *H.* 61. vñ *H.* 62. Swa ez *C.* 68. vñ *H.* 70. anders *C.* 74. wurde: burde *C.* 79. blozes *C.* 82. breit *C.* 83. wunne haft *H. C.* patriarchen *H. C.* 85. sollen *C.* 86. dienst *C.* vmb *H. C.* 93. vrisen *H.* 94. alten *H. C.* kalten *C.* 98. Getorst *H. C.* 105 truwe *C.* 7. *kein Absatz. H. C.* 14. solt tv (dv) *H. C.* 15. rvchen *H.* 23. Vnd neme *C.* 37. gnvc *H.* 44. begonde *C.* 49. er nendet *C.* 52. enen *C.* 54. do *H. C.* 58. gedenket *H. C. vgl.* 285. 60. wer *C.* 64. drvmes *H. C.* 68. drvm *H. C.* 69. vrog *H* 72. dich *C.* 73. minem *C.* 74. nieman *C.* 79. Wilt tv *H.* 82. kvnd *H.* 89. *kein Absatz H. C.* 201. wissen *H.* 2 geschehen *C* 8. ver gib *C.* 11. iach *C.* 16. reibe *H.* unde *C*, vñ *H.* 17. Beibe *C (wol nur Druckfehler).* 24. vnd *H. C.* 26. war *C.* 27. Unde *C.* 31. er *für* der *C.* 34. Er getzet *C.* 35. kleihen: peien *H*, 37. Da — honige *C.* 40. *kein Absatz. H. C.* 43. geschehen *C.* 45. getadet *C.* 46. geladet *H. C.* 53. den *C.* 60. endes *H. C.* 62. wile *C.* 68. vnde *H. C.* 76. **lies* So. 77. Sol sch. *H. C.* 78. Unde. 81. sie *C.* 85. gedenket *meint wol* gedenk' et; *wie* 158. 90. blint *C.* 99. anez *C.* 101. *er* zeiget er *C.* 2. er gat *C.*

XLIX. *Der Schlägel. Von Rüdiger dem Hunthover.*

Heidelberger Sammlung (H.) 66, Coloczaer Abschrift (C.) 45. Dresdner Sammlung (D.) 13. Wiener Sammlung (W.) 32, Insbrucker Abschrift (I.) 30. — Die erheblichsten Lesarten der drei ersten Handschriften stehen schon unter der Ausgabe dieser Erzählung, wo die mit H. bezeichneten Lesarten auch für C. gelten. Die folgenden unbezeichneten Lesarten gehören D, ohne Absatz.

Ueberschrift: [mere] *C.* *Von dem schlegel D. Hie hebt (sich) an das mer von dem schlegt* (slegel) *W. I.* 1. hört. 2. ding. 3. nū *(immer) hergand D.* geschen *C.* 4. ains **(lies* ėineȝ*).* 5. Ru(ü)diger *C. D.* 6. Ez i. e. *tugenthaftes.* 7. 8. Unde *C.* Jungen u. a. z. h. g. So werdñ ir tailhalt säliges mut. 10. vnd m. *du* e. 11. d. *das* a. *sey* behůt : jugent vngůt. 13. Wenn — kindlein. 14. die tr. *C.* trui *D.* 16. weit *vil* ser. 17. *Vñ das* si tägliches. 18. tugend. 19. D. *si* w. w. gehuir : tuir. 20. Nemēt *D. lester* l. *C.* 21. müg m. ſüg. 22. vernemēt. 24. Er — keuf *C.* 27. welt *(immer).* 29. vñ pr. *C.*, vnpr. *H.* 30. lobes. 31. umbe *C.*, vm̄ vnd vm̄ *D.* 32. *Wa.* 33. *Auch* h. 34. Zwu *H. C.* Zwü töchtern *D.* und *H. C. D.* ſune *C.* 35. *Iglich H. C.*, letlichs *D.* bestattet *H. C.* 36. güt. 37. Vñ *das — in.* 38. Vñ *das* in nichtz. 39. kam. 42. dacht *C.* 43. all gemain. 44. m. in l. *allain.* 45. Bes. on. 46. *Vñ* m. 47. b. *worden* a. 48. Und *C.* vñ *H. D.* 49. ran *C.* 50. Meine. 55. sel. 59. [des]. 61. er *in* n. 62. geb *C.*, gab *D.* 64. Land *(meist).* 65. [dem] *D.* grab : stab *C. D.* 66. gan. 67. m. h. *C.* 68. evh(ch) *H. D. C. (meist). geben C. D.* 69. mir nu *C.* 70. [en]zam. 71. [o.] *D.* lichte *C.* 72. auch *für* nu. 73. *mein* gross. 76. hebt *C.* 77. nach. 80. Daz. 81. erzaig. 83. bend *enpl.* 84. wiste *C.*, wiset *D.* 85. vnd *H. D.* 86. sinen *H.* 87. stunde *C.* 88. *Ob.* 89. alle. 90. *Die weil* vñ *ims.* 91. [w.]. 92. Hintz. 95. Vñ *H. D*, Und *C. merck recht* meinē. 96. vor *H. C.* 98. wil. 99. hab *C. D.* 103. sey. 5. want *H. C.* Ich furcht daz ez in l. *D.* 6. [nam]. 7. [da]. *D.* klopfet *C.* 8. schnell. 9. snur und sun fur *C.* 11. Unde *C.* 12. matraz *C.* 13. [vil]. 14. Vnd *H. C.* 16. *wa (immer ohne s).* 18. schickte. 24. mėge *H.* 25. [und] — ettlich. 27. [Daz]. 28. sprach — *bew.* 29. 30. jungen *ist anstatt* liben *versetzt. C.* 31. sch. er o. 32. kam *C. D. fun* er da k. *D.* 33. Unde rurte *C.* ring *D.* 34. kamen. 36. der *für* ze. 37. Unde lief *C.* d. vatter *D.* 38. schön töppich. 39. und edeln *C.* 24. er *auch des.* 43. ain e. 44. sprach. 45. geswihen *C.* 46. Unde *C.* do *H. C.* 49. **vor* Du *ist* Solt, *ausgefallen, durch Druckfehler: D allein hat es.* 51. sprach — [mir]. 52. [ein] o. s. t. 53. tohter *C*, töchtern *D.* 55. gebñ. 57. mit. 59. *da.* 60. er da kam. 61. Unde *C.* klophet

C. D. 162. liez *D.* [ouch] *C. D. al* ze *C*, ze *D.* 64. do *C.* im da gütez. 66. Sie *C (immer).* 68 Wie *C.* 69. Sw. u. *auch* r. 70. lon *C. D.* 71. m. schon *D.* vñ *H. D.* 73. *kein Absatz.* er von. 74. er *do* kam. 75. *in* vollem. 77. Und *C.* 79. Töppich. 82. Unde *H.* 84. Getempert *C.* [wol] *H. C.* 88. wolde *C.* 90. *vor d*rungen *C.* 91. d*a*. 93. *Absatz. H. C.* lieb *D.*, *fehlt C.* 95. 96. alten [illegible] Min. *C.* 97. Vasz. 200. Bis im by e. w. d. 1. Er — [illegible] 3. kam *C. D.* [al] *D.* 7. *die* w. 11. Er *kam* zu [illegible] 12. schöni. 13. *da* n. 15. Unde *C.* 19. kamen [illegible] v. 21. *hin liest nur C*, in *H.* 22. kumen [illegible] wänen fürwar. 24. vermitt. 25. *Absatz H. C.* [illegible] s. v. w. 27. bistu *D.* [so] *C.* 28. *rede.* 30 [illegible] *H. C*, Erzaigt *D.* 31. sprach. 32. kind ich nan. 33. Sun ain ding dz. 37. hätt. 38. Susz. 39. wirt gůt r. 41. gienc *C.* 43. s. *vil* w. 44. *vil* ser. 47. Oder. 48. erlie *H. C.* 49. Dez er vor was gewent. 50. handl. *C. D.* wart er entwent. 51. vor *H. C.* *Dies* vor (*zwar öfter anstatt* vür) *und das Punkt hinter* Wart, *in H*, *deutet auch die Lesart von D an.* 52. busen *C.* 53. *Absatz. H. C.* [n.] *C.* 54. Niht w. *C.* 55. Dů. 57. nit me. 58. st. 59. *Baidu* b. 60. Hoh *H.* 65. gedachte *C.* 66. kind mein. 67. Daz gedenckt — trüwe. 68. geit m. leicht w. 69. vnder *weitū ain weisz* br. 71. gen — hoffart *D.* mich *C.* 72. We *mir D.* geboren *C.* 74. [Gar]. 75. *Und* ich. 78. *gar* ab. 79. *Und* bin *nu C.* 80. wölt. 86. dacz *der* h. 87. ellen *C*, elen *D.* 88. *Susz* gieng — *versm.* 92. lan *H. C.* 93. [So]. 94. sin *C.* lide *H.* glider *D.* 97. Und *C.* 98. *ez* gevalt. 99. do *H. C.* 301. do *H. C.* da e: w. *D.* 6. Baidu. 7. ruchet *C.* 8. kaume *C.* 9. *alt* gr. 10. da *für* so. 11. [den]. 12. Unde *C.* (*vgl.* 331. 399). 13. g. im aber ach vñ we. 14. ge. 15. Die *D.* sun *H. C.* 16. ie *für* in — [gar] *C.* 18. 20. kam. 19. Da. 20. Iedoch. 23. bis wil. 25. [wil]. 29. lainet. 30. *Dar* man. 31. under *H. C.* (*vgl.* 312). 32. berait. 34. im gefrewet w. dz. 35. Alrerst *C*, Aller erst *D.* begonde *H. C*, begund *D.* 37. gedachte *C.* 39. selber. 40. 41. mins gůtz *nit* enhan Doch alz v. 43. [k.] 46. vom *C.* 47. himl. *D.* -ischen *C.* 48. Ich *enw. C*, Ich w. *nit* — [a.] erner *D.* 52. [der]. 53. *kein Absatz. C.* saumet: raumet. 55. Unde *H. C.* gieng *D.* 57. ew. 58. sie *H. C*, sü — me *D.* 59. fraget [in]. 65. Er s. uil wol by *in.* 70. bin ich *H. C. D.* 72. *Wan* ez. 74. In h. d. t. *D.* 75. Bi den *H. C.* olen *C. D.* 77. mees *H.* 80. vñ *H. D.* 81. sie *H. (öfter*, in *C. immer).* 84. die *für* so *C.* 85. schire *C.* 89. deheiner *C*, digg häfftig *D.* 90. volget *C. D.* 94. Iren — [sust]. 96. vnm. *C. D.* 97. Ward s. m. vñ h. dick. 98. den — den. 99. *vgl.* 312. 400. Unde *C.* Si sprach *D*. bist*u* *C*. *D*. 401. din*s*. 2. sprach. 3. wol *für* gar. 6. zung*e* *C*. *D*. 7. kes*e* *C*. 8. i. d. 9. hinnen *C*. *D*. 11. *vor*. 13. So *H*. 14. kes*e* *C*. 15. bewainet. 17. Süllñ. 20. *bew*. 21. mū. nū s. 22. *in dem Zusatze liest D*: gaut : laut; *wie häufig* au *für* â. *Ebd. kann* dz *auch* des *sein*. 23. het*e* *C*. getrui *D*. 28. U. e. j. da g. 29. cham *her* w. *D*. gewesen *für* wider *C*. 32. 33. und*e* *C*. 35. kirchñ. 36. Do *C*. gien*g* — *her* v. *D*. 37. Vnd*e* *H*. geh.: ge*s*. *ir*. 39. *an* plicket : ser erschrick*et*. 41. pilgrim(n) *H*. *C*. *D*. 42. mah*t* *tv* *H*. [ge] *D*. 46. kumē. 47. *bis D*. er her *ist in H*. *umgesetzt, aber zuerst gewiesen; daher fehlt* er *in C*. gieng : gevien*g* *D*. 48. bi*t*dicl. 50. ich *uch* verhaldel *C*. 51. pilgri*m* *H*. *C*. 55. so *H*. *C*, *fehlt D*. 56. De*n* *H*. *C*. *D*. pilgri*m* *H*. *C*. 59. Di*n* *C*. *D*. 61. *kein Absatz*. *C*. 61. geschen *H*. 62. dis*er*. 63. [Nū]. 64. e*w* ez. 65. *daz* *C*, sein *D*. pilgrim *H*. *C*. gesel*t* *D*. 67. hain. 68. i. *nit* v. 69. *zwar* *C*. wil *für* w. *D*. 70. mangen *C*, mani*g* *D*. 73. lenger. 75. 'lobt' *für* labt' *ist Druckfehler*. labe*t* *D*. 76. Der g. m. im *da* s. 78. allez. 80. *h*iezen *C*. 83. burger*e* : und*e* gewer*e*. 85. vnsere. 87. und*e* *C*. 88. u. *auch* d. gebñ. 89. Damit *D*. verdien*e* *H*. *C*. 90. vñ *H*, vn*d* *C*. *D*. 91. U. i. m. *er*b. 92. schier u. 96. vil w. 99. *[man] *für* [an] *ist Druckfehler*. 501. *U*ñ l. 2. Und*e* *C*. d. o. *D*. 3. *Dieser Absatz beginnt schon* 1. *H*. *C*. 6. obñ. 10. **liest D auch* selb, *nicht* halbe. 11. wer*e* *C*. werñ geg. *D*. 15. inner*th*. 16. ward. 17. umbe *C*. 18. h. sin ze *C*. 21. Do *C*, Da *hin* — [also] *D*. 22. Alz. 23. Do *C*. 25. der. 27. halbe*n*. 28. ersäch. 31. *sag* *H*. *C*, gab im *auch* den *D*. 32. vñ *H*. 33. Hie *C*. gieng *D*. 35. Hie *C*. 36. Vñ *H*. *D*, Un*d* *C*. 37. fraget. 38. arm*e* *C*. 39. Und*e* *C*, *Ich* — meis. 42. al *vñ* az. 43. gien*g*. 44. *sait*. 45. *wöll* : söll. 47. antwort *H*. *C*. 48. m. s. 49. Vñ — prüder. 50. i. nū d. 52. gink *H*. *C*. laz*e* *C*. 56. ain. 57. Für *ain* w. 58. gelan. 59. gien*g* *D*. do *C*. 60. An ain stat zū. 61. Und*e* — denken. 63. Dacz dem elñ *D*. Do — elle *C*. 65. *Absatz*. *H*. *C*. gewart. 66. W*a*ñ w*eit*. 67. mentel in *C*. Die *da* d. den man*tel* gieng : hieng. 68. ze bi*lde* *C*. 71. hett : entlett. 73. stu*t*. 75. gien*g*. 76. arm. 77. hien*g* : gelien*g*. 80. Der *vater* tet *alz*. 83. wol*t* in *han*. 84. Dv*nen* s. *H*. *C*. 86. hast *tv* (du) *H*. *C*. 95. in den. 97. lasz. 600. *U*ñ der k. *nit*. 1. v. *min* me *C*. um *C*. 2. [Sun] *D*. *du* *C*. *D*. 6. 7. 8. Und*e* *C*. *doch für* ouch *D*. 11. 12. ich *noch* han Ez h. *D*. hulf*e* *C*. 14. ie *auff* ges*l*. 16. inn. 17. her *für* noch. 21. 22. Yeczo ge*st*. l. vr. Zū m. g. — [nu]. 22. gern*e*. 23. J. *ist er* h. 24. sie *für* sin *C*. 25. h. i. e. *C*. *D*. 26. gelie. 27. swe*n* — w. *ich* d. *C*. 28. muzen *C*, müssent si *D*. 32. Yett. *D*, Ieclich*en* *C*. 34. dar *für* im. 37.

leg*e* *C*. 639. Und*e* *C*. ginck. *H*. *C*. 40. *Und* i. — selber *C*. *gan* *D*. 43. Hinn*a*n. 51. *Ez* w. 57. [er] *C*. 58. r. u. m. 59. u. *auch*. 61. Vñ. 63. do *H*. *C*. 68. geben. 69. *Absatz*. *H*. *C*. 72. groz*e* *C*. 79. *Alz*. 80. herr*e*n *H*. *C*, hrñ *D*. 81. *Kein Absatz*. *H*. *C*. [en] *D*. 83. dankt*e* *C*. tanck*et* im d*a* s. *D*. 84. sweig ez. 85. D*ie* *C*. 86. Ez sey *deñ* *D*. sin *C*. 87. So *dü*. 88. wz si. 89. *kein Absatz*. *H*. *C*. tagez *D*. 91. sü*n*. 92. D*a*. 93. werk*i*nem *C*. 94. jun*g* *D*. kum*e* *C*. 96. sprach. 97. wo *H*. *C*. 700. *e*twas *C*. 1. tag*e* *C*. *By* sein*en* tag*en* b. *D*. 2. Sihestu *C*. 6. trät mei*n*s. 11. Dez s. u. n. 12. süllñ — [in]. 15. *Absatz* *H*. *C*. [sa] *D*. 16. 17. v. *an* seinē g. St. 20. dank*et* — geneig. 21. i*n*. 22. Hi*n*cz — h*a*t gebñ 24. *Da*. 25. hai*n*. 28. D*a* n. 29. hain *(*beſser* hein). 30. 31. sol*t* u. d. a. s. Doch n. *D* [alten] *H*. *C*. 32. Du k. *vns* so *D*. kum*e*st *C*. 35. wizse *H*, wische *C*. 38. De*m* *H*, Der *C*. 42. hei*n*. 43. krieg. 44. l*and* mir. 46. hazen *C*. 47. inbizzens *H*. 48. Vñ *mit* dem a. morñ g. 49. vor henget *H*. *C*. 51. lo*bt* er *zwar* *C*. Vñ l. d. a. *auch* zwar *D*. 52. kom *H*. *C*. 54. *die* man. 55. edeln *C*. 58. ew. 60. Der a. w. 64. blick*e* *C*. *D* 66. D*as* *er* im. 68. *Atz ob* er. 69. *S*o C. 70. Er also *C*. 73. Son*en* m. *C*. ich *dich* des *D*. 74. kist*i*lin *H*, kist*en* *D*. *Auf* 78 *folgt* 80: gan. 81. *Vñ* in. 82. *Das* i. n. d. getr*ui*. 84. seinu sibnu *D*. sin*e* *C*. 86. gegeben *C*. 88. *er* vr. 90. k. d. k. *D*. kumen *C*. 91. Darinn waisz*t* — *w*ürczling. 96. u. o. 801. die. 3. sein. 7. genennet. 9. [vil]. 12. [noch]. 13. *dh*aines. 15. [do] — d*ui* st. 18. Der — d*a*ran *D*. l*i*t *C*. 20. [ob]. 21. Daz er m. 22. iet(s)l. *C*. *D*. 26. *n*it — [den]. 27. *so *ist vor* wil *ausgefallen*. *Druckfehler*. 33. d*er*. 36. umb *C*. 39. *meren* : besweren *C*. *D*. 40. So *e*nsol ez v. d. 43. ir*n* friden *C*. 44. Unde *C*. 46. *b*ewecht. 51. A*n* l. 53. Recht. 54. in grosz g. 66. h. mengeȝ gebñ. 68. Unde banch*te*—sine *C*. 71. kor*e* *C*. 74. wer an im *b*eschechñ *D*. geschehen *C*. 76. ll. *in* g. [wol]. 77. lez*t* *H*, letz*e*t *C*. 78. mer *noch* n. 79. Er *D*. un*d* *C*. *D*. 80. h. u. d. 83. D*o* *H*. *C*. bett : get *D*. 85. mir *hain*. 87. Hain in *ir* *D*. ze *huse* *C*. 90. mit im gan d. 91. [im]. 95. satzte *H*. 96. D*a*. 97. *sie* *H*. *C*, *sü* *D*. 98. frag*e*t *D*. letzte *H*. 900. Un*d* *H*. *C*. 1. dauch*t*. 3. ich *ez*. 5. dicz. 7. alt*e* *C*. 11. *liest* *D* silbr*in*. *(silber *ist Druckfehler*). 12. gel*a*it. 17. edelem *C*. 18. Unde *C*. 19. vñ *H*. *D*, un*d* *C*. 23. *S*wie *H*. *C*. schon*e*—gevilet *C*. 24. D*a* *D*. [en]—ge ilet *C*. 27. kovm*e* *C*. 29. D*ie* weiss*en*. 30. vrogt *H*. Fraug*en* er *begund*. 31. Umb*e* *C*. 34. *sprach*. 35. noch *für* sl. 36. Dein*s* wons. 37. da *für* nû. 38. hastu w. v. 40. deñ. 41. 42. v. *seinen* t. — mir haut. 47. so*l* m*a*n. 48. dr*in* *C*. 51. gesche*hen* *C*. *D*. 52. *ers*.

955. v. seinē *andern* ***D***. *andren* ***C***. 57. [O.] 59. zihen ***H***. 61. ab. 62. *für* si *liest* ***H***. *si sei*. 63. *suchtñ*. 65. tragen. 66. iemāt. [67—72]. 73. *maget* ***C***. ***D***. 75. *unde mantel* ***C***. 78. wil *liest auch* ***C***. 80. *gerne* ***C***. 81. *Jenes* er *aber*. 84. *Unde* w. *kome* ***C***. *kam* ***D***. *In dem Folgenden liest* ***D***: h. *an geweiset*. 85. *kein Absatz* ***H***. ***C***. [kom] ***D***. 86. *selden* ***C***. 87. *töchtern*. 88. vñ *auch*. 89. *eine kisten* ***C***. 90. *Vil* u. ***C***. *on mausse* ***D***. 91. *vaters* ***C***. ***D***. 96. *unde* ***C***. 97. ain ***D***. *andren* ***H***. 98. *Sulle* ***C***. Süllñ w. s. d. k. 1001. An *disen* m. i. *wol* sp. 2 3. In h. — Vñ d. 5. *im* ***C***. 6. vñ ***H***. ***D***. 7. sol engān so n. 9. Dez tagez. 10. Den kirchñg. si n. 11 laiten an irñ 12. Baid ***D***. [lich] ***C***. 13. plebein ***H***. *plebine* ***C***. pfawñ ***C***. 14. *Recht* a. 19. *Unde* ***C***. *ze siner* s. ***D***. 20. gebiten ***C***. ***D***. 22. *sag* wz haben. 25. *lichen* ***H***. *sippe* ***C***. ***D***. 26. tüstu. 28. du d. ***D***. *umbe* ***C***. 29. versmachñ. 30. *Und* ***H***. ***C***. 31. *sparst du* ***H***. ***C***. 33. dir ez. 34. sein. 36. deins. 40. Itliche ***C***. 41. bi im *(befser)*. 42. [ge]. 43. nie *keinen*. 45. Ir pfr. si ze s. 46. Ivr(t)zten ***H***. ***C***. 60. *machen* ***H***. ***C***. 66. vñ ***H***. 70. *letste* ***H***. ***C***. 73. *Unde* ***C***. 74. Nie v. b. 76. *kein Absatz* ***H***. ***C***. w. si ***D***. 85. Baid*u* in er. 86. *kein Absatz*: letsten ***H***. ***C***. 90. *Sine* ***C***. 91. min*u* k. 94. Biderb. 97. zü der. 99. *gezem*. 1105. dis*e* forcht. 6. *Wurd* si iecz*o*. 7. *lichte* ***C***. 9. Uñ ***H***. *Und* ***C***. Ir liessend ***D***. 11. er *ze* b. 12. cham. 13. beu*iht*. 17. *im* sch. 19. *kein Absatz*. ***H***. ***C***. geb. ***D***. 20. [si]. 21. Baid*u*. 23. lich. 24. auff gesp. 25. koume ***C***. erwegel: regel. 26. Obnan. 30. der *slusset*. 31. red sol euch nit lan. 36. *Do* ***H***. ***C*** 42. *letsten* ***H***. ***C***. 50. d*a* ***H***. 51. *er* platert ***H***. ***C***. 56. D*a*. 58. *verhilt*. 59. r. m. in gevarñ: warñ ***H***. waren ***C***. 63. danne³. 64. in. 68. an ***C***. 69. *helte* ***C***. 70. maniger t. 71. vñ ***H***. ***D***. 72. gebñ. 73. Gen. 79. getrüti. 80. [Die]. 81. *kein Absatz*. ***H***. ***C***. sie ***C***. 82. ew. 83. gehaissñ. 84. well. 85. gan. 88. *setzet* ***C***. eltweñ ***D***. 89. man*i*ger ***C***. 91. Wend. 93. *Unde* ***C***. ew. ***D***. 94. Gaut — af*f*hait. 95. *Unde* ***C***. 98. deñ narres.

L. *Martinsfest.* *Von dem Stricker.*

*Heidelberger Sammlung (**H**) 174. Coloczaer Abschrift (**C**) 172. Wiener Sammlung (W^1) 14. Insbrucker Abschrift (**I**) 40. Laſsbergs Liedersaal (**L**) CLXIX. Wiener Pergamenthandschrift 2885 (W^3).*

Ueberschrift: gebou*w*er ***H***. Hie tranc ein gebovr uber macht An sante Martines nacht ***C***. Ain mer von sant Marteins dieb ***W***. ***I***. Wollen jr ain wil gedagen So wolt ich vch kurtzwile sagen 1. Von ainem richen bur mann ***L***. 5. W^1 Also; ***L***. Sam tett och. 7. W^1 *fehlt* so. 9. W^3 *fehlt* karge. 10. W^3 Und. 11. W^3 geperden. 12. W^1

D. si wol getrunchen h., W^3 D. si vnsinnikleich tetñ. 13. W^1 So w. 14. (bræchen?) W^3 Nu vorchtens (*meint* worhtens). 17. W^1 hie vor. W^3 *L.* hie auz. 18. W^4 hin ein. 19. W^3 ain' vnd'. 23. *L.* ze dem ersten, $W^{1\,3}$ des ersten. 24. W^1 Des. 25. W^1 benomen. 26. *CL.* gunden, W^3 hund. 28. W^4 Do erhort d. w. den sch. 33. W^3 *L.* Er gwan. 36. W^3 *L. fehlt* im. 38. W^1 yegleichs sein, *L.* Vber alld sind r. 39. *L.* wol (*st.* me); W^1 zehen, *L.* hundert, W^4 tawsent. 42. W^3 fleizig, *L. fehlt.* 43. W^3 *L.* ersach. 44. W^1 gestunde; W^3 *L. fehlt* en. 45. W^1 er; W^4 *L.* ot. 47. W^1 hin n. b., W^3 hin zo paz; *L. fehlt* hin. 51. W^1 *L.* f. b. *ez* s. m. 56. vil *fehlt.* 57. $W^{1\,3}$ Ez w., *L.* Da w. 58. W^1 *L.* Und w.; gerne *fehlt.* 59. W^1 Ander din, W^3 vnd din. 66. $W^{1\,3}$ *fehlt* nu; *L.* nu l. 71. $W^{1\,3}$ *L.* ich ouch. 75. W^1 ez. 84. $W^{1\,3}$ erlaschte, *L.* löscht. 85. W^1 Er w. 87. *CH.* Der. 88. W^1 wart; *CH. tip* (*st.* diep). 90. W^1 *fehlt* sô. 94. W^3 niht. 96. W^1 *L. fehlt* ie; W^3 *fehlt* ie so. 101. W^3 er seyñt. 4. W^1 hi naht, *L.* hie nu. 10. W^3 schenka. 12. *C.* besvndern, W^1 vernomen. 14. *L.* Daz er sin glücke meret. 15. W^3 Ir sult. 16. W^3 *fehlt* ser. 18. *L.* W^3 Vnd sult. 19. *L. fehlt* sin; W^3 *fehlt* iemer. 23. W^1 getrinke; *C.* fvrbaz hin, W^4 nu hin. 28. W^4 h. v. i. 29. *CH.* W^3 *L.* trinkens, W^1 trinkes. 34. W^1 Des. 37. W^1 Si br.; vor ir spr. 38. W^1 Swaz; *Alle* do. 39. *Alle ohne* nu. 40. W^1 *fehlt* diu. 42 *Alle* sinne. 43. *L.* al, W^1 aller, W^3 *fehlt.* 45. W^1 liebiu. 48. W^3 svlhs, *L.* svlich; $W^{1\,3}$ *L.* trinken. 49. $W^{1\,3}$ *L.* Daz; W^3 mag. 54. W^4 liebñ. 55. *L.* alten. 56. *L.* moz sin, W^4 Sein müzz. 57. *L.* hinacht. 58. W^1 *D.* sin die s. 61. W^1 *L.* als. 62. W^3 *L.* ir. 63. *CL.* hinaht; allen *fehlt Allen.* 64. $W^{1\,3}$ *L.* Daz wande i. n. 67. W^1 lobe. 71. W^1 Da g. 72. W^1 vil l., W^3 gar, *L.* manig. 74. W^1 Die; *L.* grozzen. 75. *L. fehlt* guot. 80. W^1 Nu. 81. W^1 Er. 83. W^3 *L. fehlt* elliu; *L* hab. 84. *L. fehlt* niht; W^1 war diu rinder. 91. *L.* Sam. 93. W^1 alden, *L.* allen. 94. 95. *fehlen C.* 96. $W^{1\,3}$ *L.* Des. 97. W^3 michls. 201. W^1 gebeizze. 3. *C*$W^{1\,3}$ *L.* in. 4. (*lies* muoʒ). $W^{1\,3}$ *L* rihten abe. 5. W^1 witzen. 6. *L.* Ez; W^3 wer; $W^{1\,3}$ *L.* halben t. 9. W^3 Mit wew. 11. *L.* enban. 14. *CH.* in; W^1 getrouwen.

LI. *Der Wiener Meerfahrt.*

Heidelberger Sammlung (H.) 37; Colocaer Abschrift (C.) 38.

Ueberschrift: [von] *C.* Unde *H.* — *Folgende unbezeichnete Lesarten gehören C.* 1. ettwenne. 4. Vñ *H*, Unde *C.* 5. si *H.* (*meist*). konden : begonden *H* (*meist, auch in C*).

7. tugenthaft : *verkert ir geschaft.* 9. *sin für hin H. C.* 11. *Absatz.* 13. iezunt. 17. alle die *H. C.* 22. manchen *H. C (öfter).* 26. hoverlicher. 32. Dewen. 38 unde. 40. und. 41. g. vri v. *H. C.* 44. sagt. 45. vreuden lere. 46. *iz H. C (häufig).* 47. winnen. 52. vñ *H.* 57. Do. 67. Wienne *H*, Wiennen *C.* 68. vñ *H.* 71. winne. 75. plennich : dinich. 78. manch *H. C.* 81. do *H.* wienen *C.* 83. seltzene *C*, seltsame *C.* 85. zeinen. 87. Zeinem. 88. trurigen. 90. Unde. 98. da. 99. vrolich. 102 genuc. 6. selten. 8. erwarmte : erbarmte. 16. sauer : gebur. 17. siner. 18. jugest. 19. liht *H.* 23. liezen. 25. *Die H.* 26. kvmerliche *H.* 27. nuchtern *H. C.* 31. geben es. 32. klagte. 33. reitte *H. C.* 36. vn *H.* und brage *C.* 42. dem. 44. sagte. 47. prêzzen *H*, pruzen *C.* 64. sage *C.* evch (uch) *H. C. (immer).* 70. Unde vermogens. 72. suln. 73. Danen wil. 76. nach gebur. 83. mitalle. 85. krefticligen *H (cli ist oben hinein gebeſsert)*, kreftigen *C.* 92. Syst. 93. gelobt. 95. atzers. 96. kom *H. C.* 99. samen. 201. vil. 2. sagten. 10. als. 12. einwart. 15. wienen genuc. 29. nelikin *(die eigentlich Niederdeutsche Verkleinerung*, negelikin, *welche in diesem Worte allein noch Hochdeutsch ist:* **Nelke**, *neben dem Oberdeutschen* **Nägelein**. *Vgl. im* LXVI. *Helmbrecht* 727. 744 *die bedeutsame Unterscheidung dieser Mundart).* 33. alten. 38. vñ *H*, und *C.* 41. mit. 46. gestalt kart. 55. war. 60. w. s. 68. kam. 78. tone. 80. Iren. 84. vñ *H*, und *C.* 96. enwetz. 97. geschiht. 302. haten. 6. unter. 12. straucht *C.* vñ *H.* 14. wankenden. 19. Fur *H. C.* 28. hohster. 31. Waz. 35. nach geburen. 39. lage *H. C.* 42. unde. 47. iettichem. 57. gienge *H. C.* 59. Unde. 66. Dunen g. *C.* vñ *H.* 67. verterben *H. C.* 68. Under des. 69. lage. 78. lit *H.* 82. mier *H.* 85. Der werle *H.* 86. kiele. 93. Unde waren. 96. grozen. 98. nak(ch)gebur *H. C.* 406. Und. 9. [doch]. 12. [ge]bat. 18. steine : beine *H. C.* 19. *die* b. 20. ze brache *H.* 22. sulche (solch) g. *H. C.* 27. Vñ *H.* 30. kriegen. 34. geschehen *(lies* geschên). 46. zecher. 49. entzwei. 70. wiennere *H. C.* 71. wiennen. 72. Daz. 77. darwen : garwen *H. C.* 79. unde. 87. mag *für* was. 90. danne e. 98. nuchtern *H. C.* 501. gewacht *H. C.* 3. uber *für* mere. 5. trunkenholde. 17. viel *H.* 29. solche. 30. Der der *H.* 32. nuchtern *H. C.* 39. umbezalt *H. C.* 55. do *H. C.* 60. ubelich *H. C.* 65. verterbet vreveliche *H. C.* 75. wire *H*, wir : hir *C.* 78. Schulle *H. C.* verzen *H.* 79. missebienten *H.* 90. wir got alle got. 97. darzu drungen und traten. 99. Und siz *H. C.* 605. trunken *H. C.* 9. knvch *H.* Die *H. C.* burgere *C.* 11. hoch. 13. do *H. C.* 14. 17. Und. 20. den. 21. Alrerst. 24. *vgl.* XLII, 70. 25.

harten saure : nach*t*gebaure. 629. *meint der Nibelungen Noth durch Kriemhilden.* 31. gesah(e)n *H. C.* 37. koume. 39. gaben. 40. name *für* manne. 42. sau(w)er *C. H.* 51. Ir *für* Ez *H. C.* 56. 57. *sind hinter* 671 *versetzt.* 62. *gemachen* mac. 72. Der *verlerst* sei gut uñ. 74. solcher. 81. na*h*. 83. [des]. 84. dan den. 90. ist *für* er *H. C.* 96. nuchtern *H. C.* 701. *Absatz, anstatt* 702. *H. C.* 6. gern.

Aus Jansen Enenkels Weltbuche.

1. Achilles und Deidamia.

Heidelberger Handschrift (H.) Bl. 73. Münchner Handschrift (M.) Bl. 81. Gleinker Handschrift (G.), Gottscheds Abschrift S. 67. — Die folgenden unbezeichneten Lesarten gehören H. Die Vergleichung von M. reicht von Z. 59 bis 412.

3. ligen*d*. 4. Do — *i*esa *G.* 5. De*s*. 6. Daz *G.* mut *H.* 7. zagel. 8. *an* m. *G.* [9.—26.] *H.* 12. **lies* beide*n*. 13. *lies* tail : unha*i*l. 26. *hinten fehlt ein Punkt.* 27. D*a*. 28. Troy *G.* 29. ligen*d* do. 30. ir *da* vil. 32. kirchen. 35. Tro*y* *G.* 36. witz vnd s. *G.* 38. glouben *H.* mier *G.* 43. Achi*l*es (*immer*). 45. wo *H. G.* 46. ob des m. ich r. *H.* mann*e*s w. ger. *G.* 47. i. *gar* v. 48. vr *chlait* *G.* 49. [der] *G.* d. *eren* kl. *H.* 50. Vnd gev. i. im *recht* *H.* 51. 53. D*a*. 51. daz *G.* 54. n*æ*chsten *G.* 56. Achi*lem*. 59. lazz *M.* re*d* *G.* 60. d*i*tz *M. G.* mæ*ri* *M*, mær *G.* 61. kam *:* nam. 64. sein*s* *G.* hübschikait *H.* 65. 66. Wie er — Gieng a. *M.* 68. chom *M.* 71. pider *M.* 71—86. *verkürzt G*: Dö nû Achilles, als ich ê las. Zuo seinem vater Peleas Haim kom, er wuochs n. v. 72. Pol*e*as. [77. 78.] *M.* *77. *lies* gehaizen. 79. halp r. hal*p* *M.* 81. *Z*iro *H.* zouch *M.* 82. e*s* *M.* er *vil vremde* w. sint *H.* 83. im *vil betrogen*. 86. gefüg — [er]. 88. Da wart ez ein *M.* vromer *H.* 89. 90. Vnd *do* er *ward* w. — Do w. im *G.* [Und] *H.* 91. wær : erbær *M. G.* 93. *i*enh. dez *M.* 94. hint m. *M.* (*meint* hiet). 96. hiet der *M.* 97. [er] *H.* nieman*t* sol*t* *:* wol*t* *H. G.* 98. *G.* de*m* *der* si nie*mant* *H.* 99. D*a* *H.* Achill*em* *M. G.* 100. mer *M. G.* d*a* *M.* [do] *H.* 1. Schiro*n* do *G.* Schiron*e* *M.* 2. mir ieman w. 3. seltzein(s) *M. G*, selczes *H.* 4. miner geink. 5. w. *der* b. *G.* 7. D*a* *M.* 8. *dhain* *M. G.* 10. glouben. 12. har*t* *M. G.* 13. wa(æ)ch*st* *kein* *H. G.* *dhain* *M.* 14. zogen. 16. leinem *G*, lei*neinem* *M.* 17. liebe*s* *chint* *M.* *junch*herr *G.* 19. Dise*w* *M.* 20. ha*b* *M. G.* *ch*ainen *G*, *kö*nen *H.* 21. *dh*aim *M.* hare*t*in *H.* 22. Wachset auf dem part dein *M.* gewachse*n* *H.* 23. Da. 25. D*a* legt es *M.* l*æ*t *G.* 26. *an* m. *M. G.* 27. haid*i*nne *M*, haidninn *G.* 28. s. n. v.

h. *minne M.* min*n G.* 29. Dy*a*damia *M. H.* 30. *Di M.* 31. sei. 32. *So* w. *G.* 33. [von] *H. G.* 34. chom *M. G.* 35. [hin] *G.* 36. vrouw. 37. *Da H.* er *gein* (gen) *der* stat *H. G.* 38. Sein *tainew* z. *G. M.* z. *er* in *H.* * *lies* zucht. 39. *Si G.* 41. [Her] *M. Hin* gen de*m G.* *burg H. G.* b. d*ar* gie *H.* [do] *G.* 42. chunigin*ne M.* 43. vr. *in M.* m*ær* : w*ær M. G.* 44. [von] *M. G. er M.* [komen] *G.* 45. *fromdes G.* 47. lie*b M.* fraw *M. G.* 48. sagent *H. G.* 51. [bœsen] *G* 57. er *mit* uns*æ*lde*n* m. *H. G.* 59. d*o M. G.* 60. n. heln wil *H. G.* 61. getr*a*w *M.* 62. prest *G.* 63. *Und* ich. 64. m. t*ü*rr gel. *M.* 65. *Wer.* 67. * *lies* beschaidenleich *ohne Komma.* 68. Wa ein kunig rich wær ein kunigin*n H.* Pey ainer chünigin*n G.* 69. [ich]. 70. verzer *G.* 71. g*ar* k. *M.* [vil] *G.* kom verspr. *H.* 72. Seit *M. G*, Sei*nt H.* d*ie* unselig*en G.* 74. ich bin von dem *G.* lan*d H. G.* 75. mach*t H. G.* an den s. *G.* 76. ein*s G* 78. iuwer. 79. *mit* m. *M.* 80. ir (hie) bi ir m. *H. G.* gestan *G.* 81. hei*nt M. G.* 82. iaren. 84. iu *gütleichen* t. *G.* 85. re*d H. G.* 86. weschi*n H. G.* 87. wesc*h H.* de*z* do *H. G.* 88. Achillem *H. M.* 90. fra*w M. G.* vr*o H.* 91. 92. meine*n* sinne*n* : maisterinne*n*. 92. leren *m. M.* maistr*in. G* 94. mocht *M. G.* 97. *Si* i. so g. *H.* geler*t H. G.* 98. A. k. i. s. v. 99. *Dein* ein. 202. dienste*n* sich si u. 5 *Diu* schœ*n* t. di*u M.* schœne*w G.* 6. wese*n M. G.* 7. Kreichen. 9. ger*n M. G.* 11. chlein*a*t *M.* 12. Ein parg v. g. gro*z* *vnd weit M.* 14. herr *M. G.* 15. lone*n*. 17. *Und* s. *G.* 19. ains chunig*s G. pfenniges H.* 20. er*n G.* wert *H.* 21. *t*eplich. 25. sælde *M.* 28. sich *H. G.* 29. *Wie M. d*hainen *M. G.* 30. dise*m*. 32. *Sein M.* [nu] *H. G.* 33. vrou. 35. *Der* Kr. *G.* 36. ir wölt. 37. volgt *H.* [im] *G.* 38. 40. Achillem *H. M.* vil g. *M.* 41. m. schon. 42. b. *sagt M.* 43. wiz*t*. 45. Verhie*ng M*, verhengt *H. sein* m. *G.* 46. lat *H*, læt *G* (*meint* leit). 47. wo*n*t *M.* 48. w. *sein* l. *G.* 49. begund*e M.* 52. [eu] *G.* von han *M.* 53. geschach mit w. *H.* ir g. m. w. gar *G.* sein*e M.* niemant *G.* war*t H*, wur*d G.* 56. ir*n G*, sinen *H.* 60. den *e*w*r*n *M. G.* 61. *So* wil ich *G.* * *lies nain für* main. 66. siechen *vurwar.* 67. *Habt* a. *H.* ein *M.* seltzsein *M. G.* 68. so ir er *M. G.* behalte*n H.* 69. niendert. 71. nicht *M.* 73. wöllent — *im* ein *H.* [sein] *M.* main *G.* 74. versu*igen* ist u. *M.* 75. *Waz* ir *t*rahtunge *M. t*rachtung *G.* 76. *Die M.* mengen *H*, manigen *M.* 77. sag *H.* schœne *G.* 80. [icht] *H. M.* gern *M. G.* 81. tre*w G.* 82. *Mit* ich *H.* r. sein *M. G.* [85. 86.] *H.* Zaha*i M. Hey* sol*t* ich *sein G.* [89. 90.] *M.* [er'] *H.* 90. *ver*derben *G.* 92. fraw*n H.* 94. iuwer. 96. *An* e*w nimmer M.* 98. mir *al*rerst *M.* e*r*chant *G.* 99. [dâ] *H. G.* 300. alle*z H. all* scham *G.* slacht *chom M.* 1.

maisterinne: deine sinne *M.* 307. mægedein *M.* 10. hand *H. G.* 12. *Und* in z. gen *G.* gen ir iach *M.* 13. wolt. 15. [ich]. 17. *Do* mag *G.* mag einem w. *H.* 18. wirt *M,* wird *G.* 19. apłgot *M. G.* 21. bet *H. G.* 22. wert (wirt) ir o. ich *G. H.* 23. Er — *sicher G.* 24. pitterm *M.* 25. apłgot *rüffen M. G* 26. ainen *M.* 27. Wem *H.* Swem dann ditz sol *M.* 28. den a. *G.* 30. apłgot *M. G.* 32. uns *G.* 34. gnaden. 35. maisterinne *M.* 36. *Waz* — wil ich *H. G.* 37. [junk] *H. G.* 38. hab — in dinem *H. G.* [39 — 74.] *H.* 39. pet *G.* 40. und *G.* 41. verporgnen(new) *M. G.* 42. solt da n. *G.* 43. apłgot *M* (*immer*). 44. solt *du G.* meren *M.* (*meint* in êren) 45. rueft — still *G.* 46. daz ez i. s. wilt *G.* 47. sprecht *G.* 48. Hilf *G.* 49. *dich G.* 50. dein *G.* 51. *dir G.* 53. **lies* haid(e)nischem. 54. wirst *du* w. geert *G.* 55. Daz *G.* 56. gewint *G.* 57. huld *G.* 60. *Ich* w. *G.* 62. genædige *G.* 63. w. *mit* sch. *G.* 65. flegen *mit* h. *G.* 66. er *G.* 69. Vil gn. an *G.* 70. *Hey* — [nû] *G.* 71. [daz] *G.* *(*ist zu streichen*). 73. *Swaz G.* 75. daz gebet g. *H.* 76. gen — iach *M.* zu *G.* magt *H. G.* 77. *die Anrede steht hier, wie öfter, aufserhalb der Reimzeile.* tan *M.* 78. *Nu* sülle(n) — bett *H. G.* 80. hat *H.* gedient *H. G.* 81. [gar] *M.* 82. [vor] *H. G.* 83. tan. 84. begund *M.* 385—410. *sind in Gottscheds Abschrift von G nur durch zwei leere Zeilen angedeutet.* 86. an *M.* 87. an. 90. gräwflen *M.* 92. Pey dem *M.* 94. [alsô] *M.* 96. frawd *M.* 97. Da er n. wan w. *M.* 98. [wol] *M.* 400. *Grif.* 2. verhort. 3. [daz] *M.* g. uz der Kr. *H.* 4. mir *worden* ist *H.* *Für* 5. 6 *wiederholt H* 399. 400. **Das zu* 5 *fehlende Reimwort ist ohne Zweifel* graif. 7. *(*lies* sprach). *die* w. *M.* 8. [hie] 10. ist mir *also* v. *M.* [11. 12.] *H.* paidenth. — vrœud *G.* 13. si *allin* g. 14. [daz] *G.* 15. dennocht. 18. chemnaten *G.* 19. Da er der siech *G.* [21—26.] *H.* 27. Der sprach ich m. iuwern brunn. 28. [rechte]. 30. sieh. 31. tugenlich. 32. artzt *G.* 33. [tochter] *G.* t. *gedenk H.* 34. [allen]. 35. Das *H.* lan *G.* 36. ich ie han *lieb gehapt.* [37—62.] *H.* 45. niemant *G.* 55. taucht *G.* 64. der *für* ir. 65. sei. 67. [dâ] *G.* 68. [nû]. 69. misstan. 70. Zwar m. 73. ir *für* die *G.* 74. verswan. 75. dackt — *wunnichleich G.* 80. wær *G.* 81. hart *G.* 87. Gen *G.* [Sâ] *H.* 89. *dhain G.* 90. Sölhen siechtuom ie *G.* 92. ez sein *G.* 95. artzt *G.* 98. [von] iuwer. 99. *Er* spr. 500. ez sein *G.* 2. *Ez* ist *G.* 7. *Und si* do *für G.* 8. chlærgleich *G.* **lies* enpfie. [9. 10]. 11. woltzt — nicht *G.* 12. w. nam. 13. woltzt *G.* 14. *Wie* ich wær *G.* 15. chindlein *G.* 16. Da m. du an *G.* [17—32.] *H.* 19. hietzt *G.* 34. *Si sprach* gnad *G.* [vil] *H.* 35. [doch]. 38. die w. kund. [39—44] *H.* 45. 46. Den brunnen vie man ze

h. Der w. dem meister do. 549. mir *darumbe* g. 65. *lait G*. *Für* 71—82. *hat H nur*: Dô deu tochter des ward gewar (*vgl.* 563. 571), Daz sie ain kind in irem leib gebar, Dô ward sie alles laides vol (565); Doch trôst' sie Achilles wol (577). [85. 86] *H*.

2. Der Zauberer Virgilius.

Handschriften: zu München zwei (M, Mm) Bl 144. 236, zu Augsburg (A) Bl 202, zu Neresheim (N), B. 37744, zu Heidelberg (H) Bl 225, zu Wolfenbüttel zwei (W, Ww) Bl. 141. 46.

1. Pei der zeit ein man was alsus *W*. R. *gesessen* a. *Mm*. 2. V'gilius *H* (*meist so*). 3. *wart H*. 4. zaub'nus *H*. *Nach* 4: Da von in Augustus lieb het Vil ern vnd wirden er im tet *W*. 5. ew *da* w. *M*. *A*. *N*. 7. rehten gel. *M*. *A*. *N*. 8. Da von ist er der *A*. hellen *H*. 10. **lies selbe für helbe*. 11. kund *H*. 12. neman *H*. 16. Von im ist mir daz *H*. 17. hut *H*, hauet *M*. *A*. *N*. 19. erde *H*. **lies sluok*. 20. daz der houwen kamen gnuok *H*. **lies* vertruok. 21. sinen *H*. slagen *M*. *N*. [s. st.] *Mm*. 22. chom *M*. 23. [was] *W*. 25. [erde] *H*. 26. wunn *H*. 30. W'a — lande *M*. *A*. *N*. [hin] *H*. 32. inne *M*. *A*. *N*. v. *gar* w. *H*. 33. uns *M*. 34. [wellen] d. *i*. *mer* b. *H*. 36. uns *M*. 37. wöllen *H*. lern *M*. *A*. *N*. 38. vroud *H*. 41. uns *H*. 42. [dir] *M*. *A*. *N*. 44. *iu H*. 45. Leret *M*. *A*. *N*. ganz *M*. 46. [des] *H*. 47. brechen *H*. 50. [noch] *H*. 52. zerbrechen *H*. *M*. *Mm*. [so] *M*. *A*. *N*. 53. alt *H*. 54. m. *grozem* schalt *H*. 58. zoubern *H*. 59. emplie *H*. 60. *Zu H*. stein *M*. *A*. *N*. 61. liez *H* 62. alt *H*. 63. 64. *erweitert H*: Ze land *do* V'gilius Daht *im* alsus Ich muoz ir kunst versuochen An lesen mit den buochen. 65. Seint *H*. 66. Gevarn ich trouw wol ze g. *H*. 68. *Vil* wol *H*. [69. 70.] *A*. gewinne *M*. *N*. 72. Begund *H*. 73. **lies* sein 74. Ob war wer *W*. *Als* er *wær* der *H*. 75. steinen *M*. *A*. *N*, steini *H*. 76. k. het *si H*. 77. Wanne *M*. *A*. *N*. 78. Wolt *M*. *N*. *A*. einen *H*. 79. gieng zuo *M*. *N*. *A*. 80. Der bi der *H*. 81. steins *H*. 82. alz si w. von art ein *M*. *A*. *N*. 84. alt *H*. 90. [iu] *H*. 91. Dar *M*. 91. 92. minne : purgerinne *M*. *A*. *N*. 94. si vil dick *H*. 96. vrouwe *H*. 97. n. *moht noch* w. *H*. 98. Daz *M*. *N*. W. *tet begern A*. si moht *und* wolt g. *A*. 99. lie *H*. 101. laz *H*. 2. Iuwer min — maz *H*. 3. ewr *M*. *A*. *N*. 4. ez *niemant* w't *H*. 5. wæret *M*. *A*. *N*. 6. minn — versagt schon Ir sult an ein ander geren Diu iu mug iuwer bet gewern *H*. [7. 8] *Mm*. 8. m. *e* br. *M*. *A*. *N*. brechen alt *H*. 9. [wærlich] *M*. *A*. *N*. geweren *H*. 10. Das *H*. wolt *M*. *A*. *N*. *H*. *gern M*, begeren *H*. 9. 10. Ir sult an ain andrw gern Die ew mug ewer pet gebern *Mm*. 11. m. *einnot*

M. 114. ewr *M. A. N.* [15—18.] *Mm.* 16. *Wann* s. *vnd* g. *W.* Gold *vnd* s. *A.* [17. 18] *A.* 19. *Da* — vrouwn *H.* 21. *Da M. A. N.* [22] *N.* wis *ir* birt *H*, weiser *baz ir* birt *Mm*, weiser *wirt M*, weiser *ich pit dich W.* 23. Nu s. *M.* *sait H. N.* s. im vil pald *N.* 24. Aht *H.* 21—24. Si gie zuo irm man palt Vnd sprach Ir wirt aht wie ich behalt *A.* 25. wiplich *H. M. N.* *ere M.* 27. han *ich gehalten H.* 29. ewr *M. A. N.* wilt *H.* 30. rat *H.* 34. niempt — sinn *H.* 35. 36. min er *wol* beste Wies. k. u. ge *H.* 40. künstheit *H.* [42—45] *M. A. N.* 43. volgt *H.* 44. Send *H.* 46. wöllest *H.* 48. habst du dich *eil* wol *H.* 51. [und] *H.* 52. habest u. s. m. h. *M. A. N.* 53. mug *H.* 54. chœmen *M. A. N.* 55. *mit* st. *H.* 56. dunkt *H.* 57. l. ine *H.* 58. inne *so M. A. N.* sæzt ir an *H.* 59. iu *H.* *enpirt W.* [59. 60] *Mm.* 61. Iuwern *H.* 62. [ich] in *H* *freilich W.* 64. Ewrn *M. A. N.* ich *mit in* b. *H.* 65. *sieht H.* 67. *Waz H.* 68. fraw *M. A. N.* 70. ir seit *M. A. N.* 71. [ir] *H.* hewt *M. A. N.* 72. iu *heint* v. *H.* 73. dirr *M. A. N.* 74. verdaht *H.* 76. [daz] *M. A. N.* 77. chœmet *M. A. N.* 78. Das *H.* *ich* mich *M. A. N.* bæt d. tæt *H.* 79. *Enden* heint *M. A. N.* Endtent [heint] *H.* 80. dem land *H.* 81. 82. leidez *M. A. N.* *gar* w. *H.* 83. *Da M. A. N. H.* herre *H.* 84. wort *H.* 88. din *H.* 89. ew *M. A. N.* in mines *H.* 90. 91. ziechen zuo mir Sicherleich *M. A. N.* 92. [vrouwe] *M. A. N.* 94. s. l. *also* v. *H.* 95. da *M. A. N.* er spat *H.* 96. V. *der* g. *H.* 98. staind hin *M. A. N.* 200. *Da M. A. N.* an *mit* s. *H.* 3. er ab *H.* 4. herre *H.* 7. 8. *ein* : sin *M. A. N. H.* 9. korib *W.* (*immer*). 10. si *herre* V. h. *H.* 11. saz *er* s. in *A.* *ein H. N.* 12. Daz waz von im nicht ein guoter sin *W.* 13. sinnen *H.* 15. gaden *H.* 18. zergangen *H.* 20. [und] *H.* 21. Den — tagt *H.* 22. Romarn — sagt *H.* [ez] *M. A. N.* 23. [her] *M. A. N.* 24. gehangen *A.* 25. *Da M. A. N.* 26. gelaub *ez* — sech *M.* gelaubs *W.* sechz *dann* an *A. N.* ez *denn* an *H.* 27. zwar *M. A. N.* 28. dann m. *oder* w. *H.* 30. wiser *H.* 31. 33. *Da M. A. N.* 33. ræmer *M. A. N.* Romare [dar] *H.* 35. ieglich *H.* 36. [schôn] *H.* 40. ieglicher zuo *H.* 41. k. [her] V. *H.* 42. Ir *hangent aus H.* 43. 44. *in* still : wilt *H.* *mit* w. *M.* 46. t. *gan H.* 47. banget *M. A. N.* 50. habt erleiten *H.* 51. Ze h. d. wirt *H.* 52. [in] *H.* 53. *Da H.* 54. h. *erliten* g. *H.* 57. *Da M. A. N. H.* m. *her* V. *her* ab *liez H.* 58. hûs wirts *H.* 59. *Da M. A. N. H.* [sêre] *H.* 61. tæt *H.* 63. 64. gewunn : kunn *H.* [66] *M.* wær *H*, *man W.* 69. im *H.* 70. ich *Mm*, *ieman H.* 71. [niht] bachen *H.* 73. *gepâwen M. A. N.*, pawen *H.* 74. des *H.* 76. grozz *M. A. N.* 77. 79. *Da M. A. N.* 78. littn *H.* *Also* l. s. *A.* 83. 84. kund : stund *H.* 88. vlizig *H.* sus *M. A. N.* 89. 90. herr : üns werr *M. A. N.* 291. ünser *M. A. N*, *diser H.* 92. *Romar H.* 94. reht *M. A. N.* 95. Da *M. A. N.* 96. alt *H.* 97. herr *ewr M. A. N.* 99. uns allz *M. A. N.* 301. 2. mugen — bachen *H.* 4. sterben *M. A. N.* 5. wir deinen *M. A. N.* 6. uns ist *M. A. N.* V. tet in do Sagen *A.* 8. mugt — *stilt H.* 9. sag *H.* 10. in unmazen *H.* 11. leidet *M. A. N. tert leit H.* 12. Also V. zuo in *H.* 13. Da *M. A. N.* Dock *H.* 15. ist so vil niht *A.* 16 herr *M. A. N.* 17. 18. sinne : gewinne *M. A. N.* v. gunok g. *H.* 20. ze R. h. *H.* 21. *macht H.* tuot g. *we und wind W.* 22. Und st. *Mm.* *stierbt H.* *sterbent N.* *Dar zuo stirbt* uns *W.* 24. swert *H.* [des] *M. A. N.* 25. [uch] *M. A. N.* 26. *niht* s. *H.* 27. 28. huld : [selben] schuld *H.* [29. 30] *A.* [daz] *Mm. W.* W. v. h v. *H.* 31. Das *H*, Da *M. A. N.* 34. 38. wollen *H.* [35—38] *Mm.* 36. iemant *H.* 37. versümpt, *H* versaumet *M. N.* lazze v. *M.* 38. w. g. d. uns *M.* * *Hinten fehlen die Häkchen der Rede.* 36—38. Wan ez vnz an die not gat Vnd waz wir wider dich haben getan Dez well wir gen dir ze puozz stan *A.* 39. sweret *M. A. N.* 40. Also *H.* [gen in] *M. A. N.* redt *H.* 41. Si sw. im *N.* *Die sw.* im *M*, Do swuorens im *A.* *swuorn — leid H.* 42. *leglich z. eid H.* 44. *niemand H.* [43—46] *A.* 46. * *lies mei*[ne]*m.* 47. *Er* sprach *die A.* fraw *A. H.* 49. 50. Die mag daz wol vnder stan Daz ir mügt daz fewr han *A.* 51. mag *N. A.*, magen *H. W.*, manne *M.* ze *hant* die *da* ir *A.* 52. nach *in H.* * *Das Punkt ist zu löschen.* 53. Ich *main* m. vl. *M. N.* [mit] vl. *N.* slegen *H.* 55. ir *H.* günne *M. N.*, gunnen *H.* 53—55. Der man der muost ir auch dez gunn *A.* 56. alle *M. N.* alles ir chünn *A.* kunden *H.* 55. 56. *sind wol umzustellen.* 57. s. *her* V. [gie] *H.* 58. si vil s. empfie *H.* 60. Wolt *H.* 62. volgt m. sinn *H.* 63. tuont *H.* 64. gewinnet *M. A. N.* 65. muezzet *M. A. N.* 66. sambt *H.* 69. iu *H.* 71. liezzet *M. A. N.* 72. leids *H.* 73. daz *H. W.*, sin *M. A. W.* 75. *Ir m. e ertrinken in dem* R. *H.* Daz sag ich auf die trew mein *A.* 76. niemant *H.* 78. *Waz* — sült *H.* 82. Da s. ir *auf M. N. A.* 85. *denn* ein *H.* 86. *sein A.* [87. 88]. *Mm.* 87. müder *W.* 88. legen *M*, lauchen *A. W. H.* (*von* liechen, luchen, louch, *ziehen, schlieſsen?*) 91. *für* Zunden *lesen alle Handschriften* Niden. 92. *Wer* d. *gewint H.* danne *M. A. N.* 93. *von dem A. N. W.* zünten *H.* 95. paidie *M. A. N.* d. fewr *H.* 96. man ez nimer *M. A. N.* 97. Wellent *M. A. N.* * *Hinten fehlt ein Komma.* Wollen si a. *dan* v. *H.* 98. *hinder* w. *H.* [99. 400] *A.* 99. zunten *H.*, zunten *Mm. W.*, zunden *N.* 400. begund — wnten *H.*, bunden [= wunden] *N.*, luonnten *W.* C. *weiset auf* Lunte). Wan wilich ew kunden *N.* 2. 4. wolt *H.* 3. sölich *M. A. N.* 4. r. *daz* l. *H.* 8. *Wolt* — wunn

H. Wellent *M. A. N.* 411. erhort *ir mag H.* 12. Da — manig *M. A. N.* vrag *H.* 15. Da *M. A. N.* vl. und m. *H.* 16. vrouw *H.* 17. schamôt s. ser *H.* 18. leids — mer *H.* 20. an m. a. *H.* F. daz daz an *A.* derge *M. W.* 22. hert *H.* ret *M. A. N.* 26. empfl. *H.* 29. Do *H.* 33. k. liebt d. *M. N.* kerz *H.* 34. ünslit *M. A.* (*in Schlesien Inselt*). 35. [truok] *H.* 36. ain pose l. *W.* [37. 38] *A. W.* 37. [truog] *M. N.* puochein *M*, pukkelt *Mm*, einen pikkelt *H*, ein . . . her *N.* 39. 40. sambt : ambt *H.* 44. muosten *H.* 46. pawet *M. A. N.* 48. napoiez *H.* Napels ist si g. *Mm.* 49. ez an *H.* 50. sinen w. ergie *H.* 51. 52. wolt : solt *H.* 53. 54. ergienge : hienge *M. A. N.* ergie *H.* 55. Da si n. h. v. im *M. A. N.* 56. von im die m. *H.* 57. Swer ez z. *M. A. N.* 59. bewært *Mm*, wert *M. N.* 60. ei *H.* 61. 62. st. ane zal: h. uber al *A. W.* st. alle samt: h. uber al genant *M. N.* 62. h. mit schal *H.* 63. 64. herre : mere *M. A. N.* list *H.* 65. 66. 67. bild *H.* (immer). muoste *M. A. N.* gold *H.* 67. In *M. A. N.* 68. guldein *M. A. N.* 69. da ist *A. Mm. N. W.* 70. daz ist *M. Mm.* sein o. *W.* begraiflet *M. A. N.* 73. 74. umgestellt in *H.* [der] *H.* 75. 76. in — würd : in bürd *H.* 77. geringt *H.* 78. ganz *M. A. N.* vroud *H.* 79. 80. bild : wild *H.* 79. einen *M. A. N.* 80. an den *H.* 81. geracht *W.* 82. Daz *H.* dick *M. A. N.* 85. [der] *H.* 86. zaiget *M. A. N.* 89. gruob *H.* 90. wis *H.* 91. gerecht *M. A. N.* 92. Gen *M. A. N.* [ez] *H.* 94. hart *H.* Vor 94 noch Mit siner hand wol getân *H.* 95. niemant *M. A. N. H.* 96. vuorn *H.* vinger dar *M. A. N.* 97. in dem *H.* 99. 500. si vunden dort In d. h. d. vollen h. *H* einen h. *W.* 501. niemand *M. A. N. H.* 2. trunkner s. *A.* tach *W.* 3. uns *M. A. N.* 4. allen in d. wild *H.* d. perig w. *W.* (gevilde, oder der wilde?) 6. [genzrich] *M. A. N.* 7. ort gevie *H.* 8. trunkener er *N*, trunkner er *Mm*, trunck er *M.* 9. [da] *H.* sein *M. A. N.* [10. 12] *A.* [11. 12.] *H.* 13. Auch ez *A.* 15. besehen *H.* 16. groz *H.* 18. si *H.* 19. man *H.* 20. brach *M. A. N.* 21. bilde *M. A. N.* [niemant] *H.* ellende *M*, allent *Mm. H. W.* 22. daz got *M. A. N.* 23. daz guot *H.* 23. 24. sind in *H.* umgestellt. 24. rich *M. A. N.* 25. groz *H.* Vnd gewan auch er vnd guot *A.* 26. samit *H.* Daz selb noch m. s. l. *A.* 27. gewint *H.* [27. 28] *W.* [27—30] *A.* 28. üns noch des e. *M. N.* 30. wir all vr. *H.*

3. Eraklius.

Handschriften: Münchner, cgm (M. Mm) Bl 121. 123; Augsburger (A) Bl 185; Neresheimer (N) Bl 191; Heidelberger (H) Bl 173.

2. Focas *H. M*, Socas *N.* 3. do gewie begie *H.* 4. 5. Er dar oder wann er chæm : næm *A. M. N.* [6] *H.* 7.

e. ich von im vernam *H.* aines *A. M. N. H.* 9. b. *seiner* z. *A. M. N.* 11. ein *H.* chnappen *A. M. N.* (*immer*). 12. Dez namen hiezz E. *A. M. N.* *Heraclius N.* 14. west er *H.* 15. wær *A. M. N.* 16. Daz *M.* 18. chom *A. M. N.* 20. getrew *A. M. N.* 22. *chert M.* 23. dem künic *H.* 27. [*geben*] *A. M. N.* 27. 28. *solt* : *wolt H.* 31. *Da A. M. N.* 33. *wellt A. N.* gunne *A. M. N.* 34. hœre w. *er* kunde *A. M. N.* 35. *Da A. M. N.* 36. [tuon] *H.* 37. [geben] *M. A. N.* 38. mir ez *M. A. N.* 40. *han einen ieslichen stein H.* 41. *Gesehen* — krefft *M. A. N.* er *H.* 42. wie *ich* tatt *H.* 43. iechant *M*, jachant *N.* 46. Als edelz *H.* 47. iegleicher *M. A. N*, ieglichs *H.* 50. *dhein M. A. N.* 51. O. *sei* a. *M. A. N.* a. *genant oder* g. *H.* 52. Wenn *H.* 53. sich *H.* 54. *Oder* ob *H.* 55. [Oder] *H.* 56. her *M. A. N.* 57. an *ein* ieslich *H.* 60. stært *M. A. N.* 62. mir l. bes. *H.* 64. *kein H.* 65. kün*d* an im bes. *H.* 66. *Waz M. A. N.* 67. ist tugendha*ft H.* untugenhaft *M. A. N.* 69. Chauflet *M. A. N.* 70. chan ich [wol] *M. A. N.* 71. *Vil* reht *M. A. N.* 73. all *H.* 74. sunt *H.* [gar] *M. A. N.* 76. pey *den* h. 78. lert *M. N. A.* 80. herren *H.* 81. lœt *M. A. N.* 82. heizt *H.* 84. *Ich* kouf in *ich H.* *nim M. A. N.* 85. *Focas H. M. A. N.* 90. [herre] *H.* 92. kun *H.* 93. [im] — gnuok *H.* 96. nutz *M. A. N.* 99. War *M. A. N.* 104. vleizzick *M. A. N.* [in] *H.* 12. mein' *H.* eren *wol* gezem *M. A. N.* 16. *ellew M. A. N.* 17. Heizzeat du *M. A. N*, Heizt du *H.* **ites* Haistu. 18. *getzimt M. A. N.* 22. voln *A. N*, *tolen M.* 24. het *H.* 25. voll*en H*, voln *M. A. N.* 29. [vil] *H.* 30. *Inn* h. — *gezeigt H.* 33. Chan *M. A. N.* 39. ewrm *M. A. N.* 40. lazt *H.* 41. geschœch *H.* 42. liezt *H.* 43. 44. sant : div lant *M. A. N. H.* 46. *Wer H.* nu kl. *M. A. N.* 47. chœm *M. A. N.* 48. den landen *M. A. N.* lant *H.* 50. chomen *M. A. N*, liut*en H.* 51. gra*f*en *H.* 54. *Die* h. gepr. *M. A. N.* geprist *H.* 56. chomen *M. A.* 60. vrouwn *H.* 61. 62. fürstinne : purgerinne *M. A. N.* 66. d. *volk* w. *H.* 67. 68. m. o. wip Zuo *diser* h. z. vil wlt *H.* 69. Do *A*, *Die M.* 70. hent *H*, hant *M. A. N.* den w. *H.* 71. **hinten fehlt ein Komma.* 73. laz [schinen] *H.* 75. *Wie H.* 76 mich *hie* und *H.* 78. als sam *H*, alz m. *A. N*, l. *sam* m. *M.* 80. *Tuon* ich ir u. entzweich *M. A.* entsweich *N.* 82. soltu *H.* 83. m. *iu H.* 86. hand gevie' *H.* 87. 88. Die vürstinn W. g. inn *H.* 89. sich *dheinen M. A. N.* 93. [Dâ] *H.* ritters *M. A. N.* 95. *ver*vol *M. N.* 96. iemant *H.* 97. hinn *M. A. N.* 97. 98. stæt : pæt *M. A. N.* etlichs *H.* 99. ir *suht M. N.* 201. *dienen H.* 3. etslichiu *H*, 4. irm *M. A. N.* 5. 6. pæt : tæt *M. A. N.* 7. palaz *M. A. N.* 10. Ist ist j. vrouwn *H.* [12—15] *H.* 16. hand gevie *H.* 17. weiset *M. A. N.*

[219—22.] *H.* 20. nindert chain *hie* inne *M. A.* hinnen *N.* 25. 26. einew : reinew *H*, ein : rein *M. A. N.* 27. w. *auch* w. *A.* r. und w. *H.* 28. *in* e. *A*, ern *M. N.* 31. behal*tet* *M. A. N.* 33. Wil m. *die vrouwen* an *H.* huot *M. A. N.* 35. beheltet ir käusch*ichait* *M. A. N.* 38. auf ir *H. Mm.* *tan* *M.* 41. mag*t* *H.* 42. *Wie* *H.* holt *M. A. N.* 43. h*er actius* *M. A. N.* 44. des *seinem* h. *H.* h. *ze* pf. *M. A. N.* 45. Wil *M. A. N.* 48. beg*ünd* *H.* 49. *Und* m. — *torten* *H.* 50. iemant h. *in vorhten* *H.* 51. [ich] *H.* 52. var *H.* 53. trouwen *H.* 55. fraw*n* *M. A. N.* 56. gnuok *H.* 57. *Daz* e. küniginn *H.* 58. *si* an *si* *H.* 59. D*a* *M. A. N.* 60. von *in* *M.* 62 ler*t* *H.* 63. [man] *H. M.* *Man* w. si *N.* Si weis*ten* si auch vil d. *A.* 64. kemnat *M. A. N.* 65. si [sich] *inn* an *H.* 81. *Merckt* d. dunk*t* *H.* [83—90] *H.* [94] *H.* 95. U*nd gab* ir s. sw. z. *maidzegn* *H.* [96—98] *H.* 300. selber *H*, sel*b* *M. A. N.* [301. 2] *H.* 3. *Mich hat* m. *H.* 4. st. *waz* b. *M. A. N.* [5. 6] *H.* 7. mir *daz* n. tr. *H.* 8. *Vir* gar *M. A. N.* min*s* *H.* 10. frumen *M. A. N.* 11. Eine*s* *abents* si *under* ein *H.* 12. Alles ir*s* *libes* si *gar* v. *H.* leidens *M. A. N.* 13. D*a* *M. A. N.* 14. an*e* *M. A. N.* 15. D*a* si saz in ir *M. A. N.* 16. ir*r* guldei*n* *M. A. N.* 17. gr*uezzet* si *wunnichleich* *M. A. N.* 20. minn *H.* 22. venster *und* vür *H.* 23. tugentleichen *M. A. N.* 24. gr*uezzet* in minnichleich *M. A. N.* 25. [do] w. erkan*d* *H.* 26. von *so* tw. si *H.* min*n* *H N.* [27—46] *H. Mm.* 30. er von *minne* n. *M.* 31. 32. herz und sin Und ir*n* m. saz*t* si nach im *A. M.* [unde sin] *N.* 33. [im] *N.* 39. zwar ach *N.* [40. 41] *N. M.* 42. *ie* ain*s* *A. M.* 43. warn si n. ein ander t. *M. A.* 44. ped*ew* *M. A.* 47. Der w. di fraw m. *M.* minn *N.* 48. Do ir d. s. t. w. *M. N.* 47. 48. Auch ward ir (im sin) herz gen im (gein ir) b(w)unt Da von ward der frau[e]n ein siechtum[b] kunt *H. Mm.* [49—52] *H. Mm.* [49. 50] *N.* 49. D*a* wont *M. A.* 52. siech*tag* *M. A.* 53. *Da* *M. A. N.* kam *H. Mm.* kündiar *M.* kündieȝ *N*, kun*dig* *Mm.* 54. Die *iach* *M.* ir*n* l. *N.* 55. Die [fraw] sprach sam mir mein lei*p* *Mm. H.* [55. 56] *Mm. H.* 57. Ich greiff ez an ew fraw bar (vür war) *Mm. H.* 58. minn(e) *vil* gar *Mm. H.* [59—64] *Mm. H.* 59. Wel*lt* *M. A. N.* 63. minn *N.* 64. *sicher* *N.* 65. Romphia *H.* 66. chuniginn *Mm.* Wer hat dir gesagt sa Daz ich nach minne fewr *M. N. A* (für). 67. daz *Mm.* swuer *N*, sw*ur* *Mm*, sewr *M.* Prinn als vngehewr *A.* [67—70] *A.* 68. *Swer* all*en* den kr. erfuer *M. Mm. N.* Nieman so weiz erchür *M. N.* 69. In *altem* Romisch*en* *H.* reich : geleich *M. Mm. N.* [71—74] *Mm. H.* 71. Ich w. d. auf d*ein* genad *M. N.* 72. [ouch] *M. N.* 74. sein dir *N.* 75. spr. ez R. *M. N*, spr. fra*w* R. *A.* Romph*ia* *H.* 76. an angst sin *H.* 78.

ez *immer H.* 380. Und min heimlich vor *H.* [81] *H.* 82. gevallen *in H.* 83. jung' *H.* [84—88] *H.* 89. *kein H.* 90. geret *M. A. N.* 92. ewr *M. A. N.* 93. ew *ewrer* s. *M. A. N.* 94. *Wie H. ewr M. A. N.* 99. Haizzet euch der mitichen *M. A. N.* biz *H. Mm.* mittich *enzit H.* 400. in *den march M.* marckt *N. A.* 2. Haizzet ewch *M. A. N.* 3. 4. inn : spinn *H.* 5. ein *gazz* d. *Mm.* vor mir *A.* die *nit* *vt. Mm H.* 9. nür *H*, nur *Mm*, dann *M.* 11. 12. küniginn : sinn *H.* 13. *reitet* aller naechtichleich *M. A. N.* 15. m. *gar* vr. *H.* [15—30] *Mm. H.* 18. *steht vor* 17. 25. jung(k)*man N. M.* 31. in *wol* ane *A.* in *also ersach Mm. H.* 32. habent *M.*, habt *N. H.* gut *N.* 33. 34. küniginn : sinn *H.* edlew *M. A. N.* 34. *mit* m. *H.* 35. gewinn *H.* 36. in *vil wol gesehen H.* [37. 38] *H.* 39. Nu merkt vil *H.* recht : chnecht *M. A. N.* 40. So iu *H.* 42. ir *iu* s. *H.* 43. Reiten vor in *M. A. N.* 44. Daz pf. k. *M. A. N.* 45. ewrn *M. A. N.* 46. *Vatt* von *H.* 48. hilft *H.* 49. *wert* ir *A.* 50. haizzet *M. A. N.* 51. sentet *M. A. N*, sendt *H.* 52. [ich] *M. A. N.* 53. hübschen *M. N.* 54. vindet *M. A. N.* kemnaten *H.* 55. 56. iu *si* leit *Si H.* Ey *M.* b. *weit M. N.* 57. legt *euch* han *H.* 58. vahet *M. A. N.* 60. sag *H.* 61. 62 küniginn : sinn *H.* 63. 64. 65. Als ez erget mit sicherhait *M. A. N.* 65. minen *H.* 67 mittich *H.* 68. beraitet *M. A. N.* 71. vrown *H.* 72 waren *H.* 73. *Die M. N. Si* zanten z. ritt' *guot H.* ritter *erber Mm.* 73. 74. ritter : swær *M. A. N.* 75. Da *M. A. N. H.* 76. guoten *M. A. N.* 78. nazz *H.* 79. Da *M. A. N.* 81. hübsch *M. A. N.* in : künigin *H.* 83. küniginne *M. A. N.* 84. hübschait *M. A. N.* 85. minn *H.* empfl. *M. A. N.* 89. hainleich *N.* [in] gnuok *H.* 90. warn *M. Mm. N. A.* Wan si w. behend u. kl. *N.* w. *paide* unkl. *Mm.* w. *poidenthalben* unkl. *A. H.* 92. Da *M. A. N. H.* 93. lag *A. N.* 93. 94. lag : sag *H.* 97. im *M. A. N.* 500. *besiget M. A. N*, gesigt *H.* 1. gesagt *H.* 4. [sag an] *M. A. N.* 7. iæcht *M. A. N*, iahst *H.* 11. versolt *H.* 12. [en] *M. A.* 13. *Daz A.* g. *dir* ü. *M. A. N.* 14. *niemant* huet *H*, iemant huettet *M. A. N.* 17. dchein *H.* *(lies dhein). 22. lit *M. A. N.* 23. Da *M. A. N.* 25. het *H.* dhainem *M*, deinen *N.* 26. Gevolget *M. A. N.* [27—28] *H.* 28. alle *M.*, noch *A.* [29] *H.* 30. Gevolgt so w. *H.* [29. 30] *M.* Vnd hiet ich g… *acht Zeilen leer N.* Si wær auch zwar an missetat Hiet ich geuolget deinem rat *A.*

4. Der Teufels-Papſt.

Heidelberger Handschrift Nr. [illegible]

15. wöll. 19. *lar* (a *aus* e *gebeſſert*). 23. in *seinem synn.* 37. Er sprach *ist wieder auſſerhalb der Reimzeile.*

39. muegest. 40. nackend. 42. unsâmlte. 46. *lies [alt]. 50. pabst. 51. 52. leben : sehen. 55. 56. alt : swar. 58. weis. 84. siest. 90. valantz. 94. zu. 98. niemand — empfie. *(lies dâ). 100. niemants. 9. paltiklich. 12. zu. 13. schrib*. 16. iemant. 17. zu. 19. 29. nackend. 25. versûmpt. 27. Der botschaft gl. 31. guots. 34. vraw. 36. warlich. 47. wôlt. 48. wil. 52. Da. 53. eiper. 54. iemand. 58. bischofe. 63. Zu. 64. die niemant. 68. wolt. *beſser* solte. 73. Da. 90. *daz ist überzählig. 207. pabst der tiufel. 16. 17. Da. 18. einen. 15. Für Wan ist wol Daz zu lesen. 24. inn. 27. Da. 31. gieng er e. 32. sprachñ sin knecht mit. *Das Komma ist zu tilgen. 33. Ein kappel gemein. 54. 57. pabst. 64. *lies bâr. 67. garbt. 70. stiegen. 74. vor vol. 76. Hie am Rande. wor. 77. heizen. 82. solt. 89. pabst. 90. Den. 91. stot. 93. spihel. 94. m. n. sch. 96. nômen. 302. disen. 13. barm sich. 15. sagt im. 20. zu d. tiufel. 37. Snlt. 39. redt. 46. n. l. 47. pald. 48. kleinett. 49. allew. 54. 56. niemant.

5. Kaiſer Dagobert.

Handschriften: zwei Münchner (M, Mm); Augsburger (A); Neresheimer (N); Heidelberger (H) Bl 266.

1. merchent *M. A. N.* waz *A.* 2. Rom *H.* 3. Gardinal *M. A. N.* 4. *und* fral *A., und die general Mm.* 6. zessen *H.* in den *M. A.* p. weit *M.* 7. lobten *H.* 8. [da] dhein *M. A. N.* 9. cheines *M. A. N.* *(lies dehain[e]s) ezzen *H.* 9. 10. pflag : lag *H.* dannent *N.*, dannant *M.*, dann *A.*, dannach *Mm.* læg *A.* 11. Der hat *H.* 12. getawbten die herren *H.* 13. treiben *H.* 14. Das es an dem zil lack *A.* [15. 16] *A. Mm.* 15. an *H.* 16. chan *H.* 17. Die *M. N.* 18. [wol] *M. A. N.* 19. Dahprecht *M.*, drackprecht *A. N. Mm.*, Darprecht *H.* 22. wiederholt *H* das erstemal ain frumer man. 23. Da *M. A. N. H.* herren *H.* [23—28] *A.* 24. alt *H.* vernomen *M. N. H.* an swar *H.* [25. 26] *Mm.* 26. starkch *H.* 28. igleich *M. N.* an *H.* 29. Da *M. N. A. H.* si nu z. *H.* vhomen : vernomen *M. N. A. H.* [31. 32] *Mm.* laet *M. N. A.* *(beſser lat'). iesleicher *N.*, engstleicher *M.* sidel *M.* 34. Da — weis *H.* 35. hœrent uns *M. A. N.* all *H.* [37. 38] *A.* 37. An ewch alem *M.* alt *H.* 39. chœmen *M. N.* 39. 40. Das mir ein man in diser vrist Heint ze augen chomen ist *A.* 41. Tackprecht *M. A. N.* 42. zu allen d. *H.* [43. 44] *A. Mm.* beſser wol sein für ain. 45. 47. Da *M. N. A. H.* hort *H.* hern *M. A. N.* 47. die al *H*, alle *M*, ouch *A.* [al] *N.* so *M. Mm.* 50. hieten *A.* das er gern *H.* 51. Tackprecht *N.*, Drackprecht *A. Mm.* 54. er macht die ur. *H.* kruom *A.*, krum wol *N.* 55. sach *H.* 56. mangen

N. frum M. 58. chunst M. A. N. 61. [samt] H. 63. Chœmen M. A. N. Ditz M. Mm. N., Zwar et A. 67. ûnser h. [hie] M. N. A. 68. mugñ H. 70. tragen H. 72. irew zelt M. A. N. 76. Völliklich H. 77. ane M. A. N. swar H. 78. ayerær M., ayar H. 79. einen M. N., ainn A. 80. [er] H. manigen H. 81. manges N., manigen H. 82. ze gelten Mm. ze v. h. er A. 83. u. huener M. N. H. Mm. 84. nemen H. 85. 86. Da M. A. N. H. ayerer M. A. N. 87 [Sie spr.] H. Die M. 88. niemant M., nemen H. [nennen] M. 89. s. h. H. 90. ûns M. A. N. 91. 92. ew H. 93. [vil] H. 94. Meinen — nennen H. 95. niht schœrn A. 96. [mag] H. w. wesen A. han Mm. 100. Alz — lande M. A. N. 1. herrn M. A. N. sprachen H. 2. Ewer H. uns M. A. N. 3. Du entrinst A. ûns M. A. N. Ir antwurt u. deñ von dan von stat H. 7. [iu] H. 8. mugt H. 9. swar H. 10. Tag(k)precht M. N., Drackprecht A. 13. alt H. 14. [all] M. A. N. ew e. hand H. 15. Zu dem chaisterstum H. gimpl M. A. N. 16. Takprecht — den sch. 17. stat M. A. N. 19. Da M. A. N. jahñ H. 20. werdent H. [21. 22] A. gehœrt : stœrt M. ir vor habt — ir von Mm. N. H. 23. im auf Mm. frawden H. [24] H. 25. Daz ersach ein A. vischar: swar H. da daz Mm. es H. [27. 28] A. 27. im da s. M. 29. Dar umb si A. 31—33. Dragprehten fuorten si in die stat A. 31. Tackprechten M. N. læten M. 34. Heincz ze H., Hincz N., Uncz M. Mm., Gen A. 37. Da M. A. N. auch sy H. 38. in daz H. 39. Ob under in jemant H. 40. Der M. Ob hy jn icht ain H. 41. Tag(k)precht M. N. A. H. war H. 42. im. 43. dheinen M. A. N. 44. Dar umb so m. H. 46. Werent M., wurden A., werdent N. H., werden Mm. 47. [Si] — alt H. 48. muot A. m. chlain H. 49. ew H. 51. Tagpr. H. Mm., Tackpr. N., Tapr. M., Drackpr. A. 52. Dez Mm. vergelten Mm. H. Lat durch den reichen g. A. [53—68] Da wolten si in niht erlan Si wolten in ze herren han A. 53. Yedl. H. 56. l. furst H. 58. unge essen H. 59. Nicht ez be v. H. 60. [en] — suss H. 61. mussi — geweren H. 62. T. ir ez N. 63. So ir ziechend H. 67. Da M. N. H., Do nu A. Tagpr. M. N. H. 68. herrn M. A. N. 69. warn M. A. N. 70. wollt [ir] H. 71. musz H. 72. So wert jr allen d. w. [min] H. 75. 76. alt: schalt H. 77. Seinen H. pot M. A. N. 78. das l. H. 79. Do k. ir dar e. H. 80. ûns M. A. N. 81. Daz H. 85. Wer H. 86. Der H. 87. [in] erzurnt H. 88. benam H. 89. 90. Da M. A. N. H. 91. swar H. 92. [mir] d. ayrar H. 93. drawẽ H., trowen M. A. N. 95. [an mir] H. 96. [so] H. 98. herr H. [99. 200] A. Mm. 3. gesagt H. 5. Sullend H. 6. ich niemant niht g. M. A. N. niemand H. 7. gepoet M. A. N. 9. hof M. A.

N. H. 210 [da] *M. A. N.* [11. 12] *A.* Al*l* *H.* [beidiu] *H.* 13. waren *H.* 14. *w*olten *H. A. N.* 15. D*a* *M. A. N. H.* 16. vernamen und *H.* 17. 19. D*a* *M. A. N.* 18. ritter *H.* 19. all *H.* warn *M. A. N.* 20. [daz] *H.* 23. [het] *H.* 25. herren *H.* 27. von ew h. *H.* 29. mussen*d* *H.* 30. E*w*r *M. A. N.* 32. al*l* *H.* 33. lie *da* n. d. flech *und* b. *H.* fle*g* *M. A. N.* 34. herr*n* *M. A. N.* 36. w. *da* n. chain *H.* 39. 40. se*r* : mer *M. A. N.* chainer *H.* 42. se*r* *H.* 43. von j*nn* *H.* v. im w. *A. N.* 45. herrn Tagprecht *M. A. N.* h. her T*a*precht *H.* 46. m. *auch* al*l* chrum *H.* 48. Mit vr. *all* pey im g. *H.*

6. Conſtantin.

Handschriften: zwei Münchner (M. Mm) Bl. 134. 264, Augsburger (A) Bl. 207; Neresheimer (N) Bl. 277; Heidelberger (H) Bl. 200.

1. Dannoch*t* *H.* [vrid] *M. N.* 2. vru*m* *H.* 6. [vil] *M.* 8. Wæn z. fräwd ynn *H.* 9. *in* a. *M. A. N.* 10. *wol ein* g. *H.* 11 *steht hinter* 12. *Die tr. *A.* 12. sel*b* *M. A. N.* frewntein *H.* 13. der *H.* 15. *E*lena *M. A. N.* 16. u. waz d. *M. A. N.* 17. Costantinus *H.* 18. in *niht umb* sus *H.* 22. Rom *M. A. N.* [25—28] *Mm.* 26. *in N.* 27. unrechtikeit *M. A. N.* 28. im waz *N.* 30. helden *H.* [31. 32] *M. A. N.* küniginnen *H.* 35. wan *er* *M. N. H.* [37. 38] *Mm.* 38. g*n*uok *H.* 40. *Man* m. — [die sint min] *H.* b. ein müzz die ist m. *A.* 41. rat *an* l. *M. A. N.* 42. sw*ar* *H.* 44. [ir] *H.* [45—48] *H.* [47. 48] *A.* 49. *Do N*, *Da M.* 50. sw*ar* *H.* 51. Und w. *A.* 52. *Er* w. *M. N.* Ein m. d. w. v. *H.* [vil] *M. A. N.* 53. eine*s* klein *H.* 54. muost *M. A. N.* in*n* *H.* 55. ei*n* *H.* 56. vueze*n* *H.* fuezz *M. A. N.* 58. krumb*e* *H*, krum*p* *M. N.* w. *er dennoch* l. *A.* 59. Dann*e* *M. A. N.* 60. küni*gs* *H.* 63. schamler *H.* 64. Das *H.* ge*g*ert *M. N.* 65. *Die* weiset *M. A. N.* eine*n* keler *H.* 67. Do *H.* 68. ich *mer* s. *A.* 69. tr*e*iben *H.* 70. w. *geöffent* w. *A.* ersch. wart *M. N. H.* erschelt*t* *H.* 71. kunt w. *H.* 72. im [umb] *H.* da mit u. *A.* 78. unsa*l*ig *H.* 79. Geteil*et* — *sol*chen *M. A. N.* 80. engel newr (nür) a. *A. N. H.* 81. Sicht a. *M*, *S*eht a. *N.* 83. unsalig *H.* 84. [hi*e*] l. ewr*n* *M. A. N.* 86. Daz zuo dem rükken *H.* 88. *bi* den *H.* 89. [U. r.] — *gar* kr. *M. A. N.* 91. *Dr* w. *N.* *ge*tretten *H.* 93. *auf* e. *M. A.* 94. siniu *H.* 95. Zertrett *N*, Zertreten *M. A.* 96. gelaub *M. A. N.* [97. 98] *A.* R*æ*mer *M. N.* 100. *zuo* d. *M. N.* den grab*ær* *A.* 1. *Die* die *eisen* heten *g*egr. *M. N.* essen *H.* 3. gevel*t* m. [niht] *H.* 4. herre*n* w. *ich* [ez] *H.* *v*eruol *M.* 5. Grabt *H.* 6. St*et* *M.* Ste *gar* ein *H.* 7. 8. Ein scharffes sw. st. D. s. w. u. s. r. *M. A. N.* *Vor* 8 *hat H noch:* Un*d* sich mit zornikch rach. 10. W*o* *H.* 11. p*r*ech *H.* 12. herr *M. A. N.* [13. 14] *A.* chind*l*ein *M. N.* niemant *M. N. H.*

gicht *M. N.*, spricht *H.* 115. *Do da* daz *A.* 16. [Und] *M. A. N.* prech *H* 17. *Und* den pfenning *H. M. A. N.* 18. Do *M. A. N.* 19. schant *H.* 20. er *raumen* daz l. *M. N. H.* lande *M. N*, lant *A. H.* [21. 22] *A.* 21. Dannocht *H.* 23. s. g. *in* einem. 24 w. l. *M. A. N.* 25. 26. *in einer Reimzeile*: auzzeczik *M. A. N*, Aussikch *H.* 27. d*as M. N. H.* im in w. *H* im w. gewar *A.* [28] *A.* [niht] *N.* lenger *H.* gespart: *An der selben vart N.* 29. ward s. ges. *drat M.* 30. *Poten* nach *A.* zehant: Chæmen pald in daz lant *M.* 31. *Und* do *A.* 32 gein R. *H.* 34. chlagen*t M.* 36. mugt *H.* 41. kuni*g M. A. N.* 42. *jahen H.* 43. 44. r*a*t : dra*t M. A. N.* de*m* k. *M. N. H.* 46. vrum*en H.* 47. Doc*h M. A. N.* 57. Di*e kunst* l. *M. N. H.* l*æ*ten *M. N.* herr*n M. N. A.* 59. hei*t H.* 60. wol ir *M. N.* ain*en N.* ir gewinn ein *michel* t. *H.* 61. [ze] *A.* 62. üns *M. A. N.* maermel *M. A. N.* marbel *H (immer).* 66. welhe*m M.* 68. *Do H.* 73. 74. sant : *daz* lant *M. N. A. H.* nach *den* m. *M. N. H.* [75. 76] *A.* 75. mûr*n H.* 77. dar *zuo* e. *H.* 78. w. *zwar d. M. N.* 81. 82 sant : die lant *M. A. N.* *Weiten* aus *A.* de*w* l. *H.* 83. bra*h*t *H.* chin*d*lein *M. A. N* 86. [vor] *H.* 87. kind*en H.* 88. *t*ruok *H.* 87. 88. genuogen : truog*en A.* 89. w. *not* e. *H.* 91. sprach *H.* her *M. A. N.* 93. D*a* — *jm daz* ze mæ*rn* : wæ*rn M. A. N.* 95. ir*n M. A.*, ir *N.* va*t*ern *H.* [den] *M.* 96. Allez *M. A. N.* 97. herr *M. A. N* 98. Wan der j. mocht n. grœzzer sin *M. A. N.* 201. *disen* j. *M. A. N.* 3. barmherzichait *A. H.* 4. vœter *A.* [3. 4] *Mm.* 7. m. *liebes* libes *H.* 8. ængstl. *M. A. N.* 9. de*n M. A. N. H.* 10. m. *über si e. H.* 11. *swueren H.* 12. sini*u H.* 13. herr *M. A. N.* 14. *ê nu* mit *H.* 15. maniges *A. M*, manges *N.* 19. ie*s*lich *H.* 20. la*e*t *M. A. N.* 21. D*a M. A. N.* 23. nalest *H.* 25. V*on H.* 26. ha*b Mm.* 28. hab *einen* b. *M. A. N.* 30. [zuo dir] *H.* 31. *er*barmung *H.* 32. gr*æ*zzer m. *sein M. A. N.* 34. ge*w*esen *M. N. H.* 40. gewa*lts* ich *H. gewantes M. A. N.* [43. 44] *A.* 44. sini*u H. Die* kl. *Mm.* wa*z M* 45. *kasaul M*, gasau(w)l *A. N. Mm.*, *sawl H.* 46. krumper *M. A. N.* [47—50] *Mm.* [47. 48] *A.* [49. 50] *H.* [52—56] *A.* 52. *enhan H.* 54. *Sin gewant* w. r. *gnuok H.* 55. sprechen *M. A. N.* 56. *wenn H.* 57. tu *M. N.* *Er sprach morgen* solt *A.* [58] *H. sein M.* Der als ich sei g. *A.* 59. *Der* s. *A.* 60. [reht] *H. alz* ich *M.* 61. sel*b M. A. N.* 63. s. *gesunt* z. *H.* 64. w*ö*llest *H.* w. *im* h. *M. N.* (*wol* haut *für* haubt). im daz houbt zwar *A.* 65. d. *haubt* s. *Mm. N. H.* 66. Daz *hab auf die trew mein A.* 68. dir *den* ze *H.* 69. *den* ges. *M.* 70. [ist] m. [wærlich] *H.* 69. 70. So tuon ich dir daz sicher chunt Daz er dir geit *d.* g. *A.* [71—74] *A.* 71. *p*rest *Mm.* [aller] *Mm. H* 72. g. *von im* b. *H.*

274. *Hast* gegen *M. Mm.* dein *H.* 76. *Da* — langer *M. A. N.* 78. [Daz geschach] *Da* vil *M.* drat *A. Mm. N.* [79. 80] *A.* 81. Da *M. A. N.* 82. [im] *H.* 83. Da *M. A. N.* [83. 84] *A.* Do *M. N.* 84. tr*ug*hait *M. A.* 86. *was* g. *M. A. N.* [87—90] *A.* 87 Da *M. N.* 88. von *M. N.* 90. an *fuezzen* u. *M. N.* 93. [sin] *M. A. N.* gesünd *H.* 95. [an] *H.* 96. *Dhainen M. N.* Dez selben er niht entie *A.* [97—302] *A.* 97. Er *H.* 99. niemand *H.* niemt — darinne *M. N.* 300. kam *H.* ungewinne *M. N.* 1. man er *H.* tet er in *M.* tat *H.* 2. muosten *H.* *dulden M. N.* 4. [her] *M. A. N.* 6. vor im sach *M. A. N.* 7. 8. Da *M. A. N. H.* gevröuwt *H.* 10. Ring *M. A. H.* [gr.] *Mm.* grozzew *M*, groz *H. A.* [11—18] *A.* [11—14] *Mm. H.* 14. *er*tœtten *N.* 15. gærb *M*, gærbe (*A.*) *oder* gærbd *N*, grab *Mm. H.* 16. *en*plie *M.* 19. *Ze* haus weiset *M. N. A.* w. *er A.* 20. [mich] *H.* werd *M. A*, *pin Mm.* 21. *Da* spr. *M.* herr *M. A. N.* 22. [Er spr.] *M.* Er *iach A. N.* ich *mag Mm.* *kan* n. *drat* s. *H.* 24. do *liden* gr. *H.* 25. *L.* v. m. hie *H.* 28. [wol] *H.* 30. *also H.* 31. leib *M. A. N.* 32. Das *H.* 34. schier *M. A. N.* 36. [hie] *M. A. N.* [reht] *H.* 38. iehen *H.* 42. w. v. im *A. M.* 43. Da *M. A. N.* 44. din *H*, deinew *M.* 46. und *er* g. *H.* 49. *die M. A. N.* 50. *in* nach *A.* *Das zweite* nach *fehlt H. A.* 53. Da *M. A. N.* 54. *Den* t. [im] *H.* teyfer *M. A. N*, teiffer *H.* 55. Und — mærmel *M. A. N.* 59—62. Vnt taufft in zstunt Vnd maht in auch an dem leib gesunt *A.* 61. Da *M. A. N.* 64. alle *die* h. *H.* 65. 66. wolten : solten. 68. w. kam genuok *H.* 72. Lebent in groz *H.* 74. pawr oder pawen *M. N.* 75 Gæb *H.* Geb üns (ünser) *M.* 76. wær *H.* 77. b. *zehen* t. *M. A. N.* 78. in so gr. 79. leichnamen. *M. A. N.* 80. Bestätten so gar *H.* 81. *ern H.* 82. *Peide* r. *M. A. N.* 85. Petern *H.* 88. Gab er *den mantel* mit zühten z. *A* Rom an alle swar *H.*

7. Des Reußenkönigs Tochter.

Handschriften: Münchner (Mm.) Bl 274. Augsburger (A) Bl 214; Neresheimer (N) Bl 236. Heidelberger (H) Bl 275

1. *suilen H.* ane *A. Mm. N.* 2. *taussen H*, raussen *Mm.*, ræuzz(ss)en *A. N.* 5. gewaltic*k A. Mm.*, gewaltichleic*h N.* 6. goldes *A. Mm. N.*, g. *silbers H. N.* 8. s. *sein* l. *Mm.* 9. Dar zû *A. Mm. N.* 10. war*d H.* 13. [mocht] *H.* 14. mÿtes *N.* 16. Denn — zemen *H.* 19. an *H.* 24. hers *A. Mm. N.* 25. daz *H.* 26. [alsô] *A.* 27. Also daz. *A.* 29. gæntzleich *A. Mm. N.* 30. süll *A Mm. N.* 31. kumbt *H.* ewr *A. Mm N.* 35. erb *H.* 36. dann *A. Mm. N.* 38. **lies* sprach. 40. **lies* sô. die *N.* 43. *Mag H.* 45. a. n. m. *H.* 46. [boten] *A.* zu de*m Mm. N* 49. antlätz *A.*

Mm. N. 50. sagt *A. Mm. N.* 51. irn *H.* 52 an *H.* 55. rat *A. Mm. N.* 57. *wolten A. Mm.* pabst *A. H. Mm. N.* 57. 58. keren : eren *H.* 58. [in] m. g. *mit* s. *H*, in mit gut e. *Mm. A.* 60. an *H.* 63. [si] *H.* 65. pabst *A. H. Mm. N.* (*immer*). 66. ward *M* [vil] *H. Mm. N.* 67. u. *gut H.* 68 was er *N.* [67. 68.] *A.* [71–74] *A.* 72. k. *und* die *Mm. N.* rawssen *H. Mm*, ræuzzen *N.* 73. *ze* r. *Mm.* 78. b. *ez* a. *M*, b. *ez in* a. *N.* 80. t. *ze nemen* a. *A.* an *H.* [81—86] *A.* 82. ern *Mm. N.* irem *Mm.* 84. *tan Mm.* 85. Wegun*g* — d*a A.* 86. daz sol *H.* [87—90] *A. Mm. H.* Sei*t mir* ez *nu* der pabst *A. Mm. N.* erloub*t H.* 92. so *ist* ez *wol* an *A. Mm.* 93. b. *alle* j. *A. Mm.* 94. mag *A. Mm.* [95—98] *A.* 95. *pabst* erlaub*t Mm. H* hi*tt Mm.*, ha*t H.* 96. [Got] *H.* 97. *Die N. Mm.* 99. D*o H.* 100. mangen [vr.] *A. Mm.* 2. daz *N.* 4. *Und* den *N.* [al] *A. Mm.* 7. pfeil *H.* 9. [ie] *A. Mm.* d*h*ain *N.* fra*w A. Mm. N.* 11. *Noch N.* vro*wn H.* 13. 14. do: so *A. H. Mm. N.* 14. *want A. Mm. N.* 15. ge*z*amen *H.* 20. chemna*t A. Mm. N.* 23. *Ein A. H. Mm.* 24. *werden H.* 26. wa*z Mm. N.* 27. ab *von* irm *A. Mm. N.* 29. l*æ*t *A. Mm. N* ‚(*beſser lait*‘. *So immer*). 30. w*æ*rleich *nu* w. *A. Mm. N.* 31. [ain] *H.* 32. erkr. ir antli*ts H.* antl*ü*tz *A. Mm. N.* 35. an *H.* 36. si *si H.* 37. 38. Do si do s. gem. Beidiu arm und rich, Gemeinlich si da jahen, Alsbald si erst an sahen *H.* 38. gemaine*k*leich *A. Mm. M.* 42. selber *A. Mm. N.* 43. Herr*e A. Mm N.* d*ö*tz *A. Mm.* sin *H.* 44. wirre*t N*, wird*et H.* 46. antlits *H.* antl*ütz A. Mm. N.* 48. hin*t*er *H.* 50. D*o* — kom *H.* 52. [diu] *H.* 53. gel*æ*t *A. Mm.* 57. hiez er *H.* 58. ge*n A. Mm. N.* 60. le*gt A. Mm. N.* 62. het e. vers*t*an*t*en *H.* 63. *dem* m. *H.* 64. do*tun* die kreiz *Mm.* dæ*w*en *A*, daewn *N.* 65. het *A. Mm. N.* 68. kün*ges A. Mm. N.* 70. m. *zwar* v. *A. Mm. N.* 71. herr *A. Mm. N* 72. gescha*f*t *H.* 78. den *vatter Mm.* 79. d*h*ain *A. Mm. N.* 81. man *in* t. *N.* 83. l*æ*t *A. Mm.* 84. Herr *A. Mm. N.* 87. dan *H.* 89. *Si A. Mm. N.* 90 [dâ] *A. Mm. N.* sch*ier* b. *Mm.* 94. 95. visch*æ*r *A. Mm. N.* 97. s*w*eben*t A. N*, sweben *Mm.* swe*t*en *H.* 98. zo*ch A. Mm.* 201. Sehent *A. Mm. N.* 2. mug *H.* 3. sl. *zwar H.* 4. in *daz A. Mm. N.* 5. Do *A. H. Mm. N.* schœne*w A. Mm*, schœ*n N*, *reine H.* 9. pald *A. Mm. N.* 11. w. *sich H.* 12. tuot *H.* 13. 14. s. in daz lant Her zuo mir gesant *H.* 19. [ir] *N.* 18. [wart] *H.* 25. [mêr] *A. Mm. N.* 29. Sah*t* — [iu] *H.* 32. g*l*ouben *H.* 33. [ez] *H.* kinchait *N*, chin*ck*chait *H.* 37. ewrn *A. Mm. N.* kleider *H.* [39. 40] *A.* 40. fraw *Mm.* 42. en*t*spielt *N*, spielt *A. Mm.* 44. volliklichen *H.* 45. nie getet *A. Mm. N.* 47. einem *H.* 48. G. w. *H.* 50. Aines *A. Mm. N*, Einen *H.* 51. 52. wol*t* : sol*t H* 54. Des was si b. *H.* 255. s*e*int *H.* 56. Die m. a. w. *H.* Si w. an den augen bl. *A.* [57—60] *A. Mm.* 57. wollen*d* *H.* 58. sol*t* *H.* 60. ich *mir* *N.* 62. *Des* was *diu* *H.* *er*chant *A. Mm. N.* 64. [dâ] *A. Mm. H.* 66. sol*t*est *H.* 67. d*ie* h. *A. N.* 68. *U*nd dich *ertrenchen* in de*m* *A. Mm.* [69. 70] *A. Mm.* 69. [dich] darinn *N.* 70 [ze] tot *H.* 71. bœs *H.* 75. t. *dir* *H.* ir zwar hie [vil] *A. Mm.* 77. [daz] *N. H.* 79. e*m*pf. *H.* 80. F*uer* *mir* die *A. Mm. N.* 81. [U. v. si] — *von* d *A. Mm. N.* 83. fra*wn* *A. Mm. N.* 84. vo*n* *uns* *A. Mm. N.* 85. *hœrn* müg n. sehen *A. Mm. N.* 86. k. ze dem marschalk j. *H.* [87. 88] *A.* 88. künigs *Mm. H.* [sîn] *H.* 89. Zehant v. *A.* bal*d* *H. N.* 91. *der* k. *Mm.* 92. [grôzem] *A. Mm. N.* 94. [dâ] *H.* man*g*en *A. Mm. N.* [95. 96] *A.* der not *N.* 96. grozze*r* *Mm. N*, groz *H.* 97. [daz] *A. Mm. H.* 99. Rueffen *A. Mm. N.* here*n* v. *H.* 300. D*a* *H.* 1. [wol] *A. Mm.* 2. le*gt* *A. Mm.* 6. Da *H.* 10. i*rr* vrümkeit *A. Mm. N.* 11. da *A. Mm. N.* 13. da von z. *H.* 16. schœn *N.* 18. *unde* k. *N.* 22. frau*m* *A. Mm. N.* 23. künigs *H.* 24. warlich *H.* 26. briefe *H.* 27. fraw *A. Mm. N.* 29. e*wr* *A. Mm. N.* 30. i*rr* *A. Mm. N.* 31. schœn *A. Mm. N.* 32. Wo *H.* [35—38] *A.* 37. [unt] von *ewr* *Mm.* 38. riche*n* *H*, reich *N.* 40. Wa*nn* *N*, Zwar *A. Mm.* 41. Des w. ich h. dir uz n. *A. Mm.* 42. [wil] *A. M.* 43. komst *H.* 44. s. *gar* v. *H.* 50. [daz was] *A. Mm. N.* 52. [daz] an *H.* [ane] *N.* 53. D*a* *A. Mm. N. H.* 55. dann *A. Mm. N.* 56. D*o* *A. Mm. N. H.* 57. an *H.* [57. 58] *Mm.* 59. enpeu*tt* *A.* 60. ir*n* — ir*n* *A. Mm. N.* 63. do *H.* 64. vr*u*mkeit *H.* 65. [do] *A. Mm. N.* 66. vo*n* der huoren *H.* 67. 68. epeutet ew herr : *werr* *A. Mm. N.* groz *H.* 69. iuwerm *H.* 70. Das *H.* 73. ist *ein* g. *H.* 74. [schier] *H.* 75. muezzt *A. Mm.* N. 78. Haizzet *A. Mm. N.* 80. *s*er *H.* 82. al*ler* *erst* *H.* *hilt* sich *Mm.* 83. y*e*slich *H.* 84. tar *H.* Nieman g. ez s. *A.* [85. 86] *A.* herr : wer *H.* we*rr* *N.* hort *H.* 87. D*a* *A. Mm. N.* groz *H.* 89. Schrib*er* *H.* 90. Schrib *Mm. H.* 91. sec*h* *Mm.* 92. e*r* e*z* *Mm. A.* 93. fra*w* *A. Mm. N.* 96. se*nt* *A. Mm. N.* [si] *Mm* daz *H.* 97. bal*d* *H.* 98. [und] d. k. l. *Mm. N.* 99. ist eisl. *H* 401. daz *kint* tuot ze *H.* 2. mu*oz* *H.* 3. 4. vind : erwind *H.* 6. Dez — de*n* trewe*n* *A. Mm. N.* [7. 8] *Mm.* 9. eil*et* *A. Mm. N.* 11. dem m. d. br. *H.* 12. [dâ] *A. Mm. N.* 14. [recht] *H.* 15. kan *A. Mm. N.* [iu] niemant *H.* 16. begund [dô] *A. Mm. N.* 17. D*as* — künigs *H.* 19. [nû] *A. Mm. N.* 21. *Dew* v. *Mm.* 22. vrouw*n* er wein*at* b. *H.* 25. *k*ein *H.* *(*lies* d(e)hain). 26. *ew* sol *H.* 28. tragen *A. Mm. N.* 29. in *ein* *H.* 30. Des w. er *nie* v. *A. Mm. N.* weinen*t* *H.* 34. wann*e* *A. Mm. N.* 35. *daz* wær. *H.* 36. d*as* w. e. *klein* *H.* 37. heit *H.* gelæt in *ein* s. *A. Mm. N.* 39. nihtiv *A. Mm. N.*

442. geschehen *H*, *wo hierauf, im Uebergang zu Blatt 263, wiederholt wird* Der mir das wölt ein klein verjehen. 43. chindlain *A. Mm. N.* 44. irn *M*, ir *A. N*, *den Mm.* 45. m. schon z. *Mm.* 50. [Schœne] fraw *Mm. N. A.* 51. teiffer *G*, teyber *Mm. A. N.* 52. *Da ran diu vrouw* o. an dem mere *zwar H.* 54. gots wilt *H.* 56. ane sw. *Mm. A. N.* 57. tiefer *H*, Teyuer *Mm. A. N.* 59. pulsick *A. N*, putstch *Mm*, Pulsteck *H.* über *H.* 61. Zuo der teifer *H.* teyber *Mm. A. N.* 65. **beſser* daz *oder* der stat. 66. ewr *M. A. N.* 68. **beſser* daz *oder* den stat. 74. hab *H.* 75. klein *Mm. A. N.* 76. ich ez wil *H.* 77. *wider* die *Mm. A. N.* 79. vrouw *H.* 81. 82. Romerinn : küniginn *H.* 86. gräuffen *Mm. A. N.* 88. dheiner fräwd *Mm. A. N.* 89. gesiget *Mm. A. N.* 91. vuert *Mm. A. N.* 94. im *Mm. A. N.* 98. was *H.* sein m. *Mm. A. N.* 99. Da *Mm. A. N.* den br. *H.* 500. recht *Mm. N. A.* 2. *Wie* m. h. *und* m. *H.* 3. [von ir] *H.* 4. ergan *H.* 5. Da *Mm. A. N.* 5. 6. Daz ez — *was gevar* : swar *H.* 6. Da *Mm. A. N.* 9. **beſser* brieve. 10. Da *Mm. A. N.* 12. Daz w. n. *H.* 13. [dhein] *H.* 15. ward *Mm. A. N.* 16. [sich] *H.* 19. 20. ensprach : sach *H.* 22. *du* v. *H.* 23. **beſser* brieve. 24. jehen *H.* 25—30. *verkürzt H*: Do antwurt' der bot' zehant Und sprach: *daz* tuon ich iu bekant. 28. wizzent. 29. brief. 31. Da *Mm. A. N.* 32. ewr *Mm. A. N.* 33. Do *H.* 34. [mir] *H.* 35. Gen *mir* daz *H.* 36. hab *H.* 39. Vor *grozem* z. *H.* 40. [Und] *Mm. A. N.* 42. die s. *A. Mm. N.* 42. 43. si ewiklich sicherlich ir sünd b. [unz] *H.* irn *Mm. A. N.* 46. *Ete alt* sp. *Mm. A.* 47. *We H.* 48. erparm *Mm. A. N.* 49. Dem *Mm.* Die a. gothait *N.* 51. [lieben] vrouwn *H.* 52. *Des* m. *H.* 53. 54. gên : stên *Mm. A. N.* [dâ in] *H.* 55. *Und* m. *H.* engtleich getat *Mm. A. N.* 56. *Der* die *H.* 58. do *Mm. N. A. H.* 61. chindlein *Mm. A. N.* 62. nimmer *Mm. A. N.* 63. Zuo einander *Mm. A. N.* 65. gerungen *H.* 66. het *H.* 73. vrouwn *H.* 76. ern *Mm. A. N.* 77. der k. *Mm. N.* 78. *rauwen* s. s. dar nach *gewind H.* *rawen Mm. A. N.* 79. Von *Reussen H.* 80. do *H.* 81. U. pabst ze *Rom* z. *Mm. A. N.* 82. sünd *Mm. A. N.* 83. an *der* t. *H.* tohter (*für* vrouwen) *Mm. A. N. H.* 88. *Vand H.* 89. *raüssen Mm. A. N*, *tawssen H.* 93. *Daz H.* 94. *flegen Mm. A. N.* 96. *koln Mm. A. N. H.* 97. irn *Mm. A. N.* 600. groz *H.* 1. [selbe] *H.* 2. *in H.* 3. Da *Mm. A. N.* 5. *Da Mm. A. N. H.* 9. Da *Mm. A. N.* [si] *N.* sünd *H.* 10. irn *Mm. A. N.* presten *Mm.* [11] *N.* babst an gots *H.* 12. [beide] *H.* 15. Da — ane *Mm. A. N.* 17. [sin] *H.* 18. kindlein *A. Mm. N.* 19. vrouwn *H.* 21. Da — purger *Mm. A. N.* 22. vrouwn an *H.* 23. *an ir* v. *A. Mm. N.* 25. Da si da g. *A. Mm*

N. 627. Da *Mm. A. N.* 28. ræuzzen *Mm. A. N*, rawzen *H.* 29. [iht] *H.* ewr *Mm. A. N.* 30. wölt *H.* 32. *irn Mm. A. N.* 34. iuwer *H.* 35. Wöltent *H.* Wolt *Mm. A. N.* fraw *H.* 36. [sprach er] *Mm. A. N.* 37. [si] *N.* 39. wölt *H.* 40. lazz *Mm. A. N.* 42. bechant *N.* 43. zühtenlich *H.* 44. ende hab ewr *Mm. A. N.* 45. ewr *Mm. A. N.* 46. b. vr. *Mm. A. N.* 48. vrouw *H.* 49. chindlein *Mm. A. N.* 50. grœzzer sein *Mm. A. N.* 51. frauwen *Mm. A. N.* 51. 52 53. Da *Mm. A. N.* [beide] *H.* 53. [in] *Mm.* 53. 54. sein Der b. spr. *daz ist ein guot sein* Nu nimpt die *H.* 54. n. ewr. *Mm. A. N.* 56. Da *Mm. A. N.* 57. Gen *Mm. A. N.* 61. irm *Mm. A. N.* 63. Da *Mm. A. N.* 64. vrouwn *H.* 65. si heim in gleich *H.* paidew *Mm. A. N.* 66. Zuo irem werden r. *H.* [künik] *Mm.* 67. si alʒ ein k. *A.* 68. ring *A. N. H.* 69. n. und t. *H.* 70. Daz *N*, Dan *H.* vr. *und* ir *N. H. Mm.* 74. Al *H.* wunn *A. Mm. N.* 76. das *M.* 78. ungemälich *H*, ungenugleich *Mm.* 80. uns *all* vr. *Mm. N.* 79. 80. Der geb vnz allen seinen segen Vnz muez vnser ewickleichen pflegen.

8. Karl der Große.

I. *Liebeszauber.*

Handschriften: zwei Münchner (M, Mm) Bl 180, 207; Augsburger (A) Bl 209; Neresheimer (N) Bl 231; Heidelberger (H) Bl [illegible]

1. 2. Der fuor in vnger ze ainer zeit In daz grozz lant weit *A.* 2. *Uncz* u. *M.* 3. b. *da* kr. *A.* 4. [in] *M.* u. *si die* w. *Mm.* *balachen Mm. A. N*, palachen *M. H.* 5. lat *M. N. A.* 6. nahet *H.* 7. gelawbt *H.* 7. 8. sein: von heim *M. N. A.* [Und] *M. N. A.* 10. den wist *H.* 11. [grözer] *H.* 18. *So H.* lan wolt aus *M. N. A.* 19. und *M. N. A.* 21. gelawbt der vrouwn *H.* 22. sant ir *H.* [23—26] *Mm.* 23. Daz *si wol* erkant *H. N.* 24. gesant *H.* 25. hiet *H.* 28. sag *M. N. A.* 29. Das *H.* 30. fraw *M. N.* 29. 30. Daz soltn gelauben sicherleich Edlew küniginne reich *A.* 33. Der *da* — Unger l. *H.* 34. tet vor *H.* 35. Und er *A.* 36. lesen *M. N. H.* 37. Da *M. N. A.* 38. al *in seinem M. N. A.* 40. Daz solten *das* die herren *H.* 41. land *H.* 43. künigin *H.* 44. Si jahen z. *M. N. A.* Zuo in s. u. *sein* sin *H.* 45. Seint *H.* 45. 46 herrn: werrn *M. N. A.* 49. Nement *H.* 51. Dein h. *M. N. A.* hercz *H.* 52. betw. *M. N. A.* solh *H.* 53. het *H.* 54. Sein b. *ewer* ser g. *M. N. A.* 57. Wenn k. Karl *H.* 58. die *stat H.* 61. [nicht] *H.* 64. doch auch *M.* got sin *H.* 65. niht *H.* 66. ouch st. *an im* immer *H.* 67. herrn *gegen* ir *M. N. A.* 68. iu *im* v. *H.* 70. *Sülten* h. *H.* herrn *M. N. A.* 71. üns *M. N. A.* 72. die *üns* habent *M. han A.* 73. üнser *M. N. A.* 75. *Do l. M.* So *vrten*

d. *A.* herre *M. A. Mm.* mit s. *A*, an sinne *M.* 76. *Redent Mm. H*. Reten *M. N.* [Redeten] *A.* kuniginne *M.* 78. küniginne *M. A. N.* 79. i. euw. 80. kumbt *H*, chumpt *M.* [ir] *A. M. Mm.* [81—86] *A.* 81. geziuch *H.* 82. trewen und den *guoten M.* 85. *Beschiht M.* 86. *selb H.* 87. *Das* h. *H.* 88. *werdent H*, *berden Mm.* 90. *Jamer M.* 92. unser *M.* 94. *Wie* g. [nû] *H.* 96. g. *im si H.* 97. *miche* n. *M.* 98. ewrn *M. N. A.* [99. 100] *Mm.* 99. *Er M. H. bege M.* 100. iuwern *H.* 1. *Da* st. *M. N. A.* 2. *sich M.* 3. *Beruoften M*, *Ruoften A.* 8. [vor mir] *A.* gehort *H.* 10. *der* U. *H.* 13. *Da* — *do M. N. A.* 14. [wol] *M. N. A.* 15. d. si l. o. *H.* 16. k. *so si A. Mm.* 17. kumbst *H.* küniginne *M.* 18. erlaitent *H. Mm.* sinne *M.* So wirst du laider mær inn *A.* 20. land *H.* 22. mir *das ist war M. N. A.* 25. *In M. N. A.* 29. dri *H.* 32. Dannocht [so] *H.* 33. 34. *umgesetzt H.* 33. Paide *M. N. A.* 34. vünf z. rast *M. N.* 36. dar zuo k. *H.* Chöment *M. N.* 31—36. Daz hundert razzt ist von hinn Vnd fünfzehen in meinem sinn *A.* [37. 38] *Mm.* dar zuo r. *H*, *die* r. *A.* 38. So snell ditz ich niht wol getrahten chan *A.* 41. waz *H.* 42. Syd *seint* er *H*, *Wan* er *A.* 43. m. *noch* w. *M.* 44. herr *M. N. A.* 46. *betr. M. N*, *trehten Mm.* 47. gewere *H.* 48. geng *M*, ging *N.* 50. koult *er* u. *H.* pf. *oder* m. *A. Mm.* [51. 52] *A.* 51. *im* mugst *Mm*, im ez muost *H.* im *in* gewinnest *M* 54. völliklichen *H.* 55. ich *dir* v. *H.* [55. 56] *A.* sölhen *M. N.* 57. und *M. N. A.* trat *H.* 58. ze *raben M.* 57. 58. Ze r. in d. st. Snell u. drat *A.* 59. Daz sey dir sicher gesait *A.* 60. v. m. u. h. *N. A.* 62. dich b. *H.* berait sein dar *H.* 63. sp. *er zuo dem künig* r. *H.* 65. kumbst *H. ze* p. *M. N.* 70. *Der H* [vil] *M. N. A. wol* erb. *H.* 71. k. *gar* biz *H.* 72. [du] *M.* [vil] *M. N. A.* 73. [ist] *A. Mm. H.* 74. *Der H. A.* [Er] *Mm.* [schœnen] *A. Mm.* 76. *Der H.* und *M. N. A.* 77. dannocht *H.* 83. *Hinz H.* Raben *M. N. A.* 96. *hiemit endet M.* 97. guot *A. Mm.* 200. traht in *H.* 1. abendes — ein *A. N. Mm.* 3. Bi *dem* volen u. b. *dem* manen *H.* [3. 4] *Mm. A.* 4. *das* [voln] *H.* 5 herre. 6. *Ich* wil *es* r. *A.* 7. herr *A. Mm. N.* [en]mag *A. N. Mm.* 11. Geht — voln *also* g. *A. N. Mm.* 13. herr *A. N. Mm.* 14. Es *Mm.* '(*beſser* mues'). ewr *N. Mm.* [15. 20] *A.* 15. es *H.* gezaumpt *Mm. H.* 16. ew *Mm. N.* 18. voln *Mm.* 19. vreist *H.* 20. seint *H.* [so] *Mm. N.* 22. [mit] *H.* 21. 22. Do k. er in m. st. Den voln er im n. v. *A.* [23—30] *A.* 24. in — but *H.* leitkauf *N.* 25. *Da* er h. *da H.* 26. Purgern *H.* der *purg* m. guoten *Mm. N.* 30. [Daz] *Mm.* [33] *Mm.* 36. [dâ] vor *A. N. Mm.* 37. [in] *H.* 41. vleiten *H.* 47. in *vür war* h. *H.* herr *A. N. Mm.* 48. z. *die* k. u. grœzzer *A. N. Mm.* 49. schol *H.* 51. Gesamet *A. N.*

Mm. 254. sagen A. N. Mm. [55. 56] A. [61—64] A. 61. gnuok H. 62. da v. H. 66. ich han g. H. 68. entruochen. 69. von A. N. Mm. hof A. N. Mm. H. [71. 72] A. N. Mm. 77. In geben H. 77. 78. ern : mern A. N Mm. Iuwer k. [die] H. 79. sol ich M. Mm. 80. [Mêrn] nu heizent H. haizzet N. b. mir Mm. 81. ewr d. A. Mm. N. iuwer k. H. 82. geniezend H. 83. schaffent H, chauft Mm. [83. 84] A. 86. selb H. 87. herr A. N. Mm. 88. nie gewañ H. A. Mm. [89. 90] A. 90. ir kund n. m. sein Mm. N. 91. [Dô] A, Da N. 92. tische A. N. Mm. 93. Von kost p. H. 94. Het er ein p. H. 95. [des] H. 97. w. er g. tiuwr H. 98. [er] H. 300. Da — pett A. N. Mm. 1. kant Mm. [2. 3] Mm. 2. er in t. N. Mm. trew. Mm. 3. Wenn Mm. 4. sugos Mm. [Er sp.] — s. sazehant A. 5. in dem H. 6. [du] A. 9. vingert A. N. Mm. 10. Und la dir daz e. A. e. l. Mm. [11—14] A. [13. 14] N. 18 Ste H. 19. singez Mm. 20. des du H. 21. [sich] A. N. Mm. 24. [daz] — niht H. 25. doch H. 26. [den] v. H. 27. g. beid ze H. pürg A. 28. warn A. Mm. N. 29. rieffen A, ruffen N. Mm. 32. harbig ewr A. Mm. N. harwig H. 34. gar wirt A. Mm. entw. H. [35. 36] A. N. 37. stuf A. N, slief H. 38. herr A. N. 39. 40 umgestellt in H. 39. er umb gen H. [41. 42] A. [er] H. 42. machet N. 43. Zehand er n. A. 44. den [45. 46] A. 45. m. er s. k. Mm, muz er s. ein k. N. st. er ze h. Saz so was er künig genant H. 47. tuht H. [dô] A. Mm. N. 48. lie A. Mm. N. 49. [die scheide] H. 51. legt daz A. Mm. N. 52. mesnær A. Mm. N. 53. buocher her H. 56. sw. und n. A. Mm. 57. do A. Mm. N. 58. Er sp. m. i. daz wol b. H. 59. fraizzames N. 60. So sprach der mesnær H. 61. ein lies lis H. ainer l. A. Mm. 62. daz H. greiz A. Mm. N. 63. gesegneten N, gesegnoten H, gesegetten Mm. [64] Mm. Ez H. bloz H, plozz A. gar H. 65. diu k. H. 66. altar N. 68. [aller] H. 72. w. wil ich sehen an H. 73. 74. mesnær: [vil] swær A. Mm. N. 75. Glaubt A. Mm. N. man m. H. 76. G. u. s. selb d. ganzen w. H. [77—80] Mm. 77. m. selb der t. H. herr A. Mm. N. 78. l. da mit g. A, l. da g. N. 80. Do A. N. 81. si im H. 83. mit im H. 86. horn A. Mm. N 87. 88. Uns herren i. g. Zuo d. t. das muoz ich jehen H. 88. begunden si im Mm. N. jehen Mm. 90. herrn A. N. Mm. 91. 92. drat : kemnat A. N. Mm. 94. zwen gr. herreñ H. vie A. Mm. [dô] N. [95. 96] M. Waz Mm. reht A. N. Mm. 97. Und tuffen hin A. 98. Zuo d. st. do er da saz A. 99. Und het A. 402. Chomen A. N. Mm. st. gon H. 3. erpflicht H. 4. Vor sorgen Mm. 7. mons Mm. Daz sült mir sagen H. [wan] Mm. N. A. [9. 10] A. N. Mm. 11. swer N. in A. H. Mm. 12. leist H. 15. das H. 13—16. r. wer *ir* zeit Daz ist zwar an der zeit (zwar d. i. z. *Mm.*) *A. N. Mm.* 418. w. *in* w. *bek. H.* 19. Do *A. N. Mm.* [der] *A. Mm.* 21. der *künig H.* gen *A. N. Mm.* 23. *trûren H.* gen *A. N. Mm.* 24. an *H.* 25. So s. w. herr *A. Mm.* willik. l. herr *N.* 27. lieplich *H.* 32. *das was H.* 33. Dannocht *H.* niemant *A. N. Mm. H.* 36. den sch. *H.* [48] *H.* 44. (*beſser vielleicht* vlohen). 45. *Wer H.* 47. vie *H.* 49. Das – *in* der *H.* 51. ein *Mm.* g. das *ze s. A.* 52. wurde *A.* 55. [bischof] *H.* 56. [al] *Mm. an der* st. *H.* stet *A. N. Mm.* 59. sturben *H.* 61. sîn lîn *A. N. Mm.* 63. [er] *H.* baschen *Mm.* (*wo häufig* b *für* w *steht*), walsamen *A. N. H.* 65. den *H.* 66. der *Mm.* ordenung *A. N.* 83. niemant *A. N. Mm.* 74. *Den H.* 76. t. vr. *Mm. H.* trawen *N.* t. gar *H.* 77. Bringen *dar gereite* Beid ze s. t. *H.* 79 *In H.* do *A. N. Mm. H.* er *do* l. *H.* 81. *Daz* — [vor] *H.* 86. *Und H.* sei sterben *A. N. Mm.* 87. het *A. N. Mm.* 88. Daz *H.* sei *A. N. Mm.* 90. *Wa H.* 91. tauen *H.* rawen *M. N. Mm.* 93. *die Mm.* 94. geseit *H.* 97. t. *sant Egidius* d. w. g. *H*, t. Egidius d. g. *Mm.* 98. Do *H.* 501. ergraben *H.* 2. m. *guldin* schœn *H.* 3. Do *A. N. Mm. H.* 4. *Die H.* 6. [Wê] g. *irer* s. *irm H.* trr s. *und* l. *Mm.* leib : weib *A. N. Mm.* 7. *Sant Egidius H. Mm. an* dem *H.* 11. herr *A. N. Mm.* 12. ewrr *A. N. Mm.* 16. sp. Sant *Egidius* l. *H.* 17. s. *die* h. *H.* 18. [noch] *Mm.* m. *die* n. *H.* 21. vrouw hiet *H.* hett *A*, het *Mm.* 22. 23. ewr *A. N. Mm.* 25. herr *A. N. Mm.* 26. s. *diu* k. *H.* s. *mügen* n. *Mm.* sein *A. N. Mm.* [27. 28] *A.* 27. irs l. *Mm.* 28. [mir] *H.* 29. [sich] *H.* 31. *Egidius* sp. *H. Mm.* b. *begund in flehen A.* 32. selb *A. Mm. H.* [33. 34] *A.* 36. *sin* k. *H.* 37. pett *A. N. Mm.* 38. tôhi Sant *Egidius* ein *gewin H.* [ein] g. sein *A. N. Mm.* 39. [das] *H. Mm.* 40. [ob] *A. N. H.* 42. [ir] *H.* 43. Sp. *Sant Egidius der* b. *H.* herr *A. N. Mm.* 44. schol *A.* 45: muezest *H.* 46. [künig] *A.* 47. Sant *Egidius* tet uf *ir H.* 50. In das *gras* s. *H.* samn ein *kiel Mm.* 51. [also] *A. Mm. H.* 52. *Sant Egidius* u. *H.* 53 [der] *Mm.* par *H.* 57. k. w. stuont *H* 58. [waz] *H.* 60. *Ez* h. *H. s.* n. l. *M. N.* 61. Si *si* stinkt *A. N. Mm. als A. N.* 65. *ze* b. m. *er* gen *A.* 66. *An* d. k. swaz er s. h. *H.* [D. k.] w. *er* s. h. *M.* 70. *an* s. *H.*

II. *Naturrecht.*

Handschriften: eine Münchner (Mm) Bl. 270; Augsburger (A) Bl. 111; Neresheimer (N) Bl. 134; Heidelberger (H) Bl. 271.

1. [der] *Mm.* er *an gevær A.* 4 muoz *N. Mm.* m. *ich von im Mm.* [dô] *Mm. N. H.* 5. *So* er saz *H. Wo A.*

N. Mm. 6. niemant *A. N. Mm. H.* 8. gros *H.* *vaast* erkl. *A. N. Mm.* 9. wa *H*, wo *A. N. Mm.* 10. Dar *umb* *H.* sei *A. N. Mm.* 11. *der* armen *H.* 13. er *die glocken* h. *H.* 15. gots — [an] *H.* 17. Eines *H.* tag*e do* *A. N. Mm.* 18. do er az *A. N. Mm.* huenr *H.* 20. *er erkl.* *H.* 23. [schön] — *der* l. *A. N. Mm.* 26. an*e* *A. N. Mm.* 27. arme*n* *N. H.* 28. der die grozen glocken *H.* 29. geklenck*t* *A. Mm. H.* 30. s. in an weder *H.* 31. ir*m* *A. N. Mm.* 32. klenck*t* sich an der st. *A. N. Mm.* 33. [si] *H.* 35. i. l. u. n. *A.* 37. küni*ges* *H.* 39. 40. vernomen : komen *A. N. Mm.* 43. 44. klenckt : senckt *Mm.* ie*g*leicher *A. N. Mm.* [45. 46] *A.* iemant *Mm.* 47. 49. niemant *A. N. Mm.* [49. 50] *A.* 50. m. da *H.* 51. *Si* g. v. *H.* 52. *Si saiten* *N*, *Und* saiten *A. Mm.* [53 — 56] *A.* 53. ha*b* *N. Mm.* klenckt *N.* 55. wir *im* ie *H.* niemant *N. Mm.* 57. An der selben st. *A.* *sech* wir *Mm.* 58. [im] *H.* i*n* *A.* [aber] *Mm.* [59. 60] *A.* 59. [dem] *H.* d*a* *N. Mm. H.* 60. manige*n* dr*a* *H.* menigir *Mm. N.* 61. Sp. *aber* br. *A* 62. di*e* gl. *A. N.* 64. [viere] *H.* [65. 66] *A. Mm. N* 65. D*a* *H.* 67. D*o* tet in *A. Mm. N.* 68. spr*achen* *A. Mm. N.* 69. grozz *A. Mm. N.* 71. Alsust *der* ein *under* de*n* *H.* 74. *an* den *N. H.* klachel *Mm*, *kchenkchel H*, swenckel *A.* [74. 75] *A.* 76. *Si giengen* vür *A.* [wider] *Mm.* 78. iemand *H.* 79. heiz *H.* 80. Gerichts wil ich im *A.* [niht] *H.* stan *Mm. N. H.* 81. *veriahen* *A. Mm. N.* 82. glogken [ist] *H.* 85. swing*et* *H.* s*w*enkel *H*, swenck*t* *Mm.* 86. *manigen* st. *H.* 91. Wer ir leid *si* gar g. *H.* 92. *vil* *H.* 94. [muoz] b. *wir si* sin *H.* b. ber si sein *Mm.* b. *daz wunder ain* *A.* 95. beschaff*e* *H*, schaffen *A. N. Mm.* w. sch. *Mm.* 96. *geschen* *A.* [97. 98] *A.* 98. su*ll* *Mm.* 99. [gie] *H.* 100. gl. *gie* an *H.* 1. 6. gen *A. N. Mm.* 2. *het* si *Mm.* *ein* *A. N. Mm.* 3. [tuot] *H.* 4. yeslichen *H.* 7. D*a* *A. N. Mm.* [11 — 16] *M.* 15. W*a* *H.* di*e* n. *H. Mm.* tuo*t* *H.* 17. Die nater læt sich für seinen v. *M.* 18. sagen *A. N. Mm.* 20. gnaden *H.* 22. [ir] ir*n* *A. N. Mm.* 24. zaigest *A. N. Mm.* 27. leid*s* *H.* 28. herr *A. N. Mm.* 30. [nach] *H.* 32. *Daz* *H.* 35. staudech *N.* 36. niemant *A. N. Mm. H.* 38. Die d*a* *H.* 39. si *daz* s. *A. N. Mm.* solten *Mm. H*, *b*olten *A.* 40. [herren] *H.* *w*olten *H. A.* 43. ob *irm arm* l. *H.* 44. mangen *A. N. Mm.* 46. der *natern* gewin *A. N.* 47. ir *ir* ze *H.* 48. spi*es* *A. N. Mm.* 49. Das der künig gut Daz sch. d. k. K. g. *H.* [der] *A. N.* 50. wa*s* *H.* 51. der *selb* k. *H.* 55. *Daz* ich *H.* 57 welt *H.* 60. m. *do* n. *A. N. Mm.*

9. Saladin.

Heidelberger Handschrift Bl. 273.

9. 10. spilt : behilt. 10. mir *für* niur. 13. niemand. 17. *ellen*. 32. niemalt. 41. rotez golt. 50. Das. 52. was. 53. Da. 57. 58. möht genesen. 59. Doch. 67. Da. 78. *steht zweimal, zuerst:* So ich si mach met. 79. Empfahen. 92. jemerlich. 106. Da w. n. l. 19. daz Got. 21. u. zuwer ger. 27. *Dier.*

Gesammtabenteuer.

Hundert altdeutsche Erzählungen:

Ritter- und Pfaffen-Mären

Stadt- und Dorfgeschichten

Schwänke, Wundersagen und Legenden

von

Jakob Appet, Dietrich von Glatz, dem Freudenleeren, Heinz dem Kellner, Jansen Enenkel, Heinrich und Johannes von Freiberg, Hermann Fresant, dem Hufferer, Konrad von Würzburg, Niemand, Rafold, Rüdiger dem Hunthover, Rüdiger von Müner, Ruprecht von Würzburg, Sibot, dem Stricker, Volrat, dem Vriolsheimer, Wernher dem Gartener, Herrand von Wildonie, dem Zwingäuer und Anderen,

meist zum erstenmal gedruckt

und herausgegeben von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Dritter Band.

Mit drei Schrifttafeln.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Inhalt.

Seite

Geschichte der einzelnen Erzählungen V

Beschluß CLXVI

LII. Der Weltheilige (398 Reime) 1

LIII. Der weiſse Rosendorn (276 R.) 17

LIV. Berchta mit der langen Nase (74 R.) 29

LV. Irregang und Girregar. Von Rüdiger von Müner (1450 R.) 37

LVI. Meister Irregang (144 R.) 83

LVII. Minnedurst (276 R.) 93

LVIII. Das Rädlein. Von Johannes von Freiberg (318 R.) 105

LIX. Der bloſsgestellte Ritter (98 R.) 125

LX. Der nackte Bote (230 R.) 133

LXI. Der geäffte Pfaffe (338 R.) 148

LXII. Die drei Mönche von Kolmar. Von Niemand (404 R.) 159

LXIII. Turandot. Von Heinz dem Kellner (228 R.) . . . 175

LXIV. Der Jungherr und der treue Heinrich (2290 R., bei 1290 ist eine Zeile überzählt) 187

LXV. Das Schrätel und der Waſserbär (332 R.) 257

LXVI. Helmbrecht. Von Wernher dem Gartener (1908 R.) 271

LXVII. Herr Friedrich von Auchenfurt. Von Jansen Enenkel (328 R.) (Gehört in den Anhang zu Bd. II, hinter 9.) 337

LXVIII. Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau. Von Ruprecht von Würzburg (946 R.) 351

LXIX. Der Richter und der Teufel. Von dem Stricker (228 R.) 383

LXX. Der Welt Lohn. Gesicht des Wirnt von Gravenberg. Von Konrad von Würzburg (266 R.) 395

LXXI. Der nackte König. Von dem Stricker (302 R.) . . . 409

Unser Frauen Wunder 427

LXXII. Der Frauen Trost. Von Siegfried dem Dorfer (647 R.) 429

LXXIII. Unser Frauen Ritter und die Jungfrau (226 R.) 451

Aus dem Gedicht von Unserm Herrn, Unser Frauen, den Aposteln und allen Heiligen 463

Seite
LXXIV. Marien Ritter (90 R.) . . . 466
LXXV. Maria und die Mutter (132 R.) . . . 469
LXXVI. Maria und der Maler (62 R.) . . . 474
LXXVII. Der Propst zu St. Gallen (62 R.) . . . 477
LXXVIII. Maria und die Hausfrau (296 R.) . . . 480
LXXIX. Marien Pfarrer (90 R.) . . . 489
LXXX. Maria und der Schüler (466 R.) . . . 493
LXXXI. Marien Bräutigam (88 R.) . . . 508
LXXXII. Maria und die Sündenwaage (204 R.) . . . 512
LXXXIII. Marien Ritter und der Teufel (646 R.) . . . 519
LXXXIV. Theophilus und der Teufel (322 R.) . . . 540
LXXXV. Ave Maria (170 R.) . . . 551
LXXXVI. Der Raubritter und sein Kämmerer (234 R.) . . . 561
LXXXVII. Thomas von Kandelberg (350 R.) . . . 573
LXXXVIII. Ave Maria (84 R.) . . . 587
LXXXIX. Marien Rosenkranz (360 R.) . . . 595
XC. Des Bruders Felix Verzückung (392 R.) . . . 609
Lesarten und Anmerkungen . . . 625
Nachträge . . . 702
Quellenverzeichnis . . . 752

Universit
Bibliothe
München

Geſchichte der einzelnen Erzählungen.

LII. Der Weltheilige.

Zu dieser Erzählung, die nur in zwei, für Eine zählenden Handschriften steht, weiſs ich nichts Entsprechendes nachzuweisen, und sie scheint eigenthümlich Deutsch. Es ist auch, wie das vorige Gedicht, ein lustiges Abenteuer von der Deutschen Trunkliebe, hier noch in scheinheiliger Verbindung des Wahrsagers mit dem Einsiedler. Die mit der Trunkenheit gekommene Einbildung währt hier zwar länger, als bei den Wienern; verfliegt jedoch auch, wie im Rausch; und das Ende vom Liede ist der Spruch: »Der Fuchs läſst wol von Haaren, aber nicht von Art.«

LIII. Der weiſse Rosendorn.

Für dieses kitzliche Abenteuer gibt es, wie zu erwarten war, allerdings ein Altfranzösisches Seitenstück, wodurch daſselbe noch ausschweifend überboten wird. Der als Dichter mehrer leichtfertiger *contes* bekannte Garin oder Guerin erzählt von einem Ritter, der nicht bloſs die seltsamerweise männlichen *cons*, sondern auch die dicht angränzenden *culs* sprechen lieſs.[1] Dieser Ritter war tapfer, aber arm, und lebte nur vom Gewinn der Turniere. Sie wurden verboten, und er muſste all seine Habe versetzen. Endlich ward wieder ein Turnier zu La Haye in Touraine ausgerufen, da verkaufte sein Schildknappe Huet noch sein Ross, und löste seine Rüstung ein. So ritten beide hin, Huet voran, der fand im Gebüsche an einem Bache drei kostbare Kleider und bemächtigte sich derselben. Sie gehörten drei wunderschönen Frauen, die sich im Bache badeten, und vergeblich um ihr Gewand baten. Bald darauf kam auch der Ritter dahin, die nackten Schönen baten ihn um ihr Gewand, und er eilte seinem Knappen nach und brachte ihnen die Kleider zurück. Die drei Badenden waren Feen, und gerührt von seinem Edelmuthe verlieh jede ihm eine Gabe. Die erste, daſs alle Welt, Mann und Weib, ihn lieb und werth haben; die zweite, daſs ihm *le con* jedes weiblichen Geschöpfes antworten müſse; und die dritte, daſs wenn *le con* (Lat. *cunnus*) verhindert wäre, *le cul* sie vertreten, und nicht bloſs Sitz, sondern auch Stimme haben soll. Der Ritter hält alles für Spott, erfährt aber alsbald die Bewährung. Ein Pfarrer, dem er begegnet, ladet ihn zu Gaste, und auf des Ritters Frage verlautbart des Pfarrers Stute, daſs derselbe zu seiner Bule reite und ihr eben ein Kleid kaufen wolle. Der Pfarrer erschrickt noch mehr als Bileam über seinen Esel, läſst Stute, Mantel und Geldbeutel in Stich und entflieht; der Ritter kommt hierauf zum Schloſs eines Grafen, und wird von ihm und der Gräfin und dem ganzen Hofe freudig aufgenommen und bewirthet mit Gastmal, Tanz und Spiel; ja, zur Nacht befiehlt die Gräfin ihrer Nichte, der schönsten Fräulein mit blauen

---

[1] Barbazan-Méon III, 409: *Le chevalier qui faisoit parler les cons et les culs. Par Garin.* Aus den Hdss. 7218. 7615; *Notre Dame* 2; und S. Germain 1830. 882 Zeilen. Legrand IV, 301: *Du chevalier qui faisoit parler* . . . . gibt nur Auszug bis zu der Feengabe. Die Ausgabe von 1829 hat

---

dieses Abenteuer ganz weggelaſsen, und es scheint zum Ersatz dafür, zwei andere Stücke *Du curé qui aimoit la femme d'un vilain* aus Méons *nouv. recueil* I, 310, u. *la souris* ohne Angabe, woher. — Die Deutsche Uebersetzung bricht schon früher ab (*vairs*) Augen und blonden Haaren, sich in sein Bette zu legen. Hier befrägt der Ritter die nackte Schöne nach den Namen der einzelnen Theile die er berührt, und als er auch an die »Fut« kommt, antwortet diese sogleich selber, sie wundere sich, daſs sie noch nicht *foutez* sei. Darüber erschrickt die Schöne dermaſsen, daſs sie im Hemde zur Gräfin entspringt, und das Wunder erzählt (was *mes cons li conta*). Nächsten Morgen fragt die *contesse* den Ritter danach, und wettet mit ihm 40 Pfund, daſs ihr *con* ihm nicht gehorchen werde. Sie stopft heimlich wol ein Pfund Baumwolle hinein, und als nun in Gegenwart des ganzen Hofes der Ritter *Sire cons* anredet, und keine Antwort erfolgt (*vox faucibus haesit*), wendet er sich an *Sire cus*, der den Betrug verräth. Auf Gebot des Grafen muſs die *contesse* die Maulsperre wegthun, und nun bestätigt *le cons* was *le cus* gesagt, und der Ritter hat die Wette gewonnen. Ungern sehen alle ihn scheiden, als er zum Turnier reitet. So lebte er fürder ritterlich bei Kampfspielen und Kriegen, überall beliebt und gastlich aufgenommen, und berühmt durch seine Feengaben. —

Der Anfang ist die bekannte Morgenländisch-Abendländische Dichtung, wie badende Feen (in den Nibelungen *wisiu, wildiu wip*) durch Beraubung ihrer Gewande verhindert werden, in Verwandlung, vornämlich als Schwan, zu entfliehen, als Gattin bleiben, oder weiſsagen müſsen, hier jedoch Gaben verleihen, wie sonst die bei der Geburt eines Kindes erscheinenden Feen, im Norden die Nornen und Valkyrien.[1] Die hier ertheilten Gaben selber erscheinen freilich als eine ungeheuerliche Verspottung jener romantischen

---

[1] Ueber all diese Sagen verbreitet sich „die Schwanensage" in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſsenschaften 1846. S. 522. 536. Pervonte gehört auch dazu.

Feendichtungen, und werden nur dadurch gemildert, daſs der Begabte sich damit durchaus ritterlich benimmt. Die Darstellung ist dagegen so nackt und unzüchtig, wie so manche dieser *contes* (vgl. zu XXXVII) und wie nur die Wälsche Sitte sie erträgt.

Aus dem Altfranzösischen Gedichte, dem Legrand es zum Vortheile rechnet, daſs ritterliche Groſsmuth der Ursprung der wundersamen Begabung ist, rührt ohne Zweifel die Erfindung der *bijoux indiscrets* von Diderot; deren Deutsche Uebersetzung: »die Verräther. Monomotapa« o. J. mit Vorrede von Leſsing, ihm auch zugeschrieben ward. Anstatt der Frage dient darin ein Ringtalisman, die Maulkörbe werden ein vielgesuchter Handelsartikel, dem der *Sire cus* nicht Eintrag thut. Bei der gründlichen Ausführung überbietet die Anwendung des Zauberringes am Hofe des Sultans von *Congo* weit die obigen Abenteuer, und erreicht das Aeuſserste der Ausschweifung und Unzucht bei dem weitgereisten Kleinode, nur verdeckt durch dessen Rede in fremden Zungen. —

Dagegen ist unser Deutsches Gedicht ein unschuldig-lustiger Schwank, in welchem der Dichter selber eine vermittelnde Rolle spielt, und die Verbindung mit der Schönen, die im Morgenthau unter dem verschwiegenen Rosenbusch badend, ein reizendes Bild darbot, für immer befestigt. Das letzte Gedicht der Handschrift, welche allein dieses Gedicht enthält, ist von demselben Sinne durchdrungen.[1]

LIV. Berchta mit der langen Nase.

Auch dieses Abenteuer erzählt ein Altfranzösisches Gedicht, und ist in dessen Gestalt im Romanischen weit verbreitet und oft wiederholt: ein Pfarrer besucht eins seiner Beichtkinder, und findet nur die Frau mit ihrem dreijährigen Knaben daheim. Sie nimmt den Herrn *Confesseur* wol auf, und neckt ihn vertraulich. Er, scherzhaft sich wehrend, legt einen Ziegel vom Herd mitten in die Stube, und droht ihr Strafe, wenn sie denselben überschreite. Sie thut es dennoch, und die Züchtigung folgt auf der Stelle. Den darnach heimkommenden Vater warnt der Knabe, den Stein zu überschreiten, sonst werde er gezüchtigt werden, wie die Mutter. Der Dichter warnt am Schluſse *gardons nous du petit oeil:* wie unser Dichter (Z. 65 ff.).[1]

---

[1] Vgl. den Schluſs im Grundr. 338.

Die manigfaltigen neueren Wiederholungen unterscheiden sich nur darin, daſs anstatt des Pfarrers bald der Schreiber eines Sachwalters, bald ein Pachtersknecht auftritt, und anstatt der Gränzsteinlegung ein Kreidestrich auf den Boden gemacht wird.

So erzählen, nach Legrand:

Les cent Nouvelles nouvelles n. 23.

Les joyeuses aventures p. 88.

Recueil des plaisantes Nouvelles p. 124.

Le courier facétieux p. 370.

Malespini ducenti novelle n. 88. (Uebersetzung der *cent Nouv. nouv.*)

Bandello nov. 55.

Nouveaux contes à rire p. 119.

Bibliotheque amusante et instructive t. 2, p. 324.

Divertissement curieux de ce temps p. 295.

Contes du sr. d'Ouville t. 1, p. 184.

Le facétieux Réveille-matin p. 316.

Nouveaux Contes en vers, par M** *p. 43.*

Le dessert des Mal-soupés.

Detti e fatti piacevoli del Guicciardini p. 80.

---

[1] *Méon nouveau recueil* I. 307. Legrand III. 249: *Du curé qui posa une pierre,* mit dem Zeichen ☞, daſs es in der Berner Handschrift steht. Die Ausgabe von 1829 fügt dem Auszuge in III, 221 nicht die Urschrift bei. Fehlt in der Deutschen Uebersetzung.

Eigen unserm alten Gedicht, und gewis dichterischer, als der Backstein oder Kreidestrich, ist die Erscheinung der Berchta, Berta, in den zwölf Tag-Nächten nach Weihnachten (*twelf nights*), namentlich in der zwölften (Bercht-) Nacht, wo man tüchtig eſsen muſs, um nicht von ihr getreten zu werden. Diese hier so graulich, in der schwarzen Pfaffentracht auftretende Berta ist eine noch manigfaltig umgehende Erscheinung, welche mit den badenden und begabenden Feen des Altfranzösischen Gedichts zu LIII verwandt, ursprünglich mythisch, eine Gestalt der allnährenden, wie gebärenden Erdgöttin Nertha, die Riesentochter Jörd, Frigg, Freya ist. Noch ist sie im Orlagau die (riesige) Königin der Heimchen-Geister, welche die Erde befeuchten, während sie selber in der Tiefe mit ihrem Pfluge die Erde furcht. Unter mancherlei anderen Namen ist sie, in Volksglauben, Helden- und Geschichtssagen, die milde, begabende, Schicksal bestimmende und verkündende spinnende, webende, weiſse Frau, mit dem breiten Gänsefuſs, mit leichtem Flügelkleid und Federhemd, vornämlich als Schwan, durch Waſser und Lüfte ziehend, in der Zeit der Wintersonnenwende, des Neujahrs, Fruchtbarkeit über die Saaten bringend. Zugleich ist sie die verhängnisvolle, im Wechsel mit ihrem Manne Wodan (Hochdeutsch Wuotan, Nord. Odhin = Himmel), die furchtbare, finstere, strafende Göttin (als Hulda und Gode), die Führerin des wüthenden (Wuotans) Heeres, dessen Hälfte (der irdische Theil) ihr anheim fällt.[1] Die wilden lärmenden Umzüge mit Larven und Puppe (Perchtenlaufen im Salzburgiſchen, Posterlijagd in der Schweiz) sind noch das feſtliche Nachbild davon, wie Buziberth, die Larven-Berchta, bei Fiſchart. Zurücknahme und zugleich Beſtätigung der Gemeintheilung iſt der Schwäbiſche Berchtold, der das wütende Heer führt, und aus welchem abermals eine Schwäbiſche Prechtölderin ward.[1] Sie iſt die ſchlachtenwebende Kriegsgöttin (Hildaberta, Wilde Berta), Valkyrie (Todtenwählerin), und verkündet auch als Ahnfrau im lichten weiſsen Kleide (oder halbſchwarz, halbweiſs, und auch ganz ſchwarz) den Tod. So als Hausgeiſt, iſt ſie dann auch geſpenſtiſch geſtaltet, zum Kinderſchreck, mit wirrem Haar, langer Eiſennaſe, daher Eiſenberta genannt.[2] Im Hauſe, mit Schlüſſelbund, hält ſie auf Ordnung des Geſindes, namentlich verunreinigt ſie die am letzten Jahreſtage nicht abgeſponnenen Spinnrocken:[3] in Schweden heiſst

---

[1] Laut des Lat. Gedichtes vom Fuchs *Reinardus* (ed. *Mone* 1832) I. 1. v. 1160, gehört der Todes-Tänzerin Herodias die, von dem Haupte des Täufers, das sie küssen will, in die Lüfte geblasen, immerdar (bis zur Götterdämmerung) das wüthende Heer anführt, der dritte Theil der Menschen. Sie hieſs damals *Pharaildis* (wol wie Hilda-Berta zu deuten), und heiſst *moesta hera*, was in Verbindung mit *Herodias*

(wie eigentlich die Mutter der Tänzerin hieſs), auf die im Hojaſchen verehrte Gottheit Heremunt deutet, und auf die laut Gobelinus Persona im 14—15. Jhrh. in Niederſachſen zur Zeit der Epiphanie durch die Luft fliegende und Fruchtbarkeit gebende Frau Here; wie von Otfried und Gottfried von Straſsburg, und noch in der Schweiz, der Herd (=Heerd) für Erdboden gebraucht wird. Vgl. mein Büchlein über Irmin (Breslau 1817) S. 16. 52. 55. Germania I. 355.

[1] Berchtolds wilde Jagd in weiſsem Kleid und weiſsem Roſse benutzt Peter Leu in meinem Narrenbuch (1811, S. 394). Mit Prechtölterin ſcheint die böſe Werkholterin im Herzog Herpin (s. zu VI. LXIV) verwandt.

[2] *Die Percht mit der eisnen Nasen.* Germania II, 64. — In der Berliner Königsburg ſollte, mit der weiſsen Ahnfrau, noch eine furchtbare eiſerne Jungfrau hauſen, im Thurme „der grüne Hut." M. F. Rabe die eiſerne Jungfrau und das heimliche Gericht im königl. Schloſse in Berlin. 1847. — Vgl. auch die langnaſigen Trollen zu LXV.

[3] Wie hier die Leben- und Nahrung-gebende Erdgöttin mit dem Kampf und Krieg im Leben und Tode gewährenden Himmelsgotte wechſeln, beide als Schickſalsmächte: ſo hat

noch der Sterngürtel Orions der Spinnrocken der Freya, und Berta trägt in der Mark ein goldenes Spinnrad. Sie wird mit Speise geehrt, welche ihr hingesetzt, oder (als *Abundia*, *Habonde*) offen dastehn muſs, indem sie das Verſchloſsene verderbt. Sie gewährt dieses ihr Speis- und Trankopfer zugleich den Menschen zum Genuſse, und es besteht aus

---

umgekehrt dieser Gott auch die Verehrung jener Göttin, und in Niedersachsen wird Wode bei der Roggenärnte angerufen und ihm ein Büschel unabgemähter Aehren gewidmet für sein Ross (Spegel des Antichristischen Pawestdoms von Nikolaus Grysen. Rostock 1593): ganz wie im Kalenbergischen der Frau Gaue, nur ohne Ross (Reinhards Geisterreich. Heimstadt 1781. Bd. 1. S. 1787. Aus den Hannover. Gel.-Anz. 1751. St. 74. 83. 1782. St. 67). K. Iken, Ausschreiben wegen des 1733 zu begehenden Gedächtnisses der Bremisch-Teutschen Gesellschaft, deutet *Frau Gaue* durch *Δημήτηρ*, schon bei Cicero = *Γημήτηρ* (*Terra mater*. *Taciti Germania* c. 2. 40. 45), *Ceres*, *Γῆ*, *Γαῖα*; wobei Siebrand Meyer Religionswesen der Teutschen (Leipzig 1736) S. 78 das Gothische *gawi*, unser Gau, Gäu anführt. An sie erinnern noch: die Nordische *Göi*, Norrs und Gorrs Schwester, die auch durch Ceres gedeutet wird, und von deren groſsem Feste, ihrer Wiederfindung, noch der Februar Schwedisch *Göjemånad* heiſst; und Gave, Urenkel Balders, des zum Herrscher in Westfalen gelassenen Odinssohnes, zu welchem Namen bemerkt wird, daſs er Nordisch *Geve* laute (Snorra-Edda, Rasks Ausg. S. 14. 358. 369). In der Mark, um Kloster Diesdorf, wird ebenso „Vergodendeels Struſs" gewidmet und als Aerntekranz umgetragen, mit der falschen Verhochdeutschung Vergüten, da Ver Kürzung für Frau ist, wie in Jungfer, und Gode ist der weibliche Wode, wie männlich in Godesberg. — Beide Gottheiten, die männliche und weibliche, wechseln auch darin, daſs, wie die Percht am Rocken nicht abgesponnenen Flachs verderbt, ebenso in den 12 Nächten von solchen Spinnrocken in Niederdeutschen Gauen gesagt wird: der Wode jagt durch; „dat is de Wode" (und die Knechte Pferdemist in solche Spinnrocken thun); dem entgegen hinzugefügt wird: man säet keinen Flachs am Wodanstage (Mittwoch), sein Ross zertritt den Leinsamen, überhaupt thut man keine Arbeit am Flachs, denn das ist weiblich. D. Frank alt und neues Mecklenburg Buch 1. S. 55.

Fischen und Mehlspeisen, noch katholischen Fastenspeisen, wie noch in Schlesien und in der Mark zur Christnacht und Sylvesterabend besonders Karpfen und Mohnkuchen oder Krapfen herkömmlich sind. Wer andres iſst, dem schneidet Berta (mit der Eisennase?) den Bauch auf, nimmt es heraus, stopft Hacksel dafür ein und näht ihn mit der Pflugschaar (der Erdgöttin) an Eisenkette wieder zu.[1] Das Vieleſsen unsers alten Gedichts ist in ähnlichem Sinne zu verstehn. Nur ist hier die Strafe, daſs die Berchta einen tritt; wie noch vom Alpdrücken gesagt wird, daſs das Nachtgespenst die Mar oder Mart einen reitet oder tritt.[2]

Die Wiener und Insbrucker Ueberschrift *von der Stempe* deutet auch hierauf, und scheint aus dem mit dem Niederdeutschen *stampen* stimmenden Mittellat. und Romanischen *stampa*, *stampare* zurückgenommen, anstatt des Hochdeutschen stampfen, stempfen;[3]

---

[1] Sonst ist das Schwein dieser Festzeit eigen, der Frey's-Eber, Jul-Eber des Neujahrs. Germania I, 347. Ein Schweinskopf (mit Grünkohl) ist auch in Norddeutschland noch Festspeise, und das Schweineschlachten um dieselbe Zeit, wo dieses Thier zumeist in Kraft und Saft ist, herkömmlich. Es ist vornämlich das Thier und Bild der Fruchtbarkeit, und pflügt durch seinen Rüssel zugleich die Erde und säet, indem es die Eich- und Buchmast sucht. So steht es denn auch in mancherlei sagenhafter Berührung mit den obgenannten Frauen, als ihre Heerde, am und im Berge, ja im Waſser (wo der einäugige Borch auf Odin deutet); und eine gefangene Märt hört ihre Mutter in Engelland die Schweine locken. Kuhn Norddeut. Sagen S. 14. 29. 111. 113. 156. 411. 482–83. Vgl. Mones IV, 566–67.

[2] Schon in Snorri's Inglinga-Saga, Kap. 16: *Mara trath hann* zu Tode durch eine Zauberin *Huld*. Dagegen vgl. hier I.V. 646–676.

[3] Daher Stempfel, der bedeutsame Name des Scharfrichters zu Eisenach im Krieg auf Wartburg (Minnesinger II, 6, 8). Niederdeutsch gilt Stöpke allgemein für Scharfrichter, und Teufel Stempel hat auch im Hochdeutschen die Niederdeutsch-Romanische Aussprache behalten.

sowie *stampenie*, *stempenie* in Gottfrieds Tristan für eine Art Gedicht, und noch in der Schweiz für lustiges Tanzlied. Eine *estampide* spielten Französische fahrende Spielleute am Hofe des Markgrafen zu Montferrat.[1] Italienisch *stampita*, *stampinata* (bei Boccaccio Decam.). Ein solches Nitharts-Lied heiſst der Stampf, von einem Stampfwerke. Minnesinger III, 137. Dasselbe Wort ist, nur einfacher, stappen, steppen, stapfen, davon Stepfel, Stöpfel. —

Die Bercht-Nacht schwankt in den zwölf Nächten: im Elsaſs war es der vorletzte Jahrestag; in der Schweiz ist Bechtelis-Tag der 2. Januar, oder wenn Neujahrstag auf Sonnabend fällt, der 3. Januar. Die eigentliche Berchtnacht aber ist der 6. Januar, der heiligen 3 Könige, Ephiphanie, Theophanie, *festum stellae*, auch der oberste Tag genannt, die Erscheinung des Lichtes der Welt, in der Mutternacht, mit dem Gotteskinde, zu welchem der Stern des Tages und der Nacht die Weisen des Morgenlandes zur Anbetung leitete. Bercht-Tag, -Nacht, ist Uebersetzung vom Althochdeutschen *peraht* (daher Pracht), Mittelhochdeutschen *preht*, *berht*, licht, stralend, *brehen* leuchten:[2] wie er die Italienische Fee *Befana*, die ebenfalls zugleich milde Geberin und Kinderschreck (wie unser Knecht Ruprecht, Ahd. Hruodperaht, St. Niklas und das Christkind selber) ist, und als schwarze Lumpenpuppe ans Fenster gestellt wird, nur Wälsche Aussprache von *Epiphania* ist, obgleich sie Herodes Tochter die Tänzerin heiſst. Beiden Namen liegt jedoch die eigenthümliche heidnische Vorstellung der in der Wintersonnenwende, als Beginn und Weihe des neuen segenreich gewünschten Jahres, mit gemäſsen Opferfesten geehrten Gottheit zum Grunde, welche auſserdem noch mancherlei andere, örtlich verschiedene Namen führt: Fru Gaue, Gode, Harke, Mar, Werre, Hulda, Holla, Waldfrau, Flachsjungfer — in meiner Heimat, der Ukermark, sogar noch Fricke, Frik;[1] — und ebenso manigfaltig mehr oder minder von den angeführten Gebräuchen behält, andere hinzufügt, mit eigenthümlichen

---

[1] Leben des Trubadurs Vaqueiras um 1200. Diez 83.

[2] Graff Althochd. Sprachschatz III, 209. Die von Pez zu Ottokars Oester. Reimchronik angeführte Monseesche Glosse *Theophania Giperahtanah* ist wol zu berichtigen u. *berahtun naht*. Ebd. Kap. 190 wird ein Hof besprochen auf nächsten Berrchtag, und Kap. 811 heiſst es bei Heinrichs von Lützelburg Königswahl: *Do der obriſt-tag cham, Den wir den Perchtag nennen hie.* Haltaus Deut. Jahrzeitbuch S. 78 und Schmeller Bair. Wörterb. I, 194 haben aus Oester. und Bair. Jahrbüchern und Urkunden noch manche andere Veränderung des Namens, darunter Pehrtag, Prehentag, Preentag, Prechentag, Prechtag; welche letzte, laut Haltaus 45, in Oesterr. u. Schweiz auch für Erchtag (Dinstag) gehört, und durch eine Göttin Prechta erklärt wird, die Flachs brechen lehrte, worin noch dunkle Erinnerung

---

an die Spinnerin Berta steckt. Irmin S. 22. Auf diesen Tag wird auch, besonders in der Griechisch-Ruſsischen Kirche, die Taufe Christi mit der Taubenerscheinung gesetzt und er der Tag der heiligen Taufe, Jordansfest, und das Groſse Neujahr genannt, weil er heiliger, als das Jüdische Beschneidungsfest am Neujahrstage ist. Unter den zwölf heiligen Tagen von Weihnachten an heiſst er auch ohne weiteres der Zwölfte, und diese sämmtlichen Tage, welche schon im Griechischen als Dodekameron zusammengefaſst werden, heiſsen die Zwölften (*twelf nights*). Niederländisch und angränzend Niederdeutsch heiſst er der Dreizehnte (*Dertiende*, Drütteinde, auch im Badischen Dreizehende), weil Weihnachten mitgezählt wird, wie auch Englisch *the dertien dayes* vorkömmt. Haltaus 77. Im Französischen Belgien erscheint er wieder als *Nuit de la sainte lumière*. *Coremans l'année de l'ancienne Belgique* (Brussel 1844) p. 75. Endlich ist dieser h. 3 Königstag noch der des Bohnenfestes mit dem Bohnen- oder Apfelkönig. Haltaus 78.

[1] Kuhn und Schwartz Nordd. Sagen S. 66. 414. 319. Das Meeraustrinken der alten Frick bis sie platzt, klingt wie ein geologischer Mythus. Sie heiſst hier auch des Teufels Groſsmutter.

Sagen.[1] Sonach ist sie die Bairische Luz, Luzi, Luzel, welche in der ersten Rauchnacht bösen Kindern den Bauch aufschneidet und Kiesel hineinsteckt; anderswo, wenn man sich nicht recht satt isst am Lucien-Tage selbst, d. i. 13. December, dem Nordischen Mittwinter-Tage.[2]

Ueberschaut man die manigfaltige noch lebende Aussprache dieser dieselbe Vorstellung und Erscheinung bezeichnenden Namen im Norddeutschland: Wode, Waud; Fru Wôd, Wâs, Wasen, Wâgen, Gôden, Gôde, Gôed, Gôik, Gôdke, Gôdsche, Gôsen, Gôe, Gaue (zu Grabow in Meklenburg), so leiten sich diese sämmtlich von Wodan, Gwodan, Goden (*gôde* gute, lautet Niederländisch auch *göje*). Ebenso kommen Fricke, Frick (auch Mannsnamen), Frêke, Frien, Frêen, Fuik, Fui, von Frygga, Frygg. — Holda, Hulda (Odins Geliebte, und noch Donaunixe) geht über in Holle, Hulle, Wolle, Wulle; und Verhelle (d. i. Frau Helle), im Saterlande, vermischt sie mit der Höllengöttin, der Nordischen Hel. Der Mâr und die Mâre, Môre[3] verwandeln sich in Mârt, Mârte,

---

[1] Nachweise und Stellen der hier nicht belegten Züge ergeben Holtaus Jahrzeitbuch 73–78; Schmeller Bair. Wörterb. I, 194–95; J. Grimm D. Mythol. 169 ff.; die S. VII angeführte Schwanensage 323 ff. 348 ff. 573 ff. Germania I, 354–58. II, 61–63; W. Müller Gesch. und System der Altdeut. Religion Göttingen 1844, S. 115–30; A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeut. Sagen 1848 S. 412–20, und in M. Haupts Zeitschr. IV, 385.

[2] Schmeller Bair. Wörterbuch II, 532.

[3] Die Mâr-Sagen (bei Kuhn 16. 162. 203) bilden den Uebergang zu den verwandten Dichtungen von verzauberten und sich verwandelnden Fräulein (eine im Berge auch Berta genannt), welche festgehalten durch Namensruf und Licht, sich mit den Menschen verbinden, jedoch meist, ihres Zaubermittels wieder mächtig, heim nach Engelland entschwinden: wie die Schwanensage S. 321 ff. eine Reihe solcher Feendichtungen zusammenstellt. Zu diesen gehört noch das Walorbische

Marten, Martche, Märder. — Murraue geht ins Wendische Murawa, Alp, über.[1] — Fru Arke, Harke, Herke, Harfen, der Hak, Haken, die Haksche — Hakse, Hexe — führt auf Frau Here — Herd, Erde, Nord. Jörd, die Angelsächsische Erce, Erdmutter. So könnte nun auch wol Perhta, Berchta, Percht, Bercht (auch Mannsname), Berta, in Verbindung des Christlichen Lichtfestes mit dem heidnischen als Kind wiedergebornen Jahresgott in der Wintersonnenwende, eine Uebertragung und leuchtende (*brehende*) Ueberkleidung der uralten Erdmutter der Götter und Menschen sein, deren Erdmann zugleich der neugeborene Gott ist.[2]

Märchen, wie *eine* Jungfrau im Bade durch Raub ihrer Krone erworben wird, bei Schott S. 365. — Ebd. bestätigt die Walachische *Moraca* die fremde Bildung der Murraue.

[1] Wälrüder auf der Nordfriesischen Insel Baltrum, die *Wälriderske*, Wälriderske, in Ostfriesland, Saterland und Oldenburg, kömmt wol noch von Wal, die auf der Walstatt Fallenden, welche Odin mit Freia theilt. — Die Lucernische Straggele ist vermuthlich *striga*, wie Burchards *Holda* (Lesart *Unholda*) in M. J. Schmidts Gesch. der Deutschen (2. Ausg. Wien 1784) II. 434, durch Strigholde übersetzt wird. — Die Niederländische Wanne Thekla erinnert an den Niederdeutschen Ausruf Wanne, Wanne! wie im Bremischen „Wode, Jeduthe, Othe, de Wee un de Wog!“ Brem. Verdisches Hebopfer Bd. 2. S. 303. In Thekla steckt wol Klas, für Nikolaus, wie in Bullerklas, Ditmars. Pulterclaas für Weihnachtsmann. — Kömmt der Ausruf Holla! von Frau Holla? oder ist er alter Imperativ von holen: Hola?

[2] Zu Frau Arke, Herke, — Erde, Herd, Jörd — scheint Erth, Erich, Erch, Iring, Irmin, Nordisch Jörmun (= Erde, Herd) — der Mann, wie Njörd zu Nertha: denn wie Tiu, Ziu, Nordisch Tyr, in ursprünglich höherer allgemeinerer Bedeutung, als Vater des Tuiscon, zur *Terra mater Deûm* und der Menschen, welche auch wol einen entsprechenden Namen gehabt, wie Baalsamin zu Baaltis, Melkertes zu Ast-arte, Freyr zu Freya, Frygga (Gäa, mit ihren Giganten und Titanen, zu Uranos, weicht ab), ja wie im himmlischen Reiche der Mitte Ti und Tien = Erde und Himmel: also etwa

Die sagengeschichtliche Erhaltung dieser Göttersage nach einer oder andrer Auffaſsung und mannigfaltiger Weiterbildung verbindet sich zwar in der ältesten und jüngsten, in der Karolingischen Ahnmutter Berhta und Berta von Rosenberg, mit diesem bedeutsamen Namen; aber auch der nur ähnlich klingende Name Beatrix verschmilzt damit in der Stammmutter Gottfrieds von Bouillon und der Gräfin von Orlamunda. Auf merkwürdige Weise vereinigen sich die letzten drei, als weiſsagende, weiſse Frauen, durch unglückliche Liebe und gesegnete Vermälung mit dem Hause der Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg, Markgrafen von Brandenburg und Königen von Preuſsen.[1] —

Die bei den Lesarten übersehene Vergleichung der Wiener Handschrift (Quellenverzeichnis 6) wird hier nachgetragen:

1 *gen ame.* 2 *m. leicht daz.* 3 *Und wil daz ichs.* 4 *gicht.* 5 *ichs pewisen.* 6 *haim.* 8 *Si farnt mir nindert.* 9 *well gelaubn.* 10 *chauf m. e.* 11 *was.* 12 *mirs o.* 13 *merkt.* 14 *weinachen an dem zweltfin tag.* 15 *Nach dem heilign ebnweich.* 16 *er vns wol gedeih.* 17 *soll zu der.* 18 *zu dem.* 19 *Alls d. m. ezzn soll.* 20 *d. der wirt gebn woll.*

Tius, Tir, vgl. das Semitische tir, Erde, Indische mahatit. So erklärte sich auch, wie Erchtag gleichbedeutend ist mit Tiustag, Dinstag, und Erichsstraſse, Iringsstraſse, Irminstraſse zugleich eine himmlische und irdische Straſse ist. Der Dänische „gamel Erik“ ist gewiss der Englische *old Harry*, beides für Teufel, die alte (Erd-)Schlange, Jörmungand; daher auch wol das Englisch-Normannische *Zeter-Geschrei* *Harrow, Haro, Harou!* Vgl. Irmin 30 ff. 48. Germania I, 13. 361 ff.

[1] Vgl. über diese Hohenzollernschen weiſsen Frauen noch: Berlin. Monatschr. Bd. I; Rutgraff histor. Antiquitäten (Wien 1815) Th. II, S. 103–26; die Schwanensage S. 61 ff. — Die Orlamündische Witwe, die aus Liebe zu dem Burggrafen Albrecht dem Schönen ihre Kinder tödtete, wird auch Kunigunde und Agnes genannt. Berta von Rosenberg stiftete zum Andenken ihres Burgbaues zu Neuhaus ein Jahresfest des süſsen Breies.

21 zwm bestätigt zem. 23 *Ezzent heint fast durch m.* 24 *ew die stemp.* 25 *do for.* 27 *du die stemp.* 28 *dus.* 34 *swer.* 37—38 stehn hinter 40 *[oder].* 42* *[iht] getrich.* 43. 44 umgesetzt. *dem v. gemleich Ja sun d. — [wol].* Hierauf folgt noch: *Sprach er zu dem kind Do tachet das gesind.* 45 *da.* 46 *Wizze — [ouch].* 48 *er. hewt tohn* 49 *drucka und.* 50 *San der ez hiet geprln.* 51 *Vü v. d. v.* 54 *Du sol — i. ir n.* meint *Din sol v. e. deist ir n.* und muſs so gelesen werden. 55 *Do zurnt die Fraw wid'n wirt.* 56 *wie tummer sin ew pirt* meint *tumber sinne ir birt.* Vgl. Nibelungen 6366. 57 *ew der red n.* 60 *sey.* 61. *der wirt.* 63 *h. ez der.* 62 *ich auch w' ich.* 65 *Seit daz mich niem.* 66* *ich wol daz.* 67 *Welch.* 68 *si den pf.* 69 *den h. vor hel.* 70 *red gern.* 71 *si schnl — sagnt.* 72 *lutzl verdragent.* 73 *[iht].* 74 *ez leicht nicht für gut.* Hierauf beschlieſst: *Ez ist im ain hertzen swer Hie endet sich das mere Got geb daz uns niemant v'mere.*

XLIII. *Irregang und Girregar.* *Von Rudiger von Munre.*

Die anziehende Verwickelung dieses Abenteuers, welches die gastliche und minnigliche Nachtherberge eines fahrenden Schülers (XLII) auf ihrer zwei ausdehnt, hat es weit verbreitet, und manigfaltige Bearbeitungen bis in unsere Zeit hervorgerufen. So die beiden von einander unabhängigen Altdeutschen Darstellungen, von welchen die kürzere, aus der Dresdner Handschrift nachgetragene, mehr mit dem Altfranzösischen Gedicht überein-stimmt, jedoch von demselben in einzelnen Zügen vortheilhaft abweicht.

Dieses *fabliau* von Jean de Boves, der schon als Dichter dieser Art vorgekommen, aber auch hier roh und gemein, trocken und zugleich schmutzig ist.[1] Es sind auch zwei Schüler (Studenten, *clercs*), aber die all das Ihrige verschwendet haben, und bei einem Bauern Gombert und seiner Frau Guile, Guilain, einkehren. Einer der Gesellen nimmt einen Eisenring von einer Feuerschaufel, gibt den in der Nacht der Wirthstochter für einen Goldring und bethört sie damit. Nicht *Dame Gil.*, sondern *Sire Gombers* steht auf und *s'ala a l'uis pissier tot nuz*[1] und geräth, durch die versetzte Wiege, ins Bette der Gäste, aus welchem der andre Schüler unterdessen zu der Frau gestiegen ist. Dieser kommt dann seinem mit dem Manne in Handgemenge gerathenen Gesellen zu Hülfe, beide schlagen ihn windelweich und entfliehen. Die Warnung zum Schluſse, keinen Schüler in der Schlafkammer seiner Frau zu beherbergen, entspricht wieder unserm Gedichte (Z. 537 ff.).

---

[1] Barbazan-Méon III, 238: *De Gombert et des deus clers. Par Jean de Boves.* Aus den Handschriften 7218 und 7[illegible], nur 90 Zeilen.

Das Altfranzösische Gedicht hat in drei verschiedenen Handschriften noch manche Veränderungen, und vorn und hinten einen eigenen Zusatz.[2] Die beiden Schüler Martin und Thibaut leihen in groſser Armut sich einen Esel und Sack Getraide und treiben ihn zum Müller Gombert. Dieser, der sie kommen sieht, läſst sich verläugnen und im nahen Walde suchen, während er Getraide und Esel stiehlt. Die beiden zur Nacht in die Mühle zurückkommenden und ihren Verlust beklagenden Gesellen tröstet und bewirthet er und gibt ihnen Nachtlager im Bette des Mühlburschen. Das Bette der Tochter, ein Kasten mit einem Gitterdeckel, verschlieſst der Vater. Thibaut aber stiehlt ihm den Schlüſsel unterm Kopfkissen weg. In der Nacht geht die Mutter eines Bedürfnisses wegen hinaus. Beim Handgemenge Thibauts mit dem Müller bleibt Martin ruhig; der Müller zündet endlich die Lampe im Kamin, sieht seine Frau bei Martin liegen, und beschimpft sie: sie erwiedert, der Schimpf treffe sie unverschuldet, er aber habe die Gäste bestohlen. Diese fallen nun über ihn her, prügeln ihn durch, und nehmen ihr Eigenthum zurück. Der Schlufs ist: so fanden beide St. Martins-Herberge; welcher hier als Schutzheiliger der Reisenden erscheint wie sonst St. Julien und Gertrud (vgl. zu XLII. L).

---

[1] Vgl. zu X. — Man schlief damals ohne Hemde, wie Gemälde und Holzschnitte zeigen. Vgl. zu LXII.

[2] Bei Legrand III, 318: Par Jean de Boves. L'hôtel S. Martin. Altes *Gombers*. Altes [illegible] Lanneau. Wo der Stein auf [illegible] der alten Ausg. II, 115) und die Hand auf [illegible] hinweist). Legrands Werk in der Ausg. von 1829 (IV, 18) hat zu diesem Stücke keinen Abdruck einer Hdschr., der hier wol angebracht wäre. Deut. Uebers. I.

Mit dieser Darstellung stimmt völlig die Englische, in Chaucer's *Canterbury tales v. 3919—4312*, die Erzählung des Vogtes (*the reves tale*), und schliefst mit dem Spruche, dafs dem Betrüger gebürt betrogen zu werden. Vgl. Fiedlers Chaucer I, 153. — Weiter nach Chaucer bearbeitet von Andrew Borde, einem Englischen Dichter und Arzt unter Heinrich VIII, ist: *A ryght pleasant and merye history of the Mylner of Abington with his wife and faire Dauther and two pore Scholars of Cambridge. o. J. London* durch *Jones 4*, und ebenda durch *Wynkin de Worde o. J. 4*.

Dazu gehört eine von Warton in der Geschichte der Englischen Dichtkunst IV, 313 angeführte gedruckte Sammlung, mit einer Erzählung von einem Müller, seiner Frau und Tochter und zwei fahrenden Schülern.

Nach Legrand (III, 413) steht dieses Abenteuer auch in den *Cent Nouvelles nouvelles p. 161* (wo ich es aber nicht finde), und in *le Parangon des Nouvelles p. 41*.

Eine Lateinische Uebertragung: *de duobus studentibus qui hospitem cum uxore et filia inebriarunt*, steht in dem Büchlein *de generibus ebriosorum*, welches den *epistolae obscurorum virorum* angehängt ist, und nähert sich mehr den Deutschen Gedichten.

Am bekanntesten ist diese Erzählung durch Boccaccio's Novelle (IX, 6): ein junger Florenzer Pinuccio liebt Niccolosa, die Tochter eines Gastwirths in der Ebene von Mugrone, und kehrt mit seinem Freunde

Adriano aus Florenz reitend, als Reisender aus der Romagna dort ein. In der Nacht wird die Frau vom Geräusch einer Katze erweckt und steht auf. Ebenso Adriano, wegen eines Bedürfnisses, und versetzt im engen Zimmer, ohne Absicht die Wiege. Als der Mann mit Pinuccio in lauten Streit geräth, legt sich die Frau zu der Tochter, und stellt sich als ihre Hüterin, und Adriano schilt den Pinuccio als einen laut träumenden Nachtwandler, und alle sind beruhigt, und die Liebenden setzen anderweitig ihren Umgang fort.

Diese kluge Wendung ist dem Italiener eigenthümlich, und hat mit Recht daheim, wie in Frankreich und Deutschland Nachfolger gefunden, namentlich:

Nic. Fortinguerra (st. 1735) im *Ricciardetto* (Pisa 1812) XVIII, 15 ff.

Lafontaine: le berceau, in den *Contes et Nouvelles en vers* (Paris 1768) *I, 17—22.*

Langbein: die Wiege (lang- und kurzbeinige Reime) in s. Werken.

Der zweite Theil unsers Altdeutschen Abenteuers rührt vermuthlich von dem namhaften Dichter desselben her, wie er auch zum Schluſse andeutet: man möge damit vorlieb nehmen, er könne es nicht lustiger machen. Das Hinzugefügte ist jedoch eben nicht sehr lustig, und nicht erfindungsreich. In den wiederholten Bethörungen des betrogenen Ehemannes und Vaters wird die Benennung des Gedichts durch die beiden neuen Hausgeister erklärt, vor denen zwar gewarnt wird. Die zuvor, wie es scheint, unerhörten Namen Irregang (gebildet wie Leisegang, Leisetritt) und sein Bruder Girregarr (wie Wirrwarr) sind sprechend genug für diese im Hause umgehenden und polternden Geister, die sich zu Alp und Mar gesellen, und der noch groſseren Sippschaft der Percht im vorstehenden Abenteuer anreihen. Merkwürdig sind hier in den Gaukeleien die mitunter auch wol lächerlich erfundenen, meist aber überlieferten Beschwörungen (Z. 1289 ff.): die Vermischung des Psalters und St. Peters Bann mit »Wutungis«,[1] d. i. Wodans wüthendes Heer. Bei König Karlins Brücke ist etwa die Wunderbrücke im Fierabras des Karolingischsn Sagenkreises gemeint,[2] welche durch Calderons Brücke von Mantible bekannt ist. Getanis ist wol *Flegetanis* zu lesen (dann *und* zu streichen), und dem alten aus Eschenbachs Parcival bekannten heidnischen Sterndeuter die Krücke zugleich als Zauberstab gegeben.[3] Herzog Wolvis *granen*, Lippenbart,[4] ist weniger bekannt, als des Kaisers Bart. Die fünf Eselsfüfse, welche die Baiern über Meer brachten, könnten die Beine des vorlaut redenden Maulesels Bileams sein, welche die Baiern etwa von den Kreuzfahrten heimbrachten, in der Fünfzahl, die so wenig wundersam wäre, wie die sonst noch so vielfältig vorhandenen Reliquien so mancher Heiligen, welche dadurch zu Indischen Götzen mit zwei, drei Köpfen, drei, vier und mehr Armen und Beinen werden.[5] Der böse Geist *Hasehart* (davon noch Hazardspiel, d. i. Teufelsspiel)[6] ist wol eins mit dem Niederländischen Osschaert, der riesig und boshaft, auch unter allerlei Thiergestalt, besonders als Pferd, erscheint.[7] Der Hasehart im (Würfel-)

---

[1] W. Müller Deut. Mythol. 257 möchte *Wuotung*, als Patronymicum von *Wuotan*, auf Balder deuten: aber das müste *Wuotaning* lauten, wie die Angelsächsischen, von *Woden* abstammenden Könige »Wodeningen« heifsen. *Wuotung* ist Bildung neben *Wuotan*, wie Irming neben Irmin.

[2] Fierabras in meinem »Buch der Liebe« Kap. 25 ff.

[3] Minnesinger IV, 198.

[4] In dem Auszuge steht irrig »Brauen.«

[5] Vgl. meine Einleitung zu Reimbots von Dorn Heiligem Georg S. XII.

[6] Minnesinger IV, 743.

[7] J. W. Wolf Niederländische Sagen 214. 492—98.

Spiel steht im folgenden verwandten Gedichte.[1] Das Meſsen des bethörten Mannes, als Mittel gegen Bezauberung (Z. 1008), ist umständlicher, auch mit anderen Gaukeleien verbunden, im XXX, 132 ff. Es scheint Miſsbrauch des Meſsens zur Todtenerweckung durch Elias, Elisa und Paulus.[2]

Die einzige ins Niederdeutsche, zunächst wol ins Niederrheinische umgeschriebene Urkunde dieses Gedichts ist durchgängig so schwankend und unrichtig, daſs sie wol solche und ähnliche Aenderungen zuläſst. Die früheren buchstäblichen Auszüge der Handschrift, darunter vorzüglich die Beschwörungen, zeigen genugsam die Schreibung derselben.[3] Die Zurückführung auf das Hochdeutsche muste hier in die Reihe eintreten, und rechtfertigt sich durch die Reime, wie manches andre das stehn geblieben ist. Der sonst nicht bekannte Dichter nennt sich selbst am Ende Rüdiger von Munre, d. i. Munerstadt am Röngebirge, wie Kaspar von der Rön in seinem Heldenbuch am Ende des Laurin und des Rosengartens zu Worms seine Heimat nennt.[4] Zu bemerken ist noch der Spott auf die Westfalen (Z. 1182), und der Jüngling von Achen, der eine Koboldstimme macht (Z. 1297), und der Ausruf »(St.) Patriz!« (Z. 1150).

LVI. Meister Irregang.

Der im vorigen Abenteuer auftretende neue Geist erweist sich hier schon fruchtbar, und Meister Irregang nennt sich selbst dessen Sohn. Er rühmt sich als Meister in allen ritterlichen, bürgerlichen, häuslichen und ländlichen Künsten, ein wahrer Tausendkünstler, und liefert eine merkwürdige und lehrreiche Zusammenstellung damaliger Beschäftigungen. Die Beziehung auf Kaiser Friedrich meint den heldischen und früh sagenhaften Rothbart; der Kaiser, welcher dem Meister Irregang Harfen und Fiedeln und sein sonstiges Treiben verboten, ist ein jüngerer. Der sich selbst meinende Dichter erscheint als die damals nicht ungewöhnliche Verbindung des fahrenden Ritters mit dem fahrenden Singer. Manche der genannten Handwerke sogar eigneten, bei dem einfachen Leben jener Zeit, recht wol der Ritterschaft, namentlich das Schwert- und Waffen-schmieden: wie das Gemälde zu den Liedern Hartmans von Starkenberg in der Manessischen Handschrift bezeugt.[1] Die adeligen und ritterlichen Künste, deren er sich rühmt, erinnern an Rögnwald, Jarl der Orkaden, im 12ten Jahrhundert, der zugleich Fürst, Held und Skalde, auf der Heerfahrt nach dem heiligen Lande mit seinen Skalden in Wette sang, und eine Nordische Verslehre (*hatta-lykill* Versschlüfsel) in Versen verfafste, wie später Snorri; dieser Jarl rühmt sich folgender neun Künste: Würfelspiel, Runen, Lesen, Schmieden, Schneeschuhlaufen, Schiefsen, Rudern, Harfenspiel und Lieder.[2]

---

[1] Der im Hazard-Spiele beim Ueberbieten gehörte Ausdruck »einen Husaren riskiren« ist vielleicht nur scherzhafte Veränderung des Namens. — Ueber die hier auch vorkommenden *pelzen* und Gütchen vgl. die Anmerkung zu Z. 1002.

[2] 1 Kön. 17, 21. 2 Kön. 4, 34. Apostelgesch. 19, 10.

[3] Im Grundriſs S. 344.

[4] Heldenbuch in der Ursprache (zugleich Bd. 2 der Deutschen Gedichte des Mittelalters. Berlin 1820–25), Th. 2.

Als Zubehör des vorigen Gedichts steht dieses hier aus der einzigen bekannten Handschrift.

LVII. Minnedurst.

In derselben Handschrift allein überliefert, hat dieser ländliche bäurische Schwank doch schon einen altklassischen Vorgang: Aristophanes, in den Thesmophoriazusen v. 482 ff. Unter den zum Ceresfeste versammelten und unter sich förmlich berathenden Weibern, die den Euripides schelten, daſs er ihnen bei den Männern schade, offenbart Mersilochos, des Euripides Schwiegervater, in Weibeskleidern, ihn zu entschuldigen, Heimlichkeiten, welche noch viel ärger sind, als die aus Euripides Schauspielen angeführten, und erzählt von sich selber: am dritten Tage nach der Hochzeit, als sie neben dem schlafenden Manne liegt, kratzt ihr Liebhaber, der sie schon als Siebenjährige entjungfert hat, an die Thüre, sie steht auf, gibt dem fragenden Mann ein Bedürfnis vor, und wohnt drauſsen an der Appollons-Säule ihrem Buler bei, sich am Lorbeer festhaltend.

---

[1] Minnesinger IV. 414. Ueber die Gemälde dieser und anderer Minnes.-Handschriften, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wifsenschaften 1844. S. 293. mit Abbildung dieses Gemäldes.

[2] Orkneyinga Saga (Kopenhagen 1787. 4. S. 150.

Die Aehnlichkeit ist stark genug, und der Durst, anstatt andern Bedürfnisses, ist eine natürliche Deutsche Veränderung.

Bald darauf folgt die zu XXXIX angeführte und ebenso entsprechende Stelle, wie ein Weib hinter ausgebreiteter Leinwand ihren Bulen entschlüpfen lieſs.

Daſselbe erzählt auch der Ritter vom Thurn seinen Töchtern im Spiegel der Tugend (Buch der Liebe Bl. 285—314) Kap. 42.

LVIII. Das Rädlein. Von Johannes von Freiberg.

Die Heidelberger Sammlung allein enthält diese Erzählung, welche in der Koloczaer Abschrift, vermuthlich ihres ausgelaſsenen Inhaltes wegen, ausgelaſsen ist. Ebenso unbekannt als der Dichter, ist auch der Stoff seines Gedichtes, und Thümmels Stimmhammer, in welchen er das abwehrende Kreuz verwandelt, steht jedoch in aller Hinsicht fern ab von dem Rädlein, um welches die ganze Geschichte sich dreht. Sie scheint auch ganz einheimisch, und hat zum Hintergrund eine anschauliche Schilderung des

Wirthshauslebens in den groſsen Herbergen, vielleicht im damals durch die reichen Bergwerke auftreibenden *Freiberg* im Erzgebirge. Die schöne Hausmagd ist eine kräftige Gestalt, die, nachdem sie von dem leichten Schreiber[1] überlistet ist, ihn selber entschloſsen in ihr jungfräuliches Bette trägt;[2] und ihr unbefangener Ausdruck der neuen Liebeslust entspricht der Schilderung ihres reizenden Leibes, dessen »Rosengärtlein« an den Nilhartischen Rosenkranz erinnert, auf welchen auch Heinrich von Freiberg (3780) in seiner Vollendung von Gottfrids Tristan anspielt:[3] es ist hier aber vielmehr Anspielung auf den groſsen und kleinen Rosengarten des Heldenbuchs. Johannes von Freiberg ist vermuthlich selber der Schreiber, und eben dieſs auch im dichterischen Sinn. Er hat die Geschichte von einem Augen- und Ohrenzeugen, der doch kein andrer sein kann, als er selber. Er sagt von dem Schreiber, daſs er stäts auf Minnedienst gerichtet war, schildert die Geliebte so innig, wie der Liebhaber, preist diesen zuletzt glückselig, sodaſs er immer davon singen und sagen könne.[4] Die überschwängliche Schilderung der Liebeswonne in ihrem Munde ist zugleich vielmehr seine eigene, wie die Anspielung, sie nähme dafür nicht, daſs sie (so lange) wie Elias im Römischen Palast als Kaiser leben sollte.[5] Mehr ihr gemäſs und volksmäſsig ist der Spruch, daſs Sonne, Mond, alle Gestirne u. s. w., wenn sie Schreiber, und der Himmel Pergament wären, ihre Liebesseligkeit nicht auszudrücken vermochten,[1] und daſs ihr gewesen als wenn auf jedem ihrer Glieder ein Fiedler den »Alpleich« d. i. den Elfen-Reigen-Tanz und -Sang, gespielt, indem sie »wie in den Lüften schwebte.« Die darnach von ihr ergriffenen beiden Nachtigallen, welche die Mainacht hindurch sangen, sind eben die in XXV gefangene Nachtigall. — Auf jeden Fall hat der Dichter ein frisches lebensvolles »Büchlein« gedichtet, und wie er eingangs sagt, »abermals,« wie so »manches wunderliche Werk;« welche wir wol zu kennen wünschten, obgleich ihm dieses schon seine namhafte Stelle unter den alten Dichtern sichert. Lägen mehr Handschriften davon vor, so würde es wol noch gebildeter erscheinen.

---

[1] Kellerschreiber, Kellner, wie der Schreiber in LI der Wiener Meerfahrt Z. 216 und Heinz der Kellner, Dichter von LXIV Turandot.

[2] Der dabei (Z. 288) angeführte Freidanks-Spruch vom langen Haare, kurzen Sinn der Weiber (wie XXXI, 11) paſst hier nicht recht.

[3] Minnesinger IV, 440.

[4] Der im Auszuge angedeutete Uebergang in „Wir uns" ist unrichtig: *Zweyen* heiſst hier (Z. 468) nicht trennen, sondern vereinigen, Zwei zu Eins.

[5] So ist Z. 427–30 zu verstehn, aus Vergleichung mit XC, 120–24, wo dieselben Zeilen fast buchstäblich wieder-

LIX. Der bloſsgestellte Ritter. Von dem Stricker.

Weil dieses Gedicht in der Würzburg-Münchner Handschrift von Strickers Welt und in der Wiener Sammlung Strickerscher Gedichte (Quellenverzeichnis 16) steht, welche groſsentheils in die Heidelberg-Koloczaer Sammlung übergegangen sind, so lege ich's dem Stricker bei, dem es auch sonst wol eignet. Der erzählte Vorfall, sonst nicht bekannt, scheint ein heimischer. Der Dichter warnt zum Schluſse vor aufdringlicher Dienstfertigkeit gegen einen Gast. Zum Verständnis der Bloſsstellung des fahrenden armen Ritters dient, daſs der männliche Hausrock wie ein

---

kehren, so daſs sie dorther entlehnt sind. In dem Auszuge steht unrichtig Clyas für Elyas.

[1] Ebenso in dem Volksliede 56: „Ueberschwänglichkeit der Liebe“ der von Büsching und mir (1807) herausgegebenen Sammlung.

lange) Hemde genaht war, sodaſs darunter das Hemde selbe) und auch die Hosen fehlen konnten.

LX Der nackte Bote. Von dem Stricker.

Das zum vorstehenden Gedichte Gesagte gilt auch von diesem. Es steht ebenfalls in der groſsen Wiener Handschrift Strickerscher Gedichte (*Wn.* in den Lesarten so bezeichnet, doch zu den darüber angeführten Hdss. nachzutragen) 93, Bl. 65. In der Wiener Sammlung (*W.*) ist es 39, Bl. 129. — Der Schluſs warnt vor Uebereilung. — Das Baden war in jener Zeit, wo Hemden und Leibwäsche noch nicht allgemein waren, viel mehr Bedürfnis, daher noch »Bader« für Bartscheerer, der sonst zugleich eine Badstube hielt.

LXI. Der geäffte Pfaffe. Von dem Stricker.

Es verhalt sich mit diesem Gedichte, wie mit den beiden vorigen:[1] es fehlt zwar in der Würzburg-Münchner Handschrift, in der Wiener Sammlung, und ist in der Koloczaer Abschrift ausgelaſsen, dagegen in der Heidelberger Sammlung steht es zweimal, in der Wiederholung anfangs verkürzt, überhaupt frei behandelt, und am Ende ist Misshandlung des Pfaffen, selbst nach Herbeischaffung des Lösegeldes, zugesetzt, die Schluſsempfehlung der *kündikeit* (Gewandheit, List, nämlich der zum Rechten, Guten) weggelaſsen.[2]

Der Inhalt ist auch manigfaltig bearbeitet und gehört zu dem dichterischen Gemeingute verschiedener Völker, Zeiten und Dichtarten.

---

[1] Das Slavisch klingende *bochnit* (Z. 98) ist zu Z. 241 aus dem Oesterreich auch nahen Italienischen erklärt: wie noch selbst in Breslau „Kaviol“ für Blumenkohl gilt, von *cavol fiore*.

[2] Der bei den Lesarten angekündigte Abdruck dieser Wiederholung war unnöthig, weil alle bedeutenden Abweichungen in den Lesarten stehn. Hahns Ausgabe (Quellenverz. S. 755) IV hat diese Wiederholung übersehen. Hieraus hat Genthe II, 97 diesen Schwank erneut.

Zunächst unserm Gedichte steht das gleichzeitige Französische.[1] Die Anlage ist nur etwas verschieden. Ein armer Schüler, der nach Paris zu der (im 11ten Jahrh. gestifteten Hochschule gekommen, mufs aus Noth heimkehren, und kommt abends müde und hungrig an ein einzelnes Haus, wird aber von der Magd und Frau, deren Mann in der Mühle ist, abgewiesen, und selbst ein Lager im Stalle ihm versagt. In der Dunkelheit sieht er einen Knecht zwei Weinkrüge in den Winkel stellen und die Magd einen Kuchen und einen Schinken in den Schrank setzen, endlich einen Pfaffen in seinem schwarzen Mantel ins Haus schleichen. Um so trübseliger setzt er sich auf einen Stein am Wege, da kommt ein Bauer mit einem beladenen Pferde, vernimmt des Wanderers Leid, und führt als Wirth ihn in sein Haus zurück. Die Frau, die den Pfaffen in den Stall versteckt, hat, wie sie sagt, nichts vorzusetzen, weil der Mann die Nacht in der Mühle bleiben wollte, wo er früher abgefertigt ward; die Magd Katharina solle aus dem frischen Mehl etwas bereiten: ein schlechtes Efsen, sei bald vergefsen. Unterdefsen fordert der Wirth den Gast auf, zum Zeitvertreib etwas zu singen oder zu erzählen.[2] Der Schüler, ingrimmig, erzählt hierauf sein Abenteuer von heute Morgen: er begegnete einer Heerde Schweine, darunter eines so grofs und feist, wie das, dessen Schinken Katharina eben aus dem Topfe genommen. Die Frau mufs es bekennen, und der Mann, vergnügt, verlangt die Fortsetzung. Der Schüler erzählt weiter: da kommt ein Wolf, packt das Schwein und enteilt, wie der Knecht, der die Weinkrüge hieher gebracht. Nun ergreift der Schüler einen Stein, so grofs wie der Kuchen, den Katharina gebacken. Die Frau stammelt, sie habe ihrem Mann eine heimliche Freude machen wollen. Der Schüler beschliefst damit: der Wolf habe sich grimmig gegen ihn gekehrt, wie der Pfaffe dort im Stalle. Der Mann bläut hierauf die Frau und den Pfaffen waidlich durch, zieht diesen nackt aus, und wirft ihn aus dem Hause. Dann ifst und trinkt er mit seinem Gaste, und gibt ihm am Morgen die Beute mit auf den Weg. — Der Schlufs erinnert an das Sprichwort: versage dein Brod auch dem nicht, den du wol nie wiedersiehst.

---

[1] *Méon nouveau recueil* I, 14. Legrand IV, 1: *Du pauvre clerc.* In der Ausg. von 1829 IV, 55 ohne Urschrift. Deutsche Uebersetzung IV, 123, wiederholt Genthe II, 94.

[2] Vgl. zu LXI.

Merkwürdig abweichend hievon ist die Erzählung des Pentamerone, der Märchensammlung in Neapelscher Mundart von Giambattista Basile, Ritter und Grafen von Torone, zu Anfange des 17ten Jahrhunderts.[1] Es ist unter den übrigen wirklichen Volks- und Kindermärchen der einzige Schwank, und hier noch mehr, als im Altfranzösischen, durch die Umgestaltung: Cola Jacovo, zu Pomegliano, und seine Frau Masella Cernecchia aus Resina bei Neapel, steinreich und geizig, wurden bei Tische stats von einem höchst zudringlichen Gevatter heimgesucht und beschmaust. Da hören sie, er habe sich an einen andern als Schmarotzer gehängt und die Stadt verlaſsen, und wollen sich nun eine Gute thun; aber plötzlich erscheint der unheimliche Gast, und sieht durchs Schlüſselloch, wie sie das bereite Mal beiseite schaffen. Endlich eingelaſsen, erzählt er: eine Schlange habe ihn erschreckt, so groſs wie der Aal dort im Schranke; worauf er einen Stein ergriffen, so groſs wie die Weinflasche dort unter dem Bette, ihn der Schlange an den Kopf geworfen und so einen Kuchen (?) gemacht, wie jener dort zwischen den Bettkissen; das Unthier habe sterbend ihn noch angestiert, wie der Gevatter dort unter dem Tische. Da ermannt sich dieser, und überschüttet den ungebetenen Gast mit einem Strom von Scheltworten, so daſs er leer abzieht.

---

[1] *Lo cunte de li cunte* (Märchen aller Märchen). Nach der ersten vorhandenen Ausgabe von 1637 häufig wiederholt, namentlich 1645, 1674, 1714, 1722, 1728, 1749, zuletzt 1788 in der Sammlung aller Gedichte in Neapelscher Mundart (in 28 Bänden mit Wörterbuch und Geschichte dieser Mundart von F. Galiani) Bd. 20. 21. Eine Uebertragung in die Bolognesische Mundart erschien 1742 zu Bologna. Das Volksbuch in gemeiner Italienischer Sprache (Neapel 1769), von welchem ich eine Neapelsche Ausgabe von 1794 habe, ist nicht sowol eine Uebersetzung, als eine freie Abkürzung um die Hälfte. Vgl. meine Briefe in die Heimat (1816–17) III, 109, und Erzählungen und Märchen Bd. I (1825): der gestiefelte Kater, die 3 Thierbrüder, und Pervonto, theils aus dem Neapelschen, theils aus dem Italienischen Volksbuch. Einen Auszug des ersten enthält Bd. 3 (1822) von Grimms Kinder- und Hausmärchen. Eine vollständige mit allem Nöthigen ausgestattete Uebersetzung desselben von F. Liebrecht erschien 1846. Die hiehergehörige Erzählung ist die zehnte des zweiten Tages, Nr. 20.

Hier ist besonders nur die Entdeckung des versteckten Males stehen geblieben, dabei der Wolf in eine südliche Schlange verwandelt. Dieses Mal hat sich aber das einige Ehepaar bereitet, und aus dem Pfaffen ist ein Schmarotzer geworden, und damit zugleich der Schüler verschmolzen. Daſs solche Verwandlung durch die Italienische Priesterherrschaft bewirkt sei, ist gerade nicht nothwendig anzunehmen, wie der in dieser Hinsicht so schonungslose Decamerone beweist (vgl. zu XLV), der freilich deshalb in Italien verbrannt und verstümmelt wurde. Die starke Verrückung des Ganzen weist eher auf mangelhafte Ueberlieferung.

Dem Altfranzösichen und Altdeutschen Gedichte näher, ist die Erzählung von einem Kriegsmann anstatt des Schülers, in alle Sammlungen übergegangen.[1]

---

[1] Sagt Legrand p. 9, ohne nähere Angabe.

Auch die dramatische Dichtkunst hat diesen günstigen Stoff sich nicht entgehn laſsen. Von **Hans Sachs** ist »der fahrend Schüler mit dem Teufelbannen. Ein Fastnachtspiel mit vier Personen,« 1551 gedichtet.[1] Der Schüler stimmt zum Französischen, gegen den Deutschen Knecht, ist aber ein fahrender Schüler in der damaligen Art, welche allerlei lose Künste und Gaukeleien trieben, zum Erwerb.[2] Der Bauer ist, wie nach unserm Gedicht, ins Holz gefahren, und die Frau allein holt Würste, Semmel und Wein, während der Pfaffe den einsprechenden Schüler als Landstreicher und Gauner heftig schilt, der sich dann im Hause versteckt. Als der Mann, der auf den Pfaffen eifersüchtig ist, plötzlich heimkommt, und die Frau Alles verbirgt, kriecht der Pfaffe in den Ofen, und der Schüler tritt wieder herein, und erbietet dem Manne seine Künste, selbst den Teufel zu bannen, daſs er Würste, Semmel und Wein bringen müſse. Der Bauer ist's zufrieden, und muſs mit der Frau »ärschlings« hinausgehn. Der Schüler holt nun den Pfaffen herein, und zwingt ihn, zwölf Thaler zu geben, sich nackt mit Ruſs zu beschmieren und in einer Pferdehaut den Teufel zu spielen. Dann macht er, in Gegenwart des Bauern und der Bäuerin, mit dem Schwert einen Kreis und bannt den Teufel, Würste, Semmel und Wein herein zu bringen. Das thut der hinkende und bucklige Pfaffe, brummend wie ein Bär, und wird hinten aus dem Hause entlaſsen. Der Bauer läſst sich noch einen Segen umhängen, für einen Gulden, und die Frau schenkt dem Schüler fünf Gulden, der auch Speise und Trank allein im Heu verzehrt.

---

[1] Buch II. Th. 4. Bl. 13. Erneuet von Büsching. Hans Sachs. B. II (1819). S. 244 – 59.

[2] Ein Gedicht des 14. Jahrh. in der Gothaer Handschrift (Quellenverz. 29), wiederholt von Genthe II, 182, schildert ihr Treiben, wie ich es aus Thomas Platers eigenhändiger Lebensbeschreibung in Büschings wöchentl. Nachr. II (1816), 55 zusammengestellt habe. Berichtigte und mit Felix Platers Leben vermehrte Ausgabe derselben von *Dr.* D. A. Fechter. Basel 1840.

Die Missgestalt des Pfaffen dient wol nur dazu, den hinkenden Junker mit dem Pferdefuſs leichter zu spielen; welcher letzte, mit der Pferdehaut, die häufige Erscheinung des Teufels wirklich als schwarzes furchtbares Ross[1] andeutet. Der bedeutendste Unterschied aber von den vorigen Darstellungen ist die durch eben diesen Teufelsspuk herbeigeführte mildere Auflösung des lustigen Abenteurers ohne handgreifliche Bestrafung der Frau und des Pfaffen. Dieser von der alten strengen Zucht abweichende Zug ist seitdem ständig geblieben, und bezeichnend für Zeitalter und Schaubühne.

Gleich Cervantes hat in seinem Lustspiel[2] eben diese Linie gehalten, ja noch gelinder gezogen: ein Spieſsbürger Pancrazio scheidet zärtlich von seiner Frau Leonarda, die mit ihrem Mädchen Christine alsbald ihre beiden Liebhaber, den Küster Reponce und den Barbier Niklas, bestellen. Diese senden einen Korb mit Speisen und Wein, und beide Paare schon beisammen bewilligen dem reisenden Studenten von Salamanca Nachtlager im Strohschuppen. Der Mann kommt plötzlich heim, weil ihm ein Wagenrad gebrochen, und die beiden Liebhaber mit dem Korbe werden in die Kohlenkammer versteckt. Der Student kommt nun hervor, erbietet seine Dienste als Teufelsbanner, und läſst zwei Teufel in Gestalt der beiden Versteckten erscheinen, mit dem Korbe. Die Teufel sind nicht nur gesprächig, sondern wollen auch miteſsen und trinken, nachdem der Student zur Guitarre ein Lied von den Künsten und Wundern des Kellers der Hochschule Salamanca gesungen hat.

---

[1] Vgl. Dobeneck des Deut. M.-A. Volksglauben und Heroensagen, hg. von Jean Paul (Berlin 1815) I, 112, aus *Gervas. Tilber.* im 13. Jahrh. Das dämonische Feuer-Ross, Englisch *Grant* genannt, ist = *Grendel* im Beowulf, = Loki, d. h. der Beschluſs, Thor der Hölle (Nordisch Hel, Loki's Tochter), wie das Altd. *grindil* Thor, noch in Grindel-Wald.

[2] In seinen *Comedias y Entremeses* Bd. 2: *La cueva de Salamanca* (der Keller von Salamanca). Deutsch von F. J. Bertuch, in seinem Magazin der Spanischen und Portugiesischen Litteratur Bd. 3 (Dessau und Leipzig 1782), S. 129 bis 68: „die Teufel aus der Kohlenkammer.“

Eine Französische Oper *le Soldat Magicien*, setzt, wie mehre Erzählungen, an die Stelle des Studenten, einen Soldaten, welcher die Frau aus der Verlegenheit zieht und den Liebhaber entschlüpfen läſst.

Unser neustes Singspiel »der reisende Student und das Donnerwetter,« von L. Schneider, gibt dem Studenten seine alte Rolle zurück.

LXII. Die drei Mönche von Kolmar. Von Niemand.

In diesem Abenteuer verflieſsen wieder die manigfaltigen tiefen Meerströme der Morgen- und Abendländischen Ueberlieferung, besonders durch die sieben weisen Meister, 1001 Nacht, 1001 Tag, und *Gesta Romanorum.*[1] Als Anhalt für folgende Zusammenstellung dient:

Es ist ursprünglich die Verherrlichung einer tugendhaften treuen schönen Frau, deren Gunst zu erlangen drei, vier Beamte, bis zu den höchsten, ja Mönche und Prälaten, Ehre, Pflicht und Gelübde vergeſsen. — Starke Ausschreitung ist schon, wenn die Frau, dem Manne zu Liebe, zum Raub-Morde der

---

[1] Nachweisungen und kurze Auszüge bieten: Fr. Douce *illustrations of Shakespeare* II. 378. H. Weber *metrical romances* (Lond. 1810) III. 372. A. Keller Einl. zum *roman des sept sages* (Tübingen 1836) S. CCXXIII—XXXI: und zu Hans von Bühels Diocletian (Quedlinb. und Leipz. 1841: zugleich Bd. 22 der Bibl. der D. Nat.-Litt.) S. 61.

Verliebten hilft, sodafs beide wol selber die Strafe herbeiziehn. Weiter geht durch die nahe liegende Gefallsucht und Habgier des Weibes selber sie völlig in die treulose Gattin und buhlerische Verbrecherin über: der Mord, zumal der mehrfache, führt dann die List zur Fortschaffung der Leichname herbei; welche sich auch bei anderen zufälligen plötzlichen Todesfällen wiederholt, sowie einige Erzählungen eigens hierauf angelegt sind. Ebenso erscheint die nicht tödtliche Bestrafung der Lüsternen, meist ein Bad, auch als Züchtigung heiliger Männer durch keusche Frauen.

Hienach ist die erste und reinste Gestaltung in aller Hinsicht, obschon in jüngerer Ausbildung, die in 1001 Tag, welche Ergänzung zu 1001 Nacht, vornämlich aus Nordindischen Schauspielen, genannt Natak's von dem Derwisch Mokles im 17ten Jahrhundert Persisch verfafst ist.[1] Der König von Damask Bedreddin Lolo erzählt selber die ihn nahe angehende Geschichte der wunderschönen Aruja, Gattin des alten reichen Kaufmanns Banu in Damask, der durch seine Grofsmuth verarmte. Aruja geht zum Alfakih (Gelehrten, Doctor) Danischmend, ihn um die 1000 von ihrem Manne geliehenen Zeckinen zu ersuchen. Er bietet ihr 2000 für ihre Gunst. Sie weist ihn scharf ab, und geht zum Kadi, ihn zu verklagen: der Richter will ihr sogleich Zahlung schaffen, und bietet ihr noch 4000 Zeckinen, wenn sie ihm zu Willen sei. Weinend geht sie nun zum Statthalter, der ihrem

---

[1] Französisch von Petis de la Croix (1620—95), der mit dem Persischen Verfasser 1675 in Ispahan vertraut war; neue vermehrte Ausgabe 1826 von Collin de Plancy, und 1836 noch weiter bereichert durch Arabische, Indische, Chinesische Erzählungen, von Loiseleur des Longchamps. Deutsch von mir, mit Ergänzung durch andere Morgenländische Märchen und Erzählungen (1827—32) elf Bände. Obige Geschichte ist Tag 145—154, in Band 3.

Mann auch noch schuldet, und ihr Gerechtigkeit verheiſst, für ihre Gunst. Trostlos kehrt sie heim, und ihr Mann verzweifelt. Da besinnt sie sich, kleidet sich reizend, und geht wieder zu den drei Liebhabern, bezeigt jedem ihre Reue, und bestellt sie zur Nacht nach einander. Mit ihrer alten Sklavin richtet sie alles ein, bereitet ein leckeres Mal und erwartet schon geschmückt die Gäste. Der Doctor erscheint, wirft den Beutel mit 2000 Zeckinen auf den Tisch, und ist entzückt; er läſst sich bis aufs Unterkleid bequem machen; da muſs er auf plötzlichen Lärm im Hause, angeblich von ihres Bruders Ankunft aus Kahiro, in die Kammer fliehen und sich in einer der drei groſsen Waarenkisten verstecken, die sie verschlieſst. Ebenso ergeht es mit dem Kadi, der sich sogar schon ins Bette legen muſs; der Vorwand ist der Verrath eines alten Sklaven. Endlich, um Mitternacht, kömmt der Statthalter, und wird durch das Vorgeben eingeschreckt, der Groſs-Visir fordere zum nächsten Morgen schon Bericht über die Schuldforderung Banu's. An diesem Morgen erscheint Aruja im Thronsaale, wird sogleich vom Könige bemerkt, und vorgerufen; sie bringt die ganze Sache an, und bewährt sie durch die herbeigeholten und geöffneten drei Kisten, welche die drei Liebhaber im kläglich-lächerlichen Zustande zeigen. Der Doctor wird zu 4000 Zeckinen verurtheilt, der Kadi und Statthalter abgesetzt. Der König befiehlt hierauf der Frau, sich zu entschleiern, und wird von ihrer blendenden Schönheit selber so getroffen, daſs er die Bestraften nicht mehr so schuldig findet, und nach ihrem Besitze trachtet. Er will sie zur Königin erheben, und bietet ihrem Manne Reichthum und die schönste Sklavin seines Harems, für Aruja's Verstoſsung.[1] Banu weigert sich, doch soll Aruja entscheiden. Sie beharrt, auch gegen sein Zureden, auf ihrer liebevollen Treue, und beredet ihn, mit aller übrigen Habe noch denselben Tag nach Kahiro zu ziehen. Der König erfährt alles sogleich durch die alte Sklavin, die zurückbleibt, verhindert es jedoch nicht, wie er wol gekonnt, und ihm ist seitdem schon 20 Jahre lang die ebenso tugendhafte als schöne Frau so unvergefslich, dafs er jede andre verschmäht.

---

[1] Diese fordert der Koran anstatt der Scheidung.

Die Steigerung und halbe Entschuldigung der drei hohen Liebhaber durch den höchsten ist hier zugleich so edel, dafs die Entsagung des unbeschränkten Herrschers der herzlichen Treue der alles bezaubernden Schönen völlig würdig dasteht. Die anschaulich vortretende und lebhaft fortschreitende Darstellung kann auch in den vorherrschenden Gesprächen den Ursprung aus einem Indischen Schauspiele bestätigen. Als Grundlage desselben liefse sich die im Ganzen übereinstimmende Erzählung der grofsen Altindischen Märchen- und Beispielsammlung Vrihat-kathâ (= Kathâ sarit Sâgara)[1] anführen.

Tief heruntergestimmt und ins Gemeine gezogen ist die Erzählung in den sieben Visiren, welche, durch ihre Einrahmung älteres Indisches Vorbild der 1001 Nacht, auch in dieselben übergegangen sind. Zwar haben, wie nicht alle Abfassungen der selbständigen sieben Visire oder sieben weisen Meister, so auch nicht alle Verarbeitungen derselben für 1001 Nacht, beim vielfältig wechselnden Inhalt, diese Geschichte; namentlich steht eine ganz andre dafür in der Tunesischen Handschrift, welche M. Habicht verdeutscht hat,[2] dagegen Jon. Scotts beide Handschriften, die

---

[1] (Quarterly) *Oriental magazine de Calcutta* 1824. März. S. 71. *A. Loiseleur Deslongchamps essai sur les fables Indiennes* (*Par.* 1838) *p.* 35–140. Vgl. zu LXVIII.

[2] In meiner mit ihm und K. Schall verdeutschten 1001

Bengalische und die Montague'sche, jetzt Oxforder, sie enthalten.[1] Der sechste Visir erzählt: eine junge, ihren Mann zärtlich liebende Frau in Kahiro wird heimgehend vom Bade durch einen Kadi angesprochen, und gewährt ihm sogleich ein Stelldichein. Ebenso dem Obereinnehmer der Hafensteuer, dem Vorsteher der Schlächterzunft, und einem reichen Kaufmanne. Nach Verabredung mit dem Manne werden die vier Liebhaber eingelaſsen, bringen Geschenke (Rosenkranz von Perlen, Edelsteinkästchen, Seidenstoffe und gestickte Museline), und werden nicht nur entkleidet, sondern mit buntscheckigen Jacken und Mützen ausstaffirt, und nacheinander in die Kammer versteckt. Der zuletzt wirklich kommende Mann zieht einen nach dem andern hervor, und jeder muſs seine Bockssprünge machen und eine Geschichte erzählen,[2] bevor er entlaſsen wird.

So wiederholt sich auch hier die gröſsere Einrahmung von Geschichten im Kleinen, wie durch 1001 Nacht und Tag im Groſsen.

Das hier zunächst einschlagende Altfranzösiche Gedicht hat sich noch abenteuerlicher verwickelt,

---

Nacht 3. Ausg. 1840. Bd. XIV–XV. Vgl. Vorbericht zu Bd XI und die Zeitschr. Hermes Bd. 30. S. 318.

[1] Auszüge der ersten in *W. Ouseley oriental collections vol.* I (1797. 4), *p.* 245–57. II (1798), 25–35. Dann in *Tales anecdotes and letters translated from the Arabic and the Persian* (*Shrewsbury* 1800), wo *p.* 136 diese Erzählung steht. Aus der andern Handschrift übersetzte J. Scott alle bei Galland nicht vorkommende Erzählungen im 6. Bande seiner Englischen Uebertragung derselben (1811). Daraus wurden sie für Gautiers ergänzte Ausgabe der Gallandschen 1001 Nacht (1822) Bd. 6 übersetzt, sowie von Schall für unsre ergänzte Verdeutschung derselben Bd XI. Vgl. den Vorbericht S. IX ff. Bei Scott füllt diese Erzählung Nacht 738–43, bei uns N. 496.

[2] Vgl. die Abendländische Sitte zu LXI und weiterhin. Beides erklärt hier wie dort die Lust an solchen Erzählungen, ihre Fülle und Verbreitung.

und einen empörenden **zweiten Theil** angefügt; es ist eine Dorfgeschichte geworden, welche mit einem Preis der Frauen anhebt, jedoch ebenso unwahrscheinlich als roh und unzüchtig verläuft. Isabel, die junge hübsche Frau des Bauern Constant Duhamel, wird zugleich von dem Pfarrer, dem Schultheiſsen (*prévost*) und Förster angesprochen, die ihr 20 Pfund, 10 Pfund, und einen Ring bieten, sie weist aber alle zurück. Da bereden sich die drei beim Trunke, den Mann zu verderben, um die Frau zu kirren. Der Pfarrer weist öffentlich von der Kanzel den Mann aus der Gemeinde, weil er seine Gevatterin (gegen die geistliche Verwandtschaft) geheiratet. Dieser bietet für die Lösung beim Erzbischof acht Pfund. Gleich darauf wird er des Korndiebstahls mit Einbruch beschuldigt, in den Stock gelegt und mit dem Galgen bedroht, und bietet dem Schultheiſsen dafür 20 Pfund. Endlich nimmt der Förster ihm seine zwei Ochsen vom Felde, weil er Bäume gefällt habe, und muſs dafür 100 Sous versprechen. Die Frau ermuthigt den trostlosen Mann und verheiſst ihm volle Rache. Sie läſst durch ihre schlaue Magd Galestrot die drei Liebhaber bitten, ihr das Erbotene zur Zahlung der Geldbuſsen zu bringen, wofür sie gefällige Aufnahme finden würden. Die Botin wird von ihrer Jedem reich beschenkt, und freudig stellen sie sich zur bestimmten Zeit ein, und bringen die Geschenke. Dem Pfarrer erbietet die Frau ein warmes Bad mit ihr:[1] aber kaum ist er nackt darin, so klopft der Richter, und der Pfarrer muſs nackt in die Kammer und dort in eine groſse Federtonne springen. Den beiden andern ergeht es ebenso. Die Rache der Frau steigt aber ins Unglaubliche: sie läſst die Frau des Pfarrers[2] einladen, erbietet ihr ein Bad, und als sie entkleidet ist, tobt der Mann mit seiner Axt herein, und thut ihr das, was die drei mit seiner Frau vorhatten, und stöſst sie dann nackt aus dem Hause. Daſselbe geschieht den Frauen der beiden anderen, und dieſs alles angesichts der drei Männer, die dabei einander verspotten. Aber noch nicht genug: die Frau nimmt die Axt, und der Mann tritt mit Licht an das Federfaſs, zündet es an, die drei springen heraus, entfliehen nackt, und voll Federn, von Schlägen, Hunden, zum Theil von ihren eigenen, und von allgemeinem Zusammenlauf und Haro-Geschrei verfolgt und zerzaust, geloben fortan Frieden, und das Ehepaar erfreut sich der Beute und Rache.[1]

---

[1] Vgl. zu XLI. LXI.

[2] *Prêtresse.* Solche Priesterweiber kommen öfter vor (Z. B. Legrand I, 287). Noch im 11. Jahrh. wurden durch das

Legrand bemerkt dazu, daſs die manigfaltigen Nachahmungen meist nur den letzten schlüpfrigen Theil des Abenteuers ergriffen, welchen sie gerade hätten weglaſsen sollen. Und so ist es gar dahin gekommen, daſs eben dieser letzte Theil ganz allein verschiedentlich erzählt wird.

Merkwürdig ist Lafontaine's eben nur schlüpfrige Wendung desselben: der hübschen Frau eines galanten Malers in Reims stellen zwei Bürger nach, die gemeinsame Sache machen. Die Frau ladet sie beide am Abend, der Mann kömmt dazu, die Buler verstecken sich in der Kammer, und als er die

---

Concil zu Reims die verheirateten Priester abgesetzt, ihre Kinder als Bastarde erklärt. 1204 waren viele Bischöfe der Normandie verehelicht. 1229 erkauften die Prälaten mit schwerem Gelde, ihre Frauen behalten zu dürfen. In Biscaya duldete man nur beweibte Priester, zur Sicherheit der übrigen Ehemänner. Weil alle Verbote der Kirche nicht halfen, wurden in Frankreich solche Priester besteuert.

[1] Barbazan Meon III, 296: *De Constant Duhamel*, aus den Hdss. 7218. 7595. und St. Germain 1830. 956 Zeilen. Legrand IV, 226: *De la Dame qui atrapa un prêtre, un prevôt et un forestier.* Alias *Constant du Hamel.* Auszug. Die Ausg. von 1829 IV, 246 ist ohne Urschrift. Die Deutsche Uebers. bricht schon früher ab (mit IV, 126), hat also auch die hier folgenden Stücke nicht.

Zurüstung zum Male bemerkt, sagt sie, sie habe ihre beiden Nachbarinnen geladen, und holt selber sie herbei. Es sind die Frauen der beiden Buler, und während die Viere fröhlich schmausen, und die Frau, ohne Magd, von der einen Nachbarin, und dann von der andern begleitet, in den Keller geht, mehr Wein zu holen, müſsen die beiden Versteckten zusehen, wie der Maler von ihren Frauen die letzte Gunst erlangt. Spät, nachdem alles vorüber, entläſst die Frau die Gefangenen, die von ihr keine Vergeltung erlangen.[1]

Die bürgerliche Verführung hier, anstatt jener baurischen Gewaltthat, macht dieselbe Handlung nur noch unsittlicher. Der in diesen Walschen Geschichten vortretende Grundsatz, ein solches Zuvorkommen des Ehemannes übe nur das gerechte Vergeltungsrecht, ist von Boccaccio zu einer Novelle (VIII, 8) ausgesprochen, in welcher von den drei oder zwei getäuschten Liebhabern gar nichts mehr vorkommt,[2] sondern ein Mann, Spinelloccio in Siena, der den Liebeshandel seiner Frau mit einem Nachbar und Freunde Zeppa entdeckt, sie nöthigt, diesen, wie gewöhnlich zu bestellen, dazu kommt, den Versteckten im Kasten versperrt, dessen Frau durch die seine herbei holen läſst, und sie beredet, auf dem Kasten doppelte Vergeltung mit ihm zu nehmen; worauf sich beide Paare verständigen, und fortan eine freundschaftliche Ehe zu Vieren führen.

Eine solche Doppel-Rache und doppelpaarige Ehe (welche ja sogar in der Lucinde empfohlen wird) ist freilich noch eine Italienische Steigerung, die auch in Frankreich beliebt ward. Legrand fugt hinzu, daſs fast ebenso erzählen:

---

[1] *Contes et nouvelles en vers* (Paris 1768) II. 32 — 57.

[2] Deshalb findet Schmidt (Beitr. 89) Dunlops Anführungen dazu, welche er dem Legrand, wie dieser und Manni dem Fauchet nachgeschrieben, ungehörig; daſs sie aber durch die hervorgehobenen Züge wirklich in Zusammenhang stehn, ergibt sich hier durch die Mittelglieder. Schmidt möchte dagegen noch die Novellen Masuccio 36 und Parabosco 5 als Nachahmungen Boccaccio's nennen.

Le courier facétieux p. 326.

Les sérées de Bouchet p. 592. sérée 32.

Les divertissemens curieux de ce tems p. 153. —

Die folgenden Darstellungen haben, anstatt dieser Vergeltung, mit der bloſsen Züchtigung, auch wieder mehr oder minder den alten weitern Zusammenhang.

Bei Bandello (*nov. 43*) sind es (wie bei Lafontaine) nur zwei Liebhaber, welche die Frau in eine Tonne verbirgt und der Mann darin auf den Markt bringen läſst.

Bei Straparola (II, 4) steckt die treue Frau eines Landmannes bei Padua, in Verabredung mit ihrem Mann, einen verliebten Ehemann in einen Sack, welchen der Mann unter seinen zur Mühle bestimmten Säcken als einen überzähligen hinauswirft, und nachdem er ihn durchgeprügelt, mit seiner Frau das dargebrachte Abendeſsen verzehrt.

Ebenso erzählt Sansovino (IX, 8).

In der Anlage und Art der Bestrafung stimmt hiemit, ist jedoch übrigens vollständiger, unsers Ayrer Fastnachtspiel,[1] wozu sich der Stoff wol empfiehlt: des Beckers Wiliwalt Frau Charitas, verfolgt vom Goldschmied Hannibal, Schneider Dietlieb und Schuster Endres, bestellt sie zur Nacht, während ihr Mann, der darum weiſs, in der Mühle sei, zu gleicher Zeit, so daſs sie bei ihr zusammentreffen (der Goldschmied mit einem Paar Armbänder); worauf sie die Heimkehr ihres Mannes ankündigt, und die drei in den Backofen kriechen und dort in Mehlsäcke steigen läſst. Nun kommt der Bäcker mit seinem Knecht

---

[1] Im *Opus theatricum*, Fastnachtspiele Bl. 84^b – 89^b: „Faſsnachtspil. Die ehrlich Beckin mit ihren drey vermeinten Bulern, mit 9 Personen.“

Leudolt, und heiſst ihn den Ofen heizen. Dieser trägt die lebendigen Mehlsäcke hervor und wirft sie nieder, als wären's lebendige Teufel. Die drinnen geben sich vergeblich zu erkennen, sie werden auf den Markt geschleppt und aufgestellt, wo ihre Weiber, Maria, Agatha und Violena, die zuvor schon gemeinsam über ihre treulosen Männer sich beklagt haben, sie suchen; jede kauft im Sack ihren Mann, schilt und schlägt ihn wacker, und lehrt so ihn *mores.* — Die lebhafte Einführung der drei Eheweiber, wie in den obigen Wälschen Darstellungen, ist gegen diese jedoch ehrbar und züchtig.

Die folgenden Darstellungen haben, anstatt dieses zweiten Theils mit den Weibern der Buler, einen andern, der sich um die Fortschaffung der Leichname dreht, und den Uebergang bildet zu Abenteuern, worin es hauptsächlich nur hierauf angelegt ist.

Auſser der obigen Erzählung der sieben Visire, wie sie in 1001 Nacht übergegangen, haben sie auch, als selbständig gebliebene und noch manigfaltiger verfaſste und weiter verbreitete sieben weise Meister,[1] eine hieher gehörige Erzählung, welche sich zwar nicht im Griechischen, auch nicht in den gereimten Altfranzösischen und Altenglischen Bearbeitungen, noch in dem Italienischen, angeblich aus dem Griechischen, aber sichtlich aus dem Lateinischen übertragenen *Erasto*, und dessen Uebersetzungen ins Spanische, Französische und Englische, findet, jedoch offenbar abendländisch-ritterlichen Anstrich trägt. So ist sie denn auch in die Englische Abfassung der *Gesta Romanorum* aufgenommen worden. Kleophas, von den sieben Weisen der sechste (wie in 1001 Nacht), erzählt hier, freilich deutlicher als Beispiel der Weiberlist: die schöne Frau eines alten Ritters in Rom ſang dabei ſo reizend, daſs viele Jünglinge ihrer begehrten. So zog ihre Schönheit und Geſang vom Fenſter herab auch drei Ritter des Kaiſers an, daſs ihr jeder hundert Goldgülden für ihre Minne bietet. Sie entdeckt es ihrem Manne, und beredet ihn, die nach einander mit dem Golde kommenden Ritter beim Eintritte zu erſtechen. Sie verbirgt die Leichname in einer Kammer, und bittet ihren Bruder, der Stadtwächter iſt, einen Richter, welchen ihr Mann im Zorne getödtet habe, wegzuſchaffen, für einen guten Wein. Der Bruder trägt den Leichnam im Sack hinaus und wirft ihn in den Tiber; er kömmt, ſeinen Lohn zu holen, und muſs den zweiten als *révenant* ebendahin tragen, und obgleich er dieſem einen Stein an den Hals bindet, muſs er ebenſo den dritten wegſchaffen. Dieſen trägt er in den Wald und verbrennt ihn: da kömmt ein zum Turnier reitender Ritter herbei, ſich zu wärmen, wird aber als ein viertes Teufelsgeſpenſt von dem Bruder ins Feuer geworfen und verbrannt; worauf dieſer erſt ſeinen Lohn holt. Nachmals gibt jedoch der alte Ritter im Zorne ſeiner Frau öffentlich einen Schlag, und dieſe ruft laut, er wolle ſie auch wol ermorden, wie die drei Ritter.[1] So kömmt die Unthat an den Tag, und beide werden geſchleift und gehenkt.

---

[1] Vgl. zu III (S. LXXXVIII) u. IX. *Loiseleur* 92. 136 Auszug.

Die Beziehung auf Rom veranlaſste leicht die Aufnahme in die *Gesta Romanorum*,[2] wo der alte Ritter Joſias heiſst.

---

[1] In den *cento novelle antiche* n. 100, in *Gesta Romanor.* c. 124, und darnach in einem Schwank von Hans Sachs IV. 77 verräth auch eine Frau im Zorn den vorgeblichen Mord ihres Mannes; das Uebrige gehört jedoch gar nicht hieher. Kellers Einl. zu den *sept sages* S. CCXXV ſtellt ſie zwar auch vollſtändig in Reihe und Glied, und meint, der tragiſche Schluſs (in den 7 w. M. und G. R.) komme aus den *Cento n. a.* Vgl. Schmidt Märchenſaal S. 292.

[2] In der Engliſchen Sammlung Kap. 31; Engliſch über-

Deutsch bearbeitet von K. Rosenkranz: »Von den Anbetern der Victoria, Tullius, Caesar, Horatius.«

Hier reihet sich unser Altdeutsches Gedicht ein, welches zwar die drei Bewerber auch nur Einem Stande zutheilt, diesen jedoch vom Ritter zum Geistlichen steigert. Vermuthlich aus irgend einem örtlichen Anlaſse, sind es in Kolmar drei Mönche des Prediger-, Barfüſser- und Augustiner-Klosters, von welchen der erste sogar genannt wird, Bruder Tetia, und denen zufällig auch ein vierter Mönch beigefügt wird. Der Dichter verbirgt sich auch wol wegen solcher Beziehung unter dem Annamen Niemand (wie Odysseus in der Kyklopenhöhle), sowie er eingangs sagt, er habe das Abenteuer durch Jemand vernommen, der von Kolmar geritten kam. Das Bad, welches in dem obigen Altfranzösischen Gedichte den drei Beamten erboten, wird hier den drei Mönchen noch ärger versalzen, und die getreue Ehefrau hilft ganz unbefangen zum Mord und Raub ihrer Bewerber, zu welchem der Ehemann, im Sinne jener Zeit, nicht minder berechtigt war, als zur Vergeltung bei deren Weibern. — Das nur in einer jüngeren Handschrift übrige Gedicht weisen Darstellung, Sprache und Reim ins 13—14te Jahrhundert.

Gleichzeitig und zunächst verwandt ist das Altfranzösische Gedicht von Hugues Piaucele, der mehr solcher Art gedichtet hat.[1] Die Benennung

---

setzt von *Ch. Swan* (London 1824 *p.* LXXVIII, und ausgezogen von *Douce* in der Abhandlung über die *Gesta Roman.* bei seinen *Illustrat. of Shakespeare t.* II, *p.* 370. Danach Deutsch von Graſse, Uebers. der *Gesta Roman.* II, 232. Vgl. Weber *metr. rom.* III, 371.

[1] Barbazan-Meon IV, 452: *D'Estourmi. Par Hugues Piaucele*, aus Hds. 7218, 650 Zeilen. Legrand IV, 250: *Estourmi. Par Hugues Piaucele*. Auszug. In der Ausg. von 1829 IV, 264 ohne Urschrift. Die Deutsche Uebers. geht nicht so weit.

dieser Erzählung *Estourmi*, nach dem Leichenträger, deutet schon an, dafs sie überwiegend auf diesen zweiten Theil angelegt ist. Die Bewerbung um die schöne getreue Ysame, Ehefrau des, der Dichter weifs nicht, wie, von Reichthum in Armut gekommenen Jean, ist nur kurz angegeben, ekelhaft umständlich dagegen der Raubmord, welchen der Mann selber mit der Kolbe vollstreckt. Die Leichname besorgt sein Vetter Estourmi, den seine Schwester aus der Schenke vom Würfeln holt, und welcher die drei Wiederkehrenden im Sack durch eine Seitenpforte aus der Stadt trägt und sie verscharrt; dazu den vierten mit dem Grabscheit (*havel*, Haue) erschlägt und ihn in eine Pfütze wirft. Die Erschlagenen sind Priester und Prälaten des Münsters (Canonici), also noch eine Steigerung der Kolmarer Mönche. Sie bringen 80 Pfund Sündenlohn.

In der Hebräischen Abfafsung der sieben weisen Meister des 12ten Jahrhunderts findet sich, anstatt des obigen drei Ritterabenteuers, ein mehr Morgenländisch erscheinendes Märchen von drei Bückligen,[1] wo die Bewerbung um die Ehefrau ganz wegfällt, und der Tod schuldlos zufällig eintritt: eine Frau läfst drei Bucklige zu sich heraufkommen, sie trinken, und berauschen sich; als der Mann heimkömmt, verbirgt die Frau sie in einem Winkel voll Gruben und Schlingen, die Trunkenen fallen hinein und erdrosseln sich. Nachdem der Mann wieder weggegangen ist, will die Frau die Versteckten hervorholen, und geräth in

---

Hugues Piaucele, der sich in dem Schlufsreime nennt, dichtete auch *Sire Hain et Dame Anieuse*, bei Legrand III, 190.

[1] Loiseleur 83. 157: Auszug der Pariser Handschrift von Pichard, verglichen mit dem Druck. Deutsch v. Sengelmann. Joels Hebräische Bearbeitung des Bidpai, aus welcher dieser durch Johannes von Capua 1262–78 Lateinisch übersetzt ward, hat schon zwei Erzählungen aus den Hebräischen sieben weisen Meistern entlehnt.

Verzweiflung über ihren Tod. Ihre Magd ruft einen Schwarzen herbei; und die Frau überläſst sich ihm für die Befreiung von den drei Leichnamen, welche der Schwarze in den Fluſs wirft.

Meist daſselbe erzählt das Französische Gedicht des wol etwas jüngeren Durand.[1] Es ist aber vollständiger im zweiten Theil, auch im ersten Theil örtlich näher bestimmt, und mit dem vierten Mann, wie in den vorigen Erzählungen, vermehrt, und hat auf diesen zugleich die den drei andern Todten abgehende Schuld übertragen, wodurch der dort diesen Vierten schuldlos treffende Mord erträglicher wird. Der Dichter sagt, er wiſse den Ort nicht, nehme jedoch an, es sei Douai, wo ein armer Bürger eine wunderschöne Tochter hatte, die einem buckligen reichen Wucherer ungern verheiratet ward. Da kommen drei bucklige Minstrels, das Osterfest bei ihm, als ihresgleichen, zu feiern. Der Hausherr bewirthet sie auch wol, warnt sie aber beim Abschiede, jemals sein Haus wieder zu betreten, wenn sie nicht in dem Fluſse daneben ein kaltes Bad nehmen wollen. Die Frau, die ihren Mann über die Brücke gehn sieht, läſst die Buckligen, die sie spielen und singen gehört, wieder heraufkommen, und vergnügt sich an ihren Künsten. Als der Mann zu früh heimkömmt, versteckt sie die Buckligen in drei Schränke, und als der Mann nochmals weggeht, will sie die Eingesperrten befreien, findet sie aber erstickt; sie miethet einen Lastträger, der ebenso wie in obiger

---

[1] Fauchet (*Orig. de la langue et poesie Franç. Paris* 1581) *p.* 182 führt die Reime an, worin Durand sich nennt, und gibt kurz den Inhalt, aber unrichtig, daſs den buckligen Mann ein junger Liebhaber der Frau getödtet habe. — Barbazan-Méon III, 245: *Des trois bocus. Par Durand.* Aus Hds. 7218. 298 Zeilen. Legrand IV, 241: *Les trois bossus. Par Durant.* Die Ausg. von 1829 IV, 257 wiederholt auch die Ursprache aus der angeführten Handschrift.

Erzählungen, von dem *revenant* gefoppt, sie aus dem Sack in den Strom stürzt, und als er endlich im Hause den vierten Buckligen heraufkommen sieht, den Hausherrn mit einer Thürstange erschlägt und ihn sammt dem Sack ins Waſser wirft, worauf die Frau ihm gern seinen Lohn gibt, da er sie zugleich von dem widerwärtigen Manne befreit hat. — Eine neuere Deutsche Bearbeitung ist L. H. von Nicolay's Schwank »die Buckligen.«[1] —

Legrand bemerkt hiezu, daſs die Nachahmungen dieses Abenteuers sehr häufig seien, er sie jedoch nicht anführen könne, weil die Aufzeichnung derselben ihm entfremdet worden, nebst mehren anderen, wie er bei den einzelnen Stücken wiederholt. Er erinnert sich hier noch der Darstellung Gueulette's, welcher sie aus Straparola genommen habe.

Laut Straparola's Märchen (V, 3) in der Mundart von Bergamo, sind die drei Buckligen einander zum Verwechseln ähnlich und gleich listig, Namens Zambu, Bertaz, Santi, Söhne Bertolds im dortigen Valsabbia, wo Mangel den ältesten zur Auswanderung nöthigt. Ueber Brescia, Verona und Vicenza, nach Venedig gelangend, muſs er Schiffe ziehn; dient in Chioggia bei einem Gärtner, und seiner Gefräſsigkeit wegen weggejagt, kömmt er nach Rom zu einem reichen Brodhändler, dessen Laden und Geschäft er so eifrig betreibt, daſs die Frau beim plötzlichen Todesfall ihres Mannes ihn heiratet und reich macht. Gleichwol misshandelt er sie, geizend, und verbietet ihr schwer, seine etwa kommenden Brüder aufzunehmen, nachdem er dem Vater sein Glück gemeldet hat. Dieser stirbt, und die beiden buckligen Brüder kommen bei des dritten Abwesenheit in sein Haus. Mitleidig bewirthet und beherbergt die Frau sie drei Tage, und versteckt sie, als Zambu sie überrascht, in der Küche unter einen Trog. Das Wegschaffen der beiden Erstickten geschieht ebenso, wie in Durands Gedicht; der dritte wird auf der Straſse ergriffen und in den Tiber gestürzt. — Gesang und Spiel der vorigen Minstrels, sowie der Römischen Frau, gehn hier ab.

---

[1] Reinbeck poet. Beispielsamml. (Essen 1824) S. 220.

Gueulette sagt selber in der Vorrede zu seinen Mongolischen Erzählungen,[1] daſs er diese drei Buckligen in seiner der 1001 Nacht nachgebildeten 1001 Viertelstunde, Tatarische Märchen genannt, aus Straparola entlehnt habe.[2] Das ist auch ganz deutlich und die unterscheidenden Züge sind ganz dieselben: er hat sie aber nicht bloſs ins Morgenländische übertragen, als von Bergamo nach Damask, von Rom am Tiber nach Bagdad am Tigris, und manche Umständlichkeit weggelaſsen, sondern auch bedeutende Zusätze gemacht. Die, versteht sich, auch Arabisch benannten Buckligen sind zugleich einäugig und hinkend, und Söhne eines Waffenschmieds, selber Schmiede: ein Zug, welcher, zu dem hierin annoch berühmten Damask stimmend, zugleich an die sagenberühmten hinkenden Schmiedezwerge und Schmiedegötter[3] anklingt. Der jüngste, Babekan, ersticht im Zorne einen sie in der Werkstatt verhöhnenden Jüngling, und wird mit seinen beiden Brüdern nur verbannt, weil bei ihrer völligen Aehnlichkeit der Thäter sich nicht ermitteln läſst. So kommt er nach Bagdad auch zu einem Waffenschmied, und heiratet nachmals dessen Witwe. Er treibt zugleich Handel mit Dattelbranntwein. Seine beiden elend umirrenden Brüder vernehmen endlich sein Glück, werden trotz seines strengen Verbotes von der Frau beherbergt, und als er kömmt, hinter Branntweinfäſser versteckt. — Die Anfügung eines neuen, dritten Theils beginnt damit, daſs der Sackträger, von der Frau wegen der Ersäufung ihres Mannes lärmend weggewiesen, auf der Brücke dem Kalifen begegnet, der, ein Enkel Harun Alraschids, wie dieser, verkleidet nachts die Stadt durchstreift, und zufällig durch einen Fischer die drei Leichname hat herausziehn laſsen, deren letzten im Sack der Träger abermals aufnehmen und in den Palast tragen muſs, wo der ganze Zusammenhang aufgeklärt, die Scheintodten wieder ins Leben gerufen, und gleich gekleidet werden. Die Frau kann ihren Mann nicht herausfinden, und jeder der Drei will es sein, doch wiederum keiner, als der Kalif ihm Züchtigung ankündigt. Endlich tritt Babekan vor, bekennt und bereut alles, und wird begnadigt. Seine Brüder erhalten mit reicher Aussteuer auch Gattinnen nach Auswahl.

---

[1] Im *cabinet des fees.*

[2] Also nicht aus dem ihm allerdings näher liegenden Durand, wie Dunlop II, 20f. III, 374 meint. — *Les mille et un quart d'heure. Contes Tatares. Utrecht* 1737. 4 t. 12. Auch im *Cabinet des Fees* (Genf 17. 21. 22. t. 85—89. 41 Bde.); Eine Deutsche Uebersetzung ist neulich erschienen. Diese Geschichte wird in der 13 — 19. Viertelstunde erzählt. Ich habe sie in den „Erzählungen und Märchen" Bd. 2 (Prenzlau 1816), S. 42 bis 78 verdeutscht, und so in meine Vervollständigung von 1001 Tag Bd. X (ebd. 1829), T. 625 — 32 aufgenommen.

[3] Vgl. die zu LIII gedachte Schwanensage S. 522 ff.

Gueulette bemerkt noch, daſs man aus Straparola's Erzählung auch eine *Farce des Bossus* gemacht, die gedruckt ist. Und Legrand fügt hinzu, man spiele eine solche Farçe auf dem *Théâtre de Nicolet*, er wiſse jedoch nicht, ob dieselbe. — Die noch über die Bühne gehenden Drillinge haben wenigstens die manigfaltige Verwechselung herbeiführende Aehnlichkeit mit diesen drei Brüdern gemein, sind sonst jedoch nur eine Steigerung der antiken Zwillinge oder Irrthum an allen Ecken.

Weist uns Gueulette's vorgeblich Morgenländisches Märchen aufs Abendland zurück, so erscheint jedoch in **1001 Nacht** ein solches Märchen von Einem

Buckligen, welches offenbar mit den drei Buckligen in naher Verwandtschaft steht. Es ist auch besonders auf Fortschaffung des zufällig Gestorbenen angelegt, welcher allein als ein viermaliger wirklicher Revenant erscheint, und zugleich durch die vier Leichenträger verschiedenen Standes, und durch den Barbier, welcher ihn wieder ins Leben bringt, eine Gruppe von Erzählungen bildet, in welcher sich die Einrahmung der 1001 Nacht, wie sonst mehrmals, wiederholt. Diese Wiederbelebung und die Hinführung der Entwickelung vor den Sultan haben ohne Zweifel dem Gueulette Anlaſs und Stoff zu seiner Fortsetzung gegeben.[1] Der kleine Bucklige ist ein Sänger und Spielmann, wie die obigen Menestriers, hier zwar der Lustigmacher und Liebling des Sultans von Kaschgar. Angetrunken, singt er zur Handtrommel vor dem Laden eines Schneiders, der eine schöne Frau hat. Beide laden ihn zu Tische und vergnügen sich mit ihm, bis dem Kleinen eine Gräte im Halse stecken bleibt, so daſs er plötzlich verscheidet. Sie tragen den Leichnam zu einem jüdischen Arzt, als einen Kranken, legen ihn oben an die Treppe, und eilen weg. In der Dunkelheit stöſst der Arzt ihn an, daſs er hinunter kollert, und wähnt, ihn getödtet zu haben. Der Arzt trägt den Leichnam auf den flachen Dächern zum Schornstein eines Hoflieferanten, und läſst ihn am Stricke hinab, so daſs er im Kamin aufrecht steht. Der heimkehrende Hoflieferant hält ihn für einen Dieb, schlägt ihn mit dem Stecken, daſs er umfällt, und wähnt, ihn erschlagen zu haben. Er trägt ihn auf die Straſse, und stellt ihn an einen Laden, wo ein Christlicher Kaufmann, etwas berauscht, ihn als einen Räuber mit der Faust niederschlägt, und nun von dem herbeikommenden Wächter verhaftet und vom Richter als Mörder eines Muselmannes verurteilt wird. Schon hat er den Strick um den Hals, da gibt sich der Hoflieferant, und dann ebenso der Jude und Schneider als Schuldigen an. Zugleich wird der Bucklige erkannt, und alle werden so vor den Sultan gebracht, welcher die ganze Geschichte auſserordentlich findet, dennoch alle Viere will hinrichten laſsen; worauf sie und der Barbier, der dem Buckligen die Gräte aus dem Halse zieht und ihn wieder ins Leben ruft, den Sultan durch andere wundersame Geschichten vergnügen, und begnadigt werden.

---

[1] Nacht 127–188 in meiner Verdeutschung Bd. 3. 4. Wenn Legrand glaubt, die Erzählung von den Buckligen in 1001 Nacht gelesen zu haben, so kann er nur diese meinen. Ebenso F. v. Laſsberg in Mone's Anz. 1837. Sp. 311. Douce führt sie auch zu den *gesta Romanorum* also an.

Hieran reihen sich nun drei Altfranzösische Gedichte, welche zum Theil nur Variation von einander, die Fortschaffung eines Getödteten und dessen abenteuerliche Erscheinungen zum Hauptgegenstande haben, wie schon die alte Benennung dieser Gedichte andeutet. Gleichwol beginnen auch alle drei mit der Buhlschaft zwar nur Eines Geistlichen um eine Ehefrau, die ihm das Leben kostet.

Das erste Gedicht, von dem sonst nicht bekannten Jean le Chapelain lebhaft vorgetragen, findet sich in vier Bearbeitungen welche in den Grundzügen völlig stimmen und nur in einzelner Ausführung abweichen, und deren zwei gedruckt vorliegen.[1] —

---

[1] Barbazan-Méon I, 242: *Du Segretain, moine*, aus der Hds. 1830 von S. Germain, 816 Zeilen. Méon *nouv. recueil* I. 318. Legrand IV, 252: *Le Sacristain de Cluni. Par Jean le chapelain.* Auszug. Die Ausg. von 1829. IV, 266 wiederholt die Urschrift bei Barbazan-Méon. Merkwürdig ist darin (Z. 599) der Zuruf *Wilecomme!* — Deut. Uebers. fehlt. Einen umständlichen Auszug gab schon Fauchet (*orig. p.* 170), mit dem Anfange, wo *Sir Jehan le Chapelain* sich nennt. Desgleichen *Caylus* in den *Memoir. de l'acad.* Einige aus Fauchet entnommene Züge habe ich hier eingeklammert.

Diejenige, in deren Eingange der Dichter sich nennt, und die Sitte der Normandie bewahren will, daſs ein Gast seinem Wirth ein Lied singt oder ein Abenteuer erzählt.[1] Hugo, ein Kaufmann in Cluni, wird auf einer Marktreise von Räubern geplündert, verarmt, und will wegziehen. Der Sacristan und Schatzmeister der reichen Abtei buhlt längst um dessen schöne Frau Idoine, und bietet ihr jetzo hundert Pfund. Sie willigt scheinbar ein, bestellt ihn, und er gibt das Geld [und bringt ihr einen Sack voll Gold und Silber, Kelche u. dgl. aus dem Kirchenschatze, ja selbst ein dafür zerbrochenes Crucifix]; er wird aber von dem Manne, der ihn nur verjagen will, durch einen unglücklichen Schlag mit dem Stocke getödtet. Beide bringen vermittelst der Schlüſsel des Sacristans ihn durch eine Seitenthür ins Kloster und stellen ihn an die Thüre des Abtrittes. In der Nacht kömmt der Prior dahin, stürzt mit Aufstoſsen der Thüre den Leichnam um, und wähnt, ihn getödtet zu haben. Er trägt ihn, mit dem er Zwist gehabt, vor die [Hinter-]Thüre des Kaufmanns, klopft an, und entflieht.

Der Leichnam fällt der austretenden Frau entgegen, und sie ermuthigt ihren Mann gegen diesen Teufelsspuk durch ein Blatt [*brief*] mit dem Namen Gottes, und er trägt den Mönch vor das Haus des Klostermaiers Thibaut, ihn dort im Misthaufen zu verscharren. Darin findet er einen Sack mit einem Schwein, welches Thibaut zum Weihnachten geschlachtet, ihm aber zwei Diebe gestohlen haben. Hugo vertauscht es mit dem Mönch, und als die Diebe diesen finden, hängen sie ihn an die Stelle des Schweins. Thibaut erwacht von dem Geräusch, tastet nach seinem Schwein, und der Leichnam fällt über ihn. Er bindet nun den Sacristan auf ein wildes Füllen, hängt ihm einen Schild um den Hals, gibt ihm eine Lanze untern Arm, und peitscht das Füllen hinaus. Durch das Harou-Geschrei der Leute noch wilder gemacht, sprengt es ins offene Kloster, wo die Lanze den herausreitenden Prior ersticht; dann rennt es durch den Garten in die Küche, und stürzt endlich mit seinem Ritter in einen Brunnen, den man eben grub. So wähnt man den toll gewordenen Mönch umgekommen, und Hugo, in seinem Recht, und Idoine erfreuen sich ihrer Beute.

---

[1] Vgl. zu LXI.

Wenn der Schluſs eine Verspottung der damals munter ritterlichen Geistlichkeit (im Vorbilde des Erzbischofs Turpin) scheint, so ist ein Spott noch bestimmter ausgedrückt in der Verwechslung des Mönchs (der auf den Abtritt gesetzt wird) mit dem Schwein- und durch die Bulerei des Mönchs in der Kirche selber, und auf Kosten derselben.

Legrand fügt hinzu: wenig Erzählungen sind so beliebt gewesen, als diese; sie findet sich fast bei allen »unsern neueren« Erzählern, auch ist sie in die vornehmsten Sprachen Europas übersetzt. Er besaſs darüber auch die Nachweise, welche mit denen zu den drei Buckligen u. a. verloren sind, so daſs er davon nur noch gefunden:

Histoire générale des larrons p. 244. Bibliotheque amusante et instructive t. 2, p. 14. Masuccio nov. 1.

Das zweite Abenteuer, benannt die lange Nacht oder der umgetragene Priester, von einem Ungenannten,[1] beginnt auf ähnliche Weise, wie das XLI vom Zuber und LXI vom geäfften Pfaffen. Mit Marion, der Frau eines Landmanns Borget, bult der

---

[1] Barbazan-Méon IV, 20: *Du prestre con porte, ou La longue nuit*, aus Hds. 7595. Am Schluſse der 1162 Zeilen *Li Romans de la Longe Nuit*. Legrand IV, 264: *La longue nuit.* Alias *Du prêtre qu'on porte.* In der Ausg. v. 1829 IV. 278, ohne Urschrift. Deut. Uebers. fehlt.

Pfarrer, bringt, als der eiferſüchtige Mann eine Reise vorgibt, ihr Vorrath zum Male, und sie bietet ihm ein Bad, in welchem der versteckte Mann ihn überrascht und erwürgt, während sie in der Küche beschäftigt ist. Dann schleicht er wieder hinaus, und thut, als ob er heimkomme. Sie deckt ein Tuch über die Badekufe, und thut als hätte sie ihn erwartet. Nachdem er sich gütlich gethan, geht er mit ihr zu Bette, und als er scheinbar eingeschlafen ist, steht sie auf, den Pfaffen zu befreien und zu entschädigen, findet ihn aber todt. Sie berath sich mit ihrer Magd Gauteron,[1] und beide verbergen den Leichnam in der Scheune unter dem Hafer. Als sie zurückkömmt, stellt sich der Mann, als erwache er, und bespricht sich mit ihr, daſs er nächsten Morgen Hafer dreschen müſse. Hierauf neue Berathung: der Leichnam wird nun in den schon aufgeschütteten Hafer gesteckt; und als dieser am Morgen gesackt werden soll, tragen die beiden Weiber den Leichnam an des Nachbarn Thüre, klopfen und eilen hinweg, ſodaſs ihm beim Oeffnen der Pfarrer entgegenfällt. Seine Frau, mit welcher der Pfarrer auch vertraut war, rath, ihn im Felde zu verscharren. Er findet dort einen Bauer im Grase schnarchen, und sein Pferd, dessen Zügel er sich um die Faust geschlungen, weiden: er setzt den Leichnam in den Sattel, bindet ihn fest, und läuft weg. Der erwachende Bauer hält den Reiter für einen Pferdedieb, schlägt ihn mit dem Stock auf den Kopf, ſodaſs er hinabstürzt, und erkennt den Pfarrer. Er trägt ihn auf den Kirchhof, wo drei Diebe, die ein Schwein gestohlen, sich verfolgt wähnen, und entfliehen. Der Bauer steckt den Pfaffen in den Sack, anstatt des Schweines. Die Diebe hängen ihn wieder an die Stelle des Schweines, und der Eigenthümer desselben trägt ihn an die Thüre des Priors, der ihn umstürzt, und nun dem im Kloster übernachtenden Bischof eine Kolbe gibt, damit die Hunde abzuwehren, welche gegen die Diebe los sind, aber mitunter in die Zimmer laufen; dann legt er den Leichnam dem Bischof übers Bette, der von seinem Schlägel Gebrauch macht, und endlich als der Todtschläger des Priesters erscheint, der hierauf feierlich bestattet wird. — Die Veränderungen der offenbaren Wiederholungen aus der vorigen und anderen Erzählungen und die Verlängerungen sind eben nicht sonderlich erfunden. Der Nachdruck liegt auch hier wieder auf dem treulosen Eheweibe mit ihrem Bulpfaffen, und eigenthümlich wird auch das Weib dadurch bestraft, daſs sie selber den um sie erdrosselten Pfaffen dreimal wegschaffen muſs, wie der Lastträger bei der dreifachen Wiederkehr des Todten.

---

[1] D. i. Gudrun, in der Ambraser Handschrift *Chautrun*. Vgl. zu LXVIII *die Gondree*.

Deutsch bearbeitet ist dieses Gedicht von A. Keller in seinen Altfranzösischen Sagen II, 167, in Prosa.

Die dritte und letzte dieser Altfranzösischen Erzählungen, welche auch der Sacristan benannt ist,[1] obgleich nur ein Pfarrer dabei vorkömmt, bekennt damit schon die Nachahmung der ersten, sowie vorn herein in Hinsicht des Weibes mit der Leiche die zweite sich wiederholt: der Dorfpfarrer Martin bei Nogent an der Seine wird in einer Schäferstunde bei einer Schäferin seiner Pfarre von dem Bocke der Heerde so gestoſsen, daſs er todt hinstürzt. Die Schäferin stellt den Leichnam an die Thür ihres Nachbarn Adam, der ihn für einen Späher haltend, ihm mit der Axt den Kopf zerschmettert, und ihn in einem Sack in die Seine wirft. Bei Nogent fangen ihn zwei Fischer Gui und Bernard. Dieser allein öffnet den Sack, und jener beschuldigt ihn der Vertauschung des kostbaren Inhaltes, und die Sache kommt auch wegen des Ermordeten vor den Richter, der sie beide zum gerichtlichen Zweikampf auf der Wiese vor der Stadt verstattet, in Gegenwart der Leiche: der Besiegte soll lebendig geschunden werden. Beide beschwören auf Heilthümer ihre Unschuld, und kämpfen dann mit Stöcken und hinter hohen Schilden,[1] werfen bald beides weg und ringen mit einander. Da kommt die Schäferin mit ihrer Heerde vorbei, und als der Bock in der Nähe des Leichnams ist, bluten die Wunden. Alle schreien Wunder: der Richter scheidet den Zweikampf, läſst den Todten auf einen Schild legen, und alle Anwesende daran vorbeigehn; die Leiche blutet nicht. Dann läſst er ebenso die Heerde vorbeitreiben, und als der Bock naht, stürzt wieder das Blut hervor; die Schäferin bekennt, ihr Nachbar bestätigt, und beide, in Anspruch genommen, drohen mit Berufung an die Gräfin von Nogent (als Obergericht oder Gerichtsherrin), und der Richter läſst die Sache beruhen und den Todten bestatten. Der Dichter warnt vor Missethat, welche der Teufel benutzt. — Der Verkehr des Priesterrocks mit dem Weiberrock ist hier noch durch den Sündenbock gerügt. Dabei ist das Gericht mit seinen Gottesurteilen im Zweikampf und Barrecht, verſpottet, und dadurch die Wiederholung aufgefriſcht. —

---

[1] Legrand IV, 276. *Le Sacristain.* Die Ausg. v. 1829 IV, 285 hätte hier beſser die noch ungedruckte Urschrift beigefügt, als die zur ersten dieser drei Erzählungen wiederholt. Deutsche Uebers. fehlt.

---

[1] *haras*; davon noch *harasser* ermüden. Dieser Schild hatte oben zwei Löcher für die Augen. Also ähnlich den groſsen Heerschilden des Fuſsvolkes, die, mannshoch, unten in eine Spitze ausliefen, und in die Erde gesteckt zu einer festen Schildburg verbunden werden konnten; sie hieſsen Pavesen, etwa weil sie in Pavia vorzüglich gemacht wurden. — Daſs solchen nicht ritterlichen Zweikämpfern keine Schwerter, nur Stöcke verstattet waren (wie beim Kampfe zwischen Mann und Frau), erniedrigte die Stockschläge. Der Ritterschlag geschah mit dem Ritterschwerte, und sollte der letzte Schlag ohne Widerschlag sein.

Endlich iſt das den Geiſtlichen ſo manigfaltig übel geſegnete Bad auch zu ihrer Keuſchheitsprobe geworden, und zwar nicht das heiſse, verbrühende, ſondern das eiskalte, abkühlende: wobei die Tugend der ſchönen Ehefrau noch in höhern romantiſchen Glanz verklärt wird. Das Altfranzöſiſche Gedicht der Schultheiſs von Aquileja[1] erzählt von einem Einſiedler, der zwei Drittel ſeines Lebens verbracht, ſein Fleiſch zu kreuzigen, und ſich für einen der heiligſten Menſchen hält: ein Geſicht belehrt ihn jedoch, daſs der Schultheiſs von Aquileja ihn weit übertreffe. Er wandert hin, bei Brod und Waſser. Am Thore begegnet er einem Zuge, der einen Räuber zum Galgen führt, der Schultheiſs auf weiſsem Roſse im Scharlachmantel voran. Er bittet ihn um Herberge, und empfängt einen Ring, der dem Gaſte bei der Hausfrau dieſelbe Aufnahme gewähre, wie ihrem Manne. Der Einſiedler findet das Haus prächtig, die Frau ſchön und reich geſchmückt, ſitzt neben ihr beim köſtlichen Gaſtmale. Sie genieſst aber eben ſo wenig davon, wie er, und theilt mit ihm eine Schüſsel magern Kohls, Schwarzbrod und Waſser. Er vernimmt, ſie übe mit ihrem Manne ſchon zehn Jahre ſolche Enthaltſamkeit, geſchärft durch tägliches Gaſtmal, und widerſteht kaum der Verſuchung. Zur Nacht führt ſie ihn in ihr reiches Schlafzimmer mit breitem Bette, und läſst ihn ſich hineinlegen, entkleidet ſich, und legt ſich zu ihm. Er will aufſtehn, ſie aber beruhigt ihn: er könne es ja hier eben ſo halten, wie bei Tiſche. Die nackt neben ihm ruhende ſchöne Frau war eine teuflische Versuchung; er springt auf, sie aber umarmt ihn und drückt ihn an sich. Da bittet er um Gnade und ringt nach Erhörung; ein derber Schub jedoch wirft ihn aus dem Bette in die daneben an der Wand stehende Marmorkufe voll kalten Wassers. Es ist Winter, und der Verliebte fast erstarrt. Sie hilft ihm heraus, erwärmt ihn in ihren Armen und umschlingt ihn mit ihren Beinen, sodafs der Teufel ihn abermals reitet, und er flugs wieder ein kaltes Bad nehmen mufs. Und so wiederholt sich dieses Spiel viermal. Am Morgen scheidet der gedemüthigte Einsiedler, und bekennt sein Abenteuer. Sie belehrt ihn noch, das Bad diene ihr ebenso gegen die Versuchung ihres Mannes, dem die Vollstreckung seines Amtes nicht zum Vorwurfe gereiche. Der Einsiedler verschärfte nun sein strenges Leben, und starb selig.

---

[1] Méon nouveau recueil II, 187: *Du Prevost d'Aquilee, ou d'un hermite que la Dame fist baigner en aigue froide.* Legrand V, 141: *Du prevôt d'Aquilee.* Ausg. v. 1829. V, 106. Deut. Uebers. fehlt.

Legrand erinnert bei diesem Abenteuer, welches aus dem damals allgemeinen Klosterleben der Christenheit hervorging, an Robert von Arbrisselles, der 1094 den auf gemeinsames Leben der Mönche und Nonnen gegründeten Orden von Fontevrault stiftete, und den Roscelin und Geoffroi von Vendôme beschuldigten, er habe sich die reizendsten Nonnen beigelegt, um seine Keuschheit desto verdienstlicher zu machen. Um dieselbe Zeit fragt der Trubadur Peguilhen in einem Tenzon (Wettliede), ob er seiner Geliebten, die ihr Lager mit ihm theilen will, den Eid halten soll, nur ihren Willen zu thun. Die Antwort lautet für den Eidbruch, welcher durch eine Fahrt ins gelobte Land gesühnt werde.[1] — Des Ritters de la Tour Unterweisung seiner Tochter erzählt ein ganz ähnliches Abenteuer von einem Herrn von Craon.[2] Auch kennen wir eine solche *hôhe aventiure* aus unserm Minneliede König Wenzels von Böheim.[1] Wie solche religiöse und romantische Scheidung der vereinten Geschlechter, der Seele und des Leibes, noch überboten wird, haben wir an der abenteuerlichen Theilung Eines und desselben Leibes der XVIII Heidin gesehen.

---

[1] (Millot) *hist. litt. des Troubadours* (Paris 1774) t. 2. p. 260. *Raynouard choix des Troubad.* 1 — Diez Leben der Trubad. S. 67. 445

[2] Bei Millot. In dem Altdeutschen Tugendspiegel des

Wieland hat sich dieses pikante Leibes- und Seelbad nicht entschlüpfen laſsen, und eine seiner lüsternsten Erzählungen »die Waſserkufe oder der Einsiedler und die Seneschallin von Aquilegia,« davon gedichtet,[2] nach Legrands Auszug, wie mehre seiner besten Erzählungen, z. B. des Maulthiers Zaun.[3]

LXIII. Turandot. Von Heinz dem Kellner.

Bei XVII dem Frauenturnier ist schon der amazonischen Weiber, Walkyrien, Schildjungfrauen und streitbaren Mannweiber gedacht, die sich selbst und ihre Minne als Kampfpreis stellen, wogegen der Besiegte, wie im Gottesurteile, zugleich Leben und Ehre verliert. Ihr ergänzendes Gegenbild sind die furchtbaren Schönen, welche denselben Preis und Bedingung auf den Wettstreit des Geistes, der Weisheit setzen. Die Ueberschrift weist auf die Morgenländische, auch im Abendlande durch die Schaubühne weitbekannte Dichtung von Turandocht, d. i. Tochter Turans, des dem Persischen Iran feindlich gegenüberstehenden Landes und Volkes, wie das Persische Heldenbuch Schahnameh (Königsbuch) beide gegenüber stellt, den Nibelungen und Amelungen unsers Heldenbuchs ver-

---

Ritters vom Thurn für seine Tochter (im alten Buche der Liebe Bl. 285—314) finde ich es nicht. — Im Walde von Craon stiftete Robert von Arbrisselles zuerst seinen Orden, welchen er 1099 nach Fontevrault verlegte.

[1] Minnesinger IV, 18.

[2] In seinen Werken Bd. 18, S. 67–113.

[3] Ebend. S. 299. Bei Legrand I, 1. In der Ursprache bei Méon *nouv. recueil* I, 1.

gleichbar. Zwar ohne diesen Namen Turandocht, ist die älteste bekannte Darstellung eine Persische.

Nisami aus Gendsch, im 12ten Jahrhundert (st. 1180), einer der trefflichsten Persischen Dichter, der die berühmten Helden- und Liebesgeschichten von Chosru und Schirin, Leila und Medschnun,[1] Iskender (Alexander), und Heft peigen (die sieben Gestalten, Schönheiten) dichtete, gibt in dem letzten groſsen Werke die Grundzüge der Turandochtdichtung in bedeutsamer Verbindung mit sechs andern.[2] Des Perserkönigs Jesdedschird Sohn Behram, benannt Gur (der wilde Esel, den er von Löwen und Drachen befreite und sehr liebte), erblickt in einem lange verschloſsenen Zimmer seines Schloſses die Bildnisse der sieben weltberühmten Schönheiten, von Indien bis Morenland, verliebt sich zugleich in alle, wirbt um sie und erhält sie. So hat er sieben rechtmäſsige Frauen, wie vor Muhameds Beschränkung auf vier, verstattet war, und der Türkische Sultan noch hat. Jede erhielt einen Palast mit der Einrichtung ihres heimischen Himmelstrichs unter Einfluſs der sieben Planeten für die sieben Wochentage durch sieben Farben und Edelsteine unterschieden. Bei jeder brachte er, in ihrer Farbe gekleidet, den Wochentag zu, und jede bewirthet ihn mit einer Erzählung, welche das Lob dieser Farbe beschloſs. — Dieſs bildet also wieder eine Einrahmung, wie 1001 Nacht und Tag, und innerhalb derselben sich mehrmals wiederholt,[3] und die sieben Erzählungen sind zum Theil auch darein übergegangen.[4]

---

[1] Nach anderen, Arabischen Darstellungen stehn diese beiden berühmten Liebesromane, nebst einigen verwandten, in meiner Ergänzung von 1001 Tag Bd. XI. (1332), T. 714 ff.

[2] J. v. Hammer Geschichte der schönen Redekünste Persiens (Wien 1818 4.) S. 6. 15–17.

[3] Vgl. zu LXII. S. LII.

[4] Gleich die erste, das schöne Märchen vom Korbe, ist in unserer 1001 Nacht die 351–52. Nacht. Vgl. Bd. XIII. S. 376. Die Uebertragung desselben vom Grafen Caylus (wie

Die Slavische Königstochter, in dem vierten, rothen Palast des Marstages,[1] erzählt nun von »der Schönen des Schloſses,« einer Russischen Königstochter, die in einem Schloſse durch Talismane unzugänglich war: um sie zu gewinnen, muste man redlich sein, die bezauberten Hüter besiegen, den Schlangen-Talisman beseitigen, und ihres Vaters Einwilligung erlangen. Viele waren in dem Abenteuer verunglückt, und ihre Köpfe prangten auf den Burgzinnen. Ein Königssohn, unabgeschreckt davon, besteht mit Hülfe des weisen Vogels Simurg das Abenteuer; der Vater willigt jedoch nicht eher ein, als bis er die Räthsel der Tochter aufgeloset hat. Diese Räthsel werden durch Sendung von Perlen, Edelsteinen, Korallen u. s. w. aufgegeben, deren Deutung, zugleich mit Veränderung und neuer Verbindung zurückgesandt, ein Gespräch bildet, wi die allgemeine Blumensprache. Die Bedeutsamkei dieses Gesprächs über Leben und dessen Leid besiegende Liebe, und der ganze Zusammenhang der Dichtung verleiht ihr noch tiefern Sinn, als einer bloſsen abenteuerlichen Liebesgeschichte. In der verzauberten und bezaubernden unmenschlichen Schönen mit ihren tödtlichen Räthseln, gegenüber dem weisen Vogel Simurg, erscheint zugleich noch die alte Sphinx, die furchtbare Flügeljungfrau mit den Räthseln der Welt und des Lebens. Zu solcher Deutung berechtigt auch die hiemit verbundene dritte Erzählung von dem frommen Bescher, dessen Gelüst nach einer Verschleierten von dieser zurückgewiesen wird; worauf Melicha ihm die Geheimnisse der Natur offenbart, ein goldenes

---

v. Hammer vermuthet, nach dem Türkischen Lamii's) ist schon in (Wielands) Dschinnistan verdeutscht, zuletzt in meiner Ergänzung von 1001 Tag Bd. IX (1828), S. 372—91.

[1] Der erste ist der schwarze des Saturn-Tages für die Indische Königstochter, worauf die Griechische und Tatarische am gelben Sonntag und grünen Montag folgen u. s. w.

Kleid gibt, und ihn in ein Haus weist, wo ein schönes Weib sich ihm als die Verschleierte zu erkennen gibt. Die Einweihung in die Geheimnisse der Naturgöttin gewährt hier ebenso die Gemeinschaft derselben, wie die Auflösung der Räthsel den Gürtel der Jungfrau löst, die letzte Weihe der Mysterien: während das gewaltsame Entreiſsen des Schleiers (welchen in Wahrheit doch kein Sterblicher enthüllt) Tod und Vernichtung bringt, wie das Aktäons-Märchen andeutet (so wie die Hertha im Bade Schauenden, und Semele bedeuten, daſs die Räthsel der Welt und des Lebens erst mit dem Tode vollends gelöst werden). — Man darf solchen mystischen Sinn vornämlich der Persischen Dichtkunst wol zutrauen, da er überhaupt in der verwandten Morgenländischen Dichtkunst waltet, und namentlich auch im Hohenliede oder Liede der Lieder, von Eingeweihten (wie Sylvester de Sacy) anerkannt ist.

Die weitere exoterische Ausbildung erhielt freilich diese Dichtung durch die ihr wol eignende Darstellung auf der weltlichen Schaubühne (nicht als Myster), so wol im Morgenlande, — wenn die Märchen des Persischen Derwisches Mokles in 1001 Tag wirklich Bearbeitungen Indischer Schauspiele sind — wie bei uns im Abendlande.

Die Persischen Tagmärchen erzählen:[1] Kalaf, des Chans der Nogais-Tataren Timurtasch Sohn, nach unglücklichem Treffen gegen den König von Karisme, landflüchtig mit seinen Aeltern, findet in bitterster Noth, bis zum Betteln herab, Zuflucht bei Alinger, Chan der Berlas-Tataren, dessen entflogenen Falken er wiederbringt, und der dafür ihn ritterlich ausrüstet. So kommt er nach Peking, herbergt bei einer Witwe, ebenso kluge und grausame, als schöne Turandokt ihren Vater Altun-Chan (also vom Stamme der Tatarischen Eroberer und Beherrscher China's) durch einen Eid gebunden hat, alle Freier, die ihre Räthsel nicht auflösen, hinrichten zu laſsen. Er sieht die nächtliche Enthauptung des Prinzen von Samarkand, nimmt das von dessen Hofmeister weggeworfene verhängnisvolle Bildnis auf, und wird von der übermenschlichen Schönheit hingeriſsen. Er unternimmt sogleich das Abenteuer, wird gastlich aufgenommen und vom alten König väterlich gewarnt; dem Himmel, der Sonne und dem Monde werden Opfer geschlachtet, und Bilder- und Buddha-Dienst verrichtet, während Kalaf sich zum Koran bekennt. In feierlicher Reichsversammlung, mit Sonnenaufgang, Altun und Turandokt auf ihren Thronen, die gelehrtesten Mandarinen umher, löst Kalaf glücklich die drei Räthsel, obgleich bei dem dritten Turandokt ihren Schleier zurück- und ihn fast zu Boden schlägt. Sie will Aufschub, und neue Fragen thun, der Vater und Divan versagen es, Kalaf jedoch will auf sein Recht verzichten, wenn sie morgen sein Räthsel auflöse, welches nämlich er selber, der hier ganz Unbekannte ist. Zur Nacht in sein Zimmer tretend, findet er darin eine schöne reich gekleidete Frau, die sich als die Tochter eines von Altun abgefallenen Chans zu erkennen gibt, der im Kampfe gefallen, und alle die Seinigen zu ersäufen geboten, unter denen allein sie gerettet und Sklavin Turandokts geworden: diese wolle ihn morgen ermorden laſsen, er möge also mit ihr fliehen, wozu sie alles bereit habe. Er geräth auſser sich, beharrt jedoch heldisch, und sie verläſst ihn erbost. Am Morgen löst Turandokt wirklich sein Räthsel, und nennt seinen Namen, sodaſs er fast leblos zu Boden stürzt: sie aber erhebt und beseligt ihn wieder, indem sie sich freiwillig als die Seine hingibt. — Da tritt seine nächtliche

---

[1] Tag 46–82, in meiner Verdeutschung Bd. II (1827). Früher schon in meinen Erzählungen und Märchen Bd. II (1826) S. 90–222.

Versucherin hervor, bekennt, daſs sie selber Kalaf gewinnen wollte, und seinen Namen, der ihm in der Aufwallung entschlüpft, ihrer Gebieterin nur deshalb verrathen habe, um beide von einander zu trennen; weil ihr auch dieses mislungen, wolle sie es nicht überleben. Ein Dolchstoſs bekräftigt ihr Wort. Adelmulk Keykobads, des Chans der Katalanen Tochter, wird königlich bestattet; dann folgt allgemeiner Friede und Kalafs und Turandots glänzende Hochzeitfeier. Kalafs Aeltern werden von Alinger selber herbeigeführt, und ein Krieg gegen den König von Karisme beschloſsen, worin dieser Krone und Leben verliert, und Kalaf mit seinem Vater ihr Land und Stadt Astrakan wiedergewinnen, welches Reich nach ihm sein zweiter Sohn bekam, während der erste des Groſsvaters Erbe in China blieb.

Uebereinstimmung in Namen, Oertlichkeit, Verhältnissen, Verwickelung und Entwickelung, nicht nur der Haupthandlung, sondern auch der Episode, ergeben, daſs aus dieser Ueberlieferung zunächst die Schauspiele Gozzi's und Schiller's hervorgegangen sind.

Graf Gozzi begann 1761 in Venedig für das alte volksmäſsige und poetische Schauspiel der extemporirenden Charaktermasken den siegreichen Kampf gegen die gemeine Natürlichkeit der Goldoni'schen Bühnenherrschaft, und ergriff da glücklich die heimischen Volks- und Feen-Märchen, und die urverwandten Morgenländischen Dichtungen. So ward zuerst das Märchen von den drei Pomeranzen die Grundlage eines solchen Spiels, dessen Ausführung in Betreff der Masken für die geschickte Truppe Sacchi nur angedeutet ist. Diesen Schauspielen, von ihm *Fiabe* genannt, reihte er nun auch die zwar nicht wunderbare, jedoch nicht minder märchenhafte Turandot-Dichtung an, und folgte getreulich der Persischen Darstellung der Tagmärchen, indem er nur einige Namen sich

Italienisch mundrecht machte (Adelma für Adelmulk, Timur für Timurtasch), und andere Namenlose benannte (Skirina, Kalafs Wirthin in Peking, und ihre Tochter Zelima: ihr Mann Barak, als ehmaliger Hofmeister Kalafs, ist Zusatz). Kalaf tritt auch als Lama- und Götter-Verehrer auf, und wird Erbe China's. Alles vor seiner Erscheinung in Peking und nach seiner Erwerbung Turandots, kömmt nur als Gespräch und Botschaft vor, und weicht nur darin ab, daſs Adelma den Kalaf schon als Gärtner bei ihrem Vater kennt und liebt, und zuletzt am Selbstmorde verhindert und frei wird. — Solche Treue war um so leichter, als die Persische Erzählung selber schon dem Stoffe gemäſs, dramatisch gefaſst ist, meist auch gesprächsweise, so daſs manche Reden nur übersetzt sind (z. B. des Prinzen von Samarkand). Dieſs kann zugleich wieder zur Bestätigung dienen, daſs die Persischen Tagmärchen wirklich aus Indischen Schauspielen herrühren. (Vgl. zu LXII.)

Schiller übertrug 1802 nur Gozzi's Schauspiel, zwar frei, selber als Dichter, wie er um dieselbe Zeit für die Weimarische Bühne Shakspeare's Macbeth und Racine's Phädra (neben Voltaire's Mahomet von Goethe) bearbeitete. Auſser dem durchwehenden Schillerschen Geist und Glanz der Rede, sind die Rollen der Masken ausgeschrieben, und besonders die Räthsel neu und eigenthümlich. Zu diesen gehören auch die 13 »Parabeln und Räthsel« in Schillers Gedichten; indem bei den verschiedenen Aufführungen der Turandot mehrmals neue Räthsel vorkamen, welche zugleich Räthsel für die schon mit den früheren bekannten Zuschauer waren. Und in diesen Gedichten that sich Schiller so wirksam hervor, daſs Goethe (der auch dazu beisteuerte) sie im Briefwechsel mit Schiller, als eine neue, ihm ganz eigne »entzückte Poesie« begrüſst.

So reich und glänzend ausgebildet erscheint diese

Dichtung durch Gozzi und Schiller, für den sie ebenfalls ein glücklicher Griff war, welchen die Bühne (mit A. Webers Musik?) noch immer werth halten sollte. Die Räthsel auf welche sie gebaut ist, steigern sich wahrhaft dramatisch noch durch das Räthsel Kalaſs, welches er selber ist, und sein Leben, das an dessen Auflösung hing.[1]

Ganz andrer Art ist freilich unser altes Gedicht, welches nur in Einer Handschrift übrig, und von einem sonst unbekannten Dichter ist, von Heinz, benannt der Kellner, d. i. wol zugleich wirklicher Kellerschreiber, wie jener Schreiber im LVIII Rädlein zugleich der Dichter schien.[2] Es erscheint, wol schon dem 14ten Jahrhundert angehörig, ganz volksmäſsig, ohne daſs eine ältere Vermittelung anzugeben ist. Merkwürdig sind die drei Räthsel wieder nur sinnbildliche Gegenstände, wie in der Altpersischen Dichtung Nisami's, deren Anwendung und Deutung hier aber eben so weit von jener absteht, als Ei, Eggezahn und Hofiren von Perlen, Edelsteinen und Gold. Es ist im Morolf-Eulenspiegelschen, ebenso bäurischen und unflätigen Sinne, darauf angelegt, daſs die schlaue Gemeinheit die vornehme Hofweisheit plump besiege. Die Anwendung der aufgerafften Dinge macht allein der nach Hofzucht entlaufende Bauernsohn Konni,[3] und zwar so ungeheuer, daſs die witzige Prinzessin verstummt. So gewinnt sie der Tölpel, während der Edle, der um sie wirbt, und der ihn, seinen Gefährten zu seinem Hofnarren bestimmte, sein Haupt laſsen muſs. Es ist also nicht bloſs der lustige Schildknappe zum Gleichgewichte des abenteuernden Ritters, sondern zugleich die ungeheuerliche Parodie desselben. Konni kömmt nicht nur, wie Papageno, eben so weit als sein Herr, sondern über ihn hinaus.

---

[1] Noch furchtbarer ist die Steigerung des Räthsels im Apollonius von Tyrus, Shakspeare's Perikles, welches die grauenvolle Gattin ihres Vaters verhüllt, und dessen tödtliche Wirkung auch die an den Zinnen aufgesteckten Häupter verkünden. L. Tieck Altengl. Theater Bd. I (1811), Vorr. S. XXI.

[2] So war Klein Heinzelin Hochbergischer Küchenmeister Minnes. IV 761. Eberhard Kellner im Grundr. 437. 516 scheint wirklicher Eigenname.

[3] Künzlin, Konrad wie Käthi von Katharina.

Hieher gehört die Erzählung der *Gesta Romanorum:*[1] eine Königstochter fordert von ihren Freiern, zu sagen, wie lang, breit und tief die vier Elemente sind, was den Nordwind verändre, und Feuer unverletzt am Busen zu tragen. Ein Ritter kömmt mit einem Diener und einem wilden Rosse. Der Diener muſs sich auf die Erde strecken, und der Ritter miſst an ihm sieben Fuſs u. s. w., als Maaſs der Elemente, die alle im Menschen vereinigt sind. Dann gibt er dem wilden Pferd einen Trank, davon es zahm wird, und dreht ihm den Kopf von Norden nach Osten, und damit den Wind, denn jedes lebende Geschöpf ist ein Hauch, Wind. Endlich schüttet er glühende Kohlen in seinen Busen, ohne sich zu verbrennen: das geschieht kraft eines Steines, welchen er vorzeigt. Damit gewinnt er die Braut, und lebt glücklich mit ihr.

Die hier fehlende Enthauptung hat eine verwandte Erzählung derselben Sammlung (c. 60.), wo aber der König die Bedingung setzt; und die Aufgabe ist, ohne Räthsel, Besiegung der Tochter Rosimunda im Wettlaufe; was einem armen Jüngling Abibas durch einen Rosenkranz, Goldgürtel und Beutel mit Goldapfel, die er in die Bahn wirft, gelingt.

Wenn diese Erzählung in die Atalanta-Mythe und andere ähnliche Aufgaben übergeht, so nähert sich die erste mehr den manigfaltigen Räthsel-Märchen und -Liedern,[1] unter welchen noch das zum Dessauer Marsch gesungene Räthsellied die Heirat als Preis setzt: und umgekehrt, gibt der Soldat der Jungfrau die Räthsel auf.

---

[1] C. 70. Auszug bei Grimm Kinder- und Hausmärchen III, 376. aus einer Wiener Hds., weil die gedr. Ausgabe sie nicht haben: dieses Kap. steht aber sowol in der Ausg. von 1498, als bei Keller, und in Gräſse's Uebersetzung.

In welchem Verhältnisse hier etwa Lope de Vega's Schauspiel *La prueba de los ingenios* steht, weiſs ich nicht, da die seltene Sammlung seiner Werke mir abgeht.[2] Die nachweislichen älteren Morgenländischen Darstellungen waren wol kaum in Spanien bekannt,[3] die von Gozzi und Schiller benutzten kamen erst später ins Abendland. Die *Gesta Romanorum* sind dagegen früher und fortwährend allgemein zugängliche Quelle.

Eine gewisse Verwandtschaft zeigt noch ein bei den Walachen lebendes Märchen:[4] eine Kaiserstochter fordert von jedem Freier, daſs er sich vor ihrem Zauberspiegel verberge; wer es dreimal vergeblich versucht, verliert das Leben. Viele sind umgekommen: da wagt es des Kaisers Schweinhirte, der, mit den Naturkräften vertraut, den ersten Tag vom Adler in die Wolken getragen, am zweiten vom Fisch in die Meerestiefe versenkt wird, beides vergeblich. Am dritten Tage verwandelt ein Waldgeist ihn in eine Rose und steckt sie hinten an die Krone der Schönen, daſs sie ihn nicht entdeckt, und so gewonnen wird. Die Niedrigkeit des Gewinners ist wie im Deutschen Gedicht: die drei Proben stehn aber auch himmelweit davon ab. Dieselben Proben kommen in einem andern Märchen vor, bis auf die Rose, deren Stelle freilich eine Laus vertritt (S. 350). Noch ein andres Märchen (S. 357) hat auch die Räthsel und Aufgabe zur Erwerbung einer Kaiserstochter.

---

[1] Vgl. Wunderhorn II. 416 nach dem Ditmarsischen Räthselliede bei Vieth und Neokorus. Gräters Idunna 1813. S. 28.

[2] Dieses Stück steht im 9ten Bde., Madrid 1617 u. 1618. A. F. v. Schack Geschichte der Span. dram. Dichtkunst II, 693. Ist mit den übrigen hier verzeichneten Bänden aus Tiecks Bibl. nach London gegangen.

[3] Des Nisami gedenkt Schack 338.

[4] A. und A. Schott Walachische Märchen. Stuttg. und Tüb. 1845. S. 343.

LXIV. Der Jungherr und der treue Heinrich.

Die Bedeutung dieses Gedichts ist schon in der Gesammtübersicht hervorgehoben; sowie die Beziehungen zu verwandten Dichtungen, namentlich zu VI Rittertreue, und damit zu dem weitläufigen Roman von Herzog Herpin von Burges. In diesem sind weiterhin entsprechende Züge: Herpins Sohn Löw, seiner Abkunft unkundig, vernimmt von Gerna von Doriflor, Herpins Brudersohn, dafs der vertriebene Herpin in Burges ein Horn zurückgelafsen, welches nur sein rechter Erbe blasen könne, und gewinnt ihn zum Gefährten bei dem Turnir zu Montlisan um Florentina, die Königstochter von »Cecilien.« Diese liebt Löwen, sobald sie ihn im ritterlichen Aufzuge der hohen Bewerber erblickt, sendet ihm einen kostbaren Rosenkranz, läfst ihn heimlich nachts kommen, und behält ihn bis am Morgen bei ihr. Seinem Wirthe läfst sie volle Zahlung versichern, sendet einen Eimer voll Goldes, und Löw hält glänzenden Hof. Sein tückischer Feind ist der Marschalk von Florenz, der ihn schon einmal gefangen hat, hier aber von ihm besiegt wird. Wie der weifse Ritter, dessen Leichnam Löw aus dem Rauchfange des Wirthes erlöst, ihm zum bessern Ross und beim Turnir hilft, ist schon zu VI erwähnt. Der König Heinrich ertheilt ihm den Preis, und nimmt ihn zum Schwiegersohn. Vor der Hochzeit werden jedoch Löw und Florentina durch Neid und Bosheit noch lange getrennt und erst nach mancherlei Abenteuer, auch in Cypern, wieder vereinigt.

Das Uebrige gehört unserm alten Gedichte, welches damit noch eigenthümlich genug bleibt. Der Eingang, daſs es aus schlechtem Deutsch gereimt worden, weist auf eine ältere Prosa, welche bisher noch unbekannt ist, weil es das Ritterbuch von Herpin und Löw nicht wol sein kann.

LXV. Das Schratel und der Waſserbär.

Merkwürdig ist dieses nach Norwegen weisende Thier- und Gespenster-Märchen, welches nur in zwei, für Eine geltenden Handschriften bekannt ist, noch in Norwegen lebendig, und zwar in naher Uebereinstimmung.[1] Ein Mann in Finnmarken will einen gefangenen weiſsen Bären dem Könige von Dänemark bringen, und kommt am Weihnachtsabend auf dem Dovre-Gebirge zu einem Mann Halvor, der ihm klagt, daſs jeden Weihnachtsabend so viel Trollen (Hausgespenster), ihn mit den Seinigen aus dem Hause verdrängen. So räumt er es auch wieder, nachdem er für die Trollen Reisbrei, Stockfisch, Wurst aufgetischt hat. Der Bärenführer bleibt dennoch im Hause, legt sich in den Bettverschlag und der Bär hinter den Ofen. Die Trollen, groſs und klein, geschwänzt und ungeschwänzt, einige mit ungeheuren Nasen, kommen und schmausen. Da erblickt ein junger Troll den Bären, hält ihm ein Stück Wurst vor die Nase, und ruft: »Kätzchen, magst auch Wurst?« Der Bär aber fährt auf, brummt fürchterlich, und jagt alle Trollen aus dem Hause. Im nächsten Jahr, als Halvor Holz zu Weihnachten fällt, ruft es im Walde: »Halvor, hast du noch die groſse Katz?« Er antwortet, sie habe sieben Junge geworfen, gröſser und böser, als sie. Da ruft die Trollenstimme: »so kommen wir nie wieder zu dir.« Seitdem ist sein Haus von den Trollen befreit. — Hier stehn diese Nordischen Haus- und Feldgeister, deren Benennung auch bei uns in der Sprache lebt,[1] noch in näherer Gemeinschaft mit unsrer LIV Bercht mit der langen Nase, der ebenfalls um Weihnachten Speise und Trank hingesetzt wird. Schon hieraus zeigt sich, daſs die Nordische Erzählung nicht etwa erst aus dem Altdeutschen Gedichte hervorgegangen, welches schon 1836 aus der Heidelberger Handschrift gedruckt ist.[2] Dergleichen findet sich sonst freilich unter Nordischen Volksbüchern und Blättern:[3] daſs hier jedoch alte heimische Ueberlieferung vorliegt, bestätigt noch die Märkische Volkssage[4] und erzählt fast mit denselben Umständen dieses Märchen. Gräſse kennt sie auch von Kindheit her, und eignet sie Sachsen zu, wo sie von der sogenannten Katzenmühle bei Buchholz erzählt wird.[5] Ziehnert hat sie darnach neu gedichtet.[6]

---

[1] Norwegische Volksmärchen, gesammelt von P. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Deutsch von F. Bresemann. Mit einem Vorworte von L. Tieck (Berlin 1847. 2 Bde.) Bd. 1, S. 183: »Das Kätzchen auf Dovre.«

Im Allgemeinen gehört diese Dichtung zu den manigfaltigen Sagen von Befreiung eines durch Gespenster verödeten Hauses. Das Eigenthümliche hier ist das gewaltige Waſserthier, welches den Kampf mit dem starken Schrätel, das als Waldgeist auch *waltschrat* heiſst,[7] allein besteht: während sonst wol solche Thiere den Helden helfen, und umgekehrt; oder kühne Reisende selber das Abenteuer lösen und dadurch Schatz und Braut gewinnen, wie der verarmte junge Kaufmann von Bremen durch Erlösung des Rothmantels, bei Musäus. Die eigene, in unserm alten Gedichte besonders lebendig durchgeführte Zusammenstellung des Thieres mit dem Gespenst als blofsen Anfang und Kürzung einer solchen vollständigen Darstellung anzusehen, welche am Ende auf den Sonnenhelden und -Gott (Siegfried) hinausläuft,[1] ist doch zu eng und zu weit.

---

[1] In Droll, drollig; sich trollen. Auch im Französischen *drôle*, *drolatique*

[2] Quellenverzeichniss S. 755.

[3] Vgl. Bagström Svenska Folkböcker Bd. 2 die Uebersicht.

[4] A. Kuhn Märkische Sagen.

[5] Litt. Gesch. II, 3, 86. 402.

[6] Sachs. Volkssagen II, 17.

[7] Althochd. *scrato*. Dazu gehört auch wol in gleichem Sinne *schrawa*: Germania II. . .

LXVI. Helmbrecht. Von Wernher dem Gartener.

Auch dieses in aller Hinsicht eigenthümlich Deutsche Gedicht, unmittelbar und inhaltschwer aus dem Süddeutschen Bauernleben ergriffen, ist in vorstehender Gesammtübersicht[2] nach seiner Bedeutung hervorgehoben. Es gibt uns in dem sonst nicht bekannten Wernher, der sich einen wandernden Gast nennt (Z. 819. 828), einen trefflichen Dichter zu erkennen. Es ist mir annoch wahrscheinlich,[3] dafs sein Beiname von Garda am Gardasee herrührt, welches Deutsch Garten heifst und schon im Heldenbuche berühmt ist, als Otnits von Lamparten (Lombardei) Königsburg, so dafs er in die Nachbarschaft Ulrichs von Liechtenstein, Herrands von Wildonie (XLIII) und Thomasins von Zerklære gehört, welcher letzte, wirklich ein Walscher, dennoch gut Deutsch dichtete. Wernher war den genannten Dichtern der besten Zeit, anfangs des 13ten Jahrhunderts, gleichzeitig. Sein, nur in zwei Handschriften des 15ten und 16ten Jahrhunderts übriges Gedicht ist jedoch früh bekannt und gewürdigt, namentlich von Ottokar in seiner Oesterreichischen Reimchronik um 1300. Bei einem Einfall der Ungarn in

---

[1] Wie Schott zu den Walachischen Märchen S. 388.

[2] LXVI und zwischen XXVII und XXVIII. Vgl. Minnesinger IV, 440.

[3] Wie schon in Germania I. 267. Minnes. IV, 299.

Steiermark bei Radkersburg hat der Abt Heinrich von Admund (Admont) seine Ensthaler Bauern ausgerüstet, die jedoch vor den Ungarn schmählich fliehen. Da spricht Ottokar selber,[1] wie mehrmals Nithart, gegen die Bauern mit Panzern und Ritterschwertern, auf welchen, als einen schon 1234 Verstorbenen, Wernher sich auch beruft (Z. 209): *Sô was daz ain schad(e) grôz, Daz er machen wolt' genôz Von art edlen knechten Gepaurn süne die gerechten, Vil pilleicher scholden Ir saum sätel', wan sie wolden, Salz von Auzsé*[2] *vueren; Die selben auch baz snueren Konen ir salz sekk(e), Dan si die eisnein vlekk(e) Auf die wambeis kunden tuon. Manig paur sein(e)s sun In dem noppen-berg*[3] *ward entwert, Des wol sein vater hiet' gekert Mit kæs(e) machen manig vrist, Hiet' er der kneppischeit(e) list Under wegen lâzen. Wê, daz si sein verwâzen Die dâ machent eisen k(n)appen Auz solhen akker trappen, Die dâ gehær(e)nt zuo dem pfluog: Da edler knecht(e) ist genuog, Die man pilleich teur(e) macht.*

So antwortet umgekehrt Helmbrecht seinem Vater, der früher Eier und Käse zu Hofe getragen (XCV) und ihn vor der Hofefahrt warnt, des Vaters Säcke sollen nimmer seinen Kragen reiten (Z. 246). Die fliehenden Ensthaler rufen: »*Wær' ich auz diser vrais(e)!*« *Vil maniger zuo im selber sprach: „Mir wurd(e) nimmer mêr sô gâch Mit dem abt (dâ her) ze reiten: Ich wolt' dâhaim(e) peiten Pei dem lieben vater mein Und wolt' im gehulfig sein, Wann' er macht(e) kæs(e).« Der sleg halb wol genæs(e), Der mag im schiezen nicht entweichen.*[4]

---

[1] Kap. CCLXXXIV—V.

[2] Aufsee am Salzburger See von Hallstat.

[3] So viel als *halsberg* Panzerhemde von *noppe* Knote dieses Maschenpanzers, *cotte de maille.* Weiterhin heifsen die darin Gewappneten *Noppenpergære* (: *mære*).

[4] Dicht darauf ist der Nothruf *Roz an Roz, Sper an Sper,* zu berichtigen *Rozâ ros'* *sperâ sper'* Vgl. mein Glossar zum Tristan. *A sperâ* liest die Wiener Hds. des Titurel Str. 2105.

Diese, des Abtes »Noppenbergers«, die ihre Flucht vor den langbartigen und zähneflatschend die Bögen spannenden Ungarn entschuldigen, wollen dem Abte nicht fürder solchen Dienst thun: *Sô was maniger der dâ sprach: »Umbe disen grôzen spot, Gesendet mich unser her Got Hin haim in daz Ens tal, Die liechten pluomen mach' ich val Mit meinen segeisen So vil daz mich muoz preisen Der vater und deu muom(e) mein, Ich rich' mich an irm liechten schein Noch heur auf dem grimai. Mit der Unger geschrai Wil ich sein unverwarren; Hinz' Ungern in die scharren Lâz' im ain ander wesen gâch Und in daz staudach Dem abt(e) dien' ich gern: Mag aber er mein enbern, Vür Trieben*[1] *kum ich nimmer mêr; Helmprechts vater lêr Wil ich gern(e) volgen [Und] der knäp(pi)schait sein erpolgen.* Diese namentliche Hinweisung bestätigt die Beziehung dieser ganzen Erzählung auf unser älteres Gedicht.

Die beiden Handschriften desselben stehen im Verhältnis einer Ueberarbeitung. Ich halte meine ältere Handschrift auch für ältere Gestalt des Gedichts, obgleich die Ambras-Wiener Handschrift, welche J. Bergmann schon 1839 hat abdrucken laſsen, und M. Haupt bei seiner Ausgabe (1844), mit Vergleichung der meinen, zum Grunde gelegt hat,[2] aus einer noch ältern Urschrift herrühren mag. Diese für Kaiser Maximilian 1502–1517 gemachte Abschrift zeigt, mit der verneuten Sprache, nicht nur starke Vernachläſsigung des Maaſses der Reimpaare, sondern auch mehre erweiternde Zusätze, und besonders einige die Heimat des Dichters näher andeutende Aenderungen. Die Oertlichkeit, daſs zwischen Wels und dem Traunberge kein

---

[1] So ist für *Furtrieben* zu lesen: „Trieben“ ist auf Merians Karte der Steiermark der höchste Ort im Ensthale, wo es ins Murthal nach Radkersburg geht; darüber hinaus wollen die Ensthaler nicht mehr dienen.

[2] Quellenverzeichnis 30 (S. 778).

Bauer einen beſsern Rock getragen, als Helmbrecht (Z. 181), ist deutlich genug die Stadt Wels an der Traun, und der Traunstein am Traunsee; also gerade der Oesterreichische Schauplatz der Nithartischen Bauernabenteuer. Eben dort ist Leubenbach, wo das beste Trinkwaſser quillt (Z. 877), das jetzige Leonbach in der Nähe von Wels.[1] Dagegen ist die Lesart »zwischen Hohensteine und Haldenberge«, sowie sie die Reimzeile überlänget, auch entfernter und undeutlicher. Abgesehen von den Sächsischen und Harzischen Hohenstein, ist dieses Namens eine verfallene Burg in Niederösterreich ob dem Manhart, und ein Ort im Mühlviertel bei Riedeck; endlich eine Burg an der Pegnitz unterhalb Nürnberg, die Konradin 1266 an Baiern verkaufte. Haldenberg findet sich nur am obern Lech unweit Schwangau, und war auch Hohenstaufische Burg, von der ein Adelgeschlecht sich benannte. Gleich fern von beiden Orten ist »Wanghausen«, wo der obige (Leuben-) Bach sein soll, wenn der Hof dieses Namens im Innviertel bei Burghausen gemeint ist.[2] Der

---

[1] *Liubenbach*, wie H. G. von Karajan (bei Haupt) schreibt und den heutigen Namen mit Leopold vergleicht, trifft nicht, da dieser Name aus *Liutbold* entstanden, *Leubenbach* dagegen als Umlautung von *Loubenbach* zu verstehen ist, wie *Botenleuben* von *Botenloube*. Minnes. IV. 63. Die Schreibung des schon 1143 vorkommenden *Liubenbach* bei *M. Puchmayr series abbat. Cremifan.* (Steier 1777—82) I. 74 ist schon alte Verwechslung des *eu* (= *öü*) mit *iu*, welche letzte schon im alten Hochdeutsch, wie im heutigen, ganz in *eu* übergegangen ist. Vgl. Bd. I. S. XXVI ff.

[2] Diese Oesterreichischen Orte weist Bergmann nach, die Fränkisch-Schwäbischen Hr. v. Karajan, der diese annimmt, dagegen Bergmann jene, wie J. Grimm in der Anzeige von Bergmanns Ausgabe (Götting. A. 1839, S. 31). W. Wackernagel (Minnes. IV. 438. 440 aus meiner Abschrift), und Lachmann, über Singen und Sagen 1833 (S. 11), der Haldenberg durch Hakenberg an der Mährischen Gränze erklärt. M. Haupt neigt sich für Karajan.

Spessart (Z. 31 *Spehtshart*, Spechtswald) steht zwar dem Fränkischen Gesichtskreise näher, und bei Eschenbach überhaupt für einen grofsen Wald,[1] wie hier. Von Oesterreich wird dagegen eine eigene Herren-Speise und deren zwar dunkler Name *klamirre* empfohlen (Z. 423). Sie ist etwa, wie die ebenso dunkele Bauernkost *geislitze* (Z. 451), aus dem Slavischen zu erklären.[2] Dann, was besonders für Oesterreich entscheidet, welches auch als Weinland nur gemeint sein kann (Z. 150. 871. 973), hier ist die Mitte und nächste Berührung des Slavischen, im Böhmischen und Windischen, und des Wälschen aus Italien; wozu noch das allgemeine Kirchen-Latein, und vornehm weit her das Sächsische und Brabantische kommt: wie diefs alles auf Helmbrechts Maierhofe verstanden wird (Z. 695 ff.). Dazu stimmen auch die Wälschen Kleidungsstücke: *warkus* (Z. 181) mit dem *gollier* (Franz. *collier*), ist aus dem Mittellatein und Romanischen *Gardacorsium*, *gardecorps* wieder halb Deutsch geworden;[3] und *spargolzen* von Korduan (Z. 215, Lesarten und Nithart Minnes. III, 278). *Fritschal* und *brunat* (Z. 1325) Seidenstoffe, hat auch Gottfrieds Tristan. Die

---

[1] Minnes. IV, 202. 204. Anders in den Nibelungen 3883.

[2] Bergmanns Erklärung durch *clamare* verstehe ich nicht; eben so wenig seine Frage »Gou slitze? Brosam von Erde?« mit Hinweisung auf Schmeller Bair. Wörterb. III, 462, wo »Schlitz, Streifen Ackererde vom Pflug umgewendet« (aufgeschlitzt). Erinnert an die Slavisch klingende, aber ursprünglich Wälsche *hochmutz* LXI, 240. Die Glosse *glicerium*, *gisoliz* (Graff Diut. III, 153) scheint eine Frucht oder Wurzel wie *liquirhiza* Lakritz; Engl. *liquarica*, Franz. *reglisse*.

[3] Stellen bei Bergmann, aus Ziemann's Mittelhd. Wörterb. *warkok* (bei *Guden.* II, 344, Urk. v. 1334), und *Du Cange giossar*, wo auch *wardecocium* Urk. 1310: *wardecorsum*; *wardecosia* mit vielen Knöpfen (*botonibus*), und *gardecorps* 1268, neben *capa* Mantel. *guardare*, Franz. *garder*, ist unser warten. *gardacortium* ist auch weiblicher Oberrock 1276. Dem *corset* entspricht unser Leibchen, Mieder.

turnais (Z. 1003), wenn die Deutung durch *livres Tournois*, die auch in Deutschland und namentlich in Oesterreich bekannt waren,[1] richtig ist, können zugleich ein Wortspiel mit *turnei*, Turnier, enthalten, da sogleich davon die Rede ist. Sachsen und Brabanter werden nur noch als wild und unbändig angeführt (Z. 400. 766). Dagegen ist die Ritterschaft und der Hof zunächst der des Herzogs (Z. 392) von Oesterreich; und diese Hofhaltung in der guten alten Zeit, wie der alte Helmbrecht, der von seinem Vater dahin geschickt ward, sie beschreibt, stimmt wol zu der Zeit, als Herzog Friedrich selber mit dem Tanhuser den Frauen den Maireigen vorsang:[2] dagegen das wüste Raubritterleben, dem der junge Helmbrecht dient, wo nicht mehr Weib und Minnesang, nur Wein geachtet ward, bezeichnet die spätere trübselige Zeit, als der Herzog geächtet (1236—45), im Kampfe mit dem eigenen Lande war, und noch mehr nach seinem Tode (1246), wie Ulrich von Liechtenstein im Frauendienst und Frauenbuch[3] und der Stricker in einem eigenen Gedichte[4] solche Verwandlung beklagen. Der vor dem Herzog genannte Kaiser ist demnach Friedrich II, der 1238 Wien durch seinen Sohn Konrad einnahm und zur freien Reichsstadt erklärte, 1250 starb. Auf diese Zeit, der vielbesprochenen Kreuzfahrt Friedrich II (1228), bezieht sich auch des jungen Helmbrechts Spott über die Ermahnung des Vaters, daſs, wenn er Prediger geworden wäre, er wol ein Heer übers Meer brächte (Z. 541). Zur Zeitbestimmung dient noch die Rüge des Dichters (in der Ambraser Handschrift, nach Z. 108), er sehe viele Nonnen, die das Niedertheil so verrathen haben, daſs das Obertheil in Schanden stehe: deutliche Anspielung auf die abenteuerliche Leibestheilung der Heidin und deren schmähliche Folgen (XVIII, 1350 ff.).

---

[1] Vgl. Pez Wörterb. zu Ottokar: *turnays*; Minnes. IV, 679.

[2] Minnesinger IV, 422.

[3] Minnesinger IV, 379 ff. 384 ff.

[4] Germania II. 85—91.

Eine solche entsprungene Nonne war die Stickerin der Prunkmütze des jungen Helmbrecht, deren Gebilde schon die weite Bekanntschaft des Dichters zunächst mit den Deutschen Dichtwerken, sowol des fremden, als des heimischen Sagenkreises beweisen, und zugleich als Zeugnis derselben gelten. Troja's Zerstörung und Aeneas Flucht meint wol Veldeke's Gedicht;[1] Karls und seiner Helden Heidenkämpfe wol schon Strickers Bearbeitung der ältern Dichtung des Pfaffen Konrad;[2] der Tod der beiden Helken-Söhne durch Witig ist unser Heldenlied von der Ravennaschlacht.[3] Wie dieſs alles, und manches andre, allerlei Gevögel, ein Reigentanz mit Fiedlern, an der Mütze Raum fand, ist nach dem Schilde des Achilles und Herakles zu beurtheilen. Der Vater rühmt von der Hofhaltung seiner Zeit noch, man habe von seinem Ernste gelesen, d. i. das damals schon mehrfältig gedachte Buch vom Herzog Ernst, welches 1180 Graf Bertold von Andechs sich vom Abt Rupert von Tegernsee zur Abschrift erbat.[4] Die Gräuelhochzeit von dem geraubten Gute wird an Fülle über Artuses Hochzeit mit Ginover erhoben: und hier ist das Gedicht der Abenteuer Krone gemeint, welches, mit Artus Geburt anhebend, seine Hochzeit mit Ginover, und dabei sehr umständlich den Aufwand und die Kostbarkeiten schildert, welche er und die Braut zusammenbrachten. Dieses noch ungedruckte Gedicht, nach Christian von Troyes von Heinrich von dem Türlin vor 1242 gedichtet, also gleichzeitig mit Wernhers Helmbrecht, und in seiner Nachbarschaft, weil

---

[1] Minnes. IV, 78.

[2] Grundr. 164.

[3] Heldenbuch in der Ursprache von Primisser und mir (1824).

[4] Minnesinger IV, 68. 76.

Heinrich wahrscheinlich mit Konrad von dem Türlin, Bürger zu St. Veit in Kärnten 1268—83, verwandt ist.[1] Die lästerlichen Namen der Hochzeitsgäste (Z. 1165 ff.) klingen auch fast wie Parodie der vielen und langen Romanischen Namen von Artuses Hochzeitsgästen. Sie gehören in die Reihe der damals auch frech vortretenden Namen, wie »Lasterbalg, Schandolf«, und selbst Dichtername »Hellefeuer,« gegen welche Bruder Bertold 1255 predigte.[2] Würdig lauten dagegen die Namen der vier Ochsen, mit welchen der Vater den mächtigen vierspännigen Pflug durch den schweren groſsscholligen Boden treibt, und deren Vorderspann der Sohn ihm führen (*mennen*) soll; sowie er durch Nennung ihrer Namen erst als rechter Sohn anerkannt wird (Z. 799). Noch würdiger klingen die altheimischen, auch dem Bauernstande herkömmlichen Namen Helmbrecht und Gotelind an das Volks- und Heldenlied an; welchen heldischen Namen der junge Helmbrecht, dessen Bildwerk an der Mütze[3] bedeutsame Helmzier gewesen wäre, so schmählich vertauscht. Neben dem herzlichen Humor und zugleich furchtbaren Ernste des Vaters, geht die scharfe Ironie durch den Anflug des Stegereifritterthums an die baurischen Raubgesellen. Sie äuſsert sich auch darin, daſs der verliebte Herr Lämmerschlind seinem Brautwerber Hand und Rock küsst, und entzückt dem Winde dankt, der von der Geliebten herweht (Z. 1441). Also ganz wie der »Herzog« (Heinrich) von Anhalt singt: *Stâ bi, lâ mich den wint an wæjen! Der kümt von mines herzen küniginne.*

---

[1] Minnes. IV. 206. 343. 867. 870

[2] Minnes. IV. 110. Seltsam ist die »Herzogin Hilarie von Navarra,« welche dem »Wolfsdarm« diesen Namen gegeben (Z. 1200). Die Lesart *Narcie von Nonarre* klingt wie Spaſs. Ist etwa eine Zigeunersche Herzogin im Spiele?

[3] Bergmann meint, deshalb sei er Helmbrecht genannt.

Was Kleist etwas abgeschwächt hat in »Komm, Luft, mich anzuwehen, du kommst vielleicht von ihr.«

LXVII. Herr Friedrich von Auchenfurt. Von Jansen Enenkel.

Bei XIII Frauentreue in Verbindung mit XIV dem Schüler zu Paris, ist der Inhalt dieses Abenteuers, nach seinen beiden Haupttheilen, ausführlich verglichen, sowie die Gesammtübersicht (Vorbericht S. LII) ihn zu beiden stellt. Von dem Dichter desselben ist bei seinen übrigen zehn Erzählungen, im Anhange zu Bd. 2, das Nöthige zu sagen. Seine und seiner Heimats- und Zeitgenoſsen Spracheigenheit, welche auch dieses Stück sollte behalten haben, ist schon im Vorbericht S. XXVI erörtert. Von den zwölf Handschriften jenes Weltbuchs enthalten nur zwei jüngere, des 15ten Jahrhunderts und eine des 14ten Jahrhunderts diese Geschichte, sämmtlich am Ende zu den Geschichten von Kaiser Friedrich, welche den ersten und zweiten dieses Namens verschmelzen.[1] Aus der Leipziger Handschrift ward mir dieses Stück erst durch M. Haupts Ausgabe (1845) bekannt, nachdem die meine schon gedruckt war; weshalb ich jene nur bei den Lesarten vergleichen konnte. Gegen *Antfuerte* der Leipziger Handschrift, wird *Auchenfurt* durch die Münchner bestätigt. Zwar finde ich kein Adelsgeschlecht von Auchenfurt, aber auch keins von Anfurt zu dem Magdeburgischen Amfurt und Hannoverschen Anfort. Die beiden manigfaltig auch im Französischen vortretenden Züge, daſs der Ritter im Frauengewande seiner Geliebten (anstatt Waffenhemde) turniert, und wiederum die Geliebte dieses blutige Gewand ihres Ritters feierlich in der Kirche trägt, wie sie jener Zeit gemäſs sind, gereichen in dieser geschichtlichen Verbindung, und vielleicht wirklichen Wiederholung, zur Verherrlichung des Deutschen Ritterthums in Rom, sowie des Römischen Frauenadels.

---

[1] Quellenverzeichnis 57—68.

LXVIII. Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau. Von Ruprecht von Würzburg.

Wie LXII die drei Mönche von Kolmar, mit welchen diese Erzählung auch in naher Beziehung steht, ist sie eine der weit und vielgestaltig, auch durch die Schaubühne verbreiteten Dichtungen, zumeist im Romanischen und daraus auch im Germanischen:[1] wie schon die Gesammtübersicht einzeln ergibt, und sie zu den verwandten Dichtungen VII. VIII. XCVII stellt. Ja, sie geht noch tief ins Morgenland nach Indien zurück, und wie sie dort mit der heimischen Göttersage verwachsen, hat selbst im Christlichen Abendlande noch die Römisch-Keltische und Griechische Mythologie an ihr gehaftet.

Auf Verherrlichung und Erhebung des Weibes aus tiefster Erniedrigung ist es auch hier angelegt, jedoch in der eigenen Faſsung, daſs Frauen-Lob oder

---

[1] Ihre Geschichte behandeln zu Boccaccio's Novelle (II, 9) *D. M. Manni istoria del Decamerone* (Florenz 1742), *J. Dunlop history of fiction 2. edit.* (Edinburg 1816), und V. Schmidt Beitr. zur Geschichte der romant. Poesie (1818). J. J. Eschenburg zu seiner Uebersetzung von Shakspeare's Cymbeline, Bd. 11 (Zürich 1777 N. A. 18..). Grimm Altdeutsche Wälder (Kassel 1813) Bd. 1. S. 66—71. R. Nyerup Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge (Kopenh. 1816) S. 171—73. Th. Echtermayer, L. Henschel und K. Simrock Quellen des Shakspeare Th. 3 (Berlin 1831), S. 205—20. F. W. Genthe Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. 2 (Eisleben 1841), S. 256—57. I. L. Ideler Geschichte der Altfranz. National-Litteratur (Berlin 1842) S. 134—35. J. G. Th. Gräſse die groſsen Sagenkreise des Mittelalters (Dresden und Leipzig 1842) S. 374—78. P. O. Bäckström »Svenska Folkböcker« Bd. 2 (Stockholm 1845) S. 302—4. 315—22.

Verunglimpfung, oder beides, eine Wette, Versuchung der Frauentreue, hervorrufen, deren Wahrzeichen der scheinbar Schuldigen Schmach und Tod drohen, bis sie glänzend gerechtfertigt wird. Die Männer sind theils unbestimmt, meist Kaufleute, dann Baumeister, Krieger, Ritter, Köche: eigentlich nur zwei, dabei noch zwei Andere, oder auch Viere, als Zeugen oder Mitwettende, Versuchende, zu welchen der die Seine Preisende der Dritte oder Fünfte ist. Sie sind Landsleute, oder vertreten mehre Völker. Die Schöne ist Ehefrau, Geliebte, Schwester. Ein altes Weib ist meist Vermittlerin, bei der Kiste oder im Bade (beides wechselt auch in LXII); oder bei der Täuschung durch Verkleiden, eine, auch zwei Mägde, oder ein Schlaftrunk bewirkt die Täuschung. Wahrzeichen ist stäts blühende Blume, rein bleibendes Hemde, Bildnis, blumenähnliches Muttermal, Warze; an der Brust, am Arme; daneben, oder für sich, abgeschnittener Finger, Haarlocke, Ring, Armband, Gürtel, Börse, Rock. Dagegen zeugen der Hundsfuſs des Sklavenbrandmals, die unverletzte Hand und Haar, oder die ganze verschiedene Gestalt (der Verkleideten). Die nicht durchgängige Verurtheilung und Rettung der Unschuldigen bezeugen blutiges Tuch, Augen, Zunge, vom Lamm oder Hunde, und führt sie in Mannstracht, zu mancherlei Abenteuern und Ehren, auch tapferen Thaten bei fremden Fürsten, ja unerkannt zu Diensten des geliebten Mannes. Die Wiedervereinigung der Geliebten, und Enthüllung der Bosheit durch Gottesurtel, Zeichen, Bekenntnis, beschlieſst harte Todesstrafe, oder Geldbuſse, Leibeigenschaft, Verheiratung mit der Magd. — In solcher mannigfaltigen Wandlung sind jedoch die gemeinsamen Grundzüge dieser in Einzelnen noch in manche andere Kreise übergreifenden Dichtung wol festzuhalten bei folgender Durchmeſsung.

Die groſse Kaschmirsche Sammlung »Meer der

Sagenstromes von Soma Deva im 12. Jh.[1] erzählt: ein Kaufmann und seine Frau, vor einer Handelsreise über gegenseitige Treue besorgt, erhalten auf ihr Gebet vom Gotte Siva, der ihnen im Traum erscheint, jedes eine rothe Lotusblume, welche so lange ihre Farbe und Frische behält, als die Treue währt. Am Ziele der Reise wird Gubaséna mit vier jungen Kaufleuten bekannt, die beim frohen Mahle ihm das Geheimnis der stats frischen Blume entlocken, und sich zu seiner Frau Dévasmità begeben, sie zu gewinnen. Eine alte Priesterin des Buddha dient als Kupplerin, geht mit einer Hündin, die sie durch Pfeffer weinen gemacht, zu der Frau, und gibt vor, die Hündin sei zuvor die Gattin eines Braminen gewesen, und so verwandelt worden, weil sie während der häufigen Reisen ihres Mannes in Geschäften des Königs, den jugendlichen Geschlechtstrieb unterdrückt habe, was sie nun beweine. Die Frau empfängt hierauf die Liebhaber, betäubt sie jedoch durch einen Schlaftrunk, und läſst ihnen einen unaustilgbaren Hundsfuſs auf die Stirne drücken. Dann reist sie in Mannstracht mit ihren Sklavinnen nach der Insel Kataka, wo ihr Mann ist und die vier Versucher zurückgekehrt sind. Sie klagt sogleich beim König, und fordert sie als ihre vier entlaufenen Sklaven zurück. Diese wollen sich durch Zeugen als freie Männer beweisen, aber Dévasmità läſst ihnen den Turban abnehmen, und da erblickt man auf ihrer Stirne das Sklavenzeichen. Sie erzählt hierauf ihr Abenteuer, und die Schuldigen müſsen eine starke Buſse bezahlen.

---

[1] Vgl. zu IX. LXII. H. H. Wilson in *Quaterly oriental magazine* (Calcutta 1824) *vol.* II, *p.* 102—6, daraus *Loiseleur* 107. *Kathâ Sarit Sâgara* (Meer der Sagenströme) von Soma Deva, Sanskrit und Deutsch von H. Brockhaus (Leipz. 1839) S. 56 ff. Das Deutsche allein in den Klassikern des Auslandes Bd. 27. 28 (ebendaselbst 1843.) Das Sanskrit ist in den epischen Reimpaaren (Sloka).

Hier sind es also schon Kaufmänner, und vier, zwar sämmtlich Versuchende, und die Begeisterung eines Males erzeugt auch wol Ruhmredigkeit, wenngleich nicht Wette. Eigenthümlicher Anlaſs ist aber noch die wunderbare Lotosblume. Die kuppelnde Priesterin mit ihrer angeblich verwandelten Hündin, gemäſs der Buddhistischen Seelenwanderung, steht hier in ursprünglicher Stelle und Verbindung; woraus sie zu gelungener Kuppelei verändert ist (zu IX). Der Schlaftrunk dient wie die stellvertretende Magd, und das hündische Brandmal dient als Zeugnis, wie der nicht abgeschnittene Finger, Zopf, der Frau, und zwar auch in Morgenländischer Weise, als Sklavenzeichen.

Die nächste Seelenwanderung dieser Dichtung erscheint in der Persischen Erzählung des die Frauentreue hütenden Papageis:[1] Die schöne Frau eines Kriegsmannes beschwichtigt den Eifersüchtigen durch die Geschichte eines Zauberers, der als Elefant in der Wüste unter einem Baum seine Sänfte absetzt und grasen geht, während ein hübsches Weib daraus hervortritt, einen auf den Baum geflüchteten Mann herablockt, mit ihm ihren Willen vollbringt, und nun den 101sten Knoten in ihre Schnur schürzt. — Zum Troste dieser Variation der Grundlage von 1001 Nacht, welche Ariost im Giocondo, und nach ihm Lafontaine und Andere wiederholen, gibt die Frau ihrem Mann einen Strauſs, dessen frischbleibende Blumen ihn ihrer Treue versichern. Ein Edelmann, in dessen Dienst er tritt, bemerkt den täglich trotz der Jahreszeit blühenden Strauſs, vernimmt das Geheimnis, und sendet einen seiner beiden Köche hin, die Hexe zu berücken. Dieser bedient sich eines alten Weibes; die Frau bereitet ihm ein Lager über einen trockenen

---

[1] Tutinameh, vierte Erzählung, Ikens Uebersetzung, S. 30. Vgl. oben S.

Brunnen, in welchen er hinabstürzt und gefangen bleibt. Der Edelmann sendet den andern Koch als reichen Kaufmann mit Waaren hin, dem es ebenso ergeht. Nun reist er selber hin, mit dem Kriegsmanne, der seiner Frau den frischen Strauſs bringt: worauf sie die beiden Köche, die ihr alles bekannt hatten, aus dem Brunnen hervorzieht, sie als Mägde verkleidet und so ihren Herrn bei Tische bedienen läſst, der die mager und kahl gewordenen anfangs nicht erkennt, dann aber mit ihnen der treuen Frau hinter dem Vorhange Abbitte und Ehre erwies.

Man sieht hier schon die alte Indische Mythe als Persische Novelle, der das Wunderbare nur noch lose anhängt, und die sich zu jener verhält, wie der bezauberte Strauſs zu der mystischen Lotosblume Siva's, und die alte Kupplerin zur Buddhapriesterin. Die Verkleidung als Kaufmann kömmt noch von den 4—5 Kaufmännern, und die Verkleidung der beiden Köche als Mägde enthält schon den Keim zu den manigfaltigen folgenden Verkleidungen. Mild endet die häusliche Geschichte.

Die im Indischen wolzusammenhangende Dichtung haben die *Gesta Romanorum* in zwei Erzählungen gesondert. Die eine, von der weinenden Hündin (c. 28) ist schon gelegentlich (zu IX) angeführt. Die Vorspiegelung von der in eine Hündin verwandelten Spröden hat doch nur rechten Sinn im Munde der Buddhistischen Priesterin und ihrer Seelenwanderungslehre. Nach diesem Ausschnitte verwandelt sich das Uebrige (c. 69) so: Der kluge und geschickte Baumeister des Kaisers Gallus erwirbt die schöne Tochter eines Ritters, und ihre Mutter gibt ihm ein Hemde, welches rein und unwandelbar bleibt, so lange beide Gatten ihre Treue bewahren. So bleibt es denn auch während des neuen Palastbaus, sodaſs der Kaiser sich darob verwundert, und das Geheimnis vernimmt. Das sagt der Mann dann auch drei Rittern, die nun heimlich nach einander zu der Frau reisen, um des Mannes Hemde zu beflecken. Sie führt jeden in ihre Kammer, schlüpft hinaus, schlieſst ab, und läſst sie bei Waſser und Brod sitzen, bis ihr Mann heimkommt, der beide freiläſst, und sich furder mit ihr der treuen Liebe freut. — Sichtlich ist auch hier mit der Abendländischen Umwandlung die Abkürzung. Das Hemd erinnert zunächst daran, wie Brangäne, im Tristan, die Hingebung für ihre Herrin, welche hier auch in anderen Darstellungen vorkommt, durch vorgeblichen Tausch ihres reinen Hemdes für das unreine Isoldens verhüllt, und zwar zur Rettung aus derselben Todesnoth, wie hier der treuen Frau (bei Boccaccio und Anderen) droht. Die Verlockung und Einsperrung der Versucher ist, wie in VII Crescentia, welche auch wieder, durch ähnliche Verurteilung, Rettung und Schicksale, hieher gehört.

Eine Novelle Bandello's (I, 21) erzählt, in naher Uebereinstimmung hiemit, zwar angeblich aus Erzählung des Herrn Manfredi di Correggio, in seiner gewöhnlichen Breite: Ulrich, Böhmischer Edelmann, am Hofe des Königs Matthias Corvinus, besorgt[1] um seine schöne, auf der Burg entfernte Frau, erhält von einem Polnischen Schwarzkünstler ein kleines Bildnis derselben, welches gelb wird, wenn man um sie wirbt, erbleicht, wenn sie wankt, und schwarz wird, wenn sie unterliegt. Er bewahrt dieſs Geheimnis, rühmt aber, dazu gereizt, die Treue seiner Gattin, und verwettet, unter Bestätigung des Königs, sein ganzes Vermögen gegen das der beiden Ungarischen Edelleute Albert und Vladislav. Die Frau lockt sie nach einander in den Gefängnisthurm der Burg, in welchem sie für ihre Nahrung spinnen und haspeln müſsen (wie Sklavinnen, Leibeigene), bis sie, mit Verlust ihrer Habe, Landes verwiesen werden; worauf das treue Paar am Hofe geehrt und glücklich beisammen bleibt. — Die Verlockung in den Thurm führt die Aehnlichkeit mit Crescentia noch weiter. Das Hemde ist aber in eine Art Zauberspiegel verwandelt, welcher das schöne Bild der Keuschen zeigt, wie jener Spiegel im Deutschen Märchen (bei Musäus) die Schönste, und in 1001 Nacht[1] die reine Jungfrau zeigt. — Und so findet sich in ganz anderen Beziehungen, oder allgemein, noch eine Reihe wundersamer Mittel[2] und Kleinode, die Jungfrauschaft und Keuschheit, meist zwar weibliche, zu erkennen, als: Wunderhorn[3] und Wundermantel[4] der Tafelrunde; jenes als Zauberbecher auch im Ariost;[1] Florimels Gürtel, in Spensers Feenkönigin (IV, 5, 1); endlich wieder die Morgenländische Blume[2] im Perceforest (IV, 16. V, 110), und zwar die Rose, die geheimnisvolle, verschwiegene Blume der Liebe, wie sie im Roman von der Rose unzüchtig allegorisirt, in der bezauberten Rose empfindsam durchgeführt ist, im vollen Gegensatze zu dem Abenteuer (LIII) von der bezauberten Rose, und der *bijoux indiscrets*.

---

[1] Nach Cornuaglia (Hornburg) gesendet zu werden, zu König Mark, der nicht merkt, wie ihm mitgespielt wird. Vgl. Minnes. IV, 566.

---

[1] Nacht 282 meiner Verdeutschung Bd. 6. Vgl. dazu Bd. 13, S. 339.

[2] Laut Herodot II, 111 heilte die Blindheit Phero's, des Aegyptischen Königs Sesostris Sohns, nur der Harn einer reinen Jungfrau, welche er heiratete; viele andere, die sich nicht bewährten, lieſs er verbrennen. — Die biblische Erzählung, daſs man bei einer Eroberung nur die Jungfrauen leben lieſs, erläutert Jüdischer Scharfsinn dadurch, daſs alle gefangene Weiber auf das Spundloch eines Weinfasses gesetzt, und nur die verschont wurden, bei denen der Weindunst nicht hindurch zum Munde drang. Schudt Jüd. Alterthümer.

[3] *Lai du Corn* von Robert Biket des 13. Jh., erste Ausg. von F. Michel bei F. Wolf über die Lais etc. S. 327—41. Wolfs Uebers. in F. Witthauers Album (Wien 1838) S. 265. Im Franz. Prosa-Tristan (Tressan extr. I, 52. Michel Tristan II, 182), und Prosa-Parceval. Im Engl. *Mort Arthur* II, 22. Engl. Ballade bei Percy III, 1 (mit dem Mantel), und Engl. Ged. bei Hartshorne *anc. metr. tales* (Lond. 1829) *p.* 109: Diese drei Stücke wiederholt Th. Wright in G. v. Karajans Frühlingsgabe (=Schatzgräber) Wien 1839. S. 17. — Das Wunderhorn von Arnims und Brentano's ist darnach benannt, wo ein mündl. Lied Mantel und Becher verbindet I, 379.

[4] *Sinner mss. bibl. Bern.* III (1772), 384. *Extr.* 41. Das Altfranz. Ged. erste Ausg. von Michel bei Wolf 342. Legrand

Nach Bandello hat Massinger sein Schauspiel *the picture* gedichtet, worin er zugleich Shakspeare zum Vorbilde hatte, namentlich bei der Versuchung der treuen Sophia durch die beiden Hofleute.[3]

Aus verwandten Quellen rühren auch wol die Spanischen Darstellungen dieses Stoffes her: das Schauspiel Eufemia von dem ältern Lope de Rueda,[4] der noch in der einfältigen volksmäſsigen Weise

---

I, 54. Die Ausg. von 1829 gibt die alte Prosa (Lyon 1577) vollständig nach Caylus Sammlung (*les Manteaux*, in *Oeuvres badines* 1787. VI, 435), anstatt Legrands Auszug. *Bibl. d. rom.* 1777. *Févr.* 112. *Dunlop* I, 273. Bruchstück eines Altd. Ged. der Ambras-Wiener Hds. (Quellenverz. 30) bei M. Haupt und H. Hoffmann Altd. Bl. II, 217. Aus Heinrichs vom Türlin Abenteuer-Krone, durch K. A. Hahn bei Wolf 378 bis 432. Die Alword Saga und der Frau Naubert Märchen 5. Altd. Museum II, 334. 347. Van der Velde's Oper. — Horn und Mantel verbindet auch Lyser 1001 Nacht Europ. Sagen VIII, 319. IX, 3.

[2] Darnach von Lafontaine: *Contes* I, 72: *la coupe enchantée*; auch als Schauspiel.

[3] Legrand 73 erwähnt noch: in *Contes à rire p.* 89 eine Blume und ein Gefäſs, die Untreue schwarz färbt; und in *Camille, conte de Senecé*, ein Wachsbild, das ebenso die Farbe verändert. Beides ähnlich Bandello.

[4] *The plays of Ph. Massinger, by Gifford* (Lond. 1813) *vol.* 3. *p.* 111. V. Schmidt Beiträge 14.

[5] *Comedia Eufemia.* A. F. v. Schack Gesch. der Span. dram. Dichtk. I, 223.

dichtete, und eine Novelle Timoneda's, der gewöhnlich aus italienischen Quellen schöpfte.[1]

Als Mittelglied zwischen diesen Novellen und dem Deutschen Gedicht erscheint die Altwalisische Ueberlieferung, laut des letzten Walisischen Hofbarden Jones:[2] Als König Maelgwns beim Feste seine Schätze erhub, rühmt Elphin die Schönheit und Tugend seiner Geliebten und seinen Sänger (Taliesin, Melkins Zeitgenoſsen, den als Kind er aus dem Waſser gerettet). Der König läſst ihn ins Gefängnis werfen, und sein Sohn Rhun versucht die Jungfrau. Diese, von Taliesin gewarnt, verkleidet eine ihrer Mägde, steckt ihr den Malring an, und Rhun, der diese durch einen Schlaftrunk beschläft, schneidet ihr den kleinen Finger mit dem Ring ab. Elphin erkannte den Ring, aber nicht den Finger, dessen Mittelglied dafür zu dick sei, sowie der Nagel nicht jeden Freitag beschnitten, sondern vom Teigknäten abgestumpft. Elphin wird dann durch Taliesin befreit.

Die Geschichte spielt auch hier noch in der heidnischen Zeit, wie bei Shakspeare: aber der Freitag, welcher noch bei uns in der Mark Nägel- und Haarabschneiden empfiehlt, ist ein Christlicher Zug. An ähnlichen Zeichen wird in der Volsunga-Sage[3] die verkleidete Dienstmagd von Sigurds (Sigfrieds) Mutter erkannt. Das grausame Zeugnis durch den abgeschnittenen Finger ist zugleich ein Zeugnis des hohen Alterthums dieser Faſsung, welches sogar noch in jüngeren Darstellungen, nicht so passend, stehn geblieist. Schlug doch Ulrich von Liechtenstein sich selber einen Finger ab, und sandte ihn der Geliebten zum Liebeszeugnis.[1] Die Hingebung der Magd für die Herrin ist ähnlich, wie Brangäne in der ebenfalls Britischen Tristan-Dichtung Isolden vertritt (vgl. zu LIII). Diese nun oft wiederkehrende Ueberlistung ist schon eine Trübung der ursprünglichen reinern Gestalt.

---

[1] Seine Novellensammlung *Patrañuelo* (22 Novellen, *Patrañas* genannt) erschien 1576 zu Alcala, wiederholt von Aribau *bibl. de autores Españ.* (Madrid 1846. 4). Darin ist es die 15. Novelle. Uebersicht der ganzen Sammlung gibt F. Liebrecht in Germania VIII (1848), 201—5.

[2] *Edw. Jones* (st. 1824) *relics of the Welsh bards* (*Lond.* 1794. *Fol.*) *vol.* 2, *p.* 19—20. Daraus bei Grimm 70; wiederholt Genthe 256, übersetzt aus diesem Bechstein 322.

[3] Meiner Verdeutschung (Breslau 1815) Kap. 21.

Sehr nahe mit der Walisischen Erzählung verwandt ist das Neugriechische Volkslied, welches Bartholdy von einem alten Fischermeister Andreas am Nordgestade des Meerbusens von Arta vernahm, in der vorherrschenden, aus dem jambischen Tetrameter entstandenen Volksweise,[2] zwar ohne Oertlichkeit, und überhaupt fast ohne Namen, märchenhaft, jedoch in bilderreichem Ausdruck: Beim Königsmale, wo Frauen gepriesen werden, erhebt Maurogen (Schwarzbart) seine blondlockige Schwester über alle, und reizt dadurch den König so, daſs er zwölf Maulthiere mit Kostbarkeiten zu ihr sendet für Eine Nacht, nachdem ihr Bruder sein Haupt verwettet hat, daſs kein Reichthum sie gewinnen könne. Ihre Amme nimmt pflichtgetreu ihre Stelle ein, und verliert auch den Finger mit dem Ringe, zugleich noch eine Haarflechte mit Goldband. Maurogen widerspricht diesen Zeugnissen nicht, und wird zur Hinrichtung geführt: da erscheint die schöne Schwester und bewährt sich durch ihre vollständige Hand und Goldlocken, und erklärt den König für ihren Knecht, weil er bei ihrer

---

[1] Minnesinger IV, 336.

[2] Bartholdy Bruchstücke zur Kenntnis Griechenlands (Berlin 1805) S. 430—50. Deutsche Uebersetzung in Versen; wiederholt Grimm II (1815), 181—85. — Ueber diese Versart vgl. Minnesinger IV, 608.

Magd gelegen. Das Volk stürzt den König und ruft sie zur Königin aus.

Hier erreicht, eigenthümlich in der Schwester, nicht Geliebten oder Frau, die weibliche Verherrlichung den Gipfel, gegenüber dem Könige, der sich selbst verknechtet; wie auch, laut unsers alten Spruches, »trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn,« die Beiwohnung einer Leibeigenen leibeigen machte. Mit dem Goldfinger bezeugt hier noch die Haarlocke (wie XXXI und XLIII), welche auch golden ist, als höchste Schönheit bei den Neugriechen, wie bei den Romanischen Völkern. Die Vierzahl tritt bei dem Male wieder hervor, wo der eine seine Mutter, der zweite seine Schwieger, der dritte seine Frau preist, worauf Maurogen seine Schwester erhebt.

Zu beiden vorigen Darstellungen gehört nun zwar wieder im bürgerlichen Kreise, unser Deutsches Gedicht, welches nur in Einer jüngern Handschrift[1] erhalten, laut Sprache und Reimweise nach dem 13ten Jahrhundert gehört, namentlich auch durch den dreireimigen Schluſs der Absätze.[2] Der sonst nicht bekannte Dichter Ruprecht von Würzburg ersucht, als »thörichter Knabe,« eingangs um Nachsicht mit seinem »Büchlein,« wie damals ähnlich gereimte Minnebriefe, z. B. in Liechtensteins Frauendienst,[3] aber auch lehrreiche Erzälungen so genannt wurden. Denn, wie er am Ende, sich nennend, sagt, zum Vorbilde der Keuschheit für Frau und Magd, hat er es verfaſst. Das schwere Herz der Frau beim Scheiden des Mannes fühlt er selber oft (Z. 266 ff.). Er übertrug ohne Zweifel eine dem Würzburger nicht fern liegende Französische Darstellung; das erhellt aus der Oertlichkeit Verdun, Provins, sowie aus den Namen Gilbert, Gillam, Hogier, Amelin, welche, zwar ursprünglich Deutsch, durch Französische Aussprache verändert sind; während Bertram und Irmengard völlig Deutsch geblieben: alle bekunden noch den Altfränkischen Bestandtheil in dieser Gränzgegend. Man darf wol annehmen, daſs unser Dichter von dem Französischen, welches bisher noch nicht aufgefunden ist, eben nicht abgewichen. Die eigenthümliche Schilderung des bürgerlichen Verhältnisses der Väter des jungen Ehepaars erscheint dort heimisch: sowie die ihr entgegen hervorgehobenen kupplerischen Rathschläge der durch das Gold Verblendeten, nicht allein des Gesindes und der Verwandten, sondern sogar der genannten Väter und Mütter; sodaſs die Frau (wie jene treue Gattin gegen die Mönche zu Kolmar LXII) auf sich allein gestellt ist, nun aber auch zur Ueberlistung greift. Die bestochene und sich selbst verkaufende Magd wird zugleich gezüchtigt durch den Verlust des Fingers, ohne Ring, eben weil sie kein solches Kleinod zu geben hat, das sonst schon als Zeugnis dient. Der betrogene Versucher erklärt sich selber für dienstbar (wie er anderswo wirklich leibeigen wird); seine Verheiratung mit der Magd mildert ihre beider Strafe. Desto ehrenfester erscheint der Ehemann, der selbst durch den Finger nicht überzeugt wird. Es sind auch hier vier Kaufleute bei der Wette, welche nur zwei anstellen.

---

[1] Quellenverzeichnis 29. Genthe 217—72: prosaische Auflösung. Simrock 215—18: Auszug. Bäckström 318—20: Auszug.

[2] Vgl. den Vorbericht zu Bd. I, S. XIII.

[3] Minnesinger IV, 400

Demnach folgt unsers Ayrers, jüngern Zeitgenoſsen von Hans Sachs, Lustspiel desselben Inhaltes, welches zwar nicht aus Ruprechts Gedicht herrührt: die Namen und Oertlichkeit setzen eine anderweitige Romanische, oder Lateinische Vermittelung voraus, und die Abweichungen von den drei vorigen Darstellungen sind stark genug, namentlich der Unschuldsbeweis wieder ohne Verstümmelung, und sonst manche schon durch die Darstellung für die Bühne veranlaſst. Es spielt wieder in fürstlichem Kreise, und ist, zwar als Hauptstück, in einen weiteren Rahmen gefaſst, auf ähnliche Weise, wie in Shakspeare's Cymbeline:[1] Der Jägermeister Claudius, dem sein »närrisch Knecht Jahn Türck,« die Hirschgeweihe bewahren soll, scheidet von seiner frommen ehrbaren Hausfrau Frigia, um für seinen Herrn, den Fürsten Amuratus von Calabrien, in »Delphin« bei Apollo Heilung seines verrückten Sohns Freudenreich zu erbitten. Zwei Hofjunker, Leipolt und Seubolt wetten mit ihm, als er seine Frau rühmt, um beider Vermögen, ihre Ehre »Gmahlring« und Halsgehänge zu gewinnen. Bei der Bewerbung spielt Jahn Türck den schelmischen Vermittler, beredet seine Herrin zur Verkleidung ihrer beiden Mägde Willa und Otilia, welche den beiden Bulern Ring und Halsband, ohne weitere Gunst, gewähren. Dazwischenhin ziehen sich Abenteuer der See- und Landfahrt des Jägermeisters mit dem tollen Fürstensohn, wobei Neptunus als Schiffmann auftritt, und in Delphis Apollo wie die Sonne erscheint und den Kranken heilt. Beim freudigen Empfange daheim soll der Fürst die Wette schlichten, und die beiden Buler bezeugen durch Ring und Halsband. Claudius gibt sich verloren, und schilt seine auftretende Hausfrau; diese aber beweist durch ihre beiden Mägde ihre Unschuld, und jene werden verurteilt, diese zu behalten, ihnen ein Drittheil ihres Vermögens zu geben, ebenso dem Ehemann. Jahn Türck ermahnt schlieſslich gegen dergleichen Versuchung.

---

[1] Joh. Ayrer *Opus theatricum* (Nürnberg 1618 Fol.) Bl. 453^{b} – 464^{b}, die letzte seiner 30 gedr. Komödien und Tragödien: »Comedia Von zweyen Fürstlichen Räthen, die alle beede vmb eines gewetts willen vmb ein Weib Bulten, vnnd aber an derselben statt mit zweyen vnterschiedlichen Mägden betrogen worden, mit 13 Personen, vnd hat 6. Actus.«

Man sieht, es ist hier Alles wolanständig gehalten. Die Verkleidung, durch den lustigen Rath, mit dem sonderbaren Beinamen[1] veranstaltet, zugleich in der Verdoppelung, eignet sich gut für die Bühne, und die Doppelheirat ist ein milder Beschluſs. Ueberhaupt zeigt auch dieses Lustspiel die Gewandtheit, welche Ayrer durch seine Bekanntschaft mit den Engelländischen Komödien und Tragödien, sowie durch seine Einführung des Volksliedes, überhaupt des Gesanges, über Hans Sachs hinausgeht. Die Uebereinstimmung des Namens Claudius mit dem Römischen Heerführer Claudius bei Galfried in der mit Cymbeline zusammenhangenden Erzählung, sowie Delphin mit dem Walisischen Elphin, ist wol nur zufällig.

In ganz ritterlicher Faſsung, auch in höherem Kreise, erscheint dieser Stoff in mehren Altfranzösischen Romanen und Bearbeitungen, auch für die Bühne, bis in die Gegenwart. Zuerst Giberts von Montreuil Roman von dem Veilchen, oder Gerard von Nevers und die schöne Euryanthe von Savoien, 1225 gereimt und mit vielen Liedern durchwebt,[2] für die Gräfin Marie von Ponthieu.[3] Er ward für Karl I von Nevers 1415—24 in Prosa übertragen, darnach von Guiot Dangeraus 1415—24 umgearbeitet, und so 1520. 1525 in Paris, 1586 in Lyon gedruckt, von Gueulette 1727 mit Anmerkungen herausgegeben,[1] von Tressan[2] und d'Orville[3] ausgezogen, von Fr. Schlegel 1804 verdeutscht,[4] und hieraus von Ekmark 1818 ins Schwedische übersetzt.[5] Aus einer Pariser Handschrift einer andern Prosa hat Helmina von Chezy diesen Roman 1823 verdeutscht,[6] und daraus 1824 für Webers Oper gereimt;[7] zuletzt hat 1834 O. L. B. Wolff diese Uebersetzung verarbeitet.[8]

---

[1] In den Fastnachtspielen nennt Ayrer ihn auch »Johann Posset, Jahnn Klan der Engellendisch Narr, Jann Panser.« Klan ist das Engl. *clown*. Drei Fastnachtspiele handeln eigens »von dem Engellendischen Jann Posset,« dessen Vater Rolandt und Mutter Willanda, von welchen das eine ganz »in des Rolandts Thon.“ Ebenso noch 4 Fastnachtspiele »im Thon: Wie man den Englischen Roland singt.« Und dieser Rolands-Ton ist eben der im Grundriſs S. 173 und Idunna 1812, Anz. 22, angeführte, dessen Anfang hier aber nicht vorkömmt.

[2] Nach Art des *chatelain de Coucy*. Vgl. zu

[3] *Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers, en vers du* XIII. *S. par G. de M.* (*Gyrbers de Mosteruel* nennt er sich v. 6636) zuerst her. von *Franc. Michel. Paris* 1834. *Hist. litt. de la Fr.* XVIII. 760. *Raynouard* im *Journ. des Sav.* 1835, *p.* 202. *De la Rue bard. et jongl.* III, 152.

Nur eine kürzere Darstellung desselben Inhaltes, auch aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, und wie es scheint, Grundlage der vorigen, ist der Prosa-Roman vom König Flor und der schönen Johanna.[9]

Jünger dagegen ist der erste Theil des gereimten Romans vom Grafen von Poitou.[10]

---

[1] Die alten Drucke (*trad. de rime de G. de M. en prose*) sind in 4; *avec des notes par Gueulette. Paris* 1727.

[2] *Bibl. des rom.* 1780 *Juillet p.* 3. Wiederholt in s. *Corps d'extraits d. rom.* III, 346 und *Oeuvres* IX, 295—422. Deutsch in (Reichards) *bibl. d. Rom.* VIII, 137. VIIII, 157 (1782—83).

[3] *Melanges tirees d'une gr. bibl.* V, 156—77.

[4] Samml. romant. Dichtungen des Mittelalters Bd. 2 (Leipzig 1804).

[5] »Den sköna Euryanthe's af Savoyen Historia, utgifvan af Fr. Schlegel.« Oefvarsatt af Carl Erik Ekmarck. Strengnäs 1818.

[6] Euryanthe von Savoyen, a. d. Ms. d. königl. Bibl. in Paris: *Hist. de Gérard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryanthe de Savoye, sa mie,* übersetzt v. H. von Chezy. Berlin 1823.

[7] Euryanthe. Groſse romant. Oper in 3 Aufz. Wien 1824.

[8] In der Maja. Stuttgart 1834 Bd. IV, S. 161—74.

[9] „*Le roman dou roi Flore et de la bielle Jehane*“ *publ. p. la pr. fois d'après un Ms. de la bibl. roy. p. Franc. Michel. Paris* 1838. Vorr. zum *rom. de la Viol. p.* VI. Ist auch in Monmerque's und Michels *theatre Franc. au m. age* (1839) p. 417—30 abgedruckt. Auszug bei Bäckström 316—18.

[10] *Le roman du comte de Poitiers publ. p. la pr. fois par*

Endlich ist dieser Stoff auch, wieder mit anderen Namen, zu einem geistlichen Schauspiele verarbeitet, als ein Wunder Unser lieben Frauen: wie der Spanische König Ostes sein Land verwettet gegen Berengier, der seine Gemalin verunglimpft, zuletzt im Zweikampfe besiegt wird.[1]

Laut des altesten Gedichtes dieser Reihe,[2] war Gerard, Graf von Nevers der schönste und edelste junge Ritter der glänzenden Hofhaltung König Ludwigs (VIII. 1226–70),[3] und als beim Reigentanze mit Wechselgesange die Reihe ihn traf, pries er seine Geliebte Euryanthe und ihre Treue über alles. Graf Lisiard von Forez wettet dagegen mit ihm um ihre beider Grafschaft, gewinnt ein arglistiges altes Weib, Condrée,[4] durch die er Euryanthe'n im Bade belauscht, und unter ihrer rechten Brust ein Muttermal, einem Veilchen (*Violette*) ähnlich, entdeckt. Vor dem Könige zu Melun, wohin Alle berufen worden, beweist

---

Franc. Michel, Paris 1831. Vorr. zum *rom. de la viol. p.* VII. *Raynouard* im *Journ. des sav.* 1831. *Juill. p.* 385–94. *Hist. litt. de la Fr.* XVIII (1835), 768. Der zweite Theil enthält die Geschichte des Sohns Guys. Honoré d'Urfé läſst die Astrée genannte Diana von Chateaumorant von Gerard und Euryanthe abstammen.

[1] *Theatre Français au moyen age, publié d'après les manuscrits de la bibl. du Roi par Monmerqué et Michel* (Paris 1839) p. 431–80: *Miracle de Nostre-Dame, comment Ostes, roy d'Espaigne perdi sa terre par gagier contre Berengier qui le tray et li fist faux entendre de sa femme, en la bonte de laquelle Ostes se fioit: et depuis le destruit Ostes en champ de bataille.*

[2] Auszug in *Hist. litt. de la France* XVIII, 761–68. Kürzer bei Bäckström I, 315–16.

[3] Paulin Paris Vorr. zu *Adenes Berte p.* XXXII meint *Louis le debonnaire*; gegen v. 6136.

[4] Dem Namen nach verwandt mit der ungeheuerlichen Gralsboten *Kundrie la surziere* im Parcival und Titurel. Vgl. die obige *Gauteron*, zu LXII.

er damit ihre Untreue; Gerard ist überzeugt, gibt sein Land hin, und führt sie in einen Wald, wo sie, als er ihr den Todesstreich geben will, ihn vor einem Lindwurm hinter ihm warnt, worauf er diesen erlegt, und sie im Walde sich selbst überläſst. Sie sinkt ohnmächtig hin; so findet sie der Herzog von Metz, der von einer Wallfahrt zu St. Jakob in Galizien kömmt, und nimmt sie mit auf seine Burg. Gerard überzeugt sich durch Belauschung eines Gesprächs Lisiards mit Gundrée von Euryanthens Unschuld, und besteht, indem er sie aufsucht, eine Menge Abenteuer. Endlich vernimmt er, daſs zu Metz ein Fräulein verbrannt werden soll, weil sie des Herzogs Schwester ermordet habe, kommt dahin, als eben der Holzstoſs soll angezündet werden, erkennt seine Geliebte, und tritt in das Kampfgericht für ihre Unschuld. Ihr Ankläger, ein Hofritter, wird besiegt, und bekennt, er habe, weil Euryanthe ihn verschmäht, die Schwester des Herzogs, die mit ihr das Lager theilte, ermordet, und der schlafenden Euryanthe das blutige Meſser in die Hand gesteckt. Gerard führt sie nun heim nach Nevers, fordert Lisiarden zum Zweikampfe vor den König, besiegt und zwingt ihn zum Geständnis, womit er die Grafschaft Forez gewinnt. Gundrée wird verbrannt: Gerard vermält sich mit Euryanthe. —

Das Veilchen des Muttermals, nach welchem das ganze blühende Gedicht benannt ist, erscheint als Erkennungszeichen der Treue, zugleich noch als eine schöne Verwandlung der Indischen Wunderblume; und selbst im Namen Euryanthe (die weithin blühende), zu welchem in der obigen Darstellung Gerard auch Flor genannt wird, ist hier wol noch mehr Bedeutung, als in Flor und Blanscheflor. Die erste Rettung der Unschuldigen ist dadurch eigenthümlich, daſs der Liebende selber die Strafe vollziehen will, und durch beiderseitigen Edelmuth daran verhindert wird:

wodurch sie sich von der in den folgenden Darstellungen wirklich mit VII. VIII stimmenden Rettungen unterscheidet. Dagegen ist die zweite falsche Beschuldigung und Rettung, die in solcher Verbindung nur hier vorkommt, in naher Uebereinstimmung mit VII Crescentia. Die Befreiung vom Feuertode hat manche Nachbilder, Tasso's Sophronia u. a. Mit lebhafter Steigerung schlieſst sie hier das Ganze ab, sowie in dem Wechselgesange des Reigentanzes der Preis der Geliebten, und damit die Wette, edel entschuldigt wird. Es ist so eins der schönsten, romantischen Rittergedichte: welches auf unserer Bühne zwar, wie der Oberon, mehr durch die Töne, als durch die dramatische Darstellung getragen wird. —

Der kurze Prosa-Roman von der schönen »Jehane« rahmt sich weitläufiger ein, mit ganz anderen Namen und sonst manchen Verschiedenheiten; er holt aus von ihrem Vater, einem stolzen Ritter auf der Gränze zwischen Flandern und Hennegau, zur Zeit des Königs Flores von Ausai, der mit der Tochter des Fürsten von Brabant vermält war. Der Ritter gibt, zum Verdruſs seiner Frau, die schöne Tochter mit reicher Ausstattung, seinem treuen Wappener Robins, der am Hochzeittage zum Ritter geschlagen, eine Wallfahrt nach St. Jakob vor Vollziehung der Ehe gelobt, deshalb von einem Ritter Raous getadelt und zur Wette verleitet wird. Die zur Belauschung im Bade behülfliche Alte heiſst Hiersent (wie die Wölfin im Reineke Vos); das Muttermal, an heimlichster Stätte, wird nicht weiter bezeichnet. Robiers (wie er nunmehr heiſst) überzeugt sich erst bei der Heimkehr davon, und reitet heimlich hinweg. Seine Frau folgt ihm in Mannstracht, findet ihn, und dient ihm unerkannt sieben Jahr als Wappner; beredet ihn zu Heimkehr und Zweikampfe mit dem Bösewicht Raous, der, besiegt, sein Verbrechen bekennt; worauf

Jehane sich zu erkennen gibt, und noch 10 Jahre glücklich mit ihrem Manne lebt. — Darnach heiratet sie König Flores, der zwei Frauen, ohne Kinder, gehabt, und dem einer der zwei die Wette bezeugenden Ritter die Witwe rühmt: womit auch hier die Vierzahl erscheint. Beider Sohn Florens wird Kaiser in Konstantinopel, die Tochter Florie Königin von Ungarn. —

Es folgt nunmehr die Reihe von Darstellungen, welche mit Boccaccio's Novelle (II, 9) in unmittelbarer oder sonst doch näherer Berührung stehn. Boccaccio hatte vermuthlich auch hier eine kürzere Französische Erzählung vor sich, welche der unsers Ruprechts Gedichte zum Grunde liegenden ähnlich war. Sie spielt auch zum Theil in Frankreich, und beginnt in Paris (wo Boccaccio selber noch als Kaufmann hinkam) in der Herberge mit dem Gespräch reicher Italienischer Kaufleute, deren drei leichtsinnig und geringschätzig von ihren Frauen reden, wogegen Bernabo von Genua die Tugenden und Treue der seinen erhebt, und mit Ambrogiuolo aus Piacenza erst sein Haupt, dann 5000 gegen 1000 Goldgulden verwettet. Ambrogiuolo läfst sich durch ein bestochenes altes Weib, die bei der Frau Zineura Eingang hat, in einem Kasten zu ihr tragen, vorgeblich zur Verwahrung während einer Abwesenheit, und benutzt zwei Nächte, im Schlafgemache sich alles, namentlich Malereien, genau zu merken, entdeckt unter der linken Brust der mit ihrem Kinde schlafenden Frau eine mit blonden Haaren umwachsene Warze, und stiehlt ihr eine Börse, Ueberrock, Ring und Gürtel. Damit beweist er, und Bernabo bezahlt, eilt nach Genua, bleibt aber auf seinem Landgute, schreibt seiner Frau, dafs sie dorthin komme, und befiehlt einem Diener, ohne ihm den Grund zu sagen, bei seinem Leben, sie unterwegs zu tödten. Sie aber bewegt diesen, dafs er, in einer Wildnis, die

Kleidung mit ihr wechselt, und sie in die Ferne entläſst; dem Herrn berichtet er ihren Tod, und daſs Wölfe den Leichnam verzehrt. Sie findet am Meer einen Catalonischen Schiffsherrn Encarrarch, nennt sich Sicurano, tritt in seinen Dienst, und fährt mit ihm nach Alexandrien, wo sie bald die Gnade des Sultans gewinnt, sodaſs er sie zum Befehlshaber der Kaufmannschaft in Acre macht. Hier erblickt sie auf dem Markt ihre Börse und Gürtel, und Ambrogiuolo rühmt sich, wie er beides, und mehr mit ihrer Gunst gewonnen. Sie veranstaltet nun, daſs auch Bernabo, der arm geworden, nach Alexandrien kömmt, wo vor dem Sultan Ambrogiuolo seine Schuld bekennt, an einem Pfal mit Honig bestrichen, den Fliegen zum Tode übergeben, dagegen die treue Frau mit ihrem begnadigten Manne reichbeschenkt heimgesendet wird.[1]

Zuerst erscheint hier die Kiste, deren manigfaltigen Gebrauch in Liebesabenteuern wir schon (zu LXII) gesehen haben. Das Veilchenmal ist in eine mit Goldhärchen umwachsene Warze verwandelt, und daneben der Ring mit anderen Zeugnissen vermehrt. Die Rettung der schuldlosen Ginevra nähert sich schon der Genoveva und Brangäne (im Tristan); mit welcher besonders Xenophons des Ephesiers Griechischer Roman von Abrokamas und Anthia (vgl. Euryanthe) übereinstimmt. Die Entwickelung ist dem Italienischen Handelsverkehr des Mittelmeeres angemeſsen. Die für Unzucht und Zungenmord besonders geeignete Strafe kannte nicht nur das klassische Alterthum und das Mittelalter,[2] sondern eine ähnliche (Betheeren und Rollen in Federn vgl. zu LXII) noch in Nordamerika, nach dem Lynchgesetz, im Schwange.

Ungewiss ist, ob Boccaccio die Erzählung einer alten Handschrift benutzte, welche zum Theil gedruckt ist;[1] sowie Sansovino daraus seine Novelle verfaſste,[2] welche Manni aus Boccaccio herleitet, von dem sie wenig abweicht.

---

[1] Uebersetzung bei Echtermeyer u. Simrock I (1831), 179.

[2] J. Grimm Deutsche Rechtsalterthümer S. 701. Zusatz bei Simrock 220.

Eine Abkürzung, nach Boccaccio, enthält unsre alte Sammlung »Scherz mit der Wahrheit.«[3]

Hans Sachs hat Boccaccio's Novelle, auf welche er sich beruft, mit denselben Namen, doch mit Verhüllung des Nackten, für die Bühne bearbeitet: »Comedia von der unschuldig Frau Genura mit 9 Personen, 5 Actus.«[4]

Ein Altenglisches Schauspiel von Heywood ist zum Theil aus eben dieser Novelle genommen.[5]

Die letzte moderne Verwandlung derselben ist: »die schöne Karoline als Husarenoberst, oder die edeldenkende Kaufmannsfrau, 1826.«

Eine ältere Deutsche Erzählung, welche schon vor 1489 gedruckt ist, stimmt zwar auch sehr nahe mit Boccaccio überein, bis auf manche Nebenumstände, scheint jedoch aus einer Lateinischen Quelle herzurühren.[6] Sie setzt sich in das Jahr 1424, um Fastelabend, und benennt sich »von vier Kaufmännern,«[7]

---

[1] *Lami novelle letter.* 1756. *p.* 673. 1765. 1769.

[2] *Cento novelle scelte* (Venedig 1561) *Giorn.* 3, *nov.* 3.

[3] Verschieden von Joh. Pauli's (1518) »Schimpf und Ernst,« worauf Grimm, Schmidt und Gräſse verweisen; diese Erzählung steht aber nur in »Scherz mit der Wahrheit« (Frankfurt a. M. 1550. 1563 Fol.) Bl. 10. Nyerup 251. 257. Eschenburg 540. Vgl. Romanbibl. VI, 65. VII, 115. Beide alte Sammlungen haben sonst Mehres gemein.

[4] Der Kemptner Ausgabe B. III, Th. 2, S. 21–34.

[5] In den *Old plays*, Fortsetzung der Dodsley'schen Sammlung (Lond. 1815) Th. 6, S. 323: *a challenge for beauty.*

[6] Aus welcher Grimm 68 und Simrock 210 auch Boccaccio's Novelle ableiten.

[7] »Ein liepliche histori vnd warheit von vir Kaufmendern.« o. J. und O. $2^1/_2$ Bogen 4. mit Holzschnitten, auf dem Titel die Frau im Harnisch; besaſs Panzer (Annal. I, 58), der einen

unterscheidet auch Namen und Heimat der drei Gesellen des Ambrosius von »Genay:« Konradus von Spanien, Borchard von Frankreich und Johann von Florenz; ſodaſs Ambrosius für Bernabo, und Johann für Ambrogiuolo steht. Die Frau ist namenlos. Die Wette geht gleich auf Geld. Die bestochene Alte treibt einen Kleiderhandel, und gibt wegen einer Wallfahrt nach St. Jakob die Kiste in Verwahrung. Das Mal ist eine kleine schwarze Warze am linken Arm, und unter den übrigen Zeichen fehlt das Kleid. Der Diener bindet sich vor dem Mordbefehle durch einen Eid zum Gehorsam, und der Herr verlangt zum Beweise die Zunge und eine Locke der Frau, welche erste von einem Lämmlein genommen wird, das sie mit sich führt: so daſs ihre Rettung nun völlig mit Genoveva u. a. stimmt. Zugleich dient auch ihr Kleid, vom Lammesblute gefärbt, als Zeugnis. Der Schiffer ist namenlos; sie nennt sich Friedrich, dient dem »König Sultan« als geschickter Falkner, dann selbst als tapfrer Krieger, und wird fürstlich geehrt. Oertlich wird nur Alkair (Kahira) genannt, wo sie die drei Kleinode wiederfindet, und endlich in ihrer schönen Gestalt, wie sie Gott erschaffen, nur ein dünnes Seidengewand umgeworfen, erscheint. Der Bösewicht wird gerädert

kurzen Auszug gibt, und es für einen Nürnberger Druck vor 1500 hält, wie seine in den Zusätzen S. 90 beschriebene Ausgabe: »Ain hipliche historie von fier kaufleuten.« Am Ende: »Getruckt vnd seligklichen vollent in der keiserlichen stat Nurmberg von Mayr als man zalt nach Cristus gepurt MCCCC vnd im lxxxxvjjj iar.« Auch 10 Bl. 4, mit denselben, nur nicht mehr so schönen Holzschnitten; als Schluſs noch ein kleiner Christus mit dem Kelch. Panzer bezweifelt S. 88 die von ihm in den Annal. 1, 237 aufgeführte Nürnberger Ausg. von 1498. 4., nach Roders Katalog S. 51 aus der Scheurlischen Bibl., wo sie aber Panzer nicht fand. Der Titel stimmt überein bis auf einzelne Buchstaben und das verdächtige »christliche« für »hipliche.«

und dann gehängt. Zuletzt wird noch der Nachkommenschaft der wiedervereinten Gatten gedacht und ihr ältester Sohn Friedrich genannt. —

Früh ward dieses Büchlein ins Dänische übersetzt, so 1599 in Kopenhagen gedruckt, und gewis öfter, bis 1738 und 1769, sowie häufig als »gedruckt in diesem Jahr,« und ist so dort noch lebendiges Volksbuch.[1]

Daſselbe gilt von Schweden, wo es sichtlich erst aus dem Dänischen übersetzt, 1689 gedruckt ist, dann 1699 in Stockholm, und öfter, namentlich 1786 in Lund, 1809 in Karlskrona, 1836 in Lund, und nach diesen Volksausgaben wiederholt in Bäckströms Sammlung Schwedischer Volksbücher 1845 in Stockholm.[2]

---

[1] Nyerup 171 nennt als die älteste Ausgabe: »En skjön Historie om tvende Kjöbmänd og om en ärlig og dydelig Qvinde; og hvorledes det gik den ens Kjöbmands Hustru udi hans Fraväreise, og hvad Falsk og Svig dem baade vederfare er. Nu nylige af Tydske paa Danske udsat. Prentet i Kjöbenhavn af Hans Stockelman 1599. 2 Bogen 8. Dann ebd. 1738 und mehrmals »trykt i dette Aar.« — Ich habe einen solchen Kopenhagner Druck: „En meget smuk Historie om tvende Kjöbmänd og en redelig dydig Kone« u. s. w. auch ohne Jahr; am Schluſse heiſst es aber, dies sei vor 345 Jahren geschehen, was 1769 ergibt. Eine gereimte Vor- und Nachrede zieht gute Lehren daraus. Die von Nyerup angeführten Stellen der ältesten Ausgabe finden sich hier ebenso, bis auf einzelne Ausdrücke. Die 19 Ueberschriften der Absätze weisen noch auf die fehlenden Holzschnitte.

[2] Bäckström I. 205: „Een Skön oh Lustig Historia Om fyra Kiöpmän som reste vthi fremmande land, och kommo til Gäst en gäng vthi ett Härberge, och ibland annan lustigheet begynte the at Skiämta något om sina Hustrur som the hwar vthi sin Stadh hemma hade, och der igenom blef emellan twänne vifäst Wadh. Hwarföre den som besweken blef, wille läta Liifwet affhända sin egen Hustru, Men bleff dock vnderligen bewarat, och vnkom honom owitterligen vthi främmande Land, dar hon bekände sigh wara Mansperson, och kom til storr ähra och myndigheet at hon bleff en Förste och Regent öfwer et Konungarike.

Bemerkenswerth ist, dafs bei der letzten Erscheinung der Frau in ihrer wahren Gestalt, dem Dänischen (bei Nyerup 172) hinzugefügt wird, sie sei »splitter naken,« wie sie Gott erschaffen (d. h. als Weib), nur mit einem Seidenband um die Schaam, aufgetreten: so steht in der Lunder Ausgabe von 1786, während der neuste Abdruck die ganze Schilderung damit abthut, es sei eine schöne Frau hereingetreten. —

In **England** ist diese Dichtung durch **Shakspeare's** Cymbeline zum grösten Volksgedichte gediehen, und noch auf der Bühne beliebt. »Es ist,«

---

och fick omsider sin oförrät hämna läte, och kom til sin Man igen med frögdh och glädie. Ther hos och en annan sanfärdig Historia om Drottning Hildegardis, Caroli Magni Hwsfrw, och hennes styfbroder Talandus. Tryckt åhr 1689." 10 Bl. 8. In der Upsaler Univ.-Bibl. Die bei Bäckström II, 66 nachgetragene Ausgabe von 1699 zu Stockholm, 19 Bl. 8 fügt hinter „Talandus" hinzu: „och wid ändan om Herculis lefwerne och stora bedrifter, såsom och om them lärde Ulfspegel Diogenes finnes här införde." Eben diesen Inhalt vermehrt die Ausg. v. 1809 in Karlskrona (49 S. 8.) noch mit „Om Nero den grufwelige Tyrannens lefwerne och död." Alle diese Stücke hat auch eine Ausgabe, deren Titelblatt fehlt (40 S. 8), es scheint erst nach 1750 gedruckt (Bäckström I, 266). Ebenso finden sie sich in einer Ausgabe von 1786 zu Lund, der Berlingschen Druckerei (48 S. 8., das letzte Stück auch nicht auf dem Titel bemerkt, wie bei der Ausg. von 1699, mit welcher er auch sonst völlig stimmt. Die Lunder Ausg. von 1836, der Lundbergerschen Druckerei (16 S. 8), hat nur den auf die vier Kaufmänner bezüglichen Titel, und auch wol die übrigen Stücke nicht. Aus dieser ist auch wol Bäckströms Abdruck (I, 304—15 mit Anmerkungen 324—25), welcher meist nur im einzelnen Ausdrucke der Ueberarbeitung von dem meinigen abweicht, auch die Ueberschriften, welche hier zu 19 Kapiteln abgetheilt sind, nicht hat. — Die Geschichte Karls des Grofsen und seiner Frau Hildegard ist mit anderen Namen ganz unsre Crescentia, und beigefügt wegen der ähnlichen Rettung, welche hier durch die von einem Hunde genommenen Zeichen (wie bei Genoveva) noch weiter geht.

wie Tieck sagt,[1] »so reizend, weil es Geschichte, Märchen, Tragödie und Lustspiel, alles zugleich ist, kecker gemischt und von frischerem Colorit, als andere ähnliche Werke, selbst dieses Dichters.« Wegen solcher Manigfaltigkeit der Darstellung, wie des Inhalts dieser »bunt geflochtenen romantischen Geschichte« hält er es für das vielleicht letzte Werk des grofsen Dichters, 1614—15, in welchem er etwa eine Jugendarbeit wieder aufnahm. Mit Cymbeline dem Britenkönige, der Heldin Imogen Vater, ist die Britische Sagengeschichte in Verbindung mit der Römischen, der breite Hintergrund, wie er sich aus Galfrieds von Monmouth Lateinischem Werk, und darnach aus Holinsheds Altenglischer Chronik, die dem Shakspeare zunächst lag, ergibt.[2] So steht diese Geschichte in der Römerzeit neben dem Lear (unser XLIX). Der sonderbare Name Imogen (an den Neugriechischen Maurogen erinnernd) kömmt dort auch vor, aber noch früher, bei der Abkunft der Briten von Brutus, der von Aeneas stammt, und überhaupt nichts von ihrer Geschichte.

Zwar finden sich für ihren Gemal den edlen, Leonatus Postumus einige Züge im Lewis Hamo, der mit dem Römer Claudius (Lucius) den Cymbeline um Zins bekriegte, und ebenso zwischen Römern und Briten im letzten Kampfe scheinbar hin und her schwankte, wie Postumus. Dieser auch im Namen Römische Postumus, des Königs Pflegesohn, wird wegen seiner heimlichen Ehe auf Anstiftung der bösen Stiefmutter

---

[1] Zu seiner Uebersetzung „Shakspeare's dramatische Werke“ Th. 9 (Berlin 1833) S. 374. — Cymbeline nebst anderen Stücken Shakspeare's, die W. Schlegel nicht übersetzt hat, sind schon 1809—10 von meinen unvergefslichen Freunden G. W. Kefsler und L. Krause hier erschienen. Dazu Bd. 3 von H. K. Dippold.

[2] Cymbeline, zu Augustus Zeit König der Briten, erwähnen auch *Dio Cass.* LX. 20 und *Sueton. Calig.* 44.

Imogens verbannt, und tritt nun in Rom unter Freunden mit Italienischen Namen (Philario, Jachimo; wie sein Diener Pisanio) auf, und das Folgende nähert sich sehr Boccaccio's Novelle. Jedoch sind Namen und manche Umstände noch so verschieden, dafs wol eine andre Erzählung im Spiele ist, in welcher die durch den Römischen Postumus vermittelte Einsenkung in die Britisch-Römische Sagengeschichte, sammt der dazu gehörigen Mythologie, schon gegeben war, wenn Shakspeare sie nicht selber machte. Bei dem Gespräch über die Frauen vertreten die *Vier* nicht blofs Italiens Landschaften (wie bei Boccaccio), sondern ein Franzose, Holländer und Spanier (wie in der Altdeutschen Erzählung), zwar namenlos, sind die drei zu dem Italiener Jachimo, welcher den von Postumus schon einmal in Frankreich erhobenen Preis seiner Englischen Herrin bestreitet, und um Gold und Ring verwettet. Durch Postumus Schreiben empfohlen, wagt Jachimo sogar einen verzweifelten Angriff auf Imogen, die ihn mit Hoheit niederstralt, jedoch dem gewandt Einlenkenden selber die Kiste mit kostbaren Geschenken von Römern, darunter auch Postumus, für den Kaiser, bei ihr in Verwahrung bringt, ohne Vermittelung einer Alten. Im Schlafzimmer schreibt er sich alles darin (auch Schildereien) auf, löst der Schlafenden das Armband ab, und erblickt auf der linken Brust ein Mal „*fünfsprenklich wie die rothen Tropfen im Schoos der Primel*;“ sodafs noch im Bilde die ursprüngliche Wunderblume wiederkehrt. Die Verurtheilung und Rettung ist wie bei Boccaccio; ein blutiges Tuch dient aber noch als Zeugnis. Dann kömmt Imogen unbewufst zu ihren entführten beiden Brüdern in der Wildnis, und sinkt durch einen vom mitleidigen Pisanio erhaltenen Stärkungstrank in einen todähnlichen Schlaf, und hält erwachend den neben ihr gelegten kopflosen Leichnam des wüsten Sohns ihrer Stiefmutter für ihren vermeintlich von Pisanio ermordeten Gatten. Nun tritt sie in des Römischen Feldherrn Lucius Dienst, und nennt sich Fidelio. Im Kriege dem Postumus und Jachimo gefolgt, schlägt Postumus, für die Briten fechtend, den Jachimo nieder, wird dennoch als Römer mit ihm und den übrigen gefangen und vor den König geführt; Imogen erkennt den Ring an Jachimo's Hand, und dieser gesteht: allgemeine Erkennuug und Verzeihung, auch Jachimo's. Zuletzt Deutung einer Weiſsagung, mit Jupiters Erscheinung, darin *leo natus* auf Leonatus Postumus, und *mollis aër* durch *mulier* auf Imogen.

Merkwürdig erscheint auch hier wieder mit dem Blumenmal der Schlaftrunk der Indischen Dichtung, wo zwar die Frau ihre Versucher dadurch täuscht während er hier nicht die Bedeutung wie bei der obgedachten Anthia im Roman des Xenophon von Ephesus hat, welche einer verabscheuten Heirat dadurch entweicht, wie Julia. Anthia wird aber beim Erwachen von Räubern entführt, welche in die Gruft einbrechen, und so wenig als die (zu Boccaccio) erwähnte ähnliche Rettung der Anthia, die letzte Quelle für Imogens und so vieler anderer Frauen Rettung sein kann, eben so wenig ist es Anthia's Erweckung aus dem Scheintode für Julia und Imogen.[1] Es ist auch eine uralte gemeinsame Sage, welche durch mannigfaltige Verwandlungen umgeht. In unserm Heldenliede des 13ten Jahrhunderts entflieht Salomons schöne Frau so mit ihrem Bulen, trotz Morolfs Hut, der sie aber wirklich todt ins Grab zurückbringt.[2] In Wielands schon 1751, nach Addisons *Spectator* gedichteten Erzählung „Balsora"[3] entzieht so der Arzt

---

[1] Wie *Douce illustrations of Shakspeare* II, 198 annimmt. Vgl. Dunlop *hist. of fict.* 1, 81.

[2] Deutsche Gedichte des Mittelalters Bd. I.

[3] Sämmtliche Werke Supplemente Bd. 2 (1798), S. 59.

Helim, Vater der schönen Balsora, sie und ihren Geliebten, den jungen Prinzen Abdallah, der Glut und Wuth des Abbassidischen Kalifen von Bagdad, beide zusammen aus dem königlichen Grabgewölbe. Ein Ballet ähnlichen Inhalts sah ich 1817 in Bologna.[1] Dergleichen findet sich schon bei Giraldi Cinthio (*Hecatommiti III. 5*) und in einem Trauerspiele von Luigi da Groto, genannt Cieco d'Adria.[2] — Es liegt wol eine Morgenländische Quelle zum Grunde. Ueber den Ephesier Xenophon (nach 400) hinauf geht die Lateinische Apostelgeschichte, unter des von den Aposteln eingesetzten Babilonischen Bischofs Abdias Namen, doch wol schon im 5ten Jahrhundert, aus älteren Urkunden verfaſst, vornämlich die Geschichte des Johannes in Ephesus, wo die schöne Drusiana, des Andronicus Gattin, sich ihm entzieht, so wie einem stürmischen Liebhaber Callimachus, der an ihr im Sarge noch seine Lust buſsen will, aber von einer Schlange getödtet wird; worauf Johannes beide wieder erweckt zum beſsern Leben.[3] Darnach hat die Gandersheimische Nonne Hroswitha im 10ten Jahrhundert eins ihrer geistlichen Schauspiele Lateinisch gedichtet.[4] Obgleich zum apostolischen Wunder umgewandelt, sind jedoch die gemeinsamen Grundzüge wol noch zu erkennen.

Wie hier noch weniger, als im Boccaccio, Shakspeare's nächster Quelle zu suchen, so findet sie sich auch nicht in einer Erzählung, des zwar schon im

---

Zuerst in seiner Sammlung „Moralische Erzählungen.“ Prosaisch übersetzt in der *bibl. d. rom.*

[1] Briefe in die Heimat II. 192.

[2] Vgl. Simrock 114.

[3] Erste Ausg. von Wolfg. Lazius 1551; zuletzt in *Fabricii cod. apocryph.* Deutsch von K. F. Borberg Bibl. der Neu-Testamentl. Apokryphen. Stuttgart 1840.

[4] *Opera Hroswite — ed. Conr. Celtes.* Norimb. 1501. Fol.

Jahr 1603 in London gedruckten Geschichtenbuchs *Westward for Smelts.*[1] Diese ist vielmehr nur eine freie Englische Verarbeitung der Italienischen Novelle, in welcher so wesentliche Züge fehlen, wie die Kiste nebst Zubehör, das Muttermal und andere Wahrzeichen, anstatt deren bloſs ein entwendetes Crucifix die Untreue bezeugen muſs.

Endlich steht in der Französischen Romanbibliothek 1781 eine Erzählung, überschrieben Cassibelan,[2] welche so genau mit Shakspeare stimmt, daſs sie nur aus ihm herrühren kann. Die Namen sind zwar verändert: Cassibelan heiſst jedoch bei Shakspeare der Waffengefährte von des Postumus Vater. Die Quelle ward verschwiegen, weil das Werk eigentlich nur auf Romane beschränkt war.

Shakspeare's Cymbeline erschien schon 1632 von Durfey bearbeitet; dann 1759 von W. Hawkins, und 1770 von D. Garrick für ihn selbst eingerichtet, welches Stück noch wol gespielt wird. Gleichzeitig erschien 1772 in Danzig von einem Ungenannten eine Deutsche Umarbeitung.[3]

Im weitern Sinne, als Verherrlichung des scheinbar schuldigen Weibes aus tiefſter Schmach und Verunglimpfung des Mannes, gehören noch manche Dichtungen, auch Shakspeare's selber, hieher, namentlich Maaſs für Maaſs, Ende gut alles gut,[4] Viel Lärmens um nichts, Wintermärchen,[5] zwei Veroneser, Perikles von Tyrus (vgl. zu LXIII); in den beiden ersten spielt zugleich die Frauenverwechslung, im zweiten auch mit dem Ringe; selbst Othello und Lear reihen sich hier an, zwar mit tragischer Verklärung. Mit schöner Vorliebe erwählte der groſse Dichter diesen Gegenstand, wie er die Allmacht der Liebe, die „fest ist wie die Hölle und stärker als der Tod," auch über den Tod hinaus, in Romeo und Julia, zum höchsten Glanze erhob. — Die anderweitig mit Rettung von jäher Verurtheilung, wie auch Imogen erfuhr, verbundenen Schicksale und Herstellung sind hier schon mehrmals auf VII Crescentia verwiesen. Daran reihen sich schlieſslich noch die männlich harten Demüthigungen zur Prüfung der weiblichen Hingebung und Treue, und ihr schöner Sieg, wie Griseldis (unser Volksbuch von Markgraf Walther, neulich sogar auf der Bühne erschienen); Bürgers Ballade „Graf Walther," nach dem Schottischen (dergleichen auch oben im Gerhard von Nevers vorkam), Kleists Käthchen von Heilbronn (mit einer Englischen Ballade verwandt, worin auch das Schlafreden unterm Holunder), und wieder aus Indien her, im höchsten Abstande, von der Bajadere bis zum Gotte, Goethe's Mahadöh. — Ins Gegentheil gewendet sind die Dichtungen, besonders Volkslieder, wo die Geliebte den unbesonnenen, sie und ihr Glück Rühmenden abziehen läſst.[1] Völlige Umkehrung ist, wo das böse wilde Weib von dem Manne gezüchtigt und gezähmt wird, wie Shakspeare's *shrew*, deren Familie wir zu III Frauenzucht gesehen haben.

---

[1] Deutsch von Benda bei seiner Shakspeare-Uebersetzung, zum Beleg seiner Behauptung. Dagegen *Dunlop* II, 255.

[2] *Bibl. univ. des romans* 1781. *Janv.* I, 21.

[3] Mehr darüber bei Eschenburg 546, dem der Verf. bekannt war.

[4] Giletta, wie bei Boccaccio Helene heiſst, erinnert auch im Namen an Gilot unsers alten Gedichts, sowie Bertram in beiden Gedichten an Bernabo anklingt.

[5] Dieses von Krause, die beiden vorstehenden von Keſsler übersetzt, in der oben (S. CVII, Anm. 3) erwähnten Sammlung.

LXIX. Der Ritter und der Teufel. Von dem Stricker.

Auſser den drei angeführten Handschriften, auch in der grösten Wiener Sammlung Strickerscher

---

[1] Zusammengestellt bei Simrock 213—14.

Gedichte.[1] Es hat ganz das Ansehen einer dort heimischen Dichtung, welche nicht anderweitig bekannt ist. Dagegen ist sie noch in jener Gegend volksmäſsig lebendig, und aus der Gegend von Aschaffenburg von Schmeller aufgenommen:[2] anstatt des Richters ist ein „Exequirer,“ der auf dem Dorfe Schulden beitreiben will, und der sich dem Teufel zugesellt; das Rind fehlt, und der es ernstlich meint, ist ein dreschender Bauer, der ausgepfändet werden soll. — So ist die ländliche Stadtgeschichte nur ein Dorfschwank. Beide dienen aber zur Lehre, daſs es gefährlicher noch, mit dem Teufel umzugehn, als ihn an die Wand zu malen. — Ein Seitenbild dazu ist, auch unter den Strickerschen Gedichten, wie der Wolf, dem die Mutter ihr unartiges Kind zu geben droht, zugreifen will, jedoch derb abgewiesen wird.

LXX. Der Welt Lohn. Gesicht des Wirnt von Gravenberg. Von Konrad von Würzburg.

Ueber diese Dichtung und ihr verwandte Sagen und Lieder, welche vornämlich an Dichternamen haften, wie Thomas von Erceldoum, Tanhuser, habe ich zu Gottfrieds Tristan gehandelt.[3] Diese Dichtersagen hangen zusammen mit den Ritter- und Feendichtungen, von Morgane, Gloriande, Armida. Auch verwandelt sich in Fausts Armen (im alten Volksbuch und Puppenspiel) die schöne Helena in eine scheuſsliche Schlange. Die Dichtung von der Frau Welt, wie Konrad sie, wie er sagt, urkundlich (Z. 40) in Beziehung auf den Dichter des Wigalois erzählt, stellt der Guter, ein eben so alter Liederdichter, als warnendes Beispiel, von einem ungenannten Ritter, und ohne die Wirkung, in einem lehrhaften Liede voran.[1] Die Frau Welt wird bei den alten Dichtern auch sonst häufig in ähnlicher Bedeutung persönlich dargestellt, namentlich von Friedrich von Sonnenburg, das Räthsel und Beschelten der Welt und die Antwort darauf; an welchem Sängerstreite Klinsor, der Hardegger und Andere Theil nahmen.[2] Ebenso die häufige Hinweisung auf „der Welt Lohn mit Undank,“ am Ende mit einem Linnentuch und Verwesung.[3] Und so ist diese furchtbare Verbindung der Welt- und Fleischeslust und ihres Endes auch in Bildwerke übergegangen. Auſsen an der Sebaldskirche zu Nürnberg, wie an den Münsterthoren Basels und Worms und an einem Grabmale der Marienkirche in Marburg, erscheint ein solches Menschenbild, das vorn schön und gleiſsend, hinten aber von Schlangen, Kröten und allerlei Gewürm durchwühlt ist.[4]

---

[1] Quellenverzeichnis 16, darin das 135ste Stück, laut der Anfangszeile bei Graff.

[2] Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt von J. A. Schmeller (München 1821) S. 447.

[3] Minnesinger IV, 399. 429. — W. Wackernagel in M. Haupts Zeitschr. VI, 154 möchte sie ursprünglich auf Walther v. d. V. beziehen, der häufig der Frau Walt gedenkt, auch ihren Rücken schaut: er findet die Vollendung der Sage erst bei dem Persischen Dichter Ibn Jemin des 14. Jahrh.: Gott läſst Christo in der Wüste diese schöne Welt erscheinen. Hammer 236.

Konrads Gedicht, welches in der ältesten Münchner Handschrift[5] unter Strickers Gedichten steht, aber verschieden ist von dem auch der Weltlohn genannten Strickerschen Gedicht der groſsen Wiener

---

[1] Minnesinger III, 41. IV, 713.

[2] Minnesinger IV, 639. 707. 882. 447 (wo der „weise Mann“ Veldeke VII, 1 ist).

[3] Minnesinger II, 213. III, 464. Andere Stellen Eschenbachs, Ottokars u. a. gibt Wackernagel.

[4] Meine Briefe in die Heimat (1816—17). Bd 1 S. 42. Des Gr. Montalembert Leben der H. Elisabeth, übers. von J. Th. Städtler (Aachen und Leipzig 1837). Wackernagel 153.

[5] Quellenverzeichnis 15

Sammlung.[1] ist, nach Docens Abdruck desselben (1807), aus der Heidelberger Handschrift von Benecke (1819), aus beiden und den übrigen Handschriften von F. Roth herausgegeben.[2] — Einen Auszug, nach Docen, gibt Genthe I. 390—93. — Eine mit Konrad auch in Bezug auf Wirnt übereinstimmende alte Prosa hat W. Wackernagel aus einer Züricher Hds. des 14. Jahrhunderts in seinem Lesebuch 945—48.

LXXI. Der nackte König. Von dem Stricker.

Mit Recht ist diese bedeutungsschwere Dichtung durch manigfaltige, vornämlich Deutsche Darstellungen gegangen.[3] Auſser Strickers Gedicht, zu dessen vor den Lesarten angeführten vier Handschriften[4] noch vier andere kommen,[5] ist gleichzeitig eine ganz eigene Bearbeitung Herrands von Wildonie.[6] Dann, im 15ten Jahrhundert, von Hans Rosenplut,[7] und ein Meistergesang und ein Lied; endlich ein Schauspiel von Hans Sachs.

Die letzten vier Darstellungen stimmen zunächst mit Stricker. Rosenplut erzählt nur kurz, in 74 Hans Sachsischen Reimpaaren, und namenlos, auch ohne Kaiserin und Rath. Panzers kurzer Auszug des 1493 gedruckten „Liedes“ zeigt daſselbe Verhältnis. Der Meistergesang, welcher in 25 Stanzen der Wartburg-

---

[1] Ebd. 16 (S. 774).

[2] Ebd. 1 (S. 757).

[3] Nachträge S. 747.

[4] Aus der Koloczaer Hds. lieſs es Kovachich schon 1811 in F. Schlegels Deut. Museum IV. 424 drucken.

[5] Quellenverzeichnis 97. 104. In 6 der Wiener Sammlung 64, und in 7 der Insbrucker Abschrift.

[6] Quellenverzeichnis 30.

[7] Ebd. 98. 99. Meiſsner fügt einen Auszug bei.

[8] Ebd. 100. 101. Schottky gibt Nachweisung anderweitiger Darstellungen.

Lohengrins Weise herzustellen,[1] ist vollständiger: der König heiſst Nabochodonosor, nach dem stolzen Babelkönig Nebukadnezar, der in Folge des von Daniel gedeuteten Traumes, von oben herab zum Thier erniedrigt und wieder begnadigt wird. Das Uebrige stimmt genau, oft wörtlich mit Strickers Gedicht, so daſs dieses wol die nächste Quelle ist.

Hans Sachs[2] dichtete darnach sein Schauspiel im Jahre 1555.

Ueber Wildonie, der auch eine eigene Darstellung von XII. und XLIII dichtete, verweise ich wieder auf den Minnesinger dieses Namens,[3] wo zugleich diese Erzählung besprochen ist, und ihr Verhältnis zu Stricker sich ergibt. Kaiser Gorneus hält das Evangelium am 12ten Sonntage nach Pfingsten (Luc. 14, 11) für Lüge; er badet sich aus Eitelkeit für die Frauen, zum ersten Gerichtstage nach 10 Jahren, und Weiber (*weiplein*) helfen dabei;[4] der Engel kommt nicht hinein. Der Kaiser wird von seinem geheimsten Rathe bekleidet entlaſsen, und verrichtet für den Spülicht der Küche die niedrigsten Dienste; er schaut das furchtbare Gericht,[5] auch seiner Lieblinge, auf dem Markt, erkennt auch seine Strafe für gerecht, und wird hergestellt. (Eine Kaiserin erscheint nicht); er vollendet das 12tägige Tageding, und gelobt, fürder gerechte Regierung, Mauth und Münze, und stiftet Kloster. — Der etwas breit und örtlich[6] Erzählende thut es einer Geliebten zu dienen, und bittet um Nachsicht. Eine Deutsche ungereimte Chronik nennt er als seine Quelle; welche nicht weiter nachzuweisen ist.

---

[1] Minnesinger IV, 751.

[2] III, 2, „Comedia mit neun Personen zu agiren. Julianus der Kaiser im Bad, vnd hat 5 Actus.“

[3] Minnesinger IV, 300. Längern Auszug gibt Bergmann bei seiner Ausgabe S. 19. Ueberschrift: *Das pûechel ist von dem plossen kayser.* 668 Reimzeilen.

[4] Vgl. Minnesinger IV, 97.

[5] Darunter auch Enthaupten mit der *dille* (797) = *Guillotine*.

[6] Das häufige Verrufen und Umprägen der Münze um jene Zeit in Oesterreich rügt auch Ottokar's Reimkronik.

Manches Eigenthümliche hat auch die Darstellung der *Gesta Romanorum*,[1] worin Kaiser Jovinianus sich selber für Gott hält, auf die Jagd reitet, dabei sich badet, und nackt erst zu seinem Kriegsobersten, dann Rath geht, aber von beiden gezüchtigt wird; hierauf sagt er dem Thorwart seines Palastes Geheimnisse, welche die Kaiserin bestätigt; ihn selber jedoch erkennen weder sie, noch beider Kinder, noch irgend jemand; ja sein Hund packt ihn an, und sein Falke fliegt vor ihm hinaus. Da geht er zu seinem Beichtiger, einem Einsiedler, der ihn anfangs als einen Teufel wegweist, als er aber seinen Hochmuth bekennt und bereut, ihn auch erkennt, ihm vergibt, und ihn bekleidet; worauf im Palast Alle ihn erkennen, jedoch erst durch seinen Doppeltgänger, der sich als seinen Schutzengel offenbart, und er fortan demüthig lebt. — Man erkennt hier in der Steigerung durch die Thiere und Kinder, besonders durch den Beichtiger, der zum Theil die Stelle des Engels einnimmt, wol die angemeſsene Einrichtung für den frommen Zweck der ganzen kirchlich-lateinischen Beispiel-Sammlung mit ihrer Auslegung. Deutlich ergibt sich hier die tiefe Lehre »erkenne dich selbst, so erkennen dich die Andern.«[2]

Wieder anders sind nicht bloſs der durchweg schwankende Name, sondern auch manche Züge und Wendungen des Englischen Gedichts des 14ten Jahrhunderts, welches Warton, Ellis und Swan im

---

[1] c. 59. Graſse's Anmerk. dazu, und andere Nachweisungen in s. Litt. Gesch. II. 2, 964.

[2] Mit dieser Ueberschrift habe ich die Altdeutsche Uebersetzung der Dresdner Hds. erneut, in Büschings Erzählungen etc. I (1819). 116. Der Kaiser heiſst hier Damianus.

Auszüge bekannt gemacht haben.[1] Es erzählt in 8–9sylbigen Reimpaaren: Robert, König von Sicilien, Bruder Papst Urbans und des Deutschen Kaisers Valemond, schläft am St. Johannis-Abend in der Kirche ein, nachdem er den Spruch des *Magnificat* für närrisch erklärt hat, wird als Narr hinausgejagt, läuft sogleich zu seinem Palast, wird vom Thorwart mishandelt, von dem Engel eingelaſsen, aber förmlich als Hofnarr geschoren, mit einer Kreuz-Glatze wie ein Mönch; ihm wird ein Affe zugesellt, und mit den Hunden muſs er eſsen: so lebt er 3 Jahre, verlacht und elend. Da laden der Papst und Kaiser den König nach Rom. Ihn begleitet Robert in seiner Narrentracht mit Fuchsschwänzen behangen und den Affen auf der Schulter. Von beiden Brüdern auch mit seinem Anspruch, als wirklicher Narr verhöhnt, kömmt er endlich zu Erkenntnis und Reue, vergleicht sich mit Nebukadnezar und Holofernes, und ergieſst sich in vielen vierreimigen Stanzen. Er findet den Affen nicht mehr geringer als sich, und bekennt daheim sich dem Engel laut für einen Narren. Hierauf gibt der Engel ihm heimlich das Reich zurück, und verschwindet. Robert ist fortan ein trefflicher König. Er meldet alles seinen Brüdern in Rom und Wien, und der Papst laſst die Urkunde im Vatikan bewahren.

Hier ist besonders durchgeführt, wie der Hochmüthige, der Gottes Wort als Thorheit schilt, selber wirklich und amtlich zum Narren, ja unter das Thier erniedrigt wird, bis er inne wird, wer er ist. Die göttliche Führung zur schweren Selbstkenntnis.

---

[1] *Warton hist. of Engl. poetry* I, 183. *G. Ellis specimens of early Engl. metr. romances chiefly written during the early part oft he fourteenth century* (London 1811) III, 147–87: *Robert of Cysille.* *Ch. Swan* Uebers. der *Gesta Romanor.* (Lond. 1824) I 364–73. Das Gedicht hat 476 Zeilen. Eine dritte Hds. des 15. Jh., zu den beiden von Ellis benutzten, erwähnt Ch. G. Hartshorne, Vorr. zu *Anc. metr. tales* (London 1829) Kap. XXII: *Robert king of Cysyll.*

Vermuthlich ist hieraus hervorgegangen die noch ungedruckte Englische Morality *Robert Cycyl*, welche 1529 zu High-Croſs in Chester aufgeführt wurde.[1]

Nahe Verwandtschaft hiemit zeigt auch ein Spanisches Schauspiel Rodrigo's de **Herrera**, welchen Cervantes (im Parnaſs) sogar mit Homer vergleicht, der jedoch nur ein mittelmäſsiger Dichter war, aus Portugal gebürtig (st. 1641). Unter seinen Schauspielen, die meist eine religiöse Richtung haben, ist auch dieser Stoff dargestellt: der König Friedrich von Sicilien herrscht so schlimm, daſs ein Aufruhr droht: Der Erzengel Michael nimmt ihm im Bade das Königskleid, und regiert trefflich, während der König durch tiefste Demüthigung zur Erkenntnis geführt, und hergestellt wird.[2] Die Benennung des Schauspiels »Vom Himmel kommt der gute König« bestätigt die Verleihung eines solchen Königs von Gottes Gnaden.

Von den *Gestis Romanorum* scheint dagegen ausgegangen eine schon 1581 zu Lyon gedruckte Französische Moralité *l'orgueil et presomption de l'empereur Jovinian.*[3]

Nur in Allgemeinem gehört hieher die Morgenländische Erzählung vom Könige Bachtseman,[4] der gottlos nur auf sich selbst vertrauend, sein Reich verliert, und dem Könige Chadidan dient, welcher ebenso gestürzt, aber durch Buſse wieder erhöhet worden: wie nun auch Bachtseman erfährt. So führt Schottky[5] noch mehre Morgenländische Könige an, die durch ihren Hochmuth gestürzt wurden, als: Nebukadnezars Sohn Belsazar, die Perserkönige Dschemschid und Zohak.

---

[1] *Jones biogr. dram.* III. 214.

[2] A. F. v. Schack Gesch. der dram. Litt. in Spanien Bd. 2. S. 639: *Del cielo viene el buen Rey.*

[3] *La Croix et Verdier bibl. Franc.* IV. 562. *Warton* I. 193.

[4] Keller Einl. zum *Roman des 7 sages* S. CLIV.

[5] Zum obgedachten Meistergesang S. 33. 34. — Gräſse zu

Unser Strickersches Gedicht hat Mailath[1] aus der Koloczaer Handschrift erneuet, und Genthe,[2] aus derselben in der Ursprache gegeben.

Unser Frauen Wunder.

LXXII. Der Frauen Trost. Von Siegfried dem Dorfer.

Wie diese schöne fromme Dichtung nur aus drei, darunter zwei für Eine zählenden Handschriften, ist auch der Inhalt derselben mir nicht anderweit bekannt.[3] Es ist wol ein vaterländisches Gewächs und Blüte; auch zum Lobeskranze der Frauen, und zwar der duldenden Hausfrau, welche durch den Trost der schmerzenreichen Gottesmutter ausharrt und durch die Liebe überwindet. Das Ganze ist so anheimelnd ländlich, daſs der Dichter, der sich selber Dorfer, d. i. Dorfbewohner, benennt, der lebendigen Sage wol nahe stand. Er ist sonst auch nicht bekannt, ehrt hier aber zugleich seinen Namen. — Eine Ausgabe des »Büchleins,« wie auch Wildonie (zu LXXI)

Gesta Romanor. c. 59 erinnert noch an den König von Tibet in 1001 Tag 19 ff.

[1] S. 84. Vgl. Quellenverzeichniss 2 (S. 737).

[2] Dichtungen des M. A. I. 415.

[3] Nachträglich bemerke ich dennoch eine Altfranzösische Bearbeitung unter den Marienlegenden, in den zu LXXIV ff beschriebenen vierreimigen Alexandriner-Stanzen, bei Achille Jubinal *nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites du 13–15 siècle* I. II (Paris 1840) I. 138.

und Andere ihre Erzählungen nennen, erschien 1848 von F. Pfeiffer,[1] nachdem die meine längst gedruckt war.

LXXIII. Unser Frauen Ritter und die Jungfrau.

Dieselbe Wirkung des Namens Maria, bei Berceo[2], in der zu LXXIV angeführten Sammlung, und bei Jubinal I, 172 des zu LXXII erwähnten *nouveau recueil*.

LXXIV—LXXXVI. LXXXVIII. Unser Frauen Wunder.

Aus dem groſsen Gedichte von Unserm Herrn, Unser Frauen, und Allen Heiligen.

Die zahlreichen Handschriften dieses mit Recht beliebten, eben so umfaſsenden als trefflich sich darstellenden Werkes, seiner verbundenen oder gesonderten Bücher, und einzelnen Erzählungen, ergibt das Quellenverzeichnis 69—87. Die Uebersicht dieser 14 von den 25 darin enthaltenen Marienwundern, ihre Zahl und Folge in den verschiedenen Handschriften, ist den Lesarten dieser 14 Stücke vorgesetzt, bei welchen dann auch die jedesmal zur Vergleichung kommenden Urkunden zusammengestellt sind. Die 25 schon in mehren alten Handschriften abgesonderten, und so auch von F. Pfeiffer 1846 herausgebenen Marienlegenden, nachdem meine Auswahl schon gedruckt war, gehören auch dem Inhalte nach zu den trefflichsten ihrer Art, in der volksmäſsig sagenhaften Gestalt, und zum Theil für die bildende Kunst so eignenden Darstellung. Sowie einige Stücke ganz örtliche Deutsche Beziehung haben, so ist ein Theil derselben auch wol ursprünglich heimisch, und nur einzelne laſsen sich anderweitig nachweisen. Dagegen sind mehre noch bei den Deutschen Stämmen im Munde des Volkes lebendig.

---

[1] In M. Haupts Zeitschrift VII, 109.

[2] Quellenverzeichnis S. 755.

Eine derselben (LXXIX) ist in einer kürzern Deutschen Darstellung in den Nachträgen mitgetheilt, und gibt sich selber als aus »Unser Frauen Judenbuch,« was auf eine ursprünglich Jüdische Sammlung deutet, welche jedoch bisher nicht gefunden ist. Von zwei anderen (LXXVIII LXXXIII) sind auch andere Altdeutsche Darstellungen in den Nachträgen erwähnt.

Die Sammlung von 43 Lateinischen Marienlegenden des Presbyters Botho im Benedictiner-Kloster Prieflingen bei Regensburg, im 12ten Jahrhundert, gedruckt durch B. Pez 1731, gehört ebenfalls Deutschland an. Die acht eben so vielen unter den 25 Deutschen entsprechenden Legenden (c. 2. 3. 6. 9. 16. 28. 31. 43) stimmen fast wörtlich überein, wie schon die Vergleichung unserer drei Stücke darunter (LXXIX LXXXI LXXXV) zeigt,[1] zu deren erstem ebenfalls im Nachtrage das Lateinische wiederholt ist.[2]

Altfranzösische Darstellungen sind hier nur zu LXXIV LXXVI LXXXIII anzuführen, darunter auch Schauspiele und Bildwerke (zu LXXXIV).

Altspanische Darstellungen finden sich zu LXXIII LXXIX LXXXI LXXXIV—V; sämmtlich von dem Benedictinermönch Gonzalo Berceo um Mitte des 13ten Jahrhunderts (1198—1268), unter seinen Legenden, in vierzeiligen auf denselben Reim ausgehenden Alexandriner-Stanzen mit weiblichem Einschnitt; in welchen Stanzen auch das früher dem zum Deutschen Kaiser erwählten König Alfons dem Weisen (st. 1284) zugeschriebene Rittergedicht von Alexander dem Grofsen verfafst ist;[1] also ganz wie gleichzeitig im Altfranzösischen, namentlich auch am Alexander, dieser Alexandriner erscheint, meist zwar in durchgereimten längeren Sätzen, aber auch in solchen vierzeiligen Stanzen, namentlich bei mehren hieher gehörigen Gedichten: nur wechselt in den Französischen Gedichten überwiegend der später alleinherrschende männliche Einschnitt, und ist der weibliche Einschnitt nicht so entschieden, durch welchen diese Stanze so nahe Uebereinstimmung mit unserer Heldenbuchstanze hat.

---

[1] Quellenverzeichnis 90, wo die Nachweisung aller gemeinsamen Stücke.

[2] Eine ähnliche Samml. volksmäſsiger Lat. Marienlegenden ist *Promptuarium discipuli de miraculis beate Marie virginis* in einer Mülhauser Pap.-Hds. des 15. Jahrh., nach den Beispielen 4. 8. 24. in F. Stephan N. Stofflieferungen für Deut. Gesch., Spr., Recht und Litt. II. 2 (Mülh. 1847), S. 123. — Die Mariensagen in Oesterreich, gesammelt und her. von J. P. Kaltenbach (Wien 1845) sind mir nicht zur Hand.

LXXIV. Marien Ritter.

Altfranz. Ged. bei Barbazan-Méon I, 82: *Du chevalier qui oit la messe, et Notre-Dame estoit pour lui au tournoiement.* 120 Zeilen. *Le tournoiement de la Ste Vierge* von Gautier de Loinsi s. *Roquefort glossaire Rom.* unter *Aorer.* Vgl. zu LXXXI. — Bruchstuck einer Papstchronik, worin die Geschichte des *Walterus de Bierbaco* (Bierbeke), während der Messe im Turnier siegt. *De Reiffenberg Annuaire la bibl. roy. à Bruxelles 1846.* Wolf Niederländ. Sagen 54 erwähnt zu demselben Abenteuer des Herrn Walter Persyn aus Holland um 1200 noch: *De Chronyck van Holland van den Klerk uit de lange landen (1354).* Leyden 1740. S. 102. *Oude Divisie Cronycke van Hollant* (Delft 1585.) Bl. 101; und *Seeterboom, de zoet stemmende Zwane van Waterland* (Amsterdam 1702) S. 2. — Mailath 44.

---

[1] L. A. Velasquez Gesch. der Spanischen Dichtkunst, übersetzt mit Anm. von J. A. Dieze (Göttingen 1769) S. 132. 148, wo mehre Stanzen. — Das Ganze, *Milagras de Nuestra Señora,* auch das Alexander-Gedicht, ist dann gedruckt in *T. A. Sanchez collection de poesias Castellanas anteriores al siglo* XV (Madrid 1775—82), welche G. Schubert zum Theil wiederholt (Altenburg 1804), und 1840 von Ochoa in Paris wiederherausgegeben ist. Vgl. Bouterwerks Gesch. der Span. Poesie (Göttingen 1804) S. 31. Gräfse's Litt. Gesch. II, 2. 1157. II, 3. 445. Den Alexander dichtete nach Sanchez, ein Juan Lopez de Segura, vermuthlich nach dem Französischen Alexander von einem Alexander, wovon der jedoch schon ältere Alexandriner benannt sein soll.

LXXV. Maria und die Mutter.

Sonst nicht bekannt. Mailath 51.

LXXVI. Maria und der Maler.

Altfranz. Ged. bei Meon *nouveau recueil II, 311.* Auszug bei Legrand V, 115.; Ausg. v. 1829. V, 86: *Du Sacristain.* Es ist ein Bildhauer, der über dem Kirchthore das jüngste Gericht darstellt. Steht auch im *Trésor de l'âme.*

LXXVII. Der Probst zu St. Gallen.

Kommt nicht weiter vor.

LXXVIII. Maria und die Hausfrau.

Ein andres Altdeutsches Gedicht von Ehrenfreund weisen die Nachträge nach. — Mailath 54.

LXXIX. Mariens Pfarrer.

Botho 9. Berceo 9. bei *Sanchez p. 298.* Eine kürzere Altdeutsche Darstellung geben die Nachträge.

LXXX. Maria und der Schüler.

Finde ich sonst nicht. — Mailath 63.

LXXXI. Marien Bräutigam.

Bothe 16. — **Altfranz.** Ged. bei Barbazan-Méon II. 420: *Du Varlet qui se maria a Notre Dame, dont ne volt qu'il habitast a autre. Par Gautier de Coinsi* (vgl. zu LXXIV), *religieux Benedictin de S. Médard de Soissons, ensuite prieur de Vi sur Aine, poete du 13e siécle.* 196 Zeilen. Verschieden von dem Marien-Bräutigam ebd. I. 347. — Vgl. F. Nork Festkalender (Stuttgart 1847) S. LII.

LXXXII. Maria und die Sündenwage.

Nur Altdeutsch vorhanden.

LXXXIII. Marien Ritter und der Teufel.

Altfranzösisches Gedicht bei Legrand V. 81: *Du bourgeois qui aima une dame.* Dabei Auszug einer ähnlichen Erzählung: *de l'Ermite qui renia sa foi pour une Sarasine.* Ausg. v. 1829. V. 61. ohne Urschrift. Diese gibt Jubinal I. 118. — *Caesar. Heisterbac. dial. mirac. dist. II, c. 12.* erzählt dieſs Wunder von einem Ritter zu Floreffe im Bisthume Lüttich, zu Ende des 12ten Jh.; Deutsch von Wolf Niederl. Sagen 637. Wird auch in der Altfranz. Erzählung von LXXXVI erwähnt. — Eine andere Altdeutsche Darstellung ist bei den Lesarten aufgeführt.

LXXXIV. Theophilus und der Teufel.

Ueber das Verhältnis dieser manigfaltig, auch auf der Bühne und in Bildwerken dargestellten katholischen Legende zur Faustsage, verweise ich auf meine Schrift über diese in Germania VI (1844), 209 und daraus einzeln gedruckt. Nachträge dazu in Germania VII (1848), 407. S. den Beschluſs dieses Buchs.

LXXXV. Ave Maria.

Altfranz. Ged. *Méon nouv. recueil II, 139.* Legrand V, 50: *Du moine qui fut sauvé par l'intercession de Notre Dame.* Dazu werden drei ähnliche *Miracles* ins Leben zurückgeführter sündiger Mönche erzählt, unter welchen das zweite mit dem Deutschen zunächst stimmt, weil der Mönch auch ertrinkt. — **Botho** 2. **Berceo** 2 bei *Sanchez* 201.

LXXXVI. Der Raubritter und sein Kämmerer.

J. Golein Franz. Uebers. von *Durante* (st. 1294) *rationale divinor. officior. 1372—74.* (gedr. 1503 durch A. Verard) mit mancherlei merkwürdigen Zusätzen. Auszug einer gleichzeitigen Pariser Hs. bei *P. Paris Mss. Franç. II, 67*, auch dieser Legende von einem **Deutschen** Ritter, der zur Buſse zu[illegible]apst Clemens nach Carpentras zog; worauf die[illegible]um Gedächtnis Ave Maria-Lauten zur Compl[illegible]hl, und die Geschichte in der Notre-Dame-K[illegible]n Avignon schriftlich bewahren lieſs: *Fu*[illegible]*n tablel.* Vgl. zu LXXXIII. — Ein ähnlicher un[illegible]r Diener ist der Bruder Rausch, als Koch [illegible]eutschen Klosters, nach Altdeutschem, Dä[illegible]d Englischem Volksbuche. Vgl. Luthers Wort darüber bei der Faustsage (zu LXXXIV).

LXXXVII. Thomas von Kandelberg und LXXXIX. Marien Rosenkranz.

Finde ich sonst nicht. **Mailath** 77.

LXXXVIII. Ave Maria.

Thom. Cantipr. bonum universale de apibus p. 290. erzählt von Josbert, einem Mönche des Klosters Doel, der 1186 starb, daſs er täglich die fünf mit den

Buchstaben MARIA anfangenden Pſalme sang, und aus deſsen Mund, Augen und Ohren fünf Rosen mit dem Anfang der fünf Pſalmen blühten. — M. Schottky erzählt in der Kölner Zeitung 1847, Nr. 328 aus der Bretagne: *Ave Maria* stand auf einer Lilie auf dem Grabe des frommen Hirten Salaun, welche zur Höhe einer Eiche wuchs im Walde von Folgont. — Mailath 48.

XC. *Felix im Paradiese.*

Die Verlockung erinnert an XVI Magelona: der singende Vogel ist hier aber ein Engel. — Allgemein sind die Sagen von dem unvermerkten Verflieſsen langer Zeiten, in Verbindung mit der Wiederkehr groſser Könige und Helden aus dem Zauberschlafe. Das Alterthum hat den Epimenides, das Christenthum die Siebenschläfer, das Morgenland Padmanaba (1001 Nacht) und Mahomet. In unserm Felix vollendet sich die Dichtung zum Ausdrucke des Spruches, daſs bei Gott tausend Jahre sind, wie ein Tag, die Gottseligkeit ewig ist.

Anhang.

Aus Jansen Enenkels Weltbuche.

Zum Quellenverzeichnis 57 — 68 ist schon das Nöthige beigebracht über diesen Wiener Dichter und Domherrn, über die Handschriften seines meist ungedruckten Werkes, und deren Verhältnis zu unseren eilf daraus genommenen Erzählungen, bei deren Lesarten auch die jedesmal verglichenen Urkunden aufgeführt sind. Ueber die der Heimat und allen Handschriften Enenkels gemäſse Schreibung und Aussprache seines Buches und deren Annäherung an das heutige Hochdeutsch ist in dem Vorbericht S. XXVI ff. das Nähere gesagt.

1. (XCI.) Achilles und Deidamia.

Aus der Trojanischen Geschichtssage, die abenteuerlichste Umdichtung, deren einzelne Züge manigfaltig anderweit vorkommen. Die ritterliche Darstellung des Trojanischen Krieges, wie unser Konrad von Würzburg u. a. ihn nach Dares Phrygius und Dictys Cretensis gedichtet, hat nichts davon. Die *Gesta Romanorum (c. 156)* erzählen die Entdeckung des weiblich verkleideten Achilles nach Ovid. Die Danae-Fabel, welche Enenkel mit Deidamia verbindet, findet sich auch schon in unserm Heldenliede von Hildegund zu Salneck (Thessalonich) und Hugdietrich, sowie in mancherlei anderen Mären. Die Verwandlung des jungfräulichen Achilles in einen Mann durch Anrufung des unerhörten Götzen Ratvan (Rath-Wahn?) erzählt Bonaventure des Periers *(nouv. 64)* in ähnlichem Zusammenhange, von einem Jünglinge, der als Nonne sich in ein Kloster einschlich und die schönsten Nonnen beschlief, nachdem der Klostergott dieses Wunder gewirkt hatte. — Von Einbildungen männlicher Schwangerschaft ist bei XXIV dem schwangern Mönch eine ganze Reihe ihm zunächst verwandter Erzählungen vorgeführt, auch mit dem Motiv der Umkehrung beider Geschlechter. — Die Vertauschung des Harns des kranken Vaters mit dem der schwangern Tochter in dem ihr zur Bewahrung gegebenen Harnglase, welche auch in jenen Erzählungen mitspielt, hat **Marie de France** unter ihren Fabeln,[1] nur, wie es scheint, etwas anständiger, aber weniger wahrscheinlich, in einen Aderlaſs verwandelt, welchen die Tochter, weil des Vaters Blut verschüttet ist, an sich selber vollziehen läſst, worin der Arzt aus Schalkheit die Schwangerschaft erkennt, und so wirklich entdeckt. — Aus solchen weitverbreiteten Bestandtheilen hat Enenkel diesen ausschweifend lustigen Schwank zusammengedichtet. — Bei der Münchner Pergamenthandschrift (Quellenverz. 60) ist Docens Abdruck dieses Stücks daraus, in den Miscell. II (1807), 160—70, und bei der Gleinker Handschrift (Quellenverz. 68) meine Ergänzung dieses Abdrucks im Grundr. 228—37, nachzutragen.

2. (XCII.) *Der Zauberer Virgilius.*

Die zumeist um Virgils Grabmal am Posilippo, vor seiner Durchfahrt des Berges, heimischen Zaubersagen, habe ich schon 1816—17 in den Briefen dorther zusammengestellt,[1] und dann 1825 mit anderen Nachträgen, auch das Volksbuch vom Zauberer Virgilius aus dem Niederländischen verdeutscht.[2] Andere haben später wie früher, davon gehandelt.[3]

---

[1] Legrand IV, 387: *Du medecin et de la fille enceinte.* Die Ausg. von 1829 IV, 373 hat nicht die Urschrift, welche ich auch in Roqueforts Ausgabe der *Poesies de Marie de France* (1820) vermisse.

Das hohe Ansehen Virgils, nicht nur in der heidnischen Römerwelt, sondern auch durch das ganze Lateinisch-Christliche Mittelalter,[4] zumal in seinem

[1] Briefe in die Heimat II, 30. III, 118. 160. 184—94. IV, 118—20.

[2] Erzählungen und Märchen I, 153—205. Vgl. Germania VII, 508.

[3] M. J. Schmidt Gesch. der Deut. III. *Mélanges tirées d'une grande bibl. E.* 181—85. *Beloe anecd.* I, 419 ff. *Legrand* I, 238—39 (in Renouards Ausg. 1829. I, 367—68; Zusatz von *R.*) und *Extr. des mss.* V, 251—53. Görres D. Volksb. (1807) 225, und vor Lohengrin (1813) XXXV—VI. Rec. von Görres Vb. in Hall. L. Z. 1808, Nr. 151, und von Docen in Jen. L. Z. 1810, Nr. 110. Dobeneck des D. M. A. Volksgl. (1815) I, 188—96. Nyerup Dän. Volksb. (1816) 203. *Dunlop hist. of fict.* II, 130. Thoms vor s. Abdr. des Altengl. Volksbuchs (1818) II. Spaziers Uebers. (1830) XIII—XXIII. 75—92. 287 bis 94. V. Schmidt: Beitr. (1818) 117—31; zu seiner Uebers. des Straparola (1817) 279; und zur *Discipl. cler.* 91. Genthe Virgil als Zauberer in der Volkssage, in s. Uebers. der Eklogen (1830) 58—97. Fr. Michel *Eustache le moine* (Paris 1834) 86. Le Roux de Lincy *cabinet de lecture* 1835, 20 Oct. Loiseleur 150—54. *Siebenhar de fabulis quae med. aet. de Virg. circumferebantur* (Berlin 1837. 4 Schulschrift). Van den Bergh *de Nederlandsche volksromans* (Amst. 1837) 84—89. Mone Niederl. Volkslitt. (1838). Keller vor *Sept sages* CCIII—XIV u. vor dem Buheler (1841) 57—59. Gräſse Lit. Gesch. II, 926 bis 28. Ideler Franz. Nat.-Lit. (1841) 40—41. San Marte (A. Schulz) zu seiner Erneuung Eschenbachs (1841) I, 622. 635. *Lacroix zu den chroniques de Jean d'Auton* I, 321. *De Reiffenberg zu Mouskes* Reimchronik I, CLXXXI. II, VI ff. *F. Marmier études sur Goethe* 58 ff. *Lebas Allemagne* I, 301 ff. *Ed. du Méril hist. de la poésie Scandinave* 332. — Außerdem: *Bayle* und andere Geschichtswörterbücher; und Ausleger Dante's, wie H. Abeken Beitr. zur Kenntnis Dante's 199 ff., Blanc über die beiden ersten Gesänge der Hölle. — Italienische Miscellen III, 150—54.

[4] Vgl. Bd. I, S. XCV.

Vaterlande; die Deutung einer seiner Eklogen als Verkündigung des Christenthums; sein Himmel und Erde umfaſsendes Heldengedicht, als Uebergang des Antiken zum Romantischen; der Gebrauch desselben zum Loosen, wie im Heidenthum, auch neben der Bibel; die mystische Deutung seines Namens; Verbindung desselben mit Italienischen Wundern der Kunst und Natur: alles das bewirkte nicht nur, daſs Dante diesen fast mythischen Virgil, dessen erustes klassisches Gedicht ihm als *tragedia* zu seiner *divina commedia* galt, zum Führer durch die Hölle gebrauchte, sondern daſs er auch zum heidnischen Schwarzkünstler und Zauberer mythisirt ward (wobei vielleicht seine *Pharmaceutria* mitwirkte), wie vor und nach ihm so viele Dichter, Weltweise, Naturkundige, ja sogar Päpste.[1] Er gehört also zu den Vorläufern des mit dem Teufel verbündeten Faust, jedoch als Heide weniger schuldig, denn der katholische LXXXIV Theophilus. — Die einzelnen Sagen von ihm in den drei Landschaften Italiens, denen er besonders angehört, haben verschiedene eigenthümliche Färbung und Bedeutung: sie sind idyllisch-ländlich in seiner eigentlichen Heimat um Mantua; gewaltig, heroisch in der weltherrschenden Roma, die sein Epos verherrlichte für den mit ihm mythisch gewordenen Kaiser Octavian; endlich, zauberisch, feenhaft in der wundervollen sirenischen Parthenope, in deren Schooſs er noch ruht.

Einzelne und mehre seiner wunderbaren Thaten und Werke erwähnen, meist von Italien her, im 13ten Jahrhundert, Arnold von Lübek, die beiden Engländer

---

[1] Wie II Aristoteles. (Br. in die Heimat III, 170), Plato, Apollonius von Tyana, Horaz, Gerbert (Papst Sylvester), Abälard, Albertus Magnus, Klingsor, Cornelius Agrippa, Theophrast Paracelsus u. a. *G. Naudé l'apologie pour les grands hommes soupçonnés de magie* (Amst. 1712). Görres 213—26. — Dante selber war als Höllenwanderer verrufen, und Petrarca wurde sogar wegen seiner Vorliebe Virgils beim Papst angeschwärzt.

Gervasius von Tilbury, und **Alexander Neckam** (bei Walter Burley im 14ten Jahrhundert). **Helinandus** (bei dem gleichzeitigen **Vincenz von Beauvais**) die abendländischen sieben weisen Meister, die *Gesta Romanorum* (auſserdem, daſs jene in diese aufgenommen),[1] und unsere alten Dichter, Eschenbach, die Singer auf Wartburg, die Dichter des Lohengrin, des jüngern Titurel und Reinfried von Braunschweig, der Marner, Rumeland, Boppo und Frauenlob, eben Enenkel, Walther von Metz in seinem Französischen Weltgedicht, eine Lateinische und Altdeutsche Erzählung in Prosa, ein Französisches Klagelied[2] auf König Eduard I von England (st. 1307), die Englischen Dichter Gower (st. 1402) und Marlow (in seinem Faust 1604), dann die Italienischen Geschichtsbücher, Bonamente, Aliprando's Chronik von Mantua (in Terzinen, anfangs des 15ten Jahrhunderts), und Giovanni Rumbo's, genannt Villani, (st. 1311) Chronik von Parthenope (Neapel, das Virgil gründete), sowie die schon im 13ten Jahrhundert vorhandene Lateinische Beschreibung der Wunderwerke Roms, für Wallfahrer und Reisende, die öfter übersetzt, und so auch Deutsch in Rom selber gedruckt ist.[3]

Ein hiezu gehöriges Stück steht sogar schon in der Wessobrunner Handschrift des achten Jahrhunderts, welche das Deutsche Allitterationsgebet enthält, und beschreibt das für die Römische Weltherrschaft und deren Umsturz so bedeutsame Zauberbildwerk auf dem Capitol (die *Salvatio Romae*), zwar ohne Virgils Namen, wie beim Marner (Minnesinger IV, 525). Die Bilder all der Rom unterworfenen Völker, deren Abfall sie durch Hinweisung und Glockengeläut anzeigen, sind geschichtlich wol die Götterbilder dieser Völker, welche durch die Aufnahme ins Pantheon fest an Rom gebunden wurden: wie annoch diesen allein aus dem Heidenthum völlig stehn gebliebenen Tempel alle Heiligen bewohnen (denen es, laut des Kaiserbuchs, schon 618 Bonifaz IV weihte), und die katholische Welt mit Rom verbinden. Im Pantheon weiſs auch der Englische Dichter Lydgate (st. n. 1446) diese Wunderbilder, mit Berufung auf einen Fulgens, womit wahrscheinlich Fulgentius (st. 533) gemeint ist, dessen *Virgiliana continentia* zwar schon den Virgil wundersam erscheinen, sein Heldengedicht allegorisiren, und auf Zauberkräfte hinweisen laſst, jedoch nichts von diesem, noch von seinen übrigen Werken enthält, wie dergleichen schon Donatus (um 500) in Virgils Leben berührt. Dem Virgil wurde aber, schon laut Vincenz von Beauvais dieſs Zauberwerk für den Kaiser Octavian beigelegt, namentlich in der Lateinischen Uebersetzung der sieben weisen Meister von Dom Jehans, Mönch der Abtei Haute-Selve, und in den daraus hervorgegangenen Abendländischen Volksbüchern, auch in den Englischen und Deutschen; wie in dem folgenden Volksbuche vom Zauberer Virgil: sämmtlich auch darin stimmend, daſs die durch List der Feinde Roms gereizte Goldgier des Herrschers dieses Heil untergrub und umstürzte. Das Altenglische Gedicht, wie das Altfranzösische der 7 weisen Meister, welches A. Keller herausgegeben, setzt anstatt des Standbilderthurms eine hohe Säule mit einem Spiegel, welcher nicht nur die äuſseren Feinde Roms, sondern auch die inneren Verbrechen der Stadt anzeigte. Ich habe schon 1816—17 in Rom wahrgenommen, daſs hier das am Fuſse des Kapitols und der Kaiserpaläste gestandene Septizonium, mit 7 Säulenstellungen übereinander in Bezug auf die 7 Planetengötter, gemeint sei, welches, von Septimius Severus erbaut, die Schule Virgils hieſs (wie noch altes Gemäuer bei Neapel); ganz entsprechend dem ebenfalls auf sieben Säulenstellungen stehenden Spiegel des Priesters Johann in Indien, wohin der heilige Gral heimgekehrt war; welcher Spiegel ebenfalls beides offenbarte. Wobei zu bemerken, daſs sich sonst im Schatze von St. Denys ein *Miroir de Virgile*, von geheimer chemischer Composition befand.[1] Die *Gesta Romanorum* verkürzen dieſs alles gleichsam in einen Sitten- und Zuchtspiegel, in ein Erzbild Virgils für Kaiser Titus, welches alle geheimen Verbrechen Roms anzeigte. Wol nicht als Quelle, nur als auf jenen Sagen beruhend ist, was der Reisende Jude Benjamin von Tudela (1173) Anderen nacherzählt von Alexanders des Groſsen Leuchtthurm zu Alexandrien, auf welchem ein Spiegel alle kommenden Schiffe 500 Parasangen weit anzeigte, und den ein Griechischer Schiffshauptmann durch List zerbrach. Das Virgilische Spiegelwerk ist wol die in der Altdeutschen Beschreibung der Wunder Roms genannte Spiegelburg, neben dem weiterhin vorkommenden Chriemhilden-Stein Virgils,[2] und noch heiſst ein Haus rechts am nördlichen Aufgange des Capitols der Spiegelthurm.[3]

---

[1] Die Stellen gibt Dobeneck 188 – 96, vervollständigt Schmidt, 131 – 37. Nachweisung derselben, sowie der meisten folgenden bei Keller CCVI. Die das Korbabenteuer betreffenden Stellen folgen unten. Die Lateinische Erzählung einer Lond. Hds. erwähnt Th. Wright *political songs of England* (Lond. 1839) S. 388; die Deutsche steht, aus einer Leipz. Hds. in W. Haupts und H. Hoffmanns Altdeut. Bl. I, 134.

[2] Bei Wright S. 245. Das folgende bei Schmidt 137.

[3] Hieran reihen sich die neueren Reisebücher von Mabillon, Volkmann, F. Förster, Fleck, Gaudi u. a.

Dieses Werk Virgils fehlt in der Französischen Umdichtung der sieben weisen Meister von Herbers, im 13. Jahrhundert, der alle Erzählungen der Königin weglieſs. Diese ist eine Schwestertochter des Kaisers Augustus, und ihr Gemal Dolopathos König von Sicilien: welches, Neapel mitbefaſsend, auch der Schauplatz der Geschichte Klingsors ist, der, Virgils Neffe, und durch Zauberei, List und Liebe ihm ähnlich, auch manigfach mit ihm vermischt ist. Virgil ist hier der Lehrer des Königssohns Lucinien und der weiſeste der sieben weisen Meister.

---

[1] Darüber ein Mém. der *Acad. des sciences* von *Fougeroux de Bondaroy*.

[2] Germania VII, 239, wo Maſsmann es für das Kolosseum erklärt. Die ebd. 240 aus einer andern Hds. genannte *Spiegelbruck* meint daſselbe.

[3] *Tor' de' Specchj*. Keller zum Büheler 59.

Eine Stuttgarter Lateinische Pergamenthandschrift der Wunder Roms erwähnt den *Mons Juvenalis*, wo Virgil gefangen, unsichtbar nach Neapel entfloh.[1]

Zu seinen übrigen Zaubereien in Rom und Neapel erwähne ich hier nur noch der »Abenteuerbrücke« im jüngeren Titurel, welche Klingsor beim groſsen Tafelrundefest auf Florischanz über den Sibra-Strom erscheinen und auf ähnliche Weise wirken läſst, wie der Wundermantel und das Wunderhorn (zu LXVIII), indem nur tugendhafte Männer und Frauen, ohne zu straucheln oder gar ins Waſser zu stürzen, hinüber reiten,[2] ähnlich der Lügenbrücke in Gellerts Fabel. Hans Sachs, der auch dieſs Abenteuer von »König Artus mit der Ehebrecherbrücke« erzählt, läſst die Brücke über das breite Waſser Ramesis (wol Themse), um des Königs Verdacht gegen die Königin zu beseitigen,[3] durch den Hofzauberer Virgil erbauen, der so zugleich Merlins Stelle vertritt. Wenn Hans Sachs hier anderer, wol Lateinischer Ueberlieferung folgte, so reimt er auch aus heimischer Nähe einen ähnlichen Schwank von dem Pfarrer zu Poppenreut bei Nürnberg, der von der Kanzel einen ihm von einem Engel gesegneten

---

[1] Ebendaselbst 88.

[2] Vgl. meinen Auszug des Titurel zu den Heldenbildern (Breslau 1821—23) Th. 3. unter Parzival.

[3] I, 347. am 9. Jan. 1530. Erneut von Büsching „Erzählungen" u. s. w. (Breslau 1814) S. 510—17. Auszug von V. Schmidt Beitr. 139—41.

Bengel zuckte, einen Ehebrecher zu treffen, worauf Alle sich bückten.[1] Die Vermischung Virgils mit seinem Neffen Klingsor hinsichts der Wunderbrücke machte sich um so leichter, als zu Virgils Feenschloſs auch eine solche Zauber- und Luftbrücke führte.

Dieser und einiger anderer Werke Virgils gedenkt auch schon der selber als Zauberer verrufene Theophrastus Paracelsus (lebte von 1493—1541); dergleichen auch Thersander im »Schauplatz viel ungereimter Meinungen;« und Pauli's »Schimpf und Ernst« (1563) erwähnt sein Steinbild in Rom, dessen Mund den Meineidigen die Hand abbiſs,[2] wie noch von dem groſsen Marmorgesicht *la bocca della verità*, der Vorhalle von Maria in Cosmedin beim Capitol, zugleich als Keuschheitsprobe, erzählt und geglaubt wird.[3] In dem Volksbuche von Virgil ist es eine eherne Schlange, wie in dem zu XLI gedachten Märchen Straparola's, und reinigt sich eine schuldige Frau ganz ebenso.

Dieses Prosa-Volksbuch vom Zauberer Virgil hat sich auffallend nicht in der Italienischen Heimat fast aller Sagen von ihm gebildet. Es erscheint zuerst Französisch, ist wol nicht viel älter, als der Druck, und etwa für denselben lose zusammengeschrieben. So erschien es im 16ten Jahrhundert in Paris zweimal o. J. bei Trepperel in 4, bei Nyverd in 8 oder 16;[4] ebenso in Lyon o. J. (um 1520—1530) bei Chaussard 4; dann wieder in Paris 1831, und wol öfter. —

---

[1] Von Büsching in Prosa ebd. 235—37.

[2] Die Stellen bei Schmidt 139. 141—42.

[3] Briefe in die Heimat III, 106—120.

[4] Beide und die folgenden bei Ebert. Die zweite auch bei Legrand *Extr. des mss.* V. 255. Nach *Metang.* und *Michel* (*Eustache le moine. Par.* 1843. *p.* 86) in 16. Gräſse führt zwei Pariser Ausg. o. J. in 8 auf, so wie die folgende. In dem Verzeichnis der Volksbücher bei der Witwe Nicolas Oudot, vor Le Roux de Lincy's *nouv. bibl. bleue* (Par. 1843) p. XLVI steht Virgil nicht.

Hieraus, mit einigen Aenderungen, Englisch: London, im 16. Jahrh., nur Ein unvollständiger Abdruck, im Britischen Museum, übrig; dann in Antwerpen (*Anwarp*) bei Jean Doesborke o. J. (um 1530) 4.[1] Die letzte Ausgabe wiederholte E. V. Utterson in London 1812 nur in 50 Abdrücken, worauf W. J. Thoms sie in seiner Samml. Altengl. Volksbücher (Lond. 1828) I, 93 bis 140) nochmals abdrucken lieſs. Mit dieser Samml. verdeutscht von R. O. Spazier (Braunschweig 1830) Bd. 1 (mehr ist nicht erschienen) S. 287 — 94. Auszug gibt Dunlop (II, 155) und Genthe (82). — Weiter ins Holländische: Amsterdam o. J. 4. Ebenda bei H. S. Müller 1552. 4, und öfter o. J. Aus einem solchen neuen Abdruck habe ich das Volksbuch verdeutscht. Nach der Ausg. von 1552 ist der Auszug von Görres (225 bis 29). — Endlich, aus dem Holländischen,[2] ward 1676 die Isländische Virgilius-Saga übersetzt, welche noch ungedruckt unter den Magnäischen Handschriften in Kopenhagen ist.[3] — Das neueste Deutsche Volksbuch, von O. L. B. Wolf, als Fortsetzung von O. Marbachs Samml. Nr. 48.

Gleichzeitig mit dem Französischen Virgilsbuch, und auch wol in Berührung damit, erschien Walthers von Metz 1245 — 47 gereimtes Weltbuch, *Mappemonde* oder *Image du monde* in prosaischer Bearbeitung als Weltspiegel, *Miroir du monde*, gedruckt, und darnach Englisch durch Caxton. Darin ist ein groſser Theil, auch Eigenes, der Geschichte und Werke Virgils enthalten, der, zwar klein und buckelig (wie Aesop), doch zu den bedeutendsten Weisen, Plato, Aristoteles, Boethius der vierte berühmteste ist.[1] Ebenso steht in der Pergamenthandschrift eines Deutschen gereimten Loosbuches des 14ten Jahrhunderts gleich vorn mit *Katho*, *Aristotilis*, *Plato*, als vierter auf Einem Blatte *Virgilius*, gut gemalt, in antiker Tracht mit spitzigem gelbem Hut,[2] in der Rechten ein Spruchband: *wildu wis sagen das soltu den pphetten fragen.*[3] Im erwähnten Dolopathos von dem mit Walther gleichzeitigen Herbers, wo Virgil noch über den sieben weisen Meistern steht, wird schon die Geschichte erzählt, welche dem Judenhandel in Shakspeare's Kaufmann von Venedig zum Grunde liegt,[4] und auch in die *Gesta Romanorum*, in ein Altd. Ged., sowie in einen Meistergesang überging,[5] und nur in den *Gesta Rom.*, und zwar nur in der Altenglischen Uebersetzung, ist Virgil auch der »weise Meister der natürlichen Kunst«, welcher, in der eigenthümlichen Gestalt dieser Dichtung, den Zauberschlaf, wodurch (anstatt der Räthselkästchen: vgl. zu LXIII) die Schöne ihre Bewerber abweist, zu ihrer Gewinnung auflöst.

---

[1] Die erste bei *J. H. Weber metr. rom.* III, 368. Beide bei *R.* (Renouard) zu s. Ausg. 1829 von Legrand I, 367; der auch einen der 50 Abdrücke von Utterson erhielt. Die zweite Ausg. bei Ebert, Thoms, Dunlop und Gräſse.

[2] Van den Bergh S. 84 — 89. Mone Niederl. V. Lit. Gräſse führt nach dem Holländischen den Deutschen Virgilius auf: „Dies Buch handelt (u. s. w.) Antwerpen Doesborke *s. a.* 4. und abgedr. bei Thoms *p.* 93 — 104." als wenn dieses Buch dort erschienen wäre, wie das Englische, und als wenn Thoms das Deutsche wiederholt hätte. Er schreibt nur den Titel von Spaziers Verdeutschung aus Thoms Abdruck des Engl. ab, welche beide er bei diesem nicht angibt.

[3] *Halfdan Einarsson hist. litt. Isl.* 102. Nyerup Dän. Volksb. (1816) S. 203. P. E Müller Sagabibl. Bd. 3 (1820). S. 484.

---

[1] Vgl. den Auszug, nach Legrand in den *Extr. des mss.*, zu den Minnesingern IV, 246.

[2] Wie Marner und der Jude Süſskind in der Manessischen Bilder-Handschrift, Minnes. IV, 325. 537, und sonst jeder Jude der Nürnberg betrat.

[3] Heidelberger Hds. 7. Fol. Die folgenden Seiten füllen, ebenso gemalt, David und die Propheten, gemischt mit manchem seltsamen Namen (wie *Welle*, *Morel*, *Fundlin*), ihrer 32.

[4] Le Roux de Lincy bei Loiseleur 130.

[5] Lateinisch enthält sie nur eine alte Londoner Hds. c. 48, bei Tyrhwitt und vielleicht eine andre bei Douce zum Shakspeare. Vgl. Simrock Quellen Shakspeare's III, 185. 197. Altenglisch in Swan's Ausg. Aus dem Altdeutschen Drucke von 1538 wiederholt diese Erzählung Eschenburg zum Kaufmann von Venedig. — Das Altd. Gedicht in Veesemeyers Hds. nennt den Virgil auch nicht. — Der Meistergesang, dessen Druck von 1493 Docen, in unserm Altdeut. Museum II, 279 ausgezogen, spielt die Sage zu Karl d. Gr. (XC) hinüber.

Ein Gegenstück hiezu bietet nun Virgils eigenes schmähliches, durch seine Kunst nicht gemeistertes Korb-Abenteuer, welches unser Enenkel erzählt, und mit ihm Gleichzeitige, sowie alle Volksbücher und spätere Erzählungen, Volkslieder, und auch alte Bildwerke es manigfaltig darstellen.

Schon Walther von Metz hat dieses Abenteuer von der feuerzündenden Kaiserstochter in Rom, in der nothwendig scheinenden Verbindung mit dem Weisen im Korbe.

Indessen erzählt ein Französisches Gedicht des 13. Jahrhunderts das letzte in ganz anderm Zusammenhang, und zwar vom Hippokrates:[1] Dieser, nach Rom kommend, heilt den Neffen des Augustus von tödtlichem Siechthum, und ihm wird dafür ein göttergleiches Standbild errichtet. Eine in Rom wohnende vornehme und schöne Gallierin spottet dieser Verehrung, reizt den Meister zur Verliebtheit, und so muſs er im Korb an ihrem Thurme hangen, bis abends der Kaiser von der Jagd heimkehrend ihn so erblickt und befreit. Es war um so schmählicher, als in Rom solches Aufhängen im Korbe die Strafe für nicht Hauptverbrechen war (*corbeille du jugé*). Augustus wollte sogleich strenge rächen: als er jedoch den Zusammenhang vernahm, blieb es beim Belachen des »Affenteuers«, (wie Fischart sagt). — Legrand bemerkt, daſs ein Arzt Musa den Augustus selber geheilt und dafür ein

---

[1] Legrand I, 232: *Hippocrate*. In Renouards A. (1829) I, 288, mit dem schon erwähnten Zusatz (*p. 36 z.*), dem auch die Urschrift beigefügt sein sollte. Deut. Uebers. II, 12.

Standbild neben Aesculap erhalten habe. So wäre dieſs auf den 400 Jahre ältern und berühmtern Hippokrates übertragen. Legrand berührt dabei die weitere Uebertragung auf Virgil; daſselbe Abenteuer in einer Handschrift des Prosaromans vom Lanzelot,[1] und ein ähnliches in Gueulette's Tatarischen Märchen,[2] wo ein Arzt, vom Vater seiner Bulin überrascht, verleitet wird, aus dem Fenster sich hinabzulaſsen, aber in ein ausgespanntes Netz fällt, worin er zum allgemeinen Gespötte hangen bleibt. Legrand bezieht, sowie Renouard, die Bildwerke auf den ältern *Lai d'Hippocrate.* —

In der Geschichte Musa's fehlt jedoch der Korb ganz, wie im *fabliau* die Rache ausdrücklich Spaſs versteht. Diese Rache ist jedoch glühend mit der Korbpilori Virgils verbunden in allen übrigen, wenigstens eben so alten Darstellungen und Anspielungen, auch Französischen. Legrand führt (später) zum Bericht in Walthers Weltspiegel solche Zeugnisse an, im *Renard contrefait 1341* und bei *Martin le Franc champion des dames* des 15. Jahrhunderts. — In Spanien war dem Juan Ruiz, Erzpriester von Hita, um 1313 dieses Abenteuer Virgils bekannt.[3]

Bei uns zeugen dafür im 13ten Jahrhundert schon: der Dichter des Reinfried von Braunschweig (dessen Geliebte Else hieſs), indem er sagt: Yrkane war nicht so arglistig, wie *Dú schöne Athanata ze Rome tet, Do si den künsterichen het Virgilium erhangen;*[4] wo der sonst unerhörte Name Athanata noch auf eigene Sagenbildung deutet. Meister Rumeland nennt ihn mit Plato, Aristoteles, Hippokrates als Kunst-Mächtigen.[1] Boppo will lieber die Huld seiner Geliebten, als die Herrlichkeiten vieler berühmter Männer von Adam her, darunter auch: *Wære ich als Aristotiles, Unt künde [kunst], als Virgilius, zouberie,* und meint damit auch dieses Abenteuer, wo Virgil, wie alle übrigen Genannten, von der Minne bezwungen ward.[2] Das bewährt sich durch Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, der ausdrücklich meist dieselben Namen in solchem Sinne zusammengestellt, die von Frauen betrogen, verderbt wurden: *Virgilius wart betrogen mit valschen sitten; Olofern wart versnitten; Do wart ouch Aristoteles von einem wibe geritten.* Der Schluſs bewährt den Namen Frauenlob: drum ertrage er auch die Launen seiner Geliebten.[3] Wie Frauenlob dieſs in seinem langen Ton gedichtet, so hat in demselben ein späterer Meistergesang Virgils Abenteuer gereimt,[4] in drei Gesätzen, anfangend: *Her Vilius von Astronomey ze schule gie.* Die Verspottung im Korbe, und die Rache mit dem Feuerzünden an der *krinne (: brinne)* des Fräuleins.

---

[1] Auch in dem alten Drucke.

[2] 1001 *quart d'heure.*

[3] In einer *Copla* seines allegorischen Gedichts in vierzeilig-einreimigen Alexandriner-Stanzen. Vgl. Velasquez Gesch. der Span. Dichtk., übersetzt von J. A. Dieze (Göttingen 1769) S. 134 ff.

[4] Aus der einzigen Gothaer Perg. Hds. von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810, Nr. 110. Eine Abbildung des Anfanges der

Dieſs stimmt überein mit der Lateinischen schon

Hds. gibt *D. E. Baring clav. dipl.* (Hannov. 1754. 4) Taf. 15. Im Grundr. 185 ist die Angabe Tiecks und was sonst dort vom Herzog Leopold von Oesterreich vorkömmt, zu S. 316 (unserm VIII) gehörig.

[1] Minnesinger III, 55. IV, 676.

[2] Minnesinger III, 281. IV, 697.

[3] Minnesinger III, 355. IV, 734. Aus der Heidelberger Hds. steht dieses Gedicht schon bei Adelung II, 314. Aus der Würzburger gibt es W. Wackernagel, Altd. Hds. der Basler Univ.-Bibl. (1836. 4) S. 52, neben einer jüngern Basler Hds. Vgl. noch Dürings ähnl. Ged. Minnes. IV, 319.

[4] Heidelberger Pap. Hds. 392. Bl. 96. 97. Die Töneverzeichnisse dieser Hds. bei Adelung und Wilken sind unvollständig.

im 13ten Jahrhundert, und theilweise, wie wir gesehen, noch früher vorhandenen Beschreibung der Wunder Roms, wie mit unserm gleichzeitigen Enenkel. In der Altdeutschen Uebertragung derselben[1] wird nur kurz der Rundbau (*sibel = sinwel, gemeur*) neben der Spiegelburg angeführt, wo die Jungfrau gestanden, an deren »Scham« ganz Rom sich Feuer zünden muste. Ein andrer Bericht läſst umgekehrt den Virgil erst alles Feuer in Rom auslöschen:[2] ohne Grund, und widersprechend der Sage, daſs er den Römern ein immer brennendes Feuer,[3] neben beständigem Springbrunnen, machte, sowie eine ewige Lampe (im Volksbuch): lauter wolthätige Dinge, wie Virgil meist schuf, und die den Römern noch zu gönnen wären, nachdem sie, bis auf die Springbrunnen (durch die groſsartigen Waſserleitungen) verschwunden, wie die *Salvatio Romae*. Die rächende Jungfrau wird eine Tochter des Julius Cäsar genannt. Der Bericht von den 7 Hauptkirchen und Ablaſsen Roms, in einer Deutschen Handschrift von 1448, nennt dagegen Cryenhild, die auf dem *stainstock* an der Spiegelbruck (Spiegelbrug) geseſsen, als alle Römer an ihr Feuer zünden musten, *als die histori vſs weyst von Virgilio dem Zauber(er) vnd von Crenhilt*. Dieser Deutsche Zusatz gehört jener Zeit an, wo Chriemhild nicht mehr aus den Nibelungen, kaum aus anderen Stücken des Heldenbuchs, wie später durch den Druck des Rosengartens zu Worms, bekannt, nur als böse, Unheil stiftende Zauberin verrufen war; sowie auch wol die häufigen alten sagenhaften Ortsnamen Chriemhilden-Stein (auch -Berg, -Spiel, -Graben) hier mitwirkten.[4] Die Historie vom Zauberer Virgil meint nicht etwa das damals nicht Deutsch vorhandene Volksbuch, noch weniger ein solches, worin Chrienhild mit ihm vorkäme, sondern irgend ein allgemeines Geschichtbuch, wie schon Enenkel, dann Königshofen [1] u. a.

---

[1] Bl. 37^a. Von Maſsmann in Germania VII (1846), 239 mitgetheilt.

[2] Briefe in die Heimat IV, 118. — Gehört hieher das Feuerversagen, und Lichtzünden im Römischen Carneval?

[3] Laut Gervasius und der 7 w. M.

[4] Zu dieser Stelle aus dem Münchner *Cod. Germ.* 736.

Wie das Altfranzösische Gedicht von Hippokrates im Korbe, beschränkt auch die jüngste Gestaltung im Deutschen Volksliede sich auf dieses Abenteuer. Es ist ein fliegendes Blatt des 15-16ten Jahrhunderts, und Spottlied auf einen Schreiber Heinrich Konrad, der um eine Jungfrau des Hauses »am Markte« bult, und von ihr nachts im Korbe bis ans Dach emporgezogen, aber schmählich fallen gelaſsen wird, sodaſs ihm angstvoll etwas entfäh ..[2] Das neue Lied, überschrieben »Ain Lied von Kuntz dem schreyber,« nach der vielleicht beigedruckten Sangweise, hat den Kehrreim »Hainrice Kunrade der schreiber ym korb,« und sagt, der Schreiber gäbe einen Gulden drum, daſs man das Lied nicht mehr sünge; und der Singer, »ain gut gesell,« räth dem Schreiber, zu Schulen zu gehn, anstatt zu bulen.[3] — So hat wol eine Stadtgeschichte

---

Bl. 27 gibt Maſsmann die Nachweise in Germania VII, 218. 240, neben Brunhildenstein, = Bette.

[1] Schilters Ausg. S. 62: *der grosse meyster Virgilius, den die leigen nennen Filius.* So im obigen Meistergesang, und in der Basler Handschrift von Frauenlobs Gedicht gar *Filias* (:*was*), und in dem voranstehenden Gesätz *Filigus*, wo Frauenlob auch sein Luftſchloſs für die treulose Geliebte erwähnt: *Her Filigus zuo ir Erbuwet schier Ein hus hoch in die lüfften ir, Dar inn siu pflag der falschen minne gir.* Dieses und das dritte Gesätz sind in den Minnesingern nachzutragen.

[2] Was ein Freier in ein ihm ins Gastzimmer gestellten Korb that.

[3] Aus einer Sammlung einzelner Fol. Blätter, mit Holzschnitten, zum Theil auch mit Sangweisen, im 15—16. Jahrhundert gedruckt, einige mit Jahrzahl am Rande: mitgetheilt von G. Leon zu Wien, in Bragur VII (1802), 2, 93. Vgl. VI (1798), 2, 70. Aufgenommen in Uhlands Sammlung 288.

den alten Schwank zum Theil wiederholt; um so eher, als dieses Stück desselben, und der darin die Hauptrolle spielende Korb in Sage, Sprichwort und Rechtspflege manigfach lebendig waren. Die letzte betreffend, so geht Legrand über den *corbeille du juge* des Hippokrates spöttisch hinweg. Wenn dieser Korb wol nicht Römisches Recht war, so war er doch Ketzerfolter und Deutsches Volksrecht: die Gartendiebe wurden in einen über dem Waſser hangenden Korb gesperrt, und musten »durch den Korb springen« ins Waſser; das hieſs der »Schandkorb, Korbpranger, Schnelle,« wie der *cucking-stool* ein solcher Korb war, worin man böse Weiber (*cuc-quean*) ins Waſser tauchte. Und daran werden die noch gangbaren Freitesprichwörter »durch den Korb fallen, einen Korb bekommen, geben,« hergeleitet;[1] wol näher, als von dem alten Schwank, der freilich auch dazu gehört, sowie ein Minnedieb auch wol als Gartendieb bestraft werden konnte. Das Fallenlaſsen in unserm Liede stimmt zu dieser Strafe: während das Hangenlaſsen als Schandaustellung, dergleichen früher auch in (drehbaren) Käfigen (wie noch einer am Breslauer Rathhaus steht) prangten, durch die Bloſsstellung der Jungfrau ungeheuer überboten ward.

Sonst dient der Korb auch zu lieblichen Abenteuern, das Bild zu den Liedern des Herrn Kristan von Hamle in der Manessischen Handschrift stellt ihn dar,[2] wie er von der Geliebten im Korbe auf die Burg emporgewunden wird (wie Ulrich von Liechtenstein[3] zwar ohne

---

[1] Von Frisch. Vgl. die Wörterbücher von Schilter-Scherz-Oberlin, Johnson von Adelung. In Kahla bestand eine solche Einrichtung, und Tschudi beschreibt in s. Schweizergesch. zu 1225 dergleichen Brauch. — „Hahn im Korbe“ kommt vom Hühnerkorb. Vgl. zu XLI (S. XL).

[2] Abgebildet in den Berliner Akademie-Schriften 1846, zur Schwanensage Taf. II.

[3] Minnesinger IV, 359

Korb); Flor wird im Blumenkorbe verhüllt zu Blanscheflor auf den Thurm gezogen; und der Zauberkorb in 1001 Nacht [1] erhebt in ein Feenland zu der Wunderschönen, deren Bild, als sie durch den Korb ihn wieder wegführen läſst, ihm alles Andre verdunkelt. — Ein burleskes Widerspiel zu diesem Wunderkorb ist der spukende Korb in LV Irregang und Girregar.

Dem schmachvollen Korbe der Liebesgeschichte Virgils entspricht, zwar ohne Korb, eine Novelle **Boccaccio's** (VIII, 7): In Florenz läſst die schöne Witwe Elena einen Schüler (Studenten) Rinieri, der aus Paris heim kommt, eine Nacht im Schnee stehn, während sie einen andern liebt; worauf Rinieri veranstaltet, daſs sie einen heiſsen Julitag nackt auf einem Thurme, der Sonne, den Fliegen und Bremsen ausgesetzt, stehn muſs. — Sansovino bestätigt, daſs Boccaccio hier sehr ausführlich, sein eigenes Abenteuer erzähle: die Rache sei jedoch nur hinzugedichtet. Dazu stimmt auch sein *Corbaccio* (Rabe) oder Labyrinth der Liebe, worin er ein ähnliches Verhältnis, mit seinem Namen, auf die heftigste Weise schildert. [2] In der poetischen Rache wirkte jedoch wol Erinnerung an die Römische Feuersage mit. — Das Korb-Abenteuer Virgils hat zuletzt **Bulwer** in einer Geschichte seines Pelham (Kap. 17) nachgeahmt.

Die bildlichen Darstellungen dieses Korb-Abenteuers bezeugen das Alter der Virgils-Sage noch höher, als die schriftlichen Urkunden. Das **Elfenbeinbildwerk**, wo daſelbe neben dem Minneritt des **Aristoteles** erscheint, ist schon zu diesem (II) angeführt. Legrand bezieht es auf Hippokrates, mit einer Kaputze im Korbe; auf dem Thurme zwei Frauen; unten der Kaiser mit Gefolge. Beide Gebilde stehn ebenso neben einander sogar in Gotteshäusern: an zwei Säulenköpfen der Peterskirche in Caen, aus dem 13ten Jahrhundert, und in Holz geschnitzt, an dem Chorstuhl U. L. Frauenkirche in Rouen, der jedoch beseitigt ist.[1]

---

[1] In meiner Verdeutschung N. 551—52. Vgl. 1001 Tag 572—86.

[2] Vgl. [illegible] Novelle Schmidt 88.

Wie in diesen Bildwerken, sahen wir auch in den obigen Zeugnissen der Minnesinger Virgilius zu Aristoteles gesellt, nicht nur als weise zauberkundige Meister, sondern eben auch durch ihr schmähliches Minneabenteuer. Namentlich bei Frauenlob.[2] Ebenso reimt im Leben der Heiligen Martina Hugo von Langenstein:[3] *Der wise Aristoteles Vbir trat der witze mes, Daz er sich lie riten Ein wip zeinen ziten, Dir reit in gesatlot, Vnd wart (er) der livte spot.*

Die verschiedenen Sagen von Virgils Zauberbuch, das bei seinen Gebeinen lag, oder das er im Tode noch festhielt, melden auch, dafs er es durch einen von Aristoteles in den Rubin eines Ringes gebannten Meergeist Klestron in Fliegengestalt gewann; während die Neapel-Chronik ihn das Buch des weisen Chiron im Berge Barbaro bei Neapel finden läfst, mit seinem Schüler Philomelos, und das Volksbuch mehr zu Enenkel stimmt. So verbindet den Virgil und Aristoteles auch die Zauberkunst, wie hier noch mit dem weisen Chiron, welchen Enenkel zum Lehrmeister Achills macht (XCI), der jedoch nur die schwere Eschenlanze als sein Patengeschenk führte. — Den Minnezauber betraf das Buch, welches Aristoteles, nachdem er dem Spott auf eine Insel entflohen, von der Weiberlist schrieb. Die sieben weisen Meister sind zur Hälfte ein solches Buch, und die Gegenerzählungen der Königin sind im Dolopathos weggelafsen, und die Türkischen Erzählungen der 40 Visire sind recht eigentlich zur

---

[1] Renouard zu seiner Ausg. Legrands (1829) I, 368.

[2] In beider Hinsicht. Minnesinger IV, 738.

[3] Der einzigen Basler Perg. Hds., Bl. 133 bei Wackernagel 83 und 39–51, wo mehr über und aus dem Gedicht.

Warnung des jungen Sultans abgefaſst. Im Griechischen Syntipas erzählt der siebente Meister, wie zum schärfsten Spotte, daſs ein junger Mann auszieht, alle Weibertücken zu erforschen, sich dann hinsetzt und 40 Tage und Nächte schreibt, aber durch die Erzählung eines Weibes von einer solchen List, und durch die Verführung und List eines andern Weibes gewitzigt, sein Buch ins Feuer wirft, und sich die erste beste Frau nimmt. Zur Bewährung des Spruches: »Mannes List ist wol behende; Weibes List ist ohne Ende.« Davon handelt ein groſser Theil der Gesammtabenteuer, aber auch von vielen edelen und treuen Frauen (XCVII).

3. (XCIII.) *Eraklius.*

Das ältere und gröſsere Gedicht eines sonst nicht bekannten Otte hat Maſsmann, der ihn für Otto von Freisingen, Friedrichs I Oheim, hält, mit allen zubehörigen Urkunden und Erläuterungen (1842) herausgegeben,[1] nach 2 Hdss. des 13ten Jahrhunderts, wodurch sich ergibt: Enenkel stimmt damit in allen Grundzügen, sondert jedoch den zweiten Theil, die geschichtliche Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Heraklius von den Heiden, in seinem Weltbuch ab, und läſst des Eraklius Abkunft als Römisches Senatorskind, Begabung durch einen vom Himmel gefallenen Brief, und Verkauf durch die eigne Mutter-Witwe, füglich weg; die Prüfung seiner Stein- und Rosskunde ist sehr verkürzt. Bedeutende Verschiedenheiten sind, daſs Phokas während einer Heerfahrt die Frau in einem Thurm versperrt, und sie beim Maifeste zur Minne gelangt; und die Geliebten werden wirklich begnadigt und vereint, nach der Scheidung durch den Papst: was Enenkel nur andeutet. Er hat also wol nicht zunächst Otte's Gedicht (5136

---

[1] Als Bd. 6 der Quedlinb. Bibl. der D. Nat. Lit.

Z. verkürzt, sondern eine dem nahe Ueberlieferung gedichtet, daher auch die Namen der Gelieben fehlen.

Dagegen hat Otte eingeständlich aus dem Wälschen, und namentlich aus dem Französischen des Gautier von Arras,[1] Mitte des 12ten Jahrhunderts, unmittelbar gedichtet, wie der Inhalt und die vielen wörtlich übersetzten Zeilen bezeugen, zwar auch kürzend (die 6516 Z.), überhaupt dichterisch frei, und Deutsch eigenthümlich. Auch gegen Enenkels Abweichungen stimmt Gautier mit Otte'n. Bei der Brautschau ist Enenkel ausführlicher, durch die Sonderung der Stände, näher dem Gautier, der freilich noch umständlicher einen weiten Frauenspiegel daraus macht, und die Auserwählte Senatorstochter nennt, während beide Deutsche sie aus gemeinem Stande nehmen. Beide nennen auch die alte Kupplerin Romphea (Otte schreibt Morphea), auf Griechischen Ursprung weisend;[2] zugleich mildern beide durch deren Geschäftigkeit (wie IX) die Missethat, während die namenlose Macrèle der betriebsamen Kaiserin fast überflüſsig ist. Auch fehlt bei Gautier des Eraklius Warnung vor eifersüchtiger Frauenhut, und Entschuldigung dadurch. Otte nennt aber mit Gautier, auch aus Griechischen Quellen, die Gelieben Athanais und Parides, wol mit Anspielung auf Paris, den Verführer der Helena; und Maſsmann deutet das Französische

---

[1] Er dichtete auch den *Lai d'Isle et de Galeran* für Kaiser Friedrich I zur Vermälung mit Beatrix 1156. Der Inhalt entspricht zum Theil unserm XII, indem der Bretagnische Grafensohn Isle, weil er im Turnier ein Auge verliert, seine schöne Gattin Galeran, des Herzogs Conan Tochter, flieht. Das Uebrige weicht jedoch ab, da Isle in Rom durch die Hand der Kaisertochter Ganor, indem Galeran ins Kloster geht, Kaiser wird. *P. Paris mss. Franç.* III, 220. Maſsmann 415. 556.

[2] Von *ῥομφή*, oder näher von *ῥομφαία* Schwert, *rhomphæa* Spieſs, von der rhombischen, mehrschneidigen Gestalt; ein für eine solche Weibeszunge wol füglicher Name.

Gedicht auf das anſtöſsige Leben der schönen Französischen Königin Alienor in Antiochien bei dem Kreuzzuge 1148, zum Verdruſs ihres Gemahls, des frommen Ludewig VII, zu welchem auch die sonderbare Benennung des Kaisers *Lais (Luis?)*, anstatt Phokas, stimmt; während bei Otte Athanais und Phokas näher auf Adelheid und Friedrich I bezogen wird, der auch, wie Ludwig, von der Unkeuschen geschieden wurde.[1]

Gewisser ist eine ältere Griechische geschichtliche Grundlage dieser im Laufe der Geschichte verwandelten Dichtung. Die Byzantiner, *chron. paschale*, Glykas, Zonaras, Cedrenus erzählen: Athanais oder Athenais, des Weisen Herakleitos (oder Leontos in Athen) schöne Tochter, wird durch Vermittelung der schönen und tugendhaften Pulcheria, Schwester Theodosius d. J., und seines Lieblings Paulinos, des Kaisers Gemalin; sie schenkt dem Paulinos einen ihr vom Kaiser geschenkten köstlichen Apfel, und Paulinos, unwiſsend, bringt ihn wieder dem Kaiser dar; der auf Läugnung und Schwur der Athanais, sie überführt, den Paulinos tödtet, und sie verstöſst, die sich nach Jerusalem begibt, fromm lebt, und ihre Unschuld betheuernd stirbt. — Diese Geschichte erzählt auch Constantinus Manasses in seiner Geschichte in politischen Versen,[2] zugleich mit dichterischem Schwunge, wie er den verhängnisvollen Apfel, den der Anfang der Menschengeschichte vorbildet (vgl. zu I), den Erisapfel (des Paris) nennt. — Bei aller Verschiedenheit ist Aehnlichkeit genug, und der Name Athanais ist entscheidend, sowie er zugleich ein Licht auf die treulose Athanata des Zauberers Virgil (XCII) wirft. Und merkwürdig ist, wie Enenkel allein noch die Schwester des Kaisers, zwar ohne Namen und als Tugendhüterin seiner Gemalin, erhalten hat. Die Uebertragung von Theodosius auf Phokas vermittelte eben dessen Nachfolger Heraklius, der in der Sage zur wunderbar begabten Gestalt ward, in Verschmelzung mit der Benennung des Lydischen Prüfsteins und Magnets, der, laut Plinius, *Heraclius* hieſs. Eraklius war so der Prüfstein der Edelsteine selber, die als Siegerstein (vgl. XX) mit dem Ross und der schönen treuen Frau, das höchste Besitzthum des Ritters bildeten. Die Versetzung des Byzantinischen Kaisers nach Rom, und zurück, machte sich durch die frühere Einheit des Römerreichs.

---

[1] Zu beiden Gedichten ihr Inhalt 361–68. 393–414. Vergleichung beider 580–98

[2] Jambischen Accent-Tetrametern, wie das von mir 1822 herausgegebene Mittelgriechische Gedicht von der Tafelrunde. — Sämmtliche Stellen der Byzantiner gibt Maſsmann 144–62.

Enenkels Gedicht[1] wurde, mit seinem Weltbuch, in einer spätern Kronik prosaisch verkürzt, mit Abschluſs durch den Tod des schuldigen Paares.[2]

Hans Sachsens »Comedi mit 22 Personen Die vertrieben Keyserin,« gedichtet 1555, ist das Volksbuch vom Kaiser Octavian, der hier »Heraclius der Orientisch Keyser« heiſst,[3] aus »der Frantzosen Cronica;« sodaſs diese mit VII der Königin von Frankreich verwandte Dichtung auch die unschuldig verstoſsene Athanais berührt.

4. (XCIV.) Der Teufels-Papst.

Gehört mit XCII Virgil und LXXX Theophilus zu den Vorläufern des Faust, welchem der namenlose Papst dadurch näher steht, daſs die blutige Verschreibung nicht getilgt wird, sondern der Teufel ihn wirklich, sogar aus der Kirche, holt. Ob dennoch der

---

[1] Bei Maſsmann 137; Auszug 370 – 71.

[2] Aus der Wiener Hds. von 1474 bei Maſsmann 371 – 73. Fehlt in der Münchner Hds.

[3] Aus B. II, Th. 2, Bl. 53 wiederholt in Tiecks Deut. Theater (1817) I, 134 – 64.

Reuige in der Hölle sei, läſst Enenkel ebenso dahingestellt, wie der Dichter der Klage die Verurtheiler der Chriemhild selber nach der Hölle weist. Die Täuschung durch den Namen Jerusalem ist ganz dieselbe, wie in Shakspeare's Heinrich IV die Weiſsagung, er werde in Jerusalem sterben, die durch diesen Namen eines Zimmers erfüllt ward.

5. *(XCV.) Kaiser Dagobert*

In Otte's Gedicht von XCIII Eraklius, nach dessen Eroberung des heiligen Kreuzes in Persien, wird auch Dagobert als damals mächtiger Frankenkönig erwähnt (5068: nicht bei Gautier); wie er in Hans Sachsens Heraclius (= Octavian) als tapferer Heidenbekämpfer auftritt, der Geschichte gemäſs. So steht er auch sagenhaft: in einer Dido-Legende des H. Florentius; seine Seele befreit St. Dionys aus des Teufels Schiffe (vgl. LXXX), obgleich ihn Aimoin im Vulkan weiſs (wie Gregor M. den Dietrich von Bern) u. a.[1] Die vorliegende Sage von dem Römischen gestrengen Kaiser ist mir jedoch sonst nicht bekannt, und nur im Allgemeinen erinnert sie an Cincinnatus, Gordius, Curtius, den Einnehmer Theodosius (714), die aus niederm Stande, vom Pfluge auf den Thron berufen wurden,[2] wie vornämlich der Böhmische Primislav. Die Bekleidung mit dem Fischernetz ist nicht so deutlich, wie Aslaug, Sigurds und Brynhildens Tochter, dadurch Ragnar Lodbrocks Aufgabe, nackt und zugleich bekleidet zu kommen, erfüllt, indem sie den Mantel ihrer langen goldenen Locken über das Netzkleid fallen läſst, und Königin wird.[1]

---

[1] Deutsche Sagen, aus Königshofen 235, *Guill. de Nangis*, und *Melanges tirées d'une gr. bibl.* IV, 29—45, bei Grimm Nr. 433—35. Vgl. meine Einl. zu den Edda-Liedern von den Nibelungen (1812) S. XX.

[2] Maſsmann zum Eraclius 370. zu Enenkels Gedicht vom *Tacpreht* 199.

6. (XCVI.) *Constantin*

Eine eigenthümliche Sagenglorie um die weltgeschichtliche Annahme des Christenthums als Religion des Römischen Weltreichs. Den Heiden Constantin trifft noch das Unheil einer ehebrecherischen Gattin, und seine Rache ist jäher, als die des (Phokas XCIII) im ähnlichen Falle. Die Heilung des Aussatzes durch das reine Kinder- oder Jungfrauen-Blut ist ein ebenso alter, als scheuſslicher Heidenaberglaube. Selbst in China kommt er vor, laut des Romans »Hau-Kiou-Choan.«[2] Der ältere sagenreiche Talmud von Jerusalem erklärt den Gebrauch des rothen Weines am Jüdischen Osterabend als Andenken der Bäder von Jüdischem Kinderblut, wodurch Pharao sein Leben auffrischte. Die Juden wurden dann (ja noch neulich) von den Christen beschuldigt, daſs sie Blut von Christenkindern zum rothen Wein mischten, und daſs sie sich selbst der geweihten Hostien bemächtigten, als des Leibes Christi, der, nach katholischem Begriffe, zugleich das Blut in sich schlieſst, sodaſs sie aus den Hostien auch Blut hervorstachen. Mit jenem heilenden Blutbade, welches durch das unsündige Christkind überschwänglich ein für allemal und für Alle die Ursünde und den Brudermord gesühnt und getilgt, und dem die oben (zu LXVIII) gedachten widerwärtigen Dichtungen,[3] wie die heidnischen Menschen- und Meſsopfer widerſprechen, hat das Blut in Kaufmann von Venedig (zu XCIX) nichts zu schaffen, obgleich ein Jude im Spiele ist, indem das gegen ihn gekehrte Gesetz überhaupt das Blutvergieſsen verbietet, und die Christlich-herzliche Lösung des grausamen Stein- und Erztafelgesetzes Roms ist,[1] welche dem Glaubiger die Gliedmaſsen des Schuldners verfallen und abhauen läſst, — wie der Teufels-Papst damit seine blutige Schuldverschreibung bezahlt, bedeutsam für die einzelnen Glieder (XCIV). — Constantins edle Abweisung des Kindermordes (den Herodes nicht scheute) und Bekehrung erzählt fast ebenso das Altitalienische und noch gangbare Volksbuch *I. Reali di Francia*,[2] welches den Sagenkreis Karls des Groſsen mit Constantin anhebt, in den drei ersten Kapiteln: Silvester ist auf Aspramonte in Calabrien entflohn; sieben einjährige Kinder werden verordnet; es erscheint Petrus mit Paulus, in weiſsem Gewande; Silvester thut vor der Ankunft noch ein Wunder; nichts von St. Peters Bild; dessen und Pauli Kopf Constantin findet und die Peterskirche baut; das Marmorbecken wird nur *gran bacile* bei der Taufe genannt, und meint wol den Taufstein in der noch beim Lateran stehenden Taufkirche, wo Constantin getauft ward. Das Urwaſser der Schöpfung mit dem Geiste Gottes ist in der Taufe mit Waſser und Geist lebendig wiedergebärend, reinigend: wie Parzivals Halbbruder Feirefiz auch von der halb schwarzen Haut rein getauft wird

---

[1] Ragnar Lodbroks-Saga, in meiner Verdeutschung (1828), Kap. 4.

[2] *Hau Kiou-Chuan ou l'union bien assortie. Roman Chinois t.* I, *p.* 5.

[3] Zu diesen gehört noch das Altd. Gedicht von Kunze Kistener, in Germania VII. 323.

Wie Simrock (Quellen Shakspeare's III, 91 – 99) gegen Grimm (zum armen Heinrich 374 und d. Rechtsalterth. 616) richtig ausführt.

[2] Die vielen Ausgaben desselben, seit 1491 Modena Fol., bis 1821 Venedig durch B. Gamba, verzeichnet *Ferrario bibliogr. dei romanzi* p. 1 – 4. 269. Ich habe davon die v. 1694. Venedig 8; und eine andre Venedische Volksausgabe von 1809. — Vgl. L. Ranke über dies wichtige Buch in den Berlin. Akademie-Schriften 1835.

7. (XCVII.) *Des Reuſsenkönigs Tochter*

gehört zu dem bei VII Crescentia, VIII Königin von Frankreich, XVI Magelona und LXVIII zwei Kaufmännern besprochenen Dichtungskreise: hier ist es die unnatürliche Brunst des Vaters (oder Bruders), der die Schöne, meist durch Entstellung, sich entziehend, zum Tode verstoſsen wird, oder entflieht zu mancherlei Schicksalen, welche, nach einer glücklichen Vermählung, Mutter und Kind, vornämlich noch wie im Octavian, Herpin, Schwanensage, Genoveva u. s. w. verfolgen, indem eine böse Schwiegermutter mit Briefvertauschung im Spiele ist. Wunderheilungen abgehauener Glieder, Christenbekehrung, und die Lösung in Rom durch den Papst, nähern sich der Legende. Meist zieht sich die Geschichte nach England, und die älteste Darstellung bewegt sich ganz in Angelsächsischen Reichen.

Matthäus Paris, Benedictiner in St. Albans (st. 1259), erzählt [1] in seinem Lateinischen Leben der beiden Mercischen (Westangeln-) Könige Offa I II: Der König von York läſst die ihm widerstehende schöne Tochter den Thieren im Walde hingeben; dort findet Offa I (um 750) sie auf der Jagd, und heiratet sie. Brieffälschung, durch ihren Vater, verurteilt sie mit dem Sohne zur Aussetzung mit abgehauenen Händen und Fuſsen; nur am Kinde wird dieſs vollzogen; so findet beide ein frommer Einsiedler, heilt den Knaben, und führt beide dem Könige zu.

Eine Normännisch-Englische Welt-Kronik, Mitte des 14ten Jahrh., erzählt aus gemeinsamer lebendiger Quelle, übereinstimmend mit den gleichzeitigen Gower [2] und Chaucer [3] in den heimischen

---

[1] M. *Parisiensis Opera ed. W. Wats* (*Par.* 1644) p. 5–6. Auszug bei *Backström Svenska folkböcker* I, 220–21.

[2] *Confessio Amantis* II, 38.

[3] *Man of law's tale*

Beziehungen und Sächsischen Namen: Constance, des Kaisers Tiberius von Constantinopel Tochter, wird (nicht vom Vater geliebt), mit Genehmigung des Papstes Johann (III. 559—73), dem Sultan verlobt, ihn zu bekehren, aber in einer Bluthochzeit, durch die heidnische Schwiegermutter, allein verschont und in einem Boot ausgesetzt. So landet sie in Britannien, wo die heidnischen Sachsen herrschen, deren Sprache sie auch kennt, und die Heilung eines Blinden durch einen Sächsischen Spruch[1] wirkt. Beim Burgherrn Olda und seiner Frau Hermigild wird sie des Mordes (der Frau) beschuldigt, wie Crescentia, Euryanthe, doch wunderbar gerechtfertigt, und dem König Alle vermält, dessen Mutter Demulde auf Knaresborough, durch Brieffälschung, sie mit ihrem Knaben, vorgeblicher Misgeburt, verurteilen und abermals im Boot aussetzen läfst, zu neuen Anfechtungen der Admirals-Heiden in Spanien. König Alle entdeckt den Betrug, erschlägt seine Mutter, und geht zur Bufse nach Rom, wo Constance mit ihrem Sohne Moris beim Senator Arcennius Aufnahme gefunden, und wohin auch ihr Vater kommt, der in der Nähe wohnt: so dafs nun durch Papst Pelagius (559—66) allgemeine Erkennung und Sühne erfolgt.[2]

Das Mittelenglische Lied in Stanzen, welches sich selbst einen Bretagne'schen Lai nennt, singt:[3] Die Kaiserstochter Emare widersteht ihrem Vater, kommt, ausgesetzt, nach Wales, und wird des Königs Gemalin. — Das Uebrige, wie bei Constance, bis auf den Schluſs, indem der Königssohn als Mundschenk seines Vaters, die Entdeckung herbeiführt. — Die Beziehung auf Wales, in Verbindung mit dem zum Grunde liegenden Bretagne'schen Lai, konnte ursprünglich seyn; die Englische Uebertragung ist jedoch erst des 14–15ten Jahrhunderts.[1]

---

[1] *Bisne man in ihesu name in ye Rode islawe, haue thi sight.*

[2] Aus der Stockholmer Perg. Hds. umständlich bei Bäckström 184. 221—28.

[3] Gedruckt bei Ritson *anc. Engl. metr. rom.* (Lond. 1802) II. 204—47. *Dunlop hist. of fict.* II. 384. *Tyrwhitt* zu *Chaucer* LVIII. Backström 135. 228.

Die älteste Italienische Darstellung, im Pecorone (X, 1) des Ser Giovanni Fiorentino (um 1378) erzählt:[2] Dionigia, des Königs von Frankreich Tochter, entflieht nicht dem Zudringen des Vaters, sondern der Heirat mit einem alten Deutschen Fürsten, nach England, in ein Kloster, und widmet sich frommen Werken (ganz wie die Englische Königstochter, die nach Köln entflieht, in unserm Volksbuche »Eufemia, genannt Gertrud von Köln,« die Jungfrau bleibt). Sie wird Königin, aber durch die Schwieger mit ihren Söhnen Carlo und Lionetto verurteilt, und entkommt über Genua nach Rom, wohin der Papst die Könige von Frankreich und England zu Hülfe gegen die Sarazenen ruft, sodaſs sich Alles aufklärt. —

Straparola hat die Geschichte in märchenhafter, Wälsch-grausamer Faſsung (I, 4): Thebaldo, Fürst von Salern, gelobt seiner sterbenden Gattin, nur die zu nehmen, welcher ihr Trauring paſse; das ist allein seine Tochter Doralice, und er begehrt ihrer. Sie verschwindet, mit Hülfe der Amme, in ihrem kostbaren Schranke versteckt, welchen der Vater, als traurige Erinnerung, verkaufen läſst, sodaſs er durch einen Kaufmann von Genua nach England zum König Genese, und in dessen Schlafgemach kommt. Hier ordnet Doralice alle Morgen, wenn der König hinaus ist, alles aufs Schönste, mit Wolgerüchen und Blumen: wobei der König sie belauscht, und sie zur Frau nimmt.

---

[1] *Warton* III, 123. F. Wolf über die Lais 42.

[2] Auszug bei Backström 228 – 29.

obschon sie ihre Herkunft nicht entdeckt. Als sie zwei Söhne geboren, kömmt ihr Vater, sie überall suchend, als Kaufmann verkleidet, und verlangt, unerkannt, für seine kostbaren Spindeln und Rocken nur eine Nacht im Kindergemache zu schlafen. So tödtet er seine Enkel mit dem Meſser der Tochter, und bewirkt noch, als Sterndeuter verkleidet, ihre Bestrafung durch Eingraben des halben nackten Leibes in die Erde (wie die Mutter im Schwanenmärchen). Heimgekehrt, erzählt er der Amme seine Gräuel, und diese eilt nach England, entdeckt Alles und befreit die Unschuldige. Der König rächt sich durch Eroberung Salerns und Vierteilung des Fürsten, wie *Gano di Maganza.* —

Unglücklich ist hier der Kindermord noch auf den blutschänderischen Vater gehäuft. —

Der Neapelsche Pentamerone (III, 2.) des Basile [1] ist auch hier völlig Märchen: ein König liebt seine Schwester Penta, besonders wegen der schönen Hände: da läſst sie sich diese abhauen und sendet sie ihm; und er läſst die Schwester in einem dichten Kasten ins Meer werfen (wie Pervonto). Ein Häuptling Masiello fängt ihn auf, und übergibt die Schöne seiner Frau Nuccia, deren Eifersucht sie abermals im Kasten ins Meer wirft. Ein König zieht sie in sein Schiff, und bringt sie seiner Gemalin, die sterbend sich geloben läſst, er sie nehme. Das geschieht, und hier folgt nun die Brieffälschung durch Nuccia (anstatt der Schwieger), und die Königin soll mit dem Knaben verbrannt werden, entkommt jedoch zu einem König-Zauberer, der jedem, so ihm sein Unglück erzählt, Gold-Krone und Scepter verheiſst. Da kommen auch der Gemal der Penta, nachdem er den Betrug entdeckt und die

---

[1] In Liebrechts Verdeutschung Nr. 22. Auszug bei Grimm Märchen III, 319. Vgl. zu LXI.

Nuccia verbrannt hat, und der Penta Bruder; der Zauberer (der hier den Papst vertritt) gibt ihnen Schwester, Frau und Sohn wieder, und deutet die beiden letzten durch Krone und Scepter. Auch läſst er der Verstümmelten zwei noch schönere Hände wieder wachsen; wie dem ähnlich in der ersten Angelsächsischen Darstellung vom heiligen Einsiedler erzählt wird. —

Die Reihe der am weitesten verbreiteten Französischen Darstellungen eröffnet der Nordfranzösische Philipp von Reims, mit seinem im 13ten Jahrh. gereimten Roman von dem Manequin,[1] weil drei solche Puppen (Männchen) anstatt der Verurteilten verbrannt werden. Der König von Ungarn muſs seiner Gemalin geloben, nach ihr keine minder vollkommene zu nehmen (anstatt des Ringes bei Straparola), um ihrer Tochter den Thron zu sichern. Er will also diese nehmen, mit Zustimmung der Vasallen und Priester (wie bei Enenkel selbst des Papstes); sie jedoch widersteht, haut sich, zur Betheuerung, die linke Hand ab (was Basile beſser weiſs), und wirft sie ins Meer, wo ein Stör sie verschlingt. Der Vater befiehlt, die Tochter zu verbrennen; die Ritter jedoch verbrennen nur eine Puppe, und setzen sie in ein Boot, worin sie nach Schottland getrieben wird. Sie nennt sich Betequine, und der König heiratet sie. Dann folgt wieder die Brieffälschung durch die Schwieger, und abermals werden zwei Puppen anstatt ihrer und ihres Kindes verbrannt, und ein Boot treibt beide nach Rom, wo ein Senator sie aufnimmt; die Könige von Ungarn und Schottland kommen auch dahin zum Papst; und jener erkennt den Ring an der Hand seines Sohnes. Zugleich wird in einem gefangenen Stör die Hand gefunden, und des Papstes Gebet heilt sie wieder an. —

---

[1] *Roman de la Manekine par Philippe de Reimes, trouvère du 13ᵉ S. publ. p. F. Michel. Par.* 1840. 4. Auszug bei Monmerqué (folg. Anm.) 542—80, und Backström 220—30

Hienach ist ein geistliches Schauspiel, als Wunder Unser Lieben Frauen, gedichtet im 14-15ten Jahrhundert.[1] Verschieden davon scheint ein andres solches Schauspiel derselben Zeit, durch Verkleidung und Ritterdienst einer Königstochter für den Kaiser von Konstantinopel, der sie ehlicht.[2]

Dann erschien in Frankreich, mit der Druckerei, ein weitläufiger Roman von der schönen Helena von Konstantinopel, Mutter der Heiligen Martin von Tours und Brixius, zu Paris o. J. 4; ebenda 1586. 4; Troyes o. J. und häufig, in der blauen Bibliothek noch als Volksbuch,[3] worin zahllose Abenteuer eingeflochten, besonders Heidenbekämpfung und Bekehrung, Wunder im Abend- und Morgenlande, zur Zeit Königs Clovis; obenauf die Französische *gloire*. Helena ist des Papstes Clemens Schwestertochter, und dieser, der seinem Schwager Antonius für die Hülfe gegen die Heiden vor Rom, eine Bitte zugesagt, willigt in dessen Ehe mit der Tochter, sogar durch einen Brief vom Himmel, der sie dennoch vereiteln werde. Helena entflieht nach England, und wird König Heinrichs Gemahlin. Dann, die böse Schwieger, Brieffälschung, Verurteilung. Sie läſst sich die linke Hand mit dem Trauring abhauen, zum Zeugnis, daſs sie wirklich verbrannt worden; und Maria, des treuen Herzogs Schwestertochter, läſst sich anstatt ihrer verbrennen. Sie treibt mit den Kindern nach Bretagne, wo ein Löwe und Wolf sie ihr im Schlaf entführen (wie in Octavian und Herpin), die der Einsiedler Felix erzieht und Leo und Arm nennt. Sie kam und blieb in Nantes. Nach mancherlei Abenteuer, Bestrafung der Schwieger u. s. w., finden sich Alle in Tours beisammen, erkennen sich, und Martin, wie Leo in der Taufe genannt wird, heilt, auf Befehl eines Engels, die Hand der Mutter wieder an. Die Legende des H. Martin von Tours, dem Heinrich England übergibt, und mit Helena in Rom endet, wirkt mit ein. —

---

[1] *Miracle de Nostre-Dame, comment la fille du roy du Hongrie se copa la main pour ce que son pere la vouloit espouser, et un esturgon la garda* vij *ans en sa muletes*, in *Theatre Franc. au moyen age* (Par. 1839) 431—542.

[2] Aus einer handschriftlichen Sammlung dieser Zeit verzeichnet von *A. Jubinal* vor den *Mysteres inédits du* 15^e *S.* (Par. 1837) XXVII: *Cy commence un miracle de Notre-Dame de la fille d'un roy qui se parti d'avec son pere pour ce que il la vouloit espouser, et laissa habit de femme, et se maintint com chevalier et fu sodoier de l'empereur de Constantinoble, et depuis fu sa femme.*

[3] Diese Ausgaben nennt Görres D. Volksb. 141—45, mit Uebersicht des Inhalts. Er fügt hinzu, der erste Druck beziehe sich auf ältere Hdss. der Pariser Bibl. in Fol. und 4: wol das obige Gedicht Philipps. Auszüge in der *Bibl. des rom.* 1787. *Avr.* und *Melanges. II.* 182—205. Im Verzeichnis der Volksbücher bei der Witwe Nic. Oudot in Paris, vor Le Roux de Lincy *nouv. Bibl. bleue* XLV; steht auch dieses, in 4.

Dieses Buch ist allgemeines Germanisches Volksbuch geworden. Zunächst ist es ins Niederländische übergegangen, schon 1621, Amsterdam 1830.[1]

Das Deutsche Volksbuch hat viele Abenteuer, zumal Heidenkämpfe, weggelaſsen, ist aber aus dem Französischen übertragen, nicht etwa von Bühelers Gedicht ausgegangen, und so in Marbachs Sammlung Nr. 37 erneut. Es sind nur Volksausgaben von Köln und Nürnberg bekannt. Jedoch ist, schon dem Titel nach, das Dänische Volksbuch, daraus übersetzt: Kopenhagen 1677. 1703. 21. 29. und öfter »gedruckt in dieſem Jahr.«[2]

Aus dem Dänischen ist die noch ungedruckte Isländische Uebertragung, in Versen.[3]

---

[1] *Van den Bergh Nederl. volksrom.* 10. 68.

[2] Nyerup Dän. Volksb. 138.

[3] *Halfdan Einarsson hist. lit. Isl.* 103; * *Helenae Pulchrae*

Vermuthlich auch das Schwedische Volksbuch, mit ähnlichem Titel und Abkürzung: 1667. Gothenburg 1683. 87. 99. 1745. 72. 84. 85. 99. 1810. 17. 24. 28. 32. 34. 35. 37. 41. 43. 44. 45, an verschiedenen Orten. Der letzte Druck ist eine Umarbeitung. Auch in den »Svenska Folksagor« von H—d (Hammarskold) Stockholm 1819, und »Folksagor« Oerebro 1839.[1] Zuletzt, 1845 wiederholt in Backströms Sammlung »Svenska Folkböcker« I, 188—220 mit Anmerkungen. Hier zeigt sich diese Dichtung vorzüglich beliebt.

In Deutschland erschien früher dieser Roman in der ältern einfachern Gestalt. Schon im 13. Jahrhundert ward er für einen edlen Ritter aus dessen Munde, nach einer ungereimten Chronik, gedichtet, und steht so in derselben Handschrift mit XCIII Eraklius: Graf Mai und Belaflor, deren Vater Celyan heiſst.

Dann hat Hans von Bühel, der Dichter der 7 weisen Meister (für den Erzbischof Friedrich von Köln 1412), im J. 1400 die Königstochter von Frankreich, die Königin von England ward, gedichtet, wonach sie 1500 und 1508 in Straſsburg gedruckt ist.

Eine Lateinische Uebersetzung fand ich unter den Heidelberger Handschriften im Vatikan.[2]

Der Inhalt stimmt zunächst mit dem Pecorone; nur ist der Grundzug, die Flucht vor der Blutschande, behalten, und die beiden Könige kommen nicht gegen die Sarazenen nach Rom, sondern zur Reue und Beichte.[3]

---

et filiarum ejus. (lat.) in rimur. A. Magnaeus excerpsit e Sagum No. 576. 4. C.

[1] Nyerup 138. Backström I, 187. II, 6. 7. Er möchte das Schwedische und Dänische aus dem Niederländischen herleiten.

[2] Briefe in die Heimat IV, 18.

[3] Weitere Nachweisungen über beide Gedichte, ihre Hdss. und Drucke, gibt der Grundr. 100. 101. Auszug des Büheler bei Görres 137—40. Daſs unser Volksbuch sich darauf gründe,

Hienach bestimmt sich Enenkels Verhältnis zu den Uebrigen. Er theilt die Grundzüge mit Büheler und den meisten älteren Darstellungen.

Endlich leben diese Grundzüge noch in einem Walachischen Märchen: die Kaiserstochter fordert, zur Abweisung, 4 Kleider, von Silber, Gold, Diamanten, und Laus- und Flohbalgen, zieht sie so über einander, und entflieht; wird als ein Waldwunder eingefangen und im Schweinstall verwahrt, geht aber in den schönen Kleidern zum Tanz an den Kaiserhof (wie Aschenbrodel), wo der Kaisersohn ihr einen Ring schenkt, und sie endlich dadurch wiederfindet.[1]

8. (XCVIII.) *Karl der Groſse: Liebeszauber.*

Hier ergibt sich diese Sage älter, als sie bisher aus Petrarca's Briefen und der Deutschen Prosa von Karls Jugend bekannt war.[2] Petrarca vernahm sie von den Priestern, die ihm in Aachen Karls Grab zeigten: sie lautet von einem Mädchen, die Karl im Walde bei Aachen fand. Aus mündlicher Sage dichtete auch Fr. Schlegel seine Romanze.[3] Nach Grimm, D. Sagen Nr. 130, erzählt Lyser in der Abendland. 1001 Nacht (I, 70 ff.) in Verbindung mit XCIX.

Fast dieselbe Sage erzählt schon Snorri, Mitte des

---

ist unrichtig ausgedrückt. Aus der Basler Hds. der 7 w. M. bei W. Wackernagel Leseb. (1835) 862. Das Ganze, aus derselben, von A. Keller 1841, Bd. 22 der Bibl. der D. Nat.-Lit.

[1] Arth. und Alb. Schott Walachische Märchen (Stuttg. 1845) S. 327–28, wo sie durch die Blumengöttin gedeutet wird, wie Gudrun. — Für die Romanische Verbreitung dieser Dichtung habe ich nur anzuführen: *Bibl. Españ. vol. 3, p. XI: Historia del Rey d'Ungria.* Sie fehlt auch wol in Italien nicht.

[2] *Petrarca ep. famil.* I, 3. Daraus bei *Pasquier recherches sur la France*, Deutsch in der Romanbibl. IV, 38. Vgl. Grundr. 173. Gräſse Sagenkr. (II, 3, 270. 306.)

[3] Gedichte (Berlin 1809) S. 300–2.

13. Jahrhunderts, von Harald Schönhaar;[1] Snäfrid, des Riesen Svasi Tochter, die ihm beim Julfeste den Methbecher reicht, bezaubert ihn so, daſs er sie ehelicht, und nachdem sie ihm vier Söhne geboren, auch von der Todten sich nicht trennt, die frisch und blühend drei Jahre lang bleibt, bis der weise Thorleif räth, sie zur Verehrung auch prächtig zu kleiden, und man sie deshalb aufhebt: da stank die Leiche scheuſslich und ward verbrannt, wobei sie ganz blau ward, und Schlangen, Kröten und Gewürm hervor kam (vgl. LXX).

Enenkels vorhergehende Erzählungen von Karls Rossen zum schnellen Ritt aus Ungarn, und seine nächtliche Erscheinung im Dome zu Aachen, märchenhaft und groſsartig, sind hier eigenthümlich. Die letzte mahnt an die Sage von seinem fortwährenden Sitz und Harren im Berge, aus welchem er uns bald gewaltig hervortreten möge. — Die Heimkehr vor der zweiten Vermählung seiner dazu gedrängten Gattin, und damit zur eignen zweiten Hochzeit, ist gemeinsam volksmäſsig in älteren und jüngeren Liedern und Mären, namentlich im König Rother, Heinrich dem Löwen, dem edlen Möringer, Ritter Pontus, und wird auch von Karl d. Gr. im Italienischen Gedicht *La Spagna* (von der Ronceval-Schlacht) erzählt,[2] und wiederholte sich am auferstandenen Waldemar.

(XCIX.) *Naturrecht.*

Karls strenges Recht ist alt und noch sprichwörtlich.[3] Ein Meistergesang überträgt auf ihn das Urtel gegen den Juden, im Kaufmann von Venedig, in Verbindung mit zwei anderen Rechtsfällen.[4] Vorliegendes

---

[1] Heimskringla Th. 1, Kap. 23.

[2] *Ginguené hist. litt. d'Italie* IV, 163.

[3] Mein Wörterb. zu Gottfrieds Werken, unter 16 Minnesinger II, 135. 174. III, 73.

[4] Grundr. 172 gibt weitere Nachweisung. Simrock Quellen Shakspeare's III, 198.

Schlangengericht hat sich in Zürich noch lebendig erhalten an dem alten Hause in Romanischer (Rundbogen-) Bauweise, welches »Im Loch« genannt, Karl damals 800 bewohnt habe. Ein Leben Karls d. Gr. aus dem 14. Jahrh., und H. Brennwalds Züricher Jahrbuch des 15.–16. Jahrh. bringen diese Erzählung in Zusammenhang mit dem Liebeszauber, indem die Schlange am nächsten Tage dem Kaiser beim Mal einen Stein in den Becher fallen läſst, der im Ringe der Kaiserin ihn an sie feſselt, und den sie, damit Karl sich nicht wieder vermähle, sterbend im Munde versteckt. Ein Ritter zieht ihn hervor, und Karl wirft ihn bei Aachen in ein »Moss« (Moor), das ihm nun so lieb wird, daſs er dort das Frauenmünster baut.[1]

Die *Gesta Romanorum* (c. 105) erzählen auch in solcher Verbindung, aber vom Kaiser Theodosius, und die Schlange bringt den Stein an sein Auge und heilt ihn dadurch von Blindheit;[2] welche Heilung dem Herzog Heinrich (?) laut Stricker[3] mislang.

Diese Schlangensage ist nicht nur in Ruſsland,[4] sondern sogar in China[5] bekannt.

---

[1] Beide Handschriften sind in der Züricher Stadtbibl. Die Erzählung aus der ersten steht in den Mittheilungen der Zürich. Gesellschaft für vaterl. Alterth. X (1856), S. 3–8 mit Gesch. und Beschreib. des Hauses und Abbildungen. — Die Sage Nr. 453 bei Grimm ist aus *Scheuchzer Itin. Alpina* III, 381, Brennwald, Enenkel zusammengestellt. In den dabei angeführten *Cento novelle antiche* 49 finde ich dieſs nicht. Dagegen erzählt es auch Scheuchzer, Naturgesch. des Schweizerlandes II, 224; und danach R. Wyſs Idyllen, Volkssagen ff. (Leipz. 1815) S. 211.

[2] Gräſse, der zu seiner Uebers. die vorstehenden Anführungen wiederholt, führt irre durch die „Kaiserkronik," die eben Enenkels Weltbuch ist. — Diese Erzählung steht auch in den von A. Keller her. Deutschen G. R. 1841, als Bd. 23. der D. Nat.-Bibl.

[3] Bei Hahn S. 52. und Maſsmanns Eraclius 215.

[4] Zeitschrift Janus 1811, St. 1.

[5] *Die Haide*, I, 146.

In Bezug auf Karl d. Gr. hat sie Spieſs in seinem Alten Ueberall und Nirgends verarbeitet.

Eine lebendige Verwandlung ist die Erzählung von dem ausgedienten Reiterrosse, welches, aus Hunger an ein Glockenseil zupfend, durch die Glocke an die versäumde Pflicht mahnte.[1]

9. (C.) *Saladin.*

Ein eigenthümliches Seitenbild zu den drei Ringen, welche durch Boccaccio's Novelle (I, 3) und noch mehr durch Lessings Nathan, »den Israeliten ohne Falsch,« der daraus entsprungen zu sein scheint. Der dreigetheilte Edelsteintisch ist als die Fortsetzung und Anwendung der drei Ringe für Saladin anzusehn, der sterbend zweifelhaft über sein Seelenheil ist, und sich durch gleiche Geschenke den drei Göttern empfiehlt. Wie Enenkel selber, als guter Christ, nicht zweifelhaft ist, so ist die älteste Darstellung der drei Ringe in den *Gesta Romanorum (c. 89)* entschieden, indem nur einer der Ringe wunderkräftig heilt. Erst in den *Cento novelle antiche* (*n.* 73) steht die Beziehung auf Saladin, und darnach hat *Boccaccio* seine Novelle ausgebildet, welche auch schon in »Schimpf und Ernst«[2] übersetzt ist.

Eine Jüdisch-bedeutsame Spitze erhält diese Parabel in dem rabbinischen Buche »Schebet Judah,« Lateinisch von Gentius: Ephraim Sanchus erzählt sie dem Spanischen König Peter, und fügt hinzu: der Vater lebe noch, sei nur weggereist, während die Brüder sich streiten; er werde jedoch wiederkommen und den echten Ring unwidersprechlich entscheiden.[3]

---

[1] Der kleine Thierfreund. Berlin 1849. Von der Gesellschaft gegen Thierquälerei.

[2] Der Ausg. von 1563 Bl. 8.

[3] V. Schmidt zu s. Uebers. Straparola's 356, und zum Decamerone 2.

Wenn die Märchen von den drei Brüdern, deren Wundergaben sich gegenseitig erfordern (in 1001 Nacht, Tutinameh, Straparola) ein Gegenbild der drei Ringe darstellen, so ist ein solches noch bedeutsamer die Geschichte der drei Blinden, die ein ihnen nur mit lauten Worten geschenktes Goldstück im Wirthshause lustig verzehren, weil jeder wähnt, der andre habe es, und darüber sich streiten und schlagen, bis der Wirth mit der Zeche kommt, und jeder bei Heller und Pfennig bezahlen muſs.

Beſchluſs.

Zur Theophilus- (LXXXIV) und Faust-Sage.

Theophilus gehört zu den Legenden, wo die Muttergottes ihre Verehrer vor den nahen umgarnenden Fallstricken des Teufels bewahrt (LXXVII. LXXXVI), oder das schon geschloſsene Teufelsbündnis auflöst, indem sie für den Reuigen selber turnirt (LXXIV), in Gestalt seiner Frau sich dem Teufel zuführen läſst (LXXVIII), für ihn im Altarbild ihr Kind vom Schooſse nimmt und fuſsfällig bittet, weil er, obschon er Gott und Christo entsagt hatte, jedoch Marien behielt (LXXX); welche letzte Dichtung vorzüglich beliebt ist [1] und anmuthig in die himmlische Haushaltung blicken läſst, worin neben und über Vater und Sohn die Mutter Jungfrau, im Sinne der göttlichen Frauenverehrung der Germanen, ihre Macht geltend macht.

---

[1] Zu dem *Militarius*, Lateinischem Gedichte Gottfrieds von Thienen, in 330 Leoninischen Hexametern, ohne Angabe der Quelle, führt Mone im Anz. des M. A. 1834, Sp. 247 noch an: die Lat. Prosa des Cäsarius von Heisterbach, *miraculor. distinct.* II. c. 12, *in Tissier bibl. patr. Cisterc. t.* 2, um 1220, als wirklich 3 Jahre früher zu Floreffe bei Lüttich geschehen. Auf Caesarius berufen sich: „Der Sele Wurzgart" (Ulm 1483) Th. 3, Kap. 2; und die Erzählung in der Heidelb. Pap. Hds. 109, Bl. 145. Das von Mone aus derselben Hds. Bl. 136 angeführte Volkslied, welches Görres „Volks- und

Maria ist dem stolzen Teufel aufs tiefste verhaſst und feind, als die unsündige Mutter Christi und Herstellung des Gottmenschen, dessen verhaſste erste Schöpfung zum Ersatz seines Falles er durch Verführung der ersten sündigen Mutter zu Falle gebracht; sodaſs, im unmächtigen Grimm über die göttliche Menschwerdung, eine Einfleischung des Teufels, der »Spottgeburt von Dreck und Feuer,« versucht ward, indem er eine unbewacht entschlafene Königstochter und Nonne beschlief. Das Erzeugnis war Merlin, der weltlicher Sinnen- und Sündenlust dienende, und darin untergehende Zauberer: das völlige Zerrbild des wahrhaften Wunderthäters, des durch sein Wort wiedergebärenden, nährenden, heilenden, durch sein Leben lehrenden Heilandes.

Jene Zauberei, Schwarzkunst, Todtenbeschwörung betrieb im Judenthum schon Satan gegen Jehova, und Abtrünnige ergaben sich ihr (die Hexe von Endor; Jesaias 28, 15), sowie die Juden nur zu oft ins Heidenthum verfielen.

In der heidnischen Götterwelt bestanden (abgesehen von dem mehr nur lehrhaften Gegensatz des Geist-Wortes und Stoffes, des Lichtes und der Finsternis, des Guten und des Bösen) neben den wunderbaren guten Göttern, die aber meist schon selber in ihr Gegentheil übergehn, die ihnen sogar furchtbaren finstern Dämonen und Schiksalsmächte, von denen die Magie zunächst ausging. Weil nun im Lichte des Christentums das gesamte Heidenthum als Abfall und Verfinsterung, und die Götter allzumal als Satanslarven erschienen und manche mythische Züge auf

---

Meisterlieder“ (1817) S. 292 ganz entstellt hat, ist nicht „die nämliche Sage,“ sondern unser LXXVIII.

Satan übertragen wurden, so blieb auch Zauberei und Hexerei im Dienste derselben, von Simon Magus, im Gegensatze zu den wunderthätigen Aposteln (die sich deshalb abgöttischer Verehrung erwehren musten; sowie die Juden selbst Christum und seinen Täufer des Teufelsdienstes beschuldigten), bis zum Merlin, Faust u. s. w. Wie aber bei der geschichtlichen Gestaltung des Christenthums, zumal in den Ländern des vollendeten Götterstaats und des politischen Pantheismus, die Tempel in Kirchen umgewandelt, selbst heidnische Bilder als Christliche, Ceres, Isis als Maria galten, und in der Legende sich ein Christlicher Olymp bildete: so gingen überall, auch bei uns daheim, manche heidnische Bestandtheile darin über, und sind zum Theil darin allein noch erhalten. So erscheint Maria in der genannten Turnir-Legende, und im Theophilus, auch bildlich, mit dem Schwerte Satan zwingend, noch als die Germanische Kriegsgöttin und Valkyrie Hilda.[*]

Hier im Theophilus zeigt sich zuerst die förmliche Urkunde des Teufelsbundes (in nächster Weiterbildung, mit Blut geschrieben), welche Maria eben streitbar (sogar durch eine Höllenfahrt) zurückholt. Doch gewann Theophilus, sowie die übrigen hier gedachten Teufelsbündner, dadurch nur Erfüllung ihrer weltlichen Wünsche, nicht selber Zaubermacht. Und obgleich es im Grunde eins ist, ob man, die Schranken der Menschheit überschreitend, den Teufel damit bemüht, oder selber zaubert, weil dieſs immer nur durch ihn geschieht: so ist der Zauberer doch viel tiefer dem Teufel ergeben und verfallen, als der bloſs durch ihn Geforderte. Das ist im echten Volks-Puppenspiele vom Faust der bedeutsame Unterschied zwischen diesem in seinem eigenen Zauberkreise gefangenen Faust, und seinem unwiſsenden Diener Kasperle.

---

[*] Vgl. Schwanensage S. 518—22.

der durchweg luſtigen Maske, daſs jenen wirklich der Teufel holt, und dieſer nur für die Dienſte, welche er angenommen, ja (durch Ablernung des Zauberwortes) erzwungen hat, ſich böſe Poſſen muſs ſpielen laſsen. Und weiter beſteht darin die durchgreifende Verſchiedenheit unſers vollendeten Volksgedichtes, daſs Fauſt, zwar auch ein Beſchwörer, jedoch ſelber kein Zauberer, immerdar hoher menſchlich den ihm boshaft und eigennützig dienenden magiſchen Mächten des Mephiſtopheles gegenüberſteht, und daher auch keineswegs untergeht, ſondern durch alles hindurch, »ohne Raſt,« endlich auch durch die himmliſche Mutter der Gnaden die Pforten der Hölle überwindet; ſodaſs der Teufel hier auch, wie beim Kasperle, das Nachſehn hat; dagegen alle den dunklen Mächten gebietende und darin ſelber verſunkene Zauberer unrettbar damit dem Abgrunde verfallen und ewig verloren ſind.

Hienach iſt nicht Theophilus zunächſt als Vorgänger des volksmäſsigen Fauſt anzuſehen, ſondern eher der Zauberer Virgil (XCII) und ähnliche ältere Zauberer, welche ihre zeitliche Luſt mit dem ewigen Tode buſsen. Denn ſo iſt doch namentlich auch das Ende Virgils, deſſen Selbſtverjüngung durch ſeine von Teufeln erlernte Schwarzkunſt ſo ſchauerlich mit Zerſtückung ſeines lebenden Leibes anhub, nur ein wehklagendes Kind hervorbrachte. Die Zerſtückung, welche im Fauſt, Luxemburg und anderen der Teufel ſelber nach Verfallzeit an ſeinem Schuldner mit Leib und Seele vornimmt, vollzieht zwar in ſolchem Sinne der Teufelspapſt (XCIV) ſelber an ſich, ohne Zauberei; aber es wird ihm noch als reuigem Selbſtrichter die Gnade offen gelaſsen; wobei der Betrug (durch den Namen Jeruſalem) nur einer der häufigen Zweideutigkeiten der dämoniſchen Weiſsagungen iſt, durch welche, zumal im Macbeth, wie im Oedipus und in der Nibelungen-Tragödie, die Erfüllung gerade hervorgerufen wird.

Theophilus wurde so hoch begnadigt, daſs er sogar zum **Heiligen** emporstieg, und so ist seine Geschichte eine der berühmtesten, am weitesten verbreiteten und manigfaltig in alten und neuen Sprachen dargestellt, auch für die Schaubühne, und durch die bildende Kunst. Zugleich ist uns in seiner Legende die älteste Urkunde des Teufelsbundnisses zur Warnung und Belehrung bewahrt.[1] Zuerst erscheint sie **Griechisch**, in der Heimat der Geschichte (um 536—40); laut der älteren, dieser Zeit nahen Handschrift, von seinem Diener **Eutychianos** »als Zeuge« beschrieben:[2] auf ähnliche Weise wie unser Faustbuch angeblich von seinem Diener Wagner oder Waiger verfaſst ist. Hienach ist Theophilus der Verwalter (*οἰκονόμος*) des Bischofs von Adana in **Cilicien**. Das Uebrige stimmt mit unserm Gedichte: nur führt der Jude den Theophilus erst noch nachts in der Stadt umher, wo gewaffnete Heerschaaren mit Lichtern und Lärmen ihren Fürsten (dieser Welt) auf dem Thron umgeben, dem Theophilus die Fuſse küsst; worauf jener ihn durch einen Mundkuss als Diener annimmt und in ihn fährt (wie in Judas mit dem Biſsen). Dieser Kuss ist das Gegenstück des Kusses, wodurch Maria sich ihren Diener verlobt, der bald darauf ihr erstirbt (vgl. LXXXI). Anders ist dagegen der dem Satan schuldige Dienstkuss, auf unserm Blocksberge in der Walpurgisnacht, welche diesem Griechisch-Morgenländischen Pandämonum zu vergleichen; und wie ungeheuer unser Faustdichter diesen Kuss noch zu Gunsten einer kritisch bewundernden Persönlichkeit erweitert hat, das verrathen seine Faust-Paralipomena.

---

[1] Umfaſsend handeln davon: Bolland und Henschen in *Act. Sanctor.* 4. Febr. p. 480–83; Mone Anz. des M. A. 1834, Sp. 273–76; *A. Jubinal* zu den *oeuvres de Rutebeuf* (Par. 1839) II, 260–69; Gräſse Lit. Gesch. II, 2 (1840), 625–26; *A. Sommer de Theophili cum diabolo foedere* (Dr.-Dissert. Berlin 1844) p. 1–20. 34–48.

[2] *Lambec. bibl. Vindob. ed. Kollar.* VIII, 156–71 gibt Stellen; darnach *Fabric. bibl. Gr. ed. Harles* X, 339. Das Ganze, nach J. H. Ch. Schubarts Abschrift, durch L. v. Sinner zu Jubinals Rutebeuf II, 331–42, daneben Abdruck der Pariser Hds. des 10ten Jh., p. 342–57, mit Anmerk. von Boissonade p. 490–92. Jubinal bemerkt zu den beiden, nur im Ausdruck stark abweichenden Hdss., die erste scheine im Sinne der Römischen Kirche, die zweite im Sinne der Griech. Kirche verfaſst (p. 262). — Daſs Eutychianos Patriarch von Constantinopel gewesen, ist Verwechslung mit St. Eutychios.

Die Lateinische Uebersetzung eines Paulus Diaconus von Neapel (also nicht Paul Warnefrids Sohn), dem Könige Karl (einem jüngeren Karolinger) gewidmet, stimmt mehr mit der Wiener, als Pariser Handschrift, nennt auch mit dem Uebersetzer den Griechischen Verfaſser.[1]

Das letzte thut noch später Gentianus Hervetus, welcher den Eutychianos aus der Legendensammlung des sonst nicht bekannten Simeon Metaphrastes Lateinisch noch mehr unverändert übersetzte.[2]

Aus des Paulus Uebersetzung dichtete Hroswitha im 10ten Jh. in Leoninischen Hexametern, worin nur, aus naher Verwechslung, Sicilien für Cilicien steht, und Theophilus Neſſe und *Vicedominus* (Viztum) des Biſchofs ist.[3]

Ein andres Lateinisches Gedicht desselben Inhaltes und Verses wird dem Marbod, Bischof von Rennes (st. 1123), zugeschrieben,[4] der auch ein solches

---

[1] Aus drei Hds. in *Act. Sanctor.* 483–86. Viele andere Hdss. weist Jubinal 262 nach.

[2] In *A. Lipomanni vitae Sanctor. patr. t.* 5, und L. *Surii vitae Sanctor.* I. 823–29. Diese Uebersetzung benutzte *P. Canisius de Maria Deipara virgine* (Ingolst. 1583) *p.* 742, aus ihm *M. Del Rio disq. mag.* (Köln 1624) *p.* 443.

[3] In der ersten Ausg. ihrer Werke von Konr. Celtes. Nürnb. 1501. Fol.

[4] In *Act. S.*, wo es gedruckt ist, 487–91; wiederholt A. Beaugendre in *Hildeberti Turon. et Marbodi op.* (Par. 1708)

Gedicht von den Kräften der Edelsteine machte. Die lebhaftere Darstellung dichtet doch nur hinzu, daſs Satan sich beschwert, schon häufig betrogen zu sein.

Kurze Auszüge, nach Paulus, geben im 11ten Jh. **Fulbert**, Bischof von Chartres, in der ersten Predigt von Marien Geburt,[1] und **Sigebert** von Gemblours in seiner Weltgeschichte unter 537. — Bestimmte Beziehung auf den Inhalt haben: St. **Damianus** (in einer Marienpredigt); im 12ten Jh. der H. **Bernard** (zur Apokalypse); im 13ten Jh. **Vincenz von Beauvais** (Spec. hist. XXI. 69. 70), **Albericus** von Troisfontaines, **Albertus Magnus**, **Martinus Polonus**, St. **Bonaventura**.

Unsers **Hartmanns** Gedicht vom Glauben, noch des 12ten Jh.,[2] enthält kurz (Z. 1926—2001) den Theophilus, der nicht auch Marien entsagt, und dem Gott selber die Verschreibung zurückschafft und ihm aus der Luft fallen läſst.

Dann behandeln eigentlich nur diesen Stoff mehre Französische Gedichte des 13ten Jh.

Gautier de Coinsi, 1177 in Amiens geb., 1236 Prior von Vis sur Aube, erzählt ausführlich und lebhaft, in kurzen Reimpaaren:[3] er zuerst läſst den

---

p. 1507. Das Ged. von den Edelsteinen hat J. Beckmann (Gott. 1799) herausgegeben. — Ein drittes Lat. Ged. von Theophilus enthält die Pariser Hds. 2333 *A.* des 11ten Jh. Jubinal 262.

[1] *Opera* (Paris 1608) *p.* 136.

[2] Graff Diut. I. 302—7.

[3] Auszug von *D. Maillet description etc. des mss. de la bibl. publ. de Rennes* (Rennes 1837) *p.* 127–31. Abdruck aus dieser Hds. *Miracle de Theophile, publ. pour la pr. f. par M. P. Maillet* (Rennes 1838). Der Abdruck aus zwei Pariser Hdss. bei Jubinal 269—327 nennt sich auch den ersten, erschien aber ein Jahr später. Die eine dieser beiden Hdss. hat noch einen gereimten Eingang, als Uebersicht des Inhaltes, von **Peros de Neèle**. Ueber Gautier s. *biogr. univ.*

Theophilus aus Verzweiflung an Gottes Macht, den Teufel zu Hülfe rufen, der sich, wie bei Marbod, über Menschentrug beklagt.

Der vermuthlich Pariser Dichter *(trouvère)* Rutebeuf, zur Zeit der Kreuzfahrt des heiligen Ludwig 1270, verfaſste eins der ältesten Franz. Schauspiele, *le miracle de Theophile*, in manigfaltigen Versen und Strophen (darunter auch die 4zeilig einreimigen Alexandrinerstanzen), und Andeutung von Gesang (am Ende). Theophilus beginnt auch mit Verzweiflung; sein Vermittler zum Teufel, durch sinnlose Beschwörungsworte, heiſst Salatin, und die Verschreibung mit Blut zur nöthigen Sicherheit lautet auf 7 Jahre.[1]

Um diese Zeit gehört auch: das Reugebet des Theophilus an Maria, in solchen Alexandrinischen Stanzen, wie das Reugebot bei Rutebeuf, 28 Stanzen;[2] und die Berufung auf des Theophilus Begnadigung in dem *Miserere du Reclus de Moliens.*[3] Ferner, die Anspielungen in den ungedruckten Gedichten: *Les vins d'Ouan*, in dem Ged. *De Enguerrand* Bischof von Cambrai; und in einem Gedicht an Maria.[4]

Eine Französische Sammlung von Marien-Wundern, darin auch Theophilus ausführlich,[5] scheint

---

IX, 194. Unser LXXIV. LXXXI von ihm enthält wol auch die Brüsseler Hds. folg. S. Anm. 5.

[1] Bei Jubinal I, 79–105. vgl. die Vorr. *S.* XXVI. Ein Jahr vorher (1838) gab Jubinal dieses Stück allein heraus. Monmerqué und Michel wiederholten es im *theatre Franc. au m. a.* (1839) *p.* 139. Auszug bei Legrand II. 124. n. A. II. 180. Deut. Uebers. II, 93

[2] Aus drei Pariser Hdss. bei Jubinal 327–31.

[3] Aus einer Hds. ebd. 263.

[4] Ebd. 264.

[5] Die von Bolland 483 gerühmte Brüsseler Hds. konnte Jubinal 264 nicht auffinden. Vielleicht war sie in Prosa und jünger, sowie des Dichters Villon Anspielung auf Theophilus, ebd. 265. — In Brüssel befand sich aber auch eine Hds., worin der Theophilus des Gautier von Coinsi nur das erste Kap.

ein ähnliches Werk, wie das, worin unser Theophilus-Gedicht enthalten ist.

Dieses mit dem gesammten Dichtwerke, dessen Theil es ist, aus dem 13ten Jh.,[1] folgt den älteren Lateinischen Darstellungen, ohne Blut-Verschreibung und deren Frist. Uebergangen ist aber, wie bei Rutebeuf, die Nachterscheinung von des Teufels grausiger Hofhaltung, welcher dagegen noch die erste stürmische Erscheinung des Teufels in unserm alten Faustbuche ähnlich ist.[2]

Um dieselbe Zeit hat Brun von Schoenebeke, in seiner gereimten Bearbeitung und Auslegung des Hohenliedes, 1276, auch den, wie er sagt, ohnedieſs schon bekannten Theophilus gedichtet, mit der Blut-Verschreibung: jedoch weigert sich Theophilus (wie der obige Ritter), auch Marien zu entsagen, und weil Christus bei seiner Höllenfahrt dem Teufel gelobt, ihm nicht mehr Gewalt anzuthun, fährt Maria selber mit »minniglichem« Gefolge hinab, und zerreiſst die Verschreibung, zum Staunen und Bewundern aller Teufel.[3]

Die Verbreitung dieser Dichtung auch in Deutschland bestätigen die Anspielungen bei Konrad von Würzburg, in der goldnen Schmiede (612—17) und im groſsen Lobgesang *Ave Maria*;[4] und in einem Wall- und Meerfahrts-Liede des Grafen Hugo von Montfort, Herrn von Bregenz, 1396—1414: *Maria, aller sunder drost, Nu bit ich dich mit innigkeit, Din*

---

seiner *Miracles de Notre Dame* ist, aus deren Kap. 22 noch eine Anspielung auf Theophilus mitgetheilt wird. Mone 275.

[1] Ausgabe von Sommer 20—35.

[2] Vgl. Germania VII, 417—18 nach Fausts Tode noch die Erscheinungen im Walde bei Wittenberg und die Faust-„Tragödie" in den Lüften.

[3] Grundr. 446—48. Auszug bei Sommer 36—38.

[4] Minnesinger III, 337, Str. 4.

gût Theophilum erlost, Nu hilff auch mir, vil reyne meydt.[1]

Im vierzehnten Jh. erscheint auch eine Niederdeutsche Darstellung für die Bühne,[2] unabhängig von Rutebeuf, überhaupt mehr aus mündlicher Ueberlieferung, lebhaft und volksmäſsig: Theophilus will lieber wol leben, als Bischof sein, und ruft allein bei seiner Absetzung den Teufel, der eben in Judäa einen König holt; er verschwört nicht nur Marien, zwar nach Weigerung, und alle Heiligen, sondern auch Sonne, Mond und Sterne (die ältesten Heidengötter vgl. zu I); der Teufel will die mit dem Ring besiegelte (nicht blutige) Verschreibung in der Hölle vergeblich gesucht haben, und behält sie hinter sich, Maria erzwingt sie aber von ihm.

Aus demselben Jahrhundert ist das Niederländische Gedicht, welches sich auf Lateinische Urkunde beruft, wie die meisten obgenannten, mit denen es völlig stimmt. Die Darstellung, in den Reimpaaren nach Französischem Muster, ist zwar gebildeter, als das Niederdeutsche Volksspiel in seinen ungenau gemeſsenen und gereimten Zeilen, zugleich aber auch farb- und lebloser.[3]

In Frankreich gab es damals noch andere Schauspiele dieses Stoffes, da es nicht Rutebeufs Gedicht sein konnte, welches die Einwohner der Stadt **Aunay** und der Umgegend 1384 am Sonntage nach der Geburt Johannes des Täufers vorstellten, weil darin eine Kanone gegoſsen ward.[1]

---

[1] Auf der letzten Seite der einzigen Heidelb. Hds. Vgl. Germania VII, 313. Mit Konrads Stelle auch bei Mone 274.

[2] Aus einer Pap. Hds. des 14–15ten Jh. in P. J. Bruns Altplattd. Ged. (Berl. 1791) S. 289–330 (755 Zeilen), mit Auszug und Erklärung. Die durchgängigen Gespräche und Folge der Auftritte bezeugen das Schauspiel, wie schon Mone 275 erkannt hat, und Sommer 39. 40 weiter ausführt, gegen Koberstein Gesch. der D. Litt. §. 160. Vgl. auch das Gespräch der Thiere aus derselben Hds. bei Bruns 131.

[3] Aus Hulthems Hds. zu Gent schon von Mone 275 angeführt; herausgegeben von Ph. B. (Blommaert), mit 3 gleichzeitigen Gedichten (Gent 1836), und Einleitung meist nach Mone, 1754 Zeilen; ein Blatt fehlt.

Ja, noch 1539 wurde in der Stadt **Mans** auf dem Jakobiner-Platz *le miracle de Theophile* aufgeführt.[2]

In **Italien** erscheint Theophilus nochmals **Lateinisch** in des **Hercules Vincemala** Marienwundern 1579, worin auch Sicilien für Cilicien steht:[3] während die Darstellungen in neueren Sprachen die Oertlichkeit märchenhaft unbestimmt laſsen. Auch sonst blieb seit des Neapel'schen Paulus Uebersetzung diese Geschichte dort im Andenken.[4] —

Das **Altspanische** Gedicht von **Berceo** 24 bei Sanchez 231. Vgl. zu LXXIV ff.

Spätere Erwähnungen des Theophilus finden sich noch bei **Kaisersberg**,[5] **Tritheim**, **Vossius**, **Lipelous** u. a. allgemein in der katholischen Zeit, und dann in den katholisch gebliebenen Ländern, mit dem Mariendienst, und auch in dem Kirchenfeste des durch sie Geheiligten, welches Simeon Metaphrastes auf den 4. Februar, das Deutsche Martyrologium auf den 13. October setzt.[6]

Endlich, ist diese vielgesungene und gesagte, übersetzte und geschriebene Theophilus-Dichtung auch früh und manigfaltig durch die **bildende Kunst** der Kirche dargestellt, neben Aristoteles als Frauenpferd

---

[1] *D. Carpenterii glossar.* unter *Ludus Christi* aus einer *litt. remiss. a.* 1384.

[2] Wie Hr. Richelet über eine von Hänel erwähnte Hds. zu Mans an Jubinal 268 schrieb.

[3] *Miracula Mariae virginis* (Mailand 1579. 4) erwähnt Mone 276.

[4] Laut *Constantinus Cajetanus*, in *Act. SS.* 483.

[5] „Christenlich Bilgerschaft zuom ewigen Vatterland" (1512) Bl. 35.

[6] *Acta SS.* 483.

(II) und Virgilius im Korbe (XCII). Notre-Dame zu Paris hat auf der linken Seite zwei solche Bildhauerwerke: das eine, auſsen über der Thüre im Winkel des Spitzbogens; das andre weiterhin in dem letzten Rund am Umgange des Chors (Abside). Das erste ist lebensgroſs, sorgfältig aufs Feinste ausgeführt, die Kopfe ausdrucksvoll; alles ist einst bemalt gewesen, wovon der Regen noch Spuren gelaſsen hat; auch liest man schwarz geschrieben, da wo Theophilus dem Teufel die Verschreibung gibt, *Theophilus*, und wo Maria sie zurückbringt, *Theophili carta*: sie droht dem Teufel mit einem Schwerte, wie bei Rutebeuf mit der Lanze. Das Rundbild, im Bereiche der Vorbeigehenden, ist sehr verstümmelt und wird bald ganz unkenntlich sein.[1]

In den Hauptkirchen von Laon, Mans und Troyes befinden sich Glasgemälde von der Theophilus-Legende.[2]

Die Empfängnis-Kapelle der Pfarre St. Epure in Nancy enthält ein Wandgemälde, 15 Fuſs hoch, 12 Fuſs breit: Maria mit dem Kinde, und sechs einzelne Zuge ihrer Gnade, mit beigeschriebenen Französischen Reimen, zunächst, wie sie für Theophilus die Verschreibung dem Teufel entreiſst: *Theophilus donna son ame Au diable, et lettre lui bailla; Puis il retourna à Nôtre-Dame, Laquelle la lettre lui livra.* Dank und Grimm sind lebhaft ausgedrückt. Dieses dem Leonardo da Vinci zugeschriebene Gemälde, ist jedoch älter, wie schon die Beschreibung zeigt, und nähert sich eher dem Albert Durer.[3] —

---

[1] Jubinal 265—66. Er hatte zu dem ersten Bildwerke ein Gerüst aufbauen laſsen zum Gypsabguſs, es zeigte sich jedoch zu groſs.

[2] Jubinal 267, nach Angabe von Didron (Vf. der bildlichen *histoire de Dieu*).

[3] Wie Victor de Sansonetti sagt, bei Jubinal 268, zu der

Wie Maria auch andere arme Sünder, die sich dem Teufel ergeben, von ihm erlöst, so wirken auch in ähnlichen Legenden andere Heilige an ihrer Stelle: wir haben schon **St. Gertrud**, mit **St. Johannes**, so gesehen (zu **XLII**); eine andere Niederländische Legende zeigt diese ebenso allein;[1] so auch **St. Basilius**[2] und andere. —

Weltlust ist der Preis, wofür der Mensch Leib und Seele, die ihm Gott verliehen, dem Teufel ergibt als Sündensold. **Hochmuth** ist es ursprünglich bei Theophilus, wie dadurch der Engel des Lichts (Phosphoros) selber zum Engel der Finsternis ward, und die Urältern der Menschen ebendazu verführte. Der Stolz aber ist dumm, laut des Sprichwortes und des Wortlautes (*stultus*, *stolidus*), und der Teufel ist, wie er selber dem Theophilus klagt, und Kasperle, ihn anführend, öfter wiederholt, eben nur, in letzter Stelle, der dumme Teufel. Lucifer will wie Gott sein, und der Mensch will es auch, durch ihn. Der Mensch möchte die paradiesische ewige gesunde Jugend göttergleich wiedergewinnen (den Stein der Weisen), möchte den Gesetzen der Schöpfung gebieten, was dem Schöpfer allein zusteht, dem Menschen nur in der Dichtung, sodaſs er es nur scheinbar vermag; wie es auch der Teufel nur scheinbar vermag, in seiner ewig todten Scheinwelt der Lüge (Hölle): während der Mensch auf Erden das ewige Leben noch im Wandel des Lichts und der Finsternis, des Lebens und des Todes, bewahrt. Zu jener Anmaſsung dient die Magie, Zauberei, und mit ihr ist deshalb der Mensch

---

Beschreibung des Abbé Lionnois (*hist. de Nancy* 1, 234), der das übertünchte Gemälde in voller Frische hat herstellen laſsen.

[1] Wolf Niederl. Sagen 358, aus *G. a. Ryckel hist. S. Gertrudis* p. 452.

[2] *Hrosuithae carm. de conversione desperati adolesc. servi Proterii per S. Basilium*, dicht hinter *Theophilus*.

schon hier dem Reiche der Lüge verfallen und verloren. Der Magier durch sich selbst, ohne anfängliche sichtbare Hülfe des Teufels, ist doch damit schon in seinen Stricken. Die förmliche Verschreibung, endlich durch Blut, Siegel u. s. w. ist überhaupt (auch für bloſse Förderung durch Satan, ohne eigne Magie) unwesentlich, nur höllischer Hokuspokus.

Nächst dem Hochmuthe steht die Wollust, welche, nachdem Ungehorsam und Genuſs aus dem Paradiese vertrieb, noch die einzig übrige, zwar unwillkürliche Schöpferkraft des Menschen, mit den Thieren gemein, blieb, deren deshalb so verführerischen Missbrauch im Rausche des Scheinlebens eine Hauptlarve des Teufels ist, wie sie besonders in Spanischen Dichtungen auftritt. Auch ohne sichtbaren Teufel, im Don Juan (des Tirso di Molina und unsers alten Puppenspiels, wie del Ponte's mit Mozart), der dahin taumelt im »Irrgarten der Liebe«, der Wollust und des ihr so innig verwandten Mordes, welcher schon mit dem ersten Brüderpaar anhub, nach alter Sage (zu I), um die Schwester-Braut: das Urbild der feindlichen Brüder; und so versinkt der verstockte Sünder in die Zauberarme der höllischen Mächte, denen er von jeher angehörte.

Ein Seitenbild dazu ist Calderone's wunderthätiger Magus: der tiefgelehrte Cyprianus, im üppig-heidnischen Antiochien über Göttermacht grübelnd, entbrannt für die wunderschöne Justina, verschreibt mit Blut sich dem Teufel und der Magie, sie zu genieſsen; beide vermögen jedoch nichts über den gottergebenen Willen der heimlichen Christin, ihre Larve wird in Cyprians Armen zur Leiche, die wahrhafte Justina enttäuscht und bekehrt ihn, und er feiert mit ihr die Bluthochzeit des Marterthums der Heiligen, und getäuscht versinkt allein der Teufel.

Hier haben wir, bei starker Uebereinstimmung, mit unserm überlieferten Faust,[1] noch stärkern Gegensatz: unser grübelnder Gelehrter, schon durch sich allein Magier, verschreibt sich dem Teufel um Weltlust jeder Art, und auch ihm wird die schöne Helena in den Armen zur höllischen Schlange; aber gerade diese letzte Versuchung, nach eben nicht innigem Gebet und Reue, bricht ihm den Hals, wie dem Don Juan; bei Cyprianus dagegen vertritt Justina Marien und andere Heiligen.

Im Ganzen haben sich allerdings seit der Reformation bei den Germanischen Völkern, welche die Vermittlung Mariens und aller Heiligen nicht mehr anerkennen, auf den bedeutsam zu Wittenberg heimischen Faust, der, wie Simon Magus dem Apostel, so Luthern zum Gegenbilde dient, die älteren einfachen Zaubersagen, von Virgil, Klingsor, Merlin u. a. verzweifelnd zum Teufel Fahrenden übertragen, und hat man in diesem Sinne fortgedichtet:[2] wie jedennoch die Faustsage selber, auf eigenthümlichem Wege zum himmlischen Ziele und noch über Cyprianus hinaus zur Vollendung und Verklärung gelangen kann, zeigt die bewundernswürdige Umbildung derselben nach ihrer tiefsten Bedeutung, in dem grösten, zugleich eigenst Deutschen und allgemeingültigsten Lebenswerke unsers grösten Dichters.

---

[1] Eben erscheint „das Puppenspiel von Doctor Faust. Zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben" Leipzig 1850 aus der Hds. des zur Messe nach Leipzig kommenden Puppenspielers Bonneschky: zwar etwas besser als das Geiselbrechtische Puppenspiel, aber noch bedeutend unter dem Schützischen, wie die Vergleichung der ersten Auftritte zeigt, welche ich mit der Uebersicht des Ganzen, in Germania IV, 211—21 gegeben habe, wie es 1807 hier aufgeführt wurde.

[2] Diese Verhältnisse berührt auch meine Geschichte der Faustsage in Germania VI, 289 ff. VII, 407 ff.

LII.

Der Weltheilige.

Ein Wüstling war so unmaſsig im Trunke, Fraſse und Minne, daſs er all sein Gut verzehrte, und Freunde und Verwandte ihn verschmähten. Da geroute ihn Gut und Ehre, und er gedachte des Heils seiner Seele. Eines Abends schwur er, in groſser Trunkenheit, vor allen seinen Freunden, des Teufels Hoffart und Uebermuth zu entfliehen, und sich am nächsten Tage als Büſser in den nahen Wald zu begeben. Die Genoſsen hieſsen ihn den Rausch ausschlafen, und seinen Entschluſs bis morgen aufschieben. Er aber betheuerte zornig seine ernstliche Bekehrung, und konnte unter reuigem Weinen und Flehen kaum den Tag erwarten.

Am Morgen kamen die Freunde, und als sie ihn beharrlich in seinem Vorsatze sahen, lieſsen sie den Pfaffen eine Heilige Geist-Messe für ihn lesen und seine Bekehrung segnen. Dann begleiteten sie ihn eine Meile weit in den Wald, wo er bleiben wollte, und sie bat, ihm Brod zu senden. Hier lieſsen sie ihn allein, und nach einem nöthigen Schlafe, dankte er Gott, daſs er beizeiten des Teufels Stricken entronnen wäre, und lebte seitdem wol zwanzig Wochen so, wie er gelobt hatte. Er ertrug es so lange er bei Fleisch und Kräften blieb: dann aber ward er wankend, gedachte des Weines, und wie er sich denselben verschaffen könnte. Bohnen, Erbsen und Brod, die man ihm brachte, genügten ihm nicht mehr.

Zwölf Tage darnach kam ein Weib, die ihm für Wahrsagen Geld bot. Er lehnte die Bezahlung ab, als Gottes Gebote zuwider: jedoch wolle er ihr wahrsagen, wenn sie es geheim hielte; sie möge ihm einen Kopf voll Weines bringen, welchen er so segnen wolle, daſs er darin wohl sehen könne, was ihr an Leib und Seele geschehen werde. Das Weib ging sogleich heim, und kam am andern Morgen wieder, mit einem Knaben, der einen Kopf voll guten Weines trug. Der Einsiedler verkündigte ihr dafür Vergebung ihrer Sünden, hörte, zur Buſse, noch ihre Beichte, und ertheilte ihr völligen Ablaſs. Dann setzte er den Wein vor sich hin, gebärdete sich lange mit Hand und Mund, als wenn er ihn segnete, schaute hinein, und verkündigte ihr so viel Heil und Ehre, als noch kein Weib ihrer Sippschaft gehabt habe, wenn sie es nicht verwirke. Damit entlieſs er sie: er müſse an sein Gebet gehen. Sie dankte ihm sehr; und sobald er allein war, trank er gierig den Wein aus. Er vertraute zu Gott, daſs die nicht verloren wären, die gern guten Wein trinken; er diene ihm ja damit, weil er ohne denselben nicht länger dazu im Stande gewesen wäre: er bat, ihm fürder so viel Wein zu bescheren, daſs er mit Ehren hier im Gottesdienste beharren könne.

Das Weib erzählte daheim noch am selbigen Tage einer vertrauten Freundin, unter angelobter Verschwiegenheit, ihre glückliche Betfahrt zu dem heiligen Einsiedler, und rieth ihr ebenfalls dazu. Diese begab sich auch sogleich nächsten Tages mit einem Kopfe voll Weines zu dem Einsiedler, der dasselbe Spiel wiederholte und ihr mehr Gnaden ertheilte, als wenn sie nach Rom gewallet wäre.

Fröhlich kam sie heim, und noch bevor sie sich niedersetzte, verkündigte sie ihren Gespielen ihr Heil, und so vernahmen es bald alle Weiber der Umgegend. Jede eilte nun auch sich weissagen zu lassen; darnach giengen sogar die Männer mit, und so bekam der Einsiedler Weines die Fülle.

Solches währte so lange, bis man inne ward, dafs sich von den geweissagten Gnaden auch nicht ein Haar sehen liefs. Da hörte die Betfahrt auf.

Der Einsiedler begab sich nun, um es den Leuten bequemer zu machen, eine halbe Meile näher, noch im Walde, und sagte es denen, die ihm Brod brachten; es kam aber kein Wein mehr. Und als er ebenso vergeblich noch näher ganz aus dem Walde zog, trieb ihn die Noth endlich in die Stadt zurück, und gern liefs er sich von jedem zu Hause laden, der nur wollte. Hier ward er und seine Lehre bald überlästig, und er ging nun in die Weinhäuser voll trunkener Leute, und predigte ihnen, so dafs sie alle ihre Sünden beweinten, ihn lobten, und ihm zutranken, bis er schlafend auf die Bank sank. Damit verdarb seine Heiligkeit völlig; er lebte, mit Thoren und Thoren-Lob, wieder wie ein Thor und schämte sich des Namens nicht.

LII.

Der luoderære.

Dis ist von einem luoderære
ein vil hübschez mære.

Ez was ein luoderære
der wart vil witen mære.
Er begie sulhe unmâze
mit trinken und mit vrâze
Und mit unstæter minne,
daz er alle die gewinne
Zejungest gar verzerte,
die im Got ie bescherte.
Dô er mit vollen dar kwam,
da elliu sîn vröude ein ende nam.
Do begunde in riuwen sêre,
beide [vriunt], guot und êre.
Er gedâht' in sînem muote:
»ich bin komen von dem guote:
Nu beginnent mich gruezen trâge,
beide, vriunt und mâge:
E ich sô lesterlich(en) lebe,
mir ist bezzer, daz ich ûf gebe
Die werld[e], diu mich verleitet hât,
daz mir der sêle werde rât.«
Sust wart er des ze râte
ein[e]s âbendes vil spâte

In einer grôʒen trunkenheit,
daʒ er des swuor einen eit
Vor sînen vriunden allen,
er wolde lâʒen vallen
Beide, hôchvart und übermuot
unt tuon, als ein man tuot,
Der dem tiuvel wil enpflîehen;
und wolde sich morgen ziehen
In einen walt, der stuont dâbî.
»swer gerne in mînem bete sî,«
sprach er in weinende zuo
»der kume her morgen vruo,
Sô wil ich urloup nemen hie.« —
»nû beitet, neve,« sprâchen sie
»iuwer dink stât nahtlank wol;
iu ist daʒ houbet wînes vol;
Darumb[e] lât iu niht sîn ze gâch,
lîget unde slâfet dernâch,
Und sagt uns morgen iuwern muot.«
der rât endunket in niht guot,
Er begunde zornlîch swern,
eʒn' moht' im lenger niht erwern
Der tiuvel, noch kein sîn bot',
ern' wolde kêren hin ze Got.
Die naht duht' in vil lank,
sîn ernst unde sîn gedank
Die schuofen, daʒ er niht slief.
ze Got er weinende rief
Die naht unz an den morgen;
noch was dâ unverborgen
Sîn trugenlîchiu riuwe,
diu was dannoch vil niuwe.
Dô in belûhte der tak,
durch daʒ er slâfes niht enpflak.
Dô kwâmen sîne vriunde dar,
die wolden werden gewar,
Waʒ nû sîn wille wære:
»ich wil [werden] ein riusære

Vil gerne,« sprach er »immer sîn.«
dô sprâchen die vriunde sîn:
»Hie wil Got wunder schaffen.«
sô bâten sie den pfaffen,
Daʒ er im ze volleiste
von dem heiligen geiste
Ein messe sunge umbe daʒ,
daʒ im gelunge dester baʒ.
Der pfaffe sank, dô daʒ geschach,
ein[en] grôʒen segen er dô sprach
Ueber den bekêrten man.
dâ mit schieden sie von dan.
Sîn[e] vriunde wolden daʒ niht lân,
si begunden mit im alle gân,
Und wolten sehen, wâ er belibe,
ob sie ir muot nâch im tribe,
Daʒ si westen, wâ in vinden;
sine wolden niht erwinden,
Sin[en] giengen mit im in den walt,
daʒ ze einer mîle wart gezalt.
Er sprach: »hie wil ich belîben,
mich enmag hie niht vertrîben,
Wan der gewaltige tôt;
ir sult mir senden iuwer brôt
In der wochen z'einer stunt;
iu wirt hie sulhe genâde kunt
Von mînen schulden, sol ich leben,
daʒ ir mir'ʒ gerne muget geben.«
Dô kêrten sîne vriunde wider;
dô leit' er sich ouch der nider,
Sîn unvröude was sô grôʒ,
daʒ in des weinens bedrôʒ,
Ern' mohte ouch niht gewachen mê,
diu tâten im beide[n]samt wê.
Dô er nâch slâfe ûf stuont
dô tet er, als die wîsen tuont,
Er begunde Got vil sêre loben,
daʒ er von des tiuvels kloben

So zitlich was entrunnen.
100 »du hâst mich wol gewunnen.«
Sprach er »lieber herre Got:
ich leiste gerne dîn gebot.«
Swie ez im diu trunkenheit geriet
daz er sich von den liuten schiet
5 Und die werld[e] het versprochen,
er was wol zweinzik wochen,
Daz er sîn niht wandel gerte,
die wîle daz vleisch werte,
Daz er dâ an im truok,
10 dô was er kreftik genuok.
Sîn muot was guot und ungeschart
do aber des vleisches ende wart,
Do gewan er solhe unkraft,
daz er mit zwîvel wart behaft:
15 Er begunde nâch wîn denken,
dô gie ez an ein wenken.
Er gedâht': »ich vil tumber man
wie vâhe ich nû mîn dink an?
Mohte ich hie wîn gewinnen,
20 ichn' kwæme niht von hinnen.
Unz ich hie bin, sô bin ich wert
ich wirde, daz mîn nieman gert.
Swenne ich zuo den liuten var.«
sust gedâht' er her und dar.
25 Man brâht' im vür die hungernôt
bônen, arweiz unde brôt:
Daz moht' im nû niht vröude bern,
er begunde wînes vaste gern.
Dar nâch wol in zwelf tagen
30 kwam ein wîp durch wârsagen.
Diu wolde im pfenninge geben. —
»sô [en] het' ich niht ein rehtez leben
Ich sol behalten daz gebot:
an den buochen stêt, daz Got
35 keine miete nie genam,
swem er ie ze helfe kwam:

Wil dû des die liute verdagen,
ich wil dir gerne wârsagen?« —
»Jâ, herre, gerne,« sprach daʒ wîp
»dîn reine sêle und dîn lîp
Diu kwâmen sæliklichen her.« —
»nû gank hin heim(e)« sprach er
»Und bringe mir des dînes
ein[en] kopf vol guotes wînes.
Den segen' ich unz an die vrist,
daʒ er sô wol gesegent ist,
Daʒ ich darinne sihe wol,
swaʒ dir geschehen immer sol
An [der] sêle und an [dem] lîbe.«
sust schuof er mit dem wîbe,
Daʒ sie vil balde heim(e) gie,
und einen grôʒen kopf gevie
Unt kouft' in guotes wînes vol;
ir tet der schade harte wol
Und ouch diu arbeit dar zuo.
des andern morgens vruo
Kwam sie hin wider ze hant,
dâ sie den einsidel vant.
Er enpfienk sie wol genuok,
beide, sie und der den kopf truok.
Daʒ was ein wêniger kneht.
er sprach: »swester, eʒ ist reht,
Daʒ ich dir gelte disen gank,
er ist, beide, kurz und lank:
Er ist lank von dîner arbeit,
und ist kurz von der sælikeit,
Die ich dir [darumbe] hân erworben;
dîn sünde sint erstorben,
Die hât dir Got durch mich verlân.
doch soltu eine buoʒe hân,
Die dû benamen leisten muost,
daʒ dû mir dîn bîhte tuost.«
Don[en] sazte sie sich niht wider,
sie hieʒ in sizzen dernider.

Und sagt' im alle ir missetât.
er sprach: »nû wirt dîn guot rât,
Dû hâst den antlâʒ vor Got,
des bin ich ein gewisser bot',
Dû bist aller heiligen genôʒ';
die sælde lâ dich dunken grôʒ.
Sît dir sô wol geschehen ist;
und huete dich nâch dirre vrist,
Daʒ rât' ich bî den triuwen mîn,
dû maht vil gerne heilik sîn.«
Den wîn sazt' er vur sich,
unt tet rehte dem gelîch
Mit [der] hant und mit [dem] munde
ein vil lange stunde,
Sam er einen segen tæte
und Got vil sêre bæte;
Do begunde er in den wîn sehen,
[er sprach:] »swester, dir wil vil geschên,
Beide, sælde[n] und êren,
Got der wil an dich kêren
Sîner genâden ein michel teil,
dir wil êre unde heil
In kurzen zîten (nû) geschên
sô vil, daʒ dû beginnest jên,
Daʒ under dînem kunne
nie wîp sô vil gewunne.
Des danke Gotes hulden;
wirt eʒ von dînen schulden
Niht verworht und verlorn,
dû bist zuo sælden erkorn,
Des wir[de]stu kurzlîch innen.
Got gesegen' dich, gank von hinnen!
Ich sol an mîn gebet gân,
daʒ ensol ich lenger niht verlân.«
Sie gnâdet' im vil sêre;
do ensoum[e]t' er sich niht mêre.
Als schier[e] daʒ wîp von dannen kwam,
den kopf er gîtlichen nam.

Den saz[ze]t' er an sinen munt
unt trank in einer kurzen stunt.
Swaz er dâ wines innen vant.
»herre Got,« sprach er ze hant
»Sin[en] suln niht verlorn sin,
die gerne trinkent guoten win;
Nû dient man dir doch der mite:
dû weist wol, ob ich in vermite,
Son[en] möht' ich lenger niht genesen,
und enmöhte ouch hie niht lenger wesen:
Sit ich hie gerne belîben wil,
nû sende mir sin alsô vil,
Daz ich den lip dâmit gelabe,
und ouch min êre alsô behabe,
Daz ich hie stæte belibe.«
Nu vernemt von dem wibe
Ir wort, ir werk, und ir gedank:
sie dûhte, sie het' einen gank
Ze disem guoten man getân,
sie solde sin immer vrum hân
An [der] sêle und an [dem] libe.
dô kwam sie ze einem wibe,
Der was sie lange heim[e]lich,
sie sprach: »westest dû, waz ich
Bevunden habe an disem tage,
daz ich vil tougenliche trage.
Dû næmest ez vür zehen pfunt;
dir enwart nie niht sô guotes kunt.« —
»Dêswâr,« sprach diu ander dô
»wir sin her komen alsô,
Swaz unser einiu ie bevant,
daz weste diu ander ze hant;
Daz sol ouch immer stæte sin,
dun[en] brechest dan[ne] die triuwe din.
Swaz ich weiz, daz sag' ich dir.«
sie sprach: »sô gelobe mir,
Daz dû ez mit triuwen verdagest
und ez niht vür baz ensagest.«

Des tet si ir einen hantslak.
»ichn' kan dir,« sprach sie »noch enmak
Diu sælde nimmer vol sagen,
waȝ dû genâden maht bejagen
An dem allerheiligistem man,
des ich ie künde gewan:
Der einsidel in dem walde,
dar soltu gâhen balde
Mit einem kopf vol[lem] wînes,
ern' nimt niht mê des dînes,
Den segent er, unz er drinne siht,
swaȝ dir immer mê geschiht,
Beide, lebende unde tôt.«
dô wart ir ernst unde nôt,
Sie gâhet' alsô über maht,
daȝ sie dennoch vor der naht
Hin zuo dem einsidel kwam,
und mê gnâden dâ vernam,
Danne ie kein wîp enpfienge,
ob si immer ze Rôme gienge,
Daȝ eȝ niht beȝȝer mohte sîn.
dar nâch segent' er den wîn
Und sagt' ir manik kunftik heil.
dô wart sie vrô und alsô geil,
Daȝ si wânde, unser herre Got,
der leistet' alleȝ ir gebot.
Sie kwam vil vrô (h)in heim(e) wider;
ê sie gesæȝe dar nider,
Dô sagt' sie ir gespiln dank,
daȝ in zwein dâ sô wol gelank.
Daȝ heten in kurzen stunden
gar elliu [die] wîp bevunden,
Die in der gegende wâren;
dô begunde ieslîchiu var(e)n,
Daȝ si sæhe disen wîȝagen.
sust wart dar wînes getragen,
Daȝ er sîn wol genuok gewan.
dar nâch wurden ouch die man

Dar gênde mit den wîben.
daʒ begunden si alsô trîben,
Unz sie der arbeit bedrôʒ,
darumbe, daʒ [si] sich hâres grôʒ
Diu gnâde nider sehen lieʒ,
die er den liuten (dâ) gehieʒ.
Dâ von zegie diu betvart,
daʒ er aber âne wîn wart.
Do gedâht' er in dem muote sîn:
»owê, wie gewinne ich wîn?
Daʒ man mich nû sô selten siht,
ich weiʒ wol, wâ von daʒ geschiht.
Ich bin von in ze verre;
ê mir daʒ [sô] sêre werre,
Ich hûse ê naher hin zuo (z') in.
eʒ was ein michel unsin,
Daʒ ich in sô verre ie gesaʒ:
weiʒ Got, ich muoʒ hin nâher baʒ.«
Er gie von dannen balde,
unz er ûʒ dem walde
Ein halbe mîle gegie,
er gedâht': »ich wil eʒ versuochen hie.
Sint sie noch dâ her ze laʒ,
ich hûse in aber nâher baʒ.«
Die im dar brâhten daʒ brôt,
die vrâgten in, durch welhe nôt
Er dort het' gerûmet.
[er sprach:] »dâ wâren sie versûmet,
Die ich ze Got sol bekêren
und rehteʒ leben lêren;
Den wil ich kürzen den gank:
nû was der dâ hin ze lank.
Sît ich ein lêrære bin,
eʒ wære Got ein grôʒ gewin,
Daʒ ich bî den liuten wære.
ein ieslîch lêrære
Der ist den liuten nütze bî.
wæren mîn drîzik unde drî,

Wan' wæren hie so nutze niht,
sô ich dâ bin, dâ man mich siht
Unde mîn lêre vernimt:
ich kan, daz Gote wol gezimt.«
Dô enkwam im aber wînes niht.
er gedâht': »wez ist sust enwiht.
Ich muoz hin zuo dem velde,
swie man mich drumbe scheide.
Ich muoz benamen wîn hân;
ich wolde ê diz leben lân.
Den ich den wîn verbære,
ich bin ein mordære.
Noch ein rouber niht gewesen;
sie wellen[t] alle genesen,
Die bî den liuten bestânt
und wînes wol ir teil hânt.
Die sint michel wîser, danne ich
der sie dâ neme, der nem ouch mich!
Hie ensolten niht wan wolve sîn:
dâ liute sint und guoter wîn,
Dâ bin ich baz, danne hie.«
her vür den walt er dâ gie,
Dâ schuof er aber sîn wesen.
dan[en] mohte er sîn niht genesen;
Die liute wurden im sô gram
durch daz er ûz dem walde kwam,
Daz man im (niht) ensante,
nû sehet, wâ er genante,
Und huop sich selbe in die stat.
swer in dâ ze hûse bat,
Dem danket' er vil sêre.
dô wart er und sîn lêre
Ze jungest ungenæme
und den wîsen widerzæme.
Die sâhen in alle ungerne,
swâ denne ein taberne
Vol trunkener liute saz,
dar gie er, unde schuof daz

In einer kurzen stunde,
so er predigen begunde,
Daz si alle ir sünde weinten
und sich mit riuwen reinten,
Und buten alle ir becher dar,
sie sprâchen: »trinket eʒ ûʒ gar.
Trinket, lieber meister mîn;
wær' eʒ beʒʒer, denne wîn,
Wir gæben iu eʒ vil gerne.
disiu edel taberne
Hât iuwer sueʒen lêre
und des guoten wînes êre.
Wol iu in iuwern munt!
iu ist alleʒ daʒ kunt,
Daʒ diu wîsheit gebiutet.«
sust wart er sô getriutet
Mit lobe und mit trinken,
unz er begunde sinken
Slâfende ûf eine bank.
dar nâch enwart niht vil lank,
Unz daʒ sîn werdikeit verdarp
und niht wan tôren lop erwarp.
Do er als ein tôre begunde leben,
do begunden sie im alle geben
Tôren leben unt tôren namen.
do begunde er sich ouch verschamen,
Und lie sich, als sie solten,
haben, vür swaʒ sie wolten.

LIII.

Der weiße Roſendorn.

Es geschieht manches Unglaubliche. Ich sage, was ich hörte und sah: eine Jungfrau hatt' sorgfältig einen schönen Wurzgarten gezogen, und darin auch einen weiſsen Rosendorn, der so üppig wuchs, daſs er wohl zwölf Rittern Schatten gegeben hätte. Er war über mannshoch und ringsum in einen Reif gebogen. Unter demselben war zur Augenweide schönes Gras und standen allerlei edle Kräuter, aus welchen, so wie aus den Rosen, die Jungfrau ein Waſser brannte. Sie ging alle Morgen, vor Sonnenaufgang, aus ihrer Schlafkammer in den Garten, nackt und bloſs, mit einem Glase voll dieses Waſsers, und begoſs sich damit unter dem Rosenbusch auf dem Grase.

Nun kam ich eines Morgens dorthin um Rosen zu stehlen, da hörte ich jemand in den Garten kommen; ich lauschte durch das Gebüsch, und da sah ich ein Wunder, welches ich gerne erzähle, wenn meine Jungfrau es mir erlaubt; sonst schweige ich. Jedoch ist etwas Lustiges wohl verstattet zu sagen. Ich erzähle also weiter: es gibt Wurzeln, welche die Kraft haben, daſs ein Stummer, wenn er sie in den Mund nimmt, sogleich reden kann. Das bewährte sich hier: als die Jungfrau, unter dem Rosenbusche sitzend, sich mit dem Waſser begieſsen wollte, da hub die Fut an zu sprechen, und beklagte sich, daſs ihr nicht auch Ehre und Gutes geschehe. Die Jungfrau sah vorn nieder, und fragte, woher ihr die Stimme käme. Jene antwortete: von der Wurzel im Munde, und mahnte die Schöne, daſs man sie ohne Fut verachten würde. Die Jungfrau behauptete, man diene ihr wegen ihrer Schönheit, nicht wegen eines dunkeln Ungethüms, deſsen Anblick ihr Schaam wäre. Die Fut, heftig, rühmte sich ihrer Gestalt, jedes in seiner Art, und pries auch der Jungfrau Wohlgestalt, lichte und rosige Farbe; jedoch wäre das alles nur um ihretwillen begehrt; mit Unrecht werde sie also zurückgesetzt, und erhalte nur das geringste Gewand von den eigentlich ihr gehörenden Kleinodien. Die Jungfrau zürnte, hieſs sie schweigen, und sich von ihr scheiden, damit man erkenne, wen von ihnen beiden die Leute lieber hätten. Mit Zähren schieden beide von einander. Die Fut hob sich gen eine grüne Aue, in die Wildniſs.

Die Jungfrau blieb bei den Leuten. Einem Schüler (Studenten), der ihr viel gedient hatte, wollte sie nun ihre Minne gewähren, um jenen Streit zu entscheiden. Als der Schüler sie aber ohne Fut fand, verlieſs er sie schmählich. Bald ward solches ruchbar, und überall, wo sie sich sehen lieſs, wurde sie mit Fingerzeigen verspottet und verhöhnt, so daſs ihr das Leben widerte.

Der Fut erging es unterdessen auch übel: man hielt sie für eine Art Kröte, und wo sie sich zum Gruſse bot, da ward sie mit Füſsen gestoſsen. Da bereute sie die Trennung, und wünschte sich wieder zu ihrer Herrin. Diese sehnte sich ebenso nach ihr, und ging zu ihrer beider Wegscheide. Dorthin kam auch die Fut von der Aue, beide freuten sich des Wiedersehens, klagten einander ihr Leid, und die Jungfrau nahm die Fut wieder an sich. — Alsbald sandte sie nach mir, und verlangte Rath, wie sie das schmähliche Gerücht vertilgen und sich für immer dagegen sichern könnte. Durch einen Nagel vereinte ich beide für immer. — Dasselbe rathe ich jedem Manne bei liebem Weibe.

LIII.

Der wîʒe rôsendorn.

Eʒ geschiht gemelicher ding' gar vil,
der man doch niht glouben wil;
Der sag' ich einʒ, daʒ geschach,
daʒ ich hôrt' unde sach.
Daʒ ist wâr, und niht erlogen.
  Eʒ het ein junkvrouw' erzogen
Ein[en] schœnen wurzgarten,
den het si lieb unt zarten,
Den het si schôn und wol besniden,
daʒ weder obene, noch niden,
Dar in niht komen kunde,
des vleiʒ si sich ze [aller] stunde.
Guote würz' und guoteʒ krût,
diu wâren ir lieb unde trût.
Ouch het diu junkvrouw' erkorn
einen wîʒen rôsendorn,
Der was breit unde dik,
daʒ er vür der sunnen blik
Zwelf rittern hete schaten geben.
er was umb und umbe eben
In einen reif gebogen,
joch hœher dann' ein man gezogen.
Under dem selben dorne was
edel krût und schœne gras,
Daʒ diu junkvrouwe,
durch schœne ougelschouwe.

Wunneklich gepflanzet het,
durch ir hüpscheit si daʒ tet.
Swaʒ si guoter kriuter [er]kante,
darûʒ si waʒʒer brante,
Und ûʒ den rôsen, als man sagt.
ouch het diu minnekliche magt
Einen siten, des si [ze allen zîten] pflak,
under (von?) der kamer, dâ si lak
Und slief, in den wurzgarten si gie.
des diu junkvrouw' niht enlie.
Alle morgen gieng si darin,
ê diu liehte sunne erschin,
In den wurzgarten, nak[en]t und blôʒ.
mit rô[sen] waʒʒer si sich begôʒ.
Daʒ tet si darnâch in ein glas,
under den dorn ûf daʒ gras.
  Nû was ich komen gar verholn,
und wolt' der rôsen hân gestoln:
Daʒ mohte leider niht geschehen;
durch ein löchlîn muost' ich sehen,
Wer in dem garten wære,
dâ erhôrt' ich vremdiu mære.
Erloupt mir mîn junkvrouwe daʒ,
sô sag' ich iu vil rehte, waʒ
Ich in dem wurzgarten sach;
wan ein wunder dâ geschach.
Welt ir nû, daʒ ich sage?
oder sprecht ir, daʒ ich gedage,
So ist billich, daʒ ich swîge:
vrouwen gebot man genîge.
Ich ger urloubes, daʒ man iht
jech, daʒ mære si enwiht.
Durch daʒ sult ir'ʒ gelouben wol;
gemeilichiu ding man sagen sol.
Nû sag' ich mê sâ ze hant:
eʒ ist den liuten wol erkant,
Daʒ menigiu wurz ist guot,
der si einem stummen in den munt tuot.

Der redet unde sprichet wol,
swaʒ ein man reden sol.
Daʒ wart an der junkvrouwen schîn:
dô si in daʒ wurzgertelîn
Uʒ irer kamer wolte gân,
als si vor dikke het getân,
Unt truog ir waʒʒer, dâ si mit
sich wolt' begieʒen, nâch irem sit',
Under den dorn si gesaʒ,
von einer würze vuogt' sich daʒ,
Daʒ diu vut zuo ir vrouwen sprach:
»ir schaffet iu gar guot gemach
Ueberal an iuwerm lîbe,
(wan) daʒ ich dâ belîbe,
Dâ ir mir immer êr', noch guot
mit iuwerm willen selten tuot.«
Diu vrouwe sach vornen nider,
und sprach zuo der vut her wider:
»Dîn stimm(e) hân ich selten [mê] vernomen;
sag' mir, wie ist eʒ darzuo komen,
Daʒ dû sô redest wider mich?«
dô sprach diu vut: »dâ hân ich
Ein wurz in mînem munde,
dâvon ich iez ze stunde
Gen iu rede, swaʒ ich wil.
mich dunket des gar ze vil,
Daʒ ir iuch habet [al sô wol,
und ich des niht nieʒen sol.
Daʒ man iuch [sô schôn] an aller stat
lieb durch mînen willen hât:
Ob ir mîn enbæret,
[daʒ] ir deste[r] unwerder wæret.«
Diu vrouwe sprach: »wie mag daʒ sîn?
daʒ man mir durch den willen dîn
Diene [1], des geloub' ich niht,
die wîl' man mich sô schœne siht:

---

[1] In der Hds. dient. [illegible] Z. 112.

Ich hœr' doch ie sprechen die man,
daʒ si mich gerne sehen an,
Und daʒ si gerne dienen mir.
nû wænstu lîht, eʒ sî von dir:
Ich hân eʒ dâvür, ob man dich sæch,
daʒ man dir doch niht lobes jæch,
Wen dû bist brûn und darzuo rûch,
breit gevlezzet [1] an dem bûch,
Daʒ ich scham(e) dâvon hân,
ob man dich solte sehen an.
Dû bist z'wâr dem ungelich,
daʒ man mir diene durch dich.«
Nû sült ir mir gelouben,
von zorn begund' si strouben,
Diu vut, diu hâte reideʒ hâr
in dem schopfe, daʒ ist wâr,
Und sprach alsô ze ir vrouwen:
(»Man mag iuch gerne schouwen,)
Wan iuwer schœne vil lobes hât:
mîn briune [2] mir ouch niht übel stât.
Ein ietlich ding man loben sol
nâch sîner varwe, stât si im wol.
Ich sol sîn brûn und darzuo rûch,
wol gevlezzet an dem bûch
Breit, zuo dem nellen dik und hô;
daʒ sol mîn gestalt wesen alsô:
Sô sült ir haben, vrouwe mîn,
rœselohten liehten schîn,
Minneklich und wolgestalt,
des lobes wirt iu zuo gezalt:
Und daʒ alleʒsant ist von mir.
vil liebiu vrouwe, wænet ir
Wan [3] iuwer schœne wiʒʒen dank?
iu wære ouch der dienest krank.

---

[1] *Hds.* gefleckot. *Menne* Z. 125

[2] *Hds.* schône - breune. *Oefter* so.

[3] *In der Hds.* wend et von

Den man durch iuwer schœne tæt';
ich wæn', daʒ man iuch selten bæt'
Durch iuwer schœn' umb iuwern lîp:
eʒ wart nie sô schœnes wîp.
[Und] hete si der vut niht,
ir schœne wære gar en wiht.
Nû welt ir mich verdringen
unde sô gar twingen
Hin hinder an ein enge stat,
under iuwer aller swachest[1] wât.
Diu muoʒ vor mir hangen;
und habt ir doch enpfangen
Durch mînen willen klein und grôʒ:
des ich leider nie genôʒ
Umb ein kleineʒ heftelîn[2],
daʒ ich trueg' vor der muselen mîn.«
Diu vrouwe vornen nider sach,
ze der vut si zorniklîchen sprach:
»Pfui dich! lâ dîn klaffen sîn.
solt' ich dir diu kleinet mîn
Geben, wie gezæm' mir daʒ?
var hin von mir, Gotes haʒ.
Dû verteilteʒ [swarzeʒ] kunder,
rûch als ein merwunder!
Dû bist griulich geschaffen.
lâʒ gen mir dîn klaffen!
Z'wâr, ich wil immer dîn
baʒ enbern, wen dû mîn.
Durch dîn klaf dû enbern muost
mîner hulde, daʒ dû tuost,
Ungenæmiu, gevicktiu, gen mir,
daʒ mak ze schaden komen dir.
Ich wil z'wâr besehen daʒ,
obe[3] mich die liute baʒ

---

[1] *Hds.* swechost

[2] *Hds.* bâstelein

[3] *Hds.* oder

Haben, oder (. .) dich.«
mit mengen zehern schied si sich.
Diu vut und diu vrouwe:
[giengen] gen einer gruenen ouwe
Huob sich diu vut, wart wilde;
daȝ minnekliche bilde,
Ich mein' die minneklichen magt,
von der ich vor hân gesagt,
Diu gienk zuo den liuten.
Sie wolt' ein schuoler triuten,
Der ir vil gedienet het.
diu junkvrouwe des schuolers bet'
Leistet', in dem sinne,
daȝ si wolt' werden inne,
Ob (er) ir diente [der schuoler] durch ir jugent,
oder durch ir schœn', oder durch ir tugent,
Oder ob er wære
durch die vut ir dienære;
Also bewag si sich dar.
der schuoler wart schier gewar,
Daȝ diu vrou der vut niht het.
klegelich der schuoler tet,
Der ir ze dienste pflak
lange zit und mengen tak;
Und wart offenlich gesagt,
daȝ niht vut hete diu magt.
Dô wart si (. .) genant
diu vutlôs' über alliu lant.
Und wart ein vingerzeigen ûf sie:
»sehet, diu vutlôs' ist hie!«
Und swâ si gienk vür die man,
sô kêrten si diu ougen [her]dan,
Reht als er si niht sæhe.
alsô leit si menik smæhe
Von armen und von richen;
si lept' als untröstlichen,
Daȝ ir daȝ leben begund' leiden.
Nû wil ich iu bescheiden,

Wie der vut ir ding ergie:
swâ si sich sehen lie,
Dâ ward eʒ ir misseboten;
wan man het sie vür ein kroten.
Dô gieng si vil dikke
den mannen ze blikke,
Und wartete[1] [gen inen] irs grueʒen:
dâ wart si mit den vueʒen
Gestôʒen vil sêre: -
sich begund' ir trûren mêre(n).
Unt zuo ir selber si sprach.
(»wê, waʒ leides mir geschach!)
Dâ mir mîn tumber muot geriet,
daʒ ich von mîner vrouwen schiet:
Man hete mich doch baʒ bî ir:
si hât wâr gesaget mir:
Nû muoʒ ich laster dulden.
nâch mîner vrouwen hulden
Wil ich gerne ringen.«
  Do begund' ouch die vrouwen twingen
Manig grôʒiu smâcheit,
die si von den liuten leit.[2]
Und gedâht' in irem sinne:
»möht' ich mîn vut wider gewinnen,
Sô het' ich der sælden teil.«
alsô gieng si, ûf daʒ heil,
Gen der weg(e)scheide,
dâ si sich schieden beide,
Diu vut und ouch ir vrouwe.
dô kam ouch von der ouwe
Diu vut her gegangen:
minneklîch enpfangen
Wart von in beiden dô;
si wâren einander ze sehene vrô,
Unt klagten [einander] beid' ir ungemach,
waʒ in [beiden] smâcheit ie geschach,

---

[1] *Hds.* wartot

[2] *Die Hds. reimt* smachât : hât

Des klagten (si) ein ander vil.
die rede ich iu kürzen wil:
Diu vrouwe nam die vut zuo ir.
Ze hant sante si nâch mir,
Und sprach: »nû gib mir dînen rât;
mîn ding mir kumberlîchen stât:
Mîn vut was mir entrunnen,
die hân ich wider gewunnen;
Da bedarf ich dîner lêre zuo,
wie ich mînen dingen tuo,
Daʒ ich innen bring' die man,
daʒ ich mîn vut wider hân.
Und lêr' mich sie wol behalten,
wan dû kanst sîn walten,
Daʒ ich sie [mug'] behalt[en] mit sinne,
daʒ si mir niht mê entrinne.«
Dâ riet ich dem schœnen wîp,
daʒ si die vut zuo dem lîp
Vil vaste nagelen hieʒe,
und des niht enlieʒe.
Dô bat mich diu stæte,
(daʒ ich ir daʒ tæte.)
Dô tet ich, des si mich bat:
hin wider an die alten stat
Sazt' ich die vut, als ich wol kunt',
einen nagel sâ ze stunt
Ich vil vaste dar durch treip:
diu vut immer mêr beleip.
Also rât' ich ei[ne]m ietlîchen man,
der ie liebeʒ wîp gewan,
Daʒ er sînem wîbe
nagle die vut ze dem lîbe,
Daʒ ir diu vut iht entrinne,
oder er ist versûmt sîner minne.

LIV.

Berchta mit der langen Naſe.

Gern erzählte ich ein Märe, wollte man es nicht bewährt haben: denn die Zeugen sind mir nicht zur Hand: wer mir aber eine Haube (Mütze) schenkt, der mag es glauben oder nicht.

Am achten Tage nach Weihnachten, der Ebenweihe (Neujahrstag) heiſst, da man zu Nacht alles aufgetragen hatte, lieſs ein Wirth sein Gesinde und sein Kind tüchtig eſsen, damit Berchta sie nicht träte. Das Kind frug, was Berchta wäre; und der Vater antwortete, es sei unsäglich graulich, und komme auf den und trete ihn, der (heute) nicht recht eſse. Auf die weiteren Fragen des Kindes, wie das Ungethüm eigentlich beschaffen sei, ob es eine Sie oder ein Er sei, und ob es nicht einem Pfaffen gleiche, ward der Vater stutzig, und bejahte das letzte. Nun fuhr das Kind fort, so habe es das Ungethüm schon gesehen, wie es über seine Mutter gekommen und schrecklich mit ihr getobt habe, und mahnte sie, zu eſsen, damit es nicht ihr Tod sei. Die Mutter zürnte auf den Mann, daſs er ein Kind so viel frage, und dadurch nur lügen lehre: an Kindergespräch müſse man sich nicht kehren. Da verdeckte der Mann auch weislich seine Schmach und half seiner Frau die sache unterdrücken.

Ich würde ihr auch geholfen haben, wenn ich darum gebeten wäre, und gebe jeder Frau, die einen Pfaffen zu sich legt, den Rath, solches vor Kindern geheim zu halten; denn sie verschweigen nichts, was sie hören und sehen, und nicht jeder Mann läſst es so gut hingehen.

LIV.

Von Berhten mit der langen nase.

Ich seit' iu gern ein mære:
sô wil man, daʒ ich'ʒ bewære
Und daʒ ich eʒ erziuge:
oder man spricht, ich liuge.
Wie sol ich eʒ erziugen hie?
die liut' ich al dâ heime lie
An der stat, dâ eʒ geschach;
die wâren [1] mir niht nâch.
Wer mir's niht welle glouben,
der geb' mir nû ein houben,
Sô enruoch' ich, swaʒ er jiht,
er geloub' eʒ, oder niht.
Nû merket reht, waʒ ich iu sage:
  Nâch wîhennehten aht tage,
Den man dâ heiʒet eben wîhe, —
Got geb', daʒ eʒ gedîhe! —
Dô man eʒʒen wolt' ze naht,
und man ûf den tisch brâht'
Alleʒ daʒ man [haben] wolte
und daʒ man eʒʒen solte,
Dô sprach der wirt ze [sîne]m gesinde
unt zuo sîn selbes kinde:

---

[1] *beʒʒer* vârent.

»Ir solt vast eʒʒen, daʒ ist min bete,
daʒ iuch Berht(e) niht trete.«
Daʒ kint dâ von vorhten aʒ;
eʒ sprach: »veterlin, waʒ ist daʒ,
Daʒ dû Berhten nennest?
sag' mir, ob du eʒ erkennest.«
Der vater sprach: »daʒ sag' ich dir,
dû solt eʒ wol gelouben mir.
Eʒ ist sô griulich getân,
daʒ ich dir's niht gesagen kan.
Wan, wer des vergiʒʒet,
daʒ er niht vast iʒʒet,
Uf den kumt eʒ unt trit in.«
dô sprach daʒ kint: »veterlin,
Ist eʒ klein oder grôʒ,
ist eʒ rûch oder blôʒ,
Ist eʒ ein si oder ein er,
oder wie kumt eʒ geslichen her,
Oder wie ist eʒ geschaffen,
ist eʒ iht glich einem pfaffen?«
Daʒ dûht' den vater wunderlich,
er sprach: »dem ist eʒ wol gelich.«
Daʒ kint dâ hin wider sprach:
»sô weiʒ ich, daʒ ich eʒ ouch sach
Uf miner muoter oben
sô vreislichen toben
Mit stôʒen unde mit treten:
welcher tiuvel het's in gebeten?
Ich vürhte des vil sêre,
ob eʒ her wider kêre,
Eʒ si miner muoter tôt:
dû solt vast eʒʒen, des ist nôt.«
Diu vrouwe zurnte gen dem man,
si sprach: »ach Gott, waʒ gât dich an?
Daʒ dich niht betrâget!
wer vil diu kint vrâget,
Der wil si liegen lêren.
wer sol sich an kint kêren!«

Dô tet er, als ein man,
der sîn laster dekken kan,
Und half der vrouwen nider treten.
Daz tæt' ouch ich, und wær' ich's gebeten.
Sît mich des nieman bat,
sô sag' ich, daʒ ist mîn rât:
Welhiu vrou des siten pflege,
daʒ si pfaffen zuo ir lege,
Daʒ si denn' eʒ kinden verhel:
si sint mit rede gerne snel,
Waʒ si hœren, daʒ si daʒ sagen,
und sîn lützel iht verdagen.
Ein ander man ist lîht sô gemuot,
er hæt' eʒ niht alsô verguot.

LV.

Irregang und Girregar.

Von

Rüdiger von Müner.

Von lustigen Dingen sagen und singen zu hören, ziemt wohl der Jugend. Wer Langeweile hat, und nun lacht, der danke Rüdigern, der diese seltsamen Abenteuer der Welt zur Freude gedichtet hat, und nur euer Gehör zum Lohne begehrt.

Zween Jünglinge gesellten sich zu einer Reise durch die Länder, um sich in den Wiſsenschaften zu fordern. Sie waren reich, einnehmend von Ansehen, und wusten sich so den Landessitten gemäſs zu betragen, daſs sie sich überall beliebt machten.

Eines Tages kamen sie in eine groſse und reiche Kaufstadt, wollten aber, bei guter Zeit, noch weiter wandern. Da erschien dem einen ein Glanz wie die Morgenröthe: das war ein Fräulein, die in einem Palaste saſs, und an deren Schönheit Gott nichts vergeſsen hatte. Dem Jünglinge fuhr der Minne Speer so tief ins Herz, daſs er auf der Stelle bleich und trübe ward. Er setzte sich besinnungslos nieder, und sagte, er könne nicht weiter, oder es wäre sein Tod. Sein Gefährte bedauerte den Aufhalt, war jedoch bereitwillig ihm zu helfen. Beide beriethen sich über die Herberge, und der Minnesieche fand eben dort die Luft so gesund und die Umgebung so still und heimlich, daſs sie zu dem Hause der Schönen gingen, und den Herrn, der vor der Thüre saſs, mit höflichem Gruſse, als Müde und Kranke, um Nachtherberge baten. Der alte Herr sagte: er halte dergleichen nicht feil, und wies sie weiter. Hierauf erinnerte die Tochter ihn, er habe noch keinen Wegemüden sein Haus versagt: die beiden Fremden dünkten sie so stattlich und wohlgezogen, daſs sie wol vornehmen Geschlechtes waren; und sie bat ihn, sie ihr zu Liebe aufzunehmen. Der Alte gewährte, und lieſs durch einen Boten die Fremdlinge zurückrufen. Beide kamen freudig, dankten sehr für den freundlichen Willkommen, und wurden um so gastlicher aufgenommen. Der Wirth lieſs Kissen und Teppiche auf die Bank legen, und die Gäste lieſsen Wein, Meth und Lautertrank (Gewürzwein) auftragen.

Die Tochter war in ihre Kammer gegangen, hatte ihre besten Kleider angelegt, und so schön geschmückt kam sie, die Gäste zu begrüſsen. Diese, erfreut, bewirkten, daſs Alle im Hause mit ihnen des Mahles froh wurden. Der Wirth, der alles dazu aufbot, trank dabei selber so fleiſsig vom alten Weine, daſs er schlaftrunken zu Bette taumelte. Das Gesinde that desgleichen: die Wirthin und ihre Tochter allein blieben bei den Gesellen und kurzweilten mit ihnen. Die Hausfrau besorgte gute Betten für sie. Der eine gab der Tochter oft durch minnigliche Blicke und heimliches Füſseln seine Inbrunst zu verstehen. Endlich wünschte die Hausfrau und das holde Mägdlein beiden gute Nacht, und lieſs sie allein.

Bald lag das ganze Haus in tiefem Schlafe; nur den einen Gast hielt die Minne wach: die Schöne hatte zwar seine Zeichensprache nicht deutlich erwiedert, jedoch vertraute er auf ihre Fröhlichkeit, daſs er sich zu ihr wagte. Leis erhub er sich, mit vorgreifenden Händen und weiten Kranichschritten tappte und schlich er über Stühle und Bänke nach dem Bette des Mägdleins: ohne Brief that er ihr seinen Willen kund, und alsbald war der Sieche genesen. Ein vorgestrecktes Bein sah er schneeweiſs auf dunkler Decke schimmern; kühnlich berührte er ihr Kinn: seine Hand war aber so kalt, daſs die Jungfrau vom Schlaf aufschrak, und ihn als ein Gespenst beschwur. Er gab sich ihr zu erkennen: ihre Minne führe ihn her. Sie meinte, er komme vielmehr ihr Gewand zu stehlen, und drohte ihm, Lärm zu machen. Er bat, und bot sein Herz ihr zu Dienste; sie wies ihn an andere Frauen, und wollte ihn verschmachten laſsen. Nach manchem Hin- und Herwörteln versicherte er sie endlich seiner Verschwiegenheit; und da sie ihn vor Frost zittern sah, lieſs sie ihn in ihr Bette, aber bloſs um ihn zu erwärmen. Er schmiegte sich dicht an sie, und beiden war nicht zu weh beisammen.

Unterdessen erwachte der andre Gast, vermisste seinen Schlafgesellen, und wuste wohl, wo er war. Ebenso erwachte vom Knarren eines Brettes die Wirthin, wähnte, die Thür stehe offen, und stand auf, sie zu verschlieſsen. Den Gesellen verdroſs es, allein zu liegen, er stund auch auf, und setzte leise die Wiege mit dem Kinde an sein Bette. Da fing das Kind an zu schreien, und die Mutter wandte sich dem Schalle nach, und legte sich zu dem Gaste. Nachdem sie das Kind gestill hatte, gebahrte der Gast neben ihr, ganz als ihr Mann, und spielte mit ihr, die noch jugendlich und schön war, das alte, immer neu Spiel so eifrig, daſs sie sich wunderte, ihn noch trunken nannte, un nicht Schuld haben wollte, wenn es ihm schade. Jedoch wünschte si heimlich, daſs der edle Wein öfter solche Wirkung hätte; und beid lieſsen sich es wohl sein.

Der andere Gast, der bei der Tochter lag, wollte mit Anbruch de Tages wegschleichen, muste sich aber erst noch vollends wärmen, bevor sie ihn entlieſs. Als er zurücktappte, stieſs er an die Wiege, wähnt an der unrechten Bettstatt zu sein, und gerieth an das Bette des Wirthes er legte sich zu diesem, als seinem vermeintlichen Schlafgesellen, hinein, weckte ihn durch einen sanften Schlag und Seitenstoſs, und erzählte ihm sein Abenteuer. Da richtete der Wirth sich auf, fragt wer da wäre, raufte ihn, schlug ihm Nase und Mund, und warf ih aus dem Bette. Beide rangen mit einander, jedoch konnte der Al dem Jungen nicht lange widerstehen und rief sein Gesinde zu Hül Da warf der Junge den Alten nieder und entrann.

Auf das Getöse sprang die Wirthin herbei, und der Mann klag ihr das Unheil; sie beschwichtigte ihn, es sei Einbildung, die Mal oder der Alp habe ihn geritten, er solle sie durch Kreuze vertreibe Er war aber so zornwüthig, daſs er ohnmächtig hinsank. Die Fr gewahrte unterdessen, daſs der Gast die Wiege mit dem Kinde zurüc brachte, und erkannte nun den Zusammenhang. Sie hieſs ein Li anzünden, und überzeugte den Mann, daſs Alle in tiefem Schlafe lag und die Gäste einen kräftigeren Schlafsegen über sich gesproch hatten, als er. Sie weckte nun die Beiden und bat sie, auch ihren Mann einzusegnen. Das thaten sie, besprachen die »Affen und Thoren der Weiber,« und beräucherten ihn. Dann gingen sie wieder schlafen. Der Mann lag, und wuste nicht, wie ihm geschehen war; die Vertraulichkeit eines der Gäste mit seiner Tochter und darauf mit ihm, war freilich unerhört: er fühlte aber noch die Schläge, und gedachte, im Stillen zu erspähen, wer sie ihm gegeben hatte. Die beiden Schlafgesellen verständigten sich bald über ihre Abenteuer, und sannen darauf sie fortzusetzen.

Am Morgen klagte der eine, er sei so krank, daſs er nicht fort könne. Die Hausfrau erbot liebreich längere Pflege; der Wirth stimmte ein; und die Gäste, im minniglichen Einverständnisse mit den Weibern, blieben gern. Sie trieben allerlei Kurzweil; der Wirth jedoch, um sich zu versichern, ob er geträumt oder gewacht, trank beim Nachteſsen wenig, und als Alle schlafen gingen, lag er und lauschte. Gern wären die beiden Paare wieder beisammen gewesen, und thaten auch dazu.

Beide Gäste schliefen heute auf dem Boden über dem Himmelbette der Tochter: sie machten hier eine Oeffnung und der eine lieſs den andern in einem Korbe am Seile nieder zu ihr. Unglücklicherweise erblickte dieses der Wirth, lief zornig herbei, so daſs er ausglitt und in den Korb fiel. Der Gast droben, hielt die Erschütterung des Seiles für ein Zeichen, zog den Korb rasch empor, so daſs der Wirth darin wähnte, er flöge oder der Alp trüge ihn, lieſs ihn aber sogleich zurückfallen, als er den Wirth erblickte, so daſs dieser einen schweren Fall that und sinnlos dalag. Die Frau lief hinzu, und hieſs Licht bringen, vor welchem aber der bei der Tochter gelegene Gast entschlüpfte. Die Frau klagte und weinte über ihren Mann, obschon nicht von Herzen. Sie brachte ihn wieder zu sich, und er erzählte sein gespenstisches Abenteuer, und bat sie um Hülfe. Sie trug ihn mit der Tochter wieder zu Bette, und diese beklagte sich, daſs der Teufel sie so bei ihm verläumde. Die Mutter hieſs sie ihr Buch nehmen und über ihn beten; seine Mutter habe ihn versäumet, so daſs die gespenstischen Ungeheuer ihn plagen. Beide beräucherten und maaſsen ihn, so daſs der Alte wirklich wähnte, es wäre ihm angeboren. Die Frau lehrte ihn als Schutzmittel, bei solchen Erscheinungen die Augen zu schlieſsen und zu schweigen. Die Tochter hieſs ihn schlafen gehn, und lag selber nun ungestört bei ihrem Minner.

Die Wirthin hätte es auch gern wieder so gehabt, und die Viere ersannen eine neue List. Als der Alte in festem Schlafe lag, nahm der Geliebte der Tochter in Weibeskleidern die Stelle der Wirthin ein, und diese legte sich zu ihrem Schlafgesellen und ergetzte sich mit ihm nach Herzens Lust. Darüber erwachte der Alte, er griff nach seiner Frau, und es kam ihm auch ein Gelüst an; als er aber naher rückte, fand er, daſs sie ein Mann sei, und rief Wunder über die Verwandlung; sein Bettgenoſse behauptete, es sei noch alles beim Alten, er möge sich handgreiflich überzeugen, und als er darauf beharrte, es könne ja wohl ein »Westfale« merken, erklärte jener ihn für alpisch, und hieſs ihn sich bei Lichte von dem überzeugen, was ihn so »westfale.«

Damit stand der Verwandelte auf, ging wieder zu seinem Gesellen, und die Frau eilte zum Feuer, schalt auf das alpische Ungethüm, daſs es ihre Ruhe so störe, kam mit Licht, und hieſs ihren Mann, der sie beide in lächerliches Gerede bringe, sie nun als sein Weib erkennen, und nicht so thöricht allen gespenstischen Einbildungen trauen. Der Geäffte erkannte seine Verirrung, und gelobte, sich nicht mehr so täuschen zu laſsen; er habe gewähnt, sie selber foppe ihn, wie man einer Katze den Halm vorzuckt: sie möge nun ihren Psalm über ihn sprechen, ihn durch seine Krankheit entschuldigen, und ihn vor der Leute Spott und Fragen behüten. Die Frau beklagte seinen Zustand; er sei ihr selber schwerer als der Tod, und sie hätte diese Nacht leichter »einen Bären angebunden.« Dann hieſs sie die Tochter herzutreten, las und betete mit ihr über dem Alten, und sie beschwur den Geist bei »Davids Psalter, Wutungis Heer (dem Wüthenden, Wodans Heer), und Peters Bann.« Darauf antwortete mit feiner Koboldsstimme »ein Jüngling von Achen,« der Bannfluch sei vergeblich. Der Mann erschrack, und bat sie noch stärker zu bannen. Sie nahm das Buch wieder auf den Schooſs, und beschwur nun »bei König Karls Brücke, bei Flegetanis Krücke, bei Herzog Wolvis Brauen, bei den fünf Eselsfüſsen, welche die Baiern über Meer brachten,« und verfluchte den Kobold, daſs ihn »Haswhart verzehre,« und der Abgrund verschlinge, wenn er nicht seinen Namen sage. Da schrie der Kobold wehe, er sei bezwungen, und nannte sich Irregang und seinen Bruder Girregar: sie beide hätten schon manchen witzigen Mann von Sinnen gebracht, und würden auch hier in solchem »Girregarren und Irregang« beharren, wenn ihnen der Bann nicht zu mächtig wäre. Die Tochter gebot nun beiden anderswohin zu fahren, und der Kobold machte hierauf mit einer Stange am Heerde solches Getöse, daſs die Pferde aufgeschreckt wurden, und rumpelte mit den Stühlen so beim Feuer, daſs Alle erwachten, er selber aber zum Gemache seines Gesellen schlich, wo beide des tollen Spaſses lachten. Der Alte freuete sich über die kräftige Beschwörung seiner Tochter, und diese hieſs ihn deſshalb fortan getrost sein. So ward er beruhigt, und fürder viel bethöret, und die Viere konnten sich nach Gefallen ergetzen. Die beiden Jünglinge schieden zwar von hinnen, kamen jedoch manchmal wieder," und der Alte störte nicht ihre Lust.

Ihr habt schon viel von junger Weiber List vernommen: hier haben wir nun noch einen neuen Alp, Irregang und Girregar; vor den hütet euch und machet ein Kreuz an der Thür. Solches räth euch Rüdiger von Müner. Nicht gute Nonnen werden die Weiber, die so girregarren nach Irregangs Leich (Tanzlied): drei gute eichene Knüttel wären da der beste Bann, beide zu vertreiben.

Damit entlaſset mich, und lachet der Märe: ich kann sie euch nicht lustiger machen.

LV.

Irregang und Girregar.

Diz mære heiʒet Ruediger,
unt sprichet von zwein gesellen.

Von gemelîchen dingen
sagen unde singen,
Swer daʒ gerne vernimet,
daʒ der jugent wol an zimet,
Swen in diu wîle dunket lank,
der sage Ruedigêre dank,
Ob er sîn gelachet,
wan er hât gemachet
Vremdiu âventiure,
der vröude ze stiure,
Diu nû der werlde mak gezemen;
ouch wil er ze lône nemen,
Daʒ ir eʒ merket rehte.
  Zwêne guote knehte
Zesamene geswuoren,
daʒ si daʒ lant durch vuoren
Hübischlîchen sunder ruom,
durch mangerhande wîstuom,
Der dâ lît an den buochen,
vrâgen unde suochen
Beide begunden si dar nâch,
zuo der verte was in gâch.
  Uʒ vuoren si in dem lande,
die knappen, âne schande,

Mit zühten hübeschlîche,
wande si ouch rîche
Des guotes beide wâren,
ouch kunden si gebâren
Vil wol nâch ir rehte.
wie möht' ich ir geslehte
Daȝ gesagen oder künden,
wan daȝ si sich gevründen
Wol kunden, swar si kwâmen
und sulher site râmen.
Alsô man dâ ze lande pflak:
vür wâr ich iu daȝ sagen mak
Mit rehter rede, sunder wân,
si wâren beide alsô getân,
Swer si in der werlde gesach,
der in ie des besten jach.
Eines tages ûf dem wege
alsus gênde, nâch ir pflege,
Kwâmen si zuo einer stat,
dâ si wek unde pfat
Hin geleitet hæte;
dâ vunden si guot geræte
Von koufe manger slahte.
diu stat was ûȝer ahte
Guot, rîch unde wît;
dennoch was ouch der zît
Des selben tages alsô vil,
daȝ si ir wege zil
Geleget hâten vür baȝ.
ir beider muot sich des vermaȝ;
Dô gesach der eine
blikken glesten kleine
Von einer sizzenden maget
glîche schînen, sam eȝ taget
Durch des morgens rôten glast;
dô gewante der gast
Sîn ougen an daȝ palas,
dâ diu maget schœne was

Inne geseȥȥen.
an der Got niht vergeȥȥen
Hâte an irme lîbe,
swaȥ ie man an wîbe
Loben unde prîsen sol,
daran was diu maget wol
Vol komen garwe,
ir antlize und ir varwe,
Wan daȥ si einiu maget hieȥ.
dô schôȥ in der Minne spieȥ
Sô vaste in daȥ herze,
daȥ die senede smerze
In vil unsanfte ane kwâmen
und im den [stæten] muot benâmen,
Den er hâte brâht dar,
bleich unde missevar
Wart er an den stunden
von den tiefen wunden.
Der gewunte sieche saȥ
vröude lôs, wan er vergaȥ
Sîner besten wizze;
in der selben hizze
Sprach er dem geverten zuo:
»waȥ wiltû daȥ ich tuo?
Ich enmak niht kumen hinnen:
wes sol ich beginnen?
Mir ist worden alsô wê,
ist eȥ, daȥ ich hinnen gê,
Sô muoȥ eȥ mîn tôt (ge)sîn.
rietes dû eȥ, geselle mîn,
Daȥ ich tâlank belîbe
unde daȥ ich vertrîbe
Ein teil mîner swære?«
daȥ eȥ im liep wære,
Sprach der geselle dô:
»Ich bin des vil unvrô,
Daȥ dir iht gewirret,
daȥ wir sîn verirret

Dâ von unsers gewerbes:
ê dan dâ aber verderbes,
Sô blîbe wir uber nâch;[1]
dir sol, hoffe ich, dîn gemach
105 Morgen wol werden wider:
dar nâch schaffe wir eȥ sider.«
  In der selben riuwe
sprach der vil getriuwe,
Alsô der beste dikke tuot:
10 »geselle, wâ dunket dich guot,
Daȥ wir mit gevuegen siten
solhe herberge biten,
Dâ wir vinden guot gemach?«
der gesunde sieche sprach:
15 »Geselle, möht' eȥ uns geschên,
als(ô) ich hân ersên
Und erkorn hie zestunt,
sô wurde ich lîhte gesunt
Von mîner starken suht.
20 dâ dunket mich diu luft
Sueȥe unde reine;
eȥ ist dâ stille und eine,
Sunder gebrehte.
dâ gê wir rehte
25 Und versuochen unser heil:
eȥ enseuftet mir ein teil.«
  Nach diseme râte
giengen si vil drâte,
Die zwêne unkunden,
30 dâ si den wirt vunden
Vor sîner tür sizzen;
mit gevuegen wizzen
Bâten in die zwêne,
wan eȥ stuont in ze vlêne,
35 Daȥ er si hielte über naht,
wande si dar muediu brâht

---

[1] *lies* naht *und* maht *für* gemach

Und siechiu lit hæten.
swie vil si gebæten,
Daȥ versagete der alde
und in des gewalde
Stuont daȥ gefæȥe,
swie er sich vergæȥe;
Doch tet er dikke daȥ beste:
»ich enmak solher geste«
Sprach der wirt »niht gepflegen;
ich habe mich des bewegen,
Daȥ ich niht veile hân;
darumbe muget ir wol gân,
Dâ ir beȥȥer gemach habet
und iuwern mueden lîp labet.«
  Des wirtes tohter diu maget,
dô disen knappen was versaget
Der herberge gemach,
ze irem vater si dô sprach:
»Herre, wie ist dir nû geschên?
ich hân doch selden gesên
Deheinen wegemueden man,
der sich genâde an dir versan,
Dû(ne) gewertes si joh ie:
swie tump ich nû sie,
Ich kan doch wol gemerken daȥ,
daȥ dû, herre, nirgen baȥ
Dîn hûs maht bewenden,
den an disen enelenden.
Ich hab' ouch daȥ erkorn,
si mugen wol sîn geborn
Von grôȥem geslehte,
daȥ merke selbe rehte.
Si sint alsô wer[l]tlîch
und sô gezogen, dunket mich,
Si mugen wol guotiu kint sîn;
dû solt si durch den willen mîn,
Vater, al hie behalden.«
dô geliebet' eȥ dem alden,

Und schuof, daȝ ein bote lief,
der den knappen wider rief.
Des wurden die knappen dô
mit zühten hübisch unde vrô,
Daȝ si solden kêren wider.
»sît willekomen und sizzet nider«
Sprach der wirt »ob ir sîn gert,
sô sullet ir sîn gewert
Der herberge tâlank.«
beide, genâde unde dank
Sageten im die knappen des.
er sprach: »ir enwiȝȝet [nicht] wes.
Ir danket umbe ein klein gemach:
swaȝ ich aber ê des sprach,
Ich schaffe (dennoch) iu genuok.«
ein bette man dar truok
Und ein banklachen;
der wirt hieȝ in machen,
Daȝ si wol gesæȝen,
und daȝ si vergæȝen,
Swaȝ in ie geschach ze leide;
dô vröu[we]ten si sich beide;
Er nam ir deste baȝ war.
die knappen hieȝen tragen dar
Mête, wîn, lûtern trank.
ouch was diu maget von der bank
In eine kamere gegangen,
dâ hâte si hangen
Ir kleid[er] an eime rikke,
diu ir dâ vor vil dikke
Liebe hâten getân,
si leite sich schône an,
Und begunde her vür gân,
die geste wolde si enpfân.
Diu senfte, wol getâne,
reine und valsches âne,
Schœner varwe rîche,
enpfienk gezogenlîche

Die werden jungelinge,
wie si dar ze ringe
Gevaʒʒet komen wære,
daʒ wær' ein langeʒ mære,
Solde ich iu daʒ künden;
er enwolde sich [denne] sünden,
Swer si rehte gesach,
sîn herze im (wol) des verjach,
Eʒ wære maget oder wîp,
daʒ nirgen werltlîcher lîp
Wære in keiner lande
von sô schœnem gewande.
Do bekanten[1] ir die geste;
swaʒ der wirt weste,
Daʒ sîn êre was getân,
daʒ erwarp er sunder wân.
  Die jungelinge verwiʒʒen,
mit zühten si sich vlîʒʒen,
Daʒ daʒ gesinde wurde vrô;
ouch gevuogeten si eʒ alsô,
Daʒ in des wart gestatet,
daʒ si wurden gesatet
Vollen rîcher spîse.
dô trank der alde grîse
Durch sîner geste liebe,
daʒ im des slâfes diebe
Slichen in die stirne:
den kleinen wîn virne
Trank er dâ sô vaste,
des latte er ze eime gaste
Den slâf in daʒ houbet,
daʒ er wart betoubet,
Er enweste niht, waʒ tuon,
wan daʒ er mit den schuon
Vil kûme an daʒ bette kwam;
daʒ gesinde tet alsam:

---

[1] dankten?

Diu wirtin[ne] mit der maget saʒ
bî den knappen dennoch baʒ
Durch ir kurze wîlen,
muoʒeklîchen, sunder îlen,
Begunden si sich dennoch êren;
diu hûsvrouwe begunde kêren
An ir geste (guot) gemach,
tugentlîchen si besach,
Daʒ in wol gebettet wart.
des knappen herze stuont gekart
Vaste an die schœnen maget,
mit den ougen [wart] ûnverzaget
Maʒ er zuo ir dikke
vil minneklîche blikke
Unt trat si mit den vueʒen:
diz tougenlîche grueʒen
Hât' er in der liebe erdâht.
»Got gebe iu guote naht!«
Diu hûsvrouwe dô sprach
»hætet ir nû guot gemach,
Daʒ sæhe wir vil gerne.«
diu liebe wunschel kerne
Mohte dâ niht lenger sîn,
dô neik in daʒ meidîn.
Daʒ volk alleʒ slâfen gienk,
der si schiere under vienk.
Wan er was in allen
vil vaste zuo gevallen
Grôʒen unde kleinen,
sunder dem aleinen,
Der dâ lak gebunden
von der unkunden;
Seneder minne er pflak,
von gedanken er lak
Sêr beswæret und geladen;
entweder vrumen oder schaden
Getrûwete er des enpfân,
er gedâhte: »mak ich dar gân?

Oder sol ich eʒ lâʒen?
ê des dô wir sâʒen
Bî dem wîne[1], âne wân,
mich dûhte, daʒ diu wolgetân'
Gar senftes muotes wære:
do enmoht' ich ir mîner swære
Niht vürbaʒ kunt getuon,
wan daʒ ich si mit den schuon
Lîse trat ûf iren vuoʒ.
Vernam si dô mînen gruoʒ,
Des enweiʒ ich niht, si sweik,
wan daʒ si mir geneik,
Dô si wolde slâfen gân.
sol ich nû ûf den wân
Mînen lîp dar wâgen?
ich weiʒ wol, sunder vrâgen,
Daʒ si eʒ tet durch ire zuht:
iedoch hât mich des bedûht,
Daʒ ir munt stuende zegliten
rehte nâch sulhen siten,
Als si mir wolde lachen zuo.
swie kintlîchen ich nû tuo,
Ich wil versuochen iren muot:
si ist sô rehte wolgemuot,
Daʒ si niht vertrîbet mich.«
an den trôst gelieʒ er sich.
Mit vorhten er begunde
des er niht enkunde,
Wan daʒ in diu minne
an deme beginne
Gemachet hâte wîse;
mit den vueʒen lîse
Begunde er vil wîten
von einander schrîten
Und greif vür sich mit der hant:
michel ungeverte er vant.

---

[1] wirte? *Geschichten steht* wire

Vil stuole unde manec bank;
slichen, strichen [und] stillen ganc
Lernete er dô tougen;
die hende vor den ougen
Die benâmen im der stege vil,
biz er kwam an daz zil,
Dar sîn herze hin wolde;
swen er sezzen solde
Den vuoz ûf die erde,
mit vremder geberde
über lank kwam er dô nider;
dikke trat er ouch wider,
Nâch gemellîchen siten,
alles nâch mit kranches schriten.
Swen er iht [dâ] vernam:
biz daz er doch ze leste kwam,
Dâ diu junkvrouwe slief:
sînen willen, âne brief,
Tet er der megede kunt:
sus wart der sieche gesunt.
In der kamer ein kumber
huob sich, wan der tumber
Greif, sam ê die blinden,
er enmohte ir niht vinden,
Wan er niht [dâ] gesach:
ein heil im doch geschach,
Daz der junkvrouwen bein
mit snêwes varwe erschein,
Sam ez wære endekket,
daz hâte si gestrekket
Ûz eine kolter brûn var:
dâ bî wart er ir gewar;
Mit vil schemelîcher nôt
sîn herze im daz gebôt,
Daz er greif an ir kinne;
wan im diu liebe minne
Machte kuene unde balt.
dô was sîn hant alsô kalt.

Daʒ diu junkvrouwe erschrak
ûʒ dem slâfe, dâ si lak:
»Beswern als dû vil tiure,
weder bistu gehiure?«
Sprach si »waʒ wekket mich?«
er sprach: »junkvrouwe, daʒ bin ich.« —
»I(ch),« sprach si »wer ist daʒ?«
er sprach: »der nehten bî iu saʒ,
Ein minniklîcher jungelink.«
si sprach: »her, schaffet iuwer dink
Wes habet ir iu gedâht?« —
»(junk)vrouwe, mich hât her brâht
Iuwer minne, diu mich twinget.«
si sprach: »ich wæne, daʒ ir ringet
Noch mê umbe diu gewant,
den umbe der minne bant.[1]
Ob ir daʒ möhtet versteln;
ich enwil eʒ iuch niht heln.
Und gêt ir niht von hinnen,
eʒ wirt iu zuo unminnen.'
Swen ich eʒ den liuten kunde.«
er sprach: »des hetet ir sünde.
Wande ir hât mich missezigen;
ir muget wol an mir gesigen,
Wan iu mîn herze dienen wil.«
si sprach: »des dunket mich ze vil,
Daʒ ir mit [der] rede sît sô balt.« —
»(junk)vrouwe, an iuwer gewalt
Setze ich guot unde lîp.«
[si sprach:] »werbet umbe ein ander wîp,
Wan ich getuo(n) eʒ nimmer.« —
»vrouwe, sô muoʒ ich immer
Kwelen unt verderben.«
[si sprach:] »der helfe muget ir ê sterben,
Ê ich eʒ immer getuo,
eʒ envuege anders sich dar zuo.« —

---

[1] Vgl. oben Nr. XXIV.

»Vrouwe, nû bedenket iuch baz.«
si sprach: »umbe waz?«
Er sprach: »umb rehte hübescheit.«
si sprach: »sô gæbe ich liep umb leit.« —
»Nein, iu kwæme leit ze liebe.«
si sprach: »ir redet eime diebe
Harte glîche, dunket mich,
iuwer rede ist sô kündeklich.« —
»Vrouwe, nû bin ich ouch.« —
si sprach: »nû sît ir ein gouch,
Daz ir mir es sult verjên.« —
»vrouwe, ez ist mir von iu geschên,
Ich wolde iuwer minne steln.« —
»weiz Got, ir sulet lange kweln,
Ê dan ich daz tæte;
ir man sît sô unstæte,
Daz ir ez immer ûz schellet,
swie iu daz gevellet,
Swen iu liebez widervert.« —
»vrouwe, ist mir daz heil beschert,
Daz ir mich machet gesunt,
ich sol vaste mînen munt
Verigelen und besliezen,
ob mich alle die sagen hiezen,
Die in der werlde sint betaget,
ez enwurde nimmer gesaget.«
Dô diu maget dâ gesach
des knappen swære und [sîn] ungemach,
Daz in zitterte unde vrôs,
iren zorn si dô beslôz[1]
Und hiez in an daz bette treten:
»des ir mich habet [ê] gebeten,
Des blîbet ir ungewert;
ez ensî ob ir sîn noch gert,
Daz ir ot erwarmet;
wan ir mich erbarmet;

---

[1] Hagen verkôs

Ob iuch daȝ nû dunket guot,
daȝ ir anders niht entuot,
Daȝ wil ich ûȝ dingen:
spotten, âne ringen,
Des wirt iu hie gestatet;
swen ir iuch des gesatet,
Sô gêt wider an iuwer stat.« —
»vrouwe, des selben ich bat,
Ich engere nihtes mêr;
ir habet mir mînes herzen sêr
Wol vertriben mit gewalt:
nû bin ich junk, ê was ich alt.«
In ir genâde dô nam
diu junk vrouwe lustsam
Den gesunden siechen.
der begunde kriechen
Zuo[r']ir an daȝ warme.
dâ sô vant der arme
Nâch sînem willen guot gemach.
ob er sîn gelübde brach,
Des enwirt iu niht gesaget,
wan daȝ im diu junge maget
Ze vilȝe wol gunde,
ob er sich [er]wermen kunde.
Waȝ sol iu des gesaget mê?
in beiden was dâ niht ze wê,
Wan er lak nâch sîner ger.
  Underdes erwachete der,
Den er slâfende lieȝ,
biȝ sich er (. . .) gestieȝ.
Dô er sîn vermiste,
er dâhte wol und wiste,
Daȝ er was gegangen
sich nâch minne drangen,
Oder spreche sîn gebet.
underdes knarrete ein bret
An einer want dâ vüre,
des getrat zuo der türe

Diu stolze wirtinne,
si dâhte an ir sinne,
Daʒ si unbesloʒʒen wære.
dem knappen was vil swære,
Daʒ er eine solde ligen,
wan im der rât was verswigen.
In disme zorn alsus er kwal;
doch stuont er ûf unde stal
Daʒ kint mit der wiegen,
dâ mite wolde er liegen
Der vrouwen die wider vart,
daʒ was ir liep unde zart.
Vür sîn bette er eʒ truok.
den wek er ir versluok.
Wan daʒ kint schrei unde gal,
dô si gehôrte den schal,
Unrehte si sich kêrte,
als si der dôn gelêrte,
Und leite sich bî dem jungelink,
sunder langeʒ teidink,
Ir kint si gesweigete
[. . . . .
. . . .]
des wart si vröuden rîche,
Der selbe niuwe wiegen diep,
im was daʒ stelen worden liep.
Diu vrouwe was wol an ir tugent
und hâte guoter mâʒe jugent,
Si was schœne unt vlætik(lich),
dâ engegen vröuwete sich
Der knappe, der dâ bî ir lak,
guoter kurze wîle er pflak.
Vil ebene nâch dem alten site
spilte er ir gemelîchen mite,
Und uebete alsô vil daʒ[selbe] spil,
daʒ si es dûhte ein teil ze vil.
Si sprach: »Got gesegene mich,
wie bist dû sô wunderlich

Worden an dirre naht,
oder waȥ hâst dû gedâht,
Daȥ dir nû sus ernest ist?
ich wæne, dû noch trunken bist:
Daȥ muoȥ ich dir verwîȥen:
du ensoldes niemer enbîȥen
Keines starken trankes,
swenne dû nû krankes.
Sô wil dû, daȥ es mîn schult sî.«
doch gedâhte si dâ bî,
Si lieȥ' eȥ gerne alsô sîn,
daȥ er (von) solhem[1] edelen wîn
Trunken wurde[n] mêre,
beide, vaste und sêre.
  Sus hâten die unkunden
vremde minne vunden,
Der si beide wâren vrô.
jener knappe sprach dô,
Der dâ lak bî der maget:
»vrouwe liebe, ich wæne, eȥ taget,
Ich muoȥ mich heben hinnen,
daȥ man'ȥ iht werde innen.«
Si sprach: »war umbe tuot ir daȥ?
wermet iuch noch (michels) baȥ.
Es ist noch vil guot(iu) zît,
ich lâȥ' eȥ gerne, âne nît,
Daȥ ir iuch (er)wermet wol.« —
»vrouwe mîn, diu wort ich sol
Verdienen immer [mêre] gerne;
es stêt mir zuo enberne,
Doch tuon ich(ȥ) michels mêre,
vrouwe, durch iuwer êre,
Denne durch die mîne;
ich wil [immer] senede pîne
Durch iuch gerne lîden,
und alliu wîp vermîden.«

---

[1] *In der Hds. welchin.*

Dô nam si in sider an den arm
und machte in vollichen warm.
E er dannen schiede.
nû merket amme liede,
Ob er sîner kuth[1] genôz,
daz die vrouwe niht verdrôz.
Swie lange er wære beliben,
er wære von ir unvertriben:
Helsen, küssen tûsent stunt
gap im ir rôsenrôter munt.
Dô si sich schieden beide,
dô weinete si vor leide,
Daz er sô schiere was genesen;
ir wære, weiz Got, liep gewesen
Daz in dennoch lenger vrüre,
wær' ez gestanden an ir küre.
Wol gevrouwet und gemeit,
der knappe tougenlichen schreit
Ze sînem bette hin wider,
daz er sich legete nider;
Dô vant er die wiege und daz kint,
daz dar kwam verstolen sint;
Hœret, wes er gedæhte:
»ich bin ot unrehte
Her gegangen, dunket mich.«
alsus bedâhte er sich.
Daz er tougenlichen trat
hin zuo z'einer bette stat,
Dâ der wirt selbe lak,
dem gab er einen senften slak
Und stiez in an die sîten:
»dû slæfest ze allen gezîten
Und bist ein slæfære;
wer solde sich sô swære
Ze allen zîten machen?
woldest dû nû wachen.

---

[1] zuht?

Ich sagete dir ein mære,
daʒ harte vremde wære.«
Der wirt erwachete unde sprach
»habe, vrouwe, dîn gemach:
Wie bist dû sô wunderlich,
war zuo wekkest dû mich,
Oder, waʒ wilt dû mir sagen?«
er sprach: »ich enkan es niht verdagen.
Nehten, dô dû sliefe,
swie vil ich dir geriefe,
Dû læge vür dich als ein stein,
dô wart ich (des) inein,
Daʒ ich durch kurze wîle gienk
dar, dâ man mich enpfienk
Vil genædeklîchen wol,
dâ ich rîcher vröuden vol
Bin gewesen über naht,
als eʒ von wunsche wære erdâht,
Bî des wirtes tohter.«
weiʒ Got, dô enmoht' er
Niht lenger verswîgen daʒ,
er rihte sich ûf unde saʒ:
»Waʒ bist dû?« sprach er dô,
»daʒ dû mich beswærest sô?
Dû muost daʒ mære koufen!«
er begunde in sêre roufen
Unde gab im mit der hant
ein wolgemeʒʒen nase bant,
Dar zuo mangen mûl streich,
die wîle im diu kraft niht entweich.
Sô gab er im der genuok:
kurze wîle er im vertruok,
Daʒ geborgete er im vergalt,
er warf in nider mit gewalt
Von dem bette bî dem hâre,
er pflak sîn z'wâre
Mit ungevuegen gîten,
dô gienk eʒ an ein strîten:

Doch enmohte der alde,
vor des lîbes ungewalde,
Deme knappen niht gevehten.
dô rief er sînen knehten
Und gerte der helfe.
in disme schalles gelfe
Der jungelink sich versan,
er warf in nider, und entran.
  Diu wirtinne geloufen kwam,
alsô schiere als sie vernam
Disen ungevuegen schal,
si sprach lûte über al:
»Herre, waȥ ist hie geschên?« —
»daȥ maht dû (vil) wol gesên,
Daȥ ich wol zebluwen bin;
hie kwam einer her in
Und sagete mir ze mære,
daȥ er gelegen wære
Bî mîner tohter über naht.« —
»herre, nû bis baȥ bedâht,«
Sprach diu vrouwe »durch Got.
eȥ ist ein ungevueger spot,
Daȥ dû sô bewirrest
und ze allen zîten irrest
An swachem gelouben;
nû lâȥ dich niht berouben
Dîner wizze, nim ir war:
dich hât geriten der mar,
Ein elbischeȥ âs,
dû solt daȥ übele getwâs
Mit dem kriuze vertrîben.« —
»[sêt,] daȥ hât man von iu wîben,
Swenne uns mannen iht geschiht,
daȥ ir immer des jeht,
Uns (be)triege der alp:
wære eȥ dir doch worden halp,
Sô mohtest dû mir gelouben,
eȥ gezæme eime touben.

Daʒ er sô vil gesliefe;
swie vil ich dir geriefe,
Du enwoldest niht erwachen:
waʒ wiltu ûʒ mir machen?«
Alsus stuont er unde vaht
in sîme zorne über maht,
Biʒ er wart alsô krank,
daʒ er al dâ nider sank.
Dô wart diu wirtinne gewar,
daʒ der knappe brâhte dar
Binnen des diu wiege und daʒ kint:
dô sach si wol, daʒ si sint
Was bî vremden vründen.
si hieʒ ein lieht enzünden,
Daʒ si baʒ erkente sich.
si sprach: »Got gesegene mich,
Wer getorste dich slân?
dir enbat nie man niht ge(tân),
Wan sô vil, daʒ dich zoumete
ein alp, dâ von dir troumete:
Der vare[1] der sunnen haʒ!
eʒ ist immer etewaʒ,
Dâ von dû sus verirret bist:
nû slæfet alleʒ daʒ hie ist:
Dîne geste ligent dort,
die kunnen diu Gotes wort
Unde mangen guoten segen,
ich wil dich des wol verpflegen,
Si sint alsô versunnen,
daʒ si dich [wol] gelêren kunnen,
Wie man sol gestiuren
den übelen ungehiuren.«
Alsus versluok si im den muot,
daʒ den wirt gedûhte guot,
Daʒ er schiere gesweik;
an sîn bette er geseik,

---

[1] *Der vare!* Die Nordischen Alfen (Zwerge) versteinern, wenn die Sonne sie bescheint.

Unde bat si, daʒ si swige,
nâch disme listigen sige
Begunde si die rekken
gezogenlîchen wekken,
Dô wart gevlêhet und gebeten,
daʒ si beide wolden treten
Dar zuo irme segene,
dem wirte ze wegene.
Nâch irem willen daʒ geschach,
der knappen ietweder sprach,
kriuzende hin unde her:
»Got dich immer gewer,
Daʒ dir heil belîbe,
ein alle der wîbe,
Und daʒ dich al[leʒ] daʒ tœre,
daʒ wîben zuo gehœre!
Diz ist ein kündiger segen,
der sol unser wirtes pflegen.«
Dô machten si einen rouch:
daʒ si den (vil) tumben gouch
Volleklîchen gouchten,
si sprâchen unde rouchten
Alsô, alsi es im gunden
die andern niht enkunden
Si dar umbe strâfen.
dô giengen si wider slâfen.
Daʒ ander bövel slief.
dô gedâhte der alde gief:
»Herre, wie ist mir sust geschên,
wes mag ich dar umbe jên,
Daʒ ich sô zebluwen bin?
triuget mich nû der sin,
Sô getet er mir eʒ nie:
wer wære sô balt hie,
Daʒ er mir hæte gekündet,
ob sich mit im gevründet
Alsô mîn tohter hæte?
ich weiʒ wol, daʒ entæte

Der jungelinge nirgen kein.
wie wurden si aber in ein
Der vriuntschaft alsô schiere?
ez gezæme eime tiere,
Daz in dem walde liefe.
ich enweiz, ob ich sliefe:
Mir tuont die slege harte wê.
wes mag ich gedenken mê,
Ich enswîge stille und lâz' ez varn,
wan ich sol daz bewarn
Mit gevueger gedult.
Ist ez ie mannes schult,
Der hier inne gewesen ist,
daz mak in kurzer vrist
An iren geberden
wol ervaren werden.«
  Die knappen, âne swære,
sageten iriu mære,
Um bette, dâ si lâgen,
ir sagen und ir vrâgen
Was ir kurze wîle guot.
si gewunnen mangen muot,
Wie si mit gevuegen listen
sich künden gevristen,
Daz si mit den wîben
lenger muesten blîben:
Si gerieten, daz er sagete,
der knappe der sich ê klagete,
Dem wære worden alsô wê,
daz er nirgen möhte kumen mê.
Gegen dem morgen diz geschach.
diu hûs vrouwe wider in dô sprach:
»War woldet ir dan[ne] kêren?
ich kan iuch wol gelêren,
Sît iuwer geselle niht enmak,
so belîbet aber disen tak
In hûse und in dache
und in sulhem gemache,

Swaʒ wir iu gedienen kunnen,
des sol ich iu wol gunnen.«
Der wirt ouch des selben sprach,
daʒ si hæten ir gemach.
Des wurden die knappen vrô,
unde volgeten in dô,
Alsô si in gerieten.
des tages si sich genieten
Minniklîcher blikke
beide [gnuok] vil und dikke.
  Der wirt in sîn gemuete nam,
daʒ im sint unebene kwam,
Von zwîvelhaften sinnen,
er wolde werden innen,
Weder daʒ vremde mære
getroumt oder wâr wære;
Wan in dennoch (ge)rou,
daʒ in jener sô sêre blou,
Der die botschaft dâ warp,
in den gedanken er verdarp;
Diz nam er alleʒ in sich,
doch tet er nirgen dem gelîch,
Alsô er sich dô kwalte,
wan daʒ er sich gestalte
In also getâne huote,
daʒ si eʒ alle muote,
Beide, tohter und muoter.
vil kurzewîle guoter
Wart des tages dâ gemiten;
mit guoten zuhten si daʒ lîten
Beidenthalben über maht,
biʒ an die vinster naht.
Mit zuhten wart dâ vil gezert;
doch hâte sich der wirt erwert,
Daʒ er niht sô vil getrank.
des wart hoffenunge lank,
Die dâ nâch minnen strebeten
und in dem wâne swebeten:

Doch enmohte niht geschên,
alsô si gerne (dâ) gesên
Hæten, die gelieben.
mit irem gedanken briuwen
Begunde(n) si daȥ swinde.
dô gienk daȥ gesinde
Slâfen und der alte,
der die huote gestalte.
  Sich wolde mit der wiegen
gerne lâȥen liegen
Diu stolze wirtinne, als ê;
der junk vrouwen tet ouch wê,
Daȥ si des niht geahten
kunden, noch getrahten,
Wâ si die list næmen,
daȥ si ze samne kwæmen.
Si und ouch ir amîs,
mit gedanken mange wîs
Ir herze si bewegeten.
nôch râte sich dô legeten
Die zwêne gesellen ûf ein dach,
dâ der tohter (ir) gemach
Was geschaffen under;
dâ lak si besunder.
Beide, dâ vor und ouch dô
über ir was ein himeliz' hô.
Dâ si durch gesprâchen;
si rieten, daȥ si brâchen
Dâ durch ein venster alsô grôȥ,
daȥ der eine slâf genôȥ
Wol mit vuoge slouf dar in,
sunder pîne und ungewin.
  Swie si eȥ geschuefen sider,
sus kwam er zuo (z')ir hin nider
In eime korbe geriten,
den hâten si mit guoten siten
Gebunden ze eime seile,
ze sîme unheile

Wart der wirt des gewar.
er hef mit zorne dar,
Und wolde in begrîfen.
die vueʒe begunden im slîfen
Unt ze eime valle werben:
sus viel er in die kerben
Einen kreftigen val,
daʒ vil lûte erschal
Unde regete sich daʒ seil:
»waʒ sol mir diz unheil?«
Gedâhte der geselle
»ich wæne, er diz geschelle
Wolde mîden unde vlien:
dû solt in wider ûf zien!«
Diz ergienk ouch alsô.
der wirt gedâhte dô:
»Eʒ mak vil wol etwaʒ sîn,
daʒ mir daʒ gesinde mîn
Sagete von mîme tobene.«
jener knappe dar obene
Zôch in vaste an daʒ loch.
er wânte alles dennoch,
Daʒ er sich ot vorhte,
und daʒ er hilfe dorfte.
Der alde in dem korbe saʒ,
vor zorne er sich selber aʒ.
In bedûhte, daʒ er vinge,
oder daʒ in lîhte truge
Ein alp in sîne troume.
dô aber sîn goume
Der knappe obene wart gewar,
daʒ der wirt kwæme dar,
Der si mit der knote
al ze vil gemuote,
Er beʒ in vallen ûʒ der hant,
beide, korp unde bant:
Des vlugen si ze wette
nider zuo dem bette;

Der wirt mit dem korbe vlouk:
ir beider vliegen si betrouk,
Wan si wâren veder lôs.
dô der jungelink erkôs,
Daz der wirt lak da nider,
er zukte sîne kerben wider.
Sus nam sîn vliegen ende,
dô er bî der wende
Nider was gerûschet;
des wâren im zetuschet
Vreislîchen alliu sîniu lît,
daz er muoste geben vride
Tougenlîcher minne,
wande im die sinne
Entwichen wâren und diu kraft:
des wart er alsô zwivelhaft,
Daz er die sprâche legete.
niht anders er sich regete,
Wan daz man daz vallen
sô lûte hôrte schallen,
Daz es diu wirtin wart gewar,
diu gienk gezogenlîchen dar
Und hiez ein lieht enzünden,
ob si den knappen vünden
Ûf dem bette bî der maget?
daz sî iu wider saget:
Wand er was gegangen
hin wider ungevangen.
  Ein michel weinen wart erhaben
von der vrouwen, dô si laben
Muoste den wirt, dâ si in vant
alsus ligende bî der want,
Rehte alsam er wære erslagen;
vil manger hande wart ir klagen.
Swie ez von herzen niht enwas,
der wirt des selben doch genas,
Daz er ûf wert gesach.
diu vrouwe im (dô) zuo gesprach:

»Mahtu, vriunt, berihten mich,
wie stêt eʒ alsô umbe dich?
Oder waʒ gewinnest dû dâmite,
daʒ dû verkêrest dîne site,
Die dû hâtest hie bevorn?
sullen die nû sîn verlorn,
Wie möhte ich des vrô gesîn?
stuend' eʒ nâch dem willen mîn
Ich riete sicherlîchen daʒ,
wan eʒ gezæme michel baʒ,
Daʒ dû mit zühten læges
und sulher ruowe pflæges,
Als ûf dem bette wære,
den elbischer gebære.«
  Mit kranker stimme er dô sprach:
»mir ist ot diz ungemach
Wunderlîchen komen zuo:
waʒ wiltu nû, daʒ ich tuo,
Nû eʒ mir alleʒ missekümet,
daʒ mîn(em) armem lîp gevrümet,
Oder swes ich beginne?
mich dûhte an mîme sinne,
Daʒ jener komen wære,
der mir daʒ leidige mære
Ze dem bette nehten brâhte.
dô stuont ich ûf, und gedâhte,
Daʒ ich in wol[de] begriffe;
ich enweiʒ, ob ich sliffe
Oder waʒ mir geschach,
wan daʒ ich daʒ wol sach,
Daʒ mich jener ûf zôch
in eime korbe vil hôch,
Unde lieʒ mich vallen nider;
alsus kwam ich her wider
Mit grôʒem ungeverte;
wan daʒ mich Got ernerte,
Ich wære des selben valles tôt.
mir wære guotes râtes nôt,

Wan ich niht mak gewesen:
woldes dû mir guot (ge)wesen,
Die wîle (daʒ) ich leben sol,
sô tætes dû, vrouwe, vil wol.« —
»Gote sî unser leit geklaget.«
sprach diu muoter und diu maget
»Daʒ dû sus beginnes!
o wê dînes [reines] sinnes,
Wer hât dir, herre, den benomen!
dû bist doch an dîn alder komen
Wol mit grôʒen êren:
sol sich daʒ nû verkêren,
Wir enmugen nie mer werden vrô.«
den tumben truogen si dô
Hin wider an sîn gemach.
diu tohter im dâ zuo (ge)sprach:
»Daʒ weiʒ Got, lieber vater mîn,
dû tuost mir harte wol schîn,
Daʒ ich dir vil unmære bin,
nû dû mînes herzen sin
Mit schalle sô beswæres,
und mich alsus vermæres.
Ob dich der tiuvel triuget,
der dir ouch von mir liuget,
Du ensoldes niht getriuwen,
mich mak wol (ge)riuwen,
Daʒ ich mich habe gespart
sô lange und mit êren bewart,
Ob ich nû daʒ tæte,
des ich laster hæte
Under mîme kunne,
daʒ was[1] ein gearnte wunne.«
»Liebe tohter, nû enruoch',«
sprach diu muoter »nim dîn buoch,
Und sprich dîn gebet über in,
daʒ im Got sînen sin

---

[1] beʒʒer wær

Genædiklichen sende,
daz er uns iht schende.
Es ist ein geslehte,
ich weiz wol, daz er rehte
Sîn hulde hât verlorn,
wan in dar an hie bevorn
Versûmet hât sîn muoter:
er solde sîn ein guoter
Und ein pilewiz geheizen:
dâ von ist, daz in reizen
Die übelen ungehiuren.
Got der mueze in stiuren,
Sô daz si sîn vergezzen.«
berouchen unde mezzen
Begunden si in beide:
alsam in wære leide,
Was ir geberde getân.
daz brâht' in genzlîche an den wân,
Daz er des wol hæte gesworn,
daz ez im wære an geborn.
»Got gebe sulher muoter leit,«
sprach er »diu sô grôze arbeit
Ir[me] kinde hât gemachet:
des bin ich gar verswachet.
Nû swîget stille und lât ez varn,
ez enkan nieman bewarn,
Daz dem manne geschehen sol.« —
»nû kan ich dich gelêren wol,«
Sprach si »daz dir hulflich ist.
habe ot einen ganzen list,
Daz dû nimmer niht verjehes,
swaz daz sî, daz dû geschehes.
Bedunket dich aber ihtes
keinerlei gesihtes,
Ze hant tuo zuo dîn ougen,
ensage niht dîn tougen,
So beginnet si es verdriezen,
si ensulent es niht [vil] geniezen.

Sint ez mir ist bescheinet,
waz disiu rede meinet;
Si ensol ir triegen niht vervân.«
die tohter hiez er slâfen gân.
  Slâfen gienk diu guote,
sicher vor der huote.
Si mit irme amîse:
si wurden von prîse
Vrô, sunder vorhte,
wan er dô worhte
Die lieben kumpânîe
mit stolzer banekîe,
Alsô lange in behagete,
der wirt vil gar gedagete.
Swes sô in bedûhte;
von der sorgen truhte
Was er in den zwîvel brâht.
dô wart vil auge (dâ) gedâht
Umb [ein] niuwez barâtieren
von den gespilen vieren,
Wie si des gedæhten,
daz si den wirt bræhten
Gar von sîme sinne.
ouch wolde diu wirtinne
Kumen von ir[me] wâne,
dâ si des zwîvels âne
Wurde mit der wârheit:
des wart ir der jungelink bereit.
  Der wirt der lak bedekket,
wan er was erschrokket,
Sin houbet drukte er under,
in nam michel wunder,
Waz im die sinne benæme,
swie sô diz allez kwæme.
Der sueze slâf geriet im daz,
daz er der sorgen doch vergaz.
Daz lieht ouch geleschet wart:
lenger wart des niht gespart.

Swes si gedenken kunden.
eines si begunden,
Als ich iu bescheide.
die knappen kwâmen beide.
Der eine jungelink der trat
und legete sich an die [selben] stat,
Dâ diu wirtinne was gelegen,
daȝ dise ander zwei gepflegen
Ires willen deste baȝ;
mit gevuegen listen was daȝ
Gevueget und getrahtet:
ein bette was geahtet,
Dar ûfe si gelâgen.
daȝ endarf nie man vrâgen,
Ob in iht sanfte wære.
er kunde die gebære,
Diu ir vil wol behagete:
dâ mite er verjagete
Alleȝ sorgen und [alleȝ] trûren.
diz was bî einer mûren,
Dâ wart sprechen gar verlobet:
wie möhten si baȝ sîn gehovet!
Vernemet ein (vil) vremde dink,
wie der eine jungelink
Die stolzen wirtinne verpflak
bî dem alden er gelak
Mit gewande, sam ein wîp
was gevaȝȝet im der lîp
Mit [einer] hûben und [mit] gebende;
sus lak der enelende
Gezogenlîchen stille.
dô was des wirtes wille.
Do er von dem slâf erwachete,
daȝ er vrô gemachete
Sich und ouch die wirtin:
ein vil tumber sin
Tôrlîchen an sîn herze kwam,
der sîner tobeheit an gezam.

Es nam in michel hæle,
er rank, daȥ er verstæle
Einen alden hælink.
sus wart der alte sûrink[1]
Vollekllchen getœret,
als ir wol gehœret.
Swaȥ der wirt dâ begienk,
der jungelink eȥ alleȥ enptienk
Mit sulber gebære,
sam er entslâfen wære.
Den wirt des dô wol geluste,
er helste unde kuste
In vil dikke unt vaste.
daȥ was (dô) dem gaste
Ze vertragen' unmugelich:
ie doch verduldete er sich,
Daȥ er eȥ alleȥ versweik.
der wirt dô mit vlîȥe kreik,
Daȥ er die sueȥe minne
verstæle, in deme sinne
Daȥ hemde er ir ûf las:
dô vant er dâ, rehte als eȥ was
Von Gote dar geschaffen.
daȥ machte dem affen
Sîn truebe gemuete swære,
in wunderte, waȥ eȥ wære;
Die hant zukte (er) snel[lek]lichen dan,
und greif aber wider dar an,
Dô was eȥ aber alsam;
des wart er an den sinnen lam:
»Wer hât mir vervelschet daȥ wîp!
si hât nû (gar) mannes lîp;
Diu vremde mære ich nie mê vernam.
mir ist Got wol mit vlîȥe gram,
Dâ von ich sus verirret bin.
nû gedenke ich an den sin,

---

[1] snûrrink.

Den mich min bâbe lerte,
daz ich mich dar an niht kerte:
Ob mich ihtes beduhte,
sol ich in dirre suhte
Alsus immer mêr mich kweln?
ich enmak es niht verheln.
Ich enkünd' ez etesweme,
der mir den swæren muot beneme.
Wache,« sprach er »vrouwe min,
lâ din slâfen lenger sin,
Kerâ dich umbe, unde sprich.«
dô regete der knappe sich,
Und sprach: »waz wiltu min nû?« —
»Patriz' vrouwe, jâ bist dû
Worden, dunket mich, ein man.« —
»wie wære mir geschehen dan?
Wan ich daz nie mê gesach.
habe, herre, din gemach;
Dû enweist niht, waz dû sagest.
nû dû nimmer niht verdagest,
Waz dir sulhes wider vert,
so ist dir ungemach beschert.
Nû sage ich dir ez wol, daz
dich bedunket aber etewaz;
Daz kiuse ich (vil) wol dar an:
daz dich dunket, ich si ein man:
Nein ich, z'wâre, ich bin ein wip.
nû hâst dû doch minen lip
Manik jâr (vil) wol bekant:
versuoch' ez baz mit diner hant:
Sint daz nû min wil lâgen,
so endarftu es niht vertragen.«[1]
Dô der wirt mit der hant
selbe daz wol ervant,
Wie daz dink was getân
»ich kan mich,« sprach er »wol verstân.

---

[1] *bezzer*: so endarf dich es niht beträgen

Daʒ eʒ ist ein mannes mâl;
diz möhte ein vremde Westevâl
Wol, âne mich, gemerken.« —
»nû wiltu aber sterken
Dîn ungevuege tobeheit,
eʒ sî mir liep oder leit,
Ich sihe wol, daʒ dû elbisch bist.
nû gip mir eine kleine vrist,
Daʒ ich ein lieht enzünde,
und daʒ ich dir gekünde,
Waʒ dich Westevâlet,
oder wie ich bin gemâlet.
Ich wæne, ich dich wol gewere
eines wîbes, als ich here
Bin gewesen manik jâr,
des soltu werden (wol) gewar.
Nû volge sîner lêre,
des hâstu lüzzel êre,
Der dich alsô verleitet
und dîne schande breitet!«
Von dem bette er getrat
wider ze sîner bette stat;
Der geselle volgete mite.
diu vrouwe trat snelle trite
Hin zuo dem viure:
»ein elbische ungehiure,«
Sprach si »dû sîs verwâʒen!
dû möhtes mich wol lâʒen
Hînte mit gemache leben;
wie ist mir armen sus vergeben,
Oder waʒ hân ich getân!«
vür daʒ bette gienk si stân,
Daʒ lieht si in der hant truok.
si sprach: »des dunket mich genuok
Daʒ dû mich sus umb trîbes,
und dînes eigen wîbes
Niht erkennes. daʒ ist wol,
sint ich dir'ʒ nû zeigen sol.

Sô grîf vil ebene, unde sich,
bekenne mich (nû) baʒ, und sprich,
Daʒ ich vür wâr ein wîp bin.
waʒ gæbe ich umbe den sin,
Der [n]iht beʒʒer wære!
eʒ wirt ein schœneʒ mære
Von uns hin vürder mêre;
ouch habe wir's lützel êre.
Mich dûhte daʒ noch rehte guot,
daʒ dû dînen tumben muot
An mînen rât gewentes,
und ein teil baʒ erkentes
Der übelen ungehiuren site,
die pflegen dir des immer mite,
Wilt dû eʒ alleʒ gesagen,
daʒ si dir ze den ougen tragen.« —
»Eijâ, mînes herzen trût!«
sprach der tôre über lût
»Nû vergib mir mîne schult,
vrouwe, mit grôʒer gedult.
Ich sihe wol, waʒ mir wirret,
ich bin ot verirret
Leider [mir] mîner sinne:
swie sô ich es beginne.
Eʒ engeschiht mir nimmer mê,
wære mir alle tage wê
Mêr den niun stunt an eime tage,
daʒ ich nimmer mêr gesage
Keinen swachen gelouben:
eime blinden touben
Dem wold' ich mich gelîchen,
möht' ich dâ mite entwîchen
Alsus getânen sachen;
mîn zürnen und mîn lachen
Mak mich alleʒ niht vervân.
ouch lêrte mich daʒ mîn wân,
Daʒ dû mich lîhte selbe truges
unde mir sô vor zuges,

Alsô der kazzen, den balm.
nû sprich ot dînen salm
über mich, vrouwe, durch Got,
daȝ der liute smælîcher spot
Mich alsus iht under var.
ouch nim (dû) ir selbe war.
Rehte als ich dir getrouwe,
swen ich die liute schouwe,
Sô sage in, mîn unkraft
mache mich sô zwîvelhaft.
Daȝ von ir vrâge
grôȝlîche mich betrâge.« —
»O wê, lieber,« sprach si dô
»möhte ich gewinnen sô,
Als ich gerne tæte
und als ich willen hæte,
Des wære mir vil nôt:
mir tæte senfter (wol) ein [reiner] tôt.
Sold' eȝ lenger an dir weren,
ich hæte senfter einen beren
Ze dirre naht gebunden.
sint ich nû habe bevunden,
Waȝ disiu rede meinet,
so entouk es niht geweinet:
Wir sulen Got dar umbe ane beten.«
si hieȝ die tohter dar treten.
Si lâsen unde bâten,
rehte als eȝ was gerâten.
Si sprach: »weiȝ Got, ich kan
einen vluoch und einen ban,
Daȝ ich mich wol gereche,
swen ich den gespreche:
Bî deus salter ich dich swer.
und bî Wutungis her,
Bî P(e)ters ban bast
banne ich dich vil vast.
Swaȝ dû sles, ob dû lebes,
daȝ dû mir antwürte gebes,

War umbe tuostu uns ungemach?«
mit kleiner stimme dô sprach
Ein jungelink von **Âche**,
reht in koboldes sprâche:
»Lâʒ dîn bannen alsô vil,
eʒ wirt ein vil bœseʒ spil;
Wer lêrte dich diu starken wort?
daʒ sîn vröude sî verstôrt!
Du enmaht mich niht vertrîben,
ich wil hie lenger blîben.«
Des erschrak der wirt vil sêre,
und bat si bannen mêre.
»Jâ,« sprach si »daʒ weste ich wol,
wan daʒ man's iu niht sagen sol.
Eʒ ist ein vil übeleʒ âs. —
nû sagâ mir, elbischeʒ getwâs,
Vil rehte dînen namen.« —
»ich mache dînen gamen«
Sprach er »tâlank alsô grôʒ.«
dô nam si über iren schôʒ
Aber wider daʒ buoch,
sus begunde si da iren vluoch
Ander weide bannen
von wîben und von mannen:
»Bî künik **Karlins** brükken,
und bî **Getanis** krükken,
Bî des herzogen **Wolwis** granen,
beide, bannen unde manen,
Mit aldes wîbes vluochen,
daʒ si dich verruochen
Und vermeinen mueʒen;
bî den vünf eseles vueʒen,
Die die **Beijere** brâhten über mer:
daʒ dich **Hasehart**[1] verzer,
Du entuos mir dînen namen kunt,
ich banne dich an den (grunt)!«

---

[1] *Vgl. Hermann Damen (in meiner Samml. der Minnesinger Th. IV, S. 763),*
und hier LVI, 47

Mit grôʒer stimme er dô schrei:
»o wî!« sprach er »und ac(h)ei!
Daʒ mîne wer ist alsô krank!
vrouwe, ich heiʒe Irregank.
Mîn bruoder heiʒet Girregar,
sint ich iuch niht verswîgen tar.
Unser anmeht[1] ist alsô getân:
wir brengen dikke an den wân
Vil mangen wizzîgen man,
daʒ er niht weiʒ, waʒ er kan.
Wan daʒ dû sô vil kans,
und uns des gemaches vergans,
Mueste wir hie beharren,
wir solden girregarren
Und machen sulhen irregank,
daʒ der wirt ân' sînen dank
Des nimmer gedenken möhte.«
»nein!« si sprach »daʒ entöhte:
Dû solt dich anders wâ bestaten:
wan ich wil dich hie gesaten
Mit bannen und mit vluochen,
du endarft hie niht mêr suochen.
Ich gibe dir, daʒ dû hinnen vares
unde vürder mê bewares,
Daʒ dû immer kumes her.«
er sprach: »daʒ geschiht nâch dîner ger,
Ich muoʒ von hinnen varen.«
er begunde alsô gebâren
Mit einer stangen umb den hert,
daʒ er erschrekkete diu pfert;
Er stalte grôʒ ungestiure
mit den stuelen bî dem viure,
Daʒ si erwachten alle.
in diseme grôʒen schalle
Sleich er zuo dem bette wider,
des wart wol gelachet sider.

---

[1] amiaht ambet?

Dô si beide ze samene
kwâmen in ir gademe.
»Nû sehet, wie er hinne vert!«
sprach si »doch ist im erwert.
Weiz Got (nû) sîn irregank,
er muos' âne sînen dank
Hie rûmen diz gemach.«
der wirt dô vrôlîchen sprach:
»Des mueze Got gelobet sîn,
daz diu liebe tohter mîn
ie gelêrte sulhiu wort,
dâ von mîn sorge wirt zestôrt.
Nû sol ich mit gemache leben.
Got mueze uns daz ze heile geben,
Daz er uns welle mîden!« —
»wir muezen« sprach si »lîden
Daz Got mit uns allen tuot:
diu rede ist iedoch vil guot,
Sînt er vürhtet mînen ban
und sulhiu wort diu ich kan,
Sô mahtu wol ân' angest wesen:
ich wil ir sprechen unde lesen
über dir genuok und alsô vil,
daz ich dich verpflegen wil,
Daz er dich vürder mê verbirt.«
dô klagete der unwîse wirt,
Daz im unsanfte wære
worden von der swære,
Die er mit grôzen sorgen truok.
sînt wart er dikke und genuok
betœret und gelürzet:
daz si in gekürzet
Vröude und âventiure,
sunder ungestiure,
Der wart dâ under geuebet;
si blîben unbetruebet
Sô lange sô si wolden.
in wart vil wol vergolden.

Waʒ dâ was geborget:
lüzzel wart gesorget
In dirre vriuntlîcher schar;
si nâmen vil kleine war
Von sagen unt von lieden.
die knappen dannen schieden,
Dikke kwâmen si ouch wider,
wan der alde wirt sider
Niht vürder mê verjach,
swaʒ er nâch der zît gesach.
Ir habet dikke wol gesên,
daʒ wunders vil ist geschên
Von den jungen wîben,
die den paras [1] trîben:
Nû muoʒ eʒ blîben ungewundert,
uns ist ein niuwer alp gesundert.
Irregank und Girregar;
der sult ir alle nemen war,
Und behuetet iuch dâ vüre,
tuot ein kriuze vür die türe,
Daʒ er iuwer gast iht werde
in schadet sîn geberde
Noch mê, den ein dunre.
Ruediger von Munre
An disen rât iuch kêret.
nû hânt diu wîp gelêret,
Daʒ si niht werden nunnen,
die sus girregarren kunnen
An Irreganges leichen.
drî guote knütele eichen
Ze guoter mâze wol gewegen
die wæren dâ der beste segen,
Und beʒʒer, den ein bannen.
die hulfen (wol) den mannen
Disen Irregank vertrîben,
so entörste dâ niht blîben

---

[1] parât?

Weder Irregank, noch Girregar:
ſi wiſten daʒ wol vür wâr,
Daʒ man ſi begunde regen
mit ungevuegen halsſlegen.
Dâ mite ſâget mich nû vil,
ſwen ir welt und iu liep ſî.
So erwerfet iu daʒ lachen:
ich enkan iu niht gemachen
Die rede gemeilicher,
noch ouch der vröuden richer.

LVI.

Meiſter Irregang.

»Höret Abenteuer. Worte verkunden, was einer kann. So jung ich bin, weiſs ich doch, wie ein jeder (Edel-)Knecht seine Würde behaupten soll: er halte sich stäts zu den Besten. Wer nur zwei, drei Worte übel fügen kann, verdient, daſs man seinem Pferde einen Fuſs verbuget. Das soll mir nicht geschehen; denn ich kann viele Künste: Sagen und Singen, Laufen und Springen, bei allen Teidingen gut fürsprechen, einen Wein kosten, einen Hashart (*hasard*) im Brettspiel gewinnen und verlieren, einen Meth aus Honig machen, schöne Tischtücher würken; ich bin der Bücher kundiger, als mein Meister, kann ein Gewand schneiden, zwein Gesellen ihren Gewinn theilen, Wunden salben, Wagen bauen, und ein Schwert schmieden, welches Kaiser Friedrich wohl mit Ehren führte. Ferner, kann ich: Hüte machen, Schilde malen, einen Ritter rüsten, in Harnisch reiten, stechen, streiten und turnieren, Schach spielen, Jedem gut antworten; ich kann schneiden und weben, eine Wiese mähen, ein Feld besäen, ein Rind anjochen, einen Teig kneten, einen Faden zwirnen, und aus einer Dirne eine Frau machen; ich kann mit Hunden Hasen jagen, das Horn blasen, einen Wald fällen, ein Heer siegreich machen; ich kann Mühlsteine hauen, ein Kammrad zimmern, ein Haus bauen, Pfennige schlagen, Glocken gieſsen, Armbrust schieſsen. Weil ich dieſs alles kann, so hat der Kaiser mir verboten, harfen und fiedeln, dreschen und schwingen. Eine Schwinge in meiner Hand brächte Hagelschlag übers ganze Land; und das Korn, das ich dräsche, wäre alles verloren. Deckte ich dann einem sein Haus, so würde er todt hinausgetragen; mistete ich einem den Stall, der Qualm verbreitete sich überall; ginge ich einem über sein Geschirr, so ginge ihm alles wirr. Irregang heiſs ich, wie mein Vater, der mir das Erbe gab, daſs ich, wenn ich in einem Lande verdürbe, es in dem andern versuchte. So kenne ich manches Land. Ich bin nicht verdorben, und habe keine Ehre erworben. Ich gehe im Reiche von einem Lande zum andern, wie der Fisch im Sande. Als ein hübscher (hofelicher) Knabe suche ich durch mancherlei meinen Unterhalt.«

So sprach Meister Irregang.

LVI.

Meister Irregank.

Ich wil iu sagen hiure
von stolzer âventiure. —
»Aventiure, waʒ ist daʒ?« —
daʒ kan ich iu bescheiden baʒ:
Sô lange swiget der man,
sô weiʒ nieman, waʒ er kan:
Mit worten sol man künden sich,
grotes wirt man vröuden rich,
Von wunden wirt man kuene gar,
der vart ie muede bar,
Von sühte wirt man swære,
von liegen gar unmære:
Doch ist eʒ guot an der nôt,
waʒ der man gelernôt,
Verliurt er, swaʒ er ie gewan,
er behabt doch, waʒ er kan.
Swie tumb ich doch der jâre bin,
sô hân ich iemer einen sin.
Daʒ ich weiʒ von rehte,
wie ein ieglich(der) knehte
Behalten sol sin werdikeit:
tuot er daʒ, er ist gemeit,
Mit triuwen, wa(n) er (wol) mak
gân zuo den tiursten durch den tak;
Tuot er, als ich gesprochen hân,
er ist von reht ein hübisch man.

Der nimt sich ouch manges an,
der den tiuvel nahtes kan,
Niwan zwei wort oder driu,
(unt) vil übel vueget [er] diu.
Der wære des (vil) wol wert,
daȝ man im gulte ein pfert
Und im einen vuoȝ verburgt,
daȝ er keim' hübschen man genuegt.
Sam mir der heilige tak,
daȝ sol man mir niht tuon, ob ich mak;
Wan wem ich eȝ tuon wil,
sô kan ich kunst alsô vil.
Wâ man si vür sol bringen:
sagen unde singen,
Loufen unde springen,
ze allen teidingen
Ein guot vürspreche sîn,
dar nâch kan ich einen wîn
Ze rehte wol erkiesen,
gewinnen unt verliesen
Ein hashart[1] ûf einem bret,
dar zuo kan ich ein(en) met
Uz honig wol gemachen,
diu wîȝen tischlachen
Wirk' ich wol nâch prîse,
der bueche bin ich wîse,
Wîser den mîn meister wær';
sô kan ich mit einer schær'
Gesnîden wol die pfellen,
sô kan ich zwein gesellen
Ir gewin wol teilen,
ein wunden wol heilen
Mit salbe, daȝ wil ich iu sagen,
sô wirke ich einen wagen,
Hân ich îsen unde kol,
ein guot swert mach' ich wol.

---

[1] Vgl. LV, 120.

Daʒ der keiser Friderich
mit êren vuerte sicherlich
In zorn und ouch in guete,
dar zuo wirk' ich huete,
Die man hôch ûf treit,
der schilt ist nie [al]sô breit,
Ich [er]kund' in wol geverwen,
ein ritter wol gerwen,
Mit harnasch kan ich rîten,
stechen unde strîten,
[unt] turnieren, ob ich wil,
schâchzâbel unde bret spil
Kan ich wol von rehte,
einem iegelîchen knehte
Guote antwürte geben,
ich kan sîden unde weben,
Ein wise kan ich mæjen,
einen akker sæjen,
Ein rint (. . .) wol weten,
einen teig (. .) wol kneten,
Ein vaden wol zwirnen,
unt kan ûʒ einer dirnen
Ein vrouwen wol machen:
mit aller hande sachen
Vertrîb' ich mîne stunde,
ich kan mit einem hunde
Ein hasen wol gewinnen,
mit allen mînen sinnen
Ein horn wol erschellen,
einen walt wol vellen,
Den leg' ich nider âne wer,
dar zuo kan ich ein grôʒ her
Vil wunder wol [ge]bringen
ze eigelîchen dingen,
Dar zuo hân ich einen sin,
daʒ ich bî keinem waʒʒer bin,
Daʒ sô vast müge vliegen,
ich [en]kan dâ wol geniegen.

Ich kius' mir dar ein mûl stein,
unde mach' ein kamp rad rein,
Daʒ den stein umbe treit,
den einen smal, den andern breit.
Ûf kan ich wol gebillen,
ein hûs wol gestillen.
Sô mache ich under mîn dach
[illegible] alleʒ daʒ gemach,
Daʒ ie man haben sol.
ich slahe pfeninge wol,
Ein glokken kan ich gieʒen,
mit einem armbrust schieʒen,
Dâ mit schiuʒ' ich wild unt zam,
sît ich diz wunder alleʒ kan.
Sô hât der keiser mir verboten
harpfen (videln) unde roten,
Und hât mir verbannen
dreschen unde wannen:
Unt kæm' ein wann' in mîne hant,
der hagel slüeg' über alleʒ lant;
Dræsche ich eime sîn korn,
eʒ wære allesamt verlorn;
Dekt' ich einem dan sîn hûs,
man trüege tôten in dar ûʒ;
Mist' ich einem sînen stal,
der schalm slüege über al;
Gieng' ich (dan) ie man über sîn geschût,
eʒ gienge im alleʒ wê.
Irregank heiʒ' ich,
manig lant weiʒ ich.
Mîn vater Irgank was genant,
er gab mir daʒ erb' in mîn hant,
Ob ich in einem lant verdurbe,
daʒ ich im andern [niemer] ze êren wurbe.
Sus bin ich niht verdorben:
ich hân kein êr' erworben,
Daʒ wiʒʒet sicherliche,
ich gân in dem riche

Von lande ze lande,
als der visch in dem sande,
In eines [hübschen] knaben wîse
begân ich mîne spîse
Mit manger hant, ân' bœsen wank.
alsô sprach meister Irregank.

LVII.

Minnedurſt.

Daſs die Frauen die Männer betriegen und dümmer machen können, als ein Huhn, bewährt ein Märe, welches ich sage, wenn es euch beliebt:

In einem Dorfe wohnte ein Jüngling, geschickt in allen Dingen, Sagen und Singen, dem gefiel vor allen seinen Gespielen die Meierstochter, und mit ihr trieb er so viel Minne-Worte und Werke, daſs beide sich täglich lieber wurden. Der Meier aber ward dessen inne, und weil der Jüngling arm war, so verlobte er die Tochter einem reichen Manne, zum bittern Leidwesen der beiden Liebenden.

Am Hochzeittage kamen viele stattliche Frauen und Männer, und darunter auch der Jüngling, welcher, als es zum Reigentanze gieng, sich zu der Braut gesellte und lieblich mit ihr kosete. Er bat sie, ihm in dieser Nacht noch eine trauliche Zusammenkunft zu gewähren. Sie willigte ein, und bestellte ihn an dem ersten Schlafe, wo er durch ein Lied, welches er seit sie zuerst sein Liebchen geworden, so häufig gesungen habe, sich kund geben solle; sie verhieſs ihm den ersten Genuſs ihres Leibes, welchen sie ihm so lange bewahrt habe. Da that der Jüngling einen Freudensprung, und tanzte fröhlich noch bei manchem Tanze vor.

Als die Nacht kam, setzte man sich zu Tische; da war Speise und Trank die Fülle, und zuletzt bekamen je zwei eine Bratwurst. Der Bräutigam saſs bis tief in die Nacht und dachte nur daran sich vollzustopfen. Endlich ging's zu Bette. Der Jüngling kam bald an die Thür und sang fröhlich sein Lied. Der Bräutigam lag Weines und Schlafes voll wie ein Schlauch bei der Braut.

Diese klagte nun über heftigen Durst auf die versalzene Bratwurst und wollte zum Waſserzuber gehen. Der Bräutigam erbot sich, ihr Waſser zu holen; die Braut aber hieſs ihn still liegen und ihr das Bette warm halten; er wollte es erst nicht zugeben, jedoch lieſs er sie endlich hinabgehen. Sie lieſs nun ihren Trauten herein, und gewährte ihm auf dem Boden neben dem Zuber, was sie ihm gelobt hatte. Beim Anfange rief sie dem Bräutigam zu, sie setze eben zum Trunke an. Ebenso rief sie ihm abermal zu, und er freute sich, daſs sie Waſsers genug im Zuber finde, und wünschte, daſs es ihr wohlbekomme. Nachdem sie zum drittenmale ihren heiſsen Minnedurst gestillt hatte, entlieſs sie ihren Trauten, damit der Bräutigam es nicht merke, und ihre Liebe gestört werde: »Maaſs ist zu allen Dingen gut.« Damit ging sie wieder hin und legte sich zu ihrem Manne, der so voll Schlafes war, daſs er nichts von ihrer nächtlichen Brautfahrt inne ward.

Genug davon. Gott verdamme die falschen Weiber, die ihre Männer betriegen!

LVII.

Minne durst.

Eʒ ist wâr daʒ ich iu sage,
daʒ vrouwen künnen alle tage
Man hovelîchen triegen
und machen si ze giegen
Mit manger hande sachen,
daʒ wîp man künnen machen
Und in sölich list an tuon,
daʒ si tumber (werden), den ein huon,
[Werden] daʒ prüev' ich bî disem mære,
daʒ ich iu hie bewære
Und ich iu sage hie.
welt ir nû hœren, wie
Ein wîp betroug ir rehten man,
do er wolt' hôch zît mit ir hân
Und er des êrsten bî ir lag.
bedrieʒ' es iuch, sô ich eʒ sag',
Sô heiʒet stille mich gedagen,
ê ich ze vil sîn wolte sagen.
Und ob ich'ʒ iu niht lieben kan,
alsus heb' ich daʒ mære an.
Ein knap in einem dorfe saʒ,
der dô bî den alten was
Ein vrecher stolzer jungelink,
unt kund' ouch alliu sîniu dink
Mit vuoge wol vür bringen,
sagen unde singen
Kund' er wol unt treib sîn vil.
in dem dorf was sîn gespil.

Diu des meigers tohter was,
diu geviel im sêre baʒ,
Denn' ir gespilen alle;
mit ir treib er vil kalle;
Die zuo der minne hôrten;
mit werken unde worten
Was er ir gar heimelîch.
si hâten beidiu sament sich
Mit liebe sô vereinet,
ietwederʒ [daʒ] ander meinet'
Mit vil ganzen triuwen;
ir liebe kunt' sich niuwen
Von tag ze tag ie baʒ ie baʒ.
Nû wart der meiger innen, daʒ
[Daʒ] sîn tohter liebe pflag
mit dem knaben alle tag'.
Des wart sîn herz' bekümbert dô,
er wolte, daʒ sîn tohter sô
Ze jungst ein êlîch næme:
daʒ was ir wider zæme;
Wan der knab' was niht guotes rîch.
der meiger dô bedâhte sich.
Er wolt' si geben einem man,
den si ze der ê mueste hân.
Nû vuogte sich diz ding alsô,
daʒ der selbe meiger dô
Ir vriuntschaft wolte scheiden:
des wart in angest beiden;
Er gab sîn tohter einem man,
den si êlîch muoste hân.
Des wart ir ungemuete schîn,
daʒ si den stolzen knaben fîn
Dannen solte mîden;
daʒ was ein bitter lîden
In beiden und ein ungemach,
wan in sô leide nie geschach.
Dô diu hôchzît solte sîn,
dar kam manik vrouwe fîn,

Gezieret und gekleidet wol,
als man ze briuten tuon sol
Und als eȥ der site was,
der selbe knabe vuogte daȥ
Er an sîns liebes hande gie.
dô daȥ reigen ane vie
Und man tanzen dâ began,
dô begund' er'ȥ heben an,
Mit ir lieblîch kôsen:
»mîn rôs' ob allen rôsen,«
Sprach er »und mînes herzen trût,
nû soltu hînaht sîn ein brût.
Daȥ wirt niht vür baȥ mê gespart:
gedenk', ob ich dir ie lieb wart,
Und lâȥ mich durch den willen mîn
nû(n) sô vil heimlîch zuo dir în
Unz ich ein klein mit dir gered',
gen dir ich mich ein teil erled'
Des leides und der swære mîn,
die ich hân von den schulden dîn.«
Si sprach: »gern ich daȥ vuegen sol,
nû soltu merken mich vil wol,
Sô daȥ ich dich iht strâfe:
kom an dem êrsten slâfe,
Sô ist entslâfen lîht mîn man;
lîht ich in über reden kan,
Daȥ er sîn nimer wirt gewar:
mit worten leg' ich eȥ sô dar,
Daȥ er sîn niht wirt innen.
nû soltu vil wol sinnen,
Daȥ dû komest ûf die zît,
und sing daȥ lied, daȥ dû mir sît
Dik hâst gesungen, sît der vart,
daȥ ich von êrst dîn triutel wart;
Sô kan ich eben merken dich.
dû solt des sicher sîn ûf mich,
Ob dir daȥ künne gezemen,
ich wil dich lâȥen nemen

Den êrsten nuz von mînem lîp,
den ich dir, sunder valschen kîp
Nû lange her gehalten habe.«
»des tuon ich gerne,« sprach der knabe
»Und sol dir gerne sîn bereit
mit williclîcher arbeit,
Daz dû, lieb, gebiutest mir,
daz leist' ich dir mit ganzer gir.
Als ich nû von billich sol
dû hâst getrœstet mich sô wol,
Daz mîn leit hât geminnert sich.«
sîn herze wart dô vröuden rîch,
Daz er von vröuden sprang enbor;
er gie mangen tanz dâ vor,
E daz der tag ein ende nam.
Und dô diu naht her zuo kam,
Und daz ezzen was bereit,
dâ wart nie man verseit
Weder trinken, noch ezzen;
dô menglich was gesezzen,
Dâ gab man [in] allen grôzen rât,
swaz der wirt guotes hât'.
Daz hiez er allez tragen dar.
man gab ie zwein sunderbar
Gebrâten wurst' ze leste.
der wirt pflag sîner geste
Schôn und wol ân' allen haz.
der briutgam an dem ende saz
Unt pflag der spîs' dâ al die naht,
er hâte keines dinges aht,
Niwan wie er wurde vol.
man nam den tisch ûf, als man sol,
Dô man gezzen hâte,
nû wart ez alsô spâte,
Daz man nider wolte gân.
daz wart schiere getân,
Si giengen nider, daz beschach.
Als schier der knabe daz ersach,

Sîn herz' gewan dâ guoten wân,
er gedâht': »mîn ding wil vür sich gân.«
Wan eʒ wol ûf die zît wart,
der knabe dô niht lenger spart'.
Er gie hin vrölich unverzagt,
als im sîn lieb het getagt
Und ouch sînes herzen trût,
er huob ûf und sang vil lût,
Beide, wider unde vür,
sîn liet vor sînes lieben tür,
Unz daʒ si in erhôrte.
ir man dâ wênig sporte
Ir tolkel mûsen, des si pflak,
wan er an dem bette lak
Und was wîns und slâfes vol,
als noch von reht ein slûch sol,
Der niht liebe pflegen kan.
si sprach: »hœrstu, lieber man,
»Mich durstet alsô sêre,
daʒ ich kein wîle mêre
Mag ligen, ich muoʒ ûf stân,
hin zuo der waʒʒer gelten gân
Und dâ leschen mînen durst;
ich aʒ hînaht ein gebrâten wurst,
Diu sô sêr versalzen was;
dâ von soltu niht zürnen daʒ.
Ob ich von dir gân trinken:
mîn herze wil versinken
Von grôʒem durste, den ich hân:
dâ von muoʒ ich hin abe gân
Trinken, daʒ mag niht anders sîn.«
er sprach: »lig stille, vrouwe mîn.
Ich bringe dir mit ganzer ger
den schaffe ville (vollen?) waʒʒers her.«
Si sprach: »lig stil, des tuon ich niht,
ob Got wil, nimer daʒ beschiht.
Daʒ ich dich von mir lâʒ' ûf stân:
dû solt ligen und ruowe hân.

Und solt daʒ bette wermen mir:
ich smuk mich des dar næher dir.
Sô ich her wider kêre.«
waʒ sol ich sagen mêre:
Der krieg under in lange wert';
doch volget' er ir, des si gert'.
Er lie si von im gân hin abe.
  Dô het gewartet ir der knabe.
Den lie si tougen zuo(z')ir in.
si sprach: »trût geselle mîn,
Wis mir und ouch Got wilkomen.«
als ich diu mære hân vernomen
Und ich under wîset bin,
den êrsten nuz nam er dâ hin,
Den si im geheiʒen het:
mit ir willen er daʒ tet.
Und leit' si zuo der gelten nider.
unt tât ir dâ, als man noch sider
Tuot nahtes an dem bette.
er bôt ir dâ ze stette
Den schaffen stil in ir hant.
den sazte si an ze hant.
Dâ er ir aller beste tet:
vil wol si in gevaʒʒet het.
Sô si beste kunde.
si ruoft' ûʒ lûtem munde:
»Gehœrstu'ʒ, mîn vil lieber man,
daʒ ist gestochen und gevangen an.
Ich sez iez an, daʒ sag' ich dir:
dâ von wunsch' gelükkes mir,
Und sprich, daʒ mir'ʒ Got gesegen'.
wan ich hân mich trinkens verwegen
Und wil leschen mînen durst
ûf die wol gesalzen wurst,
Diu hînaht komen (ist) in mich.
dâ von lâʒ niht verdrieʒen dich
Und lâʒ dich niht belangen;
ich hân êrst an gevangen.

Unt kome, sô ich êrste mag:
wan ich dir vür wâr sag'.
Ich wil mich ie ergezzen
mîn[e]s durstes, und an sezzen
Als dik, unz ich erlesch' in gar.«
der knabe bôt ir aber dar
Sînen schaffen stil, als ê.
vil lûte si dô aber schrê:
»Gehœrstû'ʒ, ich sez aber an
ze dem andern mâl, wen ich niht kan
Mînen durst erleschen noch.«
dô sprach ir man: »nû hâstu doch
Waʒʒers eine gelten vol,
daʒ dû in maht erleschen wol;
Dâ von trink vast, mîn liebeʒ wîp,
daʒ eʒ muoʒ wol tuon dînem lîp,
Des wünsch' ich, sô ich beste kan.«
der knabe sazt' ir aber an
Zem dritten mâl den schaffen stil,
den kund' si eben unde vil
Wol an sezzen an die stat,
dâ si den durst sô grôʒen hât.
Als ich mich versinne,
si durste nâch der minne,
Der si dâ mit dem knaben pflak.
drî stunt er bî ir gelak
Bî der waʒʒer gelten dâ.
er leschte ir den durst ie sâ
Mit vlîʒe an der selben vart.
si sprach: »trût geselle zart,
Wir suln uns heben hinnen,
ê es mîn man werd' innen,
Daʒ unser lieb' belîbe rein.
wæger ist mit lieb' ein klein,
Den michel vröud' mit ungemach.
mîn man het' mich ie mer swach
Sîn, wurd' er's an mir gewar:
sust sîn wir aller sorgen bar

Unt ze lieb' uns beiden,
ob wir ein zît uns scheiden.«
Sprach si »trût geselle guot,
màʒ' ist ze allen dingen guot.«
Als ich eʒ vernomen hân,
sust schied der knabe von ir sân
Und nam urloub von ir sider.
si leit' sich zuo irm man hin wider,
Der was slâfes alsô vol,
daʒ er niht kunde merken wol,
Noch dâ wênig nemen aht,
waʒ si begangen het die naht
Mit dem knaben ſîn unt kluok.
Hie von sî geseit genuok
Und hab' diu red' ein ende. —
daʒ Got die vâlschen schende,
Die ir man betriegen,
und alle zît liegen
Durch ir valsche missetât,
daʒ ir werde nimer rât!

LVIII.

Das Rädlein.

Von

Johannes von Freiberg.

Johannes von Freiberg, der manches wunderbare Werk machen kann, dichtet abermals ein Büchlein von seltsamen Geschichten. Sie sind wahr; denn der sie hörte und sah, erzählte sie mir. Also vernehmet:

In einer Stadt wohnte ein Bürger, biederb und reich ohnegleichen, dessen Lob weit im Lande erscholl. Er hatte eine schöne und gute Frau, und hielt ein Gasthaus für Herren und Ritter, die trefflich darin bewirthet wurden. In seinem Dienste war ein Schreiber, der, wohlgezogen und gut, alle seine Sinne darauf gestellt hatte, schönen Frauen um Minnesold zu dienen. Neben ihm diente im Hause ein Mägdlein, welche ihn ganz eingenommen hatte. Sie war tadellos, ihr Antlitz weiſs und schön, zart umlockt, ihr Wuchs schlank: vom Scheitel bis auf die Füſse hatte Gott nichts an ihr vergeſsen. Ihr rubinrother Mund und ihre rosigen Wangen waren des Schreibers Minnepein. Wenn er lieblich mit ihr kosen wollte, wies sie ihn schnöde ab, und als er sie um ihre Minne bat, spottete sie seiner Rede, die wie aus einem Rohre klinge, während er den Koller im Kopfe habe, und drohte, wenn er nicht ablieſse, es dem Herrn zu sagen. Er konnte sie durch nichts begütigen, sie sagte Nein, wenn er Ja sagte, und Schwarz, wenn er Weiſs. So kriegten sie lange mit einander.

Eines Sonntags waren viel Gäste im Hause, und es gab übermäſsig zu thun. Endlich waren die Gäste alle zu Bette, und die Jungfrau, die vom Morgen bis tief in die Nacht gearbeitet, hatte sich auf eine Bank gelegt und schlief. Der Schreiber kam dazu, setzte sich auf den Ofen, und gerieth auf allerlei Gedanken. Er netzte seinen Finger, rieb ihn an einem ramigen Stein, und nahte sich mit einem Lichte der Jungfrau; er hob ihr Gewand bis übers Kinn auf, und sah nun völlig ihre wunderschöne Gestalt: die Brüstlein, wie zwei Paradiesäpfel, deren Genuſs tausend Jahre zu einem Tage gemacht hätten; dann das Rosengärtlein, zu welchem eine Fahrt alles Trauern benommen hätte. Ueber demselben malte er nun leise, und ohne zu lachen, mit seinem ruſsigen Finger ein **Rädlein**, bedeckte dann die Jungfrau wieder mit dem Gewande, küsste sie an den Mund, und schied so ungern von ihr, wie einer, der drei Tage gehungert, aus einem vollen Obstgarten, ohne davon brechen zu dürfen, gehen müste. Er ging zu Bette, lag aber wie ein Fisch, der auſser dem Waſser auf dem Trocknen lechzet, und schmachtete bis zum Morgen. —

Da ging er hin und bot der Jungfrau den Morgengruſs, und als sie diesen verschmähte, erinnerte er sie, wie sie doch freundlich ihm zugesprochen, und still seinen Willen thun laſsen, als er sie umarmt habe. Sie strafte ihn Lügen, und wollte lieber Haut und Haar laſsen. Er berief sich nun auf das Rädlein, womit er, als er bis Tages-Anbruch bei ihr gelegen, sie gezeichnet habe, weil er wohl wiſse, daſs manche Frau sich nicht will bitten laſsen, und lieber so thut, als wäre es ihr im Schlafe geschehen. Sie erwiederte, das sei eben so wahr, als ihr Haar golden. Er forderte sie auf, sich zu überzeugen.

Sie ging nun in den Garten, trat hinter einen Baum, hub sich auf, und sah wirklich Schwarz auf Weiſs. Sie gerieth in groſsen Zorn, und sann bis Mittag hin und her, ob und wie der listige Schreiber ihr im Schlafe wirklich ihr Magdthum genommen habe. Endlich glaubte sie, es sei ihr in der Trunkenheit geschehen, und beschloſs, den Schreiber um Aufklärung zu bitten. So bewährte sie Freidanks Spruch, daſs die Frauen langes Haar und kurzes Gemüthe haben.

Alsbald ging sie hin zu dem Schreiber, und sagte lächelnd, sie sollte sehr zürnen, daſs er sie wider Willen entehrt habe. Er bekannte sich schuldig, und bot sich ihren Scheltworten und Schlägen dar. Sie bat ihn nur um Verschwiegenheit, wollte das einmal Geschehene zum Besten kehren, und fragte, wie er denn ihre Minne gewonnen, ohne daſs sie dessen inne geworden. Er sagte, er habe sich behende zu ihr gelegt. Sie verlangte nur das Wie zu wiſsen, und wollte dann immer sein eigen sein. Er meinte, das könne er ihr nur durch die That zeigen, heimlich, wenn sie Nachts im Bette sei.

Sie konnte kaum erwarten, bis die Herrschaft und das Gesinde schlafen ging; sie saſs bei dem Schreiber, koste lieblich mit ihm, und als beide allein waren, forderte sie ihn auf, mit ihr in die Kammer zu gehen. Er war bereitwillig, fürchtete jedoch auf dem Gange gehört zu werden, weil die Leute noch wachten. Sie wuste sogleich zu helfen, und nahm den Schreiber auf ihre linke Schulter. — Hätte er nicht von Glücke zu singen und zu sagen, daſs ihn eine schöne Jungfrau selber zu ihrem Bette trug! Ich wollte es selber. — Der Schreiber hieſs sie sachte gehn und fest auftreten, damit sie nicht falle. Sie fand ihn so leicht als ein Huhn, und betheuerte bei St. Alene, sie trüge wohl seiner zwei; sie hüpfte mit ihm durch die Stube, wie eine Ziege, und sprang über eine hohe Bank, wie ein Hase über eine Furche. Sie bewährte ihm so ihre Kraft, und als er sie noch bat, sich zu schonen, sprang sie als ein Reh, wohl eine Elle weit mit ihm über die Schwelle, und brachte ihn so in ihr Bette. Nun verriegelte sie die Thür, und er hieſs sie ihr Gewand abziehen, um ihr zu weisen, wie ihr vorige Nacht geschehen sei. Sie hatte sich ihm zu eigen ergeben, und war ihm ganz zu Willen. Bald waren beide entkleidet, und ihre Freude ward unsäglich: sie lagen in so fester Umarmung, daſs nicht Mann und Weib zu unterscheiden war, und ihr beider Mund drückte sich so dicht aneinander, daſs ein Mohnblatt dazwischen zerrieben wäre. Da lehrte er die Jungfrau das weltbekannte Minnespiel, und sie befand es so süſse, daſs sie, wie sie sagte, alles darum gegeben, daſs es bis zum Tage gewährt hätte; und wenn sie wie Elyas im Römischen Palast leben sollte, so möchte sie dafür das Spiel nicht laſsen. Wie ihr dabei gewesen, das könne Niemand lesen und schreiben, und wenn auch das Meer Dinte wäre, der Himmel Pergament, und alle Sterne, sammt Sonne und Mond

Gras, Grieſs, Laub und Sonnenstäubchen Pfaffen und Schreiber wären; tausend Jahre dünkten sie wie ein Tag; vor ihren Ohren erklang es wie Vogelgesang und tausend Geigen; ihre Augen strahlten, als sähe sie thauige Rosen aus grüner Aue sprieſsen; in ihrem Munde fühlte sie Zucker und Honigseim die Kehle hinabflieſsen; es war ihr, als wenn sie in den Lüften schwebte. Am Ende des Spiels ergriff sie zwei Nachtigallen (XXV), die wie im Mai sangen, und als »wir uns« nun trennen wollten, sagte sie, auch auf ihrem kleinsten Gliede habe ein Fiedler geseſsen und den Alp-Leich (Elfentanz) gefiedelt, so daſs ihr die Sinne vergiengen, und sie weder gehört noch gesehen, so daſs sie gar nicht sagen könne, was sie mit einander gethan haben; drum möge er ihr's anderweitig weisen. Der Schreiber war bereit, und gewährte sie vierstund vor der Hahnenkraht und dreistund darnach (XXIX). Ungern und mit tausend Küssen schieden sie von einander.

An diesem Märe erkennet, ihr hochgemuthen Schreiber, wie ihr mit den Frauen umgehen sollt. Welche, sei sie Weib oder Magd, anfänglich sehr öte ist, die ist darnach die allerwilligste. Solches bewährt diese Magd, welche steinhart von Gemüthe, doch zuletzt den Schreiber selber in ihr Bette trug.

Das Rädelein heiſst dieses Märe.

LVIII.

Daʒ redelîn.

Diz buechel heiʒet daʒ redelîn,
und ist von einem meidelîn

Johannes von Vrîberk,
der mangeʒ wunderlîche werk
Ûf der erden wirken kan,
der wil aber heben an
5 Und uns ein buechel tihten
von seltsænen geschihten.
Eʒ ist wâr, daʒ eʒ geschach,
wen der eʒ hôrt' unde sach,
Der sagte mir'ʒ vür die wârheit;
10 nû hœret, lieben kint gemeit,
Diu seltsænen mære:
  Eʒ was ein burgære
In einer stat geseʒʒen,
an tugenden gar vermeʒʒen.
15 Er was biderbe und rîche,
daʒ man sînen gelîche
Zuo den [1] selben stunden
nirgen hete vunden
In der stat über al.
20 sîn lop hâte wîten schal,
Er lebt' ân' alle schande,
swâ man in dem lande
Sînen namen nante,
daʒ man in wol erkante.

---

[1] In der Hds. steht der.

Sîn vrouwe was schœne und dâ bî guot,
sie hâten beide senften muot,
Des mohten sie mit vröuden alten,
und aller sælden walten.
Der burger hât' ein schœneʒ hûs,
dâ zogten herren în und ûʒ,
Ritter und ander geste,
des tet man hie daʒ beste,
Daʒ man immer kunde,
zuo der selben stunde
Het der wirt einen schrîbære;
enruochet, wer er wære:
Er was zühtik unde guot,
er hâte sînen muot
Und alle sîne sinne
gesezzet nâch gewinne,
Alsô daʒ er gerne tet
schœner vrouwen gebet'.
Man vint noch mangen degen,
die des selben siten pflegen,
Daʒ sie dienen vrouwen ûf rîchen solt,
weder umb silber, noch umb golt,
Niht wan umb ir minne:
als sazte der schrîber sîne sinne.
Mit im sô dient' ein meidlîn,
ûf die hât' er die sinne sîn
Alsô gar gekêret,
daʒ er was beswæret
Mit maniger hande sorgen
den âbent und den morgen.
Wer daʒ meidlîn het gesehen,
der mueste mir der wârheit jehen,
Daʒ sie be namen wære
gar unwandelbære:
Ir scheitel was wîʒ unde smal
wol geschikket hin ze tal;
Sie hâte zarte lökkel,
sie was gesmükket als ein tökkel,

Ze den sîten was diu liebe smal.
sie was minnenklîch über al
Biʒ ûf den vueʒen gemeʒʒen:
Got hât' an ir nihtes vergeʒʒen;
Ir munt bran als ein rubîn:
daʒ brâht' dem schrîber dikke in pîn:
Daʒ er niht z'einer stunt
küssen solde iren rôten munt:
Ir wangen lûhten als die rôsen.
wen er durch lieplîch kôsen
Zuo der junkvrouwen gegienk,
übellîch sie eʒ enpfienk.
Er bat sie lieplîch umb ir minne;
sie sprach: »ir habt niht guoter sinne.
Ir ret, als ûʒ einem holre;
mich dunket wol, ir habt den kolre,
Der gêt iu ime houbt en twer;
iuwer rede ist mir unmær'.
Iuwer rede sult ir iuch mâʒen,
und sult mich mit gemache lâʒen;
Ich wil'ʒ iu vür baʒ niht vertragen.
ich wil eʒ mînem herren sagen.«
Swaʒ er guetlîch wider sie sprach,
ubellîch sie ie wider stach:
Sprach er jâ, sie sprach nein,
alsô hullen sie in ein.
Sprach er swarz, sie sprach wîʒ;
dar an legte sie iren vlîʒ.
Swaʒ er an ir gebrûchte,
nimmer sie daʒ guot gedûhte.
Des krieges sie lange mit im pflak.
biʒ an einem suntak,
Dô hâten sie vil vremder geste
unde mit arbeit über leste;
Von dem morgen biʒ verre in die naht
hât' diu junkvrouwe gewacht;
Die geste wâren alle slâfen gegangen:
sust was diu junkvrouwe bevangen,

Mit muede und mit arbeit,
ûf ein bank het sie sich geleit.
Der schrîber gegangen kwam,
der junkvrouwen er war genam,
Daʒ sie (dâ) entslâfen was;
ûf den oven er gesaʒ;
Sie slief, er wachte.
der schrîber gedâhte
Wunderlîcher dinge vil,
der ich niht aller sagen wil:
Sînen vinger begund' er nezzen
und an einen stein wezzen,
Daʒ er aller râmik wart;
hin huob er sich an die vart,
Daʒ lieht nam er in die hant,
er huob der junkvrouwen ûf ir gewant
Hôch über daʒ kinne,
daʒ sie sîn nie wart inne:
Dô sach er stên ir brüstelîn,
alsam zwei par(ad)îs epfelîn.
Wer sich mit vröuden
besunder göuden
Dar zuo het gesmükket,
dem wær' sîn trûren enzükket; —
Von den vröuden ich niht,
wan ich bin en wiht,
Mit vollen gesagen mak: —
in diuhten tûsent jâr ein tak.
Ir lîp was allenthalben sleht,
gestalt vol nâch wunsche reht,
Zen sîten was diu liebe smal,
hüplîch geschikket hin ze tal:
Daʒ ûf der rôsen gertel:
wer nâch lust ein vertel
Solde dar zuo hân getân,
der muoste alleʒ trûren lân.
Ob wendik dem rôsen büschelîn
mit den rehten vinger sîn

Mâlet' er ir ein redel,
als ein kleinez medel
Lîse dar über gekrochen wære.
nû hœret vür baz disiu mære.
Under dem nabel an der wîze
macht' er ir'z mit vlîze
Al umbe und umbe sinewel,
mit swarzem râme ûf ir wîzez vel.
Jâ nimt mich wunder, wes er gedâht',
daz er die wîle niht en lacht'.
Dô daz redel wart bereit,
diu kleider wider über geleit
Wurden der junkvrouwen an der stunt.
er kuste sie an iren rôten munt,
Der schrîber sich umbe karte
mit mangem klegelîchem worte.
Nû merket disiu mære:
wie dem ze muote wære.
Der dô wære gesezzen
drî tage ungezzen,
Und in einen garten kwæm' gegangen,
vil obezes sæhe vor im hangen,
Unt torst' sîn doch niht brechen:
als mag ich dem schrîber sprechen,
Daz er sô von dannen gienk,
daz er sie niht umbe vienk.
Des leit er grôzen smerzen
in dem grunt sînes herzen.
Er gienk ze bette slâfen,
er schrei vil lûte wâfen
über die siuberlîche meit,
daz im sîn vröude was verzeit
Von ir al ze sêre.
waz sol ich iu sagen mêre?
In begunde sêre erlangen,
als einen visch, dem da ist engangen
Daz wazzer, und lechet ûf dem lande,
sus was dem schrîber ande;

Sîn herze in jâmer eite,
daȥ er kûme erbeite
Biȥ an den liehten morgen
mit manger hande sorgen. — —
»Waȥ noch welt ir dâ wider streben,
wil mir Got einen guoten morgen geben?« —
»Wirt mir ein guot morgen nû,
daȥ kumt von iuwerm wünschen niht zuo;
Iuwers grueȥens ich wol enbære,
wan eȥ ist mir gar unmære.«
Er sprach: »eijâ, wie redestu nû?
jâ spræche dû mir guetlîchen zuo,
Dô ich dich guetlîch umbe vienk
und mîn wille an dir ergienk.
Dô swigest dû vil stille,
wen eȥ was ein guoter wille.«
  Sie sprach: »en triuwen, daȥ ist niht wâr;
ich wolde ê hût unde hâr
Mir abe schinden lâȥen;
als wærlîch sît ir verwâȥen
Hiut' und immer mêre,
welt ir mir mîn êre
Alsô mit worten rouben.« —
»wiltu mir's niht gelouben,«
Sprach der schrîbære
»daȥ ist mir gar unmære.
Daȥ sprich' ich âne smeichen,
ich wil dir's geben ein zeichen,
Daȥ dû selber muost jehen,
daȥ eȥ vür wâr ist geschehen;
Wan dô ich bî dir gelak,
biȥ schiere wolde werden tak,
Sô mâlet' ich dir ein redelîn
vorne an dem bûche dîn,
Ê danne ich von dir schiet,
mîn sinne mir daȥ riet,
Sint ich die wârheit reden sol;
jâ west' ich daȥ selbe vor wol,

Daʒ etslîcher vrouwen stêt ir sit',
daʒ sie niht wil, daʒ man sie bit',
Unde ê sie danne tæte,
des man sie guetlîch bæte,
Sie begünde ê sprechen unde jehen,
eʒ wær' ir slâfende geschehen.
Eʒ sî dir liep oder leit,
sô ist eʒ doch diu wârheit.«
Sie sprach: »en triuwen, ist daʒ wâr,
sô sint guldîn mîniu hâr.«
Er sprach: »nû magstu eʒ beschen,
sô muostu mir der wârheit jehen.«
Sie gienk in einen garten
und wolde der wârheit warten,
Sie trat hin [hinder] under einen boum,
sie greif nider an den soum,
Sie huob ûf ir underste wât:
dô sach sie stênd' ein swarzeʒ rat
An irem bûche vorn[e].
der junk vrouwen wart vil zorn[e],
Sie sprach: »wie hât er im's gedâht?
oder welher tiuvel hât in brâht
Sô nâhen ze mînem lîbe?
hât er mich ze wîbe
Alsô slâfende gemacht,
sô hât Got wunder an mir gedâht.
Daʒ mag aber niht zuo komen;
wie solde er mir hân benomen
Slâfende mîn êre?
des engeloube ich nimmer mêre.«
Sust saʒ diu junk vrouwe und dâhte,
vil gedanke sie vür brâhte;
Ze tal sie aber nider sach
an daʒ redel, unde sprach:
»Schrîber kunnen liste vil,
dar umbe ich wol gelouben wil,
Daʒ eʒ mit listen ist dar zuo komen,
daʒ mir mîn meituom ist benomen.

Waʒ kindischer gedank'
[unde valscher wank']
hân ich nû?
wie moht' daʒ immer kumen zuo,
Daʒ mir solde alsô ein man
mînen meituom gewinnen an,
Daʒ ich sîn niht gewar wurde?«
sust truog sie swære bürde
Mit gedanken an irem herzen,
dâ von sie hete smerzen,
Von prîme biʒ ûf mitten tak,
daʒ sie grôʒer sorgen pflak.
Sie begunde aber her wider lesen:
»herre Got, wie ist mir gewesen,
Daʒ er mir daʒ redelîn
hât gemâlt an den bûch mîn?
Ja ist mir in mînen gedunken,
ich sî gewesen trunken;
Sô hât er mit mir getân,
waʒ er durch Got niht wolde lân.
Nû wil ich rehte zuo(?')im gên
und wil in biten unde vlên,
Ob er mir welle verjehen,
wie mir armen sî geschehen,
Daʒ ich mînen meituom hân verlorn.«
sust het diu junk vrouwe gesworn,
Daʒ sie von dem schrîbære
ze wîbe gemachet wære.
Bî der selben junk vrouwen
sult ir merken und schouwen
Ein alt gesprochen wort,
daʒ ir dikke habt gehôrt:
»Die vrouwen haben langeʒ hâr,
unt kurz gemuete, daʒ ist wâr.«
Alsô sprach her Vrîdank.
Diu junk vrouwe gienk al ze hant,
Dô sie den schrîber an gesach.
lechelîche sie dô sprach:

»Ich solde zurnen sêre,
daʒ ir mir mîn êre
Habt alsô beroubet;
wer hât iu daʒ erloubet?«
Er sprach: »ich hab' eʒ selber getân,
dû maht mich schelden oder slân,
Ob dû wilt wênik oder vil.«
sie sprach: »triuwen, ich enwil
Iuch slahen, noch schelden;
ir sult mich sîn niht melden.
Des wil ich iuch gerne biten,
durch iuwer tugent mit guoten siten;
Swie ouch diu schult ist dîn,
sô wil ich doch diu beste sîn;
Sît daʒ eʒ ist geschehen nû,
sô wil ich daʒ beste tuon dâ zuo.
Torst' ich immer wâgen,
ich wolde doch dich gerne vrâgen,
Wen mîn herze ist gedanke vol.«
er sprach: »dû maht vrâgen wol,
Waʒ ich weiʒ, daʒ sag' ich dir.«
sie sprach: »sô sage, lieber, mir,
Daʒ dir Got immer lône,
wie hâstu mir so schône
An gewunnen mîne minne,
daʒ ich sîn nie wart inne?«
Er sprach mit behendikeit:
»ich hâte mich zuo dir geleit.«
Sie sprach: »wie? daʒ soltu sagen,
sô wil ich'ʒ nimmer mêre geklagen,
Und wil immer sîn dîn eigen.«
er sprach: »ich muoʒ dir'ʒ zeigen,
Ich kan dir's anders niht gesagen,
wie wir bî ein ander lâgen.«
Sie sprach: »wâ, wen sol daʒ sîn?«
er sprach: »bis denne in dem bette dîn,
Wenne die liute kumen slâfen,
son' endarf uns nieman strâfen.«

Diu junk vrouwe kûme erbeite,
biʒ daʒ sich ir herre geleite,
Unde ander gesinde, daʒ dar inne was,
zuo dem schrîber sie dô saʒ,
Sie begunde im lieplîch kôsen,
der schrîber begunde ir lôsen,
Sie sprach: »eʒ ist iezunt spâte,
gê wir in die kemenâte.« —
»Ich gên gerne mit dir dar:
sô hân ich angest, man werd' sîn gewar,
Wen die liute noch alle wachen,
sô hœrt man uns beide krachen,
Wen wir gên durch den gank,
der stêt hô und ist gar lank,
Daʒ weistu selber wol.«
sie sprach: »dem ich wol getuon sol.
Dar umbe lâʒ dîn klagen,
ich trouwe, dich wol ze tragen,
Daʒ man nimmer wirt gewar,
daʒ unser zwei sint an der schar.«
Er sprach: »liebe, wiltu sô?«
diu junk vrou sprach: »en triuwen, jô.«
Der schrîber was niht ze laʒ,
der junk vrouwen er gesaʒ
Ûf iren linken rükke. —
wart, ob er iht von gelükke
Mohte singen unde sagen,
daʒ in solt' ze bette tragen
Ein siuberlicheʒ megedîn;
solt' daʒ niht grôʒ gelükke sîn?
Ich wolde selber von gelükke sagen,
der mich sô ze bette wolde tragen. —
Er sprach: »dû solt gemelichen gên,
und ûf den vueʒen vaste stên,
Und huete, daʒ ich iht valle:
wen die liute wachen alle.«
Sie sprach: »swie ich tuon,
dû bist ringe als ein huon,

Sam mir sente Alêne,
ich truege dîner zwêne.«
Er sprach: »liebe, und ist daȝ wâr?«
sie sprach: »wis ân' allen vâr,
Daȝ ich iht dir liege.«
sie hüpfet' mit im, als ein ziege,
In der stuben entwer,
beide, hin unde her,
über ein hôhe bank,
diu junk vrou mit dem schrîber sprank,
Als ein hase über ein vurch;
daȝ tet sie alleȝ dâ durch,
Daȝ er iht durfte vrâgen,
ob sie in mohte tragen.
Sie sprach: »sihestu, wie vaste ich stê.«
er sprach: »liebe, tuo dir niht wê,
Wan dû bist an dem lîbe swach.«
als ein rêch über einen bach
Sprank sie über die swelle
wol gegen einer elle;
In daȝ bette sie in brâhte;
diu meit sich wol bedâhte,
Den rigel suochte ſie her vür,
sie stieȝ in vaste vür die tür.
Sie sprach: »nû wis ân' allen vâr,
daȝ unser ieman werde gewar.«
Er sprach: »ziuch ûȝ dîn gewant;
sint uns Got hât her gesant,
Sô wîse ich dir in kurzer vrist
wie dir nehten geschehen ist.«
Sie sprach: »ich hab' mich dir ergeben,
swie dû wilt, als wil ich leben,
Und wil sîn dîn eigen;
dû maht mir bezeigen.
Swaȝ nû sî dîn wille,
dar zuo swîg' ich stille.«
Sie wurden beide der kleider blôȝ:
ir vröude wart unmâȝen grôȝ,

Sie lâgen gar unverdroʒʒen
zuo (z')ein ander gesloʒʒen
Und mit armen umbe vangen.
wer über sie wære gegangen,
Der mohte niht gemerket hân,
welheʒ wær' wîp oder man
Zuo der selben stunt
dô wart ir beider munt
Sô nâhen ze samne geriben,
man het ein mâhenblat dâzwischen niht getriben.
Dô spilt' er der junkvrouwen mit,
lieplich nâch der werlde sit',
Âne haʒ und âne nît,
als man in der werlde pflît
Ze spilen mit der minne.
dô sie des wart inne,
Daʒ eʒ was sô sueʒe,
diu junkvrou sprach: »ich mueʒe
Mit liebe nimmer tak geleben,
ich wolde alleʒ daʒ dar umbe geben,
Daʒ ich ûf erden geleisten mak,
daʒ daʒ spil het' gewert biʒ an der tak.
Solde ich leben als Elyas,
in dem Rômischen palas,
Immer inne gewaldik sîn,
daʒ lieʒ' ich ûf durch daʒ spil mîn.«
Er sprach: »liebe, wie ist dir gewesen?«
»daʒ kan nieman vol lesen,
Noch vol schrîben,
diser minne trîben.
Und wære daʒ mer tinte
und der himel perminte,
Und alle sterne dar an
beide, sunne unde mân',
Gras, grieʒ unde loup
dar zuo der kleine sunnen stoup,
Daʒ daʒ wæren pfaffen und schrîbære,
den wær' eʒ allen ze swære,

Daʒ sie vol schrîben und vol lesen
kunden, wie sanft mir ist gewesen:
Diu zît endûhte mich nicht lank;
vor mînen ôren was ein gesank,
Als kleiniu voglîn sungen
unt tûsent rotten klungen;
Mîn ougen vuoren mir schoʒʒen,
als sie sæhen entsproʒʒen
Rôte rôsen in dem touwe
in einer gruenen ouwe;
Unser vröude nie man vol sagen mak:
mich dunkent tûsent jâr ein tak.
Zuo der selben stunde
was mir in mînem munde
Honik unde zukker mel,
daʒ vlôʒ mir ze tal in die kel.«
Dô sprach aber diu guote:
»mir was in mînem muote,
Die wîle ich in den vröuden lebte,
wie ich in den lûften swebte.«
An des spiles ende,
dô greif sie zuo der wende
Unde erwischte zwô nahtigal,
die hâten alsô lûten schal,
Als eʒ wær' in dem meijen:
»dô wir uns iezunt wolten zweijen.«
[Dô] sprach aber diu sueʒe reine
»ich hât' niergen ein glit sô kleine,
Geloube mir der mære,
da ensæʒe ûf ein videlære,
Unt videlten alle den albleich,
daʒ mir diu sinne gar entweich,
Daʒ ich enhôrte, noch ensach;
sô wunderlîche mir geschach.
Der mich tûre vrâgte,
daʒ ich im die wârheit sagte,
Ich künde niht gerâten,
wie wir mit ein ander tâten,

Daʒ dich Got lâʒe âne leit!
nû wîse mir'ʒ ander weit,
Sô wil ich eʒ denne merken baʒ.«
der schrîber der was niht ze laʒ.
Er wert' die meit, als sie in bat,
vier stunt vor der han krât,
Drî stunt dar nâch vor dem tage.
eʒ was ir beider herzen klage,
Daʒ die selben holden
von ein ander scheiden solden.
Er kuste sie an ir rôten munt
in kurzer wîle wol tûsent stunt.
Er sprach: »Got mueʒ' dîn immer pflegen!«
von dannen schiet der werde degen.
Bî disem selben mære,
ir stolzen schrîbære,
Sult ir prueven und merken
und iuwer gemuete sterken,
Ob ir die vrouwen werdet biten,
daʒ ir rehte wiʒʒet ir siten:
Eʒ sî meit oder wîp,
welhiu zuo der êrsten zît
Eʒ machet gar nœtlich,
diu læʒt aller drâtest sich
Dar nâch überkomen:
als ir habt vernomen,
Von diser selben meit,
von der ich iu hab' geseit.
Ir gemuete was herte als ein stein.
sprach er jâ, sie sprach nein:
Ze leste er sie überkwam,
daʒ sie in ûf den rukke nam
Unt truog in in ir bette;
dô wart sîn alles wette.
Hie endet sich daʒ mære
von dem schrîbære
Unde von dem junkvrouwelîn,
und ist geheiʒen daʒ redelîn.

LIX.

Der bloßgeſtellte Ritter.

Ein Ritter kam auf einer weiten Fahrt zu einem Wirthe, welcher ihn, den er zuvor nicht gesehen, jedoch sehr rühmen gehört hatte, ehrenvoll aufnahm. Der Gast war naſs und kalt, und um so mehr erfreut. Der Wirth lieſs auch seine Frau und Töchter ihn begrüſsen und küssen, und befahl dem Koch, ein gutes Nachteſsen zu bereiten. Es ward ein Feuer angezündet, und der Ritter saſs fröhlich zwischen den drei Töchtern des Wirthes. Die Stube ward von dem starken Feuer so erhitzt, daſs Allen der Schweiſs von der Stirne rann. Da hieſs der Wirth einen Knecht ihm den Rock abziehen, und bat den Gast, dem alle Locken voll Schweiſses hingen, es sich ebenso bequem zu machen. Dieser sträubte sich gegen solche Unschicklichkeit; und wenn es auch noch heiſser wäre, wollte er eher krank werden, als den Rock abthun. Der Wirth aber versicherte ihn, er wiſse wohl, daſs er (der Gast höflich sei, er wolle jedoch eher zweimal krank werden, als, selber unhöflich, ihm nicht auch Bequemlichkeit zu verschaffen. Zugleich befahl er heimlich allen seinen Knechten, daſs sie dem Gaste mit Gewalt den Rock über das Haupt abzogen: da saſs der Ritter, wie ein beschälter Stock, ohne Hosen und Hemde. Die Frauen erschraken vor dem nackten Mann. Der Wirth erschrak auch, aber noch mehr der Gast, den die unauslöschliche Schande so tief kränkte, daſs er den Wirth gern erschlagen hätte. Er zog seinen Rock wieder an, schied zornig von hinnen, und ward dem Wirthe nie wieder hold.

Damit sei jeder Wirth gemahnt, daſs er seinem Gaste nicht wider dessen Willen einen Dienst thut, der mehr schadet, als frommt

LIX.

Der blôȝe ritter.

Diȝ ist ein seltsæn vart,
wie ein ritter entnakket wart.

Ein Ritter kwam an ein(er) vart
sô verre, daȝ er gast wart
Eins wirtes, der in wol enpfienk:
ich sag' iu, wâ von daȝ ergienk:
Ern' hete in nie mêre gesehen,
und hôrt' im grôȝer wirde jehen:
Des bôt er im'ȝ dester baȝ.
der gast was kalt unde naȝ,
Dâ von was er des wirtes vrô;
ouch was der wirt des gastes sô,
Daȝ lieȝ er in wol schouwen:
sîn tohter und sîn vrouwen
Hieȝ er in küssen ze hant:
der koch wart sêre gemant
Umbe guote spîse ze naht;
in wart ein schœne viuwer gemaht,
Dâ sâȝen si mit vröuden bî.
er hete schœner tohter drî,
Die sazten den gast zwischen sich,
und wurden elliu vrôlîch
Ze liebe dem gaste.
daȝ viuwer bran vil vaste,

Unz eȥ sô lange alsô gebran,
daȥ dâ diu hizze gewan
In der stuben über hant,
und daȥ diu kelte verswant;
Des wart in allen sô heiȥ,
daȥ in von hizzen der sweiȥ
Von den stirnen nider ran.
dô tet der wirt, als ein man,
Der dâ heim wil gemach hân,
er hieȥ einen kneht dar gân
Unt ziehen im sînen rok abe:
»ich wil, daȥ hie ieman habe
Naht lank« sprach er »ungemach.«
zuo dem gaste er ouch sprach:
»Lât ab ziehen iuwern rok;
irn' habt ninder deheinen lok,
Sin[en] hangen alle sweiȥes vol.«
dô sprach der gast: »daȥ tuot mir wol.
Ich wil den rok an hân.« —
»ir sult in abe ziehen lân.«
Sprach der wirt »daȥ weiȥ Got,
eȥ ist mîn bet' und mîn gebot,
Daȥ ir hie habet guoten gemach.«
der gast zuo dem wirte sprach:
»Als liep sô ich iu sî
und iuwer töhter alle drî,
So erlât mich dirre unzuht:
ich læge gerner eine suht,
Danne ich den rok abe tæte,
ob ich noch heiȥer hæte.«
Dô sprach der wirt: »nû lât den strît,
ich weiȥ wol, daȥ ir hübsch sît:
So læge ich zwô suhte,
ê ich iuch iuwer zühte
Sô sêre lieȥ' engelten:
ir soldet mich drumbe schelten,
Lieȥ' ich iuch hie haben ungemach.«
heimlich er zuo den knehten sprach,

Daʒ si alle dar giengen
und im den rok geviengen
Unt zukten [imen] über daʒ houbet:
dô was der gast beroubet
Durch die vil grôʒen minne
der êren und der sinne;
Er saʒ, dô er wart âne rok,
reht als ein beschelter stok.
Ane bruoch und âne hemde,
diu wâren im beide vremde.
Dô in die selben vrouwen
sô blôʒ begunden schouwen,
Do erschrâken si sêre vür den gast:
wan er der hûbscheite last
Getragen hete mangen tak.
der wirt vor schanden ouch erschrak.
Der gast erschrak sô sêre,
ern' trûwet' [eʒ] an sîn êre
Nimmer wider kumen mê;
im tet diu schande (alsô) wê,
Daʒ er den wirt het' erslagen,
trûwet' er daʒ hin getragen,
Daʒ reht dannen mohte gân:
desn' het er aber niht getân;
Er zôch den rok wider an,
und schiet sô zorneklîche dan,
Daʒ er dem wirte nimmer mê
sô holt was, als er was ê.
Dâ warn' ich alle wirte bî:
swaʒ des [lieben] gastes wille sî,
Dâ vlîʒe sich ein wirt zuo,
daʒ er dar über niht entuo;
Ob er im dienest oder guot
wider des gastes willen tuot.
Daʒ ist vil lîhte gar verlorn,
des wær' eʒ beʒʒer verborn.
Swes dienst niht ze danke kumt,
der schadet mê, danne er vrumt.

LX.

Der nackte Bote.

Einst ritt, wie man sagt, ein Herr mit seinem Knecht, und sandte diesen, als es Abend ward, zu einem seiner Ritters-Mannen, bei dem er die Nacht bleiben wollte. Der Knecht eilte voraus, fand das Thor des Wirthes weit offen, und fragte auf dem Hofe ein Kind, ob der Wirth daheim wäre. Das Kind wies ihn in die warme Badstube. Er stieg ab, gab dem Kinde den Zügel, trat ins Haus und gedachte zugleich selber zu baden. Es war rauhe Herbstzeit, und die Badstube wurde schon täglich geheizt, während die Wohnstube bis zum völligen Winter ungeheizt blieb, und diente der Frau mit ihren Töchtern und ihrem Gesinde zum Arbeitzimmer. Der Knecht hatte sich vor der Thüre rasch entkleidet, und nahm einen der dort liegenden (Bade-)Wedel, mit welchem er sich einen grimmig ihn anlaufenden Hofhund abwehrte, und so, gegen diesen gekehrt, trat er rückwärts in die Stube. Die Frauen erschraken vor dem nackten Manne, bedeckten sich die Augen, und der Wirth schritt ihm zornig entgegen. Als der Knappe des schmählichen Irrthums inne ward, riſs er die Thür wieder auf, sprang noch schneller hinaus, und sogleich, mit seinen zusammengerafften Kleidern aufs Pferd, und jagte davon.

Der Wirth, um die ihm angethane Schmach zu rächen, bot alle seine Knechte zur Verfolgung auf, nahm selber Harnisch, Schild und Speer, saſs auf sein Ross, und jagte ihm nach.

Als der Herr seinen Knecht so nackt daher sprengen sah, rief er ihn an: dieser jedoch, voll Furcht, jagte schweigend vorüber. Hinter ihm kam auch alsbald der Ritter heran, bewillkommte seinen Herrn, und bat ihn, den Ehrenschänder nicht entkommen zu laſsen. Der Herr sagte ihm, es sei sein Knecht, vernahm nun alles, saſs auf sein hohes und schnelles Ross und jagte selber ihm nach. Er holte ihn ein, ergriff ihn beim Haar, und brachte ihn zurück, warf ihn zu Boden, und wollte ihn verstümmeln laſsen. Da bat der Knecht um Gehör, und erzählte den wahren Zusammenhang. Der Ritter war froh, daſs er ihn nicht erschlagen hatte, und versöhnte sich mit ihm.

So hatte ein falscher Wahn leicht Unheil herbeiführen können

LX.

Der nakte bote.

Hie ist, wie ein kneht ane vie
und nakket vür vrouwen in ein stuben gie

Eʒ geschach hie vor, sô man seit,
daʒ ein herre ûf einer strâʒe reit,
Und sant' einen sînen kneht
vor im hin, daʒ was reht.
Dô eʒ âbenden began,
und enbôt einem sînem man,
Er wolde die naht mit im sîn.
dô tet der kneht sîn reht schîn.
Er reit dem herren verre vor,
unt kwam hin zuo des wirtes tor.
Daʒ vant er wît ûf getân,
dô sach er in dem hove stân
Ein kint, daʒ vrâgt' er mære,
ob der wirt dâ heime wære.
»Jâ,« sprach daʒ kint wider in
»gêt in die bat stuben hin.
Dâ ist er inne, diu ist warm.«
dô sah er wol, daʒ kint was arm
Der sinne und ouch des guotes,
ouch was er tumbes muotes,
Und envrâget' eʒ niht vür baʒ,
er wânde, der wirt umbe daʒ

In der bat stuben wære,
daz er badet' und schære.
Er gedâht': »des ist ouch mir nôt:
swaz im mîn herre her enbôt,
Daz gesage ich im in dem bade wol.«
sîn herze was vröuden vol,
Daz er daz bat bereitet vant.
er erbeizte nider sâ ze hant
Und enkleite sich vil swinde.
er sprach zuo dem kinde:
»Siz her ûf diz gewant,
und nim den britel in die hant
Und halte mir, unz ich gebade,
daz mir hie nieman niht enschade.
Des wil ich dir gelônen wol.«
daz kint daz tet, als ein kint sol,
Ezn' sprach dâ niht mê wider,
und saz vil balde dar nider.
Daz was in der herbest zît,
so der kalde rîfe dikke lît
Und sich wandelnt die winde:
des heizte daz gesinde
Die bat stuben alle tage.
sie heten ouch, als ich iu sage,
Ein rehte stube, diu was guot;
dô was der ritter sô gemuot,
Der dâ ze hûse wirt hiez,
daz er die heizen niht enliez,
Unz der sumer ende nam
und der kalde winter kwam
Daz die vliegen gar vervlugen
und in die stuben niht enzugen;
Durch sôgetâne hübscheit
schuof der wirt, daz man vermeit,
Daz man die stuben kalte lie
und in (die) bat stuben gie
Daz gesinde mit der vrouwen;
man mohte dar inne schouwen

Vil manigen wunnenklîchen lîp,
beide, ir tohter und ir wîp
Die hâten s' vür ein werkgaden.
dô kwam er, der dâ wolde baden
Alsô nakket an die tür.
dô was oben dar vür
Guoter wedel' vil geleit,
daʒ dûhte in ouch ein sælikeit,
Unz er der einen genam.
dô sach er, daʒ geloufen kwam
Mit grimme ein übel hofwart,
der wold' in hân gemachet schart.
Des wert' er mit dem wedel sich.
dô was der hunt so muelich,
Daʒ er den knappen des betwank,
daʒ er âne sînen dank
Hinder sich in die stuben gie,
und erbeitet' kûm, unz er gevie
Die tür, daʒ er hin in kwam
und sich dem hunde benam.
Als in dô die vrouwen
sô blôʒ begunden schouwen,
Do erkômen sie vor schanden
und verdakten mit den handen
Diu ougen alle gemeine,
unz an den wirt eine,
Der erzeigte im schiere sînen haʒ:
»owê mir!« sprach er »wer ist daʒ?
Aller mîner êren!«
dô begunde sich umbe kêren
Der knappe alrêst, unde sach
sîn laster, als im daʒ geschach.
Dô zukt' er wider ûf die tür,
im wart noch gâher hin vür,
Danne im dar inne was gewesen,
ern' trûwet' anders niht genesen,
Wan, daʒ er sîn gewant nam
und nakket ûf daʒ pfert kwam;

Des het er sich versûmet nâch,
im wart hin wider sô gâch
Den wek, den er her reit,
daʒ eʒ daʒ pfert kûm erleit.
Do der ritter [er]sach die unzuht
und des vil tumben knehtes vluht,
Dô het er des vil wol gesworn,
er het sîn êre verlorn,
Ob er'ʒ niht wider tæte:
swer in sô gelastert hæte,
Der wolde im nemen sîn êre;
sînen knehten rief er sêre,
Daʒ si vil balde gæhten
und im sîn ros bræhten.
Unde selbe nâch im rîten,
des hieʒ er alle die biten,
Den er getrouwen solte.
dô man im dar geholte
Harnasch, schilt unde sper,
ûf sin ros saʒ er,
Und reit nâch dem knehte
die selben strâʒen rehte,
Die er in hin sach rîten.
dô sach in kurzen zîten
Der herre sînen kneht komen,
der wolde diu mære hân vernomen.
Er sprach: »vil balde sage mir,
wie kumestu sust? waʒ wirret dir?
Wen sihe ich dort her nâch jagen?«
don[en]getorste der kneht niht sagen,
Er vorhte grœʒern ungewin,
er sweig ot unde rante hin.
Dô kwam der ritter gerant
und hieʒ den herren ze hant
Got wille komen sîn,
er sprach: »lieber herre mîn,
Lât den man niht hin komen,
der mir mit alle hât genomen

Mîn vröude und mîn êre:
ichn' erkober' mich's nimmer mêre.
Kumt er sîn so ungenozzen hin.«
dô sprach der herre wider in:
»Den ir dâ jagt, daz ist mîn kneht,
der sol iu buezen, daz ist reht:
Nû saget mir sîn schulde,
und[1] mag er iuwer hulde
Sô sêre verlorn hân,
ez muoz im an den lîp gân.«
»Herre,« sprach er »merket daz,
er gie in die stuben, dâ ich saz
Bî mînen tohtern und [bî mînem] wîbe,
und ennet an sînem lîbe
Niht mê danne er ie zuo hât,
unt tet noch grœzer missetât
Unt kêrt' daz hinder teil her vür,
dô er in gie zuo der tür.«
Der herre sprach: »daz arnet er.
gebt mir mîn ros balde her,«
Sprach er zuo dem, der ez zôch,
daz was snel unde hôch,
Dar ûf wart im vil gâch,
und rante dem knehte nâch.
Dô er hin zuo (z:)im kwam,
mit dem hâre er in nam,
Alsô vuort' er in her wider
und warf in zorniklîche nider.
Er wolde in bestümbelt hân,
daz het er vil nâch getân.
»Herre,« sprach der arme kneht
»lât mich, durch Got und durch reht,
Sagen, waz diu rede sî.«
dô was der ritter dâ bî,
Den man daz laster hôrte klagen,
der sprach: »herre, lât in sagen,

---

[1] *In der Hds. steht so.*

War umbe er eʒ tæte:
waʒ ich im getân hæte?«
Dô sprach der herre: »nu sage,
dû muost von disem selbem tage
Unz an dîn ende wesen blint.«
er sprach: »herre, ich vant ein kint
In sînem hove, daʒ vrâget' ich,
wâ der wirt wære; dô wîst' eʒ mich
In eine bat stuben hin,
dâ wær' er gegangen in,
Diu wære warm: dô wânde ich,
daʒ er dar inne badet' sich,
Und wold' ouch ich gebadet hân.
do ich in die stuben solde gân,
Dô kwam ein übel hof wart,
der twank mich, daʒ ich gênde wart
Hinder mich, daʒ was mir leit,
der schuof, daʒ ich die zuht vermeit,
Er hete mich gebiʒʒen nâch,
dâ von wart mir alsô gâch,
Daʒ ich niht hinder mich ensach,
ê mir daʒ laster (dâ) geschach.« —
»En triuwen,« sprach der ritter dô
»nû wil ich immer wesen vrô,
Daʒ ich iuch niht erslagen hân,
sît eʒ dar umbe ist (sus) getân,
Sô wil ich iuwer vriunt wesen,
ir sult vil wol vor mir genesen.«
Sust schuof er, daʒ der kneht genas,
dem er dâ vor sô vînt was.
Wær' dem kneht ein leit geschehen,
wirn' solten nimmer gejehen,
Daʒ er unschuldik wære.
er solde diu rehten mære
Bedæhtlich ervarn hân:
dô lieʒ er sich an einen wân.
Der wân triuget manige(n) man;
swer daʒ niht bedenken kan.

Der mag sich lihte verlân
sô sêre an etelîchen wân,
Daʒ er von dem wâne
wirt sîner êren âne,
Oder gewinnet sulhen schaden,
dâ mit er immer ist geladen.
Swaʒ der man gelæt an den wân,
dâ er's wol rât mohte hân,
Wirt er dâ betrogen an,
des ist er selbe ein schuldik man.

LXI.

Der geäffte Pfaffe.

Von

dem Stricker.

Höret von einem Mann und seinem treulosen Weibe. Er hatte einen gefügen Knecht, der gewahrte, daſs sie heimlich ihren Pfarrer minnte, wollte es jedoch nicht vor völligem Beweis entdecken. Wenn der Wirth zu Acker oder zu Holze fuhr, kaufte sie Meth und Wein, sott und briet, und meldete es dem Pfaffen, der als ein Minnedieb geschlichen kam, und nach dem Mahle mit ihr auf dem Bette kurzweilte.

Nachts, wenn ihr Mann bei ihr lag, weckte sie ihn manchmal, und hieſs ihn aufstehn und zu Holze fahren, der Tag sei kurz, der Weg lang, und die Rinder langsam. Den Knecht verdroſs endlich dieses Treiben, und als er mit dem Herrn einst wieder am Feuer sich angekleidet, schwur er, nicht ohne Imbiſs hinaus zu gehen. Unwillig setzte die Frau Brod und Käse hin, und hieſs ihn den Tod dran freſsen, weil er es doch nicht aus Hunger, nur aus Schalkheit thäte. Nachdem sie gegeſsen, machten sie sich auf. Unterweges bat der Knecht den Herrn, die Gerte zu nehmen und allein weiter zu fahren, während er seine daheim vergeſsenen Fäustlinge und Hut hole. Der Herr hieſs ihn eilen, und fuhr allein zu Walde.

Der Knecht stahl sich heimlich in das Haus und lauschte in einem Verstecke. Die Frau that fröhlich nach ihrer Gewohnheit, sie füllte und briet ein Spanferkel, holte eine Kanne guten Methes, und buk eine schneeweiſse Bochnitz (Ital. Focaccio, Brodkuchen), und sandte, noch ehe alles fertig war, zu dem Pfaffen. Beide saſsen schon zu Tische, da kam der Mann, dem der Knecht zu lange blieb, zurück, rief und pochte an der Thür. Der Pfaffe gerieth in Angst, und das Weib versteckte ihn in einem Winkel unter die Bank, und verbarg Speise und Trank. Der Mann pochte stärker und schalt, bis sie aufmachte; sie entschuldigte sich, sie habe ein Werk in Händen gehabt, das sie nicht hinwerfen können, und fragte, weshalb er so zürne. Unterdessen hatte der Knecht sich hinausgeschlichen, und kam zum Thore herein. Da rief der Herr ihm zu, welcher Teufel ihn heute aufhalte. Der Knecht machte eine Ausrede, wie sehr er beschäftigt gewesen, und der Herr lieſs es dem biedern Knechte hingehen. Das Weib trieb sie, wieder nach Holze zu fahren: es werde finstre Nacht, ehe sie zwei Fuder geholt. Der Knecht wollte die schon noch bringen, und bat den Herrn, erst mit ihm zu eſsen. Dieser war willig, und sie gingen hinein. Das ging dem Weibe an den Leib, wie jeder, die einen Beimann hat, und betroffen wird. Bis beide sich die Hände (zum Eſsen) gewaschen hatten, setzte sie, unter heimlichen Flüchen, Brod und Käse aufs Tischtuch, und hieſs sie eſsen, wünschte sie aber meilenweit weg. Der Herr äuſserte, die Frau scheine den Knecht heute mehr zu fürchten, als ihn selber, und wäre nicht so bereit gewesen, wenn er Eſsen gefordert hätte. Der Knecht erwiderte, es sei allen noch wohl ergangen, bei denen er bisher gewesen, und erzählte, wie einst im laubigen Walde der Wolf von den Schweinen seines Herrn ein Junges ergriffen, welches etwa so groſs gewesen, wie das dort stehende gebratene Ferkel. Der Wirth ging fröhlich hin und holte es. Der Knecht fuhr fort: auf das Geschrei der Schweine sei er hingelaufen und habe einen breiten Stein aufgehoben, welcher völlig dem Kuchen geglichen, der dort liege. Der Herr freute sich darob, und holte auch den Kuchen. Der Knecht erzählte weiter, wie er dem Wolfe den Stein an den Kopf geworfen, daſs wohl so viel Blutes geflоſsen, als dort Meth in der Kanne stehe. Der Herr pries seine Rede, und trug die Kanne herbei. Der Knecht beschloſs damit, daſs der getroffene Wolf in ein Verhau von Aesten und Stämmen geschlüpft, und daraus hervorgeglotzt habe, wie der Pfaffe sitzt unter der Bank. Da sprang der Wirth zornig hin, ergriff den Pfaffen beim Haare, und band ihn, bis er so viel Lösegeld gelobte, daſs er lieber das Weib nie gesehen hätte. Der Mann schalt und bläute die Treulose, und ward ihr nie wieder recht hold. Der Knecht ward ihm dafür um so lieber.

Klugheit hat Ungewinn bei falschen Werken, ist dagegen wohlangewandt zum Guten. Hätte der Knecht die Treulosigkeit bloſs erzählt, würde der Herr es seinem Weibe verrathen, und sie mit dem Pfaffen bewirkt haben, daſs er der Verläumdung bezichtigt, und verhaſst worden wäre.

LXI.

Der geafte pfaffe.

Diz ist von einem pfaffen,
der wart darnâch z'einem affen.

Hœret, waʒ einem manne geschach,
an dem sîn êlîch wîp zebrach
Beide, ir triuwe und ir reht.
dô het er einen gevuegen kneht,
Der wart des an ir innen,
daʒ si begunde minnen
Heimlîch ir pfarrære;
daʒ was dem knehte swære:
Er hal eʒ den meister umbe daʒ
er vorhte, er wurde im gehaʒ,
Ob er im des verjæhe,
ê er die wârheit sæhe.
Der wirt vuor ze akker unt ze holz;
daʒ wîp was hûbsch unde stolz,
Sô si in den hof sach rûmen,
sone[n]wolde si eʒ niht sûmen,
Si koufte met unde wîn,
swaʒ guotiu spîse mohte sîn,
Der briet si vil unde sôt;
sô si dem pfaffen denne enbôt,
Daʒ der wirt was entwichen,
sô kwam er [nû] dar geslichen,

Als ein minne diep von rehte sol;
so si danne gâʒen harte wol,
So begunden si an ein bette gân
und aile kurze wîle hân.
Alsô vertriben si mangen tak.
ie nahtes sô der wirt lak
Bî dem wîbe unde slief,
sô pflag si daʒ si'n ane rief,
Unz er sîn slâfen muoste lân.
si hieʒ in balde ûf stân
Und hieʒ in hin ze holze varn,
si sprach: »wilt dû die vart sparn
Unz uns diu naht gerûmet,
sô hâstu dich versûmet,
Die tage sint ze mâʒen lank,
daʒ nim in dînen gedank,
Unt var en wek balde,
eʒ ist verre hin ze walde.
Ouch sint diu rinder harte laʒ,
dû solt dich vruen dester baʒ.« —
»Deiswâr,« gedâht(e) der kneht
»eʒ wære billich unde reht,
West' mîn meister iuwern muot,
waʒ ir uns untriuwen tuot,
Dêswâr, mag ich eʒ gevuegen,
ich wil iuch schiere ruegen
Sô reht(e) mit der wârheit,
daʒ eʒ iu wirt ein herzen leit.«
Dô si zuo dem viuwer kwâmen
und ir gewant an sich genâmen,
Dô swuor der kneht dar vür,
ern' kwæme tage lank vür die tür,
Er wær' vil wol enbiʒʒen ê;
im tæt' der hunger sô wê,
Daʒ er enbîʒen solde,
ê er iender varn wolde.
Daʒ was der vrouwen ungemach,
idoch dô si den ernst sach,

Dô brâht' si einen kæs' und ein brôt,
si sprach: »nû iʒ den grimmen tôt;
Du entuost eʒ durch den hunger niht:
mahtu daʒ werk gesûmen iht.
Des bistu alle zît bereit
durch dîn grôʒe schalkeit.«
Si âʒen, als si wolten,
und vuoren, als si solten.
Do si verre kwâmen an die vart:
»meister, nemet disen gart,«
Sprach der kneht wider in
»unt vart ein(e) wîle hin:
Ich muoʒ hin wider gân,
ich hân dâ heime verlân
Mîne viustelinge und mînen huot.«
des wart der meister ungemuot.
Doch sprach er: »nû louf balde.«
unt vuor er hin ze walde.
Daʒ was dem knehte harte liep,
er verstal sich, als ein diep,
Hin in daʒ hûs an einen gemach,
dâ man in hôrte, noch ensach.
Sîn vrouwe was vil gemeit,
diu greif an ir gewonheit
Und bereite vil guot spîse;
dô wânde diu unwîse,
Eʒ wære harte wol verholn
und aller werlde vor verstoln:
Dâ si sich selben mit betrouk.
ein schœn(e) varch, daʒ dennoch souk.
Daʒ vult' si unde briet eʒ wol;
ein kannen guotes metes vol
Die holt' si, dâ si'n veile hânt;
dar zuo buoch si ze hant
Ein bochniz wîʒ alsam der snê,
und sant' aber, als ê,
Heimlîch nâch ir pfaffen.
do[ch] enmohte si niht geschaffen,

Daʒ si die spîse bereite,
und si sô lange gebeite.
Do si [ze tische] wâren geseʒʒen,
ê si begunden eʒʒen,
[Daʒ] der wirt hin wider heim kwam.
dô man dâ sîn kunft vernam,
Dô wânde der pfarræere,
daʒ eʒ der kneht wære.
Dâ von erkômen si niht.
durch die niuwen geschiht,
Daʒ der kneht dâ heim beleip,
und daʒ der meister selbe treip
Sîn[iu] rinder von dem walde,
lief er ze der tür balde
Und stieʒ dran mit grimme.
dô schuof des wirtes stimme
Und ouch der zornliche stôʒ,
daʒ si bî ein ander bedrôʒ,
Beide, den pfaffen und daʒ wîp:
»vrouwe, hilf, daʒ ich den lîp
Behalte!« sprach der pfaffe,
»ich wirde ein rehter affe,
Begrîfet mich der wirt hie;
ichn' gewan [sust] grôʒer angest nie;
Ich hœre wol, im ist zorn,
ich wæn', ich habe den lîp verlorn.«
Dô gewan si mangen dank,
und hieʒ in under ein(e) bank
In einen winkel ligen gân;
daʒ si dâ geʒʒen solten hân,
Daʒ bark si [gar] alleʒ von dem wege.
daʒ nam der kneht in sîn(e) pflege,
Daʒ er wol sach, wâ si eʒ verbark;
er was der vrouwen (al) ze kark.
Dô den wirt nie man în lieʒ,
mit grimme er aber an stieʒ,
Und begunde daʒ wîp schelten.
noch balder danne zelten

Lief si dan hin zuo der tür;
si sprach: »ob ich den lîp verlür,
Ichn' mohte niht ê her komen;
ich het ein werk in die hant genomen,
Dazn' mohte ich drûz gewerfen niht:
sag' an wirret dir aber iht,
Daz dû sust vruo komen bist?
waz meinet, daz dir sô zorn ist?«
Unz diu rede wart vernomen,
dô was der kneht hin umbe komen,
Und begunde zuo dem tor in gên,
dâ er si ensamt sach stên.
Dô sprach der meister wider in:
»welch tiuvel hât dich hiute hin,
Daz dû niht kwæme hin wider?
dû leist daz werk vaste nider.«
Dô machet' er ein mære
und sagte, waz er wære
Vil wundern unmuezik sît.
dô liez der meister den strît.
Er was biderbe, der kneht,
dâvon was des meisters reht,
Daz er einen kleinen zorn
vil schiere hete verkorn.
»Vart eñ wek,« sprach daz wîp
»und enspart rinder, noch den lîp,
Unde bringet holzes genuok,
daz ir hin ze sumer den pfluok
Niht ensûmet durch die holz vart:
ir habt iuch übel bewart,
Daz ir iuch alsust sûmen solt:
unz ir zwei vuoder geholt,
Sô ist ez, weiz Got, vinster naht:
dâ von gâhet über maht,
Ir tuot uns anders grôzen schaden.«
si half den wagen selbe entladen;
Si sprach: »lât ot iu wesen gâch,
ir hâbet iuch versûmet nâch.«

Dô sprach der kneht dem meister zuo:
»eȥ ist be namen noch sô vruo,
Daȥ ich zwei vuoder wol gehol:
herre meister, tuot sô wol.
Und lât uns ein wênik eȥȥen;
mich hât der hunger [sô] beseȥȥen,
Daȥ ich den lîp niht kan bewarn,
sol ich sô hin ze holze varn.
Daȥ ich des eȥȥens enbir.
eȥȥet ein wênik nû mit mir;
Swes ir dar nâch an mich gert,
des sît ir gar von mir gewert:
Ist aber, daȥ des niht geschiht,
sone[n]genieȥet ir mîn nimmer niht.«
Der meister sprach: »daȥ wirt getân,
wir suln en triuwen eȥȥen gân.
Swie lützel ich nû geȥȥen mak,
ich æȥe allen einen tak,
E denne ich dich von hunger verlür.«
dô giengen si in zuo der tür;
Daȥ gie dem wîbe an den lîp.
eȥ muet ein ietslîch wîp.
Diu einen zuo man hât,
ob man in bî ir begât.
Unz si die hende heten getwagen,
dô het si ûf den tisch getragen:
Brôt, kæse, und ein tuoch.
si tet in tougen mangen vluoch;
Ouch sprach si: »eȥȥet vaste.«
uber zwô und drîȥik raste
Wæren si ir lieber beide,
denne an ir ougen weide.
Der wirt sprach zuo dem knehte:
»dîn vrouwe diu tuot rehte
Hiute alle den tak, sam si dich
sêrre vürhte, denne mich;
Ich weiȥ wol, het' ich ir nû
ze eȥȥen geeischet, alsô dû,

Sine wære mir ninder sô gereht.« —
»en triuwen,« sprach der kneht
»Ich hân nû lange den sin,
mit swem ich her gewesen bin,
Daz er mîn nie niht engalt,
wan, z'einer zît, dô was der walt
Mit loube gar behangen,
dô kwam ein wolf gegangen
Hin under mînes meisters swîn:
diu schulde enwas niht elliu mîn.
Wan ich sîn leider niht ensach
sô lange, unz mir ein leit geschach,
Daz er begreif ein jungez swîn:
daz was reht als daz verh(e)lîn.
Daz dort ûf lît gebrâten:
ich kan daz niht errâten,
Wederz ir grôzer wære.« —
»sich bezzernt dîniu mære,«
Sprach der meister wider in.
er gie vil vrôlîchen hin
Und nam daz varch, dâ er'z gesach.
der kneht aber dô sprach:
»Dô der wolf ze den swînen kwam
und ich ir schrîen vernam,
Dô kwam ich dar geloufen sâ,
dô lâgen breite steine dâ,
Der selben wart mir einer,
der was grôzer, noch kleiner,
Wan als diu bochenz,[1] diu dort stât;
ichn' weiz, wer si gemezzen hât;
Ichn' gesach nie niht sô gelîch.« —
»unser herre Got gesegen' dich!«
Sô sprach der meister ze hant
»dîn[iu] mære diu sint wol bewant.«
Er nam die bochenz her abe.
dô sprach der kündige knabe:

---

[1] Oben 98 bochniz: *besser* vochenz, fochenz; *ital.* focaccia. *Die überarbeitete Wiederholung dieser Erzählung, in derselben Handschrift, liest hier* der masanze.

»Dô ich den selben stein genam,
ê daʒ der wolf von mir kwam,
Dô warf ich im an daʒ houbet,
daʒ er alsô wart betoubet,
Daʒ er mir vil kûm entran,
und ein(e) wunden gewan,
Diu bluote, des ich sweren wil,
vil vollîklîch(en) alsô vil,
Ê daʒ er kwæme dannen,
sam des metes in der kannen,
Diu ir dort hinden sehet stên.«
do begunde der meister dar gên,
Unt truok die kannen her vür;
er sprach: »en triuwen, ich spür
Die sælde an dînen mæren wol,
daʒ ich s' immer gerne hœren sol,
Si sint, beide, guot und reht.« —
»en triuwen, meister,« sprach der knecht
»Dô ich den wolf alsô traf,
und im engie sîn besteʒ saf,
Dô moht' er lützel vliehen;
do begund' ich nâch ziehen,
Dô slouf er in ein veste,
dâ wâren ronen und este
Sô vil ze samen(e) geslagen,
daʒ ich niht mê mohte gejagen,
Dar under leit' er sich nider,
und sach vil rehte her wider,
Als jener pfaffe ie zuo siht,
ern' trûwet ouch genesen niht,
Der dort stek[ke]t under jener bank.«
der meister zornlîch ûf sprank
Und gevie den pfaffen bî dem hâr,
er sprach: »nû bin ich ze wâr
Dîner mære an ein ende komen,
und hân vil rehte wol vernomen,
Wes mich dîn vrouwe ûʒ jaget
ze allen zîten ê eʒ taget.«

Der pfaffe wart gebunden
sô sêre in kurzen stunden,
Unz er dem wirte gehieȝ,
daȝ er vil kûme wâr gelieȝ.
Sînes guotes alsô vil,
daȝ im wære ein kindes spil,
Het' er daȝ wîp nie gesehen;
er muoste des ze sælden jehen,
Swaȝ schaden er an dem guote nam,
daȝ er mit dem lîbe dannen kwam.
Daȝ wîp diu wart ouch geslagen,
daȝ si den lîp mohte klagen
Von schulden über manigen tak.
swie wol sît si des mannes pflak,
Ern' wart ir dar nâch nimmer mê
sô rehte holt, als er was ê.
Der kneht was dem meister liep,
daȝ er zeigte sînen diep
Sô gevuege ân' bœsiu mære.
eȝ wære ein michel swære,
Het' er im eȝ anders geseit.
der vriuntlîch(e) kündikeit
Mit rehter vuoge kan begân,
dern' hât dar an niht missetân.
Kündikeit hât grôȝen sin:
er erwirbet valschen gewin,
Der si mit valsche zeiget,
der hât sîn lop geneiget;
Der vriuntlîch(e) wirbet mite,
daȝ ist ein hovelîcher site;
Man mag mit kündikeit begân,
daȝ vil hovlîch ist getân.
Daȝ merket bî dem knehte:
het' er gesprochen rehte:
»Der pfaffe minnet iuwer wîp,
als tuot si sêre sînen lîp,«
Daȝ het der meister niht verswigen.
er het' si sîn ze hant gezigen,

Und hete lîhte (si) geslagen:
so begunde si ez dem pfaffen sagen.
Sô schuefen lîhte ir sinne,
daz der wirt (ir) zweier minne
Nimmer rehte ervuere,
unz er ze jungest wol swuere.
Der kneht het' in betrogen
und het' die vrouwen an gelogen
Durch sînen bœsen haz,
und wurde im vînt umbe daz.
Daz was allez hin geleit
mit der gevuegen kündikeit.
Desn' h[illegible]e ich kündikeit niht,
dâ si [illegible]t vuoge noch geschiht.

LXII.

Die drei Mönche von Kolmar.

Von

Niemand.

Wie uns jemand sagte, der von Kolmar geritten kam, so lebte dort ein Mann, der war reich, und verthat, frohes Muthes, täglich unzähliges Gut. Er hatte eine schöne Frau von zwanzig Jahren, die liebte Gott und hielt seine Gebote.

Zur Osterzeit ging sie in das Prediger-Kloster zur Beichte. Dem Beichtiger, vor dem sie sich niederlieſs, gefiel sie gar wohl, und nachdem er all ihre Beichte gehört hatte, legte er ihr zur Buſse auf, daſs sie ihn zu ihr einlieſse, und bot ihr dazu dreiſsig Mark. Die Frau erschrak, und um sich von ihm loszumachen, sagte sie, sie müſse daheim erst zusehen, ob es anginge, versprach Bescheid, und verlieſs den frohen Mönch.

Nachdenklich ging sie zu dem Barfüſser-Kloster, um dort ihre Beichte zu vollbringen. Ein Mönch, dem sie beichtete, that ebenso, wie der Predigermönch, und bot ihr sechzig Mark. Die Frau gab ihm denselben Bescheid.

Noch mehr um ihre Beichte besorgt, ging sie nun zu dem Augustiner-Kloster. Der Mönch, dem sie hier ihre Beichte ablegte, that abermals, wie die beiden vorigen, und bot ihr hundert Mark. Er erhielt auch dieselbe Antwort.

Nun ging die Frau heim, in ihr Kämmerlein, legte den Mantel ab, in herzlicher Treue, trauerte und weinte über die gottlosen Anmuthungen.

So fand sie heimkehrend ihr Mann, und obgleich sie's verbergen wollte, muste sie doch Alles sagen. Er gedachte alsbald, sein verstreutes Gut wieder zu gewinnen, und gebot seiner Frau, den ersten Mönch zur Stunde der Weinglocke zu bestellen, den zweiten zu Mitternacht, und den dritten zur Mettenzeit. Die Frau sandte drei Boten zu den Mönchen, die sich sehr darob freuten. Der Mann aber bereitete, mit Hülfe der Frau, heimlich einen Zuber voll siedend heiſsen Waſsers und stellte ihn an die Wand, dann nahm er eine Kolbe und trat hinter die Thür.

Da kam der erste Mönch, Bruder Tetin; die Frau lieſs ihn herein, und empfing von dem Verliebten das Silber. Als der Mann dieses vernahm, schlug er wie unsinnig mit der Kolbe um die Wände; die Frau that erschrocken, rief, ihr Mann komme, und hieſs den Mönch in den Zuber tauchen, während sie sich nieder legte, damit ihr Mann auch bald schlafen ginge. Der Mönch sprang eilend in den Zuber, und verbrannte völlig. Da zogen sie ihn heraus und legten ihn an eine Wand. Als es zu Mitternacht läutete, kam der zweite Mönch: dem geschah völlig, wie dem ersten. Und ebenso wurde dem dritten Mönche mitgespielt, als er zum Mettengeläute sich einstellte.

Hierauf nahm der Mann den einen Mönch bei den Haaren und zog ihn vor die Hausthür. Da ging ein fahrender Schüler vorbei, der war trunken. Dem bot der Wirth vier Pfennige, wenn er den Leichnam in den Rhein trüge. Das geschah. Unterdessen zog der Wirth den zweiten Mönch vor das Haus, und als der Schüler nach seinem Lohne kam, schalt der Wirth, daſs der Mönch noch dalage. Der Schüler fluchte auf den Todten, ergriff ihn beim Haar, und trug ihn zu dem ersten. Als er dann wieder nach dem Lohne kam, verwies ihn der Wirth abermals auf den unterdes drauſsen an die Wand gelehnten dritten Mönch. Der Schüler versicherte, der Todte liege in des Rheines Grunde, und der Teufel müſse ihn wieder hergeführt haben. Damit nahm er den Mönch, und that ihm, wie den beiden vorigen. Als er nun wieder nach seinem Lohne ging, begegnete ihm ein Mönch, der zur Mette ging, den ergriff er, im Wahn und Grimm, daſs der Todte abermals erstanden sei und ihn die ganze Nacht foppe, alsbald beim Schopf und Kleide, und trotz alles Redens und Sträubens, trug er ihn auch hinweg und warf den Lebenden zu den Todten. Nun endlich kam er zu dem Wirthe, und empfing seinen Lohn, für jeden Todten einen Pfennig. Dabei beschwerte er sich, daſs der Mönch ihm nochmals begegnet, und Arbeit gemacht habe. Der Wirth erkannte und beklagte den Irrthum, und bat Gott, ihm Leib und Seele zu bewahren.

So muſs oft der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Drum hüte man sich vor solcher Missethat, wie dieser Missbrauch der Beichte: Gott rächt es, spricht Niemand.

LXII.

Die drî münche von Kolmære.

Als mir ein mære ist geseit
vür eine ganze wârheit,
Daȝ beschach ze Kolmære,
nu vernemet vremdiu mære,
Wie uns ein man hât her geseit,
der von Kolmære reit.
  In der stat ze Kolmâr dâ
was ein man geseȝȝen sâ,
Der was rîch des guotes
unt vrî sînes muotes,
Wan daȝ im volget' alle tag'
daȝ gelükke, daȝ im ab
Guot gieng, daȝ unzellîch ist.
nû het er in der selben vrist
Eine vrouwen minniklîch,
diu was aller vröuden rîch,
Si was vrœlîche gewert,
swaȝ man an schœnen vrouwen gert,
Der lîb was ir wol gestalt,
si was wol zweinzik jâr alt;
Si het lieb den werden Got,
si leiste sîn götlîch gebot,
Si het Got lieb, alsam ir lîp.
diz was vor einer Oster zît,
Daȝ si (hin) gân wolte
bîhten, als si solte,

Ze einem (rîchen) klôster, dâ
wâren Brediær' inne sâ.
Si leite sich an und gie hin,
gen dem klôster stuond ir sin.
Als si in daʒ klôster kam,
und ir (der) bîhter war genant:
»Got wilkomen, liep vrouwe fîn!«
si sprach: »gnâd', lieber herre mîn.«
Diu vrou geviel im harte wol,
wan si was aller tugent vol.
Als si ze bîhte nider gesaʒ
unde sich genzlich vermaʒ,
Daʒ si bîhten wolte,
ze rehte, als si solte.
Als diu bîhte was beschehen,
unde si im hât' verjehen
Gar, swaʒ si het getân,
und dâ si von im wolte gân,
Er sprach: »vil liebe vrouwe mîn,
ich gib' dir vür die sunde dîn,
Daʒ dû nû sâ mich laʒest în,
und dû tuejest den willen mîn;
Dâ wider solt niht lenger streben:
ich wil drîʒig mark dir geben.«
Diu vrouwe von der red' erschrak,
dô er ir sô zuo gerak
Mit söllchen sachen,
des begund' si swachen.
Und gedâhte wider si dô,
daʒ si wart leidig und unvrô:
»Wie gedenk' ich in mînem muot,
daʒ ich kom von disem herren guot?« —
Si sprach: »lieber herre mîn,
ich enweiʒ, ob eʒ mag sîn;
Ich wil hein versuochen dâ,
und wil her wider iu sagen sâ,
Wie eʒ dâ heime vuege sich:
dâ von bîtet sicherlich.«

Dem münch geviel daʒ harte wol,
sîn herze daʒ wart vröuden vol.
Doch was eʒ lüzzel in ir sin,
daʒ si wolte volgen im;
Und nam urloup von im sâ,
und gie hin, und lieʒ in dâ.
  Als si von dem klôster kam,
vil grôʒ' beswærde si nam,
Daʒ ir der münch het tân alsô;
da gedâht' si schiere dô,
Wie si ze bîhte sölte komen,
daʒ ir bîhte wurd' vernomen
Diu vrou dar umbe niht enlie,
ze einem klôster si dô gie,
Dâ wâren in Barvueʒen,
die ouch dikke mueʒen,
Beidiu, singen unde lesen
und ouch in ir klôster wesen.
Als si in daʒ klôster kam,
und ir ein münch war genam,
Er hieʒ si Got wilkomen sîn. —
»gnâde, lieber herre mîn.«
Si sprach, diu reine guote,
wan si hât' in ir muote
Mangen grôʒen gedank;
dar nâch wart vil unlank,
Daʒ er ir bîhte hôrte,
und dô der vrouwen worte
Elliu wâren (dâ) beschehen,
und si im gar het verjehen,
Dô tet der münch gebære
reht als der Bredigære,
[Er sprach:] »ich wil iu sehzig mark geben,
welt ir mich dar umb lân pflegen
Iuwer minne tougenlîch,
die gib' ich iu sicherlîch.«
Dô tet diu vrouwe lobesan,
als si dem Brediær' het getân.

Si nam urloub und schiet von dan.
als si ûf den weg (nû) kam,
Si gedâhte schiere wider sich:
»ach, herre Got, wie tuon ich,
Daʒ ich ze bîhte müge komen!«
Dô gie si, als ich hân vernomen,
Vür ein klôster dort hin,
zuo dem selben kêrt' si in,
Dâ [wâren] Augustîner inne
[si] dienten Got mit sinne.
Als si in daʒ klôster gie,
ein münch aber niht enlie,
Er gruoʒte si schier ze hant.
si dankt' [im], und sprach: »tuot mir bekant,
Ob ir bîht' wellet hœren mir.« —
»jâ, gerne,« sprach er ze ir.
Si bîhtet' aber dâ ze stat;
der münch ouch die vrouwen bat,
Und gelobt' ir hundert mark.
ir orden was niht sô stark,
Si (en)heten ir daʒ guot (ge)geben:
dô wolte si dekeinem leben.
Doch antwurt' si im, sunder wân,
als si den andern het getân,
Und nam urloup von im sâ.
Si gie hin, und lieʒ in dâ,
In ir hûs sâ ze stat,
in ein kemenâte si trat,
Unt zôch den mantel ab ir lîp,
und weinte vast in widerkîp.
Und was betruobt sô sêre;
die münch' mit valscher lêre
Wolten si gewunnen hân:
dô wolte si dekeinen man,
Den ir wirt al eine,
ân' valsch und ân' meine.
Des kam ir wirt (al) ze hant
gangen, da er si weinende vant.

Er sprach: »liebiu vrouwe guot,
waȥ hât betruebet dir den muot,
Daȥ dû weinest alsô sêr?
nû gesach ich dich nie mêr
Weinen (al)sô vaste.«
die trehen si dâ laste;
Dô het er eȥ doch gesehen,
er sprach: »waȥ ist dir beschehen?«
Unt vrâgte si der mære,
waȥ ir beschehen wære.
Dô wolt' si im'ȥ entsaget hân.
er sprach: »daȥ ich hân gesehen an,
Daȥ kan mir nieman widersagen.«
dô mohte si eȥ niht verdagen,
Si klaget' im ir herzeleit,
si huob ûf unde seit',
Wie ir die münche heten tân,
und wie si urloup von in nam,
Und sprach, si wolt' eȥ versuochen;
des wolten die münch' geruochen.
Der wirt der dâhte (dô) ze hant:
»leider mir ist mîn guot zertrant:
Möht' ich eȥ wider gewinnen;
des wil ich hiut' beginnen.«
Er sprach ze ir: »es wirt guot rât,
dâ soltu schiere vil gedrât,
Dem ersten hin enbiuten,
so er wînglokken hœr' liuten,
Daȥ er kome genge;
und sîn silber brenge.
Dem andern sô enbiute dâ,
daȥ er ze mitternaht nû sâ
Kom harte hælinge
und ouch sîn silber bringe;
Dem dritten, daȥ er [vil] spâte
ze mettî(n) kom gedrâte,
Unde daȥ er mit im nem,
die hundert mark, als im wol zem:

Und enbiut in dâ miten,
ich sî vruo geriten.«
Dô der wirt daʒ (het) geseit,
diu guotiu vrouwe vil gemeit
Aber dô niht lenger lieʒ,
unt tet daʒ si ir wirt (ge)hieʒ.
Zuo den münchen allen drîn
sante si drî boten hin,
Und hieʒ si, als ich hân vernomen,
daʒ si des nahtes solten komen.
Dô diz die münche vernâmen dô,
si wurden alle harte vrô,
Als si diu mære heten vernomen,
daʒ si des nahtes solten komen.
Und (dô) der âbent ane gie,
der wirt aber niht enlie,
Unde diu wirtinne sîn,
si hieʒen waʒʒer tragen in, —
Wan eʒ was vil spâte,
si wurden des ze râte,
Daʒ si erbeiten daʒ kessl, —
und ein groʒer zuber dâ bî.
Diz beschach alleʒ verholn,
wan er erwalt' den zuber voln
Heiʒes waʒʒers sâ ze hant,
und sazte in ze einer want.
Dô diz alleʒ (sô) beschach,
und man sich des wol versach,
Daʒ der êrste münch kæme,
dô wâren si geræme,
Der wirt der lief sâ ze hant
hinder die tür an eine want,
Ein kolben het er gevangen.
dô kam ein münch gegangen
An daʒ tür(lîn) sâ ze hant.
dô daʒ diu wirtinne bevant,
Si sprach vil schiere: »wer dâ?« —
»daʒ bin ich bruoder Tetiâ.«

Diu vrouwe lieȝ den münch in,
er sprach: »vil liebiu vrouwe mîn,
Dar umbe ich her komen bin,
dar nâch sezzet iuwern sin,
Daȝ mir iuwer minne werde;
so enwart ûf dirre erde
Nie deheinem manne baȝ.« —
»gerne« sprach si »tuon ich daȝ:
Gebt mir, daȝ ir habt verheiȝen,
sô wil ich iu eȝ denne leisten.
Daȝ silber gab er ir ze stunt.
dô daȝ dem wirte wart kunt,
Und er daȝ erhôrte
an der vrouwen worte,
Daȝ si daȝ [silber] hât' enpfangen,
dô kam der wirt gegangen
Mit dem kolben in der hant,
unde sluog in umb die want,
Als er unsinnig wære.
daȝ hôrt' diu tugenthære:
Als eȝ dâ vor was an geleit,
dô sprach diu vrouwe vil gemeit:
»O wê, her, dâ kumt mîn man,
ir sult hin in den zuber gân,
Wan er ist erlaffen;
sô wil ich gân slâfen,
Daȝ er schiere nider gâ,
(. . . . .)«
Der wirt vuor mit unsiten;
der münch moht' kûm (hân) erbiten,
Biȝ er in den zuber kam,
und er gar (dar in) verbran.
Dô nâmen si in sâ ze hant,
und leiten in ze einer want.
Der münch was ze stunde
ûf von herzen grunde
Voller waȝȝers worden.
und dô si gar gehôrden,

Daʒ man lûte mitte naht,
dô hâten si (wol) in ir aht,
Wen si daʒ vernæmen,
daʒ die andern kæmen.
Dar nâch vil unlange wart,
daʒ der ander münch hart
Kam vür des hûses tor:
diu vrouwe sprach: »wer ist dâ vor?
»Sît ir'ʒ, lieber herre mîn?« —
»jâ,« sprach er »lât mich hin in.«
Diu vrouwe (dô) den münch in lie:
daʒ silber si von im enpfie.
Dô der wirt erhôrte daʒ,
daʒ daʒ silber enpfangen was,
Den kolben truog er in der hant
und sluog in aber umb die want.
Der münch dô (vil) kûm entran,
die vluht er in den zuber nam:
Er verbran schier ze hant.
si leiten in ouch zuo der want.
Und dô daʒ alleʒ beschach dâ,
mettî(n) lûte man schier sâ.
Der dritte münch geloufen kam.
dô daʒ diu wirtinne vernam,
Si gie zuo dem tore hin,
unde lie den münch (her) in.
Daʒ silber si von im enpfie.
der wirt aber dô niht lie,
Er(n) tæt', als er ê het getân:
der münch vil kûme, (dâ) entran.
Er balde in den zuber viel;
daʒ waʒʒer dô (vil) vaste wiel;
Daʒ er ouch (dar in) verbran.
Dô daʒ alleʒ was getân,
Und si verbrunnen wâren,
ein nam er bî den hâren
Unt zôch in vür des hûses tür.
ein varnder schuoler gie dâ vür,

Der was trunken sâ ze stunt.
der wirt sprach: »tuo mir kunt,
Wiltu gedienen vier pfenninge?« —
»jâ,« sprach der schuoler ringe
»Waʒ sol ich tuon herre mîn?« —
»nim den münch, [und] trag in in den Rîn.«
Nâch des wirtes râte,
nam er den münch gedrâte,
Unt truog in hin, als er in bat.
der wirt nam (dô) sâ ze stat
Den andern münch unt truog in hin,
und leit' in vür daʒ hûs sîn.
Dô der wirt getete daʒ,
der schuoler [her] wider komen was,
Und wolt' (die) pfenning' genomen hân:
»sich ich den münch noch hie stân?«
Sprach der wirt sâ ze stunt.
dô daʒ dem schuoler wart kunt,
Dô nam er in bî dem hâr:
»daʒ dich ein veigeʒ jâr«
Der schuoler sprach »mueʒ' ane komen!«
Dô daʒ der wirt hâte vernomen,
Daʒ er den andern hine truok,
den dritten er [bald] her vür gewuok,
Als er die zwêne het getân.
der schuoler aber geloufen kam,
Und wolte daʒ gelt hân genomen.
»bistu iezuo wider komen?«
Sprach der wirt sâ ze hant
»er stât noch dort an einer want.«
Der schuoler begunde sich (dô) klagen:
»ich hân in in den Rîn getragen,«
Sprach der schuoler (sâ) ze stunt,
»er lît in des Rînes grunt,
Ald aber der tiuvel vuer' in dâ.«
der wirt sprach aber sâ:
»Sich hin, wâ er dort stât.« —
»daʒ dich Got niemêr berât',

Zuo dem münche sprach er
»bistu iezuo geloufen her!«
Den dritten nam er, sunder wân,
als er den zweien hât' getân,
Unde tet im ouch alsô.
vil balde kam er geloufen dô,
Und wolt' pfenning' enpfangen hân.
An einem wege sach er gân
Ein bruoder, der ze mettî(n) gie,
der schuoler aber niht enlie,
Er lief im nâch sâ ze hant,
und nam in bî hâr und gewant,
Unt zôch in gar unsiuberlîch.
der bruoder sprach: »[her] wes zîhet ir mich?«
Der schuoler sprach (dô) vil gâch:
»dû loufest mir dise naht nâch,
Unt kan dîn niht abe komen:
dich möht' der tiuvel hân genomen!« —
»Nein ich, her, sô helf' mir Got,
ich sage iu, ân' allen spot,
Ich wolt' dâ hin ze mettî(n) sîn,
und gebueȝet hân die sünde mîn.«
Sust truog er in vil ver dort hin.
dô wolt' er im entrunnen sîn,
Dô lief im nâch der knappe,
unt vieng in bî der kappe:
»Wis hie, dû [alter] bruoder Tollenkopf!«
vil mangen twang unde stopf
Gab er im allenthalben,
unt truog in hin vil balden.
Der bruoder dô vil lûte schrei:
dar umbe gab er niht ein ei,
Unde truog in vaste hin,
gen dem Rîne stuont sîn sin.
Dem bruoder was eȝ (dô) kein spot,
er dâht': »ach, lieber herre Got,
Waȝ wil der man an mir begân,
dem ich kein leit hân getân!«

Der schuoler was erlaffen,
er wist' niht, waȥ er schaffen
Solte, dô er aber hin kam,
er tet im rehte (ouch) alsam
Er den andern het getân.
  Dô gieng er dâ, als ich vernam,
Zuo des wirtes hûse hin,
und nam die pfenninge sîn.
Dô gab er im (gar) gerink,
ein münch umb einen pfennink
Hete er ie hin getragen.
do begund' er dem wirte klagen,
Wie im der münch under wegen kam,
und wie er in dô aber nam,
Und in aber hin wider truok,
und wie er im gap streiche genuok.
Dô diu mære wurden kunt
dem wirte, dô gedâht' er ze stunt:
»Leider, dû hâst übel gevarn;
Got mueȝ' im sêl' und lîb bewarn!«
  Diz bîspel ich hie vor sage,
und bewært sich alle tage,
Und beschiht niht selten,
daȥ der unschuldig' engelten
Muoȝ des schuldigen missetât.
hie mit diu red' ein ende hât.
Dâ von hueten sich gelîch,
beide, arm unde rîch
Vor söllcher missetât;
wan eȥ im niht wol ergât,
Der versuocht ungewonlîch spil,
und dâ von niht lâȥen wil,
Als dise münch' nû hânt getân;
des sol man in den schaden lân,
Sît si verkêrten die bîht',
daȥ richet Got: sô Nieman spricht.

LXIII.

Turandot.

Von

Heinz dem Kellner.

Es bewahrt sich je: wer stats überredig und spotthaft ist, der gewinnt zuletzt Spott und Unehre; wer aber mannlich und redlich thut, der erwirbt Ehre und Heil.

Ein mächtiger König hatte eine Tochter, deren Schönheit allgemein berühmt war. Sie wollte aber keinen Mann nehmen, als wer sie in drei Dingen mit Rede überböte: und wem dieses misslang, dem wurde das Haupt abgeschlagen. So hatte sie durch scharfe Sprüche manchem edlen und biedern Manne sein Haupt abgewonnen.

Nun hatte in der Nähe ein Dorfmann einen Sohn, genannt Konni (Kunz), und ein Narr an Leib und Tracht, an Werk und Wort; der trat vor seinen Vater, und forderte von ihm Gut, um an des Königs Hof zu gehen und Hofzucht zu lernen. Der Alte verwünschte ihn und hieſs ihn an den Galgen gehen: der Junge aber bestund darauf, und legte einen neuen Rock an. Dann nahm er vom Ofen ein Ei und schob es in den Busen. Damit lief er übers Feld hin, und fand einen Eggezahn, den steckte er in den Aermel. So lief er gen Hof.

Da kam ein edler schöner Jüngling geritten, begrüſste sich mit dem Kunz, und als er dessen Sinn vernahm, gesellte er ihn sich zu der Hofefahrt, und gedachte, ihn, nachdem er die Jungfrau gewonnen, als Narren zu behalten. So kamen beide an den Hof.

Nun wurden in denselben Tagen drei stolzen Rittern und Herren, denen das Abenteuer misslungen, die Häupter abgeschlagen. Allen war die Jungfrau verhaſst: der König aber berief sich auf seinen Eid, und wunderte sich, daſs niemand sie überwinden könne.

Beim Nachteſsen wurden je zwei zusammen gesetzt, und so auch die beiden Ankömmlinge, der Jungherr und der Tölpel, (das ist nur andre Aussprache für »Dörfer, — Rüpel«). Konni nahm hier, wie daheim, in der einen Hand Fleisch, in die andere Brod. Der Jungherr, schamroth darüber, lehrte ihn anständig eſsen: Konni aber wollte nichts davon hören, und fraſs sich so voll, daſs er kaum noch sitzen konnte.

Zur Schlafenszeit wurden auch, nach der Hofsitte, die beiden Genoſsen zusammen gelegt. Um Mitternacht befiel den Ueberfraſs so heftiges Bauchgrimmen, daſs er aufschrie und hinaus wollte. Der Jungherr warnte ihn, nicht den Hals abzustürzen, und Konni entleerte sich in seiner Kappe, band sie mit dem Hosennestel zusammen und legte sie untern Kopf, so daſs es einen ungeheuren Gestank gab. So blieb er liegen, bis schon überall gesungen wurde.

Der Jungherr war um so früher aufgestanden. Man führte ihn sogleich vor die Königstochter, sein Heil zu versuchen: da überwand die Verfluchte auch ihn mit ihren Sprüchen, so daſs er alsbald enthauptet ward.

Unterdessen war Konni aufgestanden, und kam mit seiner zusammengewickelten Kappe unter dem Arm, und wurde so auch vor die Königstochter geführt. Sie hieſs ihn seinen Spruch anheben. Da sah er sie lange an und sprach tölpisch: »Frau, wie ist euch der Mund so roth!« Sie erwiederte, es sei Feuer drinnen. Da zog er sein Ei hervor, und forderte, sie solle es ihm sieden. Sie hieſs es ihn in den Hintern stecken. Er antwortete, ein Ei könne er nicht hineinbringen: beſser füge ihm dazu de[illegible]ezahn, welchen er ihr vorwies. Die Königstochter ward zornroth, so daſs sie auſser Faſsung rief: »das ist versch . . . . .«. Da band er seine Kappe auf, daſs Alle die Bescherung darin sahen, und sagte: »dieses ist gesch . . . . .«.

Damit hatte er dreimal gewonnen, und Alle riefen, die Königstochter müſse ihn zum Manne nehmen. Der König konnte es nicht verweigern, und so ward sie, durch die so mancher auserwählte Mann den Kopf verloren hatte, dem bäurischen Narren zu Theil. Wie es ihm weiter erging, weiſs ich nicht. Alle aber gönnten es ihr wohl.

Drum rathe ich: hütet euch vor solchem Spotte, damit ihr selber nicht zu Spotte werdet, wie die Uebermüthige in diesem Märe, welches Heinz der Kellner uns zu Liebe gedichtet hat. Gott vergebe uns unsere Schuld.

LXIII.

Eʒ ist wâr, daʒ ich iu sage,
und bewært sich alle tage:
Wer überspricht und spothaft ist,
und dar nâch allen sînen list
Wendet unde sezzet,
der wirt es ergezzet
Mit spot und unêren:
der aber (be)ginnet kêren
Sinne unde herzen rât
an manheit unde êrlîch tât,
Dem volget sæld' und êren vil.
der wârheit ich bewîsen wil
Ein bîspel, daʒ ich sagen sol,
daʒ ir die wârheit merket wol.
  Eʒ was hie vor ein künig rîch,
der het ein tohter minniklîch,
Der lîb alsô was gestalt,
daʒ manig herre, jung und alt
Umbe si reden[1] began;
dô wolte si keinen man,
Wan der sô wîse wære,
ald ein sölicher schallære,
Daʒ er si ze einer stunde
über reden kunde
Drîer ding', der wær' ir man:
dem aber misselang dar an,

---

[1] werben ?

Dem sluog man ab daʒ houbet sîn.
sust het diu junge künigîn
Mangen tugenthaften man
sîn edel houpt gewunnen an.
Ich weiʒ niht, wer ir gab den rât.
der lange drâf getihtet hât',
Der kund' niht in dem sinne sîn
so manger hande sprüchelîn
Vinden, noch getihten
und sîn sin dar ûf rihten.
Nû het ein dorf man dâ bî
einen sun, hieʒ Konnî
Der was rehte getân
als ein nar, sunder wân,
An dem lîb und an der wât,
und an aller getât,
Diu sîm' lîb an hôrte:
mit werke und mit worte
Möht' er niht gebiurscher sîn.
er gieng vür sînen vater hin
Und sprach: »vater, gib mir guot,
in des küniges hof stât mîn muot,
Und wil lêren hove zuht.«
der vater sprach: »daʒ dich diu suht
Mueʒe hiute bestân!
wöltest dû ze hove gân,
Ich beriht' eines galgen dich;
gang, lâʒ unbetöubet mich:
Wer ist ze hove, der dîn ger?«
Konni sprach: »mir ist als mær',
Dû sprichest übel, oder wol;
wan dû bist untugent vol:
Ich wil ze hove, swie eʒ gât:
wil Got, mîn wirt vil guot rât.«
Er leit' ein niuwen rok an,
von einem oven er nam
Ein ei in den buosem sîn,
und lief über daʒ velt hin:

Dâ vand er einen egten zan,
als ein nagel getân;
Den stieȥ er in den ermel hin.
(ge)gen hove stuont sîn sin,
Des lief er ze hove dan.
Dô kam ein edel junger man
Dem was sîn schœner lîp gestalt
nâch des wunsches gewalt;
Der edel schœn' und minniklîch
sprach: »gesel, Got grueȥe dich.« –
»Got lône iu,« sprach dô Konnî.
der jung' man reit im nâhe bî
Und sprach: »geselle, war wilt dû?« –
»herre, ich wil ze hove nû.« –
»Wilt aber mîn geselle sîn?« –
»jâ« sprach dô Konnîn.
Der junkher was sô wol getân,
daȥ er kein zwîvel wolte hân,
Daȥ im iemer beschæh' daȥ leit,
daȥ im diu junkvrou (würde) verseit;
Dâ von wolt' er den gebiurschen man
darnâch ze einem tôren hân.
Do si kômen in des küniges sal,
dâ was herschaft über al
Von herren unde vrouwen,
menglîch begunde schouwen
Den jungen man des lîbes fîn
und den gebiurschen gesellen sîn.
Nû muoȥ ich leider sagen, wie
drî stolzen rittern eȥ ergie:
Den wurden in den selben tagen
(dâ) diu höupter ab geslagen,
Der ieglîcher ein herre was;
darumb was man der vrouwen gehaȥ,
Wan dâ was manig man verlorn.
der künig sprach: »ich hân gesworn,
Wer si überreden kan,
der sol si ze wîbe hân;

Doch wundert mich, daʒ nieman ist,
der über listen kan ir list.«
  Diu rede wart hin geleit.
daʒ nahteʒʒen wart bereit,
Man sazt' ie zwên' vür einander dar,
die ouch sament kômen gar:
Man sazte den junkherren fîn
zuo dem törpel Konnîn.
Konnî tet, als im gezam,
ein stük er in die hant nam
Vleisches, und in die ander brôt;
der junkher wart schamrôt,
Und nam im daʒ vleisch sâ
ûʒ der hant, und lêrt' in dâ,
Wie er eʒʒen solte;
des er niht volgen wolte,
Und sprach, er wære erschelt:
»eʒʒet (ir), wie lang ir welt,
Wan ich wil gnuog eʒʒen,
und wil des niht vergeʒʒen,
Ich bedarf sîn (harte) wol.«
Konnî wart (dâ) sô vol,
Daʒ er kûme gesaʒ.
  Dô eʒ slâfens zît was,
Der künig eines siten pflak,
daʒ menglich bî sî[ne]m gemazen lak:
Der junkher unde Konnî
die lâgen ouch einander bî.
Dô eʒ mittiu naht wart,
dô wart Konnîs bûch sô hart
Dürnen und ingrimmen,
daʒ tet den edlen ginnen (?)
Die er des nahts het geʒʒen,
do er nie gnuok kund' vreʒʒen;
Dô er nû ze bette lak,
daʒ in daʒ grimmen sô bejak, (?)
Dô schrei er: »wie ist mir sô wê!«
und sprach: »wen kum ich iemer mê.

Daȝ ich müge schîȝen?« —
»ach, waȝ wilt uns wîȝen!«
Sprach der edel man »verhab',
dû vallest dînen hals ab.«
Konnî kund' sich verrihten wol,
er nam sîn kappen und scheiȝ si vol,
Mit ei[ne]m hos nestel er'ȝ verbant
und leit' si under daȝ houpt ze hant:
Dô wart ein ungevueger stank;
diu naht was dem junkherren lank.
  Dô eȝ nû morgens wart tak,
der junkher stuont ûf, Konnî lak,
Biȝ man allenthalben gesank.
dô wart daȝ twellen niht lank,
Man vuorte den junkherren fîn
vür die jungen künigîn,
Dâ er sîn heil versuochte:
dô was diu vervluochte
Sô manger sprüche (wol) erkant,
daȝ si den junkher[re]n über want.
Dem alleȝ liut daȝ beste jach,
und im reht als den andern beschach,
Und niht mohte hin komen,
im würd' daȝ houbet dâ benomen.
  Dô er nû enthouptet wart,
Konnî was niht gespart.
Er was von dem bette komen,
und het ze samen genomen
Die kappen under den arm sîn.
man vuort' in vür die künigîn;
Si sprachen: »red' an, kanstu wol.« —
»ich weiȝ (niht), waȝ ich reden sol.« —
»Mit mîner vrouwen etwaȝ.« —
Konnî sprach: »sô tuon ich daȝ.«
Lange er si ane sach,
hart gebiurlîch er (dô) sprach:
»Vrou, wie ist iu der munt sô rôt?«
diu vrouwe sprach: »es tuot nôt,

Dô ist viur dar inne.«
er sprach ze der küniginne:
»Vrou, sô eitet mir daʒ ei.«
het' er noch der sprüchlîn zwei.
Er wirt des siges inne.
dô sprach diu küniginne:
»Tôre, stôʒ in den ars daʒ.« —
»dar zuo komt mir daʒ baʒ,
Ein ei ich niht drin bringen kan.«
er lie sie sehen den egten zan;
Dâ mit gewan er daʒ ander wort.
diu vrou gewan zornes hort.
Daʒ si wart unverwiʒʒen,
si sprach: »daʒ ist verschiʒʒen.«
Konnls gelükke wart guot,
er zart' ûf sînen kugel huot,
Daʒ eʒ daʒ liut alleʒ sach,
vor in allen er dô sprach:
»Diz ist geschiʒʒen, daʒ scheiʒ ich.«
er het die vrouwen, dunket mich,
Zem dritten mâl gewunnen.
vil hart die liut' begunnen
Ruofen, wîb unde man:
»mîn vrou muoʒ den gebûren hân.
Der als ein narre ist getân.«
dô muost' eʒ der künig varn lân
Unde muoste im die geben,
durch die verlorn het sîn leben
Manger ûʒ erwelter degen.
wie des gebûren wart gepflegen,
Des weiʒ ich niht, wan' eʒ was dô
der vrouwen unglük(s) manger vrô,
Daʒ manger dâ enthoubtet was.
  Dâ von rât' ich iu allen daʒ,
Daʒ ir niht habet spottes pfliht;
vil gern eʒ allenthalb(en) beschiht.
Wer (dâ) spottes niht enbirt,
daʒ er selb' ze spotte wirt;

Alsus gieng eȥ der künigîn:
diu mohte wol berâten sîn
Mit einem hôch gebornen man,
het' si übermuot gelân.
Nû spottet her unde hin,
eȥ wirt etlîches ungewin;
Daȥ merket bî dem mære,
daȥ uns Heinz der kelnære
Ze minnen getihtet hât.
Got uns gebe sin und rât,
Daȥ wir nâch unser schulde
verdienen Gotes hulde!

LXIV.

Der Jungherr und der treue Heinrich.

Höret ein altes wunderbares Abenteuer, dergleichen hier nun nicht mehr geschieht, obschon noch in manchem andern Lande. Ich bringe es aus schlichtem Deutsch in Reime.

Vormals saſs in einer Stadt ein Jungherr (Junker), der in hohen Ehren lebte, nie etwas unvergolten lieſs, und bei allen Turnieren und Hofhaltungen war. Das that er lange im Dienst einer edlen Geliebten, bis der Tod sie ihm entriſs. Seitdem lebte er stäts in tieſer schmerzlicher Trauer, so daſs seine Aeltern auch sorgenvoll darüber starben, und sein Leid noch gröſser ward.

Nun hatte er lange Jahre einen guten treuen Knecht, der ihm manchen Trost zusprach: er, der so groſse Ehre habe, möge wieder fröhlich leben mit den Leuten. Der Jungherr wollte bis an sein Ende trauern. Der treue Heinrich aber mahnte ihn an den Spruch: »man solle kein Leid zu lange tragen,« und redete ihm so viel zu bis der Herr sein Herzeleid vertrieb, so gut er vermochte: jedoch blieb die rosige Schönheit der Geliebten ihm stäts eine Angel im Herzen. Seine Mage (Verwandten) hätten gern durch eine Gattin seine Jugend erheitert: aber vergeblich. Er turnierte wieder, wie zuvor. Deshalb verkaufte er einen Hof nach dem andern, so daſs all sein Erbe drauf ging. Das sah Heinrich ungern und sprach oft dagegen: aber der Herr schweigte ihn damit, daſs er, wie bisher, in Ehren leben müſse.

Eines Tages kam ein stattlicher Herold geritten, und verkündigte einen Hof des Königs von Cypern, der seine Tochter und sein Königreich dem Ritter oder Herrn verhieß, welcher dort den Preis gewönne. Der Herold wurde zu dem Jungherrn gewiesen, der ihm Kleider und Ross, wol 40 Gulden (Goldstücke) werth, schenkte, und sogleich das Abenteuer bestehen wollte. Heinrich stimmte bei, weil der Herr nur noch zwei Höfe und ein Haus hätte, und damit sein Turnieren aus wäre. Der Herr hieſs ihn alsbald alles verkaufen und Pferde und Rosse anschaffen Heinrich bereitete Alles zur Fahrt. Sein Herr hatte so nur noch einen Hof: den schenkte er Heinrichen, seinem Weibe und Kinde. Heinrich dankte sehr; und als zur Maienzeit alles ritterlich zugerüstet war, ritten beide dahin.

Unterweges gesellte sich ein Ritter zu ihnen, der frohes Muthes, aber arm war, und als er die Fahrt vernommen, ebenfalls nach Cypern wollte. Der Jungherr gebot Heinrichen, ein gutes Abendmal zu besorgen und ein Tuch von Seide oder Sammt zum Geschenke für den Ritter zu kaufen. Heinrich wandte ein, daſs ihr Geld bald verzehrt sei: der Herr aber verwies ihn dann auf die Pferde und Rosse. Heinrich gab ihm Recht, und befolgte den Befehl, erklärte aber dem Ritter frei, wenn er mit ihnen zehren wolle, müſse er auch Geld dazu hergeben. Der Ritter erbot sich, nach 14 Tagen freier Zehrung seinerseits 14 Tage die Kosten allein zu tragen. Diefs wurde angenommen, und so ritten sie gesellig fürder. Der Ritter vernahm von dem Jungherrn, dafs er schon 3 Jahre seine Geliebte betrauerte, in deren Namen er keine Bitte versagen könne. Nach Verlauf der ersten 14 Tage, kündigte Heinrich den Wechsel an. Der Ritter war bereit dazu, und besorgte am Abend die Herberge; aber am nächsten Morgen ritt er schon vor Tage mit seinem Gesinde hinweg. Als der Wirth diefs berichtete, schalt Heinrich, sein Herr aber entschuldigte den Ritter durch Noth. Heinrich meinte, die Geldnoth, und man sollte ihn erstechen. Der Jungherr aber beruhigte ihn: was jenem Ehre beschert sei, komme ihm von Gott; und hiefs Heinrichen eine Messe besorgen. Das geschah. Darauf afsen sie, und Heinrich klagte dem Wirth ihren Verlust. Der Jungherr vertraute auf Gottes Gnade. Heinrich auch, so lange sie noch Rosse hätten; deren eins sie dort lafsen mufsten, und nur noch zwei behielten.

So kamen sie im April nach Venedig, wo sie lange auf Schiffe warten mufsten, und ihnen das beste, wohl 100 Gulden werthe Ross starb, so dafs Heinrich an der Weiterreise verzweifelte. Dennoch kamen sie mit dem einen Rosse nach Famagust, der Hauptstadt Cyperns. Heinrich fragte, was nun zu thun, da der Herr doch nicht zu Fufs auftreten könne: gern hätte er ihm alles erhalten. Der Jungherr erkannte Heinrichs Treue und klugen Rath, und wollte sich fürder ihm ganz überlafsen: er mufse durchaus hier am Hofe turnieren, und vielleicht gelinge es ihm, beiden zur Freude. Heinrich gelobte, ihm fürder ein treuer Gefährte im Leben und Tode zu bleiben. Dann hiefs er ihn im nahen Walde sich vergnügen, bis er (Heinrich) zurückkäme. Der Jungherr ging hin, und setzte sich in dem lieblichen Walde, eine Meile von der Stadt, an einem kühlen Brunnen.

Heinrich ritt in die grofse schöne Stadt, und fragte nach einem Wirthe, der einem Herrn die nöthigen Rosse stellen könnte. Er fand bald einen solchen, und erzählte ihm, wie sein Herr mit grofsem Aufwande weither gekommen und unterwegs drei Rosse und zwölf Pferde verloren habe. Der Wirth war bereit, wenn er ihn sähe; und Heinrich eilte, ihn zu holen.

Als er wieder zu dem Jungherrn kam und ihm alles berichtete, dankte dieser ihm herzlich, und setzte sein ganzes Heil auf ihn. Heinrich liefs ihn nun sein bestes Kleid anlegen, und frohgemuth sein: er war jedoch besorgt, wie sie, ohne Geld und Pferd, den Wirth befriedigen sollten. Der Jungherr verwies ihn auf Gottes Hülfe, und hiefs ihn mit dem Wirthe 20 gute Gesellen, 4 Rosse und ein schönes zeltendes Pferd (Zelter, Pafsgänger) bringen, um ihn unter Drommeten und anderm Spiel in die Stadt zu geleiten. Heinrich ritt wieder in die Stadt, es zu bestellen, und der Wirth rüstete sogleich alles zu.

Unterdes safs der Jungherr in der Sonne am Brunnen, und sah ein Vöglein sich auf die Blumen setzen: es trug einen Stein im Schnabel, legte ihn ins Gras, und hub an wunderschön zu singen. Diefs wiederholte es, und flog dann auf einen Baum. Der Jungherr verwunderte sich darüber, und gedachte sich des Steines zu bemächtigen, wenn der Vogel wiederkäme. Das geschah: der Vogel liefs wieder den Stein fallen, und sang, daſs es weit erscholl. Da warf der Jungherr nach dem Vogel, daſs er entflog, und den Stein liegen lieſs. Dieser war klar und leuchtend wie ein Karfunkel. Der Jungherr ergriff den Stein: und alsbald spürte er, daſs er wie ein Vogel dahin fliege. Dann flog er wieder an seine Stelle zurück, freute sich sehr, und erwartete seinen treuen Heinrich.

Der Wirth war bald bereit, mit vier Rossen und Gefolge seiner Mage (Blutsfreunde), und Spielleuten; er ritt neben Heinrich, der den Zelter führte. Als er den Jungherrn so stattlich sah, erbot er ihm groſse Ehre, freute sich, und wünschte ihm den Preis. Der Jungherr stellte alles Gott anheim. Er bestieg den Zelter, und erschien dem Wirthe ritterlich ohnegleichen. So ritt er mit beiden zu des Wirthes Gefolge, die den dreiſsigjährigen herrlichen Mann auch über alles priesen. Er grüſste alle freundlich, und ritt mit ihnen, unter Drommeten und Pfeifen und groſsem Zulaufe, freudig in die Stadt.

Der König wunderte sich über den unbekannten Gast, und ging auch herfür, ihn zu schauen; mit ihm seine Frau und Tochter, welche, sobald sie den Jungherrn erblickte, heimlich Gott anrief, daſs ihm der Dank werde. Ebenso traf ihn bei ihrem ersten Anblicke ein Pfeil der Frau Venus ins Herz. Er grüſste sie und den König und jedermann höflich. Alle bewunderten den unbekannten Ankömmling, und dieser hatte mit Heinrich verabredet, daſs sein Name und Geschlecht verborgen bliebe.

In der Herberge war ihm gutes Gemach bereit. Der König sandte seinen Truchseſs hin, ihn zu Tische zu laden. Der Jungherr lieſs sich durch die Ermüdung von der langen Seereise entschuldigen. Der König lieſs es gelten, seine Tochter aber war betrübt, und betete für den Geliebten, denn auch sie hatte der Minne Pfeil ins Herz getroffen.

Der Jungherr in seinem Gemache erblickte durch das Fenster den minniglichen Fangstrick seines Herzens, und ein Brand der Frau Venus entzündete das Minnefeuer noch stärker. Da verwandelte er sich in ein Vöglein und flog in das Fenster, wo er die Königstochter gesehen, die auf den Knien um ihn betete. Sie sprang auf, schlug das Fenster zu und lief dem wilden Vöglein überall nach, es zu fangen. Zuletzt setzte es sich auf ein Bette, sie warf eine schöne Kogel (Schleier) darüber und ergriff den Vogel: da ward plötzlich daraus ein junger Mann. Sie erschrack so, daſs sie in Unmacht fiel. Er küsste sie nach Herzenslust, gab sich ihr als den neuen Gast zu erkennen, entschuldigte sich durch den Minnepfeil im Herzen und daſs Gott ihm zu fliegen verliehen habe. Sie erkannte ihn sogleich, gestand ihm ihr herzliches Verlangen nach ihm, umschlang ihn mit ihren schneeweiſsen Armen und bot ihm ihren rothen Mund: was beide da thaten, das mag ein Narr wohl rathen.

Darüber kam die Tischzeit des Königs, und damit sie nicht verspähet würden, schieden die Geliebten mit minniglichen Worten. Die Schöne gab ihrem Ritter einen kostbaren Kranz, welchen er für sie als Helmkleinod führen sollte. Er verhieſs es, und drückte sie an sein Herz, die nun ein »Weib« geworden und in »unsern Orden« getreten war Sie befahl ihn Gott: er ward wieder ein Vöglein und flog in seine Kammer

Heinrich kam, ihn zu Tische zu rufen. Der Jungherr schloſs auf und gab ihm das Kleinod in Verwahrung. Heinrich freute sich, daſs Gott ihn im Gemache so wohl berathen, und fragte, woher es komme. Der Jungherr sagte ihm nur, es komme daher, wo es ihnen beiden wohl frommen möge. Heinrich brachte das Kleinod dem Wirthe zur Verwahrung, der noch keinen schönern Kranz gesehen hatte, und ihn auf 4000 Gulden schätzte; was Heinrich sehr gern hörte. Das Mahl, nach Landessitte, war reichlich, und nach demselben gebot der Jungherr, den Wirth und die Seinen auf morgen stattlich zu kleiden. Heinrich besorgte mit dem Wirthe das Tuch zu 30 Röcken, welche dieser für seine Kinder und Verwandten mit Dank empfing.

Am nächsten Tage, da der König ein Stechen haben wollte, bat der Jungherr Alle, Ritter, (Edel-)Knechte, Dienstmannen, und wen sie mitbrächten, zum Nachteſsen, welches er stattlich bereiten hieſs. Alle sagten zu, und fragten, ob der in so hohen Ehren lebende Herr nicht Artus oder Alexander wäre, oder von wannen er käme. Niemand kannte ihn, auſser jenem Ritter, der ihm unterwegs sein Geld verzehren half: der erzählte, wie er mit ihm geritten, und rühmte seine herrliche Sitten und Freigebigkeit; jedoch wiſse er nicht, wer und woher er wäre.

Zur Eſsenszeit stellten alle sich ein. Der Wirth mit seinen Leuten empfing sie vor der Thüre. Alle saſsen fröhlich bei Speise und Trank, und nach dem Mahle hub der Tanz an. Heinrich hatte das Kleinod auf seines Herrn Helm gebunden, daſs es jeder sah, und mancher ihm neidete. Jener schlaue Ritter, der sich unterweges schon ihm zugesellt hatte, trat vor den Jungherrn und bat ihn um seiner Geliebten willen um das Kleinod. Dieser gewährte sogleich, nahm selber den Kranz ab, und gab ihn, zu Aller Verwunderung, dem Ritter, der schön dankte. Heinrich schalt diese Verschwendung an den schnöden Ritter, der den Tod verdient habe und den er zum Henker wünschte, und drohte, seinen Herrn zu verlassen. Dieser sagte, dann wiſse er nicht, was anzufangen, und wäre es ganz um ihn geschehen. Heinrich lieſs sich erbitten. Als die Gäste Urlaub nahmen, bat der Herr sie sämmtlich zum nächsten Tage wieder. Alle versprachen's, und bereiteten sich zum Hofturniere.

Der Jungherr fragte Heinrichen, was er nun auf dem Helme führen solle. Heinrich meinte scherzend, ein Hühnernest, und muste sogleich eins herbeischaffen und auf den Helm binden. Am Morgen mit Sonnenaufgange bereitete der Wirth das Frühmahl. Der Jungherr ging zur Messe. Darauf rüstete er sich zum Ritterspiel, und Heinrich muste ihm auch auf dem Schilde ein Hühnernest malen; dann stieg er zu Rosse, und ritt mit dem Wirth und 30 Mannen auf die Bahn. Es war noch früh und er der erste. Dann erschien der Ritter mit dem Kranze. Der König und seine Tochter schauten aus den Fenstern; sie freute sich, den Kranz zu sehen, und bat für ihren Trauten. Dieser, mit dem Hühnernest, faſste den Speer und rannte alles nieder; der Ritter mit dem Kranze wollte seine Gesellen rächen, wurde aber auch in den Mist gestochen. Der König rief: »So mir der gute Tag! das mag wohl ein

Degen sein.« Zumal als dieser mit dem Hühnernest den nächsten so anrannte, daſs Ross und Mann ins Moos fielen, und noch einen dritten niederstach.

Die Königstochter aber beklagte den Unfall ihres vermeinten Ritters mit dem Kranze, und flehte Gott und seine Mutter für ihr geliebtes »blühendes Reis.« Bevor sie jedoch ihr Gebet ausgesprochen, lag der Kranz abermals vor dem Hühnerneste zu Boden, und dieses behielt den Preis des Tages. Alles verwünschte den unbekannten Abenteurer, den der Teufel hergeführt habe. Der Sieger aber, kraft seiner Minne, war frohgemuth, während sie den abermaligen Unfall des Kranzes betrauerte.

In die Herberge kam ein Bote des Königs und lud ihn zum Eſsen. Er entschuldigte sich diesmal damit, daſs er selber Gäste geladen habe. Der König zürnte sehr, daſs an seiner Statt ein anderer den Hof halte. Der Truchseſs aber beschwichtigte ihn bis morgen.

Der Jungherr begab sich in seine Kammer, wie er sagte, um auszuruhen und Heinrich verschloſs ihn darin. Er aber flog alsbald zur Kammer seiner Geliebten, wurde minniglich empfangen, und beide ergetzten sich mit Freuden. Beim Scheiden wünschte sie ihm herzlich Sieg über den mit dem Hühnernest. Er versprach, morgen zu beſsern, was er heute verfehlt habe. Auch meldete sie ihm den Zorn ihres Vaters, und bat ihn, nach dem Nachteſsen mit seinen Gästen zu Hofe zu kommen, und er verhieſs es. Zuletzt gab sie ihm eine goldene, mit Steinen besetzte Krone, sie auf dem Helme zu führen, und hieſs ihn frohgemuth sein. Er gelobte es, und beide schieden mit herzlichem Kusse.

Als er wieder in seiner Kammer war, rief er Heinrichen, und gab ihm die Krone in Verwahrung. Dieser freute sich, daſs nun ihre Zeche gesichert sei, wunderte sich, und gedachte, sein Herr verstehe die Schwarzkunst. Er ging in den Speisesaal und band die Krone auf den Helm, wohl wuste er, der »Ritter-Schelm« werde sie ihm nicht darauf laſsen, getröstete sich jedoch, wo den Kranz und die Krone, finde sein Herr morgen wohl noch ein ander Kleinod.

Die Gäste kamen, und alle saſsen fröhlich zu Tische, da trat ein Ritter herein und lud den Wirth mit ihnen morgen zu Hofe; dieser sagte es zu. Dem Ritter des Kranzes, der mit zu Tische saſs, stach auch die Krone in die Augen. Nach aufgehobener Tafel forderte der Jungherr Alle auf, ihm nach Hofe zu folgen. Köstlich gekleidet, und von Allen gepriesen, ging er mit ihnen hin, und ehrte den Hof des Königs.

Unter Drommeten und Pfeifen zog er mit seinem Gefolge wieder in die Herberge, und bewirthete sie mit Confect und Wein. Dann beurlaubten sich Alle: nur der Kranzritter blieb noch und bat ihn bei seiner Geliebten Huld um die Krone. Sie wurde ihm sogleich gewährt: er solle sie sich von Heinrich geben laſsen; und als dieser ihm lieber einen Strick, ihn dran zum hängen, geben wollte, nahm der Jungherr selber die Krone vom Helme und gab sie ihm, der vergnügt sich morgen damit zu schmücken und zu rächen gedachte.

Vor Schlafengehen fragte der Jungherr Heinrichen, was er nun morgen auf dem Helme führen solle. Heinrich rieth zu einem Ofenwisch, und muste sogleich einen herbeischaffen, auf den Helm binden und im Schilde malen. Heinrich spottete, der Wisch stehe beſser, als die Krone, und der Herr lachte.

Am Morgen, nach der Meſse, zog Heinrich die Roſse hervor, und der Ritter mit dem Ofenwische ritt unter klingendem Spiele zum Turnei; alle schauten nach ihm aus und hielten ihn für den rasenden Thoren mit dem Hühnernest. Noch war niemand auf dem Plan, und er versuchte sein Ross. Da kam der Ritter mit der Krone, und alsbald rannte der mit dem Ofenwisch ihn nieder. Mit Leide sah die Königstochter ihre Krone im Staube. Die anderen Ritter kamen nun auch; der mit der Krone raffte sich wieder auf, wurde aber nochmals so niedergestochen, daſs Mann und Ross im Moose lag. Die Jungfrau ward noch betrübter; den König aber erfreute der mit dem Ofenwische, den er auch für den mit dem Hühnerneste hielt. Dieser rannte sofort noch einen Ritter nieder, und darnach alles was ihm vorkam, bis zur Nacht. Da ritt er wieder als Sieger fröhlich mit seinem Gefolge zur Herberge.

Der König sandte einen Knecht aus, sich nach ihm zu erkundigen. Hocherfreut war die Königstochter, als sie von dem Boten vernahm, daſs es ihr Herzenstrauter wäre; sie schwieg aber, und ging in ihre Kammer, ihn zu erwarten. Dieser begab sich auch wieder zu seinem Gemache, entwaffnete sich und flog zur Minniglichen. Sie, voll hoher Freude, begrüſste ihn als ihren liebsten Diener, der sie ganz mit des Maien Thau durchdrungen, als ihres Herzens stäts und wonnig blühende Aue. Er gelobte, immerdar Alles zu thun, was sie erfreuen könne. Sie fragte, warum er ihren Kranz und Krone nicht geführt habe, und gerne vernehmend, daſs er sie um ihretwillen hingegeben, bot sie ihm dafür eine köstliche, mit Perlen und Edelsteinen gestickte Kogel (Kappe), und er muste seiner zarten Blume schwören, sie durchaus nicht wegzugeben. Darüber nahte die Eſsenszeit, und mit herzlicher Umarmung schied er von seinem »blühenden Reise«.

Die Ritterschaar, die zwei Abende seine Gäste gewesen, versammelte sich in seiner Herberge, mit ihm zu Hofe zu gehen. Durch Heinrich davon benachrichtigt, kleidete er sich bald an, und ging mit dem stattlichen Gefolge zu Hofe. Der König setzte ihn über alle Ritter und Edelknechte; alle saſsen froh beim Mahle, und reichlich wurde der Wein geschenkt. Als die Tafel aufgehoben war, da trat Groſs und Klein mit Drommeten und Pfeifen in den Saal, und der Tanz hub an. Der Jungherr sprang lustig an dem Reigen, sang und trieb mancherlei Freude, und die Königstochter mit ihm. Ungern entlieſs sie ihn, als er sich mit Allen beurlaubte. Herrlich ritt er wieder durch die Stadt; alle Leute schauten ihm nach und fragten spöttisch, wo der Recke mit dem Strohwisch sei; der habe sich wohl bethan, und müſse diesem hier morgen den Preis laſsen; die übrigen wurden daran gemahnt, wie jener sie heute beschimpft habe.

Frühmorgens erschien der Ritter mit der Kogel auf dem Plan, und man erkannte darin den Nachfolger des Hühnerneſtes und Ofenwisches. Ein Ritter rief die übrigen zum Kampfe gegen ihn, und das Stechen hub an. Der Kogelritter zerbrach Speer auf Speer und »rasch wie ein Vogel« rannte er Alle nieder, daſs sie nicht wiederkamen, und sein war die Ehre des Tages.

Mit überschwänglicher Freude schaute die Königstochter aus dem Fenster den Preis ihres Ritters. Sie fragte ein Fräulein neben ihr, wer ihr am meisten gefiele, und hörte mit stiller Freude: der Kogelritter. Der König pries diesen auch als »Herrn der Herren«, welchen selbst der mit dem Hühnernest und der mit dem Ofenwisch nicht bestehen möge. Da sah er den Wirth, lieſs ihn rufen, und fragte ihn nach den beiden. Dieser gestand, es sei eben der mit der Kogel, und erzählte wie er den Perlenkranz und die Krone verschenkt, und ihn mit den Seinen gekleidet habe, zwar wiſse er nicht, wer und woher derselbe wäre, doch werde sein Geschlecht durch ihn geadelt. Des freute der König sich sehr, und er hieſs den Wirth, von ihm die ganze Zeche des Ritters fordern.

Im Abreiten von dem Turnei schlug der Jungherr scherzend auf einen seiner Gesellen; die andern thaten desgleichen, und so eilten Alle fröhlich zur Herberge. Hier hieſs der Jungherr Heinrichen, ihm melden, wenn die Gesellen kämen, und flog heimlich zu der Trauten, die ihn herzlich begrüſste, als ihren Sonnenschein und süſsen Thau ihres vom Minnestral durchbohrten Herzens, das vor Freuden spalten möchte. Er küsste sie tausendmal, und wünschte, sie ritterlich erworben zu haben. Sie war dessen gewiss, weil er stäts den Preis gewonnen; und »was die zwei da thaten, das möcht' ein Narr wol rathen.« Beim Scheiden gab sie ihm noch ein von ihr selber gemachtes Kleinod von Perlen und Edelsteinen.

Es war Zeit zu Hofe zu gehen. Der Jungherr kam auch. Alle empfingen das Handwaſser, und der König hieſs jeden nach seinen Würden setzen. Die Gerichte waren unzählig. Nach der Tafel hieſs der König Alle einen Kreis bilden, und der Hofmeister verkündigte auf morgen die Ertheilung des Dankes. Alle gingen froh vom Hofe. Jeder hoffte für sich. Auch der Jungherr hielt sich nicht für den Geringsten, und schied höflich von den Frauen. Seine Begleiter erkannten, im Gespräch untereinander, ihm die Königstochter zu.

In der Herberge gebot er Heinrichen, mit dem Wirthe die Zeche zu machen. Dieser sagte, es wäre alles schon bezahlt. Heinrich hielt es für Scherz, der Wirth aber berief sich auf den König. Vergnügt ging Heinrich hierauf zu Bette und schlief, wohl zugedeckt, sorglos bis zum hellen Morgen, so daſs er den sanften Ruf seines Herrn nicht hörte. Dieser wollte ihn schlafen laſsen: da erwachte der treue Knecht, lachte freudig, und verkündigte dem Herrn die frohe Märe, welche dieser anfangs auch für Scherz hielt. Er dankte Gott, und ging zur Messe, wo er auch den König und die Frauen sah. Dann forderte er selber noch in der Herberge vom Wirthe die Rechnung, und vernahm die Bestätigung von Heinrichs Rede. Mit diesem begab er sich nun zum Könige, und auf den Knien dankte er ihm aller Ehren und erbot sich ihm lebenslänglich zu Diensten, bat aber um Urlaub nach der fernen Heimat, wo die Seinen nichts von ihm wüsten. Der König gebot ihm zu bleiben, bis der Dank ertheilt würde. Hierauf ging's zur Tafel, und als nach dem Eſsen die Gäste sich im Saale ergingen, auf die Entscheidung harrend, berieth sich der König heimlich mit seinen Rittern und Edelknechten, wer den Dank verdient hätte. Der zuerst befragte nannte den mit dem Hühnerneste, der zweite den mit dem Ofenwische, der dritte den mit der Kugel, und der vierte rieth auch zu einem dieser drei. Da entschied der König, damit jedem sein Lohn werde, solle der mit der Kugel seine Tochter haben, der mit dem Ofenwisch sein Königreich nach dem Tode, und der mit dem Hühnerneste solle sein Reich schon bei Lebzeiten verwalten. Dann hieſs er die Tochter in den Saal führen, und ihre Bewerber einen Kreis schlieſsen, in welchem sie dreimal umgeführt und endlich dem Bestimmten gegeben werde. Das geschah, die Jungfrau ging mit verschämtem Erröthen und groſser Angst im Kreise umher, nicht wiſsend, wovon sie war, bis sie dem Jünglinge gegeben wurde, der vor der Erröthenden wie eine Rose entbrannte, und Beider Minne sich offenbarte. Heinrich sah es mit groſsen Freuden. Am Abend wurde das Beilager gehalten und minniglich lagen Beide beisammen.

Am Morgen lieſs er alle in der Stadt anwesenden Gäste zu einem achttägigen Hof einladen, welcher mit mancherlei Kurzweil, Stechen und Turnieren gehalten wurde; worauf er Alle mit Roſsen und Pferden beschenkte und ihre ganze Zehrung bezahlte.

Darnach zogen Alle heim; nur der beglückte Jungherr blieb dort, und ward ein berühmter und mächtiger Landesherr. Auch blieb der getreue Heinrich bei ihm: beide verlangten nicht mehr heim.

Hiemit beschlieſse ich diese Rede: Gott schreibe uns in sein Reich!

LXIV.

Ein historie von eim' edelman und sînem knehte Heinrich.

Wellent ir stille gedagen,
sô hœrent, ich wil iu sagen,
Waȝ hie vor ist geschiht
âventiure, der man nû vindet niht,
Wunder manger hand(e);
man vindet in etlîchem land(e)
Wol des selben glîchen,
daȝ weiȝ ich sicherlîchen,
Als ich hœre jehen,
daȝ hie vor mâls sî gescheben.
Nû wil ich die selb(en) sachen
von slehtem Diutsch ze rîmen machen.
Hie vor in einer stat saȝ,
vür wâre sage ich iu daȝ,
Eȝ was ein jung hêre,
dem volget' michel êre,
Der verlag selten,
swa er iht moht' vergelten.
Nû der selbe jung(e)
wuohs ûf tapferunge,
Swâ man stach oder solt' turnieren,
dâ wolt' er mit hovieren.
Daȝ tet er durch ein hôch geborn',
die er zuo lieb(e) hât' erkorn;
Der diente er lang und manik zît:
ze leste ward er ir kwît.

Daȝ im sîn herzen lieb starp
und er sîns lîbes vast verdarp.
Des treib er mangen rouwen
durch die zarte(n) junk vrouwen.
Alsus lept' er manigen tak,
daȝ er grôȝer rouwen pflak.
Denn' ie man moht' getrîben,
von mannen, noch von wîben.
Den bitterlîchen smerzen
truog er in sînem herzen.
Des kâmen vater und muoter in nôt,
daȝ sie des beide lâgen tôt:
Des gewan der jung(e) riuwe,
sîn alt(iu) sorg' wart niuwe.
Nû hât' er einen kneht,
der was guot und gereht.
Und als ich hân gelesen,
manig jâr bî ime gewesen;
[Er gab ime trôst manger hand,]
er sprach: »hie ist nieman in disem land(e),
der da lept [sô gar] ân' alle schand(e),
Als ir, lieber jung hère,
iu ist geschehen grôȝ êre,
Ir sullent iuwer leit begeben,
unt vrôlîch den liuten leben.«
Ze leste er sich bedâht(e),
daȝ in sîn alter riuwe an brâht(e),
Daȝ er zuo dem kneht(e) sprach:
»mîn leit und mîn ungemach
Enkan nimmer vergân,
ich muoȝ eȝ biȝ an mîn ende hân.«
Nâch dem, als bescheiden bin ich,
sô hieȝ der kneht Heinrich,
Er sprach: »lieber jung hère,
wellent ir haben êre,
So begebent disen r(o)uwen
und lâȝent uns nâch vröuden b(o)uwen:
Wan ich hân dik hœren sagen,

man sol kein leit ze lang(e) tragen:
Jung hêre, daȥ ist wâr,
wan die bürden sint ze swâr.«
Ze leste sich der jung(e) man
ouch hie mit versan,
Daȥ er wart wol gemeit
unt vertreib sîn herzen leit
Dik und manig' stunde,
sô er beste kunde.
Der (Dô?) bleib ime der angel:
wan der lieben wangel
Wâr(e)n sô reht rôsen rôt,
des kam er dik in nôt.
Nû legten ime sîn mâge
vast grôȥ(e) lâge,
Daȥ tâten sie durch sîn[en] jungen lîp,
und heten ime gern geben ein wîp,
Dâ mit er sîn leben
in vröuden het vertriben:
Des (en)moht(e) niht geschehen,
als ich Heinrich hört(e) jehen:
Want er turnierens[1] pflak,
als er vor tet mangen tak.
Er verkouft(e) hiute einen hof,
daȥ tet er alleȥ durch lop,
Biȥ ze leste [daȥ] der biderbe
verkouft' alleȥ sîn erbe.
Daȥ was dem Heinrich(e) leit,
wie dik er dâ wider streit.
Er sprach: »Heinrich, lieber gesell(e) mîn,
ich hân alle die tag(e) mîn
Mit êren gelept
und nâch vröuden (ge)strept.«
Heinrich muost(e) swîgen stil,
wan er moht(e) sînen wil
Ime mit niht(e) gewer(e)n.

---

[1] *In der Hds. steht* truwerens

er(n') lept' ie nâch êren.
Des muost(e) Heinrich swîgen.
Ez geviel ze einen zîten,
Daz ein herolt kam geriten
nâch hovelîchen siten,
Des botschaft was offenbære,
wie daz ein künig wære
Ze Zîperen gesezzen,
der hete sich vermezzen,
Er wolt(e) haben ein(en) hof
durch werder hêren lop;
Want er was über laden
mit einer tohter, die er wolt' bestaten
Uf reht(e) âventûre,
ez wurde ime suoze oder sûre.
So welher ritter oder junghêre,
der dâ der beste wære
Zuo dem selben hove,
der solt' sîn tohter haben mit lobe,
Dem wolt' er ouch geben
sîn künigrîch' nâch sîm' leben.
Diser herolt wart gewîset
an den jungen, der dik geprîset
Wart von mangem herolde.
nû hœrent: alsô balde
Dô er zuo ime kam,
und er die rede vernam,
Dô gab er ime kleider unt pfert,
daz wol was vierzig guldîn wert.
Des lobet' in der herolt sêre,
[er sprach:] »mich geliez nie kein hêre
Alsus rehte schône:
daz iu Got immer lône!«
Alsô schied er danne
vrôlich von dem jungen manne.
Nû hœrent mîn(e) rede,
sô waz der junge tet:
»Ich muoz zuo dem hove,

eʒ kome ze schaden oder ze lobe.«
Heinrich sprach: »waʒ mag iuch daʒ betrueben?
ir möht doch selber wol prueven,
Wie die sachen stânt:
ir iuwers guotes niht mê hânt,
Dan zwên' hove und ein hûs,
dan ist alleʒ iuwer hovieren ûʒ.«
Er sprach: »ich wil eʒ alleʒ verkoufen,
ich enwil niht dar ze vuoʒ loufen;
Bestel uns pferd unde ros,
eʒ möht' noch alleʒ werden lôs.«
Dô sprach Heinrich der knecht:
»jung hêre, wie iuch dunket reht
In iuwern sinnen,
als ir welt beginnen.«
Er sprach: »gang bald ûʒ,
verkouf mir hof unde hûs,
Und lâʒ uns bereiten;
want wir mugen niht lenger beiten:
Als ich hân vernomen,
sullen wir zem meijen dar komen.«
Als nû komen was diu zît,
diu nâch vor dem meijen lît,
Vil sêre Heinrich schrê,
er sprach: »hêre, wir haben nimmê!«
Er sprach: »Heinrich, du solt dich wol gehalten,
Got sol unser walten;
Ich weiʒ wol daʒ er uns niht lât,
der mangem man geholfen hât,
Heinrich, dâ zwîvel niht an,
und schaf schier(e) daʒ wir hân
Ze diser reis' alles gnuok
und wes wir durfen ze unserm vuok.«
Heinrich da âne alleʒ beiten
begunde sich bereiten
So waʒ sie bedorften:
doch was er in vorhten,
Waʒ sîn jung hêre het getân.

daʒ eʒ ze übel solt' ergân.
Nû hœrent mîne rede,
sô waʒ der junge tet:
Er hât' alles sîns guot(e)s noch ein hof,
den gab er ûf durch lop
Gar miltiglîch und slebt(e)
Heinrich sînem kneht(e),
Sînem wîp und sînem kinde,
daʒ er sich der reise underwinde.
Des danket' ime Heinrich sêre
und erbôt ime grôʒ' êre.
Nû wart niht lenger gebeit,
der jung(e) wart schône bereit,
Nâch ritterlîchem lobe
er schuof sich zuo dem hove
Mit sînem gesinde,
wan diu vart was ime swinde.
Dô er alsô ûf dem weg(e) reit,
dô kam ein ritter wolgemeit,
Der was vrî von dem muote
und arm[e] von dem guote,
Der geselt' sich zuo dem jungen;
in dûht', ime wær' wol gelungen.
Als sie nu alsus mit ein ander riten,
ir iglîcher nâch sînem siten,
Vrâget' den andern mære,
war er wolt', oder wannen er wære.
Dô vrâget' der ritter an:
»nâch dem als ich mich verstân,«
Sprach er »durch iuwer hulde,
sagent, ob ich iuch vrâgen sulde,
Nû zuo disen ziten,
war habent ir muot ze riten?«
Dô sprach der jung(e) man:
»sol ich iuch bescheiden dan,
Ich wil in ein lant,
daʒ Zipern ist genant.«
Dô sprach der ritter: »ist daʒ wâr,

sô mache ich iu offenbâr.
Dâ stêt ouch hin mîn muot:
diuht' es iuch nû wesen guot,
Wir wolten in disen zîten
mit einander dâhin rîten.«
Der jung' sprach: »Heinrich, trût gesell(e),
sich, wie man daʒ bestell(e),
Daʒ wir zuo âbent haben gnuok,
unt kouf(e) mir ein sîden tuoch,
Eʒ sî von samît oder von sîden.
daʒ wil ich ze disen zîten
Disem hêren geben.«
Heinrich sprach: »sô mir mîn leben,
Ir mugent wol verstân,
eʒ ist bald umb iuwer gelt getân.«
Dô sprach der jung(e) mit siten:
»Heinrich, bis zuo vriden,
Wan wir daʒ gelt hân verzert,
sô hân wir noch ros unt pfert,
Dâ mit wir uns begân.«
sprach der jung(e) wol getân.
Dô sprach Heinrich der kneht:
»junker, ir habent reht,
Wan ir verstênt eʒ wol:
gern ich iuwern willen tuon sol.«
Alsô bestalt' er g(e)nuok,
dem ritter wart daʒ (sîdîn) tuoch.
Heinrich gieng âne schemden
zuo dem ritter vremden,
Er sprach: »hœrt, hêre, waʒ ich begern,
welt ir mit uns zern,
Sô mueʒt ir burse legen.«
dô sprach der ritter degen:
»Hœr' Heinrich, waʒ ich dir sage,
tuo dise kost vier zehen tage,
Und lâʒ uns in guoter suon[e].
dar after ich sie ouch vier zehen tag(e) tuon.«
Des beschied Heinrich in der mære,

er wolt' es vrâgen sînen jung hêren.
Alsô gieng er al ze hant,
da er sînen jung hêren vant,
Und sagt' ime diz mære.
er antwurt' ime, daȥ eȥ guot wære.
Des lieȥ Heinrich mit vuogen
ime deste baȥ benuogen.
Sie riten vaste vort,
als ir hânt gehôrt;
Dô sprach der ritter ze dem jungen:
»iu ist wol erlungen
Durch ein zart minniklich
sô sint ganzer vröuden rîch.«
Der jung(e) sprach: »z'wâr,
eȥ sint wol driu jâr,
Daȥ ich armer man
reht ganz(e) vröud(e) nie gewan,
Want mir der bitter tôt
hât getân al solich nôt
Durch ein zarte minniklich,
ich weiȥ eȥ sicherlich,
Daȥ âne allen zwîvel ist,
ob ich bî mîn lîbes vrist
Immer ein sô lieb gewinne,
als ich sie hât' in mînem sin(ne),
Sie was mîn(e)s herzen vride,
swaȥ man mich immer durch sie bit,
Ich wæn', daȥ ich durch ir huld(e)
daȥ nôt versagen wold(e).«
Als der ritter hôrt' dise zal,
daȥ geviel ime reht(e) wol.
  Und als die vier zehen tag' wâren verliten,
Heinrich mit guoten siten
Sprach dem ritter zuo
eins morgens gar vruo,
Er sprach: »hêre, ich hân ûȥ gelabt
dise ganze vier zehen naht:
Tuont ir ouch vier zehen tag' die kost,

sô habent ir iuch wol gelôst.«
Des antwurt' er ime zuhtiglich:
»gern,« sprach er »Heinrich.
Ez ist billich, daz ich ez tuo
des âbents spâte, des morgens vruo.«
Als sie des âbents kâmen
und die her berge nâmen,
Dâ schuof er in genuok,
als mir diu âventiure gewuok,
Ich wæne, er niht lenger dâ hart'.
wan er reit sîne vart
Des andern morgens vor tag(e),
als ich vür wâre sage,
Und ouch die wârheit mein(e),
wan sîn habe was klein(e).
Des morgens dô ez was tak
und diu sunne ûf brach,
Und Heinrich sîn ros het bereit,
dâ kam sîn jung hêr' wol gemeit
Unt vrâget(e) der mære,
so wâ der ritter wære.
Der wirt sprach mit guoten siten:
»mîn jung hêre, er ist geriten
Hiut(e) morgen sêre vruo
mit sînem gesinde dar zuo.«
Als Heinrich daz erhôrt'
»ich wæne, ez sî zerstôrt«
Sprach er »vil lieber jung hêre,
nû hort der grôzen êre,
So ir an dem ritter habt begangen:
iuch mag wol nâch ime verlangen.«
Der jung(e) sprach: »des wirt guot rât:
wer weiz, waz in betwungen hât,
Daz er niht ist beliben?
lîht hât in nôt hin weg getriben.«
Heinrich sprach: »der zale
gelacht er hart(e) wale;
Diu nôt von dem gelde

hât in getriben ze velde:
Man solt' in billîch erstechen
und solichz an ime rechen.«
Der junghêre sprach mit vuogen:
»Hinrich, lâz dir genuogen:
Swaz ime êren ist beschert,
ich mein', er von Got sî gewert.
Des bis sicher und gewis.
Heinrich, schaf uns ein mes,
Daz wir die hœren mit innikeit.
Iht geschiht uns tâling leit.«
Der wirt sprach: »vil gern(e),
des stêt mir niht ze enbern(e).«
Als diu mess(e) was getan,
der wirt vrâgt' den jung hern an,
Ob er daz ezzen solt' bereiten.
er antwurt: »jâ, wes wolten wir beiten?«
Alsô bereit was daz ezzen,
vil schier sie wâren gesezzen,
Sie trunken unde âzen,
dô sie alsus gesâzen,
Dô vrâgt' der wirt der mære,
wie der ritter an sie komen wære.
Dô sprach der kneht Heinrich:
»her wirt, ich bescheid' es dich:
Der selbe bœse wiht,
er hât ein bœsez angesiht,
Er gibt nimmer guoten rât,
noch sîn herze nimmer guot getât:
Daz in der tiuvel weg(e)!
er kam zuo uns ûf dem weg(e),
Und sprach, ob wir in wolten lîden,
er wolt(e) gerne mit uns rîten,
Und daz ich die kost tæt' vierzehen tag(e),
die wolt' er dan ouch tuon sô vil tag(e):
Daz hât er einen âbent getân,
daz er muez' ein bœse jâr hân:
Des wær(e) er wol wert;

wan wir hân daʒ unser verzert,
Dâ mit wir wol mit grôʒem vromen
wæren biʒ gên Venedien komen.«
Als diz sîn junghêre hôrt',
er antwurt' ime mit sueʒem wort.
Er sprach: »vil lieber Heinrich,
der guote Got von himelrîch
Durch sîn grôʒe gnâden
der sol uns wol berâten.«
Des antwurt' Heinrich wolgetân:
»die wîle wir ros unt pfert hân,
Ich des wæne, ûf mînen eit,
daʒ uns Got niht ab(e) steit.«
Dâ muosten sie âne beiten
von dem êrsten ross(e) scheiden.
Dô bleib in noch zwei pfert;
daʒ macht' (dûht') den ritter unwert.
Als(ô) riten sie ir vert'
hin gein Venedigen wert.
Als sie nû kâmen,
daʒ sie Venedigen vernâmen,
Und dâ gieng an der April,
dâ muosten sie ligen stil,
Daʒ sage ich iu in wârheit,
biʒ diu schiff(e) wârn bereit,
Diu dâ vuoren in daʒ lant,
daʒ Zipern ist genant.
Dâ starb dem junghêrn sîn besteʒ pfert
daʒ was wol hundert guldîn wert.
Heinrich sprach: »sô mir diu triuwe mîn,
wir hân alle(n) unsern gewin
Verlorn, biʒ ûf ein pfert:
wie komen wir nû vorwert?
Diser reis' mich wênig glust.«
Alsô sie kâmen gein Famagust,
daʒ ist diu grôst(e) stat im lande,
Dâ sprach Heinrich: »eʒ ist ein schande,
daʒ sprich' ich sunder argen wân,

sullent ir nû ze vuoʒ(e) gân.
Des sît ir ouch wol wert:
ir habent kostlich gezert:
Het ir mich lâʒen walten,
ich het' iu ros unt pfert behalten.
Der in nû ze mâle sît kwit.
waʒ tuon wir nû ze diser zît?«
Dô sprach der jung(e) snell(e):
»Heinrich, lieber gesell(e),
Ich wil nâch dînen gnâden
volgen: dû hâst dik wol gerâten:
Alsô dû aber tuo
und mit triuwen her zuo,
Des bit' ich dich,
mîn vil lieber Heinrich:
Wan ich muoʒ stechen ze disem hove,
eʒ sî mit schanden oder mit lobe.
Villîht erling(e)t mir alsô,
daʒ wir des beide werden vrô.«
Dô sprach der getriuwe Heinrich:
junghêre, nû verstânt mich,
Ich bin (biʒ her) bî iu gewesen,
und wil bî iu sterben und genesen,
In ganzen triuwen sîn bî iu,
des sî Got mîn geziuk.
Gânt mit mir balde
hin zuo dem gruenen walde,
Dâ sullent ir belîben
unt kurzwîle trîben,
Biʒ daʒ ich her wider kome[n]:
lîht schaffe[n] ich uns vromen.«
Vür wâr sullent ir wiʒʒen daʒ,
ein mîle von der stat eʒ was.
Der junghêre gieng mit wizzen
bî einen kuelen brunnen sizzen:
Gar wunniglîch was der walt,
sueʒ unde wolgestalt.
Heinrich von dannen schiet.

wie in Got beriet',
(Er saȝ ûf daȝ eine ros)
und reit in die stat schœn und grôȝ.
Unt vrâgt' nâch eim' wirt rîch(e)
gar gezühtiglîch(e),
Der die hêren bereite.
vil schier ward er bescheiden
An einen rîchen wirt,
der (het) manig ros unt pfert.
Diu wâren wunniglîch.
als nû der (triuwe) Heinrich
Den wirt an sach,
er gruoȝt' in unde sprach:
»Hêre wirt wolgetân,
wellent ir mich verstân
Und glouben mir der mære,
ich hân einen junghêren,
Der hât manig guot verzert,
ê er sî komen her wert;
Er ist verr' ûȝ vremdem land(e),
und lebet gar âne‿alle schand(e).
Er ist des lîbes gar ein degen:
wellent ir ime verlegen
Ros, heng(e)st unde pfert,
nâch dem als er es begert?«
Der wirt sprach: »jâ, alsô gern,
möht' ich gesehen den junghêrn.«
Dô sprach aber Heinrich:
»lieber wirt, vernemet mich,
Mîn junghêrn mag wol belangen;
uns sint ab(e) gangen
Driu ros unde zwelf pfert,
und hân unser habe verzert:
Den jungen lieȝ ich sizzen
dort ûȝ in einer wîsen
An dem gruenen wald(e);
ich sol in bringen bald(e).«
Alsô gieng Heinrich

zuo dem junghêrn minniglîch
Und sagt' ime diu mære,
wie eʒ ime ergangen wære.
Er sprach: »Heinrich, habe dank:
mîn âventiur(e) wære krank
Sicherlîch gewesen nû,
hetstu mir nicht geholfen ûʒ der drû.
Ich wil es Got danken ze aller zît;
wan al[le] mîn heile an dir lît.«
Heinrich sprach: »lieber junghêre,
sehent an unser bêder êre,
Unt tuont an iuwer besteʒ kleit,
der ir gnuog(e) hânt bereit.«
»Gern«, sprach der junghêre
»wie nôt ich des enbære!«
Vil bald(e) hât' er sich bereit:
und als er schôn(e) was gekleit,
Dô sprach Heinrich:
»ir mugent wol sîn vröuden rîch,
Iu werdent ros, gelt unde pfert
und alleʒ, des iuwer herze gert.
Got well(e) daʒ eʒ iu wol vromen!
wie sullen wir vom wirt(e) komen?
Diu rede ist mir unbekant;
want wir gelt, noch pfant
Dâheim(e), noch hie enhân:
ach, wie sol eʒ uns ergân!«
Der junghêre sprach: »Heinrich,
wiltu ze reht(e) verstân mich:
Got ist aller der welt trôst,
Got hât mangen man erlôst
Uʒer kumber und sorgen banden,
Got sol al[ler] unser leit wandeln,
Des getrûwe ich der guete sîn.
Heinrich, lâʒ die sorg(e) dîn.«
Heinrich sprach âne allen spot:
»en triuwe(n), daʒ tuo der liebe Got!«
Heinrich sprach zem jung(e)link:

»wie wellent ir nu iuwer dink
Vâhen an? daʒ sagent mir.« —
»lieber Heinrich, ich sage[n] dir,
Dû solt mit dem wirt bestellen,
daʒ er zwênzig guoter gesellen
Nû (bring') ze disen zîten,
die mit mir in die stat rîten;
Unde sag', daʒ mir der wirt
ein schône zeltende pfert
Send', und grôʒ ros viere,
daʒ prîst uns unser êre,
Diu dâ wol sint getân,
diu sullen mit uns in die stat gân;
Unde daʒ er bringen wil
trummeten unde ander spil.«
Heinrich sprach: »sô mir mîn won,
junghêre, ich sol eʒ gerne tuon.«
Er reit in die stat,
den wirt er des bat.
Er sprach: »daʒ sî getân.«
(. . . . .)
Alsô bestalt' der wirt zierlîch
ros unt pfert wirdiglîch
Mit aller sîner maht,
als Heinrich daʒ hât' gesagt.
Nû saʒ in der sunnen
der junghêr' bî dem brunnen
Und sach, daʒ ein vogelîn
sich sazt' ûf die bluomen fîn;
Daʒ hât(e) zuo der stunde
ein stein in sînem munde,
Und lagt' in nider in daʒ gras,
daʒ pruoft' der junghêr' dâ er saʒ.
Eʒ huob an ein liehten gesank,
daʒ stuond darnâch niht lank,
Sô huob eʒ ûf wider daʒ steinlîn,
daʒ ime enpfiel ûʒ dem munde sîn,
Aldâ sang eʒ aber schône

gar mit hellem dône;
Als eȥ ein wîle dâ gesaȥ,
eȥ vloug aber in daȥ gras,
Unde leit' ûf den klê
den stein aber, als ê.
Nû hœrent, waȥ geschach:
der junghêre daȥ aber sach,
Er gedâht' in sînem sin:
»hêr' Got, waȥ trîbet daȥ vogelîn?«
Eȥ huob aber an und sank vil schôn,
als eȥ vor hât' getân,
Eȥ vloug ûf einen boum vil schiere.
daȥ merkt' aber der junghêre,
Und gedâht': »kæm' eȥ wider in voriger mâȥ',
ich mecht' ime des steines buoȥ'.«
Dô kam zem dritten mâle
der vogel sunder kwâle (twâle?)
Unde lieȥ den selben stein
wider vallen vor sîn bein,
Und huob an ze singen;
eȥ moht' vil wît erklingen.
Dô kam der junghêre rein
und warf gein dem vogelîn klein,
Daȥ ime ze vliehen was gâ[ch].
den stein lieȥ eȥ ligen dâ
In den selben stunden,
den eȥ vuort' in sînem munde:
Dô lief der junghêre zehant,
dâ er den stein vant.
Ich sage[n] iu vür wâre,
der stein was sô reht klâre,
Daȥ nie naht wart sô dunkel,
er lûht' als ein karfunkel.
Dô er den stein nam in die hant,
er begund(e) vliegen über lant,
In aller der gebære,
als ob er ein vogelîn wære.
Dô er des wart gewar,

dô vloug er an sîn stat wider dar,
Unde was gar vröuden rîch,
und gedâht': »nû sol komen Heinrich,
Der getriuwe und der guote.«
ime was gar (wol) ze muote
Zuo dem lieben stein(e),
sîn vröude was niht klein(e).
Nû was der wirt bereit,
vier ros wurden ûʒ geleit,
Darzuo kâmen sîner mâg(e) vil
mit manger hand(e) spil.
Heinrich nam daʒ zeltende pfert,
und reit zuo dem jungling wert.
Der wirt wol gezæme
reit neben ime.
Sô bald der wirt kam,
dâ er den jungen vernam
Und er in reht an sach,
waʒ grôʒer êren er ime verjach!
Dô sprach der junghêre,
daʒ Got sîn lôn wære.
Der wirt was harte vrô,
dô er den junghêrn alsô
Wol gekleidet vant,
der wirt sprach alzehant:
»Got wel, lieber junghêre,
daʒ ir bejagent êre
Und die junkvrou(wen) mueʒt bejagen,
des wolt' ich Got dank sagen.«
Er sprach: »waʒ mir Got hât beschert
des wird' ich wol von im gewert:
Und waʒ Got an mir hât versehen,
daʒ sî in sînem namen geschehen!«
Der jung(e) was wolbereit,
ûf sînen zelter er dâ schreit,
Der wirt sach in an,
in dûht', daʒ er nie keinen man
Sæhe bî sînen zîten,

ein pfert baʒ beschriten.
Alsô riten sie alle samen.
biʒ daʒ sie kâmen,
Da[ʒ] des wirtes mâg(e) wâren.
ich sage[n] âne alleʒ gevâren,
Daʒ sie sprâchen offentlich,
daʒ sie alle gemeinlich,
Nie keinen jungen hêren
sô menlich sæhen gebæren.
Sie kâmen mit trumben und mit pfîfen;
sîn lop begund(e) grîfen
Iederman besunder
sach in an ze wunder,
Sô was er gestalt,
wol von drîʒig jâren alt.
Er gruoʒt' sie alle gemein(e),
die grôʒ(e) und die klein(e),
Als ein guot man billich tuot.
sie wâren alle wolgemuot,
Der wirt und die sînen,
und hâten keinen pînen:
So was êren sie ime tâten,
des wurden sie alle wol berâten.
Als man in der stat vernam,
daʒ er mit den spilman kam,
Iederman was bereit,
einer lief, der ander reit,
Uf daʒ sie vernæmen,
wer die wæren, die dâ kæmen.
Den künig dâ besundèr
nam des grôʒ wunder,
So wer der hêre wære,
der dâ kæm' mit solher êre:
Er und sîn vrouwen
giengen ouch den jungen schouwen.
Mit ir tohter minniglîch,
sâhen komen den degen rich.
Sô bald(e) sie in an sach,

in irem muot(e) daʒ sie sprach:
»Got, durch dîn(e) guet(e)
den hêren mir behuete,
Daʒ ime werd(e) der dank,
sô wirt mîn vröude nimmer krank.«
Sô bald er sie ouch ersach,
ich wæne, daʒ in stach
Ein strâle in sîn herze
von vrou Vênus smerze;
Er gruoʒt' den künig und die junkvrouwen,
und alle, die kâmen schouwen
Gruoʒt' er ouch tugentlîchen,
beide, die armen und die rîchen,
Iederman sach ime nâ[ch],
alle die hêren, die dâ
Wâren zuo der stunde,
der was nie keinem kunde,
Wâher oder wer er wære,
ritter, kneht oder hêre.
Ouch het er (daʒ wol) bestelt,
daʒ er niht wurd(e) gemelt,
Sîn[en] name[n] oder sîn gesleht,
ân' Heinrich sînem kneht.
  Do er in die herberg(e) kam,
der wirt Heinrich(en) dâ nam
Und bestalt' nâch werder sach'
dem jungen guot gemach.
Der künig wol gering(e)
sant' zuo dem jung(e)ling(e)
Sîn trûhsæʒen vermeʒʒen,
daʒ er ze hove kæm' eʒʒen.
Dô diz der wirt vernam,
zuo dem jungen daʒ er kam
Und sagt' ime diu mære,
wie der künig hêre
Nâch ime het gesant,
daʒ er al[le] zehant
Ze sînem hove kæm(e)

als daȥ sînen êren [wol] gezæm(e).
Der jung(e) antwurt' unde sprach:
»hêre wirt, ich muoȥ mîn gemach
Haben dise naht,
want ich lang(e) gewaht
Hân ûf dem wilden mere,
ê ich bin komen here.«
Der wirt gieng ûȥ unde sprach:
»mîn hêre ist an sîn gemach
Sicherlîch(e) gelegen,
want er hât under wegen
Vast(e) nôt geliten,
alsô daȥ er zuo vriden
Wil sîn ze diser stund(e);
daȥ tuont mînem hêren kund(e).«
Der trûhsæȥ' wider ze hove kam,
der künig dise rede vernam,
Des lieȥ er ime mit vuogen
sêre wol benuogen.
Diz vernam diu junkvrouwe,
ir herze kam in rouwe,
Daȥ sie in niht sehen moht(e),
als ir ze vröuden [wol] toht(e).
Sie bat Got durch sîn guete,
daȥ er in vor leide behuete.
Wan als sie in von êrste[n] an sach,
der minnen strâle in ir herze stach
In der selben stunt,
daȥ sie wart verwunt.
Nû was der jung' gegangen,
nâch sîns herzen belangen,
In ein kamern durch gemach,
zuo eim' venster er ûȥ sach
Und sach sîns herzen hôhsten strik
komen ein(en) ougenblik.
Daȥ was diu junkvrou minniklîch,
des küniges tohter rîch.
Ich wæne, ime het gesant

vrou(we) Vênus einen brant
Sicherlich ze stiure
zuo der minnen viure.
Nû hœrent [ein] niuwe mære,
so waʒ der jung(e) tæte:
Er wart ein kleineʒ vogelin
unt vloug ûf daʒ vensterlin,
Dâ er die schœne(n) hât' gesehen.
sie lag ûf iren knien
In irem gebete;
daʒ was durch die rede,
Daʒ sie den jungen wolgetân
gern ze einem gesellen wolt(e) hân:
Er vloug in daʒ vensterlin:
zehant lief diu künigin
Unde sluog daʒ venster zuo.
der vogel alzit vloug (duo):
Sie lief ime alles nâch,
wan ir was ûʒer mâʒen gâch,
Daʒ sie in gern gevangen het(e).
ze leste ûf ein bette
Vloug daʒ wilde vogelin.
dô nam diu edel künigin
Ein schœne kogel
und warf sie ûf den vogel.
Mit der hant sie in nam:
dô ward dar ûʒ ein junger man.
Diu jung (vrouwe) sere erschrak,
daʒ sie in unmaht nider lak.
Vil lieblich er sie kust(e)
nâch sines herzen lust(e).
Er sprach zuo ir alsô:
»junk vrou, sint niht unvrô:
Want ich bin der jung(e) man,
der dâ neht(en) geriten kam
Al[le] her in dise stat;
vür wâr ich iu daʒ sage:
Vonêrst als ich iuch an sach.

der minnen strâle mich stach
In mitten durch mîn herze.
dâ von ich lîde[n] smerze.
Alsô schuof mir Got ûf disen tak,
daʒ ich wol gevliegen mak.«
Sie blikt' in vriuntlîch(en) an,
den werden lieben man;
Sie dûht' an sîner gebære,
wie er der jung(e) wære.
Sie sprach: »lieber hêre,
mîns herzen hôhste swære
Verlangt zemâle nâch dir,
wan dû bist mînes herzen gir.«
Dâmit lieʒ sie ir snêwîzen arm[e]
minniglîch über in varn,
Unt kêrte iren rôten munt
an den sînen ze manger stunt.
Und waʒ diu zwei dâ tâten,
daʒ möht' ein narre wol râten:
Ich möhte schrîben ze wît.
Eʒ was komen diu zît,
Daʒ der künig wolt(e)
eʒʒen, als er solt(e),
Und (daʒ) der jung(e) man
sich ouch des versan,
Und sprach [zuo der] vil minniglîch(e):
»mîn übertugentrîch(e),
Mîns herze keiserinne,
gebent mir urloup von hinne,
Uf daʒ kein pruever niht
uns merk(e) zuo diser zît.«
Dô sprach diu lobesam:
»ir sullent noch kein urloup hân,
Mîns herzen hôhster schranz,
ich sol iu geben einen kranz,
Den sullent ir durch mich vueren
ûf iuwerm helm, und sult iuch rueren
Ritterlîch, durch den willen mîn.«

»gern,« sprach er »du hôhste vröude mîn.«
Er nam daȝ kleinet rîch(e),
und drukt' die minniglîch(e)
An sînen stolzen lîp.
ich mein' z'wâr, sie wære ein wîp
Dâ ze stunden worden
und getreten in unsern orden.
Hie mit bevalch sie in Gote,
dô ward der edele bote
Wider zuo eim' vogelîn
unt vloug in die kamer(n) sîn.
Diz tet er als mit solher list,
daȝ Heinrich niht dâvon wist'.
 Dô hieȝ der wirt die tisch' bereiten.
Heinrich gieng âne alleȝ beiten
Und sagt' sînem jung hêren,
wie eȝ eȝȝens zît wære.
Dô slôȝ er ûf die tür,
der jung(e) kam her vür
Und sprach: »vil lieber Heinrich,
diz kleinet kostelîch
Lâȝ dir bevolhen sîn
und habe eȝ in der huote dîn.«
Als Heinrich diz kleinet an sach,
nû mugent ir hœren, wie er sprach:
»Got hât iuch wol berâten
in diser kemenâten.
Wie ist eȝ iuch komen an?«
dô sprach der jung(e) man:
»Heinrich, des soltu swîgen,
die wârheit mahtu niht kriegen,
Wan eȝ ist dâ here komen,
da eȝ uns beiden wol mak vromen.«
Heinrich nam daȝ kleinet mit der hant.
er brâht(e) daȝ al[le] ze hant,
Unde sprach: »lieber wirt,
mîn hêre des begert,
Daȝ ir ime daȝ kleinet wellet behalten;

860 daʒ iuwer Got mueʒ(e) walten.«
Dô der wirt den kranz besach,
zuo Heinrich er dô sprach:
»Sol ich der wârheite jehen,
hübschern kranz hab' ich nie gesehen,
65 Ich sprich' daʒ bî Gotes hulden,
er ist wol wert vier tûsent gulden.«
[illegible] nam daʒ krenzlîn zierlich
unt truog in gehalten sicherlich.
Heinrich wart wol gemuot,
70 daʒ daʒ kleinet was sô guot.
Nû wart bereit daʒ eʒʒen;
der wirt wart wol vermeʒʒen.
Er hieʒ mit kluogen wizzen
den jungen man sizzen
75 Unde haben sîn gemach,
als man dâ ze land(e) pflak.
Dô daʒ eʒʒen wart getân,
dô kam Heinrich (ge)gân
Unt vrâget' den vil werden,
80 ob er iht begert(e).
»Jâ,« sprach der rein(e)
»ich wil gemein(e)
an' alleʒ beiten
den wirt, die sînen kleiden,
85 Morn an dem tag(e),
mit gewand, daʒ ime behag(e).«
Dô sprach Heinrich der kneht:
»entriuwen, daʒ dunkt mich reht.«
Des morgens harte vruo
90 stalt(e) Heinrich dar zuo
Und bat den wirt mit willen,
daʒ er ime hulf' bestellen
Drîzig rok und dâbî.
der wirt sprach: »daʒ sî.«
95 Als nû daʒ tuoch wart bereit,
dâ wart lenger niht gebeit,
Man hieʒ eʒ dem wirt(e) geben,

daʒ er sîn kind, sîn mâge und neven
Durch sîn hulde
dâmit bekleiden wolde.
Dô sprach der wirt lob(e)lich:
»sicher, daʒ ist ze kost(e)lich.«
Dô sprach der kneht sunder wân:
»hêr' wirt, mîn hêre hât eʒ getân.
  Des andern tags man dâ solt(e)
stechen, als der künig wolt(e).
Der jungling dâ bestellen hieʒ,
daʒ man nieman dâ von lieʒ',
Er wær' ritter, kneht oder dienstman,
daʒ sie ime niht wolten versa(ge)n.
Daʒ nahtmâl mit ime ze nemen:
daʒ wolt' er williglich verdienen.
Da enwas weder ritter oder kneht,
noch nieman, der eʒ ime versegt',
Sie wolten eʒ alle g(e)lich
gerne tuon; des vröute sich
Der jung(e) minniklich
tet bereiten ein wirtschaft rich
Den rittern und den knehten
und swen sie mit in bræhten.
Einer vrâgt' den andern:
»ist eʒ Artûs oder Alexander?
Oder wannen komt er here?
daʒ er lept so in grôʒer êre.«
Dâ was nieman under in,
der gewiʒʒen kund' den sin,
Wer daʒ er wære,
daʒ er hete al[le] solich êre,
âne, der selbe ritter,
der ime vil bitter
Sin gelt tet verzeren,
der sprach zuo den hêren:
»Ich bin mit ime geriten,
er ist von guoten siten:
Aber von wannen er sî, oder wer,

des enweiʒ ich kein mære.
Er ist wert aller êren,
er glîcht sich eim(e) hêren,
Der jung(e) wol gemeit,
ûf dem weg, als ich mit ime reit,
Ein sîdîn tuoch er mir gap,
des er immer dank habe.«
Des wundert' sie alle gemein(e),
beide, grôʒ unt klein(e).
Eʒ was in grôʒ ungemach,
vil manigem leid geschach,
Der mit sîn' guot und groʒem vromen
solher kost niht zuo moht' komen,
Als der jung(hêre) tet,
daʒ was im ein grôʒer unvrid'.
Als eʒ nû eʒʒens zît was,
nieman sich vergaʒ,
Beide, arm' und rîch(e),
sie kâmen alle glîch(e).
Nû hœr(e)t, waʒ der jung man tet,
gar hovelîch ein rede:
Er gienk vor die tür stân,
daʒ dûht' in wol getân,
Der wirt und ouch die sînen
mit lob(e)lîchen schînen,
Biʒ (daʒ) sie vernâmen,
daʒ die hêren kâmen;
Beide, arme und rîch(e),
die enpfiengen sie alle glîch(e).
Dâ prîsten sie alle sam
gar [illegible] von den jungen man.
Nû was daʒ eʒʒen bereit,
der wirt gieng ungebeit,
Mit zuhtiglîchen wizzen
hieʒ er die hêren sizzen.
Dô sie dâ gesâʒen,
getrunken unde gâʒen,
Und daʒ eʒʒen was getân.

dô hieȝ man sie ze tanz(e) gân.
Dâ gieng der jung(e) zuo (dem) tanz.
der kneht hât(e) den kranz
In den selben stunden
ûf sîns hêren helm gebunden,
Daȝ in iederman sach.
eȝ was mangem ein ungemach.
Des was der ritter gemeit,
der mit ime ûf dem wege reit
Und der mit untriuwen siten
von ime was geriten.
Do ime der kranz was bekant,
vür den jungen trat er ze hant
Und bat in durch sîns liebes guete,
durch die er lît' ungemuete,
Von des selben sîns liebes wegen,
daȝ er ime den kranz wolt' geben.
Dô sprach der êren kern(e):
»entriuwen, harte gern(e).«
Er rukt(e) bald den kranz abe,
dem ritter er in gap.
Des dankt' er ime vil sêre
der zuht und der êre.
Des nam sie alle besunder
sêre grôȝ wunder,
Daȝ er daȝ kleinet rîch
gab hin weg sô williglîch.
Dô Heinrich daȝ vernam,
ze sînem hêren da(r) er kam
Und sprach: »wer gab iu den rât,
daȝ ir dem ritter kwât
Den kranz habent geben?
man solt' ime billîch nemen sîn leben.
In schanden mueȝ' er alten,
der henker mueȝ' sîn walten!
Ich wil iuch lâȝen al ein.«
der jung(e) sprach: »ach nein:
Waȝ solt' ich dan an gân?

eʒ wære ganz umb mich getan.«
Heinrich lieʒ sich biten,
und was doch von zornigen siten.
Als nû iederman wolt(e)
gân, da(r) er solt(e),
Heim an sîn(e) rast,
sie nâmen urloup von dem werden gast.
Dô bat er sie alle gemein(e),
beide, groʒ unt klein(e),
Daʒ sie sîn bete vernæmen
und des andern tags widerkæmen,
Beide, ritter unde kneht;
da enwas nieman, der eʒ ime versegt'.
Sie wolten alle gern(e) komen;
daʒ was ganz nâch sînem vromen.
Dô gieng menglich an sîn gemach,
und stalten sich an den andern tak,
[Wie] ieglicher gedâht' an die êre,
so wie er des morgens hovelich wære.
Der jung(e) ouch zuo Heinrich sprach:
»wie sullen wir uns morn den tak
Zuo der ban(e)n stellen
mit andern unsern gesellen?
Ich hoff', ich welle redelich ruern.
waʒ sol ich ûf mînem helm vuern?«—
»En triuwen, jung hêre, daʒ wiʒt,
daʒ sol sîn ein huenernist:
Niht beʒʒers enkan ich vinden,
daʒ wil ich iu ûf iuwern helm binden.«
Dô sprach der jung(e) wolgetân:
»ein huenernest muoʒ ich hân.«
Von den selben sachen
begund(e) Heinrich lachen.
Solt' Heinrich mit lieb(e) leben,
ein huenernest muost' er ime geben;
Heinrich ein (huener)nest vant,
ûf des jungen helm er eʒ bant.
Eʒ endûht(e) Heinrich niht guot:

1050 der jung(e) was des wolgemuot.
  Des morgens dô diu sunne ûf brach
und man den tag her schînen sach.
Dô gieng der wirt, nâch sîner wîse,
und bereit' aber die spîse.
55 Der jung(e) dâ ze der mess(e) gienk,
Gotes segen[1] er dâ enpfienk.
Dô diu mess(e) was getân
und er wider ze herberg(e) kam,
Heinrich sprach ân' beiten,
60 man solt' diu ros bereiten.
Niht lenger wart gebeit,
diu ros wâren schier bereit.
Dô sprach der jung(e) vrîe:
»Heinrich, sô lieb ich dir sî(e),
65 Sô gang in diser vrist
unt tuo uns ein huener nest
Ûf unsern schilt machen.«
do begund(e) Heinrich lachen,
Und nam den schilt in der vrist
70 unt tet darûf malen ein huener nest.
Dô der schilt was bereit,
der jung(e) ûf sîn ros schreit;
Der wirt mit drîzig mannen
reit mit ime ûf die banen.
75 Dô er ûf den blân kam,
jener[2] ritter er vernam;
Want eʒ was noch vruo,
menglich reit darzuo;
Den êrsten er dâ vernam,
80 der ritter mit dem kranz(e) kam,
Der kunde sich vrîlich ruern;
er meint', den dank dannen vuern:
Nein, z'wâr (er) entet;
er vernam ein ander rede.
85 Nû lag der künig und die vrouwen

---

[1] *In der Hds. steht* seben. *Gewagt wäre,* lîcham *dafür zu setzen.*
[2] *besser* keinen

ûf den venstern schouwen,
So wer der beste wære,
dem man gæbe die êre.
Diu junkvrouw' ouch dâbî lak:
sô lang(e) sie den kranz sach,
Dô vröuwet' sie sich sêre;
sie bat Got durch [alle] sîn êre
Mit ganzen iren sinnen,
daȥ er den jungen lieȥ' gewinnen.
Sie wânt', der mit dem kranze
wær' ires herzen schranze:
Nein, z'wâr, sie hât' vermist,
er vuort' ein huenernest
In denselben stunden
den helm sie ime verbunden
Ritterlich kam er gerant,
ein sper nam er dâ zehant,
Er valte den kranz in den mist.
»dank habe daȥ huenernest!«
Sprach der künig dâ er lak.
ach, wie sêre diu junkvrou erschrak!
Sie wânt(e), daȥ irs herzen degen
wær' nider in den mist gelegen.
Dâzwischen kam geriten
manig ritter nâch hôhen siten
Aldar ûf den plân,
ir ros wolgetân:
Meniglich dâ zehant
sînen helm ûf bant.
Der jung(e) vaȥt(e) sîn sper,
unt kam dort geriten her;
Swer wider ime stach,
zehant er in dem mist(e) lak.
Diz merkt' ein ritter,
eȥ was ime gar bitter,
Eȥ muet' in ûȥermâȥen sêre,
daȥ der junghêre
Sîn gesellen hât' gestôȥen nider;

er meint' eʒ rechen wider:
Der mit dem huener nest
stach den ritter ouch in den mist.
Der künig dô sprach:
»sô mir der guot(e) tak!
Daʒ mag wol sîn ein degen;
er beginnet nider legen
Vast(e) mit sîner maht
die ritter unde die kneht:
Den êrsten mit dem kranz(e)
er in den mist ranzt(e);
Der ander der dâ kam,
dem wart er alsô gram,
Sô daʒ man unde ros
beide vielen in den mos;
Der dritt(e) wolt' eʒ rechen,
den valt' er ouch mit sîm' stechen.
Alsus begunden sie vür in wîchen:
»nieman moht' ime glîchen.«
Diu minniklîch wolgetân(e)
was ganz in dem wân(e),
Daʒ eʒ wære der jung(e) degen,
der mit dem kranz(e) was gelegen:
Nein, eʒ was ein ander ritter.
doch was ir sîn vil bitter
Und brâht' irem jungen herzen
gar grôʒen smerzen.
Ûf dem venster dâ sie lâk
ze Got von himel daʒ sie sprach:
»Rîcher Got, sueʒer Krist,
sint daʒ dû bist
Gewaltig hie ûf erden
und dû mensch(e) wol(te)st werden,
Sô schaf, daʒ daʒ bluende rîs
muoʒ werden mîn amîs.
Sueʒ(e) muoter, rein(e) maget,
mîn herz(e) dir klaget,
Waʒ dû bitest dîn sueʒeʒ kint.

der din gebot gern vernimt.
Und din zer muoter hât begert,
sô gunne mir, daz ich gewert
Werde einer bete an dich,
suez(e) Maria tugentrich.
Sô hilf hiut dem werden kneht,
daz er mich behalt' mit reht.«
E sie daz wort vollen gesprach,
der kranz aber nider lak.
Des erschrak sie aber gar sêre;
sie wânt' alles, daz ez ir lieb wære:
Nein ez, sô mir helf(e) Krist!
ez was der mit dem huenernist.
Ez was der beste ûf den tak,
daz menglich in ze wunder an sach.
Iederman begunde klagen,
»wer hât disen her getragen?
Ist er kunig oder hêre?
wer bescheit uns der mære,
Wannen er sî, oder wer er ist,
der dâ vuert daz huenernest?
Sîn name[n] ist (uns) unbekant,
swie er nû sî genant,
Sô ist er doch stark g(e)nuok
der tiuvel in here truok.«
Alsô wâr(e)n sie alle unvrô;
er aht' es niht umb ein strô,
Wan im was wol ze muot(e);
daz macht' diu minniglich guot(e).
In der dienste er was;
nieman dâ vor ime genas.
Des erschrak diu junkvrouwe,
ir herze kam in groz[en] rouwe,
Daz (d)er mit dem kranz sô übel stach,
daz was irem herzen ungemach;
Doch, het' sie die wârheit gewist,
sie het' gelopt daz huenernest.
Sus wert(e) den ganzen tak.

biʒ daʒ man niht mê stach.
Men(ni)glîch reit von dan,
âne, der jung(e) man:
Er gedâht' in sîns herzen veste,
er was der aller beste,
Der von der ban(en) reit,
sîn herze was wolgemeit.
Dô er heim in die herberg(e) kam,
einen boten er vernam.
Der sagt' ime diu mære,
wie daʒ der künig hêre
Hete nâch ime gesant,
daʒ er kæm(e) ze hant,
Er solt' ze hove eʒʒen gân.
dô sprach der jung(e) wolgetân
Mit wolschœnen reden:
»ich hân selbs gebeten
Sicherlîch neht(en)
beide, ritter und kneht(e).
Die bî mir sullen blîben,
dis' âbentzît vertrîben.«
Dô der bot' antwurt enpfienk,
vil bald(e) daʒ er gienk
Zuo dem künig hêre,
und sagt' ime diu mære.
Als der künig daʒ vernam,
in grôʒen zorn des er kam.
Er sprach: »waʒ ist diser mære?
ich wânt', daʒ mîn der hof wære:
Nû dunk(e)t mich des niht;
ein ander des hoves pfliht.«
Nû kam sîn trûhsæʒ(e)
der sprach mit guoter mâʒ(e):
»Here, beitent biʒ morn ze tag(e),
ich wæne, er in es niht versag(e).«
Dô sprach der künig: »daʒ sî getân,
man sol eʒ in wiʒʒen lân.«
Nû hât' der jung' sich ûʒ getân

und was in sîn kameren gegân.
Zuo Heinrich er dâ sprach:
»ich muoȝ mîn gemach
Ein klein wîle haben.«
der kneht sprach: »ir habt hiut bejagen.«
Heinrich gieng dâ vür
und slôȝ zuo die tür.
Der jung(e) vuor sich vederlesen,
da er des andern âbents was gewesen.
Als er an daȝ venster kam,
die junkvrou(n) er alein vernam.
Die sueȝe, wandels ein(e)
diu was dâ alein(e)
Uf der kameren, da(r) sie gienk.
vil minniglich sie in enpfienk:
Alsô tet er sie hin wider:
sie sâȝen beide nider,
Sie ergezten sich mit liebe.
ê (er) von dannen schied(e).
Sie sprach ûȝ sueȝem mund(e):
»ich wolt', daȝ dir Got gund(e)
Und dîn leit rechest.
daȝ dû geswechest
Den mit dem huenernest.
daȝ er viel' in den mist.«
Er sprach: »junkvrou, waȝ ich
mistân hân hiut, sicherlich
Wil ich beȝȝern morn umb nôt,
oder ich gelig' darumb(e) tôt.«
Er sprach: »mîns herzen trœsterin,
gebt mir urloup von hin[nen];
Wan ich hân vernomen.
mîn volk sol komen.
Ritter unt kneht wolvermeȝȝen,
die mit mir sullen eȝȝen.«
Dô sagt' sie ime diu mære.
wie ir vater zornig wære
Und sêre zuo unvriden,

daʒ er sînen hof het vermiden.
Sie bat den helt vermeʒʒen,
daʒ er [niht wolt' vergeʒʒen
und] nâch dem naht eʒʒen
Mit sînem volk kæme ze hove.
unde tæt' daʒ ir ze lobe.
Er sprach: »gern, edele künigin,
mîns herzen ein trœsterin.«
Dô gieng diu minniglîch schône
und holt' ein guldîn krône.
Diu was sô fîn unde rein
von gold unde von gestein,
Daʒ er die solt' vuern durch sie
und wesen hôhes muotes vrî.
Er sprach: »als(ô) helf' mir Got,
gern(e) leist' ich iuwer gebot.«
Al dâ gieng sie zuo der stunt
unt kust' in an sînen munt:
Alsô tet er sie wider.
dâ mit schied er sich sider.
Ze sîner kamern dâ er kam,
nieman er (dâ) vernam.
Er rief: »Heinrich, nû nim war
diz kleiñet (kostlîch) z'wâr
Und ouch sô gar schône:
eʒ ist ein guldîn krône.«
Heinrich der vröuwet(e) sich.
dô er sach daʒ kleinet rîch,
Er sprach: »swaʒ wir verzern, da(ʒ) wirt bezalt;
dis krôn' ist von edelm gestein manikvalt.«
Den kneht wundert' sêre,
er gedâht', waʒ sîn jung hêre
Mecht' oder machen kund(e),
und wâ er diu kleinet vund(e).
Er gedâht' an solich sachen:
»enkünd' dîn jung hêre niht gemachen
Kleinet von nigromanzîen,
er solt' (sich) niht verzîhen

Des kranzes und diser krône,
»unt sie sint sô reht schône.«
Er gieng alle ze hant,
ûf den helm er sie bant,
Und gieng wolgedrâtte
in ein kemenât(e).
Dô man e33en solt(e) in,
er gedâht' in sînem sin:
»Sie enbilpt ime niht ûf dem helm,
er gibt sie ouch dem ritter schelm.
Und wes solstu dich des erzorn?
da er diz vant, dâ vint er ein ander morn.«
Nû kwam da3 volk wolgemeit,
da3 e33en wart bald bereit;
Sie trunken unde â3en,
als sie ein wîle gesâ3en.
Dô kam ein ritter gegangen,
der wart sêre wol enpfangen,
Er sprach zuo den jung hêren,
da3 sie vernæmen sîn mære:
»Ich tuon iu bekant,
der künig hât mich her gesant,
Da3 ir allesamen
morn ze hove wellent komen.«
»Gerne,« sprach der jung(e) man,
alsô schied der ritter dan.
Der ritter, des der kranz was,
ouch dâ über tisch(e) sa3.
Er gedâht': »hêre Got in dem trône,
hetstu die guldîn krône,
Diu dort ûf dem helm(e) stât,
sô möht' dîn noch wol werden rât.«
Dô e3 nâch e33en kam,
und man die tavel ûf nam,
Dô sprach der jung(e) wolgetân:
»ir hêren, wellen wir mit ein gân
Ze hof.« des wâren sie alle vrô,
ze hof sie kâmen (alle) dô.

Der jung(e) hât' sich wol bereit,
er hât' sich kostlich an gekleit.
Grôȥer vröuden daȥ er pflak;
so waȥ in ane sach,
Sie sprâchen alle sicherlich,
sie gesæhen nie sînen glich
Von manheit unt von wesen,
»Got hât in ûȥ erlesen.«
Alsô was er mit lobe
in des küniges hove.
  Zeleste er sich beriet,
daȥ er von dannen schiet.
Ie der man sach ime nâch;
man sach ime ouch volgen nâch
Die degen' wol vermeȥȥen,
die mit ime hâten geȥȥen:
Er gieng offenbærlich
mit pfîfen unt trummeten hêrlich
Dô sie in die herberg' kâmen,
manig' vröud' sie nâmen:
Man gab in confect und gieng schenken.
ie der man begund' gedenken
An den andern tak;
wan al[le] ir êre daran lak:
Sie nâmen an dem jungen man
urloup, und giengen von dan.
Der ritter bleip al dâ,
nâch der krônen was ime gâ,
Der bat den jungen schôn(e),
daȥ er ime die krôn(e)
Miltiglich geben wolde,
durch sîns lieben hulde.
»Daȥ sol sîn, sô mir mîn leben.
gênt und beiȥent sie iu Heinrich geben.«
Dô er zuo Heinrich kam,
und er die rede vernam,
Er sprach: »ich gæbe noch einen stopf,
dâmit man iuch hieng' an iuwern kopf.«

1390 Er gieng wider zuo dem jungen,
ime was niht wol erlungen.
Er sprach: »als ich leben,
Heinrich wil mir die krôn' niht geben.«
Dô gieng der jung(e) wolgestalt,
95 und gab sie ime mit gewalt.
Als er nû hât' die krôn(e),
er schuof sich dannen schôn(e):
Er gedâht': »hie mit saltu stechen.
und dîn leit alleʒ rechen
1400 An dem mit dem huener nest:
dû wilt in stechen in den mist.«
Als man slâfen solt(e) gân,
dô sprach der jung(e) wolgetân
Ze sînem kneht(e) Heinrich:
5 »lieber Heinrich, bescheide mich.
Waʒ sol ich ûf mînem helm(e) nuo
vuert(e)n morn(e) vruo?«
Heinrich sprach: »sô mir mîn wân.
ein oven wisch sullent ir hân.«
10 Solt' Heinrich dâ rast gewinnen,
er muost' ime ûf sîn helm binden
Einen oven wisch,
der dâ wære risch.
Ouch tet er ime mit hübschen sachen
15 einen ûf sîn schilt machen.
Des hât' Heinrich sînen spot.
er sprach: »sô mir mîn Got.
Diser oven wisch baʒ stân sol,
dan diu krôn', daʒ weiʒ ich wol.«
20 Des lachte der junghêre
von herzen rehte sêre.
Er sprach zuo dem wirt wolgetân:
»wir wellen zuo der messen gân
Unde hœren Gotes wort:
25 er hilft uns villîht deste baʒ vort.«
Dô gieng Heinrich ân' beiten
aber sîn ros bereiten.

Nû was er ûʒ der kirchen komen,
Heinrich daʒ hât' vernomen.
Er brâht(e) diu ros hervür
vür des stalles tür.
Dô gieng er ân(e) beiten
sich wâpen und bereiten.
Als bald er was bereit,
dô saʒ ûf der wolgemeit'
Und reit hin mit spil,
des er gnuog hât' unde vil.
Iederman dâ ûʒ sach;
sie sprâchen alle: »eʒ ist kûm tak;
Uns dunket, hie rast der tôr',
der dâ gestern reit hie vor.«
Und als er ûf den plân kam,
nieman er (dâ) vernam;
Er nam sîn ros mit (den) sporn,
er versuocht' eʒ wol ze vorn.
Nû kam dort her geriten
der ritter mit swindem siten,
Der mit der guldîn krône[n],
er wolt(e) nieman(s) schônen.
Den helm er bald ûf bant,
der ander kam ze hant
Gar snelliglich und schôn(e)
und stach den mit der [guldîn] krône
Mit schilt und mit helm(e),
daʒ er lag in dem melm(e).
Der künig aldâ lak,
als eʒ was worden tak,
Und die vrouwen gemein(e),
beide, grôʒ unt klein(e)
Durch vernemen mære,
so wer der beste wære.
Diu jung(e) künigin ouch dâ lak.
der grôʒ leit daran geschach.
Daʒ der mit dem ovenwisch
was sô stark unde risch;

Sie wânt', daʒ der mit der krôn(e)
wær' der jungling schôn(e),
Den sie mint' von herzen;
daʒ brâht' ir grôʒen smerzen.
Als die andern hêren diz vernâmen,
vil bald(e) sie dô kâmen
Zuo der ban(en) dar;
dâ wurden sie gewar,
Daʒ der ritter mit der krôn',
diu sô rîch was und sô schôn,
Hielt ûf dem plân
gar schôn und wolgetân,
Und darzuo der rische
mit dem ovenwische:
Der mit der krôn' sîn helm wider bant:
der jung(e) sprang gein ime zehant,
Er stach man unde ros,
daʒ sie viel(e)n in den mos.
Des nam diu junkvrou(we) war,
sie gedâht': »eʒ wil nirgents dar.«
Der künig, dâ er lak,
zuo der künigin daʒ er sprach:
»Diz ist der selbe, wiʒʒ(e) Krist,
der gestern vuort' daʒ huenernest.
Der mit dem ovenwisch,
er ist sô snel unde risch.«
Ê der künig daʒ wort gesprach,
ein andern er dâ sach,
Daʒ ime sint, noch ê
geschach nie sô wê.
Er valt' darnider daʒ ime bekam,
sie sâhen in ze wunder an.
Diz hert' er biʒ an die naht,
biʒ er sînen willen vollenbrâht'.
Nû wiʒʒent vür wâr daʒ,
nieman wist(e), wer er was.
Nû hœrent vürbaʒ mîn rede,
sowaʒ der künik tet:

Er sprach ze eim' sîm' kneht,
daʒ er gieng' unt vernæme reht,
Snel und ouch risch,
wer der wær' mit dem oven wisch.
Dô eʒ an den âbent kam,
daʒ menglich der herbergen gewan,
Dô stalt' sich dar ûf der kneht,
daʒ er vernæme reht,
Wer der stark' wær' und der risch(e)
mit dem oven wisch(e).
  Dô nû alle die hêren
von der bane(n) wæren,
Beide, heimsch' und geste,
sô was der jung' der beste.
Der von der banen reit,
er was sêre wolgemeit,
Er reit vrölich von dannen:
ime volgt' der wirt und sîn manne[n].
Der kneht volgt' ime nâch;
eʒ was vollen spâte;
Do er in die herberg(e) kam,
und der kneht diu mære vernam,
Dô gieng er zuo dem künig hêre,
und sagt' ime diu mære.
Diz hôrt' diu junkvrou dâ sie saʒ,
daʒ er irs herzen trût was.
Sie sweig [vil] stil, diu vil guote;
ir wâs wol ze muote,
Ûf ir kamer(en) dô sie gienk,
grôʒe vröud' sie dâ enpfienk,
Sie gedâht(e) an den vromen,
daʒ er schier solt(e) komen.
  Nû was der jung(e) wolgetân
in sîn kameren ouch gegân,
Er wolt(e) haben sîn gemach,
als er ouch vorhin pflak.
Dô er sich ûʒ gezôch,
vil bald(e) daʒ er vlôch

Zuo dem vinster inn(e)
da er wist' sîns herzen minn(e).
Sie was al dâ al ein(e),
diu minniglich', diu rein(e).
Alles trûrens sie was âne,
diu zarte, diu wolgetâne.
Des êrsten dô sie in an sach,
vil guetlich sie dâ zuo ime sprach:
»Bis wilkomen, mîn lieber schranz,
der mich hât durchwundet ganz
Mit des meijen touwe;
bis wilkomen, mîns herzen ouwe,
Darin al[le] mîn sælikeit
ganz bluejet mit stætikeit.«
 Dô sprach er mit worten schôn:
»Got dank' iu, mîns herzen krôn'!
Künd' ich iht, daȥ iu töhte
und iuch ervröuwen möhte!
Der êren ir mir habent getân,
ich nimmer mêre vergeȥȥen kan.«
Sie sprach: »waȥ sachen hât dir gewer(re)t,
daȥ dû niht hâst gevueret
Den kranz und die krôn'?
sie wâr(e)n doch kostlich und schôn.«
Er sprach: »gnâde, edele vrou,
(. . . . .)
Ich wart sô mit starken reden
durch mînes lieben willen gebeten,
Sô daȥ ich niht enlieȥ,
ich gæbe sie ime, der mir sie hiesch,
Beide, kranz unt krôn(e),
durch iuch vil minniglich schôn(e).«
Dô sprach diu valschen ân':
»hâstu daȥ durch mich getân,
Sô ist eȥ billich, ob ich lebe,
daȥ ich eȥ dir vergebe.«
Dô gieng sie aber al[le] zehant,
dâ sie ein gestikten kogel vant.

Der kostlich was und rein(e)
von perlîn unt von [edelm] gestein(e).
Sie sprach ze dem jungen hêren,
daʒ er ir solt(e) sweren
Bî aller der triuwen sîn,
daʒ er die kogel fîn
Durch ir hulde nieman,
so wer in kæm(e) an,
Mit niht(e) solte geben,
die wîle sie het daʒ leben.«
Er sprach: »zarte bluome mîn,
gern tuon ich den willen dîn.«
Nû was dâ kein lenger weren,
wan alle die hêren
Mit dem künig solten eʒʒen,
und ouch der wolgemeʒʒen.
Sie sprach: »mîns herzen amîs
und mîn bluendeʒ rîs,
Ich mag niht lenger beiten,
want ich muoʒ mich bereiten,
Unde komen ze hove,
nâch mînes vater lobe.«
Dô drukt' er sie an sîn lîp,
daʒ ûʒ erwelte sueʒe wîp,
Unt vloug in sîn kamern dô,
er was vrölich unde vrô.
  Nû kam gegangen dar
der ritter ein michel schar,
Die mit dem jungen vermeʒʒen
die zwên' âbent hâten geʒʒen,
Sie suochten den jungen wolgetân
und wolten mit ime ze hove gân.
Da[ʒ] Heinrich daʒ vernam,
in die kamern er dô kam,
Er sprach gar wolgetân:
»jung hêre, wellent ir gân;
Hie sint vil junger hêren,
die mit iu zuo êren

Zuo hove wellen gân.«
dô sprach der jung(e) wolgetân:
»Sô toug eʒ niht lenger gebeit.«
er was von herzen wolgemeit.
Vil bald er herûʒ gienk,
die hêren er alle schône enpfienk.
Er bat sie ein wênig beiten,
er wolt' sich snel bereiten.
Dô biten sie ein wîle,
er gieng mit sneller île
Unde tet sich bald(e) an.
dô gieng mit in der jung(e) man
Sie kâmen dâ ze hove
mit sêre grôʒem lobe.
Der kunig und alle sîn(e) man
sâhen in ze wunder an.
Der kunig hieʒ in sizzen reht(e)
uber alle ritter unt kneht(e):
Dâ muoste sizzen der wolgemeit',
eʒ wær' ime lieb oder leit.
Als sie alle wâren geseʒʒen,
man brâht' in ze eʒʒen,
Unde schankt' in den wîn,
und hieʒ sie guotes muotes sîn.
Dô daʒ eʒʒen was getân,
dô kam ein kneht wolgetân
Mit vil mangen mannen
und huob die tavel dannen.
Dô gieng in dem sale rein,
beide, grôʒ unde klein
Mit pfîfen und anderm seiten spil,
des was dâ ûʒer mâʒen vil.
Der jung(e) sprang dâ an den rei,
er hât(e) vröude mangerlei
Er sprang und sang, und was vrô:
alsô was ouch diu rein(e) dô.
Die wîle sie dâ bliben,
manik vröud(e) sie triben.

Und als daȝ lang getâten,
vür den künig sie trâten
Unt zuo den vrouwen wol geraht,
und sagten in ein guote naht.
Als dâ [von dannen] schied der wol gemeit',
do gewan diu junkvrou heimlîch leit.
Dô kam er mit hovelîchen siten
durch die stat geriten.
Iederman sach ime nâ[che];
einer sprach hie, der ander dâ:
»Wâ ist der mit dem oven wisch,
der sô stark ist unde risch?
Uns dunkt, er habe sich betân:
diser wil die êre hân;
Er hât gebeit biȝ an daȝ leste,
er wirt morn sîn der beste.
Wol ûf, ir hêren und ir ritter,
gedenkent an daȝ bitter,
Daȝ iu tet der risch',
der vuort' den oven wisch.«
Menglîch stalt(e) sich dar zuo.
  Der jung(e) kam des morgens vruo,
Er vuort' die kogel über sîn gewant,
und ein sper [ritterlîch] in sîner hant.
Die andern sprâchen gemeinlîch:
»hêre Got von himelrîch',
Waȝ sol diser mære wesen?
mag nieman hie genesen?
Des vordern tags kam ein huenernest,
daȝ stach uns alle in den mist:
Gestern kam ein oven wisch,
der was sô snel und sô risch;
Nû komt ein berlînkogel,
diu vliuget als ein vogel:
Der volget mê dan driȝig nâ:
wie sullen wir prîs bejagen dâ?«
Dô sprach einer von in allen,
der kund' wol hovelîch kallen:

»Welt ir slâfen biʒ mittak?
ich wæne, iu geschehen mak,
Als mangem ist geschehen.
dâ ist kein hindersehen:
Waʒ disem Got hât beschert,
des ist er wol wert;
Er tuot sîn arbeit darzuo
den âbent spâte, den morgen vruo,
Mit sinnen und mit wizzen.
da gebürt kein still(e) sizzen.
Wolûf, ir werden geste,
ich râten iu daʒ beste,
Grîfent eʒ vrischlîch an mit sinnen;
Iht mugent ir êre gewinnen.«
Menglîch sprach dâ offenbâr:
»sicherlîch, er saget wâr.«
Vil bald(e) wâren sie bereit,
die selben degen' wolgemeit,
Sie kâmen vrischlîch hin dan
zuo den andern ûf den plân.
Aldâ huob sich ein stechen
und ein sper zebrechen.
Doch was diu berlîn kogel
risch als ein vogel.
Daʒ erste sper al dâ lak,
des andern ime niht gebrach:
Het er vor iht getân,
daʒ muost(e) hinden blîben stân;
An disem tag(e) lag sîn êre,
er stach sie alle âne widerkêre.
Dâ lag diu minniglich(e),
diu grundelôs vröuden rîch(e),
An einem venster unde sach,
waʒ ûf der ban(en) geschach.
Ir behaget' gar wol der vogel,
der dâ vuort' die berlîn kogel,
Sie gedâht': »Got sol sîn walten!
er hât mîn gebot gehalten.

Er hât sîn kraft durch mich ermêrt,
billîch sol er sîn gewert.«
Dâ sie lag und alsus gedâht', [1]
ein junkvrou bî ir lak.
Sie sprach: »junkvrou minniklich,
woltestu bescheiden mich?«
»Jâ,« sprach sie mit list(e)
»ob ich es iht wist(e).«
Sie sprach: »daȝ dir lieb geschehen,
sage an, hâstu ieman gesehen
Al hie ûf disem plân
von den hêren wolgetân.
Uf dîn triuwe sô sage [2],
wer dir wol behage.«
Diu junkvrou antwurt' hart(e) snel:
»vrou, ich sage âne hel.
Der jung(e) mit der kogel
vliuget als ein vogel:
Swaȝ dem hie ist beschert,
des wirt er von Got wol gewert.«
Diu vrou dâ niht mê ensprach,
diu lag unde vurter sach
Die hêren wolgetân(e)
stechen ûf dem plân(e).
Menglich sâhen, [3] und des wunder nam,
von wannen diu schœn' kogel kam.
Der künig sprach, dâ er lak:
»als mir helf' der guot(e) tak,
Diz ist der hêren hêre;
hie ist keiner mêre
Von muot alsô rich,
unt von kleinet alsô kostlîch,
Als der mit der berlînkogel;
er ist snel als ein vogel.

---

[1] gesprach?
[2] *Die Hds. hat* vrage.
[3] *Dieselbe schreibt* sagen.

Wær' der hie mit dem huener neste,
der vor ouch tet daʒ beste,
Und der jung(e) mit dem oven wisch,
der was sô snel und sô risch,
Z'wâr, er ruort' ime sin gewant:
ich missen sîn ze diser stunt. (alzehant?)
Want er was reht ze hove,
und er stach wol ze lobe.
Diser dunkt sîn ein ander degen,
want hie mit ist nider gelegen
Der ander aller pris:
der hât getân den besten vlîʒ.«
Nû sah er in den ziten
den wirt ûf den plân riten.
Er sant(e) schier nâch ime,
daʒ er bald(e) kæm(e);
Er wolt(e) vrâgen mære,
wâ der jung(e) wære
Und ouch der risch',
der dâ vuort' den oven wisch.
Der wirt vil bald(e) kam;
als er des künigs rede vernam,
Er sprach: »sint ich iu bescheiden sol
ir sehent den mit der kogel wol.
Daʒ ist der jung(e) wol getân,
der dâ rît(e)t ûf dem plân.«
Er sprach: »weistu diu mære,
wannen er sî oder were.« —
»Hêre, das (en)weiʒ ich niht,
nieman mich (des) beschiet.
Er ist wol aller êren wert:
sîn gesleht sî mit ime vermært.
Ich sage iu, daʒ der jung(e) schranz
het einen berlîn kranz.
Als ich iu der wârheit jehen,
ir mugent in wol hân gesehen,
Dâ mit er stechen solt(e):
dâ kam ein ritter, der wolt(e)

Haben den selben kranz:
den gab er ime ze hant.
Ich spriche daʒ mit iuwern hulden,
er was wol wert vier tûsent gulden.
Uf daʒ ir die wârheit wiʒt,
vor dem kranz vuort' er ein huener nist
Daʒ was ûf den êrsten tak,
als er mit dem êrsten stach.
Des âbents vil schôn(e)
brâht' er ein guldîn krôn(e):
Man kund' kein beʒʒer vinden,
die tet er ûf den helm binden:
Der selbe ritter dâ kam,
dô er die krôn(e) vernam
Und bat in vil schôn(e)
umb die guldîn krôn(e):
Daʒ tet er gern zuo der stunt:
sie was wert mank tûsent pfunt.
Auch hât der jung(e) wol gemeit
mich und alle die mînen gekleit.«
Dô der künig daʒ vernam,
in grôʒ(e) vröude daʒ er kam.
Er sprach: »lieber hêre wirt,
swaʒ er hât verzert,
Daʒ soltu mir sagen.«
der wirt sprach: »hêre, daʒ sî getân.«
Der künig sprach: »eʒ sî wênig oder vil,
ich eʒ ganz bezalen wil.«
Der wirt was ein wîser man,
er reit wider ûf den plân.
Daʒ stechen schier ein ende nam,
als eʒ an den âbent kam,
Menglîch dâ von dannen reit:
der jung' biʒ ûf daʒ leste bleip.
Nû hœrt ein hübsch(e) rede,
so waʒ der jung(e) tet:
Er nam sîner gesellen ein ze hant
und sluog ûf in ze hant:

Die andern tâten ouch alsô:
sie wâr(e)n alle vrisch unt vrô.
Des selben wart vil sêre gelacht.
nû was eȥ worden naht,
Daȥ sie mit schœnen siten
zuo den herbergen riten,
Dâ sie heim hâten geleit:
iglîcher in sîn herberg' reit.
Der jung(e) gieng an sîn gemach,
als er ouch vorhin pflak.
[Er sprach:] »Heinrich, als dû hâst vernomen,
daȥ mîn gesellen sîn komen,
Sô tuo eȥ wiȥȥen mich.«
»gern(e),« sprach Heinrich.
  Nû vloug der degen fîn
aber zuo dem venster în,
Dâ er wist' die rein(en),
diu saȥ aber dâ al ein(e).
»Bis wilkomen, mîn
ûȥ erwelter sunnen schîn;
Dû senftest mir mîns herzen kwâl(e);
wie hât mich der Minnen strâle
Alsô gar durchschoȥȥen!
het' mich niht übergoȥȥen
Dîn lûter sueȥer touwe,
es muest' schier wesen nouwe.
Solt' ich daȥ leben halten,
mîn herze muest' von lieb(e) spalten.«
Er drukt(e) sie an sînen munt
mê dann(e) tûsentstunt,
[Und sprach:] »sueȥe minniglîch(e),
hôher vrouden rîch(e),
Het' ich den prîs erworben sô,
daȥ wir des mohten werden vrô!«
Sie sprach: »dâ zwîvelt mir niht an,
ir habent ie daȥ beste getân.«
Ouch waȥ diu zwei dâ tâten,
daȥ möht' ein nar wol râten;

Hie von wil ich niht mê schrîben.
er moht' niht lenger blîben:
Nû nât' diu minniglich rein(e)
von berlîn und gestein(e)
Ein kleinet von hovelîchen sachen,
als sie selbs wol kund(e) machen,
Daʒ gab sie dem jungen man,
daʒ er durch iren willen solt' hân.
Sie kusten ein ander minniklich;
mit dem schied der vröuden rich'.
Nû was diu zît komen,
daʒ die hêren vromen
Ze hove solten eʒʒen gân:
dar kam ouch der junge man.
Eʒ was alleʒ wol bereit;
man hieʒ die hêren ungebeit
Ir hende dâ zwahen,
unt ze der taveln sizzen gâhen.
Der künig des begert(e),
daʒ man iglich sezt' nâch sînem werd(e).
Daʒ ich iu nû vil seit' darab,
waʒ spîse daʒ man dâ gap,
Und ouch diu geriht(e),
daʒ macht' mir ein grôʒ gebreht(e),
Und bræht' doch keinen vromen;
darumb wil ich dar von komen.
Dô daʒ eʒʒen was getân,
die hêren hieʒ man stân
Alle an einen rink.
dâ stuond ouch der jung(e)link.
Des künigs hofmeister gieng dar
und sagt' den hêren offenbâr,
Wer dâ het erworben den dank,
der solt' in haben sunder wank.
Des was men(nig)lich vrô;
von hove schieden sie dô.
Iegliche begund' in sich lesen,
er wær' der beste gewesen.

Ouch hoft(e) der junglink fîn.
er solt(e) niht der snœdst(e) sîn.
Ach, wie hovelîch der jung(e) man
urloup von den vrouwen nam!
Und als ich hân vernomen,
die hêren die mit ime wâren komen,
Unde vil ûʒ der gemein'
giengen mit ime wider heim.
Ûf dem weg als sie giengen,
manig' rede sie an viengen
Von dem selben jungen,
wie wol ime wær' gelungen.
Sie dâht' des in irem sin,
daʒ er solt' haben die kunigin.
Dô er in sîn herberg(e) kam,
îglîcher urloup von ime nam.
Dô gieng er in sîn gemach
ze Heinriche unde sprach:
»Mîn vil lieber kneht,
dû solt vernemen reht,
Und solt zuo dem wirt(e) gân
unt vrâgen, waʒ wir hân vertân.«
Heinrich sprach: »vil gern,
ich sol eʒ tuon und niht enbern.«
Zuo dem wirt er dâ gienk,
sîn rede er alsô an vienk.
Er sprach: »sagt an, lieber wirt,
waʒ haben wir verzert?
Daʒ wellen wir rechen.«
der wirt begund(e) sprechen:
»Heinrich, ich verstân dich wol,
vil bald ich eʒ rechen sol:
Waʒ ir habent verzert ze diser zît,
daʒ ist alleʒ wol kwît.«
Heinrich sprach: »sunder spot,
diser rede ist iu niht nôt.
Daʒ ir mich alsô trîbent;
sagent, wâ bî ir blîbent.«

Der wirt sprach mit vuok:
»ich wær' dar zuo niht guot,
Daȥ ich iuch trîben solt';
mîn herze ist iu holt.
Verstânt reht, waȥ ich iu sage,
der künig hât an disem tage
Mich ganz ze mâle wol gewert
alles daȥ ir habent verzert.«
Heinrich gieng an sîn gemach:
ach, wie sanft er slâfen lak
Umb daȥ er het vernomen,
daȥ er sô wol was komen.
Er slief mit des[1] morgens vruo
er het sich warm gedekk(e)t zuo.
Der junghêr kam, dâ Heinrich slief,
ach, wie sanft er ime rief!
Er enwist' von keinen sorgen,
al sîn leit was verborgen.
Der jung(e) wolt' von dannen gân
und den kneht slâfen lân:
Dâ Heinrich dô erwacht(e),
vor vröuden daȥ er lacht(e),
Er sprach: »lieber junghêre,
ich vernam nehten[2] guot(iu) mære,
Diu ich (vil) gerne hôrt',
al[leȥ] mîn trûren ist zestôrt.«
Der junghêre sprach: »waȥ ist der mære?«
Heinrich sprach: »lieber junghêre,
Eȥ ist wol mit iuwern hulden,
al[le] unser zerung' ist vergulden
Nû zuo diser zît,
der künig hât eȥ gemach(e)t kwît.«
Der jung(e) sprach: »sô helf' mir Got,
dû trîbest mit mir dînen spot.« —
»Ich entuon, ûf mîn sêle;
es ist kein hele,

---

[1] mittes?

[2] *Die Hds. liest* nicht.

Der wirt sagt' mir'ȥ reht(e),
daȥ hôrten alle sîn kneht(e).
Hier umb sult ir mich niht strâfen,
da(ȥ) ich hân sô lang' geslâfen.«
Der jung' was wol gerâten:
er dankt' Got sîner gnâden,
Die er ime het getân.
hiemit wolt' er zer messe gân.
Als er zuo der messe kam,
der künig in dâ vernam,
Und ouch die werden vrouwen
begunden in ze schouwen.
Dô nû diu messe ende genam,
der jung' in sîn herberge kam,
Er sprach: »lieber hêre wirt,
daȥ ir immer sînt geêrt:
Waȥ hân wir vertân?
daȥ sullent ir mich wiȥȥen lân.«
Er sprach: »hêre, mit iuwern hulden,
iuwer zerung' ist vergolden;
Der künig hât mir genuog getân,
daȥ sprechen ich âne allen wân.«
Der selbe jung(e) man
sich des wol versan
Und gienk ze dem künig hêre
und dankt' ime der êre.
Heinrichen er mit ime nam,
den wirt und alle sîn man.
Nû hœrent, waȥ der jung(e) tet(e):
er gieng ûf der stet(e)
Vür den künig unt vür die hêren,
die in dem palast(e) wæren,
Er viel nider ûf sîn knie,
er sprach: »hêre, ich bin hie
Und dank' iu von herzen sêre
der grôȥen tugent und der êre,
Die ir mir habent getân;
des wil ich allezît stân

Ze iuwerm dienst und gebot,
als mir helf' der werde Got,
Die wîle daʒ ich leben.
nû sult ir mir urloup geben,
Want ich hân verr(e) in mîn lant,
mînen vriunden ist niht [wol] bekant,
Ob ich lebendig sî oder tôt.«
der künig ime ouch gebôt,
Daʒ er solt(e) blîben
und die zît vertrîben,
Biʒ man geben het' den dank.
er sprach: »hêre, es wirt mir ze lank.«
Der künig wider zuo ime sprach:
»vernement reht die sach',
Eʒ sî mit schaden oder ze vromen,
ich lâʒ' iuch niht von hinnen komen.«
Eʒ tet darumb der jung(e)link,
ûf daʒ nieman merkt' sîn dink.
Dô bereit was daʒ eʒʒen,
die hêren wâren geseʒʒen,
Iederman nâch sînem werde,
als eʒ dan der künig begerde.
Dô daʒ eʒʒen was getân,
und die hêren ûf wârn gestân,
Sie ergiengen sich in dem sal:
iglîcher wart' ûf daʒ mâl,
Daʒ ime glükk(e) solt' geschehen,
daʒ er mit der künigin wurde versehen.
Nû gieng der künig ze râte
in ein kemenâte
Mit sînen rittern unt knehten,
daʒ sie ime die wârheit seiten
Wer der beste wære,
dem er solt' geben die êre:
Den êrsten den er vrâget' an,
der sprach: »hêre, daʒ ist der man,
Der mit dem huenernest(e).«
der selbe niht enweste,

Daz ez der jung(e) was.
vür wâr sag' ich iu daz.
2070 Der ander al dâ sprach:
»den besten den ich dâ sach.
Daz was der mit dem ovenwisch,
der was sô snell(e) und sô risch,
Dem gibe ich die êre,
75 wan sie von reht im wære.«
Der dritt(e) red(e)t' ouch daz sîn.
er sprach: »lieber hêre mîn.
Der dâ mit der kogeln stach,
menlîche(r)n man ich nie gesach,
80 Und wær' ez an mich gelân,
z'wâr, er muest' die êre hân.«
Ir keiner wist(e) noch dan,
daz ez allez was ein man.
Den vierden ouch man dâ hôrt',
85 der sprach mit schœnem wort:
»Der rede ist mir kein spot,
als mir helf' der werde Got,
Solt' ich mîn leben darumb verliesen,
von den drîen sol man einen kiesen.«
90 Nû hœrent vürbaz, wie der künik
tet ein verholen dink,
[Er sprach:] »sô wellen wir ir einen kiesen,
daz die andern niht verliesen:
Mit der kogel der jung(e)link
95 der sol haben mîn liebez kint;
Der mit dem ovenwisch(e),
der snell(e) und der risch(e),
Dem wil ich nâch mînem leben
mîn künigrîch gar und ganz geben;
2100 Der mit dem huenernest,
vür wâre daz ir wizt,
Der sol mîns rîch(e)s walten
dwîle ich daz leben behalten.«
Nu enwist' under in nieman daz,
5 daz ez allez ein man was

Der künig dâ beval,
daʒ man bræht' in den sal
Die zarte, [die] minniglîch(e),
die sueʒe, vröuden rîch(e).
Und daʒ man die werden jung(e)ling'
hieʒ(e) stên an einen rink.
Man solt' sie âne alleʒ beiten
driu mâl umb(e) leiten;
Und sô daʒ alsô wær' getân,
sô solt(e) man sie geben schôn
Dem jung(e)ling(e) wol gemeit,
der mit der kogeln was gekleit.
Dô hieʒ man die hêren wol getân
alsô an einen ring stân,
Und daʒ diu zarte wol gemeit
sô minniglich wart dar geleit.
Die zart(e) êren rîch(e),
man bôt sie ie der man glîch(e).
Manger wart von schemden rôt
sie kam ouch in grôʒ(e) nôt.
Daʒ ûʒerwelte sælig wîp,
ir griulet' alle(r) ir lîp,
Sie enwist' niht, wie sie was dar an,
dô man sie leit' von man ze man.
Dô sie driu mâl was umb geleit,
dô gab man sie dem jungen [wol]gemeit.
Von schemden dâ der jung(e) man
als ein rôse er enbran
Under sînen ougen;
diu minne enkund' es niht getougen.
Sie muost' enpferwen sich;
alsô tâten sie beide glîch.
Dô Heinrich diu mære vernam,
in grôʒ' vröude daʒ er kam.
Vil mangem leid aldâ geschach
ûf den selben tak.
Daʒ wil ich lâʒen ligen
und des gar geswîgen.

Und sagen in ander mære
von dem jungen hêren:
Der zarte jung(e)link
bestalt(e) dâ sîn dink:
Er hieȥ ruefen einen hof
umb(e) werder hêren lop,
Die in der stât wæren,
die solten mit hovieren;
Und swaȥ sie verzerten in der zît,
daȥ wolt' er alleȥ machen kwît.
Des âbents lagte man sie bî,
die junkvrou(n un) tugent vrî.
Ach Got, wie vröuden rîch(e)
und wie minniglîch(e)
Sie bî einander lâgen!
waȥ grôȥer vröude sie pflâgen,
Daȥ enkünd' nieman geschrîben.
die rede lâȥen wir nû blîben.
Des andern morgens gar vruo
gieng der jung(e) dâ zuo,
Und lieȥ menglich sagen,
daȥ man in aht tagen
Nieman ûȥ enlieȥ(e),
biȥ man sie eȥ tuon hieȥ(e).
Daȥ geschach aldâ.
dâ kam grôȥ(iu) vröude nâ,
Und huob sich ein grôȥ hovieren
mit stechen unt turnieren.
In wârheit ich daȥ sage,
eȥ wert(e) wol aht tage:
Dô diu zît vergangen was,
vür wâr sage ich iu daȥ,
Man gab den hêren ros unt pfert;
und alleȥ daȥ sie hâten verzert
In der selben zît,
daȥ macht' der jung(e) alleȥ kwît.
Iederman vuor dâ heim(e),
âne, der jûng man rein(e):

Der wart wol bekant
und mehtig über alleʒ lant.
Eʒ was ze willen ime ergangen,
in wolt(e) niht mê heim verlangen.
Heinrich bleib ouch aldâ.
ze land(e) was ime niht gâ.
Hie lâʒ' ich dis' rede belîben:
Got mueʒ' uns in sîn rîch(e) schrîben!
Amen.

LXV.

Das Schrätel und der Waſſerbär.

Wer hofeliche Märe vernehmen und lachen will, der höre diese Abenteuer: ich lache auch, wenn Sorge, die mich je zwang, es verstattet.

Der König von Norwegen sandte dem Könige von Dänemark einen groſsen weiſsen Waſserbären, der gezähmt war. Ein wegekundiger Normann führte ihn, für Lohn, nach Dänemark. Als er hier mit ihm landete, leitete er ihn am Seile, und erreichte am Abend ein schönes Dorf, wo er herbergen wollte. Er sah einen weiten Hof, der einem Ritter oder reichen Manne zu gehören schien; der Wirth, ein guter einfältiger Bauer, stand traurig davor, erwiederte den Gruſs des Normanns, und fragte ihn, ob das furchtbare Thier geheuer oder ein Meerwunder sei. Der Normann belehrte ihn, und bat um Herberge. Der Bauer sagte, er habe keine Gewalt über Haus und Hof, des Teufels Volland und Gespenst, dessen Gestalt er noch nicht gesehen, schalte darin, und schlage mit bleischwerer Faust alles nieder, was ihm widerstebe; es werfe Tische, Stühle und Bänke wie einen Ball umher, desgleichen Schüſseln und Töpfe, Ofenbretter und Steine, Kisten und Körbe, alles durcheinander: deshalb habe er, mit Gesinde und Vieh, den Hof verlaſsen, und sich hier in eine Hütte begeben, wo ihm Hausrath mangele. Der Gast bedauerte des Wirthes Unheil, und bat, ihn die Nacht in dem Hofe zu laſsen, er hoffe, mit Gott des Teufels Spuk zu vertreiben. Der Wirth erlaubte es gern, fand es jedoch vermeſsen. Der Normann bat um Speise für sich und seinen Bären, und der Wirth theilte willig seine Armut mit ihm, gab ihm Bier, Brod, Fleisch, Rüben, Salz, Eier, Schmalz, frische Butter, nach Landessitte; und für den Bären einen Widder. Der Gast dankte, nahm Alles, und ging damit in den Hof.

Beim Eingange segnete sich der Normann, und trat in ein Backhaus; unbesorgt machte er Feuer, sott und briet, aſs und trank, und gab auch dem Bären zur Genüge. Dann streckte er sich auf eine Bank und schlief fest ein. Der Bär streckte sich am Feuer hin und entschlief auch. Da sprang ein Schrätel (Kobold) hervor, kaum drei Spannen lang, scheuslich gestalt, mit einem rothen Kappel; es trug an einem eisernen Spieſs ein Stück Fleisch, setzte sich beim Feuer und briet es. Da erblickte es den Bären, wunderte sich über den gräulichen Gesellen, wollte ihn aber nicht hier dulden, wo es alles vertrieben habe, und gab ihm mit dem Spieſs einen Schlag auf den Nacken. Der Bär rümpfte sich und greinte es an. Das Schrätel sprang wieder ans Feuer und briet sein Fleisch, bis das Fett herauslief; dann gab er abermals dem Bären einen Schlag, welchen ihm dieser auch noch vertrug. Das Schrätel briet sein Fleisch fürder, bis der heiſse Braten zischte: da schlug es den Spieſs mit aller Kraft dem Bären übers Maul. Nun sprang der Bär auf, ergriff das Schrätel mit den Tatzen, und krallte und biſs es so grimmig, daſs es laut schrie: „weh, Herre, weh!“ Wie klein das Schrätel war, doch hatte es groſse Stärke, griff dem Bären ins Maul, zerrte, biſs und kratzte dermaſsen, daſs auch der Bär gräulich schrie und sein Gebrüll über den weiten Hof erscholl. Der grimmige Kampf der beiden Gewaltigen währte lange, bald lag das Schrätel, bald der Bär oben, und es war ein Wunder, daſs nicht beide umkamen. Der Bärenführer gerieth in solche Furcht, daſs er in den Backofen kroch, und ängstlich aus der Ofenthüre zusah. Der Kampf währte bis Mitternacht, zuletzt überwand jedoch der Bär, und das Schrätel verschwand; wohin? wer weiſs das? Der kampfmüde Bär streckte sich wieder auf den Estrich hin.

Der Normann kroch erst als es tagte, ganz ruſsig aus dem Ofen, nahm seinen Bären und führte ihn aus dem Hofe. Der Wirth stand vor dem Thore, und bot ihm guten Morgen; er hatte alles wol gehört und freute sich, daſs der Gast noch lebte. Dieser wollte mit Gottes Hülfe gern fürder leben, dankte, und ging mit seinem zerzausten Bären weg.

Der Bauer nahm, wie gewöhnlich, seinen Pflug, zog auſs Feld und trieb seine Ochsen: da lief das Schrätel herbei, und trat, mit ganz blutigen Beinen, auf einen Stein; sein Leib war überall zerkratzt und zerbiſsen und sein Käppel zerzerret; ſo rief es gräulich dem Baumann dreimal „hörest du's!“ zu, und fragte, ob seine groſse Katze noch lebe. Der Baumann antwortete, sie lebe noch, dem Schrätel zum Trotz, und schwur bei seinem Oechslein und Joche, daſs sie ihm fünf schöne Jungen gebracht, welche der alten ganz gleich seien, und hieſs das Schrätel hinlaufen, sie zu schauen. Das Schrätel rief „Pfi!“ schon die eine Katze habe ihm so weh gethan, daſs ihrer sechs es ermorden würden, es wolle drum zeitlebens nicht mehr des Bauern Hof betreten. Damit verschwand es.

Der Bauer war sehr froh darüber; er kehrte heim, und zog wieder mit Weib und Kindern in seinen Hof, in welchem er fortan mit Gemach und Freuden lebte.

LXV.

Daʒ schretel und der waʒʒerber.

Diz ist von einem schretel unt von
einem waʒʒerbern.

Wer hovelicher mære ger,
der neige herze und ôre her.
Dem gibet disiu âventiure
ein lachen ze stiure.
Ich lache ouch, wen des wirt zit,
ob sorge mir die muoʒe git,
Der ich von sorge (not?) ie muoste pflegen.
nû hœre(t), wie der von Norwegen,
Ein künik edel und hôch geborn,
ei[ne]m andern künige ûʒ erkorn,
An adele sinem genôʒen,
an rîcheit dem grôʒen,
Und ane gewalt dem starken
künige von Tenemarken
Sante einen zamen waʒʒerbern;
z'wâr, ich wil iuch der wârheit wern,
Er was der wîʒen einer,
ein grôʒer, niht ein kleiner.
Dem bern dâ gegeben wart
gein Tenemarken ûf die vart
Ein wegewîser villân
von dem lande, ein Norman.

Der in vueren solde,
und sîn durch miete wolde
Schôn ûf der selben verte pflegen.
hin vuoren sie von Norwegen
über den sê, den starken,
unt kwamen ze Tenemarken
In des edelen kuniges lant.
dô sie von stade ûf den sant
Kwâmen beide, dirre und der,
des bern meister und der ber,
Des bern pfleger nam den bern
bî der lannen, hin vuort' er'n,
Er sûmte kleine sînen gank,
wan in der âbent des tages twank,
Daʒ er lîte vaste
gein herbergen durch raste,
Er gâhte sêre durch gemach,
unz daʒ er ligen vor im sach
Ein schœn dorf, dâ hin kêrte er,
im volgte an sîner hant der ber;
Dô er in daʒ dorf kwam,
dâ sach er wît und wunnesam
In einem hove guot hûsgemach,
und er den hof sô schœnen sach,
Er dâhte in sînem sinne,
dâ sæʒe ein ritter inne,
Oder sus ein guoterhande man:
dar kêrte der villân
Mit dem bern sân ze hant.
den wirt des hoves er dâ vant
Gar trûrik vor dem hove stân,
er was ein guot einvaltik man,
Von art ein rehter gebûre;
swie ofte im wart und (vil?) sûre
Sîn lîp nar mit nôt,
er gab doch guetlich sîn brôt
itslichem, der sîn geruochte
und in mit zühten suochte.

Mit dem hern der Norman
den wirt dâ grueʒen began.
Der wirt im dankte schône,
er jach: »daʒ iu Got lône!«
Und hieʒ in willekomen sîn,
er sprach: »vil lieber vriunt mîn,
Durch iuwer zuht tuot mir bekant,
waʒ tieres vuer[e]t ir an der hant?
Ist diu selbe krêatiure
gehiure oder ungehiure?
Daʒ eislîche kunder,
ist eʒ ein merwunder?
Muoʒ ich mich vor im vürhten iht?«
der Norman sprach: »nein, herre, niht;
Eʒ ist ein zamer waʒʒer ber,
mîn her[re] der künik sant' in her,
Der êrenrîche von Norwegen
disem küniklichem degen
Hât er in ze prêsant
her gesendet in diz lant,
Dem ich in vueren und bringen sol.
vil lieber wirt, nû tuot sô wol,
Als iuwern tugenden sî geslaht,
unt lât mich mit iu über naht.
Blîben under dache
in iuwerm hûsgemache.«
Der guote Tene einvaltik
sprach: »ich bin ungewaltik
Des hûses und des hoves mîn.«
der Norman sprach: »wie mak daʒ sîn?«
Des antwurt' im der wirt ze hant,
er jach: »des tiuvels vâlant
Und sîn gespenste ist zuo mir komen
in mînen hof und hât benomen
Mir, swaʒ ich vröuden ie gewan.
mit niht ich daʒ ervaren kan,
Waʒ krêatiuren eʒ sî:
sîn hant ist swær alsam ein blî.

Wen eȥ erreichet mit dem slage,
swie grôȥ eȥ sî, swie stark sîn klage,
Eȥ sleht in, daȥ er vellet nider.
sîne gestalt und sîniu gelider
Diu moht' ich leider nie gesehen,
wan daȥ ich des vür wâr muoȥ jehen.
Und sage eȥ iu ze wunder,
daȥ ich gevriesch nie kunder
Sô stark, noch sô gelenke:
tische, stuele und benke,
Die sint im ringe alsam ein bal,
eȥ wirfet ûf unt ze tal
Die schüȥȥeln und die töpfe gar,
eȥ rumpelt stæte vür sich dar,
Oven brete und oven steine,
körbe, kisten algemeine
Die wirfet eȥ hin unde her;
eȥ gêt ot alleȥ daȥ entwer,
Swaȥ ist in dem hove mîn.
nû hab' ouch ich die vreise sîn
Umbe sîn untât gevlogen
und hab' mich gar von im gezogen
Des ich mich an iuch selben zich:
seht, mîn gesinde und al mîn vich
Hât eȥ her ûȥ von im getriben,
und ist aleine dar inne bliben.
Von im ich grôȥen kumber dol.
vil lieber gast, ir seht ouch wol,
Daȥ mir hûsrât ist wilde;
ich hân ûf diz gevilde
Vor disen hof gehüttet;
zestœret unt zerüttet
Ist leider al mîn hûsgemach.«
der gast gezogenlîchen sprach:
»Vil lieber wirt, daȥ ist mir leit;
lât mich durch iuwer hovischeit
Und durch iuwer zuht hin in,
und lât mich hînt dar inne sîn:

Waʒ ob mir lîhte hilfet Got,
daʒ der tiuvel und sîn spot
Und sîn truknusse mich verbirt.« –
»turret ir'ʒ gewâgen,« sprach der wirt
»Ich gan es iu innenklîchen wol;
ob ich die wârheit sprechen sol,
Sô dunket eʒ mich tumplîch.«
der Norman sprach: »nû stiuret mich
Und mînen bern mit [der] spîse;
ich dunke iu tump oder wîse,
Ich wâg' eʒ, swie mir'ʒ halt ergât.« –
»sint ir sîn niht welt haben rât,«
Sprach der wirt, der guote man
»ich teile iu mite, swaʒ ich hân.
Mîn ein valtigeʒ armuot,
vil lieber gast, daʒ nemt vür guot.«
  Der wirt eʒ im guetlîch erbôt,
er gab im bier unde brôt,
Vleisch, rueben unde salz,
er gab im eijer unde smalz,
Unt vrischer butern gnuok dâ mite,
ze spîse, nâch des landes site,
Und sînem bern einen wider,
der im doch sûre gnuok wart sider.
Der gast im seite grôʒen dank,
er nam die spîse und den trank,
In Gotes namen dâ gienk er
hin in den hof, mit im der ber.
  Der guote man von Norwegen
tet vor sich den[1] Gotes segen,
Hin gienk er in ein bachûs;
er ahte klein ûf sulhen grûs,
Als im der wirt dâ seite;
ein viuwer er bereite,
Als im der hunger geriet,
sîne kost er sôt und briet.

---

[1] *In der Hds.* des.

Dô nû diu kost was bereit,
er aʒ unt trank und was gemeit,
Und gab ouch sînem bern genuok.
dar nâch diu muede in darzuo truok,
Daʒ er sich leit[e] ûf ein bank
und der slâf in des betwank.
Der bere was von dem gêne laʒ,
do er im gnuok des widers gaʒ,
Er leit' sich bî daʒ viuwer nider,
im wâren muede sîniu glider.
Dô nû der guote man gelak
und slâfes nâch der muede pflak,
Und ouch der muede ber entslief,
hœret, wie ein schretel dort her lief.
Daʒ was kûm[e] drîer spannen lank,
gein dem viu[we]r eʒ vaste sprank:
Eʒ was gar eislich getân,
und het ein rôteʒ keppel an:
Daʒ ir die wârheit wiʒʒet,
eʒ het ein vleisch gespiʒʒet
An einen spiʒ îsenîn,
den truog eʒ in der hende sîn;
Daʒ schretel ungehiure
sich sazte zuo dem viure
Und briet sîn vleisch durch lîpnar,
und eʒ des bern wart gewar.
Eʒ dâhte in sînem sinne:
»waʒ tuot diz kunder hinne?
Eʒ ist sô griulich getân,
und sol eʒ bî dir hie bestân,
Dû muost sîn lîhte schaden nemen:
nein, blîbens darf eʒ niht gezemen;
Ich hân die andern gar verjaget,
ich bin ouch noch sô niht verzaget.
Eʒ muoʒ mir rûmen diz gemach.«
nîtlîch eʒ ûf den bern sach,
Eʒ sach ot dar und alleʒ dar,
ze lest erwak eʒ sich sîn gar

Und gap dem bern ein[en] slak
mit dem spiʒʒe ûf den nak.
Er rampft sich unde grein eʒ an:
daʒ schretel sprank von im hin dan.
Und briet sîn vleischel vürbaʒ,
unz daʒ eʒ wart von smalze naʒ:
Den bern eʒ aber eines sluok,
der ber im aber daʒ vertruok.
  Eʒ briet sîn vleisch vür sich dar,
unz daʒ eʒ rehte wart gewar,
Daʒ nû der brâte sûste
und in der hizze brûste.
Den spiʒ eʒ mit dem brâten zôch
vaste ûf uber daʒ houbet hôch,
Daʒ bœse tuster ungeslaht
sluok ûʒ aller sîner maht
Den mueden bern über daʒ mûl.
nû was der ber doch niht sô vûl.
Er vuor ûf und lief eʒ an,
daʒ schretel im dâ niht entran.
Er begreif eʒ mit den tazzen.
bîʒen, krimmen unt krazzen
Begunde er eʒ sô grimme,
daʒ eʒ in grimmer stimme
Und uberlût engestlichen schrê:
»wê, herre, wê! wê, herre, wê!«
Swie kleine im wâren sîniu gelider,
eʒ was doch stark, und greif hin wider
Dem mueden bern in den giel,
eʒ zezerret im den griel,
Eʒ beiʒ, eʒ krazte in unde kram,
daʒ er vor zorne lûte erbram
Und schrei in grôʒem grimme,
sîn angeborne stimme,
Diu alsô grimmiklîch erhal,
daʒ alleʒ daʒ dâ von erschal,
Daʒ in dem wîten hove was,
ob ir ietwederʒ dâ genas,

Vür wâr, daʒ was ein wunder.
der ber und diz unkunder
Begunden grimmiklîchen toben,
iezunt lak daʒ schretel oben,
In einer wîle lak ob der ber;
sie wielken'ʒ hin unde her.
Die zwêne kampfgeverten
sich beide vaste werten:
Nû bîʒâ bîʒ! nû limmâ lim!
nû krazzâ kraz! nû krimmâ krim!
Sie biʒʒen unde lummen,
sie krazten unde krummen
Einander alsô grimmiklîch,
daʒ als harte ervorhte sich
Des bern meister, daʒ er vlôch
und in den bachoven krôch.
Er krôch hinin, und sach her vür
gar trûrik ûʒ des ovens tür;
Er luoget' ûʒ dem luoge
und sach die grôʒe unvuoge,
Diu an dem bern dâ geschach;
daʒ was sîn[e]s herzen ungemach.
Daʒ schretel mit dem bern vaht
vil vaste hin gein mitternaht:
Ze lest er eʒ doch überwant,
eʒ vlôch von im, unt verswant.
War eʒ kwam, wer weiʒ daʒ?
der ber was von dem strîte laʒ.
Er leit' sich ûf den estrich wider
und raste diu[1] kampfmueden lider.
Der Norman sach wol dise geschiht,
er kwam ot ûʒ dem oven niht,
Mit vorhten er dar inne lak,
unz daʒ er sach den liehten tak.
Dô alrêrst krôch er her vür,
gar ruowik ûʒ des ovens tür.

---

[1] In der Hs. der, *meint* des = diu

Dô er ûȥ dem oven kwam,
sînen bern er dâ nam
Unt vuort' in ûȥ dem hove hin vor.
der wirt des hoves stuont vor dem tor,
Dem gaste er guoten morgen bôt;
er het gehôrt wol dise nôt,
Diu in dem hove dâ geschach;
der guote wirt guotlîchen sprach:
»Und lebt ir noch, vil guoter man?« —
»jâ, sint mir Got des lebens gan,
Sô lebe ich gerne vürbaȥ.«
Ze vil geredet, waȥ touk daȥ?
Mit kurzen worten überslagen,
er dankte im grôȥ, hôrt' ich sagen,
Und nam urloup, hin gienk er,
mit im gienk der zekrazte ber.
Der guote wirt, der villân,
dâ sînen pfluok rüsten began,
Des pflak er, und was sîn site,
wan er betruok sich dâmite;
Er vuor ûf daȥ gevilde hin
durch sîner lîpnar gewin;
Sînen pfluok er dâ enpfienk,
ze akker er dâmite gienk.
Er mente sîn ohsen, hin treip er,
nû lief daȥ schretel dort her
Unt trat ob im ûf einen stein;
mit bluote wâren sîniu bein
Berunnen ûf unt ze tal,
sîn lîbel daȥ was über al
Zekrazzet unt zebiȥȥen,
zezerret unt zeriȥȥen
Was sîn keppel, daȥ er truok;
eȥ rief eislîch und lûte genuok
Und sprach dem bûmanne zuo,
eȥ rief wol drîstunt: »hœrest dû'ȥ, dû!
Hœrest dû'ȥ, dû! hœrest dû'ȥ! idoch
lebet dîn grôȥe kazze noch?«

Er luoget' ûf und sach eȝ an,
sust antwurt' im der bûman:
»Jâ jâ, mîniu grôȝe katze,
dir ze truzze unt ze trazze
Lebet sie, dû bœseȝ wihtel, noch,
sam mir daȝ öhsel und daȝ joch.
Vunf jungen sie mir hînt gewan,
diu sint schœne und wol getân,
Lank sîtik, wîȝ und hêrlîch,
der alten katzen alle gelîch.« —
»Vünf jungen?« sprach daȝ schretelîn.
»jâ,« sprach er »ûf die triuwe mîn:
Louf hin und schouwe sie,
dun[en] gesæhe sô schœner katzen nie:
Besich doch, ob eȝ wâr sî.« —
»pfî dich!« sprach daȝ schretel »pfî!
Sol ich sie schouwen? wê mir wart;
nein, nein, ich kum' niht ûf die vart:
Sint ir nû sehs worden,
sie begunden mich ermorden:
Diu eine tet mir ê sô wê.
in dînen hof ich nimmer mê
Kume die wîle ich hân mîn leben.«
diu rede kwam dem bûman eben:
Daȝ schretel sâ vor im verswant.
der bûman kêrte heim ze hant,
In sînen hof zôch er sich wider,
und was dâ mit gemache sider,
Er und sîn wîp und sîniu kint,
diu lebten dâ mit vröuden sint.

LXVI.

Heimbrecht.

Von

Wernher dem Gartener.

Einer sagt von Minne, ein andrer von Reichthum, oder hohem Muthe: ich will sagen, was ich erlebte.

Ein Bauernsohn, wie sein Vater, der Meier, Helmbrecht genannt, trug blonde Locken bis über die Achsel hinab, und darauf eine Haube (Mütze), welche mit schönen Bildern von Seide durchnäht war: da standen Sittiche, Tauben und andres Gevögel, als wenn es aus dem Spessart flöge, am Kopfe hinten und oben; am rechten Ohr hinab sah man die Belagerung und Zerstörung Troja's mit Aeneas Flucht; an der linken Seite waren König Karl, Roland, Turpin und Olivier im Kampfe gegen die Heiden, in Provence, Arles und Galizien; hinten, zwischen den Ohren, sah man wie die beiden Söhne der Frau Helke und Diether von Bern durch Witigen vor Ravenna erschlagen wurden. Den Bram vorn zierte ein Tanz, wie er noch üblich ist, je ein Ritter zwo Frauen, und ein Knappe zwo Mägde an der Hand haltend, daneben Fiedler.[1] Eine aus dem Kloster entsprungene Nonne nähte diese Haube, wofür Helmbrechts Schwester Gotlind ihr ein Rind und der Vater Käse und Eier die Fülle gab. Gotlind gab ihrem Bruder so feines weiſses Linnen, daſs wol sieben Weber davonliefen, ehe es fertig ward. Die Mutter gab ihm einen Rock vom besten Sait (Wollenzeuch) mit dem weiſsesten Pelzwerk gefüttert; dazu ein Kettenwams, ein Schwert, einen Gürtel und eine Tasche. Darüber verlangte er noch ein Warhus (Oberrock), und die Mutter kaufte dazu das feinste blaue Tuch: darauf stunden am Rückgrat vom Nacken bis zum Gürtel dicht an einander vergoldete Knöpflein, und ebenso vorn vom Goller (Kragen) bis zur Rinke (Gürtelschnalle) silberweiſse Knöpflein: kein Bauer zwischen Wels und Traunberg trug je einen so köstlichen Rock. Sein Busen war mit drei Krystallknöpfen geschloſsen, und ganz mit Knöpfen aller Farben besäet, die so glitzerten, daſs beim Tanze die Weiber und Mägde ihn minniglich ansahen. Die Naht, womit die Aermel am Mieder haften, war ganz mit Schellen besetzt, die beim Reigen den Weibern durch die Ohren klangen. Herr Nithart,[2] wenn er noch lebte, würde euch beſser hievon gesungen haben. Helmbrechts Mutter verkaufte noch manches Huhn und Ei, bis sie ihm die Hosen und Spargolzen (Stiefeln) von Korduan anschaffte.

So ausstaffirt, wollte Helmbrecht an den Hof, und forderte dazu vom Vater auch Beisteuer. Dieser erbot sich, ihm einen Hengst zu kaufen, mahnte ihn jedoch, lieber den Hof zu meiden, deſsen Weiſe man von Kindesbeinen kennen müſse, und daheim das Gespann zu führen und zu pflügen, daſs er mit Ehren in die Grube komme, so wie er, der Alte, es redlich meine und treu den Zehnten gebe. Der Sohn entgegnete, es zieme nicht seinen Locken und Kleidern, förder die Ochsen anzujochen, Haber zu säen, und daſs die Säcke seinen Kragen ritten[1]. Der Vater verhieſs ihm des Meiers Ruprecht Tochter zum Weibe, mit vielen Schafen, Schweinen und zehn Rindern: wogegen er am Hofe hartes Lager, Hunger und Spott der Hofleute finde; jeder müſse in seinem Stande bleiben. Der Sohn erwiederte, wenn er so stattlich geritten komme, werde man nicht erkennen, daſs er jemals gedroschen oder gezäunt habe; der Vater möge ihm nur den Hengst geben; er wolle sich nicht um ein Weib verliegen. Der Alte warnte ihn, den väterlichen Rath zu verachten; die Hoffart sei sein Verderben; ein rechter Hofmann behalte zuletzt doch Recht, wenn er dem Bauern auch Alles nehme, und dieser müſse für Alle büſsen, die irgend ihm etwas genommen haben, wol gar mit dem Tode: drum möge er lieber daheim ein Weib nehmen. Der Junge schlug alles in den Wind; die anderen Söhne mögen dem Vater pflügen; er wolle nur noch die Rinder brüllen hören, wenn er mit seinen Gesellen sie den Bauern wegtreibe, und diese bei den Haaren schleife; er wolle vom täglichen Rauben hochleben, und fordere darum schleunig den Hengst.

---

[1] Ganz wie das Gemälde in der Manessischen Minnesingerhandschrift Herrn Hildbold von Schwangau zeigt. Th. IV. S. [illegible]

[2] Dessen Aerger insonderheit der Kleiderprunk, das lange Haar und die Bewaffnung der Bauern war: wie so viele Nithartslieder der Minnesingersammlung Th. II., III. bekunden.

Der Vater kaufte nun den Hengst für ein Gewebe von 30 Stürzen (Ellen), vier Kühe, zwen Ochsen, drei Stiere und vier Mütte (Scheffel) Korns, und gab zehn Pfund, dafür er sonst kaum drei gegeben hätte. Als der Junge so ganz ausgerüstet war, schüttelte er das Haupt, sah über die Achseln, und rief, er sei so muthig, daſs er wohl einen Stein durchbiſse und Eisen fräſse; der Kaiser möchte froh sein, daſs er ihn nicht finge und schatzte, desgleichen der Herzog (von Oesterreich) und mancher Graf; der Vater zöge leichter einen Sachsen, als ihn. Der Alte hieſs ihn seine Haube und Locken hüten, und fürchtete, ihn zuletzt am Stabe, von einem Knaben geführt, wiederzusehen: er möge lieber daheim Waſser trinken, als für Raub Wein kaufen; lieber Oesterreichisches Klamirre (?), Brei und Roggen mit Haber gemischt eſsen, als dem Wirthe für eine Henne oder Gans ein geraubtes Rind oder Pferd geben und fremde Fische speisen: er möge alle Ehre und Gut die er erwerbe, und auch den Schaden, allein haben. Der Sohn hieſs den Vater Waſser trinken, Geislitze (?) und Haberbrod eſsen: er verlange Wein, Hühner und Semmeln. Das Römische Taufbuch sage, ein Kind nehme des Paten Tugend an: so habe er von seinem Paten, einem edlen Ritter, den hoffärtigen Sinn. Der Vater erhob einen rechtschaffenen Mann niedrer Geburt über ein Königskind ohne Tugend und Ehre; im fremden Lande würde jener auch für edelgeboren gelten: drum, wolle er edel sein, möge er auch edel thun. Der Sohn gab ihm Recht, und wollte hin zum Tanze. Der Vater schalt, daſs er das Böse für das Beste wähle, und fragte ihn noch, wer beſser lebe den Alle segnen, oder dem sie fluchen. Der Sohn antwortete, jener; und der Vater hieſs ihn drum beim Pfluge bleiben, so fromme er Armen und Reichen, dem Wolfe und dem Aar und allen Geschöpfen; der Landbau krone den König. Der Junge spottete der Predigt, die wol ein Heer übers Meer (zur Kreuzfahrt) bringen möchte: wie's halt ihm ergehe, nimmer komme seine weiſse Hand an den Pflug, die Frauen zum Tanze führen solle. Der Vater warnte noch durch seine Träume: wie der Sohn zwei Lichter in der Hand hielt, welche durch das ganze Land leuchteten; wie ihm früher von einem Manne geträumt, den er heuer als Blinden gehen sah; wie der Sohn ihm mit einem Stelzfuſse und einem Armstummel erschienen; wie er hoch über einen Wald geflogen, ihm aber ein Fittig abgeschnitten wurde; endlich, wie er an einem Baume anderthalb Klafter hoch über dem Grase schwebte und über seinem Haupte rechts ein Rabe und links eine Krähe ihm das struppichte Haar strälten. Der Sohn verachtete alle diese Träume, empfahl Vater, Mutter und Geschwister Gott, und ritt hinweg.

---

[1] Vgl. zu Gottfrieds Frauen 2, [illegible]

Alle seine Fahrten zu erzählen, reichten drei Tage, ja eine Woche nicht hin.

Er kam auf eine Burg, deren Herr in Fehde lag, und gern streitbare Männer behielt. Helmbrecht trat in seinen Dienst, und ward hier im Rauben bald so gewandt, daſs er, was ein andrer liegen lieſs, in seinen Sack stopfte; er nahm alles, Ross und Rind, Wams und Schwert, Mantel und Rock, und lieſs dem Manne nicht eines Löffels werth; er nahm Geiſs und Bock, Schaf und Widder, und zog dem Weibe Mantel und Leibchen, Rock und Hemde aus. So ging das erste Jahr sein Schiff mit günstigem Winde; von jedem Gewinne ward ihm das beste Theil, und er lebte mit groſsem Uebermuthe. Da gedachte er der Heimat, nahm Urlaub, und ritt wieder zu seines Vaters Hofe.

Als er nahte, lief ihm Alles entgegen; Freimann und Freiweib (freier Knecht und Magd) riefen nicht etwa: »Willkommen, Helmbrecht!« sondern: »Jungherr mein, Gott willkommen!« Er dankte den »lieben Kindeken,« und als die Schwester ihn umarmte, redete er sie an: »*gratia vester*.« Den Vater begrüſste er Romanisch: »*Deus sal'*« (Gott heil!), und die Mutter Böhmisch: »*dobra ytra*« (guten Morgen). Die Aeltern sahen einander verwundert an, und die Mutter meinte, es sei ein Böhme oder Wende. Der Vater sagte, es sei ein Wälscher. Die Schwester hielt ihn, wegen seines Lateins, für einen Pfaffen; und der Freimann sagte, das »Kindeken« verrathe den Sachsen oder Brabanter. Da fragte der Vater, ob er wirklich ihr Sohn sei, so möge er Deutsch mit ihnen reden. Hierauf sprach Helmbrecht: »ei, was saket ihr Gebureken und jenes geunehrt Wif? Kein geburik Mann soll nimmer meinen Bart und klaren Lif angripen.« Da erschrak der Alte, und erbot ihm gebratene Hühner, wenn er wirklich sein Sohn wäre; wo nicht, so möge er gen Böheim oder Windisch Land fahren; auch dem Pfaffen gebe er nur sein Gebür; und hätte er Fische die Fülle, doch gäbe er sie nimmer einem Sachsen oder Brabanter; und ein Wälscher könne bei ihm nur verzehren, was er mitbringe. Er habe weder Meth, noch Wein: drum möge der Junker bei den Herren bleiben.

Nun war es schon spät. Helmbrecht bedachte, daſs kein Wirth in der Nähe, und gab sich als Sohn und Knecht zu erkennen. Der Vater verlangte von ihm, zur Gewissheit, noch die Namen seiner vier Ochsen, und Helmbrecht nannte sie: Auer, Ramme, Kärge und Sonne. Da hieſs der Vater, ihm Thor und Thür öffnen, und erbot ihm alles im Hause. — Leider finde ich (der Dichter), wohin ich auch fahre, nirgends so gute Bewirthung. — Das Pferd wurde abgesattelt, und der Vater gab ihm reichlich Futter. Die Mutter und Schwester besorgten dem Gaste gutes Bette; ein Polster und weiches Kissen wurde ihm auf dem Ofen unter den Arm gelegt, wo er ruhte, bis das Mahl fertig war. Die erste Tracht war feingeschnittenes Kraut mit gutem Fleisch; dann fetter Käse, eine feiste Gans, groſs wie eine Trappe, am Spieſse gebraten, ein gebratenes und ein gesottenes Huhn, und noch mancherlei dem Bauern ungewohnte Speise, welche ein Herr auf der Jagd gern nähme. Der Vater bedauerte, daſs der Wein fehle, und verwies auf seinen klaren Springquell, dem nur der zu Leubenbach zu vergleichen sei; über Tische fragte er nach des Sohns Lebensweise am Hofe, und erzählte zuvor sein eignes Jugendleben, wie der Groſsvater, Meier Helmbrecht, ihn mit Eiern und Käse nach Hofe geschickt, und er dort höfliche und freudige Ritter, nicht solche Schalke wie jetzo, gefunden, welche den Frauen dienten mit Buhurdieren, d. h. Zusammenrennen in Schaaren, dann mit hochfertigem Gesange an den Tanz traten, zu welchem ein Spielmann die Geige strich; darnach kam einer und las von einem (Herzog Ernst); andere schoſsen mit dem Bogen, jagten, pirschten, und was jedem gefiel. Der Böseste von ihnen wäre jetzt wol der beste. Die Treulosen und Schmeichler wurden nicht am Hofe gelitten, die jetzo mehr Gut und Ehre haben, als die Gerechten. Helmbrecht berichtete hierauf: »Trinke, trinke, trink! wie könnt' uns wohler sein!« heiſst es jetzt am Hofe der Herren, die man nicht mehr bei schönen Frauen, sondern beim feilen Weine sieht, und die nur darauf sinnen, daſs er nicht ausgehe und gut sei; ihre Briefe von Minne lauten jetzo »Viel süſse Leitgebin (Schenkin), füllt uns den Humpen! ein Affe und Narr nimmt ein Weib anstatt guten Wein.« Lügen und Trügen ist Hofsitte, Ehrabschneider und Lästerzungen gelten für tugendhaft; die alte Sitte ist im Bann, Weibern und Männern ein Spott, und verabscheut wie der Henker. Der Alte wehklagte: die alten Turneis (*Ritter-Tourniere*) sind zu neuen (schlechteren) verschlagen; weiland rief man (beim Turnei): »Held, Ritter, seid froh!« jetzo schreit man den ganzen Tag: »jage, jage, jage Rinder! stich, stich! schlage schlag! stümmele den! schlage jenem den Fuſs, diesem die Hand ab! henke jenen! nimm von diesem Reichen hundert Pfund« (Lösegeld). Ich kenne das alles und könnte noch viel davon erzählen, bin aber vom weiten Ritte müde. — Da breitete seine Schwester, in Ermangelung der Leilachen, ein reines Hemde über sein Bette, und er schlief bis hoch am Tage.

Am Morgen vertheilte er die mitgebrachten Geschenke: dem Vater einen Wetzstein, Sense, Beil und Hacke; der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen; der Schwester ein seiden Gebände (Kopfschmuck) und Gürtel-Borte, die er einem Kramer genommen, dem Knechte Schuhe mit Riemen, der Dirne ein Haupttuch und rothes Band.

Er blieb sieben Tage daheim, welche ihm, ohne Raub, ein Jahr lang däuchten. Als er nun sich beurlaubte, mahnte der Vater ihn daheim zu bleiben und die Hofweise zu laſsen; er sei lieber ein Bauer, als ein armer Hofmann, der kein Hufengeld (Grundsteuer) hat, Morgen und Abend auf Leib und Leben reiten, und sorgen muſs, daſs die Feinde ihn fangen, stümmeln und henken. Helmbrecht dankte für die Bewirthung: weil er aber eine Woche lang keinen Wein getrunken, habe er den Gürtel schon um drei Löcher enger geschnallt, und müſse Rinder vom Pfluge holen, bevor er sich wieder mäste: ein Reicher, den er einst über seines Paten Saat reiten gesehen, der müſse es mit Rindern, Schafen und Schweinen büſsen; ein andrer Reicher habe beim Mahle ſitzend den Gürtel niedergeschoben, ein andrer Brod zu Krapfen gegeſsen, noch ein andrer den Schaum vom Biere geblasen: das laſse er (Helmbrecht) nicht um eines Bischofs Bitte ungerochen, wenigstens an Hof und Rindern. Der Vater verlangte noch die Namen seiner Gesellen und Lehrmeister, und Helmbrecht nannte sie: Lämmerschlind und Schlickenwidder, Hollensack und Rüttelschrein; Kühfraſs und Müschenkelch, Wolfsgaum, der selbst seiner Muhme, Base, Oheim und Vetter im Hornung keinen Faden am Leibe lieſse; Wolfsdrüſsel, der alle Schlöſser und Eisenriegel ohne Schlüſsel öffnet, und Rosse, Ochsen und Kühe wegtreibt; endlich Wolfsdarm, so genannt von der Herzogin Hilarie von Navarre, der nie Stehlens satt wird, und nimmer einen Schritt zum Guten gethan, so geneigt zum Bösen, wie die Krähe zur Saat. Darauf fragte der Vater, wie denn er (Helmbrecht) von seinen Gesellen genannt werde. Die Antwort war: Schlindsgau, der Bauern Schreck; er drücke ihnen das Auge aus, hänge sie beim Rücken auf, binde sie in einen Ameisenstock, zwicke ihnen mit Zangen den Bart aus, reiſse ihnen die Schwarte ab, zermalme ihnen die Glieder, hänge sie bei den Sparradern (Flechsen) auf, und nehme all ihre Habe: ihrer zwanzig und mehr könnten nicht gegen zehn solche Gesellen bestehen. Der Vater warnte, wenn Gott wache, so müsten wol dreimal so viel noch so grimmer Gesellen treten, wie ein Scherge ihnen gebiete. Helmbrecht drohte, nicht mehr, wie bisher, den Aeltern ihre Gänse, Hühner, Rinder, Käse und Futter vor seinen Gesellen zu frieden, weil der Vater sie so schmähe: sonst würde er seine Schwester Gotlind mit Lämmerschlind verheirathen, bei dem sie das beste Leben hätte, Pelzmantel und Leinwand, so gut sie nur die Kirche hat, und jede Woche ein Schlachtrind. Als Lämmerschlind ihn um sie gebeten, habe er ihm ihre Treue gerühmt: sie werde ihn gewiſs nicht lange hangen laſsen, sondern ihn eigenhändig abnehmen, begraben, und allnächtlich ein ganzes Jahr mit Weihrauch und Myrrhen beräuchern; oder wenn er etwa mit Blendung davon komme, so führe sie ihn durchs Land; werde ihm ein Fuſs abgeschlagen, so bringe sie ihm alle Morgen die Stelze ans Bette; und verliere er dazu eine Hand, so schneide sie ihm Fleisch und Brod bis zum Tode. Darauf habe Lämmerschlind ihr zur Morgengabe drei volle bleischwere, in einem

Tobel Bergschlucht) versteckte Säcke erboten, in deren einem feines Linnen, die Elle wol 15 Kreuzer werth, sei; in dem andern Schleier, Röcke und Hemden; und in dem dritten Fritschal, Brunat (kostbare Zeuche) und Pelze, worunter zwei von schwarzem Zobel mit Scharlachüberzug. Das alles habe ihr Vater verscherzt, bei dem sie nun furder nähen, brechen, schwingen, bläuen, und Rüben graben müſse, und eines widerwärtigen Bauern Weib werde. Sein (Helmbrechts) Vater sei er nicht, weil zu seiner Mutter, als sie ihn 15 Wochen getragen, ein Hofmann sich gefügt, von welchem, wie von seinem Paten, der hohe Sinn ihm anerbe. Darauf verläugnete Gotlind auch den Vater, weil ein Edelmann bei ihrer Mutter, die sie auf dem Arme trug, gelegen, als sie Kälber im Gebüsche gesucht: drum möge der Bruder ihr den Lämmerschlind verschaffen, dann sause ihre Pfanne, sei ihr Wein gelesen, ihr Bier gebraut, ihr Korn gemalen, und ihr Schrein gefüllet. Auch bringe sie ihm alles was ein starkes Weib haben soll; der Vater versäume sie daheim, während sie wol dreimal fester am Leibe sei, als ihre Schwester, die doch am Morgen nach dem Beilager ohne Stab gegangen sei. Sie verhieſs heimlich dem Bruder, mit ihm zu entfliehen, und dieser versprach, ihr einen Boten zu senden und ihre Hochzeit so auszurichten, daſs Wämser und Röcke dabei ihr zu Ehren verschenkt würden. Dann nahm er Abschied, und ritt wieder zu seinen Gesellen, von welchen Lämmerschlind ihm für die Brautwerbung Hand und Gewand küsste, und dem Winde dankte, der von Gotlinden herwehte.

Nun wurde wieder manche Witwe und Waise beraubt, damit Lämmerschlind und Gotlind auf dem Brautstuhle saſsen. Weit umher brachten die Gesellen auf ihren Rossen Speise und Trank in Lämmerschlinds Vaterhaus, so daſs Artuses Hochzeit mit Ginover dagegen geringe war. Als alles bereit, sandte Helmbrecht den Boten, der alsbald Gotlinden brachte. Lämmerschlind ging ihr höflich entgegen, und begrüſste sie als »Frau Gotlind;« sie dankte, und beide sahen sich freundlich an, und koseten mit einander. Ein kundiger Greis erhub sich, stellte beide in den Kreis, und fragte Lämmerschlinden dreimal, ob er Gotlinden zum Weibe wolle, und ebenso diese, und auf beiderseitiges Ja gab er sie zusammen, worauf alle sungen, und er ihr auf den Fuſs trat. Zum Mahle wurden Amtleute bestellt: Schlindegau war Marschalk und sorgte für die Rosse; Schlickenwidder war Schenke; Truchseſs war Höllensack, der allen Gästen die Sitze anwies; Rüttelschrein war Kämmerer; Kühfraſs der Küchenmeister brachte Gesotten und Gebraten. Müschenkelch gab das Brod; Wolfsgaum, Wolfsdarm und Wolfsdrüſsel fraſsen und soffen mit den übrigen, daſs alles vor ihnen verschwand als wenn der Wind es hinwegwehte, und daſs der Hund nichts mehr zu nagen fand. Es bewährte sich hier der Spruch eines Weisen, daſs der Mensch sehr gierig schlingt, wenn ihm sein Ende nahet. Die Braut äuſserte dem Bräutigam, ihr grause, als wenn ein Unheil nahe; sie bereute, die Aeltern verlaſsen zu haben, und fürchtete die Strafe ihres Frevelmuthes.

Als sie nach dem Eſsen eine Weile saſsen und die Spielleute von

Braut und Bräutigam ihre Gaben (Kleider) empfiengen, da erschien plötzlich der Richter selbfünfte, und überwältigte die zehne so, daſs sie in den Ofen und unter die Bank entschlupften, und wer sonst vor vieren nicht floh, den zog jetzto der Knecht des Schergen bei den Haaren hervor. Alle zehn wurden gebunden, und der Braut wurde das Brautkleid abgeriſsen: man fand sie nachmals hinter einem Zaune, wie sie ihre beiden Brüste mit den Händen verdeckte; was ihr sonst noch geschehen, sage, der es sah. — So bewährte sich auch, daſs ein Räuber, der wol ein Heer bestünde, vor dem Schergen schon in der Ferne erbleicht und Muth und Kraft verliert.

Die zehn Genoſsen wurden zum Galgen verurtheilt, und musten ihre (gestohlene) Bürde zum Richtplatze schleppen. Lämmerschlind hatte, zur Bräutigams Ehre, nur zwo Rindshäute am Halse; sein Schwager Schlindsgau trug deren drei. Fürsprecher wurden ihnen nicht gegeben, und der Richter lieſs sie kurz abthun. Der Scherge henkte ihrer neune; Helmbrecht Schlindsgau war sein Zehnten und Recht, und ihm stach er die Augen aus, und hieb ihm die Hand und einen Fuſs ab. So wurde Vater und Mutter an Helmbrecht gerochen, dem der Tod tausendmal lieber gewesen wäre, als diese schmähliche Verstümmelung. Wehklagend schied der blinde Helmbrecht an einer Wegscheide von Gotlinden, und ein Stab und ein Knecht leitete ihn nach des Vaters Hause. Dieser grüſste ihn spöttisch: »*deus sal*, Herr Blindeken!« hieſs ihn nach Wälschland ziehen, versagte ihm Brod, und drohte, ihn durch seinen Freimann mit Schlägen austreiben zu laſsen. Da nannte sich der Blinde; der Vater jedoch hielt dem Schlindsgau seine prahlerischen Reden vor, bereute das an seine Ausrüstung gewandte Geld, und wollte ihm nicht ein Korn geben. Der Blinde flehte den Vater um Gotteswillen, ihn im Hause umkriechen zu laſsen und zu erhalten, weil die Landleute ihm alle so gram wären, daſs sie ihn umbrächten. Der Vater hohnlachte, erinnerte an die erfüllten drei Träume, denen auch der vierte folge; er hieſs die Thür verriegeln, und trieb mit Schlägen den Knecht des Blinden, ihn »der Sonnen Haſs,« hinwegzuführen. Die Mutter gab jedoch ihrem Kinde ein Brod in die Hand, und damit muste der Blinde weiter hinken. Ueberall wo er hinkam, verhöhnten ihn die Bauern: »Ho ha, Dieb Helmbrecht! warum bliebst du nicht beim Pfluge?«

So litt er ein Jahr lang Noth. Da geschah es, als er eines Morgens durch einen Wald ging, daſs ein Bauer, der Holz klöbte, und dem er eine Kuh genommen hatte, ihn erblickte, und seine Holden (Genoſsen) aufforderte, ihm zu helfen. Alle waren sogleich bereit: der eine wollte den Blinden zu Sonnenstaub zermalmen, weil er ihn und sein Weib nackt ausgezogen; der andre wollte ihn umbringen, weil er seine Hütte erbrochen und ganz ausgeraubt; der dritte bebte vor Wuth, weil Helmbrecht ihm ein schlafendes Kind mit dem Zeuch in einen Sack gesteckt, und als es schrie, in den Schnee geschüttet habe, daſs es schier umgekommen wäre; der vierte freute sich, ihn zu henken, weil er sein Kind genothzüchtigt habe, und ihn selber kaum nackt und bloſs entkommen laſsen. Damit riefen sie Helmbrechten näher heran, und alsbald hieſsen sie mit Schlägen ihn seine Haube wahren: was der Scherge ihm davon übrig gelaſsen hatte, das lag nun in kleinen Stücken am Boden, die zerfetzten Vogelbilder, zugleich mit seinen ausgerauften Locken, so daſs er ganz kahl da stund. Dann hieſsen sie ihn seine Beichte sprechen, gaben ihm Brosamen zum Schutze gegen das Höllenfeuer, und henkten ihn hoch an einen Baum. So ward auch der letzte Traum des Vaters erfüllt.

Hiemit sei jedes selbstherrische Kind gewarnt. Die Wagenfahrt auf den Straſsen war wieder gefriedet, als Helmbrecht an der Wiede hieng. Guten Rath nehmet von Jungen, wie von Alten. Gibt es noch junge Helmbrechtel, die kommen auch an die Wiede. Wer euch dieses Märe lese, bittet, daſs ihm Gott gnädig sei, und dem Dichter Wernher dem Gartener.

LXVI.

Helmbreht.

Hie hebt sich ein mære
von dem Helmprehte, der was ein ner und ouch ein gouglære. Amen.[1]

Einer seit, waʒ im geschiht,
der ander seit, waʒ er gesiht.
Der dritte sagt von minne,
der vierde von ungewinne,
Der vünft' von grôʒem guote,
der sehst' von hôhem muote:
Ich wil iu sagen, waʒ mir geschach,
daʒ ich mit mînen ougen sach.
Eins gebûren sun truog ein hâr,
daʒ ist sicherlîchen wâr,
Daʒ was reid' unde val,
ûf die ahsel hin ze tal
Mit leng' eʒ volliklîchen gie;
in ein hûben er eʒ gevie,
Diu was von bilden wæhe,
ich wæn', ie man gesæhe
Sô mangen vogel ûf hûben,
sitich' unde tûben,

---

[1] *Ueberschrift der Wiener Handschrift* (*W.*) Das puech ist von dem mayr Helmprechte

Die wâren al darûf genât:
nû hœrt, wie eʒ umb die hûben stât.[1]
Ich kunde iu diu mære,
waʒ ûf der hûben wære
Wunders vil erziuget;
daʒ mær' iuch niht betriuget;
Ich red' eʒ niht nâch wâne:
hinden ûf dem spâne,
Mitten ûf dem kopfe,
nâch der scheitel, gein dem schopfe,
Daʒ lim mit vogelen was bezogen,
als ob si dar wæren gevlogen
Uʒ dem Spehtharte;
ûf gebûren swarte
Kom nie beʒʒer houbetdach,
dan man ûf Helmprehte sach.
Dem selben gou tôren
was zuo den zeswen ôren
Uf die hûben genât,
welt ir hœren, waʒ dâ stât.
[Daʒ sult ir mir gelouben.
genât was ûf die houben][2]
Wie Troije was beseʒʒen,
dô Pâris der vermeʒʒen
Dem künik von Kriechen nam sîn wîp,
diu im lieb was, sam sîn lîp,
Dô man Troije dâ gewan
und Eneas von dan entran
Uf dem mer in den kielen,
und wie die türne vielen.

---

[1] *W. fügt hier ein:*
Ein meir der hie Helmpreht,
des sun was derselbe kneht,
Von dem daʒ mære ist erhaben:
sam den vater nennet man den knaben,
Si bêde hieʒen Helmpreht.
mit einer kurzen rede sleht
Kunde ich iu daʒ mære u. s. w.

[2] *Dies Reimpaar fehlt in W.*

Und manik stein mûre.
o wê, daȝ ie gebûre
Ein sölhe hûben solte tragen:
dâ von ist sô vil ze sagen.
Welt ir nû hœren mê,
waȝ ander halben dar ûf stê,
Mit sîden wol gevüllet,
daȝ mær' iuch niht betrüllet:
Eȝ stuond gein der vinstern hant,
wie Karl unde Ruolant,
Turpîn und Olifiere,
die not gestallen viere,
Waȝ die wunders mit ir kraft
worhten gein der heidenschaft;
Provenz unde Arl(e)
betwank der keiser Karl(e)
Mit manheit und mit wizzen,
er betwank daȝ lant Galizzen,
Daȝ wâren alleȝ heiden ê.
hœrt, waȝ noch ûf der hûben stê
Von jener nestel her an dise,
eȝ ist wâr, daȝ ich nû lise,
Zwischen den ôren hinden,
von vrou Helken kinden
Wie diu wîlen vor Raben
in sturm ir lîp verlorn haben,
Dô si ersluog her Witige,
der kuen' und der unsitige,
Und Diethern von Berne.
noch mügt ir hœren gerne,
Was der narre und der gouch
truog ûf sîner hûben ouch:
Eȝ het der Gotes tumbe
vor an dem lîm al umbe
Von dem zeswen ôren hin
unz an daȝ lenke, des ich bin
Mit wârheit wol berihtet,
nû hœrt, wie eȝ sich tihtet [1]

[1] [illegible] bewæret: mæret

Von rittern unt von vrouwen:
man moht' si gerne schouwen.
Ouch was dâ niht über haben,
beid', von megden unt von knaben:
Vor an dem lîme stuond ein kranz,
genât mit sîden, der was glanz:
Zwischen zwein vrouwen stuont,
als sie noch bî tanze tuont,
Ein ritter an ir hende;
dort an jenem ende
Stuont zwischen zwein meiden ie
ein knappe, der ir hende vie:
Dâ stuonden videlære bî.
nû merket, wie diu hûbe sî
Gepruevet Helmprehte,
dem tumben ræʒen knehte;
Noch habt ir alleʒ niht vernomen,
wie diu hûbe dar sî komen:
Die næt' ein nunne gemeit,
diu was durch ir hübscheit
Ûʒ ir zelle entrunnen;[1]
dirre selben nunnen
Gab Helmprehtes swester Gôtlint
ein genæmeʒ slegerint[2]
Zuo der kuchen spîse:
si was ir werkes wîse,
Si dient' eʒ wol mit næte
an der hûben und [an der] wæte.
Gôtlint diu gab die kuo,
nû hœret, waʒ diu muoter[3] tuo.
Diu gab sô vil der zweier

---

[1] *Zusatz in W:*
eʒ geschach der selben nunnen,
Als vil maniger noch geschiht:
mîn ouge der vil dikke siht,
Diu daʒ niderteil verrâten hât,
dâvon daʒ ober mit schanden stât. *vgl. XVIII, 1330 ff.*

[2] genæmeʒ rint. W.

[3] der vater W.

der nunnen, kæs' und eier.
Die wîl' und si ze revende[1] gie,
daȥ si die selben tag(e) nie
Sô manik ei verklukte,
noch kæse versmukte.
Noch gab diu swester mêre,
durch ir bruoder êre,
Vil kleine wîȥe lîn wât,
daȥ lützel ie man beȥȥer hât,
Diu was sô klein gespunnen.
ab dem tuoch entrunnen
Wâren wol siben webære,
ê eȥ vol webet wære.
Dar nâch gab im diu muoter,
daȥ nie seit sô guoter
Versniten wart mit schære
von deheinem snîdære,
Und einen pelz dar under
von sô getânem kunder,
Daȥ ûf dem veld' iȥȥet gras;
niht so wæhes in dem lande was.
Dar nâch gab im daȥ getriuwe wîp,
ir lieben sun an sînen lîp
Keten wambis unde swert:
des was der knappe vil wol wert.
Ouch gab si dem selben knaben
zwei gewand' diu muost' er haben.
Gnippen unde taschen breit;
er ist noch ræȥe, der si treit.
Dô si gekleidet het den knaben.
dô sprach er: »muoter, ich muoȥ haben,
Dar über einen warkus;
und solt' ich des belîben sus,
Sô wær' ich gar geswachet;
der sol ouch sîn gemachet,
Als den dîn oug' an siht,
daȥ dir dîn herze des verjiht,

---

[1] reventer, revendal *Refectorium (Remter)*

Dû habst des kindes êre,
swar ich der lande kêre.«
Si het in den valden
ein rokk[e]lîn behalden.
Des wart si âne leider
durch des sunes kleider:
Si kouft' im tuoch, daȝ was blâ:
weder hie, noch anders wâ
Truog nie dehein meijer
ein[en] rok, der zweier eijer
Wære beȝȝer, dan der sîn,
daȝ habt ûf die triuwe mîn;
Er kund' in tugende lêren
und hôheȝ lob gemêren.
Der im daȝ het gerâten:
nâch dem rokkes brâten.
Von der gürtel unz in den nak.
ein knöpfel an dem andern lak.
Die wâren rôt vergoldet.
ob ir nû hœren woldet
Von dem rokke vür baȝ.
durch iuwer liebe sag' ich daȝ:
Daȝ gollier unz an daȝ kin
reicht' unz an die rinken hin:
Die knöpfel wâren silber wîȝ.
eȝ het selden solhen vlîȝ
An sînen warkus geleit
dehein gebûr, der in treit.
Noch sô kost[en]lîchiu werk
zwischen Wels und dem Trounberk.[1]
Seht, wie in daȝ gevalle:
driu knöpfel von kristalle,
Weder ze klein, noch ze grôȝ,
den buosem er da mit versloȝ.
Er gouch und er tumbe.
sîn buosem was al umbe

---

[1] Zwischen *Hohenstaine* und *Haldenberk* W.

Geströut mit knöpfelînen,
diu sach man verre schînen,
Gel, brûn, gruen, blâ, rôt,
swarz und wîʒ, wie er gebôt.
Diu lûhten wol mit glanze:
wenn' er gie bî dem tanze,
Sô ward er von in beiden,
von wîben unt von meiden,
Vil minneklîch an gesehen;
ich wil des vür wâr jehen,
Daʒ ich bî dem selben knaben
den wîben het unhôch erhaben;
Da der ermel an daʒ muoder gât,
und umb und umb(e), was diu nât
Behangen wol mit schellen,
die hôrt' man lût erhellen,
Wen er an dem reijen sprank,
den wîben eʒ durch diu ôren klank.
Her Nîthart, solt' er noch leben,
dem het Got den sin gegeben,
Daʒ er iu künd' gesingen baʒ,
dan ich gesagen. wiʒʒet daʒ,
Si verkouften manik huon und ei,
ê si gewunnen disiu zwei,
Hosen und spargolzen,
dâ mit si dem stolzen,
Sîniu bein heten gekleit:
»Mîn wille mich hin z' hove treit,«
Sprach er »vil lieber vater mîn,
nu bedörft' ich wol der triuwe dîn.« [1]
Dem vater was daʒ ungemach,
ze dem sun er in spotte [2] sprach:

---

[1] *W. liest hier:* der stiure dîn:
Mir hât mîn muoter geben,
und ouch mîn swester, sol ich leben,
Daʒ ich in alle mîne tage
immer holdeʒ herze trage
Dem vater *u. s. w.*

[2] er dô sprach *W.*

»Ich gib' dir zuo der wæte
einen hengst, der ist dræte,
Der wol springet ziun' und graben,
den soltu ze hove haben,
[Und] der lange wege loufe;
wie gern ich dir den koufe,
Ob ich in veile vinde!
lieber sun, erwinde
Hin z' hove dîner verte;
diu hofwîse ist herte
Den, die ir von kindes lit
haben niht gevolget mit.[1]
Vil lieber sun, nû menne mir,
oder hab' den pfluog, sô menn' ich dir,
Und bouwe mir die huobe,
sô kumstu in dîn gruobe
Mit guoten êren, alsam ich,
z'wâre, des versih' ich mich.«[2]
Er sprach: »vil lieber vater mîn,
swîg und lâ die rede sîn,
Dâ mag niht anders an geschehen,
wan, ich wil bî namen sehen,
Wie eʒ dâ ze hove smekke:
mir süllen dîne sekke
Nimmer gerîten mînen kragen;
ich sol ouch dir ûf dînen wagen
Nimmer mist gevaʒʒen;
sô solt' mich Got wol haʒʒen,
Wan ich dir dîne ohsen wæte
oder dînen haber sæte;

---

[1] *Dies Reimpaar hat nur W.*

[2] *W. fügt hinzu:*
Ich bin getriuwe, gewære,
niht ein verrætære;
Dar zuo gib' ich alliu jâr
ze reht mînen zehenden gar
Ich hân geleb(e)t mîne zît
ân(e) haʒ und ân(e) nît.«

Daʒ zæme niht ze wâre
mî[ne]m valwen langen hâre,
Und mînen reiden lökken,
und mîn[en] wol stênden rökken,
Und mîner wæhen hûben,
und den sîdînen tûben;
Die dar ûf næten vrouwen:
ich wil dir nimmer bouwen.«
  Der vater sprach: »belîb bî mir,
ich weiʒ wol, eʒ wil geben dir
Der meijer Ruopreht sîn kint,
vil schâfe, swîn unde rint,
Alter unde junger:
ze hove hâstu hunger,
Und muost darzuo vil harte ligen,
und aller gnâde sîn verzigen.
Nû volge mîner lêre,
des hâstu 'vrum' und êre.
Vil selten im gelinget,
der wider sîn[en] orden ringet.
Dîn ordenung(e) ist der pfluok;
dû vindest hove liut' genuok.
Swelhes endes du kêrest,
dîn laster dû gemêrest,
Sun, des swer ich dir bî Got,
der rehten hove liute spot
Wirdest dû, vil liebeʒ kint:
dû solt mir volgen, und erwint.«
  Er sprach: »vater, wird' ich geriten,
ich trouw', in hovelîchen siten
Immer alsô wol genesen,
sam, die ze hof ie sint gewesen.
Swer die hûben wæhe
ûf mînem houbet sæhe,
Der swuer' wol tûsent eide
vür diu werk, beide,
Daʒ ich dir ie gemente,
oder pfluog in vurch gedente:

Wenn' ich mich bekleide
in gewant, daȝ si mir beide
Ze stiure gâben gester,
mîn muoter und mîn swester,
Sô bin ich sicherlîche
dem vil ungelîche,
Ob ich ie etwenne
korn ûf dem tenne
Mit der drischel ûȝ gebieȝ,
oder ob ich stekken ie gestieȝ.
Dir oder anders ieman,
des meldet mich nieman,[1]
Swenn' ich vueȝ' unde bein
hân gezieret mit den zwein
Hosen, schuohen von Korrûn,
ob ich ie geziunte zûn,
Dir oder ander ieman,
des vermeldet mich nieman,[2]
Gist dû mir den meidem,
meir Ruopreht[en] ze einem eidem
Bin ich immer mêr[3] verzigen:
ich wil mich niht durch wîp verligen.«
Er sprach: »sun, ein wîle dage,
unt vernim, waȝ ich dir sage;
Swer volget guoter lêre,
der gewinnet vrum' und êre:
Swelchȝ kint sînes vater rât
ze allen zîten über gât,
Daȝ stêt ze lesten an der scham
und an dem schaden, reht alsam
Wilt dû dich sicherlîchen
genôȝen und gelîchen
Dem wol gebornen hove man,
dâ muoȝ dir misselingen an;

---

[1] *Dies Reimpaar hat nur W*
[2] *Diese Zeile gibt nur W*
[3] nimmermêr *H*

Er treit dir darumbe haȝ;
ouch solt dû gelouben daȝ,
Eȝ kleit dehein gebûr(e) niht,
swaȝ dir dâ von leides geschiht,
Und næm' ein rehter hoveman
ei[ne]m gebûren, daȝ er ie gewan,
Der gedinget' doch zem lesten baȝ,
dan dû, nû soltu wiȝȝen daȝ.
Nimstu im ein vuoter,
lieber sun vil guoter,
Gewinnet er dîn ober hant,
sô bistu bürge unde pfant
Vür alle, die im iht haben genomen;
er lât dich niht ze rede komen,[1]
Er slæt dich an dem roube.
lieber sun, geloube
Mir diu mære, und belîp,
und nim dir ein êlîch wîp.«
  Er sprach: »vater, swaȝ mir geschiht,
ich lâȝe mîner verte niht,
Ich wil bînamen in die bün:
dû heiȝ ander dîne sün',
Daȝ si sich mit den pfluegen muen:
eȝ müeȝen rinder vor mir luen,
Diu ich über ekke trîbe.
daȝ ich sô lange blîbe,
Des irret mich ein gurre,
daȝ ich niht ensnurre
Mit den andern über ekke,
[und] die bûren durch die hekke
Niht vuere bî dem hâre,
daȝ ist mir leit z(e) wâre.
Die armuot möht' ich niht verdoln,
wenn' ich driu jâr einen voln

---

[1] *W. liest hier noch:*
Die pfenninge sint alle gezelt,
ze Got hât er sich verselt,
Slæt er dich u. s. w.

Züge und als lang ein rint,
360 der gwin wære mir ein wint:
Ich wil rouben alle tage,
dâ mit ich mich vil wol bejage
Mit volliklîcher koste,
und den lîp vor vroste
65 Wol behalte in dem winder,
ich mues' ot haben rinder.[1]
Dar umb, vater, bald île
entwâle deheine wîle
Gib den meiden balde mir,
70 ich belîbe lenger niht bî dir.«
Die rede wil ich kürzen:
ein[en] loden von drîn[2] stürzen,
Als uns sagt daʒ mære,
daʒ der lode wære
75 Aller loden lengest,
den gab er umb den hengest,
Unt guoter kue viere,
zwên' ohsen und zwên' stiere,
Unt vier mütte kornes:
80 o wê, guot verlorneʒ![3]
Dô der sun wart bereit
und er sich het an geleit,
Nû hœret, wie der knappe sprach:
er schüt daʒ houbet unde sach
85 Ûf sîn ieglîch ahsel bein:
»ich bîʒe wol durch einen stein,
Ich bin so muotes ræʒe,
hei, waʒ ich îsens vræʒe!
Eʒ næm' der keiser vür gewin,
90 vieng' ich in niht unt züg' in hin,

---

[1] W. *liest:* eʒ enwelle et nieman rinder.

[2] drîʒic W.

[3] W. *hat hier noch:*

Er kouft' den hengst umb zehen pfunt:
er het' in an der selben stunt
Kûm gegeben umb(e) driu.
o wê verlorne sibniu!

Und beschazte in unz an den slouch [1]
und den herzogen ouch
Und etlîchen grâven.
über ekke wil ich draven.
395 Ane vorht mînes verhes,
und alle werlt twerhes.
Lâ mich ûz dîner huote;
hin[nen] vür nâch mînem muote
Wil ich selbe wahsen.
400 vater, einen Sahsen
Den zügt ir lîhter, danne mich.«
er sprach: »sun, sô wil ich dich
Mîner zühte lâzen vrî;
nû zuo, des der neve sî!
5 Sint (d)ich mîn zuht sol mîden,
an dem ûfrîden
Huete dîner hûben
und der sîdînen tûben,
Daz man die indert ruere,
10 oder mit übel zervuere
Dîn langez valwez hâre.
unde wiltu z'wâre
Mîner zuht niht mêre,
sô vürht' ich vil sêre,
15 Dû volgest z'lesten einem stabe,
und war dich wîset ein knabe.« —
Er sprach: »sun, vil lieber knabe,
lâ mich dich noch wîsen abe;
Dû solt leben, des ich lebe,
20 und des dir dîn muoter gebe.
Trink wazzer, lieber sun mîn,
ê dû mit roube koufest wîn.
Da z' Osterrich klamirre, (?)
ez sî jenr', ez sî dirre,
25 Der tumbe und der wîse
hânt ez dâ vür herren spîse,

---

[1] *Diese Zeile fehlt in meiner Hds., die auch die beiden folgenden in eine verkürzt:* Den herzogen und etlich' grâven.

Die soltu eʒʒen', liebeʒ kint,
ê dû ein geroubteʒ rint
Gæbest umb ein henne
dem wirte etwenne.
Dîn muoter durch die wochen
kan guoten brîn wol kochen.
Den soltu eʒʒen in den grans,
ê daʒ dû gæbest umb ein gans
Ein geroubteʒ pfærit.
hei, sun, hetest dû den sit,
Sô lebtest dû mit êren,
swar dû woltest kêren.
Sun, den rokken mische
mit habern, ê du vische
Eʒʒest nâch unêren.
sunst kan dîn vater lêren,
Volge mir, sô hâstu sin:
sî des niht, sô var dâ hin;
Erwirbestu guot und êren vil,
vür wâr, ich des niht enwil
Mit dir haben gemeine:
hab' ouch den schaden aleine.« —
[Er sprach:] »dû solt trinken, vater mîn,
waʒʒer, sô wil ich trinken wîn;
Und iʒʒe dû gîslitze,
sô wil ich eʒʒen dizze.
Daʒ man helʒet huon versoten,
daʒ wirt mir nimmer verboten.
Ich wil ouch unz an mînen tôt
von wîʒen semeln eʒʒen brôt:
Haber der ist dir geslaht.
man list ze Rôme an der pfaht.
Ein kint gevâhe in der jugent
nâch sînen töten eine tugent:
Ein edel ritter was mîn töt';
sælig sî der selbe göt',
Von dem ich alsô edel bin
und hân alsô hôch vertigen sin.«

Der vater sprach: »geloube daʒ,
mir geviel' ot michel baʒ
Ein man, der rehte tæte
und dar an belibe stæte;
Wær' des geburt ein wênik laʒ,
der behagte doch der werlte baʒ,
Dan von küniges vruht ein man,
der tugent, noch êre nie gewan.
Ein vrumer man von swacher art,
und ein edel man, dem nie wart
Weder tugent, noch êre bekant,
koment die beide in ein lant,
Dâ nieman weiʒ, wer si sint,
man hât des swachen mannes kint
Vür den edlen hôch geborn,
der vür êr' hât schand' erkorn.
Sun, und wiltu edel sîn,
daʒ rât' ich ûf die triuwe mîn,
Sô tuo vil edellîche.
guot tugent ist sicherlîche
Ein krôn' ob aller edelkeit:
daʒ sî dir vür wâr geseit.«
Er sprach: »vater, dû hâst wâr:
mich enlæt mîn hûbe, noch mîn hâr
Und mîn wol stêndeʒ gewæte
niht belîben stæte,
Diu sint mir beide sô glanz,
daʒ ich baʒ zim' an einem tanz,
Dan der eiden und dem pfluok.« —
»wê, daʒ dich dîn muoter getruok!«
Sprach der vater zuo dem sun
»dû wilt ot leider übel tuon.
Sun, vil schœner jungelink,
dû solt sagen mir ein dink,
Ob dir wone diu wizze bî,
wer baʒ lebendiger sî,
Dem man vluochet und schiltet
und des diu werlt engiltet

Und mit der liute schaden lebt
und wider Gotes hulde strebt:
Nû, welhes leben ist reiner?
sô ist dâ bî einer,
Des al diu werlt geniuʒet
und den des niht verdriuʒet,
Er werbe naht unde tak,
daʒ man sîn genieʒen mak,
Und Got dar under êret,
swelheʒ ende er kêret,
Dem ist Got und diu werlt sô holt:
lieber sun, dû mir solt
Mit der wârheit sagen daʒ,
wer dir nû gevalle baʒ.« —
»Vater mîn, daʒ tuot der man,
des man niht engelten kan,
Und des man genieʒen sol,
der ist lebendiger wol.« —
»Lieber sun, daʒ wærest dû,
ob dû mir woltest volgen nû,
Sô bouwe mit dem pfluoge,
so genieʒent dîn genuoge,
Dîn geniuʒet sicherlîche
der arme und der rîche,
Dîn geniuʒet wolf und ar,
und alliu crêatûre gar,
Swaʒ Got ûf der erden
hieʒ ie lebendig werden.
Vil lieber sun, nû bouwe:
eʒ wirt vil manik vrouwe
Von bouwe wol geschœnet,
manik künik wirt gekrœnet
Von des bouwes stiure;
nieman ward sô tiure,
Sîn hôchvart würde kleine,
wan, durch daʒ bouw aleine.«
[Er sprach:] »vater, dîner bredige
mich Got schier erledige,

Ob ûz dir worden wære
ein rehter bredigære,
Dû bræhtest (wol) ein ganzez her [1]
mit dîner bredig' über mer.
545 Vernim, waz ich dir sagen wil:
bouwent die gebûren vil,
Si ezzent wol dester mê.
swie halt mir mîn dink ergê,
Ich wil dîn pfluegen widersagen:
50 solt' ich swarze hende tragen
Von des pfluoges schulde,
sô mir Gotes hulde!
Sô würd' ich vil sêr geschant,
wann' ich tanzt' an vrouwen hant.«
55 Der vater sprach: »nû vrâge,
daz dich des iht betrâge,
Wâ dû sîst den wîsen bî, —
mir troumte ein troum, — waz daz si:
Dû hetest zwei lieht in der hant,
60 diu brunnen, daz si durch diu lant
Lûhten mit ir schîne.
lieber sun, der mîne,
Sunst troumt' mir vert von einem man:
den sach ich hiur(e) blinden gân.«
65 Er sprach: »vater, daz ist guot:
ich gelâz' nimmer mînen muot
Durch sô getâniu mære;
ein zag' ich danne wære.«
In half ot niht sîn lêre;
70 er sprach: »mir troumt' ot mere:
Ein vuoz dir ûf der erden gie,
und dû mit dem andern knie
Stuend' ûf einem stokke;
dir ragte ouch ûz dem rokke
75 Einez, als ein ahsendrum.
sol dir der troum wesen vrum,

---

[1] hs. liute wol ein her. W.

Oder waȝ er bediute,
des vrâge wîse liute.«
Er sprach: »daȝ ist sæld' und heil,
580 rîchtuom und aller vröuden teil.«
Er sprach: »sun, noch troumte mir
ein troum, den wil ich sagen dir,
Wie dû soltest vliegen hôch
über veld und über lôch:
85 Ein veder[1] ward dir versniten,
dô ward dîn vliegen gar vermiten.
Sol dir der troum guot sîn?
o wê, hend', vueȝ' und ougen dîn!« —
»Vater, alle tröume dîn
90 sint vil gar diu sælde mîn.«
Sprach der junge Helmpreht
»schaf dir umb einen andern kneht:
Dû bist mit mir versoumet,
swaȝ dir halt sî getroumet.«
95 »Die[2] tröume sint alle ein wint
gein den, die mir noch getroumet sint.
Nû hœr' von einem troume:
dû stuend' ûf einem boume,
Von dînen vueȝen an daȝ gras
600 wol ander halp klafter was;
Ob dînem houpt ûf einem zwî
saȝ ein rab', ein krâ dâ bî;
Dîn hâr was dir zerstroubet,
dâ strælte dir dîn houbet
5 Zeswenhalb ein rabe dâ,
vinster halb schied dir 'ȝ diu krâ.
Owê, sun, des troumes,
owê, sun des boumes,
Wê den raben, wê den krân!
10 jâ wæn', ich trûrig mueȝ' gestân,
Des ich an dir hân erzogen,
mir hab' der troum dan gelogen.« —

---

[1] vetich W.
[2] Er sprach: »sun, al die troume sint ein wint.« W., wo allein noch *folgt*

»Ob dir nû, vater, wiʒʒe Krist,
troumte alleʒ, daʒ der ist,
Beide, übel unde guot,
z'wâr, ich gelâʒ' doch mînen muot
Nimmer, unz an mînen tôt;
mir ward der verte nie sô nôt.
Vater, Got der huete dîn
und ouch der lieben muoter mîn:
Iuwer beider kindelîn
diu mueʒen immer sælig sîn;
Got hab' uns alle in sîner pflege!«
Dâ mit sô reit er ûf die wege,
Urloub nam er dâ ze dem vater,
alhin sô dræt' er durch[1] den gater. —
Solt' ich al sîn geverte sagen,
daʒ enwürd in drîen tagen,
Oder vil lîht in einer wochen
nimmer gar vol sprochen. —
Ûf ein burk kom er geriten,
dâ was der wirt in sölhem siten,
Daʒ er stæt' urliuges wielt,
und vil gerne die behielt,
Die wol getorsten rîten
und mit den vienden strîten.
Dâ ward der knab' gesinde;
an roub ward er sô swinde,
Daʒ wol ein ander ligen lieʒ,
in sînen sak er daʒ stieʒ,
Er nam eʒ alleʒ gemeine,
kein roub was im ze kleine,
Im was ouch niht ze grôʒ,
eʒ wære rûch oder blôʒ,
Eʒ wære krumb, eʒ wære sleht,
daʒ nam alʒ der selbe kneht,
Des meijers Helmprehtes kint,
er nam ros, er nam rint,

---

[1] trat er uber. W.

Eʒ lie dem man niht löffels wert,
er nam wambis unde swert,
Er nam mantel, er nam rok,
er nam geiʒ, er nam bok,
Er nam die ou, er nam den wider:
daʒ galt er mit der hiute sider.
Rok, pfeit dem wîbe
zôch er ab dem lîbe,
Ir kürsen und ir mandel:
des hêt' er gerne wandel
[Gehabt], dô in der scherge machte zam,
daʒ er wîben ie genam.
Daʒ ist sicherlîchen wâr,
ze wunsche im daʒ êrste jâr
Sîn segelwinde duʒʒen,
[und] sîn schif ze heile vluʒʒen.
Sînes muotes ward er so geil
darumb daʒ im der beste teil
Ie geviel an gewinnen.
do begund' er heim(e) sinnen,
Als ie die liute pflâgen
heim(e) zuo ir mâgen;
Ze hof er urloub dô nam
unt ze dem gesinde sam,
Daʒ si Got der guote
hêt' in sîner huote.
Hie heb(e)t sich ein mære,
daʒ vil müelich wære
Ze verswîgen den liuten:
ei, künd' ich eʒ bediuten,
Wie man in dâheim enpfie!
ob man iht gegen im gie?
Nein, eʒ ward geloufen,
almit einem houfen,
Eineʒ vür daʒ ander drank:
vater unde muoter sprank,
Als in nie kalb ersturbe.
wer daʒ botenbrôt erwürbe,

Dem gab man eȝ âne vluoch,
beide, hemd' unde bruoch.
Sprach daȝ vrî wîb und der kneht:
»bis wilkomen, Helmpreht?«
Nein, si entâten;
eȝ ward in wider râten,
Si sprâchen: »junk herre mîn,
ir sult Got wilkomen sîn.«
Er sprach: »vil liebe kindekîn,[1]
Got lâȝ' iuch immer sælig sîn!«
Gegen im sîn swester lief,
mit [den] armen si in umbe swief.
Dô sprach er zuo der swester:
»grâtiâ vester!«
Hin vür was dem jungen gâch:
die alten zogeten hinden nâch.
Si enpfiengen in beid' âne zal;
ze dem vater sprach er: »Deus sal!«
Ze der muoter sprach er sâ
Beheimisch: »dobra ytrâ!«
Si sâhen beid' ein ander an,
beide, daȝ wîb und der man.
Diu hûs vrou sprach: »herre wirt,
wir sîn der sinne gar verirt,
Er ist niht unser beider kint,
er ist ein Beheim oder ein Wint.«
Der wirt sprach: »er ist ein Walch,
mîn sun, den ich Got enpfalch,
Der ist eȝ niht sicherlich:
und ist im doch gar enlîch.«[2]
Dô sprach sîn swester Gôtlint:
»er ist niht iuwer beider kint;
Dô ich im engegen gienk
und in mit armen umbe vienk,[3]
Dô antwurt' er mir Latîn,[4]

---

[1] vil lieben sueȝen kinde. *W.* vil liebe swester kintekîn. *W.*
[2] sicherliche: doch geliche *W.*
[3] *Dies Reimpaar fehlt in W.*
[4] in der Latîn. *W.*

er mag wol ein pfaffe sîn.« —
»En triun,« sprach der vrî man
»als ich von im vernomen hân,
725 Sô ist er ze Sahsen
oder ze Brabant gewahsen.
Er sprach »»liebe kindekîn««,[1]
des mag er wol ein Sahse sîn.«
Der wirt sprach mit rede sleht:
30 »bistu mîn sun Helmpreht?
Dû hâst mich gewunnen dâ mit,
sprich ein wort nâch unserm sit',
Als unser vordern tâten,
sô daʒ ich'ʒ müg' errâten.
35 Dû sprichest immer »»deus sal,««
daʒ ich enweiʒ, z(e) wiu eʒ sal.
Êre dîn muoter unde mich,
daʒ dienen wir immer umbe dich.
Nû sprich ein wort tiutischen,[2]
40 dîn pfert wil ich dir wischen,
Ich selbe unde niht mîn kneht,
lieber sun Helmpreht.
Daʒ dû sælig müeʒest sîn!« —
»ei, waʒ sagt ir gebûrekîn,
45 Und diz ungêrte[3] wîf?
mîn pert und mînen klâren lîf
Sol dehein gebûrik[4] man
z'wâr nimmer gripen[5] an.«
Des erschrak der wirt vil sêre;
50 dô sprach er aber mêre:
»Bistu'ʒ Helmpreht mîn sun,
ich heiʒe sieden dir ein huon

---

[1] liebe swester kindekin. *W.* (lieve sœte kindekin?) — *Hier sehen wir, daſs das auffallende* bluemekîn *in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst ein Sächsisches Blümlein ist: wie auch* Nelke (negelekin) *für* Nägelein.

[2] wort endeutschen. *W.*

[3] gunert. *W.*

[4] geburechein. *W.*

[5] gegripen. *W.*

Und brât' dir dar zuo eineʒ,
daʒ red' ich niht meines:
Bistu'ʒ aber niht mîn kint,
sît ir ein Beheim oder ein Wint,
Sô vart hin zuo den Winden;
ich hân mit mînen kinden,
Weiʒ Got, vil ze schaffen.
ich gib' ouch deheinem pfaffen
Niht, wan sin bareʒ reht.
sît ir eʒ niht Helmpreht,
Und het' ich alle vische,
ir entwaht bî mînem tische
Durch eʒʒen nimmer iuwer hant.
sît ir ein Sahs' oder ein Brabant,
Oder sît ir von Walhen,
sô möht ir iuwer malhen
Mit iu wol hân gevueret:
von iu sô wirt gerueret
Des mînen niht z(e) wâre,
und wær' diu naht ein jâre.
Ich enhân den met, noch den wîn:
junk herre, ir sult bî herren sîn.«
  Nû was eʒ harte spâte,
des wart der knap ze râte
In sîn selbes muote:
»sam mir Got der guote,
Ich wil iu sagen, wer ich sî;
eʒ ist hie nindert nâhen bî
Ein wirt, der mich behalte:
niht guoter wizze ich walte,
Daʒ ich mîn red' verkêre:
ich entuon eʒ nimmer mêre.«
Er sprach: »jâ bin ich eʒ, der.«
der wirt sprach: »nû saget, wer?« —
»Der dâ heiʒet, alsam ir.«
der wirt sprach: »den nennet mir.« —
»Ich bin geheiʒen Helmpreht;
iuwer sun, und iuwer kneht

Was ich vor einem jâre,
daʒ sag' ich iu vür wâre.«
Der vater sprach: »z'wâr', nein ir.« —
»eʒ ist wâr.« — »sô nennet mir
Mîn ohsen alle viere.« —
»daʒ tuon et ich vil schiere:
Der ich dâ wîlen pflegte
und mîn[en] gart ob in wegte.
Der eine heiʒet Ure;
eʒ wart nie gebûre
Sô rîche, noch sô wakker,
er zæm' ûf sînem akker.
Der ander heiʒet Ræme;
ein rint alsô genæme
Ward nie geweten under joch.
sô nenn' ich iu den dritten noch.
Der was geheiʒen Erge.
eʒ kumt von mîner kerge.
Daʒ ich si kan genennen.
welt ir mich noch erkennen:
Der vierd' der heiʒet Sunne.
ob ich si genennen kunne,
Des lât mich nû genieʒen,
heiʒt mir daʒ tor ûf slieʒen.«
Der vater sprach: »tür unt tor,
dâ soltu niht sîn lenger vor;
Beide, gadem unde schrîn
sol dir alleʒ offen sîn.« —
   Unsælde sî verwâʒen!
ich bin vil gar erlâʒen
Sô guoter handelunge,
als si dâ het der junge. —
Sîn pfert ward enpfettet,
im selben wol gebettet
Von swester unt von muoter;
der vater gab daʒ vuoter,
Weiʒ Got, niht mit zadel. —
swie vil ich var en[t]wadel

Sô bin ich an deheiner stet',
830 dâ man mir tuo, als man im tet.
Diu muoter rief die tohter an:
»dû solt loufen, und niht gân
în daȥ gadem, unde reich'
ein[en] bolster und ein küsse[n] weich.«
35 Daȥ ward im under sînen arm
geleit ûf einen oven warm.
Dâ er vil sanft ûf erbeit,
unz daȥ eȥȥen ward bereit.
Dô der knappe erwachet',
40 daȥ eȥȥen was gemachet.[1]
Und er die hende het getwagen,[2]
hœrt, waȥ vür in ward getragen.
Ich wil iu nennen die êrsten traht;
wær' ich ein her von hôher aht.
45 Mit der selben rihte
wolt' ich haben pflihte.
Ein krût was vil klein gesniten;
veist und mager, in beiden siten.
Ein guot vleisch lag dâ bî:
50 nû hœret, waȥ daȥ ander sî:
Ein veister kæs', der was mar.
diu riht ward ouch getragen dar.
Nû hœrt, wie ich daȥ wiȥȥe,
ein veister gans an spiȥȥe
55 Bî viure ward gebrâten.
mit willen si daȥ tâten.
Sî was michel unde grôȥ,
ir deheineȥ des verdrôȥ.[3]
Gelich einem trappen:
60 die sazt' man vür den knappen.
Ein huon gebrâten, eineȥ gesoten,
als der wirt het geboten.

---

rwachte: gemachte W.
et twagen. W.
eide Zeilen stehen in W. umgekehrt.

Diu wurden ouch getragen dar.
ein herre næm' der spîse war,
865 Wenn' er gejeides pflæge,
[und] ûf einer warte læge.
Noch spîse manger hande,
die gebûr(e) nie erkande,
Und alsô guote lîb nar,
70 die truog man vür den knappen dar.
Der vater sprach: »und het' ich wîn,
der mueste hînt getrunken sîn:
Lieber sun mîn, nû trink
den aller besten ursprink,
75 Der ûz der erden ie gevlôz;
ich weiz niendert sîn genôz,
Dan ze Leubenbach[1] der:
den treit uns aber nû nie man her.«
Dô si mit vröuden gâzen,
80 der wirt niht wolte lâzen;
Er vrâgte in der mære,
wie der hofwîse wære,
Dâ er wær' gewesen bî:
»sag' mir, sun, wie der sî:
85 Sô sag' ich dir denne,
wie ich etwenne
Bî mînen jungen jâren
die liute dâ sach gebâren.« —
»Vater mîn, daz sag' mir,
90 ze hant sô wil ich sagen dir,
Wes dû wilt vrâgen mich:
der niuwen siten wîs' ich dich.«
Der vater sprach: »dô ich was kneht,
und mich dîn ene Helmpreht,
895 Der mîn vater was genant',
hin ze hove het gesant

---

[1] Wanckhausen. W
[2] Wes dû mich vrâgen wil:
der niuwen siten weiz ich vil. W

Mit kæsen und mit eijer,
als noch tuot ein meijer,
Dô nam ich der ritter war
und merkte ir geverte gar:
Si wâren schœn und gemeit,
unt kunden niht mit schalkeit.
Als nû bî disen zîten kan
manik wîb und manik man;
Die ritter heten einen sit',
dâ liebten si sich den vrouwen mit,
Einez ist buhurdieren genant,
daz tet mir einer dô bekant.
Dô ich in vrâgt' der mære,
wie ez genennet wære;
Si vuoren, sam si wolten toben,
dar umb sô hôrt' ich si loben.
Ein schar hin, diu ander her:
ez vuor dirre unde der,
Als er jenen wolt' stôzen.
under mînen genôzen
Ist ez selten (ê) geschehen,
daz ich ze hove hân gesehen.
Als si dan daz getâten,
einen tanz si dâ trâten
Mit hôch vertigem gesange:
daz kurzt' in die wîl' lange.
Vil schier kom dan ein spil man,
mit sîner gîgen huob er an.
So stuonden ûf die vrouwen,
die moht' man gerne schouwen.
Die ritter gein in giengen,
bî handen si si viengen;
Dâ was dan wunne überkraft
von vrouwen unt von ritterschaft;
In suezer ougen weide,
junk herren unde meide,
Si tanzten vrœlîche,
beide, arm' und rîche.

935 Als dan des niht mêr was,
sô gie dar einer unde las
Von einem, der hieȥ Ernest,
swaȥ ieglich[er] aller gernest
Wolte tuon, daȥ vand er.
40 sô schôȥ aber der ander
Mit dem bogen zuo dem zil.
manger vröuden was dâ vil
Ener reit,[1] dirre pirste.
der dâ was der wirste,
45 Der wær' uns nû der beste.
wie wol ich etwen weste
Waȥ triuw' und êre mêrte,
ê eȥ diu valscheit verkêrte!
Die valschen und die lôsen,
50 die, die reht verbôsen
Mit ir listen kunden,
die herren in do niht gunden
Dâ ze hof der spîse:
der ist nû der wîse,
55 Der lôsen unde liegen kan,
der ist ze hof ein werder man
Und hât guot und êre
leider michels mêre,
Dann' ein man, der rehte lebt
60 und nâch Gotes hulden strebt.
Als vil weiȥ ich der alten sit':
sun, nû êre mich dâ mit,
Und sage mir der niuwen.« —
»daȥ tuon ot ich, en triuwen:
65 Daȥ sint nû hövelîchiu dink:
trinkâ, herre, trinkâ trink!
Trink daȥ ûȥ, so trink' ich daȥ.
wie möht' uns immer werden baȥ?
Vernim reht, waȥ ich bediute:
970 ê vand man werde liute

---

[1] Jaget. W.

Bî den schœnen vrouwen:
nû muoʒ man si schouwen
Bî dem veilen wîne;
dâ sint die hœhsten pîne
Den âbent und den morgen,
wie si daʒ besorgen,
Ob des wînes zrinne,
wie der wirt gewinne
Einen, der sî alsô guot,
dâ von si haben hôhen muot;
Daʒ sint ir brief' und minne:[1]
»vil sueʒe lît gebinne,
Nû vült uns wol den maser;
ein affe, ein narre was er,
Der ie gesente sînen lîp
vür guoten wîn umb ein wîp!«
Wer liegen kan, der ist gemeit,
triegen daʒ ist hübischeit;
Er ist gevueg' nû, wer den man
mit guoter red' versnîden kan,
Wer schiltet schalklîche,
der ist nû tugent rîche.
Der alten leben, geloubet mir,
die dâ lebent, alsam ir,
Die sint nû in dem banne,
und sint wîb und manne
Ze genôʒe alsô mære,
alsam ein hâhære.
Âht und ban daʒ ist ein spot.«
der alt' sprach: »daʒ erbarme Got,
Und sî im immer gekleit,
daʒ diu unreht sint sô breit.
Die alten turnei(s) sint verslagen,
und sint die niuwen vür getragen;
Wîlen hôrt' man kroijieren sô:
»heijâ, ritter, wis et vrô!«

---

[1] briefe von minne W.

Nû kroijert man durch den tak:
»jagâ, ritter, jagâ jak,
Stichâ stich, slahâ slach,
stumbel den, der ê gesach,
Slâch mir disem ab den vuoȥ,
unt tuo mir den der hende buoȥ.
Du solt mir disen hâhen,
und einen richen vâhen,
Der uns geb' wol hundert pfunt.«
mir sint die sit' alle kunt,
Vater mîn, wan daȥ ich enwil,
ich getrout' dir gesagen vil
Niwan von dem niuwen siten:
ich muoȥ slâfen, ich hân geriten,
Mir ist hint(e) ruowe nôt.«
dô tâten si, als er gebôt;
Lilachen was dâ vremde,
ein niuwaschen hemde
Sîn swester Gôtlint dô swief
über daȥ bette, dâ er slief,
Unz eȥ hôhe was betaget.
wie er nû vert, daȥ wirt gesaget.
  Eȥ ist billich unde reht,
daȥ der junge Helmpreht
Uȥ zieh', ob er iht bringe
von hof gemelicher dinge
Dem vater, der muoter, und der swester.
jâ, z'wâre, unde wester,
Waȥ eȥ alleȥ wære,
ir lachet gnuog der mære.
Dem vater [er brâht'] einen wezstein
(brâht' er), daȥ nie mâder dehein
In kumpf beȥȥern gebant;
und ein segens, daȥ nie hant
Sô guot gezôch durch daȥ gras:
hei, welch gebûrkleinôt daȥ was![1]

---

[1] *Diese Zeile fehlt B.*

Und brâht' im ouch ein bîle,
daʒ in manger wîle
Gesmit sô guoteʒ nie kein smit;
und ein holzhakken ouch dâmit.
Einen vuhspelz sô guoter
den brâht' er sîner muoter,
Helmpreht der junge knabe,
den zôch er einem pfaffen abe.
Ob er'ʒ roubte oder stæle,
vil ungern ich daʒ hæle,
Wær' ich sîn an ein ende komen.
einem krâmer het er genomen
Eine sîdîne binden,
die gab er Gotlinden,
Und einen borten wol beslagen,
den billîcher solte tragen
Eines edlen mannes kint,
dan sîn swester Gotlint.
Dem kneht brâht' er schuochriemen,[1]
die het er anders niemen
Alsô verre gevueret,
noch mit handen gerueret.
Alsô gar hübsch was Helmpreht:
und wær' er noch sîns vater kneht.
Er het' in lâʒen âne schuoch.
dem vrîwîb ein houb(e)ttuoch
Brâht' er, und ein bendel rôt;
der zweier was der dirn(e) nôt. —
Nû sprechet, wie lange sî
der knappe al dâ dem vater bî? —
Siben tage, daʒ ist wâr,
diu wîle dûht' in wol ein jâr,
Daʒ er niht enroubete.
ze hant er urloubete
Von vater unt von muoter:
»neinâ, [lieber] sun vil guoter,

---

[1] schuohe mit riemen W.

Ob dû trouwest geleben,
1080 des ich dir hân ze geben[1]
Immer unz an mîn ende,
sô siz unt twach dîn hende.
Gê niwan ûz unde in:
sun, tuo die hofwîse hin.
85 Diu ist bitter unde sûr:
noch gerner bin ich ein gebûr,
Dann' ein armer hoveman,
der nie huobegelt gewan,
Und niwan ze allen zîten
90 ûf den lîb muoz rîten
Den âbent und den morgen,
und muoz dar under sorgen,
Wenn' in sîn viende vâhen
und stumbeln oder hâhen.«
95 »Vater,« sprach der junge
»dîner handelunge
Der solt dû immer haben dank;
doch sînt ich niht wînes trank,
Des ist mê, dann' ein woche,
1100 des gürt' ich drîer loche
An der gürtel hinhinder:
ich muoz ot haben rinder,
E diu rinke mir gestê
an der stat, dâ si was ê;
5 Ez werden pflueg' gesûmet
und rinder ûf gerûmet,
E mir der lîb geraste
und aber wider gemaste.
Mir hât ein rihter getân
10 sô leide, daz mir nie man
Alsô vil ze leid getân hât:
über mînes göten sât
Sach ich in eines rîten;
möht' er's erbîten.

---

[1] ze lebene . ze gebene?

Er giltet mir mit houfen,
sîn rinder mueʒen loufen,
Sîniu schâf und sîniu swîn,
daʒ er dem lieben göten mîn
Alsô betrat sîn arbeit,
daʒ ist mir inneklîchen leit.
Noch weiʒ ich einen rîchen man,
der mir ouch leide hât getân.
Der aʒ zuo den krapfen brôt:
rich' ich daʒ niht, sô bin ich tôt.
Noch weiʒ ich einen rîchen,
daʒ mir sicherlîchen
Deheiner leider nie getet;
durch eines bischoves bet'
Wolt' ich es niht enlân,
daʒ er mir leides hât getân.«
Der vater sprach: »waʒ ist daʒ?« —
»er lie die gürtel nider baʒ,
Do er saʒ ob sînem tische:
ei, waʒ ich des erwische,
Daʒ dâ heiʒet sîn,
daʒ muoʒ alleʒ wesen mîn;
Daʒ im ziuhet pflueg' und wagen,
daʒ hilfet mir, daʒ ich sol tragen
Gewant ze disen wînahten,
swie ich daʒ mag getrahten.
Wes wænet er vil tumber gouch?
z'wâr, und etlîcher ouch,
Der mir hât herzen leid getân,
lieʒ' ich daʒ ungerochen stân,
Sô wær' ich niht ein vrecher:
er blies in einen becher
Den schûm von dem biere;
und ræch' ich daʒ niht schiere,
Sô würd' ich nimmer vrouwen wert,
oder ich solte nimmer swert
Gegürten umb mîn sîten.
man hœrt in kurzen zîten

Von Helmprehte mære.
daʒ wîter hof wirt lære.
Und vind' ich niht den selben man,
so trîb' ich doch diu rinder dan.«
Der vater sprach: »sun, nenne[1] mir,
daʒ dien' ich immer gegen dir,
Dîn gesellen, die bœsen knaben,
die dich daʒ gelêret haben,
Daʒ dû dem rîchen manne
sîn habe nemest danne,
So er zuo den krapfen iʒʒet brôt,
die nenne mir, des ist mir nôt.«
Er sprach: »mîn geselle Lemperslint
und Slikkenwider,[2] die zwêne sint,
Von den ich hân dise lêre;
noch nenne ich dir mêre,
Hellesak und Rütelschrîn,
daʒ sint die schuolmeister mîn;
Kuefraʒ unde Müschenkelch,[3]
nû sich, herre vater, welch
Knappen daʒ sint an der schar,
die sehs' hân ich genennet gar;
Mîn geselle Wolfsguome,
swie lieb im sî sîn muome,
Sîn bas', sîn œheim und sîn veter,
und wær' eʒ hornunges weter,
Er lât niht an ir lîbe,
dem manne, noch dem wîbe
Einen vaden vor ir scham,
den vremden und den kunden sam;
Und mîn geselle Wolfsdrüʒʒel,
ûf tuot er âne slüʒʒel
Alliu slôʒ und îsenhalt;
in einem jâr hân ich gezalt

---

[1] menne H. Vgl. 235.
[2] Slerchwider H.
[3] Muschenkelch H.

Hundert îsen halt grôz,
daz ie daz slôz dannen schôz.
Als er von verren gie dar zuo:
ros, ohsen unde manik kuo.
Die ungezalt sint beliben
die er ûz höven hât getriben.
Daz ie daz slôz von sîner stat
vürder schôz, wan er dar trat.
Noch hân ich einen cumpân,
daz nie knappe mê gewan
Einen namen als höflich,
den gab im diu herzoginne rîch,
Diu edel und diu vrîe
von Navarre Hilarîe,[1]
Der ist geheizen Wolfsdarm:
ez sî kalt oder warm,
Roubes wirt er nimmer vol;
diupheit tuot im alsô wol,
Der enwirt er nimmer sat:
einen vuoz er nie getrat
Ûz übel in die guete;
im strebt ot sîn gemuete
Gein der üblen tæte,
als diu krâ tuot ze der sæte.«
  Der vater sprach: »nû sage mir,
lieber sun, wie sprechen s' dir,
Ieglîch dîn geselle,
sô er dir ruefen welle?« —
»Vater mîn, daz ist ein nam',
des ich mich vil wênik scham'.
Ich bin genennet Slintzgöu:
die gebûren ich wênik vröu,
Die mir sint gesezzen;
ir kinder muezen ezzen
Ûz dem wazzer, daz ich koch';[2]
dar zuo tuon ich in leider noch:

---

[1] von Nonarre Nareye W
[2] daz koch W

Dem ich daʒ oug' ûʒ drukke.
disen bliuw'[1] ich in den rukke.
1225 Den bind' ich in den ameiʒstok,
disen ziuh' ich sînen lok
Mit der zange ûʒ dem barte,
dem andern rîʒ' ich die swarte.
Einem mulle ich diu lit,
30 disen heng' ich in die wit
Bî den sparrâdern sîn.
daʒ die bûren habent, daʒ ist mîn;
Swâ unser zehen rîten,
ob unser zweinzig erbîten,
35 Daʒ ist umb al ir êre,
ob ir noch wære mêre.«
[Er sprach:] »sun, die dû dâ nennest,
wie wol dû si erkennest,
Baʒ dan ich, vil liebeʒ kint,
40 doch wie ræʒe si dâ sint,
Sô Got wil selber wachen,
sô kan ein scherge machen,
Daʒ si trettent, wie er wil,
wær' ir noch drîstunt als vil.«
45 Er sprach: »vater, daʒ ich ê tet,
hinvur, durch aller kunige bet',
Wil ich sîn nimmer tuon:
manik gans und manik huon,
Rinder, kæs' unt vuoter
50 hân ich dir und mîner muoter
Gevridet vor mînen gesellen vil:
des ich nû niht entuon wil.
Dû sprichest als ze sêre
vrumen knappen an ir êre,
55 Der deheiner nimmer missetuot,
er roub', er stele, daʒ ist guot.
Het ir's niht verkallet,
noch so vil ûf uns geschallet.

---

[1] hâhe W.

Iuwer tohter Götlinden
die wolt' ich Lemperslinden.
Mînem gesellen hân gegeben:
sô hete si daʒ beste leben.
Daʒ ie wîb bî einem man
in der werlte ie gewan
Kürsen, mandel, lînwât,
als eʒ diu kirche beste hât,
Des gæb' er ir den vollen hort,
het ir sô scherpflîchiu wort
Gein uns niht gesprochen;
und wolt' si alle wochen
Ein iteniuweʒ slege rint
eʒʒen, daʒ het' Götlint. —[1]
Nû hœre, swester Götlint,
dô mîn geselle Lemperslint
Mich von êrste umb dich bat,
dô sprach ich an der selben stat:
»Ist eʒ dir beschaffen und ouch ir,
daʒ soltu wol gelouben mir,
Daʒ eʒ dich niht sol beriuwen:
ich weiʒ si in den triuwen.
Des wis gar ân' angest,
daʒ dû niht lange hangest.
Si slah' dich mit ir hand(e) abe
unt ziuht dich selb(e) zuo dem grabe
Ûf die weg(e)scheide,
wîrouch und mirren, [die] beide.
Vil sicher dû des wesen maht,
dâmit si dich alle naht
Umbe gêt ein ganzeʒ jâr,
daʒ geloub(e) mir vür wâr.
Si rouchet diu gebeine,
diu guote und diu reine:
Ob dir diu sælde wider vert,
daʒ dir blintheit wirt beschert,

---

[1] Diese Zeile fehlt B.

Si wîset dich durch alliu lant
weg und steg an ir hant:
Wirt dir der vuoȝ ab geslagen,
si sol dir die stelzen tragen
Ze dem bette alle morgen:
wis ouch ân' alle sorgen,
Ob man dir zuo dem vuoȝe
der einen hende buoȝe.
Si suldet dir unz an den tôt,
beide, vleisch unde brôt.«
Wider mich sprach dô Lemperslint:
»nimt mich dîn swester Gôtlint,
Ze morgengab' wil ich ir geben,
daȝ si dester baȝ mag leben:
Ich hân voller sekke drî,
die sint swær(e), sam ein blî,
Der eine ist vol unversniten
klein lînîn tuoch, in den siten,
Wer sîn dâ ze koufe gert,
diu elle ist vünfzehen haller[1] wert;
Die gabe sol si prîsen.
in dem andern ligent rîsen,
Vil rokkel unde hemede:
armuot wirt ir vil vremede,
Wird' ich ir man und si mîn wîp,
daȝ gib' ich ir alleȝ an ir lîp.
Z'wâre, an dem næhsten tage,
und immermêr, swaȝ ich bejage.
Der dritte sak ist ouch vol,
ûf und ûf geladen wol,
Fritschâl, brûnat, vêcht, veder:
dar under zwô, der ietweder
Mit scharlach[2] ist bedekket,
und dâ vür gestrekket
Eineȝ, heiȝet swarzer zobel;

[1] kreuzer W.
[2] schallar W.

die hân ich in einem kobel[1]
Hie nâhen bî verborgen,
die gib' ich ir morgen.« —
Daz hât dîn vater under varn.
Gœtlint, Got mueze dich bewarn!
Dîn leben wirt dir sûre,
sô dich nû ein gebûre
Nimt ze sîner rehten ê,
sô geschach nie wîb als wê.
Bî dem sô muostu niuwen,
dehsen, swingen, bliuwen,
Und dar zuo die rueben graben:
des het' dich alles über haben
Der getriuwe Lemperslint.
o wê, swester Gœtlint,
Dîn sorge muoz mich smerzen,
sol an dînem herzen
Als unedel gebûr(e),
des minne dir wirt sûr(e),
Immer naht entslâfen:
wâfen, herre, wâfen!
Geschriren über den vater dîn:
ja enist er niht der vater mîn.
Vür wâr wil ich dir daz sagen,
dô mich mîn muoter het getragen
Vünf zehen wochen,
dô kam ze ir gekrochen
Ein vil gevueger hofman:
von dem sô erbet mich daz an.
Und ouch von dem gœten mîn,
die beide muezen sælig sîn,
Daz ich alle mîne tage
mînen muot sô hôhe trage.«
Dô sprach sîn swester Gœtlint:
»jâ wæn' ouch ich, daz ich sîn kint
Von der wârheit niht ensî:
ez lag mîner muoter bî

---

[1] tobel W.

Geselleklîch ein ritter kluok,
dô si mich an dem arme truok.
Der selbe herre si gevie,
1370 dô si des âbendes spâte gie
Suochen kelber, in den lôch;
des stêt ouch mir mîn muot sô hôch.
Vil lieber bruoder Slintʒgöu,
daʒ dich mîn trehtîn gevröu!
75 Sprach sîn swester Gotlint
nû schaffe, daʒ mir Lemperslint
Gegeben werd' ze manne,
sô schrîet mir diu pfanne,
Sô ist gelesen mir der wîn
80 und sint gevüllet mir diu schrîn.
Sô ist gebruwen mir daʒ bier,
und ist ouch wol gemalen mir;
Werdent mir die sekke drî,
sô bin ich armetue vrî,
85 Sô hân ich ze eʒʒen unt ze hûl. —
sich, waʒ mir gewerren sül, —
Sô bin ich alles des gewert,
daʒ ein wîb an manne gert.
Ouch trouw' ich in gewern wol
90 des ein man haben sol
An einem starken wîbe,
daʒ ist an mînem lîbe.
Waʒ er wil, daʒ hân ich;
eʒ sûmet nû mîn vater mich:
95 Wol drîstund ist vester
mîn lîb, dan mîner swester.
Dô man si ze manne gap,
des morgens gie si âne stap,
Und starb niht von der selben nôt;
1400 ich trouw' ouch wol, daʒ mir der tôt
Dâ von iht werd' ze teile,
eʒ sî dan von unheile.
Bruoder, mîn geselle,
daʒ ich mit dir reden welle,

Durch mînen willen, daʒ verswîk
ich trit mit dir den smalen stîk
An die kienlîten,
ich gelig' bî sîner sîten:
Nû wiʒʒe, daʒ ich wâge
vater, muoter und mâge.«
Der vater niht der red' vernam,
noch diu muoter alsam
Der bruoder wart ze râte
mit der swester vil drâte,
Daʒ si im volgete von dan:
»ich gib' dich dem selben man,
Swie leid eʒ dînem vater sî,
du geligest Lemperslinde bî,
Wol nâch dînen êren,
dîn rîcheit sol sich mêren.
Wiltu des, swester, enden,
ich wil dir her wider senden
Mîn[en] boten, dem dû volgen solt,
sint dû im bist und er dir holt,
Iu beiden sol gelingen
vil wol an allen dingen;
Ouch vueg' ich sölhe hôchzît,
daʒ man durch dînen willen gît
Wambîs unde rokke vil,
vür wâr ich dir daʒ sagen wil.
Swester, nû bereite dich;
Lemperslint sam tuot er sich.
Got huete dîn! ich wil dâ hin:
mir ist der wirt, als ich im bin.
Muoter, Got gesegen' dich!«
Hin vuor er sînen alten strich,
Und sagte Lemperslinde
den willen Götelinde.
Vor vröuden kust' er im die hant,
umb und umb an sîn gewant.
Er neig gein dem winde,
der da wæte von Götlinde.

Nû hœret von grôʒer vreise:
manik witwe und weise
An guote wart gelezzet
und riuwig gar gesezzet.
Dô der helt Lemperslint
und sîn gemahel Götlint
Den brûtstuol besâʒen.
waʒ si dâ trunken und âʒen,
Daʒ ward gesamnet wîten;
zuo den selben zîten
Vil unmueʒig si beliben,
die knappen vuorten unde triben
Ûf wegen(en) und ûf rossen zuo,
beide, spât' unde vruo,
In Lemperslindes vater hûs.
dô der künik Artûs
Sîn vrouwen Ginovêren nam,
diu selbe hôchzît was lam
Bî der Lemperslindes:
si lebten niht des windes.
Dô eʒ alleʒ was gereht,
sînen boten sant' Helmpreht,
Der vil balde gâhte
und im sîn swester brâhte.[1]
Dô Lemperslind daʒ het vernomen,
daʒ Götlind was komen,
Wunderbald er gein ir gienk.
nû hœret, wie er si enpfienk:
»Willekomen, vrou Götlint.«
[si sprach:] »Got lôn' iu, her Lemperslint.«
Vil vriuntlîche blikke
under in beiden dikke
Gein einander giengen entwer,
er sach dar, si sach her.
Lemperslind schoʒ sînen bolz
mit gevuegen worten stolz

---

[1] Daʒ er vil balde gæhte: bræhte. H.

Gein junkvrou Götlinde.
daȝ galt si Lemperslinde
Uȝ wîblichem munde,
sô si beste kunde.
»Nû sül wir Götlinden
geben Lemperslinden,
Und süllen Lemperslinden
geben Götlinden.«[1]
Uf stuont ein alt grîser,
der was der worte wîser,[2]
Er kunde sô getâniu dink,
er stalt' si beid' an einen rink,
Er sprach ze Lemperslinden:
»welt ir vroun Götlinden
Elîchen nemen, so sprechet jâ.«
»gerne.« sprach der knappe sâ.
Er vrâgt' in aber an der stunt.
»gern,« sprach aber des knappen munt
Ze dem dritten mâl er dô sprach:
»nemt ir si gern?« der knappe jach:
»Sô mir sêl' unde lîp,
ich nim' gerne diz wîp.«
Dô sprach er ze Götlinden:
»und welt ir Lemperslinden
Gerne nemen ze einem man?« —
»jâ, herre, ob mir sîn Got gan.« —
»Nemt ir in gern?« sprach aber er.
»gern, herre, geb(e)t mir in her.«
Ze dem dritten mâl sprach er: »welt ir'n?« —
»vil gerne, herre, nû gebt mir'n.«
Dô gab er Gotelinden
dem knappen Lemperslinden,
Und gab Lemperslinden
ze manne Gotlinden.[3]

---

[1] *Diez Reimpaar fehlt W.*
[2] alter grîse: wîse. *W.*
[3] *Diez Reimpaar fehlt H.*

Si sungen alle an der stat.
ûf den vuoȥ er ir trat.
Nû ist bereit daȥ eȥȥen;
wir suln niht vergeȥȥen.
Wir schaffen amptliute
dem briutgoum [1] und der briute:
Slîntȥgöu was marschalch,
der vult' den rossen wol ir balk;
Dô was schenke Slikkenwider; [2]
Hellesak der saȥte nider
die vremden und die kunden.
Ze trùhsæȥ(en) was ervunden,
der nie ward gewære;
Rütelschrîn was kamerære:
Kuchemeister was Kuevraȥ,
der gab waȥ man von kuchen aȥ.
Wie man'ȥ briet oder sôt;
Müschenkelch gab daȥ brôt.
Diu hôchzît was niht arm.
Wolfsguome und Wolfsdarm
Unde Wolfsdrüȥȥel,
die lærten manige schüȥȥel
Und manigen becher wîten
ze den selben hôchzîten.
Vor den knappen swant diu spîse
in aller der wîse,
Als ein wint vil drâte
si ab dem tische wâte:
Ich wæn', ieglîcher æȥe,
swaȥ im sîn trùhsæȥe
Von kuchen dar getruoge.
ob der hund iht nuege
Nâch in ab dem beine?
daȥ tet er harte kleine.
Wan eȥ sagt' ein man wîse:
ieglîch mensch sîner spîse

---

[1] briutigam. W.

[2] Sleichenwider. H.

Unmâȝen sêre gâhet,
sô im sîn tôd[1] nâhet:
Dâvon gâhten si umbe daȝ,
wan eȝ was ir jungsteȝ aȝ,[2]
Daȝ si immermê gâȝen,
oder vrœlîch gesâȝen.
Dô sprach diu brût Gôtlint:
»ô wê, lieber Lemperslint,
Mir grûset in der hiute;
ich vürht', daȝ vremde liute
Uns ze schaden nâhe sîn.
eijâ, vater und muoter mîn,
Daȝ ich von iu beiden
sô verre bin gescheiden!
Ich vürhte, daȝ mir wekke(n)
die Lemperslindes sekke
Vil schaden und unêre,
des vürht' ich harte sêre.
Wie wol ich daheime wære!
mir ist der muot sô swære,
Mînes vater armuot
næm' ich michels baȝ vür guot,
Dan daȝ ich bin mit sorgen hie;
wan ich hôrte sagen ie
Die liute algemeine,
daȝ dem wirt vil kleine
Der ze vil welle,
diu gîtikeit[3] ze helle
In daȝ abgründe
vellet von der sünde.
Ich verdenk' mich nû ze spâte.
ô wê, daȝ ich dâ sô drâte
Gevolget [her] mînem bruoder hân!
des muoȝ ich riuwig bestân.«

---

[1] ende. W.
[2] maȝ. W.
[3] gîrsheit. W.

Dar nâch vil schiere sach diu brût,
daʒ si dâheim irs vater krût
Het' gaʒ ob sînem tische
vür Lemperslindes vische.
Dô si nâch dem eʒʒen
wâren ein wîl' geseʒʒen,
Und die spilliute
enpfiengen von der briute
Ir gâb' unt von dem briutgumen
sâ ze hand dô sach man kumen[1]
Den rihter selb(e) vünfte,
mit der sigenünfte
Gesigte er den zehen an:
der in den oven niht entran,
Der slouf under die bank,
ie glîcher vür den andern drank;
Der ê viere niht envlôch,
des schergen kneht al eine in zôch
Her vür bî dem hâre.
daʒ sag' ich iu vür wâre,
Ein rehter dieb, swie kuen er sî,
und slueg' er eines tages drî,
Daʒ er sich vor dem schergen[2]
nimmer kan erweren.
Sunst wurden si gebunden,
die zehen an den stunden
Mit vil starken banden
von des schergen handen.
Gotlint verlôs ouch ir briut gewant;
bî einem zûne man si vant,
In vil swacher küste:
si het ir beide brüste
Mit ir handen gedekket.
si was unsanft erschrekket.
Ob ir anders iht geschæhe?
daʒ sage, der daʒ sæhe.

---

[1] briutgamen : kamen

[2] scheren W

Got ist ein wunderære,
daʒ hœret an dem mære:
Slueg' ein dieb al ein ein her,
gein dem schergen hât er niht wer,
Als er den von verren sihet,
ze hant erlischet im daʒ lieht,
Sîn rôte varwe wirt im gel,
swie kuen er wære und swie snel,
In væht ein lamer scherge,
sîn snelheit und sîn kerge
Die sint im alle (dâ) gelegen,
sô Got der rach' wil selber pflegen.
Nû hœrt daʒ mær' [1] mit sprüchen,
wie die diebe krüchen
Vür geriht mit ir bürden,
dâ si erhangen würden.
Götlint ward ungevröut,
dô Lemperslint zwô rinderhiut'
Wurden an den stunden
ûf sînen hals gebunden.
Sîn bürde was diu ringest,
dâ von truog er daʒ minnest,
Durch des briutgoums [2] êre.
die andern truogen [ie] mêre.
Eʒ truog sîn geswîe
rûher hiute drîe
Vor dem schergen, daʒ was reht,
daʒ was Slintʒgöu Helmpreht.
Ieglîch[er] truog sîn diub' [3] mit im hin;
daʒ was des rihters gewin:
Dâ wart vürsprechen niht gegeben.
der in lengen wil ir leben,
Dem kürze Got daʒ sîne!
daʒ sint die wünsche mîne.

---

[1] mære. *W.* ward. *H.*
[2] briutigams. *W.*
[3] dieb. *H.* burde. *W.*

Ich weiʒ den rihter sô gemuot,
ein wilder wolf, gæb' im der guot,
Biʒʒ(e) er im und allen liuten vich,
von der wârheit ich des jich,[1]
Er lieʒ' in umbe guot genesen,
swie des doch niht solte wesen.[2]
Der scherge dô die niune hie,
den zehenden er dô leben lie,
Der was sîn zehent und sîn reht,
der hieʒ Slintʒgöu Helmpreht.
Waʒ geschehen sol, daʒ geschiht;
Got dem vil selten übersiht,
Der tuot, des er niht tuon sol;
daʒ schein an Helmprehte wol,
An dem man den vater rach:
der scherg' im ûʒ diu ougen stach;
Dannoch der rach' niht was genuok,
man rach die muoter, daʒ man im sluok
Ab die hand und einen vuoʒ,
darumb daʒ er swachen gruoʒ
Vater unde muoter bôt,
des leid er schande unde nôt.
Dô er sprach ze dem vater sîn:
»waʒ sagt ir gebürekîn.«
Und hieʒ sîn muoter »ungert[eʒ] wîp,«[3]
von den sünden leid sîn lîp[4]
Dise manger slahte nôt,
daʒ im tûsent stund der tôt
Lieber möhte sîn gewesen,
den sîn schem(e)lîch genesen.
Helmpreht der dieb blinde
schiet von Götlinde
Ûf einer weg(e) scheide
mit riuwe und mit leide.

---

[1] vihe : gihe W.
[2] *Dies Reimpaar fehlt W.*
[3] geunêrteʒ wîp. W.
[4] *Diese Zeile fehlt H.*

Den blinden dieb Helmpreht
brâht' ein stab und ein kneht
Heim in sînes vater hûs.
1690 der hielt in niht, er treib in ûʒ.
Sîn swær' er im niht buoʒte,
hœret, wie er in gruoʒte:
»Deus sal,[1] her blinde!
wes sit ir in gesinde?[2]
95 Den gruoʒ sült ir von mir haben,
alsô grueʒ' ich blinde knaben.
Waʒ toug langeʒ teidink:
Got weiʒ, her blinder jungelink,
Die her berg' ir mir rûmet;
1700 ist, daʒ ir iuch sûmet,
Ich heiʒ' iuch mînen vrîman
slahen, daʒ nie blinde gewan
Von slegen alsölhe nôt.
eʒ wær' ein verworhteʒ brôt,
5 Daʒ ich hînt mit iu verlür:
ir hebt iuch hin ûʒ vür die tür!« —
»Neinâ, her, lât mich betagen;«
sprach der blind' »ich wil iu sagen,
Wie ich bin genennet;
10 durch Got, mich erkennet!«
Er sprach: »nû saget drâte,
zogt ûʒ, eʒ ist spâte,
Ir sült iu suochen [ein] andern wirt:
mîn hant mit gâbe iuch gar verbirt.«
15 Beide, mit leid und mit schamen
sagt' er dem vater sînen namen,

---

[1] Deuol. *W.*

[2] *W. liest hier, mit Zusatz:*
do ich was in gesinde
Ze hove wîlen, des ist lank,
dâ lernte ich disen antpfank.
Gêt ir nû, her blindekîn,
ich weiʒ wol, daʒ an iu mag gesîn,
Wes ein blinder knabe gert,
[junk herre,] ir sit ouch dâ ze Walhen wert!
Den gruoʒ u. s. w.

Er sprach: »ich bin'ʒ, iuwer kint.« –
»und ist der knappe worden blint,
Der sich dâ nante Slintʒgou?
1720 nû vorht ir niht der schergen dröu,
Noch alle rihtære,
ob ir noch mêre wære:
Ei, waʒ ir îsens æʒet,
sô ir ûf dem hengst sæʒet,
25 Dar umb ich gab mîn rinder!
unt kriechet ir nû blinder,
Daʒ enwirt mir nimmer zorn;
mich riuwet mîn loden und mîn korn.
Sît mir sô tiur(e) ist daʒ brôt,
30 und læget ir vor hunger tôt,
Ich gib' iu nimmer umb ein[1] grûs:
ir sült iuch balde heben ûʒ;
Und getuot nimmer mêre
ze mir die wider kêre.«
35 Dô sprach aber der blinde:
»sît ir mîn ze kinde
Geruochet nimmer mêre,
durch die Gotes êre,
Sult ir dem tiuvel an gesigen:
40 lât mich als einen durftigen
In iuwerm hûse kriechen:
waʒ ir ei[ne]m armen siechen
Welt geben in der minne,
durch Got, daʒ gebt mir hinne.
45 Mir sint die lant liute gram;
leider, nû sît ir mir sam;
Leider, ich mag niht genesen,
welt ir mir ungenædig wesen.«
Der wirt hôn lachte,
50 swie im sîn herz' doch krachte,
Eʒ was sîn verch und sîn kint,
swie eʒ doch stuende vor im blint.

---

[1] einen W.

Er sprach: »nû vuort ir twerhes daʒ velt,[1]
iuwer meidem gie niht en zelt,
Er drafte unde schûfte;
manik herz' von iu ersûfte.[2]
Ir wart sô ungehiure:
manik wîb und gebiure
Sint von iu alle worden vrî.
nû sprechet, ob die troume drî
An iu sint bewæret?
noch hôher eʒ sich mæret,
Daʒ iu wirt wirser, danne wê,
ê daʒ der vierde troum ergê.
Hebt iuch balde vür die tür.
kneht, sperre, stôʒ den rigel vür,
Ich wil hint(e)[3] hân gemach.
den ich mit ougen nie gesach,
Den hielt' ich ê unz an mînen tôt,
ê ich iu gæb' ein halbeʒ brôt.«
Alleʒ daʒ er ie het getân,
daʒ itwîʒt er dem blinden man,
Er was gar sîn schiuhe:
»sich, blinden kneht, nû ziuhe
In von mir, der sunnen haʒ!«
er sluog den kneht: »nû hab' dir daʒ!
Dînem meister tæt' ich sam,
wan daz ich mich des scham',
Ob ich blinden sluege;
ich bin wol sô gevuege,
Daʒ ich eʒ kan vermîden:
doch möht' eʒ sich verrîden.
Des hebt iuch, ungetriuwer rûs,
balde vür die tür hin ûʒ.
Ich ahte niht ûf iuwer nôt.«
im gab diu muoter doch ein brôt

[1] die welt. *W.*
[2] schufzte : ersufzte. *H.*
[3] hinaht. *W.*
[4] reus : aus *H.* heraus : aus *W.*

In die hand, als einem kinde.
hin gie der dieb blinde.
Swâ er über veld gie,
1790 dehein gebûre daʒ verlie,
Er schrir in an und sînen kneht:
»hâhâ, diep Helmpreht!
Hetest dû gebûwen, alsam ich,
so züg' man nû niht blinden dich.«
95 Alsô leid er ein jâr nôt,
unz er von hangen [1] leid den tôt.
Ich sag' iu, wie daʒ geschach:
ein gebûr in ersach.
Dâ er gie ze einer vrist
1800 durch einen wald umb sîn genist,
Der gebûr kloub dâ wit',
ander gebûren ouch dâ mit, [2]
Daʒ was eines morgens vruo:
dem het Helmpreht ein kuo
5 Genomen von siben [3] kinden:
der ersach in alsô blinden,
Er sprach ze sînen holden,
ob si im helfen wolden.
»En triuwen,« sprach der eine
10 »ich zerre in alsô kleine,
Sam daʒ in der sunnen vert,
ist daʒ mir in ie man wert:
Mir und mînem wîbe
zôch er ab dem lîbe
15 Unser beider gewant:
er ist nû mîn vil rehteʒ pfant.«
Dô sprach der dritte dâ bî:
»ob sîn eines wæren drî,
Die wolt' ich tœten eine:
20 er vil unreine!

---

[1] hâhen W.
[2] nâch der gebûren sit. W.
[3] sînen W.

Er brach mir ûf mînen glêt,
und nam mir, swaȥ ich dar in hêt.«
Der vierde, der den wite kloup,
der bidemt' vor girde, sam ein loup,
Er sprach: »ich brich' in, als ein huon,
von allem rehte ich daȥ tuon:
Er stieȥ mîn kint in einen sak,
dâ eȥ slâfende lak,
Er want' eȥ in ein bet,
eȥ was naht, dô er daȥ tet;
Dô eȥ erwachte unde schrê,
dô schut [1] er'ȥ ûȥ an den snê:
Sîn ende het' eȥ dâ genomen,
wær' ich im niht ze helfe komen.«
»En triuwen,« sprach der vünfte
»ich vröu mich sîner künfte
Sô daȥ ich mînes herzen spil
al hie mit im haben [2] wil:
Er nôt zogte mir mîn kint;
und wær' er noch drî stund als blint,
Ich sol in hâhen an den ast;
selbe kûm ich im enbrast,
Beide, nakket unde blôȥ;
wær' er, als ein hûs, sô grôȥ,
Ich wird' an im errochen,
sint er sich hât verkrochen
In disen walt sô tiefen.« —
»dar nâher!« si dô riefen,
Unt kêrten alle rehte
gegen Helmprehte:
Dô si sich [wol] an im râchen
mit slegen, si sprâchen:
»Nû huet' der hûben, Helmpreht!«
waȥ ir dâ vor des schergen kneht
Het lâȥen ungerueret,
daȥ ward nû gar zervueret,

---

[1] schüttet'. W.

[2] hiut' an im geschouwen. W.

Daʒ was ein griulicheʒ dink:
sô breit als ein pfennink,
Beleib ir niht bî ein ander,
sitich und galander,
Sperwær unt turteltûben,
die genæten ûf der hûben,
Die wurden geströut ûf den wek,
hie lag ein lok, dort ein vlek
Der hûben und des hâres;
gesagt' ich ie iht wâres,
Doch sült ir mir gelouben
daʒ mære von der houben,
Wie klein man si zerzarte:
ir gesâht nie swarte
Ûf houbet alsô kalwe;
sîn reideʒ hâr daʒ valwe
Sach man in swachem[1] werde
dâ ligen ûf der erde.
Daʒ was doch vil lîhte,
si lieʒen in niht[2] sîn bîhte,
Den muedink, dâ sprechen:
einer begunde brechen
Ein brosem von der erden,
dem vil gar unwerden
Gab er die zo einer stiur(e)
vür daʒ helle viur(e),
Und hiengen in an einen boum.
ich wæne, des vater troum
Sich al hie bewære.
Hie endet sich daʒ mære.
Wâ noch selb rehtiu[3] kint
bî vater und bî muoter sint,
Diu sint gewarnet dâ mit.
begênt si Helmprehtes sit'.

---

[1] swacher. W.
[2] niht *fehlt* W.
[3] selb herrisch. W.

Ich erteil' in daȥ mit rehte,
in gescheh' als Helmprehte.
Ûf den strâȥen und ûf den wegen
was diu wagen vart gelegen:
Die vuoren [1] alle nû mit vride,
sint Helmpreht hieng an der [galgen] wide. Amen.

Nû seht ûf und umbe;
rât iu wol ein tumbe,
Dem volget, und ouch des wîsen rât.
waȥ ob Helmpreht noch hât
Etwâ junge knehtel,
die werden ouch Helmprehtel:
Vor den gib' ich iu niht vride,
si komen ouch dann' an die wide.
Wer iu diz mære lese,
bitet, daȥ im Got genædig wese,
Unde dem tihtære:
der heiȥet Wernher der Gartenære. [2]

---

[1] wâren. W.

[2] *Diese 12 Schlußzeilen hat allein W.*

LXVII.

Herr Friedrich von Auchenfurt.

Von

Jansen Enenkel.

Der Kaiser (Friedrich II.) hatte einen Gesellen, Namens Friedrich von Auchenfurt, der war der wackerste Ritter und schönste Mann von der Welt. Nachdem er schon manches Weib erworben hatte, richtete er seinen Sinn auf eine edle Gräfin, deren Schönheit ihn so hinriſs, daſs er unabläſsig um sie warb. Sie aber widerstand ihm, und drohte, es ihrem Eheherrn zu sagen. Er beharrte gleichwol in seiner Bewerbung, und trieb es so länger als drei Jahre. Da sann sie darauf, wie sie ihm seine Minnebotschaften verleidete, und entschloſs sich unter Seufzen und Weinen, ihn heimlich zu sich kommen zu laſsen. Sie wiederholte ihm, daſs sie nimmer durch Untreue gegen ihren geliebten Mann ihre Ehre verlieren wolle: sie möchte lieber verbrennen. Als dennoch der Ritter eines Tages sie um ihre Minne bat, da verhieſs sie ihm Gewährung, wenn er ihren Willen thäte. Er gelobte es, und nun forderte sie: er solle beim bevorstehenden Turnei in dieser Stadt, wo mancher Römer seinen Speer breche, den Preis gewinnen, und bloſs im Frauenkleide gegen einen geharnischten Ritter stechen. Friedrich versprach es freudig.

Bei dem Turnei wählte Friedrich sich einen tapfern Ritter, und verlangte von ihm den bedungenen Kampf. Dieser versagte es, als unritterlich; Friedrich aber, der freudig für seine Herrin sterben wollte, erbat ihn. Friedrich verstach sein Speer ritterlich, wurde jedoch von dem Gegner so getroffen, daſs die Lanze wol eine Elle lang mitten durch ihn fuhr, und er unmächtig vom Rosse sank. Allgemeine Klage erhub sich um ihn. Auch die Gräfin beklagte ihn herzlich, daſs er ihretwillen den Tod leide, und bedauerte, daſs er sich nicht eine andre schönere Frau erwählt habe, mit der er glücklicher gewesen wäre: sie selber beharre jedoch standhaft in der Treue zu ihrem lieben Manne.

Der Verwundete lag länger als ein Jahr darnieder: man zog ein Ross(-haar) durch ihn (die Wunde offen zu halten), und heilte ihn wie ein Ross, das in einem Moore so verwundet ward.

Als er wieder gesund war, eilte er wieder zu seiner geliebten Herrin, mit dem blutigen Hemde, darin er verwundet ward, zeigte es ihr, und mahnte sie nun an ihr Versprechen. Da betheuerte sie jammernd, daſs nichts so bitter wäre, das sie nicht lieber thun wollte, als untreu werden, und flehte ihm, irgend etwas anderes zu fordern, um ihre Ehre zu bewahren. Da der edle Ritter ihre so feste Treue sah, so entsagte er, unter einer Bedingung. Sie gelobte alles, was nicht ihr Leben und Treue verletze. Er verlangte nun: da das Pfingstfest bevorstehe, solle sie am St. Stephanstage in seinem blutigen Hemde, unter dem Mantel und Schleier, auf neuen Schuhen, zur Kirche gehen, und wenn sie zum Opfer am Altare stehe, solle sie den Mantel fallen laſsen, so daſs er, der im Chore stehen werde, sie sehe. Sie war bereit dazu.

Am Pfingstfeste gieng sie wirklich so zur Kirche, und als sie, nach dem Gesange, von zwei Rittern geführt, zum Altar trat zu opfern, da lieſs sie ihren Mantel sinken, und stand nun da in dem blutigen Hemde, welches ihr bis auf die Knie herabhieng. Dann nahm sie den Mantel wieder um, und gieng heim.

Der Graf war auch in der Kirche, und sah mit groſsem Leidwesen das Gebaren seiner Frau, die er für wahnsinnig oder beseſsen hielt, und zugleich die Kirche verlieſs. Als sie auch heimkam, schalt er ihren Unsinn; da entdeckte sie ihm aufrichtig den ganzen Zusammenhang, und bewies ihre Treue. Er umarmte sie freudig: sein gröſstes Herzeleid sei gewesen, als er sie so am Altar gesehen; nun erst sei es ganz ihr eigen.

Friedrich von Auchenfurt aber ritt von dannen: er fürchtete, es gienge ihm ans Leben.

LXVII.

Her Vriderîch von Ouchenvurt.

Der keiser [illegible] gesellen het,
dem al vrümkeit wol an stêt,
Von Ouchenvurt her Vrid(e)rîch,
alsô was sîn nam(e) rîch,
Er was der beste hübsch(e)st man,
den al diu welt geleisten kan;
Er het erworben manig wîp,
den gezieret was ir lîp.
Ze jung(e)st sazt' er sînen sin
an ein edle grævin,
Diu was sô schœn, als man seit,
daʒ in sîn muot dikk(e) jeit
Und (ouch) al sîn sin
nâch der edeln grævin.
Dâ wolt(e) daʒ (vil) schœne wîp
mit im niht teilen iren lîp;
Si sprach zuo im: »her Vrid(e)rîch,
ir sült daʒ wiʒʒen sicherlîch,
Lât ir mich niht mit vrid(e) sîn,
ich sag' eʒ dem herren mîn.«
Er sprach: »(s)wie eʒ mir sol ergân,
von iu sô mag ich niht enlân,
Mir wurd' denn' iuwer minn(e),
oder ich verlür mîn sinn(e).«
Daʒ treib er mit ir, daʒ ist wâr,
mêr dann(e) driu jâr.

Dô gedâht' si in irem muot:
»ei, milter Got vil guot,
Wie tæt' ich disem ritter vruot,
daȥ er von mir lieȥ' sînen muot?
Ich kan niht erwenden,
er well' mir boten senden.
Möht' ich (eȥ) mit hübscheit
darzuo bringen, daȥ im leit
Geschæh(e) von den hulden sîn,
und ich doch niht (kæm') an pîn,
Alsô daȥ (ich) von grôȥer nôt
von sînen schulden læg(e) tôt,
Daȥ ich behielt' mîn êr(e).
mich muet daȥ hart(e) sêr(e).
Daȥ er niht wil die red(e) lân;
ich wird' im nimmer undertân.«
Daȥ wort si weinen(de) sprach
und wider ir herz(en) verjach,
Vil siufzens in ir herz(e) viel,
wan ir dô der sorgen schiel
Von disem ritter wart kunt,
niht einest, ze maniger stunt.
Darnâch si ir gedâht(e),
daȥ si in ir kamer brâht(e):
»Vil lieber herre mîn,
sol(t') ich in untriu bî dir sîn,
So verlur ich mîn wirdikeit,
wan mir ist all(iu) bôsheit leit.
Solt' ich von dir geschant sîn?
ich nam dich, lieber her(re) mîn,
Mit herzen und mit triuw(e)n;
des muoȥ uns immer riuwen.«
Si meint(e) iren lieben man,
dem si alles guotes gan;
Si gedâht': »ob mir daȥ geschæh(e),
daȥ man mir [die] bôsheit jæh(e)
Von mînen kranken sinn(en),
ich möht' ê verbrinn(en).«

65 Eines tages kam der ritter dar,
und(e) nam der tougen war,
Und bat si umb ir minn(e)
diu edeliu grævinn(e),
Si sprach: »wes welt ir mich gewern,
70 des ich an iu mag begern?«
Dô sprach eʒ her Vriderîch:
»vrouw(e), wiʒʒ(e)t sicherlîch,
(S)waʒ ir habt in iuwerm muot,«
alsô sprach der ritter guot
75 »Daʒ wil ich zerbrechen;
solt' man mich ze tôd(e) stechen,
Daʒ wolt' ich lîden sicherlîch,«
alsô sprach her Vriderîch
»Und möht' ich iuwer huld(e) hân,
80 ich wær' iu dienstes undertân.«
Dô sprach daʒ minneklîch(e) wîp:
»und solt' ich mit iu mînen lîp
Teiln, daʒ mueʒt ir dienen sô,
daʒ ich sîn muoʒ werden vrô.«
85 Er sprach: »(s)waʒ (ir) mir, vrouwe, sagt,
daʒ tuot mîn lîb unverzagt.«
Si sprach: »eʒ hebt sich ein turnei
hie in der stat, sô bricht enzwei
Manig Römer sîn sper,
90 dem ze ritterschaft ist ger:
Mügt ir dan der best(e) sîn,
sô wil ich (mit iu) den lîb mîn
[Mit iu] teilen, als ich iu sagen wil,
mugt ir der sper brechen vil
95 Und dan in iuwer vrouw(e)n kleit
sît ze ritterschaft bereit,
Gegen ei[ne]m, der harnasch vuer(e),
vür wâr ich daʒ swuer(e),
Vertuot ir da iuwer scharpfeʒ sper,
100 iuwer bet' ich billîch gewer,
Unt kumt iuwer leben von dan,
(s)wie lieb ist mir mîn man.

Doch wil ich sicherlîchen
iuwern triuwen niht entwîchen.«
Dô sprach der vrum(e) man:
»ob ich volenden kan
Mit lîb(e) und mit guot(e),
des ist mir wol ze muot(e),
Ich wil den turnei gern(e) holn,
sol ich den tôt von iu doln.«
[Si sprach:] »und ist [ez], daz ez von iu geschiht,
[wærlîchen] ich versag' iu mîner minn(e) niht.«
Dô der turnei was volbrâht,
als ir diu vrouw(e) het gedâht,
Dô kam der von Ouc(hen)vurt,
ein sper er gelîch(e) vuort',
Gegen einem ritter lob(e)sam,
den er ûz den andern nam,
Er sprach: »well(e)t ir ein sper
mit mir (vertuon), [edler] ritter hêr?
Nû tuot, als ich iu hie sag(e),
ir sît ein held und niht ein zag(e).
Dar umb sô bit' ich iuch sicherlîch,
daz ir durch iuwer vrouw(e)n rîch
Ein sper mit mir vertuot hie;
doch wil ich iu sagen, wie:
Ir sult gen mir gewâpent sîn;
sô wil ich durch die vrouw(e)n mîn
Blôz(er) gegen iu rennen;
mîn wâpen sol man erkennen,
Daz ist niht wan ein vrouw(e)n kleit,
alsô bin ich ze der tschôst bereit.«
Dô sprach der edel' ritter guot:
»sô het' ich einen verzagten muot,
Solt' ich ein (harnasch) vuern, und ir niht,
daz wær' ein zag(e)lîch geschiht.«
Dô sprach ez her Vriderîch,
ein edel ritter vröuden rîch:
»Læg' ich von iuwern handen tôt,
als mir mîn vrouw(e) hie gebôt,

So vergib' ich iu, mîn triuw(e)n,
mîn tôd iuch niht sol riuwen;
Wan stirb' ich durch die vrouw(e)n mîn,
wie möht' mir immer baʒ gesîn?«
Alsô bat er den selben man,
unz (er) zuo im kam ûf den plân.
Ze samen si dâ kêrten,
als si ir manheit' lêrten.
Sîn sper her Vriderîch verstach
vil schôn, als im (diu) menig' verjach;
Der ander in ouch gevie,
sîn sper (dâ) durch in gie
Mitten wol einer elen lank;
diu unmaht vast(e) mit im rank,
Daʒ er von dem ros ze tal
hieng, unt viel ûf daʒ wal,
Und(e) man in dannen truok:
umb in ward grôʒ(iu) klag' genuok.
Nû merk(e)t, wie diu grævin sprach,
dô si den ritter ligen sach:
»Wê, reines mannes muot!
wie hâstu lîb und(e) guot,
Umb einen lîb gegeben!
dû hâst dîn tugen(t)licheʒ leben
Durch mînen willen hie gelân;
daʒ ich dîn kund' [n]ie gewan,
Daʒ ist mir hie ein grôʒ(iu) nôt:
dû lî[de]st durch mînen willen [den] tôt.
Wê vil sæliger lîp,
möhtest dû dîn dienst [niht] an ein wîp
Gekêrt (h)ân, diu dich het gewert!
mîn lîb niht wan mîn[e]s herren gert.
Dâ von wær' dû ein tumber man,
daʒ dû dîn leben hâst verlân
Durch mich, ich bin ein armeʒ wîp:
dû hetest z'wâr ein schœne(r)n lîp
Gewunnen, wan ich bin gewesen,
dâ von wærst dû wol genesen.

Dâ riut mich sicher(lîch) dîn tôt:
dû hâst wærlich durch mich die nôt
Erliten und den smerzen.
ich het in mînem herzen
Mich des (gar) vermezzen.
des moht' ich niht vergezzen.
Daz mîn (lîp) keinem man
wurd(e) immer under tân.
Dan dem lieben herren mîn.
des stæt' muoz immer an mir sîn.«
  Nû wil ich sagen, wie im geschach.
als im diu meist(e) menige jach:
Dô lag er vür wâr
mêr dann(e) ein jâr
Unz der siechtuom von im vlôch:
ein ros(hâr?) man durch in zôch.
Und(e) heilt' in sam ein ros,
daz wund was worden in eim' mos.
  Dô er dâ gesunt wart,
dô ward niht lenger gespart
Er gie ze sîner vrouw(e)n guot.
der er dâ truog holden muot:
Mit im er daz hemd(e) truok,
daz was swarz g(e)nuok,
Dâ er in was worden wunt;
er sprach: »vrouw', ich bin gesunt.
Nû seh(e)t, vrouw(e) wol getân,
waz ich smerzes erliten hân.
Und seht daz an, s[illegible]enez wîp.
ob ich iht iuwern [illegible]
Hab' jæmerlich er[illegible].«
er zeigt(e) ir daz hem[illegible]) rôt.
Daz er an im vuort(e)
dô daz sper durch in ruort(e).
Dô si daz hemd(e) ersach,
vil barm(i)klîch si wider in sprach:
»Nû wizz' ez Got der rîch',
daz niht sô bitter ward gelîch,

Ich wolt' eȝ tuon sicherlich,
ê daȝ ich mînem herren rîch
Mîn triuw' zerbræch' an einer vrist.
möht' ir indert keinen list
Vür sezzen, daȝ ich tæt(e),
und [daȝ ich] mîn êr' behielt' stæt(e)?«
Dô sprach der edel' ritter guot:
»sît ir habt sô vesten muot
Und iuwer êr' behieltet gern,
woltet ir mich einer ding(e) wern,
Daȝ, ir vrouw(e) wolgetân,
wolt' ich, als ich iu gesagen kan.«
Dô sprach si: »lieber herre mîn,
daȝ kan sô bitter niht gesîn,
Noch an mir sô grôȝ(iu) nôt,
dâ ich mir niht kies' den tôt,
Des andern wil ich volgent sîn,
daȝ ich behalt' die triuw(e) mîn.«
Er sprach: »eȝ ist diu hôchzît,
daȝ man in dem land(e) wît
Begêt pfingsten die vir tag(e),
nâch mîner lêr(e) sag(e),
Sô sült ir anders niht pflegen,
ir sült daȝ pfeitel an legen,
Dâ ich in worden bin
wund; nû merk(e)t mînen sin:
Ir sült an Sant Steffans tag(e),
nâch mîner lêr(e) sag(e),
An iu daȝ zweiȝig hemde tragen.
noch wil ich iu mêr(e) sagen:
Ein rîsen sült ir haben guot,
einen mantel, ân(e) huot,
Zwên' schuoch' alsô niuw(e);
und welt ir iuwer triuw(e)
Behalten, sô ir ze opfer gêt
und(e) vor dem altâr stêt,
Sô lât vallen den mantel guot,
daȝ ich eȝ seh', vrouw' wolbehuot;

Wan ich wil in dem kôr(e) stên;
sô sult ir ze opfer gên.
Tuot ir dan, vrouw(e) wolgetân,
als ich iu gesag(e)t hân,
Sô sît ir billîch(e) vrî,
(s)wie halt mir gelungen sî.«
Dô sprach diu vrouw(e) wolgetân:
»(s)wie halt eʒ mir süll' ergân,
Ob eʒ mir wirt ein herzen leit,
waʒ ir mir habt vor geseit,
Daʒ wil ich alleʒ leisten gar,
daʒ sag' ich iu vür wâr.«
Dô (nû) diu hôchzît kam
ze pfingsten, als ich vernomen hân,
Dô nam diu vrouw' daʒ hemd(e) rôt,
als ir her Vrid(e)rich gebôt,
Ein[en] mantel si darüber swief;
irer junkvrouwen si dô rief,
Daʒ si ir truege schuoh' und rîsen,
darin wolt(e) si sich brîsen;
Zuo der kirchen si dô gie,
ir schuoh(e) si niht enlie,
Dâ stuond si zuo der kirchen schôn,
ir zuht gab ir der êr(e)n krôn'.
Si warte des opfer(s) êtuom;
dô man da[ʒ] sank, zwên' ritter vrum
Wisten si zuo dem altâr.
z'wâr daʒ wart dem grâven swâr,
Wan er eʒ selb(e) an sach,
dâvon leit er ungemach,
Und bedâht' in sînem muot(e):
»ei, herre Got der guot(e),
Mîn vrouw(e) hât der sinn(e) niht,
ob der tiuvel hât mit ir pflibt,
Des swuer(e) ich wol einen eit.«
er huob sich heim(e), im was leit,
Daʒ si (dâ) daʒ opfer leit'.
einen samît lank und breit

Si dâ vallen lie:
daȥ hemd(e) gie ir ûf diu knie.
295 Daȥ was von bluot alsô rôt;
ir vrümkeit (ir) dô gebôt,
Daȥ si dâ stuond in grôȥer scham
den mantel si wider an sich nam,
Ze der herberg' si dô kêrt(e),
300 als si ir vrümkeit dô lêrt(e).
Der grâf des kûm erbeit(e),
daȥ si im die wârheit seit(e),
Er sprach: »sag' mir, vrouw(e) mîn,
unsinnig mag iuwer lîb sîn,
5 Wie habt ir iuch verkêr(e)t,
und iuwern lîb gunêret!
War zuo sol daȥ bluotig gewant,
daȥ man ze kirchen an iu vant?«
Dô seit' diu vrouw(e) die wârheit,
10 als eȥ geschach, si im dô seit'.
Und loug im niht als (umb) ein hâr,
die wârheit seite si im gar.
Als der herre daȥ vernam,
daȥ si het so grôȥ(e) scham
15 Erliten [het] durch (ir) stætikeit,
er sprach: »nû sî eȥ vor geseit,
Dû bist mir lieb, als ê;
mî[ne]m herzen geschach nie sô wê,
Dan dô ich dich, vrouw', sach stân
20 blôȥ, und sô wolgetân.«
Die vrouw(e)n er zuo im umbvie,
vil vrœlicher er dô gie,
Und sprach: »liebiu vrouw(e) mîn,
aller êrst wil ich dîn eigen sîn.«
25 Her Vrid(e)rîch von dannen reit,
dô er gesach die wârheit,
Daȥ blôȥ stuond daȥ schœne wîp:
er vorht', eȥ gie(ng') im an den lîp.

LXVIII.

Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau.

Von

Ruprecht von Würzburg.

Wie ein Thor Alles was ihm in den Sinn kommt, ungebeten ausspricht, so beginne ich thörichter Knabe eine Rede, die mir zu schwer ist, weil ich unweise und unerfahren bin. Drum bitte ich Alle, die dieses Büchlein lesen hören, und denen es missfällt, daſs sie mir gnädig sein und mein Gedicht nicht schelten; denn ich thue es selten. Gott helfe mir!

In Frankreich, in der Stadt Virdun (Verdun), die durch ihre Kaufleute wolbekannt ist, wohnten derer zween in stäter herzlicher Freundschaft, so daſs sie Alles für einander gewagt hätten. Jedoch war der eine, Namens Gillot, viel reicher, und der andere, Gillam (Guillaume) diente ihm willig, wie ein Eigenmann. Gillot hatte eine schöne tugendsame Tochter Irmengard, und Gillam einen wackern und belobten Sohn Bertram. Die beiden Väter walteten mächtig in der Stadt, und Gillot, der keine Stunde ohne Gillam leben konnte, sann darauf, diesen noch mehr zu heben, damit, wenn Entzweiung in der Stadt sich erhübe, sie beide kräftig zusammenstünden.

Eines Nachts, im Bette, vertraute er seiner Frau, daſs er ihre Tochter dem Sohne des Freundes geben wolle, um so vereint der Stadt zu walten. Die Frau war unwillig darüber, und Gillot sagte, er wiſse wol, daſs Herzoge und Grafen seine Tochter gern nähmen; er aber wolle nimmer sein liebes Kind als unedel schmähen laſsen, sondern sie ihresgleichen geben; und die Frau lieſs es sich gefallen.

Gleich am Morgen gieng Gillot zu Gillam und machte ihm den Antrag; dieser hielt es anfangs für Spott, willigte aber gern ein. Bertram und Irmengard wurden alsbald verlobt, und die Braut weinte verschämt, als der freudige Bräutigam, den sie zum erstenmale sah, sie fest an sich drückte. Eine Hochzeit ohnegleichen wurde angestellt. Als der Abendstern aufstieg, empfieng die Vermählten Ein Bette, in welchem beide völlig versöhnt und einig wurden. Am Morgen giengen sie in einen Saal, wo Tambure, Flöten, Geigen und allerlei Saitenspiel erklangen, und viele schöne Frauen waren zum Tanze. Dann wurden die Tafeln bereitet, der Estrich mit Gras und Blumen bestreut, Handwaſser genommen, und Truchseſse und Schenken brachten von allem die Fülle.

Nach der Hochzeit führte der junge Mann sein schönes Weib heim, und beide lebten fortan in der innigsten Eintracht und Freude, hatten das Paradies auf Erden, und ihre Liebe war unzertrennlich.

Als sie zehn Jahre so gelebt, der Mann früh und spät für das Haus gesorgt, und die Hausfrau darin ihm treulich geholfen, so daſs beider Gut sich mehrte, da wollte Bertram, als kundiger Kaufmann nach Prufis (Provins) zum Jahrmarkte, mit Würzen, Zendal, Seide, Scharlach und allerlei Kaufmannschaft. Beim Scheiden weiſsagte der

Frau ihr schweres Herz – wie es mir selber oft thut – allzu lange Trennung, und sie weinte heiſs und wehklagte. Der Mann, auch mit rothen Augen, tröstete sie mit baldiger Heimkehr.

Wol zehntausend Mark an Werth führte er nach Paris, lieſs sich hier zum besten Wirthe weisen, der ihn gastlich empfieng und ihm das schönste Gaden für ihn allein und zur Bewahrung seines Gutes gab. Dann lud er ihn zu Tische, wo in einem weiten Zimmer viele reiche Kaufleute saſsen. Im Gespräche bat der Wirth die Gäste, von ihren Weibern, deren Gemüth und Haushalt zu erzählen. Einer sagte sein Weib sei so böse, daſs alle Teufel, wenn sie auf der Schwelle säſsen, ihr nicht zu nahen wagten. Ein andrer pries dagegen seine Hausfrau so fromm, daſs sie in seiner Abwesenheit sich ihrer Nebenchristen erbarme; daher er zwei Gäuchlein Kuckucksbrut aufziehe. Ein dritter nannte die seine beſser als gut; dazu trinke sie so, daſs ihre Zunge lahme, und damit sorge sie für das Haus. Und so wuste jeder seinem Weibe etwas anzuhängen. Der junge Bertram dankte im Stillen Gott für sein Glück, und als der Wirth auch ihn zu reden aufforderte, rühmte er sein minnigliches, keusches, gutes und verständiges Weib, als aller Frauen Blume, und seines Herzens Ostertag, die alles Lobes Krone tragen sollte. Der Wirth nannte dieſs unsinnige Uebertreibung, und als Bertram vielmehr sie noch nicht genug gelobt zu haben betheuerte, wollte der Wirth wetten, daſs er binnen eines Halbjahres mit ihr zu Bette gehe, wenn Bertram all seine Habe gegen die seinige setze. Die Wette wurde fest gemacht, und Bertram sandte seiner Frau einen Boten, daſs er weiter nach Venedig reise. Sie war sehr betrübt darüber, hielt jedoch fürder ihr Haus in bester Ordnung.

Bertrams Wirth, der gewandte Herr Hogier, nahm in Virdun seine Herberge Bertrams Hause gegenüber, und trat der Frau beim Aus- und Eingehen entgegen, ihren Gruſs zu empfangen. Ihre Schönheit reizte ihn um so mehr, sie sammt dem Gute zu gewinnen; er schmückte sich, und sandte ihr manches Kleinod. Sie aber trat alles unwillig unter die Füſse und drohte, es ihren Freunden zu klagen. Da besprach Hogier ihr Gesinde, und dieses begann ihn sehr zu loben. Die Frau aber gebot ihnen Schweigen, wollten sie nicht zerdroschen werden. Hierauf redete Hogier morgens beim Kirchgange mit ihrer liebsten Dirne Amelin, schob ihr ein Pfund in den Busen, und lieſs ihrer Herrin hundert Mark bieten. Als auch diese zurückgewiesen wurden, bot er zweihundert, und endlich tausend Mark für eine Nacht. Jetzo warnte Amelin sie, durch Verschmähen so groſsen Gewinnes ihres Mannes Haſs zu erregen. Irmengard wiederholte ihre Drohungen, und ungeachtet Amelin ihr rieth, es lieber heimlich zu thun, als der Leute Spott zu werden, verwarf die getreue Hausfrau jedoch alles, und gieng zu einer von ihren Muhmen. Diese rieth ihr, den reichen Sold zu nehmen, der wol eine Kaiserin ehrte; wenn der Gast von ihr gegangen, könne sie ihr Schloſs wieder niederlaſsen, und sie sei dieselbe wie zuvor. Nun gieng Irmengard zu ihren Aeltern; der Vater drohte ihr seinen Zorn, wenn sie das groſse Gut entgehen lieſse; ihr Mann werde sie gar blenden. Weinend gieng Irmengard weiter zu ihren

Schwiegeraltern: der Schwäher verhieſs ihr derbe Schläge von ihrem Manne, wenn sie den Gewinn nicht nähme, und erbot sich zu Hülfe.

Tiefbekümmert lieſs Irmengard nunmehr alle ihre Verwandten zu sich berufen; und alle, Weib und Mann, riethen ihr einzuwilligen. Bis auf den Tod betrübt saſs sie nun weinend allein, und flehte zu Gott, der ihre Treue durch guten Rath erhörte.

Sie fragte Amelinen, ob sie für hundert Pfund Hogiers Willen thun wolle; und als diese gern für die Hälfte bereit war, lieſs sie sich die 1000 Mark senden, und bestellte Hogiern zur Nacht, wo Amelin ihm öffnen werde. Hogier kam voll Freuden; Irmengard, in Amelinens Kleidern, empfieng ihn leise und empfahl ihm Stille. Er schob ihr zehn Pfund ins Kleid, und sie führte ihn in ihr Schlafgemach, wo Amelin in Irmengards Kleidern im Bette lag. Alles geschah im Dunkeln. Hogier legte sich zu der Schönen und begann das Kampfspiel; er riſs ihr den Hermelinmantel und das Seidenhemde ab, sie wehrte sich mit Küssen und gab zwei für einen; er zertrennte zwar ihren Buckler (kleinen Schild, bouclier), sie behielt jedoch den Sieg. Als der Morgenstern erschien, mahnte Irmengard an das Scheiden. Hogier erbat sich von seiner Schönen ein Kleinod zum Andenken, und da sie keins hatte, zog er ein Meſserlein hervor und schnitt ihr einen Finger aus der Hand.

Damit kam er heim, und forderte von Bertram all seine Habe. Dieser, leidvoll, zweifelte jedoch, und es wurde öffentliche Entscheidung verabredet. Beide begaben sich nach Virdun, wo Bertram ein Gastmal anstellen sollte. Irmengard empfieng ihn freudig, ihr Herz sang der Freuden Lied; Bertram konnte vor Seufzen kaum reden; er bot zu dem Gastmale alles auf, weil er vielleicht doch alles verliere. Die Frau liebkosete ihm, daſs er seinen Kummer ihr mittheile; und als sie nun alles ihm entdeckte, ward er hoch erfreut.

Mit groſsen Freuden und Fülle wurde das Gastmal gehalten. Nachdem die Tische aufgehoben waren, trug Hogier den ganzen Handel vor. Alle erbleichten, und Hogier wies zur Bewährung den abgeschnittenen Finger vor. Irmengard entschuldigte sich anfangs damit, daſs alle Gegenwärtige es ihr gerathen; dann aber zeigte sie frohlockend ihre beiden unversehrten Hände; und Amelin trat vor und klagte ihr Leid. Hogier muste hiemit all sein Gut Bertram gewonnen geben, und wollte fortan sein »arm Mann« sein. Bertram gab ihm Amelinen mit den gewonnenen hundert Marken zur Ehefrau.

Für Weib und Magd zum keuschen Vorbilde ist dieses Märe gedichtet, von Ruprecht einem Würzburger. Des Vaters Wort (Christus) und Maria behüte uns vor der Welt Schande und der Hölle Stricken.

LXVIII.

Von zwein koufmannen.

Ich tuon reht als die tôren,
die dâ bringent ze ôren
Swaȥ in kumet in den muot,
eȥ sî übel oder guot,
Sie lâȥen'ȥ her ûȥ snallen
und ûȥ dem munde vallen.
Als man sie es gebeten habe:
sus tuon ich tôrehter knabe.
Wan ich mit krankem sinne
eine red' beginne,
Diu mir ist ze swære;
ich wil sagen ein mære,
Ich vürht', eȥ muge niht vol komen,
sît ich mich's hân an genomen.
Wan ich bin guoter wizze hol,
und aller tumpheit(e) vol.
Dar umb bit' ich iuch alle,
swem eȥ missevalle,
Der hœre lesen diz buechelîn,
daȥ sie mir genædig wellen sîn
Und mîn getiht' niht schelten:
wan ich entuon eȥ selten.
Got mir sîn[e] helfe sende,
daȥ ich daȥ mær' vol ende!
Eȥ lît in Vrankenrîche
ein stat diu ist vil rîche.

Diu ist Virdûn genant
unt von kouf liuten wol bekant:
Dar inne ân' alle schande
die tiursten von dem lande
Sâʒen, zwêne koufman:
ir ietweder began
Den andern sêre minnen
mit stætes herzen sinnen.
Eʒ het die stætik vriuntschaft
an in genzliche kraft.
Daz triben sie vil mangen tak,
ir ieglicher ringe wak,
Durch den (andern) lân in wâge
lip, guot, êre unde mâge.
Doch was der eine richer vil
unt vaste über des andern zil
Gestigen von dem Gotes gebot;
er war geheizen Gillot.
Der ander was im under tân,
reht als er wær' sin eigen man,
Und dienet' im ân' alle[ʒ] scham;
geheiʒen was er Gillam,
Einen sun het er, hieʒ Bertram.
Gillot het ein tohter;
durch liebe enmoht' er
Keine stunde nie gelân,
er muost(e) zuo Gillame gân,
Mit im sizzen unde stân,
beide, tuon und(e) lân;
Sus twank in der liebe gart.
Sin tohter hieʒ vrouw' Irmengart,
Sie het schœne unde jugent,
vernunftikeit und(e) tugent.
Ouch was der herre Bertram
ze aller bôsheit(e) lam
Unt ze aller vrumkeit snel;
des wart sin lop breit und hel.
Sin heil daʒ was niht sin(e)wel.

Nu begunden die zwên' alten
der stat vaste walten,
In moht(e) nieman wider gesîn.
her[e] Gillot het mangen begin,
Wie er umbe gienge,
Gillam an êren vienge
Mit alsô grôzer vriuntschaft,
daz der stætikeit(e) haft
[an in genzlîch(er) kraft]
Nimmer mêre würd' erlôst;
er dâht', ez wær' ein ganzer trôst
Der stat algemeine,
wan zweiung' deheine
Möhten der stat ûf gestên,
ob sie zesamen wolten gên
Mit vriuntlîcher stæte.
mit manikvalter ræte
truog er (daz) vruo und spæte.
Dô er diz lange het verholn
und sînem wîbe vor verstoln,
Eines nahtes er sich bewak,
dô er bî ir ze bette lak,
Daz er ir nihts verdagete,
sînen muot er ir sagete,
Er sprach: »liebe vrouwe mîn,
mir ist komen in den sin,
Daz ich dem jungen Bertram,
sun mînes vriundes Gillam,
Irmengart wil ze wîbe geben,
sô mugen wir mit vröuden leben,
Und der stat aller walten.«
sie sprach: »her[re], tuo gehalten
Dise rede; waz sol diz sîn?
war tuost dû, herre, dînen sin?
Dû soltest die rede hân verborn,
sie ist mir inneklîchen zorn,
dû hâst si mê den halp verlorn.«
Gillot ir antwurte dô,

er sprach: »vrouwe, wie tuost dû sô?
Du solt dise red(e) lân,
und mich ein wênik dâbî verstân:
Dir ist dîn muot verirret,
ich weiz wol, waz dir wirret:
Graven und(e) herzogen,
daz ist wâr und niht gelogen,
Unser tohter wolten nemen,
ob mich ruocht(e) des gezemen,
Daz ich sie in wolte geben:
dâwider wil ich immer streben.
Wan[ne] mir in mînem herzen
wuchs' vil grôzer smerzen,
Swen man mir mîn liebez kint
wurde smæhen als ein rint,
Daz sie niht edel wære.
vernim dû mîniu mære:
Mîn tohter sol nemen einen man,
der ir wol sî genôzsam.« —
[si sprach:] »waz dû wil, daz sî getân.«
Zehant dô sie der red' verjach,
der herre minneklîchen sprach:
»Sælig sîstu, liebez wîp!
wan dû mit allem dînem lîp
Mir alle zît bist undertân;
dâvon muoz ich dich immer hân
Liep, biz an mînes tôdes zil;
wan dîner zuht der ist sô vil.
Wir sul[le]n niht langer beiten,
wir sullen uns bereiten,
Daz wir dem dinge kumen zuo;
ich wil'z enden morgen vruo.« —
»sicherlîch, [vil] lieber her, daz tuo.«
Zehant kam des tages lieht.
der herre sich (dô) sûmde niht.
Er gieng hinnen zuo Gillam
er sprach: »wâ ist Bertram?
Eines dinges sol in gezemen.

er sol mîn tohter zer ê nemen:
Wan mir nieman, wizze Krist,
lieber ze einem eidam ist.«
Gîllam sprach: »herre, lât stân;
wes spot(tet) ir mîn, armen man?
Ich bin iu[we]r diener ie gewesen;
ir sult mich bî iu lân genesen.
Tuot ir daz, sô tuot ir wol;
daz gedien' ich ouch, swâ ich sol.«
Des antwurt' im dâ Gîllot:
»ez ist mîn ernst, âne spot;
Wa(r) tet ich die sinne mîn,
sô ich wolte spotten dîn?
Ez mak nieman erwenden,
nâch dî[ne]m sun solt dû senden.«
sie gelobten'z beid[e] mit henden.
Dô daz der junge vernam,
vil schier ze sînem vater kam;
Dar nâch kam ouch vrouw' Irmengart,
dem knappe(n) sie gesworn wart
Ze einem êlîchen wîbe;
vil nâhen sînem lîbe
Drukket' er die schœne(n) magt,
als mir daz mære wart gesagt.
Diu maget sêre weinte,
dâmit sie bescheinte
Ir kiusch' und ouch ir wiplich zuht
ez diuht' ouch noch ein ungenuht.
Swâ man ez vernæme,
ob ein wîp niht erkæme,
Dar man sie gæbe einem man,
den sie mit vollen ougen an
Nie gesach zuo einem mâl. —
Bertram wart ân' alle twâl
Geboten ein sulhe hôchzît,
daz weder vordes, noch sît
Keiner sô schœne mê gesach,
ob ez iht wær' als man mir verjach.

dâ wider ich wort nie gesprach.
Nû begund' diu sunne sîgen
und der âbentsterne stîgen,
Nâch der alten gewonheit,
ob mir ist geseit diu wârheit,
Die beide dô ein bett' enpfienk;
ein vil lieb dâ ergienk
Und [ein] minneklîcher umbevank. —
daȥ mich nû nœtet mîn gedank'
Sô gar verre, daȥ ist mir zorn;
wan leider eȥ ist gar verlorn. —
Dâmit sî der red' gedagt:
der knapp' und diu vil schœne magt
Versuenet wurden an der stunt,
er kust' sie mê den tûsentstunt
an iren rôsenrôten munt.
Diu naht mit vröuden ende nam,
diu vrouw' und mîn her Bertram
Zuo handen sich geviengen,
in einen sal sie giengen.
Dâ was von vrouden michel schal:
der tambûr[en] gên der videlen hal.
Dâ was ouch vloitieren vil,
und allerhande seitenspil.
Und schœner vrouwen ouch genuok.
darnâch man tischlachen truok,
Die taveln wurden dâ bereit,
und der estrich bespreit
Mit bluomen und mit gruenem gras.
swaȥ herschaft ûf dem palas was,
Die heten waȥȥer al genomen;
darnâch sach man schiere komen,
Truhsæȥen unde schenken,
die getorsten des niht wenken.
Sie gâben ganze wirtschaft
und alles des die überkraft,
Des man dâ haben solte.
der wirt niht sparen wolte

In deheine slahte sîn guot,
er het einen gerehten muot:
der best' ouch nâch dem besten tuot.
Dô diu hôch zît ergienk,
der junglink ze hûse vienk
Mit im sîn vil schœnes wîp,
diu was im lieber dan der lîp;
Alsô was er ir hin wider
weder ê, noch sider.
Nie zuo deheinen stunden
zwei [sô] liebe wurden vunden,
Sô disiu beidiu wâren.
alleʒ kriegen sie verbâren,
Waʒ sie wolt', daʒ wolt' ouch er;
daʒ im geviel, daʒ was ir ger.
Sus muosten sie mit vröuden leben,
in hete Gôt den wunsch gegeben,
[Und] ûf erden hie ein paradîs.
nie kein meister wart sô wîs,
Der envollen möhte getihten
unt ze reht berihten
Ir zweier liebe slôʒes bant;
daʒ ist mir volleklîch erkant,
eʒ moht(e) nie werden zetrant.
Daʒ ich nû sage, daʒ ist wâr,
der herre mê den zehen jâr
Hete allewege mit râte
sîn hûs vruo und spâte.
Des volget' im vrouw' Irmengart
in aller wîplîcher art;
Dehein herze grôʒer stætikeit
gewan nâch ganzer vrumekeit,
Wan sie was der sælden stam,
der herre, mîn her Bertram,
Mit kouf(e) mêrte sîn guot;
wan wer zem dinge niht entuot,
Und allezît dâ von nemen wil,
des muoʒ wesen harte vil.

Eʒ(n) werde schier(e) vertân.
der herre ber(e)iten sich began
ûf den jârmarkt zuo Prûʒ;
er was kundig unde wîs
ûf aller hande koufmanschaft.
des het er ouch die überkraft,
Zendâl, wurz, sîdîn und scharlât,
und aller hande rîche[s] wât
Vuort' er ûf den jârmarkt hin,
dâ von nam er rîchen gewin.
urloup nam er zer vrouwen sîn.
Dô er zer vrouwen urloup genam,
vil sêr ir herz(e) des erkam.
Wan ir sagt' ir swærer muot, —
als er mir ofte selber tuot —
Daʒ er ze lange wolte sîn,
vil heiʒe weinte daʒ vröuwelîn.
Irn her[e]n sie nâch zuo ir gevienk,
manig küssen dâ von in dergienk.
Sie sprach: »mîn vil lieber man,
wem wilt dû mich armen lân?
sît dû von mir wilt scheiden,
mîn herz' mit mangen leiden
ist vil stark(e) überladen,
eʒ muoʒ in grôʒen sorgen baden.
Mir ist alliu mîn vröud' verspart,
biʒ daʒ geschiht dîn widervart.«
Dem herren wurden diu ougen rôt,
als im diu grôʒe liebe gebôt.
Er sprach: »vil minneklîcheʒ wîp,
warumb(e) kwelst dû dînen lîp
und swærest mir mîn gemuete?
der liebe Got dich [mir] behuete!
Dû solt deheinen zwîvel hân,
ich sî dir immer undertân.
Ich kum' herwider in kurzer zît,
ob mir Got gesuntheit gît;
dîn leit bî mînem herzen lît.«

Von danne schiet der herre sît,
wol zehen tûsent mark(e) wît
Vuort' er ze Pruſls in die stat.
zuo dem besten wirt(e) bat
Er sich wîsen drâte,
der mit vollem râte
Ein gast halten kunde.
gevuort wart er zer stunde
Ze einem wirte rîchen,
der schôn und hubschlîchen
Den vil jungen gast enpfienk,
vil zuhtikliche[n] er gên in gienk
Und hieȥ in Got wilkomen sin.
er sprach: »Got lôn' iu, herre min.
Ir sult mir verlîhen ein gaden,
dâ ich ân' aller slahte schaden
Mîn guot mug' inne gehalten,
und des aleine walten.«
Der wirt tet nâch sîner bet',
daȥ schônst(e) gaden daȥ er het
Daȥ wart im schier(e) dâ bereit
und al[so] sin guot darin geleit;
des wart her Bertram gemeit.
Dô diz allez wart getân,
man hieȥ den gast ze tische gân
In ein kem(e)nâten wît,
diu was alumb in aller sît'
Gesezzet vol rîcher koufman.
dô daȥ eȥȥen wart getân,
Der wirt die geste hieȥ gedagen,
und bat ir ieglîchen sagen
Von sînem wîb ein mære,
wie sie gemuot wære
Und wie sie lebet' in ir hûs.
der êrste sprach: »sô sûsâ, sûs!
Diu mîn ist ein unsælig lîp,
sie ist ein tiuvel und niht ein wîp:
Und sæȥen ûf der swellen min

alle [die tiuvel], die in der helle sîn,
ir getörste keiner zuo ir komen.«
der ander sprach: »wir hân vernomen
Vil wol, daʒ dû uns kündest;
ich wæn', daʒ dû dich sündest
An dîner hûsvrouwen guot:
diu mîn(e) mir niht alsô tuot.
Sie ist vrölich unde vrum,
ze hant sô ich von ir kum',
[über] ir ebenkristen erbarmet sie sich,
daʒ dem sueʒen Got ist lobelich:
Des ziuch ich zwei gouchelîn.«
der dritte sprach: »daʒ mak wol sîn.
Diu mîn' ist beʒʒer, denne guot.
sie hât ouch einen stæten muot;
Dâbî sô kan sie einen list,
der obe disen beiden ist.
Vil dikke sie getrinket,
daʒ ir diu zunge hinket;
Alsus mîn wîp besorgen kan
mîn hûs und alleʒ daʒ ich hân.«
Der wehselmær' sie vil getriben;
ir deheiner was aldâ beliben,
Er(n) slueg' sîm' wîb an ie etwaʒ;
ir selben[s] êren truogens' haʒ.
Der junge gast her Bertram
diz alleʒ in sîn herze nam,
Und lobte Got sêre
der vil grôʒen êre,
Die er im hete getân.
der wirt in guotlîchen an
Sprach: »wie tuot ir, herre, sô,
daʒ ir uns niht machet vrô,
Mit etlîchem mære schîn
von iuwer lieben wirtîn?«
Der junglink sprach: »daʒ sol sîn.
Ich hân dâheim ein reineʒ wîp,
der vil minneklîcher lîp

Mich dikke vrô machet,
mîn herze gên ir lachet,
Swenne sie sehen mîniu ougen an;
keim' wîbe nie kein man
Lieber wart, denn' ich ir bin;
sie hât wiplichen sin,
Kiusche und rein gemuete,
mâʒe und rehte guete
Volgent mîner vrouwen mit,
zuht und wizz' und rehter sit';
Dâbî ziuh[e]t sie sich schône.
alles lobes [ist si] ein krône
[Die] sie ze reht(e) sol tragen.
niht mê kan ich iu gesagen
Von mîner vrouwen ruome:
sie ist aller vrouwen bluome,
Und mînes herzen ôstertak;
zuo ir ich niht gelîchen mak:
Sie ist aller wîbe lop,
ir wird' vliugt allen tugenden op.«
Der wirt sprach: »ich sich iuch loben,
daʒ ir iu[we]r wîp sô hôch welt loben.«
»Nein ich,« sprach der jung(e)link
»sie kan alliu guotiu dink
Berihten und erkennen;
und (swie) vil tugende ich nenne,
[Und] dennoch ist ir vil mêr an ir.«
der wirt sprach: »nû volgent mir,
Und ruemet sie niht sô sêre,
eʒ nimet iu [anders] iuwer êre,
So ir wænet dran besizzen;
ir enpfleget niht guoter wizzen.
Mit iu ich des wette,
ich gê mit ir ze bette
In einem halben jâre,
ob ir geturret z'wâre,
Umb alleʒ daʒ ich geleisten kan,
ob ich des urloup von iu hân.

Und ob iu niht beträget,
daz ir dâgegen wâget
Genzlîchen all(e) iuwer habe,
ob ir verlieset, daz ir drabe
Gêt mit blôzer hende:
dâgên ich verpfende
Allez daz ich guotes hân,
sô muoz ouch daz darnâch gân.
Swer verliuset, der sol bescheiden
den andern, bî geswornem eide,
Des guotes, des er ê pflak
und daz er diewil' gewinnen mak,
Und alsô veste stætikeit,
ob ez ir einem werde leit,
Daz er des niht moht' abe gân.«
diu gelubde wart aldâ getân,
ir deheiner wolt' des abe gân.
der wirt den gast hiez dâ bestân,
Und boten senden hinheim,
der sagt(e) daz er wære inein
Worden, daz er wolte [balde] varn
gên Venedik, und daz niht sparn,
Und daz er seit' der wirtin,
daz sie daz gesinde sîn
Mit ganzer êre hielte;
wan er sie nie geschielte
Ûz sînes herzen arke.
daz brach ir vröude starke.
Dô ir diz mære wart geseit,
ir herze wart von jâmer breit
Und irre vrouden bruch gemêrt,
ir wangen wurden gar berêrt
Mit ir[em] liehten ougen regen;
sie sprach: »der wâre Gotes segen
Al[le]zît mir in behuete!
wie tuot sîn menlîch guete,
Daz er mir legt niht trôstes an?
ach, mîn herzelieber man,

Sol ich dich sehen immer mê?
mir ist nâch dîner kunfte wê:
Der muoʒ ich nû verzîhen mich.«
diu vrouwe doch getrôste sich,
und hielt ir hûs vil lobelîch.
Als ir dâ vor habt vernomen,
der wirt was ze Verdûn komen,
Der vil stolz' her Hogier,
er was kundig und gevær',
Und herbergt' gegen der vrouwen tür,
daʒ sie dar in, noch der vür
Getæte nimmer keinen wank,
er(n) tæte ir einen gegenswank,
Daʒ sie im ie muoste nîgen:
dâ von begund' im [vaste] stîgen
Sîn muot, wan er was harte vrô.
er daht': »ich vueg' eʒ immer sô,
Daʒ mir wirt guot und(e) wîp;
ich wil zieren mînen lîp,
Daʒ ich muge sie beide erwerben;
wan ich muoʒ [vil] gar verderben,
Ob daʒ niht geschehen mak.«
beide, naht unde tak
Begund' er vaste ringen
mit gedenken, wie er bringen
Sîn gewerbe möhte ze ende.
er begund[e] der vrouwen senden
Kleinôtes vil und manigen gruoʒ:
diu vrouw' eʒ under iren vuoʒ
Trat nider wider die erde
mit vil grôʒem unwerde,
Und hieʒ im darzuo mit ernst sagen,
sie wolt' eʒ iren vriunden klagen,
sô daʒ würd' drumb gar wol zerschlagen.
Dô diz dink alsus dergienk,
daʒ dirre geweiʒ niht vervienk,
Er begunde zuom gesinde gân
und in vil rîche gâbe lân,

Daz sie niht vergæzen sîn,
swâ sô gesæz' ir vrouwelîn.
Sîn wort sie dâ spræchen wol
gên ir: »daz dien' ich, wie ich sol:
Und mugent ir mir'z volenden,
ich wil iu daz verpfenden,
Daz ich iu darumb gib' grôzen solt,
daz ir mir immermêr sît holt.«
Dô diz alsô wart getân,
daz gesinde den koufman
Begunde harte sêre loben.
sie sprach: »kinder, ich wil roben:*
Welt ir verkoufen disen man,
sô suochet andere koufman:
Ze koufen in, stêt niht mîn muot.
ich wil nemen niht vür guot
Iuwer klaffen habet zesamen,
oder ich schik, daz ir bînamen
Werdent alle wol zedroschen.«
zehant wârn sie gar verloschen,
Und begunden die rede lenken,
und daz houbt nider senken,
Als in gesniuzet wære,
sie liezen disiu mære
Und geswigen des zehant.
alsus wart ir gewerp zertrant.
Dô her Hogier disiu mære
vernam, diu wâren im gar swære,
und wart aller vröuden lære.
Dô dirre gewerb alsus dergienk,
daz er niht(e)s niht vervienk,
Er ertiht' einen niuwen list,
er dâht': »ich muoz in kurzer vrist
Doch disem dinge ze ende kumen,
ez gê ze schaden oder ze vrumen.
Ein[e]s morgens dô er zer kirchen gienk,

---

* ir welt toben*

der vrouwen dirn' er gevienk,
Diu ir allerliebeste was,
er sprach: »kein meister mê gelas
Sulhen kumber, denn' ich [dô] hân:
ich bin vürwâr ein tôter man,
Ob mir niht wirt diu vrouwe dîn.«
diu dirne hieʒ Amelîn.
Er sprach: »wilt dû verdienen guot?«
sie sprach: »darzuo stêt wol mîn muot.«
Dô schoub er ir zer selben stunt
in ir buosen wol ein pfunt,
Und bôt ir [vil] grôʒe mieten,
er sprach: »tuo an bieten
Dîner vrouwen mîner habe,
daʒ si nem', swie vils' welle, drabe,
Ich wil gên ir niht wesen kark,
ich wil ir geben hundert mark,
Ob sie wol tuon den willen mîn.«
»daʒ tuon ich,« sprach vrouw' Amelîn.
Wan sie was der miete geil
»alles gelükkes heil
Mues' iu wesen undertân;
ich wil ze mîner vrouwen gân
Und ir tuon dis' rede kunt.« —
sie sprach: »tuo zuo dînen munt,
Und gedenk' des nimmer mê,
oder ich schaf, daʒ dir wirt wê.
Ich hân guotes harte vil,
mîn êre ich niht verkoufen wil.« —
Dô in aber daʒ niht vervienk,
zehant her Hogier zuo gienk,
Zweihundert mark' er ir bôt,
des aht(e) si niht umb ein brôt;
Daʒ mêrt' im sêre sîn(e) nôt.
  Sîn zil daʒ nâhet' starke;
ze jungest tûsent marke
Begund' er der vrouwen bieten,
daʒ er sich mueste nieten

Ir minne (niht) dann' ein(e) naht.
Amelîn sprach: »wes habt ir gedâht?
Welt ir verdienen niht daʒ guot,
mîm' herren ir vil übel tuot,
Wan er vil manik lant ervert,
daʒ im nimmer wirt beschert,
daʒ er sulich guot gewinne;
liebe vrou, dich versinne
Und samme dîn gemüete baʒ,
daʒ dû niht gewinst mîns herren haʒ.«
Des antwurt' ir vrouwe Irmengart,
die vrouwen lîp getriuwer wart,
Sie sprach: »dû solt der red' gedagen,
ich wil eʒ mînen vriunden klagen,
von den dû wirst gar sêr geslagen.«
Sie sprach: »tuot weder ir welt;
ich wend'ʒ niht mit dem, daʒ man schelt
Von einer halben bônen,
davon wirt man iu lônen,
Daʒ iuwer laster [dest] breiter wirt,
wann' iu kumet iuwer wirt,
Swen man die red' im vür geleit:
er sprach, ir solt(et) sîn bereit
Ze tuon daʒ wær' sîn wille.
ir moht eʒ lieber stille
Tuon, denn' eʒ werd' offenbâr
und ir allen den liuten gar
Wert zuo einem schalle,
(und daʒ sie mit iu alle)
Trîben kund(l)ichen spot.«
sie sprach: »daʒ verbiete Got,
Daʒ ich iht ze schanden werde,
wan mir ûf der erde[n]
Kunde leider niht geschehen,
ob man mich solt' in laster sehen
Und in houpthafter sünde,
wan mich des swevels ünde
Kwelte[n] in der helle grunde.«

Dô disiu red' ein ende nam.
sie sprach: »ach, lieber Bertram,
Wær' dir disiu rede kunt,
sô kæmst dû in kurzer stunt
Her wider heim ze lande.«
diu vrouwe vrî vor schande
Ze einer irre muomen gienk,
ze reden sie alsus gevienk
Und jach, sie wolt'ʒ irm vater klagen.
sie sprach: »des solt dû gedagen;
Und ligʒest dû als rîchen solt,
dir wurde nimmer mêr(e) holt
Mîn herz', noch dehein vriunt dîn;
eʒ möht' ein rîche keiserîn
Wol (tuon) mit ganzer êre.
sô er nû von dir kêre,
Sô lâʒ dû dîn slôʒ nider:
dû bist aber danne wider
Diu selbe diu du ê wære.«
diu red' diu was ir swære,
Unt kêrt von dann(e) alzehant,
dâ sie vater und muoter vant.
Sie sprach: »vater guoter,
und ouch liebe muoter,
Vernemet reht, ich wil iu sagen,
und wil iu mînen kumber klagen.
den helfet mir mit triuwen tragen.«
Dô diz ir vater gar vernam,
er sprach: »ach lieber Bertram,
Und wær' mîn tohter Irmengart
wol gesunt ûf dirre vart,
Daʒ sie daʒ guot gewunne,
ê denn' eʒ uns entrunne!
Vernim, liebe tohter mîn,
dû lâ dîn vrâgen vürbaʒ sîn,
Unt tuo, waz man bite dich,
oder dû verliusest mich;
Wirt daʒ guot alsus verlorn,

ich schaffe dir vil grôȥen zorn.
Ob uns her heim Got Bertram sendet.
benamen, dû wirst geblendet.«
Der vrouwen jâmer wart vil grôȥ,
daȥ waȥȥer ir ûȥ [den] ougen schôȥ.
Des twank sie ir kiuschlich scham
zehant gienk sie ze her Gillam
Unt zuo irre lieben swiger.
zuo den zwein gesaȥ sie nider.
Irs herzen nôt die klagt' sie in.
der sweher sprach: »tohter vernim,
Daȥ dir gerâten ist, daȥ tuo.
dâ wil ich dir ouch helfen zuo,
(sô ich aller beste mak.)
dîm' rukke wehset manik slak,
Ob dû daȥ guot niht erwirbest,
zehant benamen dû stirbest.
Kumet mir her heim Bertram.«
ir vroude diu was worden lam.
dar zuo wuohs ir michel scham.
Dô sie dis' rede het derhôrt
ir herze vrouden wart zestôrt
Unt vollekllch zevueret;
ir herze wart berueret
Mit der senden jâmerstrâle.
sie gedâht': »ich wil ze mâle
Dise betalle versuochen,
waȥ ir wille welle geruochen
Daȥ sie offenlichen niht
mit wellen ze dirre geschiht.«
Schier sie daȥ verante,
ir vriunde sie besante
In eine [schœne] kem(e)nâten.
sie begunden alle râten,
Beide, wîb unde man,
als sie heten vor getân.
Daȥ ich iu sage, daȥ ist wâr —
sô daȥ nie umb ein hâr

Der rât wart verbæret.
dâvon sô wart gesêret
Ir herz' biz ûf den grimmen tôt.
sie liez(en) sie in grôzer nôt.
Beide, vrouwen unde man,
die giengen zehant von dan.
Diu vrouw(e) weinend(e) saz.
ir dink in manigen wek sie maz
Und gedâht', wie sie über würde
houbtschande[n] und sünden bürde,
Und wie sie vieng' ir dink an,
daz sie an irem lieben man
ir triuwe stæte möhte hân.
Sie sprach dikke: »erbarme dich,
ach suezer Got, über mich,
Und ouch Marîa, reine maget!
mîn kumber der sî iu geklaget
Und ouch mîn grôzer ungemach.«
Got an ir grôze triuwe sach,
Und gab ir einen guoten rât;
wan er nimmer den verlât,
Der sich mit stæte læt an in.
sie sprach ze junkvrouw' Amelin:
»Dû hâst gerâten mir vürwâr
dikke still' und offenbâr,
Daz ich verdien' diz grôze guot;
nû sag' dû mir, stêt sô dîn muot,
Daz dich geruocht gezemen,
daz dû hundert mark' welst nemen,
Und ligst bî im ein einig naht?«
des het sie sich gar schier bedâht
Und sprach: »ich neme ez halbs vür guot.«
daz ervröut' ir den muot;
Hern Hogier sie gemante,
daz er daz guot ir sante,
Sô wolt' sî leisten sîne bet';
und daz er heimlich daz tet',
Und dann(e) kæme tougenlich;

sô der naht erhuebe sich.
710 Sô solt' er bî dem tore sîn.
dâ wart' sîn dan vrouw' Amelîn,
und lieʒ' in zuo ir gwonlich in.
Des wart her Hogier harte vrô;
vrou[we]n Irmengarten sant' er dô
15 Tûsent mark', als er ir gehieʒ.
dar nâch ouch er niht enlieʒ.
Er kam ouch ze rehter zît.
nû het vrouw' Irmengart ouch sît
Ir gewant der meide an geleit
20 und sich in daʒ ir gekleit,
Und sazt' si[ch] an ir bette hô;
des wart vrouw' Amelîn vrô.
Diu vrouwe was zer porten komen,
vil schier(e) het sie dô vernomen,
25 Daʒ komen was der koufman;
vil lîse wart er în gelân
Unt von ir schôn enpfangen;
er wând', eʒ wær' ergangen
Vil gar aldâ sîn wille.
30 sie bat in werben stille;
Ze tuon was er dâ bereit.
er schoub der vrouwen in ir kleit
Aldâ zuo derselben stunt
mêre denne zehen pfunt.
35 Des danket' sie im sêre.
sie bat, daʒ Got sîn êre
Muest' bestæten ân' ende
(ân' alle missewende)
Und sprach: „ir sult niht lenger stên,
40 mit mir ze mîner vrouwen gên
An ir vil schœne bett(e)stat.“
her Hogier dô vil lîse trat,
wan sie es in mit vlîʒe bat.
Ân' lieht diz alleʒ wart getân.
45 des wart betrogen dirre man:
vrouw' Amelîn in schôn enpfienk.

zuo ir an daȥ bet er gienk.
Ein kleineȥ hemde sîdîn
und einen mantel hermîn
Diu vrouw' an irem lîbe truok,
sie was doch koufbære genuok.
Ouch truog diu vrouw' ein senfte wer
und ouch ein sulch(en) hurtbukler.
Daȥ sie den sik alsô dervaht.
vil schier(e) het er sich bedâht,
Den mantel er balt von ir brach,
dem hemd' daȥ selb(e) dô geschach.
Diu vrouwe im daȥ niht vertruok,
mit einem küssen sie in sluok,
Daȥ er den sik nâh het verlorn.
daȥ begund' im wekken sînen zorn.
Wan er was ein sariant,
diu bukkel wart von im zertrant,
Mit nîde hurtet' er sie an,
wan er was ein vrevel man.
Und begund' vil küssen zern;
diu vrouw(e) sich begunde wern.
Und sô er einen het getân,
sô muost' er zwên' dâ gegen hân.
Diz triben sie vil lange zît.
der vrouwen beleib doch der strît.
Daȥ er des siges ir verjach. —
ein sulich kouf von im geschach.
Des ich vil gerne pflæge,
ob ich bî liebe læge:
Sulch kouf brich(e)t arm, noch bein,
man vel[le]t ouch dâ ûf keinen stein,
Der ieman bræche den gebel. —
her(n) Hogier ein nebel
Was gemachet vor den ougen,
daȥ ist gar ân' alle[n] lougen.
Her Hogier unt vrouw' Amel
mit (vil) michelem gamel
Die naht vertriben biȥ an den tak;

ich wæn' er sît nie baȝ gelak.
Darnâch der morgenstern ûf drank,
vrouw' Irmengart tet einen gank
Vil wunderlichen drâte
zuo irre kemenâte.
Sie sprach: »wol ûf, her, ir sult varn,
ob ir den lîp wol welt bewarn.« —
»Vrouw' Amelîn, daȝ sol sîn.«
er sprach: »vil liebe vrouwe mîn,
Ir sult mir ein kleinôt' geben,
daȝ ich die wîl' ich muoȝ leben
Gedenke an iuwern werden lîp.« —
»ich hân sîn niht.« sô sprach daȝ wîp.
Dô zôh er ûȝ der taschen sîn
ein vil wol snîden(t) meȝȝerlîn
Und sneid ein vinger ir ûȝ der hant.
des wart ir vröude gar zetrant.
er kêret' wider in sîn lant.
  Dô er wider heim kam,
er sprach: »herre Bertram,
Mîn ist alleȝ daȝ ir hânt.«
er sprach: »dise red(e) lânt,
Wan eȝ bînamen niht enist.«
er sprach: »in hilfet niht iuwer list.
Daȝ ich eȝ lâȝe scheiden;
wan ich wil niht beiden.
Ich wil haben, âne tant,
swaȝ ir hie und dâheim(e) hânt.«
Dô wart sîn vröude gar zertrant,
trûren in sîn herze er bant.
Wan er derschrak gar sêre,
er gedâht' an sîn êre:
»Wie hât dirre sô ganzen braht?
er hât vür wâr ein[en] lugen gedâht,
Daȝ er mir an gewin[ne] mîn guot;
mîn vrou[we] hât wol sô stæten muot
Daȝ sie gewenket niht enhât.«
er sprach: »swie eȝ mir noch gât,

Ich wil eȥ an ein scheiden lân,
wan ich benamen gewunnen hân.«
Her Hogier sprach: »des bin ich vrô.«
sie beide mit einander dô
Ze Virdûn schiere wâren komen,
dâ solt' werden vil gar vernomen
(Waȥ von in was begunnen.)
her Hogier was gar versunnen.
Er sprach: »gebietet ein hôchzît,
dâ sullen enden wir den strît,
Daȥ eȥ iuwer vriund' sehen alle;
wem dâ der sik dan gevalle.
Der vrouwe sich der mære.«
er sprach: »ob ich des enbære,
bescheiden ich niht enwære.«
  Dô mîn vrouwe Irmengart
irs mannes kunft inne wart,
Vil bald engegen sie im gienk
mit ganzen vröuden sie in umb vienk
Und hieȥ in wilkomen sîn;
sie sprach: »vil lieber herre mîn,
Dîn kunft mir vröude bringet,
der vröuden liet mir singet
Mîn herz(e), wan eȥ ist gar vrô.«
der herre dankt(e) ir des dô;
Ein siufze daȥ wort understieȥ,
daȥ er in kûme reden lieȥ.
Vil sêr(e) diu vrouwe des erkam,
der vil trûrig her Bertram
Ein grôȥe hôchzît gebôt,
er gedâht': »ich wil nû mîn brôt
Mit vollen geben den vriunden mîn;
wan sol eȥ alȥ dises mannes sîn
Sô enwirt es mir niht mêr;
hât aber gelukke zuo mir kêr
Daȥ mir gevellet sîn guot,
sô hân ich sîn unde muot,
Daȥ ich'ȥ dan aber gerne tuon.«

dâ wart bereitet manig huon
Und anderȝ daȝ man dâ solt' haben.
diu sorg' begund' sîn herze schaben;
Des wart diu vrouwe wol gewar,
mit zühten gieng sie zuo im dar
Und sprach: »vil lieber herre,
nû sag' mir, waȝ dir werre,
Als reht lieb als ich dir sî:
wan allezît ich dir bî
Wil in rehten triuwen sîn.«
er sprach: »vil liebeȝ vröuwelîn,
Mîn herze treit die jâmersuht;
dîner wîplîchen zuht
Getar ich gesagen niht,
diu oug' eȝ doch gar schier(e) siht.«
Sie sprach: »vil herze lieber man,
du gedenk(e), daȝ ich undertân
Dir von kind gewesen bin
und daȝ ich den willen dîn
Ze aller zît ervullet hân;
dar umb sô solt dû mich lân
Wiȝȝen (nû) den kumber dîn,
vil minneklîcher herre mîn.
Ich gib' dir lîht einen rât,
der vürbaȝ dich niht trûren lât,
und dir dîn dink ze guot ergât.«
   Nû dô er ir die wârheit
genzlichen het geseit,
sie sprach: »nû gehab' dich wol,
dîn herz(e) niht mê trûren sol;
In kan gehelfen niht sîn list,
sîn guot alleȝ unser ist.«
Der herre wart der mære vrô,
mit grôȝen vröuden hielt er dô
Die hôchzît. dô man gaȝ genuok,
und man die tisch' von dannen truok,
Her Hogier bat sie dô gedagen,
und begund' diu mær' in alle(n) sagen.

Warumb sie geladen wæren dar.
sie wurden al[le] gar missevar,
Daʒ man sie glîch den tôten sach.
her Hogier hübschlîchen sprach:
»Dere dink ich alleʒ hie bewer.«
ûʒ sîner taschen dô zôh er
Der dierne vinger, unde sprach,
dô eʒ vil manig man gesach:
»Disn vinger ich ir ab(e) sneit,
dô ich ab mînem bette schreit.
Daʒ sol mir worzeichen sîn.«
sie sprâchen zuo dem vrouwelîn,
Waʒ sie wolt(e) dâgên sagen.
sie sprach: »ich muoʒ mîn laster klagen:
Doch so rietent ir mir'ʒ alle.«
darnâch mit vröuden schalle
Lieʒ sie ir bêde hende schouwen,
die wâren zuo mâl unverhouwen.
Daʒ was hern Hogiern zorn,
wan er muost(e) hân verlorn
Alleʒ daʒ er ie gewan.
darnâch kam Amelîn (ge)gân
Unt klaget' ir grôʒeʒ ungemach.
her Bertram mit zühten sprach:
»Her Hogier, ir sult weren mich.«
er sprach mit riuwen: »daʒ tuon ich,
Nemet alleʒ daʒ ich hân,
und lât mich sîn iuwern arm man.«
Darnâch gab er im Amelîn
ze einer êlîchen wirtîn,
Mit hundert marken, die sie gewan,
daʒ er ze hübesch' wart ir man:
daʒ ander wolt' er selber hân.
Diz mær(e) darumb ist gesagt,
daʒ beide, wîb unde magt
Dâbî nemen bilde,
daʒ sie ir muot wilde
Zemen mit kiuschlîchen siten.

und blîbt ir lob unversniten.
Getihtet hât diz mære
Ruopreht ein Würzburgære.
940 Und hât ez brâht biz an daz ort.
nû biten wir des vaters wort
Und die suezen magt Marien,
daz sie uns geruoche vrîen
Vor werltlîchen schanden
45 und allen hellebanden
mit ire gnâden handen.

LXIX.

Der Richter und der Teufel.

Von

dem Stricker.

In einer Stadt ſaſs ein Richter, der so reich und ein so bekannter Sünder war, daſs die Leute meinten, die Erde müſse ihn verschlingen. Eines Markttages ritt er früh hinaus, seinen liebsten Weingarten zu besehen, und als er zurückkehrte, trat der Teufel, reich gekleidet, ihm entgegen. Der Richter grüſste ihn und fragte, wer und woher er wäre. Der Teufel weigerte sich; der Richter aber zürnte und drohte ihm an Gut und Leben, und der Fremde bekannte, er sei der Teufel. Der Richter befragte ihn um sein Gewerbe, und der Teufel sagte, er wolle in die Stadt gehen, weil er heute alles nehmen dürfe, was ihm ernstlich gegeben werde. Der Richter wollte ihn während des Marktes begleiten, und gebot ihm bei Gottes Zorn, in seiner Gegenwart das ihm Verfallene zu nehmen. Der Teufel weigerte sich, weil es dem Richter nicht fromme; dieser aber bestund darauf, und wollte, trotz der Warnung vor der Feindschaft zwischen Mensch und Teufel, das Wunder schauen.

Beide giengen also in die Stadt durch das Marktgewühl. Mancher bot dem Richter da zu trinken, und dieser bot es auch seinem unbekannten Gesellen, der es jedoch ablehnte. So trafen sie ein Weib, die von einem Schweine Ungemach hatte, es vor die Thüre trieb, und es zum Teufel laufen hieſs. Der Richter forderte diesen auf, es zu nehmen; der Teufel aber wagte es nicht, weil es nicht ihr Ernst wäre. Hierauf begegneten sie einem andern Weibe, die ebenso ein Kind zum Teufel wünschte. Der Richter hieſs ihn zugreifen, der Teufel aber entschuldigte sich ebenso. Weiter hörten sie ein Weib ihr ungehorsames Kind dem Teufel übergeben. Der Richter hieſs ihn zugreifen, der Teufel aber entgegnete, sie würde nicht für 2000 Pfund das Kind missen. Sie kamen nun auf den Markt, und wurden im Gedränge aufgehalten; da gieng eine arme und kranke alte Witwe mühselig an einem Stabe daher, und als sie den Richter erblickte, hub sie an zu weinen, und rief wehe über ihn, daſs er ihr unverschuldet ihr Kühlein genommen, von welcher allein sie sich genähret habe, und daſs er ihre Bettelarmut noch verspotte; sie bitte daher Gott um Christi Leiden willen, daſs der Teufel des Richters Seele und Leib hole. Da bemerkte der Teufel dem Richter, es sei ihr Ernst, ergriff ihn beim Haare, und fuhr mit ihm, wie der Aar mit dem Huhne, zu Berge, angesichts aller Marktleute, die ihm fern nachsahen. Was weiter ihm geschah, weiſs ich nicht.

So ward der gewinnsüchtige Richter betrogen, und bewährt sich, daſs es unweise ist, mit dem Teufel umzugehen.

LXIX.

Der rihtære und der tiuvel.

Diz ist von dem rihter hie,
mit dem der tiuvel gie.

In einer stat saȥ ein man,
des sünde mag ich, noch enkan,
Noch ensol ich alle künden:
er het an allen sûnden
Sô rehte vollikîchen teil,
daȥ eȥ die liute dûht' ein heil,
Daȥ in diu erde niht verslant.
zwei dink machten in bekant:
Sô sündik und sô rîche
was dehein sîn gelîche.
Er was dâ rihtære,
sîn leben was wîten mære.
Er begunde eines marktages jehen,
er wolde rîten, und gesehen
Sînen liebsten wîngarten.
des begund' der tiuvel warten,
Des selben morgens vil vruo
kam er im an dem wege zuo,
Dô er von dem wîngarten reit:
der tiuvel truok vil rîchiu kleit,
Diu wâren harte wol gesniten.
dô kwam der rihtære geriten,

Wan er in vür ein[en] man ersach,
des gruoʒte er in, unde sprach:
»Von wanne sît ir unde wer?
daʒ ist ein dinc, des ich ger,
Daʒ ir mir daʒ rehte saget.« —
»eʒ ist iuch alsô guot verdaget,«
Sprach der tiuvel zehant.
»eʒ muoʒ mir werden bekant,«
Sprach der rihter mit zorne
»oder ir sît der verlorne.
Ich hân gewaltes hie sô vil,
swaʒ ich iu leides tuon wil,
Daʒ mag mir nieman erwern.«
er begunde zorniklîche swern:
Sagt' er im niht daʒ mære,
wannen und wer er wære,
Er næme im lîp unde guot. —
»ê ir mir sô grôʒen schaden tuot,
Ich sag' iu ê vil rehte
mîn namen und mîn geslehte,«
Sprach der verfluochte ze hant
»ich bin'ʒ der tiuvel genant.«
Dô vrâget' der rihtære,
waʒ sîn gewerftes wære.
Des antwurt' im der tiuvel zehant,
»eʒ sol dir werden wol erkant,
Und wil dich eʒ wiʒʒen lân:
ich sol in dise stat gân,
Eʒ ist hiute diu zît,
swaʒ man mir ernstlîche gît,
Daʒ ich daʒ alleʒ nemen sol.«
der rihter sprach: »nû tuo sô wol,
Und gunne mir, daʒ ich daʒ sehe,
swaʒ dir ze nemene geschehe
Die wîle unz diser market wer.« —
»des entuon ich niht,« sprach er.
Der rihter sprach: »sô gebiut' ich dir,
daʒ dû niht kumest von mir.

E dû mich hiute sehen lâst
alleʒ daʒ dû hie begâst;
Daʒ gebiut' ich dir bî Gote
und bî dem selben gebote,
Dâ mit ir alle wurdet gevalt,
ich gebiut' eʒ dir bî Gotes gewalt,
Und bî Gotes zorn dâ bî,
und swie vil der gebote sî,
Diu immer mueʒen vür sich gân,
den ir niht muget wider stân,
Weder dû, noch die genôʒen dîn,
dâ bî muoʒ eʒ dir geboten sîn.
Ich gebiut' dir bî Gotes gerihte,
daʒ dû nemest ze mîner gesihte,
Swaʒ man dir hiute hie gebe.« —
»o wê, daʒ ich iender lebe!«
Sprach der tiuvel ze hant
»dû hâst mich in sô starkiu bant
Gevangen und gebunden,
daʒ ich ze mangen stunden
Sô grôʒe nôt nie gewan.
swaʒ ich der nâch gedenken kan,
Son[en] weiʒ ich ninder den list,
wâ vür eʒ dir guot ist.
Sît eʒ dir âne vrumen sî,
sô lâ mich dirre dinge vrî.«
  Der rihter sprach: »des entuon ich niht;
swaʒ mir dar umbe geschiht,
Daʒ muoʒ mir alleʒ geschehen:
ich wil dîn nemen hiute sehen.«
Der tiuvel sprach: »eʒ muoʒ ergân:
daʒ dû mich's niht wilt erlân,
Daʒ ist mir swære unde leit;
erkentest dû die wârheit,
Dû lieʒest dîn twingen mich sîn.
mîn genôʒe und die dîn
Die tragent ein ander grôʒen haʒ,
und werdent dar an nimmer laʒ;

Des soldest dû mich lâʒen varn,
woldest dû dîn reht bewarn.«
Dô sprach der rihtære:
»eʒn' sî dir nie sô swære,
Daʒ ich mit dir gên wil:
eʒ sî wênik oder vil,
Swaʒ dir hie hiute wirt gegeben
mit willen, âne wider streben,
Daʒ wil ich dich sehen nemen;
ob eʒ mir solte missezemen,
Ichn' erlâʒ' es dich be namen niht:
und sprichest dû dâ wider iht,
Daʒ wære als(ô) guot verborn.« —
»nû lâ belîben dînen zorn,«
Sprach dô der verfluochte geist
»dâ dû vil lützel umbe weist,
Des vindest dû noch hiut' ein teil.«
daʒ dûht(e) den rihtær' ein heil,
Daʒ er dâ wunder solde sehen,
dâ was im liebe an geschehen.
In die stat giengen si sâ,
dô was des tages market dâ
Und was der liute dâ genuok.
dem rihtær(e) man dar truok
Vil manik trinken an die hant,
don(en) was dâ nieman bekant,
Wer sîn geselle wære:
dem bôt der rihtære
Daʒ trinken ouch an der stunt.
er tet eʒ aber niht an den munt:
Wan der tiuvel wolt' sîn niht.
Dô ergie ein sô getân geschiht,
Daʒ einem wîbe dâ geschach
von einem swîne ein ungemach,
Daʒ treip si balde vür ir tür:
»nû gank ze dem tiuvel hin vür!«
Sô sprach daʒ zornige wîp
»der nem dir hiute dînen lîp.«

Der rihter sprach: »geselle mîn,
nû nim vil balde daʒ swîn,
Dû hœrst wol, daʒ man dir sîn jiht.« —
»eʒ ist ir ernest leider niht:«
Sprach der tiuvel wider in
»ich vuort' eʒ williklîchen hin,
Gæbe si mir eʒ mit der wârheit:
næme ich ir'ʒ, eʒ wære ir vil leit.«
Si giengen an den market baʒ:
dan[en] weiʒ ich niht aber, waʒ
Einem andern wîp geschach,
daʒ si zuo (z')einem rinde sprach:
»Dem tiuvel sîst dû gegeben,
der nem dir hiute dîn leben!«
Dô sprach der rihtære:
»nû hœrstu wol diu mære,
Daʒ dir diz rint gegeben ist.« —
»eʒ irret ein vil karger list:«
Sprach der tiuvel aber dô
»si wære ein jâr darumbe unvrô,
Und wurde si des innen,
daʒ ich eʒ vuerte hinnen:
Ichn' hân niht an dem rinde.«
Dô sprach ein wîp ze ir kinde:
»Dun enwilt niht tuon durch mich,
der übel tiuvel neme dich!« —
»Nû nim daʒ kint:« sprach der man. —
»ichn' hân dâ leider reht niht an:«
Sprach der tiuvel sâ ze stunt
»si næme niht zwei tûsent pfunt,
Daʒ si mir's alsô günde,
daʒ ich mich sîn underwünde:
Ich næm' eʒ gerne, möhte ich.«
Dô giengen si aber vür sich
Unz mitten an den market.
der was alsô gestarket,
Daʒ si dâ wâren alle gar,
die des tages wolten dar;

Dà begunden si stille stên.
dô begunde ein witwe zuo gên.
Diu was, beide, siech und alt,
ir armuot diu was manikvalt.
Des was vil grôʒ ir ungehabe,
si gie vil kûme an einem stabe.
Dô si den rihter ane sach,
si begunde weinen, unde sprach:
»O wê dir, rihtære!
daʒ dû sô rîche wære.
Und ich sô arme bin gewesen,
und dû trûtest niht genesen,
Dun[en] habest mir, âne schulde
und wider Gotes hulde,
Mîn eineʒ kuelîn genomen,
dâ daʒ alleʒ von solde komen,
Des ich vil arme solde leben.
mirn' ist diu kraft niht gegeben,
Daʒ mir der lîp sô vil tuge,
daʒ ich dar nâch gên muge,
Dâ man mir eʒ gebe durch Got.
desn' hâstu niht wan dînen spot.
Nû bit' ich Got durch sînen tôt
und durch die grimmelîche(n) nôt,
Die er an sîner menscheit
durch uns arme alle leit,
Daʒ er gewer mich armeʒ wîp,
daʒ dîne sêle und dînen lîp
Der tiuvel mueʒe vueren hin!«
dô sprach der tiuvel wider in:
»Sich, daʒ ist ernest, nû nim war!«
er greif in vaste in daʒ hâr
Und begunde ze berge gâhen,
daʒ eʒ alle die an sâhen,
Die an dem market wâren.
im moht' diu vart wol swæren.
Er muoste kumberlîcher varn,
denne daʒ huon mit dem arn.

Dem tiuvel wart von dannen gâch.
die liute sâhen alleʒ nâch.
Ichn' weiʒ, waʒ dar nâch geschach,
dâ man in aller verrest sach.
Dâ endet sich daʒ mære.
sust was der rihtære
Mit sige worden sigelôs;
er wânde gewinnen, er verlôs.
Eʒ ist ein vil unwîser rât,
der mit dem tiuvel umbe gât:
Swer gerne mit im umbe vert,
dem wirt ein bœser lôn beschert.
Er kan so mangen grimmen list,
daʒ er vil guot ze vürhten ist.
Daʒ wart wol an dem rihter schîn
Got lœs' uns von der helle pîn!

LXX.

Der Welt Lohn.

Geſicht Wirents von Gravenberg.

Von

Konrad von Würzburg.

Ihr Weltmänner, höret von einem Ritter, der je nach der Welt Lohne rang. Mit Werken und Worten erwarb er hohe Ehre, daſs er zu den besten in Deutschen Landen gezählt wurde. Er war bieder, gut, schön, und mit allen männlichen Tugenden geziert. Er trug sich köstlich, pirschte, beizte und jagte, vergnügte sich am Schach– und Saitenspiel, und wäre über tausend Meilen auf ritterliche Abenteuer geritten, Preis und hoher Minne Sold zu erringen. Er war stäts auf Frauendienst so beflissen, daſs alle ihn lobten. Sein Name war Wirent von Gravenberg.[1]

Noch eifrig auf Minne gerichtet, saſs er eines Tages im Zimmer und las ein Buch von Minne-Abenteuern, und ergetzte sich an der süſsen Rede bis zur Vesperzeit. Da trat ein Weib herein, so minniglich gebildet und geschmückt, daſs ihresgleichen nie geboren ward; sie war schöner als Venus und Pallas und alle Göttinnen, die weiland der Minne pflagen. Ihr Antlitz glänzte wie ein Spiegel und erleuchtete den ganzen Palast. Was irgend von schönen Weibern gesagt und gesungen wird, übertraf sie weit. Ihr Gewand und ihre Krone waren über allen Preis köstlich.

Vor ihrer wundervollen Erscheinung erschrack und erblich Herr Wirent, sprang auf, empfieng sie höflich und ertheilte ihr den Preis der Schönheit. Sie dankte und hieſs ihn unerschrocken sein: sie sei eben die Frau, welcher er bisher gedient, oft Leib und Seele für sie gewagt, stäts höflich und hochgemuth gewesen, alles Gute von ihr gesagt und gesungen, in ihrem Dienst wie ein Maienreis geblüht, und den Ehrenkranz getragen, als ein auserlesener Ritter. Sie sei nun gekommen, ihm ihre ganze Schönheit und ihren Lohn zu offenbaren. Der junge Ritter verwunderte sich, und sagte, er erinnere sich nicht, sie gesehen und ihr gedient zu haben: weil sie ihn aber darauf anspreche, wolle er mit Freuden ihr bis ans Ende dienen, und pries sich glücklich. Er fragte sie um Namen und Vaterland, ob er etwa von ihr singen oder sagen gehört habe. Die Frau verkündigte ihm nun: ihr diene alles auf Erden, ihrer Krone beugen sich Kaiser und Könige, Herzoge, Grafen und Freiherren, und leisten ihr Gebot: allein Gott sei gewaltig über sie. Sie heiſse Frau Welt und wolle ihn ihren Lohn für seinen langen Dienst schauen laſsen. Indem drehte sie sich um, und zeigte ihm ihren Rücken: der hieng voll Schlangen, Nattern und Kröten, war bedeckt mit Geschwüren und Blattern, auf welchen Fliegen und Ameisen wimmelten, und darunter Maden das Fleisch bis auf die Gebeine durchfraſsen. Ein scheuſslicher Gestank verbreitete sich; das glänzende Gewand ward zum schmutzigen Hader, und ihr minniglich leuchtendes Ansehen ward aschenbleich. Damit schied sie von hinnen.

---

[1] Der bekannte Dichter des Wigalois.

Als der Ritter dieſs Wunder sah, verschwur er sogleich den fernern Dienst dieser Frau; er schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz und fuhr übers Meer dem Gottesheere zu Hülfe, wo er im Kampfe gegen die Heidenschaft durch stäte Buſse dennoch seiner Seelen Seligkeit erwarb.

Alle Weltkinder mögen dieses Märe merken: wie jammervoll der Welt Lohn ist, und wer in ihrem Dienste bleibt, die ewige Freude verliert.

Ich, Konrad von Würzburg, rathe euch Allen, die Welt zu laſsen, wollt ihr die Seele bewahren.

LXX.

Der werlde lôn.

Diz buechel heiȝet der werlt lôn,
unde stêt mir vür ein bôn'.

Ir werlte minnære,
vernemet disiu mære,
Wie einem ritter gelank,
der nâch der werlde lône rank,
5 Beidiu, spât unde vruo,
er dâht' in manige wîs dar zuo,
Wâ mit er daȝ begienge,
daȝ er den lôn enpfienge
Werltlîcher êren;
10 er kunde wol gemêren
Sîn lop an allen orten
mit werken und mit worten.
Sîn leben was sô vollen brâht
daȝ sîn zem besten wart gedâht
15 In allen Tiuschen landen.
er het sich vor schanden
Alliu sîniu jâr behuot;
er was hübsch unde vruot,
Schœn' und aller tugenden vol;
20 swâ mit ein man zer werlte sol
Bejagen hôher wirde prîs,
daȝ kunde wol der herre wîs

Bedenken und betrahten.
man sach den vil geslahten
Uȝerweltiu kleider tragen,
birsen, beiȝen unde jagen
Kund' er, unde treip sîn vil.
schâch zâbel unde seiten spil
Daȝ was sîn kurzewîle.
wær' uber hundert mîle
Gezeiget im ein ritterschaft,
dâ wær' der herre tugenthaft
Mit guoten willen hin geriten
und hete gerne dâ gestriten
Nâh lobe ûf hôher minne solt;
er was den vrouwen alsô holt,
Die wol bescheiden wâren,
daȝ er in sînen jâren
Mit lange wernder stæte
in sô gedienet hæte,
Daȝ alliu sældenhaften wîp
sînen wunneclîchen lîp
Lobten unde prîsten,
als uns diu buoch bewîsten,
Und ich von im geschriben vant.
sô was der herre genant
Her Wirent dâ von Grâvenberk.
er hete werltlîchiu werk
Geworht alliu sîniu jâr.
sîn herze stille und offenbâr
Nâch der minne tobete.
Sus saȝ der hôchgelobete
In einer kemenâten,
mit vröuden wol berâten:
Und het ein buoch in sîner hant,
dar an er âventiure vant
Von der minne geschriben:
dar ob het er dô vertriben
Den tak unz ûf die vesper zît,
sîn vröude was vil harte wît

Von sueʒer rede, die er dâ las.
dô er alsus geseʒʒen was.
Dô kam gegangen dort her
ein wîp, nâh sînes herzen ger.
Ze wunsche wol gebruevet gar
und alsô minneklîch gevar,
Daʒ man nie schœner wîp gesach:
ir schœne vollleklîchen brach
Vür alle vrouwen, die nû sint;
ein sô reht minneklîcheʒ kint
Von wîbes brüsten nie geslouf.
ich spriche daʒ ûf mînen touf,
Daʒ si noch verre[r] schœner was,
danne Vênus oder Pallas,
Und alle die gotinne,
die wîlen pflâgen minne.
Ir antlüzze und ir varwe
diu wâren beidiu garwe
Erliubtet, als ein spiegelîn;
ir schœne gap sô liehten schîn
Und alsô wunneklîchen glast,
daʒ der selbe palast
Von ir lîbe erliuhtet wart.
der wunsch hete niht gespart
An ir die sînen grœsten kraft.
er hete sîne meisterschaft
Mit ganzem vlîʒ an si geleit.
swaʒ man von schœnen wîben seit.
Der übergulde was ir lîp;
eʒ wart nie minneklîcher wîp
Gesehen ûf der erde.
ouch was nâch vollem werde
Ir lîp gekleidet schône.
diu kleider und diu krône,
Die diu schœniu vrouwe kluok
ûf unde an ir lîbe truok,
Die wâren alsô rîche,
daʒ si halt sicherlîche

Wie man vergelten kunde,
ob man si veile vunde.
Von Grâvenberk her Wirent
erschrak von ir wol zwirent,
Dô si kam geslichen,
sîn varwe wart erblichen
Vil harte von ir künfte dâ;
in nam des grôȥ wunder sâ,
Waȥ vrouwen alsô kæme;
ûf sprank der vil genæme,
Erschrokken unde missevar,
und enpfie die minneklichen gar
Vil schôn, als er wol kunde;
er sprach ûȥ süeȥem munde:
»Vrouwe, sît Got willekomen;
swaȥ ich von vrouwen hân vernomen
Der sît ir über gulde gar.«
hie mit sprach diu schœne dar:
»Vil lieber vriunt, Got lône dir:
erschrik sô sere niht von mir.[1]
Nû bin ich doch daȥ selbe wîp,
durch die dû sêle unde lîp
Vil dikke hâst gewâget;
dîn herze niht betrâget,
Eȥ trag(e) durch mich hôhen muot;
dû bist hübsch unde vruot.[2]
Gewesen alliu dîniu jâr;
dîn werder lîp, süeȥ unde klâr,
Hât nâh mir gerungen,
gesprochen und gesungen
Von mir, swaȥ er guotes kan;
dû wær' ot ie mîn dienestman,

---

[1] *H. und L. fügen hier ein:*
Ich bin'ȥ diu selbe vrouwe doch,
der dû wîlent unde (dû mit willen dienest *L.*) noch
Vil lange (Und al dâ) her gedienet hâst:
swie dû vor mir ge(er)schrokken stâst,
Sô bin ich'ȥ doch u. s. w.

[2] *H. überspringt hier Z.* 123—138.

Den âbent und den morgen;
dû kundest wol besorgen
Hôheʒ lop und werden prîs,
dû bluest als ein meien rîs
In manikvalter tugende,
dû hâst von kindes jugende,
Getragen ie der êren kranz;
dîn sin ist lûter unde ganz
An triuwen ie gên mir gewesn:
vil werder ritter ûʒ erlesn,
Dar umbe bin ich komen her,
daʒ dû nâh dînes herzen ger
Mînen lîp von hôher kür
beschouwest wider unde vür,
Wie schœn ich sî, wie volle komen,
den rîchen lôn, den grôʒen vromen,
Den dû von mir enpfâhen maht
umb dînen dienst wol geslaht,
Den soltu schouwen unde spehn:
ich wil dich gerne lâʒen sehn,
Waʒ lônes dir gezihen sol:
dû hâst gedienet mir sô wol.«[1]
  Den edeln herren tûgent rîch
dûhte harte wunderlîch
Diser vrouwen teidink;
wan si der selbe jungelink
Mit sînen ougen nie gesach:
und doch diu selbiu vrouwe sprach,
Er wær' ir dienst man gesîn.
er sprach: »genâde, vrouwe mîn,
Hân ich iu gedienet iht,
en triuwen, des enweiʒ ich niht;
Mich dunket âne lougen,
daʒ ich mit mînen ougen

---

[1] *L. fügt hinzu:*
Daʒ ich dir sîn vil danken.«
sîn gemuet' begund(e) wanken,
Und den heren u. s. w.

Iuch vil selten hân gesehn.
sît aber ir geruochet jehn
Mîn ze knehte, sælik wîp,
des sol mîn herze und mîn lîp
Iu ze dienste sîn bereit,
mit willeklîcher arbeit
Unz ûf mînes tôdes zil.
ir habt sô hôher sælden vil
Und alsô manikvalte tugent,
daȝ iuwer vröude bluendiu jugent
Mir vil wol gelônen mak.
jâ wol mich, daȝ ich disen tak [1]
Gelebet hân, des vröuw' ich mich.
sît daȝ ir, vrouwe minneklîch,
Mînen dienst enpfâhen welt,
vrouwe, an tugenden ûȝ gezelt,
Geruochet künden mir ein teil,
durch daȝ wunne bernde heil,
Daȝ an iu, schœniu vrouwe, lît,
von wannen ir geheiȝen sît,
Oder von wanne ir sît genant;
iuwer name und iuwer lant, [2]
Daȝ werde mir hie kunt getân,
durch daȝ ich wiȝȝe, sunder wân,
Ob ich in allen mînen tagen
ie von iu gehôrte sagen.«
  Des antwurt' im diu schœniu dô,
si sprach gezogenlîch alsô: [3]
»Vil lieber vriunt, daȝ sol geschehn,
ich wil dir gern al hie verjehn
Mînes hôch gelopten namen;
du endarft dich nimmer des geschamen,

[1] *H gibt für die folgenden vier Zeilen.*
Hân gelebet, des bin ich vrô.«
der ritter sprach mit zühten dô
»Geruochet u. s. w.

[2] *H übergeht die beiden folgenden Zeilen.*

[3] *Auch diese beiden Zeilen fehlen in H.*

Ob dû mir undertænik bist:
mir dienet, swaʒ ûf erde ist
Hordes unde guotes;
ich bin sô hôhes muotes,
Daʒ keiser unde küniges kint
alle under mîner krône sint,
Grâven, vrîen und herzogen
die habent mir ir knie gebogen
Und leistent alle mîn gebot;
ich envürhte nieman, âne Got,
Der ist gewaltik über mich:
diu Werlt bin geheiʒen ich,
Der dû nû lange hâst gegert;
lônes solt dû sîn gewert
An mir, als ich dir zeige nû,
nû kumt eʒ dir, nû[1] schouwe dû.«
  Sus kêrt' si im den ruggen dar:
der was in allen enden gar
Bestekket und behangen
mit ungevuegen slangen,
Kroten unde nateren;
ir lîp was voller blateren
Und ungevueger eiʒen,
vliegen und ameiʒen
Ein wunder drinne sâʒen,
ir vleisch die maden âʒen
Unz ûf daʒ gebeine;
si was sô gar unreine,
Daʒ von ir blœden lîbe wak
ein sô engestlîcher smak,
Den nieman kunde erlîden:
ir rîcheʒ kleit von sîden[2]

---

[1] Wie guot der sî, daʒ. *L.*
Wie kume ich dar, daʒ. *H.*

[2] *H. und L. fügen hier ein:*
Wart übel dâ gehandelt
und schiere verwandelt
In ein bœseʒ [ascher] tuechelîn;

Was vil jæmerlich gevar,
bleich alsam ein asche gar.
Hie mit schiet si dannen.
daȝ si von mir verbannen
Und al der Kristenheit(e) sî[1]
der ritter edel unde vrî,
Dô er diz wunder ane sach,
ze hant sîn herze im des verjach,
Er wære gar verwâȝen,
swer sich wolte lâȝen
An ir dienste vinden.
von wîben[2] unt von kinden
Schiet er sich al dâ ze hant,
er nam daȝ kriuz' an sîn gewant
Und huop sich über daȝ wilde mer,
und half dem edeln Gotes her
Strîten an die heidenschaft.
dâ wart der ritter tugenthaft
An stæter buoȝe vunden;
er schuof daȝ ze allen stunden,
Dô im der lîp erstorben was,
daȝ im diu sêle dort genas.
Nû merket alle, die nû sint
diser wilden werlte kint,
Diz endehafte mære,
daȝ ist alsô gewære,
Daȝ man eȝ gerne hœren sol.
der werlte lôn ist jâmers vol,
Daȝ mugt ir alle hân vernomen.
ich bin sîn an ein ende komen,
Swer an ir dienste vunden wirt,
daȝ in diu vröude gar verbirt,

---

ir minneklîcher liehter schîn
Er stenket und ist missevâr u. s. w.
L. hat in ein vil swarzeȝ tüechelîn

[1] *L. fügt hinzu:*
Was si, und gar ungetân,
daȝ si in allen kunt getân

[2] wîb. *L.*

Die Got mit ganzer stætikeit
den ûʒerwelten hât bereit.
Von Wirzeburk ich Kuonrât
gip iu allen disen rât,
265 Daʒ ir die werlt lâʒet varn,
wellet ir die sêl' bewarn.[1]

---

[1] *Die vier letzten Zeilen fehlen in B. Dagegen erweitert L. diesen Schluss:*
Dar umb gib' ich Kuonrât
von Wirzeburg iu disen rât,
Die diz getihte hœrent lesen,
daʒ si der werlde vîjent wesen.
Und Got den werden minnen
mit herzen und mit sinnen,
Sô mag diu sêle dort genesen
und dester baʒ ân' sünde wesen.
Wan an der werlt lit anders niht,
dan ein bœsiu zuoversiht,
Und wirt verlorn diu arbeit
ze jüngest, daʒ si iu geseit,
Und sô gar vergeʒʒen;
wer mit ir ist beseʒʒen,
Der gevæhet swachen lôn:
des muoʒ er doch ze himel schôn
Sîn êwikeit besizzen.
daʒ schouwet gar mit wizzen,
Daʒ ir vueget iuwer arbeit
ze rehter stæter êwikeit,
Und lât die werlt verderben,
so müget ir Gots huld [erw]erben.

LXXI.

Der nackte König.

Von

dem Stricker.

Den Hoffartigen erniedrigt Gott hier oder dort.

Ein König herrschte gewaltig über Deutschland und Walschland, mit allen Römischen Reichen war die Welt ihm unterthan. So wähnte er Niemand über ihm, und glaubte nicht an den König der Könige, Christus. Da hörte er eines Tages die Vesper lesen und im Magnificat: deposuit potentes et exaltavit humiles. Er befragte deshalb die Schriftgelehrten, und als diese ihm deuteten, daſs Gott die Hoffärtigen erniedrigt und die Demüthigen erhöhet, fragte er stolz, wo der über ihn gewaltige König wäre, und gebot, diese Worte nicht fürder zu lesen, sie aus den Büchern zu tilgen, und die zu verbrennen, welche sie wiederholten. Boten muſsten in allen Landen verkünden, wer diese Worte noch lese, müſse sein bestes Glied zu Hofe senden. So verstummten sie eine Weile, bis Christus ihm seine Macht erzeigen wollte. Als er eines Tages im Bade war, da kam ein Engel, und nahm seine Stelle ein; und als der König, nach dem Schweiſsbade, sich auf die Bank zu dem Engel setzte, vertrieb ihn der Bader; der König erzürnt, warf einen Kübel nach ihm, wurde aber von dem Badergesinde gerauft und geschlagen, bis der Engel ihn befreite. Dieser ward nun königlich gekleidet, und ritt in die Königsburg. Der König selbst aber ward als ein Verrückter nackt aus dem Bade gestoſsen. Arme und Reiche verspotteten ihn als Narrenkönig: sein Hofgesinde sei wol im Rhein ertrunken. So lief er zu dem Schenken, der sonst sein bester Rath war; der Thorwart wollte ihn aber nicht einlaſsen, noch glauben, daſs er der König sei, und meldete es seinem Herrn, der nach dem Imbiſs ruhte, und den Nackten bekleiden und hereinführen lieſs. Der König klagte ihm sein Leid, und erinnerte ihn, zur Bewährung, an heimliche Sachen. Der Schenke lachte: der Teufel müſse es ihm gesagt haben. Er hieſs dem Armen zu eſsen geben, und gieng zum König, ihm das Wunderliche zu melden. Der Engel, an Königs Statt, hieſs ihn seinen Gast vorführen. Dieser wurde sogleich geholt, und als er eintrat, schrieen Alle: »Willkommen, Herr König ohne Land!« Der Engel, neben welchem die Königin als seine Gemahlin saſs, fragte den Armen, und dieser, ergrimmt, berief sich auf Gruſs und Kuſs der Königin, seiner Gemahlin, von deren Lager er heute erst freundlich geschieden. Die Königin, ihn nicht erkennend, erröthete, nannte ihn unsinnig. Ein alter Hofritter hieſs drohend ihn schweigen, und die Jünglinge wollten ihn schon hinausschleifen: da nahm ihn der Engel und führte ihn in ein schönes Gemach. Hier fragte er ihn, ob er nun an Gottes Gewalt über alle Geschöpfe und den Spruch davon glaube. Da bat der

König, wenn er selber der sei, von dem er sage, so möge er ihn in seinem Wahne belehren. Der Engel nannte sich nur einen Boten Gottes, Jesu Christi, der ihm diese Demüthigung geboten; und der König würde immer in solcher Strafe bleiben, wäre er nicht ein guter Richter gewesen. Da fiel der König auf die Knie, und ergab sich ganz in Gottes Willen. Der Engel hieſs ihn aufstehen, und an die Schrift und die Christliche Lehre der Priester glauben, ob diese auch sündig wären; wenn er sich Aller erbarme, die ihm ihre Noth klagen, werde er fortan wieder König bleiben. Der König gelobte es weinend und knieend; der Engel hob ihn auf, gab ihm sein königliches Kleid zurück, und verschwand, gen Himmel fahrend. Der König lobte Gott, erkannte die Wahrheit der Worte des Engels, und wuſste nun recht, wer er war. Er trat freudig hinaus zu seinen Leuten, die ihn nach dem Wahnwitzigen fragten. Da offenbarte er ihnen Alles, zeigte ihnen das abgelegte schlichte Röcklein. Die Ritter erschraken, und die Königin bat um Gnade, daſs sie ihn nicht erkannt habe. Er aber schloſs ihre Hand in seine beiden Hände, und sagte es sei Gottes Wille gewesen: er habe bisher sich selber nicht gekannt. Alsbald wurde der verschmähte Spruch wieder hergestellt; und der König ward ein rechter Biedermann.

LXXI.

Der künig im bade.

Diȝ ist von einem künige hêre,
der heiȝet »Deposuit potentes de sede.«

Wer an im selbe niht bewart
unzuht und unrehte hôchvart,
Den lezzet Got dort oder hie.
nû hœret, wie eȝ hie vor ergie
5 Einem künege hêre,
an dem lak michel êre.
Der was ouch sô gewaltik,
daȝ er vil manikvaltik
Wirde vuorte an sîner hant.
10 Diutschiu zunge und Welschiu lant
Dienten im vorhtikliche,
und alleȝ Rômisch riche,
Im was diu werlt undertân.
des wolde er den glouben hân,
15 Daȝ nieman möhte ob im sîn:
dô wart im offenlichen schîn,
Daȝ unser herre Jêsus Krist
ein voget ob allen vürsten ist.
Daran geloubte er kleine:
20 in dûhte, daȝ er eine
Solde ob allen vürsten wesen.
Er hôrt' eines âbendes[1] lesen.

[1] âbendes vesper. M

Sô stêt geschriben an einer stat
in dem heiligen Magnificat:
»Deposuit potentes,[1]
et exaltavit humiles.«
[dô wolt' der künik wiȥȥen eȥ]
Diz wart im harte swære:
doch vrâgt' er, wie dem wære,
Die wolgelêrten liute.
die brâhten im ze diute,
Waȥ Got mit sîner erde[2] tuot:
»er hœhet alle dêmuot,
Und nidert hôchvertikeit.«
diu rede was dem künige leit.
Er sprach: eȥ möhte niht geschên;
wâ der künik ie würde gesehen,
Der sîn möhte gewaltik wesen?
er hieȥ den vers niemer lesen,
In solde nieman hœren:
man muoste die schrift zestœren,
Von sînem gewalte durch die nôt,
in allen landen er gebôt,
Daȥ man den vers wider ab[3]schribe:
an swelhen buochen er belibe,
Diu wolt' er gar verbrennen.
eȥ muosten boten rennen
Ze allen sînen pfaffen,
mit den hieȥ er schaffen,
Swer den vers »Deposuit«
læse, der mueste sîn beste lît
Vil balde ze hove senden,
dâmit wolde er in pfenden.

---

[1] *de rede. M. Beide Hdss. geben den Lat. Spruch in Einer Zeile, und M setzt darauf*

Nû hœret, welch ein gebrest
dem künige, und was im swære.

[2] Got wunder ûf erde. M.

[3] v. vürder a. M.

Alsô wâren disiu wort
ein wîle von im zestœrt,
Daȥ nieman sô türstlich was,
der in offenlîchen las,
Oder an deheiner vesper sank.
nû stuont eȥ dar nâch vil unlank,
Daȥ in Jêsus Kristus lie
innen werden, daȥ er hie
Gewaltik was und immer ist.
nû hœret, welich ein spæhen list
Got dem künige erzeigete,
sîn sælde er balde veigete.
  Er gie eines in daȥ bat:
dô kom ein engel an sîn stat,
In aller der gebære,
als eȥ der künik wære;
Wan nieman anders in erkôs.
der künik sîn êre dâ verlôs
Und allen sînen rîchtuom;
und wolde doch haben sînen ruom
In küniges wîse vür sich dar;
dô nam man sîn vil kleine war,
Und wart dem engel zuo gesehen:
swaȥ der wolte, daȥ was geschên:
Des küniges wart vergeȥȥen.
idoch was er geseȥȥen
Zuo dem engel ûf die bank.
der bader dâ her vür drank
Und hieȥ in dannen sizzen.
dô sprach der künik mit wizzen
Gegen dem sweiȥbadære,
ob er trunken wære:
»Ich bin'ȥ, der künik, der herre dîn.« —
»ir müget gar ein tôre sîn,«
Sprach der bader iesâ
»mîn herre der künik sizzet dâ.
Ich wæne, ir sît vol von wîn:
wes künik möhtet ir gesîn?

Wâ lît iuwer rîche?«
der künik sprach zornlîche:
»Sehet umb disen[1] bœse wiht!
daʒ der einen vür mich siht.
95 Der alreste her in gienk.«
einen kübel er gevienk
Und warf den bader swinde.
dô kam daʒ bader gesinde
Und rouften [in] alsô harte[2]
100 dem künige ûʒ sîner swarte
Sîns hâres vil manik hant vol.
wan daʒ der engel tet sô wol.
Daʒ er dem volke werte
und dâ den künik nerte,
5 Er möhte anders [ab in] immer klagen.[3]
im wart sîn nak vil wol zeslagen.
Der engel ûʒ dem bade gie,
den künik er alsô sitzen lie
In eines tôren wîse.
10 dem engel wol ze prîse
Des küniges wât wart an geleit.
vil schône er zuo der bürge reit.
Dô wart der eine[4] künik blôʒ.
der bader und sîn hûsgenôʒ
15 Stieʒen in ûʒer halb der tür:
dô stuont er nakter dar vür,[5]
Und enweste, wes er solde jehen.
dô sprach er: »swie mir ist geschên,

---

[1] Hœre zuo disem. M.
[2] M. *liest hier:*
Vil balde geloufen
und begunden den künik roufen
Unt zarten im so harte
daʒ hâr ûʒ der swarte
Manik grôʒe hant vol.
[3] Er mohte aber immer dâvon sagen. M.
[4] arme. M.
[5] er nâdelnakte vür. M.

Ich was ein künik hiute vruo.«
dô geschach vil spottes zuo
Von armen und von richen.
si sprachen spottiklichen,[1]
Wâ sin gesinde wære?
»die iuwer soumære
Die, wæne, ein teil ze lange sin;
si sint ertrunken in dem Rin,
Und iuwer gesinde über al.«
er hôrte spot unde schal,
Eȝ wær' im liep oder leit.
der künik stuont mit arbeit
Vor siner eigenlicher diet.
sin trûrik herze im geriet,
Daȝ er begunde gedenken
an einen vrumen schenken.
Der was dâvor sin bester rât.
er lief nakket, âne wât,
Mit grôȝer schame den liuten vor
unz hin an des schenken tor.
Der schenke was geseȝȝen
ein wile nâch dem eȝȝen,
Wan eȝ was nâch der inbiȝ zît.
der künik dem torwarten schrit'
Und hieȝ sich in lâȝen,
»daȝ ich von den verwâȝen
Kum, die mir loufent nâch.«
dem torwertel was niht gâch,[2]
Dô sprach der portenære,
wer an der pforten wære.
Er sprach: »ich bin'ȝ, der künik hie.« —
»en triuwen, sô gesach ich nie
Künik sô lesterlichen stân.
irn' werdet tâlank her in gelân.«
Dô schrit' er aber sêre.
der schenke sprach durch êre:

---

[1] lahterlichen. M

[2] *Diese zwei Reimzeilen fehlen M.*

»Sag' an, wer ist an dem tor?« —
»herre, dâ stêt einer vor,
Der jihet, daʒ er ein künik sî,
und ist doch aller wæte vrî
Und ist gar ein blôʒer man.« —
»neinâ, lîhe im etswaʒ an,
Und lâʒ' in her in, durch Got:
sî habent hiute grôʒen spot
Ûʒ dem armen hie getriben;
mich wundert, wie er sî beliben,
Daʒ er niht anders wâ gie.«
den künik man dô în lie,[1]
In einer snœden wæte,
hin vür den schenken stæte.
Der hieʒ in willekomen sîn.
dô sprach der künik: »vriunt mîn,
Wiltu mich niht erkennen baʒ,
daʒ muoʒ ich lâʒen âne haʒ:
Eʒ ist mir hiute alsô betaget,
daʒ ich bin wunderlîch verjaget
Von êren und von guote.
vil wol was mir ze muote
Eins dinges, daʒ wolde ich hân getân:
dô spræche dû, ich solde eʒ lân.
Eʒ wær' den vürsten ungemach.«
der künik dem schenken vil verjach
Von heim(e)lîchen sachen,
biʒ daʒ er begunde lachen
Und sprach: »diz ist diu wârheit,
und hât iu'ʒ der tiuvel geseit,
Diz rette mîn her(re) wider mich.«
dô sprach der künik: »der bin ich.
Swie mir ist misselungen
oder swaʒ mich hât verdrungen,
Sô weiʒ doch wol mîns herzen sin,
daʒ ich'ʒ der rehte künik bin.«

---

[1] *Dieses Reimpaar fehlt H.*

Der schenke sprach: »ir sît ein man,
den nieman ab gerihten kan.«
Er hiez dem armen z'ezzen tragen,
er dâhte: »ich wil dem künege sagen,[1]
Dirre tôre wænet, er sî rîch;
daz wirt in dunken gemelich.«
 Der schenke der was alsô wert,
daz man sînes râtes dikke gert',
Und gezam ouch dâ ze hove wol,
wan er riet allez, daz man sol
Ze êren tuon dem rîche;
er gienk gezogenlîche
Vor den engel dâ ze stunt,
unt tet im disiu mære kunt
Von sînem spæhen gaste.
er smielt' ie mitten vaste;
Dô sprach der engel: »wâ ist der?
heizet mir in kumen her.«
Dô hiez der schenke springen,
den künik ze hove bringen.
Den vuorte man balde ûf den sal.
daz hovegesinde über al
Schriten alle samt ze hant:
»wille kom, her künik âne lant!«
Diu künegin[ne] bî dem engel saz,
si sprach: »herre, wer ist daz?«
Dô huob der schenke wider an,
er sprach: »vrouwe, daz ist ein man,
Der spæhste, den ich ie gesach.«
der engel ze einem ritter sprach:
»Heizet die liute stille dagen,
daz uns der tôre müge gesagen.«

[1] H liest hier:
der schenke gedâht': »ich wil gên sagen
Dem künige, mînem herren, hie,
daz dirre tore bî mir sî,
Der wænet, er sî riche;
daz dunket in gemeliche.«

Dô gie der arme künik vür.
der engel saz in rîcher kür
Bî der schœnen künigîn,
und gruozte den widerwenden[1] sîn.
Der was im vîent und gehaz,
daz er bî sîner vrouwen saz:
Doch saz er bî ir âne vâr.
der engel sprach: »guot man, ist ez wâr,
sît ir künik, habt ir verjehen?«
er sprach: »ich hab' den tak gesehen,
Daz ich ouch was gewaltik hie.
mîn vrouwe diu enpfie mich ie
Reht als ein biderb wîp irn wirt:
ir guetlich gruoz mich gar verbirt.
Der was mir ê unverseit,
si was ze dienste mir bereit,
Biz hiute an disen leiden tak:
dô ich nû næhest bî ir lak.
Dô schiede wir uns vriuntlich[e]:
dem tuot si nû vil ungelîch[e].«
Diu künegin[ne] wart sunder rôt,
si schamte sich, daz tet ir nôt.
Si weste niht, ob si in ie gesach:
daz er ir dâ ze wîbe jach.
Daz was ir inneklîchen leit,
si sprach in ir bescheidenheit
Zuo dem engel: »herre mîn,
der man mag wol unsinnik sîn,
Daz er dâ redet, des ist niht.« —
»swîget, ir rehter bœsewiht!«
Sprach ein alter hoveriter
»waz veiges mannes sît ir!
Man sol iuch heizen slîfen.«
dô begunden nâch im grîfen
Die tœrischen jungelinge;
ein grôzer ungelinge

---

[1] widerwart M

Wær' in (dâ) komen an.
260 wan daʒ in der engel dan
Vuorte von in âne schaden[1]
mit im in ein schœneʒ gadem.
Dô sprach der engel, Gotes bot':
»sag' an, geloubestu noch, daʒ Got
65 Gewaltik ist über alle geschaft?
sich, wie gar sîn [sterke] Gotes kraft
Dich hât verdrungen âne wer!
waʒ hilfet dîn michel her?
Wâ volget dir nû ieman mit?
70 noch ist wâr »Deposuit
Potentes de sede.«
Got der tet dir noch wol mê.
Der hât dich gedrükket nider;
wolt' er, du würdest künik wider.«
75 Dô sprach der künik: »her[re], nû saget mir,
durch iuwer zuht, wer sît ir?
Sît ir'ʒ, von dem ir habt geseit,
sô öuget iuwer edelkeit
An mir armen tœrischen man
80 und wîset mich doch etswar an.«
Dô sprach der engel: »ich bin'ʒ niht Got,
ich bin'ʒ ein engel und sîn bot',
Des wâren Jêsus Kristus,
der hieʒ mich werben mit dir sus,
85 Als dir hiute ist widervarn,
und lieʒ dich dâvon werden arm.
Von dîner hôchvertikeit,
dô man dir die wârheit seit':
»Got hœhet und nidert, swen er wil,«
90 des widerspræche du [gar] ze vil.

---

[1] *Die letzten vier Zeilen lauten in M.*
in ein vil bœse gedinge
Wær' der künik aber komen
hiet' in der engel niht genomen
Von in gar ân' allen schaden

Unt touk dir noch ze nihte.
z'wâr, wan dîn guot gerihte,
Dir wær' dîn schulde unvergeben,
und muestes immer alsust leben.«
295 Do viel der künik hin ze tal
vür den engel manigen val,
Er sprach: »nu gebietet über mich:
waʒ Got wil, daʒ wil ouch ich.«
In hieʒ der engel ûf stân.
300 er sprach: »dû solt gelouben hân,
Daʒ dir die priester künden:
weistu si halt in sünden,
Doch lêrent si dich mit der schrift
die wâren Kristenlîchen stift.
5 Noch râte ich dir mêre,
wiltu behalten dîn êre,
Sô merke rehte, waʒ ich sage:
swer dir sînen kumber klage,
Gegen dem soltu erbarmik sîn:
10 unt volgest dû der lêre mîn,
Sô wirstu wider künik, als ê,
und bist behalten immer mê.«
Der künik vor vröuden zeher lie,
er neigte sich biʒ ûf diu knie.
15 Er sprach: »ich volge iu immer gern,
durch Got, welt ir mich ze hant gewern.«
Der engel bôt im sîne hant
und gab im alleʒ sîn gewant
Und ouch sîn künikrîche wider.
20 dô leit' der künik daʒ rökkel nider,
Daʒ im der schenke lîhen hieʒ,
do in sîn tor wertel in verlieʒ.
Der engel vor dem künege versweim,
und vuor gegen himel rîche heim.
25 Ze sînem anblikke
der künik sprach vil dikke:
»Gelobet si der sueʒe Krist,
der alsô reht gewaltik ist.

Swaz mir der engel hât geseit,
daz ist diu rehte wârheit;
Ich hete hievor kranken sin:
ich weiz nû rehte, wer ich bin.
Ich sol wizzeklîcher baden.«
Er gie mit vröuden vür daz gadem,
Sam einer, der nie leit gewan.
dô vragten in sîn dienstman:
»Herre, wâ mag der tôre sîn?«
dô sprach der künik: »nû gêt her in.
Und schouwet, wie mir ist geschên.«
er begunde in offenlîche jehen
Und seit' in disiu mære,
wie im gelungen wære,
Der küneginne und den sînen:
von den grôzen pînen,
Die er vor in allen leit.
und wie er mit dem bader streit.
Er zeigte in, wâ daz rökkel lak.
vil manik riter des erschrak.
Si heten alle wol gesworn,
lîp und guot daz wær' verlorn.
Diu künegin[ne] bat in hulde,
si sprach: »ich bin in schulde,
Ir wârt mir wærlîch[en] unerkant.«
er slôz ir hende in sîne hant,
Und sprach: »nû swîget stille,
wan ez was Gotes wille;
Ouch bekant' ich mîn selbes niht.«
dô wart der vers »Deposuit«
Gar lobelîchen wider brâht,
den er dâ vor (hât') versmâht,
Den hiez er wider schrîben an,
und wart ein reht biderber man.

Mit Zeile 265 weicht M. besonders in Stellung der Sätze und auch sonst bedeutend ab:

Unser herre Jêsus Krist
ein voget ob allen künigen ist?
Dar an gloub(t)estu vil kleine,
dich dûhte, dû soldest eine
Herre ob allen künigen wesen,
dô hôrtest eines vesper lesen.
289 Die wârheit las man ûf ein zil:
290 daʒ wider red(et)est dû ze vil
291 Und dûhte died ouch ze nihte.
292 sich, wan dîn guot[e] gerihte,
293 Dîn schulde wære dir unvergeben,
294 dû muesest immer alsô leben.«
295 Dô viel der künik en kriuz(e s)tal
296 vür den engel manigen val.
275 Er sprach: »herre, sît ir der,
276 der uns kume von himel her,
277 Von dem mir wart geseit,
278 so erzeiget iuwer edelkeit
279 An mir armen tœrischen man,
280 und bewîset mich doch etwaʒ an.«
281 Der engel sprach: »ich bin niht Got,
282 ich bin sîn engel und sîn bot',
283 Des [wâren] herren Jêsus Kristus,
284 der hieʒ mich werben mit dir sus.
285 Als dir hiut' ist wider varn:
286 er hieʒ mich dich machen arm,
273 Und hât dich gedrükket nider:
274 wolt' er, dû wurdest künik wider.
267 [Sich,] nû bistu gar ân' alle wer:
268 sag' an, wâ ist nû dîn grôʒ her?
269 Sich, nû volget dir nieman mit:
270 noch ist [der vers] wâr »Dep(o)suit
271 Potentes de sede.
272 Got der tet(e) noch wol me.«
295 Dô viel [aber] der künik en kriuz(e s)tal

296 [weinende] vür den engel manigen val.
317 Der engel bôt im sîne hant,
318 und gab im wider sîn gewant
319 Und sîn künikrîch algemein.
324 der engel vuor zem himel heim.
Der künik wart vrô wider(e).
320 sîn röklîn leit' er nider(e).
321 Daʒ im gab des schenken hant,
an leite er sîn gewant.
326 Und sprach gar dikke und dikke
mit vröude des herzen schrikke:
327 »Gelobet sî der wâre Krist,
328 der alsô gar gewaldik ist!
333 Ich wil nû wîslîcher baden.«
334 Mit vröuden gie er vür daʒ gadem.
335 Als einer, der nie leit gewan.
336 dô sprachen sîn(e) dienstman:
337 »Nû saget uns, lieber herre mîn,
338 wâ mak der tôr' hin komen sîn?«
Er sprach: »daʒ wil ich iuch lâʒen sehen,
339 und(e) wie mir ist geschehen.«
341 Er huob rehte ûf und seit'
344 von sîner grôʒen arbeit.
345 Und wie er mit dem bader streit,
und umb sîn vil armeʒ kleit.
347 Er vuorte si, dâ sîn röklîn lak.
348 vil manik man des erschrak.
349 Und hieten alle des wol gesworn,
350 si hieten lîp und guot verlorn.
Dô sprach diu schœne künegin[ne]
zem künige: »[vil] lieber herre mîn,
352 Ich bin gein iu in schulde:
351 nû gebet mir iuwer hulde;
353 Ir wârt mir leider unbekant.«
354 er drukte ir wol wîʒe hant.
355 Er sprach: »swîget, vrou, stille,
wan eʒ was Gotes wille.
Ich hete ouch einen tœrischen sin

ich weiʒ nû êrste, wer ich bin;
357 Ich erkant' mich selbe niht.«
358 dô wart der vers »Dep(o)suit«
359 Vil lob(e)lîch(e) wider brâht,
360 den er vor hât(e) versmâht.
361 Er hieʒ in [rîchlich] wider schrîben an,
362 und wart ouch gar ein biderbe man.

Unſer Frauen Wunder.

Unser Vrouwen Wunder.

Hie hebent sich an groʒ wunder
von Unser Vrouwen besunder.

Nu hœret alle die hie sin,
uf daʒ (mir) diu künegin,
Diu edel' und diu vrie,
Gotes muoter Marie
Muge dester baʒ behagen,
so wil ich hie von ir sagen,
Ir ze lobe unt ze vrumen,
als ich die warheit han vernumen,
Sumelichiu guotiu mære,
daran diu lobebære
Rehtes lobes wol ist wert
in dem herzen, der ir gert
Zuo einem vursprechen dort.

LXXII.

Der Frauen Troſt.

Von

Siegfried dem Dorfer.

Viel Wunder geschehen, wenn nicht hier, doch anderswo, wie Gott will, der tausend Jahre zu Einem Tage macht, und dessen Wunder nicht alle zu singen und sagen sind: darum will ich nur eins erzählen.

Ein Ritter, reich an Gute, wohnte in einem Dorfe, wo es sich so gemächlich lebt, als anderswo in den Städten. Er hatte ein schönes, gutes und biederes Weib, die er dennoch, in seiner Bosheit, schalt und schlug, zumal, wenn sie einer Missethat von ihm gedachte. Er brach oft die Ehe; und betrübte sie um so mehr damit, weil sie Gottes Zorn für ihn fürchtete. Sie hielt Nacht und Tag am Gebet, und las fleiſsig den Psalter, für seine Bekehrung. Oft weinte sie, daſs sie armen frommen Leuten nicht Herberge bieten durfte. Wenn er ausritt, geschah es auf Unzucht, und kam er Abends heim, ergriff er die Frau bei den Zöpfen und warf sie unter die Füſse. Lange Jahre ertrug sie alles geduldig und gottergeben, in Hoffnung seiner Beſserung: aber solche ist selten, und »allzu viel zerreiſst den Sack;« sie verzweifelte an der Hülfe Unser Lieben Frauen und ihres Kindes, und wollte, dem Rathe des Teufels folgend, sich erhängen.

Einst, als der Ritter fern war, schickte sie die Mägde und Knechte an ihre Arbeit aus dem Hause, suchte alle Schlüſsel zusammen, verschloſs alles, und warf sie in einen Teich beim Hofe. Dann gieng sie auf den Kirchhof, und klagte Unser Lieben Frauen ihr Leid. Da begegnete ihr eine Frau in einfachem grauem Gewande, grüſste sie, und fragte, obgleich sie ihr zornig den Rücken zukehrte, wo sie hin wollte. Die Unglückliche wies die Frage ab, und eilte nach dem Baumgarten. Da stand wieder die graue Frau, welche sie gleichwol bisher behütet hatte, und die alle Sorgen hinwegnimmt, wie die Sonne den Schnee. Die Lebensmüde zürnte über deren abermalige Frage, trat in den Garten, verriegelte die Thür mit einem Aste, und suchte sich einen groſsen Baum. Da stand nochmals die graue Frau, und erbot, auf die unwillige Frage, wer sie wäre, ihre Hülfe, wenn sie wüsste, worin. Zornig hinweggewiesen, verhieſs sie dennoch Heil, und auf wiederholte Frage nannte sie sich Maria, Gottes Mutter, ihre Beschützerin gegen Lucifern, der sie verzweifelnd zum Judas genoſsen wolle. Da fiel die Frau ihr zu Füſsen, und flehte um Hülfe in ihrer Noth. Maria hieſs sie aufstehen und ihr folgen; sie gab ihr die Schlüſsel wieder, und hieſs sie sogleich in ihre Kammer gehen, und was sie dort an der Wand finde, dem ihren Kummer klagen. Die Frau erfreute sich für immer der himmlischen Erscheinung, und als diese verschwunden war, blieb ihr voller Trost des Lebens und des Herzens.

Sie eilte nun in ihre Kammer, und fand dort rechts an der Wand das Bild des Gekreuzigten, dem das Blut aus den Wunden floſs. Sie erschrak, und flehte zu dem Herrn um Trost in ihrem Leide. Da sprach das Bild, wies auf seine offenen Wunden, und mahnte die Frau, zu ihrem Heil ein kleines Weh zu ertragen, um ihn, der ein so groſses Leiden für sie erduldete. Sie erkannte den Welterlöser, pries ihr Heil, ihn gesehen zu haben, und wollte förder nicht mehr klagen. Da verschwand das Bild.

Gegen Abend, als der Ritter heim kam, legte die Frau ein gutes Gewand an, gieng ihm entgegen, und empfieng ihn freundlich. Das befremdete ihn, weil sie sonst bei seiner Heimkunft weinte; er gab ihr wie gewöhnlich einen Ohrschlag, und fragte, für wen sie sich so gekleidet. Sie wünschte ihm Gottes Lohn dafür, und nehme alles von ihm für gut. Beide giengen hinein, und sie befliſs sich, alles zu thun, was er wünschte und gebot, legte ihm das Brod auf, reichte ihm selber Hand-Waſser und that alles frohgemuth und lachend. Da hielt er sie für trunken, und gab ihr einen Backenschlag. Sie nahm es willig hin, flehte nur für das Gesinde, gegen welches er heftig zürnte, und kam allen seinen Wünschen zuvor. So gieng sie mit ihm zu Bette, und hier fragte er sie, welcher Freuden-Saame zwischen ihnen aufgegangen sei. Sie sagte, all sein Schelten, Stoſsen, Zwicken, Schlagen und Raufen sei ihre Freude. Er hielt dieses für Spott, und drohte ihr schwere Schläge, wenn sie ihm nicht den wahren Grund sage; und nachdem er gelobt, nicht zu zürnen, bekannte sie ihm alles, und durch welche Wunder sie vom Selbstmorde gerettet, und bewogen sei, alles freudig zu leiden, in Hoffnung des Himmelreichs nach diesem kurzen Leben. Dem Zweifelnden erbot sie sich zu allen Prüfungen. Da dankte er ihr, und war plötzlich von aller Bosheit und Rohheit genesen; die Fehde war vorüber, und beide küssten sich herzlich. Der Mann blieb fortan treu seiner Ehe, und betrübte die Gute nie mehr; und sie erwiederte alles freudig. Beide mehrten durch Almosen, Andacht und Gebet ihr weltliches und ewiges Heil, und nach einem heiligen Leben, gab Gott den lieben Ehegefährten der ewigen Freuden Hort.

So bewahre Gott uns Alle vor dem ewigen Tode, und tröste hier im Leiden! Das bittet Siegfried der Dorfer, der Dichter dieses Büchleins, welches der Frauen Trost heiſst. Noch manches Weib wird durch Gottvertrauen gerettet. Herr, hilf uns in dein Reich, um deiner Mutter Ehre! Amen!

LXXII.

Der Vrouven trôst.

Diz mære ist von dem grâwen mantel
und Unser Vrouwen wunder ân' allen wandel.

Vil wunders in der werlt geschiht,
des man hie niht ensiht,
Daʒ sihet man aber anderswâ,
beide, dort unde dâ,
Swâ Got wunder machen wil,
dâ hât er krefte harte vil,
Daʒ er eʒ alleʒ wol volmak.
von tûsent jâren einen tak
Künde Got wol gemachen;
mit wunderlichen sachen
Got sô manik wunder kan,
daʒ nimmer weder wîp, noch man
Mak volsingen, noch volsagen;
dar umbe wil ich stille dagen.
Diu rede ist nû ze swære:
hie wil ich heben ein mære.
Nû hœret aber vürbaʒ:
ein ritter etswenne saʒ
In einem dorfe durch gemach,
des im vil wol dâ geschach.
Er was des guotes rîche.
nû wiʒʒet wærliche,

Wer in den dörfern wonen sol.
und ist sîn dorf dô râtes vol,
Er lebet alsô sanfte dâ,
als in den steten anders wâ.
Der ritter het ein schœneȥ wîp.
diu hete gar volkomen lîp.
Si was biderbe unde guot,
und hete dâ bî stæten muot.
Daȥ half sie leider kleine:
diu selbe guote reine,
Eȥ was ir misserâten gnuok,
daȥ er sie schalt unde sluok,
Unt tet ir manik ungemach;
von sîner bôsheit daȥ geschach,
Von iren schulden kwam eȥ niht,
alsô bin ich der mære beriht,
Er tet eȥ gar ân' iren rât;
swâ er keine missetât
Mit ihte vollen brâhte,
wen si des gedâhte
Und diu mære ganz vernam,
zehant sô (wart) der ritter gram
Dem reinen guotem wîbe,
er tet doch irem lîbe
Verre wirs, denne baȥ;
swâ er sich an ihte vergaȥ,
Er brach vil dikke sîn ê,
daȥ tet ir herzlichen wê
Unde muote die reine;
durch sich niht aleine,
Eȥ was ir leit umbe daȥ
sie vorhte, daȥ er Gotes haȥ
Erwerben möhte dâ mite;
daȥ was ein reines wîbes site:
Eȥ ist den vrouwen allen leit,
des wolde ich sweren einen eit,
Sint si biderbe unde guot,
ob der man iht missetuot:

Eȝ ist den mannen ouch niht liep,
er sî denne der êren [ein] diep,
Ob sîn wîp iht des begêt,
daȝ den êren missestêt.
Diu guote vrouwe gerne pflak,
daȝ si naht unde tak
An irem gebet dikke was
und den salter überlas
Vür des mannes missetât
daȝ im Got noch solhen rât
Bî sînem geiste sente,
daȝ er in erkente
Und ir genædig wære.
alsô getâniu mære
Hôrte si von im selten:
slahen unde schelten,
Des was ir vil von im bekant.
er hete si des gar entwant.
Daȝ si guoten liuten,
die Got von himel triuten,
Ir herberge niht enbôt;
des wurden ir vil dikke rôt
Ir ougen und ir wangen.
alsô was si bevangen
Mit kumberhaftem leben(e),
unt pflak sîn doch vil eben(e).
Si erschrak vil dikke,
des herzen ougenblikke
Kêrte si ze Gote hin,
daȝ sîn geist noch solhen sin
Irem wirte bræhte,
[und] daȝ er sich bedæhte
Und sîn zürnen lieȝe.
man gieȝe, swar man gieȝe,
Swer der bôsheit (ist) gewont
und al ze sêre dâ mite bedônt,
Der læȝet si vil selden.
mich sol nieman melden,

Waʒ ich hie mite meine;
ich vürhte mich vil kleine.
Daʒ wart an disen dingen schîn;
nieman wil der bœste sîn,
Wir wæren alle gerne guot:
wol im, der daʒ beste tuot!
Dikke reit der ritter ûʒ,
und sluok der vrouwen einen pûʒ.
Sô er gegen dem âbende wider kwam,
mit den zöpfen er si nam
Und[e] warf si vür die vueʒe;
alsô getâner grueʒe
Wart ir vil an geleit,
wenne er von sîner vrouwen reit.
Daʒ wâren kranke minne;
eʒ mohte baʒ unsinne [1]
Heiʒen, wan vriuntschaft;
dâ hete diu liebe keine kraft
Ûf der rehten triuwen vunt;
des wolt' ich wetten umb ein pfunt.
Dô diu vrouwe des gepflak
mit dem ritter mangen tak,
Ze le[t]ste si der rede verdrôʒ,
sorge was ir hûs genôʒ,
Weinen und herzenlicheʒ klagen,
sine moht' eʒ lenger niht vertragen.
Dar nâch kumt ein herzenleit,
als man ein dink g(e)nuok vertreit,
Daʒ man's niht vertragen mak;
alsô enbindet sich der sak.
Waʒ sol der selben rede mê,
und wirt erger vil denne ê.
Dar nâch sprach diu guote
in ir selbes muote:
»Mîn kumber wil sich lengen;
ich wil mich selber hengen,

---

[1] unminne?

E ich eʒ die lenge lîde;
niht lenger ich eʒ mîde,«
Sprach diu vrouwe wider sich
»sint daʒ Unser Vrouwe mich
Niht wil erhœren und ir kint,
die beide sô gewaltik sint,
So wil ich rechen mînen zorn;
daʒ lîp und sêle wirt verlorn,
Daʒ muoʒ ich alsô lâʒen sîn,
ê dirre kumber wære mîn
Biʒ an mînen le[t]sten tak.«
diu vrouwe sich des gar verwak,
Daʒ schuof des leiden tiuvels rât,
der manik wîp verleitet hât,
Und noch verleitet mangen man,
der sich niht versinnen kan,
Waʒ dâ schaden von geschiht:
der tiuvel ir kein guot riet.
  Dô der ritter ûʒ gereit,
diu vrouwe daʒ niht lenger meit.
Ir meide si versante,
die knehte si dâ mante.
Daʒ si nâch gewonheit
vuoren an ir arbeit.
Dô diu vrouwe state vant,
sie suochte mit ir selbes hant
Die slüʒʒel alle gelîche,
und[e] gienk gegen einem tîche,
Der was bî dem hove nâ,
dar wart der vrouwen sêre gâ,
Die slüʒʒel warf si dar in.
daʒ was ein kleineʒ rechelîn;
Wer sich niht baʒ gerechen mak,
dem tuot vil wol ein kleiner slak,
Den er sînem vînde tuot,
der in dikke hât gemuot.
Si sprach in irem herzen:
»er muoʒ noch hînaht smerzen

Liden, sô er kumt wider,
und die tür alle nider
Mit sînen henden brechen.«
sust kunde si sich rechen,
Daz guote wîp, und anders niht,
sorge hete mit ir pfliht.
Dô gienk diu guote vrouwe sider
gegen irem hove drâte wider.
Sie hete nur ein kleinez kleit
ûf daz houbet geleit,
Und gienk über den kirchof hin:
diu vrouwe lêrte iren sin,
Wie si zuo dem tôde kreik,
daz si gegen Unser Vrouwen neik
Unt klagte ir al[le] ir ungemach,
diu vrouwe weinende sprach:
»Sint daz Unser Vrouwe sich
niht wil erbarmen über mich,
So wil ich tœten mînen lîp:«
sprach daz ungemuote wîp
»Nû hân ich doch vil mange zît
Got gedienet, sô man pflît,
Und sîner lieben muoter,
daz si, noch er vil guoter
Mich nie trôsten umb ein hâr,
daz ist leider alze wâr,
Daz ich noch nie gehôrte
iren trôst mit einem worte.«
Sie gienk in jæmerlîcher gir;
ein vrouwe diu begegent' ir,
Diu truok einvaltik gewant
in grâwer varwe wol bekant,
Und bôt der vrouwen guoten tak.
mit zorne kêrte si den nak
Gegen der vrouwen dar.
hete si gewest vür wâr,
Daz ez diu reine Vrouwe was,
von der Got mensche genas,

Wider menschlîche(r) art,
si hete harte wol bewart,
E si hete daʒ vermiten,
si het' ir grueʒen wol erliten:
Si was ir dennoch unbekant.
diu vrouwe vrâgte si ze hant:
»Wâ welt ir hin? daʒ saget mir nû.«
si sprach ir zorniklîchen zuo:
»Sol ich iuch daʒ wiʒʒen lân,
war ich hin welle gân?
Vrouwe, lât iuwer vrâgen sîn:
ich weiʒ vil wol den willen mîn,
Und[e] zürne vil harte.«
ein schœner boumgarte
Der was in dem hove dâ,
dar wart ir ûʒer mâʒen gâ:
Dô si kwam vür die tür,
si vant aber al dâ vür
Die selben reinen vrouwen guot;
diu hete si wol biʒ her behuot,
Und wolt' ir vürbaʒ hueten
mit iren grôʒen gueten.
Swes Unser Vrouwe hueten wil,
der hât sorgen niht sô vil,
Si neme si hin, waʒ sol des mê,
als diu sunne tuot den snê.
Si sprach der vrouwen aber zuo:
»war welt ir hin sô rehte vruo?
Daʒ saget mir, liebe vrouwe.« —
»schouwe, herre, schouwe,«
Sprach daʒ ungemuote wîp,
»ir sît ein wunderlîcher lîp,
Daʒ ir mich irret mîner vart;
ich habe niht ûf iuch gespart,
Waʒ ich welle machen
mit heim(e)lîchen sachen.«
Mit zorne si die rede enpfienk,
in den garten si dâ gienk,

Und slôȝ die tür vil vaste
mit eines boumes aste,
Daȝ si die vrouwen von ir vertrîbe,
und aleine darinne belîbe.
Dô gienk diu vrouwe vürbaȝ,
aller vrouden si gar vergaȝ.
Die stîge si vil lîse trat
gegen einer heim(e)lîchen stat.
Dâ si die grôȝen boume kôs,
dâ wolde si sich lîbelôs
An einem aste haben getân:
dâ vant si bî dem boume stân
Aber die vrouwen, die si vor
beslоȝȝen hete vor dem tor.
Dô si die vrouwen an gesach,
zorniklîchen si dô sprach:
»Guote vrouwe, wer sît ir?
daȝ ir sô gerne sît bî mir:
Daȝ ich von iuwern schulden
niht mîn leit muoȝ dulden,
Daȝ sint vremdiu mære.«
wer diu vrouwe wære,
Daȝ was ir noch unkunt,
und wart sint ires lîbes vunt.
Dô sprach diu tugentrîche
gar gezogenlîche:
»Eȝ diuhte mich entriuwen guot,
daȝ ir mir saget iuwern muot,
Waȝ ir wellet an gên.
möht' ich iu ze staten stên,
Daȝ tæt' ich, und(e) wær' sîn vrô.«
mit zorne sprach diu vrouwe dô:
»Triuwen, des entuon ich niht,
ir sît sîn noch vil unberiht;
Ir welt sîn alze lange pflegen,
daȝ ir mir stêt in den wegen
Und irret mich der heimlîcheit,
dâ mich der wille hin treit:

Hebet iuch iuwer strâʒe.
ê denne ich iuch lâʒe
Erzürnen harte sêre,
daʒ krenket iuwer êre.«
Dô sprach aber diu guote
in suoʒlichem muote,
Getriuwe wærlich[en] sunder haʒ
»nû saget iuwern willen baʒ.
Ich wil iu geben solhen rât,
der iuwern êren wol an stât.
Des sagt ir mir vil lîhte dank.«
dô sprach diu vrouwe über lank
»Guote vrouwe, wer sît ir?
daʒ ir wellet râten mir
Vür die jæmerlichen nôt,
dâ von ich lîden muoʒ den tôt
Hebet iuch von hinnen,
sô muget ir heil gewinnen
Ist, daʒ ir lenger blîbet,
ein schade iu beklîbet.
Der iu immer wirret;
und lât mich unverirret.
Ich enweiʒ niht, vrouwe, wer ir sît
ir irret mich ze manger zît.«
Dô sprach diu sueʒe reine,
alles valsches eine:
»Nû dû eʒ gerne hœren wilt,
und dich der rede niht bevilt,
So wil ich dir'ʒ vil gerne sagen.
lîhte wirt eʒ dir behagen;«
Sie sprach: »ich bin'ʒ Marîâ.
Gotes muoter, diu vil nâ
Vor dînem angesihte stât.
der tiuvel hât dir bœsen rât
In dîn herze gesant.
und der sinne[n] dich geplant.
Daʒ dû dich woldest hengen.
und dîn sêle brengen

Lucifern in sînen schôʒ;
dâ wære si Jûdas genôʒ
Vürbaʒ immer mêre.
guot wîp, wider kêre,
Daʒ dunket mich mit triuwen guot.
und lâʒ den zwîvellîchen muot
Und[e] lâʒ daʒ wider muote(n) sîn.
jâ was ich diu vrouwe dîn,
Ich hete dir wol rât gegeben
vür dîn kumberhafteʒ leben.«
Dô si daʒ gehôrte
an Unser Vrouwen worte,
Daʒ si Gotes muoter was,
dô viel si nider ûf daʒ gras
Und neik ir ûf die vueʒe;
si sprach: »Vrouwe, bueʒe
Mîne grôʒe arbeit;
mîn wirt hât ûf mich geleit
Ein sô swæreʒ sorgen joch,
daʒ ich mich, Vrouwe, henge noch,
Dune râtest mir denne etwaʒ,
daʒ mir der sorgen werde baʒ.«
  Unser Vrouwe sprach zehant:
»dîn kumber ist mir wol bekant;
Stand ûf unde volge mir,
ich wil gerne râten dir,
Waʒ daʒ beste sî getân,
ob dû'ʒ wilt vür guot enpfân.«
Dô stuont ûf diu guote,
in vrœlichem muote,
Und wart ûʒer mâʒen vrô,
dô diu rede kwam alsô,
Unser Vrouwe sprach sider:
»nû nim die slüʒʒel wider.
Die hâst dû vor in den tîch
geworfen, weiʒ Gott, alle gelîch.
Die habe ich dir her wider brâht,
und habe vil wol an dich gedâht.

Nû hebe dich vil drâte
in die kemenâte,
Waȥ dû vindest an der want,
dem tuo den dînen kumber bekant:
Daȥ gibt solhe lêre,
daȥ dir nimmer mêre,
Guot wîp, misselingen kan;
gedenke vlîȥiklîch dar an.«
Dô si die slüȥȥel an gesach,
mit grôȥen vröuden si dô sprach:
»Nû weiȥ ich wol, daȥ dû bist,
von der der wâre Jêsus Krist
In dise werlt was betaget,
und bist diu muoter und diu maget,
Diu die werlt ernert hât.
sint ich nû habe dînen rât,
Sô missegêt mir nimmer;
ich wil mich vröuwen immer,
Daȥ ich dich, muoter, ie gesach,
und dîn munt mir zuo sprach.«
Unser Vrouwe schiet von dan,
dise vrouwe trôst gewan
Des lîbes und des herzen,
si lieȥ allen smerzen,
Und[e] huop sich harte drâte
in ir kemenâte:
Dâ vant si zuo der rehten hant
Gotes marter an der want;
Der was ir komen harte nâ,
er wolte ir selbe râten dâ.
Got der hete vil wîsen rât:
swer sînem râte bî gestât
Und dem gerne volgen wil,
der hât wîsheit alsô vil,
Daȥ er mit tumplîcher tât
nimmer sünden (mêr) begât.
Dô sach si zuo den stunden
ûȥ allen sînen wunden

Daʒ bluot ze tale vlieʒen
und ûʒ den wunden dieʒen.
Dô des diu vrouwe wart gewar,
des erschrak ir herze gar
Unde gewan vil swæren muot,
dô sprach diu schœne vrouwe guot:
»Got herre, wis genædik mir;
mîniu leit diu klag' ich dir,
Daʒ dû mir gebest dînen rât
vür alle mîne missetât
Und daʒ ich sî gescheiden
von herzenlîchen leiden:
Dû weist wol, herre, mîn(e) nôt:
des wis gemant durch dînen tôt,
Daʒ dû mir gebest lêre:
oder ich muoʒ immer mêre
Trûren an dem lîbe;
ist, daʒ ich nû belîbe
Ân' dînen helflîchen trôst,
sô wirde ich nimmer mêr erlôst.«
Dô sprach daʒ bilde wider sie:
»guote vrouwe, schouwe alhie,
Waʒ ich durch dich erliden hân,
sich mîne wunden offen stân,
Ich habe durch dich solhe arbeit
erliten durch die Kristenheit.«
Sprach daʒ Gotes bilde dô:
»diu marter was mir niht ze hô,
Ich wolde ir niht vermîden:
kanstu niht erlîden
Durch mich ein kleineʒ herzenleit?
dîn sælde wurde noch vil breit,
Kündest dû durch mich vertragen,
wirstu gescholden oder geslagen.
Lîde daʒ kleine leit durch mich,
guote vrouwe, sint daʒ ich
Sô vil durch dich erliden hân.«
dô sprach diu guote vrouwe sân:

»Ich lîde gerne daȥ ich sol:
ich sihe daȥ, herre, vater, wol,
Daȥ dû bist der wâre Krist,
der aller werlde lœser ist:
Ich wil nimmer mêr geklagen,
ich wil alleȥ daȥ vertragen,
Swaȥ mir leides wider vert,
sint mir daȥ heil ist beschert,
Daȥ ich dich, herre, habe gesehen,
unt tu mir selbe hâst verjehen
Sô helflîcher mære:
hân ich herzenswære,
Die geklag' ich nimmer mê,
geschiht eȥ wol von mîner ê,
Von wîben oder von mannen.«
dô schiet daȥ bilde dannen,
Und[e] bleip diu vrouwe aleine,
dank habe diu guote reine,
Daȥ si eȥ hie zuo brâhte,
daȥ Got an si gedâhte
Und ir sô veterlîchen riet
ê er von der vrouwen schiet.
Ouch danken wir der guoten,
der reinen wolgemuoten,
Diu so muoterlîchen kan
trœsten vrouwen unde man.
Gegen âbende der ritter kwam,
dô diu vrouwe daȥ vernam,
Si legte an ein guot gewant,
unde gienk alzehant
Ûȥ der kemenâten tür
gegen dem ritter hinvür;
Si enpfienk in zühtiklîche,
diu selbe tugentrîche:
»Sît wil[le] kommen, lieber hêre.«
des wundert' in gar sêre,
Waȥ diu dâ mite meinte;
wan si vor dikke weinte.

Dô er ze hûse kwam geriten,
er tet nâch sînem alten siten,
Als er vor vil gerne pflak.
er sluog ir einen ôrslak:
»Gegen wem habt ir iuch gekleit?«
des was diu vrouwe gar gemeit.
Si dankte im vil schône:
»Got iuch des slages lône!
Swaȝ ir mir ze leide tuot,
daȝ nim' ich alleȝ (wol) vür guot.«
Si giengen miteinander hin.
diu vrouwe kêrte (dô) den sin,
Swes er vor gedæhte,
daȝ si daȝ volbræhte,
Und(e) swaȝ der ritter hieȝ,
daȝ man des niht enlieȝ.
Diu vrouwe diu was gar gemeit;
im wart daȝ brôt ûf geleit,
Si wolte im selber waȝȝer geben;
sie hete wunnenklicheȝ leben,
Swaȝ si solte machen,
si kunde niht den[ne] lachen.
Dô wânte er der mære,
daȝ si trunken wære.
An den bakken er sie sluok:
mit zühten si daȝ gar vertruok
Er zurnte vil swinde;
si suonte daȝ gesinde.
Mit vlêhelichen worten
si hete ir ôren pforten
Gegen dem ritter gekart;
eȝ was alleȝ wol bewart,
Swes er vor gedâhte,
daȝ man daȝ volbrâhte.
Des nam den ritter wunder
vür mangiu dink besunder,
Waȝ diu rede möhte sîn.
si tet im grôȝer liebe schîn,

Sine wolte in nihtes strâfen.
si giengen beide slâfen,
Dô si ze bette kwâmen,
er sprach: »waȥ vreude sâmen
Ist zwischen mich und iuch gesât?
ich weiȥ niht, wie eȥ dar umbe stât,
Daȥ ir sô vrô sît gewesen;
ist iu iht niuwes vor gelesen,
Daȥ sult ir sagen mir vür wâr:
wan ich eȥ wil wiȥȥen gar.«
Dô sprach diu vrouwe guote
in vrôlîchem muote:
»Ich tuon eȥ niht wan durch guot,
sît ir mir ze guote tuot,
Daȥ ir mich scheldet dikke,
stœȥe unde zwikke,
Slahen unde roufen,
daȥ wil mir vröude koufen,
Solde ich des niht wesen vrô?«
mit zorne sprach der ritter dô:
Wâ von ist diu rede komen,
daȥ ir iuch habet an genomen
Alsô vrevellîchen spot?
ich wil eȥ wiȥȥen, sam mir Got!
Ist, daȥ ir mir'ȥ niht ensaget,
ich wil iuch slahen, daȥ ir klaget
Got und iuwern vründen:
ir sult mir'ȥ rehte künden.
Ich wil eȥ wiȥȥen, sam mir Krist!
in dirre selben kurzen vrist.«
Dô sprach diu vrouwe al ze hant:
»ich wil iu tuon die rede bekant.
Lâ[ȥe]t ot iuwer zürnen sîn
immer durch den willen mîn.
Ich wil iu genzlîchen jehen
alleȥ daȥ mir ist geschehen.«
Er sprach: »ich zürne dar umb[e] niht,
wirde ich der wârheit verriht:

Ist, daʒ ir des niht entuot,
sô wirde ich nimmer behuot.«
Dô sagte si diu mære,
waʒ ir wille wære:
»Ich wolte mich ertœten;
dô half mir ûʒ den nœten
Unser Vrouwe mit ir kraft;
diu machte mich sô sig(e)haft,
Daʒ ich den tôt uberwant,
si gab mir wider in die hant
Mîne slüʒʒel alle gelîch[e],
die hete ich vor in den tîch[e]
Geworfen al[le] mit alle:
die habe ich wider alle;
Die warf ich in ze leide dar,
des bekenne ich, daʒ ist wâr.
Dô wîste si mich drâte
in dise kemenâte,
Dâ vand ich hie an dirre want
Gotes marter alzehant,
Dem bluoten sîne wunden.
der riet mir zuo den stunden;
Daʒ ich durch sîn êre
geklagte nimmer mêre
Al mîn ungemuete.
durch die Gotes guete
Wil ich gerne dulden,
swaʒ mir von iuwern schulden
Leides immer mak geschehen.
er lieʒ mich sîne wunden sehen,
Die er durch mich erliten hât.
swaʒ ir gezurnet oder geslât,
Daʒ lîde ich willeklîche.
Got hât mir sîn rîche
Nâch disem kurzen leben(e)
gelobet dort ze geben(e);
Dar umbe bin ich alsô vrô,
tuot sust oder sô.

Swaʒ ir gebietet unde wolt,
ich bin iu doch von herzen holt.«
Dô der ritter daʒ vernam,
wie diu rede her kwam,
Er sprach: »liebe vrouwe mîn,
sol diz aber ein wârheit sîn?« —
»Swaʒ ir mir ze leide tuot,
darumbe habet senften muot.«
Des dankte ir der ritter,
der vor harte bitter
Sîner vrouwen was gewesen,
der was dô gar wol genesen
Von aller sîner dorpikeit;
des was diu vrouwe gar gemeit.
Alsust gelak diu vêde,
daʒ si sich kusten bêde,
Des getrûwe ich rehte wol,
ob ich'ʒ mit hulden reden sol,
Und[e] wart ein vriuntschaft immer mê.
der ritter bleip an sîner ê
Mit alsô stætem muote,
daʒ er die reinen guote
Nimmer erzurnte, daʒ ist wâr;
si was vollenkomen gar.
Daʒ si daʒ selbe wider tet.
almuosen, veni[g]en und gebet
Mêrten si dâ beide;
von werltlichem leide
Unde von êwiklicher nôt
erlôste si der milte Got;
Die sêlen si wol enerten,
die lieben êgeverten,
Nâch disem kranken lîbe.
Wol dem man, dem wîbe,
Die Gotes lêre halden,
nâch sôgetânen sâlden,
Daʒ man heiʒet heilik leben,
den wil Got ze lône geben

Der êwigen vröuden hort.
daȥ ist ein hovelîcheȥ wort.
Got der scheide uns alle
von êwiclîchem valle;
Got durch sîne guete
alleȥ ungemuete
Entwende[n] von den allen,
der lîp sî hie bevallen
Mit keiner hande swære!
des bitet der Sîfrit Dorfære,
diz buochelîn[e]s tihtære,
Daȥ ist genant der Vrouwen trôst.
eȥ wirt noch manik wîp erlôst
Von êwiclîchen riuwen,
diu Got wil getriuwen.
Milter vürste hêre,
durch dîner muoter êre,
Hilf uns in dîn rîche!
sprechet: »Amen!« alle gelîche.

LXXIII.

Unſer Frauen Ritter

und die Jungfrau.

Ein Ritter, der rastlos um Ehre warb, ritt einst auf Abenteuer in eine Stadt, wo ein Turnei gehalten und um Minne und Ritterschaft manches Speer gebrochen wurde. Er herbergte bei einem Wirthe, dessen Armut durch seinen Reichthum schwand. Da sah er eine schöne, gute und tugendhafte Magd, um deren Gunst er sich vergeblich bemühte. Er vernahm, daſs ihre Aeltern von groſsem Reichthume verarmt waren, und sandte ein listiges Weib zu ihnen, welche die Aeltern beredete, daſs sie für dreiſsig Mark die Tochter verkauften. Dieser schickte er reiche Kleinode und die kostbarsten Kleider, begab sich dann selber zu ihr, umarmte und fragte sie nach ihrem Namen. Sie nannte sich Maria. Alsbald gelobte er, sie unberührt zu laſsen, und als die Arme betrübt war und weinte, weil sie wähnte, ihn reue der Kauf, zog er sie an sich, herzte und tröstete sie, daſs ihre Schönheit ihn völlig befriedige; aber ihr Name sei ihm zu hehr, weil er derjenigen, nach der sie genannt sei, und allen Frauen, mit Schild, Speer und Ritterschwert diene. Das Mägdlein freute sich, daſs er auf ihre beider Schutzherrin also vertraute. So vergieng die Nacht.

Am Morgen verkündeten die Ausrufer beim Ritterspiel wieder, wie viele Speere gebrochen wurden, die ein Bauer nicht gezählt hätte; Tambure und Flöten, Pauken und Posaunen erschollen. Der junge Ritter schied von der Jungfrau, und ritt auch zum Turnei, wo die Rotten sich schaarten zum Tschostieren (Lanzenrennen überhaupt) und Buhurdieren (schaarweise). Da focht der noch unbärtige Ritter, den Frau Ehre ausgesandt hatte, so tapfer, daſs es manchen Degen erzürnte, und so geschah es, daſs er im heftigen Purjieren (Ansprengen) und Gedränge aufs Gras gerannt und zu Tode getreten wurde. Der Friedhof war ihm nicht vergönnt, auf dem Felde ward er begraben, und von Allen sehr beklagt. Herzlich betrauerte ihn auch die Jungfrau, und blieb seinetwegen ohne Mann.

Nach zwei Jahren kam ein Schüler zu dem Grabe, aus welchem ein schönes Bäumlein gewachsen war, und sah, daſs die wonniglichen Blätter desselben alle ungleich waren, auf jedem aber Ave Maria stand. Er zog wieder in die Stadt, holte einen seiner Gesellen, zeigte ihm das wundervolle Bäumlein, und eignete es sich zu. Der Andre jedoch behauptete, es schon eher gefunden zu haben, und beide stritten und rauften sich darum, daſs es in der Stadt bekannt ward. Da giengen

Alte und Junge, Pfaffen und Laien hinaus, es zu sehen. Ein Bischof verkündete ein Gottes-Wunder: auf sein Geheiſs wurde das Grab geöffnet: da war das Bäumlein aus dem Munde des Todten gewachsen. Die Jungfrau kam auch herbei, weinte und wehklagte, und deshalb befragt, erzählte sie den ganzen Vorgang, und gelobte, daſs sie immerdar bei Unser Frauen Ritter bleiben wolle. Man sang und las über ihm, und Maria lieſs sich das Haar auf seinem Grabe abscheeren, und diente Gott bis an ihren seligen Tod. Der Leichnam wurde aufgehoben, und Unser Frauen zu Ehren in einem Münster bestattet.

Gott erkennet des Menschen Herz wol, den frohgemuthen Guten wie den Scheinheiligen. Der Gleiſsner betrügt sich selbst; der Biedermann schämt sich aller Missethat.

LXXIII.

Unser Vrouwen ritter.

Diz ist ein schœnez mære
von einem ritter lobebære.

Ein ritter junk der siten pflak,
daȝ er vil selten ie verlak,
Dâ man umbe êre [werben] solde,
(werben) dâ von er [dikke] dolde,
Beide, liep unde leit.
ze einen zîten er gereit
Durch âventiure in ein stat,
als in des sîn herze bat;
Dâ wart genomen ein turnei:
sie brâchen manik sper enzwei,
Durch minne und durch ritters ger.
durch gemach herberg(e)t' er
Hin z'einem wirt[e], den er dâ vant,
des armuot von im swant;
Wan er was rîch und unverzaget.
nû gesach er ein schœne maget,
Diu erkante guot unde scham,
ir site, ir tugent und ir nam'
Die heten prîs und werdikeit;
nû was dem êr(e)gerndem leit,
Daȝ s'im niht werden solde,
dâ von er smerzen dolde.

Er warp umbe die schœnen maget:
ir kiusche, ir stæte im gar versaget.
Ir vater, ir muoter wâren komen
von grôʒem guot[e]; dô het er vernomen,
Daʒ si wâren rîcheit bar,
dô sant' er tougenlîchen dar
Ein kündik wîp, diu was kark,
diu erwarb ims' umbe drîʒik mark.
Mit vater und mit muoter gunst;
alsô erzeigt[e] daʒ wîp ir kunst.
Die besten kleinot unde kleit
sant' er ir durch hübscheit.
Sô man si beste veile vant.
alsô wart im daʒ bekant,
Daʒ er sich ze der junkvrou[we]n solte legen,
dô was der turnei gewegen;
Des was er stolz und wol gemuot,
in dûhte sîn vröude mit sælden guot.
Do er zuo der maget slâfen gie
und sie mit armen umbe vie,
Eine vrâge er niht vermeit,
diu im darnâch sîn herze sneit,
Er sprach: »junkvrouw(e), saget mir,
durch iuwer zuht, wie heiʒet ir?«
Si sprach: »ich heiʒe Marîe.« —
»ir sît von mir diu vrîe,«
Gedâht' er in dem muote sîn,
unt tet eʒ ouch mit werken schîn,
Wan er die arm(e) zuo(z')im zôch.
dâ von ir herzen vröude vlôch,
Si dâht': »in riuwet wan der kouf.«
durch ir ougen waʒʒer slouf
Und[e] vluʒʒen ir âne wenken.
dar nâch begunde si denken:
»Niht wan eʒ ist mîn unsælikeit,
daʒ ich bi(n) disem herren leit,
Dem nâch mir ist sô nôt gewesen.«
vor leide getrûwet' si niht genesen.

Dô des der degen wart gewar,
dô greif er nâch ir balde dar
Und[e] vrâget' si der mære,
war umb[e] si trûrik wære.
Si jach, als ich iu hân gesaget.
dô sprach der helt unverzaget:
»Vrouwe, der ir[re]t entweder niht:
umb guot man mich niht trûren siht:
Sô sît ir ouch sô minneklîch,
mit lobe der besten gelîch:
Mir ist niht wan iu[we]r name ze hêr,
wan ich mit schilden und mit sper
Ir diene[n] und allen vrouwen;
ich wil mit swerten houwen
Durch si, nâch der ir sît genant;
des sî mîn lîp immer pfant.
Ich wil ouch iuwer mêre enbern,
durch ir willen.« si sprach: »wie gern
Ich, herre, umb iuch daʒ dienen sol!
sît ir getrûwet alsô wol,
Diu uns beiden wol gehelfen mak.«
Diu naht het ende, unt kwam der tak,
Die groijierer warten der ritterschaft;
der was dâ alsô grôʒiu kraft,
Daʒ ein gebouwer wol übersach,
wie manik schaft dâ zebrach.
Tambûren, floitieren vil,
sumbern und busûnen spil
Hôrt' man dô lûte erkrachen;
eʒ muoste manger wachen,
Der gerne geslâfen hæte.
(s)waʒ ietslîch ritter tæte,
An [ors] wâfen und an ros verdaht,
der junge ritter sich ûf maht',
Wolgezimiert der helm und[e] glanz.
er truog mit lobe der êren kranz.
Mit kiusche er von der meide schiet,
sîn reise gegen velde alsust geriet.

Diu massenie kwam ûf den plân,
dâ man die ritterschaft solde hân.
Dort ein rotte, diu ander hie:
beide, jene und ouch die
Sach man dâ helme strikken,
dar nâch vil swert' erblikken.
Wie si hie tschostierten
[und] ûf einander buhurdierten,
Beide, mit stichen und[e] mit slegen,
daȝ mære lâȝ' ich under wegen.
Dô der turnei stênde wart,
der junge ritter âne bart,
Den dâ hete vrouw' Êre ûȝ gesant,
der worhte si dâ mit heldes hant,
Des mangen ritter dâ verdrôȝ.
mit hurte in twank [ein] punieren grôȝ.
Do er in der grôsten herte was,
daȝ er muoste nider ûf daȝ gras,
Und wart ze tôde ertret(t)et.
des[selben] noch vil manik wet(t)et.
Der daȝ leben sezzet an den prîs.
er ist niht sælik unde wîs,
Der liep mak haben âne leit.
waȝ touk nû mêre dâ von geseit?
Dirre verlôs, der gewan.
der turnei enden sich began;
Der êrenrîch' alhie gelak,
swie er hete lob unt prîs bejak,
Er mohte den vrîthof niht behaben,
ûf dem velde wart er begraben.
Rîche und arme in sêre klaget'.
sam tet ouch diu reine maget,
Diu erzeigte im wîbes guete,
[daȝ vant] ir tugent bernde bluete,
Si bleip durch in sît âne man,
swie er doch ir lîbes teil nie gewan.
Daȝ gestuont alsô zwei jâr,
[daȝ] ein schuoler kwam gegangen dar

Uf den plân, da er lak begraben;
nû hete daʒ grap sich ûf gehaben
Und was ein schœneʒ boumelîn
gewahsen ûʒ dem grabe sîn,
Dem wâren diu bleter wunneklich,
eineʒ dem andern niht gelich:
Doch schouwet' er vil rehte dâ:
dâ stuont »Ave Mariâ«
An ieglichem bletelîn.
»eijâ,« gedâht' er »waʒ mag diz gesîn?«
Und[e] huop sich wider in die stat,
sîner gesellen er einen bat,
Daʒ er schouwete ein wunder grôʒ.
den selben dâ des niht verdrôʒ,
Dem er daʒ boumelîn tete kunt,
er sprach an der selben stunt:
»Diz sol rehte wesen mîn.«
der ander sprach: »die rede lâ sîn,
Wan ich eʒ ê vunden hân.«
den strît wolden si niht lân,
Und[e] zerouften [sich an] einander sêre,
und wart ir haʒ vil mêre,
Und wert' ir strît an die stunt,
daʒ eʒ den besten al[len] wart kunt
In der stat her unde dar;
dô nâmen sîn ouch die wîsen war,
Pfaffen unde leijen,
wer daʒ boumelîn hete geheijen,
Die kwâmen dar und besâhen wol,
als ich iuch hie bescheiden sol,
Ein reineʒ Gotes wunder.
»lât sehen, waʒ ist darunder.«
Diz was ein bischof der sô sprach.
dô man daʒ grap ûf brach,
Dô was im daʒ boumelîn
gewahsen ûʒ dem munde sîn,
Daʒ eʒ rich' und arme sâhen.
do begunde diu meit dar gâhen,

Der wart daʒ mære ouch gesaget,
diu weint' ouch sô sêre unt klaget',
Daʒ alle ir vriunt nam wunder,
und[e] vrâgten sie besunder
Waʒ leides ir wære,
war umbe si solhe swære
Tet an irem klâren lîbe.
si sprach: »ich belîbe,
Weiʒ Got, immer bî iu hie.«
si sagt' in offenlichen, wie
Eʒ umbe ir heim(e)lich(e) stuont:
daʒ tet diu maget darumb' kunt,
Daʒ er Unser Vrouwen ritter was.
man sank, beide, unde las
Ob im, als man solde.
diu maget niht (en)wolde
Enbern, man snit' ir abe daʒ hâr,
ob sînem grabe, daʒ ist wâr.
Sust dient' si Got unz an iren tôt,
ir sêle wart vrî vor aller nôt.
Dem herren tet man ouch sin reht,
beide, ritter unde kneht,
Leijen unde pfaffen,
die wolten'ʒ alsô schaffen,
Daʒ Unser Vrouwe würde geert,
z'einem münster do man kert'
Unde bestat in, als einen man.
  Wol im, der rehte leben kan!
Got erkennet des menschen herze wol.
manik mensche ist vröuden vol
Mit geberden, durch der werlde gunst,
und hât dâ bî sô reinen gunst, (?)
Daʒ sin herze und sin gemuete
hât pfliht der besten guete
Und ist durch ander liute vrô.
dâ bî gebârt manger man sô,
Sam er niht waʒʒer trueben kunne
und ouch nieman argeʒ gunne,

[Beide,] mit geberden und mit der wât,
der doch dâ bî ein herze hât,
Daȝ sich wendet ûf unguot.
den glîch' ich einem valschem bluot,
Des nieman geniuȝet, [und] doch vröude birt;
ein tumber ist dâ mit verirt.
Got ahtet niht ûf liegen,
er læt sich niht betriegen.
Eȝ betriuget ein man sich selben wol,
swen er niht tuot, als er sol.
Ich sprich' dâ von daȝ mære,
er heiȝet ein glîhsenære.
Ein bider man, der tugent hât,
der schamet sich aller missetât.[1]

---

[1] Vgl. Walther von der Vogelweide, in meiner Minnesinger-Samml. Th. 1, S. 230, Lied XI.

LXXIV—LXXXVI.
LXXXVIII.

Unſer Frauen Wunder.

Aus

dem groſsen Gedichte von Unserm Herrn,
Unser Frauen und allen Heiligen.

LXXIV.

Marien-Ritter.

Ein Ritter, kühn und tugendhaft, trug groſse Liebe zu Maria, und diente ihr auf manche Weise.

Eines Tages ritt er, nach Gewohnheit, zu einem Turnei. Auf dem Wege dahin kam er an ein Münster, welches Marien geweihet, und darin eine ehrsame Geistlichkeit versammelt war. Er wollte nicht vorüber reiten, ohne eine Marienmesse dort zu hören, und trat hinein, als man eben eine Messe vollendete, und eine neue anhub. Diese wollte er zu Ende hören: da folgte aber eine Messe auf die andere, und sein frommer Sinn scheute sich, sie zu unterbrechen, so daſs er bis Mittag dort aufgehalten wurde.

Die Zeit dauchte ihm jedoch nur kurz, und er ritt noch hin zum Buhurd. Unterdessen war aber der Turnei schon zergangen, und die Leute kamen ihm dorther entgegen. Alle lobten ihn, daſs er des Tages sich als ein tapferer Degen erwiesen, und sie nimmer seinesgleichen gesehen an Tschost und Forest.[1] Viele, die nach dem Rechte des Turnei's ihm schuldig waren,[2] ritten demüthig zu ihm, und Ritter und Knechte rühmten einstimmig, daſs er ritterlich den Preis des Tages Gut und Ehre gewonnen habe.

Darob verwunderte der Ritter sich höchlich, erkannte darin aber das Werk Unser Frauen, und verkündigte laut, daſs er von dem allen gar nichts gethan, sondern in der Kirche gewesen sei.

Zur Stund nahm er Urlaub von der Welt, ritt in ein Kloster und ergriff fortan die Ritterschaft, daſs er mit aller Tugend Kraft Marien Ritter sein wollte.

Drum sei gelobt die Königin!

---

[1] Tschost (jouste, joute) ist Lanzenrennen, besonders das einzelne; Forest (forest, fordt) ist eigentlich ritterliche Wegelagerung, Ausforderung eines jeden Gegners einer bestimmten Behauptung, z. B. Schönheitspreis der Geliebten. Vgl. Minnesinger Th. IV, S. 331.

[2] Lösegeld für die eigene Freilassung, oder für die gefangenen Rosse, Waffen etc. Vgl. Biterolf und Dietleib 8515 ff. 8575 ff.

LXXIV.

Marien ritter.

Diz ist ein schœnez mære
von einem ritter lobebære.

Marîen der vrouwen guot
sul wir in rehter dêmuot
Vil lobes stæte mezzen.
Ein ritter was vermezzen
An ritterlichem prîse,
kuene unde wîse
Was er und dâ bî tugenthaft.
Marîa hete grôze kraft
In sîner liebe, die er ir
bôt mit stætiklîcher gir
An dienste mangerleie.
sô hin ze dem turneie
Wolt' er in einen zîten
nâch gewonheit rîten.
Bî des turneies plân
lag ein münster wol getân,
Gewîh[e]t der wandels vrîen
Gotes muoter Marîen.
Als der degen ritterlîch
wol bereitet hete sich,
Unt vür daz selbe münster reit,
dar inne was von pfafheit
Gesamt ein êrsame rote;
der ritter was guot in Gote,
Er dâht': »ez ist guot, daz ich gê
und hœre in Kristenlîcher ê
Ein[e] messe von Marîen;

sie mag mich wol gevrien
Von allerhande leides nôt.«
als im sîn wille (dâ) gebôt,
Daȝ lieȝ er vollen varn alhie:
in daȝ münster hin er gie
Ze einer messe, die man sprach.
als man daȝ ende kumen sach,
Sô huob man dort ein ander an:
die wolt' er aber vollen stân
Unz sie vol sprochen wære.
waȝ sal des lange mære?
Der messen wart umb in sô vil,
daȝ sie in hielten in dem zil
Unz bî den mitten tak dâ hin.
sîn heilik tugentlîcher sin
In niht underbrechen lie,
swaȝ man der messen sprach alhie.
Ûf sîn ros er dô gesaȝ
unde reit sô hin vür baȝ,
Dâ er weste den buhurz.
diu zît bedûht' in wesen kurz
Die wîle er in der kirchen was
und Gote sîn gebet las;
Ûf den buhurt stuont noch sîn wân:
nû was der turnei zergân,
Die liute riten im en gegen,
sie sprâchen, daȝ er gar ein degen
Des tages wær' aldâ gewest,
ûf tschost unde ûf fôrest
Gesâhen sie nie ritters man
ritterschaft sô wol begân,
Als dâ sîn kuene manheit.
genuoger aldâ zuo im reit
Mit vil grôȝer dêmuot,
die im wâren schuldik guot,
Nâch des turneies reht;
beide, ritter unde kneht
Sprâchen: »vor in allen

eʒ ist in wol gevallen.
Wand ir guot, êre unde prîs
in vil ritterlicher wîs
An uns hiute habet erjaget.«
als diz dem ritter wart gesaget.
Eʒ nam in michel wunder;
idoch aldarunder
Begunde er offen schouwen
daʒ werk Unser Vrouwen,
Wie er geêret was von ir:
»ir sult« sprach er »gelouben mir,
Daʒ ich sîn vil unschuldik bin.«
sust sagt' er in vil gar den sin,
Wie im zer kirchen (dâ) geschach
der ritter sich dô von in brach,
Zer werlde nam er urloup;
wand im was ir liebe toup.
Ern' schuof weder diz, noch daʒ
als er in den wâfen saʒ.
Sust reit er in ein klôster hin.
sîn vil gotlicher sin
Greif vürbaʒ an die ritterschaft,
daʒ er mit aller tugende kraft
Marîen ritter wolte sîn:
des sî gelobet diu kunigin!

LXXV.

Maria und die Mutter.

Einer Frau starb ihr Mann, von dem sie einen einzigen Sohn hatte. Als dieser erwachsen war, fügte es sich, daſs er von den Feinden gefangen ward, und in hartem Gefängnisse an einem Halsringe lag. Die Mutter weinte und klagte um ihn unablaſsig und rief die Mutter Gottes um seine Befreiung an. Lange Zeit war all ihr Flehen vergeblich, so daſs es zuletzt sie verdroſs. Da gieng sie, wie gewöhnlich, in eine Kirche, wo ein meisterlich gehauenes Bild Unser Lieben Frauen mit dem Kinde auf dem Schooſse saſs. Sie trat vor das Bild, faltete die Hände, fiel auf die Knie, und mahnte die Mutter Gottes, wie oft sie, Abends und Morgens, sie und ihr Kind um Erlösung des Sohnes angerufen, aber nicht erhört worden: sie wolle drum nicht mehr bitten, sondern ihr daſselbe thun, was sie leide, und das Christkind zum Geisel für den Sohn nehmen. Damit trat sie hinan, und nahm dem Marienbilde das Kind vom Schooſse; sie wickelte es in ein Tuch und trug es zu Hause, wo sie es, wohl eingehüllt, in ihre Kiste legte.

In derselben Nacht erschien Maria dem gefangenen Sohne der Witwe, löste seine Feſseln und Halseisen, und hieſs ihn aus dem offenen Gefängnisse gehen, aber ihr dafür auch ihr Kind von seiner Mutter wiedergeben laſsen.

Als nun der Knappe heim kam, und der hocherfreuten Mutter alles erzählte, schloſs sie sogleich ihren Kasten auf, nahm das schöne Bild heraus, und eilte damit zur Kirche: hier gab sie dem Marienbilde das Christkind zurück, und lobte und dankte herzlich der Mutter Gottes für die Befreiung des Sohnes.

So lohnt Maria Frauen Dienst. Drum sei gelobet die Königin!

LXXV.

Maria und diu muoter.

Diȝ ist ein mære guot
von einer vrouwen und ir sun wolgemuot

Einer vrouwen starb ir man,
und hete ir niht mê kint gelân,
Denne einen sun, der was ir zart;
dô der z'einem manne wart,
Er was in irme erbe
wol êrsam und biderbe.
Nû vuogte eȝ sich an eime tage,
daȝ der vrouwen wuohs ein klage,
Wand ir sun gevangen wart
unde bevestent vil hart
In kerker und in halsrink;
umb den selben jungelink
Mohte man dô schouwen
jâmer an der vrouwen,
Wand ir weinen und ir klagen,
daȝ sie treib an allen tagen,
Des was vil unde genuok;
ir andâht sie darûfe truok,
Daȝ sie begunde schrîen
an Gotes muoter Marien,
Daȝ sie von allen banden
unt von den vlanden
Iren sun wolde machen vrî.
diz gebet wonte ir bî
Lange zît, und diu geschiht
half sie daran nihtes niht.
Swaȝ sie gebat Marien

umb iren sun ze vrîen;
Den kerker nieman ir entslôʒ.
ze jungest sie sîn ouch verdrôʒ,
Wand ir gebet was unerhôrt;
sie kwam ze einer kirchen dort
Nâch gewonlîchen siten,
dâ was ein bilde gesniten
Und meisterlîchen gehouwen,
nâch Unser Lieben Vrouwen:
In ir schôʒe ir kindel saʒ.
diu vrouwe erspehete vil wol, daʒ
Al ein sie wære dar inne:
in einvaldigem sinne
Vür daʒ bilde sie (dô) kwam,
ze samne sie ir hende nam
Unt viel ûf iriu knie unvrô,
sie sprach ze Unser Vrouwen dô,
Wand betruebet was ir muot:
»Marîa, junkvrouwe guot,
Ich bin dâher ze dir getreten,
und habe dich harte vil gebeten,
Beide, âbent unde morgen,
daʒ dû in mînen sorgen
Mir woldest dîne helfe tuon,
und mir mînen lieben sun
Vrôlîchen woldest lœsen
von allen jenen bœsen,
Die in dort gevangen haben:
nû hân ich des vil wol entsaben.
Swaʒ ich an dich und an dîn kint
schrîe, daʒ ist alleʒ blint;
Wand dû mir niht helfen wilt.
mîn beten sich al hie bezilt,
Wand ich dich niht wil, als ê,
umb mînen sun biten mê,
Mîn arbeit sol ich dran versparn;
aber ich wil dir mite varn,
Als mit mir ist geworben:

sint min trôst ist erstorben,
Sô wil ich din kint dir ouch nemen,
des mich durch nôt muoȥ gezemen.
Ze eime gisel vür min kint;
min wille nimmer sich erwint.
Daȥ ich in wider bringe dir,
du enschaffest minen sun mir.
Darumbe tuo, als dir behage;
wand ich ie ze hûse trage
Din kint mit mir von dirre stat.«
hie mite sie hin zuo trat
Und nam daȥ bilde ir ûȥ der schôȥ;
ein tuoch sie darumbe slôȥ,
Unt truog eȥ heim mit ir ze hûs;
sie gienk vil heimlich in ir klûs
Und nam mit grôȥem ruoche
vil sidîner tuoche
Und darzuo ander guot gewant,
darinne sie eȥ wol bewant:
Und leget' eȥ in ir kisten.
sie sprach: »wil dich hie vristen
Din muoter, daȥ mak sie wol tuon;
gibt sie niht mir mînen sun,
Dû wirst ir nimmer wider brâht.«
Nû kwam ouch in der selben naht
Maria diu vil guote
in des kerkers huote,
Dâ jener sun gevangen lak,
unt vil luzzel vröuden pflak,
Nâch siner viende willekür,
alle des kerkæres tür,
Veȥȥern unde halsbant
lôste im Maria ze hant.
Sie sprach: »vil liebeȥ kint, nû gank
vrî, sunder allen twank,
Ze diner muoter, unde sprich,
daȥ ich wol hân gelœset dich;
Sit du maht vil bî ir geleben,

heiʒ mir mîn kint wider geben.
Daʒ sie mir vür dich ê nam.«
der knappe heim ze hûse kwam
Harte vrölîch ze hant,
der muoter machte er bekant
Alleʒ wie im was geschehen.
als in diu muoter hete ersehen.
Dô wart ir vröude harte grôʒ.
iren kasten sie ûf slôʒ,
Des sie dô niht bevilde,
sie nam daʒ kleine bilde,
Dâmite sie zer kirchen kwam.
und gab der Vrouwen lobesam
Ir kint wider, unde sprach:
»nû hât mîn herze guot gemach,
Edel kiusche Gotes maget,
genâde und lob sî dir gesaget.
Wand dîn helflîcher trôst
mir mînen sun hât erlôst
Von der vanknisse kloben;
des sal ich dich immer loben
An' vergeʒʒens underbint.
dû hâst geldiget wol dîn kint,
Daʒ ich dir lâʒe vrîe.«
Sebet, alsust kan Marîe
Ir tugent den liuten zeigen,
die sich wellen[t] neigen
Und ir mit dienste under sîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXVI.

Maria und der Maler.

Ein trefflicher und fleiſsiger Maler hatte mit Liebe seinen Sinn vor allen Unser lieben Frauen zugewandt, und zeigte dies oft in seinen Werken.

Einst malte er einen Umhang (zum Behängen der Wände umher), wo in der Reihe der Darstellungen auch Maria und der Teufel erschien: da bildete er die Himmelskönigin so schön er irgend vermochte, den Teufel dagegen höchst ungestalt. Darob zürnte der Teufel so, daſs er zu dem Maler an den Umhang hintrat, und ihn zu Rede stellte, weshalb er sie so lieblich und ihn so häſslich male. Der Maler erschrack, ermannte sich jedoch, und schalt ihn so böse, daſs er ihn gern noch scheuſslicher gemalt hätte, so wie sie noch viel schöner, wenn er vermöchte. Hierauf hub der Teufel an mit ihm zu toben, und wollte ihn von dem Gerüste werfen. Der Maler aber rief Marien an: da streckte ihr Bild aus der Leinwand die rechte Hand aus, und hielt ihn damit empor. Der Teufel floh nun hinweg, und lieſs ihn in Frieden.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXVI.

Maria und der mâlære.

Diz mære ist schœne unde gewære
von einem stolzen mâlære.

Ein mâler hete scharfen sin
ûf sîn ampt, durch gewin.
Dar ab er êrlich sich betruok:
den sin er vestiklichen sluok

Mit liebe ûf Unser Vrouwen:
daʒ lieʒ er dikke schouwen
An tugenden, mit den er rank.
nû mâlte er einen umbehank.
Daran sich geburte,
als daʒ reht willekurte,
Diu künegîn, diu milde,
und ouch des tiuvels bilde,
Nâch der matêrjen umbesweif:
der mâler an die kunst greif
Mit vlîʒe in allem sinne
mâlte er diu küniginne,
So er beste immer kunde.
darnâch er begunde
Den tiuvel ouch ûʒ strîchen;
er lieʒ im niht entwîchen,
Swaʒ er kunst mohte haben,
unz er der forme het entsaben
Ûf daʒ hœste ungestalt.
des wart der tiuvel harte balt
Vor zorne, als sîn erge in twank,
vür den selben umbehank
Kwam er zuo dem guoten man:
»ei,« sprach er »nû sage an,
Daʒ wolde ich gerne wiʒʒen,
durch waʒ bist dû vervliʒʒen
Ûf der vrouwen bilde,
daʒ dû mit schœner milde
Sie mâlest alsô vlîʒeklich,
und alsô ungestellet mich
Mâlest, als ich wol sprechen mak?«
der guote man einteil erschrak,
Idoch erman[ne]te er drâte,
ze gegen dem unvlâte
Vil smælîchen er dô sprach:
»deiswar, dû bist alsô swach,
Sô bœse unde sô eislîch,
künde ich noch wirs gemâlen dich.

Daʒ iesche an dir daʒ reht wol:
sô ist Mîn Vrouwe tugende vol,
Alsô schœne und alsô guot,
daʒ sie mit aller kunst mîn muot
Sal mâlen ûf daʒ beste;
ob ich iht schœners weste,
Dan ich gemâlet hân alhie,
daʒ wolde ich legen noch an sie
Durch ir wirdiklîcheʒ loben.«
der tiuvel wolde mit im toben
Und in werfen sô hin dan;
sehet dô wart der guote man
An Unser Vrouwen schrîen:
daʒ bilde von Marîen
Vor im an des tuoches want,
rakte im hin die rehten hant
Und enthielt in wol enbor.
dô vlôch der tiuvel balde vor,
Und lieʒ den man in vride sîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXVII.

Der Propſt zu St. Gallen.

Ein Kloſterhof war ſo weit, daſs Blumen und Gras die Fülle darin ſtunden und ein flieſsendes Waſser mitten hindurch rann. Hier luſtwandelten gewöhnlich die Mönche.

Eines Morgens früh ſtunden ſie an dem Waſser und ergötzten ſich durch Geſpräche und Scherzreden. Während ſie ſo, zur Unzeit, viele eitele Worte wechſelten, ſahen ſie ein Schiff daher rudern; ſie verwunderten ſich, und fragten, wer darin wäre. Die im Schiffe ſagten, ſie ſeien Teufel und führen die Seele des Propſtes von St. Gallen mit ſich, der nach ihrem Willen in Sünden gelebt habe. Da erſchraken die Mönche, riefen Marien um Hülfe an, und flohen hinweg von dem Bache, damit ſie nicht etwa ergriffen würden. Die Teufel ſchrien ihnen nach, es ſei ihr Glück, daſs ſie Marien angerufen haben, ſonſt wären ſie, als wilde und unordentliche Mönche, für ihre unzeitigen und unnützen Reden, ertränkt worden. Damit fuhren die Teufel ihre Straſse. Die Mönche aber mäſsigten fortan ihre Reden, und dankten der Mutter Gottes für die Rettung.

Darum ſei gelobt die Königin!

LXXVII.

Der brôbest ze Sente Gallen.

Diz ist ein mære und ein wunder,
daʒ die tiuvel einen brôbst vuorten besunder.

Ein klôsterhof sô wîte was,
daʒ, beide, boum unde gras
Dar inne stuonden genuok,
wand sich verre alumbe truok

Sîn umberink und (ouch) sîn gank:
ein vluotik waʒʒer nam den swank
Durch den hof al inmiten,
darabe nâch gewenten siten
Die liute lust enpfiengen.
ein teil münche giengen
Durch ir lust sô hin zuo,
eines morgens al ze vruo,
Und stuonden bî des waʒʒers louf,
sie gâben kouf umbe kouf,
Schimpfrede umbe lîtel wort,
der von in vil wart gehôrt,
Daʒ in der zît niht hete vuok.
die wîle sich diz wehsel sluok
An vil klein worten,
die münche alle hôrten
Ein schif daʒ waʒʒer ûf komen;
und als sie heten (dâ) vernomen
Offenlich den ruoderslak,
ein teil ir ieglich erschrak,
Unt vrâgten sâ der mære,
wer darinne wære. —
»Wir sîn tiuvel,« sprâchen sie
»unt vueren des menschen sêle hie,
Der dort ze Sente Gallen
brôbest was ob in allen
Unde ze eime houbte gesat,
wand er nâch unserm willen trat
In der sünden haken.«
die münche sêre erschrâken,
Sie begunden alle schrîen
nâch helfe an Marîen:
»Sancta Marîa, nû hilf uns!«
sie liefen von des baches runs,
Daʒ sie iht arges griffe.
die tiuvel in dem schiffe
Schrîten nâch in ûf der vart:
»deiswâr ir habt iuch wol bewart,

Daʒ ir riefet die Vrouwen an:
wær' des selben niht getân,
45 Sô hete wir iuch ertrenket
und in den grunt versenket.
Wand ir wilde münche sît,
und al hie ûʒ der rehten zît,
Gegen des ordens gebot,
50 tribet îtellîchen spot
Und dar zuo unnüzziu wort,
dar an mit valsche ir sît bekort
Durch des herzen îtelkeit.«
als sie daʒ beten vollen seit.
55 Dô vuoren sie ir strâʒe.
die münche hielden mâʒe
Von solher rede in solher zît,
der man ze unrehte pflît.
Gotes muoter dankten sie,
60 diu in ir triuwe bôt al hie,
Und wart in rehter nôt in schîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXVIII.

Maria und die Hausfrau.

Die Heilige Jungfrau ist so übergut, daſs sie selbst um denjenigen, den sie lieb hat, einem andern hilft.

Ein Ritter, hochgemuth, kühn und milde, versäumte kein Turnei, und ward von Allen gepriesen; denn er gab den Spielleuten so reichlich, daſs sie überall sein Lob laut verkündigten. So verthat er aber endlich all sein Gut, daſs er in tiefe Armut gerieth, und schweres Herzeleid hatte. Da fügte es sich noch, daſs ein Gastmal an ihn kam, und die bisher freigebig von ihm bewirtheten Gäste sich, wie gewöhnlich, einluden. Er hatte und wuste nicht, was er ihnen bieten sollte, und entfloh in einen dichten Wald.

Er hatte ein schönes, tugendreiches Weib, die ungern seine Verschwendung sah, lieber den Gottes-Armen gab, und Marien herzlich diente. Der Teufel neidete ihr deshalb, und als ihr Mann so in der Wildniſs umherlief, erschien er ihm als Mensch, jedoch schwarz und auf einem schwarzen ungestalten Pferde. Der Ritter erschrak, aber auf Befragen, klagte er sein Leid. Der Teufel verhieſs noch glänzendere Herstellung, wenn ihm dafür ein nur geringes Ding geleistet würde. Der Ritter gieng alles ein, und der Teufel wies ihm, wo er einen reichen Hort Silbers und Goldes ausgraben könne; dafür verlangte er nur, daſs der Ritter ihm zur bestimmten Zeit und Statt seine Hausfrau bringe. Der Ritter versprach es, gieng heim, fand den Schatz, und lebte nun wieder so üppig, wie zuvor.

So verlief das Jahr, und die gestellte Frist; da zauderte er nicht, lieſs zwei Pferde satteln, und gebot der Frau, mit ihm zu reiten. Als sie keine Begleitung sah, und vernahm, wohin es ginge, erschrak sie, gehorchte jedoch, und empfahl sich in Marien Schutz. Der Weg führte an eine Kapelle; sie sprang ab, lief hinein, und betete inbrünstig zur heiligen Jungfrau. Darüber entschlief sie; Maria aber nahm ihre Gestalt und Kleidung an, trat aus der Kapelle, und lieſs sich zu Pferde von dem Ritter an die verabredete Stelle führen. Da kam auch der Teufel fröhlich herbei, entfloh aber schleunig, als er die h. Jungfrau erkannte, und schalt den Ritter, daſs er wortbrüchig nicht sein Weib bringe, die ihm durch ihre Tugenden so viel Leides thue; anstatt ihrer bringe er ihm die gewaltige Himmelskönigin. Hierauf verwies diese dem bösen Geiste, daſs er die ihr treulich Dienenden so verfolge, und gebot ihm, im Namen Jesu Christi, alsbald zur Hölle zu fahren und den sie Anrufenden nimmer Leid und Schmach zu thun. Mit Getöse und heulend hub sich der Teufel von hinnen.

Dieses Wunder ergriff den Ritter so, daſs er vom Rosse vor der hohen Herrin niederfiel und lange um Vergebung flehend da lag. Sie strafte ihn hart, hieſs ihn, sich aller leidigen Teufelshabe abthun, und verzieh ihm um seiner Hausfrauen willen, wenn er sich von dem Sündenjoche losmache. Er gelobte es, ritt wieder aus dem Walde zur Kirche, worin er seine Frau noch schlafend liegen fand. Sehr erfreut darob, weckte er sie freundlich, und als er mit ihr zu Hause kam, erzählte er ihr alles. Zugleich war er gänzlich umgewandt, bereute, und folgte seiner Frau, mit der er fortan im tugendhaften Leben verharrte.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXVIII.

Maria und diu hûs vrouwe.

Diz ist ein schœneʒ mære
von einem ritter lobebære

Von der wolgebornen maget
sal iu werden noch gesaget.
Wie sô guot und überguot
ist ir tugenthafter muot,
Und wie ir tugent vliuʒet,
daʒ ein mensche ouch geniuʒet
Des andern, daʒ sie liep hât.
diu hôhe, ir tugende grât,
Die sie in edelem willen treit,
kan nimmer werden vollen seit
Von worten, noch von litter.
  Hœret von einem ritter,
Wie er vremder tugende genoʒ
an sîme namen was er grôʒ
Und an der jugende gruene,
er was stolz unde kuene,
Vrî herzen unde muotes
und[e] milte sînes guotes:
Den turnei selten er verlak,
dâ er ofte suochen pflak

Beide, tschost unde fôrest:
und swâ er immer was gewest,
Dâ jach an in der liute lop:
wand sîn gabe was sô grop
Spilliuten unde vrîen,
daz sie muosten schrîen
Mit offenlîchen worten
sîn lob an allen orten,
Daz sich ze jungest doch vertruok:
swie er hete vil genuok,
Alsô lange er umbe vuor
unt verzerte von der snuor,
Unz er wart mit alle blôz;
sîn armuot wart an im sô grôz,
Daz er niht aleine meit
die gâbe nâch gewonheit,
Er wart ouch selbe alsô swach,
daz man in niht haben sach
Die nôtdurft envollen;
sîn herze was geswollen
Mit leide, diu im vröude nam.
nû vuogete sich'z, daz im kwam
Ein hôchzît, daz diu vrîheit
sich samten nâch gewonheit
Zuo im; wand er des stæte pflak,
als diu hôchzît gelak,
Daz er in grôze gâbe erbôt.
dem ritter wuohs dô leide nôt,
Wand er niht dâ weste,
dâmite er die geste
Nâch gewonheit möhte enpfân
der vil trûrige man
Die schande alsô manikvalt
vlôch in einen dikken walt,
Dâ er der hôchzît entweich;
aleine er darin(ne) streich,
Daz nieman weste, war er kwam
Er hete ein reines wîbes nam,

Bewart mit tugentlicher zuht;
ires mannes tobesuht.
Daȝ er sô vil in unpflek
durch hôchvart vergap hin wek,
Daȝ was ir unmâȝen leit;
ir heilige gewonheit,
Almuosen unde gebet,
mit allen triuwen dikke tet.
Ir man gap spilliuten vil hin:
sô lieȝ ir tugentlicher sin
Sich die Gotes armen
mit milter hant erbarmen.
Maria diu vrouwe guot
was ir gezogen durch den muot,
Dar inne ir liebe stæte lak;
wand sie vrôlichen pflak
Ir dienen, swâ sie kunde.
der tiuvel ouch begunde
Die tugent an ir nîden;
wand er niht mohte erlîden
An ir daȝ tugenthafte leben,
dem sie wol êrlich was ergeben,
Er wold' eȝ gerne hân verrukt
unde sie darûȝ hân gezukt:
Darûf gedâhte er vil tief.
ir man dort in der wueste lief,
Als ein mensche sunder sin.
nû kwam der tiuvel al dâ hin
Und reit mit im in den walt
ûf einem pferde ungestalt;
Sie wâren swarz beide.
dem ritter wart dô leide,
Wand er der gesiht erschrak.
der tiuvel solher worte pflak,
Dâ mit er in wol trôste
unt von der angest lôste:
»Waȝ wirret dir?« ze im er sprach.
der ritter ordenlich im jach,

Waʒ in nû von den liuten tribe,
wie er durch armuot aldâ blibe,
Biʒ diu hôchzît kwæme hin.
dô sprach der tiuvel wider in:
»Daʒ wandelt' ich vil drâte,
ob dû nâch mînem râte
Ein dink woldest ane gân,
daʒ schiere wære doch getân,
Und ist ouch kleine genuok;
swaʒ dîn êre ê nider sluok,
Daʒ wolde ich mit guote erheben:
dû soldest solher êre entseben,
Daʒ sich dîn name nie dâ vor
getruok alsô hôh' en bor.
Ern' solde hôher werden nû.«
dô sprach im sust der ritter zuo:
»Ich wil tuon, swaʒ dû wilt,
ob sich mîn armuot et bezilt
Von dîner helfe, als dû nû seist.«
dô sprach ze im der übele geist:
»Daʒ ist guot, sô wil ich
guotes rîche machen dich
Und werltlîcher êren sat.
ganc unde grabe an der stat:
Von silber unt von golde,
daʒ dîn armuot wolde,
Des vindest dû dâ rîchen hort;
iedoch halt mir dîn êrste wort:
Nû ist mîn bete gegen dir,
daʒ dû dîn hûsvrouwen mir
Wellest bringen.« dô sprach er:
»dar an ervulle ich dîne ger.«
Die stat, die zît er im beschiet.
  Der ritter dô ze hûse schiet,
Unt vant, als im gesaget was.
dô zierte er wol sîn palas;
Sîn erbe und sîn eigen,
daʒ sich ê muoste neigen

135 Durch guot under vremde hant,
daʒ lôst' er wider al ze hant:
Er gewan sîn ouch vil mê,
und lebete rîchlich, als ê,
Von disme guoten koufe.
40 in des jâres loufe,
In rehtem zil [an] daʒ ende kwam,
daʒ er sîn edeles wîbes nam
Dem tiuvel solde brengen.
diʒ wolt' er ouch niht lengen,
45 Als sîn was dâvor begert;
er hieʒ satel(e)n zwei pfert:
»Wol ûf!« sprach er zer vrouwen.
als sie begunde schouwen
An des herren muote,
50 daʒ sie sunder huote
Solden rîten eine,
dô sprach ze im diu reine:
»Herre mîn, war sul wir hin?«
dô sagte er ir wol halben sin,
55 Sie solden in die wueste,
und daʒ sie mite mueste.
Ir herze grobelich erkwam,
iedoch was sie gehorsam,
Sie bevalch in irem muote
60 sich in Marien huote,
Und reit mit im sô hin dan:
ir herze trat grôʒ angest an.
Wand ir daʒ selbe mære
wart ie lenger swære,
65 Daʒ sie ruorte ze pflege.
sich geburte an irem wege
Diu vart vür ein kapelle:
in vil drâter snelle
Viel diu edele werde
70 nider von dem pferde
Und lief sprechen ir gebet.
al die wîle sie daʒ tet

Und an Unser Vrouwen rief,
dô vuogete sich'ʒ, daʒ sie entslief.
Marîa ir ze helfe kwam,
diu solhe forme sich an nam
An gesteltnisse und an kleiden,
ân' alleʒ underscheiden
Was an ir der volle schîn,
als ob eʒ diu vrouwe solde sîn:
Disiu lak, Marîa gienk.
der ritter sînen wek dô vienk,
Die reinen Gotes werde
vuort' er ûf dem pferde
Biʒ ze der gelobten stat.
der tiuvel vrôlîch zuo trat
Und wânte gar gewunnen haben:
mit dem als er hete entsaben,
Wer diu was die er brâhte,
mit vluht er von im gâhte
Und wart der reise vil unvrô:
zuo dem ritter sprach er dô:
»Ei, dû ungetriuwer man,
waʒ hâstu leides mir getân
Mit dîner grôʒen valscheit.
ich gab dir mîne rîcheit
An silber und an golde,
swie dîn herze wolde,
Daʒ dû bræhtes her dîn wîp;
ich wolde rechen an ir lîp
Mînen zorn mit nîde,
wand ich von ir lîde
Vil grôʒe nôt die sie mir tuot,
an irre kiuschen dêmuot;
Ir almuosen und ir biten,
mit andern tugentlîchen siten,
Der sie (sô) vil hât an ir,
die erbietent grôʒ laster mir:
Diz wold' ich hân erbrochen,
und mich an ir gerochen,

Daʒ sie mich's vürbaʒ het' erlân:
nû hâstu ungetriuwer man
Durch dîne valschen sinne
her brâht die küneginne,
Diu mit grôʒer werde
in himel und in erde
Ob allen dingen hât gewalt.«
die wîle er sust den ritter schalt,
Und sich doch vaste von im brach,
diu guote vrouwe zuo im sprach
Mit gewaldes volleist:
»ei, dû valschafter geist,
Wer gab dir ie den willen,
daʒ dû woldest villen
Mîn sunderlîchen holde,
diu mit triuwen wolde
Sich in mîn dienst neigen?
nû saltu vürbaʒ veigen,
Und niht als ê wesen vrî:
in dem namen Jêsu Kristî,
Mînes sunes, sô wil ich,
daʒ dû balde hebest dich
Hin nider in den hellegrunt;
und wirt nimmer vürbaʒ kunt
Den ze leide unt ze schamen,
die nâch helfe an mînen namen
Schrîen, und den êren.«
dô began von dannen kêren
Der tiuvel mit gebraste,
er hiulte unmâʒen vaste
Durch die gewalt, diu ûf in kwam.
Als daʒ der ritter vernam,
Diz wunder an im worhte,
daʒ sîn starke vorhte
An dem herzen wart sô scharf,
unz sie in von dem rosse warf.
Iedoch als er sich versan,
dô viel der trûrige man

Vur die Gotes werden
langes an die erden,
Und bat, die valscheit im vergeben,
daʒ er sô törlich wolde leben
Und mit den sünden sich versluok.
diu vrouwe strâfte in genuok:
»Gank hin,« sprach sie »tuo dich abe
al[le] der leiden tiuvels habe,
Die dir niht gehelfen mugent:
dîner hûsvrouwen tugent
Saltu genieʒen, ob dû noch
von dir daʒ süntliche joch
Wilt lesen und des vrî wesen,
sô mahtu harte wol genesen
Unt tugende gewinnen vil.«
  Hie mite nam diu rede ein zil.
Er reit hin ûʒ dem walde,
zuo der kirchen balde,
Dâ er der vrouwen was verzigen:
die vant er slâfende ligen,
Als sie durch grôʒer tugende vromen
vür was zuo gebete komen:
Des wart der ritter harte vrô,
und wakte sie guetliche dô.
Dô er mit ir ze hûse kwam,
alleʒ daʒ er ê vernam,
Daʒ macht' er genzlich ir bekant.
dô wart ouch umbe gewant
Sîn leben, als er lieʒ schouwen:
er volgte sîner vrouwen,
Unt kêrte sich ûf tugende mê:
im tet von allem herzen wê,
Daʒ er der untugende
dâ her von der jugende
Leider alsô vil getreip;
in guotem leben er stæte bleip
Mit der hûsvrouwen sîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXIX.

Marien Pfarrer.

Ein Pfaffe war ungelehrt, jedoch mit scharfem Sinne und inbrünstiger Liebe auf Marien gerichtet, und hielt sich unter den Messen nur an die eine: «Salve, Sancta Parens!» welche er täglich sang und las.

Solches ward von ihm so bekannt, daſs es der Bischof vernahm, der, darüber sehr ungehalten, ihn vorforderte, und ihm in harten Worten alle Priesterschaft mit Singen und Lesen verbot. Zugleich nahm er ihm die Pfarre, Haus und Hof, und wollte ihm, als einem Narren, auch keine andere Stelle geben. Der gute Pfarrer war sehr betrübt darüber, und rief flehend die heilige Jungfrau an.

Da erschien Maria um Mitternacht dem Bischof in seinem Schlafgemache im Traume, forderte mit strengen Worten Rechenschaft, weshalb er ihren Kaplan, der ihres Dienstes sich so eifrig beflissen, so schmählich entsetzt habe, und drohte ihm, daſs er binnen dreiſsig Tagen Ehre und Leben verliere, wenn er jenen nicht in seiner Würde herstelle.

Der Bischof erschrak, und erwachte; er sandte sogleich nach dem Pfarrer, fiel demüthig vor ihm nieder, bat ihn um Vergebung des Unrechts, und gab ihm das Priesterthum und die Pfarre zurück, mit der Freiheit, wie zuvor, allein die schöne Maria durch die Messe zu ehren. Der Pfarrer dankte ihr freudig dafür.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXIX.

Marien pfarrære.

Diz ist ein tougenlicheȝ mære
von einem pfarrære.

An kunstlichem prise
was ein pfaffe unwise.

Ich mein', an uʒerre kunst,
idoch an tugenden vernunst
Wâren im die sinne scharf,
darûf er ie sîn herze warf,
Daʒ er zuo Marîen truok
grôʒer liebe vil genuok,
Dar inne er ze allen zîten bran.
dirre selbe guote man
Von den messen gemeinen
hielt sich an die einen,
Daʒ er, als in sîn einvalt twank,
»salve, sancta parens!« sank.
Daz was diu messe, die er treip,
an der er alle tage bleip,
Und wold' ouch stæte an ir wesen;
beide, singen unde lesen
Was im diu messe wol gereit.
diz mære wart von im sô breit,
Unz eʒ sîn bischof vernam,
der des grôbilch erkwam,
Wand er ouch nich im sante,
sînen zorn er wante
Ûf in mit harte grôʒer kraft,
aller sîner priesterschaft
Hieʒ er in genzlich vrî wesen,
weder singen, noch lesen.
Wand eʒ gar missezæme,
daʒ er sich an næme
An der priesterschaft sô leben;
im was ein pfarre vor gegeben.
Die nam im ouch der bischof,
beide, hûs unde hof
Lieʒ er niht im belîben;
wand er wolde in vertrîben,
Als einen rehten narren,
von allerhande pfarren
Und ûʒ dem genieʒe lân.
der priester, der guote man

Wart vil leidik und unvrô,
daʒ er verstôʒen was alsô
Von allem sînem gemache:
durch die selben sachen
An Unser Vrou[we]n er vaste rief.
dô sust diu zît hin gelief,
Unt zuo ir halp die naht genam.
Maria diu junkvrouwe kwam
Ze dem bischove, dâ er lak.
an slâfe gemaches pflak;
In sîme troume diz geschach,
ernstlîch sie zuo im sprach,
Als sie unmuotek wære:
»sage mir, durch welhiu mære
Hâstu mînen kapellân
sô betruebet von dir gelân
Unde im sîn êre genomen,
der an mîn dienst ist bekomen
Und daran wol vervliʒʒen?
dû salt vür wâr daʒ wiʒʒen,
Du engebest im sîn êre wider,
daʒ dîn êre lît dar nider;
Beide, lîb unde leben
muostu genzlîch ûf geben
Binnen disen drîʒik tagen.«
den bischof wart sîn angest jagen.
Daʒ er dâvon erwachte.
zehant er sich ûf machte
Und sante nâch dem priester hin;
mit diemuot viel er vür in,
Und sprach: »mir ist niht wol geschehen,
als ich mit wârheit hân gesehen.
Vergib mir mînen übeln muot,
und habe dir wider al[leʒ] dîn guot,
Pfarre unde pfafheit;
und dar zuo ganze vrîheit,
Idoch in solher miete,
daʒ ich dir nû gebiete,

Von disme tage vürbaʒ
saltu behalden immer daʒ,
Des ich dich gar wil vrien,
daʒ dû die schœnen Marien
Erest mit der messe aleine
vür die andern gemeine,
Als dû biʒher hâst getân.
sehet, dô wart vrô der guote man,
Unde dankte der Vrouwen guot,
daʒ sie in hete wol behuot
An erbe und an dem amte sîn.
des si gelobet diu küngîn!

LXXX.

Maria und der Schüler.

Ein Schüler gieng fleiſsig zur Schule und lernte die heilige Schrift. Von jeher mit groſser Liebe Marien zugewandt, mied er das weltliche Getäusche, gelobte ihr Keuschheit, und täglich sieben Ave Maria! vor ihrem schönen Bilde. Dies hielt er genau; wobei er in der Stadt Almosen bettelte, weil er fern von der Heimat war. So lebte er, bis zum fünfzehnten Jahr, ohne sich von dem bösen Beispiele der Andern verführen zu laſsen.

Da war eine Kirchmesse in einem Dorfe, zu welcher Viele wegen des Ablaſses und die armen Schüler ums Eſsen giengen. Vor Sonnenaufgange wanderte auch Marien Schüler zur Kirchweihe, bevor er seine sieben Ave gesprochen; er gieng allein, hinter den Anderen, und als die Sonne herauf kam, da gedachte er an sein Gebet, und erschrak. Er bereute herzlich, und weinte, und wollte schon wieder umkehren; jedoch konnte er den Ablaſs nicht aufgeben, und gedachte, dort in die Kapelle des Marienbildes zu kommen, und wenn sie geschloſsen wäre, davor zu fasten, bis sie zur Vesper geöffnet würde. So schritt er mit feuchten Augen weiter, und kam durch ein Gehölz. Hier sah er auf einem Baumstamm ein Marienbild, schöner, als es irgend ein Meister gebildet hatte. Er dachte, ein Maler (weil das Schnitzbild bemalt war) hätte es da vergeſsen, fiel davor nieder, und sprach lange sein Gebet. Dann las er schöne Blumen zum Kranze, womit er das Bild schmückte, damit die Vögel sich nicht darauf setzten. Als er nun weiter gehen wollte, befiel ihn dennoch groſse Sorge um das schöne Bild, welches mit Gold und Lasur glänzend gemalt, ohne Dach da saſs, daſs der Regen die Farben abwaschen möchte; und weil er nichts anderes hatte, als zwei Linnenkleider und seinen Mantel, so zerriſs er sein Hemde, und bedeckte damit das Bild; dann hüllte er sich fest in seinen Mantel und wanderte fürder. Als er eine Strecke weg war, rief das Bild ihm nach. Er erschrack, kehrte jedoch sogleich zurück, fiel auf die Knie, und erbot sich der gebenedeiten Königin zu Dienst. Da hieſs die h. Jungfrau ihn in des Pfaffen Hof zum Bischofe gehen, den er über Tische finden werde, und ihn so grüſsen, wie er es um sie verdient habe, und gebieten, daſs er ihn morgen zum Priester weihe. Der Schüler hielt dieſs für Spott, weil er zu jung, ungelehrt, und es nicht die Zeit der Priesterweihe sei. Maria aber hieſs ihn getrost sein, und zur Beglaubigung den Bischof daran mahnen, daſs er beim Antritte seines Amtes heimlich gelobt, ihr täglich fünfzig Ave zu sprechen, was er nicht gehalten habe. Der Schüler kniete und betete abermals vor dem Bilde; dann machte er sich auf, und als er sich darnach umsah, da war es verschwunden.

Eilend gieng er zum Kloster, zunächst in die Kapelle, verrichtete seine Andacht, und kam dann in des Pfaffen Hof. Die Thürhüter wiesen den nackten und bloſsen Schüler, wie andere arme Leute, mit Schlägen und Stöſsen zurück; dennoch drang er hinein, wo der Bischof zu Tische saſs mit seinen zahlreichen Rittern und Pfaffen. Er trat hin vor ihn und kündigte laut seine Botschaft an. Der Bischof wähnte, es sei ein Lustigmacher, und Alle schwiegen, um zu hören. Der Schüler begrüſste nun den Bischof, wie Maria ihm geboten. Der Bischof schalt ihn einen Narren, und als nun der Schüler von ihm auf Marien Befehl die Priesterweihe forderte, verspottete er ihn: dazu sei er zu gut gekleidet; und drohte ihn mit Knütteln, wenn er die Mutter Gottes in seine Späſse mische. Der Schüler offenbarte nun, zum Wahrzeichen, das gebrochene Gelübde des Bischofs. Dieser erschrack darob so, daſs er sogleich die Tafel aufhub, den Schüler beiseite zog, und von ihm den ganzen Vorgang vernahm. Da fiel er vor Marien auf die Knie und auf das Antlitz, und that, was sie durch ihren Schüler gebot. Am andern Morgen weihte er diesen zum Priester, und forderte dann, daſs er als ihren zu ihm gesandten Kaplan sich bewähre, und sogleich eine Messe singe. Der junge Priester entschuldigte sich, daſs er es noch nicht gelernt, und verlangte einige Frist, erbot sich jedoch zum Lesen. Der Bischof aber bestand auf dem Singen; die ihn gesandt, werde es ihm schon eingeben. Der Priester versuchte es getrost, trat an den Altar, sprach die Beichte und indulgentia; und dann hub er »Salve, Sancta Parens!«[1] an zu singen, als wenn er es sonst schon gethan hätte, und die ganze Versammlung vollführte diesen Sang. Bei dessen Beginn erschienen in der Kirche die schönsten Jungfrauen, und vor allen die Himmelskönigin in Sammt und Baldachin,[2] deren Mantelschloſs wie die Sterne glänzte und deren Krone so leuchtete, daſs die Augen es kaum ertragen konnten; so trat sie andächtig daher, und opferte den von dem Schüler ihr gewundenen Kranz voll und frisch auf den Altar. Der Priester erkannte ihn wol, und auch der Bischof sah dessen Wort fürder bewährt. Die Jungfrauen traten hierauf zurück, und als man den Opfersang anhub, kamen sie wieder, und die Königin trat vor und bot, sich verneigend, mit ihrer schneeweiſsen Hand das halbe Hemde, womit der Schüler ihr Bild bedeckt hatte, auf den Altar. Dann entfernte sie sich mit ihrer Schaar. Alles dieſs hatten allein der Bischof und der junge Kaplan gesehen. Dieser sang das ganze Amt bis zu Ende. Als er das gesegnete Brod den Leuten geboten, und er die Arme erhub, da sah der Bischof neues Wunder: der Priester stand noch da, war aber todt: Maria hatte seine Seele zu sich genommen. Der Bischof und die ganze Geistlichkeit bestatteten den Leichnam mit hohen Ehren.

So lohnt Maria ihr Lob. Drum sei gelobt die Königin!

---

[1] Vgl. Nr. 78.

[2] Seidenzeuch aus Baldach, Bagdad.

LXXX.

Maria und der schuolære.

Diz ist ein schœnez mære
von einem schuolære.

Vür baz sult ir ouch schouwen
an der getriuwen Vrouwen,
Wie sie ir vriunden lônen pflît.
Ez was hie vor in einer zît
Ein schuoler der ze schuole gienk,
den rehten wek er ane vienk
Und lernte vlîziklîch die schrift;
sînes herzen wîsen grift
Warf er ouch ûf an tugende,
dâher von sîner jugende
Marîen grôzer liebe er jach,
alle sîn gemuete er brach
Von werltlîchem getiusche;
er hielt in rehter kiusche
Sîn leben durch Marîen,
gegen der wandels vrîen.
Verbunden sich der schuoler hete
heim(e)lîch in sîme gebete,
Daz er ân' under breche
alle tage vruo ir spreche
Ûf den knien, hie oder dâ,
siben Ave Marîa
Vor irme schœnen bilde,
dâ er die reinen milde
Binnen des mohte an gesehen.
diz gelübde was geschehen,
Dar ab er nimmer ouch getrat.
beteln gienk er in der stat,

Dâ er die almuosen las;
wan er von sînen vriunden was
Gestrichen, dâ er vremde lak.
dô er dises (sus) gepflak,
Biȥ er kwam wol ûf vunfzehen jar,
und er nindert missevar
Nâch sünden wolde wandern,
als er sach die andern
Mit leider aneschouwe,
dô wolde in Unser Vrouwe
Des armuotes machen vrî.
dô wart ein kirchwîhe bî
In eime dorfe beruofen,
daȥ sich dâhine schuofen
Die liute durch den antlâȥ,
die armen schuoler durch aȥ
Und durch genieȥ giengen dar.
als dirre schuoler wart gewar
Des morgens, und diu sunne ûf trat,
dô gienk er ouch ûȥ der stat
Sô hin zer kirchwîhe:
sîn siben Ave Marîe
Wâren noch ungesprochen.
daȥ im het underbrochen
Des tages sîn vergeȥȥenheit.
er hielt sîn herze an reinekeit.
Des gienk er bî den andern niht;
âne geselleklîche pfliht
Gienk er al eine hinden nâ.
daȥ dorf was verre dâ
Sô hin gelegen von der stat;
diu sunne iezuo wol ûf trat,
Als sie ir loufen brâhte.
der schuoler dô gedâhte
An sîn gebet, und erschrak,
wand eȥ des tages nider lak
Ûȥ rehter gewonheit;
hievon sô wart im alsô leit.

Daȝ er mit herter riuwe grôȝ
sîn antlitze gar begôȝ,
Als in dô sîn herze twank.
darüber wold' er sînen gank
Ze bûse wider lenken:
iedoch begunde er denken,
Daȝ er vürbaȝ gienge
und den antlâȝ enpfienge,
Der im würde sus benomen;
möht' er in die kapellen komen.
Sô spræch' er sîne willekür;
wære ouch besloȝȝen diu tür,
Sô solde er biten al dâ vür,
unz ûf gesloȝȝen würde diu tür,[1]
Ungeȝȝen, biȝ zer vesperzît,
als man ûf slieȝen pflît,
Sô möhte er al dâ schouwen,
nâch willen unverhouwen,
Daȝ bilde Unser Vrouwen,
dâ wold' er tugende bouwen[1]
Unt vor dem sprechen sîn gebet,
nâch disem willen er dô tet.
Sust gienk er in der leide;
sîn ougen wâren beide
Stæte viuhte genuok.
binnen des sîn wek in truok
In ein holz daȝ was dik;
als er be sît(e) warf den blik,
Sehet, do begunde er schouwen
nâch Marien der Vrouwen
Ein bilde alsô wol gestalt,
daȝ nie(mê) meisters gewalt
Ein bilde mohte baȝ ergraben.
als der schuoler het entsaben,
Wie eȝ dâ stuont ûf eime ronen,
dô wart sîn herze in vröud'im donen,
Diu im sîn leit gar undersluok:

---

[1] *Z. 80 u. 86 fehlen in meiner Handschrift*

sîn gedanke ûf den wân in truok.
Ein mâler hete eȥ dar gesat,
und sîn vergeȥȥen ûf der stat.
Dô er eȥ nû sizzen sach;
an maniger venie er sich brach
Langes ûf die erden
gegen der Gotes werden.
Darinne er sprach sîn gebet,
als er nâch willen des getet
Sô vil, als im behagete,
sîn herze im dô sagete,
Er solde sorgvaldik wesen
unt vil der schœnen bluomen lesen
Und darûȥ machen einen kranz,
wît, grôȥ unde ganz,
Und sezzen ûf daȥ bilde,
daȥ dem gevügele wilde
Unerloubet mohte sîn,
daȥ sie an im den liehten schîn
Niht sulten mit der unvlât,
als er nâch sînes herzen rât
Diz wol vollenbrâhte
unde wandern gedâhte
Ze dorfe, als sîn wek in truok,
sorge wuohs im dô genuok,
Wand daȥ schœne bilde
stuont ûf dem gevilde
An' allerhande dache;
in meisterlicher sache
Was eȥ an der figûre,
mit golde und mit lazûre
An gemælde wol durchleit;
des was im unmâȥen leit
Umb die schœnen varwe:
»ô wê! die wirt im garwe«
Sprach er »der regen waschen abe,
daȥ wirt ouch dem ein ungehabe,
Der sîn hât hie vergeȥȥen.«

alsust wart er beseʒʒen,
Waʒ er darumbe tæte.
zwei lînîn kleid er hæte
Und einen mantel den er truok:
alsust was er arm genuok.
Iedoch ob er wol hete mê,
daʒ hete er doch gelâʒen ê.
Wan der sumer was vil heiʒ:
sîn hemde er dô enzwei reiʒ.
Swie er mohte, wol gelîch;
umb der Vrouwen bilde rîch
Er ein teil dâ kuzte:
daʒ ander teil er benuzte,
Wand er sich selben drin want;
den mantel nam er in die hant
Und hulten vlîʒeklîch umb in:
dâmit er dâhte wandern hin.
Dô er einteil sô hin gelief,
daʒ bilde im offenlîchen rief.
Des er grôʒlich erkwam;
iedoch er schiere wider kwam
Unt viel darnider ûf diu knie:
»Vrouwe,« sprach er »ich bin hie,
Gebênedîete künigîn,
waʒ wil diu meinunge dîn,
Daʒ dû, als ich hân vernomen,
mich wider hieʒe zuo dir komen,
Daran dîn triuwe ich schouwe.«
dô sprach diu Junkvrouwe:
»Gank hin in des pfaffen hof,
dâ vindest dû den bischof
Ueber tische, und eʒʒen;
wis dû dran niht vergeʒʒen,
Sprich, daʒ ich in grueʒe
mit alsolher sueʒe,
Als er verdient hât an mich;
darnâch sprich, daʒ er dich
Ze priester morgen wîhe.« —

»ô kunegin Marîe,«
Sprach er »daʒ wirt gar sîn schimpf,
unt trîbet mit mir stolzen glimpf.
Swan ich im dînen gruoʒ sage.
ouch ist eʒ verre ûʒem tage,
Daʒ man priester wîhen pflît;
sô ist ouch komen niht diu zît
An mir, nâch priesterlicher art:
darüber bin ich ungelârt,
Wie ich die messe singe.«
alsus dem jungelinge
Diu Vrouwe sîn wort undersluok:
»dû bist gelêrt und alt genuok.
Ouch ist diu zît wol gelegen,
daʒ dû priesterlichen segen
Vollen salt erreichen.
ich wil dir sagen ein zeichen,
Daʒ volge dir der bischof gît:
sprich, daʒ er in der êrsten zît,
Dô im daʒ amt wart bevoln,
in sîme herzen verholn
Gelobte sprechen mir darnâ
vunfzik Ave Mariâ
An eime ieglichen tage;
vrâge, wie im daʒ behage;
Wand er hât mir dran gelogen,
und alsô gar drûʒ gezogen,
Als ob er nie gedæhte,
wie er sîn herze bræhte
Gar nâch vrîer willekür,
dô er den willen sazte im vür;
Daʒ saltu sagen im von mir,
wan er eʒ wirt gelouben dir.«
Der schuoler neig der werden
unz nider an die erden
Als im sîn andâht geriet;
hiemite er ouch von danne schiet.
Dô er einteil sô hin getrat,

und sach wider an die stat.
Dâ er daʒ bilde hete lân.
dô was eʒ wunderlîch getân.
Wand er sîn dâ niht ensach.
sîn gebet er mit vlîʒe sprach.
Unz er kwam zuo dem klôster hin.
sîn vil tugentlîcher sin
Brâht' in, in guoter snelle.
des êrsten zer kapelle,
Dâ er sprach sîn gebet.
mit dem und er ouch daʒ getet,
Dô wolt' er zuo dem bischove.
der dâ was in des pfaffen hove:
Die dâ huoten der tür,
die triben arme liute vür
Mit ir slegen grôʒ genuok,
als in gebôt ir unvuok.
Der arme schuoler sô hin drank,
als in sîn botschaft betwank:
Er was nakket unde blôʒ;
mangen slak und mangen stôʒ
Muost' er dâ von in lîden:
doch wolde er niht vermîden
Die botschaft, diu im was bevoln:
swaʒ er leides muoste erdoln.
Er drank unz hin vürbaʒ,
dâ der bischof saʒ und aʒ
Mit sînen undertânen,
rittern und[e] kapellânen.
Der dâ was ein michel rote:
vür den bischof trat der bote,
Als er der rehten zît entsuop.
sîn wort er offenlîch erhuop
Zuo dem bischof. unde sprach
der bischof in an sach
Und dâhte, daʒ er wære
von kunst ein gemelîchære.
Des was ir aller wille.

daȥ man in lieȥ' ein stille.
Als daȥ der schuoler gesach
»herre her bischof,« er sprach
»Hœret waȥ ich iu sagen muoȥ:
iu enbiutet iren gruoȥ
Maria diu künigin:
der gruoȥ sol alsô mit iu sîn,
Als ir verdient hât umbe sie.«
dô sprach der bischof: »hôrâ hie.
Waȥ dirre tôre vremdes saget!« —
»herre, ob eȥ iu behaget,«
Sprach er »sô lât mich vollen sagen
und mîniu wort ze ende jagen,
Als sie mir sint bevolhen ê:
Maria læt iu sagen mê,
Daȥ ir mich morgen an der zît
durch sie ze einem priester wîht.«
Der bischof sprach durch glîhsenheit:
»ir habet gar ze guotiu kleit,
Daȥ man iuch sule wîhen!
ir sult iuch des verzîhen.
Daȥ ir die Gotes gewæren
iht in iuwern mæren
Ze eime schimpfe wellet haben:
wirt es mê von iu entsaben,
Daȥ gêt an ungelukke,
ich laȥ' iu iuwern rukke
Mit knutel(e)n gar wol durch slân,
welt ir iht gemliches hân.
Daȥ sult ir anders trîben:
lât ie Marien blîben;
Man sal ir denken niht in spot.«
der schuoler sprach: »eijâ, durch Got,
Wold' eȥ iu nû wol behagen,
ich wolde ein wârzeichen sagen,
Daȥ sie mich hât ze iu gesant.«
dô sprach der bischof zehant:
»Daȥ wolde ich gerne hœren.

woldet ir zestœren
Mit wârheit mînes zwîvels wân.«
dô huob der schuoler wider an:
»Mîn Vrouwe,« sprach er »læt iu sagen,
hie bevor in den êrsten tagen.
Dô ir zem amte kwâmet,
mit vlîȝe ir iuch an nâmet.
Daȝ ir holt wâret ir,
in alle iuwers herzen gir
Swuoret ir heimlîchen eit,
der wart nie menschen vür geleit,
Ir woldet ir sprechen ie dar nâ
vunfzik Ave Mariâ
An eime ieglichen tage;
nû hœret vürbaȝ, waȝ ich sage.
Sie sprichet, eȝ sî ir gelogen.
ir habet iuch dâ von gezogen,
Sô daȝ der eit ist worden lam.«
als daȝ der bischof vernam,
Sô grôȝlich im daȝ herze erschrak,
daȝ sîn eȝȝen gar gelak;
Die tische wurden hin genomen;
der bischof was besîten komen.
Dâ er in eime winkel saȝ,
her und dar sîn herze maȝ.
Mit betruepnisse vol;
er weste sîn gelübde wol.
Als der schuoler ê sprach:
iedoch er nie den gesach,
Dem eȝ wære von im kunt.
dô bat er im zer andern stunt
Den schuoler heimlîchen sagen,
und der wârheit niht verdagen.
Wie dirre sache wære.
dô sagt' er im diu mære
In einvaldigem sinne,
wie im diu küniginne.
Diu Gotes muoter milde,

wære an einem bilde
Erschinen ûf dem wege aldort,
daȥ begin und daȥ ort,
Wie eȥ sich huop und wie eȥ bleip,
wie sich diu sache unz her dâ treip.
Daȥ sagte er im genzlîchen hie.
dô viel der bischof ûf diu knie
Gein Marîen der werden
neig er unz an die erden
In andæhtiger dêmuot.
sîn geloube was dâ guot
Ûf des schuolæres wort:
swaȥ er bete an im gehôrt.
Dâ wolde er vrôlich grîfen zuo.
des andern morgens vruo
Dô wart der schuoler an geleit
unt pfeflîchen wol bekleit.
Ze priester man in wîhen sach.
ze hant als ouch daȥ geschach,
Der bischof sprach ze im dô sân:
»hœrestu niuwer kapellân
Der himelischen Vrouwen,
dû salt lâȥen schouwen,
Daȥ sie dich hât ze mir gesant,
und salt singen al ze hant
Eine messe, daȥ wil ich.« —
»herre, nû bedenke dich,«
Sprach der niuwe priester dô
»diu gewonheit ist alsô,
Daȥ man daȥ amt lêre,
ê man daran kêre:
Wærlîch eȥ ist mir unkunt.
her nâch etelîcher stunt,
Als ich eȥ nû gelerne,
sô singe ich harte gerne,
Ich muoȥ daȥ amt ê verlesen.«
der bischof sprach: »des mag niht wesen
Dû muost singen al ze hant:

diu dich hât ze mir gesant.
Diu sal dich lêren in Gotes lobe.« —
»mîn liebe Vrouwe sî dar obe!«
Sprach der priester »nû daz sî.«
alsus kwam er dem alter bî.
Dô er die bîhte gesprach
und »indulgentia« geschach.
Dô huob der niuwe kapellân
»salve, sancta parens!« an
Sô vrîlich, als ob er ê
sîn gepflegen hete mê;
Dâmite viel er ûf diu knie.
alle diu samenunge hie
Vol vuorten êrlich den gesank.
an des gesanges ane vank,
Dô in der priester erhuop,
der bischof alters eine entsuop
Und der niuwe kapellân,
daz zuo dem alter kwamen gân.
Als sie wol mohten schouwen.
die schœnsten junkvrouwen,
Die ie kein ouge mê gesach:
von den allen sich ûz brach
Ein ûzerwelte küniglîn,
in samît und in baldekîn,
Durchworht mit lûterm golde:
daz tessil wesen solde.
Brant' alsam die sterne:
sie sâhen sie vil gerne
Under einer liehten krône.
diu lûhte alsô schône,
Daz vil kûme ir ouge erleit
ze sehene in die klârheit.
Sus kwam diu küniginne
in andæhtigem sinne
Und opferte den bluomenkranz.
beide, schœne unde ganz,
Den er gemachet het al dort

dem bilde, als ir habt gehôrt.
Der priester kanteʒ schepil;
der bischof hete ouch vröuden vil.
Wand er im hete vor gesaget,
wie er der reinen Gotes maget
Ze sam(e)ne den kranz las.
nû diz alsus geschehen was,
Die junk vrouwen kêrten wider.
dar nâch niht über lank sider,
Als man den opfer sank erhuop,
ir ieglîch mit gesihte entſuop,
Der zweier, als ir habet vernomen,
die junk vrouwen aber komen:
Diu küniginne vor kwam,
daʒ halbe hemede sie nam,
Daʒ er ê umb daz bilde want,
mit irre snê wîʒen hant
Uf den alter sie eʒ bôt;
sie neig, als ir zuht gebôt,
Unt kwam dâ hin mit ir schar.
des wart nie man gewar,
Wan der bischof al eine
und der Gotes reine
Der vor dem alter stuont;
er sank hin, als die pfaffen tuont.
Den ir amt iſt gereit.
dô er, nâch gewonheit,
Daʒ gesegente Gotes brôt
ze sehene den liuten bôt,
Und den heiligen lîcham
geleite hin, als im wol zam,
Und dar ab die arm' erhuop,
der bischof dô wol entſuop,
Welch ein wunder sich erbôt:
der priester stuont, und was tôt;
Als er wol mohte schouwen:
von der edelen Vrouwen
Was diu sêle hin genomen.

als diz wunder wart vernomen.
Dô was alle diu pfafheit
in Gotes lobe vil gemeit.
Der bischof und sie alle,
mit grôȝem lobes schalle.
Nâch pfeflîcher werde,
bestatten dô zer erde
Des guoten mannes lîcham.
  Nû sehet, wie rehte vruhtsam
Ist daȝ lob der künigîn.
wol im, swer daȝ herze sîn
Dikke, beide, hie und dâ
mit dem Ave Marîâ
Bekümbert durch die Vrouwen guot:
wand im sîn heiliger muot
An genâden wirt enbrant,
und diu liebe drin gesant,
Diu in tegelîche ziuht,
daȝ er zuo der Vrouwen vliuht
Und begert bî ir sîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXXI.

Marien Bräutigam.

In einer Stadt war ein Schüler sehr fleiſsig am Lesen und Singen; er sprach oft das Ave Maria! und übte täglich Unser Frauen Gezeit (hora). Da raubte des Todes Heerfahrt ihm Vater und Mutter, und als einziger Sohn und Erbe, folgte er ungern dem Rathe seiner Freunde, die Bücher zu laſsen und zur Ehe zu greifen. Bald wurde ihm eine schöne Braut öffentlich angetraut, und ihm feierlich ins Haus geführt. Beim Hochzeitmale fiel ihm aufs Herz, daſs er diesmal die Tagezeit (hora) Unser Frauen versäumt habe; er verlieſs heimlich die Gesellschaft, und lief zu der Kapelle. Hier fiel er nieder, entschlief im Gebet, und in der Entzückung erschien ihm Maria in leuchtender Schönheit, aber mit gesenktem Antlitze zürnend, und schalt ihn: wie er so thöricht eine andre Braut nehmen, sie damit schmähen, und das Kleid seiner Keuschheit beflecken wolle.

Da erschrak der Jüngling sehr. Er kehrte zur Gesellschaft zurück, und lieſs sich nichts merken; als man ihn aber mit der Braut zu Bette führte, gedachte er seiner alten Treue, entfernte sich heimlich, und lief hinab zu einem Kloster, in welchem er verblieb, und Marien seine Keuschheit opferte.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXXI.

Marien briutegum.

Diz ist ein hübscheʒ mære
von einem schuolære

In einer stat ein schuoler was,
der dâ sank unde las.

Unz er der kunst wol gedeich;
sîn herze sich des nie verzeich.
Er hete liep Marîen,
die reinen wandels vrîen
Gruozte er dik hie und dâ
mit sînem Ave Mariâ!
Unser Vrouwen gezît,
die noch genuoger sprechen pflît.
Die sprach der schuoler alle tage.
nû entstuont im einiu klage,
Diu im ein teil swære wart,
wand im des tôdes hervart
Vater unde muoter nam,
daȝ erbe gar ûf in kwam,
Wan er was ein einik sun;
der vriunde rât muost' er tuon.
Wan ir wille was daran,
er solte von den buochen lân,
Unt zuo der ê grîfen,
oder im begünde entslîfen
Ûȝ den handen hin sîn guot.
sie überwunden sînen muot.
Und er volgte irem râte:
dô wart ouch im vil drâte
Getrout offenlîch ein brût,
die man im schône und überlût
Erlîchen ze hûse brâhte.
der brûtegum dô gedâhte,
Er hete ein teil gebrochen
und noch niht vollensprochen
Die tagezît Unser Vrouwen;
daȝ hete im underhouwen
Diu samenunge und die wirtschaft;
daȝ herze idoch im was behaft
Ze Unser Vrouwen alsô tief,
daȝ er heimlîchen lief
An vil drâter snelle
dâbî in die kapelle

Und wolte ervüllen sîn gebet.
al die wîle er daʒ tet,
Dô viel er und ennukte
sîn herze sich enzukte
An vremder anschouwe:
vür in kwam Unser Vrouwe
In schœnem liehte genuok,
ir antlizze sie nider sluok.
Als ob diu wolgeborne
in solte sehen mit zorne,
Dem sie wol g(e)lîch(e) sach,
zuo im sie unmuotik sprach
Aldâ in dem kôre:
»eijâ, dû rehter tôre,
Wes wilt dû lâʒen dich gezemen,
und ein ander brût nemen?
Daran dû mich wilt smæhen
und gar vernunwæhen.
Dîniu kiuschlîchen kleit
soldest dû mit werdikeit
Behalten wol in aller maht.
sust hetest dû dich vor gedâht:
Eijâ, nû wiltu verandern dich
und eine brût über mich
An dînes herzen liebe ziehen,
sust wilt dû hin von mir vliehen,
Daʒ ist vil offenlîch ein dink.«
sehet, do erschrak der jungelink,
Deiswâr, harte ſêre;
er nam die widerkêre
Sô hin zuo der wirtschaft;
waran daʒ herze im was behaft,
Daʒ macht' er nieman kunt.
darnâch an der abentstunt,
Dô man ze bette in vuorte,
sîn alte triuwe in ruorte,
Die er zuo Marîen truok,
daʒ er sich kêrte ûf sulhen suoch.

Wie er heimlîch hin kwæme;
diz schuof wol der genæme,
Als im geriet sîn wille,
er lief dô in der stille
Zuo einem klôster hinabe,
dâ er zehant ouch sich begap;
Mit tugentlîcher reinikeit
opfert' er die kiuscheit
Marîen der Vrouwen sîn.
des sî gelobt diu künegin!

LXXXII.

Maria und die Sündenwaage.

Ein Mensch lebte in Sünden, hatte jedoch Marien vor allen lieb, so daſs Gott sein Gemüth erleuchtete. Den Sünder dauchte, er wäre gestorben, und sollte sein Urtheil empfangen. Der Teufel trat hervor und forderte von Gott Bewahrung seines Wortes im Paradiese, wo er denen, die von dem verbotenen Obste äſsen, den Tod geschworen; von jenen Sündern aber sei dieser Mensch geboren, der selber dreiſsig Jahre in groſsen Sünden gelebt habe, und wenn er dabei auch etwas Gutes gethan, so überwiege jedoch das Böse weit: drum habe Gott keinen Theil an ihm. Von dem Richter zur Verantwortung gefordert, verstummte schuldbewuſst der Mensch. Gott gab ihm acht Tage Frist zur Antwort.

Traurig gieng der Mensch hinweg. Da begegnete ihm jemand und befragte ihn um sein Leid. Der Sünder klagte seine dreifache Noth. Da gab sich die Wahrheit ihm zu erkennen und versprach, ihn gegen die erste Anklage zu vertreten. Ebenso begegnete ihm die Gerechtigkeit, und verhieſs ihm Vertheidigung gegen die zweite Anklage.

Am achten Tage wurde der Mensch wieder vor Gericht gebracht. Der Teufel schrie nach dem Urtel, da erwiderte ihm die Wahrheit: der Tod, welchen Gott den ersten Aeltern im Paradiese geschworen, betreffe den Leib, aber nicht die Seele. Hierauf sagte die Gerechtigkeit, wenngleich der Verklagte dreiſsig Jahre lang dem Teufel gedient, so habe doch stäts die Conscientia in ihm gemurmelt, und ihn zur Reue und Beichte getrieben. Ungern muste der Teufel diese beiden Entschuldigungen gelten laſsen, bestand nun aber darauf, daſs der Verklagte weit mehr Böses als Gutes gethan habe. Da niemand widersprach, so hieſs der Richter eine Waage bringen, um beides abzuwägen. Der sündige Mensch verzagte schon: da hieſsen Wahrheit und Gerechtigkeit ihn seine Zuflucht zu Marien, der Mutter der Barmherzigkeit, nehmen. Nun fiel der arme Sünder ihr zu Füſsen, und flehte sie um Gnade und Hülfe gegen die ewige Verdammnis. Damit bewog er die Mutter Gottes, daſs sie zu der Waage trat, in deren einer Schale die guten Werke des Verklagten lagen, während in der andern die Sünden desselben schon wie ein Berg aufgehäuft waren, und der Teufel noch immer mehr hinzu steckte, so daſs die Schale tief hinab sank und die guten Werke emporschnellte. Da legte die Heilige Jungfrau die Hand auf diese, und alsbald wogen sie die Sünden mächtig auf. Nun fuhren die Teufel hinzu und hangten sich zumal an ihre volle Schale, um sie hernieder zu ziehen: Maria jedoch hielt mit ruhiger Hand das Gegengewicht, und befreite so den Sünder. —

Damit erwachte dieser, und fortan entsagte er der Welt, diente fleiſsig Gott, wandelte stäts in seinem Gebote, und verehrte immerdar mit herzlicher Liebe die Mutter der Gnaden.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXXII.

Maria und diu sündenwâge.

Diz ist ein schœnez mære
von einem offen sündære

In sünden ein mensche lak,
daz doch dâbî der tugende pflak,
Dâ von Got ein mensche behaget.
Marîam die kiuschen maget
Hete er liep besunder.
nû vuogte ez sich hierunder,
Daz Got durch sîne guete
des menschen gemuete
Ze rehtem wege belûhte;
den menschen sus bedûhte,
Wie er nâch tôdes gebote
an daz urteil vor Gote
Wære genzlîch bekomen.
sich hete nîtlîch an genomen
Der tiuvel, daz er bî in trat
und über in gerihtes bat.
Nâch sîner valscheit gebot;
er sprach: »alweldiger Got,
Gib mir disen, er ist mîn;
wand ich vor den ougen dîn
Dîn selbes wort darûf mak haben,
an sîme herzen ergraben.«

Der rihter sprach: »waʒ ist daʒ?«
dô sprach der tiuvel vür baʒ:
»Dû spræche an kluoger wîse
in dem paradîse:
›Swanne ir iuch vergeʒʒet
und daʒ ob[e]ʒ eʒʒet,
Sô sult ir sterben.‹ diz ergie;
nû stêt dirre mensche alhie
Von dem kunne geborn,
dem dû den tôt hâst gesworn.
Noch hân ich ein urkünde,
wand er in grôʒer sünde
Wol drîʒek jâr hât gelegen,
der er vil hât gepflegen,
Und wolde lâʒen niht dar abe.
daʒ dritte urkünde ich ouch habe.
Daʒ ich alsô bewîse,
ob er an tugende prîse
Dalâ iht guotes habe getân,
sô wil ich nû zesamne lân
Daʒ bœse und daʒ guote
in sînes herzen muote.
Nimt daʒ bœse überhant;
des sal er billich sîn geschant,
Und alsus hâstu niht an im.«
dô sprach der rihter: »nû vernim,
Waʒ er welle dar zuo sagen.«
der mensche muoste gar gedagen
Vor grôʒer schemde leide.
dô sprach anderweide
Der rihter: »wir suln eʒ lân
aht tage alumbe stân,
È man in versenke:
ob er noch iht gedenke,
Waʒ er widerrede habe.«
dô gienk vil trûrek her abe
Der selbe mensche, und underwegen
gienk im einer engegen.

Der vrâgte in sâ der mære,
warumbe er leidek wære.
»Owê,« sprach er »ich bin unvrô.«
und underschiet im alsô.
65 Wie im driu scharfe stükke
ûf sîn grôȝ ungelükke
Der tiuvel hete vor geleit,
und im wære ungereit.
Wie er dâvon enbræche sich.
70 jener sprach: »enruoche dich.
Ich bin diu Wârheit genant,
und wil vür dich alzehant
Des êrsten stükkes rede geben.«
als der sünder gienk beneben.
75 Ein ander im dô widervuor,
der im vestiklîchen swuor.
Er wold' im zuo gelükke
wol daȝ ander stükke
Hin legen in rehter wîsheit:
80 »mîn name ist diu Gerehtikeit,«
Sprach er »und ich hân wol die maht.«
Des ahten tages wart er brâht
Aber vür gerihte, als ê;
der tiuvel nâch urteile schrê
85 Ueber in umb daȝ êrste leit.
dô sprach ze im diu Wârheit:
»Dû hâst im hie des schult gegeben.
er sî verlorn umb daȝ leben.
Daȝ mit vluoche nâmen
90 alliu kint von Adâmen,
Dô er brach Gotes gebot
und aȝ den apfel wider Got.
Darab im Got den tôt gehieȝ,
dâ er in sît ouch in stieȝ:
95 Der traf den lîp, niht den geist;
und dâvon, als dû nû seist,
Ist umbsust diu sache.
des selben tôdes swache

Gab ot ûf den lîp den vluoch,
des muoʒ er durch den unruoch
Werden ze eime stoube.
hie mite ich wol betoube
Uf in die êrsten sache alhie.«
diu Gerehtikeit dô hine gie
Und sprach aldâ: »sô wil ich
des andern underwinden mich.
Dû hâst gesprochen offenbâr,
er habe dir wol drîʒek jâr
Gedient an grôʒen sünden:
sô wil ich dâbî kunden,
Daʒ beide hie und ouch dâ
in im diu Conscientiâ
Murmelte an der riuwe
und daʒ wart dikke niuwe
Mit der bîhte der er pflak.«
der tiuvel leitlich sich erwak
Der zweier stukke, diu im sleht
gemachet hete wol daʒ reht:
Idoch daʒ dritte greif er an.
vür den sündigen man
Ensprach dô weder der, noch der.
dô sprach der rihter: »brenget her
Eine wâge, und lât wegen,
wes er mê hât gepflegen,
Des guoten, oder des argen.«
der sünder wart dô kargen,
Wand in sîn herze an leide sneit.
wârheit unde Gerehtikeit
Sprâchen heimlich wider in:
»armer mensche, louf balde hin
Ze Marîen der Vrouwen,
bit sie, mit willen schouwen
Dîn armuot und ir guete.
ir tugentlich gemuete
Ist sô milde und alsô guot,
daʒ sie dir ir helfe tuot.

Sie ist der triuwen wol gewon,
und vermak sich wol dâvon,
Wand sie den edelen namen treit
Muoter der barmherzikeit.«
Der arme sündære,
mit sînes herzen swære
Viel vür der Vrouwen vueʒe,
»ei«, sprach er »dû vil sueʒe.
Dû milde, dû getriuwe,
lâʒ an mir werden niuwe,
Daʒ dû bist beʒʒer, denne guot;
wand mir sô rehte wê tuot,
Sal man mich hie verteilen:
dû maht mich, Vrouwe, heilen
Mit dîner tugende gewalt;
eʒ ist umb dich alsô gestalt,
Daʒ dû mir wol maht helfe lân.
Vrouwe, muoter, sich daran,
Daʒ du uns sündigen liuten
ze rehte salt bediuten,
Wie dîn lop den namen treit
Muoter der barmherzikeit;
Hilf mir, Vrouwe, hilf mir nû,
wand mir alleʒ jâmer zuo
Gêt, in der êwigen hizze,
ob dû dîn schœne antlizze
Von mir wellest kêren:
dû salt dich daran êren,
Wand mir dîn trôst gehelfen mak.«
hiemit er die Vrouwe erwak,
Daʒ sie kwam bî die wâge,
mit wolgehûfter lâge
Wart diu sünde alzemâle
geworfen in die schâle
Und gehöufet als ein berk;
man leite ouch sîniu guoten werk
In daʒ ander bekken.
der tiuvel wart zuo stekken

An sîn ende alsô genuok,
daȝ diu schâle nider sluok,
Und wânte, im wære gelungen:
diu guoten werk ûf swungen.
Dô nam diu Junkvrouwe guot
durch iren tugentlichen muot,
Und leite drûf ire hant:
diu bœsen werk alzehant
Sach man dâ hôch ûf snurren.
diu tiuvel zuo schurren
Swaȝ sie arges kunden,
darüber sie begunden,
Daȝ sie sich selber hiengen dran,
und wolden ziehen sô her dan
Ir teil in die tiufe nider:
diu Vrouwe hielt sô vaste wider
Die schâle, ân' widersâȝe,
daȝ sie in schœner mâȝe
Den sunder vrî machte.
  Der mensche dô entwachte;
Wan er diz in dem slâfe sach,
von der werlde er sich brach
Und diente vlîȝeklichen Gote;
in sîme heiligen gebote
Was er stæte vorhtsam,
die künegin Mariâm
Mit ganzer vroude er liep gewan,
diu alsô wol helfen kan
Den armen, die in nœten sîn:
des sî gelobet diu küngîn!

LXXXIII.

Marien Ritter und der Teufel.

Ein junger Ritter, dem seine Freunde ein Weib gegeben, lebte hochgemuth, trieb eifrig Turnieren und allerlei Ritterspiel, verlor aber dabei mehr, als er gewann, so daſs er verarmte: Glück und Habe gieng von ihm, als wenn es Füſse hätte. Dennoch wollte er von Ueppigkeit mit Rossen und Kleidern nicht laſsen, und borgte überall auf sein Erbe. So kam sein Gut bald in der Gläubiger Hände, und er gerieth in solche Noth, daſs es ihm an Brod mangelte. Leidvoll sann er hin und her auf Rath.

Da fiel ihm ein, wie er sagen gehört, wer sich dem Teufel ergebe und ihm diene, dem gebe er Ehre und Gut; er war entschloſsen, gieng allein in ein Gebüsch, und rief dem Teufel. Dieser war sogleich da, und bereit zu Reichthum und Ehre, wenn der Ritter seinen Gott verlaſse und Leib und Seele dafür gebe. Der Ritter war froh, Armut und Spott los zu werden, und gieng alles ein. Nun hatte er wieder die Fülle, er löste sein Erbe und Eigenthum wieder ein, und lebte fortan ganz nach seinem Willen, bei Tanz und Turnei in Herrlichkeit und Freuden. Er nahm sich nach Gefallen immer neuen Reichthum.

Eines Tages kam er abermals Geld zu holen; da bemerkte ihm der Teufel, er habe vergeſsen auch Marien zu entsagen; die haſse er, der Teufel, über alle Geschöpfe, weil sie die ihm Ergebenen im Umsehen durch Gruſs und Huld abwendig mache; drum müſse er, der Ritter, auch der Mutter seines Gottes entsagen. Der Ritter weigerte sich: es sei genug an Gott, Marien wolle er wenigstens zum Troste bei ihrem Kinde behalten. Der Teufel schalt es eine Affenheit, daſs er zugleich ihm und Marien dienen wolle, drang auf Entscheidung, und drohte, ihm nichts mehr zu geben. Der Ritter wollte jedoch nicht von Marien laſsen; der Teufel schrie Wehe! über sie, und der Ritter verfluchte ihn und sein Gut, und bereute, seinen lieben Herrn verloren zu haben. Der Teufel hub sich hinweg, und gab ihm nichts mehr.

Der Ritter gieng nach Hause, und bereute seinen Abfall. Seine Feinde, denen er sonst hochgemuth widerstand, vereinigten sich aber zu seiner Demüthigung, sie bekriegten ihn mit Raub und Brand, schlugen und fiengen seine Leute, und als er widerstehen wollte, gieng alles rückwärts; von Gott verlaſsen, ward er seiner Feinde Spott; sie erstiegen und brachen seine Burg, ein zusammenstürzendes Gewölbe erschlug sein Weib und Kind; er selber wurde ergriffen und in seinen eigenen Thurm geworfen. Die Sieger ſuchten mit lautem Geſchrei überall nach Beute, und das Getümmel ward ſo groſs, daſs der Gefangene ſich unvermerkt von der Burg ſtahl und ein Gebüſch erreichte.

Als er hier auf Irrwegen dahinlief, da begegnete er zween »Waldfiſchern,« welche anſtatt der Netze »Gevellen« (Sicheln) führten, ihn fiengen, bis aufs Hemde auszogen, rauften und ſchlugen, und ſo laufen lieſsen. Ganz betäubt, erkannte er doch darin die verdiente Strafe, klagte und weinte, und entſagte reuvoll fortan aller irdiſchen Freude.

Damit wanderte er ins Elend (Ausland); Schwachheit und Hunger zwangen ihn ſchamvoll ſein Brod zu betteln. So kam er, unbekannt in einem fernen Lande, Abends an eine Burg, wo ein alter frommer Graf mit ſeinen Kindern hauſte, und dem Lande umher gebot; er bat um Herberge, welche der alte Graf gern gewährte, ihn ſpeiſte und ihm gütlich that, wie er oft Bettlern pflegte.

Am Morgen, als es läutete, gieng der Ritter auch zur Meſſe, um dann weiter zu wandern. Er verweilte in tiefer Reue, und ſah ſich allein in der Kapelle. Der alte Graf aber war auch noch in einem Winkel in andächtigem Gebet, und ſah alles, unbemerkt. Der Ritter ſchloſs die Thüre, trat vor den Altar, auf welchem ein ſchönes Marienbild mit dem Kinde ſtand: zerknirſcht ſchlug er ſich Bruſt und Haupt mit Fäuſten, ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus den Augen, oft warf er ſich mit kreuzweis ausgeſtreckten Armen nieder, endlich blieb er ſo auf den Knien, blickte zu dem Bilde auf, und rief die milde Mutter Gottes an; er bekannte ſeine ſchwere Sünde, ihr liebes Kind verläugnet zu haben, er flehte, daſs ſie, als Mutter der Sünder, ihr liebes Kind ihm wieder geneigt mache, und ſich als Mutter der Barmherzigkeit an ihm bewähre. Er wünſchte, vor ſeinem Abfalle geſtorben zu ſein, und würde verzweifeln, wenn Maria nicht wäre. Er weinte und wehklagte ſo lange, bis er vor Müdigkeit entſchlief, und ſo vor dem Altare lag.

Der alte Graf wunderte ſich ſehr hierüber, erblickte aber bald noch gröſseres Wunder: das Marienbild auf dem Altar erhob ſich, nahm ihr Kind vom Schooſe und lieſs es allein ſitzen, kniete dann vor ihm nieder, und bat mit gefaltenen Händen ihren lieben Sohn um Gnade für den vom Teufel verführten Sünder, welcher jedoch ihr nimmer habe entſagen wollen. Das Kind antwortete, der Unſelige habe ſich einen andern Herrn erkoren, dem möge er dienen und ſeinem Eide gemäſs zu ihm fahren. Die Mutter erinnerte dagegen, wie ſehr weinend und reuig der Sünder ſie beide angerufen, und wie ſie von ihrem lieben Kinde Mutter der Barmherzigkeit genannt worden, und der Sünder ſie daran gemahnt habe; Chriſtus möge gedenken, wie er den Kreuzestod für den Sünder erlitten, und ihr ein Schwert durch die Seele gegangen. Da bat das Kind die liebe Mutter, ihn wieder auf den Schooſs zu nehmen; er wolle den Sünder um ihretwillen begnadigen, wenn er ſich künftig hüte. Die Mutter verneigte ſich, nahm dann ihr liebes Kind wieder auf den Schooſs und ſaſs, wie zuvor, ob dem Altar.

Jetzt erwachte der vor dem Altare Liegende, erhob ſich, fuhr jedoch fort zu weinen und beten. Als er nun aus der Kapelle ſeine Straſse ſehen wollte, trat der Burgherr hervor, ſprach ihm freundlich zu, und befragte ihn um ſein Leid. Der Ritter fühlte es aufs Neue, bekannte ihm aber Alles, unter einem Strom von Zähren. Der Graf hieß ihn frohgemuth ſein, und erzählte ihm, wie Maria ihm Gnade erworben habe; er müſſe jetzt nur noch durch die Beichte ſich von allen Sünden entlaſten. Das geſchah, und fortan widmete ſich der Ritter dem Dienſte Gottes und Unſrer Lieben Frauen.

Drum ſei gelobt die Königin!

LXXXIII.

Marien ritter und der tiuvel.

Nu hœret von eines ritters leben,
wie sich der hete dem tiuvel ergeben.

Ouch geschach ein solich dink:
eȥ was ter werlde ein jungelink.
Ein edel man, der ritter wart;
er hielt in ritterlicher art
Und an hôchvart sinen lip;
die vriunde gâben im ein wîp.
Die er ouch vrôlîche nam.
vil dikke er zuo bûhurte kwam,
Des in dô wol geluste:
an turnei und an tschuste
Verlôs er mê, dan er gewan.
derre sinnelôse man
Armte vaste an guote
iedoch von hôhem muote
Wolde er noch niht entwîchen.
von im begunde strîchen
Gelükke unde geræte,
als ob eȥ vueȥe hæte,
Wand er gar sunder wîsheit
nâch werltlîcher üppikeit

An rossen, an gewande,
an spîse vil bewande,
Des er durch niht sich verzêch,
swer im iht ûf sîn erbe lêch.
Daz wânde er rehte vunden haben:
doch wart des kurzlîch entsaben.
Wie er ze vil verlôs daran,
sîn guot wart meistek undertân
Den burgern, die sich râchen
und den zins versprâchen
Mit rehte und mit gewalde.
dô kwam der ritter balde
Von armuot in sô herte nôt,
daz er niht kunde erjagen brôt
An alle sînem erbe;
sô gar unbederbe
Was sîn nuz dâhin geleit.
jâ dô wart sîn jâmer breit
Nâch êren und nâch guote;
er dâhte in sînem muote
Harte listigen sin,
beide, her und ouch hin,
Wie er möhte guot erjagen.
»ei!« sprach er »nû hôrt' ich
Swer sich dem tiuvel wolde ergeben
und in sîme dienste leben,
Dem gebe er êre unde guot.
deiswâr, ich habe alsolhen muot,
Daz ich ersuoche, swer er sî;
der von mir ot tribet hinbî
Mîn armuot mit rîcheit,
dem bin ich dienstes gereit,
Ez sî tiuvel oder man.«
hiemit gienk er sâ hindan
In den busch aleine;
sîn herze was unreine.
Als er wol dâ schouwen lie:
»tiuvel,« sprach er »bistu hie

Univ.-Bibl. München

Sô sprich, wan ich dîn bedarf.«
60 der tiuvel sîn antwürte im warf,[1]
Wand er dâ was: »alhie bin ich.« —
»wiltu,« sprach jener »behalden mich
Daz ich dir diene al mîn leben,
und dû mir wellest guot geben?
65 Wan ich arm bin guotes;
und bin doch solhes muotes,
Daz ich dich wil ze herren haben.«
als des der tiuvel hete entsaben,
Dô sprach er: »guotes rîchen hort
70 wil ich dir geben, ûf daz wort,
Daz dû mit triuwen mir gestâst,
und blîben dînen Got lâst,
Des dû verlougen hie salt
und under mînen gewalt
75 Lîb und sêle bieten.« —
»wiltu mich alsô mieten.«
Sprach der ritter »daz sî;
trîb ot mîn armuot hinbî,
Daz ich iht sî der liute spot.«
80 alsus verkôs er dâ Got,
Dem er gienk mit gelouben ap,
lîb unde sêle er aldâ gap
In des (argen) tiuvels hant,
des er mit eiden sich verbant.
85 Swie der tiuvel wolde,
von silber unt von golde
Gab er im dâ michel guot
»nû wis« sprach er »wol behuot,
Daz mir dîn sin iht abe gê;
90 als dir guotes nû entstê,
Sô kum wider her ze mir,
ich wil sô vil sîn geben dir,
Daz dû wol maht mit êren
bî ander liute[2] kêren

---

[1] M. Got antwurte im scharf.
[2] M. bî ze andern liuten.

In gelîcher hôchvart.«
der ritter genzlich vrô wart
Des gelübdes und des guotes
und ouch des vrîen muotes,
Den er volbringen dâhte;
sîn guot ze hûse er brâhte.
Daʒ erbe und daʒ eigen
begunde er wider neigen
Under sich mit sîme schazze;
sunder alle widersazze
Gebrûcht' er sînes willen dô;
er was ze allen zîten vrô:
tanz, turnei und bûhurt,
und swaʒ die zît machet kurt.
Darinne was er stæte geil.
schaz was im wolveil.[1]
Wand er ie hin wider kwam
und sîn nâch willen vil dâ nam
Ûf sînen unrehten sin.
Zeimâl[2] kwam er aldâ hin.
Wand im guotes gebrach;
dô kwam der tiuvel, unde sprach
Harte listeklîch ze im:
»hœre, mîn geselle, unt vernim,
Wes ich vergeʒʒen an dir habe:
dû hâst durch mich getân dich abe
Dînes Kristes, daʒ ist reht,
wand dû bist mîn lieber kneht;
Noch soltu dich verzîhen
sîner muoter Marîen
Und werden ûʒ ir huote genomen
sô bistu an mir vollenkomen
Und wirt dîn dienest lobesam.
ich bin Marîen alsô gram,
Als ich ie creatûren wart;
wand sie ist mir alzehart

---

[1] geile : veile M.
[2] ze einem male — (al). M

Mit ir grôʒen tugende;
in alter und in jugende.
Swer sie besunder liep hât,
daran zergêt mir ie mîn rât.
Als ich bewîlen einen man
von tugenden geziuch her dan,
Und wæn', eʒ sî mit im geschehen:
ê ich mich umbe hân gesehen,
So enweiʒ ich, waʒ sie trîbet,
daʒ sie darunder rîbet
Ein gruoʒen und ein vriuntschaft:
zehant erstirbet sô mîn kraft.
Daʒ ich wirde aldâ versmât,
ir tugent mir vil dikke hât
Geworben leider grôʒen schaden.
der soltu dich von mir entladen.
Dînen trôst von ir brechen,
und sie alhie versprechen.
Daʒ dû ir nimmer werdest holt:
darûf nim silber unde golt,
Und lebe in grôʒer rîcheit.
ich wil dîn êre machen breit.
Wirf ot Marîen von dir hin.»
dô sprach der ritter wider in:
«Eijâ nû tuo durch mich sô wol,
des ich dir immer danken sol,
Geswîg der bete, lâ darabe;
lâ dir genuogen, daʒ ich habe
Durch dich verworfen mînen Got,
daʒ ich niht ahte ûf sîn gebot.
Des dû wol hâst an mir entsaben:
nû lâ mich doch Marîen haben
Besunder ze einer vrouwen:
sal sich mîn trôst verhouwen
An ir und an ir kinde,
so enweiʒ ich, wâ ich vinde
Dehein helflich gewalt, noch gemach.»
der tiuvel aber zuo im sprach.

Wand im diu rede was vil leit:
»tuo hin, eʒ ist ein affenheit,
Daʒ dû mir dienen wilt,
und doch[1] der rede niht bevilt.
Du enwellest wesen under ir:
beide, an ir und an mir
Mahtu niht beider sît' gewesen:
dû muost dir eineʒ ûʒ lesen,
Als ich dir hie sezze vür;
und habe dir volle willekür.
Kêre an sie, oder an mich;
wan dû niht beidenthalben dich
Mit dienste maht behalten:
dû muost ie sie verschalten,
Ob du verdienen wilt mîn guot.«
dô nam der ritter in den muot,
Daʒ er ouch solde sterben,
ob er wol kunde erwerben
Alle werlt in sîne hant,
daʒ mueste wesen doch geblant
Mit tôdes volleiste;
dô sprach er zuo dem geiste:
»Wiltu mir Marien lân,
sô wil ich noch an dir bestân;
Ich sag' dir des ein ende mê,
eʒ gê mir hiute, swie eʒ gê.
Marien lâʒ' ich von mir niht,
ich wil ie haben zuo pfliht
An sie mit hoffenunge;
mîn vervluochte zunge,
Diu mînen Got versprochen hât,
sol nimmer vallen ûf den rât,
Daʒ ich sie ouch verspreche:
vil lieber ich mich breche
Von dîme guote unt von dir;
ich wil halden sie bî mir

---

[1] doch?

In stæter triuwe immer mê.«
der tiuvel dô vil lûte schrê:
»Wâfen, über iren rât!
waʒ sie mir ie leides hât
An mînen vriunden getân!
der ich vil verloren hân,
Anders wâ, alsam ouch hie.
ô wê sî geschriet über sie!
Sie ist mir al ze bitter.
dô sprach ze im der ritter:
»Eijâ dû rehter helle wiht,
vürhtestû die vrouwen niht?
Daʒ dû ir tugent beruofen wilt,[1]
var hin! wan mich dîn bevilt.
Mit dir bekumbern vür baʒ:
schande, laster unde haʒ
Wil ich dir schuldek immer sîn.
ô wê des lieben herren mîn!
Den ich durch dich verloren habe.«
Dô schiet der tiuvel sô hin abe,
Und gab im niht mê guotes.
vil beswærtes muotes
Der ritter dô ze hûse gie,
daʒ er Got ie verlie
Durch den unreinen schaz.
sîner viende wider saz,
Die sîn hômuot ê reizte,
dar ûf sich nû erbeizte,
Daʒ sie in wolden biugen;
sie begunden urliugen
Und ûf sîn guot rennen,
rouben unde brennen,
Die liute slân unde vân,
als er den wolde wider stân,
Sô gienk eʒ im ie hinder wart;

---

[1] *In B u. M fehlen diese beiden Zeilen, u. M hat die folgenden: Vare hin, wan ich dîn bedarf niht, Noch mit dir u. s. w.*

die viende kwâmen im sô hart,
Daz er wart ir aller spot,
wand er verworfen hete Got,
Sô hete er leidek striten.
die viende in einen zîten
Uf sime hûse in erstigen.
dô wart ouch vür baz geswigen
An im aller werdekeit,
in übergienk niht ein leit,
Sunder allez ungemach:
die kemenâte man im brach
An' aller hande wider wint;
beide, wîp unde kint
Ze tôde daz gewelbe ersluok;
sîner viende un(ge)vuok
Nâch ir willen griffen in,
sie wolden in ûf vueren hin
Und werfen in sîn selbes turm,
binnen des dô kwam ein sturm
Unde geschrei umb in vil grôz,
hie unde dâ man ûf slôz,
Dâ sie daz guot hoften ligen,
daz sîn ein teil wart verzigen
Und im ein wênik rûmes wart,
zehant greif er an die vart,
Wand er sich heimlich dannen stal;
sô grôz was in der burk der schal,
Daz man sîn niht war genam,
unz er hin ze busche kwam,
Darinne er lief an unwege,
mit kleidern, diu er truok ze pflege,
Diu er vor hete an sich getân.
dô wider vuoren im zwên' man,
Daz wâren walt vischære,
diu durch leide swære
Vür *nezze* truogen grellen;
den kuenen man, den snellen,
Den ritter sie umbe giengen.

und dô sie in geviengen,
Sie zugen im diu kleider abe,
und suochten bî im ander habe,
Ob er iht heimlîch truege.
er muoste sîn gevuege,
Als eʒ im dâ was gewant.
wand er stuont mit blôʒer hant.
Der edele kuene ritter wert
enbete weder schilt, noch swert:
Des wart sîn vehten hin geleit:
dô genâmen sie im diu kleit,
Unz an sîn lînîn gewant,
ûf daʒ er wurde geschant.
Sô greif im einer in diu hâr:
der ander nam der knütele war,
Der im den rükke wol zesluok.
hie mite dûhte sie'ʒ genuok,
Als sie dô wol entsuoben;
als einen leiden buoben
Lieʒen sie dô loufen in.
sust gienk er her unde hin
Zeslagen unde beroubet;
im was der sin betoubet,
Sô daʒ er niht wol weste,
welch im wær' daʒ beste.
»O wê,« sprach er »ich bœser man!
mir ist vil rehte nû getân,
Wand ich durch jâmerlîchen spot
hân verworfen mînen Got
Von mir hin vil unwerde.
mich wundert, daʒ diu erde
Niht ûf entuot iren munt
und læt mich in den helle grunt
Ze aller underst sinken;
al dâ solde ich trinken
Mit stæte wernder leides nôt
den aller ergisten tôt,
Den man immer vinden mak.

ô wê, jâmerlicher slak,
In wellch leit bin ich geslagen!«
alsus begunde er sich klagen
Mit stæter ougen vlieʒen.
in in begunde schieʒen
Diu riuwe ir pfîle alsô scharf,
daʒ er genzlich von im warf
Alle vröude ûf erden hie.
in disme leide er vaste gie
Sô hin gein vremdem lande,
dâ in nieman erkande,
Der weste, wer er wære,
als im wart ze swære
Diu krankeit durch hungers nôt,
als diu natûre gebôt,
Sô gienk er betel(e)n sîn brôt,
daʒ er wart von schemde rôt
Durch die ungewonheit.
Alsus treib in hin sîn leit
Verre in ein vremdeʒ lant,
dâ er niemanne was erkant,
Wand er was komen ûʒ sîner diet.
bî eine burk er dô geriet
Des âbendes an der spæte;
nâch sînes herzen ræte,
Gedâhte er: »ich wil blîben hie,
unz ich den vruomorgen sie,
Sô wander ich aber vür baʒ.«
ûf der burk ein grâve saʒ,
Ein alt herre wol gezogen:
daʒ lant was under in gebogen
Mit dienste an guotem willen,
wand er wol kunde stillen
Mit ganzem vride al ungemach;
von im man solher mære jach,
Er wære hôher tugende vol;
daʒ man dikke ervant ouch wol
An sîme schœnen lebene;

wand er gienk vil ebene
In gotlichen strâʒen;
er hete nû gelâʒen[1]
Sinen kinden in die hant,
beide, bürge unde lant.
Diu man eʒ wol berihten sach;
sin herze er genzlichen brach
Hin ze Gote minnesam.
dô der arme ritter kwam
Und der herberge bat,
der alte grâve gegen im trat
Unde enpfienk in wol dâ von,
daʒ er dikke was gewon
An andern betelæren,
sin[en] hungerigen swæren
Beʒʒert' er im mit spise,
in tugentlicher wise
Vil guot geræte im dâ geschach.
als der morgen ûf brach,
Und er hörte liuten,
daʒ zeichen bediuten,
Daʒ die messe meinte,
der ritter sich vereinte.
Er wolde ouch messe hœren dâ,
und dar nâch wandern anders wâ.
Diz geschach, diu messe ergienk;
der ritter niuwe riuwe enpfienk,
Diu in versêrte snelle;
er besach die kapelle,
Ob ie man drinne wære:
die sach er wesen lære
Von liuten, beide, her und dar.
der alte grâve nam des war,
Wand er ie nâch gewonheit
beleip an siner innikeit
Unz hin diu zit verre trat,

---

[1] *H. u. M. leſen:* wart mit guoten maʒen.

an einer heimlîchen stat:
In einem winkel er dâ was
und sîn gebet ze Gote las.
Nâch reines herzen willekür.
der arme ritter slôʒ die tür,
Wan er sich eine drinne sach,
sîn leit mit jâmer ûʒ brach.
Er tet, als die beswærten tuont.
dar inne ein schœne alter stuont,
Als man wol mohte schouwen,
nâch Unser Lieben Vrouwen
Stuont drûf ein rîche bilde:
diu schœne und diu milde
Ir kint hete in ir schôʒe.
der ritter, der blôʒe.
Wiste in rehter niuwe
wol sînes herzen riuwe,
Diu in vür den alter truok:
mit sînen viusten er sluok
Sîne brust und sîn houbet:
mit leide er was betoubet
In riuwigem smerzen.
der burne sînes herzen
Alsô hôch ûf erdôʒ,
daʒ er zen ougen ûʒ vlôʒ
In vil mildeklîcher vluot;
im tet sô wê sîn unguot,[1]
Daʒ im daʒ herze in leide wiel:
vür den alter er viel
Manger langen venien val
kriuze wîs hin ze tal;
Als er des weinende vil getreip,
ûf sînen knien er dô bleip
Und sach ûf gein dem bilde:
»ei!« sprâch er »edele milde
Gotes muoter, Marîe,

---

[1] Etwa milter vluete: unguete?

ich armer sünder schrîe
An dich, guote Vrouwe,
tuo sô wol und beschouwe
Mînes herzen bitterkeit.
wie rehte leit unde leit
Mir ist, daʒ ich wart ie sô blint
und dîn herze liebeʒ kint,
Got, mînen herren versprach.
ô, sît daʒ man ie guot dich sach,
Marîa, muoter reine,
sô tuo wol, und erscheine
Mir in den grôʒen swæren,
daʒ dû den sündæren
Gegeben z'einer muoter bist.
ei, Vrouwe, neige Jêsum Krist,
Dîn liebes kint, her ze mir;
ich weiʒ wol, er gehœret dir,
Durch liebe, die er zuo dir treit;
muoter der barmherzekeit,
Uebe an mir dînen namen;
ô wê! ich muoʒ mich immer schamen,
Daʒ ich rehte blinde [1]
ie gein dîme kinde
Sô tôrlich leider mir gewarp;
ei, daʒ ich niht ê erstarp,
E mir diu sünde würde kunt!
Vrouwe, ich bin sô harte wunt
Und mit leide alsô verladen,
daʒ ich in zwîvellichen schaden
Viele, enwære daʒ eine,
daʒ ich an dich, reine,
Alle mîn hôffenunge trage.«
in dirre weinenden klage
Sô lange er veniete unde rief,
unz er vor muedikeit entslief
Und vor dem alter gelak.

---

[1] *H. u. M. lesen* rehte erblinde

der alte grâve stæte pflak,
Daʒ er dises war nam,
vil grôʒ wunder im bekwam,
Waʒ diz an im meinte.
dar nâch im Got erscheinte
Die meinunge, als er sît verjach:
Unser Vrouwen bilde er sach,
Daʒ ûf den alter was gesat,
daʒ stuont ûf von sîner stat
Und saʒte daʒ kint von der schôʒ',
diu himelküneginne grôʒ
Ein wunder ûf dem alter treip,
ir kint al dâ sizzen bleip,
Unde sie gienk von ir stat,
vür ir liebeʒ kint sie trat,
Mit grôʒer andâht sie dô lie
sich gein im nider ûf diu knie,
Ir hende sie ze samne vielt,
die sie gein irem kinde hielt:
»Genade«, sprach sie »lieber sun,
dû salt durch mich sô wol tuon,
Und lâ gein disme dînen zorn,
den er mit sünde im hât erkorn,
Diu in leider machte blint;
lâʒ in genieʒen, liebeʒ kint,
Daʒ er durch keine tiuvels kraft
mich unde mîne vriuntschaft
Wolde nie versprechen:
dû salt gar underbrechen
Und lâʒen sîn durch mich verkorn
gegen im alle dînen zorn:
Des bit' ich vlîʒeklichen hie.«
dô sprach daʒ kint wider sie:
»Eî, muoter, waʒ sal ich im vromen?
sît er hât sich von mir entnomen,
Unde andern herren im erkorn,
dem er sîn dienst hât gesworn,
Dem sol er dienen, daʒ ist reht;

er wolde niht sîn mîn kneht,
Als ob ich möhte in niht bewarn:
lâʒ in ze sîme herren varn
Nâch sînes eides verbint.« —
»ei, nein,« sprach sie »liebeʒ kint,
Gedenke an in, wie gar tief
er siufzete, und dich an rief
Und sunderlîch(e) mînen namen:
er wil sich mê der sünden schamen
Und sie von im stœren.
binamen, dû salt mich hœren;
Wand dû hâst mir ûf geleit,
daʒ ich der barmherzekeit
Ein muoter wesen sal genant;
des hât mich dirre hie gemant
Mit klegelîchen worten,
daʒ er der helle pforten
Werde wol gevrîet,
swer mich an geschrîet
In dem namen, daʒ ich sî
im mit barmunge bî,
Und nennet muoter mich daran,
dem muoʒ ie helfe sîn getân
Von der barmeherzekeit,
ob er mit ganzer innikeit
An ruofet mich, als ouch der,
der durch genâde ist komen her
Und sîne sünde im leit sint.
gedenke, herzeliebeʒ kint,
Wie dû den herten kriuzes tôt
mit harte bitterlîcher nôt
Durch den sünder hâst erliden.
ouch wart ich arme niht vermiden,
Als dîn wille hât begert:
sich mîne brûst, durch die ein swert
Gienk mit grôʒer bitterkeit,
daʒ gewaldeklîchen sneit
Durch mîn sêle an grimmer nôt.

umb dînen jæmerlîchen tôt
Wart in mir alliu vröude blint.
540 des man' ich dich, vil liebez kint,
Ûf des sundæres heil;
mache im durch mich wol veil
Dîner genâden trisor,[1]
der im nû ist beslozzen vor.
45 Wand er armer ist, dan arm.« —
»nû nim mich wider an dînen arm.
Liebe muoter, wand ich habe
gein im durch dich gelâzen abe,
Swaz er vor begangen hât
50 der über[2] grôzen missetât,
Dar ab er was verwâzen,
der wil ich vrî in lâzen,
Wil er ot vür baz hueten sich.
nû gank her, und nim wider mich,
55 Alsam ê, ûf dînen schôz'.«
dô neig diu küniginne grôz
Gein im; dar nâch sie hin trat,
und gesaz an irre stat,
Dâ sie vor sizzen pflak.
60 der dâ vor dem alter lak
Ze hant dar nâch erwachte,
mit leide er sich ûf machte;
Beide, venien unde gebet
treib er, als er ê tet,
65 Mit weinender siufzunge tief,
dar inne er Unser Vrouwe an rief
Nâch der sünde aplâze.[3]
Do er wolde ûf die strâze
Und er kwam unz bî die[4] tür,
570 dô wischte gegen im her vür

---

[1] *H. u. M. lesen* tor, daz.
[2] *H. u. M. lesen* ubel. ubeln.
[3] antlâze. *M.*
[4] kom ze der. *M.*

Der burkherre wolgeborn.
dirre hete ê wol gesworn,
Daʒ nieman dinne wære:
des was im harte swære,
Dô er den herren gesach.
der alte guetlîch zuo im sprach:
»Lieber mensche, gehabe dich wol,
wan dir niht schaden sol,
Daʒ ich was bî dir hinne;
durch Got, sage mir dîn sinne,
Wannen dû sîst her bekomen;
wand eʒ sal dir und mir vromen,
Ob dû mir genzlîchen sagest,
waʒ dû sô leitlîchen klagest.«
Dô wart dem armen ritter
sîn leit[1] alsô bitter,
Wand eʒ verniute sich in im:
»herre,« sprach er »daʒ vernim,
Ich sage dirʒ ûf guoten wân.«
alsust huob er von[2] im an
Und sagte im ganziu mære,
wie er ein ritter wære;
Wie er dem tiuvel sich ergap,
unt zejungest schiet herap,[3]
Von im, wand er Marien
sich wolde niht verzîhen;
Wie er erbe unde guot
verlôs, und in daʒ armuot
Von lande aldâher vertreip:
»an dem einigen Got[4] ich bleip,«
Sprach er »daʒ ich bite Got,
durch sîner triuwe gebot,
Daʒ er die sünde mir vergebe,
und ich im noch ze dienste lebe.«

[1] *H liest eit, M zit*
[2] vor *H*
[3] schide herab *M*
[4] Got *fehlt H.*

Die wîle er im diz seite,
sîn herze sich beweite,
Daʒ er weinte sô genuok,
daʒ ie ein trân [1] den andern sluok
Durch sînes herzen ungemach.
der alt herre zuo im sprach
In ganzen triuwen vriuntlich:
»sæliger man, nû vröuwe dich,
Und wiʒʒe, daʒ dîn Vrouwe guot,
der dîn ritterlîcher muot
Niht verlougen wolde,
Marîa, diu Gotes holde,
Diu hât vür dich ir kint gebeten;
sîn zorn ist gar besît' getreten.«
Sus sagt' er im, swaʒ er ê sach;
und darnâch er zuo im sprach:
»Dû salt doch, durch ein sicherheit,
mit harte grôʒer bitterkeit
Die selbe sünde bîhten,
dîn herz' darabe entlîhten;
Und wiʒʒe, daʒ Got ist dîn vriunt,
wan ich habe ein urkunt
Der rehten wârheit gesehen.«
Als diu rede was geschehen,
Dô wart der ritter alsô vrô,
daʒ im daʒ herze steik vil hô
In trôste an unsers herren lobe;
beide, kleine unde grobe,
Swaʒ er sünden weste,
die lieʒ der ritter veste
Von im in ganzer bîhte.
und dô er sich entlîhte,
Nâch sînes willen gebot,
dô begap er sich durch Got,
Dem er getriuwen dienst bôt,
unz an sînes lîbes tôt

---

[1] *H. u. M. lesen* zaher.

Unser Lieben Vrouwen,
durch die im was verhouwen
Aller sünden urbunst,
der truok er willeklîche gunst
645 Mit lobe an allem herzen sîn:
des sî gelobet diu künigin!

LXXXIV.

Theophilus und der Teufel.

Ein mächtiger Bischof hatte über Hof und Amt einen Statthalter gesetzt, Namens Theophilus, der so verständig und fleiſsig bei Laien und Pfaffen seinen Herrn vertrat, daſs er Allen wolgefiel. Als nun der Bischof starb, vereinigten die Domherrn sich, ihn zum Nachfolger zu wählen. Theophilus aber lehnte die Würde ab, um sein bisheriges Amt tragen zu können. Da wählten die Domherrn einen andern Bischof, welcher den Theophilus auch im bisherigen Amte lieſs. Indessen trat wegen einer Sache eine solche Erbitterung ein, daſs der Bischof ihm das Amt nahm. Theophilus fühlte sich tief beschämt und gekränkt durch diese Absetzung, zumal da er so ehrgeizig und herrschsüchtig war, »wie der Rode auf das Aas.«

Nun war in der Stadt ein Jude, welcher, der »schwarzen Bücher«[*] kundig, mit Teufeln umgieng. Theophilus, »im tiefsten Unflate nach Arznei grabend,« wandte sich an den Juden, und erklärte sich zu Allem entschlossen. Der Jude forderte nun Entsagung Gottes und der Jungfrau Maria und alles Christlichen Lebens, und Theophilus war bereit, um nur sein Amt wieder zu erlangen. Da rief der Jude einen Teufel herauf, und stellte den Vertrag; und Theophilus schrieb und besiegelte eine Handveste, worin er endlich jenen drei Stücken entsagte, und sich der Hölle verschrieb.

Hierauf bewährte der Teufel seine Kunst: er besänftigte den Bischof, so daſs dieser nach dem Theophilus sandte, und ihm freundlich sein Amt wiedergab; und fortan ward Theophilus darin noch mächtiger und geehrter, als zuvor.

Unser Herr Gott aber wollte an ihm ein Beispiel offenbaren, und sandte ihm Reue ins Herz und Einsicht seines offenen Schadens; der Pfeil der Höllenfurcht gieng ihm durchs Herz, alle Freude entwich, und er flehte inbrünstig, weinend und schreiend, zu Gott und Marien. Eines Males lag er so vor dem Altar, auf welchem das Bild der göttlichen Mutter mit dem Kinde im Schooſse saſs, und rief sie so lange an, bis er vor Müdigkeit entschlief: da erschien ihm im Geiste Unser Liebe Frau, blickte ihn ernst an, und schalt ihn, daſs er sie und ihr Kind so weggeworfen habe: er bereute, und flehte demüthig um Erbarmen bei ihr und durch sie bei ihrem lieben Kinde; sie fragte, ob er sie

[*] Vgl. Gottfrieds Tristan 4085.

beide fortan wieder ehren und Christlich leben wolle, und er gelobte es mit Herz und Munde. Maria ermahnte ihn, daſs er sich nicht wieder verstricken lieſse. Damit erwachte er, getrostet durch das schöne Gesicht, worin Maria ihn auch schauen lieſs, wie sie ihr Kind für ihn bat. Jedoch hatte er noch Sorge wegen der Verschreibung, und er flehte Marien um Auslösung derselben, so lange, bis er wieder entschlief: da erschien ihm abermals Unser Liebe Frau, wie sie dem Teufel gebot, den Brief zu bringen. Mit lautem Wehgeschrei über Maria holte er ihn aus der Hölle, und Theophilus empfieng ihn zurück. Darüber erwachte er, und fand mit Freuden den Brief in seiner Hand. Er lief damit zum Bischof, und entdeckte ihm vor dem versammelten fürstlichen Hofe Alles, und wies den Brief vor. Das Volk pries mit Freuden die gnadenreiche Mutter Gottes, und befahl sich in ihren Schirm. Theophilus aber starb am dritten Tage darnach, also von ihr gerettet.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXXIV.

Teofilus und der tiuvel.

Diz mære hebet sich alsô
von dem heiligen Teofilô.

Noch sult ir wunder schouwen
an der guoten Vrouwen,
Wie sie wil helfen unde kan:
eʒ was ein êrhafter man
In eime lande ein bischof,
der hete über sînen hof
Und über daʒ amt an sîner stat
einen andern gesat,
Der was genant Teofilus:
dirre vize-dominus
Den bischof harte wol verstuont,
als noch die wîsen alle tuont,
Swaʒ man solde schaffen,
den leien und den pfaffen

Besunder und in allen
muost' er wol gevallen,
Wand er sô wîslîch vertrat
daʒ amt und des herren stat,
Dar inne er vlîʒ(ek)lîchen warp.
dô der bischof gestarp
Unde die tuomherren gar,
nâmen an gespræche war,
Wen man ze bischove kür,
sie sazten in vil mangen vür,
Iedoch gevielen sie daran,
daʒ sie den êrhâften man
Teofilum wolden haben.
als er des willen het entsaben,
Den man im drâte underschiet,
sîn dêmuot im dô geriet,
Daʒ er kwam vür sie allentsamt,
die herschaft und daʒ grôʒe amt
Genzlîch er dô wider sprach:
»eʒ wære mir grôʒ ungemach.«
Sprach er »daʒ diu bürde
ûf mich geleget würde:
Ich habe amtes genuok,
daʒ trage ich, als ich vor truok,
Daʒ ich an sîner stat bin.«
alle der tuomherren sin
Wart dô umbe gewant,
und erkurn in zehant
Einen andern an daʒ bistuom.
der lieʒ ouch Teofilum
Darnâch wesen an sîner stat.
darunder schiere ein sache trat
In eime ungemuete scharf,
daʒ der bischof vür warf
Teofilum durch vientschaft
von der benanten herschaft.
Des schamte sich Teofilus,
daʒ er niht vize-dominus,

Als dâvor, solde wesen:
er dûhte sich gar ungenesen
An êren, unde gelezzet,
daȝ er was entsezzet
Von des amtes werdikeit;
sîn ungemach unde sîn leit
Alze verre in dô vertruok,
wand eȝ in grobelîchen sluok
ûȝ der rehten strâȝe hin:
im rank nâch herschaft sîn sin.
Als nâch dem âse tuot der rüde.
nû was ouch in der stat ein Jüde,
Der in den swarzen buochen
die list kunde ersuochen,
Daȝ er mit tiuveln umbe gie.
Teofilus vil gar verlie
Sîn herze ûf dises Jüden rât;
in der hôhsten unvlât
Gruob er nâch arzetîen,
die in solden vrîen
Von der benanten leide.
»dîn sorge ich von dir scheide.«
Sprach der Jüde »ob ich an dir
erhœre, daȝ dû volgest mir,
Swaz ich dir nuzlîch râte.«
dô sprach jener drâte:
»Jâ, jâ, sprich dû swaȝ dû wilt;
mîn herze nihtes niht bevilt,
Eȝ envolge dir vil gar.«
als des der Jüde wart gewar,
Dô sprach er: »sô wil ich dir sagen
und der wârheit niht verdagen,
Wie dû kumst in die werdikeit:
Gotes und der Kristenheit
Saltu dich verzîhen,
und darzuo Marîen:
Tuo niwan daȝ eine,
dêswâr, eȝ ist doch kleine

Und liget niht grôȝiu maht daran,
sô wirt dir genzlich undertân
Dîn volle herschaft, rehte als ê,
dir wirt gewaldes darzuo mê;
Des dir der tiuvel helfen sol.«
Teofilus sprach: »tuo sô wol
Und hilf mir in daȝ amt wider,
ich wil mit willen werfen sider
Von mir, swaȝ dû hâst benant.«
dô rief der Jude sânzehant
Eime tiuvele, der kwam
und sich die sache ane nam,
Diu hie beteidinget was.
der Jude im dâ vor las
Disiu leitlîche wort:
»wiltu« sprach er »treten vort
An dîner sache?« — »jâ« sprach er. —
»sô ist des tiuvels beger,
Daȝ dû dich salt verzîhen
Gotes und Marîen
Unt Kristenlîches lebenes:
ist, daȝ dû dich verebenes
Und disen drîen widerseist,
sô wil haben dirre geist
Von dir ein hantveste,
diu dich zuo im beste.«
Dô sprach sîn valschiu zunge
in rehter vestenunge:
»Ich schrîbe, swaȝ ich sal schrîben,
daȝ ich ot muge belîben
An êren, als ich ê beleip.«
hiemite er einen brief schreip
Mit sîner wolvervluochten hant,
als eȝ dô was gewant,
Der valsche tôrehte gief
slôȝ an den leidigen brief
Sîn insigel; diz volkwam,
der tiuvel disen brief nam

Unt vuorte in hin ze grunde,
dâ mit leides kunde
Teofilô geordent wart
ein stat, nâch sîner hinvart,
Dâ er solde sizzen
an kelden und an hizzen
Gepîniget in der hôhsten klage.
dârnach an dem andern tage,
Dô diz gelübde geschach,
des tiuvels kunst vür brach;
Wan er mit vlîʒe alsô warp,
daʒ diu ergerunge erstarp,
Diu den bischof hete enzunt
ûf Teofilum sînen vriunt.
Der bischof nâch im sante,
sîn leit er im wante,
Wand er in vriuntlîchen bat,
daʒ er wære an sîner stat
Und des amtes pflæge,
wand im daʒ gelæge
Allerbeste wære kunt.
sus wart im wider in der stunt
Sîn amt und sîn êre,
daran er vürbaʒ mêre
Wuohs, nâch des tiuvels spot.
Nû wold' ouch unser herre Got,
Der wîse und der milde,
an im geben ein bilde
Uns sündern, uns kranken,
daʒ wir niht solden wanken
ûʒ sîner heiligen zuoversiht.
nie wart sô grôʒer sünden pfliht,
Noch sô starkiu vriuntschaft
an dem menschen behaft
Ze des tiuvels untriuwe,
kumt er in ganze riuwe.
Sîn' breche unde velle
mit tugentlîcher elle

Aller hande sünden bant.
Teofilô wart gesant
Ein vunke rehter riuwe,
sô daz der ungetriuwe
Besach wol offen sînen schaden,
wie er sich hete über laden
Mit einer swæren bürde,
und welher lôn im würde
Nâch dises lebens ende.
dô er die missewende
In im selber gesach,
durch sîn leidek herze in stach
Diu strâle, helle vorhte:
diu sache ouch an im worhte,
Daz er sich aller vröude enthielt;
herze unde hende er vielt
Zuo Got unt zuo Marîen:
weinen unde schrîen
Was im stæte wol veil;
daz grimmige urteil,
Daz von Gote was gegeben
über sîn vil armez leben,
Hete er stæte in blikke,
dar inne im dikke und dikke
Diu ougen über runnen,
im was der riuwen brunnen
Mildiklîch entslozzen,
hie von wart ûz gegozzen
Durch sîn ougen mildiu vluot.
Dô sîn betruebeter muot
Eine wîle des gepflak,
zeimâl er vor dem alter lak.
Dâ diu reine milde
stuont an einem bilde
Und hete ir kint in ir schôz;
sîn klagendez siufzen was sô grôz,
In dem er Unser Vrouwen an rief,
daz er vor muedikeit entslief,

Vor dem alter dâ er lak,
die wîle er dises slâfes pflak.
In des geistes schouwe
erschein im Unser Vrouwe.
Diu in ernstlich an sach,
mit herten worten sie dô sprach:
»Eijâ, dû tôrehter man,
waȝ hâstu arges getân!
Daȝ dû mîn kint unde mich
verworfen hâst sô lesterlich,
Und daȝ Kristenlîche leben,
daȝ dir ze sælden was gegeben.« —
»O!« sprach er »dû Vrouwe guot,
durch dîn selbes dêmuot
Sô lâ dich nû erbarmen
mich sünder, mich armen,
Oder ich bin êwiklich verlorn;
verkius, Vrouwe, dînen zorn
Gein mîner grôȝen schulde;
gewinne mir die hulde[1]
Gein dîme lieben kinde,
daȝ ouch sîn zorn erwinde,
Den er ze rehte ûf mich hât.
ô wê, ô wê der missetât!
In der ich bin unz her gesîn.«
dô sprach zuo im diu küniginn:
»Wiltu noch versinnen dich,
und mîn kint unde mich
In rehtem lobe erkennen
und dich vürbaȝ nennen
Einen Kristenen man,
und dar an tugentlich bestân
Mit vestenunge hie und dâ?« —
»jâ, wærlichen, jâ, jâ!
Jâ,« sprach er »Vrouwe guot,
ich wil herze unde muot

---

[1] *Dieses Reimpaar fehlt in H u. M.*

Immer an dich wenden.
hilf ot mir nû verenden
Gegen dîme lieben kinde,
daʒ sîn zorn erwinde.
In den ich verre bin getreten.«
dô wart Jêsus gebeten
Von ir, unz er abe lieʒ.
Maria hueten in dô hieʒ,
Daʒ er iht anderweide
sich strikte in die leide.
Wan im disiu was verlân.
und dô entwachte dirre man
Mit vröuden grôʒen genuok;
sîner sorge er vil ersluok
Durch die schœne gesiht.
mit alles lobes zuopfliht
Dankte er der edeln Vrouwen,
diu in ê lieʒ schouwen,
Wie sie ir kint vür in bat.
iedoch niht genzlîch von im trat
Sîn leit, sîn alte vorhte,
daʒ jener brief worhte,
Den er noch dort weste
in des gelübdes veste,
Daʒ er ê den tiuveln tet.
dô sprach er aber sîn gebet:
Hin zuo der edeln Vrouwen:
»dû Vrouwe, lâʒ beschouwen,
Ob ich armer vinde
an dîme lieben kinde,
Daʒ er mîn sünde mir vergît;
den brief, der dort verborgen lît,
Der ein geziuk ist über mich,
Vrouwe mîn, daʒ underbrich,
Und schaffe mir den brief wider,
sô lît mîn zwîvel gar darnider,
Des mîn krankeʒ herze pflak.«
in dem gebet er ouch entlak.

Und dô begunde er schouwen,
als ê, Unser Vrouwen;
Des sich minnerte sîn nôt:
Unser Vrouwe dô gebôt
Mit gewaldes volleiste
dem vil übeln geiste,
Daȝ er den brief solde holn.
dô wart der tiuvel verkwoln,
Daȝ er mit lûter stimme schrê:
»wâfen! hiute und immermê,
Waȝ uns diu Vrouwe schaden tuot!«
doch muost' er varn in die gluot,
Swaz er klagte unde rief,
er brâhte wider disen brief;
Der wart gegeben Teofilô.
dô entwachte er und wart vrô,
Wan er den brief bî im vant.
Er gienk hin alzehant
Mit vröuden vür den bischof,
und lieȝ beruofen ûf den hof
Algemein die pfafheit:
wie in der tiuvel ê versneit,
Und wâmit er was geschant,
daȝ macht' er offenlich bekant,
Und wie er Unser Vrouwen bat,
diu getriulich vür in trat,
Unz er entwart der sünde:
ein offen urkünde
Wîste er und gab in den brief.
daȝ volk dô mit vröuden rief
Nâch sînes willen gebot:
»gelobet sîstu, herre Got,
An der getriuwen muoter dîn,
diu sô nuzze uns mak gesîn,
Sô wir mit ganzem muote
vliehen in ir huote
Und uns in ir beschirmen lân.«
Teofilus der guote man

Starp an dem dritten tage,
sîn leit, sîn ungemach, sîn klage
Wart von Marien im benomen,
als ir habet nû vernomen
Hie bevor an dem worte mîn:
des sî gelobet diu künigin!

LXXXV.

Ave Maria!

LXXXV.

Ave Maria.

Das Gebet »Ave Maria!« lohnt Maria in der höchsten Noth, und ist so kräftig, daſs es viel Untugend tilgt, sonderlich der Jugend.

In einem Kloster war ein Bruder Glöckner, nur dem Kleide nach ein Mönch, gewöhnlich lief er Nachts zu den Leuten umher, unterlieſs jedoch nie, im Vorbeigehen sich vor dem Bilde Unser Lieben Frauen zu verneigen und ein Ave Maria zu sprechen.

Eines Nachts führte sein böser Weg ihn über einen Steg, er trat fehl, fiel ins Wasser und ertrank. Sogleich kamen die Teufel, bemächtigten sich seiner Seele und behaupteten sie gegen die Engel, die auch herbei kamen. Da erbarmte sich jedoch Maria ihres treuen Dieners, sie trat zu den bösen Geistern, und bestritt ihnen den Todten, weil er sie so fleiſsig verehrte. Damit sie jedoch nicht über Gewalt klageten, brachte sie die Sache an den höchsten Richter. Dieser entschied: die Seele solle wieder den Leib annehmen, und selig werden, wenn der Mensch sich beſsere, sonst aber der ewigen Glut verfallen sein.

Unterdessen rief keine Glocke die Mönche zur Messe und die Leute zur Kirche. Sie vermissten den Glöckner, spürten ihm nach, und fanden ihn ertrunken im Bache. Sie zogen ihn heraus und beklagten ihn; indem belebte sich der Todte wieder, zu Aller Verwunderung, und auf ihre Fragen erzählte er ihnen Alles. Da lobten Alle Gott, der Bruder Glöckner lieſs fortan von seinen Sünden, starb selig, und kam zu seiner Lieben Frauen.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXXV

Ave Maria!

Von einem glokkenære,
des sêle kom in grôȝe swære

Ave Maria! ist ein gebet,
swer daȝ ie mit vlîȝe tet
Und noch hiute in vlîȝe tuot,
deiswâr,[1] des lôn ist harte guot;
Wand diu liebe künigîn,
Maria, diu Vrouwe Mîn,
In rehter zît im lônet:
sîn wirt ouch geschônet,
Dâ er's aller beste bedarf;
diz gebet ist alsô scharf,
Daȝ eȝ vil untugende,
nemelich in der jugende,
Abe den liuten snîdet,
der tiuvel von im lîdet.
Deiswâr, leider harte[2] vil,
als ich ein teil iu sagen wil.
  In eime klôster was ein man,
der hete münches[3] kleider an
Unt truok ûȝen an daȝ leben:

---

[1] daȝ ist wâr — [harte]. M
[2] daȝ ist wâr harte vil. M
[3] münich. M

sîn herze was vil unbegeben.
An dem den orden kiuset Got,
von der bruodere gebot
Pflag er die metten liuten
und daz zeichen diuten,
Darnâch man sank unde las.
ein harte valscher münch er was.
Wand er, als ein tumber gief,
des nahtes zuo den liuten lief,
Sô er des mohte haben stat;
ein gewonheit er doch hât,
Der er gewon was ze pflege,
daz er ie an dem selben wege
Unser Vrouwen bilde neik,
unde dâbî niht gesweik,
Er enspreche ein Ave Mariâ.
eines nahtes kwam er dâ
Aber ûf sînen boesen wek;
über ein wazzer lag ein stek.
Darûf sîn trit geburte:
der tiuvel dô zuo[1] schurte,
Unz im der vuoz hinabe engleit:
im entstuont ein michel leit.
Wand er viel nider und ertrank.
vil scharf was der anevank.
Den diu sêle an vorhten nam:
ein michel her von tiuveln kwam,
Die sich der[2] sêle an nâmen;
die [heiligen] engel ouch kwâmen
Und warten ires teiles
des menschen unheiles
Wâren die tiuvel harte vrô,
und sprâchen zuo den engeln sô:
»Waz ist iuwer gewerben
an dises menschen sterben?

[1] [illegible] M
[2] die M

Er ist unser, dâ er lît:
wand er pflag des alle zît,
Daȝ er mit sünden umbe gie
in den er ist erstorben hie:
Hie von ist sîn gevelle
von reht unz in die helle.«
Die engel sich dô verzigen,
der antwürte sie geswigen;
Wand die tiuvel heten wâr,
er was mit sünden komen dar.
Seht, dô macht' uns niuwe
Marîa diu getriuwe,
Daȝ sie den wil bî gestân,
die sunderlîchen vlîȝ hân
In ir dienste alle zît,
ob der mensche [wol] in sünden lît.
Und doch die küniginne
in etelîchem sinne
Dâ bî mit triuwen êret;
ir tugent sie daȝ lêret,
Daȝ sie im in rehter nôt,
eȝ sî in leben oder in tôt,
Ir helfe muoȝ ie leisten.
sie kwam ze disen geisten,
Dô sie den vriunt in nœten sach,
vil ernstlîch sie zuo in sprach.
Mit gewaldes volleiste:
»wâ nû, ir übelen geiste,
Wie turret ir berueren
die sêle und indert vueren?
Als ich wol an iu schouwe.«
dô sprachen sie: »ô Vrouwe,
Wir tuon der sêle harte reht;
wand er als ein valscher kneht
Den lîp mit sünden hât volant.«
dô sprach diu Vrouwe sâzehant:
»O, des sült ir niht sprechen,
ich mag wol underbrechen

Mit rehter wârheit disen strît:
wand er pflak des alle zît,
Als er an disen wek kwam,
daʒ er ê urloup von mir nam
Und neig gein mîme bilde;
dâbî in niht bevilde,
Ern' gruoʒte aldâ mich
mit sîme gruoʒe vriuntlich.
Den ich von im dikke nam;
ze hant als er wider kwam,
Gruoʒt' er mich aber unde neik.«
der tiuvel kraft hiemite sweik.
Dô sprach diu vrouwe: »ûf daʒ ir
gedenken muget iht ze mir,
Daʒ ich in welle tuon gewalt,
sô lâʒe wir mit einvalt
An den rihter die sache,
und swaʒ er darûʒ mache,
Des sul wir halten uns[1] gewert.«
des wart ouch von ir begert.
Dô sprach der hôhste rihter Got,
sîn wille wære und sîn gebot,
Durch sîne muoter minnesam,
diu sich der[2] sêle an nam,
Daʒ diu sêle kæme
und den lîp wider næme;
Wolde er beʒʒern sîn leben
sô wolte man die vröude im geben;
Wær' aber, daʒ er in sünden
die bôsheit wolde ergründen
Und besalt[3] darinne wesen,
so sold' er belîben ungenesen.
Er mueste nâch des lîbes tôt
hin in die êwigen nôt.[4]

---

[1] unser *B. M.*

[2] die *B. M.*

[3] besolwet *B. M.*

[4] tôdes nôt: tôt. *B. M.*

Und dâ sitzen in der[1] gluot.
»daʒ urteil ist gewesen guot,
Sprach diu Vrouwe sâzehant.«
  Nû was diu zît ouch volant,
Daʒ die münche hetten
geslâfen biʒ zer metten,
Und nieman zôch die glokken,
die daʒ liut solden lokken
Zer kirchen,[2] nâch gewonheit;
ir swigen wart dô hin geleit,
Wand sie hin unde her
suochten iren glokkener.
Als in dô wol geburte:
zer tür ûʒ man in spurte,
Man gienk im nâch, unz man in sach
ertrunken ligen in der bach.
Diz was in unmâʒen leit:
doch was in allen verseit
Diu sache, diu in ûʒ treip.
niht lange er dâ ligen bleip,
Sie zugen in ûʒ ûf daʒ stat.
des volkes vil hinzuo trat,
Unt klageten sîn ungemach
binnen des[3] und diz geschach,
Daʒ sie in klagten allermeist,
dô erkwikte sich sîn geist.
Von Unsers Herren gebote.
alle die gesamte rote[4]
Nam des michel wunder,
sie vrâgten alle besunder,
Wie im geschehen wære,
dô sagt' er in diu mære
Genzlich, durch waʒ er ûʒ kam.

---

[1] Di die. M
[2] kirichen. M
[3] Under der wile. M
[4] gebot: rot. M

und wie er sînen tôt nam.
Und wie diu reine künigîn
im wære in den nœten sîn
Getriulîch ze helfe komen.
als sie heten diz vernomen,
Dô lobten sie dâ alle Got.
der bruoder liez der sünden spot.
Nâch tugenden er mit vlîze warp:
darinne er sælichen starp.
Unt kwam hin zuo der Vrouwen sîn:
des sî gelobet diu künigîn!

LXXXVI.

Der Raubritter

und sein Kämmerer.

v
W
Se
Jo
de

w
ch
He
Ge
He
ru
es
af
bl
Na
De
Be
sc
di
ni
we
de
ve
Ch
de
se
Kl

LXXXVI.

Der Raubritter und ſein Kämmerer.

Höret fürder, wie Maria Allen hilft, die sie herzlich anrufen.
Ein Ritter hatte auf seiner Burg, wie noch mancher arme Ritter,
Gesinde und wenig Gülte (Einkünfte), er muſste deshalb oft gegen
twen und Waisen ausreiten, that in Wäldern und auf Straſsen viel
aden, und war ein übler Nachbar. Bei alle dem unterlieſs er von
rend auf keinen Tag, knieend die Mutter Gottes zu verehren und
englischen Gruſs zu sprechen.
Eines Tages wollte ein sündenreiner Mönch an der Burg vorüber
ndern: da ersahen ihn die Knappen droben, eilten herbei und raubten
alles, selbst die Kappe. Er bat sie um Gottes willen, ihn zu ihrem
rn zu führen. Das geschah, und nun bat er den Herrn, all sein
inde zu versammeln, damit er ihnen Gottes Wort verkünde. Der
r wollte gern sehen, ob er etwas fruchte, und lieſs Alle zusammen
en. Der heilige Mann vermiſste noch einen, und es fand sich, daſs
der Kämmerer war. Dieser kam nun auch auf des Herrn Gebot,
r ungern, und als er den Mönch erblickte, wandte er sich ab, er-
chte, und gebarte wie sinnlos. Der Mönch gebot ihm in Christi
nen zu bekennen, wer er sei, und weshalb er so lange hier weile.
Kämmerer brüllte, wie ein Vieh, schrie Wehe über die Kunst des
nchs, und bekannte, er sei kein Mensch, sondern ein Teufel, der
on vierzehn Jahre, auf seines Meisters Satans Gebot, dem Ritter
ne, welchen er in seinen schweren Sünden bestärkt habe, aber
dahin bringen können, nur einen Tag Marien nicht zu grüſsen,
auf er ihn sogleich erwürgt hätte. Da erschrak der Ritter, fiel vor
Mönche nieder, bat, ihn von dem argen Wichte zu befreien, und
hieſs Bekehrung: Der Mönch gebot dem bösen Geist im Namen
isti, von der Burg zu entweichen, und niemand mehr zu versuchen,
Marien anrufe. Da verschwand der Kämmerer, und der Ritter und
Gesinde beſserten sich nach der Lehre des Mönchs, der seine
der wieder erhielt, und vergnügt zu seinen Brüdern kam.
Drum sei gelobt die Königin.

LXXXVI.

Der ritter und sin kamerære.

Hie hebet sich ein mær' an
von einem ritter wolgetân

Noch sult ir hœren vür baʒ,
wie daʒ genâdenrîche vaʒ,
Maria diu vil guote,
diu edele wolgemuote
Gnâde an wol giuʒet,
des sie niht verdriuʒet,
Allen den, die iren namen,
den êrlichen lobesamen,
Getriulichen nennen,
und sie dar vür erkennen,
Daʒ sie wil helfen unde mak.
  Eʒ was ein ritter, der pflak,
Als noch manik armer ritter pflît,
ûf dem grôʒ gesinde lît,
Der niht grôʒe gülde hât,
und doch niht gern ab(e) lât,
Er welle grôʒliche leben
und in dem vollen stæte sweben:
Des muoʒ er dikke reisen
ûf witewen und ûf weisen,
Den er ist vil bitter:
alsus was der ritter
Zer werlde gar vermeʒʒen

ûf einer burk geseʒʒen,
An gesinde überladen,
dâmit er tet vil grôʒen schaden
Ûf walden und ûf strâʒen;
swaʒ ir darumbe sâʒen,
Den was er leit nâch gebûr[e]
und ein alsô herter schûr[e],
Daʒ sie gar muosten swachen.
in allen disen sachen
Sô het er ein grôʒe tugent
an im geheget von der jugent,
Diu im ze vröuden ûʒ ergie:
nimmer einen tak er lie,
Ern' gruoʒte mit lobe
Gotes muoter, und darobe
Viel er nider ûf diu knie,
eintweder dort oder hie.
Ave Mariâ! er sprach;
swie vil man in bekumbert sach,
So enkam im diu unmuoʒe
nimmer von dem gruoʒe.
Wan er darinne stæte beleip
dâbî er doch vil übels treip,
Und was ouch stæte daran.
Zeimâl solde ein guoter man,
Ein munch âne sünden vlek,
wandern vür die burk den wek,
Als im dâ geburte.
ir gewonheit zuo schurte
Die ûf dem hûse lâgen,
und des amptes pflâgen,
Riten unde rouben,
hin nider ûʒ den stouden
Liefen dô (die) knappen,
sie nâmen im die kappen
Und swaʒ sie mohten nû genemen,
beide, vürhten unde schemen
Was in genzlich engân

dô bat sie dirre guot(e) man,
Daʒ sie Gotes gedæhten
sô vil, und in doch bræhten
Vür ir herren. diz geschach.
der guote man zem herren sprach,
Swie sie eʒ heten gar vür spot:
»herre, tuo eʒ nû durch Got,
Unde gewer mich einer [ge]bet':
gebiut, daʒ her vür mich tret'
Alleʒ dîn gesinde,
swaʒ man des indert vinde
Uf dirre burk under dir;
sprich, daʒ sie gehœren mir.
Ich wil von Got ein teil iu sagen.«
dem herren wart eʒ wol behagen,
Er sprach: »dîn wille sol geschehen,
ich wil gerne hie besehen,
Ob dû iht schaffest guotes vrumen.«
sust hieʒ er drâte vûr sich kumen
Alleʒ daʒ dâ was gesampt,
bekumber(t) oder sunder ampt.
Als daʒ gesinde vernam
des herren wort, zehant eʒ kwam
Gesampt vür den münch hin.
sîn durchsihtik heilik sin
Ensach niht den er jagte;
ze dem herren er dô sagte:
»Sie ensint niht komen alle;
ob eʒ dir wol gevalle,
Sô lâ nemen der knehte war.«
dô sprach diu gemeinlîch schar:
»Deiswâr, dû tuost uns unreht;
iglîch unsers herren kneht
Maht dû schouwen al hie stân.«
dô sprach zuo in der guote man:
»Eijâ, habt eʒ niht verspot,
gêt, suochet, durch den rîchen Got,
Wan hie gebrichet etwes.«

dô rief zuo im underdes
Alsust einer von der schar:
»jâ, wærlichen, dû hâst wâr.
Der kamerer mînes herren
machet uns disen werren.
Wan er sich heimlîch hât behuot.«
»jâ,« sprâch der münch guot
»Der ist eȥ, den ich wolde hân.«
als des der herre hât' entstân.
Er hieȥ in drâte brengen.
der kamerer wart dô lengen
Den wek, wan er ungerne kwam,
als im dô billîch gezam,
Idoch dô wart er brâht ze rote.
dô er den guoten münch in Gote
Under ougen ouch gesach,
über rukke er sich brach,
Dô er ein teil besîten weich,
sîn antlüzz(e) wart im bleich,
Daȥ gesihte er verkarte,
sîn houpt alsô gebârte,
Als einem, der niht sinnen hât
und enweiȥ, wie er gât.
Dô sprach der guote man zuo im:
»hœre mich, knappe, unt vernim,
Dû solt dich billîch vor mir schamen:
ich gebiute in Jêsu Kristi namen,
Dem ich bin gehôrsam,
daȥ dû mir sîst nû alsam
Alhie in disen sachen,
dû solt uns kunt machen
Offenlîch, dû schanden vaȥ,
waȥ dû sîst, und durch waȥ
Dû sîst sô lange hie b(e)lîben,
und waȥ dû woldest hân vertrîben.
Daȥ solt dû gar uns wiȥȥen lân.«
als diz gesprach der guote man,
Der kamerer die rede wak

sô hôch, daʒ er ir erschrak
Und sie in groblîch muete;
als ein vich er luete
An engestlîcher stimme,
er schrei in einem grimme
über lût vollen sêre:
„wâfen immer mère!
Daʒ dich dîn wek ie her getruok:
ich bin gebunden sô genuok
Von dir, daʒ ich den liuten
muoʒ al hie bediuten,
Waʒ ich bin und waʒ ich jage;
ôwê, swen ich daʒ gesage,
Dâ hân ich niht gewinnes an:
ich bin ein tiuvel, niht ein man,
In eines menschen bilde
ich mich alhie verwilde,
Und bin gewesen al vür wâr
bî dem ritter vierzehen jâr,
Als er ouch (wol) selber weiʒ.
sînes dienstes ich mich vleiʒ,
Wand eʒ mir geboten was;
unser meister Sâtanas
Hât mich zuo im dâher gesant;
wand er mit sünden ist geblant,
Der er vil unt vil begât:
ein tugent er an im hât,
Als er læt ofte schouwen,
wand er die grôʒen Vrouwen
Grueʒen pflig(e)t alle tage:
daʒ ist mir von im ein grôʒe klage
Und ein al ze grôʒeʒ leit,
daʒ er die gewonheit
Sô stæte sich hât an genomen;
ich bin alsô zuo im komen,
An swelhem tage eʒ wære,
daʒ er den gruoʒ verbære.
Des er pfligt der Vrouwen,

sô solde ich im verhouwen
Sîn leben, und erwürgen in:
nû sint diu jâr alle hin,
Daʒ er nie lieʒ einen tak,
als ich leider sprechen mak.
Er enviel' einen gruoʒ:
hie von, als ich bekennen muoʒ,
Swie eʒ mir sol werden ark,
sô wart er gegen mir alsô stark,
Daʒ ich mit leide niht enkwam«
dô sust der ritter vernam,
Wer dirre was und wes er pflak,
sô sêre im sîn herze erschrak,
Daʒ er vil wênik weste,
welheʒ im wære daʒ beste.
Idoch dô er sich versan,
er viel vür den guoten man
Lenges an die erde:
»hilf, herre, daʒ ich werde«
Sprach er »des argen wihtes vrî;
mîn leben sî ouch, swie eʒ sî,
Ich wil nâch dînem râte
mich enbrechen drâte
An dem armen leben(e),
in dem ich sô uneben(e)
Al ze lange bin bestân.«
dô sprach der münch, der guote man:
»[o] dû bœser kamerære,
valsch und ungewære,
In dem namen Jêsu Kristî,
sol disiu burk dîn wesen vrî;
Var hin, dû bœser geist,
mit dîner argen volleist,
In den êwigen haʒ!
dir sî verboten vürbaʒ,
Daʒ dû geturrest immer kumen
zuo des menschen unvrumen,
Daʒ dâ pfliget schrîen

umb helfe an Marîen;
Mit dînen vîntlîchen schaden
sol er gar sîn unverladen.
Durch die edelen Vrouwen guot,
diu mit rehter diemuot
Ir triuwe darûf hât gewant.«
sehet, wâ der kamerer verswant,
Daʒ sîn nieman wart gewar.
der herre und daʒ gesinde gar
Beʒʒerten sich sêre,
nâch dises münches lêre
Wandelt ieglicheʒ sîn leben.
dô wurden wider ouch gegeben
Dem guoten manne sîn(iu) kleit.
mit tugentlicher arbeit
Hete er sie verdienet wol.
er was ouch grôʒer vröuden vol,
Wan der arge Sâtanas
ûf der burk geschant was.
Sust kwam er zuo den bruodern sîn:
des sî gelobt diu künigin!

LXXXVII.

Thomas von Kandelberg.

LXXXVII.

Thomas von Kandelberg.

Laſst euch ein kurzes Märe von mir gefallen. Wer gern von hofelichen Dingen sagen hört, dem wird beſser gelingen, als dem Ungefügen, der sich nicht bedeuten läſst.

Zwölf Schüler saſsen eines Sonntages fröhlich bei Speise und Trank und trieben mancherlei Kurzweil. Da verkündigte einer der Jünglinge, eines reichen Herrn Kind, einen ergetzlichen Vorschlag, welchen er jedoch nicht eher sagen wollte, als bis alle zum voraus einwilligten. Die anderen sträubten sich zwar, gelobten aber, in der geselligen Freude, dennoch alles, was es auch wäre. Sein Vorschlag war nun, sie wollten nächsten Sonntag an derselben Statt wieder zusammen kommen, von lieblichen und hübschen Dingen singen und lesen; jeder solle ein Kleinod von seiner Herrin mitbringen, zur Schau für Alle, und wessen Kleinod da für das schnödeste erkannt werde, der müſse den Tag die übrigen frei halten. Alle stimmten freudig ein.

Einer von ihnen hatte bisher noch nicht seinen Sinn auf ein Weib gerichtet: er diente laut und still nur der himmlischen Jungfrau und Mutter, die willfährig ist und gnadenreich, wie ein von der leisesten Berührung überflieſsender Becher. Diesen Schüler, als er allein war, gereute sein Versprechen: er setzte sich ins Gras, wand die Hände, und schalt seinen Unsinn und Affenheit, die ihn dazu verleitet habe, daſs er, in seiner Armut, nun in einem Tage aufwenden muſse, wovon er ein ganzes Jahr leben sollte. Er sann, wie er davon loskommen könnte: aber die Woche verlief, und der Sonntag kam. Da blieb er, nach der Meſse, traurig in der Kirche allein; er trat vor das Bild Unser Lieben Frauen, klagte ihr fuſsfällig sein Leid, und mahnte sie der Treue, womit er ihr, und keinem irdischen Weibe, diene; auch flehte er zu ihrem göttlichen Kinde, sie für ihn zu bitten. Da sprach die Himmelskönigin aus dem Bilde, hieſs ihn aufstehen und näher zu seiner Frauen treten. Er that es mit freudigem Danke. Nun bat die Mutter das Kind auf ihrem Schooſse, ihr das Büchslein für den Flehenden zu geben. Der Heiland gewährte, und hieſs seine liebe Mutter und Tochter es ihrem Diener reichen. Sie gab es diesem, damit er auch ein Kleinod aufzuweisen hätte. Der Schüler nahm es, weinend vor Freuden, küsste es wol zwölfmal, und dankte mit so süſsen und herzlichen Worten, wie nimmer Mannes Mund sprechen konnte.

Nach dem Eſsen kam er mit seinen Gesellen fröhlich zusammen: sie zählten sich, und keiner fehlte. Nun wurden die Kleinode beschaut: der eine wies einen Goldring, der andre zwei seidene Kleider, der dritte ein zierlich genähtes Badelachen, der vierte einen wol beschlagenen Gürtel; dieser einen goldgewirkten Beutel voll Würze, jener eine seidene Haube (Mütze), der ein goldenes Fürspann (Halsband): alles war schon zu schauen. Die anderen fragten hierauf nach dem Kleinod des armen Schülers, und spotteten sein, daſs er die Zeche bezahlen müste. Da zog er das Büchslein, als das Geschenk seiner Frauen, hervor; er öffnete es, und es kam daraus ein so süſser Duft, wie aus dem Paradiese. Alle priesen dies Kleinod: der Schüler zog aber daraus noch eine Kasel (Priestergewand) hervor, die von Gold und Gestein wol tausend Mark werth war. Endlich zog er aus der Büchse noch ein ganzes, so schönes Meſsgewand, daſs alle die es sahen, nirgend seines gleichen erachteten. Auf die Frage, woher dies Kleinod komme, bekannte der Schüler, daſs er es von dem Heiland und seiner lieben Mutter, der Himmelskönigin, habe. Als sie das hörten, fielen sie ihm zu Füſsen, und baten, ihnen den Spott zu verzeihen. Sie huben das Meſsgewand auf, und trugen es mit Gesange dahin, wo es ihm gegeben war. Der gute Jüngling lebte fortan in Freuden. Solches geschah zu Rom.

Bald verbreitete sich die Kunde hievon, und als nun der Schüler Priester ward, da war ein fröhliches Gedränge zu seiner ersten Meſse, weil alle sein von Unser Frauen ihm geschenktes Meſsgewand sehen wollten. Nicht lange darauf starb ein gewaltiger Bischof, und als die Nachricht davon nach Rom kam, ernannte der Papst sogleich Unser Frauen Kaplan zu dessen Nachfolger. Am nächsten Morgen wurde dieser zum Bischof gekrönt und geweihet, und er verdiente durch seine Herrschaft, daſs er noch immer groſse Kraft im Himmelreiche hat. Wüste ich recht seinen Namen, so würde ich mich seiner Gnade empfehlen, der uns allen Noth ist. Gott helfe uns so zum Dienst Unser Frauen, daſs wir sie mit ihrem Kinde dort schauen mögen. Amen.

Er heiſst Thomas von Kandelberg, von dem dieses Märe geschrieben und gelesen ist. Gott gebe uns seine Gesellschaft.

LXXXVII.

Tômas von Kandelberk.

Diz ist ein buoch ze hœren
von zwelf schuolæren.

Lât iu niht wesen swære,
und hœret kurziu mære,
Dâ mit ich iu dienen wil.
man vindet guoter liute vil,
Die gerne darzuo verdagen,
wanne si hœren sagen
Von hoflîchen dingen;
des muoʒ in baʒ gelingen,
Dan ungevuogen liuten,
die [mir] nieman kan bediuten.
Sust hebent sich diu mære,
wie zwelf schuolære
Zuo einer zît gesâʒen.
si trunken und âʒen
Mit grôʒer vröude, âne klage.
daʒ was an einem suntage,
Daʒ die selben jungen
ir herze darzuo twungen,
Daʒ si mit zühten wâren vrô,
der eine sust, der ander sô.
Dô sprach under in ein jungelink,
der was ein[e]s rîchen herren kint:
»Ich hân ein stolzeʒ dink erdâht,

daȝ sol werden vollenbrâht;
Und swer niht welle volgen mir,
der mueȝe unsælik werden schier.«
Ze hant die schuoler alle
sprâchen mit einem schalle.
Daȝ er in sagte sînen muot.
er sprach: »daȝ wirt wol behuot;
Ir mueȝet mir geloben ê,
daȝ iuwer keiner mir abe gê.«
Des werten si sich: und er bat
sô lange, biȝ si an der stat,
Durch vröude und durch geselleschaft,
gelobten bî ir eides kraft.
Daȝ si im wolten bî gestân,
swie eȝ ouch in solt' ergân.
Dô sprach er: »sô wil ich iu sagen,
wir wellen bî den aht tagen
An dirre selben stat wesen,
wir wellen singen unde lesen
Von liebe unt von hübescheit;
sô habe iuwer ieglîcher bereit
Ein kleinôt von sîner vrouwen,
daȝ sul[le] wir alle schouwen:
Wes denne daȝ snœdeste sî,
der habe den schaden dâ bî.
Swer die kost den tak bestê,
daȝ diu gar ûf in gê.«
Diz gelobten si alle
mit einem grôȝen schalle,
Iglîcher mit der hant,
ir hôhste triuwe was daȝ pfant.
Ir keiner eȝ nie gebrach,
des gelübdes daȝ dô geschach,
Wan daȝ si eȝ stæte hielten,
die der pfliht gewielten.
Ein schuoler was under in,
der hete wênik sînen sin
Gelâȝen an ie kein wîp:

im was aller sîn lîp
Von valsche rein unde guot:
zuo einer meide stuont sîn muot,
65 Der dient' er mit willen
offenbâr und stillen.
Daʒ in des dienstes nie niht verdrôʒ,
eijâ, wie wol er des genôʒ!
  Diu maget die ich dâ meine,
70 daʒ ist diu sueʒe reine,
Diu edel' und diu vrîe,
Kristes muoter [sante] Marîe,
Diu den erhœret und gewert,
der ir sueʒen genâden gert.
75 Die vollen geburt (volborte?) hete si wol:
ouch ist si genâden alsô vol,
Als der einen becher [vol waʒʒers] güʒʒe,
daʒ er übervlüʒʒe,
Und ruorte mit ei[ne]m vinger daran,
80 er güʒʒe ie etslîchen trân:
Alsô sul[le] wir si ouch rueren:
wan si mak wol gevueren
Unser dienst, unser missetât
vür den, der uns geschaffen hât,
85 Daʒ ist der sueʒe heilant,
an dem unser trôst ist bewant:
Der ruoche uns dise genâde geben,
daʒ wir kumen in daʒ êwige leben.
Dâ vröude immer ân' ende ist;
90 des helfe uns der sueʒe Krist! —
Diu geselschaft nam ein ende,
jener want sîne hende,
Der dô âne vrouwen was,
und sazte sich an ein grueneʒ gras
95 Und dâhte: »wie hân ich sô getobet,
daʒ ich ûf ungewisheit hân gelobet
Daʒ dink mit mînen gesellen'
si mugen eʒ mir wol zellen
Zuo einer grôʒen affenheit:

daz dienst wirt ûf mich geleit:
Mir geschiht ouch alreht:
waz wolde ich vil armer kneht
An solch gelübde mich gekart?
ôwê, daz ich ie gewart!
Wâmite dien' ich den tak?
ez wirt mir ein vil michel slak,
Sol ich ze mâle daz verzern,
des ich mich solde ein jâr genern:
Sô bin ich ermer, denne ir kein.«
daz klagen einen herten stein
Sich erbarmen tæte,
ob er ez vernomen hæte.
Dô gienk er zuo den gesellen sîn
unde vazte in sînen sin
Umbe die swære(n) bürde,
wie er der ledik würde,
Biz daz diu woche ein ende nam
unde der suntag dô kwam,
Daz si dâ leisten solden,
die dâ halten wolden
Ir triuwe und ir wârheit.
dô was im gar leit
Umbe daz er [lange] gespart hâte,
dô er daz sô drâte
Solte verliesen.
»nû mag ich wol kiesen,«
Sprach der reine junge[n]
»daz mir übel ist gelungen.«
Diu messe wart gesungen,
die liute ûz [der] kirchen drungen.
Dô daz volk ûz der kirchen kwam,
ein trûren er an sich genam.
Dô dâht' er in sînem muot:
»dirn' ist niht sô guot,
Wan daz du gêst vür daz bilde,
und bitest die vil milden,
Dâvon dû lange hâst hœren sagen,

daȝ si verneme dîne klagen:
Wan ir genâden ist sô vil,
daȝ ich (des) wol wænen wil.
Si begunde denken daran,
waȝ ich ir gedien(e)t hân.«
  Vür Unser Vrouwen [bilde] gienk er stân
und erhuop [vlêhen und] ein biten an,
Alsust er die vil milden bat,
dô er vür daȝ bilde trat,
[Er sprach:] »Marîa, muoter unde meit,
mîn ungemach sî dir gekleit.
Daȝ ich sust beswæret bin;
gedenke, daȝ ich den sin
Gar an dich gelâȝen hân,
und nie kein wonunge gewan
Gegen keinem wîbe
bî allem mînem lîbe,
Sin' wære mir unmære,
swie schœne si ouch wære:
Ich hân, Vrouwe, dîn gedâht,
beide, tage unde naht,
Ich armer sünder, mit gebet,
swie lützel ich daȝ tet,
Sô vergaȝ ich dîn noch nie.«
dô viel er nider ûf diu knie.
»Sol ich nû [an ende] hinnen scheiden,«
[sprach er] »sô gewinne ich beide[n]
[Beide] schande unde grôȝe nôt.
eijâ, lieber herre Got,
Heiȝe die trûte(n) muoter dîn,
daȝ si hiute gedenke mîn
Mit etslîchen dingen,
daȝ mir ouch mueȝe gelingen,
Sint mîn vrouwe diu rîchest is(t),
des bin ich sicher unde gewis,
Under den vrouwen allen:
sol denne ûf mich gevallen
Der schade an disem tage,

daʒ muoʒ immer sîn mîn klage.«
Dô sprach diu sueʒe künigin
ûʒ dem bilde wider in:
»Stant ûf, getriuwer dienst mîn,
unde gank zuo der vrouwen dîn.«
Der schuoler vrôlîchen ûf sprank,
er sagte Got und sîner muoter dank
Der minnenklîchen worte,
diu er von ir hôrte.
In Unser Vrouwen schôʒ saʒ ein kindelîn,
daʒ hete ein wênigeʒ bühselîn
In sîner hant, daʒ was gemâlt;
niht lenger wart ouch da[ʒ] ge(t)wâlt,
Dô er genâden begunde gern,
sîn vrouwe wolt' in gewern.
Si sprach zuo dem kindelîn:
»trût sun, herre unt vater mîn,
Lâʒ dîn guete werden schîn,
unde gib mir daʒ bühselîn,
Daʒ ich in gewern mueʒe,
der dikke mîne vueʒe
Weinende geküsset hât.« —
»so erhœre in, daʒ ist mîn rât.«
Sprach der sueʒe heilant
und gap der muoter in die hant
Daʒ gemâlte bühselîn:
»nû gib eʒ dem lieben dienst dîn,
Tohter und liebe muoter mîn,
unt tuo im dîne genâde schîn.«
Der sueʒen rede wart er vrô,
daʒ bühselîn gap si im dô,
Si sprach: »daʒ solt dû wîsen,
wen[ne] dîne gesellen prîsen
Ir kleinôde von iren vrouwen,
sô lâʒ si daʒ alle schouwen.«
Der schuoler daʒ bühselîn nam,
vor liebe er weinen began
Unt kuste eʒ wol zwelfstunt.

eʒn' kunde nimmer mannes munt
Gesprechen sô sueʒiu wort,
als man dâ hete gehôrt
Zuo der selben stunde.
wie wol sîn herze kunde
In gelêren solhiu dink,
dâmite der reine jungelink
Dankte der sueʒen künigîn,
an die er gar sînen sin,
Von kinde hete gelâʒen!
under des die liute âʒen,
Dô gienk er ouch eʒʒen.
dar nâch niht wart vergeʒʒen.
Sine kwæmen aber ze samen;
vröude unde gamen
Wart under den gesellen.
da begunde man si zellen,
Ob si wæren komen gar:
jener schuoler was ouch komen dar.
Dô wiste der êrst' ein guldîn vingerlîn;
der ander zwei kleider sîdîn;
Der dritte ein badelachen,
genæt von hôhen sachen;
Der vierde ein gürtel wol beslagen,
daʒ solt' er durch sîn vrouwen tragen;
Dirre einen biutel würzen vol,
von golde geworbt wol;
Jener ein houben sîdîn;
der eine ein vürspan guldîn:
Eʒ was alleʒ guot ze schouwen.
dô vrâgten si umb sîn vrouwen.
Und spotten alle gemeine sîn:
»waʒ ist daʒ kleinôte dîn?«
Sprâchen dise schuoler alle
»uns dunket, eʒ gevalle
Diz dienst ûf den schaden dîn.«
dô zôch er ûʒ daʒ bühsellîn,
[Er sprach] »diz gab mir diu vrouwe mîn;

daʒ si immer sælik mueʒe sîn!«
Daʒ bühselîn tet er ûf ouch:
dô gienk darûʒ ein sueʒer rouch.
Als ûʒ dem paradîse,
der stuont sô wol ze prîse,
Daʒ er gepruevet wart al dar
vür ein grôʒ kleinôte gar.
Ûʒ dem bühselîn nam er dô
ein casule, die sô hô
Pruofte diu geselleschaft,
von gesteine hete eʒ die kraft
Unt von edelm golde,
swer ein solhe erziugen solde,
Eʒ wær(e) gnuok unt ze stark,
er mueste mê den[ne] tûsent mark
Geben umb daʒ eine kleit.
des wart der junge wolgemeit.
Waʒ wold' ich eʒ besunder genant?
in sînem bühselîn er [den]noch vant
Alsô gar ein messegewant,
als eʒ die priester ane hânt,
Wenne si zuo dem alter stânt
und daʒ Gotes wort ane vânt,
Daʒ si des alle jâhen,
die daʒ messegewant sâhen,
Sich enkünde in allen rîchen
dem werke niht gelîchen.
Si heten solhes niht vernomen.
»von wannen ist dir daʒ komen?«
Sprâchen si alle gemeine.
des antwurt' in der reine:
»Eʒ gap mir ein vil guoter
und sîn vil trûte muoter,
Dâmit der himel ist gekrœnet
und alliu schœne überschœnet.«
Dô si daʒ heten vernomen,
wanne im diu gnâde was komen,
Dô vielen si im ze vuoʒe

mit mangem stolzem gruoze
Und sprâchen algemeine,
beide, grôz unt kleine:
»Wir triben mit dir unsern spot.
daz vergib uns durch Got,
Wir wellen dich es gerne erlân
immer.« ûf huoben si sân
Daz messegewant vil schône, —
daz geschach dâ ze Rôme —
Unt truogen ez mit gesange hin.
dâ(z) im diu sueze künigin
Mit guotem willen hete gegeben.
er mohte wol mit vröuden leben,
Der selbe guote jungelink,
umbe sô genædiklîchiu dink.
Ez wart erschellet wîten.
dar nâch in kurzen zîten
Der selbe schuoler priester wart;
dâ moht' man schouwen schœne vart
Von [den] allen, die ez vernâmen,
wie vrôlichen si kwâmen
Ze der érsten messe, die er sank;
umb in wart ein michel gedrank,
E si beschou[we]ten daz messegewant,
daz im was worden ûz der hant,
Diu aller werlde vrouwe ist.
dar nâch in einer kurzen vrist
Starp ein gewaltiger bischof;
diu mære kwâmen in (den) hof
Vür den babest ze Rôme,
dô sprach er: »die selbe(n) krône
Muoz Unser Vrouwen kapelân
morgen ûf sînem houpte hân.«
Des andern tages vil vruo
nam er die herren dar zuo,
Dô wart er gewaltik
êren manikvaltik
Unt ze bischove gekrœnet,

unde in den himel geschœnet.
Er verdiente an sîner herschaft,
daz er noch alsolhe kraft
Hât in dem himelrîche;
daz sprich' ich wærlîche,
Weste ich rehte sînen namen,
ich troute in vil wol ermanen,
Daz er mir genædik wære
gegen dem lobebære(n).
Der genâden uns allen nôt ist,
nû helfe uns der dâ schepfer ist
Des himels und der erden,
daz wir vunden werden
An dem dienst Unser Vrouwen,
daz wir muezen beschouwen
Si und ir liebez kindelîn.
des helf' uns unser trehtîn
Und sîn heiligen drî namen.
nû sprechet alle: Amen!

Von Kandelberk sô heizet er
Sante Tômas, von dem diz mær'
Ist geschriben und gelesen:
Got gebe, daz wir mit im [muezen] wesen!

LXXXVIII.

Ave Maria!

LXXXVIII.

Ave Maria!

Ein Edelmann entsagte der Welt und begab sich in den grauen Orden des Klosters Zites (Citeaux — Cisterzienser). Die Mönche fanden es unfüglich, daſs er bei ihnen nur ein Convers (Laienbruder zur Bedienung) wäre, und wollten ihn ganz in ihre Gemeinschaft aufnehmen; ein Meister sollte ihn die Schrift und Pfaffheit lehren. Der Ritter lieſs es sich gefallen, weil er aber im ritterlichen Leben alt geworden, war die Andacht geringe, und von Allem, was der Meister ihm vorlas, behielt er nur die zwei Wörter Ave Maria! Nicht mehr wollte in ihn hinein; dies aber war ihm ins Herz gegraben und sprach er überall, wo er gieng, und bei allem, was er that.

Gottes Güte wollte aber den tugendhaften Mann seine Hartlehrigkeit nicht entgelten laſsen: als er starb und begraben war, wuchs alsbald eine schöne Lilie aus seinem Grabe, mit vielen Blumen, und auf jeglichem Blatte stand mit goldenen Buchstaben: Ave Maria. Die Brüder gruben diesem Wunder nach bis auf den Grund, und fanden, daſs die Wurzel der Blumen aus dem Gaumen seines Mundes entsprungen war. Alle bewunderten die Erscheinung, dankten Marien dafür, und erkannten wol die groſse Innigkeit, mit welcher der ritterliche Mönch die beiden Wörter aus Herzens Grunde gesprochen hatte.

Drum sei gelobt die Königin!

LXXXVIII.

Ave Maria!

Hie hebt sich ein schœneʒ mær' an
von einem edelen manne sân.

Zuo der werlt ein edel man
al solhen willen gewan,
Daʒ er durch Got wolde leben
reine und(e) sich begeben.
Dirre wille vollen gienk,
den grâwen orden er enpfienk
In dem klôster Zites.
die münche sich versunnen des,
Daʒ dem edelen herren guot
niht vuogte ein solhiu dêmuot,
Daʒ er ein convers wære:
dô was in ouch daʒ swære,
Daʒ er wær' in der pfafheit;
wan in genzlîch was geseit
Alliu pfeflîche kunst.
der guote man was in der brunst,
Daʒ er niht vil ahte,
waʒ man ûʒ im mahte.
Die pfaffen wurden des in ein,
er solte wesen ir gemein
Und noch die schrift lêren;
alsust sie wolden êren
Sîn angeborne edelkeit.
im was diu schrift vür geleit

Und ein meister gegeben:
sô was er vor, alleʒ sîn leben,
In ritters wîse worden alt,
und was der sin in im kalt
Ze dirre niuwen lêre
an manger hande kêre
Sîn meister im dâ vor las,
daʒ umbesust doch an im was.
Wan in diu kunst niht entraf,
die sinne wâren im [al]sô slaf.
Der kunst [er] ze niht enwielt,
niwan diu zwei wort er behielt:
»Ave Maria!« und niht mê;
swie eʒ im selben tæte wê,
Sô wolt' ot niht diu kunst in in:
diz ergreif sîn herter sin.
Daʒ ouch al mit buochstaben
im in sîn herze [was] ergraben.
»Ave Maria!« sprach er ie;
swaʒ er tet und swâ er gie,
Sô sprach er ie diu zwei wort.
Got, aller sælden ein volbort
Und rehter tugende ein minne,
lieʒ der herter sinne
Den ritter niht engelten,
er wolte im wol vergelten
Die werlt[e] die er durch in lie,
dô im sîn leben abe gie.
Er starp und[e] wart begraben.
darnâch wart vil schiere erhaben
Eines zeichens daran,
den bruodern kunt wart getân.
Wie im vergolten was sîn habe:
ein lilje wuohs ûʒ sînem grabe.
Diu ûf an schœnen bluomen trat;
an ein ieglîcheʒ blat
Was von golde[n] buochstaben
»Ave Maria!« wol erhaben.

Des nam die bruoder wunder,
und gruoben al[le] hin under,
Unz sie dô kwâmen ûf den grunt;
sie sâhen im in sînen munt:
Dô was diu wurz der bluomen
entsprungen ûf dem guomen
In des menschen munde.
ieglîcher dô begunde
Grôʒ wunder aldâ schouwen,
und Marîen der Vrouwen
Dankten dirre grôʒen gift
und der wunderlîchen stift.
»Eijâ!« sprâchen sie »nû seht,
dar an sie wiste iren kneht.
Eʒ ist offenlîchen wol kunt,
daʒ er von alles herzen grunt
Sprach mit grôʒer innikeit
der zweier worte reinikeit,
Dar an er tet daʒ beste,
und mit willen veste
Wolde an der Vrouwen liebe sîn:
des sî gelobt diu künigîn!«

LXXXIX.

Marien Roſenkranz.

LXXXIX.

Marien Roſenkranz.

Wer der Himmelskaiserin vertrauet, ist geborgen; sie befreundet ihm ihr liebes Kind, daſs er bei Gott im Himmelreich ewig selig ist. Wie sie lohnt, mögt ihr an einem Schüler sehen. Der war gänzlich der Welt ergeben, und von der rechten Straſse auf die Beiwege gerathen: alle Streiche des Schulmeisters waren fruchtlos. Jedoch hatte er, bei aller Untugend, die Gewohnheit, jeden Morgen aus Rosen oder anderen Blumen, welche er selbst auf den Bergen suchte, einen Kranz zu winden, den er in die Kirche trug und dem Bilde Unser Frauen aufsetzte: es war sein gröstes Leid, dies zu unterlaſsen. So gab ihm Gott ins Herz, daſs er, zur Freude seiner Verwandten, in den grauen Mönchsorden trat. Da konnte er aber seine Gewohnheit gar nicht mehr halten, sondern muste ins Chor oder Capitel gehen, wenn er Blumen lesen wollte: so daſs er wieder aus dem Orden zu entrinnen gedachte. Eines Morgens trat er vor Marien Altar, weinte und klagte, daſs er ihr Bild ohne Kranz laſsen müſste, daher er lieber den Orden aufgeben wolle. Ein alter Mönch, der zum Gebete gehend, dies sah, ihn befragte und seinen Kummer vernahm, rieth ihm, anstatt des Kranzes, täglich noch 50 Ave Maria zu sprechen, welcher Engelgruſs ihr tausendmal lieber sei. Der junge Mönch that dies, und diente so treu im Orden, daſs er Prior ward, und seinem Amte tüchtig vorstand.

Eines Tages ritt er, in Geschäften, nach einem Hofe: es war im Maien, der Wald neubelaubt und von Vöglein durchsungen, auf grünen und blumigen Wiesen und Angern blühten Rosen und sang die Nachtigall. In einem tiefen Grunde gefiel es ihm so wohl, daſs er seiner L. Frauen ein Kränzlein winden wollte. Er drang tiefer in den Wald, und sprach, bevor er etwas abpflückte, seine 50 Ave Maria. In seiner Nähe lauerten drei Räuber, die ihm das Ross nehmen wollten: da sahen sie eine Frau kommen, leuchtend von Antlitz wie die Sonne; ihr Mantel von Baldekin (Stoff aus Baldak, Bagdad), besät mit Perlen und Edelsteinen wie Sterne, war so schön, wie nimmer in Arabien und Orient gesehen ward; ihr Gebände auf dem Haupte war ungewoben, ihr Kleid licht und himmelfarbig: so schwebte sie zu dem Mönche hin, nahm ihm von Zeit zu Zeit eine frische Rose vom Munde und wand sie mit einem Golddraht auf einen goldenen Reif, bis ihrer 50 und der Kranz voll war: da setzte sie ihn sich aufs Haupt, und so oft der Mönch den englischen Gruſs sprach, blickte sie ihm unter die Augen, lachte freudig und neigte sich; so verschwand sie, ohne daſs der Prior sie gesehen hatte. Dieser begann nun Laub abzubrechen, und wollte heimreiten: da fielen die Räuber seinem Rosse in die Zügel, und drohten ihm den Tod, wenn er ihnen nicht sage, wer die schöne Frau gewesen, die neben ihm im Grase gehend, ihm 50 Rosen vom Munde genommen. Er betheuerte, nichts gesehen zu haben, und bot ihnen willig sein Ross. Sie aber wiederholten die Drohung, und schilderten, wie die Frau mit ihrer schneeweiſsen Hand den Rosenkranz gewunden und aufgesetzt habe, und huldselig von ihm geschieden sei. Der Prior beklagte, daſs er sie nicht auch gesehen, die er für die Himmelskönigin erkannte, und um sein Leben zu fristen, verkündigte er den Räubern, Gott selber habe ihnen seine Mutter zur Bekehrung gesandt, und ermahnte sie zur Buſse, um U. L. F. immerdar im Himmelreiche zu schauen. Da falteten die Schächer ihre Hände, fielen dem Prior zu Füſsen, und gelobten, ihm zu folgen, Gott und der Himmelskönigin zu dienen. Hierauf führte der Prior sie freudig ins Kloster, und erbat von dem Abte, daſs er sie darin aufnahm, wo sie Gott dienten und büſsten bis zum Tode, und mit dem Prior selig wurden: dazu half U. L. F.

Gott laſse uns auch so leben, daſs wir die Engel-Königin und ihren Sohn ewig schauen, der uns vor Lucifer bewahrt und zum Himmel führt.

LXXXIX.

Marien rôsenkranz.

Hie ist ein schœneʒ mære
von einem schuolære

Wol im, daʒ er ie wart geborn,
der Mariam [ze trôste] hât erkorn.
Die himelische(n) keiserîn!
wer dich in sînes herzen schrîn
Besloʒʒen hât mit triuwen,
der wirt von den riuwen
Gescheiden, die dâ êwik sint.
dû kanst im dîn liebeʒ kint
Ze vriunde wol gemachen
mit sô vriuntlîchen sachen,
Daʒ er muoʒ vröuwen immer sich
mit Gote dâ in himelrîch'.
Wer dich von ganzem herzen sîn
liep kan gehaben, ô keiserîn,
Den hastu liep hie und ouch dort,
dâ Got den starken himelhort
Den sînen gip(t) ze lône,
in sînes vater trône.
Marîa, sueʒe reine maget,
wer an dir hie niht verzaget,
In disem kranken leben(e),
dem hâst dû dort ze geben(e)
Mêr vröuden unde wunne.

wenne er begeren kunne. —
Wolt' iuch sin niht betrâgen,
sô wolt' ich iu mit willen sagen
Von der, die ich nû hân genant,
wie wol der dienst ist bewant.
Den man ir hie tuot kleine,
den ahtet diu vil reine
Gar hôh[e] mit wider lône
in dem himelischen trône.
  Daʒ wart an einem schuoler schin,
der hete gar daʒ herze sin
Und alle sîne sinne
ze verlust unt zuo gewinne
An dise werlt gelâʒen,
er was von der [rehten] strâʒen
Verre in die biwege komen;
sin wildikeit het im benomen
Gar vil der besten wizze;
swie mange herte smizze
Der meister im in der schuole streich,
die machten in doch lützel weich,
Daʒ er iht hete guoter site,
im wonte doch ein tugent mite,
Dâ hete er sich gewenet zuo
daʒ er alle morgen vruo
Rôsen unde bluomen brach;
wâ im aber des niht geschach,
Daʒ er der niht mohte gehaben,
sô gienk er ûf die berge graben
Und suocht[e] waʒ im wol geviel,
dar ûʒ sô macht' er ein schapil
Unt truok eʒ zuo der kirchen hin,
ich sag' iu, als ich berihtet bin,
Er sazt' eʒ ûf daʒ bilde,
daʒ nich der sueʒen milde,
Der edeln und der guoten,
der milden, wol gemuoten,
Maria[m] Unser Vrouwen.

gesniten was und gehouwen.
Des dienstes het er sich gewent,
daʒ sich sîn herze darnâch sent':
65 Und was ouch sîn hôhste klage,
solt' er niht leisten alle tage
Solch dienst Unser Vrouwen.
ich wil mir lâʒen zouwen,
Und die rede kürzen swâ ich mak.
70 diz lieʒ er nimmer einen tak.
Darnâch über kurze vrist
Got selber, der ein schepfer ist
Und [ein] vueger aller guete,
der sant' im in sîn gemuete,
75 Daʒ er sich wolte begeben
in der grâwen münche leben.
Des wurden sîne mâge vrô
und schuofen'ʒ mit dem münche sô,
Daʒ er vil schôn enpfangen wart.
80 dô muoste gar werden verkart
Sîn gewonheit umb daʒ krenzelîn,
wan er muoste ze kôre sîn.
Sô er die bluomen solte lesen,
sô muost' er zuo kapitel wesen
85 Unt zuo labore dikke gên:
des muoste er die bluomen lâʒen stên.
Als er ze kôre denne kwam
und daʒ bilde lobesam
Ane krenzelîn gesach,
90 so gewan er vil grôʒ ungemach
Und wart sîn trûren al ze grôʒ,
daʒ in des leben(e)s verdrôʒ.
Er gedâht' in sînen sinnen,
er wolte ê entrinnen
95 ûʒ sînem grâwen orden,
ê er blibe in den sorgen,
Und in die werlt kêren wider,
ê er sîn gewonheit legte nider.
Dô er den willen ganz enpfienk.

eines morgens vruo er gienk
Vür Unser Vrouwen alter stân,
und liez vil mangen heizen trân.
Er sprach: »vil sueze küngîn,
nu lâz dir geklaget sîn,
Daz ich des niht mag bewarn,
ich enmueze wider ûz varn:
Eya, himelische Vrouwe,
wenn ich dîn bilde schouwe
Und sihe daz stên âne kranz,
sô wirt trûrek mîn gedank:
Ich wil legen disen orden nider
und [muoz] kêren in die werlt wider,
Daz ich dir geleiste
den dienst, den ich [aller]meiste
In mînem herzen habe erkorn;
tuon ich des niht, sô bin ich verlorn.«
Die wîle er dise klage tet,
dô solte gên an sîn gebet
Ein münch der was von alter grâ:
dô er in sach stên trûrek dâ,
Er trôst' in und(e) sprach im zuo:
»sag' mir, wer hât dich sô vruo,
Vil lieber sun, betruebet?
ich sihe wol, du hâst geuebet
Weinens vil und ungedult;
daz ist niht geschehen âne schult.«
Er sprach: »welt ir mir geben rât,
ich sag' iu, wie mîn herze stât:
Ich bin betruebet worden
alsô, daz ich den orden
Niht lenger mag gehalten.«
und begunde dem alten
Sînen willen legen vür.
der alte bat daz er verkür
Die gedanken und die sinne,
und hiez (in) blîben drinne:
»Vil lieber sun, nû volge mir.

ich kan vil wol gerâten dir:
Man sendet in der werlt mê den[ne] hie:
nû blîb[e], ich wil dir sagen, wie
Du die gewonheit solt verkeren:
jâ solt dû sprechen ze êren
Der himelischen künigin
vür daʒ rôsenkrenzelîn
Vunfzik Ave Mariâ
aller tegelichen jâ
Zuo dînen gezîten der dû pfligest,
dâmite dû ir an gesigest.
Daʒ sie dir hôher lônen muoʒ:
als dikke dû den engelgruoʒ
Sprichest, sô bist dû gewis,
daʒ er ir vil werder is[t],
Denne ein krône guldîn
oder tûsent rôsenkrenzelîn.
Des trôstes wart der junge vrô
und stalte sîn gemuete alsô
Nâch sînem râte, daʒ er bleip,
in sînem herzen er dô schreip,
Daʒ er nimmer [einen] tak gelieʒ
ern' spræche, als in der alde hieʒ.
Sus dient' er Unser Vrouwen
mit stætklichen trouwen,
Und hielt sich alsô ebene
in dem grâwen leben[e].
Sîn dienst daʒ was niht verlorn,
er wart zuo prior erkorn,
Wan er mit ganzer stætikeit
an Unser Vrouwen dienst was gereit.
Den orden er vil schône hielt,
und ouch daʒ ampt, des er wielt
Des pflag er als ein sælik man,
vil grôʒe tugent er gewan.
  Eines tages was er geriten
in einen hof, nâch alten siten,
Als im ze pflegen was ê bevoln

ich enweiʒ waʒ er dâ solte holn.
Eʒ was zuo den stunden,
daʒ diu voglin sungen
Und der meije niuweʒ loup
uʒ den zwigen allen schoup
Und der walt gekleidet stuont
und diu vogel' sungen, als si tuont.
Eʒ was in den wunneklichen tagen,
die wisen und anger lâgen
Gruene mit bluomen und mit rôsen.
diu voglin hôrte man kôsen.
Und diu liebe nahtigal
sank, daʒ in den walt erschal.
Er reit durch einen tiefen grunt,
dâ loubes vil und bluomen stuont.
Die wâren schône entsprungen;
diu voglin helle sungen.
Diu selbe stat im wol geviel,
er dahte: »ich wil ein schapil
Miner Vrouwen bringen.«
in den busch begunde er dringen
Mit sinem rosse daʒ was guot,
nâch dem loube stuont sin muot,
Und geviel im [wol] daʒ er spræche,
ê er des loubes bræche,
Sin vunfzik Ave Mariâ!
ern' weste niht daʒ im sô nâ
Solhe liute lâgen,
die die strâʒe rouben pflâgen,
Die wolten im daʒ ros haben genomen,
wan daʒ si sâhen ein vrouwen komen,
Diu was sô schœne und sô lieht,
ires antluzzes angesiht
Benam der sunnen iren schin;
einen tiuren baldikin
Truok si an irem libe,
daʒ an manne, noch an wibe
Nie sô guoter wart gesehen,

der was mit edeln und mit wæhen
Margariten wol gezieret,
mit tiuren steinen durchflorieret
Alsô daʒ ieglîcher stein
noch liehter denne ein stern schein.
Sô hôheʒ kleit wart nie erkant
in Arabiâ, noch in Orîant.
Ir gebende was niht geweben.
daʒ sach man ob irem houbet sweben.
Ir kleider licht und himelvar
alsust kwam (si) geswungen dar.
Swar der munch hin reit,
diu vrouwe lîse bî im schreit.
In einer hant truok si einen reif,
mit der andern si im ze dem munde greif.
Und ie ze kurzer stunde
zôch si im ûʒ dem munde
Eine niuwe rôsen rôt,
die si zuo dem bougel bôt:
Mit einem goltdrâte,
den si bereitet hâte.
Wan(t) si die rôsen ûf den reif:
die hant si lîse wider sweif
Unt zôch herabe vil lôse
ein niuwe vrische rôse
Sô dikke ûʒ sînem munde:
daʒ treip si [biʒ] an die stunde.
Daʒ der rôsen vunfzik wart.
dô wart lenger niht gespart.
Dô daʒ krenzel wart bereit,
si sazte eʒ ûf mit werdikeit.
Und als dikke er si nante
und si des gruoʒes mante.
Den der engel zuo ir sprach,
als dikke si im under diu ougen sach,
Und[e] lachte in hôhem muote.
dem münche neik diu guote
Und was ires krenzellus vrô.

von sinen ougen schiet si do,
Daz si der prior niht ensach
do er sin gebet vol gesprach.
Do brach er ein loubelin,
und wolte heim geriten sin.
Ze dem wege kwam er gedrungen;
die schacher uz sprungen
Und vielen dem rosse in den zoum.
in mohte wol ein senfter troum
Des nahtes getroumet sin,
daz si die himelis[che] kunigin
Des tages solten schouwen.
»nu' sagt uns von der vrouwen.«
Sprachen si alle gemeine
»diu so schoene und so reine
Bi iu in dem grase gienk,
dô si von iuwerm munde enpfienk
Vunfzik rote rôsen,
nu' sult niht umbe kôsen.
Iu ist der tôt hie gereit.
nu' sagt uns die rehten warheit.
Wer diu vrouwe mohte sin.«
er sprach: »ûf die triuwe min.
Ich habe kein vrouwen hie gesehen,
daz war ich bi minem orden jehen.
Und als ich Got schuldek bin,
welt ir daz ros. daz vueret hin.
Daz kan ich iu niht erwern.«
si begunden vil tiuwer swern.
Er muoste von in sterben,
kunden si ez niht erwerben,
Daz er si berihten wolde,
oder bougel was von golde.
Darûf si die rôsen want
mit ir snewizen hant.
Dô si den kranz gemachte,
wie suoze si do lachte!
Si sazten uf und neik in do

si schiet von in schône unde vrô.« —
»A wê moht' ich'ʒ immer gesehen!« —
»ir welt uns niht der wârheit jehen.«
Dô sprach der eine von den drîn:
»und solte ich immer ze helle sîn,
Nu ist von mir der tôt bereit,
irn' sagt die ganzen wârheit.«
Der münch erschrak harte sêr,
er sprach: »eijâ, küniginne hêr,
Bist dû eʒ gewesen? oder wer?
dich hât vil lîhte selber her
Gesendet Got der hôste
disen sündern ze trôste,
Daʒ si dich sâhen, und ich niht.
ôwê, mueste ich dise pfliht
Ouch mit in gesehen hân,
dô si dich sô schœne sân!«
Er sprach: »sît ir's niht welt enbern,
sô mueʒ ich iuch durch nôt gewern.
Daʒ ir mich lâʒet genesen:
die ir dâ sâhet, daʒ ist gewesen
Maria, Gotes muoter:
er suezer unt vil guoter
Hât si iu selbe her gesant,
des sî mîn sêle iuwer pfant.
Lâʒet von der missetât,
und dienet Got, daʒ ist mîn rât,
Und der himelischen Vrouwen,
sô muget ir si wol beschouwen
In dem himelrîch' ân' ende.«
si vielten ir hende.
Dô si gehôrten, wie eʒ was,
si vielen nider ûf daʒ gras
Vil schône vür sîne vueʒe,
und sprâchen, si wolten bueʒen
Ir sünde unde alle ir missetât,
reht als er in gæbe rât,
Und wolten Gotes knehte sîn

und [dienen] der himelischen kunigin.
Dô der prior daʒ vernam,
vil vrouden in sin herze kwam.
Unt vuorte si in daʒ kloster,
von sunden si lôst'er.
Mit vil guotem rât.
den apt er dô bat.
Daʒ si enpfangen wurden.
dô truogen si die bürden
Und buoʒten biʒ an iren tôt.
als in der orden gebôt,
Und wurden heilik schiere.
der prior und die viere:
Des half in Unser Vrouwe.
  Die rede ich nû verhouwe
Und wil si lâʒen beliben.
Got lâʒ' uns vertriben
In disem dienste al unser tage.
daʒ wir der êwigen klage
Ze der helle müeʒen überik sîn,
daʒ wir der engel künigin
Ewiklichen beschouwen,
Mariam Unser Vrouwen,
Und' ouch iren sun Jêsum Krist,
der der sünder bekêrer ist.
O du hôchgelobter guoter,
durch willen dîner muoter,
Hilf uns von [der] sünden überlast,
daʒ wir iht werden Lucifers gast.
Dar zuo sprich, reine Vrouwe guot,
daʒ wir von sünden werden behuot,
Unt varn ze himel mit schalle.
nû sprechet »Amen!« alle.

XC.

Des Bruders Felix Verzückung.

XC.

Bruder Felix im Paradieſe.

Maria, Krone aller Jungfrauen und Königin im Himmelreiche, verleih mir süſse Worte und Stimme, eines Mönches Leben wahrhaft zu beschreiben, und Geheimnisse des himmlischen Palastes zu offenbaren.

Ein heiliger Mönch des grauen (Cistercienser-) Ordens, las gern alles was er von Gott geschrieben fand. Er hieſs Felix, war demüthig wie Hiob, und verehrte beständig die Himmelskönigin. Keinem Mönche war er gram, auf seinen Knien gedachte er reuvoll des Todes, flehte Gott um Rettung aus den Stricken des Teufels, verachtete dieser Welt Ehre, weinte, und entschlief nie ohne Gebet. Niemals beschalt er, was etwa ein andrer Mönch that, und vergalt nie Leid mit Leide.

Eines Morgens nach der Primzeit gieng er aus dem Münster, in einem Buche lesend, wie er selig werden möchte: da fand er, wie im Himmel Freude ohne Leid und Ende wäre. Mit aufgehobenen Händen und Augen dankte er unserm Herrn für solche Freude und Seligkeit, die tausend Zungen nicht aussprechen könnten; wo im ewigen unwandelbaren Lichte die heilige Schrift verheiſst, was keines Menschen Auge gesehen, kein Ohr gehört und kein Herz je volldacht hat. Darüber jedoch gerieth er in Zweifel, und es dauchte ihm unmöglich.

Da sandte Gott vom Himmelreiche ein Vöglein, welches ihm die himmlische Freude verkündigte: es sang so wonniglich, daſs der Mönch aufsprang, das Buch zuschlug, und so groſse Freude empfand, daſs er nicht wuste, wo er war, und alle andere Freude ihm dagegen nichts schien. Das Vöglein war schneeweiſs und sang so süſs, daſs es jeden beseligte, und tausend Harfen nicht lieblicher erklangen. Dieser englische Gruſs entzückte den heiligen Mann. Er gedachte, das Vöglein zu fangen; und nahte sich: es flog aber weiter, und sang dann wieder so wundervoll, daſs der Mönch wie im Himmel war, und fast die Sinnen verlor: er glaubte fest, hier wäre das himmlische Paradies.

Bald aber flog das Vöglein weg, und Felix rief es sehnsüchtig zurück: er wollte für dessen Gesang das lange Leben des Elias und des Kaisers Macht im Römischen Palast hingeben; aller Harfen Klang und aller Vöglein Singen werde davon übersüſset: leider sei die Himmelswonne mit dem Vöglein entflogen, und in die Tiefe gefallen: jedoch wolle er sein süſses Schantieren (*chanter*) über allen menschlichen Sang preisen; er wehklagte, wenn er es nie mehr hören sollte.

Indem erklang eine Glocke: man läutete Mittenmorgen, und der Mönch kehrte besorgt nach seinem Kloster zurück. Er klopfte an, der Pförtner fragte, wer da wäre, und Bruder Felix nannte sich. Der Pförtner kannte keinen solchen. Felix erklärte es für Spott; aber der Pförtner behauptete schon 30 Jahre im Kloster zu sein, ohne von ihm zu wiſsen. Felix erzählte, wie er zur Primzeit aus dem Münster gegangen, und ein Vöglein ihn verlockt, und dann entflogen sei. Der Pförtner erklärte ihn für trunken: er hätte beſser so viel des Rheines als des Weines in sich gegoſsen, und müſse nun drauſsen bleiben. Felix berief sich darauf, daſs er bei dem Abte zur Mette gelesen und ein Responsorium gesungen, er kenne den Kellner, Kammerer und Prior, und habe lange im Kapitel und Chore gelesen. Der Pförtner meinte, er rase, und hieſs ihn seine Straſse gehen. Beschämt bat Felix Gott um dessen Glauben, und klagte, daſs man ihm die fünf Sinne raube; was er doch nicht um die Brüder verdient habe, deren keinem er je feindlich gewesen, und die ihn sonst gern singen und lesen hörten. Er fand es möglich, daſs jene himmlische Freude ihn so verwandelt habe; dann wäre es thöricht, des Vögleins Gesang zu loben; wiederum aber schalt er sich einen Affen, denn jeder der es hörte, müste es über tausend Harfen preisen. Der Pförtner rief zornig, er müſse drauſsen bleiben, wenn der Wind ihn nicht herein wehte. Felix flehte, und bat ihn, nach dem Abte zu gehen. Das geschah, und der Pförtner meldete dem Abte den unbekannten Bruder, der 40 Jahre im Kloster gewesen sein wollte. Der Abt wollte ihn aufnehmen, wenn Gott ihn gesendet hätte; er kam mit den Aeltesten zur Pforte, sie sahen den Bruder an, aber keiner kannte ihn. Der Abt erklärte, es müſse ein unerhörtes Wunder sein. Felix schwur bei seiner Seele und St. Michael, daſs er niemals so weit aus dem Kloster gekommen, als durch die Verlockung des Vögleins, dem er wie ein hungriger Rabe nachgezogen. Der Abt erklärte, Gott habe ihn her gesandt, hieſs ihn ein, und führte ihn in die Versammlung, wo Alte und Junge fröhlich Te Deum laudamus sangen.

Darnach führte man den Ankömmling in das Siechhaus, wo ein alter Mönch lag, der völlig 100 Jahre im Kloster gelebt hatte; der Abt befragte ihn, und der Alte berichtete: als er Noviz gewesen, habe ein Mönch im Kloster gelebt, Felix mit Namen, der gern Alles gelesen, was er von Gott geschrieben fand, und lehrreich und züchtig vor allen Mönchen wie ein Krystall geleuchtet; dieser heilige Mann sei eines Tages zur Primzeit verschwunden, zum groſsen Bedauern aller Brüder, die wol geglaubt, Gott habe ihn zu sich genommen; wenn der nun wieder gekommen, so wäre es ein groſses Wunder.

Ich will es kurz machen: der Abt hieſs ein Buch herbei bringen, worin alle seit dreihundert Jahren im Kloster Gestorbene verzeichnet standen, und darin fand sich nun, daſs Bruder Felix völlig hundert Jahre auſsen gewesen, die ihm doch nur eine Stunde dauchten; so wie ihm Kappe, Schapron, Rock, Schuhe und Socken unversehrt geblieben waren: das wirkte alles des Engels Singen.

Wer vermöchte die Freude des Himmels auszusprechen, wo Christus, von tausend lobsingenden Engelschaaren angebetet, auf dem höchsten Throne sitzt, und Sonne und Mond seine Schöne bewundern: dorthin helfe auch uns er und die liebe Königin! Amen!

XC.

Fêlix im paradise.

Diz ist der münch Fêlix genant,
der tuot uns diz mære bekant

Aller meide gimme,
sueʒiu wort und[e] stimme
Geruoche mir, Vrouwe, ze geben
daʒ ich eines münches leben
Mueʒe alsô beschriben,
daʒ ich âne sünde belibe.
Ich meine dich, Marie,
dû bist ein meit vrie,
Geborn von küniklicher art,
eʒn' wirt, noch enwart
Nimmer meit dir gelich,
dû bist ein vrouwe in himelrich.
Des lâ mich genieʒen,
wen ich denke entslieʒen
Ein rede, diu besloʒʒen was,
von dem himelischen palas.
Diu iu kumet ebene.
In einem grâwen lebene
Ein heiliger münch was,
der gerne von Got las.
Swaʒ er geschriben vant,
der was Fêlix genant;
Er was dêmuetik, als Job.

der himelkuniginne[n] lob
Ûʒ sinem herzen nie enkwam:
keinem münche was er gram:
Sin riuwe diu was manikvalt,
des wart sin lip dikke kalt.
Dô er an siner venie lak
unde rehter riuwe pflak,
An dem libe leit er nôt:
an den grimmigen tôt
Gedâht' er vil dikke,
wie er des tiuvels strikke
Mit êren möhte engên,
des begunde er Gote vlên:
Dirre werlt êre
was im gar unmære.
Er weinte dikke sêre.
Got unser hêre
Sach sine træne wol,
als er guotes mannes sol.
Des nahtes selden er entslief
sin herze ûf ze Gote rief
Unde sprach sin gebet,
swaʒ ie kein münch getet.
Nimmer er daʒ beschalt,
noch leit mit leide gegalt.
Er lieʒ eʒ alleʒ âne nit.
  Eines morgens, nâch prime zit
Ûz dem münster er gienk,
ein buoch er zuo (z')im gevienk.
Dar inne begunde er lesen,
wie er möhte genesen.
Disiu rede im vor kwam,
sô ich eʒ wærlichen vernam
Daʒ in dem himel wære
vröude âne swære
Unde immer âne ende,
beide, ougen unde hende
Ze unserm herren er huob ûf.

der solhe vröude geschuof,
Und lobt' in innenklîch(e),
daʒ in dem himelrîch(e)
Wære vröude âne zal.
er ist sælik der schouwen sal
Sô rehte grôʒ si sîn,
daʒ tûsent zungen, noch diu mîn
Si vol gründen möhten niht:
dâ ist daʒ êwige lieht,
Daʒ nimmer verleschen mak;
diu heilige schrift daʒ selber jach,
Nie kein ouge si gesach,
und ouch nie(mê) geschach
Noch [nie] keines menschen ôren
möhten si vol hœren,
Noch herze vollen denken.
dar an begunde er wenken
Und[e] dûht' in sîn unmügelîch.
dô sante Got von himelrîch'
Dar ein klein vogelîn,
daʒ kündet' im die gaudîn,
Diu in dem himel wære,
mit sange lobebære
Sô rehte wunnenklîch eʒ sank,
daʒ der münch ûf sprank,
Daʒ buoch er ze samen slôʒ,
sîn vröude diu was grôʒ,
Daʒ er enweste, wâ er was;
swaʒ er vröuden ie gelas,
Daʒ dûht' im alleʒ niht sîn,
sô suoʒe sank daʒ vogelîn.
Eʒ was wîʒ sô der snê:
im enwurde nimmer wê.
Swer eʒ hôrte singen,
tûsent harpfen klingen
Wæren niht sô suoʒe;
mit engelischem gruoʒe
Die vröude man im brâhte.

die suberlichen gedâhte.
Der vil heilige man
mangen [ge]danken gewan.
Wie er ez mohte gevân:
gegen im er begunde gân:
Daz vogelîn vor im vlô:
sô lobelichen sang ez dô.
Daz der münch wart sô vrô,
sam er wære in dem himel hô.
Daz er nâch hete verlorn
sîne sinne: er hete gesworn,
Daz daz himelisch paradîs
wære dâ in allen wîs.
Ez vlouk vil schiere dannen.
er sprach, »möht' ich bannen,
Daz dû wider kwæmes,
dîn sank sô genæm' ist,[1]
Eijâ, liebez vogelîn
dû hâst gemuot daz herze mîn
Mit dînem suezen sange.
solde ich alsô lange
Leben, als Elîas,
oder in dem Rœmischen palas
Gewaldik immer keiser sîn,
ich liez' ez durch daz singen dîn:
Aller harfen klingen
und aller vogelîn singen
über suezet, der dich hœret,
dîn edeler sank der stœret
Herzelichez ungemach,
dô ich dich hôrt' unde sach.
Mich dûhte wærliche,
ich wære in himelrîche:
Mîn vröude (nû) geswachet ist
wen dû mir enpflogen bist,
Und ist wærlichen gevallen

---

[1] *[illegible]* kwæme — ist sô genæme

in den grunt der gallen.
Des gibe ich dir die triuwe mîn.
sô sueȥe ist der sank dîn,
Ich wil immer zieren
dîn sueȥeȥ schantieren
über allen menschlîchen sank;
sô suoȥe nie ein kel erklank.
O wê unde ô wê!
sol ich gehœren nimmer mê
Dînen lobelîchen sank!«
Ze hant ein klokke erklank,
Dô lûte man mitten morgen.
do begunde der münch sorgen.
Grôȥe riuwe er enpfienk,
gegen der pforten er gienk.
Der pfortenære dar lief,
der münch ûȥ wendik rief:
»Lieber bruoder, lâȥt mich în.« —
»wer sît ir?« — »ich bin
Ein münch, Fêlix genant,
dem apte bin ich wol bekant
Unde der samenunge,
alt' unde junge
Bekennen mich al gemeine wol.
als ein bruoder den andern sol.« —
»Wie sît ir her bekomen?
daȥ het' ich gerne vernomen;
Wen ich iuch nie mê gesach.«
der münch zuo dem bruoder sprach:
»Bruoder, lâȥet disen spot,
durch unsern lieben herren Got;
Schimpf der ist Got(e) leit,
des weiȥ ich die wârheit.«
Der bruoder der sprach offenbâr:
»ich bin gewesen drîȥik jâr
In disem klôster al hie,
daȥ ich iuch gesach nie;
Ichn' weiȥ, trouwen, wer ir sît.« —

»zunt nâch prîme zît
Uȝ dem münster ich gienk,
grôȝe vroude ich enpfienk
Von einem kleinen vogelîn,
sô grôȝ wart diu vröude sîn,[1]
Daȝ mich her hât betrogen,
daȝ ist mir listeklîche[n] enpflogen.« —
»Ir redet nâch bedunken,
mich dunket, ir sît trunken
Worden des wînes:
hæt' ir des Rînes
Sô vil in iuch gegoȝȝen,
iu wær(e) niht besloȝȝen,
Beide, pforte unde tor;
ir mueȝet blîben dâ vor.« —
»In nomine patris!
diser herre unser apt ist:
Ze der metten ich hînaht was,
einen leczen ich dô las,
Unde half im singen ein responsorium;
sol mir daȝ niht gevrum,[2]
Sô bin ich ein unsælik man;
mit valsch ich niht gewerben kan,
Ich bekenne den kelnære
und den kamerære,
Unde den prîôre,
ze kapitel und[e] ze kôre
Habe ich lange gelesen.« —
»ir muget wol ein tôr(e) wesen.«
Dô sprach der pfortenære
»mir ist iuwer rede unmære.
Mich dunket, daȝ ir râset,
ich wæn', ir nie gelâset
In klœstern (noch) ein wort;
het' ich iuch zeimâl gehôrt

---

[1] *Bezzer mîn.*

[2] Und sang ein — wesen vrum?

Ich wolde iuh in lâzen:
gêt iuwer strâzen.«
Der münch sich schemte sêre,
er sprach: »Got, unser hêre,
Verlîh(e) mir rehten gelouben!
dirre [bruoder] wil mich berouben
Mîner vünf sinne.
ez ist grôziu unminne,
Daz ir mir diz(ze) tuot:
nie keinen valschen muot
Wider keinen bruoder ich [ie] gewan,
noch ûz dem klôster ich [nie] entran.
Hêre Got, wie ist mir geschên!
ich hab' die zît al hie gesehen,
Daz mîn sank genæme was,
oder swen ich ein leczen las,
Daz es die münche wâren vrô:
nû han ich mich verwandelt sô.[1]
Daz ist niht unmügelîch,
daz nie kein vröude ir gelîch
Möhte in dem himel sîn:
daz gêt in daz herze mîn,
Beide, ich wuete unde tobe,
daz ich sînen sank lobe.
Ich rede, als ein affe,
ez wære münch oder pfaffe,
Swer ez hôrte singen
und sîne kele klingen,
Der hete vröude, sunder dank:
tûsent harpfen klingen klank
Wæren niht sô sueze,
so des vogelînes grueze.«
Der pfortenær' hât' ungemach,
mit grôzem zorne er (dô) sprach:
Mir gebreche den[ne] der sinne mîn,
oder iuch vuere der wint her in.

---

[1] *Hier scheint zu fehlen von dem Vogelgesange*

Ir müeȥet blîben dâ vor:
ich habe die slüȥȥel von dem tor.«
Seht, der münch begunde vlê[he]n,
und[e] bat in, nâch dem apte gên,
Daȥ er zuo (z')im kwæme
unde sîn rede vernæme.
Der pfortenær(e) niht enlieȥ,
daȥ in der münch tuon hieȥ.
Zuo dem apte er (dô) gienk,
der sîn rede wol enpfienk.
Der pfortenær' mit zorne sprach:
»hêre, mir hât ungemach
Ein münch getân mit worten;
der stêt vor der pforten.
Der sprichet daȥ offenbâr,
er sî gewesen vierzik jâr
In disem klôster alhie, —
trouwen, den gesach ich nie, —
Unde er wær' lenger hinne gewesen,
er habe ein lecze(n) gelesen
Zuo der metten hinaht.« —
»hât in uns Got her brâht,
Sô sulle wir im gunnen wol,
als ein bruoder dem ander sol.«
Der apt die eldisten nam,
vur die pforten er kwam.
Dô si in an gesâhen,
algemeine si jâhen,
Daȥ si in heten nie gesehen:
»bruoder, wie ist iu geschên?«
Sô sprach der apt im zuo dô:
»ob eȥ wære alsô,
Daȥ wær' ein wunder alze grôȥ;
ich weiȥ keinen unsern genôȥ;
sô grôȥ wunder nie geschach.«
der münch zuo dem apte sprach:
»Ich swer iu bî mîner sêl'
und bî Sante Michahêl.

Daȥ eȥ alsust komen ist,
daȥ weiȥ der meide sun, Krist,
Dem ich immer dienen sol,
der aller gnâden ist vol.
Nimmer mueȥ' ich genern
mîne sêle, ich wil swern,
Daȥ ich ungehorsam
nie wart, noch nie enkwam
Sô verre ûȥ dirre pforte,
dô ich singen hôrte
Sô suoȥe ein kleineȥ vogelîn,
sô grôȥ wart diu vröude mîn,
Daȥ ich im her gevolget habe,
als ein hungeriger rabe
Tuot sîner spîse;
wær' ich gewesen wîse,
Ichn' het' sîn niht getân;
des muoȥ ich hie vor stân.«
Der apt der sprach al ze hant:
»Got der hât iuch her gesant.
Ich wil iuch gerne enplân.«
er nam in unde vuort' in dan
Zuo der samenunge.
alt' unde junge
Wâren al gemeine vrô,
unde sungen alle dô
»Te Deum laudamus!«
dô vuorten si in in daȥ siechûs.
Dâ ein vil alter munch lak,
der het gelebet mangen tak
In dem klôster offenbâr
volliklîchen hundert jâr.
Der apt gezogenlîchen sprach
zuo dem alten, der dâ lak:
»Bruoder, kennet ir disen man?
daȥ sult ir in wiȥȥen lân,
Daȥ er unser bruoder sî;
der jiht, er habe hie

Gedienet vollen vierzik jâr
er mak wol haben wâr.«
Dô sprach der alte bruoder sus:
»dô ich was ein novizius,
In disem klôster ein münch was,
der gerne von Got(e) las,
Swaz er geschriben vant,
der was Fêlix genant,
Von grôzen tugenden wol bekant.
Got hât an in gewant[1]
Sîne barmherzikeit;
ouch was er im gereit
Mit lobelîchen zühten,
des sach man in liuhten
Als ein kristallen
vor den münchen allen;
Der was ein heiliger man.
nâch prîme zît er entran,
Daz unser keiner in vernam
sider dem mâl, war er kwam.
Daz was der samenunge leit
unde was jâmer al ze breit,
Daz si in heten verlorn;
si heten alle wol gesworn,
Got het' in zuo sich genomen.
ist er nû her wider komen,
Daz ist ein wunder al ze grôz.
Gotes dienst in nie verdrôz.«
Ichn' wil ez iu niht lengen:
der apt hiez im brengen
Ein buoch, dâ er inne vant,
wie ez umb die was gewant,
Die gestorben wâren
vor drîn hundert jâren;
Darinne begunde er lesen.

---

[1] *Hier sind schon die Zeilen 353—358 vorausgenommen, aus Anlaſs der voranstehenden gleichen Reimworte.*

daʒ er wær' ûʒen gewesen
Vollikl̂chen hundert jâr:
daʒ dûht' in sîn ein stunde gar.
In den selben jâren
niht vervûl(e)t wâren
Kappe, schapruon unde rok,
schuohe, hosen unde sok.
Diz machte engel[e]s singen.
wer möhte vor bringen
Die vröude diu in dem himel ist,
dar inne selbe wonet Krist,
Den manik tûsent offenbâr
lobet engelische schar
Mit gesange schône,
der in dem hœsten trône
Sizzet gewaldik, sunder wân,
beide, sunne unde mân'
Sîner schœne wundert;
manik tûsent hundert
Engel (in) ane beten.
mit sîner helfe sul wir treten
In daʒ [êwige] himelrîche,
daʒ wir vrôlîche
Mueʒen mit sînen engel[e]n sîn
des hilf uns, liebe künigîn!
Die diz mære vernâmen,
die sprechen alle: Amen!

Lesarten,

Anmerkungen, Berichtigungen und Nachträge.

Lesarten.

LII. *Der Weltheilige.*

Heidelberger Sammlung (H.) 176, ist in der Coloczaer Abschrift ausgelaſsen.

10. Do elle *(*beſser* al). 11. begonde (*immer*). 14. chvñ. 29. tevlel (*immer*). 34. Do chom her (*aus* er *gebeſsert*). 38. Nv ist. 39. evch (*meist*). 40. 48. vñ (*meist*). 64. si (*öfter*). 74. Sie begonden. 94. Die. 103. geriet *aus* riet *gebeſsert*. 14. so *für* wart. 22 niman. 26. vñ. 31. 41. Die. 42. ginch. 58. Do. 59. Ern pñench. 65. Ez. 70. solt *dv*. 89. **beſser* ein[en]. 95. **beſser* genâde[n]. 98. iehen (*kann so bleiben*). 206. ginch. 13. *oder* sezzet'. 17. **lies* sin. 22. ovch ze lenger niht w. 32. scholde. 42. kemen. 53. **beſser* (ge)sagen. 55. aller *ist überzählig*. 56. **beſser* künde ie. 84. Da. 85. wizsagen (z *übergeschrieben*). 307. *kein Absatz*. 21. leren. 22. Er. 26. vñ. 27. **lies* sô. 29. Vñ. 30. got. 31. *kein Absatz*. 45. wolfe. 51. *Absatz*. 78. **beſser* daȥ (wol) kunt.

LIII. *Der weiſze Rosendorn.*

Dresdner Sammlung 19: Von dem weiſſen roſen dorn — (Auch in der Wiener Sammlung 25: Das mer von dem dorñ; und in der Insbrucker Abschrift 27: Das mär von dem doren?) — Ohne Absätze.

4. vnd. 11. ein nicheȥ k. chund : stund. 13. Gût. 14. 17. vnd. 20. vmb. 23. dorñ. 24. 26. schôn. 25. fraw : schaw. 29. Was—erkant : prant. 32. -lich. 34. dâr k. 35. Und sliet *ist überzählig*. 37. dar ein : erschain. 43. Nú (*immer*). 45. mocht. 47. mer : wer. 49. fraw. 50. recht. 53. sag : gedag. 55. sweig : geneig. 57. vrlobs. 58. mår ſey entwicht. 59. söllent irs glaubñ. 63. menig. 65. vnd spricht. 66. Was. 67. fraw. 68. Da—gärtlein. 69. wolt. 70. dick. 71. 72. do si sich mit W. 74. wurcz. 76. schaffent (*meist*). 77. leib : beleib. 81. fraw. 86. Da

87. *mund* : *stund*. 89. was. 90. *dunckt* das. 91. hand. 95. enbernd : werend. 97. fraw. 100. schön. 102. 3. geriñ. 15. hat. 16. schöpft. 27. süllent. 28. Rosenbluten. 32. fraw. 34. wer — daist. 39. *het*. 40. schön wer g. entw. 42. Vñ. 43. *eng*. 46. *hand*. 51. fraw. 54. Solt. 64. huld. 73. wild : geld. 80. fraw. 85. wer : *diener*. 90. Chlagtech. 91. dienst. 92. Lang. 94. hetz. 95. Da. 98. Secheml. 99. wa. 201. sich : smäch. 6. euch. 8. Wa. 11. dick : plick. 21. *hett*. 22. gesait. 26. Da. 29. sinnë. (*dann bejser stem*). 35. fraw : aw. 40. sechß. 44. red. *Hinter ew ist* an and' *wiederholt, aber roth durchstrichen.* 45. fraw. 48. kußerlich. 51. ler. 61. nagtñ hiesz : enliesz. 63. *stät*. 73. leib : weib. 75. entrinn : min.

LIV. *Berchta mit der langen Nase.*

Dresdner Sammlung (D) 13. Wiener Sammlung (W) 7. Insbrucker Handschrift (I) 8. Vō berchtā mit d' langen nāse. D. Das mer von der stampen. W. Das mer v. d. st. I. — Die folgenden Lesarten gehören D, ohne Absatz.

1. Sat — mir : bewar. 3. erräng : leng. 6. haim. 10. nū (*immer*). 11. wz. 13. merckend — sag : lag. 15. **bejser* man (da) bes[illegible]t. 17. Da. 19. *hinter man steht noch roth durchstrichen.* wolt : solt. 21. Da — gesind : chind. 23. sullent — *pett* : trett. 35. 40. kumpt. 36. Da. 49. vñ. 50. *Wett* der tafel bett *sein* g. 51. furcht — ser : ker. 54. dz. 55. fraw zürnet. 61. Da tät *der*. 65. niemat. 67. pfleg : leg. 70. red geth. 72. vertagen.

LV. *Irregang und Girregar. Von Rüdiger von Munre.*

Koenigsberger Sammlung 2. — Eine ganz andre, kürzere Darstellung enthält die Wiener Sammlung: Hie hebt sich an die gut geselschaft, und die Insbrucker Handschrift, ohne Ueberschrift, welche aus dem Anfange genommen ist: Man spricht gut geselschafft. [illegible] In der Dresdner Sammlung 7. Von zwein studenten. — [illegible] Dis mer heiset Rüdeger [illegible] von zwein gesellen.

8. Wen. 9. ehinture. 10. vreide. 11. *kein Absatz*. 19. do. **tiers* lit. 21. Rede. 23. in di. 25. Wenne. 30. moch. 32. Wen. 33. *war*. 35. do. 36. Vor — uch. 39. Wer — ge schach. 45. Do — vnd. 46. Do. 49. vnd. 53. vor. 55. *Absatz*. 59. morginrotin. 62. Do. 66. smeat. 67. vnd. 68. Dar. 69. Wol katern. 72. not — spiz (his). 75. vnsamfte — quam : benam (*besteht, wenn* 74 *der für di gelesen wird*). 78. vnd missewate (date). 82. Vreide l. wen. 83. *bristen*. 85. *di* gewertin. 87. mich. 89. is

wrâm. 93. talar Alibe. 99. ich. 100. sint. 101. Do von vnsen. 6. noch. 7. *kein Absatz*. 10. wo. 12. solche here. 13. Do. 15. mochtis us. 20. Do. 22. do. 24. Do. 26. in semplit. 27. Noch. 30. Do. 33. Botin — zueine. 34. Wenne. 35. bilde. 36. Wenne. 37 Vnde siche lide bettin : gebetin. 41. *lies gesæze*. 44. Hie in mac solchir. 48. umme mogit. 49. Do ir beisir. 50. urwirn. 55. der. 57. Keinin. 58. Di — d'. 59. in ir. 60. nun. 63. mac bewendin. 66. mogin. 67. grusin. 72. salt. 78. hulde und. 80. kom. 84 und. 87. vmme ein liz. 89. uch gnur. 90. beite. 98. Meite — luturen. 202. Do hatte. 4. do. 5. hattin. 7. vor. 9. semlite. 11. Sonir warwe. 12. gezogint. 14. Wi zi. 15. kumen. 17. uch. 20. das. 24. schonen. 38. in. 41. waste. 43. dol. 46. Wen. 51. Begondin. 59. Waste — schone magit (*g unterpunktirt, als ungültig*) : vnnureait. *Also meit : unverzeil zu lesen*. 64. tegintl. 65. ir dach : nach. 68. Heftet. 69. sege. 71. do. 72. meitin. 74. wimch. 76. waste zu gewallin. 77. vû. 81. Zenedir. 83. *Sete ist herzustellen*. 85. Entweder — adir. 87. sal. 89. an den wane : getane. 91. semplitis. 93. Nich vor. 98. Wen. 302 wes. 5. zu glitin. 11. nich. 12. *lies geliez*. 13. worin. 15. Wen. 17. hatte. 19. Begonde wile : scrithe. 21. grel vor. 22. want. 24. Slichin scrichin. 27. benomen. 30. wein ws (*wi unterpunktirt, als ungültig*). 32. vremdim. 35. 36. Noch. 36. kranchin. 37. ich vor nim. 38. lezzit. 39. Do. 43. kummir. 44. wen der tummir. 46. windin. 47. nich. 50. swenis warwe. 51. in tekit. 52. hatte. 53. kolte brun war. 54. Do. 59 und. 62. deme st. do. 63. *Absatz*. Beswuren — lure : hugre. 68. neichtin bi uch. 70. here sch. wir d. 71. uch. 73. 76. vmme. 77. vorstelin : betin. 80. uch zu vm minnen. 82. hettet. 83. wanne. 84. mogit — gesegen. 85. uch. 87. siet. 89. und. 93. vorterbin. 96. s. a. 98. vmme. 99. 400. vm. 1. uch. 7. vor gein. 8. uch. 9. stetin : quetin. 14. 15. uch. 15. eider werit : bescherit. 18. sal. 23. do gescha. 25. vñ. 26 Irem. 28. nich. 34. nich. 36. Spotin. 37. uch. 45. *Absatz*. 48 begonde. 50. Do so want. 51. Noch sine. 53. uch. 54. Wen. 55. gonde : konde. 57. sal uch *(lies in)*. 58. do. 59. Wen — noch. 60. *kein Absatz*. 62. Big. 64. dochte. 66. noch. 69. do. 73. vmbeslossin. 76. vor swi. 78. vnd. 80. Do. 82. vnd. 83. Vor sin beite. 85. vnd. 87. karte : gelarte. 89. den. 90. ledinc. 91. geswegete. 92. 93. *sind etwa zu ergänzen*: Zem gaste si sich neigete Und vuort' in minnekliche. 98. hatte. 500. Do in begin. 1. do. 2. Gugir. 3. noch den aldin siten. 8. bis da. 9. dire. 10. bas. 11. ernst. 12. bis. 13. verwisen : nemer in pinen. 17. schut. 18. do. 21. *vor mere steht sere als Schreibfehler* *unterpunktirt*. 522 *waste*. 23. *kein Absatz*. hatktin. 27. do. 31. umme. 39. michis. 42. *wennede* (*meint wol senende*). 46. vollechin (*meint eher* volleklichen). 51. *bliben*. 52. *wer*. 53. tusin. 56. wenete *se*. 62. 71. teginflichin. 63. beite. 65. *want*. 73. Do. 74. *semptin*. 75. slefis. 80. Woldis. 83. vnd. 85. bis. 86. weckes. 91. leige *vor* — sien : *en*. 94. do man. 95. *vol* : *wol*. 602. vnd. 4. bewerris. 7. Vnd. 9. strich. 11. gnuc. 15. beite. 21. gewechtin. 27. wirtine. 32. mag. 34. her hin. 38. Here. 40. vngefuge. 41. bewirris : irris. 46. dicht. 47. elwichis. 50. uch. 51. mannet ich geschet. 52. inner des *irt*. 55. mochtis. 57. *wil*. 61. vnd. 64. do. 65. wirtine. 67. Biwen. 74. nimant nich. 75. zoumit. 76. do von dich tromet. 79. Do — bis. 81. ligin. 83. Vnd. 89. 1. 92. beite. 93. swigin : sigen. 95. Begondin. 96. Har (*meint wol* Gar) gezoginflichen. 97. gelleit. 98. irrtin. 700. Den. 1. irz. 2. knapin itwedir. 3. sñ. 5. blibe. 6. **lies* alfe. 9. kundigin. 10. sal. 12. tummen. 13 ge ouchtin. 14. sñ. 16. andrin nich. 17. umme. 18. gigin. 19. bouil. 20. **besser* do. 21 Here. 22. mach — umme. 23. zublvin. 27. 29. hette. 30. 36. wes. 31. *ingelinge*. 38. mach. 42. *imandis*. 43. hir — is. 44. *wrist*. 45. *irem*. 46. *hierauf folgt schon* Der wirt in sin gemute nam Das im sint vnebene quam, *ist aber durchstrichen, als Vorgriff von* 779—80. 48. ire. 49. Vf im beite do. 53. gewgin. 54. gewristen. 59. wrdin. 61. Kregin — dis. 64. vch *danne* lerin. 68. sulchin. 69. *w* vch g. kundin. 70. sal ich uch. 71. selbe. 72. hetten. 74. Vnd v. ir. 81. swivilhaftin. 84. *adir*. 90. glich. 91. qualete (*das erste e unten punktirt*). 97. de gemidin : lidin. 99. Reidintalbin. 800. *winstere*. 1. do. 2. hatte. 4. war. 5. do noch. 6. vane. 9. Heitin. 10. briwen. 11. Begonde. 13. alde. 17. wirtine. 19. ge auchtin. 20. kondin. 21. Wo. 24. mage. * 26. noch * (*lies* näch). 28. 30. 31. do. 32. himelicz. 33. 35. Do — *wenstir*. 36. slouf. 42. hatten. 48. begondin. 49. eimen. 53. Vnd. 54. sal mi dis vnebeil. 56. weine. 57. vnd. 58. salt. 61. mane — eimas. 64. dar. 65. *waste*. 75. ebene w. geware. 76. qm̃ ware. 79. wallin. 81. weite : beite. 83. vloic : betronic. 87. do. 88. *kuchete*. 92. zu tuschit. 93. alle sine lide. 95. Tovginflichir. 96. Wan. 97. In tuichin — craf. 900. andris. 1. Wen. 3. wirtiñe. 4. gezogenflichin. 6. wndin. 7. beite. 8. uch. 13. do — want. 16. manchir. 17. Mach du. 18. vmme. 19. Adir w. gewinnes. 24. vorketis. 25. hattis hi. 28. noch. 32. phlegis. 33. beite. 37. kummen. 38. wilt du. 39. kumet : gelumet. 42. beduchte * *lies* bedûhte). 43. kumin. 45. beite. 46. Da. 47. begrife : slife. 50. wen. 51. *enir*.

955. vngewerte. 56. wen. 59. Wen ich mich mach. 61. vnse. 67. d' here. 68. bis — kumen. 70. Sal. 71. in mogin numer. 72. tummen. 74. do. 76. tus. 80. ver iuertis. 82. luigel. 85. Zo. 90. gewarnete. 91. *Absatz*. 96. ich. 97. *lies* Eg. 99. hal *oder* hel (heil?). 1000. beworn. 2. gutir *meint Gütchen, Hausgeist, Mittellat.* jotticus — *Altnord.* jötun *Riese und Zwerg, Dän. Jette Riese*. 3. pilewis (*vgl. das isländische* bolvisi *böser Geist: gebildet wie noch unser Bal-last, bal-stürig*). 5. vngehure. 8 vnd. 9. Begonden. 12. genzlichin. 13. hette. 16. erbeit. 19. warn. 20. niman. 21. geschen. 24. eine ganze. 25. nich vor ies : geseis. 28. Keinerleie. 32. in sullint. 33 in sal. 35. nich *aus* mich *gebessert*. 36. bis tu. 42. wrechte. 44. banke. 45. im. 48. feuchte. 49. wriwil brarcht. 50. enge. 57. Vm ein nwis bartirin. 58. zwiwilis. 70. das, nich. 72. si do h. *(lies dô)*. 73. nch wit beschede. 77. Do di wirtine. 78. andrim zwei. 84. nimant. 86. konde di geberde. 87. behaltine (*in unten punktirt*). 88. do — be sagete. 91. Do. 92. gehoust. 95. stolce wrtinne vor phlac. 98. gewastit. 99. mit *kann bestehen*. 1101. gezogintlichin. 3. slofe irwachte. 6. tummer. 7. herche (ch *aus* z *entstanden*). 8. angezam. 10. vortelle. 11. beim : surin. 13. Wollechlichin. 15. do. 18. inslafin. 20. vnd. 21. vnd vasta. 24. Jdoch. 25. wor sweic. 30. want. 32. den. 36. gref. 42. is. 43. Do. 45. lerete. 49. e' mich quelin : vorhelin. 53. *besser* Wache. 55. vmme vnd. 57. wilt tu. 58. bis tu. 59. eim (*meint* z'eim'). 60. geschin. 61. nime. 62. here. 63. sagis : verdagis. 66. d'. 67. wol e' das. 69. kise — dor. 71. Nen ich sware. 72. hastu. 76. indaltu. 78. is want. 82. machte ein sůnde. 83. anne. 84. wilt du. 85. topheit. 86. adir. 87. sehe — elbis. 88. clene wrist. 91. Swas dich westerwalt. 92. adir. 96. salt du. 97. wolge. 1201. beite. 2. beitte. 3. wolgete. 5. furre. 7. sies. 9. Hint. 11. Adir. 12. Vor. 14. gnuc. 15. vmme. 19. vnd. 21. e' war. 22. vmme. 23. nich. 25. vordir. 27. dugte. 28. tumen. 34. d'. 36. toto. 39 sehe — wirit. 43. in geschiet. 46. nimer. 51. Als aus getaner. 52. scurnin. 53. verwan. 54. larte. 56. vnd. 57 der halm. 60. smeliche. 61. ware. 62. min (*für* nim). ware in vare *verschlimmbessert*. 63. d' getruge ; schowe. 69. libe. 72. rillin. 76. hette. 77. nach. 79. menit : gewenit. 81. sullin — vmme. 83. vnd botin. 89. der salter. 91. Bie. 94. antwrte. 95. vmme lus du. 97. iungelin. 1301. larte. 8. wen — uch. 14. ire. 15. ridir. 16. begonde si do. 20. ge tanis. 21. gnin. 22. vnd. 23. wluchin : vor tuchin. 27. begere. 29. nâ. 30. dê. 31. schei. 34. hese. 35. hesit. 37. is. 39. manchin eicigin. 40. wes was. 44.

hanz : verganz. 1344. suldin. 47. nim'. 48. *das das* in tochte. 49. salt — *wo*. 50. eil. 53. gebe *d'*. 54. vnd vordir. 56. geschit noch. 59. vmme *d'*. 62. den vuire. 63. ir wachetin. 64. disine. 68. gadene. 69. wert. 70. is im. 77. *J* gelarte. 78. do — w't. 79. sal. 80. bele. 81. wolle. 84. reide ist idoch. 85. v'tit. 87. macht du. 88. eil — vnd. 89. gnuc. 91. worder. 93. vnsamlte. 96. gnuc. 98. uch. 1405. do was ge geborgit. 7. w'ntlichir. 8. nomen. 13. wurdir. 14. noch. 19. vngev'd'. 20. nuir alp gesund'. 23. do wre. 24. vor. 26. vch. 27. dunir. 28. Rudier von munir. 31. nich — nunen. 32. girregangin. 34. eichin (: leichin). 35. gewgin. 36. warin do. 40. do. 41. g'regar. 42. vor. 43. begonde. 46. wolt vnd uch. 47. 48. uch.

LVI. *Meister Irregang.*

Lassbergs Liedersaal CXXVII

1. 4. uch (4 *ist vielleicht der* — iuch *zu lesen*). 7. warten. 9. kön. 16. behebt. 17. *Wie* tum. 19. *Absatz*: Was. 20. **lies* ieglich (der). 24. Gang. 25. hübsch. 27. nimpt sich och. 28. nützschit. 29. *Den nun* zway — drü : dü. 31. *wirdig*. 32. gült. 34. kain. 35. hailig. 37. *für wem wol wenn'*. 40. vnd. 41. 42. *umgekehrt*. tädingen. 43. sprech. 44. ain. 45. recht. 47. hasz hart. 49. **lies* Us. 50. wechen. 51. brisz. 52. buch — wisz. 55. dü. 56. *Was Siegfried den beiden Nibelungenbrüdern nicht konnte*. 57. *Absatz*. 59. salb — üch. 60. wirck. 61. vnd. 64. fürti. 65. och ich in. 66. huete *sind hier Helme, wie* helm-huot *in Nib*. 69. kond. 72. 74. vnd. 77. Gut antwurt. 78. vnd. 79. wisz — mügen : segen. 81. wetten : knetten. 86. hant. 87. min stunt : hunt. 89. *Absatz*. hasan. 92. Ain. 93. an. 96. säglichen. 99. müg. 100. kön. 2. Vnd. 3. vmb. 4. ain. 5. *Absatz*. **besser* Die *mit Komma vorher*. 7. mach — tach. 9. habent. 10. stach pfening. 12. armprost. 15. verbotten : vnd rotten. 18. Tröschen vnd (*Fröschen ist Druckfehler*). 19. min. 21. *Absatz*. Trösch ich aim. 22. wär alles sampt. 23. Tackt. 24. trüg in toten. 25. sin. 26. slüg. 27. iemant. 28. gieng — wierr (*meint* wirre : geschirre, *wie wol zu lesen*). 29. Irre gang. 30. Mang. 33. verdürb : wird. 37. wissent sicherlich : rich. 41. wisz : spisz.

LVII. *Minnedurst.*

Lassbergs Liedersaal LXXI

1. was — dich sag. 2. konnent a tag. 3. hövenlichen. 6. könnent. 9. Werdent — mär. 10. uch hir

bewår. 11. uch. 12. Wond. 13. *Absatz*. 14. Da. 16. ůch. 17. *haissent*. 18. Eh (*Ez ist Druckfehler*) — *wôlt*. 19. ůch. 20. *már*. 24. kond och alli *sinů*. 26. *vnd*. 27. Kond. 33. *mine*. 34. *vnd*. 41 **fehlt hinten ein Punkt*. 43. liebi. 46. *wolt*. 47. *nám* : *zám*. 52. můsti. 53. fůgt. 54. selb. 56. angst. 64. laid. 70. knab fůgti. 71. sines. 73. *do*. 76. rosz. 77. *Absatz*. 84. Ge — erled. *ist Druckfehler*. 93. *miner für nimer*. 97. kompst. 99. *Absatz*. 103. kônn. 5. erstan. 7. hab : knab. 9. solt dir gern. 15. geminert. 20. *kein Absatz*. *da*. 23. *Absatz*. 26. *Was*. 29. letzste. 32. brůtgant. 33. *Absatz*. 34. hatt. 35. *Wenn niemen wie er wurd*. 37. *hette* : spâtte. 40. schier. 42. knab daz er sach. 46. knapp. 47. *Absatz*. 51. *vnd*. 53. erhort : sport. 54. das 59. liebi. 61. *Absatz*. turstet ser : wil mer. 66. ausz hin nacht. 70. hertz. 71. durst. 72. ab. 74. *sid*. 75. *Absatz*. bring. 82. *necker*. 87. *Absatz*. ab : knab. 92. mán. 94. do *jn*. 99. *Absatz*. bett : stett. 215. hin nacht. 19. kom — erst. 20. Wen. 25. *Absatz*. 26. luf. 30. bestu. 31. ain. 32. mocht. 35. besten. 36. satzt. 37. *Absatz*. 38. kond — vnd 42. durst. 45. do. 46. leste — so. 47. fliss. 49. *sund*. 50. *Absatz*. **lies* vruot (guot *ist Druckfehler*. 62. knab. 66. kant. 67. do. 70. *kein Absatz*. 71. end : schend. 76. werd.

LVIII. *Das Rädlein. Von Johannes von Freiberg.*

Heidelberger Sammlung 196 in der Coloczaer Abschrift ausgelassen.

8. hôrt. 9. sagt mirz vor. 12. *kein Absatz*. 15. vnde, 13. hette. 20. halte. 22. *wo*. 25. **beſser* vrouw'. 26. hatten. 27. mohte. 30. do. 35. 36. schriber en recht wer er wer. 38. hat. 40. gesatzet. 49. 55. maitin. 56. meste. 59. vñ. 61. harte — lockel : tockel. 63. *Ze*. 66. nihten. 67. *brant*. 70. scholde kvssen. 74. 86. vbelich. 79. geit. 83. *vch*. 85. 91. *Waz*. 88. hvten. 91. gebrêchte. 93. *kein Absatz*. 94. **lies* einen (einem *ist Druckfehler*). 95. hatten. 97. nacht. 99. warn. 100. vrow. 11. begond. 24. trêren. 27. *Niht* v. 28. dovhte. 35. scholde. (*Ist zugleich Anspielung auf die Heldenlieder vom groſsen und kleinen Rosengarten*). 36. meste. 47. gedacht. 54. manchem. 69. suberliche. 70. verzait. 72. *vch*. 73. Im begonde. 74. einem vische. 76. *sust*. 80. mancher. *Hier fehlt etwas: ein Morgengruſs*. 87. *redest dv*. 94. *vnd*. 98. wolt. 200. wilt *tv*. 3. sprech. 4. dirz. 9. molet. 19. begende — vñe 23. *Absatz*. 24. min. 27. *kein Absatz*. 28. vnde. 32. *stent*. 40. gemacht. 41. kemen : benemen. 45. *vrow*. 46. vor. 48. vñ. 51. **beſser* liste.

251. kemen : benemen. 59. wurde : burde. 62. *hette*. 65. *Absatz*. begonde. 68. gemolt. 74. vñ. 78. *vrowe*. 79. schriber : wer. 85. **beſser* habent. *Der bekannte, nach gebräuchliche Spruch; findet sich aber nicht im Freidank*. 88. *kein Absatz*. 89. an sach. 90. lechelich. 91. scholde zernen. 94. *sch*. 99. schelten : melten. 303. *Wie*. 14. hast *dv*. 17. *Absatz*. 18. *hat*. 25. *wo*. 26. bis. 28. besonen *darf*. 30. *kein Absatz*. erbeitte : geleitte. 34. begonde. 38. *wert*. 44. sol ich getvn wol. 46. doch *für* dich. 49. *Absatz* (*nicht* 51). 55. vñ. 57. seberlichez megetin. 58. *scholt*. 63. Vnde hivte. 72. hepfet. 79. dorfte *(*muſs bleiben*). 81. *Absatz*. veste. 90. veste. 92. gemanf. 98. *wie*. 401. *Waz*. 8. wer *ergangen*. 9. gemerken. 14. zwischen ze triben. 19. *Ze* spitten. 27. Scholde. 28. Romischen. 32. niemant. 35. wer. 38. vñ. 40. cleinen. 44. Konden. 45. **lies nikt*. 49. schiozzen (i, *als ungültig, unten punktirt, und o aus e gebeſsert*). 51. *tem*. 53. niemät. 57. vñ. 59. *Absatz*. 62. leiten. 65. zwn. (*Anspielung auf den Schwank XXV*). 66. batten. 68. iezvnt *ist überflüſsig*. 77. *terre*. 79. konde. 86. 87. *wie in dem Schwank XXIX*. 90. scholden. 94. iren (*kann bleiben*). 95. *were*. 97. Schelt — vnde. 502. *welch*. 5. kemen : vernemen. 8. *sch*. 11. letste. 12. recke. 13. *Vnde*. 14. allez. 15. *kein Absatz*. 17. **beſser Unt*.

LIX. *Der bloſsgestellte Ritter. Von dem Stricker.*

Heidelberger Sammlung (H.) 172. Coloczaer Abschrift (C.) 171. Wiener Sammlung (W.) 67; Insbrucker Abschrift (I.) 44. Strickers Welt- Würzburg-Münchner Handschrift (M.) 1. Wiener Handschrift (Wn.) 94 Bl. 66.

Ueberschrift: Hie wart entnacket ein ritter Das saget vns der Stricker. C. *Von des wirt(e)s gaste W*. 1. *Vō eime* M. W. *Wn*. 3. *ritter M*. 4. kam *M*. chom *Wn*. eine *M*. *W*. *Wn*. 3. Eines *H*. *Wn*. ritters *Wn*. Zv einem wirte *M*. Ze aim wirt *W*. enpfie : ergie *W*. 4. sage evch *H*. wie im daz *M*. wie ez im *W*. 5. Er ne *C*. Er *M*. mer *W*. *Wn*, me *M*. 6. Horte *M*. grözzer *H*. 7. deste *M*. 8. vñ *H*. 9. wart *M*. (des) *W*. 10. wart *M*. 11. Des *M*. er an im *W*. beschauwen *M*. 12. Sine — sine *H*. 13. zu im sitzen *Wn*. 14. was *M*. 15. ze (gein) der *Wn*. *M*. 16. Im *W*. schonez fiur *M*. gemacht *H*. 17. sazens in der stuben *M*. *Wn*. *W*. 19. setzten *H*. under *W*. 20. alle *M*. also *Wn*. 21. Zv libe *H*. 22. Nu (Und *Wn*.) h. d. fiur (vil) *M*. *W*. *Wn*. 23. Do ez guote wile a. g. *M*. *Wn*. *W*. 24. Vñ daz d. h. gw. *W*. Seht wa d. h. *M*. *W*. *Wn*. 25. die ūbern *M*. d'ober *W*. *Wn*. 26. So daz *Wn*. dū keltin *Wn*. die chelten *H*. *C*. 28. vor hitze *Wn*. von der hitze der heiz sw. *W.* 29. der stirn *M. W.*, dem houpte *Wn.* 31. heime wil gemache *Wn.* gemach wil *M. W.* *(*beſser*). 32. an *für* gân *H.* 33. s. r. im *Wn.* *(*beſser*). Daz er im s. r. zûge (zûg s. r.) a. *M. W.* 34. Ine w. niht d. *M. W.* Ichn w. d. ieman hie *W.* *(ieman hie *lautet beſser*). Ir sint (seit) in einer guoten habe *M. W.* 35. Habe n lange u. *Wn.* 35. 36. *umgestellt*: Herr habt guten gemach *W.* 37. abe *z.* in den *M. W. Wn.* 38. Ir *M. W. Wn.* einen *M. W.* 39. Sine *W.*, Si *M.* Er hang allz *Wn.* 40. ez *W.* 41. ane *M.* 43. Do spr. *M. W.* [daz] *Wn.* 44. bete *M.* 45. guot *M.* 46. wirt do *W.* 47. lip — evch *H. C.* Als ich *M.* rehte l. [sô] *W. Wn.* 48. Nu *für* und *H. C.* tohter *M. W. Wn.* 49. unzuhte : suhte *M. Wn. W.* 50. leid *M. W.* gerne *W.* ein *M. W. Wn.*, einn *C.* 51. Dan *M.* 53. Der w. spr. *M. W.* 54. hôvesch *M.*, hvbsch *H.* 55. lit. *W.* ich e zwo *M.* zwu svchte : zvchte *H.* 57. lieze *M. W. Wn.* 58. sült — vm *M.* 59. h. hie *M. W.* 60. zen kn. *W.* dem knechte *M.* 62. d. r. von im emph. *W.* enpf. *M.* 63. in im *M.*, im *W.* uberz houpt: beroupt *M. W. Wn.* 64. wart *M. Wn. W.* betoubt *C.* 65. [vil] *M. W. Wn.* grôzen *H.* 67. was *M.* s. dort a. *W.* 68. Als *M. Wn. W.* 71. Als in do d. vr. *M. Wn. W.* 72. blozzen *W.* 73. schamten (schemten) si sich v. *W. M.* erkomen si vil sere Der gast erschrac noch mere (77) *Wn.* hvbscheite *H.* 75. her vil manegen *Wn.* 77. ouch s. *M.* noch mere *Wn. W.* 78. trvet *H.* Der gast entrowet [eʒ] *W.* getruwets *Wn.* 79. komen *M. W.* 80. scham also *M. W.* so *Wn.* 81. hete *M.* 82. Trâwet *H.* Triuwete *M.* in *für* hin *und* 83 tuos d. mohte han *M. Wn. W.* *(*beſser*). dannan *M.* 84. Des mohter *M. W.* 86. zornklich *H.*, zornlich(en) *M. W.* von d. *M.* Vñ rait ʒehant von d. *Wn.* 88. wart *M. Wn. W.* alsam ê *M.* sam e *W.* 89. Sa warne — [wirte] *C.* mane *M. Wn. W.* 90. Swaz liebes *M. Wn. W.* 93. So er *M. Wn. W.* *oder *für* unde (vñ *H*) *ist Druckfehler.* 94. Veber *M.* Veber sinen w. *W.* 96. wære *Wn.* Vñ w. b. verkorn *W.* [b.] verlorn *M.* 97. Swelch *M. Wn. W.* 98. mer *M.*, mere *W.* noch m. *Wn.* denne *M.* *In W folgt noch* Hie wil daz mer ain end han Behût ùns got vor aller scham.

LX. *Der nackte Bote. Von dem Stricker.*

Heidelberger Sammlung (H.) 171; Coloczaer Abschrift (C.) 170. Strickers Welt: Wiener Handschrift (W.) Bl. 65; Würzburg-Münchner Handschrift (M.) 52.

Ueberschrift: Hie gienc ein knecht für vrowen Nacket in ein stuben C. Von eime h'ren M., wo der Anfang lautet: Ez was hie vor so man seit. Daz ein h're vl einer strazzen reit. Do sant einen sinen knecht. Vor im für daz was reht. *Ohne Ueberschrift beginnt W*: Ez geschach hie vor so man seit Daz ein herre uf ein strazze reit Vnd sande einen sinen chneht Vor in hin daz was reht. — Am mer von des herrñ (hern) knecht Vnd von der padstubē. *W. J.* 1. *M. W.* Ez vas. 2. *C.* eine straze, *W.* vber velt. 3. *M. W.* Do sant er; *W. fehlt* einen. 4. *M. W.* Vor im fur. 6. *M. W.* Er enb. 7. *M.* da sin, *W.* pei im s. 8. *M* wol schin; *W.* Daz t. d. kn. wol sch. 10. *M. W.* Er k.; *M. W.* hin an; *Wn.* Und k. zuo. 11. *Wn.* Daz sach; *M.* Hohe und wit u., *W.* D. waz w. us g. 12. *Wn.* Nu vant. *M. W.* Do vant; *M. W.* an. 13. *Wn. W.* der mære. 15. *M.* Do. 18. *M. W.* Nu s. er, *Wn.* Er sach wol. *H.* sa her. 19. *M. W. Wn. fehlt* ouch. 20. *M.* O. w. der kneht so l. m., *W.* Der kn. w. l. m. 21. *M. W.* Daz er n. vr. vur b., *Wn.* D. er vr. niht vur b. 22. *Wn.* Und w. 24. *M. W.* D. er darinne b. u. sch., *Wn.* D. er sich b. u. sch. 25. *M. Wn.* mir ouch. 26. *W.* Sw. m. h. im enb., *Wn.* Sw. m. h. here enb. 27. *Wn. M. W.* D. sag ich; *M.* der badstuben. *Wn.* in der stuben. 28. *M. Wn.* daz was. 29. *Wn. fehlt* hat. 30. *Wn.* Und enb. ze hant. *W.* Er stunt von dē pherd zeh. 31. *M.* sich geswinde, *W.* Vnd zoch im abe geswinde. 32. *M.* ze dem selben k. 33. *M* Sitz mir uf d. gew., *W.* S. mir zu dem g., *Wn.* S. nider uf diz g. 34. *M.* zoum. *W.* Daz pherd er im pant. 35. *M. W.* Huete m., *Wn.* Und büete mir; *M.* unz dar, *W.* mir daz. *H.* hevte (*meint* huete, *wie zu lesen ist*). 36. *M. W.* ieman, *H.* niemen; *Wn.* nieman hie; *M.* iht ensch.; *Wn.* iht schade. 37. *M. W. Wn.* lonen. 38. *M. W. Wn.* D. k. tet. 39. *M. W.* Ez ret n. da w., *Wn.* Er enspr. n. da w. 40. *Wn.* U. s. iesa da nider. *M. W.* U. s. uf daz gewant n. 41. *Wn.* Diz; *M. W.* Nu w. er. 42. *M. W.* So d. r. dicke l., *Wn.* So dicke d. kalte r. l. 44. *M. W.* Da von haizet; *CH.* ingesinde. 46. *M. W.* Doch h. si. *H.* evch. 47. *M. W. Wn.* Ein ander st. 48. *M. W*² Nu w. *W. M.* herre also g. 49. *Wn.* ze huse, *M. W.* huswirt. 50. *M.* D. er die bezzern st. nit hez., *Wn* D. er die niht heizen l. *W.* D. er die stub n. h. l. 51. *M. W. E.* daz d. s. abe gie. 52. *M. W.* ane vir; *M. W. fehlt* kalte. 53. *M. W. Wn.* Vnd die fl. versl. *H.* vlugen. 54. *M.* Daz si dar in n. z., *W.* D. si niht dar ein z. 55 *M.* spacheit, *Wn.* spechait 56. *M. W.* Als ich ew (+ nu *M.*) han geseit. 57. *M. W.* Die st. m. ungeheizet lie, *Wn.* Die st. und sie kalt lie. 58. *M. W.* Daz gesinde alle tage gie. 59. *Wn.* sin ges. *M. W.* In die badstuben zuo den frowen. 60. *M. W.* Ouch m. man da sch. 61. *M. W. fehlt* Vil; *M.* wertlichen, *W.* waidenlichen, *Wn.* wætlichen. 62. *Wn.* Die frowe ir t. u. iriv w., *M. W.* Des wirtes t. vn. sin w. 63. *W.* Het ez, *M.* Heten ez, *Wn.* Si hetenz. *H.* hetens. 64. *Wn.* Do kom der du, *M. W.* Nu was er der. 65. *Wn.* Als nâhte an der stuben tür, *W.* Nackant komen zu der t., *M.* Nahen kom er zuo d. t. 66. *M. W. Wn.* ober halp, *Wn.* Nu was gelit da für. 67. *Wn.* wætel, *M. W.* kosten; *Wn.* wætel, ein michel teil (!) 68. *Wn.* (:) ouch guot heil. 69. *M. W.* Als er; *M.* do; *W.* der einen, *W.* do ein. 70. *M. W.* Nu; *Wn.* daz dort her k. 71. *M.* *W.* Dort her ein. 73. *Wn.* wadel, *M. W.* dem kosten. 74. *Wn.* Doch: *M. W.* Der h. wa s. * (*lies* sô). 75. *Wn.* D. er des d. kn tw.; *W.* den kneht des betw; *M.* kn. da betw. 76. *M. W.* under s. d. 78. *W.* Er erbait. *W. Wn.* daz er geviene. 79. *M.* dar in. 80. *W.* Und dem h. entran. 81. *W.* Do; *M. W.* in begunden schowen. 82. *M. W.* Daz gesinde und (+ ouch *W.*) da fr. *H.* begonden. 83. *M. W.* Si erschraken von sin sch. 84. *M. W.* bedacketen. 85. *M.* ir ougen. 86. *M. W.* Wan der w. alleine. 87. *M. W.* zeiget. *H.* er zeigte im schire. 88. *Wn.* *fehlt* er. *M. W.* Er spr. owe waz. 89. *M. W. Wn.* Owe a. m. e. 90. * (*lies* do). *H.* begonde. 91. *M. W.* kneht. 92. *Wn.* daz im. *M. W.* Die schande diu im (+ du *M.*) geschach. 93. *Wn.* zuhter. 94. *M.* her fur. 95. *Wn.* hin in; *M.* wær gew. 96. *Wn.* niender gen. 97. *Wn.* Unz d. er; *W.* Daz gew. er an den arm n., *M.* Wan d. er daz g. an die arm n. 98. *M. W.* Und wider uf sin pf. k. 100. *M. W.* also. 1. *M. W.* da reit. 2. *M.* D. er. *H.* chovm. 3. *Wn.* do d. wirt gesach. *M. W.* Als der wirt des knehtes flucht. 4. *M. W.* Ersach und ouch sin unz. 5. *Wn.* *fehlt* vil u. het; *M. W.* Do was er sicher ane wan. 6. *M. W.* Er hete imz ze schanden getan. 7. *M. W.* Swie erz getan hete. 8. *M. W.* Ob erz niht widert., *Wn.* Und swer er getan hæte. 9. *M. W.* Er het verlorn sin ere. 11. *M. W.* *fehlt* vil. 12. *M. W.* ôrsch. 13. *M. W.* H. ouch s. mit im r. 14. *M. W.* si alle. 15. *M. W.* gepieten. 16. *Wn.* Da; *M. W.* sin ors (= ôrsch *M.*) geholte. 17. *Wn.* Beidiu sch. u. sp., *M. W.* Dar zuo swert u. sper. 18. *M.* ôrsch. 19. *M.* gahte, *W.* eilte. 20. *M. W.* Die str. hin vil r. *Hienach M. W.* Und allez sin gesinde: Die vuoren (Daz fuor *W.*) nach im swinde (gesw. *W.*). 21. *M. W.* Do si in sahen r. 22. *Wn.* Do geschach in. *M. W.* Nu sach; *W.* in; *M.* ich k. z. 23. *M. W.* D. h. sach s.; *W.* sinem. *H.* kvmen : vernvmen. 24. *M. W.* sage an waz hast du vern. 25. *M. W.* Wie verstu waz wirret dir. 26. *M. W.* Hab stille und sage (+ ouch *W.*) mir. *H.* chvmest dv. 27. *M. W.* her jagen. 28. *M. W.* Der kn. get. im n. s. 29.

Wn. vngemach. 130. *H.* sweige. *W.* und eilte da. 31. *M. W.* Nu k. 34. *M. W.* Und spr. genad h. m. 35. *M. W.* disen knecht. *H.* kymen : genvm̃. 36. *Wn.* D. m. hiute h. ben., *M. W.* Wan er hat m. ben. 37. *M. W.* Alle mine ere. 38. *W.* Ich gewinns, *M.* Ich erhol michs. *H.* michz. 39. *C. H.* sin so geniezen, *Wn.* also genozen, *M.* sin genozen hin. *W.* mir sein hin. 41. *M. W.* da jag(en *M.*)t. der. 42. *M. W. Wn.* Er. *H.* evch. 43. *Wn.* Sagt m., *M. W.* Alle s. sch. 44. *Wn.* So er m., *M. W.* Ja m. er, *H.* So mage er. 45. *M. W.* Mit solchen dingen v. h. 46. *M. W.* daz leben, *Wn.* sin leben. 47. *M. W.* Gnad herre m. d. 48. *Wn.* batstuben. 49. *M. W.* Bi miner tohter, *C. H.* Bi minem w., *Wn.* minen wibe. 50. *M. W.* Vnder. 51. *M.* mer, *Wn.* mere; *M.* iezunt. 52. *Wn.* tet merer m.; *M. W.* begie. 53. *M. W.* Er; *Wn.* hinfür. 56. *M.* Tuo mir m. ôrsche her, *W.* Er hawtin daz ros ser. 57. *M.* einem, *Wn.* im; *W.* *fehlt.* 59. *W.* Im wart ze rennen gach. 60. *M. W.* Und ouch d. kn. n. 61. *(*lies* hin). *Wn.* Als er hin *ze* dem knehte kam, *M. W.* Und het in bald erriten. 62. *Wn.* Bi; *M. W.* Do kom er mit unsiten. 63. *M. W.* Und fuort in bi dem hare wider; *Wn.* *fehlt* her. 64. *M. W.* sa zehant n., *Wn.* sa zornichlichen n. 65. *M. W. Wn.* Und; *H.* bestvmelt, *W.* geblendet. *M.* erblendet. 66. *M. W.* D. was ouch vil nach (nahen *W.*) getan. 67. *H.* *Absatz.* *M. W.* Genad h. spr. d. kn. 68. *M.* daz reht. *W.* Lat ew d. g. sagen r. 69. *M.* Ew s. wie *ez* ergangen si, *W.* Wie ez erg. si. 70. *M. W.* Nu hielt d. r.; *W.* ouch da bi. 71. *M. W.* den schaden. 73. *M.* *ich*; *H.* *ir.* *Wn.* *fehlt* 173 : 4. 74. *M.* getan im; *Hiernach W. Wn. M*: wes (waz *W.*, Oder waz *M.*) er mich habe (het *W.*) gezigen : Daz (Ez *Wn.*) wære mir niht liep (leit wurdez *Wn.*) verswigen. 75. *M.* *fehlt* Do. 76. *M. W. Wn.* Du m. doch; *M. W.* alle dine t., *Wn.* von disem t. 77. *M. W.* Immer mer w. bl. 78. *M. W.* Genad h. 80. *M. W.* daz wiste mich. 81. *H.* baistuben. 83. *M.* Do was ich sicher ane wan, *W.* Da waz ich in dem w. 84. *M. W.* Er wolde (+ da *W.*) gebadet han. 85. *M. W.* Und wold ouch ich (ge)baden mich: + Daz ist mir worden schedelich. Do ich gein der stuben gie Dô was oberhalp hie Guter kosten genuoc, Die der tiuvel dar truoc. Als (Vnd *W.*) ich der einen genam, Do sach ich wa (= daz *W.*) geloufen quam. 87. *M. W.* Dort her e. u. h. 89. *M. W.* H. m. zuo der tür in : Daz was min grozer ungewin. 90. *M. W.* (*siehe vor.* Z.) *H.* Do schvf. 91. *Wn.* Und h. m. erbizen nach; *H.* het. *M. W.* *fällt* aus. 92. *M. W.* *fällt aus*: H. Do. 93. *M. W.* Daz ich niht mohte umbesehen. 94. *M. W.* E mir diu schande was (wer) geschehen (beschehen). 95. *M. W.* Do disiu (diu) rede (+ also) geschach: Der ritter lachende sprach (*für* 195—98). *H. Absatz.* 198. *Wn.* so getan. 99. *M. W.* din fr. 200. *Wn. fehlt* vil; *M. W.* Herre nu lat in gen. *Hienach M. W. Wn.*

Ez was entriuwen (= min angest und *Wn.*) min wan,
Er het ez ze schanden mir (mirs ze sch. *W.*)
Ez wære ze laster mir *Wn.*) getan.

1. *M.* Sus sch. er d. er g., *W.* Er sch. daz der g. 2. *Wn.* ê so vient w. 3. *M.* ihtz; *W.* icht besch. *H.* geschen. 4. *M. W.* So músten alle die liute jehen. 5. *M. W.* D. er sch. W. 7. *Wn.* Bedæhteclich, *M. W.* Bescheidenlich. *H.* er varn. 8. *M. W.* uf e. w. 9. *M W.* betriuget manigen m. 10. *M. W.* Der sich da vor niht hüeten kan; *Wn* niht wol bed. k. 12. *M.* So verre, *W.* So wer. 14. *M. W.* aller s. e. a., *W.* all sein ere an. 18. *H.* erz. 215—20. = *Wn.*, *dagegen M. Wn.*:

Ein ieclich man, der sinne hât,
der habe sich an disen rât
daz er niht wæge (*M.* wege, *W.* wâge) so sêre
durch deheinen wân sîn êre;
wan misselinget im dar an,
sô beginnet wîp unde man
vil gemeinliche (gemeinlichen *W.*) jehen,
im sî gar rehte geschehen (beschehen *W.*).
disen rât den merkent ir,
dunke er iu guot (so guot *M*), sô volget mir.
Amen (*W*).

LXI. *Der geäffte Pfaffe. Von dem Stricker.*

Heidelberger Sammlung (H.) 173, ebendarin wiederholt (Hh.) 198; beides fehlt in der Coloczaer Abschrift. Strickers Welt, Wiener Handschrift (Wn.) Bl 45.

Ueberschrift in H. ist das erstemal ausgeschabt, und nur noch zu spüren Ditz ist von einen kúndigen ... (*wol* knehte) Ein vil seltſene mere. *Die Wiederholung mit der vollständigen Ueberschrift verkürzt Z. 1—22 so:* Ein pfaffe vnd ein vrowe gvt Die hetten beide svlchen mvt Daz sie sich liep ein ander hætten Daz ist war mit gantzen sleten Die vrowe hette einen elichen man Der was allez valschez an Die vrowe wart des erblichen Ir wer der wirt entwichen (21) Zehant wart des der pfaffe gewar Nv qvam er geslichen dar (22) Recht als ein diep sol Wen sie geazen vñ getrvnken wol. 4. *Wn.* Der h. *H.* begonde. (*meist*). 7. *Wn.* Heimlichen. 9. *H.* dem m. 13. *H.* zv — zv. 15. *H.* rovmen : sovmen, W. sêmen:

rimen. 18. *Wn.* guoter * (*ist beſter*) 22. *Wn.* *fehlt* nu. 24. *Wn.* denne. 25. *Hh.* begondens. *H.* danne an. 26. *Wn.* *H.* Und begunden da k. w. h. 27. *Wn.* mangen. *Hh.* Daz triben sie vil manic nacht vñ tac. 28. *Hh.* Eines. 29. *Hh.* An sinem bette u. 30. *Hh.* Sie pf. *Hh.* *Wn.* sie in an. (*Von den übrigen bedeutenderen Abweichungen in Hh. sind hier nur die vergleichbaren ausgehoben: das Ganze liefern die Nachträge.*) 33. *Wn.* holz. 34. *Hh.* din v. 35. *H.* gerovmet : versovmet. *Hh.* zvzevhet : versovmet. 38. *Hh.* Daz vazze. *Hh.* [39. 40]. 39. *H.* vñ. (*meist*). 41. *Hh.* die rinder. 42. *Hh.* dich ſvdern. 43. *Wn.* Deswar — iz. 44. *H.* Iz (*öfter*). 45. *Hh.* weste m. herre. *Wn.* wesse. 46. *Wn.* untr. uns t. 48. *H.* *Hh.* schire, *Wn.* schir. 49. *Wn.* rehte. 50. *H.* evch, *Hh.* vch (*meist*). *Hh.* von *für* ein. *Wn.* herze. 52. *Wn.* gewant — namen. 53. *Wn.* da v. 54. *Wn.* chome. *Hh.* *Wn.* talanc. 55. *Wn.* *Hh.* Ern. * (*beſser*). *W.* ware. 56. *W.* tæte. 58. *W.* inder. 60. *Wn.* iedoch — ersach. 61. *Wn.* vñ brot * (*beſser*) *Hh.* Sie trvg im kese vnde brot. 62. *Hh.* izze. *Wn.* grimmugen. 63. *Wn.* Dune t. 64. *H.* *Hh.* Macht dv — gesovmen, *Wn.* Maht dv — gesv̊men. 65. *Wn.* zallen ziten. *Hh.* zaller. 66. *Hh.* Vmb din. *Wn.* dine. 70. *Wn.* *H.* *Hh.* nemt. 72. *Hh.* al die wile. 73. *Wn.* widere. 75. *Hh.* fevstlige, *Wn.* feustlinge. 77. *Wn.* Do. 80. *Wn.* tougen als e. d. 81. *Hh.* sinen. 82. *H.* *Hh.* Do. *Wn.* niht h. 83. *Wn.* diu was. * (*beſser*). 84. *Wn.* Si. 85. *Wn.* bereite. 88. *Wn.* alder werlt v' dr. v. 89. *H.* *Hh.* Do. *Wn.* *fehlt* si. 90. *Wn.* schone. 90. *Hh.* *Wn.* swin (*s.* 226. 233). 91. *Wn.* fulte * (*beſser*). 92. *Wn.* ahenet. 93. *Wn.* fulte — si in. 95. *Wn.* vohenzent w. als ein sne. 96. *Wn.* sande a. alsam * (*beſser*) 97. *Wn.* Heimlichen. 98. *Wn.* doch einm. 99. *Wn.* bereitte : gebeitte. 100. *H.* Vntz. *Vielleicht umzustellen*: Daȝ si sô lange gebeite Unz si die spîse bereite. 101. *Wn.* warn. 4. *Wn.* Do m. s. 9. *Hh.* *Wn.* haime. *Hh.* bleip. 12. *Wn.* Er lief. z. *H.* zv. 13. *Wn.* dar an. 14. *Hh.* wortes. 15. *H.* zornlich, *Hh.* zorniger, *Wn.* zornliche. 16. *Wn.* verdroz. 18. *H.* hilfe. 22. *Wn.* gwan so grozer. 24. *Wn.* han. 25. *W.* manigen gedanc. 26. *W.* eine. 28. *Wn.* gaz. 29. *Wn.* *fehlt* gar. 30. *Wn.* sinc. 31. *Wn.* war siez barc. 32. *H.* zv. 33. *H.* niem̄. 36. *Wn.* denne. *Hh.* Daz was im doch selten. 37. *Wn.* do hin. 39. *H.* *Hh.* kvm̄ : genvm̄. 41. *Wn.* dar uz. 42. *Wn.* *C.* *H.* *fehlt* aber, *hat Hh.* 43. *Wn.* so. 44. *Hh.* maint. 45. *Wn.* Unze. 46. *Wn.* hin be (*ohne* komen). 47. *Wn.* ze den torre in gan : stan. 48. *H.* Do — entsamt. 50. *Wn.* Welich. 51. *Wn.* koeme her wider. 53. *Wn.* mahte. 54. *Wn.* sagt. 56. *Wn.* he. 62. *H.* ringer. 64. *Wn.* sumere. 66. *Wn.* übele. 67. *Wr.* D. ich ivch also. 68. *Wn.* *fehlt* ir. *Wn.* noch get. (*ebenso Hh.* 177: *beſser*). 173. *H.* evch. *W.* vñ sp. *Wn. fehlt* ot. 76. *H.* benam̄. *Wn.* ze fruo. 77. *Wn. fehlt* wol, *Hh.* noch (*vgl.* 168). 80. *Wn. fehlt* hat. 82. *H.* zv. 84. *Wn. H. fehlt* nu (*hat Hh*). 87. *Wn.* Und ist d. 88. *Wn.* so g. 89. *Wn* daz si g. 90. *Wn. H.* ich g. m. (nu *hat Hh*). 92. *Wn* allen disen t. 93. *Wn. H.* E ich, *H. fehlt* dich. *Hh.* E denne ich dich 94. *Wn.* in da ze d. t. 96. *Wn.* ieglich. 97. *H.* zv man, *Hh.* slafman. 98. *Hh.* iz *für* in. 98. *Wn.* be. 99. *Wn.* gedwagen. 201. *Wn.* chæs. 2. *Wn. Hh.* im t. manigen. 3. *Wn.* Doch. *Hh.* Vnde sp. doch nv. 4. *H. Hh.* zwu. *Wn.* trizec. 5. *Wn.* wærn. 9. *Wn.* allen. 10. *Wn.* Noch harter 11. *Wn.* mir. *Hh.* Harter — sam danne. 12. *Wn.* gevoderet. — alsam, *Hh.* gevordert — sam. 13. *Wn.* Si wær m. nimmer, *H.* niender, *Hh.* talanc. 14. * *Wn.* Entr. meister spr. meister *hat auch Hh.* 16. *Hh.* noch *für* her. 17. *Wn.* Daz man min 18. *Wn.* ze einig. 19. *Wn.* wol beh., *Hh.* wol bevangen. 20. *Wn.* kom. 22. *Wn.* D. sch. diu w. *Hh.* schalt w. aber n. m. 25. *Wn.* wenigez, *Hh.* cleinez. 26. *Wn.* værelin, *Hh.* verhelin, *H.* verhlin. 27. *Wn.* dort vffe, *Hh.* dort stet. 28. *Wn.* Ich k. des. *Hh.* nv enmac i. n. 29. *Hh.* Weder iz groz. 32. *Wn. fehlt* vil. 33. *Wn.* swin. *H. Hh.* do. 37. *Wn.* kom. 40. *Wn.* Daz. 41. *Wn.* vochenz, *Hh.* der masantze der. 42. *Wn.* Ich enw. 43. Ich g. *Wn.* 47. *Wn.* vochenz, *Hh.* daz brot. 49. *Wn. fehlt* selben. 50. *Wn. fehlt* daz. 51. *Wn.* C. in. *Hh.* traf in. 52. *Wn.* wart so. *H. fehlt* wart (*hat Hh*). 53. *Wn. fehlt* mir. *Wn.* kume. 54. *Wn.* eine. 55. *Wn.* als ich swern. 56. *Wn.* vollichlichen. *H.* alse, *Wn.* als. 57. *W.* chome. 58. *Wn.* Als. 59 **lies* Die. 60. *Wn.* nam. 61. *Wn.* nam d. chanel. 64. *Wn.* ich siv gerne horn; *H.* ichz, *Hh.* man dich. 67. *H.* draf *Wn.* ih. 68. *Wn.* engienc. 70. *Wn.* begunde ich im. 71. *Wn.* eine. 72. *H.* Do. 73. *Wn.* samene. 74. *Wn.* D. ich in mere niht m. g. *H.* gejagen *mit übergeschriebenem* g. 76. *Hh.* s. do dieplich h 77. *Wn.* jeger ph. 78. *Wn.* Der *H.* travwet. 79. *Wn. Hh.* der b. 80. *Wn.* mit zorne, *H.* zórnlich. 81. *Hh.* Er vienc. 81. *W.* hare. 82. *Wn.* ich bin zeware. 83 *Wn.* Aller diner m. vil gar an. 84. *Wn. H. fehlt* wol. 86. *Wn. fehlt* ė. 90. *H.* kovme, *W.* chome. 91. *Wn.* also, *H.* so. 94. *H.* mv̊ste des zu. 95. *H. Wn.* Sw. er sch. *H.* gvt. 96. *W.* danne. 300. *Wn.* si sit des wirtes. 1. *Wn.* Er w. *H.* dar noch. *Hh. schlieſslich hier:* Er getrówet ir doch nimmerme Als wol alsam E. 4. *Wn.* im z. 9. *Wn. H.* rechte. 10. *Wn.* Der h. 11. *H.* het. 12. *H.* erer w. *Wn.* ewirbet v. gwin. 14. *Wn* geveigel. 15. Dær da frivntlichen. 16. *Wn.* hofchlicher. 18 *Wn.* hohschlichen. 23. **lies* meister. 24. *Wn.* Und hete sis.

325. *Wn* U. h. si ouch l. g. 26. *Wn.* siz. 27. *Wn.* schvflen. 28. *Wn.* ir. 30. *Wn.* Und zivnnift w. gesw.: *H.* zv. *Wn.* 31. *Wn.* hiet. 34. *Wn.* im umbe daȝ gehaz. 36. *Wn.* mit einer g. 37. *Wn.* Des en hazze. — *Anstatt 288—300 gibt Hh:* Do mit quam er in ein gedinge Vmbe fvnfzic pfvnt pfenninge Die lazze holn den kneht din Daz beste pfvnt sol wesen sin Er gab im die slvsselin Vnde zeiget im sinen schrin In ein steinein kæmerlin Do ge du hin in. DEr wirt des pfaffen die wile wielt Vil vaste er in mit dem har hielt Er gab im einen slac Da mit er sin vaste pflac Biz der kneht her wider qvam Vnd daz der meister vernam DEr kneht lief vnverdrozzen Wan er sin ein pfvnt het genozzen Er sprach herre hie sint ringe Fvnfzic pfvnt pfenninge Die nemet herre in iwer gewalt Ich han si geschowet vnde gezalt Habt sie lieber herre min Last vch dar mit vergolten sin Iwer hvner vnde iwer swin Vnd daz svzze mettelin Iwer kese vnde iwer eyer Also was ouch der mayer Gewesen sust vil manchen tac Er slvc den pfaffen vf den nak Vaste mit der favst Daz im sin hovbet savst Vnde stiez in vür die tvr Vnd zoch do sin wip her vur Der wart ir rvcke so ze slagen (297) Daz siz got mohte clagen Iz half wenic ir gebet Wie vil gvtes sie im sider tet.

LXII. *Die drei Mönche von Kolmar. Von Niemand.*

Laſsbergs Liedersaal XLIII

1. mär. 2. ain gantz. 3. kolmär. 4. vernement vr. mär. 7. *kein Absatz.* 13. vnzelich. 15. *Absatz.* ain. 17. frölic*h.* 18. *War.* 20. zwantzig. 22. laist. 28. Warent. 29. *Absatz.* lait. 32. *für das ergänzte* der *kann auch* ir *ausgefallen sein.* 37. bicht. 38. V*nd.* 40. recht. 41. dů bicht. 42. V*nd.* 43. *war.* 44. wolt. 45. *Absatz.* 48. tůgest. 51. fro — ersrack. 55. gedacht. 59. *Absatz.* 62. üc*h.* 63. haim. 64. bittend. 66. hertz. 71. *kein Absatz.* 72. beswärt. 75. *Absatz.* 77. vmb. 79. warent. 81. Baidi — vnd. 86. Gnad. 87. *Absatz.* 92. da. 95. Da — gebären. 98. Wönd — vmm. 99. tugentlich. 100. üch. 1. *Absatz.* 5 gedacht schier. 7. mug. 8. *kein Absatz.* Da. 10. Ze. 14. *Absatz.* 15. grüst. 16. tunt. 17. wöllent. 18. gern. 23. hettent. 24. wolt. 27. *Absatz, anstatt* 28. 30. kömennaten. 32. wainet. 33. betrübt so ser: ler. 35. Wölten. 36. wolt. 37. Denn. 40. wainent. 41. liebi. 43. *Absatz.* 47. erz doch. 54. Doch mocht. 55. sin (*für* ir). 56. vnd. 57. *Absatz.* münch. 60. wölten. 61. dacht. 65. ze — wart. 66. schier vil

getrat. 168. gelocken. 69. kom*e*. 70. bring*e*. 71. *Absatz. beſser* enbiut (79) *dú* dâ. 75. spa*t* : ged*rat*. 79. mi*tt*en : geri*tt*en. 81. *kein Absatz*. D*a*. 82. gut*i* fro. 85. *Absatz*. *Ze* — drien. 86. San*t*. 89. Da — mún*ck*. 90. wurden*t*. 91. mår he*tt*en*t*. 93. *kein Absatz*. 95. Vn*d*. 201. *Absatz*. verho*len* : uo*llen*. 7. k*å*m : ger*åm*. 10. Hin*ter*. 15. *Absatz*. schie*r*. 17. fro. 18. lieb*i*. 19. vm*b* ich hier. 20. setzen*d*. 21. wer*d* : er*d*. 23. de*k*ainem ma*n*. 24. Ge*rn*. 25. Ge*nt* — ha*n*t. 26. ú*ch* ez den*n*. 27. *Absatz*. 28. wir*t*. 34. Vn*d bestat* vmb. 39. *Absatz*. 40. sunt. 41. erloffen. 43. schie*r*. 45. vnsitten : erbi*tt*en. 49. *kein Absatz*. 50. laiten*t*. 52. *Absatz*. 53. Volle*n*. 55. lúte. 56. ha*tt*en*t*. 57. vernómen*t* : kómen*t*. 59. *kein Absatz*. 60. *etwa* münchhart? 63. Sin*d*. 64. lan*d*. 65. *Absatz*. D*ú* fro. 67. erhór*t*. 69. hent : wend. 76. lú*t*. 77. dri*te* mónch geloffen. 78. wirti*n*. 80. Vn*d*. 84. kom. 85. bal*d*. 88. D*a*. (*Absatz erst* 91). 92. va*r*ender schu*ll*er. 93. s*o*. 95. pfennin*g* : rin*g*. 304. hus*e*. 5. getåt. 10. 11. D*a*. 14. hat. 15. hin. 16. ge*f*úg. 17. zwen. 18. geloffen. 19. wolt. 20. ietz. 22. doch *für* noch. 23. begund. 30. nimer. 31. münch. 32. ietz geloffen. 33. *Absatz*. 34. zwain. 35. Vnd. 36. bald kom er geloffen. 37. *kein Absatz*. 38. weg. 41. lúf. 44. zichent. 45. *Absatz*. 46. lofest mir disz. 47. nit ab. 50. *úch*. 55. luff. 56. k*nappe*. 58. vnd. 61. da. *Absatz*. 62. vmb. 63. Vnd *tausz*. 64. rin. 67. dir (*meint* dirre?). 69. erloffen. 71. Solt d*a*. 72. recht. 74. *Absatz erst mit* 75. 79. Hett *der* ye. 80. wirt. 84. straich. 85. mår. 86. wirt. 87. gev*aren* : bewaren. 89. sag : tag. 92. 93. mú*sz* engelten. 94. end. 96. vnd. 99. vngewónlich. 401. nu*n*. 3. *Sid*. 4. De*z*.

LXIII. *Turandot. Von Heinz dem Kellner.*

Laſsbergs Liedersaal LXXIII

1. ú*ch* sag : tag. 5. vnd (*immer*). 6. ez. 8. ginet. 9. Sinn. 13. *Absatz*, *nicht* 15. bispal. 14. merken*t*. 18. bee. 19. vmb. 20. wolt. 21. wisz. 23. stunt : kunt. 25. Dri*ger*. 26. misslang. 27. *Absatz*. haubt. 28. di*e* iung*i*. 32. de*n* layg getúchtet. 33. k*o*nd nit (*immer*). 34. sprúch*a*lin. 38 konny*n*. 39. recht. 44. werck. 46. sin. 48. konige. 49. hoff. 51. *Absatz*. hút. 52. wóltestu. 54. vnbetóbet. 55. hoff. 56. kon. 57. so *für* oder. 59. hoff wie. 61. *kein Absatz*. 62. Vor e. *o*ffen. 63. bus*a*m. 65. *Absatz*. 68. hoffe. 70. *kein Absatz*. 75. lon ú*ch*. 77. gesell war wiltu. 79. *Absatz*. 83. besch*á*ch. 88. do. 90. begund. 94. r. *h*er gie. 95. wurden*t*. 97. i. do *on*

h. 98. trowe. 104. kon. (kunne?) 8. koment. 9. satzt. 10. ze. 11. *Absatz*. 16. lairt. 19. wår. 20. Essent. 25. kom. 26. stallentz. 27. ains. 28. s. massen gelag. 30. lagent. 34. ginnen *meint wol* beginnen, *und ist* dem *für* den *zu lesen*. 35. nachtes. 38. het sin *für* daz in. 41. *Absatz*. 47. hosz. 57. do — versuchti : verfluchti. 59. sprúch. 62 anderen. 63. mocht. 65. nun. 68. sament. 71. sprachent. 75. *Lang*. 76. gebúrschlich. 77. *Absatz*. úch. 78. fro. 79. do jnnen : koniginnen. 81. baiten *für* eitel. 82. sprúchli. 85. stosz *es* in. 87 kompt. 89. sechen. 93. glúck. 95. sprach : sprach. 201. *Absatz*. 3. nar. 5. must. 7. *berwelter tegen*. 11. enthoptat. 13. habent. 18. mocht. 21. spottent. 23. merckent — mår : kelner. 26. geb.

LXIV. *Der Jungherr und der treue Heinrich.*

Heidelberger Papier-Handschrift 119, *geschrieben* 1444, *Bl.* 135—78. *Absätze nicht bezeichnet, nur bei* 563 627 871 900. 905 935 1001 1085 1163 1326 1536 1621 1638 2053 2090.

Ueberschrift: history. 1. Wollent — getagenn. 2. uch (*immer*). 3. geschitt, nit (*meist*). 9. horeñ. 12. zu (*immer*). 14. vor. 15. herre. (oft). 18. 21. wo. 20. dapferung. 22. hoffierñ. 23 dett (*immer*). 25. letste war de. 27. ime. 28. liebes. 29. ruwen. 32. groszes. 38. dot. 44. jare. 46. ane. 48. gescheeñ. 49. sollent (*immer* o *für* u, ů *in diesem Worte*). 51 letste (*immer*). 52 jne. 55. nümer. 60. wollent (*immer* o *für* e *in diesem Worte*). 63. horn. 64. sole — dragen. 65. ware. 75. gůt *für* rosen rót. 76. *in* gröze nót? 77. lachteñ. 83. gescheeñ : geheñ. 87. holfe : lobe. 103. herkolt. 7. Z. wer g. 10. herrn loff. 12. dochter — bestaden. 14. jnne. 15. herre. 17. hofte. 22. gebriset. 33. herolt. 25. 27. Da (*fast immer, außer dem Reim*). 29. jne (*immer*). 32. emmer. 33. dannen manné. 37. músz músz zu. 38. lowe (houe). 39. H. spr. *steht hier und öfter außerhalb der Reimzeile, wie* Er spr. 45, 59, 93, 130, 145, 162, 219 *und öfter*. 39. bedruben : prufen. 42. guts. 43. hoffe. 44. hofiern. 47. vnd (*immer*). 52. wolt. 55. bereyden : beyden. 59. ryte. 61. schrey : nume. 71. beiden : bereiden. 73. was. (*besser* wes). 80. lobe. 83. kind : wunde (*meint* wünde). 89. loffe : hoffe. 96. guft. 207. zydenn : ryden. 23. samet. 24. zyden. 27. mogent (*immer*). 29. sieden. 31. hant. 40. doch. 44. zeren. 45. bursz. 48. diesz. 50. xiiij tag. 53. alle zu. 56. antwort (*immer*). 59. fast. 69. dot. 75 Emer. 77. fryd. 78. was. 79. wend. 80. nod. 81. diesz. 83. xiiij tag w. verlieden : sieden. 89. xiiij tag. 294. spade des morges. 96. herberg. 97. gnug. 98. gefug. 99. hert : fert. 306. sonne (*immer*). 10. wo. 13. morgent. 16. zurstort. 21. der wirt. 22. bezwongen. 33. Was. 37. wir dir. 40. embern. 43. bereyden : beideñ. 47. druncken. 53. boszwicht. 55. 56. nuñer — gedůt. 60. gerñ — riden. 61. xiiij tag. 72. gůt. 74. beraden. 77. wenen. 79. beiden. 91. furn. 92. zyppernn. 403. sprech. 9. * in *für* ir *ist Druckfehler*. 14. geraden. 15. thu *für* du. 20 hofe : lofe. 27. uch : gezug. 30. wald. 35. Vor. 37. m. gutt. w. 38. bronnen (*immer*). 39. 51. wonniglich. 42. jne — beriede. 47. bereiden. 58 herre. 64. jnne. 73. zwolff. 84. abentur. 96. als der. 98. mogent. 500. das. 11. komer. 13. gut. 16. das dů. 24. ryden. 25. wert. 27. vier. * *Vor* 37 *fehlt etwa* Daȥ sîn hêre wolde hân. 49. lacht. 51. 53. hube. 52. stunde. 54. entpfiel. 58. 67. 94. flog. 64. dribet. 67. ein. 81. * *beſser reimte* In der selben stunde. 85. * *lies* vür wære. 600. freud. 3. * *beſser* kam. 5. da. 20. begagent. 24. werd. 33. rieden. 40 gebern (: herrn). 41. trumpfen. 42. lopt. 44. 62. wonder. 46. jarn. 53. * *lies* waȥ *für* was. 54. worden. 56. dem. 61. konig (*immer*). 63. were — wer. 67. * *lies* minniklich. 74. in wirt *scheint* t *aus* k *gebeſsert*. nuñer. 81. dugentlichen. 84. herrn. 86. kund. 87. Wo here. 88. knechte. 89. druchseszen. 700. 7. hoffe. 11. diesz. 19. gelydden. 23. druchsesȥ. 24. diesȥ. 27. junckfrau : ruwe. 30. docht. 31. gutt : behutte. 45. jne. 52. 67. flog. 59. floch. 62. flug. 88. gefliehen. 91. geberde. 94. mynes. 801. daten. 3. mocht. 11. keyserynnen : hynnen. 13. d. vñsz k. prufer nyt. 15. lopsam. 28. gedretten. 29. gott. 32. flog. 34. nüst *für* niht. 39. thure. 52. magstu. 58. des. 63. die. 65. sprech. 68. drug. 83. beyden. 95. duch. 98. nefen. 900. walde. * *lies* kleiden. 11. male. 14. nach niemants — versecht. 20. wene. 23. kompt. 26. syne (: jne). 35. Oder *für* Aber. 40. Of. 41. syden. 42. ymer. 43. wondert. 45. Es was es jne. 50. jme. 52. niemant. 56. hoffelich. 65 priesten. 66. den. 72. gedruncken. 81. Das. 82. weg. 86. Vor — dratt. 87. gut. 89. der. 94. gabe. 98. wonder. 1002. hern. 25. niemans — versecht. 29. gedecht. 30. hofelich. 56. empfing. 59. beyden : bereiden. 62. warn. 86. off. 1103. felt. 9. zwüschen. 17. jne. 29. tegen. 38. fielen. 40. felt. 42. niemans. 48. fell. 52. hymelch. 55. Geweltig. 62. gebott *ist auch* gebett *zu lesen*. vernympt. 63. dich *für* din. 64. gonne. 65. bede. 66. dugentrich. 72. wer. 76. wonder an sahe. 84. Wie. 86. düfel. 89. jne. 92. niemant — genase. 93. junckfraw. 1201. dannen. 2. one. 3. fest. 11. Hett. 13. hoff. 16. gebeden. 20. verdriben. 21. antwort empfing. 1226. das erkam. 30. holes pfligt. 31. druckses. 33. beydent. 38. kamer'. 43. uor : thor. 45. fure. 52. empfing. 58. gund (: mund). 64. misz *than*. 66. *dott*. *Der dritte Reim* 78 — 79 *sollte nicht mitgezählt sein.* 80. hofe. 85. gulden (*immer*). 97. niemant. 98. myn *für* nim. 1302. derfreuwet. 4. was. 9. wo. 19. keminat *oder* kemmat. 28. *d*runcken. 31. empfangen. 33. mer*en*. 37. hoffe. 42. thron. 47. ta*f*el. 68. uffen. 79. gagh. 82. wolt : huld. 92. *vielleicht* als ich sol leben. 97. schuff (*vielleicht* huop). 1409. ofen w. sollen. 24. horn. 26. 32. bey*d*eñ : berey*d*en. 30. 31. vor Vor — thor. 48. 53. guld*e*n. 70. hrñ. 78. rüsch : wusch. 83. most. 85. nergerts. 97. sahent — wonder. 1504. niemants. 9. ge*f*añ. 16. heimsch *ist auch* houusch *zu lesen.* gest. 21. *vielleicht* mit *für* und. 23. spa*de*. 30. gût. 33. empfing. 47. getan. 51. wondet. 55. blûwel. 58. *d*ocht : mocht. 61. nuñer. 62. **besser* gewirret. 69. gebe*d*ten. 74. ane. 87. kam. 92. wern. 98. bey*d*en : berei*d*en. 1600. ho*f*e : lo*f*e. 4. flog. 9. zweyn. 11. ho*f*e. 20. *d*auckt. 23. empfing. 30. ho*f*e. 33. wonder. 38. warn. 45. tafel (*immer*). 97. vor — *d*raten. 99. gut. 1602. ho*f*elichem. 66. wo. 67. sterck. 75. ofen wusch. 84. niemants. 88. kompt ein perlin (*immer*). 93. ho*f*elich. 95. 96. gescheen. 1701. spa*de*. 3. gehort. 4. gest. 11. *t*egen. 32. *ermert *ist besser als* ermært = vermært, *verherrlicht, zu nehmen. Vgl.* 1797. 39. yt. 41. ymant. 47. helte. 50. Was. 51. das. 61. merr (: herr). 66. huner *ist*. 72. ho*f*e : lo*f*e. 78. sahe. 83. wo. 84. rusch. 97. vermert (*vgl. zu* 1732). 1806. sprechen. 9. den. 25. das *(*besser* des). 61.*sonnen. 67. er *für* es *(*besser* sie, *in Bezug auf* kwäle). 76. do. 96. zwahen *gewöhnlich* twahen (LXVI; 764), *eigentlich* (*Althochd.*) dwahen, *zum Goth.* thvahan, *Nord.* thvæ; zwahen (*Oberd.* zwagen, *wie* schlagen *von* slahen); *verwandelt sich sogar Oberd. in* kwähele, kwäle *Handtuch*: *wie* Kwerx *aus* Zwerg, twerg. *Nord.* dverg *entsteht* (= quer, zwerch, twerh). *Niederd.* thwas, *Nordd.* thvart). 1903. mecht. 21. 33. vlopt. 35. heinrichen. 55. wo. 56. fugt. 61. tag. 64. 65. *stehen umgekehrt, sind aber durch* a b *zurecht gewiesen.* 66. hatt *(*lies* hât). 73. als sin. 79. *vgl.* 1992. 80. gernn. 94. herumb. 96. geräden. 2006. herr. 7. iñer. 8. *ge*tan. *vgl.* 1939. 23. wern (: herñ). 26. danckt. 36. *d*ot. 47. niemant. 49. warn. 51. *es (*ist richtig*). 54. sale : male. 58. rade : kemenade. 57. **lies* enwest(e). 69. vor. 74. gebe. 79. wan *für* man. 90. *der Reim forderte* koning, king. 2101. vor. 4. niemants. 6. betale : sale. 10. steen. 12. 13. *one a.* beiden drumale u. leyden. 17. wer *(*lies* wær'). 20. gemeite. 22. erentrich. 26. uszer welte. 27. gruelt. 28. nit wo

2130. drü male. 31. gabt. 36. entferwen. 48. hofe : lofe. 50. wern. 51. solten mit hofieren. 52. was. 54. lacht. 62. andrñ. 70. hofiern : torniern. 73. tag. 75. vor. 81. one. 87. gagh.

LXV. *Das Schrätel und der Waſserbär.*

Heidelberger Sammlung (H.) 204; Coloczaer Abschrift (C.) 179, unvollständig, Z. 1—34, mit der Ueberschrift: Von einem waltschretel ein mer. Die folgenden Lesarten gehören H.

3. Dise (*immer so* e *für* iu) aventeere (*meist* ev *für* iu). 13. 24. 28. Vnde. 28. ze. 30. Da. 33. *Absatz*. 35. sormte. 44. vnde. 55. gebòwer. 56. Wie — vnde sòwer. 58. gabe (e *übergeschrieben*). 64. vch. 65. willekemen. 66. vrênt. 67. iwer (*meist*). 69. creatêre : vngehêre. 84. macht (m *in* n *gebeſsert häufig* cht *für* ht). 91. antwort. 92. tevfels. 93. kemen : beuemen. 95. waz. 97. createren. 99. er reichet. 100. wie — wie. 3. die (*immer*) 5. 8. Vnde. 10. er. 11. schezzein — toppfe. 14. korbe. 17. Waz. 19. Vnd. 21. zich *steht für* ziuhe, *und* vich *für* vihe. 24. vnde. 34. 35. uwer. 36. vnde — hient. 38. tevfel. *vor* spot *steht* bot *als ungültig unterpunktirt*. 40. irs. 41. ez. 47. wie. 55. reben. 57. Vnde vr. pvttern. 59. Vnde. 60. söwer. 61. saite. 67. bakhus. 69. saite. 73. Da. 75. Vnde. 77 **lies* leit(e). 83. Da. 87. kovme. 95. vngehiwer : fiwer. 98. vñ (*after*). 207. rovmen. 10. er wak. 11. **lies* einen *für* ein[en]. 13. vnd. 20. bräte sêste : prêste. 27. mêl : fêl. 29. vår. 33. Begonde. 37. Wie. *Absatz*. 40. ze zerret. 41. vñ. 43. Vnde. 48. ietwederz. 51. Begonden. 54. wielkens hin vnd. 64. bakoven. 73. Ze. 74. er. 75. waiz. 79. *kein Absatz*. 83. Da. 87. Vnde. 96. *kein Absatz*. 300. ze kratzte. 3. vñ *(*beſser* unde). 7. do. *Das Folgende ist in der Handschrift verbunden, und steht vorher, Bl. 370, auf einem eingehefteten halben Blatte, dessen Kehrseite, auch mit Linien bezogen, leer ist*. 15. Ze kratzt vnd ze bizzen. 16. zv zerret vnd ze rizzen. 19. Vnde — bov. 23. *Absatz*. 24. antwort — bov. 35. vnde (*besteht, wenn* Louf *für* Loufe *gesetzt wird*). 42. begönden. 47. *Absatz*. 48. bovman karte. 50. vnde.

LXVI. *Helmbrecht. Von Wernher dem Gartener.*

Meine, jetzo der Berliner Bibliothek gehörige Handschrift (H.), hinter dem Titurel, von derselben Hand. Wien-Ambraser Handschrift (W.).

Ueberschrift: mår — helmprecht — gauglär *H.* (*wo auch durchweg* ei *für* î, eu *und* ie, e *für* iu, ai *für* ei, au *für* u *und* ou, cht *für* ht, *häufig* p *für* b, t *für* d, *Vermischung von* s *und* z, *u. s. w.; alles wie in W. vergleiche die Schriftabbildungen.*) 1. sagt w. er gesicht *W.* 2. sagt w. im gesch. *W.* 3. drit [f.] *W.* 4. vierd von gew. *W.* 5. fünfte *H.* 7. euch *H.* (*immer*), *fehlt W.* 9. *kein Absatz.* 9. 10. Ich sach d. i. s. w. Eines gepaurn f. der t. *W.* 11. raide *W.* 12. Ob der *W.* 13. lennge es. völligl. *W.* 14. hauben *H.* *W.* (*immer*), vie *W.* 16. yemand *W.* 17. manigen vogl *W.* 18. sytteche *W.* 19. alle — genáet *W.* 20. Welt jr nu hóren was da stet *W.* (*In dem Zusatze von W.* * *lies* hiez). 21 Ich wil euch künden die már *H.* 22 h. mer wár *H.* 23. [vil] *W.* 24. máre *W.* 25. sag *W.* 26. von d. *W.* 27. 28. *umgestellt W.* Recht enm. — gegen *W.* 29. Der lún *W.* vogel *H.* 30. Recht a. fy w. g. *W.* 32. Auf des g. *H.* 33. kóm *H.*, kam — hoube tach *W.* (*meint* houbetach). 34. helmprechtē *H.* 35. geu *H.*, geú *W.* 36. gegen dem *W.* * (*beſser. vgl.* 83). 37. genâet *W.* 38. ir nu h. — stet W. 41. *Absatz. W.* troy *H.* 43. künige *W.* 44. was lieb als *W.* 45. Vnd wie — [da] W. troy *H.* *W.* 46. danne *W.* 47. das mer *W.* 48. [wie] *H.* 49. maúr : gebaur *H.* 50. Awe *W.* 51. [Ein] *W.* 52 so i. v. *H.*, so v. i. *W.* 53. *Absatz W.* [nu] *H.* 54. half auf der hauben *W.* 55. [wol] erv. *W.* 56. beirillet *W.* 57. gegen d. wünstern *W.* vinster *H.* * (*beſser* winstern, *obgleich* vinster *und* winster *ursprünglich eins ist, wie im Hebräischen links und der dunkle Norden.*) 58. künig k. vnd *W.* 59. und auch Olyfere *H.* Olefiere *W.* 60. gestalden *H.*, gestalten *W.* 62. gegen *W.* 63. vnd Arel — künig karel *W.* 67. warn *W.* 68. Welt jr nu hóren was hie stee *W.* 69. jeur *H.*, einer *W.* 70. nun *H.*, euch *W.* (*immer*). 71. zwuschan *H.* 72. fraw(en) *H.* *W.* 73. weylend *W.* 74. stúrm. *H.* Den l. in stúrmen verloren *W.* 75. slúg h. Weittege : vnsitege *W.* wittig : vnsittig *H.* 76. küene *W.* 77. Dietherñ *W.*, her dietreich *H.* 78. hórn *W.* 81. *Absatz W.* 82. leym *H.* *W.* 83. den *W.* (*vgl.* 36). 84. lenge *H.* das W. * 86. Nu *H.* horet *W.* 87. möcht *W.* 90. Baide v. rittern u. *W.* mágten *H.* 92. Genáet — die warn *W.* 93. 97. Zwúschen *H.* Ye z. zwayen *W.* 96. ainem *W.* 97. Ye z. zwayen m. gie *W.* 98. knab *W.* 99. fidelare *W.* 100. Nū *H.* hóret *W.* 1. Gebrúefet *W.* 3. *Absatz.* alle *W.* 4. heer *für* dar *W.* 6. hóbschhait *H.* 6. 7. Die nunne d. ir h. — z. was e. *W.* 9—11. H. s. Gotlint Der nunnen e. g. r. Gab sy ze kuchen s. *W.* 12. jrs werche *W.* 13. diente — nate : wate *W.* 15. Gótling *H.* Da Gotlind g. dise *W.* 16. Nū *H.* 17 Der *W.* 18. kâse *W.* 19. weile sy *W.* reuend *H.* 20 zeit *W.* 21. zerklugkte

W. 123. swóster H. 24. Dem b. d. sein e. W. 25. chlain weys H. [Vil] — leynen W. 26. yemand pessers W. 27. Das — klaine W. 28. tueche W. 29. [Waren] W. *ist auch überzählig.* 31. Auch g. W. 32. sait H, såyt W. 34. dhainem W. 35. einer Pellitz W. 36. kunter (: undter) W. 37. velde W. 38. wåchs H. weysses W. 40. Jrem l. sune W. 41. und W. 42. jüngling W. 43. Noch W. 44. gewant W. 45. Gnipū W. 46. nū *für* noch H. 48. Da W. 51. verswachet W. 53. Also dein aüge d. an ges. W. 54. [des] gicht H. 56. War H. W. i. dann k. W 57. h. noch in W. 58. rócklein H. tůechelein W. behalten H. W. 59. one W. 61. blaw H. 62. ander swa H. W. 63. dechain H. kain W. mayr H. 66. bey den trewen W. 67 kunde W. 68. hoches H, hohen W. 70. ruck H. 71. gürtl vntz in W. 73. vergoltet : woltet W. 74. irs nu gern h W. nū H. (*meist so*). 76. ewr l. sagte W. 77. *Absatz*. Da das goller W. 78. Raichet W. Gericht H. 79. warn W. 80. selten H. W. sölchen H. 81. Ain H. 82. Dhain W. 84. zwüschen H. 85. Secht H. W. (*häufig*). 86. chnopfl W. 88. beslos W. 91. Bestreüt W. 93. blaw H. pla g. praun vnd r. W. 94. [und] w. als er W. 95. so *für* wol W. 96. an den H. 97. [in] W. 200. mit warhait W. 3. erml W. 4. Alūmb W. 6. lautte hellen W. 7. Wann W. den H. 8. ir *für* diu H. 9. vnd f. d. l. W. 11. Der künde es euch g. W. 12. nu w. W. 13. *Absatz*. verkaüffte W. 14. im gewunne die W. 15. *In der Augsb. Bibel bei Oberlin* (glossar. Germ.) *werden* sandalia *im Buch Judith* 10, 16. *durch* Spergelzen *übersetzt. Einfach* golzen, kolzen (*im Parzival* 204,20) *sind (eiserne) Ritterschuhe, vom Lat.* calceus. *Franz.* chausse, — *Hose*. Espargattes *heiſsen Catalonische Sandalen. Auf solche Spanische Stiefel oder Schuhe weist auch* 305 Korrün *Cordora*. — *Corduan*, *davon* cordonnier. 16. Als sy do dem W. *(das Komma ist Druckfehler)*. 17. het W 18. ze hofe W. 19. [vil] W. 20. bedarf W. 22. Zu H (*oft für* ze). 23. tarte W. 24. lauffet H. drate H. W. 25. springe W. 26. solt du da ze W. hofe H. W. 27. w. wol l W. 28. [wie] W. 29. vail H. 30. s. nu e. W. 31. ze hofe W. 32. weys W. 35. [Vil] — men du mir W. 36. men W. 37. pawen wir W. 38 kum(b)st du H. W. 39. grossen W. 40. Zwar — versich H. W. *Im Zusatze nach* 40: alle jare (: gare). 41. [vil] W. 43. nichts W. ande's g. H. 44. besehen W. 45 [da] H. hol(e) H. W. 46. s. auch d. W. 47. reiten den k. W. 50. [wol] gehassen W. 51. Wenn [dine] o. wétte W. mänte H. 52. Vnd dein habern W. 53. zware H. W. 54. l. valben W. 55. 56. meinem raidem loche — meinem wol stanndem rocke W. 57. m.

wol steenden h. *W.* 258. die seidenen *W.* 59. tauben *für* vrouwen *W.* 60. hilf dir nymer ze b. *W.* 61. sp. lieber sun b. *W.* 63. mayr *H.* *W.* seine *H.* 64. vnd *H.* *W.* zehen r. *W.* 65. vnd *W.* 66. hast du *W.* 68. gnaden *W.* 70. hast du trumb *W.* 71. Wann s. *W.* 73. ordnung *W.* 74. hofleute *H.* 75. Welch(e)s *H.* *W.* endest *H.* ennde *W.* 76. du merest *H.* 77. *Absatz.* *H.* 78. hof(e) *H.* *W.* 79. Wirdestu *H.* 81. [vater] vnd wirde *W.* 82. hof(e) l. *H.* *W.* 84. hofe *W.* 85. Wer *H.* *W.* 86. haubte *W.* 89. Ob ich *W.* 90. o. den pf. in der v. *W.* 91. geclaide *W.* 93. stewr *W.* 94. u. auch m. *W.* 97. [ie] *W.* 99. [der] drischeln *W.* vnd gepiez *W.* (biez *setzt ein von* beiʒen, beiʒte, *verschiedenes* beiʒen *voraus*). 300. stechen *W.* 1. 2. yemand : niemandt *W.* 3. Wenn *W.* 4. geziert *W.* 5. *H.* vnd s. *W.* schüch vnd korraun *H.* (*vgl.* 215). 7. 8. yemand d. vermeltet m. niemant *W.* 9. Gibst *W.* maiden : ayden *H.* 11. [mēr] *W.* 14. dag : sag *H.* 15. Wer *H.* *W.* 16. frumb *W.* 17. Welches *W.* 19. ze jüngst *W.* 20. *das Punkt muſs am Ende stehn.* 23. 29. hof(e)man *H.* *W.* 24. misselinget dir *W.* 25. tregt *W.* vmb. *H.* 26. soltu *H.* Du solt auch *W.* 27. chlaugt *H.* kain *W.* 28. Was *H.* *W.* laids *H.* da ze laide *W.* 30. Amen *H.* Dem gepaurn was *W.* 31. gedingete doch ze iungste *W.* 32. [nu *H.*] wisse *W.* 33. Nymbst *W.* 36. Du bist borge *H.* pürg *W.* 37. [iht] *H.* 39. slecht *H.* *W.* 42. [dir] ein Eeliches *W.* 43. was *H.*, was so *W.* 44. las *H.* 45. müs — püne *W.* 46. Nu — süne *W.* 47. dem phlüege *W.* 50. lang bleibe *W.* 54. gepaurn *W.* 55. anfüere *W.* für *H.* 57. verdolen *W.* 58. Wann — volen *W.* 59. Zug *H.* 60. gewin *W.* wär *H.* 61. tag : betrag *H.* 62. [vil] *W.* 63. volliger *H.* 65. winter *H.* *W.* 67. [Darumb] *W.* 68. Etwell dechain *H.* dhainer *W.* 70. beleib *H.* u. l. *W.* 71. *kein Absatz* *H.* 73. Also saget u. *W.* mär : wär *H.* 75. lengist *W.* 76. an dem *W.* 77. chü *H.* küe *W.* (*die gewöhnliche Schreibung des Doppellautes mit dem Doppelumlaute*). 78. drey st. *W.* 79. V, darzu v. mütt. *H.* müte *W.* 80. Awe dir g. *W.* (*im Zusatze*: kauffte — Awe *W.*) 81. Da *W.* 83. [Nu] *H.* knabe *W.* 84. schutte *H.* vnd *H.* *W.* 85. [sin] yetweder achsl *W.* 86. pisse *W.* * (*meint* biʒʒe *Conj. Prät. und stimmt beſser zu* vræʒe). 88. Wey — äze *H.* 90. Vienge *W.* 91. beschätzte *W.* 93. etslichen *W.* 94. u. velt — traben *W.* 95. On angst *W.* 96. welt dwerhes *W.* 97. Er sprach vater la *W.* 98. Von h. phurren n. *W.* 99. selben *W.* 401. [Den] — dann *W.* 2. dich *zieht* *H.* *zur folgenden Zeile.* 5. Seyt ich *W.* 7. So hüete *W.* 9. nynd't *W.* 10. u. nicht ze v. *W.* 11. Vnd d. *W.* lang *H.* 12. Vnd wilt du *H.* *W.* 13. züchte nymmere *W.*

415. volgst zlesté e. stab : chnab *H.* ze iüngest *W.* 16. e. klainer k. *W.* 17. Der Vater sp. *W.* chnab : ab *H.* 18. La d. n. richten a. *W.* 19. leb. : geb *H.* 21. Trincke *W.* 23. ze — clamirre *W.*, chlamirre *W.* 24. Ist es iener ist es d. *W.* 25. tumb *H.* 26. Habent *W.* 27. solt du *W.* 29 Gebst *W.* 32. [wol] *W.* 35. phärd *W.* 36. Sun vnd h. *W.* 38. War *H.*, Wohin *W.* 42. k. dich d. *H.* 43. hast du *W.* 45. Erwirbest du *W.* 48. [al] *W* 53. Da *H.* m. da h. *W.* 57. [der] *W.* 59. seiner *für* der *W.* 60. Von seinem tödten ainen *W.* götten ain *H.* 61. gōt *H.* 62. selbig *W.* 63. [al] *W.* 64. trag so *W.* 65. nu glaube *W.* 66. et *W.* 67. recht *H.* 69. Wäre *W.* 70. Den geviel *H.* (n *scheint in* r *gebeſſert*). welte *W.* 74. man an d. *W.* 75. [Weder] *H.* W. zucht n. e. nie b. *W.* 76. Vnd k. *W.* Kómen *H.* 77. nyemant *W.* 78. Da h. m. d. *H.* 80. Da v. *H.* ere *W.* 81. wilt du *H.* *W.* 83. thue v. edelich *W.* 84. zücht *W.* i. vil s. *H.* 85. crone *W.* 87. enlat m. h. vnd m. *W.* 89. steende *W.* 91. [mir] *W.* 92. sy b. zámen e. *W.* aine tantze *H.* 93. oder *für* und *W.* 94. m. ye g. *H.* 95. *Absatz*. *H.* 96. w. das peste lan vnd das böse t. *W.* 97. *Absatz* jüngling *W.* 99. wonen w. *W.* d. wirde *H.* 500. Welher b. lebender *W.* 1. Den *W.* 2. d. al d. welt entgiltet *W.* 5. i. aber e *W.* 7. we'lt *H.*, welt *W.* 8. [des] *H.* 9. vnd *H.* *W.* 11. unter *W.* und auch e. *H.* 12. Welhes W. *H.* ends er sich k. *H.* 13. u. all d. welt *W.* [so] *H.* *W.* * (*ist zu streichen: stimmt nur zur folgenden Lesart in W.*) 14. s. daz du *W.* 17. *Absatz*. *W.* 18. entgelten *W.* 20. lebñtiger *H.* 26. arm *H.* 27. der wolffe u. der ar *W.* 28. creatur *W.* 29. Was *H.* Vnd was *W.* 30. lebentig *H.* *W.* 31. [Vil] *W.* 32. Ja w. *W.* fraw *H.* 33. Von dem h. g. *W.* 35. steürer : teürer *H.*, steür : tewr *W.* 36. Wann niemand *W.* 37. wére *W.*, wurd vil *H.* 39. predige *W.* *H.* 40. Get mich s. *W.* 41. Vnd ob *W.* 42. predigáre *H.* *W.* 44. predige *W.* 46. Pawen die gepaurn *W* 48 Wie *H.* *W.* 49. dem phlüge *W.* 50. Und s. i. weisse *W.* 53. wer i. ymmer g. *W.* 54. Wenn i. tantzte *W.* vr. an der h. *H.* 56. der *für* des *W.* 57. Wo du seyest *W.* 58. traumt e. traume *H.* 59. Die *für* Du *H.* 61. Leuchten m. irem *W.* 64. plinten *W.* 67. Vmb sůnst g. *W.* 68. zage i. dann *W.* 69. In ensi. et *W.* 70. m. entraumte m. *W.* 71. erde *W.* 72. 73. Da stündest du — Hohe u *W.* 74. regt *H.* Do r. d. aus *W.* 75. ächsen drum *H.* 79. *Absatz*. *H.* *W.* sälde vnde *W.* 80. Vnd a. r. u. vr. *H.* [r.] *W.* 83. [Wie] — hohe : lohe *W.* 84. vbel v. *H.* 86. Da *H.* *W.* [gar] *W.* 88. Awe hennde füesse *W.* 89. *Absatz*. *H.* 90. all die *W.* 91. jūg *H.* 94. Was *H.* Wie uil dir

sey g. *W.* 595. sein *W.* 96. [G. den] *W.* 98. stundest *W.* 99. vntz an *W.* 601. haubt *H.* *W.* 2. rape vnd e. *W.* 3. bestraubet *W.* 5. Ceswenthalbe e. r. sass da *W.* rab. *H.* 6. Wintterthalb s. dir d. *W.* (vgl. zu 57). 8. *fehlt das Komma hinter* sun. 9. Awe — awe *W.* 10. wann i. rúebig bestan *W.* 13. basser *oder* vasser (*Schreibfehler, durch das folgende* wisse *veranlasst*) *für* vater *H.* 15. vnd *H.* *W.* 16. 17. Ich gelasse d. nymmer m. m. Hynnen u. *W.* 20. die *H.* 21. Ewr *W.* 22. [die] *W.* 23. all — pfleg : weg *H.* 24. *kein Absatz.* *H.* *W.* [so] *W.* 25. [da] zum *W.* 26. Hin trat er *W.* 27. alles *W.*, alls *H.* 28. Das wurde *W.* drein *H.* 29. [vil] *W.* * (*beſser*). 31. kam *W.* 32. in den s. *W.* 33. [stat] *W.* 34. und auch v. gern *W.* 35. streiten : reiten *W.* 37. knabe *W.* 38. raube *H.* 39. Was e. *W.* anderr *H.* 40. ers alles st. *W.* 42. Dham *W.* 44. wär *H.* r. es were b. *W.* 45. wår — wår *H.* 46. alles der junge Helmprecht *W.* 47. mayr *W.* 48. das r. — das r. *W.* 49. mane nit *W.* 50. wammes vnd *W.* 51. mantl vnd róck *W.* 52. die g. — die pök *W.* 53. die ob *W.* 55. Róckel *W.* 57. mantel *W.* *H.* 58. gern *W.* 59. machet *W.* 63. Seine *W.* 64. Vnd seine schef *W.* 66. Dauon *W.* 67. gewinne *W.* 68. Da *W.* 70. jn *für* zuo *W.* 71. hole — [do] *W.* 72. zu *H.* *W.* 78. kunde *W.* 79. hayme emphie *W.* 80. gern *H.* 82. Alle *W.* 83. trang *W.* 84. vnd *W.* 86. hr. da w. *W.* 87. Dem unechte g. m. one *W.* 88. hembde vnd *W.* 89. [vri] *H.* 90. wille *W.* 92. solt g. wille *W.* 95. l. swester kintekin *W.* (swester, *worauf* sussen *in H. weist, ist vielleicht zu behalten, und* Er sprach *überzählig, wie mehrmals; doch vgl.* 727). 96. Lat lat *W.* 97. Die s. entgegen im *W.* 99. Da *W.*, zder *H.* (*meint* zer). 700. Gracia *W.* 1. den *W.* 2. zugen hinten *W.* 3. baide one *W.* 4. Zum — den *W.* 5. Zu *W.* *H.* 6. Bohamisch *H.* 7. baide an e. a. an *W.* 8. Baid *H.* 13. vater *H.* 14. Meinen — befalch *W.* 16. änleich *H.* 17. Da *W.* 18. ewr *W.* 21. Er antwurtet m. in *W.* 23. traún *W.* 27. l. swester k. *W.* (wie 695). kindelein *H.* (*vgl.* I, 1, 229). 28. Er m. w. *W.* 29. red *H.* 30. Pist dus *W.* 33. vnsere vordere *W.* vorde'n *H.* 34. müge *H.* 35. sprachest i. den *W.* 36. zweo *H.* 37. vnd. *H.* *W.* 38. vnib *H.* *W.* 39. [Nu] *W.* 40. Ich w. deinem hengst w. *W.* 41. selb *H.* selben — dein *W.* 43. du ymmer s. *W.* 44. sackent *W.* gebáurekein *H.* 45. jens g. *W.* wiel hel *H.* 46. parit [u.] *W.* mein chtare *H.* 50. Da *W.* 52. hais *H.* Ich sende d. noch heunte e. *W.* 53. prate d. aber e. *W.* 54. rede *W.* 55. Bistu a. *H.* Vnd bist dus n. Helmprecht m. *W.* 56. beham *H.* 60. dhainem *W.* 61. * *ties* sln. 62. irs *W.*

763. H. i. dann a. *W*. 64. Ir twacht *W*. (*vgl.* LXV, 1896.) 65. ewr *W*. 66. Sachse *W*. 68. mûesset es in ewr *W*. 69. [wol] *W*. 70. [so] w. nicht *W*. 72 solt bei den h. *W*. 73. *kein Absatz*. *H*. hart *W*. 74. chnapp *H*. Der knab w. ze *W*. 82. witz *H*. 83. rede *W*. 84. Ich tûn *W*. 85. ichs *W*. 86. vater—sagt *W*. 88. vater *W*. 90. ewr — ewr *W*. 92. zware *W*. 93. [z'wär] *W*. 96. tû *H*. [ot] *W*. 99. awer : gebawer *H*. Ower : gepaur *W*. 801. reich n. also *H*. 2. zam *W*. seine *H*. 3. a. der hiess Rame *W*. 4. 5. Nie r. so genanne W. g. *W*. 6. Den d. n. ich i. *W*. 8. kômt *H*. kumbt *W*. 9. ichs *W*. 10. Wôlt *H*. 11. vierdte d. hiess *W*. 12. ichs *W*. 13. [nû] geniesset *W*. 14. Haisset *W*. 15. *Absatz*. *H*. 16. solt du n. sein *W*. 19. *kein Absatz* *H*. 21. hanndlunge *W*. 22. [al] *W*. 24. selb ward w. *H*. 25. swôlter *H*. (*immer*). 28. Wie *H*. *W*. 29. dhainer *W*. 30. * *fehlt ein Strich am Ende*. 31. rûefft *W*. 33. vnd *H* 34. polster *W*. 35. den a. *W*. 36. Gelegt *W*. 37. [ûf] *W*. 39. *Absatz*. knabe *W*. 41. henndt *W*. 42. Hôret *W*. 44. herre in *W*. 45. [was] v. klaine *W*. 46. beden *W*. 48. [Nû] *W*. 50. richte w. [ouch] *W*. 51. hôret *W*. 52. am *W*. 53. Bey dem feúr *W*. 55. vnd. *H*. *W*. 58. dhaines *W*. 60. knaben *W*. 61. vnd ains *H*. versoten *W*. 62 D. w. das *H*. 64. nam *W*. 65. Wann-phlage : lage W. gejäges *H*. 67. maniges *W*. 68. bekañde *W*. 69. Als gût *W*. 70. [die] — knaben *W*. 72. mûesset heút *W*. 73. [mîn] W. 75. [der] *W*. 76. w. nicht prunnen s. *W*. 77. Wann *W*. 78. tregt et uns nu nyemand *W*. 79. Da sy do *W*. (*ohne Absatz*). 81. fragt *H*. 82. hofweysz *W*. 83. ware *W*. 86. entwenne *H*. 88. [dâ] *W*. 89. * *beſser* sage. 92. * *fehlt die Zahl zur Lesart* 2. *die* 77 *in* 1 *zu berichtigen ist*. 93. *Absatz*. *H*. *W*. Weylen do *W*. 96. Hintz ze *H*. hofe *H*. *W*. 97. kâs *H*. ayr: 98. mayr *H*. *W*. 99. Da *W*. 900. w. hoflich u. *W*. 3. man *für* nû *W*. 7. buhurdiern *W*. 8. ein hofeman b. *W*. 9. fragte *W*. 12. [sô] *W*. 14. dirr *H*. diser *W*. vnd *H*. *W*. 15. enen *W*., den andern *H*. wolte *W*. 18. hof(e) *H*. *W*. 20. sy danne t. *W*. 21. hoh *H*. 22. kürtzt *H*. kurtzte die weile *W*. 23. kam e. *W*. 25. Da *W*. 26. môcht m. gern *W*. 27. gegen *W*. 29. [dan] *W*. wañ vñ ô. *H*. 32. hern vnd *W*. 34. [Baid *H*.] *W*. Arme *W*. 35. des d. nymmer *W*. 36. vnd *W*. 37. ernst *H*. *W*. 38. gernst *H*. 39. vant *W*. 40. Da *W*. 42. manger freúde *W*. 43. Ainer r. dirr *H*. diser pirset : wirset *W*. 45. ware nu *W*. 46. Hey wie *W*. etwenne *H*. 48. valhait *H*. 50. v'bôsen *H*. 53. Ze hofe *W*. 55. vnd *H*. *W*. 56. hofe *W*. 63. sag m. die *W*. 64. tû *H*. [ot] *W*. 65. *Absatz*. *H*. *W*. * (*sollte mit* 64 *beginnen*). 65. hofeliche *W*. 66.

trincke t. W. 967. [ůz] *H.* 69. [r.] W. 74. Das W. 77. zerinne W. 79. E. andern d. H. 81. s. nu ir W. brief *H.* 82. laid *H.* 83. Ir solt fůllen u. d. W. naser *H.* 84. aff e. narr wasser *H.* a. vnd e. W. 85. gesent W. 88. hóbpschait *H.* hófschait W. 89. gefůege w. W. 90. rede W. 91. schálckliche W. 93. lebñt geloubens *H.* 95. 96. Der ist – ist W. 97. genos *H.* als W. 98. Als W. 1000. alte W. 2. berait W. 5. ho't m. grogierē *H.* kroyren W. 6. Helt e. weset v. W. 7. grogiert *H.* kroyeret W. 8. Jage rinder jage W. 9. schlahe W. 10. stům(m)el W. *H.* 11. dem ab W. 12. [u.] — disem d. W. 14. einem r. nahen W. 15. geit u. W. 16. site W. 18. trawe W. 19. Nū wan *H.* Nun W. 20. h. vil g. 21. rube W. 22. Da tetten W. 23. warē im *H.* 24. new gewaschen W. 25. Gotlint da W. 27. ward W. 29. vnd *H.* W. 31. ziech *H.* ziehe W. 32. hofe W. 34. zwar *H.* vnd *H.* W. 36. [gn.] W. 37. br. er W. 38. dhain W. 41. guete W. * (*beſser* guote). 42. Bey — klainat W. | 43. [o.] W. 44. maniger W. 45. Gesmitt *H.* dhaln W. 46. [h.] hagken W. [dâ] *H.* 49. jūg chnab: ab *H.* 50. er es *H.* stale : hale W. 51. vnge'n *H.* 53. kumen : genumen W. 55. 56. Ein seiden gepinden Das — Gotlinden W. 57. port ab g. W. 59. [h. er] W. 60. annder nieman W. 63. [Al] W. 64. So h. W. hóbpsch *H.* 66. [U.] — seines vaters W. 67. one W. 69. einen W. 70. Die zway warn d. diern W. 71. *kein Absatz.* W. 72. knabe [al dâ] W. 73. tag *H.* 74. [wol] W. 75. [en] W. raubte : vrlaubte *H.* 79. gelebñ : gehñ *H.* 81. Vnd i. an W. 82. sitze u. zwach W. 83. nū wan *H.* nur W. vnd *H.* W. 85. vnd *H.* vnd ist W. 86. e. pawr W. 87. hof(e)man *H.* W. 88. hūb *H.* 89. nū wan *H.* nun W. 93. veint W. 94. stůmmeln *H.* [u.]stumblen vnd W. 95. *kein Absatz* W. 96. handlūnge W. 98. seint *H.* seit W. 99. Das — one *H.* mer W. 1101 gürtl mein hin W. 2. et W. 3. ringge *H.* [mir] W. 5. phlůge W. 9. reicher W. 11. Als v. [ze l.] W. 12. meins *H.* töten W. 14. Möcht et ers W. (et *oder* ot *füllt beſser die Reimzeile*). 16. Seine W. 17. [u.] W. 18. gōte *H.* töten W. 19. zertrat W. arebait *H.* * (*beſser* arebeit). 21. *Absatz.* *H.* 22. D. h. m. laid o. W. 23. ausz *H.* 24. Riche W. 25. *Absatz.* *H.* 27. Dhainer W. 28. bisshof(e)s W. *H.* 29. ichs n. lan W. 32. gürtl weiter W. 33. 34. tish Hei — erwisch W. 37. phlūg W. 39. [d.] W. weiñachten *H.* 40. Wie *H.* W. betr. W. 41. wänet et er W. 42. ettleich *H.* 43. h. l. hat W. getān: stan *H.* (*öfter* à *für* â; *wie sonst auch* au *für* â). 48. [u.] *H.* 49. wurde W. 50. Zwar vnd solt auch n. W. 51. Gürten W. meine *H.* 52. höret *H.* 53. Helmprechtē *H.* W.

H. W. 1155. Vinde *W.* 56. treibe *W.* 57. nu *für* sun *W.* 58. Daz ichs i. diene hin ze d. *W.* 59. Deine — [b.] *W.* 62. Seine *H. W.* habest n. *W.* 63. dem *H.* 65. s. das ist m. *W.* 68. nenn *H.* 69. Helle sach *H.* 71. Kůefrass *W.* 73. knaben [daz] *W.* 74 sechsse *W.* 75. wolfsgüm : müm *H.* 76. Wie *H. W.* 77. base s. oheim *W.* u. [s.] *H.* vetter : wetter *H. W.* 80. vnd *für* noch *W.* 81. an *W.* 82. Dem — [den] *H.* 83. wolf drússel *H.*, Wolfstrůssel *W.* 84. one *W.* 86. jare *W.* gezalt *H.* 88. danne *W.* 90. vnd *H. W.* manige *W.* 92. höfen *H.*, hofe *W.* 94. Schos wenn er dartzů *W.* 95. compan *W.* 96. knabe [mé] *W.* 97. also hofleich *W.* 99. edle *W.* 1201 Wolfltarm *W.* 4. [al] *W.* 5. [en] *H.* 7. Auss der n. *W.* 8. [ot] *W.* 9. Gegen d. Vbeltate : sate *W.* 11. *kein Absatz.* sag *W.* 12. Wie sy sp. hin zu d. *W.* 14. dich, *W.* 16. m. nymmer gescham *W.* 17. genant *W.* 18. gepaurn ich vil selten *W.* 20. kint *W.* 22. Laider t. i. in n. *W.* 23. auge austrucke *W.* 25. Disen pint *W.* 26. *_lies_ disem *H.* Enem zeuch i. den l. *W.* 27. zangẽ *H.* 29. lide : wide *W.* 31. ade'n *H.* 32. gepaurn hand *W.* 33. Wa *H.*, Wo *W.* 35. alle *W.* 41. selb *H.* 45. *kein Absatz. W.* 47. Wolt *W.* 49. kåse *W.* 51. vo' *H.* (_mehrmals ' bloſs für_ r, _meist für_ er). 52. nu nymmer t. *W.* 53. Ir sprechet al *W.* 54. knaben *W.* 55. dhainer *W.* 56. raube *W.* 59. Ewr t. Gotl. *W.* 62. het *W.* 63. Ze d. welte *W.* 65. mantl *W.* 68. scherphe *W.* 69. Gegen *W.* 71. ytneús *W.* sleg *H.* 72. Gotlint *W.* (*immer*). 75. erst *H.* 76. Da *W.* 78. solt du *W.* 79. sol rewen *W.* 81. 82. on angst — icht | hangst *W.* 83. slach *H. W.* ab : grab *H.* 84. [selbe] *W.* zdem *H.* 86. mirre *W.* baiden *H.* 89. Vmb *W.* 90. wisse v. *W.* 92. gůt *H.* 94. dir die bl. *W.* 1300. one s. *W.* 3. an deinen *W. H.* 4. vnd *W.* 5. da *W.* 10. als *W.* 11. ain *H.* 12. leynen *W.* 13. [da] *W.* zu hofe *H.* 14. ell wår *H.* i. wol v. *W.* 17. vnd *H. W.* dar zů hemde *H.* 18. [vil] *W.* frômde *H.*, frembde *W.* 21. Zwar *W.* 22. waz *H. W.* 23. s. der i. v. *W.* 24. geschoppet *W.* 25. Fritschat *H.* vech *H.*, vehe *W.* *(_lies_ vêch _für den Druckfehler_ vêcht). 27. schatlar *W.* (wol _nur Lesefehler für_ scharlac). 30. i. hie pey in H. 31. Nahen hie v. *H.* 34. můs *H.* 35. saur : gebaur *H. W.* 38. so *für* als *W.* 39. [so] můst du *W.* 40. s. vnd b. *W.* 44. Awe *W.* 45. Die s *W.* 51. Geschryern *W.* 52. [en] *W.* 54. het tragen *H.* 56. Da *W.* 58. [so] *W.* 59. gôtten *H.* tôten *W.* 60. bede *W.* 63. *kein Absatz.* Da s. sein sw. *W.* 64. wann — [d. i.] *W.* 65. icht *W.* 69. ritter *W.* 70. Da sy den abent *W.* 71. lohe : hohe *W.* [o. m.] *W.* [sô] *H.* 73. [Vil] — slintes gew *W.* 76. [Nů] *W.* 77. Werde geben *ze* einem m. *W.* 1378. schreyt mir mein pl. *W.* * *lies* du *für* din. 82. [ouch] *W.* 84. armût *W.*, armûte *H.* * (armetue *für* armuete *ist Druckfehler*). 85. *Entspricht dem Reimspruche »Die Hulle und Fülle.«* 86. gewern *W.* 87. Des *W.* * (*beſser*) an ainé m. *H.* 89. trawe ich [in] *W.* 94. [nun] *W.* *H.* 95. stunt *W.* 98. one starp *W.* 1400. Ich wän *W.* 1. werde *W.* 5. 6. v'sweige Ich dritt — stige *H.* 9. * *Das Komma steht beſser hinter* daz. 11. *kein Absatz*. rede *W.* 15. volgte *H.* 17. Wie *H.* *W.* 18. lemper slinden *H.* 20. reichtumb *W.* 21. Wût dus *W.* 24. Seit *H.* Seit *W.* 25. beden *W.* 27. fûege ich dein h. *W.* 29. wammes *W.* vnd *H.* *W.* 36. *kein Absatz*. *H.* *W.* 39. lemperslinden (got) gottelinden *H.* *W.* 40. seinē *H.* 41. neigte gegen *W.* 42. wâete *W.* (*vgl. Minnesinger* I, 45). 43. *kein Absatz* *W.* höret *H.* * (haret *ist Druckfehler*; *beſser* hœret). 44. withe *W.* 45. gut *H.* 46. [gar] *W.* 47. Da *W.* 49. prewt *W.* 50. [da] *W.* (*ist auch überzählig*). 51. gesammet *H.* *W.* 52. Bey *W.* 54. knaben *W.* vnd *H.* *W.* 55. Vnd fuerten auf *W.* 56. vnd *H.* *W.* 58. Da *W.* 59. Ginoteren *W.* 63. ward *H.* *W.* * (*muſs bleiben*). 64. senndet Helemprecht *W.* 67. *kein Absatz*. (daz) *W.* 69. Balde er gegen *W.* 70. [nû] — empfieng *W.* 72. [si] — [her] *W.* lan *H.* 73. [Vil] *W.* 75. Gegen *W.* 79. Gegen G. *W.* Gottinden : Lemperslinden *H.* *W.* 83. Wir sollen *H.* *W.* 89. 90. Der — dinge Er stellet — ringe *W.* 92. [vr.] *W.* 94. Gern — knabe *W.* 95. traget *W.* 96. Gerne *H.* [aber] — knaben *W.* 98. gerne *H.* knabe *W.* 99. vnd *H.* *W.* 1500. gern *W.* 1. Da *W.* 2. [Und] *W.* 3. Gern *W.* 6. Gerne *H.* 7. (sp. er) *W.* 8. Gern *W.* herr *H.* 9. Da *W.* Gott. *W.* *H.* 10. Ze weibe L. *W.* * (*beſser*). 16. sullen *W.* 19. Sintesgew *W.* 20. välte *W.* 21. So *W.* 22. Helle sach *H.* 23. frôm (b)den *H.* *W.* 24. druchsäss *H.*, trugsass *W.* ward *H.* *W.* (*kann bleiben*). 25. geware : cammerare *W.* 27. Kuechen — Küevr. *W.* 30. Muschenk *H.* *W.* der g. *W.* 32. Wolflesg u. Wolflesd. *W.* Wolfs gum *H.* 33. Wolflesdr. *W.* Vnd der chnappe *W.* *H.* 34. [Secht die *H.*] *W.* 37. knaben *W.* v'swand *H.* 41. asse : trugksasse *W.* druchsässe *H.* 44. trüge *W.* 45. im *W.* 46. vil k. *W.* 48. Yeglicher *W.* Ain t. *H.* 49. vmb *W.* 53. mer *W.* 54. frölichen *W.* 55. *kein Absatz*. *H.* Da *W.* 56. Awe *W.* 58. frôm(b)de *H.* *W.* 59. naheu *H.* *W.* (*kann bleiben*). 60. Ey *W.* 63. fürcht *W.* 66. vil s. *W.* 67. da haymé *H.* 70. Name *W.* 71. Danne *H.* [daz] *W.* 72. hort *W.* 73. leüt *H.* 74. wurde *W.* 79. verdencke m. [nû] *W.* 80. Awe d. i. mich so *W.* 83. schier *H.* 84. da hayme *W.* 87. *kein Absatz*. *H.* *W.* 88. weile *W.* 89. gabe — *W.* preutgaumen : komen *H.* 92. Darnach ze h. [dô] *W.* 1593. fünften *H.* 94. signunfte *W.*, sigenüften *H.* 95. Gesigt *H.* 96. of(f)en *W.* *H.* 97. slof *W.* aber u. *H.* 99. vier H. 1600. den allain z. *H.* 3. wie *H.* *W.* 4. [Und] *W.* 6. mag *W.* *Der Reim weiset noch auf das ältere* warjan, werjan. 11. [o.] ir preútlich g. *W.* 13. kost(e) *H.* *W.* 14. baider *W.* 15. [ir] h. verd. *W.* 16. vnsanffte *W.* 18. Der sag es der das sahe (: geschahe) *W.* 21. Sluege *W.* 22. Gegen — er dhain wer *W.* 23. sicht : li(e)cht *W.* *H.* 25. varb *W.* 26. Wir — wie *H.* *W.* 27. vacht *W.* 30. rache *W.* 31. höret *W.* 34. Do *H.* 36. Lemperslinden zwo rinders *W.* 39. bund *H.* 41. das brautgaums *H.* 42. trüg ye mer vnd mere *W.* 43. geswey : drey *W.* 44. haút *H.* 46. Slintesgeẅ Helemprecht *W.* 49. vor *H.* *W.* 54. gab *W.* 57. vmb *H.* 58. Wie *H.* 60. Den ainen er *W.* 61. Das *W.* 62. Slintesgew Helemprecht *W.* 66. helmprechtē *H.* 68. scherge] *W.* im d. o. aus *H.* 69. was der rache n. *W.* 72. [er] *W.* 73. 74. [vnd] *H.* *W.* 75. Da *W.* 76. sagent ir gepúrikein *W.* 77. s. m. h. *W.* 78. [Dise] *W.* slachten *H.* 81. möcht *H.* 82. Dann *W.* 83. *kein Absatz.* *H.* *W.* 85. *hinter* weg *steht* wåg *durchstrichen.* *H.* 87. Dem *H.* d. bl. *W.* 90. behielt *W.* 91. swere *W.* 92. Hört *H.* *Nach* 94 *im Zusatze liest* *W.*: hofe — anfang — heer — w. d. an ew wol m. 95. solt *W.* 97. taugt *H.* 98. jüngling *W.* 99. berge *W.* [mir] *H.* 1701. bass *W.* 2. plind *H.* 3. [al] *W.* 4. were *W.* 5. heinte *W.* 6. ew *H.* euch aus balde v. *W.* 7. Naine herre *W.* 8. plinde *W.* ew *H.* 12. Zoget ewr es *W.* 13. solt-ainen *W.* ew *H.* 14. gab ew v. *H.* 15. Baid *H.* laide *W.* 16. Seyt — v. vnd s. *W.* 17. herre i. bin i. *W.* 18. knabe *W.* 19. Slintesgeẅ *W.* 20. er n. des *W.* 22. mer *W.* 23. 24. Hey — asset Do — sasset *W.* 25. meine *W.* 26. [Unt] *W.* 27. [en] *W.* 28. lod *H.* 30. lägt *W.* 32. solt euch bald *W.* 33. tüt *W.* 35. Da *W.* 37. nym[mer]mere *W.* 39. Solt — teüfl *W.* 40. dürftigen *W.* 41. ewrem *W.* haus *H.* 46. alsam *W.* 47. [l..] *W.* 48. vngnädig *H.* 50 Wie *H.* *W.* hertze k. *W.* 52. Wie *H.* *W.* er *W.* stünd *H.* 53. füeret jr dwerhos *W.* 54. Ewr *W.* 55. vnd schaiffte *W.* Er endrabte noch ensch. *H.* 56. hertze — ersauffte *W.* 57. waret *W.* ' (*lies* wärt). vngeheür : gebeür *H.* *W.* 59. alles? 60. [Nû] *H.* 61. seint *H.* 62. höher *W.* 63. dann *H.* 64. [daz] *W.* 66. sperr sloss r. *H.* 67. heinacht *W.* 69. behielt *W.* 70. gäbe *W.* 71. [ie] *W.* 72. et weyset *W.* 78 [daz] *W.* 81. ichs *W.* 82. Yedoch *H.* mag *W.* 83. [Des] *W.* 84. [hin] *W.* 85. ewr *W.* 88. deúbe *W.* 89. Wa *H.* Wo *W.* 90. Dhain *W.* gebaur *H.* *W.* 91. schrier *H.*, schray *W.* 94. züge *W.* 95. *kein Absatz.* *H.* *W.* laide *W.* 96.

hangen *scheint eher* hengen *H.* 1801. widt *H*, weit *W.* 6. Da er sach *W.* 8. wolten *H. W.* 9. Entraûn — ain : klain *W.* 10. rert *H.* 11. sunne *W.* 12. niemant *W.* 16. [nû] *W.* 17. Da *W.* 18. waren *W.* 22. was *H.* n. daz ich da ynne *W.* 23. witt *H.*, wyd *W.* 24. pidmet — als *W.* gird *H.* 28. Da *W.* 29. wand *H.* *[*das Kürzungshäkchen iſt zu streichen*]. 30. da *W.* 33. Seinē *H.* 34. hilffe *W.* 35. Entrawn *W.* do der *H.* 39. notzoget *W.* 40. [Und] *W.* 42. Selb ich im kaum *W.* 43. nackent *W.* vnd *H. W.* 45. wirde *W.* 46. Seint *H*, Seyt *W.* 48. [daz] *W.* 50. Helemprechte *W.* 51. errachen *W.* 53. hûete — Helemprecht *W.* 54. Daz *W.* 57. greûlich *W.* 60. calander *W.* 61. Sparbare *W.* 62. genaten *W.* 66. [iht] *H.* 69. klaine — zarte *W.* 71. 72. kale — [daz] falbe *W.* 74. [dâ] *W.* 75. yedoch *W.* 76. seine *W.* 77. mueding *W.* 83. paume : traume *H.* 84. wane *W.*, wân *H.* 85. Daz er s. h. *W.* 86. *kein Absatz. H, in W. bei* 87 : Wo. 88. [bî] m. *W.* 89. Seint *H*, sein — hie m. *W.* 91. ertaile *W.* 92. geschech *H*, geschehe *W.* 95. warent *W.* 96. Seint *H.* Seit *H.* ist an der w. *W.* — *H. schlieſst hier mit* Explicit *und der rothen Unterschrift* : Finis adest vere et vere Scriptor debet preciū hēc. — 98. * *beſser* Rât'.

LXVII. *Herr Friedrich von Auchenfurt. Von Janſen Enenkel.*

Handschriften von Enenkels Weltbuch, aus welchem die zehn Erzählungen des Anhanges zu Bd. II genommen sind, in deren Rede- und Schreib-Weise (ei für î, ai für ei, au für û, ou, und eu für iu, vgl. zu 292) auch dieses Stück gehalten sein sollte: Heidelberger Handschrift (H.) Bl. 200. Münchner Handschrift (M.) beschlieſst auch hiermit, bricht aber bald nach dem Anfange ab. Leipziger Handschrift (L.) Bl. 103. Die folgenden Lesarten von L. sind nach M. Haupts Ausgabe derselben. Die meiner früheren Ausgabe in Klammern beigefügten Ergänzungen und Auswerfungen stimmen mit L., wenn sie hier nicht auch bemerkt sind.

Ueberschrift: Von ainem Ritter den chaiser Friderich het. *L.* *Fehlt H. M.* 1. geselln *M*, ritter *L.* 2. Den allew *M.* 3. auchenfürt her *M*, antfûrte der *L.* 5. [beste] *L.* 7. erwarifen *L.* 8. Den allen g. *L.* gezierd *H.* 9. 10. sazte er ſine sinne An eine e. grævinne *L.* 11. schœne *L.* 12. vil d. *L.* 13. 14. Unde euch sine sinne n. d. selben grævinne *L.* 15. Do — [vil] *L.* 16. teiln n. *H.* ir *L.* 20. So klage ich *L.* 23. werde danne *L.* 24. verlürn *H.* vliuse mine *L.* 27. 28. gedahtes in ir muote ja — der guote *L.* 29. tete — guot *L.* 30. lieze *L.* 32. k. in n. *L.* 33. in m. hövescheit *L.* 35. schulden min *L.* 36. d. möhte unschuldic sin *L.* 37. 38. *umgesetzt* meinen sch. lite den tot Und daz ich wær ane not *L.* 39. behielte mine *L.* 40. müejet d. hort ser *L.* 42. würd *H*, wirde *L.* 44. ir reinez herze *L.* [45. 46] *L.* 47. 48. *umgesetzt:* eines wan ze *M.* 50. in in kumber *L.* 51. Ouwe v. *L.* 52. mit untriun *L.* 53. mine werdek. *L.* 55. gescheiden *L.* 56. mein dich *L.* 58. daz mues mich *L.* 59. ir elichen *L.* 60. si wol a. *L.* 61. also *für* daz *L.* 62. Unde im also verj. *L.* 63. minem *H.* 64. wolte *L.* 66. und n. do ir schœne *L.* 67. umbe *L.* 68. 69. Do sp. diu frou mit sinne Her Friderich wolt *L.* 70. Das *H*, Swes — iuch muge *L.* 71. herre *L.* 72. frou daz *L.* 75. i. wærlich niht z. *L.* 76. sült *L.* 79. mäht ich wol iur *L.* 81. schœne *L.* 82. sol *L.* 83. teilen *L.* wol *für* sô *H.* 85. vor *für* vro we *L.* 86. l. gar u. *L.* 87. [ez] s. h. *L.* 88. so *für* dô *L.* 89. Vil maneger ritter ein *L.* 91. Möht *H.* do *für* da *L.* 92. 93. [mit] — [iu] teiln *L.* 94. [der] *L.* 95. danne in einer *L.* 96. Sin *L.* 97. eime *L.* 98. i. iu d. *L.* 99. Wartuot *H.* do iur schaftes *L.* 100. iur bete ich iuch b. *L.* 1. kumbt *H.* ir lebendic *L.* 2. gar l. m. i. *L.* 4. iu *L.* 5. biderbe *L.* 6. frou swaz i. *L.* wol *für* vol *H.* 8. Das *H. L.* 9. gern *L.* 10. sölt — da v. d. *L.* 11. Si sp. i. d. ez g. *L.* 13. wart *L.* 15. her Friderich von Antfurt *L.* 16. * degenlichen. 17. Gein *L.* 19. welt *L.* 20. 21. mir vil edel r. r. h. Vertuen — [hie] *L.* 22. degen *L.* 23. Da von b. *L.* 27. gein *L.* 29. Bloz *L.* 31. n. anders dann *L.* an *für* ein *H.* 32. trost *für* tschost (*gewöhnlich* tiost) *H.* zem turnei *L.* 34. hiet ich ein *L.* 35. ich an füeren unde *L.* 36. zägelich *L.* 38. Nein *L.* 39. henden *L.* 40. [hie] *L.* 41. vergibe — mit t. *L.* 43. ich stirbe *L.* 45. Als vil lang — [s.] *L.* 46. [zuo im] *L.* 47. samne *L.* do *H. L.* 49. Ein *L.* 50. schone — menege j. *L.* 51. a. rittr *L.* 52. Daz daz sper durch *L.* 53. Hinden *L.* 54. amaht *L.* 56. Sanc daz er v. *L.* 57. Und u. in do von d. *L.* 58. was g. klage *L.* 59. *Ueberschrift:* Merch von der Gräfin. [Nû] *L.* 61. Ouwe *L.* 62. hast du ere u. *L.* 63. minen l. hie g. *L.* 64. tugenthaftez *L.* 65. Umb — verl. *L.* 66. künde ie *L.* 69. Ouwe *L.* 70. mohtestu d. dienest an *L.* 71. hiet *L.* werd *H.* 74. h. hie *L.* 76. hietest wol s. *L.* 77. danne *L.* genesen *H.* 78. dų w. vil w. *L.* 79. Des — wærlich *L.* 80. [w.] — dise *L.* 81. Gel. u. disen *L.* 86. i. würde *L.* 88. Diu *L.* 89. *Ueberschrift:* Merkch wie dem ritter darnach geschach *L.* 90. menigy *H.* 91. er sicherlich v. *L.* 92. dan anderhalp *L.* 93. durch *für* von *H.* 94. risen m. *L.* 95. Und hæret in als *L.* saum *H.* 96. ist warden uf *L.* 97. du *für* dâ *L.* 98. langer *L.* 202. sweizic *L.* 3. inne w. warden *L.* 4. b. warden g. *L.* 5. sehl fråw selb w. *L.* 7. dar an vil s. *L.* 8. niht i. werden *L.* 9. Habe — erornt.

L. 210. zeigete — hemdlin *L.* 12. an in *L.* 13. hemdelin *L.* 14. barmherzclich si zuo im *L.* 15. weiz g. wol d. riche wære gelaiche *L.* 17. vil willeclich *L.* 18. [é] — an m. *L.* 19. niht z. ze keiner *L.* 20. einen *L.* 21. Ju v. s. den *L.* 22. [Und] — ere hielte *L.* 23. Ja s. d. r. *L.* ere behaltet *L.* behieltent *H.* 26. Woltent *H.* Welt — ein dinc *L.* 27. ir schœnin vr. *L.* 28. Welt tuon daz ich g. *L.* 30. Daz *L.* 31. m. sin so *L.* 32. Und ge ez halt an d. *L.* 33. Das ander alles w. i. volleest *L.* 34. ere *L.* 36. Die — der welte *L.* 38. Nu merket reht waz ich iu s. *L.* 40. Dann d. pf. an iuch *L.* 41. Do *H.* 41. 42. innen wunt warden h. Nu merkt vil rehte m. *L.* 44. ler nach miner s. *L.* 45. hemdel *L.* risew *H.* 48. e. guoten m. einen h. *L.* 51. z'opfer *L.* 52. und ze rehte s. d. alter *L.* alt' *H.* 54. sach *H.* sehe frou hoch gemuot *L.* 56. So ir s. *L.* 57. frou *L.* 58. vor *für* in *L.* 60. m. h. 62. ez m. h. *L.* 64. Swaz *L.* 66. Zwar d. sage *L.* 67. [nû] — gezit *L.* 69. hemdel *L.* 70. do g. *L.* 72. ir j. frouu einer *L.* 73. sir tr. schuohe *L.* 74. prisen *H.* 75. Ze l. *L.* 76. ir ruht i. u. da heime hie *L.* 77. Do — ze k. schone krone *L.* 79. wartet *H.* * wart uf daz offertorium *L.* 81. altære : swære *L.* 84. . so l. *L.* 85. Er ged. *L.* 86. Ja — [got] *L.* 88. Od *L.* 90. heim wan im *L.* 91. Do si daz o. *L.* 92. samett — weit *H.* Ein samatmantel also wit *L.* (*in der Handschrift selber gewiss auch weit, zum Beleg der obgedachten Reimweise*). 93. * daz nider v. *L.* 94. hemdel g. nider an *L.* 95. bluote so *L.* 96. ir aldo *L.* 97. [dâ] *H.* do *L.* 98. mandels an sich w. *L.* 99. [der] *L.* 300. [do] *L.* 1. des kume enb. *L.* 4. wol im *L.* 5. iuch so gar v. *L.* 6. gemeret *H.* iuch selbe geun *L.* 7. Zwiu — bluotige *L.* 8. bi *L.* 9. sagt diu frou *L.* 10. daz *für* do *L.* 11. [als] unlie *L.* 12. sagte *L.* 15. [het] *L.* 16. ir *für* ez *L.* 17. m. zwar als l. a. *L.* 18. herze — als *L.* 19. 20. Daz i. d. s. bloz stan Vil schœnin frouwe w. *L.* 21. frouu schone z. im v. *L.* 22. frœlich er do mit ir gie *L.* 23. vil l. *L.* 24. [alles] *L.* 25. ouch v. *L.* 26. do er do s. *L.* 27. Do da *L.* 28. gienge *L.*

LXVIII. *Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau.*
Von Ruprecht von Würzburg.

Gothaer Papier-Handschrift.

Ueberschrift: kaufman̄. 2. zwo (*meist*). 7. si (*meist*). 11. Die (*immer; auch im Pron. und Adj.* e *für* iu, *selten* ew 29). 13. kumen : genumen. vurcht (*die Umlaute fehlen meist*). 22. wollen. 26. vol *für* vil. 44. waz. (*lies* was). Gilot (*meist*). 61. nit (*öfter*). 65. *kein Absatz.* Nun. 69. vmme.

71. *grözer *für* ganzer *ist Druckfehler*. 74. mer. 77. zwen iung. 78. mochtin. 90. kumen. 98. do. 102. entwurte. 16. libez. 17. wierde. 19. vernime. 22. wilt. 23. *kein Absatz*. 31. biten. 34. morgent. 37. seumde. 41. zur. 42. Wenne. 43. eidan. 50. entwurt. 60. gesworen. 61. einen. 69. vernemme : erkemme. 201. waren auch flautern. 5. tafeln. 8. Was. 9. hetten — genumen : kumen. 11. truchsezzen. 28. disew beidew. 31. war. 40. zuotrant. 43. hette. 52. zuom. 64. dor von. 66. *kein Absatz*. 74. *Absatz*. 77. Mit. 80. allew. 89. sie. 93. scheit. 302. hubchslichen. 4. *in *für* im *ist Druckfehler*. 5. kumen. 6. euch (*selten* ew *für* iu). 10. daz. 19. allum. 32. kumen : vernumen. 54. Er slug. 55. **befser* selber. 56. *Absatz*. 60. hette. 63. machent. 67. *kein Absatz*. 72. wip. 82. ew. 89. *Absatz*. 90. wolt. 92. allew gutew. 99. wennet. 407. *iu *für* iuch *ist Druckfehler*. 35. mer. 45. vmmer. 47. Des — nun. 50. vernumen : kumen. 55. nach. 56. Getette *(wank *für* gank *ist Druckfehler*. 57. tette. 61. **lies* dâht. 78. **ist* er *hinter* daȝ *im Druck ausgefallen. Befser ist auch* würde dromb [gar wol]. 81. begond. 88. 89. ew. 95. wolt. 501. zutroschen. 6. disew. 14. ertacht. 28. schob. 33. vilz wolle. 36. woll. 40. ew. 53. *kein Absatz*. 59. Wolt. 67. entwurt. 75. 77. ew. 95. *kein Absatz*. disew. 98. komst (*weist auf* kœmst). 600. frie. 10. nun. 11. loz. 16. do. 25. gesint *für* gesunt? 28. Vernime. 30. wez. *(*lies* wes). 47. wechsz. 48. erwurbest. 52. michil. 53. *kein Absatz*. diz. 59. bitalle. 60. wille wolle. 62. wollen. 63. dez. 65. vnd. 69. ew. 72. dovon. 81. vink. 84. *kein Absatz*. 87. kumer. 97. nun. 98. **befser* geruochet. 99. wolst. 702. neme *meint wol* næme. 11. Do. 25. kumen. 32. schob. 37. on. 44. On. 46. emphienk. 56. im *für* ir. 58. *kein Absatz*. 59. kussin. 60. si *für* er. 61. begond. 63. zurtrant. 66. zeren : weren. 86. stund. *für* stern. 89. kemmenate. 91. wolt. 96. gedenken. 807. Wenn. 12. Waz. 13. Da. 22. wie. 25. daz. 27. kumen. 33. 34. do. 35. frawe. 42. kum̃en. 50. dew. 56. enwurt. 58. **lies* guot. 59. vnd. 62. do. 64. fraw. 67. nun. 68. sie : bie. 82. kumer. 87. Nun da. 89. nun. 923. solt.

LXIX. *Der Richter und der Teufel. Von dem Stricker.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H) 186, fehlt in der Coloczaer Abschrift (C). Molker Handschrift von Strickers Welt (M) 30. Laßbergs Liedersaal (L) CXXXII.

Ueberschrift: Der tiutel nam eins richter war Vnd furten mit im bi dem har *M*. 1. was *H. L.* 3. [en] sol

M. [ich] niht a. *M. L.* i. niht alier *H.* 4. hat *L.* 5. recht *L.* 6. dovcht *H. M.* lut tuncket h. *L.* 7. erd *L.* 8. machent *L. M.* 9. reich : geleich *M.* 10. kain *L.* 12. w. da w. *M.* 13. begonde *H.* begund ainz *L.* markte tags *M.* 14. sehen *M. L.* 15. besten *H*, schönen *L.* 16. begonde der tevfel *H.* [*immer*]. begunde *M.* 17. [vil] *H. L.* 18. Er kom *M*, Der quam [im] *H.* weg *L.* 19. Da — [win] *L.* 20. [vil] *L.* 21. warent waidenlich *L.* 22. Der richter kam g. *L.* kom — richter *M.* 23. [in] *H.* 24. 25. vnd *M*, vñ *H.* 23. 24. Von sinem wingarten Er grüst jn vnd sprach harten *L.* 25. Von wannen es wär vnd wer *L.*, Wannen er were vñ wer er w' *H.* 27. recht *M. L.* sagt : verdagt *L.* 28. ew *M.* als g. *H. M.* besser *L.* 31. richtere *H.* zorn : verlorn *M.* 32. ir fint v. *L.* 34. Was *L.* evch *H. L.* [leides] *M.* 36. begunt *L.* zornlichen *M. L.* 37. Vñ sagte *H.* Sagstu mir u. *M.* mer : wer *L.* 38. Von w. *L.* Von wanne du sist oder wer *M.* 39. Er benám *L.* Ich neme dir e l. *M.* vñ *H.* vnd *M. L.* 41. *Absatz* So s. — recht : geslacht *L.* sage *M.* evch *H. L.* 42. Minen *H. M.* 44. bin der *H. M.* 45. *kein Absatz. M. L.* In vr. *L.* sprach *H. M.* 46. Wa sin gewerb *L.* sines gewerbes do *M.* [47. 48] *H. M.* 49. Daz wil ich d. w. *H. M.* 50. die *L. M.* 51. Das i. es h. *L.* heut *M. L.* 52. Was *L.* ernstlichen *L. M.* 53. hevte *für* allez *H.* 54. richtere *H.* 55. ez *für* daz *M.* 56. Das dir ze nement beschach (: sech) *L.* nemen *H. M.* 57. wil *L. M.* vnd dirre markte *M.* des marckt *L.* 58. [en] *M. L.* 59. *Absatz. H. L.* Vnd gebüt ich dir *L.* 60. komest *L.* komste *M.* 61. hüt hie *L.* Vñ m. *H. M.* 63. got : gebot *M. L.* 65. [alle] *H. L.* werdent bestalt *L.* 66. [ez] *L.* gebeute dirz *M.* 68. [Und] *M.* wie *L.* gebot *H. M. L.* 69. [illegible] *L.* 70. mugte *M.* du nit mocht *L.* 71. Vn gar zu [illegible] *L.* geneze *M.* 72. Do *H.* [ez] *L.* 73. gebeute *H. M.* 73—75. gericht — angesicht Nemest was — hut geb *L.* 75. Swaz so m. — [hie] *M.* 76. ander *M.* iendert leb *L.* 77. *Absatz. L.* 78. an am starck *L.* 79. Beide gev. *M.* 80. manigen *M.* 81. Grosser not *L.* 82. Das *L.* dar n. *M. L.* 83. So w. *M. L.* niendert *L.* 84. [illegible] s v. dich *L.* 85. Sid — one fromen *L.* an *M.* 86. laz *M. L.* ding *L.* 87. ritter *H.* daz *L.* [en] *L. M.* 88. Was — vmb bes. *L.* 89. [mir] a. bes. *L.* 90. muz *M.* w. ez gerne s. *L.* 91. 92. in *L.* *umgekehrt.* So müssa es hut also z. *L.* 92. michz *H.* Sit du *M*, Syd *L.* m. sin *M. L.* syn denn u. *L.* 93. dir wirt ser *L.* vnd *M. L.*, vñ *H.* 94. Er k. du *H*, Bekandestu *M*, Bedarfestu [die] *L.* wisheit *H. L.* 95. zwingen *L. M.* 96. Beide din — din min *M.* Dar umb die genossen min *L.* 97. [Die] *L.* an e. *M.* 99. soldestu *M*, soltest *L.* 100. wold[t]estu *M. L.* 1. *Absatz. L.* 2.

Ez ist *M. L.* nicht [so] *M.* 103. gan *L.* 4. Sin werd *L.* werde *M.* 5. Was d. hüt h. werd *L.* [hie] *M.* geben *M. L.* 6. an *M.* Solt ez mir gän an daz leben *L.* 7. ich war n. *M.* 8. solte *M.* 7. 8. Das wîb ich sechen an Vnd solt ez mir missʒ gan *L.* 9. Ich erlaze *M.*, Ich lasʒ *L.* er laz *H.* [es] *L. M.* mit n. *L.* 10. [und] *H. M.* sprichestu *M. L.* sp. aber *M.* do *L.*, der *H.* 11. wer *H. L.* 12. biben *M.*, du varn *L.* 13. [dô] *M. H.* *Absatz:* Da sp. d. vil bosz g. *L.* 14. vmb *M. L.* 15. Daz bevinst n. *L.* Vindestu n. heute e. seile *M.* 16. dovht *H.*, tunckt *L.* Do waz er vro und geile *M.* 17. Was er w. solte *L.* darunter s. *M.* 18. Do — nicht leit *M.*, lieb *L.* 19. *kein Absatz:* giengent *L.* iesa *für* si sa *H.* 20. Dez w. *L.* markte *M.*, marckt tag *L.* 21. do l. g. *M.* lüt *L.* 22. richter *M. L.* da *M.*, do *L.* 24. Do w. *M.*, Da w. *L.* niemen *H.*, niemant *L.* 25. *Absatz:* Der s. gesell wer *L.* 26. Do b. im d. richtâr *L.* [27. 28] *H. M.* 29. Der t. w. s. [wolde dez] aber n. *H. M.* 30. *kein Absatz:* er gie da sochtan *L.* 31. wib *M. L.* [da] *M. H.* besch. *L.* 32. swein *M. L.* [ein] *M.* 33. di *für* ir *M.* 34. gink *M. H.* [ze] *H.* t. balde h. *M.* 35. Also — zornig *L.* 36. neme *M.* dir leben vnd l. *L.* 38. gâng dar vnd n. d. *L.* 39. Ir horet *H.*, Ich hôr(e) *L. M.* s. dir *M.* [dir] *L.* 40. ernste *H. M.* l. ir e. *M.* [ir] ernst *L.* 42. furte *M.* 43. mirz *M.* 44. [vil] *M.* Nein ich. ez. ez wer *H.* 41. *Absatz. L., wo* 55—58 *anstatt* 41—44 *steht.* 45. *kein Absatz. H. L.* markt(e) *L. M.* 46. Do enw. i. [u.] *M.* Da der lut vil waz *L.* 47. [a.] *M.* bes. *L.* 48. rind *L.* 49. sistu *M.* sigest du erg. *L.* 50. neme *M.* dir lib vnd l. *L.* 51. *Absatz. H.* richtar : mer *L.* 52. daz m. *L. M.* 53. ditz *H.* geben *L.* 54. leret ains *L.* 55—58. *versetzt L. anstatt* 41—44. 56. darvmb e. j. *M.* wär — [dar] vmb *L.* drvmbe *H.* 57. [Und] — inne : hinne *M.* Wenn sy dez wird *L.* 58. ichz v. von h. *M.* ez hette *L.* *Hier, für* 55—58, *liest L.:* Ir ist nit ernst dar zu Waz ich ander swa nu thu. 59. Ich h. *M.* So h. i. n. — rind *L.* 60. *kein Absatz. H. L.* zu ainem kint *L.* 61. *Absatz:* Du w. n. lassen *L.* Du w. *M.* 62. nem *L.* 64. Ich h. *M. L.* do l. [r.] *L.* [leider] *H. M.* n. rechtes *M.* 65. Do sp. *M.* da ze *L.* 66. näm n. zechen *L.* [zwei] *M.* 67. mir ez *M.* mir syn g. *L.* 68. Vnd m. *L.* 69. neme *M.* gern mocht *L.* 70. *kein Absatz H. L.* sy also v. *L.* 71. Bisz en m. vff d. marckt : starck *L.* markte : erstarkte *M.* 73. *Absatz:* sy gar warent komen har *L.* 74. wolden *M.* 75. Do *M.* begonden *H.* still stan *L.* 76. Vnd b. — witibe *M.* begonde *H.* Ain wib begund zu im gan *L.* 77. baidi *L.* (*meint* beidiu). 78. Vñ a. *H.* Ir sûkraft *M.* [diu] *H. M.* 79. wart *H.* [vil] *H. M.* [n] *H.* in ungehab : stab *M.*

vngemach *L.* [180. 81] *L.* 80. [vil] kaum *M.* 81. an *M.* 82. begund *L.* vnd *M. L.*, vñ *H.* 83. Wir was dir so *r. M.* 84. rich *L. W.* 85. arm *L.* 86. du n tr. *H. L.* trauren west *L. M.* 87. Du h. *M. L.* hast *M.* an *L.* 88. mir *H.*, an *L.* 89. aigens kalls *L.* armes *M.* 90. Do *H.* er solt *L.* Da s er s. s. *M.* 91. *Absatz L.* [vil] *M.* solle *L.* 92. Mir i. — geben *M. L.* 93. min *für* der *M.* so wol tuge : müge *L.* 94. i. m. d. n. m. *L.* 95. mirz *M. L.* iz *H.* 96. Dez h. *M. L.* bestu *L.* [meist betestu]. [nuhl] *H.* 98. grimmigen *M.* 200. armen sunder l. *L.* 2. din *H. L.* sel — din *L.* u. sorh d. *M.* 3. ubel t. fur *L.* 5. *Absatz. L.* ernst *H. L.*, ernste *M.* Des i. e. name w. *H.* Der rede i. *M.* 6. jm vast *L.* vnrnk in rehte bi dem *M.* 7. begund ze berg *L.* 8. [an] *M.* 9. markte *M.* marki wären : swären *L.* 10. In mochte *H. M.* 11. muer *L.* kumberlichen varen : aren *M. L.* 12. Den ain *L.* [13. 14] *L.* 13. danne *H. M.* 14. an alle *H.* 15. Ich w. nicht *M. L.* 16. Do — verrnste *M.* v. an s. *L.* 17. *kein Absatz*: mer : richtär *L.* 18. Also *M.* 19. sag en los *M. L.* 20. wend *L.* vinden *M. H.* vnd *für* er *M.* 21. [vil] *M. L.* 22. m. teufeln *H.* vm b] *L. M.* 23. Wer *L.* gern *H. M. L.* vmb *M. L.* 25. vil manigen *M.* argen *L.* 26. [vil] — furchtent *L.* wol *M. L.* [27. 28] *H. M.* 27. *fehlt ein Punkt am Ende.*

LXX. *Der Welt Lohn. Gesicht Wirnts von Gravenberg. Von Konrad von Würzburg.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H.) 112. Colmarer Meisterliederhandschrift (C.) 118. Lassbergs Liedersaal (L.) XLIV. Münchner Handschrift von 1396 (M.) 111. Wiener Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts (W.) Bl. 60. Wolfenbütteler Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts. — Die ältere Handschrift, W, hat auch schon die Schreibweise, wie bei Jansen Enenkel (vgl. zu LXVIII), [illegible] auf ou, nicht ou, meist so auch W; jedoch fordern keine Gründe, dieselbe auch hier durchzuführen.

Ueberschrift: vñ *H.* Ditz ist von der werlte lon Vnd stet niht vmb ein bon *C.* Der welt lon *W.* 1. Armer welt *L.* werlt *H. C. W.* 2. Vernement wol disz *L.* 4. welt lohe *L.* lon ie *H. C. W.* 5. Baidi [meist beidiu] *L.*, Beide *H. C. W.* vnd *L.*, vñ *H. M. W.* 6. gedaht *H. C. W.* im *W.* man[i]gen *H. C. W.*, alls *L.* daz *für* dar *W.* 7. Wie *H. C. W.* begieng : enphieng *L.* 9. Welt. *L.*, Werlt. *H.* 10. künd — gemären *L.* Die kunde [kund] er *H. C. W.* 11. 12. *umgekehrt H. C. W.* 11. ob *für* an *W.* 12. Vnd — [mit] *L.* 13. leb [aus leben *geändert*] — vil *W.* volle *L.* 14. ze dem [den] *H. C.* 15. *Absatz. L.* deutschen *H. C. W.* 16. hat *L.* Er h. *H. C. W.* 17. Allē sant *L.* sein *W.* 18. w. bider[be] *H. C. W.*, vñ *M. H. C.* vnd *L. W.* gut *H. C. W.* [gût vor vr. in *W* ist *ausgestrichen und unterpunktiert, als ungültig.* 19. 20. *umgesetzt L.* 19. schône — tugende *H. C. W.* tugent *L.* 20. Wa *L.* [ein] m. *L.*, er *W.* so der *H. C.* werlde *C.* gerechte *L.* schol *W.* 21. h. eren *L.* 22. konde *W. C.*, clennd *W.* ritter *L.* 23. bedrachten *L.* 25. erwelit *L.*, erwelte *C.* erwelt *W.* tragen *M.* 26. persen *M.* bersen *H. C.* hierzen *W.* vnd *L. W.*, vñ *H. C. M.* 27. *Absatz. L.* konde *H. C.* er wol *H. C. W. L.* vñ *C. M.*, vnd *L. W.* 28. schah *M.* vñ *H. M.*, vnd *C. W. L.* 29. [Dar] *L.* 30. tesent *H. C. W.* 31. Gezzeiget *M. L.* Erzeiget *H. C. W.* 32. Dar *M.* Do *C.* here *L.*, rilt *W.* 33. gutem *L. C. W.* geritten : gestritten *M. L.* 34. het *M. W. L.* 35. Nach lob *H. L. W.* vnd *für* ist *W.* minnen *H. C.* 39. langer *M.* lang *W.* 40. gedient *H. C.* 41. *Absatz*; allû selden-haltû *L.* elles *H. C.*, alle *W.* 42. minnenclichen *H. C. W.*, tugentrichen *L.* 43. Lopten *H. C.* vñ *H. M.*, vnd *L. W.* 45. schz *W.* so *H.* 46. Sest *H. C.* Sus *W.* her *L.* 47. wirant *L.*, wirnet *H. C. W.* wirin *M.* (*vgl.* 101). [da] v. grauuberg *L.* 48. het *H. C. L.*, *fehlt W.* werltlichiv *M.*, weltlichû *L.*, werltliche *C.* werltliches *H.* werltlihe *W.* 49. Gewaltirket *H. C. L.* allû sinû *L.* allev sinem (*meint sinen*) *H.*, alle sine *C.*, alle sin *W.* 50. hertz *L. W.* stoll *L.* 51. tohte : gelobte *M. L. W.* 52. *kein Absatz.* Sest *H. C.*, Nu *L.* [hoch] *M.* 53. siner *L.* chemnaten *M. L.* 55. *Absatz. L.* Er *H. C. W.* 56. [er] aventewer *W.* 57. min *L.* 58. ohe *W.* [da] *H. C. W. L.* 59. boss *L.* 60. fraid w. [vil] *L.* 61. red *W. L.* er da ! *M.* 62. Nu da er g. w. *L.*, Vnd do er alsvol (alsus *W.*) eine w. *H. C. W.* 63. Da *L.* kom *H. C. L.*, quam *W.* gedichen *H. C. W.* 64. nach *H. C. W. L.* nams *M.* 65. *Je H.* wunsch *W. L.* gebrîset *M. L.*, gezzieret *H. C. W.* daz *für* gar *M.* 66. minnenclich *H. C.* wunnencleich *W.* 67. [sch. w.] *H. C.* sch. [w.] n. *W.* 68. schône *L.* schon *W.* vollecl. *H. C. W. L.* 69. Fvr *M.* allû *L.* 70. [Ein] *H. C. W.* rechte *L.* minnencl. *H. C.*, minnecl. *W. C.* 71. Vz w. *H. C. W.* bresten *H.* gebôt *L.* 72. sprich *H. W. L.* sprach *C.* d. auch u. *H. C. W.* meinen *W.* 73. *Absatz. L.* nie *C.* (*immer*). lerre *L.*, verre *W.* (*die comparative Form dieser Partikel entstand wie bei dem immer mit dem Comparativ verbundenen dester für deste*). schône *H. C.* 74. Dann *L.*, denne *W.* vnd *für* oder *L.* vrae p. *M.* palas *M. H. L.* 75. Oder s. [die] *H. C. W.* alle *L.* gezûttnne *M. W. L.* 76. wilent *H. C.*, wilant *L.* d. m. *W.* 77. antlotz *M.*, antlotz *H. C. W.*, antlutz *L.* vnd *H.* varwe *W.* *W.* (*aber in varwe gebessert*). 78. wurent *L.* beide *H. C.*, peide *W.*, baide *L.* gerlie *M. W.* 79. Durch lochtet *H. C.* d. leuchtech *W. L.* spiegellin *H. C. W.*, spiegelin *L.* 80. schône *L.* varwe *H. C. L.* 81. wunecl. *L.* minnencl. *H. C. W.*

82. Da H, Do C. W. pallast C. 83. Ich L. schone H. schon W. er lechtet H. 84. der h. H. C. het H. C. W. L. 85. grosten M. s. meisterschaft H. C. W. An einer m. L. 86. het ein W. L. s. beste(n) kraft H. C. W. L. 87. *Absatz.* hochem L. 88. Was — hochen frowen L. 89. gülte L. 90. Er W. min(n)ecl. W. L., minnencl. H. C. 91. Beschowet H. C. L. erd : werd L. 92. vch H. (*der grosse Anfangsbuchstabe der Absätze, für welchen Raum gelassen, ist vom Schriftmaler vergessen*). och w. nah M. in hohem H. C. W. 93. becl. H. C. schône : chrône H, schon : cron L. 95. Ild L. d. selbe(i) vr. H. C. W. L. 96. vnd H. C. L. W. leib W. 97. warent L. 98. halt *hat nur M, das l nachträglich übergeschrieben*). 99. Niemant : kund : tund L. chonde H. 100. Eh L. 1. *Absatz:* grauelberg h. wirint : zwirint L. wirnt : zwirnt H. C. W. wirn : zwirn M. 2. Er schr. H, Der erschr. L. 3. Da H. quam W. chom H. C. 4. Si sach L. sach(e) W. H. was im (in) H. C. W. 5. Und(e) h. C. H. hart H. L. do : so H. C. 6. michel H. C. W. 7. Wanne(n) die vrowe queme H. W. C. 8. [vil] L. 9. Er schr. H, Ersc. L, Erschrakchet W. 10. Ern phie H, Er enphie C, Er enphiene W. min(n)ekl. L. W, minnencl. H. C. 11. [Vil] H. C. L. W. chonde H. C. 13. Seit vr. M, Sint fro L. gotwillk. L. komen : v'nem H. C. 14. Was L. wiben H. C. W. 15. u. g. s. ir H. C. W. L. gülde sind L. 16. schonir gar M. Die vrowe (fro) s. m. gechten d. H. C. W. L. 17. *Absatz.* [Vor] L. lon W. 18. Erschricke M, Ersc. L, Der sch. H. ser W. L. vor H. C. W. (*In dem Zusatze:* 1. bin L. 2. vnd H. C. W. L. 3. Wie L.) 19. So H. C. W. L. sehr H. C. W. 20. sel M. W. L. vñ M, vnd W. L. 21. doch W. L. 22. hertz L. nie H. C. W. betragt M. 23. trug(e) ie H. W. C. d. dich W. 24. hirbach M, hiderb(e)er) H. C. W. vñ M. H. vnd W. L. gvt H. C. W. 25 39. *verkürzen* H. C. W. *durch Verschmelzung von 25 und 39:* Eller dinev (e. dinc, alle dinc) *ist gewesen.* 25. alls dinc L. 26. els vñ M. vnd L. 27. *Absatz:* nach L. 29. was er L. 30. ward je L. dienst W. L. 31. blüjest — mayen L. 35. In so L. tugent : iugent M. L. 38. hertz L. vñ. M. vnd L. 39. [ie] gegen L. gewesen : erlesen H. C. W. L. 40. [vil] H. C. W. 41. *Absatz.* L. vmb L. W. pit *für* bin W. kemen H. C. 42. nach H. C. W. L. 43. 44. *umgestellt.* H. C. W. 43. in H. C. W. 44. Schawes(t) H. C, schonest W. vñ H. M, vnd W. L. 45. er H. C. W. bin L. vol M. L. komen H. C. 46. hohen — werden H. C. W. hochen v. L. frvm H. C. L. 47. Der dich (doch C.) v. m. gesi(e)hen H. C. W. möcht L. 48. vil *für* wol H. C. W. L. geschalt L. 49. v(e)rl(e)sch du M. H. C. W. vñ M, H. vnd W.

L. spehen H. C. W. sechen (: spechen) L. 150. gern M. L. dir g. hie versehen H. C. W. 52. hest L. gedient W. 53. Den (Der) ritter H. C. W. tugende(n) H. C. reiche: wunderleiche W. 54. Den nam gar w. H. C. Versiene gar w. W. 55. Dirre H. C. Der — tådinge : jünglinge L. 56. wand W. sei M. (*sonst auch immer* si), *fehlt* H. C. W. selbiv M., *fehlt* L. 57. Sie m. o. H. C. W. Da vor m. o. L. 58. selbe H. C. W. L. iach H. C. W. 59. Ir H. C. wert C. macht W. 60. gnad L. er. gnade W. 61. Hab L. evh(ch) H. C. W. L. 63. tunckel L. 64. i. evh(ch) H. C. W. [minen] W. 65. Jch M. Hab v. s. (Han sitten) me gesehen (: iehen) H. C. W. 66. Sod L. ie *für* aber M. geruchent L. geruhet W. 67. ev H. C. chnecht W. dienste L. 68. So s. H. C. W. L. hertz L. sel(e) u. avch C. W. H. 69. *Absatz.* L. iuch M. H. C. W. L. dien(e)st H. C. W. 70. willicl. H. L., vollicl. C. W. 71. Immer u. an H. C. W. mein W. endes H. C. W. L. 72. habet H., hant L. (so) M. vrevden H. C. W. 73. als M., so L. manigualti L. wunne(n)cliche ivgent H. C. W. 74. vrevde(n) bernde H. C. W. raini gûost L. tvgent H. C. W. 75. m. vol g. W. gehelfen H. C. W. 76. So w. m. H. C. W., Wol mir L. (*Abkürzung in* H. C. W.; geleit W.) 77. Gelebt M. vrev M., frô L. 78. Sol minnickl. L. 79 wölt L. 80. gezelt *aus* erwelt *gebessert.* M. Fro an tugent unser z. L. 81. Geruchent L. mir ze (zv) sagen C. W. H. 82. ewer *für* daz H. C. W. wunnen H. L., wunden W. berndes H. C. 83. *Absatz.* L. euch H. C. W. L. schoniv M., wernde L., hohe(v) C. H., hoch W. vreude L. W. 84. [von] H. C. W. 85. Alder wie ir sit L., Oder wannen dar si H. C. W. 86. nam H. W. L. [87. 88] H. C. W. 87. Werdent L. 89. bi H. C. W. 90. evh(ch) gehort H. C. W. singen oder [ge]sagen H. C. [91. 92] H. C. W. *Kein Absatz:* die frowe L. sufzet M. 92. Vnd sp. L. 93. Der vrowe sprach d. H. C. W. geschen W. geschehen H. C. L. 94. gern(e) hie verjehen H. C. W. L. 95. Meins hoh M. gelobten H. C. W. nomen W. 96. darft H. C. W. bedarst L. d. sin niht schamen H. C. W. 97. Daz H. C. W. L. teine C. 98. was L. erd(en) H. C. W. L. 99. *Absatz.* L. hertes W. vñ M., vnd W. L., oder H. C. 200. vreg(e)s H. C. W. L. 1. 2. *umgesetzt* H. C. W. 1. [Daz] H. C. W. vñ M. H., vnd W. L. künges L. 2. [Alle] L., Daz H. C. W. 3. [und] H. C. W. L. 4. [Die] H. C. W. Haben H. C., hant — hant gegeben (: hertzogen) L. 5. al L. 6. [en] H. C. W. L. forcht niemen W. wan *für* âne M. 8. genant W. welt g. b. L. 9. lang W. L. b. berg. L., gedient h. und g. W. 10. solt(e) W. C. 11. Vom H. C. W. L. zaigte L. (12. kome H. C., chvm W. dir *für* dar C. W.) 213. *Absatz.* M. L. Sust L., Do H. C. W. rucken H. C. L., rucke W. 14. orien H. C. W. 15. unde C. 16. Mit k. H. C. W. L. krotten M. L. vnd mit patern : pelatern H. C. W. M. natran : blatran L. 18. vollen H., volle L. 19. Und von u. C. W. 21. e. michel w. W. [dr.] H. C. W., dar i. L. 22. Iren lib L. 23. Bas H. C. an d. H. C. W. L. 24. [sô] L. 25. *Absatz;* jrem L. bloden M., broeden H., broden C. W., blûmden L. dranch : stanch H. C. W. L. 26. e. also H. C. W. angstl L. 27. kond L., mocht(e) H. W. C. [*Die 4 hier eingefügten Zeilen hat auch C. W.:* 1. vil ü. g. L. 2. Unde C. schier da W. u. wart vil gar v. L. 3. bo(e)ser C. H. poses aschen tuchlein W. tůchalin L. 4. minnencl. H. [minnekl. L.] 29. Wart L. Er stencket (stinkchet) vnd ist musserar H. C. W. 30. Recht a. H. C. W. als sam W., als M. L. asse H., esche L. 31. *Absatz.* L. Da H. C., Do W. [mit] C. [von] M. 32. vor *für* von M. H. C. W. 33. [Und] W. aller L., vor aller H. C. W. 34. vñ M. H., vnd W. L. 35. Do der H. C. W. an M. W. 36. hertz im das L. So mug er it ir horen wie er sprach C. W. H. 37. wurde L., wést sin [gar] H. C. W. 38. Wer L. Der H. C. W. si W. wôlte L., nv wôlt (wolte, wolt) H. C. W. 39. In L. dinem H. C., einem W. dienst H. C. W. 40. wib L. 41. *Absatz.* L. [sich al] H. C. W. 42. Vnd n. L. chevce H. C. in die haut W. 43. Er ler hin n. H. C. W. 44. edelen H. C., edlen W. gots M. 45. Do C. W. [ritter] H. C. W. 46. steten levzzen H. 47. Vnd s. [daz] L. 48. Er warp (warf) dort zv (ze C. z. zaller) H. C. W. 50. sel M. L. doch *für* dort H. C. W. 51. *Absatz* M. L. Nun merckent L. de W. 52. Dirre H. C. L. werlt H. C. W., welde L. 53. Ditze W. endehaft L. mer gewer H. W. 54. Ez H. C. W. [al] L. 55. gern M. L. 56. werlde H. C. W., welt L. 57. D. hant ir a. L., Wir han es (ez) H. C. W. wol v. H. C. W. L. vernumen C. 58. Der h. e. vil L. kumen H. C. 59. Der im L. *ir hat* M. *hineingeliefert* dienst H. C. W. L. 60. im W. tród L. 61. wernder L., siner H. C. W. 64. *Absatz.* L. wurtzpurch M., würtzburg L. (*Zusatz in* L: 3. getichten. 4. welt vigent. 7. sel. 9. welt. 10. bôsi. 12. jungst. 15. gelachet. 18. schowent. 19. iugent. 21. lont die welt. 22. můgent).

LXXI. *Der König im Bade. Von dem Stricker.*

Heidelberger Sammlung (H.) 196. Colmarer Abschrift (C.) 111. Marburger Handschrift von Strickers Welt (M.) 63. Laßbergs Liedersaal (L.) CXLVII. — In der Wien-Ambraser Handschrift des Heldenbuchs 16 ist eine ganz andre Bearbeitung von Herand von Wildonie. — Der alte Druck Vom kunig i pad dz im die gewalt genomē wart. — Bamberg — von Hanns Sporer Drucker 1493. (4 Bogen 4.) nennt Panzer (Annalen der alt. deut. Lit. I, 209) ein Lied, es also wol eine der alten strophischen Darstellungen.

Ueberschrift: kvnge *H.* [hêre] der hiez *C.* Welt ir horen vnd dagen So wil ich ew ein mere sagen Wie einem kvnige geschach Vnd wi ez im ergie hernach *M.* *Mit dem ersten Reimpaare beginnt auch Wildonie seine Erzählung.* 1. Swer *M.* sim selber *L.* 2. vnrecht *M. L.* hoffart *L.* 3. dört vnd *L.* 4. wi ez *M.* hie bevor *H.* 5. e. richen konig her: er *L.* kvnege *H.* 6. vil m. *M.* 7. Vnd w. *L.* [ouch] so gewaldik: valdik *M.* 9. würdi furt *L.* in *M. L.* 10. Devtsche *H.*, Teutschiu *M.*, Tuschi *L.* 11. 12. Di d. im vorchtliche Vnd allez Romische riche *M.* 12. 13. In allem romschen r. Was im dü welt *L.* 13. Di werlde w. im *M.* 14. wolt *L.* wold ouch er g. *M.* 15. iman *M.* ob im m. *M. L.* mochte *H. M.* 16. Da w. [im] *L.* offenlich *M.* 17. ibesv *H.* u. lieber h. k. *L.* 18. vogte ob a. kunigen *M.* vogt *L.* 19. glaubte *M.*, gelovbet *H.*, globt *L.* vil kl. *H. M.* 20. In dovchte *H.*, Er wande *M.* ducht — ain: clain *L.* 21. Solte herre gar ob a. herren *M.* Solt — kunigen *L.* 22. *kein Absatz.* des *L.* abendes [abentz] vesper *C. H. M. L.* (*Vgl.* 57). 23. Do *M.* stat g. *L.* 24. [heiligen] *H. L.* 25. p. de sede *M. L.* 26. Sust w. *L.* 27. Vnd w. *L.* 28. Do *M. L.* vragte er wi im *M.* wär: swer *L.* 30. seiten *M.* zu *H. M.* betute *L.* 31. Daz *M.* vff *L.* 33. hof *L.* alle hoh v. *M.* 34. red — konig *L.* 35. mochte *H.* machte *L.* Vnd s. *M. L.* ez kunde *M.* geschehen *M. L.* 36. [ie] wirt *L.* Wa man den kunige het g. *M.* 37. ob im *M.* mochte *H. M.* g. möcht *L.* [gew.] *M.* 38. nicht mer *M.*, nüme *L.* 39. solte *M.* Vnd och n. *L.* 40. Di s. wolde er st. *M.* must dü geschr. zerst. *L.* zv st. *H.* 41. gewalt *L. M.* [die] *L.* 43. ab *ist übergeschrieben. H.* [wider] *L.* schrib: blieb *M.* 44. wellem buch *L.* 45. wolde man *M.* Daz wolt *L.* 46. Do *M.* 47. Zv *H. M. L.* 48. d. so h. *M.* 49. Wer *L.* 50. Immer gel. — glit *M.* Lâz der must v. bestes *L.* 51. 52. *umgestellt:* wolt — Vnd h. *L.* 51. Hin zu hof b. *M.* 53. *Absatz. M;* Alsus *L.* wurden [i] *M. L.* 54. Von im e. wil zer *L.* zv stort *A.*, gestort *H.* 55. Daz ir keiner so gewaldik *M.* Wenn — geturstig *L.* 56. im *H.*, sy *L.* 57. in keiner *M. L.* 58. dannoch *H.* Dar u. st. [ez] *M.* [vil] *L.* 59. Daz vnser herre l. lie *M.* 60. In i. *M.* er ie *M. L.* 61. gewaldik *M.* iemer *L.* 62. h. vil vil einen *H.* speher

M. horent wie e. offen *L.* 63. kvnege *H.*, konig *L.* erzeigte *M. L.* 64. [er] *H. L.* bald *L.*, schire veigte *M. L.* 65. *kein Absatz. H. M.* Vnd gie ain *L.* e. tages in ein *M. L.* 66. Dar kome *M.* kam *L.* 67. gewäre *L.* 68. *er fur er L.* 69. [Wan] *M.* in reht e. *H.* verkosz *L.* 70. sine *M.* er *L.* 72. Er w. (wolt) ouch *M. L.* allen r. *M.* 73. wis *L.* 74. cleinen *H.* n. s nieman w. *L.* 75. Dem e. w. *L.* 76. Waz *L.* wolt — geschehen *M. L.* 77. kvneges *H.* was *L.* w. gar v. *M.* 78. Doch *L.* 79. Hin zu *M.* dem *L.* 80. b. balde fur in *M.* dort hin *L.* 81. von danne *M.* 83. Zu *M. L.* bader : wär Das er in nit erkande Du smäch waz im ande Du er im tet da ze stunt Er sprach ich tun dir kunt *L.* 86. mügent — tor *L.* m. vil wol e. *M.* [87. 88] *M.* ysa *H.* her *L.* 89. 90. *umgestellt. M.* wen ir sint voller w. *L.* wine : gesine *H.* mugen t *M. L.* sin *L.* 91. Oder wa *M.* ist *H. L.* rich : zornek lich *L. M.* 93. Secht nun d. bösen *L.* boswicht *M.* 94. er ain *L.* d. nu e. *M.* ers. *L.* 95. alrest *H.*, alerste *M.*, erst *L.* da h. *M. L.* 97. geswind : gesind *L.* 98. Da *H.* kom e *H. M.* bad e *L. M.* 99. [in] *L.* 100. Dez *L.* 3. den *M.* volk *L.* 4. do *H.* Vnd den armen k. *M.* ern. *L.* 5. mocht s. ab im kl. *L.* 6. Wi wol er do w. z. *M.* zv sl. *H.* n. ser zersl. *L.* 7. *Absatz. M.* bad *L.* 8. d. armen k. er [s.] *M.* 10. e wart nach p. *M.* ze *H.* 11. [wart] *M.* w. im an *L.* 12. schon *L.* ge in *L. M.* 13. saz *M.* d. k. arm vnd b. *L.* 15. in heruz fur di *M.* Stiezzent in vzzerth. *L.* 16. nacket gar da *L.* 17. west e nich t *L. H.* solt *M. L.* 18. Er sp. — geschehen *M.* wy mir sy beschechen Desz waisz ich sicherlichen nicht Diz ist ain wunderliche schicht *L.* 19. Ein k. w. i. *M.* hut *L.* 20. We da g. v. rede *M.* (da *ist beſser*). 22. spotlichen *L.* 24. Die sine(n) *H. L.* 25. wene ich *M.*, wolten — zv *H.* Wollent *L.* 27. sin leste *H.*, sinu lut *L.* 28. hort *L.* vñ *H.*, vnd *M. L.* 29. were in *M.* lip *H.* 30. in *M. L.* 31. eigenlichen *M. L.* 32. Vntz im s. t. h. riet *M.* hertz *L.* 33. begonde *H.*, begund *L.* denken *M. L.* 36. Dar t. er nacke(n)t *M. L.* 37. scham *M. L.* 39. *Absatz. M.* schenck *L.* 40. Ich wene er hiet gezzen *M.* wil *L.* 41. [Wan] *M. L.* n. ezzens *M.* des imbisz *L.* zît schrît *H.*, zeit schreit *M.* 42. Vnd er dem *L.* 43. s. h. bald in *L.* 44. er *für* ich *L.* 45. Kome dû im luffen *L.* 46. Der torwarten *L.* 47. sp. ze letste (jungst) d. *H. L.* 48. dem tore *M.* porten wär : portnär *L.* 50. Der portener (torwart) sprach so (do) *H. L.* 51. also *M.* lasterlich(en) *M. L.* gan *L.* 52. Ir w. nimmer h. *M.* Ir werdent talen *L.* 53. schreit *H.*, schre *L.*, rufte — mere *M.* 54. schenck *L.* d. d. sin e. *M. L.* 55. Wer i. da vz an *M.* 56. do *H.*, hie *M.* stat *M. L.* e hie vor *M.* 57. gibet *H.*, gicht *M. L.* 58. [doch] *H.* Nu stet er a. *L.* 160. Neine *M.* Neinz dem lich *L.* etwaz *M. L.* 61. laze *M.* 62. hüt *L.* Sin h. die levte *H.* so gr. *M.* 63. den *M.* 64. daz er ist *H. L.* bliben *M.* 65. anderstwa hin *L.* 66. d. arnan k. m. [dô] *L.* 67. snoden *H*, snöder *L.* In vil boser w. *M.* 68. [hin] *H. L.* 69. wilku(o)men *M. L.* koñ *H.* 71. Ir svlt (solten) m. *H. L.* wol e. *H.* 72 Diz *L.* 73. Wan ez *H.* hüt a. betagt: verjagt *L.* 76. Mir was *H. L.* des wol *H*, baz *L.* zv *H.* *Hierauf:* Als ich mich gen vch hett entclett Gester frü mit miner rett *L.* 77. Eines — wolt ich haben *M*, Daz ich daz w. h. *H. L.* 78. sprech — solt *M.* sprach daz s. i. h. l. *H* sprachent ir *L.* 79. were *M.* dem *H.* 80. Den sch. er do [vil] *M.* 81. Vil heimlicher *M.* 82. [bir] *L.* Vntz der schenke b. *W.* begonde *H*, begund *L.* 83. [Und sp.] *M L.* ez ist ein w. *M.* 84. evchz *H.* Ob [Daz] ez ew (vch) d. t. [h.] *M. L.* 85. Ez *M. L.* her *L.* 86. Do *L.* Der k. sp. der *H.* daz *M.* 87. Wie m. sy *L.* m. nu i. *M.* 88. waz *L.* 89. mines *M.* Doch w. ich wol *H.* w. fur war m. *L.* 90. ich rechter (gerecht) *M. L.* 91. *Absatz. M.* schenck — sint *L.* 93. d. konig *L.* ze ezzen *M. L.* 94. dacht — konig *L*, kvnege *H.* (*Im Zusatze:* herre — sie). 95. Dirr tor *L.* wante *H.* 96. wir in d. *H.* tuncket mich gamelich *L.* 97. *kein Absatz. H. M.* [der] *L.* sin *für* alsô *H.* 98. [dikke] *H. L.* 99. Wan er was ovch (zam) zv *H. L.* hof *M.* 200. [Wan] *L.* Vnd riet als man zv rechte sol *M.* 1. zv *H.* Nach e. wol d. r. *M.* 2. gir *M. L.* 3. Fur — sa *M. L.* 4. mer *M*, red *L.* 5. gast : vast *L.* 6. Vnd lachte *M.* mittent *H.* smieret enm. *L.* 7. Der e sp. *M.* wo *H.* er *L.* 8. Heiz *M. L.* in bald *für* mir in *L.* bringen *M.* 9. Der sch. h. boten (da) sp. *M. L.* 10. zu *M. H.* hof *M.* 11. Do si in furten uf *M*, Der wart gefüret vff *L.* 12. hof *M. L.* gesind *L.* 13. Schrey allez *M.* Schrüwent *L.* [samt] *H. L.* 14. Got wil komen *H*, Wilkum *M.* * (*beßer*). h're her k. *H.* an *L.* [15—22] *L.* 16. vil lieber h. wer *M.* 17. schenk *M.* 18. trow *M.* der *H.* 19. spehist *M.* 20. zu dem *M.* 21. Nu heiz d. l. gedagen *M.* 22. Waz d. t. habe zu s. *M.* 23. *Absatz. M.* arm *L.* Den armen k. furt man fur *M.* 26. grüzt *L.* (widerwenden *meint* widerwinnen: *bei Ottokar* widerwinden). 27. vint *H*, veint *M.* 28. Do *H. L.* hus vr. *M.* 29. er do an allen var *M.* 30. Er sp. sagt an i. *L.* daz *H. L.* 31. ir ain k. hatt *L.* vergezzen iehen (gezzen *als ungültig unterpunktirt*) *H*, geichen *M. L.* 32. han wol d. *L.* ja ich han g. *M.* 33. Ich w. o. *H.* o. gewaldik w. *M.* 34. fro enphieng *L.* frow m. lieblich enphie (: hie) *M.* 35. Vil dike a. *M.* [Reht] *L.* bider *H.* ir *M. L.* 36. nu *für* gar *M.* 37. e vil u. *L.* Vnd ist mir von ir gar verseit *M.* 38. zv *H.* dienst *L.* Mit d. w. si m. *M.*

239. Vntz h. st W hüt *L.* 40. nü] *H. L.* nechste *M.* nachter *L.* 41. *frundtlich vngelich *L.* 42. gebaret si nu nindert gliche *M.* 43. konigin w. von scham r. *L.* 44 Daz schampte sy vnd lett *L.* schamet *H.* 45 wist — in me *L.* in e me z. *W.* 46. Da — zv *H.* (*vgl. Nibelungen* 3399). Do — [da] *L.* 47 innenel. *H.* 49. Zem e. vil i. *M.* 50. [man] *M.* [wol] *L.* 51. Des er da gicht *M.* do *H.* daz *L.* 52. Swigent ir boser *L.* boswicht *M.* 53. [alter] hof *M.* ritter *H. M. L.* 54. sitter *L.* sit ir *ist* sit er *zu sprechen, wie sonst auch das* i *des Pronomens in solcher und ähnlicher Anschmelzung geschrieben wird* habt er, nemt en. 55. *sleifen : greifen *H.* (*wo sonst* i *für das alte Oberdeutsche und jetzige Hochdeutsche* ei *gilt*), slaifen : graifen *M. L.* (*wo zuweilen* ei *für* i *und demgemäß* ai *für* ei *eintritt*) *weisen auf* sleifen : greifen, *die auch bestehen, als Ableitung von* sleif, greif, *mit Prät.* greifte (*im Tristan* 13295), sleifte, *welches letzte in diesem Sinne*, schleifte *von* schliff *unterschieden, noch gilt*). 56. begonden *H.* begund *L.* Nach im begunde er *M.* 57. Der *M.* torischen *H. M.* torschen *L.* jungling : vngeling *L.* 58. grozze *L.* 59. *in aber k. *L.* 61. Forti — one *L.* 62. Er furte in in *M.* gaden *L.* 63. *Absatz M.* 64. gelovbest dv *H.* gelobst *L.* Wiltu gelouben *M.* 65. al *L.* 66. *[sterke] *L.* 67. verdrucket *L.* 68. *dach *vor* din *L.* 69. imant *H.* 72. [der] *H. L.* tette *L.* des *für* noch *H.* (noch *hat auch M*). 73. gedrucket *H. L. M.* 74. Wölt — wirdest *L.* wurdest *L. M.* 75. Der k. sp. her sagent *L.* 76. sint *L.* 77. Sint — hant *L.* 78 ovgent *H. L.* 79. vil a. *L.* torischen *H. M.* torschen *L.* 80. wisent — ettwar *L.* 81. bin nit *L.* 82. bin ein r. und bin s. *L.* **lies* sin. 83. cristu ihesus *L.* mit d. w. *L.* 84. hüt *L.* 85. lie — arn *L.* 87. hoffertikait *L.* 89. hohet *H.* wen *L.* 90. Da w. spricht *L.* [gar] *M. L.* 91. fügt dir doch *L.* *für* noch *hat M.* ouch; **beſser ist* doch. 92. wer du *L.* 93. schuld noch *L.* 94. muzzest iemer alsus *L.* 95. vile — zv *H.* 96. mangen *L.* *für* 97. 98 Vnd batt vmb gottez hulde Fur sich vnd sine schulde *L.* 99. Der e. h. in *L.* 300. Vnd sp. *L.* 1. Waz *L.* 2. sie *H.* och *für* halt *L.* 3. geschrift *L.* 5. rat — mer : er *L.* 6. wilt du *H.* 7. merck recht — dir sag *L.* 8. Wer — clag *L.* 9. Gen *L.* solt dv *H.* erbarmhertzig *L.* 10. volgestu *L.* 11. Du wirst *L.* 12. iemer *L.* 13. von vr. zaichen *L.* 14. naigete s. vil sin *L.* 15. Vnd sp. i. volg *L.* evh *H. L.* 16. wolt — [ze h.] *L.* zv *H.* 19. rich *L.* 20. rockel *H*, rocklin *L.* 21. schenck *L.* 22. der torwart *L.* 23. konig verswand *L.* 24. gen h. rich ze hant *L.* **lies* himel riche. *L setzt hinzu:* In vnsers vatters haim In gottes rich allain Vnd wem er ez lichen wil Ze ewigkait der hat fröde vil. 25.

zv *H.* aneblick (dick *L.* 227. süssi *L.* 28. [al] *L.* 29. Waz *L.* 30. am rechti *L.* [31. 32] *L.* 33. s. nu mit zächern b. *L.* 34. gaden *L.*, gadē *H.* *kein Absatz.* 36. * *lies* vrâgten. fragent *L.* 38. Er sp. nu gand al h. *L.* 39—42. So wil ich üch sagen mer Wie im beschechen wer Er zaiget in vnd lie si sechen Vnd begund in verjechen *L.* 40. begonde *H.* 43. frowen *L.* * *beſser* künegin. 45. von *L.* 47. rockel *H.* 47. 48. Vnd zaigt in do daz rocklin Daz er gelait hett dort hin Vil manig ritter sich dez erschempt Das sy in hetten so gesehent *L.* 49. Vnd hettent allü *L.* 50. Ir l. — [daz] *L.* 51. kunigin bat vmb *L.* * *lies* kunigin. 52. an *L.* 53. warent mir sicher *L.* 54. heut in sin *L.* 55. fro swigent *L.* 56. Diz ding was *L.* 57. erkant ich mich s. nit *L.* *Der Reim bezeugt hier die Aussprache von* niht *fast wie* nit. 58. fersz *L.* 59. löblich *L.* 60. hett *L.* * *lies* het. 62. e. demütiger *L.* * (*beſser*). *L fährt fort* Der sich gen got wol versan Vnd als sins vatters lob gewan Da von wil ich vch künden Mit allen clugen fünden Wer diz büchlin hore lesen Der sol got vndertenig wesen So mag er mit im wol Genesen als er billich sol Hie vnd in der ewikait Daz sy vch allen vorgesait Vnd mag behollen allen rat Der in demütickait bestatt Vnd och von gothait allez gut Dez hab mich got in diner hut. *Folgende Lesarten gehören M. 4.* 291. douchte. 290. redestu. 291. * *lies* dich *für* died. 295. vil. 276. kome 285. varen. 267. were : here. 269. niman. 270. Nach. 324. zvm. 320. rokline. 321. lete. 327. Gelobte. 334. *kein Absatz.* 337. sagte. 338. ew. * *lies* lâzen. 349 50. hiten. 351. gebte. 357. torischen.

Unser Frauen Wunder.

Eingang der eigenen Sammlung solcher volksmäßigen Erzählungen von Unser Lieben Frauen, aus welcher LXXIV—LXXXVI LXXXVIII genommen sind. Dort stehn die verglichenen Handschriften verzeichnet.

Ueberschrift: in H. und C. buchstäblich gleich. Von vnser vrouwē wūd'e *Hg. P.* Diz sint unser frowen wunder *W.* Hie hebt sich an der juncvrowen chran *W*¹. 1. di *Hg* (*immer*). 2. [in] *H. C. W*¹. vch *P. Hg.* kunigī *P.* 3 edel *H. C. W*¹. vn *Hg.* unde *P.* 4. Godes muder *P.* 5. muget *C.* deste *Hg. W.* des die *P.* 6. hi *Hg.* 6. zv *P. Hg. W.* uns *für* unt *Hg. W. P.* * (*beſser*). 8. mit *für* die *Hg. W. P.* * (*beſser*). 9. Sumliche *W.* 12. deme *P*, aim *W.* daz *für* der *Hg. P. W.* 13. vorsprechen *Hg. W. P.*

LXXII. *Der Frauen Trost. Von Siegfried dem Dorfer.*

Handschriften: Heidelberger Sammlung (H) 32, Colocaer Abschrift (C) 26.

Ueberschrift: **lies* Vrouwen. — graben *H.* Ditz ist des grawen mantels mere. got helf uns aller swere *C.* *Die folgenden Lesarten gehören H.* 9. kvnde. 15. Die (*immer*). 16. mere. 17. boret — fvr (*die Umlaute fehlen meist*). 23. dorfern. 25. do : wo. 31. si (*meist: sollte im Accus. und Plural immer sie lauten. Vgl.* 421). 34. vñ. 40 wa. 46. Ir tet. 50. **lies* herzelichen. 55. Er werben mohte. 70. svlchen. 74. getane (*immer*). *Vor* mere *steht* swere *als ungültig unterpunktirt.* 79. lvten : trvten. 81. enpot. 84. waren. 86. vnd. 89. sie zv. 90. svlchen. 93. zvrnen. 94 — 104 *sollte als Zwischenrede bezeichnet sein.* 100. fvrchte (*fordert den Dativ* mir). 1. **lies* wirt. 2. boste. 6. vnde — pfz. 8. zoplen. 9. sie. 19. *kein Absatz.* 21. zv. 25 — 30 *vgl. zu* 94. 25. 26 *sind wol umzustellen.* 28 enpindet. 36. iz. 46. der *für* des. 52. rit. 53. *kein Absatz.* 57. sie. 63. slvssel. 74. tvr. 76. konde. 80. hofe. 85. kreik *von* krigen *erstrachten; verschieden von* kriegen (kriegete) *Krieg führen. Jenes ist unser in Niederdeutscher Aussprache aufgenommenes* kriegen, *erlangen, das jedoch* kriegte, gekriegt (*ausgesprochen* krichte, gekricht) *im Prät. hat, dagegen das Niederdeutsche* krigen, krêch, kregen, *zu* kreich (*das auch* krêch *lauten könnte*) *stimmt.* 87. Vñ. 91. toten. *(*lies* Sô). 204. varbe. 5. pot. 15. vmbekant. 17. Wo. 53. **lies* Dô. 57. 58. Do. 66. sit so gerne. 75. dvchte. 78. Mocht ich evch. 95. evch geben svlchen. 307. evch. 10. zv. 15. dirs. 26. Do. 30. zwifelichen. 36. worte. 47. zv. 49. vñ. 80. vrewen. 89. Do. 91. kvmen. 401. vlizen. 11. sei. 15. 16. lere mere. *Diese beiden Zeilen sind roth geschrieben, von derselben Hand.* 20. werde. 21. si : hi. 25. svlche. 32. wurde. 33. Kvndest. 40. sebe. 42. loser. 48. Vnd. 57. ze. 61. *danken *für* danke *ist Druckfehler.* 71. zvchicliche. 73. kvmen liber herre. **lies* komen. 77. zv. 83. dankete. 85. Waz — zv. 86. nem. 98. konde. 502. zvhten. 4 svente. 11. der *für* den. 13. mohte. 14. libe. 18. **lies* vroude. 22. evch. 35. kvmen : genvmen. 37. vrevelichen. 41. vrevnden : kvnden. 46. 49. evch. 52. 54. werde. 57. ertoten : noten. 62. gabe. 67. evch. 95 libe. 97. Waz. 602. Daz *für* der. 14. kvmen. 22. E. gewerten. 24. *kein Absatz.* 38. Sifrit der dorfere? 42. riwen : getruwen. *Nach* 47 *steht noch:* Hie endent sich vnser vrowen wnd' So zeiget got ein anders dar vnd', *als Schlußschrift der sämmtlichen vorstehenden Marienlegenden.*

LXXIII. *Unser Frauen Ritter und die Jungfrau.*

Handschriften. Heidelberger Sammlung (H.) 20; Coloczaer Abschrift (C.) 29.

Ueberschrift: Ditz ist von einem hubschen ritter Des kummer wart vil bitter *C.* *Die folgenden Lesarten gehören H.* 4. dolte. 6. zv. 7. aventvre. 9. Do wart genvmen ein tvrney (*immer*). 10. entzwey. 12. herwergt. 21. Daz sin. 22. der *für* er. 25. kvmen : v'nvm̄. 29. kvndick. 30. er warb. 33. pesten. 37. zv. 43. niht er. 50. Vnd. 55. **beſser* ân'. 64. wêre. 65 evch. 71. zv. 76. sei. 77. enpern. 82. *kein Absatz.* vñ. 83. groyerer. 84. Des was do. 86. ze brach. 87. Tampvren. floytiren. 89. er krachen. 91. hete : tête. 93. órs — verdacht : macht. 100. Do. 3. do. 5. tyostierten. 13. do. 14. intwanch. 17. zv. 26. vñ. 33. Ŝie. 34. leibes. 37. do. 46. Eya. 50. do. 57. ze rovſten. 60. is. 63. leyen : geheyen. 74. Da begonde. 80. svlche. 81. Tete. 83. evch. 91. En pern. 97. Leyen. 99. wurde ge ert (*ein g über den beiden e geschrieben*). 200. da. 2. *kein Absatz.* 15. vngvte : blvte. 17. *etwa* noch *für* doch *zu lesen?* 18. ver irt. 19. ligen : betrigen. 25. *biderb.

LXXIV — LXXXVI. LXXXVIII. *Unser Frauen Wunder.* Vgl. vor LXXII.

Handschriften des grofsen dreitheiligen Gedichts von Christus und Maria, den Aposteln, und allen Heiligen, und zwar 1) der beiden ersten Bücher: Wiener Pergamenthandschrift (W.). Heidelberger Pergamenthandschrift, Passional benannt (P.). Meine Pergamenthandschrift (Hg.). Pergamenthandschrift des Fürsten Dietrichstein zu Nikolsburg (D.). Meininger Papierhandschrift (M.). 2) Aus dem ersten Buch abgesondert, Marien Wunder: zwei Wiener Pergamenthandschriften (W^1. W^2). Heidelberger Sammlung (H.) 6—28; Coloczaer Abschrift (C.) 10—32. Mölker Handschrift (M.) 44. 45. Eine Umarbeitung enthält eine Pergamenthandschrift in Kloster Neuburg (N.). — Von den 25 Erzählungen fehlen 21. 25 in H. C. In W^1 fehlen 7. 21. 25. W^2 hat nur 4. 5. 15. 16. 17. In P. stehen nur 1—5. M. gibt nur 10. 24. In N. sind neun Legenden, darunter nur 8. 9. vergleichbar.

Die hier aufgenommenen 14 Erzählungen sind, in andrer Folge: 4. 5. 16. 17. 20. 8. 22. 7. 19. 24. 23. 10. 14. 15. Anstatt der in H. C. W^1 fehlenden Erzählung 21 ist eine andre Darstellung derselben Geschichte, welche in H. C. auf 25, mit 3 anderen Marien-Wundern (darunter LXXXVII, vor 15) folgt, hier angefügt LXXXIX.

LXXIV (4: H. 9; C. 13). *Marien Ritter.*

Ueberschrift: (Hg. P. W. unterscheiden die einzelnen Erzählungen nur durch gröſsere gemalte Anfangsbuchstaben.) mer : lobeber *H.* lobere *C.* 2. Schvlle *H.* *W*^{1}, Sulle *C*, suln *P.* 5. pise *P.* 6. Wol k. *Alle, außer Hg.* vñ *H.* 7. [dâ] *W*^{1}. dugethaft *P.* 9. do *für* die *W.* 10. stetéclicher *P.*

11. maniger *Hg*, manicher *P*. 12. zu einem *W*^{2}. 13. Wolde *W*. *P*. Wol *Hg*. 14. gewonheite *P*. 16. lac(h) *Hg*. *P*. 17. Gewit *P*, Geweihte *W*^{1}. waldes *W*^{2}, gewaldes *H*. *C*, gewalten *W*^{1}. 18. Godes *P*. 19. helt *W*. *P*, ritter *Hg*. 20. bereit *W*. *P*. hette *H*. *P*. 21. Vñ *Hg*, Vnde *H*. *P*. [vür] *W*. [selbe] *Hg*. 22. ein *für* von *W*^{2}. palleit *P*. 23. Gesampt *H*. *C*. *W*$^{1.2}$, Gesament *P*. 24. gen *für* in *W*^{2}. 25. dachte *Hg*. *P*, gedachte *W*. *W*$^{1.2}$. iz *H*. 26. Vnde *H*. *P*, Vñ *Hg*. cristelicher *P*. 27. * Ein *W*. 28. Si *Alle*, *auſser H*. *C*. (*meist*) mac(h) *Hg*. *W*. *P*. 29. Vor *W*. *W*^{1}. *P*. 31. Des *H*. *C*, Den *W*^{1}. vol *H*. *W*^{1}, wol *C*. varen *P*. 32. er da gie *W*^{2}. [hin] *Hg*. *H*. *C*. *W*^{1}. 33. di *Hg*. (*meist für* die *und* diu). 34. alse *P*. [ende] *H*. *C*. 35. Do *W*^{2}. dorte *P*. and'e *Hg*. 36. Do w. *W*. wolde *Hg*. *P*. *W*. [aber] *Hg*. volle *W*$^{1.2}$. 37. vollen *P*. 38. sol daz *H*. *C*. 39. messe *H*. *C*. 40. hielden *Hg*. *P*. deme *P*. 41. an den *W*^{1}. zu mittem *W*^{2}. so *für* dâ *Hg*. *P*. 42. heiliger *W*^{2}. 44. sp. der messe *H*. *C*. *P*. *W*^{1}. 46. Vñ *Hg*. 47. Do *H*. *C*. behurt, buhurt *Alle*, *auſser H*. 48. beduchte *Hg*. *P*. *W*, toucht *W*^{2}. kurt *Alle*, *auſser H*. *W*^{2}. 50. Unde gode *P*. got *H*. *C*. 51. [den] *W*^{2}. behurt *Hg*. *P*. 52. zu lan *Hg*. *P*, zerlan *W*. *W*^{2}. 53. ieme *P*. entg. *Hg*. *P*. *W*. *W*^{2}. 54. Vñ, Unde *für* Sie *Hg*. *P*. *W*. *W*^{2}. 55. wer *Alle*, *auſser H*. *C*. 56. tyost *H*. *C*. *W*$^{1.2}$, tyust *Hg*. *W*. vñ *Hg*. auf dem fest *W*^{2}. 57. Gesehen *W*^{2}. * (*beſser* gesæhen). 58. Ritterschaf *H*. wol getan *Hg*. 59. sine *Hg*. *P*. 60. ime *P*. 61. Vit vil *P*. 62. ime *P*. 63. tvrneys *H*. *C*. 64. vñ *Hg*. *H*. 66. vch, evch *Hg*. *P*. *H*. 67. Wande *P*, Wan *H*. *C*. gute *W*. vñ *Hg*. 69. iuch *für* uns *W*. habt *P*. beiaget *P*. *W*^{2}. 70. dit deme rittere *P*. 71. * Es *Hg*. (*beſser*). 73. Begonde *Hg*. *H*. 78. Sus sagete *Alle*, *auſser H*. [vil] *P*. [vil gar] *H*. *C*. *W*^{1}. 79. ime *P*. ze k. *W*. *W*^{2}. 80. da *H*. *C*. *W*^{2}. 81. Zur *Alle*, *auſser H*. werelde *P*. 82. Wan *H*. Wande ieme *P*. 83. Er ensah. *Hg*. *P*. dis ioch *P*. 84. dem *H*. *C*. *W*^{1}. wapen *W*^{1}, wapenen *Hg*. *P*. *W*. *W*^{2}. 85. Sus *Alle*, *auſser H*. her *P*. 86. gotlicher *Hg*, gerlicher *H*. *C*. *W*^{1}. 88. tugent *W*. tugenchraft *W*^{2}. 89. wolde *Alle*, *auſser H*. 90. kuningin *P*. *W*.

LXXV (5: H. 10; C. 14.) *Maria und die Mutter.*

Ueberschrift: eine mere vil hart wie einer vrowen ir sun gevangen wart *C*. Wie unser vrow ein jungelinc ledigt *W*^{1}, Daz ist von einem junglinge *W*^{2}. 1. starf *P*. 2. Unde hette *P*. mer *W*$^{1.2}$. 3. Danne *P*. *W*, Dan *Hg*, Den *W*^{1}. 4. Do *H*. *C*. zv e. *Alle*, *auſser Hg*. 5. irem *H*. *P*. 6. unde *P*. bederbe *Hg*. *P*. 7. vugete *Hg*. *P*. sichz *W*. *Hg*. *P*, sich *W*^{2}. uf e. *W*. *P*. *W*^{2}. einem *Alle*, *auſser*

Hg. 9. Wande *P*. *W*, Wan *H*. *C*. 10. Vñ *Hg*, Und *W*. 11. karcher *H*. *C*. unde *W*. *P*, vñ *Hg*. 12. Umbe *P*. 15. Wande *W*. *P*, Wan *H*. *C*. unde *W*. *P*. 16. treip *H*. 17. vñ *Hg*. 18. drovf *H*. *C*. uf *Alle*. 19. begonde *Hg*. *H*. 20. godes *P*. 22. Unde *P*. *H*, Vñ *Hg*. 23. wolte *H*. 24. gebete *W*. daz wont *W*^{2}. 25. unde *P*. daz g. *W*^{1}. 26. h. ir *W*^{2}. 28. Umbe *P*, Vnd *H*. *C*. *W*^{1}. 29. karcher *H*. *C*. niman im *Hg*. zesl. *W*^{2}. 30. zu *W*. *P*. *Hg*. 31. Wande *P*, Wan *H*. 32. zu *Alle*. 34. Do *H*. *C*. *W*$^{1.2}$. 35. Unde *P*. meisterlich *Hg*. *P*. *W*. *W*$^{1.2}$. 37. schoz *H*. *C*. *W*. *W*^{1}. ein *für* ir *Hg*. kindil *P*. *W*^{2}, kindlin *W*. *W*^{2}. 38. gespehet *H*. *C*. *W*^{1}. 39. alleine *P*. [sie] *W*^{2}. wer *H*. drinne *Hg*. 40. einvaldigeme *P*, einvaltigem *H*. *C*. *W*. 42. samen *H*. 43. Unde vil *P*. irer *W*^{2} (*meint* irev. iriu), ire *Hg*. *P*, ir *W*. *W*^{1}. *H*. *C*. vil unvro *W*. 45. Wande *P*, Wan *H*. *C*. *W*. wart *W*. *H*. *C*. 48. Unde *P*. 49. Baid *W*^{2}. 51. woldes *P*, wellest *W*. *H*. *C*. *W*$^{1.2}$. 52. Unde *P*. 53. 54. *stehen umgekehrt in* *W*. *H*. *C*. *W*$^{1.2}$. Vroliche *W*. *P*, Vrolich *Hg*. wellest *H*. *C*. *W*^{1}. alle *Hg*. *P*. 55. han *H*. *C*. *W*^{1}. 56. vil wol des *W*^{2}. enstan *H*. *C*. *W*^{1}. 57. unde *P*. 58. ables *P*. 59. Wande *P*. Wan *H*. *C*. *W*. enwilt *P*. 60. Mine *Hg*. bete *W*. *Hg*. *W*^{2}. 61. Wande *W*, Wan *H*. *C*. [dich] *W*. 62. Vmbe *H*. *C*. *P*, Um *W*. 63. sal *Alle*, *auſser* *H*. sich *W*. 64. mide *P*. 65. Alse *P*. 66. Sit *P*. *W*. *W*^{2}. 67. dir din kint *P*. *W*. 68. Zv einem *H*. *C*. gisele *Hg*. *P*. vor *P*. *W*. 70. niemer *P*. 71. brenge *Hg*. *P*. 72. Dvnen sch. *H*. *C*, Dun sch. *W*. 73. vmme *P*. *W*, vm̄e *Hg*. 74. Wande *P*, Wan *H*. [ie] *H*. *C*. *W*^{1}. 76 mide *P*. 77. Vnde *P*. [ir] *Hg*. vzer *Hg*. *P*. *W*. hant : want *P*. 78. vmme *P*. *W*, vm̄e *Hg*. 79. Vnde *H*. *C*. *P*, Vñ *Hg*. 80. Vnde gene in ir heimelch clus *P*. 81. r. dar vz *P*. 82. Vielt si in in ir t. *H*. *C*, Und vielt ez in ier stuch *W*^{1}. sidener t. die warē crvz *P*. 83. Vnde *P*. ain a. *W*. [guot] *Hg*. *P*. 84. Darvm̄e *Hg*. 85. Vnde *P*. leite *P*. *W*, leit *Hg*. 86. ich *W*^{2}. icht *für* hie *H*. *C*, nicht *W*^{1}. 88. Gibet *Hg*. *P*. mir nicht *W*. *P*. *H*. *C*. 89. virdest *H*. *C*. *W*^{1}. wirdes ir niemer *P*. 92. karchers *H*. *C*, kerkeres *Hg*. *P*. *W*. 93. Da der vrouwen s. *W*^{2}. 94. Vnde — plach *P*. wenic *W*. 95. vinde *H*. *C*. *W*$^{1.2}$. 96. karcheres *H*. *C*. *W*^{1}. 97. Vezzerē *P*. *W*^{2}, Vezzer *H*. *C*. *W*^{1}. 98. ieme *P*. 100. Vrie *H*. s. an a. *H*. *W*$^{1.2}$. 2. habe *P*. *W*. *W*^{1}. hab wol *W*^{2}. g. w. h. *Hg*. 3. vrie *H*. vrei m. *W*^{2}. bi mir *Hg*. leben *W*. *W*^{2}, wesen *P*. 4. k. ouch w. *Hg*. *W*. Heize m. ouch m. k. *P*. 5. vor *Hg*. *P*. ê. v. dich *H*. *P*. *W*. 7. vroliche *P*. 8. macht *H*. was er wol b. *P*. 9. Unde sade ir waz ime waz *P*. 10. gesehen *W*. *H*. *C*. *W*$^{1.2}$. 11. vr. vollen *W*. *P*, vr. en v. *W*^{2}, vrevden v. *H*. *C*. *W*^{1}. 12. Irn *H*. 14. schone b. *Alle*, *auſser* *Hg*. 15. zv der *H*. *C*.

W^2, ze W^1. 116. Vnde *H. P.* 19. Edele *P. W.* godes *P.* 20. Gnade *W.* vnde *P.* 21. Wande *P*, Wan *H. C. W.* hellelicher *P.* 22. irlost *W. P.* 23. *vanknusse *H. C.* W^2 (*beſser*), gevencnisse *Hg. P. W.* W^1. 24. sol *H. C.* iemer *P.* 25. Ane *Hg. W. P.* virgessens *P.* 28. Secht alsus *Hg. P. W.* $W^{1.2}$. 30. wollent *Hg. P.* 31. Unde *P.* 32. gelobt *H. C* kvnegin *H*, kuningin *P. W.* (*immer*).

LXXVI (16: H. 21; C. 25). *Maria und der Maler.*

Ueberschrift: gewer : maler *H.* Ditz ist von einem molere Ein vil schones mere *C*, Das ist von einem maler W^2, Von einem maler W^1. 1. moler *H. C*, meler *Hg.* hette *H.* 2. Und s. *H. C.* W^1. amt *Hg*, werch W^2. 3. abe *Hg. W*, von W^2. 4. Die sinne W^2. [er] *H.* vestecl. *Hg.* 5. [ůf] *W.* vnse *Hg.* 6. [er] *H. C.* 8. malet *H. C.* vmb *H*, v̄me *Hg. W.* 9. sich im g. *H. C. W.* 10. rehte *H. C.* W^1. 11. kunigin *Hg*, kuningin *W.* 12. tuvels *Hg. W*, teufels *H. C.* (*immer*). 13. vme *Hg. W.* 14. meler *Hg.* (*immer*). kreif *H.* 15. an *Hg.* 16. Malt — kunninginne *W.* 17. best i. konde : begonde *Hg.* 19. uch *H*, und ouch *C.* durch *für* ůʒ *Hg.* 21. kunste *W.* han : entstan *H. C.* W^1. 22. hete *Hg. W.* 23. hoehste *H*, hochste *W.* 24. also *für* harte *H. C.* W^1, ouch so *W.* 25. zorn *Hg.* in s. e. *W.* W^2. 26. Daz er v. d. u. *H. C. W.* v̄me *Hg. W.* 27. [er] *H. C. W.* deme *W.* 28. Eya — sag *W. H. C.* 30. bistu *Hg.* gevlizzen $W^{1.2}$. 32. so schon und m. W^2. 33. machest *Hg.* vlizikl. *H. W.* 34. vngestalt *H. C.* $W^{1.2}$. 35. daz *für* als *W*, also daʒ *H. C.* 38. Zegegene *W*, Zv kegen *Hg*, Gegen W^2. der *Hg. H. C. W.* W^1. 39. smehelichen *W*, smechleich W^2, sinneclichen *H. C.* W^1. 40. Deswar *Hg. W.* 42. Konde *H. C. Hg*, Kund *W.* 43. hiesch *W*, zem — zv rehte *H. C.* W^1. 46. gvt *H. C.* 47. So m. *H. C.* 49. Daʒ ich *H. C.* W^1. gemolet *H. C.* habe *H. C. W.* 51. wirdecl. *Hg.* 53. w. her dan *Hg. W.* W^2. 54. Secht *Hg. W.* began *W*, begonde *H. C* $W^{1.2}$. 55. vnse *Hg.* 58. racht *W*, raicht W^2. recte *W.* 59. [wol] *Hg.* enpor *Hg. H.* 61. an *Hg*, mit W^2. vreuden *W.* 62. gelobt *H. W.* kunigin *Hg*, kuningin *W.*

LXXVII (17: H. 22; C. 26). *Der Propſt zu St. Gallen.*

Ueberschrift: Ditʒ mer sag ich durch wunder Wie d. *C.* Von munichen W^1. Daz ist von den tüfeln W^2. 1. reich W^2. 2. blumen vn̄ *H. C. W.* W^1. 4. Wan *H. C. W.* 4. 5. vmme *Hg. W.* 6. vluchtich $W^{1.2}$. 7. [in] *H. C.* W^1. en *W.* 8. gewonten *W.* W^1. 9. entphiengen *Hg.* 10. der

m. W^2. 12 vil vr. W^2. 14. vñ *für* umbe *Hg*. unde *W*. W^2. 15. vmb *H*. *C*, um *W*. vnde itele *Hg*. 17. [hete] *H*. *C*, was W^1. 18. der w. W^2. trvck *H*. *C*. *W*. 19. itelen *H*. *C* 21. kvmen : vernvmen *Hg*. 24. ieglicher *H*. *C*. W^1, vil ser W^2. 25 Vnde *H*. vragte *W*. vrageten *Hg*. [sâ] W^1, sie *H*, do W^2. 27. tuvele *Hg*. 28. Unde *H*. 29. sant *W*. W^1. 30. Probest *Hg*. 31. Vñ *Hg*, Vnd *W*. zv einem *H*. *C*. W^2. zeime houbete *W*. 32. vnsen *Hg*. 35. begonden *Alle* allen *Hg*. 37. Sente *Hg*. 38. Und(e) l. *W*. *H*. 40. tuvele *Hg*. 41. Schrieten *Hg*. *H*. *C*, schriren W^2, schrien W^1. ir *für* der *Hg*. 42. Deswar *Hg*, Zwar W^1. habet *Hg*. 43. ir nu r. *W*. 44. Were W^1, Enwere *Hg*. *W*. 45. hiet W^2, heten *W*. 47. Wan *Hg*. *W*. muneche *W*. 49. Kegen *Hg*. 50 itelichen *Hg*, itlichen *H*. *C*, eiteln W^2. 52. verkort *W*. 55. Da *W*. *H*. *C*. W^2. 56. hielten *W*. 57. sulcher — sulcher *Alle*. 59. Als do (da W^1) in r. n. w. sch. *Alle*, *auſser Hg*. 62. gelobt *Alle*, *auſser Hg*. kunegin *H*. *C*, kuningin *W*.

LXXVIII (20: H. 25; C. 29). *Maria und die Hausfrau*.

Ueberschrift: lobewere *H*. Ditz ist von einem hubschen ritter Des kummer wart vil bitter *C*. Von einem Ritter W^1. 2. sol *W*. *H*. uch *Hg*. *C*, iuch *W*, evch *H*, auch W^1. wol *für* noch *H*. *C*. W^1. 7. des *für* daz W^1. 8. *irre *Hg*. *W*. *C*. (*beſser*). 9. edelm *Hg*. 10. vol W^1. 11. worte — littere : bittere *Hg*. *W*. 12. eime *Hg*. *W*. 13. vremeder *W*. tugent *Hg*. *W*. 14. sinem *H*. 17. Vrie *H*. *C*, Vries W^1. vñ *Hg*. 18. *Und *W*. 19. er s. *Alle*, *auſser Hg*. 20. Da bi er *Alle*, *auſser Hg*. dicke *W*. 21. Baidev W^1. tyust *Hg*. *W*, tyost *H*. *C*, dost W^1. vnd *W*. 22. [Und] *Hg*. 24. sine *Hg*. 25. vñ den *Hg*. *W*. 29. *sie für* sich *Hg*. 30. er doch h. *H*. *C*. W^1. [vil] W^1. 31. vmme *Hg*. *W*. 32. Unde *H*. zerte *C*. W^1. virtet *Hg*. 33. Daʒ *Hg*. met *Hg*. *W*. 34. armekeit *Hg*. 35. neit *Hg*. 36. Der *W*. noch *H*. *C*. 37. *selber *W*. so *W*. *H*. 38. n. in *W*. 41. mit *für* diu *wiederholt* *H*. *C*. W^1. vreuden W^1. 42. fugte *W*, fvgt *Hg*. eʒ sich W^1. 43. vrieheit *H*. *C*. W^1. 44. sampten *H*. W^1, sampte *C*. noch *H*. *C*. W^1. 45. wan *W*. *H*. 46. So *W*. 48. rittere *Hg*. 49. Wan *W*. *H*. do n. *H*. *C*. W^1. 51. entphan *Hg*. 52. truriger *H*. *C*. W^1. 55. Do *H*. 57. niman w. wâ *Hg*. 58. *reine *Hg*. *W*. (*beſser*). 59. Gewart *C*. 61. unvlec *C*. W^1. 62. gab *Hg*. enwec *W*. 63. ummazen *W*, vmazen *Hg*. 64. Ire *Hg*. 67. [vil] *Hg*. *W*. 68. ier W^1, er *H*. *C*. tugenthafter *Hg*. 70. milder *W*. 72. Wan *H*. *C*. 74. Wan *W*. *H*. 75. swar *H*. *C*. W^1. konde : begonde *Hg*. 78. Wan *W*. *C*. W^1. 81. wolde — haben *W*. *H*. *C*. 82. Vnd die vrowen drvȝ g. *Alle, auſser Hg.* 83. gedaht *H.* vollen *für* vil *Alle, auſser Hg.* 84. Er *Hg.* 86. Do k. — [al] *Hg.* 87. Unde *H.* lu in in *Hg. W.* [im] *W*^{1}. 88. pfært *W*^{1}. 89. swartze *W.* 90. rittere *Hg.* 91. Wan er des gesichtes *H. C. W*^{1}. 92. sulcher *Alle.* 93. Do *H. C. W.* mite *Hg. W.* 95. zu *Alle.* 97. [nû] *Hg.* treip : bleip *H. C. W*^{1}. 98. [al] *Hg.* 99. quame *W*^{1}. 101. Do *W*^{1}. wandelte *Hg. W.* 3. weilest *Alle, auſser Hg.* an *Hg.* 4. i(e)doch *W. H.* 5. doch *für* ouch *H. C. W*^{1}. 7. ich noch m. *W. H.* gut erwegen : phlegen *H. C. W*^{1}. 8. sulcher *Alle.* 10. hohe *W*, ho *Hg.* enpor *Alle.* 11. Er ensolde horr *Hg.* 12 [sust] *Hg.*, sus *W.* 14. [ot] *Hg.* 15. [nû] *W. H. C.* 19. werthcher *W.* 20. Ginch *H. C. W*^{1}. vñ *Hg*, und *W.* grab *W.* 23. vindestu *Hg.* den *für* dâ *H. C. W*^{1}. solt *für* hort *Alle, auſser Hg.* 24. erst *H. C. W*^{1}. 25 kein *für* gegen *Hg.* 26. dine *W.* vrouwe *Hg.* 27. Wollest brengen *Hg.* 29. ime *W.* 31. ime *W.* 32. ziert *H.* sinen *W.* 34. m. e *Hg.* 35. vremder *H. C. W*^{1}. 36. loste — sa(n)] zvhant *W. Hg.* 37. [vil] *W. Hg.* 38. Vnde *H.* lebte *W. H.* 39. diseme *W*, disem *H.* 41. anȝ *W. Hg.* 42. *edele *W*, edel *Hg.* (*beſser*). wip nam *H. C. W*^{1}. 43. solte bringen *H. C*, scholt erpringen *W*^{1}. 44. wolde *Hg. W.* 45. do was *W*^{1}. 46. *satelen *W.* begonde *Hg. H.* 51. Solten *H.* 53. wa *Hg.* sulle *H.* 54. sagete *Hg.* 55. solten *H.* 56. [sie] *H. C.* 57. groblich *H. C*, grozzlich *W*^{1}. græulich *W.* 58. Idoch *Hg. W.* 59. Vnde b. *H. C. W*^{1}. iren *Hg.* 61. ime *H.* 62. grozze *W*^{1}. 63. Wan *W. H.* 65. sich *für* sie *W.* phlegen *W*^{1}. 66. g. nu in *W. H.* irme *W*, ir *Hg.*, ier *W*^{1}. 67. eine *Hg.* 69. Viele *W.* dei (i *aus* r *gebeſsert*) edel *H. C.* 71. Vnde l. zv spr. *Hg.* 72. Als *Hg.* 73. Unde *W.* 74. fugte *W. H.* ez sich *H. C. W*^{1}. 76. sulche *Hg*, svlcher *W. H.* an sich *Hg.* 77. gestaltnysse *H. C. W*^{1}. cleide : vnderscheide *Hg.* 79 gantze *W. H. C.* 80. s. d. vr. *W.* solte *H.* 82. da *H. C. W*^{1}. 83. reine *H. C. W*^{1}. 84. Vurte *Hg. W.* 85. gelobeten *W.* 87. [gar] — han : entstan *H. C. W*^{1}. 92. Eya *H. C. W*^{1}. 94. hast dv *H.* 97. unde *W.* 99. [mir] *H. C. W*^{1}. brechtest *W. H.* 200. wolte *H.* 2. Wan *W. H.* 4. ir *Alle, auſser Hg.* 5. unde *W.* 6. ander *H. C. W*^{1}. 8. erbieten *Alle* (*in Hg. ist das* e *hinter* i *ausgeschabt*). 9. Di — verbr. *W*^{1}. wolde *Hg. W*^{1}. haben *W. C.* 11. michz *Hg*, mich *H. C. W*^{1}. vurwart *Hg. W.* hat *Hg.* 14. kvneginne *H*, kuninginne *W.* 16. unde *W.* 18. sus *H. W.* 21. gewaltes *H.* 22. Eya *Alle, auſser Hg.* schalkafter *H. C*, schalchaftiger *W*^{1}, nachafter *W.* 23. gap *H.* 25. sunderliche *Hg. W*^{1}. 27. mim *W.* dienest *W*^{1}. dienste *W.* 28. solt dv — zeigen *H. C.* Du salt v. *W.* 32. hebes *Hg.* 33 [Hin] *Hg. W.* 37. [den] *H.*

C. mich *W*^{1}. 238. begonde *Alle*, *auſser W*. 40. hůlte *H*. *C*, hulte *Hg*. *W*. *W*^{1}. 42. ditʒ *Alle*, *auſser Hg*. 46. Di in *Hg*. 47. Jedoch *H*. 49. Vor *Hg*. *C*. *W*^{1}. 50. auf *W*^{1}. 52. wolte *H*. 55. Gench *H*. *C*. *W*^{1}. bin] *Hg*. 56. *Al *W*^{1}. des *H*. *C*. *W*^{1}. 59. Salt du *W*, Solt dv *H*. 60. [daʒ] *Hg*. *W*. svntlicheʒ *Hg*. sundiliches *W*. sundige *W*^{1}. 63. Vnde *H*. 67. Do *Alle*, *auſser Hg*. hus vr. *W*. 68. slafent *W*. 69. [grozer] *Hg*. vramen : kumen *Alle*. 70. *Vor *Hg*. *W*. 71. was *H*. *W*. 72. Vnde wacket si *H*. gvtlichen *W*. gutlich si *Hg*. 75. maht *H*. machte *W*. *Hg*. 76. vmme *Hg*. *W*. 78. volgete *Hg*. 79. karte *Hg*. 82. *siner *fur* der *Hg*. *W*. (*beſser*). 84. lebene *Hg*. 86. gelobt die kvnegin *H*. kuningin *W*.

LXXIX (8: H. 13; C. 17). *Marien Pfarrer.*

Ueberschrift: ein vil gut m. *C*. Von einem pfaffen *W*^{1}, Marien sulle wir singen und sagen und an irem dienste nicht verzagen *N*. 1. In *N*. 2. meine *Hg*. *W*. vser *H*. uzer *C*. *W*^{1}. 4. tugende *Hg*. 6. ic sertze *W*^{1}. 8. libe *H*. vil und gnuoge *N*. 9. zallen *H*. *C*. *N*. 10. Dirr *W*. gut *H*. *C*, gueter *W*^{1}. 11. gemeine : eine *N*. 13. [Daz er] *A*. s. e. in *Hg*. allez *W*. 17. wolde *Hg*. *W*. *W*^{1}, wolt *H*. *C*. 18. vñ *Hg*. 19. bereit *W*. *W*^{1}. 20. an im *H*. *C*. *W*^{1}. 21. Daʒ eʒ *N*. *Hg*. der b. *Hg*. 22. grozlich *N*. growlich *W*^{1}, graeulich *W*. 23. Wan *Alle*, *auſser Hg*. 24. erwante *C*. *W*^{1}. 26. alle *Hg*. pristersch. *Alle*, *immer*. 28. Deweder *W*. 29. Wan *Alle*, *auſser Hg*. es *W*. *N*. er *H*. *C*. *W*^{1}. 31. ze leben *N*, beliben *W*^{1}. 32. eine *Hg*. [vor] *Hg*. *W*. geben *W*^{1}. 33. im o. n. *H*. *C*. *W*^{1}. 34. vñ *Hg*. 35. Des l. *Alle*, *auſser Hg*. n. im *H*. *W*. 36. Wan *Alle*, *auſser Hg*. wolte *H*. wolt *N*. [39 40.] *N*. Unde *W*. 41. unde *Hg*. *W*. 43. alle sime *Hg*. *W*. mache *W*^{1}. 44. Vnd(e) durch *W*. *H*. selbe *W*. 45. vnse vrouwe *Hg*. 46. sus *Hg*. *W*. d. z. also *N*. 47. Vnde *H*. 48. jvncvr. *H*. *C*. *W*^{1}. Unser vr. da ze hant hin k. *N*. 49. bischof *H*. do *H*. *C*. *W*^{1}. *N*. 50. slafen *H*. *C*. *W*^{1}. sla ende *N*. 51. sinem *H*. 52. Ernslich *W*, gar ernstlichen *N*, grulich *H*. *C*, gruzlich *W*^{1}. 53. vnmvtich *H*. *W*. 54. Sage *Hg*. *H*. 55. kapelan *H*. 57. Vnd *H*, Vñ *Hg*. sine *W*. benumen *H*. *W*. genumen *Hg*. *W*. 58. Dar *C*. *W*^{1} dienest *W*. bekumen *Alle*. 59. solt *H*. v'war *Hg*. 61. Dvnen g. *H*. *C*. die e. *W*. *Hg*. 62. liget *H*. *C*, gelit *W*. 63. lieb *H*. 64. Mvst dv *H*. g. ergeben *W*. *Hg*. 65. Inner *W*^{1}. inrhalp *N*. drivec *Hg*. 66. di *tur* sin *Hg*. 69. Vnde *H*. 70. demut *Hg*. *W*. [er] *W*. vor *Hg*. 71. [wol] *H*. *C*. *W*^{1}. geschen *Hg*. 72. habe *Hg*. *W*. *W*^{1}. 73. ubelen *W*. *H*. 74. als *W*^{1}, alle *W*. *Hg*. 76. Vnde *H*. 77. sulcher *Alle*. 79.

diseme *W*, disem *H*. 80. Salt du *W*, Solt du *H*. 82. di wirdigen *M. N.* 83. Errest *H*. ir *für* der *W*. allein : gemein *W*. *Hg*. 84. Vor *Hg*. 85. bitz *H*. 86. [Sehet] *H*, Secht *W*. 87. Und *W*, Vñ *Hg*. 89. an dem e. — ampt *H*. *C*. W^1. 90 gelobt die kvnegin *H*. kuningin *W*. Des danket der kunigin Und darnach immer mere Sank und lase[r] in ir ere Biz daz sie in zuo sich nam Uns geschehe allen auch alsam. Amen *N*.

LXXX (22: H. 26; C. 30). *Maria und der Schüler.*

Ueberschrift: Ditz ist von einem schulere Ein vil gut gehortes mere *C*, Von einem schulere W^1. 1. [ouch] *W*. 3. iren *H*. *C*. 5. zer *W*. 6. an *Hg*. 7. larte *Hg*. *W*. vlizecl. *Hg*. 8. wise *Hg*, wiser *W*. 9. * [an] *W*. *Hg*. (*besser*). 10. Da er *W*. *H*. *C*. W^1. 11. groze *W*. [er] W^1. 13. werltlicher *Hg*. *W*. 15. Gein *Hg*. 17. Verbunde *W*. 18. heimlichen W^1. sinem *H*. 19. ane *Hg*. 20. Fur *für* vruo *H*. *C*. W^1. [ir] *W*. 21. sinen (*für* den) — od *W*. 22. * *lies* avê Mariâ. 23. irem *W*. *H*. 25. mocht *W*. 26. geschen *Hg*. 27. abe *Hg*. *W*. 29. daz a. *Hg*. *W*. 30. Wand *W*. 31. do *H*. *C*. W^1. 32. disses *W*. *Hg*, ditz W^1 (wol disse *zu lesen*). 33. Vntz *Hg*. *W*. zen *W*. * *lies* jâr. 34. Unde *W*. missewar *C*, missebar W^1. 35. svnde *Hg*. 37. an *W*. *H*. 38. vnse *Hg*. 39. Der W^1. vrie : bie *H*. *C*. W^1. 40. Da *W*. was *H*. *C*. W^1. kirchmesse *W*. *C*. W^1, kyrmesse *H*. 41. einem *H*. dorf *Hg*. 42. Do *W*. *H*. do *W*. *H*. *C*. W^1. hin *H*. *C*. W^1. 43. applaz *Hg*, aplas *W*. 44. as *W*. 47. [diu] *Hg*. 48. vzer st. *Hg*. *W*. 49. kirchwie *W*, kirwihe *H*. W^1, kirwie W^1. 50. Sine *H*. *C*, Seinev W^1. 52. hete *Hg*. *W*. 53. sine *Hg*. 54. [sin] herze, sinne, an *H*. 55. [gienk] *W*. bi die a. *Hg*. 56. gesellıche *Hg*. *W*, gesellicheite W^1. 58. was ouch v. *Hg*. *W*. * (*besser*). 59. iezv *H*, ietzo *W*. izv *Hg*. [wol] W^1. 62. da *H*. *C*. W^1. 63. unde *W*, vñ *Hg*. er schrack *H*. 64. Wan *H*. 66. harte *für* also *H*. *C*. W^1. 68. antlvtze *H*. 70. wolde *W*. wolt *H*. 71. Zv *Hg*. *H*. *C*. 72. Idoch *W*. *Hg*. begonde *Hg*. *H*. 73. giench : enphiench *H*. *C*. 74. applaz *Hg*, aplas *W*. 75. svst wurde *H*. benvmen : kvmen *Alle*. 76. Mochte *Hg*, Möchte *W*. chapelen W^1. 77. spreche *Hg*. *W*, sprach W^1. [er] *Hg*. 78. Wer *H*. *C*. W^1. 79. betten *Hg*. (*meint* beiten). bliben *W*. alda bliben *H*. 80. *fehlt auch in W*. W^1. wurden *C*. 81. zvr *Hg*. *W*. 86. *fehlt auch in W*. 87. den *H*. *C*. 88. Noch *H*. 89. Svst *H*. *C*. W^1. [er] *H*. 92. Inner des in W^1. [in] *H*. *C*. 93. dicke : blicke *H*. *C*. W^1. 94. die bl. W^1. 95. Secht *Hg*. *W*. begonde *Alle*. 96. mariam *H*. *C*. 98. nu *W*. 99. [mochte] W^1. ergraben daz *H*. *C*. W^1. 100.

als ouch d. ***W***. ***H***. hete ***Hg***. ***W***. sch. ersach daz ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 101. do ***H*** ***C***. ***W***^{1}. einem ***H***. 2. Da — an vrevden d. ***H***. ***C***. ***W***^{1}. vreude ***W***. ***Hg***. 4. gedanch ***H***. ***W***. in wan vf wane tr. ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 5. meler hetez ***Hg***. ez *aus* et *gebeſsert* ***H***. 7. ers ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 8. maneger ***W***. venige ***H***. 9. Langez ***H***. 10. Gein ***Hg***. 12. des gert ***H***. 13. behagte : sagte ***H***. 15. sorkvaltik ***H***. 18. groze ***W***. 19. Vnde ***Hg***. 20. gevulgele ***Hg***. (*das erste* l *unterpunktirt, als ungültig*), gefvgel ***H***. 23. solten ***H***, salten ***W***. ***C***, scholten ***W***^{1}. ir *für* der ***Hg***. ***W***. 25. vol br. ***H***. 26. Vñ ***Hg***. ***H***, Und ***W***. 27. in s. w. ***W***. da ***W***^{1}. 28. Wan ***H***. 30. vf der verren wilde ***W***. ***H***. 31. ane ***Hg***. 34. lasure ***W***, lauzure ***W***^{1}. 35. an dem ***W***^{1}. 37. Vmbe ***H***, Um ***W*** varbe : garbe ***H***. ***W***^{1}. 39. weschet ez abe ***W***^{1}. 40. deme ***W***. 41. hie hat ***W***. ***C***. ***W***^{1}. 42. Alsus was ***Hg***. ***W***. 43. vm̃e ***Hg***, umme ***W***. 44. lynein ***H***. ***C***, leinein ***W***^{1}, linine ***Hg***. kleider ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 46. Alsus ***Hg***. ***W***. 47. Idoch ***Hg***. ***W***. doch *für* wol ***H***. ***C***, noch ***W***^{1}. 48. dort *für* doch ***Hg***. ***W***. * (*beſser*). 49. Wand — [vil] ***Hg***. 50. [dô] ***Hg***. 52. Umbe ***H***, Um ***W***. 53. do ***W***. ***W***^{1}. kvrtzte ***H***, fuczte ***W***^{1}. 54. Den ***W***. [teil] ***Hg***. 55. Wan ***H***. ***W***. selber ***H***. 57. hull(e)te in ***W***. ***Hg***. vliziclichen ***H***. 58. Da mite er mit d. ***Hg***, Hie mite ged. er ***W***, Er d. w. so ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 59. Do er do ***W***. 62. Idoch ***Hg***. ***W***. 65. Gebenediecte ***W***, Gebenedicite ***W***^{1}. kvnegin ***H***, kuningin ***W***. 67. vernumen : kumen ***Alle***. 68. hiezzest ***W***^{1}. zv d. v. ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 69. tvgent ***W***. ***H***. schowen ***H***. 70. spr. zv irn d. vr. ***Hg***. ***W***. 71. Genk ***H***. ***C***. ***W***^{1}. zv *für* hin in ***Hg***. 72. Do ***H***. vindestv ***Hg*** 74. [dô] ***Hg***. dar an ***W***. ***W***^{1}. ***C***. 76. sulcher ***Alle***. 77. verdienet h. um ***W***. [hât] ***H***. 79. wie ***W***. 80. kunigin ***Hg***, kuningin ***W***. 82. sinen *für* stolzen ***W***. ***H***. 83. Swenne ***H***, Swen ***W***^{1}. 85 prister ***Alle*** (*immer*). 86. kumen ***Alle***. 87. noch ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 89. messen ***Hg***. 90. Alsvst ***H***. 91. sine w. versl. ***H***. ***W***. 92. gelart ***Hg***. ***W***. 93. zite ***W***. 95. Alvollen ***W***. ***H***. solt ***W***, sol ***H***, schol ***W***^{1}. 98. inder ***H***. 99. ampt ***H***. was ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 200. sinem ***H***. ***W***. 1. ie *für* mir ***H***. ***W***. 2. Fumfzic ***Hg***. ***W***. 3. einem ***W***. ***H***. iegelichen ***W***, ieg(e)lichem ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 4. ez im ***H***. ***W***. 5. Wan ***H***. ***W***. gar *für* dran ***W***. 6. * *ist* sich *einzufügen, wie 310*. 7. ie ***W***. 9. noch ***H***. 10. Da ***W***. im s. ***Hg***. ie *für* im ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 11. solt du ***W***. ***H***. 12. Wand ***Hg***. es ***Hg***. (*kann auch bestehn*), sein ***W***^{1}. 13. schv́ler neyk ***H***. 16. dannen ***Alle*** * (*beſser*). 18. Do s. er w. ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 19. Daz — gelan ***W***. 21. Wan ***H***. ***W***. niht da ***W***. 22. vlische ***W***. 23. dorfe ***Hg***. ***W***. 25. Brachte ***Hg***. 26. zur ***Hg***. ***W***, zv der ***H***. 27. Do ***W***. ***H***. ***C***. ***W***^{1}. 29. wolde ***Hg***. ***W***. bisschofe : hofe ***H***. 31. hutten ***Hg***, hv́ten ***H***. 36. twanc ***W***. 37. vñ ***Hg***. 38.

Manc igen s¹ manc igen W. Hg. 239. Muste Hg. do H. C. W¹. 40. wolder Hg. 42. doln H. W. 44. Do W. H. C. W¹. 46. *und W. 47. was do W. H. C. W¹. 48. Vor Hg. 49. er rechter Hg. entsupp W¹, entstvnt H. 50. offenliche W. 54. bischoue. vñ Hg. er *für* unde H. C. W¹. 56. im W. C. W¹. lieze Hg. W. 58. er *für* her H. 59. 60. 62. evch H, uch Hg. (*immer*). 61. kvnegin H, kuningin W. 62. Der gr. der H, sal bi uch Hg. 63. verdienet W. habet vmb H. ume Hg, um W. 66. evch H. dir Hg. 67. vol W. 69. bevolen Hg, bèvoln W. 72. wit Hg. W. 73. glischenheit Hg. 74. h. dar zv g. Hg. 75. schvlle H. wien : verzien Hg. W. 77. gotes die H. C. W¹. 78. uweren Hg, nuwen W¹. 79. einem W. H. wollet Hg. han : entstan H. C. W¹. 80. es *Alle, auſser* Hg. 81. an gelucke W. H. C. Eʒ wiert ewer u. W¹. 83. knutteln gar zur (ze slan W. H. 84. Wolt Hg. gemeliches Hg, gemellicher W. 87. sol W. H. ze sp. H. C. W¹. 88. ey W. H. 89. Wolde H. Wolt ez evh H. 90. wolte H. wartzeichen W¹, wortzeichen W¹. 92. sa zu h. W. 94. ir mit zv st. W. H. 95. zwifels H. 97. si *für* er H. C. 99. zu ampte W. ampt H. 302. alles W. 3. Swurt H. 6. Vumezic Hg. 7. einem H. ich ew s. W¹. 9. [ir] W. 12. der h. daz W. 13. græulich W. sin *für* daz W. H. 15. genumen : kumen *Alle*. 17. einem H. W¹, einen W. 18. h. er m. Hg. 19. betrvpnvsse H. 21. gesprach W. 22. Idoch Hg. W. den nie W. 24. Nu W. H. in *Alle, auſser* Hg. zur W. Hg. 27. der Hg. 28. Sus W, Sust H. sagte W, sagete Hg. 29. einvaltigem W. H. **lies* einvaldigem. 30. [im] W. H. kvneginne H. 34. wort H. C. W¹. 36. [her] H. [dâ] W. Hg, dar W¹. 37. sagete er gentzlich im Hg. in gentzleich W¹. es W. 39. Kein Hg, Gen W, Gegen H. 40. Neik H. W. unz uf W. 42. do W. 45. gr. vr. W. 46. anderen W. 48. pfefliche Hg. gekleit W. 49. wien W. 50. ech *für* ouch H. 52. Horest dv H. nrwes W¹. 54. 56. solt H. W. Sazuhant W. 61. ampt W. H. 62. dran W. 64. nach in etlicher W. etslicher H. C. 67. ampt H. W. [é] aber l. H. C. W¹. uber l. W. 69. m. ie s. W. 70. zu m. h. W. 71. sol *Alle, auſser* Hg. 72. [sî] W dir *für* dar H. W. 73. Do spr. W. 74. Alsvst H. er k. W. 76. Und die i. W¹. indulgencia *Alle*. 77. Der hvbe der H. C. W¹. 79. vrolich Hg. 80. gepflogen H. C. Hg. Gepfl. sin ouch h. Hg. 82. Al W. 83. erliche den sanc W. disen sanch H. C. W¹. 84. sanges *Alle, auſser* Hg. 86. entstunt H. C. 87. kapelan H. 88. quam H. C. W¹. **lies* kwâmen. gegen W¹. (*meint* gegân). 91. Die k. o. ie me g. H. C. W¹, Die k. mensche nie g. W. 93. kvnegin H, kuningin W. 94. samite Hg. unde W. baldigin H. 95. von l. W, in l. H. luter Hg.

196. Daz daz tassel *H. C. W*^{1}. tessiel *W*. wolde *Hg*. 97. Brante *Hg. W*. 99. lihten *H*. 101. ougen *H. C. W*^{1}. 2. sehen in dise *H. C. W*^{1}. 3. Svst — kvneginne *H*, kuninginne *W*. 5. opfert *H*. 7. hete *Hg. W*. [al] *W*. 8. habet *Hg. W*. 9. kant daz *H*, erkant daz *W*, bekant daz *W*^{1}. schapil *H. C. W*^{1}. 10. [ouch] *W*. 11. Wan *H*. 13. samene *W*. 14. alsvst *H*. 15. katten *Hg*. 18. gesicht *Hg*. entstvnt *H*. *das Komma hinten muſs wegfallen.* 19. habt *W. H*. vernumen : kumen *Alle*. 21. kvneginne *Hg*, ivncvrow(e) *H. C. W*. 22. hemde *Hg*. 23. [é] *W*. vmmez *Hg. W*. 24. ir *H. W*. wisen *H*. 26. ir ir *Hg. W*. zuch *W*. 27. Unde *H*. so *für* dâ *W. H*. 28. Der *W. H*. 29. alleine *Hg*. 31. altare *W*. 33. ampt *H. W*. bereit *W*. 36. sehen *H*. dem volke *Hg*. 37. heilegen *W*. lichnam *H. C. W*^{1}. 38. im gezam *Hg. W*. 39. abe die arme *Hg. W*. 40. verstvnt *H. C*. 44. edeln *Hg*. 45. Wart *Hg*. genumen : vernumen *Alle*. 47. So *H. C. W*^{1}. 48. vil *für* gar *H. C. W*^{1}. 51. 52. *umgestellt in W. H. C. W*^{1}. pfeflichen werden *W*, pf. geberden *H. C. W*^{1}. 52*. von der erden *H. C. W*. 53. lichnam *H*. 54. secht *Hg. W*. 55. kvnegin *H*, kuningin *W*. 59. Bekummert *Alle*. 60. Wan *H. W*. 61. enprant *Alle*. 62. Unde die libe *H*. 63. tegelichen *H*. zut : vlut *Hg. W*, zvhet : vleuhet *H. C*, zeuhet : vleuhet *W*^{1}. 65. Vnde *H*. 66. gelobt die kvnegin *H*. kuningin *W*.

LXXXI (7: H. 12; C. 16). *Marien Bräutigam*

Ueberschrift: schones m. *C*. Von einem schuler *W*^{1}. 1. schule *für* statt *Hg*. 3. er an kunst e *W*, an kunst er *Hg*. gedech : verzech *Alle*, *auſser H*. 5. Er enh. *Hg*, Ern h. *W*. * (*beſser*). 7. dicke *Hg. W*. dich *H*. 8. dem *für* sinem *Hg*. 9. tagzit *W*^{1}. 10. maniger noch *Hg*. 12. enstvnt *H. W*. ein *Hg. W*. 14. Wan *W. C*. herrevart *W*. 15. vñ *Hg*. 17. Wand — einec *Hg*. wart *H. C*. 18. rate *W*. muste *Hg. W*. 19. Wan *H. W*. 20. solde *Hg. W*. 21. grifen : entsliefen *H*. 22. begunde W, begonde Hg. *H*. 23. henden [hin] *Hg*. 25. Unde *W*. Er volgete irme *Hg*. 27. Getrevt *H. C*, Getruwet *Hg. W*, Gedrutet *W*^{1}. 29. Erlich *Hg. W*. 30. prvtegvm *H*, brutegovm [do] *Hg*. 33. Di gezit *Hg. W*. unserr *W*. 35. samnvnge *Hg. W*. 36. was im *W*. 39. In *Hg*. 41. wolde *Hg*. 42. An d. *W*^{1}. Binnen des vñ er *Hg. W*. 43. unde *W*, vñ *Hg*. entnukte *Alle*. 44. entzvckte *H. W*. 45. vremede a. *W*, vremde aneschouwe *Hg*. 46. Vor — vnse *Hg*. 47. libte *H. W*. 48. antlutze *H. W*. 50. solde *Hg*. 51. [wol] *W*. geliche *Hg. W*. 52. vnmvtec *Hg*. 55. wil du *W*. *W*^{1}, wiltu *Hg*. 56. brovt *H. C*, brute *W*. 57. wiltu mich *Hg*.

58. Vnde *H*. * *lies* verunwæhen. 59. Diner *H*. *C*. 60. Die s. *W*. Soldestu *Hg*. 61. Behalden *Hg*. gar *für* wol *Hg*. *W*. 62. Sus betestu — bedacht *Hg*. *W*. 63. [Eya] nu wiltu *Hg*. (Eyâ *muſs auſserhalb der Reimzeile gelesen werden; wie öfter solche Ausrufe*). veraendern *W*. 64. bravt *H*. 65. dine l. nv z. *Hg*. libe *H*. *C*. zien: vlien *Hg*. *W*, zihen: vlihen *H*. 66. Sus *Hg*. *W*. wil du W, wiltu *Hg*. 67. *ellenlich *Hg*. *W*. 68. [Sehet] *Hg*, Secht *W*. 69. Deswar *Hg*. *C*. Zewar *W*^{1}. ouch h. *W*. 73. machte *Hg*. *W*. niman *Hg*, niemen *W*. 76. alde *Hg*. rew W^1. 78. karte *Hg*. svch *H*. *C*, kluc *W*^{1}. 79. Wier h. *W*. [hin] entqueme *Hg*. *W*. 83. eime *Hg*. *W*. klostere *Hg*. ab: begab *Hg*. *W*, begabe *H*. *C*. 84. Do *H*. *C*. *W*^{1}. 85. reinekeit *Hg*. 86. Opferte *Hg*. sein *für* die *W*^{1}. 88. gelobet die kvnegin *Hg*. kuningin *W*.

LXXXII (19; H. 24; C. 28). *Maria und die Sündenwaage.*

Ueberschrift: mer: sunder *H*. Ditz ist von einem offen svnder Ein vil genemes mer *C*. Von einem sunder *W*^{1}. 2. * *lies* daȝ. 3. gote *W*. mensch. beſaget *Hg*. 4. Mariâ *Hg*, Marien *H*. *W*. 5. lip *H*. 6. vugete *Hg*. sichȝ *Hg*. *W*. hi(e) *Hg*. *W*. 7. g. an im [und *W*^{1}] durch sin *H*. *C*. *W*^{1}. 10. sust *H*. *C*. 13. gentzlichen *C*. bekumen: genumen *Alle*. 14. sie *für* sich *C*. nitliche *H*. *C*. 15. ievlel *H*. (*immer*). 16. Unde *W*. 18. almechtiger *H*. *C*. *W*^{1}. 20. Wan *W*. *C*. *W*^{1}. 21. mag dar auf *W*^{1}. 22. sinem *H*. 25. Do sprach *W*. *H*. *C*. Ir sprecht *W*^{1}. 27. Swenne *W*. *H*. ovch *für* iuch *H*. *C*. *W*^{1}. 28. *obez W. 29. sprechen *W*^{1}. 30. diser — [al] *W*^{1}. *Hinter* 31. *steht in* *W*^{1} *blau:* Nu heft ez sich an. 33. habe *Hg*. 34. Wan *W*. *H*. 35. [Wol] *W*^{1}. drizick *H*. *W*. ist *Hg*. 37. Vnde wolte *H*. wolden *Hg*. (*das* n *unterpunktirt, als ungültig*). 38. [ouch] *H*. *C*. *W*^{1}. 39. alhie b. *W*. *H*. 41. hab *H*. 42. [nû] *Hg*. ich in nv *H*. *C*. ze samen *H*. *C*. *W*^{1}. 46. sol *Alle, auſser Hg*. 47. alsvst *H*. *C*. hast du *W*. 49. dar zu w. *Hg*. *W*. wolle *Hg*. 50. verdagen *W*. 51. Von *H*. *C*. *W*^{1}. 52. Vnd(e) do *W*. *H*. 53. ritter *Alle, auſser Hg*. 57. achte t. alumme *W*. alvm̄e *Hg*. 58. truric *Alle*. 61. vragete *Hg*. so *H*. *C*. *W*^{1}. 62. umme *W*, vm̄e *Hg*. truric *H*. *W*. 65. dru *Hg*, drei *W*^{1}. 66. groze *H*. *C*. *W*^{1}. 67. het im v. *H*. *C*. *W*^{1}. vur *W*. 68. Und wie im *W*. was vil u. *Alle, auſser Hg*. unbereit *W*. 69. enpreche *Hg*. *H*. 70. nu ruech *W*^{1}. 72. [wil] *W*. 75. da *H*. *C*. *W*^{1}. 76. vesteclichen *Hg*, velschlichen *W*^{1}. 77. wolde *Hg*. *W*, wolt *H*. 78. andere *Hg*. 80. gerechtekeit *Hg*. 81. und wil haben die *H. C. W*^{1}. 85. und umb *W*^{1}. vmbe *H*, um *W*. 87. des hie *W*. im di sch. g. *Hg*. sult *H*. 88. verloren *W*. vmbe *H*, um *W*. *Hg*. 89. vrevele *W*. 90. Alle *Alte*. mit *W*^{1}. 91. ar gebrach *W*. 93. abe *Hg*. *W*. 94. Do *W*. *H*. *C*. Dar *W*^{1}. 96. do von *H C. W*^{1}. 97. um sus *W*. 100. [er] *W* 1. ze einem *H*, zeinem *W*. 3. erste *Hg*. 4. gerechtekeit *Hg*. da hin *H. C. W*^{1}. 8. drizzick *H. W*. 9. grosvn svnden *Hg*. 11. [hie] *H. C.* unde *W*, vñ *Hg*. *H*. 12. ime *W*. consciencia *H. W*. 14. wart daz *W*. 15. die er *H. C.* 16. 17 erwack Sich der *H. W*. [zweier] *H. C. W*^{1}. [stükke] *W*. 20. Fuer *W*^{1}, Vor *Hg*. *H. C.* 21. Er sprach do w. dirre *H. C.* diser *W*^{1}. 22. bringet *W*. *H*. 23. Ein *H*. 24. mer *W*^{1}. 26. [dô] *H. C. W*^{1}. 27. Wan *H*. an vorchten *H. W*. 28. vñ gerechtekeit *Hg*. 30. mensch *W*. 31. unserr vr. *W*. 32. sie wellen *W*, si wollen *Hg*. 33. unde *W*, vñ *Hg*. [34. 35.] *W*^{1}. 35. so *für* alsô *W*. 36. 'ir *für* ie *ist Druckfehler*. 37. triwe *W*, truwe *Hg*. 39. Wan *W*. *H*. edeln *Hg*. 40. barmherzekeit *Hg*. 41. armen *H. C. W*^{1}. 42. seinem *W*^{1}. 43. Viel er *H. C. W*^{1}. 44. Eya *H. C. W*^{1}. 46. La *W*^{1}. 47. danne *Hg W*^{1}. 48. Wan *W*. *H*. 49. Sol *Alte*, *außer Hg*. 52 um mich *W*. 53. [wol] *Hg*. 54 O vr. *W*, Owe vr. *H. C. W*^{1}. 55. sundegen *W*. 56. solt *H*. 57. Vñ din *Hg*. 58. barmherzekeit *Hg*. 61. Wan mir get — In *W*. *H*. aller *W*^{1}. 62. [dû] *H. C. W*^{1}. gut *Hg*. 63. Hin v. m. wil(t) *H. W*. wollest *Hg*. 64. solt — keren *H*. 65. Wan *H. W*. 66. mite *W*. *Hg* vrowen *H. W*. 67. bi der *W*. 71 Unde *H*. gehufet *Hg*. 72. legte o. sin *H*. 73. andere *Hg*. 75. also (als) vil g. *H. C. W*^{1}. 76. schalen *H*. 77. daht(e) *H. W*. 79. Die nam *W*. 80. tugenthaften *H. W*. 81. Unde *H*, Vñ *Hg*. legte *W*. ir *H. W*. 83. [dâ] *H W*. hohe *W*, ho *Hg* 84. tuvele *Hg*. 85. konden: begonden *Hg* 86. [ouch] *Hg*. [sie] *W*. 87. [sich] *H. C. W*^{1}. 88. Unde wolten *H*. zihen *Hg*. *H. C. W*^{1}, zien *W*. [so] *Hg*. 89. tiefe *H. W*, tufe *Hg*. 93. vrie *H*. 94. da *H. C. W*^{1}, so *W*. erwachte *W*^{1}. 95. Wand *Hg*. 96. werld *Hg*. 97. Unde *H*. vliziclichen *H. W*. 98. sinem heiligem *H*. heilige *W*. 200. 4. kunigin *Hg*, kuningin *W*. 1. lieb *Hg*. 2. gelobt *H*.

LXXXIIII (24: H. 28; C. 32. M. 44). *Marien Ritter und der Teufel.*

Ueberschrift: ritter *M*. Ditz mere ist von einem edeln man Der wilent Ritter wart ysan *H*, Ditz ist wie ein edele man ze ritter wart Der sich dem teufel ergab *C*, Von einem ritter *W*^{1}. 1. sôlch *W*, sulch *Hg*. *H*. 2. ze werlt

W^1. junglink M. 4. hielte M. 5. Unde W., Vñ Hg. hohvart H., harvart W^1. 6. vr(e)unt Hg. H. C. W^1. 7. [ouch] Hg. vrolichen H. W. 8. dick — puchurt M., buhurde W., behurde Hg. 9. [do] Hg. W. 10. turneie Hg. tiuste Hg. W. M., tyoste H. C., glust W^1. 11. danne W., denn(e) H. C. W., den W^1. 12. sinne(n)loser W. M. H. 13. am M. 14. bloch Hg. W. buem Hg. 15. Wolte W. H. C. Wolt M. W^1. nicht noch Hg. 16. begonde Hg. H. 17. und W. M. ungetate W^1. 18. obe W. 19. Wan M. H. [gar] Hg. 20. uppekeit Hg. 23. verzehe: lebe M. 24. nicht M. 25. Des H. C. W^1. wande M. reht W. han: verstan H. C. W^1. M. 26. Ouch H. C. W^1. M. der M. 28. meistich H. W., meiste M., maistail W^1. 29. burgen Hg. W. burgeren H. C. W^1. 30. [den] W. 31. gewalt: balt M. 32. Sus W. M. Sust H. kome M. 33. grozz n. W^1. 34. konde Hg. 35. allem M. H. C. W^1. sime Hg. 39. da W. H. C. 40. daht W^1, gedachte M. W., gedaht H. gemûte H. W. 42. here M. unde Hg. W. [ouch] W. 43. betragen W. 44. Eya H. C. W^1. horte ich Hg, ich höre W. 45. Wer W., i. ergebe: lebe H. C. W^1. 46. Unde W. sinem M. W. H. 47. gut vñ gut Hg. W. 48. Deswar Hg. W. Daz ist war M, Zwar W^1. [al] M. H. C. W^1. solchen M., sulchen *Alle übrige*. 49. wer M. 50. [ot] Hg. tribet ot W., so bi W^1. 52. bereit M. W. W^1. 54. wile Hg. W. [sâ] M. W^1., so W. H. C. 55. pusch alleine Hg. 58. bist du W. H. 59. wand Hg. 60. antwort H. im sin antwurt W. 61. Wan M. H. W. [al] W. 62. ener W^1. behalten H. halden Hg. M, halten W. 63. dien mit meinem leben W^1. 64. Und daz W^1. Vñ du Hg. Vnde du H. wollest Hg. 65. Wand Hg. pin arm W^1, bin arm(e) M. 66. soiches M., sulches *die Uebrigen*. 67. han M. H. C. W^1. 68. [des] H. C. W^1. entstan M. H. C. verstan W^1. 73. verloukenen salt Hg. 74. m. dan g. H. 75. unde sele erbieten Hg. 76. Wil du M., Wilt du W. H. 77. [daz] Hg. 78. Trip H. W. Treibe ot mine M. armute H. C. W^1. hie bei W^1. 79. sie H. lute ein spot Hg. 80. Alsvst H. verkoz H., vergaz W^1. do H. M. W. 81. glouben W. 82 und [al] do M. H. C. W^1. [al] W. 83. ubeln *für* (argen) *hat allein* W^1. 84. eide W^1, aigen M. H. 87. vil *für* dâ Hg. 88. Und spr. er M. H. C. W^1. wis *hat allein* Hg. 89. die sinne iht H. C, iht sin W. ab M. 90 nu gutes W. [nû] Hg. 93. machte wol M. 94. zu andern leuten W^1. 95. Gar in W^1. glicher H. 97. glubes M. 98. [ouch] Hg. 99. vollen W. brengen H. W. dovchte H. 100. er zu h. W. [er] brovchte H. C. 2. Begonde Hg. H. W. 3. sinem M. H. W. 5. Gebruchte Hg. W., Gebrovchte M. Geworcht er seinen W^1. 6. zallen Hg. 7. [und] M. H. W. behurt Hg. 8. kurtz M. H. C.

110. Der schatz *M.* 11. Wan *M. H. W.* 12. do *Hg.* 14. kam *M.* 15. Wan *M. H. W.* kome — und *H.* 17. listiclich zu *H. M. W.* 18. Hôra *W.* mich *für* min *M. H. W.* unde *H.* 20. g. durch m. *M. H. W.* 22. Wan *M. H. W.* 23. soltu *M.*, solt du *M. W.* verzien *H. W.* 25. entnumen *H. W.*, genumen *Hg.* 26. bist d. kumen *Alle.* 27. dienst *Hg. H.*, dinste *M.* 30. Wan *M. H. W.* alle ze W^1. 31 grozer *W.* 32 aldere *Hg.*, alder *M.* unde *W.* 33. lieb *Hg. W.*, liebe *M.* 34. zur get *Hg.* 36. gezihe *H. C.* W^1. gezie *Hg.* 37. wene *Hg. W.* geschen *Hg.* 38. umme *Hg. W.* habe umb *M.* han *H.* 39. So enweiz *Hg. M.* 40. si sich d. *M. H. C.* W^1. 41. unde *W.* eine *Hg.* 43. werde *Hg.* alda werde *H. C.* W^1. *M.* 44. dik *M.* 45. Erworben *M. H. W.*, erworuen W^1. 46. Des *W.* soltu *M*, solt du *H. W* von mir *M. H. C.* W^1. entslahen *M.* 47. von dir *Hg.* 48. sei *M.* 50. Darumb nime s. vnd *M.* vñ *Hg.* 51. Vnde *H.* gantzer *W. H. C.* W^1. 52. dine *M.* 55. Ev *Hg.* [nû] *W.* 56. Geswic *Hg. W.* Geswige *M. H. C.* W^1. 60. [nû] *H. C.* W^1. 61. Als du *Alle, außer Hg.* entstan: han *H. C.* W^1. *M.* 62. Mariam *M.* 63. zu *M. H.* reiner *Hg. W.* 64. Sol *Alle, außer Hg.* ich minen *M.* 66. Sonen weiz *H.* Sone w. *W.*, So w. *M.* 67. Deheine *M*, Dekein *Hg. W.*, kein *H. C.* W^1. heflich *H.* [h. gew. n.] *Hg. W. M.* 69. Wan *M. H. W.* 70. [ein] W^1. 72. doch *Hg. M. H. C*, auch W^1. *dich *W.* bevilht *H.* 73. Dune w. *W.* Dunen w. *H.* Du w. *M.* wollest *Hg.* 74. unde *W.* 75. Macht du *H. W.* genesen W^1. 76. eines *Alle, außer Hg.* 77. Vnde *H.* hab *M.* vollen *H. C.* W^1. 80. Wand *Hg* [niht] *Alle, außer Hg.* 81. dienst *W* d. nicht m. *M. W.* behalden *Hg.* enthalten *W. H.* enthalden *M.* 82. si ie *H. C. M.* [ie] W^1. verschalden *Hg. M.* 83. solte *H. W.*, solt *M.* 84. konde *Hg.* 85. werlde *M.* 88. volant *W.* 89. Mit des l. *Hg. M.* 90. Und sp. sus(t) zu *W. H. C. M.* 91. Wilt du *W. H* noch mier l. W^1. mir *versetzen H. C. zu Anfang von* 92. bi dir *H. C.* W^1. *M* gestan *H. C. M.* 93. sage *Hg. M. W.* [des] *Hg.* des endes W^1. 94. wie *H. C.* W^1. *M.* ez mir ge *M.* 95. laze *Hg. W.* 98. Mine *Hg. M.* wol v. *Alle, außer Hg.* 200. Sal *Hg.* 1. so *für* sie *H. C.* W^1. Sei *M.* [ouch] *Hg.* *(*beßer liest sich* ouch sie). 2. dinem *M. H.* 3. halde *W.* sei *M.* 5. triw *M.* 10. verlorn *Alle, außer H.* 11. a. nu hie *W*, a. alhie *Hg.* 12. [si] *Hg. M.* g. si *W.* geschreit *H. C*, geschrieren W^1. (*meint* geschrirn). 14. hinz im W. 15. Ey *M. Hg.* [16. 17.] *H. C.* W^1. *M.* 16. Vorchtestu *Hg.* vrowe *W.* 17. beruôten *W.* 18. wand *Hg.* wan ich wil nicht W^1. 19. bekummern *H. W.*, bekum̃ern *Hg.* bekumert sein W^1. 20. vñ *H*, vnd *M.* 21. schuldic *H. M. W.* i. sch. *W.* 22. *verlorn *Alle.* 24. So *H.* schiede *M.*

[sô] *Hg.* 225. gabe *M.* 28. gote *W.* 30. vinde *H. W*, veinde *M.* 31. sinen *W. W*^{1}. *M.* homvt *Hg*, hohen m. *H. C. W*^{1}. *M.* reitzten *H. C. W*^{1}. 32. [nû] *Hg.* erbeitzten *H. C. W*^{1}. 33. wolten *H.* pugen *W*, pevgen : vrlevgen *H. C. W*^{1}, bougen : vrlougen *Hg. M.* 34. begonden *Hg. H. W.* 36. vnd *M.* 37. vñ *Hg. H*, vnd *M.* lan *H. M.* 38. wolte *H. M. W.* 39. [im] *Hg.* wert : hert *H. C. W*^{1}. 40. vinde *H. W*, veinde *M.* komen *M.* vart *W.* 42. Wan *H. M.* 43. leidiges *M.* 44. vinde *H. W*, veinde *M.* 45. sinem *H. M.* in stigen *M.* 46. v. wart *H. W.* 47. werdikeit *H. M.* 48. gie *H. M. W.* nie *H. M. W*^{1}. kein *M.* 51. Ane *Hg.* 52. wibe *W. M.* vnd *M.* 53. Tot *Hg. W.* sluk *M.* 54. vinde *H. W*, veinde *M.* 55. wille *H. C. W*^{1}. 56. wolten *H.* 57. Vnde *H.* turme : sturme *M.* 58. Vnder des *M. H. C. W*^{1}. [do] *Hg*, daz *W*^{1}, so *W.* wart *M. H. W.* 59. Vñ *Hg*, Und *W*, Vnd ein *M.* umbe *H*, um *W.* so *für* vil *Hg.* 60. unt *W. M*, vñ *Hg.* 61. Do *W. H. C.* Daz *W*^{1}. westen *Hg.* 62. Unz *W. H. M.* teile *M.* 63. tovmes *H.* 65. Wan *M. H. W.* von danne *M.* 66. wart *H. W.* ein *für* der *M. H. C. W*^{1}. 67. nam *Alle, auſser Hg.* 68. pusche *Hg. H. W*, busch *M.* kam *M.* 72. Nu *Hg.* zwene *Hg. H.* 73. Di *M.* 75. Vor *Hg. W.* die n. *H. C. W*^{1}, ir n. *M.* 77. umb *M.* sie beg. *Hg. W.* 78. [Und] *Hg*, Vnde *H.* sin *für* diu *W.* 80. Vnde *H.* 81. nicht *M.* 83. do *Alle, auſser Hg.* was do *W.* 84. Want *H*, Wan *M. W. W*^{1}. stunde *M.* 85. edel *H. M.* 86. Hete *H. C. W*^{1}, Het *M.* 87. was *Hg. M. W.* 88. sie g. im *Alle, auſser M.* namen *M. H.* 90. w. me g. *Hg. W.* * (*beſser*). 91. ein ander in *H. C. W*^{1}. daz *W. W*^{1}. 92. Ein a. *W.* den *M.* knutel *W. M*, kvttel *H.* 93. ruk *M*, rucken *W.* 94. mit — si dez *M*, sie ez *Hg.* 95. da w. entstunden *M. H. C. W*^{1}. 96. G(e)lich *W. M. H.* [leiden] *H. C. W*^{1}. 97. da *H.* 98. Sus *Hg. M. W.* vñ *Hg*, vnd *M.* 99. vñ *Hg*, vnd *M.* 301. [Sô] *Hg.* 2. Welchz *W*, Welcher — were *M.* 3. Owi *Hg.* ir bose(n) *M. H.* 4. Nv ist mir r. *Hg.* 5. Wan — iæmerlichen *M. H. W.* 7. [hin] *Hg* 8. tut *M. H. C. W*^{1}. *In Hg. ist hierauf ein Wort ausgeschabt, und hinten* tut *für* munt *wiederholt.* 11. hinderst *M. H. C. W*^{1}. 12. Da solte *M.* 13. steter *M. H. C. W*^{1}. 14. ergesten *Hg. H. W.* 16. iæmerlicher *M. H. W.* 17. welch *Alle, auſser M.* 18. Alsust *H. M.* 18. 20. begonde *Hg.* 21. beg. ouch sch. *W.* pfil *H.* 22. von sich *W.* 23. uf der e. *M.* erde *W.* 24. disem *Alle, auſser Hg.* 25. [Sô hin] *M.* kein *Hg*, gen *W*, gegen *M. H.* 26. niman *Hg. W.* 29. krancheit *M. Hg.* 30. natura *M.* 32. Des *Hg. M.* schame *Alle, auſser Hg.* 34. Alsust *M. H.* treibe er *M.* 35. vremde *Hg. W.* 36. Do er nieman *H. C. W*^{1}. *M.* 37. Wan *M. H. W.* kumen *Alle, auſser M.*

von **M.**, uf **W.** 338. ein **H** zů einer **W.** **H.** 39. 40. spate : rate *Alle, auſser* **M**: spat : rat. 41. Gedacht **M.** siehe **W**^{1}, ersie **M.** 43. wandere **W**, wand(e)l **W**^{1}. **M.** aver **W.** 44. burge ein graf **M.** 45. alte b. **M.** 46. u. im w. **H.** **M.** 47. guten **M**, gutē **Hg.** 48. Wan **H.** **M.** **W.** kunde **Hg.** **H.** 49. gantzen **Hg.** allez **M.** **H.** **C.** **W**^{1}. 50. sulher **M**, sulcher *die Uebrigen.* 51. wer **H.** hoer **M.** 52. Wan man dik **M.** [ouch] **Hg.** 53. sinem **H.** **M.** **W.** leben : eben **M.** 54. Wan **W.** **H.** **M.** 55. An **Hg.** 56. *Wie* **H.** *und* **M.** *lesen auch* **C.** *und* **W**^{1}, *dagegen* **W.** *wie* **Hg.** 58. vnd **M.** 60. hertz er gentzlich **M.** 61. got **M.** 62. kam **M.** 63. herwerge **H.** 64. alte **H.** **M.** **W.** graf **M.** greve kein im **Hg.** 65. Vñ entpfiene **Hg.** Vnd **M.** 66. * er es **W.** **Hg.** dik **M.** 67. betelern : swern **H.** 69. Bezzerte **Hg.** **M.** 71. gute **M.** 75. meinde : vereinde **W.** 77. wolte **M.** **H.** b. m. **H.** **W.** 78. wandeln **M.** 79. ergie : enpfie *Alle, auſser* **Hg.** (entphiene). 82. Er gienk in ein k. **M**, In der selben k. **H.** **C.** **W**^{1}. 83. iman **Hg.** **M.** darinne **M.** 86. graf **M**, greve **Hg.** 87. Wan **M.** **H.** **W.** 88. Bleib **Hg**, Beleibe **M.** innekeit **Hg.** 89. Vntzer hin die **M**, Vntz hin in die **H.** **C.** **W**^{1}. 90. ein heimliche **M.** **H.** **C.** **W**^{1}. 91. do **M.** 92. got **M.** 95. Wand **Hg.** darinne **M.** 96. iam'e uz im **Hg.** 97. besw. alle **M**, 98. schon **M.** 401. Stunde daruf **M.** dor uf **W**^{1}, druffe **Hg.** schone *Alle, auſser* **Hg.** 2. reine *für* schœne *hat allein* **Hg.** 3. het **W.** 5. Wisete **Hg.** * (*lies* wîste). 7. vor **Hg.** **H.** 8. fousten **M.** 9. bruste **M.** 10. was er **Hg.** **W.** 11. ewigen **M.** 12. brunne *Alle, auſser* **Hg.** 13. ho **Hg**, hoch er **M.** **H.** **C.** **W**^{1}. vf er doz **H.** 14. zun **Hg**, zu den *die Uebrigen.* 15. Ein bach in m. *Alle, auſser* **Hg.** mittecl. **M.** **H.** 18. Vor **Hg.** **H.** 19. mani(e)ger **Hg.** **M.** **W**, mancher **H.** venige(n) **M.** **H.** 20. kreutz **M.** 21. weinunde **W**^{1}, * weinde **Hg.** **W.** (*beſser*). 22. beleib **M.** 23. kein **Hg**, gegen *alle übrigen.* daz b. **W.** 24. Eya **M.** **H.** edel **M.** 26. sundere **M.** 28. leide vnd **M.** 29. ie wart *Alle, auſser* **Hg.** 30. herzen *Alle, auſser* **Hg.** 31. daȝ *hat allein* **Hg.** 32. So tu so wol **Hg.** 37. in disen sw. *Alle, auſser* **Hg.** 38 du in den **M.** 39. Geben **M.** **H.** **C.** **W**^{1}. zu einer *Alle, auſser* **Hg.** 40. Eya **H.** **C.** 43. lieb **M.** 44. barmherzikeit *Alle, auſser* **Hg.** 45. Nu ube *Alle, auſser* **Hg.** disen n. **W.** 47. ich so r. **Hg.** rehte erbl. *lesen auch* **C.** **W**^{1}. 48. kein d. **Hg**, gegen dinem *die Uebrigen.* 49. ie *für* mir **W.** **H.** **C.** **W**^{1}. Daz ich so t. ie g. **M.** 50. Eya *Alle, auſser* **Hg.** n. leider e **Hg.** starb **M.** **Hg.** 51. s. ie w. **H.** **C.** **W**^{1}. **M.** 53. so **M.** **H.** **C.** **W**^{1}. überladen **W.** 54. zwifelichen **M.** **H.** **Hg.** 55. Viel **Hg.** enwer **M.** * (*lies* enwær'). 57. Al **W.** mine *Alle, auſser* **Hg.** hofnunge **M.** 58. weinende **W.** weinden **Hg.** 59. venigete **Hg.** (*das* g *ausgeschabt*), weinte *die übrigen.* * venjte.

vñ *Hg*, vnd *M*. 460. mudekeit *Hg*, grozer mude *M*. 61. Vnde *H*. 62. alde greve *Hg*. graf *M*. 63. disez *H*, disses *Hg*. *W*, dise *C*. (st dises). 64. bekam *M*. 65. meinde : bescheinde *W*. 70. Wie ez uf st. *Alle*, *auſser Hg*. 71. Vnde *H*. satzt *H*. *W*. s. ez k. vzer sch. *Hg*. uz irre *W*. 72. himelische *W*. kuneginne *M*. *H*, kuninginne *W*. 73. Vf d. a. r. w. *Hg*. 74. kinde — sitzende *M*. 75. Vñ si gie v. der *Hg*. Vnd *M*. 76. Vor *Hg*. *H*. *C*. *W'*. 77. unde *für* si do *W*. *M*, und sich *H*. *C*. *W'*. viel *W*. 78. [Sich] *W*. *H*. *C*. *W'*. kein *Hg*, gegen — an *die Uebrigen*. nider — kniel *W*. 79. samen *H*. 80. Do si *H*. *C*. *W'*. kein *Hg*, gegen *die Uebrigen*. irme *Hg*. *W*, ir *W'*. 81. Gnade *M*. * (*lies* Genâde). 82. solt *Alle*, *auſser Hg*. 83. kein *Hg*, gen *W*, gegen *H*. disem *Alle*, *auſser Hg*. 84. sunden *Alle*, *auſser M*. 85. machet *M*. 87. des *für* keine *M*. *H*. *C*. *W'*. 88. vñ *Hg*, vnd *M*. *W*. 89. Wolte *H*. Wolt *M*. 90. solt *Alle*, *auſser Hg*. dar *für* gar *H*. *C*. *W'*. 92. Kegen *Hg*. allen *M*. *H*. *C*. *W'*. dine *W*. 93. bite *Hg*. *M*. *W*. vlizeklich albie *Hg*. dich : sich *W'*. 95. sol *Alle*, *auſser Hg*. vnumen : entnumen *Alle*. 96. er s. v. m. h. *M*. 97. Vñ andere *Hg*. Und *W*. *M*. 98. Den *Hg*. sinen dienest *W*. 99. Den sal *Hg*. wol reht *H*. *C*. *W'*. *M*. 500. wolte *H*. *W*, wolt *M*. 1. n. m. in *H*, in n. m. *W*. *M*. 2. sinem *H*. *M*. 3. Eva *Alle*, *auſser Hg*. 6. sufzte *Hg*. *W*. *C*, seufzte *M*, sufte *W'*. vñ *Hg*. 7. sunderliche *W*. 8. schañ *H*. 9. im zv storen *Hg*. 10. Benamen du solt *Alle*, *auſser Hg*. 11. Wan *Alle*, *auſser Hg*. oft g. *M*. 12. barmherzi(g)keit *W*. *H*. *M*. 13. [sal] *H*. *M*, sol *W*. 15. kleglichen *M*. 16. porten *Hg*. *W*, phorten *M*. 17. Were w. gefreit : schreit *M*. 18. schriet *Hg*. *W'*. 21. Vnde *H*. 22. Den *M*. 23. barmherzikeit *H*. *M*. *W*. 24. innekeit *Hg*. *M*. 25. m. r. *H*. *W*. *M*. 26. gnade *M*. *W*. kumen *Hg*. *W*. *H*. 28. Gedenk *M*. herre l. *M*. *H*. *C*. *W'*. libes *H*, liebes *C*. *W'*. 30. bitterlichen *W*. 31. 32. erliten : vermiten *M*. *H*. *C*. *W'*. 34. min *M*. 37. grozer *M*. *H*. *C*. *W'*. 38. Vnbe *H*, Um *W*. *Hg* yermerlichen *H*, iam'lichen *Hg*. 39. alle nein *H*. *C*, al min *W'*. 40. mane *Hg*, mone *M*. 41. sunders *H*. *C*. *W'*, sundere *M*. 42. Nach *H*. 43. gnaden *H*. *W*. tore : vore *M*. 45. Wan *M*. *H*. *W*. er ez *W*, *in Hg. ist* ez *oder* es *ausgeschabt*, erz *H*. *C*. ermer *Hg*. danne *W*, denne *M*. *H*. *C*. *W'*. arme : arme *M*. 46. nime *M*. in *W*. 47. wan *M*. *H*. *W*. 48. Kein *Hg*, Gen *W*, Gegen *H*. lazen *W*. 50. ubel g. *lesen auch C*. *W'*. 51. abe *Hg*. *W*. 52. in vri *H*. *M*. *W*. 53. ot er *W*. 54. gench *H*. *C*. *W'*, gink — nime *M*. [wider] *H*. *C*. *W'*. *M*. 55. dine *M*. *W*. 56. neige *M*, neick *H*. *W*. kuneginne *M*. *H*, kuninginne *W*. 57. Kein *Hg*, Gen *W*, Gegen *M*. *H*. ime *W*. 58. Vnde *H*. ir *M*. *H*. *C*, ier *W*^{1}. 559. Do *Alle, auſser Hg.* 60. [dâ] *Hg*, do *H. M.* 61. h. er do e. *M.* 62. [er] *H. C. W*^{1}. 63. weinen *für* venien *Alle, auſser Hg.* 64. [er] e *W.* vor *für* ê *M.* 65. siner s. *Alle, auſser Hg.* suftunge *W. W*^{1}, sufzunge *die Uebrigen.* 66. vnse *Hg.* vrouwen *Alle, auſser Hg.* 67. sunden *H. C. W*^{1}. *M.* antlaze *lieſt auch W*^{1}. 68. stroze *H. C.* 69. Unde *W*, Und do *M.* her *für* er *W.* kome *M.* zu der *W. M. W*^{1}. 70. kein *Hg*, gegen *die Uebrigen.* 71. park *M.* 72. hite wol e *M.* 73. darinne *M.*, drinne *H. W.* 76. alde *Hg.* 77. mensch *W.* gehab *M.* 78. Wand *Hg*, Wande *W.* schanden *H.* 80. dine *Hg. M. W. W*^{1}. 81. Von wanne *M.* bekumen : vrumen *Alle.* 82. Wan ez sol *Alle, auſser Hg.* m. u. d. *M.* 83. gæntzlich *M.* 85. arme *W.*, arm *W*^{1}. rit(t)ere : tit(t)ere *W. Hg W.* Sine zit *M.*, Sin cit *H. C. W*^{1}. 87. Waz *M.* vernuwete *H.*, vernuwte *M. W.*, ver nevte *H.*, vernewet *W*^{1}. en im *W.*, ime : vernime *M.* 89. dir es *W.*, dirs *H. C*, dir *Hg.* 90. Alsus *Hg. W.* *vor *Alle.* 91. Vnde *H.* sagete *Hg.* gute m. *W*^{1}, gute m. vnd g. *H. C.* 93. tiufel *M. H.* 94. Vnde *H.* zu jungste *M.* er ab *H. C. W*^{1}. 95. wande *M.*, wan *H. W.* 96. n. wolt verzien *W.*, n. w. vrien *Hg.* verzihen *H. C. W*^{1}. *M.* 97. vnd *M.* 98. di a. *M.* 600. einegen *W.*, einigem *M.* *Got *fehlt Allen, und ist zu streichen.* beleip *H.* (*beſser*). 1. bitte *M.* 2. triwen *M.* getriwen *H. C. W*^{1}. 4. [ich] *Hg.* 5. weil *M.* 7. [sô] *W.* 8. zaher *leſen auch C. W*^{1}. 10. alte *H. M.* 11. lieblich *W.*, liplich *H.* 12. Seleger *W.* 14. ritterlich *M.* 15. verloukenen *Hg.* 18. besiten *W.* i. gein dir vnder g. *M.* 19. Svst *H.* sagete *Hg*, sagte *M. H.* er mir *M.* (*wol* ime). 20. [Und] — er zu im (zu im er *M.*) ouch spr. *Alle, auſser Hg.* 21. solt *Alle, auſser Hg.* noch *für* doch *W.* 22. volliger *für* h. gr. *Alle, auſser Hg.* 23. selbe *lieſt allein Hg, und* *selben *ist herzustellen.* 24. herze *W. Hg. H.* dar ab *M*, drab(e) *W. Hg.* 25. vreunt *H.*, vrunt *die Uebrigen.* 26. Wand *Hg.* han *W.* 28. geschen *Hg.* 29. [al] *H. C. W*^{1}. 31. lob : grob *M.* 32. vñ *Hg*, vnd *M.* 34. helt *Alle, auſser Hg.* 35. der *für* ganzer *Alle, auſser Hg.* 36. Do er s. ir entl. *Hg.* 37. gutes *für* sines *M. H. W. W*^{1}, gotes *C.* 39. [er] *M.* 42. behowen *W. H. C.* 43. sunder *H. M.* erbunst *H. C. W*^{1}. *M.* 44. williclichen *W. H.* 45. in *C. W*^{1}. allen *M.* 46. gelobt *H*, gelobte *M.* kunegin *H. M*, kuningin *W.*

LXXXIV (23: H. 27; C. 31). *Theophilus und der Teufel.*

Ueberschrift: sich an also *H.* Ditz ist ein mere vnd hebet sich an mit lobe also, Von dem heiligen theofilo

C. Von einem pischolf W^1. 1. Nu *H. C.* W^1. 4. kreftiger *H. C.* W^1. 5. einem *Alle, auſser Hg*. 6. het *W*. 7. ampt *H. W*. 9. theophilus *Alle (immer)*. 10. vice *Alle*. 12. d. w. alle n. *H. C*, [alle] d. w. n. *Hg. W*. [alle] d. w. [noch] W^1. 13. man da s. *H. W*. * *(beſser)*. 14. lesen *H*. 15. unde *W*. 16. muste *Hg. W*. 17. Wan *H. W*. billich *H. C.* W^1. vurtrat *W*, vor trat *Hg*. 18. ambet *W*, ampt *H*. 19. vlizzichlichen W^1, wislichen *Hg*. 21. Vñ *Hg*. tum *Alle*. 22. angesprochen *H. C*, ein gesprach W^1. 23. bischof kyre : fyre *H. C*. 24. da *für* vil *W. H. C.* W^1. manegen *W*, manigen *Hg*. 25. Idoch gevieln *Hg*. 27. han : entstan *H. C.* W^1. 28. het. *H*. 29. wider *C*, nider W^1. schriet *W. H. C.* W^1. 31. Dar *H.* W^1. zor *Hg*. alle s. *W*. sampt : zampt *H*. 33. do *H. C.* W^1. 34. ob *für* daz *H. W*. 35. G. uf m. nu (nu uf m. *W.*) w. *W. H. C.* W^1. geliget *C*, geleit *W*. 36. trag *H*. ichz *W*. W^1. 40. Aller *H. C*. tum *Alle*. 41. di *W*. umme *W*. *Hg*. 42. Unde *W*, Vñ *Hg*. 43. bischtum *Hg. H. C*. 45. einem *H. W*. 46. verwart *W. H. C.* W^1. 49. vor vintschaft *H. C.* W^1. 50. Vor *H. C*. 51. schemte *Hg*. 52. vice *Alle*. 57. amptes *H. W*. 58. vñ *Hg*, vnd *H. W*. 59. [dô] *Hg*. 60. Wan — groblichen *H*, græulich *W*, groslichen W^1. 61. stroze *H*. 62. der *für* sin *Hg. W*. 63. 64. rude : iude *Alle (immer)*. 66. liste *W*. konde *Hg*. 67. umme *W*, vñe *Hg*. 68. do (da *H*) *für* vil *W. C.* W^1. gar do *W*. 69. disses *Hg. W*, ditz *H. C.* W^1. 70. Dosten *Hg. W*. 71. artzedien *Hg*, erzedien *W*, ertzenien *H. C.* W^1. 72. solten *H*, solde *Hg*. 73. dem *H. C.* W^1. 74. vor *H*. 76. Gehore *H. W*. 77. Und do *H. W*. 79 [dû] *Hg*. [waz du] *H. C.* W^1. 81. Ezn v. *H*. 83. [er] *H. C.* W^1. 84. Die w. u. der n. *H. W*. 87. Solt du *H. W*. verzien *Hg. W*. 89. niewan *H. W*. 90. Deiswar *W.* W^1. 91. Vnde liget *H. C*. groz *W*. 93. Dine *Hg*. 94. gewaltes *H. W*. dennoch *für* dar zuo *H. C.* W^1. 97. ambet *W*, ampt *H*. 98. nider *Hg. W.* W^1. 99. genant *W*. 100. [sân] *H. C.* W^1, sa *W*. 1. Einen *H. C.* W^1, Ein *W*. 2. der *Alle, auſser Hg*. an *Hg. W*. 4. do *Hg. W*. 5. leitlichen *W*, leitlicher W^1. 6. Wilt du *H. W*. 9. solt *H. W*. 9. verzien *Hg. W*. 10. und *W*. 11. lebens : verebens *H. C.* W^1. 13. drin *Hg. H. W*. 14. diser *H. C.* W^1. 16. veste *Hg*. 17. 18. *umgestellt Hg*. 19. Schrib ich *W*. sol *H. W*. 21. bleib *Hg*. 22. breit *H*. 23. vertumten *W*, verdampten *H. C.* W^1. 24 er *für* ez *H. W*. 25. torochte *W*, toreht *H. C*, turecht W^1. 27. insigil *H*, ingesigel(e) *W. H*. 29. Vnde *H*. 32. hine *Hg. W*. 34. unde *W*. 35. Gepineget *Hg. W*. hosten *Hg*. klagen : tagen *H. C.* W^1. 36. den *H. C*. 39. Wand *Hg*. 40. Untz *Alle, auſser Hg*. 42. vrúnt *H*, vrunt *die Uebrigen*.

143. noch *H. C.* 44. 45. er wante Im. wan *H. C.* 45. Wan *W.* W^1. 47. amptes *H.* 48. Wan *W. H.* d. wol g. *H. C.* W^1. * (*beſser*). 49. Und a. W^1. * (*beſser*). 50. Svst *H.* 51. ampt *H.* di *für* sin *Hg.* 54. wolde *Hg. W*, wolt *H.* 55. vnde *H.* 57. vil *für* uns *W.* 58. solten *H.* 59. Zu s. *H. C.* W^1. bedegen *W.* 60. [sô] *H. C.* W^1. 64. dar *für* er *Hg. W.* 68. Si entbr. *Hg.* welle W^1. 69. fvge *H. C.* W^1. 71. Geo. — [offen] *W.* 72. het *W.* 74. welch *Hg. W.* welhe lowe *H. C.* 75. disses *Hg.* disse (= dises) lebenes *W.* 77. selben geschach *W. H. C.* W^1. 78. leidik *Hg. W. H.* 79. Sohe v. *W.* 81. vrenden *H. C.* W^1. 82. vnd *H.* 83. gote *Hg. W.* 84. vñ *Hg.* 87. [Gote] *H. C.* W^1. 89. Helte *W.* 92. ruwen *Hg.* 93. Milticlich(e) *H. W.* 95. die *für* sin *Hg.*, sine *W.* di(e) *für* mildiu *H. W*, milte *H. C.* W^1. 96. betrubter *Hg. W.* 98. fvr *H. C.* 200. eime *Hg.* 1. der *für* ir *Hg. W.* 2. clagende *Hg.* suften wart *W.* 3. vnse vrouwe *Hg.* 4. von mudekeit *Hg.* 5. do *H. C.* W^1. altere *Hg.* 6. disses *H*, disse *W.* 8. unse *Hg.* 9. ane *H.* 10. m. gelerten w. *H. C.* W^1. w. und spr. *W. H. C.* W^1. 11. [du] *W. Hg.* torochter *W.* 13. vñ *Hg.*. 14. iemerlich *H. C.* W^1. 15. Vñ ovch d. *H. C.* W^1. *W.* 17. do *für* du *Hg. W.* 18. selber *W.* * (*beſser*). 19. [nû] *Hg. W.* vil *für das zweite* mich *W. H. C.* W^1. [23. 24.] *H. C.* W^1. 23. 25. Kein *Hg*, Gên *W*, Gegen *H. C.* W^1. dinem *H. W.* 26. v'swinde *Hg.* 28. Owi owe *Hg. W*, Owe we *H. C.* W^1. 29. den *H.* 30. kunegin *Hg. H*, kuningin *W.* 31. Wilt du *H. W.* nu *für* noch *H. C.* W^1. 32. vñ *Hg.* 35. kristen *H. C.* W^1. 38. werlich *Hg.* 39. Ja ich spr. *Hg.* 40. Ja ich *W. H. C.* W^1. 42. nimmer *H. C.* W^1. 43. Gen *W.* dinem vil l. *H. C.* W^1. 51. Wand *Hg.* 52. [und] — der m. *Hg.* 53. gr. vr. *Hg. W.* 54. sorgen *H. C.* W^1. sich *für* vil *W.* 55. schonen W^1. 57. dankt *W.* [58—67] W^1. 60. Idoch *Hg. W.* 61. alde *Hg.* 62. der br. *Hg.* 63. dort noch *Hg.* 65. [e] *Hg.* 67. Hinz *W*, Zu *Hg.* 68. O. vr. *Hg. W.* 70. dinem *H. W.* 71. mir min s. *H. C.* W^1. vergeit : leit *H.* 75. Vnde *H.* 76. leit *H.* 78. gebete *Hg.* entslack *H. C.* 79. begonde *Hg.* 80. vnse *Hg.* (*das* r *scheint ausgekratzt*). 81. minrete *W.* minert sine *H. C.* W^1. 82. Vnse *Hg.* 83. gewaltes *W.* 84. 85. prit *H.* 86. so v. *Hg. W.* * (*beſser*). verkoln *H. C.* W^1. 90. muste *Hg.* 91. clagete *Hg.* 92. den W^1. 93. geben W^1. 94. entwaht *H.* 95. Wand *Hg.* 96. gie fen sanzvh. *Hg.* 97. vor *Hg. H. C.* 98. hiez *W.* 99. der *H.* 300. im *H. C.* besneit *H. C.* W^1. 1. mite *Hg. W.* wart *H. C.* W^1. 2. machte *Hg. W.* 3. vnse vrouwe *Hg.* 4. vor *H. C.* 5. Daz er *Hg.* 7. wisete *Hg*, zeigete *W.* 8. da *H. C.* m. vr. do *Hg.* 9. reines *Alle* * (*ist herzustellen*). 12. [sô] *W.*

trew W, getriwe H. C. W. 313. gantzen Hg. 14. vliben Hg, Bevelhen uns H, wenetlen uns W^1, beveln uns W. C. 15. in ir scherm uns verlan W. H. C. W^1. 19. 20. benumen: vernumen *Alle*. habt H. 21. In vor Hg. den worten W. H. C. W^1. 22 gelobt H. kunegin H, kunigin W.

LXXXV (10; H. 15; C. 19; M. 45). *Ave Maria.*

Ueberschrift: glokenene M. Hie hebet sich eine mere an. Von einem mvnche vreizsan H. Daz ist von einem munche kranc. Wie der in einem wasser ertranc C. Von einem munich W^1. 3. Vnde H. mit vl. H. C. W^1 M. 4. Deswar Hg, Zwar W^1, lone M. [harte] H. C. W^1. M. 5. Wan W. H. C. W^1. kunegin H. M, kunnigin W. 8. o. wol z. H. C. W^1, wol *für* ouch M. 9. Do H. C. W^1. erz H, er ez M, er es Hg. W. best W. 10. gebete M. 12. Und e[illegible] n. W. M. H nemlich M, menleich W^1. 13. Ab M. 15. Deswar Hg. leides Hg. W. (* *beſser*). 16. evch H. uch Hg. 17. ein W, einem H. C. W^1. M. 18. munchisch kleit W. 19. Vnde H. uzene d. Hg. 20. vmbegeben H. 21. In W. 22. bruder M. H. 23. Pflac H. W. Hg, Pflage M. 24. Vnde H. bedutten M. 25. vn Hg, und M. 26. vil *für* harte H. C. W^1. M. munich M. 27. Wande W, Wan M. H. 29. 30. state : hate Hg. W. 31. 32. pfleg : weg H. in dem Hg. 34. Vn Hg. Und M. H. 35. Ern spr. W. H, Er spr. M. 36. kome M. 39. Dar uber H. C. W^1. M. 40. [in] Hg. da M. 41. ime — [h. a.] W. im d. a. sin, v. H. C. W^1. [im] dar ab sin v. M, entg. ent W. 42. Ime W. enstunt H. W^1. M. 43. Wan er vil M. [under] H. C. W^1. M. in W. unde W. 44. an v. H. C. 46. der tufel M. H. C. W^1. kam M. 47. heilegen W. kamen M. 49. Vnde H. 51. Warn H. W. tuvele Hg. sere *für* harte H. W. M. 52. Vnde H. do *für* sô W. 53. werben M. 54. disses Hg. W, disens W^1. 55. leit : zeit H. M. 56. Wan M. H. W. pflac Hg. W. 57. umb M, umme Hg. W. 60. rechte Hg. W. M. 61. engele Hg. W. sich des W. H. C. W^1. M, sichs Hg. (* *lies* sich des.) gar *für* do H. C. W^1. 62. antworte H. C. si do M. 63. Wan H. M. W. tuvele Hg. 64. kumen *alle*, *auſser* M. 65. Sehet H. machte Hg. M. W. 67. 68. w. bestan Bt. die H. C. 69. dieneste W. ze aller M. H. C, zaller W^1. 70. Obe W. [wol] W. W^1. 71. kuneginne M. H, kunnginne W. etlichem W, etslichem M. H. 75. [in] W. 76. lebene W. 78. kom M. 79. Da Hg. 80. si do zu W. im H. C. 81. gewaltes W. H. 82. vbeln H. C. W^1, ubel W. 83. geturret W. M. geruren M. 85. evch H, vch Hg. 86. si alle o M. 87. wol *für* harte M. H. C. W^1.

88. Wan — bôser *H. W. M.* 89. lib *H. W. M.* 90. san *Hg.* 92. mac *Hg. W. M.* 93. den *Hg.* 94. Wan *H. M. W.* 95. kam *M.* 96. [ê] *Hg.* urloube *M.* zv *Hg.* 97. Vnde *H.* Neic *W.* neige *M.* kein *Hg.* gegen *H. C. W*^{1}. *W.* minem *Alle, auſser Hg.* 99. Er engruzte *Hg. W. W*^{1}. Er gruzte *M.* 100. sinem *M. H.* 1. dik *M.* d. v. im *H. M.* 2. kam *M.* 3. Gruzte *Hg. W. M.* und *M*, vñ *Hg.* 4. tuvele *Hg.* mit *H. M.* gesweik *W*^{1}. 6. Gedenket *Hg.* an *M. W. H.* 7. evch *H*, uch *Hg.* 10. druz *Hg. H. C. W*^{1}. 11. sulle *H. M. W.* halden *Hg. M. W.* unser *H. C. W*^{1}. *M.* 12. von in *W. W*^{1}. * (*beſser*). 13. hoste *Hg*, hoehste *H.* 15. sin *H.* 16. die *H. C. M.* 17. queme *Alle, auſser M.* 18. lib *Hg. M.* 19. Wolt *H.* 20. Do So *Hg.* (Do *als ungültig unterpunktirt*). wolt *H. C. W*^{1}, solde *Hg. W.* 21. Were *Hg. W.* 22. posheit wolte *H.* 23. Vnde *H.* besulwet *H. C. W. W*^{1}, besulbet *M.* 24. solt *H*, solte *M*, solde *H. W.* bliben *Hg. M.* 25. noch *M. H. C. W*^{1}. todes not : tot *Alle, auſser Hg.* 27. Vnde *H.* bi d. *H. C. W*^{1}. da besitzen daz *H. W.* 29. san hat *allein Hg.* 30. o. d. z. *W.* 31. helen *M.* 32. [biz] zu der *M.* 33. [Und] niman *Hg.* niemant *H. C.* 34. volk *W. H. C. W*^{1} *M.* solte *H*, solt *M.* 35. Zu der *M. H. C. W*^{1}. noch *H. C.* 36. da *H. C. W*^{1}. 37. Wan *W.* Vntz *M*, Vnde *H. C. W*^{1}. 38. Gesuchten — glokner *M.* 40. Zu der t. [ûʒ] *H. C. W*^{1}. t. m. in uz *M.* 41. [im] *W.* 42. dem *Alle, auſser Hg.* 46. do *H. C. M.* 47. der *für* daʒ *H. C. W*^{1}. *M*, ter *W.* 49. Vnde *H.* klagten *H. C. M.*, clagete *Hg. W.* 50. daz g. *W.* 51. clageten *Hg. M.* 52. erkuckte *Alle, auſser Hg.* der sin *M.* 54. gesampte *H.* 55. Nach d. *W.* 56. vrageten *Hg.* alle *M. H. C. W*^{1}. 57. geschen *Hg.* 58. sagete *Hg. W*, sagte *M. H.* 59. kam *M.* 61. kuneg(e)in *M. H*, kuningin *W.* 63. Getruelich *W.* kumen : vernomen *Alle, auſser M.* 65. lobeten — [dâ] *H. W.*, do *die Uebrigen.* 66 den s. *M.* 67. Noch *H. C.* tugende *Hg.* 68. senlichen *W*^{1}. 69. Vnde *H.* kome *M.* 70. gelobt *H*, gelobte *M.* kunegin *H. M*, kuningin *W.*

LXXXVI (14: H. 19; C. 23). *Der Raubritter und sein Kämmerer.*

Ueberschrift: mere — r. vreissam *C.* Von einem ritter *W*^{1}. 5. Genade *Hg.* wol an *W*^{1}, al vol *Hg. W.* 9. getruwelichen *W.* 10. da v. *Hg. W.* 11. uñ *Hg. H.* 13. maniger *W*^{1}. 15. groz *W.* gulde *Hg. W. H. C.* grozzez gult *W*^{1}. 16. gerne *Hg. W.* * (*beſser*). [ab] *Hg*, abe *W.* 17. * Ern w. *W. W*^{1}, Er enwolle *Hg.* * grozlichen *Hg. W*, grozlich *H. C. W*^{1}. 18. st. in d. v. *Hg. W.* 20. unde

W. 26. [vil] Hg. 27. wælden unde W. 28. vñe Hg. 29. * lies leider nachgebur : schür Hg. W. leit H. C. W¹. nachtgebavre H. 30. schure C. schavre H. W¹. 31. [gar] Hg. 32. Bi alle Hg. 33. bete er eine Hg. W. W¹. 37. Er engr. ie m. Hg. W. * (ie ist aufzunehmen). 39. an für ûf Hg. W. 40. Entweder Hg. W. 42. bekummert W. bekumert Hg. 43. eukam für * enham ist Drukfehler, und für im ist in zu lesen. 43. 44. di vnmvze In n. Hg. 45. Wand Hg. bleib Hg. W. 46. [doch] Hg. ubeles W. 47. st. u. d. Hg. W. 49. munich W. 50. vor Hg. 51. do Hg. W. 54. amtes Hg. 55. vavbten H. C. W¹. Streten vnde luden Hg. W. 56. stavden H. C. studen Hg. W. W¹. 57. [die] H. C. haben die Uebrigen. 59. Vnde H. im für nu Hg. W. * (besser). genem̄ H. 60. vñ Hg. H. 61. entgan Alle. 62. der Hg. gut H. C. gute Hg. W. guter W¹. 64. [doch] Hg. 65. Vor iren Hg. 66. do zv im Hg. [69. 70] W¹. 69. * Unde W, Vñ Hg. gewere Hg. eine W. * bete : trete Hg. W. 75. gote Hg. W. 77. sal geschen Hg. 79. schaffen Hg. gueten W¹. 80. Sus W, Do — vor Hg. 81. do H. C. W¹. gesamt : amt Hg. 82. Bekummert W, Bekūmert Hg. 83. Do Hg. 84. h. erquam H. C. 85. Gesam̄t Hg, Gesamnet W. munich W. 87. iagete : sagete Hg. 88. Zvme Hg, Zem W. 89. kumen Alle. 91. laz Hg, laze H. C. [nemen] Hg. 92. gem. di Hg. W. 93. Deswar Hg. W. 94. J(e)glichen W. Hg. 95. Machtu Hg. W. 97. Ey nv habet Hg. — vur sp. Hg. W. C. W¹. 99. enpristet W¹. * etewes Hg. W. 101. Alsus Hg. W. 3. kemerer Hg. 5. Wand Hg. 6. munich. W. 7. * haben : entsaben Hg. W. (ist herzustellen aus der durchgängigen Veränderung der übrigen Handschriften bei diesem sonst nicht sehr häufigen Worte). 8. hate W, * bete Hg. 9. bringen H. C. W¹. 10. kemerer Hg. 11. wand Hg. 12. wol für billich Hg. 13. * [dô] Hg. W. gebracht W. vur Hg. W. 15. die ougen W. [euch] Hg. W. 17. Daz Hg. 18. Sine W. * antlitze Hg. W. 20. houbt Hg. W. H. 21. eime — sinne Hg. W. 22. Unde W. 25. salt Hg. W. mich Hg. 26. gebiete Hg. W. H. 28. du nu m. s. Hg., * du m. nu s. W. 29. an Hg. 30. salt Hg. 33. bi so l. s. Hg. W. * beliben W. 34. getriben Hg. 35. saltu Hg. 36. geschach W. 37. kemerer Hg. 38. * hohe W. ho Hg. 39. grobelich Hg. grœzlich W, grozlich W¹. mvte : lvte H. 40. vie (meint vihe) Hg. 42. eime Hg. eim W. 43. * vil für vollen Hg. 46. also W. 50. swenne W¹. swan Hg. 51. habe W. 55. Vnde Hg. 56. vierzen W. 57. * wol lesen Hg. W. 59. Wan W. 60. Vnse Hg. Sathanas Hg. W. H. 64. * Eine Hg. 65. dicke W. Di er let an im sch. Hg. 67. * pfliget liest Hg. pflit W. 67. 68. a. t. phl. H. C. W¹. 68. [ist] W¹.

[groze] *Hg*. 169. Vnde *W*. herte l. *Hg*. *W*. 70. der g. *Hg*. *W*. 71. genumen : kumen *Alle*. 73. welchem *Hg*. 75. Daz er *Alle*, *auſser Hg*. pflit *Hg*. *W*. 76. in *H*. *C*. 78. tare *Alle*, *auſser Hg*. 81. envicle an den gr. *Hg*. *W*. 83. sal *Hg*. 84. gen *W*, kein *Hg*. 85. * l. im n. *Hg*. *W*. *W*^{1}. 86. sus *Hg*. *W*. 89. [vil] *Hg*. *W*. 90. Welchs *W*, * Welch *Hg* * was *für* wære *Hg*. *W*. 92. vor *Hg*. 93. langes *W*, die lenge *W*^{1}. 96. wie *H*. *C*. *W*^{1}. 98. enprechen *Hg*. *H*, entbrechen *W*. 99. An *für* Von *ist Druckfehler*. * lebene : unebene *Hg*. *W*. 201. gestan *W*. 2. munech *W*. 3. [du] *Hg*. *W*. * (*ist auszuscheiden, anstatt* ô, *oder dieses steht auſserhalb der Reimzeile*). kemerere *Hg*. 2-15. kristl : vrî *H*. (*mit dem seltenen Längezeichen*). 11. i. turrest Hg. 13. pflit *H*. *W*. *W*^{1}. ze schr. *W*. *W*^{1}. 14. An h. *H*. *C*. *W*^{1}, * Nach h. *Hg*. *W*. 15. dinem vientlichen *Hg*. 17. edeln *Hg*. 18. demut *Hg*. *W*. 19. Secht *W*. wo *H*. *C*. *W*. *W*^{1}. Der kemerer do v. *Hg*. 21. niman *Hg*. 24. disses *W*, des *Hg*. muneches *W*. 25. Wandert *H*. *C*. *W*^{1}, Wandelte *Hg*. *W*. * *lies* wandelt'. ieg(e)lich *Hg*. *W*. 27. sine *Hg*. *W*. 31. Wand *Hg*. Sathanas *Alle*. 32. geschendet *Hg*. 33. Sus *Hg*. *W*. 34. gelobet *Hg*. kunegin *H*, kuningin *W*.

LXXXVII. *Thomas von Kandelberg.*

Heidelberger Sammlung (H) 30. Coloczaer Abschrift (C) 34. Gehört nicht zu den Marienlegenden LXXIV—LXXXVI. LXXXVIII.

Ueberschrift: Hie ist ein schones mere Von einem andern schulere *C*. *Die folgenden Lesarten gehören H.* 1. 3. evch. 18. *vor* wungen *steht noch* twanch, *als ungültig unten punktirt.* 19. zvchten. 26. mvze — schir. 38. Wie. 39. evch (*immer*). 43. vnd. 57. 75. sie. 80. dran. 91. geselleschaft. 94. 95. Vnde. 103. svlch. 7. mole. 12. v'nvmen. 14. Vñ. 25 *ist etwa* dâ *einzufügen.* 36. Vnde — milde. 47. vñ 55. Sie w. 60. Wie. 65. vñ 37. kvnegin. 80. genck. 85. *für* Unser vrouwe *würde* ir *die Reimzeile gehörig kürzen.* 86. bvchseln (*immer*). 89. begonde. 92. vñ. 200. Vnde. 2. liben. 4. Vnde. 13. Vñ. 14. konde. 19. svlche. 21. kvnegin. 30. begonde. 31. 32 kvmen. 33. 34. *sind etwa so zu kürzen.* Der wiste ein — Der zwei. 44. vrogten sie. 45. Vnde. 53. 54. ovch vf : rovh. 58. Vor ein groze. 64. svlche. 72. prister. 74. vânt *ist verkürzt und verlängt aus* vahent. 79. Sie heten svlches niht v'nvmen : kvmen. 89. sie. 92. vnde. 99. Vnde. 300. kvnegin. 5. erschallet. 7. prister. 19. pabest. 22. hovbte. 27. Vnd zv bischofe. 28. dem. 30. svlche. 32. sprech. 43. sie — libes. 48. mêr.

LXXXVIII (15; H. 20; C. 24). *Ave Maria.*

Gehört wieder zu den Marienlegenden LXXIV—LXXXVI.

Ueberschrift: Hie nach hebet sich danne Ein mer von einem edelen manne C. Von einem edlen man, der sich begabe W^1. 1. werlde *Hg.* W. edel ein *Hg.* 2. al sulchen *Alle, auſser* W^1, also hohen N. 4. *unde *Hg.* W. 5. Diser W^1. 6. graben W^1. N. entpfiene *Hg.* 7. clostere *Hg.* 8. versavmen W^1. 9. edeln *Hg.* 10. vugete *Hg.* sulche *Alle.* 12. Da *Hg.* 13. were *Hg.* W. 14. Wand *Hg.* *im *Alle.* *versert *Hg.* W. W^1. 17. n. enachte *Hg.* 19. en ein W. 20. solde *Hg.* W. Vnde *Hg.* 22. Alsus *Hg.* W. w. sie *Hg.* wolten sie in N. 24. [was] N. *wart *Hg.* W. 25. Unde W. 26. alle W. N., al *Hg.* 27. wis *Hg.* W. N. 28. ime W. 29. In diser W^1. 30. maneger W, maniger *Hg.* 31. do *Hg.* 32. an im doch umme sus W. 33. Wand *Hg.* 34. so W^1. alle W. W^1. Alle d. s. im w. sl. *Hg.* N. 35. *Der er zu (zvr, zu der) kunst W. *Hg.* W^1. 36. Niewan *H.* 37. n. behielt me *H.* 38. selber *Hg.* W. selbe C. W^1. 39. wolde *Hg.* auch *fur* ot W^1. 40. Daz W. 41. alles W. W^1. *als *Hg.* 42. *was W^1, wart W. er graben *H.* *Vgl. Nabel* 7708. 46. voller bort W^1. 47. [rehter] W^1. tugent W. 48. herten *Hg.* W. 49. 50. engelden Er wolde — vergelden *Hg.* W. 51. *werlt *H.* werlde W. 53. *unde W. vñ *Hg.* 54. *entsaben *H.* W. entsnaben N. 57. vergolden *Hg.* 58. lilje *H.* sime *Hg.* W. 60. An einem W^1. igleichem W^1. N. 61. golt *Hg.* W. *guldin W^1. 62. [wol] *Hg.* 63. brudere *Hg.* 64. vnde *H.* *allim *Hg.* W. W^1. 65. Do sie k. *Hg.* W. 67. wurtze W. 68. uz W. 71. [Grôz] *Hg.* W. 72. [Und] *Hg.* W. 73. *Danken *Hg.* W. 75. 76. **umgekehrt.* *Hg.* W. wisete *Hg.* 77. i. uns offenlich w. *H.* W. [wol] N. 79. innekeit *Hg.* innerchait N. 80. und stet daran was berait N. m. ganzem w. N. 83. Wold W. Wolde er *Hg.* lieben vr. N. 84. gelobet *Hg.* W. kvnegin *H.* kuningin W.

LXXXIX. *Marien Roſenkranz.*

Heidelberger Sammlung (H) 31; Coloczaer Abſchrift (C) 33, im Anhange zu den Marienlegenden des Paſsionals, wie LXXXVII, iſt aber eine andre Darſtellung der daſelbſt in beiden Sammlungen ausgelaſsenen Marienlegende (21) desſelben.

Ueberschrift: einem andern schulere C. *Die folgenden Leſarten gehören H.* 8. libes 9. vrunde. 11. vrêwen. 16. Do 25. evch. 39. 40. kvmen benvmen. 54. schapel. 55. Vnd. 56. evch. 57. saztes vf. 58. Dar. 62. vnde. 66. Solte. 68. lazen floven. 69. wo ich. 72. schopfer. 78. schvfens. 85. Vnd. 101. Vor. 3. kvnegin. 5. bewârn.

106. enmvz. 9. sehe. 10. trvrick. 16. v'lorn. 20. trvrick. 23. liber. 24. sehe. 28. evch. 32. Vnde. 43. kvnegin. 49. st. 60. spreche (*so steht fast immer e für æ, wie für a*). 62. triwen. 73. *kein Absatz*. 74. altem. 87. libe. 90. Do. 94. schapel. 99. Vnde. 203. Svlche. 4. 5. gevnñ : kvñ. 7. liht. 10. paldigin. 14. wehen. 15. 16. geziret : floriret. 18. lehter. 23. liht. 27. 28. 30. 34. sie. 32. bvgel. 38. niwe. 44. 48. *sie*. 59. Vnd. 62. 65. sie. (*die Kürzung meint* himels). 67. evch — graze. 71. evch. 77. schvldick. 79. evch. 82. iz. 86. wisen. 89. Sie — evch. 91. *Absatz*. 94. *solde. 95. Evch. 98. kvneginne. 301. hóhste. 6. sie. (sàn = sàhen). 7. enpern. 10. do. 12. vnd. 13. sie ovch. 22. Sie. 23. Ivzen. 28. kvnegin. 31. Vnde. 35. sie. 39. Vnde — schire. 42. *kein Absatz*. 44. *hinter* uns *steht* be, *als ungültig unten punktirt*. 48. kvnegin. 59. Vnd varn zv.

XC. *Bruder Felix im Paradiese.*

Heidelberger Sammlung (H.) 41, Colocza er Abschrift (C.) 9.

Ueberschrift: [der] munich *C*. *Die folgenden Lesarten gehören H, wo dieses Gedicht, wie das vorhergehende (warum Christus am Kreuze sein Haupt neigte), an die Stelle eins oder mehrer ganz abgeschabter Gedichte geschrieben ist.* 3. zv (*immer*). 10. Isn. 17. evch. 18. *kein Absatz*. graben. 27. rêwe. 34. tevfels. 36. begonde. 40. herre. 41. trene (= trehene, *von* trahen). 46. (kein *steht für* dehein). 49. alles. 50. *kein Absatz*. 53. Dor inne begonde. 62. svlche. 63. Vnde. 70. Do — licht (: nicht). 75. óren. 78. Dor an begonde. 80. sant. 82. in. 85. is. 88. **lies* was só grôȝ. (*für* was *steht* wa-was, *durch ein Loch im Pergament veranlaſst*). 91. alles. 93. Iz waz wîz (*meint* weiz, *da hier öfter* ei *für* i *steht*). 94. nimer. 95. is. 102. manchen. 3. is. 4. begonde. 6. is. 9. hatte. 10. hette. 12. do. 13. vlock vil schire. 16. (*in der Verbeſserung darunter lies* ist *für* st). 17. libes. 20. Scholde. 22. romischen. 39. gebe. 40. schantieren: *vgl. Minnesinger* 1, 15ᵇ. 42. ni. 46. *kein Absatz*. 46. klogke. 48. begonde. 49. riwe. 53. Liber. 66. liben. 71. 72. al hi : ni. 73. tràwen. 75. Ovz. 82. drunken. 85. Evh. 204. èw°. 8. ev (*das* ch *oder* h *fehlt, durch ein Loch im Pergament*). 12. herre. 16. Iz. 21. Herre. 25. ez. 34. Iz. 35. iz. 46. slvzsel. 47. begonde. 51. 52. enliz : hiz. 61. virzick. 62. Trawen. 73. betten. 74. evh. 75. Do. 76. is. 81. evh. 83. iz — kvmen. 91. pforten. 310. sichus. 11. Do. 12. manchen. 20. gicht — hi. 21. virzick. 24. nouicius. 25. 26. waz : laz. 33.

38. zuchten : Vchten. 43. 44. hetten. 46. kvmen. 48. dinst in nie. 49. evch. *51. do. 55. Dort inne begonde. *In der Wiederholung* Dor inne begonde. 56. were. *In der Wiederholung* wer. 57. hunder. *In der Wiederholung* hundert. 60. ver lvlt. 62. vñ. 66. Dor. 67. manch. 74. manich. 79. Mvsen. 81. vernamen. 82. ameN.

Nachträge.

Zu 1. *Adam und Eva.*

In der Wiener Pergamenthandschrift 682, welche Bruder Philipps Marien-Gedicht enthält (Grundr. 252), fand Schottky auf dem letzten Blatte, um 1360—80 geschrieben, folgendes Bruchstück:

Wolt ir ez vernemen das ich vch sage
ein vil iamerliche clage
groz herzenleit vnd vngemach
das her Adam vnd Evam geschach
von dez tufels reten
dem si gevolget heten
nu habet ir ez dicke vernumen
wi iz zu der ret ist kumen
wan allenthalben ist geschriben
wie her Adam wart vertriben
von dem paradise
got wolt in selben geben di wise
her vf das ertriche
da lebten si iemerliche
da machten si ein hutelin
di ellenden sazen da in
mit grozer rewe vnd clage
also sasen si siben tage
das si nicht asen
aller ir vreude si vergasen
da der achte tag verschit
di ellenden hungeren geriet
si suchten an dem nunten tage
ob si icht mochten beiagen
des si sich generten
vnd sich des hungeres werten

in den selben stunden
nicht andres si vunden
danne kraut loup vnd gras
daz der tire futer waz
do sprach her Adam
der ellende wise man
nu mag vns wol reuwen
daz vns des tufelez vntreuen
verrit von dem paradise
da wir lebten der engel spise
vnd daz wir nu hir muse leben
das den tiren ist gegeben
des hab wir billich vngemach
Eua weinende sprach
Adam lieber herre min
gewer mich durch di gute din
vnd tu mich von dem libe min
ob dich got licht leset bliben bi im
vnd nimt dich wider in
wan du von den schulden min
dine vreude hast verlorn
dar zu dich got het erkorn
do sprach her Adam
do er di bete vernam
Eua du scholt nicht so sprechen
das got icht mer an vns reche

Eine freie Bearbeitung der biblischen Geschichte, mit Einmischung eigenthümlicher Erzählungen und Mären, enthält die Neresheimer Papierhandschrift in Folio, mit Gemälden; dasselbe Werk, aus welchem Dr. Schöber in Gera nach seiner Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts das gereimte Hohelied bekannt machte (Augsburg 1752), welches Herder in den Liedern der Liebe (Leipzig 1771) wiederholte, »vier und zwanzig alte Minnelieder.« Schöbers Handschrift geht bis auf die Makkabäer, mit Auslassung der Psalmen und Propheten. Die Neresheimer endet, hinten mangelhaft, mit Christi Auferstehung. Und aus dieser ist in Gräters Idunna 1813, S. 64 gerade das hieher Gehörige mitgetheilt:

Kap. XVII. *Wie Eua ir ersten kint gebar.*

Nu was Adam by siner hußfröwen Eua die enpfing ein kint do sû das kint gewynnen solt do was ir we vnd was Adam nit by ir das was ir gar leit vnd konde nit domit vnd sprach nu musse es gott erbarmen das ich sinen zorn habe verdienet Nu ist leider nieman vndʼ allem hymelschen gesinde an den ich gnade vinde vnd der mir in minem liden einen Rate gebe oder der mir helffe gott helffe das ich sterbe oder helffe mir von dieser not durch sine güte die ich von minen sünden han do erhort sú gott nit wanne er hatt (s einen zorn dann naht (dannoch?) nit von ir kert do sprach aber die arme Eua das ich nieman han der mich troste oder rat gebe vmb min sünde Wúst es doch min her Adam oder hett ich yeman den ich zu Ime sante So wolte ich Ime es entbieten das er mir darzu riete So han ich nieman danne die sun und sternen die bitte ich das ir zu Orient komend zu Adam vnd kündent Im das ich grosse pin han.

Kap. XVIII. *Wie Adam siner frowen in zyt zu helfde kam.*

Zu hant wart Adam ir klage kunt getan von gottes erbermde der sprach mit leide ach gott möchte ich behüten das der Vyent iht mere als das arme wip verriet als er vor hette getan vnd ging mit grosser betrübde do er sú vant in grossen nöten das (*heſser* des) wart sú gar fro vnd sprach Adam min liber here bitte gott das er sich über mich erbarme es erhort dich vielleicht er danne mich sider miner sünden also vil ist das er mich nit erhoren will do ruffte Adam mit flisse an vnd mit ernste vnd batt gott das er siner frowen ein kint gebe davon er gelobt würde vnd das (*heſser* des) er ere hette do erhort in gott zu hant vnd sant eime zwölff Engel zu troste das (*heſser* des) wurdent sú von hertzen fro vnd zu hant richtet sich das kint zu der geburt Do konde Eua nit darzu do lerte sú sanct Michel vnd sprach zu ir tu also vnd halff ir mit der hant darzu vnd die andere Engele ouch als in gott gebot do wart von der gnaden Gottes geborn ein schön kint genannt Chaym do sprach Eua tu hin den wurm er hatt mich als sere gebissen Do sprach ein Engel zu ir küsse in das dett sú vnd sprach es ist min hertze liebes kint vnsers herren güte wart do schin Ich wene das kein kint solche Ame ye gewan.

Zu VIII. *Die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk.*

Vergleichung der Heidelberger Handschrift 472.

5. 6. *umgestellt.* Er het auch groz. 7. Er. 8. Nach wunsch gestellet w. 9. [Si w.]. 10. nimāt mocht bel. 11. ans. 12. ir der hocher. 14. m. man. 15. Waz man zu hoff do g. 16. Do mit d. vr. k. 17. zart. 19. Wann

er ir dick h. w. 20. Ann eren sie. 21—24. Das sie durch kein pette Ausʒ irer zucht icht missetrete Vnd fur saget — Zu im sprach die mynniklich. 25. Wor vmb muttest dw von mir dez. 26. w. w. durch wez. 27. Willen du daz l. 28. d. also h. 29. Und h. gesetzet in dein. 30. Purg stet vnd weitte l. 32. argen. 33. Bey dir pleiben vnd peit nit mir. 34. get. 36. ist. 38. 39. Ja hann ich euch an vnderscheit Gedienet. 40. Nu lazzet — [w.]. 41. erhort. 42. Ir z. frawe m. 43. 44. rein kunigin Ich nyms auff die trewe mein. 45. 46. Erlazze m. d. pette E dann i. d. gewertte. 47. Ich leide ee leit u. u. 48. sprach ach we. 49. leget sys irem. 52. Hie mit ging der marschalk vñ schaf. 53. 54. *umgesetzt:* Dez mals von — valscher sinn geryet. 55. suttñ. 56. Do er erst s. d. t. Daz er auff stund in hocher art Vil lise võ der frawñ zart. 57. Als sie ir peider t. h. 58. Vnd d. er sie slaffen l. 59. n. d. jar. 60. Suz fur er jagñ fur. 61. vnd. 62. Er h. o. 63. 64. m. besluz k. tur Wann der m. kem do fur. 65. 66. Die kungin e. het — t. sunder missetat. 68. Dez — m. war. 70. Vnd decket ez zu a. 71. Vnd leit ez ir an ir. 72. Werlich d. sys nit enwest 73. macht s. dauõ l. 75. In volligem luste. 76. kunig weste. 77. Do er võ e. ane s. 78. mund er sp. 79. L. pirssen hie pl. 81. necher. 82 kumerlichen. 83. 84. sp. waz mag daz sein. 85. kunegein. 86. [Dio]. 87. Ir s. sein w. [88]. 89. kumpt m. m. drate. 90. poser tatte. 91. [s.]. 92. Pirsenn. 93. In zorn r. er. 94. Er v. d. zarttñ w. 95. Slaffen an dem pette. 96. Vnd — bette. 98. 99. Er nam mit u. Daz geczwerg pey der h. 100. Vnd sl. 1. 2. Vmb sch dar nach ez nie gewarb Biz ez von seineñ henden starb. 3. wachte vñ. 4. ewer. 5. ir seit z. v. 6. Ir zichet mich schande Dez duncket mich wol. 7. Ez ist nit als dw gibest. 8. poszheit u. gest. 10. Ja herre habe dein. 11. reinẽ frawẽ. 12 Wizze d. i. dez n. 13. u. thu do. 14. habe — diser. 15. 16. *umgekehrt:* schemlichen v. Daz dw zw diser stunde. 17. must v. 18. So palde i. ez. 19. fuget — do nohet pey. 20. furste. 21. herzog. 22. Als sich daz dar v. 23. Daz er hort daz gepreste. 24. dem g. 24. kunigez — [ez]. 26. Der l. do — fursten. 27—29. Er sp. w. z. ir. 31. d. edel kung r. 32. O herre laz erparmen dich. 33. hertzñ layd i. 34. an e. 36. nymer m. 37. furste. 38. [so] werdet. 40. verworren. 44. Nein sp. d. hertzog ir g. 47. 48. Wann ir keineñ erben habt (*meint* hânt) Purge stet vnd weitte lant. 49. W. ir daz. 51. Werder. 52. Daz i. euch ymmer. 53. Gebet ir fride piz. 55. Als pin ich gewessen ye. 56. schuld wart so gr. nie. 57. Dw solt ir e. t. genedig sein. 58. 59. Ere die edel k. Die rainẽ magt. 61. disem s. 62.

irem. 163. schone. 64. 65. weiz — w. Sch. — [gr.] 66. auch. 67. [sa]. 69. Ligenn. 70. i. doch e. 71—86. Wann für sie von den augn̄ mein Piz sie geperd das kindlein So müsz sie doch v'liesen den leip Vil snelle daz verschamtte weip Der herczog do von osterreich Nam die frawen̄ mynnicklich Dem künig von den augen Er süchet ir also tawgen Einen hoch gelobtten mann Der mannez laster nie gewann Der mit stolczer heldez kraft Beweisset het meisterschafft Gancz an allen orttn̄ Stet an seinen̄ worttn̄ Dem beualch er die gutten Er sprach habe sie in hute Vnd für sie in fremde lant (173) Pis ir got tut gnade bekantt Biz sie gepere daz kindlein So soltu nit lenger sein D. k. br. m. (177) Vnd laz die frawen̄ hinder dir. 188 Die im do bef. 89. furte sie in einen t. 90. Daz erfür d. ungeluge. 91. do *für* v. g. 92. Vnd zoch ir heimlich n. 94. künegin floch in. 95. 96. Er fürtte d. r. von d. w. Von der rechtten strassen stege. 97. 98. Durch daz ez nymāt seche Waz mordez do wer geschechen. 99. [o.]. 202. Doch für er h. m. 3. [g.] 6. wurczeln u. graz. 7. Daz az — gew. 9. Suz g. sie lang in. 10. Piz — köler. 11. lich. 12 Fraget. 13. mache koln. 14. Wo m. i. d. dann w. 15. vil *für* doch. var. 16. n. do s. genote w. 19. sunder. 20. g. so het ich ez. 21. Nu m. i. hie d. 22. piz. 23. zart. 25. Westu bedarfft. 26. Dez. 27. d. vil g. 28. Ich (mag). 29. [w.] gemese. 30. edel here. 31. k. nu t. 33. hab pey mir funff. 34. daz secklein. 35. gang in sneller i. 36. waldez w. fünff. 38. kawfle. 39. 40. *umgekehrt:* swarcz vnd — U. auch v. 41. Pringe vns auch n. 43. Frage — m. wo dw w. 44. Piz der antburt. 45. m. irgen r. 46. Vnd m. keinen k. 47. tet waz sie in h. 48. Sein trewe in dez nit enl. 49. Vnd laiste waz in die frawe b. 50. Vnd g. gein. 51. Vnd kawflet. 53. Er kawflet ir nadeln vnd. 54. Der -lichen. 55. 56. Die zartte an allen wider satz Worchtte vō seiden schatz. 58. sy ez. 60. Biz. 62. r. wol vird. 64. Mit g. w. dorin saz. 65. Do. 66. In. 67. Verholn. 69. gutn̄. 70. lecket in do er. 71. Wenn daz in. 72. L. er do n. bel. 73. lieff — zu hoffe: pischolffe. 75. grosz. 76. Vnd mit grossen eren assen. 77. ging czu in in. *(in in *ist aufzunehmen*). 78. wo. 79. V. d. t. m. dem stab er ging. 80. vr. gefing. 81. In die fuez vnd in d. 82. Der hunt zannet vnd. * Wann daz d. — Wider. 83. er vorcht. 84. Czw hantt n. der hunt e. 85. floch von dannē b. 86. [w.] — selben w. 87. Do. 88. Dez hüt er n. vnd. 89. Diz — lang zu. 90. d. faigen man k. 91. manig w. 92. U. wider dann zu. 93. 94. Einez t. da pot er v. Der m. daz. 97. 98. n. heimlich k. d. h. Vnd stal sich in zu d. s. st. 99. lewtt. 300. s. snelle u. ein. 1. 2. Wann das

d. m. über tisch Gesaz man pracht im morsel frisch D. h. waz nit trege Do er sach sein wege. 303. Do sl. er u. d. tisch. 4. schencken. 5. Myt grym er in hart b. 6. Wann d. der m. 7. 8. Von smerczeñ vnd von zorñ Wann daz d. k. hogeporñ. 9. Schrey. 10. U. mit grossem gr. 11. B. t. d. posen. 14. dulden. 15. [v.] palde. 16. er auff dem tisch enpf. 17. [v.] 18. tor m. versl. 20. Der hunt s. h. 21. Ob d. t. pey d. k. 22. s. swester sun. 23. furstñ. 24. [Dem]. 25. d. herczog tugentlich. 26. here. 27. disen. 28. Daz ir m. lawbet zu. 29. i. s. rede. 30. Vnd mein peste kere d. 31. Als gar lieplich. 33. an sein. 34. Vnd s. i. d. erñ. 35. [so]. 36. d. herczog. 37. Nu h. lieben herñ herzu. 38. Waz e. michel w. 39. 40. weiz st. diser h. Er tût eúch vnd den furstñ kunt. * Er bitte eúch sunder. 41. denckenn (*meint wol* dempfen). 42. Wie er m. d. m. kempffe. 43. stat. 44. in. 45. Seinen — hiñen. 46. in 47. Für in n. k. in hore. 50. in. 51. d. herczog. 52. Warvmb. 53. leidez nit. 54. Ir sullet m. d. r. lan. 56. verschuldet. 57. herczog begunde in. 59. Wann ir. 60. R. werlich ez ist z. 63. einen kunig. 65. 66. Durch lieb durch leid dw nit entlaz Sag mir als dw. 67. erfulle. 68. man hie k. sulle. *Hierauf folgt noch:* Hie kempffen hünt vnd lewt Ez gilt hals vnd hewt. 69. Einer s. mich dúncket Sprichet. 71. 72. Ich mein m. süll einen k. nemē Vnd s. in dem marschalk g. 73. Arms. 74. r. an allen wanck. *Hierauf:* Der hunt keiner wer bedarff Von keiner hande waffen scharff. 75—78. Denn d. zenn — Do — behelffen sülle. 79. u. w. für vachet. 80. 81. Vnd w. vil schir gemachet Ein kr. 84. herczog do d. 86. sie im hilffen. 87. d. hunde h. 88. Als verre er r. 89. Sust w. g. do so. 90. Itlicher het ü. 91. An der a. pürden genüg. 94. selber n. trog: pog. 95. auff mit e. sprunge. 96. D. m. hing er an die k. 97. zu zoch. 98. peissen m. [h.]. 99. bl. ausz viel. 400. morder vñ die. 2. sein kel ab b. 3. Er wuntte im kele vnd flans. 4. Recht sam er. 5. Biz d. d. m. do in n. 6. Die h. do gen himel. 9. [Do]. 10. Vnd biez d. 11. morder. 12. e. k. do zu st. 13. Der fraget der morder mere. 14. d. totz. 15. Dez mordesz d. u. er kempffte. 16. morder. 17. Sage dw. 18. dez m. 19. Die dw selber — treist. 20. u. so lang verholn. 21. morder. 22. [der]. 23. dúncket. 24. vmb. 25. han. 27. Dar vmb d. — trewñ. 28. Vnd er. 29. Die zart. 31. vmb. 32. ir groz erbeit. 33. sloffentt. 34. gut. 35. Vnd leits ir nackent an. 36. Werlich das sijs nit enweste. 37. 38. falch i. eúch dar furtte Do müd gein müd rurtte. 40. Wan sie mein n. enw. [40. 42]. 43. Der künig sprach ach we m. ach. 44. Meines h. ung. 45. rewen. 46. [h.]. 47. der reinen vr.

449. Vor. 50. S. wangen er m. tr. tw. 51. [im dar] u. flussen. 52. frewd waz gar zu gossen. 53. Vnd rawfft s. sere vnd. 54. Ach wo b. edler. 55. Ein r. vr. ein z. 56. hochgepornez. 57. S. ich nach meins. 58. gedrucken d. 59. Here — pit i. d. 61. grossen (*hefser*). 62. Die mein leip begangen hat. [63. 64]. 65. Der künig fraget do d. 66. Sage pald vnd l. sein. 67. Wo hin. 70. here. 71. Die i. [72]. 74. Da –lich. 75. So v. von mir in d. t. 76. wo sie hin. 78. im ruck vnd b. zu. 79. Daz er so w. verschuldet. 81. saczet. 82. vil *für* gar. 83. 84. n. sehir wart g. B. auz in. 86. Wo. 87. süchet. 88. erfür. 89. vird. 90. Wenn d. 91. Sant kawffmanschafft. 92. D. sie da gewürcket hat. 93. 94. Nach ir so groz jamer waz In der stat ein frawe saz Die irem potten friden gab Die sie verrat vnd verbab (vergab?) Seiden wolt der pot! kawffen Die frawe sprach ich müz lawffñ. 95. Peyte mein e. kleine weil. 96. kume in sneller eyl. 97. 98. zu dem negsten h. gen Peitte mein ein weil vnd sie Suz l. sie aus m. vr. Sy mocht nit lenger peitñ. 99. so. 500. fürstñ 1. gab dem kunig b. 2. Here habet n. n. 6. lieff. 7. kust sie weinlung. 8. Wo i. meins heilez. 9. 10. hercze h. verrost Hilffe h. daz werde erlost Von not vnd von erbeit Von jamer denn mein hercze treitt. 11. Vnd e. m. armen m. 12. jamer. 14. Nemet d. herczogen r. 15. in 18 [v. w.] 19. grossen s. n. 18. sechet einen. 19. Here der saget. 21. 22. D. k. do nit lenger liez Hin zu dem herczogen er do lieff. 23. reichenn sinnen: kremerinnē 25. kawffman. 26. [n.]. 27. kawffñ. 28. kam gelawffen. 29. fraget do d. 30. Er sprach sage an vnd sage r. 31. Wann dw d. k. hast. 32. Der koler sich pald bedacht. 33. auz. 34. Vnd b. von d. h. 35. Von dannen i. br. her. 36. in reicher. 37. Die w. wircket ein. 38. Weise. 41. kam in grosse not. 42. trechen — beg. 43. Vnd s. 44. gelobet. 46. N. l. zu irem l. 47. Da mit sie bebart. 48. D. herczog st. nochāt do. 50. Daz i. do v. w. b. 51. Er sprach wolt ir d. sch. 53. kumpt. 54. Vnd s. 55. [an g.] 56. In e. heiligs. 58. gro. 59. Mit fleisz b. sie got für den [d.]. 60. geben. 61. wart d. mere nit v. 62. beschrottñ so. 63. regl. 64. Durch die. 66. gel. 68. welche. 69. ez. 70. sag. 72. n e. kindellein. 73. yzunt — knab. 74. im gedienet nab. 75. Sunderlich an. 76. ime. 78. Er — der a. 79. vor m. leide besessñ. 80. liez. 81. Daz — here. 82. Von g. genaden. 83. Die werlt wart der mere. 84. [Die] — kunig zoget man. 85. 86. *umgestellt*: [w.] — manigem reichen. 87. [U. r.] — d. selben w. 88. k. der s. b Zu dem künig in hocher acht Herre lasset ewren pracht. 89. M. fraw. 90. Wer. 93. Vnd k. — heimlich. 94. Vnd w. — prastez. 97. l. daz.

599. lang het. 600. [U.] 1. So nochent. 2. furste jung lieſſ in. 3. Vnd wolt fogellein. 4. Do begund ez v. 5. Daz ez. 6. Vil paldez zu d. m. s. 7. Sage an w. thun. 9. wo d. 10. vnd. 11. sie im entlawffen. 12 Do w. d. kneblein zu. 13. 14. Vngern sie pleiben wolte D. k. tet als er solte. 15. lief ir nach vil snelliklich. 16. [ach]. 17. 18. Erfrewe mich vil senden man l. hab u. an d. *Darauf folgt noch*: Das ich pis an den jungstñ tag Gein dir niemer verdienen mag Daz dw durch mich getan hast Ach zartte fraw nû thu daz pest Vnd pewtte mir lieplich deinen grûz Ich wil dir neigen auff den fuez. 19. Hie neiget. 20. Vnd wüssch m. weinen. 21. do (*für* sich) — viel. 22. Der werde künig sie vmb fing. 23. Vnd k. sie l. 24. sp. geblumt. 25. die frawñ. 27. küste — u. lyde. 28. gut s. e. st. vr. 29. Von — ergieng. 30. lieb — vmbfieng. 31. s. zu im permcklich. 32. gemiden. 33. hercz gar. 34. Vnd wie hastu m. 38. [ach]. 39. hilff. 41. [m.] zu troste h. [uz]. 42. U. auch diz k. Wolgetan vnd g. 46. [d. al] d. edele t. 47. Die hat m. über wunden. 48. Nu zu. 49. grossen. 50. Eins lieplichen smiren. do. 52. grossenn. [53—64]. 66. er d. k. do zu h. 67. 68. Sein armût im er gar begrub Der koler in erst auz der tauffe hub. 69. Den fürsten jung s. 70. Hie mit diz puch. 71. auz h. 72. reicher h. ber. 73. dinst d. zartten. 74. Die er — gewilde. 75—82. *stimmt mit der Berliner Handschrift.* 75. erlich. 76. sullen. 77. lazze pl. 78. Gedencke guter weibe. 79. der schande han verw. 80. W. got d. einen hat. 81. mag. *Nach 82 beschlieſst:* Hie mit die rede ein ende hat Almechtige reine trinitat. *Darunter, roth:* Amen dez helff vnsz got allen. *Hierauf beschlieſst noch ein gereimter Morgen- und Abendsegen die ganze Handschrift.*

Zu XII. *Das Auge.*

Laſsbergs Handschrift hat folgende Nachrede:

277 Der ez sich ze aller stunt
Gen jm geflissen kunt
Mit vnfalschen trúwen
80 Ze allen zitten núwen
Wer ye hertz lieb gewann
Eȝ sy wib oder man
Der merk wol disz mår
Wie grosz dú liebi wår
85 Durch sy daz sålig wib
Tailet mit jr man den lib
Vil rain wib jr werden man

Hie sönd jr gedencken an
Ain hailig wib nem sich dez an
Daz sy iriu [*] getrúwen man
An falschlich sin
Mit stätten trúwen min
Sin will ir hertz lieben sol
Wo mit jm sol wesen wol
Daz sol ir höchstů fröd sin
Vnd sin lait jrs hertzen pin
Si sol daz nit sechen an
Ob er nit sy ain schon man
Hab er zucht mit beschaidenhait
Vnd sy mit trú ouch beklait
Gewissen tugent rain sit
Vnd won jm statti mit
Vnd mánlicher mut
Si er frätel vnd gut
Nach der masse ler
Was sol jm schóne mer
Auch sol ain man sin wib
Minen als sin selbes lib
Vnd geb jr den selben lon
Ob er jr sy ain absolon
Daz sy jm ain löwin sy
Wan ir zucht mit kúnschi by
Tugent mit rechter stättigkait
So si ir ze aller zit berait
Daz er ir willen wol dar zu
Willige daz sy gerne tu
Vnd daz sy múgent sin erkant
Ain lib zwů sellen genannt
Also tut lieb hertzen lieb
Ez was nie so wol stellend dieb
Dez liste so wol kunden heln
Daz er daz lieb mach versteln
Daz lieb mit stätter stättikait
Sinem hertz liebi trait
Lieb vnd lieb der zwaiger lib
Lieber man vnd liebes wib
Vz den zwain liben wurt ain lip
Ein trůwe ain hertz ain man ein wib
Also daz der man vnd wib
Hand ainen sin vnd ainen lib
Ain gedank vnd ainen mut
Ist jr lib also behut
Däz si rechter trůwen phligt

---

[*] *Meint irn oder ir.*

Vnd jm gelich liebi wigt
So begint sich ze finden
Von frömder lût kinden
Zwen lib an ainem lib
Also das ain man vnd ain wib
Werden aines hertzen kint
Wie fer sy von ain ander sind
Da lieber man do liebes wib
Da wib do liebes manes lib
Da manes mut do wibez sin
Sy lat sin vnd mvt an jn
Vnd er hertz lieb an sy
Susz wannent sy ainander by
Vnd werden von jn baiden
Niemer geschaiden
Mit de hainen sachen
Si slaffen oder wachen
Ez wart nie weltliches gut
Als ůber got *) so ståter mut
Dem mit rechter ståttikait
Ain lieb sinem liebe trait
Wib aim man dem man ain wib
Die gut lieb vnd fröde git
Nach lieb lieblichen gedanck
Ain ander liebent ane wanck
Vnd an allen falschen hasz
Den ist in der welt basz
Den ieman an fröd kan beschechen
Da sol man an zwain lieben sechen
Wie liebi lieb sůsset
So ez sin oug grůsset
Mit offenlicher an gesicht
Vnd ez en mag denn anders nicht
Von der mårker geuård
Wie lieblichi gebård
Wie minickliches gegen sechen
Wie frůntliches ougen brechen
Von jn baiden beschicht.
So lieb sin hertz lieb ersicht
So denn fůget sich die zit
Daz lieb an liebes arm lit
Vnd so mit fröden on nid
Kůsz mit smůtz wechsel git
So daz ietweders kusz wil komen
Hin wider da er wart genomen
So ietweders lieb gewert

---

* *Beſſer* ubergnot

Daz ez ze hertz liebi gert
Vnd dez ez nit verdrúszet
Jetweders an sich schlússet
Dez wunsches wunicklichen rat
Dez ez ze wunsch erwúnschet hat
Da mit jm fróde nahet
Jetweders vmb vachet
Sines hertzen wunsches kraft
So wirt die gesselleschaft
So súsz an alle swár
Daz ietweders wár
Dem andern gern by
Wie nach ez jm geslossen sy
Ir ietweders wolt
Daz dú fúg wesen solt
Daz ez der kráncki pfleg
Daz ez jn dez andern hertzen leg
Vnd ez jn sinem hertzen
Wie ez an allen smerzen
Sich hab gethan dez hertzen ab
Vnd dez andern hertzen hab
Lieb lieb nit trúget
Lieb lieb nit lúget
Lieb lieb sin lieb trait
Lieb an falsch mit warhait
Waz ainem lieb ist erkannt
Daz waiz daz ander lieb ze hand
Jettweders lieb dem andern sait
Waz ez an sinem hertzen trait
Ez sy lib oder gut
Daz liebet lieb sinen mut
Vnd hilff(t) lieb in fróden leben
Mit fróden jn fróden gar begeben
Lieb lieb selten sait
Angst not ald arbait
Wann ez [illegible] sergi swirt
So lieb an lieb getrucket wirt
Mit sússem vmb vang
Mit liebem zu zwang
Da sich zwinget brust an brust
Durch fród wunt durch sorgen frust
Durch min vnd liebes gewinn
So liebet lieb vnder jn
Vnuerwúrckt vnd vnuerhert
Ir leben sich mit fróden zert
Vntz an daz wort got húte din
Daz ist denn ir hóchster pin
So lieb von lieb vrlobes gert

Vnd ez vil kum wirtt gewert
Vnd lieb von lieb schaidet
Vnd fröd dennocht waidet
Ain tail vff sorgen waide
Mit senlichem laide
Von sendes jamers ler
Gen liebez wider ker
Machet jn der geding
Dar noch das leben ring
Vnd werden fro als do vor E
Tut jn ain jamer schaiden we
So wirt jn aber denn wol
So lieb ze lieb komen sol
Da von myn ain sälig wib
Ir man alsam jr selbes lib
Vnd ain man sin rain wib
Fúr baz denn sin selbes lib
Der rat ist myn gar behend
Got vns sinen segen send.

Zu XIII. *Das Auge.*

***Herrands von Wildonie** eigenthümliche Darstellung lautet in der Ambras-Wiener Handschrift des Heldenbuchs etc. Bl. 217, Sp. 1 also:*

Ditz půechel haysset die getrew kone.

Wir sullen von lieben dingen sagen
Vnd laider märe gar gedagen
Wann sy tünd wee dem hertzen gar.
Ich han alle meine Jar
mit laiden mären heer verzert
dauon ich freúden bin behert
Wañ güte märe machent fro
die laiden han getan mir so
daz ich jr willikliche empier
wo die wal stat an mir
da wel ich das mir rechte kümbt
vnd mich an meinen freúden frúmbt
Nu ist das mein maists layd
daz mir die wal ist gar versait
seyt mir niemand nicht wil sagen
daz mir von recht müge behagen
so bin aber ich so wol gemüt
daz ich vil lieber sage güt
daz[1] daz mir nicht gezäm

---

[1] *Besser* dan *oder* danne.

vnd yemand sein freude nēm
dauon wil ich ein måre sagen
das euch von rechte müss behagen

Hie hebt sich an das püechel.

Ein Reútter het ein schón wēyb
die was jm lieb als sein leib
das was billich ir schóne was
durchleuchtig als ein spiegl glas
dartzu was sy den vollen gut
wo ein weyb ist so gemüt
daz sy bey schóne güte hat
der leib billich ze loben stat
die raine was so erber
daz jr man kain hertzenswår
von den dingen nie gewan
dauon móchte er sy gern han
Sy was an zuchten so volkomen
daz nye nicht ward von jr vernomen
daz man für vnzucht móchte han
darumb was (ir) auch lieb jr man
Sy pot es seinen freunden wol
den gesten als ein frumb weyb sol
Ir wirt was an dem leibe ein man
daz er was nicht so wol getan
als er es gern het gesehen
von im wil ich der warheit iehen.
er was gerumphen vnd klain
der reutter vor den leuten schain
als er wer hundert jar alt
daz es* doch nicht gegen ir entgalt
Er daucht sy schóner als Absolon
vnd stercher dann Sampson
In irem hertzen wart nye man
den sy für in wolte han
das machet ir grosse frümbkait
das annder Er was gar berait
zü alle die** das ymmer man
an allen eren mag began
das tet er alles vóllelich
als ob er wår ein kayser rich
gewesen vnd der schóneste man
den alle die welt ye gewan
willig seines mütes

---

* *Besser* des er.

** *Meint* diu, *nach obiger Schreibweise* den.

seines leibes seines gůtes
was er gar den vnndertan
an den er Eere solte began
dauon ward sein vnstetikait (unvlætikeit?)
in allen lannden hingelait
Nu kam es nach gewonhait
daz dem Reutter ward gesait
Von einem vrlauge gros
dar für vil manig sein genos
dar fůr auch Er durch seinen můt
vnd tet es da so recht gůt
daz man jm da des preyses iach
fůr alle die man da sach
vnd wer er dahaim beliben
so mueset er euch han vertzigen
das ich euch nymmer han gesait
von aller seiner frůmbkait
da er das peste het getan
da můst auch er alda emphan
ettliches hertzenlaid
das manigem was vil vnberait
der zehinderst was darbey
von dem bin ich der sage frey
ein auge im ausgestochen ward
von einem der sich auf in spart
all die zeit vntz in da neyd
vmb alle sein frůmbkait
dem reutter tet sein schmertz wee
Yedoch klaget er das michels mee
als er sein weyb an solte sehen
daz jr wer laid an im geschehen
Wann ir laid was das sein
sein laid was auch ir laides pein
Seiner swester sun der ward
sein gerays auf diser fart
Er was im auch durch zucht verlan
den nam Er von den leuten dan
vnd sprach getrewer freůnd nu far
vnd sag der rainen sůessen klar
Mein ding sich hab gefůeget so
daz ich sey ymmer mer vnfro
Ich was ee nicht ein flätig man
nu hab mir got also getan
daz ich mich scham das sey billich
vnd welle auch alle teutsche rich
pawen* vnd alle die Lannt

---

* *Der Sinn fordert* raumen.

da ich bei namen bin bekant
Vnd sag der suessen daz ir bey
mein hertze in allen lannden sey
Wohin ich ymmer mer sol kumen
Ich hab da nye von ir vernomen
Offenleich noch haimleich
damit sy hab verschmahet mich
Ir zucht sey ' hab des nicht erlan
Sy hab die ere mir getan
daz ir die welt sol dester bas
sprechen. Freundt nu sag ir das
Ich mug sy nymmermee gesehen
du solt ir des von mir veriehen
Ir schönen leib ir varbe clar
den muess ich sein ein martrer gar
solt ich ir fúrbas wonen bey
der marter sol sy wesen frey
seyt ich ir nicht gedienen mag
so sol auch sy dhainen tag
von mir gewynnen nymmer laid
der pot weynende von im rait
vnd kam hin dar er ward gesant
die fraw gieng gegen jn ze hannt
Sy vieng in zu ir vnd sprach
vor maniger zeit ich nie gesach.
dhainen poten als gern
vnd wilt du lieber máre wern
Mich freut von dem neuen dein
sag an ist fro der herre mein
das kindl weynende sprach gegen ir
Er hat empoten frawe dir
sein dienst vnd wo er sey
so won dir doch sein hertze bey
das hast du wol gen in versolt
es hab nye schón weyb gedolt
mit solhen zuchten kainen man
Vnd der als ŷbel wár getan
sein leib wer dir ye ze schwach
Nu sey ein solher vngemach
Im geschehen daȝ Er dir pey
ze schmache an deinem pete sey
vnd múg dich nymmermer gesehen
die raine sprach was ist geschehen
Im an dem mein freúde stat
der pote sprach ein auge er hat
verloren vnd doch vil ritterlich

die guete sprach freundt trewen reich
Nu renne pald vnd pit in komen
vnd ich han von im vernomen
das mir fúrwar geualle nicht
des schmertzen hab ich mit jm phlicht
billichen wann es ist ein leib
ich bin auch so gemüt ein weyb
daz mir ist als lieb mein man
vnd solt er tausent augen han
vnd daz im die stuenden wol
so wil ich vnd billich sol
sein ainig auge han so zart
daz mein hertze das bewart
daz es gedenken múge daran
ob es im vbel solle stan
fraw ich sol dich triegen nicht
mein rayse die ist gar enwicht
dauon la mich beleiben hie
nu waist du wol daz er das nye
gegen dir kain zeit geprach
was er ernustlichen sprach
Nu wolte got die raine iach
daz an mir all sein vngemach
läge vnd daz er wér ein man
als schon als er sich wolte han
Ich hoer das wol ich mues emperen
sein den ich doch hette gern
das ist ein jamerliche not
wann an in so bin ich tot
Nu pit ich lieber freúndt dich
daz du jn sehest noch durch mich
vnd fuer jm mein kleinat hin
nu wart mein vnlang ich bin
die guete gieng von im zehant
Inn ir kemmenaten da sy vant
ein schere vnd stach vil balde dar
Ir selben aus ein auge gar
daz es ir vber die wångel ran
alsô plütig gie sy dan
für den poten der dar kam
ze baiden hannden Er sich nam
ze har vnd schray wee ymmer ach
so grosse ding ich nie gesach
fraw gůt was sol daz sein
Sy sprach nu sag dem herren dein
daz er heer kum vnd sehe mich an
dunck ich jn noch ze wolgetan
ich nem dem andern seinen schein

so lieb ist er dem hertzen mein
vnd well ich jm verweysen icht
daz er mit aynem augen siecht
so mug er wol von warheit jeen *
ich mug auch wann mit ainem sehen
Sy sprach far hin lieber knabe
vnd pit in des daz er sey abe
solhes mütes vnd beerkom
das sey im ymmer an mir from
der knabe waynende von ir gie
wann im ward so layde nye
Er sass auf im was vil gach
Als er den herren sein ansach
waynende lief er gegen im dar
vnd saget im alles das vil gar
das Er dahaymen het gesehen
vnd wes die guete het veriehen
desselben Er alda gewûch
der reuter sich zun prüsten schlûg
Er sprach Awe mir ymmer wee
Ich het dar bas geriten ee
Ach daz ich ye ward geporn
Wie hat mein schoen weip verloren
jr auge wee daz ich ye ward
der herre von der swarten zart
sein har. ein reuter zu im strang
der sprach nu hab sy ymmer danck
Sy hat euch das erzaiget wol
daz sy ist gen euch treuen vol
das wort jm als nahen gie
daz er ein ernst dauon gefie
vnd dacht mir sagt war der man
ich wil sy dest lieber han
Wann sy hat erzaiget mir
daz sy hat gen mir freundes gir
Er sprach zu dem poten balde far
vil lieber freundt vnd bewar
daz sy ir mer icht schaden thue
Ich straiche spat vnd frue
zu der vil raynen wanndels frey
vnd sag jr daz Ich ymmer sey
nach ir willen vmb die tat
die sy an mir ertzaiget hat
Er eylte nach jm im was gach
als er die mÿnnichlichen sach
vor liebe wainende lief er dar

---

* *Beßer* jehen *oder* gejen = gejehen

die raine mynnecliche klar
sprach freundt lieber herre mein
du solt mir willekomen sein
der herre sprach awe wie sol
jch liebe dich ergetzen wol
deines schmertzen den dein leib
hat durch mich vil weiplich weib
emphangen weder meinen tat*
die mein leib begangen hat
die gůte sprach vnd wilt du mich
ergetzen wol das ler ich dich
so solt du des getrawen mir
daz nun stee gen dir mein gir
vnd lass auch mich dir wol behagen
vnd solt ich tausen taugen tragen
vnd geuielen dir die nicht
so solten sy mir fein enwicht
wer vor die frawen gern sach
durch die schône der man jr iach
der sach sy nu vil lieber an
durch die trewe diser** man
ertzaiget het das was billich
wann sy was schon vnd trewen rich
dauon sy bas zu loben stat
dann manige die zway augen hat
Was noch getrewer konen sey
die thue got alles laides frey
den allen sol ich sein bekant
Von Wildonie Herrant.

Zu XIII. *Frauentreue.*

Niederdeutsche Uebertragung, in Eschenburgs Handschrift, Denkmäler Altdeutscher Dichtkunst S. 265:

1 Ich solde wunschen mochte dat wesen
2 wat men van herte leue mach lesen
3 4 vnd van der suten leve so tzart
na der werlde sinne vnde art
7 bescheden wil myd worden
8 dat steyt an allen orden
9 wo eyner vrauwen to mute was
10 als yk vthe deme boke las
12 wat or to vrauden wart getalt
11 myd truwen se dat gar vorgalt

---

* *Beſſer* wê der meintât.

** *Meint* die si ir.

21 disse vorrede wil yk nu laten stan
22 vnd wil diss bock nv beuen an
23 dat was eyn ritter vnd eyn degen
24 des liues was he gar vorwegen
27 he vorwarff durch vrauwen minne
28 vil manige blut rynne
29 vnd vil manige bittircheit
31 to vrauwen denste was he jw bereyt
38 vnd dede yo dat beste
37 wat he to vrauwen denste wiste
43 de salue ritter quam gereden
44 vff euenture nach sinen zeden
45 in eyne vromde stad
46 dar one nemant heyme enbat
47 vnd was dar vnbekant
48 eynen borger den he vant
49 ome duchte he hedde en er geseyn
50 to dem borger begunde he syk theyn
51 vnd rekende myd om de kunde
52 vnd ome rad geue wor he vunde
53 de alderschonsten vrauwen
54 de borger sprack wille gy de schauwen
57 dat ys morne eyn hillich dach
58 als yd wal wesen mach
61 so kan yk ok myd wincken
62 vnd myd ogen blincken
55 gar in korter vrist
56 vff de alderschonsten de dar yst
do he de rede also vornam
63 64 do wart he gar eyn vrolick man
do dat an den andern dach quam
he ging rechte vor de dore stan
65 dar de papen sungen
66 vnd de vrauwen to der dore indrungen
67 eyne vrauwe he dar sach
68 sin herte do vil vraude plach
69 vnd hadde geseyn nv bilde also clar
70 de ritter nam der vrauwen war
75 siner synne hadde se one berouet
76 vorwar des gelouet
77 se druch har vff dem houede goldegelik
78 dar vppe eyne binden erentrik
81 ore mund de stund in rosen var
82 rechte sam de rosen dar
83 gestrowet weren in rode
84 dat brachte den helt in node
87 to den syden smal to mate lang
88 se hedde eynen weydeliken gang

103 de borger sprack deme ritter to
4 eya welker duekeyt jw nv
de alderschonste vrauwe
wesen by rechter trauwe
5 gy muten my der warheyt geyn
6 yk weyt dat wal gy hebt geseyn
7 hir so manich tzartze liff
8 de ritter tugede vff des borgers wiff
11 ok bat one de borger mere
12 dat he sin gast were
13 dat vorsede ome de helt
14 wente sin herte was gequelt
15 nach der vrauwen nacht vnd dach
29 went dat de elende man
30 herberge wan
31 alder nogest by der vrauwen
32 vffe dat he se mochte schauwen
22 vrw ydder spede
21 wor se in deme wege trede
23 vff dat se one grotte
24 vnd ome sine swere botte
45 de ritter reyp vth ouer all
46 dat yd in der stat schal
47 yfft one yement durste bestane
48 in vullem wapene ydder ane
49 myd deme wolde he to velde komen
50 in zyden hemden hebbe yk vornomen
51 dat vorhorde eyn dummer
52 de brachte den helt in kummer
53 myd torne dat he vff one stack
54 dat ome dat sper in der syden aff brack
57 do wart he bleyk de vor was roth
58 vp hoff men den ritter vor dot
71 dar quam to ome vil manich man
72 sines herten trud dar nicht enquam
85 de borger sprack der vrauwen to
86 wultu dat durch mynen willen don
79 vnd gan to deme manne de dar ys gewunt
80 de vrauwe sprack he ys my vnkund
81 yk weyt nicht wat yk dar don sal
82 he dut ane myne hulpe wal
90 de borger sprack yk en weyt in disser stad
91. 92 { nemande de dar mach bat
ome geuen yenigen trost
dar mede he moge werden gelost
ane van dy vrauwe here
see dyt ys myne lere }
93 yk wils van dy nicht entbern

194 du salt my disse bede wern
97 de vrauwe syk nicht mer werde
98 se hoff syk vppe de verde
201 do se aldar quam
2 de ritter was eyn vro man
3 do he se sach in sulker wise
4 ome duchte he were in dem paradise
5 de ritter de vrauwen schone emfling
6 vnd de maget de myd ore ging
7 vnd sprack dat se neder seten
8 de vrauwe begunde sweten
10 dat quam van orer gute
9 vfft se were in eyner groten glute
22 se sprack leue here gy sint sere gewunt
21 gy weren my vil leuer gesund
27 dat weyt crist de alder reyne
28 de hefft de gewalt alleyne
23 de mach jw helpen bat
24 wen yk arme vrauwe nv wetet dat
he sprack yk bin disse stund
durch eyn werde wiff gewund
let my de vordernen
so wille yk gerne steruen
32 yk mud in yamer seryen
31 wille gy my van deme dode vryen
35 so teyt my dat yserne vth der syden myn
36 ydder yk mud des dodes syn
37 de vrauwe werde syk harte
38 de ritter vnd de vil tzarte
39 de stund van swete nat
40 de maget sprack wat schadet jw dat
41 se brochte se dar an myd groter nod
42 de hart se ome to der syden bot
43 vnd toch ome vth dat ysern
44 des wil yk se jummer prysen
48 deme ritter men eyne arsten wan
47 eynen vil gute man
49 de makede one in korter stund
50 myd saluen heyl vnd wal gesund
dar na warde dat nicht lang
51–56 dat one de leue sere dwang
myd gedancken also vorwegen
57 to enem venster quam he ingestegen
58. 59 dor de vrauwe by orme werde lach
60 vnd sleyp se vil sere yrscrach
61 he grep vff se vil linde
62 de wert vnd sin gesinde
63 wern entslapen vaste

264 dat was leyff demn gaste
73 se sprack we bistu
74 de my nv wil tu
75 dat bin yk edele vrauwe tzart
76 de durch jw vorwundet wart
65 de vrauwe des vil sere yrscrach
66 rechte sam eyn donreslach
83 van leyde se syk roffte
84 eyn syden hemede se an sloffte
85 vnd ging vth deme betde
86 vnd welde den wert nicht wecken
88 went dat se de vromeden man
87 brocht hedde weder van dan
89—92 myd armen se one vmme veng
wo dat god an or vorheug
93 vnd myd armen one vmme slot
or leyde weren sere grot
94—98 dat was eyne grote nod
de ritter vel neder vnd was dot
301 dat spreke yk by mynem eyde
300 der vrauwen wart gar leyde
5 se kunde one van dannen nicht getragen
6 ok dorfte se des nemande sagen
7 yodoch so spreken de wysen
8 nod brecket ysern
9 eyn bret se vth der want gewan
10 dar vp lede se den doden man
11 vnd brachte one in sin bedde weder
12 dar na lede se syk neder
dat des neymant wart enwar
13—18 in deme hus al ane var
wen de maget de myd ore was
als man vns in deme boke las
19 dat geschach des morgens vro
20 de knechte sproken orem heren to
21 vnd de kamer lude reyp
22 den langen slap he leyder sleyp
28 do des de werdinne wart enwar
eyn tept leyd se bringen dar
34 sine besten knechte
33 houen ene vp myd rechte
35 vnd drugen one in de kerken seder
vnd setten one dar neder
myd lesen und myd singen
vnd ok myd guten dingen
36 de vrauwe syk des an nam

— — — — — — —

XXXV. *Ehefrau und Bulerin.*

Ganz verschiedene kürzere Darstellung in Laſsbergs Handschrift Bl. 38, Liedersaal LXXIV:

Es frumet manes libe
Der sinem getrůwen wibe
Volget vnd jr trůwe trait
Ez was ain junger man gemait
Der hett ain wib ze E
Vnd hett gutes me
Denn kain der nachgebure sin
Vnd het och zwo amyen vin
Die jn siner jugent jaren
Jm lieb on mase waren
Ze ainer mer fart er wart berait
Do hiesz iettwederiu jr ain clait
Von kostbaren dingen
Mit jm ze lande bringen
Vnd das och wår von richer kost
Vnd er es gar schône lost
Nu fraget er och sin elich wib
Vnd jr rainer stolzer lib
Was er bringen wôlt
Er sprach was jr dolt
Von silber ald von gold
Si sprach jr mir nit anders bringen solt
Wann ain pfenning wert witzen
An sinem kiel er sitzen
Ze hant vil balde gie
Fůr aine gomen hett er die
Do rette och sin selig wib
Vnd betalch jm an sunder kib
Das er bewarti wol sin gut
Vnd tåt als noch vil manger tut
Vnd lebte tugenliche
So liept er sicherliche
Sich den lůten allen
Vnd wird jn wol gefallen
Das tucht jn ain schimpf
Er maint sin kain gelimpf
Mit volg nach jr rat
Er fur von jr drat
Vnd fliset sich mit claide
Erfrôwen sin amyen baide
Sinem wib koufft er nicht
Ir red ducht jn ain wicht
Min vnd jugent jn verirt

Nu kom er ze ainem wirt
Der kos an sinem bilde
Das sin gemůt was wilde
Der fraget jn der mår
Wie sin gelert wår
Dem sait der stoltze júngeling
Vff ain end als sin ding
Er sprach volget miner ler
Daz frumt ůch iemer mer
Versuchet al drie
Vwer wib vnd amie
Bi nacht so koment dar
Vnd klagent ieglicher gar
Ez si ůch úbel ergangen
Ir wårent vmb den lib geuangen
Vnd jr entrunnent vmb gut
Das si durch jrn ståtten mut
Iuch ruchent helffe bringen
Ze den komberlichen dingen
Er dacht er sait dir war
Vnd versucht ez alle gar
Vnd fur wider hain
Vnd volget jm allein
Von erst er zu der liebsten kam
Vnd si sine slag vernam
Si hiesz jn hin fúrder strichen
Er gie ze der minicklichen
Der andern die tåt also
Ze sinem wib kert er do
Der sait er laidů mår
Wie es jm ergangen wår
Dú sprach gehab dich wol
Sid ich dich lebent sethen sol
So ist mir wol ze mut
Du trure nit nach gut
Ich wölt E mit dir bitten gan
E ich dich verlorn wolt han
Do er sust jr trů bevant
Do sait er jr ze hant
Alle die gelegenhait
Des warent sy baide gemait
Do sine koffe komen
Vnd die zwi das vernomen
Do begundentz jm lucken
Vnd jn an sich zucken
Das versait er jn also
Daz si wurdent gar vnfro
Die richen claider die och er

In kouflet bett durch mine ger
Die gab er sinem wibe
Dú sinem werden libe
Was dennocht lieb für alles gut
Dise red vns kunt tut
So der falsch frûnt ab gat
Der getrû dennocht bestat
Das merckent man vnd wib
Das si behaltent frûndes lib
Vnd kiesent was vntrûwe
Yetʒ jn der welt brûwe

XLVII. *Das Schneekind.*

Vgl. unten die ***Würzburger*** ***Handschrift*** *von* ***Strickers Welt****, welche eine der beiden zu den Lesarten gedachten* ***Münchner*** ***Handschriften*** *ist, und dies Gedicht unter 38 enthält. Gleichlange, jedoch verschiedene Darstellung in* ***Laſsbergs Handschrift Bl. 252, Liedersaal 242****:*

Kain laster er gesat
Der vntrúw wider gat
Der ist ain wyser man
Der stat wol gebiten kan
Ain man hett ain schon wib
Dú jm was lieb sam sin lib
Daz er hart túre swúr
Do er sins koffez fúr
Daz er beiage guot
Als noch vil manger tuot
By ainem andern man
Sí ein kint gewan
Wann wirtez frómdi schaden birt
Do daz vernam der wirt
Do fragt er si der mâre
Wer dez kindez vatter wâre
Si sprach hertz lieber man
Grozen iamer ich gewan
Mich begund nach dir belangen
Vnd kam allain gangen
In unserm wurtzgarten
Da ich din wolt warten
Wann mir was nach dir we
Do lag ain vngefûeger sne
Dez lait ich in den munt
Do wart ich swanger ze stunt
Von der brúnschlichen gir

Die ich hett do zu dir
Der man antwurt also
Dez bin ich hertzlichen fro
Das got vns gab disen sun
Gar lieplich zuochte dun
Er wirt wil got ain werder man
Ist das jm got dez lebens gan
Er ist mir innecklichen zart
Do daz kint ze knaben wart
Do sprach er dem wib zuo
Hertz trut ez ist (nicht) ze fruo
Das ich vz fuer disen knaben
Man muoz in dest lieber haben
Gelernt er wol gebaren
Von kintlichen iaren
Waz man by zit hebet an
Wol man daz gelernen kan
Hey wol (*beſser* wel) ain man wirt daz kint
Si sprach du dich sin vnder wind
Mit vnuerwenckten trůwen
Wan ich stúrb von růwen
Ob jm geschách argez icht
Suz nam er in sin pflicht
Den schónen sne knaben
Vnd begund sich vz haben
Er swur vast dem wib
By got vnd sinem lib
Er pfläg sin so er beste kund
Alz er jm liebes gund
Wenn er vor nie gebarte
Daz er sin nit warte
So wol kunt er gebaren
Vnd siner lun varen
Er bracht jn in ain lant
Da was der sitt so gewant
Das man kint kofft
Ez was ain diet vngetoft
Da verkofft er daz kint
Ze hant on vnder bint
Er do mit dem guot fuor
Der vrowen er vil tûr swuor
Da er kam in egipte lant
Do zerflosz er in den sant
Von der sunnen hitz
Er sprach ez was unwisz
Das ich nit gedacht E
Das er smiltz als der sne
Syd er was von sne komen

Ir list mochte si nit frumen
Er wår jr wol verker(e)t
Als si jm daz messer bot
Bissez halb gab er jrs wider
Dez fiel jr alle fröd nider
Etlich belib ståt
Der jn noch also tåt
Doch son wir hie by mercken
Wer kan sin laster de(r)cken
Vnd [illegible] sin hertz lait
Bisz jm sin stat wirt berait
Das er mag wohl erwenden
Allenthalb an den enden
Der ist gar ein wiser man
D[illegible] lug mit lug gelten kan.

Eine Wolffenbütteler Pergamenthandschrift des 10ten Jahrhunderts (56. 16. MS. Aug. 8) enthält hinter mehren lateinischen Werken (Alexanders Brief an Aristoteles, über Indien, Alexanders Geschichte nach dem angeblichen Kallisthenes von Valerius, Beda's Homilie zum Johannis des Täufers Fest, und Legende vom Heiligen Georg), vier Gedichte in vier überschriebenen Weisen, das letzte auch mit Sangnoten. Das dritte lautet so:

MODVS LIEBINC.

Advertite omnes populi ridiculum. et audite quomodo Suevum mulier et ipse illam defraudaret. Constantiae civis Suevulus trans aequora gazam portans navibus domi conjugem lascivam nimis relinquebat. Vix remige triste secat mare. ecce subito orta tempestate furit pelagus certant flamina tolluntur fluctus. post multaque exulem litore longinquo nothus exponebat. Nec interim domi vacat conjux mimi juvenes secuntur. quos et immemor viri exulis excepit gaudens. atque nocte proxima praegnans filium injustum fudit justo die. Duobus volutis annis exul dictus revertitur occurrit infida conjux secum trahens puerulum datis osculis maritus illi. de quo inquit puerum istum habeas dic aut extrema patiaris. At illa maritum timens. dolos versat per omnia *mi* tandem *mi* conjux inquit. una vice in alpibus nive sitiens extinxi sitim. unde ego gravida istum puerum damnoso foetu heu gignebam. Anni post haec quinque transierunt et plus. et mercator vagus instaurabat remos ratim quassam reficit vela alligat et nivis natum duxit secum. Transfretato mare producebat natum. et pro arra bona mercatori tradens centum libras accipit atque vendito infanti cives revertitur. Ingressusque demum ad uxorem ait. consolare conjux consolare cara. natum tuum perdidi quem non ipsa tu me magis quidem dilexisti. Tempestate orta nos ventosus furor in vados ad sirtes nimis fessos egit et nos omnis graviter sol torret at ille nivis natus liquescebat. Sic perfidam Suevus conjugem deluserat sic fraus fraudem viceral nam quem genuit nix recte hunc sol liquefecit.

XLVIII. *Die halbe Decke.*

Ganz selbständige Darstellung von dem Hufferer, in der Dresdner Handschrift 11:

Vō dem ritt' mit dem koczen.

Ich hort nō ainē ritter sagen
Der lebt schon by seinē tagen
In ritters weisz wol xx jar
Mir ist vō im chund für war
Daz er seinē mūt
Wol mit dem gūt
Vol ziechē mocht
Das lützel yemāt docht
Den man in dem land
Zū ritterschaft ienā vand
Das ir kain' mocht sich
Gen im geleichñ völlclich
An freundñ noch an dem mut
Dez was im wol ze müt
Er hāt auch gar ain schönes wyb
So si ie gewan mannes leib
Wañ si ez zū allñ stundñ
Vñ in gedienē kundñ
Mit weiplicher gūt
Also stund auch im sein gemut
Vñ het mengē and'n raut
Das ainē ritter wol an staut
Ross vnd darzū reichu claid
Ze harnasch wz er bas beraid
Deñ kain sein genosz
Sein zergelt wol erschosz
Wer zū im rait oder gieng
Das er den wirdiclich enpfiēg
Da si also gütlich lepten
Vñ in den freudñ swebten
Da starb die fraw vñ lie
Dem ritter ainē sun hie
Vñ kainē erbñ me
Das tett dem hrñ also we

Das er zehand zü für
Vñ alle frawñ u'schwür
Vñ solt er lebñ hundert jar
Den aid liesz er uil war
Er zoch den sun zü ainē man
Ains ritters tocht' er im nā
Mit frundñ vñ auch mit güt
Das was im wol zemut
Da ward nit leng' gespart
Er schüff dz er ze ritter wart
Er sprach uil lieber sun mein
Ich wil dich wirt laussñ sein
Gib mir gewand vnd dein prot
Seyt dein müt'lein ist tot
Vnd hab dir güt und ere
Ich bedarff nū nichez mere
Aigē vnd auch lechñ
Der soltu niemāt flechñ
Das wil ich sprechñ on hasz
Dest war deʒ gan ich niemāt pasz
Wañ der liebñ tochter mein
Ja main ich dein wirtein
Tu dein zucht gegen mir
Alʒ ich han erzaiget dir
Der jüg sprach er täti
Ob er sein nit erbäti
Er hiess im buwñ uil drat
Ain schön kemnat
Da sprach er uil liebez väterlein
Die kam' sol wesen dein
Dar ein soltu schlaffñ gan
Vñ allain dein gemach da han
Dez wart der alt ritt' fro
Genad set er im do
Darein zehand er da slaffñ gie
Bis in die wirtin lie
Ez was gar ain güt gemach
In ain' jarzeit das geschach
Da sprach die fraw zü irē man
Lieber wirt ich enkan
Der kam' nit enberñ
Der soltu hr' mich gewerñ
Da dein vatter jnne leit
Ez ist komē nü die zeit
Das ich schier geligen sol
Sü füget mir gar wol
Vñ han auch rü nienā pas
Der ritter erlaupt ir das

Er sp̄ch vil liebu fraw mein
Was du gepeutest daz sol sein
Was du geruchest pitten mich
Das tůn ich lieb durch dich
Man trůg dem alten zehand
Pett vnd sein gewand
In ain alt kam' man in tet
Die er dauor gepuwñ hett
Do er dennocht wol mocht
Der ritter wol geslacht
Dü volg waz da nit so gůt
Ain man uil tumplichñ tůt
Der sich selb also beschelt
Vñ im ertailt vñ auch welt
Nū lat euch fürbas sagē me
Schier ward der frawñ we
Aines suns si genas
Der auch in paidñ lieb was
Da wz ain am̄ zehand
Dü sich dez kindez vnderwand
Vñ ain magt dü ir pflag
Vñ vor irem pett lag
Die frawñ sachñ ir zů
Baidu spat vnd frů
Bis si zů vierczig tagē kam
Alz iren erñ wol gezam
Da sü darnach ze kirchñ gie
Da irret si der [illegible]her hie
An der selbñ stat
Dü fraw den ritt' aber pat
Ich musz die kemnate han
Da süllnt die mägt ein gan
Vñ dü am̄e mit dem kind
(. . . . .)
Da dein vatter jnne leit
Du stieg ist prait vñ weit
Dü in der küchin da staut
Da lasz in legē dz ist mein raut
Dein vatter ist ain alt' man
Da scheint in dz fuir an
Da hat er recht gut gemach
Dar haiss im pettñ das geschach
Da lag er vnd' vierdhalb jar
Daz ist mir kunt tan fürwar
Das man sein swachlich da pflag
Der mengen wirdiclichñ tag
In hohñ erñ hie belaib
Bis er sich selb da u'traib

Da er sein gût von im lie
Dez laid er seufczend rui (*meint* riuwe) hie
An ainē morgē vil frü
Die fraw sprach aber dem ritt' zû
Vñ sach in gûtlichñ an
Vñ ward im aber clagē san
Lieber frund ich kan noch mag
Geduldñ nim' me den schmack
Der nū deinē vatter gaut
Ein stadel in dem hof staut
Da leit er jnn uil pas
Durch meinē willñ schaff daz
Das er in dem hausz nim̄e irr
Die koch vnd daz geschirr
Bedurffend wol der selbñ stat
D' ritter tett daz si in pat
Er müst von dem fuir
Her ausz in die schuir
Mit seinē pett vnd darzû me
Das tett dem alten ritt' we
Mit vil pösñ leilachñ
Sein lebñ begund da ſwachñ
Seine liechten wangen
Wurdñ mit runczeln vm̄ fangen
Die liechten augen sin wel
Die wurdñ trûp vnd gel
Die vor uil laut' warñ
Pey seinē jugen jarñ
Nu hett er ainē hofman
Alz ich ew wol gesagen kan
Der was sein amptman uor gewesn
Er wer and's nie genesñ
Er was da schlüssler
Vnderweilñ püst er im sein swár
Der den keller besloss
Dez diser alter ritt' dick genoss
Der pracht im ym̄' ettwaz
Ez wer deñ daz oder das
Des er tugentlich (*lies* tougenlich) da stal
Vñ uor der frawñ u'hal
Er must auch komē dañ vnd dar
Daz sein da niemāt wurd gewar
Da waz dez jugen ritters sun
Zu den zeiten wordñ also from̄
Das er mit and'n kindñ gieng
In stadel vñ auch da vieng
Vogelin ward mir gesait
Da hin der ritter wz gelait

Alz ez der änlin da ersach
Zehand er zü dem kind sprach
Gang her mein sunlein
Ez sprach was wiltu änlein
Das sag ich dir vil wol
Daz kind tett alz ain fründ sol
Ez gieng zü seinẽ bett dan
Ez sůch wz wiltu lieber an
Wilt du mein ernd pott sein
Durch meinẽ willñ sünlein
Sprach der ritter schon
Daz dir got vō himel lon
Da sprach das kind vm̄ was
Dez soltu mich beweisñ bas
So wirb ich dir wz ich güez kan
Durch deinẽ willñ lieber an
Da bitt du dein vätterlein
Sv genüsz ich villeicht dein
Das er villeicht mir
Seinen koczen halbñ bey dir
Durch deinẽ willen send
Dz sprach der ritter wainend
Der ob seinẽ saumer leit
Ich waiss nit ob er dir in geit
Ich gab im allez mein güt
Dein vatter an mir vbel tut
Aigẽ vnd auch lechñ
Owe nü müsz ich in flechen
Er wil mich hie u'derbñ lan
Den schadñ han ich mir selb' getan
Der stadel ist weit vñ kalt
Nü mag ich vbel vnd bin alt
Vñ wolt in deckñ vber mich
Da sprach das chind daz tün ich
Dz chind gieng hin wider dar
Ach got wurd mir der kocz gar
Gedacht ez in seinẽ müt
Daz käm mir zü allem güt
So wölt ich in halbñ gebñ meinẽ an
Das ander tail wölt ich mir han
Das wölt ich auch behaltñ
Bis mein vätterlin begund altñ
Gelept ich ym' den tag
Das sich nü wol gefugen mag
Das mein vätterlin ab gaut
Vñ der gewalt an mir stat
Vñ er den schilt von im lait
Vñ dez swertez nim̄e trait

Alz er meinē änlin ieczo tut
Das hab er auch von mir u'gût
Im werd wol oder we
Ich gib im anders nichz me
Alz das kind hin wider kam
Da zehand ez sich u'san
Wärvm̄ ez der änlin bat
Ez sprach ie sa zestat
Zû seinē liebn̄ vätterli
Alz recht lieb ich dir si
Du solt mir dz wol günnē
Ain clainat wil ich uō dir gewinnē
Zwar ich gedien ez vm̄ dich
Der ritter sprach nu beschaid mich
Sun wes mütest du zû mir
Han ich ez ich gib ez dir
Vn̄ gib mir vor dein trui
Das ez dich nit gerui
So sag ich dir was ich wil
Dez kindez red was ir aller spil
Der ritter pot im dar sein hand
Se hin die trui zû ainē pfand
Das ich dir nichez v'zeich
Ja gib ich dir vnd leich
Da sprach das kind vätterlin
Waiss got so ist der kocz mein
Ob deinem saumer
Nu sag mir traut sun die mer
Was wiltu damit endn̄
Dez sol ich dich nim̄' wendn̄
Da sprach das kind vätterlein
Da wainet so ser mein änlein
Daz erbarmot so ser mich
Da erbat ich den kocz̄n vm̄ dich
Ich wil in halbn̄ gebn̄ meinē an
Das ander tail wil ich mir han
Das wil ich dir behaltn̄
Bis du beginnest alltn̄
Vn̄ geleb ich ym' den tag
Das sich wol gefügen mag
Das ez vm̄ dich hernach zergaut
Vn̄ der gewalt an mir staut
Das du den schilt von dir laist
Vnd dez swertez nim̄e traist
Alz ma meinē anlin iecz tût
Dasselb nim̄ auch uō mir u'gût
Dir werd dan̄ wol oder we
Ich gib dir anders nichez me

Er liesz das haupt nider seigñ
Man hort in vil lang sweigñ
Daz er uor zorñ nichz da sprach
Er richez sich auff vnd sprach
Sun was sprachestu ee
Kind nū sag mirs aber me
Da sp̄ch das kind vätterlein
Da wainet so ser mein änlein
Daz ez so ser erbarmet mich
Da erbat ich den koczñ vm̄ dich
Den wil ich enzway spalten
(. . . . . *vgl. 360. 361*)
Daz ain tail wil ich dir behalten
Bis du auch beginnest alten
Weñ geleb ich vm̄' den tag
Das sich wol gefügen mag
Das ez vm̄ dich zergaut
Vñ der gewalt an mir staut
Vñ du den schilt uō dir laist
Vñ dez schwertes nim̄' traist
Als mā meinē ālein ieczo tut
Daʒ hab auch von mir u'güt
Dir werd wol oder we
Ich gib dir and's nichez me
Die red ist on laugen
Wiltu mirs noch gelaubñ
Vñ wil in decken vber dich
Her' mein got gesegen mich
Sprach der ritter zehand
Da er der red also enpfand
Nū beschirm̄ mich dauor
Daz ich dez koczñ nicht bechor
Daz ich dein' müt' han
Geuolget dz ist nit güt getan
Das was ain kräncklich geschicht
Da tett ich alz ain pöswicht
Ich wil ez anders bewarē
Vñ das ding vnderfarñ
Doch tätest du mir vil recht
Mägt vnd darzû knecht
Leten seiner altē vatter wider
In die schönē kam' wider (*lies* nider)
Vñ allez sein ding zü im dar ein
Das müst die wirtin güt lan sein
Do si dez herñ ernst sach
Kain zornig wort si da sprach
Dü red ist on laugen
Er gebot ir an die augen

Dem weib vnd auch dem kind
Vñ auch allem hofgesind
Das si im schon grüsten
Vnd seinē altem vat' püstñ
Was im ze vngemach
Vō in würd an kain' sach
Dez wolt er nit enberñ
Er hiesz im paden vnd scherñ
Vñ kauft im zehand
Ain newes frisches gewand
Vñ hiesz im ziechñ darein
Ainē gůten pelcz fuchsein
Alz ez ainē alten man
Nach seinē erñ wolgezam
Bolster schůch vñ nůw hosñ
Nū mugend ir gůt' mer losñ
Vñ ainē rauchñ fuchsin hůt
Der ist auch altñ leutñ gůt
Vñ ain fůrggē in die hand
Damit er schurti die prand
Vñ saczt in alle täglich
Vber die tafel nebñ sich
Vñ gab im ob dem tisch
Flaisch vnd auch visch
Frů vnd auch spät
Vñ waz er güttez hät
Vñ halff im das er nit v'darb
Vncz er mit erñ selber starb
Nū ist der abentür nit me
Doch mag ich sprechñ alz ee
Wer ere oder gůt haut
Das ist dez **Hufferers** raut
Der geb den chindñ in der mâsʒ
Dz er im selber auch läsz
Vnd hab dz messer heftes halb
Vnd hab selber auch den gewalt
Das er baidu leich vnd geb
Vnd das er sein' chind nit leb
Schaffent selb ew' ding
Das ist euch gůt werling
Vnd laut euch nit an die kind
Seit si so poses lones sind
Daz ist dez **Hufferers** raut
Dez volg mir der gůt haut
Tůt er dez nit ez wirt im lait
Daz wissent für die warhait
Disen raut behaltend ir
Dunck er euch gůt so volgēt mir.

LIV. *Berchta mit der langen Naſe.*

Lesarten der Wiener Handschrift: 1. ew ger aine. 2. m. leicht d. i. pewer. 3. U. wil d. ichs erzewg. 4. gicht ich lewg. 5. ichs peweisn. 6. haim. 8. Si farnt mir nindert nach. 9. well gelawbn. 10. chawf m. e. havbn. 11. waz. 12. g. mirs. 13. merkt — sag. 14. weinachten an dem zwelften tag (*in den 12 Nächten*). 15. Nach dem heilign ebnwrich. 16. er vns wol gedeih. 17. solt zv der. 18. zu dem. 19. Alls — ezzn solt. 20. der wirt gebn wolt. 21. zum g. 22. Vñ an. 23. Ezzent heint v. durch m. pet. 24. ew die stemp n. tret. 25. do vor. 27. du die stemp n. 28. dus. 33. swer. 35. kumpt. 37. 38. *sind hinter* 39. 40 *versetzt*. 40. [oder]. 42. [iht] geleich. 43. 44. *sind umgestellt*. 43. dem v. gernleich. 44. Ja sun dem ist es g. *Hierauf noch*: Sprach er zu dem kind Do lachet das gesind. 45. do. 46. Wizze d. i. ez s. 47. obn. 48. vr. hewt tobn. 49. drukn. vnd. 50. Sam der ez hiet gepetn. 51 Vñ v. 54. i. ir n. 55. Do zurnt die fraw wid'n wirt. 56. spr. wie tummer sin ew pirt. 57. ew der red n. 58. dw k. 59. sey. 63. h. es d. 64. i. o. w. ich g. 65. Seit daz m. niem̃. 66.* ich wol d. 67. Welch. 68. si den pf. 69. sis den k. vor hel. 70. red gern. 71. sehnt — sagnt. 72. lützl verdragent. 73. [liht]. 74. hat es leicht nicht fur gut. *Hierauf noch*: Es ist im ain hertzn swer Hie endet sich das mere Got geb das vns nieman v'mere.

LV. *Irregang und Girregar.*

Die selbständige kürzere Darstellung lautet in der Dresdner Sammlung 7:

Von zwain Studenten.

Mã sp'cht gůt gesellschaft
Die hab wol průd'lich kraft
Dez pflagen zwen piderman
Bis ietwed' ain sun gewan
Die warñ an dem alter geleich
Die gesellñ warñ paid reich
Vñ wurbñ vast nach erñ
Sich begund vast merñ
Ir aigen vnd ir ligend gůt
Dü kind gewunnẽt gůtñ můt
Das si ain ander hold warñ
Da si nü komẽ zü den jarñ
Zü der schůl man si liesz
Irem maister man võ in gehiesz

Baidu silber vnd gold
Das machet in den maist' hold
Der můst by in wesen
Die knabñ singen vnd lesñ
Lert mã si widerstreit
Das tribñ si alz lang zeit
Bis si v'stůndñ wol
Wz ain junger kündñ sol
Vñ darzů ir gesang
Das tribñ si alz lang
Bis si die pesten warñ da
Mã sait in ez wer vnd'swa
Ain schůl võ gross' maist'schaft
Da wer pfaffen kunst vñ kraft
Dũ wer Parys genant
Da sprach der ain zehant
H'cz lieb' gesell mein
Vñ wer ez der wille dein
Das du mit mir wöltist dar
Vñ wir belibñ da ain jar
Dez hetten wir ym̃er mer
Baidu nucz vnd er
Der ander sprach ez ist dein spot
Ich lob ez vns'm hrñ got
Dz du ez an mir hast erfarñ
(. . . . .)
Dez gabñ si da paid
Ain ander trew vnd aid
Da si võ schůl da giengen
Ir vätter si wol enpfiengen
Die warñ an die strasz gesessñ
Vñ warteten ir mit dem essñ
Der ain sprach nũ sagent mir
Was mainet das daz ir
Heinacht komẽt also spaut
Oder wez werdent ir zů raut
Mugẽt ir vns da(z) wissen lan
Der ain sprach daz sey getan
Wir wöllñ gen schůl farñ
Da hin süllñt ir vns bewarñ
Ez wär ein v'lornn arbait
Die ir an vns hettent gelait
Dez habñ wir sein baid
Ain ander gesworñ aid
Wir seyen ain jar da pfaffñ sind
Vñ was in laid vm̃ die chind
Vñ sphẽt se ipleibñt hie
Was vns vnser vatter lie

Das habñ wir wol gemeret
Ir sind so wol geleret
Was ain lay kunē sol
So gefugen wir euch wol
In disen jarñ hie haim raut
Der wol nach ew'n erñ staut
Ir sünd nücz zeschaffñ
Habñ mit den pfaffñ
Da sprach der ain vnder jnn
Das wer ain grossu vnsinn
Das wir vm̃ daz plibñ
Vñ vnser zeit also v'tribñ
Mit arbait vñ mit sorgñ
Wir pleibñ nū bis morgen
So wellñ wir zū füsz gan
Ee wir lenger hie bestan
Da sprachñ aber die alten
Nū müss sein got walten
Daz ir da hin strebent
Da ir mit grossem kum̃' lebñt
Fürent ir nit in der malhen
Ir werdñt doch den Walhñ
Ain vil vnmerer gast
Si achtend nit vm̃ ain bast
Wer on silber zū in fert
Vñ nit reilichñ zert
Den habñt si mit schall
Für ainē narrñ all
Ir söllñ mit züchtñ paitñ
Bis wir euch wol beraiten
Ir sind hübsch jüngeling
Tūnd recht ew'm ding
Dez hand ir nucz vnd er
Wir habñ kain kind mer
Vnser freud an euch leit
Man berait in in kurcz' zeit
Rosz püch' vnd gewand
Zwen knecht man mit in sand
Die ir schon pflagen
Wa si dez nachtez lagen
Das si nichcz verlürñ
Vñ in piderb leut erkürñ
Vnd das si zarten redleich
Vnd doch beschaidenlich
Die knabñ da nit leng' bittñ
Mit vrlob si dannē ritten
Der knabñ vätter paid
Wz ez ser vnd laid

Das si schiedñ von in
Si ritlñ allez da hin
Mit freudñ on hasz
Nû kommē si gen Arras
In die stat geritten
Da grusst si mit gûten sitten
Ain fraw die von pad gie
Mit ir tochter die nit lie
Iren grûsz da beleibñ
Wa man uon vainē weibñ
Mag gesagen in alle weisz
Ze lob vñ auch zû breisz
Da warñ si uolkomē an
Die selbñ zwen jūgen man
Danckoten also schon
Mit mengem gocz lon
Die mûter wz gar miñeclych
Der tocht' ward nie gelych
An tugendñ vnd an wirdikait
Si wz nach wunsch wol berait
Da si der ain recht gesach
Zû seinē gesellñ er da sprach
Hastu die magt wol gesechñ
So mûstu mir uō schuldñ iechñ
Das du gesechist ie schōn' weib
Ich mûsz v'liesñ hie den leib
Vñ on alle freud gar u'derbñ
Ob ich si nit mag erwerbñ
Nu lasz dir nit sein zegauch
So reiten wir allez hindñ nauch
Vñ mercken wa si jnne sey
Vñ herbergē da oder da by
Bis wir si recht gesechñ
(. . . . .)
Da si in das hausz tratñ
Den wirt si for der tur batñ
Ob er dez hausez wielt
Das er si talag behielt
Der wirt sprach ich bin ain man
Der mit kauff nit enkan
Ir sind villeicht kauffleut
Ain red ich euch beteut
Ist das ir hinn zeruchēt sein
Paidu prot vnd auch wein
Das mûsz euch wesñ vnd'tan
Vñ wz ich gûtez han
Genad her' das wer zeuil
Ain red ich ew̄ beschaidñ wil

Wir habñ müt in aller wysz
Hincz der schül gen Parysz
Erlaubñt vns hiñ ze sein
Baidu prot vnd wein
Vnd was mā darzů habñ sol
Das gewinnē hart wol
Vñ pasz dañ kain kauffman*
Da spach der wirt dz sey getan
Ich schaff euch güt gemach
Leut ich nie lieber gesach
Das si solten diñen sein
Der ain sprach traut geselle mei
Nü acht vns vm̄ die kost wol
Das ich dir ym̄er dancken sol
Pring vns wein vnd met
Dez aller pesten uǒ der stet
Dem wirt vñ seinē gesind
Das ich ez frölich vind
Ob dich der kost beuilt
Ich gilt ez ainig ob du wilt
Der geselle ez wol bedacht
Wein vnd met man pracht
Das sein daz hausz het genüg
Der tochter man ain lad hʳ trüg
Dar jnn ain schönʳ schlair lag
Die fraw die dez hauses pflag
Die pat die tochter dz si las
Ich waisz wie ez geschribñ wz
Daz si daz wort nit recht fand
In nam der schüler in die hand
Vñ lasz alz ain gelerter man
Du tochter sprach dz ich nit kan
So recht lesen alz ir
Hrʳ nü vberhörend mir
Mich slecht mein fraw so fer
So ich daz wort verker
Da begund die mütʳ lachñ
Si sprach vñ künd er machñ
Daz du läsist alz er
So wer er dir wol komē her
Vñ uberhüb dich grosser sleg
Herʳ nü gand mit mir ab dē weg
Vnder die laubñ für die tür
Da gang wir mit ainandʳ hin für
Da jrrent vns die leut niecht
Noch der rauch vnd ist liecht

---

* *Diese beiden Zeilen stehen nochmals vor der vorigen, aber schwarz und roth durchstrichen und die letzte unterpunktirt*

205 Da er kam von den leutñ has
Ich wen er tät alz ain has
Er solt ir den psalter sagen
Er begund ir seinē kum̃' clagen.
Vñ sprach liebu junckfraw mein
10 Ewer aigen müsz ich sein
Ew' miñ kan mich zwingen
Junckfraw land mir gelingen *
Durch ew' zucht vnd ere
Losent mich vó meīs h'czñ swere
15 Vñ uó dem kum̃' den ich han
Ir sind (*meint* sünt = sülnt) mich nit er'derbñ lan
So lobñ ich ew' tugend
Ew' schön zucht vñ ew' jugend
Ich han euch nie me gesechñ
20 Junckhr' wie künd dz geschechñ
Ich müst vm̃ die schuld
Meinez vatters huld
Verlierñ vñ der müt' mein
Wa solt ich dañ kerñ hin
25 Darzû v'lür ich mein ere
Ich wil euch ym̃' mere
G'n tragen holdñ müt
Ez sey mir vbel oder güt
Was aber euch darvm̃ geschicht
30 Ich wagen mein' erñ nicht
Er solt si den psalter lerñ
Er begund si vast merñ
Dz ir er wol wz bekant
Bis si vieng miñe hant (*vgl.* XXIV, 26)
35 Er traib ez also lang
Bis dz der minē zang
Si auch (vieng?) in ir strickt (strik?)
Si tettē vil mangē plick
Ire h'czñ sich enzundñ
40 Das si nit enkundñ
Ire augen wendñ herdan
Si sachñ ain ander an
Bis in der sin gar entwaich
Si wurdñ farblos vñ plaich
45 Dez zwang si der miñe pand
Sein gesell si also siczñ vand
Er zürnt im uil ser
Er sprach wiltu dein er
Hie v'liesen vñ dein lebñ
50 Vm̃ diser junckfrawñ miñ gebñ

---

* *Diese Zeile ist wiederholt, aber durchstrichen und unterpunktiert*

Wer sol so uast erplaichñ
Ez sind der miñe zaichñ
Dú kennet wol ain weis' man
Den geseliñ nam er herdan
Vñ sprach junckfraw hand gútē mút
Baidu leib vnd gút
Vñ solt ez daz gestan
Ewer will baider músz ergan
Vñ das ir doch nit ser
Wagend ew' er
Ewer taugen werdēt nit gesagt
Da begund frewñ sich die magt
Vñ gewan ir farb wider
Nú sassñ si zú ir nider
Bis ein knab sait
Das essñ wer berait
Da waz der wirt ain hübsch man
Er behielt sein zucht hier an
Das er si der magt nit u'stiess
Vñ si gútlichñ hiess
Mit den knabñ essñ (*vgl. Nibel.* 6701)
By den si was gesessñ
Daz wz dez ainē pestē richt
Vil dick er si an plicht
Der and' gesell der auch da sasz
Niemácz er da vergasz
Er gab in allñ sampt genúg
Dez pesten weins man dar trúg
Den man vail vindñ kund
Recht wol er in dez gund
Dez wirtez hausz gesind
Trúcken alle geswind
Das si traurens v'gaussñ
Da si nach essns gesaussñ
Der wirt fraget si d'mer
Wa hin ir will wer
Da wellñ wir zeschúl varñ
Vñ müssñ vns bewarñ
Dz wir vns wirt erkiesñ
Bey dē wirt (*lies* wir) itt v'liesñ
Vñ sag euch auch wie
Wier furñ mit vns hie
Dez wir bedurffñ zway jar
Da sprach d' wirt ist da war
So sol ich ew' wol pflegen
Ich wil euch in mein kam' legen
Dz euch nit geschadñ mag
Sind sicher bis an den tag

Da wurdñ si da frölich mütes
Vñ freuten sich irs gütes
Das si da ligen soltñ
Ez gieng recht alz si woltñ
Schlauffñ giengñ si zehand
Du magt irer trui ward gemat
Daz si nit uergäsz
Dz si zelang da säsz
Man pettet in recht wol
Alz man reichñ gestñ sol
An der kam' end
Der wirt lag an d' wend
An ainẽ ort lag du magt
Von der ich vor han gesagt
Nü teten si sich pald nider
Dez wirtez knecht giẽg hin wid'
Er sprach fraw vñ hr' mein
Ir sullñt nit lang hie uor sein
Das ir die gest itt weckend
Vñ ausz dem slauff ersreckend
Si sind müd vnd hand gerittñ
Des machtu mich leicht erbittñ
Sprach der wirt zehand
Er nam die frawñ an die hand
Vñ sein tochter wol getan
Vñ giẽgñ mit ain ander dan
Nü wz ain kind vö in komen
Daz hett dui fraw zü ir genomẽ
Vñ saczt ez fur ir pett wider
Vn let sich zü dem wirt nider
Ze schlauffend si wol vast an viẽg
Der schuler zü der tochter giẽg
Dü enpfieng in miñeclich
Su wurdñ paidu freudenrich
Vñ hetten kurczweil vil
Die red ich euch kürczñ wil
Der gesell allain lag
Kaines schlauffes er da pflag
Er gedacht ach ich zag' man
Das ich nit erwerbñ kan
Das mir kain er wider vert
Vñ halbs mein ist dz mã zert
Da er ez also betracht
Nu waisz ich was ez macht
Das du fraw herausz gie
Dr schüler die wiegẽ gevie
Vñ saczt si fur sein pett [wid'] nid
Da du fraw kam herwider

Vñ wolt sich zū dem wirt legñ
Vñ da irs gemachez pflegen
Der schūler nam dz chindlein
Vñ zoch ez by dem orñ sein
Daz ez vast wainē began
Dū fraw gieng zū dem kind dan
Vñ wolt daz chind swaigñ wid'
Vñ let sich zū dem schūler nider
Vnd wond ez wer ir pett
Nū sechent wa si sich hett
Zū im hinan gelait
Der schūler vil gemait
Tett recht alz ain man
Der frawñ wol dienē kan
Vñ liess si (un)mūssige ligen
Sū sprach dez het ich mich v'zigñ
Daz du nim̄' rurtest mich
So wol getrūckñ sach ich dich
Si kusst in vñ erbot ims wol
Dez ward sein hr'cz freudñ vol
Schier graiff er ir aber dar zū
Si sprach ich wil dir morgñ frū
Zetrinken gebñ gūtñ wein
Wilt du dauō so piderb sein
Dir zam nie trincken pas
Wiltu ich kauff dir ettwas
Das ez dest lengor an dir wer
Vnder dem gieng d' gesell her
In daucht ez wer liecht' tag
Der da by d' tocht' lag
Vñ wolt zū seinē pett gan
Da vand er die wiegñ dauo' stan
Vñ hort die frawñ vñ den man
Da kert er pald wid' herdan
Vñ gieng vil pald hin wid'
Vñ lāt sich zū dem wirt nid'
Da sprach der wirt wa wārt du hin
Du waist wol wa ich gewesñ bin
Ich bin der māgt by gelegen
Vñ han grosser freudñ pflegē
Mit ir miñ uil gūt
Da gewan d' wirt grim̄ē mūt
Er sp̄ch du pist trūcken alz ain hund
Vnd slūg den schūler in den mūd
Vnd wond ez wer sein weib
Der schūler gedacht sam' meī leib
Meinē gesellñ ist laid
Das mir so grossu hūpschait

Vō der jūckfraw ist beschechñ
Ich wil ims d'ch zucht vbersechñ
Vñ wil mich zū im slauffñ legen
Der wirt wart sich mit grossñ slegñ
Er slūg im zway mit epicher hand
Dz er sein anderthalb enpfand
Seyd dich dez slachens nit befilt
Ich gilt dirs bnamē ob du wilt
Den wirt er by dem har nam
Vñ d' wirt den gast alsam
Si rauften ain ander paid
Da ward der frawñ laid
Si spch zū dem schūler hōrstu mich
Die schul' mit ainand' rauffent sich
Nū verstūnd er sich wol der mer
Wie der schad ergangē wār
Am liecht sprach er dz wir gesechñ
Wz den gesten sey beschechñ
Dū fraw noch dem liecht giēg
Der schūler die wiegen gevieng
Vnd saczt si fūr ir pett nider
Seinē gesellñ fūrt er wider
Recht leins (*für* leise) das geschach
Si leten sich pald an ir gemach
Vb' ir haupt zugēt si ir gwand
Die fraw kom zehand
Vñ pracht mit ir das liecht
Vñ si den wirt so siczñ siecht
Im was die haub ab gezart
Vñ dez hars uil ausz d' swart
Si tet fūr sich mengen segen
Si spach got mūsȝ vnser pflegen
An das hercz slūg si sich
Si sprach w' hat gerauffet dich
Das hastu vnglūck mir getan
Nain ich wārlich lieber man
Sōlt ich han gerauffet dich
Vñ du heinacht so tugentlich
Bist gewesen wider mich
Du wirt (*meint* würde) doch so freudenrich
In ainē ganczen iar nie
Der wirt mit dem liecht gie
Da sein gest lagen
Wie si kaines slauffēs pflagē
Doch tetñ si dem geleich
Alz ob si schlieffñ streitleich
Da er si also ligen sach
Zu der frawñ er da sprach

Die gest sind vnschuldig daran
Der tüfel der hat mirs getan
Der hat vns paidu betrogen
Wie hastu mich angelogen
Du gichst ich wer hinacht gemelich
Die fraw pald v'stůnd sich
Si sprach wir müssñ ez lan sein
Nũ sweig durch den willñ mei
Das die gest nit werdñ jnnan
Si varñ morñ uõ hinnan
Vñ wissent dauõ nicht
Frag dich yemãt dauõ icht
So soltu sein laugñ
Also zergiengen die taugen
Nũ rat ich meinẽ fründñ wol
Wer fremd gest behaltñ sol
Dz er ir anders wol pfleg
Vñ si nit in sein kam' leg
Vñ si anders wol u'sech
Daz im nit alz dem wirt beschech
Tůt er daz ez wirt im lieb
Clain stelñ macht grossñ dieb
Da ez nũ tagẽ began
Die schůler die schiedẽt davan
Mit vrlob ir strasse
Si lachoten paid on masse
Võ diser gemelicher tad
Vñ sich also dez glückes rad
Vñ ir selden scheibñ
Sich also liessend treibñ
Aun allez missewend
Hie hat disu red ain end.

LXXI. *Der nackte Kaiser. Von dem Stricker.*

Andere Darstellungen sind, auſser der angeführten des Herrand von Wildonie, noch: 1) von einem Ungenannten: in der Hamburger Papierhandschrift des Parcival Bl. 569; und in einer Weimarer Papierhandschrift. 2) von Hans von Rosenplüt, in der Dresdner und Meiſsners Handschrift seiner Gedichte Nr. 1. 3) Ein Meistergesang des 15. Jahrhundert, in einer Wiener Papierhandschrift von 1478. 4) Eine »Comedia« von Hans Sachs 1555.

LXXII. *Der Frauen Trost. Von Siegfried dem Dorfer.*

Lesarten der Coloczaer Abschrift (C.) und der Wiener Handschrift (W¹). Vgl. zu LXXIV—LXXXVIII. *Die hier nicht bezeichneten Lesarten gehören W¹.* 4. paidev. 9. Chvnt-machen 24. da *C. W¹.* 37. sei. 38. verricht. 40. wa *C. W¹.* deheine. 44. wart *fehlt auch in C. und W¹. und* gram *ist als Prät. von* grimmen *verstanden.* 50. hertzenl. 52. sie *für* sich. 55. Erwerlen. 56. reines. 59 hulde oder g. 62. danne — *[ein]. 68. gern las. 75. Hart. 84. waren *liest auch C. und W¹.* 85. chummerleibem. 87. erschracht. 93. seinen zorn. 95. ist *fällt zwar beßer die Zeile, sonst versteht sich* gewont *auch als Präsens von* gewonen *gewohnt sein, wie das einfache* wonen. bedont *für* bedont *ist Druckfehler.* 97. lazzet *W¹.* selten: melten *H. C. W¹.* 100. fuchte. 7. gena. 9. U[illegible] 12. wen. 13 kr. sinne (?). 21. lest *W¹*, letzte *C.* [illegible] sinen m. *C*, si macht *W¹.* 25. 26 *umgestellt* (?). 27. m[illegible] ez. 29 30. *umgestellt* (?). 34. selben (?). 35. ichz. 38. seit. 40. di pait. 43. lasen *C.* 45. *lesten *W¹*, letzsten *C.* 46. vermag. 47. laides. 51. do. 52. gvet *W¹.* rit *C.* 56. do. 58. Fuern. 59. stat. 60. selbers. 62. und g. zu e. tých. 63. nah *C.* naben *W¹.* 64. die vraw ser *W¹.* gab *C*, gahen *W¹.* 67. paz rechen. 72. ainuach. 78. sarg. 81. nuer. 84. ir. 88. weinunt. 90. erparm. 93. manich. 96. è *für* er. 200. wörte *H.* 3. einvaltigez. 4. graber. 5. pat. 6. si ier den. 14. verliten. 15. unerchant. 17. Wo *C. W¹.* 20. wa. 22. [vil]. 23. Und. 25. [Der]. 26. da. 28. [aber]. 30. untz. 38. wa. 40. schowa h. schowa. 48. do. 54 vrowe — treip : bleip. 52. [al]. 55. stieg. 57. den hohen paume. 58. Do *C. W¹.* leiblos *W¹.* 59. einen ast han. 62. vor hete *C.* 63. So si. 66. so g. sit *C. W¹* (?). 72. sit iers *W¹.* *heiles *für* libes *H. C. W¹.* 73. tugentleich. 75. Iz tunchen (*meint* dunket, *das beßer zu* saget *steht*). 77 ane (?). 78. ze troste. 79. unde (?). 87. [tuwer]. 88. den ich ev. 93. getrav w. sundern. 94. Jer s. 95. swelheñ. 307. 8. *stehen in H. C. W¹ verkehrt, in H. aber durch Zeichen zurecht gewiesen.* 10. ze aller z. 13. du allez g. 15. dirs *C.* die ez *W¹.* [vil] *W¹.* 22. sinnen *C*, *sinne *W¹.* 23. hangen *C. W¹.* 25. sein. 27. nimmer. 29. [mit]. 39. dein tzweyfelischen. 31. Laz auch. 33. hiet. 34. chummerleich. 38. cras. 45. dan etewaz. 49. Stant (?). 52. ditz. [61]. 62. han (?). 63. heb (?) 67. git (?) dir s. 76 u. [diu]. 78. sit (?). 83. danne. 84. Diser *meint* Disev. *ties disiu. 89. Do *C. W¹.* 91. chumen. 93. hat. 408. Meinev — klage (?). 13. mine (?). 20 werde *C. W¹.* 23. erliten. 25. [solhe]. 26. erliden. 29. in *für* ir *H. C. W¹.* 30 kanst du. 33.

Kundest du. 434. wirst du. 35. *Leit.* ' *lies* Lit. 36. sit. 37. erliten. 38. Durch dich so vil. 40. siech. *beſser* sich = sihe. 42. al der. 44. Und w. 46 sit. 48. und du. 51. geklage (?) 55. Und. 57. hie ze. 61. danke. 65. Gen (?). 73. vil l. *W*^{1}. herre *C*. *W*^{1}. 74. vil s. 75. ' si *für* diu. 78. seinen. 82. [gar]. 83. dankete *C*. *W*^{1}. (*kann bleiben und* danket' *gelesen werden*). 84. u *für* iuch. 85. Waz — zu *C*. *W*^{1}. 86. neme. 89. gedachte : brachte. 93. [diu] w. 98. denne *C*. danne *W*^{1}. 502. [gar]. 3. zurnde. 4. suente. 11. Den n. *W*^{1} der r. *C*. *W*^{1}. 12. manich. 15. Si wold. 20. lehn. 23. verwar. 24. ich ez wil. 27. es. 30 stoze *C*. 37. vrôlichen. 41. vrunden. 42. mirs *H*. *C*. 47. [ot]? 50. alles. 51. zurn. 52. werd. 54. werde ich immer *C*. Daz wirt eurem rukke nicht guet *W*^{1}. 60. sigehaft. 62. gabe. 63. geliche : tiche *C*. *W*^{1}. 65. al[le]. 69. Da *C*. Do *W*^{1}. vil dr. *W*^{1}. 87. leben geben *C*. *W*^{1}. 88. [dort]. 90. sus. 91. oder *für* unde. 94. der r. dar k. 97. Waz. 98. da u. *C*. 602. Daz w. *C*. *W*^{1}. 4. wol *für* gar. 5. Alsus. 9. Und. 14. kumen. 16. venien. 17. merckten *W*^{1}. do *C*. *W*^{1}. 20. milde. 21. selben. 22. [ê] *W*^{1}. gewerten *C*. *W*^{1}. 28. Dem. 29 vreude. 32. von dem ewigen v. 35. ' entwende. 37. dekeiner. 38. pit *W*^{1} der S. *C*. 39. diss buchelins. *Hierauf ergänzen C. und W*^{1}: An disem gutem mere, *wofür in H. Raum gelaſsen ist. In C. fehlt* gutem. 43. g. vil vol g.

LXXVIII. *Maria und die Hausfrau*

und

LXXXIII. *Marien Ritter und der Teufel*

finden sich anders dargestellt in Laſsbergs Liedersaal CLXXXI und CLVI, das erste von Ehrenfreund, das andre von einem Ungenannten.

LXXIX. *Marien Pfarrer.*

Eine andre Darstellung gibt die Heidelberger Sammlung 3, Bl. 19^a zwischen dem zweiten und dritten Funfzig der Mariengrüſse, aus Unser Frauen Judenbuche:

NV horet h'zen lieben kint
Die in der tovfe erwachsen sint
Ich wil evh tvn ein mer bekant
Daz ich an einem bvche vant
5 Daz ist genant dvrh den gesvch
Vnser vrowen Jvden bvch

Da stet ir wunders inne ein hort
Wie sie kan lonen vf daz ort
Dem der ir dienstes ist bereit
Alsvs daz selbe bvch seit
Ein armer prister wilen was
Der lvtzel sanc vñ wenic las
Wan er niht wol gelernet het
Des an der heiligen schrift stet
Doch anders was sin leben gvt
Vil rehte stvnt gegen got sin mvt
Er was kevsch vñ hete er iht
Des barc er vor dem arm̄ niht
Sinem volke gienc er vor
Als er kvnde vf selden spor.
Svs lebte der ewart als ich sage
Eine messe sine tage
Von vnser vrowen die sanc er
Die treip er hin die treip er her
Die hebt sich rechte des gewens
Salve sancta parens
Der andern was er gar ein gast
Wan im des amptes svs gebrast
Dem bischofe er gervget wart
Ze hove mvste er an die vart
Do vragte in der bischof sa
Sage ist ez war do sprach er ia
Herre leider ez ist war
Do wart der bisschof missevàr
Von grozem zorne daz geschach
Mit vnmvte er zv im sprach
Ir trvgenes gar verlogen
Ir habt got vñ die werlt betrògen*
Nv strichet rehte in gotes haz
Vñ sit verbannen fvrbaz
Lat messe lat daz gotes amt
Daz sich in ewerm mvnde schàmt
Ze wonen . ir sit rechtelos
Alsvst der ewart da verlos
Mit vrteil phrvnde vñ ovch sin è
Daz tet dem armen manne wè
Dannen schiet er ane trost
Von sorgen wart er sint erlost
Des selben nahtes do er slief
Dem bisschof vnser vrowe rief
Er antwurte ir wer ist da wer
Si sprach da bin ich kvmen her

---

* *Diese beiden Zeilen stehen zweimal in der Handschrift.*

Vmb mines kantzelers not
In drizic tagen ligest dv tot
Des han ich minen svn erbeten
Dvne heizest in minen dienst treten
Minen kanzeler wider als. e.
Der bisschof svmte sich niht mé
Er sante nach im er qvam wider
Vor dem ewarte viel er nider
Er bat im sin schvlde v'geben
Er hiez in singen vñ leben
Als er vor gephlogen hat
Er gab im spise vñ wat
Die wile er lebte alsvs fvr èr
Die reine maget vns gewer
Daz wir solchen dienst geben
Da von wir ewiclichen leben
Ir hant si ob vns vñ enneben
Hie sol daz dritte fvnfzic heben
Hilf vns vrowe wir sin brode —

und so beginnt jedes der folgenden funfzig vierreimigen Grüſse mit Hilf vns vrowe; *wie die vorhergehenden mit* Vrewe dich, *und das erste Funfzig dieſer 150 Mariengrüſse mit* Wis gegrvzet.

Liber de miraculis S. Mariae (*von dem Presbyter* **Botho** *des Benediktiner Klosters Prieſlingen bei Regensburg, im 12. Jahrh.; her. v. B. Pez zu Wien 1731, hinter* Ven. Agnetis Blannbekin vita et revelationes p. 303–456), c. 9:

De quodam presbytero.

Sacerdos quidam erat parochiae cujusdam devote Domino serviens, ac honeste vivens, et optimis studiis praeditus, sed litterarum scientia non plene imbutus. Etenim unam tantum missam sciebat, quam devotissime in honorem Domini et Sanctissimae Genitricis ejus omnibus pene diebus decantabat. Est autem missae ipsius introitus: »Salve Sancta Parens!«

Ob hoc a clericis apud episcopum accusatus est, et eodem jubente coram adductus. Quem corripiens episcopus interrogabat: si verum esset, quod de eo audierat? Qui respondit ei, verum esse, et se aliam missam nec scire, nec dicere. Ad hoc episcopus, furore commotus, dicens eum seductorem hominum esse, officio missae privavit.

Reversus vero presbyter ad domum suam tristabatur propter missae privationem.

Nocte autem sequenti apparuit Sancta Dei Genitrix episcopo in visione, dicens ei aliquantulum severa voce: »ut quid ita cancellarium meum tractassi, ut prohiberes servitium Domini et meum ab eo fieri? Pro certo ergo noveris, quia nisi citius, ut agat divinum officium sicut solet, jusseris, die tricesimo morieris.«

Hac visione tremefactus episcopus surrexit concitus, et mittens ad presbyterum mandavit, ut ad se veniret quantocius.

Qui dum venisset, episcopus ad pedes ejus procidit, ut sibi indulgeret humiliter poposcit. Deinde praecepit, ut nunquam alteram missam cantaret, nisi eam, quam de Sancta Maria cantare solitus erat.

Ex tunc vero presbyterum magnifice honorabat, quem etiam pro Dei amore et Sanctae Genitricis, quamdiu vixit, et vestivit et aluit. Sic Beata Dei Genitrix sacerdotem sibi servientem ab injuria protegens, quae necessaria erant praeberi fecit, et postea defunctum ad vitam aeternam suis meritis introduxit.

Quellenverzeichniss.

Handschriften, Abdrücke, Ausgaben, Erläuterungen und Erneuungen dieser Altdeutschen Erzählungen.

(Vgl. den litterarischen Grundriſs zur Geschichte der Altdeutschen Poesie (1812) S. 303—368. Den Nachweis der einzelnen Erzählungen in den Sammlungen und einzelnen Handschriften geben die Lesarten und die allgemeine Uebersicht des Inhaltes dieser Sammlung.)

1) Die umfaſsendste und prächtigste Sammlung enthält die Pergamenthandschrift des 13—14. Jahrhunderts, welche 1815 aus der Vatikanischen Gefangenschaft nach Heidelberg (H) heimgebracht wurde. Sie ist in groſs Folio, 374 Blätter, zweispaltig, groſs und schön geschrieben, zwischen Linien, jede Spalte 40 Zeilen oder 20 Reimpaare, jede Reimzeile mit groſsem Anfangsbuchstaben, die erste Zeile jedes Reimpaares vor die senkrechte Querlinie jeder Spalte ausgerückt. Die Absätze wechseln mit groſseren rothen und blauen Buchstaben, die rothen blau verziert, die blauen roth. Die einzelen Gedichte der Sammlung haben ähnlich gemalte, noch gröſsere Anfangsbuchstaben und rothe Ueberschriften. Vgl. die Schriftabbildungen zu Bd. I. In all dieser Hinsicht, wie auch in Alter *und Schrift, ist diese groste Erzählungenhandschrift sehr ähnlich der grosten Liederhandschrift, welche mit ihr in Heidelberg war, der Mannessischen, jezt in Paris. Sie ist ebenfalls mit Sinn zu einem Ganzen angelegt und geordnet, freilich eben so wenig durchgeführt, aus manigfaltigen älteren Sammlungen und einzelnen Handschriften zusammen- und nachgetragen, von verschiedenen Händen. Man vergleiche die Schriftabbildung 1 bei meiner Ausgabe der Minnesinger. Beide Handschriften haben auch die beiden Marienleiche gemein, welche hier zu Anfange, mit den zunächst folgenden vierreimigen Mariengrüſsen (oben S. 751), den Uebergang zu den durchgängigen Reimpaaren der erzählenden, sich so der Prosa nähernden Gedichte bilden.*

Die erste Seite, zwar auch liniert, ist leer, als Decke: von ganz später Hand steht oben Allerley gedicht vnd Fabel. *Aelter, Kanzleischrift des 16–17. Jahrhunderts, steht darunter:* Wer nach der welt wollust. gutt. vnd Eren stadt. und wem esz hie wol in sinen sunden gadt. Das ist ein zeychen gewysz, Das er kompt zü ewiger verdampniſzs. *Dann, von derselben Hand:* Est nostre sortis transire per hostia mortis Est graue transire quia transit9, absqʒ redire. *Sollte dieſs etwa dieselbe Hand sein, welche die Coloczaer Abschrift (2) gemacht hat? — Auf 1) Konrads goldene Schmiede folgt, nach 2 leeren Zeilen für die fehlende Ueberschrift, noch auf derselben Spalte, 2) Walthers Marienleich, und 3) Reinmars von Zweter Marienleich; dann, noch auf derselben Spalte, 4) Unser Frauen Grüſse (150, zu welchen die 19 Grüſse der Minnesinger III. 430 aus Docens Handschrift gehören): 5) Unser Frauen Klage (Grundr. 456); und 6) das Jüngste Gericht (Grundr. 462). Mit 5) beginnt ein Heft und eine andre kleinere Schrift, etwas älter, und war vielleicht der frühere Anfang der jetzt in der goldenen Schmiede mit den beiden Leichen manigfaltig verbundenen Handschrift (die vermuthlich für den Buchbinder bezifferten Blätter müſsen so folgen: 1. 9. 12. 11. 13. 10. 14. 2. 15. 3–8. 16), welche hier auch den grösten, schön mit Arabesken verzierten Anfangsbuchstaben hat, ein langgezogenes blumiges J, an welchem ein Drache nagt, und ganz unten ein Häschen springt; oben aber auf dem Blütenkelche dieses J steht im Goldgrunde, unter einem Rundbogen, eine blondlockige Jungfrau, die Arme ausbreitend, in rothem langem Unterkleide mit blauem Mantel: wol Maria. Die Schrift geht aber so allmälig wieder in die erste über und ist so ungleich hie und da, daſs es doch Eine Hand sein konnte, nur zu verschiedener Zeit, mit verschiedener Feder. Schreibung und Sprache ist ziemlich gleichartig: manche Verschiedenheit der einzelnen Stücke erklärt sich wol aus der Verschiedenheit der* *einzelnen Urschriften dieser groſsen Sammlung. Mit dem Kato, Bl. 71, kehrt entschieden die erste Schrift wieder: die Abweichung Bl. 88—92, wo wieder kleinere fettere Schrift erscheint, kömmt vom Schreiben auf dem abgeschabten Pergament. Ebenso Bl. 246—49, bis Anfang des armen Heinrich. Gewisser ist, daſs mit Bl. 351 andre, der ältern kleinen ähnliche Schrift eintritt. Von hier an fehlen auch die gemalten Anfangsbuchstaben, deren Stelle nur kleinere Vorschrift bezeichnet. Die beiden letzten Blätter zeigen dagegen wieder die erste gröſsere Schrift der goldenen Schmiede, welche in der Coloczaer Abschrift zwischen die Marienwunder, hinter unser LXXXV, versetzt ist, so daſs die beiden Leiche den Anfang machen. Auf 5) das Gedicht vom jüngsten Tage, folgen diese Marienlegenden, 6—32, welche bei unseren daraus genommenen I—LXXXIX in anderen Handschriften (unten) nachgewiesen sind. Und so folgen die übrigen Stücke dieser Sammlung 33—204, wie sie in Wilkens Verzeichnis der Heidelberger Handschriften (1817) S. 417—28, mit den rothen Ueberschriften und deren Blattzahlen, aufgeführt stehen. Ueber die beträchtliche Anzahl von Strickers Beispiel-Sammlung, genannt die Welt (59 ff.), findet sich ebenfalls bei den von uns ausgehobenen Gedichten die Nachweisung in anderen Handschriften (unten 12 ff.). Desselben Strickers Schwänke vom Pfaffen Amis (56), Hartmanns armer Heinrich (125), Heinrichs des Glichseners Reinhart Fuchs (61), Cato's Sprüche (34), und ein Beispiel aus Rudolfs Barlaam (89), sind im Grundr. 350. 313. 422. 396. 282 nachzutragen. Die Ueberschrift 131 enthält zwei Gedichte (namentlich noch Strickers Beispiel vom Burgstal). Dagegen gehören drei Ueberschriften 48—50 zu Einer Erzählung (in der Coloczaer Abschrift 47), und eine Erzählung (LXI) ist zweimal geschrieben (173. 198). Die Handschrift ist hinten wieder verbunden, so daſs die richtige Blätterfolge 357, 364—69. 358—63. 371. 372. 370. 373. 374 ist, und den Beschluſs macht auch (205) der von Michelsberg, wie in der Coloczaer Abschrift, laut des alten Inhaltsverzeichnisses. Dieses Gedicht ist bei Wilken übersehen, weil der Anfang fehlt (Bl. 373), vermuthlich mit dem ausgeschnittenen Blatte, das mit dem eingehefteten halben Bl. 370, dessen Kehrseite leer ist, einen Falz bildete. Vgl. meinen Abdruck dieses Gedichts in Germania V (1837), 92. Auf solche Weise, und wenn man die beiden Leiche (2) auch als zwei Stücke zählt, bliebe gleichwol die Gesammtzahl der Gedichte 204.* Zwar ist, wie gesagt, ein Stück (LXI) zweimal geschrieben, aber einmal in freier Ueberarbeitung.*

---

* *Vergl. unten S. 758.*

Diese Sammlung hat uns folgende 59 Erzählungen geliefert: I. III—VII. XI. XIII. XVII. XVIII. XX. XXII. XXIII. XXIV. XXVI—XXXIV. XXXVI. XXXVII. XLV. XLVI. XLVIII—LII. LVIII—LXI. LXIX—XC.

Von der Heidelberger Handschrift liefs Büsching, als ich noch mit ihm in Breslau war (vor 1824), dort eine vollständige Abschrift machen, durch den auch schon verstorbenen Archivbeamten F. Jarick, welche gegenwärtig mit Büschings übrigen Altdeutschen Handschriften und Abschriften hier in der Königlichen Bibliothek ist.

Aus dieser Handschrift hat Büsching schon früher der Wiener Meerfahrt (LI), nach einer Abschrift Glöckle's (vgl. Grundr. 339) in den Erzählungen etc. des Mittelalters (Breslau 1814) S. 214 in Prosa aufgelost. — Konrads der Welt Lohn (LXX) gab Benecke vor seiner Ausgabe von Gravenbergs Wigalois (Berlin 1819) S. LV. Eine Ausgabe desselben Gedichts aus diesen und anderen Handschriften erschien 1843 zu Frankfurt am Main, von Franz Roth. — Das Märe von dem Schrätel (LXV) ist in Mone's Untersuchungen zur Geschichte der Teutschen Heldensage (Quedlinburg und Leipzig 1836) abgedruckt. Eine Ausgabe desselben von W. Wackernagel steht in M. Haupts Zeitschrift VI (1847), 174. — Strickers Klage über den Verfall der Dichtkunst in Oesterreich (184), und des Böhmischen Ritters Johann von Michelsperg Ritterfahrt in Frankreich von Heinrich von Freiberg (204) habe ich im N. Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde, oder Germania Bd. 3 (Berlin 1837) S. 82. 92 bekannt gemacht. — Konrads Kaiser Otto mit dem Barte (IV) hat K. A. Hahn aus dieser und zwei anderen Handschriften herausgegeben (Bibliothek der gesammten Deutschen Nationallitteratur Bd. 13, Th. 3. Quedlinburg und Leipzig 1838). Derselbe hat eine Ausgabe von dreizehn der Strickerschen Beispiele nach dieser und acht anderen Handschriften gemacht (ebend. Bd. 18. 1839), nämlich 136. 139. 147. 173 (unser LXI). 174 (unser L). 188. 189. 72. 71. 74. 170. 117. 99. Genthe D. Ged. II. (1841) 93, erneut 173. 174. 147. — Das Herzmäre (XI) ist von F. Roth, nach dieser und sieben anderen Handschriften, herausgegeben (Frankfurt am Main 1846). — Von den Marienlegenden dieser Handschrift hat A. Sommer (de Theophili cum diabolo foedere. Berolini 1844), nach Büschings Abschrift, LXXXIV, und K. Schädel (drei Mittelhochdeutsche Gedichte. Hannover 1845) LXXIV. LXXV herausgegeben. Zu (Franz Pfeiffers) Ausgabe der 25 Marienwunder (LXXIV—LXXXVI. LXXXVIII) ist dieselbe nebst sechs anderen Handschriften benutzt (Marienlegenden. Stuttgart 1846). — Aufserdem hat diese Heidelberger Handschrift auch bei den Ausgaben des Pfaffen Amis (36) von Benecke (Beiträge zur Kenntnis der Altdeutschen Sprache und Litteratur. II. Göttingen 1832, S. 493), des Reinhart Fuchs Heinrichs des Glichseners von J. Grimm (Berlin 1834), und der goldenen Schmiede Konrads von W. Grimm (Berlin 1840). In diesen beiden Gedichten hat die Handschrift eine Lücke an derselben Stelle, wo die folgende Handschrift, in dem letzten ohne Andeutung des Fehlenden.

2) die Coloczaer Handschrift (C) brachte der Bischof von Groſswardein, Patachich, als er Erzbischof von Colocza ward, 1776, dorthin (Allg. Deut. Bibl. Bd. 57, St. 1, 1784, S. 289), wo sie M. G. v. Kovachich 1811 in der Kapitelbibliothek fand, und in F. Schlegels Deutschem Museum 1812, Bd. 4, S. 404 ff. Nachricht davon gab, welche die Herausgeber eines Theils der Handschrift 1817 vervollständigten. Sie vermuthen, diese Handschrift sei für den Ungrischen König Matthias Corvinus, der jährlich 33.000 Ducaten auf Abschriften verwandte, geschrieben, also im 15—16. Jahrhundert (1451—1516). Die Handschrift ist auf Pergament in Folio, 338 Blätter, ganz so geschrieben und gemalt, wie die vorige, die Spalten ebenfalls 40zeilig, und die Malerei auch nicht ganz durchgeführt. Sie hat aber, nach dem ersten leeren Blatt, auf der Vorderseite des zweiten, dicht unter dem Namen des Besitzers: liber Dn Voss, den Titel: Das haiszt de gesamt aventhewer, und auf dem dritten Blatt ein Inhaltsverzeichnis der ganzen Sammlung, mit gleicher Ueberschrift: Daz buche heiset gesampt habenthewr. Es zählt von I bis CLXXXIII, mit Beifügung des den Inhalt jedes Gedichts andeutenden Reimpaares, welches von den Ueberschriften dieser Gedichte selber mitunter abweicht, stärker zwar von den Ueberschriften der Heidelberger Handschrift.

Die Coloczaer Handschrift enthält nichts was nicht auch die Heidelberger hätte, auſser CXXIV das Wachtelmäre. Dieses würde in der Heidelberger Handschrift, wo CXXI—III hinter dem in der Coloczaer ausgelaſsenen 196 Rädlein (unser LVIII) stehen, auf 124 (= CXX) Mære von der Barmherzigkeit folgen; welches ganz auf 4 abgeschabten Blättern 246 bis 249 steht, sowie die Gedichte 40, 41, 42 (= VIII, IX, XLI) auf Blatt 88—93, auf welchem letzten noch über eine Spalte leer geblieben ist. Hier zeigt sich schon, daſs, wie die Zahl der Stücke, auch ihre im Ganzen übereinstimmende Folge, in der Coloczaer Abschrift mehrmals abweicht. Konrads goldene Schmiede ist hinter XIX (unser LXXXV) versetzt, das Inhaltsverzeichnis übergeht sie aber daselbst, vermuthlich weil ihr die rothe Ueberschrift fehlt.

Es zählt auch das darauf folgende zwanzigste Gedicht nicht mit, daher nur CLXXXIII, dagegen der Abdruck dieses Verzeichnisses vor der obgedachten Ausgabe es mitzählt, also CLXXXIV Stücke. Die Folge der übrigen Stücke stellt sich zu der Heidelberger so: I—IV = 2—5; V—IX = 34. 35. 36. 40. 41; X—XXXVII = 6—33; XXXVIII—XL = 37—39; XLI—XLVI = 42—47; XLVII = 48. 49. 50; XLVIII—CXX = 51—120 (nur ist LIV Reinhart Fuchs hinter LVIII versetzt, und fehlt hinter LXXII ein Gedicht); CXXI—CXXIII = 197. 199. 200; CXXIV fehlt in H; CXXV = 192; CXXVI—CLXIX = 125—168; CLXX. CLXXI = 171. 172; CLXXII = 174; CLXXIII—CLXXVIII = 178—183; CLXXIX. CLXXX = 187. 188; CLXXXI—CLXXXIII = 191. 194. 193. Die hier ausfallenden Zahlen von H fehlen in C. Auch die beiden letzten Gedichte und die Hälfte des vorhergehenden fehlen: das vorletzte ist, laut Mailáths Erneuung desselben (1819) S. 210, ausgeschnitten und deshalb aus der Wiener Sammlung gegeben; und so ist auch wol das Uebrige weggeschnitten, zumal das Gänselein (unser XXIII), das nur bis Z. 120, wo es noch nicht anstöſsig ist, stehen geblieben. Aus ähnlichem Grunde sind auch wol die oben bemerkten Blätter in H abgeschabt. Im Reinhart Fuchs (LIV) bemerkt die Coloczaer Abschrift eine Lücke durch et cetera (bei Z. 555) läſst 3 Spalten des Blattes leer, und hat auf der zweiten nur die letzten 7 Zeilen des Inhaltsverzeichnisses, gerade der jetzo fehlenden Stücke. In H sind die beiden halb abgebrochenen Zeilen vollständig und noch 10 Zeilen mehr, worauf &c † und nur zwei Zeilen leer stehen, zur sonst nicht gebotenen Ergänzung.

I. N. Graf Mailath und J. P. Koffinger nahmen bald nach Entdeckung dieser Handschrift eine vollständige Abschrift davon für ihren Abdruck einer Auswahl: »Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte« (Pesth 1817), bei welchem M. Schottky, der damals dort war, die Verbesserung besorgte. Büschings wöch. Nachr. Bd. II (1816), S. 362. vgl. S. 335 und I. 25. Enthält 15 Stücke: Konrads Goldene Schmiede; XXXVIII—XLVI (= 37. 38. 39. 42—47); XLVIII. XLIX (= 51. 52); LIII. LIV (= 56. 61); CXXVI (= 125). Davor S. XI das alte Inhaltsverzeichnis; wiederholt Genthe, D. Ged. des M. A. II (1841), 347, mit Auszug von XXXVIII—XLV. XLVIII—IX. LII. Früher hat Gr. Mailath 25 Stücke in Reimen erneuet: »Auserlesene altdeutsche Gedichte. Neudeutsch umgearbeitet« (Stuttgart und Tübingen 1819), nämlich: VII (36); IX (41); XIII (9); XXIV. XXV (20. 21); XXVIII. XXIX (24. 25); XXXV (31); XXXVIII (37); XLVIII (51); LXX (73); LXXXV (89); CV (109); CVII (111); CXIV (118); CXXIII (200); CXXVI (125); CLIII (152); CLVII (156); CLXV (164); CLXXII (174);

CLXXIII (178); CLXXV (180); CLXXIX (187); CLXXXIII (193). — *Einzeln sind nach dieser Handschrift herausgegeben:* CXXIV, *das obgedachte Wachtelmäre, von Maſsmann, »Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur aus Handschriften des 8–16ten Jahrhunderts Erstes (und einziges) Heft« (München, London und Amsterdam* 1828), *S.* 106), *Abdruck aus Mailáth-Koffingers Abschrift, verglichen mit Schottky's Abschrift der Wiener Handschrift* 428, *welche ich W. Wackernagel mitgetheilt und dieser dann auch zu seiner Ausgabe im Altdeutschen Lesebuch benutzt hat* (1839; *in der* 2. *Ausg.* 1842 *weggelaſsen*). *Schottky's Abschrift allein habe ich in Germania* VIII (1848), *S.* 310 *wiederholt.* — *»Der Wiener Meerfahrt«* (*unser* LI), *herausg. von K. Schädel* (*Klausthal* 1842). — *Die seit* 1817 *gemachten Ausgaben von Hartmanns armem Heinrich, von Lachmann* (*Auswahl. Berlin* 1820), *von W. Wackernagel* (*Lesebuch* 1839. 1842), *von W. Müller* (*Göttingen* 1842) *haben auch den Abdruck der Coloczaer Handschrift* (*doch nicht die Heidelberger*) *verglichen. Denselben haben auch die bei dieser Handschrift gedachten Ausgaben des Pfaffen Amis, Reinhart Fuchs und Goldenen Schmiede gebraucht.*

Mit Einschluſs der letzten, die beide Verzeichnisse übersehen haben, zählt die Coloczaer Abschrift 185 *Stücke, also gegen die* 205* *der Heidelberger* 20 *Stücke weniger* (76. 169. 170. 173. 175—177. 184—186. 189. 190. 195. 196. 198. 201. 202. 204): *unter diesen sind unsere* V. VI. XXVII. LII. LVIII. LXI. LXV. LXIX, *für welche die Vergleichung mithin ausfiel. Auſser dem Abdruck aber, welcher unsere* VII. XIII. XVIII. XIX. XXVI. XXXI. XLVIII. XLIX. LI *darbot, hatte ich von Schottky einzelne Abschriften* (*z. B. von unserem* XX); *und Maſsmann, der Mailaths gesammte Abschrift als Geschenk von ihm besitzt, hat für unsere* XXXII. XXXIII. XXXVII. LIX—LXI *auch deren Vergleichung mir mitgetheilt.*

Die hienach schon so nahe Verwandtschaft der Coloczaer Handabschrift mit der Heidelberger hat man theils durch unmittelbare Abschrift jener aus dieser, theils durch Abschrift aus gemeinsamer, nicht mehr bekannter Urschrift erklärt, theils zwischen beidem unentschieden gelaſsen. Die verschiedenen Annahmen der Herausgeber Mailath und Koffinger, W. Wackernagel, J. und W. Grimm (*welcher erste im Sendschreiben über Reinhart Fuchs S.* 10 *auch zweifelhaft spricht*), *Hahn und Schädel, hat Dr. Lütke in Germania* V. 123 *zusammengestellt, nebst der meinigen, welche bisher unmittelbare Abschrift vorzog. Für*

---

* *Bei der obigen* (*S.* 754) *Rechnung* 204 *ist zwar übersehen, daſs* 200 *und* 203 *zusammengehören und nur verbunden sind, dagegen besteht* 63 *und* 113 *je aus* 2 *Stücken.*

diese spricht Folgendes. C ist vollständig in H enthalten und lieſs die übrigen 18 Gedichte in H zurück, theils etwa wegen anstöſsigen Inhalts. Dergleichen stand auch wol auf den abgeschabten Blättern von H, und darunter konnte das Wachtelmäre sein, das einzige in H fehlende Gedicht. Diese Blätter treffen zugleich in die nur dort und dicht vorher einmal stark abweichende Folge der Gedichte (H 34—36. 40. 41 stehen in C hinter H 5). Die schon erwähnten Lücken haben beide Handschriften gemein, sowol die darin nicht bemerkte in der Goldenen Schmiede, als die im Reinhart, wo C noch 10 Zeilen weggelaſsen hat, als Anfang eines doch abgebrochenen Abenteuers, für welches aber auch die leergelaſsenen drei Spalten nicht ausreichen würden, indem J. Grimm 140 Zeilen dafür berechnet, aus den Bruchstücken des ältern Gedichts (Sendschr. 9). In C allein dagegen fehlen manche einzelne Zeilen und Reimpaare (XIII, 376. 403—6. XVIII, 1837—40). Minder erheblich sind einzelne fehlende Reimwörter (XVIII, 1513. XXXI, 49. XLIX, 676. 1023). Auch versetzt C ganze Reimzeilen (XVII, 71. XVIII, 1217. XXXI, 437. LI, 656—57), und einzelne Wörter (XVIII, 768. XLIX, 109). Nur einmal hat C eine längere Stelle mehr (XXVI, hinter 348), aber unverkennbar Reimerei des Schreibers, etwa durch eigene ähnliche Beziehung veranlaſst. Ebenso ungereimt sind die durchgängigen Reimeinschiebsel in XXXI, zu 185. 191. 215. 241. 242. 287. 293. 297. 317. 329. 335. 357. 365. 403; so daſs auch die wirkliche Ergänzung der Reimzeile 344 verdächtig wird, in dieser sonst auch verwilderten Erzählung. Gewis überflüſsig ist der dritte Reim zu VII, 367—68. Aehnliche Verschlimmbeſserungen sind in VII, 507. 817—18. XVIII, 803, 1085. XLIX, 734. Auſserdem fehlt es nicht an neuen Schreibfehlern (VII, 187. 244. XLIX, 755. 860. LI, 47 u. a.), welche noch durch Druckfehler vermehrt sind. Merkwürdig sind aber die mit H gemeinsamen Schreibfehler, von welchen ich hier nur einige anführe: VII, 204. XVIII, 858. 1156. 1234. 1465. 1524. XXVI, 365. LI, 43. Durchgängig ist dieses Verhältnis bei der meist buchstäblichen Uebereinstimmung. Dagegen ist eine richtige Auswerfung in XLIX, 316, eine Reimbeſserung ebd. 124, und das in H durch drei Ueberschriften vertheilte Gedicht (46—48) ist richtig als eins (XLVII) aufgeführt. Die rothen Ueberschriften weichen endlich am meisten ab, und man bemerkt darin eine gewisse Freiheit und Willkür, vermuthlich des von dem Abschreiber verschiedenen Schriftmalers, der seine Arbeit nicht ganz vollendet hat. In Betreff des Abschreibers wird man jedoch nicht leicht ein Beispiel so genauer Uebereinstimmung Altdeutscher Handschriften finden, auſser der sicher von der Berliner Handschrift abgeschriebenen Nibelungen-Handschrift von Meusebachs und der Heidelberger und Gorresschen Nibelungenbruchstücke. Eine so nahe übereinstimmende Abschrift wird eher auf Bestellung gemacht, als sonst, etwa auf den Verkauf, und so würde die Annahme der Herausgeber, daſs König Matthias Corvinus sie habe machen laſsen (wie fast gleichzeitig 1517 Kaiser Maximilian das Ambraser Heldenbuch an der Etsch ausschreiben lieſs, und ebenso stattlich auf Pergament) sich bewähren. Sie weisen die Schrift dieser Zeit zu. Es kömmt auf eine Abbildung der Handschrift an, welche noch fehlt. Auf jeden Fall gelten beide Handschriften nur für Eine. Schottky bemerkt noch (Woch. Nachr. II. 362), daſs die Handschrift auch den Einband der Corvinischen Bücherei trägt.

3) Eine Wiener Handschrift. Theol. 704 (R. 2082) Fol. Perg. 119 vierspaltige Bl. des 14. Jahrhunderts, scheint der Urschrift der beiden vorigen noch näher zu stehen, durch gemeinsamen Inhalt und Folge, nur auf das Geistliche und Ernste beschränkt, zuvorderst auf Verherrlichung der Mutter Gottes gerichtet. Beginnt mit der Heil. Jungfrauen Kranz (Marien Wunder, unser LXXIV ff.; Näheres bei den Lesarten). Dann: vom jüngsten Tage (Bitte um Marien Fürbitte = H 5; C 4); ein gut Lob Unser Frauen (Beschluſs der Marienwunder im Passional); ein Leich von U. Fr. (H 2; C 1); U. Fr. Grüſse (H 3; C 2); U. Fr. Freude (der 150 Grüſse das zweite Funfzig); U. Fr. Klage (H. 4; C. 3); der Welt Lohn (unser LXX); der Sünden Widerstreit. Bl. 91—94 Prosa von der Messe. Darauf wieder Gedichte: von dem Hauptneigen Christi am Kreuze (H. 40; C 8); Adams Klage (unser I. Vgl. die Nachträge). Die fünf vom Teufel ausgesandten Geister, die Welt zu verderben (H 119; C 15, vom Stricker, Mötker Hds. 11); Gottes Barmherzigkeit (H 124; C. 120); U. Fr. Scheidung; Legenden von St. Verena, Katharina, Lucia, Margareta, Prida Brigitta. Denis catal. II. 1683. Graff Diutiska III, 188.

4) Straſsburger Sammlung (St): des 14ten Jahrhunderts, Pergament, 80 Blätter gr. 8. oder kl. 4, in Spalten, war abhanden gekommen, ist aber durch den Freiherrn von Laſsberg der Straſsburger Bibliothek zurückgestellt. Enthält, mit dem Bruchstück von Rudolfs Barlaam (Grundr. 282), 26 meist hieher gehörige Gedichte: unter (6) einige Lieder (vgl. Minnesinger IV, 904). Eine vollständige Uebersicht des Inhalts habe ich von Maſsmann. Das Inhaltsverzeichnis in Graffs Diutiska I, 314 übersieht das vorletzte Gedicht, das 14te der in der Müllerschen Sammlung gedruckten. Dieselbe gibt aus dieser Handschrift auch zuerst den armen Heinrich, welcher

Druck auch der Ausgabe der **Brüder Grimm** (**Berlin** 1815), *sowie den folgenden Ausgaben und manigfaltigen Bearbeitungen zum Grunde liegt. Nach den von* **Graff** *nachgeholten kleinen Stücken ist allein das Sperbermäre* (*unser* XXII) *in dieser Handschrift noch ungedruckt. Für unsre Sammlung hat sie auſserdem* II. X. XI. XII. XXXVIII. XLI *geboten. Zu seiner Ausgabe des Herzmäre's* (XI) *nach* 8 *Handschriften* (*darunter auch die Wiener und Insbrucker Sammlung*) **Frankfurt** 1846, *hat* **F. Roth** *die Handschrift nochmals verglichen; aus derselben auch zu einigen anderen Stücken* (X) *Berichtigungen mitgetheilt. — Auszüge von* II *und* XI *liefert* **F. W. Genthe**, *Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd.* I, *S.* 434. 385.

5) **Königsberger Sammlung** (**K**): *des* 14*ten Jahrhunderts, Pergament, hinten und vorn mangelhaft, nur noch* 19 *vierspaltige Blätter kl.* 4, *in zwei Lagen, die erste von* 10 *Blättern, die andere nur von* 9, *weil das vordere Blatt des dritten Doppelblattes weggeschnitten ist, ohne daſs etwas fehlt; also schon alter Ausschnitt, wol weil es verschrieben war, wie die beiden letzten durchstrichenen Zeilen des vorhergehenden Blattes andeuten. Ziemlich ungeschickt geschrieben, durchgängig mit dem Niederrheinischen Flexions-i und manigfaltig ins Niederdeutsche schillernd. Die drei noch übrigen Erzählungen, von welchen nur die mittlere vollständig ist, sind unsere* III. LV. XIX. *Die erste stellt sich aus der Heidelberger Sammlung* (1) *u. a. her; zur zweiten ist in der Wiener* (6) *und Dresdner* (9) *Sammlung eine verschiedene Darstellung: die letzte fand bisher keine Ergänzung. — Eine Abbildung des Anfanges der letzten Erzählung, von* **F. Sotzmann**, *war für eine vierte Tafel bestimmt.*

6) **Wiener Sammlung** (**W**: *manchmal auch* W^2): *Nr.* 119 (*Ambras* 428: *sonst auch* 2885), *kl. Fol. Papier*, 213 *Blätter, im J.* 1393 *geschrieben, enthält* 68 *Stücke, deren Verzeichnis in Gräters Bragur* VI, 1, 124 *ich im Museum für Altd. Litt. u. Kunst* I (1809), 593 *und im Grundr.* 322 *vervollständigt, mit Nachweisung einzelner Stücke in anderen Handschriften, denen ich hier noch beifüge:* 1. 2. 4. 14. 16. 20. 22. 46. 49. 54 *sind in der Dresdener Sammlung* (9): 7. 14. 11. 1. 32. 29. 9. 31. 38. 26. 29. 9. *Ferner, hat sie folgende Stücke mit der Heidelberger Sammlung* (1) *gemein:* 3 (*H* 193), 14 (192), 15 (131), 18 (111), 19 (161), 24 (194), 25 (202), 27 (120), 28 (34), 30 (47), 31 (1), 32 (46), 33 (130), 38 (129), 39 (171), 40 (127), 44 (174), 47 (172), 52 (36), 54 (191), 55 (197), 63 (79), 64 (118), 68 (123). *Auſserdem gibt* **W** 4 *eine andre Darstellung von* **H** 48 (*unserm* LV), *und mit der Coloczaer Abschrift* (2) *hat sie das in* **H** *fehlende Wachtelmäre. Allein*

mit der folgenden Insbrucker Abschrift) bietet sie uns XLVII (37) das Schneekind, und Vergleichung zu III. IV. V. X. XI. XIV. XVIII. XX. XXII. XXIII. XXXIII. XXXV—VII. XXXIX. XLV—IX. L. LIV. LX. LXXI.

Gedruckt sind aus dieser Handschrift: 14 (unser XXII) in Gräters Bragur VI, 1 (1798), 155; und 7. 9 ebenda VII, 1 (1802), 192. 203. Weitere Abschriften und Vergleichungen habe ich von Schottky (V) und von Maſsmann (XXXIII. L. LIX. LX). — Graf Mailath hat in seiner Erneuung von 25 Gedichten der Coloczaer Handschrift (1819) das weggeschnittene Herzmäre (unser XI) aus dieser Wiener Handschrift genommen. — Eine Ausgabe von 20. 25. 10 liefert M. Haupt in seiner Zeitschrift Bd. VI (1848), S. 489; bei 25 ohne Rücksicht auf die ältere vollständige Darstellung in H (1), 202.

7) Insbrucker Abschrift (I): kl. Fol. (Papier) im Jahr 1456 geschrieben; seit 1824 im Museum zu Insbruck, als Geschenk eines Professors. Eine Beschreibung, Inhaltsverzeichnis und Stellen, von A. Emmert, steht in Mone's Anzeiger zur Kunde der teutschen Vorzeit 1836. Sp. 336—41. Hienach steht diese Handschrift in ganz ähnlichem Verhältnisse zu der vorigen Wiener, wie die Coloczaer (2) zur Heidelberger (1), so daſs sie als eine Abschrift derselben anzusehen ist. Sie enthält zwar nur 56 Stücke, aber durchaus dieselben, meist in derselben Folge und wörtlich übereinstimmend. Einige Blätter und einzelne Reimzeilen sind leer gelaſsen, wol wegen des anstöſsigen Inhaltes, weshalb auch mehrere Blätter abgerissen sind, z. B. 14. 15. 28. 29. 30 (unser XL. XXII. XIV. XVIII. XLV). 37. 38 (wol unser IX). 40 (L). Fast alle Erzählungen haben ausgemalte Federzeichnungen, sowie rothe Ueberschriften, welche ebenfalls genau mit W stimmen. Den Anfang macht auch die »gute Gesellschaft« (vgl. unser LV), die aber im gedruckten Verzeichnisse nicht mitgezählt ist, vermuthlich weil die rothe Ueberschrift fehlt (daher wir eins hinzugezählt haben). Darauf folgt auch der Heller-Witz (W 2, unser XXXV), dann aber schon das Schneekind (W 37 = XLVII). Hinter W 18. 27. 30. 37. 45. 55 ist je ein Stück weggelaſsen, hinter 61 fehlen sechs Gedichte: darunter also nur unsere XXXVII (38) und LXXI (64). So macht auch Kaiser Otto (IV) den Beschluſs, mit der Nachricht, daſs das Buch am Freitage nach St. Gilgen (Aegidius 1. Sept.) Tag vollendet ist. Dahinter steht noch von andrer Hand, auf 25 Blättern, das Märe von dem Ritter mit dem »pockhen,« d. i. Kunharts von Stoffel Rittergedicht Gabriel von Muntavel, aus dem Sagenkreise der Tafelrunde. Vgl. Minnesinger IV. 870.

8) Eine Handschrift von neun dieser Gedichte der

Wien-Insbrucker Sammlung, nämlich W 38. 2. 41. 62. 36. 4. 55. 66. 17, *besaſs I. C. S. laut Oberdeut. Litt. Zeitung* 1810, *Intell. Bl.* XII, 95. XVIII, 142. *Weitere Kunde mangelt.*

9) Dresdner Sammlung (*D*): *Nr.* 68. *Fol. Papier.* 79 *Blätter in Spalten von* 40 *und etlichen Zeilen, im Jahr* 1447 *am Samstag nach St. Ulrichs Tag* (4. *Juli*) *von Peter Grirninger vollendet. Enthält* 35 *Stücke, welche ich im Grundr.* 325—38 *umständlich aufgeführt und in den anderen Sammlungen nachgewiesen habe. Büschings eigenhändige Abschrift, jetzt in der Berliner Bibliothek, habe ich nochmals mit der Urschrift verglichen. Die mit der Wiener Sammlung* (6) *gemeinsamen Gedichte sind schon bei dieser verzeichnet. Mit der Heidelberger* (1) *hat die Dresdner:* 1 (*H* 192). 6 (131). 8 (35). 16 (46). 25 (79). 26 (191). 28 (91). 31 (69) *gemein. Ihre* 7 *und* 11 *sind ganz verschiedene Darstellungen von* LV *und* XLVIII. *Eigenthümlich ist ihr* 19 *der weiſse Rosendorn* (*unser* LIII), *wenn nicht W* 26 *oder* 36 *derselbe Schwank ist. Vergleichung gewährte sie uns zu* III. XXII. XXXV. XXXIX. XL. XLVI. XLIX. LIV. — (29 *der Venusberg ist die Regel der Minne in der Heidelberger Handschrift* 313, 2. *Vgl. Grundr.* 557).

Gedruckt sind aus dieser Handschrift, auſser den Auszügen und einzelnen kleineren Stücken (3. 32 *im Grundr.*), *die Umschmelzung eines Liedes Sigehers, welches im* 20, *nach* Vna lr̄a (littera: *wie Franz.* lettre) amoris, *einem* Salve regina *eingefügt ist. Minnesinger* IV, 760, 907. *Das Ganze, umgeschrieben, von M. Haupt, Altd. Blätter* 1 (1835), 78. *Ebd.* 105, *von demselben,* 12 (*unser* LIV); *und* 8, *zur Ausgabe einer Leipziger Hds.* 105 *benutzt* (*dabei H* 35 *übersehen*); *und* 32. 33. 34, *ebd.* 108. *Unsere Nachträge zu* XLVIII *und* LV *geben* 11 *und* 7 *der Dresdner Handschrift.*

10) Laſsbergische Sammlung (*L*): *Fol. Pap.* 269 *Blätter, in* 4 *Spalten zu* 42 *Zeilen. Die Ueberschriften der einzelnen Stücke fehlen, und zu den Anfangsbuchstaben derselben, wie der Absätze, stehen nur die kleinen Vorschriften für den Schriftmaler da. J. v. Laſsbergs Vorrede zum Liedersaal Bd.* I, *S.* XV, *wo die Schrift dem Ende des* 14*ten Jahrhunderts zugeeignet und auf die Abbildung des Bl.* 88 (*im Drucke Bd.* II, *S* 29) *verwiesen wird. Diese Abbildung bekundet jedoch offenbar die Mitte oder das Ende des* 15*ten Jahrhunderts. Dahin setzte die Hds. auch Laſsbergs Schreiben in Gräters Idunna* 1816, *Nr.* 18, *wonach sie von den Grafen von Helfenstein als Erbstück in die fürstliche Bibliothek zu Donaueschingen kam. Die Sammlung enthält* 261 *Stücke, wäre also die* *reichste, wenn nicht die eigentlichen Erzählungen den kleinern Theil ausmachten, und die Ueberzahl aus lehrhaften Beispielen, Parabeln, Fabeln, Sprüchen, allegorischen Gedichten und dergleichen bestünde, darunter Freidanks* (146. 175), *Cato's* (76. 182) *und andere Sprüche* (218—20. 224. 236. 237. 239), *Beispiele Strickers* (*s. unten*), *und auch viele solche der spätern Zeit angehörige Gedichte, namentlich Spruchgedichte des* Teichner (Grundr. 408), *welcher am Schluſse jedes Gedichtes in* lichtner *unkenntlich gemacht ist* (52. 53. 55—69. 86—89. 91. 95. 140—45. 149—52. 171. 172. 189. 207—12. 214.* 223. 228—31. 233. 252. 259. 260). *Folgende Abenteuer sind uns vor der Hand hier allein geboten:* 33 (XLIV *die Beichte*); 43 (LXII *die drei Mönche von Kolmar*); 45 (XV *Hero und Leander*); 71 (LVII *Minnedurst*); 73 (LXIII *Turandot*); 127 (LVI *Meister Irregang*); 166 (IX *alten Weibes List*). *Vergleichung gewährten* 24 (XIII). 27 (XII). 31 (XXII). 44 (LXX). 132 (LXIX). 133 (XI). 136 (XXIV). 147 (LXXI). 169 (L). 191 (X). 148 *ist eine erweiterte Ueberarbeitung von* III. *Ganz verschiedene Darstellungen geben* 42. 74. 78. 242 *zu unseren* III. XXXV. XLVIII. XLVII.** *Die auch hier aus den oben* (*S.* 754) *erwähnten Marienlegenden aufgenommenen Stücke werden bei den Handschriften dieses Werkes nachgewiesen. Sprache und Schreibung der groſsen Sammlung* (liebi, astli, gemacht, gent, went *für* liebe, ästlin gemacht, gebet, wellet) *weisen auf ihre Heimat um den Oberrhein und die Oberdonau. Die Nachträge zu* XII (*die Nachrede*), XXXV *und* XLVII *wiederholen* 27. 74 *u.* 242.

Drucken lieſs die ganze groſse Sammlung auf seine Kosten der Freiherr J. von Laſsberg, in seinem »Liedersaal« Bd. 1. 2, *Eppishusen* (*damals sein altes Wohnhaus, bei St. Gallen, mit dessen Abbildung*) 1820. 1822. *Bd.* 3 *St. Gallen und Konstanz* 1846; *mit welcher letzten Bezeichnung das Ganze erst* 1846 *zu St. Gallen und Konstanz veröffentlicht ward, dessen man sich zuvor nur durch die Freigebigkeit des Besitzers erfreute. So habe auch ich daraus das Lobgedicht auf Graf Wernher von Honberg zum Leben desselben*** *in berichtigter Schreibung wiederholt, Minnesinger* IV, 93. *Schon* 1816 *sandte Laſsberg ein Stück aus der Handschrift an Gräter* (*das in*

---

* *In diesem Gedichte findet sich schon Schillers Fridolin vorgebildet, als Beispiel des Nutzens der Messe. Vgl. Liebrecht in Germania* VII, 522. VIII, 204.

** *Zur weitern Aufnahme empfehlen sich:* 173 *die drei Frauenlisten,* 202 *des Fischer, des noch unbekannten Dichters Heinrich von Pforzheim;* 213 *Edelknecht und Minnewald,* 216 *Bauernhochzeit* (*an Neithartische Bauernabenteuer erinnernd*). *Nur das vorletzte Gedicht findet sich auch sonst noch, in der Heidelberger Handschrift* 313 *S.* 403.

*** *In einem ähnlichen Gedichte* 215 *wird eine Herzogin von Kärnten und Tirol beklagt.* 187 *und* 218 *beziehen sich auf König Ludwig den Baiern.*

Idunna 1816, Beilage 9 gedruckte?) und versprach das Minnekloster (124).

11) **Meyers Sammlung** (M): kl. 4. Papier 172 Blätter, auf jeder Seite 24 Zeilen, im 15ten Jahrhundert geschrieben. Zum Umschlage sind zwei Pergamenturkunden verschnitten, deren eine von 1393 Basel betrifft,* in welcher Gegend die Handschrift auch der Sprache und Schreibung nach heimisch ist. Sie gehörte früher der Stadtbibliothek zu Bremen, von wo L. Meister (Geschichte der Deutschen Sprache. Bern 1796. Th. I, S. 94) Kunde hatte. Vermuthlich mit dem Nachlaſse des Bibliothekars Heisen versteigert, kam sie an den Buchhändler Cramer in Bremen, von dem sie Dr. N. Meyer in Minden 1805 erwarb, und Goethe'n mittheilte. Darnach erhielt ich von Dr. Meyer (aus Bremen), der schon 1801 zu Weimar, als Goethe's Hausfreund, sich mir sehr freundlich erwiesen, Abschriften und Auszüge, die Hr. E. F. Mooyer in Minden 1827 noch vermehrte, und welche mir noch jetzo werth sind. Die vordere Hälfte der Handschrift nimmt der **Freidank** ein (im Grundr. 371 nachzutragen). Darauf folgen acht meist hieher gehörige Gedichte, nämlich die schöne Legende vom Heiligen Alexius und sieben weltliche Erzälungen, alle mit rothen Ueberschriften und gemalten Anfangsbuchstaben. Darunter sind 2 und 7 nicht weiter bekannt, unser XVI Magelona und XXV die Nachtigall. Zur Vergleichung dienten 3 (XLI), 5 (VIII), 6 (XIV). 4 ist ein Minnegespräch, und 8 ein Bruchstück von einem Trunkenbold, da die Handschrift hinten mangelhaft ist.

Einen **Abdruck** sämmtlicher acht Stücke mit Anmerkungen gab der Besitzer der Handschrift mit dem genannten Mooyer: »Altdeutsche Dichtungen.« Quedlinburg und Leipzig 1833: schon als ein Theil der ebenda noch erscheinenden Bibliothek der Deutschen Nationallitteratur zu betrachten. In derselben, Bd. 9 (ebd. 1843), hat Maſsmann zu seiner Ausgabe der sämmtlichen Altdeutschen Alexius-Legenden S. 118 auch diesen Abdruck benutzt.

Strickers Welt.

Geistliche und weltliche Lehr-Gedichte, Allegorien, Gleichnisse, Beispiele (Fabeln), Erzählungen. (Grundr. 383. Germania VIII, 284.)

12) **Würzburger Handschrift** (W: beſser Wb), in Würzburg geschrieben und bewahrt, gegenwärtig in München (daher manchmal M bezeichnet): dieselbe groſse Sammlung, welche Gesetze, Jahrbücher, mancherlei Gedichte, Walthers, Reinmars und anderer Liederdichter bis ins

---

* In der andern von 1403 ist Heinrich von Andelo, wie im Vorbericht steht, wol Heinrich v. Andlau.

14te Jahrhundert, enthält, und bei diesen (Minnesinger IV, 901) *ausführlich beschrieben ist, mit einer Abbildung der Schrift* (Tafel III). *Sie ist in Folio, Pergament, 286 Blätter in 4 Spalten, des 14ten Jahrhunderts, und enthält Bl. 68, Sp. c bis 107ª 58 dieser Gedichte, roth überschrieben* Hie hebt sich an daz bůch daz do heizet die werlt. Daz sagt vō bispel vñ von mern. *Das erste Gedicht, ohne Ueberschrift, ist unser* LIX. 2) Diz ist von einē hasen. Ich hôr sagen für war. Swer einen hasen drizzic iar. An einē bande behabe. Vñ ziehe er im daz bant abe. Er w'de dennoch wilde. q Diz izt ein glichez bilde. Swie lange ein man sin ere hat. Swenne er sie vz der hûte lat. Sie wirt im wilder denne ein hase. Der da laufet in dem grase. 3) von eime ritter. vñ vō siner frauwē. Ein ritter tugentrich. Nam ein wip elich. Do wolt sie iern willen han. Vñ des sinen nihtes bezan. *Ende:* Ez wer zu manigen stetē not. Daz ir noch da eine were. Die der werlt fride gebere. Vor ṽbeln wibē meisterschaft. Die mit grozzer ṽbeln sint behaht. *In der Wiener Hds.* (15) *Bl.* 85. 4) Diz ist von einē Rappen. *ist in H* (*Heidelberger Sammlung*) 161. *Vgl. Boners Edelstein* 39. *Renner S.* 27. 5) Von zwein gesellen ob einem muse. *ist H* 178. 6) Von eime toren. *ist H* 142. *Wiener Hds.* CVI. 7) Von einē künige. *ist in D* (*Dresdner Sammlung*) 31. *Vgl. Boner* 83. 8) Von ein' kraen. Ein kra ir einen vogt erkos. Do von sie doch den lip v'los. *Ende:* Auch gezem ez einem voget wol. Swen er zv reht schirmen sol. Daz ez do gewalt v'bere. Vñ in genedic were. *Vgl. Boner* 49. 9) Von wildenern. *ist H* 85. *Wiener Hds.* CLXXXIX. *Vgl. Boner* 21. 10) Diz ist von einer eychen. *ist H* 81. *Vgl. Boner* 83. 11) Von einem wolfe. *ist H* 84. *Vgl. Boner* 11. 12) Vō einer vohen. Zv einer vohen sprachē die affen. Wie ist vns so v'schaffen. Daz wir beliben also bloz. *Ende* Einen argen man mein ich. Sw' den bitet der effet sich. *Vgl. Minnesinger* II, 322. 13) Von einem se. Ich kam zv einē fulen se. Wol tusent frösche oder me. Hort ich schrien durch die naht. *Ende:* q Ez ist auch klagebere. Daz so manig' frumkeit. Mit swacher für wirt hin geleit. 14) Von einem gitigen hunde. Ez was hie vor ein gitic hunt. Dem was viel schalkeit kunt. *Ende:* Er ist niht tump der sich beschiet. Daz er nit wirt laukenhaft. Bi vngetrůw' geburschaft. *Vgl. Boner* 7. 15) Von einē kinde vñ eime ei. Bi einem fiûr ich ez sach. Daz mir zelachen geschach. Do lac ein ei gebroten. *Ende:* Sus grifet er in die glůt. Daz man sin tumpheit wol ersiht. Vñ wirt im doch des eies niht. 16) Vō schônen blûmen. Ich kam in eines meien zit. So die wise grûn lit.

Mit blümen ſmine vangen. Vf ein heide gegangen. *Ende:* Ir verliesent wol für war. Güten gedingen vñ ſwer iar. Vñ alle die arbeit. Die ir an sie habt geleit. *ist das Gedicht von den Haselblumen, in der groſsen Wiener Handschrift von Strickers Welt* (15). 17) Von einem esel. Ez lac ein esel vnder eime schopfe. Dem was vil we an sinē kopfe. *Ende:* Wañ wöllent sie in alle sehen. Da mac daz liht geshehen. Daz in siht etlich man. Der im sin vil wol gan. 18) Von eim lauwen vñ sime sun. Ein lauwe zv sinē sune sprach. Do er sich des todes v'sach. *Ende:* Ich mein mit disen dingen. Ein ieglichez der w'elde kint. Der so gar ist blint. Daz im rat v'smahet. Vñ daz er sich v'gahet. Daz er sich niht erkennet. Swie ofte er sich nennet. 19) Von ein' schönē linden. Ich reit für ein linden. Daz nieman mohte vindē. Schöner augenweide. *Ende:* Sus mac man dicke vinden. Den dorn bi der linden. 20) Von einem gauche. vñ vom withopfen. Vf eime zvne stünt ein gauch. Do für ein withopfe vlauch. Der wolt vz dem lande. *Ende:* Vñ hab den müt immer me. Wie er do heim müge bestan. Sus hat der withopfe getan. 21) *ohne Ueberschrift:* ꝗ Ein glizzender korn kefer. Saz vf einem stein schever. Zv dem sprach ein wolf ez hilft niht. Daz man dich so v're schinē siht. Sit du ane hirn bist. ꝗ Hie bi merkent einē list. Daz dû ere gar zergat. Do man nit bi v'stat. *ist Wiener Hds.* XXI. (*H* 132 *ist hievon verschieden*). 22) Von schon blümen. Ich kam eins males besunder. Ich sach des nam mich wunder. Zv liehten augen blicke stan. Ein blümen gar wol getan. *Ende:* Auch müz ir entsliffen. Ir fraude wunnēberender tac. Vñ ist auch der sele ein slac. 23) Vō einer frauwen. *ist D* (*Dresdner Sammlung*) 33. 24) Von einē vuhs. vñ vō ein' katzen. Ein fuhs geſellet sich. Zv einer wilden katzen so wen ich. *Ende:* Nu si gemant ein ieglich man. Der iht güter liste kan. Wöllent ir daz er wol gevar. Daz er die selben iht lange spar. 25) Von einem hanen. *ist H* 162. *Vgl. Boner* 1. 26) Von einer richen stat. *ist H.* 146. 27) Von einē vögellin. Uf einem schönen grünen rise. Sanc ein vogelin sine wise. Ein' morgens vil frü. *Ende:* So ist der w'lde kinde not. Die an rüwe ligen tot. Ane ende. vñ also manigvalt. Daz sie imm' belibent vngezalt. 28) Von einē güten manne. *ist H.* 82. 29) Von eime ritter. Ez reit ein ritter der was tüp. Vf ein strazze die was krump. *Ende:* Als des ritters lop v'swant. Der dem berge wirde iach. Vñ in sit schalt do er in sach. Die vierden siten do die dri. Gar v'derbet warn bi. *ist in H unter* 131, *ohne eigene Ueberschrift.* 30) Von einem brunnē. Ich kam gegangē ein. Zv einē h'ten stein. Dar vz so viel ein brunne kalt. *Ende:* Swie groz sin sunde ist gewesen Sie stet an got er mac genesen. *ist H* 107. *das zweite der darin ohne Ueberschriften enthaltenen drei Stücke. Wiener Hds.* CCXLVIII. 31) Von einē vuhs. Ein fuhs an sin' weide gie. Vor einem holtz biz er gevie. Ein mus des was er fro. *Ende:* Dē selbe hat der vohen list. Des sol sich kein sinnic man. An valscher wip kosen lan. 32) Von einem hanen. Ein han. vñ ein henne. Giengen an eime tennen. *Ende:* Wañ wirt sie krankeit an im gewar. So let sie liht einē andern dar Der ir vor nie kein liep getet (getet *als ungültig unterpunktirt*) erbot. So leg er ūbel durch sie tot. *Wiener Hds.* CCL. 33) *ohne Ueberschrift:* q Einem manne brast ein akest stil. Do hat er alle baum vil. Vm. ein help der wer veste. *Ende:* q Wañ sw' sinen vint für zūcket. Sich selben er nider drúcket. *Wiener Hds.* CCXL. 34) Von einē lauwen. Ez kam ein lauwe do ein geiz. Vte einem stein embeiz. Er rief hin vf vñ sprach. *Ende:* q Sw' volget zv̄ drat. Vngewissem rat. Den geruwet liht dar nach. Daz im do vor was so gach. *Vgl. Boner* 90. 35) Von einem vogeler. *Vgl. Boner* 92. 36) Von dem krebez. Der krebez riet sim kinde. Liebez kint des erwinde. Dv gast allez hinder dich. Daz ist dir harte mülich. *Ende:* q Ez bezeichent auch den man. Der leret des er nie began. *Vgl. Boner* 45. 37) Von dem sumer. Do der sumer ane vie. Vñ der wint' zer gie. Do begonde grünen daz gras. *Ende:* q Der fuhse bezeichent einē wisē mā. Den nieman betriegen kan. Des wart auch die krote. Von den tyern zv̄ spote. *Vgl. Boner* 58. 38) Von einē kaufman. Ez het ein kaufman ein wip. Dē was im liep alsam der lip Er wer ir liep des inch auch sie *Ende:* q Swelh man sich des bedenket. Ob in sin wip beschrenket. Daz er den schranck wider sturiz. Vñ mit listen listlich lurtz. Daz ist ein michel wisheit. Sūmlich mā ūber kumē ist ein tūpheit. *ist unser* XLVII. 39) Von eime gaste. *ist H.* 86. 40) Von eim man. vñ vō sinē wibe. *ist unser* XXXVII. 41) Von eime hafen. Ein hafen erin. Wolt eins irdin geselle sin. *Ende:* Geselleschaft niht wol zimt. Do man des gewaltes schaden nimt. *Vgl. Boner* 77. 42) Von eime h'ren. *ist unser* LX. 43) Vō eime esel. Ein esel lac. vñ gedahte. Wie er ez do zv brehte. Daz er gewünne ere. *Ende:* q Des esels hoher mut. Bezeichent den tüfel der sich tüt. Hochfert ūber sin genozzen. Des wart auch er v'slozzen. *Vgl. Boner* 67. 44) Von eime snecken. Ein snecke hohe wolt. Anders denne er solt. Für allez sin geslehte. *Ende:* Daz sie dem tüfel w'dent zeteil. Zv ierem grozzen vnheil. Vñ als der snecke der kra. Furt in die lúft in der cla. *Vgl. Boner* 47. 45) Von einem closter. Ich hort sagen ein mer. Wie ein kloster wer. Rich vñ erbuwen wol. Als von reht ein kloster sol. *Ende:* Gedienten die ir meist' haz. Die bůzzen auch daz ist min rat. Hie mit die rede ein ende hat. *Der Anfang stimmt zu* XXII. 46) Von einē manne. Ez nam ein man vf sinen nac. Korens einen vollen sac. Den trůc er do er gemaln wart. *Ende:* Swen aber des genůgt. Daz im got zv̂ fůgt. Vñ andern lůten auch wol gan. D' ist hie. vñ dort ein rich' man. 47) Von einē vischer. Ein vischer vienc ein vischelin. Daz sprach la mich wider in. *Ende:* Ich wen wol daz ein tumb' man. Den wisen nit betriegē kan. 48) Von ein' rosen. Ein blůme ist rose genant. Die treit maniger in der hant. Durch iren vil sůzzen smac. *Ende:* Vñ als die selben sterbent. So ligent sie vō ierem hazze. In des tůfels vazze. Do noch vil maniger inne liget. Der hazzes vñ nides pfliget. 49) Von einē vñ von sinē wibe. *ist unser* XXXIII. 50) Von einem wolfe. Ein wolf zv̂ sinem kinde sprach. Ich han ein solichz vngemach. Daz mir an min herze gat. *Ende:* Swen er salbet daz ist ein schach. Wan den betrůget er dar nach. Nimm' er v'lazzen kan. Er zeige im des wolfes zan. 51) Von einē risen. *ist H* 145. *Wiener Hds.* CLXXI. *Vgl. Minnesinger* II, 331. 52) Vō einē gebure. *ist unser* XXXVI. 53) Ein lere. Ez sol mit dem bôsen man. Kein frum' niht zv̂ schaffen han. *Ende:* q Hie bi sůlt ir v̊ch v'stan. Daz ein ieglich frummer man. Swa er mac oder kan. Den bôsen fliehe er zv̂ aller zit. Wañ er vil bôsez ende git. *Wiener Handschrift* CLXX. *Vgl. Boner* 5. 54) Vō schônē baumen. Ich kam geriten in einē walt. Do warn baume manicvalt. *Ende:* Ir fraude dorret alle zit. Von dem der da důrre vf ir lit. So ist einer baz gegeben. Die arme frôlich hat ir leben. *Anfang und Inhalt stimmt mit H* 92. 55) Von zwein gesellen. Wilunt wolt ein man. Ferre durch daz lant gan. Do gab er sich in gotes pflege. *Ende:* Nu waz seit dir der ber. In daz ore sprach er. q Der ander iach er seit mir vil. *Das Uebrige fehlt mit einem sichtlich ausgeschnittenen Blatte. Vgl. Boner* 73. *Daher fehlt auch der Anfang von* 56), *und beginnt das folgende Blatt* 105: So sůzze noch so gůtes. Des wart nie nit noch nimm' tůt. So liep. so edel. noch so gůt. So dů w'de minne. *Ende:* Swelch frauwe ir eren hůten wil. Die endůnket der hůte niht ze vil. Ob ir alle die hůte bern. Die in der w'lt weren. 57) Von hofschern. Swelch gast daz hot fůr hofscheit. Ob einem wirt ein h'tzeleit. Von sinem hofschen libe. Geschiht an sinē wibe. *Ende:* Der spise der er mac genesen. Dv̂ sol in kalter wise wesen. Dv̂ die hitze so wol entrenne. Daz sie in niht gar v'brenne. *Die beiden letzten Stücke gehoren zu* CLV, *die Minnesinger, in* *der groſsen Wiener Handschrift von Strickers Welt* (16). 58) Von der minne. Waz ieman keinen man. Von minnē geleren kan. Dv̊ rede ist gar v'lorn. Vñ also nůtze verborn. Sie haben zv̊ heln glichen můt. *Ende*: q Also geschehe noch ihte zwein. Die mit vnglichem sinne. Pflegent einer minne. Dů minne wůrde vnstete. So man sie aller gernest hete. **Hie get die w'lt vz.** Hilf herre sant Michel. Vñ den piahe (*meint* und enpfahe) am letzsten ir sel. Vñ behůt sie vor dem grimmē tot. Die mir hellen vz miner not. Nv můze sie got beroten. Die mir ie kein gůt getoten. Sie sin lebendig oder tot. Nv helf in got vz aller not. Amē.

Gedruckt ist aus dieser Handschrift: durch Docen Nr. 10. 25. 26. 35. *in den Altd. Wäldern Bd.* 2 (1815). *S.* 1. — *Als ich* 1825 *diese Handschrift wegen der darin enthaltenen Minnesinger hier hatte, machte W. Wackernagel mir vorstehenden Auszug, und von Maſsmann habe ich die vollständige Vergleichung der hier aufgenommenen Erzählungen.*

13) Mölker Handschrift (*M*): R. 18. *Pergament* 205 *Seiten. kl.* 8. *Mitte des* 13*ten Jahrhunderts, nach Schottky, der zwei Stücke,* 30 *und* 36, *daraus abgeschrieben hat. Dies sind die Gedichte des »ungenannten Benedictiners von Mölk,« in der vollständigen Dresdner Abschrift, von welcher Adelungs Abschrift* (Biblioth. Adelung. Dresd. 1827 p. 5), *mit allen Adelungischen Handschriften,* 1816 *in die Berliner Bibliothek gekommen ist: Fol. Nr.* 27. *Vgl. Grundr.* 383. 398. *Eine Birkenstockische Abschrift hat J. Grimm. Hahns Vorrede zu der Ausgabe Strickerscher Gedichte* (16) *S.* XVIII. *Es ist eine Sammlung von* 47 *Gedichten, mit meist gereimten Ueberschriften, wie in der Heidelberger Handschrift* (1), *welche den grosten Theil dieser Gedichte enthalt. Die ersten* 44 *Gedichte gehören dem Stricker, die übrigen sind verschiedene Anhänge:* 1) *Ohne Ueberschrift*: Ein herre wolt zu hof varn Nu soltu dich vil wol bewarn Sprach er zu sinem ampte man (*empfiehlt ihm Tochter und Rüden=Seele und Leib*) — *ist H* (*Heidelb. Hds.*) 78 *und Wb* (*Würzb. Hds.*) *Bl.* 105. 2) Wi Got dez geruchte Daz er vns alle versuchte. *ist H.* 98. 3) Wie ein spotter mit wan Ersluk einen guten man. *ist H* 82. 4) Geste wolden einen wirt nicht gelten Davon hub sich ein schelden. *ist H* 76. 5) Die Gotes wort nicht gern hören Vnd sich den tiufel lazzen betŏren. *ist H.* 65. *Auch in der Münchner Handschrift* (15). 6) Ein man bat Got den sůzzen Daz er im gunde sin sunde zebuzen. *ist H* 101. 7) Ein gut pispel von den sunden. *ist H.* 102. *Auch in der Münchner Handschrift* (15). 8) Swer allez sin leben Houbthaft sunde nicht wil begeben. *ist H* 100. 9) Swer sich wider Got setzet Den hat er schir geletzet. *ist H.* 99. 10) Kein phaffe sol nich vbersehen Daz wider Got kan geschehen. *ist H* 64. 11) Swer den tiufeln wil an gesigen Der muz vasten vnd an gebete ligen. *ist H* 119. 12) Wi vns Got wil ergetzen Mit einem vollen metzen. *ist H* 75. 13) Swer zu Got nicht vorchte hat Dez wirt benamen selten rat. *ist H* 75. 14) Swer sich hie verret von Got Der wirt hie vnd dort zu spot. *ist H.* 66. 15) Wie Got [mit der marte·] einem gebernden weib Glichet sich mit dem leib. *ist H* 63. 16) Daz bispel ist von herrn Salomon Swer ez liset der hat dez lon. *ist H* 67. 17) Swer Gotes alt kleider tragen wil Der sol vasten beten venigen alle zil. *ist H* 91. 18) Sweñe der mensch reine werke tut Daz ist der sele vur daz waschen gut *ist in H* 63. *hinter* 15) *ohne Ueberschrift.* 19) Daz ist von den pheffinne Die den pristern nement leib sele er vnd sinne. *Anfang:* Ir tumbe sele ir tumber leib Ist leider ein vil tumbez weib Di Got also verliuset. *Ende*: Si mochte di sunde gerner tragen Denne si eine sele hiet erslagen. 20) Liegen vnd arme hochfart Sint mit dem tiufel behaft. *ist H.* 74. *Auch in der Münchner Handschrift* (15). 21) Swaz komen ist von der erden Daz muz allez tot ligende werden. *ist H* 97. *In Laſsbergs Liedersaal* I, 605. 22) Swer stet sundet vil Vnd di im alder buzen wil. *In der Münchner Handschrift* (15). 23) Ein kunic wolt ni gelachen Daz kom von grozen sachen. *ist H* 79. *Liedersaal* I, 357. *Vgl. Grundr.* 402. 24) Daz ist von iamer vnd von klag Di sich hebent am jungsten tag. *ist H* 90. 25) Wi der tiufel phellern kan Daz merken weib vnd man. *Anfang:* Ein wirt der væile spise hat Vnd sich der geste begat Kumt im denne geste nicht So wirt di spise gar enwicht. *Ende:* Da ze helle ist eren nicht Swer dar kumt daz ist enwicht. *Rügt die Sodomiter, wie H* 190 *die Männeler. Vgl. Minnesinger* IV, 385. 26) Von den brudern di gern ampte haben Di sich mit guten ezzen vnd trinken laben. *ist H* 70. 27) Swer welle kaufen weislich Der geb sin sunde vmb das himelrich. *ist H* 113. 28) Swer Got wil dienen mit reinem gebet Der gedenke siner marter an aller stet. *ist H* 114. 29) Daz pispel ist von werltlichem gut Swer ez liset der habz in sinem mut. *Anfang:* Ein ieger kom in einen walt Do vande er affen vngezalt Da wolde er iagen inne Er vant ein effinne. *Ende:* Der klage wirt im nimmer puz Vntz an den iungsten tak In költ der tiufel swa er mac. 30) *ist unſer* LXIX. 31) Swer in di helle nicht welle varn Der sol sich mit warer riw vnd bichte bewarn. *ist H* 115^{a}. 32) Swer sin bichte mit glichsen tut Dez sele ist vor dem tiufel vnbehut. *ist H* 115^{b}

ohne Ueberschrift. 33) Obe wir leben nach Gotes mut So wil er vns geben allez gut. *ist H* 116. 34) Swer hie leib vnd sele vertut Der muz in der helle flut (*wol* gluot). *ist H* 86. 35) Swer sich in geistlichen orden ziuchet Vnd darvz schir fliuchet. *ist H.* 152. 36) Swer bite daz betlich ist Der wirt gewerte ze maniger vrist. *ist H* 153. 37) Von einem richen sundigen man Der zu einem einsidel rat nam. *ist H* 77. *Liedersaal I.* 593. 38) Swi suze der werlde honik sei Dez todes mak nimen werden frei. *ist Liedersaal* I. 253. 39) Di weile wir leben Sulle wir hin für senden vnd geben. *Anfang*: Ich wil ew sagen was ich sach Geschriben daz hievor geschach Ich weiz nicht ein lant lak Do daz leut solicher site phlak (*den zum König eingesetzten Ankömmling nach Jahresfrist auf ein wüstes Eiland zu verbannen, wo viele umkamen, einer jedoch zeitig sich Vorrath besorgt*). *Ende*: Daz er sich hie also bewar Daz er den gemach dort vinde Der do nimmer verswinde. 40) Swelich sele verdampnet sint Di enphehet der tiufel vnd sin kint. *Anfang:* Vns hat dez tiufels gewalt Vnd sin vntugent manicfalt Vil grozen schaden gefüget. *Ende:* So rat ich daz entriwen Daz wir hie weinen dise frist Diweil daz weinen nutze ist. 41) Swer di Gotes hüz enteret Der hat sich selbe geuneret. *ist ein Abschnitt aus H* 103 (*Z.* 143—226). 42) Hie hebet sich an alsus Von einem bischof hiz Bonus. *Anfang*: Gotliche mere Weren vns vreudenbere Von dir zesagen Chuniginne aller magen Der wil ich eines recken Do soltu minen sin zu strecken Daz ich dich lob nach dinem recht. *Diese Marienlegende ist in ungefähr 20zeiligen Sätzen mit dreireimigen Schlüſsen gedichtet, wie unsere* LI *und* LXVIII. *Ende:* Doch wart er ein gute man sit Kuniges kint Davit Herre an dise werlu wurde de geborn Lazze vnser keinen werden verlorn Di dich zu vogtinne habent erkorn. 43) *ist unser* LXXI. 44) *ist unser* LXXXIII. 45) *ist unser* LXXXV. 46) Ein kunik verbot bi dem leben Ez solt nimen an sinen Gots hüz geben. *ist H* 33, *woraus der Eingang dieses Gedichtes in den Minnesingern* IV, 755 *steht.* 47) Daz getichte ist Kato genant Vnd ist den gelerten wol bekant. *ist H* 34. *Den Beschluſs macht* 48) Der gruz von vnser vrowen ist Wol im der in mit andacht list. Salve regina etc. Gegruzet von vns ruche sin Der erbarmunge kunegin. *Dann:* Oremus. Nu biten Got daz ist billich Daz er vns helfe zem himelrich. *Ende:* Durch vnsern herren Jesum Krist Der du drivalt vnd eine bist An ende immer ewiklich Hilf vns zu dinen himelrich. Amen.

Gedruckt sind aus dieser Handschrift: die Anfangszeilen von 47 *Gedichten* (*wobei* 46 *übersehen ist*) *in Graffs Diutiska. Bd.* 3 (*Stuttg.* 1829), *S.* 275. *Vollständig* 66.

47, durch H. Hoffmann in den von ihm und M. Haupt herausgebenen deutschen Blättern Bd. I (Leipz. 1835), S. 49. II (1837), 18. Eine Ausgabe von 42 liefert M. Haupt in seiner Zeitschrift II (1842), 208 nach einer Abschrift von F. Pfeiffer. Ebd. III, 299.

*13) **Vatikanische Handschrift.** Bibl. der Königin Christine 1423: Perg. 128 Bl. in 12, vom J. 1347, scheint eine unvollständige Abschrift der vorigen Handschrift, enthält nur die Stücke 1—40, die beiden letzten umgestellt, dann gleich 47, und zuletzt eine kurze erbauliche Erzählung in Prosa; sowie ganz vorn noch ein geistliches Lied. J. J. Banga, in des Freiherrn von Aufseſs Anzeiger des Mittelalters 1833, Sp. 285, gibt Anfang und Ende aller Stücke, unter denen jedoch 19 und 21 übersehen, indem nur die Anfänge von 18 und 19 und dazu die Schlüſse von 19 und 21 angeführt sind. Ebenso* C. Greith spicileg. Vatican (1838.) p. 57, *wo 3. 29. 33 übersehen sind.*

*14) **Karlsruher Papierhandschrift** 86, vormals des St. Georgen Klosters in Villingen, des 16. Jahrh., unvollständige Abschrift der vorigen oder gemeinsamer Urschrift, enthält, nächst einem Spruche von einem König von England, und Erzählung von einem Manne, der sich aus Liebe entleibt,* das buch genant der **Stricker**. *35 Stücke der Molker Hds., nämlich: 2. 4. 5. 6 9—22. 25. 1. 3. 26—37. Hinter 25 steht ein eignes Stück* (Ich klag ein ding das misse zimt *nur 6 Zeilen). Auf 37 folgt* her Freydanck, *aber ein ganz andres Spruchgedicht, 40 Bl. Endlich, ein Spruch von der Liebe, 6 Bl. Mone in s. u. v. Aufseſs Anz. 1834, Sp. 181.*

*15) **Münchner Handschrift** von Rudolfs Barlaam und Josaphat vom Jahr 1284, enthält hinten sechs Gedichte, von welchen das fünfte Konrad von Würzburg gehört (unser LXX), die Ueberschrift des ersten (in der vorigen Molker Handschrift 5) es dem Stricker zuschreibt, dem auch wol das zweite, in der Handschrift vom ersten nicht abgesonderte gehört, sowie die drei übrigen, welche in der Molker Handschrift 7. 20. 22 sind.*

***Gedruckt** sind alle diese Gedichte in Docens Miscellaneen zur Gesch. der teut. Litt. (München 1807) Bd. I, S. 31. II, 209.*

*16) **Wiener Handschrift** (W"): 2705 (sonst 418. VII. F. 7.* Denis cat. codd theol. I, 2, 1378) *Pergament 4, im 13—14. Jahrhundert geschrieben, enthält auf zweispaltigen Seiten der 175 Blätter 271 Gedichte, ist also die umfaſsendste Handschrift von Strickers Sammelwerk. Grundr. 283. Germania VIII, 284. Graffs Diutiska III. 160 gibt nur 263 Gedichte und deren Anfangszeile an, daher ich seine Zählung hier nicht anwenden konnte (vgl.*

Maſsmanns Berichtigung in Mone's Anz. des M. A. 1838, *Sp.* 237), *und bemerkt, daſs die meisten Gedichte der Molker Handschrift* (12) *sich darunter befinden, so daſs von dieser nur* 7. 9. 18. 19. 38—40. 42—48 *fehlen. Schottky hat einen groſsen Theil dieser Handschrift abgeschrieben* (*welche Bl.* 155^{b}—160^{a}, *unter den fortlaufenden Zahlen* CCXIII—CCXXX, *auch Freidanks Sprüche aufnimmt*), *und darnach habe ich in Germania* VIII, 295—315 *gedruckt: die Klage über alle Stände und Zustände Deutschlands; die Geistlichen* (CXX); *die Ritter; die Minnesinger* (CLV, *auch in der Würzburger Handschrift* 56); *Frauenminne und Gottesminne* (CCIX); *die Haselblumen* (CCI; *auch in der Würzb. Hds.* 16); *Aberglaube* (CCX); *Lügenmäre* (CLXXXI); *der Ritterzopf* (CCII). *Drei andere Beispiele sind: die Burgstall* (XLV), *der Löwe* (LXXXII); *der Welt Lohn* (CCVIII; *verschieden von unserm* LXX). *Von den bedeutendsten übrigen Erzählungen, die wir zum Theil hier aufgenommen, sind die Anfänge mitgetheilt. Vollständige Vergleichung derselben habe ich von Maſsmann.*

Viele Stücke dieses Werkes sind der groſsen Heidelberger Sammlung (1) *einverleibt, zum Theil mit Strickers Namen in den Ueberschriften* (59. 66. 67. 68. 179. 181. 182. 190). *Die mit der Würzburger und Molker Handschrift ihr gemeinsamen Gedichte sind schon bei diesen* (11. 12) *bemerkt. Auſserdem finden sich folgende Gedichte der Wiener meist auch in der Heidelberger* (*H*): *Bl.* 40^{c} *ist H* 154; *Bl.* 41^{d} Ez geschach von gewonheit Daz hie vor ein ritter reit: *Bl.* 45^{d} *ist H* 138. 173 (*unser* LXI); *Bl.* 47^{d} *ist H* 174 (*unser* I); *Bl.* 49^{c} *ist H* 185; *Bl.* 52^{d} *ist H* 189; *Bl.* 64^{a} *ist H* 89; 63^{b} *ist H* 171 (*unser* LX); *Bl.* 66^{c} *ist H* 172 (*unser* LIX); *Bl.* 85^{d} *ist in der Würzburger Handschrift* (11) 3; *Bl.* 88^{a} Ich wil von vbelen wiben sagen Daz suln die frowen wol vertragen Vnt suln ez lazen ane haz; *Bl.* 105^{d} *ist H* 78; *Bl.* 142 *ist H* 167; *Bl.* 148^{d} *ist H* 81. *Von den* 64 *Fabeln sind folgende* 25: CLXX. CLXXVII. CLXXXIX. (*H* 85). CCLXIII. CLXXI (*H* 145). CCLV. (*H* 94). CCLVI. CCLIX. LXXV (*H* 181). CCXLII. XLI (*H* 136). CVI (*H* 143) CCXLVII. CCXXXVIII. XXXVIII (*H* 132). CCXLI. CCXL. LXVI (*H.* 187). LXXIX. CCXLVIII (*H unter* 107 *ohne Ueberschrift*). CCL.—CCLIV. *Den Beschluſs macht Bl.* 173—75 *das Gedicht vom Weinschwelg.*

Gedruckt sind hieron: das letzte Gedicht und die 25 *Fabeln durch J. Grimm in den Altdeutschen Wäldern Bd.* 3 (1816), *S.* 13—34. 167—238 *mit Anmerkungen. Ein Beispiel Bl.* 31, *durch M. Haupt, Altd. Bl.* I (1835), 14. »*Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausgegeben von K. A. Hahn*« (*als Bd.* 18 *der Bibl. der ges. Deut. Nationalliteratur*) *Quedlinburg u. Leipzig* 1839. *Dreizehn Stücke.*

zunächst nach der Heidelberger Sammlung, welche allein sie mit der Wiener Handschrift gemein hat, nämlich: 136. 139. 147. 173 (unser LXI: die Wiederholung 198 hat der Herausgeber übersehen. Vgl. die Lesarten zu LXI). 174 (unser L). 188. 189. 74. 170. 117. 99. Für einzelne dieser 13 Stücke ist die Birkenstockische Abschrift der Mölker Handschrift, die Wiener Sammlung (5), Laſsbergs Liedersaal (9), Docens Abdruck der Münchner Handschrift (13).

17) die Wiener Handschrift 2884.

18) die Münchner Handschrift 444, und

19) eine Karlsruher Handschrift verglichen. Vorrede S. XVIII.

20) die Hamburger Papierhandschrift des Parcival und Wigalois, und

21) eine Weimarer Papierhandschrift in 8. enthalten unser LX. Grundr. 360. 396. 411.

22) In einer andern Wiener Handschrift (Philol. 120) stehen 32 Gedichte der groſsen Hds. (16). Graff, Diutiska III, 160, weist sie einzeln nach.

23) Eine Freiburger Handschrift des Schwabenspiegels enthält mehrere Beispiele, darunter auch 30) (unser LXIX) und 37) der Mölker Handschrift, und eins vom Diebstal, Raub und Wucher.

Gedruckt, diese 3 Stücke, in H. Amanns Programm: Praestantiorum aliquot codicum mss. qui Friburgi servantur ad jurisprudentiam spectantium notitia. Friburgi Brisg. 1836. 4. Vgl. Mone Anz. des M. A. 1836, Sp. 504.

24) In einer Stuttgarter Handschrift, Theol. 19. Fol. Papier des 15. Jahrh., steht hinter den Gedichten von Salomon und Sibylla und Marien Klage, Von dem könige Deposuit, unser LXXI.

Die weiterhin (25) näher bezeichnete Wiener Hds. 2259 enthält auch Bl. 89 zwei „Beispiele Strickers“: H. 77. 73. Graff Diutiska III, 373 gibt die Anfänge.

Die sonst in der Wiener und Dresdner Sammlung (5. 6) vorkommenden Strickerschen Gedichte ergeben sich zum Theil aus den Hinweisungen bei den Verzeichnissen derselben.

Hier reihen sich, auch als Strickers Werk, an: die Schwänke des Pfaffen Amis (Grundr. 359): sie stehen auch in der Heidelberger Sammlung 56, in der Coloczaer Abschrift 53, und aus dieser gedruckt, bei anderen Gedichten derselben durch Gr. Mailath und Köffinger (1817) S. 289.

Die Riedegger Pergamenthandschrift des Amis, beim Nithart (Minnesinger IV, 753. 902), hat G. F. Benecke in den Beiträgen II (1832), S. 493 herausgegeben, mit Vergleichung der beiden genannten Handschriften und einer Gothaer des 15. Jahrh. Dies Gedicht steht auch in der Ambras-Wiener Handschrift (30).

Anderen Handschriften beigefügte Erzählungen.

85) Die eben gedachte **Windhag-Wiener** *Pergamenthandschrift R. 2259. Fol. vor 1358 in Wien geschrieben, enth. das Kaiser- und Heldenbuch (Otnit, Dietrichs Flucht, Ravenna-Schlacht), Hartmanns Iwein, Ulrichs vom Türlin Abenteuer-Krone, und dabei, nebst den beiden Beispielen Strickers, die Siebenschläfer, und fünf unserer Marienlegenden (unten), auch 5) die Heidin, Bl. 68a unser* XVIII.

Gedruckt sind die Siebenschläfer, durch G. v. Karajan (Heidelberg 1839).

86) In der **Berliner** *Pergamenthandschrift (B) von Gottfrieds Tristan, in 4. Nr. 284, des 14. Jahrhunderts (vgl. Groote's Ausgabe Vorr. S.* LXVIII *mit Schriftbild, Minnesinger* IV, 904, *und Germania* VI, 266), *stehen zwischen einer Prosa-Chronik bis auf König Ottokars Tod* 1278, *und dem Tristan, Bl.* 53b—64a *von derselben Hand ins Niederrheinische umgeschrieben* 13 *Erzählungen, allegorische Gedichte und Lieder, darunter* 4) *der Sperber (unser* XXII). *Vgl. das Schriftbild zu Bd.* 2.

Gedruckt ist daraus dies letzte Gedicht durch Mone in „Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache“ Bd. 1 *(Achen und Leipzig* 1830), *S.* 133—45. *Die übrigen habe ich in Germania* VI, 51—78 *und* VII, 326—36 *vollständig bekannt gemacht.*

87) Hinter der **Heidelberger** *Papierhandschrift (H) von Rudolfs Wilhelm von Orleans Nr.* 4. *Fol. stehen von demselben Schreiber, Bl.* 198 *fünf Erzählungen und Spruchgedichte, darunter* 1) *die (Gürtel-)Borte (unser* XX), *von Konrad, Schreiber von Oettingen* 1467—78; *und* 3) *geschrieben von demselben* 1466, *der Schüler zu Paris (unser* XIV).

88) Eine von dem verstorbenen Propst Stieglitz zu Leipzig beschriebene Papierhandschrift des 14—15. *Jahrhunderts, hinter* 1) *dem sonst unbekannten Gedicht vom Drachenkampfe des Heiligen Georg (verschieden von dem Gedichte des Reinbot von Dorn, das ich in den Deutschen Gedichten des Mittelalters Bd.* 1. 1808 *herausgegeben habe) stehen:* 2) *Herr Witig vom Jordan (wol das ebenda gedruckte Gedicht, vgl. Grundr.* 202 *und hier zu* XVIII); 3) *Meister Kato's Lehren an seinen Sohn (vgl. oben S.* 772); 4) *die Königin von Frankreich (ohne Zweifel unser* VIII); 5) *Prosa von zwei Rittern in England, Gido und Thurus.* 6) *Prosa vom Marterthum des Heiligen Georg.* 7) *Anweisung zur Redekunst und zum Briefschreiben.* 8) *Prosa vom König Oswald von England: die auch durch eine gereimte Altdeutsche Darstellung (aus der einzigen Schaffhauser Papierhandschrift herausgegeben von L. Ettmüller) bekannte* *volksmäſsige schöne Legende. Stieglitz gibt im Jahresberichte der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig 1831, IX über die Legenden von H. Georg, hinter einem Auszuge dieses Gedichts (S. 121—31), Nachricht von der ganzen Handschrift. Ich habe nicht ermitteln können, wo dieselbe sich jetzo befindet.*

*29) **Gothaer Papierhandschrift** (G) des 15. Jahrhunderts enthält, unter mehreren Würzburgischen Sachen: Erzählung von einem Mönch und einem Söldner der Belagerung der Welfen in Lucca im Herbst 1341; die beiden Kaufmänner (unser LXVIII); der fahrende Schüler; der heilige Mönch (unser XC); von den langen Bärten (in der Würzburger Hds. (H) Bl. 98 eins der Gedichte des »Königs von Otenwalde«); der Neidhart (Fabel von einem das Heu seines Lagers anderem Viehe verwehrenden Hunde, scheint in der groſsen Wiener Hds. Strickers (16) bei Graff 76); der alberne Ehemann (unser XXIX), und von der Trunkenheit.*

Gedruckt sind diese Gedichte, das erste ausgenommen, mit Anmerkungen, durch J. und W. Grimm, in ihren Altdeutschen Wäldern Bd. 1. S. 35. Bd. 2. S. 49. 70. 84. 96. 189. Bd. 3. S. 160. 164.

*30) **Ambras-Wiener Handschrift** (A) der Nibelungen, Ravenna-Schlacht, Otnit, Wolfdietrich, Dietleib, Gudrun und anderer Stücke des Heldenbuchs, mit Eschenbachs Titurel, Hartmanns Iwein, Erek und Minnegedichte, 1502—17 auf Pergament, in gr. Fol. prächtig geschrieben, aus dem »Heldenbuch an der Etsch« für Kaiser Maximilian. Vgl. Minnesinger IV, 902. Germania I, 265. VIII, 1. Die Abbildung zu Bd. 3 zeigt die Schrift. Unter den 23 Stücken dieser Handschrift sind: 2) Nero's Schwangerschaft (vgl. das Kaiserbuch und Enenkels Weltbuch); als Eingang zu Hartmanns 14) das üble Weib. (Auch in der Wiener Sammlung 35; in der Insbrucker Abschrift »Frauenzucht« überschrieben, jedoch von unserm III verschieden): 15) die getreue Frau, von Herrand von Wildonie (verschiedene Darstellung von XII); 16) der verkehrte Wirth, von demselben (unser XLIII); 17) der bloſse Kaiser, von demselben (verschiedene Darstellung von LXXI); 18) Kater-Freier der Frau Sonne, von demselben (verschieden von Strickers Fabel, in H 136 und W XLI, näher stimmend zum Sängerkrieg auf Wartburg I, 12); 19) Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch (vgl. Minnes. IV, 384); 20) Helmbrecht (unser LXVI); 21) Strickers Pfaff Amis (oben S. 775); 23) Priester Johann. — Abschriftlich habe ich 14. 16. 19. 20. 23 von Schottky (der mir auch 10) die Klage, 7) Dietrichs Flucht und 8) die Ravenna-Schlacht abgeschrieben, wie Ziska und Primisser 9) die Nibelungen,* für meine Ausgabe 1820, und Primisser allein 12) den Dietleib und 11) Gudrun für unsern Abdruck in den deut. Gedichten des Mittelalters Bd. II. 1823); und 15. 17. 18, so wie 4. 5 Hartmanns Minnegedichte, durch Endlichers Güte, von Goldhan (der mir früher schon 13 den Otnit und Wolfdietrich abgeschrieben hat).

Gedruckt sind davon: 20 »Von dem Mayr Helmprechte« durch J. Bergmann, mit Anmerkungen und Wörterbuch, Wien 1839, aus den Jahrb. der Litt. Bd. 85; 19 »Ulrichs von Lichtenstein Itwiz oder Frauenbuch um 1257« durch denselben ebenso. Wien 1841 (Jahrb. Bd. 92. 93); 15—18 »des steyermärkischen Herrn und Sängers Herant von Wildon vier poetische Erzählungen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts« durch denselben, ebenso. Wien 1841 (Jahrb. Bd. 95. 96). Der Wundermantel (Grundr. 156), durch M. Haupt, Altd. Bl. II (1839), 217. Desselben Ausgabe des Helmbrecht, mit Vergleichung von Hg (98), in s. Zeitschr. IV (1844), 318. Der Nachtrag zu unserm XII zeigt an Wildonie's Darstellung diese Handschrift.

31) Eschenburgs (dann Meusebachs?) Papierhandschrift (E) der Niederdeutschen Bearbeitung von Flos und Blankflos, in 12., geschrieben 1431 in Liefland, enthält, ebenfalls in **Niederdeutscher** Mundart: unser XLII: ein Liebesgespräch; und, frei übertragen, unser XIII, unvollständig.

Gedruckt, in Eschenburgs Denkmälern Altdeutscher Dichtkunst (Bremen 1799), S. 231. 235. 265. Ein Auszug des ersten, bei Genthe I, 145. Der Nachtrag zu unserm XIII wiederholt das Bruchstück.

Einzelne Erzählungen und Bruchstücke.

32) Heidelberger Pergamenthandschrift (H): 395, in 4., des 14. Jahrhunderts, enthält zwischen Strickers Karl und Ulrichs von dem Türlin Wilhelm, von derselben Hand, Bl. 92 Konrads **Kaiser Otto** (unser IV). Vgl. das Schriftbild zu Bd. I.

Gedruckt, aus der Heidelberger Sammlung (1), mit Vergleichung dieser Handschrift und der Wiener Sammlung (5), durch K. Hahn (Quedlinburg und Leipzig 1838, als Bd. 13. Th. 3 der Bibl. der ges. deut. Nat. Lit.).

33) Die Königin von Frankreich (unser VIII): a) **Wiener** Pergamenthandschrift: 545 (sonst 443) des 14. Jahrhunderts, 8 Blätter mit 8 Bildern. Kenne ich nur *aus catal. mss. hist. prof., bei Schwandners Hds. Verzeichnis, nach Schottky's Abschrift in der Berliner Bibl. Anfang:* Hebt sich an ein Hystori von der Kunigin von Frankereich der Hochgebornen fürstin von Baiern. Das puch bedeut waz vor hie geschach Daz man in hohen eren sach Von Frankreich ein kunig gut Er was vor wandel wol behut. *Ende:* Zu dinst dem werden bild Da er ez in dem gewild Also erenreich het funden Also ward si von all sorg enpunden.

34) b) *Wiener Papierhandschrift* (*W: bei den Lesarten ist unrichtig G gesetzt*) *des* 15. *Jahrhunderts*: 2900 (*R.* 3045) *Fol., unter mancherlei Deutschen Aufsätzen, Bl.* 143.

Gedruckt durch Graff Diutiska III, 378. (*Darnach ist Grundr.* 186 *zu berichtigen.*)

35) 36) c) d) *Zwei Heidelberger Papierhandschriften* (*H. Hh*) *des* 15. *Jahrhunderts:* 373. *Fol., hinter Otnit, Hug- und Wolfdietrich, Bl.* 132; — *Nr.* 472. *Fol., unter vermischten Deutschen Sachen, eine von* 1439, *Bl.* 195. *Den Anfang gibt Wilkens Verz. S.* 487. *Das Ganze habe ich in den Nachträgen vollständig verglichen.*

37) e) *Darmstädter Papierhandschrift des* 15. *Jahrh. Fol., hinter dem Renner, Salomon und Morolf, und wie ein Müller ohne Gottes Hülfe ins Himmelreich kam, Bl.* 108^b Von der Konigin von Frankreich. *H. Hoffmann Altd. Bl.* I, 381.

38) f) *Basler Papierhandschrift des* 15. *Jahrh. in* 4: *O.* III. 15. *Bl.* 16^a. *W. Wackernagel die Altd. Hdss. der Basler Univ. Bibl.* (*Basel* 1836 4), *S.* 56; *wonach das Gedicht wahrscheinlich von Schondoch, im* 14. *Jahrh. ist.*

39) g) *Berliner Papierhandschrift* (*B*) *des* 15. *Jahrh. in* 4: 267, *Bl.* 46^a—61^a, *nach der alten Zählung, so daſs es nur ein Stück einer gröſseren Handschrift ist, und auch hierauf noch* Sand Margreten püechlein, 18 *Bl., vollständig folgt. Diese Handschrift hat Schottky* 1817 *von Wien her der Berliner Bibl. geschenkt. Anfang und Ende, bei H. Hoffmann Altd. Bl.* II, 96. *Vgl. das Schriftbild zu Bd.* 2.

40) h) *Im Kloster Herzogenburg ist eine Papierhandschrift. Mitte des* 15. *Jahrh.* 14 *Bl. in* 8. *stark abweichend. Die vier ersten Zeilen vertreten die Ueberschrift:* (D)As ist der künigk von franckhreich Vnd sein fraw gar mynnigkleich Die so jämerklich verraten ward Von jrem pozen marschalkh. *Das erste und die* 4 *letzten Blätter sind von schlechter Hand. Den Anfang und die Stelle, wo die beſsere ältere Hand eintritt* (*Z.* 40), *gibt H. Hoffmann Altd. Bl.* I, 382.

41) i) *Eine Handschrift die Docen in München beſaſs und in s. Miscell.* II, 145 *erwähnt, ist Abschrift einer nicht bekannten Urschrift. Maſsmann, dem er sie schenkte,* vermuthet diese zu Nürnberg, Altorf oder Jena, und gibt Anfang und Ende im Anzeiger des M. A. 1835, Sp. 44.

k) Ebenso verhält es sich mit der Handschrift dieses Gedichts in der von Stieglitz beschriebenen Sammlung (28); und neben

l) der Meyerschen Sammlung (10), habe ich nur die hier mit Buchstaben bezeichneten Handschriften vergleichen können.

42) Eine Regensburger Handschrift (R) des 14. Jahrhunderts, welche 1809 in der Jesuiterbibliothek verbrannte, und Th. Ried mir in zuvor genommener Abschrift 1816 mittheilte, enthielt, nächst dem Aristoteles (unser 11), auch das Leben des Heiligen Alexius, von welchem Ried jedoch nur den Anfang abgeschrieben (verschieden von Konrads Gedicht, so wie von dem der Meyerschen Sammlung l, und der Heidelberger Pergamenthandschrift 417, Bl. 119), und Strickers Cato. Vgl. meine Briefe in die Heimat Bd. 1 (1818), S. 64. — Schon 1812, in Gräters Idunna Nr. 14, erwähnt A. Hirn, Pfarrer zu Erlbach bei Regensburg, dieser Handschrift, als der seinigen, und gibt ihren Inhalt an, wonach der Cato voran steht auf 15 Bl. (444 Z.), dann Alexius 1100 Zeilen auf 35 Blättern.

43) Liederbuch der Klara Hätzlerin (K), zu Augsburg 1471 vollendet, groſses Sammelwerk älterer und gleichzeitiger eigentlicher Lieder (vgl. Minnesinger IV, 902) und andrer Spruch- und erzählender Gedichte, Papier, in Fol. zu Prag, des Böhmischen Museums Nr. 325. Eine Uebersicht des ganzen Inhalts habe ich von W. Hanka, der für Büsching eine vollständige Abschrift besorgte. Diese ist jezt in der Berliner Bibliothek, und eine Abschrift davon erhielt Laſsberg. Von der Urschrift zu Prag nahm K. Haltaus selber dort Abschrift für seine Ausgabe. Die Anfänge der einzelnen Gedichte und einige Nachweisungen der Quellen gab H. Hoffmann Altd. Bl. II, 57.

44) Eine der vorigen völlig entsprechende Handschrift erwarb 1835 L. Bechstein in Meiningen, und lieh sie Haltaus, der sie für etwas jünger hielt, und zum schon vollendeten Abdrucke der Prager Urschrift (Quedlinburg und Leipzig 1840, zugleich der Bibl. der ges. Deut. Nat. Lit. Bd. 8) in der Einleitung S. XXXI die Lesarten gibt.

Beide Handschriften enthalten an derselben Stelle auch den Herzspruch (unser XI), Th. I (im Abdruck II), Nr. 23.

Klara Hätzlerin nennt sich auch am Ende zweier gleichzeitigen Heidelberger Handschriften: 478 Dr. Hartliebs Buch gegen den Aberglauben und Zauberei; und 677 Kaiser Friedrichs (III) Krönung.

45) Papierhandschrift des Dr. Kloſs (K) zu Frankfurt *am Main, enthält, neben Laurin oder dem kleinen Rosengarten, Bl.* 21 *den Schüler zu Paris, unser* XIV.

46) Wiener Papierhandschrift (*Wn*) *von Hadamars von Laber allegorischem Jagdgedicht in der Titurelstanze:* 270 (*Ambras* 439) *enthält hinten Bl.* 58–64 *den Sperber, unser* XXII, *stark überarbeitet, wie schon der eigene Eingang zeigt. Eine Vergleichung derselben hat Schottky Büschings Abschrift der Dresdener Handschrift bis Z.* 154 *beigeschrieben. Wodurch meine Vermuthung im Grundr.* 323 *bestätigt wird.*

47) Heidelberger Papierhandschrift 119 *in* 4: *Eurialus und Lucretia, geschrieben* 1444 *zu Wien; Tancred und Sigismunda; Rath gegen die Bulschaft; vom reichen Kaufmann* (*die dem klugen Procurator in Goethe's Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten zum Grunde liegende Erzählung*); *Markgraf Walther und Griseldis; Papst Gregorius* (*mit Hartmanns Gedicht stimmend*): *sämmtlich in Prosa, von derselben Hand, wie Bl.* 135–78, *das die Handschrift beschlieſsende Gedicht von dem Edelmann und seinem Knecht Heinrich, unser* LXIV, *welches hier allein sich findet. Der Anfang steht bei Wilken* 350.

48) Papierhandschrift des Titurel, die ich durch Goldhan aus Süddeutschland erhielt (*Hg*), *gegenwärtig in der Berliner Bibliothek: Fol.* 470, *im* 15. *Jahrhundert, zweispaltig geschrieben, enthält S.* 452–74, *auf den letzten* 12 *Blättern von derselben Hand, den Helmbrecht, unser* LXVI. *Näher beschrieben habe ich die Handschrift in Germania* II (1837), 333. *Eine Abbildung des Anfangs, die mir Maſsmann machte, sollte dies Buch begleiten*

49) In der Wolfenbütteler Papierhandschrift aus dem Anfange des 15. *Jahrhunderts:* 16. 17. Q. Misc., *welche unter mancherlei Aufzeichnungen, auch einige Gedichte, von den* 6 *Farben* (*Grundr.* 318. *Minnes.* IV, 95), *von den beiden Blutsfreunden* (*ähnlich dem armen Heinrich u. a.*), *enthält, steht zuletzt auch der Welt Lohn, unser* LXX. *K. H. Hermes in Germania* VII, 325

50) Die Wiener Handschrift von Bruder Philipps Mariengedicht (*Grundr.* 252), *Theol.* 705 (*sonst* 682) *in* 4. *Perg.* 72 *vierspaltige Bl., hat nächst dem Lobgedicht auf Maria von einem grauen Bruder zu Pomuch* (*in Böhmen,* 1446 *gestiftet*), *auf dem letzten Blatte das Bruchstück von Adam und Eva* (*unser* I, *Z.* 1–52). Denis catal. II. 1686. *Graff Diutiska* III, 189.

Gedruckt in den Nachträgen zu I.

51) Sechs zu Bücherrücken verschnittene Pergamentblätter in 8., *des* 14. *Jahrh. in der Pauliner Bibl. zu Leipzig, enthalten, nächst zwei Minnegedichten, nach Art der Büchlein Hartmanns und Lichtensteins, auf Bl.* 5.

6. Der vrowen torney. (*unser* XVII. Z. 1—19. 25—39. 48—70).

Gedruckt, durch H. Lyser in den Altdeutschen Blättern II, 398, *wo aber die beiden Seiten des letzten Blattes verkehrt stehen, und manches verlesen ist. Der Nachtrag zu* XVII *berichtigt.*

52) Vier andere Pergamentblätter in 8., vierspaltig, des 14. Jahrh., enthalten: Bl. 1 den Anfang von Alexander und Antiloie (Grundr. 314); Bl. 2 Bruchstück einer sonst unbekannten Erzählung vom König Confortin von Normandie, seiner Gemalin Crisante und ihrer schönen im Schloſse versperrten Tochter; und Bl. 3. 4 aus unserm XIII, *Z.* 45—188. 258—75.

Gedruckt, durch M. Haupt, in den Altd. Bl. I, 241

Das Kaiserbuch.

*53) Die **Heidelberger Handschrift** des Kaiserbuchs (K) bis Konrad* III. *Perg. des* 12—13. *Jahrh.,* 105 *vierspaltige Blätter in* 4. (*Wilken* 342), *ist in*

*54) der **Wiener Handschrift** (W) 833 (sonst 97) gr. 4. Perg. 120 Bl. des 13—14. Jahrh., erneut durch Abkürzung und Berichtigung der Sprache, Reime und Maaſs der Reimzeilen. Schwandners Hds. Verzeichnis Bd. I, S. 609, wonach sie dem Bischof von Wien Johann Faber gehörte. Graff Diutiska* III, 360 *gibt Anfang und Ende. Schottky hat diese Wiener Hds. abgeschrieben für die Berliner Bibl.* 274 *in* 4.

*55) Diese Bearbeitung steht auch, aber nicht so gut, in der obigen (25) **Windhag-Wiener Handschrift** des Heidenbuchs 3. Schwandner* V, 12. *Graff* III, 370 *hat den Anfang; und in der **Wiener** Hds.* hist. prof. n. 577 *des* 14. *Jahrh. Perg.* 94 *Bl.* 4. *bis auf K. Friedrichs* II. *Tod, und auch sonst abweichend. Graff* III, 342 *gibt Anfang und Ende.*

*56) Das ältere Werk enthält auch die von Jos. Diemer, Bibl. Scriptor zu Grätz, gefundene **Vorauer** Hds. des* 12—13. *Jahrh., von welcher der Entdecker einen **Abdruck** (Bd. 1. **Wien** 1849) besorgt (vgl. Maſsmann in Haupts Zeitschr.* II, 223. 570): *während Maſsmanns längst vorbereitete **Ausgabe**, deren erster Band eben als Bd. 4 der Basse'schen Bibl. der Deut. Nat. Litt. erscheint, die Heidelberger Handschrift zum Grunde gelegt hat, deren Lesarten zugleich die Vorauer Hds. und die Bearbeitungen aus allen bekannten Hdss. und Bruchstücken bieten, also* *auch unsre* VII *Crescentia. Diese ist aus dem alten Geschichtenbuch auch schon in der Heidelberger Sammlung und Coloczaer Abschrift abgesondert. Ein Bruchstück der Ueberarbeitung sind auch die gleichzeitigen* 4 *Pergamentblätter in* 4., *welche durch K. T. Heinze in Gräters Idunna* 1812, *Nr.* 44 *abgedruckt stehen, und mir aus seinem Nachlaſse zukamen.*

Jansen Enenkels Weltbuch.

Enenkel, dessen Name Urenkel bedeutet, war ein Wiener und lebte 1190—1251, *laut des Einganges der Neresheimer Handschrift, und des Beschluſses seines Oesterreichischen Fürstenbuchs mit Herzog Friedrichs des Streitbaren Tod in der Ungarschlacht an der Leita* 1246. *Vgl. Grundr.* 186. *Minnesinger* IV. 379; *und über die Handschriften des Weltbuchs, der biblischen und weltlichen Geschichte und Dichtung bis auf Kaiser Friedrich* I. II, *s. Grundr.* 248.

57) *Die Neresheimer Pergamenthandschrift des* 14. *Jahrh.* 165 *vierspaltige Blätter kl. Fol., mit Gemälden, kam in die Thurn und Taxische Bibliothek in Regensburg, wo ich sie* 1816 *einsah. Vgl. meine Briefe in die Heimat* I (1818), 66. *In demselben Jahre war sie wieder im Stifte Neresheim, wo P. Augustin Wiedebauer für Gräters Bragur Abschrift davon nahm. Gräters Idunna* 1816, *Nr.* 43. *Dies ist wol die von Gräter beseſsene Abschrift, welche, laut Maſsmann, an Kuppitsch nach Wien kam, und eben die Wiedebauersche Abschrift von Z.* 1—2035, *in dem Verzeichnisse von Gräters nachgelaſsenen Büchern* (*Stuttgart* 1831) *S.* 4, *wobei bemerkt ist, die Urschrift sei »nun aber nach einem dabei liegenden Schreiben wahrscheinlich an Herrn von der Hagen abgegeben.« Dieses Schreiben bezieht sich vermuthlich auf den mir in Regensburg verstatteten Gebrauch, wo Mone's Anzeiger* 1839. *Sp.* 208 *sie noch nachweist, einige Stellen daraus gibt, und die in der Wiener Handschrift* 71 *fehlende Geschichte Alexanders bemerkt, in welcher der Rhein mehrmals in nahen Bezug auf den Dichter vorkömmt. Die Neresheimer Handschrift schlieſst mit Kaiser Friedrich, der nicht gestorben, sondern in einem Berge verborgen sei:* des meres pin ich worden frey. *bei* Pez. *Die vom P. Magnus Faus in Neresheim* 1793 *angekündigte und mit Enenkels Vorrede begonnene Ausgabe dieser Handschrift, wollte nach dessen Tode Wiedebauer liefern* (*laut Gräters Idunna*), *ist aber auch darüber gestorben. — Die Nachricht und Stelle von*

dieser Handschrift in der Historia der Gelehrsamkeit Th. II ist von Pez.

58) *Wiener Pergamenthandschrift*, hist. profan. n. 71 *des* 14–15. *Jahrh. Graff Diutiska* III (1829), 341.

59) *Wiener Papierhandschrift des* 14. *Jahrh.*, Cod. recent. n. 2145, 292 *Bl. gr.* 4. *Von der Schöpfung bis K. Friedrich* II. 1250. *Der erste Theil endet mit der Persischen und Griechischen Monarchie. Der zweite Theil. Bl.* 201: Hie hebent sich an die Romschen chunich vnd wie Rom gestifftet ward vnd erfunden:

Ich sag ew svnder wan
Als ich es vernoñen han
An einem puch als man es las
Das mercket hie noch fürbaz
Als ich es hie tichte
Vnde in dewtsch berichte.

Iste liber est compositus et constructus anno Domini Millesimo CCC° nonagesimo septimo in vigilia Thome Apli. *Ebenso steht Bl.* 292, *dieses Buch sei geschrieben* anno Dni Millesimo trecentesimo nonagesimo VIII. in die S. Dorothee. *Es gehörte einem Grafen Trautson, dessen und seiner Frau, Gräfin Meggau, Wappen in Gold aufgedruckt sind. Schwandners hds. Verz.* IV. 25. *Graff Diutiska* III, 367 *gibt Anfang und Ende, welches mit der Neresheimer Handschrift gleich lautet.*

60) *Münchner Pergamenthandschrift* (*M*) *des* 14. *Jahrhunderts*, 162 *vierspaltige Blätter in Fol. mit Bildern bis Bl.* 68; *beginnt mit Z.* 1221 *der Neresheimer Handschrift:*

Daz in baiden tet vil we
So rüften baid dichk owe
Vil werdes paradys
Wie sanft vnd wie leys
Wir dar inn sin gewesen
Dez müss wir paid nu entwesen
DO sprach ez her Adam.

Endet auch mit K. Friedrich II:

Daz wort si wainend sp'ch
Vnd wider ir hercz daz v'iach
Vil säuften in ir herz viel
Wan ir von der sorgen schiel.

Docen catal. ms. p. 21. *Das letzte Reimpaar, welches in dem Abenteuer des Friedrich von Auchenfurt* (*unser* LXVII) *abbricht, Z.* 45. 46 *hat sie mit der Heidelberger Handschrift gemein, gegen die Leipziger.*

61) *Münchner Papierhandschrift* (*Mm*) *des* 15. *Jahrh.*

286 *vierspaltige Blätter in Fol., mit Bildern, schlecht geschrieben. Bl. 1 fehlt. Jetziger Anfang:*

Nu werd ein vestichait
Hie mit besunder
Schied er das wuder (*meint* under)
Von dem daz man oben sach
All zehend do daz geschach
Dye vestikait den himel er nant
Do mit er den tag versbant
DO sprach got aber nu bil ich
Daz die wasser all samen sich

Schlieſst auch mit K. Friedrich II. Bl. 187—227 ist biblische Geschichte in Prosa eingeschoben, hinter Alexander und Seleucus. Ebenso folgt Bl. 281—82 die Prosa von den Fürsten in Oesterreich (*s.* Pez scriptt. rer. Austr. II, 538—41). Docen catal. ms. p. 261.

*62) **Heidelberger** Handschrift* (*H*) 386 *des* 15. *Jahrhunderts, Papier,* 310 *vierspaltige Blätter in Fol. Beginnt mit Saul, und endet wie die Neresheimer Handschrift, ist also wol der zweite Band zu einem verlorenen ersten. Wilkens Verz.* 415. *Ich habe diese Handschrift hier gehabt und zunächst gebraucht. Der Schluſs stimmt mit der Neresheimer Handschrift.*

*63) **Leipziger** Handschrift* (*L*) *der Rathsbibliothek* cod. Germ. 100, *Pap.* 415 *vierspaltige Blätter. Neumanns Katalog S.* 33. *Fleischer und Delitzsch* prodromus et specim. catalogi libr. mss. bibl. senat. civ. Lips. (*Hannover* 1837. 4). *Pertz Archiv* VI, 209. *M. Haupt Zeitschr.* V (1845), 268, *wo die Erzählungen von Kaiser Friedrich, die wie in der Heidelberger Handschrift den Beschluſs machen, auch in das gemeine Mittelhochdeutsch umgeschrieben sind.*

*64) Die **Helmstädter** Papierhandschrift in Fol., nur bis Josua gehend, ist gegenwärtig in Wolfenbüttel. Bl.* 125: Got aller dinge ein vb'craft. *Vgl. Minnesinger* IV, 556.

*65) 66) Zwei **Wolfenbütteler** Handschriften* (*W, Wu*) *von Rudolfs Weltgedicht, zu dessen Ausfüllung Enenkel manigfaltig angewandt ist* (*Grundr.* 241)*).

*67) **Augsburger*** (*Schelhorns*) *Handschrift* (*A*) *von Rudolfs Werk* (*Grundr.* 246).

*68) Die **Gleinker** Handschrift* (*G*) *von Rudolfs aus Enenkel u. a. ergänztem Werke* (*Grundr.* 228), *Pergament, mit Bildern, ist in Linz. Graff Diutiska* III, 279. *Die Gottschedische Abschrift des Trojanischen Krieges daraus ist mit Büschings Nachlaſs in der Berliner Bibliothek.*

---

* *Die ebd.* 230 *aus Kinderlings Nachlaſs mitgetheilten Niederdeutschen Bruchstücke gehören zu Jakobs von Maerlant Reimbibel*

(S. 346—476 fehlen in der Gleinker Hds. und sind aus der Kremsmünsterschen Handschrift, Grundr. 238, Graff Diutiska III, 276, ergänzt). Hier ist auch Adelungs Abschrift desselben, Fol. Nr. 21; sowie die Adelungische Abschrift des übrigen groſsen Sammelwerkes in drei Foliobänden, Nr. 439—41.

Unsere eilf aus Enenkels Weltbuch aufgenommenen Geschichten, LXVII, und in Bd. II als Anhang 1—8^{a}. 8. 9 (= XC—C) gewährte sämmtlich die Heidelberger Handschrift. Vergleichung von 2. 3. 5. 6. 7. 8^{a}, 8^{b} boten die Neresheimer, die Augsburger und die Münchner Papierhandschrift; die Münchner Pergamenthandschrift gab 1. 3. 5. 6. 8^{a}; die Gleinker Handschrift 1, und die beiden Wolfenbütteler Handschriften lieferten 2. Die Lesarten dieser Handschriften habe ich meist von Maſsmann. Die Leipziger Handschrift gab nachträglich Vergleichung zu LXVII.

Handschriften des groſsen dreitheiligen Gedichts von Christus und Maria, den Aposteln und allen Heiligen, aus welchem Unser Frauen Wunder LXXIV—LXXXVI. LXXXVIII genommen sind (Grundr. 261).

Die beiden ersten Bücher, von Christus und Maria und den Aposteln.

69) Wiener Pergamenthandschrift (W) philol. 163 (Ambras 256) des 13—14. Jahrhunderts, 205 Bl. in kl. Fol. Die ersten 3 Bl. sind ausgeschnitten. s. das mit Büsching und Docen von mir herausgegebene Museum für Altdeutsche Litteratur und Kunst Bd. I (1809), S. 604, wo die Nachr. in Lambecii comment. II, 781 wiederholt ist; dann Graff Diutiska III, 352. Alle geben Anfang, Ueberschriften der einzelnen Stücke und Ende. H. Hoffmanns Wiener Handschriften-Verzeichnis S. 124. Nach Lambek fehlen auch am Ende 4 Blätter. Die Ueberschrift zum Leben der H. Katharina zu Ende ist aber ausgestrichen, weil beides als Beschluſs des dritten Buches nicht hieher gehört.

70) Des Fürsten Dietrichstein zu Nikolsburg in Mähren Pergamenthandschrift 127, des 14. Jahrh. 211 Blätter kl. Fol. Ausgeschnitten sind 4 Blätter. Beschreibung und Auszüge, in der Wiener Litteraturzeitung 1816, Intelligenzbl. Sp. 155. 161. 169, sind von G. Meinert, wie dessen Anmerkung zu S. 459 der „Fylgje, Volkslieder aus dem Kuhländchen“ (1817) ergibt.

71) Meine Pergamenthandschrift (H) des 13—14. Jahrh., 248 vierspaltige Blätter kl. Fol. in 31 Lagen. Worauf Maſsmanns Angabe in den Heidelberger Jahrbüchern 1826, S. 1181, diese Handschrift sei aus Görlitz, beruht, erinnert dieser sich nicht mehr. Möglich, daſs Bratring, von dem ich sie ertauscht, sie von dorther hat. Gewiſs hat sie in einer Rauchkammer gelegen, wo die ersten Seiten unter dem mit den alten Krampen nicht geschloſsenen lederbezogenen Holzdeckel stark angeschwärzt sind. Genauen Bericht von dieser Handschrift, von ihrem Verhältnisse zu den gedruckten Theilen des alten Werkes, und Abdruck mehrerer Stücke gibt Prediger C. Kläden in Germania VII (1846), 219—72. Eine Abbildung der Schrift war für Bd. 3 bestimmt. (Vgl. Vorbericht S. XXVIII.)

72) Heidelberger Pergamenthandschrift (P) 352 des 14. Jahrh., 270 vierspaltige Blätter in 4. Die erste nähere Nachricht, Anfang und Ende, gab Glöckle im Grundr. 550. Dann Wilkens Verz. 434. Einen Abdruck lieferte K. A. Hahn, Frankfurt am Main 1845. Passional, wie die Ueberschrift dieser Handschrift und die Schluſsschrift der Wiener, sowie die Aufschrift der Königsberger Handschrift des dritten Theils (81) dieses Werk benennen.

73) Meininger Papierhandschrift des 15. Jahrh., kl. Fol. In der Mitte fehlt ein Blatt. Grundr. 260—67 gibt Auszüge. — Eine Thorner Papierhandschrift »soll vorhanden sein«. (Pfeiffers) Vorrede zu den Marienlegenden S. VIII.

74) Pergamenthandschrift des 13. Jahrh., unvollständig, nur noch 30 Blätter in 4. Beschreibung und Auszug in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von G. Lisch, Jahrg. II (1837), S. 154—72.

75) Ein Pergamentblatt des 14. Jahrhunderts, in Fol. zwei 55zeilige Spalten auf jeder Seite, aus dem zweiten Buche, besaſs Veesenmeyer in Ulm, und ist aus Maſsmanns Abschrift gedruckt in Mone's Anzeiger 1838, Sp. 521, mit Ergänzung aus der Heidelberger Handschrift, nach Hahns Abdruck S. 250, Z. 86 bis 253, 21.

76) Ein Pergamentblatt des 14. Jahrhunderts, zwei 48zeilige Spalten auf jeder Seite in Folio, habe ich in Abschrift aus v. Meusebachs Nachlaſs (selber besitze ich keine Perg. Bl. dieses Werkes, wie Pfeiffer a. a. O. vernommen hatte), ist auch aus dem zweiten Buche meiner Handschrift Bl. 121^{a} — 122^{b}, in Hahns Abdruck S. 169, Z. 61 bis 171, 63.

77) Ein Papierblatt des 15. Jahrhunderts, auf jeder Seite zwei 42zeilige Spalten, fand Prof. Jung in der

Straſsburger Bibliothek, und gab es in Mone's Anzeiger 1838, Sp. 517. Es ist aus dem ersten Theile, Hahns Abdruck S. 31, Z. 12 bis 32, 35. Mone bemerkt, er habe noch mehr solche Blätter an Bücherbänden dort gesehn.

78. Das zweite Buch (die Apostel): Straſsburger Johanniterbibl. B. 110, eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, 150 Blätter in Fol. — Aus diesem 2. Buche hat

79) die Papierhandschrift der königl. Handbibl. in Stuttgart, vormals in Weingarten K. 17, Fol. des 15. Jahrh. Bl. 10—119 den Heiligen Michael, Johannes den Täufer, Magdalena, Vor- und Nachrede; und Bl. 120—67 Katharina, aus dem dritten Buche. Graff Diutiska I (1827), 66—68 gibt Anfänge und Ende.

80) Das dritte Buch (die übrigen Heiligen nach dem Kirchenjahre): Straſsburger Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts, in der Johanniterbibl. A. 77, in Fol. 222 Blätter, dreispaltige Seiten. Graff Diutiska I (1826), 301 gibt die Ueberschriften. Maſsmann, der mir früher schon brieflich den Inhalt mittheilte, Heidelberger Jahrbücher 1826, S. 1180; gelehrte Anzeigen der Bairischen Akademie 1830, Nr. 12; und Germania VIII, 273—315, gibt Anfang und Ende der einzelnen Abschnitte und vollständig die Vorrede und Nachrede.

81) Königsberger Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts 216 Blätter, dreispaltige Seiten in Fol., beschrieb 1812 schon F. K. Köpke in der Vorrede zu E. Hennigs historisch-kritischer Würdigung einer Hochdeutschen Uebersetzung eines ansehnlichen Theils der Bibel aus dem 14. Jahrhundert (Königsberg 1812) S. XV—XIX, mit Anfang, Ende und Ueberschriften; auf dem Deckel steht von alter Hand: Passionale Sanctorum. *Diese und die vorige Hds. hat Köpke hier zu einer Ausgabe. — Aus diesem dritten Buche sind Laurentius und Decius, in Heinrichs von München Bearbeitung und Erweiterung von Enenkels Weltbuch. Maſsmann Germania VIII, 274.*

Aus dem ersten Buche sind abgesondert:

82) Unsers Herrn Marter, in der Wiener Pergamenthandschrift 2740, in 8, des 14. Jahrhunderts Bl. 45—64. H. Hoffmann Wiener Hdss. S. 321.

Vnser vrouwē lob, *welches mit einer Nachrede Unser Frauen Wunder und dieses Buch beschlieſst, in meiner Handschrift Bl. 107ᶜ, bei Hahn S. 145, steht so in*

83) Heidelberger Papierhandschrift 356 des 15. Jahrhunderts in 4., hinter Konrads goldener Schmiede, Bl. 53—76. Adelung Nachr. von den Altd. Hdss. im Vatikan II, 259 gibt Anfang und Ende. Wilken Heidelberg. Hds. Verz. 408. Ebenso in

84) Heidelberger Papierhandschrift 478 des 15. Jahr-

hunderts in 4., Bl. 49—56, gleichfalls hinter der goldenen Schmiede, bricht ab mit Z. 23 bei Hahn S. 150. Wilken 456.

Unser Frauen Wunder: Heidelberger Sammlung (H) s. 1. Coloczaer Abschrift (C) s. 2. Wiener Handschrift 2082 (W^1) s. 3. Mölker Handschrift von Strickers Welt (M) s. 12. Windhag-Wiener Handschrift des Heldenbuchs 2259 (W^2_*) s. 25, enthält unter 3. 10. 11 fünf von den 25 dieser Erzählungen: LXXV. LXXXVIII. LXXIV. LXXVI—VII. Auszüge, Anfänge und Ende gibt Graff Diutiska III, 370. 374.

85) Wiener Pergamenthandschrift 2779 (W^3); Fol. des 14. Jahrhunderts. H. Hoffmann Wien. Hdss. S. 13.

86) Kloster Neuburger Pergamenthandschrift 1244 (N), des 13. Jahrhunderts, in 8., Bl. 31—46 meist Ueberarbeitung von 9 dieser Legenden. Graff, der aus dieser Handschrift die Tochter Syon (auch in der Heidelb. Perg. Hds. 417) bekannt machte, in Diutiska III, 1, gibt ebd. 272—74 Auszüge und Anfänge. Demnach sind darunter folgende sechs: 15 (unser LXXXVIII). 2. 14 (LXXXVI). 20 (LXXVIII). 9. 8 (LXXIX). — Das Verhältnis aller dieser Handschriften, soweit sie zu den Lesarten gebraucht sind, ist bei denselben, unter LXXIV, in Hinsicht der Anzahl und Folge der einzelnen Erzählungen, zusammengestellt.

Laſsbergs Liedersaal (L) s. 10. Andere Bearbeitungen von zwei dieser Legenden sind im Nachtrage zu LXXVIII. LXXXIII bemerkt.

87) Wiener Pergamenthandschrift 2696 (R. 3276) des 14. Jahrhunderts, 312 Seiten in 4. enthält Bl. 69^b—75^a mit der Ueberschrift Daz büch heizzet daz Jüdel, eine ganz andere Darstellung der letzten, 25sten Legende. Schwandner catal. mss. V, 108. Graff Diutiska III, 398—404 gibt Auszüge, Anfang und Ende der einzelnen Gedichte. Ein Bruchstück derselben (S. 303—12), Pfaffenleben, hat M. Haupt in den Altd. Bl. I, 217—38 herausgegeben. Einen Abdruck des Jüdels, mit anderen Gedichten dieser Handschrift, die Schöpfung, Tungdalus (vgl. Museum für Altd. Litt. I, 161) von Alber, Unsers Herrn Kindheit von Konrad von Fuſsesbrunnen *), und die Urstände, Gedichte des 12. u. 13.

---

*) In den Minnesingern IV, 889 ist Konrad von Fuſsesbrunnen als Dichter dieses Werkes genannt, veranlaſst durch Laſsbergs briefliche Mittheilung, welche die denselben betreffende Stelle auf das im Grundriſs S. 280 beschriebene Gedicht von Maria und Christus bezog (vgl. Germania VIII, 272), dessen Umfang damals noch unbekannt war, und mit ähnlichen Worten und Reim anfängt, wie Konrads v. F. seitdem aus der obigen Handschrift bekannt gewordenes Gedicht. Dem Abdrucke der Wiener Handschrift und Lesarten der Laſsbergischen Handschrift angefügt (S. 137—46), aus welcher letzten W. Wackernagel schon im Altd. Lesebuch 1835, Sp. 429 (2. A. 1839, Sp. 541) ein Stück herausgegeben, mit Vergleichung eines Leipziger Pergamentbruchstücks, das H. Lyser in des Freiherrn v. Aufseſs Anzeiger 1833, Sp. 98 bekannt gemacht hatte. — Ein anderes Bruchstück hat Dronke zu Koblenz in demselben (von Mone fort-

Jahrhunderts, gab K. A. Hahn in der Bibl. der Deut. Nat. Litt. Bd. 20 (*Quedlinb. u. Leipz.* 1840). *Die Schlufsschrift des Buchs* das gemeine leben *weist zurück auf den ebenso genannten Eingang zu* des todes gehügede (*S.* 165), *aus welcher, so wie aus der darauf folgenden* warnunge, *nach Schottky's Abschrift, ich Auszüge gegeben, in Germania* VIII, 302—6. *Noch stehn in dieser Handschrift die Legenden von St. Servatius und St. Katharina, verschieden von der, welche das dritte Buch des grofsen dreitheiligen Werkes beschliefst.*

Handschriften und alte Drucke anderer Darstellungen und Verarbeitungen der Gesammtabenteuer, aufser den Gesta Romanorum.

Lateinische:

88) Wiener Papierhandschrift 3006, *des* 15. *Jahrhunderts*, 310 *Blätter in Fol. Rudolfs Reimbibel* (*Minnesinger* IV, 557. *Anm. I*), *Ueberarbeitung.* *). *Hinter derselben, Bl.* 308ᵇ, *steht die Lateinische Erzählung von unserm* I: Adam et Eva quum expulsi sunt a paradiso fecerunt sibi tabernam et fuerunt septem diebus lugentes et lamentantes prae magna tristitia. *Ende Bl.* 310ᵇ: Et Adam in paradiso annos septem fuit. *Vgl.* 91.

89) Die im Nachtrage zu XLVII *angeführte Wolfenbütteler Handschrift des* 10. *Jahrhunderts, welche die Lateinische Darstellung des Schneekindes im* modus Liebinc *enthält, hat F. A. Ebert in den Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt Bd.* I (1826), *S.* 72—92 *beschrieben und ausgezogen, und daraus ist der Nachtrag genommen.*

90) Das im Nachtrage zu LXXIX *angeführte* Liber de miraculis S. Mariae, *welches handschriftlich im Kloster Göttweih* (*Altd. Bl.* I, 327), *und von B. Pez* 1731 *in Druck gegeben ist. Von den* 43 *Legenden entsprechen fast wörtlich*

[illegible] Anzeiger 1839, *Sp.* 96 *mitgetheilt, und Leyser noch ein Leipziger Bruchstück in M. Haupts Zeitschrift* III (1843), 304. *Eine Pergamenthandschrift des* 13—14. *Jahrhunderts,* 5 *vierspaltige Blätter in grofs Folio, besitze ich selber, sie geht bis S.* 90, *Z.* 37. *Der Meister Heinrich, an dessen* liet *von St. Anna, Mutter der drei Marien, Konrad sein Gedicht anschliefsen will* (*S.* 66, *Z.* 33), *ist weiter noch nicht bekannt. — Das obige grofse Werk wollte Docen* (*in den Altd. Wäldern* III, 155) *dem Rudolf von Hohenems zuschreiben, der den Konrad so rühmt.*

* *Schwandtners Wien. Hdss. Verz.* V, 34 *bemerkt schon, dafs der Landgraf Heinrich, welchem diese Arbeit gewidmet ist, wol der Nachfolger Heinrichs Raspe nach* 1246 *und der Minnesinger Markgraf Heinrich von Meissen sei. Vgl. Minnes.* IV, 30. 34.

8 den 25 *des groſsen Deutschen Gedichts, namentlich* 10 (*unser* LXXXV). 11. 6. 8 (LXXIV). 7 (LXXXI). 12. 25. 13. *Diese Stücke sind den Marienlegenden, Stuttgart* 1846, *S.* 267—75 *angehängt. Vgl. Vorwort S.* XIX.

Deutsche:

91) Die Neresheimer Papier- und Bilderhandschrift einer s. g. Geschichtsbibel, welche unser Gedicht I *Adam und Eva prosaisch aufgelöst hat, ist im Nachtrage zu diesem hinlänglich aufgeführt. Vgl.* 87.

92) Der Leipziger Univ. bibl. Papierhandschrift 1279 *in* 4. *enthält Bl.* 294 *eine prosaische Auflösung von* VII *Crescentia. Gedruckt durch M. Haupt in den Altd. Bl. I* (1836), 300—8.

93) Ein Meistergesang von VIII *ist:* Das lied von der künigin von Franckreich, die der falsch Marschalck gegen den künig vbergab do sie nicht wolt seines willen pflegen. In des Regenbogen langen thon. *mit einem Holzschnitt*, 16 *Seiten in* 8. *Anfang:* Hievor ein künig zu Franckreiche, ann macht vnd adel grosz geachtet. *Ende:* Gott der Allmechtig durch sein krafft, am letzten vns all zu hymel sende. Amen. Gedrückt zu Nürnberg durch Jobst Gutknecht *in* 8. *K. Aue in Mone's Anzeiger* 1839, *Sp.* 386. — *Ueber Regenbogens langen Ton vgl. Minnesinger* IV. 639.

94) Das zu XI *gehörige Volkslied von dem Bremberger, aus welchem ein Reim in den Minnes.* IV, 281 *angeführt ist, steht vollständig, und diesen Reim berichtigend* (Si leiden hem op eenen disch Si sneden hem wt zyn herte frisch) *als Niederländisches Volkslied, in* Een schoon liedekens-Boeck. Antwerpen 1544 *bei* Jan Roulars *Bl.* 92, *und daraus durch W. Wackernagel in M. Haupts Zeitschrift* III (1843), 39. *Es ist überschrieben* ¶ Van Brandenborch, *wie auch Altdeutsche Lieder im* Bremberger *Tone Brandberger hieſsen. Minnes.* IV, 283.

95) Den aus einem fliegenden Blatte des 16. *Jahrhunderts im Wunderhorn erneuten, in den Minnes.* IV, 281 *berichtigten Meistergesang vom Bremberger, welchen die neue Ausgabe des Wunderhorns* (*Berlin* 1846) II, 232 *so wiederholt, habe ich in einem solchen alten Druck o. J. u. O. ein halber Bogen in* 8*:* Ein schön new Lied von ainem man der seinem weyb uff einem brieff schrieb was sie thon oder lassen sol, vnd wie ehs Im ergieng. Im Speten thon * Ein ander Lied, Von des Brembergers endt vnd todt, In des Brembergers thon. *Darunter ein Holzschnitt, die Frau mit ihrem Mann am Tische, ein Koch das Gericht bringend. Die im Wunderhorn ausgelaſsene zweite*

Strophe, welche der Sinn und auch der gefünfte Meistergesang fordert, lautet hier buchstäblich (Der Herr der nam das hertz ehr zû dem knecht sprach, bereyt du mir das richtlein gût das es lieblichen schmecke.

Der knecht der sprach vnnd das wil ich gern thûn, ich wils euch machen also gût, so gar on alle mackel.

Darvmb so nymb ich meinenn lon, ich wils euch machen also schon, mit meinen klûgen listen, also sprach sich der hochgemeyt, das essen sol euch werdenn bereyt, das solt jr Herre mein wissen, das hertz das wardt bereyt man trûgs der Frawen dar, man asz zû Tisch vnnd nam der speyz gar eben war, die ſraw die nam den ersten bissen in den mundt, darnach so ward dem edlen Herren grosz layd in seinem hertzen kundt. *Es ist dieses vermuthlich derselbe Abdruck, den Arnim aus dem alten Bande vieler Stücke des* 16. *Jahrhunderts benutzte, welchen damals Gräter besaſs.*

96) Der in den Minnes. IV, 281 *nach einer Handschrift ausgezogene, ganz abweichende Meistergesang vom Bremberger ist auch gedruckt*: Ein hübsch Lied von dem Bremberger vnd eyner Hertzogin von Osterreich, mit ſünffzehen gesetzen. *Auf dem Holzschnitte beide unter Bäumen im Gespräche. Anfang:* Ich sahe sie an, die auszerwelte ſrawe zart, jr wang vnd auch jr roter munt. *Ende:* o herr des wil jch achten kleyn, hilff meyner seelen dort ausz not. *o. J. u. O. acht Seiten in* 8. *K. Aus h. Mone's Anz.* 1839, *Sp.* 364, *in derselben alten Sammlung mit* 93. *Ebd.* 367 *noch ein Liebeslied* In des Brembergers Thon, *gedruckt zu* Nürnberg durch Kunegund Hergotin. *Vgl. Grundr.* 504. *Minnes.* IV, 283. *Viele solcher Lieder enthält die Naglerische Sammlung alter fliegender Blätter. In der Berliner Meistersänger Hds.* IV, 360 *dicht hinter Tanhusers Hauptton steht der Anfang einer Sangweise* Im Hofton :|: Brembergers, *nur eine Zeile ohne Worte.*

Die unten (*106*) *näher beschriebene Regensburger Papierhandschrift des* 16. *Jahrhunderts enthält unter andern auch unser* XV, *als Lied von den Königskindern:* 44) *Bl.* 268, *in* 13 *Strophen, die erste mangelhaft, beginnt:* Es warb ains edelmans kindt Umb ein edle hertzogin. *Mone Anz.* 1838, *Sp.* 493. 496. *Alte noch lebende Volkslieder desselben Inhaltes sind: das mündliche Lied aus Brüssel, welches ich zu dem Deutschen,* 72 *meiner Volksliedersammlung* 1807, *erwähnte, habe ich H. Hoffmann mitgetheilt. Vgl. dessen Holländische Volkslieder S.* 112. *Ein Westfälisches Lied gab W. v. Haxthausen in Mone's Anz.* 1837, *Sp.* 165. *Ein Ostfriesisches Lied steht bei J. M. Firmenich Germaniens Völkerstimmen Bd.* I (1843–46), *S. 15. Oertlich stark verändert ist das Lied des Schlesischen Kuhländchens in G. Meinerts Sammlung »Fylgie«* (1817) *S.* 137. — *Noch manche andere Darstellungen hat Prof. Höfer in Greifſwalde gesammelt.*

97) Die Hamburger Papierhandschrift des Parcival aus dem 15. *Jahrhundert, enthält Bl.* 569$_a$—575^a *den König im Bade, Strickers Gedicht, unser* LXXI. *Gedruckt durch Eschenburg in Bruns Beiträgen* (1802—3) *St.* 2, *S.* 123. *Ich habe Büschings eigenhändige Abschrift. — Daſselbe Gedicht steht in der weiterhin* (104) *vorkommenden Weimarer Handschrift. Vgl. Grundr.* 366, *welcher hienach zu berichtigen ist, sowie der Nachtrag zu* LXXI, *wo die Lesarten beider Handschriften stehn sollten.*

98) Aus der Dresdner Papierhandschrift des 15. *Jahrhunderts, von* 49 *Gedichten Rosenpluts* (*Grundr.* 365), *enthält dessen Erzählung der König im Bade.*

99) In einer andern, A. G. Meiſsner gehörigen Handschrift, von 46 *Gedichten Rosenpluts steht dieselbe Erzählung. Gedruckt im Deutschen Museum* 1782, *S.* 347—53. *Vgl. Canzlers und Meiſsners Quartalschrift Jahrg. I* (1783), *St.* 1, *S.* 55. III, 7, 27.

100) Wiener Papierhandschrift 297 *des* 15. *Jahrhunderts,* 253 *Blätter kl.* 8, *enthält unter mehreren geistlichen und weltlichen Gedichten* (*St. Margaretha, Veronica, Laurin, Lucidarius, Sibylla, St. Georg, Oswald, Alexius*) *Bl.* 233b—39b, *den König im Bade,* 25 *Strophen, in der Wartburg-Lohengrin-Stanze, bei den Meistersängern, Klingsors schwarzer Ton genannt. Gedruckt, mit Einleitung und Anmerkungen von Schottky, in den Wiener Jahrbüchern Bd.* V (1819), *Anz. S.* 31—44. *Die im Abdrucke, nach der mangelhaften Bezeichnung, mit manchen Auslaſsungen der Handschrift, in* 47 *Absätzen ganz entstellte Form ist in die genannte Weise herzustellen, über welche Minnes.* IV, 751.

101) Der Bamberger Druck eines Liedes, der König im Bad, 1493 *durch Hansen,* 1 *Bogen in* 4, *ist schon bei den Lesarten zu* LXXI *nachgewiesen.*

Zum Schluſse folgen hier noch einige vermischte Sammlungen, meist späterer Spruch- und Lehr-Gedichte, welche auch Hiehergehöriges enthalten.

102) Der Pergamenthandschrift des Sachsenspiegels der Pauliner Bibilibliothek in Leipzig, des 14. *Jahrh. in Fol. sind auf* 10 *Blättern* 6 *Gedichte beigeschrieben, von* *welchen der Tugend Spiegel, König Ernst, und der jüngste Tag, in der groſsen Heidelberger Sammlung* (*H*) 36. 79. 5 *sind. Grundr.* 399—405 *gibt Anfänge und Enden, nach meiner Abschrift von Kinderling; bei dem jüngsten Tage sollte auf daſselbe Gedicht, nach der Berliner Handschrift* (*S.* 404) *verwiesen sein.*

103) Eine Papierhandschrift, welche Docens Zuschrift an mich in Idunna 1812, *Nr.* 41 *bekannt machte, aus Mittheilung eines Unbekannten* (*Hrn. Hoheneiger*), *wie die Handschrift des groſsen Rosengartens vom J.* 1453, *von derselben Hand,* 56 *Blätter in* 4, *mit* 15 *Gedichten, darunter: Sibyllen Weiſsagung* (*Grundr.* 459. 512); *Cato's Sprüche* (*ebd.* 396); *die Lehren der Nachtigall* (Gesta Romanor.); *die in einen Färberkübel gefallene, schwarz und geistlich gewordene Katze, bis sie der Regen wieder wäscht* (*Laſsbergs Liedera.* CCXLVI); *zwei Sitten- und Strafgedichte von* Peter Bock *oder* Bocker; *Osterlied in Konrads Aspis-Ton* (*Minnes.* IV, 728); *Lied in der Stanze der Ravenna-Schlacht, von* Mysner (*ebd.* 512). *Vom* ryben *ist wol die* tint *in* 106.

104) Die unter 97 *angeführte Weimarer Papierhandschrift des* 15. *Jahrhunderts in* 8, *welche Cato's Sprüche, Gedichte von Shmiecher, Teichner, Suchendank, Zukunft, Raminger u. a. enthält. Grundr.* 365. 396. 411. *Gedruckt ist daraus »der Traum« mit Vergleichung der folgenden Trierschen Handschrift, durch W. Grimm in den Altdeutschen Wäldern* II (1815), 135.

105) Trierische Papierhandschrift des 15. *Jahrh.* 30 *Bl. kl. Fol. enthält* 9 *Stücke, darunter die Beichte* (*verschieden von unserm* XLIV), *zwei Gesellen, und der eben genannte Traum. H. Hoffmann in Aufseſs Anz.* 1832. *Sp.* 260—62 *gibt die Anfänge. Daſselbe ist* 1838, *Sp.* 49 *wiederholt.*

106) Eine Papierhandschrift der Regensburger Stadtbibl. aus dem Anfange des 16. *Jahrh.* 424 *Bl. enthält* 70 *Stücke, nach dem Laurin des Heldenbuchs* (*Bl.* 69—91), 12 *Erzählungen; dann* 14—43 *Sprüche, drei vom* Teichner, *zwei von* Schmiher, *einer von* Schüber, *einer von* Jorg Schilchnecht, *dann Lieder wechselnd mit Sprüchen, darunter das Lied von den Königskindern* (*hinter* 96), *Frauenlob im blauen Ton* (*Minnes.* IV, 748) *und des Münchs von Salzburg Chorweise* (*ebd.* 762), *und Sprüche von* Hofmar von Punt *und* Lipel Alben von Elsasperck, *namenlose Sprüche über Karl den Kühnen, wie Herzog Albrecht Regensburg eingenommen, und die Einnahme von Bugia* 1510, *nachdem in Augsburg gedruckten fliegenden Blatte: Mone gibt im Anz.* 1838, *Sp.* 493—98 *Anfang und Ende der einzelnen Stücke.*

107) Der Diakonus Roth zu Nürnberg gab von seiner Handschrift (*Grundr.* 366) *Grätern Nachricht, welche dieser erst nach dessen Tode bekannt machte, in Idunna* 1814, *Beilage* 5. 6. 7. *Sie ist auf Papier, des* 15. *Jahrh.* 490 *Bl. in* 4, *und enthält*: 1) Spruch (*und Erzählungen*) 46, *Bl.* 1—287, *deren Ueberschriften, nach dem voranstehenden alten* Register, *sowie die Reimpaare der Proben, zum Theil auf ältere Darstellungen hinweisen, namentlich:* Frowen Stetigkeit (*auf* XXVII), Der Ritter in der Capelle (LXXIV), Der Ritter mit dem Hertzen *und* Das Herz (XI), Das vil anders (*Laſsbergs Liedersaal*), Dy zwelff Schuler (LXXXVII), Dy zwu peicht (XLIV), Dy zwen kowffman (LXVIII), Vnser lieben fraven kranz (LXXXIX). Von Jegern *nennt sich Teichner*. Dy sechs erzt *ist Rosenpluts* 10 *in der Dresdner Handschrift* (98), *dem auch* Dy Tint *gehört, nach Docen in uns. Museum* 1, 197 *vgl.* 103. — 2) Vasnachtspiel, *Bl.* 288—490, 19 *Stücke, deren Ueberschriften kein sonst bekanntes anzeigen.* Der luneten mantell *ist wol die dem Wunderhorn entsprechende Dichtung, oben S.* 778 *und in der Abenteuer-Krone. Dazu gehören die* Schnepers, *ihrer* 19, *darunter drei mit den im Grundr.* 524 *aufgeführten* Fastnachtspielen 36. 39. 41 *von Rosenplut dem* Schnepperer *übereinstimmen. — Gedruckt sind in Idunna: ein Spruch* die Mynne (*worin die alten Reime noch zu erkennen*); die Vastnacht von der Bawernheyrath; *und von den* Schnepers, *im Auszuge* Des Türcken Vastnacht, *ist Rosenpluts* (*Grundr.* 524). *In dieser Sammlung wird* (*laut Roth*) *auch* Cunrat von Wirczpurck, Mayster Egen de amore (*Grundr.* 412. 442), *und* der von Eschenspach *erwähnt.*

108) Die Heidelberger Papierhandschrift 314 *in Fol., worin Boner, Freidank, die Heldengedichte von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, und die Ravenna-Schlacht, vom J.* 1477 (*Grundr.* 72. *und Abdruck in meinem Heldenbuch Bd.* 2), *enthält zur Ausfüllung der leeren Seiten und Blätter* 1. 63. 81. 95. 96 *Lateinische und Deutsche Volkserzählungen, darunter auch ein paar Münchhausensche Stückchen, hier von einem* Weygger *zu* Landsperge *erzählt. Hinter Boners Fabeln, Bl.* 50—54 *Beispiele, darunter das aus dem Barlaam* (*Heidelberger Sammlung* 89), *zwei vom Stricker* (*ebd.* 73. 77, *der Schwank vom Schweinediebstal etc. und ein Spruch Teichners; Bl.* 76 *zwei Spruchgedichte, eins auch von Teichner.*

109) Eine Papierhandschrift vom J. 1459. *in* 4, *welche ich* 1816 *bei Prof. Veesenmeyer in Ulm fand, enthält, auſser dem Sigenot und Hildebrandslied* (*in meinem Heldenbuch Th.* 2. 1823) *und anderen Liedern, auch mehre Spruchgedichte und Erzählungen. Ich habe den Inhalt* *schon in den Reisebriefen Bd.* I (1818), *S.* 130 *angezeigt. Näher steht er, nebst den Liedern, in Weckherlins Beiträgen. Von der mir nach Breslau gesandten Handschrift nahm* 1818 *Dronke, jetzo Director in Fulda, eine Abschrift für mich. Die gröſsere Erzählung darin von des Kaisers Lucius Tochter* (*Gesta Rom.*) *ist erst im* 15. *Jahrh. gereimt* (*durchweg in vierfüſsigen männlichen Reimpaaren*): *sonst hätte ich sie aufgenommen: die Schöne täuscht einen zudringlichen Ritter ebenso, wie Brangäne den Kahedin* (*im Tristan*), *befreit ihn dann aber von derselben Schuldbuſse, wie Portia den Kaufmann von Venedig.*

Berichtigungen.

Band 1.

Seite	Zeile	
XIIII.	6.	*Vgl. S. XXX, Anmerkung.*
XVIII.	14.	*Altfranzösische Erzählungen in Stanzen S.* CIII *und Bd.* 3, *S.* CXXIII.
XVIII.	8.	*v. u. lies* leonimes *für* leonines.
XXVI.	2.	*v. u.* Chmel. Hss. der Wiener Hofbibl. II (1841), 459 Quellenverzeichnis 30.
XXVIII.	10.	*v. u. lies* ê *für* é.
XXIX.	18.	*lies* geschet *für* gesehet.
XXIX.	4.	*v. u. lies* dris *für* dnis.
XXIX.	3.	*v. u. lies* eht *für* echt.
XLI.	11.	*vgl. S.* CXXI.
L.	14.	*lies* Hildburg *für* Hildegund.
LI.	2.	*hinter* sie *fehlt* schon im Indischen, und.
LX.	14.	*hinter* drei *fehlt* Söhnen mit ihren Weibern und.
LXI.	3.	*v. u.* Schon Aristophanischer Schwank.
LXXV.	1.	*vgl. Bd.* 3, *S.* CXLI. CXLVI.
LXXVIII.	4.	*steht ein Kolon anstatt Komma's.*
LXXIX.	2.	*v. u. fehlt* 1810.
LXXX.	10.	*lies* Holzschnitzbilder *für* Holzschnittbilder
LXXX.	13.	*ist das Komma hinter* Maler *zu tilgen.*
XCII.	2.	*v. u.* Prosa danach, von V. F. Bässler. Berlin 1849.
XCIII.	21.	Otto der Rotbart sitzt auch, vor K. Friedrich, im Kiffhäuser, laut Thüringer Sage bei E. Sommer (1846) 1.
XCIX.	1.	Hölzlein meint wol ein Kreuz von Holz.
C.	3.	*v. u. vrgl. S.* CVII.
CI.	15.	*vgl. auch* Magelona (XVI). — Altfranzösisches Gedicht in Berner Perg. Hs. Sinner mss. Bern. III, 380.
CV.	1.	*v. u. lies* 1844. *für* 184.
CVI.	7.	*v. u. lies* Wulson *für* Wilson.
CXII.	2.	*fehlt:* (S. CVI.)
CXVI.	16.	wie die ganz ähnliche Pariser Stadtgeschichte bei Periers nouv. 66. bestätigt.
CXVI.	12.	*v. u.* auch eine Bilderhandschrift Bd. 2, S. XXXVI.
CXXIV.	7.	wie der Bd. 3, S. CXLVIII angeführte Lai bestätigt.
CXXXV.	7.	*lies* wallfahrtet *für* wallfahrt.
CXXXVI.	17.	*v. u.* Nouv. bibl. bleue par Le Roux de Lincy. Par. 1843.
CXXXVIII.	16.	*v. u. lies* IV *für* VI.
CXLIII.	13.	*v. u. lies* Christin *für* Christi.
CXLVII.	19.	Anspielung hierauf macht Helmbrecht LXVI, 108. Vgl. Bd. 2, S. XII.

Seite Zeile
CXLVII. 9. v. u. *lies* heidnische *für* neidnische.
CXLVIII. 1. *lies* wiederholt *für* gedacht.

Band II.

I. 14. *lies* um *für* und.
IX. 11. wie in XLI Achilles und Deidamia.
XI. 4. v. u. *vgl.* Minnesinger IV, 592. — Lope's Lustspiel steht in der groſsen Sammlung Bd. 22 (Madrid 1635), Nr. 2. — Anspielung auf diese Nachtigall, im Rädlein (LVIII, 465). Vgl. auch XXXIV, 151. — Kürzeres Deut. Ged. in der Weimarer Hs. (Quellenverz. 104) Bl. 44—48.
XIII. 12. *lies* Züchtigung *für* Schönen.
XIX. 6. *Vgl. zu S.* XI.
XXI. 2. v. u. *lies* vreȝ-zant *für* vrez-zant.
XXVI. 18. *Vgl. Bd.* 3, *S.* CXLVI.
XXIX. 2. Ebenso des Ritters vom Turn Tugendspiegel Kap. 41, im alten Buch der Liebe.
XXXII. 2. *Vgl. Bd.* 3, *S.* XXVI.
XXXIII. 4. v. u. in Sengelmanns Verdeutschung S. 60.
XLI. 13. oder in Kasten.
XLVII. 6. v. u. Nach Boccaccio. Spanisch von Timoneda 10. Germania VIII, 203.
XLIX. 6. *lies* brüllt *für* brüllt.
XLIX. 4. v. u. *Vgl. zu* LV.
L. 2. v. u. Gedruckt aus Par. Hs. 7218 in A. Jubinal nouveau recueil de contes I, 312—16.
LV. 7. Walachisch bei A. Schott Walachische Märchen 271.
LVI. 7. v. u. *Vgl.* Büsching in F. Schlegels D. Museum IV, 479. 485.
LVII. 12. v. u. *lies* seinen *für* seinem.
LVIII. 2. Im Wunderhorn II, 209; n. A. 270: nach Arnims Meister-Ges. Hs. in Berlin Fol. 23, Nr. 83. (Minnes. IV, 907). — Hans Sachs II, 2, 106—8: „Die halbe Roſsdeck." — Pauli Schimpf und Ernst Kap. 412. — Stilling Jünglingsjahre (1778) S. 10—11; daraus Grimm Märchen 78 (vgl. III, 131). Lied des Schlesischen Kuhländchens bei Meinert I, 106. —
LIX. 11. *lies* 1 *für* 2.
LXI. 10. v. u. *fehlt* : S. 9[illegible].
LXIII. 15. Damit stimmt die franz. Erzählung in Histoires plaisantes et ingenieuses p. 196. Auszug bei Legrand IV, 84, wo noch andere Erzählungen von Kindesundank und Strafe durch eine Kröte an der Lippe, die nur durch Bussfahrt nach Rom weicht: nach des Mönchs Thomas Cantimpr. Abeilles, 13. Jh., und darnach ein Schauspiel 1840.
LXIV. 14. v. u. Ebenso noch am Thore zu Jüterbog. A. Kuhn Norddeutsche Sagen 96.
LXV. 1. v. u. *lies* Rennes *für* Renns.

Band III.

Seite Zeile

XI. 1. v. u. *das Komma hinter* wechseln *ist davor zu setzen.*

XV. 15 Die Bergfee Anna Fritze (*Bd.* 3, *S.* XXIV) gehört wol auch dazu.

XVII. 5. Zu Herodias (S. X) hat Westfälische Volkssage auch einen Herodes. *Kuhn.*

XVIII. 17. v. u. *lies* Semitische *für* Somitische.

XIX. 11. v. u. namentlich zu XLV.

XX. 1. v. u. *lies* IV, 90 *für* I.

XXXVIII. 16. v. u. in H. Brockhaus Verdeutschung Kap. 4.

XLVII. 5. v. u. *fehlt* S. 67.

XLIX. 3. v. u. wiederholt C. v. Orelli Altfranzös. Grammatik (Zürich 1830) S. 370.

LVIII. 3. v. u. und mit dem Hunde VIII.

LXI. 12 *lies* Zaum *für* Zaun.

LXIV. 4. v. u. *ist ganz ausgefallen:* deren Tochter am Hofe dient, und vernimmt, wie die

LXVI. 5. v. u. *lies* Fiabe *für* Fiabo.

LXXIII. 12. v. u. *lies* 7 *für* 2.

LXXIII. 6. v. u. *lies* Bäckström *für* Bägström.

LXXIII. 1. v. u. *fehlt:* S. 65. 274.

LXXIV. 11. v. u. Vgl. Bd. 1, S. XXVIII.

LXXV. 1. v. u. *fehlt ein Punkt hinter* A.

LXXX. 17. v. u. *fehlt* Deutsche *vor* Buch.

LXXXI. 16. Vgl. XLIX, 390. 842.

LXXXIII. 9. v. u. *lies* skabelläsning i Danmark *für* skabelläsningi. Danmark.

LXXXV. 2. v. u. In Kap. 13 (Bd 1, S. 137 – 40), mit zwei eingeflochtenen Erzählungen.

LXXXVI. 1. v. u. *lies* zu IX. *für* S. . . .

LXXXVIII. 11. (vgl. zu LIII).

LXXXIX. 15. und die Zauberbrücke (S. CXXXV).

XC. 4. zugleich dieselbe Erzählung, auch in einem Bretonischen Lay, die Sénecé, Kammerdiener der Gemalin Ludwigs XIV, bearbeitete, und Bandello nachahmte. V Schmidt Wien. Jahrb. XXIX, 120. — Ein rother Rock soll schwarz scheinen, als Zeichen der Untreue, in Pirons Lustspiel Le faux prodige. — Morganens Zauber-Thal, das die Untreuen festhält. Legrand I, 80.

XCIII. 3. Bei Rueda ist es auch die Schwester (mit einem Mal), die Fürstin von Valencia wird.

XCVI. 6. v. u. *fehlt die Zahl* XI.

XCVIII. 12. Verzeichnet schon A. Jubinal vor den Mystères inédits XXVI.

CII. 18. *hinter* zu *fehlt* XLI und.

CV. 10. v. u. *lies* 265 *für* 205.

CVI. 12. *lies* omslider *für* omsüder *und* läta *für* läte.

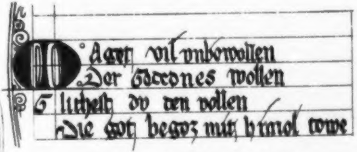
CX. 2. v. u. *fehlt* S. 547 ff.

CXV. 17. *bei* Lied *fehlt die Zahl der Anmerkung* 8.

Seite	Zeile	
CXIX.	2.	zum Theil eins mit Robert le Diable, der auch zur Buſse in Rom den Narren und Stummen spielen und mit den Hunden eſsen muſs. Bibl. bleue, und Miracle de N. D. vor A. Jubinal mystères inédits XXVII.
CXXII.	15	v. u. Die letzte der 25 Marienlegenden steht Altfranzösisch bei Jubinal nouv. recueil I, 231: Le Dit du petit Juitel, (= Jüdel).
CXXIII.	10.	Vgl. *Bd.* 1, *S.* CIII.
CXXIII.	17.	v. u. *lies* Ste *für* Sto *und* Coinsi *für* Loinsi. — Ueber dessen Marienlegenden vgl. Barbazan-Méon I, préf. IX. XX und III, préf. XXII.
CXXIV.	6.	v. u. Vgl. S. CLII, Anmerkung.
CXXV.	13.	Vgl. S. CLXVI, Anmerkung.
CXXVI.	11.	*lies* rationale *für* nationale.
CXXVII.	9.	Vgl. zu LVIII, Anm. 5. — Mailath 36. — Prosa nach der Gothaer Hs. (Quellenverz. 20) von Genthe II, 273.
CXXVIII.	7.	v. u. *lies* Hildburg *für* Hildegund. — Rodvan heiſst der Fürst von Aleppo 1098. Raumer Hohenst. 1, 178.
CXXXI.	3.	v. u. *lies* soupçonnés *für* soupsonnés. — Bischof Virgil von Salzburg 8. Jh. ward verketzert wegen seiner Antipodenlehre.
CXXXII.	15.	*ist das Komma hinter* Bonamente *zu löschen.*
CXXXVIII.	14.	*ist* (wie) *mit* sagen *zu verbinden.*
CXXXVIII.	6.	v. u. Altenglisch in Swan's Ausg. *ist zu streichen.* — Das Altd. Ged. (Quellenverz. 109) gibt Germania IX.
CXXXIX.	1.	*lies* Abfassung *für* Uebersetzung.
CXXXIX.	9.	v. u. *lies* 267 *für* 26 z.
CXLII.	17.	v. u. *lies* Spiegelburg *für* Spiegelbrug.
CXLVII.	11.	Vgl. zu XXXVIII.
CXLVIII	11.	v. u. *lies* Galeron *für* Galera.
CXLVIII.	9.	v. u. *lies* unserm *für* unsern.
CL.	12	v. u. ähnliche Beweise des Scharfsinns s. Dunlop p. 206. Hamlet bei Saxo Gramm. p. 128. (Simrock Quellen Shaksp. III, 170). 1001 Nacht Bd. XI, N. 488—89 meiner Verdeutschung. Cento novelle antiche 2.
CLII.	7.	v. u. *lies* 3 *für* 2. — Vgl. zu VII.
CLVIII.	4	v. u. Eine nahe Provenzalische (Catalonische?) Historia del rey de Ungria, bei B. Aribau bibl. de autores Españoles (Madr. 1846. 4) vol. 3, p. XI.
CLIX.	16	v. u. Deutsche Märchen bei Grimm 31. dazu III, 60.
CLIX.	9.	v. u. *lies* excerpta ur *für* excerpiatur.
CLXIII.	10.	*lies* kamen *für* kam.
CLXIII.	4.	*lies* löt. *für* lö.
CLXIV.	9.	v. u. *lies* 1818 *für* 1218.
CLXV.	11.	*hinter* scheint *fehlt*, berühmt sind.
CLXVI.	12.	v. u. *lies* LXXXIII *für* LXXX.
CLXXIII.	14.	v. u. *lies* 5 folg. *für* folg. 5.

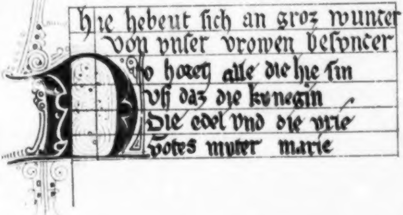
Heidelberger Handschrift 341.

Bl. 6 (eigentlich 13) Anfang von Walthers Marienleich.
(Minnesinger Th. 1, S. 283)



Maget vil vnbewollen
Der gedeones wollen
Glichest dv den vollen
Die got begoz mit himol towe

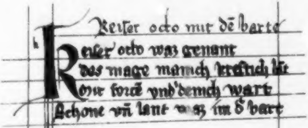
Bl. 34 (Gesamtabenteuer Bd. 3, S. 428.)



Hie hebeut sich an groz wunter
Von vnser vrowen besvnder
So horet alle die hie sin
Vñ daz die kvnegin
Die edel vnd die vrie
Gotes mvter marie

Heidelberger Handschrift 395.

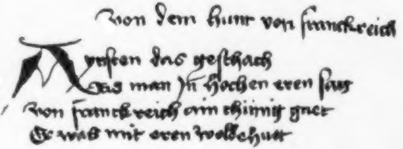
Bl. 91 (Gesamtabenteuer Bd. 1, S. 39)



Keiser otto mit dē barte
Keiser otto waz genant
Des mage manich kreftich lit
Oue forcē vnd'denich wart
Schone vñ lanc waz im d' bart

Berliner Handschrift.

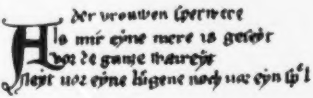
Zu No. VII.



Von dem kunic von frankreich
Nyrſten das geſchach
Das man in hochen eren ſach
Von frankreich ein chünig guet
Er was mit eren wolbehuet

Berliner Tristan Handschrift. Bl. 54, Sp. 3.

Zu No. XXII.



der vrouwen ſperwere
Als mir eyne mere is geſeit
Von de gantze trurecheit
Sleit uor eyne lugene noch uar eyn ſpel

(Gesamtabenteuer Bd. 2.)

Ambras-Wiener Handschrift des Heldenbuchs
Zu No LXVI (Gesamtabenteuer Bd. 3)

Diz puech iſt von Chautrün

Es wuchs in
Yrlannde ·
ein reicher
künig her-
gehayſſen
was er Ger-
ſem muter
die hieſ Vte-
vnd was ein
künigine · durch ir hohe tugende
ſo gezam dem reichen wol ir mine ·
Der dem reichen künige das iſt
wol erkannt · dienten vil der burge ·
Er hette ſiben fürſten Lanndt · dar-
inne het er keinen · Viertauſent oder
oder mere · damit er täglichen moch-
te erwerben baide gut vnd ere · Dem
iungen Sigebande man gen hofe ge-
pot · da er ſolte lernen ob im des
wurde not · mit dem Sper reiten ·
ſchirmen vnd ſchieſſen · ſo er zu den
veinden käme daz er des deſter bas moch-
te genieſſen · Er wuchs vntz an die
ſtunde daz er waffen trug · in ſolder
achte er kunde alles des genug · des
in ſolten preyſen mann vnd mayn